August Wilhelm Schlegels

poetiſche Werke.

Erſter Theil.

Heidelberg
bey Mohr und Zimmer
1811.

August Wilhelm Schlegels

poetiſche Werke.

Erſter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Zuſchrift.

Vieles hat ſich umgeſtaltet,
Manches Neu' iſt ſchon veraltet,
Zwietracht hat ſich mehr zerſpaltet,
Grauſam hat die Zeit geſchaltet,
Doch die Lieb' iſt nicht erkaltet,
So die Schwingen erſt entfaltet,
Als ich jene Lieder ſang.

Was der Jüngling zu vollenden
Stolzen Muths ſich konnte blenden,
Will das Leben anders wenden;
Kaum beginnend, muß man enden.
Nehmt denn aus des Mannes Händen,
Deutſche, die geringen Spenden:
Euer bin ich Lebenslang.

Erſtes Buch.

Vermiſchte Gedichte.

Dichterſinn

Sonett.

Obſchon der Jünger ungehirnte Rotte
So frech entweiht des Sängers hohes Amt,
Obſchon das Volk zu ſchlaffem Lob' und Spotte
Manch halbverſtandnes Götterlied verdammt:
Doch ſchwör' ich Huldigung dem Muſengotte,
So wahr ein Funk' in mir vom Himmel ſtammt.
Oft hat mir, einſam, in der Weihung Grotte
Sein wunderbares Wort den Geiſt entflammt.
Ich werbe nicht um Ruhm, um Lorbeerkronen;
Wer nicht um ihretwillen Phöbus Kunſt
Mit Liebe pflegt, erbuhlt nicht Phöbus Gunſt.
Des Dichters Werk ſoll ſeinem Schöpfer lohnen.
Sein goldner Pfeil ereilet raſch das Ziel,
Und ſtill genügt ihm ſeiner That Gefühl.

An einen Kunſtrichter.

Ward Kraft und Genius dir angebohren,
Und modelſt doch an dir mit feiger Qual?
Aus deinem Innern nimm dein Ideal,
Sonſt geht dein Selbſt an einen Traum verlohren.
Den Geiſt des Dichters adelt die Natur.
Biſt du's, ſo hemme nichts, was in dir wogt und lodert;
Stell's dar, und wandle kühn auch außer Bahn und
Spur.
Doch wenn die Kunſt Vollendung fodert,
So gieb ſie auf: *die* ziemt den Göttern nur.
Natur iſt eins und alles. Du erkenneſt
Die Himmliſche nur träumend: darum wähnt
Dein grübelnder Verſtand, daß du ihr Werk verſchönt
Im Werke deines Hirnes ſpiegeln könneſt.

Durchforſch in ſtiller Einfalt dieſes All;
Durchforſche, meiſtre nicht, und faß in deinen Buſen
Der Dinge reines Bild. Die göttlichſte der Muſen
Iſt Wahrheit: ohne ſie iſt dein Gedicht nur Schall.
Die Rede gab uns eine weiſe Güte
Zum Band der Liebe; Mittheilung im Schmerz,
Und Mittheilung in Freude heiſcht das Herz,
Und holde Poeſie iſt Duft der Red' und Blüthe.
Wer tiefes, eignes Leben in ſich trägt,
Der athm' es aus, und frage keinen Richter,
Und wiſſe dann, er ſey's, nicht der ſey Dichter,
Deß weiſer Kopf Gefühle mißt und wägt.

An die Rhapſodin.

Kunſtlos, ohne Müh und Streben,
Giebſt du dem Gedichte Leben,
Giebſt ihm zarten Hauch und Ton.
Hat das Lied, das ich erſonnen,
Deine ſchöne Gunſt gewonnen:
O gewähr ihm dieſen Lohn!

Daß zu höherem Gehalte
Der Gedanke ſich entfalte,
Brauchts nur deinen Zauberblick.
Die Gefühle ſchweben milder,
Freundlicher begränzt die Bilder,
Mir in Sinn und Geiſt zurück.

Wie der Silberquelle Rauſchen
Hör' ichs mit entzücktem Lauſchen,
Wenn ſich deine Stimm' ergießt,

Wenn ein Abbild meiner Seele,
Neugeſchaffen, ohne Fehle,
Auf den ebnen Wellen fließt.

In Narciſſus Wahn verſunken
Könnt' ich ewig ſchauen, trunken
Auf die Quelle hingeneigt.
Doch zu tiefern Huldigungen
Fühlt ſich ſchnell das Herz gedrungen,
Wenn die Nymphe ſelbſt ſich zeigt.

Abendlied für die Entfernte

Hinaus, mein Blick! hinaus ins Thal:
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenſtrahl
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungeſtört, mein Herz,
Da horch den leiſen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen ſich ſo wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen.
O ſag' mir, Ahndung, biſt du wahr?
Biſt du ein eitles Wähnen?
Wird einſt mein Aug' in heller Luſt,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einſt die oft empörte Bruſt
Mir ſel'ge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahndung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Geſtirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Buſen iagen:
Oft hat ſie meinen irren Sinn
Geſtärkt empor getragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unſerm Blick ſich gatten,
Dann mildert ſich zur Dämmerung
Der Seele tiefſter Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärſt dann du Menſchenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt ſich reich an Habe.

Die Habe, die es ſelbſt ſich ſchafft,
Mag ihm kein Schickſal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuverſicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erſtorben,
Dieß Herz hat längſt für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beſchieden.
So ſchlummr' ich ein, ſo werd' ich wach,
In Luſt nicht, doch in Frieden.

Entſagung und Treue.

Die Jugend flieht, die Hoffnung iſt zerronnen,
Des Lebens Blüthen fallen welkend ab,
Und unerreichbar fern ſind meine Wonnen,
Und ſtumm und einſam bin ich wie ein Grab.
Im ganzen weiten Reich der Weſen
Haſt du allein die Zaubermacht,
Mich von dem Gram zu löſen,
Der jeden Troſt verlacht.

Und ach! ich muß vor deinem Willen ſchweigen;
Was er verhängt, wird hoch von mir geehrt.
Was hülf' es auch zu reden? Ihn zu beugen?
So kühner Wahn hat nimmer mich bethört.

Du kennſt das höchſte Ziel des Lebens,
Und zeichneſt deine Bahn dir vor.
Mein Flehen ſchlug vergebens
Voll Inbrunſt an dein Ohr.

Zwar gingeſt du nicht taub vor mir vorüber,
Du biſt ein Weib, und Weichheit iſt dein Stolz.
Mein Buſen bebte mir in jeder Fiber,
Als nun dein Blick um mich in Thränen ſchmolz.
Den ſüßen Thau der holden Augen
Verſchlang mein Herz, wie dürres Land.
Weh mir! ihn einzuſaugen,
Das nährte nur den Brand.

Ich kämpfte mich empor und wollte flüchten;
Ich ſtieß die dargebotne Hand zurück.
O zürne mir, ſonſt wirſt du mich vernichten,
Mich peinigt dieſer göttlich milde Blick.
Wars Frevel, daß ich ſo entglühte?
O du biſt edel! gieb mich los!
Laß ab mit deiner Güte!
Wo nicht: ſey minder groß!

So rief ich aus. Was half mein Widerſtreben?
Ich fühlte mich von unſichtbarer Kraft,
Vom Schickſal ſelbſt in deine Hand gegeben,
Die, was ſie will, aus meinem Weſen ſchafft.
Ich klage nicht; ich will es tragen.
Dank dir! Mich adelt dieſes Leid.
Geſtählt durch mein Entſagen
Beſteh' ich jeden Streit.

Der Jugend Flur voll heller Gaukelſcenen,
Der Wünſch' und Träume lächelndes Revier,
Wohin ich ſonſt mit hoffnungsvollem Sehnen
Mich oft verirrt, liegt öde hinter mir.
Gleichgültig ſteh' ich im Getümmel,
Das nach Genuß ſich drängt; für mich
Wär auch der Sel'gen Himmel
Ein Chaos ohne dich.

Das Glück iſt arm; ich ſpotte ſeiner Gaben,
In mir iſt mehr, als es mir bieten kann.
Ich habe das, und werd' es ewig haben,
Was ich von dir durch heiße Qual gewann.

Dein Bild hab' ich dir abgedrungen,
Und innig in mein Selbſt verwebt,
Mit Liebeskraft umſchlungen,
Durch Liebeskraft belebt.

Mir hallen in der Seele tiefſten Tiefen
Die Melodieen deiner Worte nach;
Da werden tauſend Kräfte, welche ſchliefen,
Bey dem geheimnißvollen Rufe wach.
Erſchaffen wird in mir ein Wille,
Zu hohen Thaten ſtark und frey,
Und deiner Tugend Fülle
Gebiert mein Innres neu.

Ich kanns nicht bergen, nicht mein Herz belügen,
Und träfe mich auch dein gerechter Spott;
Dich zu erreichen, dich zu überfliegen,
In dem Gedanken ſchwärm' ich mich zum Gott.
Du kannſt nicht dieſen Trotz verdammen,
Und ſiegt' ich auch, dein wär der Ruhm:
Ich ſtahl ja dieſe Flammen
Aus deinem Heiligthum.

Doch ſollt' ich nie es feſſeln und umſchlingen,
Das überirdiſch lockende Phantom;
Wär ich verdammt, umſonſt dir nachzuringen,
Gewirbelt von des Wankelmuthes Strom:
So mocht' ich meinen Geiſt verhauchen,
Den Haſſer dieſes Sonnenlichts,
Und mich hinunter tauchen
Ins öde kalte Nichts.

Der letzte Wunſch.

O ich weiß, beſchränkt und nichtig
Iſt des Menſchen Seyn und Thun;
Und wir ſchweifen in der Irre,
Und wir finden im Gewirre
Keine Stät', um auszuruhn.

Traum nur biſt auch du und Schatten,
Traum vom Schatten, ſüßes Weib!
Deine Leiden, deine Wonnen,
Waſſerblaſen gleich zerronnen,
Sind des Schickſals Zeitvertreib.

Aber ſprich: ſind unſre Herzen
Auch der Zeit, des Zufalls Spott?
Schwillt mein Buſen nicht mit Beben
Mir von ſelbſtgeſchaffnem Leben?
Bin ich mir nicht ſelbſt ein Gott?

Freylich wärs ein Spiel den Göttern;
Dieß, was allen Gram mir lohnt,
Was mich trotzen heißt den Wettern,
Mit dem Herzen zu zerſchmettern,
Wo es ſtolz und muthig wohnt.

Doch ſo lang' es pocht, ſoll ringen
Nach dem Höchſten jeder Schlag.
Meinen heil'gen Kranz entblättern,
Meine Göttin mir entgöttern,
Welche Macht, die das vermag?

Sind dieß Wirbel raſcher Flammen,
Taumel wilder Leidenſchaft?
Nein, ich fühl' in dieſem Streben
Inniges, geheimes Leben,
Seelenwürd' und Licht und Kraft.

Könnte je die Glut erlöſchen,
Die auf deinem Altar flammt,
Göttin, o! ſo laß mich ſterben,
Laß mich ſüßen Tod erwerben,
Eh das Schickſal mich verdammt:

Mich verdammt zu ödem Leben,
Das dem Tode langſam weicht,
Freudenleer, in dumpfem Kummer,
Während ſich des Grabes Schlummer
Kalt durch Mark und Nerven ſchleicht.

Laß vom Daſeyn mich geneſen,
Sanftes Weib, an deiner Bruſt.
Wuth und Wonne wird mein Weſen
Auf im letzten Kuſſe löſen.
Ha! willkommen, Todesluſt!

Wiederſehn.

Der Frühlingsſonne holdes Lächeln
Iſt meiner Hoffnung Morgenroth;
Mir flüſtert in des Weſtes Fächeln
Der Freude leiſes Aufgebot.
Ich komm', und über Thal und Hügel,
O ſüße Wonnegeberin,
Schwebt, auf des Liedes raſchem Flügel,
Der Gruß der Liebe zu dir hin.

Der Gruß der Liebe von dem Treuen,
Der ohne Gegenliebe ſchwur,
Dir ewig Huldigung zu weihen
Wie der allwaltenden Natur;
Der ſtets, wie nach dem Angelſterne
Der Schiffer, einſam blickt und lauſcht,
Ob nicht zu ihm in Nacht und Ferne
Des Sternes Klang hernieder rauſcht.

Heil mir! ich athme kühnes Sehnen,
Und athm' es bald an deiner Bruſt,
Und ſaug' es ein mit deinen Tonen,
Im Pulsſchlag namenloſer Luſt.
Du lächelſt, wenn mein Herz, umfangen
Von deiner Näh, dann wilder ſtrebt,
Indeß das ſelige Verlangen
Der Gut' um deine Lippe ſchwebt.

Du liebſt mich, göttlich hohes Weſen!
Du liebſt mich, ſanftes, zartes Weib!
Es gnügt. Ich fühle mich geneſen,
Und Lebensfüll' an Seel' und Leib.
Nein, noch mit dem Geſchick zu hadern,
Das ſchnell mich wieder von dir reißt,
Verſchmäht mein Blut, das durch die Adern
Mit ſtolzen leichten Wellen kreiſt.

Zueignung
des
Trauerſpiels Romeo und Julia.

Nimm dieß Gedicht, gewebt aus Lieb' und Leiden,
Und drück' es ſanft an deine zarte Bruſt.
Was dich erſchüttert, regt ſich in uns beyden,
Was du nicht ſagſt, es iſt mir doch bewußt.
Unglücklich Paar! und dennoch zu beneiden;
Sie kannten ja des Daſeyns höchſte Luſt.
Laß ſüß und bitter denn uns Thränen miſchen,
Und mit dem Thau der Treuen Grab erfriſchen.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dieß flücht'ge Leben, welch ein matter Traum!
Sie tappen, auch bey ihrem kühnſten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen ſelbſt ſich kaum.

Das Schickſal mag ſie drücken oder heben.
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenſtaub beflügeln,
Nur ſie allein der Himmel Thor entſiegeln.

Und ach! ſie ſelbſt, die Königin der Seelen,
Wie oft erfährt ſie des Geſchickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen
Iſt Haß und Stolz verſchworen und bereit.
Sie müſſen ſchlau die Augenblicke ſtehlen,
Und wachſam lauſchen in der Trunkenheit,
Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangſt und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erſchwillt, je mehr ſie droht.
Sich innig feſt an den Geliebten ſchmiegen,
Sonſt kennt ſie keine Zuflucht in der Noth.
Entſchloſſen ſterben, oder glücklich ſiegen
Iſt ihr das erſte, heiligſte Gebot.
Sie fühlt, vereint, noch frey ſich in den Ketten,
Und ſchaudert nicht bey Todten ſich zu betten.

Ach! ſchlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn ſie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Beſtand?
Die wie durch Zauber feſt geſchlungen waren,
Löſt Glück und Ruh und Zeit mit leiſer Hand,
Und, jedem fremden Widerſtand entronnen,
Ertränkt ſich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel ſeliger, wenn ſeine ſchönſte Habe
Das Herz mit ſich ins Land der Schatten reißt,
Wenn dem Befreyer Tod zur Opfergabe
Der ſüße Kelch, noch kaum gekoſtet, fleußt.
Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der ſchirmend ihren heil'gen Bund umſchleußt.
Sie ſterben; doch im letzten Athemzuge
Entſchwingt die Liebe ſich zu höherm Fluge.

Dieß mildert dir die gern erregte Trauer,
Die Dichtung führt uns in uns ſelbſt zurück.
Wir fühlen beyd' in freudig ſtillem Schauer,
Wir ſagen es mit ſchnell begriffnem Blick:

Wie unſers Werths iſt unſers Bundes Dauer,
Ein ſchon Geheimniß ſichert unſer Glück.
Was auch die ferne Zukunſt mag verſchleyern,
Wir werden ſtets der Liebe Jugend feyern.

Pygmalion.

Feſtlich duften Cypriens Altäre,
Von Geſang ertönet Paphos Hayn.
Schön geordnet ziehn geſchmückte Chöre
In den Myrtumkränzten Tempel ein.
Roſig blühnde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen ſie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Bruſt,
Liebe, Reiz und Jugendluſt.

Wolluſt athmet aus den Roſenlauben,
Wo ſich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhleriſchen Tauben
Ihrer Ankunft ſüß entgegen girrt.

Küſſe hört man flüſtern in den Büſchen,
Wo ſich Licht und Dunkel lieblich miſchen,
Wo der Grund, mit Mooſen überwebt,
Sich zum Lager ſchwellend hebt.

Aber einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Schaut Pygmalion dem Feſte zu;
Das Frohlocken muthiger Genoſſen
Weckt ihn nicht aus ſeiner ernſten Ruh.
Suchteſt du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde ſich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunſt und Glück,
Und es hob von ſchnellern Herzensſchlägen
Mancher Buſen ſich vor ſeinem Blick.
Doch umſonſt! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umſtrickt ein Herz erwärme,
Dieſer Mund, wo friſch die Jugend blüht,
Wird von Küſſen nie durchglüht.

Höher ſtrebt ſein einziges Begehren.
Hingeſchmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnſucht ihn verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdiſch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt ſein Geiſt, und athmet reine Luft,
Unberauſcht von ſüßem Duft.

Zur Geliebten hat er ſich erleſen,
Die noch nie ein ſterblich Auge ſah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Weſen,
Iſt ſie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in ſeines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung ſie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich ſchöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erſtauntes Anſchaun ſo verſunken,
Fühlt er ſich allein, wann er erwacht.
„Götter!“ ſeufzt er dann, „nur Einen Funken,
„Einen Funken eurer Schöpfermacht!

„Bin ich bloß zu eitlem Wahn gebohren?
„Meine Lieb' an einen Traum verlohren,
„Der von ihrem Odem nie beſeelt
„Liebevoll ſich mir vermählt?

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
„Des Olymp mit ſel'ger Allgewalt?
„Trinkt ſie jeden Tag aus goldner Schaale
„Jugend und ambroſiſche Geſtalt?
„Wird ſie zürnend den Vermeßnen tödten,
„Der in Lieb' entbrennt, ſtatt anzubeten?
„Oder lächelt ſie, voll Größ' und Huld,
„Seiner hoffnungsloſen Schuld?

„Göttin, deren neugeborene Schöne
„Einſt das Meer in Purpurglut getaucht!
„Du, die in die Bruſt der Menſchenſöhne,
„Wie der Götter, linde Wonne haucht!
„Sieh mit unausſprechlichem Verlangen
„Mich am Schatten deines Bildes hangen.
„Dieſe Züge hoher Anmuth lieh
„Nur von dir die Fantaſie

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
„Wie du biſt, wie dich der Himmel kennt;
„Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
„Einen ſchnell vernichtenden Moment.
„Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
„Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
„Wie die Sonn' im Bache ſich beſchaut:
„Und ich grüße ſie als Braut!“

Alſo fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.
Hoffſt du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle ſchönes Lebens:
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröſtend im Verzagen,
Flüſtert in die Seel' ihm dieſen Rath.
Nein! nicht länger will er ſchmachtend zagen:
Träume reifen zu Entſchluß und That.

Muthig, was er liebt, ſich zu erſchaffen,
Schärft er ſeines Geiſtes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunſt
Hülfe, ſtatt der Götter Gunſt.

Jener Zaubrer wandelnder Geſtalten,
Dädalus, erzog ihn einſt für ſie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis ſie ſchön zum Ebenmaaß gedieh.
Gern beſiegt von ſeines Meißels Schlägen,
Schien der ſtarre Felſen ſich zu regen,
Und er ward auf ſeines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menſchen, ſeine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Weſen, irdiſche Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umſtrahltes Haupt
Der Unſterblichkeit beraubt.

Und der Künſtler wohnt' in ihrer Mitte,
Frey und fröhlich ihnen zugeſellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener erſten unſchuldvollen Welt,
Wo die Himmliſchen auf ſtillen Fluren
Oft mit Menſchen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber ſeit ein namenloſes Sehnen,
Süß und quälend, ſeine Bruſt entzweyt,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauſcht mit Allvergeſſenheit,
Ließ er ruhn die kunſtbegabten Hände,
Unbeſorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben ſtieg.

Nun, da zu der holden Unſichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er ſeinen Augen offenbaren,
Was ſein Buſen heimlich längſt gehegt.

In der Flut begeiſternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne ſchwanken,
Liebegluhend, tritt Pygmalion
Zu der Werkſtatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die ſtolzen Bilder da;
Es enthüllt dem ſtaunenden Geſichte
Gottheit ſich, wie er ſie nimmer ſah.
Wie von reinem Nektarthau durchfloſſen,
Wonnevoller Ewigkeit Genoſſen,
Schon und furchtbar, ſcheinen ſie erhöht
Zu des Urbilds Majeſtät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Konigin der Frauen;
Pallas ſenkt den ſinnig ernſten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend bluht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und ſchlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbſtgenügſam, in entzuckter Feyer
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Geſänge zu der ſtummen Leyer,
Die in ſeinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du! ſüßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! ſchone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter ſind ſie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargeſtellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdeſt aus den Felſenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!

Von der Hand Pygmalions erkohren,
Reiner Marmor! wirſt du neu gebohren.
Was ſein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tauſendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künſtler ſchon herzu,
Und ihn winkt von immer ſüßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieteriſch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm ihn leiſ' umfangen,
Spielt um ihn das ſchmeichelnde Verlangen,
Zeichnet ſein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichſte der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich iſt das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Roſe, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um ſie floß,
Kaum den Purpurkelch erſchloß.

Hüllenlos, von Unſchuld nur umgeben,
Scheint ſie ſich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme ſchweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Bruſt.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie ſich Well' in Welle ſchmiegt.

Schön begränzt ihr Daſeyn ſtille Gnüge,
Friedlich wohnet es in ſich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob ſie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne.
Ihre halbgeſchloßne Lippe ſchwoll,
Süßer Tön' und Küſſe voll.

Selig feſtgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und ſchaut.
Bald verſtummt er, aufgelöſt in Schmachten,
Bald erſchallt des Herzens Hymne laut

Einen Gegenſtand der Huldigungen
Hat ſich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede ſich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heiſchet,
Leihet der Geliebten, was ſie fühlt,
Gern vom eignen Wiederſchein getäuſchet,
Der um jene Jugendfülle ſpielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er ſich ſo innig zu verweben,
Daß ſein Herz, von Lieb' und Luſt bewegt,
Wie in beyder Buſen ſchlägt.

Was erſann er nicht, ihr liebzukoſen?
Welche ſüße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüſch verarmt an Myrt' und Roſen,
Die er ſorgſam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüſtern
Seinen Liebesreden ſich verſchwiſtern?
Wann beſiegelt der erwärmte Mund
Wiederküſſend ihren Bund?

Lächelnd einſt, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menſchen Vater und der Götter
Fodert ſie der reinſten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdenſöhnen
Hat Pygmalion, dem höchſten Schönen
Huldigend, und frey vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienſt gewandt.

Nicht aus Troz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgſam lauſchend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er ſich ſchuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben ſeinem ſtolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den beſcheidnen Sinn
Meines Künſtlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrſcherſtab;
Locken, den Olymp erſchütternd, wallen
Auf die Stirn ambroſiſch ihm herab.

Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz ſein Mark durchdrang,
Daß er zagend niederſank.

Doch ihn locken ferne Melodien
Zauberiſch ins Leben bald zurück.
Roſenfarbne Morgenſchimmer fliehen
Um das Bild und laben ſeinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird ſie ſanft gewiegt und fortgezogen:
Soll ſie eures Himmels Zierde ſeyn?
Götter! Götter! ſie iſt mein.

Und er fliegt hinzu und ſchlingt die Arme
Kühn und feſt um das geliebte Weib.
Glühend, ſchauernd fühlt er, ſie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es ſchlägt ihr Herz die erſten Schläge,
Und die Pulſe werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebensluſt
Schwellt die ungeduld'ge Bruſt.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es ſich dem fremden Tage nicht.
Ach, ſie drückt mit ſchüchternem Erröthen
An des Jünglings Buſen ihr Geſicht.
Liebe! Liebe! ſtammeln beyder Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verſchlungen,
Hemmt ein Kuß im ſchweſterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

* * *

Prometheus.

O goldne Zeit, auf ewig hingeſchwunden!
Wie ſüß bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden!
Da hauchte ſtets des Frühlings Milde nur,
Und es gedich (ſo lehrt die heil'ge Sage)
Freywillig alle Füll' im Schooß der Flur.
Noch Krankheit kannten ſie, noch Furcht, noch Klage:
In ſüßer Ruhe, brüderlich geſellt,
Verlebten ſie des gleichen Lebens Tage.
Nie alternd blühte jene frühe Welt,
Sie ſtarben, wie dem Schlummer hingegeben
So wie die reife Frucht vom Baume fällt.
Wo kein Gebot, war auch kein Widerſtreben:
Des alten Kronos väterlichen Thron
Schien Liebe nur zu gründen und zu heben.
Viel Zeiten waren wechſellos entflohn,
Und ach! ſie zählte niemand: da entflammte
Begier nach Thaten ſeinen kühnen Sohn.

Des Vaters Haupt vom ſtillen Herrſcheramte
Zu bannen rang, unruhig, das Geſchlecht,
Das mit dem Zeus aus Rhea's Schooße ſtammte.
Doch die Titanen ſtehn für Kronos Recht.
So trennten ſich die himmliſchen Gewalten,
Und Weltverheerend tobte das Gefecht.
Das Licht erloſch, des Himmels Veſten hallten,
Die Erde wankt', als ob zum Tartarus
Hinab ein jäher Riß ſie ſollte ſpalten.
Sonſt ruhig in ſich kreiſend, ſchwoll der Fluß
Okeanos aus ſeines Bettes Tiefen,
Und brach herein mit brauſendem Erguß.
Unendlich war ihr Kampf; vergebens riefen
Sie der Entſcheidung, Kraft an Kraft gebannt,
So lang des Donnrers neue Blitze ſchliefen.
Kaum aber warf aus allgewalt'ger Hand
Zeus ſeine tauſend Sturmbeſchwingten Wetter,
Gekrach und Dampf und unausloſchbarn Brand:
So ſtürzten die Titanen, ohne Retter,
Betäubt, geblendet, in die öde Nacht,
Und Götter wurden Sieger über Götter.
Hoch thront nun im Olymp Kronions Macht,
Den Raub der Welt vertheilt er ſeinen Treuen,
Des bangen Erdenvolks wird nicht gedacht.

Da des Verderbens Wolken ſich zerſtreuen,
Und, wer entronnen, aufwacht zum Gefühl,
Erſtarrt ihr Blick auf grauſen Wüſteneyen.
Wo ſonſt des Lebens fröhliches Gewühl
Entzückend webte, wo, bethaut von Düften,
Nur Liebe flüſterte, nur Scherz und Spiel:
Da lauert jetzt in düſtern Felſengrüften
Das Raubthier, einſam ſchallt des Hungers Schrey,
[illegible]cen zwiſchen unwirthbaren Klüften.
Nichts blieb vom Fluche der Zerrüttung frey;
Das Friedlichſte verwildert, blut'ge Sitte
Führt, ehern, das Geſetz der Noth herbey.
Die Furcht beherrſcht des Menſchen irre Tritte.
Er ſchmachtet durſtig in des Sommers Glut,
Ihn ſchirmt vor Froſt kein Lager, keine Hütte.
Selbſt die Erinnrung vom entflohnen Gut
Erliegt des Elends laſtendem Gewichte,
Kein Hoffen weckt ihm den erſtorbnen Muth.
In ſich verdüſtert, tappt er auch im Lichte,
Als ſäh' er nicht; hört, ohne zu verſtehn,
Gedankenlos wie wüſte Traumgeſichte.
Da ſtieg Prometheus von Olympos Höhn,
Schaut' auf den Sohn des Staubes, ſeufzt', und ſagte:
Und ſollſt du ſo durch fremde Schuld vergehn?

Ich warnte die Titanen: doch wer fragte
Der Weisheit Rath? wer ſpottete nicht mein,
Als ich das Schickſal zu enthüllen wagte?
Der regen Vorſicht werd' es Macht verleihn,
Denn reifen müſſe die Geburt der Zeiten;
Sie könne nicht in ſtolzer Ruh gedeihn.
So wählt' ich, ungern zwar, für Zeus zu ſtreiten.
Nur meine Mutter rettet' ich und mich,
Und half den Fall des eignen Stamms bereiten.
Dich aber, Menſch! erheb' ich über dich.
Die goldne Kindheit darf nicht wiederkehren,
Die dir im weichen Schooß der Luſt verſtrich.
Drum lerne handeln, ſchaffen und entbehren!
Ob alles wider dich verſchworen ſcheint,
Soll innre Kraft doch ſiegend dich bewehren.
Allein wer hört? wer faßt mich? Wo erſcheint
Noch die Geſtalt in dieſem blöden Wilde,
Die Erd' und Himmel ſchon in ſich vereint?
Laßt ſehn denn, wie ich ſchaffend neu ſie bilde.
Der Mutterboden beut den Stoff mir ſchon,
Das Leben dann die himmliſchen Gefilde.
So ſpricht in ſich der Themis weiſer Sohn,
Und geht an's Werk mit ſinnender Geberde,
An reiner Flut erweichend reinen Thon.

Er formet ſorgſam, daß die Bildung werde,
  Wie der Entwurf ſie fodert: ſchon erhebt
  Der neue Menſch ſein Antlitz von der Erde.
Voll leichter Kraft, die ſcheinbar ihn belebt,
  Die Arme ſchwellt, die breite Bruſt ihm ründet,
  Und gleichgewogen durch die Glieder ſtrebt.
Das edle Haupt, die feſte Stirn verkündet
  Ein Weſen, wohl gefaßt auf Freud' und Leid,
  Kühn, lebensfroh, und in ſich ſelbſt gegründet.
Der Bildner blickt mit ſtiller Gnügſamkeit
  Auf dieß Geſchöpf, aus ſeinem Geiſt entſprungen,
  Worin ſein eignes Daſeyn ſich erneut.
Noch prüft er ernſt, ob jeder Theil gelungen,
  Dann ſäumt er nicht. Es hatte jetzt die Nacht
  Die Sternenhüll' um Land und Meer geſchwungen,
Kein ſterblich noch unſterblich Auge wacht:
  Da wandelt ſchweigend auf des Aethers Pfaden
  Der Japetid', auf ſchlauen Raub bedacht,
Hin zu des Oſts entlegenſten Geſtaden,
  Wo Helios ambroſiſches Geſpann
  An goldnen Krippen ſteht, vom Joch entladen.
Prometheus will, was ſeine Kunſt erſann,
  Mit heil'gen Kräften paaren: dort nur glühet,
  Was wurdig ſein Gebild beſeelen kann,

Der Quell, dem alle Lebensfüll' entblühet.
  Da ſchöpfet er, und trägt den Funken fort,
  Der willig ihm auf ſeine Fackel ſpruhet.
Er eilt zuruck zu dem verlaßnen Ort;
  Doch als er naht, (kaum dämmerte der Morgen)
  Erwartet zürnend ihn der Themis Wort.
Noch künftiges, noch fernes bleibt verborgen
  Vor ihrem Sinn; durchſchaut vom Anbeginn
  Hat ſie des Sohnes Thun mit wachen Sorgen.
Aus Delphos Grotten tritt ſie zu ihm hin,
  Wo ſie der Brüder Fall noch ſtill betrauert;
  Wo vor der heiligen Enthüllerin
Des Schickſals einſt das Herz der Menſchen ſchauert,
  Bis Phöbos junge Kraft den Python ſchlägt,
  Der in der Haine Graun verderbend lauert.
„Dämoniſcher!“ ſo ſpricht ſie: „was erregt
  Den frevlen Muth dir, dieſe Saat zu ſäen,
  Die eine Welt Gefahren in ſich trägt?
Die That iſt nicht mehr dein, wann ſie geſchehen;
  Sie ſtrömt die Zeiten durch: die Spindel rollt,
  Wie ſie der Nacht uralte Töchter drehen.“
Wär' auch Mißlingen aller Mühen Sold,
  Erwiedert er: doch ſoll mich niemals reuen,
  Was ich nach tiefem Forſchen feſt gewollt.

Kann Götter die Unſterblichkeit erfreuen,
Die fremd vorbeyſchleicht, die ſie, ewig todt,
Durch Thaten nie zum Eigenthum ſich weihen? —
Drauf Themis: „Sohn! der Zorn des Herrſchers droht
Dem, der mit Hohem Niedres will vermengen.
Du höhnſt der Ordnung trennendes Gebot.
Durch dieſe Glut erhitzt, wird aus den Engen
Des kleinen Lebens, das ein Hauch zerſtört,
Dein Zögling ſtolz zum Götterloos ſich drängen.“ —
Nur ſelbſt ſich gnügen, wenn kein Gott ihn hört:
(Prometheus ſprachs) wer achtet ſeiner Leiden?
Sie zu bekämpfen werd' ihm nicht verwehrt.
Wie möchte Zeus dieß arme Streben neiden?
Er thront allwaltend: ſchreckt ein Weſen ihn,
Das von der Gottheit Tod und Ohnmacht ſcheiden? —
„Wohl! kann der Menſch ſich dieſen nicht entziehn:
Vom Wunſch geſpornt, doch an den Staub gebunden,
Verzehrt er ſich in ſtreitendem Bemühn.
Des Thieres Angſt iſt mit dem Schmerz verſchwunden
Was war, und ſeyn wird, drückt den regen Geiſt.
So haſt du ihm nur neue Qual erfunden.“ —
Nein! die der dumpfen Thierheit ihn entreißt,
Vorausſicht, wird ihm ihre Schweſter ſenden,
Die Hoffnung, welche muthig dulden heißt.

Das Schwerſte wird er, ſo geſtärkt, vollenden;
Wo der Nothwendigkeit ſein Will' erliegt,
Wird er ihn ordnend in ſein Innres wenden. —
„Und wenn er auch ein hohes Ziel erſiegt,
Bald wird er doch ſein bittres Loos verklagen,
Daß Will' und Kraft mit ihm in Nichts verfliegt.
Wie Wellen ſich am Klippenrand zerſchlagen,
Muß auf Geſchlecht Geſchlecht, in ſtetem Kreis,
Die Bahn durchlaufen und dem Preiſ' entſagen.“ —
Das Gute ſtirbt nicht: der beſcheidne Fleiß,
Die tapfre That, ſie bringen Frucht und laben;
Den Enkel ſchattet das gepflanzte Reis.
Und immer reicher durch der Vorwelt Gaben
Beut ein Geſchlecht dem andern froh die Hand,
Und paart im Wettlauf Greiſe, Männer, Knaben.
Die Stärke weicht dem ordnenden Verſtand.
Sich ſelbſt und alles wird der Menſch geſtalten,
Mit Anmuth zierend, was die Noth erfand.
Er heißt den Grund verborgne Schätz' entfalten;
Er zähmt das Roß; er weiß auf offnem Meer
Mit Leinbeflügeltem Geſchirr zu walten.
Die Felshöh ſtarrt nicht unbeweglich mehr:
Leichtſchwebend, wie gelockt vom Zauberklange,
Wölbt ſie, und fugt, und reiht ſich um ihn her.

Was unſichtbar in Red' und in Geſange
Dem Ohr vorbey wallt, ſtellt er bleibend dar,
Daß fernen Zeiten es, ein Denkmahl, prange.
Ich nenne kleines; zahllos blüht die Schaar
Der Künſt' empor; von dieſem Sonnenfunken
Glüht einſt die Erd' ein lichter Weihaltar. —
„O Sohn! du biſt von Schöpferwahne trunken!
Wie wären ſonſt vor eitlem Gaukelſchein
Der Vorſicht Lehren deinem Geiſt entſunken?
Ja! Flamm' und Brand wird dieſer Funke ſeyn;
Die Sterblichen verderbend wird er wüthen,
Den Aether trüben, und die Erd entweihn.
Kein Zügel kann den frechen Willen hüten;
Ihm fröhnt der Witz und jede Kunſt, und ſchafft
Daß ungeheure Wünſch' im Herzen brüten.
Doch, was er auch weitgreifend an ſich rafft,
Nichts gnüget ihm; er jagt nach neuem Raube,
Weil im Beſitz die ſchnöde Luſt erſchlafft.
Und ſchlauvermeßne, jedem Rechte taube
Gewalt ſpannt Völker in des Joches Schmach,
Ihr Fußtritt beugt die Nacken tief zum Staube.
Die Zwietracht geht ihr Ruhewürgend nach,
Und den Verein der Menſchen knüpft die Treue,
Die Eide bricht, ſo oft ſie Eide ſprach.

Dann ſchließt zu blut'gem Tanz ſich Reih an Reihe;
Hellblinkend jauchzt der Erd'entrißne Stahl,
Daß er dem Tode Hekatomben weihe.
Doch offnes Morden bringt nur kurze Qual:
Groll, ſchleichender Verrath und gift'ge Tücke
Trieft von den Bechern, ſelbſt beym Brudermahl.
An's Licht geſandt vom nächtlichen Geſchicke,
Entſchleyert Nemeſis ihr Angeſicht,
Und mißt die Greul mit richtend ernſtem Blicke,
Und ruft zur furchtbarn, namenloſen Pflicht
Die ewig eingedenken Rächerinnen,
Um deren Stirn Gorgonenhaar ſich flicht.
Die Schuld kann nirgends ihrem Netz entrinnen.
Blutathmend, Qualweiſſagend heult ihr Lied,
Durchwühlt die Adern und verwirrt die Sinnen." —
Mich ſchrecket nicht dein ſchauendes Gemüth,
O Mutter! Ob dein Mund nie Lügen redet,
Ich weiß, daß auch, was du verſchweigſt, geſchieht.
Wenn jedes Frevels ſich der Menſch entblödet,
Bleibt das ihm Vollmacht doch zu höherm Heil,
Womit er oft unſelig ſich befehdet.
Blind eilt zum Ziel, ein abgeſchnellter Pfeil,
Des Thieres Trieb; es irrt nur, wer da wählet:
Sich ſelbſt zu lenken iſt des Freyen Theil.

Erkenntniß wurzelt ihm, wo er gefehlet,
Steigt feſt und feſter aus der Täuſchung Flut,
Und wird zur Weisheit, durch Entſchluß geſtählet.
Der Meiſter ſeines Innern läßt die Wuth
Der Lüſte ſich einander blind zerſchellen,
Und Niedriges verſchmäht, wer Großes thut.
Wenn Maaß und Heldenkraft ſich ſo geſellen,
Wird die Gewalt entthront, das Recht gebeut,
Nur Liebe macht die freyen Herzen ſchwellen.
Sobald Gefahr dem ſchönen Bunde dräut,
Für alle jeder, und für jeden alle
Sind ſie, den Tod zu ſuchen, froh bereit;
Und unbezwungen bey des Tapfern Falle
Strebt ſeine Tugend ſelbſtbewußt empor,
Und lebt, vergöttert, in der Lieder Halle.
Nach Kämpfen geht der Friede mild hervor:
Zum Oelbaum grünt die Lanze, Schwerter pflügen,
Und ſichre Fülle wohnt bey offnem Thor.
Der Adler kann auch über Meere fliegen.
Iſt aus dem Chaos nicht durch Lieb' und Zwiſt
Die Ordnung aller Ding' emporgeſtiegen?
Vollendung ſtrahlt, die kein Gedank' ermißt,
Erſt durch des Irrſals Nächte dieſem Weſen,
Das ſich zu ſchaffen nur geſchaffen iſt.

Zeus hat die Welt; dich hab' ich mir erleſen!
Du Werk und Abbild meiner Thatenluſt.
Frey ſollſt du ſeyn: was zaudr' ich, dich zu löſen? —
„Noch halt! o halt, Prometheus! meine Bruſt
Stöhnt ahndend unter den unnennbarn Plagen,
Womit du bald dein Wohlthun büßen mußt.
Ergrimmt, daß eines Tags Geſchöpfe wagen,
Titanen gleich, nur ſtolz auf ſich zu baun,
Wird dich des Donnrers Wort in Banden ſchlagen.
Mit Ketten, ehrnen Ringen, und den Klaun
Der Keil' und Nägel wird an öde Klippen
Der Erde Strand dich feſt geſchmiedet ſchaun.
Da harreſt du, des Felſens ſchroffe Rippen
Dein Lager, aufrecht, unbeweglich, wach;
Dir labt kein Nektar die verdorrten Lippen.
Nie hörſt du deiner Menſchen kindlich Ach,
Kein Lebenstritt naht ſo verwaiſten Fernen,
Der Wiederhall nur ächzt dir einſam nach.
Die Sonnen ziehn, es zieht mit ihren Sternen
Die Nacht vorbey; eh deine Kunſt dich löſt,
Mag dir zu rauſchen dort die See verlernen.“ —
Sinkt dieſer dann, von meiner Gab' entblößt,
Zum Knecht zurück? wird ſein der Bliz nicht ſchonen,
Wenn vom Olymp mein Bundsgenoß mich ſtößt? —

„Zeus kann die Bildnerey dir bitter lohnen,
Doch hemmen darf er nicht, was ſie erzielt,
Denn ſelbſt die Macht muß dem Verhängniß frohnen.“ —
So will ich dulden, was die Noth befiehlt.
Ich bin unſterblich, und mein ew'ger Wille
Wird von der Qual, ein Berg vom Sturm, umſpielt. —
„Weh mir, die ich dein Unheil dir enthülle!
Durch Rieſentrotz, Titan', erwirbſt du bloß,
Daß Zeus der Rache Maaß noch höher fülle.
Er läßt der Blitze Flammenwirbel los,
Daß Meer und Aether durch einander brauſen:
Hohldonnernd ſtürzt die Felskluft in den Schooß
Des dumpfen Hades dich: da wirſt du hauſen,
Bis Zeus dem Tageslicht zurück dich bringt,
Dir ſelbſt zur Schmach, den Himmliſchen ein Grauſen.
Sein Flügelhund, der gier'ge Geyer, ſpringt
Umſchattend auf die ſtarr gebundnen Glieder,
Zerfleiſcht die Bruſt dir; was er Tags verſchlingt
Erwächſt der blut'gen Leber nächtlich wieder;
Lautſchwirrend kommt der ungerufne Gaſt,
Schwebt langſam fort mit triefendem Gefieder.“ —
Nichts fremdes übt, wer ſeinen Haſſer haßt:
Kronion aber herrſcht, der Ungerechte,
Durch meine Hülf' im himmliſchen Palaſt.

Nun hält der Tartarus die alten Mächte,
Und feig gehorcht der jungen Götter Schaar.
Wo iſt ein Starker, der mich retten möchte?
Dir legt die Zukunft ihr Geheimniß dar,
O meiner Mutter heil'ges Haupt! ich flehe
Beym Styx dich an: mach mir ſie offenbar.
Ob nie ein Ringer für das Recht erſtehe
Aus ſterblichem und göttlichem Geſchlecht,
Der Götterkraft zum Heldenthum erhöhe?
Wenn der, vom Mühſal ewig ungeſchwächt,
Gefahren ſucht, und tilget Ungeheuer
Und Räuber zähmt, und Unterdrückte rächt:
Dann treibt ihn auch des freyen Muthes Feuer,
Das ich verlieh, in Wüſten ohne Pfad;
Er kommt, zerreißt die Bande, würgt den Geyer.
Ja er vollbringts, und zürnte ſeiner That
Der Donnrer auch, und hätt' ihn der gezeuget,
Der mit der Herrſchaft Fuß mich niedertrat. --
Der Japetide rief's, doch Themis ſchweiget.
Wie Gram und Zweifel ihr im Buſen ſchwoll,
Hat ſie die Stirn verſchleyert abgeneiget.
Sie weiß, daß einſt der Tag erſcheinen ſoll,
Wo ihrem Sohn Herakles heil'ge Stärke
Mit Rettung nahet, gleicher Gottheit voll.

Auf daß er mehr auf ihre Warnung merke,
Verſchwieg ſie, was ſein weiſer Sinn erſpäht;
Was ſchreckt ihn nun bey dem verwegnen Werke?
Er kehrt zum Bilde ſich, das vor ihm ſteht,
Und ſpricht: Geh! wirke! trage Leid und Wonne!
Der Funke blitzt und Lebensodem weht,
Der freye Menſch blickt zur verwandten Sonne.

Die entführten Götter.

O Römerinnen, Römer nicht!
Wo iſt die Heldenkraft der Ahnen?
Vergeſſen habt ihr Namen, Ruhm und Pflicht,
Und tief erröthen jene großen Manen.

Du, ewig nun zu eigner Schmach!
Leb wohl, o Stadt der ſieben Hügel!
Bald ſtürzt dein ödes Pantheon uns nach,
Uns aber leiht der Sieg die leichten Flügel.

Vom Himmel lockten uns herab
Die freundlich bildenden Hellenen:
Von uns empfangend, was ihr Sinn uns gab,
Vermählten ſie das Göttliche dem Schönen.

Als Freyheit mit der Tugend ſtarb,
Erloſchen Hellas Roſenſchimmer,
Und Stärke, die ein grauſes Recht erwarb,
Stieß den Altar der holden Kunſt in Trümmer.

Doch ſahn wir, im Vernichten groß,
Mit Luſt der Wölfin Pflegeſöhne;
Wir theilten gern der hohen Roma Loos,
Daß ſie uns Herrſcher über Herrſcher kröne.

In der Triumphe Prachtgewühl
Empfing Quirinus ſeine Brüder;
Das Capitol ward ein Olymp: da fiel
Vor ſeinem Raub der Sieger betend nieder.

Zeus Adler flog dem Heer voran,
Er thronte, der Geſetze Wächter. —
Senat und Volk ward Einem unterthan,
Und ſchnell entartet ſanken die Geſchlechter.

Wild ſchwärmten an der Tiber Strand
Des Nordens Rieſen, ſie zu ſtrafen.
Von Knechten und Barbaren abgewandt
Schien ein Jahrtauſend unſre Macht zu ſchlafen.

Bis mit dem jungen Morgenroth
Entwohnte Hymnen uns umwallen.
Es war die Kunſt, die Huldigung uns bot,
Und neue Feſte, neue Tempelhallen.

Auf! feßle jetzt uns noch, o Rom,
Durch große Thaten, ſchöne Werke!
Verſank auf ewig in der Zeiten Strom
Der Bildner Geiſt ſo wie der Helden Stärke?

In dumpfer Trägheit Nebelduft
Prahlſt du mit gähnenden Ruinen;
Du biſt der Vorwelt eingeſunkne Gruft,
Wo weder Roſen blühn, noch Lorbeern grünen.

Ihr aber, die ihr, ſiegberauſcht,
Auſoniens Myrtumkränzte Fluren
Gleich eurem Rhodan wogend überrauſcht,
Und einem Brennus folgt auf Brennus Spuren!

Ruft uns mit reiner Opferglut,
So ſoll euch unſre Huld belohnen.
Allein ihr trotzet in der Freyheit Hut,
Und wollt uns zwingen, unter euch zu wohnen?

Habt ihr für uns ein Heiligthum?
Und läßt ſich Hellas Reiz erfechten?
Sind Götter auch ein menſchlich Eigenthum?
Ihr geizt umſonſt nach des Olympus Mächten:

Wer würdig uns zu ehren weiß,
Trägt uns in ſeiner Bruſt, ſein eigen:
Doch trittſt du ungeweiht in unſern Kreis,
So deckt uns Nacht und die Orakel ſchweigen.

Lebensmelodieen.

Der Schwan.

Auf den Waſſern wohnt mein ſtilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreiſe, die verſchweben,
Und mir ſchwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Geſtalt.

Der Adler.

Ich hauſ' in den felſigen Klüften,
Ich brauſ' in den ſtürmenden Lüften,
Vertrauend dem ſchlagenden Flügel
Bey Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauſchen ſüß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendrothe
Weich beſiedert wiege meine Bruſt.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald ſie zerſplittern,
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Luſt.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautſtrömen baden,
Ihm geſchmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bey Jupiters Sitze;
Er winkt und ich hohl' ihm die Blitze,
Dann ſenk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf ſeinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der ſel'gen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooß geſchlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne ſich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geſchoſſen,
Entriß ihn den blöden Genoſſen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebahr ſie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brüdertugend
Wechſelnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nektariſchem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt ſich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimat in ein himmliſch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unſterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod' ein ſanftes Leben;
Wenn ſich meiner Glieder Band' entweben,
Löſ't die Zunge ſich: melodiſch feyert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entſchwinget
Die Seele ſich frey und entſchleyert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

In der Myrten Schatten
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir und tauſchen
Manchen langen Kuß.

Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauſchen,
Wunſch und Genuß!

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unſre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn ſie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttin! Schirme
Bey beſcheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
Laß uns beyſammen!
Oder in Flammen
Opfre uns beyde
Deinem Altar.

Die Stunde vor dem Abſchiede.

Aus deinen Augen ſah ich Thränen fließen:
Unglücklicher! ich hatte ſie erregt,
Von zärtlichem Verlangen hingeriſſen
Dein Innerſtes zu ungeſtüm bewegt.

Es nahte ſchon des Abſchieds bange Stunde,
Verſchwunden dieſer Tage kurzes Glück;
Aus unſerm, wie im Flug geſchloßnen Bunde
Sahſt du auf deinen öden Weg zurück.

O daß der Gram zerrütten ſoll mit Schmerzen
Der Wonne Sitz, den lieblich blühnden Leib!
Daß irgend wer zerrüttend deinem Herzen
Mit Haß zu nah getreten, zartes Weib!

Laß deine Thräne ſanft hinweg mich trinken,
Laß mich ſie trocknen mit gelindem Hauch!
Sieh ſchon ſie hier in meinem Auge blinken:
O ging' in mich dein Leiden über auch!

Dem Mann, der ſeinem Glücke ſtürmt entgegen,
Ziemt auch der Kampf mit feindlichem Verdruß;
Doch ſchonend ſollte Ruh des Weibes pflegen,
Denn ſtill erwartet ſie der Freude Gruß.

Willſt du mir deinen Schmerz im Kuſſe reichen?
Gern nähm' ich herbes von ſo ſüßem Mund.
Der Kummer müßte dem Entzücken weichen,
Der Freundin Schmachten würd' in mir geſund.

Warnung.

Ja, ich geſtehe mir es mit Entzücken,
Ich bin dir hingegeben:
Doch, ſüßer Freund, bewahr' es wie dein Leben.

Der Lieb' iſt nichts ſo eigen,
Als ſich mit holder Schüchternheit umſchleyern.
Hat ſie ſchon nicht zu ſorgen,
Und dürfte kühn ſich zeigen,
Will ſie geheim doch ihre Weihe feyern,
Und bricht der helle Morgen
Auf günſt'ge Schatten ein, die ſie verborgen,
So wird verſtört, mit Beben,
Auch ihrer Träume zarteſter entſchweben.

Ich ſcheue nicht das Necken
Geſpitzter Zungen, noch des Pöbels Tadel.
Das wollt' ich muthig leiden,
Uns aller Welt entdecken,
Stolz auf die Wahl und meines Herzens Adel.
Allein von dieſen Freuden
Beneid' ich Andern ſelber das Beneiden,
Kein fremder Sinn ſoll ſtreben,
Zur Ahndung unſers Glücks ſich zu erheben.

Wohl muß es bitter ſchmerzen,
Erliſcht, in des Vergeſſens Strom getauchet,
Der Liebe ſchönes Glühen.
Doch wenn aus ſtillem Herzen
Du von den Lippen erſt das Wort gehauchet,
Kannſt du's zurück nicht ziehen:
Drum werde nimmer dem Verrath verziehen;
Vergeſſen ſey vergeben,
Wenn neue Wünſche ſeinen Schlaf beleben.

Es drängen ſich die Seelen
Der Liebenden im Blick ans Licht der Sonne,
Wie hinter Schloß und Riegel;
Sie innigſt zu vermählen.

Erſchließet erſt der Kuß das Thor der Wonne,
Und löſet ihre Flügel.
Jetzt aber ſey dir dieſer Kuß als Siegel
Des Schweigens mitgegeben,
Das keine Macht vermöge wegzuheben.

Die Erfindung des Kuſſes.

I.

Die Grazien beſprachen mit einander
Sich von der Menſchenbildung Zügen einſt,
Wie die Natur in ihrer holden Zierde
Die Seele ausgeſprochen, und wie jedem
Belohnende Beſtimmung ſie verliehn.
Die Stirne, denkend, thront im Antlitz oben,
Es ſchlingt ſich über ihrer offnen Fläche
Der Haare vielfach wechſelnd Diadem:
Denn der Gedank' iſt König in dem Geiſt.
Der Naſe, die von ihr ſich niederſenkt,
Des Ebenmaßes unverrückte Säule,
Weht huldigend der Frühling ſeine Düfte,
Und Zephyr linden lauen Hauch entgegen.
Das Ohr, beſcheiden ſeitwärts angefügt,

Trinkt achtſam doch des Wohllauts ganze Fülle.
Die Wangen blühen ſo durchſichtig zart,
Daß bald der jungen Freude leichtes Wallen,
Und bald die Scham, beym leiſeſten Berühren, —
Nicht ohne ſüßes Bangen, denn ſie iſt
Die Morgenröthe ſeliger Gefühle, —
Mit Roſenglut ſie überſtrömen kann.
Die Augen geben und empfangen Strahlen,
Die Welt iſt ihre, von dem Aug' der Sonne
Mit aller Farben Glorie ausgeſtattet.
Doch kehren ſie von ihren weiten Flügen
Gern wieder in die Näh; es ſucht der Blick
Verbrüdertes, worin er ſich erkenne,
Und Auge ſpiegelt ſich in Aug' entzückt.
Wenn es ſich dann, von vielem Sehn ermüdet,
Mit ſeiner Wimper ſeidnem Vorhang ſchirmt,
So dämmern noch im eng verhüllten Lager
Zerfließende Geſtalten vor ihm auf.
Die Lippen aber, die beſeelten Roſen,
So ſprach Euphroſyne, die ſich gefällig
Zu Red' und Lächeln regen, ſtets geſellig,
Beredt zu ſchweigen wiſſen wie zu koſen,
Sie, die das innerſte Gemüth erſchließen:
Was wurde für ein Lohn zu Theil den ſüßen?

Daß ſie die Nahrung, die der Leib empfängt,
Zuerſt berühren? Das iſt wieder Dienſt,
Belohnung nicht: verſchmähn ſie doch zu koſten,
Und gönnen gern dem Gaume ſeine Freuden.
Und was iſt Hybla's Honig, was der Saft
Von Lesbos, ſelbſt des Göttertiſches Gaben,
Verglichen mit der Worte ſüßer Kraft,
Worin ſich, froh berauſcht, die Seelen laben?
Ja müſſen nicht die geiſtigen ſich ſchämen,
Das irdiſche Bedürfniß hinzunehmen?

Wie du doch eiferſt, Schweſter, ſo erwiedert
Aglaia lächelnd; nimm dich nur in Acht,
Daß nicht der zu bewegten Rednerin
Des Mundes leicht geſchwungner Zug ſich krauſe,
Und deine Sorg' um ihn, ihn ſelbſt entſtelle.
Iſt denn des ſchönen Thuns Gefühl nicht Lohn?
Und fühlen nicht die Lippen, wie ſie reden
Und wie ſie lächeln?
Das Auge ſieht ſich nicht, es grüßt im Auge
Des Andern aus der Ferne nur den Geiſt;
Und ſind ſie doppelt ſchön, und thun das Gleiche,
Doch rollet in der eignen Sphäre jedes,
Und unbewußt iſt ihre Harmonie.

Die Lippen aber ſind die Dienerinnen
Der freundlichen Geſelligkeit, und ſelbſt
Geſellig: iſt ihr Leben und Bewegen
Nicht ewig wiederhohlter zarter Gruß?
Weil ſie denn ſo als Paar ſich innig fühlen,
Vereinigt athmen und vereinigt ſpielen,
So laß ſie ſich mit andern Lippen paaren,
Um ihre eigne Süße zu erfahren.

Der Grazien jüngſte hört' es liebevoll,
Und neigte ſich der Schweſter, die geſprochen.
Ihr reger Buſen, kaum entknoſpet, ſchwoll
Von ihres Herzens ahndungsvollem Pochen.
Sie öffnet halb den Mund, der Anmuth haucht,
Und Lippe wird an Lippe ſanft getaucht.
Da war mit reinem zärtlichen Verlangen
Der erſte Kuß gegeben und empfangen.

II.

Cythere, hingelehnt in Myrtenſchatten
Belauſchte ſie, und ſagte zu ſich ſelbſt:
Ihr holden Kinder, was vermöchten Lippen
Zu Red' und zu Geſang, wenn nicht die Zunge
In ihren Schranken wohnt', und ſchwünge ſich
Mit unermüdlicher Gewalt? Iſt ſie
Das goldne Plectrum für die Silberſaiten
Der Stimme nicht? ſie nicht der Pfeil des Bogens,
Der glühnde Worte ſchnellt? der Sprache Zügel?
Wenn ſich, in ſanften Wunſchen eingeſchloſſen,
Jungfräuliche Gemüther liebend finden,
Da mögen Lippen ſich beſcheiden drücken,
Und gnügen wird dieß Zeichen des Vereins.
Ihr kennt nicht jenes namenloſe Streben,
Das jedes andern Triebes Banden löſ't,
Sich ſelber, Seel' und Leib', und Füll' und Leben
An den Geliebten opfernd hinzugeben,
Die beyden Weſen ganz in eins verflößt.
Wenn dieß der Sinn' nud Herzen ſich bemeiſtert,
Dann ſoll die Zunge auch, zum Kuß begeiſtert,

Das Mark durchblitzen gleich Cupido's Pfeilen
Mit Wunden, die nur ſüßer Tod kann heilen.

Von ſolchen Küſſen lehrte Cyrris Gunſt
Den ſchönen Jäger, bey noch ſprödem Muthe,
Zuerſt vor allen Sterblichen die Kunſt,
Wie ſie bey ihm in kühler Waldnacht ruhte.
Es ward ihr Kuß zum heißen Liebesſchwur,
In dem erſtummt die Zungen ſich verwirrten,
Daß Wonne ſchauernd durch die Wipfel fuhr,
Und buhlender der Göttin Tauben girrten.

Nikon und Heliodora.

Idylle.

Der Abend ſenkt ſich kühlend auf die Fluren,
Des Tags Getümmel ſchwindet in die Ferne,
Die ganze Schaar ermüdeter Naturen
Vernimmt den leiſen Wink zum Ruhen gerne.
Nur, wie der wachſame Pilot Arkturen,
So folgt der Liebende dem Abendſterne,
Der ihn, als ſtrahlte durch die Nacht Aurora,
Entgegen führet ſeiner Heliodora.

Entgegen führet ſeiner Heliodora
Den trauten Nikon Hoffnung und Verlangen.
Sie naht ſich ihm, erröthend wie Aurora,
Vom Thaue banger Scham beperlt die Wangen.

Es ſchließt ſich nickend jedes Kind der Flora,
Doch duftender und voller aufgegangen
Entfaltet ihren Kelch der Liebe Blume,
Du ſtille Nacht, in deinem Heiligthume.

Nikon.

Du ſtille Nacht, in deinem Heiligthume
Find' ich Erhörung meiner kühnſten Bitte;
Sie wagt für mich, und achtet ſich zum Ruhme
Der Zärtlichkeit zu lieb verletzte Sitte.
Im Blumenſchmuck, ſie ſelber eine Blume,
Kommt ſie, es rauſchen im Gebüſch die Tritte.
Ich flieg' in deine Nähe, Holde! Süße!
Daß ich mit Liebeshauch dich warm begrüße.

Heliodora.

Daß ich mit Liebeshauch dich warm begrüße,
Konnt' ich dem Herzen, Thörichte, nicht wehren;
Mich lockte mehr als des Verlangens Süße
Des Weibes Wonne, zärtlich zu gewähren.
Doch wenn ich bitter mein Vertrauen büße,
Wenn deine Schwür' in Mährchen ſich verkehren: —
Eh meine Roſen welkend ſich entfärben,
Mög' ich hier vor des Himmels Antlitz ſterben!

Nikon.

Mög' ich hier vor des Himmels Antlitz ſterben, —
Nein, Tod in deinem Arm wär Wonn' und Leben, —
Verbannt von dir erſchleiche mich Verderben,
Bin ich dir nicht mit reinſter Treu ergeben!
Sey ruhig, theure Freundin, laß die herben
Bekümmerniſſe mit dem Wind' entſchweben.
Vergeſſenheit von allem Harm umſpielet
Die Bruſt, die ganz den Liebſten in ſich fühlet.

Heliodora.

Die Bruſt, die ganz den Liebſten in ſich fühlet,
Hebt freyer ſich von enger Furcht entladen.
Wie wenn ein Zephyr ihr Gewand durchwühlet
Wird ſie, ſich zu enthüllen, eingeladen;
Der Strom der Luſt, der alle Sehnſucht kühlet,
Lockt ſie, in ſeinen Wellen ſich zu baden:
Der ganze Himmel ſenkt darein ſich nieder,
Es ſtrahlen freundlicher die Sterne wieder.

Nikon.

Es ſtrahlen freundlicher die Sterne wieder
Aus deinem Augenſtern, im milden Schatten.
Mich ſchlägt bey Tag die hohe Schonheit nieder,
Vor ihrem Prangen muß der Blick ermatten,

Doch jetzt, da die geſenkten Augenlieder
Der Nacht mit Dämmerung die Helle gatten,
Schau ich, und fürchte nicht, daß ich erblinde:
Entnommen iſt der Liebe ihre Binde.

Heliodora.

Entnommen iſt der Liebe ihre Binde,
Daß ſie ihr Bild rings um ſich kann erblicken.
Wie leiſe Seufzer ſäuſeln nun die Winde,
Die Blumen duften ahndungsvoll Entzücken,
Die Quellen flüſtern, und es ſcheinen linde
Die Büſche ſich den Büſchen anzudrücken,
Und buhleriſcher durch die Schatten wallen
Die Brautgeſänge ſüßer Nachtigallen.

Nikon.

Die Brautgeſänge ſüßer Nachtigallen
Hör' ich in liebevollem Streit erklingen;
Der Thau begegnet und vermählt im Fallen
Mit Düften ſich, die in die Lüfte dringen.
Wie wechſelnd einig unſre Stimmen ſchallen,
So laß auch Lippe mit der Lippe ringen:
Der Seele näher, an des Odems Pforte,
Beſprechen ſich unausgeſprochne Worte. —

Beſprechen ſich unausgeſprochne Worte,
So muß verſtummen des Geſanges Lallen;
Er führt die Liebenden nur bis zur Pforte
Des Tempels, wo die ſel'gen Opfer fallen,
Bis ſie aus ihrer Freuden ſtillem Porte
Verklärt hervor und neugebohren wallen.
Erröthend fand und lächelnd noch Aurora
Nikon am Buſen ſeiner Heliodora.

Der Bund der Kirche
mit den Künſten.

Vom Himmel kommt ein hohes Weib geſchritten,
Zur Linken weder ſchauend noch zur Rechten;
Ruh iſt und Maß in ihren feſten Tritten,
Die unabirrend gehn die Bahn des Rechten;
Sie ſcheint nicht zu befehlen, noch zu bitten,
Doch wenn ſie ſpricht, kann niemand mit ihr rechten.
Zu ihren Füßen decken Cherubinen
Sich mit den Flügeln, brünſtig, ihr zu dienen.

Noch Kranz noch Diadem am Haupt ihr prangen,
Die Mitra iſt der Stirnen aufgedrückt;
Ihr Leib, vom ſchlichten Kleide ſtreng umfangen,
Mit prieſterlichen Zeichen nur geſchmückt.

Die Stola ſieht man von den Schultern hangen,
Die Taub' im Dreyeck auf der Bruſt geſtickt.
Der Stab, den ſie als Hirtenſtab geneiget,
Das Purpurkreuz im Banner oben zeiget.

Ihr Weg iſt nach der Griechen Land gerichtet,
Auf des Parnaſſus fabelhafte Höhn,
Wovon ſo viel die eitle Welt gedichtet:
Dort waren einſt die Eitelkeiten ſchön.
Apollo's alter Dienſt iſt längſt vernichtet,
Daß dürr, verwildert ſeine Haine ſtehn;
Getrübt ihr Waſſer den berühmten Bornen,
Die murrend ſchleichen unter Sumpf und Dornen.

Hier ſind, verſchmäht, die Künſte hingeflohen,
Und läſſig ruht nun die geübte Hand,
Seit hingeſtürzt die Götter und Heroen,
Auf deren Dienſt ſie allen Fleiß verwandt.
Das Hohe ſank, das Niedre ward zum Hohen:
Sie glauben ſich auf ewig ſchon verbannt,
Weil ieder Blick, vom Sinnentrug entblendet,
Sich ſehnend nur nach Geiſt und Wahrheit wendet.

Zerriſſen iſt ihr Regenbogenſchleyer
Der Mahlerey, vertauſcht mit düſterm Flore,
Und bald entſaitet der Muſik die Leyer;
Geſpalten tönen dumpf der Syrinx Rohre;
Die Bildnerey entbehrt Prometheus Feuer;
Es ſitzt die ſtolzeſte vom ganzen Chore,
Architectur, wie Niobe verſteinet,
Auf Steinen, deren Umſturz ſie beweinet.

Und wie ſie ſo im Grame ſich verſenken,
Tritt eine Hehre mitten unter ſie,
Und ſpricht: Euch ziemte, andres zu bedenken;
Was ihr bejammert, kehret wieder nie.
Ein tiefres Weh ſollt' eure Herzen kränken,
Weil euer Zauber Reiz der Sünde lieh,
Und weil ihr auf des Irrthums Schlangenpfade
Die Sterblichkeit verlockt vom Ziel der Gnade.

Doch ſäßt ihr tauſend Jahr in Aſch' und Staub,
Schmucklos, das Haar zerſtreut, mit nacktem Fuße:
Erſetzt wird nie dem Himmel euer Raub,
Durch Thaten übt ihr eine beßre Buße.

Ihr waret ſtolz auf eures Lorbeers Laub,
Die Palme winket euch mit ſchönerm Gruße.
Verlohrne Schweſtern, weiht euch meinem Dienſte,
So führ' ich euch zu himmliſchem Gewinnſte.

Sie ſagts, und ſtaunend horcht ihr jede Nymphe,
Sie faſſen ſinnend ihr nachdrücklich Wort.
Erröthend erſt, daß ihren Ruhm zum Schimpfe
Wahrheit verwandelt, flöhn ſie gerne fort;
Dann, aufgemuntert von dem ernſten Glimpfe,
Sehn ſie in ihr ein neues Heil und Hort,
Und flehn fußfällig, daß ſie möge lehren
Ganz ihr zu leben, und ſie recht zu ehren.

Sie ſprach: Ihr wißt, wie, die für Götter galten,
Der Völker Weltlichkeiten, mit Verſpotten
Die erſten Jünger Chriſts Empörer ſchalten,
Bemüht, mit jeder Qual ſie auszurotten.
Sie mußten auf der Flucht Verſammlung halten,
Bey Nacht in Gräbern oder Felſengrotten,
Wo die vor der Tyrannen Drohn Verſtummten
Nur leiſe Hymnen und Vigilien ſummten.

Doch Feinde fördern ſelbſt, was Gott beſchloſſen:
Erlittnes Kreuz erhöhte nur das Kreuz.
Das Blut der Märtyrer hat es begoſſen,
Und wie ein Baum erwuchs das dürre Kreuz.
Roms Adler kam raubgierig angeſchoſſen;
Sein blut'ger Schnabel küßt nunmehr das Kreuz,
In deſſen Schatten fromme Millionen
Vom Aufgang bis zum Niedergange wohnen.

Drum ziemt es ſich, daß Jubelſtimmen ſchallen,
Wo ſich Gemeinden Gläubiger vereinen.
Der Drangſal Hohlen wurden Siegeshallen,
Da muß des Heiles Sonne ſichtbar ſcheinen.
Nicht, weil ſie ſich in goldner Pracht gefallen:
Einfalt und Demuth lehrte Chriſt die ſeinen,
Nein, daß vom himmliſch geiſtigen Exempel
Ein Bild und Abglanz ſey der ird'ſche Tempel.

Denn in den licht-ätheriſchen Bezirken,
Wovon nur Dämmerung hier unten graut,
Hat ſich die Gottheit mit allmächt'gem Wirken
Ein heil'ges Haus, geräumig gnug, erbaut,

Die ganze Welt der Geiſter zu umzirken,
Die ſich in ihrem Anſchaun ſelig ſchaut.
Es ſtrahlt der Bau in allerreinſter Klarheit,
Und ruhet auf Grundveſten ew'ger Wahrheit:

Die bis in unerforſchte Tiefen reichen,
Wo Daſeyn gränzet an die alte Nacht.
Der Hölle Pforten müſſen ihnen weichen,
Und hier verliert Vergänglichkeit die Macht.
Gerechtigkeit und Stärke ſonder Gleichen
Als Maur und Graben den Palaſt bewacht;
Der Weisheit Stufen ſich zu ihm erheben,
Und Mäßigung macht rings den Boden eben.

Aus Glauben ſind die ſtützenden Pilaſter,
Und zur Umgebung will die Liebe dienen:
Die Säulen prangen weiß von Alabaſter,
Die Wände glühn mit flammenden Rubinen;
Die Hoffnung zieret mit ſmaragdnem Pflaſter
Die Gäng' im Tempel, und hoch über ihnen
Sieht man das Dach aus wölbenden Sapphiren
Sich in der Gnade Mittelpunkt verlieren.

An dieſem Hof des himmliſchen Monarchen
Iſt jeglicher nach Würd' und Rang begnadet.
Erſt Herrlichkeiten, Thronen, Hierarchen,
Die ihrem Urſprung nie durch Wahl geſchadet;
Auf goldnen Stühlen Aeltſte, Patriarchen;
Die Märtyrer, in Blute weiß gebadet;
Dann, bis hinunter zu den kaum Gebohrnen,
Die durch das Kreuz erretteten Verlohrnen.

Doch, wo ſie hingeordnet, nah und fern,
In allen lebet Eine Lieb', Ein Willen;
Und jedem frommen Chore gnügt es gern,
Den ew'gen Durſt nach ſeiner Art zu ſtillen.
Kein Mislaut rührte je das Ohr des Herrn,
Wenn ihren Lippen Lobgeſäng' entquillen,
Wenn wechſelnde vielſtimm'ge Pſalmodieen
Durch Himmelsdüfte, hold verſchwiſtert, ziehen.

Stets „dreymal heilig“ dem Dreyeinen ſchallet,
Preis ſeiner Tochter, Mutter, Braut, Maria.
Der einſt zu ihr als Bot' herabgewallet,
Huldigt ſo ſüß entzückt: Gegrüßt, Maria!

Daß es aus aller Herzen wiederhallet,
Von gleicher Lieb' entglüht: Gegrüßt, Maria!
Gebetes Weihrauch wölkt ſich auf zum Dome,
Und jeder ſprengt ſich aus kryſtallnem Strome.

Und der, ein Gott, gebohren ward vom Weibe,
Iſt zwiefach gegenwärtig unter ihnen:
Tränkt ſie und ſpeiſt mit ſeinem Blut und Leibe,
Geheimnißvoll ſich opfernd ſelbſt zu ſühnen,
Wo ſich der erſte Seraph nur: ich glaube,
Nicht: ich begreif's, zu ſagen darf erkühnen.
So wird im Tag, den keine Nacht umſchleyert,
Des hohen Tempels reiner Dienſt gefeyert.

Wohlan, ihr Künſte! es gebiert euch wieder,
Wenn ihr mein Thun hienieden würdig ziert,
Wenn ihr vom Himmel auf die Erde nieder
Die Heiligkeiten, bildlich deutend, führt.
Schon regt in euch Begeiſtrung ihr Gefieder,
Vernehmt denn, wie ſich jegliches gebührt,
Daß ihr, vom Ueberſchwenglichen verwirret,
Nicht bey den ungewohnten Flügen irret.

Form und Verhältniß darfſt du nicht vertauſchen
Zu deinem neuen Zweck, Architectur,
Die du, voll Sinn, verſtanden abzulauſchen
Gebilden herrlich bauender Natur.
Wie Harmonie'n in Harmonieen rauſchen
Gebrauch in höherem Verein ſie nur;
Vergiß und laß vergeſſen aller Schranken
Die auf das Ew'ge zielenden Gedanken.

Kein Götterbild ſoll hier im Dunkel thronen,
Von fern verehrt in ſchauerlicher Pracht;
Kein andres, heitrer, wie im Freyen wohnen,
Von Säulen nur umringt, und überdach't,
Dem draußen, unter eines Haines Kronen,
Die Opferflammen würden angefacht.
Nein, zahllos ſoll die betenden Gemeinden
Der lichte doch geſchloßne Bau befreunden.

Laß deine Hallen denn des Volkes Wellen
In breitem ungehemmtem Strom empfangen;
Bühn' über Bühne laß den Chören ſchwellen,
Und die Altäre hoch erhaben prangen;

Dem Tempel gieb als Kinder rings Kapellen,
Einſamer Andacht ſtiller nachzuhangen;
Und laß, wetteifernd mit den Sterngewölben,
Den hohen Dom ſich in der Mitte wolben.

Und ſolch Gebäu erfüllend zu durchdringen,
Wöld' auch, Muſik! der Töne reichen Bau.
Verhältniß aus Verhältniß laß entſpringen,
Geſondert, wechſelnd, doch vereint genau.
Wie alle Sphären rein zuſammen klingen,
Doch jede Kugel aus kryſtallnem Blau
In eignem Ton: ſo mußt du in Gewittern
Der Harmonie die Seelen tief erſchüttern.

Der Himmel wird dir eine Heil'ge leihn
Zur Führerin von deinen vollen Chören:
Es wird der Lieder vielverſchlungnen Reihn
Durch neue Kunſt Caecilia hold beſchwören.
Der Menſchen Stimmen tragend im Verein
Wird ihrem Druck aus den metallnen Röhren
Ein ſüßer Hauch des Wohllauts athmend ſteigen,
Und ſich mit jenen heben oder neigen.

Ihr aber, der Geſtalten Bildnerinnen
Mit Meißel oder Pinſel, ſeyd bemüht
Mit neuem und wahrhaftigem Beginnen
Um das, was Zion gegenwärtig ſieht,
Was hier der Fromme nur im Traum wird innen,
Wenn ſeinem Wunſch ein innres Licht entglüht.
Zeigt ihnen jedes würd'ge Haupt der Väter,
Apoſtel, Märtrer, Heil'gen, Wunderthäter.

Und Jene ſelbſt, die unter ihrem Herzen
Hat Gottes Sohn getragen, und den Sohn.
Ihn bilde du, Sculptur, aus weichern Erzen,
(Doch ſelbſt das härtſte würde weich wie Thon)
Wie er gebüßt mit namenloſen Schmerzen
An ſeinem reinen Leib der Sünde Lohn,
Und wie, noch ſchön in halbverwelkter Schöne,
Am Kreuze hing die Zier der Menſchenſöhne.

Laß, Mahlerey! ſtatt unter den Gedichten
Der Sinnenwelt dich ſpielend zu ergehn,
Die ſchönſten Wunder geiſtlicher Geſchichten
Von neuem unter deiner Hand geſchehn.

Was jede Seel' erquickt in den Berichten,
Laß glänzend und genetzt die Augen ſehn.
Der alt' und neue Bund ſamt den Legenden
Ermahne ſprechend von der Tempel Wänden.

Mit deinen Werken wird dein Ruhm ſich häufen,
Dir widmen ſich viel trefflich hohe Geiſter.
Selbſt Ordensbrüder in der Zell' ergreifen
Dein Werkzeug, durch entzückten Eifer dreiſter.
Doch, wie du magſt durch Land' und Zeiten ſtreifen,
Zwey bleiben dennoch die erkohrnen Meiſter:
An ihren Namen ſollſt du ſie erkennen,
Weißagend will ich ſie nach Engeln nennen.

Nach Michael, der einſt, von Muth beflügelt,
Sieghaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heißen, den die Furcht nie zügelt,
Und deſſen Geiſt wie Blitze raſch und ſcharf.
Durch ſeines Pinſels Züge wird entſiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnden darf:
Des Heilands Kunft, die weckenden Poſaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erſtaunen.

Und Raphael, ein Engel von den ſieben
Die vor Gott ſtehn, der doch beſcheidentlich
Verborgen dem Gefährten war geblieben,
Dem er zum Boten treu erboten ſich,
Und als der Dank für ſein hülfreiches Lieben
Nun überfloß, mit leiſem Wort entwich;
Der, wollt' er gleich ſich ganz als Menſch erweiſen,
Genähret ward von unſichtbaren Speiſen:

Er leiht den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunſt, den ſtill ein Jüngling heget.
Als ob mit Geiſt er, nicht mit Farben mahle,
Wird tiefre Seel' in jeden Zug geleget.
Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick ſie pfleget,
Wo jenes Weib erſcheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind die ihr', und aller Weſen beyde.

So eilt, ihr Schweſtern, und verſchmäht mit nichten
Den kleinſten Ort: jedennoch müßt ihr euch
Vor andern gern der großen Stadt verpflichten,
Der weltlich einſt, nun geiſtlich keine gleich;

Und in der Stadt euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüſſel öffnen, die im Reich
Des Himmels löſen können oder binden.
Dort ſollt ihr mich, euch Beyfall winkend, finden.

Die Hohe ſprachs, und wandte ſich zum Himmel,
Von wannen ſie herabgekommen war.
Nun regte ſich mit freudigem Gewimmel
Zu neuen Thaten die vereinte Schaar.
Sie ſtellten in dem irdiſchen Getümmel
Manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar:
Wie das, wovon es Gleichniß, überſchwänglich;
Wie die, ſo es geboten, unvergänglich.

Triſtan.

Erſter Geſang.

1. Von Artus Ritterſchaft und Tafelrunde,
Von zauberlichen Wundern und Geſichten,
Will ich, wie ichs in alten Büchern funde,
Wahrhaft, in neuer Weiſe bloß, berichten;
Vom heil'gen Graal, wie in der Tapfern Bunde
Der reinſte nur dies Abenteur kann ſchlichten,
Und wie zwey Ritter, ſonſt von hohen Dingen,
Durch ſüße Schuld des Ruhms verluſtig gingen.

2. Triſtan und Lanzelot, die edlen Degen,
Durch gleichen Muth zur Freundſchaft auserkohren.
Vor allen ſoll mein Lied des Triſtan pflegen,
Des holden, der aus Liebe ward gebohren,

Und, nach der Sterne liebendem Bewegen,
In Lieb' entzückt, durch Liebe dann verlohren.
Es ſoll Vertraute ſolcher Freud' und Schmerzen
Sein Schickſal rühren, aber nicht entherzen.

3. O wäre mir verliehn die Kraft und Wonne
Der Minne, ſo die alten Ritter zwang,
Daß ihnen unter Maienluſt und Sonne
Nach Schwertes Klirren Saitenſpiel erklang,
Und ſtets, von reiner Frauen Lob ein Bronne,
Ihr Mund ſich aufthat! möcht' in meinen Sang
Heinrich von Veldeck, der von Eſchilbachen,
Und Walter von der Vogelweid' erwachen!

4. Drum laſſ ich, ſchlicht und ohne Zierlichkeiten,
In der Erzählung mein Gemüth nur walten:
Von Looſen, welche die Geburt bereiten,
Will ich, wie Trieb' und Kräfte ſich entfalten,
Euch bis zum letzten Hauch des Helden leiten.
So deuten ſich die wechſelnden Geſtalten,
Daß ihr den Ring des Lebens ganz begreiſt.
Wie er zuletzt in ſich zurücke ſchweiſt.

5. Ein Ritter herrſchte, kühn, getreu und mild,
Adlich von Sitten, königlichen Blutes,
Der Feinde Schrecken und der Seinen Schild,
Zu Parmenie, in Fülle reichen Gutes.
Sein junger Leib war aller Tugend Bild;
Nur wollt' er, im Geleit des Uebermuthes,
Zu weit in ſeines Herzens Lüften ſchweben,
Und immer nur nach eignem Willen leben.

6. Die Sorge wagte nicht, ihn anzuſprechen,
So ſpielend zog er ſeine Bahn dahin.
Das Recht behaupten, und den Unglimpf rächen,
Und Kraft an Kraft ermeſſen, war ſein Sinn,
Den alle Macht der Welt nicht konnte brechen;
Doch hatt' er deß nur kurze Friſt Gewinn:
Kaum daß der Jugend Morgenſtern ihm funkelt,
So fiel der Abend ein, der ſie verdunkelt.

7. Herr Riwalin, ſo hieß er, trug die Lehen
Von Morgan, König im Bretagner Land.
Doch ſey's nun, daß ihm eine Schmach geſchehen,
Sey's, daß er ſich verjährtem Recht entwandt,

Es konnte Pflicht und Bündniß nicht beſtehen;
Und bald gab Riwalin der ſtarken Hand
Den Ausſpruch heim, entbietend die Vaſallen
In Morgans Herrſchaft feindlich einzufallen.

8. Er brach ihm Burgen, ſchlug ſein Volk, verheerte
Die Gauen weit, und raubte viel der Habe;
Zwar ſiel auch ihm manch guter Kampfgefährte,
Denn ſtets gebüßt wird Krieges Glück und Gabe.
Morgan, der kaum ſich der Gewalt erwehrte,
Sann, wie er ſchlau ſie abzuwenden habe,
Und ſchien ſich ſeinem Lehnsmann zu bequemen,
Nach deſſen Willen Frieden anzunehmen.

9. Als dieſe Waffen waren beygelegt,
Ließ Riwalin ihm nicht daheim genügen,
Weil ſich der Ehre Luſt in ihm bewegt
Nach ritterlichem Preis und fernen Kriegen.
Er hört, was Lob der Ruf herüber trägt
Von König Mark, der Cornwalls Thron beſtiegen:
An ſeinen Hof will er zum erſten reiſen,
Da Sitt' und Tugend lernen und erweiſen.

10. Drum ſetzt er ſeinen Marſchalk zum Verwalter
Und giebt in ſeine Pflege Leut' und Leh'n,
Der Rual war genannt, der Treuehalter.
Ein Schiff, mit köſtlichem Geräth verſehn,
Und zwölf Genoſſen ſeines Zugs beſtallt er,
So fuhr er hin bey guter Winde Wehn.
Bald landete die wohlbemannte Barke
Bey Tintaiol, da lag der König Marke.

11. Mit hohen Ehren, wie ſichs ziemt für Herrn,
Ward es allda dem ſtolzen Gaſt erboten.
Willkommen hieß der Fürſt ihn doppelt gern
Beym Feſt, wozu er ausgeſandt die Boten,
Die rings umher in Cornwall, nah und fern,
Zum offnen Hof ſein Landgeſind' entboten.
Viel Ritter kamen von den Frau'n begleitet,
Mit Kleiderſchmuck und Dienern wohl bereitet.

12. Nun war des Maien ſüße Zeit begonnen,
Und Baum und Buſch zu Blüthenſträußen ſchwollen;
Die Au hat ſich ihr Blumenkleid geſponnen,
Wobey der Waldvöglein Getön erſchollen,

Und ſtimmen drein die Lüft' und regen Bronnen,
Als die den Fleiß ihr gern erluſt'gen wollen:
Da ward vor Tintajol auf grünem Plan
Das reiche Feſt des Königs aufgethan.

13. Behende liefen Schenken hin und wieder,
Den Gäſten bietend Speiſ' und edlen Trank.
Die ließen ſich in ſeidnen Zelten nieder,
Die wählten Laub zum Dach, und Moos zur Bank;
Die führten Reigen, jene ſangen Lieder;
Wär' einer auch an allen Sinnen krank,
Er müßte doch von ſolchem ſchönen Weſen
Und ſolcher Augenweide noch geneſen.

14. Da ſcherzten und ergingen ſich die Frauen,
Mit Rittern bald, bald unter ſich gepaart;
Gar manchen Kranz entflochten ſie den Auen,
Und ſie erblühten ſelbſt nach Kranzes Art.
Doch keine war ſo lieblich anzuſchauen
Als Blanſcheflur, des Königs Schweſter zart,
An Schönheit eine lichte weiße Blume,
Zum Wunder aller Welt, und Gott zum Ruhme.

15. Auch wurde nun ein wackres Ritterſpiel
Mit Rennen und Turnieren dort erhoben:
Die Schaaren mengten mannigfalt Gewühl,
Die Roſſe muthig durch einander ſchnoben;
Da ward des Stechens ohne Maßen viel,
Daß Lanzenſplitter an die Schranken ſtoben.
Die Frauen ſaßen an der Schau im Kreis,
Wer ſtattlich ritte, merkten ſie mit Fleiß.

16. Und manche ſprach, zur Nachbarin gewandt:
Kein Ritter gleicht doch auf der ganzen Erde
Herrn Riwalin; wie ziert ihn ſein Gewand!
Wie ſchließt ſein königliches Bein am Pferde!
Wie fügt ſich Schild und Schaft der feſten Hand!
Wie wohl ſteht all ſein Thun und die Geberde,
Und Wuchs und Haupt! O wohl ſie ſelig Weib,
Die einſt erwirbt ſo hochgemuthen Leib!

17. Als ſich das Waffenſpiel nunmehr geendet,
Und die Genoſſen da und dorthin reiten,
Hatt' ungefähr ſich Riwalin gewendet,
Wo Blanſcheflur im Schatten ſaß abſeiten.

Er ſprengt hinan, und holden Gruß ihr ſendet:
Gott grüß' euch, Schöne! — Mög' er euch geleiten!
Erwiedert ſie; doch unverziehn dem Rechte,
Das wider euch ich gern zur Klage brächte.

18. Was konnt' ich nur an euch, Fräulein, verſchulden?
Befragte ſie der Ritter minniglich.
Sie ſprach: Mein beſter Freund muß Kränkung dulden
Von eurethalb. — So richtet über mich:
Was ihr gebietet, kann ich eure Hulden
Damit gewinnen, thu' ich williglich.
Eh daß ihr mir ſo argen Willen traget,
Beſtraft mich, weiß ich ſchon nicht, was ihr klaget. —

19. Ich haſſ' euch nicht zu ſehr, um was geſchehen,
Sprach ſie, doch darf ich euch darum nicht minnen,
Denn wie ihr mir zur Buße wollet ſtehen,
Muß ich zuvor noch beſſer werden innen.
Der Ritter wünſcht die Rede zu verſtehen,
Er neigte ſich und wollte ſo von hinnen,
Da ſandte ſie ihm ſüßen Segen nach,
Und ſprach aus inniglichem Herzen: Ach!

20. Ihr Herz, das war der Freund, den ſie gemeynet.
Es hatte Riwalin bey ſich gedacht:
Hab' ich aus ihrer Freundſchaft wen verkleinet
An ſeiner Ehr', und ließ es aus der Acht?
Als aber ihm bey dieſer Sorg' erſcheinet,
Wie dennoch ihr holdſel'ger Blick gelacht,
Und er ihr ſcheidend Seufzen dann vernommen,
Da war in ihm ein neues Licht entglommen.

21. Dieß Licht begann erwärmend ſich zu regen,
Denn keimendes Verlangen ſproßt vom Hoffen
So friſch empor, wie Knoſpen nach dem Regen.
Ihn hatt' ihr Bild oft wie ein Blitz getroffen,
Nun kam es ihm wie Sonnenſchein entgegen,
Und legt' ihm ſelber ſein Geheimniß offen.
So huben ſich in ihrer Beyder Herzen
Die bangen Freuden und die ſüßen Schmerzen.

22. Mit Schweigen hatte Blanſcheflur geſprochen,
Und Luſt und Schreck begegnen ſich verſtohlen,
Weil ihr aus ſcheuer Hut ans Licht gebrochen
Was ſie im Schein des Zwiſtes gern verhohlen.

Ihr zarter Buſen drang empor mit Pochen,
Als wollt' er noch zurück den Seufzer hohlen:
Jungfräulich wollt' ihr Blut die Glut ertödten,
Doch es ward ſelbſt zum glühenden Erröthen.

23. So ſcheucht und lockt, birgt und verräth die Minne,
Die allgewaltige Verſtrickerin.
Er trug nun Kron' und Zepter ihrer Sinne,
Sie thront' in ſeiner Bruſt als Königin;
Deß wurden Beyde neuen Muthes inne,
Das Zagen und der Zweifel fuhr dahin:
Wo ſie ſich ſahn, ſah Lieb in Liebes Augen,
Im Gegengruß Gewißheit einzuſaugen.

24. Doch dieſe Blicke ſchlichen hin und her
Wie kluge Boten mit beſcheidnem Tritte,
Und forderten den ſehnlichen Verkehr
Des Ritters und des Fräuleins in der Mitte
Der vielen Gäſte, die nicht wußten mehr
Von ihrem Thun als Zucht und Hofesſitte.
Das Feſt war mit der Mailuſt nun zerronnen,
Ein heißer Spiel naht mit den heißern Sonnen.

25. Es kam die Mähre von des Landes Marken,
Ein Feind brech' ein und drohe harten Strauß.
Der König ſchnell verſammelt ſeines ſtarken
Heerbannes Macht, und rückt ins Feld hinaus.
Und Riwalin begleitet freudig Marken,
Er dient ihm wie Vaſall von ſeinem Haus,
Und wünſcht mit ſeinen ſchon verſuchten Waffen
Sich Ruhm, und Cornwall Sieg und Heil zu ſchaffen.

26. Raſch auf einander ritten Heer und Heer,
Sie fochten mannlich ihren wackern Krieg,
Die Rüſtung wurde manchem heiß und ſchwer,
Doch immer ſtand, wo das Gedränge ſtieg
Der Schild von Parmenie zu Cornwalls Wehr.
Zuletzt erſtritt des Königs Volk den Sieg,
Der Feind ward meiſt gefangen und erſchlagen,
Daß, wer entkam, von Glücke hat zu ſagen.

27. Nur, leider, eh die Schlacht noch ausgeklungen,
Muß der von dannen, der ſie wohl erkundet,
Der werthe Riwalin, der wild umrungen
Im Vorderreihn, wird auf den Tod verwundet;

Ihm iſt ein Speer zur Seiten eingedrungen,
Er fällt, wie einer, der nicht mehr geſundet.
Heim tragen ihn die jammernden Genoſſen
Auf einer Bahre zwiſchen ihren Roſſen.

28. Als ſie den ſiechen Mann nach Tintaiol
Hereingebracht, da braucht ihr nicht zu fragen,
Ob es in aller Ohren herbe ſcholl,
Ob ſich um ihn erhob ein kläglich Klagen.
Nicht edle Fraun nur ſind der Trauer voll,
Das arme Volk weiß auch von ihm zu ſagen;
Sie daurt ſein ſchöner Leib, die ſüße Jugend,
Und ſeine wohl gebohrne Herrentugend.

29. Was aber auch ein jeder klag' und weine,
Zu tauſendmalen mehr als alle pflag
Des bittern Jammers Blanſcheflur, die reine.
Sie fiel ſich ſelber an mit manchem Schlag,
Kaum daß ſie ſich verſchloſſen hat alleine,
Recht an die Stelle, wo das Herze lag.
Es war erbärmlich, wie das ſüße Weib
Quält ihren jungen ſchönen ſüßen Leib.

30. Gern hätte ſie ihr Leben hingegeben
Für einen Tod, der nicht der Liebe droht.
Sie ſchien in eigner Todesnoth zu ſchweben,
Und lebte nur in fremder Todesnoth;
Denn einzig hält und labt ſie noch das Streben
Zu ſehn ihr liebſtes Leben, eh es todt.
Hat ihr der Tod noch dieſes gönnen müſſen,
So mag er auch an ihr die Luſt noch büßen.

31. Als ſie gekommen wiederum zu Sinnen,
Lenkt ſie ihr Trachten darauf allewege,
Wie ſie den Wunſch mag insgeheim gewinnen.
Auf eine Meiſterin, in deren Pflege
Und treuer Hut von Kindheit ihr Beginnen
Geweſen, ward ihr erſtes Hoffen rege:
Die rief ſie zu ſich, wo ſie zwey nur waren,
Und unterwand ſich, ihrs zu offenbaren.

32. Die Augen ihr von Thränen überwallten,
Daß ſie ſich drängten auf der lichten Wange,
Die Hände flehten, vor ihr hin gefalten:
Ach! wehe mir! ſo weint' und ſprach ſie bange;

Du haſt mir immer große Treu gehalten,
Gewähre deß mich nun, was ich verlange,
Herzliebe Meiſterin! Du biſt mein Hort,
Mein Heil hängt ganz an deinem Rath und Wort.

33. Hilfſt du mir nicht, ſo ſieh mich ſchon als Todte. —
Sagt mir denn, werthes Fräulein, euer Leid. —
Darf ichs vertraun, o Traute, dem Gebote? —
Ja, Kind, ich bin zu tröſten dich bereit. —
Hör, Mutter, dann: mich todtet dieſer Todte. —
Wer? — Riwalin. — O jammervolle Zeit! —
Laß mich ihn ſehen, eh er gar erſtorben,
So haſt du ew'gen Dank an mir erworben.

34. Die Meiſterin ließ nicht ihr Wort verderben;
Sie denkt, was ſchadets, ob ich das gewähre?
Der Ritter muß heut oder morgen ſterben,
So friſt' ich meiner Frauen Leib und Ehre,
Und mag mir Lieb' und Huld redlich erwerben.
Mir geht zu Herzen eurer Trubſal Schwere,
Mein Fräulein, ſprach ſie; ſtehts in meinen Händen,
So zweifelt nicht, ich will die Noth euch wenden.

35. Ich will alsbald zu dem Todtwunden gehen,
Und will die Stät' wo er liegt, wer ſein
Mit Pflege wahrnimmt, alles wohl erſpähen.
Sie ging zum Ritter mit Geberden ein,
Als käm ſie klagen ſeine Angſt und Wehen,
Und ſagt' ihm leiſe: Herr, die Jungfrau mein
Wollt' gern in euren Nöthen zu euch kommen,
Nur ſey's nach Sitt' und Ehre vorgenommen.

36. Und als ſie Weg' und Mittel ausgemacht,
Kehrt ſie zurück zu ihrer Blanſcheflur.
In eines armen Beteweibes Tracht,
Baarfuß, zum Gürtel eine grobe Schnur,
Wie ſie im Spittel wohl bey Siechen wacht,
Verbarg ſie ganz die ſchöne Creatur.
Ihr Haar in Zöpfen, und ein Tuch aus Leinen
Ließ, hängend, faſt ihr Antlitz nicht erſcheinen.

37. So nimmt ſie die Prinzeſſin an die Hand,
Und führt ſie, wo er liegt, der arme Schwache.
Er hatte all die Seinen fortgeſandt,
Weil Still' und Ruh den Schmerz gelinder mache.

„Die Aerztin hier bringt heilſamen Verband;“
Sagt zu den Dienern ſie im Vorgemache,
Und ſchafft alſo, daß die herein ſie ließen,
Und ſorgt, die Thüre hinter ihr zu ſchließen.

38. Ach! ſeufzet Blanſcheflur, ach! heut und immer;
Wie gar iſt meines Lebens Troſt verloren!
Und Riwalin im dämmerlichen Zimmer
Sieht kaum ſie nahn, doch dringt in ſeine Ohren
Der ſüße Laut: ein ferner Morgenſchimmer,
Geht ſie ihm auf wie aus des Himmels Thoren.
Er neigt ſich ihr, doch nur mit mattem Winken,
Und muß gleich wieder auf ſein Lager ſinken.

39. Sie merket wenig, wie er ſie empfangen,
Von Lieb' und Leid erkalten ihre Glieder,
Der Roſenſchein erblaßt auf Mund und Wangen,
Und Nacht fällt auf der klaren Augen Lieder.
Erſterbend noch in zärtlichem Verlangen
Lehnt ſie zu ihm ſich Wang' an Wange nieder:
So lag ſie lang' in ſchwindenden Gedanken
Ohnmächtig da bey dem ohnmächt'gen Kranken.

40. Als ihr entwichner Sinn ſich wiederfund,
Drückt ſie alsbald, voll Inbrunſt und Erbarmen,
Zu tauſendmalen ihren ſüßen Mund
Auf ſeinen, der vom Hauche muß erwarmen.
Sein ſchlummernd Leben wachet auf zur Stund,
Gewiegt in ihren lind' umſchlungnen Armen.
Auf ihren Lippen wohnt ein köſtlich Weſen,
Das ſaugt er ein und wähnt ſich ſchon geneſen.

41. Darob erglüht der Minne Kraft in beyden,
Aus Noth und Tod mächtig emporgerungen.
Sie wollten nur am Weh die Seelen weiden,
Doch ſüßre Qual hat jenes Weh verſchlungen;
Sie einet allererſt das letzte Scheiden.
Der Jüngling, wie von Jugend neu durchdrungen,
Zwang das geliebte minnigliche Weib
Innig und nah an ſeinen wunden Leib.

42. Die Schöne fügt ſich willig ſeinem Willen,
Und beut ſich ſelbſt als ſüßer Labung Becher
Den Lebensdurſt des Schmachtenden zu ſtillen.
Der Trunk berauſcht den zu verwegnen Zecher,

Aus ſel'gen Wunden will ſein Geiſt entquillen,
Schon liegt er wie erſtarrt und athmet ſchwächer:
Er mußte ſterben an der hohen Wonne,
Hätt' ihm nicht Gott verliehn das Licht der Sonne.

43. Sie ſchied, von Noth entladen und beladen:
Ihr Herzensleid zurück beym Ritter bliebe,
Vertauſchet mit der Minne Bund und Gnaden;
Doch unterm Herzen keimen neue Triebe
Des Lebens ihr, zu ihres Lebens Schaden.
Das wußt' ſie nicht, ſie wußte nur von Liebe:
Er war ganz ihr fortan, ſie ſeine nur,
Und Riwalin war eins mit Blanſcheflur.

44. Er lag in Träumen, die er nicht ermaß,
Das ſtolze Glück erhöht ihm ſein Gemüth;
Den Todespfeil, der in den Adern ſaß,
Warf aus das Freudebrauſende Geblüt.
Die Diener prieſen, da ihr Herr genas,
Wie klug die Aerztin ſich für ihn bemüht.
Doch kaum geſund brach er geheime Frucht
Der Lieb', als neue Trennung heim ſie ſucht

45. Sein Marſchalk ſendet Botſchaft aus den Landen,
Daß Morgan ſich, da fern der junge Held,
Nicht binden läßt von des Vertrages Banden,
Ein Heer, gewalt'ger als zuvor, geſellt,
Und, giebt man nicht ihm, was er heiſcht, zu Handen,
In Parmenie mit Schwert und Feuer fällt;
Daß Muth und Treue wankt bey ſeinen Mannen,
Wenn ſeine Kunſt nicht bald ſie wird ermannen.

46. Er ſchickt ſich drauf zur Heimfahrt über See,
Gleich hört die leid'ge Kunde Blanſcheflur;
Sie ſagte bloß das arme Wort „o weh,“
Daß viel und oftmals ihrem Mund entfuhr.
„O Minne, ſo verlockſt du je und je
Aus Luſt in Leid, wer ſich dir eigen ſchwur.
Dein Wahn, der in ſo falſcher Süße ſchwebet,
Trog mich, er trüget alles was da lebet.“

47. Indem trat Riwalin in das Gemach,
Und ſprach: Ich ſoll und muß zu Lande fahren,
Bald hoff' ich glücklich Ende meiner Sach,
Euch, Schöne, möge Gott geſund bewahren.

Bleibt euch mein treues Angedenken wach,
So frag' ich nicht nach aller Feinde Schaaren.
Gebietet mir! ſagt mir ein letztes Wort!
Schon wartet mein das Schiff, und ich muß fort.

48. Das Fräulein mußte ſolche Red' entherzen,
Fiel in den Schooß der Meiſterin wie todt.
Er kniet zu ihr mit weinend bangem Herzen,
Und wußte keinen Rath für ihre Noth
Als linde Liebkoſung und trautes Herzen,
Und Küſſe, die er Mund und Augen bot,
Bis ſie begann ſich an ihm aufzuranken,
Und ſelbſt ſich konnte halten ohne Schwanken.

49. Da ſprach ſie: Theurer Mann, ich muß es klagen
Daß ihr ſo weggeht wie ein freyer Gaſt,
Und, wenn ichs darf mit euren Hulden ſagen,
Verdient' ichs freundlicher um euch; ihr laßt
Mich hier allein in dreyen Sorgen zagen.
Zuerſt ſo trag' ich eines Kindes Laſt
Von euch, deß ich wohl nie geneſ', ich Arme:
Die reine Magd ſich mein und ſein erbarme!

50. Und wenn mein Herr und Bruder es erfährt,
So läßt er mich deß grimmen Todes ſterben.
Ja, wenn er auch den Leib mir nicht verſehrt,
Wird er doch Gut und Ehre mir verderben;
Dann muß mit mir verſtoßen, arm, unwerth,
Mein vaterloſes Kind die Trübſal erben.
Auch wird mein Land, mein Volk und hoch Geſchlecht
Durch meine Schmach an Ehren ſehr geſchwächt.

51. Er ſagte drauf: Seyd wohlgemuth, o Traute!
Mir iſt ſo lieber Tag an euch begegnet,
Wenn, eur vergeſſend, ich mein Glück mir baute,
So wär ich wohl auf ewig ungeſegnet.
Die hohe Kraft, die uns mit Luſt bethaute,
Vereint uns, wenn es blitzt und ſtürmt und regnet.
Mein Schickſal bleibt von eurem ungeſchieden,
Kein Leid geſchieht euch je mit meinem Frieden.

52. Jetzt möchte König Mark mich landlos achten,
Begehrt' ich euch zum ehlichen Gemahl;
Doch wird er mich als Schwager nicht verachten,
Wenn ich beſiegt der mächt'gen Feinde Zahl.

Schnell rückzukehren war mein Ziel und Trachten,
Doch, weil ihr bangt, biet' ich euch dieſe Wahl:
Ich bleibe hier, zum Dienſt euch und zur Steuer;
Wo nicht, fahrt mit, und was ich bin, iſt euer. —

53. Ach Herr und Freund, wie wohl erweiſ't ihrs mir!
Ich wills euch danken mit fußfäll'ger Seelen.
Doch iſt für mich kein länger Bleiben hier,
Ich kann die Angſt nicht um mein Kindlein hehlen.
Der beſte Rath iſt euch zu folgen ſchier,
Kann ich geheim mich nur von hinnen ſtehlen.
Fahrt erſt zu Nacht, ſo hilft die Meiſterin
Zu eurem Schiffe mir verkleidet hin.

54. Als ſie erwägt, wie ſichs am beſten füge,
Ging Riwalin, Urlaub von Mark zu nehmen.
Dem ſagt er, wie daheim die Sache liege,
Er müſſe ſchnell den falſchen Morgan zähmen.
Ihm folget mancher Wunſch zu Heil und Siege,
Von Rittern, die ſich um ſein Scheiden grämen.
Der König hofft, er werd' an Gut und Ehren
Gefördert, bald zu ſeinem Hofe kehren.

55. Derweil die noch den letzten Becher trinken
Auf gute Fahrt, fiel ſchon die Sonn' ins Meer,
Und heimlich thäten nun die Sterne winken.
Da ſchlich das Fräulein unbemerkt daher,
Zur Bucht, allwo des Schiffes Segel blinken,
Als Edelknabe, den zu guter Lehr
In Waffenkunſt der Ritter mitgenommen;
So harrt ſie dort ſchon, eh er hingekommen.

56. Sie ſtießen ab, ſie ſchnitten durch die Wellen,
Die nur mit Plätſchern um den Kiel ſich regen.
Gelinde Lüfte kaum die Segel ſchwellen,
Das Schiffvolk konnte meiſt zur Ruh ſich legen,
So ſchnarchten auch im Raume die Geſellen,
Hingleitend unbeſorgt auf feuchten Wegen,
Als noch der Ritter ſamt dem holden Buben,
Umarmt, die Blicke zum Geſtirn erhuben.

57. Das blinket in der Fluten Widerſcheine
Wie naß vor Wehmuth; ſie ergreift ein Wähnen,
Als ob die Welt aus tauſend Augen weine,
Und ihre Liebe ſchwimm' im Meer der Thränen.

Da weigern ihre Augen nicht alleine
Die Flut zu mehren, hingethaut in Sehnen.
Bald hatte Liebesblick ſie neu umlächelt,
Ihr Hauch die Thränenſeen weggefächelt.

58. Die Nacht floh hin, von Statten ging die Fahrt,
Am dritten Tage kamen ſie zu Land.
Der Marſchalk, mit den ſeinigen geſchaart,
Hieß froh willkommen ſeinen Herrn am Strand,
Dem er alsbald umſtändlich offenbart,
Wie er die großen Sorgen kaum beſtand.
„Doch weil euch Gott in Zeiten hergeſendet,
Iſt Rath und Troſt uns allen ausgeſpendet.“

59. Hiernächſt vertraut ihm Riwalin mit Fleiß
Von Blanſcheflur ſein liebes Abentheuer.
Ja Herr, ich ſeh', ihr wachſ't an Würd' und Preiß
Von Tag zu Tag, erwiedert ſein Getreuer
Ihm hoch erfreut; denn ſolche Blume weiß
Krönt euren Namen wohl, und macht ihn theuer
Bey aller Welt; eur Glück und eure Wonne
Steigt herrlich auf, ſo wie die Morgenſonne.

60. Nun laßt die Gute gleiche Güt' erproben:
Wenn wir der Noth gewehrt mit unſern Waffen,
Werd' öffentlich ein Hochzeitfeſt erhoben,
Da ſollt ihrs reich und königlich ihr ſchaffen,
Daß König Mark es ſelber möge loben.
Zuvor noch laßt, daß Lay'n es ſehn und Pfaffen,
Zu rechter Eh euch in der Kirche weihen;
Glaubt, alles wird euch beſſer drum gedeihen.

61. Alſo geſchah's nach Rüals biederm Wort.
Weil nun die Herrn zu hartem Zeitvertreib
Das Land durchreiten mußten da und dort,
Führt Blanſchefluren, um ſo theuren Leib
Beſorgt, der Marſchalk auf ein feſtes Ort,
Cantell genannt, da wohnt ſein eigen Weib;
Der anbefahl er ſie, der reinen, ſteten,
Der Weibesehre Spiegel, Frau Floreten.

62. Den Winter über war mit ſeiner Beute
Morgan auf einer ſtarken Burg geſeſſen.
Die beyden rüſten Zeug indeß und Leute,
Ermuthigend, wer ſich des Streits entſeſſen,

Und ſind bereit, da ſich das Jahr erneute,
Sich mit dem Feind' in offnem Feld zu meſſen.
Von Parmenie die blühnde Ritterſchaft
Stand wider Morgans übergroße Kraft.

63. So kam es an der Landwehr zum Gefechte,
Wo Kunſt und Muth und Stärke ſich bewährt.
Gewalt der Rechte wurde da zum Rechte,
Und es beſchwert ſtatt Zungen ſich das Schwert.
Wie wenig ward geſchont der guten Knechte!
Wie manchem war ſein Letztes da beſcheert!
Hier war der Staub gelöſcht, dort das Gras blutig,
Doch Parmenie ſtand im Gedränge muthig.

64. Bis, da die Schaaren der Bretagner weichen,
Und jene ſetzten Siegesfreudig nach,
Mit wildem Schrey aus Waldung und Geſträuchen
Vom Hinterhalt hervor ein Haufe brach.
Gar tapfre Reiter mußten wohl erbleichen,
Wenn ſie ein Speer plötzlich im Rücken ſtach.
Drob ward ihr Heer zerriſſen und verworr'n,
Daß Riwalin es ſah mit großem Zorn.

65. Indeß die pflichtvergeßnen Unterthanen
Der treue Marſchalk, ſeinem Herrn zum Schutz,
Zu ſammeln eilt um die bekannten Fahnen,
Beut der allein dem Feinde Wehr und Trutz,
Und weiß ſich vorwärts weiten Raum zu bahnen.
Er drang hindurch, wenn nicht im blut'gen Schmutz
Der Gaul ihm ausglitt, und vom Sporn geriſſen
Sich ſtampfend, bäumend, über ſich geſchmiſſen.

66. Noch mancher Feind erſchrack des dumpfen Halls,
Als ſeine Waffen klirrten über ihm.
Der freche Morgan freut ſich ſeines Falls,
Er ſprengt herzu, durchbohrt mit Ungeſtüm,
Wo Helm und Harniſch gränzen, ihm den Hals,
Nicht fragend, ob ſich ſolcher Streich geziem',
Statt ihn zu fahn um Löſung, wie bey Fürſten
Die Sitte gilt; ſo brennt ſein Rachedürſten.

67. Als Riwalin die Diener fallen ſahn
Ermannten ſie vordringend ſich zum Kampf:
Viel tapfre Thaten nun zu ſpät geſchahn.
Wo der Held lag im letzten Todeskrampf,

Tobt zehnfach wütend auf blutrothem Plan
Geklirr, Mord, Zeter, Wiehern und Geſtampf,
Daß ſie, wie grimmig Morgans Krieger ſchnaubten,
Den Leichnam und das Feld zuletzt behaupten:

68. Drauf ward der todte Herzog aufgehaben,
Zur Burg in ſeiner Ahnen Gruft zu wallen.
Ihr denkt wohl, wie die Seinen ſich gehaben:
Sie ſind gemuthet und in Noth gefallen
Als die, ſo Ehr' und Gut mit ihm begraben,
Vom eignen Mann zum oberſten Vaſallen.
Doch er iſt hin, man muß ſich ſein entwegen,
Und beten, Gott im Himmel woll' ihn pflegen.

69. Nur Blanſcheflur nicht um den Gatten weinet,
Wiewohl kein Weib ſo tödlich Leid erwarb;
Das macht, ſie war im Innern ganz erſteinet,
Der Klage Laut auf ihrer Zung' erſtarb.
Die Sonn' ihr nur mit bleichem Glanze ſcheinet,
Ihr Aug' umhüllet düſtre Trauerfarb.
So lag ſie in den Qualen, kaum noch ächzend,
Nach ihrer bangen Seel' Entbindung lechzend.

70. Da fuhr ein Zucken durch den ſtarren Leib,
Des Lebens Wehen aus des Todes Nöthen.
Vier Tage wand ſich das troſtloſe Weib:
Kanns nicht der Gram, ſo muß ihr Kind ſie tödten.
O ſüßes Kind, im Mutterſchooße bleib!
Was ringeſt du nach andern Grabesſtäten?
So denkt ſie ſtets mit innigſtem Erbarmen;
Ein Söhnlein lebt, man gab es ihren Armen.

71. Sie ſprach, es hegend am gebrochnen Herzen:
Ich habe, da ich dich empfing, getrauert,
Dein Vater traurig lag in wunden Schmerzen,
In Trauer hat mich die Geburt durchſchauert,
Traurig umwölkt ſich deine Sterne ſchwärzen,
Weil du verwaiſt und von Gefahr umlauert.
Drum heiße Triſtan mit dem traur'gen Namen.
Das iſt mein letzter Mutterſegen. Amen.

72. Der Sohn genas, die Mutter lag erblichen,
Und ward zu Riwalin ins Grab getragen.
Ihr Kind ſey todt der Todten Schooß entwichen,
Befahl der Marſchalk allem Volk zu ſagen,

Obſchon das Land ob ſolchem jämmerlichen
Berichte noch trübſel'ger mußte klagen.
Das ordnet Rüal mit getreuen Liſten,
Der Waiſe Leib und Gut und Recht zu friſten.

73. Denn hätte Morgan um das Kind gewußt,
Er ruhte nicht, er mußt' es dann verderben.
Auf beßre Zeiten hofft die treue Bruſt
Das Land zu ſparen ſeinem ächten Erben.
Jetzt, da es blutet nach dem Kriegsverluſt,
Hieß er die edlen ſelbſt um Frieden werben.
So ward der Zwiſt geſühnet und entſchuldigt,
Und ward dem Oberlehensherrn gehuldigt.

74. Er will den Knaben auferziehn als ſein,
Und mahnt ſein Weib ſich Schwangern gleich zu halten.
Geräth und Kammer richtet auf den Schein
Sie klüglich zu mit heimlichen Anſtalten;
Die Amme ſchafft das Kind gar ſtill herein,
Als ſollte bey der Kreißenden ſie walten.
Der wars vertraut: ſonſt ward die Mähr' erfunden,
Die Marſchalkin ſey eines Sohns entbunden.

75. Und als ſie ingelegen ihre Wochen,
Trug ſie ihn lieb zum Gotteshaus hinauf.
Da wurde Segen über ſie geſprochen,
Der Kleine dann benahmt im heil'gen Tauf
Wie ihm der Mutter ſcheidend Wort verſprochen.
Ich nenn' ihn Triſtan nach der Zeiten Lauf,
Sprach Rüal; Gott kanns beſſer mit ihm machen,
Daß er einſt fröhlich mag des Namens lachen.

76. Es war ja wahrlich wahr und kein Betrug,
Wenn ſich Florete zu dem Sohn bekannte:
Er fühlt zu ihr der Kindestriebe Zug;
Sie mütterlich nie keines theurer nannte,
Das ſelbſt ſie unter ihren Brüſten trug.
Mit ſüßem Fleiß ihr Sinn ſich zu ihm wandte,
Die Tugendreiche hegt ihn früh und ſpat,
So daß er niemals unſanft niedertrat.

77. Ihm waren Scherz und Freyheit Spielgenoſſen,
Doch das Geleit der Kindheit nahm die Flucht.
Als bey der Mutter ſieben Jahr verfloſſen,
Nahm ernſter ihn der Vater in die Zucht;

Als ſeiner Freuden Blüthe kaum entſproſſen,
Ward ſie vom Reif der Sorgen heimgeſucht:
So wandelte ſein Leben ſich allmählig,
Das ward ſeitdem noch leider arbeitſelig.

78. Zwar fügt ſich Triſtan allem Fleiße gerne,
Sein Vater gab ihm einen Meiſter zu,
Der war begabt mit guter Weisheit Kerne,
Und ſann zu allen Stunden ohne Ruh
Wie nun ſein Zögling eins, nun andres lerne,
Ein Ding heut wohl und morgen beſſer thu.
Der fremden Zungen Kunſt, der Bücher Satzung
War täglich ſeines jungen Sinnes Atzung.

79. Von heiliger Geſchicht, und Lehr der Weiſen.
Von Recht und Sitte muß der Knabe wiſſen;
In feinen Reden ſtand er ſehr zu preiſen,
So war er auch auf Muſica befliſſen,
Daß ſeine zarten Finger ſchöne Weiſen
Auf allerhande Saitenſpielen riſſen.
Ihm war, was irgend nur ein löblich Werk,
Bis ers gefaßt, ſein emſig Augenmerk.

80. Bald lernt' er auch mit Schenkeln und mit Zügeln
Das Roß zu jedem Tritt und Wendung rühren,
Und feſt im Sitz geſchloſſen und den Bügeln
Den Schild und Speer nach Ritterweiſe führen,
Dann ringen, ſpringen, und den Lauf beflügeln,
Den Degen, und im Wurf den Schaft regieren,
Dann durch den Forſt die Haſen, Füchſe, Hirſchen
Mit Hunden jagen, mit Geſchoſſe pirſchen.

81. Davon erſtarkt der zarten Glieder Kraft,
Doch ließ man ſie vor Uebermaß bewahren.
Rual verſtand ſich wohl auf Ritterſchaft,
Er war ja ſelbſt in ſeinen jungen Jahren,
In manchem Abenteur und Spiel ſieghaft,
Zum Hof des Uter Pendragon gefahren,
Wo Merlins Kunſt und Weisheit vorbereitet,
Was Artus Herrſchaft herrlich dann verbreitet.

82 Kein Königsſohn iſt alſo hoch gebohren,
Der beſſer lernt in ſeines Hofes Mitten,
Als Triſtan, der ſein erblich Glück verlohren,
Was adlich iſt in Rede, Tracht und Sitten.

An ihm war alles ſchön und auserkohren.
Holdſeligkeit und Zier auf ſeinen Tritten;
Wie er an klein und groß beſcheiden thut,
So trägt auch alle Welt ihm holden Muth.

83. An vierzehn Jahre war etwa der Knabe,
Da trug ſichs zu, daß vor die Burg Cantell
Von Norweg über See voll Kaufmannshabe
Ein Schiff, mit Segeln und mit Rudern ſchnell,
Zu landen kam: es führte reiche Gabe,
Viel ſeidnes Zeug, Kleinode blank und hell.
Die Fremden legten ihren Markt nun aus,
Die Mähre kam dem Marſchalk in ſein Haus.

84. Zwey ſeiner Söhne hatten froh vernommen,
Da wären Falken, ſchönes Federſpiel;
Worauf den Triſtan ſie bey Seit genommen,
Der allen ſtets der freundlichſte Geſpiel,
Er möchte mit zu ihrem Vater kommen,
Ob es auf ſeine Bitte dem gefiel',
Daß er mit ihnen zu dem Schiffe ginge,
Und kaufte da dergleichen ſchöne Dinge.

85. Der Marſchalk führt ſie ſelbſt zum Strand hernieder
Es lacht das Herz den muntern kleinen Schalken
Nach all dem bunten luſtigen Gefieder,
Blauſchnabelichten Schmerlen, Pilgerfalken
Und Sperbern, die in Reihen hin und wieder
Sie ſitzen ſahn auf Stangen und auf Balken.
Nun feilſchet Triſtan für die andern zwey
Und ſich, daß jedem eine Gnüge ſey.

86. Sie ſchickten ſich nach Hauſe ſchon zu gehn,
Da mußte Triſtan innen an der Wand
Von ungefähr ein Schachbrett hängen ſehn,
An welchem zierlich Felder ſo wie Rand
Wohl eingelegt von glattem Holze ſtehn;
Dabey ein köſtliches Geſtein ſich fand,
Das war von edlem Elfenbein gegraben,
Gar meiſterlich durchbrochen und erhaben.

87. Ey, edle Kaufherrn, wißt ihr in dem Schache
Das ihr da feil habt, ſelber auch zu ziehn?
So ſagte Triſtan in Norweger Sprache,
Daß ihrer jeder drob verwundert ſchien,

Wie ſolche unbekannte fremde Sache
Dem Kind mit andern Gaben wär' verliehn.
Hier ſind genug, ſagt einer, die's verſtehen;
Wollt ihr: wohlauf! ſo will ich euch beſtehen.

88. So hatten dieſe ſich zum Spiel geſetzt,
Und Rüal ſprach: Ich habe heim zu eilen,
Du, Triſtan, weil die Kurzweil dich ergetzt,
Magſt, bis du ſie vollbracht, allhier noch weilen.
Bey deinem Meiſter laſſ' ich dich für jetzt,
Der nimmt dein wahr und kann dir Rath ertheilen.
Er ging von dannen mit den andern zweyn,
Und Curvenal und Triſtan blieb allein.

89. Das Kaufmannsvolk erſtaunte nicht geringer,
Da ſie den klugen Knaben ſpielen ſahn.
Er rührt im Brette die behenden Finger,
Des Gegners Liſten können ihn nicht fahn,
Er dringt mit ſtarkem Thurm und ſchlauem Springer
Vor allen mit der Königin hinan.
Dazwiſchen flogen von der Schachſpiel-Kunde
Die fremden Wörtlein zierlich ihm vom Munde.

90. Sie hatten ſeine edle Hofesart,
Und Wuchs und Bildung des holdſel'gen Jungen,
Und ſeine ſüßen Künſte wohl gewahrt,
Und wurden von Gewinnes Luſt bezwungen.
Sie dachten: Wie belohnt wär' unſre Fahrt,
Wenn wir ſo köſtlich dieſe Beut' errungen!
Ein ſolcher Diener ziert den größten König,
Wo wir ihn bieten, frommt er uns nicht wenig.

91. Sie winkten ſich mit Augen, und zum Lauf
War heimlich alles bald im Schiff bereit.
So gebt ihr dieſen Stein mir in den Kauf?
Rief Triſtan, ganz vertieft in ſeinen Streit.
Sie winden leiſ' indeß die Anker auf,
Und ſtoßen ab, und ſind vom Strande weit,
Eh er es merkt; was drauf ihm widerfahren,
Sollt ihr im folgenden Geſang erfahren.

Todten Opfer

für

Auguſta Böhmer.

I.

Sinnesänderung.

Ich wollte dieſes Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden ſchön.

Was die Natur gewoben,
Was Menſchen drauf erhoben,
Verband mir Poeſie.

So wähnt' ich klar zu löſen
Das Gute ſamt dem Böſen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgeſprochen
Dem ordnenden Gefühl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerſpiel.

Doch bald iſt mir zeronnen
Der Muth, ſo dieß begonnen,
Die Gnügſamkeit in Dunſt.
Gefeſſelt vom Verhängniß
Im irdiſchen Gefängniß:
Was hilft mir weiſe Kunſt?

Die Roſe, kaum entfaltet,
Doch ſüßer mir geſtaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm geſtochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun ſchau' ich zu den Sternen,
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entſaugen,
Küſſ' ich die leere Luft.

O, werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falſchen Welt entflohſt!
Sieh mich in meiner Demuth
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Troſt.

Wenn dort die Roſ' erblühte,
So ſey die heil'ge Güte
Endlos gebenedeyt.
Zwar ſehnlich werd' ich ſchmachten,
Doch nicht vermeſſen trachten
Aus dieſer Sterblichkeit.

Wo ich mich wiederfinde
Bey meinem ſüßen Kinde,
Muß Heil ſeyn, Wonn' und Licht.

Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmliſches Gedicht.

Den ſtrahlenden Karfunkel
Nahm ich in grauſem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bey mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

II.

Auf der Reiſe.

Von ferne kommt zu mir die trübe Kunde.
Es trennt mich ein Gebirg mit Wald und Klüften,
Blau dämmernd in des Horizontes Düften,
Von dort, wo ich erlitt die Todeswunde.
Da mach' ich auf die Wandrung mich zur Stunde:
Wo Bäche ſtürzend rauſchen in den Schluften,
Wo Felſen ſich gewölbt zu dunkeln Grüften,
Da iſt der Pfad mit meinem Sinn im Bunde.
Hier reiſ'te jüngſt hindurch, die ich betraure,
Nicht achtend auf des ſchroffen Wegs Beſchwerde;
Zur heitern Landſchaft ſüdlich hingezogen.
Mai wars, nun heißt es Sommer, und ich ſchaure
Von kaltem Sturm; ihr ward zum Grab die Erde:
Der Lenz hat Allen, Jugend ihr gelogen.

III.

Der Geſundbrunnen.

Der Himmel lacht, es wehen warme Lüfte,
Die Gauen blühn ringsum mit Wein und Korne
Hier ſchirmen Hügel vor des Nordwinds Zorne
Ein kleines Thal voll friſcher Wieſendüfte.
Und es ergießt der Schooß der kühlen Klüfte
Heilſamen Trank in ewig regem Borne.
Da fällt mich die unheimliche, verworrne
Vorahndung an: hier ſind auch Todtengrüfte.
Kannſt du dich ſo, Natur, mit Mord beſudeln?
Wie, oder war dir jede Kraft und Tugend
Vom unerbittlichſten Geſtirn gebunden?
Ja, hier, wo ſelbſt die Quellen Leben ſprudeln,
Hat, in der Roſenfülle froher Jugend,
Mein ſüßes Leben ſeinen Tod gefunden.

IV.

Der erſte Beſuch am Grabe.

Schon Wochen ſind es, ſeit ſie hier verſenket
Den ſüßen Leib, von aller Huld umfloſſen,
Der das geliebte Weſen eingeſchloſſen,
Zu dem umſonſt mein Sehnen nun ſich lenket.
Welk iſt der Kranz, dem Grabe friſch geſchenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entſproſſen;
Die Sonne zielt mit glühenden Geſchoſſen,
Noch Thau noch Regen hat den Staub getränket.
Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr dich nur weg, fühlloſes Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anderswo ergießen.
Nur meine Thränen, heil'ger Boden, ſauge!
Von warmem Liebesblick und kühlem Hauchen
Der Seufzer ſollen Wunderblumen ſprießen.

V.

Geliebte Spuren.

Dich ſollt' ich haſſen, und ich muß dich lieben,
Ort! der mein Kleinod geizig wollte haben,
Nicht um ſich ſein zu freun, es zu vergraben;
Selbſt reicher nicht, indeß ich arm geblieben.
Hier ſind noch ihre Spuren eingeſchrieben:
Auf dieſen Wieſen ſaß ſie; Schatten gaben
Ihr Buſch und Baum, und Früchte, ſie zu laben;
Die Blumenluſt ließ Au und Feld ſie üben.
Hier ſang ſie noch dem Echo muntre Lieder;
Jungfräulich wandelnd im Cyanenkranze
Ließ ſie das goldne Haar anmuthig flattern.
Bald aber ſank ſie, ach! entſeelt danieder,
Wie den Geſpielen weggerafft im Tanze
Eurydice vom Stiche falſcher Nattern.

VI.

Das Schwanenlied.

Oft, wenn ſich ihre reine Stimm' erſchwungen,
Schüchtern und kühn und Saiten drein gerauſchet,
Hab' ich das unbewußte Herz belauſchet,
Das aus der Bruſt melodiſch vorgedrungen.
Vom Becher, den die Wellen eingeſchlungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu getauſchet,
Der alte König ſterbend ſich berauſchet,
Das war das letzte Lied, ſo ſie geſungen.
Wohl ziemt ſichs, daß der Lebensmüde Zecher,
Wenn dunkle Fluten ſtill ſein Ufer küſſen,
In ihren Schooß dahingiebt all ſein Sehnen.
Mir ward aus liebevoller Hand geriſſen,
Schlank, golden, ſüßgefüllt, bekränzt, der Becher;
Und mir zu Füßen brauſ't ein Meer von Thränen.

VII.

Die himmliſche Mutter.

Der Himmel, ſagt man, kann Gewalt erleiden.
O drängen meiner Blicke Liebespfeile
Die Wolken durch, daß ich an deinem Heile,
Geliebtes Kind, mein Herz doch möchte weiden!
Du mußteſt von der treuen Mutter ſcheiden:
Ward eine Mutter droben dir zu Theile?
Wer ſagt dir Tröſtung, die dein Mitleid heile,
Wenn du ſo fern herabſchauſt auf uns beyden?
Ein heil'ges Wort hat Botſchaft ja geſendet,
Dort walt' ein weiblich Bild der Muttertriebe,
Das Herz der Welt, in ewigem Umarmen.
O, wenn von ernſter Glorie Strahl geblendet,
Die zarte Seele flieht zum Schooß der Liebe:
Nimm du, Maria, ſie in deinen Armen.

VIII.

An Novalis.

Ich klage nicht vor dir: du kennſt die Trauer;
Du weißt wie an des Scheiterhaufens Flammen
Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel ſtürzt' auch dir zuſammen,
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum ſey mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmliſche zu ſuchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod ſein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schickſal möge fluchen,
Deß Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor ſolchem Tranke zittert.

Du ſchieneſt, losgeriſſen von der Erde,
Mit leichten Geiſtertritten ſchon zu wandeln,

Und ohne Tod der Sterblichkeit geneſen.
Du riefſt hervor in dir durch geiſtig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entſchwundne Weſen.
Laß mich denn jetzo leſen,
Was deiner Bruſt die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er ſchwiege: laß nur ſchauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederſchein der ſel'gen Geiſterreiche.

Es ruft uns mit lebendigem Geräuſche
Des Tages Licht zu irdiſchen Geſchäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf ſich den Blick nur heften,
Und duldet, daß ſie allgebietend täuſche,
Kein Jenſeits an den himmliſchen Azuren.
Doch wenn die ſtillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet ſich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken ſo die Sterne,
Daß unſerm Geiſt ein innres Licht entfunkelt.

Bey Nacht ward die Unſterblichkeit erſonnen,
Denn ſehend blind ſind wir im Licht der Sonnen.

Bey Nacht auch überſchreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeſchiednen trennet,
Und führen ſie herbey, mit uns zu koſen:
Wir ſtaunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet,
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil ſich ihre Grüfte ſchon bemooſen.
Ach die erblichnen Roſen
Auf dem jungfräulich zarten Angeſichte,
Das ſelbſt der Tod, gleich nach der That verſöhnet,
Entſtellt nicht, nein, verſchönet,
Erblühn mir oft im nächtlichen Geſichte,
Daß meine Bruſt ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl ſie weggedränget.

So iſt mir jüngſt das theure Kind erſchienen,
Wie auferſtanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh noch das dumpfe Grab ſie überkommen.
Uns Traurenden verſcheuchte ſie den Kummer,
Und waltete mit ihren ſüßen Mienen,

Als wäre ſie der Heimath nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich ſich der Zweifel ein in unſre Seelen:
Ob ſie, uns angehörig, wahrhaft lebte?
Ob ſie als Geiſt nur ſchwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und keiner wagte ſie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

Mir hat ſich Traum und Wachen ſo verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich ſchwankend zaudre
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen flieh' ich fern und ſchaudre,
Als würden ſie von einem Hauch verdorren,
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unſtät ſchweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt vom Ird'ſchen mich entkleiden,
Und an dem Troſte weiden,
Daß dieſe Ding' in leeren Schein zerſtieben;
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

Geh hin, o Lied! und ſage:
Du jugendlicher Himmelſpäher, labe
Mit deiner Weihe den, der mich geſungen,
Daß er, emporgeſchwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht verſink' am Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwey theure Schatten,
Laß uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.

IX.

An denſelben.

Du Theurer, dem ich dieſes Lied geſendet,
Muß ich dich ſelbſt ſchon ſuchen bey den Todten?
Zur Todtenfeyer hab' ich dich entboten:
Nun werd' ein Todtenopfer dir geſpendet.
Wer ſich zu ferner Lieben Heimath wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß geboten;
So find' in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz dir liebend ſich verpfändet.
Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verſtummt der Laut des Schmerzes, den ich meyne,
Und dieſe Trauer läßt ſich dort nicht nennen.
O könnteſt du den Perlenſchmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nun weine!
Für wen ſie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

Die Sprache der Liebe.

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Tieck.

Erſte Weiſe.

Worte ſind nur dumpfe Zeichen
Die Gemüther zu entziffern,
Und mit Zügen, Linien, Ziffern,
Läßt ſich Wiſſenſchaft erreichen.
Doch aus den äther'ſchen Reichen
Läßt ein Bild des ew'gen Schönen
Nieder zu der Erde Söhnen
Nur in Bild und Ton ſich ſchicken:
Liebe ſpricht in hellen Blicken,
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Liebe ſtammt vom Himmel oben,
Und ſo lehrte ſie der Meiſter,
Welchen ſeine hohen Geiſter
In derſelben Sprache loben.
Denn beſeelt ſind jene Globen,
Strahlend redet Stern mit Stern,
Und vernimmt den andern gern:
Wenn die Sphären rein erklingen.
Ihre Wonn' iſt Schaun und Singen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Stumme Zungen, taube Ohren,
Die des Wohllauts Zauber fliehn,
Wachen auf zu Harmonie'n,
Wenn ſie Liebe neu gebohren.
Memnons Säule, von Auroren
Angeſchienen leiſ' und fern,
Haucht ſo aus dem ſtarren Kern
Ihre Sehnſucht aus in Liedern,
Und der Mutter Gruß erwiedern
Nur in Tönen mag ſie gern.

Muſik iſt die Kunſt der Liebe
In der tiefſten Seel' empfangen,

Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demuth heil'gem Triebe.
Daß die Liebe ſelbſt ſie liebe,
Zorn und Haß ſich ihr verſöhnen,
Mag ſie nicht in raſchen Tönen
Bloß um Luſt und Jugend ſcherzen:
Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was ſie will, verſchonen.

Zweyte Weiſe.

Laß dich mit gelinden Schlägen
Rühren, meine zarte Laute!
Da die Nacht hernieder thaute,
Müſſen wir Geliſpel pflegen.
Wie ſich deine Töne regen,
Wie ſie athmen, klagen, ſtöhnen,
Wallt das Herz zu meiner Schönen,
Bringt ihr aus der Seele Tiefen
Alle Schmerzen, welche ſchliefen;
Liebe denkt in ſüßen Tonen.

Zu dem friedlichen Gemach
Wo ſie ruht in Blumendüften,

Laß noch in den kuhlen Lüften
Tönen unſer ſchmelzend Ach.
Halb entſchlummert, halb noch wach,
Angeblickt vom Abendſtern
Liegt ſie, und vernimmt wohl gern
In den leiſen Harmonieen
Träume, Bilder, Fantaſieen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Inn'ger, liebe Saiten, bebet!
Lockt hervor den Wiederhall!
Weckt das Lied der Nachtigall,
Und wetteifernd mit ihr ſtrebet!
Doch wenn Sie die Stimm' erhebet,
Dann erkennet euern Herrn,
Lauſcht demüthig und von fern.
Horch! ſchon ſingt der holde Mund.
Denn verrathen unſern Bund
Nur in Tönen mag ſie gern.

Nun noch einmal, gute Nacht!
Und an deinem Lager ſäume
Nur der zärtlichſte der Träume,
Bis der Morgen wieder lacht.

Dann geh' auf in ſtiller Pracht,
Wie der Tag den Erdenſöhnen,
Meine Hoffnungen zu krönen.
Kann doch deine Blüthenjugend,
Unſchuld, Anmuth, reine Tugend,
Alles, was ſie will, verſchönen.

An die
ſüdlichen Dichter,
deren
Lieder ich überſetzt hatte.

Nehmt dieß mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutſchen Ahnen,
Iſt, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, ſtammt ihr dennoch von Germanen,
So laßt mit deutſcher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden,
Zu nördlichen aus ſüdlich ſchönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entſproſſen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum ſchuf Kämpfer zu Genoſſen,
Für Einen Glauben wollten alle ſtreiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erſchloſſen;
Da war auch Eine Poeſie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verſchiednen Zungen.

Nun iſt der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, ſie der Barbarey zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit ſich erſonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereyen.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich iſt von Art, gedeihen.
Ach, dieſe Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unſre Zukunft gründen.
Mich ſoll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künſtler, will ich mich verbünden.

Kann ich neu, was ihr ſchuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenrothe kunden,
Und ſtreun vor ihren Himmels-Heiligthumen
Der Erde Liebkoſungen, ſuße Blumen.

Zweites Buch.

Lieder und Romanzen.

Sibylle.

Einſam in der Felſenhöhle,
Tiefen Ernſt in keuſcher Seele,
Wohnte Phöbus Prieſterin.
Oft, in ſtiller Nächte Hüllen,
Nahte ſich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel ſie vor ihm nieder,
Ihr erſchauerten die Glieder,
Die der hohe Gaſt durchdrang.
Und ſie öffnete die Lippen,
Und es ſchollen rings die Klippen
Von prophetiſchem Geſang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub ſie dann den Spruch der Götter,
Vom Apoll ihr offenbart.

Vieler Menſchen Söhne kamen,
Fragten, laſen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sauſend in die öde Luft.

Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haſchte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Troſt gehofft und Troſt gebeten,
Fluchte dann auf ſein Geſchick.

Weisheit läßt mit ſich nicht ſcherzen;
Menſchen, haltet feſt im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüſte Toben
Maß und Ordnung weggeſtoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

Die neue Sehnſucht.

Hebſt du wieder an zu ſtreben,
Wunſch der Lieb' in meiner Bruſt?
Wie die Wellen ſanft ſich kräuſeln,
Wenn am See die Lüfte ſäuſeln,
Wie ſie ums Geſtade weben,
Alſo ſchmeichelt meiner Bruſt
Neue Sehnſucht, neue Luſt.

Schmeichelt nur, ihr Wind' und Wellen!
Eure Tück' iſt mir bewußt.
Wißt ſo kühl heran zu ſchwellen,
Wißt ſo lieblich einzuladen,
Sich in eurem Schooß zu baden:
Doch mit Kummer und Verluſt
Lohnt ihr die bethörte Bruſt.

Einmal habt ihr mich belogen,
Schmeichellüfte, Silberſee!
Lüſtern ſprang ich vom Geſtade,
Tauchte Stirn und Bruſt in Wogen;
Fortgewiegt im lauen Bade,
Sah ich rings nur glatten See,
Obenher azurne Höh.

Ach, die blaue Höh ward düſter,
Wild der Waſſerwogen Scherz,
Sauſen ward des Winds Geflüſter.
Zwiſchen Strudeln, zwiſchen Klippen,
Klagt' ich mit erblaßten Lippen,
Rief nach Rettung, und mein Herz
Fluchte nun auf Bad und Scherz.

Doch durch Aufruhr und Getümmel,
Nacht und Grauſen, fern und nah,
Zog zu des Geſtades Schilfe
Mich zurück der Götter Hülfe.
Sieh, da lächelte der Himmel:
Leiſe Lüfte, fern und nah!
Spiegelflut, wohin ich ſah!

Und ich ſeufzte Dank den Rettern.
Schaute matt zur Himmelshöh.
Aber bald, entbrannt im Grimme,
Schwur ich, ſangs mit raſcher Stimme:
Nichts bey Menſchen, nichts bey Göttern,
In der Tief' und auf der Höh,
Sey ſo falſch wie dieſer See.

Fühllos ſchlanget zwar ihr Wellen
Meines Liedes Pfeil hinab.
Aber will, bey eurem Schwellen,
Nun mein Herz ſich lüſtern regen,
Donnert euch mein Schwur entgegen:
Schelt' ich vom Geſtad' herab:
Glatter Abgrund! lächelnd Grab!

Die verfehlte Stunde.

Quälend ungeſtilltes Sehnen
Pocht mir in empörter Bruſt.
Liebe, die mir Seel' und Sinnen
Schmeichelnd wußte zu gewinnen,
Wiegt dein zauberiſches Wähnen
Nur in Träume kurzer Luſt,
Und erweckt zu Thränen?
Süß berauſcht zu Thränen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen!

Ach, ich gab ihm keine Kunde,
Wußt' es ſelber nicht zuvor;

Und nun beb' ich ſo beklommen:
Wird der Traute, wird er kommen?
Still und günſtig iſt die Stunde,
Nirgends droht ein horchend Ohr
Dem geheimen Bunde.
Treu im ſel'gen Bunde
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Hör ich leiſe Tritte rauſchen,
Denk' ich: ah, da iſt er ſchon!
Ahndung hat ihm wohl verkündet,
Daß die ſchöne Zeit ſich findet,
Wonn' um Wonne frey zu tauſchen. —
Doch ſie iſt ſchon bald entflohn
Bey vergebnem Lauſchen.
Mit entzücktem Lauſchen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Tauſchen wird vielleicht mein Sehnen,
Hofft' ich, des Geſanges Luſt.
Ungeſtümer Wünſche Glühen
Lindern ſanfte Melodieen. —
Doch das Lied enthob mit Stöhnen
Tief erathmend ſich der Bruſt,
Und erſtarb in Thränen.
Süß berauſcht in Thränen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Die Erhörung.

Romanze.

Schöne Fatme! ſchöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen ſieben Mandelbäume:
Willſt du nicht der Blüthen warten?

In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willſt du kommen, willſt du lauſchen,
Wie die ſüßen Lieder hallen?

In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Waſſerquelle:
Willſt die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen kühl und helle?

Schon ſo viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommſt nicht an dein Fenſter,
Giebſt mir weder Gruß noch Rede.

Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bey dem Dornenhügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer.

„Böſer Sänger! böſer Sänger!
Störſt mich ſo in meinem Schlafe.
Leiſe! leiſe! daß die Mutter
Nicht erwach' und mich beſtrafe.

Böſer Sänger! böſer Sänger!
Muß ich ſo hinunter ſchleichen,
Muß den Thau mit zarten Füßen,
Armes Kind! vom Raſen ſtreichen.

Nur behutſam, guter Abdul,
Nur behutſam ſpring die Mauer!
Wenn du fällſt und dich verwundeſt,
Ach, du giebſt mir Noth und Trauer.“

Arion.

Romanze.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Cither lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergetzt' er alle Geiſter,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er ſchiffte Goldbeladen
Jetzt von Tarents Geſtaden
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen,
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich geſinnt:
Laß dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion ſprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freyen Dichterbruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſey auch vieler Tauſend Luſt.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einſt mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er ſteht im Schiff am zweyten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß ſie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geſchenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäſte Schwarm.“ –

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menſchen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüſtern,
Nach ſeinen Schätzen lüſtern;
Doch bald umringen ſie ihn laut.

„Du darfſt, Arion, nicht mehr leben:
Begehrſt du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonſt wirf dich in das Meer hinab.“ —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethſt du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Citherſpieler-Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.
Wann ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauſchen,
Laßt mich die Kleider tauſchen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein,
Es ſtaunt der Schiffer Bande;
Er ſchreitet vorn zum Rande,
Und ſieht ins blaue Meer hinein.

Er ſang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, ſolge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elyſiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr friedlichen, ſchon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du gingſt, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter ſchauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh'!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!“ —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:
Eh Fluten ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verliehn;
Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem falſchen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend ſinn'ge Thier.
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leyer Zier,
Und kleine Wellen ſpringen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin ſich ſein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinſt an Felsgeſtaden
Das Wunder aufgeſtellt in Erz.
Jetzt, da ſich jedes trennte
Zu ſeinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannſt nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirſt ſie ſtolz und heilig ziehn.“ --

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einſt er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt ſingend durch die Flur.
Mit Lieb' und Luſt gebohren,
Vergißt er, was verlohren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Bruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tauſend Luſt.
Zwar falſche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann ſpricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander ſtaunend horcht.
„Soll Jenen ſolch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Mußt du dich hier verſtecken,
So nahn ſie wohl ſich unbeſorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr." —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er iſt zum Gotte worden:
O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!“ —

„Er lebet noch, der Töne Meiſter;
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euren Muth!“

Kampaspe.

Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
Lieb' erobert ſich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugeſellt.
Raſch beſiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Luſt:
Eine doch, vor allen andern
War das Kleinod ſeiner Bruſt.

Von der Perlen Vaterlande
Als die koſtlichſte bewahrt,
Sproßte ſie an Indus Strande,
Eine Blume, ſchlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig ſie dem Gatten
Leiſe Kühlung, ſüßen Duft.

Ihre Jugend darzuſtellen,
Eh die Zeit ſie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinſel taucht.
„Was ſie ſchönes hat und holdes,
Laß es mir unſterblich ſeyn,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sey, ſo viel du wünſcheſt, dein.“

Die ein Sohn des Zeus erkohren,
Spricht der Mahler froh entzückt,
Iſt, zum Götterloos gebohren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja du ſollſt die Göttin ſchauen,
Wie ſie halb noch knieend ſchwebt,
Wie die Locken um ſie thauen,
Da ſie aus dem Schaum ſich hebt.

Still geſenkt die Augenlieder,
Folgt Kampaspe dem Geheiß
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künſtlers Zauberkreis.

Sie enthüllt ſich, und erröthend
Flieht ſie in ſich ſelbſt zurück;
Sterbend und in Glut ertödtend
Schwimmt ihr ſüß verwirrter Blick.

Und ſie neigt ſich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Bruſt,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewußt.
Stammelt ſie in Hellas Tönen,
Faßt ſie doch den Künſtler ſchnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht ſein Auge glänzend hell.

Es verklärt ſich mit den Zügen,
Die ſein Pinſel ſcheu entwirft;
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar ſchlürft.
Göttin nannt' er ſie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Geſetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh und Sinn iſt ihm entflohen,
Daß er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet ſein entflammter Muth.
Aber ſein Vertraun beſchämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will ſich ſtreng bezähmen,
Und die Wünſche nicht geſtehn.

Forſchend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.
Er iſt Ares, ſie Cythere;
Beyde knüpft die ſchönſte Wahl,
Und ſein Werk, des Meiſters Ehre,
Wird ein Denkmal ſeiner Qual.

Ob er lächelnd ſie verhehle,
Ihn durchſchaut des Königs Blick.
Er beherrſcht die große Seele,
Und beſchließt des Freundes Glück.

„Magſt du nur mich treulos ſchelten!
Wunderbar gelang dein Fleiß,
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fordre von ihr ſelbſt den Preis.

Du biſt ihrer Schönheit Spiegel,
Und ſie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand zum Siegel,
Daß ich euren Bund gewollt.
Kannſt du ihren Reiz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunſt,
Und die Liebe laß vollenden,
Was begonnen deine Kunſt.“

Der heilige Lucas.

Legende.

Sanct Lucas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu mahlen.
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fährt vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!“ —

Sie ſprach darauf demüthiglich:
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt,
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet

Das Auge, welches alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht:
Doch laß es Andre ſchauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wenn du der Erde lang entflohſt,
Vor deinem Bild zu beten.
Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten." —

Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, dich zu mahlen.
Von dieſen Händen aufgeſtellt,
Soll vor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte. —

Sanct Lucas legt ans Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt,
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar,
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.

Marien lieh zum zweyten Mal
Ein Jeſuskind des Mahlers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinſel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis alles wohl getrocknet iſt,
Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage ſind entflohn,
Da klopft von neuem Lucas ſchon
An ihre Hüttenpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher,
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet.
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltauſendfältig konterfeyt
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sanct Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.

Herabgeſandt von ſel'gen Hohn,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Der ſtellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder himmelan
Ein jugendlicher Engel.

Leonardo da Vinci.

Romanze.

Florentiner! Florentiner!
Was muß euren Sinn verkehren,
Daß ihre eure großen Männer
Fremden überlaßt zu ehren?

Dante, welcher göttlich heißet,
Klagt, daß ihn ſein Land verſtoße;
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooße.

Und der alte Leonardo,
Weilte bey euch, halb vergeſſen,
Der an euren Kriegeſthaten
Jung des Pinſels Kraft gemeſſen.

Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künſte Himmel funkelt,
Michel Angel Buonarroti,
Hatte ſeinen Ruhm verdunkelt.

Dieſer ſtrebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, ſinnig forſchend,
Was ſie leiſ' ihm ausgeſprochen.

Nicht den Stolzen duldend, muß er
Noch zu fremdem Volk und andern
Menſchen, aus Florenz, der ſchönen,
Ein bejahrter Pilger wandern.

Ritter Franz, der edle König,
Rief den weiſeſten der Mahler,
Gab ihm Raum nach Luſt zu ſchaffen,
Hoch zu ehren ihn befahl er.

Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu ſtärken:
Aber bald hört man ihn klagen
Ueber angefangenen Werken.

Sieh, mein Leben iſt am Ziele,
Und die Kunſt noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parcen
Lang den Faden ausgeſponnen.

Weit in unentdeckte Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das nächſte zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken.

Und er mußte wider Willen
Hin ſich ſtrecken auf das Lager;
Würdig ſchön in ſiechem Alter,
Weiß von Bart und ſtill und hager.

Als der König das vernommen,
Füllt es ihn mit bangen Schmerzen,
Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
Seinem Reich und ſeinem Herzen.

Eilig wie zu einem Vater,
Tritt er in des Kranken Zimmer,
Kommen ſieht ihn Leonardo
Mit des Augs erloſchnem Schimmer.

Und er will empor ſich richten,
Seinen jungen Freund zu ſegnen,
Deſſen Arme, deſſen Hände
Liebreich ſtützend ihm begegnen.

Heiter lächelt noch ſein Antlitz,
Schon erblaßt wie einem Todten:
Aber halb im Mund erſtorben
Iſt der Gruß ſein letzter Othem.

Lange harrt der König ſchweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
„Ruh der kunſtbegabten Seele!
Und dem Leib ſey leicht die Erde!

Keine Weisheit, keine Tugend
Kann das herbe Schickſal wenden.
Was der Tod ihm ſtörte, wird es
Je ein geiſt'ger Sohn vollenden?

Darum, weil dieß Leben dauert,
Laßt den Heldentrieb entbrennen.
Wie dein ernſter Spruch mich lehrte:
Was ich ſoll, das will ich können!“

Die Warnung.

Romanze.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er ſetzt ſich vor des Hauſes Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt ſein Bündel neben ſich,
Bittet den Wirth beſcheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächſten Tiſch
Zwey wilde rohe Buben.
Heda, Herr Wirth! und gebt uns friſch:
Was kauzt ihr in den Stuben?
Dieſe Nacht ſo durchgeſchwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß!
Es geht mir nichts darüber.
Und lieb' ich ſchon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach wie wird verwundert ſeyn
All die werthe Chriſtengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da draußen erſt den Nepomuk
Mit ſeinen ſieben Sternen,
Ich ſchob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er ſchwimmen lernen.
Schüttert was, ſo plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jeſulein,
Den hält der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreyzehn Steine allzumal
Mit Chriſti Paſſionen,
So beſchmiert, verziert aufs Feſt,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt
Wenn ſie zum Beten da knieen.

Der Andre ſprach: Wenns Prahlen gilt,
So ſteh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht beſcheert,
Sind wohl deine Geſchichten werth,
Und es iſt noch nicht das beſte.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Chriſti leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel' erfreuts! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn ſie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was erbauliches werden.

Der Wandersmann ſchaut ernſt und ſtill,
Da ſie die Red' erhuben.
Sie achten erſt nicht, was er will,
In ihrem Rauſch, die Buben.
Beyde riefen dann zugleich:
Kümmert euch, Tuckmäuſer, um euch!
Was ſoll das Gaffen und Horchen?

Der Wandersmann ſagt nicht ein Wort,
Und ſchaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
Wenn ihr nicht die Frechheit laßt,
Sagten ſie, ſolchen Heuchler-Gaſt,
Den muß man mit Schlägen verjagen. —

Mich ſchlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Friſt nur hier,
Doch ſollt ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner, ſo wie ihr thut,
Und laßt bey Zeiten euch warnen.

Sonſt ſchließt ihr einen Bund der Treu
Mit Judas falſcher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr aufs neu
Mit ſolchem kecken Spotte. —
Ja doch, da geſchäh' ihm recht,
Weil ſich der einfältige Knecht
Das erſtemal kreuzigen laſſen. —

Ich weiß gewiß, ihr ſprächt nicht ſo,
Wärt ihr einſt mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn ſehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter ſtanden,
Und er im Buſen trug ihr Loos,
Bey grimmen Todesbanden;
Neigt ſein Haupt in Finſterniß,
Durch die Himmel geſchieht ein Riß,
Und innerlich ſchauert die Erde. —

Ey ſeht, der macht uns glauben gar,
Er wär dabey geweſen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröſtern leſen.
Sagt uns doch, wie alt ihr ſeyd,
Daß ihr ſaht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht iſt geſchehen? —

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben iſt kein Leben.
Wie raſtlos kreiſ't der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten ſchweben.
Greiſer wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Geſicht,
Das niemals lachet noch weinet.

Ich war wie ihr von frechem Muth
In meinen erſten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.
Als der Hohenprieſter Amt
Heuchleriſch nun den Chriſt verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit ſchwerer Kreuzeslaſt
Zum Thor ihn ſchleppt die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Haſt,
Und ſtieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schreyn,
Wollt' er raſten auf einem Stein,
Da ſchlug ich ihn mit den Fäuſten.

Geh, rief ich, Jeſus! fort mit dir:
Zum Tod dich endlich ſchicke!
Der Heiland ſah ſich um nach mir,
Und ſprach mit ſtillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern ſollſt nun du,
Und warten, bis ich komme.

Dieß Wort, dieß Wort, dieß Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es ſchirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrts mein leiblich Sterben.
Und mich treibts von Land zu Land,
Und bin manchem zum Graun bekannt,
Der ewige wandernde Jude.

Der Fremdling ſprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erſchiene.
Als die zwey das Zeichen ſahn,
Fällt ſie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten ſich ſchon in der Hölle.

Und eh ſie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er ſein Bündel aufgerafft,
Und iſt ſchon weit verſchwunden.
An des letzten Hügels Rand,
Sehn ſie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Geſtalt hinwanken.

Zu ſpät zerknirſcht ſie's und gereut's,
Gott läßt mit ſich nicht ſcherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den liebloſen Herzen.
Kirchentroſt ward nicht geſpart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

Fortunat.

Romanze.

Thauig in des Mondſcheins Mantel
Liegt die ſtille Sommernacht,
Und ein Ritter reitet ſingend
Wieſenplan und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klatſcht ihm ſanft den Hals;
Weißt du nicht, daß wartend Lila
An dem offnen Fenſter wacht?

Biſt ja kein Turnier- und Streitroß,
Wie ſein Reiter ſteif und ſtarr,
Das, den Stachel an der Stirne,
Nur ſo blindlings rennen mag.

Nein, du trägſt auf ſeinen Zügen
Den bebenden Fortunat,
Schmiegſt mit ihm dich ſtill im Dunkel
Ueber Stege, glatt und ſchmal.

Bald zu dieſer, bald zu jener
Ging die heimlich nächt'ge Bahn:
Abends hin mit raſchem Sehnen,
Früh zurück mit trägem Gram.

Wann ich oft von deinem Rücken
Mich zur hohen Kammer ſchwang,
Standſt du ſtill, bis mich empfangen
Der Geliebten zarter Arm.

Ja ich weiß, wenn eine Spröde
Herz und Thür verſchlöſſe gar,
Würdeſt du mit leiſem Hufe
Klopfen, bis ſie aufgethan.

Wie er noch die Worte redet,
Oeffnet ſich ein heimlich Thal.
Bin ich, ſprach er, irr' geritten?
Iſt mirs doch ſo unbekannt.

Wunderlich durch Sträuch' und Bäume
Schleicht des Mondes blaſſer Strahl,
Und ein Buſch mit blühnden Roſen
Winkt von drüben voll und ſchlank.

Buſch, ich grüß in dir mein Bildniß,
Roſen trägſt du ohne Zahl;
Und mir blüht im regen Herzen
So der Liebe ſüße Wahl.

Manche reif, und Knoſpen andre,
Alle doch verblühn ſie bald,
Und der Saft, der jene füllte,
Wird den jüngern zugewandt.

Denn den Kelch, der ſich entblättert,
Schließet keines Willens Kraft.
Lila, Lila! dieſe Knoſpen
Drohn dir meinen Unbeſtand.

Aber daß du nicht ihn ahndeſt,
Komm' ich mit dem Kranz im Haar,
Biet' ein ſchön erröthend Sträuschen
Deinem weißen Buſen dar.

Roſen, Roſen! laßt euch pflucken,
So zu ſterben iſt kein Harm:
O wie will ich euch zerdrücken
Zwiſchen Bruſt und Bruſt ſo warm!

Und er lenkt das Roß entgegen,
Doch es ſcheut ſich, wie es naht,
Und er kann von keiner Seite
Dicht zur Roſenlaub' hinan.

So gewohnt bey Nacht zu wandern,
Thoricht Roß, wie kommt dir das?
Fürchteſt du die Licht' und Schatten,
Wankend auf dem feuchten Gras?

Doch es tritt zurück und bäumt ſich,
Wie er ſpornt und wie er mahnt;
Drauf mit ſeinen Vorderfüßen
Stampfet es den Grund und ſcharrt.

Wühlet weg den lockern Boden,
Tief und tiefer ſich hinab.
Schätze, glaub' ich, willſt du graben:
Eben iſts ja Mitternacht.

Unter ſeinem Huf nun dröhnt es,
Das ſind Bretter, iſt ein Sarg,
Und es traf ein Schlag gewaltig,
Daß der ſchwarze Deckel ſprang.

Schwingen will er ſich vom Sattel,
Doch er fühlt ſich dran gebannt,
Und der Gaul ſteht jetzo ruhig
Vor dem Sarg, im Boden halb.

Und es hebt ſich wie vom Schlummer
Eine weibliche Geſtalt,
Deren Züge blaſſer Kummer,
Aber ſanfte Lieb' umwallt.

Kommſt du, hier mich zu beſuchen,
Deine Clara, Fortunat?
Dieſe Linden, dieſe Buchen
Waren Zeugen unſrer That.

Wie du Treue mir geſchworen,
Wie dein Mund ſo flehend bat,
Meine Roſ' ich dann verlohren,
Und die Scham danieder trat.

Doch die Sünde ward mir theuer,
Mahnte nun mich früh und ſpat;
Für des Angedenkens Feuer
Wußt' ich keinen andern Rath,

Als mich hier ſo kühl zu betten,
Wie du ſiehſt, daß ich gethan.
Ach! ich hofft' in Liebesketten
Dich noch einmal hier zu ſahn.

Von des ſtillen Thales Schooße
Wird geſchirmt die bange Scham;
Lieb' erzog hier manche Roſe
Für die eine, die ſie nahm.

Sieh dieß Lager, traut und enge,
Wie ich ſorgſam anbefahl,
Daß es uns zuſammendränge
Zu der ſüßen Wolluſt Qual.

Durch des Verhangs grünen Schleyer
Bricht kein unwillkommner Strahl,
Und uns weckt aus ew'ger Feyer
Keiner Mond' und Sonnen Zahl.

In den kühlen Arm zu ſinken
Beut die heiße Bruſt mir dar.
Deine Seel' im Kuſſe trinken
Will ich nun und immerdar.

Leiſe zieht ſie ihn hernieder:
Schöner Jüngling, ſo erſtarrt?
Kaum gebrochne Augen hebend,
Sinkt er zu ihr in den Sarg.

Lila, Lila! wollt' er liſpeln,
Doch es ward ein ſterbend Ach,
Weil alsbald des Grabes Schauer
Seinen Lebenshauch verſchlang.

Mit Getöſe taumeln wieder
Feſt die Bretter auf den Sarg,
Und ein Sturm verwühlt die Erde,
Die der Gaul hat aufgeſcharrt.

Heftig bricht er alle Roſen,
Säuſelnd blättern ſie ſich ab,
Streun ſich zu des Brautbetts Weihe
Purpurn auf das grüne Gras.

Weit iſt ſchon das Roß entſprungen,
Flüchtig durch Gebirg' und Wald,
Kommt erſt mit des Tages Anbruch
Vor der Hütte Lila's an.

Bleibt da ſtehn, gezäumt, geſattelt,
Ledig, mit geſenktem Hals,
Bis die arme ſchlummerloſe
Seine Botſchaft wohl verſtand.

Und dann floh es in die Wildniß,
Wo kein Aug' es wieder ſah,
Wollte keinem Ritter dienen
Nach dem ſchlanken Fortunat.

Das Feenkind.

An die Schauſpielerin Friederike Bethmann.

Ich kannt' ein ſeltſam Feenkind,
Es war ſo klein und zart,
Und wechſelte wie Luft und Wind
Geſtalt und Sinnesart.

Dem Feenkinde nur gefällt,
Was Spiel iſt, bunt und kraus;
So zog es durch die weite Welt
Auf Zaubereyen aus.

Es ſchien ein feiner Knabe bald,
Und bald ein zierlich Weib;
Nun knapp umſchließt, nun frey umwallt
Gewand den ſchlanken Leib.

Bald wählt ſie Edelſtein und Gold,
Der Stickereyen Pracht,
Das reichſte, was die Erde zollt,
Scheint nur für ſie gemacht.

Doch giebt ihr nichts der fremde Glanz,
Er leiht den Reiz von ihr:
Ihr Haar iſt der Juwelen Kranz,
Ihr Arm der Spange Zier.

Bald, wie die Blumen auf der Au,
Thut ſie auf Schmuck Verzicht,
Und es beſchämt der Augen Blau
Nur das Vergißmeinnicht.

Verwandelt und verwandelnd, eilt
Sie weit durch Zeit und Raum,
Erfreut, betrübt, verwundet, heilt,
Und wie, das weiß man kaum.

Jezt hoch an Sinn und edlem Blut
Winkt ſie, ein Ritterweib,
Vom Helmbuſch ihren Knappen Muth,
Und fällt des Feindes Leib.

Als Alpenhirtin ſcherzt und ſingt
Sie munter bey der Müh,
Und in ihr kleines Hüttchen dringt
Der Liebe Kummer nie;

Der ietzo ſie in irrem Wahn
Durch Hain und Wildniß treibt:
Sie ſieht nicht den Geliebten nahn,
Sie fragt noch, wo er bleibt.

Im Wunderland als Wilde dann,
Mit hüpfend leichtem Tritt,
Neckt ſie den eiferſücht'gen Mann
Und alle Männer mit.

Iſt ietzt des Helden liebend Herz,
Der kühn um Nachruhm wirbt,
Und flieht als Freyheit himmelwärts,
Da er für Freyheit ſtirbt.

Sie wohnt als fromme Königin
Im Kerker, ſtill und groß,
Und jeder ſtürzte willig hin
Für ſie zum Todesloos.

Jüngſt kam ſie, Gramzerrüttet ganz,
Bald trug man dann den Sarg,
Der unter Blumen, unterm Kranz,
Das blüh'nde Leben barg.

Ach, ſolls unwiderruflich ſeyn?
So bangte mir das Herz.
Zu ſchaudervoll iſt dieſer Schein,
Zu grauſam dieſer Scherz.

Doch iſt umſonſt mit Feenmacht
Die Holde nicht begabt:
In friſcher Jugend morgen lacht,
Die eben ihr begrabt.

Dem Wechſel, der ſie ſonſt erfreut,
Setzt ſie wohl ſelbſt ein Ziel:
Ein leichter Wink von ihr zerſtreut
Der Bühne Gaukelſpiel.

Klug, ſittig, edel, ſchlingt ſie nun
Der Freundſchaft zartes Band.
Das, ſagt' ich, iſt ihr wahres Thun,
Das Ruh hat und Beſtand.

Doch unter Zutraun, unter Scherz,
Fällt oftmals nebenbey
Doch der Gedanke mir aufs Herz
An ihre Zauberey.

Die feinen Thierchen um ſie her
Beſtärken mich darin:
Sie ſind nicht da von ungefähr
Das hat geheimen Sinn.

Wenn in dem Ringe wunderlich
Ihr ſchöner Cacadou
Sich wiegt, und ruft mit Namen ſich:
Jaquot! Jaquot! ihr zu;

Wenn ihr das Möpschen ins Geſicht
Aus ſchlauen Augen gafft,
Und mit der Pfote bittend ſpricht,
Und eiferſüchtig klafft;

Wenn unter der behenden Laſt
Das Roß ſich ſtolzer hebt;
Und jeden ihrer Winke faßt,
Und ihr zu dienen ſtrebt;

Dann denk' ich: immer gleich geſinnt
Sind ſie, verwandelt, noch,
Und tragen um das Feenkind
Verſchmähter Wünſche Joch.

Drum hüte ſich, wer ſie nur ſieht!
Mit einem Blicke bloß
Weiß er nicht mehr, wie ihm geſchieht,
Und kommt wohl nimmer los.

Doch warn' ich vor Bezauberung,
Und bin verzaubert ſchon?
Stimmt ſie des ernſten Liedes Schwung
Nicht zum Romanzenton?

So leg' ich ihr zu Füßen dar,
Die leichte Melodie,
Die meines Liedes Inhalt war,
Und meine Muſe, ſie.

An Friedrich Schlegel.

Im Herbſt 1802.

O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt!
Hat mich der Wunſch betrogen,
Dich immer zu begleiten
In Wiſſenſchafts-Bezirken
Und in der Kunſt Gefilden
Gemeinſam ſtets zu bilden:
Sey mir auch ſo gegrüßt!
Obwohl geſellig Wirken
Die Tage mehr verſüßt.

Du folgeſt deinen Zielen,
Und jedes Unternehmen
Des Forſcherſinns iſt dein.
Uns gilt kein müßig Spielen:
Die ſchwache Zeit beſchämen
Kann nur ein mächtig Streben;
Drum nährſt du dich, der Starke
Mit aller Zonen Marke
Und ſaugſt die Vorwelt ein.
So muß ein vielfach Leben
In deiner Bruſt gedeihn.

Derweil dich Morgenblüthe,
Medſchnuns und Leila's Liebe
In Perſiens Gärten zieht;
Und ſchon dich dein Gemüthe
Hinlockt mit kühnerm Triebe,
Gleich weltumfahrnen Schiffern,
Zu lauſchen, wie am Ganges
Getönt voll ſel'gen Klanges
Manch indiſch Blumenlied,
Und Weisheit zu entziffern
Aus heiliger Sanſkrit:

Hält auf Hiſpaniens Fluren
An Manzanares Ufer
Mein Calderon mich feſt.
Fantaſtiſcher Naturen
Viel Labyrinthe ſchuf er,
Doch triumphir'nder ringen
Die Lieder noch, entſchleyert
Myſterien er, und feyert
Sein Phönix-Opferfeſt;
Daß mich ihm nachzuſingen
Die Sehnſucht nie verläßt.

Und was wir beyde ernten
Dem andern aufzuſpeichern,
Iſt uns willkommne Pflicht.
So mögen wir Entfernten
Einander doch bereichern.
Wie uns Natur gepaaret,
Als Brüder uns geſendet,
Und dieſem mehr geſpendet,
Was jenem mehr gebricht:
Das hat mir offenbaret
Jüngſthin ein Traumgeſicht.

Mir war, als hielt' zuſammen
Uns Eine Rind' umſchloſſen
In hoher Baumgeſtalt.
Das Blut, von dem wir ſtammen,
Fühlt' ich, durch uns ergoſſen,
In allen Pulſen rege;
Wie einſt die umgeſchaffne
Lorbeer-umgrünte Daphne
Gefühlt der Wurzeln Halt,
Da noch des Buſens Schläge
Den weichen Baſt durchwallt.

Und in dem engen Düſter
War mirs, als ob mein Reden
In eins mit deinem ſchmolz.
Es wollte ſolch Geflüſter
Uns wechſelnd überreden
Zu theilen unſre Kräfte.
Ich ſagte: Laß die Wurzeln
Feſt in den Boden wurzeln
Zu gründen unſer Holz.
Du ſagteſt: Treib die Säfte
Hinan zum Wipfel ſtolz.

Alsbald begann ein Brauſen,
Ein Kreiſen wurde munter
In Adern unſers Baums.
Du ſenkteſt ohne Grauſen
Dich in die Nacht hinunter,
Und fandſt den Weg ohn' Augen
Durch ehrne Felſenklammern
Zu kühler Waſſer Kammern
Voll eiſenſchwangern Schaums.
Mich labte mit das Saugen
Des letzten Faſernſaums.

Ich aber ließ zum Gipfel
Empor die Keime ſchoſſen
In heitrer Füll' umlaubt.
So ſchlang ſich dicht der Wipfel
Aus Aeſten, Zweigen, Sproſſen;
Den Sternen, Mond und Sonne,
Den Lüften, Thau und Regen,
Streckt' ich die Arm' entgegen,
Und liebevoll das Haupt.
Du fühlteſt mit die Wonne,
Wie ich entzückt geglaubt.

Wir dachten froh: ſolch Walten
Der Eintracht ſoll uns ſchirmen,
Daß nie die Pflanz' erkrankt;
Es wird kein Blitz ſie ſpalten,
Sie ſinkt vor keinen Stürmen,
Und hören wir den Schatten
Von manchem Wandrer loben,
So ſpricht ein Wehn von oben,
Das ſäuſelnd niederwankt:
Der Geiſter inn'gem Gatten
Wird ſolcher Wuchs verdankt.

O Bruder! wie verbündet
Wir ſchon ſo gut gerungen,
Daß nur der Neid es ſchilt;
Uns tiefer ſtets gegründet,
Uns höher ſtets geſchwungen,
Uns weiter ſtets gebreitet,
Zwar mit getheilter Stärke,
Doch dienend Einem Werke:
Sagt es dir jenes Bild?
Ich habe mies gedeutet,
Daß dieß auch ferner gilt.

Laß uns auf Fahrten denken,
Um Bahnen aufzuſpüren
Im offnen Ocean.
Du ſollſt das Steuer lenken,
Du ſollſt das Senkbley führen,
Und auf die Nadel blicken;
Ich will die Anker lichten,
Ich will die Segel richten;
Wenn Stürm' und Wolken nahn,
Seh' ich, was ſie uns ſchicken,
Den flücht'gen Wimpeln an.

Wenn wir dann glücklich landen
An eines Eilands Küſten,
Dem laue Düft' entwehn,
Erſpähn wir, was vorhanden
In ſeinen holden Wüſten.
Ich Blum' und Kraut der Fluren,
Und Wild und bunt Gefieder;
Du läßt zum Erze nieder
Die Wünſchelruthe gehn,
Und kannſt der Vorzeit Spuren
Im Steingepräge ſehn.

Zur Heimath endlich eilend
Soll ruhig uns erfreuen
Jeglicher Müh' Ertrag.
Auch hier die Sorgen theilend,
Will ich die Saaten ſtreuen,
Will Gärtner, Winzer werden,
Und gern der Reben warten;
Du thuſt indeß im harten
Geſteine manchen Schlag,
Und förderſt aus der Erden
Edles Metall zu Tag.

Das giebſt du meinen Händen,
So bild' ich künſtlich Schalen
Und Trinkgefäße draus.
Wenn an des Hügels Wänden
Die Trauben purpurn ſtrahlen,
Sollſt du ſie überkommen.
Dir gährt der Moſt im Keller,
Und ſprudelt er nun heller,
Dann bringſt du ihn heraus.
Ihr Freunde, ſeyd willkommen
Zum feſtlich frohen Schmaus!

O Luſt des edlen Schaffens!
O Wonne, nie zu ſchätzen,
Des freyen Geiſtvereins!
Statt des Zuſammenraffens
Von todten ird'ſchen Schätzen,
Die Gottheit zu erkunden
In Welten und Naturen,
Der Dinge Signaturen,
Wie alles ewig eins.
Dieß Thun zu allen Stunden
Sey deines ſo wie meins.

An Ida Brun.

Solch ein zephyrleichtes Leben,
Solcher Anmuth Gang und Schweben
Sah mein trunknes Auge nie.
Jede Welle der Bewegung
Zaubert hin in süße Regung,
Alles athmet Harmonie.

Wie du ſpendeſt deine Kränze
Als die Muſe froher Tänze,
Wie dein holdes Feſt beginnt:
Säh' ich nicht der Wonne Zähren
Deiner Mutter Blick verklären,
Wähnt' ich dich ein Götterkind.

In der zarten Bildung Schleyer
Welcher Ton von Phöbus Leyer
Hat den hohen Geiſt gehaucht?
Wo, auf blühnder Flur gebohren,
Haben weihend milde Horen
Dich in Morgenroth getaucht?

Was Pygmalion errungen,
Als der ſchöne Stein, bezwungen,
Ward beſeelt auf ſeinen Ruf,
Kehrt ſich um: denn feſtgehalten
Seh' im Flug ich die Geſtalten,
Die der Griechen Meißel ſchuf.

Nimm den Bogen und die Pfeile,
Und, Dianen gleich, enteile
Stolzen Muthes in den Hain.
Willſt du mit der Aegis ſchrecken,
Mit dem Helm die Stirne decken,
Wirſt du Jovis Tochter ſeyn.

Streue Roſen, ſey Aurore;
Trag das Körbchen, Kanephore,
Zu des Feyerzuges Pracht.

Gieß ſie aus, die Opferſchale:
Hülle nun dich ein, Veſtale,
Die den ew'gen Heerd bewacht.

Fliegen laß dein Haar, Bacchante;
Gürte dich, und Atalante
Siegſt du im beſchwingten Lauf.
Bald, allein ein Chor von Muſen,
Schwellt den jungfräulichen Buſen
Fülle der Begeiſtrung auf.

Dich, Althäa, ſah mit Schaudern
Ich, nach langem Kampf und Zaudern
Den verhängnißvollen Brand
Schleudern in die Todesgluten,
Und verzweifelnd dann verbluten,
Auf dich ſelbſt den Dolch gewandt.

Sag, welch Ahnden hat die Thaten
Wilder Rache dir verrathen,
Und der Seele tiefſten Schmerz?
Noch an deiner Jugend Schwelle
Sahſt du ſchon der Leiden Welle
Stürmen durch ein menſchlich Herz?

Nein, dir trübe nichts die Seele!
Sey, was Unglückſel'ge quäle,
Nur im Bilde dir bewußt!
Immer mögſt du nur ſie ſpielen
Jene Dolche, welche zielen
Nach der gramzerrißnen Bruſt.

In des Tanzes Melodieen
Laß den ird'ſchen Druck entfliehen
Deinem ſchöpferiſchen Sinn.
Was die Götter dir gegeben,
Pfleg' im ſchuldlos heitern Leben,
Deines Glückes Bildnerin.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh geſcholten
Mutterſprache, ſo vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach wie ſo gerne!
Nur ein einzig deutſches Wort.

Manches regt ſich mir im Innern,
Doch wie ſchaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir ſeine Gruft.

Einſam ſchweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauſchen fremd auf dieſer Flur.

Unverſtanden, unbeachtet,
Wie mein deutſches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Buſen ſchmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

Auf der
Richtſtäte der Jungfrau von Orleans
zu Rouen.

Hier ſchlugen dir die Flammen
Hoch überm Haupt zuſammen,
Du heil'ges Heldenweib!
Doch ihrer Lohe Qualmen
Durchwehten Himmelspalmen,
Kühlend den reinen Leib.

Kein Wahn war das Geſichte
Das einſt in innerm Lichte
Dich machte Glaubens-ſtark:
Wie 's dich zum Sieg erleſen,
Sollt du im Tod geneſen,
Edle Johanna d'Arc!

Mit göttlichem Erbarmen
Und liebend öffnen Armen
Lehnt ſich Maria hin,
Und Engelsflügel ſchlagen
Zu ihr empor zu tragen
Die holde Dulderin.

O falſcher Lohn der Erde!
Wer ſtrebt, daß der ihm werde,
Wie trügt ihn ſeine Wahl!
Die Frankreich hat errettet,
Seht hier ſie feſtgekettet
Am ſchnöden Marterpfahl.

Zum Dank für hohe Thaten
Vom eignen Volk verrathen
Geſpielt in Feindes Hand;
Beſchuldigt und gerichtet
Nach dem, was Bosheit dichtet,
In Lügenkunſt gewandt.

Dennoch die Magd unſchuldig
Blieb ſtandhaft und geduldig,
Erröthend nur der Schmach,

Wie ſich von wüſten Rotten
Der Heiland ließ verſpotten,
Und betend für ſie ſprach.

Dieß iſt der Arm, der muthig
Das Banner trug, doch blutig
Gefarbet nie das Schwert.
Dieß iſt die Bruſt, das Herze,
So ſchwellend unterm Erze
Nur keuſchen Trieb genährt.

Verflogen nun zu Aſchen,
Vom Fluß hinweggewaſchen
Aus dieſem Sündenland;
Des hohen Geiſtes Spuren
Aus den erloſten Fluren
Vom Leichtſinn längſt verbannt.

Ein Dichter, nein, ein Schmäher
Der frommen Gottesſeher,
Verhohnt das reine Weib:
Die Glorie der Geſchichte
Dient euch im Schandgedichte
Zu eklem Zeitvertreib.

Fühllos Geſchlecht, vermeſſen
In eitelm Selbſtvergeſſen
Und kalter Schwindeley!
Der Treue fremd, dem Rechte,
Bald Dränger und bald Knechte,
Doch niemals mild' und frey!

Glaube.

Wohin flohſt du, ſel'ger Glaube,
Aus der Menſchen Sinn und Muth?
Wurdeſt ſchnödem Spott zum Raube,
Ohne Ruhſtatt irrt die Taube
Ob der großen Sündenflut.

Du, o Glaub' an reine Liebe,
Die das Herz in Fülle nährt,
Die, wenn keine Jugend bliebe,
Keine Schönheit, inn'ge Triebe
Bis zum letzten Hauch gewährt!

Glaub' an eines Freundes Treue,
Welcher mit uns ſteht und fällt,
Welcher ohne Scheu und Reue,
Wie auch Leumund ihn bedräue,
Uns bekennt vor aller Welt!

Glaub' an die Gewalt der Ehre,
Alles Thuns Geleit und Hort,
Daß kein Schwur ſich je verkehre,
Felſenfeſt die biedre Lehre
Immer ſteh': ein Mann, ein Wort!

Glaub' an unſers Volkes Weiſe,
An ein heimiſch Vaterland,
Wo im ſchlichten alten Kreiſe
Jeder ſtill beharrt, und weiſe
Fremde Lüſt' und Sitten bannt!

Glaub' an Kunde von den hohen
Thaten kühner alter Zeit,
An die Würde der Heroen,
Deren Geiſt der Welt entflohen,
Deren Namen ſie entweiht!

Glaub' an hehrer Freyheit Dauer,
Auf Geſetz erbaut und Recht,
Schirmend in der Bundesmauer
König, Ritter, Bürger, Bauer,
All' ein brüderlich Geſchlecht!

Glaub' an milder Vorſicht Wache,
Wie es ſey um uns beſtellt:
Daß Er denk' an unſre Sache,
Dem kein Sperling fällt vom Dache,
Gleichwie er das Ganze hält!

Glaub' an jenes Licht von oben,
Das ſo glorreich niederſtrahlt,
Und am Vorhang, blau gewoben
Vor dem Heiligſten da droben,
Ew'ger Wahrheit Bilder mahlt!

Glaub' an aller Liebe Bronnen,
Der die Gottheit ſelbſt ergoß,
In des Opfers Glut zerronnen,
Welches, ſühnend, Friedenswonnen
Und der Weſen Heil erſchloß: —

Was die Händ' und Augen greifen,
Iſt ein trüglich eitles Gut.
Wie die klugen Sinn' auch ſchweifen,
Niemals wird ein Segen reifen,
Strebet höher nicht der Muth.

Vor dem Glauben Berge ſchwanden,
Glaube macht die Schwachen ſtark.
Ja, aus Erd' und Todes-Banden
Iſt der Gläub'ge ſchon erſtanden:
Glaub' iſt unſers Lebens Mark.

Komm denn, himmliſches Vertrauen,
Komm zurück in meine Bruſt!
Wolle linde mich bethauen,
Wie die winterlichen Auen
Linde Luft und Frühlingsluſt.

Scheuche du das trübe Zagen!
Was verſchuldet' ich ſo ſchwer,
Daß ich nie mich ſoll entſchlagen
Der Gedanken und der Fragen,
Die ſich ſtreiten hin und her?

Zwar ich habe mit den Blinden
Falſcher Weisheit auch gefrohnt,
Doch geſucht den Weg zu finden
Aus des Irrthums Labyrinthen,
Und das Edle nie gehöhnt.

Kann Gehorſam dich erwerben,
Giebſt du dich der Einfalt kund:
Sieh in Demuth mich erſterben,
Sieh die Wehmuth mich entfärben.
Thu mir auf der Geiſter Bund!

O wie hat mich oft erhoben,
Was du halb mir nur enthüllſt!
Laß mich deine Kraft erproben,
Jubeln will ich, und Gott loben
Wenn du ganz die Seele füllſt.

Ob dann ſoll der Boden ſchwanken,
Ob die Hölle ſcheinbar ſiegt,
Will als Reb' ich ohne Wanken
Auf am Lebensbaum mich ranken,
Welcher keinem Blitz erliegt.

Lob der Thränen.

Laue Lüfte,
Blumendüfte,
Alle Lenz- und Jugendluſt;
Friſcher Lippen
Küſſe nippen,
Sanft gewiegt an zarter Bruſt;
Dann der Trauben
Nektar rauben;
Reihentanz und Spiel und Scherz:
Was die Sinnen
Nur gewinnen:
Ach! erfüllt es je das Herz?

Wenn die feuchten
Augen leuchten
Von der Wehmuth lindem Thau,
Dann entſiegelt,
Drin geſpiegelt,
Sich dem Blick die Himmels-Au.
Wie erquicklich
Augenblicklich
Löſcht es jede wilde Glut!
Wie vom Regen
Blumen pflegen,
Hebet ſich der matte Muth.

Nicht mit ſüßen
Waſſerflüſſen
Zwang Prometheus unſern Leim:
Nein, mit Thränen;
Drum im Sehnen
Und im Schmerz ſind wir daheim.
Bitter ſchwellen
Dieſe Quellen
Für den Erd' umfangnen Sinn,
Doch ſie drängen
Aus den Engen
In das Meer der Liebe hin.

Ew'ges Sehnen
Floß in Thränen,
Und umgab die ſtarre Welt,
Die in Armen
Sein Erbarmen
Immerdar umflutend hält.
Soll dein Weſen
Denn geneſen,
Von dem Erdenſtaube los,
Mußt im Weinen
Dich vereinem
Jener Waſſer heil'gem Schooß.

Ritterthum und Minne.

Romanze.

Ein Ritter, ganz in blankem Stahl,
Auf ſeinem hohen Roß,
Sprengt bey des Morgens erſtem Strahl
Herab vom Felſenſchloß.
Nach Abenteuern ſteht ſein Sinn,
Durch Wald, Gebirg und Feld;
Denn bis zum heil'gen Lande hin
Iſt Muth der Herr der Welt.

Und wie er zog im Thal einher
Für ſich ſo kühn und wild,
Da trat in ſeinen Weg ihm queer
Ein ſchönes Frauenbild.

Dem Pferde griff ſie in den Zaum
Und lächelnd ſo begann:
Gewahrt man Fleiſch und Bein doch kaum,
Seyd ihr ein Eiſenmann?

Das Eiſen, ſpricht er, zartes Weib,
Iſt ja des Mannes Kraft.
Es ſchirmt nicht ſtarrend bloß den Leib,
Er fühlts wie Mark und Saft.
Es zuckt, geſchliffen und geſpitzt,
Von ſelber nach dem Blut,
Und wo es durch die Lüfte blitzt,
Da zündet Kampfes Muth.

Drauf ſie: Doch warum ſo in Eil?
Fürwahr, es thut nicht Noth!
Den Strauß entſcheidet kurze Weil'
Zum Sieg wohl oder Tod.
Die Sonne ſcheint den Panzer heiß:
Entledigt euch der Laſt,
Und pflegt am Oertchen, das ich weiß,
Im Schatten ſüßer Raſt.

Der Mai giebt ſeinen Wonneſchein,
Der Blumen ſind genug.
Das Leben will gelebet ſeyn
Nicht ſo in Sturm und Flug.
Und habt ihr friedlich erſt geruht,
Und nicht gewehrt der Luſt,
Dann ſtrebt zur That mit friſcherm Muth
Die freudenſtolze Bruſt.

Wer kann aus ſo beredtem Mund
Der Ladung widerſtehn?
Er folgt ihr tiefer in den Grund,
Wo kühle Lüfte wehn.
Sie weilt an einer Quelle Rand,
Der Ritter ſteigt vom Roß,
Und löſet jedes ehrne Band,
So ſeinen Leib umſchloß.

Auf grünem Teppich, hoch umlaubt,
Der hier zum Sitze ſchwillt,
Hebt er den Helm von ſeinem Haupt,
Legt Panzer ab und Schild.

Dem Boden eingepflanzt den Speer,
Den Schild daran gelehnt,
Lauſcht er des Weibes holder Mähr',
Ohn' Arges, wie er wähnt.

Jedoch ihr Koſen ſchmeichelt kaum
Dem rauhen Sinn ſich ein,
So ſieht er, zweifelnd, wie im Traum,
Seltſame Zaubereyn.
Im Helmbuſch erſt ein Wehn ſich regt,
Ein Rauſchen ihn durchklingt,
Bis er die Flügel mächtig ſchlägt,
Und raſch empor ſich ſchwingt.

Nun wiegt der neugeſchaffne Falk
Sich in der Lüfte Blau,
Und ſpäht mit hellem Aug', ein Schalk,
Was irgend lockt, genau.
Doch wie zum Buſch er niederſchießt,
O Wunder! ſo zerwallt
All ſein Gefieder, und entſprießt
In Vöglein mannichfalt.

Die bunten Sänger tönen gleich,
Verſteckt im Laub', ihr Lied,
Das klagend und doch wonnereich
Durch Blüthendüfte zieht.
Zu ſolcher Waldes-Melodie
Ziemt wohl ein friſcher Trank:
So ſagend, beut dem Ritter ſie
Den Becher, zierlich ſchlank.

Verwandelt hat ſich zum Pokal
Sein Helm, wie ſie's gewollt;
Des Weines geiſtig goldner Strahl
Blinkt in des Bechers Gold.
Nun griff ſie auch zur Laute hin,
Und hielt ſie vor die Bruſt,
Und ſpielt' aus zartem Frauenſinn
Was Ahndung weckt und Luſt.

Sieh, Ritter, ſagte ſie und ſang,
Beſaitet und erfüllt
Den Harniſch dein von ſüßem Klang,
Der ſonſt dein Herz umhüllt.

Drum laß es beben bey dem Schall,
Von meiner Hand entlockt:
Das iſt der Triebe Wiederhall,
Die unterm Erz geſtockt.

Sieh! deine Lanze ſproßt und grünt
Zum Lorbeer, ſtolz belaubt,
An dem ſich nie kein Blitz erkühnt,
Kein Herbſt die Zierde raubt.
Zur Roſe ſieh dein Schwert erblüht,
So mildert ſich ſein Zorn;
Doch blutig noch ihr Purpur glüht,
Und Wunden ſticht ihr Dorn.

Du wandelſt alle meine Wehr,
So ſchalt der Ritter frey,
Als wärs in einer Zaubermähr,
In loſe Gaukeley.
Mir bleibt allein mein gutes Roß,
Ich ſchwinge mich im Flug
Zurück auf meiner Vater Schloß,
Und rüſte neu den Zug.

Dein Roß, erwiedert ſie, fürwahr:
Wird ſchwer zu fangen ſeyn;
Am Sattel wuchs ein Flügelpaar,
Vom Dienſt es zu befreyn.
Schon bäumt es ſich den Berg hinauf
Zum Gipfel ſonnenhell,
Sein Huf entſchlägt im raſchen Lauf
Dem Felſen einen Quell.

Der Ritter ſprach: Was mich geſchmückt,
Was klag' ich, daß es hin?
Haſt du mich doch mir ſelbſt entrückt:
Schon ſpür' ich andern Sinn.
Dein Blick, dein Lied hat mich berauſcht,
O wunderlieblich Weib!
Was ich verlohren, ſey vertauſcht
Um deinen holden Leib.

Mit nichten, ſprach ſie ſittiglich,
Erwirbſt du mich zur Braut,
Wo du zu heil'gem Bunde dich
Nicht erſt mir angetraut.

Hoch auf dem Berge, wo dein Roß
Sich muthig hin verirrt,
Da prangt ein roſig ſchimmernd Schloß,
Das uns zum Tempel wird.

Der Sonne König wohnet dort
In Freuden ewig jung;
Neun Jungfrau'n bieten immerfort
Ihm keuſche Huldigung.
Sie feyern unſern Hochzeitreihn
Mit Spiel und mit Geſang:
Was ſie voll ſinn'ger Anmuth weihn,
Vor allem ſtets gelang.

Wohlan! ſo rief er, neu entflammt:
Das Bundniß däucht mir gut.
Ich heiße Bieder, abgeſtammt
Aus altem deutſchem Blut.
Zu buhlen weiß ich nicht um Gunſt,
Auf Tod und Leben Freund,
Und ſchlage, ſonder ſchlaue Kunſt,
Mit gleicher Wehr den Feind.

Vom fernen Norden kam ich her,
Und war noch jung und wild:
Da hört' ich eine fromme Lehr',
Und ſah ein göttlich Bild.
Dem Zeichen, das die Welt verehrt,
Schwur ich die Lebenspflicht;
Zum Kreuze bildet' ich mein Schwert,
Das ew'gen Sieg erficht.

Darum gehorch' ich heil'gem Recht
Nebſt ächter Ehre Brauch.
Nun aber nenne dein Geſchlecht
Und deinen Namen auch.
Ob dein Gemüth wie meins beſtellt,
Das ſag mir ohne Hehl:
Nur wo ſich Gleich und Gleich geſellt,
Vermählt man Leib und Seel.

Erröthend ſchwieg die Schöne nun,
Und ſeufzt aus tiefer Bruſt,
Und zögerte, ſich kund zu thun,
Wie innrer Reu bewußt.

Wie du, ſo heg' ich fromme Brunſt,
Frau Minne heißt man mich,
Doch andern Namen führt' ich ſonſt,
Als ich mir ſelbſt nicht glich.

Nur Luſt und Reiz ſchien mir Gewinn,
Und inn'ger Trieb ein Spott,
Und ſo gefiel dem leichten Sinn
Der wüſte Kriegesgott.
Da fröhnte alle Welt im Joch
Als Liebesgöttin mir.
Ach! ſterblich wie die Jugend doch
War meine Macht und Zier.

Allein ich ſah ein himmliſch Weib,
Ein Kindlein auf dem Arm;
Jungfräulich war ihr reiner Leib
Von Mutterliebe warm.
Verlohren ganz, ſie anzuſchaun,
In demuthsvollem Schmerz,
Fühlt' ich die holde Milde thaun
In mein erneutes Herz.

Nun floh ich in die Wildniß wüſt,
Begehrend eigne Qual,
Bis bange Sehnſucht abgebüßt
Den Trug der erſten Wahl.
Da hört' ich deiner Thaten Ruf
Und deiner Biederkeit,
Die ſtille Neigung in mir ſchuf
Wie Sitte ſie verleiht.

Der Ritter ſann den Worten nach,
Und ſtaunte, tief entzückt,
Da wurde neuer Jubel wach,
Und neu der Mai geſchmückt.
Es öffnet ſich das hohe Thor
Vom ſonnigen Palaſt,
Und die neun Mägdlein gehn hervor,
Zu grüßen ihren Gaſt.

Sie tanzen um der Lieben Paar,
Im bunt verſchlungnen Reihn,
Und aus den Kehlen ſüß und klar
Haucht Leben und Gedeihn.

„O wohl des Helden edlem Leib,
Der treu und ſittig minnt!
O wohl dir auch, du weiblich Weib,
Die ſolche Huld gewinnt!“

Auf der Reiſe.

Im Frühlinge 1807.

Flaches Land und flache Seelen,
Die der Erde ſchöne Zier
Und den Himmel mir verhehlen,
Bleibet endlich hinter mir!
Mir beklemmte Bruſt und Odem
Dieſer freudenloſe Boden.

Fernher blinkt der Alpen Kette;
Schon erathm' ich Schweizerluft.
Sey gegrüßt im Felſenbette,
Rhodan, Sohn der dunkeln Kluft!
Du auch kommſt ja hergezogen,
Wie ein Gaſt, mit freyen Wogen.

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten ſie den deutſchen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß!
Euch geweiht iſt all mein Schmerz.
Was euch trifft, iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ'ſchem Staub vereine.

Tells Kapelle bey Küßnacht.

Sieh dieſe heil'ge Waldkapell!
Sie iſt geweiht an ſelber Stell,
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß,
Und edle Schweizer Freyheit ſproß.

Hubertus habe Dank und Lohn,
Des wackern Waidwerks Schutzpatron!
Tell klomm, ein raſcher Jägersmann,
Die Schlüft' hinab und Alpen an.

Den Steinbock hat er oft gefällt,
Der Gemſ' in Wolken nachgeſtellt.
Er ſcheute nicht den Wolf und Bär,
Mit ſeiner guten Armbruſt Wehr.

Da rief ihn Gott zu höherm Werk,
Und gab ihm Muth und Heldenſtärk:
Vollbringen ſollt' er das Gericht,
Das Geßlern Todes ſchuldig ſpricht.

Hier in dem Hohlweg kam zu Roß
Der Landvogt mit der Knechte Troß.
Tell lauſchet ſtill, und zielt ſo wohl,
Daß ihn ſein Volk noch preiſen ſoll.

Die Senne ſchnellt, es ſauſt der Pfeil,
Des Himmels Blitzen gleich an Eil;
Es ſpaltet recht der ſcharfe Bolz
Des Geßlers Herz ſo frech und ſtolz.

Geprieſen ſey der wackre Schütz,
Er iſt für manches Raubthier nütz;
Sein Aug' iſt hell, ſein Sinn iſt frey,
Feind aller Schmach und Drängerey.

Sein beſtes Ziel iſt ein Tyrann,
In aller Menſchen Acht und Bann.
Kein Forſtrecht, kein Gehege gilt
Zu Gunſten ſolchem argen Wild.

Drum ehrt die heil'ge Waldkapell,
Allhier geweiht an ſelber Stell,
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß,
Und edle Schweizer Freyheit ſproß

Traute Nachtmuſik.

Linde löſ't der Harfe Klimpern
Die geſunknen Augenwimpern.

Mit dem Liebchen in die Wette
Hatt' ich alle Luſt errungen,
Und vom trauten Arm umſchlungen
Ruht' ich aus an weicher Stätte.
Da entwich ſie ſchlau dem Bette,
Wollte mir die müden Wimpern
Löſen mit der Harfe Klimpern.

Halb ſchon iſt die Nacht entronnen,
Und ſie will mich, ach! verjagen,
Denn verräthriſch möcht' es tagen.

Süße Töne, ſchlimm erſonnen!
Weckt mich auf zu neuen Wonnen,
Oder thaut mit leiſem Klimpern
Liebesträum' auf meine Wimpern.

Wie ſie deine Knie' umſchloſſen,
Zarte Finger ſie durchirren,
Muß die Harfe Sehnſucht girren.
Mildre denn, was du beſchloſſen!
Manche Huld blieb ungenoſſen,
Schmachtend heben ſich die Wimpern:
Koſe wieder! laß dein Klimpern!

Die gefangnen Sänger.

Hörſt du von den Nachtigallen
Die Gebüſche wiederhallen?
Sieh, es kam der holde Mai.
Jedes buhlt um ſeine Traute,
Schmelzend ſagen alle Laute,
Welche Wonn' im Lieben ſey.

Andre, die im Käfig leben,
Hinter ihren Gitterſtäben
Hören draußen den Geſang;
Möchten in die Freyheit eilen,
Frühlingsluſt und Liebe theilen:
Ach! da hemmt ſie enger Zwang.

Und es drängt ſich in die Kehle
Aus der gramzerriſſnen Seele
Schmetternd ihres Lieds Gewalt,
Wo es, ſtatt im Wehn der Haine
Mitzuwallen, von der Steine
Hartem Bau zurücke prallt.

So, im Erdenthal gefangen,
Hört des Menſchen Geiſt mit Bangen
Hoher Brüder Harmonie,
Strebt umſonſt zu Himmelsheitern
Dieſes Daſeyn zu erweitern,
Und das nennt er Poeſie.

Aber ſcheint er ihre Rhythmen
Jubelhymnen auch zu widmen,
Wie aus lebenstrunkner Bruſt:
Dennoch fühlen's zarte Herzen,
Aus der Wurzel tiefer Schmerzen
Stammt die Blüthe ſeiner Luſt.

Drittes Buch.

Sonette.

Geiſtliche Gemählde.

1.

Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkohr,
Doch ſtilles Sinnen iſt ihr Seelenweide.
Da ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor,
Denn ſeine Stirn iſt Morgenroth der Freude.
Gegrüßt, Maria! tönt ſein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.
Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen.

II.

Chriſti Geburt.

Mein ſüßes Kindlein, wüßt' ich dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh am Buſen warm;
Die Nacht iſt dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten dich in dieſe Krippe legen.
So ſprach Maria; draußen riefs dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebohrnen Segen.
Das Dach empfängt ſie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entſtrahlt des Heilands kleinem Angeſicht.
Sie ſtehn, ſie ſchaun, ſie jubeln, preiſen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

III.

Die heiligen drey Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit ſtrebten wir ſeit langen Jahren,
Doch wandern wir in unſern Silberhaaren.
Ein ſchöner Stern iſt vor uns hergeflogen.
Nun ſteht er winkend ſtill am Himmelsbogen:
Den Fürſten Juda's muß dies Haus bewahren.
Was haſt du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir iſt der Herr vor allen hochgewogen.
Holdſelig Kind, laß auf den Knie'n dich grüßen!
Womit die Sonne unſre Heimat ſegnet,
Das bringen wir, obſchon geringe Gaben.
Gold, Weihrauch, Myrrhen, liegen dir zu Füßen:
Die Weisheit iſt uns ſichtbarlich begegnet,
Willſt du uns nur mit Einem Blicke laben.

IV.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu geſtaltet,
Gebenedeyte! haſt du ihr gegeben.
Du darfſt dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.
Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das ſpielend ſich auf deinem Schooß entfaltet.
Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genoſſen feurige Geberde,
Dem Jeſus zarte Händ' entgegenbreitet.
Der braungelockte Knabe ſcheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich deiner würdig werde?
Gern ſterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

V.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.
Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.
Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.
Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket;
Ach, gegen dich, wie bin ich ſtreng' und wild!

VI.

Magdalena.

In unbewahrter Jugend friſcher Blüthe
  Riß Magdalenen ihre Schönheit hin;
  Den edlen Geiſt berückt' ein weicher Sinn,
  Daß ſie in ungeweihten Flammen glühte.
Sie hört den Heiland, und die ernſte Güte,
  Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn.
  Zu ſeinen Füßen ſinkt die Sünderin,
  Mit tiefzerrißnem ſchmachtendem Gemüthe.
Entblößt vom Schmucke liebt ſie nun, allein,
  Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
  Betrachtungen der Buße nachzuhangen.
Ja, fromme Huldin! flieh in Wüſteneyn,
  Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen:
  Denn ſonſt bethört noch deine Reu die Herzen.

VII.

Mater doloroſa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.
Er ſieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenloſem Bangen:
Sie ſchaun auf ihn mit ſchmerzlichem Verlangen,
Was noch ſein Wink für Tröſtung ihnen deutet.
Der Mutter Antlitz blaßt in Todesſchauer,
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Ihr ſtummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.
Kein ſterblich Weib erfuhr ſo tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einſt das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen

VIII.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie iſt mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen:
Ich ſeh' den Vater bey dem theuren Sohne.
Hinan! hinan! auf daß ich bey euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einſt empfaht die Krone. —
Und wie ſie ſo auf Wolk' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.
Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

IX.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feyer,
Und Heil'ge beten, wo dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, der Sphären Leyer.
Dein Geiſt blickt ſichtbar göttlich durch den Schleyer
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreyer.
O Jungfrau! Tochter deß, den du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo ſelbſt ihr Bild die Gottheit ausgeprägt,
Dein Leben hat das Leben neu beſeelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Iſt unauflöslich uns durch dich vermählet.

X.

Die Opferung Iſaaks.

Der ſchöne Jüngling kniet auf dem Altare,
Nackt, blaß, gebeugt, die Arme auf dem Rücken,
Ein banges Weh in den erhobnen Blicken,
Als ob ſchon Tod mit Todesfurcht ſich paare.
Der Vater ſteht, kraftvoll in greiſem Haare,
Geſchürzt mit Glauben, ſich in Gott zu ſchicken;
Den feſt ergriffnen Stahl, er will ihn zücken,
Und morden allen Troſt verwaiſter Jahre.
Doch, wie er ſeine Stirn nach droben wendet,
Als ſpräch er: du befahlſt es, Hort und Rather!
Rauſcht ihm der Flügel eines Himmelsboten.
Mit deinem Wollen iſt die That vollendet.
Allein behielt ſichs vor der ew'ge Vater,
Den Sohn zu opfern für die ewig Todten.

XI.

Der heilige Sebaſtian.

Sebaſtian, Römiſchen Geblüts ein Krieger,
  Schwur zu den Fahnen, die unſterblich lohnen.
  Den Märtyrern wies er die lichten Kronen,
  Und mancher ward, von ihm ermuthigt, Sieger.
Der Imperator hörts ergrimmt. Betrieger!
  So willſt du mir und unſern Göttern lohnen?
  Ergreift ihn augenblicklich, Centurionen!
  Als Wurfziel ſeiner eignen Schaar erlieg' er.
Vom Pferd geriſſen, aller Waffenzierde
  Entkleidet, ſieht er ſtill dem Kampf entgegen,
  An einen Baum mit Banden feſtgeſchlungen.
Die Köcher leert nun grauſame Begierde:
  Doch ſo viel Pfeile kann die Bruſt nicht hegen,
  Als von des Heilands Liebe ſie durchdrungen.

Die Italiäniſchen Dichter.

I.

Dante.

Weß iſt das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höhn und Tiefen ernſt verkündet;
Erſt langſam durch des Abgrunds Nacht ſich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner ſchon errungen;
Dann, neu gekräftigt, Himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poeſie verbündet
Noch nie ſo Cherubinen-gleich entzündet
Sich mit den Sphären ſchwungen und erklungen?
Zugleich der Tempel und des Baues Meiſter,
Schuf dieß lebend'ge Grabmal ſeiner Liebe,
Die er, beſeligt, Beatrice nannte,
Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geiſter,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

II.

Petrarca.

Ein wechſelnd Glühn, ein unauflöslich Sehnen,
In Labyrinthen ein bezaubert Irren,
Wo Seligkeit und Pein ſich ſüß verwirren,
Ein waches Träumen, ein wahrhaftes Wähnen,
Läßt dein Geſang, Petrarca, bald im Thränen-
Bethauten Hain die zarten Wünſche girren;
Aus Einſamkeit, wo Nachtgevögel ſchwirren,
Sich bald die tiefen Klagelaute dehnen.
In Frühlingslüften, die vorüber ziehen,
Fühlſt du, im Lorbeerbaum erblickſt du Lauren;
Sie nennt dein Mund, wie ſchüchtern er auch ſchweige.
Und deine heil'ge Daphne liebt im Fliehen:
Ach, ſchon verwandelt, beut mit ſanftem Trauren
Sie dir zum Kranz die ewig grünen Zweige.

III.

Boccaccio.

So wie der kluge Gartner ſaubre Gänge
Um zierlich eingefaßte Beete ziehet,
Allein nicht hemmt, nur pflegt, was drinnen blühet,
Daß ſich die Kraft der Pflanzen üppig dränge:
So iſt Boccaccio, der Geſchichten Menge
Als Blumenflor zu ordnen, wohl bemühet;
Rings ſchmücken, wie ein goldner Rahmen glühet,
Sie heitre Reden, Landluſt, Spiel, Geſänge.
Betäubt des Gartens Duft die zarte Jugend,
Verdammt die Spröde, wo ſie gern erröthet,
Und lernen neue Tücken ſelbſt die Schlauen:
So wirft ſich, glaubensvoll an ihre Tugend
Und Sittſamkeit, die nicht ein Hauch ertödtet,
Der Dichter in den Schutz der edlen Frauen.

IV.

Arioſto.

Mit Bradamante's Muth und Reiz und Feuer,
Auf ſchlankem Roß, das ſie behende zügelt,
Vom bunten Helmbuſch ihre Stirn beflügelt,
Zieht Arioſto's Muſ' auf Abentheuer.
Sie ſiegt und fliegt von dannen, keinem treuer;
Der ebne Grund iſt ihr zu eng umhügelt,
Im Luftrevier an ihrem Schild geſpiegelt
Erſcheint die Welt ein ſchönes Ungeheuer.
Viel Wunder zwar natürlich drin geſchehen:
Geſchicktes Wagen gilt bey Lieb' und Waffen;
Tappt Roland zu, ſo pflückt Medor verſtohlen.
Die Schalkheit iſt die mächtigſte der Feen,
Sie läßt die Fantaſie nur toll ſich gaffen,
Um aus dem Mond' ihr den Verſtand zu hohlen.

V.

Torquato Taſſo.

Mit den Trompeten und des Kriegs Getöſen
Heißt Taſſo ſeine keuſche Stimm' erſchallen,
Nicht bloß am Kampf ein ritterlich Gefallen,
Nein, heil'gen Muth in das Gemüth zu flöſen.
Jeruſalem, die Gottesſtadt, zu löſen,
Sieht man das Kreuz voran den Schaaren wallen;
Clorinda's Arm, Armida's Reize fallen,
Ismeno's Zauber, und die Macht des Böſen
Befreyt iſt nun der Andacht jene Stäte,
Wo ſeiner Leiden Wunder Chriſtus übte,
Des Todes Leben, des Verderbens Tilger
Entwaffnet knie'n die Helden im Gebete;
Glorreich vollbracht haſt du dein groß Gelübde:
So ruh von deiner Fahrt nun, frommer Pilger.

VI.

Guarini.

Der Hoffnung Grün, die Blüthe ſüßer Stunden,
Der Unſchuld Lilie und der Schönheit Roſe,
Dann, wie Cypreſſen, dunkler Schickung Looſe,
Haſt du, Guarini, zart zum Kranz gewunden.
Schon ſind im Tod die Liebenden verbunden,
Da finden ſie der Wonne ſich im Schooſe,
Da löſ't ſich auf in flüſterndes Gekoſe
Das Weh der Dornen, die ihr Herz verwunden.
Treu leitet Anmuth deinen treuen Hirten;
Ihm, wenn er lehrt die Wiſſenſchaft der Küſſe,
Glühn Wangen, zittern Lippen, wallen Buſen.
Ein neu Arkadien ſchatten friſche Myrten:
Der Liebe huld'gen Wald, Thal, Berge, Flüſſe,
Und tauchend folgt Alpheus Arethuſen.

Meine Wahl.

Geſchäft und Sorge wohnt am dürren Strande
Und kann dem engen Kreislauf nicht entgehen;
Doch Fantaſie lockt über ferne Seen
An ſel'ge Inſeln, wunderbare Lande.
Wie freudig löſ' ich meines Schiffleins Bande,
Was Ahndung ſpielet, nah enthüllt zu ſehen!
Die Geiſter ungebohrner Lieder wehen
Durch meiner Segel ſchwellende Gewande.
Verbrüderte Gefährten ſeh' ich ſchweben:
Was ſchreckte wohl, daß ich dahinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.
So leit', o ſüße Poeſie! mein Leben;
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

Sinnbilder.

Ein frühes Veilchen, tief verſteckt in Mooſen,
Erblickt' ich; doch als Sommerlüfte gingen,
Wuchs es zum Strauch, den Dornen ſtarr umfingen;
Dann wurden alle dieſe Dornen Roſen.
Aus ihnen hört' ich Liederſtimmen koſen,
Und ſah empor ſich Nachtigallen ſchwingen;
Und ich erkannt' in dieſen Wunderdingen
Der Liebe liebliche Metamorphoſen.
Hab' ich in ſtiller Schüchternheit vergöttert,
Litt ich der Zweifel ſtechendes Gewühle,
Eh ſich Erwiedrung wollt' entgegen neigen:
So ſey mir nie der Roſen Füll' entblättert,
Es bleib' ihr Kelch die Wohnung der Gefühle,
Die ſingend zwiſchen Erd' und Himmel ſteigen.

Die furchtbare Nähe.

Es zogen Heere, donnerten Geſchütze
Fernab, die ſtarke Veſte zu beſtürmen,
Daß ſich ihr Strom mit Leichen mußte thürmen;
Die Sommernacht erhellten Kriegesblitze.
Da mußt', im engen Thal, auf ſchatt'gem Sitze,
Vor allen andern als der Freude Stürmen
Mich und die liebſte Liebe zu beſchirmen,
Vereinigt wie die Reb' und ihre Stütze.
Dieß deutet frohe Zukunft unſerm Bunde.
Wie ſollt' er nicht, von freundlichen Geſtirnen
Selbſt im Gewitter angelacht, beſtehen?
Doch donnert, uns auch, der Verheerung Stunde,
So laß uns, achtlos um der Götter Zürnen,
Im Schooß der Liebe ſelig untergehen.

An Flemming.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren;
Der du durch Schiffbruch, Wüſteneyn, Barbaren,
Faſt bis zum Bett der Sonne hingedrungen.
Du ließeſt, wo kein Deutſcher Laut erklungen,
Die Fremdlings-Poeſie ſich offenbaren.
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Geſang verherrlichend bezwungen.
Du warſt der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutſchland, Friede wünſchend, aus der Wolgen
Auf Caspiens Flut geſendet zu den Perſen.
Doch als auf dich der Heimath Muſen ſchauten,
Und du zurück kamſt, ihnen raſch zu folgen,
Da ſtach der Tod dich neidiſch in die Ferſen.

Auf denſelben.

Dem frühen Schickſal iſt ſein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn ſie auch der Kunſt Geleiſ' entſchweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingeſponnen.
Es drängt ſich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innre Streben:
Aufbrauſend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.
Das Vaterland, die Drangſal wüſter Zeiten,
Der Freunde Freundſchaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten,
Beſingt er wechſelnd mit gleich regem Triebe;
Ob ſeine Worte Orients Glanz verbreiten:
Ihr Sinn nach Deutſcher Art gediegen bliebe.

Zum Andenken.

Du nahteſt nur, uns wieder zu verlaſſen,
Dein raſcher Weg hat dich vorbeygetragen!
Von deiner Gegenwart beglückten Tagen
Sah ich zu bald den heitern Strahl erblaſſen.
Dieß kleine Blatt, das du zurückgelaſſen,
Es ſoll dir meine Wünſche, meine Klagen,
Dein Bild in mir, dein Angedenken ſagen:
Wie könnt' es ſo viel große Dinge faſſen?
Drum dieß nur: wirds in deiner Nähe wohnen,
Wird manchmal ſeinen Sinn dein Blick entſiegeln,
So neid' ich ihm ſein glückliches Gelingen.
O möcht' ein Täubchen dir es überbringen,
Und nähmeſt du's ihm ſchmeichelnd von den Flügeln
Und möcht' ein Kuß die kleine Botin lohnen!

Gemählde.

I.

Cleopatra von Guido Reni.

Wie ſchlank ihr Leib im Schlummer hingegoſſen
Auf Flaum ſich wiegt, von keiner Hüll' umfangen:
So goldnes Haar iſt auf ſo ſchöne Wangen,
So zarten Hals, noch nie herabgefloſſen.
Doch Todesnacht hat ſchon ihr Aug' umſchloſſen,
Den Lippen iſt der kühne Geiſt entgangen;
Sie ſelber gab den Stichen wilder Schlangen
Die Lilienblüthen, die am Buſen ſproſſen.
Oft hat ja Liebe Götter umgeſtaltet:
O Heldin, hätt' auch dich ein Gott berücket,
Beneidend deinen Reiz dem Land der Todten!
Hielt jener nicht, der mit dem Donner waltet,
Als Schlang' Olympien brünſtiglich umſtricket?
Du hätteſt ihm der Freuden mehr geboten.

II.

Leda von Michel Angelo.

Der Vogel Zeus, der Träger mächt'ger Blitze,
Als ihn ſein Fürſt zum Raub auf Ida ſandte,
Hielt er den Knaben, der ſich zagend wandte,
Behutſam, daß ihn nicht die Klaue ritze.
Doch über Reiz und Anmuth rollt' in Hitze
Sein Auge hin; auch keinen Kuß entwandte
Der Schnabel, der nur blut'ge Thaten kannte:
So trug er raſch ihn zum Olymp'ſchen Sitze.
Du aber, holder Schwan, du weißt die Gaben
Der Lieb' in hoher Schönheit Schooß zu pflücken,
Du willſt nicht im Geſang, im Kuſſe ſterben.
Nicht ſterben, nein, nur lebend dich begraben
Im Wolluſttaumel, und durch dieß Entzücken
Unſterblichkeit, wenn ſie nicht dein, erwerben.

III.

Jo von Correggio.

Verhüllend will ſich Nebel um ſie legen,
Doch bleibt vom Nacken nieder zu den Sohlen
Der zarte Bau der Glieder unverhohlen,
Und ſchön'res noch erräth der Blick verwegen.
Entzücken ſcheint ſich durch ſie hin zu regen,
Und, vor Entzücken, tiefres Athemholen.
Und, ſeh' ich recht? es kommt ein Mund verſtohlen
Dem Roſenantlitz aus dem Duft entgegen.
Dein Loos, Ixion, hat ſich hier verkehret:
Du wollteſt kühn der Göttin Leib umfangen,
Und eine Wolke blieb in deinen Armen.
Doch Jo's Reiz hat andern Trug gelehret,
Daß eine Wolk' in liebendem Verlangen,
Und in der Wolk' ein Gott ſie muß umarmen.

Salmacis.

Hermes und Aphroditens ſpröden Knaben
Hält Salmacis in Liebeswuth umſchlungen,
Bis ſie den Leib, eh als den Sinn, durchdrungen,
Und in dem Gegenſtand den Wunſch begraben.
Denn die Natur, die ſie beleidigt haben,
Sie, die als Jüngling kühn um Luſt gerungen,
Er, mädchenhaft in ſcheuen Weigerungen,
Vereinigt ſie, und ſtraft durch ihre Gaben.
Von Mann und Weib ein holdes Zwitterweſen,
Mußt du, Hermaphrodit, in Fülle ſchmachten,
Fühllos für Reize, die dich doppelt zieren.
Unglücklich biſt du, Salmacis, geneſen,
Da du erlangt haſt der Verliebten Trachten,
Sich ganz in dem Umarmten zu verlieren.

Narciſſus.

O Nymphe! ſprach Narciſſus zu der Quelle,
Du Spiegel! Bett des fern und nahen Lieben!
Du Tafel, wo ſich Schönheit eingeſchrieben,
Und meiner Wünſch' unüberſtiegne Schwelle!
Nicht thöricht mehr umarmend deine Welle
Will ich die zarte Mahlerey dir trüben.
Laß mich in mich ſie faſſen, bey dir drüben,
Indem ich weinend dich gelinde ſchwelle.
Doch wenn ich nun mich ganz in dich ergoſſen:
Wer weiß, ob ich dieß Bild in mir nicht miſſe,
Und wieder mich aus mir hinweg muß ſehnen?
Er ſagt' es, und ſein Leben war entfloſſen,
Doch neigt, nicht mehr Narciſſus, die Narciſſe
Den ſchwanken Stiel noch ſtets zum Bach der Thränen.

Geſang und Kuß.

Wenn fremde Blicke wachſam uns umgeben,
Und unſre tiefe Sehnſucht, ungeſtillt,
Sich in der Heiterkeit Gebehrde hüllt,
Und leiſe kaum den Buſen wagt zu heben:
Dann iſt nur eins, o mein geliebtes Leben!
Was mein Gemüth mit Wonn' und Ahndung füllt:
Die Melodie, ſo deinem Mund' entquillt,
Der ſeelenvolle Töne ſanftes Schweben.
Wie Liebesodem fühl' ich den Geſang
Auf dieſen Lippen, die vergebens glühen;
Zum Kuſſe wird mir jeder zarte Klang.
Und nenne dieß nicht eitle Fantaſieen.
Vernehm' ich nicht im ſchweigenden Umfang
Auch deines Herzens ſchöne Harmonieen?

An Doris.

Wenn gern die Cither deiner Finger Schlägen
Gehorcht, und Lieder deinem Mund' entgleiten,
Scheint Wohllaut ſo mit Schönheit wettzuſtreiten,
Daß ich nicht weiß, was mächt'ger kann bewegen.
Blind wie das Recht, müßt' ich die Stimme wägen,
Auf daß die Augen nicht das Ohr misleiten.
Doch deine Töne locken ſchon vom weiten
Des Hörers Blicke deinem Blick entgegen.
Beglücktes Holz, das dir im Arme weilend,
Von dir berührt, von deinem Reiz beſeelet,
Beredt erwiedernd, Laut mit Laut vermählet!
Doch glücklicher, wer, dem Geſang voreilend,
Den Hauch all dieſer lieblichen Accente
Auf deinen Roſenlippen ſuchen könnte!

Auf die Arme der Geliebten.

Wie reiche Schöne ward euch ſchönen Armen!
Nur müßt ihr euch mit anmuthsvollem Regen
Nicht bloß zur Rede, ſelbſt beredt, bewegen:
Die Arme ſind gemacht, um zu umarmen.
Verbannt aus eurem Reich, muß ich verarmen;
Doch wollt ihr mich in enge Bande legen,
So löſ't ihr mich: wer könnte Harm wohl hegen,
Gehegt in Armen, die von Lieb' erwarmen?
So zart geründet von den Schultern nieder
Ihr Grübchen ſpielet an den Ellenbogen,
Dann, lind geſchweift, euch zu der Hand verenget,
Seyd ihr doch mächtig wie des Atlas Glieder:
Ihn hat des Himmels Bürde tief gebogen,
Den ihr ſo leicht in eure Mitte dränget.

Die Flucht der Stunden.

O daß ihr ſtille ſtündet, ſel'ge Stunden!
Weil ihr verdient zu weilen, müßt ihr eilen,
Was euch vervielfacht, ſcheint euch zu zertheilen:
Endlos Entzucken macht euch zu Sekunden.
„Was klagſt du? Wie gefunden ſo verſchwunden.
Befiedert trugen wir mit Amors Pfeilen
Dir Luſt herbey, und ſüße Gunſt, zu heilen
Die Wunden, die dein Herz kaum überwunden.“
So ſeyd denn, Stunden, meiner Wonne Muſen!
Lehrt mich, von eurem Flug nicht fortgeriſſen,
Ruhig die holde Gegenwart zu ſaugen.
Lauſch dem Sekundenſchlag am ſchönſten Buſen,
Und zähle jeden Odemzug nach Küſſen;
Ein Augenblick blitzt manchen Blick der Augen.“

Shakſpeare's
Sonette und übrigen Jugendgedichte.

Wer Freundſchaft für den Schönen konnte fühlen,
Die, gleich der Lieb', in Sehnſucht oft erblaßte:
Wer ie den Haß geliebt und Liebe haßte,
Wählt' Untreu buhlend ihn zu ihren Zielen:
Der finde hier ſein Bild, und ſanft entlaſſe
Der Worte Scherz den Ernſt in den Gefühlen;
Gern ſchau er dich in zarter Lieder Spielen,
Deß Schauſpiel groß der Welt Schauſpiel umfaßte.
Süß Klagen iſt der Laut und Odem aller,
Sie weinen Perlen um Adonis Jugend,
Lucretia's Huld, die Tod und Raub verbittert.
Hier biſt du nur ein Stab verliebter Waller,
Noch nicht der Speer, deß wunderbare Tugend
Verwundend heilt, wenn er die Bühn' erſchüttert.

Cervantes.

I.

Sein Leben.

Caſtiliſchen Geſchlechts; von feinen Sitten:
  Treu der Religion und treu der Ehre;
  Gelehrter, dann Soldat, hab' ich im Heere
  Don Juans bey Lepanto mitgeſtritten;
Den Arm verlohren; Sklaverey erlitten;
  Zum Fliehen ſchlau, frey bey des Druckes Schwere;
  Erlöſ't; bemüht dann, daß mein Ruhm ſich mehre:
  So ſtarb ich arm in der Bewundrer Mitten.
Die Welt war mir ein Spiel; mein Alter Jugend;
  Ich mahlte, was ich kannt', und kannte vieles,
  Und die Erfindung ſtand mir zu Gebote.
Von ſüßer Liebe reimt' ich, doch voll Tugend;
  Erſchuf Novellen, Galatee, Perſiles,
  Und den ſinnreichen Ritter Don Quixote.

II.

Galatea.

Wie blauer Himmel glänzt auf Thales Grüne!
Ein heller Strom fleußt lieblich auf und nieder,
Von Berg und Wald verdeckt, erſcheint er wieder,
Und ſpiegelt klar der Landſchaft bunte Bühne.
Wer iſt die Blonde dort mit ſitt'ger Miene?
Wie tönen ſüß die Leid- und Liebeslieder!
Mit ihren Heerden nahn die Hirtenbrüder,
Und jeder zeigt, wie er der holden diene.
O Luſt und Klang! o linde Aetherlüfte!
Im zarten Sinn ſinnreich beſcheidner Liebe
So himmliſches, doch kindlichem verwandtes!
Fremd wären uns die feinſten Blumendüfte,
Wenn Galatea nicht ſie uns beſchriebe,
Die göttliche des göttlichſten Cervantes.

III.

Das Trauerſpiel Numancia.

Roms Heeren, die im langen Kampf erſchlaffen,
Numancia frey und kühn entgegenſtunde.
Da naht des unabwendbarn Schickſals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erſchaffen.
Umbollwerkt nun, verſchmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; ſie weihn im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, Einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.
So triumphirt, erliegend noch, Hiſpania:
Stolz wandeln ihre Heldenblut-Verſtrömer
Zur Unterwelt auf würdigem Kothurne.
Wen Libyen nicht erzeugte noch Hyrcania,
Der weint, es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

IV.

Die Leiden des Perſiles und der Sigismunda.

Eine nordiſche Geſchichte.

Aus wüſten Meeren und beeiſten Zonen
Zieht ein Verhängniß, wunderbar gewunden,
Ein ſittſam Paar, dem keines gleich erfunden,
Hin zu des Südens heitern Regionen.
Gekrönt mit Schönheit ſtatt ererbter Kronen,
Trennt ein Gelübd ſie lang', obſchon verbunden,
Bis ſie begrüßt in andachtvollen Stunden
Die Stadt, wo alle Glorien Chriſti thronen.
Gefahr und Luſt lockt ſie vom Ziel vergebens,
Und um ſie ſpielt der Menſchen weltlich Handeln
Wie bunte Muſcheln an der Pilgerhaube.
Zur Wallfahrt macht die Wellenfahrt des Lebens,
Ein ſichrer Stab den keine Zeiten wandeln,
Edler Muth, reine Lieb' und heil'ger Glaube

V.

Don Quixote de la Mancha.

Auf ſeinem Pegaſus, dem magern Rappen,
Reit't in die Ritterpoeſie Quixote,
Und hält anmuthiglich, in Glück und Nothe,
Geſpräche mit der Proſa ſeines Knappen.
Erſt, wie ſie blind nach Abentheuern tappen,
Trifft ſie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
Dann kommt der Scherz als huldigender Bote,
Und ſchüttelt ſchelmiſch ihre Schellenkappen.
Und Liebe webt drein rührende Geſchichten;
Verſtand der Menſchen Sitten, Tracht, Gebehrden;
Es gaukelt Fantaſie in farb'ger Glorie.
Ich ſchwör' es, und Urgande ſelbſt ſoll richten:
Was auch hinfüro mag erſonnen werden,
Dieß bleibt die unvergleichlichſte Hiſtorie!

VI.

Die Reiſe auf den Parnaß.

Aus Verſen ganz gebaut, beflaggt, bekabelt,
Hohlt in den Krieg für des Geſchmackes Ehre
Ein Schiff Cervantes ſamt der Dichter Heere,
Zum Berg der Dichtung, den ſie ſelbſt gefabelt.
Ein andres, wo ſich Reimer, ſüß geſchnabelt,
Herzugedrängt, verſenkt Neptun im Meere;
In Schläuch' und Kürbſe wandelt ſie Cythere,
Daß nicht der Gott ihr hohles Volk ergabelt.
Bald ſind beſiegt, die den Parnaß verwirrten;
Man ſiehet neu die Poeſie erglänzen,
So wie die Sonn' aus ſchönen Morgenröthen.
Die Heldenthaten lohnt Apoll mit Kränzen
Und beut, um ſie aufs beſte zu bewirthen,
Caſtaliens Naß den hungrigen Poeten.

Die Nebenbuhlerinnen.

Zwey Schweſtern lieb' ich, ſchweſterliche Schönen,
Die Einer hohen Mutter Züge tragen;
Nur andrer Heimat Wiege, wo ſie lagen,
Konnt' in der Sitt' einander ſie entwöhnen.
Sie feſſeln mich mit ihrer Stimme Tönen,
Die zart und voll den Sinn der Rede ſagen.
Wenn *eine* ſchweigt, muß ich vermiſſend klagen,
Und die ich höre, ſcheint mir werth zu krönen.
Ich ſtreb', entzündet, ihnen nachzulallen,
Doch wie ein fernes Echo, matter, trüber,
Hauch' ich nur Liſpeln in die rauhen Lüfte.
Wer kann den ölbekränzten Betis wallen
Durch Deutſche Fluren heißen, und, herüber
Die Alpen, Welſchlands Pomeranzendüfte?

Das Sonett.

Zwey Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und ſtelle ſie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwey eingefaßt von zweyen
Im Doppelchore ſchweben auf und nieder.
Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwey Glieder
Sich freyer wechſelnd, jegliches von dreyen.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.
Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerey mein Weſen dunket,
Und Eigenſinn die künſtlichen Geſetze.
Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegenſätze.

Der Reim und die Poeſie.

Ein Redner buhlte mit Sophiſtenſchlingen
Und Wortgeſpinnſt, die Poeſie zu fangen.
Ihm galten nur die Worte, was ſie klangen,
Und eitel ließ er Wortgetändel klingen.
Da wandte ſie vor ſeinem ſchlauen Dringen
Sich zu des Rhythmus männlichem Verlangen;
Mit reiner Inbrunſt hielt er ſie umfangen,
Und beyder Luſt ward ein harmoniſch Singen.
Der Redeſpieler härmte ſich verlaſſen,
Ward bloße Stimme, doch nicht leer und nichtig:
Es ſchien, daß Lieb' in jedem Laut noch keime.
Nun wandelt Poeſie in Mild' ihr Haſſen,
Und ſie vernimmt, ruft ſie ihn nun ſehnſüchtig,
Echo des Sinnes, zarte ſüße Reime.

Waldgeſpräch.

Hier bin ich einſam, keiner hört die Klage. klage!
Niemand vertrau' ich mein verzagtes Stöhnen. Tönen.
Soll ich ſtets ungeliebt der Spröden fröhnen? höhnen.
Wie lang harr' ich umſonſt, daß es mir tage? Tage.
Mich findet Gunſt zu leicht auf ihrer Wage. wage!
Wem liegt wohl dran, mein Leben zu verſchönen? Schönen.
So wird das holde Glück mich endlich krönen? krönen.
Wer giebt mir frohe Kund' auf iede Frage? frage!
Was iſt dein Thun dort in den Felſenhallen? hallen.
Und was iſt Schuld, daß du nur Laut geblieben? lieben.
So fühlſt du etwas bey Verliebter Schmerzen? Schmerzen.
Glaubſt du, dein Spiel könn' irgend wem gefallen? allen.
Wem wird es denn zu lieb mit uns getrieben? Trieben.
Wer ſehnt ſich leeren Wiederhall zu herzen? Herzen.

Die edelſte Wirkung.

Der Pelikan nährt mit der Purpurquelle
Aus ſeinem Buſen die geliebten Jungen;
Der Adler lehrt, der Sonne zugeſchwungen,
Den jungen Adler tragen ihre Helle;
Der große Leu, würdig der Oberſtelle,
Belebt das Junge, ſo, von ihm entſprungen,
Wie todt erſt daliegt, mit der Kraft der Lungen,
Und haucht es an, daß Lebenswärm' es ſchwelle.
Sie ſind ein Vorbild edler Menſchengaben:
So opfert gern ſich ſelbſt wohlthuende Milde,
Muth kann durch Thaten Jünger ſich erziehen.
Allein dem Genius nur ward es verliehen,
Daß ſchon ſein reiner Hauch beſeelend bilde;
Drum iſt er zu dem Herrſcherrang erhaben.

Licht und Liebe.

Nicht bloß ſpielt aus des Sonnenſtrahles Reine
Die ganze Farbenwelt; die glühnde Helle
Wird auch auf Erden hoher Farben Quelle,
Die ſie hervorruft, gleich als Widerſcheine.
Da brennen Blumen, regt durch goldne Haine
Sich des Gefieders tauſendfärb'ge Welle,
Das Raubthier ſchleicht in buntgeſtreiftem Felle;
Und in der Tiefe funkeln edle Steine.
So reift der Liebe Glut und heiß Erröthen,
Wie Sonnenkraft die irdiſchen Naturen,
Zum Farbenglanz der Fantaſie Gebilde.
Ihr ebnen ſich ſmaragdner die Gefilde,
Ihr wölbt der Himmel voller die Azuren,
Wo ſchöner zuckend auch die Blitze tödten.

An Schelling.

Wenn Vorwitz, nur die Ruh des weiſen Alten
Zu ſtören, drang in Proteus düſtre Grotte,
So wandelt' er dem Frager ſich zum Spotte
In tauſend unvernehmliche Geſtalten.
Doch wen Begeiſtrung trieb, ihn feſtzuhalten,
Nicht zagend vor der Ungeheuer Rotte,
Dem ward er wiederum zum ſinn'gen Gotte,
Und würdigt' ihn, geheimes zu entfalten.
Nicht zählſt und miß'ſt du, Freund, die Hieroglyphen,
Die der Natur endloſe Säul' umreihen:
Sie reden dir, der Stoff wird zum Gedanken.
Bald werden, die in todter Weisheit ſchliefen,
Die Götter aufſtehn, und zu Prieſtern weihen
Die Forſcher, die vom Quell der Dichtung tranken!

An Friedrich Schlegel.

Der Geiſt muß ſich, um nicht der Welt zu fröhnen,
Zur Weltanſchauung in ſich ſelbſt vertiefen.
Begreifend ſchafft er Kräfte, welche ſchliefen,
Die durch Bewußtſeyn ſich als mündig krönen.
Da forſchteſt du, bis aus der Weisheit Tönen
Muſik ward, bis dir aus der Seele Tiefen,
Durch tauſend Spiegel, die es läuternd prüfen,
Zurückgeſtrahlt, erſchien das Bild des Schönen.
Dich führt zur Dichtung Andacht brünſt'ger Liebe,
Du willſt zum Tempel dir das Leben bilden,
Wo Götterrecht der Freyheit löſ' und binde.
Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe,
Entführteſt du den himmliſchen Gefilden
Die hohe Glut der leuchtenden Lucinde.

Deutung.

Was iſt die Liebe? Leſ't es, zart geſchrieben,
Im Laut des Worts: es iſt ein innig Leben;
Und Leben ein im Leib gefeſſelt Streben,
Ein ſinnlich Bild von ewig geiſt'gen Trieben.
Der Menſch nur liebt: doch iſt ſein erſtes Lieben
Der Lieblichkeit des Leibes hingegeben.
Will ſich, als Leibes Gaſt, der Geiſt erheben,
So wird von Willkühr die Begier vertrieben.
Doch unauflöslich Leib und Geiſt verweben
Iſt das Geheimniß aller Luſt und Liebe;
Leiblich und geiſtig wird ſie Quell des Lebens.
Im Manne waltet die Gewalt des Strebens;
Des Weibes Füll' umhüllet ſtille Triebe:
Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben.

Allgemeines Loos.

Der fährt durchs Leben leicht auf leichter Barke,
Der läßt die Wimpel bunt und ſtattlich fliegen;
Der will bis in den Mond erobernd ſiegen,
Der ſorgt, wie er ſein klein Gebiet vermarke;
Der pflegt ſich üppig mit des Landes Marke,
Der muß im Wetter nackt und hungrig liegen:
Doch alle gleich, gewiegt in gleichen Wiegen
Der großen Mutter, Schwache ſo wie Starke.
Und kaum gewürdigt werden eines Blickes,
Die da geweſen; und die ſind, vergeſſen
Ihr Wandeln über hohlen Katakomben.
Es rollt die Erde wie das Rad des Glückes,
Mit ihr die Zeit, nie ruhend, ungemeſſen,
Und ſtündlich würgt der Tod ſich Hekatomben.

Unkunde.

Wie endigt Heut? und was wird Morgen bringen?
Wer kann mir ſagen, ob geſtreute Saaten,
Heilſam an ſich, mir nicht zum Gift gerathen?
Was fremder Willkühr mag an mir gelingen?
Vergebens zeugt Erfahrung von den Dingen,
Und zeichnet ſorgſam auf der Vorwelt Thaten:
Selbſt Weisheit weiß untrüglich nicht zu rathen,
Wo Kräfte blindlings durch einander ringen.
Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Könnt' überſchauen nur des Schickſals Wächter;
Uns ſchwindet eines, wenn das andre nahet.
Die Zukunft ſteht als Sphinx in düſtern Fernen,
Und ſchlingt hinab ſo Menſchen wie Geſchlechter,
Eh ihre Räthſel ſie zu löſen lernen.

Zuverſicht.

Wie Heut ſich end'gen wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht; doch ſtreu' ich gerne Saaten.
Sie laſſe Luft und Boden dann gerathen,
Durch meine Trägheit ſoll es nicht mislingen.
Kenn' ich nur mich, was frag' ich nach den Dingen?
In meiner Bruſt verſteh' ich Andrer Thaten.
Die Weisheit muß mir Maß und Stille rathen,
Auf daß nicht blindlings meine Kräfte ringen.
Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Zu überſchaun braucht nur des Schickſals Wächter;
Wohlthätig ſchwindet eins, wenn andres nahet.
Mag doch die Zukunft drohn aus düſtern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderte Geſchlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit ſeinen Sternen.

Anhänglichkeit.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Geſtärkt von der Betrachtung reiner Speiſe;
Ihr dünkt, im engen wiederhohlten Gleiſe,
Ihr Thun vergeblich, und ihr Wiſſen Wähnen.
Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
Nach höhern Welten, freyerm Thatenkreiſe,
Und glaubt, am Schluß der Bahn nach ird'ſcher Weiſe,
Roll' erſt der Vorhang auf zu lichtern Szenen.
Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß ſie ſcheide,
So ſchaudert ſie, und ſieht zurück mit Zagen
Auf Erdenluſt, und ſterbliche Geſpielen.
Wie einſt Proſerpina, von Enna's Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
Um Blumen weinte, die dem Schooß entfielen.

Diva Fides.

O heil'ge Treue! ſittſame Veſtale,
Die auf der Seel' Altar die Flamme hütet;
Aſträa, die dem Neid des Glücks gebietet,
Mit Lieb' und Gegenlieb' in gleicher Schale!
Du Flora, die im Thränbethauten Thale
Des Lebens auch den Winter ſchön beblüthet!
Doch, wenn der Tod mit harter Trennung wütet,
Du Parce mit verhängnißvollem Stahle!
Sag, wo ſind deine Wunder hingeſchwunden?
Sind dir zu dienen würdig nur Heroen,
Und kann die ſchlaffe Welt nicht mehr geſunden?
Du wirſt vermißt an Mann, Weib, Niedern, Hohen,
Und mancher höhnt, nie ſeyſt du wahr erfunden,
Weil du aus ſeiner falſchen Bruſt entflohen.

Abhängigkeit und Willkühr.

Von Sternen hat die Vorwelt uns gelehret,
Die Tugend, Frevel, Ruhm, Schmach, Glück, Mißlingen,
Aus den geheimnißvollen Kreiſen bringen,
Und deren Macht kein Wille ſich erwehret;
Von Zeichen, die der Kund'ge ſieht und höret,
Und den Orakeln leichter Vogelſchwingen;
Auch von Sirenen, deren zaubernd Singen
Unwiderſtehlich in den Tod bethöret.
Der Jugend ziemt des Sinnbilds holde Leitung,
Doch heb', erwachſen nun, der Menſch die Stirne,
Hör auf, was in ihm, außer ſich zu wähnen.
Muth, Freyheit, Kraft, ſind ſeines Heils Geſtirne,
Der Weisheit Blicke ſeiner Zukunft Deutung,
Wahn, Trägheit, Wolluſt, ſeiner Bruſt Sirenen.

Das Zeitalter.

Grau, doch nicht weiſ' iſt das Jahrhundert worden:
Ihm iſt umſonſt die Weltgeſchicht' erſchollen.
Noch thürmen ſich im Strom des Eiſes Schollen,
Und heft'ger brauſen Aeols wilde Horden.
Wird blindlings hin und her ſtets Mavors morden?
Wird ſtets das Glück ſein Rad zertrümmernd rollen?
Gilt freches Wollen bloß, nie ernſtes Sollen?
Und einigt Völker nur der Selbſtſucht Orden?
Steigt niemals, die, wie jenes Greiſen Töchter,
Verwegenheit und wilder Wahn zerfleiſchet,
Verjüngt die Menſchheit aus den Zauberkeſſeln?
So mag die Hoffnung, welche die Geſchlechter
Mit Weiſſagungen goldner Zukunft täuſchet,
Zu ew'ger Flucht Pandora's Urn' entfeſſeln.

Die Brüder.

Der große Pollux, als im Kampf zerſchmettert
Kaſtor, der ſchöne, lag vor ſeinen Füßen,
Rief, ſein unſterblich Leben zu beſchlieſſen,
Des Vaters Rechte, die aus Wolken wettert.
Zeus ordnet, daß ſie, jener halb vergöttert,
Halb Schatte der, ihr wechſelnd Loos verſüßen.
O Wunderliebe, die mit holden Grüßen
Den Orkus aufhellt, den Olymp entgöttert!
Du Zwillingsſohn des Himmels und der Erden,
O Menſch! ſo folge, was in dir unſterblich,
Dem Sterblichen in Luſt wie in Beſchwerden.
Dir iſt nur ſo der Stand der Götter erblich;
So wird dein Ew'ges ſichtbar lieblich werden,
Dein Ird'ſches rein, ſtark, würdig, unverderblich.

Ewige Jugend.

Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen:
Nicht bloß erbleichen junge Roſenwangen;
Dem Geiſt auch drohts, daß er ſich überlebe.
Wie kühn er erſt auf freyen Flügeln ſchwebe,
Dumpf gnügſam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt ihr, für ſein gränzenlos Verlangen,
Weiſ' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?
Nichts wähn' er ſein; Beſitzthum iſt ihm Schranke;
Ruh Tod; ein ew'ger Kampf der Freyheit Weſen.
Es kümmr' ihm nie, was hinter ihm verſunken.
Vernichtend, ſchaffend, wechsle der Gedanke.
Das reinſte ſey zum Flammengrab erleſen,
Wo ihn, verjüngend, treffe Gottes Funken.

An Ludwig Tieck.

Einſt war die heil'ge Schrift ſamt den Legenden
Der Theſpis-Karrn der rohen neuern Bühnen;
Dem Volk und Spielern, gleich an Einfalt, ſchienen
Die Poſſen nicht das Heiligſte zu ſchänden.
Doch als die Kunſt entwuchs den frommen Händen,
Da wollt' im Schauſpiel niemand Gott mehr dienen,
Und ſtolze Geiſter durften ſich erkühnen
Spott über jene Wunder auszuſenden.
Du, in der Dichterbildung reicher Blüthe,
Bringſt uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erſchien und Eva.
Ja, Dank ſey deinem kindlichen Gemüthe,
Heiligſt die Kunſt, verſchönerſt Heiligkeiten,
Und machſt zum Lied das Leid der Genoveva.

Die größere Gefahr.

Hochbrauſend rang mit Peleus Sohn Skamander,
Der Held muß fliehn die Schlingen ſeiner Fluten;
Doch zähmen bald den Strom des Feuers Gluten,
Des eignen Betts unwill'gen Salamander.
Cydnus lud in die friedlichen Maeander,
Auf deren Spiegel Mittagsſchatten ruhten;
Doch mitten in dem ſüßen Bad umfluten
Des Todes Schaur den großen Alexander.
Ein glühend Herz zagt nicht beym wilden Rauſchen
Feindſeligen Geſchicks, und wird ſich halten,
Schlüg' überm Haupt die Well' ihm auch zuſammen.
Doch in der Wolluſt kühlem Schooße lauſchen
Geheimes Grauſen, bängliches Erkalten,
Und löſchen der Begeiſtrung muth'ge Flammen.

An Buri,

über ſein Bildniß der Gräfin Tolſtoy geb. Baratinſky.

So ſchlingt die Rechte in des Hauptes Schleyer
Der Treue Göttin und der keuſchen Sitte;
So, ſinnend und verſenkt in fromme Bitte,
Steht die Veſtale vor dem ew'gen Feuer.
Und die bewahrt das Heiligthum nicht treuer,
Als du der Schönheit folgſt mit leiſem Tritte
Bis in der Göttlichkeit erhabne Mitte,
Und machſt die Kunſt zu reiner Andacht Feyer.
Doch mildert ihren Ernſt ein lieblich Scherzen:
Du wölbſt in goldner Luft aus goldnen Blättern
Der Holden eine Laub' und ſüße Wildniß.
Elyſium bringt mit ſich herein zum Herzen,
Von Myrt' umgrünt, umſpielt von Liebesgöttern,
Das hohe zarte heiligſchöne Bildniß.

An den Dichter des Lacrimas.

Du kennſt wohl jene Frucht der ſonn'gen Zone,
Die aus dem goldnen Schooße grüne Sproſſen
Empor läßt, wie zum Palmenwipfel, ſchoſſen,
Daß unter ſchatt'gem Baldachin ſie throne.
Doch ſchafft, getrennt von ihrer Frucht, die Krone
~~Sich, wurzelnd~~, neu den würzigen Genoſſen,
Bewährend, daß, gleich durch ſie hin ergoſſen,
Die ſüße Kraft im Kern, im Schmucke wohne.
So, Freund, will deine Dichtung mir gemuthen:
In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hegt ſie des fernen Himmelſtrichs Arome.
Hier duft'ges Abendland, dort glühnder Morgen;
Dazwiſchen hauchen Lüft' und Meere fluten
Hin und zurück mit linder Sehnſucht Strome.

An den
Freyherrn de la Motte Fouqué.

Am 9ten Januar 1803.

Wohl thatſt du, Freund, entfremdet äußerm Glanze,
Vom Staat verliehne Waffen abzulegen.
Doch, angeſtammt, bleibt treu dir Sporn und Degen
Du ſchwingſt im Lied nun alter Ritter Lanze.
Und lieblich winkt die liebevolle Pflanze
Der Myrte dir, im Schatten dich zu hegen;
Und wie du ſorgſam wirſt die zarte pflegen,
Sproßt ſie, o Wunder! dir zum Lorbeerkranze.
Wie gerne krönt' ich, ſegnend, bey dem Feſte,
Die holde Braut, die dir dein Herz gefunden,
Mit jedes Lobes Strahlen-Diademe!
Von fern empfange denn, als gute Gäſte,
Auf dieſem Blatt zum Bild' in eins gewunden,
Der ſel'gen Lieb' und Poeſie Embleme.

An Calderon.

In deiner Dichtung Labyrinth verſunken,
Wo in des ew'gen Frühlings Jugendflore
Die Schönheit Himmel wird, die Lieb' Aurore
Und alle Blumen lichte Sternenfunken:
O Calderon, du hier ſchon Gottheit-trunken
Herold der Wonne, Cherub nun im Chore!
Sey dir mein Gruß geſandt zum ſel'gen Ohre,
Und hohes Heil und Glorie zugetrunken.
Doch welcher Trank mag dazu würdig dienen,
Von allem, was umarmt von brünſt'gen Sonnen,
Aus Trauben ihres Buſens träuft die Erde?
Nur jene Reb', entſproßt am Flammenbronnen
Veſuvs, daß ſie in fließenden Rubinen
Lacrima Christi, frommer Nektar, werde.

Der Dom zu Mailand.

Gebirge du von Pfeilern, Bogen, Mauern,
Mit Deutſcher Kunſt des welſchen Himmels Prangen!
An deinem hochgethürmten Umriß hangen
Die Blicke ſtaunend halb und halb mit Trauern.
Ein ſteinern Heer von Vätern und Erbauern
Der Kirche hält dich, ſelbſt ihr Bild, umfangen,
Und lehrt, wie wandelbar die Zeit empfangen
Wahrheit, ſo alle Zeit ſoll überdauern.
Der Chor vertieft ſich ernſt in farb'gem Lichte,
Doch Eitelkeit der klügelnden Geſchlechter
Hat das Portal der alten Form entwendet.
Nun laſſen ſie, des Heiligen Verächter,
In nacktem Wuſt den Tempel unvollendet,
Und ſo verſtummt die marmorne Geſchichte.

Auf die Taufe eines Negers.

Den ſchwarzen Sohn der Sonnentflammten Zone
Entführt aus ſeinem Palmen-Vaterlande
Europa's Geiz, daß er an fernem Strande
In hartem Sclavendienſt verſchmachtend frohne.
Die ~~Freyheit wird~~ dem Armen erſt zum Lohne.
Für ſeine Treu' entfallen ihm die Bande;
Er lernt, beglückt in ſeinem niedern Stande,
Daß Mild' und Recht im Land der Weißen wohne.
Bald winken ihm zwey ſegnende Geſtirne:
Seht! Huld und Adel mit vereintem Triebe
Geleiten ihn zum heil'gen Glaubensbade.
Ein Lichtſtrahl fällt auf ſeine dunkle Stirne,
Ihm offenbart der Chriſten fromme Liebe
Das göttliche Geheimniß ew'ger Gnade.

An Bürgers Schatten.

Mein erſter Meiſter in der Kunſt der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen
Noch meinen Namen ſchüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Wort ſprach, väterlich und bieder!
Den deutſchen Volksgeſang erſchufſt du wieder,
Und durfteſt nicht gelehrte Weiſen borgen;
Doch ach, verworrne Leidenſchaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankend Leben nieder.
Zürnſt du, daß ich zu männlich ſtrenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geiſts Gepräge mich entſchloſſen?
In dumpfen Tagen ſchien der Quell der Dichtung
Dir ſchon verſiegt; er hat ſich neu ergoſſen,
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen.

An die Irreführer.

Nach dem Propheten Jeſaias.

Wo ſind die Canzler nun? ſo muß ich fragen:
Wo ſind die Räthe? wo die Schriftgelehrten?
Sie, die mit eitler Weisheit ſich bewehrten,
Und wußte keiner tüchtiges zu ſagen.
Das Volk, das euch vertraut, iſt hart geſchlagen.
Es ſind die Künſte, die ſein Herz verkehrten,
Die Täuſchereyen, ſo den Zwieſpalt mehrten,
Zu Schanden worden in des Schreckens Tagen.
Die ihr gebrütet Baſilisken-Eyer,
Spinnwebe würktet, ſchwanger gingt mit Strohe,
Und Stoppeln ohne Halm ans Licht gebohren:
Helft nun! Die Rieſenflügel ſpreizt der Geyer,
Er facht im Lande der Verwüſtung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

August Wilhelm Schlegels

poetiſche Werke.

Zweyter Theil.

August Wilhelm Schlegels

poetiſche Werke.

Zweyter Theil.

Heidelberg
bey Mohr und Zimmer
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Viertes Buch.

Rhythmiſche Gedichte.

Die Kunſt der Griechen.

Elegie.

An Goethe.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, kunſthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconſul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz androhend; gefeſſelte Geniuswerke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.

Du indeſſen enthüllſt, der Helleniſchen Muſe Geweihter,
Goethe, mit ſinnendem Blick, mancherley Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt prometheiſcher Männer;
Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir ſehn, wie die bewaffnete Kunſt
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die ſchonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verſtummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn ſie erſtarret noch
Sahe Latona ſo ſchön, mußte, zu ſpät, ſie verzeihn!

Leih den Geſtalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiſte
Freundlich zurückgeſtrahlt, ſpiegle ſich Kunſt in der Kunſt.
Was der Genius hegt, der ſchirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Bruſt frey von der Erde Gewalt.
Da verwahreſt du ſicher, was gern dir Auſonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Aſyl.
So bewahrte die Erd' einſt dieſe Zeugen der Vorwelt
Sorgſam im Schooße, ſie hielt Keime lebendig verſteckt
Wiedergebohrner Kunſt und Begeiſterung; endlich erſtand ſie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längſt verlohrene Tochter.
Mancher Künſtler verſtand jenes Heroengeſchlechts

Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den beſtätigten ward freye Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn ſchuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht ſtürzende Veſten erdrückens,
Und es erblüht dereinſt einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkuliſchen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verſchont und den flutenden Felſen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dieß nur ein kleines, doch iſt es ein werthes Gedächtniß:
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.

Lehnt der befreundete Seher der Alten ja ſelbſt an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernſt auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlohr, und klimmt nackt die Geſtade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb ſein, den gab die Geliebte,
Und ſo dünkt er ſich reich, ſchauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloſchener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchſchnittenen Küſten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regſame Volk
Aſien an und Aegyptus, und ſchuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.

Wo der verſengte Räuber ſein Zelt in ein wechſelndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel ſchmachtet nach ärmlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos Quell, da ſchattete ſüß Aphrodite's
Garten, Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, ſie riefen herbey wie entlegene Länder!
Roſſe Sikuliſcher Au'n ſtampften Olympia's Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethuſa ſich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakuſä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Seht, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Fauſtkampf,
Mit Wurfſcheiben geſiegt, ringend, im Sprung' und im Lauf,

Eile zu opfern, wo Doriſch Geſäul ein würdiges Dach trägt,
Deſſen Giebel des Siegs Botin ſich golden entſchwingt.
Drinnen thront er; ihn ſelbſt, der Menſchen Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.
Horen und Chariten ſchweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unſterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön ſtimme ſie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die Leyerbeherrſchenden Hymnen!
„Wem zu ſterben verhängt wurde,“ ſo rauſchet ihr Pfeil,
„Warum ſäß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
„Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere verſucht!

„Das war Pelops Wort, als einſt er die Lanz' Oenomaos
„Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann.“
Ach! mich täuſchte dieß Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Feſtliches Leben; es floh! ſeufzet die Oede zurück.
Aber entriſſen dem irdiſchen Sitz, umhauche der Geiſt uns,
Ewig gilt ſein Geſetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß geſtellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einſamer Höh.
Enge windet und ſteil ſich der Pfad hinan zu der ſpröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So ſtieg Hellas Kunſt, die gleich der Lakoniſchen Jungfrau
Nackt die Glieder geübt, eh ſie der Liebe gedacht.

Einfach ruhte des Doriers Säul', in Joniſcher Weichheit
Wand ſich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann ſie das Ziel erreicht, beharrten ſie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne ſie ſey,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerriſſener Trümmern
Stehet die Ordnung feſt und der Verhältniſſe Maß.
Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch Indiſches Blau blüht' an der koſtbaren Wand,
Heiterte erſt Polygnotos den alten Ernſt der Geſtalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis ſammelte wählend die unverſchleyerte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch ſchwieg.

Leiſeren Umriß zog Parrhaſios; fliehende Gränzen
  Lockten das Auge ſich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
  Leid und das tiefſte Gemuth rief Ariſtides hervor.
Allzubeſcheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
  Am Vollendeten ſelbſt; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunderten Meiſtern
  Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, ſich eigen ergab.
Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
  Und der Geſellin Bild, welches ſie ſelbſt dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobſt mit träufelndem Haar noch,
  Welch auftobendes Meer ſchlang uns die Göttin hinab?

Viel zu zart war die Kunſt, die im Zaubernetze den Schein haſcht,
Unterdrückt zu beſtehn Laſten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erſchaffen zum Denkmal,
Ihrer Schweſter Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob ſie ſchon ernſt und gewaltig aus Phidias Haupte hervorſprang,
Pallas Athene, die Bruſt Gorgogeharniſcht, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des ſterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmliſchen ziemt.
Damals foderte Dienſt vom Köſtlichen, jugendlich ſtolz noch
Wählend, des Bildners Kunſt; kleidete, ſicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Rieſengeſtalt ins Geſchmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majeſtät

Blitzt' ein edles Geſtein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdiſche Pracht rächte zerſtörend ſich bald.
Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der Pariſchen Klüfte,
Oder aus Einem Strom Erzes, beſcheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr ſelbſt entwandt, Glieder harmoniſch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgeſiegt Kytherea,
Zürnſt du länger nicht mehr, Nemeſis Agorakrits.
Schwärmt ſie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeiſtert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meiſter des Meiſters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beſchauenden Bruſt?

Wo weilt Myrons Kuh der Heerd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt ſich als Roß ſchnaubend, Lyſippos, dein Erz?
Wer entſchlürft noch Lesbiſchen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schickſal nicht, warum es ſo herbe gewaltet:
Trotziger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es geſchont.
Gleich Sibylliſchen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns Grajiſcher Hauch, Poeſie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt ſie der Alte.
Jener geſellige Chor, welcher die Lyra beſpannt,

Als ſich die Freyheit regt' und der ſchwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettſpiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber ſein Jambengeſchoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: ſchmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umſonſt ſich Gaſtfreund Sparta's, umſonſt auch
Trug Steſichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos ras'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom Leukadiſchen Felſen,
Nieder ins wogende Meer taumelteſt, liebeberauſcht.

Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Buſen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig iſt ſie verſtummt, Alkäos Aeoliſche Muſe,
Folgte ſie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geſchmückt mit Pieriſchen Roſen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengeſpann
Paphia kam, und koſ'te mit ihr, vom himmliſchen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodiſchen Geiſt.
Heil dem Retter Apollo! Der Attiſchen Bühne Vollender
Seh' ich Epheubekränzt; rüſtig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauſer Verhängniſſe Spindel
Rollend, aus alter Nacht tief der Erinnyen Schaar.

Daß er der ländlichen Satyrn noch ſpottete! wie ſie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt.“
Dir auch opfern wir froh, geſegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwey Töchter, Antigone ſtets und Electra,
Bis du im heiligen Hain ſterblichen Augen entgehſt.
Treibt Ariſtophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die Doriſche Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der ſittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling Atheniſcher Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiſer die Scene betrat.

Wem Dionyſos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frey jedes Geſetzes, und ſo
Taumelten feſtlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? brauſen die Becher nicht mehr?
Römiſchen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekoſe,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der ſüßzaubernd die Dichter beſtrickt in Lieb' und die Weiſen,
Du, Hermeſianax! ſchweigen doch alle von dir.

Aber wir klopfen umſonſt an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengeſtalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt ſie uns Genien ſeyn!
Vorwärts ſtrebe der Sinn! Erſchafft ſelbſtändiges Muthes
Ueber den Trümmern neu ſchönere Welten der Kunſt!
Fließet die Sprach' uns nicht, von ſelbſt Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein ſüdlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: ſo gab uns ſtrenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb ſpielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künſtlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hüteſt das Dichtergeſetz.

Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnaſſus!
Wie? du ſchwindeſt dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einſt Eos den Liebling, ſo nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muſe dich auf, doch ſie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, ſtreuet ſie Roſen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

Neoptolemus an Diokles.

Bruder, gedenkſt du noch mein, des Fremdlings, welchen ſein Trieb erſt,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod dir entfernt?
Indien hegt mein Grab: da wölbt ſich auf einſamer Ebne
Bambus über ihm hin, ſchirmend vor ſengendem Strahl.
Aber es wehrt nicht Land, nicht Meer, dem entkörperten Schatten,
Daß er die Heimat oft voriger Wünſche beſucht,
Und im Herzen der Freunde mit leiſem Geiſtergeliſpel
Bey ſehnſüchtigem Weh liebliche Schauer bewegt.

Siehe, du lebſt und blühſt in der Vollkraft männlicher Jahre;
Mich unwilligen riß feindlich die Parce hinweg.
Denn ich ſtrebte nach Thaten und Ruhm: und Thaten und Ruhm ſind
Nicht mir geworden, ich ging in der Vergeſſenheit Nacht.
Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit prahlender Herold,
Geht er die ſchweigende That, innen im Buſen, vorbey.
Bruder, was rühm' ich mich dir? Du haſt, zwar Knabe noch damals,
Muthig und edel entflammt ſelber den Jüngling geſehn.
Krieger zu ſeyn gelüſtete mich wie die Römiſchen Helden,
Wenn der Lehrer mich hieß merken die Worte des Buchs;
Und bey Kreiſen und Winkeln und jeglichem Räthſel Euklidens
Stand Archimedes mir vor, Mauern und künſtlich Geſchoß

Tiefer heimiſcher Friede verſchloß den Waffen die Uebung,
Bald ermüdeten mich Spiele vom Lager und Kampf.
Als Brittannien drum, mit Galliens Macht Hyder Aly
Mühſam dämpfend, ein Heer warb für den Indiſchen Strand,
Lockten mich Krieg und Gefahr, wie gern, Hemiſphären hinüber:
Leicht zum Leben geſchürzt, knüpft' ich das Bündel mir leicht.
Sag, lebt noch im Gemüth dir jener Morgen des Abſchieds?
Rüſtiger Trommeln Getön weckte die Gaſſen der Stadt;
Jeder regte ſich friſch, das Gepäck und die Waffen ergreifend,
Lagergetümmel und Lärm füllte den friedlichen Ort.
Wo die ziehenden Haufen ſich ſammelten, riefs überall nach:
„Glückliche Fahrt! lebt wohl! kehret geſund uns zurück!“

Hier verſorgte das herzliche Weib den Krieger mit Labung,
Reichte den Säugling hin noch zu dem bärtigen Kuß,
Und er gelobt' ihr rauh, für beyd' in der Fremde zu ſorgen,
Alles erbeutete Gut treulich zu ſenden nach Haus.
Jener verhieß wohl prahlend der mohriſchen Säbel Demanten,
Rief: „es lebe“ beym Trunk, „Aſiens reichſter Monarch!“
Mancher mit Leichtſinn auch verließ das weinende Mädchen,
Das zu willig dem Schwur flüchtiger Liebe getraut.
Aber ich ſtürmte hinein, den letzten Moment zu verkürzen,
Heiß geſchäftig, wo ſchon alle ſie meiner geharrt.
Brünſtig ſegnete mich der fromm ehrwürdige Vater,
Schweſtern hingen an mir, Brüder umarmten mich feſt.

Aber vor allen die Mutter, die liebende Mutter! an ihrem
  Herzen zerfloß ich, und wand, kaum noch beſonnen, mich los.
Wie ich mich innerlich ſchalt, mir ſagte die ahndende Seele:
  Nie mehr ſoll ich mit euch tauſchen den innigen Gruß.
Doch die Mutter ergriff ein unwiderſtehliches Drängen,
  Einmal ihn nur, den Sohn, noch den geliebten zu ſehn.
Und ſie machte ſich auf, von bangenden Töchtern begleitet,
  Schaute vom Fenſter am Platz, wo ſich die Schaaren gereiht.
Bey den Gefährten ſtand ich, und, ob ich ſogleich ſie bemerkte,
  Hob ich den Blick nicht auf, mich zu erweichen beſorgt.
Viel durchlief ich die Reihn beſchleunigend, brachte Befehle
  Hin vom Führer und her, auf das Geſchäft nur bedacht.

Schwang dann ſchnell mich zu Pferd, voreilend dem Zug, der begonnen,
Und erſt außen am Thor wandt' ich die Blicke noch heim.
Alles Trauren erſtickte das muntere Spiel der Hoboen,
Und der Morgengeſang männlicher Kehlen darein.
Bald nun war ich zu Schiff, bald ſah ich entfliehende Küſten,
Wogend an Helgolands nackenden Klippen entlang.
Sprach, wehmüthig erzürnt: „Deutſchland, unzärtliche Mutter,
Immer dem Ausland hold, immer nicht achtend, was dein!
Habe noch Dank für alles, was gutes an mir du gepfleget:
Fern, vergeſſen von dir, bleib' ich ein Deutſcher doch ſtets.
Bald wohl nahet die Zeit, da wirſt du der Männer bedürfen,
Die du um Sold, fühllos, ſendeſt die wackern hinweg.“

Albions grünende Hügel erhoben ſich; noch in der Seefahrt
Mühen wenig geübt, war uns der Hafen erwünſcht.
Dort empfingen uns Schiffe, zur längeren Reiſe gerüſtet,
Räumliche Häuſer, gelenkt von des Bewohnenden Wink.
Und ſo fuhren wir aus im Walde beſegelter Maſten,
Herkuls trotzendem Fels Hülfe zu bringen beſtimmt.
Als wir lange geirrt, von widrigen Winden geſchaukelt,
Wo Biscaja's Bucht thürmende Wellen erhebt,
Glitten wir leichter dahin am Duft glückſeliger Inſeln,
Vom liebkoſenden Hauch milderer Zonen umweht.
Sanct Salvador, dich grüßten wir erſt jenſeitig am Weltmeer,
Früchte verheißend ſtieg ſchön dein Theater empor,

Dunkel bekränzt mit Orangen, mit Aloe, Palmen und Kokos;
Jeder durſtige Blick trank das erquickende Grün.
O wie lag ich entzückt am Buſen der heiligen Freundin,
Pflegerin, Mutter, Natur! wechſelte Wunſch ſo wie Blick!
Blühende Landſchaft hier, dort unergründliche Meere:
Stilles Gnügen und Ruh, Streben ins weite hinaus.
Als wir die See von neuem, geſtärkt und geſundet, befuhren,
Winkte mich ſchon von fern ſtill Trinidada herbey,
Traulich übergelehnt uralte Stirnen der Felſen.
Hinter der zackigen Wand zog ſich, umgränzet, ein Thal,
Friedlich mit wenigen Hütten beſtreut, die Menſchen erbauten,
Hier geſtrandet, und nun wieder zu Menſchen entführt.

Ich verlor mich im Traum, einſiedleriſch dort zu verweilen,
  In die Natur, in mich, geiſtig beſchauend, verſenkt.
Ach, ich wäre dem herbſten Verdruß und Kummer entwichen!
  Meiner harrte ja doch keine befreundete Welt.
Doch Trinidada verſchwand: kein Eiland, keine Geſtade
  Bis zu der Schiffahrt Ziel; alles nur Himmel und Meer.
Weit erſt ſchweiften wir um in des Erdballs ſüdlichen Kreiſen,
  Dann in der Monſoons Reich lenkten wir wieder die Bahn.
Endlich langten wir an, des Feinds Geſchwadern entkommen,
  Allen Gefahren, womit Feuer und Fluten gedroht,
Oder der tückiſche Wind, der von heiterem Himmel herabſtürmt;
  Und es bewillkommt' uns, kriegeriſch donnernd, Madraß.

Schnell nun ward in das Feld ein Theil der Gefährten gerufen.
Drüben im Land Malabar maßen ſie rühmlich ſich noch,
Siegend im letzten Gefechte, mit Tippo's Heeren und Frankreichs;
Denn von Europa ſcholl Friede nach Aſien hin.
Mich verfehlte das Loos, mich ſchienen die Schlachten zu fliehen:
Kaum mit des Forſchens Genuß täuſcht' ich den ſtrebenden Geiſt.
Bald durchſpäht' ich von neuem der zirkelnden Maße Geheimniß,
Bald Jahrbücher des Kriegs, ſtolzer Eroberer Kunſt;
Labte mich dann bey Dichtern, den ewigen, mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch, gilt.
Ferner die Sitten des Volks, die Rechte geſonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmal war ich zu kennen bemüht.

Dunkel lockte mich nach der Braminen würdige Weisheit,
Welche Europa's Sucht, trügenden Handels Verkehr,
Menſchenſcheu und verwildert in Felſenhöhlen gebannt hat,
Wo ihr Sibyllenton, leiſ' überredend, verhallt.
Ahndend deutet' ich mir die begeiſternde Seele des Weltalls,
Tief in der heil'gen Sanſkrit Göttergeſchichten verwebt.
Ernſter betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen,
Der zum Wandel den Geiſt haucht in den Schooß der Natur.
Manchmal flochten mir wohl anmuthigen Tanz Bajaderen,
Nicht von der Ziererey modiger Schönen entſtellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere Tage.
Nur in der Freundſchaft Arm fühlt' ich ſo fern mich daheim:

Und mir ſtarben die Freunde dahin; geblendet vom Wahnſinn
Zückte wider ſein Haupt einer den tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn' in den Adern,
Wölkt' im verworrnen Gehirn oft melancholiſchen Dunſt.
Uebel des Leibes, ſie gehn, die heftigſten, über und ſpurlos;
Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer geneſet ſie dem.
O dieß härteſte noch, wie nenn' ichs oder verſchweig' es?
Daß die Verläumdung mich, lauſchend auf Worte, beſtrickt,
Schuld auf Schuld mir gehäuft, entſtellend zum Frevel den Muthwill!
Zwar ich duldet' es nicht: ſtark in dem reinen Gefühl,
Rief ich das Vaterland um Recht an, rief um Befreyung;
Leider! das zögernde Recht hielten die Meere noch auf.

Ich entriß mich indeß dem falſchen Gewühle der Städte:
Ländliche Zuflucht nur labte balſamiſch die Bruſt.
Doch mir ſchmeichelten auch entferntere Bilder der Hoffnung,
Krieg und That und Gefahr würde bewähren den Mann.
Drum bedacht' ich, da kaum untreuer Friede mit Tippo
Noch beſtand, wie ein Heer zöge die Berge hindurch.
Ich durchritt und erſpähte, bis Vaniambaddy hinüber
Weit vom Velore her, Mulecats mächtigen Wald.
Wo noch kein Europäiſcher Fuß betreten die Wildniß,
Maß ich Thäler und Höhn, jegliche Schluft des Gebirgs.
Treue Indiſche Führer verſcheuchten Tags mir die Tiger,
Schlagend aus dichte Gebüſch; ſtiegen die Sterne herauf,

Dann im Freyen gebettet, umringt von bewachenden Feuern,
Lag ich und ſchlief ſorglos unter dem fernen Gebrüll.
Drohend erhebt die Klaue zum offenen Kampfe das Raubthier,
Aber lächelnd beſtellt Gifte der heuchelnde Freund.
Arg vergalten ſie mirs, ich liebte die Menſchen wie Brüder,
Bot oft tröſtlich die Hand, lechzender Paria! dir.
Endlich erſchien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausſpruch
Richtender Krieger, gelöst jedes Verdachtes, empfing.
Gnügen konnt' ich nun erſt dem Geſetz der befehdeten Ehre:
Längſt erlittene Schmach rächte, geübt, mir die Hand.
Wars mir doch, als wollte beynah noch Freude ſich regen,
Träume des Glücks noch baun weit in das Leben hinaus.

Aber es war umſonſt: die früh entkräfteten Glieder,
Mehr das gebrochene Herz, neigten ſich ſtill in die Gruft.
Hat kein ſegnender Vater an meinem Lager gebetet,
Keine Mutter zur Ruh ſanft mir die Augen gedrückt:
O ſo ſchied ich doch nicht von allen verkannt und verlaſſen,
Redlicher Freunde Geſpräch heiterte Stunden mir noch.
Jenſeit wandelt' ich ſchon, wie lang', am Stygiſchen Ufer
Eh ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.
Nicht wehklag' ich, o Bruder! die irdiſche Luſt und die Jugend;
Mein unrühmlich Geſchick und die verſchwendete Kraft.
So ergießt ſich der Strom aufſprudelnd aus kühlem Geklüfte,
Namenlos gehemmt bald in dem freudigen Lauf.

Auen hätt' er getränkt, er hätte Maſten getragen,
  Schlurft' ihn tückiſch der Sand dorrender Wüſte nicht ein.
Andere Zeiten nun wälzen ſich um; zwar wechſeln ſie uns nicht,
  Doch in den Orcus auch dringt die Geſchichte des Tags.
Schauernd erfuhr ich es drunten, die Welt will neu ſich geſtalten,
  Aber ins Chaos erſt droht ſie verderblichen Fall.
Alte geheiligte Sitt' und Geſetz, und erträumte Verbeßrung
  Kämpfen auf Leben und Tod unter dem Menſchengeſchlecht.
Zahllos kommen die Opfer herab des berauſchenden Irrwahns,
  In der Parteyung Krieg blöde, wie Heerden, gedrängt;
Während tyranniſche Geißel ſie züchtigte, trotzend auf Freyheit,
  Wie ſie des Niedrigen Haß gegen das Hohe genannt.

Andere drängen ſich nach mit wilder entflammten Gebehrden,
Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft.
Alle vermengt ſie die Nacht: die unerklimmbare Mauer
Ehrner Verhängniſſe läßt keinen ins Leben zurück.
Doch wer ſchaffend und wirkend ſein Daſeyn droben bewährt hat,
Weidet an Träumen ſich noch rüſtig verwendeter Kraft.
Drum verzeih, o Bruder! den klagenden Laut von der Gruft her,
Der kalt athmend ſich dir hat um den Buſen gelegt.
Bring dem verbrüderten Geiſt ein Todtenopfer von Thränen
Und von Geſang; und ſo lebe denn, lebe mir wohl!

Rom.

Elegie.

An

Anne Louiſe Germaine

Baronin von Stael-Holſtein, gebohrne Necker.

Haſt du das Leben geſchlürft an Parthenope's üppigem Buſen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet ſich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrſcht mit den ſiebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenſeits, dort vom Sabinergebirg.

Aber den Wanderer leitet ein Geiſt tiefſinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.
Von uralter und älteſter Zeit, unerwecklich entſchlummert,
Heget der Ort Nachhall, bleibet der Stein Monument.
Faſt in der Dinge Beginn fand Zuflucht hier vom Olympus,
Hier im genügſamen Reich waltete golden Saturn.
Drüben erſtreckte ſich dann dein Sitz, zweyſtirniger Janus;
Nach Jahrtauſenden noch heißet der Hügel von dir.
Ferner ein hirtlicher Held Arkadiens, wendet Evander
Sich anſiedelnd hieher; Amphitryoniades
Ward, aus Iberien kommend, beherbergt unter dem Strohdach
Pallanteum's, und ſchlug, rächend, im Felſengeklüft

Cacus, der Nachbarn Schrecken, den flammaushauchenden Räuber:
Alſo cyklopiſch verwirrt ſtarrte noch Wildniß umher.
Endlich erſchwollen die Segel aus Phrygien: mild ſie empfangend
Ebnete landeinwärts Thybris den Wellenerguß,
Denn wohl wußt' er beſtimmt den Entführer der Troiſchen Laren,
Fruchtbar an Weltherrſchaft Ilions Aſche zu ſä'n.
Aber Lavinium wurde nur erſt, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte von Roma gehört.
Langſam reifte zum Licht die Geburt; es verſuchte das Schickſal
Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere.
Mavors muß erſt liebend entglühn, die Veſtale gebähren,
Erſt ſich der Wölfin Gier mildern in Mütterlichkeit,

Ehe die weihende Furche der Pflugſchaar konnte den Umkreis
Jener Romuliſchen Stadt ziehn um den Berg Palatin.
Doch wie der Halbgott gleich in der Wieg' einſt Schlangen erwürgte,
Wies, unmündig und klein, ſchon ſie den hohen Beruf.
Die zwölf Adler des Zeus, ſo Romulus ſah zu der Rechten,
Ueber den Erdball einſt ſollten ſie breiten den Flug.
Nicht durch rohe Gewalt: Rom wußte den Tod zu verachten,
Aber das Leben zugleich ehrt' es mit Sitt' und Geſetz.
Der das Aſyl aufthat, der Genoß Lupercaliſcher Räuber,
Ordnete Väter, und ward ſelber zum Vater Quirin.
Dann der erſinnende Numa, der heimlichen Nymphe Vertrauter,
Reinigte alles in Kraft würdiger Religion.

Hütten genügten den Bürgern annoch, als, triftig den Enkeln
Schon vorſorgend, die Stadt manches gemeinſame Werk
Bauen gelernt: viereckig gehaun nach Etruriſchem Richtmaaß,
Ohn' anfugenden Kitt Maſſen auf Maſſen gelegt,
Hub ſich die Ringmaur ihnen, vertieften ſich Wölbungen unten,
Mit Bollwerken umdämmt wurde der Fels Capitol.
Viele Verfaſſungen ſtürzten dahin: noch ſtehn die Gemäuer,
Welch' einſt Ancus begann, oder Superbus entwarf.
Bald nun erſchienen der Decier Muth, und die Beile des Brutus.
Häupter, vom Pflug oft her, oder vom Heerde, geholt,
Kamen, erretteten, ſiegten, vernichteten oder bezähmten,
Und dann kehrten ſie heim, ſtill, zu dem Rindergeſpann.

Rüſtigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch ſchienen
Unter dem greiſen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Welt Herr,
Weil ſie im Abglanz Ihn ſtellten am würdigſten dar.
Oft zwar drängte ſie Noth, doch jene verzweifelten nimmer,
Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gefahr wuchs jedem der Muth; ſich für Alle dem Tod weihn,
Schien einfältige Pflicht ihnen in bäuriſcher Bruſt.
Wolluſt preiſen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen,
Schuf dem Fabricius Graun, nicht das gewalt'ge Thier.
Wacht, und bewahrt, o Römer, die Zucht! Nach Zeiten, da Trotz euch
Bei ins Antlitz bot, kommen gefährlichere.

Bald wird eure Geſchicht' Ein einziger langer Triumphzug,
Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum.
Euch reift Ernte des Ruhms: euch hat Carthago gewuchert,
Gleichwie der trunkene Gott euch Alexander geſiegt.
Zu Schiedsrichtern der Völker beſtellt, und der Könige Schrecken,
Falls ihr die Wage gerecht hieltet, ſo möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen nach Jovis untadlicher Vollmacht;
Doch zu des Glücks Vorwurf macht ihr das hohe Gedeihn.
Nicht der Samnite, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpft euch.
So will's euer Geſchick: ſelbſt nur erlieget ſich Rom.
Wer nie bebte dem Eiſen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Deſſen bethörender Glanz hegt Baſiliskennatur.

Haſt du verlernt zu entbehren, und wähnſt den Beſitz zu ertragen?
Herr dein ſelbſt ſeyn, gilts, oder von allem der Sclav.
Nie zu erſättigen ſchwelgt die Begier; die erkünſtelten Laſter,
Her aus der Fremde geſchifft, kauft unerſchwinglicher Preis.
Feil iſt Allen der Staat: dir, Craſſus, um Sand des Paktolus;
Stolz will ſchaltende Macht, Spiele der Pöbel und Brod.
Scaurus und Fabius heißt ihr wie ſonſt: doch erröthen der Ahnen
Bildniſſ' im Vorſaal euch; immer entartetere
Söhne ſich zeugt das verderbtere Geſchlecht. Ohnmächtige Vorſicht,
Die dem entnervenden Strom Schranken entgegengeſtellt!
Alles ja folget dem Strudel; das Recht wird falſches Gewebe,
Freyheit wildes Gelüſt, Larve die Religion.

Was dem Gemüth einprägten die biederen Bräuche der Vorzeit,
Sind Buchſtaben in Erz, dennoch erlöſchet die Schrift.
Was wohl dürfte beſtehn, wenn Römiſche Tugend und Freyheit
Niedergeſtürzt? Nichts bleibt unter dem Menſchengeſchlecht.
Auch ſo fielen ſie groß. Als Bürgerentzweyung in Roms Blut
Tauchte das Römiſche Schwert, ſah die beſudelte Welt
Alles gebändigt, nur nicht die erhabene Seele des Cato.
War frey leben verſagt, ſterben doch lehrten ſie frey.
Solcherley Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch: nirgends
Hat ſich die Stoa wie hier würdige Schüler geſtählt.
Immer noch will ſich bewähren der Thatkraft mächtiger Nachdruck,
Im ausſchweifenden Thun kühner Gedanken Entwurf.

Dieß Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erſtaunen.
Aus den Gemüthern hinaus flüchtet ſich Roms Majeſtät
Jetzo in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphthor,
Jegliches edle Gebild Griechiſcher Architectur.
Zwiſchen die Säulen und Giebel nun drängen ſich marmorne Wunder,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.
Denn es verſammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat:
Was, anmuthigen Hauch leihend, der Grieche geformt,
Was, tiefdeutend und ernſt, der Aegyptier; wachend am Tempel
Liegt der baſaltene Löw' und der granitene Sphinx.
Aus Aethiopiſchem Steinbruch einſt von Seſoſtris entboten,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk

Ueber die See hinfluten, den Nil für den Tiber vertauſchen,
Mit nachahmendem Strahl grüßen ein fremdes Geſtirn.
Heute noch ſpricht er umſonſt in verborgenen Hieroglyphen,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weiß,
Vom Umſchwunge der Zeit, urweltlichen Menſchengedanken,
Herrlicher Reich' Einſturz, und der Lebendigen Nichts.
Doch dieß Nichts ſchwellt an zum Giganten die raſende Willkuhr.
Was wohl bliebe zurück, nicht von Deſpoten verſucht?
Jene, die Rom brandmarkten mit allbeyſtimmender Knechtſchaft,
Haben den Abgrund ganz, lüſterner Frevel, enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Brut unholder Dämonen,
Bis ſie der Schmach hinwarf plötzlich entgötternder Mord.

Freylich, es wetzt unmenſchlich das Volk an den eigenen Sitten
    Selbſt den tyranniſchen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreiſenden Amphitheater,
    Stufen hinauf, zahllos, ſeht! an die Wolken geſchaart;
Ueber dem Haupt hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
    Daß nur den Weichlingen nicht ſchade der ſonnige Strahl.
Ihnen zu Füßen indeß, bluttrunkener Augen Ergötzen,
    Tobt Wehklagen und Wuth, und der bejubelte Tod.
Zum Schauſpieler erniedriget kämpft unwillig der Thiere
    König, und, minder geſchätzt, wider den Sclaven der Sclav.
Africa hat ſich erſchöpft an Geburten der glühenden Wildniß,
    Tiger und Luchs und Hyän'; auch der Koloß Elephant

Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergebehrde,
Der ſonſt offen im Feld Römiſche Heere beſtürmt.
Grauſamer Spott! Es erkennet die Meng' in dem Bilde ſich ſelbſt nicht.
Nicht für die Freyheit mehr, noch der Verbündeten Schutz,
Noch Grabmale der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatoriſcher Scherz.
Wie wohl Schulen der Fechter, zur Wette von ſtreitenden Meiſtern
Gegen einander geſtellt, ſchlägt Legion Legion.
Ob ſie das Reich ausbieten, die prätorianiſchen Banden,
Nur um der Knechtſchaft Tauſch fließt das verhandelte Blut.
Jene, die ſonſt ruhmvoller der Wüſt' Einwohner bekämpften,
Fern an der Gränze der Welt, rauhes Barbarengeſchlecht,

Gleichwie der Jäger das Wild aufſtört in dem Lager der Bergſchlucht:
Jetzt mißtraun ſie dem Muth hinter verſchanzendem Wall.
Parthiſcher Köcher Geſchoß, zwiefach von den Roſſen beflügelt,
Scheuchet ſie oft vor ſich her, nicht in erdichteter Flucht.
Aber den ſandigen Spuren des Hufs folgt hungrig der Schakal,
Heult in der Nacht froh auf, witternd den Leichengeruch.
Den ſie ſo lange gereizet, der Ur der Hercyniſchen Forſten,
Oft auch Stöße gefühlt ſeines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellnetz,
Und will ſelber den Feind ſuchen in deſſen Gebiet.
Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald heiſcht er entſcheidenden Kampf.

Ueber die Alpen herab ſchon wälzen ſich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Geſpenſt
Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordiſchen Haiden —
Varus, er iſt's! — wo er einſt dieſe Verderber erzeugt.
Rom ſoll fallen, ſo ward's in der himmliſchen Rathe beſchloſſen,
Und vollziehn ihr Gericht ſoll das Germaniſche Schwert.
Attila ſchreckte von fern, doch würdigt' er nicht zu erobern:
Deutſche begehrt' er in Bund, Römern gebot er Tribut.
Aber es ſchickt Carthago Vandaliſche Flotten dem Tiber;
So weit hat ſich des Glücks rollende Nabe gewandt.
Was ſchon Scipio dort, anſchauend die eigne Verwüſtung,
Als in der Nacht, grauvoll, krachte der Flamme Ruin,

Und in den Wolken des Dampfs aufſtieg Frohlocken und Wehruf,
Aus dem heroiſchen Lied ahnenden Sinns prophezeyt:
„Einſt wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinſinkt,
„Priamos auch, und des ſpeerſchwingenden Priamos Volk;“
Jetzo geſchieht's: kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
Schmucklos, bang' und betäubt, ach! die Monarchin der Welt.
Roma, der Pallas Geſpielin, ihr ähnlich am Schild und der Lanze,
Leichter gegürteten Gangs nach Amazonengebrauch,
Die ſonſt Jupiters Winke geſandt von dem wallenden Helmbuſch,
Sitzt ſtilltrauernd, und lehnt über zerbrochnen Trophä'n.
Nach viel grauſenden Nächten, als alles verheert und geraubt war,
Alles entvölkert, zuletzt kam die verlaſſene Ruh.

Leiſe beſeufzend umhaucht ſie die halb noch verödeten Hügel,
Welche, wie Gräbern geziemt, Tellus mit Raſen gedeckt.
Friedlicher mögen ſie nun hinſinken, die letzten Ruinen,
Längſt zu verſchwiſtertem Schutt neiget ſich Säul' und Gebälk.
Sieh, hier lenkte herauf ſich die heilige Straße: wie oftmals
Her vom Capeniſchen Thor trug ſie den Pomp des Triumphs,
Feldherr, Krieger und Volk, und gefeſſelter Könige Fußtritt,
Oft vor dem Feſtruf ſcheu ſchneeiger Roſſe Geſpann,
Bis die geweiheten Ehren des Siegs, der Gelübde Bewahrung
Unter dem Golddach barg Jupiter Capitolin!
Jetzt ein verſäumter und einſamer Pfad, wo träge das Saumthier,
Ländliche Waare zur Stadt ſchaffend, den Treiber ernährt.

Sieh das Palatium drüben, das alle Paläſte benannt hat,
Wo, weil Einer nur galt, wachſend des Einzigen Haus
Romulus Rom einnahm, und die alten Penaten hinaustrieb,
Und dem bethörten Gelüſt Nero's zu enge doch ſchien.
Kann's dein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben bekränzt, Stauden und Gartengewächs?
Ueber dem Badegemach nun ſpielen der Winzerin Kinder,
Und das Gewölbe bewahrt häusliches Ackergeräth.
„Weidet,“ ſo rief aus begeiſterter Bruſt die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf ſie dem Dardanier ſang:
„Weil es vergönnt iſt, weidet, ihr Stiere, das Gras von den ſieben
„Höh'n! denn bald ſoll hier ſtehen die herrlichſte Stadt.“

Nun iſt's wieder vergönnt: Jahrhunderte brachten im Kreislauf,
Stets umwandelnd, den Stand früheſter Zeiten zurück.
Dorthin lagert die Mittagsruh in dem niedern Velabrum
Heerden, im Forum ſogar tönet das Rindergebrüll.
Schau an dem graſigen Hügel die weidenden! wie ſie des Cacus
Höhle ſich ſorglos nahn unter dem Hang Aventins!
Am hochſtämmigen Bau und den ſpeergleichragenden Hörnern
Scheinet der Landſchaft Vieh noch Geryoniſche Zucht.
Und es beſchämet der Menſchen Geblüt. Sind dieß die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roß,
Wie ſein ſelber zu ſpotten hinunter gezogen ins Marsfeld,
Drängt ſich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.

Was auch möge geſchehn, ein geduldig erwartender Hauſe;
Bettler der Vorzeit ſtets, Bettler des Tages zugleich.
Tränkte Agrippa ſie nicht mit dem Thau jungfräulicher Quelle,
Auf Schwibbogen heran luſtige Wege geführt,
Möchten ſie wohl hinſchmachten im Durſt des verſengenden Hundſterns,
Oder ſie ſchöpften ihr Naß lau in umſumpfendem Schilf.
Sind Bruchſtücke der alten die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Graburnen, erſtaunt, ſich wie Altäre verehrt;
Borgtet ihr porphyrne Säulen genug und von puniſchem Marmor:
Borgt von den Ahnherrn auch hohe Geſinnung einmal!
Aber umſonſt. So ſah ich verdorrt Appenniniſche Eichen,
Welchen ſich Epheu rings, Bacchus geſelliges Laub,

Schlang um die Aeſte zu lockigem Schmuck; wohl lugt es die Krone,
  Doch nie dringet die Kraft mehr von der Wurzel ins Haupt.
So auch ſpielt die Natur hier gern in gefälligen Gaben,
  Während zu männlicher That Ernſt dem Gemüthe gebricht.
Einzig die Bildnerin Kunſt wetteiferte noch mit der Vorwelt,
  Als, in dem Schooſe der Nacht langem Vergeſſen geweiht,
Jene Helleniſche Huldin erſtand; an erhabnen Gebilden
  Wies ſich ergiebig der Geiſt, nicht ja der Boden allein.
Raphael dichtete liebend, prophetiſch erſann Bonarotti,
  Wägte des Pantheons Dom ſtolz in den Aether hinauf.
Aber ſie auch ſchwand hin, die erheiternde Blüthe. Geweſen,
  Iſt Roms Wahlſpruch; nennt, welches Beſtreben ihr wollt.

Gähnend entſchleichet die Zeit, als hätte ſie nichts zu erwarten.
Stets dreht Ocnus am Seil, ſtets von dem Eſel zernagt.
Janus erſcheint hier ſelber, der Gott der Beginne, verſtümmelt:
Sein vorſchauend Geſicht löſchte der Jugendlichkeit
Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts ſchauende Stirn furchet unendlicher Gram.
Welches Gefieder noch brächt' Augurien? welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl ſolchem verſunkenen Seyn?
Altert die Welt? und indeß wir Spätlinge träumen, entlöſt ſich
Ihr hinfälliger Bau ſchon in lethäiſches Graus?
Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beſchluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt.

Alſo ſang ich am Fuße von Ceſtius Denkpyramide,
Weil allmählich ihr Schatt' unter den Gräbern verſchwomm.
Dämmrung entfaltete rings den gefildeinhüllenden Mantel,
Um den Betrachtenden ſchwieg tiefere Feyerlichkeit:
Fernher flüſterten nur wehmüthige dunkle Cypreſſen,
Und mitfühlend, ſo ſchien's, wankte der Pinie Haupt.
Stumm war alles Gewühl und Getöſ' unruhiges Treibens,
Leiſeſten Pulsſchlag kaum ſpürte die ganze Natur,
Und faſt ſchauerte mir, ob nicht den Lebendigen fremd ich
Ohn' eindrückende Spur wandelt' im Schattengebiet.
Schwermuthsvoller Moment, wann, ſinkend, des Tages Monarchin
Samt dem beſeelenden Licht Formen und Farben entrückt;

Alles, gedampft und erblaßt, mahnt unſer entſchwindendes Daſeyn,
  Und kein Hoffen erhebt über den irdiſchen Staub.
Noch nicht funkeln die Sterne, und gleichſam zwiſchen das Leben
  Dränget ein Stillſtand ſich, und die Unſterblichkeit, ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verheißenden Augen herabſchaut,
  Ahnet der ſtrebende Geiſt freudige Wiedergeburt.
Troſtend begegnete ſo dein Blick mir, edle Gefährtin,
  Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgeſinns.
Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeiſtrung,
  Welche, zur Wonne dem Schmerz, ſelber in Thränen erglänzt.
Wem du boteſt der Freundſchaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
  Wann ungläubiger Hohn macht zum Fantom das Gefuhl.

Zartheit hegend in tiefem Gemüth, beym Guten das Schöne,
  Kennſt du der Huld Anhauch gleich wie der Große Gewalt.
Mit vielfarbigem Zauber umgiebſt du den Dichter: es hemmt nicht,
  Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geiſt.
Laß denn lauſchen mich dir, Mittheilerin großer Gedanken,
  Wann das beredte Geſpräch ſiegenden Lippen entſtrömt!
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir reden,
  Von Mitlebenden auch, oder den Opfern der Zeit.
Und wann unter den Weiſen, die rein für das Ganze geſtrebet,
  Wir aufſuchen ein Bild mildeſter Väterlichkeit,
Streng' in der eigenen Bruſt, langmüthig dem Wahn und dem Undank,
  Gleichwie ein Schutzgeiſt ſchwebt über dem Menſchengeſchlecht;

Dann ſey deſſen Gedächtniß geheiliget, welchen zu kennen
  Nicht mir gegönnt war, ach! welchen du ewig beweinſt.

Die Sylbenmaße.

I.

Der Hexameter.

Gleichwie ſich dem, der die See durchſchifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umſchränkt iſt,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloſer Geſtirne,
Bey hell athmender Luft, abſpiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfaſſend

Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreiſender Flut, urväterlich ſo den Geſchlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinſtrömenden Herrſcher,
Alle Gewäſſer auf Erden entrieſelen oder entbrauſen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen ſchaukelnd dahinreißt:
So kann ernſt bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer ſich ſelbſt gleich,
Ob er zum Kampf des heroiſchen Lieds unermüdlich ſich gürtet,
Oder der Weisheit voll, Lehrſprüche den Hörenden einprägt,
Oder geſelliger Hirten Idyllien lieblich umflüſtert.

Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Geſanges.

II.

Die Elegie.

Als der Hexameter einſt in unendlichen Räumen des Epos
Ernſt hinwandelnd, umſonſt innigen Liebesverein
Suchte, da ſchuf aus eignem Geblüt ihm ein weibliches Abbild,
Pentametrea, und ward ſelber Apoll Paranymph
Ihres unſterblichen Bundes. Ihr ſanft anſchmiegend Umarmen
Brachte dem Heldengemahl, ſpielender Genienſchaar

Aehnlich, ſo manch anmuthiges Kind, elegeiſche Lieder.
Er ſah lächelnd darin ſein Mäoniden-Geſchlecht.
So, freywillig beſchränkt, nachläßigen Gangs, in der Rhythmen
Wellenverſchlingungen, voll lieblicher Disharmonie,
Welche, ſich halbauflöſend, von neuem das Ohr dann feſſelnd
Sinnigen Zwiſt ausgleicht, bildeten dich, Elegie,
Viel der helleniſchen Männer, und mancher in Latium, jedes
Liebebewegten Gemüths linde Bewältigerin.

III.

Der Jambe.

Wie raſche Pfeile ſandte mich Archilochos,
Vermiſcht mit fremden Zeilen, doch im reinſten Maß,

Im Rhythmenwechſel meldend ſeines Muthes Sturm.
Hoch trat und feſt auf, dein Kothurngang, Aeſchylos;
Großart'gen Nachdruck ſchafften Doppellängen mir,
Samt angeſchwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Feſttanz lehrte mich Ariſtophanes,
Labyrinthiſcheren: die verlarvte Schaar anführend ihm,
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil.

IV.

Der Choliambe oder Skazon.

Der Choliambe ſcheint ein Vers für Kunſtrichter,
Die immerfort voll Naſeweisheit mitſprechen,
Und eins nur wiſſen ſollten, daß ſie nichts wiſſen.
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm ſeyn.
Wer ſein Gemüth labt am Geſang der Nachteulen,
Und wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zuſtopft,
Dem ſollte mans mit ſcharfer Diſſonanz abhaun.

Skolion.

Nicht einheimiſchen Wein bietet mir an, welcher die Lippen nur
Herb' anziehet; beym Mahl rühm' ich mich nicht ſo Patriot zu ſeyn.
Brutus ſagte: Wo frey leben ich kann, acht' ich, daß Roma ſey;
Ich, wo ſüßerer Saft Reben entquillt, find' ich ein Vaterland.

Die Tragiker.

Aeſchylus ruft Titanen herauf und Götter herunter;
Sophokles führt anmuthig der Heldinnen Reihn und Heroen;
Endlich Euripides ſchwatzt ein ſophiſtiſcher Rhetor am Markte.

Das Grab der Medicis.

I.

Die Statue der Nacht.

Nein, nicht biſt du die irdiſche Nacht, die von geſtern und heute:
Sey, Michelangelo's Nacht, Mutter der Dinge, gegrüßt!

II.

Die Statue der Morgenröthe.

Hebſt du vom Lager dich, Frühe, des Tags aufdämmernde Botin?
Ein Jahrhundert erwacht ſo von lethargiſchem Schlaf.

III.

Die Statue des Lorenzo.

der Gedanke des Michelangelo genannt.

Denkender Stein, wann ſpringeſt du auf, den Entwurf zu vollführen?
Großes erſinneſt du ſelbſt, größeres, wer dich erſann.

* * *

Auf
Goethe's Bruſtbild
von
Friedrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geſchäften des Staats, Kunſt, Poeſie und Natur.

* * *

Fünftes Buch.

Zen.

Jon.

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Ion.
Kreuſa.
Xuthus.
Phorbas.
Pythia.
Apollo.

Der Schauplatz iſt vor dem Tempel des Apollo zu Delphi.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ion.

Sieh, ſchon bepurpurt des Parnaſſus Gipfel
Der Frühe Schein, der goldne Sonnenwagen
Erhebt ſich glorreich in die blaue Bahn;
Und kaum noch ſcheuchte den geſunden Schlaf
Des Morgens friſcher Hauch mir von den Wimpern:
Drum eifrig an mein Werk, den heil'gen Dienſt!
Vor allem aber muß ich dich begrüßen,
Apollo, heitrer Gott! der du von droben
Das milde Licht herab zur Erde ſendeſt,
Und hier im Tempel mit der Weisheit Sprüchen
Die dunkle Bruſt den Sterblichen erleuchteſt.
O küſſe meine Stirn mit reinem Strahl,

Du, den Gebieter ich und Vater nenne,
Weil du im Heiligthum mich auferzogſt,
Auf daß ich, von der Menſchen wüſtem Treiben
Ganz unberührt, der Jugend regen Trieb,
Das frohe Leben deinem Dienſte weihte,
Hier ſaug' ich deinen Athem in der Luſt,
Und es umfängt mich dieſer Haine Schatten
So zärtlich wie dein väterlicher Arm.
Mir ſchweifen irr' und unbeſtimmt die Wünſche
Nicht in die Ferne: laß nur ſtets mich weilen
Bey dir, und ſey mir wohlgefällig nah,
So haſt du mir das ſchönſte Loos gewährt.
Ein jeder Tag erneut mir Lieb' und Luſt,
Wie täglich friſch gepflückte Zweig' und Kränze
Von deinem ewig grünen Lorbeerbaum
Hier dieſe Säulen, dieſes Thor umwinden.
Schon legten ſie die Diener mir bereit.
Wohlauf!

Er nimmt aus einem vor dem Tempel ſtehenden Korbe Lorbeerkränze und Guirlanden, hängt jene an die Thürpfoſten, und umſchlingt mit dieſen die Säulen.

So! Nun hat Phöbus Haus den blüh'nden Schmuck,
Der ihm gebührt: denn, liebt er ſchon die Pracht
Des Goldes, und die weißen Marmorwände,

An denen weiſer Künſtler Hand Geſtalten
Der Götter kühn und groß herausgebildet,
Iſt Daphne's Haar ihm doch vor allem werth.
Nun ſoll Kaſtaliens ſilberklarer Thau,
Von prieſterlichen Mägden mit der Dämmrung
Am Felſenborn geſchöpft in dieſen Krug,
Der Schwelle Zugang reinigend benetzen,
Wie der Gebrauch es fodert, und mein Amt.

Er ſprengt aus einem vor dem Tempel ſtehenden Gefäße.

Auch das geſchah. Jetzt kommt, ihr leichten Waffen,
Die nach Apollo's Bild ich tragen darf!

Er hängt einen Köcher um, und nimmt den Bogen in die Hand.

Mit euch durchwandl' ich ringsum den Bezirk,
Und wo nur freches lärmendes Gefieder,
Sein Neſt zu baun an unerlaubter Stelle,
Die ſchönen Zierden zu verſchänden, naht,
Da trifft ſie mein befiedertes Geſchoß.
Doch wenn Zeus Adler aus den Wolken fährt,
Wenn Phöbus tönender Genoß, der Schwan,
Mit Purpurfüßen durch die Lüfte rudert,
Scheuch' ich nur mit Geräuſch ſie: denn ich mag
Des Himmels Abgeſandte nicht ermorden
Die vorbedeutend lenken ihren Flug.

Zweyter Auftritt.

Ion. Pythia.

Pythia.

Sey mir gegrüßt, mein Ion.

Ion.

Mir noch ſchöner,
Du mütterliches Haupt. So früh ſchon wach?

Pythia.

Mich weckten die Gedanken, die das Alter
Kaum ſchlummern laſſen, wenn der müde Leib
Des tiefen ungeſtörten Schlafs bedürfte.
Der Tag, der eben lächelnd aufgegangen,
Bewegt für dich mit Rührung mein Gemüth.

Ion.

Was bringt der Tag ſo ahndungsvolles mit?

Pythia.

Heut ſind es grade ſechzehn Jahr, daß dich
Dein Schickſal meiner Sorge hat vertraut.

Ion.

Ich werd' es dankbar preiſen immerfort.

Pythia.

Ich trat wie eben jetzt vor dieſe Pforte,
Frühmorgens in das Heiligthum zu gehn.

Da fand ich dich hier auf der Schwelle liegend,
Den neugebohrnen Säugling; zwar in Windeln
Gehüllt, in einem Korbchen wohl verwahrt,
Doch hatte kalter Nachtwind dich durchſchauert,
Auch mochteſt du wohl manche Stunde lang
Schon nach dem ſüßen Mutterbuſen ſchmachten:
Du zitterteſt und weinteſt.

Jon.

Ach ich Armer!

Pythia.

Wie? dacht' ich, hat der Dienerinnen eine
Den jungfräulichen Stand entehrt, und ſchiebt
Die Frucht des üpp'gen Betts, geheimer Luſt,
Dem Gotte zu? Und wollte ſchon gebieten,
Man ſolle vom geweihten Umkreis dich
Entfernen, und der Wildniß überlaſſen.

Jon.

So wär' ich, wie ein Traumbild nur vom Leben,
Bewußtlos in die Schattenwelt gewandert.

Pythia.

Betrachtend hob ich aus dem Korbe dich,
Du zappelteſt zu meiner Bruſt hinan,
Die niemals mütterliche Regung kannte.
Wir Seherinnen müſſen einſam leben,

Wir ſehn im Alter nicht ein jung Geſchlecht
Um uns emporblühn: Götterſprüche nur,
Durch unſer Haupt empfangen und gebohren,
Sind unſre Söhne, die, wenn wir geſtorben,
Noch mächtig, unſichtbar, die Welt durchziehn,
Eingreifend in der Menſchen Thun und Wollen.
Wehmuth befiel mich, und ſie gab mir ein,
Vielleicht vergönne mir für meine Treue
Apoll die ſüße Zärtlichkeit zu fühlen,
Die eine Mutter an den Säugling knüpft.
Iſt doch ein leiblich Kind nur auch geſchenkt,
Und in dem Schooße, der es trägt, entfaltet
Geheimnißvoll es eine höh're Macht,
Wie du vom Himmel in den Arm mir fieleſt.
So ſiegte Mitleid über meine Strenge,
Und ich beſchloß, als Sohn dich zu erziehn.

Jon.

O daß es nimmer dich gereuen möge!

Pythia.

Noch hat es nicht. Als Kind umſpielteſt du
Holdſelig, voller Unſchuld, die Altäre,
Und wurdeſt mit dem Heiligſten vertraut.
Nun da du ſchlank empor zum Jüngling ſproſſeſt,
Seh' ich in dir ein muthig frey Gemüth,

Doch ſtill und klar, nicht ungeſtüm verworren.
So bleib und wachſe fort, daß man einſt ſage:
Zwar keinen Eltern, die zu großer That
Ihn rühmlich ſpornten, hatt' er nachzueifern,
Bey der Geburt ſchon Waiſe; doch ſtatt deſſen
Hat er an kühner Kraft gehaltnem Maaß
Zum hohen Vorbild ſich den Gott erwählt,
Als deſſen Eigenthum er aufgewachſen:
Den Gott, der bald mit Pfeil und Bogen ſpielt,
Bald mit der Leyer allgewaltig trifft.

Ion.

Was du ermahneſt, wird mir zum Gebet.
Doch wirſt du zürnen, theure Pythia?
Ich kanns nicht bergen, daß mir deine Rede
Ein unruhvolles Sehnen hat erregt.

Pythia.

Sie ſollte nur dich zur Betrachtung leiten.

Ion.

Mir gnügte ſonſt, in Delphi ſtets zu wohnen;
Nun drängt mein Wunſch mich in die Welt hinaus.

Pythia.

Was hoffſt du beßres jenſeit dieſer Haine?

Ion.

Die mir das Leben gaben, möcht' ich kennen.

Pythia.

Wie weckt' ich ſolch Verlangen deinem Sinn?

Ion.

Der Mutter Liebe ließeſt du mich ahnden.
Unnennbar muß es ſeyn, was ſie empfindet,
Wenn an ihr Herz ſie den als Jüngling drückt,
Den ſie gehegt hat unter ihrem Herzen,
Bevor er Luft und Licht des Himmels trank;
Unnennbar auch des Sohnes Zug zu ihr,
Wenn er der Mutter theuren Leib umfaßt,
Der ſeiner Kindheit ſüße Heimath war,
Der Stamm, auf dem er wuchs als blüh'nder Zweig,
Und der mit eignem Leben ihn genährt.

Pythia.

Und dieſe Freude haſt du nie gefühlt.

Ion.

Vergieb dem undankbaren Ion, Mutter,
Der außer dir noch eine Mutter ſucht.

Pythia.

Ich tadle nicht das kindliche Begehren,
Wär *ſie* nur deſſen werth, die dich gebahr.
Verſiegt war ihrer Liebe Quelle, wie

Sie dir den Trank aus ihrer Bruſt verſagt,
In bittern Tod hat ſie dich ausgeſtoßen.

Ion.

O ſchilt ſie nicht! Wer weiß, welch ein Verhängniß
Die Widerſtrebende mit hartem Zwang
Umſtrickt, daß ſie ſich heimlich mir entriß,
Und überſtandnes Weh mit neuem häufte.
Doch ſtreb' ich nach der Mutter nicht allein,
An meinem Vater möcht' ich auch hinaufſehn.
Oft hört' ich Fremden mit Entzücken zu,
Die das Orakel zu beſuchen kamen,
Wenn ſie mir rühmend ihr Geſchlecht berichtet.
Sie ſprachen ſtolz der Väter Namen aus,
Beym Angedenken ihrer Thaten wallte
Das edle Blut, das ſie von ienen erbten,
In ihren Wangen auf. So führten ſie
Den Urſprung bis in alte Zeit zurück,
Aus deren Nebel nur Heroen-Bilder
Mit wunderbarem Glanz der Nachwelt leuchten.
Nicht ſelten ſchloß ein Halbgott oder Gott,
Als erſter großer Ahnherr ihres Stamms
Sich an die ſchöne Reihe krönend an.
Wie glücklich muß der ſeyn, der ſich verwandt
Dem Würdigſten mit gleichem Anſpruch weiß!

Pythia.
So manches Gut verliehen dir die Götter,
Vielleicht dieß Eine ſollſt du nicht genießen.
Ion.
Sag, haſt du keine Spur von meiner Abkunft?
Pythia.
Nein, keine die uns näher führen könnte.
Nur ſo viel glaub' ich ſicher einzuſehn,
Du kamſt auf Delphi's Boden nicht zur Welt.
Denn, wenn die Nachbarſtadt ſie in ſich faßte;
In ſechzehn Jahren hätte deine Eltern
Doch irgend wohl ein Zeichen mir verrathen.
Ion.
So ward ich aus der Fremde hergebracht.
Pythia.
Von einer Hand, die ganz verborgen blieb.
Ion.
Warum befragen wir Apollen nicht?
Pythia.
Du könnteſt hören, was dir nicht gefiele.
Ion.
Wem kanns mißfallen, ſein Geſchlecht zu wiſſen?
Pythia.
Wenn knechtiſche Geburt dich nun beſchämte?

Ion.

Sehn denn wie ich der Sklaven Kinder aus?

Pythia.

Die Pflege kann des Blutes Art veredeln.
Jetzt biſt du einzig deiner Thaten Sohn,
Und darfſt ſo mit den Edelſten dich meſſen.
Doch nicht der Eltern Dienſtbarkeit beſorg' ich
Und dein Erröthen: noch weit unwillkommner
Könnt' ein Orakel deinen Urſprung melden.
Der Sterblichen verworrne Leidenſchaften
Kennſt du noch nicht, mein Sohn; ſie trennen und vereinen,
Was nicht getrennt, was nicht vereint ſoll ſeyn:
Im Ehbett lagert ſich die Buhlerey,
Und üppig Blut vermiſcht ſich mit ſich ſelber.
Was Wunder, wenn ſie ſolchen Bundes Frucht
Und ihrer finſtern Heimlichkeit Verräther,
Gewaltſam, fühllos, auszuſetzen eilen?

Ion.

Doch ſollte, wer verbrecheriſch ein Kind
Erzeugt, dem Gott es darzubieten wagen?

Pythia.

Mit dem Verbrechen ſtirbt die Scham vor Göttern,
So wie die Furcht vor Menſchen erſt erwacht.

Ion.

Weh! welchen Zweifel wirſt du mir entgegen,
Woher vielleicht mein Leben ſich entſponnen!

Pythia.

Was deine That nicht war, darf dich nicht kümmern,
Bewahrſt du um ſo reiner nur dich ſelbſt.

Ion.

Allein bis dieſer nachtgewebte Schleyer
Von meiner Herkunft weggehoben wird,
Muß ich als Fremdling fern von Menſchen ſtehn,
Und kann mich nicht in ihre Kreiſe traulich
Verſchlingen: ich vernahm mit Schaudern wohl,
Wie ſich Unwiſſenheit des eignen Stamms
In Haß und Liebe ſchrecklich hat verirrt.
Es kann ein Sohn den nicht erkannten Vater
In raſchem Zorn erſchlagen, und als Braut
Bey Hymens Fackeln heim die Schweſter führen.
Was ſichert mich, den Fündling ohne Namen,
Vor unfreywill'gem Frevel gleicher Art?

Pythia.

Apollo's Lieb' und ſeines Tempels Dienſt.
Erwart' in Ruh, bis die beſtimmte Zeit
Die Knoten deines Schickſals löſen wird,
Denn Vorwitz könnte ſie noch feſter ſchürzen.

Dritter Auftritt.

Die **Vorigen**, **Phorbas** mit Gefolge von Sklaven, die koſtbare Gefäße, Teppiche u. ſ. w. tragen.

Phorbas.

Seh' ich allhier die Delphiſche Prophetin?

Pythia.

So iſt es. Was von ihr begehrend kommſt du?

Phorbas.

Zuvörderſt Heil dem Gott, der dich begeiſtert,
Dann ehrerbiet'ger Gruß dir, große Pythia!
Mich ſandten die Gebieter mit Geſchenken
Voraus, ob Phöbus günſtig ſie empfinge.
Denn ihn um Rath zu fragen, machten ſie
Sich auf den Weg, um Dinge von Gewicht.

Pythia.

Nach dieſer Zeug' und edlen Erzes Pracht
Muß deine Herrſchaft hochbegütert ſeyn.
Sag' ihre Heimath an, und ihren Namen.

Phorbas.

Ihr Wohnſitz prangt im herrlichen Athen.
Kreuſa, Erichthonius Enkelin,
Iſt meine Fürſtin; Xuthus, ihr Gemahl,
Führt jetzo dort das königliche Scepter.

Pythia.

Nicht unbekannt iſt Xuthus Name mir,
Wenn du vom Sohne des Theſſal'ſchen Hellen,
Und Aeolus und Dorus Bruder ſprichſt.

Phorbas.

Derſelbe iſt's.

Pythia.

Er kam vor manchen Jahren,
Von ſeinen Brüdern ausgetrieben, her,
Und trug hier in den Pyth'ſchen Wetteſpielen
Den Preis davon. Froh des errungnen Siegs
Befragt' er den Apoll um ſein Geſchlecht.
Ihm ward zur Antwort: wie ſein Vater Hellen
Auf das geſamte Volk der Griechen, und
Auf Einen Stamm der Brüder jeder künftig
Den eignen Namen übertragen werde,
So ſey für ſein verlohrnes Erbtheil ihm
Beſchieden zum Erſatz, in zweyen Söhnen
Als Ahnherr zweyer Stämme fortzuleben.

Phorbas.

Oft ward der Götterſpruch von ihm gerühmt,
Allein bis jetzt blieb die Erfüllung fern.

Pythia.

Wie kam es, daß der Pallas heilig Volk
Den Fremdling ſich zum Oberhaupt erkohr?

Phorbas.

Weil uns im ſchweren Kriege mit Euböa
Sein Arm und ſeine Schaaren beygeſtanden,
Ward er gewürdigt, mit Kreuſens Hand
Des alten Cekrops Szepter zu empfangen.

Pythia.

Grünt außer ihr denn ſonſt kein andrer Zweig
Von Erichthonius Erd-entſproßnem Stamm?

Phorbas.

Sie iſt allein noch übrig in Athen.
Ach, deine Worte mahnen, Prieſterin,
Mich an die Unglüsfälle dieſes Hauſes,
Dem ich ein langes Leben treulich diente.
Voll Hoffnung fängt die Jugend ſtrebend an,
Und der Bemühung Früchte winken ihr
In goldnem Glanz; doch immer weicht das Ziel:
So ſchleicht das Alter unerfreulich näher,
Und ganz zum Nachtheil wenden ſich die Zeiten,
Daß wir, je mehr ſich die Erfahrung häuft,
Je minder ſtets erlebt zu haben wünſchen.
In beſſern rüſt'gen Tagen pflegt' ich einſt

Die Kindheit des Erechtheus, deſſen Vater
Minerva's vielgeliebter Zögling war.
Er wuchs heran zu reifer Männlichkeit,
Und wie in Heldenkämpfen ſeine Kraft,
So blühte ſeine Luſt in vielen Kindern.
Der Thracier Eumolpus überzog
Furchtbar Athen mit Krieg; mein frommer König
Nicht der Gewalt des Arms allein vertrauend,
Begehrte Rath der Seher, wie er ſicher
Des Sieges könnte ſeyn. Ein ſtreng Orakel
Ward ihm, das ſeine erſtgebohrne Tochter
Als Opfer für die Unterird'ſchen foderte.
Da offenbarte ſich der freye Muth,
Dem mehr das Vaterland als alles gilt:
Nicht die Erwählte bloß verſchmähte Zwang,
Die Schweſtern wollten ſie nicht überleben,
Und gaben ſich freywill'gem Tode hin.
Unmündig noch blieb nur Kreuſa übrig,
Und ward durch ihrer Mutter Tod, die Trauer
Dahinriß, bald verwaiſt. Erechtheus ſchlug
Im Kampf den rieſenhaften Sohn Neptuns;
Allein Eumolpus Vater, ihn zu rächen,
Stieß mit dem Dreyzack an die Felſenküſte,
Und nächtlich grauſe Tiefe, gähnend, ſchlang

Den Sieger ein. O wär' ich ihm gefolgt!
Denn ſeine Söhne konnten um die Herrſchaft
Nicht einig werden, daß die Aeltſten und
Das Volk, aus Furcht, es möchte die Parteyung
Ausbrechen in der Bürger Wechſelmord,
Sie ſämtlich bannten aus Athens Gebiet.
Als nun der Krieg von den Euboern drohte,
Verhießen ſie dem, der den Feind zu dämpfen
Durch Liſt und Tapferkeit am meiſten hülfe,
Kreuſen zur Gemahlin und das Szepter,
Was Xuthus, wie du ſchon vernahmſt, erwarb.

Pythia.

Und ſegnet Fruchtbarkeit und Friede nicht
Das Land bey dieſer Eh' und ſeinem Reich?

Phorbas.

Schon mancher Ernten reiche Frucht gedieh,
Seit ein gemeinſam Lager unſre Fürſtin
Mit dem erwählten König hat verbunden,
Und immer ſahn wir keine ſchöne Saat
Von Kindern noch aus ſeinem Boden keimen.
Das Volk verlangt mit trüber Ungeduld
Nach einem Erben ſeines Königshauſes,
An deſſen wunderbarem Urſprung es
Sein uranfänglich Recht an Attika

Und ſeiner heimiſchen Erzeugung Bild
Erblickt, und darum auch in deſſen Fall
Den eignen Untergang voraus ſich deutet.
Die öde Kinderloſigkeit erſcheint
Den Murrenden ein Fluch der Pallas, weil
Die hohe Stadtbeſchirmerin unwillig
Auf Cekrops Stuhl den Fremdling ſitzen ſehe.
Voll Zuverſicht bot Xuthus oft ſchon an,
In Delphi's Gott zu dringen, wie ſich ihm
Der herrlichen Nachkommenſchaft Verheißung
Erfüllen möchte, die der längſt ertheilt.
Mit ungeſtümem Eifer ſtimmte dann
Kreuſa bey, und trieb auf das Vollbringen.
Doch, wenn es nahte, ſchien ein ſeltſam Zagen
Sie zu befallen, und es unterblieb.
Nun hat ſie endlich den Entſchluß behauptet,
Und beyde nahn verlangend dem Orakel.
Mir folget auf dem Fuß die Königin,
Und Xuthus weilt nur unterwegs noch eben
Bey des Trophonius Höhle, jenem dunkeln
Wahrſager Loſungen und Gegenmittel
Der unfruchtbaren Abgeſtorbenheit,
Wie hier dem lichten Phöbus, abzufragen.
Du weißt nun alles.

Pythia.

Mein Gemüth bewahrt es.
Sie mögen kommen; denn es iſt der Tag
Der unbegabten keiner, wo ich nicht
Mich auf den weiſen Dreyfuß ſetzen darf:
Ich gehe, ſeine Bräuche zu bereiten.
Du, guter Greis, wirſt nach der Reiſe Ruh
Bedürfen, und Erquickung: tritt herein.
Dich, Ion, laſſ' ich hier, mit reinem Gruß
Die königlichen Gäſte zu empfangen.

Vierter Auftritt.

Ion.

Willkommen iſt der Dienſt mir. Schon befreundet
Ein wunderbarer Zug mich mit dem Looſe
Der Unbekannten; gleicht es meinem doch:
Sie ſuchen Kinder und die Eltern ich.
O möchte dieſe tief im Menſchenbuſen
Gebohrnen, ew'gen, liebevollen Wünſche
Bald ohne Täuſchung uns Apoll gewähren,
Daß ich mich in die Quelle meines Lebens

Mit freudiger Umarmung tauchen möge,
Und ihnen blüh' ein würdiges Geſchlecht!

Fünfter Auftritt.

Ion, Kreuſa mit Gefolge, das ſich nachher in den Hintergrund verliert.

Kreuſa.

Wir ſind am Ziel der Reiſe. Ja, ich ſehe
Die hochberühmte Wohnung des Apoll.
Wenn mich der ſtolze Bau noch zweifeln ließe,
So geben ſie die Lorbeerzweige kund,
Das ſchöne Denkmal jener ſpröden Nymphe,
Die ſeine Lieb' in ſtarren Tod gejagt.
Iſts doch als ſchlänge ſie, ach, nun zu ſpät!
Um den Verfolger liebevoll die Arme.
Was klopfſt du, ungeduldig banges Herz,
Und deuteſt mir beym Eintritt übles vor?
Wir wollen das Orakel ruhig hören,
Was es auch offenbar' und was verſchweige.

Ion.

Schon wartet drinnen dein die Pythia.

Allein wie kommt es, Fürſtin von Athen,
Daß du vom heitern Anblick dieſes Tempels,
Der ſonſt die Sterblichen mit Freude füllt,
Hinweg dich wendeſt, und mit innrer Wehmuth
Zu kämpfen ſcheinſt? Ich kenne nichts, als Delphi,
Doch Fremde hört' ich jubelnd oft betheuern,
Daß ſie auf Erden ſchön'res nie geſehn.

Kreuſa.

Wer biſt du, Jüngling, der ſo freundlich fragt?

Jon.

Man heißt mich Jon; keinen Vater weiß ich
Zu nennen, als den Gott, der rings hier waltet.

Kreuſa.

Ein Sohn Apolls? O ja, du wärſt es werth.

Jon.

Sein Zögling bin ich mindeſtens, und ſein Diener,
Von Kindheit ſein geweihtes Eigenthum.

Kreuſa.

Bot jemand dich dem Gott zur Gabe dar?

Jon.

Man fand als Säugling mich auf dieſer Schwelle.

Kreuſa.

Vielleicht von deiner Mutter ausgeſetzt?

Ion.

So muß es ſeyn; ſie blieb noch unentdeckt.

Kreuſa.

Wie konnte ſie ſolch lieblich Kind verſtoßen?

Ion.

Du weißt wohl: Scham bedrängt die Frauen oft.

Kreuſa.

Ich weiß es, ja; und macht die Sanften hart.

Ion.

Wenn ſie nur endlich mir ſich zeigen wollte,
Um die verſäumte Liebe nachzuhohlen!

Kreuſa.

Ach, welche Liebe bringt das zarte Pflegen
Am Mutterbuſen ein, das du verlohrſt?

Ion.

Wie ſie, die mich gebahr, auch gegen mich
Geſinnt war, hat ſie doch glückſel'ge Tage
Mir zubereitet; denn ich führe hier
Ein ſtilles Leben zwiſchen heil'gen Bäumen,
Bildſäulen und Altären, ſchmücke täglich
Das herrliche Geſäul mit friſchen Kränzen,
Und ſorge, daß Geräth und goldner Zierrath
In unverletzter Reinheit immer glänze.
So wird mir, was ich treu bewahr' und ordne,

Zwar göttlich Eigenthum, doch wie mein eigen,
Mein Werk, mein Leben, und mein ewig Feſt.
Sieh, darum ſtaunt' ich, edle Königin,
Wie dieſe ſchöne Welt dich traurig machte.

Kreuſa.

Es waren Wolkenbilder ferner Zeiten,
Die meine Augen feuchtend überzogen:
Dein Blick und dein Geſpräch hat ſie zertheilt

Jon.

Von dem vorausgeſandten Greis erfuhr ich,
Dir fehl' ein großes Gut bey großen Gütern,
So, daß dich Wehmuth leicht ergreifen kann.
Je reicher dich dein Königshaus umgiebt,
Je öder ſcheint es wohl der Kinderloſen.

Kreuſa.

Apollo weiß, wie kinderlos ich bin.

Jon.

Du ſollteſt Mutter edler Söhne ſeyn.
Gewiß, gewiß, du wirſt es noch erleben!
Denn, wie ich eben wundersvoll vernahm,
Biſt du des großen Erichthonius Enkelin,
Und Pallas, die Beſchirmerin Athens,
Hat deines Stammes Urſprung ſelbſt gepflegt.
Wie ließe ſie ſo bald ihn untergehn?

Kreuſa.

Doch meine Opfer und Gebete haben
Bis jetzo nichts gefruchtet, und ich ſorge
Daß unfreywill'ge Schuld mich ihrer Gunſt
Verluſtig machte. Ernſt iſt das Gebot
Der Göttin, ſtreng der Uebertretung Strafe;
Das haben Cekrops Töchter wohl erfahren.

Jon.

Sag', wie verdienten ſie Minervens Zorn?

Kreuſa.

Die hohe Jungfrau hatte ihren Liebling,
Das Erdgebohrne Kind, in einer Kiſte
Vor allen Menſchen und dem Tag verſchloſſen,
Den Schweſtern zur Bewahrung anvertraut,
Mit dem Befehl, bevor ſie wiederkäme,
Den Deckel nicht zu öffnen; denn geheim
Und wunderbar, wie er zuerſt entſproß,
Sollt' er in dunkler Enge ſich entfalten.
Doch Neugier lockt ſie zum Verbotnen, und es reißt
Vorwitzig ihre Hand das Käſtchen auf.
Sie ſehn den Knaben lächelnd drinnen liegen,
Den zarten Leib umwunden von zwey Schlangen,
Die ihm als Hüter beygegeben ſind,
Und ihnen in ihr frevelnd Auge ſtarren.

Der Anblick ſcheucht ſie mit Entſetzen auf,
Das Grauſen wird zur wildverirrten Wuth,
So, Arm in Arm, die Haare flatternd, ſtürzen
Sie ſich vom ſchroffen Fels hinab ins Meer.
Seitdem befolgt des Erichthonius Stamm
Die Sitte, jedem Säugling in die Wiege,
Zum Angedenken jenes furchtbarn Schutzes,
Ein goldgeringelt Schlangenpaar zu legen.

Jon.

Der Pallas Rache, deuteſt du ſie recht,
Zeigt ja, wie ſehr für dein Geſchlecht ſie eifert,
Und deſſen Feinden ſelbſt feindſelig iſt.
Doch hätte ſie ſich eine Zeitlang auch
Dir abgewendet: hülfreich iſt der Himmel,
Ein andrer Gott gewährt, was einer weigert.

Kreuſa.

So heißeſt du mich auf Apollen hoffen?

Jon.

Und kamſt du nicht mit dieſer Hoffnung her?

Kreuſa.

Es hegt ſie mein Gemahl mehr als ich ſelbſt.

Jon.

Du nahſt dich hier dem freundlichſten der Götter.

Kreuſa.

Du rühmſt ihn billig: dir erwies er Gutes.

Ion.

Du haſt nur ſeine Liebe nicht erprobt.

Kreuſa.

So wars mein Glück; ein Menſch erprobt die Liebe
Der Himmliſchen doch niemals ungeſtraft.

Ion.

Erkläre mir dieß räthſelhafte Wort.

Kreuſa.

Vernahmſt du nie, wie in des Donnrers Armen
Einſt Semele zu Aſche niederſank?
Wohlthaten kommen uns von höhern Weſen,
Doch Liebe kann das Gleiche nur geſellen.
Hör' an, was mich auf den Gedanken leitet;
Dein offner Blick flößt Zuverſicht mir ein.
Ich bringe, außer meinem und des Gatten
Anliegen, einer Freundin Auftrag mit
Zu des Orakels vielbeſuchtem Sitz:
Iſt kein geheimer Ausſpruch zu erlangen?
Du, der du ſtets beym Heiligthum verkehrſt,
Kannſt etwa mir mit Rath behülflich ſeyn.

Ion.

Zu ſchweigen wie zu reden weiß die Pythia,

Ich lernte nur zu ſchweigen, wo ich ſoll.
Nicht weiſem Sinn, doch einer treuen Bruſt
Wirſt du vertraun, was dich zu drücken ſcheint.

Kreuſa.

Hör' an. Vergieb mein Zögern, denn der Ruf
Der Frau'n iſt ein zerbrechlich koſtbar Gut.
Ein Weib, das ich als ſchuldlos kenn' und edel,
Doch deren Namen ich nicht nennen darf,
Betheuert, daß Apoll ihr einſt genaht,
Und ihr der Jugend jungfräuliche Blüthe,
Ein Gott der ſchwachen Sterblichen, entwandt.

Ion.

Sag keine Frevel, fremde Königin.

Kreuſa.

Die Wahrheit iſt zu ſagen ſtets erlaubt.

Ion.

Daß Götter Zucht und Sitte ſo zertreten?

Kreuſa.

Es muß der Menſch die Uebermacht wohl dulden.

Ion.

Weiſt du, ob jene nicht mit ſchönen Namen
Des unerlaubten Lagers Schmach bemäntelt?

Kreuſa.

Das braucht ſie nicht, denn keine Spur, kein Zeuge,

Hat an das Licht gebracht, was ſie erlitt
Die Mutterliebe trieb ſie einzig an,
Was ich erzähle, mir zu offenbaren.
Das Kind, das von der heimlichen Umarmung
Ihr Schooß gebahr, hat ſie, von Angſt gedrängt,
Zu einer dunkeln Höhle hingetragen,
Es brünſtig ſeinem Vater anbefehlend.
Doch als ſie wieder hinkam, nachzuſehn
Was draus geworden, ach! da war es fort,
Und ſie zerrauſte ſchreyend ſich das Haar.

Ion.

Und fand ſie keinen Gang von Menſchen oder
Raubthieren, nach dem Orte hin bezeichnet?
Den Boden nicht bethaut von blut'gen Spuren?

Kreuſa.

Von allem nichts; verſchwunden war das Kind.
Nun wünſcht ſie hier in Delphi zu erforſchen,
Ob es gerettet ward, und, ſchaut es noch
Das Licht der Sonne, wie und wo es lebt.

Ion.

Die arme Mutter! Aber ihr Beginnen
Dünkt mir gewagt und dennoch unerſprießlich.
Wird Phöbus ſelbſt, was er mit Fleiß verhehlt,
Verkünden? Kannſt du hoffen, einen Spruch

Ihm abzuzwingen, der ihn tief beſchämt?
Wird ſich ſein Zorn nicht auf den Frager lenken?
Nein, nein! verſchließe ſtill in deinem Buſen
Was, offenbart, nur Unheil bringen kann,
Was mitzuwiſſen ſchon gefährlich iſt.
Beruh'ge deine Freundin mit dem Troſt,
Wenn ſie nicht eitler Täuſchung ſich ergeben,
Daß Götter ihre Kinder nicht verlaſſen,
Und daß Apoll gewiß den Säugling ſchirmte,
Ihn nicht verſchlingen oder rauben ließ,
Und irgendwo zu ſeiner Luſt ihn pflegt.

Kreuſa.

Das Kind iſt ihr, ſie will es auch beſitzen.

Ion.

Wohl hat ſie Recht: was ſoll ich dir erwiedern?
Den Gott zu ſchelten ſcheut ſich meine Zunge,
Nicht, weil ich knechtiſch fürchten ihn gelernt,
Nein, weil des Vorwurfs Widerhaken ſchmerzlich
Zurück ſich wenden in mein eignes Herz.
Wie kann bey Menſchen Recht und Tugend blühn,
Wenn ſelbſtvergeßne Götter, Lüſten fröhnend,
Die hohe Macht, den weiſen Seherblick
Misbrauchen, reine Sitte zu bewält'gen,
Dann ihre Schmach ins Dunkel zu entziehn?

O wie ein unentfliehbar Netz umſtrickt
Mich der Gedanke! Laß mich, laß mich fort,
Wo einſam ich in meine tiefſte Bruſt
Einladen will den vielgeliebten Gott,
Ihn leiſe mahnen, kindlich mit ihm rechten,
Ob er mirs löſt, ob ich es löſen kann.
Denn vielverſchlungen ſind des Schickſals Wege,
Kurz unſer Blick und für die Zukunft blind.

Sechster Auftritt.

Kreuſa.

Welch ſchuldlos rein Gemüth des blüh'nden Knaben!
Ihm konnt' ich ohn' Erröthen mich vertraun.
In dieſem Alter wäre iezt mein Sohn,
Wenn die Harpyien nicht vom Angeſicht
Der Erd' ihn grauſam weggeriſſen hätten.
Doch, wenn er unverhofft ſich wieder fände,
Und gliche dieſem hier an holdem Weſen,
An ſchöner Leibsgeſtalt und freyem Muth:
Gern wollt' ich ihn vor aller Welt erkennen,
Und kühnlich ſagen: „Seht den Sohn Apolls!

Wer kann das Götterblut in ihm bezweifeln?“
Aus meiner lange heimlich glüh'nden Scham
Würd' er hervorgehn, wie die Sonne herrlich
Des Morgens Purpurwolken überſtrahlt,
Die ſtolze neidenswerthe Schuld zu ſegnen.
Heut ſind es ſechzehn Jahr ſeit jener Nacht,
Als ich von ihm wie von mir ſelbſt mich trennte,
Und heut muß unſer Schickſal ſich entſcheiden.
Wozu bedarfs Umſchweife noch? geheimes
Befragen des Orakels? Wenn Apoll
Auf mein und des Gemahls gemeinſam Wort
Mir keine Spur giebt von dem Schmerzenkinde,
So iſt es längſt dahin, und er verleugnet's
Wie er es ließ verderben; und dann hab' ich
Nichts zu verlieren mehr, und nichts zu hoffen.

Siebenter Auftritt.

Kreuſa, Xuthus mit Gefolge.

Xuthus.

Ich komme, theure Gattin, eilig nach,
Damit dich mein Verweilen nicht bekümmre.

Kreuſa.

Was bringſt du von dem unterird'ſchen Seher,
Bey dem ich ungern dich zurückgelaſſen?

Xuthus.

Kehr' mit mir heim: noch iſt kein Schritt gethan,
Noch lockten wir aus unſrer Zukunft Höhle,
Indem wir da nach Segensſchätzen forſchen,
Des grauſen Unheils Drachen nicht hervor,
Der drinnen ſchläft, und uns den Zugang wehrt.

Kreuſa.

Verſteh' ich recht? wir ſollten Delphi wieder
So unverrichteten Geſchäfts verlaſſen?
Wie hat ſich plötzlich dein Entſchluß verändert?

Xuthus.

Glaub mir, uns frommt am beſten, gleich zu gehn.

Kreuſa.

Wie ſoll ichs, bis du mich belehrt, warum?

Xuthus.

Noch bin ich ganz verſtört, und ſammle kaum
Die ſchweifenden Gedanken zum Bericht.
Nicht daß mir die Erinnrung wär' entſchwunden:
Denn als ich aus dem Schooß des Abgrunds kam,
Hat mich der Stuhl Mnemoſyne's empfangen,
Und was mir erſt vorſchwebte, ſteht unwandelbar

In düſtrer Deutlichkeit vor meiner Seele.
Nachdem ich in der felsgehau'nen Grotte
Der Weihung letzte Bräuche noch vollbracht,
Streckt' ich die Füße durch den dumpfen Eingang,
Woraus die Unterwelt zu athmen ſcheint.
Abhängig wie ein zäher Waſſerſturz
Riß es hinab mich, auf dem Rücken liegend,
In raſcher Eil und unermeßlich weit.
Bewegungslos erwartend lag ich drunten,
Ich ſah noch nichts, ich hörte nur Geziſch,
Und wunderbare Stimmen aus der Tiefe.
Die Klagetöne ſchienen bald in Wirbeln
Zu ſteigen, ſich zu ſondern und geſtalten,
So bebten mir Erſcheinungen vorüber,
Angſtvoll doch unbegriffen. Kinder winſelnd,
Dann flieh'nde Weiber mit zerſtreuten Haaren,
Ein Jüngling, wild nach ihrem Buſen zielend,
Und, was am meiſten mich mit Schauder füllte,
Ein Schattenpaar, das zärtlich ſich umarmte,
Umſtrickten Furien ungeſehn mit Schlangen.
Dazwiſchen ſtarrten mich Gorgonenhäupter
Hohnlachend an, aus allen Sinnen ſcheuchend.
Ich wollt' an Heil und Leben ſchon verzweifeln,
Als zu mir trat ein Mann von ernſtem Anblick,

Faſt wie der Helfer Aeſculap gebildet,
Von Bart ehrwürdig und von hoher Stirn,
Auf ſeinen Zauberſtab die Rechte lehnend.
Trophonius war es, und er ſprach alſo:
Nicht vorgreif' ich dem Delphiſchen Sitz und dem Seher Apollo;
Aber hüte dich, Xuthus, daß, deinem Geſchlecht nachſtrebend,
Nicht du den Fall des Geſchlechtes erwirbſt, und des Hauſes Zerrüttung.
Kaum hatt' er ſeine Weißagung geſprochen,
So ward ich wiederum empor gerückt,
In gleicher Bahn und Weiſe, nur das Haupt
Noch rückwärts nach den froſt'gen Schatten hangend,
Bis ſich des Himmels Wölbung wieder aufthat.
Nun weißt du's: folge meinem Rath, Kreuſa!
Es bleibe das Orakel unbefragt.

Kreuſa

Und wie in unſerm kinderloſen Stand.

Xuthus.

Weit beſſer, als von Grund aus untergehn.

Kreuſa.

Ein unerfreulich Leben gleicht dem Tode.

Xuthus.

Doch ſelbſt den Tod kann Unglück bitter machen.

Kreuſa.

Wir haben an den Göttern nicht gefrevelt,
Laß uns doch prüfen, wie ſie's mit uns meynen.
Ein großes Gut ſteht uns vielleicht bevor,
Was nur der unterird'ſchen Mächte Neid
Durch leere Schreckniß zu verlarven ſtrebt,
Damit wir der verhängnißvollen Urne
Mistrauiſch nimmer nahen ſollen, oder
Mit banger Hand fehlgreifen unſer Loos.
Ja, laß uns wagen, glücklich ſeyn zu wollen.
Entfernt noch, zagt' ich oft vor dem Verſuch,
Doch jetzt umfängt mich hell die Gegenwart.
Der Tempel, dieſe Pforte, dieſe Säulen,
Sie ſcheinen gaſtfrey uns hereinzuladen,
Ein flüſternd Säuſeln regt ſich durch den Hain
Als Vorgeſang beſeligender Sprüche.
Der Tag iſt heiter, und die Zeichen günſtig:
Auf zu dem heil'gen Dreyfuß! komm, o komm!

Xuthus.

Du überredeſt mich beynah, zerſtreuſt
Durch deines Muths Begeiſtrung mir das Grauſen,
Womit der nächtliche Prophet mich ſchreckte.

Kreusa.

Es war nur die Betäubung von den Dünſten,
Die Blendung von den Schatten jener Gruft:
Hier ſcheucht ſie von der Stirn der Lüfte Schmeicheln,
Der Gruß des Lichtes von dem klaren Auge.
Was wagen wir? Und alles zu gewinnen,
Wär' alles dran zu wagen nicht zu viel.
Wir wollen muthig hoffen, brünſtig beten:
Ich will Latonen noch ein Opfer bringen,
Daß bey dem Sohn die Mutter für mich ſpreche;
Geh du indeß zur Pythia hinein.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jon ſingt zur Leyer.

Strophe.

Du hochragendes Haupt des Lorbeers,
Zeus himmliſchem Blitze nie verwundbar,
Noch wildſtürmenden Wintern
Je hinſtreuend den grünen Schmuck!
Geſangliebenden Schatten beut mir
Kühl wehend, damit ich
Der vierſaitigen Leyer Wohllaut
Anſtimme dem Wiederhall,
Daß auf melodiſchen Wellen die Seele mir,
Aus banger Zweifel Wirbeln,
Sanft hingleitend im Hafen ausruhe, wo

Die geliebten Wünſche wohnen,
Wo Zutrauen den Anker auswirft.

Gegenſtrophe.

Dein lichtſtrahlendes Götter-Antlitz,
O du, der im reinſten Thaue badet
Die goldlockige Scheitel
Im Felsborne Kaſtalia's,
Apoll! dürft' ich es ſchaun nur Einmal;
Anredens gewürdigt
Mich hinwerfen zu deinen Füßen,
Inbrünſtiger Liebe voll!
Was die Olympiſchen Säle verherrlichet,
Der ſel'gen Inſeln Wonne,
Schwellt nie ſehnend den Buſen an, nie mit Neid
Ganymedes ew'ge Becher,
Dem inwohnet dein hohes Bildniß.

Nachſatz.

Wer darf göttliche That
Richten nach Schein? Warte das End' ab.
Oft bricht Sonn' aus Gewölk. Zügeln den Mund lehrt
Wie der Niobe Söhnen,
Zornblickend, todſendend, du erſchieneſt.
Mir offenbare milder dich,
Wie wenn du huldreich der Muſen Chor führſt.

Rings her leuchte der Hain, bebe der Thalgrund,
Beflügelt weh' auch des Tempels Thor auf,
Ahndungsvoll wie beſeelt ſchwanke der Baum hier
Bey der gewaltigen Götternäh:
Nicht ſoll zagen mein iunges Herz,
Dir frohlockend entgegen.

Zweyter Auftritt.

Ion, Xuthus.

Xuthus.

Mit Ungeduld erwart' ich, wem ich ietzt
Zuerſt begegnen ſoll. Seh' ich hier niemand?
O holder Jüngling, laß mich dich umarmen!

Ion.

Du unterbrichſt die ſchöne Hymne mir:
Die Leyer iſt aus meiner Hand gefallen.

Xuthus.

Zum Jubel wollen wir ſie neu beſaiten,
Denn uns zu großem Glücke treff' ich dich.
Kind, reiß dich nicht aus meinen Armen los!

Jon.

Was willſt du, Fremdling? Es geziemt mir nicht,
Dem Jüngling, der ein heilig Amt verwaltet,
Sich der Vertraulichkeit ſo hinzugeben.

Xuthus.

Niemand iſt minder fremd ſich als wir beyde:
Du biſt mein Sohn, ſieh deinen Vater hier.

Jon.

Tratſt du vielleicht zu nah des Schlundes Mündung,
Der wahrhaft nur die Prieſterin begeiſtert,
Und hat der Dunſt, der aufſteigt, dir das Haupt verwirrt?
Wie, oder ſchwärmſt du in des Bacchus Taumel?

Xuthus.

Der Freude Taumel reißt allein mich hin;
Begeiſtert hat mich, doch nicht lügenhaft,
Das Wort der hohen Pythia vom Dreyfuß.

Jon.

Wie lautet es? ſag' an!

Xuthus.

Sie gab dich mir.

Jon.

Zu welchem Ende?

Xuthus.

Um mein Sohn zu ſeyn.

Ion.

So hat ſie dir mit Namen mich genannt?

Xuthus.

Das nicht, und dennoch kann ich hier nicht irren.
Vernimm den Hergang, daß du überzeugt,
Vom erſten Staunen wieder zu dir kommend,
Dich meiner Freude willig überlaſſeſt.
Ich nahte dem Orakel, um zu fragen,
Wie die Verheißung ſich erfüllen möchte,
Die es vor manchen Jahren mir gewährt:
Daß mein Geſchlecht in zweyen Söhnen blühen
Und großen Völkern Namen geben ſolle.
Ich hört' als Antwort aus dem Mund der Pythia:
Tritt, Anführer Athens, hinaus vor die Hallen des Tempels:
Wem du zuerſt da begegneſt, den heiß' ich als Sohn dich erkennen,
Dankbar ehren fortan, von wem dir das holde Geſchenk ward.
Kaum daß mein Fuß die Schwelle nun berührt,
Und rings umher mein Blick verlangend ſpähte,
So fielen mir die Weiſen deiner Leyer,

Wie einer guten Vorbedeutung Laut,
Ins Ohr, und deine liebliche Geſtalt
Ins Auge, daß ich froh entzückt hinzulief,
Die erſte Vaterfreude zu genießen.

Ion.

Verzeih, daß ich die Liebkoſung miskannt',
Die du ſo gütig mir entgegen trugſt.
Noch kann ich nicht mein neues Loos begreifen,
Es iſt zu herrlich und zu wunderbar;
Hier übt' ich eben Hymnen auf der Leyer,
Ob ſie des Muſenführers Ohr gewonnen,
Und ſehnte mich, ſtatt aller Erdengüter,
Ihn einmal nur von Angeſicht zu ſchaun.
Indeß gedacht' er mein im Heiligthum,
Und ſendet dich, den reichbegabten Herrſcher,
Den ruhmgeprieſ'nen königlichen Helden,
Zu väterlicher Sorge mir heraus.
Wie bin ich unbemerkter Knab' es werth?

Xuthus.

Auch mich hat er zu ſtetem Dank verpflichtet,
Und ſich freygebig wie ein Gott bewährt.
Nicht Ausſicht in die Zukunft gab er mir,
Wie man des Mahners Ungeſtüm vertröſtet:
Nein, die Erfüllung ſtand vor ſeinen Thoren,

Und kam mir raſch entgegen. Kinderlos
War ich, und habe jetzo dich zum Sohn,
Der blühend ſchon zur Jugend aufgewachſen,
Nicht der mühſel'gen Pflege mehr bedarf,
Die an der ſchwachen, zweifelhaften Kindheit
Oft nicht gedeiht. Gleich einem ſchönen Traum,
Der ſich verkörpert hätte, ſtehſt du vor mir,
Verdienſt ſo ganz an Bildung, holdem Weſen
Und edlem Muth Urenkel Zeus zu ſeyn,
Daß Kön'ge mich um dich beneiden werden.

Ion.

Du ſiehſt mich ſchon mit Vateraugen an.
Doch ſag': wie legſt du das Orakel aus?
Meynt es, du mögeſt nur den Elterloſen
An Sohnes Statt aufnehmen? oder ſoll
Dein wahres Blut in meinen Adern fließen?

Xuthus.

Kennſt du nicht deine Herkunft, theurer Knabe?

Ion.

Man fand mich hier am Tempel ausgeſetzt,
Seitdem hat niemand ſich zu mir bekannt.

Xuthus.

So biſt du ſicher meines Leibes Sohn.

Ion.

Ich hörte doch Kreuſen erſt betheuern,
Daß ihr bisher noch ohne Kinder bliebt.

Xuthus.

Kreuſa freylich. Welches iſt dein Alter?

Ion.

Mir wurden heute ſechzehn Jahre voll.

Xuthus.

Die Zeit trifft überein. Es fehlen noch
Drey Monden ungefähr an ſiebzehn Jahren,
Seit ich zum erſten dieſen Sitz beſucht,
Da bey den Pyth'ſchen Spielen Cirrha's Ebne
Laut wiederhallend mich als Sieger ausrief.
Was ſoll ich jugendlichen Uebermuthes
Mich ſchämen, nun er einen Sohn mir ſchafft,
Den Maß und Weisheit, und ein ſtolzes Ehbett,
Erworben durch Verdienſt, mich ließ entbehren?
Beym Schmaus, der feſtlich meinen Sieg beging,
(Jetzt lebt es wieder im Gedächtniß mir)
Hat mich der Freude Taumel und des Weins
Mit einer der Bacchanten hier verbunden,
Die des Parnaſſus Klüfte wild durchſtreifen,
Und hochgeſchwungen, Weinumrankt, ein Thyrſes,
Statt Hochzeitfackel uns vorangewinkt.

Aus dieſem Rauſch mußt du entſprungen ſeyn.
Mich kummerte, nach raſcher Jugend Art,
Das Weib nicht ferner, noch der That Erfolg,
Und bald verließ ich dieſe Fluren. Jene,
Da ſich in ihr des Gottes Glut ernüchtert,
Und mit der Tage Lauf, der Monden Wechſel,
Ihr Schooß ein vaterloſes Kind gebahr,
Hat ſie, ſo läßt es leichtlich ſich errathen,
Die ihr allein zurückgelaßne Sorge
Abwerfend, hier den Göttern dich vertraut,
Die durch des Feſtes übermächt'ge Luſt
Ins Leben dich gerufen. Und ſo haſt du
Durch meine Schuld die reiche Pfleg' entbehrt,
Da Mitleid nur den Fündling auferzogen.
Jetzt aber will ich dir's vergelten, Sohn,
Es ſoll mein ſtetes Sinnen einzig ſeyn,
Dir Glück und frohe Tage zu bereiten.

Ion.

Ich kann nicht länger zweifeln: ja, du biſt's,
Du biſt mein Vater. Laß es mich umſchlingen,
Dein würd'ges Haupt, das theure, längſtbegehrte:
Laß meine Lippen ſich auf deine Stirn
Und beyde Augen drücken. Dank, ihr Götter:
Apollo, du vor allen, habe Dank!

Mein unſichtbarer und Olymp'ſcher Vater,
Das bleibſt du dennoch, ob du ſchon mir ſichtbar
Den ſterblichen Erzeuger zugewieſen.
Du Schöpfer meiner Sohnespflicht und Freuden,
Wie ſollt' ich dein darüber je vergeſſen?
O theurer Vater, ich gelobe dir,
Ich will durch all mein Streben und mein Thun
Dem Geber und Empfänger Ehre bringen.
Umarme denn mich wieder! ſegne mich!
Sieh, meine Wonne fließt in milden Thränen:
Zu glücklich bin ich, aber eins doch fehlt.

Xuthus.

Was iſt es? ſtehts in meiner Macht zu ſchaffen?

Ion.

Daß meine Mutter uns nicht mit umarmt;
So ſchlängen dreyfach ſich der Liebe Ketten.

Xuthus.

Mit Recht bedenkſt du ſie, mein Sohn. Die dich
Gebohren, iſt ein werth zu achtend Weib.
Ich war ihr unbekannt, ſo wie ſie mir,
Und viel geſchehner Dinge Spur verlöſcht
Die lange Zeit: doch wollen wir nicht ruhn
Bis wir ſie wiederfinden, und auf Kundſchaft
Von ihrem Aufenthalt und Namen ſenden,

Erſt hier umher, dann in ganz Griechenland.
Mir angeboren gnüge dir indeß.

Jon.

Wer weiß, ob ſie der Tod nicht ſchon entraffte,
Und alles Forſchens Mühe ſtumm betrügt!

Xuthus.

Vermeide Worte ſchlimmer Vorbedeutung.
Du blühſt ſo friſch: wie ſollte ſie nicht leben,
Die mit geſunder Kraft dich ausgeſtattet?
Allein, wenn ſie uns auch verborgen bliebe:
Mein Haus nimmt dich als Eingebohrnen auf,
Was es vermag, das wird auch dein; Kreuſa
Wird deiner Mutter Stelle dir vertreten.

Jon.

Ach! andre Kümmerniß berührſt du da:
Ich ſorge, deiner Gattin zu misfallen.

Xuthus.

So fürchteſt du ſtiefmütterlichen Haß?

Jon.

Es möchte *mir* das härtſte doch begegnen,
Wenn *ſie* nur glücklich und zufrieden wär.
Ich ſah dein edles Weib hier bey der Ankunft,
Und wie ihr Herz, beklemmt von Mutterliebe,
Die keinen Ausweg weiß noch Gegenſtand,

Wehmüthig hoffte, ſtolz verzweifelte,
Hat ſie mir innig das Gemüth bewegt.

Xuthus.

Bald wird ſie nun, was uns gewährt iſt, ſehn,
Und ruhiger daran ſich gnügen laſſen.

Ion.

Ungleich hat das Orakel euch bedacht.
Dir gab es heimzuführen deinen Sohn,
Der nicht der ihre iſt, und nöthigt ſie,
Den Fremden, Unbekannten, den Erzeugten
Aus einem Bett, von keinem Recht geweiht,
In ihrer Väter Hallen aufzunehmen.
Es wird ſie immerfort mein Anblick mahnen,
Beglückter ſey ein andres Weib geweſen,
Die dir ein raſcher Augenblick verband,
Als ſie, die ſeit ſo vielen Jahren dir
Der Gattin Liebe, Sorg' und Treu gewidmet.
Nun wird ſie erſt ſich doppelt einſam fühlen,
Da du fortan die Kinderloſigkeit
Nicht mit ihr theileſt, wie bisher. Mich jammerts
Daß ſie ſo arm an Freuden altern ſoll.

Xuthus.

Noch bleibt ihr mit der Jugend Hoffnung übrig.
Den frühern Ausſpruch des Apoll, der mir

Verhieß, zwiefacher Ahnherr Griech'ſcher Stämme
Durch zweyer Söhne Füll' und Kraft zu werden,
Hat nach ſo vielen Jahren der Erfolg
Nur halb noch eingeholt. Du biſt der eine;
Den andern Sohn erwart' ich bald von ihr.
Der unfruchtbare Fluch wird jetzt ſich löſen:
Denn oftmals zögert die beginnende
Erfüllung, eh ſie durch die dichten Wolken
Der Hinderniſſe bricht; allein ſo bald ſie
Erſcheint, zieht ihre Schweſter, die Vollendung,
Ihr durch das lichte Thor frohlockend nach.
Doch dieſes können ferner wir beſprechen
Zu andrer Zeit. Sag an, wie heißeſt du?

Ion.

Die Pythia hat Ion mich benannt.

Xuthus.

Ion, mein theurer Sohn! O ſchöner Name,
Wie wirſt du in der Nachwelt Ohren tönen,
Wenn Städte, Völkerſchaften, Reiche blühn
Auf lebensvollen Fluren, Küſten, Inſeln,
Wenn Helden kämpfen, Dichter ſie beſingen,
Und, nach der Sprach' und Sitten Eigenſchaft,
Joniſch alles preiſend wird genannt!
Gewöhne denn dich nun, ſtets zu bedenken,

Wie du den Namen glorreich führen willſt,
Dem das beſtimmt ward; ſieh von heute dich
Als einen Fürſtenſohn und Herrſcher an.
Mein königliches Szepter erbt auf dich,
Du mußt dich zeitig, es zu führen, üben.

Ion.

Wie anders doch von fern die Ding' erſcheinen,
Als wenn ſie gegenwärtig vor uns ſtehn!
Ich konnte mir ſo Herrliches nicht träumen,
Als mir begegnet, und nun füllt mich Ahndung
Mit Bangigkeit vor dem ſchon, was bevorſteht.
Der ſchnellen Glückserhöhung geht zur Seite
Der Uebermuth, und Neid folgt hinten nach.
Zu der Athener auserkohrnem Volk
Komm' ich an zwey Gebrechen krankend: erſt
Ausländiſch, und dann unächt von Geburt.
Mit welchem Auge werden über ſich
Sie den geſtellt ſehn, der zum Dienen aufwuchs?
Wen Menſchen gern gebieten laſſen ſollen,
Muß von Beginn vor ihnen ausgeſondert ſeyn;
Mich achten ſie nicht einmal gleich gebohren.
Auf ihr feindſelig und verachtend Streben
Wird Argwohn lauren müſſen, und ſo drängt
Mich fremde Tücke, die Umſtricker ſelbſt

Mit gleicher Schling' und Liſten zu verſtricken,
Wo nicht, mit trotzender Gewalt zugleich
Das Recht und ihr Gewebe zu durchreißen,
Daß Tyranney den Purpur blutig färbt.
Hier war ein mäßig Theil und Ruh und Stille
Mein ſüßes Loos, und die willkommnen Schranken
Der Lehre, der Gewöhnung und des Orts
Bewahrten mich vor ungerechtem Thun.
Viel Fremde kamen wechſelnd hier und gingen,
Die ich willkommen heißend und geleitend
Stets neu den neuen wohlgefällig blieb.
Nicht den Erwerb vergänglichen Beſitzes
Galt mein Verkehr mit ihnen: immer nur
Zu feſtlicher Bereitung, Heiligung,
Behülflich war ich ihnen, und mein Dienſt
Hob über den Verkehr mit Menſchen mich.
O warum kann ich nicht, jetzt da wir uns
Erkannt, als Sohn dir gnügen, und dabey
Fortwandeln die geliebte Lebensbahn!

Xuthus.

Das ſind nicht fürſtliche Gedanken, Sohn:
Bewähre mir dein königliches Blut,
Und zage nicht vor deines Glückes Glanz.
Bedenke, daß dein Vater als ein Fremdling,

Von ſeiner Heimath ein Verbannter, auch
Sich auf den Thron der Erechthiden ſchwang
Durch kühne That. Iſt dieß dein Delphi doch,
Der Mittelpunkt der Erde, wie ſie ſagen,
Der einz'ge Ort nicht, noch die weite Welt.
Nicht Opfer, weiße Binden, Reinigungen,
Gebete, Weihrauch, Lorbeer, Feſtgeſänge,
Sind dein Geſchäft mehr; all dein Trachten muß
Nun Tag und Nacht auf nichts gerichtet ſeyn
Als Krieg und Waffenübung, Roß und Mann,
Die vierbeſpannten Wagen, Thürme, Mauern;
Dann auf Geſetz' und Rechte, die Verſammlungen
Des Volks und Rathes, und der Häupter Schmaus
In ihres Königs immer öffnen Sälen.
Du mußt zum herrlichen Athen mir folgen,
Noch heut, wann wir das Feſt, das ich bey deiner
Geburt verſäumt, zuvor gefeyert haben.

Ion.

So will ich denn zum Abſchied mich bereiten.
Lebt wohl, geliebte Bäume! heim'ſche Luft!
Ergieb'ger Boden, der mich mild genährt!
Doch du vor allen, hohes Tempeldach,
Worunter oft, auf der Altäre Stufen,
Bald am Geſtell der Säulen meines Gottes

Mich ſüßer Schlaf umarmt, wie wohl der Landmann,
Der einen weit entlegnen Acker baut,
Aus Zweigen ſich ein Hüttchen wölbt, da ruhiger
Des Mittags Glut verſchläft, als wie zu Haus
Im weichen Bett, indem in ſeine Träume
Der weite blaue Himmel niederäugt.
Quellſprudelnder Parnaſſus! goldnes Delphi!
Ich gehe, doch es bleibt bey euch mein Herz.
Ja eines, Vater, mußt du mir geloben,
Daß ich die Heimath jährlich darf beſuchen.
Als Mutter hat mich Pythia gepflegt,
Sie weiß noch nicht mein neues Glück, und wird
Mich ungern von ſich laſſen. Oft, recht oft
Muß ich ſie kindlich wiedergrüßen: ſie
Vergeſſen könnt' ich nimmer, härmte mich
Nur ab nach ihr, wenn du's nicht zugeſtändeſt.

Xuthus.

Gern alles, lieber Sohn, was du begehrſt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Kreuſa, Phorbas.

Kreuſa.
Verweilſt du hier noch, Xuthus, mein Gemahl?
Xuthus.
Du ſiehſt mich, Theure, deiner Rückkunft wartend.
Kreuſa.
Den Ausſpruch hört' ich von den Prieſtern ſchon.
Xuthus.
Und eilſt herbey nun, den Erfolg zu ſehn.
Kreuſa.
Ja, wer zuerſt ſich deinen Tritten nahte.
Xuthus.
Sieh dieſen Jüngling an.
Kreuſa.
Ich kenn' ihn wohl.
Xuthus.
Der iſt es.
Kreuſa.
Dieſer?
Xuthus.
Warum ſollt' er nicht?

Kreuſa beyſeit.

Weh mir, Apoll! wie thateſt du mir das?

Xuthus.

Mißfällt er dir, daß du befremdet murmelſt?

Kreuſa.

Ich wünſche Heil dir mit dem ſchönen Fund.

Xuthus.

Ja, ſtolz erkenn' ich mein Geſchlecht in ihm.

Kreuſa.

Du nahmſt ihn an als Sohn?

Xuthus.

Ich fand ihn mein.

Kreuſa.

Wie? doch das ziemt der Gattin nicht zu fragen.

Xuthus.

Verhüten es die Götter, daß ich iemals
Dein Recht verletzt, und das Gelübd' der Eh!
Des Sechzehniähr'gen Alter zeigt dir ſchon,
Daß ich ſein Vater ward, eh meine Thaten
Mit unſerm Bund das Szepter von Athen
Mir noch erworben, eh ich dich gekannt.
Doch, was der jugendliche Trieb gefehlt,
Darf nun mich nicht gereun, es iſt entſchuldigt,

Da es zur Freude dir wie mir gedeiht,
Wenn du ihn auch als deinen achten willſt.

Kreuſa.

Zu gütig giebſt du Rechenſchaft, mein König.
Das Weib, das ſeinem Gatten keine Kinder bringt,
Iſt ſchon zufrieden, duldet man ſie nur
Im Hauſe, deſſen Hoffnung ſie betrog;
Und neben ihr ſich Andre zu geſellen,
Aus deren Liebe beſſrer Segen blüht,
Iſt Männerrecht, und mehr der Kön'ge noch.
Allein wo iſt die Mutter deines Sohnes?

Xuthus.

Wir wiſſen nicht, wie nah, wie fern ſie iſt,
Ob ſie noch lebt, ob ſie dem Orkus ſchon
Vermählt ward; unbekannt war ihre Heimath
Und Name mir, kaum würd' ich der Geſtalt
Mich noch entſinnen, ſäh' ich jetzt ſie wieder:
Denn mich umgaben der Betäubung Wolken
Den Einen Augenblick, der uns verband,
Und viele Jahr' entrückten ſie ſeitdem.

Kreuſa.

Du redeſt Räthſel, aber was geſchehn
Iſt klar, und wird ſich mehr und mehr entfalten.
Und weiß auch Jon nichts von ſeiner Mutter?

Ion.

Ich ſagte dir vorhin ſchon, Königin,
Daß ſie ſich nie mir zeigte, daß auch Pythia,
Die meiner Kindheit ihre Sorg' erſetzt,
Noch keine Spur von ihr entdecken konnte.

Kreuſa.

Ja, doch die Zeiten ändern alle Dinge,
Nicht-wiſſen, Wiſſen, ſelbſt Gemüth und Sinn.
Viel ſchwerer ſind wohl Mütter auszuforſchen,
Wenn Dienſtbarkeit und Armuth ſie verbirgt,
Als wenn ſie eines Fürſten mächt'ge Gunſt
Zu ſich erhebt: da finden ſie ſich an,
Und man erkennt ſie auf den erſten Blick.

Ion.

O denke nicht von mir, verehrte Fürſtin,
Ich könnte mich der ärmſten Mutter ſchämen.
Wie niedrig auch, unedel war ſie nicht,
Sagt mir die innre Seele. Bey dem Wunſch,
Der dich hieher geführt, bey deiner Hoffnung,
Ihn künftig auch für dich erfüllt zu ſehn!
Nicht einer Mutter Herrlichkeit begehr' ich,
Die blendend über mich den Glanz verbreite:
Der Mutter Herz, das ſeine ſüße Wärme
Zu einem Strom der Lieb' in meins ergieße.

Gewähre du, Kreuſa, mir ein ſolches,
Was deiner Großmuth leicht iſt: und das meine
Gelobt — nicht mehr, das könnt' ich nicht — ſo ſehr
Als meine wahre Mutter dich zu lieben.
Wär' ſie gefunden, o wir wollten beyde
Hier deine Knie' umfaſſen, und dich flehn
Die Eintracht deines Hauſes nicht durch uns
Geſtört zu wähnen. Kein ehrſüchtig Streben
Regt ſich in einer Lieb'erfüllten Bruſt:
Wir werden keinen Anſpruch machen, als
Einander Sohn und Mutter ganz zu ſeyn,
Von allem dem, was dein iſt, nichts bedürfen
Zu unſerm Glück, als deine Freundesblicke.

Xuthus.

Du ſiehſt, Kreuſa, wie dich zu gewinnen
Der Eifer meinen wackern Sohn beſeelt.
Doch wenn als nah verwandt ſich plötzlich die
Betrachten ſollen, die ſich fremd geweſen,
So tritt erſt zwiſchen ſie das blöde Staunen,
Und, an ſich ſelber irr', mistrauen ſie,
Wie es auch dir und mir geſchah, mein Ion,
Und unſrer Freude Flut zu ebben zwang,
Bis ſie den Damm des Zweifels überſchwoll.
Nur die beyſammen durchgelebte Zeit,

Geſell'ge Näh' und frohe Gegenwart
Kann der Vertraulichkeit Gewohnung ſtiften:
Sie wird es bey Kreuſen auch und dir.
Laßt denn ſogleich das Leben uns beginnen,
Zwar auf der Reiſe hier, und fern der Heimath,
Das um den Heerd der Götter unſers Hauſes
Uns immer wirthlicher verſammeln ſoll.
Das Erſtlings-Feſt der Tage meines Kindes
Mahnt, wie ein Gläubiger, der lang' geſchwiegen,
Mich heut, und mit dem angehäuften Wucher
So manchen Jahrs will ich ihm Gnüge leiſten.
Apoll hat nicht vergebens mich erinnert,
Ihn hoch zu ehren, deſſen Seherwink
Den holden Sohn mir zugeführt: es ſoll
Ihm eine volle Hekatombe fallen,
Und rings umher an jeglichem Altar
Der Paean von geſchmückten Chören jubeln.
Indeſſen theile, wer da will, mit uns
Der Becher Luſt und ein gemeinſam Mahl;
Herolde ſollen Delphi's rühmliche
Bewohner laden, unſre Feyer zu begehn,
Daß ſie in Zukunft auch des Tags gedenken,
Wo Xuthus den erwünſchten Erben fand.
Komm, Sohn, laß ſelbſt uns ſorgen und beſchicken,

Daß Ueberfluß dieß Gaſtmahl zier' und Ordnung,
Und nichts, was unſre Würde heiſcht, gebreche.
Du ſollſt Bewirther ſeyn, und ſollſt dir ſelber
Den huldigenden Zoll der Ehrengaben
Darbringen, nicht empfangend ſondern gebend,
Aus meinem reichen Schatz mit vollen Händen
Ihn ausſtreun unter ein glückwünſchend Volk.
Da will ich ſehn, wie du zum erſtenmal
Ein Fürſtenamt verwalten lerneſt: denn
Freygebig ſpenden iſt des Herrſchers Pflicht,
Und ſeine Pracht dien' Allen zum Genuß.

Ion.

Ich folge dir, mein königlicher Vater.

Vierter Auftritt.

Kreuſa. Phorbas.

Phorbas.

O Tochter des Erechtheus! Enkelin
Des Erichthonius! du, mein Pflegekind!
Wir werden ausgeſtoßen und verdrängt.

Kreuſa.

So meynſt du, Alter? ſiehſt du noch ſo ſcharf?

Phorbas.

Das war es, einem eingeſchlichnen Fremdling
Das heil'ge Diadem ums Haupt zu winden,
Was nur ein Erechthide tragen ſollte!

Kreuſa.

Ach immer unglückſel'ges Loos der Frau'n,
Doch zehnfach mehr der Fürſtentöchter noch!
Uns bleibt nach freyer Neigung keine Wahl,
Die mit dem Leib auch das Gemüth vermählte:
Wir werden wie ein Eigenthum verhandelt.
Wie man ein Roßgeſpann, ein künſtlich Erz,
Zum Preis beym Wettſpiel wohl dem Sieger ſetzt,
Hat man für Schlachten mich zum Lohn ertheilt.

Phorbas.

Und wer bloß mit des Arms Gewalt ein Glück
Erobert, das ihm nicht beſchieden war,
Hält den Beſitz als Raub, und übermüthig
Schätzt er das Unverdiente noch gering.
So Xuthus deine Ehgenoſſenſchaft.

Kreuſa.

Fürwahr, nie hätt' ich ſelber ſie erkohren.

Phorbas.

Wenn ſie an Kindern ungeſegnet blieb,
War doch nichts andres Schuld, als daß Minerva
Dem Ankömmling misgönnte, in den Boden
Des Attiſchen, von ihr gepflegten Gartens
Ein wild ausländiſch wuchernd Reis zu pflanzen.

Kreuſa.

Wer weiß, worüber ſonſt die Göttin zürnt!

Phorbas.

Statt nun mit allem Fleiß ſie zu gewinnen,
Lockt er dich hier zu andern Göttern her,
Die trefflich mit ihm einverſtanden ſind.

Kreuſa.

So ſcheints. Er muß viel gelten beym Apoll.

Phorbas.

Laß nicht voreilig uns den Gott verklagen.
Die Himmliſchen ſind wahrhaft und gerecht:
So wenig als die Richter drunten läßt
Des Delphiers Orakel ſich beſtechen.
Doch was es redlich ausſpricht ohne Falſch,
Dem ſchieben ihre Ränke Menſchen unter,
Und wiſſen, eben weil es unbekümmert
Auf grader Bahn geht, und in keine Krümmen
Sich einläßt, dienſtbar es dem Trug zu machen.

Glaubſt du, es habe Xuthus nicht gewußt,
Hier wachſ' ein Sohn von ihm zum Jüngling auf?

Kreuſa.

Weswegen trieb er ſonſt ſo oft nach Delphi?

Phorbas.

Er ließ ihn heimlich auferziehn vor dir:
Seys, daß er ihn erzeugt, wie er betheuert,
Eh er dein Gatte ward zu ſeyn gewürdigt;
Seys, daß er höher auch des Knaben Alter
Angiebt, um zu verhehlen, daß ſeitdem
Er einem unerlaubten Bett gefröhnt.
Nun offenbart er ſich, und weiß die Schuld
Gar ſchlau mit heil'gem Anſehn zu bemänteln,
Den höchſten Seher feyerlich befragend
Um das, was er nur allzu gut gewußt.

Kreuſa.

Ich muß ihm gar ein Freudenfeſt begehn,
Daß er nicht länger den Verrath darf bergen.

Phorbas.

Die Mutter ſoll verſchwunden ſeyn, von ihr
Will keiner wiſſen: doch der ihren Sohn
So gut verſorgt, hat ſie wohl auch bewahrt.
Wie ſcheue unglückdroh'nde Vögel, die
Man nicht bemerkt bey Tag, erſt mit der Dämmerung

Ausfliegen, wird ſie bald zum Vorſchein kommen:
Denn des Erechtheus Sonne gieng ja unter,
Du ſchimmerſt noch, ein matter Abendſtern,
Bald überſchattet Dunkel Attika.

Kreuſa.

O hätt' ich nimmer dieſen ſchwarzen Tag erlebt!

Phorbas.

Schon ſeh' ich mit dem ſchmucken dreiſten Knaben
Die Buhlerin in deinem Hauſe herrſchen.
Des Erben Mutter — und hat Xuthus nicht
Aus eigner Macht Baſtarde ſeines Bluts
Zu Erben unſrer Pallas-Burg erklärt? —
Des Erben Mutter iſt die wahre Gattin,
Das unfruchtbare Weib wird nichts geachtet,
Und muß der andern Sklavendienſte leiſten.
Sieh, dieſe grauen Haare möcht' ich mir
Beſtreun mit Aſch' und Staub, wenn ich bedenke,
Was deiner wartet, theure Königin!

Kreuſa.

So läßt du mich erniedern, meiner Väter
Beſchützerin? haſt du dich, ſtrenge Jungfrau,
Denn gänzlich von Kreuſen abgewandt?

Phorbas.

Noch nicht genug. So lang' es möglich iſt,

Daß ſich dein Königsſtamm, der theure Oelbaum
Einheimiſch nur bey uns, jetzt kaum noch grünend,
Aus deinem Schooß mit neuen Sproſſen ziere,
Sind ihres Raubes jene nicht gewiß.
Dich zu verſtoßen wagt nicht der Tyrann,
Er muß Empörung der Athener fürchten.
Sie ſtehn dir alſo heimlich nach dem Leben;
Du bringſt nun keinen Becher an den Mund,
Daß du nicht vor dem Gifte ſchaudern müßteſt,
Womit ihn buhleriſcher Neid, und Haß
Des Stiefſohns, gährend, reichlich ſätt'gen wird.

Kreuſa.

Mir gilt es gleich, es komme was da will.
Was ſoll ich ängſtlich um mein Leben ſorgen?
Möcht' ich doch gleich den Unmuth meiner Seele,
Mit mir von jenes Berges Höhen ſtürzend,
In Klüften der Vergeſſenheit begraben.

Phorbas.

Du wärſt bequem, dich ſelber wegzuräumen,
Daß ſie ihr Feſt dann doppelt feyern dürften.
So willſt du all die Schmach geduldig tragen?
Und willſt, die Enkelin von Pallas Zögling,
Ein Spott jedwedem Freygeſinnten ſeyn?

Kreuſa.

Was kann ich thun? Ich bin ein ſchwaches Weib.

Phorbas.

Ein Weib iſt unſre Heldengöttin auch;
Nicht das Geſchlecht, der Muth macht ſchwach und ſtark.
Gedenke deiner Schweſtern, die freywillig
Und ſtandhaft ſich dem Vaterland geopfert.
Ganz andre Opfer, minder reine, heiſcht es jetzt,
Von dir die Pflicht nur, dich ihm zu erhalten:
Das Heil Athens ruht ja auf dir allein.

Kreuſa.

Sprich denn, wie räthſt du mir? Gleich heim zu eilen,
Und dort mein Volk zum Beyſtand aufzurufen?
Damit wir die Theſſal'ſchen Könige,
Die wir einſt thöricht dankbar aufgenommen,
Samt dem Gefolge mißerzeugter Söhne,
Aus unſern Gränzen jagen mit Gewalt?

Phorbas.

Unzuverläßig iſt die blöde Menge;
Sie ſind gewöhnt, dem Fremdling zu gehorchen:
Was er noch nicht gethan, wärs auch gewiſſer
Als Abend oder Morgen, deſſen wirſt du ſie
Zu überzeugen dich umſonſt bemühn.
Vertraun wir uns allein, und führen das

Was jetzt nothwendig, nicht gewaltſam wild
Wie übereilte Jünglingsthaten, ſondern
Bedächtig und verſchwiegen ſinnend aus.
Kreuſa.
Was achteſt du nothwendig, treuer Greis?
Phorbas.
Der aufgedrungne Stiefſohn darf nicht leben.
Kreuſa.
Den zarten Knaben muß die Rache treffen?
Phorbas.
Entfiel dir alles, daß dich dieß befremdet?
Kreuſa.
Mich daurt die Unſchuld ſeiner blühnden Jugend.
Phorbas.
Willſt du durchaus an dir ihn ſchuldig ſehn?
Kreuſa.
Wohlwollend, ſchien es, kam er mir entgegen.
Phorbas.
Des Falſchen Freundlichkeit hat dich bethört
Kreuſa.
In ſeinen Blicken las ich ſein Gemüth.
Phorbas.
Und laſeſt dein Verderben nicht darin?

Kreuſa.

Wie weißt du, daß es mich von ihm bedroht?

Phorbas.

Gedenk an des Trophonius Weiſſagung.
Verwarnt' er nicht, ihr würdet ſtatt erwünſchter
Nachkommenſchaft, nichts als Verderben eures
Geſchlechts, Zerrüttung eures Hauſes finden?
Hier gilts, entweder leiden oder thun.
Noch lächelt dir dein Unheil in dem Knaben,
Wiewohl er es ja ſichtlich ſchon begonnen,
Indem er dir den Gatten umgewandt.

Kreuſa.

Er ſelber trotzte, ganz verwandelt, mir.

Phorbas.

Ha! das iſt kleines erſt. Verſtoßung deiner,
Mord deiner künft'gen Söhne, Ausrottung
Von deinem Stamm, mit Wurzeln, Zweigen, Blüthen,
Sey dir gewärtig, wenn du nicht zuvorkommſt.

Kreuſa.

Wohlan, es muß geſchehn. Doch wie vollbringen wir's?

Phorbas.

Vernimm: das Schickſal legt' in meine Hand
Ein ſchleunig wirkend, doch verborgnes Mittel.

Athene gab dem alten Erichthonius
Im kleinen Goldgefäß zwiefach geſondert,
Zwey Tropfen von der furchtbarn Gorgo Blut,
Des Ungeheuers, das ſie ſelbſt erlegt.
Der eine friſtet Sterbenden das Leben;
Der andre, aus des Herzens linker Ader
Entquollen, tödtet ſicher, augenblicklich,
Als wenn durch innerlichen Schlag den Gliedern
Die Lebensregung plötzlich wär gehemmt.
Dein Ahn verwahrte heilig dieß Geſchenk,
Und hinterließ, als ihn der Himmel aufnahm,
Das köſtliche Vermächtniß ſeinem Sohn.
Mir hat es dann Erechtheus anvertraut,
Da er zum letzten Kampf ging, ſelbſt im Siege
Vorahndend ſeinen Fall, auf daß es nicht
Mit ihm zu Grunde ginge. Jetzo ruft uns
Die Zeit, die Noth, und die Gelegenheit
Zu würdigem Gebrauch der Göttergabe.
Mich dünkt, ich ſehe deine Väter winken
Mit ernſter Mahnung, dich, ihr Blut zu retten,
Mein Alter nicht als feiger Knecht zu ſchänden.
Nein! euch ergeben will ich mich bewähren:
Den Todestropfen miſch' ich unvermerkt
In des verrätheriſchen Buben Wein.

Kreuſa.

Ich ſchäme mich ſo hinterliſt'gen Mordes.

Phorbas.

Mein ſey der Ruhm der That, dein der Gewinn.

Kreuſa.

Doch wenn ſie uns zurückfällt auf das Haupt?

Phorbas.

Meins will ich freudig dar zum Opfer bieten:
So end' ich wohl die allzu langen Tage.
Nur einmal tragt noch friſch mich, alte Glieder!
Und ihr, erloſchne Augen! blicket ſcharf,
Damit ich nichts verſäume noch verſehe.
Komm, Fürſtin, eilen wir zum Gaſtmahl hin,
Wozu ſich die Geladnen ſchon verſammeln,
Und birg in Fröhlichkeit, was wir bereiten.
ab.

Kreuſa.

Fort, thöricht Mitleid, das die Bruſt beklemmt!
Das eigne Kind gab ich den wilden Thieren:
An dieſem will ich ſelbſt zur Löwin werden.
Apoll hat ihn gepflegt; er iſt ſein Diener,
Sein Eigenthum, noch mehr, ſein Ebenbild.
Ihn liebt Apoll, der mich verſchmäht, vergißt.
Ja, Ion, ja! das büße mir dein Tod! ab.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kreuſa mit fliegenden Haaren.

Weh mir, weh! wohin entflieh' ich? welche Rettung find' ich aus?
Auf den Ferſen folgt der Tod mir, und der Pfeile Fittig ſchwirrt
Zu durchbohren meinen Buſen, tauſendfach von Qual durchbohrt.
Kaum, o kaum noch hab' ich Athem, meine Schritte hemmt die Angſt,
Statt ſie leichter zu beflügeln, und ich ſterb' und ſinke hin.
Nein! ich will noch nicht erliegen; aufgerafft die letzte Kraft!

Hier am Tempel gilt kein Weilen, feindlich iſt dieß Heiligthum,
Phöbus ließ auf mich ia ſelber los des wilden Knaben Grimm,
Und ihm wärs willkommnes Opfer, tröff' mein Blut hier am Altar.
Drum, ihr Nymphen des Parnaſſus! rettet das verlohrne Weib,
Rettet, helft, empfanget, berget, die ihr an den Quellen wohnt,
In den Koryciſchen Bacchus-Grotten, und Dryaden und Napä'n!
Habt ihr Höhlen, habt ihr Dickicht, manche dunkle Felſenſchluft,
O da laßt mich unterſchleichen, wie ein aufgejagtes Wild!

ab.

Zweyter Auftritt.

Ion

ohne Mantel, Pfeil und Bogen in der Hand.

Wohin floh die gift'ge Mutter? find' ich hier ſie oder dort?
Lief ſie wohl ſchon weit vorüber, oder weilt ſie in der Näh?
Doch ein ſolches Ungeheuer trägt der heil'ge Boden nicht,
Den ihr Fuß befleckt: er ſtößt ſie in die wüſte Wildniß aus.
Ihre Spuren ſeh' ich dorthin, ja ſie ſoll mir nicht entgehn.
O ihr Götter! o Apollo, der du dieß Geſchoß mir gabſt,
Zu verſcheuchen, zu vertilgen wilden Raubgefieders Brut!
Laß ein größres jetzt gelingen! Jetzt begünſt'ge meine Jagd!
Daß ich nicht das Ziel verfehle, ihre Morderfüllte Bruſt.
Biſt du doch der Drachentödter, der von hohem Zorn entbrannt

Einſt die Mutter Erd' entlaſtet, da du hier den Python ſchlugſt.
Trägt die Schlange Weibes-Antlitz, die ich ſtracks erlegen will,
Iſt ſie grimmer doch als Python, ihre Augen ſprühen Gift.
Nun, wohlauf! was zaudr' ich länger? und ſo bald den Pfeil ihr Blut
Röthet, häng' ich dir im Tempel dieſe frommen Waffen auf.

ab.

Dritter Auftritt.

Pythia.

Welch ein Getümmel und ein Aufruhr ſchlägt
An dieſe Pforte, dieſe ſtillen Hallen,
Die brünſtiges Gebet nur, und der Hymnen
Melodiſche Gewalt beſtürmen ſollte?
Schon ſeh' ich niemand mehr: doch eben erſt
Vernahm ich deutlich Stimmen und Geſchrey,
Der Flucht und der Verfolgung irre Tritte.

Hat ſich die Freude bey dem Gaſtmahl, brauſend
Wie junger Traubenſaft, in ſich entzweyt?
Und fechten, wie die Thracier, mit Bechern
Die Gäſte des Atheniſchen Beherrſchers?
Wofern nur nicht der Uebermuth, der dort,
Von lauter Luſt herbeygerufen, tobt,
Im Taumel ſchweifet bis zu blut'ger That,
Und, wann die angerichtete Zerſtörung
Ihn kalt ernüchtert hat, in Maß und Schranken
Zu ſpät zurückkehrt mit vergebner Reu.
Mein Ion (ach, nicht mein mehr!) war dabey:
Galt ihn der Zwiſt? betraf ein Unfall ihn?
Wer kann mirs melden? Doch ich höre nahn.

Vierter Auftritt.

Pythia, Xuthus, deſſen Gefolge den Phorbas in Feſſeln herbeyführt.

Xuthus noch hinter der Scene.

Hier führt ihn her! hieher! und gebt wohl Acht,
Daß er euch nicht entrinne.
(auftretend.) Prieſterin!
Zum Glücke treff' ich dich: denn dein bedarfs.

Pythia.
Was ſtürmt zu mir in ſolcher Eil dich her?
Xuthus.
Ein Frevel ohne Gleichen iſt verübt.
Pythia.
Sag' an! Ich bin auf ſchreckliches gefaßt.
Xuthus.
Noch fehlen Worte dem verſtörten Muth.
Pythia.
Hat Blut die Becher deines Mahls genetzt?
Xuthus.
Gift und der Furien Geifer troff hinein.
Pythia.
Wen zu verderben wurden ſie gemiſcht?
Xuthus.
Mein theures Pfand, den kaum gefundnen Sohn.
Pythia.
Iſt Ion hin? ſchlang ihn der Orkus ein?
Xuthus.
Vorbey an ſeinen Lippen ging der Todestrank.
Pythia.
O himmliſches Gewölb'! ich athme wieder.
Xuthus.
Auch ohn' Erfolg bleibt, was ſie war, die That.

Pythia.

Wer hat ſie ausgeſonnen? wer vollbracht?

Xuthus.

Kreuſens Rath, und dieſes Knechtes Hand.

Pythia.

Dein treuer Diener und dein liebend Weib?

Xuthus.

Wenn Treu Verrath iſt, Liebe Meuchelmord.

Pythia.

O der Verblendung ſterblicher Geſchlechter,
Und ihrer vom Beginn heilloſen Werke!
In der Verwirrung ſuchen ſie Gedeihn,
Aus nächtlicher Verbrechen Graun ſoll ihnen
Die Sonne eines neuen Glücks hervorgehn.
Da iſt kein noch ſo ſtark gewobnes Band
Des Bluts, der Liebe, der Genoſſenſchaft,
Das hielte, wenn hier ſtolze Herrſchbegier,
Dort eignen Vortheils Sucht gewaltſam reißt,
Indeß die Faden Tück' und Neid zernagt!
Nur der lebt ruhig, der der Lebensgüter
Sich ganz verziehn, wie abgeſchiedne Seelen.
Kaum daß mein theurer Ion aus dem Hafen
Des Heiligthums den kleinen Nachen wagt,
So wirbeln ihn die trüben Strudel fort,

Und an der Klippe läg' er ſchon zerſchmettert,
Wenn nicht der Götterſorge günſt'ger Wind
Ob ihm gewaltet, und in die Umarmung
Der ſtillen Bucht ihn hätte heimgeführt.
Ach, daß er nimmer ſie verlaſſen dürfte!
So müßt' ich nicht nachſchauend ſtehn am Ufer,
Und ſorgenvoll ihm mit Gelübden folgen. —
Doch melde mir, o König, den Verlauf:
Wie es ans Licht gekommen, welch ein Wunder
Von unſerm Jon die Gefahr gewandt;
Denn noch kann ſich mein Geiſt nicht überzeugen,
Daß nicht ein falſcher Argwohn euch verſtört.

Xuthus.

Nur zu gewiß iſt, was die Sonn' errothen,
Die heil'gen Haine ſchauern machen muß,
Was der Stiefmütter ſchon verhaßten Namen
Noch ſchwärzer zeichnet, und in ihrer Bruſt,
Dem Kelch der Mutterliebe ſonſt bey Frauen,
Die milde ſüße Milch in Gift verwandelt.
Hör' an! auf daß du glaubeſt, was unglaublich iſt.
Dort, auf der friſch begrünten Wieſenfläche
Vor Delphi, ward das Mahl mit Fleiß bereitet.
Die ganze Ebne wimmelte von Dienern,
Die hin und wieder Opferthiere führten

Und mancherley Geräth in Händen trugen.
Ich ſelber ſorgte für der Speiſe Fülle,
Und was zur Luſt und Anmuth ſonſt gehört,
Für Salben, Kränze, Blumen, Weihrauchdüfte;
Mein Knab' indeſſen übernahm, die Stätte
Den Gäſten anzuordnen, wie er es
Gar wohl verſtand, und oft zuvor geſehn.
Für ein geräumiges Gezelt den Platz
Maß er, und ſteckt' ihn ab; und in die Ecken
Hieß er die Zimmerleute Fichtenſtämme
Als Pfeiler treiben, die er obenher
Mit quergelegten Balken feſt verband.
Dann wurden ſie mit Teppichen bekleidet,
Die euer reicher Tempelſchatz verwahrt
Für ſolche Feſtlichkeiten, und worunter
Die Köſtlichſten er mir zu Ehren wählte.
Die Häupter ſchirmte vor den Sonnenſtrahlen
Ein Himmel, kunſtreich in den blauen Stoff
Gewirkt mit Gold und Silber, wo der Mond
Mit ſeinen Hörnern, und die mildre Fackel
Des Heſperus zu ſehn war; hier am Rande
Die Nacht umwallt vom ſternbeſäten Schleyer
Hinanfuhr, und ihr gegenüber ſich
Der Sonnengott mit ſeinen Flammenroſſen,

Forteilend, in den Schooß der Fluten tauchte.
So waren auch die rings behangnen Wände
Mit Kämpfen der Centauren, wilden Jagden,
Der Satyrn und Bacchanten luſt'gen Tänzen,
Bevölkert und belebt: es ſchien der Bau
Des ſchnell emporgewachsnen Saals, damit
Der Gäſte Blick ſich nicht ins Freye ſehnte,
In ſeinem engern Raum die Welt zu faſſen,
Des Aethers Umſchwung und das Erdgewühl.
Nicht war nach Mittag zu die offne Seite,
Noch auch nach Mitternacht gerichtet, ſondern
Ließ zwiſchen beyden Luft, nicht Sonne, zu.
Als zum Empfang nun für des Mahls Genoſſen
Die Polſter rings umher gebreitet waren,
Und in des Zeltes Mitte aufgeſtellt
Die Krüge Weins, und Tiſche mit den Schalen:
Da trat der Herold auf die Zeh'n und rief,
Wer ſchmauſen wolle, ſey hereingeladen.
Der Greis hier nun bewies ſich gleich geſchäftig
Den Wein zu miſchen und dann einzufüllen,
Auch muntert' er die Diener hier und dort
Ihn einzureichen auf, geſchürzt und rüſtig,
Als hätt' er ſich vor Freude ganz verjüngt.
Das Mahl ging fort: es tönten ſchon die Flöten,

Dazwiſchen prieſen viele Zungen laut
Athen und ſeine glücklichen Beherrſcher.
Was ſollen noch die kleinen Trinkgefäße,
Die kaum die Lippen netzen? ſprach der Alte;
Laßt tiefe Becher kommen, denen voller
Die Fröhlichkeit als ihrem Quell entſprudle.
Er hoffte wohl im allgemeinen Rauſch
Sein Thun den Zeugen leichter zu entziehn.
So trugen denn die Diener, ſchwer von Silber
Und Gold, in Körben neu Geſchirr herbey.
Das wurde ſtracks gefüllt, und einen Becher,
Mit ſchön getriebner Zierrath auserleſen,
Nachdem er ihn mit klarem Naß gekränzt,
Bot ſeinem neuen Fürſten Phorbas dar.
Mein Sohn trat vor, Trankopfer erſt zu ſpenden,
Doch eben da entfuhr ein frevelnd Wort
Der Knechte einem in geſchäft'ger Haſt.
Der holde Jüngling, fromm und rein gewöhnt,
Für ſchlimme Vorbedeutung dieß erachtend,
Trank nicht, goß allen Wein aus auf den Boden.
Und hieß die Andern auch das Gleiche thun.
Erwartung war nun im Gezelt und Stille,
Bis man die Becher wiederum gefüllt.
Und ſieh! indem kam eine Schaar von Tauben,

Die zahm und furchtlos hier im Haine ſchwärmen,
Hereingeflattert durch das Thor. Sie ließen
Sich nieder, pickten die Broſamen auf,
Und tauchten ihre Schnäbel in den Wein,
Der hier und da noch ſtand in kleinen Seen.
Die nun an andern Stellen dieß gethan,
Erlitten nichts; doch zwey, die da getrunken,
Und durſtig in den glatt beflaumten Hals
Den ſüßen Trank geſchlürft, wo Ion eben
Den Becher hingoß, fingen an zu taumeln
Mit ſchlaffen Fittigen, wehklagend girrten
Sie ſeltſam dumpfen Laut, und ſtreckten zuckend
Die Purpurfüßchen aus, und waren todt.
Erſtaunen faßte jeden, der es ſah,
Mein Ion aber warf den Kranz vom Haupt,
Zerriß den Mantel, und mit lauter Stimme:
„Dank dir, Apoll, der mich prophetiſch warnte!
Sonſt war dahin mein Leben;“ rief er aus.
Alsbald erhob ſich ein verwirrt Geſchrey,
Beſchuldigend den Alten, der den Wein
Gemiſcht und dargereicht. Ich, voll Entſetzens,
Ergriff ihn ſchleunig, ſtellt' ihn hart zur Rede,
Der, auf der That gefangen, nicht verſuchte
Zu läugnen, ſondern trotzig rühmend gar

Betheuerte, es wiſſe niemand drum,
Er hab's allein entworfen und vollbracht.
Mit Müh hielt ich die Menge nur zurück,
Die ſchon im erſten Grimm ihn ſtein'gen wollte.
Da ſprang, bacchantiſch wild, Kreuſa plötzlich
Hervor und ſchrie: „Er lügt! glaubt nicht dem Greiſe!
Unſchuldig iſt er, ich gebot die That.
So tödtet Pallas mit dem Gift der Gorgo,
Durch meine Hand, Baſtarde fremden Bluts,
Die ein ſich drängen in ihr Königshaus!
Dieß dacht' ich triumphirend jetzt zu rufen:
Doch es mislang, und nur Verzweiflung bleibt mir.“
Als ob die Schlangen Gorgo ſelber ſchüttelte,
Starrt alles bey der Greuel Offenbarung,
Und niemand dachte, Hand an ſie zu legen;
Ich ſelbſt war wie von Finſterniß betäubt.
Doch Ion duldet' ihren ſchnöden Frevel nicht,
Nach ſeinen Waffen rannt' er, welche friedlich
Am nächſten Baume hingen, Pfeil und Bogen,
In ihres Herzens Blut die gaſtlichen
Schutzgötter und dieß Heiligthum zu rächen.
Da ſie den Jüngling mit hochglüh'nder Wange
Und mit des Zorns verachtungsvollem Blick
Ein auf ſie ſtürmen ſah, hielt ſie's nicht aus,

Es wandelte die Frechheit ſich in Zagen,
Und ſinnlos riß ſie ſich durch alle hin, und floh.

Pythia.

Und wo iſt nun Kreuſa? wo iſt Ion?

Xuthus.

Sie wandten ſich hieherwärts, mir voraus.

Pythia.

Ich hörte hier vorbeyfliehn und verfolgen,
Doch weit war alles weg, als ich hinaustrat.

Xuthus.

Sie hofft ſich wohl in des Gebirges Irren
Zu retten, doch ereilen wird er ſie,
Denn ihre Schuld umſtellt ſie wie ein Netz.

Pythia.

O ſende, König, deinem Sohne nach,
Laß eiligſt ihn zu dir zurück entbieten,
Eh er den Streich gewaltſam raſch vollführt,
Der ihn, wer weiß? dann ewig könnte reun.

Xuthus.

Zwar lieb' ich, Pythia, den hohen Zorn
Des Jünglings, der ſich königlich bewährt;
Auch iſt Kreuſens Haupt dem Tod verfallen:
Die Straf' iſt ſo ihr oder ſo gewiß.

Doch nicht mit wüth'gen Händen, wie bey Raub
und Krieg,
Ziemt es dem Herrſcher, an des Schuld'gen Leibe
Die Rache zu erſätt'gen: nach Geſetz
Und Spruch des Rechts theil' er Vergeltung aus,
Entäußre ſelber ſich des Richteramts,
Wo das Verbrechen gegen ihn gerichtet war.
Drum geb' ich deinem weiſen Rath Gehör. —
Geht ihr, ſucht mir den Prinzen, ſagt, er ſolle
Für jetzo den gerechten Grimm noch hemmen;
Und greift die Königin, wo ihr ſie trefft.

Einige aus dem Gefolge ab.

Pythia.

So willſt du deine Gattin nach Athen
In Feſſeln führen, wie den Diener dort?

Xuthus.

Mit nichten. Nimmer ſollen ſie die Heimath wieder
Mit Augen ſehn: der Ort, den ihre Mordſucht
Befleckt hat, ſey auch der Vertilgung Bühne
Und dieſe Sonne geh' nicht drüber unter.
Es giebt ja hier in Delphi Richterſitze,
Giebt Urnen, welche Todeslooſe ſtill
In ſich verſammeln und ans Licht dann bringen.
Ein Gaſt auf dieſem Boden, laß ich nicht

Mein Szepter furchtbar winken, ſondern will
Nur Kläger ſeyn; nackt liegt der Gräuel da,
Das ganze Volk ruf' ich zum Zeugen an.

Pythia.

Jedoch wenn du nun heimkehrſt in dein Reich,
Verwitwet von der Enkelin und Tochter
Der Helden, die ſie göttlich dort verehren,
Mit einem unbekannten Sohn des Auslands
Auf deinen Stamm geimpft, dem du beſtimmſt
Auf Jener heimiſch eignen Thron zu ſteigen:
Bedenk, was für ein Argwohn aller Bürger
Aufrühriſch murmelnd dich umgeben wird.

Xuthus.

Das Recht iſt ſtark, wenn Mannheit es behauptet.

Pythia.

So laß es Richter dort an ihr verwalten.

Xuthus.

Bald wird die Schlaue da ſich ſchuldlos lügen,
Wo niemand Spuren ihres Frevels ſah.
Die alte Gunſt beſticht dann, Mitleid mit
Dem Reſt des Fürſtenhauſes ſpricht ſie los.

Pythia.

Habt ihr nicht dort des Mords geſchworne Richter,
Areopag genannt von ihrem Sitz,

Die Griechenland als unbeſtechlich kennt,
Wo ſelbſt die Wage der Gerechtigkeit
Minerva hält, und ſtrengen, ernſten Blicks
Auf jedes Schwanken ihres Züngleins merkt?
Dort ſtelle ſie, bis dahin ſchieb' es auf!
Nur jetzt verfahre wider ſie nicht weiter,
Weil dich die erſte Heftigkeit erregt.

Xuthus.

Die Erechthiden liebt und hegt ja Pallas,
Und würfe wohl hinzu das weiße Steinchen,
Das gleich die Zahl macht, und die Schuld'gen löſt.

Pythia.

O glaube mir, kein ganz verfluchtes Haupt
Iſt das, worüber noch Olympier
Die Hände waltend ſtrecken! Scheint es doch
Als wäre nicht ohn' eines Gottes Obhut
Der That Erfolg vereitelt, und verwehrt,
Daß augenblicklich raſende Verblendung
Ein ewig unerſetzlich Unheil ſchaffte,
Damit der Weg der Sühnung offen bliebe.

Xuthus.

Dein Anſehn wähnt' ich hülfreich mir zu finden,
Allein du ſcheinſt dem Weibe ſehr befreundet,
Das, am Apollo frevelnd, deinen Pflegeſohn,

Von ihm als mein verkündigt, morden wollte.
So will ich denn von hinnen, in der Stadt
Die Alten, denen obliegt, Recht zu ſprechen,
Aufmahnen zum Gericht; in Delphi's Schutz
Begab ich mich als Fremdling mit den Meinen:
Sie werden mir nicht weigern, was bey Griechen
Die Sitte heiſcht, was ſelbſt Barbaren thäten.

Pythia.

Laß, eh du gehſt, den Greis hier mich befragen. —
Sprich, hat Kreuſa mit darum gewußt?

Phorbas.

Sie litt nur, was ich ausſann und betrieb.

Pythia.

Und was bewegte dich, ihr ſo zu rathen?

Phorbas.

Uralte, unerſchütterliche Treu.

Pythia.

Du übteſt doch Verrath an deinem Herrn.

Phorbas.

An dem; die längſtgeſtorbnen ehr' ich mehr.

Pythia.

Den Erichthonius und Erechtheus meynſt du?

Phorbas.

Sie zeugen bey den Schatten noch von mir.

Pythia.

Und ſtrebte heut dein Anſchlag auch für ſie?

Phorbas.

Ja, vom Verderben ihr Geſchlecht zu retten.

Pythia.

Stand das bevor von dem harmloſen Knaben?

Phorbas.

Trophonius hat es deutlich prophezeyt.

Pythia.

Das war es, daß ihr nicht Apollen euch
Allein vertraut, und jenes Nachtweiſſagers
Ausſprüche mit den ſeinigen gepaart.
Die Unterwelt wühlt aus den düſtern Klüften
Herauf, und möchte gern was köſtliches
Zu ſich herunter ziehn: ſo ſchickt ſie Träume,
Manch ängſtendes Fantom, das wirklich wird,
Weil wir es fürchten; ſo ertheilt ſie Sprüche,
Die der Erfüllung Grund bloß in ſich tragen.
Nicht wilde Triebe haben dieſes Tags
Begebenheiten blindlings misgeordnet,
Ein wunderbar Verhängniß ahnd' ich drin,
Das dich und deine Gattin, edler König,
Und, ſamt euch beyden, den geliebten Sohn
Verſtrickt hat: bald entwirrt wird dieſer Faden,

Geſponnen an der Parcen ew'gen Spindeln,
Aus Labyrinthen der Feindſeligkeit
In liebeſelige Gefild' euch führen,
Auf daß ihr glauben lernt an höhern Rath.
Der Gott will nicht beſtürmt ſeyn: freye Gabe
Iſt des Orakels Wort, und fruchtlos wär's,
Das ſchon Gefragte wiederum zu fragen.
Doch hier in ſeiner Nähe darf ich ruhn,
Mich einſam ſtill verſenken in Beſchauung,
Ob er mir Licht in die Gedanken ſendet;
Durch Wolken ſtrahlen, iſt ja ſeine Art.
Du, zögre noch zu handeln, opfre, bete,
Daß neuverliehne Gabe nicht um den Beſitz
Dich täuſchen mag, daß nicht ſich Sohn und Gattin
Einander wechſelsweiſe dir entziehn.

Xuthus.

Thu, was dir weiſe dünkt; ich, was mir ziemt.
Ich führ' es aus, was ich dir angekündigt:
Denn Ungeſtraftheit iſt Entheiligung,
Und wer die Böſen anklagt, dient den Göttern.

Pythia zieht ſich unter die Vorhalle des Tempels zurück.

Xuthus mit **Phorbas** und Gefolge ab.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kreuſa.

Es ſey drum, länger halt' ich es nicht aus.
O dieſe Angſt iſt tauſendfacher Tod!
So will ich lieber hier die Stirn ihm bieten,
Daß er mit Einem Streiche raſch mich treffe,
Und von der Qual mich löſ' und von der Schmach.
Die lange Stunde hab' ich hier und dorthin
Verſteckt umher gezittert, wie die Hindin,
Wenn ſie den jungen Löwen brüllen hört.
Ich hört' ihn brüllen: Wald und Felſenklüfte
Beſchwor er, ihm mein Haupt doch zu verrathen,
Das er mit aller Götter Fluch belud.
Ringsum verdoppelte der Wiederhall

Die Stimme des Verfolgers, und dann riefen
Ihm: Ion! Ion! die Gefährten zu,
Als wäre dieſer Nam' ihr Jagdgeſchrey,
Womit ſie mich von allen Seiten ſchreckten.
Da riß ich endlich mich hervor: ich wag' es,
Und ſtelle mich dem Licht des Tages dar.
Was hätt' ich wohl zu wagen? Ach Kreuſa!
Unſeliges, verzweiflungsvolles Weib!
Nach dem was du gethan, und was erlitten,
Iſt dir noch andres übrig auf der Welt,
Als gleichen Muthes deinen Tod beſtehn?
Wie hat dich denn die Feigheit übermannt?
Doch nein! ich will nicht fälſchlich mich verklagen;
Es iſt der Tod nicht, deſſen Blick ich ſcheue:
Daß ihn des Jünglings Hand mir geben ſoll,
Das, das fällt mich unüberwindlich an,
Verwirrend, ſcheucht in Raſerey mich fort;
Und wie ich auch mit angeſchwelltem Stolz
Die Bruſt von innen mir zu ſtählen ſuchte,
So oft ich ſie dem Pfeil entgegen trug,
Zerrann des kalten ſtarren Muths Aegide
In Furcht und weiche Lebenshoffnung wieder.
Laßt ſehn, ob uns dieß Heiligthum beſchirmt.
Wie ſollt' es? Mich verfolgt ja ſein Bewohner.

Gleichviel, ich wähle dennoch dieſen Sitz,
Erwarte hier mein Schickſal, unablöslich
Mit meinen Armen den Altar umſtrickend.

Sie ſetzt ſich auf die Stufen des Altars, und umfaßt ihn.

Und wenn ich ſterben muß, ſo ſoll mein Blut
Die Opferſtätte wenigſtens beflecken,
So gräßlich ſie beflecken, daß kein Weihrauch
Und keine Reinigung ſie je entſühnt.
Mein letzter Schrey ſoll durch die Lüfte dringen
Zum ſel'gen Götterſitz, ſo herzzerreißend,
Daß er, der mich verdirbt, erblaſſen muß.
Das iſt die einz'ge Rache ja des Weibes,
Hülflos und ſterblich, ihre Jammerſeele
Vor des Vernichters Antlitz auszuathmen.
Weh! Lohneſt du ſo der Geliebten, Apoll?
O wie anders gelobt haſt du mir damals,
Als ein arglos Kind jungfräulichen Tritts
Ich allein luſtwandelt' auf Frühlinges Au'n,
Und der Blumen, des Laubs hellfarbigen Putz
In das faltig geſchürzte Gewand las.
Da erſchieneſt du mir holdſelig und groß,
Goldlockig das Haupt in ambroſiſchem Duft,
Lächelnd in ewiger Jugend und Schönheit,

Und ergriffſt ſüßſchmeichelnd mit Worten die Hand,
Daß der blumige Schatz, unſchuldig beklagt,
Der ſich Sträubenden ach! aus dem Buſen entfiel.
Sanft riefſt du mir zu: Nymphe, getroſt! laß
Den verweltlichen Schmuck auf den Boden ſich ſtreun,
Lieblich und zahllos ſchwellen ja ſelbſt dir
Auf den Lippen die purpurnen Blüthen der Luſt,
Neu ſproſſend, ſo oft ſie ein Kuß da pflückt.
Die laß ſich entfalten, und ſiehe, wie ſchön
Liebe ſie dir zum unſterblichen Kranz flicht.
So umhauchteſt du mich mit berauſchendem Wahn,
Nicht half ohnmächtiges Rufen, wie raſch
Zu der Höhle des Pan du mich hinzogſt.
Weh, wehe dir, Tag! heimliches Lager du,
Götter-Umarmungen, ſchwanger mit Unheil!
Weh, weh euch geſamt!
Wie ein Meer wild brauſ't, ſo umdrängten mich bald
Träumende Wehmuth, hinſchmachtender Gram,
Die erröthende Scheu und erblaſſende Angſt.
Der Verwaiſten gebrach weiblicher Zuſpruch,
Still trug ich allein des Geheimniſſes Laſt,
Und des Lebens, das Tod mir zu drohn ſchien.
Weß Mund ſpricht aus der Gebährerin Noth,

Der Verlaßnen von Göttern und Sterblichen ganz?
Und ſodann, o Schmach! wie Verbrechen und Raub
Zu verleugnen Apolls heiligen Sprößling!
Kundige Felskluft, wo ich ihn hintrug,
Zu dem Lager, das erſt ihm den Urſprung gab,
Schweigen und Finſterniß, Mitwiſſer allein!
Zeuget mein endlos wehklagendes Leid,
Ihr vernahmet es ja, da der Knabe nach mir
Ausſtreckte die Händchen, begehrend die Bruſt,
Die auf immer von ihm grauſam ſich losriß.
Doch ließ ich ihn dort wie ein köſtliches Pfand,
Nicht wie ein unnütz läſtig Beſitzthum,
Welches in Eil auf die Straße man hinwirft;
In die Windeln gehüllt, die ich emſig geſtickt,
Oft ſie mit Thränen genetzt bey der Arbeit.
Auch manch Kleinod legt' ich ihm bey noch,
Und die Schlangen von Gold, des erhabnen Geſchlechts
Urkundliches Bild,
Die mich ſelbſt ehmals in der Wiege bewacht.
Du aber, Apoll, haſt ihn verwahrloſ't,
Undankbar dem liebenden Lager und mir,
Wie der rauhſte Barbar nie hätte gethan;
Gabſt Raubthieren des Waldes dein Kind

Und den Vögeln des Himmels zum Gaſtmahl,
Während du ruhig im heitern Olymp dort,
Knüpfend die traubigen Locken des Hauptbaars,
Anſtimmeſt der Cither geſelliges Spiel,
Das melodiſche Herz mit Geſange dir labſt,
Und der Muſen unſterblichen Chor führſt.
Noch nicht genug! Da lange kinderlos
Ich endlich den gerechten Stolz vergeſſe
Und dem Orakel nah' um Rath und Troſt,
Beſchließt der große Gott mich wegzuräumen,
Weil meine Gegenwart ihn hier beſchämt.
Dem Gatten, dem ich duldend mich geſellt,
Weiſ't er als Sohn zu ſeinen Tempeldiener,
Den ich mit Wohlgefallen thöricht ſah,
Der ſchmeichleriſch erſt mein Vertraun entlockt.
Doch bald beſtellt ihn Phöbus mir zum Mörder,
Und überläßt, wie ein zu kleines Ziel,
Die einſt geliebte Bruſt dem falſchen Knaben.
O allzu ſchmähliche Erniedrigung!
Bin ich nicht Einen deiner Pfeile werth?
Hier ſitz' ich, biete deinem Zürnen Trotz:
Triff mich mit deinen blitzenden Geſchoſſen
Erbarmungsvoll, und ende meine Qual!
Denn alles, was einſt Niobe gefühlt,

Als du ein Volk von Kindern ihr erwürgt,
Und grauſam auch nicht Eines übrig ließeſt,
Das fühl' ich um den Säugling, deinen Sohn.
Ach, dieß zu denken, iſt's, was mich verſteinert!
Schon ſtockt der harte Marmor mir im Herzen,
Und wächſt durch meine Glieder eiſig fort.
Wenn ich den ſchnellen Tod vergeblich rufe,
Soll hier mein Auge dieſe Pforte hüten,
Als ſchaut' ich gegenüber dir ins Antlitz,
Bis ich ein Thränenvoller Fels geworden,
Zum Denkmal deiner Liebe, deiner Luſt!

Sie ſinkt in Ermattung.

Zweyter Auftritt.

Kreuſa, Pythia hervortretend unter dem Säulengange des Tempels.

Pythia.

Was hör' ich? Ja, die Hoffnung trog mich nicht,
Es wird mir Licht gewährt. Ich kann nicht zweifeln:
Sich ohne Zeugen wähnend, hat die Arme
Ihr Innres ohne Rückhalt offenbart.

Nun erſt begreif' ich ganz des Spruches Sinn,
Durch mich ertheilt. Geſegnet dieſe Stunde,
Die alles freundlich löſ't! Ich geh', ich eile,
Das Denkmal der Geburt des theuren Pfleglings
Herbeyzuhohlen, das die jetzt Erbitterten
Zum engſten Liebesbund vereinen wird.

ab.

Dritter Auftritt.

Kreuſa, Ion.

Ion.

Vergeblich alles! Jede ſchroffe Spitze
Hab' ich erklommen, ſtieg in jede Schluft hinab,
Kein zweifelhaft Gebüſch und Dickicht ließ
Ich undurchſpäht: und nirgends ihre Spur!
Verſchlang die Erde ſie? hat ſie verzweifelnd
Von des Parnaſſus Gipfeln ſich geſtürzt
In unermeßnen Abgrund? oder hat
Der Himmliſchen mir einer die Verfolgung
Vereitelt, um die Straf' ihr abzuwenden? —

Doch ſeh' ich recht? So iſt's. — Kreuſa, höre!
Dich ruf' ich, dich.

Kreuſa ſich aufrichtend.

Was ſoll ich noch vernehmen?

Jon.

Ich heiße dieſe Stätte dich verlaſſen.

Kreuſa.

Als Schutzgenoſſin faßt' ich den Altar.

Jon.

Erröthest du nicht vor des Tempels Stirn?

Kreuſa.

Eh ſollte Phöbus wohl vor mir erröthen.

Jon.

Du fügſt zum Frevel noch den Uebermuth.

Kreuſa.

Und dich verblendet unbelehrte Jugend.

Jon.

So jung ich bin, erkenn' ich doch das Recht.

Kreuſa.

Denkſt du an mir es durch Gewalt zu üben?

Jon.

Fort von geweihter Stätte, noch einmal:

Kreuſa.

Nicht einem Knecht gehorcht die Königin.

Jon.

Doch reinem Prieſterwort die Mordbefleckte.

Kreuſa.

Mit welchem Morde hätt' ich mich befleckt?

Jon.

Mit meinem, wandt' es anders nicht der Gott.

Kreuſa.

Du ſiehſt, er beut auch der Verfolgten Zuflucht.

Jon.

So willſt du nicht freywillig ſie verlaſſen?

Kreuſa.

Heil oder Tod trifft mich entſchloſſen hier.

Jon.

Ich reiße dich mit ſtärkerm Arm herab.

Kreuſa.

Wie ſchön der Tempeldiener ſeinen Herrn doch ehrt!

Jon.

Nun wohl: auch dort ereilet dich mein Pfeil.

Kreuſa.

Der Fleh'nden Blut wird den Altar beſudeln.

Jon.

Es wird ihm als willkommnes Opfer fließen.

Kreuſa.

Ich bin bereit. Jetzt naht ſich mein Verhängniß.

Liſch, Sonnenlicht, mir aus! Empfange mich,
Nie aufgehelltes Dunkel, Nacht des Erebus!

Sie verhüllt ſich.

Ion.

Ihr, hohe Parcen, lenket meine Hand!

Tritt zurück und legt einen Pfeil an den Bogen.

Vierter Auftritt.

Die **Vorigen**, **Pythia** mit einer Dienerin, die ihr einen Korb nachträgt.

Pythia *tritt zwiſchen ſie.*

Halt ein, verwegner Jüngling! Lehrt' ich ſo
Dich die Aſyle deines Gottes ehren?

Ion.

Befreyn ja eben will ich dieſes da
Von ihr, der Schuld'gen, die es frech entweiht.
Denn weilt ſie hier, ſo zieht die blut'ge Spur
Stiefmütterlichen Mordes bald ihr nach,
Die Rache-Jungfrau'n aus der Nacht uraltem Reich,
Ein ſcheuslich Graun, in dieſen lichten Hain.

Pythia.

Dir ziemt es nicht zu richten noch zu ſtrafen,
Denn dich empört der Jugend heftig brauſend Blut.
Dankopfer und Gelübde ſollteſt du
Dem Sohn Latonens bringen, welcher dich,
Vorſchauend, an des Orkus Thoren warnte,
Und denen, die dir feindliches erſannen,
Wer weiß, von welches Dämons Wahn beſeſſen,
Die endlos namenloſe Reu erſpart.
Laß jetzt die Waffen, und dein wild Beginnen,
Und hör', da du nun bald aus Delphi wanderſt,
Mein ſcheidend Wort, und nimm die letzte Gabe.
Bey dieſem greiſen längſt verblichnen Haar!
Wie eine Mutter hab' ich dich vom Anfang
Geliebt, gepflegt, im Herzen dich getragen.
So hofft' ich auch als Sohn dich zu erwerben:
Das iſt ja ſüßer Ehrenlohn der Eltern,
Auch ſterbend noch fortblühen ſich zu ſehn;
Der Tod kommt wie in Freundesnäh' ein Schlummer,
Wenn Kindeshand die müden Augen zudrückt.
Ich hoffte hier dich einem frommen Leben
Zu hinterlaſſen, wenn ich bald nun ſchiede;
Nicht einſam ſelbſt nach dir zurückzubleiben.
Der Götter Rath beſchloß es anders. Wohl!

Apoll, der ſtets dich väterlich verſorgte,
Hat unter Sterblichen dir einen Vater
Nun zugewieſen, dem du folgen mußt.
Noch biſt du mutterlos: drum ſiehe hier,
Was dir die Mutter finden helfen kann.
Bisher hielt ich es ſorgſam dir verborgen,
Damit dich nicht ein unruhvoller Trieb
Auf blinde Abenteur ins Weite riſſe;
Auch bangend, das Geheimniß deiner Abkunft
Möcht' unerfreulich, heillos ſich enthüllen.
Doch des Gebieters Wink vom Dreyfuß heißt
Auch dieſen Zeichen einen Mund mich leihn:
Jetzt mögen ſie dir ſagen, was ſie können.
Da nimm das Körbchen zur Begleitung mit
Auf deinen Weg, worin ich erſt dich fand,
Samt allem, was es köſtliches enthielt:
Dich, einzig Kleinod, nahm ich nur heraus.

Die Dienerin ſetzt das Körbchen vor Ion nieder.

Ion.

Wie dank' ich dir, du Segensſpenderin?
Was du mir weiſe vorenthalten, Pythia,
Gewährſt du gütig, da die Zeit gekommen.
O ſüße Wiege! kleiner Nachen du,
Worin ich, auf des Lebens wüſten Meeren

Bewußtlos ausgeſetzt, umhergeſchwankt,
Wie einer, der vom Schiffbruch kaum ſich rettet!
Seh' ich dich wieder? biſt du's wahrhaft auch?
Ich grüße dich mit liebevollen Augen,
Die über dir von milder Ahndung thaun:
Denn Bürge biſt du mir und Pfand, daß ich
Nun meine Mutter bald umarmen werde.
Ich muß den Deckel heben, um von innen
Dich zu betrachten. Sieh, da ſind die Windeln,

Er kniet hinter den Korb, und nimmt die beſchriebnen Sachen heraus.

Die meine ſchwachen Glieder erſt umhüllt.
So zart von weiblich kluger Hand geſtickt!
Ein Zeichen, daß, die mich gebahr, die Müh
Nicht ſchonte, mich zu pflegen, wenn ſie nur gedurft.
Ihr ſeyd mir theurer, kind'ſche Gewänder,
Als Gold durchwirkter Purpur, den fortan
Ich als der Sohn des Herrſchers tragen ſoll.
Was find' ich hier? Geſchmeide, Perlen, Spangen,
Wie konigliche Jungfraun ſie beſitzen.
So reich war ſie, und doch ſo unbeglückt,
Gezwungen ihren Erſtling auszuſtoßen!
Da hier ein Oelzweig; wie? was deutet der
Wohl anders als die Herkunft aus Athen,

Der ölbekränzten Stadt der hohen Pallas?
Und friſch noch, nach ſo viel verfloßnen Jahren?
Von welchem Wunderbaum ward er gepflückt?
Zwey goldne Schlangen endlich hier, beweglich
Geringelt, gleich als wenn ſie Leben hätten:
Was muß ich denken, und wie löſt ſich dieß?
Hört' ich nicht erſt, im Erechthiden-Stamm
Sey's Sitte, die den Kindern beyzulegen?
Ich ſtaun' und ſtaun' und kann es nicht enträthſeln.

Kreuſa, die gegen das Ende der vorigen Rede aufmerkſam geworden iſt, ſich entſchleyert und aufgerichtet hat, ſtürzt ſich vom Altar herunter in Ions Arme.

Mein Sohn! mein Sohn!

Ion.

Wie iſt mir? du, Kreuſa?

Kreuſa.

Sieh deine Mutter, Ion.

Ion.

Ja, du biſts.

Kreuſa.

Mein und Apollo's Sohn!

Ion.

O hohes Wunder!

Kreuſa.
O Wonn' und Jubel!
Ion.
Freudenreiches Licht!
Kreuſa.
Ich halte dich, du lebſt.
Ion.
Fand ich dich wirklich?
Kreuſa.
Dir wollt' ich einen Todesbecher reichen!
Ion.
Nach dieſem Buſen hat mein Pfeil gezielt!
Kreuſa.
Kannſt du mir je verzeihn?
Ion.
Ach ſüße Mutter!
Kreuſa.
Faſt nahm ich dir zum zweyten Mal das Leben.
Ion.
Du gabſt es mir, und, was ich bin, iſt dein.
Kreuſa.
Nun quillt die Lieb' in ungehemmten Strömen.
Ion.
Und hat des Zornes Gluten längſt gelöſcht.

Kreuſa.

Entzücken, unausſprechliches Entzücken!
Wie Lüfte der glückſel'gen Inſeln haucht es
Um meine Bruſt, und hebt, und wiegt mich fort
In taumelnder Bezaubrung aller Sinne.
Bin ich es noch? Die ſchwer verworrnen Träume
Sind wie im Lethe weggeſpült, vergeſſen
Iſt alles ſonſt, nur Eines halt' ich feſt:
Daß du mein Sohn, Apoll dein Vater iſt.

Ion.

Die ſo ſich freut, muß meine Mutter ſeyn.
Ich glaub' auch, ja ich glaube ſtolz und kühn
Mich aus des Welterleuchters Lieb' entſproſſen,
Zu dem ſtets kindlich mein Gemüth ſich wandte,
Die Wolken durch, dem blauen Aether zu.
Doch wie es zuging, kann ich noch nicht faſſen.
Haſt du von einer Freundin nicht erzählt,
Die aus Apollo's heimlicher Umarmung
Ein Kind empfangen, und es ausgeſetzt?

Kreuſa.

Die war ich ſelbſt, verſteckt mich dir verrathend,
Ich ſprach mit dir von dir, und wußt' es nicht.

Pythia.

Ich war dir unvermuthet nah, Kreuſa,

Als einſam du in ſchmerzlich Angedenken,
Und, wie verſchmäht, in Klagen dich ergoſſeſt.
O hätteſt du dich früher einer Freundin
Vertrauen mögen, die bejahrt und ruhig
Gern ein geängſtet Herz der Laſt entledigt!
So hätteſt du in der Verblendung nicht
Die Nächſten dir entfremdet, und beynah
Um Ein Erröthen all dein Glück verſcherzt.

Kreuſa.

Dir unterwerf' ich willig meine Schuld:
Nicht bloß der Zukunft weiſe Deuterin,
Ich ſeh' in dir die hohe Schickſals-Göttin,
Die, was ſie prophezeyet, ſelbſt erfüllt.
Drum walte, Pythia, ferner über uns.

Pythia.

Sprich, denke von der Sterblichen mit Maß,
Die dadurch nur Unſterblichen ſich nähert,
Daß ſie in Demuth ganz dahin ſich giebt.

Jon.

Wie ichs betrachten mag und drüber ſinnen,
Stets mit der Freud' erneut das Wunder ſich.
Wie kam mit mir dieß Körbchen her nach Delphi,
Wenn du mich in Athen ans Licht gebahrſt?
Gabſt du's vielleicht vertrauten Händen mit?

Kreuſa.

Ich bracht' es ſelber in die Grotte Pans,
Empfahl es da der Obhut aller Götter,
Vor allen deines Vaters, der, ſo ſcheints,
Von dort zu ſeiner Wohnung dich entrückte.

Ion.

Und wann geſchah's, daß wir uns ſo verloren?

Kreuſa.

Die vor'ge Nacht erfüllte ſechzehn Jahr ſeitdem.

Ion.

So lang' iſts grade, ſeit mich Pythia
Frühmorgens auf der Tempelſchwelle fand.
So weit her kam ich in ſo kurzen Stunden!

Pythia.

Den Göttern, Kind, iſt noch viel größres leicht.

Ion.

Allein, wenn mich Apollo zu ſich nahm,
Und aufzog als den Seinen, ihm zum Dienſt:
Wie führt er jetzt dem Xuthus mich entgegen,
Als deſſen ächten leiblichen Erzeugten?

Pythia.

Nicht trüglich war des Gottes Ausſpruch, aber
Voreilig hat ihn Neigung misgedeutet.
Er hieß den Gatten deiner wahren Mutter

Als Sohn dich nur erkennen, weil bey deiner
Geburt die Fackel Hymens nicht geſtrahlt,
Auf daß dir ein Geſchlecht und Erbtheil würde;
Und Xuthus wünſcht' und wähnte dich ſein eigen.

Ion.

So laß uns, theure Mutter, zu ihm eilen,
Auch ihm zu löſen, was ſich uns gelöſ't.
Ich bin nun euer beyder: dein gebohren,
Und ihm geſchenkt durch des Erzeugers Wahl.
Ich, der ich wider Willen euch entzweyt,
Muß euch zur ſchönſten Eintracht neu vereinen.

Kreuſa.

Mit nichten, holder Knabe! Hoffe nicht
Das auszugleichen, was unheilbar iſt.
Ich habe dich, du wirſt von mir nicht laſſen,
Und nimmer kehr' ich zum Gemahl zurück.
Dich zu verderben ſtrebt' ich Raſende,
Da du, mir fremd, von ihm entſproſſen ſchienſt;
Nun da ſichs wendet, und ans Licht hervortritt,
Daß ich dich zwar Verlohrnen heimlich hatte,
Nicht kinderlos zuvor, bey ihm es blieb,
Und des vertrauten Betts Genoſſenſchaft
Seit der Vermählung ſo viel Jahre täuſchte:

Wie kann ich Xuthus Antlitz je noch ſehn
Ohn' unauslöſchlich brennendes Erröthen?

Ion.

Weh mir! So ſchämſt du mein, des Armen, dich?

Kreuſa.

Du, Götterjüngling, biſt mein Stolz und Ruhm,
Der ſterbliche Gemahl beſchämt mich nur.
Schon der Gedanke iſt mir unerträglich.
O laß uns fliehn, eh' er uns überraſcht!

Ion.

Wohin entfliehn?

Kreuſa.

Fort zu entfernten Städten.

Ion.

Dein Vaterland, den Thron willſt du verlaſſen,
Bedürftig, hülflos, in die Fremde wandern?

Kreuſa.

Du biſt mir Reichthum, biſt mir Heimath nun,
Biſt mir des Erichthonius Heldenhaus
Und aller ſchutzverwandten Götter Tempel.
Mit dir bedarf ich keines andern Glücks.

Pythia.

Zum zweyten Male, Königin Athens,
Reißt heute ſchon Verblendung, und der Eifer

Des ſtolz mistrauenden Gemüths dich fort.
Die beſten Gaben, haſt du ſelbſt erfahren,
Verkehrt ein Sinn, der ſie nicht ſtill empfängt.
Es wird dich, mir zu folgen, nicht gereun.
Wenn du dich mit dem Sohn vom Gatten wendeſt,
Verſchmähſt du ihn nicht bloß, du lehnſt dich auf
Des Gottes deutlich kund gegebnem Willen.
Er hieß den König ſelbſt ja ſeinen Jon
An Sohnes Statt aufnehmen in eur Haus,
Um euer aller Bündniß zu begründen.

Kreuſa.

Doch wird mir Xuthus glauben, dieſer Jüngling
Sey wahrhaft aus Olympiſchem Geblüt?
Und daß ich nicht die ird'ſche Schuld zum Wunder
Jetzt zu verklären ſuche? Hab' ich doch
Kein andres Zeugniß als die eignen Schwüre.

Pythia.

Er wird gewiß. Die wundervolle Rettung
Des Säuglings; ſeine Pfleg' im Heiligthum;
Apollo's Sorg' und Obhut, die, entlaſſend,
Ihn einem edlen Vater übergab;
Eur Wiederfinden, eur Erkennen, hier
Am ſelben Ort, der Jons erſtes Loos beſtimmt,
Wie vor des Gottes huldgeſenktem Antlitz;

Und ſelbſt der Zeiten Kreislauf, dieſer Tag:
Das alles ſpricht mit vieler Zeugen Mund.
Wohl nichts von ſolchem ſchnellen Wechſel ahndend,
Wird Xuthus die erkohrnen Bürger Delphi's
Noch eifernd, wie er drohte, rufen zum Gericht.
Geh, Jon, ſuch' ihn auf: erzähl' ihm alles,
Wie ſichs begeben, und bered' ihn her.
Wir wollen die Verſöhnung dann vollenden.
Indeß erhole du, Kreuſa, dich
Von Leid erſchüttert und gewalt'ger Luſt.

Alle ab.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ion, Xuthus.

Ion.

So iſt es, theurer Vater, wie ich ſagte;
Du weißt den Hergang nun der ganzen Sache.

Xuthus.

Sehr wunderbares muß ich da vernehmen,
Fürwahr! Allein auf deinen Lippen wohnt
Die offne Redlichkeit, du kannſt nicht lügen;
Du glaubſt an die unglaubliche Verknüpfung:
Doch weißt du, ob nicht Trug ſie dir gewebt?
In höchſt gelegnem Augenblick erſchienen
Die Zeichen deiner Herkunft: konnten ſie
Nicht vorbereitet ſeyn, um deinen Zorn

Wie Zauberlieder zu beſänftigen,
Und dich, Sirenengleich, an ein Geſtade
Verderblich falſcher Liebe hinzulocken?

Ion.

Es hat ſie Pythia verwahrt. Du wollteſt
An Lügenkünſten die mitſchuldig achten,
Durch deren Mund Apollo Wahrheit redet?

Xuthus.

Die Prieſterin hat mit beredten Worten
Sich für Kreuſa's Rettung erſt verwandt.
Doch richt' ich nicht; ſchon kommen Delphi's Aelteſte
Zuſammen, dieſe mögen das entſcheiden.

Ion.

O nein, nicht ſo, mein Vater und mein Fürſt!
Was zwiſchen dir allein und deiner Gattin
In ſtiller Traulichkeit und ohne fremde
Dazwiſchenkunft geſchlichtet werden muß,
Das ziemt ſich nicht vor ein Gericht zu ſtellen.
Entlaß es gleich, wenn du mich irgend liebſt.

Xuthus.

Mir ſchenkte das Orakel dich zum Sohn,
Und ſcheinſt du gleich abtrünnig faſt geworden,
Will ich doch gern mich väterlich beweiſen.

Dieß iſt der Erſtling deiner Bitten, Kind,
Die darfſt du nicht vergeblich thun. Es ſey.

Ion.

Begnad'ge denn auch jenen greiſen Knecht,
Den treuen Kindheitspfleger des Erechtheus,
Den bloß Verblendung feindlich mir gemacht.
Entlad' ihn deines Zorns und ſeiner Feſſeln.

Xuthus.

Ein großes Wunder, wahrlich! iſt geſchehn,
Was es auch ſey: denn völlig umgewandelt
Erkenn' ich dich nicht mehr. Ich glaubt' in dir
Vorhin des eignen Blutes Art zu ſehn,
Ein königlich Gemüth und tapfern Trieb.
Nun biſt du voll unmännlichen Erbarmens,
Wie ein von Weibern auferzogner Knabe.
Ich achte den für einen wackern Mann,
Der ſeinen Freunden wohlzuthun verſteht,
Doch Feinden Böſes vielfach auch vergilt.
Wohl! mir geliebt es, thöricht ſeyn mit dir:
Er lebe denn, ihn ſtrafe ſeine Schmach.
Nur andre Schenken wollen wir beſtellen,
Er bleibe ſtets von unſern Bechern fern.

Ion.

Du ſpotteſt, Xuthus, über mein Begehren.

Doch laß mich fragen, iſts nicht auch zuweilen
Mannhafter Seelen werth, enthüllte Tücken
Mit Gleichmuth überſehn, vergeſſen, die
Ohnmächtig an uns abgeglitten ſind?
Der Gott gab ſelber uns der Großmuth Wink,
Da er vorbeugend ſeine Boten ſandte,
Daß der Verſuch nicht bis zur That gedieh.

Xuthus.

Der Götterwinke prieſterliche Kunde
Mag Ion beſſer wohl als ich verſtehn.
Von Sterblichen genügt dir überhaupt
Kein Vorbild mehr; du ſtrebſt nun einzig, uns
Des Latoniden Abglanz darzuſtellen.

Ion.

Biſt du nicht auch Olympiern verwandt?
O bey dem Zeus, der deinen Vater zeugte,
Der gern die Gäſt' und Fremdlinge geleitet,
Wie ich, ein Gaſt, zu dir eintreten ſoll!
Nein, ſtoße mich nicht von dir, beſter Vater!
Ich laſſe nimmer ab: denn das Orakel
Gab ja nur darum mich zu eigen dir,
Daß ich dir nach und deinen Thaten eifre,
Die durch die Welt des Ruhmes Fittig trägt.

So leite denn mich, väterlich geſinnt,
Und lehr' mich Herrſcher ſeyn und Held wie du.

Xuthus.

Du ehrſt die Abkunft, weſſen du auch ſeyſt,
Mein wackrer Ion; denn wie bildſam Wachs
Soll in des weiſern Alters Hand die Jugend
Sich fügen, bis ſie ſich herausgeſtaltet,
Und felſenfeſt in Männerkraft nun daſteht.
So ward die Vorwelt groß: ſie ſchreibt uns vor
Die Väter achten. Einen ſolchen Jüngling
Wie dich wünſch' ich zum Sohn mir oder keinen,
Er ſey nun leiblich oder angenommen.
Laß kuſſend mich von neuem ſegnen deine Stirn.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Pythia.

Pythia.

Ja, dieſer Anblick iſt mir feſtlich werth;
Ich ſehe, mein geliebter Zögling fand
Nicht bloß des Vaters Namen, auch ſein Herz,
Und bin getröſtet, daß er von mir geht.

O König! eine düſtre Wolke hatte
Sich um uns her gelagert, doch ſie hat
In Blitzen ausgewittert, die nicht trafen,
Und heiter iſt der Himmel wie zuvor.

Xuthus.

Spurlos vergehn die neblichten Gebilde
Von ird'ſchem Urſprung an des Aethers ew'gem Blau,
Doch unverwüſtbar iſt nicht das Gemüth;
Wenn fremder Leidenſchaft geſchwollner Strom
In des Wohlwollens fruchtbare Gefilde
Feindſelig einbricht, ſo zerreißt er ſie
Mit tiefen Furchen, die ſich nimmer ebnen,
Wie kann ich es Kreuſen je vergeſſen,
Was ſie getrachtet wider dieſen Knaben,
Als er nur mein und nicht der ihre ſchien?
Jetzt, da ſichs ganz verſchieden offenbart,
Steh' ich ihr gegenüber, wie ſie mir vorhin,
Stiefvater ihres zugebrachten Kindes;
Und muß ſie gleiches nicht von mir beſorgen?

Pythia.

Dein Edelmuth verbürgt ihr, daß du nicht
Den Liebling, den wie eine Himmelsgabe
Du von Beginn dir angeeignet haſt,
Der Mutter Schuld entgelten laſſen wirſt.

Und wenn du deren noch gedenken magſt,
So denk' auch, daß ein flücht'ger Wahnſinn
Ergriffen hatte, daß ſie in dem Ausſpruch,
Der ihr den längſt vermißten Sohn zurück
Durch deine Hände ſchonend reichte, nur
Getäuſchte Hoffnung und Verzweiflung ſah.
Ihr Glück lag ihr zu nah, es wahrzunehmen
So ſchwärmte ſie in ferner Uebel Furcht.
Auch was Trophonius geweißagt, hat
Sie irr' geleitet: denn ihr Argwohn deutete
Das Unheil auf den dir verliehnen Knaben,
Was über ſich ſie ſelbſt herbey nun zog.
Du, ruhiger und weiſer, wirſt nicht Recht
Zum zweyten Mal dem finſtern Seher geben
Indem du dich von deiner Gattin wendeſt,
Und Zwietracht nährſt, und ſo dein Haus zer

Xuthus.

Wahr iſts, wenn ich in mir herauf ſie rufe,
Die Bilder, welche mich in jener Höhle
Lichtloſen Blitzen gleich umgaukelt haben,
Erkenn' ich wohl, was ſie mir angekündigt,
Und ſeh' es ſchon erfüllt. Ein Jüngling ziel
Nach eines Weibes Bruſt, doch ſchoß er nic
Des Argwohns Nattern, die ein liebend Pa

Umwanden, konnten wieder ſich entwirren,
Wie dieſe ganze Schattenwelt zerfloß.
Nicht jenſeits ihrer Deutung noch zu toben,
Verwarnt uns das: mit dieſen leeren Schrecken
Wär' abgebüßt der Neid der Unterwelt,
Und des Beſitzes Ruhe könnte nun
Beginnen. Aber unbefriedigt läßt
Mich das Orakel von ſich, mir verlieh
Es nicht, was meine Frage bittend meynte.
Denn mit dem angenommnen Sohne noch
Bleib' ich ja Erb'- und kinderlos, und Hellens
Geſchlecht verſiegt in mir, und Jovis Blut.

Pythia.

Einmal verheißnes wieder zu verkünden,
Verſchmähte wohl der zuverläß'ge Gott,
Doch iſt es dein, wenn du es nicht vereitelſt.
Er hieß fortan dich dankbar ehren, wer
Des Sohnes holde Gabe dir verliehn.
Das zogſt du auf den Seher ſelbſt; es galt,
Wie nun ſichs offenbart, der Mutter, die,
Zwar furchtſam ſchweigend, dir ihn zugebracht.
Vorbeugend ſprachs Apollo's Huld, damit
Nicht ſeiner frühen Liebe ſpät enthüllte Frucht

Dein und Kreuſens Bündniß ſtören möchte,
Auf welchem jene ſchöne Hoffnung ruht.

Xuthus.

Ein leichtes Spielwerk, ſeh' ich, ſind wir Sterblichen
Dem Doppelſinn der Götterſprüche nur.
Sie auszulegen ziemt wohl der Prophetin,
Doch, Pythia, du ſchmeichelſt mir zu viel.
Denn wird Erechtheus Tochter, die Genoſſin
Des Delphiers, nun anerkannt von ihm,
Noch nach dem irdiſchen Gemahle fragen,
Das altgewohnte Lager nicht verſchmähn?
Es blüht ein Sprößling ja der Erechthiden,
Dem Thron des heiligen Athen ein Erbe;
Und unwillkommne Nebenbuhler nur
Könnt' unſre Ehe dieſem Erſtling ſchaffen.

Pythia.

Wie fern iſt ſolcher Uebermuth von ihr!
Sie fühlt ein innig Unrecht gegen dich,
Im langen Schweigen der Vergangenheit,
Und in den wilden Thaten dieſes Tages.
Du ſtehſt als Sieger rein und ruhmvoll da,
Wenn du des Zornes Regung nur bezähmſt.
Ein edler Mann nutzt nicht die Uebermacht,
Noch tiefer ein beſchämtes Weib zu beugen.

Xuthus.

Wo weilt ſie aber? Sie vermeidet mich.

Pythia.

Sie zögert bangend, bis ſie erſt vernommen,
Was meine Red' auf dein Gemüth vermocht,
Und, irr' ich nicht, iſt ſie uns nahe Zeugin.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Kreuſa.

Kreuſa wirft ſich vor Xuthus nieder, mit der Linken ſeine Knie umfaſſend, die Rechte gegen ſein Kinn erhoben.

Mein königlicher Gatte, kannſt du mir
Verzeihn, daß ich ein hoffnungslos Geheimniß
(So ſchien es mir) mit dem verſchwundnen Säugling
Vor dir in Schweigen und des Orkus Nacht begrub?
Ach es vergeſſen konnt' ich nimmer doch,
Und ſechzehn Jahr beklemmt' es meine Bruſt,
Bis heute, da ein misverſtandner Ausſpruch
Der Hoffnung letzte Stütze mir entzog,

Es über mich hereinbrach, wie ein fallend Haus,
Daß ich, vernichtend, zu vergehn beſchloß,
Und mich den Furien ganz zum Raube gab.
Für mich begehr' ich nichts, für Ion einzig
Das Wiederkehren deiner Freundlichkeit.
Gewähre denn mir Frieden, daß wir nicht
Sein Herz entzweyn, wenn er uns feindlich ſieht,
Dir angehörig durch des Gottes Willen,
Mir durch des mütterlichen Schooßes Recht.

Xuthus.

Steh auf, Kreuſa! Königin, ſteh auf,
Und kenne beſſer mich! Nicht jugendlich
Von heftig unbedachtem Muth getrieben,
Lehn' ich dem waltenden Geſchick mich auf,
Noch mag ich rechten mit der Götter Thun.
Ich glaube deinem Wort, daß unſer Liebling
Des Latoniden ächt Erzeugter ſey:
Doch das genügt nur mir, ihn zu erkennen.
Gäb' uns ein ſichtbar Zeichen der Olymp,
Das der erſtaunten Welt den Zweifel nähme,
So wollt' ich dieſen Tag zum zweyten Mal
Als Feſt begehn: der nah verwandte Gott
Würd' unſern Bund verjüngen, höher weihn;
Ein neuer, jubellauter Hymenäus

Sollt' angeſtimmt uns werden, und ich führte
In bräutlich frohem Pompe nach Athen dich heim.

Kreuſa.

Nicht eiteln Ruhmes halb, um vor den Menſchen
Zu prangen in dem Kranz der Götterwahl,
Den langes Leid um meine Stirn gewelkt,
Um deinetwillen wünſch' ich ſolch ein Zeichen,
Doch darf ich es nicht hoffen; denn Groll,
Deß ich mich lang geſchämt, ſchämt wohl ſich meiner.
Drum laß dir gnügen: die allmächt'ge Liebe
Die mich in dieſem Jüngling neu gebiert,
Und mit ergebnem Sinn wie nie zuvor
Dir, ſeinem zweyten Vater, hin mich giebt,
Beweiſe dir, er ſey ein göttlich Pfand.

Ion.

O Wonn' und Segen, ihr geliebten Eltern,
Zum erſten Mal gemeinſam mir begrüßt!
Kreuſa! Xuthus! fehlt nur das, den ſchönſten
Verein euch zu vollenden, und mein Heil?
Wohlan! es hebt und ſchwellt ein reges Hoffen,
Begeiſtrung athmend, dieß mein junges Herz:
Ich bitte dreiſt, was zweifelnd ihr begehrt.
O du, der dieſes Tempels Räum' erfüllt
Mit unſichtbarer hehrer Gegenwart,

Und droben himmelwandelnd, herrlich ſtrahlt,
Und nimmer fern iſt, und mein Flehn vernimmt!
Schon da ich bildlich nur dich Vater nannte,
Sehnt' ich mich oft, dein Antlitz einſt zu ſehn;
Ich wandte wie der Sonnenblume Kelch,
Mich ahndungsvoll zu deinem ew'gen Licht.
Jetzt bitt' ich heißer, brünſtiger und kühner;
Ich maße mir nicht an wie Phaethon
Die Flammenroſſ' am Firmament zu lenken,
Verkennend mein Vermögen und mein ſterblich Loos:
Der Lieb' Erwiedrung fodr' ich kindlich nur,
Und meines Urſprungs himmliſche Gewißheit.
O bey der Süßigkeit des Vaternamens!
Gieb mir dein Anſchaun, wenn du mich erzeugt.

Donner und Blitz.

Pythia.

Mein Son, welch Erkühnen! Aber wie?
Der Boden ſcheint zu beben, und mit Stamm
Und Laub und Aeſten wankt der heil'ge Lorbeer,
Es blitzt, ein Schein vergoldet rings den Hain.
Ja, die Erhorung naht ſich: zaget nicht!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Apollo erſcheint in der Pforte des Tempels.

Apollo.

Her komm' ich von Olympus wonnelichtem Saal,
Wo mich inmitten ew'gen Muſen-Chorgeſangs,
Fernher umſäuſelt deine Sehnſucht, lieber Sohn.
Mein biſt du, das betheur' ich, nicht beym ſchwarzen Styx,
Bey meiner Roßhufquelle Silberſprudeln dir.
Drum ſchau ins Antlitz kühn mir wie des Adlers Sohn
Den jungen Fittig gleich der Sonn' entgegen ſchwingt,
Und dieſer Leyer unverſtimmbar reinen Klang,
Hall' ihn in deines Lebens Harmonieen nach. —
Empfang' ihn du, Kreuſa, wohl bewahrt zurück,
Der ſchönen Luſt Andenken, die mich noch entzückt,
Denn unvergänglich iſt der Dank der Himmliſchen.
Flicht, lang noch blühend, um dein glorreich Diadem
Lorbeer zuſammen mit des Oelbaums eignem Laub.
Du, Xuthus, wirſt das holde Lager nicht verſchmähn
Ob meiner offenbarten Mitgenoſſenſchaft.
Gottgleiche Schönheit lockte Götter oft ja ſchon
Zu nahn in Liebe; ſo entſproß Heroenkraft.

Sey Ions Vater, wie dein Ahn Deukalion
Mit Zeus gemeinſam Vater deines Vaters hieß.
Eh' das Geſtirn den Jahres-Umlauf noch vollbringt,
Trägt einen Zweyten Sprößling deiner Gattin Schooß,
Den nenn' Achaeus: hochgewaltig wird ſein Ruhm
In Pelops Eiland; unſers Erſtlings Nam' und Volk
Soll aus Athen aufblühen weit nach Aſien.
Nun feyert mit Paeanen dieſes Tages Feſt,
Und kehret friedeſelig morgen alle heim.
Gedenkt, mir gaſtbefreundet, fern an Delphi noch,
Der Sonnumſtrahlten Erde Mittelſitz und Thron.

Der Vorhang fällt unter Donner und Bliz.

Sechstes Buch.

Scherzhafte Gedichte.

Wettgeſang
dreyer Poeten.

Voß.

Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott geb's!

Matthiſſon.

Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.

Schmidt.

Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Voß.

Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich Dutzendweis.

Matthiſſon.

Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tuſch' ich hin mit zartem Fleiß.

Schmidt.
Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß.
Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus oft mir und Anapäſt.
Matthiſſon.
In Labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbeſt.
Schmidt.
Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß.
Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matthiſſon.
Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schmidt.
Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß.
Stets als wär' er ein Wams von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.

Matthiſſon.
Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schmidt.
Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß.
Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſey leckeres Mahl beſcheert.
Matthiſſon.
Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schmidt.
Ja, ein Biederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß.
Paß doch auf, o Geſell! und dreh' um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matthiſſon.
Dich grüß' ich, Rieſen-Coliſeum,
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schmidt.
Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Fiekchen, komm und ſing' mir ein Te Deum.

Voß.
Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matthiſſon.
Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.
Schmidt.
Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bey Friederiken.

Voß.
Bey des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matthiſſon.
Umeiſ't Natur auch Thal und Acker!
Ihr Liebling fühlt, daß ſie es iſt.
Schmidt.
Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebts Puppen und Ducatenkacker.

Voß.
Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matthiſſon.
Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfrau, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.

Schmidt.
Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß.
So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'ſch.
Matthiſſon.
Er wohne nördlich oder ſudlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schmidt.
Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß.
Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matthiſſon.
Der Freundſchaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schmidt.
Und für mich iſts kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und glatt wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des Teutoniſchen Urgeſchmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern im Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verſtündeſt!
Da gebrichts, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in kühnen Hexametern?
Aber was ich ſinge, glaube mirs,
Klingt harmoniſch Micheln ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triftig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüſtig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh',
Matthiſſon! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge ſprießen in die Höh',
Iſt das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun, ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Verſ' im Cyklopentakt;
Hochclaſſiſch wird durch weiſe Sichtung,
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich nützliche Verrichtung.

Triolet.

Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.
Verwirfſt du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolet?
Ey, ey, bey ſolchen Kennermienen!
Einſt wies ich ſchon dir das Sonett;
Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

An Merkel.

Von Leibeigenen ſchriebſt du mit Recht; doch über uns Freye
Willſt du nun ſchreiben durchaus: Beſter, das iſt dir zu hoch!

Ehrenpforte und Triumphbogen
für den
Theater-Präſidenten
Kotzebue
bey
ſeiner gehofften Rückkehr ins Vaterland.
1800.

Sonette.

I.

Von liederlichen Thränen giebt's nun Ferien,
Und niemand ſchwängert unſrer Bühne Muſen:
Das Nationaltheater der Tunguſen
Geht Kotzebue zu bilden nach Siberien.
Apoſtel du, von England bis Heſperien,
Naiver Menſchheit in gefallnen Buſen!
Bald, als Parterr-verſteinernde Meduſen,
Bringſt du uns Kamtſchadaliſche Materien.
Zweyter Benjowsky! Bayard ohne Tadel!
Jenſeit des Boreas nun kennen lerne
Das Land, wovon du prophezeyt als Seher.
Rußlands Monarch ertheilt dir höhern Adel:
Zum Eſel machten dich Geburt und Sterne,
Doch die Kibitke zum Hyperboreer.

II.

Castra doloris waren die Theater,
Da Kotzebue für alle ſchien verlohren.
Allein er iſt uns wieder neu gebohren,
Und im Gefolge ſeines Ruhms naht er.
Berlins Thiergarten wie der Wiener Prater,
Und Weimars Park verkündens Aller Ohren:
Zum großen Feſt iſt dieſer Tag erkohren
Fur unſrer Bühne Vater und Berather.
Trompetet, paukt denn, klatſcht und treibt Geſchnatter,
Der Lampenputzer komm' im neuen Rocke,
Und wie ein jeder kann, ſo feyr' ihn jeder.
Du, kratz das Herz mit Heldenfratzen, Kratter!
Du, ſiede neue Zauberinnen, Zſchokke!
Du, laß die Beſtien tanzen, Schikaneder!

III.

Vom Idealen ſchwatzt man viel und Edeln,
Du aber weißt bey menſchlichen Gebrechen,
Vergiften, Lügen, Rauben, Jungfern-ſchwächen
Das Edle noch durchs kleinſte Loch zu fadeln.
Was ſag' ich erſt vom edlen Geldvertrodeln?
Vom edlen Fluchen? Tabackspfeifen brechen?
Ja deine Feinde ſelber müſſen ſprechen,
Daß edel auch bey dir die Hunde wedeln.
Drum öffnen dir ſich gern die Thränenſchleuſen,
Wer nicht an Menſchheit glaubt, geh ins Theater,
Er ſeh dein Publikum und dich, und lern' es.
Du machſt zerbrochne Puppen uns zu Waiſen,
Saugſt Rührung über Mutter, Kind und Vater
Am Naſenzipfel eines Holofernes.

IV.

Shakſpeare ward nicht geängſtet von der Regel,
Denn Recenſenten gab's noch nicht zum Glücke,
Meynſt du; und käm's nur bis dahin zurücke,
Gingſt du ſo kühn wie er wohl unter Segel.
Dich neckt mit Tücken Tieck, mit Schlägen Schlegel,
Bernhardi harrt auf iedes deiner Stücke,
Daß er in kleine Biſchen ſie zerſtücke:
Allein was kümmern dich dergleichen Flegel?
Du ſcheuſt nicht mehr die Literatur-Zeitung,
Sonſt deinen Todfeind; dich will Schütz beſchützen;
Den Witz, den er verlor, findt in dir Huber.
Drum ſey nun Shakſpeare, dreiſt auf ſolche Stützen,
Und ruf mit genial'ſcher Zubereitung
Der Helden Geiſt aus deinem Thränenzuber.

V.

Seit langer Zeit Verfertiger von Dramen
Wollt' er nun endlich ein Poet auch werden.
Das Verſemachen macht zwar viel Beſchwerden,
Allein es führt auch einen ſchönen Namen.
Den Guſtav, Bayard, und antike Damen
Beſteigt er drum gleich raſchen Flügelpferden,
Und fliegt, zum Himmel nicht, herab zur Erden.
Da heißt es recht: es ſpringen ſelbſt die Lahmen.
Den Viſitator Momus an der Gränze
Des Pindus wollt' Apoll zur Rede ſtellen,
Daß er die Contrebande laſſen ziehen.
Doch Momus lacht: Der ſtiehlt dir keine Kränze;
Er hohlt aus deinem Hain, an deinen Quellen,
Statt Poeſie nur Kotzebueſieen.

VI.

Unwiſſend ſeyſt du, ſpricht der Terrorismus
Der Kritiker, und dummdreiſt, doch zu wagen,
Mit breitem Spott der Menge vorzutragen
Browns große Lehr', und Kants Idealismus.
Doch du verſtehſt dich auf den Organismus
Troz jedem Phyſiker in unſern Tagen,
Und alle deine Stücke, kann man ſagen,
Sind nur Verſuche mit dem Galvanismus.
Den Silberthaler gangbarn Edelmuthes,
Samt leichten Platten deines zinknen Witzes,
Weißt du armitten Nerven anzudrucken.
Und o, wie wunderbare Wirkung thut es!
Du zwingſt mit der Empfindung eines Blitzes
Das Publikum, den großen Froſch, zu zucken.

VII.

Der Muſe Spiel ſoll nicht die Pflichten lehren,
Der Tugend Ernſt verſchmäht entlehnte Flügel.
Iſt nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
So wird von ſelbſt die Dichtung Gutes nähren.
Du aber ſtrebſt die Meynung zu verkehren,
Du brichſt mit ſchlaffem ſchmeichelndem Geklügel
Durch ſtrenger Zucht und Sitt' und Wahrheit Riegel,
Und Weib und Mädchen kuppelſt du mit Ehren.
Dann kommſt du mit der Zuthat milder Thaten,
Mit Lebensretterey und edlem Triebe;
So, glaubſt du, kann der Teufel dich nicht hohlen.
Nein, Schuſter Kotzebue! wie falſch gerathen!
Wir woll'n die Schuhe nicht aus Chriſtenliebe,
Nur ſey dazu das Leder nicht geſtohlen.

VIII.

In allen Lagen bleibt der große Dichter
Stets unerſchütterlich auf ſeinem Poſten:
Man glaubt ihn fern im dunkelſten Nordoſten,
Er ſteht im Glanze der Theaterlichter.
Es drängen ſich neugierige Geſichter;
Wie ſollte heut die alte Liebe roſten?
Er giebt ja auf des eignen Schickſals Koſten
Ein Schauſpiel vom beliebteſten Gelichter.
Zu Anfang die ſentimentale Reiſe;
Hierauf nothloſe Nöthen zum Erbarmen;
Ein milder Fürſt, und Menſchenlieb' am Hofe.
Dann Rückkehr, Jubel, Wiederſehn, Umarmen.
Zuſammenhang war niemals ſeine Weiſe:
Unmotivirt iſt auch die Kataſtrophe.

Epigramme.

I.

Kotzebue's Geſchick erregt Theilnahme bey Allen,
Da den Kummer ſogar hat er in Kummer verſetzt.
Kummer verlegte, was ihm Armſeligkeit hatte geſchrieben,
Was in der theuren Zeit Hunger am Geiſte genoß.

II.

Transparent decorirt ward Kotzebue'n zu Ehren,
Jauchzend riefen ſie ihn auf das Theater heraus.
Aber man ſah ihn nicht; er ward im Gram der Verbannung
Transparenter noch ſelbſt als die Decoration.

III.

Biſt du ſo feuchtbar doch wie iene Flandriſche Gräfin:
Sag, welch bettelndes Weib hat mit dem Fluch dich behext?
Ein halb Hundert ia ſchon Schauſpiele haſt du gebohren,
Und drey Hunderte noch trägſt du im ſchwangeren Kopf.
Erſt mit der Zahl der Tage des Jahrs vollbringſt du die Wehen,
Und ein alltägliches wird ieglichem Tage zu Theil.

Verzeichniß
von
Kotzebue's Schauſpielen.

1.

Albern iſt Menſchenhaß; zweydeutig bleibet die Reue:
Aber der Kinder Gequäk flickt die gebrochene Eh.

2.

Edel heißt die Lüge, weil abgeſchmackt ſie erdacht wird,
Ungeſchickt vollführt: merket den Redegebrauch!

3.

Schlecht wohl mußten gedeihn die Indianer in England;
Solch ein zartes Geſchlecht drückt die Böotiſche Luft.

4.

Sultan Wampum, wie feiſt mit ſeinen Wünſchen! Man wünſcht ihm,
Wohnte von Gozzi's Geiſt doch nur ein Funken ihm bey.

5.

Die es auf Erden verlernt, iſt hier für die *Sonne* noch *Jungfrau*.
Lobt mir die Sonne! Sie nimmt wahrlich es nicht ſo genau.

6.

Hütet euch, Freunde, zumal, *ein Kind der Liebe* zu zeugen,
Denn mit Feuer und Schwerdt fodert es Väterlichkeit.

7.

Weil er nicht ſonderlich iſt, heißt *Sonderling* Brüderchen Moritz,
Wie der Poet ein Genie, weil er ſich nimmer genirt.

8.

Graf Benjowsky! und ſag' ich: Beniowsky der Graf, ſo verſteh ich
Wider Sitt' und Vernunft eine Verſchwörung dabey.

9.

Grau färbt bald ſich dem Manne von vierzig Jahren die Scheitel,
Wenn ſich der feine Franzoſ' unter den Platten erblickt.

10.

Armuth und Edelſinn! das iſt ja für alle der Wahlſpruch.
Selig die Armen an Geiſt, denn ſie ſind edel: verſteht!

11.

Armuth giebt es auch hier, und allerley Farben des Edlen:
Grün beym Papagey, ſchwarz in dem Mohrengeſicht.

12.

Rolla's Rolle, ſie rollt dem bizarren Pizarro wie Donner;
Held iſt Alonſo ſo ſo, welchen ſich Kora erkor.

13.

Peitſchet die Negerſklaven geſchwind vom Theater herunter,
Jedes Gefühl wird ſonſt euch wie mit Neſſeln gepeitſcht.

14.

Tugend erliegt den Verläumdern; doch iſt ein Brittiſcher Mylord
Gleich bey der Hand: ſo geht's ohne den Fürſten noch ab.

15.

Quält euch mit fadem Gewitzel der weibliche Klub Jakobiner:
Flieht von Paris! wie dahin floh der betrübte Gemahl.

16.

Ey, der Graf von Burgund! das iſt ein geſcheidter Geſelle.
Eh man die Hand umdreht, hat er regieren gelernt.

17.

Falſche Scham, wie biſt du beſchämt! da ſelber der Autor
Sich nicht ſchämet, von dir fälſchlich den Titel zu leihn.

18.

La Peyrouſe umſchiffte die Welt, um hier auf der Sandbank
Seichter Dichtung zuletzt ſchmählich zu finden ſein Grab.

19.

Wer leichtfertige Streiche verübt, der heißet ein Wildfang,
Wem ſie mislingen, der wird ſchicklicher Tölpel genannt.

20.

Wißt! die Verſöhnung hat Brüder verſöhnt. Ich glaub' es: die Brüder,
Und die Verſöhnung auch, waren vermuthlich darnach.

21.

Dieſe Verwandtſchaften ſind verwandt mit fremden Geſchlechtern;
Ifflands Reiſe zur Stadt reiſte hinüber in ſie.

22.

Wäſſriger Opfertod! Dich zog aus dem Fluſſe der Dichter,
Doch er ſalzet ſogleich wieder in Thränen dich ein.

23.

Mit Unglücklichen droht den fühlenden Herzen der Titel,
Aber mit trocknem Spaß kommt man ſo leidlich noch ab.

24.

Rührend wird ſie geſeyert und ſchön, die ſilberne Hochzeit:
Sehet, ein Herbſttag lacht heiter dem ländlichen Feſt.

25.

Ungern unter den Ungern ſind Korſen außer dem Kurs hier,
Ungern und Korſen vereint eine Quadruple-Allianz.

26.

Fahr uns doch auch, Leibkutſcher, du alter, hin zu dem Fürſten,
Welcher in Hüll' und Füll' Rubel und Jubel beſchert.

27.

Ueble Laune mit Recht heißt dieſes Familien-Schauſpiel:
Zwar es ſtellt ſie nicht dar, aber es ſchafft ſie gewiß.

28.

Manchmal ſtrebet er wohl romantiſche Höh' zu erklimmen,
Doch zum Dorf im Gebirg rollt er gelinde hinab.

29.

Mit Harſthörnern und Burgen und Harniſchen pranget Johanna!
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey.

30.

O wie ein Schreibepult erlöſt von Gefahren der Jugend,
Wenn es ein karger Papa reichlich mit Golde geſpickt!

31.

Laß den Gefangnen doch ſingen! So ziemt es dem muntern Franzoſen.
Dieß verſchweigſt du umſonſt; glaube, man ſieht es ihm an.

Epilog.

Sauber gereiht hier habt ihr wie Leipziger Lerchen die Stücke
An der Diſtichen Spieß: röſtet und bratet nunmehr!

Die Fortſetzung folgt.

Dieſe nur waren gedruckt: ungedruckte noch kommen in Zukunft,
Auch ungeſehene dann, auch ungeſchriebne hinzu.

Es bleibt dabey.

Diſtichen ſchonen fürwahr im Mutterleibe das Kind nicht,
Brächte der *Kaiſer*ſchnitt auch die Geburten ans Licht.

Billige Erwiederung.

In Vorreden da pocht er, und klatſchet gemein in den Stücken;
Thut ihm das Gleiche denn: pocht, Kenner und klatſche nur, Volk!

Nachtrag.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Dieß Stück kann häuslich und auch Hußlich heißen:
Häuslich muß der achtbare Viertelsmeiſter
Acht baare Kinder weg der Mutter beißen:
Doch Hußens Geiſt hetzt die erhitzten Geiſter
Zum Haus hinaus ein häuslich Volk zu ſchmeißen;
Mit heiſerm Heulen jedes Herz zerreißt er.
Huſſah! Huſſiten hauſen wie Huſaren:
Vor ihnen woll' uns gnädig Gott bewahren.

Kotzebue's Reiſebeſchreibung.

Die Welt bin ich umreiſ't: laßt euch erzählen,
Ihr Fördrer der Cultur und Philanthropen!
Es wird dabey nicht an Erbauung fehlen.
Man ſandte mich, wie einſt zum Vieh Aeſopen,
Zu Völkern, welche Meiners nennt mongoliſch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.
Doch glaubten dieſe Heiden, ächt katholiſch,
An meines Univerſals-Geiſts Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apoſtoliſch.
Da bot ich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Myſterien
Von meiner Muſ' in ewige Verwahrung.
Wie ich zuerſt gekommen nach Siberien,
Iſt ſchwer zu ſagen: nicht verweilen will ich
Bey ſolchen allzukitzlichen Materien.
Mir war's beynah, als ging' ich nicht freywillig,
Doch freyer Will' iſt Wahn der Philoſophen;
Drum gilt's für *meine* edle That doch billig.

Ich lag in der Kibitke, wie im Koſen
In ſich gehüllt das Thier des Erikurus,
Abwartend meines Schickſals Kataſtrophen.
Und ſah zum Firmament wie Palinurus,
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen,
Und bald ſtand uber meinem Haupt Arkturus.
Zum Himmel führen leider! keine Treppen,
Sonſt hätt' ich mich als Pol - Stern aufgeſchwungen,
Statt mich im Jammerthal herumzuſchleppen.
Ich war am Ziel, des Schickſals Grimm bezwungen,
Frey konnt' ich nun das ſchöne Land bereiſen,
Wo noch kein Muſenſohn hindurch gedrungen.
Mag es mit harter Decke ſich beeiſen,
Taugt's nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleiſen.
Rennthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil ihr dieſe Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß, ſie zu ſchildern, bitten.
Ein Rennthier heißt's, weil es entſetzlich rennet;
Die Stränge macht man feſt an ſeiner Stirne,
Die ehern iſt, und keine Schwäche kennet.
Wie gegen ſie der ſchärfſte Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit ſtattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachſen ihr Gehirne.

Und Schellen, an des Thieres Hörnern hangend,
Ertönen, wenn es aufſpringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
Was es auch frißt, ſo bleibt es dünn und hager,
Hat immer Luſt, doch keine Kraft, zu buhlen,
Vor allem aber ſind die Schenkel mager.
Sie ſpitzen fein ſich, (o in welchen Schulen
Erlernte dieß Natur zu unſerm Horte?)
Und enden in geſchnittne Federſpulen.
Damit nun kritzelt's leicht verwehte Worte
Auf jene weißen Flächen unermüdlich,
So kommt man raſch von ein- zum andern Orte.
Ich fuhr umher, bemüht die Völker friedlich
Und ſanft, wie Manco Capac einſt, zu bilden,
Die an Geſtalt und Sitten unterſchiedlich.
Erſt, an den Werkeltägiſchen Gefilden
Fand ich die naturaliſchen Klotzaken,
Die alle Kunſt verſchmähn, gleich weiſen Wilden.
Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken,
Die haben ſich um meinen Bahrdt geriſſen,
Auch ſaßen mir die Schmutzken auf den Hacken.
Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregiſſen,
Die tragen voll Humanität den Buſen,
Auf volle Thränen-Eimer ſtets befliſſen.

Nächſt ihnen wohnen dann die Tugendufen,
  Ein edles Volk; wie konnt' ich beyde rühren
  Durch Niederkunften meiner zarten Muſen!
Sie haben die Quergiſen und Plattkiren
  Zu Bundsgenoſſen, wider die Fantaſten,
  Die bloß nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
Wer glaubt es? den Quergiſen ſtand der Kaſten
  Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
  Die Hand verdrehten ſie, wenn ſie was faßten.
Sein ſchräges Aug' ließ der Plattkire blinken,
  Mich mit gepletſchter Naſe freundlich drückend,
  Daß ich vor Inbrunſt glaubte hinzuſinken.
Wie war es mir, dem Menſchenfreund, beglückend
  Mein Herz zu tauſchen da mit all- und jeden!
  Kein Beyfall war mir jemals ſo entzückend.
Viel liebes thaten mir die Dummojeden,
  Anmaßungslos und ohn' damit zu prahlen,
  Auch die Wiſchwaſchen prieſen meine Reden.
Geiſtreicher ſind jedoch die Lahmſchädalen,
  Sie fühlten meiner Späße feine Spitze,
  Dann ſah ich ihre breiten Backen ſtrahlen.
Sie haben ſich mit einem großen Schlitze
  Den Mund erweitert, um voll aus zu lachen,
  So weit geht die Liebhaberey zum Witze.

Allein was ſoll ich viele Worte machen?
  Denn von Nowaja-Semla bis Irkutzkoi
  Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
Sie ſandten Boten aus nach Y-a-kutzkoi,
  Für mich ein Ehrendenkmal auszuſinnen,
  Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
Die treuen Moduinen wohnen drinnen,
  Sie wird die Pyramiden überleben,
  Am Zwiſch-Fluſſe prangen ihre Zinnen.
Die Bücharey dehnt gränzenlos und eben
  Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren,
  Auch liegt die große Sündarey daneben.
Und Alle, die Kotzbutzkoi ſahn, erfuhren,
  Daß ſie die Zauberkraft von meinem Namen
  Umſchuf zu theatraliſchen Naturen.
Was auf den Gaſſen verging, ward zu Dramen,
  Das ganze Klatſchpack ſah und ſpielte Schauſpiel,
  Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
Trieb man die Schweine durch, ſo war's ein Sauſpiel,
  Es häuften ſo ſich die Theaterſtreiche,
  Daß keiner aus der Täuſchung je herausfiel.
Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
  Gemüth die edlen Thaten ſchon gebraten
  In dem dramatiſchen Schlaraffenreiche.

Ich ruht' und ſah, wie wohl es mir gerathen,
Da ſcholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
Sankt Kotzebue! du ſtreuteſt Menſchheits-Saaten:
Drum ſey geehrt bey allem Erdenvolke.
Jetzt ſahſt du apokalyptiſche Viſionen
Von deinem Ruhm in allegor'ſcher Wolke.
Deutſchland hegt die unzähl'gen Nationen,
Die du beſuchſt, im heimiſchen Reviere;
Hier iſt Kotzbutzkoi, und hier ſollſt du wohnen!
Da wacht' ich auf; die Spuren der Rennthiere,
Zum Zeichen, daß ich nur gereiſt im Schlummer,
Sah ich noch ſtehn auf manchem Ries Papiere,
Und ſchickt' es gleich zum Druck an Gotthelf Kummer.

Das thieriſche Publicum.

Romanze.

Von dem neuen Orpheus ſing' ich,
Der, wie jener Argonaute,
Nur mit ſeiner Kunſt bewaffnet
Wilde Wüſten hat durchlaufen.

Zwar er ſingt nur ſchlecht und heiſer,
Läßt auch keine Saiten rauſchen;
Doch Schauſpiele kann er machen,
Schöne Schauſpiel', viele Tauſend.

Eh man eine Hand umdreht,
Springen ſie aus ſeinem Haupte,
Schüttelt er ſie aus den Aermeln,
Und ſein Herz iſt ihre Traufe.

Durch Siberiens Steppen ziehend,
Macht' er ſie zum Schauſpielhauſe,
Sich zur Komödianten-Truppe,
Die Couliſſ' aus jedem Strauche.

Und er hatte (ſeht, ſo darf man
Auf die hohe Kunſt vertrauen)
Bald ein Publicum gebildet,
Das ihn mit Entzücken ſchaute.

Aufrecht ſaßen weiße Haſen,
Klatſchten mit den Vorderklauen,
Daß man wirklich unſre Logen
Erſten Rangs zu ſehen glaubte.

Zobel brachten ihre Pelze,
Die Entree nur zu erkaufen;
Gern hätt' er ſie frey gegeben,
Wenn er's nicht nothwendig brauchte.

Seufzend, daß ſein Pflichttribut
Nicht ſo edle That erlaubte,
Zog er ganz gelind ihr Fell ab,
Ließ ſie dann großmüthig laufen.

Voll Empfindung murrten Bären
In des Nordwinds hohles Sauſen;
Mancher Fuchs haart' ſich vor Rührung,
War er gleich nicht in der Mauſe.

Ja der Kamtſchadalen Hunde
Horchten vor dem Schlitten kauzend,
Unbeweglich, wenn ihr Herr ſie
Peitſcht, und mit den Zügeln zauſet.

Auch die Kamtſchadalen luden
Ihn in ihre Winterklauſen,
Hörten aufmerkſam die Dramen,
Während ihre Fraun ſie lauſten.

Thun die Beſtien das dort hinten,
Wo ein ew'ger Nebel grauet:
O ſo laßt euch nicht beſchämen,
Thiere unſrer Deutſchen Auen!

Da er nun die Orpheus-Züge
Mit der Heimath Ruh vertauſchet,
Stimm' auf ſeine Weiſe iedes
In das allgemeine Jauchzen.

Geht er in den Wald ſpazieren,
Neue Stücke auszuklauben,
In dramat'ſchen Selbſtgeſprächen
Mußt du, Kuckuck, ihn belauſchen.

In des Einerleyes Wechſel
Und im ſel'gen Selbſtvertrauen
Ganz ſein Abbild, grüß' ihn, Kuckuck,
Mit des eignen Namens Laute.

Zwitſchert, Spatzen! Raben, krächzet!
Wo er geht, ſteht, liegt und kauert;
Nur die Lerch' und Nachtigall
Schweigen ſchüchtern, wo er hauſet.

Wenn er in des Schlummers Armen
Vom Theater-Lärm verſchnaufet:
Steigt von allen Nachbarsdächern,
Katzen, nieder, und miaulet!

Katzen, Kotzebue zu Ehren
Reinigt pruſtend eure Schnauzen;
Serenaten, Herzzerbrechend,
Stimmt dann lauter an und lauter.

Und wie alte Komödianten
In der allertiefſten Trauer,
Windet euch, als plagt' euch Grimmen
Recht im Innern der Kaldaunen.

Sagt, wenn Nachbarn ſchelten, daß ihr
Nur den Zeitgeſchmack behauptet,
Daß das weinerliche Drama
Die Kritik euch nie ſoll rauben.

Auch ihr muntern Thiere, die ihr
Zu der Mühle zieht in Haufen,
Die vor eleganten Leuten
Ich mir nicht zu nennen traue:

Wenn ihr, eurer Säck' entladen,
Trabt vorbey vor ſeinem Hauſe,
Haltet ſtill, und guckt hinauf,
Streckt die Hälſe lang und jauchzet.

Gleich als ſprächt ihr: Schreib doch Bücher,
Die uns recht die Ohren krauen,
Von Hyperboreer-Eſeln;
Ya, Bruder und Vertrauter!

Feſtgeſang
Deutſcher Schauſpielerinnen
bey
Kotzebue's Rückkehr.

Allerliebſter Kotzebue!
Hatten wir doch keine Ruh,
Da man dich von uns genommen,
Bis du endlich wiederkommen.
Ach, wir waren ſehr betrübt,
Denn wir ſind in dich verliebt.
Nun willkommen, Liebſter, du!
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wir Verlaßnen, wärſt du hin,
Hätten's kläglichen Gewinn:
Shakſpeare, Gothe, Schiller ſpielen
Mit unmenſchlichen Gefuhlen,

Und der Jamben harte Noth
Die wir haſſen in den Tod.
Davon retteſt uns nur du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Du biſt unſrer Herzen Mann,
Der uns recht errathen kann.
Reden, Thränen kannſt du ſchreiben,
Wie wir ſie zu Hauſe treiben,
Daß wir bey der Lampen Schein
Glauben, ganz wir ſelbſt zu ſeyn.
Das kann niemand ſo wie du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wird die ſchwangre Frau geneckt,
Von der Schwägerin entdeckt:
Hat die Kora nichts verbrochen,
Muß ſie nächſtens gleich in Wochen:
Das verſtehen wir ſo gut,
Ja das rührt uns Muth und Blut.
Rühr' denn immer, rühre du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wie du weißt, uns ſelbſt kommt oft
Gute Hoffnung unverhofft.
Aber deine Gurly's machen
Wir auch ſo geſtalter Sachen,
Und im tändelnd zarten Schritt
Spielt die kleine Hoffnung mit.
Bald wirſt ihr Gevatter du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Quält die Madam Müller ſich,
Das iſt freylich wunderlich:
Längſt vergaßen wir das Wiſſen
Von ſo ängſtlichem Gewiſſen;
Aber Unſchuld, Sünd' und Reu
Steht doch gar zu hübſch und frey.
Fallend lehrſt gefallen du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Ach die Afanaſia,
Wie berückt ſie den Papa!
„Laß Franzöſch mich lernen, bitte!"
Und wie dann le coeur palpite!

Doch zuletzt kann ſie nicht fort,
Hier Papa, und Liebſter dort;
Der giebt ſie zurück aus Tu —
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Bleibe nur auf dieſer Spur
Der natürlichſten Natur.
Soll dein Schauſpiel farbig ſchillern,
Gar zuletzt in Reimen trillern,
Samt dem jambiſchen Geplärr:
Sieh, ſo pocht dich das Parterr.
Liebſter, das nicht wieder thu,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

La Peyrouſe als Papageno.

Nach der Weiſe: Der Vogelfänger bin ich ja.

Der Weltumſegler bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa! hopſaſa!
Der Weltumſegler iſt geſandt
Für Kotzebue durch Meer und Land,
Mich auf dem Erdball umzuſehn,
Wo ſeine Stücke vor ſich gehn.
Ihm will ich gerne dienſtbar ſeyn,
Er gab mir ſchon zwey Weibchen fein.

Der Weltumſegler bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa, hopſaſa!
Der Weltumſegler iſt geſandt
Für Kotzebue durch Meer und Land.
Die Weibchen folgen meinem Ruf,
Die Kotzebue ſo weich erſchuf;
Dann ſperr' ich ſie zu meinen Zweyn
In dieſen lieben Kaſten ein.

Schlachtlied
der
# beliebten Schauſpielſchreiber
gegen die
Dichter und Kunſtrichter.

Nach der Weiſe: Allons, enfants de la patrie.

Wohlauf, der Deutſchen Bühne Kinder!
Der Tag des Ruhmes bricht heran.
Man ſchalt uns oftmals arme Sünder,
Nun zeige jeder was er kann.
Hört ihr der Tadler wilde Horden?
Der Kritiker verruchten Schwarm?
Sie kommen, euch ſogar im Arm
Des lieben Publicums zu morden.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poetenblut düng' unſern platten Grund.

Ha! bebt, Verwegne! und ihr Dichter,
Die niemand heut zu Tag begreift!
Erbebt! ſchon ſeyd ihr Böſewichter
Zur Umarbeitung uns gereift.
Schauſpiel wird alles, euch zu dämpfen;
Fällt eines aus dem jungen Chor,
So ſchießen neue Pilz' hervor,
Gleich fertig gegen euch zu kämpfen.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poetenblut düng' unſern platten Grund.

Abſchied.

Den Bahrdt, den du geſchoren,
Wirft man in deinen Bart.
Dich ſcheeren wär' verloren
Wie waſchen an den Mohren
Denn ewig ſtehn die Ohren
Dir lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.
O wärſt du nie gebohren!
Wie zaußt man dir den Bart!

Du wollteſt Eſel bohren,
Doch wirſt du überbohrt.
Das ſind die Hyperboren,
Die ſich's zur Luſt erkohren,
Die Häupter anzubohren,
Die, ſo wie deins beohrt,
Mit Lorbeern ſich umflort.
O wärſt du nie gebohren!
Wie wirſt du überbohrt!

⁂

Ein ſchön kurzweilig Faſtnachtsſpiel
vom
# alten und neuen Jahrhundert.

Tragiert am erſten Januarii im Jahr 1801.

Der **Herold** tritt ein, verneigt ſich und ſpricht:

In dieſes neuen Jahres Namen
Seyd ſchön willkommen, ihr Herren und Damen!
Wir verzehren hier, ſo viel iſt klar,
Das erſte Abendeſſen im Jahr;
Und weils das erſte Abendmahl nun,
So möcht' ich gern was beſonders thun.
Kann zwar nur machen einen kleinen Spaß:
Je nun 's iſt immer doch auch etwas.
Es hat verlautet vom neuen Jahrhundert;
Da, denk' ich mir, ſeyd ihr alle verwundert,

Daß es ſo wenig fällt in die Sinne:
Mir nichts, dir nichts, ſo iſt man drinne,
Man dehnt ſich, man gähnt, und ſich beſchaut,
Und ſteckt noch in der bekannten Haut.
Ja, wenn unter Pauken und Trompeten,
Wie weiland die Mauern bey Jericho thäten,
Mit Krachen ſtürzte die Scheidewand ein,
Und durch den Riß dann ſpräng' man hinein:
Da wollt' ich auch nicht der faulſte ſeyn.
Doch ſtill geht den ewigen Gang die Natur,
Iſt keine Glocken- noch Pendeluhr,
Die durch das Gewicht der Planetenzüge
Auf tauſend achthundert und eins anſchlüge.
Ja Leute giebts, die mit Paradoxen
So gröblich um ſich ſchlagen wie Ochſen,
Die ſagen: Zeitalter reiſen wie Könige
Incognito, es wiſſens nur wenige;
Das neue Jahrhundert ſey längſt begonnen,
Nur komm' es noch nicht ans Licht der Sonnen,
Weil es, aus heimlicher Liebe ein Kind,
Sich ſchäme, wo ehliche Dummköpfe ſind;
Auch was man ſo die Zeiten heißt,
Das ſchaffe ſich ſelber des Menſchen Geiſt:
Drum wer ans Jahrhundert nur feſtiglich glaubte,

Dem wachſ' und blüh' es im eignen Haupte;
Wenn's aber von innen nicht käme her,
Von außen kriegt' er es nimmermehr.
Ich will nicht entſcheiden ſo große Sachen,
Allein um eine Kurzweil zu machen,
So führ' ich euch vor die beyden Strunzeln;
Die Alte grießgramig und voll Runzeln,
Man ſieht ſie niemals luſtig ſchmunzeln;
Die Junge zart, doch munter und kräftig,
Die Alte mit Weiſethun ſehr geſchäftig.
Doch was erzähl' ich euch all' den Plunder?
Da ſind ſie, ſeht ſelbſt und hört jetzunder!

Das neue Jahrhundert ſchläft in der Wiege. Das alte Jahrhundert ſitzt daneben, wiegt und ſingt:

Alte.

Schlaf, Kindlein! draußen ſo dunkel iſt,
Ach, gar ein ſchrecklich Gemunkel iſt.
Wenn du dich muckſeſt mehr wie ein Stein,
Willſt wie unartige Kinder ſchreyn,
So ſchlingt dich der alte Saturn hinein.
Schlaf, Jahrhündertchen, klein, klein, klein!

Junge wacht auf und ſchreyt:

Aeh!

Alte.

Mein Herzchen, willſt du Kinderpappe?

Junge.

Nein, Feſte will ich, du alte Kappe.
Iſts recht, daß ich ohne Geſang und Schall,
Ohne Paukenſchlag und Kanonenknall,
Ohne Maſken, Aufzüg' und Ehrenbogen
Wie ein Dieb in der Nacht komm' eingezogen?

Alte.

Ey, mein Kind, Feſte ſind unverſtändig,
Auch ſind die Zeiten gar zu elendig.
Man muß das Geld nicht ſo verſchwenden,
Und es lieber an die Armuth wenden.

Junge.

Ja wohl an die Armuth! da haſt du Recht!
Denn arm und erbärmlich iſt dein Geſchlecht.
Hat denn das Volk ſo gar keinen Sinn
Für des Jubels und feſtlicher Freude Gewinn?
Will immer an ſchwerfälligem Ernſte ſiechen,
Nie kecklich leben wie Römer und Griechen?

Bey denen gabs Kampfſpiel und Bacchanalien,
Herrliche Triumph' und Saturnalien,
Zu allem Großen geſellte ſich Scherz,
Da hatte der Witz noch ein ander Herz,
Und nie ward ſchöner gehuldigt den Göttern,
Als wenn ſie wurden an ihnen zu Spöttern.
Wie damals den Feldherrn die Soldateske
Beym Triumphe neckte mit mancher Burleske,
So, wollt' ich, hätte man uns genärrt,
Ein ſpöttliches Grablied dir geplärrt,
Auch meine Geburt gefeyert desgleichen,
Geweißagt von künftigen Narrenſtreichen.

Alte.

Ey ey, das könnte ja Anſtoß geben!
Die Nachbarn glaubten die Scandala eben.
Lieber, um meinen Ruhm zu friſten,
Ding' ich mir einen Akademiſten,
Der meine Verdienſte würdig ſchätzt,
Und in umſtändlichen Paragraphen aus einander ſetzt.

Junge.

So wähle nur zu beßrer Verbreitung
Den Schreiber der Nationalzeitung.

Der hats ja mit der Publicität,
Das heißt, gar trefflich die Kunſt verſteht,
Viel Aufheben zu machen um Nichts.

Alte.

Biſt du ſolch eine Feindin des Lichts?
Hab' ich nicht den Aberglauben zerſtört?
Die Vorurtheile ausgekehrt?
Toleranz und Aufklärung erdacht,
Und die Humanität aufgebracht?

Junge.

O geh mit dieſen hohlen Worten!
Ich muß ſie hören aller Orten.
Mit wohlfeiler Wahrheit und Tugendflittern
Zu prahlen, das ziemt nur dürftigen Rittern.
Die Alten habens nicht genannt,
Jedoch die Sach' weit beſſer gekannt.

Alte.

Nichts hab' ich gelaſſen unverfeinert,
Alles zierlich verengt und verkleinert.
Die Apoſtel trugen 'nen warmen Mantel:
Das macht, ſie führten gemeinen Wandel;

Draus hab' ich denn, nach neuſtem Geſchmack,
Geſchneidert einen luſtigen Frack.
So herrſcht nunmehr zu meinem Ruhm
Ein neu geſäubert Chriſtenthum,
Nach welchem Chriſtus ein guter Mann,
Sonſt aber nichts begehren kann.
Die Offenbarung meine Exegeten
Zu nüchterner Vernunft umdrehten.

Junge.

Da haſt du wohl was rechtes geſchafft.
Wo bleibt dabey die himmliſche Kraft
Der Seher Gottes, der heil'gen Väter,
Der Märtyrer und Wunderthäter?
Ihr wollt bey euren ird'ſchen Sinnen
Die Seligkeit nebenbey gewinnen,
Glaubt keines geiſt'gen Heils Ankunft,
Und eure Unmacht nennt ihr Vernunft.

Alte.

Kein' innre Erleuchtung gab es nie,
Das erklärt man aus der Pſychologie.
Wie ſollt' ein Geiſt ſich zu uns rühren,
Da wir dergleichen in uns nicht ſpüren?

Bey uns geht alles begreiflich zu,
Denn, daß die Natur Wunder thu,
Können wir nimmer mehr zugeben.
Von drinn wohnendem Geiſt, Kraft und Leben,
Das ſind lauter Jakob-Böömſche Myſterien;
Wir ſchaffens bloß mit todten Materien.
Die werden gemiſcht nach Maaß und Zahl,
So entſtehn die Creaturen zumal,
Und können ſich dann das Leben friſten.
Da lies nur meine Encyklopädiſten.
Uns alle, wie wir gehn und ſtehn,
Was in und durch uns mag geſchehn,
Unterwerfen ſie dem Calcul.

Junge.

Da giebt das Reſultat denn Null.
Freylich ließen ſich ſolche Phantomen
Zuſammenbacken aus Atomen,
Die innerlich dienen dem Nichts allein,
Und ſcheuen ſich, wirklich da zu ſeyn.
Da ſo ungöttlich ihre Thaten,
Wie ſollten ſie die Natur errathen,
Die nur der Gottheit Schein und Bild,
Unendlich groß und weiſ' und mild?

Alte.

So beruht auch meine Staatsverwaltung
Bloß auf der Rechnungsbücher Haltung.
Ich hab' erfunden die Statiſtik
Samt allen Künſten der Cameraliſtik.
Die Menſchen ſind Ziffern zu dieſer Friſt,
Der Staatsmann iſt der Algebraiſt:
Er ſchöpft die Weisheit an den Quellen,
Geburts- und Mortalitats-Tabellen.
Da iſt nichts ſo groß oder ſo klein,
Es kommt mit in die Rechnung hinein.
Mit Patriotismus bewirthſchaften wir die Wälder,
Mit Moralität düngen wir die Felder;
Auf die Gedanken legen wir Taxen,
So müſſen unſre Einkünfte wachſen;
Und küßt wer ſein Liebchen, heut oder morgen
Muß er uns für die Bevölkrung ſorgen.

Junge.

So wird der Mammon allen zum Götzen,
Sie kennen nur ein ſelbſtiſch Ergötzen.
Wo ſind die Zeiten der alten Heiden,
Von denen die Geſchichten melden,

Da das Vaterland, ſeiner Kinder Wonne,
Und ewig quellender Freuden Bronne,
Sich aller Triebe hatte bemeiſtert,
Zu Noth und Tod die Brüder begeiſtert?
Bey euch macht Helden der bunte Rock,
Ein Bißchen Löhnung und ſehr viel Stock.

Alte.

Was nützt die wilde Vaterlandsliebe?
Nein, wir beherrſchen unſre Triebe.
Bey uns zielt alles auf den Nutzen;
Will eins nicht, weiß mans zurecht zu ſtutzen.
Da ſind zum Beyſpiel die Hirngeſpinnſte,
Die ſogenannten ſchönen Künſte:
Die dürften nun finden gar nicht ſtatt,
Denn vom Schönen wird niemand ſatt,
Gebraucht' ich nicht zu Handlangern ſie
Bey meinen Fabriken und Induſtrie.
Man liebt jetzt nur vernünft'gen Diſcurs,
Drum kam die Poeſie außer Curs.
Ich weiß die Phantaſie zu kuranzen,
Muß nach der proſaiſchen Pfeife tanzen.
Den Sittlichkeits-Ring in die Naſe gelegt,
Die Füß' im Tact der Decenz bewegt.

Das wird der feine Geſchmack genannt,
Den die rohen Alten nicht gekannt.

Junge.

O du Erzfeindin alles Großen!
Vom Schönen und Edlen ausgeſtoßen!
Zu lang hab' ich dich angehört,
Und würde zuletzt noch gar bethört.
Du läſterſt die Natur und Gott,
Und Recht und Freyheit ſind dir Spott,
Zögſt gern hinab in deine Vernichtung
Die ſchöpferiſche Kraft der Dichtung,
Kraft deren wir alle leben und weben
Und nach unendlichem Daſeyn ſtreben.
Statt deſſen rühmſt du deinen Bettel:
Ich will dich erdroſſeln, du garſt'ge Vettel!

ſpringt aus der Wiege.

Alte *beyſeit.*

O Himmel, wie wird ſie groß und ſtark!
Mir geht ein Graun durchs innerſte Mark.
Will ſehn, ob Trug mir möchte glücken,
Vielleicht den Hitzkopf zu berücken;
Sie iſt, ſo grob und wild ſie thut,
Doch voll von albernem Edelmuth. —

Ach liebes Kind, du brichſt mir's Herz;
Hühühü! welch ein bittrer Schmerz!
Es iſt mir gar nicht um mein Leben,
Das wollt' ich dir gern aus Liebe geben;
Aber daß ich, in meinen alten Jahren,
Eine ſolche Schmach noch muß erfahren,
Daß du, meines Leibes wahre Frucht,
Meine einzige Tochter, ſo verrucht
Deiner Mutter den Hals willſt umdrehen:
Iſt was entſetzlichers je geſchehen?

Junge.

Halte mich nicht auf mit ſolchen Poſſen,
Ich wär' aus deinem Blut entſproſſen.
Ein jeder Tropf' in meinen Adern
Muß mit dir um die Lüge hadern.
Sieh meine Geſtalt, mein Angeſicht,
Sie tragen deine Züge nicht,
Auch räth mir keine innre Stimme,
Die Mutter zu verſchonen im Grimme.
Bereite denn dich gleich zu ſterben,
Ich will dich vertilgen und verderben.

Alte beyſeit.

Nun will ich noch das letzte verſuchen. —
Tochter, ich pflege ſonſt nicht zu fluchen:

Ich bin deine Mutter, heg keinen Zweifel;
Wo nicht, ſo ſoll mich hohlen der Teufel.

Junge.

Weil du die Hölle rufſt zum Zeugen,
Muß ich mich ihrem Ausſpruch beugen,
Muß mit dem Todesſtreich noch zaudern:
Wiewohl mich faßt ein heimlich Schaudern,
Ob durch ſolch unauflösliche Kette
Das Schickſal dir verknüpft mich hätte.

Alte beyſeit.

So läßt die Thörin ſich beſchwatzen,
Sie glaubt noch an die alten Fratzen.
Es giebt keinen Teufel, das weiß ich lange,
Drum iſt mir vor ſeinem Hohlen nicht bange.
Nun hoff' ich noch ſo fort zu regieren
Und ſie am Gängelband zu führen.

Satan tritt ein, ſchnaubt und ſpricht:

Hier bin ich, weil du mich verlangſt.

Alte.

O welcher Jammer, welche Angſt!
Verlangt hätt' ich nach ſolchem Scheuel?
Ich kenn' dich nicht, geh fort, du Greuel!

Satan.

Ha ha ha! bin ich nicht bekannt?
Und doch, wenn deine Lüſt' entbrannt,
Hab' ich in mancherley Geſtalten
Als Buhler mit dir zugehalten.
Jetzt zeig' ich dir mich, wie ich bin,
Und fahren mußt du mit mir dahin.
Du haſt Wechſelbälg' ans Licht gebracht,
Worüber Himmel und Hölle lacht.
Dieß Kind hier hatteſt du geſtohlen
Und ſchwurſt, dich ſolle der Teufel hohlen,
Wofern es nicht dein Schooß gebohren;
Du ſiehſt, die Hölle hat gute Ohren.

Junge.

Dank ſagen muß ich ſelbſt dem Böſen,
Daß er mich will von ihr erlöſen.

Satan.

Ich hatte lang' auf dich gepaßt,
Jetzt hab' ich dich feſt am Kragen gefaßt.

Alte.

Ach, ſolch Verfahren nicht beſteht
Mit Aufklärung und Humanität.

Satan.

Schweig, du biſt mein, für deine Frevel
Will' ich dich braten in Pech und Schwefel.

Satan führt das alte Jahrhundert ab.

Junge.

O habet Preis, ihr himmliſchen Mächte!
Ich hoffte kaum, daß ichs vollbrächte:
Allein nach eurem Wollen und Fügen
Hilft ſelbſt das Böſe dem Guten ſiegen.
Die Alte hat mich ſo ſehr geſtört,
Das Beſte was ich wollte verkehrt;
Ich fühlte mich beengt, bedrängt,
Gewicht und Bande mir umgehängt:
Nun kann ich mit neu lebendigem Regen
Zu kühnen Thaten mich friſch bewegen.
Doch ach! mir ſelber unbekannt
Geworfen an des Lebens Strand,
Darf ich, ihr Hohen, in Demuth bitten,
Mich weiſe zu lenken auf meinen Tritten?
O wär' die Abkunft mir bewußt,
Ich flög' an meiner Eltern Bruſt,
Da wollt' ich mit heiligem Schwur verheißen,
Mich ihrer würdig zu beweiſen.

Die Wolken theilen ſich, **der Genius** und **die Freyheit** erſcheinen mit Licht bekleidet.

Der Genius.

Dein Ruf hat ſich empor geſchwungen,
Dein Sehnen iſt zu uns gedrungen:
Für deine Inbrunſt und kindlich Vertrauen
Sollſt du in wahrer Geſtalt uns ſchauen,
Die wir im heil'gſten Verlangen
Geheimer Liebe dich empfangen.
Nimm auf die Stirne dieſen Kuß
Von deinem Vater dem Genius;
In deiner Mutter brünſt'gen Armen
Sollſt du zu hohem Thun erwarmen.
Bedenk, du biſt aus himmliſchem Samen,
Aus welchem die alten Herren kamen.
Glaub kühn zum Höchſten dich berechtigt,
Und ringe, bis du dich deß bemächtigt.

Die Freyheit.

Meine Tochter, die erſte Prüfungszeit
Haſt du beſtanden mit wackerm Streit,
Da deine heuchelnde Pflegerin
Nicht umwenden konnte deinen Sinn.

Deine Eltern hatten dich verlaſſen,
Daß du zu dir Muth ſollteſt faſſen:
So findet der Menſch ſich ſelbſt mühſelig,
Ringt zur Beſinnung ſich auf allmählich,
Und wie es da wird hell und klar,
Wird ihm mein Weſen offenbar.
Ich kann nicht, wie die Thoren meynen,
Als blinde Willkühr je erſcheinen.
Nein, der Begriff vom eignen Seyn
Iſt Quell und Urſprung mir allein;
Und wer ſich ſelber ſo begriffen,
Der kann die Welten kühn durchſchiffen,
Er hat den heiligen Magnet
Der unwandelbar nach Norden ſieht.

Der Genius.

Und dann ergießt ſich Geiſt und Wille
In neuer Dichtung ſchöne Fülle,
Die Natur wird ihm zum Pantheon,
Da träumt er ſüß wie Endymion.

Freyheit.

Auf, meine Tochter, dring' hinan!

Genius.

Dir öffnet glorreich ſich die Bahn.

Freyheit.

Siehſt du des Sieges Palmen glänzen?

Genius.

Blick' auf zu jenen Sternenkränzen.

Freyheit.

Einſt kömmſt du zu der Sphären Tänzen.

Genius.

Frey von der Zeit, des Raumes Gränzen.

Junge.

Noch einmal, einmal ſegnet mich!

Genius und **Freyheit.**

Dort oben ſehn wir wieder dich.

(Beyde verſchwinden gen Himmel, das neue Jahrhundert auf der Erde ihnen nach.)

Der **Herold** tritt abermals ein und ſpricht:

So hat das alt' und ſchwache Jahrhundert
Der Teufel gehohlt ſamt ſeinem Plundert.
Und ſeyd nun nicht erſchreckt noch verwundert,
Wenns Wunderdinge blizt und dundert,
Denkt: 's iſt das neu' und ſtarke Jahrhundert.
Wenns etwa euer Gemüth kunnt' laben,
Was wir allhier tragiret haben,
So lad' ich euch, ihr Herrn und Fraun,
Den zweyten Actus anzuſchaun,

Der leicht noch mehr ergötzen mag,
Ueber hundert Jahr auf dieſen Tag,
Entweder in dieſer Zeitlichkeit
Oder in der ewigen Herrlichkeit.
Denn dort ſind wir alle noch zehnmal geſcheidter,
Und treibens mit Spaß und Lachen viel weiter.
Darin beſteht ja das ſelige Leben;
Das woll' uns allen der Herrgott geben.

Philoſophiſche Lection.

Meine Herrn, damit Sie's wiſſen
Welche Wiſſenſchaft ich lehre:
Es iſt die Wiſſenſchaftslehre,
Das heißt Wiſſen von dem Wiſſen.

Dieß muß ich nun deutlich machen.
Können Sie es nicht verdauen,
Will ichs Ihnen erſtlich kauen,
Und dann ſchieben in den Rachen.
Zwar Ihr Kopf wird etwas krachen,
Weil mit unnutz ſchlechtem Wiſſen
Sie ihn ohne Noth verſchliſſen;
Darum will ichs unverhohlen
Ihnen ſagen, wiederhohlen,
Meine Herrn, damit Sie's wiſſen.

Kreide nehm' ich in die Rechte.
Will man Wahrheit recht erwerben,
Muß man auf ein Brett ſie kerben,
Wie im Wirthshaus, was man zechte.
Daß ich tapfer ſie verfechte,
Komme nach der Kinderlehre
Jeder, den ich nicht bekehre,
Zweifle, frage, fodre Proben,
Und er wird dereinſt noch loben,
Welche Wiſſenſchaft ich lehre.

Wiſſen Sie nicht irgend was?
Zweymal zwey etwa macht viere.
Daß ich Sie nicht proſtituire,
Nehm' ich an, Sie wüßten das.
Dieſes Wiſſen iſt nur craß.
Bis ichs höher erſt verkläre
Und Beſinnung drein beſcheere;
Dann wird draus die Wiſſenſchaft,
Die des Wiſſens Wiſſen ſchafft:
Es iſt die Wiſſenſchaftslehre.

Dieſen derben Stab der Fichte
In der Hand, da kann man handeln,

Feſt auf Erden ſtehn und wandeln,
Und wird nimmermehr zu nichte.
Bis zum letzten Weltgerichte,
Wenn auch alle Stränge riſſen,
Bleibt Ihr ruhig im Gewiſſen.
Denn Ihr wißt gewiß, Ihr wißt,
Und auch was dieß wiſſen iſt:
Das heißt Wiſſen von dem Wiſſen.

Parabel

vom Eulenſpiegel und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten,
Die Eulenſpiegels Witze gerathen,
Iſt eine von ſondrer Lehr und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät ſtutzen.
Nach Roſtock, der berühmten Stadt,
Beſchied er ſie zu gemeinem Rath,
Er woll' ihnen etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,
Daß jeder es auf die Seinen vererbe,
Eine große Sach für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausſchreiben gab er Kunde
Den wendiſchen Städten in die Runde,
In Holſtein, Pommern, bis Stettin
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.

Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkſtätten hergelaufen;
Tracht' jeder Scheer', Elle, Nadel und Zwirn,
Und putzt' im voraus drob ſein Gehirn,
Was er doch neues hätt' erſonnen,
Das ſie noch nicht gewußt noch begonnen
Als ſie nun warteten auf dem Platz
Stieg Eulenſpiegel, der ſchlaue Fratz,
Frey hinauf in ein hohes Haus,
Und ſchaute oben zum Fenſter hinaus.
Ehrbare Meiſter vom Schneidergewerke,
So ſprach er, jeder hör' und merke:
Habt ihr Scheer', Ell' und Nadel gut,
Dazu noch Zwirn und Fingerhut,
So habt ihr zu eurem Handwerk genug;
Das ſchafft ſich jeder mit gutem Fug.
An allem dem iſt keine Kunſt,
Nur Eines, bitt' ich, bemerkt mit Gunſt.
Wenn ihr die Nadel habt eingeöhrt,
So macht einen Knoten, wie ſichs gehört,
Ans andre Ende des Fadens recht,
Daß ihr umſonſt viel Stiche nicht ſtecht.
Denn, wenn ihr nicht den Knoten knüpft,
Der Faden euch durch das Tuch hinſchlüpft;

So bringt ihr nimmer zu Stand die Nath:
Vergeßt es nicht, dieß iſt mein Rath.

Die Schneider ſahen einander an,
Sprach jeder zu ſeinem Nachbarsmann:
Was iſt das für eine Phantaſey,
Daß er uns ruft ſo weit herbey?
Schon lange wußten wir dieſe Kunſt,
Unſre Reiſe war gar umſunſt.

Der Schalksnarr, als er ſolches ſah,
Sprach: Was vor tauſend Jahren geſchah,
Deß iſt oft niemand eingedenk;
Drum ſeiner Mühe ſich keiner kränk'.
Auch meynt' er, ſollten ſie ſich ſchämen,
Statt Danks mit Unwillen aufzunehmen
Die Treu, ſo er zum Handwerk trüge.
So ſchlich er ſich fort auf neue Züge.

Die Schneider ſchalten zwar mit Recht
Auf Eulenſpiegel, den ſchlimmen Knecht,
Doch wollt ihr erwägen des Spruches Sinn,
So bringt er vielleicht euch noch Gewinn.

Ich weiß wohl manchen, dem's thät vonnöthen,
Daß wir nach Roſtock ihn entböten.
's Giebt Leute, die ihr alle kennt,
Der Weltweisheit Lehrer man ſie nennt,
Die ſind in dieſen Tagen bemüht,
Wo Wiſſenſchaft und Kunſt erblüht,
Aus mancherley Lappen von geiſtigen Kleidern
Dem alten Adam 'nen Rock zu ſchneidern.
Sie nehmen die Brille nach Schneiderart
Vor die Augenbraunen, ſtruppig behaart,
Sie kauern auf einem Tiſche hoch,
Und ſtecken die Füße durch das Loch,
Sie halten die Nadel zur Nadelſpitze,
Um recht zu treffen die ſchmale Ritze,
Sie ziehn den Faden hindurch gar fein,
Das Knötlein vergeſſen ſie allein.
So nähn ſie, daß ihnen der Schweiß ausbricht,
So will die Nath doch fördern nicht,
Und nimmer will ſich der Mantel geſtalten,
Der Leib und Seele zuſammen ſoll halten.
Die Nadel heißet Logica,
Der Faden Metaphyſica,
Und was ſothanes Knötlein bedeute,
Das merken nun ſchon die geſcheidten Leute.

Die Weltweiſen aber ſpüren's nicht,
Weil's ihnen an tüchtigem Sinn gebricht.

O Eulenſpiegel, du weiſer Narr!
Schau auf der heutigen Welt Wirwarr.
Kannſt du vom Grab' erſtehn, ſo komm,
Und mache durch Spott die Narren fromm.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſter Theil.

Seite.
Zuſchrift. 3

Erſtes Buch.

Vermiſchte Gedichte.

Dichterſinn. Sonett. 1788. 7
An einen Kunſtrichter. 8
An die Rhapſodin. 1788. 10
Abendlied für die Entfernte. 1789. 12
Entſagung und Treue. 1789. 15
Der letzte Wunſch. 1790. 20
Wiederſehn. 1791. 23
Zueignung des Trauerſpiels Romeo und Julia. 1797. 25

Seite.
Pygmalion. 1796. 29
Prometheus. 1797. 44
Die entführten Götter. 1797. 59
Lebensmelodieen. 1797. 63
Die Stunde vor dem Abſchiede. 1799. 68
Warnung. 1799. 70
Die Erfindung des Kuſſes. 1799. 73
Nikon und Heliodora. Idylle. 1799. 79
Der Bund der Kirche mit den Künſten. Zu Anfang [illegible] hres 1800. 84
Triſtan. Erſter Geſang. Im Frühling 1800. 98

Anm. Bey dieſem Rittergedichte, deſſen weitläuftiger Entwurf unvollendet blieb, hatte ich hauptſächlich die Behandlung der Geſchichte durch unſre Minneſinger Gottfried von Straßburg und deſſen Fortſetzer Heinrich von Vribert vor Augen, welche wiederum aus dem Buche des Thomas von Bretagne geſchöpft haben. Da indeſſen ſchon nach ihrer Erzählung Triſtan an den Hof des Artus kommt, und in dem ſpäteren franzöſiſchen Roman Lanzelot als der Buſenfreund Triſtans vorgeſtellt wird, ſo glaubte ich einen Theil von den Abentheuern des letztern epiſodiſch einflechten zu können. Seitdem iſt mit Glück eine erneuernde Umgeſtaltung verſchiedner alter Dichtungen unternommen wor-

Seite.

den: vielleicht wird alſo auch die Mittheilung dieſes Bruchſtücks von einem früheren Verſuche nicht unwillkommen ſeyn.

Todtenopfer für Auguſta Böhmer. Im Sommer und Herbſt 1800.

1. Sinnesänderung. 135
2. Auf der Reiſe. 139
3. Der Geſundbrunnen. 140
4. Der erſte Beſuch am Grabe. 141
5. Geliebte Spuren. 142
6. Das Schwanenlied. 143
7. Die himmliſche Mutter. 144
8. An Novalis. 145
9. An denſelben. 1801. 150

Die Sprache der Liebe. 1802.

Erſte Weiſe. 151
Zweyte Weiſe. 152
An die ſüdlichen Dichter, deren Lieder ich überſetzt hatte. 1803. Am Schluß der Blumenſträuße Italiäniſcher, Spaniſcher und Portugieſiſcher Poeſie. 156

Zweytes Buch.

Lieder und Romanzen.

Seite.
Sibylle. 1787. 161
Die neue Sehnſucht. 1788. 163
Die verfehlte Stunde. 1791. 166
Die Erhörung. Romanze. 1792. 169
Arion. Romanze. 1797. 171
Kampaſpe. 1798. 180
Der heilige Lucas. Legende. 1798. 185
Leonardo da Vinci. Romanze. 1799. 192
Die Warnung. Romanze. 1801. 196
Fortunat. Romanze. 1801. 204
Das Feenkind. An die Schauſpielerin Friederike Bethmann. 1801. 212
An Friedrich Schlegel. Im Herbſt 1802. 218
An Ida Brun. 1806. 227
In der Fremde. Im Herbſt 1806. 231
Auf der Richtſtätte der Jungfrau von Orleans, zu Rouen. 1806. 233
Glaube. 1807. 237
Lob der Thränen. 1807. 242

Seite.

Ritterthum und Minne. Romanze. 1807. 245

Auf der Reiſe. Im Frühling 1807. 257

Anm. Die Gegend, welche ich bey dieſem Liede vor Augen hatte, iſt auf dem Wege von Lyon nach Genf, bey Fort l'Ecluſe, wo die Rhone in einer tiefen Schlucht zwiſchen dem Jura und Vouache hindurch fließt.

Tells Kapelle bey Küßnacht. Im Sommer 1807. 259

Anm. Die beyden letzten Zeilen der erſten Strophe ſind einer alten Inſchrift an der Kapelle nachgebildet.

Traute Nachtmuſik. Im Frühling 1808. 262

Die gefangnen Sänger. 1810. 264

Drittes Buch.

Sonette.

(Großentheils gedichtet vom J. 1798 bis im Frühling 1800.)

Geiſtliche Gemählde.

1. Ave Maria. 269

Seite.
2. Chriſti Geburt. 270
3. Die heiligen drey Könige. 271
4. Die heilige Familie. 272
5. Johannes in der Wüſte. 273
6. Magdalena. 274
7. Mater dolorosa. 275
8. Die Himmelfahrt der Jungfrau. 276
9. Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit. .. 277
10. Die Opferung Iſaaks. 278
11. Der heilige Sebaſtian. 279

Die Italiäniſchen Dichter.

1. Dante. 280
2. Petrarca. 281
3. Boccaccio. 282
4. Arioſto. 283
5. Torquato Taſſo. 284
6. Guarini. 285
Meine Wahl. 286
Sinnbilder. 287
Die furchtbare Nähe. 288
An Flemming. 289
Auf denſelben. 290
Zum Andenken. 291

Seite.

Gemählde.

1. Cleopatra von Guido Reni. ---------- 292
2. Leda von Michelangelo. ----------- 293
3. Jo von Correggio. --------------- 294
Salmacis. --------------------- 295
Narciſſus. --------------------- 296
Geſang und Kuß. 1792. -------------- 297
An Doris. --------------------- 298
Auf die Arme der Geliebten. ----------- 299
Die Flucht der Stunden. ------------- 300
Shakſpeare's Sonette und übrigen Jugendgedichte. -------------------- 301

Anm. Anſpielungen in den letzten Zeilen auf den Inhalt und Namen von Shakſpeare's Gedichten: Adonis, Lucretia, The passionate Pilgrim, eine kleine Sammlung von Liebesliedern; ferner auf den ſprechenden Namen des Dichters, den ſein Wappen, ein Arm mit einer Lanze, ausdrückt.

Cervantes.

1. Sein Leben. ----------------- 302
2. Galatea. ------------------- 303
3. Das Trauerſpiel Numancia. ---------- 304
4. Die Leiden des Perſiles und der Sigismunda, eine nordiſche Geſchichte. ------ 305

Seite.
5. Don Quixote de la Mancha. 306
6. Die Reiſe auf den Parnaß. 307
Die Nebenbuhlerinnen. 308
Das Sonett. 309
Der Reim und die Poeſie. 310
Waldgeſpräch. 311
Die edelſte Wirkung. 312
Licht und Liebe. 313
An Schelling. 314
An Friedrich Schlegel. 315
Deutung. 316
Allgemeines Loos. 317
Unkunde. 318
Zuverſicht. 319
Anhänglichkeit. 320
Diva Fides. 321
Abhängigkeit und Willkühr. 322
Das Zeitalter. 323
Die Brüder. 324
Ewige Jugend. 325
An Ludwig Tieck. 1800. 326
Die größere Gefahr. 1801. 327

Seite.
An Buri, über ſein Bildniß der Gräfin Tolſtoy, geb. Baratinsky. 1801. 328

Anm. Dieſes Bild war auf Goldgrund gemahlt, und auf dem Goldgrunde rings umher mit einer Myrtenlaube verziert, worin ſpielende Liebesgötter ſaßen.

An den Dichter des Lacrimas. 1802. 329
An den Freyherrn de la Motte Fouqué. Den 9. Januar 1803. 330
An Calderon. 1803. 331
Der Dom zu Mailand. Im Frühling 1805. .. 332

Anm. Dieſes Wunderwerk der gothiſchen Baukunſt iſt dadurch in ſeiner Art einzig, daß es von außen und innen mit weißem Marmor bekleidet, und die ſchlanke Thurmſpitze ganz daraus erbaut iſt. Der Ueberfluß an Marmor hat auch die Verzierung mit einer unzählbaren Menge Bildſäulen veranlaßt. Von einem Deutſchen Meiſter entworfen, iſt das Gebäude nachher durch einen Architecten aus der Schule des Michelangelo weitergeführt, und die Vorderſeite nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit abgeändert. Endlich iſt der Bau liegen geblieben, ſo daß im Jahre 1805 noch ein Theil des Daches bloß mit Holz gedeckt war.

Seite.

Auf die Taufe eines Negers. 333

Anm. Gedichtet im Schloß Chaumont an der Loire. Die Taufzeugen waren Madame Juliette Recamier und Herr Matthieu de Montmorency.

An Bürgers Schatten. 1810. 334

An die Irreführer. Nach dem Propheten Jeſaias. 335

Zweyter Theil.

Viertes Buch.

Rhythmiſche Gedichte.

Seite.

Die Kunſt der Griechen. Elegie. An Goethe. 1799. 5

Neoptolemus an Diokles. Zu Anfang des Jahres 1800. 24

Anm. Dieſes Gedicht iſt dem Andenken meines Bruders Carl Auguſt Schlegel gewidmet, der im J. 1782 mit einem Hannoverſchen Regimente im Dienſte der Engliſchen Compagnie nach Oſtindien ging, und daſelbſt zu Madraß am 9ten Sept. 1789 im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Er befand ſich nicht in der Schlacht bey Calicut, wo ſich ein Theil der Hannoverſchen Truppen auszeichnete, weil er als Adjudant beym Stabe des Regiments bleiben mußte. Im J. 1784 machte er als Ingenieur mit dem Engliſchen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufſatz über die Feſtungswerke von Madraß bekannt geworden war, eine Reiſe von 800 Engl. Meilen in das Innre des Landes. Im J. 1788 nahm er für ſich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwey Monate hindurch Vermeſſungen vor. Eine große von ihm entworfene Karte der dieſſeitigen Halbinſel von Indien hat er Sr. Großbrittanniſchen Majeſtät überſendet. Eine hauptſächlich militäriſche Geographie von Indien iſt noch in der Handſchrift von ihm vorhanden, und jetzt im Beſitze der Göttingiſchen Bibliothek. Von ſeinen durch den Tod unterbrochnen Arbeiten über das geſamte Indien iſt nichts in meine Hände gelangt. — Die letzten Jahre ſeines Lebens wurden durch Verdrießlichkeiten verbittert, die ſich erſt kurz vor ſeinem Tode zu ſeiner völligen Genugthuung endigten. Hierauf beziehen ſich zum Theil folgende Zeilen zu ſeinem Andenken von einem Ungenannten, die in den Madras Courier 28th Oct. 1789 eingerückt worden ſind, und hier zum Beweiſe ſtehen mögen, daß er ſich auch unter den Ausländern Achtung zu erwerben gewußt hat.

Shade of my Friend, if haply thou canst see
The tear, that falls in memory of thee,
Accept the tribute to thy virtues due,

Seite.

To candor, worth, and all that friendship knew,
Had thy frail frame been as thy spirit strong,
How blest thy ripen'd age! thy life how long!
Firm to the last amidst a baleful strife,
That robb'd thy breast of happiness and life,
Thine was the triumph, envy's the defeat,
And the still grave the happy calm retreat. —
Unkindly pow'r of malice's tainted breath,
Whose looks are poison, and whose words are death!

Röm. Elegie. An Anne Germaine, Baronin von Stael-Holſtein, geb. Necker. 1805. .. 41

Die Sylbenmaße.

1. Der Hexameter. 67
2. Die Elegie. 69
3. Der Jambe. 70
4. Der Choliambe oder Skazon. 71
Skolion. 72
Die Tragiker. 72
Das Grab der Mediciis. 1 — 3. 1805. 73
Auf Goethe's Büſte von Friedrich Tieck. 74

Seite.

Fünftes Buch.

Ion. 75

Sechstes Buch.

Scherzhafte Gedichte.

Wettgeſang dreyer Poeten. 1800. 209
Triolet. 1801. 216
An Merkel. 216
Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präſidenten Kotzebue bey ſeiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Zu Ende des Jahres 1800.
Sonette. 1 — 8. 217
Epigramme. 1 — 3. 225
Verzeichniß von Kotzebue's Schauſpielen. .. 227
Nachtrag. Die Huſſiten vor Naumburg. .. 236
Kotzebue's Reiſebeſchreibung. 237

Anm. Da ſich der Verfaſſer des obigen Gedichts, ich weiß nicht aus welchem Grunde, erlaubt hat, die

Orthographie vieler Namen von Oertern und Völkern willkührlich zu verändern, woraus in der Folge geographiſche Irrungen entſtehen könnten, ſo wird es dienlich ſeyn, die richtigeren Benennungen hier hinzuzufügen. Werkeltäglichen Gefilden, Werchoturiſchen; naturalliſchen Klozaken, uraliſchen Koſaken; Zotiaken, Oſtiaken; Schmutzken, Tſchutſchken; Zähregalſen, Tſcheremiſſen; Tugenduſen, Tunguſen; Quergiſen, Kirgiſen; Plattkiren, Baſchkiren; Dummoieden, Samojeden; Wiſchwaſchen, Tſchuwaſchen; Labmiſchadalen, Kamtſchadalen; Y-a-kutzkoi, Jakutzkoi; Moduinen, Morduinen; Irwiſch-Fluß, der Fluß Irtiſch; Bücharen, Bucharen; Sündaren, Songaren; Klatſchpack, Kaptſchack. Die Stadt Kotzbutzkoi finden wir auf den neueſten Charten noch nicht angezeigt.

Das thieriſche Publicum. 245
Feſtgeſang deutſcher Schauſpielerinnen bey Kotzebue's Rückkehr. 248
La Peyrouſe als Papageno. 252
Schlachtlied der beliebten Schauſpielſchreiber gegen die Dichter und Kunſtrichter. 253
Abſchied. 255

Seite.
Ein ſchön kurzweilig Faſtnachtſpiel vom alten und neuen Jahrhundert. Den 1ſten Januar 1801. 256
Philoſophiſche Lection. 1803. 275
Parabel vom Eulenſpiegel und den Schneidern. 1801. 278

Druckfehler.

Erſter Theil.

S. 103 Z. 12. ſolcher lies ſel'ger
S. 166 Z. 7. v. u. zu Thränen l. in Thränen
S. 207 Z. 9. Nacht l. Nach.

Zweiter Theil.

S. 9 Z. 17. viel durchſchnittenen l. vieldurchſchnittenen
S. 25 letzte Z. Geſchoß l. Geſchoß.
S. 48 Z. 8. v. u. verderbtere l. verderbte
S. 70 Z. 9. halbauflöſend l. halb auflöſend
S. 130 Z. 6. miskannt', l. miskannt,
S. 179 Z. 3. v. u. nach, l. nach
S. 197 Z. 12. ebnen, l. ebnen.
S. 220 Z. 2. Recenſenten l. Recenſenten
S. 258 Z. 2 Wenn's l. Wem's
S. 263 Z. 4. nimmer mehr l. nimmermehr

August Wilhelm von Schlegel's

Poetiſche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Dritte, ſehr vermehrte Ausgabe.

Erſter Theil.

1. — 3. Buch.

Vermiſchte Gedichte, Lieder, Romanzen und Sonette.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Erſter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Wb/64/1850

Inhalts-Verzeichniß,

nebſt Angabe der verglichenen Drucke. Die Stücke, wobei dieſe fehlt, ſind aus der Handſchrift des Verfaſſers herausgegeben.

Erſter Theil.

Seite

Zuſchrift. 3
(Poetiſche Werke 1811. I. S. 3.)

Erſtes Buch.

Vermiſchte Gedichte.

Dichterſinn. Sonett. 1788. 7
a) Götting. Muſenalmanach 1790. 16°. S. 3. b) Gedichte 1800. S. 3. c) Poet. W. I. S. 7.

An einen Kunſtrichter. 8
a) Götting. Muſenalm. 1792. 16°. S. 3. 4. b) Ged. S. 30. 31. c) Poet. W. I. S. 8. 9.

An die Rhapſodin. 1788. 10
a) Götting. Muſenalm. 1792. S. 11. 12. b) Ged. S. 14. 15. c) Poet. W. I. S. 10. 11.

An Fräulein Anna v. W. Bei Ueberſendung der Krönung Mariä v. Joh. v. Fieſole. 12

An Frau Sibylla F. In ein Exemplar meiner Gedichte geſchrieben. 13

An Fräulein Cäcilie von G. Zu ihrer Vermählung. . . . 14

In ein Exemplar meiner Gedichte. 15

Seite
Allegorie. 16
a) Götting. Muſenalm. 1792. S. 87. 88. b) Ged. S. 27.
Abendlied für die Entfernte. 1789. 17
a) Beckers Taſchenb. z. geſell. Vergn. 1795. S. 232. 233. b) Ged. S. 16. . . 18. c) Poet. W. I. 12. . . 14.
Entſagung und Treue. 1789. 19
a) Schillers Muſen-Almanach für 1796. S. 111. . . 115. b) Ged. S. 19. . . 23. c) Poet. W. I. 15. . . 19.
Der letzte Wunſch. 1790. 23
a) Schillers Muſen-Alm. 1796. S. 115. . . 118. b) Ged. S. 24. . . 26. c) Poet. W. I. S. 20. . . 22.
Wiederſehn. 1791. 25
a) Ged. S. 28. 29. b) Poet. W. S. 23. 24.
Fragment. Im Sommer 1791. 27
Der Geliebten. Bruchſtück. 1811? 29
Derſelben. 30
Lied. (In Florenz.) 1805? 31
Der welke Kranz 33
Zueignung des Trauerſpiels Romeo und Julia. 1797. . . 35
a) Schillers Muſen-Alm. für 1798. S. 175. . . 178. b) Ged. S. 87. . . 90. c) Poet. W. I. S. 25. . . 28.
Pygmalion. 1796. 38
a) Schillers Muſen-Alm. f. 1797. S. 126. . . 141. b) Ged. S. 57. . . 71. c) Poet. W. I. S. 28. . . 43.
Prometheus. 1797. 49
a) Schillers Muſen-Alm. f. 1798. S. 49. . . 73. b) Ged. S. 72. . . 86. c) Poet. W. I. S. 44. . . 58.
Die entführten Götter. 1797. 61
a) Schillers Muſen-Alm. f. 1799. S. 199. . . 203. b) Ged. S. 91. . . 94. c) Poet. W. I. S. 59. . . 62.
Lebensmelodien. 1797. 64
a) Schillers Muſen-Alm. f. 1799. S. 111. . . 115. b) Ged. S. 103. . . 107. c) Poet. W. I. S. 63. . . 67.
Die Stunde vor dem Abſchiede. 1790. 69
a) Ged. S. 108. 109. b) Poet. W. S. 68. 69.
Warnung. 1799. 71
a) Ged. S. 110. . . 112. b) Poet. W. I. S. 70. . . 72.
Die Erfindung des Kußes. 1799. 73
a) Ged. S. 119. . . 124. b) Poet. W. I. S. 73. . . 78.
Mikon und Heliodora. Idylle. 1799. 78
a) Ged. S. 113. . . 118. b) Poet. W. I. S. 79. . . 83.

Seite

Die Beſtattung des Braminen. Eine Phantaſie an meinen Bruder in Oſtindien. 82
(Götting. Muſenalm. 1787. S. 110...115.
Der Bund der Kirche mit den Künſten. Zu Anfang d. J. 1800. 87
a) Ged. S. 143...156. b) Poet. W. I. S. 84...97.
Der geſpaltene Berg. 97
Luther. 99
Triſtan. Erſter Geſang. Im Frühling 1800. 100
Poet. W. I. S. 98...134.
Todten-Opfer für Auguſta Bohmer. (Im Sommer und Herbſt 1800.) 127
a) Muſen-Alman. für 1802 v. A. W. Schlegel u. L. Tieck. Tübing. 12°. S. 171...186. b) Poet. W. I. S. 135...150.
I. Sinnesänderung.
II. Auf der Reiſe. Sonett.
III. Der Geſundbrunnen. Desgl.
IV. Der erſte Beſuch am Grabe. Desgl.
V. Geliebte Spuren. Desgl.
VI. Das Schwanenlied. Desgl.
VII. Die himmliſche Mutter. Desgl.
VIII. An Novalis.
IX. An denſelben. 1801. Sonett.
Die Sprache der Liebe. 1802. 141
Erſte Weiſe.
Zweite Weiſe.
a) Europa. Eine Zeitſchr. herausg. v. Fr. Schlegel. Bd. I. St. I. Ff. 1803. 8°. S. 80...82. b) Poet. W. I. S. 151...155.
Dritte Weiſe.
[Zwei Weiſen. Von Frau B*.
(Europa a. a. O.
Raphael. Weiſe von Friedr. Schlegel.
a) Europa a. a. O. b) Fr. Schlegels Gedichte S. 64. f.]
Geſpräch über die Lieblingsgegenſtände der Poeſie. . . . 151
Deutſcher Muſenalm. v. Chamiſſo und Schwab. Lpz. 1836. S. 19.
Leichtſinniger Rath an einen zärtlichen Dichter. 152
Die Reform der Ballette. 153

Seite

An Fräulein Albertina von Staël bei ihrer Vermählung. Piſa 20. Febr. 1816. 154
Flugblatt 4°.

Zu Goethes Geburtstagsfeier, den 28. Auguſt
1826. 156
Heſperus. 1826. 4°. No. 296.
1829 158
a) Flugblatt 8°. b) Wendts Muſenalman. f. 1831. Lpz. S. 111...113.

Am Tage der Huldigung. Berlin 6. Juli 1798 160
Jahrbücher der preuß. Monarchie unter der Regier. Friedr. Wilh. III. Berl. 2r Bd. 1798.

Die h. Eliſabeth. An Auguſta, Prinzeſſin v. Preußen, Kurfürſtin v. Heſſen. 1. Mai 1828. 163
Flugblatt 8°.

Zum Empfang J. M. der Königin Eliſabeth von Preußen. Bonn 14. Sept. 1842. 165
Flugblatt 4°.

In das Stammbuch
- I. einer Ungenannten 167
- II. Adam Oehlenſchlägers 168
- III. der Fräulein von W....l 169
- IV. des Erbgroßherzogs von M. St. 170
- V. des jungen Goethe. 171

An die Schweſtern Fräulein v. W. Juli 1841. 172
Flüchtiger Entwurf eines Bildniſſes. Auguſt 1841. . . . 173
Die Nebenbuhlerinnen. 28. Auguſt 1841. 174
Die Küße. 175
Auf der Reiſe. Nach einem Abſchiede. 176

Zweites Buch.

Lieder und Romanzen.

Unter eine Lithographie meines Bruſtbildes. 179
Sibylle. 1787. 180
a) Götting. Muſenalm. 1789. S. 205...208. b) Ged. S. 4. 5. c) Poet. W. I. S. 161. 162.

Seite

Die neue Sehnſucht. Herbſt 1788. 183
a) Götting. Muſenalm. 1790. S. 36...38. b) Ged. S. 9...11. c) Poet. W. I. S 163...165.

Ariadne. 186
a) Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſte. (1790) 8°. S. 23...46. b) Ged. S. 38...56.

Die verfehlte Stunde. 1791. 200
a) Beckers Taſchenbuch z. geſell. Vergnügen. 1794. S. 235...237. b) Ged. S. 35...37. c) Poet. W. I. S. 166...168.

Die Erhörung. Romanze. 1792. 202
a) Götting. Muſenalman. 1792. S. 159. f. b) Ged. S. 32. 33. c) Poet. W. I. S. 169. f.

Arion. Romanze. 1797. 204
a) Schillers Muſen-Alman. 1799. S. 278...286. b) Ged. S. 95...102. c) Poet. W. I. S. 171...179.

Kampaſpe. 1798. 211
a) Schillers Muſen-Alman. 1799. S. 86...89. b) Ged. S. 125...129. c) Poet. W. I. S. 180...184.

Der heilige Lucas. Legende. 1798. 215
a) Athenaeum II. S. 147...151. b) Ged. S. 130...137. c) Poet. W. I. S. 185...191. d) Krit. Schr. II. S. 248...252.

Leonardo da Vinci. Romanze. 1799. 220
a) Ged. S. 138...142. b) Poet. W. I. S. 192...195.

Die Warnung. Romanze. 1801. 223
a) Muſen-Alman. f. 1802 v. Schlegel u. Tieck. S. 52...59. b) Poet. W. I. S. 196...203.

Fortunat. Romanze. 1801. 229
a) Im angef. Muſen-Alman. S. 243...250. b) Poet. W. I. S. 204...211.

Das Feenkind. An die Schauſpielerin Friederike Bethmann. 1801. 235
a) Im angef. Muſen-Alman. S. 101...106. b) Poet. W. I. S. 213...217.

An Friederike Unzelmann. Bei Ueberſendung meiner Gedichte. 240

Dieſelbe an das Publicum, als ſie am Schluß des Schauſpiels herausgerufen wurde. 242

An dieſelbe als Nina. 243
Schillers Muſen-Alman. 1799. S. 73.

Seite

An Friedrich Schlegel. Im Herbſt 1802. 244
a) Prometheus. Zſchr. v. Seckendorf u. Stoll. Bd. I. St. I. Wien 1808. 8°. S. 57...65. b) Poet. W. I. S. 218...226.

[An A. W. Schlegel. Von Friedr. Schlegel. 250
a) Prometheus a. a. O. S. 66...69. b) Fr. Schlegels Gedichte S. 369...371.]

An Ida Brun. 1806. 254
a) Berlin. Damenkalender a. d. Gemein-Jahr 1807. Berl. 16°. S. 156...162. b) Poet. W. I. S. 227...230.

In der Fremde. Im Herbſt 1806. (In Frankreich.) . . 258
Poet. W. I. S. 231. f.

Auf der Richtſtätte der Jungfrau von Orleans zu Rouen. 1806. 259
Poet. W. I. S. 233...236.

An die Jungfrau von Orleans. 1838? 262

Glaube. 1807. 264
a) Taſchenb. für Damen. 1808. Tübing. S. 188...191. b) Poet. W. I. S. 237...241.

Lob der Thränen. 1807 268
a) Prometheus Bd. 1. Hft. 2. S. 70. f. b) Poet. W. I. S. 242...244.

Ritterthum und Minne. Romanze. 1807. 270
Poet. W. I. S. 245...256.

Auf der Reiſe. Im Frühling 1807. 278
Poet. W. I. S. 257. f.

Tells Kapelle bei Küßnacht. Im Sommer 1807. 280
a) TröſtEinſamkeit v. L. A. v. Arnim. Heidelberg 1808. 4°. No. 36. b) Poet. W. I. S. 259...261.

Traute Nachtmuſik. Im Frühling 1808. 282
Poet. W. I. S. 262. f.

Die gefangenen Sänger. 1810. 284
Poet. W. I. S. 264. f.

Der Beſuch und Abſchied des Wanderers. 1812. 286

Abſchied an die Schweiz. Im Sommer 1812. 289

Thränen und Küße. 1812. 291
a) Friedr. Schlegels deutſches Muſeum. Wien 1812. 8°. 2. Bd. S. 179. f.

An Frau Händel-Schütz, früher Schauſpielerin des kön. Theaters in Berlin, auf der Ueberfahrt von Finnland nach Schweden, bei'm Zuſammentreffen an einem Ankerplatz 293

Seite

An Sophia Müller, Schauſpielerin des k. k. Hoftheaters in Wien, während ihrer Anweſenheit in Berlin, im Sommer 1827.
a) Leben der Sophie Müller. Herausg. v. Joh. Gf. v. Mailath. Wien 1832. 8°. S. 209. f. 201. f.
I. Als Julia 295
II. Als Gabriele, in dem Schauſpiele Valérie von Scribe. 296
Am 20. September 1829. 297
Tagelied. Frei nach dem Provenzaliſchen. (Raynouard V. p. 74.) 298
Deutſch. Muſenalm. von Chamiſſo und Schwab. Lpz. 1836. S. 20...22.
Aus den Augen, aus dem Sinn. Variationen. I. II. . . . 300
II. a) Beckers Taſchenb. z. geſell. Bergn. 1794. S. 250.

Drittes Buch.

Sonette.

Auguſt Wilhelm Schlegel. 303
Das Sonett. 304
a) Gedichte S. 198 b) Poet. W. I. S. 309.
Geiſtliche Gemählde.
I. Ave Maria. 305
a) Athenaeum II. S. 137. b) Gedichte S. 159. c) Poet. W. I. S. 269. d) Krit. Schr. II. S. 240.
II. Chriſti Geburt. 306
a) Athenaeum II. S. 138. b) Ged. S. 160. c) Poet. W. I. S. 270. d Krit. Schr. II. S. 241.
III. Die heiligen drei Könige. 307
a) Athen. II. S. 138. f. b) Ged. S. 161. c) Poet. W. I. S. 271. d) Krit. Schr. II. S. 241.
IV. Die heilige Familie. 308
a) Athen. II. S. 139. b) Ged. S. 162. c) Poet. W. I. S. 272. d) Krit. Schr. II. S. 242.
V. Johannes in der Wüſte. 309
a) Athen. II. S. 140. b) Ged. S. 163. c) Poet. W. I. S. 273. d) Krit. Schr. II. S. 242.
VI. Magdalena. 310
a) Athen. II. S. 143. b) Ged. S. 164. c) Poet. W. I. S. 274. d) Krit. Schr. II. S. 245.

Seite
VII. Mater dolorosa. 311
a) Athen. II. S. 140. b) Ged. S. 164. c) Poet. W. I. S. 275. d) Krit. Schr. II. S. 243.
VIII. Die Himmelfahrt der Jungfrau. 312
a) Athen. II. S. 141. b) Ged. S. 166. c) Poet. W. I. S. 276. d) Krit. Schr. II. S. 243.
IX. Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit. 313
a) Athen. II. S. 142. b) Ged. S. 167. c) Poet. W. I. S. 277. d) Krit. Schr. II. S. 244.
X. Die Opferung Iſaaks. 314
a) Ged. S. 168. b) Poet. W. I. S. 278.
XI. Der heilige Sebaſtian. 315
a) Ged. S. 169. b) Poet. W. I. S. 279.

Die italiäniſchen Dichter.
a) Ged. S. 170. . . 175. b) Poet. W. I. S. 280. . . 285.

I. Dante. 316
II. Petrarca. 317
III. Boccaccio. 318
IV. Arioſto. 319
V. Torquato Taſſo. 320
VI. Guarini. 321
Meine Wahl. 322
a) Ged. S. 176. b) Poet. W. I. S. 286.
Sinnbilder. 323
a) Ged. S. 177. b) Poet. W. I. S. 287.
Die furchtbare Nähe. 324
a) Ged. S. 178. b) Poet. W. I. S. 288.
An Flemming. 325
a) Ged. S. 179. b) Poet. W. I. S. 289.
Auf denſelben. 326
a) Ged. S. 180. b) Poet. W. I. S. 290.
Zum Andenken. 327
a) Ged. S. 181. b) Poet. W. I. S. 291.

Gemählde.

I. Cleopatra von Guido Reni. 328
a) Götting. Muſenalm. 1790. S. 63. b) Ged. S. 182. c) Poet. W. I. S. 292.
II. Leda von Michel Angelo. 329
a) Ged. S. 183. b) Poet. W. I. S. 293.

Seite

III. Jo von Correggio. 330
a) Ged. S. 184. b) Poet. W. I. S. 294.

Salmacis. 331
a) Ged. S. 185. b) Poet. W. I. S. 295.

Narciſſus. 332
a) Ged. S. 186. b) Poet. W. I. S. 296.

Geſang und Kuß. 1792. 333
a) Schillers Muſen-Alman. 1799. S. 157. b) Ged. S. 34. c) Poet. W. I. S. 297.

An Doris. 334
a) Ged. S. 187. b) Poet. W. I. S. 298.

Auf die Arme der Geliebten. 335
a) Ged. S. 188. b) Poet. W. I. S. 299.

Die Flucht der Stunden. 336
a) Ged. S. 189. b) Poet. W. I. S. 300.

Shakſpeares Sonette und übrige Jugendgedichte. 337
a) Ged. S. 190. b) Poet. W. I. S. 301.

Cervantes.
a) Ged. S. 191. . . 196. b) Poet. W. I. S. 302. . . 307.

I. Sein Leben. 338
II. Galatea. 339
III. Das Trauerſpiel Rumancia. 340
IV. Die Leiden des Perſiles und der Sigismunda. Eine nordiſche Geſchichte. 341
V. Don Quixote de la Mancha. 342
VI. Die Reiſe auf den Parnaß. 343

Das Lieblichſte. 344
Ged. S. 13.

Die Nebenbuhlerinnen. 345
a) Ged. S. 197. b) Poet. W. I. S. 308.

Der Reim und die Poeſie. 346
a) Ged. S. 199. b) Poet. W. I. S. 310.

Waldgeſpräch. 347
a) Ged. S. 200. b) Poet. W. I. S. 311.

Die edelſte Wirkung. 348
a) Ged. S. 201. b) Poet. W. I. S. 312.

Licht und Liebe. 349
a) Ged. S. 202. b) Poet. W. I. S. 313.

Der neue Pygmalion. An Iffland. 350
Schillers Muſen-Alm. 1799. S. 144.

Seite
Goethe. 351
Athenaeum III. S. 343. f.
An Bürger. 352
a) Götting. Muſenalm. 1790. S. 111. b) Ged. S. 112.
An Schelling. 353
a) Ged. S. 203. b) Poet. W. I. S. 314.
An Friedrich Schlegel. 354
a) Ged. S. 204. b) Poet. W. I. S. 315.
Deutung. 355
a) Ged. S. 205. b) Poet. W. I. S. 316.
An einen Helden. 356
Gedichte S. 206.
Die einzige Sicherheit. 357
Gedichte S. 207.
Allgemeines Looß 358
a) Ged. S. 208. b) Poet. W. I. S. 317.
Unkunde. 359
a) Ged. S. 209. b) Poet. W. I. S. 318.
Zuverſicht. 360
a) Ged. S. 210. b) Poet. W. I. S. 319.
Anhänglichkeit. 361
a) Ged. S. 211. b) Poet. W. I. S. 320.
Diva Fides. 362
a) Ged. S. 212. b) Poet. W. I. S. 321.
Abhängigkeit und Willkür. 363
a) Ged. S. 213. b) Poet. W. I. S. 322.
Das Zeitalter. 364
a) Ged. S. 214. b) Poet. W. I. S. 323.
Die Brüder. 365
a) Ged. S. 215. b) Poet. W. I. S. 324.
Ewige Jugend. 366
a) Ged. S. 216. b) Poet. W. I. S. 325.
An Ludwig Tieck. 1800. 367
a) Athenaeum III. S. 233. b) Poet. W. I. S. 326.
Die größere Geſahr. 1801. 368
a) Muſen-Alman. v. Schlegel u. Tieck. 1802. S. 1.
b) Poet. W. I. S. 327.
An Buri, über ſein Bildniß der Gräfin Tolſtoy, geb. Baratinsky. 1801. 369
a) Im angef. Muſenalm. S. 107. b) Poet. W. I. S. 328.

Seite
An den Dichter des Lacrimas. 1802. 370
a) Lacrimas, ein Schauſpiel [v. W. Schütz]. Herausg. v. A. W. Schlegel. Berlin. 1803. 8°. b) Poet. W. 1. S. 329.
An den Freiherrn de la Motte Fouqué. Am 9. Jan. 1803. 371
Poet. W. 1. S. 330.
An Calderon. 1803. 372
a) Blumenſträuße. 1804. S. 228. b) Poet. W. 1. S. 331.
Der Dom zu Mailand. Im Frühling 1805. 373
a) Prometheus Bd. 1. Heft 5. 6. S. 170. b) Poet. W. 1. S. 332.
Auf die Taufe eines Negers. 374
Poet. W. 1. S. 333.
An Bürgers Schatten. 1810. 375
Poet. W. 1. S. 334.
An die Irreführer. Nach dem Propheten Jeſaias. . . . 376
Poet. W. 1. S. 335.
An die Königin. Am 10. März 1803. von Friederike Unzelmann überreicht. 377
Flugblatt 8°.
An Windiſchmann, bei Vermählung ſeiner Tochter. 1821. . 378
Flugblatt 4°.
Abſchied.

Anm. Die Sonette, deren Entſtehungszeit nicht angegeben iſt, ſind meiſt aus der Zeit von 1798 bis zum Frühjahr 1800.

Auguſt Wilhelm v. Schlegels

Gedichte.

Erſter Theil.

Vermiſchte Gedichte, Lieder, Romanzen
und Sonette.

Zuſchrift.

Vieles hat ſich umgeſtaltet,
Manches Neu' iſt ſchon veraltet,
Zwietracht hat ſich mehr zerſpaltet,
Grauſam hat die Zeit geſchaltet,
Doch die Lieb' iſt nicht erkaltet,
So die Schwingen erſt entfaltet,
Als ich jene Lieder ſang.

Was der Jüngling zu vollenden
Stolzen Muths ſich konnte blenden,
Will das Leben anders wenden;
Kaum beginnend, muß man enden.
Nehmt denn aus des Mannes Händen,
Deutſche, die geringen Spenden:
Euer bin ich Lebenslang.

Erſtes Buch.

Vermiſchte Gedichte.

Dichterſinn.

Sonett.

Obſchon der Jünger ungehirnte Rotte
So frech entweiht des Sängers hohes Amt,
Obſchon das Volk zu ſchlaffem Lob' und Spotte
Manch halbverſtandnes Götterlied verdammt:

Doch ſchwör' ich Huldigung dem Muſengotte,
So wahr ein Funk' in mir vom Himmel ſtammt.
Oft hat mir, einſam, in der Weihung Grotte
Sein wunderbares Wort den Geiſt entflammt.

Ich werbe nicht um Ruhm, um Lorbeerkronen;
Wer nicht um ihretwillen Phöbus Kunſt
Mit Liebe pflegt, erbuhlt nicht Phöbus Gunſt.

Des Dichters Werk ſoll ſeinem Schöpfer lohnen.
Sein goldner Pfeil ereilet raſch das Ziel,
Und ſtill genügt ihm ſeiner That Gefühl.

An einen Kunſtrichter.

Ward Kraft und Genius dir angeboren,
Und modelſt doch an dir mit feiger Qual?
Aus deinem Innern nimm dein Ideal,
Sonſt geht dein Selbſt an einen Traum verloren.
Den Geiſt des Dichters adelt die Natur.
Biſt du's, ſo hemme nichts, was in dir wogt und lodert;
Stell's dar, und wandle kühn auch außer Bahn und Spur.
Doch wenn die Kunſt Vollendung fodert,
So gieb ſie auf: die ziemt den Göttern nur.
Natur iſt Eins und Alles. Du erkenneſt
Die Himmliſche nur träumend; darum wähnt
Dein grübelnder Verſtand, daß du ihr Werk verſchönt
Im Werke deines Hirnes ſpiegeln könneſt.
Durchforſch' in ſtiller Einfalt dieſes All;
Durchforſche, meiſtre nicht, und faß in deinen Buſen
Der Dinge reines Bild. Die göttlichſte der Muſen
Iſt Wahrheit: ohne ſie iſt dein Gedicht nur Schall.
Die Rede gab uns eine weiſe Güte
Zum Band der Liebe; Mittheilung im Schmerz,
Und Mittheilung in Freude heiſcht das Herz,
Und holde Poeſie iſt Duft der Red' und Blüthe.

Wer tiefes, eignes Leben in ſich trägt,
Der athm' es aus, und trage keinen Richter,
Und wiße dann, er ſei's, nicht der ſei Dichter,
Des weiſer Kopf Gefühle mißt und wägt.

An die Rhapſodin.

Kunſtlos, ohne Müh und Streben,
Giebſt du dem Gedichte Leben,
Giebſt ihm zarten Hauch und Ton.
Hat das Lied, das ich erſonnen,
Deine ſchöne Gunſt gewonnen:
O gewähr' ihm dieſen Lohn!

Daß zu höherem Gehalte
Der Gedanke ſich entfalte,
Braucht's nur deinen Zauberblick.
Die Gefühle ſchweben milder,
Freundlicher begränzt die Bilder,
Mir in Sinn und Geiſt zurück.

Wie der Silberquelle Rauſchen
Hör' ich's mit entzücktem Lauſchen,
Wenn ſich deine Stimm' ergießt,
Wenn ein Abbild meiner Seele,
Neugeſchaffen, ohne Fehle,
Auf den ebnen Wellen fließt.

In Narciſſus' Wahn verſunken
Könnt' ich ewig ſchauen, trunken

Auf die Quelle hingeneigt.
Doch zu tiefern Huldigungen
Fühlt ſich ſchnell das Herz gedrungen,
Wenn die Nymphe ſelbſt ſich zeigt.

An Fräulein Anna von W.

Bei Ueberſendung der Krönung Mariä von Johann von Fieſole.

Sieh hier dein eignes Bild in dieſen Engelbildern,
Die Fieſole ſo hold gewußt zu ſchildern;
Als jüng're Schweſter darfſt du voll Vertraun
Den Himmelsknaben in die Augen ſchaun.
Kein Sturm bedrohe deines Frühlings Blüthe!
Kein innrer Zwiſt den Frieden im Gemüthe!
So ahnde, frommer Unſchuld dir bewußt,
Des Paradieſes Wonn' in heitrer Lebensluſt.

An Frau Sibylla F.

In ein Exemplar meiner Gedichte geſchrieben.

Jene delphiſche Sibylle
Ward begeiſtert vom Apoll.
In der Schönheit Glanz und Fülle
War ſie hoher Weisheit voll.

Dieſe kann mich neu begeiſtern:
Wenn ihr mein Geſang gefällt,
Wähn' ich mich den großen Meiſtern
Edler Dichtung beigeſellt.

An Fräulein Cäcilie von G.

Gleich einer Roſenknoſp' in zarter Hülle
Hat ſchon als Kind Cäcilie mich entzückt.
Ein jeder Zug verrieth der Schönheit künft'ge Fülle,
Die jetzt die holde Braut im Myrtenkranze ſchmückt.
Vergeßen hatt' ich längſt die Kunſt der Lieder,
Seit auf mein Haupt der Schnee der Jahre ſich geſenkt.
Nun regt, verjüngt, ſich die Begeiſtrung wieder,
Da ſie noch aus der Ferne mein gedenkt.
Ein heitres Looß und jegliches Gedeihen
Verheißt die Muſ' ihr durch des Dichters Mund:
Denn Schön'res können ja die Götter nicht verleihen,
Als edler Herzen inn'gen Bund.

Derſelben.

In ein Exemplar meiner Gedichte.

Cäcilia, die Hörerin
Der hohen Himmels-Harmonieen,
Hat ihren Namen ſelbſt bedeutſam dir verliehen.
Die Mutter ward dir ſichre Führerin
Im vielverſchlung'nen Labyrinth der Töne;
Sie hat ſchon früh für alles Schöne
Entfaltet deinen jugendlichen Sinn.
Muſik und Dichtung ſteh'n im engen Bunde,
Drum biet' ich gern dir meine Lieder dar.
Leih' ihnen deine Stimme, ſüß und klar!
Gefallen werden ſie aus deinem holden Munde,
Wenn auch nur ſelten mir die Muſe günſtig war.

Allegorie.

Am freien Hügel hebt ein Tempel ſich
Mit ſchlanken Säulen freudig himmelan,
Geweiht von ſeiner blüh'nden Prieſterin,
Die ſelbſt mit Lieb' und zartem Bildnergeiſte
Dieß Denkmal ihren Göttern auserſann.
Der Grund erbebt, und öffnet ſich, und ſchlingt
Des Daches Stützen halb hinab, den Bau
Mit wüſter Willkür durcheinander werfend.
Die Prieſterin entſetzt ſich nicht; ſie bleibt:
Es wohnt forthin nun keine Gottheit dort,
Sie ſelber wird des ſtillen Ortes Göttin,
Und Roſenbüſche keimen aus den Spalten
Des Marmors auf; die pflegt die Prieſterin.
Da naht ein lebensmüder Wanderer
Sich ehrfurchtsvoll, ſie reicht ihm eine Roſe,
In deren friſchem Duft ihm Ahndungsſchauer
Entgegen ſäuſeln. —

O Göttin, du! ich ſah den Tempel nicht,
Er mußte ſchön und wunderherrlich glänzen,
Allein die Trümmern ſchatten doppelt heilig
Und doppelt liebevoll. —

Abendlied für die Entfernte.

Hinaus, mein Blick! hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenſtrahl
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungeſtört, mein Herz,
Da horch den leiſen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen ſich ſo wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen.
O ſag' mir, Ahndung, biſt du wahr?
Biſt du ein eitles Wähnen?
Wird einſt mein Aug' in heller Luſt,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einſt die oft empörte Bruſt
Mir ſel'ge Ruh umfächeln?

Und rief' auch die Vernunft mir zu:
„Du mußt der Ahndung zürnen,
„Es wohnt entzückte Seelenruh
„Nur über den Geſtirnen;“
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Buſen jagen:

Oft hat ſie meinen irren Sinn
Geſtärkt empor getragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unſerm Blick ſich gatten,
Dann mildert ſich zur Dämmerung
Der Seele tiefſter Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärſt dann du Menſchenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt ſich reich an Habe.
Die Habe, die es ſelbſt ſich ſchafft,
Mag ihm kein Schickſal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuverſicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch Alles rings erſtorben,
Dieß Herz hat längſt für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beſchieden.
So ſchlummr' ich ein, ſo werd' ich wach,
In Luſt nicht, doch in Frieden.

Entſagung und Treue.

Die Jugend flieht, die Hoffnung iſt zerronnen,
Des Lebens Blüthen fallen welkend ab,
Und unerreichbar fern ſind meine Wonnen,
Und ſtumm und einſam bin ich wie ein Grab.
Im ganzen weiten Reich der Weſen
Haſt du allein die Zaubermacht,
Mich von dem Gram zu löſen,
Der jeden Troſt verlacht.

Und ach! ich muß vor deinem Willen ſchweigen;
Was er verhängt, wird hoch von mir geehrt.
Was hülf' es auch zu reden? Ihn zu beugen?
So kühner Wahn hat nimmer mich bethört.
Du kennſt das höchſte Ziel des Lebens,
Und zeichneſt deine Bahn dir vor.
Mein Flehen ſchlug vergebens
Voll Inbrunſt an dein Ohr.

Zwar giengeſt du nicht taub vor mir vorüber,
Du biſt ein Weib, und Weichheit iſt dein Stolz.
Mein Buſen bebte mir in jeder Fiber,
Als nun dein Blick um mich in Thränen ſchmolz.

Den ſüßen Thau der holden Augen
Verſchlang mein Herz, wie dürres Land.
Weh mir! ihn einzuſaugen,
Das nährte nur den Brand.

Ich kämpfte mich empor und wollte flüchten;
Ich ſtieß die dargebotne Hand zurück.
„O zürne mir, ſonſt wirſt du mich vernichten,
„Mich peinigt dieſer göttlich milde Blick.
„War's Frevel, daß ich ſo entglühte?
„O du biſt edel! gieb mich los!
„Laß ab mit deiner Güte!
„Wo nicht: ſei minder groß!“

So rief ich aus. Was half mein Widerſtreben?
Ich fühlte mich von unſichtbarer Kraft,
Vom Schickſal ſelbſt in deine Hand gegeben,
Die, was ſie will, aus meinem Weſen ſchafft.
Ich klage nicht: ich will es tragen.
Dank dir! Mich adelt dieſes Leid.
Geſtählt durch mein Entſagen
Beſteh' ich jeden Streit.

Der Jugend Flur voll heller Gaukelſcenen,
Der Wünſch' und Träume lächelndes Revier,
Wohin ich ſonſt mit hoffnungsvollem Sehnen
Mich oft verirrt, liegt öde hinter mir.
Gleichgültig ſteh' ich im Getümmel,
Das nach Genuß ſich drängt; für mich
Wär' auch der Sel'gen Himmel
Ein Chaos ohne dich.

Das Glück iſt arm; ich ſpotte ſeiner Gaben;
In mir iſt mehr, als es mir bieten kann.
Ich habe das, und werd' es ewig haben,
Was ich von dir durch heiße Qual gewann.
Dein Bild hab' ich dir abgedrungen,
Und innig in mein Selbſt verwebt,
Mit Liebeskraft umſchlungen,
Durch Liebeskraft belebt.

Mir hallen in der Seele tiefſten Tiefen
Die Melodieen deiner Worte nach;
Da werden tauſend Kräfte, welche ſchliefen,
Bei dem geheimnißvollen Rufe wach.
Erſchaffen wird in mir ein Wille,
Zu hohen Thaten ſtark und frei,
Und deiner Tugend Fülle
Gebiert mein Innres neu.

Ich kann's nicht bergen, nicht mein Herz belügen,
Und träfe mich auch dein gerechter Spott;
Dich zu erreichen, dich zu überfliegen,
In dem Gedanken ſchwärm' ich mich zum Gott.
Du kannſt nicht dieſen Trotz verdammen,
Und ſiegt' ich auch, dein wär' der Ruhm:
Ich ſtahl ja dieſe Flammen
Aus deinem Heiligthum.

Doch ſollt' ich nie es feßeln und umſchlingen,
Das überirdiſch lockende Phantom;
Wär' ich verdammt, umſonſt dir nachzuringen,
Gewirbelt von des Wankelmuthes Strom:

So möcht' ich meinen Geiſt verhauchen,
Den Haſſer dieſes Sonnenlichts,
Und mich hinunter tauchen
In's öde kalte Nichts.

◆

Der letzte Wunſch.

O ich weiß, beſchränkt und nichtig
Iſt des Menſchen Sein und Thun;
Und wir ſchweifen in der Irre,
Und wir finden im Gewirre
Keine Stätt', um auszuruhn.

Traum nur biſt auch du und Schatten,
Traum vom Schatten, ſüßes Weib!
Deine Leiden, deine Wonnen,
Waßerblaſen gleich zerronnen,
Sind des Schickſals Zeitvertreib.

Aber ſprich: ſind unſre Herzen
Auch der Zeit, des Zufalls Spott?
Schwillt mein Buſen nicht mit Beben
Mir von ſelbſtgeſchaffnem Leben?
Bin ich mir nicht ſelbſt ein Gott?

Freilich wär's ein Spiel den Göttern,
Dieß, was allen Gram mir lohnt,
Was mich trotzen heißt den Wettern,
Mit dem Herzen zu zerſchmettern,
Wo es ſtolz und muthig wohnt.

Doch ſo lang' es pocht, ſoll ringen
Nach dem Höchſten jeder Schlag.
Meinen heil'gen Kranz entblättern,
Meine Göttin mir entgöttern,
Welche Macht, die das vermag?

Sind dieß Wirbel raſcher Flammen?
Taumel wilder Leidenſchaft?
Nein, ich fühl' in dieſem Streben
Inniges, geheimes Leben,
Seelenwürd' und Licht und Kraft.

Könnte je die Glut erlöſchen,
Die auf deinem Altar flammt,
Göttin, o! ſo laß mich ſterben,
Laß mich ſüßen Tod erwerben,
Eh' das Schickſal mich verdammt:

Mich verdammt zu ödem Leben,
Das dem Tode langſam weicht,
Freudenleer, in dumpfem Kummer,
Während ſich des Grabes Schlummer
Kalt durch Mark und Nerven ſchleicht.

Laß vom Daſein mich geneſen,
Sanftes Weib, an deiner Bruſt.
Wuth und Wonne wird mein Weſen
Auf im letzten Kuße löſen.
Ha! willkommen, Todesluſt!

Wiederſehn.

Der Frühlingsſonne holdes Lächeln
Iſt meiner Hoffnung Morgenroth;
Mir flüſtert in des Weſtes Fächeln
Der Freude leiſes Aufgebot.
Ich komm', und über Thal und Hügel,
O ſüße Wonnegeberin,
Schwebt, auf des Liedes raſchem Flügel,
Der Gruß der Liebe zu dir hin.

Der Gruß der Liebe von dem Treuen,
Der ohne Gegenliebe ſchwur,
Dir ewig Huldigung zu weihen
Wie der allwaltenden Natur;
Der ſtets, wie nach dem Angelſterne
Der Schiffer, einſam blickt und lauſcht,
Ob nicht zu ihm in Nacht und Ferne
Des Sternes Klang hernieder rauſcht.

Heil mir! ich athme kühnes Sehnen,
Und athm' es bald an deiner Bruſt,
Und ſaug' es ein mit deinen Tönen,
Im Pulsſchlag namenloſer Luſt.

Du lächelſt, wenn mein Herz, umfangen
Von deiner Näh', dann wilder ſtrebt,
Indes das ſelige Verlangen
Der Güt' um deine Lippe ſchwebt.

Du liebſt mich, göttlich hohes Weſen!
Du liebſt mich, ſanftes, zartes Weib!
Es gnügt. Ich fühle mich geneſen,
Und Lebensfüll' an Seel' und Leib.
Nein, noch mit dem Geſchick zu hadern,
Das ſchnell mich wieder von dir reißt,
Verſchmäht mein Blut, das durch die Adern
Mit ſtolzen leichten Wellen kreißt.

Fragment.

Im Sommer 1791

Und ſchmacht' ich ſo mit allen meinen Sinnen
Nach deinem ſüßen, labungsvollen Kuß,
Und kann nicht Einen Blick von dir gewinnen,
Nicht Einen Hauch, nicht Einen leiſen Gruß —
O Traute, welch unſeliges Beginnen,
Daß ich von dir mich ſelbſt verbannen muß?
So glühend jung, du Göttin meiner Freuden,
Soll ich vom Sonnenblick der Liebe ſcheiden?

Soll einſam nun auf fernen, öden Fluren —
Doch nein! auch hier iſt Gottes freie Welt;
Kein Raum begränzt die himmliſchen Azuren:
Ich ruh' auch hier umwölbt vom Sternenzelt.
Die Pflegerin der irdiſchen Naturen,
Die alles Daſein ſchafft und trägt und hält,
Seh' ich ſie nicht ringsum die Weſen laben?
Verſagt ſie mir auf ewig ihre Gaben?

Getroſt! ich hab' aus ihrer ew'gen Fülle
An deinem Buſen Labung eingeſaugt.
Dein gütevoller unbegränzter Wille
Hat in ein Meer von Wonne mich getaucht.

Muthwill'ge Schönheit in der Unſchuld Hülle
Hat flüſternd mir Gewährung zugehaucht,
Hat ſchüchtern ſich mit holdem Widerſtreben
Der glühenden Umarmung hingegeben.

◆

Der Geliebten.

Bruchſtück. 1811?

Heil ſei dir, Fried' und Wonne,
Alles, was mir gebricht!
Auch dieſe heitre Sonne
Hemmt meine Klage nicht.

Ich möchte dir nur leben,
Und ganz dein eigen ſein.
Was hilft das eitle Streben?
Bin ſelber ja nicht mein.
Mich hält mein Looß gebunden,
Wohl iſt es mir bewußt;
Drum ſind die flücht'gen Stunden
Nur qualenvolle Luſt.

Du biſt voll Lieb' und Milde,
In dir wohnt alle Huld.
Ich bin ſo wüſt und wilde,
Und trägſt mich mit Geduld.
Du ſollteſt mich verbannen
Noch eh' die Stunde ſchlägt,
Die bald mich fern von dannen,
Von deinem Antlitz trägt.

* * *

Derſelben.

Bange nicht der Thränen willen,
Die in Strömen mir entquillen,
Die ich nicht zu hemmen weiß.
Nächtlich um den Buſen ſtarrte
Und umſonſt auf Sonne harrte
Aufgebirgt des Grames Eis.

Deiner Blicke trautes Lächeln,
Deiner Worte lindes Fächeln
Strahlte, hauchte mir in's Herz.
Himmelskind! da ſind die ſtolzen
Felſen willig hingeſchmolzen,
Iſt gelöſt der alte Schmerz.

Und wie Thau und Regen fließen,
Fühl' ich friſche Blumen ſprießen
Tief aus ſehnendem Gemüth,
Und ich weihe dir zu Kränzen
Allen Schmuck des neuen Lenzen,
Der in meiner Seele blüht.

Lied.

Eine holde ſüße Kranke
Iſt mein ſtätiger Gedanke.

Milde Sonne, laß dich ſchauen!
Haltet inne, rauhe Lüfte!
Gieße deine Balſamdüfte,
Frühling, auf Toſcanas Auen.
Grüne Lauben will ich bauen,
Daß ſie nicht im Sturme wanke,
Dieſe Blume, dieſe Kranke.

Ach, es wechſelt auf den Wangen
Liljenbläß' und Glut der Roſen.
Wag' ich's, ihnen liebzukoſen,
Unter Ahnden, unter Bangen?
Darf ſich ſchmiegen mein Verlangen,
Innig, wie des Epheu's Ranke,
Um die lieblich blüh'nde Kranke?

Deine Stimme flüſtert leiſe,
Dem Geſange ſonſt vertraut;
Aber Eines Wortes Laut
Haucht ſie doch in Flöten-Weiſe.

Dieſes Wort, des Kraft ich preiſe
Vor der Götter Nektartranke,
Liebe heißt es, liebe Kranke.

Aus der Wimpern Schatten ſtrahlen
Laß mir deine dunkeln Augen;
Laß von deinen Lippen ſaugen
Bange Wonn' und ſüße Qualen.
Einmal noch! zu tauſendmalen!
Bis ich bebe, bis ich ſchwanke,
Und im Sehnen ſelbſt erkranke.

Unbeklommen wird ſich heben
Bald die liebevolle Bruſt,
Fühlt ſie nur ein Theil der Luſt,
Die ſie kann in Fülle geben.
Alles Heil ſoll dich umſchweben,
Der ich neues Daſein danke,
Nina, meine holde Kranke!

Der welke Kranz.

Es war noch Mai, da haſt du ſie gebrochen,
In Blumen ausgeſprochen,
Selber Blüthe,
Was blühend im Gemüthe
Schon ſich regte
Und heilig ſich bewegte,
Was kindlich, ach! der Freund ſo gerne hegte,
Wenn ſie ihr Herzchen legte
An das ſeine,
Wo ich nun ewig weine.

Die Veilchen ſandte mir das Kind zum Zeichen,
Die ſo mein Herz erweichen,
Daß die Augen
Den Schmerz, den ſie nun ſaugen,
Nie vollenden,
Sich oft noch zu ihr wenden,
Und finden welk den Kranz dann in den Händen,
Wie der, hat ſie, zu enden
Früh erkoren,
Sich unbewußt verloren.

Nimm hin die hohe, köſtlich liebe Gabe,
Das Einz'ge, was ich habe
Von der Theuern,
Ihr Bild mir zu erneuern,
Wenn in Thränen
Dem Tode zu das Sehnen
So gern entflieht des Daſeins eitlem Wähnen.
Doch erſt laß mich in Thränen
Ganz verſenken
Das ſüße Angedenken!

Uns, die in Luſt des Todes Leben fanden,
Kühn die Natur verſtanden
In den Flammen,
Wo Lieb' und Schmerz zuſammen
Uns verbunden,
Uns ſei die Stirn umwunden
Vom Zeichen, deſſen Sinn wir längſt gefunden.
Denn blühten aus den Wunden
Oft nicht Roſen,
Uns ſchmerzlich liebzukoſen?

Laß denn des Mädchens Schatten uns umſchweben,
Der Wehmuth hingegeben,
Bis wir im Tode Eins noch inn'ger leben,
Und dann dieß tiefe Streben
Ganz vereinet,
Das lächelnd ſich beweinet.

Zueignung

des

Trauerſpiels Romeo und Julia.

Nimm dieß Gedicht, gewebt aus Lieb' und Leiden,
Und drück' es ſanft an deine zarte Bruſt.
Was dich erſchüttert, regt ſich in uns beiden,
Was du nicht ſagſt, es iſt mir doch bewußt.
Unglücklich Paar! und dennoch zu beneiden;
Sie kannten ja des Daſeins höchſte Luſt.
Laß ſüß und bitter denn uns Thränen miſchen,
Und mit dem Thau der Treuen Grab erfriſchen.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dieß flücht'ge Leben, welch ein matter Traum!
Sie tappen, auch bei ihrem kühnſten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen ſelbſt ſich kaum.
Das Schickſal mag ſie drücken oder heben:
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenſtaub beflügeln,
Nur ſie allein der Himmel Thor entſiegeln.

Und ach! ſie ſelbſt, die Königin der Seelen,
Wie oft erfährt ſie des Geſchickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen
Iſt Haß und Stolz verſchworen und bereit.
Sie müßen ſchlau die Augenblicke ſtehlen,
Und wachſam lauſchen in der Trunkenheit,
Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangſt und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erſchwillt, je mehr ſie droht.
Sich innig feſt an den Geliebten ſchmiegen,
Sonſt kennt ſie keine Zuflucht in der Noth.
Entſchloßen ſterben, oder glücklich ſiegen
Iſt ihr das erſte, heiligſte Gebot.
Sie fühlt, vereint, noch frei ſich in den Ketten,
Und ſchaudert nicht bei Todten ſich zu betten.

Ach! ſchlimmer droh'n ihr lächelnde Gefahren,
Wenn ſie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Beſtand?
Die wie durch Zauber feſt geſchlungen waren,
Löſt Glück und Ruh und Zeit mit leiſer Hand,
Und, jedem fremden Widerſtand entronnen,
Ertränkt ſich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel ſeliger, wenn ſeine ſchönſte Habe
Das Herz mit ſich in's Land der Schatten reißt,
Wenn dem Befreier Tod zur Opfergabe
Der ſüße Kelch, noch kaum gekoſtet, fleußt.

Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der ſchimmernd ihren heil'gen Bund umſchleußt.
Sie ſterben; doch im letzten Athemzuge
Entſchwingt die Liebe ſich zu höherm Fluge.

Dieß mildert dir die gern erregte Trauer,
Die Dichtung führt uns in uns ſelbſt zurück.
Wir fühlen beid' in freudig ſtillem Schauer,
Wir ſagen es mit ſchnell begriffnem Blick:
Wie unſers Werths iſt unſers Bundes Dauer,
Ein ſchön Geheimniß ſichert unſer Glück.
Was auch die ferne Zukunft mag verſchleiern,
Wir werden ſtets der Liebe Jugend feiern.

Pygmalion.

In qual parte del ciel', in quale idea
Era l'esempio, onde natura tolse
Quel bel viso leggiadro, in ch'ella volse
Mostrar quaggiù, quando lassù potea.
Petrarca.

Feſtlich duften Cypriens Altäre,
Von Geſang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geſchmückte Chöre
In den myrtumkränzten Tempel ein.
Roſig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen ſie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Bruſt,
Liebe, Reiz und Jugendluſt.

Wolluſt athmet aus den Roſenlauben,
Wo ſich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhleriſchen Tauben
Ihrer Ankunft ſüß entgegen girrt.
Küſſe hört man flüſtern in den Büſchen,
Wo ſich Licht und Dunkel lieblich miſchen,
Wo der Grund, mit Mooſen überwebt,
Sich zum Lager ſchwellend hebt.

Aber einſam in ſich ſelbſt verſchloßen,
Schaut Pygmalion dem Feſte zu:
Das Frohlocken muthiger Genoßen
Weckt ihn nicht aus ſeiner ernſten Ruh.
Suchteſt du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde ſich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunſt und Glück,
Und es hob von ſchnellern Herzensſchlägen
Mancher Buſen ſich vor ſeinem Blick.
Doch umſonſt! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umſtrickt ein Herz erwarme:
Dieſer Mund, wo friſch die Jugend blüht,
Wird von Küßen nie durchglüht.

Höher ſtrebt ſein einziges Begehren.
Hingeſchmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnſucht ihn verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdiſch Weib
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt ſein Geiſt, und athmet reine Luft,
Unberauſcht von ſüßem Duft.

Zur Geliebten hat er ſich erleſen,
Die noch nie ein ſterblich Auge ſah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Weſen,
Iſt ſie fern ihm, und doch ewig nah.

Tief in ſeines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung ſie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich ſchöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erſtauntes Anſchaun ſo verſunken,
Fühlt er ſich allein, wann er erwacht.
„Götter!“ ſeufzt er dann, „nur Einen Funken,
„Einen Funken eurer Schöpfermacht!
„Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
„Meine Lieb' an einen Traum verloren,
„Der von ihrem Odem nie beſeelt
„Liebevoll ſich mir vermählt?

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
„Des Olymp mit ſel'ger Allgewalt?
„Trinkt ſie jeden Tag aus goldner Schaale
„Jugend und ambroſiſche Geſtalt?
„Wird ſie zürnend den Vermeßnen tödten,
„Der in Lieb' entbrennt, ſtatt anzubeten?
„Oder lächelt ſie, voll Größ' und Huld,
„Seiner hoffnungsloſen Schuld?

„Göttin, deren neugeborne Schöne
„Einſt das Meer in Purpurglut getaucht!
„Du, die in die Bruſt der Menſchenſöhne,
„Wie der Götter, linde Wonne haucht!
„Sieh mit unausſprechlichem Verlangen
„Mich am Schatten deines Bildes hangen;
„Dieſe Züge hoher Anmuth lieh
„Nur von dir die Fantaſie.

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
„Wie du biſt, wie dich der Himmel kennt;
„Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
„Einen ſchnell vernichtenden Moment.
„Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
„Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
„Wie die Sonn' im Bache ſich beſchaut:
„Und ich grüße ſie als Braut!“

Alſo fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.
Hoffſt du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle ſchönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröſtend im Verſagen,
Flüſtert in die Seel' ihm dieſen Rath.
Nein! nicht länger will er ſchmachtend zagen:
Träume reifen zu Entſchluß und That.
Muthig, was er liebt, ſich zu erſchaffen,
Schärft er ſeines Geiſtes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunſt
Hülfe, ſtatt der Götter Gunſt.

Jener Zaubrer wandelnder Geſtalten,
Dädalus, erzog ihn einſt für ſie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis ſie ſchön zum Ebenmaaß gedieh.

Gern beſiegt von ſeines Meißels Schlägen,
Schien der ſtarre Felſen ſich zu regen,
Und er ward auf ſeines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menſchen, ſeine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Weſen, irdiſche Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umſtrahltes Haupt
Der Unſterblichkeit beraubt.

Und der Künſtler wohnt' in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugeſellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener erſten unſchuldvollen Welt,
Wo die Himmliſchen auf ſtillen Fluren
Oft mit Menſchen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber ſeit ein namenloſes Sehnen,
Süß und quälend, ſeine Bruſt entzweit,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauſcht mit Allvergeſſenheit,
Ließ er ruhn die kunſtbegabten Hände,
Unbeſorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein in's Leben ſtieg.

Nun, da zu der holden Unſichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er ſeinen Augen offenbaren,
Was ſein Buſen heimlich längſt gehegt.
In der Flut begeiſternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne ſchwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkſtatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die ſtolzen Bilder da;
Es enthüllt dem ſtaunenden Geſichte
Gottheit ſich, wie er ſie nimmer ſah.
Wie von reinem Nektarthau durchfloßen,
Wonnevoller Ewigkeit Genoßen,
Schön und furchtbar, ſcheinen ſie erhöht
Zu des Urbilds Majeſtät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas ſenkt den ſinnig ernſten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und ſchlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbſtgenugſam, in entzückter Feier
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Geſänge zu der ſtummen Leier,
Die in ſeinem Arm, ein Kleinod, glänzt.

Und o du! ſüßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! ſchone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter ſind ſie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargeſtellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdeſt aus den Felſenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor! wirſt du neu geboren.
Was ſein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tauſendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künſtler ſchon herzu,
Und ihn winkt von immer ſüßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieteriſch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm ihn leiſ' umfangen,
Spielt um ihn das ſchmeichelnde Verlangen,
Zeichnet ſein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichſte der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich iſt das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Roſe, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um ſie floß,
Kaum den Purpurkelch erſchloß.

Hüllenlos, von Unſchuld nur umgeben,
Scheint ſie ſich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme ſchweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Bruſt.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie ſich Well' in Welle ſchmiegt.

Schön begränzt ihr Daſein ſtille Gnüge,
Friedlich wohnet es in ſich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob ſie nimmer traur' und zürne,
Lacht ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeſchloſſne Lippe ſchwoll,
Süßer Tön' und Küſſe voll.

Selig feſtgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und ſchaut.
Bald verſtummt er, aufgelöſ't in Schmachten,
Bald erſchallt des Herzens Hymne laut.

Einen Gegenſtand der Huldigungen
Hat ſich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede ſich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heiſchet,
Leihet der Geliebten, was ſie fühlt,
Gern vom eignen Wiederſchein getäuſchet,
Der um jene Jugendfülle ſpielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er ſich ſo innig zu verweben,
Daß ſein Herz, von Lieb' und Luſt bewegt,
Wie in beider Buſen ſchlägt.

Was erſann er nicht, ihr liebzukoſen?
Welche ſüße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüſch verarmt an Myrt' und Roſen,
Die er ſorgſam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüſtern
Seinen Liebesreden ſich verſchwiſtern?
Wann beſiegelt der erwärmte Mund
Wiederküſſend ihren Bund?

Lächelnd einſt, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menſchen Vater und der Götter
Fordert ſie der reinſten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdenſöhnen
Hat Pygmalion, dem höchſten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienſt gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgſam lauſchend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er ſich ſchuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben ſeinem ſtolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den beſcheidnen Sinn
Meines Künſtlers zum Gewinn."

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrſcherſtab;
Locken, den Olymp erſchütternd, wallen
Auf die Stirn ambroſiſch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz ſein Mark durchdrang,
Daß er zagend niederſank.

Doch ihn locken ferne Melodien
Zauberiſch in's Leben bald zurück.
Roſenfarbne Morgenſchimmer fliehen
Um das Bild und laben ſeinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird ſie ſanft gewiegt und fortgezogen;
Soll ſie eures Himmels Zierde ſein?
Götter! Götter! ſie iſt mein.

Und er fliegt hinzu und ſchlingt die Arme
Kühn und feſt um das geliebte Weib.
Glühend, ſchauernd fühlt er, ſie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.

Und es ſchlägt ihr Herz die erſten Schläge,
Und die Pulſe werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebensluſt
Schwellt die ungeduld'ge Bruſt.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es ſich dem fremden Tage nicht.
Ach, ſie drückt mit ſchüchternem Erröthen
An des Jünglings Buſen ihr Geſicht.
Liebe! Liebe! ſtammeln beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in Eins verſchlungen,
Hemmt ein Kuß im ſchweſterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

Prometheus.

> Ein erhabenes Antlitz verlieh er dem Menſchen, und hieß ihn
> Schau'n gen Himmel und frei das Haupt zu den Sternen erheben.
>
> Ovidius.

O goldne Zeit, auf ewig hingeſchwunden!
Wie ſüß bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden!
Da hauchte ſtets des Frühlings Milde nur,
Und es gedieh (ſo lehrt die heil'ge Sage)
Freiwillig alle Füll' im Schooß der Flur.
Noch Krankheit kannten ſie, noch Furcht, noch Klage;
In ſüßer Ruhe, brüderlich geſellt,
Verlebten ſie des gleichen Lebens Tage.
Nie alternd blühte jene frühe Welt;
Sie ſtarben, wie dem Schlummer hingegeben,
So wie die reife Frucht vom Baume fällt.
Wo kein Gebot, war auch kein Widerſtreben;
Des alten Kronos väterlichen Thron
Schien Liebe nur zu gründen und zu heben.

Viel Zeiten waren wechſellos entfloh'n,
Und ach! ſie zählte niemand: da entflammte
Begier nach Thaten ſeinen kühnen Sohn.
Des Vaters Haupt vom ſtillen Herrſcheramte
Zu bannen rang, unruhig, das Geſchlecht,
Das mit dem Zeus aus Rheas Schooße ſtammte.
Doch die Titanen ſtehn für Kronos Recht.
So trennten ſich die himmliſchen Gewalten,
Und weltverheerend tobte das Gefecht.
Das Licht erloſch, des Himmels Veſten hallten,
Die Erde wankt', als ob zum Tartarus
Hinab ein jäher Riß ſie ſollte ſpalten.
Sonſt ruhig in ſich kreiſend, ſchwoll der Fluß
Okeanos aus ſeines Bettes Tiefen,
Und brach herein mit brauſendem Erguß.
Unendlich war ihr Kampf; vergebens riefen
Sie der Entſcheidung, Kraft an Kraft gebannt,
So lang des Donnerers neue Blitze ſchliefen.
Kaum aber warf aus allgewalt'ger Hand
Zeus ſeine tauſend ſturmbeſchwingten Wetter,
Gekrach und Dampf und unauslöſchbarn Brand:
So ſtürzten die Titanen, ohne Retter,
Betäubt, geblendet, in die öde Nacht,
Und Götter wurden Sieger über Götter.
Hoch thront nun im Olymp Kronions Macht,
Den Raub der Welt vertheilt er ſeinen Treuen,
Des bangen Erdenvolks wird nicht gedacht.
Da des Verderbens Wolken ſich zerſtreuen,
Und, wer entronnen, aufwacht zum Gefühl,
Erſtarrt ihr Blick auf grauſen Wüſteneien.

Wo ſonſt des Lebens fröhliches Gewühl
  Entzückend webte, wo bethaut von Düften,
  Nur Liebe flüſterte, nur Scherz und Spiel:
Da lauert jetzt in düſtern Felſengrüften
  Das Raubthier, einſam ſchallt des Hungers Schrei,
  Verloren zwiſchen unwirthbaren Klüften.
Nichts blieb vom Fluche der Zerrüttung frei;
  Das Friedlichſte verwildert, blut'ge Sitte
  Führt, ehern, das Geſetz der Noth herbei.
Die Furcht beherrſcht des Menſchen irre Tritte.
  Er ſchmachtet durſtig in des Sommers Glut,
  Ihn ſchirmt vor Froſt kein Lager, keine Hütte.
Selbſt die Erinnrung vom entfloh'nen Gut
  Erliegt des Elends laſtendem Gewichte,
  Kein Hoffen weckt ihm den erſtorbnen Muth.
In ſich verdüſtert, tappt er auch im Lichte,
  Als ſäh' er nicht; hört, ohne zu verſtehn,
  Gedankenlos wie wüſte Traumgeſichte.
Da ſtieg Prometheus von Olympos Höhn,
  Schaut' auf den Sohn des Staubes, ſeufzt', und ſagte:
  Und ſollſt du ſo durch fremde Schuld vergehn?
Ich warnte die Titanen: doch wer fragte
  Der Weisheit Rath? wer ſpottete nicht mein,
  Als ich das Schickſal zu enthüllen wagte?
Der regen Vorſicht werd' es Macht verleihn,
  Denn reifen müße die Geburt der Zeiten:
  Sie könne, nicht in ſtolzer Ruh gedeihn.
So wählt' ich, ungern zwar, für Zeus zu ſtreiten.
  Nur meine Mutter rettet' ich und mich,
  Und half den Fall des eignen Stamms bereiten.

Dich aber, Menſch! erheb' ich über dich.
  Die goldne Kindheit darf nicht wiederkehren,
  Die dir im weichen Schooß der Luſt verſtrich.
Drum lerne handeln, ſchaffen und entbehren!
  Ob alles wider Dich verſchworen ſcheint,
  Soll innre Kraft doch ſiegend dich bewehren.
Allein wer hört? wer faßt mich? Wo erſcheint
  Noch die Geſtalt in dieſem blöden Bilde,
  Die Erd' und Himmel ſchön in ſich vereint?
Laßt ſehn denn, wie ich ſchaffend neu ſie bilde.
  Der Mutterboden beut den Stoff mir ſchon,
  Das Leben dann die himmliſchen Gefilde.
So ſpricht in ſich der Themis weiſer Sohn,
  Und geht an's Werk mit ſinnender Geberde,
  In reiner Flut erweichend reinen Thon.
Er formet ſorgſam, daß die Bildung werde,
  Wie der Entwurf ſie fordert: ſchon erhebt
  Der neue Menſch ſein Antlitz von der Erde,
Voll leichter Kraft, die ſcheinbar ihn belebt,
  Die Arme ſchwellt, die breite Bruſt ihm ründet,
  Und gleichgewogen durch die Glieder ſtrebt.
Das edle Haupt, die feſte Stirn verkündet
  Ein Weſen, wohl gefaßt auf Freud' und Leid,
  Kühn, lebensfroh, und in ſich ſelbſt gegründet.
Der Bildner blickt mit ſtiller Gnügſamkeit
  Auf dieß Geſchöpf, aus ſeinem Geiſt entſprungen,
  Worin ſein eignes Daſein ſich erneut.
Noch prüft er ernſt, ob jeder Theil gelungen,
  Dann ſäumt er nicht. Es hatte jetzt die Nacht
  Die Sternenhüll' um Land und Meer geſchwungen.

Kein ſterblich noch unſterblich Auge wacht:
Da wandelt ſchweigend auf des Aethers Pfaden
Der Japetid', auf ſchlauen Raub bedacht,
Hin zu des Oſts entlegenſten Geſtaden,
Wo Helios ambroſiſches Geſpann
An goldnen Krippen ſteht, vom Joch entladen.
Prometheus will, was ſeine Kunſt erſann,
Mit heil'gen Kräften paaren: dort nur glühet
Was würdig ſein Gebild beſeelen kann,
Der Quell, dem alle Lebensfüll' entblühet.
Da ſchöpfet er, und trägt den Funken fort,
Der willig ihm auf ſeine Fackel ſprühet.
Er eilt zurück zu dem verlaſſnen Ort;
Doch als er naht, (kaum dämmerte der Morgen)
Erwartet zürnend ihn der Themis Wort.
Noch Künftiges, noch Fernes bleibt verborgen
Vor ihrem Sinn; durchſchaut vom Anbeginn
Hat ſie des Sohnes Thun mit wachen Sorgen.
Aus Delphos Grotten tritt ſie zu ihm hin,
Wo ſie der Brüder Fall noch ſtill betrauert;
Wo vor der heiligen Enthüllerin
Des Schickſals einſt das Herz der Menſchen ſchauert,
Bis Phöbos junge Kraft den Python ſchlägt,
Der in der Haine Graun verderbend lauert.
„Dämoniſcher!“ ſo ſpricht ſie: „was erregt
„Den frevlen Muth dir, dieſe Saat zu ſäen,
„Die eine Welt Gefahren in ſich trägt?
„Die That iſt nicht mehr dein, wann ſie geſchehen;
„Sie ſtrömt die Zeiten durch: die Spindel rollt,
„Wie ſie der Nacht uralte Töchter drehen.“

Wär' auch Mißlingen aller Mühen Sold,
Erwiedert er: doch ſoll mich niemals reuen
Was ich nach tiefem Forſchen feſt gewollt.
Kann Götter die Unſterblichkeit erfreuen,
Die fremd vorbeiſchleicht, die ſie, ewig todt,
Durch Thaten nie zum Eigenthum ſich weihen? —
Drauf Themis: „Sohn! der Zorn des Herrſchers droht
„Dem, der mit Hohem Niedres will vermengen.
„Du höhnſt der Ordnung trennendes Gebot.
„Durch dieſe Glut erhitzt, wird aus den Engen
„Des kleinen Lebens, das ein Hauch zerſtört,
„Dein Zögling ſtolz zum Götterlooß ſich drängen.“ —
Nur ſelbſt ſich gnügen, wenn kein Gott ihn hört:
(Prometheus ſprach's) wer achtet ſeiner Leiden?
Sie zu bekämpfen, werd' ihm nicht verwehrt.
Wie möchte Zeus dieß arme Streben neiden?
Er thront allwaltend. ſchreckt ein Weſen ihn,
Das von der Gottheit Tod und Ohnmacht ſcheiden? —
„Wohl! kann der Menſch ſich dieſen nicht entziehn:
„Vom Wunſch geſpornt, doch an den Staub gebunden,
„Verzehrt er ſich in ſtreitendem Bemühn.
„Des Thieres Angſt iſt mit dem Schmerz verſchwunden;
„Was war und ſein wird, drückt den regen Geiſt.
„So haſt du ihm nur neue Qual erfunden.“ —
Nein! die der dumpfen Thierheit ihn entreißt,
Vorausſicht, wird ihm ihre Schweſter ſenden,
Die Hoffnung, welche muthig dulden heißt.
Das Schwerſte wird er, ſo geſtärkt, vollenden;
Wo der Nothwendigkeit ſein Will' erliegt,
Wird er ihn ordnend in ſein Innres wenden. —

„Und wenn er auch ein hohes Ziel erſiegt,
„Bald wird er doch ſein bittres Looß verklagen,
„Daß Will' und Kraft mit ihm in Nichts verfliegt.
„Wie Wellen ſich am Klippenrand zerſchlagen,
„Muß auf Geſchlecht Geſchlecht, in ſtetem Kreiß,
„Die Bahn durchlaufen und dem Preiſ' entſagen.“ —
Das Gute ſtirbt nicht: der beſcheidne Fleiß,
Die tapfre That, ſie bringen Frucht und laben;
Den Enkel ſchattet das gepflanzte Reiß.
Und immer reicher durch der Vorwelt Gaben
Beut ein Geſchlecht dem andern froh die Hand,
Und paart im Wettlauf Greiſe, Männer, Knaben.
Die Stärke weicht dem ordnenden Verſtand.
Sich ſelbſt und alles wird der Menſch geſtalten,
Mit Anmuth zierend was die Noth erfand.
Er heißt den Grund verborgne Schätz' entfalten;
Er zähmt das Roß; er weiß auf offnem Meer
Mit leinbeflügeltem Geſchirr zu walten.
Die Felshöh ſtarrt nicht unbeweglich mehr:
Leichtſchwebend, wie gelockt vom Zauberklange,
Wölbt ſie, und fügt, und reiht ſich um ihn her.
Was unſichtbar in Red' und in Geſange
Dem Ohr vorbei wallt, ſtellt er bleibend dar,
Daß fernen Zeiten es, ein Denkmahl, prange.
Ich nenne Kleines; zahllos blüht die Schaar
Der Künſt' empor; von dieſem Sonnenfunken
Glüht einſt die Erd' ein lichter Weihaltar. —
„O Sohn! du biſt von Schöpferwahne trunken!
„Wie wären ſonſt vor eitlem Gaukelſchein
„Der Vorſicht Lehren deinem Geiſt entſunken?

„Ja! Flamm' und Brand wird dieſer Funke ſein;
„Die Sterblichen verderbend wird er wüthen,
„Den Aether trüben, und die Erd' entweihn.
„Kein Zügel kann den frechen Willen hüten;
„Ihm fröhnt der Witz und jede Kunſt, und ſchafft
„Daß ungeheure Wünſch' im Herzen brüten.
„Doch, was er auch weitgreiſend an ſich rafft,
„Nichts gnüget ihm; er jagt nach neuem Raube,
„Weil im Beſitz die ſchnöde Luſt erſchlafft.
„Und ſchlauvermeſſne, jedem Rechte taube
„Gewalt ſpannt Völker in des Joches Schmach,
„Ihr Fußtritt beugt die Nacken tief zum Staube.
„Die Zwietracht geht ihr Ruhe-würgend nach,
„Und den Verein der Menſchen knüpft die Treue,
„Die Eide bricht, ſo oft ſie Eide ſprach.
„Dann ſchließt zu blut'gem Tanz ſich Reih' an Reihe;
„Hellblinkend jauchzt der erd'entrißne Stahl,
„Daß er dem Tode Hekatomben weihe.
„Doch offnes Morden bringt nur kurze Qual:
„Groll, ſchleichender Verrath und gift'ge Tücke
„Trieft von den Bechern, ſelbſt beim Brudermahl.
„An's Licht geſandt vom nächtlichen Geſchicke,
„Entſchleiert Nemeſis ihr Angeſicht,
„Und mißt die Greu'l mit richtend ernſtem Blicke,
„Und ruft zur furchtbarn, namenloſen Pflicht
„Die ewig eingedenken Rächerinnen,
„Um deren Stirn Gorgonenhaar ſich flicht.
„Die Schuld kann nirgends ihrem Netz entrinnen.
„Blutathmend, Qual-weiſſagend heult ihr Lied,
„Durchwühlt die Adern und verwirrt die Sinnen.“ —

Mich ſchrecket nicht dein ſchauendes Gemüth,
O Mutter! Ob dein Mund nie Lügen redet,
Ich weiß, daß auch, was du verſchweigſt, geſchieht.
Wenn jedes Frevels ſich der Menſch entblödet,
Bleibt das ihm Vollmacht doch zu höherm Heil,
Womit er oft unſelig ſich befehdet.
Blind eilt zum Ziel, ein abgeſchnellter Pfeil,
Des Thieres Trieb; es irrt nur wer da wählet:
Sich ſelbſt zu lenken iſt des Freien Theil.
Erkenntniß wurzelt ihm, wo er gefehlet,
Steigt feſt und feſter aus der Täuſchung Flut,
Und wird zur Weisheit, durch Entſchluß geſtählet.
Der Meiſter ſeines Innern läßt die Wuth
Der Lüſte ſich einander blind zerſchellen,
Und Niedriges verſchmäht wer Großes thut.
Wenn Maaß und Heldenkraft ſich ſo geſellen,
Wird die Gewalt entthront, das Recht gebeut,
Nur Liebe macht die freien Herzen ſchwellen.
Sobald Gefahr dem ſchönen Bunde dräut,
Für alle jeder, und für jeden alle
Sind ſie, den Tod zu ſuchen, froh bereit;
Und unbezwungen bei des Tapfern Falle
Strebt ſeine Tugend ſelbſtbewußt empor,
Und lebt, vergöttert, in der Lieder Halle.
Nach Kämpfen geht der Friede mild hervor.
Zum Oelbaum grünt die Lanze, Schwerter pflügen,
Und ſichre Fülle wohnt bei offnem Thor.
Der Adler kann auch über Meere fliegen.
Iſt aus dem Chaos nicht durch Lieb' und Zwiſt
Die Ordnung aller Ding' emporgeſtiegen?

Vollendung ſtrahlt, die kein Gedank' ermißt,
Erſt durch des Irrſals Nächte dieſem Weſen,
Das ſich zu ſchaffen nur geſchaffen iſt.
Zeus hat die Welt; dich hab' ich mir erleſen!
Du Werk und Abbild meiner Thatenluſt.
Frei ſollſt du ſein: was zaudr' ich, dich zu löſen? —
„Noch halt! o halt, Prometheus! meine Bruſt
„Stöhnt ahndend unter den unnennbarn Plagen,
„Womit du bald dein Wohlthun büßen mußt.
„Ergrimmt, daß eines Tags Geſchöpfe wagen,
„Titanen gleich, nur ſtolz auf ſich zu baun,
„Wird dich des Donnrers Wort in Banden ſchlagen.
„Mit Ketten, ehrnen Ringen, und den Klau'n
„Der Keil' und Nägel wird an öde Klippen
„Der Erde Strand dich feſtgeſchmiedet ſchau'n.
„Da harreſt du, des Felſens ſchroffe Rippen
„Dein Lager, aufrecht, unbeweglich, wach;
„Dir labt kein Nektar die verdorrten Lippen.
„Nie hörſt du deiner Menſchen kindlich Ach,
„Kein Lebenstritt naht ſo verwaiſten Fernen,
„Der Wiederhall nur ächzt dir einſam nach.
„Die Sonnen zieh'n, es zieht mit ihren Sternen
„Die Nacht vorbei; eh deine Kunſt dich löſ't,
„Mag dir zu rauſchen dort die See verlernen." —
Sinkt dieſer dann, von meiner Gab' entblößt,
Zum Knecht zurück? wird ſein der Blitz nicht ſchonen,
Wenn vom Olymp mein Bundsgenoß mich ſtößt? —
„Zeus kann die Bildnerei dir bitter lohnen,
„Doch hemmen darf er nicht was ſie erzielt,
„Denn ſelbſt die Macht muß dem Verhängniß frohnen."

So will ich dulden was die Noth befiehlt.
  Ich bin unſterblich, und mein ew'ger Wille
  Wird von der Qual, ein Berg vom Sturm, umſpielt. —
„Weh mir, die ich dein Unheil dir enthülle!
  „Durch Rieſentrotz, Titan', erwirbſt du bloß,
  „Daß Zeus der Rache Maaß noch höher fülle.
„Er läßt der Blitze Flammenwirbel los,
  „Daß Meer und Aether durch einander brauſen;
  „Hohldonnernd ſtürzt die Felskluft in den Schooß
„Des dumpfen Hades dich: da wirſt du hauſen,
  „Bis Zeus dem Tageslicht zurück dich bringt,
  „Dir ſelbſt zur Schmach, den Himmliſchen ein Grauſen.
„Sein Flügelhund, der gier'ge Geier, ſpringt
  „Umſchattend auf die ſtarr gebundnen Glieder,
  „Zerfleiſcht die Bruſt dir; was er Tags verſchlingt,
„Erwächſt der blut'gen Leber nächtlich wieder;
  „Lautſchwirrend kommt der ungerufne Gaſt,
  „Schwebt langſam fort mit triefendem Gefieder.“ —
Nichts fremdes übt wer ſeinen Haßer haßt:
  Kronion aber herrſcht, der Ungerechte,
  Durch meine Hülf' im himmliſchen Pallaſt.
Nun hält der Tartarus die alten Mächte,
  Und feig gehorcht der jungen Götter Schaar.
  Wo iſt ein Starker, der mich retten möchte?
Dir legt die Zukunft ihr Geheimniß dar,
  O meiner Mutter heil'ges Haupt! ich flehe
  Beim Styx dich an: mach mir ſie offenbar.
Ob nie ein Ringer für das Recht erſtehe
  Aus ſterblichem und göttlichem Geſchlecht,
  Der Götterkraft zum Heldenthum erhöhe?

Wenn der, vom Mühſal ewig ungeſchwächt,
Gefahren ſucht, und tilget Ungeheuer,
Und Räuber zähmt, und Unterdrückte rächt:
Dann treibt ihn auch des freien Muthes Feuer,
Das ich verlieh, in Wüſten ohne Pfad;
Er kommt, zerreißt die Bande, würgt den Geier.
Ja er vollbringt's, und zürnte ſeiner That
Der Donner auch, und hätt' ihn der gezeuget,
Der mit der Herrſchaft Fuß mich niedertrat. —
Der Japetide rief's, doch Themis ſchweiget.
Wie Gram und Zweifel ihr im Buſen ſchwoll,
Hat ſie die Stirn verſchleiert abgeneiget.
Sie weiß, daß einſt der Tag erſcheinen ſoll,
Wo ihrem Sohn Herakles heil'ge Stärke
Mit Rettung nahet, gleicher Gottheit voll.
Auf daß er mehr auf ihre Warnung merke,
Verſchwieg ſie was ſein weiſer Sinn erſpäht;
Was ſchreckt ihn nun bei dem verwegnen Werke?
Er kehrt zum Bilde ſich, das vor ihm ſteht,
Und ſpricht: Geh! wirke! trage Leid und Wonne!
Der Funke blitzt und Lebensodem weht,
Der freie Menſch blickt zur verwandten Sonne.

Die entführten Götter.

O Römerinnen, Römer nicht!
Wo iſt die Heldenkraft der Ahnen?
Vergeſſen habt ihr Namen, Ruhm und Pflicht,
Und tief erröthen jene großen Manen.

Du, ewig nun zu eigner Schmach!
Leb wohl, o Stadt der ſieben Hügel!
Bald ſtürzt dein ödes Pantheon uns nach,
Uns aber leiht der Sieg die leichten Flügel.

Vom Himmel lockten uns herab
Die freundlich bildenden Hellenen;
Von uns empfangend was ihr Sinn uns gab,
Vermählten ſie das Göttliche dem Schönen.

Als Freiheit mit der Jugend ſtarb,
Erloſchen Hellas Roſenſchimmer,
Und Stärke, die ein grauſes Recht erwarb,
Stieß den Altar der holden Kunſt in Trümmer.

Doch ſahn wir, im Vernichten groß,
Mit Luſt der Wölfin Pflegeſöhne;
Wir theilten gern der hohen Roma Loos,
Daß ſie uns Herrſcher über Herrſcher kröne.

In der Triumphe Prachtgewühl
Empfieng Quirinus ſeine Brüder;
Das Kapitol ward ein Olymp: da fiel
Vor ſeinem Raub der Sieger betend nieder.

Zeus Adler flog dem Heer voran,
Er thronte, der Geſetze Wächter. —
Senat und Volk ward Einem unterthan,
Und ſchnell entartet ſanken die Geſchlechter.

Wild ſchwärmten an der Tiber Strand
Des Nordens Rieſen, ſie zu ſtrafen.
Von Knechten und Barbaren abgewandt
Schien ein Jahrtauſend unſre Macht zu ſchlafen.

Bis mit dem jungen Morgenroth
Entwohnte Hymnen uns umwallen.
Es war die Kunſt, die Huldigung uns bot,
Und neue Feſte, neue Tempelhallen.

Auf! feßle jetzt uns noch, o Rom,
Durch große Thaten, ſchöne Werke!
Verſank auf ewig in der Zeiten Strom
Der Bildner Geiſt ſo wie der Helden Stärke?

In dumpfer Trägheit Nebelduft
Prahlſt du mit gähnenden Ruinen;
Du biſt der Vorwelt eingeſunkne Gruft,
Wo weder Roſen bluhn, noch Lorbeern grünen.

Ihr aber, die ihr, ſiegberauſcht,
Auſoniens myrtumkränzte Fluren
Gleich eurem Rhodan wogend überrauſcht,
Und einem Brennus folgt auf Brennus Spuren!

Naht uns mit reiner Opferglut,
So ſoll euch unſre Huld belohnen.
Allein ihr trotzet in der Freiheit Hut,
Und wollt uns zwingen, unter euch zu wohnen!

Habt ihr für uns ein Heiligthum?
Und läßt ſich Hellas Reiz erfechten?
Sind Götter auch ein menſchlich Eigenthum?
Ihr geizt umſonſt nach des Olympus Mächten!

Wer würdig uns zu ehren weiß
Trägt uns in ſeiner Bruſt, ſein eigen:
Doch trittſt du ungeweiht in unſern Kreiß,
So deckt uns Nacht und die Orakel ſchweigen.

Lebensmelodien.

Der Schwan.

Auf den Waßern wohnt mein ſtilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreiße, die verſchweben,
Und mir ſchwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Geſtalt.

Der Adler.

Ich hauſ' in den felſigen Klüften,
Ich brauſ' in den ſtürmenden Lüften,
Vertrauend dem ſchlagenden Flügel
Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauſchen ſüß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Bruſt.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald ſie zerſplittern,

Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Luſt.

Der Schwan.

Von Apollos Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautſtrömen baden,
Ihm geſchmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bei Jupiters Sitze;
Er winkt und ich hol' ihm die Blitze,
Dann ſenk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf ſeinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der ſel'gen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooß geſchlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne ſich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geſchoßen,
Entriß ihn den blöden Genoßen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebar ſie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brüdertugend
Wechſelnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nektariſchem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt ſich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimat in ein himmliſch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unſterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod ein ſanftes Leben;
Wenn ſich meiner Glieder Band' entweben,

Löſ't die Zunge ſich: melodiſch feiert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entſchwinget
Die Seele ſich frei und entſchleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

In der Myrten Schatten
Gatte treu dem Gatten
Flattern wir und tauſchen
Manchen langen Kuß.
Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauſchen,
Wunſch und Genuß.

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unſre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn ſie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttin! Schirme

Bei beſcheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
  Laß uns beiſammen!
  Oder in Flammen
  Opfre uns beide
  Deinem Altar.

Die Stunde vor dem Abſchiede.

Aus deinen Augen ſah ich Thränen fließen:
Unglücklicher! ich hatte ſie erregt,
Von zärtlichem Verlangen hingerißen
Dein Innerſtes zu ungeſtüm bewegt.

Es nahte ſchon des Abſchieds bange Stunde,
Verſchwunden dieſer Tage kurzes Glück;
Aus unſerm, wie im Flug geſchloßnen Bunde
Sahſt du auf deinen öden Weg zurück.

O daß der Gram zerrütten ſoll mit Schmerzen
Der Wonne Sitz, den lieblich blühnden Leib!
Daß irgend wer zerrüttend deinem Herzen
Mit Haß zu nah getreten, zartes Weib!

Laß deine Thräne ſanft hinweg mich trinken,
Laß mich ſie trocknen mit gelindem Hauch!
Sieh ſchon ſie hier in meinem Auge blinken:
O gieng' in mich dein Leiden über auch!

Dem Mann, der ſeinem Glücke ſtürmt entgegen,
Ziemt auch der Kampf mit feindlichem Verdruß;
Doch ſchonend ſollte Ruh des Weibes pflegen,
Denn ſtill erwartet ſie der Freude Gruß.

Willſt du mir deinen Schmerz im Kuße reichen?
Gern nähm' ich Herbes von ſo ſüßem Mund.
Der Kummer müßte dem Entzücken weichen,
Der Freundin Schmachten würd' in mir geſund.

Warnung.

Ja, ich geſtehe mir es mit Entzücken,
Ich bin dir hingegeben:
Doch, ſüßer Freund, bewahr' es wie dein Leben.

Der Lieb' iſt nichts ſo eigen,
Als ſich mit holder Schüchternheit umſchleiern.
Hat ſie ſchon nicht zu ſorgen,
Und dürfte kühn ſich zeigen,
Will ſie geheim doch ihre Weihe feiern,
Und bricht der helle Morgen
Auf günſt'ge Schatten ein, die ſie verborgen,
So wird verſtört, mit Beben,
Auch ihrer Träume zarteſter entſchweben.

Ich ſcheue nicht das Necken
Geſpitzter Zungen, noch des Pöbels Tadel.
Das wollt' ich muthig leiden,
Uns aller Welt entdecken,
Stolz auf die Wahl und meines Herzens Adel.
Allein von dieſen Freuden
Beneid' ich Andern ſelber das Beneiden,
Kein fremder Sinn ſoll ſtreben,
Zur Ahndung unſers Glücks ſich zu erheben.

Wohl muß es bitter ſchmerzen,
Erliſcht, in des Vergeßens Strom getauchet,
Der Liebe ſchönes Glühen.
Doch wenn aus ſtillem Herzen
Du von den Lippen erſt das Wort gehauchet,
Kannſt du's zurück nicht ziehen:
Drum werde nimmer dem Verrath verziehen;
Vergeßen ſei vergeben,
Wenn neue Wünſche ſeinen Schlaf beleben.

Es drängen ſich die Seelen
Der Liebenden im Blick an's Licht der Sonne,
Wie hinter Schloß und Riegel;
Sie innigſt zu vermählen,
Erſchließet erſt der Kuß das Thor der Wonne,
Und löſet ihre Flügel.
Jetzt aber ſei dir dieſer Kuß als Siegel
Des Schweigens mitgegeben,
Das keine Macht vermöge wegzuheben.

Die Erfindung des Kußes.

I.

Die Grazien beſprachen mit einander
Sich von der Menſchenbildung Zügen einſt,
Wie die Natur in ihrer holden Zierde
Die Seele ausgeſprochen, und wie jedem
Belohnende Beſtimmung ſie verliehn.
Die Stirne, denkend, thront im Antlitz oben,
Es ſchlingt ſich über ihrer offnen Fläche
Der Haare vielfach wechſelnd Diadem:
Denn der Gedank' iſt König in dem Geiſt.
Der Naſe, die von ihr ſich niederſenkt,
Des Ebenmaßes unverrückte Säule,
Weht huldigend der Frühling ſeine Düfte,
Und Zephyr linden lauen Hauch entgegen.
Das Ohr, beſcheiden ſeitwärts angefügt,
Trinkt achtſam doch des Wohllauts ganze Fülle.
Die Wangen blühen ſo durchſichtig zart,
Daß bald der jungen Freude leichtes Wallen,
Und bald die Scham, bei'm leiſeſten Berühren, —
Nicht ohne ſüßes Bangen, denn ſie iſt
Die Morgenröthe ſeliger Gefühle, —

Mit Roſenglut ſie überſtrömen kann.
Die Augen geben und empfangen Strahlen,
Die Welt iſt ihre, von dem Aug' der Sonne
Mit aller Farben Glorie ausgeſtattet.
Doch kehren ſie von ihren weiten Flügen
Gern wieder in die Näh'; es ſucht der Blick
Verbrüdertes, worin er ſich erkenne,
Und Auge ſpiegelt ſich in Aug' entzückt.
Wenn es ſich dann, von vielem Sehn ermüdet,
Mit ſeiner Wimper ſeidnem Vorhang ſchirmt,
So dämmern noch im eng verhüllten Lager
Zerfließende Geſtalten vor ihm auf.
Die Lippen aber, die beſeelten Roſen,
So ſprach Euphroſyne, die ſich gefällig
Zu Red' und Lächeln regen, ſtets geſellig,
Beredt zu ſchweigen wißen, wie zu koſen,
Sie, die das innerſte Gemüth erſchließen:
Was wurde für ein Lohn zu Theil den ſüßen?
Daß ſie die Nahrung, die der Leib empfängt,
Zuerſt berühren? Das iſt wieder Dienſt,
Belohnung nicht: verſchmähn ſie doch zu koſten,
Und gönnen gern dem Gaume ſeine Freuden.
Und was iſt Hybla's Honig, was der Saft
Von Lesbos, ſelbſt des Göttertiſches Gaben,
Verglichen mit der Worte ſüßer Kraft,
Worin ſich, froh berauſcht, die Seelen laben?
Ja müſſen nicht die geiſtigen ſich ſchämen,
Das irdiſche Bedürfniß hinzunehmen?

Wie du doch eiferſt, Schweſter, ſo erwiedert
Aglaja lächelnd; nimm dich nur in Acht,

Daß nicht der zu bewegten Rednerin
Des Mundes leicht geſchwungner Zug ſich krauſe,
Und deine Sorg' um ihn ihn ſelbſt entſtelle.
Iſt denn des ſchönen Thuns Gefühl nicht Lohn?
Und fühlen nicht die Lippen, wie ſie reden
Und wie ſie lächeln?
Das Auge ſieht ſich nicht, es grüßt im Auge
Des Andern aus der Ferne nur den Geiſt;
Und ſind ſie doppelt ſchon, und thun das Gleiche,
Doch rollet in der eignen Sphäre jedes,
Und unbewußt iſt ihre Harmonie.
Die Lippen aber ſind die Dienerinnen
Der freundlichen Geſelligkeit, und ſelbſt
Geſellig: iſt ihr Leben und Bewegen
Nicht ewig wiederholter zarter Gruß?
Weil ſie denn ſo als Paar ſich innig fühlen,
Vereinigt athmen und vereinigt ſpielen,
So laß ſie ſich mit andern Lippen paaren,
Um ihre eigne Süße zu erfahren.

Der Grazien jüngſte hört' es liebevoll,
Und neigte ſich der Schweſter, die geſprochen.
Ihr reger Buſen, kaum entknoſpet, ſchwoll
Von ihres Herzens ahndungsvollem Pochen.
Sie öffnet halb den Mund, der Anmuth haucht,
Und Lippe wird an Lippe ſanft getaucht.
Da war mit reinem zärtlichen Verlangen
Der erſte Kuß gegeben und empfangen.

II.

Cythere, hingelehnt in Myrtenſchatten,
Belauſchte ſie, und ſagte zu ſich ſelbſt:
Ihr holden Kinder, was vermöchten Lippen
Zu Red' und zu Geſang, wenn nicht die Zunge
In ihren Schranken wohnt', und ſchwünge ſich
Mit unermüdlicher Gewalt? Iſt ſie
Das goldne Plectrum für die Silberſaiten
Der Stimme nicht? ſie nicht der Pfeil des Bogens,
Der glühnde Worte ſchnellt? der Sprache Zügel?
Wenn ſich, in ſanften Wünſchen eingeſchloßen,
Jungfräuliche Gemüther liebend finden,
Da mögen Lippen ſich beſcheiden drücken,
Und gnügen wird dieß Zeichen des Vereins.
Ihr kennt nicht jenes namenloſe Streben,
Das jedes andern Triebes Banden löſ't,
Sich ſelber, Seel' und Leib, und Füll' und Leben
An den Geliebten opfernd hinzugeben,
Die beiden Weſen ganz in eins verflößt.
Wenn dieß der Sinn' und Herzen ſich bemeiſtert,
Dann ſoll die Zunge auch, zum Kuß begeiſtert,
Das Mark durchblitzen gleich Cupido's Pfeilen
Mit Wunden, die nur ſüßer Tod kann heilen.

Von ſolchen Küſſen lehrte Cypris Gunſt
Den ſchönen Jäger, bei noch ſprödem Muthe,
Zuerſt vor allen Sterblichen die Kunſt,
Wie ſie bei ihm in kühler Waldnacht ruhte.
Es ward ihr Kuß zum heißen Liebesſchwur,
In dem erſtummt die Zungen ſich verwirrten,
Daß Wonne ſchauernd durch die Wipfel fuhr,
Und buhlender der Göttin Tauben girrten.

Nikon und Heliodora.

Idylle.

Der Abend ſenkt ſich kühlend auf die Fluren,
Des Tags Getümmel ſchwindet in die Ferne,
Die ganze Schaar ermüdeter Naturen
Vernimmt den leiſen Wink zum Ruhen gerne.
Nur, wie der wachſame Pilot Arkturen,
So folgt der Liebende dem Abendſterne,
Der ihn, als ſtrahlte durch die Nacht Aurora,
Entgegen führet ſeiner Heliodora.

Entgegen führet ſeiner Heliodora
Den trauten Nikon Hoffnung und Verlangen.
Sie naht ſich ihm, erröthend wie Aurora,
Vom Thaue banger Scham beperlt die Wangen.
Es ſchließt ſich nickend jedes Kind der Flora,
Doch duftender und voller aufgegangen
Entfaltet ihren Kelch der Liebe Blume,
Du ſtille Nacht, in deinem Heiligthume.

Nikon.

Du ſtille Nacht, in deinem Heiligthume
Find' ich Erhörung meiner kühnſten Bitte;
Sie wagt für mich, und achtet ſich zum Ruhme
Der Zärtlichkeit zu lieb verletzte Sitte.
Im Blumenſchmuck, ſie ſelber eine Blume,
Kommt ſie, es rauſchen im Gebüſch die Tritte.
Ich flieg' in deine Nähe, Holde! Süße!
Daß ich mit Liebeshauch dich warm begrüße.

Heliodora.

Daß ich mit Liebeshauch dich warm begrüße,
Konnt' ich dem Herzen, Thörichte, nicht wehren;
Mich lockte mehr als des Verlangens Süße
Des Weibes Wonne, zärtlich zu gewähren.
Doch wenn ich bitter mein Vertrauen büße,
Wenn deine Schwür' in Märchen ſich verkehren: —
Eh meine Roſen welkend ſich entfärben,
Mög' ich hier vor des Himmels Antlitz ſterben!

Nikon.

Mög' ich hier vor des Himmels Antlitz ſterben, —
Nein, Tod in deinem Arm wär' Wonn' und Leben, —
Verbannt von dir erſchleiche mich Verderben,
Bin ich dir nicht mit reinſter Treu ergeben!
Sei ruhig, theure Freundin, laß die herben
Bekümmerniße mit dem Wind entſchweben.
Vergeßenheit von allem Harm umſpielet
Die Bruſt, die ganz den Liebſten in ſich fühlet.

Heliodora.

Die Bruſt, die ganz den Liebſten in ſich fühlet,
Hebt freier ſich von enger Furcht entladen.
Wie wenn ein Zephyr ihr Gewand durchwühlet,
Wird ſie, ſich zu enthüllen, eingeladen;
Der Strom der Luſt, der alle Sehnſucht kühlet,
Lockt ſie, in ſeinen Wellen ſich zu baden:
Der ganze Himmel ſenkt darein ſich nieder,
Es ſtrahlen freundlicher die Sterne wieder.

Nikon.

Es ſtrahlen freundlicher die Sterne wieder
Aus deinem Augenſtern, im milden Schatten.
Mich ſchlägt bei Tag die hohe Schönheit nieder,
Vor ihrem Prangen muß der Blick ermatten,
Doch jetzt, da die geſenkten Augenlieder
Der Nacht mit Dämmerung die Helle gatten,
Schau ich, und fürchte nicht, daß ich erblinde:
Entnommen iſt der Liebe ihre Binde.

Heliodora.

Entnommen iſt der Liebe ihre Binde,
Daß ſie ihr Bild rings um ſich kann erblicken.
Wie leiſe Seufzer ſäuſeln nun die Winde,
Die Blumen duften ahndungsvoll Entzücken,
Die Quellen flüſtern, und es ſcheinen linde
Die Büſche ſich den Büſchen anzudrücken,
Und buhleriſcher durch die Schatten wallen
Die Brautgeſänge ſüßer Nachtigallen.

Nikon.

Die Brautgeſänge ſüßer Nachtigallen
Hör' ich in liebevollem Streit erklingen;
Der Thau begegnet und vermählt im Fallen
Mit Düften ſich, die in die Lüfte dringen.
Wie wechſelnd einig unſre Stimmen ſchallen,
So laß auch Lippe mit der Lippe ringen:
Der Seele näher, an des Odems Pforte,
Beſprechen ſich unausgeſprochne Worte. —

Beſprechen ſich unausgeſprochne Worte,
So muß verſtummen des Geſanges Lallen;
Er führt die Liebenden nur bis zur Pforte
Des Tempels, wo die ſel'gen Opfer fallen,
Bis ſie aus ihrer Freuden ſtillem Porte
Verklärt hervor und neugeboren wallen.
Erröthend fand und lächelnd noch Aurora
Nikon am Buſen ſeiner Heliodora.

Die Beſtattung des Braminen.

Eine Phantaſie,

an meinen Bruder in Oſtindien.

Hingelehnt an dieſes Palmbaums Kühle,
Weilen wir in ſchwermuthsvoller Ruh.
Bruder, hier ergieß' ich was ich fühle,
Hauche du dein Mitgefühl mir zu.
Laß uns hier der Menſchen Looß erwägen,
Und dann ſeufzen: dieß iſt unſer Looß!
Hin zu irren auf bedornten Wegen
In des Grabes finſtern Schooß.

Meine Seele ſchmachtet aus dem Kerker
Auf gen Himmel bebt der matte Blick.
Unſichtbare Kraft nur wirft ſie ſtärker
In den Staub, worin ſie wohnt, zurück.
Aber einſt, von Schmerz und Schwäch' entladen,
Soll, mit ew'ger Schönheit angethan,
Sie die Heimat finden, und ſich baden
In des Lichtes Ocean.

Aber horch! aus tiefer Ferne hallet
Kaum vernommnes Rauſchen; ſchwül und ſchwer
Ruht die Luft, und das Getöſe wallet
Durch die Ebne langſam auf uns her.
Lauter ſtöhnt's und lauter in den Palmen,
Deren Wipfel ſchauervoll ſich regt,
Wie, vom Weſt durchwühlt, ein Feld mit Halmen
Immer höh're Wellen ſchlägt.

„Das iſt Leichenzug. — Auf dieſem wilden
Acker, wo kein Thau auf Kräuter fließt,
Wo die Sonne, nicht um zu vergülden,
Nur zu dörren, glühnde Strahlen ſchießt,
Brütet der Verweſung ſchwarzer Flügel
Seit Aeonen über manchem Staub,
Und vor jedem morſchen Knochenhügel
Wölkt ſich nichts, als Todtenſtaub.

Siehſt du ſie herannahn? Schädel zittern
Dumpfertönend unter jedem Schritt.
In der Schaar von Männern, Greiſen, Müttern,
Wanken Kinder, jetzt nicht hüpfend, mit.
Nicht in Trauerfarben gehn die Weiber,
Prangen mit Geſchmeid' und Perlen nicht,
Kummer ſchmückt die abgehärmten Leiber,
Thränen ſalben ihr Geſicht.

Weiber, bleibt zurück! — die Gatten, Brüder
Störet ſonſt des Jammers Ungeſtüm.
Schweigend ſetzen ſie den Leichnam nieder,
Schichten dort ein Bett aus Cedern ihm.

Laß uns näher an den Schauplatz treten.
Wenn nun Lüfte ſeinen Reſt zerſtreun,
Wer es ſei, laß uns im Stillen beten:
Friede ſegne ſein Gebein!

Sie entſchleiern ihn. Die welken Wangen
Und die glatte Scheitel wie ſo ſchön!
Sehnlich ſoll mein Blick an ihnen hangen,
Bis vom Holzſtoß helle Flammen wehn.
Lächelnd fühlteſt du die Stirn erkalten,
Lächelnd ſanken dir die Augen zu;
Engelküſſe prägten in die Falten
Wonn' und Paradieſesruh.

„Ach, biſt du's, Eudwallo? — Höre, höre! —
„Doch, verſchloßen iſt mir ja dein Ohr. —
„Einen liebevollen Blick gewähre! —
„Ach! dein Aug' umnebelt düſtrer Flor. —
„Frommer Greis, auch du biſt hingeſchieden!
„Denke mein! Gehab' dich ewig wohl!
„Lehrte doch dein Bildniß jeden müden
„Pilger, wie er ſterben ſoll.

„Du entſchliefſt mit einer heil'gen Bitte,
„Wenn die Flur im Mondenſchimmer lag;
„Und mit Hymnen tratſt du vor die Hütte,
„Wenn der Tag aus Purpurwolken brach.
„Gott nur ſuchteſt du mit heißer Liebe,
„Und der Gnädige verbarg ſich nicht.
„Harmonie war jeder deiner Triebe,
„Deine Mien' erwärmend Licht.

„O wie oft, entwichen dem Getümmel,
„Lehrteſt du erhabne Weisheit mich.
„Silbern blickte Heſperus am Himmel,
„Dunkle Büſche nickten feierlich.
„Meine Seele hieng an deinem Munde;
„Deine Worte ſtrömten ſtark und hell
„Mir in's Herz, wie in dem Wieſengrunde
„Vor uns hin der friſche Quell.“

Still! denn lautres Weherufen kündet
Nun den letzten, letzten Abſchied an;
Sieh den Knaben, der das Opfer zündet,
Angeſchmiegt an ſeine Mutter nahn!
Er vollbringt, hinweggewandt, mit Beben,
Faſt betäubt, das grauſame Gebot.
Sieht, gleich Blitzen, Flammen ſich erheben,
Fühlet tief im Innern Tod.

Schreiend raſ't am Rand der rothen Gluten
Jedes Weib, zerrauſt die Locken, wäſcht
Die zerpochte Bruſt mit Thränenfluten,
Deren Guß den Brand der Qual nicht löſcht.
Feſt am Boden haftend, bläßer, ſtummer,
Fürchterlicher ſitzt der Männer Kreiß.
Gram belaſtet, ſchwer wie Sterbeſchlummer,
Ihrer Glieder ſtarres Eis.

Und die Flamme lodert. Laute Klage
Tobt noch einmal: ſie verlaßen ihn!
So wie, aufgeſchreckt vom Donnerſchlage,
Dunſtgewölk' aus hohler Klippe ziehn.

Irrend tönt das ächzende Gewimmer,
Und gedämpft, durch's wehende Gefild.
Sie entſchwinden meinem Blick: doch nimmer
Meinem Geiſt ihr harmvoll Bild.

Aufgewirbelt von des Weſtwinds Hauche
Steigt und fällt die Aſche, ſchwarz und lau,
Und verfälſcht von dem zerfloßnen Rauche
Dämmert rings der Atmoſphäre Blau.
Einſam weht die Flamme! Matt beſchimmert
Von des Horizonts Geſtaden her,
Sterbend, wie ein Krankenlämpchen, flimmert,
Zittert ſie, und iſt nicht mehr.

* * *

Der Bund der Kirche

mit den Künſten.

Vom Himmel kommt ein hohes Weib geſchritten,
Zur Linken weder ſchauend noch zur Rechten:
Ruh iſt und Maß in ihren feſten Tritten,
Die unabirrend gehn die Bahn des Rechten;
Sie ſcheint nicht zu befehlen, noch zu bitten,
Doch wenn ſie ſpricht, kann niemand mit ihr rechten.
Zu ihren Füßen decken Cherubinen
Sich mit den Flügeln, brünſtig, ihr zu dienen.

Noch Kranz noch Diadem am Haupt ihr prangen,
Die Mitra iſt der Stirnen aufgedrückt;
Ihr Leib, vom ſchlichten Kleide ſtreng umfangen,
Mit prieſterlichen Zeichen nur geſchmückt.
Die Stola ſieht man von den Schultern hangen,
Die Taub' im Dreieck auf der Bruſt geſtickt.
Der Stab, den ſie als Hirtenſtab geneiget,
Das Purpurkreuz im Banner oben zeiget.

Ihr Weg iſt nach der Griechen Land gerichtet,
Auf des Parnaſſus fabelhafte Höhn,
Wovon ſo viel die eitle Welt gedichtet:
Dort waren einſt die Eitelkeiten ſchön.

Apollos alter Dienſt iſt längſt vernichtet,
Daß dürr, verwildert ſeine Haine ſtehn;
Getrübt ihr Waßer den berühmten Bornen,
Die murrend ſchleichen unter Sumpf und Dornen.

Hier ſind, verſchmäht, die Künſte hingeſtoben,
Und läßig ruht nun die geübte Hand,
Seit hingeſtürzt die Götter und Heroen,
Auf deren Dienſt ſie allen Fleiß verwandt.
Das Hohe ſank, das Niedre ward zum Hohen,
Sie glauben ſich auf ewig ſchon verbannt,
Weil jeder Blick, vom Sinnentrug entblendet,
Sich ſehnend nur nach Geiſt und Wahrheit wendet.

Zerrißen iſt ihr Regenbogenſchleier
Der Mahlerei, vertauſcht mit düſterm Flore,
Und halb entſaitet der Muſik die Leier;
Geſpalten tönen dumpf der Syrinx Rohre;
Die Bildnerei entbehrt Prometheus Feuer;
Es ſitzt die ſtolzeſte vom ganzen Chore,
Architectur, wie Niobe verſteinet,
Auf Steinen, deren Umſturz ſie beweinet.

Und wie ſie ſo im Grame ſich verſenken,
Tritt jene Hehre mitten unter ſie,
Und ſpricht: Euch ziemte, andres zu bedenken,
Was ihr bejammert, kehret wieder nie.
Ein tiefres Weh ſollt' eure Herzen kränken,
Weil euer Zauber Reiz der Sünde lieh,
Und weil ihr auf des Irrthums Schlangenpfade
Die Sterblichkeit verlockt vom Ziel der Gnade.

Doch ſäßt ihr tauſend Jahr in Aſch' und Staub,
Schmucklos, das Haar zerſtreut, mit nacktem Fuße,
Erſiegt wird nie dem Himmel euer Raub,
Durch Thaten übt ihr eine beßre Buße.
Ihr waret ſtolz auf eures Lorbeers Laub,
Die Palme winket euch mit ſchönerm Gruße.
Verlorne Schweſtern, weiht euch meinem Dienſte,
So führ' ich euch zu himmliſchem Gewinnſte.

Sie ſagt's, und ſtaunend horcht ihr jede Nymphe,
Sie faßen ſinnend ihr nachdrücklich Wort.
Erröthend erſt, daß ihren Ruhm zum Schimpfe
Wahrheit verwandelt, floh'n ſie gerne fort:
Dann, aufgemuntert von dem ernſten Glimpfe,
Sehn ſie in ihr ein neues Heil und Hort,
Und flehn fußfällig, daß ſie möge lehren
Ganz ihr zu leben, und ſie recht zu ehren.

Sie ſprach: Ihr wißt, wie, die für Götter galten,
Der Völker Weltlichkeiten, mit Verſpotten
Die erſten Jünger Chriſts Empörer ſchalten,
Bemüht, mit jeder Qual ſie auszurotten.
Sie mußten auf der Flucht Verſammlung halten,
Bei Nacht in Gräbern oder Felſengrotten,
Wo die vor der Tyrannen Drohn Verſtummten
Nur leiſe Hymnen und Vigilien ſummten.

Doch Feinde fördern ſelbſt was Gott beſchloßen:
Erlittnes Kreuz erhöhte nur das Kreuz.
Das Blut der Märtyrer hat es begoßen,
Und wie ein Baum erwuchs das dürre Kreuz.

Roms Adler kam raubgierig angeſchoßen,
Sein blut'ger Schnabel küßt nunmehr das Kreuz,
In deſſen Schatten fromme Millionen
Vom Aufgang bis zum Niedergange wohnen.

Drum ziemt es ſich, daß Jubelſtimmen ſchallen,
Wo ſich Gemeinden Gläubiger vereinen.
Der Drangſal Höhlen wurden Siegeshallen,
Da muß des Heiles Sonne ſichtbar ſcheinen.
Nicht, weil ſie ſich in goldner Pracht gefallen;
Einfalt und Demuth lehrte Chriſt die ſeinen,
Nein, daß vom himmliſch geiſtigen Exempel
Ein Bild und Abglanz ſei der ird'ſche Tempel.

Denn in den licht-ätheriſchen Bezirken,
Wovon nur Dämmerung hier unten graut,
Hat ſich die Gottheit mit allmächt'gem Wirken
Ein heil'ges Haus, geräumig gnug, erbaut,
Die ganze Welt der Geiſter zu umzirken,
Die ſich in ihrem Anſchaun ſelig ſchaut.
Es ſtrahlt der Bau in allerreinſter Klarheit,
Und ruhet auf Grundveſten ew'ger Wahrheit

Die bis in unerforſchte Tiefen reichen,
Wo Daſein gränzet an die alte Nacht.
Der Hölle Pforten müßen ihnen weichen,
Und hier verliert Vergänglichkeit die Macht.
Gerechtigkeit und Stärke ſonder Gleichen
Als Maur und Graben den Pallaſt bewacht;
Der Weisheit Stufen ſich zu ihm erheben,
Und Mäßigung macht rings den Boden eben.

Aus Glauben ſind die ſtützenden Pilaſter,
Und zur Umgebung will die Liebe dienen;
Die Säulen prangen weiß von Alabaſter,
Die Wände glühn mit flammenden Rubinen;
Die Hoffnung zieret mit ſmaragdnem Pflaſter
Die Gäng' im Tempel, und hoch über ihnen
Sieht man das Dach aus wölbenden Sapphiren
Sich in der Gnade Mittelpunkt verlieren.

An dieſem Hof des himmliſchen Monarchen
Iſt jeglicher nach Würd' und Rang begnadet.
Erſt Herrlichkeiten, Thronen, Hierarchen,
Die ihrem Urſprung nie durch Wahl geſchadet;
Auf goldnen Stühlen Aeltſte, Patriarchen;
Die Märtyrer, in Blute weiß gebadet;
Dann, bis hinunter zu den kaum Gebornen,
Die durch das Kreuz erretteten Verlornen.

Doch, wo ſie hingeordnet, nah und fern,
In allen lebet Eine Lieb', Ein Willen;
Und jedem frommen Chore gnügt es gern,
Den ew'gen Durſt nach ſeiner Art zu ſtillen.
Kein Mißlaut rührte je das Ohr des Herrn,
Wenn ihren Lippen Lobgeſäng' entquillen,
Wenn wechſelnde vielſtimm'ge Pſalmodieen
Durch Himmelsdüfte, hold verſchwiſtert, ziehen.

Stets „dreimal heilig“ dem Dreieinen ſchallet,
Preis ſeiner Tochter, Mutter, Braut, Maria.
Der einſt zu ihr als Bot' herabgewallet,
Huldigt ſo ſüß entzückt: Gegrüßt, Maria!

Daß es aus aller Herzen wiederhallet,
Von gleicher Lieb' entglüht: Gegrüßt, Maria!
Gebetes Weihrauch wölkt ſich auf zum Dome,
Und jeder ſprengt ſich aus kryſtallnem Strome.

Und der, ein Gott, geboren ward vom Weibe,
Iſt zwiefach gegenwärtig unter ihnen;
Tränkt ſie und ſpeiſt mit ſeinem Blut und Leibe,
Geheimnißvoll ſich opfernd ſelbſt zu ſühnen,
Wo ſich der erſte Seraph nur: ich glaube,
Nicht: ich begreif's, zu ſagen darf erkühnen.
So wird im Tag, den keine Nacht umſchleiert,
Des hohen Tempels reiner Dienſt gefeiert.

Wohlan! ihr Künſte! es gebiert euch wieder,
Wenn ihr mein Thun hienieden würdig ziert,
Wenn ihr vom Himmel auf die Erde nieder
Die Heiligkeiten, bildlich deutend, führt.
Schon regt in euch Begeiſtrung ihr Gefieder,
Vernehmt denn, wie ſich jegliches gebührt,
Daß ihr, vom Ueberſchwenglichen verwirret,
Nicht bei den ungewohnten Flügen irret.

Form und Verhältniß darfſt du nicht vertauſchen
Zu deinem neuen Zweck, Architectur,
Die du, voll Sinn, verſtanden abzulauſchen
Gebilden herrlich bauender Natur.
Wie Harmonie'n in Harmonieen rauſchen
Gebrauch in höherem Verein ſie nur;
Vergiß und laß vergeßen aller Schranken
Die auf das Ew'ge zielenden Gedanken.

Kein Götterbild ſoll hier im Dunkel thronen,
Von fern verehrt in ſchauerlicher Pracht;
Kein andres, heitrer, wie im Freien wohnen,
Von Säulen nur umringt, und überdach't,
Dem draußen, unter eines Haines Kronen,
Die Opferflammen würden angefacht.
Nein, zahllos ſoll die betenden Gemeinden
Der lichte doch geſchloßne Bau befreunden.

Laß deine Hallen denn des Volkes Wellen
In breitem, ungehemmtem Strom empfangen;
Bühn' über Bühne laß den Chören ſchwellen,
Und die Altäre hoch erhaben prangen;
Dem Tempel gieb als Kinder rings Kapellen,
Einſamer Andacht ſtiller nachzuhangen;
Und laß, wetteifernd mit den Sterngewölben,
Den hohen Dom ſich in der Mitte wölben.

Und ſolch Gebäu erfüllend zu durchdringen,
Wölb' auch, Muſik! der Töne reichen Bau.
Verhältniß aus Verhältniß laß entſpringen,
Geſondert, wechſelnd, doch vereint genau.
Wie alle Sphären rein zuſammen klingen,
Doch jede Kugel aus kryſtallnem Plan
In eignem Ton, ſo mußt du in Gewittern
Der Harmonie die Seelen tief erſchüttern.

Der Himmel wird dir eine Heil'ge leihn
Zur Führerin von deinen vollen Chören;
Es wird der Lieder vielverſchlungnen Reihn
Durch neue Kunſt Cäcilia hold beſchwören.

Der Menſchen Stimmen tragend im Verein
Wird ihrem Druck aus den metallnen Röhren
Ein ſüßer Hauch des Wohllauts athmend ſteigen,
Und ſich mit jenen heben oder neigen.

Ihr aber, der Geſtalten Bildnerinnen
Mit Meißel oder Pinſel, ſeid bemüht
Mit neuem und wahrhaftigem Beginnen
Um das, was Zion gegenwärtig ſieht,
Was hier der Fromme nur im Traum wird innen,
Wenn ſeinem Wunſch ein innres Licht entglüht.
Zeigt ihnen jedes würd'ge Haupt der Väter,
Apoſtel, Märtrer, Heil'gen, Wunderthäter,

Und Jene ſelbſt, die unter ihrem Herzen
Hat Gottes Sohn getragen, und den Sohn.
Ihn bilde du, Sculptur, aus weichern Erzen,
(Doch ſelbſt das härtſte würde weich wie Thon)
Wie er gebüßt mit namenloſen Schmerzen
An ſeinem reinen Leib der Sünde Lohn,
Und wie, noch ſchön in halbverwelkter Schöne,
Am Kreuze hieng die Zier der Menſchenſöhne.

Laß, Mahlerei! ſtatt unter den Gedichten
Der Sinnenwelt dich ſpielend zu ergehn,
Die ſchönſten Wunder geiſtlicher Geſchichten
Von neuem unter deiner Hand geſchehn.
Was jede Seel' erquickt in den Berichten,
Laß glänzend und genetzt die Augen ſehn.
Der alt' und neue Bund ſammt den Legenden
Ermahne ſprechend von der Tempel Wänden.

Mit deinen Werken wird dein Ruhm ſich häufen,
Dir widmen ſich viel trefflich hohe Geiſter.
Selbſt Ordensbrüder in der Zell' ergreifen
Dein Werkzeug, durch entzückten Eifer dreiſter.
Doch, wie du magſt durch Land' und Zeiten ſtreifen,
Zwei bleiben dennoch die erkohrnen Meiſter:
An ihren Namen ſollſt du ſie erkennen,
Weiſſagend will ich ſie nach Engeln nennen.

Nach Michael, der einſt, von Muth beflügelt,
Sieghaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heißen, den die Furcht nie zügelt,
Und deſſen Geiſt wie Blitze raſch und ſcharf.
Durch ſeines Pinſels Züge wird entſiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnden darf:
Des Heilands Kunſt, die weckenden Poſaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erſtaunen.

Und Raphael, ein Engel von den ſieben,
Die vor Gott ſtehn, der doch beſcheidentlich
Verborgen dem Gefährten war geblieben,
Dem er zum Boten treu erboten ſich,
Und als der Dank für ſein hülfreiches Lieben
Nun überfloß, mit leiſem Wort entwich;
Der, wollt' er gleich ſich ganz als Menſch erweiſen,
Genähret ward von unſichtbaren Speiſen:

Er leiht den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunſt, den ſtill ein Jüngling heget.
Als ob mit Geiſt er, nicht mit Farben mahle,
Wird tiefre Seel' in jeden Zug geleget.

Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick ſie pfleget,
Wo jenes Weib erſcheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind die ihr', und aller Weſen beide.

So eilt, ihr Schweſtern, und verſchmäht mit nichten
Den kleinſten Ort: jedennoch müßt ihr euch
Vor andern gern der großen Stadt verpflichten,
Der weltlich einſt, nun geiſtlich keine gleich,
Und in der Stadt euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüſſel öffnen, die im Reich
Des Himmels löſen können oder binden.
Dort ſollt ihr mich, euch Beifall winkend, finden.

Die Hohe ſprach's, und wandte ſich zum Himmel,
Von wannen ſie herabgekommen war.
Nun regte ſich mit freudigem Gewimmel
In neuen Thaten die vereinte Schaar.
Sie ſtellten in dem irdiſchen Getümmel
Manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar!
Wie das, wovon es Gleichniß, überſchwänglich,
Wie die, ſo es gebeten, unvergänglich

Der geſpaltene Berg.

Dort, wo ſich an des Mittelmeeres Wogen
Gaeta's ſchroffer Felſenwall erhebt,
Wo, rechts und links am Ufer hingezogen,
Der freie Blick zwo Buchten überſchwebt,
Wo noch nicht in Vergeſſenheit entflogen
So manch' uralte Heldenſage lebt,
Wie ſeiner Amme hier zum Angedenken
Aeneas Grab und Namen wollte ſchenken:

Da ſieheſt du der Bergeshöhen eine
Geſpalten ganz durch eine ſelt'ne Kluft.
Es geht der Riß hinab im harten Steine
Vom Gipfel an bis in die tiefſte Gruft,
Doch hemmt die beiden Wände vom Vereine
Nur enger Raum und wenig Himmelsluft,
Alſo, daß Einer nur und nach dem Andern
Den dunkeln Fußſteig mag hinunter wandern.

Und es berichten uns die heil'gen Sagen:
Derſelbe Berg war vormals feſt und dicht.
Doch als der Heiland, an das Kreuz geſchlagen,
Für unſre Sünd' erlitten das Gericht,

Und als der Schrei von ſeinem letzten Zagen,
Der durch der Erde Schooß erſchütternd bricht,
Die Hüll' am Allerheiligſten zerrißen;
Da hat ſich auch des Felſen Bruſt zerſplißen.

Die Kirche, von der Andacht Trieb geleitet,
Hat dieſes Wunderzeichen wohl gehegt.
Hier iſt ein Weg zur Pilgerfahrt bereitet,
Wobei die Seele Chriſti Leid erwägt;
An dreizehn Stellen, wie man nieder ſchreitet,
Erſcheint das Bild des Kreuzes eingeprägt;
Bald murmelnd, bald geräuſchig, ſpült die Welle
Am Ausgang um die heimliche Kapelle.

Luther.

In klarem Deutſch die heil'ge Schrift
Gar großen Segen hat geſtift't.
Sie ward verdeutſcht durch Martin Lutz,
Dem Papſt und Cleriſei zum Trutz.
Der Ketzer war ein frommer Mann:
Gott woll' ihn ewig ſelig han.

Triſtan.

Anmerk. von 1811. Bei dieſem Rittergedichte, deſſen weitläuftiger Entwurf unvollendet blieb, hatte ich hauptſächlich die Behandlung der Geſchichte durch unſre Minneſinger Gottfried von Straßburg und deſſen Fortſetzer Heinrich von Friberg vor Augen, welche wiederum aus dem Buche des Thomas von Bretagne geſchöpft haben. Da indeſſen ſchon nach ihrer Erzählung Triſtan an den Hof des Artus kommt, und in dem ſpäteren franzöſiſchen Roman Lanzelot als der Buſenfreund Triſtans vorgeſtellt wird, ſo glaubte ich einen Theil von den Abenteuern des letztern epiſodiſch einflechten zu können. Seitdem iſt mit Glück eine erneuernde Umgeſtaltung verſchiedener alter Dichtungen unternommen worden; vielleicht wird alſo auch die Mittheilung dieſes Bruchſtücks von einem früheren Verſuche nicht unwillkommen ſein.

Erſter Geſang.

1. Von Artus Ritterſchaft und Tafelrunde,
Von zauberlichen Wundern und Geſichten,
Will ich, wie ich's in alten Büchern funde,
Wahrhaft, in neuer Weiſe bloß, berichten;
Vom heil'gen Graal, wie in der Tapfern Bunde
Der reinſte nur dieß Abenteur kann ſchlichten,
Und wie zwei Ritter, ſonſt von hohen Dingen,
Durch ſüße Schuld des Ruhms verluſtig giengen.

2. Triſtan und Lanzelot, die edlen Degen,
Durch gleichen Muth zur Freundſchaft auserkoren.
Vor allen ſoll mein Lied des Triſtan pflegen,
Des holden, der aus Liebe ward geboren,
Und, nach der Sterne liebendem Bewegen,
In Lieb' entzückt, durch Liebe dann verloren.
Es ſoll Vertraute ſolcher Freud' und Schmerzen
Sein Schickſal rühren, aber nicht entherzen.

3. O wäre mir verlieh'n die Kraft und Wonne
Der Minne, ſo die alten Ritter zwang,
Daß ihnen unter Maienluſt und Sonne
Nach Schwertes Klirren Saitenſpiel erklang,
Und ſtets, von reiner Frauen Lob ein Bronne,
Ihr Mund ſich aufthat! möcht' in meinem Sang
Heinrich von Veldeck, der von Eſchilbachen,
Und Walter von der Vogelweid' erwachen!

4. Drum laß' ich, ſchlicht und ohne Zierlichkeiten,
In der Erzählung mein Gemüth nur walten:
Von Looßen, welche die Geburt bereiten,
Will ich, wie Trieb' und Kräfte ſich entfalten,
Euch bis zum letzten Hauch des Helden leiten.
So deuten ſich die wechſelnden Geſtalten,
Daß ihr den Ring des Lebens ganz begreift,
Wie er zuletzt in ſich zurücke ſchweift.

5. Ein Ritter herrſchte, kühn, getreu und mild,
Adlich von Sitten, königlichen Blutes,
Der Feinde Schrecken und der Seinen Schild,
Zu Parmenie, in Fülle reichen Gutes.

Sein junger Leib war aller Tugend Bild;
Nur wollt' er, im Geleit des Uebermuthes,
Zu weit in ſeines Herzens Lüften ſchweben,
Und immer nur nach eignem Willen leben.

6. Die Sorge wagte nicht, ihn anzuſprechen,
So ſpielend zog er ſeine Bahn dahin.
Das Recht behaupten, und den Unglimpf rächen,
Und Kraft an Kraft ermeßen, war ſein Sinn,
Den alle Macht der Welt nicht konnte brechen;
Doch hatt' er des nur kurze Friſt Gewinn:
Kaum daß der Jugend Morgenſtern ihm funkelt,
So fiel der Abend ein, der ſie verdunkelt.

7. Herr Riwalin, ſo hieß er, trug die Lehen
Von Morgan, König im Bretagner Land.
Doch ſei's nun, daß ihm eine Schmach geſchehen,
Sei's, daß er ſich verjährtem Recht entwandt,
Es konnte Pflicht und Bündniß nicht beſtehen;
Und bald gab Riwalin der ſtarken Hand
Den Ausſpruch heim, entbietend die Vaſallen
In Morgans Herrſchaft feindlich einzufallen.

8. Er brach ihm Burgen, ſchlug ſein Volk, verheerte
Die Gauen weit, und raubte viel der Habe;
Zwar fiel auch ihm manch guter Kampfgefährte,
Denn ſtets gebüßt wird Krieges Glück und Gabe.
Morgan, der kaum ſich der Gewalt erwehrte,
Sann, wie er ſchlau ſie abzuwenden habe,
Und ſchien ſich ſeinem Lehnsmann zu bequemen,
Nach deſſen Willen Frieden anzunehmen.

9. Als dieſe Waffen waren beigelegt,
Ließ Riwalin ihm nicht daheim genügen,
Weil ſich der Ehre Luſt in ihm bewegt
Nach ritterlichem Preis und fernen Kriegen.
Er hört, was Lob der Ruf herüber trägt
Von König Mark, der Cornwalls Thron beſtiegen:
An ſeinen Hof will er zum erſten reiſen,
Da Sitt' und Tugend lernen und erweiſen.

10. Drum ſetzt er ſeinen Marſchalk zum Verwalter
Und giebt in ſeine Pflege Leut' und Leh'n.
Der Rüal war genannt, der Treuehalter.
Ein Schiff, mit köſtlichem Geräth verſeh'n
Und zwölf Genoſſen ſeines Zugs beſtallt er.
So fuhr er hin bei guter Winde Weh'n.
Bald landete die wohlbemannte Barke
Bei Tintajol, da lag der König Marke.

11. Mit hohen Ehren, wie ſich's ziemt für Herrn,
Ward es allda dem ſtolzen Gaſt erboten.
Willkommen hieß der Fürſt ihn doppelt gern
Bei'm Feſt, wozu er ausgeſandt die Boten,
Die rings umher in Cornwall, nah und fern,
Zum offnen Hof ſein Landgeſind' entboten.
Viel Ritter kamen von den Frau'n begleitet,
Mit Kleiderſchmuck und Dienern wohl bereitet.

12. Nun war des Maien ſüße Zeit begonnen,
Und Baum und Buſch zu Blüthenſträußen ſchwollen;
Die Au hat ſich ihr Blumenkleid geſponnen,
Wobei der Waldvöglein Getön erſchollen,

Und ſtimmen drein die Lüft' und regen Bronnen,
Als die den Fleiß ihr gern erluſt'gen wollen:
Da ward vor Tintajol auf grünem Plan
Das reiche Feſt des Königs aufgethan.

13. Behende liefen Schenken hin und wieder,
Den Gäſten bietend Speiſ' und edlen Trank.
Die ließen ſich in ſeidnen Zelten nieder,
Die wählten Laub zum Dach, und Moos zur Bank;
Die führten Reigen, jene ſangen Lieder;
Wär' einer auch an allen Sinnen krank,
Er müßte doch von ſolchem ſchönen Weſen
Und ſel'ger Augenweide noch geneſen.

14. Da ſcherzten und ergiengen ſich die Frauen,
Mit Rittern bald, bald unter ſich gepaart;
Gar manchen Kranz entflochten ſie den Auen,
Und ſie erblühten ſelbſt nach Kranzes Art.
Doch keine war ſo lieblich anzuſchauen
Als Blanſcheflur, des Königs Schweſter zart,
An Schönheit eine lichte weiße Blume,
Zum Wunder aller Welt, und Gott zum Ruhme.

15. Auch wurde nun ein wackres Ritterſpiel
Mit Rennen und Turnieren dort erhoben:
Die Schaaren mengten mannigfalt Gewühl,
Die Roſſe muthig durch einander ſchnoben;
Da ward des Stechens ohne Maßen viel,
Daß Lanzenſplitter an die Schranken ſtoben.
Die Frauen ſaßen an der Schau im Kreiß,
Wer ſtattlich ritte, merkten ſie mit Fleiß.

16. Und manche ſprach, zur Nachbarin gewandt:
Kein Ritter gleicht doch auf der ganzen Erde
Herrn Riwalin; wie ziert ihn ſein Gewand!
Wie ſchließt ſein königliches Bein am Pferde!
Wie fügt ſich Schild und Schaft der feſten Hand!
Wie wohl ſteht all ſein Thun und die Geberde,
Und Wuchs und Haupt! O wohl ſie ſelig Weib,
Die einſt erwirbt ſo hochgemuthen Leib!

17. Als ſich das Waffenſpiel nunmehr geendet,
Und die Genoßen da und dorthin reiten,
Hatt' ungefähr ſich Riwalin gewendet,
Wo Blanſcheflur im Schatten ſaß abſeiten.
Er ſprengt hinan, und holden Gruß ihr ſendet:
Gott grüß' euch, Schöne! — Mög' er euch geleiten!
Erwiedert ſie; doch unverzieh'n dem Rechte,
Das wider euch ich gern zur Klage brächte.

18. Was konnt' ich nur an euch, Fräulein, verſchulden?
Befragte ſie der Ritter minniglich.
Sie ſprach: Mein beſter Freund muß Kränkung dulden
Von eurethalb. — So richtet über mich:
Was ihr gebietet, kann ich eure Hulden
Damit gewinnen, thu' ich williglich.
Eh daß ihr mir ſo argen Willen traget,
Beſtraft mich, weiß ich ſchon nicht, was ihr klaget. —

19. Ich haß' euch nicht zu ſehr, um was geſchehen,
Sprach ſie, doch darf ich euch darum nicht minnen,
Denn wie ihr mir zur Buße wollet ſtehen,
Muß ich zuvor noch beßer werden innen.

Der Ritter wünſcht die Rede zu verſtehen,
Er neigte ſich und wollte ſo von hinnen,
Da ſandte ſie ihm ſüßen Segen nach,
Und ſprach aus inniglichem Herzen: Ach!

20. Ihr Herz, das war der Freund, den ſie gemeinet.
Es hatte Riwalin bei ſich gedacht:
Hab' ich aus ihrer Freundſchaft wen verkleinet
An ſeiner Ehr', und ließ es aus der Acht?
Als aber ihm bei dieſer Sorg' erſcheinet,
Wie dennoch ihr holdſel'ger Blick gelacht,
Und er ihr ſcheidend Seufzen dann vernommen,
Da war in ihm ein neues Licht entglommen.

21. Dieß Licht begann erwärmend ſich zu regen,
Denn keimendes Verlangen ſproßt vom Hoffen
So friſch empor, wie Knoſpen nach dem Regen.
Ihn hatt' ihr Bild oft wie ein Blitz getroffen,
Nun kam es ihm wie Sonnenſchein entgegen,
Und legt' ihm ſelber ſein Geheimniß offen.
So huben ſich in ihrer Beider Herzen
Die bangen Freuden und die ſüßen Schmerzen.

22. Mit Schweigen hatte Blanſcheflur geſprochen,
Und Luſt und Schreck begegnen ſich verſtohlen,
Weil ihr aus ſcheuer Hut an's Licht gebrochen
Was ſie im Schein des Zwiſtes gern verhohlen.
Ihr zarter Buſen drang empor mit Pochen,
Als wollt' er noch zurück den Seufzer holen;
Jungfräulich wollt' ihr Blut die Glut ertödten,
Doch es ward ſelbſt zum glühenden Erröthen.

23. So ſcheucht und lockt, birgt und verräth die Minne,
Die allgewaltige Verſtrickerin.
Er trug nun Kron' und Scepter ihrer Sinne,
Sie thront' in ſeiner Bruſt als Königin;
Des wurden Beide neuen Muthes inne,
Das Zagen und der Zweifel fuhr dahin:
Wo ſie ſich ſah'n, ſah Lieb in Liebes Augen,
Im Gegengruß Gewißheit einzuſaugen.

24. Doch dieſe Blicke ſchlichen hin und her
Wie kluge Boten mit beſcheidnem Tritte,
Und förderten den ſehnlichen Verkehr
Des Ritters und des Fräuleins in der Mitte
Der vielen Gäſte, die nicht wußten mehr
Von ihrem Thun als Zucht und Hofesſitte.
Das Feſt war mit der Mailuſt nun zerronnen,
Ein heißer Spiel naht mit den heißern Sonnen.

25. Es kam die Märe von des Landes Marken,
Ein Feind brech' ein und drohe harten Strauß.
Der König ſchnell verſammelt ſeines ſtarken
Heerbannes Macht, und rückt ins Feld hinaus.
Und Riwalin begleitet freudig Marken,
Er dient ihm wie Vaſall von ſeinem Haus,
Und wünſcht mit ſeinen ſchon verſuchten Waffen
Sich Ruhm, und Cornwall Sieg und Heil zu ſchaffen.

26. Raſch auf einander ritten Heer und Heer,
Sie fochten mannlich ihren wackern Krieg,
Die Rüſtung wurde manchem heiß und ſchwer,
Doch immer ſtand, wo das Gedränge ſtieg

Der Schild von Parmenie zu Cornwalls Wehr.
Zuletzt erſtritt des Königs Volk den Sieg,
Der Feind ward meiſt gefangen und erſchlagen,
Daß, wer entkam, vom Glücke hätt' zu ſagen.

27. Nur, leider, eh die Schlacht noch ausgeklungen,
Muß der von dannen, der ſie wohl erkundet,
Der werthe Riwalin, der wild umrungen
Im Vorderreihn, wird auf den Tod verwundet;
Ihm iſt ein Speer zur Seiten eingedrungen,
Er fällt, wie einer, der nicht mehr geſundet.
Heim tragen ihn die jammernden Genoßen
Auf einer Bahre zwiſchen ihren Roſſen.

28. Als ſie den ſiechen Mann nach Tintajol
Hereingebracht, da braucht ihr nicht zu fragen,
Ob es in aller Ohren herbe ſcholl,
Ob ſich um ihn erhob ein kläglich Klagen.
Nicht edle Frau'n nur ſind der Trauer voll,
Das arme Volk weiß auch von ihm zu ſagen;
Sie dau'rt ſein ſchöner Leib, die ſüße Jugend,
Und ſeine wohl geborne Herrentugend.

29. Was aber auch ein jeder klag' und weine,
Zu tauſendmalen mehr als alle pflag
Des bittern Jammers Blanſcheflur, die reine.
Sie fiel ſich ſelber an mit manchem Schlag,
Kaum daß ſie ſich verſchloßen hat alleine,
Recht an die Stelle, wo das Herze lag.
Es war erbärmlich, wie das ſüße Weib
Quält ihren jungen ſchönen ſüßen Leib.

30. Gern hätte ſie ihr Leben hingegeben
Für einen Tod, der nicht der Liebe droht.
Sie ſchien in eigner Todesnoth zu ſchweben,
Und lebte nur in fremder Todesnoth;
Denn einzig hält und labt ſie noch das Streben
Zu ſehn ihr liebſtes Leben, eh es todt.
Hat ihr der Tod noch dieſes gönnen müßen,
So mag er auch an ihr die Luſt noch büßen.

31. Als ſie gekommen wiederum zu Sinnen,
Lenkt ſie ihr Trachten darauf allewege,
Wie ſie den Wunſch mag insgeheim gewinnen.
Auf eine Meiſterin, in deren Pflege
Und treuer Hut von Kindheit ihr Beginnen
Geweſen, ward ihr erſtes Hoffen rege:
Die rief ſie zu ſich, wo ſie zwei nur waren,
Und unterwand ſich, ihr's zu offenbaren.

32. Die Augen ihr von Thränen überwallten,
Daß ſie ſich drängten auf der lichten Wange:
Die Hände flehten, vor ihr hin gefalten:
Ach! wehe mir! ſo weint' und ſprach ſie bange:
Du haſt mir immer große Treu gehalten,
Gewähre des mich nun, was ich verlange,
Herzliebe Meiſterin! Du biſt mein Hort,
Mein Heil hängt ganz an deinem Rath und Wort.

33. Hilfſt du mir nicht, ſo ſieh mich ſchon als Todte.
Sagt mir denn, werthes Fräulein, euer Leid. —
Darf ich's vertraun, o Traute, dem Gebote? —
Ja, Kind, ich bin zu tröſten dich bereit. —

Hör', Mutter, dann: mich tödtet dieſer Todte. —
Wer? — Riwalin. — O jammervolle Zeit! —
Laß mich ihn ſehen, eh' er gar erſtorben,
So haſt du ew'gen Dank an mir erworben.

34. Die Meiſterin ließ nicht ihr Wort verderben;
Sie denkt, was ſchadet's, ob ich das gewähre?
Der Ritter muß heut oder morgen ſterben,
So friſt' ich meiner Frauen Leib und Ehre,
Und mag mir Lieb' und Huld redlich erwerben.
Mir geht zu Herzen eurer Trübſal Schwere,
Mein Fräulein, ſprach ſie; ſteht's in meinen Händen,
So zweifelt nicht, ich will die Noth euch wenden.

35. Ich will alsbald zu dem Todwunden gehen,
Und will die Stätte, wo er liegt, wer ſein
Mit Pflege wahrnimmt, alles wohl erſpähen.
Sie gieng zum Ritter mit Geberden ein,
Als käm ſie klagen ſeine Angſt und Wehen,
Und ſagt' ihm leiſe: Herr, die Jungfrau mein
Wollt' gern in euren Nöthen zu euch kommen,
Nur ſei's nach Sitt' und Ehre vorgenommen.

36. Und als ſie Weg' und Mittel ausgemacht,
Kehrt ſie zurück zu ihrer Blanſcheflur.
In eines armen Beteweibes Tracht,
Baarfuß, zum Gürtel eine grobe Schnur,
Wie ſie im Spittel wohl bei Siechen wacht,
Verbarg ſie ganz die ſchöne Creatur.
Ihr Haar in Zöpfen, und ein Tuch aus Leinen
Ließ, hängend, faſt ihr Antlitz nicht erſcheinen.

37. So nimmt ſie die Prinzeſſin an die Hand,
Und führt ſie, wo er liegt, der arme Schwache.
Er hatte all die Seinen fortgeſandt,
Weil Still' und Ruh den Schmerz gelinder mache.
„Die Aerztin hier bringt heilſamen Verband;“
Sagt zu den Dienern ſie im Vorgemache,
Und ſchafft alſo, daß die herein ſie ließen,
Und ſorgt, die Thüre hinter ihr zu ſchließen.

38. Ach! ſeufzet Blanſcheflur, ach! heut und immer,
Wie gar iſt meines Lebens Troſt verloren!
Und Riwalin im dämmerlichen Zimmer
Sieht kaum ſie nahn, doch dringt in ſeine Ohren
Der ſüße Laut: ein ferner Morgenſchimmer,
Geht ſie ihm auf wie aus des Himmels Thoren.
Er neigt ſich ihr, doch nur mit mattem Winken,
Und muß gleich wieder auf ſein Lager ſinken.

39. Sie merket wenig, wie er ſie empfangen,
Von Lieb' und Leid erkalten ihre Glieder,
Der Roſenſchein erblaßt auf Mund und Wangen,
Und Nacht fällt auf der klaren Augen Lieder.
Erſterbend noch in zärtlichem Verlangen
Lehnt ſie zu ihm ſich Wang' an Wange nieder:
So lag ſie lang' in ſchwindenden Gedanken
Ohnmächtig da bei dem ohnmächt'gen Kranken.

40. Als ihr entwichner Sinn ſich wiederfund,
Drückt ſie alsbald, voll Inbrunſt nnd Erbarmen,
Zu tauſendmalen ihren ſüßen Mund
Auf ſeinen, der vom Hauche muß erwarmen.

Sein ſchlummernd Leben wachet auf zur Stund,
Gewiegt in ihren lind' umſchlungnen Armen.
Auf ihren Lippen wohnt ein köſtlich Weſen,
Das ſaugt er ein und wähnt ſich ſchon geneſen.

41. Darob erglüht der Minne Kraft in beiden,
Aus Noth und Tod mächtig emporgerungen.
Sie wollten nur am Weh die Seelen weiden.
Doch ſüßre Qual hat jenes Weh verſchlungen;
Sie einet allererſt das letzte Scheiden.
Der Jüngling, wie von Jugend neu durchdrungen,
Zwang das geliebte minnigliche Weib
Innig und nah an ſeinen wunden Leib.

42. Die Schöne fügt ſich willig ſeinem Willen,
Und beut ſich ſelbſt als ſüßer Labung Becher,
Den Lebensdurſt des Schmachtenden zu ſtillen.
Der Trunk berauſcht den zu verwegnen Zecher,
Aus ſel'gen Wunden will ſein Geiſt entquillen,
Schon liegt er wie erſtarrt und athmet ſchwächer:
Er mußte ſterben an der hohen Wonne,
Hätt' ihm nicht Gott verlieh'n das Licht der Sonne.

43. Sie ſchied, von Noth entladen und beladen:
Ihr Herzensleid zurück bei'm Ritter bliebe,
Vertauſchet mit der Minne Bund und Gnaden;
Doch unterm Herzen keimen neue Triebe
Des Lebens ihr, zu ihres Lebens Schaden.
Das wußt' ſie nicht, ſie wußte nur von Liebe:
Er war ganz ihr fortan, ſie ſeine nur,
Und Riwalin war eins mit Blanſcheflur.

44. Er lag in Träumen, die er nicht ermaß,
Das ſtolze Glück erhöht ihm ſein Gemüth;
Den Todespfeil, der in den Adern ſaß,
Warf aus das freudebrauſende Geblüt.
Die Diener prieſen, da ihr Herr genas,
Wie klug die Aerztin ſich für ihn bemüht.
Doch kaum geſund brach er geheime Frucht
Der Lieb', als neue Trennung heim ſie ſucht.

45. Sein Marſchalk ſendet Botſchaft aus den Landen,
Daß Morgan ſich, da fern der junge Held,
Nicht binden läßt von des Vertrages Banden,
Ein Heer, gewalt'ger als zuvor, geſellt,
Und, giebt man nicht ihm, was er heiſcht, zu Handen,
In Parmenie mit Schwert und Feuer fällt;
Daß Muth und Treue wankt bei ſeinen Mannen,
Wenn ſeine Kunſt nicht bald ſie wird ermannen.

46. Er ſchickt ſich drauf zur Heimfahrt über See,
Gleich hört die leid'ge Kunde Blanſcheflur;
Sie ſagte bloß das arme Wort: „o weh,“
Das viel und oftmals ihrem Mund entfuhr.
„O Minne, ſo verlockſt du je und je
Aus Luſt in Leid, wer ſich dir eigen ſchwur.
Dein Wahn, der in ſo falſcher Süße ſchwebet,
Trog mich, er trüget alles was da lebet.“

47. Indem trat Riwalin in das Gemach,
Und ſprach: Ich ſoll und muß zu Lande fahren,
Bald hoff' ich glücklich Ende meiner Sach,
Euch, Schöne, möge Gott geſund bewahren.

Bleibt euch mein treues Angedenken wach,
So frag' ich nicht nach aller Feinde Schaaren.
Gebietet mir! ſagt mir ein letztes Wort!
Schon wartet mein das Schiff, und ich muß fort.

48. Das Fräulein mußte ſolche Red' entherzen,
Fiel in den Schooß der Meiſterin wie todt.
Er kniet zu ihr mit weinend bangem Herzen,
Und wußte keinen Rath für ihre Noth
Als linde Liebkoſung und trautes Herzen,
Und Küße, die er Mund und Augen bot,
Bis ſie begann ſich an ihm aufzuranken,
Und ſelbſt ſich konnte halten ohne Schwanken.

49. Da ſprach ſie: Theurer Mann, ich muß es klagen
Daß ihr ſo weggeht wie ein freier Gaſt,
Und, wenn ich's darf mit euren Hulden ſagen,
Verdient' ich's freundlicher um euch; ihr laßt
Mich hier allein in dreien Sorgen zagen.
Zuerſt ſo trag' ich eines Kindes Laſt
Von euch, des ich wohl nie geneſ', ich Arme:
Die reine Magd ſich mein und ſein erbarme!

50. Und wenn mein Herr und Bruder es erfährt,
So läßt er mich des grimmen Todes ſterben.
Ja, wenn er auch den Leib mir nicht verſehrt
Wird er doch Gut und Ehre mir verderben;
Dann muß mit mir verſtoßen, arm, unwerth,
Mein vaterloſes Kind die Trübſal erben.
Auch wird mein Land, mein Volk und hoch Geſchlecht
Durch meine Schmach an Ehren ſehr geſchwächt.

51. Er ſagte drauf: Seid wohlgemuth, o Traute!
Mir iſt ſo lieber Tag an euch begegnet,
Wenn, eu'r vergeßend, ich mein Glück mir baute,
So wär' ich wohl auf ewig ungeſegnet.
Die hohe Kraft, die uns mit Luſt bethaute,
Vereint uns, wenn es blitzt und ſtürmt und regnet.
Mein Schickſal bleibt von eurem ungeſchieden,
Kein Leid geſchieht euch je mit meinem Frieden.

52. Jetzt möchte König Mark mich landlos achten,
Begehrt' ich euch zum ehlichen Gemahl;
Doch wird er mich als Schwager nicht verachten,
Wenn ich beſiegt der mächt'gen Feinde Zahl.
Schnell rückzukehren war mein Ziel und Trachten,
Doch, weil ihr bangt, biet' ich euch dieſe Wahl:
Ich bleibe hier, zum Dienſt euch und zur Steuer;
Wo nicht, fahrt mit, und was ich bin, iſt euer. —

53. Ach Herr und Freund, wie wohl erweiſ't ihr's mir!
Ich will's euch danken mit fußfäll'ger Seelen.
Doch iſt für mich kein länger Bleiben hier,
Ich kann die Angſt nicht um mein Kindlein hehlen.
Der beſte Rath iſt euch zu folgen ſchier,
Kann ich geheim mich nur von hinnen ſtehlen.
Fahrt erſt zu Nacht, ſo hilft die Meiſterin
Zu eurem Schiffe mir verkleidet hin.

54. Als ſie erwägt, wie ſich's am beſten füge,
Gieng Riwalin, Urlaub von Mark zu nehmen.
Dem ſagt er, wie daheim die Sache liege,
Er müße ſchnell den falſchen Morgan zähmen.

Ihm folget mancher Wunſch zu Heil und Siege,
Von Rittern, die ſich um ſein Scheiden grämen.
Der König hofft, er werd' an Gut und Ehren
Gefördert, bald zu ſeinem Hofe kehren.

55. Derweil die noch den letzten Becher trinken
Auf gute Fahrt, fiel ſchon die Sonn' in's Meer,
Und heimlich thäten nun die Sterne winken.
Da ſchlich das Fräulein unbemerkt daher,
Zur Bucht, allwo des Schiffes Segel blinken,
Als Edelknabe, den zu guter Lehr
In Waffenkunſt der Ritter mitgenommen;
So harrt ſie dort ſchon, eh er hingekommen.

56. Sie ſtießen ab, ſie ſchnitten durch die Wellen,
Die nur mit Plätſchern um den Kiel ſich regen.
Gelinde Lüfte kaum die Segel ſchwellen,
Das Schiffvolk konnte meiſt zur Ruh ſich legen,
So ſchnarchten auch im Raume die Geſellen,
Hingleitend unbeſorgt auf feuchten Wegen,
Als noch der Ritter ſammt dem holden Buben,
Umarmt, die Blicke zum Geſtirn erhuben.

57. Das blinket in der Fluten Widerſcheine
Wie naß vor Wehmuth; ſie ergreift ein Wähnen,
Als ob die Welt aus tauſend Augen weine,
Und ihre Liebe ſchwimm' im Meer der Thränen.
Da weigern ihre Augen nicht alleine
Die Flut zu mehren, hingethaut in Sehnen.
Bald hatte Liebesblick ſie neu umlächelt,
Ihr Hauch die Thränenſeen weggefächelt.

58. Die Nacht floh hin, von ſtatten gieng die Fahrt,
Am dritten Tage kamen ſie zu Land.
Der Marſchalk, mit den Seinigen geſchaart,
Hieß froh willkommen ſeinen Herrn am Strand,
Dem er alsbald umſtändlich offenbart,
Wie er die großen Sorgen kaum beſtand.
„Doch weil euch Gott in Zeiten hergeſendet,
Iſt Rath und Troſt uns allen ausgeſpendet.“

59. Hiernächſt vertraut ihm Riwalin mit Fleiß
Von Blanſcheflur ſein liebes Abenteuer.
Ja Herr, ich ſeh', ihr wachſ't an Würd' und Preis
Von Tag zu Tag, erwiedert ſein Getreuer
Ihm hoch erfreut; denn ſolche Blume weiß
Krönt euren Namen wohl, und macht ihn theuer
Bei aller Welt; eu'r Glück und eure Wonne
Steigt herrlich auf, ſo wie die Morgenſonne.

60. Nun laßt die Gute gleiche Güt' erproben:
Wenn wir der Noth gewehrt mit unſern Waffen,
Werd' öffentlich ein Hochzeitfeſt erhoben,
Da ſollt ihr's reich und königlich ihr ſchaffen,
Daß König Mark es ſelber möge loben.
Zuvor noch laßt, daß Lai'n es ſeh'n und Pfaffen,
Zu rechter Eh' euch in der Kirche weihen;
Glaubt, alles wird euch beßer drum gedeihen.

61. Alſo geſchah's nach Rüals biederm Wort.
Weil nun die Herrn zu hartem Zeitvertreib
Das Land durchreiten mußten da und dort,
Führt Blanſchefluren, um ſo theuren Leib

Beſorgt, der Marſchalk auf ein feſtes Ort,
Cantell genannt, da wohnt ſein eigen Weib;
Der anbefahl er ſie, der reinen, ſteten,
Der Weibesehre Spiegel, Frau Floreten.

62. Den Winter über war mit ſeiner Beute
Morgan auf einer ſtarken Burg geſeßen.
Die beiden rüſten Zeug indes und Leute,
Ermuthigend, wer ſich des Streits entſeßen,
Und ſind bereit, da ſich das Jahr erneute,
Sich mit dem Feind' in offnem Feld zu meßen.
Von Parmenie die blühnde Ritterſchaft
Stand wider Morgans übergroße Kraft.

63. So kam es an der Landwehr zum Gefechte,
Wo Kunſt und Muth und Stärke ſich bewährt.
Gewalt der Rechte wurde da zum Rechte,
Und es beſchwert ſtatt Zungen ſich das Schwert.
Wie wenig ward geſchont der guten Knechte!
Wie manchem war ſein Letztes da beſcheert!
Hier war der Staub gelöſcht, dort das Gras blutig,
Doch Parmenie ſtand im Gedränge muthig.

64. Bis, da die Schaaren der Bretagner weichen,
Und jene ſetzten ſiegesfreudig nach,
Mit wildem Schrei aus Waldung und Geſträuchen
Vom Hinterhalt hervor ein Haufe brach.
Gar tapfre Reiter mußten wohl erbleichen,
Wenn ſie ein Speer plötzlich im Rücken ſtach.
Drob ward ihr Heer zerrißen und verworr'n,
Daß Riwalin es ſah mit großem Zorn.

65. Indes die pflichtvergeßnen Unterthanen
Der treue Marſchalk, ſeinem Herrn zum Schutz,
Zu ſammeln eilt um die bekannten Fahnen,
Beut der allein dem Feinde Wehr und Trutz,
Und weiß ſich vorwärts weiten Raum zu bahnen.
Er drang hindurch, wenn nicht im blut'gen Schmutz
Der Gaul ihm ausglitt, und vom Sporn geriſſen
Sich ſtampfend, bäumend, über ſich geſchmiſſen.

66. Noch mancher Feind erſchrack des dumpfen Halls,
Als ſeine Waffen klirrten über ihm.
Der freche Morgan freut ſich ſeines Falls,
Er ſprengt herzu, durchbohrt mit Ungeſtüm,
Wo Helm und Harniſch gränzen, ihm den Hals,
Nicht fragend, ob ſich ſolcher Streich geziem',
Statt ihn zu fahn um Löſung, wie bei Fürſten
Die Sitte gilt; ſo brennt ſein Rachedürſten.

67. Als Riwalin die Diener fallen ſah'n
Ermannten ſie vordringend ſich zum Kampf:
Viel tapfre Thaten nun zu ſpät geſchah'n.
Wo der Held lag im letzten Todeskrampf,
Tobt zehnfach wütend auf blutrothem Plan
Geklirr, Mord, Zeter, Wiehern und Geſtampf,
Daß ſie, wie grimmig Morgans Krieger ſchnaubten,
Den Leichnam und das Feld zuletzt behaupten:

68. Drauf ward der todte Herzog aufgehaben,
Zur Burg in ſeiner Ahnen Gruft zu wallen.
Ihr denkt wohl, wie die Seinen ſich gehaben:
Sie ſind gemuthet und in Noth gefallen

Als die, ſo Ehr' und Gut mit ihm begraben,
Vom eignen Mann zum oberſten Vaſallen.
Doch er iſt hin, man muß ſich ſein entwegen,
Und beten, Gott im Himmel woll' ihn pflegen.

69. Nur Blanſcheflur nicht um den Gatten weinet,
Wiewohl kein Weib ſo tödlich Leid erwarb;
Das macht, ſie war im Innern ganz erſteinet,
Der Klage Laut auf ihrer Zung' erſtarb.
Die Sonn' ihr nur mit bleichem Glanze ſcheinet,
Ihr Aug' umhüllet düſtre Trauerfarb.
So lag ſie in den Qualen, kaum noch ächzend,
Nach ihrer bangen Seel' Entbindung lechzend.

70. Da fuhr ein Zucken durch den ſtarren Leib,
Des Lebens Wehen aus des Todes Nöthen.
Vier Tage wand ſich das troſtloſe Weib:
Kann's nicht der Gram, ſo muß ihr Kind ſie tödten.
O ſüßes Kind, im Mutterſchooße bleib'!
Was ringeſt du nach andern Grabesſtäten?
So denkt ſie ſtets mit innigſtem Erbarmen;
Ein Söhnlein lebt, man gab es ihren Armen.

71. Sie ſprach, es hegend am gebrochnen Herzen:
Ich habe, da ich dich empfieng, getrauert,
Dein Vater traurig lag in wunden Schmerzen,
In Trauer hat mich die Geburt durchſchauert,
Traurig umwölkt ſich deine Sterne ſchwärzen,
Weil du verwaiſt und von Gefahr umlauert.
Drum heiße Triſtan mit dem traur'gen Namen.
Das iſt mein letzter Mutterſegen. Amen.

72. Der Sohn genas, die Mutter lag erblichen,
Und ward zu Riwalin in's Grab getragen.
Ihr Kind ſei todt der Todten Schooß entwichen,
Befahl der Marſchalk allem Volk zu ſagen,
Obſchon das Land ob ſolchem jämmerlichen
Berichte noch trübſel'ger mußte klagen.
Das ordnet Rüal mit getreuen Liſten,
Der Waiſe Leib und Gut und Recht zu friſten.

73. Denn hätte Morgan um das Kind gewußt,
Er ruhte nicht, er mußt' es dann verderben.
Auf beſſre Zeiten hofft die treue Bruſt
Das Land zu ſparen ſeinem ächten Erben.
Jetzt, da es blutet nach dem Kriegsverluſt,
Hieß er die Edlen ſelbſt um Frieden werben.
So ward der Zwiſt geſühnet und entſchuldigt,
Und ward dem Oberlehensherrn gehuldigt.

74. Er will den Knaben auferziehn als ſein,
Und mahnt ſein Weib ſich Schwangern gleich zu halten.
Geräth und Kammer richtet auf den Schein
Sie klüglich zu mit heimlichen Anſtalten;
Die Amme ſchafft das Kind gar ſtill herein,
Als ſollte bei der Kreißenden ſie walten.
Der war's vertraut; ſonſt ward die Mär' erfunden,
Die Marſchalkin ſei eines Sohns entbunden.

75. Und als ſie ingelegen ihre Wochen,
Trug ſie ihn lieb zum Gotteshaus hinauf.
Da wurde Segen über ſie geſprochen,
Der Kleine dann benamt im heil'gen Tauf

Wie ihm der Mutter ſcheidend Wort verſprochen.
Ich nenn' ihn Triſtan nach der Zeiten Lauf,
Sprach Rüal: Gott kann's beßer mit ihm machen,
Daß er einſt fröhlich mag des Namens lachen.

76. Es war ja wahrlich wahr und kein Betrug,
Wenn ſich Florete zu dem Sohn bekannte:
Er fühlt' zu ihr der Kindestriebe Zug;
Sie mütterlich wie keines theurer nannte,
Das ſelbſt ſie unter ihren Brüſten trug.
Mit ſüßem Fleiß ihr Sinn ſich zu ihm wandte,
Die Tugendreiche hegt ihn früh und ſpat,
So daß er niemals unſanft niedertrat.

77. Ihm waren Scherz und Freiheit Spielgenoßen,
Doch das Geleit der Kindheit nahm die Flucht.
Als bei der Mutter ſieben Jahr verfloßen,
Nahm ernſter ihn der Vater in die Zucht;
Als ſeiner Freuden Blüthe kaum entſproßen,
Ward ſie vom Reif der Sorgen heimgeſucht:
So wandelte ſein Leben ſich allmählig,
Das ward ſeitdem noch leider arbeitſelig.

78. Zwar fügt ſich Triſtan allem Fleiße gerne,
Sein Vater gab ihm einen Meiſter zu,
Der war begabt mit guter Weisheit Kerne,
Und ſann zu allen Stunden ohne Ruh
Wie nun ſein Zögling eins, nun andres lerne,
Ein Ding heut wohl und morgen beßer thu'.
Der fremden Zungen Kunſt, der Bücher Satzung
War täglich ſeines jungen Sinnes Atzung.

79. Von heiliger Geſchicht, und Lehr der Weiſen,
Von Recht und Sitte muß der Knabe wißen;
In feinen Reden ſtand er ſehr zu preiſen,
So war er auch auf Muſica beflißen,
Daß ſeine zarten Finger ſchöne Weiſen
Auf allerhande Saitenſpielen rißen.
Ihm war, was irgend nur ein löblich Werk,
Bis er's gefaßt, ſein emſig Augenmerk.

80. Bald lernt' er auch mit Schenkeln und mit Zügeln
Das Roß zu jedem Tritt und Wendung rühren,
Und feſt im Sitz geſchloßen und den Bügeln
Den Schild und Speer nach Ritterweiſe führen,
Dann ringen, ſpringen und den Lauf beflügeln,
Den Degen und im Wurf den Schaft regieren,
Dann durch den Forſt die Haſen, Füchſe, Hirſchen
Mit Hunden jagen, mit Geſchoße pirſchen.

81. Davon erſtarkt der zarten Glieder Kraft,
Doch ließ man ſie vor Uebermaß bewahren.
Rüal verſtand ſich wohl auf Ritterſchaft,
Er war ja ſelbſt in ſeinen jungen Jahren,
In manchem Abenteur und Spiel ſieghaft,
Zum Hof des Uter Pendragon gefahren,
Wo Merlins Kunſt und Weisheit vorbereitet,
Was Artus Herrſchaft herrlich dann verbreitet.

82. Kein Königsſohn iſt alſo hoch geboren,
Der beßer lernt in ſeines Hofes Mitten,
Als Triſtan, der ſein erblich Glück verloren,
Was adlich iſt in Rede, Tracht und Sitten.

An ihm war alles ſchön und auserkoren,
Holdſeligkeit und Zier auf ſeinen Tritten;
Wie er an klein und groß beſcheiden thut,
So trägt auch alle Welt ihm holden Muth.

83. An vierzehn Jahre war etwa der Knabe,
Da trug ſich's zu, daß vor die Burg Cantell
Von Norweg über See voll Kaufmannshabe
Ein Schiff, mit Segeln und mit Rudern ſchnell,
Zu landen kam: es führte reiche Gabe,
Viel ſeidnes Zeug, Kleinode blank und hell.
Die Fremden legten ihren Markt nun aus,
Die Märe kam dem Marſchalk in ſein Haus.

84. Zwei ſeiner Söhne hatten froh vernommen,
Da wären Falken, ſchönes Federſpiel;
Worauf den Triſtan ſie bei Seit genommen,
Der allen ſtets der freundlichſte Geſpiel,
Er möchte mit zu ihrem Vater kommen,
Ob es auf ſeine Bitte dem gefiel',
Daß er mit ihnen zu dem Schiffe gienge,
Und kaufte da dergleichen ſchöne Dinge.

85. Der Marſchalk führt ſie ſelbſt zum Strand hernieder,
Es lacht das Herz den muntern kleinen Schalken
Nach all dem bunten luſtigen Gefieder,
Blauſchnabelichten Schmerlen, Pilgerfalken
Und Sperbern, die in Reihen hin und wieder
Sie ſitzen ſah'n auf Stangen und auf Balken.
Nun feilſchet Triſtan für die andern zwei
Und ſich, daß jedem eine Gnüge ſei.

86. Sie ſchickten ſich nach Hauſe ſchon zu gehn,
Da mußte Triſtan innen an der Wand
Von ungefähr ein Schachbrett hängen ſehn,
An welchem zierlich Felder ſo wie Rand
Wohl eingelegt von glattem Holze ſtehn;
Dabei ein köſtliches Geſtein ſich fand,
Das war von edlem Elfenbein gegraben,
Gar meiſterlich durchbrochen und erhaben.

87. Ei, edle Kaufherrn, wißt ihr in dem Schache,
Das ihr da feil habt, ſelber auch zu ziehn?
So ſagte Triſtan in norweger Sprache,
Daß ihrer jeder drob verwundert ſchien,
Wie ſolche unbekannte fremde Sache
Dem Kind mit andern Gaben wär' verliehn.
Hier ſind genug, ſagt einer, die's verſtehen:
Wollt ihr: wohlauf! ſo will ich euch beſtehen.

88. So hatten dieſe ſich zum Spiel geſetzt,
Und Rüal ſprach: Ich habe heim zu eilen,
Du, Triſtan, weil die Kurzweil dich ergetzt,
Magſt, bis du ſie vollbracht, allhier noch weilen.
Bei deinem Meiſter laß' ich dich für jetzt,
Der nimmt dein wahr und kann dir Rath ertheilen.
Er ging von dannen mit den andern zwein,
Und Curvenal und Triſtan blieb allein.

89. Das Kaufmannsvolk erſtaunte nicht geringer,
Da ſie den klugen Knaben ſpielen ſahn.
Er rührt im Brette die behenden Finger,
Des Gegners Liſten können ihn nicht fahn.

Er dringt mit ſtarkem Thurm und ſchlauem Springer
Vor allen mit der Königin hinan.
Dazwiſchen flogen von der Schachſpiel-Kunde
Die fremden Wörtlein zierlich ihm vom Munde.

90. Sie hatten ſeine edle Hofesart,
Und Wuchs und Bildung des holdſel'gen Jungen,
Und ſeine ſüßen Künſte wohl gewahrt,
Und wurden von Gewinnes Luſt bezwungen.
Sie dachten: Wie belohnt wär' unſre Fahrt,
Wenn wir ſo köſtlich dieſe Beut' errungen!
Ein ſolcher Diener ziert den größten König,
Wo wir ihn bieten, frommt er uns nicht wenig.

91. Sie winkten ſich mit Augen, und zum Lauf
War heimlich alles bald im Schiff bereit.
So gebt ihr dieſen Stein mir in den Kauf?
Rief Triſtan, ganz vertieft in ſeinen Streit.
Sie winden leiſ' indes die Anker auf,
Und ſtoßen ab, und ſind vom Strande weit,
Eh er es merkt; was drauf ihm widerfahren,
Sollt ihr im folgenden Geſang erfahren.

Todten-Opfer

für

Auguſta Böhmer.

I.

Sinnesänderung.

Ich wollte dieſes Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöh'n.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden ſchön.

Was die Natur gewoben,
Was Menſchen drauf erhoben,
Verband mir Poeſie.
So wähnt' ich klar zu löſen
Das Gute ſammt dem Böſen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgeſprochen
Dem ordnenden Gefühl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerſpiel.

Doch bald iſt mir zerronnen
Der Muth, ſo dieß begonnen,
Die Gnügſamkeit in Dunſt.
Gefeßelt vom Verhängniß
Im irdiſchen Gefängniß:
Was hilft mir weiſe Kunſt?

Die Roſe kaum entfaltet,
Doch ſüßer mir geſtaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm geſtochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun ſchau' ich zu den Sternen,
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entſaugen,
Küß' ich die leere Luft.

O, werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falſchen Welt entflohſt!

Sieh mich in meiner Demuth
Und hauch in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Troſt.

Wenn dort die Roſ' erblühte,
So ſei die heil'ge Güte
Endlos gebenedeit.
Zwar ſehnlich werd' ich ſchmachten,
Doch nicht vermeſſen trachten
Aus dieſer Sterblichkeit.

Wo ich mich wiederfinde
Bei meinem ſüßen Kinde,
Muß Heil ſein, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmliſches Gedicht.

Den ſtrahlenden Karfunkel
Nahm ich in grauſem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bei mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

II.

Auf der Reiſe.

Von ferne kommt zu mir die trübe Kunde.
Es trennt mich ein Gebirg mit Wald und Klüften,
Blau dämmernd in des Horizontes Düften,
Von dort, wo ich erlitt die Todeswunde.

Da mach' ich auf die Wandrung mich zur Stunde:
Wo Bäche ſtürzend rauſchen in den Schlüften,
Wo Felſen ſich gewölbt zu dunkeln Grüften,
Da iſt der Pfad mit meinem Sinn im Bunde.

Hier reiſ'te jüngſt hindurch, die ich betraure,
Nicht achtend auf des ſchroffen Wegs Beſchwerde;
Zur heitern Landſchaft ſüdlich hingezogen.

Mai war's, nun heißt es Sommer, und ich ſchaure
Von kaltem Sturm; ihr ward zum Grab die Erde:
Der Lenz hat Allen, Jugend ihr gelogen.

III.

Der Geſundbrunnen.

Der Himmel lacht, es wehen warme Lüfte,
Die Gauen blüh'n ringsum mit Wein und Korne.
Hier ſchirmen Hügel vor des Nordwinds Zorne
Ein kleines Thal voll friſcher Wieſendüfte.

Und es ergießt der Schooß der kühlen Klüfte
Heilſamen Trank in ewig regem Borne.
Da fällt mich die unheimliche, verworrne
Vorahndung an: hier ſind auch Todtengrüfte.

Kannſt du dich ſo, Natur, mit Mord beſudeln?
Wie, oder war dir jede Kraft und Tugend
Vom unerbittlichſten Geſtirn gebunden?

Ja, hier, wo ſelbſt die Quellen Leben ſprudeln,
Hat, in der Roſenfülle froher Jugend,
Mein ſüßes Leben ſeinen Tod gefunden.

IV.

Der erſte Beſuch am Grabe.

Schon Wochen ſind es, ſeit ſie hier verſenket
Den ſüßen Leib, von aller Huld umfloßen,
Der das geliebte Weſen eingeſchloßen,
Zu dem umſonſt mein Sehnen nun ſich lenket.

Welk iſt der Kranz, dem Grabe friſch geſchenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entſproßen:
Die Sonne zielt mit glühenden Geſchoßen,
Noch Thau noch Regen hat den Staub getränket.

Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr' dich nur weg, fühlloſes Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anderswo ergießen.

Nur meine Thränen, heil'ger Boden, ſauge!
Bei warmem Liebesblick und kühlem Hauchen
Der Seufzer ſollen Wunderblumen ſprießen.

V.

Geliebte Spuren.

Dich ſollt' ich haſſen, und ich muß dich lieben,
Ort! der mein Kleinod geizig wollte haben,
Nicht um ſich ſein zu freun, es zu vergraben;
Selbſt reicher nicht, indeß ich arm geblieben.

Hier ſind noch ihre Spuren eingeſchrieben:
Auf dieſen Wieſen ſaß ſie; Schatten gaben
Ihr Buſch und Baum, und Früchte, ſie zu laben;
Die Blumenluſt ließ Au und Feld ſie üben.

Hier ſang ſie noch dem Echo muntre Lieder;
Jungfräulich wandelnd im Epheukranze
Ließ ſie das goldne Haar anmuthig flattern.

Bald aber ſank ſie, ach! entſeelt danieder,
Wie den Geſpielen weggerafft im Tanze
Eurydice vom Stiche falſcher Nattern.

VI.

Das Schwanenlied.

Oft, wenn ſich ihre reine Stimm' erſchwungen,
Schüchtern und kühn, und Saiten drein gerauſchet,
Hab' ich das unbewußte Herz belauſchet,
Das aus der Bruſt melodiſch vorgedrungen.

Vom Becher, den die Wellen eingedrungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu getauſchet,
Der alte König ſterbend ſich berauſchet,
Das war das letzte Lied, ſo ſie geſungen.

Wohl ziemt ſich's, daß der lebensmüde Zecher,
Wenn dunkle Fluten ſtill ſein Ufer küßen,
In ihren Schooß dahingiebt all ſein Sehnen.

Mir ward aus liebevoller Hand gerißen,
Schlank, golden, ſüßgefüllt, bekränzt, der Becher;
Und mir zu Füßen brauſ't ein Meer von Thränen.

VII.

Die himmliſche Mutter.

Der Himmel, ſagt man, kann Gewalt erleiden.
O drängen meiner Blicke Liebespfeile
Die Wolken durch, daß ich an deinem Heile,
Geliebtes Kind, mein Herz doch möchte weiden!

Du mußteſt von der treuen Mutter ſcheiden:
Ward eine Mutter droben dir zu Theile?
Wer ſagt dir Tröſtung, die dein Mitleid heile,
Wenn du ſo fern herabſchauſt auf uns beiden?

Ein heil'ges Wort hat Botſchaft ja geſendet,
Dort walt' ein weiblich Bild der Muttertriebe,
Das Herz der Welt, in ewigem Umarmen.

O, wenn von ernſter Glorie Strahl geblendet,
Die zarte Seele flieht zum Schooß der Liebe:
Birg du, Maria, ſie in deinen Armen.

VIII.

An Novalis.

Ich klage nicht vor dir: du kennſt die Trauer;
Du weißt wie an des Scheiterhaufens Flammen
Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel ſtürzt' auch dir zuſammen,
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum ſei mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmliſche zu ſuchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod ſein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schickſal möge fluchen,
Des Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor ſolchem Tranke zittert.

Du ſchieneſt, losgeriſſen von der Erde,
Mit leichten Geiſtertritten ſchon zu wandeln,
Und ohne Tod der Sterblichkeit geneſen.
Du riefſt hervor in dir durch geiſtig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entſchwundne Weſen.
Laß mich denn jetzo leſen

Was deiner Bruſt die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er ſchwiege: laß nur ſchauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederſchein der ſel'gen Geiſterreiche.

Es ruft uns mit lebendigem Geräuſche
Des Tages Licht zu irdiſchen Geſchäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf ſich den Blick nur heften,
Und duldet, daß ſie allgebietend täuſche,
Kein Jenſeits an den himmliſchen Azuren.
Doch wenn die ſtillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet ſich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken ſo die Sterne,
Daß unſerm Geiſt ein innres Licht entfunkelt.
Bei Nacht ward die Unſterblichkeit erſonnen,
Denn ſehend blind ſind wir im Licht der Sonnen.

Bei Nacht auch überſchreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeſchiednen trennet,
Und führen ſie herbei, mit uns zu koſen:
Wir ſtaunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet.
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil ſich ihre Grüfte ſchon bemooſen.
Ach die erblichnen Roſen
Auf dem jungfräulich zarten Angeſichte,
Das ſelbſt der Tod, gleich nach der That verſöhnet,
Entſtellt nicht, nein, verſchönet,

Erblühn mir oft im nächtlichen Geſichte,
Daß meine Bruſt ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl ſie weggedränget.

So iſt mir jüngſt das theure Kind erſchienen,
Wie auferſtanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh noch das dumpfe Grab ſie überkommen.
Uns Traurenden verſcheuchte ſie den Kummer,
Und waltete mit ihren ſüßen Mienen,
Als wäre ſie der Heimat nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich ſich der Zweifel ein in unſre Seelen:
Ob ſie, uns angehörig, wahrhaft lebte?
Ob ſie als Geiſt nur ſchwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und keiner wagte ſie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

Mir hat ſich Traum und Wachen ſo verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich ſchwankend zaudre
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen ſteh' ich fern und ſchaudre,
Als würden ſie von einem Hauch verdorren,
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unſtät ſchweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt vom Ird'ſchen mich entkleiden,
Und an dem Troſte weiden,
Daß dieſe Ding' in leeren Schein zerſtieben;
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

Geh hin, o Lied! und ſage:
  Du jugendlicher Himmelſpäher, labe
  Mit deiner Weihe den, der mich geſungen,
  Daß er, emporgeſchwungen
  Zum Ziel des Sehnens, nicht verſink' am Grabe.
  Ich bring' ein Opfer für zwei theure Schatten,
  Laß uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.

* * *

X.

An denſelben.

Du Theurer, dem ich dieſes Lied geſendet,
Muß ich dich ſelbſt ſchon ſuchen bei den Todten?
Zur Todtenfeier hab' ich dich entboten:
Nun werd' ein Todtenopfer dir geſpendet.

Wer ſich zu ferner Lieben Heimat wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß geboten;
So find' in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz dir liebend ſich verpfändet.

Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verſtummt der Laut des Schmerzes, den ich meine,
Und dieſe Trauer läßt ſich dort nicht nennen.

O könnteſt du den Perlenſchmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nun weine!
Für wen ſie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

Die Sprache der Liebe.

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Tieck.

Erſte Weiſe.*)

Worte ſind nur dumpfe Zeichen
Die Gemüther zu entziffern,
Und mit Zügen, Linien, Ziffern,
Läßt ſich Wißenſchaft erreichen.
Doch aus den äther'ſchen Reichen
Läßt ein Bild des ew'gen Schönen
Nieder zu der Erde Söhnen
Nur in Bild und Ton ſich ſchicken:
Liebe ſpricht in hellen Blicken,
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

) In der Europa herausgegeben von Friedr. Schlegel, Band 1. St. 1. Jf. 1801. 8°. S. 80—82 ſind die beiden erſten hier aufgenommenen Weiſen die zweite und dritte; die hier als dritte bezeichnete geben wir aus des Dichters Handſchrift; die erſte und vierte in der Europa mitgetheilten Weiſen ſind von einer Freundin des Dichters, Frau B. verfaßt, Friedr. Schlegel fügte eine fünfte von ihm verfaßte, hinzu. Wir theilen zur Vervollſtändigung auch dieſe drei Variationen mit.

Liebe ſtammt vom Himmel oben,
Und ſo lehrte ſie der Meiſter,
Welchen ſeine hohen Geiſter
In derſelben Sprache loben.
Denn beſeelt ſind jene Globen,
Strahlend redet Stern mit Stern,
Und vernimmt den andern gern:
Wenn die Sphären rein erklingen,
Ihre Wonn' iſt Schau'n und Singen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Stumme Zungen, taube Ohren,
Die des Wohllauts Zauber fliehn,
Wachen auf zu Harmonie'n,
Wenn ſie Liebe neu geboren.
Memnons Säule, von Auroren
Angeſchienen leiſ' und fern,
Haucht ſo aus dem ſtarren Kern
Ihre Sehnſucht aus in Liedern,
Und der Mutter Gruß erwiedern
Nur in Tönen mag ſie gern.

Muſik iſt die Kunſt der Liebe
In der tiefſten Seel' empfangen,
Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demuth heil'gem Triebe.
Daß die Liebe ſelbſt ſie liebe,
Zorn und Haß ſich ihr verſöhnen,
Mag ſie nicht in raſchen Tönen
Bloß um Luſt und Jugend ſcherzen:

Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was ſie will, verſchönen.

Zweite Weiſe.

Laß dich mit gelinden Schlägen
Rühren, meine zarte Laute!
Da die Nacht hernieder thaute,
Müßen wir Geliſpel pflegen.
Wie ſich deine Töne regen,
Wie ſie athmen, klagen, ſtöhnen,
Wallt das Herz zu meiner Schönen,
Bringt ihr aus der Seele Tiefen
Alle Schmerzen, welche ſchliefen;
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Zu dem friedlichen Gemach
Wo ſie ruht in Blumendüften,
Laß noch in den kühlen Lüften
Tönen unſer ſchmelzend Ach.
Halb entſchlummert, halb noch wach,
Angeblickt vom Abendſtern
Liegt ſie, und vernimmt wohl gern
In den leiſen Harmonieen
Träume, Bilder, Fantaſieen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Inn'ger, liebe Saiten, bebet!
Lockt hervor den Wiederhall!

Weckt das Lied der Nachtigall,
Und wetteifernd mit ihr ſtrebet!
Doch wenn Sie die Stimm' erhebet,
Dann erkennet euren Herrn,
Lauſcht demüthig und von fern.
Horch! ſchon ſingt der holde Mund,
Denn verrathen unſern Bund
Nur in Tönen mag ſie gern.

Nun noch einmal, gute Nacht!
Und an deinem Lager ſäume
Nur der zärtlichſte der Träume,
Bis der Morgen wieder lacht.
Dann geh' auf in ſtiller Pracht,
Wie der Tag den Erdenſöhnen,
Meine Hoffnungen zu krönen.
Kann doch deine Blüthenjugend,
Unſchuld, Anmuth, reine Tugend,
Alles, was ſie will, verſchönen.

Dritte Weiſe.

Wie ſie auf und nieder wogen,
Gold'ne Töne, daß mein Herz
Bebt vor Luſt und bebt im Schmerz,
Von den Tönen fortgezogen!
Ringend, kämpfend mit den Wogen
Muß ich matt und leiſe ſtöhnen,

Mich faſt ſterbend doch verſöhnen,
Wie im wunderhellen Klingen
Die Gedanken zu mir dringen:
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Vom melod'ſchen Hauch umfloßen
Blühet nun zum Preis und Ruhme
Herrlich auf der Liebe Blume,
Von der Kraft im Ton entſproßen.
Thränen, ſüß dem Aug' entfloßen,
Netzen nun die Pflanze gern,
Meines Lebens lichten Stern.
Kein Gedank' an ferne Trauer
Fährt noch durch die Bruſt mit Schauer,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Wie die Blum' im leiſen Schwanken
Zarte Liebe nun verhauchet,
So mein Herz in Wonne tauchet,
Daß mir alle Sinne wanken.
Knieend, weinend muß ich danken;
Himmelsblume, Erdenſtern,
Rühren an des Herzens Kern
Von dem ſchönſten Wahnſinn trunken,
Und verſtreu'n der Liebe Funken
Nur in Tönen mag ſie gern.

Wie die Töne niederfließen,
Iſt es bald ein goldner Schein,
Worin zarte Kinderlein
Spielend auf und nieder ſchießen,

Neue Wonnen neu entſprießen,
Und die Seele ſelig krönen,
Sie der Erde zu entwöhnen:
Denn ſolch liebliches Gewimmel
Kann ihr zu der Himmel Himmel
Alles, was ſie will, verſchönen.

I.

Blumen, ihr ſeid ſtille Zeichen,
Die aus grünem Boden ſprießen,
Düfte in die Lüfte gießen,
So das Herz zur Lieb' erweichen.
Dennoch mögt ihr nicht erreichen
So das Herz, den Schmerz verſöhnen,
Enden alles Leid und Stöhnen,
Daß ihr könntet als Gedanken
In den grünen Blättern ſchwanken:
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Wollt' ich meine Liebe ſprechen,
Ach! als Botin meiner Klagen
Sollte meine Hand nicht wagen
Bunte Blumen abzubrechen.
Still laß' ich die Dornen ſtechen,
Wag' die ſüßen Schmerzen gern,
Denn mir ſcheint kein günſt'ger Stern,
Drum will ich nicht Worte hauchen,
Mag auch nicht Gedanken brauchen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Blumen, Worte und Gedanken,
Manche Sehnſucht mögt ihr ſtillen,
Manchen holden Wunſch erfüllen,
Manches Herz mag wohl euch danken.
Träume, ſüß, wie mich umwanken,
Denen bleibt ihr ewig fern:
Sie regiert ein andrer Stern.
Selbſt der Purpurglanz der Roſen
Iſt zu matt der Liebe: koſen
Nur in Tönen mag ſie gern.

Hätt' ich zarte Melodien,
Sie als Boten wegzuſenden,
Würde bald mein Leid ſich enden,
Und mir alle Freude blühn.
Holde Liebe zu mir ziehn
Würd' ich dann mit ſüßen Tönen,
Meinen Bund auf ewig krönen:
Denn mit himmliſchen Geſängen
Kann Muſik in goldnen Klängen
Alles, was ſie will, verſchönen.

IV.

Hör' ich durch die dunkeln Bäume
Nicht, wie ſie ſich rauſchend neigen,
Wünſch' aus treuem Buſen ſteigen,
Die ſich leiſe nah'n, wie Träume?
Schwebt nicht durch die grünen Räume
Was das Leben mag verſchönen
Und mit aller Wonne krönen?

Fühl' ich nicht, wie die Gedanken
Holder Liebe mich umwanken?
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Flieht, o Töne, flieht zurücke,
Wie ihr euch in Wipfeln ſchaukelt,
Schmeichleriſch mein Herz umgaukelt,
So ertrag' ich nicht mein Glücke.
Trüget ihr doch meine Blicke
Wieder hin zu eurem Herrn,
Brauchtet euren Zauber gern,
Strömtet aus in ſüßen Klängen
Liebender Gefühle Drängen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Wie die Tön' in Lüften ſchweben,
Blumen zitternd, wankend Gras,
Ach, ſie alle fühlen das,
Was mich zwingt vor Luſt zu beben.
Worte, euer regſtes Streben
Iſt mir ohne Mark und Kern;
Bleibt, o bleibt mir jetzo fern!
Was uns kann in Wonne tauchen
Weiß die Lieb', und es verhauchen
Nur in Tönen mag ſie gern.

Rührt die Zweige dann, ihr Winde!
Singet, bunte Vögelein!
Rauſchet, klare Bäche, drein!
Daß ich alſo Boten finde.
Denn verklungen, ach! geſchwinde

Sind die Lieder, von den Tönen
Muß ſich nun mein Ohr entwöhnen.
Darum ſpielt mit zartem Triebe,
Dient der Lieb'! es kann die Liebe
Alles, was ſie will, verſchönen.

B.

Raphael.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach, ſo gerne hegt,
Laß mich fühlen, doch nicht ſagen,
Wie die Seele ſich bewegt.
Wird ſie jemals ſich beſchränken?
Sich in Luſt und Leid zu ſenken,
Kann ſie nimmer ſich entwöhnen!
Doch was ſoll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen ſagen
Und das Auge nur erkennt,
Leiſe kaum mich ſelbſt befragen.
Wenn ich wandl' auf ſtiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und ſie fühlend denken lerne,
Folg' ich den Gefühlen nur,
Denn Gedanken ſtehn zu ferne.

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns verſagte,
Deutt in leiſen Phantaſieen,
Was er nie in Worten ſagte.
Worten iſt es nicht gegeben,
Unſre Seele zu beleben:
Nah' ſich ahnden ſchon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag ſie gerne.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoßen,
Darf es der Geſang nur wagen,
Und in Wohllaut hingegoßen
Leiſe zu der Laute ſagen,
Daß im Wohllaut wir zerfloßen.
Wenn man den Geſang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht mißgönnte,
Würden ſie ſich leicht verſöhnen,
Und die ſchöne Liebe könnte
Alles, was ſie will, verſchönen.

Friedrich Schlegel.

Geſpräch

über die

Lieblingsgegenſtände der Poeſie.

Der Grämliche.

Von Roſen und von Nachtigallen,
Von Schönheit und der Liebe Huld,
Hör' ich die Dichter kindiſch lallen:
Zuletzt vergeht mir die Geduld.
Schon achtzig Jahr hab ich's vernommen:
Es will nicht aus der Mode kommen.

Der Billige.

Mein Freund! du mußt dich wohl bequemen,
Daß ſtets die Jugend neu ſich regt.
Soll Heute ſich der Wonne ſchämen,
Die Morgen ſchon zu Grabe trägt?
Es wird nicht aus der Mode kommen,
Bevor der Sonne Licht verglommen.

Leichtſinniger Rath

an einen zärtlichen Dichter.

Du willſt, mein Freund, dein Liebeslied vernichten,
Weil untreu dir ſeitdem die Schöne war?
Da mag der Teufel Liebeslieder dichten!
Ein jedes läuft die nämliche Gefahr.

Beim Stirnhaar die Gelegenheit erhaſchen,
Und, ſchlüpft ſie fort, dich tröſten, ſei dein Sinn.
Sie ließ dich doch mehr oder minder naſchen,
Und die Erinnrung bleibt dir als Gewinn.

Die Flucht der Jahre läßt ſich nicht verſchieben:
Mit ihr entflieht die reizende Geſtalt.
Willſt du ſie denn auch ſo verwandelt lieben,
Und ſelber ſo geliebt ſein, mit Gewalt?

Die Liebe paßt ſich nicht zu Wackelköpfen.
Ihr liebt nicht mehr: geſteht es ohne Scheu.
Doch, könnt ihr beid' am Born der Jugend ſchöpfen,
So lob' ich die Jahrhundert-lange Treu.

Die Reform der Ballette.

In Hoſen ſteckſt du deine Tänzerinnen?
O! welch ein puritaniſches Beginnen!
Cythere zeigt ſich nackt, warm athmend noch im Stein,
Und weckt Begierden nur in pöbelhaften Sinnen.
Die Kunſt und die Decenz, ſie haben nichts gemein.
Den üpp'gen Gliederbau, die biegſamen Geſtalten
In jeder Wendung darf Terpſichore entfalten,
Und im Tricot zugleich nackt und bekleidet ſein.

Die Hoſen ſollen wohl die Mädchen ſittſam machen;
Doch werden ſie gewiß nur dieſer Vorſicht lachen.
Zwar bleibt es wahr: ohn' allen Schein
Der Sittſamkeit kann nie die Wolluſt reizen.
Drum laß ſie nicht ſo frech ſich auseinander ſpreizen,
Wenn ſie, wie Kreiſel, auf den ſteifen Zeh'n
Das andre Bein, geſtreckt, nach allen Winden dreh'n.
Die Sünden des Geſchmacks mißbilligt auch die Tugend;
Sonſt iſt ſie tolerant für Schönheit, Reiz und Jugend.

An Fräulein Albertina von Staël[*]

bei ihrer Vermählung.

Piſa 20. Februar 1816.

Ich wollte von den alten Weiſen lernen
Der Zukunft dunkle Räthſel zu erſpähn;
Der Vögel irren Flug in luſt'gen Fernen
Und den Geſang der Haine zu verſtehn.
Geſchrieben wollt' ich in den ew'gen Sternen
Die Freuden eines theuern Lebens ſehn,
Und prieſterlich, dieß hohe Feſt zu weihen,
Dir aller Götter Segen prophezeien.

Der Tag erſcheint, und meinen Wunſch zu ſtillen
Bewegt ſich nun die lang verſchloß'ne Bruſt,
Daß mir die Töne von den Lippen quillen,
Ergriffen von Apollos heil'ger Luſt.
Ich frage nicht die Blätter der Sibyllen,
Der innern Offenbarung mir bewußt;
Ich frage nur zwei himmliſche Geſtirne,
Der Mutter Augen unter ſinn'ger Stirne.

Wann Deine Blick' in Ihren Blicken leſen,
Seh' ich der Seelen innigen Verein.
In ſolchem Bund muß jeder Gram geneſen,
Die Thräne wird ein linder Thau nur ſein.
Es glüht ein Strahl von Ihr in Deinem Weſen,
Noch halb verhüllt, ein holder Widerſchein.
Früh hob dein Geiſt auf angebornen Flügeln,
Ihr nach, ſich von der Erde niedern Hügeln

Schon in des Kindes ahndendem Gemüthe
Gedieh was irgend edel iſt und zart.
Nun, prangend in der Jugend ſchönſter Blüthe,
Haſt Du die fromme Kindlichkeit bewahrt,
Und ſanfte Heiterkeit und reine Güte
Entzückt an Dir, mit aller Huld gepaart.
Die Gottheit, die Natur, die Mutter ſchmückten
Mit allen Gaben Dich für den Beglückten.

Ein Schutzgeiſt naht ſich aus vertrauten Hallen,
Den Du im Leben Vater oft genannt.
Ich ſeh' ihn der verehrten Gruft entwallen,
Fern vom Lemaner See zum Arnoſtrand.
Er ſchaut auf Dich herab mit Wohlgefallen,
Er leitet Dich an ſegensreicher Hand.
Nimm als Penaten mit zu Deinem Gatten
Der Mutter Bild und Ihres Vaters Schatten.

Zu Goethes Geburtstagsfeier,

28. Auguſt 1826.

Purpurglüh'nde Morgenröthe
Kündet uns den Tag, wo Goethe
Einſt das Licht der Sonn' erblickt;
Wo der ganze Chor der Muſen
Mit dem Nektar ihrer Buſen
Das Heroenkind erquickt.

Eilf der flücht'gen Jahreswochen
Hat ein Gott ihm zugeſprochen
Zu der Deutſchen Wonn' und Preis;
In den Jahren eilfmal ſieben
Sind die Muſen hold geblieben
Wie dem Jüngling, ſo dem Greis.

Seine Silberlocken glänzen
Unter friſchen Lorbeerkränzen,
Wie dem Sänger des Achill;
Und dem alten Zaubermeiſter
Folgen des Geſanges Geiſter,
Wann er ruft und wann er will.

Seinen Feinden ſoll vergeben
Wer als ächter Chriſt will leben,
Siebenzig mal ſiebenmal.
So viel Jahre mög' Er leben,
Dem ein edler Saft der Reben
Blinkt in dieſem Feſtpokal.

Zu Goethes Geburtstagsfeier,

28. Auguſt 1829.

> Et Sophocle a cent ans charmait encore Athènes,
> Et sentait son vieux sang bouilloner dans ses veines.
>
> Corneille.

Die Vorzeit hat von einem Quell geſungen,
Des Zauberkraft die Jugend brachte wieder.
Der matte Greis, ganz von der Zeit bezwungen,
Er tauchte kaum in dieſes Bad die Glieder,
So war zum Herzen friſches Blut gedrungen,
So regte Lebensluſt ihr neu Gefieder.
Selbſt Tithon fänd' in ſolchen Wunderfluten
Sein blondes Haupthaar, und der Liebe Gluten.

Die Sage, nicht aus eitlem Wahn erſonnen,
Kann heut wie vormals wahrhaft ſich bewähren.
Die Poeſie iſt jener Lebensbronnen,
Sie weiß die Welt im Spiegel zu verklären,
Hervorzurufen längſt entſchwundne Wonnen,
Den ſüßen Glauben jeder Bruſt zu nähren;
Und wer ſich labt an ihren Göttergaben,
Wird im Gemüth die ew'ge Jugend haben.

Dein denk' ich hier, Verkündiger des Schönen!
Der Muſen Bot' an das Jahrhundert! Goethe!
Du lehrteſt Harmonie in allen Tönen,
Der Harfe, der Poſaun' und ſanften Flöte.
Wo giebt es Lorbeern, die dein Haupt nicht krönen?
Du kameſt im Geleit der Morgenröthe:
Sei Tithon denn, ſtets geiſtig neu geboren,
Geliebt und nie betrauert von Auroren!

Gleich jenem Baum, dem Liebling der Pomone,
Der Nektar-Aepfel trägt mit goldnen Schalen,
Dem weiße Blüthen aus der dunkeln Krone
Zugleich mit Früchten jedes Alters ſtrahlen,
Ausathmend Balſamduft der ſonn'gen Zone,
In der glückſel'gen Inſeln ſtillen Thalen:
So ward, ein Sprößling aus den Heſperiden,
Der Dichter unſerm Vaterland beſchieden.

Er überwölbt es mit den ſchatt'gen Aeſten
Weit von den Alpen zu des Belts Geſtaden.
Wie wir am Rhein, iſt manche Schaar von Gäſten
Zu gleicher Feier, nah und fern, geladen;
Viel Stimmen ſchallen heut in Oſt und Weſten,
Erwünſchend ihm des Himmels reiche Gnaden.
Der Deutſchland ſo viel Herrliches gegeben,
Soll in der Deutſchen Bruſt unſterblich leben.

Am Tage der Huldigung.

Berlin, 6. Juli 1798.

O ſteig' empor, erquickendſte der Sonnen,
Des ſchönen Tages hohe Heroldin!
Beſtrahle glorreich dieſes Feſtes Wonnen,
Sie zu erblicken werde dein Gewinn.
Der Himmel, in entwölktes Blau zerronnen,
Sei frei und heiter wie des Volkes Sinn.
Sieh! Weihrauch dampft von tauſend Dankaltären,
Und lauter Jubel ſchallt bis an die Sphären.

Ein edler König iſt der Welt gegeben,
Das Vaterland ſchwört ihm den heil'gen Bund.
Nicht Einer, der mit innerm Widerſtreben
Ihm Treu' gelobt aus heuchleriſchem Mund.
Gefühle, die in Aller Herzen leben,
Macht unwillkürlich jede Lippe kund;
Durch eine himmliſche Gewalt gedrungen
Zu innigen, entzückten Huldigungen.

Ihr kennt Ihn ja, ihr frohen Millionen,
Ihr ſaht Ihn ſichern Tritts zum Ziele gehn.
Sein Thun verdient Ihm angeſtammte Kronen,
Der Völker Wahl würd' Ihn dazu erhöhn,
Bei dem die Geiſter großer Ahnen wohnen,
In deſſen Bild ſie neu verjüngt ſich ſehn;
Den königlichen Mann, gerecht und gütig,
Mit Würde mild, mit Ruhe heldenmüthig.

Wie könnte je ſich Ihm der Himmel ſchwärzen?
Er ſucht' und fand der Liebe ſchönſten Lohn.
Louiſens Lächeln heißt den Kummer ſcherzen,
Vor Ihrem Blick iſt jedes Leid entflohn.
Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie iſt der Anmuth Göttin auf dem Thron;
Ihr zartes Werk, Ihr ſeligſtes Gelingen,
In Seinen Lorbeer Myrten einzuſchlingen.

Das Schickſal wird ſein ſeltnes Wunder pflegen,
Wir dürfen ſtill der dunkeln Zukunft traun:
Der heil'ge Lorbeer trotzt des Blitzes Schlägen,
Die Myrte ſproßet nur auf Blumenau'n;
Die hohen Mächte laßen alle Segen
In Purpurwolken auf ſie niederthaun;
Der Friede trägt die immer grüne Palme,
Und Ueberfluß neigt ſeine ſchweren Halme.

Es blickt auf Euch die Muſe der Geſchichte,
Erhabner Herrſcher! holde Königin!
Ihr ſtrenges Zeugniß wird zum Lobgedichte;
Sie iſt der goldnen Zeit Verkünderin.

Ach! jüngſt noch ſah ſie grauſende Geſichte,
Der Griffel ſank als Dolch ihr blutig hin.
So ſchritt ſie ernſt auf tragiſchem Kothurne,
Und ruhte ſinnend an der Menſchheit Urne.

Ihr aber habt der Göttin Gram erheitert.
Hier, wo der Staat, ein ew'ger Tempel ſteht,
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es ſcheitert,
Sich noch mit aufgeſpannten Segeln bläht,
Wird keine Kraft gedämpft, ſie wird geläutert,
Hier gilt der freien Wahrheit Majeſtät;
Hier waltet Ruh, ſtürzt ſchon, verflucht, bewundert,
In ſeine Gruft mit Krachen das Jahrhundert.

Nur wenn er ſtrebt, ſein Weſen zu vollenden,
Bewährt der Menſch ſein göttliches Geſchlecht.
Der Adler muß den Flug zur Sonne wenden,
Er übet ſtolz ſein angebornes Recht;
Des Lichtes Urquell kann ihn nimmer blenden,
Sein Fittig wird durch keinen Raum geſchwächt.
Beglücktes Volk! zu ſolcher Tugend Siegen
Siehſt du den Liebling Zeus voran dir fliegen.

* * *

Die h. Eliſabeth.

An Auguſta,
Prinzeſſin von Preußen, Kurfürſtin von Heſſen.

Am 1. Mai 1828. überreicht.

Du Tochter großer Helden-Ahnen,
Geſchmückt mit aller Geiſteszier!
Heil auf des Erdenlebens Bahnen
Ruf' ich, als treue Schweſter, Dir!
Ich trug auf meinem Haupt die Krone,
Der Menſchheit Weh in meiner Bruſt;
Dir iſt, wie mir, auf hohem Throne
Hülfreiches Mitleid wohl bewußt.

Der Gottheit Abglanz, hat das Schöne
In Dir Begeiſtrung angefacht:
Die reine Harmonie der Töne,
Der Farben zauberiſche Pracht.
Du haſt mich einſt verklärt im Bilde,
Wie ich dem innern Sinn erſchien;
Die eigne Huld, die eigne Milde
Haſt meinen Zügen Du geliehn.

Heut lächelt Dir die erſte Sonne
Bei linder Maienlüfte Wehn.
Sieh mich in ahndungsvoller Wonne
Dir, Segen bringend, nahe ſtehn!
Wann purpurn ſich die Wolken ſäumen,
Schweb' ich um Deines Lagers Ruh:
Da liſpelt Liebeswort in Träumen
Eliſabeth Auguſten zu.

Zum Empfang J. M. der Königin Eliſabeth von Preußen.

Bonn 14. Sept. 1842.

Das ſtille Bonn bringt ſeine Huldigungen,
Erhab'ne Königin, Dir ſchüchtern dar.
Die Rede, die ſich minder kühn erſchwungen,
Quillt aus der Herzen Fülle treu und wahr.

Prangt es ſchon nicht gleich andern Schweſterſtädten,
Die jüngſt Dein Fuß bei'm Jubelruf betreten,
Doch wacht in Bonn aus ferner Zeiten Lauf
An große Namen die Erinnrung auf.

Hier ſtanden einſt die röm'ſchen Legionen,
Germanicus hat oftmals hier verweilt;
Auch Agrippina, die mit ihm die Kronen
Der Tugend und des Römerſinns getheilt.

Wir ſchau'n in Dir ein Abbild jener Hohen;
Und Dein Gemahl, vom Stamme der Heroen,
Der in der Eintracht Deutſchlands Heil erkannt,
Wird der Germaniſche mit Recht genannt.

Wird unſrer Stadt, die Tacitus geprieſen,
Die ihre ſieben Hügel hat wie Rom,
Die milde Huld des Herrſcherpaars bewieſen,
So weicht ſie keiner an des Rheines Strom.

In ein Stammbuch.

In der Erinnrung zartes Heiligthum
Schreib' ich mich ein, bedacht auf eignen Ruhm.
Des Dichters Huldigung gebührt den Schönen;
Gern kränzt er ſie, wenn ihn die Muſen krönen.

In Adam Oehlenſchlägers Stammbuch.

Fremdling, doch altverbrüdert, tritt herein!
Willkommen gern im deutſchen Dichterhain!
Sing' nord'ſche Sagen uns auf deutſche Weiſen,
Und unſrer Wälder Nachhall ſoll Dich preiſen.

In das Stammbuch der Fräulein von W....l.

Sinnvoll weilt Dir am Bilde die Hand, es mit Liebe vollendend,
Gleitet beflügelt und leicht über die Harfe dahin.
Alſo hegſt Du was ernſt das Leben erfüllt und es freundlich
Zieret, der Anmuth Scherz neben dem tiefen Gefühl.

In das Stammbuch des Erbgroßherzogs von M. St.

1838.

Der Sitten Anmuth und des Herzens Güte
Sind angeſtammt dem edeln Fürſtenſohn.
Wenn er ſich ernſt um Wißenſchaft bemühte,
Beut ihm Erfahrung reifer Früchte Lohn.
Des Geiſtes Bildung, aller Künſte Blüthe
Gewährt die ſchönſte Zierde ſeinem Thron.
Kein leeres Weltgewühl, kein äußres Prangen
Genügt dem höher ſtrebenden Verlangen.

In des jungen Goethe Stammbuch.

Mit Stolz den großen Vater nennen dürfen, iſt
Nur dem beſchieden, der ihm nach wetteifernd ringt.
Dieß, wackrer Knabe, werde Deinem Muth zu Theil:
Des Vaters Züge tragend erbe ſeinen Geiſt!

An
die Schweſtern, Fräulein von W.

Juli 1841.

Ich ſah, ich hörte kaum ſeit heut' und geſtern
Drei Grazien, bezaubernd holde Schweſtern;
Da führt ein raſcher Wechſel ſchon ſie fort:
Doch unvergeßlich bleibt ihr Bild, ihr Wort.

Flüchtiger Entwurf eines Bildniſſes.

Auguſt 1841.

Die Schönheit iſt der Götter erſte Gunſt:
Aus Blüthen der Natur erwächſt die Kunſt.
Im Geiſte Klarheit, tief Gefühl im Herzen;
Der Sitten Adel, wie im Ernſt, in Scherzen;
Der Sprache Wohllaut aus beſeeltem Mund:
Dieß macht nur halb Charlottens Weſen kund.

Die Nebenbuhlerinnen.

August 1841.

Zwei Muſen ſtritten ſich um den Beſitz
Charlottens, und Thalia ſprach zur Schweſter:
Was gleicht an Anmuth ihrem heitern Witz?
Mein iſt ſie; und ich halte ſie nur feſter,
Je mehr du ſie verlockſt zu deinem Thronenſitz. —
Melpomene begann: Ich ruf' herbei, als Richter,
Den großen Britten, alle hohen Dichter.
Wer ſah nicht in der herrlichen Geſtalt
Der Leidenſchaften Sturm, des Schickſals Allgewalt?
Wer weiht nicht, wenn ſie klagt, ihr gern den Thau der Thränen,
Und fühlet ſüßen Gram und ein unnennbar Sehnen? —
Die Freundſchaft trat hinzu, und flüſterte zu ihr:
Charlotte, hör' auch mich! Ich weile ſtill bei dir.
Ja! deinem Genius wird jeder Zauber glücken;
Doch ſei du ſelbſt! du wirſt mich mehr entzücken.

Die Küße.

Des Freundes Zunge ſprach zu der Geliebten Lippen.
Was iſt's, das, mich zu bannen, euch bewegt?
Laßt mich nur Einmal euren Nektar nippen!
Ich bin ein Pfeil der keine Wunde ſchlägt.
Ich bin beredt, ich liſple Huldigungen,
Ich fleh' um Gunſt und innigen Verein;
Und das vermag ich auch allein.
Doch das Gekoſe ſchweſterlicher Zungen,
Die, insgeheim, ſich liebevoll umſchlungen,
Wird überſchwenglicher als alle Worte ſein:
Es athmet Flammen und entzückte Pein.

Auf der Reiſe,

nach einem Abſchiede.

Die Mondſchein-Nacht ward ſtumm, und immer ſtummer,
Ich hörte nur der Roſſe ſcharfen Trab.
Ein jeder Tritt, ſo ſagte mir mein Kummer,
Führt von der Holden weit und weiter ab.
Und ſtets verſcheucht' ein Zweifel mir den Schlummer:
Gedenkt ſie wohl der Zeichen, die ſie gab?
Erſt als mein Haupt am Lorbeerkranze ruhte,
Den ſie verſchwiegen, ſtill, mit ſinn'ger Hand
Als Talisman mir für die Reiſe wand,
Fühlt' ich Erquickung in dem trüben Muthe.
Mir wies ihr lächelnd Bild ein heitrer Traum:
Doch ach! zu früh erſchien Aurorens Purpurſaum.

Zweites Buch.

Lieder und Romanzen.

Unter eine Lithographie meines Bruſtbildes.

1842.

Die Poeſie, die Liebe ziemt der Jugend;
Vom Alter fordert Weisheit man und Tugend.
Die Zeit verwandelt Neigung, Sinn, Geſtalt.
Nur was unſterblich iſt, wird nimmer alt.

Sibylle.

Einſam in der Felſenhöhle,
Tiefen Ernſt in keuſcher Seele,
Wohnte Phöbus Prieſterin.
Oft, in ſtiller Nächte Hüllen,
Nahte ſich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel ſie vor ihm nieder,
Ihr erſchauerten die Glieder,
Die der hohe Gaſt durchdrang.
Und ſie öffnete die Lippen,
Und es ſchollen rings die Klippen
Von prophetiſchem Geſang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub ſie dann den Spruch der Götter,
Von Apoll ihr offenbart.
Vieler Menſchen Söhne kamen,
Fragten, laſen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sauſend in die öde Luft.

Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haſchte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Troſt gehofft und Troſt gebeten,
Fluchte dann auf ſein Geſchick.*)

Weisheit läßt mit ſich nicht ſcherzen;
Menſchen, haltet feſt im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüſte Toben
Maß und Ordnung weggeſtoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

---

*) Im Göttinger Muſen-Almanach 1789 folgen dieſe 4 Strophen:

So erzählt die fromme Sage,
So die Dichtung grauer Tage.
Klügler, ſpottet ihrer nicht!
Merket auf! Ich will ſie deuten.
Mit der Fabel Dunkelheiten
Gatte ſich der Wahrheit Licht.

Wie Sibyll' in Cuma's Höhlen,
Wohnt in edler Menſchen Seelen

Himmliſche Beſchauungskraft.
Hoher Kunde wird der innen,
Der dem Gaukelſpiel der Sinnen,
Ihr zu lauſchen, ſich entrafft.

Durch des Lebens tauſend Irren,
Die des Wallers Fahrt verwirren,
Zeigt die Weisheit ihm die Bahn.
Mitten hin durch Klipp' und Brandung
Leuchtet ihm zu froher Landung
Ihre Fackel hell voran.

Glücklich ſteuert' er zu Lande,
Löſ'te Leichtſinn nicht die Bande,
Die der Ernſt den Lüſten flicht.
Dann kann nichts die Fackel ſchirmen.
Er vernimmt vor ihren Stürmen
Der Pilotin Stimme nicht. —

Die neue Sehnſucht.

Im Herbſt 1788.

Hebſt du wieder an zu ſtreben,
Wunſch der Lieb' in meiner Bruſt?
Wie die Wellen ſanft ſich kräuſeln,
Wenn am See die Lüfte ſäuſeln,
Wie ſie um's Geſtade weben,
Alſo ſchmeichelt meiner Bruſt
Neue Sehnſucht, neue Luſt.

Schmeichelt nur, ihr Wind' und Wellen!
Eure Tück' iſt mir bewußt.
Wißt ſo kühl heran zu ſchwellen,
Wißt ſo lieblich einzuladen,
Sich in eurem Schooß zu baden:
Doch mit Kummer und Verluſt
Lohnt ihr die bethörte Bruſt.

Einmal habt ihr mich belogen,
Schmeichellüfte, Silberſee!
Lüſtern ſprang ich vom Geſtade,
Tauchte Stirn und Bruſt in Wogen;
Fortgewiegt im lauen Bade,
Sah ich rings nur glatten See,
Obenher azurne Höh.

Ach, die blaue Höh ward düſter,
Wild der Waßerwogen Scherz,
Sauſen ward des Winds Geflüſter.
Zwiſchen Strudeln, zwiſchen Klippen,
Klagt' ich mit erblaßten Lippen,
Rief nach Rettung, und mein Herz
Fluchte nun auf Bad und Scherz.

Doch durch Aufruhr und Getümmel,
Nacht und Grauſen, fern und nah,
Zog zu des Geſtades Schilfe
Mich zurück der Götter Hülfe.
Sieh, da lächelte der Himmel!
Leiſe Lüfte, fern und nah!
Spiegelflut, wohin ich ſah!

Und ich ſeufzte Dank den Rettern,
Schaute matt zur Himmelshöh.
Aber bald, entbrannt im Grimme,
Schwur ich, ſang's mit raſcher Stimme:
Nichts bei Menſchen, nichts bei Göttern,
In der Tief' und auf der Höh,
Sei ſo falſch wie dieſer See.

Fühllos ſchlanget zwar ihr Wellen
Meines Liedes Pfeil hinab.
Aber will, bei eurem Schwellen,
Nun mein Herz ſich lüſtern regen,
Donnert euch mein Schwur entgegen;
Schelt' ich vom Geſtad' herab:
Glatter Abgrund! lächelnd Grab!

Ariadne.

Hell gebadet in den blauen Wogen,
Schwebt der herrlichſte vom Sternenchor,
Schwebt der Tagverkündiger empor,
Seine Stirn von goldnem Haar umflogen.
Auf die Inſeln im Aegäer Meer
Lacht von Oſten Titan lieblich her,
Und entküßt den Thau mit warmen Lippen
Paros weißen Marmorklippen.

Seht, ein Schiff mit ſtolzen Schwanenflügeln,
Aufgeſpannt am friſchen Morgenwind,
Gleitet flüchtig durch das Labyrinth
Grüner Ufer, die im Meer ſich ſpiegeln.
Dort von Naxos kommt es hergeflohn.
Und begrüßt dich, ſtille Delos, ſchon;
Fröhlich weiht der Schiffer laute Menge
Deinem Gotte Preisgeſänge.

Eine Grotte liegt an Naxos Hafen,
So bequem vom Felſenwall verſchanzt,
So mit braunen Ulmen rings umpflanzt,
Daß ſich Stürme ließen da verſchlafen.
In der Grotte ruht ein ſüßes Kind,
Schön wie Nymphen und Dryaden ſind,
Ruht noch, da des Morgens helle Stunden
Alles ſchon vom Schlaf entbunden.

Ihre Wang' umſpielt in zarten Flechten
Blondes Haar, vom Purpurnetze los;
Ihre Linke ſinkt hinab zum Schooß
Und der Nacken ruhet auf der Rechten.
Würze haucht ihr halbgeſchloßner Mund,
Und ſein Lächeln thut verſtohlen kund,
Wie ſie geſtern, von Entzücken trunken,
Auf der Liebe Bett geſunken.

Und wer iſt die Tochter ſanfter Freude,
Die auf weichem Liebeslager ruht? —
Es iſt Minos königliches Blut,
Seines Hofes köſtlichſtes Geſchmeide.
Liebe zog aus heimiſchem Pallaſt
Sie zur See mit einem fremden Gaſt.
Der, als könnten ſie Verderben drohen,
Ihren Armen ſchlau entflohen.

Jetzt erwacht ſie, weiß noch nichts von Harme,
Giebt nur Ahndungen der Wonne Raum,
Und erſtreckt, noch halb im ſüßen Traum,
Nach dem Freund die liebevollen Arme.

Doch zu ſpät! ſie fühlt die Stelle leer,
Sucht und findet keinen Theſeus mehr.
Schrecken jagt den Schlaf ihr aus den Gliedern,
Reißt ihn von den Augenliedern.

Raſch im Sprunge rafft ſie ſich vom Bette,
Und ihr Blick durchſucht der Höhle Schooß.
„Theſeus! ach, vielleicht zum Scherze bloß
„Floheſt du von meiner Schlummerſtätte?“
Theſeus! ruft ſie, aber ohne Frucht;
Nur der Nachhall aus der Felſenbucht
Seufzet, da ſie angſtvoll horcht, der Armen
Theſeus! zu, wie aus Erbarmen.

Losgegürtet, alles Schmucks entladen,
Nackten Fußes, läuft ſie ohne Sinn,
Irrt am Strande zwiſchen Dornen hin,
Scheuet nicht, den Triebſand zu durchwaten.
Nun erklimmet ſie die ſteilſte Höh',
Vor ihr liegt die unbegränzte See;
Rings, ſo weit ein Auge ſpähen konnte,
Spähet ſie am Horizonte.

Und ſie ſieht in den azurnen Fernen
Noch des Schiffes Segel, an der Luft
Wallend, und im feuchten Morgenduft
Halb verſchwindend, gleich umwölkten Sternen.
„Theſeus! rudre wieder an den Strand!
„Schau, dein Schiff iſt noch nicht voll bemannt!
„O wie haſt du die nicht mitgezählet,
„Die du dir, die dich erwählet.

„Willſt du ohne ſie die Flut durchmeßen,
„Die dir Rettung, Lieb' und alles bot?
„Jener Tag des Kampfes und der Noth
„Und dein Schwur, iſt alles ſchon vergeßen?
„Arger Flüchtling! liſtiger Barbar!
„Fluch ſei dir und deiner Räuberſchaar;
„Darum nur entlockteſt du, Verräther,
„Mich den Sitzen meiner Väter?“

Kaum noch rief ſie ſo, da ſchwand im Meere
Mit dem Schiff die letzte Hoffnung hin.
Nun erſt wog ihr übermannter Sinn
Ruhig ihres Elends ganze Schwere.
Matt und ſtumm gelehnt an einen Stein
Scheint ſie ſelbſt ein Marmorbild zu ſein,
Bis, die bange Seele zu entladen,
Thränen ihr die Augen baden;

Bis ſie leiſe ſtöhnend ihre Klagen
In die Winde liſpelt: Wehe mir!
Ausgeworfen auf dieß Eiland hier,
Einſam, hülflos, ſoll ich nicht verzagen?
Wehe mir! ſo weit mein Auge ſchaut,
Iſt die Inſel öd' und unbebaut:
Nirgends ſeh ich Rauch aus fernen Hütten,
Nirgends Spur von Menſchentritten.

Keine Gärten ſeh' ich, keine Felder,
Keine Frucht, die Nahrung mir verſpricht:
Um die hohen Felſenſcheitel flicht
Sich allein das Schwarz der Tannenwälder.

Horch! wie fürchterlich der Waldſtrom brauſt!
Und, wer weiß, wie manches Raubthier hauſt,
Schon mich witternd, und erhitzt auf Würgen,
Rings in Thälern und Gebirgen.

Goldne Sonne! goldner Tag des Lebens!
Labſt du mich zum letzten Male ſchon?
Gute Götter! gilt vor eurem Thron
Kein Erbarmen? Alles Flehn vergebens?
Muß ich, ohne Tröſterin und Freund,
Ohn' ein Auge, das mich ſanft beweint,
Ohne Hände, die mich fromm beſtatten,
Wandeln zu des Orkus Schatten?

Fluten bannen mich von deinen Gränzen,
Creta, ſüßes Land das mich gebar!
Wo ich ſonſt der Mädchen frohe Schaar
Angeführt bei Spiel, Geſang und Tänzen?
Aber liehe mir auch Dädalus
Seine Flügel, könnte mich mein Fuß
Leicht und ſicher über Meere tragen,
Dennoch müßt' ich dir entſagen.

Denn, wie könnt' ich wohl vor Minos Grimme,
Vor den Wolken ſeiner Stirn beſtehn?
Hab' ich nicht ihn richtend ſitzen ſehn,
Und gebebt beim Schelten ſeiner Stimme.
Ich verſchwur um Liebe Sitt' und Recht,
Schändete mein göttliches Geſchlecht,
Schonte nichts im Himmel und auf Erden,
Eines Sklaven Weib zu werden.

Eines Sklaven, den ſein Looß zur Speiſe
Einem Ungeheuer übergab;
Der geworfen war, wie in ein Grab,
In des Labyrinths verborgne Kreiße;
Den mein Wort Erlöſung hoffen ließ,
Als ihn Heil und Hoffnung ſchon verließ;
Dem ich mich zur Rückkehr von den Todten
Kühn zur Führerin geboten.

Damals klang, um meinen Sinn zu weiden,
Seine Schmeichelrede ſüß und ſchön:
„Komm, und ſei Gebietrin von Athen!
„Wähle mich zum Diener deiner Freuden!
„Sieh! es ſoll ein goldnes Brautgemach
„Unter Aegeus väterlichem Dach,
„Längſt geweiht zur Freude, dich empfangen,
„Stolz mit ſeinem Kleinod prangen.“

Aber treulos nun und ohn' Erbarmen
Giebt er mir den bittern Tod zum Lohn,
Und verſpottet wohl mich Arme ſchon,
Hoch beglückt in einer Andern Armen.
Allzugrauſam, Theſeus, warſt du mir;
Mag es ſein, daß Ariadne dir
Unwerth ſchien, um deine Hand zu werben
Muß ſie darum ſchmählich ſterben?

Zwar zum Königsdiadem geboren,
Und erzogen unter Luſt und Pracht,
Hätt' ich doch, ſtatt meiner ſtolzen Tracht,
Einer Sklavin Hülle mir erkoren;

Jenem Weibe, das dein Herz beſitzt,
Hätten dieſe Hände wohl genützt,
Hätten, ihren ſchönen Leib zu pflegen,
Ihr Gewänder ſticken mögen.

Ariadne! ach, du biſt gefallen,
Biſt in Schmach geſunken! wehe dir!
Du vordem des Mutterlandes Zier,
Hoch und herrlich vor den Mädchen allen!
Schweſtern! nie erfahrt was ich erfuhr:
Daß euch' trüg' ein leicht verwehter Schwur,
Amors Fackel Hymens Feſt verkünde,
Und den Scheiterhaufen zünde.

Alſo klagte die verlaßne Schöne:
Die durchbohrte, liebekranke Bruſt
Hing am Schatten der verlornen Luſt,
Und in Seufzer ſchmolzen alle Töne. —
So erweicht, ihr Götter, euch kein Flehn?
Soll ſie hier am öden Strand vergehn?
Soll ſie, weggeriſſen von der Erden,
Spiel der Wind' und Wellen werden?

Sieh! ſchon jaget mit verhängten Zügeln
Phöbus nah am Ziele ſeiner Bahn;
Dunkler ſtrecken auf den Wieſenplan
Schatten ſich von leichtbebüſchten Hügeln?
Ariadne kennt nicht Raſt noch Ruh,
Jetzo eilt ſie dem Geſtade zu,
Jetzt verbirgt ſie ſich mit trüber Seele
In den Grund der Felſenhöhle.

Aber horch! von was für lauten Stimmen
Wird die Klage plötzlich überſchallt?
Voll Getümmels wird der nahe Wald,
Alles ſcheint in neuem Glanz zu ſchwimmen.
Bacchus lenkt heran ſein Tigerpaar,
Bacchus naht, umringt von ſeiner Schaar;
Eines Pardels Fell um ſeine Lenden,
Einen Thyrſus in den Händen.

Bacchus liebt in öden Waldrevieren,
Liebt auf Klippeninſeln, dort und da,
Thaſos, Chios und Ortygia,
Seine wilden Reigen aufzuführen.
Das Gebirg, von Ulmen überſchirmt,
Das ſich hoch auf Naros Mitte thürmt,
Bot ihm heute, bei des Tages Schwüle,
Seinen Schooß voll Ruh und Kühle.

Jetzo, bei des Abends milderm Strahle,
Hatt' er mit erhöhter Jugendkraft
Sich vom Raſenbett' emporgerafft,
Und den Zug hinabgewandt zum Thale,
Wo er oft am Wieſenborn die Nacht
Bei dem Feſt der Trauben durchgewacht;
Wo er oft, wenn ſchon der Morgen glänzte,
Den Pokal mit Schaum bekränzte.

Als er nun das ſchöne Weib in Trauer
Hier an dieſem wüſten Ort erblickt,
Hält er plötzlich ſtill und ſchaut entzückt,
Und ſein Herz erbebt in ſüßem Schauer.

„Schau, Silen! erkennſt du die Geſtalt,
„Welche dort mit leichtem Tritte wallt,
„Jene dort im flatternden Gewande
„An dem flutumrauſchten Strande?

„Wuchs und Größe, wie voll Würd' und Adel!
„Wie viel Reiz um Nacken, Bruſt und Leib!
„Saheſt du auf Erden je ein Weib
„So wie dieſe ſonder Fehl und Tadel?
„Ha, fürwahr! das ſag' ich ohne Spott:
„Schöner gieng mit ihrem lahmen Gott
„Selbſt Cythere nicht zur Hochzeitskammer. —
„Doch ſie ſcheint voll Weh und Jammer.

„Sieh, als ob mit ihr der Himmel zürne,
„Wendet flehend ſich ihr Aug' empor,
„Und es wölkt ſich, wie ein düſtrer Flor,
„Sorg' und Leid um ihre blaße Stirne.
„Ach, es ſchleuderte vielleicht ihr Schiff
„Sturm und Brandung an das Felſenriff,
„Und ſie hat, dem wilden Meer entronnen,
„Einſam dieſen Strand gewonnen.

„Nein, noch ſoll ihr Leben nicht den Adern,
„Nicht der Odem ihrem Mund' entfliehn!
„Sie der Macht des Hades zu entziehn,
„Wollt' ich ſelbſt mit dem Verhängniß hadern;
„Und ſchon eil' ich zu der Dulderin,
„Schenk' ihr Troſt und neubelebten Sinn,
„Bringe nach dem Sturm ihr Frühlingswetter,
„Bringe mich ihr zum Erretter!

„Aber keiner folge meinem Schritte,
„Von euch Satyrn und Thyaden nach!
„Bleibt allhier und kühlt an dieſem Bach
„Eure Becher nach gewohnter Sitte!
„Schrecken ſollt ihr nicht mit tollem Schwarm
„Die Verlaßne dort in ihrem Harm;
„Sollet ihre Klag', ihr leiſes Stöhnen
„Nicht durch euren Jubel höhnen.“

Bacchus ſprach's, und ſchwang ſich leicht vom Wagen,
Gieng und ſtand nun, Ariadnen nah,
Wie ein milder Friedensherold da,
Hülfe, Schutz und Heil ihr anzutragen.
Staunend ſah ſie ihn: ihr ſcheuer Blick
Wich vor ſeinem Götterglanz zurück,
Und ſie fiel mit ſittſamen Geberden
Bebend vor ihm hin zur Erden.

Doch es tönte von des Jünglings Lippen
Dieſe Rede ſanft und traulich ihr:
„Welche Stürme, Holde, ſage mir!
„Warfen dich an dieſes Eilands Klippen?
„Sei getroſt! bald ſollſt du doppelt ſchön
„Das verlorne Land der Heimat ſehn,
„Bald des theuren Vaters Hals umfangen,
„Und am Kuß der Mutter hangen.“ —

‚Ach, auf ewig iſt für mich verloren
‚Wiederkehr, Geſchlecht und Vaterland!
‚Aller Zorn iſt gegen mich entbrannt,
‚Und zum Elend bin ich auserkoren.‘ —

„Wie? ſo wars kein Sturm, der dich verſchlug?“ —
‚Nein, es war der Menſchen Haß und Trug!‘
„Wer, o wer kann ſo viel Schönheit haßen,
„Kann ſo grauſam ſie verlaßen?“ —

‚Laß mein Leiden, weil von ihm der Willen
‚Und die Macht von keinem Gott mich löſt,
‚Weil mein Herz doch nimmermehr geneſt,
‚In verſchwiegner Seele mich verhüllen!‘
„Nein, du Holde! kommt auch Troſt und Rath
„Allzuſpät nach ſchon geſchehner That:
„O ſo mag's den kranken Geiſt doch weiden,
„Auszuſtrömen ſeine Leiden!“

Alſo ſprach er, und des Gottes Bitten
Schlichen zauberiſch ſich in ihr Ohr,
Lockten ihr Geſtändniſſe hervor,
Gegen die noch Scham und Wehmuth ſtritten.
Halb errathen ließ ihn ihr Geſchick
Ihr gebrochner Ton, ihr matter Blick;
Unter Seufzern, Zeugen ihrer Schmerzen,
Quoll die Red' aus ihrem Herzen.

„O des Argen! So dich zu verlaßen!“
Bacchus rief's, und hielt vor Zorn ſich kaum:
„Mag er fliehn bis an der Erde Saum,
„Meine Rache ſoll ihn dennoch faßen!
„Aber nun, o Nymphe, ſchone dein!
„Er vergaß dich: ſo vergiß auch ſein!
„Laß mich dir den ſüßen Becher miſchen,
„Und dein mattes Herz erfriſchen!“

Sprach's und bot ihr dar vom Saft der Traube.
Längſt durchlief ihn ſchon geheime Glut;
Seine Schläfe ſchwellte reges Blut
Unter krauſem kühlen Rebenlaube.
Funken blitzten von den Augen ihm,
Mit des heißen Durſtes Ungeſtüm
Lüſterte den ſchönen Götterknaben
Nach der Liebe ſüßen Gaben.

Und ſchon hielt ſein Arm ſie feſt umſchlungen,
Und im Kuße, voll verwegner Luſt,
Haucht' er Flammen in die junge Bruſt,
Die noch kaum mit Qual und Angſt gerungen.
Was ſie jüngſt des Aegeus Sohn erlaubt,
Ward ihr leicht von einem Gott geraubt:
Einmal ſchon verſtrickt in Amors Bande,
War ſie ſchwach zum Widerſtande.

Während Bacchus ſo in ſtiller Grotte
Aphroditens goldne Früchte ſtahl,
Harrt' auf ihn am Wieſenborn im Thal
Zechend ſeine weinbelaubte Rotte.
Ahndung von des Gottes hoher Luſt
Hatte jetzt gewaltig jede Bruſt
Uebermannt, ſich jedes Sinns bemeiſtert,
Alle Zungen wild begeiſtert.

Evoë, du ſtarker Nymphenzwinger!
Alſo ſcholl ihr Dithyrambus laut,
Jubel deiner göttergleichen Braut,
Und Triumph dir, großer Thyrſusſchwinger!

Haſt du nicht ſie glorreich unterjocht,
Daß ihr zartes Herz voll Inbrunſt pocht,
Daß, von tauſend Wonnen überſchüttet,
Liſpelnd ſie um Gnade bittet?

Doch du ſelbſt, Gigantenüberwinder,
Gabſt dem Mädchen dich entwaffnet hin.
Ha! gefeſſelt hat ſie Kraft und Sinn
Dir, du wunderſtarker Sinnenbinder!
Lechzend pflückſt du was ihr Mund dir beut,
Dieſe Frucht voll reiner Süßigkeit.
Gleicht die Traub' in Chios Weingefilde,
Gleicht ſie ihrem Kuß an Milde?

Preis dem Bacchus! Tanzt im Feſtgetümmel,
Evoe! und ſchwingt den Thyrſusſtab,
Tanzet hügelauf und thalhinab!
Unſre Feier ſchalle bis zum Himmel.
Seht, ſchon tanzt den hochzeitlichen Chor
Luna uns mit heller Fackel vor!
Evoe! wie an den lichten Höhen
Jauchzend ſich die Sterne drehen!

So erklang an Naxos Felsgeſtaden
Jubel, Paukenſchlag und Cymbelſchall.
Nymphen wachten auf am Waſſerfall,
Staunend horchten rings die Oreaden.
Fortgewirbelt von des Taumels Flut
Sprang die Mänas; voll der raſchen Wuth,
Lärmend mit Krotalen und Poſaunen,
Sprangen krausgelockte Faunen.

Milde duftend thaute nun der Morgen,
Schwächer blinkte der Plejaden Chor;
Ariadne wankte ſtill hervor
Aus der Gruft, die Bacchus Kampf verborgen.
Sie auf ihn nachläßig hingelehnt;
Er, durch frohen Siegerſtolz verſchönt,
Strebt die Wölkchen, die ihr Aug' umdüſtern,
Wegzuſchmeicheln, wegzuflüſtern.

„Ariadne! Geberin der Wonne!
„Sterblichen geziemt der Kummer nur;
„Aber du, bei meinem höchſten Schwur!
„Sollſt unſterblich glänzen wie die Sonne.
„Stammſt du nicht aus meines Vaters Blut?
„Auf dann! komm und hege Göttermuth!
„Führen will ich dich zu Jovis Throne,
„Gottheit fodern dir zum Lohne;

„Dir zum Lohne will ich Gottheit fodern,
„Ew'ge Schönheit, ew'gen Jugendglanz;
„Deiner Scheitel halbverwelkter Kranz
„Soll zum Denkmal bei den Sternen lodern."
Alſo ſprach er; ihn und ſeine Braut
Grüßten neue Dithyramben laut.
Beide wurden auf beſchwingtem Wagen
Zum Olymp emporgetragen.

Die verfehlte Stunde.

Quälend ungeſtilltes Sehnen
Pocht mir in empörter Bruſt.
Liebe, die mir Seel' und Sinnen
Schmeichelnd wußte zu gewinnen,
Wiegt dein zauberiſches Wähnen
Nur in Träume kurzer Luſt,
Und erweckt zu Thränen?
Süß berauſcht in Thränen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen!

Ach, ich gab ihm keine Kunde,
Wußt' es ſelber nicht zuvor;
Und nun beb' ich ſo beklommen;
Wird der Traute, wird er kommen?
Still und günſtig iſt die Stunde,
Nirgends droht ein horchend Ohr
Dem geheimen Bunde.
Treu im ſel'gen Bunde
An des Lieben Bruſt mich lehnen,

Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Hör' ich leiſe Tritte rauſchen,
Denk' ich: ah, da iſt er ſchon!
Ahndung hat ihm wohl verkündet,
Daß die ſchöne Zeit ſich findet,
Wonn' um Wonne frei zu tauſchen. —
Doch ſie iſt ſchon halb entflohn
Bei vergebnem Lauſchen.
Mit entzücktem Lauſchen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Täuſchen wird vielleicht mein Sehnen,
Hofft' ich, des Geſanges Luſt.
Ungeſtümer Wünſche Gluthen
Lindern ſanfte Melodieen. —
Doch das Lied enthob mit Stöhnen
Tief erathmend ſich der Bruſt,
Und erſtarb in Thränen.
Süß berauſcht in Thränen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Die Erhörung.

Romanze.

Schöne Fatme! ſchöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen ſieben Mandelbäume.
Willſt du nicht der Blüthen warten?

In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willſt du kommen, willſt du lauſchen,
Wie die ſüßen Lieder hallen?

In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Waſſerquelle:
Willſt die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen kühl und helle?

Schon ſo viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommſt nicht an dein Fenſter,
Giebſt mir weder Gruß noch Rede.

Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bei dem Dornenbügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer.

„Böſer Sänger! böſer Sänger!
„Störſt mich ſo in meinem Schlafe.
„Leiſe! leiſe! daß die Mutter
„Nicht erwach' und mich beſtrafe.

„Böſer Sänger! böſer Sänger!
„Muß ich ſo hinunter ſchleichen,
„Muß den Thau mit zarten Füßen,
„Armes Kind! vom Raſen ſtreichen.

„Nur behutſam, guter Abdul,
„Nur behutſam ſpring die Mauer!
„Wenn du fällſt und dich verwundeſt,
„Ach, du giebſt mir Noth und Trauer.“

Arion.

Romanze.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Cither lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geiſter,
Und gern empfieng ihn jedes Land.
Er ſchiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Geſtaden,
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen,
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich geſinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren wer gewinnt.

Arion ſprach: „Ein wandernd Leben
„Gefällt der freien Dichterbruſt.
„Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
„Sie ſei auch vieler Tauſend Luſt.
„An wohlerworbnen Gaben
„Wie werd' ich einſt mich laben,
„Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er ſteht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
„Vergiß ſie nun in meinem Arm!
„Wir wollen mit Geſchenken
„Die Götter reich bedenken,
„Und jubeln in der Gäſte Schwarm.“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menſchen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüſtern,
Nach ſeinen Schätzen lüſtern;
Doch bald umringen ſie ihn laut.

„Du darfſt, Arion, nicht mehr leben:
„Begehrſt du auf dem Land' ein Grab,
„So mußt du hier den Tod dir geben;
„Sonſt wirf dich in das Meer hinab.“ —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir laßen dich nicht wandern,
„Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
„Wo blieben wir vor Periandern,
„Verriethſt du, daß wir dich beraubt?
„Uns kann dein Gold nicht frommen.
„Wenn wieder heimzukommen
„Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Citherſpieler-Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.
Wann ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauſchen,
„Laßt mich die Kleider tauſchen:
„Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein.
Es ſtaunt der Schiffer Bande;
Er ſchreitet vorn zum Rande,
Und ſieht in's blaue Meer hinein.

Er ſang: „Gefährtin meiner Stimme!
„Komm, folge mir ins Schattenreich!
„Ob auch der Höllenhund ergrimme,
„Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
„Elyſiums Heroen,
„Dem dunkeln Strom entflohen!
„Ihr friedlichen, ſchon grüß' ich euch!

„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
„Ich laße meinen Freund zurück.
„Du giengſt, Eurydicen zu finden;
„Der Hades barg dein ſüßes Glück.
„Da wie ein Traum zerronnen
„Was dir dein Lied gewonnen,
„Verfluchteſt du der Sonne Blick. —

„Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
„Die Götter ſchauen aus der Höh.
„Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
„Erblaßet, wenn ich untergeh'!
„Den Gaſt, zu euch gebettet,
„Ihr Nereiden, rettet!“ —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:
Eh Fluten ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verliehn;
Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem falſchen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend ſinn'ge Thier.
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen ſpringen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin ſich ſein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinſt an Felsgeſtaden
Das Wunder aufgeſtellt in Erz.
Jetzt, da ſich jedes trennte
Zu ſeinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl und könnt' ich dich belohnen,
„Du treuer, freundlicher Delphin!
„Du kannſt nur hier, ich dort nur wohnen:
„Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn.
„Dich wird auf feuchten Spiegeln
„Noch Galatea zügeln,
„Du wirſt ſie ſtolz und heilig ziehn.“ —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einſt er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt ſingend durch die Flur.
Mit Lieb' und Luſt geboren,
Vergißt er was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
„Nun ruh' ich, Freund, an deiner Bruſt.
„Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
„Sie wurde vieler Tauſend Luſt.
„Zwar falſche Räuber haben
„Die wohlerworbnen Gaben;
„Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“

Dann ſpricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander ſtaunend horcht.
„Soll Jenen ſolch ein Raub gelingen?
„Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt.
„Die Thäter zu entdecken
„Mußt du dich hier verſtecken,
„So nah'n ſie wohl ſich unbeſorgt.“ —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
„Mich kümmert ſeine Wiederkehr.“ —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müßen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
„Er iſt zum Gotte worden:
„O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!“ —

„Er lebet noch, der Töne Meiſter;
„Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
„Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
„Arion will nicht euer Blut.
„Fern mögt ihr zu Barbaren,
„Des Geizes Knechte, fahren;
„Nie labe Schönes euren Muth!“

Kampaſpe.

Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
Lieb' erobert ſich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugeſellt.
Raſch beſiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Luſt:
Eine doch, vor allen andern,
War das Kleinod ſeiner Bruſt.

Von der Perlen Vaterlande
Als die köſtlichſte bewahrt,
Sproßte ſie an Indus Strande,
Eine Blume, ſchlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig ſie dem Gatten
Leiſe Kühlung, ſüßen Duft.

Ihre Jugend darzuſtellen,
Eh die Zeit ſie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinſel taucht.
„Was ſie ſchönes hat und holdes,
„Laß es mir unſterblich ſein,
„Und des Ruhmes und des Goldes
„Sei, ſo viel du wünſcheſt, dein.“

Die ein Sohn des Zeus erkoren,
Spricht der Mahler froh entzückt,
Iſt, zum Götterlooß gekoren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja, du ſollſt die Göttin ſchauen,
Wie ſie halb noch knieend ſchwebt,
Wie die Locken um ſie thauen,
Da ſie aus dem Schaum ſich hebt.

Still geſenkt die Augenlieder,
Folgt Kampaſpe dem Geheiß,
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künſtlers Zauberkreiß.
Sie enthüllt ſich, und erröthend
Flieht ſie in ſich ſelbſt zurück;
Sterbend und in Glut ertödtend
Schwimmt ihr ſüß verwirrter Blick.

Und ſie neigt ſich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Bruſt,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewußt.

Stammelt ſie in Hellas Tönen,
Faßt ſie doch den Künſtler ſchnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht ſein Auge glänzend hell.

Es verklärt ſich mit den Zügen,
Die ſein Pinſel ſcheu entwirft;
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar ſchlürft.
Göttin nannt' er ſie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Geſetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh und Sinn iſt ihm entflohen,
Daß er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet ſein entflammter Muth.
Aber ſein Vertrau'n beſchämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will ſich ſtreng bezähmen,
Und die Wünſche nicht geſtehn.

Forſchend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.
Er iſt Ares, ſie Cythere;
Beide knüpft die ſchönſte Wahl,
Und ſein Werk, des Meiſters Ehre,
Wird ein Denkmal ſeiner Qual.

Ob er lächelnd ſie verhehle,
Ihn durchſchaut des Königs Blick.
Er beherrſcht die große Seele,
Und beſchließt des Freundes Glück.
„Magſt du nur mich treulos ſchelten!
„Wunderbar gelang dein Fleiß,
„Doch ich will ihn nicht vergelten:
„Fordre von ihr ſelbſt den Preis.

„Du biſt ihrer Schönheit Spiegel,
„Und ſie wäre dir nicht hold?
„Hier nimm meine Hand zum Siegel,
„Daß ich euren Bund gewollt.
„Kannſt du ihren Reiz entwenden,
„So erwirb auch ihre Gunſt,
„Und die Liebe laß vollenden
„Was begonnen deine Kunſt.“

Der heilige Lucas.

Legende.

Sanct Lucas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu mahlen.
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fährt vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunſt
„Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
„Die Gott mich üben laßen!
„Wie hoch geſegnet wär' ſie nicht,
„Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
„Im Bildniß dürfte faßen!" —

Sie ſprach darauf demüthiglich:
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt,
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
„Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
„Holdſeligſte der Frauen!
„Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
„Auf deinem reinen Antlitz nicht:
„Doch laß es Andre ſchauen.

„Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
„Wenn du der Erde lang entflohſt,
„Vor deinem Bild zu beten.

„Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
„Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
„Sie droben zu vertreten.“

Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht,
„Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
„Und hieß mir, dich zu mahlen.
„Von dieſen Händen aufgeſtellt,
„Soll vor der weiten Chriſtenwelt
„Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte. —

Sanct Lucas legt an's Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt,
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar,
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jeſuskind des Mahlers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinſel nieder.
„Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
„Bis alles wohl getrocknet iſt,
„Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.“

Nur wenig Tage ſind entflohn:
Da klopft von neuem Lucas ſchon
An ihre Hüttenpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet.

Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild;
So blieb es unvollendet.

Und war auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltauſendfältig konterfeit
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sanct Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höh'n,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Der ſtellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

Leonardo da Vinci.

Romanze.

Florentiner! Florentiner!
Was muß euren Sinn verkehren,
Daß ihr eure großen Männer
Fremden überlaßt zu ehren?

Dante, welcher göttlich heißet,
Klagt, daß ihn ſein Land verſtoße:
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooße.

Und der alte Leonardo,
Weilte bei euch, halb vergeßen,
Der an euren Kriegesthaten
Jung des Pinſels Kraft gemeßen.

Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künſte Himmel funkelt,
Michel Angel Buonaroti,
Hatte ſeinen Ruhm verdunkelt.

Dieſer ſtrebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, ſinnig forſchend,
Was ſie leiſ' ihm ausgeſprochen.

Nicht den Stolzen duldend muß er
   Noch zu fremdem Volk und andern
Menſchen, aus Florenz, der ſchönen,
   Ein bejahrter Pilger wandern.

Ritter Franz, der edle König,
   Rief den weiſeſten der Mahler,
Gab ihm Raum nach Luſt zu ſchaffen,
   Hoch zu ehren ihn befahl er.

Zur Vollbringung der Entwürfe
   Scheint ihn neuer Muth zu ſtärken;
Aber bald hört man ihn klagen
   Ueber angefangnen Werken:

Sieh, mein Leben iſt am Ziele,
   Und die Kunſt noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parcen
   Lang den Faden ausgeſponnen.

Weit in unentdeckte Fernen
   Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das Nächſte zu vollenden,
   Fühl' ich meine Hand erkranken.

Und er mußte wider Willen
   Hin ſich ſtrecken auf das Lager;
Würdig ſchön in ſiechem Alter,
   Weiß von Bart und ſtill und hager.

Als der König das vernommen,
   Füllt es ihn mit bangen Schmerzen,
Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
   Seinem Reich und ſeinem Herzen.

Gütig wie zu einem Vater,
  Tritt er in des Kranken Zimmer,
Kommen ſieht ihn Leonardo
  Mit des Augs erloſchnem Schimmer.

Und er will empor ſich richten,
  Seinen jungen Freund zu ſegnen,
Deſſen Arme, deſſen Hände
  Liebreich ſtützend ihm begegnen.

Heiter lächelt noch ſein Antlitz,
  Schon erblaßt wie einem Todten:
Aber halb im Mund erſtorben
  Iſt der Gruß ſein letzter Othem.

Lange harrt der König ſchweigend,
  Ob er nicht erwachen werde. —
„Ruh der kunſtbegabten Seele!
  „Und dem Leib ſei leicht die Erde!

„Keine Weisheit, keine Tugend
  „Kann das herbe Schickſal wenden.
„Was der Tod ihm ſtörte, wird es
  „Je ein geiſt'ger Sohn vollenden?

„Darum, weil dies Leben dauert,
  „Laßt den Heldentrieb entbrennen.
„Wie dein ernſter Spruch mich lehrte:
  „Was ich ſoll, das will ich können!“

Die Warnung.

Romanze.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er ſetzt ſich vor des Hauſes Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt ſein Bündel neben ſich,
Bittet den Wirth beſcheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächſten Tiſch
Zwei wilde rohe Buben.
Heda, Herr Wirth! und gebt uns friſch:
Was kauzt ihr in den Stuben?
Dieſe Nacht ſo durchgeſchwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß,
Es geht mir nichts darüber.
Und lieb' ich ſchon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach wie wird verwundert ſein
All die werthe Chriſtengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da draußen erſt den Nepomuk
Mit ſeinen ſieben Sternen,
Ich ſchob ihn an den Rand zurück,
Bald muß er ſchwimmen lernen,
Schüttert was, ſo plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jeſulein,
Den hält der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreizehn Steine allzumal
Mit Chriſti Paſſionen,
So beſchmiert, verziert auf's Feſt,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
Wenn ſie zum Beten da knieen.

Der Andre ſprach: Wenn's Prahlen gilt,
So ſteh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht beſcheert,
Sind wohl deine Geſchichten werth,
Und es iſt noch nicht das beſte.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Chriſti leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel' erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn ſie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was erbauliches werden.

Der Wandersmann ſchaut ernſt und ſtill,
Da ſie die Red' erhuben.
Sie achten erſt nicht, was er will,
In ihrem Rauſch, die Buben.
Beide riefen dann zugleich:
Kümmert euch, Duckmäuſer, um euch!
Was ſoll das Gaffen und Horchen?

Der Wandersmann ſagt nicht ein Wort,
Und ſchaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
Wenn ihr nicht die Frechheit laßt,
Sagten ſie, ſolchen Heuchler-Gaſt,
Den muß man mit Schlägen verjagen.

Mich ſchlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Friſt nur hier,
Doch ſollt ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner, ſo wie ihr thut,
Und laßt bei Zeiten euch warnen.

Sonſt ſchließt ihr einen Bund der Treu
Mit Judas falſcher Rotte:
Den Heiland kreuzigt ihr auf's neu
Mit ſolchem kecken Spotte. —
Ja doch, da geſchäh' ihm recht,
Weil ſich der einfältige Knecht
Das erſtemal kreuzigen laßen. —

Ich weiß gewiß, ihr ſprächt nicht ſo,
Wärt ihr einſt mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn ſehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter ſtanden,
Und er im Buſen trug ihr Looß,
Bei grimmen Todesbanden;
Neigt ſein Haupt in Finſterniß,
Durch die Himmel geſchieht ein Riß,
Und innerlich ſchauert die Erde. —

Ei ſeht, der macht uns glauben gar,
Er wär' dabei geweſen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröſtern leſen.
Sagt uns doch, wie alt ihr ſeid,
Daß ihr ſah't, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht iſt geſchehen? —

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben iſt kein Leben.
Wie raſtlos kreiß't der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten ſchweben.
Greiſer wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Geſicht,
Das niemals lachet noch weinet.

Ich war wie ihr von frechem Muth
In meinen erſten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.
Als der Hohenprieſter Amt
Heuchleriſch nun den Chriſt verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit ſchwerer Kreuzeslaſt
Zum Thor ihn ſchleppt die Menge,
Da hatt' ich vor den andern Haſt,
Und ſtieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schrei'n,
Wollt' er raſten auf einem Stein,
Da ſchlug ich ihn mit den Fäuſten.

Geh, rief ich, Jeſus! fort mit dir!
Zum Tod dich endlich ſchicke!
Der Heiland ſah ſich um nach mir,
Und ſprach mit ſtillem Blicke.
Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern ſollſt nun du,
Und warten, bis ich komme.

Dieß Wort, dieß Wort, dieß Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es ſchirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.
Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin manchem zum Grau'n bekannt,
Der ewige wandernde Jude.

Der Fremdling ſprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erſchiene.
Als die Zwei das Zeichen ſahn,
Fällt ſie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten ſich ſchon in der Hölle.

Und eh ſie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er ſein Bündel aufgerafft,
Und iſt ſchon weit verſchwunden.
An des letzten Hügels Rand,
Sehn ſie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Geſtalt hinwanken.

*) Zu ſpät zerknirſcht ſie's und gereut's,
Gott läßt mit ſich nicht ſcherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den liebloſen Herzen.
Kirchentroſt ward nicht geſpart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

---

*) Die folgende Strophe ſteht nicht in dem urſprünglichen Gedichte und fehlt ihm auch nicht. A. d. H.

Fortunat.

Romanze.

Thauig in des Mondſcheins Mantel
Liegt die ſtille Sommernacht,
Und ein Ritter reitet ſingend
Wieſenplan und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klatſcht ihm ſanft den Hals:
Weißt du nicht, daß wartend Lila
An dem offnen Fenſter wacht?

Biſt ja kein Turnier- und Streit-Roß,
Wie ſein Reiter ſteif und ſtarr,
Das, den Stachel an der Stirne,
Nur ſo blindlings rennen mag.

Nein, du trägſt auf ſeinen Zügen
Den behenden Fortunat,
Schmiegſt mit ihm dich ſtill im Dunkel
Ueber Stege, glatt und ſchmal.

Bald zu dieſer, bald zu jener
Gieng die heimlich nächt'ge Bahn;
Abends hin mit raſchem Sehnen,
Früh zurück mit trägem Gram.

Wann ich oft von deinem Rücken
Mich zur hohen Kammer ſchwang,
Standſt du ſtill, bis mich empfangen
Der Geliebten zarter Arm.

Ja ich weiß, wenn eine Spröde
Herz und Thür verſchlöße gar,
Würdeſt du mit leiſem Hufe
Klopfen, bis ſie aufgethan.

Wie er noch die Worte redet,
Oeffnet ſich ein heimlich Thal.
Bin ich, ſprach er, irr' geritten?
Iſt mir's doch ſo unbekannt.

Wunderlich durch Sträuch' und Bäume
Schleicht des Mondes blaßer Strahl,
Und ein Buſch mit blüh'nden Roſen
Winkt von drüben voll und ſchlank.

Buſch, ich grüß' in dir mein Bildniß,
Roſen trägſt du ohne Zahl;
Und mir blüht im regen Herzen
So der Liebe ſüße Wahl.

Manche reif, und Knoſpen andre,
Alle doch verblüh'n ſie bald,
Und der Saft, der jene füllte,
Wird den jüngern zugewandt.

Denn den Kelch, der ſich entblättert,
Schließet keines Willens Kraft.
Lila, Lila! dieſe Knoſpen
Droh'n dir meinen Unbeſtand.

Aber daß du nicht ihn ahndeſt,
Komm' ich mit dem Kranz im Haar,
Biet' ein ſchön erröthend Sträußchen
Deinem weißen Buſen dar.

Roſen, Roſen! laßt euch pflücken,
So zu ſterben iſt kein Harm:
O wie will ich euch zerdrücken
Zwiſchen Bruſt und Bruſt ſo warm!

Und er lenkt das Roß entgegen,
Doch es ſcheut ſich, wie es naht,
Und er kann von keiner Seite
Dicht zur Roſenlaub' hinan.

So gewohnt bei Nacht zu wandern,
Thöricht Roß, wie kommt dir das?
Fürchteſt du die Licht' und Schatten,
Wankend auf dem feuchten Gras?

Doch es tritt zurück und bäumt ſich,
Wie er ſpornt und wie er mahnt;
Drauf mit ſeinen Vorderfüßen
Stampfet es den Grund und ſcharrt.

Wühlet weg den lockern Boden,
Tief und tiefer ſich hinab.
Schätze, glaub' ich, willſt du graben;
Eben iſt's ja Mitternacht.

Unter ſeinem Huf nun dröhnt es,
Das ſind Bretter, iſt ein Sarg,
Und es traf ein Schlag gewaltig,
Daß der ſchwarze Deckel ſprang.

Schwingen will er ſich vom Sattel,
Doch er fühlt ſich dran gebannt,
Und der Gaul ſteht jetzo ruhig
Vor dem Sarg, im Boden halb.

Und es hebt ſich wie vom Schlummer
Eine weibliche Geſtalt,
Deren Züge blaßer Kummer,
Aber ſanfte Lieb' umwallt.

Kommſt du, hier mich zu beſuchen,
Deine Clara, Fortunat?
Dieſe Linden, dieſe Buchen
Waren Zeugen unſrer That.

Wie du Treue mir geſchworen,
Wie dein Mund ſo flehend bat,
Meine Roſ' ich dann verloren,
Und die Scham danieder trat.

Doch die Sünde ward mir theuer,
Mahnte nun mich früh und ſpat;
Für des Angedenkens Feuer
Wußt' ich keinen andern Rath,

Als mich hier ſo kühl zu betten,
Wie du ſiehſt, daß ich gethan.
Ach! ich hofft' in Liebesketten
Dich noch einmal hier zu ſahn.

Von des ſtillen Thales Schooße
Wird geſchirmt die bange Scham:
Lieb' erzog hier manche Roſe
Für die eine, die ſie nahm.

Sieh dieß Lager, traut und enge,
Wie ich ſorgſam anbefahl,
Daß es uns zuſammendränge
Zu der ſüßen Wolluſt Qual.

Durch des Vorhangs grünen Schleier
Bricht kein unwillkommner Strahl,
Und uns weckt aus ew'ger Feier
Keiner Mond' und Sonnen Zahl.

In den kühlen Arm zu ſinken
Beut die heiße Bruſt mir dar.
Deine Seel' im Kuße trinken
Will ich nun und immerdar.

Leiſe zieht ſie ihn hernieder:
Schöner Jüngling, ſo erſtarrt?
Kaum gebrochne Augen hebend,
Sinkt er zu ihr in den Sarg.

Lila, Lila! wollt' er liſpeln,
Doch es ward ein ſterbend Ach,
Weil alsbald des Grabes Schauer
Seinen Lebenshauch verſchlang.

Mit Getöſe taumeln wieder
Feſt die Bretter auf den Sarg,
Und ein Sturm verwühlt die Erde,
Die der Gaul hat aufgeſcharrt.

Heftig bricht er alle Roſen,
Säuſelnd blättern ſie ſich ab,
Streu'n ſich zu des Brautbetts Weihe
Purpurn auf das grüne Gras.

Weit iſt ſchon das Roß entſprungen,
Flüchtig durch Gebirg' und Wald,
Kommt erſt mit des Tages Anbruch
Vor der Hütte Lila's an.

Bleibt da ſtehn, gezäumt, geſattelt,
Ledig, mit geſenktem Hals,
Bis die arme ſchlummerloſe
Seine Botſchaft wohl verſtand.

Und dann floh es in die Wildniß,
Wo kein Aug' es wieder ſah,
Wollte keinem Ritter dienen
Nach dem ſchlanken Fortunat.

Das Feenkind.

An die Schauſpielerin Friederike Bethmann.

Ich kannt' ein ſeltſam Feenkind
Es war ſo klein und zart,
Und wechſelte wie Luft und Wind
Geſtalt und Sinnesart.

Dem Feenkinde nur gefällt
Was Spiel iſt bunt und kraus;
So zog es durch die weite Welt
Auf Zaubereien aus.

Es ſchien ein feiner Knabe bald,
Und bald ein zierlich Weib;
Nun knapp umſchließt, nun frei umwallt
Gewand den ſchlanken Leib.

Bald wählt ſie Edelſtein und Gold,
Der Stickereien Pracht,
Das Reichſte, was die Erde zollt,
Scheint nur für ſie gemacht.

Doch giebt ihr nichts der fremde Glanz,
Er leiht den Reiz von ihr:
Ihr Haar iſt der Juwelen Kranz,
Ihr Arm der Spange Zier.

Bald, wie die Blumen auf der Au,
Thut ſie auf Schmuck Verzicht,
Und es beſchämt der Augen Blau
Nur das Vergißmeinnicht.

Verwandelt und verwandelnd eilt
Sie weit durch Zeit und Raum.
Erfreut, betrübt, verwundet, heilt,
Und wie, das weiß man kaum.

Jetzt hoch an Sinn und edlem Blut
Winkt ſie, ein Rittersweib,
Vom Helmbuſch ihren Knappen Muth,
Und fällt des Feindes Leib.

Als Alpenhirtin ſcherzt und ſingt
Sie munter bei der Müh,
Und in ihr kleines Hüttchen dringt
Der Liebe Kummer nie;

Der jetzo ſie in irrem Wahn
Durch Hain und Wildniß treibt;
Sie ſieht nicht den Geliebten nahn,
Sie fragt noch, wo er bleibt.

Im Wunderland als Wilde dann,
Mit hüpfend leichtem Tritt,
Neckt ſie den eiferſücht'gen Mann
Und alle Männer mit.

Iſt jetzt des Helden liebend Herz,
Der kühn um Nachruhm wirbt,
Und flieht als Freiheit himmelwärts,
Da er für Freiheit ſtirbt.

Sie wohnt als fromme Königin
Im Kerker, ſtill und groß.
Und jeder ſtürzte willig hin
Für ſie zum Todeslooß.

Jüngſt kam ſie, gramzerrüttet ganz;
Bald trug man dann den Sarg,
Der unter Blumen, unterm Kranz,
Das blüh'nde Leben barg.

Ach, ſoll's unwiderruflich ſein?
So bangte mir das Herz.
Zu ſchaudervoll iſt dieſer Schein,
Zu grauſam dieſer Scherz.

Doch iſt umſonſt mit Feenmacht
Die Holde nicht begabt:
In friſcher Jugend morgen lacht,
Die eben ihr begrabt.

Dem Wechſel, der ſie ſonſt erfreut,
Setzt ſie wohl ſelbſt ein Ziel:
Ein leichter Wink von ihr zerſtreut
Der Bühne Gaukelſpiel.

Klug, ſittig, edel, ſchlingt ſie nun
Der Freundſchaft zartes Band.
Das, ſagt' ich, iſt ihr wahres Thun,
Das Ruh hat und Beſtand.

Doch unter Zutraun, unter Scherz,
Fällt oftmals nebenbei
Doch der Gedanke mir auf's Herz
An ihre Zauberei.

Die feinen Thierchen um ſie her
Beſtärken mich darin:
Sie ſind nicht da von ungefähr,
Das hat geheimen Sinn.

Wenn in dem Ringe wunderlich
Ihr ſchöner Cacadu
Sich wiegt, und ruft mit Namen ſich:
Jaquot! Jaquot! ihr zu;

Wenn ihr das Möpschen in's Geſicht
Aus ſchlauen Augen gafft,
Und mit der Pfote bittend ſpricht,
Und eiferſüchtig klafft;

Wenn unter der behenden Laſt
Das Roß ſich ſtolzer hebt;
Und jeden ihrer Winke faßt,
Und ihr zu dienen ſtrebt;

Dann denk' ich: immer gleich geſinnt
Sind ſie, verwandelt, noch,
Und tragen um das Feenkind
Verſchmähter Wünſche Joch.

Drum hüte ſich wer ſie nur ſieht!
Mit einem Blicke bloß
Weiß er nicht mehr wie ihm geſchieht,
Und kommt wohl nimmer los.

Doch warn' ich vor Bezauberung,
Und bin verzaubert ſchon?
Stimmt ſie des ernſten Liedes Schwung
Nicht zum Romanzenton?

So leg' ich ihr zu Füßen dar,
Die leichte Melodie,
Die meines Liedes Inhalt war,
Und meine Muſe, ſie.

An Friederike Unzelmann

bei Ueberſendung meiner Gedichte.

Der Dichter will zur fernen Nachwelt dringen,
Doch auf den todten Blättern ſchläft ſein Lied,
Bis eine ſeelenvolle Stimm' es weckt
Und freundlich in der Hörer engem Kreiße
Für ihn um einen ſtillen Beifall wirbt.
Der Bühne Kunſt glänzt vor der Mitwelt Augen,
Die Zauber einer fremden Welt umſtrahlen
Den Augenblick des Jubels, der Entzückung,
Und tauſend hingeriß'ne Herzen glüh'n.
Doch ach! ſie lebt nur in des Künſtlers Leben,
Und ſein unſterblich Werk ſtirbt hin mit ihm.
Die Nachwelt muß die ſchönen Wunder glauben,
Die ſie nicht ſah; kein Bild, kein ſchildernd Wort
Vermag des Lebens zarten Hauch zu faßen,
Die mächt'ge hochbeſeelte Gegenwart.
Drum iſt des Dichters Pflicht, davon zu zeugen,
Denn er allein entflammt die Phantaſie,
Daß ſich in ihr Geſtalten friſch bewegen
Von nie geſeh'nen Dingen: und ſo weckt er
In fernen ungebornen Menſchenaltern
Zuſchauer noch dem Liebling der Thalia.

Beſchämt biet' ich dir dieſe Lieder an,
Wovon ſich keins noch an dein Lob gewagt.
Wenn ich es leiſ' und ſchüchtern wohl verſuchte,
Nahmſt du die Huldigung, die dir gebührt,
Des abgedrungenen Gefühls Tribut,
Wohlwollend auf wie eine freie Gabe.
Wär' dieß ganz deiner würdig mir gelungen,
So hätt' ich wohl den ſchönſten Sieg errungen:
Denn aller Gunſt iſt ſicher das Gedicht,
Das deinen Geiſt in holder Bildung ſpricht;
Der Grazien Geheimniß wird's entfalten,
Und ſichtbar eine Muſe drinnen walten.

Die Schauſpielerin Friederike Unzelmann an das Publicum,

als ſie am Schluß des Schauſpiels herausgerufen wurde.

Geht in Frieden nur nach Haus,
Denn ich komme nicht heraus.
Schreit ihr doch bei jedem Plunder
Immer gleich: heraus! heraus!
Tobt nicht oft das ganze Haus,
Wie ein ſchwangrer Berg, o Wunder!
Und es kommt nur eine Maus.
Wer ſo willig kommt heraus,
Käme wahrlich bald herunter.
Drum, und machtet ihr's noch bunter,
Gieng' es drüber auch und drunter,
Bräch' mit Krachen ein das Haus
Von dem tollen Saus und Braus:
Heute regt ſich keine Maus.
Meine Herrn, es wird nichts draus;
Geht in Frieden, geht nach Haus!
Lampenputzer, löſch' nur aus.

An Friederike Unzelmann

als Nina.

Von des Grames Träumereien,
Von verlornen Schwärmereien,
Nina, wurdeſt du geheilt.
Doch du haſt die zarten Schmerzen
Und den Wahn bethörter Herzen
Allen Hörern mitgetheilt.

An Friedrich Schlegel.

Im Herbſt 1802.

O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt!
Hat mich der Wunſch betrogen,
Dich immer zu begleiten
In Wiſſenſchafts-Bezirken,
Und in der Kunſt Gefilden
Gemeinſam ſtets zu bilden:
Sei mir auch ſo gegrüßt!
Obwohl geſellig Wirken
Die Tage mehr verſüßt.

Du folgeſt deinen Zielen,
Und jedes Unternehmen
Des Forſcherſinns iſt dein.
Uns gilt kein müßig Spielen:
Die ſchwache Zeit beſchämen
Kann nur ein mächtig Streben;
Drum nährſt du dich, der Starke,
Mit aller Zonen Marke
Und ſaugſt die Vorwelt ein.
So muß ein vielfach Leben
In deiner Bruſt gedeihn.

Derweil dich Morgenblüthe,
Medſchnuns und Leila's Liebe
In Perſiens Gärten zieht;
Und ſchon dich dein Gemüthe
Hinlockt mit kühnerm Triebe,
Gleich weltumfahrnen Schiffern,
Zu lauſchen, wie am Ganges
Getönt voll ſel'gen Klanges
Manch indiſch Blumenlied,
Und Weisheit zu entziffern
Aus heiliger Sanſkrit:

Hält auf Hiſpaniens Fluren
An Manzanares Ufer
Mein Calderon mich feſt.
Fantaſtiſcher Naturen
Viel Labyrinthe ſchuf er,
Doch triumphier'nder ringen
Die Lieder noch, entſchleiert
Myſterien er, und feiert
Sein Phönix-Opferfeſt:
Daß mich ihm nachzuſingen
Die Sehnſucht nie verläßt.

Und was wir beide ernten
Dem andern aufzuſpeichern,
Iſt uns willkommne Pflicht.
So mögen wir Entfernten
Einander doch bereichern.
Wie uns Natur gepaaret,
Als Brüder uns geſendet,

Und dieſem mehr geſpendet
Was jenem mehr gebricht:
Das hat mir offenbaret
Jüngſthin ein Traumgeſicht.

Mir war, als hielt' zuſammen
Uns Eine Rind' umſchloßen
In hoher Baumgeſtalt.
Das Blut, von dem wir ſtammen,
Fühlt' ich, durch uns ergoßen,
In allen Pulſen rege;
Wie einſt die umgeſchaffne
Lorbeer-umgrünte Daphne
Gefühlt der Wurzeln Halt,
Da noch des Buſens Schläge
Den weichen Baſt durchwallt.

Und in dem engen Düſter
War mir's, als ob mein Reden
In eins mit deinem ſchmolz.
Es wollte ſolch Geflüſter
Uns wechſelnd überreden
Zu theilen unſre Kräfte.
Ich ſagte: Laß die Wurzeln
Feſt in den Boden wurzeln
Zu gründen unſer Holz.
Du ſagteſt: Treib die Säfte
Hinan zum Wipfel ſtolz.

Alsbald begann ein Brauſen,
Ein Kreißen wurde munter

In Adern unſers Baums.
Du ſenkteſt ohne Grauſen
Dich in die Nacht hinunter,
Und fandſt den Weg ohn' Augen
Durch ehrne Felſenklammern
Zu kühler Waßer Kammern
Voll eiſenſchwangern Schaums.
Mich labte mit das Saugen
Des letzten Faſernſaums.

Ich aber ließ zum Gipfel
Empor die Keime ſproßen
In heitrer Füll' umlaubt.
So ſchlang ſich dicht der Wipfel
Aus Aeſten, Zweigen, Sproßen;
Den Sternen, Mond und Sonne,
Den Lüften, Thau und Regen,
Streckt' ich die Arm' entgegen,
Und liebevoll das Haupt.
Du fühlteſt mit die Wonne,
Wie ich entzückt geglaubt.

Wir dachten froh: ſolch Walten
Der Eintracht ſoll uns ſchirmen,
Daß nie die Pflanz' erkrankt;
Es wird kein Blitz ſie ſpalten,
Sie ſinkt vor keinen Stürmen,
Und hören wir den Schatten
Von manchem Wandrer loben,
So ſpricht ein Wehn von oben,
Das ſäuſelnd niederwankt:

Der Geiſter inn'gem Gatten
Wird ſolcher Wuchs verdankt.

O Bruder! wie verbündet
Wir ſchon ſo gut gerungen,
Daß nur der Neid es ſchilt:
Uns tiefer ſtets gegründet,
Uns höher ſtets geſchwungen,
Uns weiter ſtets gebreitet,
Zwar mit getheilter Stärke,
Doch dienend Einem Werke:
Sagt es dir jenes Bild?
Ich habe mir's gedeutet,
Daß dieß auch ferner gilt.

Laß uns auf Fahrten denken,
Um Bahnen aufzuſpüren
Im offnen Ocean.
Du ſollſt das Steuer lenken,
Du ſollſt das Senkblei führen,
Und auf die Nadel blicken;
Ich will die Anker lichten,
Ich will die Segel richten;
Wenn Stürm' und Wolken nahn,
Seh' ich, was ſie uns ſchicken,
Den flücht'gen Wimpeln an.

Wenn wir dann glücklich landen
An eines Eilands Küſten,
Dem laue Düft' entwehn,
Erſpähn wir, was vorhanden

In ſeinen holden Wüſten.
Ich Blum' und Kraut der Fluren,
Und Wild und bunt Gefieder;
Du läß'ſt zum Erze nieder
Die Wünſchelruthe gehn,
Und kannſt der Vorzeit Spuren
Im Steingepräge ſehn.

Zur Heimat endlich eilend
Soll ruhig uns erfreuen
Jeglicher Müh' Ertrag.
Auch hier die Sorgen theilend,
Will ich die Saaten ſtreuen,
Will Gärtner, Winzer werden,
Und gern der Reben warten;
Du thuſt indeß im harten
Geſteine manchen Schlag,
Und förderſt aus der Erden
Edles Metall zu Tag.

Das giebſt du meinen Händen,
So bild' ich künſtlich Schalen
Und Trinkgefäße draus.
Wenn an des Hügels Wänden
Die Trauben purpurn ſtrahlen,
Sollſt du ſie überkommen.
Dir gährt der Moſt im Keller,
Und ſprudelt er nun heller,
Dann bringſt du ihn heraus.
Ihr Freunde, ſeid willkommen
Zum feſtlich frohen Schmaus!

O Luſt des edlen Schaffens!
O Wonne, nie zu ſchätzen,
Des freien Geiſtvereins!
Statt des Zuſammenraffens
Von todten ird'ſchen Schätzen
Die Gottheit zu erkunden
In Welten und Naturen,
Der Dinge Signaturen,
Wie alles ewig eins.
Dieß Thun zu allen Stunden
Sei deines ſo wie meins.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
In Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja hier iſt vor des Geſchickes Neide
Die ſchönſte Freiſtatt uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüh't und ſchwindet,
Nur Eines ſteh't unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,
Der Himmel wölbt ſich feſt und klar:
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frei von Begier und frei von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß' Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;
Laß' wilder den Sturm zuſammenziehen,
Wir bleiben eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laßen,
So dürfen wir den Glauben faßen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwei Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zur Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpäh'n das ſtille Thor;
Wenn ſie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt die Sonne licht hervor;

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß' ſich freudig den Muth bewegen
Und herrlich blüh'n die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel verborgen,
Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde nah't.

Wie ſollte der Unmuth ſich dein bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beßern Geiſtern
In Knechtes Wahn erniedert fiel!
Laß' unverzagt uns vorwärts ſchreiten!
Dir ſchlummern in den goldnen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieh't,
So brauſt begeiſtert mir von den Lippen
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieh't.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droh't;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß' denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frei den vollen Geſang erſchallen
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſei der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle
Und hell ſei jedes Angeſicht,
Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
In ewig heiterm klaren Licht.

Friedrich Schlegel.

An Ida Brun.

Anm. von 1806. Die jüngſte Tochter der allgemein geſchätzten Dichterin *Friederike Brun*; ein liebenswürdiges Mädchen von noch nicht vierzehn Jahren, welche unvergleichliche Anlagen beſitzt, im idealiſchen Tanze etwas in der That Vollendetes zu leiſten. Dieſe Benennung „idealiſcher Tanz“ giebt indeſſen keinen völlig angemeßnen Begriff von ihrem Talent, denn in unſern beſten darſtellenden Tänzen iſt immer noch zu viel bedeutungsleeres und was bloß körperliche Gewandtheit beweiſt. Mlle. Brun beſchränkt ſich nicht bloß auf mimiſche Plaſtik oder die Kunſt ausdrucksvoller und zugleich maleriſch ſchöner Stellungen, wodurch einige Frauen ſeit mehreren Jahren ſich allgemeine Bewunderung erworben haben. Sie legt dramatiſchen Zuſammenhang in ihre Darſtellungen, und entfaltet nach einander die verſchiedenen Grade der Empfindung und Leidenſchaft, ihren Wechſel und ihre Uebergänge. Doch iſt es wiederum nicht bloße Pantomime, ſondern alle ihre Bewegungen ſind muſikaliſch, das heißt, ſie verhalten ſich zum bloß natürlichen Geberdenſpiel, wie das Schweben der Stimme im Geſange zur gewöhnlichen Rede. Auch läßt ſie ſich von Muſik begleiten, jedoch mehr um Ton und Stimmung im allgemeinen anzugeben, als ſich an ein beſtimmtes Zeitmaaß zu feſſeln. Wenn der Ausdruck einen gewiſſen Gipfel erreicht hat, ſo verweilt ſie einige Augenblicke darin, und läßt an dem ruhenden Gemälde die veredelte Wahrheit der Geberde, die Schönheit der Stellung und den gelungenen Faltenwurf der Gewänder betrachten. Bloß feſtliche Handlungen weiß ſie mit der höchſten Anmuth zu umkleiden, die aber auch bei der erſchütterndſten Kühnheit und Tiefe im Ausdruck tragiſcher Leidenſchaften ſie nie verläßt. Ihre Kunſt iſt über ihre Jahre, ein ſolches Ahndungsvermögen in dem zarteſten jungfräulichen Gemüthe muß durchaus als eine genialiſche Eingebung angeſehen werden. Eine frühe Reiſe nach Italien in einem Alter, wo gewöhnliche Kinder noch keinen Blick und keine Seele für die Wunderwerke der bildenden Kunſt haben, hat dieſen herrlichen Keim zuerſt angeregt, und die Leitung einer für alles Gute und Schöne empfänglichen Mutter gewährt ihm fortdauernd die günſtigſte Entwickelung. Der Verfaſſer folgenden Gedichtes, der in Genf öfters Gelegenheit hatte zu bewundern, was er zu ſchildern verſucht hat, ſchätzt ſich glücklich über dieſe Lieblingstochter der Grazien ein Wort huldigender Weihe ſprechen zu dürfen.

Solch ein zephyrleichtes Leben
Solcher Anmuth Gang und Schweben
Sah mein trunknes Auge nie.
Jede Welle der Bewegung
Zaubert hin in ſüße Regung,
Alles athmet Harmonie.

Wie du ſpendeſt deine Kränze
Als die Muſe froher Tänze,
Wie dein holdes Feſt beginnt:
Säh' ich nicht der Wonne Zähren
Deiner Mutter Blick verklären,
Wähnt' ich dich ein Götterkind.

In der zarten Bildung Schleier
Welcher Ton von Phöbus Leier
Hat den hohen Geiſt gehaucht?
Wo, auf blüh'nder Flur geboren,
Haben weihend milde Horen
Dich in Morgenroth getaucht?

Was Pygmalion errungen,
Als der ſchöne Stein, bezwungen,
Ward beſeelt auf ſeinen Ruf,
Kehrt ſich um: denn feſtgehalten
Seh' im Flug ich die Geſtalten,
Die der Griechen Meißel ſchuf.

Nimm den Bogen und die Pfeile,
Und, Dianen gleich, enteile
Stolzen Muthes in den Hain.
Willſt du mit der Aegis ſchrecken,
Mit dem Helm die Stirne decken,
Wirſt du Jovis Tochter ſein.

Streue Roſen, ſei Aurore;
Trag das Körbchen, Kanephore,
Zu des Feierzuges Pracht.
Gieß ſie aus, die Opferſchale;
Hülle nun dich ein, Veſtale,
Die den ew'gen Heerd bewacht.

Fliegen laß dein Haar, Bacchante;
Gürte dich, und Atalante
Siegſt du im beſchwingten Lauf.
Bald, allein ein Chor von Muſen,
Schwellt den jungfräulichen Buſen
Fülle der Begeiſtrung auf.

Dich, Althäa, ſah mit Schaudern
Ich, nach langem Kampf und Zaudern
Den verhängnißvollen Brand
Schleudern in die Todesgluten
Und verzweifelnd dann verbluten,
Auf dich ſelbſt den Dolch gewandt.

Sag, welch Ahnden hat die Thaten
Wilder Rache dir verrathen,
Und der Seele tiefſten Schmerz?

Noch an deiner Jugend Schwelle
Sahſt du ſchon der Leiden Welle
Stürmen durch ein menſchlich Herz?

Nein, dir trübe nichts die Seele!
Sei, was Unglückſel'ge quäle,
Nur im Bilde dir bewußt!
Immer mögſt du nur ſie ſpielen
Jene Dolche, welche zielen
Nach der gramzerrißnen Bruſt.

In des Tanzes Melodieen
Laß den ird'ſchen Druck entfliehen
Deinem ſchöpferiſchen Sinn.
Was die Götter dir gegeben,
Pfleg' im ſchuldlos heitern Leben,
Deines Glückes Bildnerin.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh geſcholten
Mutterſprache, ſo vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach wie ſo gerne!
Nur ein einzig deutſches Wort.

Manches regt ſich mir im Innern,
Doch wie ſchaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir ſeine Gruft.

Einſam ſchweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauſchen fremd auf dieſer Flur.

Unverſtanden, unbeachtet,
Wie mein deutſches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Buſen ſchmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

Auf der Richtſtätte
der Jungfrau von Orleans
zu Rouen.

Hier ſchlugen dir die Flammen
Hoch überm Haupt zuſammen,
Du heil'ges Heldenweib!
Doch ihrer Lohe Qualmen
Durchwehten Himmelspalmen,
Kühlend den reinen Leib.

Kein Wahn war das Geſichte,
Das einſt in innerm Lichte
Dich machte glaubensſtark:
Wie 's dich zum Sieg erleſen,
Sollt du im Tod geneſen,
Edle Johanna d'Arc!

Mit göttlichem Erbarmen
Und liebend offnen Armen
Lehnt ſich Maria hin,
Und Engelsflügel ſchlagen
Zu ihr empor zu tragen
Die holde Dulderin.

O falſcher Lohn der Erde!
Wer ſtrebt, daß der ihm werde,
Wie trügt ihn ſeine Wahl!
Die Frankreich hat errettet,
Seht hier ſie feſtgekettet
Am ſchnöden Marterpfahl.

Zum Dank für hohe Thaten
Vom eignen Volk verrathen
Geſpielt in Feindes Hand;
Beſchuldigt und gerichtet
Nach dem, was Bosheit dichtet,
In Lügenkunſt gewandt.

Dennoch die Magd unſchuldig
Blieb ſtandhaft und geduldig,
Erröthend nur der Schmach,
Wie ſich von wüſten Rotten
Der Heiland ließ verſpotten,
Und betend für ſie ſprach.

Dieß iſt der Arm, der muthig
Das Banner trug, doch blutig
Gefärbet nie das Schwert.
Dieß iſt die Bruſt, das Herze,
So ſchwellend unterm Erze
Nur keuſchen Trieb genährt.

Verflogen nun zu Aſchen,
Vom Fluß hinweggewaſchen.
Aus dieſem Sündenland;

Des hohen Geiſtes Spuren
Aus den erlöſ'ten Fluren
Vom Leichtſinn längſt verbannt.

Ein Dichter, nein, ein Schmäher
Der frommen Gottesſeher,
Verhöhnt das reine Weib:
Die Glorie der Geſchichte
Dient euch im Schandgedichte
Zu eklem Zeitvertreib.

Fühllos Geſchlecht, vermeßen
In eitelm Selbſtvergeßen
Und kalter Schwindelei!
Der Treue fremd, dem Rechte,
Bald Dränger und bald Knechte,
Doch niemals mild' und frei!

An
die Jungfrau von Orleans.

Ich habe früh dich ſchon beſungen,
Ich bot dir fromme Huldigungen,
O heldenmüth'ge Jeanne d'Arc,
Im Wunderglauben kühn und ſtark!

Doch, wenn der Helm dein Haupt ſoll ſchützen,
Was kann das ſeid'ne Schnürchen nützen,
Womit ihn zierlich deine Hand
Dir unter'm Kinn zuſammenband?

Dem Strohhut und dem Schäferleben
Haſt du den Abſchied ja gegeben.
Am Strohhut ſtand die Schleife gut:
Sie ſchloß ihn vor der Sonne Glut.

Nun muß ich, Heldin, für dich zittern;
Du eilſt zu Kampfes Ungewittern:
Da thut ein ehern Sturmband Noth,
Dem Lanz' und Schwert vergeblich droht.

Von allem deinem Stahlgeſchmeide
Der Panzer iſt's, den ich beneide,
Der deine Bruſt gefangen hält,
Wenn Lieb' und Muth ſie ſtrebend ſchwellt.

Der Vorhang fällt: es iſt vollendet. —
Doch daß der Sieg in Tod ſich wendet,
War es auch nur ein Gaukelſpiel,
Iſt für mein banges Herz zu viel.

In Ohnmacht ſcheint ihr Blick verſchwommen;
Sie athmet matt nur, tief beklommen.
Beſorgte Schweſtern, eilt hinzu!
Erweckt ſie aus der ſtarren Ruh!

Nichts mehr von wilden Schlachtgetöſen!
Laß dir den ſtrengen Panzer löſen.
O hielt' ihn nur ein ſeidnes Band,
Wie gern zerriß' es meine Hand!

Glaube.

Wohin flohſt du, ſel'ger Glaube,
Aus der Menſchen Sinn und Muth?
Wurdeſt ſchnödem Spott zum Raube,
Ohne Ruhſtatt irrt die Taube
Ob der großen Sündenflut.

Du, o Glaub' an reine Liebe,
Die das Herz in Fülle nährt,
Die, wenn keine Jugend bliebe,
Keine Schönheit, inn'ge Triebe
Bis zum letzten Hauch gewährt!

Glaub' an eines Freundes Treue,
Welcher mit uns ſteht und fällt,
Welcher ohne Scheu und Reue,
Wie auch Leumund ihn bedräue,
Uns bekennt vor aller Welt!

Glaub' an die Gewalt der Ehre,
Alles Thuns Geleit und Hort,
Daß kein Schwur ſich je verkehre,
Felſenfeſt die biedre Lehre
Immer ſteh': ein Mann, ein Wort!

Glaub' an unſers Volkes Weiſe,
An ein heimiſch Vaterland,
Wo im ſchlichten alten Kreiſe
Jeder ſtill beharrt, und weiſe
Fremde Lüſt' und Sitten bannt!

Glaub' an Kunde von den hohen
Thaten kühner alter Zeit,
An die Würde der Heroen,
Deren Geiſt der Welt entflohen,
Deren Namen ſie entweiht!

Glaub' an hehrer Freiheit Dauer,
Auf Geſetz erbaut und Recht,
Schirmend in der Bundesmauer
König, Ritter, Bürger, Bauer,
All' ein brüderlich Geſchlecht!

Glaub' an milder Vorſicht Wache,
Wie es ſei um uns beſtellt;
Daß Er denk' an unſre Sache,
Dem kein Sperling fällt vom Dache,
Gleichwie er das Ganze hält!

Glaub' an jenes Licht von oben,
Das ſo glorreich niederſtrahlt,
Und am Vorhang, blau gewoben
Vor dem Heiligſten da droben,
Ew'ger Wahrheit Bilder mahlt!

Glaub' an aller Liebe Bronnen,
Der die Gottheit ſelbſt ergoß,

In des Opfers Glut zerronnen,
Welches, ſühnend, Friedenswonnen
Und der Weſen Heil erſchloß! —

Was die Händ' und Augen greifen,
Iſt ein trüglich eitles Gut.
Wie die klugen Sinn' auch ſchweifen,
Niemals wird ein Segen reifen,
Strebet höher nicht der Muth.

Vor dem Glauben Berge ſchwanden,
Glaube macht die Schwachen ſtark.
Ja, aus Erd' und Todes-Banden
Iſt der Gläub'ge ſchon erſtanden:
Glaub' iſt unſers Lebens Mark.

Komm denn, himmliſches Vertrauen,
Komm zurück in meine Bruſt!
Wolle linde mich bethauen,
Wie die winterlichen Auen
Linde Luft und Frühlingsluſt.

Scheuche du das trübe Zagen!
Was verſchuldet' ich ſo ſchwer,
Daß ich nie mich ſoll entſchlagen
Der Gedanken und der Fragen,
Die ſich ſtreiten hin und her?

Zwar ich habe mit den Blinden
Falſcher Weisheit auch gefröhnt,
Doch geſucht den Weg zu finden
Aus des Irrthums Labyrinthen,
Und das Edle nie gehöhnt.

Kann Gehorſam dich erwerben,
Giebſt du dich der Einfalt kund:
Sieh in Demuth mich erſterben,
Sieh die Wehmuth mich entfärben,
Thu' mir auf der Geiſter Bund!

O wie hat mich oft erhoben,
Was du halb mir nur enthüllſt!
Laß mich deine Kraft erproben,
Jubeln will ich und Gott loben,
Wenn du ganz die Seele füllſt.

Ob dann ſoll der Boden ſchwanken,
Ob die Hölle ſcheinbar ſiegt,
Will als Reb' ich ohne Wanken
Auf am Lebensbaum mich ranken,
Welcher keinem Blitz erliegt.

* * *

Lob der Thränen.

Laue Lüfte,
Blumendüfte,
Alle Lenz- und Jugendluſt;
Friſcher Lippen
Küße nippen,
Sanft gewiegt an zarter Bruſt;
Dann der Trauben
Nektar rauben;
Reihentanz und Spiel und Scherz:
Was die Sinnen
Nur gewinnen:
Ach! erfüllt es je das Herz?

Wenn die feuchten
Augen leuchten
Von der Wehmuth lindem Thau,
Dann entſiegelt,
Drin geſpiegelt
Sich dem Blick die Himmels-Au.
Wie erquicklich
Augenblicklich
Löſcht es jede wilde Glut!
Wie vom Regen
Blumen pflegen,
Hebet ſich der matte Muth.

Nicht mit ſüßen
Waſſerflüßen
Zwang Prometheus unſern Leim.
Nein, mit Thränen;
Drum im Sehnen
Und im Schmerz ſind wir daheim.
Bitter ſchwellen
Dieſe Quellen
Für den erdumfangnen Sinn,
Doch ſie drängen
Aus den Engen
In das Meer der Liebe hin.

Ew'ges Sehnen
Floß in Thränen,
Und umgab die ſtarre Welt,
Die in Armen
Sein Erbarmen
Immerdar umflutend hält.
Soll dein Weſen
Denn geneſen,
Von dem Erdenſtaube los,
Mußt im Weinen
Dich vereinen
Jener Waßer heil'gem Schooß.

Ritterthum und Minne.

Romanze.

Ein Ritter, ganz in blankem Stahl
Auf ſeinem hohen Roß,
Sprengt bei des Morgens erſtem Strahl
Herab vom Felſenſchloß.
Nach Abenteuern ſteht ſein Sinn,
Durch Wald, Gebirg und Feld;
Denn bis zum heil'gen Lande hin
Iſt Muth der Herr der Welt.

Und wie er zog im Thal einher
Für ſich ſo kühn und wild,
Da trat in ſeinen Weg ihm queer
Ein ſchönes Frauenbild.
Dem Pferde griff ſie in den Zaum
Und lächelnd ſo begann:
Gewahrt man Fleiſch und Bein doch kaum;
Seid ihr ein Eiſenmann?

Das Eiſen, ſpricht er, zartes Weib,
Iſt ja des Mannes Kraft.
Es ſchirmt nicht ſtarrend bloß den Leib,
Er fühlt's wie Mark und Saft.

Es zuckt, geſchliffen und geſpitzt,
Von ſelber nach dem Blut,
Und wo es durch die Lüfte blitzt,
Da zündet Kampfes Muth.

Drauf ſie: Doch warum ſo in Eil?
Fürwahr, es thut nicht Noth!
Den Strauß entſcheidet kurze Weil'
Zum Sieg wohl oder Tod.
Die Sonne ſcheint den Panzer heiß:
Entledigt euch der Laſt,
Und pflegt am Oertchen, das ich weiß,
Im Schatten ſüßer Raſt.

Der Mai giebt ſeinen Wonneſchein,
Der Blumen ſind genug.
Das Leben will gelebet ſein
Nicht ſo in Sturm und Flug.
Und habt ihr friedlich erſt geruht,
Und nicht gewehrt der Luſt,
Dann ſtrebt zur That mit friſcherm Muth
Die freudenſtolze Bruſt.

Wer kann aus ſo beredtem Mund
Der Ladung widerſtehn?
Er folgt ihr tiefer in den Grund,
Wo kühle Lüfte wehn.
Sie weilt an einer Quelle Rand,
Der Ritter ſteigt vom Roß,
Und löſet jedes ehrne Band,
So ſeinen Leib umſchloß.

Auf grünem Teppich, hoch umlaubt,
Der hier zum Sitze ſchwillt,
Hebt er den Helm von ſeinem Haupt,
Legt Panzer ab und Schild.
Dem Boden eingepflanzt den Speer,
Den Schild daran gelehnt,
Lauſcht er des Weibes holder Mär',
Ohn' Arges, wie er wähnt.

Jedoch ihr Koſen ſchmeichelt kaum
Dem rauhen Sinn ſich ein,
So ſteht er, zweifelnd, wie im Traum,
Seltſame Zauberein.
Im Helmbuſch erſt ein Weh'n ſich regt,
Ein Rauſchen ihn durchklingt,
Bis er die Flügel mächtig ſchlägt,
Und raſch empor ſich ſchwingt.

Nun wiegt der neugeſchaffne Falk
Sich in der Lüfte Blau,
Und ſpäht mit hellem Aug', ein Schalk,
Was irgend lockt, genau.
Doch wie zum Buſch er niederſchießt,
O Wunder! ſo zerwallt
All ſein Gefieder, und entſprießt
In Vöglein mannigfalt.

Die bunten Sänger tönen gleich,
Verſteckt im Laub', ihr Lied,
Das klagend und doch wonnereich
Durch Blüthendüfte zieht.

Zu ſolcher Waldes-Melodie
Ziemt wohl ein friſcher Trank!
So ſagend, beut dem Ritter ſie
Den Becher, zierlich ſchlank.

Verwandelt hat ſich zum Pokal
Sein Helm, wie ſie's gewollt;
Des Weines geiſtig goldner Strahl
Blinkt in des Bechers Gold.
Nun griff ſie auch zur Laute hin,
Und hielt ſie vor die Bruſt,
Und ſpielt' aus zartem Frauenſinn
Was Ahndung weckt und Luſt.

Sieh, Ritter, ſagte ſie und ſang,
Beſaitet und erfüllt
Den Harniſch dein von ſüßem Klang,
Der ſonſt dein Herz umhüllt.
Drum laß es beben bei dem Schall
Von meiner Hand entlockt:
Das iſt der Triebe Wiederhall,
Die unter'm Erz geſtockt.

Sieh! deine Lanze ſproßt und grünt
Zum Lorbeer, ſtolz belaubt,
An dem ſich nie kein Blitz erkühnt,
Kein Herbſt die Zierde raubt.
Zur Roſe ſieh dein Schwert erblüht,
So mildert ſich ſein Zorn;
Doch blutig noch ihr Purpur glüht,
Und Wunden ſticht ihr Dorn.

Du wandelſt alle meine Wehr,
So ſchalt der Ritter frei,
Als wär's in einer Zaubermär',
In loſe Gaukelei.
Mir bleibt allein mein gutes Roß,
Ich ſchwinge mich im Flug
Zurück auf meiner Väter Schloß,
Und rüſte neu den Zug.

Dein Roß, erwiedert ſie, fürwahr!
Wird ſchwer zu fangen ſein;
Am Sattel wuchs ein Flügelpaar,
Vom Dienſt es zu befrein.
Schon bäumt es ſich den Berg hinauf
Zum Gipfel ſonnenhell,
Sein Huf entſchlägt im raſchen Lauf
Dem Felſen einen Quell.

Der Ritter ſprach: Was mich geſchmückt,
Was klag' ich, daß es hin?
Haſt du mich doch mir ſelbſt entrückt:
Schon ſpür' ich andern Sinn.
Dein Blick, dein Lied hat mich berauſcht,
O wunderlieblich Weib!
Was ich verloren, ſei vertauſcht
Um deinen holden Leib.

Mit nichten, ſprach ſie ſittiglich,
Erwirbſt du mich zur Braut,
Wo du zu heil'gem Bunde dich
Nicht erſt mir angetraut.

Hoch auf dem Berge, wo dein Roß
Sich muthig hin verirrt,
Da prangt ein roſig ſchimmernd Schloß,
Das uns zum Tempel wird.

Der Sonne König wohnet dort
In Freuden ewig jung;
Neun Jungfrau'n bieten immerfort
Ihm keuſche Huldigung.
Sie feiern unſern Hochzeitreih'n
Mit Spiel und mit Geſang:
Was ſie voll ſinn'ger Anmuth weih'n,
Vor allem ſtets gelang.

Wohlan! ſo rief er, neu entflammt:
Das Bündniß däucht mir gut.
Ich heiße Bieder, abgeſtammt
Aus altem deutſchem Blut.
Zu buhlen weiß ich nicht um Gunſt,
Auf Tod und Leben Freund,
Und ſchlage, ſonder ſchlaue Kunſt,
Mit gleicher Wehr den Feind.

Vom fernen Norden kam ich her,
Und war noch jung und wild:
Da hört' ich eine fromme Lehr',
Und ſah ein göttlich Bild.
Dem Zeichen, das die Welt verehrt,
Schwur ich die Lehenspflicht;
Zum Kreuze bildet' ich mein Schwert,
Das ew'gen Sieg erficht.

Darum gehorch' ich heil'gem Recht
Nebſt ächter Ehre Brauch.
Nun aber nenne dein Geſchlecht
Und deinen Namen auch.
Ob dein Gemüth wie meins beſtellt,
Das ſag mir ohne Hehl;
Nur wo ſich Gleich und Gleich geſellt,
Vermählt man Leib und Seel.

Erröthend ſchwieg die Schöne nun,
Und ſeufzt aus tiefer Bruſt,
Und zögerte, ſich kund zu thun,
Wie innrer Reu bewußt.
Wie du, ſo heg' ich fromme Brunſt,
Frau Minne heißt man mich,
Doch andern Namen führt' ich ſonſt,
Als ich mir ſelbſt nicht glich.

Nur Luſt und Reiz ſchien mir Gewinn,
Und inn'ger Trieb ein Spott,
Und ſo gefiel dem leichten Sinn
Der wüſte Kriegesgott.
Da fröhnte alle Welt im Joch
Als Liebesgöttin mir.
Ach! ſterblich wie die Jugend doch
War meine Macht und Zier.

Allein ich ſah ein himmliſch Weib,
Ein Kindlein auf dem Arm;
Jungfräulich war ihr reiner Leib
Von Mutterliebe warm.

Verloren ganz, ſie anzuſchau'n,
In demuthsvollem Schmerz,
Fühlt' ich die holde Milde thau'n
In mein erneutes Herz.

Nun floh ich in die Wildniß wüſt,
Begehrend eigne Qual,
Bis bange Sehnſucht abgebüßt
Den Trug der erſten Wahl.
Da hört' ich deiner Thaten Ruf
Und deine Biederkeit,
Die ſtille Neigung in mir ſchuf,
Wie Sitte ſie verleiht.

Der Ritter ſann den Worten nach,
Und ſtaunte, tief entzückt,
Da wurde neuer Jubel wach,
Und neu der Mai geſchmückt.
Es öffnet ſich das hohe Thor
Vom ſonnigen Pallaſt,
Und die neun Mägdlein geh'n hervor,
Zu grüßen ihren Gaſt.

Sie tanzen um der Lieben Paar,
Im bunt verſchlungnen Reihn,
Und aus den Kehlen ſüß und klar
Haucht Leben und Gedeihn.
„O wohl des Helden edlem Leib,
„Der treu und ſittig minnt!
„O wohl dir auch, du weiblich Weib,
„Die ſolche Huld gewinnt!"

Auf der Reiſe.

Im Frühlinge 1807.

Anm. Die Gegend, welche ich bei dieſem Liede vor Augen hatte, iſt auf dem Wege von Lyon nach Genf, bei Fort l'Ecluſe, wo die Rhone in einer tiefen Schlucht zwiſchen dem Jura und Vouache hindurchfließt.

Flaches Land und flache Seelen,
Die der Erde ſchöne Zier
Und den Himmel mir verhehlen,
Bleibet endlich hinter mir!
Mir beklemmte Bruſt und Odem
Dieſer freudenloſe Boden.

Fernher blinkt der Alpen Kette,
Schon erathm' ich Schweizerluft.
Sei gegrüßt im Felſenbette,
Rhodan, Sohn der dunkeln Kluft!
Du auch kommſt ja hergezogen,
Wie ein Gaſt, mit freien Wogen.

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten ſie den deutſchen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß!
Euch geweiht iſt all mein Schmerz.
Was euch trifft, iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ'ſchem Staub vereine.

* * *

Tells Kapelle bei Küßnacht.

Anm. Die beiden letzten Zeilen der erſten Strophe ſind einer alten Inſchrift an der Kapelle nachgebildet.

Sieh dieſe heil'ge Waldkapell!
Sie iſt geweiht an ſelber Stell,
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß,
Und edle Schweizer Freiheit ſproß.

Hubertus habe Dank und Lohn,
Des wackern Waidwerks Schutzpatron!
Tell klomm, ein raſcher Jägersmann,
Die Schlüft' hinab und Alpen an.

Den Steinbock hat er oft gefällt,
Der Gemſ' in Wolken nachgeſtellt.
Er ſcheute nicht den Wolf und Bär,
Mit ſeiner guten Armbruſt Wehr.

Da rief ihn Gott zu höherm Werk,
Und gab ihm Muth und Heldenſtärk':
Vollbringen ſollt' er das Gericht,
Das Geßlern Todes ſchuldig ſpricht.

Hier in dem Hohlweg kam zu Roß
Der Landvogt mit der Knechte Troß.
Tell lauſchet ſtill, und zielt ſo wohl,
Daß ihn ſein Volk noch preiſen ſoll.

Die Senne ſchnellt, es ſauſt der Pfeil,
Des Himmels Blitzen gleich an Eil;
Es ſpaltet recht der ſcharfe Bolz
Des Geßlers Herz ſo frech und ſtolz.

Geprieſen ſei der wackre Schütz,
Er iſt für manches Raubthier nütz;
Sein Aug' iſt hell, ſein Sinn iſt frei,
Feind aller Schmach und Drängerei.

Sein beſtes Ziel iſt ein Tyrann,
In aller Menſchen Acht und Bann.
Kein Forſtrecht, kein Gehege gilt
Zu Gunſten ſolchem argen Wild.

Drum ehrt die heil'ge Waldkapell
Allhier geweiht an ſelber Stell,
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß,
Und edle Schweizer Freiheit ſproß.

Traute Nachtmuſik.

Linde löſ't der Harfe Klimpern
Die geſunknen Augenwimpern.

Mit dem Liebchen in die Wette
Hatt' ich alle Luſt errungen,
Und vom trauten Arm umſchlungen
Ruht' ich aus an weicher Stätte.
Da entwich ſie ſchlau dem Bette,
Wollte mir die müden Wimpern
Löſen mit der Harfe Klimpern.

Halb ſchon iſt die Nacht entronnen
Und ſie will mich, ach! verjagen,
Denn verräth'riſch möcht' es tagen.
Süße Töne, ſchlimm erſonnen!
Weckt mich auf zu neuen Wonnen,
Oder thaut mit leiſem Klimpern
Liebesträum' auf meine Wimpern.

Wie ſie deine Knie' umſchloßen,
Zarte Finger ſie durchirren,
Muß die Harfe Sehnſucht girren.
Mildre denn, was du beſchloßen!
Manche Huld blieb ungenoßen,
Schmachtend heben ſich die Wimpern:
Koſe wieder! laß dein Klimpern!

Die gefangnen Sänger.

Hörſt du von den Nachtigallen
Die Gebüſche wiederhallen?
Sieh', es kam der holde Mai.
Jedes buhlt um ſeine Traute,
Schmelzend ſagen alle Laute,
Welche Wonn' im Lieben ſei.

Andre, die im Käfig leben,
Hinter ihren Gitterſtäben
Hören draußen den Geſang;
Möchten in die Freiheit eilen,
Frühlingsluſt und Liebe theilen:
Ach! da hemmt ſie enger Zwang.

Und es drängt ſich in die Kehle
Aus der gramzerrißnen Seele
Schmetternd ihres Lieds Gewalt,
Wo es, ſtatt im Weh'n der Haine
Mitzuwallen, von der Steine
Hartem Bau zurücke prallt.

So, im Erdenthal gefangen,
Hört des Menſchen Geiſt mit Bangen
Hoher Brüder Harmonie,
Strebt umſonſt zu Himmelsheitern
Dieſes Daſein zu erweitern,
Und das nennt er Poeſie.

Aber ſcheint er ihre Rhythmen
Jubelhymnen auch zu widmen,
Wie aus lebenstrunkner Bruſt:
Dennoch fühlen's zarte Herzen,
Aus der Wurzel tiefer Schmerzen
Stammt die Blüthe ſeiner Luſt.

Der Beſuch
und
Abſchied des Wanderers.

1812.

Wie ſo gern in deinen Hallen
Ruh' ich aus von fernem Wallen,
Altes, ritterliches Bern!
Werth, den Namen wohl zu tragen
Jener Burg, wo nach den Sagen
Einſt gewohnt der Helden Kern.

Aber ach! was muß begegnen?
Dreifach werd' ich nun dich ſegnen,
Denn ich fand ein Kleinod hier.
Du umgiebſt viel ſchöne Frauen,
Bilder, herrlich anzuſchauen:
Eine wohnt im Herzen mir.

Sie vernimmt den Dichter ſinnig,
Sie empfindet zart und innig,
Was die hohe Kunſt erſchuf.
Sie erweckt mir neue Lieder,
Und des Genius Gefieder
Regt ſich ihrem ſanften Ruf.

Was die Vorzeit ſtark geſungen,
Seit Jahrhunderten verklungen,
Las ich ihr, die Wundermär:
Wie die nordiſche Brunhilde,
Kämpfend unter Speer und Schilde,
Bot der Minne Gegenwehr.

Sie indeſſen, ſtatt der Lanze,
Führt die Nadel, ſtickt zum Kranze
Blumen in ein leicht Gewand.
Nicht umpanzert trägt die Holde
Ihren Buſen, nur mit Golde
Einen Finger ihrer Hand.

Dennoch weiß ſie zu verwunden,
Und ich muß an mir erkunden
Jenes Liedes Leid und Luſt.
Was die kühnſten Helden ſtritten,
Was ſie freute, was ſie litten,
Kam aus edler Frauen Bruſt.

Ob auch Kampf die Dichter ſangen,
Ob die Lieder krieg'riſch klangen
Wie Trompet' und Hörnerton:
Doch ein Lächeln blüh'nder Wangen,
Friſcher Lippen Gruß empfangen
Wollten ſie zum ſchönſten Lohn.

Ihrer Augen blaues Leuchten
Sah ich oft mit Wehmuth feuchten
Chriemhilds Trauer, Sifrids Tod.

Ach! ſo kann ſie Mitleid hegen
Mit des Herzens bangen Schlägen,
Seiner hoffnungsloſen Noth.

Zwar verſtummt die kühne Bitte
Vor der zarten ſtolzen Sitte,
Die kaum Huldigung erlaubt:
Möchte, wenn die Wünſche ſchweigen,
Sich nur linde zu mir neigen
Dieſes reich umlockte Haupt!

Dürft' ich dieſer Blume warten,
Die ſo einſam ſteht im Garten,
Schirmen ſie vor rauhem Nord,
Sie bethau'n mit meinen Thränen,
Sie umweh'n mit leiſem Sehnen!
Doch mein Schickſal reißt mich fort.

Goldne Träume meiner Jugend,
Welches Reizes Zaubertugend
Rief euch ſüß und ſchmerzlich auf?
Lebet wohl! Ich muß nun ſcheiden,
Muß mich in Entſagung kleiden
Zu des Lebens ſtrengerm Lauf.

Abſchied an die Schweiz.

Im Sommer 1812.

Der alten deutſchen Sitte Spiegel,
Du biedres Land,
Wo ich der frommen Vorzeit Siegel
So gern erkannt;
Dem Gott der Alpen Burg zur Wehre
Hat aufgebaut,
Von wo dein Volk auf Land und Meere
Herniederſchaut!

Du Vaterland der Winkelriede
Heil ſei dir, Heil!
Gerechte Freiheit, Freud' und Friede
Dein ſtetes Theil!
Was eure Väter zu erwerben
Kein Blut geſpart,
Sei unverſehrt den ſpäten Erben
Wie jetzt bewahrt.

Jüngſt brach aus ſeinen alten Schranken
Das Chaos los,
Da rißen Reiche, Throne ſanken
Vom erſten Stoß.
Die wüſten Fluten überſchwellen,
Was fern und nah;
Du ſtehſt noch wie auf Felſenwällen
Ein Eiland da.

Mein Vaterland iſt mir verloren
Durch hart Geſchick,
Vom ſüßen Ort, wo ich geboren,
Wend' ich den Blick.
Nicht fremden Herrſcherlüſten fröhn' ich
Zu Scham und Reu;
Jenſeit des Meeres thront mein König,
Ihm bleib ich treu.

Thränen und Küße.

Alter Sänger zarter Minne!
Weibes Schöne, Güt' und Zucht,
Aller Wonne Blüth' und Frucht,
Spähteſt du mit Meiſterſinne.
Deines Spruches ward ich inne
Tief in meines Herzens Grund:
„Weinende Augen haben ſüßen Mund."

Von der Holden mußt' ich ſcheiden,
Die mir neues Leben bot:
Da erblich der Wangen Roth,
Luſt verkehrte ſich in Leiden.
Doch, um unſer Weh zu weiden,
Schloßen enger unſern Bund
Weinende Augen und ein ſüßer Mund.

Trüb' umwölkte ſich mit Thränen,
Sonſt ſo licht, ihr Himmelsblick,
Weil der Liebe hart Geſchick
Uns entriß der Hoffnung Wähnen.
Da erbarmte ſie mein Sehnen,
Dem ſie ſtreng' oft widerſtund:
Weinende Augen boten ſüßen Mund.

Zwar verſtummten jetzt die Worte,
Die ſie lieblich ſonſt gekoſ't;
Doch es kam mir andrer Troſt
Aus der Lippen Roſenpforte.
Meinem Gram zu Heil und Horte
That mir mildes Grüßen kund,
Weinende Augen haben ſüßen Mund.

Die ſich treu und innig meinen,
Trennet weder Land noch Meer.
Drum verzage nicht ſo ſehr!
Einſt ja wird der Tag erſcheinen,
Wo ein ſeliges Vereinen
Macht von allem Weh geſund
Leuchtende Augen und den ſüßen Mund.

An Frau Händel-Schütz,

früher Schauſpielerin des königl. Theaters in Berlin.

Auf der Ueberfahrt von Finnland nach Schweden, beim Zuſammentreffen an einem Ankerplatz.

Es tobten Aeols wilde Horden;
Der alte grämliche Neptun
War abhold unſrer Fahrt geworden;
Das Schifflein mußt' am Anker ruhn.

Da, ſieh! auf Alands wüſten Klippen
Verſchlagen, fanden wir die Kunſt.
Die Suada wohnt auf ihren Lippen,
Sie prangt mit aller Muſen Gunſt.

Aus ihres Schleiers reichen Falten
Entſteigen, folgſam ihrem Ruf,
Die hohen himmliſchen Geſtalten,
Die Meißel oder Pinſel ſchuf.

Du führſt des Südens Götterbilder
In Odins rieſenhaftes Reich;
Die rauhen Lüfte werden milder,
Die ſtarren Felſen werden weich.

Schon führt die raſche Fahrt dich weiter?
Leb' wohl! dich leit' ein guter Stern!
Du machſt des Lebens Wechſel heiter,
Und die Natur vergilt dir's gern.

An Sophia Müller,

Schauſpielerin des k. k. Hoftheaters in Wien, während ihrer Anweſenheit in Berlin, im Sommer 1827.

I.

Als Julia.

Dem Genius des großen Britten
War ich begeiſtert nachgeſchritten,
Da lockt' ich auf die deutſche Flur
Ein Echo ſeiner Worte nur.

Du haſt den Worten Seel' und Leben,
Der Seel' ein ſichtbar Bild gegeben:
Des Dichters zarte Julia
Steht hingezaubert vor uns da.

Sittſame Würd' und edle Sitte
Begleiten dich bei jedem Tritte,
Und fordern ſtille Huldigung
Bei feuriger Begeiſterung.

Was iſt dir lieber? — Beifallswellen,
Die rauſchend an die Bühne ſchwellen?
Wie? oder was die Bruſt nur hegt,
Und unvergeßlich in ſich trägt?

II.

Als Gabriele,

in dem Schauſpiele Valerie von Scribe.

Seelenvolle Gabriele!
Dir erloſch der Augen Licht,
Doch der Spiegel deiner Seele
In den holden Zügen nicht.

Willſt du heiter gleich erſcheinen,
Lächelt milde gleich dein Mund:
Andre müßen um dich weinen,
Andern wird die Wehmuth kund;

Wenn die irren Sterne ſchweben
In der Wimpern Schattenkranz,
Und empor ſich ſchmachtend heben —
Ach umſonſt! — zum Himmelsglanz.

Euch dem Zauber zu entwinden,
Schlößt ihr auch die Augen zu:
Vor dem Bilde dieſer Blinden
Fände doch das Herz nicht Ruh.

Denn der Stimme Silberlaute
Drängen durch den nächt'gen Flor,
Und von ihren Lippen thaute
Wonn' und Schmerz in euer Ohr.

Nur den Blinden und den Tauben
Ward der Sicherheit Gewinn.
Wollt ihr meiner Warnung glauben:
Blicket nicht, noch horchet hin!

Am 20. Sept. 1829.

Was trübte dir, o Rhein, den klaren Spiegel?
Wie welkten eure Kränze, Rebenhügel?
Warum verhüllt die Landſchaft rings ein Flor?
So fragt' ich, und ein Flüſtern traf mein Ohr:

„Verkleidet wandeln in den Erdbezirken
„Die Himmliſchen, doch ſie verräth ihr Wirken,
„Weil ihrer Näh' geheimnißvolle Kraft
„In der Natur ein ſchön'res Leben ſchafft.

„Ein milder Blick hat oft auf uns verweilet,
„Ein leiſer Fußtritt unſre Flur durcheilet;
„Wir prangten, da uns dieſe Sonne ſchien:
„Die fremde Zierde war uns nur geliehn.“

Tagelied.

Frei nach dem Provenzaliſchen.

(Raynouard V. p. 74.)

Einſt ein Ritter lag am Herzen
Seinem Lieb, in Luſt und Scherzen.
Küßend ſprach er dann mit Schmerzen:
Süße Wonne! was geſchieht?
Tag beginnt, und Nacht entflieht.
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! Der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonn', o käme nimmer
Doch der Morgenröthe Schimmer!
Weilte Nacht umhüllend immer,
Wo der Traut' in hohem Muth
An der Trauten Buſen ruht!
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! Der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonne! wer kann nennen
Qualen, die im Innern brennen,
Wenn ſich Freund und Freundin trennen?
Ich nur weiß es, der's empfand.
Weh, wie raſch die Nacht entſchwand!
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonn', ich muß von hinnen.
Denke mein in treuen Sinnen!
Was ich thun mag und beginnen,
Dennoch bleibt mein Herz ja hier,
Scheidet nimmer ſich von dir.
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonn' ich muß verderben,
In der Sehnſucht Qualen ſterben,
Soll ich nicht dich bald erwerben,
Wird mir nicht dein Gruß zu Theil;
Du biſt Leben mir und Heil.
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe!

Aus den Augen, aus dem Sinn.

Variationen.

I.

Wie vergeßlich war die Schöne,
Als ſie ‚unvergeßlich' ſprach!
Lieblich klangen dieſe Töne,
Hallten mir im Herzen nach.

Aber ach! die Seufzer bringen
Mir kein Echo mehr zurück.
Wankelmuth auf leichten Schwingen
Trug hinweg mein kurzes Glück.

II.

Nach dem Franzöſiſchen.

In den Sand am Seegeſtade
Schriebſt du unſern Namenszug.
Ueberſtrömt vom Wellenbade
Schwand die leichte Spur im Flug.

Doch dieß Sinnbild deiner Triebe,
Bei ſo viel Vergänglichkeit,
Lebte länger als die Liebe,
Der es deine Hand geweiht.

Drittes Buch.

Sonette.

Auguſt Wilhelm Schlegel.

Der Völkerſitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe ſchon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wißens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reiſen ſelbſt, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es ſind und waren,
Beſieger, Muſter, Meiſter im Sonette.

Der Erſte, der's gewagt auf deutſcher Erde
Mit Shakſpear's Geiſt zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Iſt unbekannt, doch dieß Geſchlecht erkannte
Ihn bei dem Namen Auguſt Wilhelm Schlegel.

Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und ſtelle ſie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore ſchweben auf und nieder.

Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechſelnd, jegliches von dreien.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Weſen dünket,
Und Eigenſinn die künſtlichen Geſetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegenſätze.

Geiſtliche Gemählde.

I.

Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkor,
Doch ſtilles Sinnen iſt ihr Seelenweide.

Da ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor,
Denn ſeine Stirn iſt Morgenroth der Freude.

Gegrüßt, Maria! tönt ſein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.

Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſich's geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen.

II.

Chriſti Geburt.

„Mein ſüßes Kindlein, wüßt' ich dein zu pflegen!
„Ich bin noch matt, doch ruh' am Buſen warm;
„Die Nacht iſt dunkel, klein die Hütt' und arm:
„Sie mußten dich in dieſe Krippe legen.“

So ſprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkundigend den neugebornen Segen.

Das Dach empfängt ſie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entſtrahlt des kleinen Heilands Angeſicht.

Sie ſtehn, ſie ſchaun, ſie jubeln, preiſen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

III.

Die heiligen drei Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit ſtrebten wir ſeit langen Jahren,
Doch wandern wir in unſern Silberhaaren.
Ein ſchöner Stern iſt vor uns hergeflogen.

Nun ſteht er winkend ſtill am Himmelsbogen:
Den Fürſten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was haſt du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir iſt der Herr vor allen hochgewogen.

Holdſelig Kind, laß auf den Knie'n dich grüßen!
Womit die Sonne unſre Heimat ſegnet,
Das bringen wir, obſchon geringe Gaben.

Gold, Weihrauch, Myrrhen, liegen dir zu Füßen;
Die Weisheit iſt uns ſichtbarlich begegnet,
Willſt du uns nur mit Einem Blicke laben.

IV.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu geſtaltet,
Gebenedeite! haſt du ihr gegeben.
Du darfſt dein Aug' als Unvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.

Ein guter Greis, des Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das ſpielend ſich auf deinem Schooß entfaltet.

Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genoßen feurige Geberde,
Dem Jeſus zarte Händ' entgegenbreitet.

Der braungelockte Knabe ſcheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich deiner würdig werde?
Gern ſterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

V.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.

Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.

Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
Ach, gegen dich, wie bin ich ſtreng' und wild!

VI.

Magdalena.

In unbewahrter Jugend friſcher Blüthe
Riß Magdalenen ihre Schönheit hin;
Den edlen Geiſt berückt' ein weicher Sinn,
Daß ſie in ungeweihten Flammen glühte.

Sie hört den Heiland, und die ernſte Güte,
Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu ſeinen Füßen ſinkt die Sünderin,
Mit tiefzerrißnem ſchmachtendem Gemüthe.

Entblößt vom Schmucke liebt ſie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.

Ja, fromme Huldin! flieh in Wüſtenei'n,
Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen:
Denn ſonſt bethört noch deine Reu die Herzen.

VII.

Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er ſieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenloſem Bangen:
Sie ſchaun auf ihn mit ſchmerzlichem Verlangen,
Was noch ſein Wink für Tröſtung ihnen deutet.

Der Mutter Antlitz blaßt in Todesſchauer,
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Ihr ſtummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.

Kein ſterblich Weib erfuhr ſo tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einſt das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.

VIII.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie iſt mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen.
Ich ſeh' den Vater bei dem theuren Sohne.

Hinan! hinan! auf daß ich bei euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einſt empfaht die Krone. —

Und wie ſie ſo auf Wolk' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

IX.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feier,
Und Heil'ge beten, wo dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, der Sphären Leier.

Dein Geiſt blickt ſichtbar göttlich durch den Schleier
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreier.

O Jungfrau! Tochter des, den du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo ſelbſt ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.

Dein Leben hat das Leben neu beſeelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Iſt unauflöslich uns durch dich vermählet.

X.

Die Opferung Iſaaks.

Der ſchöne Jüngling kniet auf dem Altare,
Nackt, blaß, gebeugt, die Arme auf dem Rücken,
Ein banges Weh in den erhobnen Blicken,
Als ob ſchon Tod mit Todesfurcht ſich paare.

Der Vater ſteht, kraftvoll in greiſem Haare,
Geſchürzt mit Glauben, ſich in Gott zu ſchicken;
Den feſt ergriffnen Stahl, er will ihn zücken,
Und morden allen Troſt verwaiſter Jahre.

Doch, wie er ſeine Stirn nach oben wendet,
Als ſpräch er: du befahlſt es, Hort und Rather!
Rauſcht ihm der Flügel eines Himmelsboten.

Mit deinem Wollen iſt die That vollendet.
Allein behielt ſich's vor der ew'ge Vater,
Den Sohn zu opfern für die ewig Todten.

XI.

Der heilige Sebaſtian.

Sebaſtian, römiſchen Geblüts ein Krieger,
Schwur zu den Fahnen, die unſterblich lohnen.
Den Märtyrern wies er die lichten Kronen,
Und mancher ward, von ihm ermuthigt, Sieger.

Der Imperator hört's ergrimmt. Betrieger!
So willſt du mir und unſern Göttern lohnen?
Ergreift ihn augenblicklich, Centurionen!
Als Wurfziel ſeiner eignen Schaar erlieg' er.

Vom Pferd geriſſen, aller Waffenzierde
Entkleidet, ſieht er ſtill dem Kampf entgegen,
An einen Baum mit Banden feſtgeſchlungen.

Die Köcher leert nun grauſame Begierde:
Doch ſo viel Pfeile kann die Bruſt nicht hegen,
Als von des Heilands Liebe ſie durchdrungen.

Die italiäniſchen Dichter.

I.

Dante.

Wes iſt das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höhn und Tiefen ernſt verkündet;
Erſt langſam durch des Abgrunds Nacht ſich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner ſchon errungen;

Dann, neu gekräftigt, himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poeſie verbündet
Noch nie ſo Cherubinen-gleich entzündet
Sich mit den Sphären ſchwungen und erklungen?

Zugleich der Tempel und des Baues Meiſter,
Schuf dieß lebend'ge Grabmal ſeiner Liebe,
Die er, beſeligt, Beatrice nannte,

Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geiſter,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

II.

Petrarca.

Ein wechſelnd Glühn, ein unauflöslich Sehnen,
In Labyrinthen ein bezaubert Irren,
Wo Seligkeit und Pein ſich ſüß verwirren,
Ein waches Träumen, ein wahrhaftes Wähnen,

Läßt dein Geſang, Petrarca, bald im Thränen-
Bethauten Hain die zarten Wünſche girren;
Aus Einſamkeit, wo Nachtgevögel ſchwirren,
Sich bald die tiefen Klagelaute dehnen.

In Frühlingslüften, die vorüber ziehen,
Fühlſt du, im Lorbeerbaum erblickſt du Lauren;
Sie nennt dein Mund, wie ſchüchtern er auch ſchweige.

Und deine heil'ge Daphne liebt im Fliehen:
Ach, ſchon verwandelt, beut mit ſanftem Trauren
Sie dir zum Kranz die ewig grünen Zweige.

III.

Boccaccio.

So wie der kluge Gärtner ſaubre Gänge
Um zierlich eingefaßte Beete ziehet,
Allein nicht hemmt, nur pflegt, was drinnen blühet,
Daß ſich die Kraft der Pflanzen üppig dränge:

So iſt Boccaccio, der Geſchichten Menge
Als Blumenflor zu ordnen, wohl bemühet;
Rings ſchmücken, wie ein goldner Rahmen glühet,
Sie heitre Reden, Landluſt, Spiel, Geſänge.

Betäubt des Gartens Duft die zarte Jugend,
Verdammt die Spröde, wo ſie gern erröthet,
Und lernen neue Tücken ſelbſt die Schlauen:

So wirft ſich, glaubensvoll an ihre Tugend
Und Sittſamkeit, die nicht ein Hauch ertödtet,
Der Dichter in den Schutz der edlen Frauen.

IV.

Arioſto.

Mit Bradamante's Muth und Reiz und Feuer,
Auf ſchlankem Roß, das ſie behende zügelt,
Vom bunten Helmbuſch ihre Stirn beflügelt,
Zieht Arioſto's Muſ' auf Abenteuer.

Sie ſiegt und fliegt von dannen, keinem treuer;
Der ebne Grund iſt ihr zu eng umhügelt,
Im Luſtrevier an ihrem Schild geſpiegelt
Erſcheint die Welt ein ſchönes Ungeheuer.

Viel Wunder zwar natürlich drin geſchehen:
Geſchicktes Wagen gilt bei Lieb' und Waffen;
Tappt Roland zu, ſo pflückt Medor verſtohlen.

Die Schalkheit iſt die mächtigſte der Feen,
Sie läßt die Phantaſie nur toll ſich gaffen,
Um aus dem Mond' ihr den Verſtand zu holen.

* * *

V.

Torquato Taſſo.

Mit den Trompeten und des Kriegs Getöſen
Heißt Taſſo ſeine keuſche Stimm' erſchallen,
Nicht bloß am Kampf ein ritterlich Gefallen,
Nein, heil'gen Muth in das Gemüth zu flößen.

Jeruſalem, die Gottesſtadt zu löſen,
Sieht man das Kreuz voran den Schaaren wallen,
Clorinda's Arm, Armida's Reize fallen,
Ismeno's Zauber, und die Macht des Böſen.

Befreit iſt nun der Andacht jene Stäte,
Wo ſeiner Leiden Wunder Chriſtus übte,
Des Todes Leben, des Verderbens Tilger.

Entwaffnet knie'n die Helden im Gebete;
Glorreich vollbracht haſt du dein groß Gelübde;
So ruh' von deiner Fahrt nun, frommer Pilger.

VI.

Guarini.

Der Hoffnung Grün, die Blüthe ſüßer Stunden,
Der Unſchuld Lilie und der Schönheit Roſe,
Dann, wie Cypreſſen, dunkler Schickung Looße,
Haſt du, Guarini, zart zum Kranz gewunden.

Schon ſind im Tod die Liebenden verbunden,
Da finden ſie der Wonne ſich im Schooße,
Da löſ't ſich auf in flüſterndes Gekoſe
Das Weh der Dornen, die ihr Herz verwunden.

Treu leitet Anmuth deinen treuen Hirten;
Ihm, wenn er lehrt die Wißenſchaft der Küße,
Glühn Wangen, zittern Lippen, wallen Buſen.

Ein neu Arkadien ſchatten friſche Myrten:
Der Liebe huld'gen Wald, Thal, Berge, Flüße,
Und tauchend folgt Alpheus Arethuſen.

Meine Wahl.

Geſchäft und Sorge wohnt am dürren Strande
Und kann dem engen Kreißlauf nicht entgehen;
Doch Phantaſie lockt über ferne Seen
An ſel'ge Inſeln, wunderbare Lande.

Wie freudig löſ' ich meines Schiffleins Bande,
Was Ahndung ſpielet, nah enthüllt zu ſehen!
Die Geiſter neugeborner Lieder wehen
Durch meiner Segel ſchwellende Gewande.

Verbrüderte Gefährten ſeh' ich ſchweben:
Was ſchreckte wohl, daß ich dahinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.

So leit', o ſüße Poeſie! mein Leben;
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

Sinnbilder.

Ein frühes Veilchen, tief verſteckt in Mooſen,
Erblickt' ich; doch als Sommerlüfte giengen,
Wuchs es zum Strauch, den Dornen ſtarr umfiengen;
Dann wurden alle dieſe Dornen Roſen.

Aus ihnen hört' ich Liederſtimmen koſen,
Und ſah empor ſich Nachtigallen ſchwingen;
Und ich erkannt' in dieſen Wunderdingen
Der Liebe liebliche Metamorphoſen.

Hab' ich in ſtiller Schüchternheit vergöttert,
Litt ich der Zweifel ſtechendes Gewühle,
Eh ſich Erwiedrung wollt' entgegen neigen:

So ſei mir nie der Roſen Füll' entblättert,
Es bleib' ihr Kelch die Wohnung der Gefühle,
Die ſingend zwiſchen Erd' und Himmel ſteigen.

Die furchtbare Nähe.

Es zogen Heere, donnerten Geſchütze
Fernab, die ſtarke Veſte zu beſtürmen,
Daß ſich ihr Strom mit Leichen mußte thürmen;
Die Sommernacht erhellten Kriegesblitze.

Da wußt', im engen Thal, auf ſchatt'gem Sitze,
Vor allen andern als der Freude Stürmen
Mich und die Liebſte Liebe zu beſchirmen,
Vereinigt wie die Reb' und ihre Stütze.

Dieß deutet frohe Zukunft unſerm Bunde.
Wie ſollt' er nicht, von freundlichen Geſtirnen
Selbſt im Gewitter angelacht, beſtehen?

Doch donnert, uns auch, der Verheerung Stunde,
So laß uns, achtlos um der Götter Zürnen,
Im Schooß der Liebe ſelig untergehen.

An Flemming.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren;
Der du durch Schiffbruch, Wüſtenei'n, Barbaren,
Faſt bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du ließeſt, wo kein deutſcher Laut erklungen,
Die Fremdlings-Poeſie ſich offenbaren.
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Geſang verherrlichend bezwungen.

Du warſt der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutſchland, Friede wünſchend, aus der Wolgen
Auf Caſpiens Flut geſendet zu den Perſen.

Doch als auf dich der Heimat Muſen ſchauten,
Und du zurück kamſt, ihnen raſch zu folgen,
Da ſtach der Tod dich neidiſch in die Ferſen.

Auf denſelben.

Dem frühen Schickſal iſt ſein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn ſie auch der Kunſt Geleiſ' entſchweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingeſponnen.

Es drängt ſich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innre Streben:
Aufbrauſend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Das Vaterland, die Drangſal wüſter Zeiten,
Der Freunde Freundſchaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten

Beſingt er wechſelnd mit gleich regem Triebe;
Ob ſeine Worte Orients Glanz verbreiten:
Ihr Sinn nach deutſcher Art gediegen bliebe.

Zum Andenken.

Du nahteſt nur, uns wieder zu verlaßen,
Dein raſcher Weg hat dich vorbeigetragen!
Von deiner Gegenwart beglückten Tagen
Sah ich zu bald den heitern Strahl erblaßen.

Dieß kleine Blatt, das du zurückgelaßen,
Es ſoll dir meine Wünſche, meine Klagen,
Dein Bild in mir, dein Angedenken ſagen:
Wie könnt' es ſo viel große Dinge faßen?

Drum dieß nur: wird's in deiner Nähe wohnen,
Wird manchmal ſeinen Sinn dein Blick entſiegeln,
So neid' ich ihm ſein glückliches Gelingen.

O möcht' ein Täubchen dir es überbringen,
Und nähmeſt du's ihm ſchmeichelnd von den Flügeln,
Und möcht' ein Kuß die kleine Botin lohnen!

Gemählde.

I.

Cleopatra von Guido Reni.

Wie ſchlank ihr Leib im Schlummer hingegoßen
Auf Flaum ſich wiegt, von keiner Hüll' umfangen!
So goldnes Haar iſt auf ſo ſchöne Wangen,
So zarten Hals, noch nie herabgefloßen.

Doch Todesnacht hat ſchon ihr Aug' umſchloßen,
Den Lippen iſt der kühne Geiſt entgangen;
Sie ſelber gab den Stichen wilder Schlangen
Die Lilienblüthen, die am Buſen ſproßen.

Oft hat ja Liebe Götter umgeſtaltet:
O Heldin, hätt' auch dich ein Gott berücket,
Beneidend deinen Reiz dem Land der Todten!

Hielt jener nicht, der mit dem Donner waltet,
Als Schlang' Olympien brünſtiglich umſtricket?
Du hätteſt ihm der Freuden mehr geboten.

II.

Leda von Michel Angelo.

Der Vogel Zeus, der Träger mächt'ger Blitze,
Als ihn ſein Fürſt zum Raub auf Ida ſandte,
Hielt er den Knaben, der ſich zagend wandte,
Behutſam, daß ihn nicht die Klaue ritze.

Doch über Reiz und Anmuth rollt' in Hitze
Sein Auge hin; auch keinen Kuß entwandte
Der Schnabel, der nur blut'ge Thaten kannte:
So trug er raſch ihn zum olymp'ſchen Sitze.

Du aber, holder Schwan, du weißt die Gaben
Der Lieb' in hoher Schönheit Schooß zu pflücken,
Du willſt nicht im Geſang, im Kuße ſterben.

Nicht ſterben, nein, nur lebend dich begraben
Im Wolluſttaumel, und durch dieß Entzücken
Unſterblichkeit, wenn ſie nicht dein, erwerben.

III.

Io von Correggio.

Verhüllend will ſich Nebel um ſie legen,
Doch bleibt vom Nacken nieder zu den Sohlen
Der zarte Bau der Glieder unverhohlen,
Und Schön'res noch erräth der Blick verwegen.

Entzücken ſcheint ſich durch ſie hin zu regen,
Und, vor Entzücken, tief'res Athemholen.
Und, ſeh' ich recht? es kommt ein Mund verſtohlen
Dem Roſenantlitz aus dem Duft entgegen.

Dein Looß, Irion, hat ſich hier verkehret:
Du wollteſt kühn der Göttin Leib umfangen,
Und eine Wolke blieb in deinen Armen.

Doch Io's Reiz hat andern Trug gelehret,
Daß eine Wolk' in liebendem Verlangen,
Und in der Wolk' ein Gott ſie muß umarmen.

Salmacis.

Hermes und Aphroditens ſpröden Knaben
Hält Salmacis in Liebeswuth umſchlungen,
Bis ſie den Leib, eh als den Sinn, durchdrungen,
Und in dem Gegenſtand den Wunſch begraben.

Denn die Natur, die ſie beleidigt haben,
Sie, die als Jüngling kühn um Luſt gerungen,
Er, mädchenhaft in ſcheuen Weigerungen,
Vereinigt ſie und ſtraft durch ihre Gaben.

Von Mann und Weib ein holdes Zwitterweſen,
Mußt du, Hermaphrodit, in Fülle ſchmachten,
Fühllos für Reize, die dich doppelt zieren.

Unglücklich biſt du, Salmacis, geneſen,
Da du erlangt haſt der Verliebten Trachten,
Sich ganz in dem Umarmten zu verlieren.

Narciſſus.

O Nymphe! ſprach Narciſſus zu der Quelle,
Du Spiegel! Bett des fern und nahen Lieben!
Du Tafel, wo ſich Schönheit eingeſchrieben,
Und meiner Wünſch' unüberſtiegne Schwelle!

Nicht thöricht mehr umarmend deine Welle
Will ich die zarte Mahlerei dir trüben,
Laß mich in mich ſie faßen, bei dir drüben,
Indem ich weinend dich gelinde ſchwelle.

Doch wenn ich nun mich ganz in dich ergoßen:
Wer weiß, ob ich dieß Bild in mir nicht miße,
Und wieder mich aus mir hinweg muß ſehnen?

Er ſagt' es, und ſein Leben war entfloßen,
Doch neigt, nicht mehr Narciſſus, die Narciſſe
Den ſchwanken Stiel noch ſtets zum Bach der Thränen.

Geſang und Kuß.

Wenn fremde Blicke wachſam uns umgeben,
Und unſre tiefe Sehnſucht, ungeſtillt,
Sich in der Heiterkeit Geberde hüllt,
Und leiſe kaum den Buſen wagt zu heben:

Dann iſt nur eins, o mein geliebtes Leben!
Was mein Gemüth mit Wonn' und Ahndung füllt:
Die Melodie, ſo deinem Mund' entquillt,
Der ſeelenvollen Töne ſanftes Schweben.

Wie Liebesodem fühl' ich den Geſang
Auf dieſen Lippen, die vergebens glühen;
Zum Kuße wird mir jeder zarte Klang.

Und nenne dieß nicht eitle Phantaſieen.
Vernehm' ich nicht im ſchweigenden Umfang
Auch deines Herzens ſchöne Harmonieen?

An Doris.

Wenn gern die Cither deiner Finger Schlägen
Gehorcht, und Lieder deinem Mund' entgleiten,
Scheint Wohllaut ſo mit Schönheit wettzuſtreiten,
Daß ich nicht weiß, was mächt'ger kann bewegen.

Blind wie das Recht, müßt' ich die Stimme wägen,
Auf daß die Augen nicht das Ohr mißleiten.
Doch deine Töne locken ſchon vom weiten
Des Hörers Blicke deinem Blick entgegen.

Beglücktes Holz, das dir im Arme weilend,
Von dir berührt, von deinem Reiz beſeelet,
Beredt erwiedernd, Laut mit Laut vermählet!

Doch glücklicher, wer, dem Geſang voreilend,
Den Hauch all dieſer lieblichen Accente
Auf deinen Roſenlippen ſuchen könnte!

* * *

Auf die Arme der Geliebten.

Wie reiche Schöne ward euch ſchönen Armen!
Nur müßt ihr euch mit anmuthsvollem Regen
Nicht bloß zur Rede, ſelbſt beredt, bewegen:
Die Arme ſind gemacht, um zu umarmen.

Verbannt aus eurem Reich, muß ich verarmen:
Doch wollt ihr mich in enge Bande legen,
So löſ't ihr mich: wer könnte Harm wohl hegen,
Gehegt in Armen, die von Lieb' erwarmen?

So zart geründet von den Schultern nieder
Ihr Grübchen ſpielet an den Ellenbogen,
Dann, lind geſchweiſt, euch zu der Hand verenget,

Seid ihr doch mächtig wie des Atlas Glieder:
Ihn hat des Himmels Bürde tief gebogen,
Den ihr ſo leicht in eure Mitte dränget.

Die Flucht der Stunden.

O daß ihr ſtille ſtündet, ſel'ge Stunden!
Weil ihr verdient zu weilen, müßt ihr eilen,
Was euch vervielfacht, ſcheint euch zu zertheilen:
Endlos Entzücken macht euch zu Sekunden.

„Was klagſt du? Wie gefunden, ſo verſchwunden.
„Befiedert trugen wir mit Amors Pfeilen
„Dir Luſt herbei, und ſüße Gunſt, zu heilen
„Die Wunden, die dein Herz kaum überwunden.“

So ſeid denn, Stunden, meiner Wonne Muſen!
Lehrt mich, von eurem Flug nicht fortgeriſſen,
Ruhig die holde Gegenwart zu ſaugen.

„Lauſch dem Sekundenſchlag am ſchönſten Buſen,
„Und zähle jeden Odemzug nach Küſſen;
„*Ein* Augenblick blitzt manchen Blick der Augen.“

Shakſpeares

Sonette und übrigen Jugendgedichte.

Anm. Anſpielungen in den letzten Zeilen auf den Inhalt und Namen von Shakſpeares Gedichten: Adonis, Lucretia, The passionate pilgrim, eine kleine Sammlung von Liebesliedern; ferner auf den ſprechenden Namen des Dichters, den ſein Wappen, ein Arm mit einer Lanze, ausdrückt.

Wer Freundſchaft für den Schönen konnte fühlen,
Die, gleich der Lieb', in Sehnſucht oft erblaßte;
Wer je den Haß geliebt und Liebe haßte,
Wählt' Untreu buhlend ihn zu ihren Zielen:

Der finde hier ſein Bild, und ſanft entlaſte
Der Worte Scherz den Ernſt in den Gefühlen;
Gern ſchau er dich in zarter Lieder Spielen,
Des Schauſpiel groß der Welt Schauſpiel umfaßte.

Süß Klagen iſt der Laut und Odem aller,
Sie weinen Perlen um Adonis Jugend,
Lucretia's Huld, die Tod und Raub verbittert.

Hier biſt du nur ein Stab verliebter Waller,
Noch nicht der Speer, des wunderbare Tugend
Verwundend heilt, wenn er die Bühn' erſchüttert.

Cervantes.

I.

Sein Leben.

Caſtiliſchen Geſchlechts; von feinen Sitten;
Treu der Religion und treu der Ehre;
Gelehrter, dann Soldat, hab' ich im Heere
Don Juans bei Lepanto mitgeſtritten,

Den Arm verloren; Sklaverei erlitten;
Zum Fliehen ſchlau, frei bei des Druckes Schwere;
Erlöſ't; bemüht dann, daß mein Ruhm ſich mehre:
So ſtarb ich arm in der Bewundrer Mitten.

Die Welt war mir ein Spiel; mein Alter Jugend;
Ich mahlte was ich kannt', und kannte Vieles,
Und die Erfindung ſtand mir zu Gebote.

Von ſüßer Liebe reimt' ich, doch voll Tugend;
Erſchuf Novellen, Galatee, Perſiles,
Und den ſinnreichen Ritter Don Quixote.

II.

Galatea.

Wie blauer Himmel glänzt auf Thales Grüne!
Ein heller Strom fleußt lieblich auf und nieder,
Von Berg und Wald verdeckt, erſcheint er wieder,
Und ſpiegelt klar der Landſchaft bunte Bühne.

Wer iſt die Blonde dort mit ſitt'ger Miene?
Wie tönen ſüß die Leid- und Liebes-Lieder!
Mit ihren Heerden nah'n die Hirtenbrüder,
Und jeder zeigt, wie er der Holden diene.

O Luſt und Klang! o linde Aetherlüfte!
Im zarten Sinn ſinnreich beſcheidner Liebe
So Himmliſches, doch Kindlichem Verwandtes!

Fremd wären uns die feinſten Blumendüfte,
Wenn Galatea nicht ſie uns beſchriebe,
Die göttliche des göttlichſten Cervantes.

III.

Das Trauerſpiel Numancia.

Roms Heeren, die im langen Kampf erſchlaffen,
Numancia frei und kühn entgegenſtunde.
Da naht des unabwendbar'n Schickſals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erſchaffen.

Umbollwerkt nun, verſchmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; ſie weih'n im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, Einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.

So triumphiert, erliegend noch, Hiſpania:
Stolz wandeln ihre Heldenblut-Verſtrömer
Zur Unterwelt auf würdigem Kothurne.

Wen Libyen nicht erzeugte, noch Hyrcania,
Der weint, es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

IV.

Die Leiden des Perſiles und der Sigismunda.

Eine nordiſche Geſchichte.

Aus wüſten Meeren und beeiſten Zonen
Zieht ein Verhängniß, wunderbar gewunden,
Ein ſittſam Paar, dem keines gleich erfunden,
Hin zu des Südens heitern Regionen.

Gekrönt mit Schönheit ſtatt ererbter Kronen,
Trennt ein Gelübd' ſie lang', obſchon verbunden,
Bis ſie begrüßt in andachtvollen Stunden
Die Stadt, wo alle Glorien Chriſti thronen.

Gefahr und Luſt lockt ſie vom Ziel vergebens,
Und um ſie ſpielt der Menſchen weltlich Handeln
Wie bunte Muſcheln an der Pilgerhaube.

Zur Wallfahrt macht die Wellenfahrt des Lebens,
Ein ſichrer Stab den keine Zeiten wandeln,
Edler Muth, reine Lieb' und heil'ger Glaube.

V.

Don Quixote de la Mancha.

Auf ſeinem Pegaſus, dem magern Rappen
Reit't in die Ritterpoeſie Quixote,
Und hält anmuthiglich, in Glück und Nothe,
Geſpräche mit der Proſa ſeines Knappen.

Erſt, wie ſie blind nach Abenteuern tappen,
Trifft ſie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
Dann kommt der Scherz als huldigender Bote,
Und ſchüttelt ſchelmiſch ihre Schellenkappen.

Und Liebe webt drein rührende Geſchichten;
Verſtand der Menſchen Sitten, Tracht, Geberden;
So gaukelt Phantaſie in farb'ger Glorie.

Ich ſchwör' es, und Urgande ſelbſt ſoll richten:
Was auch hinfüro mag erſonnen werden,
Dieß bleibt die unvergleichlichſte Hiſtorie!

VI.

Die Reiſe auf den Parnaſs.

Aus Verſen ganz gebaut, beflaggt, bekabelt,
  Holt in den Krieg für des Geſchmackes Ehre
  Ein Schiff Cervantes ſammt der Dichter Heere,
  Zum Berg der Dichtung, den ſie ſelbſt gefabelt.

Ein andres, wo ſich Reimer, ſüß geſchnabelt,
  Herzugedrängt, verſenkt Neptun im Meere;
  In Schläuch' und Kürbſe wandelt ſie Cythere,
  Daß nicht der Gott ihr hohles Volk ergabelt.

Bald ſind beſiegt, die den Parnaſs verwirrten;
  Man ſiehet neu die Poeſie erglänzen,
  So wie die Sonn' aus ſchönen Morgenröthen.

Die Heldenthaten lohnt Apoll mit Kränzen
  Und beut, um ſie auf's beſte zu bewirthen,
  Kaſtaliens Naß den hungrigen Poeten.

nicht tragiſch iſt, ſo hat es Euripides nach dem Zeugniß des Julius Pollux dennoch häufig in ſeinen Schauſpielen gethan, und ſich dabey ſo vergeſſen, daß er in den Danaiden den aus Frauen beſtehenden Chor grammatiſche Biegungen gebrauchen ließ, welche nur dem männlichen Geſchlechte zuſtehen.

So hat dieſer Dichter zugleich das innere Weſen der Tragödie aufgehoben, und in ihrem äußern Bau das ſchöne Ebenmaß verletzt. Er opfert meiſtens das Ganze den Theilen auf, und in dieſen ſucht er wiederum mehr fremde Reize, als ächte poetiſche Schönheit.

In die begleitende Muſik nahm er alle die Neuerungen auf, welche Timotheus erfunden hatte, und wählte die Weiſen, welche der Weichlichkeit ſeiner Poeſie am angemeſſenſten waren. Eben ſo verfuhr er beym Gebrauch der Sylbenmaaße; ſein Versbau iſt üppig und geht ins regelloſe über. Das Zerfloſſene und weniger Männliche würde ſich bey tieferer Unterſuchung unſtreitig auch in den Rhythmen ſeiner Chorgeſänge nachweiſen laſſen.

Ueberall bringt er im Ueberfluß jene bloß körperlichen Reize an, welche Winkelmann eine Schmeicheley des groben äußeren Sinnes nennt; alles was anregt, auffällt, mit einem Worte lebhaft wirkt, ohne wahren Gehalt für den Geiſt und das Gefühl. Er arbeitet auf die Wirkung in einem Grade, wie es auch dem dramatiſchen Dichter nicht verſtattet werden kann. So z. B. läßt er ſich nicht leicht irgend eine Gelegenheit entgehen, ſeine Perſonen in ein plötzliches vergebliches Schrecken gerathen zu laſſen; ſeine Alten klagen immer über die Gebrechlichkeiten des Alters, und ſteigen beſonders den Aufgang aus der Orcheſtra auf die Bühne, der manchmal auch den Abhang eines Berges bedeutete, über die Mühſeligkeit ſeufzend, mit wankenden Knieen herauf. Ueberall geht er auf Rührung aus, ihr zu lieb beleidigt er nicht bloß die Schicklichkeit, ſondern opfert den Zuſammenhang ſeiner Stücke auf. Er iſt ſtark in den Gemählden des Unglücks, aber oft nimmt er unſer Mitleid nicht für den innern Schmerz der Seele, vollends für einen gehaltnen und männlich getragenen Schmerz, ſondern für das körperliche Elend in Anſpruch. Er verſetzt ſeine Helden gern in den Bettelſtand, läßt ſie Hunger und Noth leiden, und mit allen äußern Zeichen davon, in Lumpen gehüllt, auftreten, wie es ihm Ariſtophanes in den Acharnern ſo luſtig aufgerückt hat.

Euripides hatte die Schulen der Philoſophen beſucht, (er war ein Schüler des Anaxagoras, nicht des Sokrates, wie manche irrig geſagt haben, ſondern nur durch Umgang mit ihm verbunden) da ſetzt er denn eine Eitelkeit darein, immer auf allerley Philoſopheme anzuſpielen; meines Bedunkens auf ſehr unvollkommene Art, ſo daß man dieſe Lehren nicht daraus verſtehen wird, wenn man ſie nicht ſchon zuvor kennt. Es iſt ihm zu gemein, auf die einfältige Weiſe des Volkes an die Götter zu glauben, er nimmt daher jede Gelegenheit wahr, etwas von allegoriſcher Deutung derſelben einzuſtreuen, und zu verſtehen zu geben, wie zweydeutig es eigentlich um ſeine Frömmigkeit ſtehe. Man kann in ihm eine doppelte Perſon unterſcheiden: den Dichter, deſſen Hervorbringungen einer religiöſen Feyerlichkeit gewidmet waren, der unter dem Schutze der Religion ſtand, und ſie alſo ſeinerſeits auch wieder ehren mußte, und den Sophiſten mit philoſophiſchen Anſprüchen der mitten unter den mit der Religion verknüpften fabelhaften Wundern, woraus er die Gegenſtände ſeiner Stücke ſchopfte, ſeine freygeiſteriſchen Meynungen und Zweifel anzubringen ſuchte. Indem er die Grundfeſten der Religion erſchüttert, ſpielt er auf der andern Seite den Moraliſten: um recht popular zu ſeyn, wendet er das, was nur von den geſelligen Verhältniſſen ſeiner Zeitgenoſſen gelten konnte, auf das Heldenleben an. Er ſtreut eine Menge Sittenſprüche ein; Sittenſprüche, in denen er ſich wiederhohlt, die meiſtens abgenutzt, und nicht ſelten grundfalſch ſind. Bey dieſem moraliſchen Prunk iſt doch die Abſicht ſeiner Stücke, und der Eindruck, den ſie im ganzen hervorbringen, zuweilen ſehr unſittlich. Man hat die luſtige Geſchichte, er habe den Bellerophon mit einer ſchnöden Lobrede auf den Reichthum eingeführt, worin dieſer ihn allen Familienfreuden vorzog, und zuletzt ſagte: wenn Aphrodite (welche den Beynamen der goldenen führte) ſo glänze wie das Gold, ſo verdiene ſie wohl die Liebe der Sterblichen; die Zuhörer, darüber empört, hätten ein großes Geſchrey erregt, und den Schauſpieler wie den Dichter ſteinigen wollen. Euripides ſey hierauf hervorgeſprungen, und habe gerufen: "Wartet doch nur das Ende ab, es wird ihm auch darnach ergehen!" Eben ſo ſoll er ſich gegen den Vorwurf, ſein Ixion rede doch gar zu abſcheulich und gottesläſterlich, damit vertheidigt haben: er habe das Stück auch nicht geendigt, ohne ihn aufs Rad zu flechten. Allein dieſer Behelf der poetiſchen Gerechtigkeit, um dargeſtellte Schlechtigkeit zu vergüten, findet gar nicht einmal in allen ſeinen Stücken Statt. Die Böſen kommen nicht ſelten frey durch, Lügen und andere ſchlechte Streiche werden offenbar in Schutz genommen, beſonders wenn er ihnen vermeyntlich edle Triebfedern unterzuſchieben weiß. So hat er auch die verführeriſche Sophiſtik der Leidenſchaften, welche allem einen Schein zu leihen weiß, ſehr in ſeiner Gewalt. Berüchtigt iſt folgender Vers zur Entſchuldigung eines Meineids, worin in der That die reservatio mentalis der Caſuiſten ausgedrückt zu ſeyn ſcheint:

Die Zunge ſchwur, doch unbeeidigt iſt der Sinn.

In dem Zuſammenhange, worin dieſer Vers geſprochen wird, wegen deſſen Ariſtophanes ihn ſo vielfach verſpottet, läßt er ſich zwar rechtfertigen; aber die Formel taugt dennoch nichts wegen des möglichen Misbrauchs der Anwendung. Einen andern Vers des Euripides: “Der Herrſchaft wegen „ſey es der Mühe werth Unrecht zu thun, ſonſt „müſſe man gerecht ſeyn;” hat Cäſar häufig im Munde geführt, um ebenfalls eine misbrauchende Anwendung davon zu machen.

Verführeriſche Einladungen zum Genuſſe ſinnlicher Liebe ſind dem Euripides ſchon von den Alten vorgeworfen worden. So muß es z. B. Unwillen erregen, wenn Hecuba, um den Agamemnon zur Beſtrafung des Polymeſtor zu bewegen, ihn an die Freuden erinnert, welche Kaſſandra, nach damaligem Heldenrecht ſeine kriegsgefangne Sclavin, ihm gewährt habe: ſie will die Rache für einen gemordeten Sohn mit der eingeſtandenen und gebilligten Erniedrigung einer noch lebenden Tochter erkaufen. Dieſer Dichter machte zuerſt die wilde Leidenſchaft einer Medea, die unnatürliche einer Phädra zum Hauptgegenſtande ſeiner Dramen, da ſich ſonſt aus den Sitten der Alten gar wohl begreifen läßt, warum die bey ihnen weit weniger durch zarte Gefühle geadelte Liebe nur untergeordnet in ihren älteren Trauerſpielen vorkam. Bey dieſer den weiblichen Rollen zugetheilten Wichtigkeit iſt er doch wegen ſeines Weiberhaſſes berüchtigt, und das iſt nicht zu läugnen, daß er eine große Menge Sprüche über die Schwächen des weiblichen Geſchlechtes, und die Ueberlegenheit des männlichen, dann manches aus Erfahrungen im Innern des Hausweſens hergenommene anbringt, womit er wohl den Männern ſeinen Hof zu machen gedachte, die, wo nicht ſein ganzes Publicum, doch deſſen überwiegenden Theil ausmachten. Man hat uns ein beißendes Wort und ein Epigramm des Sophokles aufbewahrt, welches den angeblichen Weiberhaß des Euripides dahin deutet, als habe er ihre Verführbarkeit durch ſeine eignen unerlaubten Neigungen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. In der ganzen Art des Euripides die Frauen zu ſchildern, ſieht man zwar viel Empfänglichkeit, ſelbſt für die edleren Reize weiblicher Sittſamkeit, aber keine wahre Achtung.

Die ſelbſtſtändige Freyheit in der Behandlung der Fabeln, welche eines von den Vorrechten der tragiſchen Kunſt war, artet beym Euripides häufig in ungebundene Willkühr aus. Man weiß, daß die ſo ſehr abweichenden Fabeln des Hyginus zum Theil Auszüge aus ſeinen Stücken ſind. Da er oft alles bisher bekannte und gewohnte umſtieß, ſo wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach ſeiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Leſſing hat in der Dramaturgie die ſeltſame Meynung geäußert, daß dies von Fortſchritten in der dramatiſchen Kunſt zeuge, indem Euripides ſich bloß auf die Wirkung der Situationen ſelbſt verlaſſen, und dabey nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein ich kann nicht abſehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatiſches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden ſollte. Der Einwurf, auf dieſe Art werde das Stück nur das erſtemal gefallen, weil man nach der Bekanntſchaft mit dem Ganzen den Ausgang ſchon vorher wiſſe, läßt ſich wohl abweiſen: iſt die Darſtellung nur recht kräftig, ſo wird ſie in jedem

Augenblick den Zuſchauer ſo feſthalten, daß er unterdeſſen das ſchon bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen dieſe Prologe die Anfänge der Euripideiſchen Stücke ſehr einförmig; es hat ein großes Anſehen von Kunſtloſigkeit, daß einer herauskommt, und ſagt: ich bin der und der, dies und das iſt bis jetzt vorgefallen, und folgendes wird noch geſchehen. Man möchte dieſe Weiſe mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemählden vergleichen, welche ſich nur bey großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entſchuldigen laſſen. Allein dann müßte auch das übrige damit übereinſtimmen, was beym Euripides gar nicht der Fall iſt, wo die Perſonen im neueſten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen ſowohl als bey der Auflöſung iſt er ſehr freygebig mit unbedeutenden Erſcheinungen von Göttern, die ſich nur durch das Schweben in der Maſchine über die Menſchen erheben, und gar wohl entrathen werden konnten.

Die Behandlung der alten Tragiker, da ſie alles in großen Maſſen zuſammenhalten, und Ruhe und

Bewegung nach bemerkbaren Abſätzen wechſeln laſſen, wird von ihm übertrieben. Bald ſetzt er, der Lebhaftigkeit des Dialogs zu lieb, den ſchon bey jenen üblichen Wechſel der Reden Vers um Vers, wo oft Fragen und Antworten, oder Einwürfe und Widerlegungen wie Pfeile hin und her geſchnellt werden, übermäßig lange fort, und zwar zuweilen ſo willkührlich, daß die Hälfte der Zeilen erſpart werden möchte. Bald ergießt er ſich in endlos lange Reden, wo er denn ſeine Rednerkünſte durch ſinnreiche Schlußfolgen, oder Erregung des Mitleids glänzend zu zeigen ſucht. Viele Szenen haben bey ihm ganz die Geſtalt eines Rechtshandels, wo zwey Perſonen als Partheyen einander gegenüber, oder auch vor einer dritten als Richter, nicht etwa ſich darauf beſchränken, was die gegenwärtige Lage erfodert, ſondern aufs weiteſte aushohlend, ihren Gegner verklagen und ſich ſelbſt rechtfertigen, und dieß zwar mit allen Wendungen, welche Sachwaltern, nicht ſelten auch ſolchen, welche Sykophanten geläufig ſind. So ſuchte der Dichter ſeine Poeſie den Athenern durch die Aehnlichkeit mit ihrem täglichen Lieblingsgeſchäft, Prozeſſe führen, entſcheiden,

Das Lieblichſte.

Sanft entſchlummert ſich's an mooſ'gen Klippen
Bei der dunklen Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wann Glut das Mark durchdrang,
Traubenſaft in Tropfen einzunippen.

Himmliſch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichtung Sang.
Göttlich iſt der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines iſt mir noch bewußt,
Das der Himmel ſeinen liebſten Söhnen
Einzig gab: die Wonne milder Thränen;

Wann der Geiſt, von Ahndung und von Luſt
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünſcht in Melodieen hinzuquellen.

oder wenigſtens anhören, unterhaltend zu machen. Deswegen empfiehlt ihn Quinctilian vorzüglich dem jungen Redner, der aus ſeinem Studium mehr als aus den ältern Tragikern lernen könne, welches allerdings ſeine Richtigkeit hat. Allein man ſieht, daß eine ſolche Empfehlung nicht ſonderlich empfiehlt; denn Beredſamkeit kann zwar ihre Stelle im Drama finden, wenn ſie der Faſſung und dem Zweck der redenden Perſon gemäß iſt; tritt aber Rhetorik an die Stelle des unmittelbaren Ausdrucks der Gemüthsbewegungen, ſo iſt dieß eben nicht poetiſch.

Die Schreibart des Euripides iſt im ganzen zu wenig gedrängt, wiewohl ſie einzelne ſehr glückliche Bilder und ſinnreiche Wendungen darbietet: ſie hat weder die Würde und den Nachdruck des äſchyliſchen, noch die keuſche Anmuth des ſophokleiſchen Styls. Oft geht er in ſeinen Ausdrücken auf das Sonderbare und Seltene, doch verliert er ſich auf der andern Seite wieder in die Gewöhnlichkeit, der Ton der Reden wird oft ſehr vertraulich, und ſteigt von der Höhe des Kothurns auf den ebenen Boden herunter. Hiedurch, ſo wie durch die an das Lächerliche gränzende Schilderung mancher charakteriſtiſchen Eigenheiten (z. B. das ungeſchickte Benehmen des vom Bacchus bethörten Pentheus in Frauenkleidern, die Eßluſt des Herkules und ſeine ungeſtümen Anfoderungen an die Gaſtfreundſchaft Admets) iſt Euripides ſchon ein Vorbote der neuen Komödie, zu welcher hin er eine offenbare Neigung hat, indem er unter dem Namen des Heldenalters oft die damalige Wirklichkeit ſchildert. Menander hat auch eine ausgezeichnete Bewunderung für ihn geäußert, und ſich für ſeinen Schüler erklärt; und vom Philemon hat man ein Fragment voll ſo ausſchweifender Bewunderung, daß es faſt ſcherzhaft gemeynt zu ſeyn ſcheint. "Wenn die Todten," ſagt er oder läßt er eine ſeiner Perſonen ſagen, "in der That „noch Empfindung hätten, wie einige Leute meynen, ſo würde ich mich aufhängen, um den Euripides zu ſehen." Mit dieſer Verehrung der ſpätern Komiker macht die Geſinnung des ältern Ariſtophanes, ſeines Zeitgenoſſen, den auffallendſten Gegenſatz. Dieſer verfolgt ihn unermüdlich und unerbittlich, er war ihm gleichſam als ſeine beſtändige Geißel zugeordnet, damit keine ſeiner ſittlichen und künſtleriſchen Ausſchweifungen ungerügt bliebe. Wiewohl Ariſtophanes als Komiker ſich gegen die tragiſchen Dichter überhaupt im Verhältniß der Parodie befindet, ſo taſtet er doch den Sophokles nirgends an, und ſelbſt da, wo er vom Aeſchylus die Seite faßt, über die man lächeln kann, iſt ſeine Verehrung für dieſen ſichtbar, und er ſtellt überall deſſen Rieſenhaftigkeit der kleinlichen Feinheit des Euripides gegenüber. An dieſem hat er die ſophiſtiſche Spitzfindigkeit, die rhetoriſchen und philoſophiſchen Anmaßungen, die Unſittlichkeit und verführeriſche Weichlichkeit, die bloß ſinnlichen Rührungen, mit unermeßlichem Verſtande und nie verſiegendem Witze dargelegt. Da die neueren Kunſtrichter meiſtens den Ariſtophanes für nichts weiter als einen übertreibenden läſternden Poſſenreißer hielten, und überdieß nicht verſtanden, ſeine ſcherzhaften Einkleidungen in die ihnen zum Grunde liegenden Wahrheiten zu überſetzen, ſo haben ſie auf ſeine Stimme wenig gegeben.

Bey allem bisherigen muß man es nicht aus der Acht laſſen, daß Euripides denn doch ein Grieche, und zwar ein Zeitgenoſſe von vielen der größten

Männer Griechenlands in der Politik, der Philoſophie, der Geſchichte und der bildenden Kunſt war. Muß er in der Vergleichung mit ſeinen Vorgängern weit nachſtehen, ſo erſcheint er gegen viele Neuere wieder groß. Eine beſondere Stärke hat er in den Schilderungen einer kranken, verirrten, den Leidenſchaften bis zum Wahnſinn hingegebenen Seele. Er iſt vortrefflich, wo der Gegenſtand hauptſächlich auf Rührung führt, und keine höheren Anfoderungen macht; noch mehr, wo das Pathos ſelbſt ſittliche Schönheit verlangt. Wenige ſeiner Stücke ſind ohne hinreißend ſchöne einzelne Stellen. Ueberhaupt iſt die Meynung keinesweges, ihm das erſtaunliche Talent abzuſprechen; nur wird behauptet, es ſey nicht mit einem die Strenge ſittlicher Grundſätze und die Heiligkeit religiöſer Gefühle über alles ehrenden Gemüthe gepaart geweſen.

Das Verhältniß des Euripides zu ſeinen beyden großen Vorgängern wird ſich durch eine Vergleichung zwiſchen den drey Stücken über denſelben Gegenſtand, nämlich die rächende Ermordung der Klytämneſtra durch den Oreſt, welche wir glücklicher Weiſe beſitzen, in das hellſte Licht ſtellen laſſen.

Die Szene der Choëphoren des Aeſchylus iſt vor dem königlichen Palaſt; das Grab des Agamemnon iſt auf der Bühne befindlich. Oreſt tritt mit ſeinem getreuen Pylades auf, und eröffnet das am Anfange leider etwas verſtümmelte Stück an dem Grabmahle mit einem Gebete an den Merkur, und mit einer Rache verheißenen Anrede an ſeinen Vater, dem er eine Locke weiht. Er ſieht einen weiblichen Zug in Trauerkleidern aus dem Palaſte kommen, welche ein Trankopfer zu dem Grabe bringen: und da er ſeine Schweſter darunter zu erkennen glaubt, tritt er mit dem Pylades zurück, um ſie erſt zu belauſchen. Der Chor, der aus kriegsgefangenen trojaniſchen Mädchen beſteht, offenbart unter wehvollen Gebehrden den Anlaß ſeiner Sendung, nämlich ein ſchreckendes Traumgeſicht, welches Klytämneſtra gehabt; er fügt dunkle Ahndungen von der bevorſtehenden Rache der Blutſchuld hinzu, und beklagt ſein Loos, einer ungerechten Herrſchaft dienen zu müſſen. Elektra befragt den Chor, ob ſie den Auftrag ihrer feindſeligen Mutter vollführen, oder das Opfer ſtillſchweigend ausgießen ſoll, und verrichtet auf deſſen

Rath gleichfalls ein Gebet an den unterirdiſchen Merkur und an die Seele ihres Vaters, für ſich ſelbſt und den abweſenden Oreſt, daß er als Rächer erſcheinen möge. Beym Ausguß des Opfers wehklagt ſie mit dem Chor um den Abgeſchiedenen. Hierauf geräth ſie durch die gefundene den ihrigen an Farbe ähnliche Haarlocke, und die Fußſtapfen um das Grab her auf die Vermuthung, ihr Bruder ſey da geweſen, und wie ſie darüber vor Freuden auſſer ſich iſt, tritt er hervor, und giebt ſich zu erkennen. Ihre Zweifel überwindet er vollends durch Vorzeigung eines von ihr ſelbſt gewebten Gewandes, ſie überlaſſen ſich ihrer Freude, er verrichtet ein Gebet an Zeus, und giebt kund, wie ihn Apollo unter den ſchrecklichſten Androhungen der Verfolgung von den Furien ſeines Vaters berufen habe, die Schuldigen an deſſen Tode auf die nämliche Art, nämlich durch Liſt umzubringen. Nun folgen Geſänge des Chors und der Elektra; welche theils Gebete an den Abgeſchiedenen und die unterirdiſchen Gottheiten enthalten, theils alle Beweggründe zu der That, beſonders den aus Agamemnons Tode hergenommenen, in das Gemüth rufen Oreſt erkundigt ſich nach dem Traumgeſicht, welches die Klytämneſtra zu der Opferung vermocht, und erfährt, ſie habe geträumt, daß ſie einen Drachen in der Wiege als Kind an die Bruſt lege, und mit ihrem Blute ſauge. Er will nun dieſer Drache werden, und giebt näher an, wie er als verkleideter Fremder in das Haus zu ſchleichen, und den Aegiſth ſowohl als ſie zu überfallen gedenke. Hierauf entfernt er ſich in dieſer Abſicht mit dem Pylades. Der nächſte Chorgeſang beſchäftigt ſich mit der gränzenloſen Frechheit der Menſchen überhaupt, und beſonders der Weiber in ihren unerlaubten Leidenſchaften, die er durch entſetzliche mythiſche Beyſpiele beſtätigt, und wie doch am Ende die ſtrafende Gerechtigkeit ſie ereile. Oreſt, als Fremder mit Pylades zurückkommend, begehrt in den Palaſt eingelaſſen zu werden. Klytämneſtra kommt heraus, und da ſie den Tod des Oreſt von ihm erfährt, über welche Nachricht Elektra verſtellterweiſe jammert, ladet ſie ihn zu gaſtfreyer Aufnahme herein. Nach einem kurzen Gebet des Chors kommt die Amme, und wehklagt um ihren Pflegling; der Chor flößt ihr noch Hoffnung für ſein Leben ein, und räth ihr den Aegiſth, zu dem Klytämneſtra geſendet, nicht mit, ſondern ohne ſeine Leibwache herzubeſtellen. Bey dem herannahenden Augenblicke der Gefahr wendet ſich der Chor mit Gebeten an Zeus und Merkur, daß die That gelingen möge. Aegiſth kommt mit dem Boten redend herbey, kann ſich noch nicht ganz von dem ihm ſehr erfreulichen Tode des Oreſt überzeugen, und eilt deswegen in das Haus, wo man nach einem kurzen Gebet des Chors das Geſchrey des Ermordeten hört. Ein Diener ſtürmt heraus, und lärmt vor der Thür der Frauenwohnung, um die Klytämneſtra zu warnen. Sie vernimmt es, tritt hervor, fodert ein Beil um ſich zu wehren, aber da Oreſt unverzüglich mit dem blutigen Schwert auf ſie eindringt, entſinkt ihr der Muth, und ſie hält ihm aufs beweglichſte die mütterliche Bruſt vor. Zweifelhaft fragt er den Pylades, der ihn in wenigen Zeilen durch die ſtärkſten Gründe anmahnt; nach anklagenden und entſchuldigenden Wechſelreden verfolgt er ſie in das Haus, um ſie neben der Leiche Aegiſths zu ermorden. Der Chor jubelt in einem ernſten Geſange über die vollzogene Vergeltung. Die große Thür des

Palaſts öfnet ſich, und zeigt im Innern das erſchlagene Paar zuſammen auf einem Bett. Oreſt läßt von den Dienern das weitläuftige Gewand, worin verwickelt ſein Vater erſchlagen ward, entfalten, damit es alle ſehen; der Chor erkennt daran die blutigen Spuren voller Jammer über Agamemnons Mord. Oreſt, indem er fühlt, daß ſich ſein Gemüth verwirrt, nimmt noch die Zeit wahr, in einer Rede ſeine That zu rechtfertigen; er erklärt, er wolle ſich um Reinigung von der Blutſchuld nach Delphi begeben, und flieht dann voller Entſetzen vor den Furien ſeiner Mutter, die der Chor noch nicht erblickt, und für eine Einbildung hält, die ihm aber keine Ruhe mehr laſſen. Der Chor ſchließt mit einer Betrachtung über die dreyfache Mordſzene in dem Königshauſe von dem thyeſteiſchen Gaſtmahle an.

Die Elektra des Sophokles ſpielt ebenfalls vor dem Palaſte, aber ohne Grabmahl Agamemnons. Bey Tagesanbruch kommen wie aus der Fremde Pylades, Oreſt und ſein Pfleger, der an jenem blutigen Tage ſein Retter geworden. Dieſer führt ihn belehrend in ſeine Vaterſtadt ein, was

Oreſt mit einer Rede über den Auftrag des Apoll, und die Art, wie er ihn auszuführen gedenkt, erwiedert, und dann ein Gebet an die einheimiſchen Götter und ſein väterliches Haus verrichtet. Man hört Elektra im Hauſe ſtöhnen, Oreſt wünſcht ſie gleich zuerſt zu begrüßen, aber der Alte führt ihn weg, um am Grabe ſeines Vaters ein Opfer zu verrichten. Elektra tritt heraus, und ergießt in einer pathetiſchen Anrede an den Himmel ihren Jammer, in einem Gebet an die unterirdiſchen Gottheiten ihr ungeſtilltes Verlangen nach Rache. Der Chor, aus einheimiſchen Jungfrauen beſtehend, kommt tröſtend herzu, in Wechſelgeſängen und Wechſelreden mit dem Chor entfaltet Elektra ihre unerſchütterliche Trauer, die Schmach ihres unterdrückten Lebens, ihre Hoffnungsloſigkeit wegen der Zögerungen des häufig von ihr angemahnten Oreſt, und giebt den Aufmunterungsgründen des Chors wenig Gehör. Chryſothemis, die jüngere, nachgiebigere und vorgezogene Tochter der Klytämneſtra, kommt mit einem Todtenopfer, um es zum Grabe des Vaters zu tragen. Es entſteht ein Wortwechſel zwiſchen den Schweſtern über ihre beyderſeitigen

Die Nebenbuhlerinnen.

Zwei Schweſtern lieb' ich, ſchweſterliche Schönen,
Die Einer hohen Mutter Züge tragen;
Nur andrer Heimat Wiege, wo ſie lagen,
Konnt' in der Sitt' einander ſie entwöhnen.

Sie feſſeln mich mit ihrer Stimme Tönen,
Die zart und voll den Sinn der Rede ſagen.
Wenn eine ſchweigt, muß ich vermiſſend klagen,
Und die ich höre, ſcheint mir werth zu krönen.

Ich ſtreb', entzündet, ihnen nachzulallen,
Doch wie ein fernes Echo, matter, trüber,
Hauch' ich nur Liſpeln in die rauhen Lüfte.

Wer kann den ölbekränzten Betis wallen
Durch deutſche Fluren heißen, und, herüber
Die Alpen, Welſchlands Pomeranzendüfte?

Geſinnungen, Chryſothemis meldet Elektren, der jetzt auf dem Lande abweſende Aegiſth habe das ärgſte über ſie beſchloſſen, welchem jene Trotz bietet. Darauf erfährt ſie, daß Klytämneſtra geträumt, Agamemnon ſey ins Leben zurück gekommen, und habe ſein Zepter in den Boden des Hauſes gepflanzt, woraus ein das ganze Land beſchattender Baum erwachſen ſey, und dadurch erſchreckt, habe ſie ihr aufgetragen, ein Todtenopfer zu bringen. Elektra räth ihr, ſich nicht an den Befehl ihrer frechen Mutter zu kehren, ſondern ein Gebet für ſich und ihre Geſchwiſter, und für die rächende Rückkehr des Oreſt am Grabe zu verrichten; ſie fügt zu den Gaben ihren Gürtel und eine Locke ihres Haars. Chryſothemis geht mit dem Verſprechen ihr zu folgen ab. Der Chor weiſſagt aus dem Traumgeſichte annahende Vergeltung, und bezieht die Verbrechen im Hauſe Pelops auf eine erſte Verſchuldung jenes Ahnherrn. Klytämneſtra ſchilt ihre Tochter, gegen die ſie doch, vermuthlich durch Wirkung des Traumes, milder iſt als gewöhnlich, ſie vertheidigt ihre That am Agamemnon, Elektra greift ſie deswegen an, jedoch beyde ohne heftigen

Wortwechſel. Hierauf verrichtet Klytämneſtra am Altar vor dem Hauſe ein Gebet zum Apoll um Heil und langes Leben, und heimlich um den Untergang ihres Sohnes. Der Pfleger des Oreſt kommt, und meldet als Bote eines phocenſiſchen Freundes den Tod Oreſts, und zwar genau mit allen Umſtänden, daß er beym Wagenrennen in den pythiſchen Spielen umgekommen ſey. Klytämneſtra verbirgt kaum ihre triumphirende Freude, wiewohl ſie anfangs eine Anwandlung mütterlichen Gefühls hat, und ladet den Boten zur Bewirthung herein. Elektra überläßt ſich in rührenden Reden und Geſängen ihrem Jammer, der Chor ſucht umſonſt ſie zu tröſten. Chryſothemis kommt voller Freude von dem Grabmahle zurück, mit der Verſicherung, Oreſt ſey in der Nähe: ſie hat nämlich ſeine Haarlocke, ſein Trankopfer und Blumenkränze da gefunden. Elektra's Verzweiflung wird dadurch erneuert, ſie giebt ihr die grauſame Aufklärung der eben angekommenen Nachricht, und fodert ſie auf, da jetzt keine andere Hoffnung übrig ſey, ſich mit ihr zu einer kühnen That zu vereinigen, und den Aegiſth umzubringen, welches Chryſothemis, nicht muthig genug, als thöricht abweiſt, und nach heftigem Wortwechſel hineingeht. Der Chor beklagt die nun ſo ganz verlaſſene Elektra. Oreſt kommt mit Pylades und einigen Dienern, welche die Urne angeblich mit der Aſche des Geſtorbenen tragen. Elektra erbittet ſich dieſe von ihm, und trauert darüber in den beweglichſten Reden, worüber Oreſt gerührt, ſich nicht länger verbergen kann: er giebt ſich ihr nach einiger Vorbereitung zu erkennen, und beſtätigt die Entdeckung durch den vorgezeigten Siegelring des Vaters. Sie überläßt ſich in Reden und Geſängen ihrer gränzenloſen Freude, bis der Pfleger heraustritt, beyde wegen ihrer Unvorſichtigkeit ſchilt und warnt. Elektra erkennt mit einiger Mühe in ihm den treuen Knecht wieder, dem ſie den Oreſt zur Rettung anvertrauet hat, und begrüßt ihn dankbar. Auf den Rath des Pflegers begeben ſich Oreſt und Pylades ſchleunig mit ihm ins Haus, um Klytämneſtra noch allein zu überraſchen. Elektra begleitet ſie mit einem Gebet an den Apollo, der Chorgeſang kündigt den Augenblick der Vergeltung an. Man hört im Hauſe das Geſchrey der erſchreckenen Klytämneſtra, ihre kurzen

Bitten, ihr Wehklagen, da ſie verwundet wird. Elektra fodert von auſſen den Oreſt zur Vollführung der That auf, er kommt mit blutigen Händen heraus; da der Chor aber den Aegiſth ankommen ſieht, eilt er wieder ins Haus, um ihn zu überraſchen. Aegiſth erkundigt ſich nach dem Tode des Oreſt, und glaubt nach den zweydeutigen Reden der Elektra, ſeine Leiche ſey im Hauſe. Er befiehlt alſo die Thüren zu öffnen, um diejenigen im Volk, welche ſeine Herrſchaft ungern ertragen, zu überzeugen, daß keine Hoffnung auf den Oreſt mehr ſey. Der Mitteleingang öffnet ſich, und zeigt im Innern des Palaſtes einen auf einem Bett liegenden zugedeckten Körper, Oreſt ſteht daneben und heißt den Aegiſth ſelbſt die Decke aufheben, der nun plötzlich die blutige Leiche der Klytämneſtra, und ſich ohne Rettung verlohren ſieht. Er begehrt reden zu dürfen, welches aber Elektra wehrt. Oreſt zwingt ihn in das Haus zu gehen, um ihn dort an derſelben Stelle umzubringen, wo er ſeinen Vater umgebracht.

Der Schauplatz der Elektra des Euripides iſt nicht in Mycen, ſondern an der Gränze des argeliſchen Gebiets, in freyer Landſchaft vor einer einſamen armſeligen Bauernhütte. Der Bewohner, ein alter Landmann, kommt heraus, und erzählt im Prolog den Zuſchauern, wie es im königlichen Hauſe ſteht, theils das ſchon bekannte, dann aber, daß man nicht zufrieden, die Elektra ſchmählich zu behandeln, und ſie unvermählt zu laſſen, ſie unter ihrem Stande mit ihm verheyrathet habe: die Gründe dieſes Verfahrens, die er anführt, ſind wunderlich genug; er verſichert aber, er hege zu viel Ehrerbietung vor ihr, um ſie in der That zu ſeiner Gattin zu erniedrigen. Sie leben alſo in einer jungfräulichen Ehe. Elektra kommt, da es noch vor Tages Anbruch iſt, mit einem Krug auf dem nach knechtiſcher Art geſchornen Kopf, um Waſſer zu hohlen; ihr Mann beſchwört ſie, ſich doch nicht mit ſolchen ungewohnten Arbeiten zu plagen, ſie will ſich aber von ihrer Pflicht als Hausfrau nicht abhalten laſſen, und beyde gehen ab, er zur Feldarbeit, ſie ihrem Geſchäfte nach. Oreſt tritt nun mit dem Pylades auf, und eröffnet in einer Rede an dieſen, daß er ſchon am Grabe ſeines Vaters geopfert, ſich aber nicht in die Stadt wage, ſondern hier an der Gränze nach ſeiner, wie er weiß, verheyratheten Schweſter ſpähen wolle, um von ihr die Lage der Sachen zu erfahren. Er ſieht Elektra mit dem Waſſerkruge kommen, und zieht ſich zurück. Sie ſtimmt einen wehklagenden Geſang um ihr eigenes Schickſal und ihren Vater an. Der Chor, aus ländlichen Weibern beſtehend, kommt, und ermuntert ſie an einem Feſte der Juno Theil zu nehmen, welches ſie aber, in ihr Elend verſunken, auf ihre zerlumpten Kleider zeigend, verweigert. Der Chor erbietet ſich, ihr feſtlichen Schmuck zu leihen, allein ſie beharrt dabey. Sie erblickt den Oreſt und Pylades in ihrem Schlupfwinkel, hält ſie für Räuber, und will ins Haus fliehn; da Oreſt hervortritt und ihr dieß wehrt, glaubt ſie, er wolle ſie umbringen; er beruhigt ſie, und bringt ihr Nachricht vom Leben des Oreſt. Hierauf erkundigt er ſich nach ihrer Lage, wobey denn den Zuſchauern das ganze Verhältniß von neuem eingeſchärft wird. Oreſt giebt ſich immer nicht zu erkennen, ſondern verſpricht bloß Elektra's Botſchaft an ihren Bruder zu beſtellen, und bezeugt Theilnahme als ein Fremder. Der Chor wird bey dieſer Gelegenheit neugierig, auch etwas aus der Stadt zu erfahren, und Elektra ſchildert nach ihrem eigenen Elende die Ueppigkeit und den Uebermuth ihrer Mutter und des Aegiſth, der auf Agamemnons Grabe herumſpringe, und mit Steinen darnach werfe. Der Bauer kommt von der Arbeit zurück, und findet es ziemlich unſchicklich, daß ſeine Frau mit jungen Männern ſchwatzt, da er jedoch hört, daß ſie Nachricht vom Oreſt bringen, ladet er ſie freundlichſt in ſein Haus ein. Oreſt ſtellt beym Anblick des würdigen Mannes Betrachtungen an, wie ſich doch oft in niedrigen Geſchlechtern und unter unſcheinbarer Hülle die achtungswürdigſten Menſchen finden. Elektra macht ihrem Manne Vorwürfe wegen der Einladung, da ſie ja nichts im Hauſe hätten; er meynt, die Fremden würden ſchon ſo vorlieb nehmen, eine wirthſchaftliche Frau wiſſe allerley Gerichte herbey zu ſchaffen, auf einen Tag reiche ihr Vorrath wohl hin. Sie ſchickt ihn zu dem alten Pfleger und Retter des Oreſt, der in der Nähe auf dem Lande wohnt, damit dieſer kommen und etwas zur Bewirthung mitbringen möge. Der Bauer geht mit Sprüchen über den Reichthum und die Mäßigkeit ab. Der Chor verſingt ſich in einen Geſang über den Zug der Griechen vor Troja, beſchreibt weitläufig, was auf dem Schilde des Achill, welchen ihm Thetis gebracht, abgebildet geweſen, endigt aber doch mit dem Wunſche, Klytämneſtra möge für ihren Frevel beſtraft werden.

Der alte Pfleger, dem es ſehr ſauer wird, zu dem Hauſe hinaufzuſteigen, bringt der Elektra ein Lamm, einen Käſe und einen Schlauch mit Wein; hierauf fängt er an zu weinen, und ermangelt nicht ſich mit ſeinen zerlumpten Kleidern die Augen zu wiſchen. Auf die Fragen der Elektra berichtet er, wie er am Grabe des Agamemnon Spuren eines Opfers und eine Haarlocke gefunden, und daraus vermuthe, Oreſt ſey dort geweſen. Hierauf folgt eine Anſpielung auf die vom Aeſchylus gebrauchten Erkennungszeichen an der Aehnlichkeit der Haarlocken, der Fußſtapfen und an einem Gewande, nebſt Widerlegung derſelben. Die Unwahrſcheinlichkeit jener läßt ſich vielleicht heben, auf jeden Fall ſieht man leicht darüber weg, allein die ausdrückliche Rückſicht auf eine andre Behandlung deſſelben Geſtandes iſt das ſtörendſte, ächter Poeſie fremdeſte, was es geben kann. Die Gäſte kommen heraus, der Alte betrachtet den Oreſt genau, erkennt ihn, und überzeugt auch die Elektra durch eine Narbe an der Augenbraue von einem Fall, (dieß iſt nun die herrliche Erfindung, welche er an die Stelle der äſchyliſchen ſetzt) daß er es ſey; ſie umarmen ſich und überlaſſen ſich der Freude während eines kurzen Chorgeſanges. In lange fortgeſetzten Reden überlegen Oreſt, der Alte und Elektra die Ausführung der That. Aegiſth hat ſich, wie der Alte weiß, zu einem Opfer der Nymphen aufs Land begeben, dort will ſich Oreſt als Gaſt einſchleichen und ihn überfallen. Klytämneſtra iſt aus Furcht vor der üblen Nachrede nicht mitgefahren, Elektra erbietet ſich, ihre Mutter durch die falſche Nachricht, ſie ſey im Kindbette, herbeyzulocken. Die Geſchwiſter vereinigen nun ihre Gebete an die Götter und den Schatten ihres Vaters um glücklichen Ausgang. Elektra erklärt, ſie werde ſich umbringen, wenn es mislinge, und will dazu ein Schwert in Bereitſchaft halten. Der Alte geht mit dem Oreſt ab, um ihn zu Aegiſth zu geleiten, und ſich dann zu Klytämneſtra zu begeben. Der

Chor beſingt den goldnen Widder, welchen Thyeſt durch Hülfe der treuloſen Gemahlin des Atreus dieſem entwandt, und wie jener dafür durch das mit ſeinen Kindern angeſtellte Gaſtmahl beſtraft worden, wobey die Sonne ſich aus ihrer Bahn gewandt, welches er aber, der Chor, wie er weislich hinzufügt, ſehr bezweifle. Man hört ein fernes Geräuſch und Stöhnen, Elektra glaubt ihr Bruder unterliege, und will ſich umbringen. Sogleich kommt aber ein Bote, welcher den Untergang des Aegiſth weitläufig mit mancherley Scherzen berichtet. Unter dem Jubel des Chors hohlt Elektra einen Kranz, womit ſie ihren Bruder krönt, der den Kopf des Aegiſth an den Haaren in der Hand hält. Dieſem Kopfe rückt ſie in einer langen Rede ſeine Thorheiten und Verbrechen vor, und ſagt ihm unter anderm: es thue niemals gut, eine Frau zu heyrathen, mit der man zuvor in einem unerlaubten Verhältniſſe gelebt; es ſey unanſtändig, wenn die Frau die Herrſchaft im Hauſe führe, u. ſ. w. Man ſieht die Klytämneſtra nahn, Oreſt bekommt Gewiſſenszweifel über ſeinen Vorſatz des Muttermordes und die Gültigkeit des Orakels, begiebt ſich

Der Reim und die Poeſie.

Ein Redner buhlte mit Sophiſtenſchlingen
Und Wortgeſpinnſt, die Poeſie zu fangen.
Ihm galten nur die Worte, was ſie klangen,
Und eitel ließ er Wortgetändel klingen.

Da wandte ſie vor ſeinem ſchlauen Dringen
Sich zu des Rhythmus männlichem Verlangen,
Mit reiner Inbrunſt hielt er ſie umfangen,
Und beider Luſt ward ein harmoniſch Singen.

Der Redeſpieler härmte ſich verlaßen,
Ward bloße Stimme, doch nicht leer und nichtig:
Es ſchien, daß Lieb' in jedem Laut noch keime.

Nun wandelt Poeſie in Mild' ihr Haßen,
Und ſie vernimmt, ruft ſie ihn nun ſehnſüchtig,
Echo des Sinnes, zarte ſüße Reime.

aber auf Ueberredung der Elektra in die Hütte, um es da zu vollführen. Die Königin kommt auf einem prächtigen mit Teppichen behangenen Wagen, umgeben von trojaniſchen Sclavinnen, gefahren. Elektra will ihr herunterhelfen, ſie verweigert es. Darauf rechtfertigt ſie ihre That am Agamemnon mit der Opferung der Iphigenia, und fordert ihre Tochter ſelbſt auf, ihr Gründe entgegen zu ſtellen, um dieſer Veranlaſſung zu einer ſpitzfindigen Rede zu geben, wenn ſie ihr unter andern vorwirft, ſie habe in der Abweſenheit Agamemnons zu viel vor dem Spiegel geſeſſen und ſich geputzt. Klytämneſtra erzürnt ſich nicht, wiewohl jene den Vorſatz des Mordes ankündigt, wenn er möglich geweſen wäre; ſie erkundigt ſich nach der Niederkunft, und geht in die Hütte, um das Reinigungsopfer zu verrichten. Elektra begleitet ſie nach einer höhnenden Rede. Hierauf Chorgeſang über die Vergeltung, Geſchrey der Ermordeten im Hauſe, und die Geſchwiſter kommen mit Blut befleckt zurück. Sie ſind voller Reue und Verzweiflung über die vollbrachte That, rühren ſich durch Wiederhohlung der kläglichen Reden und Gebehrden ihrer Mutter. Oreſt will in die

Fremde fliehn, Elektra fragt: wer ſie nun heyrathen würde? Die Dioskuren, ihre Oheime, erſcheinen in der Luft, tadeln den Apollo wegen ſeines Orakels, befehlen dem Oreſt, ſich zur Sicherung vor den Furien vom Areopag richten zu laſſen, und weiſſagen ihm anderweitige Schickſale. Dann ſtiften ſie eine Ehe zwiſchen Elektra und Pylades, ihr erſter Mann ſoll mit nach Phocis genommen und reichlich verſorgt werden. Nach wiederhohlten Wehklagen nehmen die Geſchwiſter wie auf Lebenslang Abſchied von einander, und das Stück nimmt ein Ende.

Man ſieht leicht, daß Aeſchylus den Gegenſtand von der furchtbarſten Seite gefaßt, und ihn in das Gebiet der dunkeln Gottheiten hinüber geſpielt hat, in welchem er ſo gern hauſet. Das Grab des Agamemnon iſt der nächtliche Punkt, von welchem die rächende Vergeltung ausgeht; ſein unmuthiger Schatten die Seele des ganzen Gedichtes. Die leicht zu bemerkende äußere Unvollkommenheit, daß das Stück ohne bemerkbaren Fortſchritt zu lange auf demſelben Punkte verweilt, wird wieder zu einer wahren innern Vollkommenheit: denn es iſt die dumpfe Stille der Erwartung vor einem Ungewitter oder Erdbeben. Es iſt wahr, die Gebete wiederhohlen ſich, aber eben ihre Häufung giebt den Eindruck von einem großen unerhörten Vorſatze, zu welchem menſchliche Kräfte und Beweggründe allein nicht hinreichen. Bey der Ermordung der Klytämneſtra und ihren herzzerreißenden Reden iſt der Dichter, ohne die Verbrecherin zu verkleiden, bis an die äußerſte Gränze deſſen gegangen, was dem Gefühl zugemuthet werden darf. Da das Verbrechen, welches geſtraft werden ſoll, vom Anfange an durch das Grabmahl gegenwärtig erhalten wird, rückt es am Ende durch das vorgezeigte Gewand dem Blicke der Erinnerung noch näher: Agamemnon wird gleichſam nach ſchon vollzogener Rache noch einmal in der Vorſtellung ermordet. Die Flucht des Oreſt verräth keine unwürdige Reue oder Schwäche, ſondern ſie iſt nur der unvermeidliche Tribut, den er der beleidigten Natur bezahlen muß.[*]

Auf die wunderwürdige Anordnung des Sophokles brauche ich nur im allgemeinen aufmerkſam zu machen. Welche ſchöne Vorreden läßt er jener Sendung der Königin zum Grabe vorangehen, womit Aeſchylus gleich anhebt! Mit welchem gebildeten

Schmuck iſt das Ganze, z. B. in der Erzählung von den Kampfſpielen, ausgeſchmückt! Wie iſt das Pathos der Elektra ausgeſpart, zuerſt die allgemeinen Klagen, dann aus dem Traumgeſicht geſchöpfte Hoffnungen, Zernichtung derſelben durch die Nachricht von dem Tode, neue abgewieſene Hoffnungen der Chryſothemis, endlich die Trauer über der Urne. Der Heldenmuth der Elektra iſt durch den Gegenſatz der ſchwächern Schweſter ſchön gehoben. Ueberhaupt hat der Dichter dem Gegenſtande dadurch eine ganz neue Wendung gegeben, daß er die Theilnahme vornämlich auf die Elektra lenkt. Er hat von dieſem herrlichen Geſchwiſterpaar dem weiblichen Theil die unerſchütterliche Beharrlichkeit treuer Geſinnungen, den Heroismus des Duldens, dem männlichen die ſchöne Rüſtigkeit der Heldenjugend zugetheilt. Der Alte ſetzt dieſer wiederum Bedachtſamkeit und Erfahrung entgegen; daß beyde Dichter den Pylades ſchweigen laſſen, beweiſt, wie ſehr die alte Kunſt allen unnützen Ueberfluß verſchmähte.

Was aber die Tragödie des Sophokles insbeſondre charakteriſirt, iſt die himmliſche Heiterkeit bey einem ſo ſchrecklichen Gegenſtande, der friſche Hauch von Leben und Jugend, der durch das Ganze hinweht. Der lichte Gott Apollo, welcher die That befohlen, ſcheint ſeinen Einfluß darüber zu verbreiten, ſelbſt der Tages-Anbruch am Eingange iſt bedeutſam. Das Grab und die Schattenwelt iſt in der Ferne gehalten; was beym Aeſchylus die Seele des Ermordeten bewirkt, geht hier vom Gemüth der noch lebenden Elektra aus, welches mit gleicher Kraft zum haſſenden Unwillen und zur Liebe begabt iſt. Merkwürdig iſt die Vermeidung jeder dunkeln Ahndung gleich in der erſten Rede des Oreſt, wo er ſagt: es kümmere ihn nicht todt geſagt zu werden, wenn er ſich nur in geſunder Kraft und Fülle lebend fühle. Auch wandelt ihn weder vor noch nach der That Zweifel und Gewiſſens-Unruhe an, ſo daß das dahin gehörige bey ihm eigentlich ſtrenger gehalten iſt wie beym Aeſchylus; auch der entſetzliche Theaterſtreich mit dem Aegiſth und daß dieſer am Schluſſe ſeine ſchmähliche Hinrichtung erſt noch erwartet, iſt noch herber als dort. Das treffendſte Bild für das Verhältniß beyder Dichter bieten die Traumgeſichte der Klytämneſtra dar: beyde ſind gleich ſchicklich, bedeutſam, ahndungsvoll; das des Aeſchylus größer, aber ſinnlich grauſend, das des Sophokles in der Furchtbarkeit majeſtätiſch ſchön.

Das Stück des Euripides iſt ein ſeltnes Beyſpiel poetiſcher, oder vielmehr unpoetiſcher Verkehrtheit; man würde nicht fertig werden, wenn man alle Grundloſigkeiten und Widerſprüche darin entwickeln wollte. Warum neckt z. B. Oreſt ſeine Schweſter ſo lange, ohne ſich ihr zu erkennen zu geben? Wie leicht macht ſich der Dichter die Arbeit, wenn er das, was ihm im Wege ſteht, ohne weiteres bey Seite ſchafft, wie hier den Bauer, von dem man nach Herbeſcheidung des Pflegers gar nicht weiß, wo er bleibt? Euripides hat theils neu ſeyn wollen, theils iſt es ihm zu unwahrſcheinlich geweſen, daß Oreſt den König und ſeine Gemahlin mitten in der Hauptſtadt umbringt; er hat ſich, um dieß zu vermeiden, in weit größere Unwahrſcheinlichkeiten verwickelt. Was etwa von tragiſchen Anklängen vorkommt, iſt nicht ſein eigen: es gehört der Fabel, ſeinen Vorgängern und dem Herkommen an. Durch ſeine Abſichten iſt es wenigſtens keine Tragödie geworden, er hat es vielmehr auf alle Weiſe zum Familiengemählde, in der heutigen Bedeutung des Wortes, herunter gearbeitet. Die Effekte mit der Dürftigkeit der Elektra ſind erbärmlich: der Dichter hat ſein Geheimniß in ihrem wohlgefälligen Schautragen des eigenen Elendes verrathen. Alle Vorbereitungen zu der That ſind äußerſt leichtſinnig und ohne innere Ueberzeugung; es iſt eine wahre Quälerey, daß Aegiſth erſt noch ſeine gutmüthige Gaſtfreyheit, Klytämneſtra Mitleiden mit ihrer Tochter äuſſern muß, um für ſie zu rühren; die That wird gleich nach der Vollbringung durch die ſchwächlichſte Reue wieder ausgelöſcht, eine Reue, welche gar kein ſittliches Gefühl, ſondern bloß eine ſinnliche Anwandlung iſt. Von den Läſterungen auf das delphiſche Orakel will ich nichts ſagen. Da das ganze Stück dadurch vernichtet wird, ſo ſehe ich nicht ein, wozu es Euripides überhaupt geſchrieben, wenn es nicht war, um die Elektra glücklich zu verheyrathen, und den alten Bauer zur Belohnung der Enthaltſamkeit ſein Glück machen zu laſſen. Ich wünſchte nur, daß die Vermählung des Pylades ſogleich vor ſich ginge, auch der Bauer eine namhafte Summe ausgezahlt erhielte: ſo würde alles zur Genugthuung der Zuſchauer wie ein gemeines Luſtſpiel endigen.

Um nicht ungerecht zu ſeyn, muß ich noch bemerken, daß die Elektra vielleicht ſein allerſchlechteſtes Stück iſt. War es die Sucht nach Neuheit was ihn hier auf ſolche Abwege brachte? Freylich war er zu beklagen, daß ihm bey dieſem Gegenſtande zwey ſolche Vorgänger zuvorgekommen waren. Aber was zwang ihn, ſich mit jenen zu meſſen, und überhaupt eine Elektra zu ſchreiben?

Von den in größerer Anzahl auf uns gekommenen Stücken des Euripides können wir nur einiges in der Kürze berühren.

Von Seiten ſchöner Sittlichkeit iſt vielleicht keines ſo ſehr zu loben, als die Alceſte. Ihr Entſchluß zu ſterben, und ihr Abſchied von ihrem Gemahl und Kindern iſt ſchmerzlich entzückend dargeſtellt. Auch die Enthaltſamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Verhang vor dem Zuſtande der Todten wegzuziehen, muß ſehr hoch angerechnet werden. Freylich iſt Admet, und beſonders ſein Vater mit ihrer ſelbſtiſchen Liebe zum Leben ſehr aufgeopfert, auch Herkules zeigt ſich Anfangs derb bis zur Rohheit, und erſt nachher edler und ſeiner würdig, endlich wieder jovialiſch, da er mit dem Admet ſeinen Scherz treibt, und ihm ſeine verſchleyerte Gattin, als eine neue Braut zuführt.

Iphigenia in Aulis iſt ein den Neigungen und Kräften des Euripides beſonders angemeſſener Gegenſtand: es kam hier darauf an, eine ſanfte Rührung für die unſchuldige Jugend und Kindlichkeit der Heldin zu erregen. Indeſſen iſt Iphigenia noch lange keine Antigone; ſchon Ariſtoteles bemerkt, daß der Charakter nicht gehalten iſt: “die flehende „Iphigenia ſey der nachher ſich willig aufopfernden „durchaus nicht ähnlich.”

Auch Ion iſt eines von den lieblichſten Stücken wegen der Schilderungen von Unſchuld und prieſterlicher Heiligkeit an dem Knaben, wovon es den Namen führt. Zwar fehlt es im Lauf der Verwickelung nicht an Unwahrſcheinlichkeiten, Nothbehelfen und Wiederhohlungen; und die Auflöſung vermittelſt einer Lüge, wozu ſich Götter und

Menſchen gegen den Xuthus verbunden, kann unſer Gefühl ſchwerlich befriedigen.

In der Darſtellung weiblicher Leidenſchaften und der Verirrungen eines kranken Gemüths werden Phädra und Medea verdientermaßen geprieſen. Das Stück, worin jene vorkommt, glänzt durch die erhabene Heldenſchönheit des Hippolytus; auch empfiehlt es ſich im höchſten Grade durch die beobachtete Schicklichkeit und ſittliche Strenge bey einem ſo bedenklichen Gegenſtande. Dieß iſt jedoch vielleicht nicht ſowohl das Verdienſt des Dichters ſelbſt, als des Zartgefühls ſeiner Zeitgenoſſen, denn der Hippolytus, der wir haben, iſt nach dem Zeugniß des Scholiaſten ein umgearbeiteter, in welchem das Anſtößige und Tadelnswürdige des früheren verbeſſert worden *).

---

*) Der gelehrte und ſcharfſinnige Brunck ſagt, jedoch ohne irgend ein Zeugniß oder die Uebereinſtimmung eines Bruchſtückes als Beweis anzuführen, Seneca ſey in ſeinem Hippolytus der Anlage des früheren vom Euripides welcher der verſchleyerte hieß, gefolgt. Wenn dieß bloße Vermuthung iſt, ſo möchte ich bezweifeln, daß Euripides ſelbſt in dem getadelten Schauſpiele auch die Scene der Liebeserklärung erlaubt habe, welche Racine aus dem

Waldgeſpräch.

Hier bin ich einſam, keiner hört die Klage. Klage!
Niemand vertrau' ich mein verzagtes Stöhnen. Tönen.
Soll ich ſtets ungeliebt der Spröden fröhnen? Höhnen.
Wie lang harr' ich umſonſt, daß es mir tage? Tage.

Mich findet Gunſt zu leicht auf ihrer Wage. wage!
Wem liegt wohl dran, mein Leben zu verſchönen? Schönen.
So wird das holde Glück mich endlich krönen? krönen.
Wer giebt mir frohe Kund' auf jede Frage? frage!

Was iſt dein Thun dort in den Felſenhallen? hallen.
Und was iſt Schuld, daß du nur Laut geblieben? lieben.
So fühlſt du etwas bei Verliebter Schmerzen? Schmerzen.

Glaubſt du, dein Spiel könn' irgend wem gefallen? allen.
Wem wird es denn zu lieb mit uns getrieben? Trieben.
Wer ſehnt ſich leeren Wiederhall zu herzen? Herzen.

Der Eingang der **Medea** iſt vortrefflich, ihre verzweiflungsvolle Lage wird durch die Geſpräche ihrer Amme, des Pflegers ihrer Kinder, und ihre eigenen Wehklagen hinter der Szene zerreißend angekündigt. Sobald ſie hervortritt, hat der Dichter Sorge getragen, durch viele allgemeine und gemeine Betrachtungen, die er ihr in den Mund legt, uns abzukühlen. Noch kleiner erſcheint ſie in der Szene mit dem Aegeus, wo ſie, im Begriff am Jaſon eine furchtbare Rache zu nehmen, ſich erſt einen Zufluchtsort ſichert, ja es fehlt nicht viel, eine neue Verbindung bevorwortet. Das iſt nicht die kühne Verbrecherin, welche die Naturkräfte zum Dienſt ihrer wilden Leidenſchaften ſich unterworfen hat, und wie ein verheerendes Meteor von Land zu Land forteilt; jene Medea, die, von aller Welt verlaſſen, ſich ſelbſt noch genügen kann. Nur Gefälligkeit gegen die atheniſchen Alterthümer konnte den Euripides zu dieſem froſtigen Einſchiebſel vermögen. Sonſt hat er die mächtige Zauberin, und das in den Verhältniſſen ihres

---

Seneca in ſeine Bearbeitung aufzunehmen kein Bedenken getragen.

Geſchlechtes ſchwache Weib in derſelben Perſon ergreifend geſchildert. Auf das innigſte rühren die Anwandlungen mütterlicher Zärtlichkeit mitten unter den Zurüſtungen zu der grauſamen That. Nur kündigt ſie ihr Vorhaben zu frühzeitig und zu beſtimmt an, ſtatt es bloß als verworrne ſchwarze Ahndung zu hegen. Als ſie es vollbringt, ſcheint der Trieb der Rache am Jaſon durch den ſchmählichen Tod ſeiner jungen Gemahlin und ihres Vaters ſchon befriedigt ſeyn zu müſſen, und der neue Beweggrund, nämlich Jaſon würde die Kinder unfehlbar umbringen wollen, und ſie müſſe ihm vorbeugen, hält die Prüfung nicht aus. Denn wie ſie die Leichen auf ihrem Drachenwagen entführt, hätte ſie auch die lebenden Kinder zugleich mit ſich retten können. Doch läßt ſich dieß vielleicht durch die Verwirrung des Gemüths, worein das vollbrachte Verbrechen ſie ſtürzt, rechtfertigen.

Solche Gemählde allgemeinen Jammers, des Sturzes blühender Geſchlechter und Staaten aus der größten Herrlichkeit in die tiefſte Noth, ja in gänzliche Vernichtung, wie das in den Trojanerinnen aufgeſtellte, mochten dem Euripides vom

Ariſtoteles den Namen des tragiſchſten Dichters verdienen. Der Schluß, wie die gefangenen als Sclavinnen verlooſten Frauen das brennende und einſtürzende Troja hinter ſich laſſend, ſich zu den Schiffen wenden, iſt wahrhaft groß. Uebrigens kann nicht leicht ein Stück weniger Handlung im energiſchen Sinne des Wortes haben: es iſt eine Reihe von Lagen und Vorfällen, die keinen andern Zuſammenhang haben, als daß ſie insgeſammt von der Eroberung Troja's herrühren, aber ſie gehen durchaus nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel. Die Anhäufung hülfloſen Leidens, das nicht einmal einen Widerſtand der Geſinnungen aufzubieten hat, ermüdet zuletzt, und erſchöpft das Mitleid. Je mehr gekämpft wird, um ein Unglück abzuwehren, um ſo mehr Eindruck macht es nachher, wenn es dennoch hereinbricht. Wenn aber ſo wenig Umſtände gemacht werden, wie hier mit dem Aſtyanax, da die Rede des Talthybius ſelbſt dem leiſeſten Verſuch, ihn zu retten, vorbeugt, ſo ergiebt ſich der Zuſchauer auch bald darein. Hierin verſieht es Euripides häufig. Bey den ununterbrochenen Anfoderungen an unſer Mitleid in dieſem Stück iſt das

Pathos nicht gehörig ausgeſpart, und geſteigert; z. B. die Klage der Andromache um ihren noch lebenden Sohn iſt weit zerreißender als die der Hecuba um den todten. Zwar wurde die Wirkung der letzteren durch den Anblick der kleinen Leiche auf dem Schilde Hektors unterſtützt. Ueberhaupt war wohl ſehr auf den Reiz für die Augen gerechnet: deswegen erſcheint Helena, gegen die kriegsgefangnen Sclavinnen abſtechend, prächtig geputzt, Andromache auf einem mit Beute beladenen Wagen, und ich zweifle nicht, daß am Schluſſe die ganze Decoration in Flammen ſtand. Das peinliche Verhör der Helena unterbricht alle Rührung durch eitles Gezänke, und bewirkt nichts; denn trotz der Anklage der Hecuba bleibt Menelaus bey dem gleich Anfangs beſchloſſenen. Die Vertheidigung der Helena mag ungefähr ſo unterhalten, wie des Iſokrates ſophiſtiſche Lobrede auf ſie.

Es war dem Euripides noch nicht genug, die Hecuba ein ganzes Stück hindurch ſich verhüllt im Staube wälzen und winſeln zu laſſen: er hat ſie in einer andern Tragödie, die von ihr den Namen führt, eben ſo als ſtehende Hauptfigur des

Jammers angebracht. Die beyden Handlungen dieſes Stücks, die Opferung der Polyxena, und die Rache am Polymeſtor wegen Ermordung Polydors, haben nichts mit einander gemein, außer ihrer Beziehung auf die Hecuba. Die erſte Hälfte hat große Schönheiten von der Art, wie ſie dem Euripides vorzüglich gelingen: Bilder zarter Jugend, weiblicher Unſchuld, und edelmüthiger Ergebung in einen frühen gewaltſamen Tod. Ein Menſchenopfer, der Triumph des barbariſchen Aberglaubens, wird dargeſtellt, als mit jenem Hellenismus der Geſinnung vollbracht, erlitten und angeſchaut, welcher bey den Griechen ſo frühzeitig die Abſchaffung der Menſchenopfer bewirkte. Aber die zweyte Hälfte zerſtört dieſe ſanfteren Rührungen auf eine höchſt widerwärtige Art. Sie iſt angefüllt mit der rachſüchtigen Hinterliſt der Hecuba, dem blödſinnigen Geiz des Polymeſtor, und der dürftigen Politik Agamemnons, der den thraciſchen König nicht ſelbſt zur Verantwortung zu ziehen wagt, aber ihn den kriegsgefangenen Weibern in die Hände ſpielt. Auch paßt es gar nicht, daß Hecuba, bejahrt, kraftlos und im Jammer verſunken, nachher ſo viel Gegenwart des Geiſtes bey Ausübung ihrer Rache, und eine ſolche Fertigkeit der Zunge in ihrer Anklage, und den Spöttereyen gegen den Polymeſtor zeigt.

Ein andres Beyſpiel von zwey ganz getrennten Handlungen in derſelben Tragedie ſehen wir am *raſenden Herkules*. Die erſte iſt die Bedrängniß ſeiner Familie während ſeiner Abweſenheit, und ihre Errettung daraus durch ſeine Zurückkunft; die zweyte ſeine Reue, über den in plötzlicher Raſerey an ſeiner Gattin, und ſeinen Kindern verübten Mord. Dieß folgt zwar auf einander, aber keineswegs aus einander.

Die *Phönicierinnen* ſind reich an tragiſchen Begebenheiten im gemeinen Sinne des Worts: der Sohn des Kreon ſtürzt ſich zur Rettung der Stadt von der Mauer; Eteokles und Polynices kommen einer durch die Hand des andern um, Jokaſte durch ihre eigene über deren Leichen, die gegen Thebe zu Felde gezogenen Argiver fallen im Kampf, und Polynices bleibt unbeerdigt, endlich werden Oedipus und Antigone in die Verbannung ausgeſtoßen. Freylich bemerkt nach dieſer

Aufzählung der Scholiaſt die Willkühr, womit der Dichter verfahren. "Dieß Schauſpiel," ſagt er, "iſt ſchön in der theatraliſchen Erſcheinung, eben „weil es voll fremder Ausfüllungen. Die von den „Mauern herabſchauende Antigone gehört nicht zur „Handlung, und Polynices kommt unter der Gewährleiſtung eines Waffenſtillſtandes in die Stadt, „ohne daß etwas daraus erfolgt. Nach allem übrigen iſt noch der vertriebene Oedipus mit einem „geſchwätzigen Geſange zwecklos angehängt." Dieß Urtheil iſt ſtrenge, aber es trifft.

Nicht gelinder lautet das über den **Oreſtes**: "Das Stück iſt von denen, die auf der Bühne „große Wirkung thun, in den Charaktern aber „äußerſt ſchlecht; denn außer dem Pylades taugen „alle nichts." Ferner "Es hat eine mehr der „Komödie angemeſſene Auflöſung." Dieſes Schauſpiel hebt in der That erſchütternd an. Oreſt liegt nach ſeinem Muttermorde krank an Seelenqual und Wahnſinn auf ſeinem Bett, Elektra ſitzt zu ſeinen Füßen, ſie und der Chor zittern vor ſeinem Erwachen. Nachher nimmt aber alles eine verkehrte

Wendung, und endigt mit gewaltſamen Theaterſtreichen.

Weniger wild und ausſchweifend iſt ein Stück, das die Schickſale des Oreſt weiter verfolgt: Iphigenia in Tauris, aber dagegen faſt durchgehends mittelmäßig in der Darſtellung ſowohl der Charakter als Leidenſchaften. Die Wiedererkennung der Geſchwiſter nach ſolchen Vorfällen und Thaten, und unter ſolchen Umſtänden, da Iphigenia, die ehedem ſelbſt am Blutaltare gebebt, ihren Bruder dem gleichen Looſe widmen ſoll, erregt dennoch nur eine flüchtige Rührung. Auch die Flucht der Geſchwiſter ſpannt die Theilnahme nicht ſonderlich: die Liſt, wodurch Iphigenia ſie bewerkſtelliget, wird vom Thoas willig geglaubt, und erſt, nachdem beyde ſchon gerettet ſind, verſucht er ſich zu widerſetzen, wird aber ſogleich, durch eine der gewöhnlichen Götter-Erſcheinungen am Ende, beſchwichtigt. Dieß Mittel hat Euripides ſo benutzt und abgenutzt, daß unter ſeinen achtzehn Tragödien in neunen eine Gottheit zur völligen Löſung des Knotens herabſchweben muß.

In der Andromache tritt Oreſt zum viertenmale auf. Der Scholiaſt, in deſſen Urtheilen wir meiſtens Ausſprüche bedeutender alter Kunſtrichter zu erkennen glauben, erklärt dieſes für ein Stück vom zweyten Range, woran er nur einzelne Stellen lobt. Unter denen, welche Racine ſeinen freyen Nachbildungen zum Grunde gelegt, iſt es gewiß das am wenigſten vorzügliche, und daher haben die franzöſiſchen Kritiker hier leicht gewonnenes Spiel, wenn ſie ſich bemühen den griechiſchen Vorgänger herabzuſetzen, von dem jener in der That wenig mehr als die erſte Veranlaſſung hergenommen.

Die Bacchantinnen ſtellen die um ſich greifende taumelnde Begeiſterung des Bacchusdienſtes mit großer ſinnlicher Kraft und lebendiger Gegenwart dar. Der hartnäckige Unglaube des Pentheus, ſeine Verblendung und furchtbare Strafe durch die Hand ſeiner eigenen Mutter bilden ein kühnes Gemählde. Die Wirkung auf der Bühne mußte außerordentlich ſeyn. Man denke ſich den Chor mit fliegenden Haaren und Gewändern, Tamburine, Zymbeln u. ſ. w. in den Händen, wie die Bacchantinnen auf Basreliefs vorgeſtellt werden, in des Orcheſtra hereinſtürmend, und unter rauſchender Muſik ſeine begeiſterten Tänze aufführend, was ganz ungewöhnlich war, da ſonſt die Chorgeſänge ohne andre Begleitung als die einer Flöte zu einem feyerlichen Tanzſchritt vorgetragen wurden. Und hier war einmal dieſe üppige Ausſchmückung, dergleichen Euripides überall ſucht, an ihrer Stelle. Wenn daher einige neuere Kunſtrichter dieſes Stück tief herabſetzen, ſo ſcheinen ſie mir nicht recht zu wiſſen was ſie wollen. Ich muß vielmehr an deſſen Zuſammenſetzung die bey dieſem Dichter ſo ſeltene Harmonie und Einheit bewundern, die Enthaltung von allem fremdartigen, ſo daß alle Wirkungen und Antriebe von Einer Quelle ausſtrömen, und auf Ein Ziel hinſtreben. Nächſt dem Hippolytus würde ich unter den übrig gebliebenen Werken des Euripides dieſem die erſte Stelle anweiſen.

Die Herakliden und die Schutzgenoſſinnen ſind wahre Gelegenheits-Tragödien, und konnten wohl nur als Schmeicheley gegen die Athener Glück machen. Sie verherrlichen zwey alte Heldenthaten Athens, worauf die lobpreiſenden Redner, die immer das fabelhafte mit dem hiſto-

Die edelſte Wirkung.

Der Pelikan nährt mit der Purpurquelle
Aus ſeinem Buſen die geliebten Jungen;
Der Adler lehrt, der Sonne zugeſchwungen,
Den jungen Adler tragen ihre Helle;

Der große Leu, würdig der Oberſtelle,
Belebt das Junge, ſo, von ihm entſprungen,
Wie todt erſt daliegt, mit der Kraft der Lungen
Und haucht es an, daß Lebenswärm' es ſchwelle.

Sie ſind ein Vorbild edler Menſchengaben:
So opfert gern ſich ſelbſt wohlthuende Milde,
Muth kann durch Thaten Jünger ſich erziehen.

Allein dem Genius nur ward es verliehen,
Daß ſchon ſein reiner Hauch beſeelend bilde;
Drum iſt er zu dem Herrſcherrang erhaben.

riſchen vermiſchen, namentlich Iſokrates, ein erſtaunlich groſſes Gewicht legen: die Beſchützung der Kinder des Herkules, der Ahnherrn der Lacedämoniſchen Könige, gegen die Verfolgungen des Euryſtheus, und die den Thebanern durch einen Sieg abgezwungene Beerdigung der Sieben vor Thebe, und ihres Heeres zu Gunſten des Adraſtus Königes von Argos. Die Schutzgenoſſinnen wurden, wie wir wiſſen, während des peloponneſiſchen Krieges aufgeführt, als eben die Argiver ein Bündniß mit den Lacedämoniern geſchloſſen hatten: dieß Stück ſollte die alten Verpflichtungen jener gegen Athen ins Gedächtniß rufen, und zeigen, wie wenig Segen folglich die Argiver bey dieſem Kriege haben konnten. Die Herakliden ſind unſtreitig in einer ähnlichen Abſicht in Bezug auf Lacedämon geſchrieben. Von den beyden Stücken indeſſen, die ganz nach demſelben Muſter entworfen ſind, haben die Schutzgenoſſinnen, von den Müttern der erſchlagenen Helden ſo benannt, bey weitem mehr dichteriſchen Werth; die Herakliden ſind gleichſam nur ein ſchwächerer Abdruck. Zwar erſcheint in jenem Stück Theſeus anfangs nicht liebenswürdig, da er dem unglücklichen Adraſt ſeine Fehltritte ſo weitläuftig und vielleicht ungerecht vorhält, ehe er ihm hilft; der Streit des Theſeus mit dem argiviſchen Herold über den Vorzug der monarchiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung wird billig von der Bühne in die Schulen der Rhetoren verwieſen; auch die moraliſche Lobrede des Adraſt auf die gefallnen Helden fällt ſehr aus dem Tone. Ich halte mich überzeugt, daß Euripides hier die Charakter in irgend einer Schlacht gebliebner atheniſcher Feldherrn hat zeichnen wollen. Dramatiſch genommen iſt die Stelle auch ſo nicht zu rechtfertigen; aber ohne einen ſolchen Zweck wäre es gar zu abgeſchmackt, an jenen Helden der herkuliſchen Zeit, an einem Kapaneus, welcher dem Himmel ſelber trotzte, ihre bürgerlichen Tugenden zu preiſen. Wie weit Euripides im Stande war, durch fremde Anſpielungen, auch auf ſich ſelbſt, aus ſeinem Gegenſtande herauszugehen, ſehen wir an einer Rede des Adraſt, wo dieſer ohne alle Veranlaſſung ſagt, “es ſey nicht „billig, daß der Dichter, während er andre durch „ſeine Werke ergötzt, ſelber Ungemach leide.” Jedoch ſind die Leichenklagen und der Schwanengeſang der Euadne rührend ſchön, wiewohl dieſe ganz unerwartet im buchſtäblichen Verſtande in das Schauſpiel hineinfällt. Denn ſie erſcheint, vorher nie erwähnt, zuerſt auf dem Felſen, von wo ſie ſich auf den brennenden Scheiterhaufen des Kapaneus hinabſtürzt.

Die Herakliden ſind ein gar dürftiges Stück, und beſonders gehen ſie kahl aus. Von der wirklich vollbrachten Opferung der Makaria hört man nichts weiter: wie der Entſchluß ihr ſelbſt keine Ueberwindung zu koſten ſcheint, ſo machen auch die Andern wenig Umſtände mit ihr. Der atheniſche König Demophon kommt nicht wieder, eben ſo wenig der wunderbar verjüngte Jolaus, des Herkules Gefährte, und Pfleger ſeiner Kinder; Hyllus, der heldenmüthige Heraklide, kommt gar nicht zum Vorſchein; ſo bleibt am Ende niemand als Alkmene, die ſich mit dem Euryſtheus herumzankt. Solche alte, unerbittlich rachſüchtige Weiber ſcheint Euripides mit einer eigenen Vorliebe zu ſchildern: hat er doch die Hecuba zweymal, der Helena und dem Polymeſtor gegenüber, ſo angebracht. Ueberhaupt iſt die beſtändige Wiederkehr derſelben Mittel und

Motive ein ſichres Kennzeichen von Manier. Wir haben in den Werken dieſes Dichters drey Beyſpiele von weiblichen Menſchenopfern, die durch Ergebung rührend werden: das der Iphigenia, der Polyxena und der Makaria; der freywillige Tod der Alceſte und der Euadne gehört auch gewiſſermaßen hieher. Ein Lieblingsgegenſtand ſind ferner für ihn die Schutzflehenden, welche den Zuſchauer mit der Beſorgniß ängſtigen, ſie möchten von der geheiligten Zuflucht des Altars gewaltſam weggeriſſen werden. Die Göttererſcheinungen am Schluß habe ich ſchon aufgezählt.

Die beluſtigendſte aller Tragödien iſt Helena, ein gar abentheuerliches Schauſpiel, voll von wunderbaren Vorfällen und Auftritten, die offenbar weit mehr für die Komödie paſſen. Die dabey zum Grunde liegende Erfindung iſt, daß Helena in Aegypten verborgen gelebt habe, (ſo weit ging die Behauptung ägyptiſcher Prieſter) während Paris ein wie ſie geſtaltetes Luftbild entführt, um welches die Griechen und Trojaner zehn Jahre lang gekämpft haben ſollen. Durch dieſen Ausweg wird die Tugend der Heldin gerettet, und Menelaus, der, um die Spöttereyen des Ariſtophanes über die Betteley der euripideiſchen Helden zu beſtätigen, zerlumpt und bettelnd auftritt, vollkommen zufrieden geſtellt. Allein dieß iſt eine Art, die Mythologie zu verbeſſern, wodurch ſie den Mährchen in Tauſend und einer Nacht ähnlich wird.

Dem Rheſus, wozu das eilfte Buch der Ilias den Stoff hergeliehen, haben neuere Philologen weitläuftige Abhandlungen gewidmet, um ſeine Unächtheit zu beweiſen. Ihre Meinung iſt, das Stück enthalte eine Menge Unſchicklichkeiten und Widerſprüche, und ſey daher des Euripides unwürdig. Dieſe Folgerung iſt mißlich. Wie, wenn ſich nun die gerügten Mängel aus dem einmal gewählten unbequemen Gegenſtande, einer nächtlichen Waffenthat, als beynah unvermeidlich ableiten ließen? Ueberhaupt kommt es bey der Frage über die Aechtheit eines Werkes weit weniger auf deſſen Werth oder Unwerth an, als darauf, ob ſich darin der Styl und die Eigenheiten des angeblichen Verfaſſers finden. Die wenigen Worte des Scholiaſten treffen ganz anders zum Ziel: "Einige haben dieſes Schauſpiel für unächt gehalten, als nicht vom

„Euripides, denn es trägt mehr den ſophokleiſchen „Styl an ſich. Indeſſen iſt es in den Didaskalien „als ächt überſchrieben, und die Genauigkeit in „Abſicht auf die Erſcheinungen des geſtirnten Him„mels giebt den Euripides zu erkennen." Ich glaube auch zu verſtehen, was mit dem ſophokleiſchen Styl gemeynt iſt, den ich zwar nicht in der Anlage des Ganzen, aber in einzelnen Stellen finde. Dem zufolge würde ich, wenn das Stück dem Euripides abgeſprochen werden ſoll, auf einen eklektiſchen Nachahmer rathen, aber eher aus der Schule des Sophokles als des Euripides, und zwar wenig ſpäter als beyde. Dieß ſchließe ich aus der Vertraulichkeit mancher Auftritte, indem ſich damals die Tragödie zum bürgerlichen Schauſpiel hinneigte; denn ſpaterhin in der alexandriniſchen Zeit verfiel ſie in den entgegengeſetzten Fehler, in Schwulſt.

Der Cyklop iſt ein ſatyriſches Drama. Dieß war eine gemiſchte Nebengattung der tragiſchen Poeſie, die wir ſchon im Vorbeygehen erwähnt haben. Das Bedürfniß einer Erhohlung des Geiſtes nach dem ergreifenden Ernſt der Tragödie ſcheint ihr, ſo wie überhaupt dem Nachſpiel, den Urſprung gegeben zu haben. Das ſatyriſche Drama beſtand nie für ſich allein: es wurde als Anhang zu mehreren Tragödien gegeben, und war auch allem Vermuthen nach immer beträchtlich kürzer. Der äußere Zuſchnitt glich dem der Tragödie, der Stoff war ebenfalls mythologiſch. Das unterſcheidende Merkmal war ein aus Satyrn beſtehender Chor, welcher ſolche Heldenabentheuer, die ſchon an ſich einen heitern Anſtrich hatten (wie manche in der Odyſſee; denn auch hievon wie von ſo vielem liegt der Keim im Homer;) oder deſſen empfänglich waren, mit muntern Geſängen, Gebehrden und Sprüngen begleiteten. Die nächſte Veranlaſſung hiezu gaben die Bacchusfeſte, wo die Satyrsmaske eine übliche Verkleidung war. In mythologiſchen Geſchichten, wobey Bacchus nichts zu ſchaffen hatte, ließen ſich dieſe ſeine beſtändigen Begleiter zwar nur mit einer gewiſſen Willkühr, jedoch nicht ohne Schicklichkeit anbringen. Wie die Natur in ihrer urſprünglichen Freyheit überhaupt der griechiſchen Fantaſie als reich an Wundererzeugniſſen erſchien, ſo durfte man wohl die wilden Landſchaften, wo gewöhnlich der Schauplatz lag, fern vom Anbau geſitteter

Städte, mit jenen ſinnlich fröhlichen Waldnaturen bevölkern. Die Zuſammenſtellung von Halbgöttern mit Halbthieren bildete einen anziehenden Gegenſatz. Wie die Dichter ſie bewerkſtelligten, davon ſehen wir an dem Cyklopen ein Beyſpiel. Er iſt nicht unergötzlich, wiewohl ſein wirklicher Gehalt großentheils ſchon in der Odyſſee enthalten iſt; nur fallen die Späße des Silen und ſeiner Schaar zuweilen ein wenig derb aus. Wir müſſen wohl eingeſtehen, daß dieſes Werk für uns ſeinen vornehmſten Werth durch die Seltenheit erhält, da es das einzige übrig gebliebene ſeiner Art iſt. Ohne Zweifel wird in den Satyrſpielen Aeſchylus kühner und bedeutender geſcherzt haben, wenn er z. B. den Prometheus das himmliſche Feuer dem rohen täppiſchen Menſchenvolk herunterbringen ließ; und Sophokles, wie ſchon die wenigen Proben errathen laſſen, zierlicher und ſittiger, wenn er die um den Preis der Schönheit ſtreitenden Göttinnen einführte, oder die Nauſikaa, wie ſie dem ſchiffbrüchigen Ulyſſes ihren Schutz gewährt. Es iſt ein ſprechender Zug von der leichten Lebensweiſe der Griechen, von ihrem heitern Sinn, der von keiner ſteifen Würde wußte, und Geſchick und Anmuth auch in der unbedeutendſten Sache künſtleriſch bewunderte, daß in dieſem Schauſpiele, Nauſikaa oder die Wäſcherinnen benannt, da, wie Homer erzählt, die Prinzeſſin nach vollendeter Wäſche mit ihren Mägden ſich durch Ballſpielen erhohlt, Sophokles ſelbſt Ball ſpielte, und durch ſeine Grazie bey dieſer Leibesübung großen Beyfall erwarb. Der große Dichter, der verehrte Bürger Athens, der geweſene Feldherr vielleicht, trat alſo in Frauenkleidern öffentlich auf, und da er wegen der Schwäche ſeiner Stimme gewiß nicht die Hauptrolle der Nauſikaa ſpielte, ſo übernahm er die vielleicht ſtumme Nebenrolle einer Magd, um der Darſtellung ſeines Werkes die kleine Auszierung körperlicher Behendigkeit zu geben.

Mit dem Euripides nimmt für uns die Geſchichte der alten Tragödie ein Ende, wiewohl es noch viele jüngere Tragiker gegeben hat, z. B. den Agathon, den uns Ariſtophanes ganz ſalbenduftend und blumenbekränzt ſchildert, und den Plato in ſeinem Gaſtmahle eine Rede im Geſchmack des Sophiſten Gorgias, voll der geſuchteſten Zierrathen und in lauter gleichlautenden Gegenſätzen, halten läßt. Er ging zuerſt aus der Mythologie, als dem natürlichen Stoffe ſeiner Gattung heraus, und ſchrieb zuweilen Tragödien mit lauter erdichteten Namen (dieß iſt als ein Uebergang zur neuern Komödie zu bemerken) deren eine die Blume hieß, und alſo vermuthlich weder ernſthaft rührend noch ſchrecklich, ſondern idyllenhaft und lieblich war.

Auch die alexandriniſchen Gelehrten gaben ſich damit ab, Tragödien zu verfertigen; allein, wenn wir nach dem einzigen auf uns gekommenen Stücke, der Alexandra des Lykophron urtheilen dürfen, welches in einem endloſen, weiſſagenden und mit dunkler Mythologie überladenen Monolog beſteht, waren dieſe Hervorbringungen der klügelnden Künſteley äußerſt leblos, untheatraliſch und auf alle Weiſe ungenießbar. Die ſchöpferiſche Kraft ging den Griechen hierin ſo gänzlich aus, daß ſie ſich damit begnügen mußten, die alten Meiſterwerke zu wiederhohlen.

Licht und Liebe.

Nicht bloß ſpielt aus des Sonnenſtrahles Reine
Die ganze Farbenwelt; die glüh'nde Helle
Wird auch auf Erden hoher Farben Quelle,
Die ſie hervorruft, gleich als Widerſcheine.

Da brennen Blumen, regt durch goldne Haine
Sich des Gefieders tauſendfärb'ge Welle,
Das Raubthier ſchleicht in buntgeſtreiftem Felle;
Und in der Tiefe funkeln edle Steine.

So reiſt der Liebe Glut und heiß Erröthen,
Wie Sonnenkraft die irdiſchen Naturen,
Zum Farbenglanz der Phantaſie Gebilde.

Ihr ebnen ſich ſmaragdner die Gefilde,
Ihr wölbt der Himmel voller die Azuren,
Wo ſchöner zuckend auch die Blitze tödten.

Sechste Vorleſung.

Wir verlaſſen die tragiſche Poeſie, um uns mit einer ganz entgegengeſetzten Gattung, der alten Komödie, zu beſchäftigen. Unter der auffallenden Fremdartigkeit werden wir aber doch eine gewiſſe Symmetrie des Gegenſatzes mit jener, und Beziehungen auf ſie hervorgehen ſehen, welche das Weſen beyder in ein helleres Licht zu ſetzen dienen. Bey Beurtheilung der alten Komödie müſſen wir zuvörderſt alle Gedanken an dasjenige entfernen, was bey den Neueren Komödie heißt, und ſchon bey den Griechen ſpäterhin ſo hieß. Dieſe Dichtarten ſind nicht etwa in Zufälligkeiten (z. B. der Nennung und Einführung wirklicher

Perſonen in der alten) ſondern weſentlich und durchaus verſchieden. Auch hüte man ſich wohl, die alte Komödie nicht etwa als den rohen Anfang der nachher mehr ausgebildeten komiſchen Darſtellung zu betrachten *), wozu ſich Viele durch die zügelloſe Ausgelaſſenheit jener haben verleiten laſſen. Vielmehr iſt dieß die ächt poetiſche Gattung, und die neuere Komödie, wie ich in der Folge zeigen werde, eine Herabſtimmung zur Proſa und Wirklichkeit.

Die alte Komödie läßt ſich am beſten als den durchgängigen Gegenſatz der Tragodie begreifen. Dieß war vermuthlich der Sinn jener Behauptung

---

*) In dieſem Sinne iſt der Abſchnitt des Barthelemy im Anacharſis von der alten Komodie abgefaßt: einer der dürftigſten und verfehlteſten ſeines Werkes. Mit dem erbarmungswürdigen Uebermuthe der Unwiſſenheit urtheilt Voltaire (unter andern in ſeinem philoſophiſchen Wörterbuch unter dem Artikel Athées) über den Ariſtophanes ab, und die neueren franzöſiſchen Kritiker ſind meiſtens ſeinem Beyſpiele gefolgt. Uebrigens kann man die Grundlage aller ſchiefen Urtheile der Neueren hierüber, und die verſtockte proſaiſche Anſicht ſchon beym Plutarch in ſeiner Vergleichung des Ariſtophanes und Menander finden

des Sokrates, deren Plato am Schluſſe ſeines Gaſtmahls erwähnt. Er erzählt nämlich, nachdem die übrigen Gäſte ſich zerſtreut hatten oder eingeſchlafen waren, ſey Sokrates allein mit dem Ariſtophanes und Agathon wach geblieben, und habe, während er aus einem großen Becher mit ihnen trank, ſie genöthigt einzugeſtehen, wiewohl ungern, es ſey die Sache eines einzigen Mannes, ſich zugleich auf die tragiſche und auf die komiſche Dichtung zu verſtehen, und der Tragödiendichter ſey vermöge ſeiner Kunſt zugleich Komödiendichter. Dieß widerſprach ſowohl der herrſchenden Meynung, welche beyde Talente gänzlich trennte, als der Erfahrung, da kein Tragiker auch nur verſucht hatte, zugleich im komiſchen Fache zu glänzen, oder umgekehrt; es konnte ſich alſo nur auf das innerſte Weſen der Sache beziehen. Ein andermal ſagt der platoniſche Sokrates, ebenfalls bey Gelegenheit der komiſchen Nachahmung: man könne alle entgegengeſetzten Dinge nur durch einander, alſo auch das Ernſthafte nicht ohne das Lächerliche gehörig erkennen. Hätte es dem göttlichen Plato gefallen, in der Ausführung jenes angedeuteten Geſprächs ſeine

Gedanken oder die ſeines Meiſters über die beyden Dichtarten mitzutheilen, ſo würden wir unſtreitig der folgenden Erörterung entübrigt ſeyn können.

Eine Seite des Verhältniſſes der komiſchen Poeſie zur tragiſchen kann man unter den Begriff der Parodie faſſen. Dieſe Parodie iſt aber eine unendlich kräftigere, als die des ſcherzhaften Heldengedichts, weil das Parodirte durch die ſzeniſche Darſtellung eine ganz andre Wirklichkeit und Gegenwart im Gemüth hatte, als die Epopöe, welche Geſchichten der Vorzeit als vergangen erzählte, und ſelbſt mit ihnen in die ferne Vorzeit zurücktrat. Die komiſche Parodie wurde auf friſcher That gemacht, und ſelbſt die Vorſtellung auf derſelben Bühne, wo man ihr ernſtes Vorbild zu ſehen gewohnt geweſen war, mußte die Wirkung verſtärken. Auch wurden nicht bloß einzelne Stellen, ſondern die Form der tragiſchen Dichtung überhaupt wurde parodirt, und die Parodie erſtreckte ſich unſtreitig nicht bloß auf die Poeſie, ſondern auch auf Muſik und Tanz, auf die Mimik und Ausſchmückung der Bühne. Ja in ſo fern die tragiſche Schauſpielkunſt in die Fußſtapfen der Plaſtik trat, war die komiſche Parodie auch auf dieſe gerichtet, indem ſie z. B. die idealiſchen Götterfiguren, jedoch erkennbar in Carricaturen verwandelte *). Je mehr nun die Hervorbringungen aller dieſer Künſte in die äußern Sinne fallen, je mehr die Griechen bey den Volksfeſten, dem Götterdienſte und feyerlichen Aufzügen von dem edlen Style umgeben und damit vertraut waren, welcher in der tragiſchen Darſtellung einheimiſch iſt, deſto unwiderſtehlicher mußte die in der komiſchen enthaltne allgemeine Parodie aller Künſte zum Lächerlichen wirken.

Allein mit dieſem Begriffe iſt das Weſen der Sache noch nicht erſchöpft: denn Parodie ſetzt immer eine Beziehung auf das Parodirte, und Abhängigkeit davon voraus. Die alte Komödie iſt aber eine eben ſo unabhängige und urſprüngliche Dichtart als die Tragödie, ſie ſteht auf derſelben Höhe mit ihr, das heißt, ſie geht eben ſo weit über

---

*) Als ein Beyſpiel hievon nenne ich das bekannte Vaſengemählde, wo Merkur und Jupiter, im Begriff auf einer Leiter zur Alkmene hineinzuſteigen, als komiſche Maſken vorgeſtellt ſind.

eine bedingte Wirklichkeit in das Gebiet der freyſchaffenden Fantaſie hinaus.

Die Tragödie iſt der höchſte Ernſt der Poeſie, die Komödie durchaus ſcherzhaft. Der Ernſt aber beſteht, wie ich ſchon in der Einleitung zeigte, in der Richtung der Gemüthskräfte auf einen Zweck, und der Beſchränkung ihrer Thätigkeit dadurch. Sein entgegengeſetztes beſteht folglich in der ſcheinbaren Zweckloſigkeit und Aufhebung aller Schranken beym Gebrauch der Gemüthskräfte, und iſt um ſo vollkommner, je größer das dabey aufgewandte Maaß derſelben, und je lebendiger der Anſchein des zweckloſen Spiels und der uneingeſchränkten Willkühr iſt. Witz und Spott kann auf eine ſcherzhafte Art gebraucht werden, beydes verträgt ſich aber auch mit dem ſtrengſten Ernſte, wie uns das Beyſpiel der ſpätern römiſchen Satiren, und der alten griechiſchen Jamben beweiſt, wo dieſe Mittel dem Zweck des Unwillens und des Haſſes dienten.

Die neuere Komödie ſtellt zwar das Beluſtigende in Charaktern, contraſtirenden Lagen und Zuſammenſtellungen derſelben auf, und ſie iſt um ſo komiſcher, je mehr das Zweckloſe darin herrſcht:

Mißverſtändniſſe, Irrungen, vergebliche Beſtrebungen lächerlicher Leidenſchaft, und je mehr ſich am Ende alles in Nichts auflöſet; aber bey allen darin angebrachten Scherzen iſt die Form der Darſtellung ſelbſt ernſthaft, das heißt, an einen gewiſſen Zweck geſetzmäßig gebunden. In der alten Komödie hingegen iſt dieſe ſcherzhaft, eine ſcheinbare Zweckloſigkeit und Willkühr herrſcht darin; das Ganze des Kunſtwerks iſt ein einziger großer Scherz, der wieder eine ganze Welt von einzelnen Scherzen in ſich enthält, unter denen jeder ſeinen Platz für ſich behauptet, und ſich nicht um die andern zu bekümmern ſcheint. In der Tragödie gilt, um mich durch ein Gleichniß deutlich zu machen, die monarchiſche Verfaſſung, aber wie ſie bey den Griechen in der Heldenzeit war, ohne Despotismus: alles fügt ſich willig der Würde des heroiſchen Szepters. Die Komödie hingegen iſt demokratiſirte Poeſie; es iſt Grundſatz darin, ſich lieber die Verwirrung der Anarchie gefallen zu laſſen als die allgemeine Ungebundenheit aller geiſtigen Kräfte, aller Abſichten, ja auch der einzelnen Gedanken, Einfälle und Anſpielungen zu beſchränken.

Alles würdige, edle und große der menſchlichen Natur läßt nur eine ernſthafte Darſtellung zu; denn der Darſtellende fühlt es gegen ſich im Verhältniſſe der Ueberlegenheit, es wird alſo bindend für ihn. Der komiſche Dichter muß es folglich von der ſeinigen ausſchließen, ſich darüber hinwegſetzen, ja es gänzlich läugnen, und die Menſchheit im entgegengeſetzten Sinne wie der Tragiker, nämlich ins häßliche und ſchlechte, idealiſiren. So wenig aber das tragiſche Ideal eine Muſterſammlung aller möglichen Tugenden iſt, eben ſo wenig beſteht auch dieſe umgekehrte Idealität in einer die Wirklichkeit überſteigenden Anhäufung von ſittlichen Gebrechen und Ausartungen; ſondern in der Abhängigkeit von dem thieriſchen Theile, dem Mangel an Freyheit und Selbſtſtändigkeit, dem Unzuſammenhang und den Widerſprüchen des innern Daſeyns, woraus alle Thorheit und Narrheit hervorgeht.

Das ernſte Ideal iſt die Einheit und harmoniſche Verſchmelzung des ſinnlichen Menſchen in den geiſtigen, wie wir es auf das klarſte in der Plaſtik erkennen, wo die Vollendung der Geſtalt nur

Sinnbild geiſtiger Vollkommenheit und der höchſten ſittlichen Ideen wird, wo der Körper ganz vom Geiſt durchdrungen und bis zur Verklärung vergeiſtigt iſt. Das ſcherzhafte Ideal beſteht hingegen in der vollkommnen Harmonie und Eintracht der höhern Natur mit der thieriſchen, als des herrſchenden Prinzips. Vernunft und Verſtand werden als freywillige Sklavinnen der Sinne vorgeſtellt.

Hieraus fließt nothwendig dasjenige, was im Ariſtophanes ſo viel Anſtoß gegeben hat: die häufige Erinnerung an die niedrigen Bedürfniſſe des Körpers, die muthwillige Schilderung des thieriſchen Naturtriebes, der ſich trotz allen Feſſeln, welche ihm Sittlichkeit und Anſtändigkeit anlegen wollen, immer, ehe man ſichs verſieht, in Freyheit ſetzt. Wenn wir darauf achten, was noch jetzt auf unſrer komiſchen Bühne die unfehlbare Wirkung des Lächerlichen macht, und ſich nie abnutzen kann, ſo ſind es eben ſolche unbezwingliche Regungen der Sinnlichkeit im Widerſpruch mit höheren Foderungen: Feigheit, kindiſche Eitelkeit, Plauderhaftigkeit, Leckerey, Faulheit u. ſ. w. So wird z. B. Lüſternheit am gebrechlichen Alter um ſo lächerlicher, weil ſich da zeigt, daß es nicht der bloße Trieb des Thieres iſt, ſondern daß die Vernunft nur gedient hat, die Herrſchaft der Sinnlichkeit unverhältnißmäßig zu erweitern; und durch Trunkenheit ſetzt ſich der wirkliche Menſch gewiſſermaßen in den Zuſtand des komiſchen Ideals.

Man laſſe ſich dadurch nicht täuſchen, daß die alten Komiker lebende Menſchen genannt und mit allen Umſtänden auf das Theater gebracht haben, als ob ſie deswegen in der That beſtimmte Individuen dargeſtellt hätten. Denn ſolche hiſtoriſche Perſonen haben bey ihnen immer eine allegoriſche Bedeutung, ſie ſtellen eine Gattung vor: und ſo wie in den Masken ihre Geſichtszüge, ſo war auch in der Darſtellung ihr Charakter übertrieben. Aber dennoch iſt dieß beſtändige Anſpielen auf die nächſte Wirklichkeit, welches nicht nur bis zur Unterhaltung des Dichters in der Perſon des Chores mit dem Publicum überhaupt, ſondern bis zum Hinweiſen mit Fingern auf einzelne Zuſchauer ging, ſehr weſentlich für die Gattung. Wie nämlich die Tragödie harmoniſche Einheit liebt, ſo lebt und webt die Komödie in chaotiſcher Fülle: ſie ſucht die

Der neue Pygmalion.

An Iffland.

Sind's Träume, die dem Sinn vorüber walten,
Und die ein Morgenlüftchen mit ſich rafft?
Und ſeh' ich wirklich: welch ein Zauber ſchafft,
Daß Hellas Wunder neu ſich mir entfalten!

Er iſt's, der Bildner redender Geſtalten:
Sein Feuerblick, ſein Gang, der Arme Kraft,
Die Denkerſtirn, die tiefe Leidenſchaft,
Die mächtig ringt, das Höchſte feſtzuhalten.

Was zürnſt du noch dem Werke deiner Hand,
Dem Spiegel deiner ſchöpferiſchen Seele,
Als ob ihm Leben zur Vollendung fehle?

Die hohe Kunſt, der ſich dein Geiſt verband,
Schon fühlſt du ſie von deiner Glut erwarmen;
Sie ſteigt herab und ruht in deinen Armen.

bunteſten Gegenſätze, und immerfort ſich kreuzenden Widerſprüche. Das Seltſamſte, Unerhörte, ja Unmögliche in den Vorfällen heftet ſie daher mit dem Oertlichſten und Beſonderſten der nächſten Umgebung zuſammen.

Der komiſche Dichter verſetzt wie der tragiſche ſeine Perſonen in ein idealiſches Element; aber nicht in eine Welt, wo die Nothwendigkeit, ſondern wo die Willkühr des erfinderiſchen Witzes unbedingt herrſcht, und die Geſetze der Wirklichkeit aufgehoben ſind. Er iſt folglich befugt, die Handlung ſo keck und fantaſtiſch wie möglich zu erſinnen; ſie darf ſogar unzuſammenhängend und widerſinnig ſeyn, wenn ſie nur geſchickt iſt, einen Kreis von komiſchen Lebensverhältniſſen und Charaktern in das grellſte Licht zu ſetzen. Was das letzte betrifft, ſo darf das Werk allerdings, ja es muß einen Hauptzweck haben, wenn es ihm nicht an Haltung fehlen ſoll: wie wir denn auch die Komödien des Ariſtophanes in dieſer Hinſicht als völlig ſyſtematiſch deuten können. Allein ſoll die komiſche Begeiſterung nicht verlohren gehen, ſo muß aus dieſem Zweck wieder ein Spiel gemacht und der Eindruck durch fremde Einmiſchungen aller Art ſcheinbar aufgehoben werden. Die Komödie in ihrer früheſten Zeit, namentlich unter den Händen ihres doriſchen Stifters Epicharmus, entlehnte ihre Stoffe vorzugsweiſe aus der mythiſchen Welt. Selbſt in ihrer Reife ſcheint ſie dieſer Wahl nicht ganz entſagt zu haben, wie wir aus manchen Titeln verlohren gegangener Stücke vom Ariſtophanes und ſeinen Zeitgenoſſen ſehen; und ſpäterhin in der Mittel-Epoche zwiſchen der alten und neuen Komödie kehrte ſie aus beſondern Gründen mit Vorliebe dahin zurück. Allein da der Contraſt zwiſchen dem Stoffe und der Form hier am rechten Orte iſt, und gegen die durchaus ſcherzhafte Darſtellung nichts ſtärker abſtechen konnte, als was die wichtigſte, ernſthafteſte Angelegenheit des Menſchen und durchaus Geſchäft iſt: ſo wurde natürlich das öffentliche Leben, der Staat, der eigentliche Gegenſtand der alten Komödie. Sie iſt durchgehends politiſch, das Privat- und Familienleben, über welches ſich die neuere nicht erhebt, führt ſie nur beyläufig und mittelbar, in Bezug auf das öffentliche, ein. Der Chor iſt ihr alſo weſentlich, weil er gewiſſermaßen das Volk vorſtellt: er darf keinesweges als etwas zufälliges aus dem örtlichen Urſprunge der alten Komödie erklärt werden; ein wichtigerer Grund iſt es ſchon, daß er zur Vollſtändigkeit der Parodie der tragiſchen Form gehört. Zugleich trägt er mit zum Ausdrucke der feſtlichen Fröhlichkeit bey, wovon die Komödie die ausgelaſſenſte Ergießung war. Denn bey allen Volks- und Götterfeſten der Griechen wurden Chorgeſänge, von Tanz begleitet, aufgeführt. Der komiſche Chor verwandelt ſich zuweilen in eine ſolche Stimme der öffentlichen Freude, z. B. wenn die Weiber, welche die Thesmophorien feyern, in dem davon benannten Stücke mitten unter den luſtigſten Tollheiten ihren melodiſchen Hymnus, gerade wie bey dem wirklichen Feſte, zu Ehren aller ihm vorſtehenden Götter anſtimmen. Bey dergleichen Anläſſen iſt eine ſo ſchwungvolle Lyrik aufgewandt, daß dieſe Stellen geradezu ohne Veränderung in eine Tragödie verpflanzt werden dürften. Eine Abweichung von dem tragiſchen Vorbilde iſt es dagegen, daß es manchmal mehrere Chöre in einer Komödie giebt, die bald zugleich gegenwärtig gegen einander ſingen, bald ohne Beziehung auf einander wechſeln und ſich ablöſen.

Die merkwürdigſte Eigenheit des komiſchen Chors iſt jedoch die Parabaſe, eine Anrede des Chors an die Zuſchauer aus Vollmacht und im Namen des Dichters, welche mit dem Gegenſtande des Stückes nichts gemein hat. Bald ſtreicht er ſeine eignen Verdienſte heraus, und verſpottet ſeine Nebenbuhler, bald thut er, vermöge ſeines Rechtes als atheniſcher Bürger in jeder Volksverſammlung über die öffentlichen Angelegenheiten zu reden, ernſthaft gemeynte oder drollige Vorſchläge für das gemeine Wohl. Eigentlich iſt die Parabaſe dem Weſen der dramatiſchen Darſtellungsweiſe zuwider: denn dieſem zufolge ſoll der Dichter hinter ſeinen Perſonen verſchwinden; auch ſollen die letzteren ganz ſo reden und handeln, als wären ſie unter ſich, und keine bemerkbare Rückſicht auf den Zuſchauer nehmen. Alle tragiſchen Eindrücke werden daher durch dergleichen Einmiſchungen unfehlbar zerſtört; der luſtigen Stimmung aber ſind abſichtliche Unterbrechungen, Intermezzo's, willkommen, wären ſie auch an ſich ernſthafter als das Dargeſtellte ſelbſt, weil man ſich dabey dem Zwange einer Geiſtes-Beſchäftigung, die durch das Anhaltende den Schein einer Arbeit gewinnt, durchaus nicht unterwerfen will. Die Erfindung der Parabaſe konnte zum Theil dadurch veranlaßt werden, daß die Komiker nicht ſo viel Stoff hatten als die Tragiker, die Zwiſchenräume der Handlung, wann die Bühne leer blieb, durch theilnehmende und begeiſterte Geſänge auszufüllen. Allein ſie iſt dem Weſen der alten Komödie gemäß, wo nicht bloß der Gegenſtand, ſondern die ganze Behandlung ſcherzhaft iſt. Dieſe unumſchränkte Herrſchaft des Scherzes offenbart ſich auch darin, daß es ſogar mit der dramatiſchen Form kein vollkommener Ernſt bleibt, und daß deren Geſetz augenblicklich aufgehoben wird; gerade wie man bey einer luſtigen Verkleidung ſich zuweilen erlaubt, die Maske abzunehmen. Bis auf den heutigen Tag ſind hievon im Luſtſpiel die Anſpielungen und Winke an das Parterre übrig geblieben, die oft großes Glück machen, wiewohl manche Kritiker ſie unbedingt verwerfen. Ich werde noch darauf zurückkommen, in wie fern überhaupt und in welcher Gattung des Komiſchen ſie zuläßlich ſind.

Sollten wir den Zweck der tragiſchen und komiſchen Gattung in wenige Worte zuſammenfaſſen, ſo würden wir ſagen: wie die Tragödie durch ſchmerzliche Empfindungen zu der würdigſten Anſicht der Menſchheit erhebt, als "die Nachahmung des ſchönſten und vortrefflichſten Lebens," nach Plato's Ausdruck, ſo ruft die Komödie aus einer durchaus ſpottenden und erniedrigenden Betrachtungsart aller Dinge die muthwilligſte Fröhlichkeit hervor.

Wir haben nur einen einzigen Komiker der ältern Gattung, und können daher unſer Urtheil über ſeinen Werth nicht durch Vergleichung mit andern Meiſtern ſchärfen. Ariſtophanes hatte viele Vorgänger gehabt: einen Magnes, Cratinus, Crates, und Andre; er war einer der ſpäteſten Komiker, indem er ſogar das Ende der alten Komödie erlebte. Demungeachtet haben wir nicht Urſache zu glauben, daß wir in ihm deren Verfall ſehen, wie bey dem letzten Tragiker; ſondern vermuthlich war die Gattung noch im Steigen, und er der vollendetſte Dichter darin. Es erging nämlich mit der alten Komödie ganz anders als mit der Tragödie: dieſe ſtarb eines natürlichen, jene eines gewaltſamen Todes. Die Tragödie hörte auf, weil die Gattung erſchöpft zu ſeyn ſchien, weil man ſie verließ, ſich nicht mehr zu ihrer Höhe erſchwingen konnte. Die Komödie wurde durch einen Machtſpruch der uneingeſchränkten Freyheit beraubt, welche die Bedingung ihrer Möglichkeit war. Horaz berichtet uns dieſe Kataſtrophe in wenigen Worten: “Auf dieſe (den Thespis und Aeſchylus) „folgte die alte Komödie, nicht ohne großes Lob; „aber die Freyheit artete ins Fehlerhafte aus, und „in eine Gewalt, die durch ein Geſetz gehemmet „zu werden verdiente. Das Geſetz wurde gegeben, „und der Chor verſtummte ſchmählich, da ihm das „Recht zu ſchaden genommen war.” Gegen Ende des peloponneſiſchen Krieges, als wenige Perſonen ſich wider die Verfaſſung der Oberherrſchaft in Athen bemächtigt hatten, wurde verordnet, jeder, der von den komiſchen Dichtern angegriffen würde, ſolle ſie verklagen dürfen; es wurde verboten, wirkliche Perſonen einzuführen, ſie durch Masken kenntlich zu machen, u. ſ. w. Hieraus entſtand die ſogenannte mittlere Komödie. Die Form blieb noch ungefähr dieſelbe, und die Darſtellung war, wenn auch nicht eben allegoriſch, doch parodiſch. Allein das Weſen war aufgehoben, und dieſe Gattung mußte unſchmackhaft werden, da das Salz des perſönlichen Spottes ſie nicht mehr würzen durfte. Das Anziehende beſtand ja eben darin, daß die nächſte Wirklichkeit ſcherzhaft idealiſirt, d. h. als die tollſte Verkehrtheit vorgeſtellt wurde, und wie war es möglich, ſelbſt allgemeine Gebrechen des Staates ſpottend zu rügen, wenn man keinem einzelnen misfallen durfte? Daher kann ich dem Horaz nicht beyſtimmen, wenn er meynt, der Misbrauch hätte die Einſchränkung herbeygeführt. Die alte Komödie hat mit der atheniſchen Freyheit zugleich geblüht; es waren dieſelben Umſtände und Perſonen, welche beyde unterdrückten. So viel fehlt daran, daß Ariſtophanes durch ſeine Verläumdungen den Tod des Sokrates verſchuldet hätte, (wie manche ohne Geſchichtskenntniß behauptet haben; die Wolken waren eine lange Reihe von Jahren zuvor gedichtet) daß es vielmehr dieſelbe gewaltſame Verfaſſung der Republik war, welche ſowohl die ſpottenden Rügen des Ariſtophanes zum Schweigen brachte, als die ernſten des unbeſtechlichen Sokrates mit dem Tode beſtrafte. Wir ſehen nicht, daß die Verfolgungen des Ariſtophanes dem Euripides geſchadet hätten; das Volk von Athen ſah mit Bewunderung die Tragödien des letztern und ihre Parodie auf derſelben Bühne; alle verſchiedenen Geiſtesgaben ſollten ungeſtört in gleichen Rechten neben einander gedeihen. Niemals hat ſich ein Souverän, dieß war doch das atheniſche Volk, mit beſſerer Laune die ſtärkſten Wahrheiten ſagen, ja ſich ins Angeſicht verſpotten laſſen. Wurden auch die Mißbräuche der Staatsverwaltung dadurch nicht gebeſſert, ſo war es doch ſchon ein Großes, daß man ihre ſchonungsloſe Aufdeckung duldete. Uebrigens zeigt ſich Ariſtophanes überall als einen eifrigen Patrioten; er greift die mächtigen Volksverführer an, eben die, welche der ernſte Thucydides als ſo verderblich ſchildert; er räth zum Frieden bey dem innerlichen Kriege, der Griechenlands Wohlſtand unwiederbringlich zerrüttete; er empfiehlt die Einfachheit und Strenge alter Sitten. So viel von der politiſchen Bedeutung der alten Komödie.

Aber, höre ich ſagen, Ariſtophanes war ein ſittenloſer Poſſenreißer. Nun ja: unter andern war er das auch; und wir ſind keineswegs gemeynt, ihn darüber zu rechtfertigen, daß er neben ſeinen großen Vorzügen hiezu herabgeſunken, ſey es nun, daß ihn rohe Neigungen antrieben, oder, daß er für nöthig erachtete, den Pöbel zu gewinnen, um dem Volk ſo dreiſte Wahrheiten ſagen zu dürfen. Wenigſtens rühmt er von ſich, daß er weniger als ſeine Mitwerber durch bloß ſinnliche Poſſen um das Gelächter der Menge buhle, und hierin ſeine Kunſt vervollkommt habe. Wir müſſen ihn in dem, was ihn für uns ſo anſtößig macht, um nicht unbillig zu ſeyn, aus dem Geſichtspunkte der damaligen Welt beurtheilen. Die Alten hatten über gewiſſe Punkte eine ganz andre und weit freyere Sittenlehre als wir. Dieſe floß aus ihrer Religion her, die ein wahrer Naturdienſt war, und manche öffentliche Gebräuche geheiligt hatte, welche die Ehrbarkeit gröblich beleidigen. Ferner war durch die große Zurückgezogenheit der Frauen *), da die Männer

---

*) Hiebey kommt die ſtreitige antiquariſche Frage in Anregung, ob die griechiſchen Frauen bey Schauſpielen überhaupt, und insbeſondre bey ſolchen Schauſpielen gegenwärtig waren. Von der Tragödie halte ich mich berechtigt es zu bejahen, wegen der Geſchichte von den Eumeniden des

Goethe.

Bewundert nur die feingeſchnitzten Götzen,
Und laßt als Meiſter, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach ſeines Geiſtes Morgenröthen
Apollos goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein friſches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut ſie um, wo Feurung iſt vonnöthen.
Einſt wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt verſteinert ſehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, ſind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte ſelbſt, begraben ſie die Todten.

Uns ſandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch ſolchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Geſtalt, Gemüte.

faſt immer unter ſich waren, eine gewiſſe Rohheit in die Sprache des Umgangs gekommen, wie es unter ähnlichen Verhältniſſen immer der Fall zu ſeyn pflegt. Im neueren Europa haben ſeit dem Ritterthum die Frauen den Ton des geſelligen Lebens angegeben, und der ihnen gezollten Huldi-

---

Aeſchylus, die nicht einmal wahrſcheinlich erſonnen werden konnte, wenn niemals Frauen das Theater beſuchten; und wegen einer Stelle des Plato (De Legg. L. II. p. 658 D.) wo von der Vorliebe gebildeter Frauen für die tragiſche Dichtung die Rede iſt. Endlich erwähnt Julius Pollux unter den theatraliſchen Kunſtausdrücken auch das griechiſche Wort für Zuſchauerin. Von der alten Komödie dagegen wäre ich geneigt, es zu verneinen. Zwar ſcheint mir ihre Unanſtändigkeit allein kein entſcheidender Beweis, auch bey den religiöſen Feſten mußten ſich die Augen der Frauen viel Unanſtändiges gefallen laſſen. Aber unter ſo vielen Anreden an die Zuſchauer beym Ariſtophanes, ſelbſt wo er ſie nach ihrem verſchiedenen Alter und ſonſt bezeichnet, kommt nie etwas von Zuſchauerinnen vor, und ſchwerlich hätte ſich der Dichter dieſen Anlaß zu Scherzen entgehen laſſen. Die einzige mir bekannte Stelle, woraus ſich auf Gegenwart der Frauen ſchließen laſſen dürfte, iſt Pax v. 963-967. Doch bleibt ſie zweifelhaft, und ich empfehle ſie den Kennern zur Prüfung.

genden Achtung verdanken wir es, daß eine edlere Sittſamkeit in der Sprache, den ſchönen Künſten und der Poeſie herrſchend geworden. Endlich hatte der alte Komiker, der die Welt nahm wie ſie war, eine in der That ſehr große Sittenverderbniß vor Augen.

Das ehrenvollſte Zeugniß für den Ariſtophanes iſt das des weiſen Plato, welcher in einem Sinngedichte ſagt, die Grazien hätten ſich ſeinen Geiſt zur Wohnung auserſehen, ihn beſtändig las, und dem ältern Dionyſius die *Wolken* zuſandte, mit dem Bedeuten, aus dieſem Stücke (worin doch nebſt dem Gewerbe der Sophiſten die Philoſophie ſelbſt und ſein Lehrer Sokrates angegriffen wurde) könne er den Staat von Athen kennen lernen. Schwerlich meynte er damit bloß, das Stück ſey eine Probe von der zügelloſen demokratiſchen Freyheit, die zu Athen galt, ſondern er erkannte den tiefen Weltverſtand des Dichters an, ſeine Durchſchauung des ganzen Triebwerkes der bürgerlichen Verfaſſung. Sehr treffend hat ihn Plato auch in ſeinem Gaſtmahl charakteriſirt, wo er ihn eine Rede über die Liebe halten läßt, die Ariſtophanes freylich weit entfernt von aller hohen Begeiſterung ganz ſinnlich erklärt, aber durch eine eben ſo kecke als geiſtreiche Erfindung.

Man könnte den Wahlſpruch eines luſtigen und feinen Abentheurers bey Goethe: "Toll, aber klug!" auf die Stücke des Ariſtophanes anwenden. Hier begreift man am beſten, warum die dramatiſche Kunſt überhaupt dem Bacchus gewidmet war: es iſt die Trunkenheit der Poeſie, es ſind die Bacchanalien des Scherzes. Dieſer will neben andern Fähigkeiten auch ſeine Rechte behaupten; darum haben verſchiedene Völker in den Saturnalien, dem Carnaval u. ſ. w. der luſtigen Thorheit gewiſſe Feſte eingeräumt, damit ſie, einmal zufrieden geſtellt, ſich im übrigen Jahre ruhig verhalten und dem Ernſt Raum gönnen möchte. Die alte Komödie iſt eine allgemeine Maskenverkleidung der Welt, worunter manches hingeht, was die gewöhnliche Schicklichkeit nicht erlaubt, aber auch viel beluſtigendes, geiſtreiches, ja belehrendes zum Vorſchein kommt, was ohne die augenblickliche Einreißung jener Schranken nicht möglich wäre.

Immerhin mag Ariſtophanes in ſeinen perſönlichen Neigungen pöbelhaft und verderbt geweſen ſeyn, in ſeinen einzelnen Späßen oft die Sitten und den Geſchmack beleidigen, ſo können wir ihm doch in der Anlage und Ausführung ſeiner Dichtungen im ganzen den Ruhm der Sorgfalt und Meiſterſchaft des gebildetſten Künſtlers nicht verſagen. Seine Sprache iſt unendlich zierlich, der reinſte Atticiſmus herrſcht darin, und er führt ſie mit großer Gewandtheit durch alle Töne hindurch, von dem vertraulichſten Dialog bis zu dem hohen Schwung dithyrambiſcher Geſänge. Man kann nicht zweifeln, daß es ihm auch mit ernſterer Poeſie gelungen ſeyn würde, wenn man ſieht, wie er dieſe zuweilen in muthwilligem Uebermuth verſchwendet, um ihren Eindruck ſogleich wieder zu vernichten. Dieſe gewählte Eleganz wird um ſo anziehender durch den Contraſt, da er einerſeits die roheſten Sprecharten des Volkes, die Dialekte, ja ſogar die Verſtümmelung des Griechiſchen im Munde der Barbaren, mit aufnimmt, anderſeits dieſelbe Willkühr, welcher er die ganze Natur und Menſchenwelt unterwarf, auch auf die Sprache anwendet, und durch Zuſammenſetzung, durch Anſpielung auf perſönliche Namen oder Nachahmung eines Lautes die wunderlichſten Wörter ſchafft. Sein Versbau iſt nicht weniger künſtlich als der der Tragiker, er bedient ſich darin derſelben Formen, aber anders modifizirt: indem er ſie ſtatt des Nachdrucks und der Würde auf Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit wendet; bey dieſer ſcheinbaren Regelloſigkeit beobachtet er indeſſen die Geſetze des Sylbenmaßes nicht weniger genau. Wie ich nicht umhin kann, am Ariſtophanes in der Ausübung ſeiner einzigen, aber vielſeitigen und vielgeſtaltigen Kunſt die reichſte Entfaltung faſt aller dichteriſchen Anlagen zu erkennen, ſo ſind die außerordentlichen Fähigkeiten ſeiner Zuſchauer, worauf die Beſchaffenheit ſeiner Werke ſchließen läßt, jedesmal bey ihrer Leſung ein Grund des Erſtaunens für mich. Genaue Bekanntſchaft mit der Geſchichte und Verfaſſung ihres Vaterlandes, mit den öffentlichen Vorfällen und Verhandlungen, mit der Perſönlichkeit faſt aller merkwürdigen Zeitgenoſſen, ließ ſich von den Bürgern eines volksmäßigen Freyſtaates erwarten. Aber Ariſtophanes muthete ſeinen Zuhörern auch viel poetiſche Kunſtbildung zu, ſie mußten beſonders die tragiſchen Meiſterwerke faſt wörtlich im Gedächtniſſe bewahren, um ſeine Parodien zu verſtehen. Und welche rege Geiſtesgegenwart gehörte dazu, die leiſeſte und verwickeltſte Ironie, die unerwartetſten Einfälle, die fremdeſten Anſpielungen, die oft nur durch Umbiegung einer Sylbe angedeutet ſind, im Vorüberfliehen zu erhaſchen! Wir mögen dreiſt annehmen, daß trotz aller auf uns gekommenen Erklärungen, trotz aller angehäuften Gelehrſamkeit, noch die Hälfte vom Witz des Ariſtophanes für uns verlohren geht. Nur durch die unglaubliche Aufgewecktheit der attiſchen Köpfe werden dieſe Komödien, die unter allen Poſſen ſich denn doch im Grunde auf die wichtigſten Verhältniſſe des menſchlichen Lebens beziehen, als Volksluſtbarkeit begreiflich. Man kann den Dichter beneiden, der mit ſolchen Vorausſetzungen vor ſeinem Publicum auftreten durfte, aber freylich war dieß ein gefährlicher Vorzug. Zuſchauern, die ſo leicht verſtanden, konnte man nicht leicht gefallen. Ariſtophanes klagt über den allzu ekeln Geſchmack der Athener, bey denen ſeine bewundertſten Vorgänger aus der Gunſt gefallen waren, ſobald ſich nur eine geringe Abnahme ihrer Geiſteskräfte ſpüren ließ. Dagegen, ſagt er, ſeyen die übrigen Griechen als Kenner der dramatiſchen Kunſt gar nicht in Betracht zu ziehen. Alle Talente in dieſem Fach ſtrebten in Athen zu glänzen, und hier war ihr Wetteifer wieder in den kurzen Zeitraum von wenigen Feſten zuſammen gedrängt, wo das Volk immer Neues zu ſehen verlangte, das auch im Ueberfluß herbeygeſchafft ward. Die Ertheilung der Preiſe (worauf alles ankam, da kein anderes Mittel der öffentlichen Bekanntmachung übrig blieb) wurde nach einer einzigen Aufführung entſchieden. Man kann ſich daher denken, zu welcher Vollendung dieſe durch die leitende Sorgfalt des Dichters gedieh. Nimmt man nun noch dazu die Vollkommenheit aller dazu mitwirkenden Künſte, die äußerſte Vernehmlichkeit im redenden und ſingenden Vortrage der ausgearbeitetſten Poeſie bey der Pracht und dem großen Umfange der Bühne, ſo giebt dieß die Vorſtellung von einem theatraliſchen Kunſtgenuß, dergleichen ſeitdem wohl nirgends in der Welt Statt gefunden hat.

Wiewohl wir unter den übrig gebliebenen Werken des Ariſtophanes einige ſeiner früheſten haben, ſo tragen doch alle das Gepräge gleicher Reife an ſich. Allein er hatte ſich auf die Ausübung ſeiner Kunſt, die er für die ſchwierigſte von allen ausgiebt, lange im ſtillen gerüſtet, ja er ließ ſogar aus Schüchternheit (nach ſeinem Ausdruck wie ein junges Mädchen, die ein heimlich erzeugtes Kind Andern zur Pflege übergiebt) anfangs ſeine Arbeiten unter fremdem Namen aufführen. Zum erſtenmal trat er ohne dieſe Verhüllung in den Rittern öffentlich auf, und hier bewährte er ſogleich die Tapferkeit eines Komikers in vollem Maaß, indem er einen Hauptſturm auf die Volksmeynung wagte. Es galt nichts geringeres als den Kleon zu ſtürzen, der nach dem Perikles an der Spitze aller Staatsgeſchäfte ſtand, der ein Anſtifter des Krieges, ein verdienſtloſer gemeiner Menſch, aber der Abgott des bethörten Volkes war. Nur die reicheren Eigenthümer, welche die Claſſe der Ritter ausmachten, hatte Kleon gegen ſich: dieſe verflocht Ariſtophanes auf das ſtärkſte in ſeine Partey, indem er ſie als den Chor vorſtellte. Er hatte die Vorſicht gebraucht, den Kleon nirgends zu nennen, ſondern ihn bloß unverkennbar zu bezeichnen. Dennoch getraute ſich, aus Furcht vor Kleons Anhange, kein Maskenmacher ſein Bild zu verfertigen: der Dichter entſchloß ſich daher mit bloß bemahltem Geſichte die Rolle ſelbſt zu ſpielen. Es läßt ſich denken, welche Stürme unter der verſammelten Volksmenge die Aufführung erregt haben wird; indeſſen wurden die kühnen und geſchickten Bemühungen des Dichters durch einen glücklichen Erfolg gekrönt: ſein Stück erhielt den Preis. Er war ſtolz auf dieſe theatraliſche Heldenthat, und erwähnt mehrmals mit Selbſtgefühl den herkuliſchen Muth, womit er zuerſt das mächtige Ungeheuer bekämpft habe. Nicht leicht iſt eine ſeiner Komödien hiſtoriſcher und politiſcher, auch hat ſie eine faſt unwiderſtehliche rhetoriſche Kraft zur Erregung des Unwillens, es iſt eine wahre dramatiſche Philippica. Jedoch ſcheint ſie mir nicht die vorzüglichſte von Seiten der Luſtigkeit und der überraſchenden Erfindung. Es könnte wohl ſeyn, daß der Gedanke der ſehr wirklichen Gefahr den Dichter denn doch ernſthafter geſtimmt hätte, als ein Komiker billig ſeyn ſollte, oder daß die ſchon zuvor vom Kleon erlittene Verfolgung ihn gereizt, ſeinen Zweck allzu archilochiſch zu äußern. Erſt nachdem das Ungewitter ſpottender Schimpfreden ſich etwas gelegt hat, folgen mehr drollige Szenen, wie es die im hohen Grade ſind, wo die beyden Demagogen, der Lederhändler, nämlich Kleon, und der Wurſthändler ſich in die Wette durch Schmeicheleyen, durch Weiſſagungen und durch Leckerbiſſen um die Gunſt des vor Alter kindiſch gewordenen Demos, des perſonifizirten Volkes bewerben; und das Stück endigt mit einem faſt rührend freudigen Triumph, da ſich die Szene aus dem Pnyx, dem Ort der Volksverſammlungen, in die majeſtätiſchen Propyläen verwandelt, und der Demos, wunderbar verjüngt, in der Tracht der alten Athener hervortritt und mit ſeiner Jugendkraft zugleich die vormaligen Geſinnungen von der Zeit der marathoniſchen Schlacht her wiedergefunden hat.

Außer dieſem Angriffe auf den Kleon ſind die übrigen Schauſpiele des Ariſtophanes nicht ſo aus

An Bürger.

Süßer Sänger, willſt du mir vertrauen,
Wo ſie wohnt, die dein Geſang erhebt?
Wo ſie wandelt, wo ihr Odem webt,
Muß Gedeihn und Luſt die Flur bethauen.

Wie? du winkſt mir, da hinauf zu ſchauen,
Wo der Feiertanz der Sterne ſchwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt ſie ſchon auf Paradieſes-Auen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einſam klagſt du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabſt du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren.

ſchließend auf einzelne Perſonen gemünzt, nur den Euripides ausgenommen, den er fleiſſig insbeſondre bedenkt. Sie haben ſämtlich einen allgemeinen, meiſtens ſehr bedeutenden Hauptzweck, den der Dichter bey allen Umwegen, Abſchweifungen und fremden Einſtreuungen nie aus den Augen verliert. Der Friede, die Acharner und Lyſiſtrata empfehlen unter mancherley Wendungen den Frieden; die Weiber in der Volksverſammlung, die Weiber am Feſt der Thesmophorien, und wiederum Lyſiſtrata ſcherzen mit andern Nebenbeziehungen über die Verhältniſſe und Sitten des weiblichen Geſchlechts. Die Wolken verſpotten die Metaphyſik der Sophiſten, die Weſpen die Sucht der Athener, Rechtshändel zu führen und zu entſcheiden; die Fröſche handeln vom Verfall der tragiſchen Kunſt, Plutus iſt eine Allegorie von der ungerechten Vertheilung der Reichthümer. Die Vögel ſind von allen das ſcheinbar zweckloſeſte, und eben deswegen eins der ergötzlichſten Stücke.

Der Friede fängt äuſerſt keck und lebendig an, der Ritt des friedliebenden Trygäus gen

Himmel, auf einem Miſtkäfer, nach Art des Bellerophon; der Krieg, ein wüſter Rieſe, der mit ſeinem Geſellen, dem Getümmel, ſtatt aller andern Götter den Olymp bewohnt, und die Städte in einem großen Mörſer zerſtampft, wobey er die berühmten Feldherrn als Mörſerkeulen gebraucht; die in einem tiefen Brunnen vergrabene Friedensgöttin, welche durch die vereinigten Bemühungen aller griechiſchen Völkerſchaften an Stricken herausgezogen wird: alle dieſe eben ſo ſinnreichen als fantaſtiſchen Erfindungen ſind auf die luſtigſte Wirkung berechnet. Nachher aber erhält ſich die Dichtung nicht auf der gleichen Höhe: es bleibt nichts übrig, als der wiedererlangten Friedensgöttin zu opfern und zu ſchmauſen, wobey die zudringlichen Beſuche ſolcher Perſonen, die beym Kriege ihren Vortheil fanden, zwar eine artige, aber für den viel verſprechenden Anfang nicht genügende Unterhaltung gewähren. Wir haben hier ein Beyſpiel unter mehreren, daß die alten Komiker die Decoration nicht nur in den Zwiſchenräumen veränderten, wo die Bühne leer war, ſondern während ein Schauſpieler ſichtbar blieb. Die Szene verwandelt ſich aus einer attiſchen Ortſchaft in den Olymp, derweil Trygäus auf ſeinem Käfer in der Luft ſchwebt, und dem Maſchinenmeiſter ängſtlich zuruft, ja Acht zu geben, damit er nicht den Hals breche. Nachher bedeutet ſein Herunterſteigen in die Orcheſtra die Rückkehr zur Erde. Die Freyheiten der Tragiker nach Erforderniß ihres Stoffes in Bezug auf Einheit des Ortes und der Zeit, worauf viele Neueren eine ſo läppiſche Wichtigkeit legen, konnte man überſehen; die Kühnheit, womit der alte Komiker dieſe Aeußerlichkeiten ſeiner ſcherzhaften Willkühr unterwirft, iſt ſo auffallend, daß ſie ſich dem Kurzſichtigſten aufdrängt: und doch hat man bey den Abhandlungen über die Verfaſſung der griechiſchen Bühne nicht genugſam Rückſicht darauf genommen.

Die Acharner, ein früher geſchriebenes Stück *), ſcheinen mir weit vortrefflicher als der Friede, wegen des immer beweglichen Fortſchrittes, und der ſteigenden Luſtigkeit, die zuletzt in einen

---

*) Die Didaskalien ſetzen ſie in das nächſte Jahr vor den Rittern. Sie ſind demnach unter den übrig gebliebenen in der Reihe das erſte, und das einzige, welches Ariſtophanes noch unter fremdem Namen gegeben.

wahren bacchiſchen Taumel ausgeht. Dikaeopolis, der rechtliche Bürger, ergrimmt über die falſchen Vorſpiegelungen, womit man das Volk hinhält und alle Friedensvorſchläge abwehrt, ſchickt eine Geſandtſchaft nach Lacedämon, und ſchließt Frieden allein für ſich und ſeine Familie. Nun kehrt er aufs Land zurück, und ſteckt trotz allen Anfechtungen einen Bezirk vor ſeinem Hauſe ab, wo Friede und offner Markt für die benachbarten Völker iſt, während das übrige Land vom Ungemach des Krieges leidet. Die Segnungen des Friedens werden auf die handgreiflichſte Art für eßluſtige Magen dargeſtellt: der feiſte Böotier bringt ſeine leckern Aale und Geflügel zum Verkauf, und man denkt nur auf Feſte und Schmauſereyen. Lamachus, der berühmte Feldherr, der an der andern Seite wohnt, wird durch einen plötzlichen Einfall des Feindes aufgerufen, die Gränze zu vertheidigen; Dikaeopolis wird dagegen von ſeinen Nachbarn eingeladen einem Feſte beyzuwohnen, wo jeder ſeine Zeche mitbringt. Die Waffenrüſtung und die Zurüſtungen der Küche gehen nun mit gleicher Eile und Emſigkeit vor ſich: dort wird die Lanze gehohlt, hier der Bratſpieß;

dort der Harniſch, hier die Weinkanne; dort werden Helmbüſche aufgeſteckt, hier Droſſeln gerupft. Kurz darauf kommt Lamachus wieder, mit zerſchmettertem Kopfe und lahmem Fuß, auf zwey Kriegsgefährten geſtützt, von der andern Seite Dikaeopolis, betrunken und von zwey gutwilligen Mädchen geführt. Die Wehklagen des einen werden immerfort durch die Jubelreden des andern nachgeahmt und verſpottet, und mit dieſem bis zu einem Gipfel hinaufgeführten Gegenſatze bricht das Stück ab.

Lyſiſtrata iſt ſo übel berüchtigt, daß man ſie nur flüchtig erwähnen darf, wie man über heiße Kohlen hingeht. Die Weiber haben ſich nach der Erfindung des Dichters in den Kopf geſetzt, durch einen ſtrengen Entſchluß von ihren Männern den Frieden zu erzwingen. Unter der Leitung ihres klugen Oberhauptes ſtiften ſie eine Verſchwörung zu dieſem Zweck in ganz Griechenland, und bemächtigen ſich zugleich in Athen der befeſtigten Akropolis. Der gewaltſame Zuſtand, worein die Männer durch dieſe Trennung gerathen, veranlaßt die lächerlichſten Auftritte; es kommen Geſandte von beyden kriegführenden Theilen, und der Friede wird unter der Leitung der verſtändigen Lyſiſtrata eiligſt abgeſchloſſen. Ungeachtet aller tollen Unanſtändigkeiten, welche das Stück enthält, iſt doch deſſen Abſicht, hievon entkleidet, im ganzen ſehr unſchuldig: das Verlangen nach dem Genuß häuslicher Freuden, welche die Abweſenheit der Männer ſo oft unterbrach, ſoll dem unſeligen, Griechenland zerrüttenden Kriege ein Ende machen. Beſonders iſt die treuherzige Derbheit der Lacedämonier unvergleichlich geſchildert.

Die Ekkleſiazuſen; ebenfalls ein Weiberregiment, aber ein weit verkehrteres als jenes. Die Frauen ſchleichen ſich, als Männer verkleidet, in die Volksverſammlungen ein, und verordnen vermittelſt der auf dieſe Art erſchlichenen Stimmenmehrheit eine neue Verfaſſung, worin Gemeinſchaft der Güter und der Frauen gelten ſoll. Dieß iſt ein Spott auf die idealiſchen Republiken der Philoſophen mit ſolchen Geſetzen, dergleichen ſchon Protagoras vor dem Plato entworfen hatte. Das Stück leidet, wie mich dünkt, an denſelben Gebrechen wie der Friede: die Einleitung, die heimliche Zuſammenkunft der Weiber, ihre Vorübungen auf die Männerrolle, die Erzählung von der Volksverſammlung, alles dieß iſt meiſterlich behandelt; aber gegen die Mitte geräth es ins Stocken. Es bleibt nichts übrig, als die aus den verſchiedenen Gemeinſchaften entſpringenden Verwirrungen vorzuführen, beſonders aus der Gemeinſchaft der Frauen, und der verordneten Gleichheit der Rechte in der Liebe für die alten und häßlichen, wie für die jungen und ſchönen. Dieſe Verwirrungen ſind luſtig genug, aber ſie drehen ſich zu ſehr um einen immer wiederhohlten Spaß. Ueberhaupt iſt die alte allegoriſche Komödie der Gefahr ausgeſetzt, in ihrem Fortgange zu ſinken. Wenn man damit anfängt, die Welt auf den Kopf zu ſtellen, ſo ergeben ſich zwar die wunderlichſten einzelnen Vorfälle von ſelbſt, allein ſie fallen leicht kleinlich aus, gegen die zuerſt geführten entſcheidenden Streiche des Scherzes.

Die Thesmophoriazuſen haben eine eigentliche Intrigue, einen Knoten, der erſt ganz zu Ende gelöſt wird, und dadurch einen großen Vorzug. Euripides ſoll wegen des bekannten

Weiberhaſſes in ſeinen Komödien, am Feſt der Thesmophorien, wo nur Frauen gegenwärtig ſeyn durften, verklagt und in Strafe verdammt werden. Nach einem vergeblichen Verſuch, den weichlichen Dichter Agathon zu dieſem Wageſtück zu bewegen, verkleidet Euripides ſeinen ſchon bejahrten Schwager Mneſilochus als Frau, damit er unter dieſer Geſtalt ſeine Sache führe. Die Art, wie er es thut, macht ihn verdächtig, es wird entdeckt, daß er ein Mann iſt; er flüchtet ſich auf einen Altar, und reißt, um ſich noch mehr vor der Verfolgung zu ſichern, einer Frau ihr Kind aus den Armen, welches er umzubringen droht, falls man nicht von ihm ablaſſen wird. Da er es erwürgen will, zeigt ſich, daß es ein als Kind eingewickelter Weinſchlauch war. Nun erſcheint Euripides unter mancherley Geſtalten, um ſeinen Freund zu retten: bald iſt er Menelaus, der ſeine Helena in Aegypten wieder findet; bald Echo, die der gefeſſelten Andromeda wehklagen hilft, bald Perſeus, der ſie von ihrem Felſen erlöſen will. Endlich befreyt er den an eine Art von Schandpfahl geſchloſſenen Mneſilochus, indem er als Kupplerin den Gerichtsdiener, der ihbewacht, einen einfältigen Barbaren, durch die Reize einer Flötenſpielerin weglockt. Dieſe parodiſchen Szenen, faſt ganz in den eigenen Worten der Tragödien abgefaßt, ſind unvergleichlich. Ueberhaupt kann man ſich immer auf den ſinnigſten und treffendſten Spott Rechnung machen, ſobald Euripides ins Spiel kommt: es iſt, als ob der Geiſt des Ariſtophanes eine eigene ſpezifiſche Kraft beſeſſen hätte, die Poeſie dieſes Tragikers komiſch zu zerſetzen.

Die Wolken ſind ſehr bekannt, aber dennoch wohl meiſtens nicht gehörig verſtanden, und gewürdigt worden. Sie ſollen zeigen, daß über dem Hange zu philoſophiſchen Grübeleyen die kriegeriſchen Leibesübungen verabſäumt werden, daß die Speculation nur dazu diene, die Grundfeſten der Religion und Moral wankend zu machen, daß durch die ſophiſtiſche Spitzfindigkeit beſonders auch alles Recht zweydeutig, und der ſchlechten Sache häufig der Sieg verſchafft werde. Die Wolken ſelbſt, als der Chor des Stückes (denn ſolche Weſen ſchafft der Dichter zu Perſonen um, und mag ſie ſeltſam genug ausgekleidet haben) ſind eine Allegorie auf die metaphyſiſchen Gedanken, welche nicht auf dem Boden der Erfahrung ſtehen, ſondern ohne beſtimmte Geſtalt und Körperlichkeit im Reiche der Möglichkeiten herumſchweben. Ueberhaupt iſt es eine von den Hauptformen des ariſtophaniſchen Scherzes, eine Metapher buchſtäblich zu nehmen, und ſie ſo vor die Augen der Zuſchauer zu ſtellen. Man ſagt von einem Menſchen, der unverſtändlichen Träumereyen nachhängt, er verſteige ſich in den Lüften, und ſo ſchwebt hier wirklich Sokrates bey ſeiner erſten Erſcheinung im Korbe herunter. Ob dieß grade auf ihn paßt iſt eine andere Frage: doch haben wir Urſache zu glauben, daß die Philoſophie des Sokrates allerdings ſehr idealiſtiſch und nicht ſo auf populare Anwendbarkeit beſchränkt war, wie uns Xenophon glauben machen will. Warum hat aber Ariſtophanes die ſophiſtiſche Metaphyſik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates perſonifizirt, der ja ſelbſt ein entſchiedner Gegner der Sophiſten war? Vermuthlich lag perſönliche Abneigung dabey zum Grunde, man muß nicht verſuchen wollen, ihn deshalb zu rechtfertigen; aber die Wahl des Namens thut der Vortreflichkeit der Darſtellung keinen

An Schelling.

Wenn Vorwitz, nur die Ruh des weiſen Alten
Zu ſtören, drang in Proteus düſtre Grotte,
So wandelt' er dem Frager ſich zum Spotte
In tauſend unvernehmliche Geſtalten.

Doch wen Begeiſtrung trieb, ihn feſtzuhalten,
Nicht zagend vor der Ungeheuer Rotte,
Dem ward er wiederum zum ſinn'gen Gotte
Und würdigt' ihn, Geheimes zu entfalten.

Nicht zählſt und miß'ſt du, Freund, die Hieroglyphen,
Die der Natur endloſe Säul' umreihen:
Sie reden dir, der Stoff wird zum Gedanken.

Bald werden, die in todter Weisheit ſchliefen,
Die Götter, aufſtehn, und zu Prieſtern weihen
Die Forſcher, die vom Quell der Dichtung tranken!

Eintrag. Ariſtophanes erklärt dieß für das kunſtreichſte ſeiner Werke; indeſſen muß man ihn mit dieſem Ausſpruche nicht gerade beym Worte nehmen. Er ertheilt ſich unbedenklich bey jeder Gelegenheit die ungemeſſenſten Lobſprüche, auch das gehört mit zur komiſchen Ausgelaſſenheit. Uebrigens ſind die Wolken bey der Aufführung mit Ungunſt behandelt worden, ſie haben zweymal vergebens um den Preis geworben.

Die Frösche ſind, wie geſagt, gegen den Verfall der tragiſchen Kunſt gerichtet. Euripides war geſtorben, Sophokles und Agathon ebenfalls, es blieben nur Tragiker vom zweyten Range übrig. Bacchus vermißt den Euripides, und will ihn aus der Unterwelt zurückhohlen. Hierin ahmt er den Herkules nach, allein obwohl mit deſſen Löwenhaut und Keule ausgeſtattet, iſt er ihm ſehr unähnlich an Geſinnung und giebt als ein feiger Weichling viel zu lachen. Hier ſieht man recht die Keckheit des Komikers: den Schutzgott ſeiner eigenen Kunſt, dem zu Ehren das Schauſpiel gegeben ward, läßt er nicht unangetaſtet. Man glaubte, daß die Götter, nicht weniger gut oder noch beſſer als die

Menſchen, Spaß verſtünden. Bacchus rudert ſich über den acheruſiſchen See, wo ihn die Frösche mit ihrem melodiſchen Gequake luſtig begrüßen. Der eigentliche Chor beſteht aber aus Schatten der Eingeweihten in den eleuſiniſchen Geheimniſſen, und ihm ſind wunderſchöne Geſänge in den Mund gelegt. Aeſchylus hat zuvor den tragiſchen Thron in der Unterwelt eingenommen, nun will ihn aber Euripides davon verſtoßen. Pluto führt den Vorſitz, Bacchus ſoll dieſen großen Streit entſcheiden; die beyden Dichter, der erhaben zürnende Aeſchylus, der ſpitzfindige, eitle Euripides, ſtehen einander gegenüber und legen die Proben ihrer Kunſt ab, ſie ſingen, ſie reden gegen einander, und ſind in allen Zügen meiſterlich charakteriſirt. Zuletzt wird eine Wage gebracht, worauf jeder einen Vers legt; allein ſo ſehr ſich Euripides quält, gewichtige Verſe vorzubringen, ſo ſchnellt Aeſchylus immer durch die ſeinigen die Wagſchale des andern in die Höhe. Endlich wird er des Kampfes überdrüßig und ſagt, Euripides ſolle ſelbſt mit allen ſeinen Werken, Weib, Kindern und Kephiſophon in die Wagſchale ſteigen, er wolle dagegen nur zwey Verſe hineinlegen.

Bacchus hat ſich unterdeſſen zum Aeſchylus bekehrt, und wiewohl er dem Euripides geſchworen, ihn mit ſich aus der Unterwelt zurückzunehmen, ſo fertigt er ihn mit einer Anſpielung auf ſeinen eigenen Vers aus dem Hyppolytus ab:

Die Zunge ſchwur, doch wähl ich mir den Aeſchylus.

Aeſchylus kehrt alſo zu den Lebenden zurück, und überläßt in ſeiner Abweſenheit dem Sophokles den tragiſchen Thron.

Die Bemerkung über die Ortsveränderungen die ich bey Gelegenheit des Friedens machte, iſt bey den Fröſchen zu wiederholen. Der Schauplatz iſt anfangs zu Thebe, wo ſowohl Bacchus als Herkules einheimiſch waren; nachher verwandelt ſich die Bühne, ohne daß Bacchus ſie verlaſſen hatte, in das dieſſeitige Ufer des acheruſiſchen Sees, welchen die Vertiefung der Orcheſtra bedeuten mußte, und erſt als Bacchus am andern Ende des Logeums wieder landete, ſtellte die Decoration die Unterwelt mit dem Palaſt des Pluto im Hintergrunde dar. Man halte dieß nicht etwa für bloße Vermuthung: der alte Scholiaſt bezeugt es der Hauptſache nach ausdrücklich.

Die Weſpen ſind nach meinem Urtheil das ſchwächſte Stück des Ariſtophanes. Der Stoff iſt zu beſchränkt, die dargeſtellte Narrheit erſcheint als eine ſeltſame Krankheit ohne genugſame allgemeine Bedeutung, und die Behandlung iſt zu lang ausgeſponnen. Der Dichter ſpricht dießmal ſelbſt beſcheiden von ſeinen Mitteln der Unterhaltung, und will nicht eben ein unermeßliches Gelächter verheißen.

Dagegen glänzen die Vögel durch die keckſte und reichſte Erfindung im Reiche des fantaſtiſch Wunderbaren, und ergötzen durch die fröhlichſte Heiterkeit: es iſt eine luſtige, geflügelte, buntgefiederte Dichtung. Dem alten Kritiker kann ich nicht beyſtimmen, der die große Bedeutung des Werkes darin ſetzt, daß hier die allgemeinſte, und unverhohlenſte Satire auf die Verderbtheit des atheniſchen Staats, ja aller menſchlichen Verfaſſung zu finden ſey. Vielmehr iſt es die harmloſeſte Gaukeley, welche alles berührt, die Götter wie das Menſchengeſchlecht, aber ohne irgendwo als auf ein Ziel einzudringen. Was in der Naturgeſchichte, in der Mythologie, in der Lehre von den Vorbedeutungen, in den äſopiſchen Fabeln, ja in ſprüchwörtlichen Redensarten irgend merkwürdiges von den Vögeln vorkommt, hat der Dichter ſinnreich in ſeinen Kreis gezogen; er geht bis auf die Kosmogonie zurück, und zeigt, wie zuerſt die ſchwarz geflügelte Nacht ein Windey gelegt, woraus der liebliche Eros mit goldnen Fittigen (ohne einigen Zweifel ein Vogel) ſich erſchwungen, der dann allen Dingen ihren Urſprung gegeben. Zwey Flüchtlinge aus der Menſchengattung gerathen in das Gebiet der Vögel, die ſich für ſo viel erlittene Feindſeligkeiten an ihnen rächen wollen; die Beyden retten ſich, indem ſie den Vögeln ihren Vorrang vor allen Geſchöpfen einleuchtend machen, und ihnen rathen, ihre vereinzelten Kräfte in einen ungeheuren Staat zu ſammeln; ſo wird die wunderbare Stadt, Wolkenkuckucksburg, über der Erde erbaut; allerley ungebetene Gäſte: Prieſter, Dichter, Wahrſager, Geometer, Geſetzeſchreiber, Sykophanten, wollen ſich in dem neuen Staate einniſten, werden aber weggewieſen; es werden neue Götter geſtiftet, natürlich, wie die Menſchen die ihrigen als Menſchen gedacht, nach dem Bilde der Vögel; den alten

Göttern iſt der Olymp vermauert, ſo daß keine Opfergerüche zu ihnen gelangen können; dadurch in Noth gebracht, ſchicken ſie eine Geſandtſchaft, beſtehend aus dem gefräßigen Herkules, dem Neptun, der nach der gebräuchlichen Redensart beym Neptun ſchwört, und einem thraciſchen Gott, der nicht recht griechiſch weiß, ſondern kauderwelſch redet: doch müſſen dieſe ſich alle Bedingungen gefallen laſſen, und den Vögeln bleibt die Oberherrſchaft der Welt. So ſehr dieß alles einem bloß poſſenhaften Mährchen ähnlich ſieht, ſo hat es doch eine philoſophiſche Bedeutung, die Geſamtheit der Dinge einmal von oben her wie im Vogelflug zu betrachten, da unſre meiſten Vorſtellungen ja nur auf dem menſchlichen Standpunkte wahr ſind.

Die alten Kritiker urtheilten, Kratinus ſey ſtark im beißenden Spott geweſen, der geradezu angreift, es habe ihm dagegen an luſtiger Laune gefehlt, auch habe er eine treffende Anlage nicht vortheilhaft zu entwickeln, noch ſeine Schauſpiele gehörig auszufüllen gewußt; Eupolis ſey gefällig in ſeinen Scherzen, gewandt in ſinnreichen Einkleidungen geweſen, ſo daß er auch der Parabaſen nicht

nicht bedurft, um alles zu ſagen was er wollte, n
der ſatyriſchen Kraft habe er ermangelt; Ariſtophanes vereinige durch einen glücklichen Mittelweg die Vorzüge beyder, in ihm finde man Spott und Scherz auf das vollkommenſte und im anziehendſten Verhältniſſe verſchmolzen. Nach dieſen Angaben halte ich mich berechtigt anzunehmen, daß unter den Stücken des Ariſtophanes die Ritter am meiſten im Styl des Kratinus, die Vögel am meiſten im Styl des Eupolis gearbeitet ſind; und daß er ihre Weiſe dabey abſichtlich vor Augen gehabt. Denn wiewohl er ſich ſeiner unabhängigen Originalität rühmt, die nichts fremdes zu entlehnen brauchte, konnten doch unter ſo ausgezeichneten Kunſtgenoſſen gegenſeitige Einflüſſe nicht wohl ausbleiben. Iſt jenes gegründet, ſo hätten wir den Verluſt der Werke des Kratinus vielleicht mehr für die Sittengeſchichte und Kenntniß der atheniſchen Verfaſſung, den Verluſt der Werke des Eupolis mehr in Abſicht auf die komiſche Form zu beklagen.

Der Plutus iſt die Umarbeitung eines früheren, aber ſo wie wir ihn haben, eines der ſpäteſten Werke des Dichters. Er gehört dem Weſen nach zur alten Komödie, jedoch ſpürt man in der Sparſamkeit des perſönlichen Spottes und in der Gelindigkeit, worin das Ganze gehalten iſt, eine Hinneigung zur mittleren. Jener Gattung wurde erſt durch ein förmliches Geſetz der entſcheidende Streich beygebracht, allein es mochte ſchon zuvor immer bedenklicher werden, das demokratiſche Vorrecht des alten Komikers in ſeinem ganzen Umfange auszuüben. Wird doch ſogar erzählt (vielleicht nur als Vermuthung, denn Andre haben es geläugnet) Alcibiades habe den Eupolis wegen eines wider ihn gerichteten Stückes erſäufen laſſen. Gegen ſolche Gefahren hält kein Künſtlereifer Stand: es iſt billig, wenn man ſeine Mitbürger ergötzen ſoll, daß man dabey wenigſtens ſeines Lebens ſicher ſey.

Anhang.

Da wir, ſo viel ich weiß, noch keine befriedigende poetiſche Ueberſetzung des Ariſtophanes beſitzen, dieſer Schriftſteller im ganzen aus vielen Gründen auch unuberſetzlich fur uns bleibt, ſo theile ich meinen Leſern hier die Szene aus den Acharnern mit, worin Euripides vorkommt; nicht als ob es nicht viele andre von gleichem oder hoherem Werth habe, ſondern weil ſie ſich auf den künſtleriſchen Charakter dieſes Tragikers bezieht, und eben ſo unanſtößig als leicht verſtändlich iſt.

Die Acharner, attiſche Landleute, die viel vom Feinde gelitten, ſind höchſt erbittert gegen den Dikäopolis, weil er Frieden geſchloſſen, und wollen ihn ſteinigen. Er unternimmt für die Lacedämonier zu reden, hinter einem Block ſtehend, um den Kopf zu verlieren, falls er ſie nicht überredet. Dieſes mißlichen Unternehmens halb ſucht er nun den Euripides auf, um ſich von ihm den kläglichen Aufzug zu erbitten, worin ſeine Helden Mitleid zu erwecken pflegen. Dikäopolis, welcher im Grunde Ariſtophanes ſelber iſt, hat aber dabey den Euripides zum beſten. Man muß ſich das Haus des letzteren als die Mitte des Hintergrundes einnehmend denken.

Dikäopolis.

Mir tapfern Muth zu faſſen, iſt die Stunde da:
Hinwandern muß ich jetzo zum Euripides.
Burſch! Burſch! (klopft an)

Kephiſophon. (tritt heraus.)

Wer ruft da?

Dikäopolis.

Iſt Euripides zu Haus?

Kephiſophon.

Zu Hauſ' und nicht zu Hauſe, wenn du das verſtehſt.

Dikäopolis.

Wie? nicht, und doch zu Hauſe?

Kephiſophon.

Richtig, Alter, iſt's.
Aus flog der Geiſt, und ſammelt kleine Verſchen ein,
Er aber ſelbſt, zu Hauſe, dichtet in der Höh
'ne Tragödie.

An Friedrich Schlegel.

Der Geiſt muß ſich, um nicht der Welt zu fröhnen,
Zur Weltanſchauung in ſich ſelbſt vertiefen.
Begreifend ſchafft er Kräfte, welche ſchliefen,
Die durch Bewußtſein ſich als mündig krönen.

Da forſchteſt du, bis aus der Weisheit Tönen
Muſik ward, bis dir aus der Seele Tiefen,
Durch tauſend Spiegel, die es läuternd prüfen,
Zurückgeſtrahlt, erſchien das Bild des Schönen.

Dich führt zur Dichtung Andacht brünſt'ger Liebe,
Du willſt zum Tempel dir das Leben bilden,
Wo Götterrecht der Freiheit löſ' und binde.

Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe,
Entführteſt du den himmliſchen Gefilden
Die hohe Glut der leuchtenden Lucinde.

Dikäopolis.

O Euripides, dreymal beglückt,
Wer einen Knecht hat, der ſo weiſ' antworten kann.
Ruf ihn heraus denn.

Kephiſophon.

's iſt unmöglich.

Dikäopolis.

Thu es nur.
Ich will nicht fortgehn, ſondern klopf' an ſeine Thur. —
Euripides! Euripidelein!
405. Erhöre jetzt mich, wenn du jemals wen erhört!
Dikäopolis ruft dich; ich der Chollidenſer, bin's.

Euripides.

Ich hab nicht Zeit.

Dikäopolis.

So rolle dich heraus.

Euripides.

's iſt unmöglich.

---

407. Kunſtausdruck von dem angeſchobnen Encyklema.

409. Euripides erſcheint im obern Stock, aber wie auf einem Altan oder in einer offnen Gallerie ſitzend.

Dikäopolis.

Thu es nur.

Euripides.

Da roll ich heraus: herabzuſteigen iſt nicht Zeit.

Dikäopolis.

410. Euripides!

Euripides.

Was ſchrey'ſt du?

Dikäopolis.

Dichteſt in der Höh,
Statt auf der Erde? Bringſt mit Recht wohl Lahme an.
Was haſt du da die Lumpen aus der Tragödie,
Die Jammerkleider? Bringſt mit Recht wohl Bettler an.
Fußfällig anflehn muß ich dich, Euripides,
415. Gieb ſolchen Lumpen aus 'nem alten Stücke mir.
Ich ſoll 'ne lange Rede halten vor dem Chor,
Die mir den Tod bringt, mach' ich meine Sachen ſchlecht.

Euripides.

Was willſt du denn für Fetzen? Die vom Oeneus da,
Worin der unglückſel'ge Greis den Kampf beſtand?

Dikäopolis.

420. Nicht Oeneus war es, noch ein weit Elenderer.

Euripides.

Die denn vom blinden Phönix?

Dikäopolis.

Nicht vom Phönix, nein.
Ein Andrer wars, elender als der Phönix noch.

Euripides.

Was ſind es nur für Lappen, die der Mann begehrt? —
Aha! Vom Bettler Philoktetes, meynſt du die?

Dikäopolis.

Nein, ſondern viel viel bettelhafter noch als der.

Euripides.

Du willſt vielleicht die ſchimmelichten Umhüllungen,
Die Bellerophontes, jener Lahme, angehabt?

Dikäopolis.

Nicht Bellerophontes; den ich meyne, der war lahm,
Allmoſen bettelnd, voller Kniff, im Reden keck.

Euripides.

Ich weiß, der Myſier Telephus.

Dikäopolis.

Ja, Telephus.
Von dieſem Mann, ich flehe, gieb die Tücher mir.

Euripides.

O gieb ihm, Burſch, die Lumpengewande des Telephus,

Auf den Thyeſteiſchen Lumpen oben liegen ſie,
Und unter Ino's ihren.

Kephiſophon.

Hier, da nimm ſie hin.

Dikäopolis. (ſich umkleidend.)

435. O Zeus, Umſchauer und Durchſchauer überall!
Hilf mir, mich auszukleiden aufs elendeſte. —
Euripides, da dieſes du bewilligt haſt,
So gieb mir auch der Lumpen ganzes Zubehör:
Das myſiſche Filzhütlein zu tragen auf dem Kopf.
440. „Denn einem Bettler muß ich heute gleichen ganz,
„Zwar ſeyn derſelbe, der ich bin, doch ſcheinen nicht.“
Es müſſen des Spiels Zuſchauer wiſſen, daß ichs bin,
Doch die vom Chor einfältig daſtehn rund herum,
Damit ich ſie mit Floskeln überliſten kann.

Euripides.

445. Ich will's dir geben, denn du ſinnſt auf ſchlauen Rath.

Dikäopolis.

„Heil dir! doch wie ich denke, geb's dem Telephus.“
Das geht ja gut, ſchon füll' ich mich mit Floskeln an,
Aber es bedarf nun eines Bettlerſtabes noch.

---

435. Anſpielung auf den durchlöcherten Mantel, indem er ihn gegen das Licht hält.

440. 445. Verſe aus dem Trauerſpiel Telephus.

Euripides.

Da nimm, und geh' von dieſen ſteinernen Pfoſten weg.

Dikäopolis.

O mein Gemüth, ſieh, wie man weg vom Haus mich ſtößt,
Der mancherley Sächelchen bedarf. Nun werde zäh,
Mit Betteln, Flehn anhaltend. — Hör, Euripides!
Gieb mir ein Körblein, wo die Laterne durchgebrannt.

Euripides.

Elender, ſag, wozu dir Noth thut ſolch Geflecht?

Dikäopolis.

Nicht thut es Noth mir, aber haben möcht' ichs doch.

Euripides.

Du wirſt beſchwerlich: tritt zurück von meinem Haus.

Dikäopolis.

Ey ey!
Sey ſo geſegnet, wie es deine Mutter war.

Euripides.

So mach dich fort nun.

---

457. Eine arme Krauthändlerin.

Dikäopolis.

Nein, nur Eines gieb mir noch:
'nen kleinen Kelch, mit oben ausgebrochnem Rand.

Euripides.

460. Da nimm, und pack dich. Wiſſe, daß du läſtig biſt.

Dikäopolis.

Beym Zeus, du weißt nicht, welches Unheil du verübſt. —
O allerliebſter Euripides! dieß eine noch:
Gieb mir ein kleines Töpfchen, zugeſtopft mit Schwamm.

Euripides.

465. O Menſch, du bringſt mich endlich um die Tragödie. —
Nimm dieß, und geh dann ſchleunig fort.

Dikäopolis.

Ich gehe ſchon. —
Doch was zu machen? Eins noch brauch' ich: ohne das
Iſt alles hin. O allerliebſter Euripides!
Vom Kohl den Abfall gieb mir in das Körbchen hier.

Euripides.

470. Du bringſt mich um: Da! um mein Schauſpiel iſt's geſchehn.

---

469. 470. Anſpielung auf das Gewerbe der Mutter des Euripides.

Dikäopolis. (thut als wollte er gehen)

Nichts weiter! Sieh, ſchon geh' ich. Denn ich bin fürwahr
Auch allzuläſtig, nicht der Gebieter Zorn zu ſcheun. —
Weh mir, ich Unglückſel'ger! 's iſt um mich geſchehn:
Ich vergaß, worauf mir alles ankommt, grade das. —
475. O allerliebſtes, herz'ges Euripidelein!
Ich will verwünſcht ſeyn, bitt' ich ſonſt noch was von dir,
Als dieß allein, dieß Ein' allein, dieß Ein' allein.
Gieb mir doch Kerbel, dein ererbtes Muttertheil.

Euripides.

Der Menſch verhöhnt mich: ſchließ die Thür des Hauſes zu.

(Das Encyklema ſchließt ſich. Euripides und Kephiſophon in das Haus zurück.)

Dikäopolis.

480. O mein Gemüth, wir müſſen ohne Kerbel gehn!
Iſt dirs bewußt, welch einen Kampf du kämpfen ſollſt?
Für die Lacedämonier unternahmſt zu reden du.
O mein Gemüth, verſchreite! ſieh die Schranken dort!

Was willſt du noch, da du den Euripides eingeſchluckt!
Du ſollſt gelobt ſeyn: friſch daran mein duldend Herz!
Begieb dich dorthin, biete dann dein Haupt dem Block,
Derweil du vorbringſt, was dir ſelbſt am beſten dunkt.
Geh! wag es! ſtelle dar dich! auf, mein Herz, wohlan!

Siebente Vorleſung.

Die alten Kritiker nehmen zwiſchen der *alten* und *neuen Komödie* eine *mittlere* an. Ihre unterſcheidenden Kennzeichen werden verſchieden angegeben. Bald ſoll das Eigne bloß in der Enthaltung vom perſönlichen Spott und von der Einführung wirklicher Perſonen beſtehen, bald in der Weglaſſung des Chors. Die Einführung wirklicher Perſonen unter ihrem wahren Namen war niemals ein unerlaßliches Erforderniß. Wir finden ja in mehreren Stücken des Ariſtophanes lauter nicht hiſtoriſche, ſondern erdichtete Perſonen mit ſprechenden Namen nach der Weiſe der neueren Komiker, und der perſönliche Spott iſt nur im einzelnen angebracht. Die Befugniß zu dieſem war freylich der älteren Gattung weſentlich, wie ich ſchon gezeigt habe, und durch deren Verluſt wurden die Dichter außer Stand geſetzt, das öffentliche Leben und den Staat komiſch darzuſtellen. Beſchränkten ſie ſich aber auf das Privatleben, ſo fiel auch die Bedeutung des Chores weg. Indeſſen trug wohl noch ein zufälliger Umſtand zu deſſen Abſchaffung bey. Es fodert viel Aufwand, den Chor zu kleiden und zu unterrichten; da die Komödie nun mit ihrem politiſchen Vorrecht auch ihre feſtliche Würde eingebüßt hatte, und zur bloßen Beluſtigung herabſank, ſo fand der Dichter keine reichen Gönner mehr, welche die Ausſtattung des Chors übernommen hätten.

Platonius giebt noch ein anderes Merkmal der mittleren Komödie an. Er ſagt, wegen der Gefahr bey politiſchen Gegenſtänden hätten die Komiker ihren Spott gegen alle ernſthafte Poeſie, ſey es epiſche oder tragiſche, gewandt, und deren Ungereimtheiten und Widerſprüche gezeigt; von dieſer Art ſey der ſpät geſchriebene Aeoloſikon des Ariſtophanes geweſen. Die Beſchreibung läuft auf den

Deutung.

Was iſt die Liebe? Leſ't es, zart geſchrieben,
Im Laut des Worts: es iſt ein innig Leben;
Und Leben ein im Leib gefeßelt Streben,
Ein ſinnlich Bild von ewig geiſt'gen Trieben.

Der Menſch nur liebt: doch iſt ſein erſtes Lieben
Der Lieblichkeit des Leibes hingegeben.
Will ſich, als Leibes Gaſt, der Geiſt erheben,
So wird von Willkür die Begier vertrieben.

Doch unauflöslich Leib und Geiſt verweben
Iſt das Geheimniß aller Luſt und Liebe;
Leiblich und geiſtig wird ſie Quell des Lebens.

Im Manne waltet die Gewalt des Strebens;
Des Weibes Füll' umhüllet ſtille Triebe:
Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben.

Begriff der Parodie hinaus, von dem wir bey der alten Komodie gleich anfangs ausgingen. Platonius nennt als ein Beyſpiel der Gattung die Ulyſſe des Kratinus, eine Verſpottung der Odyſſee. Allein der Zeitordnung nach konnte kein Stuck des Kratinus, deſſen Tod Ariſtophanes in ſeinem Frieden berichtet, zur mittleren Komödie gehören. Und war jenes Schauſpiel des Eupolis, worin er ſchilderte, was wir das Schlaraffenland nennen, etwas anders als eine Parodie auf die dichteriſchen Sagen vom goldnen Zeitalter? Sind beym Ariſtophanes die Himmelfahrt des Trygäus, die Höllenfahrt des Bacchus nicht lächerliche Nachahmungen der epiſch und tragiſch beſungenen Thaten des Bellerophon und Herkules? So viele Parodien tragiſcher Szenen nicht zu erwähnen. Vergeblich würde man alſo in der Beſchränkung hierauf eine wirklich ſondernde Gränzſcheidung ſuchen. Poetiſch betrachtet ſind die ſcherzhafte Willkühr und die allegoriſche Bedeutſamkeit der Zuſammenſetzung die einzigen weſentlichen Merkmale der ältern Gattung. Wo ſie ſich finden, würden wir ein Werk dazu rechnen, in welcher Zeit und unter welchen Umſtänden es auch gedichtet ſeyn möchte.

Da es bloß etwas Verneinendes war, was die neuere Komödie veranlaßte, nämlich die Aufhebung der politiſchen Freyheit der alten, ſo iſt es leicht begreiflich, daß ein Mittelzuſtand des Schwankens und Suchens nach Erſatz Statt gefunden haben wird, bis ſich eine neue Kunſtform entwickelt und feſtgeſetzt hatte. Demnach könnte man mehrere Arten der mittleren Komödie, mehrere Mittelgrade zwiſchen der alten und neuen annehmen, wie es auch einige Gelehrte gethan. Hiſtoriſch hat dieß wohl ſeinen Grund; aber aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkte genommen iſt ein Uebergang keine Gattung.

Wir gehen alſo gleich zur neuen Komödie fort, derſelben Dichtart, welche bey uns ſchlechthin Komödie, Luſtſpiel heißt. Ich hoffe, wir werden dieſe richtiger faſſen, wenn wir ſie in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte ſtellen, und ſie als eine gemiſchte und bedingte Gattung nach ihren verſchiedenartigen Beſtandtheilen erklären, als wenn wir ſie für eine urſprüngliche und reine Gattung nähmen, wie diejenigen thun, welche ſich entweder gar nicht um die alte Komödie bekümmern, oder ſie nur für einen rohen Anfang halten. Deswegen iſt Ariſtophanes ſo unendlich merkwürdig, weil uns in ihm das Beyſpiel von etwas aufbehalten iſt, wovon ſich ſonſt nirgends in der Welt ein andres Exemplar findet.

Die neue Komödie läßt ſich allerdings in gewiſſer Hinſicht als die zahm gewordene alte bezeichnen, allein in Bezug auf Genialität pflegt Zahmheit nicht eben für einen Lobſpruch zu gelten. Die durch Verzichtleiſtung auf die unbedingte Freyheit des Scherzes erlittene Einbuße ſuchten die neueren Komiker durch eine Beymiſchung von Ernſt zu erſetzen, welche ſie von der Tragödie entlehnten, ſowohl in der Form der Darſtellung und in der Verknüpfung des Ganzen, als in den dadurch bezweckten Eindrücken. Wir haben geſehen, wie die tragiſche Poeſie in ihrer letzten Epoche ſich von ihrer idealiſchen Höhe herabſtimmte, und der gewöhnlichen Wirklichkeit näher trat, ſowohl in den Charaktern als im Ton des Dialogs, beſonders aber in dem Streben nach anwendbarer Belehrung.

wie das bürgerliche und häusliche Leben mit allen ſeinen einzelnen Bedürfniſſen gehörig einzurichten ſey. Dieſe Richtung auf das Nutzbare hat ſchon Ariſtophanes am Euripides ſcherzhaft geprieſen *). Euripides war der Verläufer der neueren Komödie; die Dichter dieſer Gattung haben ihn vorzugsweiſe bewundert, und für ihren Meiſter anerkannt. Ja die Verwandtſchaft des Tones und Geiſtes iſt ſo groß, daß man Sittenſprüche des Euripides dem Menander zugeſchrieben hat, und umgekehrt. Dagegen finden wir unter den Bruchſtücken des Menander Tröſtungen, die ſich auffallend bis zum tragiſchen Tone erheben.

Das Luſtſpiel (ſo will ich die neue Gattung zur Unterſcheidung von der alten nennen) iſt demnach eine Miſchung von Scherz und Ernſt. Der Dichter treibt nun nicht mehr ſelbſt mit der Poeſie und der Welt ſeinen Scherz, er überläßt ſich nicht einer ſcherzhaften Begeiſterung, ſondern er ſucht in den Gegenſtänden das Scherzhafte auf: er ſchildert in den menſchlichen Charaktern und Lagen dasjenige, was zum Scherz veranlaßt, mit einem Wort, das

---

*) Die Fröſche v. 971-991.

Luſtige, das Lächerliche. Aber es ſoll nicht mehr als eine bloße Schöpfung ſeiner Fantaſie auftreten, ſondern wahrſcheinlich ſeyn, das heißt wirklich ſcheinen. Das eben aufgeſtellte komiſche Ideal der Menſchennatur müſſen wir daher unter dieſem beſchränkenden Geſetze der Darſtellung von neuem beleuchten, und die verſchiednen Arten und Stufen des Komiſchen darnach beſtimmen.

Der höchſte tragiſche Ernſt geht, wie ich gezeigt, letztlich immer auf das Unendliche, und der Gegenſtand der Tragödie iſt eigentlich der Kampf zwiſchen dem endlichen äußern Daſeyn und der unendlichen innern Anlage. Der gemilderte Ernſt des Luſtſpiels bleibt hingegen innerhalb des Kreiſes der Erfahrung ſtehen. An die Stelle des Schickſals tritt der Zufall, denn dieß iſt eben der empiriſche Begriff von jenem, als dem was nicht in unſerer Gewalt ſteht. Und ſo finden wir auch wirklich unter den Bruchſtücken der Komiker viele Ausſprüche über den Zufall, wie bey den Tragikern über das Schickſal. Der unbedingten Nothwendigkeit ließ ſich nur die ſittliche Freyheit entgegen ſtellen; den Zufall ſoll man verſtändig zu ſeinem

Vortheile lenken. Deßhalb iſt die ganze Sittenlehre des Luſtſpiels, gerade wie die der Fabel, nichts anders als Klugheitslehre. In dieſem Sinne hat ein alter Kritiker zugleich erſchöpfend und mit unübertrefflicher Kürze geſagt, die Tragödie ſey die Flucht oder die Aufhebung des Lebens, die Komödie deſſen Anordnung.

Die Darſtellung der alten Komödie iſt eine fantaſtiſche Gaukeley, ein luſtiges Traumbild, das ſich am Ende bis auf die große Bedeutung in Nichts auflöſet. Die Darſtellung des Luſtſpiels hingegen unterwirft ſich dem Ernſt in ihrer Form. Sie verwirft alles widerſprechende und wodurch ſie ſelbſt wieder aufgehoben werden würde. Sie ſucht bündigen Zuſammenhang, und hat mit der Tragödie eine förmliche Verwickelung und Auflöſung gemein. Sie verknüpft wie dieſe die Vorfälle als Urſachen und Wirkungen, nur daß ſie das Geſetz dieſer Verknüpfung ſo auffaßt, wie es ſich in der Erfahrung vorfindet, ohne es wie jene auf eine Idee zu beziehen. Wie die Tragödie Befriedigung des Gefühls am Schluſſe ſucht, ſo will das Luſtſpiel auch bey einem wenigſtens ſcheinbaren Ruhepunkte für den

Verſtand anlangen. Dieß iſt, um es beyläufig zu bemerken, nicht die leichteſte Aufgabe für den Luſtſpieldichter: er muß die Widerſprüche, deren verwirrtes Spiel uns ergötzt hat, am Ende geſchickt bey Seite ſchieben; wenn er ſie wirklich ausgleicht, wenn die Thoren vernünftig, die Schlechtgeſinnten gebeſſert oder beſtraft werden, ſo iſt es um den luſtigen Eindruck geſchehen.

Das wären etwa die komiſchen und tragiſchen Beſtandtheile des Luſtſpiels. Es kommt aber noch ein drittes hinzu, was an ſich weder komiſch noch tragiſch, ja überhaupt nicht poetiſch iſt. Ich meyne die porträtmäßige Wahrheit. Das Ideal und die Caricatur, ſowohl in der bildenden Kunſt als in der dramatiſchen Poeſie, machen auf keine andre Wahrheit Anſpruch, als die in ihrer Bedeutung liegt; ſie ſollen nicht als einzelne Weſen wirklich ſcheinen. Die Tragödie ſpielt in einer idealiſchen, die alte Komödie in einer fantaſtiſchen Welt. Da das Luſtſpiel die ſchöpferiſche Wirkſamkeit der Fantaſie beſchränkt, ſo muß ſie dem Verſtande einen Erſatz dafür bieten, und dieſer liegt in der von ihm zu beurtheilenden Wahrſcheinlichkeit des Dargeſtellten. Ich meyne hiemit nicht die Berechnung der ſeltner oder häufiger vorkommenden Fälle (denn ohne ſich jene zu erlauben, innerhalb der Gränzen des Alltäglichen, würde wohl alle komiſche Beluſtigung unmöglich ſeyn) ſondern die individuelle Wahrheit. Das Luſtſpiel muß ein treues Gemählde gegenwärtiger Sitten, es muß local und national beſtimmt ſeyn; und geſetzt auch, wir ſehen Luſtſpiele aus andern Zeiten und von andern Völkern aufführen, ſo werden wir dieß doch darin ſpüren und ſchätzen. Das Porträtmäßige iſt nicht dahin zu deuten, als müßten die komiſchen Charakter ganz und gar individuell ſeyn. Es dürfen die auffallendſten Züge von verſchiedenen Individuen einer Gattung bis zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit darin zuſammengeſtellt werden, falls ſie nur mit Beſonderheit genug bekleidet ſind, um individuelles Leben zu haben, und nicht als Beyſpiele eines einſeitigen Begriffes herauszukommen. Aber in ſo fern das Luſtſpiel die Verfaſſung des geſelligen und häuslichen Lebens überhaupt ſchildert, iſt es ein Porträt; von dieſer proſaiſchen Seite muß es ſich nach Zeit und Ort verſchieden beſtimmen, während die komiſchen

Motive, ihrer poetiſchen Grundlage nach, immer dieſelben bleiben.

Für eine genaue Copie des Wirklichen haben ſchon die Alten das Luſtſpiel erkannt. Der Grammatiker Ariſtophanes, davon durchdrungen, rief mit einer etwas gekünſtelten aber ſinnreichen Wendung aus: “O Leben und Menander! wer von „euch beyden hat den andern nachgeahmt?” Horaz berichtet uns, es hätten Einige gezweifelt, ob die Komödie ein Gedicht ſey oder nicht, weil weder in den Gegenſtänden noch in den Worten der nachdrückliche Schwung andrer Gattungen ſey, und die Sprache ſich nur durch das Sylbenmaaß von der des gewöhnlichen Umgangs unterſcheide. Aber, wandten andre hiegegen ein, die Komödie erhebt doch auch zuweilen ihren Ton, z. B. wenn ein erzürnter Vater dem Sohn ſeine Ausſchweifungen verrückt. Dieſe Antwort weiſet ſchon Horaz als unzulänglich ab. “Würde Pomponius,” ſagt er mit einer beißenden Anwendung, “etwas anders zu „hören bekommen, wenn ſein Vater noch lebte?” Man muß, um den Zweifel zu beantworten, ſich auf dasjenige richten, worin das Luſtſpiel über die einzelne Wirklichkeit hinausgeht. Zuvörderſt iſt es ein erdichtetes Ganzes, aus übereinſtimmenden Theilen nach einem künſtlichen Verhältniß zuſammengeſetzt. Ferner iſt das Vorgeſtellte nach den Bedingungen theatraliſcher Darſtellung überhaupt behandelt: alles fremdartige und ſtörende iſt ausgeſchieden, das zur Sache gehörige iſt zu raſcherem Fortgange zuſammengedrängt; allem, den Lagen wie dem Charakter der Perſonen, wird eine Klarheit der Erſcheinung geliehen, welche die verſchwimmenden unentſchiednen Umriſſe der Wirklichkeit ſelten haben. Dieß iſt das Poetiſche in der Form des Luſtſpiels; das proſaiſche Prinzip liegt im Stoffe, in der verlangten Aehnlichkeit mit etwas Einzelnem, Aeußerem.

Wir können hier ſogleich die vielfach durchgeſtrittene Frage abthun, ob die Verſification der Gattung weſentlich, und ein in Proſa geſchriebenes Luſtſpiel immer etwas mangelhaftes ſey. Viele haben dieß bejaht, auf das Anſehn der Alten, welche freylich keine für das Theater beſtimmte Gattung in Proſa hatten; doch hiebey konnten Zufälligkeiten mit entſcheiden helfen, z. B. der große

An einen Helden.

Du eilſt nicht, leichte Lorbeer'n nur zu greifen,
Um müßig dann des Lobes Trank zu ſchlürfen.
Wenn ſiebenfach Trophäen dir ſich häufen,
Wirſt du der That, wie dein die Welt bedürfen.

So viel zu können, was man kann, zu dürfen,
Muß zwar mit Gottgefühl die Bruſt ergreifen,
Doch, fliegend von Entwürfen zu Entwürfen,
Läßt deiner Weisheit Frucht dein Muth nicht reifen.

Kaum haſt du dich von deinem Werk geſchieden,
So iſt's dem Chaos wieder hingegeben;
Zum Grabe wird die Wiege neuer Staaten.

O ſetze Herkulsſäulen deinen Thaten
Willſt du von Nilus Haupt den Schleier heben,
So ſtürzen hinter dir die Pyramiden.

Umfang der Bühne, wo der Vers und deſſen nachdrücklicherer Vortrag zur Hörbarkeit beytrug. Dieſe Kritiker vergaßen, daß die vom Plato ſo ſehr bewunderten Mimen des Sophron in Proſa geſchrieben waren. Und was waren dieſe Mimen, wenn wir uns nach der Andeutung, einige Idyllen des Theokrit ſeyen ihnen in Hexametern nachgebildet, eine Vorſtellung davon machen dürfen? Es waren Gemählde des wirklichen Lebens, in Geſprächen, worin aller poetiſche Schein möglichſt vermieden ward. Dieſer liegt ſchon in der dramatiſchen Verknüpfung, welche freylich nicht darin Statt findet; es ſind abgeriſſene Szenen, wo alles ſo zufällig und unvorbereitet auf einander folgt, wie die Stunden eines Werk- oder Feſttages es mit ſich bringen. Der Abgang an dramatiſcher Spannung der Theilnahme wird durch das Mimiſche erſetzt, d. h. durch die genaueſte Auffaſſung der individuellen Eigenheiten in der ganzen Art zu ſeyn und zu ſprechen, welche durch Nationalität nach den örtlichſten Beſtimmungen, ferner durch Geſchlecht, Alter, Stand, Gewerbe u. ſ. w. hervorgebracht werden.

Auch im verſifizirten Luſtſpiel muß ſich die Sprache durch Wahl und Zuſammenfügung der Wörter gar nicht oder nur unmerklich von der des Umganges entfernen; die Freyheiten des poetiſchen Ausdrucks, welche andern Gattungen unumgänglich, ſind hier unterſagt. Der Versbau muß, unbeſchadet dem Gebräuchlichen, Ungezwungenen, ja Nachläßigen des Geſprächstones ſich von ſelbſt einzuſtellen ſcheinen. Sein Schwung ſoll nicht zur Erhöhung der Perſonen dienen, wie in der Tragödie, wo er zugleich mit der ungewohnten Erhabenheit der Sprache gleichſam ein geiſtiger Kothurn für ſie wird. Im Luſtſpiel ſoll der Vers nur zu größerer Leichtigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit des Dialogs dienen. Ob es vortheilhafter iſt, ein Luſtſpiel zu verſifiziren oder nicht, dieß muß ſich folglich darnach entſcheiden: ob es dem beſondern Gegenſtande angemeßner iſt, dem Dialog jene Vollkommenheiten der Form zu ertheilen, oder alle rhetoriſchen, grammatiſchen, und ſelbſt phyſiſchen Unvollkommenheiten der Sprecharten in die Nachahmung mit aufzunehmen. Der letzte Fall iſt wohl nicht ſo häufig, als die Bequemlichkeit der Schriftſteller, zum Theil auch Schauſpieler, das Luſtſpiel in Proſa in der neueren Zeit allgemein üblich gemacht hat. Beſonders uns Deutſchen würde ich zum fleißigen Anbau des verſifizirten ja gereimten Luſtſpiels rathen; da wir unſer nationales Komiſches eigentlich noch erſt ſuchen, ohne es recht finden zu können, ſo würde die ganze Darſtellung durch die gebundnere Form an Haltung gewinnen, und manchen Verirrungen wäre gleich im Entſtehen vorgebeugt werden. Wir ſind in dieſer Sache noch nicht genug ausgebildete Meiſter, um uns eine angenehme Nachläßigkeit hingehen laſſen zu dürfen.

Da wir das Luſtſpiel als eine gemiſchte Gattung aus komiſchen und tragiſchen, aus poetiſchen und proſaiſchen Elementen erklärt haben, ſo erhellet ſchon von ſelbſt, daß im Umfange dieſer Gattung mehrere Unterarten Statt finden können, je nachdem einer oder der andere Beſtandtheil vorwaltet. Spielt der Dichter in ſcherzhafter Laune mit ſeinen eigenen Erfindungen, ſo entſteht eine Poſſe; beſchränkt er ſich auf das Lächerliche in den Lagen und Charaktern, mit möglichſter Vermeidung aller ernſthaften Beymiſchungen, ein reines Luſtſpiel; ſo wie der Ernſt Feld gewinnt im Zweck der ganzen Zuſammenſetzung, und in der hervorgerufenen Theilnahme und ſittlichen Beurtheilung, ſo geht es in das belehrende oder rührende Schauſpiel über; und davon iſt nur ein Schritt bis zum bürgerlichen Trauerſpiel übrig. Man hat oft von dieſen letztgenannten Arten, als ganz neuen wichtigen Erfindungen ein großes Aufheben gemacht, eigne Theorien dafür aufgeſtellt, u. ſ. w. So Diderot mit ſeinem nachher ſo übel verſchrieenen weinerlichen Drama; das Neue darin war bloß das Verfehlte: die geſuchte Natürlichkeit, die Pedanterey mit den Familienverhältniſſen, die verſchwendete Rührung. Hätten wir noch die geſamte komiſche Litteratur der Griechen, ſo würden wir unſtreitig zu allem die Vorbilder darin finden, nur daß der heitre griechiſche Geiſt nie in eine tödtende Einſeitigkeit verfiel, ſondern alles mit weiſem Maaß ordnete und miſchte. Haben wir nicht ſchon unter ſo wenigen übrig gebliebenen Stücken die Gefangenen des Plautus, die man ein rührendes Drama nennen kann, die Schwiegermutter des Terenz, ein wahres Familiengemählde, während der Amphitruo an die kühne Willkühr der alten Komödie hinſtreift, und die Zwillingsbrüder (Menächmen) ein wildes Intriguen-Stück ſind? Finden ſich nicht in den ſämtlichen Stücken des Terenz ernſtbelehrende, leidenſchaftliche, ja rührende Stellen? Man erinnere ſich nur an die erſte Szene des Selbſtpeinigers. Aus unſerm Geſichtspunkt hoffen wir für alles den gehörigen Platz auszufinden. Wir ſehen hier keine getrennten Arten, ſondern bloß eine Stufenleiter im Ton der Darſtellung, die nach mehr oder minder merklichen Uebergängen durchlaufen wird.

Auch die hergebrachte Eintheilung in Charakter- und Intriguen-Stück können wir nicht ſo uneingeſchränkt gelten laſſen. Ein gutes Luſtſpiel ſoll immer beydes zugleich ſeyn, ſonſt fehlt es entweder an Gehalt oder an Bewegung, nur freylich kann bald das eine, bald das andre ein Uebergewicht haben. Die Entwickelung der komiſchen Charakter fordert contraſtirende Lagen, und dieſe entſtehen ja eben aus der Durchkreuzung der Abſichten und Zufälle, wie ich weiter eben Intrigue im dramatiſchen Sinne erklärt habe. Was Intriguen ſpielen im gemeinen Leben bedeutet, weiß jeder, nämlich durch Liſt und Verſtellung Andre ohne ihr Wiſſen und gegen ihren Willen nach unſern verborgenen Zwecken lenken. Im Schauſpiele treffen beyde Bedeutungen zuſammen, denn die Liſt der Einen wird ein kreuzender Zufall für die Andern.

Wenn die Charakter nur leicht angedeutet ſind, eben ſo viel als nöthig iſt, um Handlungen der Perſonen in dem und jenem Fall zu begründen; wenn ſich übrigens die Vorfälle ſo häufen, daß ſie der charakteriſtiſchen Entfaltung wenig Raum gönnen; wenn die Verwickelung ſo auf die Spitze geſtellt iſt, daß ſich die bunte Verwirrung der Mißverſtändniſſe und Verlegenheiten in jedem Augenblicke löſen zu müſſen ſcheint, und doch der Knoten immer von neuem geſchürzt wird: eine ſolche Compoſition kann man wohl ein Intriguen-Stück nennen. Die franzöſiſchen Kunſtrichter haben es zur Mode gemacht, dieſe Art an Werth ſehr tief unter das ſogenannte Charakter-Stück herabzuſetzen, vielleicht weil ſie zu ſehr darauf ſehen, was man von einem Schauſpiele behalten und mit ſich nach Hauſe nehmen kann. Freylich löſt ſich am Ende das Intrizuen-Stück gewiſſermaßen in Nichts auf: aber warum ſollte es nicht erlaubt ſeyn, zuweilen ohne andern Zweck bloß ſinnreich zu ſpielen? Viel erfinderiſcher Witz gehört gewiß zu einem guten Luſtſpiel dieſer Art; außer der Unterhaltung, welche der aufgewandte Scharfſinn gewährt, kann das wunderbare Gaukelſpiel noch einen großen Reiz für die Fantaſie haben, wie uns viele ſpaniſche Stücke beweiſen.

Man wirft dem Intriguen-Stück vor, es weiche vom natürlichen Lauf der Dinge ab, es ſey unwahrſcheinlich. Man kann allenfalls jenes ohne dieſes zugeben. Das Unerwartete, Außerordentliche, bis zur Unglaublichkeit Seltſame führt uns der Dichter freylich vor, auch läßt er ſich oft gleich anfangs eine große Unwahrſcheinlichkeit vergeben, wie z. B. Aehnlichkeit zweyer Perſonen, oder eine nicht wahrgenommene Verkleidung; nachher müſſen aber alle Vorfälle den Schein der Wahrheit haben, es muß befriedigende Rechenſchaft gegeben werden von den Umſtänden, vermöge deren die Sache eine ſo wunderliche Wendung nimmt. Da in Anſehung deſſen, was geſchieht, der Dichter uns nur ein

Sie muß alſo andre Quellen der komiſchen Beluſtigung, die näher nach dem Gebiete des Ernſtes zu liegen, aufſuchen, und ſie findet dieſe in einer durchgeführteren Charakteriſtik.

In den Charaktern des Luſtſpiels herrſcht entweder das Komiſche der Beobachtung oder das ſelbſtbewußte und eingeſtandne Komiſche. Jenes giebt vornämlich das feinere Luſtſpiel, die ſogenannte höhere Komödie, dieſes die niedrige, oder das Poſſenſpiel. Ich erkläre mich deutlicher.

Es giebt lächerliche Eigenſchaften, Narrheiten, Verkehrtheiten, um welche der Beſitzer ſelbſt nicht weiß, oder wenn er etwas davon merkt, ſo iſt er ſehr bemüht ſie zu verbergen, weil ſie ihm in der Meynung der Andern ſchaden würden. Dergleichen Perſonen kündigen ſich alſo nicht an für das, was ſie ſind; ihr Geheimniß entfährt ihnen nur unbewußt oder wider Willen, und wenn der Dichter ſie ſchildert, ſo muß er uns ſeine eigne vortreffliche Beobachtungsgabe leihen, um ſie gehörig kennen zu lernen. Seine Kunſt beſteht darin, den Charakter in abgelauſchten leicht hingeworfnen Zügen durchſcheinen zu laſſen, und den Zuſchauer dennoch ſo zu ſtellen, daß er die Bemerkung, wie fein ſie auch ſey, nicht verfehlen kann.

Es giebt andre ſittliche Gebrechen, welche der damit Behaftete mit einem gewiſſen Behagen in ſich verſpürt, ja ſich's wohl gar zum Grundſatze gemacht hat, ihnen nicht abhelfen, ſondern ſie hegen und pflegen zu wollen. Von dieſer Art iſt alles, was, ohne ſelbſtiſche Anmaſung oder feindſelige Neigungen, bloß aus dem Uebergewicht der Sinnlichkeit entſpringt. Damit kann allerdings ein hoher Grad von Verſtand verbunden ſeyn, und wenn die Perſon dieſen auf ſich zurückwendet, ſich über ſich ſelbſt luſtig macht, ihre Gebrechen gegen Andre eingeſteht, aber durch ſcherzhafte Einkleidung ſie damit auszuſöhnen ſucht, ſo entſteht das ſelbſtbewußte Komiſche. Es ſetzt dieſe Art immer eine gewiſſe innere Verdoppelung in der Perſon voraus, und die überlegne Hälfte, welche die andre ſcherzhaft darſtellt und verſpottet, hat durch ihre Stimmung und ihr Geſchäft eine nahe Verwandſchaft mit dem komiſchen Dichter ſelbſt. Er überträgt ſeine Perſon zuweilen ganz an dieſen Repräſentanten, indem er ihn die Darſtellung ſeiner ſelbſt gefliſſentlich über-

Die einzige Sicherheit.

Vom Tode rettet nur den Tod Verachten.
Dem, der ihn fürchtet, trinkt er zu bei'm Mahle,
Der grauſe Gaſt, aus blinkendem Pokale,
Daß rings der Freude Kerzen ſich umnachten.

Doch wenn ihn Muth und Kraft zu reizen trachten,
So weicht er aus, und trifft mit ſcheuem Stahle.
Ihn höhnt der Krieg, ob er Tribut ihm zahle,
Und über ihn ſiegprangen blut'ge Schlachten.

Drum habet Dank, ihr großen Todverächter!
Euch, die ihr einſam euer Blut geſpendet
Dem Zeus Befreier, ſoll der Einz'le danken:

Die Nationen, Römer, euch, und Franken!
Im Kampf mit Schrecken, die der Orkus ſendet,
Seid ihr die Phalanx ſterblicher Geſchlechter.

treiben, und ſich uber die andern Perſonen mit den Zuſchauern in ein ſpottendes Verſtändniß ſehen läßt. Dann entſteht daraus das Komiſche der Willkühr, das meiſtens eine groſſe Wirkung zu machen pflegt, wie ſehr es auch die Kunſtrichter herabſetzen mögen. Hierin regt ſich der Geiſt der alten Komödie; der bevorrechtete Luſtigmacher, den faſt alle Bühnen unter verſchiednen Namen gehabt, deſſen Rolle bald fein und geiſtreich, bald plump und tölpelhaft ausgefullt worden, hat etwas von der ausgelaſſenen Begeiſterung und ſomit auch von den Rechten des unbeſchränkt freyen alten Komikers geerbt; zum ſichern Beweiſe, daß die alte Komödie, die wir als die urſprüngliche Gattung geſchildert, nicht etwa eine griechiſche Eigenheit war, ſondern daß ihr Weſen in der Natur der Sache gegründet iſt.

Die komiſche Darſtellung muß, um die Zuſchauer in einer ſcherzhaften Stimmung zu erhalten, ſie möglichſt von der ſittlichen Würdigung der Perſonen und von wahrer Theilnahme an ihren Begegniſſen entfernen, denn mit beyden zugleich tritt unfehlbar der Ernſt ein. Wie verhütet der Dichter nun die Regungen des ſittlichen Gefühls, da doch allerdings die vorgeſtellten Handlungen der Art ſind, daß ſie bald Unwillen und Verachtung, bald Verehrung und Zuneigung erwecken mußten? Er ſpielt alles in das Gebiet des Verſtandes. Er ſtellt die Menſchen bloß als phyſiſche Weſen einander gegenüber, um ihre Kräfte, verſteht ſich die geiſtigen mit eingerechnet, ja dieſe ganz beſonders, an einander zu meſſen. Hierin iſt die Komödie der Fabel am nächſten verwandt: wie die Fabel vernunftbegabte Thiere aufführt, ſo jene dem thieriſchen Triebe mit Verſtand dienende Menſchen. Dem thieriſchen Triebe, das heißt der Sinnlichkeit, und noch allgemeiner ausgedrückt, der Selbſtliebe. Wie Heroismus und Aufopferung zur tragiſchen Perſon adelt, ſo ſind die komiſchen Perſonen ausgemachte Egoiſten. Man verſtehe dieß mit der gehörigen Einſchränkung: nicht als ob das Luſtſpiel nicht auch die geſelligen Neigungen ſchilderte, aber es ſtellt ſie vor als aus dem natürlichen Streben nach unſerm eignen Glück entſprungen. Sobald der Dichter darüber hinausgeht, fällt er aus dem komiſchen Tone. Nicht darauf richtet er unſer Gefühl, wie edel oder unedel, unſchuldig oder verderbt, gut oder ſchlecht die Handelnden ſind; ſondern ob ſie dumm oder klug, geſchickt oder ungeſchickt, thöricht oder verſtändig.

Beyſpiele werden die Sache ins hellſte Licht ſetzen. Wir haben eine unwillkührliche unmittelbare Ehrerbietung vor der Wahrheit, das gehört zu den innerſten Regungen der Sittlichkeit. Eine mit Bosheit unternommene Lüge, welche verderblich zu werden droht, erfüllt uns mit dem höchſten Unwillen, und gehört in das Trauerſpiel. Warum iſt aber dennoch anerkannter Maßen Liſt und Betrügerey ein ſo vorzügliches komiſches Motiv, vorausgeſetzt, daß ſie keiner boshaften Abſicht, ſondern bloß der Selbſtliebe dient, um ſich aus der Noth zu helfen oder einen Zweck zu erreichen, und daß keine gefährlichen Folgen davon zu befürchten ſtehen? Der Betrüger iſt ſchon ganz aus der ſittlichen Sphäre herausgetreten, Wahrheit und Unwahrheit ſind ihm an ſich gleichgültig, er betrachtet ſie nur als Mittel, und ſo unterhalten wir uns bloß daran, welch ein Aufwand von Scharfſinn einer ſo wenig erhabenen Sinnesart dienen muß.

Noch luſtiger iſt es, wenn der Betrüger ſich in ſeinem eignen Netze fängt, z. B. lügen will, und ein ſchlechtes Gedächtniß hat. Auf der andern Seite iſt der Irrthum, ſo fern er nicht ernſthaft gefährlich, ein komiſcher Zuſtand, um ſo mehr, je mehr dieſe Krankheit des Verſtandes aus einem vorgängigen Misbrauch der Geiſteskräfte, aus Eitelkeit, Narrheit, Verkehrtheit hervorgeht. Wenn ſich nun vollends Betrug und Irrthum kreuzen und durch einander verdoppeln, das giebt vortreffliche komiſche Lagen. Z. B. zwey Menſchen begegnen ſich in der Abſicht, einer den andern zu betrügen, jeder iſt aber zuvor gewarnt, traut nicht, ſondern ſtellt ſich nur ſo, und ſo gehen beyde, nur in Abſicht auf das Gelingen ihres Betruges betrogen, hinweg. Oder aber: einer will den andern betrügen, erzählt ihm aber unwiſſender Weiſe die Wahrheit; jener iſt mistrauiſch, und verfällt in den Irrthum, bloß weil er ſich allzuſehr vor dem Betrug hütet. Man könnte auf dieſe Art gleichſam eine komiſche Grammatik aufſtellen, und zeigen, wie die einzelnen Motive bis zu den künſtlichſten Conſtructionen mit immer ſteigender Wirkung unter einander verſchlungen werden. So dürfte ſich auch zeigen laſſen, daß das Gewirre von Mißverſtändniſſen, was ein Intriguen-Luſtſpiel macht, gar nicht ein ſo verächtlicher Theil der komiſchen Kunſt ſey, als die Verfechter des weitläuftig entwickelnden Charakter-Luſtſpiels behaupten.

Ariſtoteles beſchreibt das Lächerliche als eine Unvollkommenheit, einen Mißſtand, der nicht zu weſentlichem Schaden gereicht. Vortrefflich! denn ſobald wir ein wahres Mitleiden mit den Perſonen hegen, iſt es um die luſtige Stimmung gethan. Das komiſche Unglück darf nichts anders ſeyn als eine am Ende zu löſende Verlegenheit, höchſtens eine verdiente Demüthigung. Dahin gehören gewiſſe körperliche Erziehungsmittel an Erwachſenen, welche unſer feineres oder wenigſtens ſchonenderes Zeitalter von der Bühne verbannt wiſſen will, da Moliere, Holberg, und andre Meiſter fleißigen Gebrauch davon gemacht haben. Die komiſche Wirkung rührt daher, daß die Abhängigkeit des Gemüths von Aeußerlichkeiten hiebey recht anſchaulich gemacht wird: es ſind gleichſam handgreiflich gewordne Beweggründe. Dieſe Züchtigungen ſind im

Luſtſpiel das Gegenſtück eines gewaltſamen heldenmüthig erlittenen Todes im Trauerſpiel. Hier bleibt die Geſinnung unerſchüttert unter allen Schreckniſſen der Vernichtung, der Menſch geht unter, aber er behauptet ſeine Grundſätze; dort bleibt das körperliche Daſeyn unverletzt, es äußern ſich dagegen plötzlich veränderte Geſinnungen.

Wenn auf dieſe Art die komiſche Darſtellung den Zuſchauer auf einen ganz andern Geſichtspunkt ſtellen muß, als den der ſittlichen Würdigung, mit welchem Recht kann man dennoch vom Luſtſpiel moraliſche Belehrung fordern, mit welchem Grunde erwarten? Wenn wir die Sittenſprüche der griechiſchen Komiker näher prüfen, ſo werden wir finden, daß es insgeſammt Erfahrungsſätze ſind. Aus der Erfahrung lernen wir aber unſre Pflichten nicht kennen, von denen uns das Gewiſſen eine unmittelbare Ueberzeugung giebt; Erfahrung kann uns nur über das Erſprießliche und Nachtheilige aufklären. Die Belehrung des Luſtſpiels geht in der That nicht auf die Würdigkeit der Zwecke, ſondern bleibt bey der Tauglichkeit der Mittel ſtehen. Es iſt, wie ſchon geſagt, Klugheitslehre; die Moral des Erfolgs und nicht die der Triebfedern. Dieſe, die eigentlich ächte Moral, iſt hingegen dem Geiſte des Trauerſpiels weſentlich verwandt.

Manche Philoſophen haben demnach auch nicht ermangelt, dem Luſtſpiel Unſittlichkeit vorzuwerfen; ſo Rouſſeau mit vieler Beredſamkeit in ſeinem Brief über das Schauſpiel. Freylich der Anblick des wirklichen Weltlaufs iſt nicht erbaulich; allein er wird ja im Luſtſpiele keineswegs als Muſter der Nachahmung, ſondern zur Warnung aufgeſtellt. Es giebt einen angewandten Theil der Sittenlehre, man möchte ihn die Lebenskunſt nennen. Wer die Welt nicht kennt, iſt in Gefahr, von ſittlichen Grundſätzen eine ganz verkehrte Anwendung auf einzelne Fälle zu machen, und bey dem beſten Willen für ſich und Andre viel Unheil zu ſtiften. Das Luſtſpiel ſoll unſer Urtheil in Unterſcheidung der Lagen und Perſonen ſchärfen; daß es uns klüger macht, das iſt ſeine wahre und einzig mögliche Moralität.

So viel zur Erörterung der allgemeinen Begriffe, die uns als Leitfaden bey Prüfung des Verdienſtes der einzelnen Dichter dienen müſſen. Ueber das wenige, was von der neueren Komödie der Griechen in Bruchſtücken und mittelbar in römiſchen Nachbildungen auf uns gekommen, werde ich mich kurz faſſen können.

Die griechiſche Litteratur war in dieſem Fache unermeßlich reich: das Verzeichniß der verlohren gegangenen meiſtens ſehr fruchtbaren Komiker, und der Namen ihrer Werke, ſo weit wir ſie wiſſen, macht ein nicht unbeträchtliches Wörterbuch aus. Wiewohl die neuere Komödie nur in dem kurzen Zeitraume vom Ende des peloponneſiſchen Krieges bis unter den erſten Nachfolgern Alexanders des Großen ſich entwickelt und geblühet hat, ſo belief ſich doch der Vorrath gewiß auf Tauſende von Stücken; aber die Zeit hat unter dieſem Ueberfluß geiſtreicher Werke eine ſolche Verwüſtung angerichtet, daß uns nichts übrig bleibt als in der Urſprache eine Anzahl abgerißner oft bis zur Unverſtändlichkeit entſtellter Fragmente, und im Lateiniſchen zwanzig Ueberſetzungen oder Bearbeitungen griechiſcher Originale von Plautus und ſechs von Terenz. Hier ließe ſich die ergänzende Kritik recht anwenden, nämlich die Bemühung, alle Spuren zuſammen zu ſtellen und zu treffender Charakteriſtik und Schätzung des verlohrnen ſorgfältig zu benutzen. Den Hauptpunkt, worauf es hiebey ankommt, kann ich wohl angeben. Die Fragmente und Sittenſprüche der Komiker zeichnen ſich im Versbau und in der Sprache durch die äußerſte Reinheit, Zierlichkeit, Genauigkeit aus, dann athmet aus ihnen eine gewiſſe attiſche Grazie des geſelligen Tones. Die lateiniſchen Komiker hingegen ſind nachläßig im Sylbenmaaß, ſie machen ſichs leicht damit, und deſſen Begriff geht faſt unter den vielen metriſchen Freyheiten verlohren. Auch in der Sprache fehlt es ihnen an Ausbildung und Politur, wenigſtens dem Plautus. Zwar haben einige gelehrte Römer, unter andern Varro, der Schreibart dieſes Dichters die höchſten Lobſprüche ertheilt, aber wir müſſen billig das philologiſche Wohlgefallen von dem poetiſchen unterſcheiden. Plautus und Terenz gehörten zu den älteſten römiſchen Schriftſtellern, aus einer Zeit, wo es faſt noch keine Bücherſprache gab, ſo daß alles friſch aus dem Leben aufgegriffen wurde. Dieſe naive Einfachheit fanden die ſpäteren Römer in der Epoche der gelehrten Bildung ſehr reizend:

ſie war aber vielmehr eine Naturgabe, als daß ſie der Kunſt der Dichter zugeſchrieben werden müßte. Horaz lehnt ſich gegen dieſe übertriebene Liebhaberey auf, und behauptet, Plautus und andre lateiniſche Luſtſpieldichter hätten ihre Stücke nachläßig hingeworfen, um nur aufs geſchwindeſte die Bezahlung dafür zu bekommen. Im einzelnen haben alſo die griechiſchen Dichter gewiß immer durch die lateiniſche Nachbildung verlehren. Man muß dieſe in Gedanken in jene ſorgfältige Zierlichkeit, die wir an den Bruchſtucken wahrnehmen, zurück übertragen. Indeſſen haben Plautus und Terenz auch an der Anordnung des Ganzen manches verändert, und ſchwerlich verbeſſert. Jener ließ zuweilen Szenen und Charakter weg, dieſer fügte hinzu und verſchmelz zwey Stücke in eins. Thaten ſie dieß in einer künſtleriſchen Abſicht, und wollten wirklich ihre griechiſchen Vorgänger in dem vollkommenen Bau der Stücke übertreffen? Ich zweiſle. Beym Plautus geht alles in die Breite, er brachte alſo die dadurch verurſachte Verlängerung des Originals auf andre Art wieder ein; die Nachbildungen des Terenz fielen aus Mangel einer ergiebigen Ader etwas

Allgemeines Looß.

Der fährt durch's Leben leicht auf leichter Barke,
Der laßt die Wimpel bunt und ſtattlich fliegen;
Der will bis in den Mond erobernd ſiegen,
Der ſorgt, wie er ſein klein Gebiet vermarke;

Der pflegt ſich üppig mit des Landes Marke,
Der muß im Wetter nackt und hungrig liegen:
Doch alle gleich, gewiegt in gleichen Wiegen
Der großen Mutter, Schwache ſo wie Starke.

Und kaum gewürdigt werden eines Blickes,
Die da geweſen; und die ſind, vergeßen
Ihr Wandeln über hohlen Katakomben.

Es rollt die Erde wie das Rad des Glückes,
Mit ihr die Zeit, nie ruhend, ungemeßen,
Und ſtündlich würgt der Tod ſich Hekatomben.

* * *

mager aus, und er wollte die Lücke durch fremde Ausfüllungen erſetzen. Schon Zeitgenoſſen rückten ihm vor, er habe viele griechiſche Stücke verfälſcht oder verdorben, um wenige lateiniſche daraus zu machen.

Gewöhnlich ſpricht man vom Plautus und Terenz, als ob es ganz unabhängige Original-Schriftſteller wären. Den Römern iſt dieß zu verzeihen: ſie hatten wenig eignen Dichtergeiſt, und ihre poetiſche Litteratur entſtand großentheils erſt durch Ueberſetzung, dann durch freyere Nachahmung, endlich durch Aneignung und Umbildung des Griechiſchen. Sie ließen alſo ſchon eine beſondere Weiſe der Uebertragung für Originalität gelten. So ſehen wir auch in den vertheidigenden Prologen des Terenz den Begriff des Plagiats dermaßen herabgeſtimmt, daß er deſſen beſchuldigt ward, weil er etwas ſchon von einem Andern aus dem Griechiſchen übertragene noch einmal benutzt haben ſollte. Da wir nun keineswegs dieſe Schriftſteller als ſchöpferiſche Künſtler betrachten können, da ſie uns nur wichtig ſind, in ſo fern wir durch ihre Vermittlung die Geſtalt des griechiſchen Luſtſpiels kennen lernen, ſo will ich das über ihren Charakter und ihre Verſchiedenheit zu bemerkende hier einſchalten, und dann auf die neueren griechiſchen Komiker zurückkommen.

Bey den Griechen lebten die Dichter und Künſtler von jeher in den ehrenvollſten Verhältniſſen; bey den Römern hingegen wurde die ſchöne Litteratur anfangs von Menſchen der niedrigſten Claſſe, von dürftigen Ausländern, ja von Sklaven bearbeitet. Plautus und Terenz, deren ſich berührende Lebenszeit gegen das Ende des zweyten puniſchen Krieges und in den Zeitraum zwiſchen dem zweyten und dritten fällt, waren, jener wenigſtens ein armer Taglöhner, dieſer ein carthaginenſiſcher Sklave und nachher Freygelaſſener. Doch war das Glück, das ſie machten, ſehr verſchieden. Plautus mußte ſich zur Abwechſelung mit dem Komödien-Schreiben als ein Laſtthier in eine Handmühle vermiethen; Terenz wurde Hausgenoſſe des ältern Scipio und ſeines Buſenfreundes Laelius, und ſie würdigten ihn eines ſo vertraulichen Umganges, daß er ehrenvoll beſchuldigt ward, dieſe edlen Römer hülfen ihm ſeine Stücke ſchreiben, ja, ſie ließen ihre eigne

Arbeit unter ſeinem Namen gehen. Die Gewöhnungen ihres Lebens verrathen ſich in der Schreibart beyder: die des Plautus in ihrer kecken Derbheit und ſeine gerühmten Späße ſchmecken nach ſeinem Umgange mit den niedrigen Ständen; in der des Terenz ſpürt man einen Anſtrich von guter Geſellſchaft. Was ſie zweytens unterſcheidet, iſt die Wahl der bearbeiteten Stücke. Plautus neigt ſich meiſtens zum Poſſenhaften, zur übertreibenden und oft anſtößigen Luſtigkeit; Terenz zieht das fein Charakteriſtiſche, Gemäßigte vor, und nähert ſich der ernſt belehrenden, ja rührenden Gattung. Einige unter den Stücken des Plautus ſind nach dem Diphilus und Philemon gearbeitet, doch haben wir Urſache zu glauben, daß er ſeine Originale beträchtlich vergröberte; wo er die übrigen hergenommen, wiſſen wir nicht, wofern uns nicht etwa die Angabe des Horaz, “man behaupte vom Plautus, er eifre dem Vorbilde des ſiciliſchen Epicharmus nach,” zu der Vermuthung berechtigt, er habe den Amphitruo, dieſes Stück von einer ganz andern Gattung als die übrigen, das er ſelbſt eine Tragiko-

Komödie nennt, von dem alten doriſchen Komiker entlehnt, der, wie wir wiſſen, beſonders mythologiſche Stoffe behandelte. Unter den Stücken des Terenz, deſſen Nachbildungen, die Veränderungen in der Compoſition abgerechnet, im Einzelnen vermuthlich weit treuer ſind, finden ſich zwey nach dem Apollodor, die übrigen nach dem Menander. Julius Cäſar hat den Terenz durch einige Verſe geehrt, worin er ihn einen halben Menander nennt, die Gelindigkeit ſeines Styls lobt, und nur beklagt, daß ihm eine gewiſſe komiſche Kraft abgehe.

Das obige führt uns von ſelbſt zu den griechiſchen Meiſtern zurück. Diphilus, Philemon, Apollodor und Menander gehören allerdings zu den berühmteſten Namen unter ihnen. Einmüthig wird die Palme zierlicher Feinheit und Anmuth dem Menander zugeſprochen, wiewohl Philemon ihm häufig den Preis abgewann, vielleicht eben deswegen, weil er mehr für den Geſchmack des großen Haufens arbeitete, oder ſonſt fremde Mittel der Gunſt benutzte. Dieß gab wenigſtens Menander zu verſtehen, da er einmal ſeinem Nedenbuhler begegnete, und ihn fragte: “Ich bitte dich, Philemon, wirſt du nicht roth, wenn du den Sieg über mich davon trägſt?”

Menander blühte nach Alexander dem Großen, er war Zeitgenoſſe des Demetrius Phalereus. Theophraſt hatte ihn in der Philoſophie unterrichtet, aber er neigte ſich in ſeinen Anſichten zu der des Epikur, und rühmte in einem Epigramm: “dieſer habe ſein Vaterland, wie Themiſtokles von der Knechtſchaft, ſo von der Unvernunft errettet.” Er liebte den auserwählteſten Sinnengenuß; Phädrus ſchildert uns ihn, in einer abgebrochenen Erzählung, als einen verzärtelten Weichling, auch im Aeußern; ſeine Liebeshändel mit der Buhlerin Glycera ſind berüchtigt. Die epikuriſche Philoſophie, die das höchſte Glück des Lebens in die wohlwollenden Neigungen ſetzte, übrigens aber weder zu heldenmüthiger Thätigkeit anſpornte, noch das Bedürfniß dazu im Gemüth anregte, mußte nach dem Verluſte der alten glorreichen Freyheit Glück machen: ſie war dazu geeignet, den heitern milden Sinn der Griechen darüber zu tröſten. Sie iſt vielleicht die angemeſſenſte für den komiſchen Dichter, der nur gemäßigte Eindrücke bezweckt, und keinen ſtarken Unwillen über die menſchlichen Schwächen erregen will; ſo wie die ſtoiſche Philoſophie für den Tragiker. Auf der andern Seite iſt es begreiflich, wie die Griechen gerade im Zeitpunkte der verlohrnen Freyheit eine Leidenſchaft für das Luſtſpiel faßten, dieſe Gattung, welche ſie von der Theilnahme am allgemein Menſchlichen und an den politiſchen Begebenheiten ab, ganz auf das häusliche und perſönliche Intereſſe lenkte.

Das griechiſche Theater war urſprünglich für höhere Gattungen geſchaffen: wir wollen die Unbequemlichkeiten und Nachtheile nicht verſchweigen, die ſeine Verfaſſung für das Luſtſpiel hatte. Der Rahmen war zu weit, das Gemählde konnte ihn nicht ausfüllen. Die griechiſche Bühne lag unter freyem Himmel, ſie zeigte das Innere der Häuſer wenig oder gar nicht *). Das Luſtſpiel mußte

---

*) Zu einigem mußte das Encyklema dienen, worin man ohne Zweifel zu Anfange der Wolken den Strepſiades und ſeinen Sohn auf ihren Betten ſchlafend ſah. Ferner erwähnt Julius Pollux unter dem Zubehör der Decorationen für das Luſtſpiel eine Art Gezelt, Schirm oder

daher die Straße zum Schauplatze haben. Dieß verurſacht manchen Uebelſtand; die Leute kommen häufig aus ihren Häuſern heraus um ſich ihre Geheimniſſe draußen anzuvertrauen. Freylich erſparten die Dichter ſich auch dadurch die Veränderung der Szene, indem ſie die bey der Handlung betroffenen Familien als benachbart vorausſetzten. Zur Rechtfertigung läßt ſich anführen, daß die Griechen, wie alle ſüdlichen Völker, viel außerhalb ihrer kleinen Privathäuſer unter freyem Himmel lebten. Der hauptſächliche Nachtheil, den dieſe Einrichtung der Bühne nach ſich zog, war die Einſchränkung

---

Vordach mit einem Thorwege, urſprünglich eine Stallung neben dem Mittelgebäude, nachher aber zu mancherley Zwecken bewilligt. In den Nähterinnen des Ariſtophanes ſtellt es eine Werkſtätte vor. Hier alſo oder im Encyklema wurden die Gaſtmähler gehalten, die in den alten Luſtſpielen zuweilen unter den Augen der Zuſchauer vor ſich gehen. Nach der ſüdlichen Lebensweiſe der Alten war es vielleicht nicht ſo unnatürlich, bey offenen Thüren zu ſchmauſen, als es nach der unſrigen ſeyn würde. Uebrigens hat noch kein neuerer Erklärer, ſo viel ich weiß, die theatraliſche Anordnung der Stücke des Plautus und Terenz gehörig ins Licht geſetzt.

der weiblichen Rollen. Wenn das Koſtum beobachtet werden ſollte, wie das Weſen des Luſtſpiels es mit ſich bringt, ſo war bey der Eingezogenheit des weiblichen Geſchlechts in Griechenland die Ausſchließung der unverheyratheten und überhaupt der jungen Frauen nicht zu vermeiden. Es erſcheinen nur bejahrte Hausmütter, Dienerinnen oder leichtfertige Mädchen. Außer der Einbuße an angenehmen Darſtellungen verurſacht dieß den Uebelſtand, daß ſich oft das ganze Stück um eine Heyrath, oder eine Leidenſchaft für eine Perſon dreht, die man doch gar nicht zu ſehen bekommt.

Athen, wo meiſtens der angenommene Schauplatz wie der wirkliche lag, war der Mittelpunkt eines kleinen Ländchens und unſern Hauptſtädten an Ausdehnung und Volksmenge nicht zu vergleichen. Die republicaniſche Gleichheit ließ keinen ſchneidenden Abſtand der Stände zu; es gab keinen eigentlichen Adel, alle waren eben Bürger, ärmere oder reichere, und hatten größtentheils kein andres Gewerbe, als ihr eignes Vermögen zu verwalten. Somit fallen in dem attiſchen Luſtſpiel die aus der Verſchiedenheit des Tons und der Bildung hervorgehenden Contraſte ziemlich weg; es hält ſich im Mittelſtande, und hat etwas bürgerliches, ja wenn ich es ſagen darf, kleinſtädtiſches, was denen nicht zuſagt, welche im Luſtſpiel die Sitten eines Hofes und die ausgeſuchte Verfeinerung oder Verderbniß monarchiſcher Hauptſtädte ſuchen.

Was den Umgang der beyden Geſchlechter betrifft, ſo kannten die Griechen nicht die Galanterie des neueren Europa, noch die mit begeiſterter Verehrung verbundne Liebe. Alles zerfiel in ſinnliche Leidenſchaft oder Ehe. Die letzte war nach der Staats- und Sitten-Verfaſſung der Griechen weit mehr eine Pflicht, eine Sache der Convenienz, als der Neigung. Die Geſetzgebung war nur ſtrenge in einem einzigen Punkte, nämlich um die allein rechtmäßige einheimiſche Abſtammung der Kinder zu ſichern. Das Bürgerrecht war ein großes Vorrecht, um ſo koſtbarer, je weniger beträchtlich die Anzahl der Bürger war, die man nicht über einen gewiſſen Punkt anwachſen laſſen wollte. Deswegen waren Ehen mit Ausländerinnen ungültig. Der Umgang mit einer Gattin, die man oft vor der Verheyrathung nicht einmal geſehen hatte, die ihr

Leben ganz im Innern des Hauſes zubrachte, konnte wenig Unterhaltung gewähren; man ſuchte ſie bey Frauen, welche auf ſtrenge Achtung Verzicht leiſteten, und Fremde ohne Vermögen, Freygelaſſene u. dergl. waren. In Anſehung dieſer ſchien der nachſichtigen griechiſchen Sittenlehre faſt alles erlaubt, beſonders für junge unverheyrathete Männer. Eine ſolche Lebensart führen daher die alten Luſtſpiel-Dichter weit unverſchleyerter vor, als uns anſtändig dünkt. Ihre Komödien endigen, wie alle Komödien in der Welt, fleißig mit Heyrathen, (es ſcheint mit dieſer Kataſtrophe kommt der Ernſt in das Leben) aber die Heyrath iſt oft nur ein Mittel, ſich wegen der Unordnungen eines verbotnen Liebeshandels mit einem Vater auszuſöhnen. Zuweilen verwandelt ſich aber auch der Liebeshandel in ein geſetzmäßiges Verhältniß vermittelſt einer Wiedererkennung, indem die vermeynte Ausländerin oder Sklavin als eine atheniſche Bürgerin von Geburt erkannt wird. Es verdient bemerkt zu werden, daß in dem fruchtbaren Geiſte deſſelben Dichters, welcher die alte Komödie zur Vollendung gebracht hatte, der erſte Keim der neueren aufgegangen. Der

Unkunde.

Wie endigt Heut? und was wird Morgen bringen?
Wer kann mir ſagen, ob geſtreute Saaten,
Heilſam an ſich, mir nicht zum Gift gerathen?
Was fremder Willkür mag an mir gelingen?

Vergebens zeugt Erfahrung von den Dingen,
Und zeichnet ſorgſam auf der Vorwelt Thaten:
Selbſt Weisheit weiß untrüglich nicht zu rathen,
Wo Kräfte blindlings durch einander ringen.

Den ew'gen Schlangenkreiß, der uns umfahet,
Könnt' überſchauen nur des Schickſals Wächter;
Uns ſchwindet Eines, wenn das Andre nahet.

Die Zukunft ſteht als Sphinx in düſtern Fernen,
Und ſchlingt hinab ſo Menſchen wie Geſchlechter,
Eh' ihre Räthſel ſie zu löſen lernen.

zuletzt geſchriebene Kokalus des Ariſtophanes ſchilderte eine Verführung, eine Wiedererkennung, und alle die Dinge, welche ſpäterhin Menander nachgeahmt.

Nach dieſen Angaben läßt ſich der Kreis von Charaktern ſchon ungefähr überſehen; ſie laſſen ſich faſt aufzählen, ſo wenige ſind es, die immer wiederkommen. Die Väter, der ſtrenge und ſparſame, oder der gelinde, ſanfte, der nicht ſelten unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſteht, und dann mit einem Sohn gemeine Sache macht; die liebevolle, verſtändige, oder mürriſche, herrſchſüchtige, auf ihr Eingebrachtes trotzende Hausfrau; der Jüngling, leichtſinnig, verſchwenderiſch, ſonſt aber offen und liebenswürdig, auch in einer anfangs ſinnlichen Leidenſchaft treuer Anhänglichkeit fähig; das leichtfertige Mädchen, entweder ſchon ganz verderbt, eitel, ſchlau und eigennützig, oder noch gutmüthig und für edlere Regungen empfänglich; der einfältige rohe, und der verſchmitzte Sklave, der ſeinem jungen Herrn behülflich iſt, den Alten zu betrügen und durch allerley Liſten Geld zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften herbeyzuſchaffen; (über dieſen ſogleich noch eine ausführlichere Bemerkung, da er eine Hauptrolle ſpielt) der Schmeichler oder dienſtfertige Schmarotzer, der ſich für die Ausſicht auf eine gute Mahlzeit gefallen läßt, alles erſinnliche zu ſagen und zu thun; der Sykophant, ein Menſch, deſſen Gewerbe war, ordentlichen Leuten allerley rabuliſtiſche Rechtshändel anzuzetteln, der ſich auch dazu vermiethete; der prahleriſche Soldat, der von fremden Kriegsdienſten zurückkommt, meiſtens feige und einfältig iſt, aber ſich durch den Ruhm ſeiner auswärts verrichteten Thaten geltend macht; endlich eine Dienerin oder angebliche Mutter, die dem ihrer Leitung überlaſſenen Mädchen eine ſchlechte Sittenlehre predigt, und der Sklavenhändler, der auf die ausſchweifenden Leidenſchaften junger Leute ſpeculirt, und keine andre Rückſicht kennt als ſeinen Eigennutz. Die beyden letzten Charakter ſind für unſer Gefühl mit ihrer rohen Widerwärtigkeit ein wahrer Fleck im griechiſchen Luſtſpiel, aber ſie konnten nach deſſen Inhalt nun einmal nicht entrathen werden.

Der verſchmitzte Bediente iſt meiſtens auch der Luſtigmacher, der ſeine eigne Sinnlichkeit und ſeine gewiſſenloſen Grundſätze mit wohlgefälliger Uebertreibung eingeſteht, mit den andern Perſonen ſeinen Scherz treibt, auch wohl zum Parterre hinausſpricht. Daraus ſind die komiſchen Bedienten der Neueren entſtanden, aber ich bezweifle, ob man ſie mit gehöriger Schicklichkeit und Wahrheit nach unſern Sitten ſo gerade zu übertragen hat. Der griechiſche Bediente war ein Sklav, auf Lebenslang der Willkühr ſeines Herrn überlaſſen, und oft den härteſten Begegnungen ausgeſetzt. Einem Menſchen, den die geſellige Verfaſſung ſo um alle Rechte bevortheilt hat, verzeiht man ſchon, aus der Luſt ſein Gewerbe zu machen: er iſt im Zuſtande des Krieges gegen ſeine Unterdrücker, und Schlauheit ſeine natürliche Waffe. Ein heutiger Bedienter, der ſeinen ~~Stand und~~ ſeine Herrſchaft frey gewählt hat, iſt ein ausgemachter Taugenichts, wenn er dem Sohne gegen den Vater eine Betrügerey ſpielen hilft. Was die eingeſtandne Sinnlichkeit betrifft, wodurch anderntheils Bediente und ſonſt Perſonen von geringem Stande zu komiſchen Figuren geſtempelt werden, ſo mag man dieß Motiv immerhin ohne Bedenken zu brauchen fortfahren:

wem das Leben wenig Vorrechte zuſpricht, an dem werden auch geringere Anfoderungen gemacht, und er darf ſchon gemeine Geſinnungen dreiſt bekennen, ohne daß er dadurch unſerm ſittlichen Gefühl Anſtoß giebt. Je beſſer es den Bedienten im wirklichen Leben geht, deſto weniger taugen ſie für das Luſtſpiel; es gereicht vielleicht zum Ruhme unſers glimpflichen Zeitalters, wenn wir in den Familiengemählden wahre Biedermänner von Bedienten erleben, die mehr zum Weinen als zum Lachen taugen.

Die Wiederhohlung derſelben Charakter wurde von den griechiſchen Komikern durch den häufigen Gebrauch derſelben Namen und zum Theil ſprechender Namen eingeſtanden. Sie thaten beſſer daran, als viele neuere Luſtſpiel-Dichter, die ſich, der charakteriſtiſchen Neuheit wegen, mit dem Streben nach vollkommener Individualität abquälen, wodurch meiſtens nichts erreicht wird, als daß ſie die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken, und durch Nebenzüge zerſtreuen. Unvermerkt fallen ſie denn doch wieder in die alten wohlbekannten Charakter zurück. Man thut beſſer, die Charakter gleich mit einer gewiſſen Breite anzulegen und dem Schauſpieler Spielraum übrig zu laſſen, damit er ſie nach dem Bedürfniß der jedesmaligen Compoſition näher beſtimme und perſönlicher mache. In dieſer Hinſicht läßt ſich auch wohl der Gebrauch der Masken entſchuldigen, welche ſo wie die übrige Verfaſſung des Theaters, z. B. das Spielen unter freyem Himmel, anfänglich für andere Gattungen berechnet, ſtehen geblieben waren, und in der neueren Komödie leicht ein größerer Uebelſtand ſcheinen dürften als in der alten und in der Tragödie. Gewiß aber war es mit dem Geiſte der Gattung mißhellig, daß, während die Darſtellung ſich der wirklichen Natur täuſchend näherte, die Masken viel weiter davon abwichen als in der alten Komödie, nämlich mit übertriebnern Zügen und caricaturmäßiger gebildet waren. So befremdlich dieß iſt, wird es zu ausdrücklich und förmlich bezeugt *), als daß wir es in Zweifel ziehen dürften. Da es verboten war, Porträte wirklicher Perſonen auf die Bühne zu bringen, war man nach Einbuße der

---

*) S. Platonius, Aristoph. cur. Küster. p. XI.

Freyheit immer beſorgt, zufällig in irgend eine Aehnlichkeit, beſonders mit einem der macedoniſchen Regierer zu verfallen, und ſicherte ſich durch jenen Ausweg. Doch war dieſe Uebertreibung ſchwerlich ohne Bedeutſamkeit. So finden wir die Angabe, ein ungleiches Profil mit einer in die Höhe gezogenen und einer herunter gedrückten Augenbraue habe unnütze zankſüchtige Geſchaftigkeit ausgedrückt *), wie wir in der That bemerken können, daß Menſchen, die oft etwas mit ängſtlicher Genauigkeit anſehen, ſich dergleichen Verzerrungen angewohnen.

Unter andern haben die Masken im Luſtſpiel den Vortheil bey der unvermeidlichen Wiederkehr der Charakter den Zuſchauer gleich ins klare zu ſetzen, was er zu erwarten hat. Ich habe einer Vorſtellung der Brüder des Terenz, ganz im antiken Koſtum, in Weimar beygewohnt, die unter Goethe's Leitung einen wahrhaft attiſchen Abend

---

*) S. Jul. Pollux im Abſchnitt von den komiſchen Masken. Vergl. Platonius am angeführten Orte und Quinctil. L. XI, c. 3. Man erinnere ſich der vermeynten ſeltſamen Entdeckung Voltaire's über die tragiſchen Masken, deren ich in der dritten Vorleſung erwähnte.

gewährte. Man bediente ſich dabey partialer *) an das wirkliche Geſicht geſchickt angefügter Masken; ich fand nicht, daß ſie ungeachtet der Kleinheit des Theaters der Lebendigkeit Abbruch thäten. Beſonders war die Maske den Späßen des verſchmitzten Sklaven günſtig: er wurde durch ſeine barocke Phyſiognomie wie durch ſeine Tracht gleich zu einer eignen Menſchenart geſtempelt, wie es die Sklaven ja der Abſtammung nach zum Theil wirklich waren, und durfte daher auch anders ſprechen, ſich anders gebehrden als die übrigen.

Aus dem beſchränkten Kreiſe des bürgerlich häuslichen Lebens, aus dem einfachen Thema der angegebenen Charakter wußte nun die Erfindſamkeit der griechiſchen Komiker eine unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit von Variationen hervorzulocken, und

---

*) Auch dieß war den Alten nicht fremd, wie viele komiſche Masken beweiſen, die ſtatt des Mundes eine viel weitere zirkelrunde Oeffnung haben, wo alſo der Mund und die umliegenden Züge hindurchſpielten und neben der feſtſtehenden Verzerrung der übrigen durch ihre verzerrende Beweglichkeit eine ſehr lächerliche Wirkung hervorbringen konnten.

doch blieben ſie, was ſehr zu loben, auch in dem, worauf ſie die künſtliche Verwickelung und Auflöſung gründeten, ebenfalls dem nationalen Koſtum getreu.

Die Umſtände, welche ſie hiebey benutzten, waren ungefähr folgende. Griechenland beſtand aus einer Menge kleiner abgeſonderter Staaten, die an Küſten und auf Inſeln umher lagen. Schiffahrt wurde beſtändig geübt, Seeräuberey war nicht ſelten, und machte zum Behuf des Sklavenhandels auch auf Menſchen Jagd. So konnten freygebohrne Kinder entführt werden, oder ſie wurden auch nach dem den Eltern zugeſtandnen Rechte ausgeſetzt, und unerwartet am Leben erhalten, wieder gefunden. Alles dieß bereitet in den griechiſchen Luſtſpielen die Wiedererkennungen zwiſchen Eltern und Kindern, Geſchwiſtern u. ſ. w. vor, ein Mittel der Auflöſung, das die Komiker von den Tragikern entlehnten. Die verflochtene Intrigue ſpielt in der Gegenwart, aber der ſeltne unwahrſcheinliche Vorfall, worauf ſich ihre Anlage gründet, iſt in die Ferne der Zeiten und Oerter gerückt, und ſo hat oft das aus dem täglichen Leben aufgefaßte Luſt:

ſpiel dennoch einen gewiſſermaßen wunderbaren romanhaften Hintergrund.

Die griechiſchen Komiker haben die ganze Breite des Luſtſpiels gekannt, und alle ſeine Unterarten, die Poſſe, das Intriguen-Stuck, das überladene und das feine Charakter-Stuck bis zum ernſthaften Drama, gleich fleißig bearbeitet. Sie haben außerdem noch eine ſehr reizende Gattung gehabt, wovon uns kein Beyſpiel übrig geblieben. Wir ſehen aus den Titeln der Stücke und andern Zeichen, daß ſie zuweilen hiſtoriſche Perſonen einführten, z. B. die Dichterin Sappho, daß ſie die Liebe des Alcäus und Anakreon zu ihr und ihre Leidenſchaft für den Phaon behandelten; die Geſchichte ihres Sprunges vom leukadiſchen Felſen verdankt vielleicht einzig der Erfindung der Komiker ihre Entſtehung. Den Gegenſtänden nach müſſen ſich ſolche Luſtſpiele dem romantiſchen Schauſpiel genähert haben, und die Miſchung ſchöner Leidenſchaftlichkeit mit der ruhigen Grazie der gewöhnlichen komiſchen Darſtellung wird unſtreitig ſehr anziehend geweſen ſeyn.

Ich glaube im obigen ein treues Bild vom griechiſchen Luſtſpiel gegeben zu haben, ich habe ſeine

Mängel und Beſchränkungen nicht verkleidet. Die antike Tragödie und alte Komödie bleiben unnachahmlich, unerreichbar, einzig im ganzen Gebiet der Kunſtgeſchichte. Im Luſtſpiel dürfte man es hingegen allerdings verſuchen, ſich mit den Griechen zu meſſen, ja ſie übertreffen zu wollen. So bald man vom Olymp der reinen Poeſie auf den Erdboden herabſteigt, das heißt, ſobald man den idealiſchen Erdichtungen der Fantaſie die Proſa einer beſtimmten Wirklichkeit beymiſcht, ſo entſcheidet nicht mehr der Geiſt und Kunſtſinn allein über das Gelingen der Hervorbringungen, ſondern die mehr oder weniger begünſtigenden Umſtände. Die Götterbilder der griechiſchen Sculptur ſtehen für alle Zeit als vollendete Typen da. Das erhabne Geſchäft, die menſchliche Geſtalt bis da hinauf zu läutern, hat die Fantaſie einmal vorgenommen; ſie könnte es, auch bey gleicher Begeiſterung, höchſtens nur wiederhohlen. Im perſönlichen individuellen Bildniß aber iſt der moderne Bildhauer Nebenbuhler des antiken; dieß iſt keine rein künſtleriſche Schöpfung: die Beobachtung muß hier eintreten, und jeder iſt, bey aller Wiſſenſchaft, Gründlichkeit und Anmuth

Zuverſicht.

Wie Heut ſich end'gen wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht; doch ſtreu' ich gerne Saaten.
Sie laſſe Luft und Boden dann gerathen,
Durch meine Trägheit ſoll es nicht mißlingen.

Kenn' ich nur mich, was frag' ich nach den Dingen?
In meiner Bruſt verſteh' ich Andrer Thaten.
Die Weisheit muß mir Maß und Stille rathen,
Auf daß nicht blindlings meine Kräfte ringen.

Den ew'gen Schlangenkreiß, der uns umfahet,
Zu überſchaun braucht nur des Schickſals Wächter;
Wohlthätig ſchwindet Eins, wenn Andres nahet.

Mag doch die Zukunft drohn aus düſtern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderte Geſchlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit ſeinen Sternen.

in der Ausführung, an das gebunden, was er eben wirklich vor Augen hat.

In den vortrefflichen Porträtſtatuen zweyer der berühmteſten Komiker, des Philemon und Poſidippus, (ehedem im Vatican jetzt im Muſeum zu Paris befindlich) ſcheint mir die Phyſiognomie des griechiſchen Luſtſpiels faſt ſichtbar und perſönlich ausgedrückt zu ſeyn. Höchſt einfach gekleidet, eine Rolle in der Hand, ſitzen ſie in Lehnſeſſeln; bequem und ſicher, wie jemand der ſich ſeiner Meiſterſchaft bewußt iſt; ſchon in reifen Jahren, welches Alter vorzüglich zu der heitern parteyloſen Beobachtung, die das Luſtſpiel vorausſetzt, geſchickt iſt, aber frey von allen Anzeichen der Schwäche, derb und rüſtig; man ſieht an ihnen jene körperliche Kerngeſundheit, die von einer gleich geſunden Verfaſſung des Geiſtes und Gemüthes zeugt; keine hohe Begeiſterung, aber auch nichts geckenhaftes und ausgelaſſenes in ihrem Weſen; vielmehr wohnt auf der nicht durch Sorgen, ſondern nur durch die Uebung des Nachdenkens mit Falten bezeichneten Stirn ein weiſer Ernſt, aber in dem lauſchenden Blick und in dem zum Lächeln willigen Munde iſt eine leiſe Ironie unverkennbar.

Druckfehler.

S. 9 Z. 19. Genie's lies: Genius.
- 31 - 11. nur l. nun.
- 34 - 5 u. 6. Anſichkeit l. Anſchaulichkeit.
- 41 - 4 von unten, dergleichen l. der gleichen.
- 49 - 18. einiger l. inniger.
- 52 - 8. Senat l. Staat.
- 58 - 1. jenen l. jenem.
- 63 - 10. dieſes l. unſers.
- 73 - 7. Art nur als l. Art als.
- 90 - 16 u. 17. der Chorſang war zwar l. der Chor
ſang zwar.
- 97 - 6. würden l. wurden.
- 98 - 9. Arbeiten l. Arbeitern.
112 - 5. v. u. ſie in einer l. ſie einer.
- 138 - 17. Triologie l. Trilogie.
- 142 letzte Z. Signalfeuer l. Signalfeuern.
- 143 - 15. Opfern l. Opfer.
- 145 - 19. Thalthybius l. Talthybius.
- 146 - 17. davon l. davor.
- 148 - 15. welcher l. welche.
- 149 - 4. v. u. verwandeln l. verwandelten.
- 157 - 1. mildem l. milden.
- 158 - 2. den l. dem.
- 159 - 6. mishandelnd l. mithandelnd.
- 162 - 18. alten l. allen.
- 174 - 13. des l. der.
- 175 - 13. das heiſt, nicht, l. das heißt nicht.
- 178 letzte Z. koloſſalen l. koloſſalem.
- 189 - 14. dem l. den.
- 189 - 17. in Wahnſinn l. im Wahnſinn.
- 190 - 16. worin l. worein.
- 205 - 17. ſonſt irgend l. ſonſt ſchwerlich irgend.

S. 222 Z. 7. verheiſſenen l. verheiſſenden.
„ 228 „ 15. im Hauſe Pelops l. im Hauſe des Pelops.
„ 245 „ 1. verfängt ſich l. verſteigt ſich
„ 277 „ 17. Unverhaltung l. Unterhaltung.
„ 288 „ 6. v. u. in der Anm. mir l. nie.
„ 297 „ 4. Zweck l. Zorn.
„ 302 „ 4. lahmen l. lahmem.
„ 331 „ 10 u. 11. dagen l. dagegen.
„ 344 „ 17. Aehnlichkeit l. die Aehnlichkeit.
„ 357 letzte Z. Terenz fielen l. Terenz hingegen fielen
„ 370 „ 12. alle Rechte l. alle urſprünglichen Rechte.
„ 371 „ 1. dem l. den.
„ — „ 5. dem l. den.

Ueber
dramatiſche Kunſt
und
Litteratur.

Vorleſungen

von

August Wilhelm Schlegel.

Zweyter Theil.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt
des zweyten Theiles.

Achte Vorleſung. — — — Seite 3

Römiſches Theater. Einheimiſche Gattungen: atellaniſche Fabeln, Mimen, comoedia togata. Griechiſche Tragödie nach Rom verſetzt. Tragiker der älteren Epoche und des Auguſteiſchen Zeitalters. Idee einer eigenthümlich römiſchen Tragödie, die nie entſtanden. Warum es den Römern in der tragiſchen Kunſt nicht ſonderlich geglückt. Seneca. Die Italiäner. Schäferſpiele von Taſſo und Guarini. Geringe Fortſchritte im Trauerſpiel. Metaſtaſio und Alfieri. Ausführ-

liche Beurtheilung beyder. Luſtſpiele des Arioſt, Machiavell, Aretin, Porta. Improviſirtes Maskenſpiel. Goldoni. Gozzi. Neueſter Zuſtand.

Neunte Vorleſung. — — — Seite 69

Alterthümer der franzöſiſchen Bühne. Einfluß des Ariſtoteles und der Nachahmung der Alten. Prüfung der drey Einheiten. Was iſt Einheit der Handlung? Einheit der Zeit. Haben die Griechen ſie beobachtet? Einheit des Ortes damit zuſammenhangend. Nachtheile der allzu engen Regeln hierüber.

Zehnte Vorleſung. — — — — 121

Fortſetzung. Einwirkung dieſer Regeln auf die Geſtalt des franzöſiſchen Trauerſpiels. Behandlung der mythologiſchen und der hiſtoriſchen Stoffe. Begriffe von tragiſcher Würde. Beobachtung der Convenienzen. Falſches Syſtem der Expoſitionen. Anfängliche Benutzung des ſpaniſchen Theaters. Allgemeine Charakteriſtik des Corneille, Racine und Voltaire. Ueberſicht ihrer wichtigſten Werke. Thomas Corneille und Crebillon.

Eilfte Vorleſung. — — — Seite 224

Franzöſiſches Luſtſpiel. Moliere. Kritik ſeiner Werke. Scarron, Bourſault, Regnard; Luſtſpiele aus der Zeit der Regentſchaft; Marivaux und Deſtouches; Piron und Greſſet. Neuere. Die heroiſche Oper: Quinault. Operette und Vaudeville. Diderots verſuchte Umſchaffung des Theaters. Rührendes Drama. Beaumarchais. Melodramen. Vorzüge und Mängel der Schauſpielkunſt.

Zweyte Abtheilung.

Zwölfte Vorleſung. — — — — 3

Zuſammenſtellung der engliſchen und ſpaniſchen Bühne. Vom Geiſt des romantiſchen Schauſpiels. Shakſpeare. Sein Zeitalter und ſeine Lebensumſtände. In wie fern das Coſtum nothwendig oder entbehrlich. Shakſpeare der größte Charakteriſtiker. Die Aechtheit ſeines Pathos wird gerechtfertigt. Wortſpiele. Sittliche Schonung. Ironie. Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen. Die Rolle des Narren. Shakſpeare's Sprache und Versbau. Beurtheilung ſei-

Anhänglichkeit.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Geſtärkt von der Betrachtung reiner Speiſe;
Ihr dünkt, im engen wiederholten Gleiſe,
Ihr Thun vergeblich, und ihr Wißen Wähnen.

Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
Nach höhern Welten, freiern Thatenkreiße,
Und glaubt, am Schluß der Bahn nach ird'ſcher Weiſe,
Roll' erſt der Vorhang auf zu lichtern Scenen.

Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß ſie ſcheide,
So ſchaudert ſie, und ſieht zurück mit Zagen
Auf Erdenluſt und ſterbliche Geſpielen.

Wie einſt Proſerpina, von Enna's Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
Um Blumen weinte, die dem Schooß entfielen.

ner einzelnen Werke: der Luſtſpiele, Trauerſpiele und hiſtoriſchen Schauſpiele. Anhang über die angeblich Shakſpeare'n untergeſchobnen Stücke.

Dreyzehnte Vorleſung. — — Seite 243

Zwey Perioden des engliſchen Theaters; die ältere die wichtigſte. Früheſte Geſtalt der Schaubühne und deren Vortheile. Zuſtand der Schauſpielkunſt zu Shakſpeare's Zeit. Alterthümer der dramatiſchen Litteratur. Lilly, Marlow, Heywood. Ben Jonſon. Beurtheilung ſeiner Werke. Masquen. Beaumont und Fletſcher. Allgemeine Charakteriſtik dieſer Dichter, und Bemerkungen über einige Stücke. Maſſinger und andre Zeitgenoſſen unter Carl I. Schließung der Schaubühne durch die Puritaner. Erneuerung des Theaters unter Carl II. Geſchmacks- und Sittenverderbniß. Dryden, Otway und Andre. Luſtſpieldichter von Wicherley und Congreve an bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts gemeinſchaftlich charakteriſirt. Trauerſpiele aus demſelben Zeitraum. Rowe. Addiſons Cato. Neuere. Bürgerliches Trauerſpiel: Lillo. Garrick. Neueſter Zuſtand.

Vierzehnte Vorleſung. — — Seite 338

Spaniſches Theater. Deſſen drey Perioden: Cervantes, Lope de Vega, Calderon. Vom Geiſt der ſpaniſchen Poeſie überhaupt. Einfluß der National-Geſchichte darauf. Form und verſchiedne Arten der ſpaniſchen Schauſpiele. Verfall ſeit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts.

Funfzehnte Vorleſung. — — — 377

Anfänge des deutſchen Theaters. Hans Sachs. Gryphius. Gottſchediſche Zeit. Schlechte Nachahmung der Franzoſen. Leſſing, Goethe und Schiller. Ueberſicht ihrer Werke. Schilderung ihres Einfluſſes. Ritterſchauſpiele, rührende Dramen und Familien-Gemählde. Ausſichten für die Zukunft.

Anmerkung. Die Aeußerung in der Vorrede, dieſe Vorleſungen ſeyen bis auf einige Zuſätze ſo abgedruckt, wie ſie gehalten worden, iſt dahin zu berichtigen, daß die Zuſätze im zweyten Theile weit beträchtlicher ſind als im erſten. Die Beſchränkung der Zeit beym mündlichen Vortrage hatte mich genöthigt, in der letzten Hälfte mehr Lücken zu laſſen.

Die Abſchnitte vom Shakſpeare und vom engliſchen Theater insbeſondre ſind beynahe ganz neu ausgearbeitet. Theils Mangel an Muße, theils die Gränzen des dieſem Werk einmal beſtimmten Raumes haben mich verhindert, das ſpaniſche Theater ſo ausführlich abzuhandeln, als es nach ſeiner Wichtigkeit verdient hätte.

Dramaturgiſche Vorleſungen.

Zweyter Theil.

Achte Vorleſung.

Nebſt der Erörterung der Hauptbegriffe hat uns während der erſten Hälfte dieſer Vorleſungen die eben ſo urſprünglich eigenthümliche als kunſtmäßig vollendete Bühne der Griechen beſchäftigt. Ueber die dramatiſche Litteratur der meiſten andern Völker, die überhaupt in Betracht kommen, müſſen wir uns kürzer faſſen, und wir dürfen es, ohne zu befürchten, daß man uns unverhältnißmäßiger Weitläuftigkeit und Kürze beſchuldigen werde.

Zuvörderſt bey den Römern, deren Theater ſich auf alle Weiſe unmittelbar an das griechiſche anſchließt, haben wir eigentlich nur eine große Lücke zu bemerken, welche theils aus dem Mangel an eignem Schöpfergeiſt in dieſem Fache, theils daher entſteht, daß, bis auf wenige Bruchſtücke, faſt alles verlohren gegangen iſt. Die einzigen auf uns gekommenen Werke aus der guten claſſiſchen Zeit ſind die des Plautus und Terenz, von denen ich ſchon als Nachbildnern der Griechen geſprochen habe.

Die Poeſie war überhaupt in Rom nicht einheimiſch, und wurde erſt ſpäterhin, als das urſprüngliche Rom durch Nachahmung fremder Sitten ſich ſeiner Auflöſung näherte, unter andern Veranſtaltungen des Wohllebens künſtlich gepflegt. Am Lateiniſchen haben wir das Beyſpiel einer durchaus nach fremden grammatiſchen und metriſchen Formen zum dichteriſchen Ausdruck gemodelten Sprache. Dieſe Anbildung des Griechiſchen geſchah anfangs mit großer Gewaltſamkeit: der Graecismus ging bis zur rohen Sprachvermiſchung. Allmählich linderte ſich der poetiſche Styl, von deſſen früherer Härte wir im Catull noch die letzten Spuren wahrnehmen, die jedoch nicht von einem gewiſſen ſpröden Reiz entblößt ſind. Die Sprache warf die Fügungen und beſonders die

Zuſammenſetzungen wieder aus, die ihrem innern Bau allzu ſehr widerſprachen und römiſchen Ohren auf die Dauer nicht gefallen konnten, und endlich gelang den Dichtern im Zeitalter des Auguſt die gefälligſte Verſchmelzung des Einheimiſchen und des Aufgenommenen. Kaum war aber das geſuchte Gleichgewicht erreicht, ſo trat auch ein Stillſtand ein: alle freye Entwickelung wurde gehemmt, und der dichteriſche Ausdruck, ungeachtet einer ſcheinbaren Steigerung zum kühneren und gelehrteren hatte ſich ſelbſt unwiderruflich in dem Kreiſe der einmal gebilligten Redensarten gefangen genommen. So genoß die lateiniſche Sprache in der Poeſie, zwiſchen noch nicht gebildet und ſchon wieder todt, nur eine kurze Blüthezeit, und in Abſicht auf den Geiſt der Dichtungen erging es eben nicht beſſer.

Nicht das Bedürfniß, ihre feſtliche Muße durch Darſtellungen, welche den Geiſt aus der Wirklichkeit entrücken, zu erheitern, brachte die Römer auf die Erfindung theatraliſcher Ergötzlichkeiten; ſondern in der Troſtloſigkeit einer verwüſtenden Peſt, wogegen alle Hülfsmittel unzulänglich ſchienen, griffen ſie zuerſt zum Schauſpiel, als einem Verſuch, den Zorn der Götter zu beſänftigen, da ſie vorher nur die Leibesübungen und Wettkämpfe des Circus kannten. Die hiezu aus Etrurien herbeygerufenen Hiſtrionen waren aber bloße Tänzer, und zwar vermuthlich nicht nachahmende, ſondern nur durch Gewandtheit der Bewegungen ergötzende Tänzer. Die älteſten geſprochenen Schauſpiele, die ſogenannten atellaniſchen Fabeln entlehnten die Römer von den Oſciern, den Urbewohnern Italiens. Bey dieſen Saturen (ſo hießen ſie, weil es anfänglich improviſirte Poſſenſpiele ohne dramatiſchen Zuſammenhang waren; denn Satura bedeutet ein Allerley) hatte es ſein Bewenden, bis mit dem Livius Andronicus über fünfhundert Jahre nach Erbauung Roms die Nachahmung der Griechen und die Einführung der regelmäßigen Gattungen, nämlich der Tragödie und der neueren Komödie (die alte Komödie war der Uebertragung nicht empfänglich) ihren Anfang nahm.

Alſo verdankten die Römer den Etruriern den erſten Begriff vom Schauſpiel, den Oſciern die Ergießungen der ſcherzhaften Laune, den Griechen die höhere Ausbildung. Indeſſen bewieſen ſie doch im komiſchen Fache mehr eigenthümlichen Geiſt als im tragiſchen. Die Oſcier, deren früh ausgeſtorbene Sprache ſich nur noch in jenen Poſſenſpielen überlebte, waren wenigſtens ſo nahe Stammverwandte der Römer, daß ihre Mundart lateiniſchen Zuhörern unmittelbar verſtändlich war: denn wie hätten ſonſt die Atellanen ihnen Unterhaltung gewähren können? Auch eigneten ſie ſich die Gattung ſo ſehr an, daß edle römiſche Jünglinge an Feſten aus Liebhaberey dergleichen unter ſich aufführten, weswegen ſogar die Schauſpieler, welche aus der Vorſtellung atellaniſcher Fabeln ein Gewerbe machten, als beſonders bevorrechtet, immer von der auf den übrigen theatraliſchen Künſtlern ruhenden Schmach, der Ausſchließung aus den Zünften und vom Kriegsdienſte, frey blieben.

Ferner hatten die Römer ihre eignen *Mimen*. Der nicht lateiniſche Name dieſer kleinen Stücke läßt zwar auf Verwandtſchaft mit den griechiſchen Mimen ſchließen; jedoch waren ſie in der Form beträchtlich von dieſen verſchieden, und zuverläßig hatten ſie örtliche Wahrheit der Sitten, und der

Diva Fides.

O heil'ge Treue! ſittſame Veſtale,
Die auf der Seel' Altar die Flamme hütet!
Aſtraea, die dem Neid des Glücks gebietet,
Mit Lieb' und Gegenlieb' in gleicher Schale!

Du Flora, die im thränbethauten Thale
Des Lebens auch den Winter ſchön beblütet!
Doch, wenn der Tod mit harter Trennung wütet,
Du Parce mit verhängnißvollem Stahle!

Sag', wo ſind deine Wunder hingeſchwunden?
Sind dir zu dienen würdig nur Heroen,
Und kann die ſchlaffe Welt nicht mehr geſunden?

Du wirſt vermißt an Mann, Weib, Niedern, Hohen,
Und mancher höhnt, nie ſei'ſt du wahr erfunden,
Weil du aus ſeiner falſchen Bruſt entflohen.

Stoff war nicht aus griechiſchen Darſtellungen entlehnt.

Es iſt eigen, daß in Italien von jeher die Gabe einer ſehr ergötzlichen, wiewohl etwas rohen Poſſenreißerey in Reden und Liedern aus dem Stegreif und begleitendem Gebehrdenſpiel zu Hauſe, aber ſelten mit wahrem dramatiſchem Verſtande gepaart war. Die letzte Behauptung haben wir durch Prüfung deſſen zu rechtfertigen, was in dieſem Lande bis auf die neueſten Zeiten in den höhern Gattungen geleiſtet worden. Die erſte ließe ſich durch viele Züge beſtätigen, die uns nur von unſerm Gegenſtande zu weit in die Saturnalien und dergleichen abführen würden. Auch von dem in den Geſprächen des Pasquino und Marforio herrſchenden Witz, dem treffenden und volksmäßig einleuchtenden Spott über Zeitbegebenheiten, finden ſich manche Spuren, noch aus der Zeit der Kaiſer, die ſonſt ſolchen Freyheiten nicht günſtig waren. Was uns hier näher angeht, iſt die Vermuthung, daß man vielleicht in den Mimen und Atellanen den erſten Keim der Commedia dell' arte, der improviſirten Poſſe mit ſtehenden Masken zu ſuchen hat.

Eine auffallende Verwandtſchaft dieſer mit den Atellanen iſt die Benutzung der Mundarten zu einer drolligen Wirkung. Wie würden aber Harlekin und Pulcinell erſtaunen, wenn ſie erführen, daß ſie in grader Linie von den Poſſenreißern der alten Römer ja der Oſker abſtammen! wie luſtig würden ſie dem Antiquar danken, der ihren glorreichen Stammbaum bis auf dieſe Wurzel zurückführte! Aus den griechiſchen Vaſengemählden wiſſen wir, daß ſchon zu den grotesken Masken der alten Komödie eine der ihrigen ſehr ähnliche Tracht gehörte: lange Beinkleider und ein Wams mit Aermeln, Kleidungsſtücke, die ſonſt den Griechen wie den Römern fremd waren. Noch heut zu Tage iſt Zanni einer von den Namen Harlekins; und Sannio hieß in den lateiniſchen Poſſenſpielen ein Luſtigmacher, der nach dem Zeugniß alter Schriftſteller einen geſchornen Kopf und ein aus buntſcheckigen Lappen zuſammengeflicktes Kleid hatte. Die Figur des Pulcinell will man vollkommen ähnlich unter den Wandgemählden in Pompeji gefunden haben. Wenn er ſich urſprünglich aus Atella herſchreibt, ſo wäre er noch ungefähr in ſeinem alten Vaterlande zu Hauſe.

Der Einwurf, wie ſich die Ueberlieferung, ungeachtet einer Unterbrechung aller theatraliſchen Beluſtigungen viele Jahrhunderte hindurch, habe erhalten können, läßt ſich wohl durch die jährliche Carnavals-Freyheit und durch die Narrenfeſte des Mittelalters hinlänglich beantworten.

Die griechiſchen Mimen waren in Proſa geſchriebene und nicht für die Bühne beſtimmte Geſpräche; die römiſchen waren in Verſen abgefaßt, wurden aufgeführt und oft aus dem Stegereif geſprochen. Am berühmteſten ſind in dieſer Gattung Laberius und Syrus, Zeitgenoſſen des Julius Cäſar, geweſen. Dieſer als Dictator zwang durch eine höfliche Bitte den Laberius, einen römiſchen Ritter, in ſeinen Mimen öffentlich aufzutreten, wiewohl das ſzeniſche Gewerbe durch den Verluſt der bürgerlichen Rechte brandmarkte. Laberius beklagte ſich hierüber in einem Prolog, den wir noch haben, und woraus der Schmerz eines vernichteten Selbſtgefühls edel und rührend ſpricht. Man begreift nicht recht, wie er in dieſer Stimmung fähig ſeyn konnte, muthwillige Poſſen zu treiben, und wie die Zuſchauer, ein ſo bittres Beyſpiel eigenmächtiger

Herabwürdigung vor Augen, ſich daran ergötzen mochten. Cäſar hielt Wort: er gab dem Laberius eine beträchtliche Summe Geldes, und ertheilte ihm den ritterlichen Ring von neuem, der ihn jedoch in der Meynung ſeiner Mitbürger nicht wieder herſtellen konnte. Zugleich rächte er ſich aber für den Prolog und andre Anſpielungen *) dadurch, daß er dem Syrus, dem Sklaven, nachher Freygelaßnen und Schüler des Laberius in der mimiſchen Kunſt, den Preis vor dieſem zuerkannte. Vom Syrus haben wir eine Anzahl Sentenzen aus ſeinen Mimen, welche durch Gehalt und zierliche Bündigkeit des Ausdrucks verdienen, denen des Menander an die Seite geſtellt zu werden. Einige gehen ſogar über den moraliſchen Horizont ſelbſt des ernſteren Luſtſpiels hinaus, und nehmen einen

---

*) Wie würde es Cäſarn innerlich gedemüthigt haben, wenn er hätte vorausſehen können, daß nach wenigen Menſchenaltern ſein Nachfolger in der unumſchränkten Herrſchaft, Nero, aus einem Gelüſt der eignen Entehrung, ſich vielfältig ſo Preis geben würde, wie er es einem Römer des Mittelſtandes nicht ohne Erregung des allgemeinen Unwillens zugemuthet hatte!

faſt ſtoiſchen Schwung. Wie war nur der Uebergang von niedrigen Poſſen bis dahin möglich? und wie konnten dergleichen Sprüche überhaupt ohne eine eben ſo bedeutende Verwickelung der menſchlichen Verhältniſſe, als die das vollſtändige Luſtſpiel ſchildert, angebracht werden? Auf jeden Fall ſind ſie geeignet, uns von den Mimen einen ſehr vortheilhaften Begriff zu geben. Horaz ſpricht zwar von dem Kunſtwerth der Mimen des Laberius mit Geringſchätzung, entweder wegen der Willkührlichkeit ihrer Zuſammenſetzung oder der nachläßigen Ausführung. Indeſſen darf dieß unſre Meynung nicht ſchlechthin gegen ſie beſtimmen, denn dieſer kritiſche Dichter legt aus begreiflichen Gründen ein viel größeres Gewicht auf den ſorgfältigen Gebrauch der Feile als auf originelle Keckheit und Fülle der Erfindung. Ein einziger vollſtändiger Mimus, den uns die Zeiten leider nicht gegönnt haben, würde uns darüber beſſer ins klare ſetzen, als die verworrenen Berichte der Grammatiker und die Conjecturen neuerer Gelehrten.

Die regelmäßige Komödie der Römer war meiſtens palliata, d. h. ſie wurde in griechiſcher Tracht aufgeführt, und ſtellte griechiſche Sitten dar. Dieß iſt der Fall mit den ſämtlichen Luſtſpielen des Plautus und Terenz. Sie hatten aber auch eine comoedia togata, ebenfalls von der darin üblichen römiſchen Tracht ſo benannt. Afranius wird als der vornehmſte Schriftſteller darin gerühmt. Wir haben ſo gar nichts davon übrig behalten, und finden ſo wenige Angaben darüber, daß wir nicht einmal mit Sicherheit entſcheiden konnen, ob die togatae ganz neuerfundne Original Luſtſpiele waren, oder nur griechiſche, nach römiſchen Sitten umgemodelt. Das letzte iſt wahrſcheinlicher, weil Afranius in der ältern Periode lebte, wo der römiſche Genius zu eignen Erfindungen noch gar nicht die Flügel regte; und doch iſt es wieder nicht recht begreiflich, wie ſich die attiſchen Komödien ohne großen Zwang einer ſo ganz verſchiedenen Oertlichkeit hätten ſollen anpaſſen laſſen. Der Gang des römiſchen Lebens war im allgemeinen ernſt und gravitätiſch, wiewohl ſie im perſönlichen Umgange viel Sinn für Witz und Jovialität hatten. Der Unterſchied der Stände war bey den Römern politiſch ſehr ſtark bezeichnet, der Reichthum bey Privatperſonen oft königlich; die Frauen lebten bey ihnen weit mehr in der Geſellſchaft und ſpielten eine viel bedeutendere Rolle als bey den Griechen, vermöge welcher Unabhängigkeit ſie dann auch an der einreißenden mit äußerer Verfeinerung gepaarten Verderbniß in vollem Maaße Theil nahmen. Bey ſo weſentlichen Verſchiedenheiten hätte ein urſprünglich römiſches Luſtſpiel eine merkwürdige Erſcheinung ſeyn müſſen, und würde uns dieß weltbeherrſchende Volk von einer ganz neuen Seite kennen lehren. Daß dieß in der comoedia togata nicht geleiſtet werden, verrathen zum Theil ſchon die gleichgültigen Aeußerungen der Alten darüber. Quinctilian hat es keinen Hehl, daß die lateiniſche Litteratur im Luſtſpiel am meiſten hinke: dieß iſt wörtlich ſein Ausdruck.

Was die Tragödie betrifft, ſo müſſen wir zuvörderſt bemerken, daß in Rom die Anordnung der griechiſchen dorthin übertragenen dadurch beträchtlich verrückt wurde, daß der Chor nicht mehr in der Orcheſtra ſeinen Platz hatte, wo die vornehmſten Zuſchauer, die Ritter und Senatoren, ſaßen, ſondern auf der Bühne ſelbſt. Es fand hier alſo ſchon derſelbe Uebelſtand Statt, den wir gegen die verſuchte Einführung des Chors bey den Neueren eingewendet haben. Noch andre, ſchwerlich verbeſſernde Abweichungen von der griechiſchen Darſtellungsweiſe wurden beliebt. Gleich bey der Einführung regelmäßiger Schauſpiele trennte Livius Andronicus, ein Grieche von Geburt und der erſte tragiſche Dichter und Schauſpieler Roms, in den Monodieen (den lyriſchen Stücken, die eine einzelne Perſon und nicht der Chor zu ſingen hatte) den Geſang von dem mimiſchen Tanz, ſo daß nur dieſer dem Schauſpieler blieb und ſtatt ſeiner ein neben dem Flötenſpieler ſtehender Knabe ſang. Bey den Griechen war in der beſſern Zeit ſowohl der tragiſche Geſang als das begleitende rhythmiſche Gebehrdenſpiel gewiß ſo einfach, daß die Kräfte eines einzigen hinreichten, beyden zugleich ihr volles Recht widerfahren zu laſſen. Die Römer zogen aber, wie es ſcheint, die vereinzelte Meiſterſchaft der harmoniſchen Einheit vor. Hieraus entſprang in der Folge die Vorliebe für die Pantomimen, deren Kunſt zur Zeit des Auguſtus zu einer großen Vollkommenheit gediehen war. Nach den Namen der berühmteſten, eines Pylades, eines

Bathyllus, zu urtheilen, waren es Griechen, welche in Rom dieſe ſtumme Beredſamkeit ausübten, und die lyriſchen Stücke, die ihr Tanz ausdrückte, wurden auch in griechiſcher Sprache dazu vorgetragen. Endlich ſpielte Roscius, und vermuthlich nicht er allein, häufig ohne Maske, wovon es bey den Griechen, ſo viel wir wiſſen, nie ein Beyſpiel gab. Zur glänzenderen Entfaltung ſeiner Kunſt mochte es dienen, und ſo bewieſen die Römer, denen dieß gefiel, auch hier wieder, daß ſie mehr Sinn für das unverhältnißmäßig hervortretende Talent eines Virtuoſen hatten, als für den zuſammenſtimmenden Eindruck eines Kunſtwerks im Ganzen.

In der tragiſchen Litteratur der Römer laſſen ſich zwey Epochen unterſcheiden: die ältere des Livius Andronicus, Naevius, Ennius, ferner des Pacuvius und Attius, welche beyden letzteren um etwas ſpäter geblüht als Plautus und Terenz; und die gebildete des Auguſteiſchen Zeitalters. Jene brachte nur Ueberſetzer und Bearbeiter der griechiſchen Werke hervor, doch gerieth es vermuthlich im tragiſchen Fache treuer und beſſer als im komiſchen. Die ſchwungvolle Erhebung des Ausdrucks pflegt in einer noch wenig bearbeiteten Sprache etwas ungelenk auszufallen, doch läßt ſie ſich durch Anſtrengung erreichen; um die nachläßige Grazie des geſelligen Scherzes zu treffen, muß man eigne Laune und feine Bildung haben. Um zu beurtheilen, wie genau und überhaupt wie gelungen die Nachbildung war, bleibt uns nicht einmal (eben ſo wenig wie beym Plautus und Terenz) ein Bruchſtück, wovon das griechiſche Original noch vorhanden wäre; allein eine beträchtliche Rede aus dem erlöſten Prometheus vom Attius iſt des Aeſchylus auf keine Weiſe unwürdig, auch im Versbau ſchon ſorgfältiger *), als die lateiniſchen Ko-

---

*) In welchen Sylbenmaaßen mochten nur dieſe Tragiker die griechiſchen Chorgeſänge übertragen? Die Nachbildung des Pindar, deſſen Lyrik ſo viel Aehnlichkeit mit der tragiſchen hat, erklärt noch Horaz im Lateiniſchen für unthunlich. Vermuthlich hat man ſich nie an den labyrinthiſchen Strophenbau der Chöre gewagt, für den weder die Sprache noch das Gehör der Römer eingerichtet war. Die Tragödien des Seneca verſteigen ſich aus den Anapäſten nie weiter als bis zu einem ſapphiſchen oder choriambiſchen Verſe, der, eintönig wiederholt, einen großen Mißſtand verurſacht.

Abhängigkeit und Willkür.

Von Sternen hat die Vorwelt uns gelehret,
Die Tugend, Frevel, Ruhm, Schmach, Glück, Mißlingen,
Aus den geheimnißvollen Kreiſen bringen,
Und deren Macht kein Wille ſich erwehret;

Von Zeichen, die der Kund'ge ſieht und höret,
Und den Orakeln leichter Vogelſchwingen;
Auch von Sirenen, deren zaubernd Singen
Unwiderſtehlich in den Tod bethöret.

Der Jugend ziemt des Sinnbilds holde Leitung,
Doch heb', erwachſen nun, der Menſch die Stirne,
Hör auf, was in ihm, außer ſich zu wähnen.

Muth, Freiheit, Kraft, ſind ſeines Heils Geſtirne,
Der Weisheit Blicke ſeiner Zukunft Deutung,
Wahn, Trägheit, Wolluſt, ſeiner Bruſt Sirenen.

miker zu ſeyn pflegen. Dieſen früheren Styl brachten Pacuvius und Attius zur Vollendung, deren Stücke allein ſich bis zu Cicero's Zeiten, ja noch ſpäter, auf der Bühne behauptet und viele Bewunderer gehabt zu haben ſcheinen. Horaz richtet ſeine eiferſüchtige Kritik auch gegen dieſe, ſo wie gegen alle übrigen älteren Dichter.

Die Zeitgenoſſen Auguſts machten es zum Ziel ihres Ehrgeizes ſich auf mehr eigenthümliche Weiſe mit den Griechen zu meſſen; nicht in allen Gattungen mit gleichem Glück. Die Liebhaberey zu Verſuchen für die tragiſche Bühne war beſonders groß; werden doch Arbeiten dieſer Art vom Imperator ſelbſt erwähnt. Deswegen hat die Vermuthung viel für ſich, daß Horaz ſeine Epiſtel an die Piſonen hauptſächlich geſchrieben, um dieſe jungen Männer, die, vielleicht ohne wahren Beruf, von der allgemeinen Leidenſchaft angeſteckt waren, von einer ſo mislichen Laufbahn abzuſchrecken. Einer der vornehmſten tragiſchen Dichter dieſes Zeitalters war der berühmte Aſinius Pollio, ein Mann von heftiger Leidenſchaftlichkeit, wie Plinius ſagt, und der auch an Werken der bildenden Kunſt den ſelben Charakter liebte. Er war es, der die bekannte Gruppe des Farneſiſchen Stieres aus Rhodus mitbrachte und in Rom aufſtellte. Wenn ſich ſeine Tragödien zu denen des Sophokles nur etwa ſo verhielten, wie dieſe kühne, wilde, aber etwas überladene Gruppe zu der ſtillen Hoheit der Niobe, ſo hätten wir deren Verluſt immer noch ſehr zu beklagen. Allein die politiſche Bedeutung des Pollio konnte ſeine Zeitgenoſſen leicht über den Werth ſeiner poetiſchen Arbeiten blenden. Ovid hat ſich in der tragiſchen Gattung wie in ſo manchen andern verſucht, und eine Medea gedichtet. Nach den geſchwätzigen Gemeinplätzen der Leidenſchaft in ſeinen Heroiden ließe ſich von ihm im Trauerſpiel höchſtens ein übertriebener Euripides erwarten. Quinctilian verſichert indeſſen, er habe hier einmal bewieſen, was er würde haben leiſten können, wenn er ſich lieber hätte mäßigen, als ſeinem Hange zur Ausſchweifung nachgeben wollen.

Dieſe und alle übrigen tragiſchen Beſtrebungen der Auguſteiſchen Zeit ſind untergegangen. Wir können die Größe des hieran erlittenen Verluſtes nicht mit Sicherheit anſchlagen, doch iſt er allem

Anſchein nach nicht außerordentlich groß. Zuerſt befand ſich die griechiſche Tragödie dort im Nachtheil aller auf einen fremden Boden verſetzten Pflanzen: der römiſche Götterdienſt war zwar dem griechiſchen einigermaßen verwandt (keineswegs ſo völlig einerley damit, wie Manche annehmen), aber die heroiſche Mythologie der Griechen war nur durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte ſich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an, wie ſie es bey jenen ſo vielfältig that. Mir ſchwebt das Ideal einer urſprünglich römiſchen Tragödie vor, dunkel freylich, im Hintergrunde der Zeiten, wie man ein Weſen erkennen mag, das aus dem Schooße des Möglichen nie zur Wirklichkeit gebohren worden. Sie hätte von der griechiſchen an Bedeutung und Geſtalt durchaus verſchieden, und im altrömiſchen Sinne religiös und patriotiſch ſeyn müſſen. Alle wahrhaft ſchöpferiſche Poeſie kann nur aus dem innern Leben eines Volkes und aus der Wurzel dieſes Lebens, der Religion, hervorgehen. Der Geiſt der römiſchen Religion war aber urſprünglich, ehe ſie nach Einbuße des Gehalts die Oberfläche nach fremder Sitte ausſchmückten, ein ganz andrer als der Geiſt der griechiſchen. Dieſe war künſtleriſch bildſam, jene prieſterlich unwandelbar. Der römiſche Glaube und die darauf gegründeten Gebräuche waren ernſter, ſittlicher, frommer, naturdurchſchauender, magiſcher und geheimnißvoller, als wenigſtens derjenige Theil der griechiſchen Religion, der außerhalb der Myſterien gelehrt ward. Wie die griechiſche Tragödie den Kampf des freyen Menſchen mit dem Schickſal darſtellt, ſo hätte der Sinn einer römiſchen die Unterwerfung der menſchlichen Triebe unter die heiligende, bindende Gewalt, religio, und deren offenbarte Allgegenwart in allen irdiſchen Dingen ſeyn müſſen. Aber als das Bedürfniß künſtlich gebildeter Dichtung in ihnen erwachte, war dieſer Geiſt längſt erloſchen. Die Patricier, ihrer erſten Einſetzung nach eine etruriſche Prieſterſchule, waren bloß weltliche Staatsmänner und Krieger geworden, die ihr angebohrnes Prieſterthum nur als politiſche Formel beybehielten. Ihre ſibylliniſchen Bücher, ihre Vedams, waren ihnen damals unverſtändlich, nicht ſowohl wegen des veralteten Buchſtabens, als weil ſie den Schlüſſel zum Heiligthum, die höhere Wiſſenſchaft, nicht mehr beſaßen. Was die lateiniſche Heldenſage bey einer früheren Entwickelung hätte werden können, und ihr eigenthümliches Colorit, ſehen wir noch aus einigen Spuren beym Virgil, Properz und Ovid, die ſie doch ſchon als Antiquität behandelten.

Ferner, wiewohl die Römer ſich nun einmal durchaus helleniſiren wollten, ſo fehlte ihnen doch jene mildere Menſchlichkeit, die in der griechiſchen Geſchichte, Poeſie und Kunſt ſich von der homeriſchen Zeit an ſpüren läßt. Von der ſtrengſten Tugend, die, wie Curtius ſich ſelbſt, alle perſönliche Neigung im Schooße des Vaterlandes begrub, gingen ſie mit furchtbarer Schnelligkeit zu einer eben ſo beyſpielloſen Verderbniß der Habſucht und Wolluſt über. Nie haben ſie es in ihrem Charakter verläugnen können, daß ihr erſter Stifter nicht an einer Mutterbruſt gehegt, ſondern von einer reißenden Wölfin aufgeſäugt worden war. Sie waren die Tragiker der Weltgeſchichte, die ſo manches erſchütternde Trauerſpiel an gefeſſelten und im Kerker verſchmachtenden Königen aufführten;

ſie waren die eiſerne Nothwendigkeit der andern Völker: die allgemeinen Zerſtörer, um ſich zuletzt einſam mitten in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mauſoleum ihrer eigenen Würde und Freyheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben, durch gemäßigte Accente des Seelenleidens zu rühren, und mit ſchonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuſpielen. Natürlich ſuchten ſie auch im Trauerſpiel mit Ueberſpringung aller Mittelgrade immer das Aeußerſte, ſowohl im Stoicismus des Heldenmuthes als in der ungeheuern Wuth verbrecheriſcher Gelüſte. Von ihrer alten Größe war ihnen nichts übrig geblieben, als der Trotz gegen Schmerzen und Tod, wenn der ausſchweifende Genuß des Lebens endlich damit vertauſcht werden mußte. Dieſes Siegel ihres eignen vormaligen Adels drückten ſie dann ihren tragiſchen Helden mit ſelbſtgefälliger und prahlhafter Verſchwendung auf.

Endlich fehlte es im Zeitalter der ausgebildeten Litteratur den dramatiſchen Dichtern unter einem bis zur Raſerey ſchauluſtigen Volke dennoch an einem Publicum für die Poeſie. In den Triumphzügen, den Gladiatorſpielen und Thiergefechten wurden alle Herrlichkeiten der Welt, alle Seltenheiten fremder Himmelsſtriche dem Auge des Zuſchauers vorübergeführt, es erſättigte ſich an den gewaltſamſten blutigen Auftritten. Was konnten auf ſo geſtählte Nerven die feineren Abſtufungen des tragiſchen Pathos wirken? Die Mächtigen ſetzten ihren Ehrgeiz darein, den unermeßlichen Raub fremder oder bürgerlicher Kriege an einem Tage dem Volke zur Schau zu legen, auf Bühnen, die meiſtens nach gemachtem Gebrauch wieder eingeriſſen wurden. Was uns Plinius von der architektoniſchen Ausſchmückung an der des Scaurus erzählt, gränzt ans Unglaubliche. Als man es mit der Pracht nicht höher treiben konnte, ſuchte man durch die Neuheit der mechaniſchen Erfindungen zu reizen. So ließ ein Römer dem Begräbnißfeſt ſeines Vaters zu Ehren zwey Theater bauen, mit dem Rücken an einander gelehnt, und dergeſtalt beweglich auf einem einzigen Angel mitten darunter ruhend, daß ſie nach vollendetem Schauſpiel ſamt allen darauf ſitzenden Zuſchauern herumgedreht wurden, und ſich zu einem Circus an einander ſchloſſen, worauf man Gladiatorſpiele gab. Das Vergnügen der Augen hatte das der Ohren gänzlich verſchlungen; Seiltanzer und weiße Elephanten zog man jeder dramatiſchen Ergötzung vor; das geſtickte Purpurkleid des Schauſpielers wurde beklatſcht, wie uns Horaz berichtet, und ſo wenig aufmerkſam und ruhig war die große Volksmaſſe, daß er ihr Getöſe mit dem des Meeres oder eines waldigen Gebirges im Sturme vergleicht.

Nur ein einziges Probeſtück von dem tragiſchen Talent der Römer iſt uns übrig geblieben, wornach wir jedoch Unrecht hätten, das Verlohrne aus beſſern Zeiten zu beurtheilen; ich meyne die zehn Trauerſpiele, welche unter dem Namen des Seneca gehen. Ihr Anſpruch hierauf kommt mir ſehr zweydeutig vor: vielleicht gründet er ſich bloß auf die Veranlaſſung, daß Seneca in einem dieſer Stücke, der Octavia, perſönlich vorkommt, was vielmehr dagegen hätte entſcheiden ſollen. Die Meynungen der Gelehrten darüber ſind verſchieden: einige ſchreiben ſie zum Theil dem Philoſophen Seneca, zum Theil ſeinem Vater, dem Rhetor, zu; andre nehmen noch einen von beyden verſchiedenen Tragiker

Seneca an. Dahin kommt man überein, daß die ſämtlichen Stücke nicht von Einer Hand und ſogar aus verſchiedenen Zeitaltern ſich herſchreiben. Zur Ehre des römiſchen Geſchmacks möchte man ſie für ſehr ſpäte Aftergeburten des Alterthums halten: allein Quinctilian führt einen Vers aus der Medea des Seneca an, der ſich in der unſrigen wirklich findet, und dagegen iſt allerdings in Abſicht auf dieſes Stück nichts einzuwenden, deſſen Vorzüge vor den übrigen doch nicht ſo gar einleuchtend ſeyn dürften *). Auch finden wir im Lucan, einem Zeitgenoſſen des Nero, eine ganz ähnliche Manier des Schwulſtes, der alles Große zum Unſinn verzerrt. Der gewaltſame Zuſtand Roms unter einer Reihe blutdürſtiger Tyrannen hatte auch in der Beredſamkeit und Poeſie Unnatur erzeugt. Man hat

---

*) Der Verfaſſer dieſer Medea läßt die Heldin ihre Kinder vor den Augen des Volkes erwürgen, ungeachtet der Warnung des Horaz, der daher vermuthlich ſchon ein einheimiſches Beyſpiel vor Augen hatte; denn ſchwerlich hatte ein Grieche dieſen Fehler begangen. Die römiſchen Tragiker mußten ein beſonderes Gelüſte haben, in einer ſolchen Abſcheulichkeit Stärke und Wirkung zu ſuchen.

in ähnlichen Epochen der neueren Geſchichte dieſelbe Erſcheinung bemerkt. Unter der weiſen und milden Regierung eines Veſpaſian und Titus, noch mehr eines Trajan kehrten die Römer zu einem geläuterten Geſchmacke zurück. Aus welcher Zeit die Tragödien des Seneca nun auch ſeyn mögen, ſie ſind über alle Beſchreibung ſchwülſtig und froſtig, ohne Natur in Charakter und Handlung, durch die widerſinnigſten Unſchicklichkeiten empörend, und ſo von aller theatraliſchen Einſicht entblößt, daß ich glaube, ſie waren nie dazu beſtimmt, aus den Schulen der Rhetoren auf die Bühne hervorzutreten. Mit den alten Tragödien, jenen höchſten Schöpfungen des poetiſchen Genius der Griechen, haben dieſe nichts weiter gemein als den Namen, die äußre Form und die mythologiſchen Stoffe; und doch ſtellen ſie ſich neben jene, ſichtbar in der Abſicht, ſie zu überbieten, was ſie ungefähr ſo leiſten, wie eine hohle Hyperbel gegen die innigſte Wahrheit. Jeder tragiſche Gemeinplatz wird bis auf den letzten Athemzug abgehetzt; alles iſt Phraſe, unter denen die einfachſte ſchon geſchraubt iſt. Mit Witz und Scharfſinn wird eine gänzliche Armuth an

Das Zeitalter.

Grau, doch nicht weiſ' iſt das Jahrhundert worden:
Ihm iſt umſonſt die Weltgeſchicht' erſchollen.
Noch thürmen ſich im Strom des Eiſes Schollen,
Und heft'ger brauſen Aeols wilde Horden.

Wird blindlings hin und her ſtets Mavors morden?
Wird ſtets das Glück ſein Rad zertrümmernd rollen?
Gilt freches Wollen bloß, nie ernſtes Sollen?
Und einigt Völker nur der Selbſtſucht Orden?

Steigt niemals, die, wie jenes Greiſen Töchter,
Verwegenheit und wilder Wahn zerfleiſchet,
Verjüngt die Menſchheit aus den Zauberkeßeln?

So mag die Hoffnung, welche die Geſchlechter
Mit Weiſſagungen goldner Zukunft täuſchet,
Zu ew'ger Flucht Pandora's Urn' entfeßeln.

Gemüth überkleidet. Auch Fantaſie iſt darin, oder wenigſtens ein Fantom davon; vom Misbrauch jeder Geiſteskraft iſt das Beyſpiel gegeben. Die Verfaſſer haben das Mittel gefunden, in einem bis zur Dunkelheit epigrammatiſchen Lakonismus ermüdend weitſchweifig zu ſeyn. Ihre Perſonen ſind weder Ideale noch wirkliche Menſchen, ſondern rieſenhafte unförmliche Marionetten, die bald am Drath eines unnatürlichen Heroismus, bald an dem einer eben ſo unnatürlichen, vor keinem Greuel ſich entſetzenden, Leidenſchaft in Bewegung geſetzt werden.

In einer Geſchichte der dramatiſchen Kunſt hätte ich die Tragödien des Seneca alſo ganz übergehen dürfen, wenn ſie nicht bey dem blinden Vorurtheil für alles, was wir aus dem Alterthum überkommen haben, manche Nachahmungen nach ſich gezogen hätten. Sie waren eher und allgemeiner bekannt, als die griechiſchen Trauerſpiele. Nicht bloß Gelehrte ohne Sinn für die Kunſt haben günſtig über ſie geurtheilt, ja ſie den griechiſchen Tragödien vorgezogen, auch Dichter haben ſie ihres Studiums werth geachtet. Der Einfluß des Seneca auf Corneille's Begriffe vom Tragiſchen iſt unverkennbar; Racine hat gewürdigt, in ſeiner Phädra beträchtlich Vieles, wovon Brumoy ein Verzeichniß liefert, unter andern beynahe die ganze Szene der Liebeserklärung von ihm zu entlehnen.

Hiemit verlaſſen wir das claſſiſche Alterthum, und gehen zu der dramatiſchen Litteratur der neueren Nationen fort. Ueber die Ordnung, worin ſie am bequemſten abzuhandeln iſt, kann man zweifelhaft ſeyn, ob man nämlich, was jede Nation geleiſtet, der Reihe nach aufſtellen, oder nach den ſich kreuzenden Einflüſſen von einer zur andern übergehen ſoll. Das zuerſt erneuerte italiäniſche Theater hat anfänglich auf das franzöſiſche gewirkt, nachher aber von dieſem bedeutende Rückwirkungen erfahren. Die Franzoſen haben vor der völligen Ausbildung ihrer Bühne von den Spaniern noch weit mehr entlehnt, als von den Italiänern; ſpäterhin hat Voltaire eine Erweiterung ihres theatraliſchen Kreiſes nach dem Vorbilde der Engländer vermitteln wollen, womit es aber wenig auf ſich gehabt, weil nach ihren Begriffen von Nachahmung der Alten und ihrem Kunſtgeſchmack ſchon alles feſtgeſetzt war. Die

Engliſche und Spaniſche Bühne ſtehen faſt unabhängig von den übrigen, und auch eine von der andern, da: ſie haben viele Einflüſſe nach außen verbreitet, aber wenige empfangen. Um Verwirrung zu verhüten, ſcheint es doch rathſamer, die verſchiednen Litteraturen von einander zu ſondern; die fremden Einwirkungen laſſen ſich dennoch anmerken. Um ſo mehr, da bey einigen der neueren Nationen ganz entſchieden der Grundſatz der Nachahmung der Alten, bey andern der romantiſche Geiſt oder wenigſtens eine um die claſſiſchen Muſter unbekümmerte Originalität vorgewaltet hat: jenes nämlich bey den Italiänern und Franzoſen, dieſes bey den Engländern und Spaniern.

Wie die Einführung des Chriſtenthums zur Abſtellung der ſowohl bey den Griechen als Römern äußerſt ausgearteten Schauſpiele wirkte, noch ehe der Einfall der nordiſchen Eroberer allem Kunſtgenuſſe ein Ende machte, habe ich ſchon im Vorhergehenden erwähnt. Nach dem langen Schlaf des dramatiſchen und theatraliſchen Geiſtes im Mittelalter, der ſich, unabhängig von den claſſiſchen Muſtern, in Myſterien und Moralitäten wieder zu regen anfing, erwachte zuerſt bey den Italiänern das Beſtreben, wie in andern Künſten und Gattungen der Poeſie, ſo auch auf dem Theater die Alten nachzuahmen. Als das erſte regelmäßige Trauerſpiel wird gewöhnlich die Sophonisbe des Triſino aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts genannt. Ich kann mich nicht rühmen, dieſe litterariſche Merkwürdigkeit geleſen zu haben, doch kenne ich den Verfaſſer ſonſt als einen geiſtloſen Pedanten; und da ſelbſt die Gelehrten, welche am meiſten auf Nachahmung der Alten dringen, ſie für ein todtes Werk des Fleißes ohne dichteriſchen Geiſt erklären, ſo dürfen wir es wohl ohne nähere Unterſuchung bey dieſem Urtheile bewenden laſſen. Merkwürdig iſt, bey der ängſtlichen Beybehaltung der alten Formen bis auf den Chor, der Uebergang aus dem Gebiet der Mythologie in das der römiſchen Geſchichte.

Epoche machen die Schäferſpiele des Taſſo und Guarini, die nach der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts fallen, und in denen die Darſtellung zwar größtentheils nicht tragiſch, aber doch edel, ja idealiſch iſt. Auch ſind ſie mit hinreißend ſchönen

Chören ausgeſtattet, die nur freylich wie lyriſche Stimmen in der Luft ſchweben, die nicht perſönlich erſcheinen, noch weniger als beſtändige Zeugen der Handlung nach wahrſcheinlichen Beſtimmungen herbeygeführt ſind. Für das Theater waren dieſe Compoſitionen allerdings beſtimmt; ſie ſind mit feſtlicher Pracht und, wir dürfen vermuthen, in edlem Kunſtgeſchmack zu Ferrara und Turin aufgeführt worden. Allein dieß giebt uns eben einen Begriff von der damaligen Kindheit des Theaters: wiewohl Verwickelung und Auflöſung im Ganzen iſt, ſo ſteht die Darſtellung doch in den einzelnen Szenen ſtill, und läßt auf Zuſchauer ſchließen, die an theatraliſche Ergötzungen wenig gewöhnt, folglich genügſam waren, und die ruhige Entfaltung ſchöner Poeſie ohne dramatiſchen Fortſchritt mit Geduld abwarteten. Der Paſtor fido insbeſondre iſt eine unnachahmliche Hervorbringung: originell und doch claſſiſch; romantiſch durch den Geiſt der dargeſtellten Liebe; in den Formen mit dem großen einfachen Gepräge des claſſiſchen Alterthums bezeichnet; neben den ſüßen Tändeleyen der Poeſie voll von hoher keuſcher Schönheit des Gefühls. Keinem Dichter iſt es wohl ſo gelungen, die moderne und antike Eigenthümlichkeit zu verſchmelzen. Für das Weſen der alten Tragödie zeigt er einen tiefen Sinn, denn die Idee des Schickſals beſeelt die Grundanlage ſeines Stückes, und die Hauptcharakter kann man idealiſch nennen; er hat zwar auch Caricaturen eingemiſcht, und die Compoſition deswegen Tragikomödie genannt: allein ſie ſind es nur durch ihre Geſinnungen, nicht durch den Unadel der äußern Sitten, gerade wie die alte Tragödie ſelbſt den untergeordneten Perſonen, Sklaven oder Boten, ihren Antheil an der allgemeinen Würde leiht.

Unendlich wichtig iſt dieſe Erſcheinung in der Geſchichte der Poeſie überhaupt; für die dramatiſche iſt ſie ohne Folge geblieben, und mußte es gewiſſermaßen.

Ich komme auf das eigentliche Trauerſpiel der Italiäner zurück. Nach der Sophonisbe und einigen gleichzeitigen Stücken, die Calſabigi das erſte tragiſche Kinderlallen Italiens nennt, werden eine Menge aus dem ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert angeführt, doch iſt nichts darunter, was einen bedeutenden Ruf erworben, oder wenigſtens behauptet hätte. Wiewohl dieſe Schriftſteller alle vermeyntlich nach den Regeln des Ariſtoteles arbeiteten, entwirft Calſabigi, ein ganz dem franzöſiſchen Syſtem zugethaner Kritiker, folgendes Bild von ihren tragiſchen Misgeburten: “Verkehrte, verwickelte, unwahrſcheinliche Plane, „übelverſtandene ſzeniſche Anordnung, unnütze Perſonen, doppelte Handlung, unpaſſende Charakter, „rieſenhafte oder kindiſche Gedanken, ſchwache Verſe, „geſchraubte Phraſen, keine harmoniſche noch natürliche Poeſie; alles dieß aufgeſtutzt mit übel angebrachten Beſchreibungen und Gleichniſſen, oder „müßigen Erörterungen aus der Philoſophie und „Politik; dazwiſchen eingeflochten ſeelenloſe Liebſchaften, abgedroſchne Zärtlichkeiten, die in jeder „Szene vorkommen; von tragiſcher Kraft, von „dem Zuſammenſtoß der Leidenſchaften, von ergreifenden theatraliſchen Kataſtrophen nicht die „geringſte Spur.” Wir können uns hier nicht damit aufhalten, die ganze Polterkammer verlegener Litteratur aufzuräumen, wir kommen daher ſogleich auf die Merope des Maffei, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erſchien. In Italien hat ſie ſogleich großes Aufſehen erregt, auswärts beſonders durch Voltaire's Wetteifer damit einen ungemeinen Ruf erlangt. Die Abſicht beyder war, ein verlohrenes und von den Alten gerühmtes Stück des Euripides nach der Angabe des Inhalts beym Hygin gewiſſermaßen wieder herzuſtellen. Voltaire hat die Merope des Maffei, ſcheinbar lobend, als Nebenbuhler bekrittelt; ein ausführliches eben ſo unpartheyiſches als einſichtsvolles Urtheil darüber fällt Leſſing in ſeiner Dramaturgie. Er erklärt es bey bey allem Verdienſt eines reinen und einfachen Geſchmackes mehr für die Arbeit eines gelehrten Antiquars als eines für die dramatiſche Kunſt gebohrnen und darin geübten Geiſtes. Dem zufolge können wir auf den vorhergehenden Zuſtand ſchließen, wo ein ſolches Werk ſo großes Aufſehen machen konnte.

Seitdem ſind Metaſtaſio und Alfieri aufgetreten, jener vor der Mitte, dieſer im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Ich rechne die muſikaliſchen Schauſpiele des erſten hieher, weil ſie durchaus eine ernſte pathetiſche Wirkung bezwecken, weil ſie auf idealiſche Darſtellung Anſpruch machen, und in der äußern Form zum Theil dasjenige darin beobachtet iſt, was man zur Regelmäßigkeit eines Trauerſpiels rechnete. Beyde Dichter, wiewohl in ihrem Streben einander entgegengeſetzt, haben dennoch einen gemeinſchaftlichen Einfluß verſpürt, nämlich den des franzöſiſchen Theaters. Sie haben zwar beyde ſich dagegen erklärt, als zu dieſer Schule gehörig angeſehen zu werden; ſie haben verſichert, ſie hätten gefliſſentlich die franzöſiſchen Muſterwerke nicht geleſen, um ihrer eignen Originalität nicht zu ſchaden. Dieß iſt ſchon eine Vorſicht von übler Vorbedeutung: wer ſeiner innern Selbſtſtändigkeit vollkommen ſicher iſt, kann unbedenklich die Werke ſeiner Vorgänger ſtudiren, er wird für die Kunſt daraus lernen, und dennoch ſeinen Hervorbringungen ein eigenthümliches Gepräge aufdrücken. Allein ich kann dieſen Dichtern nicht helfen: iſt es wirklich wahr, daß ſie die franzöſiſchen Trauerſpiele gar nicht, oder erſt nach Vollendung ihrer Arbeiten geleſen, ſo muß ein unmerklicher Einfluß in der Atmosphäre verbreitet geweſen ſeyn, der ohne ihr Wiſſen ſie beſtimmt hat. Dieß iſt ſehr begreiflich aus dem großen Anſehen, worin ſeit Ludwig dem vierzehnten das franzöſiſche Trauerſpiel bey der gelehrten ſowohl als der großen Welt in ganz Europa geſtanden; aus der Ummodelung vieler auswärtigen Theater nach franzöſiſchem Zuſchnitt; aus der auf negative Correktheit dringenden Kritik, welche von Frankreich aus den Ton in der Litteratur angab. Die Verwandtſchaft iſt bey beyden unläugbar, auffallender aber beym Alfieri, wegen der Einmiſchung des muſikaliſchen Elements beym Metaſtaſio. Ich finde ſie in der gänzlichen Abweſenheit des romantiſchen Geiſtes, in einer gewiſſen fantaſieloſen Nüchternheit der Compoſition, in der nicht recht mythologiſchen Behandlung der mythologiſchen, und der nicht recht hiſtoriſchen Behandlung der hiſtoriſchen Stoffe, endlich in der bezweckten tragiſchen Reinheit, welche in Einförmigkeit ausartet. Die Einheiten des Ortes und der Zeit hat Alfieri durchgängig beobachtet; Metaſtaſio nur die letzte, weil man von dem Operndichter Veränderung der Szene ſogar foderte. Alfieri hingegen läßt die Augen meiſtens ganz leer ausgehen. In ſeinen Planen hat er auf die antike Einfachheit hingeſtrebt, Metaſtaſio hat in der reichen Verwickelung der ſeinigen ſpaniſche Muſter vor ſich gehabt, beſonders aus dem

Die Brüder.

Der große Pollux, als im Kampf zerſchmettert
Kaſtor, der ſchöne, lag vor ſeinen Füßen,
Rief, ſein unſterblich Leben zu beſchließen,
Des Vaters Rechte, die aus Wolken wettert.

Zeus ordnet, daß ſie, jener halb vergöttert,
Halb Schatte der, ihr wechſelnd Looß verſüßen.
O Wunderliebe, die mit holden Grüßen
Den Orkus aufhellt, den Olymp entgöttert!

Du Zwillingsſohn des Himmels und der Erden,
O Menſch! ſo folge, was in dir unſterblich,
Dem Sterblichen in Luſt wie in Beſchwerden.

Dir iſt nur ſo der Stand der Götter erblich,
So wird dein Ew'ges ſichtbar lieblich werden,
Dein Ird'ſches rein, ſtark, würdig, unverderblich.

Calderon viel entlehnt *). Doch iſt jenem die harmoniſche Idealität der Alten eben ſo fremd geblieben, als dieſem der aus ſcheinbar widerſprechenden unauflöslichen Miſchungen hervorgehende Reiz der romantiſchen Dichter.

Schon vor dem Metaſtaſio hatte Apoſtolo Zeno die Oper, wie man es nennt, gereinigt, was aber im Sinne der neueren Kritiker oft bedeuten will, ausgeleert. Er bildete ſie nach dem Trauerſpiel, und zwar nach dem franzöſiſchen, und ſeine allzugründliche oder wenn man will ſchwerfällige Annäherung an dieſes Muſter iſt eben Schuld daran, daß er für die muſikaliſche Entwickelung zu wenig Spielraum übrig ließ, weswegen ſeine Stücke auch durch ſeinen gewandteren Nachfolger ſogleich von der Opernbühne verdrängt worden ſind. Es iſt überhaupt eine falſche Richtung in der Kunſt, in einer Gattung das mit Nachtheil leiſten zu wollen, was eine andre vollkommner leiſtet, und darüber ei-

---

*) Dieß behauptet ausdrücklich der gelehrte Spanier Arteaga in ſeinem italiäniſchen Werke über die Geſchichte der Oper.

genthümliche Vorzüge aufzuopfern. Dieß rührt von einem todten Begriffe der Regelmäßigkeit her, den man einmal für allemal aufgeſtellt hat, ſtatt den Geiſt und die verſchiednen Geſetze jeder Gattung anzuerkennen.

Metaſtaſio verdunkelte den Zeno, weil er bey einem ähnlichen Streben doch biegſamer einlenkte, um ſich den Bedürfniſſen des Muſikers zu fügen. Die Vorzüge, wodurch er bey den heutigen Italiänern claſſiſch und gewiſſermaßen das für ſie geworden, was Racine den Franzoſen iſt, ſind: die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache überhaupt, und insbeſondre der ſanfteſte Wohllaut und die größte Lieblichkeit in den Liedern. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt, als er, in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer pathetiſchen Situation in der Kürze zuſammenzufaſſen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freylich muß man geſtehen, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert ſowohl von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt, und ſo hat die poetiſche Darſtellung nicht ſchwer daran zu tragen, und kann unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer reicheren Entfaltung zu überlaſſen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch; aber, um bey dem Gleichniſſe zu bleiben, er beſitzt von der poetiſchen Muſik nur den Theil der Melodie, ohne harmoniſchen Umfang, und ohne die geheimnißvollen Wirkungen des Contrapunktes. Oder um es noch anders auszudrücken: er iſt muſikaliſch, aber ganz und gar nicht pittoresk. Seine Melodieen ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederhohlen ſich mit weniger Abwechſelung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat, ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Seine Helden ſind galant wie die des Corneille, ſeine Heldinnen zärtlich wie die des Racine; dieß haben manche, ohne Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Oper, zu ſcharf gerügt. Mir ſcheint dabey bloß die Wahl ſolcher Stoffe tadelnswerth, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Mißſtand mit ſolchen Tändeleyen vermengen ließ. Hätte Metaſtaſio ſich nur nicht an großen hiſtoriſchen Namen vergriffen, hätte er ſeine Gegenſtände häufiger aus der Mythologie oder aus noch fantaſtiſcheren Dichtungen entlehnt, hätte er immer ſo glücklich gewählt wie in ſeinem Achilles auf Scyros, wo das Heroiſche der Natur der Sache nach mit dem Idylliſchen verwebt iſt, ſo möchte ihm immer die allgemeine Verliebtheit in der von ihm geſchilderten Welt hingehen. Dann würde man ihm, wenn man ſich anders ſelbſt darüber verſteht, was man von einer Oper erwarten und fodern darf, die Vergünſtigung zu noch weit gewagteren Gaukeleyen der Fantaſie gern einräumen. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſeinen Handel verdorben: ſeine Kräfte waren ihnen nicht gewachſen, und die beabſichtete verführeriſche Schmeicheley war mit erſchütterndem Nachdruck nicht vereinbar. Ich habe einen berühmten italiäniſchen Dichter behaupten hören, ſeine Landsleute würden vom Metaſtaſio zu Thränen gerührt. Ein ſolches nationales Zeugniß läßt ſich nicht wohl anders abweiſen, als indem man es auf die Nation ſelbſt als Symptom ihrer ſittlichen Verfaſſung zurückwendet.

Mir ſcheint es unläugbar, daß eine gewiſſe ſchmelzende Weichlichkeit in den Gefühlen und ihrem Ausdruck den Metaſtaſio zum Lieblinge ſeiner Zeitgenoſſen gemacht hat. Er hat Zeilen, welche durch Würde und kräftige Gedrängtheit der Tragödie vollkommen angemeſſen ſind, und dennoch ſpürt man ich weiß nicht was darin, wodurch ſie für die biegſame Kehle eines Sopranſängers beſtimmt ſcheinen.

Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es ferner beygetragen, daß er ein Hofdichter war, nicht bloß vermöge ſeines Amtes, ſondern durch die Manier, worin er dichtete, gerade wie die Trauerſpieldichter aus dem Zeitalter Ludwigs des vierzehnten. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; proſaiſche Geſinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenſchaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittſamkeit, denn die Wolluſt wird in dieſen Schauſpielen nur eingeathmet, aber nicht genannt, und es iſt immer nur vom Herzen die Rede: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feineren Welt empfehlen. Der Pomp edelmüthiger Geſinnungen iſt nicht geſpart, daneben ſind aber frevelhafte Streiche in ziemlich leichtſinnigen Verknüpfungen angebracht. Es iſt nichts ſeltnes, daß eine beleidigte Geliebte ihren verſchmähten Liebhaber abſchickt, um den treuloſen hinterrücks zu erſtechen. Faſt in allen Stücken geht ein tückiſcher Böſewicht herum, der Verräthereyen ſpielt, für den aber ſchon irgend eine königliche Großmuth, die am Ende alles ausgleicht, im voraus beſtellt iſt. Dieſe Leichtigkeit, womit niedrige Falſchheit zu Gnaden angenommen wird, als wäre es nur eine liebenswürdige Schwäche, wäre recht ſehr anſtößig zu nennen, wenn es überhaupt mit der Spiegelfechterey tragiſcher Ereigniſſe rechter Ernſt würde. Allein die Giftbecher werden immer zur gehörigen Zeit von den Lippen weggeſtoßen; die Dolche entfallen den Händen, oder werden ihnen entrungen, ehe ſie den tödlichen Streich vollführen, höchſtens ritzen ſie wie Nadeln; aus einem Kerker oder mitten unter den drohendſten Gefahren bietet ein unterirdiſcher Ausgang unerwartet das Mittel zur Flucht dar. Die Scheu vor dem Lächerlichen, dieſes Gewiſſen aller Dichter, die für die ſchöne Welt ſchreiben, iſt ſehr ſichtbar in der Vermeidung aller nicht ſchon hergebrachten Kühnheiten, in der Enthaltung vom Uebernatürlichen, weil ſolch ein Publicum ſelbſt zu der bunten Schaubühne der Oper keinen Wunderglauben mitbringt. Doch hat dieſe Scheu den Metaſtaſio nicht immer ſicher geleitet: auſſer einem übermäßigen Gebrauch des Beyſeite, der oft ſehr ins Luſtige fällt, ſind beſonders die untergeordneten Liebſchaften recht wie zur Parodie eingerichtet. Hier verräth ſich der Abbate, der die verſchiedenen Abſtufungen des Cicisbeats, deſſen Leiden und deſſen Glückſeligkeit aus dem Grunde kennt. Dem begünſtigten Liebhaber ſieht meiſtens der überläſtige gegenüber, der ſich ohne Erwiederung aufdrängt, unter den Cicisbeen der soffione; jener liebt in aller Stille, und findet oft bis zu Ende des Stücks keine Gelegenheit, ſein Wörtchen Liebeserklärung anzubringen: man könnte ihn den patito nennen. Und nicht bloß den männlichen Rollen, ſondern auch den weiblichen iſt dieſe raſtloſe Liebesjagd aufgegeben, damit ſich alles deſto bunter kreuzen möge.

Nur wenige Opern des Metaſtaſio haben ſich auf der Bühne erhalten, weil der veränderte Geſchmack in der Muſik eine andre Einrichtung des Textes fodert. Metaſtaſio hat ſelten Chöre, und faſt nie andre Arien als für eine einzelne Stimme: dieſe beſchließen einförmig die Szenen, und der Sänger ermangelt niemals damit abzugehen. Es iſt, als ob er, ſtolz darauf, dieſen höchſten Trumpf ſeiner Empfindung ausgeſpielt zu haben, die Zuſchauer ihrem Erſtaunen überließe, wenn ſich das Gezwitſcher der Leidenſchaften in den Recitativen nun in der Arie bis zu einigen volleren Nachtigalltönen erhoben hat. Man verlangt jetzt in der Oper häufiger Duo's und Trio's, und lärmende Finale. In der That dürfte es die ſchwerſte Aufgabe für den Operndichter ſeyn, die verworrenen Stimmen ſtreitender Leidenſchaften ſich zu einer gemeinſchaftlichen Harmonie begegnen zu laſſen, ohne ihr Weſen aufzuheben: eine Aufgabe, die aber meiſtens ſowohl von dem Dichter als dem Muſiker nur ſehr willkührlich gelöſt wird.

Alfieri, ein kühn und ſtolz geſinnter Mann, verſchmähte durch ſolche Beſtechungen, wie Metaſtaſio ſie aufgeboten hatte, zu gefallen: er war höchſt entrüſtet über die ſchlaffe Verſunkenheit ſeines Volkes, über die Ausartung ſeiner Zeitgenoſſen überhaupt. Dieſe Entrüſtung feuerte ihn zur Aufſtellung männlicher Seelenſtärke, ſtoiſcher Grundſätze und freyer Geſinnungen, auf der andern Seite zur Schilderung der Greuel des Despotismus an. Seine Begeiſterung war weit mehr politiſch und moraliſch als poetiſch, und man muß ſeine Trauerſpiele mehr wie Handlungen des Mannes als wie Werke des Dichters leben. Bey der großen Abneigung, die er davor hatte, denſelben Weg als Metaſtaſio einzuſchlagen, gerieth er natürlich auf das entgegengeſetzte Aeußerſte: ich möchte ihn einen umgekehrten Metaſtaſio nennen. Iſt die Muſe des letzten eine liebeſchmachtende Nymphe, ſo iſt Alfieri's Muſe eine mann-weibliche Amazone. Er gab ihr eine ſpartaniſche Erziehung, er wollte der Cato des Theaters werden; aber er vergaß, daß der tragiſche Dichter wohl ein Stoiker, aber die tragiſche Darſtellung ſelbſt nicht ſtoiſch ſeyn darf, wenn ſie anders rühren und erſchüttern ſoll. Seine Sprache iſt ſo bildlos, als ob die redenden Perſonen durchaus von aller Fantaſie entblößt wären; ſie iſt abgebrochen und herbe: er wollte ſie von neuem ſtählen, und ſie verlohr dadurch nur ihren Glanz und wurde ſpröde und unbiegſam. Er iſt nicht nur nicht muſikaliſch, ſondern gerade zu antimuſikaliſch, er zerreißt das Gefühl durch die härteſten Mislaute ohne alle Milderung oder Auflöſung. Die Tragödie ſoll durch eine erhebende Geſinnung unſer Gemüth gewiſſermaßen von der ſinnlichen Gewalt des Lebens entfeſſeln, aber um dieß wirklich zu leiſten, darf ſie dieſe gefährliche Gabe des Himmels nicht von ihrem Reiz entkleiden: ſie muß uns vielmehr die höchſte Herrlichkeit unſers von Abgründen umringten Daſeyns zeigen. Wenn man Alfieri's Trauerſpiele lieſt, ſo kommt einem die Welt überhaupt düſter und widerwärtig vor. Eine Darſtellung, worin das Gewöhnliche im menſchlichen Lebenslauf trübſelig, die außerordentlichen Kataſtrophen aber entſetzlich erſcheinen, gleicht einem Klima, wo mit den nie aufgeheiterten Nebeln eines nordiſchen Winters die entflammten Ungewitter der heißen

Ewige Jugend.

Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen:
Nicht bloß erbleichen junge Roſenwangen;
Dem Geiſt auch droht's, daß er ſich überlebe.

Wie kühn er erſt auf freien Flügeln ſchwebe,
Dumpf gnügſam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt ihr, für ſein gränzenlos Verlangen,
Weiſ' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?

Nichts wähn' er ſein; Beſitzthum iſt ihm Schranke.
Ruh' Tod; ein ew'ger Kampf der Freiheit Weſen.
Es kümmr' ihn nie, was hinter ihm verſunken.

Vernichtend, ſchaffend, wechſle der Gedanke.
Das Reinſte ſei zum Flammengrab erleſen,
Wo ihn, verjüngend, treffe Gottes Funken.

Zene vereinigt wären. Charakteriſtiſche Tiefe und Feinheit muß man beym Alfieri eben ſo wenig erwarten als beym Metaſtaſio; es iſt nur eine entgegengeſetzte Einſeitigkeit in Auffaſſung der menſchlichen Natur. Seine Menſchen ſind eben ſo nach nackten allgemeinen Begriffen entworfen, und er mahlt häufig ſchwarz und weiß grell neben einander. Die Böſewichter tragen meiſtens bey ihm ihre rohe Abſcheulichkeit auf der Außenſeite: dieß möchte hingehen, wiewohl ein ſolches Bild ſchwerlich dazu dienen wird, ſie in der Wirklichkeit zu erkennen; allein ſeine tugendhaften Perſonen ſind nicht liebenswürdig, und das iſt ein weit ſchlimmeres Unglück. Der einſchmeichelnden Grazien, ja auch alles untergeordneten Reizes und Schmuckes entäußerte er ſich gefliſſentlich, (wenn ſie dieſem kauſtiſchen Geiſte nicht ſchon von Natur genugſam verſagt waren) ſeinem ernſteren ſittlichen Zwecke zu Gunſten, wie er meynte, ohne zu bedenken, daß der Dichter eben kein andres Mittel hat, die Gemüther der Menſchen zu lenken, als die Bezauberungen ſeiner Kunſt.

Von der Tragödie der Griechen, die Alfieri erſt am Ende ſeiner Laufbahn entdeckte, iſt er durch eine ungeheure Kluft getrennt; und in der Gattung des franzöſiſchen Trauerſpiels kann ich ſeine Stücke nicht als einen Fortſchritt betrachten. Ihr Bau iſt einfacher, der Dialog im einzelnen weniger conventionell; die Abſchaffung der Vertrauten hat man ihm beſonders als überwundene Schwierigkeit und Verbeſſerung des franzöſiſchen Syſtems hoch angerechnet: er konnte die Kammerherren und Hofdamen eben ſo wenig in der Dichtung als in der Wirklichkeit leiden. Dagegen halten ſeine Stücke mit den beſſeren franzöſiſchen an gefälliger und glänzender Beredſamkeit keine Vergleichung aus; auch ſind ſie weit kunſtloſer in der Verknüpfung, den Abſtufungen, Vorbereitungen und Uebergängen. Man vergleiche zum Beyſpiel den Britannicus des Racine mit der Octavia des Alfieri. Beyde berufen ſich auf den Tacitus als ihre Quelle; welcher von ihnen hat nun dieſen tiefen Menſchenkenner beſſer verſtanden? Racine beweiſt ſich hier als einen Mann, der den Hof auch von ſeiner verderbten Seite vollkommen kannte, und das alte Rom unter den Kaiſern in dieſem Spiegel der Beobachtung ſah. Wenn hingegen Alfieri nicht ausdrücklich verſicherte, ſeine Octavia ſey eine Tochter des Tacitus, ſo ſollte man vielmehr glauben, ſie ſey auf die des angeblichen Seneca gebaut. Mit ſolchen Farben werden die Tyrannen in den Redeübungen der Schulen gemahlt. Iſt dieſer immerfort polternde und tobende Nero jener, der von der Natur dazu gebildet zu ſeyn ſchien, wie Tacitus ſagt, ſeinen Haß unter Liebkoſungen zu verbergen? jener feige, anfangs aus Feigheit, nachher mit ausſchweifendem Gelüſt grauſame, und bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens fantaſtiſch eitle Weichling?

Eben ſo wenig, wie hier den Tacitus, hat Alfieri in der Verſchwörung der Pazzi den Machiavell ergründend in eine dichteriſche Darſtellung überſetzt. In dieſen und andern Stücken aus der neuern Geſchichte, dem Philipp, dem Don Garcia hat er den Geiſt und Ton der neueren Zeiten ja ſeines eignen Volkes durchaus nicht zu treffen gewußt: ſeine Begriffe vom tragiſchen Styl widerſetzten ſich allem örtlich beſtimmten Koſtum. Auf der andern Seite iſt es merkwürdig, wie die aus den tragiſchen Cyklen der Griechen entlehnten Gegenſtände, z. B. die Oreſtie, ihre heroiſche Pracht einbüßen, und ihm unter den Händen häuslich und beynahe bürgerlich modern werden. Am beſten hat er noch das öffentliche Leben der römiſchen Republik gefaßt: es iſt ein großer Vorzug der Virginia, daß die Handlung auf dem Forum, und zum Theil vor den Augen des Volkes vorgeht. Sonſt iſt bey der beobachteten Einheit des Ortes der von ihm gewählte Schauplatz meiſtens ſo unſcheinbar und unbeſtimmt, daß man glauben ſollte, es wäre ein abgelegener Winkel, wohin eben niemand kommt, als einige in verdrießliche Händel verwickelte Perſonen. Daß er ſeinen Königen und Helden der Einfachheit zu Gefallen ihre äußre Umgebung ganz und gar abſtreift, macht einen Eindruck, als ob die Welt um ſie her wirklich entvölkert wäre. Dieſe Einſamkeit der Bühne iſt ſehr auffallend im Saul, hinter dem Rücken zweyer Heere und im Augenblick einer entſcheidenden Schlacht, da ſich ſonſt dieſes Stück durch einen etwas morgenländiſchen Anſtrich und lyriſchen Schwung in der Geiſtesverwirrung Sauls vortheilhaft auszeichnet. Die Myrrha iſt ein allzugewagter Verſuch, einen für die Sinne und für das Gefühl gleich empörenden Stoff mit Schicklichkeit zu behandeln. Der Spanier Arteaga hat über dieſes Trauerſpiel und über den Philipp ſcharfe aber gründliche Kritiken geſchrieben.

Was ſeit Alfieri etwa noch zu bemerken, verſpare ich auf die Ueberſicht von dem jetzigen Zuſtande des italiäniſchen Theaters und kehre in der Zeitordnung zurück, um einen kurzen Abriß der Geſchichte des Luſtſpiels darzulegen.

Die Italiäner gingen in dieſer Gattung anfangs von einer nicht genugſam auf den Unterſchied der Zeiten und Sitten Rückſicht nehmenden Nachahmung der Alten aus, wie man denn auch auf den älteſten Theatern den Plautus und Terenz überſetzt aufführte; ſie geriethen aber bald in die ſeltſamſten Ausſchweifungen. Man hat Luſtſpiele vom Arioſt und Macchiavell, von jenem in reimloſen versi sdruccioli, von dieſem bis auf eines in Proſa. Solche Männer können nichts hervorbringen, worin ſich ihr Verſtand ganz verläugnete. Aber Arioſt hielt ſich im Zuſchnitt der Stucke zu nahe an die

Erfindungen der Alten, und brachte daher keine lebendigen Sittengemählde hervor. Beym Machiavell iſt dieß nur in ſeiner Clizia, einer Nachahmung des Plautus, der Fall; die Mandragola und ein andres Luſtſpiel ohne Nahmen ſind florentiniſch genug, nur leider auf eine wenig erbauliche Art. Ein einfältiger betrogener Ehemann, ein heuchleriſcher vermittelnder Mönch ſpielen die Hauptrollen. Erfindungen, wie in den ſpaßhaften lüſternen Erzählungen des Boccaz, ſind keck und derb, ich will nicht ſagen, dramatiſirt, denn in Abſicht auf theatraliſche Wirkung ſind ſie ziemlich kunſtlos, ſondern dialogiſirt. Als Mimen, das heißt als Auffaſſung der Sprache des gemeinen Lebens mit allen Idiotismen, mögen ſich dieſe Arbeiten ſehr empfehlen. Darin ſind ſie vorzüglich den lateiniſchen Luſtſpieldichtern ähnlich, daß ſie es an Anſtößigkeiten nicht fehlen laſſen. Dieß war der allgemeine Ton. Auch die Luſtſpiele des Pietro Aretino ſollen nur durch ihre Unverſchämtheit merkwürdig ſeyn. Es iſt als ob dieſe Schriftſteller, da ſie den Geiſt einer züchtigeren Liebe mit dem Weſen des Luſtſpiels für unverträglich hielten, noch recht die Hefen von den ſinnlichen Liebſchaften des griechiſchen Luſtſpiels ausgeſchöpft hätten.

Früher als alle dieſe, zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts findet ſich ein einzelner verlohrner Verſuch, eine ernſthafte Novelle dramatiſch zu bearbeiten, als Mittelgattung zwiſchen dem Luſt- und Trauerſpiel, und mit dichteriſchem Schmuck ausgeſtattet: die *Virginia* des *Accolti*. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ſie zu leſen, allein der ungünſtige Bericht eines Litterators giebt mir eine vortheilhafte Vorſtellung davon *). Nach der Beſchreibung muß es den

---

*) *Bouterweks Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. Erſter Band* S. 334 u. folg. Hrn. Bouterwek iſt hiebey das luſtige Unglück begegnet, zu ſagen: "ein Dichter, der ſich auf dramatiſches Intereſſe verſteht, „möchte wohl ſchwerlich verſucht haben, aus dieſer Ge„ſchichte ein ordentliches Luſtſpiel zu machen;" ohne zu wiſſen oder ſich zu erinnern, daß die von ihm erzählte Geſchichte genau mit allen Umſtänden den Inhalt von *Shakſpeare's Ende gut alles gut* ausmacht. Daß Accolti ſich bey ihrer Behandlung nicht um die Einheiten der Zeit und des Ortes kümmerte (noch in der That kümmern konnte), nennt Hr. Bouterwek die Guckkaſten-Ma-

ältern Stücken der noch nicht ausgebildeten ſpaniſchen Bühne ähnlich ſeyn, mit denen es auch den Gebrauch der Stanzen zum Sylbenmaaße gemein hat. In Italien ſind von jeher die Verſuche zu einem romantiſchen Drama ohne Wirkung verſchollen, wie in Spanien umgekehrt alle Bemühungen, das Theater nach den Regeln der Alten und ſpäterhin der Franzoſen zu modeln, durch den entſchiednen Nationalgeſchmack zurückgedrängt wurden.

Vom Taſſo hat man ein Luſtſpiel, gli intrichi d'amore, das eher ein weitläuftiger Roman in Geſprächsform heißen könnte. Es ſind ſo viele und ſo abentheuerliche Begebenheiten in den engen Raum von fünf Aufzügen zuſammengedrängt, daß nun jede Thatſache nackt neben der andern ſteht, ohne im mindeſten menſchlich erklärt zu ſeyn, was dem Ganzen eine unerträgliche Härte giebt. Verbrecheriſche Anſchläge werden mit Gleichgültigkeit geſchildert, und das Beluſtigende ſoll darin beſtehen,

---

nier. Wie wird es in dieſer Geſchichte der Poeſie dem armen Shakſpeare ergehen!

daß irgend ein Zufall ihrem Erfolge zuvorkommt. Man erkennt hier gar nicht jenen Taſſo wieder, deſſen zartes Gefühl für Liebe, Ritterthum und Ehre ſich im befreyten Jeruſalem ſo liebenswürdig ausſpricht, weswegen auch bezweifelt worden iſt, ob dieß Werk wirklich von ihm herrührt. Der Reichthum an Erfindung, wenn man die rohe Häufung von Begebenheiten ſo nennen kann, iſt ſo groß, daß die Anſtrengung, die vielfach ſich durchkreuzenden Faden auseinander zu halten, höchſt peinlich wird.

Eine Menge ungefähr in dieſem Zeitraume geſchriebene italiäniſche Luſtſpiele ſind eben ſo verflochten, nur mit noch weniger Ordnung und Zuſammenhang, und hauptſächlich ſcheint darauf gerechnet zu ſeyn, durch Unanſtändigkeiten zu ergötzen. Ein Schmarotzer und eine Vermittlerin unerlaubter Liebeshändel ſind in allen ſtehende Charakter. Unter den Luſtſpieldichtern dieſer Claſſe verdient Giambatiſta Porta ausgezeichnet zu werden. Seine Anlagen ſind zwar wie die der Uebrigen Nachahmungen des Plautus und Terenz oder dramatiſirte Novellen, aber in ſeinen mit Vorliebe angebrachten und ausgeführten Liebesgeſprächen athmet ein zärtliches Gefühl, das ſich mitten unter der hergebrachten Rohheit des ältern italiäniſchen Luſtſpiels und dem oft widerſtrebenden Stoffe Luft macht.

Im ſiebzehnten Jahrhundert, da das ſpaniſche Theater ſchon im vollen Glanze blühte, ſcheinen die Italiäner häufig daher entlehnt zu haben, ſchwerlich ohne Misverſtand und Entſtellung. Die Verwahrloſung der regelmäßigen Bühne nahm um ſo mehr überhand, als einerſeits die Leidenſchaft für die Oper alles verſchlang, andrerſeits der Geſchmack des Volkes ſich immer für die improviſirte Poſſe mit ſtehenden Masken erklärte. Die letztern ſind zwar an ſich nicht zu verwerfen: es ſind gleichſam eben ſo viele Centralpuncte des National-Charakters, in der komiſchen Darſtellung an Aeußerlichkeiten der Sprechart, Tracht u. ſ. w. feſtgehalten. Ihre Wiederkehr ſchließt die größte Mannichfaltigkeit in der Anlage der Stücke nicht aus, gerade wie im Schachſpiel bey der geringen Anzahl von Steinen, eben dadurch, daß jeder ſeinen beſtimmten Gang hat, eine unerſchöpfliche Anzahl von Ver-

An Ludwig Tieck.

Einſt war die heil'ge Schrift ſammt den Legenden
Der Theſpis-Karrn der rohen neuern Bühnen;
Dem Volk und Spielern, gleich an Einfalt, ſchienen
Die Poſſen nicht das Heiligſte zu ſchänden.

Doch als die Kunſt entwuchs den frommen Händen,
Da wollt' im Schauſpiel niemand Gott mehr dienen,
Und ſtolze Geiſter durften ſich erkühnen
Spott über jene Wunder auszuſenden.

Du, in der Dichterbildung reicher Blüthe,
Bringſt uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erſchien und Eva.

Ja, Dank ſei deinem kindlichen Gemüthe,
Heiligſt die Kunſt, verſchönerſt Heiligkeiten,
Und machſt zum Lied das Leid der Genoveva.

wickelungen möglich wird. Allein das Spielen aus dem Stegreif kann allerdings leicht in pöbelhafte Plattheit ausarten; dieß mag auch in Italien der Fall geweſen ſeyn, ungeachtet die Italiäner viel luſtige Laune, fantaſtiſchen Witz und wahre Anmuth im poſſenhaften Gebehrdenſpiel beſitzen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchien als Reiniger des Luſtſpiels Goldoni, und fand ſo viel Beyfall, daß er ſich faſt ausſchließend in Beſitz der komiſchen Bühne ſetzte. An theatraliſcher Einſicht fehlt es ihm gewiß nicht, nur, wie ſich's ausgewieſen, an Gehalt, an Tiefe der Charakteriſtik, und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um ſich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemählde ſind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete der Alltäglichkeit hinausgeſpielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeſchöpft; und da wenig Fortrückung in ſeinen Dramen iſt, und alles ſich immer auf demſelben Punkte herumdreht, ſo vermehrt dieß noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile als dem herrſchenden geſelligen Zuſtande. Die Maſken hätte er gern gänzlich abgeſchafft, wofür er doch ſchwerlich einen Erſatz aus ſeinen Mitteln anbieten kennte; er brachte nur einige derſelben, als Arlequin, Brighella und Pantalon an, mäßigte ihre Bedeutung, und ſchränkte ihren Antheil ein. Uebrigens verfiel er wieder in eine große Einförmigkeit der Charakter, die er zum Theil durch Wiederhohlung der Namen eingeſteht: z. B. ſeine Beatrice und Roſaura ſind immer das muntere und das gefühlvolle Mädchen, auf andere Unterſcheidungen läßt er ſich nicht ein.

Der unmäßige Beyfall, den Goldoni fand und die Unterdrückung, welche die Maskenkomödie dadurch erlitt, zu deren Behuf die damalige Truppe Sacchi in Venedig vortreffliche Talente beſaß, veranlaßte Gozzi's Schauſpiele. Es ſind dramatiſirte Feenmährchen, in denen er aber neben dem wunderbaren verſifizirten und ernſthaften Theile die ſämmtlichen Masken anbrachte, und ihnen die freyeſte Entwickelung ließ. Es ſind Stücke auf den Effekt, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr fantaſtiſch als romantiſch, wiewohl er zuerſt unter den italiäniſchen Luſtſpieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung iſt keineswegs ſorgfältig und künſtleriſch ausgebildet, ſondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er iſt bey aller grillenhaften Kühnheit ſehr volksmäßig, die hauptſächlichen Motive werden bis zur unzweydeutigſten Begreiflichkeit eingeſchärft, alle Striche der Darſtellung ſind derb und handfeſt: er ſagt, er wiſſe wohl, daß ſeine Landsleute die robuſten Situationen lieben. Nachdem ſich ſeine Einbildungskraft in den morgenländiſchen Mährchen einigermaßen müde geſchwärmt hatte, machte er ſich an die Bearbeitung ſpaniſcher Schauſpiele, beſonders von Calderon, und hier finde ich ihn weit weniger zu loben. Die aetheriſche und in Morgenroth getauchte Poeſie des Spaniers wird von ihm durchgängig vergröbert und greller gefärbt; das Gewicht ſeiner Masken zieht das luftige Gewebe zum Boden herunter, da im Spaniſchen die ſcherzhafte Einmiſchung des gracioso weit feiner iſt. Dem abentheuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen diente die eben ſo ſtark aufgetragene Wunderlichkeit der Maskenrollen vortrefflich zum Gegenſatz. Die Willkühr der Darſtellung ging in dem ernſthaften Theile wie im beygeſellten Scherz gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus.

Gozzi hatte hieran faſt zufällig einen Fund gethan, deſſen tiefere Bedeutung er vielleicht ſelbſt nicht einſah: ſeine proſaiſchen meiſtens aus dem Stegreif ſpielenden Masken bildeten ganz von ſelbſt die Ironie des poetiſchen Theils. Was ich unter Ironie verſtehe, werde ich zur Rechtfertigung des dem Tragiſchen beygemiſchten Komiſchen im romantiſchen Drama des Shakſpeare und Calderon näher entwickeln. Hier nur ſo viel, daß es ein in die Darſtellung ſelbſt hineingelegtes mehr oder weniger leiſe angedeutetes Eingeſtändniß ihrer übertreibenden Einſeitigkeit in dem Antheil der Fantaſie und Empfindung iſt, wodurch alſo das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Die Italiäner haben dieß ebenfalls nicht eingeſehen, und Gozzi hat keine Nachfolger gefunden, welche ſeine rohe Anlage weiter ausgebildet hätten. Statt wie er, nur in feineren Miſchungen, den Reiz wunderbarer Poeſie und aufheiternden Scherzes zu verbinden, den Gozzi, ungeachtet des großen Abſtandes, mit den ausländiſchen Meiſtern im romantiſchen Drama zu vergleichen, und aus der unbewußt eingetretnen Verwandtſchaft in Geiſt und Anlage auf ein gemeinſchaftliches in der Natur gegründetes Princip zu ſchließen, haben ſie ſich damit begnügt, Gozzi's Stücke als wilde Ausgeburten einer ausſchweifenden Einbildung von der Bühne zu verbannen. Das Luſtſpiel mit Masken wird von den vermeyntlich gebildeten Ständen, als ob ſie etwas klügeres hätten, verachtet, und in den Theatern bey Sonntags Vorſtellungen und in den Puppenſpielen dem Pöbel überlaſſen. Wiewohl nun dieſe Verachtung nachtheilig auf die Masken zurückwirkt, indem keine Schauſpieler von Talent ſich ihnen widmen, ſo daß es bald gänzlich an Beyſpielen fehlen wird, wie geiſtreich und witzig ſie ehedem ausgefüllt worden ſind, ſo iſt dieſe Gattung dennoch die einzige, wo man in Italien originelle und wirklich theatraliſche Unterhaltung findet *).

Im Trauerſpiel ahmen ſie meiſtens den Alfieri nach, der ihnen, wiewohl es allgemeiner Ton iſt, ihn zu bewundern, doch ſchon zu ſtark und männlich dünkt, um ihn auf der Bühne ertragen zu können.

---

*) Noch vor wenigen Jahren ſah ich in Mailand einen vortrefflichen Truffaldin oder Harlekin, und hier und da auf Winkeltheatern, ja von Marionetten, die althergebrachten Spaße ergötzlich ausgeführt.

Sie haben einzelne Stücke von Verdienſt geliefert, aber die Grundſätze der tragiſchen Kunſt, welche Alfieri befolgte, ſind durchaus falſch, und vollends in der lärmenden herzloſen Declamation ihrer Schauſpieler ſtellt ſich dieſe mit Catoniſcher Strenge von allem Reiz der Gruppirung, der muſikaliſchen Harmonie und der zarteren Rührungen entkleidete tragiſche Poeſie mit der tödtendſten Einförmigkeit dar *).

---

*) Da alle reichlichen Belohnungen den Sängern aufgehoben bleiben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Schauſpieler, die faſt nur als Lückenbüßer zwiſchen Geſang und Tanz eintreten, meiſtens nicht einmal das Abc ihrer Kunſt, eine reine Ausſprache und ein geübtes Gedächtniß, beſitzen. Sie haben keinen Begriff davon, daß man ſeine Rolle auswendig wiſſen könne, deßwegen hört man jedes Stück auf einem italiäniſchen Theater beynahe doppelt; der Souffleur ſpricht ſo laut wie anderswo ein guter Schauſpieler, und um ſich von ihm zu unterſcheiden, ſchreyen ſie ungebührlich. Es iſt ſehr drollig zu ſehen, wie der Souffleur, wenn durch die allgemeine Vergeßlichkeit ein Auftritt in Verwirrung zu gerathen zu gerathen droht, ſich abarbeitet, und wie eine Schlange den Kopf aus ſeiner Höhle herausſtreckend, dem Geſpräch nach der Stellung der Redenden voraneilt. Unter allen Schauſpielern in der Welt glaube ich, lernen

Einer ihrer noch lebenden Dichter, Giovanni Pindemonti, hat mehr Umfang, Wechſel und Natur in ſeine hiſtoriſchen Schauſpiele zu bringen geſucht, allein es iſt ihm von ihren Kunſtrichtern ſehr verargt worden, daß er von der Höhe des Kothurns herabgeſtiegen, um die Wahrheit der Umſtände zu erreichen, ohne welche die Gattung nicht beſtehen kann; vielleicht auch, daß er von der ſtrengen Beobachtung der blindlings verehrten hergebrachten Regeln abgewichen. Wenn der italianiſche Vers in der That ſo ſpröde iſt, daß er manche hiſtoriſche Einzelheiten, z. B. neuere Namen und Titel, durchaus nicht duldet, ſo ſchreibe man denn zum Theil in Proſa, und nenne es nicht Tragödie, ſondern hiſtoriſches Drama. Ueberhaupt ſehe ich es ſtillſchweigends als Grundſatz angenommen, der verso sciolto oder eilfſylbige Vers ohne Reim ſey der einzige dramatiſch taugliche, was mir gar nicht erwieſen ſcheint. Dieſer Vers ſteht den engliſchen und deutſchen reimloſen Jamben an Mannichfaltigkeit

---

die pariſiſchen am beſten auswendig; die deutſchen thun es ihnen hierin, ſo wie in der Kenntniß des Versbaues bey weitem nicht gleich.

und metriſcher Bedeutung weit nach, wegen der beſtändigen weiblichen Endungen, und weil im Italiäniſchen bloß Accentuation und keine Sylbenmeſſung Statt findet; bey dem häufigen Uebergehen des Sinnes aus einem Verſe in den andern nach allen möglichen Abtheilungen fließen die Zeilen für das Gehör bald ununterſcheidbar in einander. Alfieri glaubte, die ächte dramatiſche Behandlung dieſes Verſes entdeckt zu haben, ſeinem Dialog entſprechend, der in lauter zerſchnittnen Perioden, oder vielmehr ganz unperiodiſchen, raſch abgeſtoßnen Sätzen beſteht. Es kann ſeyn, daß er eine perſönliche Gewöhnung in ſeine Werke übertrug, denn er ſoll ſehr lakoniſch geweſen ſeyn; auch beſtimmte ihn, wie er ſelbſt erzählt, Seneca's Beyſpiel: wie anders hätte er es von den Griechen lernen können! Freylich braucht man im Geſpräch nicht ſo viel verknüpfende Wortfügungen, wie auf der Rednerbühne, aber das entgegengeſetzte Aeußerſte iſt eben ſo wenig in der Natur. Man erzählt ja mündlich mit einer gewiſſen Folge, man trägt Gründe und Einwendungen entwickelnd vor, und die Leidenſchaft beſeelt augenblicklich zur Fülle des Ausdrucks, zu ſtrömender Beredſamkeit, ja zu lyriſchem Schwunge. Für den idealiſchen Dialog der Tragödie ſind alſo ſchon in dem wirklichen alle verſchiednen Töne und Bewegungen der Poeſie, außer etwa die epiſche Ruhe, angedeutet. Um vieles gefälliger und angemeßner als die einförmigen eilf Sylben würde ich daher ſchon die Weiſe des Metaſtaſio und vor ihm des Taſſo und Guarini in ihren Schäferſpielen finden: ſie miſchen Verſe von ſieben Sylben ein, laſſen auf eine Reihe reimloſer Zeilen dann und wann ein paar Reime folgen, oder ſtellen auch wohl einen Reim in die Mitte eines Verſes. Hievon wäre dann der Uebergang zu geordneteren Strophen, ſey es nun Octaven oder ſelbſt lyriſchen Sylbenmaßen, leicht. Der Reim und die durch ihn gebildete Verknüpfung haben nichts, was dem Weſen des dramatiſchen Dialogs widerſpräche, und die Verwerfung des Wechſels der Sylbenmaße im Schauſpiel beruht bloß auf einem todten Begriffe von Regelmäßigkeit.

Für das Luſtſpiel hat man in Italien noch keine paſſende Versart ausgefunden. Der verso sciolto taugt anerkannter Maßen nicht dazu, er hat keine

Vertraulichkeit. Der zwölfſylbige Vers mit gleitender Endung, welchen Arioſt gewählt, iſt weit beſſer, dem Trimeter der Alten ähnlich, aber doch etwas einförmig. Man hat ihn wenig bearbeitet. Die martellianiſchen Verſe, eine ſchlechte Nachahmung des Alexandriners, ſind eine wahre Pein der Ohren: Chiari und zuweilen Goldoni haben ſich ihrer zuletzt, Gozzi nur ſpottweiſe bedient. Es bleibt alſo zum Nachtheil der zierlicheren Ausbildung bey der Proſa.

Neue Luſtſpiele haben die Italiäner gar nicht, oder es ſind höchſtens noch ſtehendere und flachere Sittengemählde als die von Goldoni, ohne Luſtigkeit, ohne Erfindung, und in ihrer alltäglichen Gemeinheit geradezu widerwärtig. Dagegen haben ſie eine rechte Sucht nach dem rührenden Drama und bürgerlichen Trauerſpiele bekommen, ſie ſpielen eifrig die beliebten deutſchen Stücke dieſer Art, und bringen die verkehrteſten Nachahmungen ans Licht. Die Gewöhnung an die Oper und die Ballette, als ihre Lieblingsſchauſpiele, worin ſie nichts als von Zeit zu Zeit eine ſchöne Arie und Luftſprünge ſuchen, hat ihrem Publicum, wie es ſcheint, gänzlich

Die größere Gefahr.

Hochbrauſend rang mit Peleus Sohn Skamander,
Der Held muß fliehn die Schlingen ſeiner Fluten;
Doch zähmen bald den Strom des Feuers Gluten,
Des eignen Betts unwill'gen Salamander.

Cydnus lud in die friedlichen Maeander,
Auf deren Spiegel Mittagsſchatten ruhten;
Doch mitten in dem ſüßen Bad umfluten
Des Todes Schau'r den großen Alexander.

Ein glühend Herz zagt nicht bei'm wilden Rauſchen
Feindſeligen Geſchicks, und wird ſich halten,
Schlüg' über'm Haupt die Well' ihm auch zuſammen.

Doch in der Wolluſt kühlem Schooße lauſchen
Geheimes Grauſen, bängliches Erkalten,
Und löſchen der Begeiſtrung muth'ge Flammen.

* * *

die Fähigkeit benommen, ſich um dramatiſchen Zuſammenhang zu bekümmern: ſie nehmen gar keinen Anſtoß daran, zwey Acte aus verſchiedenen Opern an einem Abend, oder den letzten zuerſt aufführen zu ſehen.

Wir glauben daher nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, ſowohl die dramatiſche Poeſie, als die Schauſpielkunſt ſey in Italien im kläglichſten Verfall *), es ſey noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umſchwung in den leitenden Begriffen keine Ausſicht dazu vorhanden.

---

*) Calſabigi ſucht die Urſachen dieſes Zuſtandes in dem Mangel ſtehender Schauſpieler-Geſellſchaften und einer Hauptſtadt. Dieß letzte hat allerdings einigen Grund: in England, Spanien und Frankreich hat ſich ein nationales Syſtem der dramatiſchen Kunſt entwickelt und feſtgeſetzt; in Italien und Deutſchland, wo es nur Hauptſtädte der einzelnen Staaten, aber keine allgemeine giebt, findet das Aufkommen des Theaters große Schwierigkeit. Die in einer falſchen Theorie liegenden Hinderniſſe konnte Calſabigi freylich nicht in Anſchlag bringen, weil er ihr ſelbſt zugethan war.

Neunte Vorleſung.

Wir gehen zur dramatiſchen Litteratur der Franzoſen fort. Bey den erſten Anfängen des Trauerſpiels in Frankreich finden wir keine Urſache uns lange aufzuhalten. Wir können es ſchon den franzöſiſchen Kritikern überlaſſen, die Alterthümer ihrer eigenen Litteratur gehörig herabzuwürdigen, was ſie zwar bloß in der Abſicht thun, um das nachfolgende Zeitalter Richelieu's und Ludwigs des vierzehnten dagegen deſto glorreicher zu erheben. Es iſt wahr, ihre Sprache hat ſich erſt in dieſer Zeit aus einem unſäglichen Wuſte von Geſchmackloſigkeit und Barbarey herausgearbeitet, während die harmoniſche Diction der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie ſich längſt zur ſchönſten Blüthe freywillig entfaltet hatte, und damals ſchon wieder auszuarten anfing. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Franzoſen einen ſo großen Werth auf alle negativen Vorzüge, auf die Vermeidung der Uebelſtände legen, und daß dieſes aus Furcht vor einem Rückfalle ſeitdem die allgemeine Richtung ihrer Kritik geworden iſt. Wenn Laharpe von den Trauerſpielen vor Corneille ſagt, ihr Ton entferne ſich von der Plattheit nur um in Ziereyen zu verfallen, ſo ſehen wir nach den angeführten Proben nichts dagegen einzuwenden. Noch neuerdings hat man auf Veranlaſſung von Legouvé's *Tod Heinrichs* IV. ein gleichzeitiges Stück über dieſen Gegenſtand abdrucken laſſen, welches nicht nur in einem lächerlichen Styl geſchrieben iſt, ſondern auch in der Anlage und Führung des Ganzen, mit ſeinem vom Satan geſprochenen Prologe und einem Chor von Pagen, mit ſeinen endloſen Monologen und dem Mangel an Fortſchritt und Bewegung, die Kindheit der dramatiſchen Kunſt, aber nicht eine naive und hoffnungsvolle Kindheit, ſondern eine durch pedantiſchen Schulzwang verkrüppelte verräth. Wir verweiſen in Abſicht auf die älteren tragiſchen Verſuche der Franzoſen aus der letzten Hälfte des ſechzehnten und dem erſten Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts auf Fontenelle, Laharpe, die Melanges littéraires von Suard und Andre. Wir beſchränken uns auf die Charakteriſtik ihrer drey berühmteſten Tragiker, des Corneille, Racine und Voltaire, welche die Geſtalt ihrer tragiſchen Bühne, wie es ſcheint unwiderruflich, feſtgeſetzt haben; noch weit mehr haben wir es mit der Prüfung des Syſtems der tragiſchen Kunſt zu thun, welches dieſe praktiſch befolgt, und zum Theil ſelbſt, allgemein aber die franzöſiſchen Kritiker als einzig gültig, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geſchmack aufgeſtellt haben. Iſt das Syſtem an ſich nur das rechte, ſo wird man ihnen deſſen meiſterhafte, vielleicht unübertreffliche Ausführung ſchon zugeſtehen müſſen. Ob und in wie fern die franzöſiſche Tragödie der griechiſchen im Geiſt und innern Weſen verwandt, ja eine Vervollkommnung derſelben iſt, das iſt die große Frage hiebey.

Von den älteren Verſuchen iſt zu unſerm Zweck nur dieß zu bemerken, daß ſich das Beſtreben, die Alten nachzuahmen, und die Meynung, als werde dieß durch die beobachtete äußre Regelmäßigkeit der Form am ſicherſten erreicht, wie man ſie mehr aus dem Ariſtoteles und allenfalls aus dem Seneca begriffen zu haben glaubte, als aus vertrauter Bekanntſchaft mit den griechiſchen Vorbildern ſelbſt; daß ſich dieß Beſtreben, ſage ich, in Frankreich ſchon ſehr früh offenbarte. In den erſten aufgeführten Tragödien, der Cleopatra und Dido von Jodelle, waren Prologe und Chöre angebracht: Jean de la Peruſe überſetzte die Medea des Seneca; Garnier's Stücke ſind ſämmtlich aus den griechiſchen Tragikern oder dem Seneca genommen, in der Ausführung aber dem letzten weit näher verwandt. Auch über die Sophonisbe des Triſſino haben ſich die damaligen Schriftſteller, im guten Vertrauen auf ihr claſſiſches Anſehen, fleißig hergemacht. Wer die ächte Handlungsweiſe des Genie's kennt, welche auf der faſt unbewußten unmittelbaren Anſchauung großer Wahrheiten beruht, keinesweges auf vermittelten und auf dem Umwege erſchloſſener Folgerungen erlangten Ueberzeugungen: dem wird jede künſtleriſche Thätigkeit, die von einer abſtracten Theorie ausgeht, ſchon deswegen verdächtig werden. Allein Corneille befand ſich auch gar nicht in dem Falle, ſeine Dramen wie ein Antiquar als gelehrte Schulübungen nach den Muſtern der Alten auszuarbeiten. Seneca hat ihn zwar ebenfalls irre geleitet, aber er kannte und liebte die ſpaniſche Bühne, ſie hat einen großen Einfluß auf ſeinen Geiſt gehabt. Das erſte unter ſeinen Stücken, womit nach der allgemeinen Anerkennung die claſſiſche Epoche des franzöſiſchen Trauerſpiels anhebt, und das immer wohl eines ſeiner ſchönſten geblieben iſt, der Cid, iſt bekanntlich aus dem Spaniſchen entlehnt, verletzt beträchtlich die Einheit des Ortes, wo nicht auch die der Zeit, und iſt durchaus vom Geiſt ritterlicher Liebe und Ehre beſeelt. Allein die Meynung ſeiner Zeitgenoſſen, ein Trauerſpiel könne nun einmal nichts taugen, wenn es nicht genau nach den Regeln des Ariſtoteles eingerichtet ſey, war ſo allgemein und herrſchend, daß ſie jede Widerſetzung niederſchlug. Corneille bekam faſt am Schluſſe ſeiner dramatiſchen Laufbahn

Gewiſſens-Zweifel, und ſetzte ſich hin, um in einer eignen Abhandlung zu beweiſen, ſeine Stücke, bey deren Verfertigung er nicht an den Ariſtoteles gedacht hatte, ſeyen dennoch genau nach deſſen Regeln geſchrieben. Er leiſtete dieß nicht zum beſten, indem er ſich allerley gezwungene Auslegungen erlaubte. Hätte er es wirklich befriedigend dargethan, ſo würde daraus nur folgen, daß die Regeln des Ariſtoteles ſehr unbeſtimmt und unerſchöpfend ſeyn müßten, wenn ſo ungleichartige Werke, im Geiſt und in der Form, wie die Trauerſpiele der Griechen und die des Corneille ihnen in gleichem Grade gemäß ſeyn könnten.

Ganz anders verhält es ſich mit Racine: er iſt ohne Frage unter den franzöſiſchen Dichtern derjenige, welcher die Alten am beſten gekannt hat, und er ſtudirte ſie nicht bloß als Gelehrter, ſondern er fühlte ſie als Dichter. Allein er fand ſchon eine ganz beſtimmte Theater-Praxis vor, und unternahm es nicht, der Annäherung an jene Muſter zu lieb davon abzuweichen. Er übertrug alſo nur einzelne Schönheiten der griechiſchen Dichter; übrigens, ſey es um dem Zeitgeſchmack zu huldigen, oder aus eigener Neigung, blieb er der dem griechiſchen Trauerſpiel ſo fremden Sitte der Galanterie getreu, und gründete darauf meiſtens die Verwickelungen ſeiner Stücke.

So blieb ungefähr die Verfaſſung des franzöſiſchen Theaters, bis Voltaire erſchien. Er beſaß nur eine mittelmäßige Kenntniß der Griechen, von denen er dann und wann mit Enthuſiasmus redet, um ſie andremale deſto tiefer unter die neueren Meiſter ſeiner Nation, ſich ſelbſt mit eingerechnet, herabzuſetzen; aber er hielt ſich berufen, die großartige Strenge und Einfachheit der Griechen als dem Trauerſpiele weſentlich zu predigen. Er tadelte die Abweichungen ſeiner Vorgänger davon als Verirrungen, und drang zugleich auf Reinigung der Bühne und auf Erweiterung derſelben, da ſie ſich nach ſeiner Meynung durch den Zwang der Hofſitte beynah zum Vorzimmer verengt hatte. Er redete auch zuerſt von den genialiſchen Zügen Shakſpeare's, und entlehnte manches von dieſem, ſeinen Landsleuten bis dahin ganz unbekannten, Dichter; er drang auf größere Tiefe in der Darſtellung der Leidenſchaften, auf ſtärkere theatraliſche Wirkung, verlangte eine majeſtätiſch geſchmückte Szene, und ſuchte endlich ſeinen Stücken nicht ſelten ein der Poeſie fremdes politiſches oder philoſophiſches Intereſſe zu geben. Unſtreitig hat er durch ſeine Bemühungen Nutzen für die franzöſiſche Bühne geſtiftet, wenn ihn gleich in der Sprache und im Versbau (die in der Rangordnung der dramatiſchen Vorzüge doch immer nur eine untergeordnete Stelle einnehmen ſollten, aber in Frankreich faſt allein über den Erfolg eines Stückes entſcheiden) die meiſten Beurtheiler unter ſeine Vorgänger, wenigſtens ausgemacht unter Racine, ſtellen. Jetzt iſt es der Modeton, den Abgott des letztverwichenen Zeitalters in allen Stücken mit der feindſeligſten Parteylichkeit zu behandeln. Seine Neuerungen auf der Bühne werden daher auch von den kritiſchen Zionswächtern (welche anzunehmen ſcheinen, das Zeitalter Ludwigs des vierzehnten habe der ganzen Folgezeit bis ans Ende der Welt nichts übrig gelaſſen, als leidende Bewunderung ſeiner Vollkommenheiten, ohne den frevelhaften Gedanken freyer eigenthümlicher Fortſchritte) als eben ſo viel litterariſche Ketzereyen verſchrieen. Denn ſo unverhohlen iſt die Autorität der erſte Grundſatz der franzöſiſchen Kritiker, daß dieſer Ausdruck ihnen ganz geläufig iſt.

In ſo fern wir Zweifel gegen die unbedingte Gültigkeit der von den ältern franzöſiſchen Trauerſpieldichtern befolgten Regeln, gegen die behauptete Verwandtſchaft des Geiſtes ihrer Dichtungen mit dem Geiſt der griechiſchen und gegen die Unerlaßlichkeit mancher vermeynten Schicklichkeiten vorzutragen haben, finden wir an Voltaire einen Bundesgenoſſen. In vielen andern Punkten aber hat er, ohne Prüfung, ja unbewußter Weiſe, die Maximen ſeiner Vorgänger vorausgeſetzt, und ihre Praxis befolgt. Er iſt in gleichen Meynungen mit ihnen befangen, die ſich vielleicht mehr auf nationale Eigenheiten als auf die menſchliche Natur und das Weſen der tragiſchen Poeſie überhaupt gründen. In dieſer Hinſicht können wir ihn alſo dennoch mit jenen gemeinſchaftlich prüfen; es iſt da nicht von der Ausführung im einzelnen die Rede, ſondern von den allgemeinen Grundſätzen der tragiſchen Kunſt, die ſich in der Geſtalt der Werke ausſprechen.

In Abſicht auf die gefoderte Regelmäßigkeit läßt ſich die Frage ziemlich auf die ſogenannten drey

An Bur[illegible],

über ſein Bildniß der Gräfin Tolſtoy

geb. Baratinsky.

Anm. Dieſes Bild war auf Goldgrund gemahlt, und auf dem Goldgrunde rings umher mit einer Myrtenlaube verziert, worin ſpielende Liebesgötter ſaßen.

So ſchlingt die Rechte in des Hauptes Schleier
Der Treue Göttin und der keuſchen Sitte;
So, ſinnend und verſenkt in fromme Bitte,
Steht die Veſtale vor dem ew'gen Feuer.

Und die bewahrt das Heiligthum nicht treuer,
Als du der Schönheit folgſt mit leiſem Tritte
Bis in der Göttlichkeit erhabne Mitte,
Und machſt die Kunſt zu reiner Andacht Feier.

Doch mildert ihren Ernſt ein lieblich Scherzen.
Du wölbſt in goldner Luft aus goldnen Blättern
Der Holden eine Laub' und ſüße Wildniß.

Elyſium bringt mit ſich herein zum Herzen,
Von Myrt' umgrünt, umſpielt von Liebesgöttern,
Das hohe zarte heiligſchöne Bildniß.

Einheiten des Ariſtoteles zurückführen. Wir werden unterſuchen, was der griechiſche Philoſoph darüber lehrt; in wie fern die griechiſchen Tragiker dieſe Regeln gekannt und beobachtet haben; ob die franzöſiſchen Dichter die Schwierigkeit, ſie ohne Zwang und Unwahrſcheinlichkeit zu beobachten, wirklich gelöſt oder nur geſchickt umgangen; endlich ob dieſes Verdienſt wirklich ſo groß und weſentlich iſt, und nicht vielmehr weſentlichere Schönheiten einer ſolchen Beſchränkung aufgeopfert werden müſſen.

Es giebt aber noch eine andere Seite des franzöſiſchen Trauerſpiels, wobey man ſich nicht auf das Anſehen der Alten berufen kann: dieß iſt die Bindung der Poeſie an eine Menge geſelliger, bloß auf Uebereinkunft gegründeter Schicklichkeiten. Hierüber ſind die Franzoſen weit weniger im Klaren als über die Regeln, natürlich, weil Nationen ſich eben ſo wenig vollkommen zu kennen und zu beurtheilen pflegen als einzelne Menſchen. Dieß hängt mit dem Geiſt der franzöſiſchen Poeſie überhaupt, ja ihrer geſammten Litteratur und ihrer Sprache ſelbſt zuſammen. Alles dieß hat in Frankreich unter der Vormundſchaft der Geſellſchaft geſtanden, iſt in ſeiner Ausbildung immerfort dadurch geleitet und beſtimmt worden, und zwar einer Geſellſchaft, die mit nachahmendem Eifer ſich nach dem Ton einer Hauptſtadt, ſo wie dieſe wiederum nach den Moden eines glänzenden Hofes richtete. Wenn dem alſo iſt, wie ſich wohl zeigen laſſen dürfte, ſo erhellet daraus ſchon, warum die franzöſiſche Litteratur ſeit Ludwig dem vierzehnten, während die ihren Sitten treuen Völker wenig herzliche Neigung dazu bezeugten, in ganz Europa in der Geſellſchaft der obern Stände, in der großen Welt, ein ſo außerordentliches Glück gemacht hat und noch macht. Sie kehrt auf dieſe Art, wiewohl im Auslande, gewiſſermaßen an den Ort ihres Urſprunges zurück.

Die berühmten drey Einheiten, welche eine ganze Ilias von kritiſchen Kämpfen verurſacht haben, ſind die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes.

Die Gültigkeit der erſten wird einſtimmig anerkannt, nur über ihre Bedeutung ſtreitet man, und ich füge hinzu, es iſt auch nicht ſo leicht, ſich darüber zu verſtändigen.

Die Einheiten des Ortes und der Zeit werden von Einigen für eine bloße Nebenſache angeſehen, indeſſen Andre ihnen die größte Wichtigkeit beylegen, und behaupten, es ſey außerhalb derſelben für den dramatiſchen Dichter durchaus kein Heil zu hoffen. In Frankreich beſchränkt ſich dieſer Eifer nicht bloß auf die gelehrte Welt, es ſcheint eine allgemeine Angelegenheit der Nation zu ſeyn. Jeder Franzoſe, der ſeinen Boileau mit der Muttermilch eingeſogen hat, hält ſich für einen gebohrnen Verfechter der dramatiſchen Einheiten, wie ſeit Heinrich dem achten die Könige von England den Titel defensor fidei führen.

Luſtig genug iſt es, daß Ariſtoteles ein für allemal ſeinen Namen zu dieſen drey Einheiten herleihen muß, da er doch bloß von der erſten, der Einheit der Handlung, mit einiger Ausführlichkeit ſpricht, über die Einheit der Zeit nur einen unbeſtimmten Wink hinwirft, und über die Einheit des Ortes auch nicht eine Sylbe ſagt.

Ich befinde mich hier gar nicht in einem polemiſchen Verhältniſſe gegen den Ariſtoteles, denn ich beſtreite keineswegs die wohl verſtandne Einheit der

Handlung, nur eine größere Freyheit in Abſicht auf Raum und Zeit vertheidige ich an manchen Schauſpiel-Gattungen, ja ich halte ſie ſogar dabey für weſentlich. Indeſſen muß ich einige Worte über die Poetik des Ariſtoteles, dieſe wenigen Blätter, die ſo bändereiche Commentare veranlaßt haben, voranſchicken, um uns in den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen.

Ausgemacht iſt dieſe Schrift nur ein Bruchſtück, denn viele wichtige Materien ſind gar nicht darin berührt. Einige Gelehrte haben geglaubt, ſie ſey nicht ein Bruchſtück von dem wahren Original, ſondern von einem Auszuge, den jemand zu ſeiner eignen Belehrung verfertigt. Alle philologiſchen Kritiker ſind darüber einig, daß der Text ſehr verfälſcht ſey, und haben ihn durch ihre Vermuthungen herzuſtellen geſucht. Die große Dunkelheit beklagen die Ausleger entweder ausdrücklich, oder beſtätigen ſie durch die That, indem ſie die Auslegungen ihrer Vorgänger verwerfen, die ihrigen aber ihren Nachfolgern ebenfalls nicht annehmlich machen können.

Ganz anders verhält ſichs mit der Rhetorik des Ariſtoteles. Sie iſt unbezweifelt ächt, vollſtändig und leicht zu verſtehen. Wie betrachtet er aber darin die Redekunſt? Als eine Schweſter der Dialektik, die, ſo wie dieſe durch ihre Schlußfolgen Ueberzeugung, durch eine verwandte Methode Ueberredung bewirken ſoll. Das heißt ſie ungefähr eben ſo betrachten, als wenn man die Architektur bloß als die Kunſt abhandelte, feſt und bequem zu bauen. Freylich muß ſie dieß zuvörderſt leiſten, dadurch wird ſie aber noch gar nicht zur ſchönen Kunſt, ſondern wir fodern, daß ſie jene weſentlichen Zwecke eines Gebäudes mit ſchöner Anordnung, harmoniſchen Verhältniſſen und einem entſprechenden Eindruck des Ganzen vereinbare. Wenn wir nun ſehen, wie Ariſtoteles auch von der Redekunſt nur die dem Verſtande ohne Einbildungskraft und Gefühl zugängliche und einem äußern Zweck dienende Seite gefaßt hat: kann es uns befremden, wenn er das Geheimniß der Poeſie noch weit weniger ergründete, dieſer Kunſt, welche von jedem andern als ihrem unbedingten Zwecke, Schönes durch freye Dichtung zu erſchaffen, und in der Sprache darzuſtellen, losgeſprochen iſt? Ich habe den Frevel begangen, dieß zu behaupten, und bis jetzt noch keinen Grund gefunden, es zurück zu nehmen. Leſſing war andern Glaubens. Wie, wenn aber Leſſing mit ſeiner ſcharfſinnig zergliedernden Kritik gerade auf demſelben Abwege geweſen wäre? Dieſe Kritik iſt vollkommen ſiegreich, wo ſie die Widerſprüche für den Verſtand an Werken darlegt, die bloß mit dem Verſtande zuſammen gefugt ſind; ſchwerlich möchte ſie ausreichen, um ſich zur Idee einer wahrhaft genialiſchen Kunſtſchöpfung zu erſchwingen.

Die philoſophiſche Theorie der ſämtlichen ſchönen Künſte (techniſche Lehrbücher über jede einzelne, worin nämlich bloß von den Mitteln der Ausführung gehandelt wurde, hatten ſie genug) war überhaupt bey den Alten noch wenig als beſondere Wiſſenſchaft ausgebildet. Sollte ich mir aber unter den alten Philoſophen einen Führer hierin erwählen, ſo wäre es ohne Zweifel Plato, der die Idee des Schönen nicht durch Zergliederung, wie es nimmer möglich iſt, ſondern durch anſchauende Begeiſterung erfaßt hatte, und in deſſen Werken die Keime einer ächten Kunſtlehre überall ausgeſtreut ſind.

Hören wir, was Ariſtoteles über die Einheit der Handlung ſagt.

„Wir ſetzen, die Tragödie ſey die Nachahmung
„einer vollſtändigen und ganzen Handlung welche
„eine gewiſſe Größe hat. Denn es giebt auch ein
„Ganzes, was gar keine Größe hat. Ein Ganzes
„iſt aber, was Anfang, Mitte und Ende hat. Der
„Anfang iſt, was nicht nothwendiger Weiſe nach
„einem andern iſt, in deſſen Natur es aber liegt,
„daß etwas nach ihm ſey oder entſtehe Das Ende
„im Gegentheil, was vermöge ſeiner Natur nach ei-
„nem andern iſt, entweder nothwendig oder ge-
„wöhnlich, nach welchem aber nichts andres iſt.
„Die Mitte, was ſelbſt nach einem andern und
„wonach ein andres. Folglich müſſen die wohl zu-
„ſammengeſetzten Dichtungen nicht von da, wo
„ſichs eben trifft, anheben, noch, wo ſichs eben
„trifft, endigen, ſondern ſich nach den angegebnen
„Beſtimmungen richten.“

Strenge genommen iſt es widerſprechend, daß ein Ganzes, welches doch Theile haben ſoll, ohne Größe ſeyn könne. Ariſtoteles erklärt ſich aber ſogleich darauf, daß er unter der Größe, als einem

Erforderniß des Schönen, ein gewiſſes Maß verſtehe, was einerſeits nicht unter die Unterſcheidbarkeit der Theile, andrerſeits nicht über die Ueberſchaubarkeit des Ganzen hinausgeht. Dieß iſt alſo eine bloß aus der Erfahrung geſchöpfte äußerliche Beſtimmung des Schönen, welche ſich auf die Beſchaffenheit unſrer Sinneswerkzeuge und unſrer Faſſungskraft bezieht. Merkwürdig iſt indeſſen ſeine Anwendung hievon auf die dramatiſche Dichtung. “Sie müſſe eine Ausdehnung haben, jedoch ſo, „daß ſie für das Gedächtniß leicht faßlich bleibe. „Die Beſtimmung der Länge nach den Bedürfniſſen „der Aufführung gehöre nicht der Kunſt an. In „Bezug auf das Weſen der Sache aber ſey der „Umfang der Dichtung um ſo ſchöner, je mehr er „ſich, unbeſchadet der Faßlichkeit, erweitre.” Dieß wäre eine ſehr günſtige Aeußerung für die Compoſitionen Shakſpeare's und andrer romantiſcher Dramatiker, die einen umfaſſenderen Kreis von Leben, Charaktern und Begebenheiten als die einfache griechiſche Tragödie in ein einziges Gemählde zuſammengeſtellt haben, falls ſie ihm nur die nöthige Einheit zu geben und die klare Ueberſicht zu erhalten gewußt, welches beydes wir allerdings von ihnen behaupten.

An einer andern Stelle fodert Ariſtoteles von dem epiſchen Dichter dieſelbe Einheit der Handlung wie vom dramatiſchen, er wiederhohlt ſeine obigen Definitionen, und ſagt, der Dichter müſſe es nicht wie der Geſchichtſchreiber machen, der gleichzeitige Begebenheiten erzählt, wiewohl ſie gar keinen Einfluß auf einander gehabt. Hier iſt die Foderung des Zuſammenhanges zwiſchen den dargeſtellten Begebenheiten als Urſachen und Wirkungen, welche ſchon in ſeiner Erklärung der Theile eines Ganzen liegt, noch beſtimmter angegeben. Jedoch geſteht er ein, der epiſche Dichter könne ſich über eine größere Mehrheit von Vorfällen, die auf eine Haupthandlung abzielen, verbreiten, weil ihm die erzählende Form die Bequemlichkeit verſchaffe, vieles als zugleich fortgehend zu ſchildern; der dramatiſche Dichter hingegen könne nicht vieles zugleich geſchehende darſtellen, ſondern nur das auf der Bühne vorgehende, und den Antheil der dort erſcheinenden Perſonen an einer Handlung. Wie aber, wenn der dramatiſche Dichter nun doch das

Mittel gefunden hätte, vermöge einer andern Verfaſſung der Szene und einer künſtlicheren theatraliſchen Perſpektive eine der epiſchen am Umfange ähnliche Dichtung (Fabel nach der alten Kunſtſprache) wiewohl in einem gedrängteren Raume ohne Verwirrung gehörig zu entfalten? Was wäre noch dagegen einzuwenden, wenn der Grund der Unterſagung bloß in der vermeynten Unmöglichkeit lag?

Dieß iſt ſo ziemlich alles, was in der Poetik des Ariſtoteles über die Einheit der Handlung vorkömmt. Eine kurze Prüfung wird einleuchtend machen, wie wenig ſolche bloß zergliedernde Begriffe, die man zu Regeln ſtempelt, an die weſentlichen poetiſchen Foderungen hinanreichen.

Einheit der Handlung wird verlangt. Was iſt Handlung? Die meiſten gehen darüber hinweg, als ob es ſich ganz von ſelbſt verſtünde. Im höheren eigentlichen Sinne iſt Handlung eine von dem Willen des Menſchen abhängige Thätigkeit. Ihre Einheit wird in der Richtung auf ein einziges Ziel beſtehen; zu ihrer Vollſtändigkeit gehört alles, was zwiſchen dem erſten Entſchluſſe und der Vollbringung der That liegt.

An den Dichter des Lacrimas.

Du kennſt wohl jene Frucht der ſonn'gen Zone,
Die aus dem goldnen Schooße grüne Sproßen
Empor läßt, wie zum Palmenwipfel, ſchoßen,
Daß unter ſchatt'gem Baldachin ſie throne.

Doch ſchafft, getrennt von ihrer Frucht, die Krone,
Sich, wurzelnd, neu den würzigen Genoßen,
Bewährend, daß, gleich durch ſie hin ergoßen,
Die ſüße Kraft im Kern, im Schmucke wohne.

So, Freund, will deine Dichtung mir gemuten:
In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hegt ſie des fernen Himmelſtrichs Arome.

Hier duft'ges Abendland, dort glühnder Morgen;
Dazwiſchen hauchen Lüft' und Meere fluten
Hin und zurück mit linder Sehnſucht Strome.

Dieſer Begriff der Handlung paßt auf viele Tragödien der Alten, z. B. den Muttermord des Oreſt, den Vorſatz des Oedipus, den Mörder des Lajus zu entdecken und zu ſtrafen; jedoch mit nichten auf alle; weit weniger paßt er auf die meiſten modernen Trauerſpiele, wenigſtens nicht, wenn man die Handlung in den Hauptperſonen ſucht. Was durch ſie geſchieht und mit ihnen vorgeht, hat oft ſo wenig mit einem freywilligen Entſchluſſe gemein, als das Scheitern eines Schiffes im Sturm an einer Klippe. Aber auch im Sinne der Alten werden wir in die Handlung gleich den Entſchluß mit einrechnen müſſen, die Folgen der That heldenmüthig zu ertragen, und die Ausführung dieſes Entſchluſſes wird mit zu ihrer Vollſtändigkeit gehören. Der fromme Entſchluß der Antigone, ihrem unbeerdigten Bruder ſelbſt die letzte Pflicht zu leiſten, iſt bald und ohne Schwierigkeit vollbracht, aber die Aechtheit deſſelben, vermöge deren er der Gegenſtand einer Tragödie zu werden verdient, bewährt ſich erſt, als ſie ohne Reue, und Rückfall in Schwäche den Tod dafür erleidet. Und iſt nicht, um ein Beyſpiel aus einer ganz andern Sphäre zu geben, Shakſpeare's Julius Cäſar in Abſicht auf die Handlung nach demſelben Grundſatze gebaut? Brutus iſt der Held des Stückes: die Vollbringung ſeines großen Entſchluſſes beſteht nicht in dem bloßen Meuchelmord am Cäſar (einer an ſich zweydeutigen That, deren Triebfedern Ehrgeiz und Eiferſucht ſeyn konnten) ſondern darin, daß er ſich bis zur gleichmüthigen Hingabe ſeines liebevollen Lebens als den reinen Verfechter römiſcher Freyheit bewährt.

Noch mehr: es könnte kein Knoten des Stückes ohne Widerſtreit Statt finden, und dieſer entſteht meiſtens aus den entgegengeſetzten Vorſätzen und Abſichten der Perſonen. Wenn wir alſo den Begriff einer Handlung auf Entſchluß und That beſchränken, ſo wird ſich meiſtens eine doppelte oder mehrfache Handlung im Trauerſpiel zeigen. Welches iſt nun die Haupthandlung? Jedem ſcheint ſeine eigne die wichtigſte, denn jeder iſt ſein eigner Mittelpunkt. Kreons Entſchluß, ſein königliches Anſehen an dem Beerdiger des Polynices durch Todesſtrafe zu behaupten, iſt eben ſo feſt als der Entſchluß der Antigone, eben ſo wichtig, und wie wir am Schluſſe ſehen, eben ſo gefährlich, weil er den

Sturz vom ganzen Hauſe des Kreon nach ſich zieht. Indeſſen der bloß verneinende Entſchluß könnte allenfalls als die Ergänzung des bejahenden angeſehen werden. Wie aber, wenn jeder nicht gerade das entgegengeſetzte, ſondern etwas anderes will? In der Andromache des Racine will Oreſt die Hermione zur Gegenliebe bewegen; Hermiene will den Pyrrhus nöthigen, ſich mit ihr zu vermählen, oder will ſich an ihm rächen; Pyrrhus will die Hermione los ſeyn, und ſich mit der Andromache verbinden; Andromache will ihren Sohn retten und zugleich dem Andenken ihres Gemahls treu bleiben. Dennoch hat niemand dieſem Stücke die Einheit abgeſprochen, weil alles in einander greift und mit einer gemeinſchaftlichen Kataſtrophe endigt. Welche unter den Handlungen der vier Perſonen iſt nun aber die Haupthandlung? An leidenſchaftlicher Stärke ſind ihre Beſtrebungen einander wohl ziemlich gleich, allen kommt es auf das ganze Glück ihres Lebens an; die Handlung der Andromache hat die ſittliche Würde voraus, und darum hat Racine ganz recht gethan, das Stück von ihr zu benennen.

Wir ſehen hier eine neue Beſtimmung im Begriff der Handlung, nämlich die Beziehung auf die Idee der ſittlichen Freyheit, kraft welcher allein der Menſch als der erſte Urheber ſeiner Entſchlüſſe betrachtet wird. Denn innerhalb des Gebietes der Erfahrung angeſehen, iſt der Entſchluß als Anfang der Handlung nicht bloß Urſache, ſondern er iſt wiederum Wirkung von vorhergehenden Beweggründen. Wir haben in dieſer Beziehung auf eine höhere Idee allerdings die Einheit und Ganzheit der Tragödie im Sinne der Alten geſucht: nämlich ihr abſoluter Anfang iſt die Bewährung der Freyheit, die Anerkennung der Nothwendigkeit ihr abſolutes Ende. Wir halten uns aber für berechtigt, zu behaupten, dem Ariſtoteles ſey dieſe Anſicht ganz fremd geweſen: nirgends redet er von der Idee des Schickſals als der Tragödie weſentlich. Ueberhaupt darf man bey ihm nicht auf den ſtrengen Begriff von Handlung, als Entſchluß und That, dringen. Er ſagt irgendwo: “der Umfang einer Tragödie ſey immer hinreichend groß, wofern nur „durch eine Reihe von wahrſcheinlichen oder nothwendigen Erfolgen eine Umkehrung aus Unglück

„in Glück oder aus Glück in Unglück bewerkstelligt „werde." Es ist also klar, er verstehe unter Handlung, wie die sämmtlichen Neueren, bloß etwas, das geschieht. Diese Handlung soll nach ihm Theile haben, Anfang, Mitte und Ende, also eine Mehrheit unter einander verknüpfter Vorfälle seyn. Wo ist nun die Gränze dieser Mehrheit? Ist nicht die Verkettung der Ursachen und Wirkungen vorwärts und rückwärts endlos, und würde man folglich nicht überall gleich willkührlich anfangen und abbrechen? Giebt es auf diesem Gebiet irgend einen Anfang oder ein Ende, wie Aristoteles deren Begriff ganz richtig erklärt? Vollständigkeit wäre also ganz unmöglich. Wird aber zur Einheit in der Mehrheit der Vorfälle nichts weiter gefodert als ursachlicher Zusammenhang, so ist diese Regel äußerst unbestimmt, man wird die Einheit nach Belieben verengen und erweitern können. Denn jede Reihe von Vorfällen oder Handlungen, die durch einander veranlaßt werden, wie sehr man sie auch verlängern möge, läßt sich immer unter einem einzigen Gesichtspunkt zusammenfassen und mit einem einzigen Namen bezeichnen. Wenn uns Calderon die Bekehrung von Peru zum Chriſtenthum in einem Schauſpiele ſchildert, vom erſten Anfange, d. h. der Entdeckung des Landes, bis zur Vollendung, und wenn in ſeinem Stücke wirklich nichts vorkommt, was nicht darauf Einfluß hatte: iſt denn da nicht eben ſowohl Einheit im obigen Sinne als in der einfachſten griechiſchen Tragödie, was doch die Verfechter der Regeln des Ariſtoteles nimmermehr werden zugeben wollen?

Corneille hat die Schwierigkeit einer gehörigen Beſtimmung der Einheit bey der unvermeidlichen Mehrheit der untergeordneten Handlungen wohl gefühlt, und ſucht folgenden Ausweg. „Ich nehme „an," ſagt er, „die Einheit der Handlung beſtehe „im Luſtſpiel in der Einheit der Intrigue, oder der „Hinderniſſe für die Abſichten der Hauptperſonen; „und im Trauerſpiel in der Einheit der Gefahr, „ſey es nun daß der Held ihr unterliege oder ſich „herausziehe. Ich will damit nicht behaupten daß „nicht mehrere Gefahren im Trauerſpiel und meh„rere Intriguen oder Hinderniſſe im Luſtſpiel zu„läßig ſeyen, wofern man nur aus einer nothwen„dig in die andre fällt; denn alsdann macht die

„Errettung aus der erſten Gefahr die Handlung „nicht vollſtändig, weil ſie eine zweyte nach ſich „zieht, und die Aufklärung einer Intrigue ſetzt die „handelnden Perſonen nicht in Ruhe, weil ſie ſie „in eine neue verſtrickt.“

Zuerſt iſt der hier angenommene Unterſchied zwiſchen der tragiſchen und komiſchen Einheit ganz außerweſentlich. Denn auf die Art der Zuſammenſetzung hat es keinen Einfluß, daß die Vorfälle im Trauerſpiel ernſthafter ſind, auf Leib und Leben gehen; die Verlegenheit der Perſonen im Luſtſpiel, wenn ſie ihre Abſicht, ihre Intrigue nicht durchſetzen können, läßt ſich eben ſo wohl eine Gefahr nennen. Corneille führt, wie die Meiſten, alles auf den Begriff der Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung zurück. Freylich, wenn die Hauptperſonen, ſey es durch die Heirath oder den Tod, in Ruheſtand verſetzt werden, ſo nimmt das Schauſpiel ein Ende; iſt aber zu deſſen Einheit nichts weiter erfoderlich als der ununterbrochene Fortgang eines Widerſtreits, der zur Unterhaltung der dramatiſchen Bewegung dient, ſo wird es wenigſtens um die Einfachheit ſchlecht ſtehen: man wird unbeſchadet dieſer Regel der Einheit bis zu einer faſt gränzenloſen Anhäufung der Vorfälle fortgehen können, ſo wie der Faden der Erzählung in tauſend und einer Nacht ja auch niemals abreißt.

De la Motte, ein franzöſiſcher Schriftſteller, der gegen die ſämmtlichen Einheiten geſchrieben, will an die Stelle der Einheit der Handlung die Benennung *Einheit des Intereſſe* geſetzt wiſſen. Falls man das Wort nicht auf die Theilnahme an den Schickſalen einer einzigen Perſon beſchränkt, ſondern wenn Intereſſe überhaupt die Richtung des Gemüths beym Anblick einer Begebenheit bedeuten ſoll, ſo möchte ich dieſe Erklärung die befriedigendſte und der Wahrheit am nächſten kommende finden.

Doch es würde uns wenig fördern, mit den Auslegern des Ariſtoteles empiriſch herum zu tappen. Der Begriff des *Einen* und des *Ganzen* iſt ganz und gar nicht aus der Erfahrung geſchöpft, ſondern aus urſprünglicher Freythätigkeit unſers Geiſtes entſprungen. Um uns ſelbſt Rechenſchaft darüber zu geben, wie wir überhaupt dazu kommen, Eins und ein Ganzes zu denken, bedarf es nicht weniger als ein Syſtem der Metaphyſik.

Der äußere Sinn nimmt an den Gegenſtänden immer nur eine unbeſtimmte Mehrheit von unterſcheidbaren Theilen wahr; das Urtheil, wodurch wir dieſe zu einer ganzen und vollſtändigen Einheit zuſammenfaſſen, iſt immer durch die Beziehung auf eine höhere Sphäre der Begriffe gegründet. So z. B. liegt die mechaniſche Einheit einer Uhr in dem Zweck der Zeitmeſſung: dieſer Zweck iſt aber nur für den Verſtand da, er läßt ſich weder mit Augen ſehen noch mit Händen greifen; die organiſche Einheit einer Pflanze und eines Thieres liegt in dem Begriff des Lebens: und die innre Anſchauung des Lebens, das ſelbſt unkörperlich iſt, wiewohl es mittelbar in der Körperwelt erſcheint, bringen wir ſchon zu dem einzelnen belebten Gegenſtande mit, ſonſt würden wir ſie durch ihn nicht erhalten.

Die einzelnen Theile eines Kunſtwerks und, daß ich ſogleich auf die vorliegende Frage zurückkomme, eines Trauerſpiels müſſen nicht bloß mit dem Auge und Ohr, ſondern mit dem Verſtande aufgefaßt werden. Sie dienen aber insgeſamt einem allgemeinen Zweck, nämlich einem Geſamt-Eindruck auf das Gemüth. Die Einheit liegt alſo wiederum wie bey den obigen Beyſpielen in einer höheren Sphäre, im Gefühl oder in der Beziehung auf Ideen. Dieß iſt einerley, denn das Gefühl, in ſo fern es nicht bloß ſinnlich und leidend, iſt unſer Sinn, unſer Organ für das Unendliche, das ſich uns zu Ideen geſtaltet.

Weit entfernt demnach, daß ich das Geſetz der vollſtändigen Einheit in der Tragödie als entbehrlich verwerfen ſollte, fodere ich eine weit tiefer liegende, innigere, geheimnißvollere Einheit, als die iſt, womit, wie ich ſehe, die meiſten Kunſtrichter ſich begnügen. Dieſe Einheit finde ich in den tragiſchen Compoſitionen Shakſpeare's eben ſo vollkommen als in denen des Aeſchylus und Sophokles; ich vermiſſe ſie dagegen in manchen von der zergliedernden Kritik als correct geprieſenen Tragödien.

Den logiſchen Zuſammenhang, die urſachliche Verknüpfung halte ich ebenfalls der Tragödie und jedem ernſten Schauſpiele für weſentlich, deswegen, weil alle Geiſteskräfte auf einander einwirken, und

An den
Freiherrn de la Motte Fouqué.
Am 9. Januar 1803.

Wohl thatſt du, Freund, entfremdet äußerm Glanze,
Vom Staat verlieh'ne Waffen abzulegen.
Doch, angeſtammt, bleibt treu dir Sporn und Degen,
Du ſchwingſt im Lied nun alter Ritter Lanze.

Und lieblich winkt die liebevolle Pflanze
Der Myrte dir, im Schatten dich zu hegen;
Und wie du ſorgſam wirſt die zarte pflegen,
Sproßt ſie, o Wunder! dir zum Lorbeerkranze.

Wie gerne krönt' ich, ſegnend bei dem Feſte,
Die holde Braut, die dir dein Herz gefunden,
Mit jedes Lobes Strahlen-Diademe!

Von fern empfange denn, als gute Gäſte,
Auf dieſem Blatt zum Bild' in eins gewunden,
Der ſel'gen Lieb' und Poeſie Embleme.

wenn der Verſtand einen Sprung zu machen genöthigt wird, Einbildungskraft und Gefühl der Darſtellung nicht mehr ſo willig folgen; aber ich finde, daß die Verfechter der ſogenannten Regelmäßigkeit dieſe Vorſchrift mit einer kleinlichen Spitzfindigkeit durchgeführt haben, welche nichts fruchten kann, als den Dichter zu hemmen, und wahre Vortrefflichkeit unmöglich zu machen.

Man denke ſich die Reihe der Erfolge in einem Trauerſpiel nicht wie einen dünnen Faden, deſſen Abreißen man ängſtlich zu verhüten hat; (wegen der eingeſtandenen unvermeidlichen Mehrheit der untergeordneten Handlungen und Intereſſen paßt dieß Gleichniß ohnehin nicht) ſondern wie einen großen Strom, der in ſeinem reißenden Laufe manche Hemmungen überwindet, und ſich zuletzt in die Ruhe des Oceans verliert. Er entſprudelt vielleicht ſchon verſchiednen Quellen, und gewiß nimmt er andre Flüſſe auf, die ihm von entgegengeſetzten Weltgegenden zueilen. Warum ſollte der Dichter nicht verſchiedene eine Zeitlang abgeſondert für ſich beſtehende Ströme menſchlicher Leidenſchaften und Beſtrebungen neben einander bis zu ihrer brauſenden Vereinigung fortleiten können, wenn er den Zuſchauer auf eine Höhe zu ſtellen weiß, wo er ihren ganzen Gang überſieht? Und wenn das ſo angeſchwellte Gewäſſer ſich auch wieder in mehrere Arme theilt und durch mehrere Mündungen ins Meer ergießt: bleibt es nicht dennoch der eine und ſelbige Strom?

So viel über die Einheit der Handlung. Ueber die Einheit der Zeit finden wir beym Ariſtoteles nur folgende Aeußerung. "Ferner unterſcheidet „ſich die Epopöe von der Tragödie durch die Länge: „denn die letztere ſucht ſich ſo viel möglich auf einen Sonnen Umlauf zu beſchränken, oder wenig „darüber hinauszugehen; die Epopöe iſt aber der „Zeit nach unbeſtimmt, und darin verſchieden. „Jedoch that man dieß anfänglich gleichermaßen in „den Tragödien und in den epiſchen Gedichten."

Man bemerke zuvörderſt, daß Ariſtoteles hier gar keine Vorſchrift giebt, ſondern nur hiſtoriſch ein Kennzeichen erwähnt, nach den griechiſchen Beyſpielen, die er gerade vor ſich hatte. Wenn nun die griechiſchen Tragiker beſondere Gründe gehabt hätten, ſich auf dieſen Umfang von Zeit zu beſchränken, die bey der Verfaſſung unſers Theaters wegfielen? Wir werden ſogleich ſehen, daß dieß wirklich der Fall war.

Corneille findet dieſe Regel mit Recht ſehr unbequem, zieht daher die gelindeſte Auslegung vor, und ſagt: er würde ſich kein Gewiſſen daraus machen, die Dauer der Handlung bis auf dreyßig Stunden auszudehnen. Andre beſtehen ſteif und feſt darauf, die Handlung ſelbſt ſolle keinen längeren Zeitraum einnehmen als ihre Vorſtellung, d. h. zwey bis drey Stunden. Der dramatiſche Dichter ſoll nach ihrer Foderung eigentlich der Mann nach der Uhr ſeyn. Im Grunde führen dieſe ihre Sache beſſer als die nachſichtigeren Kunſtrichter. Denn der einzige Grund der Regel iſt ja doch die Beobachtung einer, wie man vermeynt, zur Täuſchung nothwendigen Wahrſcheinlichkeit, daß die vorgeſtellte und die wirkliche Zeit einerley ſey. Giebt man einmal zwiſchen beyden einen Abſtand wie den von zwey bis dreyßig Stunden zu, ſo kann man mit eben ſo gutem Fug noch viel weiter gehen. Der Begriff der Täuſchung hat in der Kunſttheorie große Irrungen angerichtet. Man hat oft darunter den unwillkührlich gewordenen Irrthum verſtanden, als ob das Dargeſtellte wirklich ſey. Dann würde ſie bey den Schreckniſſen des Trauerſpiels eine wahre Plage ſeyn, ein Alpdrücken der Fantaſie. Nein, die theatraliſche Täuſchung wie jede poetiſche iſt eine wache Träumerey, der man ſich freywillig hingiebt. Um ſie hervorzubringen, müſſen Dichter und Schauſpieler die Gemüther lebhaft hinreißen, die berechneten Wahrſcheinlichkeiten helfen nicht im mindeſten dazu. Jene Foderung der buchſtäblichen Täuſchung, aufs äußerſte getrieben, würde alle poetiſche Form unmöglich machen, denn wir wiſſen wohl, daß die mythologiſchen und hiſtoriſchen Perſonen nicht unſre Sprache geredet, daß der leidenſchaftliche Schmerz ſich nicht in Verſen ausdrückt, u. ſ. w. Welch ein unpoetiſcher Zuſchauer wäre das, der, ſtatt mit ſeiner Theilnahme den Ereigniſſen zu folgen, wie ein Gefangenwärter, die Uhr oder das Stundenglas in der Hand, den Helden des Trauerſpiels die Stunden zuzählte, die ſie noch zu handeln und zu leben haben! Iſt denn unſre Seele ein Uhrwerk, das Stunden und Minuten unfehlbar angäbe, und hat ſie nicht vielmehr ein ganz verſchiedenes Zeitmaß für den Zuſtand der Unterhaltung und der Langenweile? In jenem, unter leichter wechſelnder Thätigkeit, verfliegen die Stunden ſchnell; in dieſem, wo wir alle Seelenkräfte gehemmt fühlen, dehnen ſie ſich ins Unermeßliche aus. So iſt es in der Gegenwart; ganz umgekehrt aber in der Erinnerung: der Zeitraum todter leerer Einförmigkeit ſchwindet zuſammen; der, welchen ein Ueberfluß mannichfaltiger Eindrücke bezeichnet, wächſt in eben dem Maße an. Unſer Körper iſt der äußern aſtronomiſchen Zeit unterworfen, weil die organiſchen Verrichtungen ſich darnach abmeſſen, unſer Geiſt aber hat ſeine eigne ideale Zeit, welche nichts anders iſt, als das Bewußtſeyn der fortſchreitenden Entwickelung unſers Daſeyns. In dieſer Art von Zeitmeſſung gelten die Zwiſchenräume eines gleichgültigen Stillſtandes gar nichts, und zwey bedeutende Augenblicke, wären ſie durch Jahre getrennt, knüpfen ſich unmittelbar an einander. So pflegen wir, wenn wir vor dem Einſchlafen lebhaft mit irgend etwas beſchäftigt waren, beym Erwachen dieſelbe Gedankenreihe ſogleich wieder aufzunehmen, und die dazwiſchen liegenden Träume treten in ihr weſenloſes Dunkel zurück. Eben ſo iſt es nun mit der dramatiſchen Darſtellung: unſre Einbildungskraft geht leicht über die Zeiten hinweg, welche vorausgeſetzt und angedeutet, aber weggelaſſen werden, weil nichts bedeutendes darin vorgeht; ſie hält ſich einzig an die vorgeſtellten entſcheidenden Augenblicke, durch deren Zuſammendrängung der Dichter den trägen Gang der Stunden und Tage beflügelt.

Aber, wird man einwenden, die alten Tragiker haben doch die Einheit der Zeit beobachtet. Dieſer Ausdruck iſt überhaupt unſchicklich; es ſollte wenigſtens heißen: die Einerleyheit der vorgeſtellten und wirklichen Zeit. Dann paßt es aber nicht auf die Alten: was ſie beobachten, iſt nichts andres als *die ſcheinbare Stätigkeit der Zeit*. Man merke wohl: die ſcheinbare; denn ſie erlauben ſich allerdings, während der Chorgeſänge weit mehr vorgehen zu laſſen, als nach ihrer wirklichen Dauer vorgehen könnte. Im Agamemnon des Aeſchylus iſt der ganze Zeitraum von der Zerſtörung Troja's an bis zu ſeiner Ankunft in Mycen begriffen, der eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Tagen ausmachen mußte; in den Trachinerinnen des Sophokles wird während dem Verlauf des Stückes die Seereiſe von Theſſalien nach Euboea dreymal vollbracht; in den Schutzgenoſſinnen des Euripides geht während eines einzigen Chorgeſanges ein ganzer Feldzug von Athen gegen Thebe vor, die Schlacht wird geliefert, und der Feldherr kehrt ſiegreich zurück. So weit waren die Griechen von jener ängſtlichen Berechnung entfernt. Daß ſie aber die ſcheinbare Stätigkeit der Zeit beobachteten, dazu hatten ſie einen beſondern Grund in der beſtändigen Gegenwart des Chores. Wo dieſer die Bühne verläßt, da wird auch der ſtätige Fortgang unterbrochen, wie in den Eumeniden des Aeſchylus ſehr auffallend, indem der ganze Zeitraum ausgelaſſen iſt, deſſen Oreſt bedurfte, um ſich von Delphi nach Athen zu begeben. Ferner lagen zwiſchen den drey Stücken einer Trilogie, die doch nach einander aufgeführt wurden, und zuſammen ein Ganzes ausmachen ſollten, ſo beträchtliche Zeiträume, als zwiſchen den drey Akten manches ſpaniſchen Schauſpiels.

Die Neueren haben durch ihre Eintheilung in Aufzüge, welche die griechiſche Tragödie eigentlich nicht kannte, ein bequemes Mittel, den Umfang der dargeſtellten Zeit ohne Uebelſtand zu erweitern. Denn ſo viel wird der Dichter doch der Einbildungskraft des Zuſchauers anmuthen dürfen, daß er ſich, während die ganze Darſtellung unterbrochen wird, eine längere Zeit verfließen denke, als welche die Takte der ausfüllenden Muſik abmeſſen; ſonſt möchte man ihn einladen, lieber zum nächſten Aufzug auf morgen wieder zu kommen, damit es ihm deſto natürlicher ſcheine. Die Eintheilung in Aufzüge iſt eigentlich bey Gelegenheit der neuern Komödie entſtanden, wo der Chor wegblieb. Horaz ſchreibt vor, ein Schauſpiel ſolle nicht mehr und nicht weniger als fünf Aufzüge haben. Die Regel iſt ſo außerweſentlich, daß Wieland gemeynt hat, Horaz habe die jungen Piſonen nur zum beſten haben wollen, da er ihnen ſo etwas in feyerlichem Tone als wichtig einſchärft. Wenn man es in der alten Tragödie für den Schluß eines Aktes gelten läßt, wo die Bühne leer bleibt, und der Chor allein ſeinen Geſang und Tanz aufführt, ſo zählt man oft weniger als fünf, oft aber auch mehr Akte heraus. Als eine Bemerkung, daß in einer Vorſtellung von zwey bis drey Stunden ungefähr ſo viel Ruhepunkte für die Aufmerkſamkeit nöthig ſind, mag es hingehen; ſonſt aber wäre ich neugierig, einen aus der Natur der dramatiſchen Poeſie abgeleiteten Grund zu hören, warum ein Schauſpiel ſo viele und gerade nur ſo viele Abtheilungen haben müſſe. Allein die Welt wird durch das Herkommen regiert: weniger Aufzüge hat man ſich gefallen laſſen; die geheiligte fünf zu überſchreiten bleibt immer ein frevelhaftes und gefährliches Wageſtück *).

Die Eintheilung in Akte ſcheint mir überhaupt fehlerhaft, wenn nichts während derſelben vorgeht, wie in ſo vielen neueren Stücken, und man die Perſonen zu Anfang des neuen Aufzugs gerade in derſelben Lage erblickt wie am Schluſſe des vorigen. Und doch hat man ſich an dieſen Stillſtand weit weniger geſtoßen, als an die Annahme eines beträchtlichen Zwiſchenraumes, und in der Darſtellung

---

*) Drey Einheiten, fünf Aufzüge: warum nicht etwa ſieben Perſonen? Dieſe Regeln ſcheinen ja nach den ungleichen Zahlen fortzugehn.

ausgelaſſener Vorfälle, weil jenes ein negativer Fehler iſt.

Die romantiſchen Dramatiker erlauben ſich, den Schauplatz ſelbſt im Verlauf eines Aktes zu wechſeln. Da jedesmal zuvor die Bühne leer wird, ſo ſind dieß Unterbrechungen der Stätigkeit, welche ſie zur Annahme von eben ſo vielen Zwiſchenräumen berechtigen. Wenn man ſich hieran ſtößt, die Eintheilung in Akte jedoch als gültig zugiebt, ſo dürfte man dieß ja nur als eine größere Anzahl kurzer Akte anſehen. Indeſſen wird man einwenden, das heiße einen Fehler durch den andern rechtfertigen, die verletzte Einheit der Zeit durch die verletzte Einheit des Ortes: wir wollen alſo die Unerlaßlichkeit der letztgenannten Regel näher beleuchten.

Beym Ariſtoteles ſucht man vergeblich, wie ſchon bemerkt worden, irgend einen Ausſpruch darüber. Die Alten, wird behauptet, haben ſie beobachtet. Nicht durchgängig, nur meiſtens. Unter ſieben Stücken von Aeſchylus und eben ſo vielen von Sophokles finden ſich zwey, die Eumeniden und der Ajax, worin die Szene verändert wird. Daß ſie

An Calderon.

In deiner Dichtung Labyrinth verſunken,
Wo in des ew'gen Frühlings Jugendflore
Die Schönheit Himmel wird, die Lieb' Aurore,
Und alle Blumen lichte Sternenfunken:

O Calderon, du hier ſchon Gottheit-trunken
Herold der Wonne, Cherub nun im Chore!
Sei dir mein Gruß geſandt zum ſel'gen Ohre,
Und hohes Heil und Glorie zugetrunken.

Doch welcher Trank mag dazu würdig dienen,
Von allem, was umarmt von brünſt'gen Sonnen,
Aus Trauben ihres Buſens träuft die Erde?

Nur jene Reb', entſproßt am Flammenbronnen
Veſuvs, daß ſie in fließenden Rubinen
Lacrima Christi, frommer Nektar, werde.

gewöhnlich denſelben Schauplatz beybehalten, fließt natürlich aus der beſtändigen Gegenwart des Chors her, der erſt auf eine ſchickliche Weiſe weggeſchafft werden mußte, damit gewechſelt werden könnte. Auch ſtellte ihre Szene einen größern Umfang dar, als in vielen Fällen die unſrige: nicht etwa ein Zimmer, ſondern den offenen Platz vor mehreren Gebäuden; und die Eröffnung des Innern eines Pallaſtes durch das Encyklema kann ſo betrachtet werden, als wenn auf unſrer Bühne noch ein hinterer Vorhang aufgezogen wird.

Die Verwerfung des Wechſels der Szene gründet ſich ebenfalls auf die oben gerügten irrigen Begriffe von Täuſchung. Es ſoll uns aus der Täuſchung reißen, wenn die Handlung an einem andern Orte fortſpielt. Nun freylich, wenn wir den vorgeſtellten Ort in der That für den wirklichen halten ſollten, dann müßte auch die Decoration unſrer Szene anders beſchaffen ſeyn *). Johnſon, ein

---

*) Sie iſt nur für einen einzigen Geſichtspunkt berechnet: von jeder andern Stelle angeſehen, verrathen die gebrochnen Linien die unvollkommne Nachahmung. Auch geben ſich

Kritiker, der ſonſt ſehr für die ſtrenge Regel iſt, wendet ganz richtig ein, wenn unſre Einbildungskraft einmal ſo weit gehe, ſich in der Zeit achtzehnhundert Jahre zurück und nach Alexandria zu verſetzen, um die Geſchichte von Antonius und Cleopatra ſich als gegenwärtig vorſtellen zu laſſen, ſo ſey der zweyte Schritt nachher ein weit geringeres, von Alexandria nach Rom überzuſpringen. Die Fähigkeit unſers Geiſtes, unermeßliche Zeiten und Räume in Gedanken mit Blitzesſchnelle zu durchfliegen, iſt im gewöhnlichen Leben anerkannt; und die Poeſie, die unſern Geiſt auf alle Weiſe beflügeln will, und der alle Zaubermittel der ächten Täuſchung, d. h. einer lebendigen und hinreißenden Darſtellung zu Gebote ſtehen, ſollte allein auf dieß allgemeine Vorrecht Verzicht leiſten müſſen?

Voltaire will die Einheit des Ortes und der Zeit aus der Einheit der Handlung ableiten, aber ſeine

---

die meiſten Zuſchauer von ihrer architektoniſchen Bedeutung ſo wenig Rechenſchaft, daß ſie gar keinen Anſtoß daran nehmen, wenn die Schauſpieler zwiſchen den Seiten-Couliſſen durch eine Mauer ohne Thür aus und ein gehen.

Schlüſſe ſind höchſt oberflächlich. “Aus demſelben „Grunde,” ſagt er, “iſt die Einheit des Ortes „weſentlich, denn eine einzige Handlung kann nicht „an mehreren Orten zugleich vorgehen.” Allein wir haben geſehen, daß an der Einen Haupthandlung nothwendig mehrere Perſonen Antheil nehmen, daß ſie aus einer Mehrheit von untergeordneten Handlungen beſteht, und warum ſollten dieſe nicht an verſchiedenen Orten vorgehen können? Wird nicht derſelbe Krieg oft zugleich in Europa und in Indien geführt, und muß nicht der Geſchichtſchreiber die Erfolge auf beyden Schauplätzen in ſeiner Erzählung gleichmäßig fortrücken laſſen?

“Die Einheit der Zeit,” fährt er fort, “iſt „natürlich mit den beyden erſten verbunden. — „Wenn der Dichter mir eine Verſchwörung vorſtellt, und die Handlung vierzehn Tage dauern „läßt, ſo muß er mir Rechenſchaft von dem ablegen, was in dieſen vierzehn Tagen vorgegangen „ſeyn wird.” — Ja, von dem, was zur Sache gehört, alles übrige dazwiſchen liegende übergeht er, wie jeder gute Erzähler, mit Stillſchweigen, und es fällt auch niemanden ein, etwas davon wiſſen zu wollen. "Wenn er nun die Begebenheiten von „vierzehn Tagen mir vor die Augen bringt, ſo giebt „dieß wenigſtens vierzehn verſchiedene Handlungen, „wie klein ſie auch ſeyn mögen." — Freylich, wenn der Dichter ſo ungeſchickt wäre, die vierzehn Tage ſichtbar in der Geſchwindigkeit nach einander abzuhaſpeln, es eben ſo oft Tag und Nacht werden, die Leute eben ſo oft aufſtehen und zu Bett gehen zu laſſen. Aber er ſchiebt die Zeiten, wo die Handlung nur unmerklich fortgerückt iſt, in den Hintergrund, vernichtet in der Darſtellung die Zwiſchenräume, wo ſie ſtill geſtanden, und weiß mit einem flüchtigen Zuge das ungefähre oder genaue Maß der Zeit anzugeben, die man ſich zwiſchen den Abtheilungen als verfloſſen denken muß. Warum iſt ihm aber dennoch die Vergünſtigung, die beyden Endpunkte viel weiter aus einander liegend anzunehmen, als die Vorſtellung wirklich dauert, wichtig, ja für viele Gegenſtände unentbehrlich? Das von Voltaire gegebene Beyſpiel einer Verſchwörung kommt hier recht gelegen. Eine in zwey Stunden angeſponnene und ausgeführte Verſchwörung iſt zuvörderſt eine unglaubliche Sache. Ferner iſt ſie ethiſch, d. h. in Bezug auf die Charakter der Handelnden, etwas ganz anders, als eine ſolche, wo der gefaßte Entſchluß, wie gefährlich er ſeyn möge, eine geraume Zeit von Allen behauptet und verſchwiegen wird. Wiewohl der Dichter dieſen Zeitverlauf nicht unmittelbar in die Darſtellung aufnimmt, ſo läßt er ihn uns doch in den Gemüthern der Handelnden wie in einem Spiegel perſpectiviſch erblicken. In dieſer Art von Perſpective war Shakſpeare der größte mir bekannte Meiſter: ein einziges Wort offenbart oft eine faſt unüberſehliche Reihe vorhergegangener Seelenzuſtände. Der an die engen Gränzen der Zeit gebundne Dichter wird bey vielen Gegenſtänden die Handlung verſtümmeln, indem er ganz nahe vor der letzten Entſcheidung anfängt, oder er wird ihren Fortſchritt ungebührlich übereilen; auf jeden Fall wird er das große Gemählde eines gewaltigen Vorſatzes, der keine augenblickliche Aufwallung iſt, ſondern ein feſtes, unter allem äußern Wechſel unerſchütterlich behauptetes Wollen, bis die Zeit zur Ausführung reif iſt, verkleinern müſſen. Es wird nicht mehr das ſeyn, was

Shakſpeare ſo oft dargeſtellt und in folgenden Zeilen beſchrieben hat:

> Bis zur Vollführung einer furchtbarn That
> Vom erſten Antrieb, iſt die Zwiſchenzeit
> Wie ein Fantom, ein grauenvoller Traum.
> Der Genius und die ſterblichen Organe
> Sind dann im Rath vereint, und die Verfaſſung
> Des Menſchen, wie ein kleines Königreich,
> Erleidet dann den Zuſtand der Empörung.

Warum iſt aber dennoch das Verfahren der griechiſchen und der romantiſchen Dramatiker in Abſicht auf Ort und Zeit ſo ſehr verſchieden? Wir können uns nach dem Geiſte unſerer Kritik nicht damit helfen, wie ſo viele Kunſtrichter thun, die letzten kurzweg für Barbaren zu erklären. Wir halten vielmehr dafür, daß ſie in ſehr gebildeten Zeitaltern lebten, und ſelbſt unendlich gebildet waren. Nächſt der Verfaſſung der alten Bühne, welche natürlich auf ſcheinbare Stätigkeit der Zeit und unveränderte Beybehaltung des Schauplatzes führte, wurde die Beobachtung dieſer Gewohnheit durch die Beſchaffenheit des Stoffes begünſtigt, welchen die griechiſchen Dramatiker zu bearbeiten hatten. Dieſer

Stoff war Mythologie, alſo ſchon Dichtung, und die vorgängige dichteriſche Behandlung hatte bereits in ſtätige leicht überſehbare Maſſen zuſammengefaßt, was in der Wirklichkeit ſich vielfach zerſplittert und zerſtreut. Ferner war das geſchilderte heroiſche Zeitalter zugleich ſehr einfach in den Sitten und ſehr wundervoll in den Begebenheiten, und ſo ging alles von ſelbſt gerade auf das Ziel einer tragiſchen Entſcheidung los.

Die Haupturſache des Unterſchiedes iſt jedoch der plaſtiſche Geiſt der antiken und der pittoreske der romantiſchen Poeſie. Die Sculptur richtet unſre Betrachtung ausſchließend auf die dargeſtellte Gruppe, ſie entkleidet ſie möglichſt aller äußern Umgebungen, und wo ſie deren nicht ganz entrathen kann, deutet ſie ſie doch nur leicht an. Die Mahlerey hingegen liebt es, mit den Hauptfiguren zugleich den umgebenden Ort und alle Nebenbeſtimmungen ausführlich darzuſtellen, und im Hintergrunde Ausblicke in eine gränzenloſe Ferne zu öffnen; Beleuchtung und Perſpectiv ſind ihr eigentlicher Zauber. Daher vernichtet die dramatiſche, beſonders die tragiſche Kunſt der Alten gewiſſermaßen die Aeußerlichkeiten von Raum und Zeit; das romantiſche Drama ſchmückt vielmehr durch deren Wechſel ſeine mannichfaltigeren Gemählde. Oder noch anders ausgedrückt: das Prinzip der antiken Poeſie iſt idealiſtiſch, das der romantiſchen myſtiſch; jene unterwirft Raum und Zeit der innern Freythätigkeit des Gemüths, dieſe verehrt dieſe unbegreiflichen Weſen als übernatürliche Mächte, denen auch etwas göttliches inwohnt.

Ich komme nun auf den Einfluß, welchen die oben geprüften, auf Glauben für unverbrüchlich gehaltnen, und ſo eng verſtandnen Regeln der Einheit nebſt den übrigen eingeführten Theater-Convenienzen auf die Geſtalt des franzöſiſchen Trauerſpiels gehabt haben.

Bey einer ganz veränderten Verfaſſung der Bühne, bey großentheils verſchiedenen Stoffen und entgegengeſetztem Geiſt ihrer Behandlung wollte man dennoch die Regeln der alten Tragödie, ſofern man ſie aus dem Ariſtoteles kannte, beybehalten.

Man verlangte dieſelbe Einfachheit der Handlung wie im griechiſchen Trauerſpiel, und doch ließ man alles lyriſche weg, was immer eine verweilende

Entfaltung des Moments, alſo ein Stillſtand iſt. Man mußte es freylich weglaſſen, weil wir die alte Muſik nicht mehr haben, welche der Poeſie diente, ſtatt wie die unſrige ſie zu beherrſchen. Wenn man von den griechiſchen Tragödien die Chorgeſänge und die häufig den einzelnen Perſonen in den Mund gelegten lyriſchen Stücke abrechnet, ſo ſind ſie beynahe um die Hälfte kürzer als ein gewöhnliches franzöſiſches Trauerſpiel. Voltaire jammert häufig in ſeinen Vorreden darüber, welch eine Noth es ſey, für die langen fünf Akte den Stoff herbeyzuſchaffen. Wie füllte man nun die durch Weglaſſung des Lyriſchen entſtandne Lücke aus? Durch Intrigue. Statt daß bey den Griechen die Handlung ſich, nach wenigen großen Momenten gemeſſen, bis zur Entſcheidung unaufhaltſam abrollt, müſſen hier die ſich kreuzenden Abſichten der zum Theil hiezu erfundnen Nebenperſonen eine Menge hemmende Vorfälle herbeyführen, und die Spannung, meiſtens ſelbſt der Neugier, bis ans Ende erhalten. Um die Einfachheit war es nun doch alſo geſchehen, aber die Einheit ſchmeichelte man ſich durch künſtliche Verknüpfung für den Verſtand zu retten.

Intrigue iſt an ſich kein tragiſches Motiv; dem Luſtſpiel iſt ſie weſentlich, wie wir oben gezeigt haben. Das Luſtſpiel muß ſich auch am Schluſſe mit einem oft nur erſchlichenen Ruhepunkte für den Verſtand begnügen, aber dieß iſt eben gar nicht die poetiſche Seite dieſer halb proſaiſchen Gattung. Wiewohl nun das franzöſiſche Trauerſpiel im Einzelnen ſich durch Ernſt, Würde und Pathos ſo weit als möglich vom Luſtſpiel zu entfernen ſucht, ſo hat es doch meines Bedünkens im Bau und der Zuſammenfügung des Ganzen nur allzu viel Verwandtſchaft damit. Ich finde in vielen franzöſiſchen Trauerſpielen nur Verſtandes-Einheit, nicht Befriedigung des Gefühls. Man kommt freylich aus der Verwirrung peinlicher und gewaltſamer Lagen am Ende glüklich oder unglücklich zur Ruhe, allein es offenbart ſich in dem dargeſtellten Weltlauf nicht auf geheimnißvolle Weiſe eine höhere Anordnung der Dinge; man findet keine Hinweiſung auf einen tröſtenden Gedanken vom Himmel, ſey es nun auf die gegen das Schickſal bewährte

Der Dom zu Mailand.

Anm. (von 1811). Dieſes Wunderwerk der gothiſchen Baukunſt iſt dadurch in ſeiner Art einzig, daß es von außen und innen mit weißem Marmor bekleidet, und die ſchlanke Thurmſpitze ganz daraus erbaut iſt. Der Ueberfluß an Marmor hat auch die Verzierung mit einer unzählbaren Menge Bildſäulen veranlaßt. Von einem deutſchen Meiſter entworfen, iſt das Gebäude nachher durch einen Architecten aus der Schule des Michel Angelo weitergeführt, und die Vorderſeite nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit abgeändert. Endlich iſt der Bau liegen geblieben, ſo daß im Jahre 1805 noch ein Theil des Daches bloß mit Holz gedeckt war. [Was durch Napoleon und die öſterreichiſchen Kaiſer ſeitdem für den mailänder Dom geſchehen, iſt bekannt genug. Anm. d. H.]

Gebirge du von Pfeilern, Bogen, Mauern,
Mit deutſcher Kunſt des welſchen Himmels Prangen!
An deinem hochgethürmten Umriß hangen
Die Blicke ſtaunend halb und halb mit Trauern.

Ein ſteinern Heer von Vätern und Erbauern
Der Kirche hält dich, ſelbſt ihr Bild, umfangen,
Und lehrt, wie wandelbar die Zeit empfangen
Wahrheit, ſo alle Zeit ſoll überdauern.

Der Chor vertieft ſich ernſt in farb'gem Lichte,
Doch Eitelkeit der klugelnden Geſchlechter
Hat das Portal der alten Form entwendet.

Nun laßen ſie, des Heiligen Verächter,
In nacktem Wuſt den Tempel unvollendet,
Und ſo verſtummt die marmorne Geſchichte.

Würde der menſchlichen Natur, oder auf die Vorſehung. Zu jener Beruhigung des Gefühls, welche ich meyne, iſt die ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit theils nicht erfoderlich, theils aber auch, ſo zweydeutig und verkehrt wie ſie gewöhnlich gehandhabt wird, nicht einmal hinreichend. Die poetiſche Gerechtigkeit, die ich übrigens für das aufgeſtellte Beyſpiel einer an ſich falſchen und mit nichten auf Erweckung wahrhaft ſittlicher Regungen abzielenden Lehre halte, iſt indeſſen von den franzöſiſchen Trauerſpieldichtern nicht ſelten gänzlich verabſäumt worden.

Der Gebrauch der Intrigue iſt allerdings ſehr vortheilhaft, um die verlangte kurze Dauer einer wichtigen Handlung zu erzwingen. Denn wer Intriguen ſpielt, iſt geſchäftig, und verſäumt keine Zeit um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Der gewaltige Kreislauf der menſchlichen Schickſale geht hingegen ſeinen gemeſſenen Schritt wie der Wechſel der Jahrszeiten; große Entſchlüſſe reifen langſam; die nächtlichen Eingebungen frevelnder Tücke treten aus den Abgründen des Gemüths ſcheu und zögernd ans Licht hervor; und die ſtrafende Vergeltung verfolgt, wie Horaz ſo ſchön als wahr ſagt, den vor ihr fliehenden Verbrecher nur mit hinkendem Fuße. Man verſuche es einmal, das Rieſengemählde von Macbeths Königsmord, ſeiner tyrannischen Uſurpation und endlichem Sturz auf die enge Einheit der Zeit zurückzuführen, und ſehe dann, ob es nicht bloß dadurch ſeine erhabene Bedeutung verliert, man möge auch noch ſo viel von den Begebenheiten, die uns Shakſpeare ſchauerlich ergreifend vorüber führt, vor den Anfang des Stückes verlegen und ſie in matter Erzählung anbringen. Es iſt wahr, dieſes Schauſpiel umfaßt einen beträchtlichen Zeitraum: aber läßt uns der raſche Fortgang wohl die Muße, dieß zu berechnen? Wir ſehen gleichſam die Schickſalsgöttinnen am ſauſenden Webſtuhle der Zeit ihr düſtres Gewebe fortwirken, und der Sturm und Wirbelwind der Ereigniſſe, welcher den Helden von der Verſuchung zur Frevelthat, von dieſer zu tauſendfältigen Verbrechen, um ihren Erfolg zu behaupten, und ſo unter wechſelnder Gefahr zu ſeinem Untergange im heldenmüthigſten Kampfe treibt, reißt auch unſre Theilnahme unwiderſtehlich mit ſich fort. Eine ſolche tragiſche Darſtellung gleicht dem

Gange eines Kometen, der anfangs kaum ſichtbar, nur dem Sternkundigen bedeutend, in nebelichter Ferne am Himmel erſcheint, bald aber mit ſo unerhörter immer wachſender Geſchwindigkeit dem Mittelpunkt unſers Weltſyſtems ſich entgegen ſchwingt, daß er die Völker des Erdbodens ſchreckt, und, ehe man ſichs verſieht, mit ſeinem Unglück verkündenden Schweif das halbe Firmament überflammt.

Zehnte Vorleſung.

Auf alle Wirkungen der Art, die aus dem allmählich beſchleunigten Anwachs von etwas im Gemüth oder in der äußern Welt durch den Lauf der Zeiten hervorgehn, mußten die franzöſiſchen Dichter der vorgeſchriebenen Einheit der Zeit zu lieb Verzicht leiſten. Die Einheit des Orts beraubte ſie bey der ſchlechten Ausſchmückung der Bühne großentheils deſſen, was in einem Schauſpiele die Augen beſticht. Zufällige Umſtände mochten die Beobachtung dieſer Regel noch mehr empfehlen, oder unumgänglich machen. Nach einer Aeußerung Corneille's *) ſollte

---

*) In ſeinem Premier discours sur la poésie dramatique ſagt er: Une chanson a quelquefois bonne grace; et dans les pièces de machines cet ornement est redevenu necessaire pour remplir les oreilles du spectateur, pendant que les machines descendent.

man vermuthen, die Maſchinerie ſey damals in Frankreich ſehr ſchwerfällig und unvollkommen geweſen. Ferner war es allgemeiner Gebrauch, daß eine Anzahl vornehmer Zuſchauer ihre Sitze auf der Szene ſelbſt zu beyden Seiten hatten, und den Schauſpielern kaum eine Breite von zehn Schritten zu freyer Bewegung übrig ließen. Regnard macht in ſeinem Zerſtreuten eine luſtige Beſchreibung von dem Lärmen und Unfug, den die modigen Stutzer ſeiner Zeit auf dieſem bevorrechteten Platze trieben, wie ſie hinter dem Rücken der Schauſpieler laut ſchwatzten und lachten, und die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ſtörten, oder auf ſich, als die eigentliche Hauptſache beym Schauſpiel, ablenkten. Dieſe üble Gewohnheit dauerte noch zu Voltaire's Zeiten fort, und er hat durch ſein wiederholtes Eifern dagegen das Verdienſt gehabt, bey Gelegenheit der Semiramis ihre Abſchaffung zu bewirken. Wie hätte man es wagen dürfen, im Angeſicht eines ſolchen unpoetiſchen, auſſer dem Stücke befindlichen, und ſich doch ganz in ſeine Vorſtellung eindrängenden Chors die Decorationen zu verändern! Im Cid wechſelt der Schauplatz offenbar im Verlauf deſſelben Aufzuges mehrmals, und doch wurde die Szene äußerlich nicht verändert. In den engliſchen und ſpaniſchen Schauſpielen der damaligen Zeit war dieß zwar großentheils auch der Fall, allein man war gewiſſer Zeichen übereingekommen, welche die Veränderung des Ortes andeuteten, und die gelehrige Einbildungskraft der Zuſchauer folgte dem Dichter überall hin, wo er wollte. In Frankreich hingegen lauerten die jungen Herren, die auf der Bühne ſaßen, auf Gelegenheit, etwas Lächerliches zu entdecken; und da alle Theater-Effecte einer gewiſſen Ferne bedürfen, in der Nähe aber kahl erſcheinen, ſo durfte man dergleichen gar nicht wagen, alles wurde auf Geſpräche zwiſchen wenigen Perſonen eingeſchränkt, und man unterwarf die Bühne den Förmlichkeiten eines Vorzimmers.

Der Schauplatz ſtellte denn auch wirklich meiſtens ein Vorzimmer vor, wenigſtens einen Saal im Innern eines Palaſtes. Da die Handlung der griechiſchen Tragödien immer auf offnen und majeſtätiſch umgebenen Plätzen vorgeht, ſo haben die franzöſiſchen Dichter die mythologiſchen Stoffe derſelben ſchon in Anſehung des Schauplatzes nach neueren

Hofſitten umgemodelt. In einem fürſtlichen Schloß iſt nichts Gewaltſames, keine Uebertretung des geſelligen Anſtandes erlaubt, und da in einem Trauerſpiele die Sache nicht mit lauter Höflichkeiten abgehen kann, ſo wird jede kühne Thathandlung, jeder Gewaltſtreich, alles Auffallende und ſinnlich Wirkende hinter die Szene verlegt, und bloß in den Erzählungen der Vertrauten und anderer Boten angebracht. Und doch bemerkt ſchon Horaz, das durch das Gehör Mitgetheilte rege das Gemüth weit unkräftiger an, als was den treuen Augen dargebeten wird, und was der Zuſchauer ſich ſelbſt berichtet. Nur das Unglaubliche und gräuelhaft Empörende empfiehlt er dem Anblick zu entziehen. Es iſt wahr, die dramatiſche Wirkſamkeit des Sichtbaren kann ſehr misbraucht werden, und das Theater kann in einen lärmenden Tummelplatz bloß körperlicher Ereigniſſe ausarten, wo alsdann Worte und Gebehrdenſpiel eine faſt überflüßige Zugabe ſind. Aber das entgegengeſetzte Aeußerſte, dem Auge gar keine Ueberzeugung zu gönnen, und immer auf etwas Abweſendes zu verweiſen, iſt ſicher eben ſo wenig zu billigen. Bey manchen franzöſiſchen Trauerſpielen möchte den Zuſchauer ein Gefühl anwandeln, als ob wirklich große Dinge vergingen, er ſäße aber gerade an einem übel gewählten Platze, um Augenzeuge davon zu ſeyn. Es iſt gewiß, daß es dem einleuchtenden Nachdruck der dramatiſchen Darſtellung ſehr ſchadet, wenn wir Wirkungen gegenwärtig vor uns ſehen von Urſachen, welche unſichtbar und in der Ferne bleiben. Beſſer iſt das Umgekehrte, die Urſache ſelbſt zu zeigen, die Wirkung aber bloß berichten zu laſſen. Wie nachtheilig das ältere Herkommen der tragiſchen Bühne in Frankreich für die theatraliſche Wirkung ſey, hat Voltaire eingeſehen, er dringt vielfältig auf reichere ſzeniſche Ausſchmückung, und er ſelbſt hat in ſeinen Stücken, und nach ſeinem Beyſpiel haben Andre manches dem Auge darzuſtellen gewagt, was zuvor für unſchicklich oder lächerlich gegolten hätte. Allein ungeachtet dieſer Verſuche und der früheren des Racine in ſeiner Athalie iſt die Mißgunſt gegen die Augen jetzt mehr als je unter den tonangebenden Kunſtrichtern eingeriſſen. Ueberall wo es etwas zu ſehen giebt, oder eine Handlung körperlich vollbracht wird, wittern ſie ein Melodrama; und der Gedanke, daß das

Trauerſpiel, wenn man nicht über deſſen Reinheit oder vielmehr kahle Reizloſigkeit wachte, allmählich mit dieſer Gattung (worüber nachher noch ein Wort) zuſammenſchmelzen könnte, iſt ihnen ein Gräuel.

Voltaire hat ſich verſchiedentlich Verletzungen der Einheit des Ortes erlaubt, aber doch nicht gewagt, die Regel ſelbſt geradezu als unweſentlich anzugreifen. Er wünſcht nur ihrer Auslegung eine größere Breite gegeben zu ſehen. Es ſey hinreichend, wenn die Handlung im Umfange eines Pallaſtes, ja einer Stadt, wenn auch in verſchiedenen Theilen derſelben vorgehe. Nun verlangt er, um das Wechſeln der Decoration zu erſparen, ſie ſolle ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie die verſchiedenen Schauplätze zugleich umfaſſe. Er verräth hiebey ſehr verworrene Begriffe von Architectur und Perſpective. Er beruft ſich auf das Theater des Palladio zu Vicenza, das er wohl ſchwerlich geſehen hatte: denn ſeine Vorſtellung von dieſem Theater, welches, wie ſchon bemerkt worden, ſelbſt nur ein Misverſtändniß der Einrichtung der antiken Szene iſt, ſcheint ſich ganz und gar auf misverſtandene Beſchreibungen zu gründen. In ſeiner Semiramis, wo er zuerſt ſeine Grundſätze hierüber recht in Ausübung brachte, iſt er in den ſeltſamen Fehler verfallen, die Perſonen nicht an verſchiedenen Oertern auftreten, ſondern die Oerter ſich wirklich zu den Perſonen hinbegeben zu laſſen. Der Schauplatz im dritten Act iſt ein Cabinet; dieſes Cabinet macht, nach Voltaire's eignen Worten, (wohl gemerkt, ohne daß die Königin es verläßt) einem großen prächtig geſchmücktem Saale Platz. Neben dem hier befindlichen Thron hat auch das Mauſoleum des Ninus, welches ſich anfangs auf einem offenen Platze, vor dem Pallaſt und dem Tempel der Magier gegenüber, befand, Mittel gefunden, ſich einzuſchleichen. Nachdem es ſein Geſpenſt, zum Schrecken vieler Anweſenden, an das Tageslicht gebracht und wieder eingenommen hat, begiebt es ſich im folgenden Act an ſeine alte Stelle, wo es vermuthlich ſeine Obeliſken zurückgelaſſen hatte. Im fünften Acte ſieht man, daß es ſehr weitläuftig und mit unterirdiſchen Gängen eingerichtet war. Welch ein Aufheben würden die franzöſiſchen Kritiker machen, wenn ein Auslän-

Auf die Taufe eines Negers.

Anm. Gedichtet im Schloß Chaumont an der Loire [1806 oder 1807]. Die Taufzeugen waren Madame Juliette Recamier und Herr Matthieu de Montmorency.

Den ſchwarzen Sohn der ſonnentflammten Zone
Entführt aus ſeinem Palmen-Vaterlande
Europa's Geiz, daß er an fernem Strande
In hartem Sclavendienſt verſchmachtend frohne.

Die Freiheit wird dem Armen erſt zum Lohne.
Für ſeine Treu' entfallen ihm die Bande;
Er lernt, beglückt in ſeinem niedern Stande,
Daß Mild' und Recht im Land der Weißen wohne.

Bald winken ihm zwei ſegnende Geſtirne:
Seht! Huld und Adel mit vereintem Triebe
Geleiten ihn zum heil'gen Glaubensbade.

Ein Lichtſtrahl fällt auf ſeine dunkle Stirne,
Ihm offenbart der Chriſten fromme Liebe
Das göttliche Geheimniß ew'ger Gnade.

der ſich ſolche Ungereimtheiten hätte zu Schulden kommen laſſen *)!

Ueberhaupt iſt die Einheit des Ortes von den franzöſiſchen Dichtern ſowohl als andern, welche dieſes Syſtem von Regeln befolgen, ſelbſt im Luſtſpiel oft ſehr unbefriedigend beobachtet worden. Die Szene wechſelt zwar nicht, aber es gehen Dinge darauf nach einander vor, die eben nicht an demſelben Orte zu geſchehen pflegen. Wie unwahrſchein-

---

*) Auch im Brutus haben wir ein Beyſpiel von dieſem Herumwandern des Schauplatzes mit den Perſonen. Vorn wird eine weitläuftige Decoration angegeben: der Senat iſt zwiſchen dem capitoliniſchen Tempel und dem Hauſe des Brutus unter freyem Himmel verſammelt. Nachher, als die Verſammlung aufgehoben wird, bleiben Arons und Albin allein zurück, und nun heißt es: qui sont supposés être entrés de la salle d'audience dans un autre appartement de la maison de Brutus. Wie meynt dieß der Dichter? Soll ſich der Schauplatz verwandeln ohne leer zu ſeyn, oder muthet er der Einbildungskraft der Zuſchauer zu, gegen das Zeugniß ihrer Sinne die ganz andere geſchmückte Szene für ein Zimmer zu halten? Und wie wird aus dem anfänglich beſchriebenen Platze ein Audienzſaal? Dieſe Decoration verſteht Taſchenſpielerkünſte, oder ſie hat ein ſchlechtes Gedächtniß.

lich iſt es, wenn ſich die Leute gerade da ihre Geheimniſſe anvertrauen, wo ſie ihre Feinde in der Nähe wiſſen, oder wenn man gegen einen Fürſten in ſeinem eignen Vorgemache Verſchwörungen anzettelt! Man legt eine große Wichtigkeit darauf, daß die Bühne niemals im Verlauf eines Aufzuges leer bleibe. Dieß nennt man die Szenen binden. Es wird aber oft nur ſehr zum Scheine beobachtet, indem die Perſonen des vorhergehenden Auftrittes in demſelben Augenblick zu einer Thür hinausgehn, während die des nächſten auf der andern Seite eintreten. Ferner ſollen ſie nicht ohne einen deutlich erwähnten Grund kommen und weggehen; für das letzte wird beſonders geſorgt: man ſchickt die Vertrauten auf Bothſchaften aus, heißt auch wohl Perſonen von gleichem Range ausdrücklich, nicht immer aufs höflichſte, ſich entfernen. Bey allem dem ſind die Beſtimmungen des Ortes, wo alles vorgeht, oft ſo ſchwankend und widerſprechend, daß ein deutſcher Schriftſteller *) treffend geſagt hat,

---

*) Joh. Elias Schlegel in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters.

von vielen Stücken könne die Angabe des Schauplatzes unter dem Perſonen-Verzeichniß nicht anders lauten, als: die Szene iſt auf dem Theater.

Dieſe Unbequemlichkeiten entſpringen faſt unvermeidlich aus der ängſtlichen Beobachtung der griechiſchen Regeln unter ganz veränderten Umſtänden. Um einer vermeynten Unwahrſcheinlichkeit zu entgehen, die in dem Ueberſpringen von einer Zeit und einem Ort zum andern liegen ſollte, hat man ſich nicht ſelten in wirkliche und bedeutende Unwahrſcheinlichkeiten verwickelt. Man findet tauſendmal Anlaß, darauf anzuwenden, was die Academie in ihrer Beurtheilung des Cid über die Häufung ſo vieler Vorfälle in dem Zeitraum von vier und zwanzig Stunden ſagt: „aus Furcht gegen die Regeln der Kunſt zu verſtoßen, hat der Dichter lieber gegen die Regeln der Natur verſtoßen wollen.“ Allein dieſer eingebildete Widerſpruch zwiſchen Natur und Kunſt kann nur in einer ſehr niedern Ordnung von Kunſtbegriffen vorkommen.

Ich komme jetzt auf einen wichtigeren Punkt, nämlich auf die der Beſchaffenheit der Stoffe nicht immer angemeſſene Behandlung. Die griechiſchen

Tragiker wählten, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchgängig Gegenſtände aus ihrer einheimiſchen Mythologie. Die franzöſiſchen Trauerſpieldichter entlehnen die ihrigen zuweilen aus der alten Mythologie, weit öfter jedoch aus der Geſchichte faſt aller Zeiten und Völker, und ihre Behandlung der mythologiſchen Stoffe iſt nur allzu oft nicht wahrhaft mythologiſch, der hiſtoriſchen nicht recht hiſtoriſch. Ich erkläre mich deutlicher. Der Dichter, der eine alte mythologiſche, d. h. durch heiligende Ueberlieferung an den religiöſen Volksglauben der Griechen angeknüpfte Fabel wählt, ſollte ſich und ſeine Zuſchauer nun auch ganz in den Geiſt des Alterthums verſetzen; er ſollte uns die einfältigen Sitten des heroiſchen Zeitalters gegenwärtig erhalten, vermöge deren ſo gewaltſame Leidenſchaften und Thaten glaublich ſind; ſeine Perſonen ſollten den Göttern noch ſo nahe erſcheinen, als ſie durch Abſtammung und häufigen unmittelbaren Verkehr nach dem Glauben der Alten waren; das Wunderbare der griechiſchen Religion ſollte alſo nicht gefliſſentlich vermieden und geſpart, ſondern der Einbildungskraft der Zuſchauer zugemuthet werden, ſich ganz und gar in den Glauben daran zu verſetzen. Die franzöſiſchen Dichter hingegen haben den mythologiſchen Helden und Heldinnen die Verfeinerung der großen Welt und heutige Hofſitten geliehen; ſie haben, da jene Heroen Fürſten waren (Hirten der Völker, wie Homer ſie nennt) ihre Lagen und Abſichten nach einer berechneten Politik motivirt, und das Coſtum, nicht bloß das gelehrte antiquariſche, ſondern das charakteriſtiſche Coſtum überall verletzt. In der Phädra ſoll dieſe Fürſtin nach dem geglaubten Tode des Theſeus zur Regentin für ihren unmündigen Sohn erklärt werden. Wie wäre dieß nach den damaligen Verhältniſſen der griechiſchen Frauen möglich geweſen? Es verſetzt uns in die Zeiten einer Cleopatra. Hermione befindet ſich ganz allein ohne den Schutz eines Bruders oder Vaters am Hofe des Pyrrhus, ja in ſeinem Pallaſt, und dennoch iſt ſie nicht mit ihm vermählt. Bey den Alten, und nicht bloß in der Homeriſchen Zeit, beſtand die Vermählung eben darin, daß die Braut in das Haus des Bräutigams abgeholt ward. Aber die Lage der Hermione mag immerhin in dem Gebrauch der europäiſchen Höfe eine Rechtfertigung finden, ſo iſt ſie nichts deſto weniger aller weiblichen Würde zuwider, und wird dadurch noch weit unſchicklicher, daß Hermione den ſpröden Pyrrhus liebt, und mit aller Gewalt auf die Vermählung dringt. Wie glauben wir wohl, daß Griechen über dieß dreiſte unſittſame Entgegentreten geurtheilt haben würden? Freylich möchten es franzöſiſche Zuſchauer eben ſo anſtößig finden, wenn man ihnen die Andromache in der Lage zeigte, wie beym Euripides, wo ſie als Kriegsgefangne den Beſitz ihrer Perſon an den Beſieger ihres Vaterlandes verloren hat. Wenn die Sinnesart zweyer Völker ſo durchaus verſchieden iſt, warum quält man ſich, die in den Sitten des einen gegründeten Geſchichten nach denen des andern zuzuſtutzen? Was man ſtehen läßt, wird allemal eine ſchreyende Mishelligkeit mit demjenigen machen, was man umgemodelt hat, und alles umzumodeln iſt entweder unmöglich, oder man könnte dann lieber gleich von vorn herein erfinden. Die Umſtände der Fabeln zu verändern, haben ſich die griechiſchen Tragiker allerdings und mit einer großen Breite erlaubt, allein immer den allgemeinen für das heroiſche Zeitalter geltenden

Annahmen gemäß. Die Charakter hingegen haben ſie immer ſo gelaſſen, wie die Sage und frühere Dichtung ſie ihnen überliefert hatte, vermöge deren die Schlauheit des Ulyſſes, die Weisheit Neſtors, der Jähzorn Achills faſt ſprüchwörtlich geworden war. Horaz ſchärft dieſe Regel ganz beſonders ein. Wie unähnlich iſt der Achilles in Racine's Iphigenia dem Homeriſchen! Aber die ihm zugeſchriebene Galanterie iſt nicht bloß ein Verſtoß gegen den Homer, ſondern ſie macht die ganze Geſchichte unwahrſcheinlich. Sind Menſchenopfer unter einem Volke wohl denkbar, deſſen erſte Häupter und Helden ſo empfänglich für die zarteſten Empfindungen ſind? Vergeblich macht man die mächtige Triebfeder der Religion geltend: die Geſchichte lehrt uns, daß eine grauſame Religion ſich immer zugleich mit den Sitten mildert.

Das Wunderbare hat man in dieſen neueren Behandlungen alter Fabeln, als unſerm Glauben fremd, möglichſt zu entrathen geſucht. Allein, wenn wir einmal aus einer Welt, wo es mit zur Ordnung der Dinge gehörte, in eine ganz proſaiſche und hiſtoriſch begreifliche Welt hinüber gerückt ſind, ſo findet uns ein Wunder, welches der Dichter nun doch vereinzelt ſtehen laſſen mußte, um deſto ungläubiger. Im Homer und den griechiſchen Tragikern geſchieht alles vor dem Angeſicht der Götter, und wenn ſie ſichtbar oder durch eine wundervolle Wirkung hervortreten, ſo befremdet es uns nicht. Dieſem Eindrucke kann hingegen alle aufgewandte Kunſt der neueren Dichter, alle Beredſamkeit ihrer Erzählungen nicht wehren. Beyſpiele ſind überflüſſig, jedes würde die Sache darthun. Doch will ich beyläufig bemerken, wie ſeltſam ſich der ſonſt ſo beſonnene Racine bey ſolcher Gelegenheit in einen Widerſpruch verwickelt hat. Er nimmt von der Entſtehung der Sage, Theſeus ſey in die Unterwelt hinabgeſtiegen, um für ſeinen Freund Pirithous die Proſerpina zu entführen, die hiſtoriſche Erklärung des Plutarch an, von ſeiner Gefangenſchaft bey einem thraciſchen Könige, deſſen Gemahlin er aus eben dem Antriebe hatte entführen wollen. Hierauf gründet er das anfangs verbreitete Gerücht vom Tode des Theſeus. Dennoch läßt er zugleich in einer Rede der Phädra *) die fabelhafte Ueberlieferung als eine frühere That des Helden ſtehen. Wie viele Frauen wollte denn Theſeus für den Pirithous entführen? Da hilft ſich Pradon beſſer, der den Theſeus auf die Frage eines Vertrauten, ob er wirklich in der Unterwelt geweſen ſey, antworten läßt: wie ein vernünftiger Menſch ſich doch nur etwas ſo abgeſchmacktes überreden könne! Er habe den Volks-Aberglauben benutzt, und dieſes Gerücht in politiſchen Abſichten ausgeſtreut.

So viel von der Behandlung der mythologiſchen Stoffe. Bey den hiſtoriſchen tritt erſtlich daſſelbe ein, daß nämlich die damaligen franzöſiſchen Sitten häufig den ächten der Perſonen untergeſchoben ſind, und die Character nicht genugſam die Farbe ihres Zeitalters und ihrer Nation an ſich tragen. Es kommt aber noch ein andrer nachtheiliger Umſtand hinzu. Ein mythologiſcher Stoff iſt ſchon poetiſch, und für eine neue poetiſche Bearbeitung zubereitet,

---

*) Je l'aime, non point tel que l'ont vu les enfers,
Volage adorateur de mille objets divers,
Qui va du dieu des morts déshonorer la couche.

Im franzöſiſchen Trauerſpiel verlangt man, wie im griechiſchen, gleichmäßige durchgängige Würde, ja die franzöſiſche Sprache iſt darin noch weit ekler, daß unendlich vieles in der Poeſie gar nicht erwähnt werden darf. Bey der Geſchichte iſt man aber auf einem proſaiſchen Gebiet, und die Wahrheit des Gemähldes fodert Beſtimmungen, Umſtände, Züge, zu denen man mehr oder weniger von der Höhe des tragiſchen Kothurns herabſteigen muß, wie denn auch Shakſpeare, der vollkommenſte hiſtoriſche Dramatiker, dieß ohne Bedenken gethan hat. Die franzöſiſchen Dichter haben ſich hiezu nicht entſchließen wollen, und ſo fehlt es ihrer Darſtellung oft an belebenden Ausmahlungen, oder ſie müſſen ſich, wenn ein halsſtarrig proſaiſcher Umſtand endlich doch erwähnt werden muß, mit künſtlichen Umſchreibungen helfen.

Ueber die tragiſche Würde der Geſchichten haben beſondre Grundſätze geherrſcht. Corneille war auf dem beſten Wege von der Welt, als er den Cid, eine Geſchichte aus dem Mittelalter, bey einem verwandten Volke vorgefallen, eine Geſchichte, worin durchaus ritterliche Liebe und Ehre herrſcht, deren

An Bürgers Schatten.

Mein erſter Meiſter in der Kunſt der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen
Noch meinen Namen ſchüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Wort ſprach, väterlich und bieder!

Den deutſchen Volksgeſang erſchufſt du wieder,
Und durfteſt nicht gelehrte Weiſen borgen;
Doch Müh, verworr'ne Leidenſchaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankend Leben nieder.

Zürnſt du, daß ich zu männlich ſtrenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geiſts Gepräge mich entſchloßen?

In dumpfen Tagen ſchien der Quell der Dichtung
Dir ſchon verſiegt; er hat ſich neu ergoßen,
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen.

Hauptperſonen nicht einmal von fürſtlichem Range ſind, auf die Bühne brachte. Eine Menge Vorurtheile über das tragiſche Ceremoniell wären von ſelbſt weggefallen, wenn man dieſem Beyſpiele gefolgt wäre; durch größere Wahrheit, durch verſtändliche aus der noch geltenden Sinnesart entlehnte Motive, wäre das Trauerſpiel dem Herzen befreundeter geworden; die Beſchaffenheit der Gegenſtände würde von ſelbſt von der ſteifen Beobachtung misverſtandener Regeln der Alten abgelenkt haben, wie ſich denn Corneille auch nirgends weiter davon entfernt hat, als gerade in dieſem Stück, freylich in Nachfolge ſeines ſpaniſchen Vorbildes; mit Einem Wort, das franzöſiſche Trauerſpiel hätte national und wahrhaft romantiſch werden können. Aber ich weiß nicht, welcher ungünſtige Stern waltete: Corneille ging, ungeachtet des außerordentlichen Glücks, welches ſein Cid machte, keinen Schritt weiter, und fand auch bey dem gemachten Verſuche keine Nachfolger. In der Zeit Ludwigs des Vierzehnten galt es für ausgemacht, die franzöſiſche, ja überhaupt die neu-europäiſche Geſchichte ſey zur tragiſchen Behandlung untauglich. Man warf ſich alſo in die alte Univerſalgeſchichte: außer den Römern und Griechen ſuchte man bey den Aſſyriern, Babyloniern, Perſern, Aegyptiern u. ſ. w. nach oft ſehr unbekannten Vorfällen herum, um ſie für die tragiſche Bühne auszukleiden. Racine machte einen, wie er ſelbſt eingeſteht, gewagten Verſuch mit den Türken; es glückte, und ſeitdem geſtand man den Türken, dieſem barbariſchen Volk, bey welchem oft die Gewöhnungen des roheſten Deſpotismus und der niedrigſten Sklaverey in derſelben Perſon vereinigt ſind, und das von der Liebe nur die üppigſte Sinnlichkeit kennt, die nöthige tragiſche Würde zu, die man den Europäern abſprach, ungeachtet ihre Religion, ihr Ehrgefühl und ihre Achtung für das weibliche Geſchlecht ſie hätte empfehlen ſollen. Allein eigentlich waren es nur die neueren und insbeſondere die franzöſiſchen Namen, welche man als untragiſch und unpathetiſch nicht dulden wollte, denn ſonſt wurden damals die Helden des Alterthums in einheimiſcher Tracht geſpielt; und die antiken Namen und Umgebungen waren meiſtens nur eine leichte Verkleidung, unter der ſich ganz moderne franzöſiſche Charakter deutlich erkennen laſſen. Racine's Alexander iſt freylich ſehr unhiſtoriſch, aber die Darſtellung wird ziemlich natürlich herauskommen, wenn man ſich etwa den großen Condé darunter denkt. Und wem fällt bey Titus und Berenice nicht Ludwig der Vierzehnte und die Herzogin de la Valliere ein? Hat der Dichter doch ſelbſt ſchmeichelnd auf ſeinen Monarchen angeſpielt. Voltaire drückt ſich etwas ſtark aus, wenn er ſagt, in den Trauerſpielen, welche auf Racine gefolgt, glaube man die Romane der Mlle. Scuderi zu leſen, welche unter dem Namen von Helden des Alterthums Bürger von Paris ſchildern. Er zielte hiemit wohl beſonders auf Crebillon. Corneille und Racine, wie ſehr ſie auch in der Denkart ihrer eignen Nation befangen waren, ſind doch zuweilen zu wahrhaft objectiven Darſtellungen durchgedrungen. Meiſterhaft ſchildert Corneille im Cid die Spanier; dieß iſt begreiflich: er hatte an der Quelle geſchöpft. Bis auf die Erbſünde der Galanterie gelang es ihm auch ziemlich gut mit den Römern: eine Seite ihres Charakters faßte er wenigſtens, den vorherrſchenden Patriotismus, den unbiegſamen Freyheitsſtolz, das großartig politiſche Gemüth. Alles dieß iſt freylich, ungefahr wie beym Lucan, mit einem gewiſſen Schwulſt und ſelbſtbewußten Pomp überkleidet. Die ſchlichte republikaniſche Strenge, die religiöſe Demuth konnte er nicht erreichen. Racine hat die Sitten des verderbten Roms unter den Kaiſern, und die zuerſt noch ſchüchtern ausbrechende Tyranney Nero's vortrefflich geſchildert. Zwar hatte er, wie er es ſelbſt mit Dank erkennt, den Tacitus zum Vorgänger; allein es iſt immer ein großes Verdienſt, den Geſchichtſchreiber ſo gut in Poeſie zu überſetzen. Auch den Geiſt der hebräiſchen Geſchichten hat er im Ganzen richtig gefaßt: hier leitete ihn religiöſe Ehrerbietung, die der Dichter gewiſſermaßen immer zu ſeinem Gegenſtande hinzubringen ſollte. Weniger iſt es ihm mit den Türken gelungen: Bajazet liebt ganz auf europäiſche Weiſe; die blutdürſtige Politik des deſpotiſchen Orients iſt zwar in dem Vizier recht gut geſchildert: aber das Ganze iſt gleichſam eine auf den Kopf geſtellte Türkey, wo die Weiber, ſtatt Sklavinnen zu ſeyn, das Regiment an ſich geriſſen haben, was denn ſo abſcheulich ausfällt, daß man ſich daraus die Lehre ziehen möchte, die Türken hätten wohl ſo

Unrecht nicht, die Frauen unter Schloß und Riegel zu halten. Auch Voltaire'n iſt es meines Bedünkens im Mahomet und der Zaire nicht beſſer gelungen: überall fehlen die glühenden Farben der morgenländiſchen Fantaſie. Voltaire hat indeſſen das bedeutende Verdienſt, daß er auf eine mehr hiſtoriſche Bearbeitung der Gegenſtände drang, und öfter hinarbeitete; und dann, daß er die neu-europäiſchen ritterlichen und chriſtlichen Charakter, die man ſeit dem Cid ausgeſchloſſen hatte, wiederum für die tragiſche Bühne adelte. Sein Luſignan und Nereſtan gehören zu ſeinen wahrſten, rührendſten und edelſten Schöpfungen; ſein Tancred, wiewohl es dem Ganzen der Erfindung etwas an Haltung fehlt, wird immer perſönlich die Herzen für ſich gewinnen, wie ſein Namensbruder im Taſſo. Alzire iſt von Seiten der hiſtoriſchen Bedeutung ſehr vorzüglich. Merkwürdig iſt es, daß Voltaire mit ſeinem raſtloſen Umherſuchen nach tragiſchen Stoffen wirklich die Weltumſeglung vollendet hat: denn, wie dort die amerikaniſchen Völker der andern Hemiſphäre, bringt er in ſeinem Dſchingiskan, vom äußerſten Ende der unſrigen her, Chineſen auf die Bühne, welche doch ſchon durch getreue Beobachtung der Kleidertracht beynahe zu komiſchen oder groteſken Figuren geſtempelt werden.

Leider kam Voltaire mit ſeiner beabſichteten Umgeſtaltung des Theaters zu ſpät: vieles war ſchon durch den längſt hergebrachten engen Zuſchnitt verdorben, und das Vorurtheil, welches auf die Beobachtung äußerlicher Regeln und Schicklichkeiten eine ganz unverhältnißmäßige Wichtigkeit legt, hatte ſich, wie es ſcheint, unwiderruflich feſtgeſetzt.

Nächſt den Regeln über den äußern Mechanismus, die man von den Alten auf Glauben angenommen hatte, waren es beſonders die herrſchenden einheimiſchen Begriffe von geſelliger Schicklichkeit, was die franzöſiſchen Dichter bey der Ausübung ihres Talentes hemmte, und ihnen in vielen Fällen die höchſte tragiſche Wirkung unerreichbar machte. Die Aufgabe des Dramatikers iſt, die poetiſche Form mit Natur und Wahrheit zu verbinden, und alſo muß nicht ſchon gleich in jene etwas hineingelegt werden, was dieſe ausſchließt. Das franzöſiſche Trauerſpiel hatte ſich ſeit Richelieu unter Begünſtigung des Hofes entwickelt; ſeine

Szene ſogar hatte, wie wir geſehen haben, die Geſtalt eines Vorzimmers. In einer ſolchen Atmoſphäre werden die Zuſchauer dem Dichter leicht den Gedanken aufdrängen, als gehöre die Höflichkeit mit zu den urſprünglichen weſentlichen Beſtandtheilen der Menſchheit. Im Trauerſpiel gerathen die Menſchen durch die furchtbarſten Kämpfe an einander, ſie werden mit dem Unglück handgemein; da kann man nur idealiſche Würde von ihnen fordern, von der Beobachtung feiner geſelligen Rückſichten ſind ſie durch ihre Lage losgeſprochen. So lange ſie noch Beſonnenheit genug haben, dieſe nicht zu verletzen, ſo lange ſie nicht von der Hingegebenheit des Schmerzes und der Gemüthsverwirrung ganz übermeiſtert erſcheinen, kann auch die innigſte Rührung nicht eintreten. Immerhin mag der Dichter für ſeine Perſonen die Sorgfalt hegen, die Cäſar für ſich ſelbſt nach empfangenem Todesſtreich, nämlich anſtändig zu fallen. In widerwärtiger Nacktheit ſoll er uns die menſchliche Natur nicht zeigen. Schön ſollen auch die zerreißendſten und furchtbarſten Aeußerungen noch ſeyn, irgend etwas muß ſie über die gemeine Wirklichkeit adeln. Dieſes Wunder leiſtet die Poeſie: ſie hat unausſprechliche Seufzer, unmittelbare Laute des tiefſten Schmerzes, in denen doch noch etwas melodiſches iſt. Nur eine gewiſſe ſorgfältig geputzte Schönheit verträgt ſich nicht mit dem wahrſten Ausdruck. Und dieſe Schönheit wird doch gerade von dem Styl eines franzöſiſchen Trauerſpiels gefodert. Etwas liegt ſchon in der Beſchaffenheit ihrer Sprache und ihres Versbaues. Die franzöſiſche Sprache iſt mancher Kühnheiten durchaus unfähig, ſie hat wenig dichteriſche Freyheit, und trägt die ganze grammatiſche Gebundenheit der Proſa in die Poeſie über. Ihre Dichter haben dieß oft anerkannt und beklagt. Ferner iſt der Alexandriner mit ſeinen gepaarten Reimen, mit ſeinen gleichlangen Hemiſtichien ein ſehr ſymmetriſches eintöniges Sylbenmaaß, welches ſich weit beſſer zum Vortrage antithetiſcher Sprüche ſchickt, als zu einer muſikaliſchen Malerey der Leidenſchaft mit ihrem ungleichen, abgerißnen, irren Gedankengange. Aber die Hauptſache liegt in einem Nationalzuge, in dem geſelligen Beſtreben ſich nie in Gegenwart Anderer zu vergeſſen, ſich immer ſo vortheilhaft zu zeigen als möglich. Man hat oft bemerkt, daß im franzöſiſchen Trauerſpiel der Dichter in den Reden der Perſonen allzu ſehr durchſchimmert, daß er ihnen ſeine Gegenwart des Geiſtes, ſeine beſonnene Reflexion über ſie, und endlich ſeine Begierde zu glänzen leiht. Wenn man die meiſten ihrer tragiſchen Reden genau prüft, ſo wird man finden, daß ſie ſelten ſo beſchaffen ſind, als ob die Perſonen ganz unbefangen allein oder unter einander ſprächen und handelten, man wird meiſtens irgend etwas daran entdecken, wodurch ſie mehr oder weniger merkbar gegen den Zuſchauer hinausgekehrt ſind. Zur innigſten Theilnahme iſt erfoderlich, daß man mit den Perſonen vertraut ſey; und wie iſt dieß möglich, wenn man ſie immer in das Joch ihrer Abſichten und Beſtrebungen, oder noch ſchlimmer, einer unnatürlichen und angemaaßten Charaktergröße eingeſpannt ſieht. Man muß ſie in den Zwiſchenräumen des Vorſätzlichen und Selbſtbewußten belauſchen, wo ſie mit ſich allein zu ſeyn glauben und ſich ſorglos gehen laſſen.

Beredſamkeit darf und muß zwar auch im Trauerſpiel vorkommen, aber in ſo fern ſie etwas künſtlich geordnetes, vorbereitetes iſt, nur dann, wenn der Redende Faſſung genug dazu hat; für die hingeriſſene Leidenſchaft paßt nur die unbewußte und unwillkührliche Beredſamkeit. Der wahre begeiſterte Redner wird ſich über ſeinem Gegenſtande vergeſſen. Rhetorik nennen wir es, wenn er, mehr als an die Sache, an ſich und ſeine ſelbſtgefällige Kunſt denkt. Rhetorik, und zwar Rhetorik in Hoftracht, ſtatt der Eingebungen edler aber einfacher unverkünſtelter Natur, herrſcht allzuſehr in vielen Stellen franzöſiſcher Trauerſpiele, beſonders in denen des Corneille; denn Racine und Voltaire haben ſich der wahren Darſtellung eines zerriſſenen Gemüths oft weit mehr genähert. Wenn der tragiſche Held ſein Unglück ſchon in Antitheſen und ſinnreiche Gedankenſpiele zurecht gelegt hat, ſo können wir unſer Mitleiden ſparen. Jene conventionelle Würde iſt gleichſam ein Panzer, welcher verhütet, daß der Schmerz nicht bis ins Innerſte dringen kann. Wegen Beybehaltung dieſes feſtlichen Aufputzes in Lagen, wo die hingegebenſte Selbſtvergeſſenheit natürlich wäre, hat Schiller witzig genug die Helden im franzöſiſchen Trauerſpiel mit den Königen auf altfränkiſchen Kupferſtichen verglichen,

An die Irreführer.

Nach dem Propheten Jeſaias.

Wo ſind die Canzler nun? ſo muß ich fragen:
Wo ſind die Räthe? wo die Schriftgelehrten?
Sie, die mit eitler Weisheit ſich bewehrten,
Und wußte keiner Tüchtiges zu ſagen.

Das Volk, das euch vertraut, iſt hart geſchlagen.
Es ſind die Künſte, die ſein Herz verkehrten,
Die Täuſchereien, ſo den Zwieſpalt mehrten,
Zu Schanden worden in des Schreckens Tagen.

Die ihr gebrütet Baſilisken-Eier,
Spinnwebe wirktet, ſchwanger giengt mit Strohe,
Und Stoppeln ohne Halm ans Licht geboren:

Helft nun! Die Rieſenflügel ſpreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüſtung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

welche ſich mit Mantel, Krone und Zepter zu Bett legen.

Die geſellige Ausbildung waltet in der geſammten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Cultur der Franzoſen vor. Geſellige Ausbildung ſchärft den Sinn für das Lächerliche, und darum wird ſie, bis zur Ueberverfeinerung getrieben, für den Enthuſiasmus tödlich. Denn für den Unempfänglichen hat aller Enthuſiasmus, alle Poeſie eine lächerliche Seite. Wenn nun eine ſolche Denkart bey einer Nation allgemein geworden iſt, ſo wird eine gewiſſe negative Kritik eintreten. Tauſenderley muß man vermeiden, und darüber wird das Höhere vergeſſen, was man eigentlich leiſten ſollte. Die Furcht vor dem Lächerlichen iſt das Gewiſſen der franzöſiſchen Dichter; ſie hat ihre Flügel beſchnitten, ihren Schwung gelähmt. Und gerade bey der ernſthafteſten Gattung der Poeſie mußte dieſe Furcht ſie am meiſten ängſtigen, denn die Aeußerſten gehen in einander über, und ſobald das Pathos mislingt, ſtellt ſich auch gleich das Lachen und die Parodie ein. Es iſt beluſtigend, Voltaire's unendliche Seelenangſt, wegen einer Parodie, womit ſeine Semiramis auf dem italiäniſchen Theater bedroht ward, zu ſehen. In einer Bittſchrift an die Königin macht dieſer Menſch, der ſein Leben damit hingebracht, über alles Große und Ehrwürdige Poſſen zu treiben, ſeine Stelle unter der Hausdienerſchaft des Königs als einen Anſpruch geltend, gegen einen ſehr erlaubten Spaß höheren Orts ein Verbot auszuwirken. Da die witzigen Köpfe der Franzoſen ſich erlaubt haben, alles in der Welt, und beſonders die Geiſteswerke andrer Nationen zu beſpötteln, ſo wird man uns unſererſeits auch wohl gönnen, uns gelegentlich daran zu ergötzen, wenn wir ſehen, daß ihre Trauerſpieldichter bey aller Sorgfalt der Klippe, die ſie am meiſten ſcheuten, dennoch dann und wann nicht haben entgehen können. Leſſing hat das Lächerliche, wo es ſich in der Anlage ſelbſt findet, an der Rodogüne, Semiramis, Merope und Zaire, mit ſiegreichem Witze verfolgt. Es wäre ſowohl hierin, als in Abſicht auf einzelne lächerliche Wendungen, eine reiche Nachleſe zu halten *).

---

*) Wenige Beyſpiele der letzten Art mögen hinreichen. Eine der erſten Stellen verdienen die Zeilen, womit Theſeus im Oedipus des Corneille ſeine Rolle eröffnet:

Allein Leſſing richtete überhaupt gegen die franzöſiſche Bühne eine weit ſchonungsloſere Polemik, als uns gegenwärtig wohl angebracht ſcheinen würde. Zu der Zeit, als er die Dramaturgie herausgab,

---

Quelque ravage affreux qu'étale ici la peste,
L'absence aux vrais amans est encor plus funeste.

Eben ſo bekannt ſind folgende aus ſeinem Otho:

Dis moi donc, lorsqu' Othon s'est offert à Camille,
A-t-il paru contraint? a-t-elle été facile?
Son hommage auprès d'elle a-t-il eu plein effet?
Comment l'a-t-elle pris, et comment l'a-t-il fait?

wo es faſt unbegreiflich iſt, daß der Dichter nichts unheimliches verſpürt hat, beſonders da er die Vertraute antworten läßt: J'ai tout vû. Daß Attila mit den von ihm abhängigen Königen als mit nichtsnutzigem Geſinde umgeht:

Ils ne sont pas venus, nos deux rois; qu'on leur die
Qu'ils se font trop attendre, et qu' Attila s'ennuie,
Qu' alors que je les mande ils doivent se hâter,

mag ſeine ſehr ernſthafte und wahre Seite haben, aber durch den Ausdruck, und beſonders als Eröffnung des Stückes, kommt es ungemein luſtig heraus. Ueberhaupt lebte Corneille in Anſehung des Lächerlichen noch in einer großen Unſchuld; die Welt iſt ſeitdem mehr gewitzigt worden. Auch wenn man dasjenige abrechnet, was ihm nicht zu Schulden kommt, weil es bloß von der veralteten ſah man faſt keine andere als franzöſiſche Trauerſpiele auf unſern Schaubühnen, und das übertriebene Anſehen dieſer für claſſiſch geltenden Muſter war noch unbeſtritten. Jetzt hat ſich der National-

---

Sprache herrührt, bleibt noch beträchtlich viel übrig. Beſonders in die zahlreichen Stücke, welche nicht zu ſeinen Meiſterwerken gerechnet werden, darf man, um dergleichen Züge zu treffen, faſt nur aufs Gerathewohl hineingreifen. Racine war durch die ihm natürliche Feinheit und Mäßigung weit mehr vor dieſer Gefahr geſichert. Doch iſt ihm hier und da noch manches entſchlüpft. Wir rechnen dahin z. B. die ganze Rede, worin Theramenes ſeinen Zögling Hippolyt ermahnt, ſich der Liebe zu ergeben. Das Lächerliche erreicht ſeinen Gipfel in den Zeilen:

Craint-on de s'égarer sur les traces d'Hercule?
Quels courages Venus n'a-t-elle pas domtés?
Vous même, où *seriez vous*, vous qui la combattez,
Si toujours Antiope, à ses loix opposée,
D'une *pudique* ardeur n'eût brûlé pour Thésée?

In der *Berenice* empfängt Antiochus ſeinen Vertrauten, den er abgeſchickt hat, um der Königin ſeinen Beſuch anzumelden, mit den Worten: Arsace, entrerons-nous? Dieſes demüthige Harren im Vorzimmer würde ſchon einer Perſon im Luſtſpiel wenig Würde laſſen, für einen tragigeſchmack ſo entſchieden dagegen erklärt, daß eher alles, als deſſen Irreleitung nach dieſer Seite hin zu beſorgen iſt.

Die franzöſiſchen Dramatiker haben es, ſagt man ferner, nicht bloß mit einem in Abſicht auf

---

ſchen Helden, ſelbſt vom zweyten Range, iſt es eine gar zu klägliche Stellung. Nachher ſagt Antiochus zur Königin:

Je me suis tû cinq ans,
Madame, et vais encore me taire plus long-tems.

Und um ſeinen Vorſatz ſogleich durch die That zu bewähren, ſagt er hierauf funfzig Verſe in Einem Athem. — Wenn Oresman zu Zairen, die er mit europäiſcher Zartheit zu lieben vorgiebt, ſagt:

Je sais que notre loi, favorable aux plaisirs
Ouvre un champ sans limite à nos vastes désirs;

ſo iſt es noch unſchicklicher als lächerlich. Aeußerſt luſtig aber iſt Zairens Antwort an ihre Vertraute, die ſie daran erinnert, ſie ſey Chriſtin:

Ah! que dis-tu? pourquoi rappeler mes ennuis?

Uebrigens iſt Voltaire in Vermeidung des Lächerlichen weit behutſamer als ſeine Vorgänger: ganz natürlich, weil eben in ſeinem Zeitalter die Sucht zu perſifliren am weiteſten ging. Man kann dreiſt behaupten, daß heut zu Tage ein einziger Vers von der Art, wie es deren hundert beym Corneille giebt, den Fall eines Stückes nach ſich ziehen würde.

die Einmiſchung gemeiner Züge äußerſt ekeln, und für das Lächerliche reizbaren, ſondern auch mit einem ſehr ungeduldigen Publikum zu thun. Wir wollen ihnen immer dieſe Schmeicheley hingehen laſſen, die ſie ſich ſelbſt machen; denn ohne Zweifel iſt doch die Meynung, dieſe Ungeduld zeuge von ſchneller Faſſungskraft und Aufgewecktheit des Geiſtes. Es dürfte aber noch eine andere Deutung haben: alle Oberflächlichkeit, und beſonders die innere Leerheit an Gemüth treibt ſich in eilfertiger Ungeduld umher. Wie dem auch ſey, dieß hat auf den Bau ihrer Stücke zum Theil einen vortheilhaften, zum Theil auch nachtheiligen Einfluß gehabt. Vortheilhaft, in ſofern es ſie genöthigt, alles Ueberflüßige wegzuſchneiden, ohne Umſchweife zur Hauptſache zu kommen, klar zu ſeyn, zuſammen zu drängen, jeden Augenblick ſo ſehr als möglich geltend zu machen. Alles dieß ſind gute theatraliſche Eigenſchaften, und haben die franzöſiſchen Trauerſpiele denen im höchſten Grade empfohlen, welche Kunſtwerke mehr mit dem nüchternen Verſtande prüfen, als ſich dabey der Einbildungskraft und dem Gefühl überlaſſen.

Nachtheilig, in ſofern ſelbſt Bewegung, Raſchheit, Unterhaltung der Spannung, ununterbrochen fortgeſetzt, einförmig werden und ermüden. Es iſt wie eine Muſik, wovon das piano gänzlich ausgeſchloſſen wäre, und worin auch der Unterſchied zwiſchen forte und fortissimo durch den misverſtandnen Wetteifer der Spieler meiſtens aufgehoben würde. Ich finde zu wenig Ruhepunkte in ihren Trauerſpielen, dergleichen ja in den alten Tragödien überall ſind, wo das Lyriſche eintritt. Es giebt im menſchlichen Leben Augenblicke, die jedes religiöſe Gemüth durch Sammlung in ſich ſelbſt und einen in die Vergangenheit und Zukunft geworfenen Blick feyert. Dieſe Heiligkeit des Moments finde ich nicht genug verehrt: der Handelnde wie der Zuſchauer wird immer gleich zum Folgenden fortgetrieben; wenige Szenen wird man finden, wo ein bloßer Zuſtand, unabhängig von dem urſachlichen Zuſammenhange ruhig entfaltend dargeſtellt wäre. Es wird immer nur darnach gefragt, was geſchieht, und nicht genug nach dem wie. Und doch iſt dieß für den Eindruck auf die Zeugen menſchlicher Begebenheiten die Hauptſache. Deswegen ſind auch die ſchweigenden Effecte von dem Gebiet ihrer Schauſpielkunſt faſt gänzlich ausgeſchloſſen. Dem Schauſpieler bleibt kaum eine andre Muße zur ſtummen Pantomime als während der an ihn gerichteten langen Reden, wo ſie ihn häufiger in Verlegenheit ſetzt, als zur Entwicklung ſeiner Rolle behülflich iſt. Man iſt zufrieden, wenn nur das Weben der Intrigue ſeinen raſchen Takt ununterbrochen fortgeht, und zu dem Ende das Weberſchiffchen der Anreden und Erwiederungen fleißig hin und her geworfen wird.

Die Ungeduld iſt überhaupt keine gute Stimmung für die Empfängniß des Schönen. Auch die lebendigſte Hervorbringung der Kunſt, die dramatiſche Poeſie, hat ihre contemplative Seite, und wo dieſe vernachläßigt wird, da erzeugt die Darſtellung ſtatt der innern Muſik, welche ſie begleiten ſollte, eben durch ihre raſche Lebhaftigkeit nur ein betäubendes Geräuſch in unſerm Gemüth.

Manche techniſche Unvollkommenheiten ihres Trauerſpiels ſind von den franzöſiſchen Kunſtrichtern ſelbſt eingeſtanden worden, z. B. die Vertrauten. Jeder Held und jede Heldin ſchleppt regelmäßig einen mit ſich, wie einen dienſthabenden Kammerherrn oder eine Hofdame. In nicht wenigen Stücken zählt man drey bis vier dieſer bloß leidenden Anhörer, die zuweilen ſprechen, um ihrem Gönner etwas zu ſagen, was er beſſer wiſſen konnte, oder auch auf Botſchaften geſchickt werden. Die Vertrauten in den griechiſchen Tragödien, ſeyen es nun alte Pfleger und Pflegerinnen oder Diener, haben immer eigne charakteriſtiſche Beſtimmungen, und die alten Tragiker wiſſen den Nothbehelf der Mittheilungen zwiſchen einem Helden und ſeinem Vertrauten, um uns den Gemüthszuſtand und die Abſichten des erſten kennen zu lehren, ſo gut zu entbehren, daß ſie ſogar einen ſo bedeutenden und ſprüchwörtlich berühmten Freund, wie Pylades, als ſtumme Perſon einführen. Wie ſehr man ſich aber auch über die Vertrauten luſtig gemacht hat, wie groß die Schmach ſeyn mag, ſie ſpielen zu müſſen, ſo hat man ſie doch bis auf den Alfieri nie los zu werden gewußt.

Ein andres Ungemach ſind die Expoſitionen oder Darlegungen der anfänglichen Lage der Sachen. Sie beſtehen meiſtens in wohlgeſtellten, bey guter

Muße vorgenommnen Eröffnungen gegen die Vertrauten. Eben jenes Publicum, deſſen Ungeduld die Dichter und Schauſpieler unter ſo ſcharfer Zucht hält, beſitzt doch Langmuth genug, ſich in weitläuftigen Abhandlungen auseinanderſetzen zu laſſen, was ſich anſchaulich unter ſeinen Augen entwickeln ſollte. Man geſteht ein, daß ſelten eine Expoſition tadellos iſt, daß die Perſonen in ihren Reden weiter ausholen, als ſie natürlicher Weiſe ſollten, ſich einander ſagen, was ſie gegenſeitig ſchon wiſſen u. ſ. w. Iſt die Sache verwickelt, ſo fallen ſie oft ſehr ſchwerfällig aus: von der des Heraclius und der Rodogüne wird man in der That ganz wirblich im Kopfe. Chaulieu ſagte von Crebillons Rhadamiſt: „Das Stück wäre vollkommen klar, thäte nicht die Expoſition.“ Mir ſcheint aber ihr ganzes Syſtem der Expoſitionen, ſowohl im Trauerſpiel als im höheren Luſtſpiel, nämlich ohne dramatiſche Bewegung gleich lehrend anzufangen, fehlerhaft. Der Zuſchauer iſt beym Aufziehen des Vorhangs faſt unvermeidlich durch äußerliche Störungen zerſtreut, ſeine Theilnahme iſt noch nicht in Anſpruch genommen, und nun verlangt der Dichter einen Vorſchuß

An die Königin.

Am 10. März 1803.

von Friederike Unzelmann überreicht.

Die Blumen ſind die Kinder in den Reichen
Der lieblichen Natur: ſie dürfen kommen,
Am hohen Thron ſelbſt freundlich aufgenommen;
Drum wag' ich heut, Dir dieſe darzureichen.

Lies Huldigung in dieſen zarten Zeichen:
Wie Flüſtern der Gefühle ſei's vernommen,
Wie ſie für Dich in Farb' und Duft entglommen,
Wenn ſie vor Deiner Schönheit nicht erbleichen.

Der Tag muß ſtets des Frühlings Zierden bringen,
Der Dich zuerſt geführt in's holde Leben,
Die Königin der Anmuth und der Sitten.

O möchte, wenn Dich alle Künſt' umringen,
In der, die mich Thalia lehrt, mein Streben
Oft Blumen Dir erziehn in Winters Mitten!

von Aufmerkſamkeit für eine trockne Erörterung, den jener ſchwerlich zu bewilligen geneigt ſeyn wird. Machten es die griechiſchen Dichter doch eben ſo, wird man einwenden. Die Sache war bey ihnen meiſtens ſehr einfach, und die Zuſchauer waren ſchon im Voraus unterrichtet; auch haben ihre Expoſitionen, die kunſtloſen Prologe des Euripides ausgenommen, gar nicht den lehrhaft einſchärfenden Ton der franzöſiſchen, ſondern es iſt Leben und Bewegung darin. Wie vortrefflich exponiren dagegen Shakſpeare und Calderon! Sie treffen gleich anfangs die Fantaſie lebhaft, und wenn der Zuſchauer ſchon gewonnen iſt, dann bringen ſie erſt die nöthigen Entwickelungen des Vorausgeſetzten an. Freylich iſt dieß Mittel den franzöſiſchen Trauerſpieldichtern verſagt, denen alles ſichtbar Auffallende, alle körperliche Handlung ſo kärglich zugemeſſen iſt, und die daher dergleichen, um doch einige Steigerung zu haben, für die letzten Akte aufſparen müſſen.

Um das Bisherige in der Kürze zuſammen zu faſſen: die Franzoſen haben ihr Trauerſpiel nach einer ſtrengen Idee zu bilden geſucht, ſie haben aber ſtatt deſſen nur einen abſtracten Begriff aufgefaßt. Sie verlangten tragiſche Würde und Größe, tragiſche Situationen, Leidenſchaften und Pathos, ganz nackt und rein, ohne allen fremdartigen Zuſatz. Durch dieſe Entrückung aus ſeinen Umgebungen mußte alles dieß an ſeiner Wahrheit, Tiefe und Eigenthümlichkeit viel einbüßen, das Ganze ihrer Compoſitionen aber den lebendigen Reiz der Mannichfaltigkeit und einer freyen Ausmahlung entbehren, wie auch jene hinreißenden Wirkungen, die nur das leiſe Vorbereitete und allmählig unter freywilligem Nachlaſſen Anwachſende auf uns macht. Sie ſtehen in der Theorie der tragiſchen Kunſt ungefähr auf dem Punkte, wo ſie in der Gartenkunſt zur Zeit des Lenotre ſtanden. Das ganze Verdienſt wird in einen der Natur durch die Kunſt abgezwungenen Triumph geſetzt. Die Regelmäßigkeit begreifen ſie bloß als eine abgezirkelte Symmetrie ſchnurgerader Baumgänge, beſchnittener Hecken u. ſ. w. Vergeblich würde man ſich bemühen, den Baumeiſtern ſolcher Gärten an einem engliſchen Park einen Plan, eine verſteckte Ordnung begreiflich zu machen, und ihnen zu zeigen, wie eine Reihe von Landſchaftsgemählden, die durch ihre Stufenfolge, ihren

Wechſel und ihre Gegenſätze einander heben, alle auf Erregung einer gewiſſen Gemüthsſtimmung abzwecken.

Dauerhaft eingewurzelte Vorurtheile einer ganzen Nation ſind ſelten zufällig, ſondern ſtehen in Beziehung mit einer allgemeinen Mangelhaftigkeit der innern Anlagen, wovon auch die ausgezeichneten Geiſter, welche die übrigen lenken, nicht ganz ausgenommen ſind. Man darf dergleichen Vorurtheile daher nicht bloß als Urſachen, man muß ſie zugleich ſchon als bedeutſame Wirkungen betrachten. Wir geben gern zu, daß das enge Regeln-Syſtem, die zergliedernde Verſtandes-Kritik die franzöſiſchen Trauerſpieldichter gehemmt hat; indeſſen bleibt es immer zweifelhaft, ob ſie aus eigner Neigung umfaſſendere Kunſtformen gewählt hätten, und wie ſie ſie ausgefüllt haben würden. An Mitteln und Talenten hat es den vorzüglichſten unter ihnen gewiß nicht gefehlt. Bey Beurtheilung des Einzelnen kann man ihnen nichts erlaſſen; im Allgemeinen ſollte man ſie mehr beklagen als tadeln, und wo ſie unter ſo ungünſtigen Umſtänden dennoch das Vortreffliche geleiſtet, ſie doppelt bewundern, wiewohl wir keinesweges den Gemeinplatz zugeſtehen können, die überwundene Schwierigkeit gewähre Vergnügen, noch etwas Verdienſtliches daran finden, daß ein Kunſtwerk zugleich ein Kunſtſtück ſey. Nur die Anmaßung der Franzoſen, ſich aus ihrer Einſeitigkeit heraus zu Geſetzgebern des Geſchmacks für das ganze menſchliche Geſchlecht aufzuwerfen, muß mit dem gehörigen Nachdruck zurückgewieſen werden.

Von den Alterthümern der franzöſiſchen Bühne habe ich das Nöthige ſchon in der Kürze berührt. Die Pflichten des Dichters wurden nach und nach immer ſtrenger durch den Glauben an die Autorität der Alten und an die Unfehlbarkeit des Ariſtoteles beſtimmt. Sonſt aber zog die Neigung ihre Dichter, ſo lange die dramatiſche Kunſt in Frankreich noch nicht zu völliger Selbſtſtändigkeit durch eine einheimiſche Erziehung herangewachſen war, zum ſpaniſchen Theater hin. Sie ahmten es nicht bloß nach, ſie entlehnten geradezu aus dieſer Fundgrube ſinnreicher Erfindung. Und dieß gilt nicht allein von der älteren Zeit unter Richelieu, es dauerte noch in der ganzen erſten Hälfte vom Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten fort; Racine iſt vielleicht der älteſte Dichter, der die Spanier gar nicht gekannt zu haben ſcheint, wenigſtens gewiß keinen Einfluß von ihnen erfahren hat. Die Luſtſpiele des Corneille ſind faſt alle Bearbeitungen ſpaniſcher Stücke; unter den berühmt gebliebenen Werken der Cid und Don Sancho von Aragon. Das einzige Stück von Rotrou, das ſich auf dem Theater behauptet, Wenceslas, iſt nach Francisco de Roxas; die nicht ausgeführte Prinzeſſin von Elis von Moliere nach Moreto, Don Garcia von Navarra nach einem Ungenannten, das Festin de Pierre trägt ſeinen Urſprung an der Stirn *); die Werke des Thomas Corneille darf man nur anſehen, um ſich zu überzeugen, daß ſie, bis auf wenige nach, Bearbeitungen ſpaniſcher Stücke ſind; eben ſo die älteren Arbeiten des Quinault, nämlich ſeine Ko-

---

*) Und verräth zugleich Moliere's Unkunde des Spaniſchen. Denn wie hätte er bey einer nur leidlichen Kenntniß el convidado de piedra, der ſteinerne Gaſt, durch das ſteinerne Gaſtmahl überſetzen können, welches hier gar keinen Sinn hat, und nur allenfalls auf die Gaſtmähler des Midas paſſen würde?

mödien und Tragikomödien. Das Recht, aus dieſer Quelle ohne Umſtände zu ſchöpfen, war ſo hergebracht, daß die franzöſiſchen Bearbeiter, bey ganz unverkleideter Entlehnung, ſich gar nicht einmal die Mühe gaben, den Urheber des Originals zu nennen, und einen Theil des Beyfalls, den ſie einärndten mochten, an den wahren Eigenthümer zurück zu weiſen. Nur beym Cid iſt der Text des ſpaniſchen Dichters häufig angezogen werden, eben weil man dem Corneille das Verdienſt der Originalität abſtritt. Gewiß würde es ein belehrendes Geſchäft ſeyn, die Vorbilder aufzuſuchen, wenn ſie nicht zu den berühmteren gehören, oder ſchon durch den Titel kenntlich ſind, und eine Vergleichung mit den Nachbildungen anzuſtellen. Nur müßte man dabey anders zu Werke gehn, wie Voltaire beym Heraclius, wo Garcia de la Huerta *) ſeine eben ſo große Unwiſſenheit als empörende gefliſſene Verdrehung unwiderleglich aufgedeckt hat. Wenn die meiſten dieſer Bearbeitungen heut zu Tage in Frankreich wenig gefallen, ſo entſcheidet dieß noch gar

---

*) In der Einleitung zu ſeinem Theatro Heſpañol:

nicht gegen die Originale, an denen faſt immer beträchtlich viel verdorben ſeyn dürfte. Nichts iſt verſchiedener als der franzöſiſche und ſpaniſche Nationalcharakter, folglich auch als der Geiſt ihrer Sprache und Poeſie. Der franzöſiſchen iſt die nüchternſte Gebundenheit eigen; die ſpaniſche hat im entfernteſten Abendlande eine orientaliſche Ader, was ſich leicht durch einen Rückblick auf ihre Geſchichte begreift: ſie berauſcht ſich in kühnen Bildern und Spielen des Witzes. Wenn man nun ihre Schauſpiele dieſes üppigen Schmuckes beraubt, aus der Farbenglut ihrer Romanzen und den muſikaliſchen Variationen der Reimſtrophen, worin ſie abgefaßt ſind, in die Eintönigkeit des Alexandriners zwängt, und etwa noch äußre Regelmäßigkeiten hinzufügt, ſonſt aber die Charakter und Situationen dem Weſentlichen nach ſtehen läßt, ſo iſt keine Uebereinſtimmung mehr zwiſchen Inhalt und Behandlung, und es wird diejenige Wahrheit eingebüßt, die noch auf dem Gebiet des Fantaſtiſchen möglich iſt.

Der Reiz der ſpaniſchen Poeſie überhaupt beſteht in der Verbindung von hohem begeiſtertem Ernſt in Gefühlen, die eigentlich aus dem Norden abſtammen, mit dem lieblichen Anhauch des Südens und dem blendenden Pomp des Orients. Corneille hatte Verwandtſchaft mit dem ſpaniſchen Geiſte, aber nur von der erſten Seite; man könnte ihn für einen in der Normandie erzogenen Spanier halten. Es iſt zu beklagen, daß er nicht nach dem Cid, ohne ſich an ein fremdes Vorbild anzulehnen, Gegenſtände behandelt hat, wo er ſich ſeinem Gefühl für ritterliche Ehre und Treue ganz hätte überlaſſen können. Dagegen warf er ſich in die römiſche Geſchichte, und der ſtrenge Patriotiſmus der älteren, die ehrgeizige Politik der ſpäteren Römer, mußte ihm jene vertreten, und wurde gewiſſermaßen in deren Tracht gekleidet. Er ging weit weniger darauf aus, Schrecken und Mitleiden, als Bewunderung durch die Charakter, und Erſtaunen durch die Lagen ſeiner Helden zu erregen. Er rührt faſt nie, und kann nur ſelten erſchüttern. Dabey, möchte ich ſagen, hat er eine ſolche Vorliebe für die Bewunderung, daß es ihm nicht genügt, ſie für den Heldenmuth der Tugend zu gebieten, er nimmt ſie eben ſowohl für den Heldenmuth des Laſters in Anſpruch, durch die Kühnheit, Seelenſtärke, Gegenwart des

Geiſtes und Erhabenheit über alle menſchlichen Schwächen, womit er ſeine Verbrecher und Verbrecherinnen ausrüſtet. Ja oft brüſten ſich ſeine Perſonen in prahleriſchem Stolze, ohne daß man ſieht, worauf ſie Urſache hätten, ſtolz zu ſeyn: ſie ſind eben ſtolz auf ihren Stolz. Man kann wohl nicht häufig ſagen, daß man an ihnen Antheil nimmt: entweder ſcheinen ſie es nicht nöthig zu haben, bey ſo großen Hülfsquellen in ſich ſelbſt, oder ſie verdienen es nicht. Den Kampf der Leidenſchaften und Antriebe hat er dargeſtellt, aber meiſtens nicht als ſolchen unmittelbar, ſondern ſchon in einen Streit der Grundſätze verwandelt. In der Liebe hat man ihn am kälteſten gefunden, das kommt daher, weil er ſich nicht entſchließen konnte, ſie bloß als eine liebenswürdige Schwäche zu ſchildern; wiewohl er ſie überall anbrachte, auch wo ſie nicht hingehört, ſey es aus Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeſchmack, oder aus eigner Neigung zum ritterlichen Weſen, wo die Liebe immer als der Schmuck der Tapferkeit erſcheint, als das fliegende bunte Fähnchen an der Lanze, die zierlich geknüpfte Schleife am Degen. Er ſchildert ſie weit weniger mit ihrer ſich unmerklich einſchleichenden und unwillkührlich hinreißenden Gewalt, als wie eine anfänglich frey gewählte Pflicht ausſchließender Huldigung, die aber nachher neben den erſten ihre Stelle behauptet. So iſt es wenigſtens in ſeinen beſſeren Stücken, in den ſpäteren muß die Liebe freylich oft dem Ehrgeize weichen, und dieſe beyden Triebfedern entkräften ſich gegenſeitig. Seine Frauen ſind meiſtens nicht recht weiblich, und ſo iſt ihnen die Liebe, die ſie einflößen, wiederum nicht letzter Zweck, ſondern Mittel. Sie ſpornen dadurch ihre Liebhaber zu großen Wageſtücken an, zuweilen auch zu großen Verbrechen, und die Männer erſcheinen dadurch mehrmals im Nachtheil, daß ſie Werkzeuge in der Hand der Frauen ſind, und ſich von ihnen gleichſam auf heroiſche Bothſchaften ausſenden laſſen, um den vorgeſpiegelten Preis der Liebe zu gewinnen. Solche Frauen wie Emilie im Cinna und Rodogüne dürften der Liebe in Wahrheit gar nicht fähig ſeyn. Wenn aber Corneille in ſeinen Hauptcharaktern von den Verhältniſſen der Natur abweicht, durch Uebertreibung des energiſchen und Hintanſetzung des leidenden Theils, wenn ſeine

An Windiſchmann,
bei Vermählung ſeiner Tochter.

1821.

Sieh, biedrer Freund, mich freudig hier erſcheinen.
Die holde Braut in ihrer Myrtenkrone
Wird dem bewährten edeln Mann zum Lohne;
Zwei treue Herzen wollen ſich vereinen.

Mit Dir ſei Gottes Segen, und den Deinen!
Des Vaters Geiſt, der Mutter Tugend wohne
In jeder blüh'nden Tochter, jedem Sohne!
Du ſeheſt friſch gedeihn die zarten Kleinen!

Dein redlich Thun zu ſchaun, iſt ſeelenlabend:
Ich traf Dich ſpät auf meinem Lebenswege,
Die ſpäte Freundſchaft ward erprobt gefunden.

Mir neigte längſt die Sonne ſich zum Abend;
Doch wenn ich nun mich müde niederlege,
Dann denke noch ſo mancher trauten Stunden.

Helden allzu ſehr wollen und allzu wenig empfinden, ſo iſt er noch weit unnatürlicher in den Situationen. Dieſe ſind durch unwahrſcheinliche Annahmen dermaßen auf die Spitze geſtellt, daß man ſie eigentlich tragiſche Antitheſen nennen kann, und daß es wiederum natürlich wird, wenn ſie ſich in einer Reihe epigrammatiſcher Sprüche ausdrücken. Er liebt es dabey, vollkommen ſymmetriſche Gegenſätze anzubringen. Seine Beredſamkeit iſt oft bewundernswürdig durch ihre Stärke und Gedrängtheit, zuweilen artet ſie in Geſchraubtheit aus, und erſchöpft ſich in überflüßigen Anhäufungen. Die ſpäteren Römer, Seneca der Philoſoph und Lucan, haben ihm zu ſehr als Muſter vorgeſchwebt, ja auch von dem Tragiker Seneca iſt leider eine Ader in ihn übergegangen. Wegen dieſes oft ermüdenden Pomps der Declamation ſind einige dazwiſchen eingeſtreute einfache Worte *) ungebührlich geprieſen worden. Sie wären allerdings zu loben, wenn ſie

---

*) Z. B. das Qu'il mourût des alten Horaz; das Soyons amis, Cinna; auch das Moi der Medea, welches, beyläufig zu bemerken, vom Seneca entlehnt iſt.

allein ſtünden, es folgen aber lange Reden darauf, welche den Eindruck wieder auslöſchen. Wenn die ſpartaniſche Mutter, wie dort der Horatier, ihrem Sohne die bekannten Worte bey Ueberreichung des Schildes ſagte: „Den, oder auf dem!“ ſo fügte ſie gewiß nichts weiter hinzu. Zur Darſtellung des Ehrgeizes und der Herrſchſucht, einer Leidenſchaft, welche alle übrigen menſchlichen Gefühle erſtickt, und in einem zur kalten Wüſteney gewordnen Gemüth erſt recht ihren Thron aufſchlägt, war Corneille ganz vorzüglich berufen. Seine Jugend fiel in die letzten bürgerlichen Kriege, er ſah noch Reſte der Feudal-Unabhängigkeit. Ich will nicht entſcheiden, wie viel dieß auf ihn gewirkt haben mag, aber unläugbar iſt es, daß der Sinn für die große Bedeutung politiſcher Fragen, den er oft bewährt, dem folgenden Zeitalter ganz abhanden kam, und in Voltaire'n zuerſt wieder rege ward. Seinen Tribut von Schmeicheley an Ludwig den Vierzehnten hat er übrigens auch, wie die ſämtlichen damaligen Dichter, in nun vergeſſenen Verſen abgetragen.

Racine, der ſeit noch nicht einem vollen Jahrhundert entſchieden für den Lieblingsdichter der

der franzöſiſchen Nation erklärt werden iſt, befand ſich bey ſeinem Leben in einer bey weitem nicht ſo günſtigen Lage, und konnte, ungeachtet manches glänzenden Erfolges, ſeines Ruhmes nicht ungeſtört froh werden. Was er für die letzte Ausbildung der franzöſiſchen Sprache geleiſtet, wie unübertrefflich er in Ausdruck und Versbau geweſen, das hat man erſt hintennach einſehen können; auf der Bühne hatte er Nebenbuhler, und zwar zum Theil unverdient vorgezogene Nebenbuhler. Auf der einen Seite machten die ausſchließenden Bewunderer Corneille's, Frau von Sevigné an ihrer Spitze, förmlich Partey gegen ihn; auf der andern Seite ſuchte ihn der ſpäter aufgekommene Pradon zu überbieten, und es gelang ihm wirklich, nicht nur die Menge, ſondern ſelbſt, wie es ſcheint, den Hof für ſich zu gewinnen, ſo ſehr auch Boileau dagegen eifern mochte. Leider unterbrach der Verdruß darüber ſeine künſtleriſche Laufbahn, als er eben zur vollen Reife ſeines Geiſtes gelangt war; nachher verhinderte ihn misverſtandne Frömmigkeit, wieder zur Beſchäftigung mit dem Theater zurückzukehren, und nur Frau von Maintenon konnte ihn zu Bearbeitung geiſtlicher Gegenſtände für eine beſtimmte Gelegenheit vermögen. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſonſt noch manches höhere geleiſtet haben würde, da man in ſeinen vorhandenen Werken faſt durchgehends eine bedeutende Steigerung wahrnimmt. Er iſt ein durchaus liebenswürdiger Dichter: er hatte eine große Empfänglichkeit für alle zarteren Regungen, und Anmuth in der Weiſe ſie auszudrücken. Seine Mäßigung, die ihn nirgends über die Gränze des Gehörigen ausſchweifen ließ, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen, denn er hatte keinen Ueberfluß an Charakterſtärke, ja es ſind Spuren von Schwächlichkeit ſichtbar, die ſich auch, wie behauptet wird, in ſeinem Leben offenbart haben ſollen. Der ſüßlichen Galanterie hat er gleichfalls gehuldigt, wo ſie nur als ein Scheinbild der Liebe dazu dient, die Intrigue zu knüpfen, aber oft iſt er zu einer ächteren Schilderung der Liebe, beſonders in ſeinen weiblichen Charaktern hindurchgedrungen, und viele ſeiner Liebesſzenen athmen eine zärtliche Wolluſt, die ſich unter dem Schleyer der ſchonendſten Sittſamkeit um ſo verführeriſcher einſchleicht. Die Widerſprüche unglücklicher Leidenſchaft, die Verirrungen eines

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCALEGEL;A.W. FN. 10475/021

dem unwiderſtehlichen Verlangen hingegebenen kranken Gemüths hat er rührender und inniger geſchildert als vor ihm und vielleicht auch nach ihm irgend ein franzöſiſcher Dichter. Ueberhaupt neigte er ſich mehr zum Elegiſchen und Idylliſchen als zum Heroiſchen. Ich will damit nicht ſagen, daß er ſich nie zu ernſteren und höheren Darſtellungen erhoben hätte, wie im Britannicus und Mithridat, aber auch hier läßt ſich wohl unterſcheiden, was ihm ſein Gegenſtand aufgab, und was er mit perſönlicher Vorliebe ausmahlte, wo er weniger dramatiſcher Künſtler iſt, als er ſein eignes Gefühl ſprechen ließ. Indeſſen vergeſſe man nicht, daß Racine ſeine meiſten Stücke ſehr jung geſchrieben, und daß dieß wohl auf ſeine Wahlen Einfluß haben konnte. Selten empört er durch die unverkleidete Widerwärtigkeit ausgeſuchter Greuel, wie Corneille und Voltaire; nur manchmal hat er das wirklich Harte, Schlechte und Niedrige unter allzu höfiſchen Formen verſteckt. Die Anlage ſeiner Stücke kann ich nun einmal nicht ſo untadelich finden, wie die franzöſiſchen Kunſtrichter, am meiſten hätte ich gegen die aus der alten Mythologie entlehnten einzuwenden: allein ich glaube, daß er bey den angenommenen Regeln und Schicklichkeiten ſich in den meiſten Fällen ſchwerlich behutſamer und geſchickter aus dem Handel ziehen konnte, als er gethan hat. Wie viel auch an ſeinen einzelnen Hervorbringungen auszuſetzen ſeyn mag, ſo kann man ihn vergleichungsweiſe und im Zuſammenhange der franzöſiſchen Literatur faſt nicht übertrieben loben.

Mit Voltaire, deſſen erſte Erſcheinung auf dem Theater in ſeiner frühen Jugend faſt das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten berührt, hebt eine neue Epoche des franzöſiſchen Trauerſpiels an. Die Veränderungen und Erweiterungen, die er beabſichtete und zum Theil auch wirklich bewerkſtelligte, habe ich ſchon im Allgemeinen erwähnt. Corneille und Racine führten ein eigentliches Künſtlerleben, ſie waren mit ganzer Seele dramatiſche Dichter, begehrten als Schriftſteller nichts weiter zu ſeyn, und alle ihre Studien waren darauf gerichtet. Voltaire hingegen wollte in allen möglichen Gattungen glänzen; eine unruhige Eitelkeit erlaubte ihm nicht, bloß nach der Vollkommenheit in einer einzigen zu ſtreben; bey der vielſeitigen Gewandtheit ſeines Geiſtes konnte er Oberflächlichkeit und Unreife der Begriffe nicht vermeiden. Um ſein Verhältniß zu ſeinen beyden Vorgängern in der tragiſchen Kunſt richtig zu faſſen, muß man die charakteriſtiſchen Züge der beyden Zeitalter, deſſen, worin er den Ton angab, und des vorhergehenden claſſiſchen, mit einander vergleichen. Ueber die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit herrſchte zu Ludwigs des Vierzehnten Zeit der hergebrachte Glaube unangetaſtet; man ſuchte in der Poeſie nicht ſowohl Bereicherung des Geiſtes als Ausbildung durch ein freyes und edles Ergötzen. Nun war das Bedürfniß des Denkens erwacht, und leider eilte dreiſter Vorwitz der ergründenden Tiefe weit voraus, und ſo hatte nach eingeriſſener öffentlicher Sittenloſigkeit gefährliche ſpottende Zweifelſucht die Grundfeſten aller auf Religion, Sittlichkeit und die Gewährleiſtung des geſelligen Vereins Bezug habenden Ueberzeugungen erſchüttert. Voltaire war abwechſelnd Denker, Rhetor, Sophiſt und Spötter. Seine zum Theil unlautern Abſichten ließen ihm auch in ſeiner Laufbahn als Künſtler keine vollkommne Unbefangenheit. Da er das Publicum nach einer mehr durch die Gunſt der Vornehmen geduldeten als förmlich gut geheißenen und durch öffentliche Anſtalten eingeführten Aufklärung lüſtern ſah, ſo ermangelte er nicht, dieſem Bedürfniſſe entgegen zu kommen, und auf der Bühne in ſchönen Verſen vorzutragen, was man noch nicht von den Lehr- und Rednerſtühlen predigen durfte; er benutzte die Poeſie als Mittel zu fremdartigen Zwecken. Dieß trübt ſehr oft die künſtleriſche Reinheit ſeiner Darſtellungen. Im Mahomet wollte er die Gefahren des Fanatismus aufſtellen, oder, daß wir es nur gerade heraus ſagen, des Glaubens an irgend eine Offenbarung überhaupt. Zu dieſem Behuf entſtellt er auf ſchnöde Art einen großen hiſtoriſchen Charakter, häuft widerwärtig die ſchreyendſten Greuel und peinigt das Gefühl. Da er allgemein als erbitterter Gegner des Chriſtenthums bekannt war, ſo erſann er den Triumph für ſeine Eitelkeit, in der Zaire und Alzire dennoch durch chriſtliche Geſinnungen zu rühren; und hier beſchämte einmal ſein bewegliches und wenigſtens in augenblicklichen Aufwallungen für das Gute empfängliche Herz die eingewurzelten Tücken ſeines

Verſtandes; es gelang ihm wirklich, und dieſe rührenden religiöſen Stellen klagen ihn wegen ſo vieler leichtſinniger Läſterungen der muthwilligen Verkennung an. Er hatte in England eine freyere Verfaſſung kennen gelernt und ſich dafür begeiſtert. Corneille hatte den römiſchen Republicanismus und die Politik überhaupt wegen ihres poetiſchen Nachdrucks behandelt; Voltaire hingegen ſtellte ſie poetiſch dar, um politiſch auf die Volksmeynung zu wirken. Da er die Griechen beſſer zu kennen glaubte als ſeine Vorgänger, auch vom engliſchen Theater und Shakſpeare, welches zuvor für Frankreich unentdeckte Inſeln waren, eine flüchtige Kenntniß erlangt hatte, ſo wollte er dieß ebenfalls zu ſeinem Vortheil benutzen. Er drang auf den Ernſt, die Strenge und Einfachheit der griechiſchen Darſtellung, und näherte ſich ihr wirklich in ſo fern, daß er die Liebe bey der Behandlung verſchiedner Gegenſtände, wo ſie nicht hingehörte, ausſchloß. Er wollte die Majeſtät der griechiſchen Szene wieder auferwecken, und bewirkte von dieſer Seite viel Gutes, daß man nach ihm die Augen bey der theatraliſchen Darſtellung nicht mehr ſo kärglich abfand. Von Shakſpeare

Abſchied.

Zu ſpät! zu ſpät! und wollte ſie auch gerne.
Die Jugend, die mein Haupt gekrönet,
Die Poeſie, die meine Bruſt durchtönet,
Sie ſind entfloh'n. Es blaßen meine Sterne.

Ach! warum blieb ich einſam nicht und ferne?
Längſt hatt' ich ſüßem Trug nicht mehr gefröhnet,
Doch ward des Wahnes Schuld noch nicht verſöhnet,
Und Zeit iſt's, daß ich in mir ſterben lerne.

Ein Weib begegnet mir voll Huld und Milde,
Doch iſt ein heil'ger Engel ihr Gefährte;
Ich darf nicht bitten und ſie darf nicht geben.

Ich ſchaue ſehnend nach dem zarten Bilde,
Da winkt der Cherub mit dem Flammenſchwerte:
„Nimm Abſchied von der Liebe, von dem Leben!“

entlehnte er, ſeiner Meynung nach, kühne Theaterſtreiche, und damit gerieth es meiſtens am unglücklichſten: als er nach dem Vorgange jenes großen Meiſters in der Semiramis einen Schatten aus der Unterwelt hervorzurufen wagte, offenbarte ſich ein ganzer Hauſe von Misverſtändniſſen. Mit Einem Worte, er ſtellte beſtändig mit der dramatiſchen Kunſt Verſuche an, griff bald zu dieſem bald zu jenem neuen Wirkungsmittel. Deswegen ſind ſeine Arbeiten zuweilen auf dem halben Wege zwiſchen Studium und Kunſtwerk ſtehen geblieben; man ſpürt etwas Schwankendes und Unfertiges in ſeiner ganzen Bildung. Corneille und Racine ſind innerhalb ihrer Gränzen weit vollendeter; ſie ſind ganz das, was ſie ſind, und haben keine Ahndung von etwas anderem oder höherem. Voltaire's Anſprüche ſind viel ausgedehnter als ſeine Mittel. Corneille hat die Maximen des Heroismus erhabener ausgeſprochen, Racine die natürlichen Regungen ſich anmuthiger ausdrücken laſſen, Voltairen muß man zugeſtehen, daß er die ſittlichen Triebfedern wirkſamer ins Spiel geſetzt hat, daß er mehr auf die urſprünglichen Verhältniſſe des Gemüths zurückgeht, und daher auch in einigen ſeiner Stücke innigere Rührung hervorbringt als jene beyden.

Nur der erſte und letzte von dieſen drey Meiſtern der tragiſchen Bühne der Franzoſen ſind fruchtbar zu nennen, und auch dieſe nicht in Vergleichung mit den Griechen. Daß Racine nicht mehr geliefert, rührt zwar zum Theil von zufälligen Lebensumſtänden her. Er genießt dabey des Vorzuges, daß außer den erſten Jugendverſuchen ſich ſeine ſämtlichen Stücke auf der Bühne und in der allgemeinen Schätzung erhalten haben. Von Corneille und Voltaire hingegen ſind viele gleich anfangs gefallen, oder ſpäter verſchwunden, und werden auch für die Leſung gänzlich verworfen und hintangeſetzt, weswegen man Auswahlen aus ihren Werken unter dem Titel ihrer Meiſterſtücke veranſtaltet hat. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, wie viele tragiſche Verſuche in Frankreich verunglücken, gegen einen, der gelingt. Laharpe rechnet, daß ſeit Racine's Tode auf tauſend Trauerſpiele vorgeſtellt oder gedruckt ſeyen, wovon ſich außer denen von Voltaire etwa dreyßig auf dem Theater erhalten haben. Ungeachtet des großen Wetteifers in dieſem Fache iſt daher das tragiſche Repertorium der Franzoſen gar nicht zahlreich. Wir machen uns nicht anheiſchig, ein vollſtändiges Verzeichniß davon zu liefern, noch weiter liegt es über unſre Gränzen hinaus, einzelne Stücke umſtändlich zergliedernd zu prüfen. Andeuten können wir nur mit flüchtigen Zügen den Charakter und verhältnißmäßigen Werth der vornehmſten Werke jener drey Meiſter, und einiger Andern, die ausnahmsweiſe erwähnt zu werden verdienen.

Corneille eröffnete die Laufbahn ſeines Ruhmes auf das glänzendſte mit dem Cid, wovon ihm freylich nur die Ausführung zugehört: den Plan des Spaniers ſcheint er genau befolgt zu haben. Der Cid des Guillen de Caſtro iſt mir noch nie zu Handen gekommen, um eine genaue Vergleichung anſtellen zu können. Nach den beygefügten Proben zu urtheilen, iſt das Stück viel einfacher geſchrieben, mit redneriſchem Pomp hat es erſt der franzöſiſche Bearbeiter ausgeſtattet. Was er dagegen weggelaſſen und aufgeopfert, ſteht dahin. Alle franzöſiſchen Kritiker ſind darüber einverſtanden, die Rolle der Infantin ſey überflüſſig. Sie ſehen nicht ein, wie der ſpaniſche Dichter dadurch, daß eine Fürſtin in ihrer Neigung zum Rodrigo ihren erhabnen Rang vergißt, ihn als die Blüthe liebenswürdiger Ritterſchaft hat heben, und Chimene's gegen ſo mächtige Beweggründe ſich behauptende Liebe um ſo mehr hat rechtfertigen wollen. Freylich müßte die Leidenſchaft der Infantin muſikaliſcher, und die Thaten Rodrigo's gegen die Mohren müßten epiſcher, d. h. anſchaulicher entfaltend, ausgeführt ſeyn, um für ſich zu reizen und im Ganzen zu wirken, was ſie ſollen. Vermuthlich ſind ſie es im Spaniſchen. Das allgemeine Entzücken bey Erſcheinung dieſes Stücks, das ohne Einmiſchung irgend einer unedlen Triebfeder ganz auf den Widerſtreit der reinſten Gefühle, der Ehre, Liebe und kindlichen Pflicht gebaut iſt, zeugte von noch nicht ausgeſtorbnem romantiſchem Sinn unter den Zuſchauern, die ſich den natürlichen Eindrücken überließen. Die Gelehrten miskannten dieß gänzlich; ſie behaupteten, die Academie an ihrer Spitze, dieſer Gegenſtand (einer der ſchönſten, die je einem Dichter zu Theil geworden) tauge nicht für das Trauerſpiel; ſie rügten in ihrer Unfähigkeit, ſich hiſtoriſch in ein andres Zeitalter zu verſetzen, vielerley vermeynte Unwahrſcheinlichkeiten und Unſchicklichkeiten*). Ein Trauerſpiel im Sinne der Alten iſt der Cid freylich nicht, auch hatte ihn der Dichter zuerſt eine Tragikomödie genannt. Wäre nur bey dieſer Gelegenheit die Rückſicht auf den Ariſtoteles bey Dingen, die gar nicht unter ſeine Gerichtsbarkeit gehören, abgekommen!

Den Horatiern wird Mangel an Einheit vorgeworfen: Die Ermordung der Schweſter und die Losſprechung des ſiegreichen Römers ſoll eine zweyte von dem Gefecht der Horatier und Curiatier unabhängige Handlung ſeyn. Corneille hat ſich dieß ſelbſt einſchwatzen laſſen. Ich finde ihn hierüber vollkommen gerechtfertigt. Wenn Camilla's Ermordung nicht mit dargeſtellt werden ſollte, ſo hatten die Weiber auch in den erſten Aufzügen nichts zu ſchaffen, und ohne den Sieg des Patriotismus über die Familien-Bande wäre das Gefecht keine Handlung, ſondern bloß eine Begebenheit ohne tragiſche Verwicklung geweſen. Ein wahrer Mangel ſcheint es mir aber, daß Corneille einen öffentlichen Vorfall, der über das Schickſal zweyer Staaten entſcheidet, ganz intra privatos parietes mit Beſeitigung alles Anſchaubaren abgehandelt hat. Darum ſinkt auch der fünfte Akt ſo ſehr. Welchen ganz andern Eindruck müßte es machen, wenn Horatius im Angeſichte des Königs und Volkes feyerlich nach jenem grauſen Geſetzesſpruch gerichtet, und durch das Flehen und Wehklagen des Vaters gerettet würde, wie Livius den Hergang beſchreibt. Ferner begnügte ſich der Dichter nicht mit einer Schweſter der Horatier, die einen Curiatier liebt, welche ihm die Geſchichte an die Hand gab; er mußte noch eine Schweſter der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfinden: und wie in jener die perſönliche Neigung über die Vaterlandsliebe, ſo hat in dieſer die erſte über die letzte die Oberhand. Hieraus entſteht eine große Unwahrſcheinlichkeit: denn wie wurden bey einer ſchon bekannten Familien Verbindung Männer zu dem Zweykampfe gewählt, die gegenſeitig Urſache ſich zu ſchonen hatten? Auch iſt der Schweſtermord des Siegers nur dann erträglich, wenn man ihn ſich in der trotzigſten noch ganz ungebändigten Jugend denkt. Horatius, ſchon Gatte, hätte weiſer und milder ſeine unglückliche Schweſter ertragen, oder er war ein roher Wüterich.

---

*) Scuderi ſpricht ſogar von der Chimene als einem Ungeheuer, und nennt das Ganze kurzweg: „Ce mechant combat de l'amour et de l'honneur." Allerliebſt! Der Mann verſtand ſich aufs Romantiſche.

Cinna wird gemeiniglich weit über die Horatier geſtellt, wiewohl in der Reinheit der Geſinnungen hier ein tiefer Fall aus jener idealiſchen Sphäre zu ſpüren iſt, worin ſich die Handlung der beyden vorhergehenden Stücke bewegt. Alles iſt verworren und vielfach [illegible] gekränkt. Cinna's Republicanismus iſt nur Deckmantel einer andern Leidenſchaft: er iſt ein Werkzeug in den Händen Emiliens, die ihrerſeits immerfort ihre vergebliche Liebe ihrer Rachſucht aufopfert. Auguſts Großmuth iſt zweydeutig als die Klugheit eines durch das Alter furchtſam gewordnen Tyrannen. Die Verſchwörung iſt mit einer prächtigen Erzählung in den Hintergrund geſchoben: ſie erregt nicht jene düſtre Spannung, wodurch ſie zu einem ſo theatraliſchen Gegenſtande wird. Emilien, die eigentliche Seele des Stücks, nannte der geiſtreiche Balzac lobend „eine anbetungswürdige Furie.“ Allein die Furien ſelbſt konnten durch Reinigungen und Büßungen verſöhnt werden: Emilie bleibt allen Beſänftigungen des Wohlthuns unzugänglich; die Anbetung eines ſo unweiblichen Geſchöpfes möchte kaum einem Liebhaber hingehn. Auch hat ſie keine beſſeren Anbeter, als Cinna und Maximus, ein paar groſe Schurken, deren Reue zu ſpät kommt, um für aufrichtig gehalten zu werden.

Es offenbart ſich hier ſchon die Anlage zu einem Machiavellismus der Triebfedern, worein die Dichtung des Corneille ſpäterhin ganz und gar ausartete, und der nicht bloß widerwärtig, ſondern obendrein meiſtens ungeſchickt und ſchwerfällig iſt. Er ſchmeichelte ſich, in Abſicht auf Welt- und Menſchenkenntniß, Hof und Politik die feinſten zu überſehen. Mit einem grundehrlichen Gemüth hatte er die Anmaßung, „den mörderiſchen Machiavell in die Lehre nehmen“ zu wollen, und kramt alles, was er ſich von dergleichen Künſten gemerkt hat, breit und lehrhaft aus. Er hat keine Ahndung davon, wie eine gewiſſenloſe ſelbſtſüchtige Politik leiſe auftritt und ſich geſchmeidig verſtellt. Wenn er deſſen irgend fähig geweſen wäre, hätte er doch von Richelieu hierin etwas lernen können.

Unter den übrigen Stücken, worin Corneille römiſchen Freyheit- und Herrſcherſinn geſchildert hat, iſt der Tod des Pompejus das hervorſtechendſte, jedoch von einer mehr blendenden als ächten Größe erfüllt, wie es ſich von einem Cento aus den hyperboliſchen Antitheſen des Lucan nicht anders erwarten ließ. Dieſe Bravurſtücke der Rhetorik ſind am Faden einer übel zuſammenhängenden Verwicklung aufgereiht. Neben der Schilderung der letzten Schickſale des großen Pompejus, neben der racheathmenden Trauer ſeiner Gattin und dem großmüthigen Mitleiden Cäſars, ſtechen die Intriguen des Ptolemäus, und die ehrgeizige Coquetterie ſeiner Schweſter Cleopatra kleinlich ab. Kaum hat der Sieger dem unwilligen Schatten ſeines Gegners die letzte Pflicht geleiſtet, ſo legt er ſeine Huldigungen zu den Füßen der ſchönen Königin: er iſt nicht bloß verliebt, ſondern verliebt mit Seufzern und Flammen. Cleopatra will ihrerſeits, nach des Dichters eignem Ausdruck, mit ihren Liebäugeleyen den Szepter ihres Bruders erhaſchen. Cäſar hat allerdings nach ſeiner Weiſe eine Menge Frauen geliebt: allein dieſe etwas cyniſchen Liebſchaften, ganz nach der Wahrheit dargeſtellt, dürften überhaupt auf der Bühne unſchicklich ſeyn. Wer kann ſich wohl des Lachens enthalten, wenn Roma in der Rede Cäſars die *keuſche* Liebe der Cleopatra um kleine Cäſarn anfleht?

In einem viel ſpäteren Werke, *Sertorius*, hat Corneille Mittel gefunden, den großen Pompejus klein, und den Helden lächerlich erſcheinen zu laſſen. Sertorius ruft einmal aus:

Que c'est un sort cruel d'aimer par politique!

Dieß läßt ſich auf die ſämtlichen Perſonen des Stücks anwenden. Sie lieben zwar eigentlich ganz und gar nicht, aber ſie laſſen eine vorgebliche Liebe politiſchen Zwecken dienen. Sertorius, ein abgehärteter Krieger, thut unter grauen Haaren verliebt in die ſpaniſche Königin Viriata, gleichwohl ſchiebt er einen andern vor, und bietet ſich ſelbſt der Ariſtia an; da Viriata in ihn dringt, ſich auf der Stelle mit ihr zu vermählen, bittet er ſie ängſtlich um Aufſchub; Viriata geht, nebſt andern artigen Redensarten, rund mit der Sprache heraus, ſie wiſſe weder was lieben noch was haſſen ſey; Ariſtia, die verſtoßene Gattin des Pompejus, ſagt

zu dieſem: Nimm mich wieder, ſonſt heirathe ich einen andern; Pompejus bittet ſie, ſich nur bis zu Sylla's Tode zu gedulden, den er nicht beleidigen dürfe; von dem niedrigen Böſewicht Perpenna nichts zu erwähnen. Die Anlage zu ſolchem Seelenfroſt nimmt man ſchon frühzeitig am Corneille wahr, bis auf einen unglaublichen Grad geſteigert aber in den Werken ſeines Alters.

Im Polyeuct ſind chriſtliche Geſinnungen nicht unwürdig ausgedrückt; doch finden wir darin mehr gläubige Ehrerbietung als innige Begeiſterung für die Religion: die Wunder der Gnade ſind mehr behauptet, als mit geheimnißvoller Erleuchtung begriffen. Sowohl der Ton als die Situationen in den erſten Aufzügen neigen ſich gar ſehr zum Luſtſpiel, wie ſchon Voltaire bemerkt. Eine Frau, die ſich aus Gehorſam gegen ihren Vater ohne Neigung verheirathet hat, die ihrem zu ſpät zurückkommenden Liebhaber und zugleich ihrem Gatten erklärt, daß ihre Zärtlichkeit für jenen noch fortdauert, aber ſich in den Gränzen der Tugend halten ſoll; ein gemein eigennütziger Vater, den es verdrießt, den erſten Bewerber, da er nun ein Günſtling des Kaiſers geworden, nicht zum Schwiegerſohn vorgezogen zu haben: alles dieß verheißt keine großen tragiſchen Entſcheidungen. Paulina's getheiltes Herz iſt wohl in der Natur, und thut folglich der Theilnahme keinen Abbruch. Man kommt überein, ihre Lage und der Charakter des Severus mache den vornehmſten Reiz des Stückes aus. Allein durch den handelnden Edelmuth dieſes Römers, der dabey eine Leidenſchaft zu überwinden hat, wird die Entſagung Polyeucts, die ihm nichts zu koſten ſcheint, ſehr in den Schatten zurückgedrängt. Man hat hieraus folgern wollen, das Märterthum ſey überhaupt ein ungünſtiger Gegenſtand für die Tragödie. Mit großem Unrecht. Die Freudigkeit, womit die Märtyrer in Qual und Tod gingen, war nicht Unempfindlichkeit, ſondern der Heldenmuth der höchſten Liebe: ſie mußten zuvor in unausſprechlich ſchmerzlichen Kämpfen den Sieg über jede irdiſche Anhänglichkeit erringen, und durch die Darſtellung dieſer Kämpfe, dieſer Aengſtigungen der ſterblichen Natur, während der Seraph ſich zum Himmel ſchwingt, kann der Dichter die innigſte Rührung erwecken. Das Mittel, wodurch im Polyeuct die Kataſtrophe bewirkt wird, nämlich die eben ſo ſtumpfſinnige als niederträchtige Pfiffigkeit des Felix, vermöge deren die Bemühungen des Severus, ſeinen Nebenbuhler zu retten, zu deſſen Untergange ausſchlagen, iſt über allen Ausdruck verwerflich.

Wie ſehr ſich Corneille im ſymmetriſchen Antitheſenſpiel der Intrigue gefiel, ſieht man daraus, daß er Rodogüne für ſein Lieblingswerk erklärt. Ich begnüge mich, auf Leſſing zu verweiſen, der es luſtig genug ins Licht geſetzt, wie ſich die beyden trübſeligen Prinzen zwiſchen einer Mutter, welche ſagt: „Wer die Geliebte ermordet, den ernenne ich zum Thronerben,“ und einer Geliebten, welche ſagt: „Wer die Mutter ermordet, den erwähle ich zum Gemahl,“ albern hin und her hetzen laſſen, ſtatt die beyden Furien kurz und gut mit einander einzuſperren. Voltaire kommt immer auf den fünften Akt zurück, als eine der herrlichſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Bühne. Dieſe abſondernde Beurtheilung von Kunſtwerken, die Theile im Widerſpruch mit dem Ganzen lobt, ohne welches ſie nicht beſtehen können, iſt uns gänzlich fremd.

Was den Heraclius betrifft, ſo giebt ſich Voltaire die unnütze Mühe darzuthun, daß Calderon den Corneille nicht nachgeahmt, auf der andern Seite bemüht er ſich vergeblich abzuläugnen, daß dieſer jenen vor Augen gehabt und benutzt. Corneille giebt zwar alles für ſeine Erfindung aus, allein er hatte auch nur nothgedrungen anerkannt, was er dem Verfaſſer des ſpaniſchen Cid verdankte. Der Hauptknoten, nämlich die Ungewißheit des Tyrannen Phocas, wer von den beyden Jünglingen ſein eigner Sohn oder der Sohn ſeines ermordeten Vorgängers iſt, hat mit dem eines Schauſpieles von Calderon große Aehnlichkeit, und die Geſchichte gab nichts dergleichen an die Hand; im Uebrigen iſt die Anlage freylich ganz verſchieden. Wie dem auch ſey, beym Calderon ſteht die ſinnreiche Kühnheit ausſchweifender Erfindungen immer in gleichem Verhältniß mit dem erhöhten Farbenzauber der Poeſie; beym Corneille wird man durch das Kopfbrechen, was es koſtet, eine ſchwerfällig geſponnene Intrigue zu entwirren, nur durch eine Reihe tragiſcher Epigrammen ohne allen Genuß für die Fantaſie entſchädigt.

Nicomedes iſt ein politiſches Luſtſpiel, deſſen Trockenheit durch den durchgehends ironiſchen Ton in den Reden des Helden kaum einigermaßen aufgeheitert wird.

Dieß iſt es ungefähr, was vom Corneille noch auf der Bühne erſcheint. Seine ſpäteren Werke ſind durchaus nur Abhandlungen in geſchraubter Geſprächsform über die Staatsraiſon in dieſem und jenem ſchwierigen Fall. Man könnte eben ſo gut eine Schachpartie als Trauerſpiel aufführen.

Wenn man die Geduld hat, ſich durch die unleſbaren Stücke Corneille's hindurchzuarbeiten, ſo wird man mit Verwunderung wahrnehmen, daß ſie nach denſelben Grundſätzen gebaut und bis auf die Vernachläßigung des Styls mit nicht geringerem Aufwand deſſen, was ihm für Kunſt galt, ausgeführt ſind, als ſeine bewunderten Werke. So hat z. B. der Attila in der Anlage eine auffallende Aehnlichkeit mit der Rodegüne. Merkwürdig iſt es, in ſeinen eignen Beurtheilungen zu ſehen, auf was für unweſentliche Dinge er ein Gewicht legt, und wie er dabey um den höchſten Zweck der tragiſchen Dichtung, die Tiefen der menſchlichen Gemüther und Schickſale zu enthüllen, ganz unbekümmert ſcheint. Bey der ungünſtigen Aufnahme, die er häufig zu berichten hat, weiß er immer als Ausflucht für ſeine Eigenliebe, irgend einen Nebenumſtand vom Zaun zu brechen, der an dem Unfalle Schuld geweſen ſeyn ſoll.

An den zwey erſten Jugendverſuchen Racine's verdient eben nichts bemerkt zu werden, als die Biegſamkeit, womit er ſich in die Schranken fügte, die Corneille der von ihm geöffneten Bahn geſetzt hatte. In der Andromache machte er ſich frey, und war zum erſtenmal er ſelbſt. Er drückte die innern Kämpfe und Widerſprüche der Leidenſchaft mit einer Wahrheit und einem Nachdruck aus, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne noch nicht vernommen hatte. Andromache's Wittwentreue und mütterliche Zärtlichkeit iſt rührend ſchön; die ſtolze Hermione reißt ſelbſt in ihren wilden Verirrungen hin. Ihr Abſcheu vor dem Oreſt, nachdem er das Werkzeug ihrer Rachbegierde geworden, und ſein verzweiflungsvolles Aufwachen aus der frevelhaften Verblendung, iſt beynahe tragiſch groß zu nennen. Die männlichen Rollen ſind, wie meiſtentheils beym

Racine, weniger vortheilhaft ausgeſtattet. Das beſtändige Drohen des Pyrrhus, den Aſtyanax auszuliefern, wenn Andromache ihn nicht erhören will, neben ſeinen galanten Betheurungen, iſt der Kunſtgriff eines Henkers, der die Folter mit höflichen Redensarten anlegt. Man hat Mühe, ſich den Oreſt nach ſeiner grauſen That als einer ſpröden Geliebten nachziehend zu denken. Der Muttermord wird mit keiner Sylbe erwähnt, er ſchien ihn das ganze Stück hindurch vergeſſen zu haben: woher kommen denn nun am Ende auf einmal die Furien? Das iſt ein ſeltſamer Widerſpruch. Die Verknüpfung des Ganzen hat zu ſehr das Anſehen gewiſſer Kinderſpiele, wo immer eins vor dem andern läuft und das andre zu erhaſchen ſucht.

Am Britannicus habe ich ſchon oben die hiſtoriſche Gründlichkeit der Darſtellung geprieſen. Nero, Agrippina, Narciſſus und Burrhus ſind ſo richtig gezeichnet, oft mit leiſen Andeutungen, und mit ſo beſcheidner Farbenmiſchung ausgemahlt, daß von Seiten der Charakteriſtik wohl kein franzöſiſches Trauerſpiel vorzüglicher iſt. Racine hat hier die Kunſt beſeſſen, vieles Nichtgeſagte verſtehen, und die Zukunft voraus erblicken zu laſſen. Nur eine unhaltbare Zuſammenſtellung, die dem Dichter entſchlüpft iſt, will ich rügen. Er ſchildert uns den grauſamen Wollüſtling, den die Erziehung nur ſcheinbar gezähmt hatte, wie er zuerſt aus den Banden der Zucht und Tugend losbricht. Dennoch ſpricht Narciſſus am Schluſſe des vierten Aktes, als hätte er ſich ſchon damals als Schauſpieler und Wagenlenker dem Volke preis gegeben. Zu dieſer Schmach ſank er erſt durch ernſte Verbrechen abgehärtet herab. Den vollſtändigen Nero, d. h. neben dem ſchmeichleriſchen und feigen Wüterich in derſelben Perſon den eitlen Fantaſten vorzuſtellen, der als Dichter, Sänger, Schauſpieler, beynahe als Gaukler um Bewunderung buhlte, und noch in der Todesangſt Homeriſche Verſe anführte, dürfte nur in einem gemiſchten Schauſpiele möglich ſeyn, und nicht wo durchgängig tragiſche Würde gefodert wird.

Gegen die Berenice, dieſe Preisaufgabe einer tugendhaften Prinzeſſin, ſcheinen mir die franzöſiſchen Kunſtrichter gewöhnlich ſehr ungerecht zu ſeyn. Es iſt zwar ein idealiſches Trauerſpiel, aber voll zarter Gemüthlichkeit. Niemand weiß weibliche

Schwächen ſchonender mit einer gewiſſen Würde zu umkleiden als Racine. Wer kann zweifeln, daß Berenice dem Titus längſt alle Beweiſe ihrer Zärtlichkeit zugeſtanden hat, wiewohl es ſorgfältig verſchleyert wird? Sie gleicht einer Magdalena von Guido, die ſchmachtend ihr Entſagen bereut. Der Hauptfehler des Stückes iſt die überläſtige Rolle des Antiochus.

Vom Bajazet ſoll Corneille bey der erſten Aufführung geurtheilt haben, dieſe Türken ſeyen ſehr franzöſirt. Der Tadel trifft anerkanntermaßen hauptſächlich die Rollen des Bajazet und der Atalide. Der alte Großvizier iſt wohl türkiſch genug, und wenn ſich eine Sultanin einmal zum Sultan macht, ſo mag ſie auch ſo ſultaniſch das Schnupftuch zuwerfen als die abſcheuliche Roxane. Uebrigens habe ich ſchon bemerkt, daß die Türkey in ihrer baaren Roheit ſchwerlich einem gebildeten Publicum vorgeführt werden dürfte. Racine fühlte dieß, verfeinerte aber bloß die Formen, ohne die Grundlage zu ändern. Die Stummen und das Erdroſſeln waren Motive, die im Serail nicht entrathen werden konnten, und ſo giebt er verſchiedentlich ſehr zierliche Umſchreibungen vom Stranguliren. Dieß iſt eben widerſprechend: wenn man mit den Gedanken einer Sache ſo vertraut iſt, ſo nennt man ſie auch bey ihrem wahren Namen.

Die Intrigue des Mithridat hat, wie Voltaire bemerkt, große Aehnlichkeit mit der des Geizigen von Moliere. Zwey Brüder bewerben ſich um die Braut ihres Vaters, der mit Liſt herausbringt, welchen ſie liebt, indem er ſich ſtellt, als wollte er ſie abtreten. Die Beſtürzung beyder Söhne, da ſie erfahren, daß der todt geglaubte Vater noch lebt und eben ankommt, iſt in der That ungemein komiſch. Der eine ruft: Qu'avons nous fait! So erſchrecken Schulknaben, die ſich eines Unfugs bewußt ſind, wenn der Lehrer unvermuthet hereintritt. Die politiſche Szene, wo Mithridat ſeine Söhne über den großen Entwurf der Erbauung Roms zu Rathe zieht, und worin Racine mit dem Corneille glücklich wetteifert, iſt zwar logiſch in den Zuſammenhang verwebt, aber zu dem Ton des Ganzen, und dem Eindruck, den es bewirken ſoll, paßt ſie dennoch nicht. Alle Theilnahme richtet ſich auf Monime: ſie iſt eine von Racine's liebend-

Verſchiedene Lesarten.

Erſtes Buch.

Vermiſchte Gedichte.

Dichterſinn. S. 7. Z. 1. der Stümper a.*) — Z. 7. 8. Oft hat er in der Aonidengrotte Mit Wunderſprüchen meinen Geiſt entflammt. a. — Z. 9. Ich will nicht Ruhm, ich will nicht Lorbeerkronen; a. b. — Z. 10. ihrentwillen a. — Z. 14. Und ihm genügt ſein ſtilles Selbſtgefühl. a.

An einen Kunſtrichter. S. 8. Z. 2. mit Müh und Qual a. — Z. 21. in Wonne a. — Z. 22. Und Dichtkunſt iſt der Rede Duft a.

An die Rhapſodin. S. 10. „Bei Ueberſendung eines größeren Gedichts.“ Ueberſchrift in a. — Z. 7. 8. Um zu edleren Geſtalten Den Gedanken zu entfalten, a. — Z. 11. 12. Kühner, lebender die Bilder Mir in Geiſt und Herz zurück. a. — Z. 18. den glatten W. a. — S. 11. Z. 2. zu höhern H. a. — Z. 4. Wann ſich ſelbſt die Göttinn zeigt. a.

Allegorie. „Die Prieſterinn der Trümmer.“ Ueberſchrift in a. — S. 16. Z. 2. kühnen S. a. — Z. 6. 7. erdröhnt, u. ö. ſ. u. reißt Des heil'gen Domes Stützen halb hinab. a. — Z. 8. fehlt in a. — Z. 9. erzittert nicht; a. — Z. 12. aus den Fugen a. — Z. 20. Doch die Ruinen ſchatten doppelt hehr a.

Abendlied für die Entfernte. S. 17. Z. 16. Mir Götterruh umfächeln? a. — S. 18. Z. 11. So harrt und hofft, ſo hofft und harrt a. — Z. 15. die das Herz ſich ſchafft a. — Z. 18. durch Selbſtgefühl und Glauben a.

*) Die latein. Buchſtaben beziehen ſich auf die im Inhaltsverzeichniß angeführten Drucke.

würdigen Schöpfungen, und erregt ein zärtliches Bedauern.

Ueber kein Werk dieſes Dichters möchte das Urtheil deutſcher Leſer wohl weiter von dem der franzöſiſchen Kritiker und ihres ganzen Publicums abweichen, als über die Iphigenia. Voltaire erklärt ſie für das Trauerſpiel aller Zeiten und Völker, welches ſich der Vollkommenheit, in ſofern ſie dem Menſchen vergönnt iſt, am meiſten nähert, und ſeine Landsleute ſtimmen ihm ziemlich allgemein bey. Wir ſehen darin nur eine moderniſirte griechiſche Tragödie, deren Sitten nicht mehr zu den mythologiſchen Ueberlieferungen paſſen, deren Einfachheit durch die intriguirende Eriphile zerſtört wird, und worin der verliebte Achilles, wie trotzig er ſich auch ſonſt benehmen mag, vollends nicht zu ertragen iſt. Laharpe behauptet, der Achilles des Racine ſey ſogar Homeriſcher als der des Euripides. Was ſoll man darauf ſagen? Um die Ausſprüche ſolcher Kunſtrichter zu erlernen, müßten wir zuvörderſt die Griechen vergeſſen.

Ueber die Phädra darf ich mich um ſo kürzer faſſen, da ich ihr eine eigne Schrift gewidmet

Mag Racine noch ſo viel vom Euripides und Seneca entlehnt, noch ſo viel an jenem verderben und an dieſem nicht gebeſſert haben, ſo war es doch ein großer Fortſchritt von der beliebten Manier ſeiner Zeit zum ächteren tragiſchen Styl. Wenn man die Phädra des Pradon damit vergleicht, die den Zeitgenoſſen eben darum ſo ſehr gefiel, weil gar keine Spur der alten mehr darin übrig, ſondern alles zu einem neumodigen Miniaturbildchen für ein Putzcabinet verkleinert war, ſo muß man den Dichter um ſo mehr bewundern, der noch in dieſem Grade die alten Dichter fühlte, und Muth hatte, ſich an ſie anzuſchließen, der gegen den herrſchenden verſchrobenen Geſchmack ſo viel Reinheit und unverkünſtelte Einfalt zu behaupten wußte. Wenn Racine wirklich geſagt hat, der einzige Unterſchied zwiſchen ſeiner Phädra und der des Pradon ſey, daß er zu ſchreiben wiſſe, ſo that er ſich ſelbſt ſchreyendes Unrecht, und ließ ſich von der unſeligen Lehre ſeines Freundes Boileau verblenden, als ob das Weſen der Poeſie in Diction und Versbau, und nicht in Dichtung und Darſtellung beſtände.

Die zwey letzten Stücke Racine's ſind, wie bekannt, aus einer ganz andern Epoche ſeines Lebens, beyde auf dieſelbe Veranlaſſung geſchrieben, aber einander ſehr ungleich. Eſther verdient kaum den Namen eines Trauerſpiels; zur Ergötzung für artige Fräulein in einer frommen Erziehungs-Anſtalt eingerichtet, geht es nicht ſonderlich über ſeine Beſtimmung hinaus. Gleichwohl machte es ein ungemeines Glück. Die Einladung zu den Vorſtellungen in St. Cyr wurde als eine Hofgunſt angeſehen; Schmeicheley und Schadenfreude wußten Anſpielungen darin ausfindig zu machen: Ahasverus ſollte Ludwig der Vierzehnte, Eſther Frau von Maintenon ſeyn, die nur beyläufig erwähnte ſtolze Vaſti deutete man auf Frau von Monteſpan, und Haman auf den Miniſter Louvois. Das iſt in der That ein etwas profaner Gebrauch der heiligen Geſchichte, wenn ihn der Dichter anders bezweckte. In der Athalie hingegen zeigte er ſich zum letztenmal, ehe er von der Poeſie und der Welt Abſchied nahm, in ſeiner ganzen Stärke. Sie iſt nicht nur ſein vollendetſtes Werk, ich trage kein Bedenken, ſie unter allen franzöſiſchen Tragödien für diejenige zu erklären, die, rein von allen Manieren, ſich dem großartigen Styl der Griechen am meiſten nähert, wie denn auch der Chor völlig im Sinne der Alten, nur nach unſrer Muſik und Einrichtung der Bühne auf andre Weiſe eingeführt iſt. Die Szene hat die Majeſtät einer öffentlichen Handlung; Erwartung, Rührung und Erſchütterung wechſeln immer ſteigend; bey der ſtrengen Enthaltung von allem Fremdartigen iſt eine reiche Mannichfaltigkeit, zuweilen Anmuth, öfter Hoheit entfaltet. Der Schwung der Propheten trägt die Fantaſie zu kühneren Flügen als gewöhnlich empor. Die Bedeutung iſt die, welche ein religiöſes Drama haben ſoll: auf der Erde der Kampf des Guten und Böſen, und am Himmel das wache Auge der Vorſehung, aus unzugänglicher Glorie Entſcheidung herniederſtrahlend. Alles wird von Einem Hauche beſeelt: von der frommen Begeiſterung des Dichters, an deren Aechtheit dieß Werk eben ſo wenig als ſein Leben zweifeln läßt. Dieß eben fehlt ſo vielen anmaaßlichen franzöſiſchen Kunſtwerken: nicht innige Liebe zur Sache, ſondern die Begierde nach äußerer Wirkung hat ſie eingegeben, und ſo blickt überall die Künſtler-Eitelkeit hervor, und erkältet das Gemüth.

Man weiß das unglückliche Schickſal dieſes Stücks. Gewiſſenszweifel über die Unerlaubtheit aller theatraliſchen Vorſtellungen (die der gallicaniſchen Kirche ausſchließlich eigen zu ſeyn ſcheinen, denn in Italien und Spanien haben fromme Männer hierüber ganz anders gedacht) verhinderten die Aufführung in St. Cyr; es erſchien im Druck, und wurde allgemein verunglimpft und verworfen, und dieſe Verwerfung dauerte noch lange nach Racine's Tode fort. So unfähig alles Ernſtes war der läppiſche Geſchmack dieſes Zeitalters.

Unter den damaligen Dichtern verdient noch der jüngere Corneille bemerkt zu werden, der weniger durch Heroismus in Erſtaunen zu ſetzen ſuchte, als ſein Bruder, als er durch „jene Zärtlichkeiten, die ſo ſehr gefallen," wie Pradon ſagt, ſich um die Gunſt der Zuſchauer bewarb. Von ſeinen zahlreichen der Vergeſſenheit überantworteten Trauerſpielen haben ſich nur zwey auf der Bühne behauptet: der Graf von Eſſex und Ariadne. Die letztere iſt ganz nach dem Muſter der Berenice gebildet: eine Tragödie, deren Kataſtrophe im eigentlichen Verſtande in einer Ohnmacht beſteht. Die Lage der hingegeben liebenden Ariadne, die ſich nach allen Aufopferungen vom Theſeus verlaſſen, von ihrer eignen Schweſter verrathen ſieht, iſt mit rührender Wahrheit ausgedrückt. So oft ſich eine Schauſpielerin mit einnehmender Geſtalt und ſanfter Stimme dazu findet, wird ſie immer Theilnahme einflößen. Die übrigen Rollen: der kalte verlegene Theſeus, die intriguirende Phädra, die bis zu Ende ihre Verſtellung gegen eine ihr vertrauende Schweſter fortſetzt, der vermittelnde Pirithous, und der König Oenarus, der ſich zu der erledigten Stelle des Liebhabers unermüdlich anbietet, ſind gar zu kläglich und oft ſogar lächerlich. Uebrigens ſind die wüſten Felſen von Naxos hier ganz zu modernen Geſellſchaftszimmern abgeglättet, und die Prinzen, womit ſie bevölkert, ſuchen die unglückliche Prinzeſſin, die allein etwas Natur in ſich hat, auf feine Art bey Seite oder einander zuzuſchieben.

Crebillon fällt der Zeit nach zwiſchen Racine und Voltaire, doch war er noch Mitbewerber des letzteren. Eine zahlreiche Partey wollte ihn, da er ſchon hoch in Jahren war, Voltaire'n entgegen, ja weit über ihn ſtellen. Nur leidenſchaftliche Parteylichkeit oder ein höchſt verkehrter Geſchmack, oder, was am wahrſcheinlichſten iſt, beydes zuſammen konnten zu einer ſolchen Ungerechtigkeit verleiten. Denn weit entfernt, zur Läuterung der tragiſchen Kunſt beygetragen zu haben, ſchließt er ſich unverkennbar nicht an die beſſeren, ſondern an die manierirten Schriftſteller aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten an. Bey gänzlicher Unbekanntſchaft mit den Alten überhebt er ſich gegen ſie. Seine Lieblingsbücher waren die altfränkiſchen Romane eines Calprenede und andrer von gleichem Schlage: aus dieſen ſchöpfte er ſeine überladenen und ſchlaff geknüpften Verwickelungen. Ein Mittel dazu, das er faſt überall wieder anbringt, iſt die unbewußte oder wiſſentliche Verkleidung der Hauptperſonen unter fremden Namen, wovon im Heraclius das erſte Beyſpiel gegeben war. So lernt ſich Oreſt in ſeiner Electra erſt nach der Mitte des Stückes kennen. Die beyden Geſchwiſter und ein Sohn und eine Tochter Aegiſth's ſind faſt nur mit ihrer Doppelliebſchaft beſchäftigt, die zur

Hauptſache weder hilft noch ſchadet; und Clytämneſtra wird durch eine aufgefangne Wunde wider Willen Oreſts, der ſie nicht kennt, umgebracht. Die Ausſchweifungen jeder Art, z. B. die Schamloſigkeit, womit Semiramis in ihrer Leidenſchaft beharrt, nachdem ſie erfahren, daß deren Gegenſtand ihr leiblicher Sohn iſt, nicht zu erwähnen. Einige leere Wütereyen und Gemeinplätze des Grauſens haben dem Crebillon den Beynamen des Schrecklichen erworben, der uns einen Maaßſtab für den barbariſch verkünſtelten Zeitgeſchmack, und den unendlichen Abſtand von aller Natur und Wahrheit, bis wohin man gerathen war, abgeben kann. Es iſt, als ob man in der Mahlerey den Coypel wegen ſeiner Schnörkeleyen den Majeſtätiſchen nennen wollte.

Voltaire'n iſt von ſeinem erſten Eintritt in die dramatiſche Laufbahn weder die Einſicht abzuſprechen, daß man höher und weiter ſtreben müſſe, noch der Eifer, dieß wirklich zu leiſten. In wiefern es ihm damit gelungen, wie ſehr er ſelbſt noch in National-Vorurtheilen befangen war, gegen die er ſich erhob, das iſt eine andre Frage. Zur leichteren Ueberſicht ſeiner Werke wird es dienlich ſeyn, die Stücke, worin er mythologiſche Stoffe, und die, worin er römiſche Geſchichte behandelt hat, zuſammen zu ſtellen.

Seine früheſte Tragödie, Oedipus, iſt ein Gemiſch von Annäherung an die Griechen *), (mit dem Vorbehalt, verſteht ſich, es beſſer zu machen) und von Nachgiebigkeit gegen die herrſchende Manier. Die ächteren Züge verdankt Voltaire dem Sophokles, den er in ſeinen Vorreden läſtert, und gegen deſſen Kataſtrophe die ſeinige doch nur matt iſt. Nicht weniges aber iſt aus dem froſtigen Oedipus des Corneille in dieſen übergegangen, beſonders

---

*) Die Bewunderung für ſie ſcheint ihm mehr durch fremden Einfluß als eignes Studium gekommen zu ſeyn. Er erzählt in ſeinem Briefe an die Herzogin von Maine vor dem Oreſt, wie er in ſeiner früheſten Jugend in einem fürſtlichen Hauſe Zutritt gehabt, wo man ſich mit Leſung des Sophokles, aus dem Stegreife überſetzend, beſchäftigte, und wo es Männer gab, welche die Ueberlegenheit des griechiſchen Theaters über das franzöſiſche anerkannten. Solche Kenner dürfte man jetzt in Frankreich, bey der allgemeinen Hintanſetzung des Studiums der Claſſiker vergeblich ſuchen, vollends unter Weltleuten.

nimmt der in die Jocaſte verliebte Philoctet hier ungefähr dieſelbe Stelle ein, wie dort Theſeus und Dirce. Voltaire entſchuldigt ſich mit der Tyranney der Schauſpieler, der ein junger noch unberühmter Schriftſteller ſich nicht entziehen konnte. Zu bemerken ſind die häufigen Anſpielungen gegen die Prieſter, den Aberglauben u. ſ. w., welche ſchon ſo früh die nachmalige Richtung ſeines Geiſtes verriethen.

In der Merope, einer Arbeit ſeiner reifſten Jahre, ſollte nun die Wiedererweckung der ächten griechiſchen Tragödie, dieſes ſchwierige lange angekündigte und vorbereitete Werk, zur Vollendung gebracht werden. Das wirklich Verdienſtliche iſt die Ausſchließung der herkömmlichen Liebeleyen (wovon aber doch ſchon Racine in der Athalie das Beyſpiel gegeben hatte); denn ſonſt bedarf es für deutſche Leſer kaum einer Erinnerung, wie vieles nicht ſo recht im griechiſchen Geiſte gedacht iſt. Auch ſind die Vertrauten ganz nach dem alten Zuſchnitt. Die übrigen Mängel des Stücks hat Leſſing umſtändlich und, faſt möchte ich ſagen, allzu ſcharf gerügt. Eine gewiſſe Gunſt wird dieſem Trauer-

Entſagung und Treue. S. 20. Z. 22. Der Träum' und Wünſche a. — S. 21. Z. 6. Und in mein ganzes Selbſt a. — Z. 8. Durch Liebeshauch belebt. a.

Pygmalion. S. 43. Z. 20. den züchtig ernſten a. — S. 44. Z. 4. Ganz, o Himmliſche a.

Prometheus. S. 55. Z. 20. von Z. a.

Die entführten Götter. S. 61. Nach der erſten folgt in a. u. b. dieſe Strophe:

Mit blödem Wahn von euch verehrt,
Verrath ein Prieſter eure Götter?
Für uns zu ſterben macht euch unſer werth;
Der Feig' allein erkennt uns nicht als Retter.

S. 63. Z. 1. Opfer Glut, a. b.

Die Stunde vor dem Abſchiede. S. 70. Z. 8. der Freundin Krankheit a.

Warnung. S. 72. Z. 9. ſeinen Tod a.

Nikon u. Heliodora. S. 80. Z. 20. ahndendes a.

Die Sprache der Liebe. S. 141. Z. 4. Mag man W. a. — Z. 8. in Licht u. T. a.

Zweites Buch.

Lieder und Romanzen.

Sibylle. S. 181. Z. 2. Einer Windsbraut, a. — Z. 5. Ohne Schützer, ohne R. a. — Z. 16. 17. Wehe, wenn euch Leidenſchaften Einmahl Licht und Recht entrafften! a.

Ariadne. S. 187. Z. 4. Daß ihr möchtet Stürme da a. — Z. 15. vom Genuſſe tr. a. — Z. 19. Das iſt a. — Z. 23. 24. Der — o Götter, Menſchen und Heroen! Bundesbrüchig nun entflohen. a. — S. 188. Z. 2. Sucht und ſucht — da iſt kein Th. a. — Z. 11. Rennet, da a. — Z. 12. Theſeus Namen aus E. a. — Z. 11. 12. Seufzet, da ſie horcht, wie aus Erbarmen, Theſeus! ſanft zurück der Armen. Handſchriftliche Anm. zu a. — Z. 27. 28. Eine, die du eigen dir erwählet, Blieb zurück, von Angſt entſeelet. a. — S. 189. Z. 9. noch ſchrie ſie a. — S. 190. Z.

ſpiele auf der Bühne bey einer guten Darſtellung ſchwerlich entſtehen. Das liegt in der Natur des Stoffes. Leidenſchaftliche Mutterliebe, um den Verluſt ihres einzigen Gutes geängſtigt, mit Unterdrückung bedroht, durch ſtandhaften Heldenmuth aufrecht erhalten und endlich ſiegend, iſt etwas ſo Wahres und Schönes, daß die Theilnahme wohlthätig wird, und von jeder peinlichen Einmiſchung frey bleibt. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß das Stück Voltaire'n nur ſehr bedingter Weiſe zugehört. Wie viel er vom Maffei entlehnt und wie er nicht immer zum beſten abgeändert, hat Leſſing ebenfalls gezeigt.

Unter den Umbildungen griechiſcher Tragödien ſcheint mir die ſpäteſte, Oreſt, am weiteſten hinter der antiken Einfachheit und Strenge zurückgeblieben zu ſeyn, wiewohl keine Liebe eingemiſcht und die bloßen Vertrauten vermieden ſind. Daß Oreſt den Ägiſth zu ſtürzen unternimmt, iſt nichts ſonderliches, und verdiente keine ſtarke Einzeichnung in die tragiſchen Jahrbücher der Welt. Es iſt der Fall, den Ariſtoteles als den gleichgültigſten ſetzt, wo ein Feind den andern wiſſentlich angreift. Und hier will weder Oreſt noch Electra etwas weiter: Clytämneſtra ſoll verſchont bleiben, kein Götterſpruch hat die Vollziehung des Gerichtes an ihr dem eignen Sohne übertragen. Aber ſogar jene That verrichtet Oreſt kaum ſelbſt: er geht dem Aegiſth, man kann wohl ſagen, einfältig ins Netz, und wird nur durch einen Aufſtand des Volkes gerettet. Nach den Alten befahl ihm das Orakel, die Verbrecher mit Liſt anzugreifen, wie ſie es dem Agamemnon gethan hatten. Dieß war gerechte Vergeltung: im offnen Kampfe zu fallen, wäre für den Aegiſth ein zu ehrenvoller Tod geweſen. Voltaire hat von ſeiner Erfindung hinzugeſetzt, das Orakel habe ihm auch verboten, ſich ſeiner Schweſter zu offenbaren; und weil er dieß, hingeriſſen von Bruderliebe, bricht, wird er von den Furien geblendet, und verübt den Muttermord unwillkührlich. Das ſind in der That wunderliche Einfälle von den Göttern, und eine unerhörte Beſtrafung für ein leichtes ja edles Vergehen. Daß Clytämneſtra nur ſo gelegentlich und aus Verſehen erſtochen wird, hat Voltaire vom Crebillon beybehalten. Schwerlich wird ſich ein franzöſiſcher Dichter je an die eigentliche Aufgabe bey dieſem Gegenſtande wagen, nämlich den Muttermord als vorſätzlich und auf Geheiß der Götter vollbracht, vorzuſtellen. Es iſt wahr, ſobald man die Clytämneſtra nicht im Trotze eines gelungenen Frevels, ſondern reuig und durch Mutterliebe erweicht ſchildert, iſt jenes nicht mehr zu ertragen. Aber wie paßte dieß auch zu ihrem ſo beſonnenen Verbrechen? Durch ſolche Herabſtimmung ins Kleinliche geht die ganze Bedeutung des furchtbaren Beyſpiels verloren.

Wie die Franzoſen ſich überhaupt beſſer auf die Römer verſtehen als auf die Griechen, ſo ſollte man erwarten, Voltaire's römiſche Stücke würden dem politiſchen Gehalt der Geſchichte beſſer entſprechen, als ſeine griechiſchen der ſymboliſchen Urbildlichkeit der Mythologie. Dieß leiſtet aber nur Brutus, das früheſte und einzige verſtändig angelegte darunter. Voltaire entwarf dieß Trauerſpiel in England, er hatte aus dem Julius Cäſar gelernt, was die Oeffentlichkeit republicaniſcher Thathandlungen auf der Bühne zu wirken vermag, und ſo wollte er gewiſſermaßen einen Mittelweg zwiſchen Corneille und Shakſpeare einſchlagen. Der erſte Aufzug eröffnet ſich majeſtätiſch, die Kataſtrophe iſt kurz aber ergreifend behandelt, die Grundſätze der ächten Freyheit ſind überall mit gediegener Beredſamkeit ausgeſprochen. Brutus ſelbſt, ſein Sohn Titus, der Geſandte des Königs und das Haupt der Verſchwörer ſind treffend gezeichnet. Ich finde keinen Tadel daran, hier die Liebe eingewebt zu haben. Die Leidenſchaft des Titus für eine Tochter Tarquins, welche den Knoten bildet, iſt nicht unwahrſcheinlich erfunden, und fällt in ihrem Tone nicht aus den geſchilderten Sitten. Noch weniger kann ich dem Laharpe beyſtimmen, wenn er meynt, Tullia ſollte ſtolz und heroiſch geſinnt ſeyn, ungefähr wie Emilia im Cinna, um als Gegengewicht gegen die republicaniſchen Tugenden zu dienen. Wodurch kann ein edler Jüngling leichter verführt werden, als eben durch zarte ſchüchterne Weiblichkeit? Es iſt wohl überhaupt nicht in der Natur, daß ein Weſen wie Emilia Liebe einflöße.

Cäſars Tod iſt ein verſtümmeltes Trauerſpiel: es endigt mit der vom Shakſpeare entlehnten Rede des Antonius vor Cäſars Leiche, d. h. es hat gar keinen Schluß. Und wie übel zuſammengeſtückt und verfehlt iſt es in allen ſeinen Theilen! Welche grob geſponnene und in der Eile hingepfuſchte Verſchwörung! Welch ein blödſinniger Cäſar, dem die Verſchwornen ins Angeſicht treten, ohne daß er etwas von ihrem Vorhaben wittert! Daß Brutus, wiewohl er weiß, Cäſar ſey ſein Vater, ja ſogleich nachdem er es erfahren, meuchelmörderiſche Hand an ihn legt, iſt greuelhaft und zugleich höchſt unrömiſch. Von Vätern, die ihre Söhne in Rom für Staatsverbrechen zum Tode verurtheilt, bietet die Geſchichte viele Beyſpiele dar; die Geſetze gaben ja den Vätern in ihrem eignen Hauſe ein unumſchränktes Recht über Leben und Tod ihrer Kinder. Die Ermordung eines Vaters aber, ſelbſt zur Rettung der Freyheit unternommen, würde den Thäter in den Augen der Römer als ein widernatürliches Ungeheuer gebrandmarkt haben. Unter welchen Ungereimtheiten die Einheit des Orts angenommen wird, fällt in die Augen. Der Angabe nach iſt der Schauplatz auf dem Capitol, hier verſchwört man ſich am hellen lichten Tage, Cäſar geht dazwiſchen aus und ein. Allein die Leute ſcheinen ſelbſt nicht recht zu wiſſen, wo ſie ſind, denn Caſſius ruft einmal: courons au Capitole!

Dieſelben Unſchicklichkeiten finden ſich im Catilina wieder, der nur um weniges beſſer iſt. Aus Voltaire's Aeußerungen über die dramatiſche Behandlung einer Verſchwörung, die ich in der vorigen Vorleſung anführte, ließe ſich ſchon ſchließen, er habe ſich nicht darauf verſtanden, wenn es nicht einleuchtend wäre, daß das franzöſiſche Syſtem eine ächte Darſtellung dieſer Art überhaupt unmöglich macht. Nicht nur wegen der Regeln von Ort und Zeit, ſondern auch wegen der gefoderten Würde des poetiſchen Ausdrucks, der ſich der genauen Erwähnung einzelner Umſtände widerſetzt, worauf doch alles ankommt. Die Machinationen einer Verſchwörung, die Bemühungen ſie zu vereiteln, gleichen Arbeiten in unterirdiſchen Gängen, wodurch Belagerer und Belagerte einander in die Luft zu ſprengen ſuchen. Der Verſtand der Zuſchauer muß dabey beſonders in Anſpruch genommen werden, um die Kunſt der Minirer zu begreifen. Hätte Catilina und ſein Anhang nicht mehr Liſt und tiefe Verſtellung, und Cicero nicht mehr entſchloßene

Klugheit aufgewandt, als ihnen von Voltaire geliehen wird, ſo hätte der eine Rom nicht in Gefahr geſetzt, und der andre es nicht gerettet. Das Stück dreht ſich immerfort auf demſelben Punkte herum, alle ſchreyen gegen einander, aber niemand handelt, und am Ende wird die Sache wie durch Zufall und blindes Kriegsglück entſchieden. Wenn man die einfache Erzählung des Salluſtius lieſt, ſo erſcheint ſie als die ächte Poeſie des Gegenſtandes, und Voltaire's Behandlung daneben als ſchülerhafte Rhetorik. Mit einer ganz andern Einſicht in den wahren Zuſammenhang menſchlicher Angelegenheiten hat Ben Jonſon die Sache aufgefaßt, von dem Voltaire viel hätte lernen mögen, den er aber nur durch Unwahrheiten zu verunglimpfen weiß.

Das Triumvirat gehört zu ſeinen anerkannt mislungenen Unternehmungen im [illegible]r. Es ſind endloſe Declamationen über die Achtserklärungen, dürftig durch eine leere Spiegelfechterey von Handlung aufgeſtutzt. Hier finden wir auf einer Inſel in dem kleinen Fluſſe Rhenus die Triumvirn ruhig in ihren Zelten ſitzend, während Ungewitter, Erdbeben und Vulcane toben; eine Julia und den jungen Pompejus wie durch Schiffbruch an den Strand geworfen, wiewohl ſie auf feſtem Lande reiſen, und was der Abgeſchmacktheiten mehr ſind. Voltaire, vermuthlich um den geringen Erfolg bey der Aufführung zu entſchuldigen, ſagt: „dieß Stück ſey vielleicht im engliſchen Geſchmack.“ Der Himmel verhüte!

Wir kehren zu den früheren Trauerſpielen zurück, worin Voltaire zum Theil noch unverſuchte Gegenſtände auf die Bühne gebracht, und die hauptſächlich ſeinen Ruhm in der dramatiſchen Laufbahn begründet haben: Zaire, Alzire, Mahomet, Semiramis, Tancred.

Zaire wird in Frankreich als der Triumph der tragiſchen Poeſie in Darſtellung der Liebe und Eiferſucht betrachtet. Wir möchten nicht mit Leſſing behaupten, Voltaire habe ſich bloß auf den Canzleyſtyl der Liebe verſtanden. Das Gefühl redet oft bey ihm mit feuriger Stärke, wenn ſchon nicht mit jener vertraulichen Wahrheit und Naivetät, womit ein unbefangnes Herz ſich enthüllt. Allein ich vermiſſe an Zairens Empfindungsweiſe das orientaliſche

Colorit: im Serail erzogen, ſollte ſie als ein junges Mädchen von glühender Einbildungskraft und gleichſam in den Blumendüften des Morgenlandes berauſcht, ſich dem Gegenſtande ihrer Leidenſchaft anſchmiegen. Ihre fantaſieloſe Liebe wohnt einzig im Herzen, und wie läßt ſich das für ſolch einen Gegenſtand denken? Orosman macht zwar ſeinerſeits Anſprüche auf europäiſches Zartgefühl, aber der Tartar in ihm iſt nur überfirnißt, er bekommt häufige Rückfälle in ſein rohes Wüthen und despotiſche Angewöhnungen. Hätte der Dichter wenigſtens die ihm zugeſchriebene Großmuth durch einen berühmten hiſtoriſchen Namen beglaubigt, wie wir z. B. den Saladin als einen edlen und freygeſinnten ſaraceniſchen Monarchen kennen. So aber neigt ſich alle Gunſt auf die unterdrückte chriſtliche und ritterliche Seite, und die glorreichen Namen, die ſie aufzuweiſen hat. Was iſt rührender als der königliche Märtyrer Luſignan, der biedre und fromme Nereſtan, der in tapfrer Jugend nur für die Erlöſung ſeiner Glaubensgenoſſen unternehmend iſt? Die Szenen, worin ſie erſcheinen, ſind durchgehends vortrefflich, beſonders der ganze zweyte

Aufzug. Der Gedanke, an die Wiedererkennung einer Tochter ihre Bekehrung zu knüpfen, kann nicht genug geprieſen werden. Allein die groſſe Wirkung dieſes Aufzuges ſchadet meines Bedünkens dem Uebrigen. Wünſcht wohl jemand im Ernſt die Verbindung Zairens mit Orosman, außer Zuſchauerinnen, denen die der Schönheit hier gezollte Huldigung ſchmeicheln mag, oder Zuſchauer, die ſelbſt noch in den Bethörungen der Jugend verſtrickt ſind? Können andre willig mitempfinden, wenn in Zairens Seele eine durch die That des Sultans ſo übel gerechtfertigte Liebe der Stimme des Blutes und den heiligſten Anforderungen der Kindespflicht, Ehre und Religion die Wage hält?

Es war ein verdienſtliches Wageſtück (ſo ſeltſame Vorurtheile herrſchten in Frankreich) in der Zaire franzöſiſche Helden aufgeführt zu haben. In der Alzire ging Voltaire weiter, und behandelte eine noch nie unter ſeinen Landesgenoſſen berührte Begebenheit der neueren Geſchichte. Wie dort ritterliche und ſaraceniſche Denkart, ſo ſtehen hier Spanier und Peruaner einander gegenüber. Die Contraſte der alten und neuen Welt haben zu

3. und erpicht auf a. — Z. 8. Erbarmen? iſt mein Flehn a. — S. 191. Z. 11. ſey die Herrin von a. — Z. 13..16. Sieh ein goldgeſchmückter Thalamus, Längſt geweiht zum köſtlichſten Genuß, Soll in Aegeus Hauſe dich empfangen, Soll mit dir, du Holdin, prangen. a. — S. 192. Z. 9..12. O euch allen, Schweſtern, ſey es kund, Noch ſo ſchuldlos ſey ein Liebesbund, Ach, er endigt unter herbem Schmerze, Schwurt ihr nicht bey Hymens Kerze. a. — Z. 19. ſie ſehen, vertilget von a. — S. 193. Z. 7. Pardels Vließ um a. — Z. 10. Klippeninſeln, fern und nah, a. — S. 194. Z. 19. dem Wogendrang a. — S. 195. Z. 15. mit fittigen a. — S. 196. Z. 2. Nein, nur Menſchenhaß und Menſchentrug! a. — Z. 24. ihn doch erfaſſen! a. — S. 197. Z. 12. Die zuvor mit a. — S. 198. Z. 10. voll Himmelſüßigkeit. a. — S. 199. Z. 23. wurden ſchnell auf raſchem W. a.

Die verfehlte Stunde. S. 200. Z. 1. Qual des ungeſtillten Sehnen a. b. — Z. 10. 11. Unſre Arme, Lippen, Zungen, Feſt geſogen, feſt geſchlungen: (und ſo in jeder Strophe) a.

Die Erhörung. S. 203. Z. 5. u. 9. Singer a.

Arion. S. 208. Z. 8..28. dieſe drei Strophen: „Des Meers“ bis „volles Herz“ fehlen in a. u. b.

Glaube. S. 266. Z. 27. Aus der Mitwelt Labyrinthen, a.

Tells Kapelle. S. 281. Z. 9. der gute Schüz, a.

Thränen u. Küße. S. 291. „Der Abſchied.“ Ueberſchr. in a.

An Sophia Müller. I. Als Julia. S. 295. Z. 12. Bewunderung a. — II. Als Gabriele. S. 296. Z. 4. Augen a. — Z. 9. die blauen St. a.

Variationen. S. 300. II. trägt in a die Ueberſchrift: „Vergänglichkeit.“ und lautet daſelbſt ſo:

Unſre ſchön verbundne Namen
Schriebſt du in des Ufers Sand;
Wellen flohen, Wellen kamen
Und die leichte Spur verſchwand.
Doch dieß Sinnbild holder Triebe
Von ſo zarter Flüchtigkeit,
Lebte länger als die Liebe,
Der es deine Hand geweiht.

dichteriſchen Schilderungen Anlaß gegeben. Wiewohl die Handlung erfunden iſt, finde ich in dieſem Stücke mehr hiſtoriſchen Gehalt, und mehr von dem, was man ſymboliſche Behandlung nennen kann, als in den meiſten franzöſiſchen Trauerſpielen. Zamor ſtellt uns den noch freyen, Monteze den unterjochten Wilden vor, Gusman den Uebermuth der Eroberer, Alvarez den mildernden Einfluß des Chriſtenthums. Alzire ſteht zwiſchen dieſen ſtreitenden Elementen in der Mitte, in einem rührenden Kampfe zwiſchen der Anhänglichkeit an Vaterland, Sitte und der erſten Wahl ihres Herzens auf der einen, und neuen Banden der Ehre und Pflicht auf der andern Seite. Für Alzirens Liebe ſprechen alle menſchlichen Antriebe, die Zaire gegen ſich hat. Der letzte Auftritt, wo der ſterbende Gusman hereingetragen wird, iſt wohlthätig erſchütternd. Die herrlichen Zeilen über den Unterſchied der Religionen, wodurch Gusman den Zamor bekehrt, ſind von einem hiſtoriſchen Zuge entlehnt: es ſind die Worte des Herzogs von Guiſe an einen Proteſtanten, der ihn ermorden wollte; aber es macht dem Dichter nicht weniger Ehre, ſie ſo angewandt zu haben. Kurz, ungeachtet der Unwahrſcheinlichkeiten in der Anlage, die ſich leicht entdecken laſſen und oft gerügt worden ſind, ſcheint mir Alzire der glücklichſte Wurf und die gelungenſte unter allen Compoſitionen Voltaire's.

Im Mahomet hat ſich die Unlauterkeit der Abſichten an den Künſtler ſchrecklich gerächt. Er betheure noch ſo ſehr, er habe es nur gegen den Fanatiſmus gemeynt, er hat unläugbar die Verderblichkeit des Glaubens an irgend eine Offenbarung lehren wollen, und ſich dazu alles für erlaubt gehalten. So iſt ein Werk entſtanden, das Wirkung macht, aber eine ſchreyende peinliche Wirkung, wogegen ſich die Menſchlichkeit, die Philoſophie und der religiöſe Sinn in gleichem Grade empört. Voltaire's Mahomet macht zwey unſchuldige Geſchwiſter, die ihn als einen Gottgeſandten kindlich anbeten, zu unbewuſten Vatermördern, und dieß durch die Triebfeder einer blutſchänderiſchen Liebe, worein ſie ebenfalls durch ſeine Zulaſſung unwiſſentlich verfallen ſind; den Bruder, da er ihm als der verblendete Vollführer ſeines Greuelgebots die größte Ergebenheit bewieſen, belohnt er durch Gift, und ſpart die Schweſter zum Opfer ſeiner ekeln Lüſte auf. Dieſes Gewebe von Abſcheulichkeiten, dieſe kaltblütige Wolluſt an der Bosheit liegt vielleicht über die Gränzen der Menſchheit hinaus, gewiß aber über die Gränzen der poetiſchen Darſtellung, wenn auch etwas ſo ungeheures irgend einmal im Laufe der Zeiten als Misgeburt vorkommen ſollte. Und hievon abgeſehen: welche Entſtellung, ja Verzerrung der Geſchichte! Von ihren wundervollen Reizen hat er ſie entkleidet, an orientaliſches Colorit iſt nicht zu denken. Mahomet war ein falſcher Prophet, aber zuverläßig ein Begeiſterter, ſonſt hätte er nicht durch ſeine Lehre die halbe Welt umgeſtaltet. Welch ein Unverſtand, ihn bloß zum kalten Betrüger zu machen! Ein einziger von den tauſend erhabenen Sprüchen des Koran würde hinreichen, um dieſe widerſinnigen Erdichtungen niederzudonnern.

Semiramis iſt aus franzöſiſchen Manieren und misverſtandnen Nachahmungen bunt zuſammengeſtückt. Da iſt etwas Hamlet und etwas Clytämneſtra und Oreſt, aber von keinem etwas rechtes. Die Liebe zu einem ungekannten Sohne iſt ſogar aus der Semiramis des Crebillon in dieſe übergegangen. Die Erſcheinung des Ninus iſt ein Mittelding von dem Geiſt im Hamlet und dem Schatten des Darius beym Aeſchylus. Daß ſie überflüßig ſey, haben ſelbſt die franzöſiſchen Kritiker eingeſehen. Leſſing hat das Geſpenſt durch Spott verſcheucht. Unter vielen Laſtern gegen die Weiſe ordentlicher Geſpenſter hat es auch dieſes an ſich, ſeine Reden entſetzlich auf Schrauben zu ſtellen. Nachdem Voltaire ſo viel gegen die Liebe an einer untergeordneten Stelle im Trauerſpiel geeifert, hat er dennoch das ſich kreuzende Doppelpaar von Verliebten, die ſogenannte partie quarrée, in dieſem Schauſpiel, welches eine ganz neue Gattung begründen ſollte, nicht los werden können.

Seit dem Cid war wohl kein franzöſiſches Trauerſpiel erſchienen, deſſen Verwicklung auf ſo reine Triebfedern der Ehre und Liebe ohne alle unedeln Einmiſchungen gebaut, und das ſo ganz der Darſtellung ritterlicher Geſinnungen geweiht wäre, als Tancred. Amenaide, auf Ehre und Leben angeklagt, verſchmäht es, ſich durch eine Erklärung zu rechtfertigen, die ihren Geliebten in Gefahr ſetzen würde; und Tancred, wiewohl berechtigt ſie für treulos zu halten, verficht ſie im Zweykampf, und hat aus Verzweiflung einen Heldentod geſucht, als ſich der unſelige Irrthum aufklärt. Von dieſer Seite iſt das Stuck untadelich und des größten Lobes werth. Es wird durch andre Unvollkommenheiten geſchwächt. Der Deutlichkeit ſchadet es ſehr, daß wir den Brief ohne Ueberſchrift, der alles verurſacht, nicht ſogleich anfangs zu hören bekommen, daß er nicht vor unſern Augen abgeſchickt wird. Die politiſchen Erörterungen im erſten Aufzuge ſind läſtig; Tancred erſcheint erſt im dritten, und man erwartet ihn mit Ungeduld, um die Szene zu beleben. Amenaidens tobende Verwünſchungen am Schluſſe ſind disharmoniſch mit der tiefen aber ſanften Rührung, womit die Wiedervereinigung zweyer Liebenden, die ſich verkannt haben, in dem Augenblicke ihrer Trennung durch den Tod, uns überwältigt.

Man hätte es Voltaire'n wohl erlaſſen mögen, in der früher geſchriebenen Chineſiſchen Waiſe den großen Dſchingiskan verliebt vorzuſtellen. Dieſes Schauſpiel ſollte den Titel führen: Die Eroberung von China nebſt Bekehrung des greulichen

Tartarchans u. ſ. w. Das ganze Intereſſe dreht ſich um zwey Kinder, die man nicht zu ſehen bekommt. Die Chineſen werden als die tugendhafteſten und weiſeſten aller Menſchen vorgeſtellt, und ſtoßen über von philoſophiſchen Sittenſprüchen. Wie Corneille im Alter ſeine Perſonen ſämtlich zu Politikern machte, ſo ſtattete Voltaire die ſeinigen mit Philoſophie aus, und bediente ſich ihrer, um ſeine Lieblingsmeynungen zu predigen. Corneille's Beyſpiel ſchreckte ihn nicht ab, als in ihm die Kraft zur Darſtellung der Leidenſchaften erloſchen war; eine Anzahl matter und verfehlter Hervorbringungen ans Licht zu fördern.

Seit Voltaire iſt die Verfaſſung der tragiſchen Bühne der Franzoſen ungefähr dieſelbe geblieben. Noch iſt kein Talent aufgeſtanden, das Kraft genug gehabt hätte, die Kunſt um einen Schritt vorwärts zu führen, und verjährte Vorurtheile durch den Erfolg ſiegreich zu widerlegen. Mancherley Verſuche ſind gemacht; die ſich aber meiſtens bald an dieß bald an jenes unter dem bisher Geleiſteten anſchließen, ohne es zu übertreffen. Die Bemühung, mehr hiſtoriſchen Umfang in die dramatiſche Darſtellung zu bringen, ſcheitert an den hergebrachten Einſchränkungen Von den in Frankreich ſelbſt geſchehenen ſowohl theoretiſchen als praktiſchen Angriffen auf das herrſchende Regeln-Syſtem wird es am ſchicklichſten ſeyn, bey Ueberſicht des heutigen Zuſtandes der franzöſiſchen Bühne ein Wort zu ſagen, wenn wir erſt vom Luſtſpiele und den übrigen Nebengattungen geſprochen; da man hiedurch entweder neue Gattungen zu ſtiften, oder die Gränzſcheidungen der bisherigen als willkührlich einzureißen verſucht hat.

Eilfte Vorleſung.

Daſſelbe Syſtem von Regeln und Schicklichkeiten, deſſen unvermeidlich einengenden Einfluß beym Trauerſpiel ich zu zeigen geſucht habe, in Frankreich auf das Luſtſpiel angewandt, mußte vielmehr vortheilhaft wirken. Denn dieſe gemiſchte Gattung hat, wie wir eben geſehen, eine unpoetiſche Seite, und ein gewiſſer, wenn auch nicht ganz weſentlicher Kunſtzwang thut dem Luſtſpiel wohl, da es bei einer allzu nachläßigen Breite der Behandlung Gefahr läuft, in Abſicht auf den Bau des Ganzen in Formloſigkeit, auf die Einzelnheiten der Ausführung in alltägliche Gemeinheit hinein zu gerathen. In der franzöſiſchen wie in der griechiſchen Sprache tritt der Umſtand ein, daß einerley Sylbenmaaß im Tragiſchen und Komiſchen gebraucht wird, was auf den erſten Blick befremdlich auffällt. Aber wenn uns der Alexandriner zum freyen nachahmenden Ausdruck des Pathos nicht ſonderlich geeignet ſchien, ſo iſt es dagegen an ſich ſchon drollig, ein ſeiner Natur nach ſo ſymmetriſches Sylbenmaaß ſich den vertraulichen Wendungen des Geſprächs anſchmiegen zu hören. Die in andern Gattungen einſchränkende grammatiſche Gewiſſenhaftigkeit der franzöſiſchen Poeſie iſt dem Luſtſpiele völlig angemeſſen, wo die Verſification nicht auf Koſten der Aehnlichkeit mit der Sprache des Umgangs erkauft werden, wo ſie den Dialog nicht durch Schwung und Würde über die Wirklichkeit erheben, ſondern ihm nur eine zierlichere Leichtigkeit ertheilen ſoll. Mir ſcheint alſo auch die Meynung gerechtfertigt, welche in Frankreich dem Luſtſpiel in Verſen eine weit höhere Achtung als dem proſaiſchen zugeſteht.

Ich ſuchte zu zeigen, daß die Einheiten des Ortes und der Zeit dem Weſen mancher tragiſchen Gegenſtände widerſprechen, weil eine umfaſſende Handlung oft an entfernten Orten zugleich fortrückt, und große Entſcheidungen ſich nur langſam vorbereiten. Beym Luſtſpiel fällt dieß weg: hier ſoll die Intrique herrſchen, deren Geſchäftigkeit alles geſchwind zum Ziele führt, und ſo ſtellt ſich die Einheit der Zeit beynahe von ſelbſt ein. Die häuslichen und geſelligen Kreiſe, in denen das Luſtſpiel ſich bewegt, ſind gewöhnlich an Einem Orte verſammelt, der Dichter braucht unſrer Einbildungskraft folglich keine Reiſen zuzumuthen: nur hätte man doch vielleicht wohl gethan, die Einheit des Ortes nicht ſo ängſtlich zu nehmen, und den Uebergang aus einem Zimmer in das andere, oder in verſchiedene Häuſer derſelben Stadt zu erlauben. Die beſonders in der ältern Zeit häufig nach den lateiniſchen Luſtſpieldichtern beybehaltene Wahl des Schauplatzes auf der Straße iſt nach unſrer Lebensweiſe meiſtens ſehr unwahrſcheinlich, und um ſo mehr zu tadeln, da ſie ſchon bey den Alten ein aus dem Bau ihrer Theater entſprungener Uebelſtand war.

Die franzöſiſchen Kunſtrichter und die durch ſie herrſchend gewordene Meynung erklären nur einen einzigen ihrer Luſtſpieldichter, den Moliere, für klaſſiſch, und alles ſeitdem Geleiſtete wird nur als mehr oder weniger unvollkommene Annäherung an dieſes vermeyntlich unübertreffliche ja unerreichbare Muſter geſchätzt. Wir werden alſo zuvörderſt die-

Drittes Buch.

Sonette.

Chriſti Geburt. S. 306. Z. 11. Des Heilands kleinem A. a. b. c.
Die heil. Familie. S. 308. Z. 14. wann ich a.
Magdalena. S. 310. Z. 2. Magdalena d. — Z. 8. tiefzerrißenem ſchmachtenden d.
Cleopatra. S. 328. Z. 9..11. O Heldinn, hätte dich ein Gott betrogen, Und deinen Reiz dem Orkus doch entzogen! Oft hat ja Liebe Götter umgeſtaltet. a. — Z. 12. Hielt nicht der Fürſt, der a. — Z. 13. Olympien in Liebesknoten? a. — Z. 14. der Wonne mehr a.
An Bürger. S. 352. Z. 11. Jedem Klange a.
An Friedrich Schlegel. S. 354. Z. 14. die heil'ge Glut a.
Das Zeitalter. S. 364. Z. 10. Noth, Wahrheit und Begeiſtrung fromm zerfleiſchet, a.
An Ludwig Tieck. S. 367. Z. 9. reichſten Blüthe, a.
An Burr. S. 369. Z. 13. umſpült b.
An Calderon. S. 372. Z. 12. 13. Neb' an Veſuvs Flammenbronnen Entſproßt a.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

ſen Stifter des franzöſiſchen Luſtſpiels charakteriſiren, und alsdann einen kurzen Abriß von deſſen fernerer Bearbeitung geben.

Moliere hat Werke in ſo verſchiedenen Gattungen und von ſo verſchiedenem Werthe hervorgebracht, daß man kaum denſelben Urheber darin wieder erkennen ſollte, und doch wird gewöhnlich, wenn man von ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeinen Verdienſten um die Fortſchritte der Kunſt redet, alles auf einen Haufen zuſammen geworfen.

In geringem Stande gebohren und erzogen, genoß er den Vortheil, das bürgerliche Leben aus eigner Erfahrung kennen zu lernen, und machte ſich die Fertigkeit zu eigen, niedrige Sprecharten nachzuahmen. Nachher, als ihn Ludwig der Vierzehnte in ſeine Dienſte nahm, hatte er Gelegenheit, wiewohl von einer untergeordneten Stelle aus, den Hof in der Nähe zu beobachten. Er war ein Schauſpieler, und zwar, wie es ſcheint, beſonders im übertreibenden und poſſenhaften Komiſchen ſtark; ſo wenig von Vorurtheilen perſönlicher Würde eingenommen, daß er ſich allen Bedingungen unterzog, welche dieß mit ſich brachte, und immer bereit war, die auf der Bühne damals ſo häufigen Stockſchläge auszutheilen oder zu empfangen. Ja ſein mimiſcher Eifer ging ſo weit, daß er als der wirkliche Kranke in der Verſtellung des eingebildeten ſeinen Geiſt aufgab, und im eigentlichen Sinne ein Märtyrer fremden Gelächters wurde. Sein Gewerbe war, allerley luſtige Ergötzungen für den Hof auszuſinnen, und zur Erholung von Staatsgeſchäften oder Kriegsunternehmungen „den größten König der Welt“ zum Lachen zu bringen. Man ſollte denken, bey der gefeyerten Rückkehr von einem glorreichen Feldzuge hätte dieß auf eine feinere Art geſchehen können, als durch Darſtellung der ekelhaften Zuſtände eines eingebildeten Kranken; allein Ludwig der Vierzehnte nahm es nicht ſo genau: er war mit den Bemühungen ſeines von ihm beſchützten Luſtigmachers ſehr wohl zufrieden, und tanzte ſogar zuweilen in deſſen Balletten in höchſteigner Perſon mit. Genug, dieſe äußere Lage Moliere's war Urſache, daß viele ſeiner Arbeiten als bloße Gelegenheitsſtücke auf höheren Befehl entſtanden ſind, und auch das Gepräge davon an ſich tragen. Ohne außer Frankreich gereiſt zu ſeyn, hatte er Gelegenheit, die Lazzi's der welſchen komiſchen Masken auf dem italiäniſchen Theater zu Paris kennen zu lernen, wo abwechſelnd mit franzöſiſchen geſchriebnen Szenen improviſirt ward; an den ſpaniſchen Luſtſpielen ſtudierte er die ſinnreichen Verwickelungen der Intrigue; Plautus und Terenz lehrten ihn das Salz des attiſchen Witzes, den ächten Ton komiſcher Sittenſprüche und feinere Charakteriſtik kennen. Alles dieß verwendete er mit mehr oder weniger Geſchick zu ſeinem augenblicklichen Gebrauch, und zog noch allerley ſeiner Kunſt fremde Mittel herbey, um ſein Schauſpiel recht bunt aufzuputzen: die allegoriſchen Aufzüge der Opern-Prologe, muſikaliſche Intermezzo's, worin er ſogar italiäniſche und ſpaniſche National-Muſik mit Texten in ihrer eignen Sprache anbrachte; bald prächtige bald groteske Ballette, ja zuweilen bloße Luftſpringereyen. Von allem wußte er Vortheil zu ziehen: der ſeinen Stücken widerfahrne Tadel, die fehlerhaften Manieren mitwerbender Schauſpieler, von ihm ſelbſt und ſeiner Geſellſchaft täuſchend nachgeäfft, ja die Verlegenheit, nicht ſo ſchnell als es der König verlangte, eine theatraliſche Unterhaltung herbeyſchaffen zu können, wurden für ihn ein Stoff der Beluſtigung. Seine aus dem Spaniſchen entlehnten Stücke, ſeine bloß für die Schauluſt eingerichteten Paſtoralen und Tragikomödien, und außerdem noch drey bis vier eigentliche und zwar verſifizirte, alſo ſorgfältiger ausgearbeitete Luſtſpiele aus ſeiner frühern Zeit geben die Kritiker ohne weiteres Preis. Aber auch in den Poſſenſpielen mit oder ohne Ballette und Intermezzo's, worin das übertreibende Komiſche und oft das ſelbſtbewußte und willkührliche der Luſtigmacherey verwaltet, hat Moliere zwar eine unerſchöpfliche gute Laune bewährt, vortreffliche Späße verſchwenderiſch ausgeſtreut, und mit kecken und derben Strichen ergötzliche Carikaturen gezeichnet; jedoch alles dieß iſt ſchon vielfältig vor ihm geleiſtet worden, und ich kann nicht einſehen, wodurch er in dieſem Fache einzig und als ein ganz origineller Kunſtſchöpfer daſtehen ſoll. Iſt z. B. der prahleriſche Offizier des Plautus in der grotesken Charakteriſtik etwa weniger verdienſtlich als der bürgerliche Edelmann? Wir werden ſogleich in der Kürze prüfen, ob Moliere die ganz oder theilweiſe vom Plautus und Terenz entlehnten Stücke wirklich verbeſſert hat. Wenn wir es uns dabey gegenwärtig erhalten, daß wir an dieſen Lateinern nur einen abgeſchwächten oder verfärbten Widerſchein des attiſchen Luſtſpiels haben, ſo wird ſich daraus beurtheilen laſſen, ob er im Stande geweſen ſeyn würde, deſſen Meiſter zu meiſtern, falls ſie auf uns gekommen wären. Viele ſeiner Erfindungen ſind mir als erborgt verdächtig, und ich bin überzeugt, die Quelle würde ſich nachweiſen laſſen, wenn man die Alterthümer der poſſenhaften Litteratur durchſuchte. *) Andere liegen ſo nahe, ſind ſo oft genutzt und abgenutzt, daß ſie gewiſſermaßen für ein komiſches Gemeingut gelten können. So iſt die Szene im *eingebildeten Kranken*, wo die Liebe der Frau durch den verſtellten Tod des Mannes auf die Probe ge-

---

*) Der gelehrte *Tiraboschi* (Storia della letteratura italiana. Lib. III. § XXV) bezeugt dieß in ſehr ſtarken Ausdrücken: „Moliere“, ſagt er, „hat die italiäniſchen „Komiker ſo ſehr benutzt, daß, wenn man ihm alles „nehmen wollte, was er von Andern genommen, die „Bände ſeiner Luſtſpiele um vieles zuſammen ſchmelzen „würden.“

ſtellt wird, ein uralter Schwank, den unſer ehrlicher Hans Sachs luſtig genug behandelt hat *). Man hat eine Aeußerung von Moliere, nach welcher er über das Plagiat eben nicht gewiſſenhaft geſinnt war. Bey den Verhältniſſen ohne Würde, worin er lebte, und worin alles ſo ſehr auf einen blendenden Schein berechnet war, daß ihm nicht einmal ſein Name von Rechtswegen gehörte, darf uns dieß um ſo weniger Wunder nehmen.

Wo Moliere ſich in den poſſenhaften Stücken auch nicht an fremde Erfindung anlehnt, hat er ſich doch ausländiſche komiſche Manieren, beſonders die der italiäniſchen Buffonnerie zu eigen gemacht. Er wollte eine Art von maskenhaften Charaktern ohne Masken einführen, die mit denſelben Namen wiederkommen. Sie haben aber nie recht einhei-

---

*) Ich weiß nicht, ob es ſchon bemerkt worden, daß der Gedanke, welcher die Grundlage der gezwungenen Heirath ausmacht, vom Rabelais entlehnt iſt. Bey dieſem ſtellt Panurg eben ſo eine Berathſchlagung über ſeinen künftigen Eheſtand an, und erhält auch vom Pantagruel eben ſo ſkeptiſche Antworten, wie dort Sganarell von dem zweyten Philoſophen.

miſch in Frankreich werden wollen, weil der biegſame, die jedesmal geltende Sitte nachahmende franzöſiſche National-Charakter ſich nicht mit jener barocken Originalität im Aeußern verträgt, welcher ſich wunderliche Individuen bey andern Völkern ſorglos überlaſſen, wo der geſellige Ton nicht alles überein modelt. Da man den Sganarellen, Mascarillen, Scapins und Crispins ihre Tracht hat laſſen müſſen, damit ſie nicht alle Haltung verlören, ſo ſind ſie jetzt vollends auf der Bühne veraltet. Ueberhaupt neigt ſich der franzöſiſche Geſchmack wenig zum ſelbſtbewußten, luſtig übertreibenden, und alsdann willkührlich werdenden Komiſchen, weil dieſe Gattungen mehr die Fantaſie als den Verſtand anſprechen. Wir wollen dieß gar nicht tadeln, noch über die Rangordnung der Gattungen ſtreiten. Die Geringſchätzung der eben genannten kann vielleicht zu deſto vorzüglicherem Gedeihen des Komiſchen der Beobachtung ausſchlagen. In der That haben die franzöſiſchen Luſtſpieldichter darin viel Feines und Geiſtreiches geleiſtet; Moliere's großes Verdienſt wird darein geſetzt, und es iſt gewiß ſehr hervorſtechend. Es fragt ſich nur, ob es von der Art iſt, daß es die franzöſiſchen Kunſtrichter berechtigt, gegen ein halbes Dutzend ſogenannter regelmäßiger Luſtſpiele von Moliere den geſammten Vorrath aller andern Nationen an fein charakteriſchen Darſtellungen ſo unendlich tief herabzuwürdigen, wie ſie thun, und ihn als das komiſche Genie ohne Gleichen aufzuſtellen.

Wenn die Franzoſen ſchon in den Lobeserhebungen auf ihre Tragiker aus National-Eitelkeit und Unbekanntſchaft mit fremden Geiſteswerken ſehr übertrieben ſind, ſo überbieten ſie ſich vollends im Preiſen Moliere's auf eine Weiſe, die aus allem Verhältniſſe mit dem Gegenſtande heraustritt. Voltaire nennt ihn den Vater des ächten Luſtſpiels, und für Frankreich kann man dieß gelten laſſen. Nach Laharpe ſind Moliere und das Luſtſpiel zwey gleichbedeutende Namen, er iſt der erſte aller Moral-Philoſophen, ſeine Werke ſind die Schule der Welt. Chamfort nennt ihn den liebenswürdigſten Lehrer der Menſchheit ſeit dem Sokrates, und meynt, Julius Cäſar, der den Terenz einen halben Menander nannte, würde den Menander einen halben Moliere genannt haben. Ich zweifle.

Welche Art von Moral überhaupt vom Luſtſpiel zu erwarten ſteht, habe ich weiter oben gezeigt: es iſt angewandte Sittenlehre, Lebenskunſt. Dieſe betreffend enthalten Moliere's höhere Luſtſpiele viele glücklich ausgedrückte und treffende Bemerkungen, die immer noch anwendbar ſind; andere ſind mit der Einſeitigkeit ſeiner perſönlichen Meynungen oder der geltenden ſeines Zeitalters behaftet. In dieſem Sinne war ſchon Menander ein philoſophiſcher Komiker, und wir dürfen wohl dreiſt ſeine übrig gebliebenen Sittenſprüche wenigſtens neben die des Moliere ſtellen. Allein aus bloßen Sentenzen baut man kein Luſtſpiel zuſammen. Der Dichter ſoll ein Moraliſt ſeyn, aber ſeine Perſonen ſollen darum nicht beſtändig moraliſiren. Hierin ſcheint mir Moliere das Maaß überſchritten zu haben: er giebt uns in weitläuftigen Erörterungen das Für und Wider der dargeſtellten Charakter; ja er läßt dieſe zum Theil in Grundſätzen beſtehen, welche die Perſonen ſelbſt gegen die Einwendungen Andrer durchfechten. Hier bleibt nichts zu errathen übrig, und doch beſteht die größte Feinheit beym Komiſchen der Beobachtung darin, daß ſich die Charakter unbewußter Weiſe durch Züge kund geben, die ihnen unwillkührlich entſchlüpfen. Zu dieſer Gattung des Komiſchen gehört die Weiſe, wie Oront ſein Sonett anbringt, wie Orgon die Nachrichten vom Befinden des Tartüffe und ſeiner Frau anhört, wie Vadius und Triſſotin ſich entzweyen; aber ganz und gar nicht gehören zu ihr die endloſen Abhandlungen des Alceſt und Philint über das richtige Benehmen bey der Falſchheit und Verderbtheit der Welt. Sie ſind ernſthaft, können dennoch nicht als den Gegenſtand erſchöpfend befriedigen, und da es Geſpräche ſind, wo die Perſonen am Ende auf demſelben Punkte ſtehen wie zu Anfange, ſo fehlt ihnen die nöthige dramatiſche Bewegung. Solche gegenſeitige Erörterungen, die zu nichts führen, ſind in allen am meiſten bewunderten Stücken Moliere's häufig; nirgends mehr als im Miſanthropen. Darum ſchleicht die Handlung ſo ſehr, die überdieß nur dürftig erfunden iſt, und einige Szenen von leichter Beweglichkeit ausgenommen, ſind es förmlich eingeleitete Unterredungen, deren Stockung nur durch die auf die Einzelnheiten des Verſes und Ausdrucks verwendete Kunſt verkleidet

werden kann. Mit Einem Worte, dieſe Stücke ſind zu didaktiſch, zu ausdrücklich belehrend, ſtatt daß der Zuſchauer nur beyläufig, und als legte man es nicht darauf an, belehrt werden ſollte.

Ehe wir von den ganz eignen und als Meiſterwerke anerkannten Hervorbringungen des Dichters im Einzelnen reden, noch einige Bemerkungen über ſeine Nachbildungen der lateiniſchen Komiker.

Die berühmteſte darunter iſt der Geizige. Leider ſind die Handſchriften der Aulularia des Plautus am Schluſſe verſtümmelt, doch findet ſich auch ſo noch genug daran zu bewundern. Moliere hat nur einige Szenen und Einfälle daraus übertragen, die Anlage des Ganzen iſt bey ihm durchaus verſchieden. Beym Plautus iſt ſie ſehr einfach: ſein Geiziger hat einen Schatz gefunden, den er ängſtlich hütet und geheim hält. Die Bewerbung eines begüterten Hageſtolzes um ſeine Tochter erregt ihm ſchon Verdacht, man wiſſe um ſeinen Reichthum. Die Zurüſtungen zur Hochzeit führen fremde Bediente und Köche in ſein Haus, er hält den Goldtopf nicht mehr für ſicher, und verſteckt ihn auswärts, was dem auf Kundſchaft von der Tochter ausgeſandten Sklaven ihres Liebhabers Gelegenheit giebt, ihn zu ſtehlen. Ohne Zweifel wird der Dieb ihn nachher haben herausgeben müſſen, ſonſt hätte das Stück allzu traurig mit den Wehklagen und Verwünſchungen des Alten geendigt. Der Knoten des Liebeshandels löſt ſich leicht: der junge Mann, der ſich zu früh die Rechte des Eheſtandes herausgenommen, iſt Neffe des Bräutigams, und dieſer tritt alſo willig zurück. Alle Vorfälle dienen nur dazu, den Geizigen durch eine Reihe geſteigerter Aengſtigungen hindurch zu führen, worin ſich ſeine unſelige Leidenſchaft entfaltet. Moliere ſetzt dagegen, ohne dieſen Zweck zu erreichen, eine verwickelte Maſchine in Bewegung. Hier haben wir einen Liebhaber der Tochter, der als Bedienter verkleidet dem Geize des Alten ſchmeichelt; einen verſchwenderiſchen Sohn, der um die Braut ſeines Vaters wirbt; dann vermittelnde Bediente, einen Wucherer, und am Ende noch eine Wiedererkennung. Der Liebeshandel iſt in ſeiner Alltäglichkeit ſchwerfällig ausgeſponnen, man verliert darüber verſchiedentlich den Harpagen ganz aus den Augen. Einige Auftritte von gutem komiſchen Gehalt ſind doch nur untergeordnet, und gehen nicht mit künſtleriſcher Nothwendigkeit aus der Sache ſelbſt hervor. Moliere hat gleichſam alle Arten des Geizes auf Eine Perſon zuſammengehäuft, und doch iſt der Geizige, der einen Schatz vergräbt, und der, welcher auf Pfänder leiht, ſchwerlich derſelbe. Harpagon hungert ſeine Kutſchpferde aus: warum hat er überhaupt welche? Dieß kommt nur einem Manne zu, der mit unverhältnißmäßig geringem Aufwande das Anſehn eines gewiſſen Ranges behaupten will. Die komiſche Charakteriſtik wäre geſchwind zu Ende, wenn es wirklich nur einen einzigen Charakter des Geizigen gäbe. Die wichtigſte Abweichung des Moliere vom Plautus iſt die, daß dieſer ſchlechthin einen Schatzhüter, jener ſeinen Geizigen verliebt ſchildert. Ein verliebter Alter iſt an ſich lächerlich, ein geängſteter Geiziger iſt es auch. Es iſt leicht einzuſehen, daß es grelle Contraſte zu Wege bringt, wenn man dem Geize, der einen Menſchen abſondert und in ſich ſelbſt verſchließt, eine mittheilſame und freygebige Leidenſchaft, die Liebe, beyfügt. Gewöhnlich aber iſt der Geiz ein gutes Verwahrungsmittel gegen das Verliebtwerden. Wo iſt nun feinere Charakteriſtik, und weil man doch hierauf beſonders pocht, mehr ſittliche Belehrung zu finden, beym Plautus oder beym Moliere? Den Harpagon können ein Geiziger und ein verliebter Alter vorſtellen ſehn, und beyde mit ſich zufrieden aus dem Schauſpielhauſe weggehen, indem der Geizige zu ſich ſelbſt ſagt: „Ich bin wenigſtens nicht verliebt,“ und der verliebte Alte: „Ich bin wenigſtens nicht geizig.“ Das höhere Luſtſpiel ſtellt die Narrheiten dar, die, wie auffallend ſie auch ſeyn mögen, doch im gewöhnlichen Lauf der Dinge liegen; was nur als ſeltſame Ausnahme, als eine Misgeburt der Verkehrtheit denkbar iſt, fällt dem willkührlich übertreibenden Poſſenſpiel anheim. Deswegen iſt ſeit Moliere, und war es ohne Zweifel längſt vor ihm, der verliebte geizige Alte ein eigentlicher Gemeinplatz der italiäniſchen Masken-Komödie und Opera Buffa, wohin er auch, die Wahrheit zu ſagen, gehört. Mit ungemeiner Kunſtloſigkeit hat Moliere das Hauptereigniß, den Diebſtahl der Geldkiſte, behandelt. Ganz zu Anfange iſt Harpagon in einer vom Plautus entlehnten Szene argwöhniſch, ein Bedienter möchte ſeinen Schatz geſpürt haben. Nachher vergißt er ihn vier Aufzüge hindurch, es iſt auch ſonſt nicht die Rede davon, und der Zuſchauer fällt wie aus den Wolken, wann der Bediente plötzlich das geſtohlne Käſtchen hereinträgt, denn es wird nirgends erklärt, wie er den ſo ſorgſam verheimlichten Schatz hat auswittern können. Dieß heißt weder vorbereiten noch richtig auflöſen. Das iſt eben das Sinnreiche im Plautus, daß die übertriebene Aengſtlichkeit des Alten für ſeinen Geldtopf und alles was er thut, um ihn zu retten, deſſen Verluſt verurſacht. Der unterirdiſche Schatz iſt immer unſichtbar gegenwärtig, er iſt gleichſam der böſe Geiſt, der ſeinen Hüter bis zum Wahnſinne umhertreibt. Darin liegt eine ganz anders eindringende Sittenlehre. In dem Monolog Harpagons nach dem Diebſtahl hat der neuere Dichter nur unglaubliche Ueberladungen hinzugefügt. Das beybehaltene Hinausrufen ins Parterre, um den Dieb zu entdecken, was, gut geſpielt, ſo große Wirkung macht, iſt ein aus der ariſtophaniſchen Gattung übrig gebliebner Zug, und kann uns ihre beluſtigende Kraft anſchaulich machen.

Der *Amphitryo* iſt faſt nur eine freye Nachahmung des lateiniſchen Originals. Die ganze Anlage und Folge der Szenen iſt beybehalten. Von Moliere's Erfindung iſt die Zofe als Frau des Soſia. Es iſt ſinnreich, daß den Ehegeſchichten des Herrn die des Bedienten als Parodie entgegengeſtellt werden, und es giebt zu artigen Erörterungen Anlaß, wie Soſia herausbringt, daß ihn während ſeiner Abweſenheit nicht ein ähnlicher häuslicher Segen betroffen wie den Amphitryo. Die anſtößige Derbheit der alten Göttergeſchichte iſt, ſo fern es unbeſchadet der Keckheit thunlich war, ins Feine gebracht, und überhaupt die Ausführung ſehr zierlich. Das Irrewerden der Perſonen an ſich ſelbſt über ihre Verdoppelung iſt mit einer gewiſſen komiſchen Metaphyſik ergründet: die Betrachtungen des Soſia über ſeine verſchiednen Ich, die einander ausgeprügelt haben, können in der That unſern heutigen Philoſophen zu denken geben.

Der misrathenſte unter Moliere's Nachahmungen der Alten iſt die des *Phormio* in den *Betrügereyen des Scapin*. Die ganze Verwickelung iſt aus dem Terenz entlehnt, und mit der Zuthat noch einer Wiedererkennung, außer der, die ſich vorfand, gut oder übel neueren Sitten angepaßt oder vielmehr hineingezwängt. Freylich hat auch der Dichter dieſe Verwickelung nur ſo in der Eile abgefertigt und recht nachläßig hingepfuſcht. Scapins Streiche, denen zu lieb ſie bey Seite geſchoben wird, nehmen den erſten Platz ein: es fragt ſich, ob ſie ihn verdienen. Der griechiſche Phormio, ein Menſch, der, um mit jungen Geſellen zu ſchmauſen, ſie ſich durch allerley gewagte Kniffe verbindlich macht, iſt ein anmuthiger und beſcheidner Schelm; Scapin gerade das Gegentheil. Er hätte nicht Urſache, ſo viel mit ſeinen Spitzbübereyen zu prahlen: ſie ſind ſo albern angelegt, daß ſie billig nicht hätten gelingen ſollen. Der hirnloſeſte Blödſinn der beyden Alten reicht kaum hin, es glaublich zu machen, daß ſie ohne alle Schwierigkeit in eine ſo handgreifliche, grob geſponnene Schlinge hineingehn. So iſt es auch bis zur Abgeſchmacktheit unwahrſcheinlich, daß Zerbinette, die als Zigeunerin wohl wiſſen muß, wie man Spitzbübereyen geheim zu halten hat, auf die Straße läuft, und dem erſten beſten Unbekanntten, der dann Geront ſelbſt iſt, die durch Scapin am Geront verübte Betrügerey erzählt. Die Poſſe mit dem Sacke, wo Scapin den Geront hineinkriechen läßt, ihn davon trägt, und wie mit fremder Hand ausprügelt, iſt vollends ein ungehöriger Auswuchs. Boileau hat deßwegen Moliere'n mit Grund vorgeworfen, er habe ohne Scham den Terenz mit dem Tabarin (dem Spaßmacher eines Marktſchreyers) verbunden. In der That hat Moliere hier einmal, nicht den welſchen Masken, das iſt oft geſchehen, ſondern den Pagliaſſen der Seiltänzer und Luftſpringer ihre Streiche abgeborgt.

Man muß es nicht aus der Acht laſſen, daß die Betrügereyen des Scapin eines der ſpäteſten Werke des Dichters ſind. Dieſes und verſchiedne andre aus derſelben Zeit, als Herr von Pourceaugnac, die Gräfin von Escarbagnas, und ſelbſt das letzte, der eingebildete Kranke, beweiſen genugſam, daß er mit dem Fortgange der Jahre nicht an künſtleriſcher Reife des Geiſtes zunahm, die ihm dergleichen loſe Arbeiten hätte verleiden müſſen, und daß er manchmal etwas leichtſinnig für den Augenblick hinwarf, wann er wohl Muße gehabt hätte die Nachwelt zu bedenken. Wenn er ſich zuweilen ſtrengeren Geſetzen unterwarf, ſo verdanken wir es mehr ſeinem Ehrgeiz und der Lüſternheit, auch mit unter die claſſiſchen Schriftſteller des goldnen Zeitalters gezählt zu werden, als einem innern immer wachſenden Triebe nach auserleſener Vortrefflichkeit.

Jene oben erwähnten hohen Anſprüche der franzöſiſchen Kunſtrichter für ihren Liebling gründen ſich hauptſächlich auf die Frauenſchule, Tartüffe, den Miſanthropen und die gelehrten Frauen: Stücke, die allerdings mit großem Fleiß ausgearbeitet ſind. Wir bevorworten es ausdrücklich, daß wir das Urtheil über die einzelnen Schönheiten der Sprache und des Versbaues ganz und gar den einheimiſchen Kennern überlaſſen. Dieſe Vorzüge ſind an einem Schauſpiele immer nur ein untergeordnetes Erforderniß, und die ungebührliche Wichtigkeit, die man in Frankreich darauf legt, wie ein Stück geſchrieben und verſifizirt iſt, hat unſers Bedünkens auch im Tragiſchen der freyen Entwickelung andrer weſentlicherer Beſtandtheile der dramatiſchen Kunſt Abbruch gethan. Unſre Einwendungen werden nur auf den Geiſt und die Anlage dieſer Luſtſpiele im Ganzen gehen.

Das früheſte darunter, die Frauenſchule, ſcheint mir auch das vorzüglichſte: es hat am meiſten heitre Laune, raſchen Fortſchritt und komiſche Kraft. Die Erfindung, daß ein Mann, der ſchon über die Jahre zum Heirathen hinaus iſt, ein junges Mädchen gefliſſentlich zur Einfalt erzieht, um ſie ſich treu zu erhalten, und daß dieß gerade zum Gegentheil ausſchlägt, war nicht neu: noch kurz vor Moliere hatte ſie Scarron nach einer ſpaniſchen Novelle erzählend behandelt. Aber es war ein glücklicher Gedanke, dieſen Stoff für die Bühne zu bearbeiten, und die Ausführung iſt muſterhaft. Hier ſehen wir eine wirkliche und ſehr anziehende Verwickelung, keine ſtillſtehenden Erörterungen, alles iſt gediegen aus Einem Stück, ohne fremde Hebel und zufällige Einmiſchungen, bis auf die etwas willkührliche Auflöſung vermittelſt einer Wiedererkennung. Die naiven Geſtändniſſe und unſchuldigen Liſten der Agnes ſind voller Anmuth; ſie bilden nebſt den unbeſonnenen Vertraulichkeiten

August Wilhelm von Schlegel's

Poetiſche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Dritte, ſehr vermehrte Ausgabe.

Zweiter Theil.

4. — 7. Buch.

Rhythmiſche Gedichte, Ion, Scherzhafte Gedichte, Epigramme,
Ehrenpforte und Triumphbogen für Kotzebue.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

des jungen Liebhabers gegen ſeinen unbekannten Nebenbuhler, und der verbißnen Wuth des Alten über beydes, eine Reihe komiſcher Auftritte von der ergötzlichſten und zugleich feinſten Gattung.

Nur als ein Beyſpiel, wie wenig die Verletzung gewiſſer Wahrſcheinlichkeiten dem Vergnügen Eintrag thut, bemerken wir, daß ſich Moliere in Abſicht auf die Wahl des Schauplatzes große Freyheiten genommen hat. Wir wollen es nicht rügen, daß Arnolph ſich mit Agneſen, die er doch ſo ſehr eingeſchloſſen hält, häufig auf der Straße oder einem offnen Platze unterredet. Aber wenn Horaz den Arnolph als den Freyer ſeiner Geliebten nicht kennt und ihm alles verräth, ſo iſt dieß nur zuläßig, weil Arnolph bey ihr einen andern Namen führt. Horaz ſollte alſo den Arnolph in ſeinem eignen weit entlegenen Hauſe aufſuchen, nicht vor der Thür der Geliebten, wo er ihn immer trifft, ohne Argwohn daraus zu ſchöpfen. Warum rechnen alſo die franzöſiſchen Kunſtrichter dergleichen Wahrſcheinlichkeiten in der dramatiſchen Kunſt ſo hoch an, da ſie doch werden eingeſtehen müſſen, daß ihre beſten Meiſter ſie nicht immer beobachtet haben?

Tartüffe iſt ein treffendes Gemählde der frömmelnden Heucheley, jedermann zur Warnung aufgeſtellt; es iſt eine vortreffliche ernſthafte Satire, aber, einzelne Szenen ausgenommen, iſt es eben kein Luſtſpiel. Von der Auflöſung haben die Meiſten eingeſtanden, ſie ſey ſchlecht, weil ſie durch einen fremden Hebel bewirkt wird. Sie iſt es auch deswegen, weil die Gefahr des Orgon, von Haus und Hof gejagt und ins Gefängniß geworfen zu werden, gar nicht eine ſolche Verlegenheit iſt, wie er ſie wohl durch ſein blindes Zutrauen verdient hätte. Hier kommt die ernſthafte Abſicht des Werkes ganz zum Vorſchein, und die Lobrede auf den König iſt eine Zueignung, wodurch der Dichter ſich im Stücke ſelbſt dem Schutze Sr. Majeſtät bey den zu beſorgenden Verfolgungen der falſchen Frömmler unterthänigſt empfiehlt.

In den gelehrten Frauen hat ebenfalls der Spott über den Scherz die Oberhand, die Handlung iſt unbedeutend und im geringſten nicht anziehend, die Auflöſung nach Moliere's Art fremdartig und willkührlich herbeygeführt. Doch dieſe techniſchen Unvollkommenheiten könnte man dem ſatiriſchen Gehalt zu lieb entſchuldigen. In Abſicht auf dieſen aber iſt die Darſtellung vermöge einer einſeitigen Richtung parteyiſch. Es kann dem komiſchen Dichter nicht zugemuthet werden, daß er immer neben einer Narrheit die entgegengeſetzte vernünftige Geſinnung aufſtelle, vielmehr möchte er dadurch den Zweck der Belehrung allzu methodiſch kund geben. Zwey entgegengeſetzte Narrheiten laſſen ſich neben einander gleich lächerlich ſchildern. Moliere hat hier die Ziererey einer falſchen Geſchmacksbildung und die Aufgeblaſenheit eines leeren Wiſſens verſpottet. Stolz auf eigne Unwiſſenheit und Geringſchätzung aller höheren Bildung verdienen es nicht weniger, und doch ſtreift das, was in dieſem Luſtſpiel als die richtige Denkart geſchildert wird, ganz nahe daran hin. Alle vernünftigen Perſonen des Stücks: der Hausvater und ſein Bruder, der Liebhaber und die Tochter, ja ſogar die ungrammatiſche Magd, wiſſen ſich etwas mit dem, was ſie nicht ſind, nicht haben, nicht wiſſen, und nicht zu ſeyn, zu haben, zu wiſſen ſuchen. Die beſchränkten Lehren des Chryſale über die weibliche Beſtimmung, die des Clitander über den geringen Nutzen der Gelehrſamkeit, ſo wie anderswo die Aeußerungen über das Maaß von Bildung und Kenntniſſen, das für einen Mann von Stande ſchicklich ſey, waren allem Anſehen nach Moliere's eigne Meynungen. Es läßt ſich darin eine Ader von einer gewiſſen Kammerdiener-Moral ſpüren, die auch über manche andre Punkte bey ihm zum Vorſchein kommt. Man kann ſie leicht aus ſeiner Erziehung und Lage begreifen, aber ſie gab ihm ſchwerlich Beruf dazu, der Lehrer der menſchlichen Geſellſchaft zu ſeyn. Daß Triſſotin am Ende durch niedrigen Eigennutz beſchimpft wird, iſt gehäſſig, da unter ſeiner Perſon ein wirklicher noch lebender Gelehrter gemeynt, und ſogar der Name nur leicht verkleidet war. Schriftſtelleriſche Eitelkeit bewahrt wohl eher vor dieſem Fehler: für den Eigennutz ohne Ehrgefühl giebt es erſprießlichere Laufbahnen als die eines Schriftſtellers.

Der Miſanthrop, der, wie man weiß, anfangs kalt aufgenommen ward, iſt noch weniger luſtig als die beyden vorhergehenden Stücke; die Handlung rückt noch weniger, oder vielmehr, es iſt gar keine darin, und die dürftigen Vorfälle, welche der dramatiſchen Bewegung nur ſcheinbar das Leben friſten: der Zwiſt mit Orent uber das Sonett, und deſſen Schlichtung; die Entſcheidung des Proceſſes, wovon man immer nur hört; die Entlarvung der Celimene durch die Eitelkeit der beyden Marquis und durch die Eiferſucht Arſinoe's; dieſe Vorfälle hängen nicht unter einander zuſammen. Deſſen ungeachtet iſt dieſe Anlage des Ganzen nicht einmal wahrſcheinlich. Es iſt auf ergründende Schilderung eines Charakters abgeſehen: ein Charakter offenbart ſich aber noch weit mehr in ſeinen Verhältniſſen zu Andern als unmittelbar. Wie kommt Alceſt dazu, im Philint einen Freund gewählt zu haben, deſſen Geſinnungen den ſeinigen ſchnurſtracks entgegengeſetzt ſind? Wie kommt er dazu, in eine Coquette verliebt zu ſeyn, die durchaus nichts Liebenswürdiges hat, und bloß durch ihre böſe Zunge unterhält? Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß an dieſer Celimene kein gutes Haar iſt. Bey einem Charakter wie der des Alceſt iſt die Liebe kein flüchtiger Sinnenreiz, ſondern ein ernſtes Gefühl, aus dem Bedürfniß wahrer Vereinigung der Gemüther entſprungen. Sein Unwille gegen ſchmeichleriſche Falſchheit und hämiſche Verläumdung, woran es Celimene niemals fehlen läßt, brauſt ſo unaufhaltſam auf, daß der erſte Augenblick des Umgangs Alceſten für immer hätte von ihr entfernen müſſen. Endlich iſt die Darſtellung zweydeutig, und das iſt noch ihr größter Fehler. Die Gränze, bis wohin Alceſt Recht und wo er Unrecht haben ſoll, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſeyn, und ich fürchte, der Dichter hat hierin ſelbſt nicht klar geſehen. Schildert er doch den Philint mit ſeinen kahlen Entſchuldigungen des Weltlaufes und ſeiner ſchlaffen Nachgiebigkeit überall als den verſtändigen und liebenswürdigen Mann. Alceſt hat verzweifelt Recht gegen die ſaubre Celimene, und nur Unrecht in ſeiner unbegreiflichen Schwäche gegen ſie; er hat Recht in ſeinen Klagen über die Verderbniß der geſelligen Verfaſſung, niemand ſtreitet ihm wenigſtens die Thatſachen ab, die er anführt. Er hat Unrecht, ſeine Geſinnungen ſo heftig und unberufen zu äußern; aber da er einmal die zu friedlichem Auskommen erforderliche Verſtellung nicht über ſich gewinnen kann, ſo hat er vollkommen Recht, die Einſamkeit dem Leben in der Welt vorzuziehen. Rouſſeau hat dieſe Zweydeutigkeit des Stückes ſchon gerügt, vermöge deren das Achtungswürdige ſelbſt lächerlich gemacht zu werden ſcheint. Sein Urtheil war nicht ganz unbefangen, denn ſein eigner Charakter und ſein Benehmen gegen die Welt hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem des Alceſt; überdieß verkennt er das Weſen der dramatiſchen Darſtellung, und verwirft ſie nach Beyſpielen einer zufälligen falſchen Richtung.

So ſteht es um die geprieſene Moralphiloſophie des Moliere in ſeinem angeblichen Meiſterſtück. Nach allem Obigen halte ich mich berechtigt, gegen die herrſchende Meynung zu urtheilen, daß es Moliere'n mit dem derben hausbacknen Komiſchen am beſten gerieth, und daß ihn ſein Talent wie ſeine Neigung ganz für die Poſſen hätte entſcheiden ſollen, dergleichen er auch bis an das Ende ſeines Lebens ſchrieb. Zu ſeinen ernſthafteren Stücken in Verſen ſcheint er immer einen Anlauf genommen zu haben: man ſpürt etwas Zwanghaftes in der Anlage und Ausführung. Sein Freund Boileau theilte ihm vermuthlich ſeine Anſicht von einem correkten Spaß, von einem gravitätiſchen Lachen mit.

und ſo entſchloß ſich Moliere nach dem Carnaval ſeiner Poſſen zuweilen zu der Faſtendiät des regelmäßigen Geſchmacks, und verſuchte mit einander zu vereinbaren, was ſeiner Natur nach unvereinbar iſt, Würde und Luſtigkeit. Jedoch finde ich ſchon in ſeinen proſaiſchen Stücken Andeutungen von jener didaktiſchen und ſatiriſchen Ader, die der komiſchen Gattung eigentlich fremd iſt, z. B. in ſeinen beſtändigen Angriffen auf die Aerzte und Advocaten, in den Erörterungen über den wahren Weltton u. ſ. w., womit er wirklich rügen, widerlegen, belehren, und nicht bloß beluſtigen will.

Moliere's claſſiſches Anſehen erhält ſeine Stücke auf der Bühne, *) wiewohl ſie im Ton und in

---

*) Wenn ſie nicht im Beſitze wären, ſo würde ſchon die Unanſtändigkeit mancher Szenen verſchiedne ausſchließen, da das heutige Publicum, wiewohl vermuthlich nicht weniger verderbt als das damalige, die ſittſamen Bemäntelungen mit Leidenſchaft liebt. Wenn ein Stück von Moliere aufgeführt wird, ſo iſt das Haupttheater von Paris meiſtens eine wahre Wüſteney, wofern nicht irgend ein beſonderer Umſtand die Zuſchauer herbeyzieht. Seit dieſe Vorleſungen gehalten wurden, hat man in Paris, zu

den Sitten fühlbar veraltet ſind. Dieſe Gefahr bedroht unvermeidlich den Luſtſpieldichter von der Seite, wo ſeine Darſtellung nicht auf poetiſchem Grunde ruht, ſondern durch die Proſa der äußern Wirklichkeit beſtimmt wird. Zu den individuellſten Porträten Moliere's ſind die Urbilder längſt verſchwunden. Der Luſtſpieldichter, der auf Unſterblichkeit Anſpruch macht, muß in der Charakterzeichnung und Anlage des Plans hauptſächlich auf diejenigen Motive bauen, die immer verſtändlich bleiben, weil ſie nicht bloß in den Sitten eines Zeitalters, ſondern in der menſchlichen Natur liegen.

Neben Moliere haben wir nur wenige ältere oder gleichzeitige Luſtſpiele zu bemerken. Von Corneille, der ſich früher als durch ſeine Trauer-

---

großem Aergerniß der kritiſchen Zionswächter, den George Dandin aufgeriſſen. Vermuthlich nicht bloß der Unanſtändigkeit wegen. Was man auch ſagen mag, um die Moral des Stückes zu retten, die Vorrechte der höheren Stände werden darin auf eine empörende Art geltend gemacht, und es endigt mit dem ſchamloſen Triumph des Uebermuthes und der Verderbtheit über ſchlichte Rechtlichkeit.

ſpiele durch Bearbeitung ſpaniſcher Luſtſpiele einen Namen gemacht hatte, iſt nur eins, der Lügner nach Lope de Vega, auf der Bühne geblieben, und auch dieſes verräth, wie uns dünkt, kein komiſches Talent. Der Dichter, an Stelzen gewöhnt, bewegt ſich ungelenk in einer Gattung, deren erſte Erforderniſſe Anmuth und Leichtigkeit ſind. Scarron, der ſich auf nichts verſtand als auf Traveſtiren, hat dieſen Handgriff an verſchiednen aus dem Spaniſchen entlehnten Luſtſpielen ausgeübt, wovon zwey: Jodelle oder der Bediente als Herr, und Don Japhet von Armenien, vor nicht langer Zeit noch zuweilen als Carnavalspoſſen gegeben worden ſind, und immer viel Glück gemacht haben. Die Verwickelung im Jodelet, die dem Don Francisco de Roxas gehört, iſt vortrefflich; die Schreibart und die Zuthaten des Scarron haben ſie nicht ganz entſtellen können. Alles unfeine, ekle, geſchmackwidrige rührt von dem nicht unberühmten franzöſiſchen Schriftſteller aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten her, der es der ſpaniſchen Dichtung ganz gegen ihren zarten Geiſt aufgedrängt hat. Dieſen burlesken Ton, der in

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Zweiter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

manchen Sprachen geduldet werden kann, hat ſich die franzöſiſche ſeitdem mit Recht unterſagt, weil ſie, ſobald ſie nicht mit ſehr vornehmer Wahl geſprochen und geſchrieben wird, geradezu in widerwärtige Pöbelhaftigkeit verfällt. Don Japhet ſtellt noch roher die Myſtification eines ungeſchlachten Narren vor. Das Original gehört zu der Gattung, welche die Spanier comedias de figuron nennen: ohne Zweifel hat Scarron es ebenfalls verdorben. Das ſchlimmſte iſt, daß ſeine Ueberladungen fratzenhaft ſind, ohne luſtig zu ſeyn.

Einen ganz andern Weg der Nachahmung als den damals üblichen ſchlug Racine ein, indem er zu ſeinen Prozeßführern den Gedanken aus dem Ariſtophanes ſchöpfte. In dieſer Hinſicht iſt das Stück einzig in ſeiner Art geblieben. Die Handlung iſt nur ein leichtes Gaukelwerk, aber die dargeſtellten Narrheiten gehören Einem Kreiſe an, und runden ſich nebſt der Nachäffung der Gerichtsbedienten und Advocaten zu einem vollſtändigen Ganzen. Viele Zeilen ſind zugleich witzige Einfälle und Charakterzüge, andre Scherze haben jene ſcheinbar zweckloſe Luſtigkeit, welche nur ächte komiſche Begeiſterung eingeben kann. Racine dürfte ein ſchlimmer Nebenbuhler für Moliere geworden ſeyn, wenn er hätte fortfahren wollen, das hier bewährte Talent auszuüben.

Von einem jüngern Zeitgenoſſen und Gegner Moliere's, Bourſault, haben ſich noch einige Luſtſpiele auf der Bühne erhalten, ſämmtlich zu der Nebenart gehörig, welche die Franzoſen pièces à tiroir, Schubladenſtücke nennen, und wovon Moliere in ſeinen Ueberläſtigen das erſte Beyſpiel gegeben hatte. Dieſe Gattung hat, in Abſicht auf die Zufälligkeit der Auftritte, die an einem gemeinſchaftlichen Anlaſſe aufgereiht ſind, Aehnlichkeit mit den Mimen der Alten; ſie ſollte es daher auch in der genauen Nachahmung individueller Eigenheiten haben. Beſonders ſind ſolche Gegenſtände günſtig, wobey die mimiſche Kunſt, im engeren Sinne des Wortes, glänzen kann, wenn z. B. derſelbe Schauſpieler immer in andern Verkleidungen mit verſtelltem Ton und Weſen wiederkommt. Auch iſt es rathſam, ſich auf Einen Akt zu beſchränken, weil ſonſt der Mangel an dramatiſchem Fortſchritt und die Einförmigkeit der Veranlaſſung bey allem Wechſel im Einzelnen leicht Ungeduld erregt. Bourſaults Stücke, ſonſt nicht ohne Verdienſt, ſind zu weitläuftig in fünf Aufzüge ausgeſponnen. Es war ein fruchtbarer und eigenthümlicher Gedanke, den Aeſop, einen als Knecht gebohrnen und misgeſtalteten Weiſen im Beſitz der Hofgunſt darzuſtellen. Aber in den beyden Stücken, *Aeſop in der Stadt* und *Aeſop am Hofe*, ſind die Fabeln, denen man am Schluſſe jedes bedeutenden Auftrittes entgegen ſieht, in weitſchweifiger Moral ertränkt; ſie ſind ganz aus dem Dialog herausgehoben, ſtatt darein verflochten zu ſeyn, wie die Fabel des Menenius Agrippa beym Shakſpeare, und die modernen Sitten paſſen nicht zu dieſer kindlichen Belehrungsweiſe. In dem *galanten Merkur* bringen allerley wunderliche Originale bey dem Schreiber eines Wochenblattes jeder ſein Anliegen vor. Dieſe Einfaſſung und manche der unterhaltendſten Ausfüllungen ſind, wo ich nicht irre, von einem beliebten deutſchen Schauſpielſchreiber ohne Angabe der Quelle benutzt worden.

Erſt geraume Zeit nach Moliere's Tode trat *Regnard* auf, dem gewöhnlich der nächſte Rang nach jenem eingeräumt wird. Er war eine Art von Abentheurer, der, nachdem er ſich viel in der Welt umgetrieben, zu dem Gewerbe eines dramatiſchen Schriftſtellers griff, und ſich zwiſchen dem unter Gherardi noch fortblühenden italiäniſchen Theater, wofür er die franzöſiſchen Szenen entwarf, und der Ausarbeitung regelmäßiger Luſtſpiele in Verſen theilte. Sein erſtes, der Spieler, wird mit Recht am meiſten gelobt. Der Verfaſſer kannte dieſe Leidenſchaft und Lebensweiſe aus eigner Erfahrung: es iſt ein Gemählde nach der Natur, mit kräftigen Zügen, jedoch ohne Uebertreibung ausgeführt, und auch die Verwickelung und Umgebungen, bis auf ein paar Caricaturen, deren man hätte entübrigt ſeyn mögen, ſind zweckmäßig erkennen. Der Zerſtreute hat nicht nur die Mängel der methodiſchen Charakterſtücke an ſich, die ich anderswo rügte. Es iſt kein eigentlicher Charakter; die Irrungen, welche die fehlerhafte Gewöhnung, mit ſeinen Gedanken abweſend zu ſeyn, verurſacht, ſehen ſich alle ähnlich, es iſt keine Steigerung darin: ſie möchten daher in einem Nachſpiele zur Unterhaltung ausreichen, verdienten aber nicht das weitläuftige Gerüſt eines Luſtſpiels in fünf Aufzügen. Regnard hat faſt nur eine Reihe von Anekdoten dramatiſirt, die Labruyere unter dem Namen eines Charakters zuſammengereiht hatte. Die Ausführung des Univerſal-Erben beweiſt mehr komiſches Talent, welches aber, wegen eines aus Mangel an ſittlichem Gefühl entſprungenen Fehlgriffs in der Anlage des Ganzen nur verſchwendet iſt. Laharpe erklärt dieſes Stück für das Meiſterwerk komiſcher Luſtigkeit. Nun in der That, das iſt eine Luſtigkeit, welche einen Stein erbarmen müßte; ſo aufheiternd, wie das Grinſen eines Todtenkopfes. Welch ein Gegenſtand, um darüber zu ſpaßen: ein gebrechlicher, dem Tode naher Greis, den junge Taugenichtſe um ſeine Erbſchaft plagen, dem man ein falſches Teſtament unterſchiebt, während er bewußtlos, wie man glaubt, im Sterben liegt. Wenn es wahr iſt, daß dieſe Auftritte auf dem franzöſiſchen Theater immer unglaublich viel zu lachen gegeben, ſo würde es bey den Zuſchauern denſelben gefühlloſen Leichtſinn verrathen, der uns an dem Verfaſſer empört. Wir haben ſchon anderswo gezeigt, wie bey ſcheinbarer Gleichgültigkeit ſittliche

Schonung dem Komiker weſentlich iſt, weil die bezweckten Eindrücke unausbleiblich zerſtört werden, ſo wie ſich Unwillen oder Mitleiden einmiſcht

Ein Zeitgenoſſe Regnards war der Schauſpieler Legrand, einer der erſten Luſtſpieldichter, die im verſifizirten Nachſpiele geglänzt, worin die Franzoſen ſeitdem ſo viel artige Kleinigkeiten aufzuweiſen haben. Er iſt aber zu weit geringerm Nachruhme gelangt als Regnard, man ſehe nur, wie geringſchätzig Laharpe ihn abfertigt. Dennoch würden wir ihn als Künſtler ſehr hoch ſtellen, wenn er auch nichts weiter gedichtet hätte, wie den König im Schlaraffenlande (le roi de Cocagne), eine bunte Wunderpoſſe, ſprühend von dem ſo ſelten in Frankreich einheimiſchen fantaſtiſchen Witz, beſeelt von jenem heitern Scherz, der, wiewohl bis zum Taumel der Fröhlichkeit ausgelaſſen, harmlos um alles und über alles hingaukelt. Wir möchten es eine zierliche und ſinnvolle Tollheit nennen; ein anſchauliches Beyſpiel, wie die Gattung des Ariſtophanes, oder vielleicht genauer zu reden, die des Eupolis, *)

---

*) S. Erſter Theil, S. 313 u. 314.

der ja auch das Mährchen vom Schlaraffenlande dramatiſirt hatte, mit Vermeidung ihrer Anſtößigkeiten und ohne perſönlichen Spott, auf unſrer Bühne erſcheinen dürfte. Und doch kannte Legrand die alte Komödie gewiß nicht, und ſein eignes Genie (wir ſtehen nicht an, dieſen Ausdruck zu gebrauchen) hatte ihn auf die Erfindung gebracht. Die Ausführung iſt ſo ſorgfältig wie in einem regelmäßigen Luſtſpiel; von dieſer Gattung wird es aber in der franzöſiſchen Meynung ſchon durch die dargeſtellte wunderbare Welt, einige Decorationen und hier und da angebrachte Muſik ausgeſchloſſen. Ueberhaupt zeigen ſich die franzöſiſchen Kunſtrichter gleichgültig oder parteyiſch gegen jede Regung ächter Fantaſie. Sollen ſie Ehrerbietung vor einem Werke hegen, ſo muß es eine gewiſſe Mühſeligkeit der Beſtrebungen an ſich tragen. Unter einem leichtſinnigen Volke haben ſie ſich den Ehrenpoſten der Pedanterey zugeeignet: ſie verwechſeln den ſcherzenden Leichtſinn, der gar wohl mit künſtleriſcher Tiefe vereinbar iſt, mit dem unter ihren Landsleuten als Naturgabe oder Naturfehler ſo häufigen Leichtſinn aus Oberflächlichkeit.

Das achtzehnte Jahrhundert hat in Frankreich viele Luſtſpieldichter vom zweyten und dritten Range hervorgebracht, aber keinen überlegnen Geiſt, durch den die Kunſt wirklich einen Schritt vorwärts gethan hätte, weswegen ſich denn der Glaubensartikel von Moliere's Unübertrefflichkeit noch mehr feſtgeſetzt hat. Da wir hier nicht Raum haben, alles Einzelne beurtheilend durchzugehen, ſo wollen wir dem etwa noch zu erwähnenden einige Bemerkungen über den allgemeinen Geiſt des franzöſiſchen Luſtſpiels voranſchicken.

Der Mangel an leichter Beweglichkeit und die allzu weitläuftigen Erörterungen im ſtillſtehenden Geſpräch haben ſich mehr oder weniger ſeit Moliere fortgeerbt, ſo wie auf dieſen im Zuſchnitt ſeiner ſogenannten regelmäßigen Stücke die in der tragiſchen Darſtellung geltenden Conventionen unverkennbar Einfluß gehabt haben. Das franzöſiſche Luſtſpiel in Verſen hat ſeine Tiraden, gerade wie das Trauerſpiel. Dazu kam noch ein andrer Umſtand, um einen gewiſſen Zwang des Ceremoniells darin einzuführen. Das Luſtſpiel andrer Völker iſt meiſtens aus ſehr begreiflichen Gründen in den bürgerlichen

Kreis herabgeſtiegen, das franzöſiſche hingegen ſpielt gewöhnlich in den oberen Claſſen der Geſellſchaft. Man ſpürt auch hier den Einfluß des Hofes, als des Mittelpunktes der geſammten National Eitelkeit. Diejenigen Zuſchauer, welche in der Wirklichkeit keinen Zutritt zur großen Welt hatten, waren doch geſchmeichelt, auf der Bühne mit Marquis und Chevaliers umzugehen, und während der Dichter die modigen Thorheiten verſpottete, ſuchten ſie etwas von jenem beneideten privilegirten Welttone zu erhaſchen. Die Geſellſchaft ſchleift die Ecken der Charakter ab; die Jagd auf das Lächerliche iſt ihre einzige Unterhaltung, und ſie übt daher in der Geſchicklichkeit, gegen die Beobachtungen Anderer auf ſeiner Hut zu ſeyn. Hier fällt jenes natürliche, treuherzige und dadurch jovialiſche Komiſche der bürgerlichen Stände weg, und es wird ein andres erſt durch die Geſellſchaft eingeimpftes an die Stelle geſetzt, was die fade Leerheit einer ſo zweckloſen Lebensweiſe an ſich trägt. Nicht mehr das Leben, ſondern die Geſellſchaft, dieſe immer fortgeſetzte Unterhandlung zwiſchen ſtreitenden Eitelkeiten, die doch nie zu einem wahren Friedensſchluſſe kommen können, iſt der Gegenſtand dieſer Luſtſpiele, zu denen das geſtickte Kleid, der Hut unter dem Arm, und der Degen an der Seite weſentlich gehört; und alle Charakteriſtik beſchränkt ſich auf die Geckenhaftigkeit der Männer und die Coquetterie der Frauen. Der gehaltleeren Einförmigkeit dieſer Schilderungen muß leider die Verderbtheit der ſittlichen Grundſätze häufig zur Würze dienen, welche unverhehlen zur Schau zu tragen, beſonders ſeit dem Tode Ludwigs des Vierzehnten bis uber die Mitte des Jahrhunderts hinaus, unter der Regentſchaft und der Regierung Ludwigs des XV Vierzehnten, mit zum Modeton gehörte. In dieſem Zeitraume iſt der Charakter des Frauengünſtlings, des homme à bonnes fortunes, der im Tone des Ueberdruſſes mit der Menge allzu leichter Eroberungen prahlt, nicht von dem Luſtſpieldichter erfunden, ſondern mit porträtmäßiger Wahrheit aufgefaßt, wie ſo viele Memoiren des vorigen Jahrhunderts, bis auf die eines Beſenval herunter, beweiſen. Wir ſtoßen uns an die unverſchleyerte Sinnlichkeit in den Liebeshändeln des griechiſchen Luſtſpiels; aber die Griechen durften die mit verheyratheten Frauen bloß

aus leichtſinniger Eitelkeit angezettelten Liebeshändel im franzöſiſchen Luſtſpiele noch viel anſtößiger gefunden haben. Ausſchweifende Sinnlichkeit hat am Ende ihre von der Natur ſelbſt geſetzten Gränzen; wenn aber Eitelkeit ſich die Rolle einer ſchon entnervten und erloſchenen Sinnlichkeit anmaßt, ſo erzeugt ſie eine bodenloſe Verderbniß. Sey es, daß die Dichter, wenn ihre Stutzer die Ehe zum beſtändigen Gegenſtande des Spottes machen, und ihre ſittliche Freygeiſterey beſonders in Bezug auf die Verhältniſſe mit Frauen auskramen, die Abſicht hatten, dieß als eine damals herrſchende Verkehrtheit zu rügen, ſo bleibt die Aufſtellung immer gefährlich. Die große Welt, welche der Zahl der Perſonen nach die kleine iſt und ſich doch für die einzige von Bedeutung hält, durfte man wohl nicht hoffen dadurch zu beſſern; und für die übrigen Stände hat das Beyſpiel jener, wegen des äußern Glanzes, der ſie umgiebt, nur allzu viel Verführeriſches. Was aber die Tauglichkeit zum Luſtſpiele betrifft, ſo iſt dieſe ſchlaffe Verderbtheit ganz und gar nicht ergötzlich, und bey vielen Stücken, worin die vornehmen Gecken den Ton angeben, z. B. im

Chevalier nach der Mode von Dancourt, ſpürt man nicht bloß Langeweile, ſondern eine abſtoßende Widerwärtigkeit in dem zugleich unpoetiſchen und unnatürlichen, wiewohl wahren Gemählde vollendeter ſittlicher Auflöſung.

Von der Zahl der Schriftſteller, welche dieſer Vorwurf hauptſächlich trifft, ſind Deſtouches und Marivaux auszunehmen, fruchtbare oder wenigſtens fleißige Luſtſpieldichter, jener in Verſen, dieſer in Proſa. Sie machten unter ihren Zeitgenoſſen in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes Glück, aber nur eine geringe Anzahl ihrer Arbeiten hat beyde auf der Bühne überlebt. Deſtouches war ein gemäßigter, nüchterner, wohlmeynender Autor, der mit großer Anſtrengung regelmäßige Luſtſpiele zuſammenſchrieb, an denen er ſich von der Länge der fünf Aufzüge nichts erließ, und worin außer der pflichtmäßigen Munterkeit Liſettens und ihres geliebten Frontin oder Pasquin eben nichts luſtig iſt. Kein überflüßiger Muthwille ſetzte ihn dabey in Gefahr, aus dem vornehmen Ton des vermeynten höheren Komiſchen in die Vertraulichkeiten der ſo verachteten

Poſſe zu verfallen. Mit einem mittelmäßigen Talent, ohne Laune und faſt ohne Heiterkeit, weder ſinnreich im Erfinden, noch von tiefer Einſicht in die menſchlichen Gemüther und Verhältniſſe, hat er doch durch einige ſeiner Hervorbringungen, den Ruhmredigen, den verheiratheten Philoſophen und allenfalls den Unentſchlüßigen rühmlich gezeigt, was treuer beſcheidner Fleiß vermag. Andre Stücke, z. B. der Undankbare, der Sonderling, ſind durchgeführte Misgriffe, woran man ſieht, wie ein Dichter, der dem Tartüffe und dem Miſanthropen als den höchſten Muſtern nacheifert, was Destouches offenbar in ſeiner ganzen Laufbahn wollte, nur noch einen Schritt zu thun hat, um das Weſen der komiſchen Kunſt ganz zu verkennen. Jene beyden Werke Moliere's ſind für ſeine Nachfolger nicht Leitſterne, ſondern wahre Hemmungspunkte geworden. Sobald ein Luſtſpieldichter in der Vorrede dem Miſanthropen als ſeinem Vorbilde huldigt, weiß ich auch ſchon, worauf ſein Streben hinausläuft. Er wird für den trüben bedingten Ernſt des proſaiſchen Lebens und für proſaiſche Nutzanwendungen, denen man den Achtung gebietenden Namen Moral aufprägt, die Begeiſterung des Scherzes und alle wirklich poetiſche Unterhaltung aufopfern.

Daß Marivaux manierirt iſt, wird in Frankreich ſo allgemein anerkannt, daß man für ſeine Manier ſogar eine eigne Benennung, das marivaudage, erfunden hat. Indeſſen iſt dieſe Manier wenigſtens ſein eigen, und auf den erſten Blick nicht ungefällig. Feinheit des Geiſtes iſt dem Marivaux nicht abzuſprechen, nur iſt ſie mit einer gewiſſen Kleinlichkeit gepaart. Wir haben es als die feinſte Art des Komiſchen der Beobachtung gerühmt, wenn eine Eigenſchaft ſich gerade dann am meiſten kund giebt, wann ihr Beſitzer ſie am wenigſten an ſich argwöhnt, oder ſie am gefliſſenſten verbergen will. Dieß hat Marivaux auf die Leidenſchaften angewandt, und allerdings gehört die Naivetät unwillkührlich ſich verrathener Regungen in die komiſche Sphäre. Wenn nur dieſe Naivetät bey ihm nicht eine künſtlich zubereitete, um die Gunſt buhlende, faſt möchte man ſagen eine ſelbſtgefällige wäre! Es iſt das Verſteckenſpielen der Kinder, die in ihrem Winkel keine Ruhe halten können, ſondern immer mit dem Kopfe hervorgucken, ob man ſie nicht bald entdecken wird; ja zuweilen, was noch ſchlimmer, wie das Schielen durch einen Fächer, den man ſich aus gezierter Sittſamkeit verhält. Das Ziel ſieht man beym Marivaux immer vom Anfange an voraus, die ganze Aufmerkſamkeit wird alſo auf den Weg gelenkt, worauf er uns bis dahin führen wird. Dieß wäre eine künſtleriſche Richtung der Darſtellung, wenn dieſe nicht in das Unbedeutende und Oberflächliche ausartete. Kleine Neigungen werden durch kleine Triebfedern verſtärkt, auf kleine Proben geſtellt, mit kleinen Schritten einer Entſcheidung näher gebracht. Meiſtens dreht ſich alles um eine Liebeserklärung, welche hervorzulocken allerley verſtehlne Lockungen verſucht, oder anzubringen allerley leiſe Andeutungen gewagt werden. Marivaux hat weder Charakter geſchildert, noch Intriguen erſonnen. Der ganze Knoten iſt meiſtens ein nicht ausgeſprochnes Wort, das immer auf den Lippen ſchwebt, und oft ziemlich willkührlich zurückgehalten wird. Er iſt ſo einförmig in ſeinen Motiven, daß, wenn man eins ſeiner Stücke recht aufmerkſam geleſen hat, man ſie alle kennt.

Demungeachtet würden wir ihn über die ſteifen Nachahmer ſtellen; es iſt ſogar aus ihm zu lernen, weil er eine, wiewohl ſehr eingeſchränkte, doch eigenthümliche Anſchauung vom Weſen des Komiſchen hatte.

Als Meiſterſtücke in der Gattung des regelmäßigen verſifizirten Luſtſpiels werden noch zwey einzelne Werke von ein paar Schriftſtellern genannt, die hier vielleicht mehr Anſtrengung aufgewendet, aber in andern Fächern ihr natürliches Talent freyer entfaltet haben: die Metromanie von Piron, und der **Boshafte von Greſſet**. Die Metromanie iſt nicht ohne launige Eingebung gedichtet. In dem jungen von der Verſewuth beſeſſenen Manne wollte Piron gewiſſermaßen ſich ſelbſt ſchildern: allein, wie man immer ſäuberlich zu Werke zu gehen pflegt, wenn man ſich ſelbſt zum Beſten hat, ſtattet er ſeinen Helden neben der liebenswürdigen Thorheit mit Geiſt, Edelmuth und gutem Herzen aus. Dieſe glimpfliche Schonung iſt der komiſchen Keckheit nicht ſonderlich günſtig Der Boshafte iſt eins von den trübſeligen Luſtſpielen, die einem Timon zur Beſtätigung ſeines Abſcheues vor der menſchlichen Geſellſchaft willkommen ſeyn mögen, auf geſellige und heitre Geiſter aber nicht anders als peinlich wirken können. Was ſoll uns die Schilderung eines ſchwarzen Gemüthes, das von allen menſchlichen Gefühlen ausgehöhlt, ſeine Eitelkeit an kaltem Hohne über alles weidet, und einzig aus zweckloſer Schadenfreude geſchäftig iſt; was ſoll uns, ſage ich, eine ſolche ſittliche Mißgeſchaffenheit, die kaum als Hebel tragiſcher Ereigniſſe zu dulden wäre, hier, wo ſie nur häuslichen Unfrieden und kleine Verwirrungen hervorbringt?

Dennoch ſollen nach dem Ausſpruche franzöſiſcher Kunſtrichter dieſe drey Luſtſpiele: der Ruhmredige, die Metromanie und der Boshafte, das einzige ſeyn, was das achtzehnte Jahrhundert Moliere'n entgegenzuſetzen hat. Wir würden den alten Hageſtolz von dem jüngſt verſtorbnen Collin d'Harleville weit höher ſtellen, aber dieſes ächte Sittengemählde, für das in Moliere's Werken ſich eben kein Maaßſtab findet, lieber mit denen des Terenz vergleichen. Feine und treffende Charakteriſtik iſt darin auf das glücklichſte mit einer die Theilnahme ſpannenden Verwickelung vereinigt, und alles durch eine gewiſſe Milde der Geſinnung verſchmolzen.

Nach einigen Bemerkungen über die Nebengattungen der Oper, der Operette und des Vaudeville, wollen wir mit einem Ueberblick des heutigen Zuſtandes der franzöſiſchen Bühne, auch in Bezug auf die Schauſpielkunſt ſchließen.

In der ernſthaften, heroiſchen, wir möchten lieber ſagen idealiſchen Oper haben wir nur einen wenig mehr geleſenen Dichter aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, Quinault, dieſen aber mit großem Lobe anzuführen. Boileau hat ihn frühzeitig als Trauerſpieldichter verunglimpft; ſpäter machte er in einer andern Gattung, im muſikaliſchen Drama, viel Glück. Mazarin hatte den Geſchmack an der italiäniſchen Oper in Frankreich eingeführt; Ludwig wollte auch durch die äußere Pracht der Schauſpiele, durch Decoration, Maſchinerie, Muſik und Tanz mit den Ausländern wetteifern oder ſie überglänzen, es ſollten Hoffeſte dadurch gefeyert werden, und dieß veranlaßte Moliere'n ſeine fröhlichen, dann Quinault ſeine ernſthaften Singſpiele für die Muſik des Lulli zu erfinden.

Ich bin nicht genugſam in der älteren Litteratur der italiäniſchen Oper bewandert, um es mit Gewißheit entſcheiden zu können, aber mir kommt vor, als hatte Quinault auch hier mehr nach ſpaniſchen als italiäniſchen Vorbildern gearbeitet, und inſonderheit von den Feſtſpielen des Calderon im Allgemeinen die Form ſeiner Opern und ihrer oft allegoriſchen Vorſpiele hergenommen. Freylich iſt die poetiſche Ausſchmückung unendlich magerer, weil alles zum Behuf der Muſik ins Kurze gezogen werden mußte, und die Natur der franzöſiſchen Sprache und Verſification jenen üppigen Prunk, jene verſchwenderiſche Fülle nicht duldete. Allein die Opern des Quinault ſind doch in ihrer leichten Bewegung wirklich fantaſtiſch, und die ernſthafte Oper kann meines Bedünkens den Reiz des Wunderbaren nicht entbehren, ohne auf die Länge einſchläfernd zu werden. In ſo fern finde ich den Quinault für die Beſtimmung ſeiner Gattung auf einem weit richtigeren Wege, als der war, den lange nach ihm Metaſtaſio einſchlug. Der letztere hat vortrefflich für die Bedürfniſſe melodiſcher bloß Empfindungen ausdrückender Muſik geſorgt; aber wo giebt er die mindeſte Veranlaſſung zur imaginativen? Daß Quinault dem Geſchmacke ſeines Volkes die Einmiſchung des Scherzhaften aufopferte, deswegen wird er gelobt, ich weiß nicht ob mit ſo großem Recht; dagegen tadelt man an ihm das Spielende im Ausdruck der Empfindungen. Iſt es billig, von einer leichten Gaukeley die Strenge des tragiſchen Kothurns zu fodern? Warum ſollte die Poeſie nicht auch ihre Arabesken haben? Ich glaube ſo ſehr als irgend wer ein Feind des Manierirten zu ſeyn; allein man verſtändige ſich über den Grad von Natur und Wahrheit, der von jeder Gattung zu erwarten ſteht und einzig darin möglich iſt. Die Verſe des Quinault haben keine andere Naivetät und Einfalt als die des Madrigals; wenn ſie dann und wann ins Süßliche fallen, ſo drücken ſie andremale eine ſchmachtende Zärtlichkeit mit Anmuth und ſanftem Wohlklange aus. Die Oper ſollte den Zaubergärten Armidens gleichen, von denen Quinault ſagt:

Dans ces lieux enchantés la volupté préside;

man ſollte aus den wollüſtigen Träumen des Gefühls nur zu den Bezauberungen der Fantaſie auf-

Inhalts-Verzeichniß,

nebſt Angabe der verglichenen Drucke. Die Stücke, wobei dieſe fehlt, ſind aus der Handſchrift des Verfaßers herausgegeben.

Zweiter Theil.

Viertes Buch.

Rhythmiſche Gedichte.

Seite

Die Kunſt der Griechen. Elegie. An Goethe. 1799. . . . 5
a) Athenäum II. 2. 181...192. b) Gedichte S. 219...237.
c) Poetiſche Werke II. S. 5...23.

Neoptolemus an Diokles. Zu Anfang des Jahres 1800. . . 13
a) Gedichte S. 238...255. b) Poet. W. II. S. 24...40.

Rom. Elegie. An Anne Germaine Baronin von Staël-Holſtein, geb. Necker. 1805. 21
a) Rom. Berlin 1805. 4°. b) Poet. W. II. S. 41...66.

Die Silbenmaße.
a) Europa. Bd. I. Stück 2. S. 117. f. b) Poet. W. II. S. 67...71.

1. Der Hexameter. 32
2. Die Elegie. 33
3. Der Jambe. 34
4. Der Choliambe oder Skazon. 34

Anteros. 35

Skolion. 35
a) Muſen-Alman. v. Schlegel u. Tieck. 1802. S. 128. b) Poet. W. II. S. 72.

Die Tragiker. 35
a) Im angef. Muſen-Alman. S. 26. b) Poet. W. II. S. 72.

geweckt werden. Wenn man ſich einmal ſtatt wirklicher Menſchen Weſen denkt, die keine andre Sprache als Geſang haben, ſo liegt es ganz nahe, ſie ſich auch als Geſchöpfe vorzuſtellen, die kein andres Geſchäft ihres Daſeyns kennen, als Liebe, dieſes auf der Gränze der geiſtigen und ſinnlichen Welt ſchwebende Gefühl; und die erſte Erfindung wird durch die zweyte wieder natürlich.

Quinault iſt ohne Nachfolger geblieben, und wie tief ſtehen die heutigen franzöſiſchen Opern, ſowohl in der Erfindung als Ausführung, unter den ſeinigen! Man hat auf das Heroiſche und Tragiſche gedrungen, in einer Gattung, wo die rechte Wirkung davon doch nicht zu erreichen ſteht; ſtatt mythologiſche Stoffe oder aus den Ritter- und Schäfer-Romanen entlehnte mit fantaſtiſcher Freyheit zu behandeln, hat man ſich an hiſtoriſche nach dem Zuſchnitt des Trauerſpiels gebunden, und durch dieſen ſchwerfälligen Ernſt und die Pedanterey der Regeln hat man es dahin gebracht, daß die Langeweile in der Oper mit bleyernem Szepter regiert. Die Misſtände von Seiten der Muſik: die geringe Tauglichkeit der franzöſiſchen Sprache zur Compoſition in einem höheren Styl als dem leichter Nationalmelodieen, die accentloſe Willkühr der Recitative, die ſchreyende Bravour der Sänger, überlaſſen wir den Kennern dieſer Kunſt zu rügen.

Bey beſcheidneren Anſprüchen befriedigt die komiſche Oper oder Operette die für ſie gültigen Kunſtfoderungen weit beſſer. Schon in Abſicht auf die Compoſition, weil dieſe hier mehr einen bloß nationalen Ton anſtimmen darf und ſoll. Der Uebergang vom Geſang zur Rede ohne alle muſikaliſche Begleitung oder Erhöhung, den Rouſſeau als eine unſtatthafte Vermiſchung zweyer Darſtellungsweiſen tadelt, mag dem Ohr misfallen, auf den Bau der Stücke hat er unſtreitig vortheilhaft gewirkt. In den gewöhnlich kaum halb verſtandnen, ſelten mit Aufmerkſamkeit angehörten Recitativen läßt ſich eine nur mäßig verwickelte Anlage nicht mit gehöriger Klarheit entwickeln. Deswegen wird in der italiäniſchen Opera Buffa die Handlung gänzlich vernachläßigt, und ſie bietet nebſt der grotesken Ueberladung nur einförmige Situationen dar, die gar nicht aus der Stelle rücken wollen. Die komiſche Oper der Franzoſen hingegen, wiewohl der

Raum, welchen die Muſik einnimmt, keine gründliche dramatiſche Entfaltung verſtattet, iſt für die Wirkung auf der Bühne berechnet, und ſpricht die Einbildungskraft gefällig an. Der Regelnzwang hat hier die Dichter nicht abgehalten, ihren theatraliſchen Einſichten zu folgen. Daher fehlt es dieſen flüchtigen Hervorbringungen nicht an der Beweglichkeit, dem Leben, dem Reiz, die ich in den kunſtgerechteren dramatiſchen Werken der Franzoſen häufig vermiſſe. Die ausgezeichnete Gunſt, womit die Operetten eines Favart, Sedaine und einiger ſpäteren zum Theil noch lebenden Dichter auch bey uns immer wieder geſehen werden, nachdem das gebietende Anſehen fremder Litteratur längſt aufgehört, und der deutſche Geſchmack ſich entſchieden gegen das franzöſiſche Trauerſpiel erklärt hat: dieſe Gunſt läßt ſich keinesweges bloß auf die Rechnung der Muſik ſchreiben; es iſt in der That poetiſches Verdienſt darin. Um nur Ein Beyſpiel aus vielen anzuführen, ſo ſtehe ich nicht an, die ganze Reihe von Auftritten in Raoul Sire de Crequy, wo die Kinder des betrunknen Schließers den Gefangnen befreyn, für ein Meiſterſtück theatraliſcher Mahlerey zu erklären. Wie ſehr wäre dem Trauerſpiel der Franzoſen, ja auch ihrem Luſtſpiel in Hofkleidung nur ein weniges von dieſer Haltung in den Umgebungen, dieſer lebendigen Gegenwart, dieſer Ergreifung des Augenblicks zu wünſchen! In einigen Operetten, z. B. einem Richard Löwenherz, einer Nina, laſſen ſich unverkennbare romantiſche Anklänge ſpüren.

Das Vaudeville iſt nur eine Abart der komiſchen Oper. Der weſentliche Unterſchied iſt, daß es den Aufwand von Compoſition, wodurch dieſe ein muſikaliſches Ganzes bilden ſoll, zu entbehren weiß, indem die Lieder für ſchon bekannte und volksmäßige Melodieen eingerichtet ſind. Eine muſikaliſche Vervollkommnung iſt dieß nun freylich nicht. Das unaufhörliche Ueberhüpfen vom Geſang zur Rede, oft nach wenigen Geigenſtrichen und wenigen Worten, die Häufung meiſt gemeiner, oft aber auch in einem ganz verſchiednen Styl geſetzter Liederweiſen, bringt ein an italiäniſche Muſik gewöhntes Ohr zur Verzweifelung. Kann man ſich hierüber hinwegſetzen, ſo iſt für die Unterhaltung der Lachluſtigen nicht ſelten reichlich geſorgt; ſelbſt in der

Wahl einer Melodie und in der Anſpielung auf den bekannten Text kann ein witziger Einfall liegen. In früherer Zeit haben zuweilen Schriftſteller, die bedeutendere Anſprüche zu machen hatten, ein Leſage, ein Piron, im Fache des Vaudeville, und zwar für Marionetten gearbeitet. Die aufgeweckten Köpfe, die ſich jetzt dieſer Gattung widmen, ſind außer Paris wenig bekannt, und darum auch wohl ziemlich unbekümmert. Nicht ſelten thun ſich mehrere zuſammen, um mit reicher Fruchtbarkeit ihre gemeinſchaftlichen Einfälle ans Licht zu fordern. Die Parodie neuer Theaterſtücke, die Anekdote des Tages, wovon eben alle Müßiggänger der Hauptſtadt plaudern, müſſen ihnen einen Stoff herleihen, den man nicht verſäumen darf gleich friſch zu verzehren. Dieſe Vaudevilles ſind wie die Mücken, die an einem Sommerabende ſummen, manchmal auch ſtechen, immer aber fröhlich herumſchwärmen, ſo lange ihnen die Sonne der Gelegenheit ſcheint. Ein Stück wie die Verzweiflung des Jocriſſe, das nach Jahren noch wieder gegeben werden kann, gilt unter dieſen Ephemeren ſchon, und mit Recht, für ein claſſiſches Werk, das den Kranz der Unſterblichkeit errungen hat. Zwar muß man es von Brunet vorgeſtellt ſehen, deſſen Geſicht faſt eine Maſke, und der in der Rolle des Einfaltspinſels ſo unerſchöpflich iſt als Polichinell in der ſeinigen.

Aus der Betrachtung der ſcherzhaften, oder aus dem Drolligen und Rührenden gemiſchten Nebengattungen, wo ſich Verfaſſer und Zuſchauer unbefangen ihren angebohrnen Neigungen überlaſſen, ſcheint mir zu erhellen, daß, wie bey den Italiänern groteſke Mimik, Buffonnerie, bey den Engländern Humor, ſo bey den Franzoſen gutmüthige Fröhlichkeit die Grundlage des komiſchen Witzes ausmacht. Beſonders in den unteren Ständen kommt dieſe Eigenſchaft überall zum Vorſchein, wo angekünſtelte Verderbtheit ſie nicht verdrängt.

Was den heutigen Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in Frankreich bezeichnet, kommt faſt alles auf die Bemühungen zurück, ausländiſche theatraliſche Freyheiten oder gemiſchte Gattungen, einzuführen. Denn die Hoffnung in den beyden anerkannten regelrechten Gattungen etwas wahrhaft Neues, das Vorhandene übertreffen, die alten Rahmen reicher ausgefüllt zu ſehen, verſchwindet immer mehr. Selten erlangt ein neues Werk einen entſchiednen Beyfall, und im beſten Fall dauert dieß nur ſo lange, bis man gewahr wird, daß doch eigentlich das Wohlbekannte, ſchon da geweſene mit etwas veränderter Zubereitung aufgetiſcht werden.

Was jene Bemühungen betrifft, ſo haben wir verſchiedenes übergangen, um es hier nachzuholen. Die bisherigen Angriffe auf die Gültigkeit der franzöſiſchen Kunſtformen, zuerſt von de la Motte, dann von Diderot und bis auf Mercier herunter, ſind wie Stimmen in der Wüſte verhallt, und mußten es, weil die Grundſätze, worauf dieſe Schriftſteller bauten, in der That alle poetiſche Form, nicht bloß die conventionelle über den Haufen werfen würden, und weil ſie, wie man zu ſagen pflegt, das Kind zugleich mit dem Bade ausſchütteten. Sie mußten es auch deswegen, weil keiner von ihnen ſeine Lehre gehörig durch ſein Beyſpiel zu unterſtützen wußte. Auch wo ſie Recht hatten, brachten ſie gleichwohl durch eine falſche Anwendung das Unrecht auf ihre Seite.

Der merkwürdigſte unter ihnen iſt Diderot, den Leſſing den beſten Kunſtrichter der Franzoſen nennt. Ich möchte dagegen behaupten, er ſey überhaupt kein Kunſtrichter geweſen. Daß er über das Weſen der Poeſie und ſchönen Kunſt nicht im Klaren war, indem er ihren Zweck für bloß moraliſch hielt, bringe ich dabey nicht in Anſchlag: ohne Theoriſt zu ſeyn, kann man ſich zum Kenner gebildet haben. Aber man kann nicht Kenner ſeyn ohne gründliche Bekanntſchaft mit den Bedingungen, Mitteln und Stylen einer Kunſt, und hier macht Diderot ſeine Studien und Einſichten ſehr verdächtig. Dieſer geiſtreiche Sophiſt thut ſeine Streifzüge in das Gebiet der Kritik mit ſo ungeſtümmer Uebereilung, daß die Hälfte ſeiner Streiche in die Luft geht. Das Wahre und das Irrige, das Bekannte und das Neue, das Weſentliche und das Unbedeutende iſt ſo durch einander gemiſcht, daß der höchſte Lobſpruch, den man ihm ertheilen kann, der iſt: es verlohne dennoch der Mühe, alles dieß zu entwirren. Was er geleiſtet wiſſen wollte, war entweder ſchon geleiſtet, wenn auch nicht gerade in Frankreich, oder es verdiente nicht geleiſtet zu werden, oder es war überhaupt unthunlich. Er that ſehr wohl, ſich gegen die Förmlichkeit und das Feſttagsweſen der dramatiſchen Schicklichkeiten, des allzu ſymmetriſchen Versbaues, der Declamation und des Spiels aufzulehnen; aber er verwarf zugleich alle theatraliſche Erhöhung, und wollte den Perſonen keine vervollkommte Mittheilungsweiſe ihres Innern gönnen. Nirgends ſpricht er den Grund aus, weswegen er im bürgerlichen Trauerſpiel die Verſification nicht für zuläßig oder die Proſa für vorzüglicher hielt, was nachher Andre und leider auch Leſſing, auf alle dramatiſchen Gattungen ausgedehnt haben; dieſer Grund liegt jedoch offenbar in den misverſtandnen Grundſätzen der Täuſchung und der Natürlichkeit *). Und wenn er dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerſpiele, Gattungen, die übrigens recht ſchätzbar ſind, und auch wahrhaft poetiſch behandelt

---

*) Entwickelt und widerlegt habe ich ſie in einem Aufſatz über das Verhältniß der ſchönen Kunſt zur Natur, im fünften Heft der Zeitſchrift Prometheus, herausgegeben von Leo von Seckendorf.

werden können, wiewohl es ſelten geſchehen iſt, einen ungebührlichen Vorrang einräumte; war es nicht von wegen der Nutzanwendung? Nicht Charakter und Situationen, ſondern Stände und Familien-Verhältniſſe ſollten nach ihm die Hauptſache ſeyn, um Zuſchauern in ähnlichen Ständen und Verhältniſſen das Beyſpiel ans Herz zu legen. Damit wäre es aber um allen freyen Kunſtgenuß geſchehen. Diderot empfahl dieſe Richtung der Darſtellung in derſelben Abſicht, die den Athenern an einem hiſtoriſchen Trauerſpiel aus der Zeitgeſchichte mißfiel, und wofür ſie den Phrynichus in Strafe nahmen *). Der Anblick eines nächtlichen Brandes kann durch die wunderbaren Beleuchtungen, welche das Spiel der Flammen in die Finſterniß hinein wirft, entzücken; aber wenn das Haus des Nachbars brennt — iam proximus ardet Ucalegon — ſo wird man ſchwerlich zu dieſer mahleriſchen Betrachtung aufgelegt ſeyn.

Man ſieht deutlich, wie Diderot, in demſelben Maaße als er ſelbſt Verſuche angeſtellt hatte, die

---

*) S. Erſter Thl. S. 118.

Seite

Das Grab der Medicis.
Poet. W. II. S. 73. f.
1. Die Statue der Nacht. 36
2. Die Statue der Morgenröthe. 36
3. Die Statue des Lorenzo, der Gedanke des Michelangelo genannt. 36
Auf Goethes Bruſtbild von Friedrich Tieck. 37
Poet. W. II. S. 74.
An mein Bruſtbild, als es die Gräfin B. mit Lorbeern bekränzt hatte. 37
Friederike Unzelmann. 37
An dieſelbe. 38
Biographiſche Regel. 38
Antikenbeſuch. 39
Studium des Alterthums. 40
Muſen-Alman. v. Schlegel u. Tieck. 1802. S. 63.
Frommer Wunſch. 40
Die Huldigung des Rheins. Zum Andenken an die glückliche Schiffahrt des Königs, als S. M. auf einem Dampfboote am 14. Sept. 1825. bei Bonn vorbeifuhr. 41
Beſonders gedruckt, auch mit gegenüberſtehendem latein. Texte. 4°.

Fünftes Buch.

Ion. Schauſpiel in fünf Aufzügen. 45
a) Hamburg, bei F. Perthes. 1803. 8°. b) Poet. W. II. S. 75...206.

Sechstes Buch.

Scherzhafte Gedichte, Epigramme und litterariſche Scherze auf Zeitgenoßen.

Ein ſchön kurzweilig Faſtnachtsſpiel vom alten und neuen Jahrhundert. Tragiert am erſten Januarii im Jahr 1801. 149
Poet. W. II. S. 256...274.
Vertheilung des Schreibgeräthes für die heutige Zeit. . . . 163
Das Seil des Oknus. 163

Segel einzieht. Am verwegenſten war er in einer anſtößigen Jugendſchrift, wo er das ganze tragiſche Syſtem der Franzoſen umſtürzen wollte; weniger in Geſprächen, die den natürlichen Sohn begleiten; am gemäßigſten in der dem Hausvater angehangten Abhandlung. Seine Polemik geht viel zu weit in Hinſicht auf die Formen und die Zwecke der dramatiſchen Kunſt. Auf der andern Seite iſt ſie längſt nicht umfaſſend genug: was die Einheiten des Ortes und der Zeit, und die Miſchung von Ernſt und Scherz betrifft, iſt Diderot ſelbſt in nationalen Vorurtheilen befangen.

Die ſo eben erwähnten beyden Stücke, die bey ihrer Erſcheinung ein unverdientes Aufſehen erregten, ſind längſt gehörig gewürdigt worden. Am natürlichen Sohn hat ſchon Leſſing ein ſtrenges Gericht ausgeübt, ohne noch das ungeſchickte Plagiat aus dem Goldoni zu rügen. Den Hausvater nennt er dagegen ein vortreffliches Stück, aber er hat vergeſſen ſein Urtheil zu rechtfertigen. Laharpe hat deſſen fehlerhaften Bau und Unzuſammenhang triftig genug gezeigt. Die Ausführung in beyden Stücken iſt hochſt manierirt: die nichts weniger als natürlichen Perſonen machen ſich durch ihr froſtiges Geſchwätz von Tugend, das nur Heuchlern geziemen dürfte, und durch die allgemeine Weinerlichkeit unleidlich. Wir Deutſchen können mit Recht ſagen: hinc illae lacrimae! Daher die nothloſen Thränen, womit unſre Bühne ſeitdem überſchwemmt worden. Auch durch die von ihm aufgebrachte Sitte, das Gebehrdenſpiel weitläuftig vorzuſchreiben, hat Diderot der dramatiſchen Beredſamkeit großen Abbruch gethan. Der Dichter ſtellt damit gleichſam eine Anweiſung auf den Schauſpieler aus, ſtatt aus ſeiner eignen Taſche zu zahlen *). Alle guten Dramatiker haben ſich gewiß immer das Gebehrdenſpiel hinzugedacht; allein wenn der Schauſpieler des Unterrichts darüber bedarf, ſo wird er ſchwerlich das Talent beſitzen ihn geſchickt zu befolgen. Die Reden ſollen billig ſo eingerichtet ſeyn, daß ein einſichtsvoller Schauſpieler das rechte Spiel gar nicht verfehlen kann.

---

*) Ich erinnere mich, in einem deutſchen Drama, das nicht ſchlechter iſt als viele andre, folgende Weiſung geleſen zu haben: „Er blitzt ihn mit den Augen an, und geht ab.“

Geſtehen wir es nur: längſt vor Diderot gab es ernſthafte Sittengemählde, rührende Dramen und bürgerliche Trauerſpiele, und zwar weit beſſere, als er aufzuſtellen vermochte. Voltaire, dem es mit dem eigentlichen Luſtſpiel nie recht gelingen wollte, hatte in ſeinem verlohrnen Sohn und der Nanine ein Gemiſch von komiſchen Auftritten und rührenden Situationen gegeben, woran der letztere Theil recht ſehr zu loben iſt. La Chauſſée hatte das rührende Drama in Frankreich aufgebracht. Alles dieß war in Verſen: und warum ſollte es nicht? Vom bürgerlichen Trauerſpiel, gerade mit der moraliſchen Richtung, die Diderot verlangte, hatte man in England einige Beyſpiele, worunter der Spieler, Beverley, ins Franzöſiſche übertragen iſt. Die Periode der Empfindſamkeit hat den rührenden Dramen einigen Verſchub gethan, das bürgerliche Trauerſpiel hat aber in Frankreich nie viel Glück gemacht, weil man das Glänzende und Pomphafte zu ſehr liebt. In der Melanie von Laharpe (dem man übrigens die treueſte Nachbildung eines griechiſchen Stückes für die heutige Bühne, den Philoktet, verdankt) herrſchen die peinlichen Eindrücke, welche die Klippe dieſer Gattung ſind. Das Stück mag gut ſeyn, um einem Vater, der ſeine Tochter zum Kloſterleben zwingen will, das Gewiſſen zu ſchärfen, andern Zuſchauern iſt die Aengſtigung nicht zuzumuthen.

Ungeachtet alles Widerſpruches hat Diderot doch in Frankreich eine Art von Schule geſtiftet, wozu vornämlich *Beaumarchais* und *Mercier* gehören. Der erſte hat nur zwey Stücke im Sinne ſeines Vorgängers geſchrieben, die denn auch an denſelben Gebrechen kranken: *Eugenie* und die *ſtrafbare Mutter*. Seine Bekanntſchaft mit Spanien und dem ſpaniſchen Theater gab ihm Veranlaſſung in der längſt vernachläßigten Gattung des Intriguenſtücks etwas Neues auf die Bühne zu bringen. Dieſe Werke ſtutzte er mehr durch witzige Einfälle als durch launige Charakteriſtik, am meiſten aber durch Anſpielungen auf ſeine eigne Schriftſteller-Laufbahn auf. Die Anlage des *Barbiers von Sevilla* iſt ziemlich abgebroſchen; die *Hochzeit des Figaro* iſt weit künſtlicher in der Erfindung, aber frey in den Sitten, und auch in poetiſcher Hinſicht wegen vieler fremdartigen Auswüchſe zu tadeln. In beyden werden franzöſiſche Charakter unter der Verkleidung eines ſchlecht beobachteten ſpaniſchen Coſtums aufgeführt *). Der außerordentliche Beyfall, den dieſe Stücke fanden, ſollte ſchließen laſſen, das franzöſiſche Publicum ſchätzte das Intriguen-Luſtſpiel nicht ſo gering, wie die Kunſtrichter thun: allein die Mittel, wodurch Beaumarchais gefiel, waren freylich zum Theile der Kunſt fremd.

Für eine Erweiterung kann es nicht gelten, wenn Ducis, um ſeine Landsleute mit dem Shakſpeare bekannt zu machen, einige von deſſen Trauerſpielen nach franzöſiſchen Regeln gemodelt hat. Man erkennt hier und da „die Glieder des zerriſſenen Dichters;“ aber alles iſt ſo verzwängt, entſtellt, und aus der urſprünglichen einfachen Fülle in eine kümmerliche Verworrenheit gebracht, daß auch das beynahe wörtlich beybehaltene meiſtens ſeinen ächten Sinn einbüßt. Der Zulauf, den

---

*) Wie ſehr Beaumarchais gegen die ſpaniſchen Sitten und Schicklichkeiten verſtoßen, zeigt de la Huerta in der Einleitung zu ſeinem Teatro Hespañol.

dieſe Trauerſpiele haben, beſonders weil ſie dem unvergleichlichen Talma einen ungewohnten Spielraum zur Entfaltung ſeiner Kunſt verſchaffen, iſt indeſſen immer ein bedeutendes Symptom des Ueberdruſſes am Alten, und des Bedürfniſſes, ſtärker erſchüttert zu werden.

Da die pariſiſchen Theater jetzt wieder an gewiſſe Gattungen gebunden ſind, und die Poetik hierin einen Berührungspunkt mit der Polizey hat, ſo bleiben die mancherley Miſch- und Neuerungs-Verſuche meiſtens auf die untergeordneten Bühnen verwieſen. Die Melodramen nehmen darunter eine große Stelle ein. Ein Statiſtiker des Theaters hat gefunden, daß ſeit einer Reihe von Jahren die Ausbeute neuer Hervorbringungen im Trauerſpiel und regelmäßigen Luſtſpiel am geringſten geweſen, im Melodrama aber alles andre zuſammen genommen an Zahl überſteige. Unter Melodrama verſteht man nicht, wie bey uns, ein Schauſpiel, worin Monologe mit Inſtrumental-Muſik in den Pauſen abwechſeln, ſondern wo in emphatiſcher Proſa irgend etwas wunderbares, abentheuerliches, oder auch ſinnliche Handlungen nebſt den dazu gehötigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hiezu ließe ſich etwas beſſeres bauen; denn leider ſind die meiſten Melodramen bis zur Abgeſchmacktheit roh, und gleichſam Fehlgeburten des Romantiſchen.

In der Sphäre der eigentlichen dramatiſchen Litteratur verdienen unſtreitig die Arbeiten eines Lemercier die Aufmerkſamkeit der Kenner. Dieſer talentvolle Mann ſtrebt die bisherigen Gränzen nach allen Seiten hin zu durchbrechen, und liebt ſeine Kunſt ſo leidenſchaftlich, daß er ſich dabey nicht abſchrecken läßt; wiewohl faſt jede neue Unternehmung von ihm das Parterre in einen wahren Kriegszuſtand verſetzt. *)

---

*) Seit dieſe Vorleſungen gehalten wurden, iſt durch die Aufführung ſeines Chriſtoph Columbus im Theater zu Paris ein ſolcher Tumult entſtanden, daß mehrere Verfechter des Boileau in ihrem Berufe zerbläute Glieder davon trugen. Sie hatten Recht, wie Verzweifelte zu kämpfen, denn machte dieß Schauſpiel Glück, ſo ſchien es um die geheiligten Einheiten, und um den guten Geſchmack in Sonderung des Heroiſchen und Niedrigen geſchehen zu ſeyn. Der erſte Aufzug ſpielt im Hauſe des

Alles Obige ſcheint anzudeuten, daß die Neigungen eines franzöſiſchen Publicums, wo es die aus Boileau's poetiſcher Kunſt eingelernten Pflichten des Geſchmacks vergißt, den dramatiſchen Freyheiten andrer Nationen nicht ſo ganz entgegengeſetzt ſeyn möchten, und daß es mehr der Aberglaube an das Anſehen hergebrachter Meynungen iſt, was das alte enge Syſtem aufrecht erhält.

Die Schauſpielkunſt iſt in Frankreich beſonders im höheren Luſtſpiel und im Trauerſpiel

---

Columbus, der zweyte am Hofe der Iſabella, der dritte und letzte auf dem Schiffe in der Nähe der neuen Welt. Der Dichter hat darſtellen wollen, wie der Erfinder eines großen Gedankens überall durch die Beſchränktheit und Gemeinheit der Menſchen gehemmt wird, aber durch ſeine Begeiſterung geſtärkt alles überwindet. In ſeinem Hauſe und bürgerlichen Zirkel hält man den Columbus für verrückt, am Hofe erlangt er mit Noth laue Unterſtützung; auf ſeinem Schiffe droht eine Meuterey auszubrechen, als man eben die geſuchten Küſten erblickt, und der Ruf: Land! Land! das Stück endigt. Alles dieß iſt ſehr künſtleriſch gedacht und entworfen, in der Ausführung möchte noch manches zu wünſchen übrig ſeyn. In einem andern bisher weder aufgeführten noch gedruckten Stücke, welches ſeit langer Zeit zu einem hohen Grade von Ausbildung gediehen. An äußerm Anſtande, Gewandtheit, Sicherheit des Gedächtniſſes und ungemeiner Uebung im richtigen und zierlichen Vortrage der Verſe dürften die beſſeren franzöſiſchen Schauſpieler ſchwer zu übertreffen ſeyn. Sie wenden unglaubliche Anſtrengungen an, um zu gefallen: jeden Augenblick, den ſie auf der Bühne zubringen, ſuchen ſie als eine koſtbare Vergünſtigung zu benutzen. Freylich nöthigt ſie der äußerſt ekle Geſchmack eines pariſiſchen Parterre's und die heilſame

---

ich den Verfaſſer vorleſen hörte, la journée des dupes, hat er eine unter dieſem Namen bekannte mißlungene Hofcabale gegen den Cardinal Richelieu mit hiſtoriſcher Treue in Abſicht auf die Umſtände und den Zeitgeiſt geſchildert. Es iſt ein politiſches Luſtſpiel, worin der Lumpenſammler wie der König ſeinem Stande gemäß ſpricht. Wie kleinliche Triebfedern ſich zu Bewirkung einer großen Staatsbegebenheit verbinden oder durchkreuzen, denn die Verſtellung der Perſonen gegen Andre und ſogar gegen ſich ſelbſt, und die Umſtimmung ihres Tones nach den Begebenheiten: mit einem Worte die ganze innere Seite des politiſchen Kartenſpiels hat der Dichter mit großer Feinheit aufgedeckt.

Strenge der Journaliſten zu nie nachlaſſendem Wetteifer; auch das iſt für ihre Kunſt vortheilhaft, daß ſo viele claſſiſche Werke, welche man ſich niemals müde ſieht, ſeit Menſchenaltern im Beſitz der Bühne ſind. Da die Zuſchauer dieſe beynahe auswendig wiſſen, ſo kann ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Ausführung gerichtet ſeyn, und jede verfehlte Sylbe wird gerügt.

Im höheren Luſtſpiel giebt die geſellige Feinheit der Nation ihren Schauſpielern einen großen Vorzug. Was aber die tragiſche Darſtellung betrifft, ſo ſollte die Schauſpielkunſt immer dem Geiſte der dichteriſchen Compoſitionen gemäß ſeyn, und ich zweifle ob die franzöſiſche dieß leiſtet, und ob die Urheber der Trauerſpiele, beſonders die aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, in den jetzigen Darſtellungen ſich ſo ganz wieder erkennen würden.

Die tragiſche Mimik und Recitation der Franzoſen ſchwankt zwiſchen zwey entgegengeſetzten Aeußerſten, wovon das erſte allerdings durch den herrſchenden Ton der Stücke veranlaßt wird, das zweyte vielmehr im Widerſpruch damit zu ſtehen ſcheint: zwiſchen abgezirkelter Förmlichkeit und aus-

Seite

Mißdeutung. Im Herbſt 1819. 164

Ehren-Verleihungen. 164

Geſpräch. 165

Die Titel. 165

Standeserhöhung. 165

Schwieriges Räthſel. 165

Der Prophet des jüngſten Tages. 1827. 166

Caussa finalis der Milchſtraße. 168

Die Saint-Simoniſten in Paris i. J. 1831.

1. An die Dilettanten. 169

2. Réponse des femmes libres aux sermons du Père Enfantin. 169

Der neueſte Religionskrieg. 170

Lob der Polygamie. 171

Urtheilsſpruch des geiſtlichen Ober-Conſiſtoriums gegen einen Ehebrecher. 171

Schillers Lob der Frauen. Parodie. 172

Parodien auf Lord Byron's Zeilen Had we never loved so kindly. 174

Troſtſchreiben von Calvus an Canus bei Anlegung einer Perücke. 177
Muſenalmanach v. Wendt für 1832. S. 4...8.

Epiſtel an einen Freund. 180
Beckers Taſchenbuch z. geſelligen Vergnügen für 1798. Leipzig. S. 254.

Trinklied. Zu ſingen am Namenstage Karls des Großen. 182
Berliner Muſen-Almanach für 1830. S. 18...20.

Als das Carnaval in Bonn unterſagt worden war. 1829.

1. Zeitungs-Artikel. 184

2. Die Leſer. 185

Hirtenbrief an die Kölner. 187

An die Kölner. 1841. 188

Epigramme und litterariſche Scherze auf Zeitgenoßen.

Vorwort. 190
Muſenalmanach herausg. v. Wendt. Lpz. 1832. S. 315.

Klugheitsregel. 190

Geſpräch 191

ſchweifendem Ungeſtümm. Jene mochte ehedem überwiegend ſeyn; dieſer iſt es jetzt.

Man höre Voltaire's Beſchreibung, wie zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten Auguſtus ſeine Rede an den Cinna und Maximus hielt. Auguſtus kam mit dem Gange eines Eiſenfreſſers angeſchritten, er hatte eine viereckige Perücke auf, die ihm vorn bis auf den Gürtel herunterhing, dieſe Perücke war mit Lorbeerblättern geſpickt, darauf trug er einen großen Hut mit einer doppelten Reihe rother Federn. Er ſetzte ſich auf einen ungeheuren Lehnſtuhl mit zwey Stufen, Cinna und Maximus auf zwey kleine Seſſel, und die ſchwülſtige Declamation entſprach vollkommen dem Prunk, womit er ſich ankündigte. Da man damals und noch lange nachher die Tragödien in ganz neumodiger Hoftracht, mit großer Halskrauſe, Degen und Hut aufführte, ſo gehörten dazu freylich nur ſolche Bewegungen, wie ſie in einem Vorzimmer erlaubt ſind, oder bedeutungsloſe Schnörkel mit den Armen, und es galt ſchon für einen kühnen Theaterſtreich, wenn in der letzten Szene des Polyeukt Severus, um dem Felix ſeine Verrätherey vorzurücken, mit dem Hut auf dem Kopfe hereinkam, und dieſer ihn mit dem Hut unter dem Arme anhörte.

Indeſſen finden ſich ſchon frühzeitig Beyſpiele von der entgegengeſetzten Ausſchweifung. In der Mariamne des Mairet, eines älteren Dichters als Corneille, hat ſich einmal ein Schauſpieler als Herodes todtgeſchrieen. Das heißt in der That „den Herodes überheroden.“ Als Voltaire eine Schauſpielerin ich weiß nicht welche tragiſche Rolle einlernen ließ, ſagte dieſe: „Ey, mein Herr, wenn ich ſo ſpielte, würde man ſagen, ich hätte den Teufel im Leibe.“ — „Das iſt eben das Rechte,“ erwiederte Voltaire, „eine Schauſpielerin muß den Teufel im Leibe haben.“ — Dieſer Ausdruck beweiſt wenigſtens keinen ſehr regen Sinn für jene Würde und Anmuth, welche in einer idealiſchen Darſtellung, wofür ſich das franzöſiſche Trauerſpiel giebt, auch unter der wildeſten Zerrüttung nicht verlohren gehen darf.

Ich fand zuweilen ſelbſt im Spiel der vortrefflichſten heutigen Schauſpieler plötzliche Sprünge von der feyerlichen Abgemeſſenheit in der Recitation und dem Gebehrdenſpiel, die der Ton der Compoſition im Ganzen fodert, zu einem wirklich convulſiviſchen Ungeſtümm der Leidenſchaft, ohne daß dieſer Abſtand durch die Mittelgrade gehörig vorbereitet und verſchmolzen wäre. Es leitet ſie dabey wohl ein dunkles Gefühl, daß die conventionellen Formen der Poeſie meiſtens die natürliche Bewegung hemmen; wenn der Dichter ſie nun irgendwo davon freyläßt, ſo entſchädigen ſie ſich, und laden dem ſeltnen Augenblicke der Hingeriſſenheit gleichſam das ganze Uebermaaß von Leben auf, das zurückgedrängt worden war, und gleichmäßig über das Ganze verbreitet ſeyn ſollte. Daher jene krampfhafte ſchreyende Heftigkeit. An Bravour laſſen ſie es nicht fehlen, wohl aber geht ihnen oft die innigere Wahrheit ab. Ueberhaupt betrachten ſie ihre Rollen (hierin macht nur etwa der genialiſche Talma eine Ausnahme, der überhaupt einzig iſt) mehr wie eine Moſaik von glänzenden Stellen, ſie ſuchen mehr jedes Einzelne unabhängig vom Andern geltend zu machen, als daß ſie auf den unſichtbaren Mittelpunkt des Charakters zurückgehen, und alle Aeußerungen nur als eben ſo viele Ausſtrahlungen davon behandeln ſollten. Sie fürchten immer zu wenig zu thun, deßhalb ſind ſie zum gehaltnen Spiel, zum beredten Schweigen, wo ſich unter ſcheinbarer äußerer Ruhe die tiefſten Bewegungen des Gemüths verrathen, am wenigſten berufen. Indeſſen machen ihnen ihre Dichter auch ſelten dieſe Aufgabe, und wenn in deren Werken nicht die Befugniß zu jener oben gerügten Ueberſchreitung alles Maaßes im gewaltſamen Ausdruck der Leidenſchaft liegt, ſo veranlaſſen ſie allerdings die mehr auf der Oberfläche glänzende als aus der Tiefe dringende Darſtellung des Schauſpielers. *)

---

*) Man ſehe über die franzöſiſche Schauſpielkunſt einen mit eben ſo feinem als gründlichem Beobachtungsgeiſte geſchriebenen Aufſatz Hrn. von Humboldt des älteren in Goethe's Propyläen.

REGIA

Ueber

dramatiſche Kunſt

und

Litteratur.

Vorleſungen

von

August Wilhelm Schlegel.

Zweyter Theil.

Zweyte Abtheilung.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dramaturgiſche Vorleſungen.

Dritter Theil.

Seite

Gegenſeitige billige Zurückhaltung. 191

Geſpräche eines Autors mit ſeinen Leſern. 192
Im angef. Muſenalm. S. 324.

Dichterlinge und Dichter. 192

Recept. Nach der Weiſe des Kinderliedes: „Wer will gute Kuchen backen.“ 193
Deutſch. Muſenalman. v. Chamiſſo u. Schwab. Lpzg. 1836. S. 16.

Wettgeſang dreier Poeten. 194
a) Athenäum III. S. 160...164. b) Poet. W. II. S. 209...215. c) Krit. Schr. II. S. 108...111.

An Garlieb Merkel.

Triolet. 200
a) Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Kölln 1806. 8°. S. 26. b) Poet. W. II. S. 216.

Verfehltes Thema. 200
Poet. W. II S. 216.

Sonett. 201
Flugblatt 8°. b) Testimonia de Merkelio. S. 25. f.

An Kynosarges. Sonett. 202

An die Dichter der Xenien. 203
Muſenalman. v. Wendt. Lpzg. 1832. S. 323.

Schwierige Kunſt. 203
Ebendaſ. S. 321.

Auf Veranlaßung des Briefwechſels zwiſchen Goethe u. Schiller.

1. Der erſte Eintritt. 204
Ebendaſ. S. 332.

2. Gegenſeitige Bewirthung. 204
Blätter für litterar. Unterh. Lzg. 1830. 4°. No. 49. S. 196.

3. Der bleibende Gegenſatz. 205
Ebendaſ.

4. Schiller im Spiegel ſeiner Theorie. 205
Ebendaſ.

5. Uebermuth der Verbündeten. 206

6. An Ludwig Tieck. 206
Im angef. Muſenalman. a. a. O.

7. An Schiller. 206
Ebendaſ.

8. Wichtige Belehrung für die Küchenpoſt. 207
Blätter für litterar. Unterh. a. a. O.

Zwölfte Vorleſung.

Unſerm gleich anfangs vorgelegten Plane gemäß haben wir uns jetzt mit dem engliſchen und ſpaniſchen Theater zu beſchäftigen. Wir wurden im vorhergehenden ſchon verſchiedentlich veranlaßt, bald das eine, bald das andre beyläufig zu erwähnen, theils um manche Begriffe durch den Gegenſatz in ein helleres Licht zu ſetzen, theils wegen des Einfluſſes, den ſie nach außen hin verbreitet haben. Sowohl die Engländer als die Spanier beſitzen eine ſehr reiche dramatiſche Litteratur, beyde haben eine Menge fruchtbarer und talentvoller Schauſpieldichter gehabt, worunter auch die weniger bewunderten und berühmten, im Ganzen genommen, ungemeines Geſchick für dramatiſche Belebung und Einſicht in das Weſen theatraliſcher Wirkung beweiſen. Die Geſchichte ihres Theaters hat keinen Zuſammenhang mit der des italiäniſchen und franzöſiſchen, denn es hat ſich ganz ohne fremde Einwirkung aus eigner Kraftfülle entwickelt: die Verſuche, es auf Nachahmung der Alten oder gar der Franzoſen zurückzuführen, ſind entweder ohne Folge geblieben, oder erſt ſehr ſpät in den Zeiten des Verfalls zum Vorſchein gekommen. Die Ausbildung dieſer beyden Bühnen iſt ebenfalls unabhängig von einander; die ſpaniſchen Dichter haben die engliſchen durchaus nicht gekannt, und bey dieſen konnte ich in der älteren und bedeutendſten Periode noch keine Spur der Bekanntſchaft mit ſpaniſchen Schauſpielen (wiewohl allerdings mit Novellen und Romanen) entdecken; erſt in der Zeit Carls des zweyten finden ſich Ueberſetzungen aus dem Calderon.

Es haben unter dem Menſchengeſchlecht ſo vielfältige Mittheilungen von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Nation zu Nation Statt gefunden, und der menſchliche Geiſt iſt mehrentheils ſo träge zum Erfinden, daß das Urſprüngliche in jedem Fache geiſtiger Bemühungen überall eine ſeltne Erſcheinung iſt. Wir ſind begierig zu ſehen, wie es gerathen wird, wenn unternehmende Köpfe, unbekümmert darum, daß etwas ſchon anderswo in hoher Vollkommenheit vorhanden geweſen, ſich beſtreben es ganz von vorn wieder zu erfinden; wenn ſie den Grund des neuen Gebäudes auf eignem Boden legen, und alle Zurüſtungen, alles Baugeräth aus eignen Mitteln herbeyſchaffen. Wir theilen gewiſſermaßen die Freude des Gelingens, wenn wir ſie raſch von der anfänglichen Unbeholfenheit und Bedürftigkeit zu fertiger Meiſterſchaft fortſchreiten ſehen. Dieſen anziehenden Anblick würde uns die Geſchichte des griechiſchen Theaters gewähren, wenn uns deſſen roheſte Anfänge aufbewahrt wären, die noch gar nicht einmal aufgeſchrieben wurden: allein es iſt leicht, aus der Vergleichung des Aeſchylus mit dem Sophokles weiter zurück zu ſchließen. Die Griechen hatten ihre Schauſpielkunſt von keinem andern Volke ererbt oder entlehnt, ſie war urſprünglich und einheimiſch, und eben darum konnte ſie eine lebendige Wirkung hervorbringen. Hiemit hatte es ſchon eine Endſchaft erreicht, als Griechen Griechen nachahmten, nämlich als die alexandriniſchen Dichter nach den großen Muſtern gelehrt und kritiſch Dramen ausarbeiteten. Bey den Römern trat das Gegentheil ein: ſie hatten Form und Gehalt ihrer Schauſpiele von den Griechen überkommen, ſie verſuchten es nie, hierin mündig zu werden, und ihre eigne Sinnesart auszuſprechen; deswegen nehmen ſie auch in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt eine ſo unbedeutende Stelle ein. Unter den Völkern des neueren Europa haben bis jetzt nur die Engländer und Spanier (die deutſche Schaubühne iſt erſt im Werden) ein durchaus originales, nationales, und in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt zu einer feſten Ausbildung gediehenes Theater.

Jene Kunſtrichter, welche die Alten auf ſolche Weiſe für muſterhaft halten, daß in der Poeſie wie in allen übrigen Künſten kein Heil zu hoffen ſey, außer auf dem Wege der Nachahmung, behaupten: jene eben genannten Nationen haben gerade deswegen, weil ſie dieſen Weg nicht betreten, lauter regelloſe Werke auf die Bühne gefördert, die durch einzelne ſchöne Züge glänzen mögen, an denen aber die barbariſche Formloſigkeit des Ganzen immer verwerflich bleibe. Wir haben über dieſe Anſicht ſchon im Eingange gegenwärtiger Vorleſungen das Nöthige im Allgemeinen erinnert, müſſen uns aber hier noch etwas näher damit einlaſſen.

Wäre die Behauptung richtig, ſo würde alles, was die Werke der vollendetſten engliſchen und ſpaniſchen Dramatiker, eines Shakſpeare und Calderon, unterſcheidet, ſie blos unter die Alten herabſetzen; ſie würden auf keine Weiſe für die Theorie wichtig ſeyn, und könnten höchſtens durch die Annahme merkwürdig ſcheinen, der Eigenſinn dieſer Nationen, ſich durchaus nicht nach den Regeln bequemen zu wollen, möchte den Dichtern deſto unbeſchränkteren Spielraum gelaſſen haben, ihre angeſtammte Originalität, wiewohl gleichſam hinter dem Rücken der Kunſt, zu offenbaren. Allein ſelbſt dieſe Annahme dürfte bey näherer Beleuchtung ſehr zweifelhaft werden. Der dichteriſche Geiſt bedarf allerdings einer Umgränzung, um ſich innerhalb derſelben mit ſchöner Freyheit zu bewegen, wie es alle Völker ſchon bey der erſten Erfindung des Sylbenmaßes gefühlt haben; er muß nach Geſetzen, die aus ſeinem eignen Weſen herfließen, wirken, wenn ſeine Kraft nicht ins Leere hinaus verdunſten ſoll.

Formlos zu ſeyn, darf alſo den Werken des Genius auf keine Weiſe geſtattet werden, allein es hat damit auch keine Gefahr. Um dem Vorwurfe der Formloſigkeit zu begegnen, verſtändige man ſich nur über den Begriff der Form, der von den Meiſten, namentlich von jenen Kunſtrichtern, welche vor allem auf ſteife Regelmäßigkeit dringen, nur mechaniſch, und nicht, wie er ſollte, organiſch gefaßt wird. Mechaniſch iſt die Form, wenn ſie durch äußre Einwirkung irgend einem Stoffe blos als zufällige Zuthat, ohne Beziehung auf deſſen Beſchaffenheit ertheilt wird, wie man z. B. einer weichen Maſſe eine beliebige Geſtalt giebt, damit ſie ſolche nach der Erhärtung beybehalte. Die organiſche Form hingegen iſt eingebohren, ſie bildet von innen heraus, und erreicht ihre Beſtimmtheit zugleich mit der vollſtändigen Entwickelung des Keimes. Solche Formen entdecken wir in der Natur überall, wo ſich lebendige Kräfte regen, von der Kryſtalliſation der Salze und Mineralien an bis zur Pflanze und Blume und von dieſer bis zur menſchlichen Geſichtsbildung hinauf. Auch in der ſchönen Kunſt wie im Gebiete der Natur, der höchſten Künſtlerin, ſind alle ächten Formen organiſch, d. h. durch den Gehalt des Kunſtwerkes beſtimmt. Mit Einem Worte, die Form iſt nichts andres als ein bedeutſames Aeußres, die ſprechende durch keine ſtörenden Zufälligkeiten entſtellte Phyſiognomie jedes Dinges, die von deſſen verborgnem Weſen ein wahrhaftes Zeugniß ablegt.

Hieraus leuchtet ein, daß der unvergängliche, aber gleichſam durch verſchiedne Körper wandernde Geiſt der Poeſie, ſo oft er ſich im Menſchengeſchlechte neu gebiert, aus den Nahrungsſtoffen eines veränderten Zeitalters ſich auch einem anders geſtalteten Leib zubilden muß. Mit der Richtung des dichteriſchen Sinnes wechſeln die Formen, und wenn man die neuen Dichtarten mit den alten Gattungsnamen belegt, und ſie nach deren Begriffe beurtheilt, ſo iſt dieß eine ganz unbefugte Anwendung von dem Anſehen des claſſiſchen Alterthums. Niemand ſoll vor einer Gerichtsbarkeit belangt werden, unter die er nicht gehört. Wir können gern zugeben, die meiſten dramatiſchen Werke der engliſchen und ſpaniſchen

Dichter ſeyen im Sinne der Alten weder Tragödien noch Komödien: es ſind eben romantiſche Schauſpiele. Daß die Bühne eines Volkes, welches bey deren Gründung und Ausbildung von fremden Vorbildern nichts gewußt noch wiſſen wollen, viel eignes und abweichendes haben wird, ſogar ſeltſam abſtechendes gegen die Theater andrer Nationen, die dabey ein gemeinſchaftliches Muſter der Nachahmung vor Augen gehabt: dieß wird ſchon jedermann vorausſetzen, und das Gegentheil würde eher befremdlich ſcheinen. Wenn aber die gleichzeitig entſtandnen und dennoch einander unbekannt gebliebenen Bühnen zweyer Völker, die in phyſiſcher, moraliſcher, politiſcher und religiöſer Hinſicht ſo weit von einander abſtehen wie die Engländer und Spanier, neben den äuſſern und innern Verſchiedenheiten die auffallendſten Züge der Verwandtſchaft an ſich tragen, ſo muß wohl der Gedankenloſeſte auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam werden, und es wird ſich ihm natürlich die Vermuthung aufdrängen, bey der Entwickelung beyder habe daſſelbe oder wenigſtens ein gleichartiges Prinzip obgewaltet. Indeſſen iſt dieſe Zuſammenſtellung des engliſchen und des ſpaniſchen Theaters in ihrem gemeinſchaftlichen Gegenſatz mit aller dramatiſchen Litteratur, die aus Nachahmung der Alten erwachſen, ſo viel wir wiſſen, noch niemals verſucht worden. Könnte man einen Landes- und Zeitgenoſſen und verſtändigen Bewunderer des Shakſpeare, und einen andern des Calderon wieder auferwecken, und ſie mit den Werken des ihnen fremden Dichters bekannt machen, ſo würden beyde, mehr von einem nationalen als allgemeinen Geſichtspunkte ausgehend, ohne Zweifel ſich nur mit Mühe hinein verſetzen, und viel dagegen einzuwenden haben. Hier muß nun die vermittelnde Kritik *) eintreten, die vielleicht von einem Deutſchen am beſten

---

*) Dieſes ſchicklichen Ausdrucks hat ſich, wo wir nicht irren, Hr. Adam Müller in ſeinen Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Litteratur zuerſt bedient. Wenn er ſich aber für den Erfinder der Sache ſelbſt ausgiebt, ſo iſt dieß, gelinde geſagt, ein Irrthum. Längſt vor ihm haben andre Deutſche verſucht, den Widerſtreit des Geſchmacks zwiſchen Zeitaltern und Nationen auszugleichen, und jeder ächten Poeſie und Kunſt die gehörige Anerkennung zu verſchaffen. Zwiſchen Gut und Schlecht iſt freylich keine Vermittlung möglich.

ausgeübt werden kann, der weder in engliſcher noch in ſpaniſcher Nationalität befangen, aber einer wie der andern durch Neigung befreundet iſt, und durch keine Eiferſucht gehindert wird, das Große, was früher im Auslande geleiſtet worden, anzuerkennen.

Die Aehnlichkeit des engliſchen und ſpaniſchen Theaters beſteht nicht blos in der kühnen Vernachläßigung der Einheiten von Ort und Zeit, und in der Vermiſchung komiſcher und tragiſcher Beſtandtheile: was man immer noch als blos verneinende Eigenheiten betrachten könnte, daß ſie ſich nämlich nicht nach den Regeln und der Vernunft (in der Meynung gewiſſer Kunſtrichter gleichbedeutende Wörter) hätten fügen wollen oder können; ſondern ſie liegt weit tiefer im innerſten Gehalt der Dichtungen, und in den weſentlichen Beziehungen, wodurch jene abweichende Form ein wahres Erfoderniß wird, die mit ihrer Gültigkeit zugleich ihre Bedeutung erhält. Was ſie mit einander gemein haben, iſt der Geiſt der romantiſchen Poeſie, dramatiſch ausgeſprochen. Doch damit wir uns gleich mit der gehörigen Einſchränkung erklären, ſo iſt unſers Erachtens das ſpaniſche Theater bis zu ſeinem Verfall ſeit dem An-

Seite
9. Familienleben. 207
Ebendaſ.
10. Dichteriſcher Briefwechſel. 207
Im angef. Muſenalm. S. 327.
Ankündigung der ſämmtlichen Werke. 208
Landſchaftliche Anpreiſung. 209
Der berittene Dichter. Nach Goethes und Zelters Briefwechſel. 209
Geſicherte Unſterblichkeit. 210
Im angef. Muſenalm. S. 323.
Kennzeichen. 210
Ebendaſ.
Aufforderung. Mundartiſch. 210
Das Lied von der Glocke.
Ebendaſ. S. 330. f.
1. A propos des cloches. 211
2. Kritik eines Küſters. 211
3. Der idealiſche Glockengießer. 212
Troſt bei einer ſchwierigen Unternehmung. 212
Ebendaſ. S. 316.
Macbeth, für das weimar. Hoftheater eingerichtet v. Schiller. 213
Ebendaſ. S. 317.
Die veredelte Hexenzucht. 213
Ebendaſ.
Unter Müllners Bildniß. Aus Schillers Braut v. Meſſina. 213
Ebendaſ. S. 318.
Grillparzer. 214
Ebendaſ.
Die Tochter der Luft auf dem deutſchen Theater. 214
Ebendaſ.
Iſidor und Olga. 214
Ebendaſ.
An einen Dichter. 214
Ebendaſ. S. 320.
An Lord Byron. 215
Ebendaſ. S. 315.
Die Ueberſetzer-Familie. 215
Ebendaſ.
Wieneriſcher Nachdruck. 215
Ebendaſ. S. 318.
Fortſchritt. 216

fange des achtzehnten Jahrhunderts faſt durchgehends romantiſch; das engliſche iſt es nur in ſeinem Stifter und größten Meiſter Shakſpeare auf vollkommne Weiſe: in den ſpäteren iſt das romantiſche Prinzip mehr oder weniger ausgeartet oder ganz verlohren gegangen, wiewohl die kraft deſſen eingeführten Verfahrungsweiſen der dramatiſchen Darſtellung dem Aeußern nach ziemlich beybehalten worden ſind. Wie ſich dennoch hiebey die verſchiedne Sinnesart zweyer Völker offenbart hat, eines nördlichen und eines ſüdlichen; jenes mit einer ahndungsvollen, dieſes mit einer glühenden Einbildungskraft begabt; jenes mit grübelndem Ernſt in ſich gekehrt, dieſes durch rege Leidenſchaftlichkeit nach außen getrieben: das wird am beſten am Schluſſe dieſes Abſchnittes in einer Parallele zwiſchen den zwey einzig großen Dichtern, Shakſpeare und Calderon, zuſammengefaßt werden können.

Ueber den Urſprung und das Weſen des Romantiſchen ſprach ich in der erſten Vorleſung, und will hier nur weniges in Erinnerung bringen. Die antike Kunſt und Poeſie geht auf ſtrenge Sonderung des Ungleichartigen, die romantiſche gefällt ſich in unauflöslichen Miſchungen; alle Entgegengeſetzten: Natur und Kunſt, Poeſie und Proſa, Ernſt und Scherz, Erinnerung und Ahndung, Geiſtigkeit und Sinnlichkeit, das Irdiſche und Göttliche, Leben und Tod, verſchmelzt ſie auf das innigſte mit einander. Wie die älteſten Geſetzgeber ihre ordnenden Lehren und Vorſchriften in abgemeſſenen Weiſen ertheilten; wie dieß ſchon vom Orpheus, dem erſten Beſänftiger des noch wilden Menſchengeſchlechts, fabelhaft gerühmt wird: ſo iſt die geſamte alte Poeſie und Kunſt gleichſam ein rhythmiſcher Nomos, eine harmoniſche Verkündigung der auf immer feſtgeſtellten Geſetzgebung einer ſchön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in ſich abſpiegelnden Welt. Die romantiſche hingegen iſt der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schooße ſich verbirgt: der beſeelende Geiſt der urſprünglichen Liebe ſchwebt hier von neuem über den Waſſern. Jene iſt einfacher, klarer, und der Natur in der ſelbſtändigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; dieſe, ungeachtet ihres fragmentariſchen Anſehens, iſt dem Geheimniß des Weltalls näher. Denn der Begriff kann nur jedes für ſich umſchreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für ſich iſt; das Gefühl wird alles in allem zugleich gewahr.

Was nun die dichteriſche Gattung betrifft, womit wir uns hier beſchäftigen, ſo verglichen wir die antike Tragödie mit einer Gruppe in der Sculptur: die Figuren entſprechen dem Charakter, ihre Gruppirung der Handlung, und hierauf iſt, als auf das einzige Dargeſtellte, die Betrachtung bey beyden Arten von Kunſtwerken ausſchließlich gerichtet. Das romantiſche Drama denke man ſich hingegen als ein großes Gemälde, wo außer der Geſtalt und Bewegung in reicheren Gruppen auch noch die Umgebung der Perſonen mit abgebildet iſt, nicht blos die nächſte, ſondern ein bedeutender Ausblick in die Ferne, und dieß alles unter einer magiſchen Beleuchtung, welche den Eindruck ſo oder anders beſtimmen hilft.

Ein ſolches Gemählde wird weniger vollkommen begränzt ſeyn als die Gruppe, denn es iſt wie ein ausgeſchnittnes Bruchſtück aus dem optiſchen Schauplatze der Welt. Indeſſen wird der Mahler durch die

Einfaſſung der Vorgründe, durch das gegen die Mitte geſammelte Licht und andre Mittel den Blick gehörig feſtzuhalten wiſſen, daß er weder über die Darſtellung hinausſchweife, noch etwas in ihr vermiſſe.

In der Abbildung der Geſtalt kann die Mahlerey nicht mit der Sculptur wetteifern, weil jene ſie nur durch eine Täuſchung und aus einem einzigen Geſichtspunkte auffaßt; dagegen ertheilt ſie ihren Nachahmungen mehr Lebendigkeit durch die Farbe, die ſie beſonders zu den feinſten Abſtufungen des geiſtigen Ausdrucks in den Geſichtern zu benutzen weiß. Auch läßt ſie durch den Blick, welchen die Sculptur doch immer nur unvollkommen geben kann, weit tiefer im Gemüth leſen, und deſſen leiſeſte Regungen vernehmen. Ihr eigentlicher Zauber liegt endlich darin, daß ſie an körperlichen Gegenſtänden ſichtbar macht, was am wenigſten körperlich iſt, Licht und Luft.

Gerade dergleichen Schönheiten ſind dem romantiſchen Drama eigenthümlich. Es ſondert nicht ſtrenge wie die alte Tragödie den Ernſt und die Handlung unter den Beſtandtheilen des Lebens aus; es faßt das ganze bunte Schauſpiel deſſelben mit allen

Umgebungen zuſammen, und indem es nur das zufällig neben einander befindliche abzubilden ſcheint, befriedigt es die unbewußten Foderungen der Fantaſie, vertieft uns in Betrachtungen über die unausſprechliche Bedeutung des durch Anordnung, Nähe und Ferne, Colorit und Beleuchtung harmoniſch gewordnen Scheines, und leiht gleichſam der Ausſicht eine Seele.

Der Wechſel der Zeiten und Oerter, vorausgeſetzt daß ſein Einfluß auf die Gemüther mit geſchildert iſt, und daß er der theatraliſchen Perſpective in Bezug auf das in der Ferne angedeutete oder von deckenden Gegenſtänden halb verſteckte zu Statten kommt; der Contraſt von Scherz und Ernſt, vorausgeſetzt daß ſie im Grade und der Art ein Verhältniß zu einander haben; endlich die Miſchung der dialogiſchen und lyriſchen Beſtandtheile, wodurch der Dichter es in der Gewalt hat, ſeine Perſonen mehr oder weniger in poetiſche Naturen zu verwandeln: ſind nach meiner Anſicht im romantiſchen Drama nicht etwa bloße Licenzen, ſondern wahre Schönheiten. In allen dieſen Punkten, und noch in manchen andern, werden wir die engliſchen und ſpaniſchen Werke, welche vorzugsweiſe dieſen Namen verdienen, einander vollkommen ähnlich finden, wie weit ſie auch ſonſt von einander abſtehen mögen.

Wir handeln zuerſt vom engliſchen Theater, weil es früher zur Reife gediehen iſt als das ſpaniſche. Bey beyden müſſen wir uns insbeſondere mit Shakſpeare und Calderon beſchäftigen, aber in umgekehrter Ordnung. Shakſpeare ſteht unter den Engländern voran; was etwa über die früheren oder gleichzeitigen Alterthümer der engliſchen Bühne zu bemerken iſt, wird ſich bey der Ueberſicht ihrer Geſchichte nachholen laſſen. Calderon aber hat viele Vorgänger gehabt, er iſt zugleich der Gipfel und beynahe der Beſchluß der dramatiſchen Kunſt unter den Spaniern.

Indem ich hier in der Kürze, welche der Umfang meines Vorhabens mir auferlegt, von einem Dichter reden ſoll, auf deſſen Studium ich mehrere Jahre meines Lebens verwandt habe, befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll, weil ich gar nicht würde aufhören können, wenn ich alles ſagen wollte, was ich bey ſeinen Werken empfunden und über ſie gedacht habe. So wie bey einem Menſchen, ſo macht auch vielleicht bey einem Dichter die allzuvertraute Bekanntſchaft ungeſchickt, ſich in die Lage Anderer zu verſetzen, die ihn erſt kennen lernen: man iſt an ſeine auffallenden Eigenheiten zu ſehr gewöhnt, um ihren erſten Eindruck beurtheilen zu können. Dagegen ſollte man von ſeiner Handelsweiſe, ſeinen geheimeren Abſichten und der Bedeutung ſeines ganzen Thuns genauere Rechenſchaft abzulegen wiſſen als Andre.

Shakſpeare iſt der Stolz ſeiner Nation. Ein neuerer Dichter hat ihn mit Recht den Genius der brittiſchen Inſel genannt. Er war ſchon der Liebling ſeiner Zeitgenoſſen, und nach dem Zwiſchenraume des puritaniſchen Fanatismus, der ungefähr ein Menſchenalter nach ihm eintrat und alle freye Geiſtesbildung verbannte, nach der Regierung Carls des zweyten, während welcher man ihn entweder gar nicht oder ſehr entſtellt auf die Bühne brachte, iſt ſein Ruhm etwa zu Anfange des vorigen Jahrhunderts aus dem Dunkel der Vergeſſenheit glänzender auferſtanden: er wuchs ſeitdem immer mit dem

Fortgange der Zeiten, und wird auch in den folgenden Jahrhunderten, dieß ſage ich mit größter Zuverſicht voraus, fortfahren gewaltig anzuwachſen, wie eine von den Alpen herunterrollende Schneelawine. Als eine bedeutende Ausbreitung ſeines Ruhmes dürfen wir wohl die enthuſiaſtiſche Aneignung wie eines obgleich in der Fremde gebohrnen Landsmannes anrechnen, womit er in Deutſchland aufgenommen worden iſt, ſeit man ihn kennt. Für das ſüdliche Europa bleibt vielleicht die Sprache, und die Unmöglichkeit ihn treu zu überſetzen, *) ein unüberwindliches Hinderniß der allgemeinen Anerkennung. In England wetteifern die größten Schauſpieler in Shakſpeare's Rollen, die Buchdrucker erſchöpfen ſich in prächtigen Ausgaben ſeiner Werke, die Mahler in Darſtellungen ſeiner Szenen. Shakſpeare'n iſt wie dem Dante die hier vielleicht unent-

---

*) Dieſe Unmöglichkeit tritt für Frankreich. ebenfalls ein. Denn man glaube ja nicht, daß eine wortliche Uebertragung deßhalb ſchon eine treue ſey. Wie ſchlecht Voltaire einige Stellen des Hamlet, und die erſten Aufzüge des Julius Cäſar in reimloſe Alexandriner überſetzt, hat Mrs. Montague zur Genüge gezeigt.

behrliche, obwohl läſtige Ehre zu Theil geworden, als ein claſſiſcher Autor des Alterthums behandelt zu werden. Man hat die älteſten Ausgaben ſorgfältig verglichen, und wo die Leſearten verderbt ſchienen, mancherley Verbeſſerungen verſucht; man hat eine ganze vergeſſene Litteratur aus jener Zeit aufgeſtöbert, um etwas zur Erklärung von Shakſpeare's Ausdrücken und Anſpielungen dienliches darin zu finden. Der Ausleger ſind ſo viele auf einander gefolgt, daß ihre Arbeiten nebſt den kritiſchen Streitigkeiten, Widerlegungen, Rechtfertigungen u. ſ. w., eine nicht unbeträchtliche Bibliothek ausmachen. Dieſe Bemühungen ſind Lobes und Dankes werth; vorzüglich die hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Quellen, woraus Shakſpeare ſeine Stoffe geſchöpft, über die damalige Verfaſſung der Schaubühne, und dergleichen mehr. Allein ſchon in Hinſicht auf die bloß philologiſche Kritik kann ich häufig nicht gleicher Meynung mit den Commentatoren ſeyn. Wo ſie es aber vollends unternehmen, über den Dichter als ſolchen zu reden, ihn zu beurtheilen, zu meiſtern: da muß ich mich gänzlich von ihnen trennen. Faſt nirgends finde ich das rechte, geſchweige das erſchöpfende geſagt, und dieſe Kritiker ſcheinen mir nur ſtammelnde Dollmetſcher jener allgemeinen an Vergötterung gränzenden Bewunderung ihrer Landsleute zu ſeyn. Es mag in England auch Leute geben, die eben ſo denken; wenigſtens hat ein ſatiriſcher Dichter den Shakſpeare im Verhältniß zu ſeinen Auslegern als den Actäon geſchildert, der von ſeinen eignen Hunden zu Tode gehetzt wird, und indem er in Ausführung dieſes Bildes den Ovid parodirt, eine der Frauen, die über den großen Dichter geſchrieben, als die klaffende Lycisca bezeichnet.

Wir wollen zuvörderſt einige falſche Anſichten wegräumen, um die Stätte für unſre Huldigung zu reinigen und uns ihr alsdann um ſo freyer hingeben zu können.

Nach allen Stimmen zu urtheilen, die von dorther noch zu uns herüberhallen, wußten die Zeitgenoſſen Shakſpeare's gar wohl, was ſie an ihm hatten; ſie fühlten und verſtanden ihn beſſer als die Meiſten, die ſpäterhin ſich haben vernehmen laſſen. Eins von den Lobgedichten, womit man damals die Herausgabe eines Schriftſtellers zu begleiten pflegte, und noch dazu von einem Ungenannten, gehört

Seite
Frohe Ausſicht. 216
Vergebene Beſtrebungen. 216
Stolpholperl. 217
Invenit portum. 217
Sprechender Name. 217
Aufforderung. 218
An Rückert. 218
Der Satiriker. 218
Der heutige Hofpoet. 219
Der Orgelſpieler und der Bälgentreter. 219
Allegoriſches Coſtum. 220
Lobſpruch auf einen bewunderten Dichter. 220
Eck ſin ubt Fallersleben. 221
An Freiligrath über zwei vom Ober-Cenſur-Gericht ausgeſtrichene Verſe in ſeinem der kölner Zeitung eingerückten Gedichte. 221
Die Katheder-Beichte. 222
An Herrn Lehrreich. 222
Variationen auf den Refrain des Hexengeſanges. 223
Muſenalmanach v. Wendt. Lzg. 1832. S. 18...20.
Mangel an Beruf. Schweizeriſch. 225
Ein Porträt ohne Namen. 226
Im angef. Muſenalm. S. 322.
Parabel vom Eulenſpiegel und den Schneidern. 226
Poet. W. II. S. 278...282.
Philoſophiſche Lection. 229
Poet. W. II. S. 275...277.
Wechſel der Dynaſtie in den Philoſophenſchulen. 231
a) Im angef. Muſenalm. S. 325.
Friedrich Schlegel und Hegel. 1827. 232
Der ehemalige Spinoziſt. 232
Verſtändliches Reſultat einer unverſtändlichen Metaphyſik. 233
Im angef. Muſenalm. S. 320.
Bedeutſamer Name. 233
Die Abneigung vor den aſiatiſchen Sprachen. 233
Grammatiſcher Unterſchied. 234
Im angef. Muſenalm. S. 321.
Nach dem Indiſchen des Slaghaniya. 234
Ebendaſ.
An einen Sanſcritiſten. 234

zu dem ſchönſten und treffendſten, was je über den Dichter geſagt worden *). Indeſſen kam ſchon frühzeitig die Vorſtellung in Gang, Shakſpeare ſey ein rohes Genie geweſen, und habe blindlings unzuſammenhängende Dichtungen auf gut Glück hingeſchüttet. Ben Jonſon, ein jüngerer Zeitgenoſſe und Nebenbuhler Shakſpeare's, der im Schweiße ſeines Angeſichts, aber mit geringem Erfolg das engliſche Schauſpiel nicht romantiſch, ſondern nach dem Muſter der Alten zu bilden ſtrebte, meynte, er habe nicht genug ausgeſtrichen, und weil er wenig Schulgelehrſamkeit beſeſſen, verdanke er der Natur mehr als der Kunſt. Auch der gelehrte und zuweilen etwas pedantiſche Milton ſtimmt in dieſen Ton ein, wenn er ſagt: **) „Unſer ſüßer Shakſpeare, das Kind der Fantaſie, wirbelt ſeine angebohrnen wilden Waldgeſänge.“ Doch gereicht es ihm zur Ehre, Shakſpeare's Süßigkeit, die verkannteſte unter ſeinen Eigenſchaften, empfunden zu haben. Die neueren Herausgeber, ſowohl in ihren Vorreden, die jedoch als rhetoriſche Uebungen im Lobpreiſen des Dichters gemeynt ſind, als in ihren einzelnen Bemerkungen, gehen viel weiter. Nicht nur geben ſie die Regelloſigkeit ſeiner Stücke nach gar nicht auf ſie anwendbaren Grundſätzen zu, ſondern ſie beſchuldigen ihn des Bombaſtes, einer verworrenen, ungrammatiſchen, witzelnden Schreibart, und der verkehrteſten Poſſenreißerey. Pope behauptet, er habe gewiß beſſer, aber vielleicht auch ſchlechter als irgend ein Andrer geſchrieben. Alle Auftritte und Stellen, die ſeinem kleinlichen Geſchmacke nicht zuſagten, wollte er auf die Rechnung verfälſchender Schauſpieler ſetzen, und war auf dem beſten Wege, wenn man ihn gehört hätte, uns einen ſchmählich verſtümmelten Shakſpeare zu beſcheeren. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn die Ausländer, die Deutſchen der neueſten Zeit ausgenommen, *) ſolche Urtheile nach ihrer Unkenntniß über-

---

*) Es fängt an mit den Worten: A mind reflecting ages past, und iſt unterzeichnet: J. M. S.

**) Our sweetest Shakspeare, fancy's child
Warbles his native woodnotes wild.

---

*) Zuerſt hat Leſſing im gebührenden Tone über Shakſpeare geſprochen, aber leider viel zu wenig geſagt, weil in der

treiben. Sie reden von Shakſpeare's Schauſpielen als abentheuerlichen Ungeheuern, die nur in einer wüſten barbariſchen Zeit von einem beynah verbrannten Gehirn ans Licht gefördert werden mochten; und Voltaire ſchlägt dem Faſſe den Boden ein, indem er ſich erdreiſtet zu ſagen: Hamlet, das tiefſinnige Meiſterwerk des philoſophiſchen Dichters, „ſcheine von einem beſoffenen Wilden herzurühren.“ Daß Ausländer, beſonders Franzoſen, die oft von der Vorzeit und dem ſogenannten Mittelalter ſo wunderlich ſprechen, als ob erſt durch Ludwig den vierzehnten die Menſchenfreſſerey in Europa wäre abgeſtellt worden, ſich die Meynung von Shakſpeare's barbariſchem Zeitalter eingeſchwatzt, möchte hingehen; aber daß die Engländer ſich eine ſolche Verläumdung jener glorreichen Epoche ihrer Geſchichte,

---

Zeit, als er die Dramaturgie ſchrieb, dieſer Dichter noch nicht auf unſerer Bühne erſchienen war. Seitdem beſonders Herder in den Blättern von deutſcher Art und Kunſt; Goethe im Wilhelm Meiſter; und Tieck in Briefen über Shakſpeare, (Poetiſches Journal, 1800.) die aber faſt am Eingange abbrechen.

worin der Grund zu ihrer jetzigen Größe gelegt worden, gefallen laſſen, iſt mir unbegreiflich. Shakſpeare blühte und ſchrieb in der letzten Hälfte der Regierung der Eliſabeth, und in der erſten König Jakob des erſten, alſo unter gelehrten und die Wiſſenſchaft ehrenden Monarchen. Die Politik des neueren Europa, die deſſen Länder in mannichfaltige Wechſelberührung ſetzte, hatte ſchon ein Jahrhundert früher ihren Anfang genommen. Die Sache der Proteſtanten war in England ſogleich mit Eliſabeths Thronbeſteigung entſchieden: alſo kann nicht einmal die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter als Beweis der herrſchenden Finſterniß angeführt werden. Der Eifer für das Studium der Alten war ſo lebhaft erwacht, daß ſogar Frauen am Hofe, und die Königin ſelbſt, mit der lateiniſchen und griechiſchen Sprache vertraut waren, und es wenigſtens in der erſten bis zur Fertigkeit im Sprechen gebracht hatten: eine Kenntniß, die man jetzt an den europäiſchen Höfen gewiß vergeblich ſuchen würde. Handel und Schiffahrt, welche die Engländer ſchon nach allen vier Welttheilen trieben, machten ſie mit den Sitten und geiſtigen Herverbringungen andrer Nationen bekannt, und ſie waren damals, wie es ſcheint, gegen fremde Sitten gaſtfreyer als jetzt. Italien hatte ungefähr alles, was ſeine Litteratur auszeichnet, ſchon gehabt, und man überſetzte in England fleißig aus dem Italiäniſchen, ſogar mit Glück in Verſen. Auch mit der ſpaniſchen Litteratur war man nicht unbekannt: es läßt ſich nachweiſen, daß man den Don Quixote kurz nach ſeiner Erſcheinung in England geleſen habe. Bacon, der Stifter der neueren Experimental-Phyſik, und von dem man ſagen kann, daß er, was von der herrſchenden Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts noch dieſen Namen verdient, in ſeiner Taſche hatte, war ein Zeitgenoſſe Shakſpeare's. Er wurde zwar erſt nach deſſen Tode durch Schriften berühmt: aber welche Begriffe mußten im Umlauf ſeyn, damit ein ſolcher Denker aufſtehen konnte! Manche Fächer des menſchlichen Wiſſens ſind ſeitdem mehr angebaut werden, nur gerade diejenigen, welche für die Poeſie ganz unerſprießlich ſind: mit Chemie, mit Mechanik, mit Manufacturen, mit Land- und Staatswirthſchaft macht man keine Gedichte. Ich habe an einem andern

Ort *) die Anmaßungen der heutigen ſich ſo nennenden Aufklärung, die auf alle früheren Zeitalter verächtlich herabſieht, geprüft; ich habe gezeigt, wie im Grunde nur alles kleinlich, flach, und haltungslos geworden. Der Hochmuth auf die, wie man wähnte, nunmehr mündig gewordne menſchliche Vernunft iſt ſchmahlich zu Falle gekommen, und was dieſe Pädagogen des Menſchengeſchlechts gebaut haben, iſt wie Kartenhäuſer zuſammengeſtürzt.

Was nun den Ton der damaligen Geſelligkeit insbeſondere betrifft, ſo muß man wohl unterſcheiden zwiſchen Bildung und Abgeſchliffenheit. Die letzte, welche origineller Wechſel-Mittheilung ganz und gar ein Ende macht, und alles unter die fade Einförmigkeit gewiſſer Formeln zwängt, war dem Zeitalter Shakſpeare's allerdings fremd, wie ſie es großentheils noch dem heutigen England iſt. Es war geſunde Kraftfülle vorhanden, die ſich keck und oft muthwillig kund gab. Der ritterliche Geiſt war noch

---

*) In einigen Vorleſungen über den Geiſt des Zeitalters, abgedruckt in der Zeitſchrift Europa, zweiten Bandes erſtes Heft.

nicht erloſchen, und eine Königin, die weit mehr für ihr Geſchlecht als für ihre Würde Huldigung begehrte, und die durch ihre Entſchloſſenheit, Klugheit und große Geſinnung in der That Begeiſterung einflößen konnte, entflammte dieſen Geiſt zu edler Ruhmbegierde. Auch Reſte der Feudal-Unabhängigkeit gab es noch: der Adel hielt auf Pracht in den Kleidertrachten und zahlreiches Gefolge, ſo daß jeder große Herr faſt einen kleinen Hof um ſich hatte. Ueberhaupt war der Unterſchied der Stände ſtark bezeichnet, und dieß iſt für den dramatiſchen Dichter ſehr erwünſcht. Im Geſpräch liebte man raſche unerwartete Erwiederungen, wodurch ein witziger Einfall wie ein Federball ſo lange hin und her geſchnellt wird, bis man ſich müde daran geſpielt hat. Dieß und den Misbrauch der Wortſpiele (für welche der König Jakob ſelbſt eine große Liebhaberey hatte, ſo daß man ſich über die Allgemeinheit der Mode nicht wundern darf) mag man für einen falſchen Geſchmack halten; aber es für ein Zeichen der Rohheit und Barbarey zu nehmen, wäre eben ſo, als wenn man aus dem ausſchweifenden Luxus eines Volkes auf deſſen Armuth ſchließen wollte. Dergleichen witzelnde Geſpräche kommen beym Shakſpeare häufig vor, wo es ſein Zweck mit ſich bringt, den wirklichen Ton der damaligen Geſellſchaft zu ſchildern; es folgt daraus gar nicht, daß er ſie gebilligt hätte, vielmehr ſcheint er ſelbſt darüber zu ſpotten. Hamlet ſagt bey Gelegenheit des Todtengräbers: „Wahrhaftig, Horatio, ich habe ſeit drey Jahren darauf geachtet: das Zeitalter wird ſo ſpitzfindig, daß der Bauer dem Hofmann auf die Ferſen tritt.“ Und Lorenzo im Kaufmann von Venedig über den Launcelot:

O heilige Vernunft, was eitle Worte!
Der Narr hat ins Gedächtniß ſich ein Heer
Wortſpiele eingeprägt. Und kenn' ich doch
Gar manchen Narren an einer beſſern Stelle,
So aufgeſtutzt, der um ein ſpitzes Wort
Die Sache Preis giebt.

Uebrigens legt Shakſpeare an tauſend Stellen ein ungemein großes Gewicht auf den ächten und feinen Weltton, und warnt vor jedem Abwege davon, ſowohl von Seiten des bäuriſchen Ungeſchicks als der gezierten Geckerey; er giebt nicht nur die treffendſten Lehren darüber, er ſtellt ihn dar, in allen ſeinen Abſtufungen nach Stand, Alter und Geſchlecht. Was läßt ſich nun noch anführen, worauf man die Behauptung von den wüſten Sitten jener Zeit gründen könnte? Etwa die Unanſtändigkeiten? Sölte dieſer Beweis, ſo müßte man auch das Zeitalter des Perikles und des Auguſtus roh und ungeſittet ſchelten, denn Ariſtophanes und Horaz, die doch beyde für Muſter der Urbanität galten, laſſen es wahrlich nicht an den gröbſten Unanſtändigkeiten fehlen. Das verſchiedne ſittliche Urtheil der Völker hierüber hängt von ganz andern Urſachen ab. Es iſt wahr, Shakſpeare bringt uns zuweilen in anſtößige Geſellſchaft; andremale läßt er Zweydeutigkeiten in Gegenwart der Frauen oder gar von ihnen ſelbſt ſagen. Dieß war alſo vermuthlich ein damals nicht unerhörter Muthwille. Dem großen Haufen zu gefallen that er es gewiß nicht, denn in vielen ſeiner Stücke kommt nicht das mindeſte dieſer Art vor, und in welcher zarten Jungfräulichkeit ſind manche ſeiner weiblichen Rollen gehalten! Wenn man ſieht, was ſich andre dramatiſche Dichter in England, zu ſeiner Zeit und noch viel ſpäter, erlaubten, ſo muß man ihn vergleichungsweiſe keuſch und ſittſam nennen. Auch dürfen wir einige Umſtände in der damaligen Einrichtung des Theaters nicht vergeſſen. Die weiblichen Rollen wurden nicht von Frauen, ſondern von Knaben geſpielt; die Zuſchauerinnen gingen nicht anders als verlarvt ins Schauſpiel. Unter dieſer Carnavals-Verkleidung mochten ſie ſich dann gefallen laſſen, manches anzuhören, und man getraute ſich, es in ihrer Gegenwart zu ſagen, was ſonſt nicht ſchicklich geweſen wäre. Es iſt löblich, wenn bey allem Oeffentlichen, und alſo auch auf der Bühne für Anſtändigkeit geſorgt wird, allein man kann darin auch zu weit gehen. Eine ängſtliche Splitterrichterey, die in jedem dreiſten Scherz eine Sünde wittert, iſt ein zweydeutiges Kennzeichen von Reinheit der Sitten; meiſtens verbirgt ſich vielmehr das Bewußtſeyn einer verunreinigten Einbildungskraft hinter dieſer Heucheley. Die Vorſicht, nichts berühren zu laſſen, was auf das ſinnliche Verhältniß beyder Geſchlechter Bezug hat, kann auf einen Grad ſteigen, wo ſie höchſt läſtig für den dramatiſchen Dichter wird, und der Kühnheit ſeiner Darſtellungen den gröſten Abbruch thut. Nach ſolchen Bedenklichkeiten müßten manche

Seite
Des vers un peu plus longs que les Alexandrins. 235
Ebend. S. 322.
Tauſendſchön. 235
An B. bei Gelegenheit eines mißrathenen latein. Einladungs-Programms. 236
An einige junge Hiſtoriker. 237
Ebendaſ. S. 332.
Der lahme Pamphletiſt. 237
Die Toilette des politiſchen Schriftſtellers. 238
Ebendaſ. S. 326.
Der verwaltende Gedanke. 238
Ebendaſ.
Die veränderten Zeiten. 238
Ebendaſ. S. 327.
An Teutonius Ruſticus. 239
Ebendaſ. S. 329.
Auf einen Politiker. 239
Auch an einen Politiker. 239
Die lange Schriftſteller-Laufbahn. 239
Eulenſpiegel als Thurmwächter. 240
Ebendaſ. S. 1...3.
Erwiederung auf den letzten Zug an der Lärmglocke aus dem irdiſchen Jammerthale. Im März 1844. 241
Angriff und Vertheidigung. 242
Ebendaſ. S. 319.
Charakteriſtik eines Geſchichtſchreibers. 243
Erſter Entwurf des Werkes. 244
Nach Leſung der zweiten Ausgabe. 244
Vorrede zum zweiten Theil einer Römiſchen Geſchichte. . . 245
Bereicherung der Völkerkunde. 247
Anmerkung. 248
Ballade vom Raube der Sabinerinnen und von der neu entdeckten Stadt Quirium. 1827. 248
Ebendaſ. S. 9...13.
Geſpräch. 251
Die miteinander ſtreitenden Ausgaben. 252
Buchhändler und Käufer. 1828. 252
Ebendaſ. S. 328. f.
Reſultate tiefer Geſchichtforſchung. 253
Berliner Muſenalm. f. 1830. S. 326. überſchrieben „Recenſion“.

der ſchönſten Verwickelungen in Shakſpeare's Schauſpielen, z. B. Gleiches mit Gleichem, Ende gut alles gut, auch noch ſchonend behandelt, für anſtößig erklärt werden.

Wenn ſonſt kein andres Denkmal vom Zeitalter der Eliſabeth auf uns gekommen wäre als die Werke Shakſpeare's, ſo würde ich eben aus ihnen den vortheilhafteſten Begriff von der damaligen geſellſchaftlichen Bildung ſchöpfen. Denjenigen, die durch ſo ſeltſame Brillen ſehen, daß ſie darin nichts als Rohheit und Barbarey finden, wenn ſie dennoch nicht abläugnen können, was ich oben hiſtoriſch dargethan, bleibt keine andre Ausflucht übrig als zu ſagen: „Was half Shakſpeare'n die Bildung ſeines Zeitalters? Er hatte keinen Antheil daran. In niedrigem Stande gebohren, ohne Erziehung, unwiſſend, lebte er in gemeiner Geſellſchaft, und arbeitete ums Tagelohn für ein pöbelhaftes Publicum, ohne den geringſten Gedanken an Ruhm und an die Nachwelt.“

An allem dieſem iſt kein wahres Wort, wiewohl es tauſendmal wiederhohlt worden. Wir wiſſen zwar ſehr wenig von den Lebensumſtänden des Dichters, und das meiſte beſteht in aufgerafften, höchſt verdächtigen Anekdoten von dem Schlage, wie Gaſtwirthe ſie neugierigen Fremden, die ſich an dem Geburts- oder Wohnort eines berühmten Mannes nach ihm erkundigen, entgegenbringen. Erſt neuerdings hat man wirkliche Documente aufgeſpürt, unter andern ſein Teſtament, das einen Blick in ſeine Familienverhältniſſe thun läßt. Es verräth einen auſſerordentlichen Mangel an kritiſchem Scharfſinn, daß unter den Auslegern Shakſpeare's, die wir kennen, noch keiner darauf gefallen iſt, ſeine Sonette für ſeine Lebensbeſchreibung zu benutzen. Sie ſchildern ganz augenſcheinlich wirkliche Lagen und Stimmungen des Dichters, ſie machen uns mit den Leidenſchaften des Menſchen bekannt, ja ſie enthalten auch ſehr merkwürdige Geſtändniſſe über ſeine jugendlichen Verirrungen. Shakſpeare's Vater war ein begüterter Mann, deſſen Vorfahren in Stratford obrigkeitliche Aemter bekleidet hatten, und dem in einem Diplom des Herolds-Amtes über die Erneuerung oder Beſtätigung ſeines Familienwappens der Titel Gentleman beygelegt wird. Unſer Dichter, der älteſte Sohn unter vielen Geſchwiſtern, konnte freylich keine akademiſche Erziehung bekommen, da er ſich, kaum achtzehn Jahr alt, vermuthlich bloß aus häuslichen Rückſichten verheirathete. In dieſem engen bürgerlichen Leben hielt er es nur wenige Jahre aus, ſey es nun, daß ihn der Ueberdruß daran nach London gelockt, oder daß ihn, wie die Sage geht, die Folgen einer Ausgelaſſenheit von ſeiner Heimath vertrieben. Dort ergriff er den Stand des Schauſpielers, den er anfangs als eine Erniedrigung betrachtete, hauptſächlich weil ihn das Beyſpiel ſeiner Cameraden verführte, an ihrer wilden Lebensart Theil zu nehmen *). Es läßt ſich wahrſcheinlich machen, daß er am meiſten durch ſeinen Dichterruhm dazu beygetragen, im Fortgange ſeiner Lauf-

---

*) In einem ſeiner Sonette ſagt er.

O, for my sake do you with fortune chide,
The guilty goddeſs of my harmleſs deeds,
That did not better for my life provide,
Than publick means which publick manners breeds,

und in dem folgenden:

Your love and pity doth th'impression fill
Which vulgar scandal stamp'd upon my brow.

bahn die Bühne zu adeln und den Schauſpielerſtand mehr zu Ehren zu bringen. Schon frühzeitig ſtrebte er, ſich als Dichter, ſelbſt außerhalb der Schaubühne, hervorzuthun, wie ſeine Jugendgedichte Adonis und Lucretia beweiſen. In der Folge gelangte er zu der Stelle eines Mitbeſitzers und Vorſtehers des Schauſpielhauſes, wofür er arbeitete. Daß er zum Umgange der Vornehmen nicht zugelaſſen worden, iſt ganz und gar nicht glaublich: er fand außer verſchiednen andern an dem Grafen von Southampton, dem Freunde des unglücklichen Eſſer, einen ſehr freygebigen und ihm zärtlich zugethanen Gönner. Nicht nur erhielten ſeine Stücke erſtaunlichen Beyfall bey dem größeren Publicum, ſondern ſie gefielen am Hofe: die beyden Monarchen, unter deren Regierung er ſchrieb, waren nach dem Zeugniß eines Zeitgenoſſen *) ganz davon eingenommen. Sie wurden am Hofe aufgeführt, und Eliſabeth ſcheint ſelbſt die Schreibung eines und des

---

*) Ben Jonſon:

And make those flights upon the banks of Thames,
That so did take Eliza, and our James!

andern zur Feyer von Hof-Feſten veranlaßt zu haben. Man weiß, daß König Jakob Shakſpeare'n durch ein eigenhändiges Schreiben geehrt. Alles dieß ſieht nicht nach Geringſchätzung und Verbannung in die Dunkelheit eines niedrigen Kreiſes aus. Shakſpeare erwarb ſich durch ſeine Thätigkeit als Dichter, Schauſpieler und Schauſpieldirector ein beträchtliches Vermögen, das er in den letzten Jahren ſeines allzu kurzen Lebens an ſeinem Geburtsort in Ruhe und im Umgange mit einer geliebten Tochter genoß. Gleich nach ſeinem Tode wurde ihm ein Denkmal auf ſeiner Grabſtätte errichtet, welches man für die damalige Zeit prächtig nennen kann.

Bey einem ſo glänzenden Gelingen, unter ſo ausgezeichneten Beweiſen der Achtung und Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen wäre es wohl ſeltſam, wenn Shakſpeare'n, ungeachtet der ihm eignen Beſcheidenheit eines großen Gemüthes, der Gedanke an Nachruhm niemals eingefallen wäre. Als ein tiefer Denker hatte er den Umfang der menſchlichen Fähigkeiten ſo ziemlich ausgemeſſen, und konnte ſich getroſt ſagen, daß manche ſeiner Hervorbringungen nicht leicht übertroffen werden würden. Worauf gründet man denn nun die entgegengeſetzte Behauptung, wodurch man den unſterblichen Künſtler zum Tagelöhner eines rohen Haufens herabwürdigen will? Einzig darauf, daß er ſelbſt keine Herausgabe ſeiner ſämtlichen Werke veranſtaltet hat. Man bedenkt nicht, daß ein Dichter, der gewohnt iſt, immer unmittelbar für die Bühne zu arbeiten, der ſo oft den Triumph genoſſen, die gedrängte Menge der Zuſchauer zu rauſchendem Beyfalle hinzureißen, der dabey nicht von dem Eigenſinne verkehrter Schauſpieldirecteren abhängt, ſondern durch eigne Leitung für die rechte theatraliſche Darſtellungsweiſe ſorgen kann, nach dem Cabinet des einſamen Leſers natürlich weniger fragt. Beſonders bey der erſten Bildung einer Nationalbühne finden ſich häufig Beyſpiele einer ſolchen Nachläßigkeit. Auch von den faſt zahlloſen Stücken des Lope de Vega ſind unſtreitig viele nicht gedruckt worden, und dadurch verlohren gegangen; auch Cervantes ließ ſeine früheren Schauſpiele nicht drucken, wiewohl er ſich ihrer allerdings als verdienſtlicher Werke rühmt. Da indeſſen Shakſpeare bey ſeiner Entfernung vom Theater den Mitvorſtehern ſeine Handſchriften zurückließ, ſo durfte er ſich wohl, um ſie auf die Nachwelt zu bringen, auf die theatraliſche Ueberlieferung verlaſſen, welche auch dazu hingereicht haben würde, wenn nicht die Schließung der Schaubühnen unter dem puritaniſchen Druck alles unterbrochen hätte. Ferner weiß man, daß damals die Dichter ihre Stücke einem Theater zu ausſchließendem Beſitz zu verkaufen pflegten: es iſt alſo denkbar, daß Shakſpeare'n das Eigenthumsrecht über die ſeinigen noch nicht gedruckten gar nicht mehr, oder noch nicht wieder zuſtand. Seine Mitvorſteher veranſtalteten die Herausgabe ſieben Jahre nach ſeinem Tode, (der ihn vielleicht bey dem Verhaben übereilte) wie es ſcheint, für ihre Rechnung, und zu ihrem eignen Vortheil.

Ueber die Unwiſſenheit oder Gelehrſamkeit unſers Dichters iſt weitläuftig hin und her geſtritten worden, und doch iſt die Sache ſo leicht zu entſcheiden. Shakſpeare war arm an todter Gelehrſamkeit, aber er beſaß eine Fülle lebendiger und anwendbarer Kenntniſſe. Er wußte Lateiniſch und ſogar etwas Griechiſch, jedoch vermuthlich nicht genug, um die Schriftſteller in der Urſprache mit Leichtigkeit zu leſen. Auch die neueren Sprachen, das Franzöſiſche und Italiäniſche hatte er nur oberflächlich erlernt. Ueberhaupt ging ſeine Neigung nicht darauf, Worte, ſondern Thatſachen einzuſammeln. Mit engliſchen und ins Engliſche überſetzten Büchern hatte er eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft: man darf wohl behaupten, daß er alles damals in ſeiner Sprache vorhandne, was ihm irgend zu künſtleriſchen Zwecken dienen konnte, geleſen hatte. Mit der Mythologie war er vertraut genug, um ſie, wie er es einzig wollte, als einen ſymboliſchen Zierrath zu gebrauchen. Den Geiſt der alten beſonders römiſchen Geſchichte hatte er im Ganzen richtig gefaßt, bis ins einzelne geläufig war ihm die Geſchichte ſeines Vaterlandes. Zu großem Glück für ihn war dieſe noch nicht diplomatiſch und pragmatiſch ſondern bloß im Chroniken-Styl bearbeitet; d. h. ſie war nicht zu trocknen Erörterungen über die Entwicklung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, über diplomatiſche Verhandlungen, Finanzen u. ſ. w. geworden, ſondern gewährte ein anſchauliches Bild von dem Leben und Weben einer thatenvollen Vorzeit. Shakſpeare war ein aufmerkſamer Naturbeobachter;

er kannte die Kunſtſprache der Handwerker und Gewerbe; im Innern von England ſcheint er viel gereiſt zu ſeyn, und ſich bey Seefahrern fleißig nach dem Auslande erkundigt zu haben; aufs genaueſte bekannt war er mit allen volksmäßigen Gebräuchen, Meynungen und Ueberlieferungen, die poetiſch nutzbar waren.

Seine Unwiſſenheit will man beſonders durch einige geographiſche Schnitzer und Anachronismen beweiſen. Man lacht darüber, daß er in einem mährchenhaften Luſtſpiele Schiffe in Böhmen landen läßt. Allein ich glaube, man hätte ſehr Unrecht, daraus zu ſchließen, er habe nicht eben ſo gut wie wir die ſchätzbare und nicht ſchwer zu erwerbende Kenntniß beſeſſen, daß Böhmen von keiner Seite an die See ſtößt. Dazu müßte er niemals eine Karte von Deutſchland angeſehen haben, da er doch die Charten beyder Indien mit den Entdeckungen der neueſten Weltumſegler beſchreibt *). In dergleichen iſt Shakſpeare nur bey einheimiſchen hiſtoriſchen Gegenſtänden genau. Bey den Novellen, die er bearbeitet,

---

*) Twelfth night, or What you will. A. III. Sc. 2.

hütete er ſich wohl, ſeine Zuhörer, denen ſie bekannt waren, durch Berichtigung von Irrthümern in Nebendingen zu ſtören. Je wunderbarer die Geſchichte, deſto mehr ſpielt ſie auf einem bloß poetiſchen Boden, den er nach Belieben in einer unbeſtimmten Ferne hält. Dieſe Schauſpiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeſchichten vor ſich. Er wußte gewiß, daß es im Ardennerwalde keine Löwen noch Schlangen der heißen Zone giebt, eben ſo wenig als arkadiſche Schäferinnen: aber er verſetzte beyde dahin, *) weil der Entwurf und die Bedeutung ſeines Gemähldes es ſo erfoderte. Hierin hielt er die größten Freyheiten für erlaubt. Er hatte es nicht mit einer kleinlich krittelnden Zeit zu thun, wie die unſrige iſt, wo man in der Poeſie immer etwas andres ſucht als Poeſie: ſeine Zuſchauer gingen ins Theater, nicht um die wahre Chronologie, Geographie und Naturgeſchichte zu erlernen, ſondern um eine heitre Darſtellung anzuſehn. Ich unternehme darzuthun, daß

---

*) As you like it.

Seite
Lateiniſche Nichtfeſtredner.*) 254
Die gelehrte Bildung der Croaten. Während des ungariſchen Reichstages, im Sommer 1843. 255
Bücher und Recenſionen. 255
Im angef. Muſenalm. v. Wendt. S. 333.
An Viele. 256
Ebendaſ.
Epilog. 256
Ebendaſelbſt.

Siebentes Buch.

Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präſidenten von **Kotzebue** bei ſeiner gehofften Rückkehr in's Vaterland.

Mit Muſik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts. (a)

[Das mit † bezeichnete Stück iſt aus den Poetiſchen Werken (b) der neuen Ausgabe eingefügt; dagegen fehlt in jenen die Ode und aus Kotzebue's Rettung ſind in ſie nur die beiden Lieder, mit denen der erſte Akt beginnt und ſchließt, aufgenommen, das erſte unter der Aufſchrift La Peyrouſe als Weltumſegler, das zweite unter der Aufſchrift Schlachtlied der beliebten Schauſpielſchreiber gegen die Dichter und Kunſtrichter.]

Vorbericht des Herausgebers [Verfaßers]. 260
Sonette. 263
No. II. III. fehlen in den Poet. W.
Epigramme. 273

---

*) Nun ſind's faſt dreißig Jahr,
Und 's iſt noch immerdar
So wie's vor dreizehn war;
In Ordnung ganz und gar:
War doch einſt Cicero
Traun! auch kein Labeo,
Und JCtus Ulpian
Nicht Meiſter Quintilian.
Anm. d. H.

Shakſpeare's Anachronismen mehrentheils gefliſſentlich und mit großem Bedacht angebracht ſind. Es lag ihm oft daran, das Dargeſtellte aus dem Hintergrunde der Zeiten ganz in die Nähe zu rücken. So herrſcht im Hamlet, wiewohl anerkannt einer alten nordiſchen Geſchichte, der Ton modiger Geſelligkeit und in allen Stücken das Coſtum der neueſten Zeit. Ohne dieſe Umgebung wäre es gar nicht zuläßig geweſen, den Hamlet zu einem philoſophiſchen Grübler zu machen, worauf doch der Sinn des Ganzen beruht. Deswegen erwähnt er auch ſeiner Erziehung auf einer Univerſität, wiewohl es zur Zeit des hiſtoriſchen Hamlet noch keine Univerſitäten gab. Er läßt ihn in Wittenberg ſtudiren, und keine Wahl konnte ſchicklicher ſeyn. Der Name war ſehr populär: durch die Sage vom Dr. Fauſt war Wittenberg auf eine wundervolle Art bekannt; vorzüglich war es im proteſtantiſchen England berühmt, weil Luther kurz zuvor dort gelehrt und geſchrieben hatte, und der Name mußte ſogleich den Begriff freyer Geiſtesregung erwecken. Einen Anachronismus möchte ich es nicht einmal nennen, wenn Richard der dritte vom Machiavell ſpricht. Dieſer Name wird hier ganz ſprüchwörtlich genommen: der Inhalt des Buches vom Fürſten war von jeher vorhanden, ſeit es Tyrannen gab; Machiavell hat ihn nur zuerſt aufgeſchrieben.

Daß Shakſpeare das weſentliche Coſtum, nämlich den Geiſt der Zeiten und Völker, richtig getroffen, wird wenigſtens von den engliſchen Kunſtrichtern häufig anerkannt; gegen das äußerliche Coſtum ſind mannigfaltige Verſtöße leicht zu bemerken. Es darf hiebey nicht überſehen werden, daß auf der damaligen Bühne auch die römiſchen Stücke in europäiſcher Tracht aufgeführt wurden. Dieſe war freylich noch ſchön und edel, nicht ſo läppiſch und geſchmacklos, wie ſie es gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde. Brutus und Caſſius erſchienen im ſpaniſchen Mantel, ſie trugen, ganz gegen römiſche Sitte, im Frieden den Degen an der Seite, und zogen ihn, nach dem Bericht eines Augenzeugen, *) bey dem Geſpräch, wo Brutus den Caſ-

---

*) In einem der Lobgedichte bey der erſten Folio-Ausgabe: And on the stage at halfsword parley were Brutus and Cassius.

ſius zur Verſchwörung anfeuert, wie unwillkührlich, halb aus der Scheide. Dieß will unſerm Sinne keinesweges zuſagen: wir können uns nicht ohne Togen behelfen. Eine allgemeine Bemerkung über das Coſtum in künſtleriſcher Hinſicht wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Niemals iſt man in deſſen Beobachtung genauer geweſen als heutzutage; die Kunſt iſt zu einer pedantiſchen Antiquitäten-Krämerey geworden. Dieß kommt daher, daß wir in einem gelehrten und kritiſchen aber durchaus nicht dichteriſchen Zeitalter leben. Schon die Alten pflegten die ſehr abweichenden Religionen andrer Völker nach der griechiſchen Mythologie umzudeuten. In der Sculptur war für alle barbariſchen Völkerſchaften ein für allemal dieſelbe Kleidertracht, die phrygiſche, angenommen. Nicht als ob ihnen unbekannt geweſen wäre, daß es eben ſo viel verſchiedne Trachten gebe als Nationen: ſondern ſie wollten in der Kunſt nur den großen Gegenſatz zwiſchen barbariſch und gebildet anerkennen, und dieſer ſchien ihnen durch die phrygiſche Kleidung am vortheilhafteſten ſichtbar gemacht zu werden. Die älteren chriſtlichen Mahler ſtellen den Heiland, die Jungfrau Maria, die Erzväter und Apoſtel in einer idealiſchen Tracht vor; die untergeordneten Theilnehmer oder Zuſchauer der Handlung aber in Trachten ihres eignen Volkes und ihrer Zeit. Ein richtiger Sinn leitete ſie dabey: das geheimnißvolle Heilige ſoll in einer Ehrfurcht gebietenden Ferne gehalten werden, das Menſchliche hingegen iſt nur in der gewohnten Umgebung recht verſtändlich. Im Mittelalter wurden alle heroiſchen Geſchichten des Alterthums, vom Theſeus und Achilles bis auf Alexander, in wahre Ritterbücher umgekleidet. Nur das Verwandte ſprach ſie an, von den Unterſchieden wollten ſie nichts wiſſen. In einer alten Handſchrift vom trojaniſchen Krieg ſah ich ein Miniaturbild, das Leichenbegängniß Hektors vorſtellend, wo der mit adelichen Wappenſchildern behängte Sarg in eine gothiſche Kirche hineingetragen wird. Es koſtet kein großes Kopfbrechen ſich über dieſe Einfalt luſtig zu machen, allein der Nachdenkende wird noch ganz etwas andres darin entdecken. Ein kräftiges Bewußtſeyn von der allgemeinen Gültigkeit und dem feſten Beſtande ihrer Art zu ſeyn, eine unbezweifelte Ueberzeugung, daß es immer ſo in der Welt zugegangen, und auch forthin ſo zugehen werde: dieſe Gefühle unſrer Altvordern waren Kennzeichen friſcher Lebensfülle, ſie waren das Mark des Handelns in der Wirklichkeit wie in der Dichtung. Ihre ſchlichte und liebevolle Anhänglichkeit an die auf ſie vererbten Umgebungen iſt durchaus nicht zu verwechſeln mit der vorlauten Eitelkeit manierirter Zeitalter, welche die wandelbare Mode des Tages unſtatthaft in der Kunſt anbringen, weil ihnen alle edle Simplicität bäuriſch und roh dünkt. Dieſer letzte Misbrauch iſt jetzt abgeſtellt: unſre Dichter und Künſtler müſſen wie Bediente die Livrey entfernter Jahrhunderte und fremder Völker tragen, wenn ſie gebilligt werden wollen. Wir ſind überall zu Hauſe, außer bey uns ſelbſt. Wir laſſen uns die Gerechtigkeit widerfahren, daß die heutige Mode in der Kleidung, den Höflichkeitsformeln u. ſ. w., ganz unpoetiſch iſt, und ſo bettelt die Kunſt bey den Antiquaren um ein Almoſen von poetiſchem Coſtum. Zu jener einfältigen Denkweiſe, die ſich bloß an innere Wahrheit der Darſtellung hält, ohne ſich an Anachronismen und Verſehen in andern Aeußerlichkeiten zu ſtoßen, können wir leider nicht zurückkehren; allein wir müſſen die Dichter beneiden, denen ſie entgegen kam: ſie gewährte ihnen eine große Breite und Freyheit der Behandlung.

Nach obigen Grundſätzen über das weſentliche und das bloß gelehrte Coſtum muß vieles im Shakſpeare beurtheilt werden; auch auf den Calderon werden ſie ihre Anwendung finden.

Soviel über den Geiſt der Zeit, worin Shakſpeare lebte, und über ſeine eigne Bildung und Wiſſenſchaft. Mir iſt er ein tiefſinniger Künſtler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon ſchwatzt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bey den übrigen Künſten widerlegt es ſich ſchon von ſelbſt, denn hier iſt erworbne Wiſſenſchaft eine unerlaßliche Bedingung, um irgend etwas zu leiſten. Aber auch bey ſolchen Dichtern, die man für ſorgloſe Zöglinge der Natur ohne alle Kunſt und Schule auszugeben pflegt, fand ich bey näherer Betrachtung, wenn ſie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Cultur der Geiſteskräfte, geübte Kunſt, reiflich überlegte und würdige Abſichten. Dieß gilt eben ſowohl vom Homer als vom Dante. Die Thätigkeit des Genie's iſt zwar eine ihm natürliche und in gewiſſem Sinne bewußtloſe, wovon alſo der, welcher ſie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenſchaft wird ablegen können; es iſt aber keineswegs eine ſolche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geiſteswirkung, die höchſte Klarheit des Verſtandes macht, daß das Denken beym Dichten nicht als etwas abgeſondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erſcheint. Jener Begriff von der poetiſchen Begeiſterung, den manche lyriſche Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären ſie außer ſich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen ſelbſt unverſtändliche Orakelſprüche: jener Begriff (ſelbſt nur eine lyriſche Erdichtung) paßt am allerwenigſten auf die dramatiſche Compoſition, eine der beſonnenſten Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes. Man giebt zu, Shakſpeare habe über Charakter und Leidenſchaft, über den Gang der Begebenheiten und menſchlichen Schickſale, über die geſellige Verfaſſung, über alle Dinge und Verhältniſſe der Welt gedacht und tief gedacht; man muß es zugeben, denn unter Tauſenden ſeiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung deſſen hinreichen, der es abläugnen wollte. Und nur für den Bau ſeiner eignen Stücke ſoll er keinen Gedanken übrig gehabt, dieſen ſoll er dem Zufall, welcher die epikuriſchen Atomen zuſammen weht, überlaſſen haben? Geſetzt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künſtleriſche Liebe, die ſich in einem vollendeten Werke ſelbſt zu befriedigen ſtrebt, bloß gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, ſo hätte ihn ja ſchon dieſer Zweck und die theatraliſche Wirkung darauf führen müſſen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauſpiels ganz beſonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an ſich noch ſo ſchöne Szene von Zuſchauern, die nur geraden Sinn haben und ſich ihrer Natur unbefangen überlaſſen, verworfen, ſo bald ſie ihrer Erwartung an der Stelle widerſpricht, und dem einmal gefaßten Intereſſe Abbruch thut? Die ſcherzhaften Einmiſchungen mögen immerhin als eine Art von Zwiſchenſpiel, zur Erhohlung von ernſthafteren Spannungen dienlich, angeſehen werden, ſo lange man keine beſſere Anſicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptſache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter, wo möglich, noch mehr Ueberlegenheit des Verſtandes bewähren als in der Darſtellung der einzelnen geſchilderten Charakter und Lagen, ſonſt wäre er wie der Lenker eines Marionettenſpiels, dem die Dräte in Verwirrung gerathen ſind, ſo daß nun die Puppen vermöge ihres Mechanismus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einſtimmig rühmen die engliſchen Kunſtrichter am Shakſpeare die Wahrheit und durchgeführte Beſtimmtheit ſeiner Charakteriſtik, das eindringende Pathos, den komiſchen Witz. Ferner erheben ſie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beſchreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dieß letzte iſt die oberflächlichſte und wohlfeilſte Art von Kunſtkritik. Johnſon vergleicht denjenigen, der dieſen Dichter durch Stellen, aus dem Zuſammenhange geriſſen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholaſtiker beym Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauſes herum wies. Und dennoch ſpricht er ſelbſt ſo wenig und ſo höchſt unbefriedigend über das Ganze der

Stücke. Man ſtelle nur ſeine kurzen Urtheile am Schluſſe eines jeden zuſammen, und ſehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er ſelbſt anfangs als den richtigen Maßſtab für die Schätzung des Dichters angegeben. Ueberhaupt war es die herrſchende Richtung der bisherigen Zeit, die ſich auch in der Naturwiſſenſchaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln, was nur in der Verknüpfung beſteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, ſtatt bis zum Centralpunkt hindurchzudringen, und alle Theile als ſo viele Ausſtrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen iſt nichts ſeltner als ein Kunſtrichter, der ſich zur Ueberſchauung eines umfaſſenden Kunſtwerkes zu erheben weiß. Shakſpeare's Compoſitionen ſind eben wegen ihrer tiefen Abſichtlichkeit dem Ungemach ausgeſetzt geweſen, misverſtanden zu werden. Ueberdieß läßt jene proſaiſche Kritik die poetiſche Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten, was aber den Plan der Stücke betrifft, da ſucht ſie nichts andres als den logiſchen Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, oder eine einſeitige triviale Moral als

Seite

Verzeichniß von Kotzebue's Schauſpielen.
- 1…31. 274
- †32. Die Huſſiten vor Naumburg. 277
- Epilog. 278
- Die Fortſetzung folgt. 278
- Es bleibt dabei. 278
- Billige Erwiederung. 278

Kotzebue's Rettung oder der tugendhafte Verbannte. Ein empfindſam romantiſches Schauſpiel in zwei Aufzügen. . . 279

Feſtgeſang deutſcher Schauſpielerinnen bei Kotzebue's Rückkehr. 327

Ode. 330

Das thieriſche Publicum. Romanze. 332

Kotzebue's Reiſebeſchreibung. 336

Abſchied. 341

Muſikbeilage.

Anhang: Bücher, welche demnächſt in demſelben Verlage erſcheinen werden. 342

Anhang.

An Bacchidion. 345
a) Muſenalmanach. Götting. 1789. 16⁰. S. 105…112. b) Spiele des Witzes u. der Phant. [v. A. L. W. Meyer]. Berl. 1793. 8⁰. S. 49…55.

Kleomenes an Chariton. 350
a) Muſenalmanach. Götting. 1790. 16⁰. S. 4…6. b) Gedichte 1800. S. 6…8.

Adonis. 352
Muſenalm. Götting. 1789. S. 60…63.

Frühlingslied eines kranken und ſchwermüthigen Mädchens. . 355
Muſenalm. Götting. 1787. 16⁰. S. 147…49.

Am Geburtstage einer Freundin. 357
Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen f. 1794. Herausg. v. W. G. Becker.

Impromptü bei einem geſellſchaftlichen Fragespiel. An Madame S. M. 358
Beckers Taſchenb. z. g. Vergn. 1798. S. 200.

Glückwunſch eines jungen Mädchens am Hochzeittage ihrer Tante. 359
Beckers Taſchenb. z. g. Vergn. 1799. S. 301. f.

Nutzanwendung, und was ſich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt ſie für überflüßige oder gar ſtörende Zuthaten. Nach ſolchen Grundſätzen müßte man in den griechiſchen Tragödien ebenfalls die meiſten Chorgeſänge wegſtreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beytragen, ſondern nur ein harmoniſches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke ſind. Man verkennt hiebey ganz und gar die Rechte der Poeſie, und die Natur des romantiſchen Drama's, welches eben weil es pittoresk iſt und ſeyn ſoll, reichere Umgebungen und Contrapoſte für ſeine Hauptgruppen erfodert. In aller Kunſt und Poeſie, vornämlich aber in der romantiſchen, macht die Fantaſie als eine unabhängige Seelenkraft, die ſich nach eignen Geſetzen regiert, ihre Anſprüche geltend.

In einem ſchon vor einer Anzahl Jahre abgefaßten Verſuch über Romeo und Julia *) habe ich die ſämtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen, und die innre Nothwendigkeit eines jeden

---

*) Im erſten Bande der von mir und meinem Bruder herausgegebenen Charakteriſtiken und Kritiken.

in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein ſolcher Kreis von Charaktern und Verhältniſſen um die beyden Liebenden her geſtellt ſey; ich habe die Bedeutung des eingeſtreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetiſchen Farben gerechtfertigt. Aus allem dieſem ſchien mir unwiderleglich hervorzugehen, daß man bis auf einige unverſtändlich gewordne oder dem heutigen Geſchmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Geſellſchaftstones) nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verſtümmeln und zu entſtellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakſpeare's aus ſeiner reiferen Zeit daſſelbe zu unternehmen, allein dieß würde ein eignes Buch erfodern. Hier kann ich nur weniges andeuten, ſeine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen, doch muß ich zuvor noch von ſeinen hervorſtechendſten Eigenſchaften im allgemeinen reden.

Shakſpeare's Menſchenkenntniß iſt zum Sprüchworte geworden: ſeine Ueberlegenheit hierin iſt ſo groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkührlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchen-Beobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des im Charakteriſtiſchen großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz verſchiednes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder beyder überhebt. Es iſt die Fähigkeit, ſich ſo vollkommen in alle Arten zu ſeyn, auch die fremdeſten zu verſetzen, daß ihr Beſitzer dadurch in den Stand geſetzt wird, als Bevollmächtigter der geſamten Menſchheit, ohne beſondre Inſtructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es iſt die Gewalt, die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft mit ſo ſelbſtändigem Nachdruck auszuſtatten, daß ſie ſich nachher nach allgemeinen Naturgeſetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an ſeinen Träumen gleichſam Erfahrungen anſtellt, die eben ſo gültig ſind, als die an wirklichen Gegenſtänden gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabey bleibt, daß die Perſonen ſcheinen müſſen, nichts um des Zuſchauers willen zu ſagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darſtellung ſelbſt, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, ſie bis ins Innerſte zu durchſchauen. Deswegen hat Goethe ſinnreich Shakſpeare's Menſchen mit Uhren verglichen, die ein kryſtallenes Zifferblatt und Gehäuſe haben, und indem ſie wie andre Uhren richtig die Stunden weiſen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen laſſen, wodurch dieß bewerkſtelligt wird.

Nichts iſt dem Shakſpeare jedoch fremder, als eine gewiſſe zergliedernde Darſtellung, welche uns mühſam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Menſch ſo oder anders beſtimmt wird. Dieſes Motiviren, die Sucht mancher neueren Geſchichtſchreiber, immer weiter fortgeſetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der ſich oft ſchon in der früheſten Kindheit entſchieden kund giebt, aus lauter fremden Einflüſſen zuſammenſetzen. Am Ende handelt ein Menſch doch ſo, weil er ſo iſt. Und wie jeder iſt, das offenbart uns Shakſpeare auf das unmittelbarſte: er fodert und erhält unſern Glauben auch für das Abweichende und Seltſame. Niemals hat es vielleicht ein ſo umfaſſendes Talent für Charakteriſtik gegeben als das ſeinige. Es erſtreckt ſich nicht nur über die verſchiedenen Stände, Geſchlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bey ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weiſe und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur verſetzt er ſich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, ſchildert uns bey ſcheinbaren Verletzungen des Coſtums ſehr treffend den Geiſt der alten Römer, der Franzoſen in ſeiner Darſtellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer ſelbſt in einem großen Theil ihrer Geſchichte, der ſüdlichen Europäer, (in dem ernſthaften Theil vieler Luſtſpiele) die damalige gebildete Geſellſchaft und die Rauheit und Barbarey einer nordiſchen Vorzeit; ſeine menſchlichen Charakter haben nicht nur eine ſolche Tiefe und Beſtimmtheit, daß ſie nicht unter Claſſennamen zu faſſen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erſchöpfen ſind: nein, dieſer Prometheus bildet nicht bloß Menſchen, er öffnet die Pforten der magiſchen Geiſterwelt, läßt Geſpenſter heraufſteigen, Hexen ihren wüſten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit ſcherzenden Elfen oder Sylphen, und dieſe nur in der Einbildung lebenden Weſen haben eine ſolche Wahrheit, daß, wären ſie auch misgebohrne Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die beyſtimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, ſo würden ſie ſich ſo benehmen. Mit Einem Worte, ſo wie er die fruchtbarſte kühnſte Fantaſie in das Reich der Natur hineinträgt, ſo trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenſeits des Wirklichen liegenden Regionen der Fantaſie hinüber. Wir erſtaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnſon ſcheinen ſich ſeltſam zu widerſprechen, wenn der erſte ſagt: alle Perſonen Shakſpeare's ſeyen Individuen, der zweyte: ſie ſeyen Gattungen. Indeſſen laſſen ſie ſich vielleicht mit einander ausgleichen. Unſtreitig iſt Pope's Ausdruck richtiger. Eine Charakteriſtik, die bloß Perſonification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder ſonderlich tief, noch ſonderlich mannichfaltig ſeyn. Die Namen der Gattungen und Arten ſind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verſtand, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur in einer gewiſſen Ordnung aufzufaſſen. Shakſpeare's ausführlich gezeichnete Perſonen haben unſtreitig viele ganz individuelle Beſtimmungen, aber zugleich eine nicht bloß für ſie gültige Bedeutung: ſie geben meiſtens eine ergründende Theorie ihrer hervorſtechenden Eigenſchaft an die Hand. Allein, auch ſo berichtigt, leidet dieſer Ausſpruch ſeine Einſchränkungen. Charakteriſtik iſt nur ein Beſtandtheil der dramatiſchen Kunſt, und nicht die dramatiſche Poeſie ſelbſt. Es wäre höchſt fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüßige Charakterzüge aufmerkſam machte, wo er ganz andre Eindrücke bezwecken ſoll. Sobald das Muſikaliſche oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, ſo tritt das Charakteriſtiſche nothwendig zurück. Viele Figuren Shakſpeare's tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an ſich, beſtimmt durch die Stelle, die ſie im Ganzen einnehmen: ſie repräſentiren, wie Nebenperſonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Phyſiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feyerliche Tracht und Verrichtung macht ſie allein bedeutend. Shakſpeare's Boten z. B. ſind meiſtens nur Boten, aber nicht gemeine, ſondern dichteriſche Boten: die Botſchaft, welche ſie zu bringen haben, iſt die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andre Stimmen erheben ſich bloß als melodiſche Klage oder Jubel, oder betrachtender Nachruf über das Vorgefallene; und in einem ernſten Drama ohne Chor wird dieß immer mehr oder weniger der Fall ſeyn müſſen, wenn es nicht proſaiſch werden ſoll.

Eben ſo wunderwürdig wie in den Charaktern iſt Shakſpeare in der Darſtellung der Leidenſchaft, dieß Wort im weiteſten Umfange genommen, für jeden Seelenzuſtand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz bis zur wildeſten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geſchichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangner Zuſtände entdecken. Seine Leidenſchaften ſtehen nicht vom Anfange an gleich auf derſelben Höhe, wie bey ſo vielen Trauerſpieldichtern, die nach Leſſings Ausdruck ſich vortrefflich auf den Kanzleyſtyl derſelben verſtehen. Meiſterlich ſchildert er die allmähliche Steigerung vom erſten Entſtehen an; „giebt," wie Leſſing ſagt, „ein lebendiges Gemählde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich ein Gefühl in unſre Seelen einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen es jede andre Leidenſchaft unter ſich bringt, bis es der einzige Tyrann unſrer Begierden und Verabſcheuungen wird." Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnſinn, Nachtwandeln, mit ſo unwiderſprechlicher und allſeitig beſtimmter Wahrheit geſchildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle ſeine Beobachtung bereichern kann.

Dem ungeachtet hat Johnſon dem Shakſpeare vorgeworfen, ſein Pathos ſey nicht immer rein von Affectation und Unnatur. Allerdings finden ſich Stellen, vergleichungsweiſe indeſſen ſehr wenige, wo ſeine Poeſie aus dem wahren Dialog heraustritt, wo eine zu beflügelte Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz ihm die völlige dramatiſche Entäußerung ſeiner ſelbſt unmöglich gemacht haben. Dieſe ausgenommen, rührt jener Tadel wohl von einer fantaſieloſen Sinnesart her, der alles unnatürlich vorkommt, was nicht ihrer zahmen Nüchternheit gemäß iſt. Deswegen hat man ſich ein Ideal vom einfachen und natürlichen Pathos gemacht, das in bildloſen und durch nichts über das Alltägliche erhobnen Ausrufungen beſteht. Allein die energiſchen Leidenſchaften elektriſiren alle Geiſteskräfte, und werden ſich alſo in reichbegabten Naturen auch ſinnreich und bildlich ausdrücken. Man hat oft bemerkt, der Aerger mache witzig; wie die Verzweiflung zuweilen im Lachen ausbricht, ſo könnte ſie ſich auch wohl durch antithetiſche Vergleichungen Luft machen.

Ferner hat man die Befugniſſe der poetiſchen Form nicht gehörig erwogen. Shakſpeare, der immer ſeiner Sache gewiß war, ſtark genug zu rühren wenn er wollte, hat mitunter durch freyere Spiele die Eindrücke abſichtlich gemäßigt, wo ſie ſonſt zu ſchmerzlich geworden wären, und ſogleich eine muſikaliſche Linderung der Theilnahme ange-

Seite
An Bürger. 360
a) Muſenalm. Götting. 1789. S. 165...167.
Der Entfernten. Zwei Sonette. 362
Muſenalm. Götting. 1790. S. 221. f.
Auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. 364
Muſenalm. Götting. 1790. S. 223. f.
Die Tiroler. Tragiſche Scene. 365
Wendt's Muſenalm. f. 1832. S. 14. f.
Auf das Landleben meines Freundes L. 368

bracht *). Er hatte noch nicht ſo rohe Begriffe von ſeiner Kunſt, wie manche Neuere zu haben ſcheinen, als ob der Dichter, wie der Bauer im Sprüchwort, zweymal auf Eine Stelle ſchlagen müßte. Ein alter Rhetor warnte vor allzu langem Verweilen bey Erregung des Mitleids, indem er ſagte, nichts trockne ſo geſchwind als Thränen, und Shakſpeare handelte dieſem ſinnreichen Ausſpruche gemäß, ohne ihn zu kennen. Die paradoxe Behauptung Johnſons, Shakſpeare habe mehr Anlage zum Komiſchen als zum Tragiſchen gehabt, und darum in dieſem manchmal einen geſchraubten Ton, verdient nicht, da man gegen ſie die großen tragiſchen Compoſitionen des Dichters anführe, welche an erſchütternder Wirkung faſt alles, was man je auf der Bühne geſehen, hinter ſich laſſen; einzelne weit weniger berühmte Szenen würden dazu hinreichen.

---

*) Ein Zeitgenoſſe des Dichters, der Verfaſſer des oben angeführten Gedichts, hat dieß zart gefühlt, indem er ſagt:

Yet so to temper passion, that our ears
Take pleasure in their pain, and eyes in tears
Both smile and weep.

Was dieſem Urtheile für viele Leſer einen Schein der Wahrheit leihen könnte, ſind die Wortſpiele, welche beym Shakſpeare nicht ſelten ernſten und erhabenen, auch eigentlich pathetiſchen Stellen eingemiſcht ſind. Für die ſcherzhaften Wortſpiele habe ich ſchon oben den Geſichtspunkt angegeben. Hier nur einige Bemerkungen über das Wortſpiel überhaupt und deſſen poetiſchen Gebrauch. Eine ergründende Unterſuchung würde uns zu tief in Betrachtungen über das Weſen der Sprache und ihr Verhältniß zur Poeſie, über den Reim u. ſ. w. hinein, und von unſerm Zwecke abführen. Eben ſo tief als der Urſprung der Poeſie liegt im menſchlichen Geiſte die Foderung, die Sprache ſolle die bezeichneten Gegenſtände durch den Laut ſinnlich darſtellen. Da nun dieß in der Geſtalt, wie ſie uns überliefert worden, ſelten in einem merklichen Grade der Fall iſt, ſo wirft ſich eine lebhaft angeregte Einbildungskraft gern auf übereinſtimmende Laute, die ein glücklicher Zufall darbietet, um ſolchergeſtalt in einem einzelnen Falle die verlohrne Aehnlichkeit zwiſchen Wort und Sache wieder hervorzurufen. So z. B. ſuchte man häufig in dem, wiewohl zufällig ertheilten, Namen einer Perſon Beziehungen auf ihre Eigenſchaften und Schickſale zu finden, man machte ihn gefliſſentlich zu einem ſprechenden Namen. Die, welche die Wortſpiele als eine Erfindung verkünſtelter Unnatur verſchreyen, verrathen nur ihre Unkunde. Gerade bey Kindern, ſo wie bey Nationen von den einfältigſten Sitten offenbart ſich ein großer Hang dazu, weil bey ihnen die richtigen Begriffe über Ableitung und Stammverwandtſchaft der Wörter noch nicht entwickelt ſind, und alſo dieſer Willkühr nicht im Wege ſtehen. Im Homer finden ſich verſchiedne Wortſpiele; die Bücher Moſis, das älteſte ſchriftliche Denkmal der Urwelt, ſind, wie bekannt, voll davon. Auf der andern Seite haben Dichter von ſehr gebildetem Geſchmack, wie Petrarca, oder Redner wie Cicero, Wohlgefallen daran gefunden. Wer ſich in Richard dem zweyten an die rührenden Wortſpiele des ſterbenden Johann von Gaunt über ſeinen eignen Namen ſtößt, der erinnre ſich an die ähnlichen des Ajax beym Sophokles. Es verſteht ſich, daß nicht alle Wortſpiele, noch an jedem Orte zu billigen ſind. Es kommt darauf an, ob die Stimmung ein ſolches Spiel der Fantaſie zuläßt, und ob die Einfälle, Vergleichungen, Anſpielungen, die ihnen zum Grunde liegen, innern Gehalt haben. Doch darf man es wohl nicht zum Grundſatze machen, darnach zu urtheilen, wie der Gedanke nach Wegſchaffung des Gleichlauts ſich ausnimmt, eben ſo wenig als ſich der Reiz gereimter Verſe noch fühlen läßt, wenn man ſie erſt vom Reime entblößt hat. Die Geſetze des guten Geſchmacks hierüber dürften auch nach der Beſchaffenheit der Sprachen verſchieden ſeyn. In Sprachen, die eine große Menge Homonymen, d. h. völlig oder faſt gleichlautende Wörter von ganz verſchiedner Abſtammung und Bedeutung haben, ſind die Wortſpiele beynah ſchwerer zu vermeiden als aufzuſuchen. Man hat alſo gefürchtet, der leeren Witzeley Thür und Thor zu öffnen, wenn man ſie nicht mit einem ſtrengen Bann belegte. Daß Shakſpeare eine ſo unüberwindliche und unmäßige Leidenſchaft gehabt, mit Worten und Sylben zu ſpielen, kann ich nicht finden. Es iſt wahr, er macht manchmal einen verſchwenderiſchen Gebrauch von dieſer Figur; in andern Stücken hat er nur ſparſam Wortſpiele eingeſtreut, ja in einigen z. B. im **Macbeth** kommt, glaube ich, nicht ein einziges vor. Er wird alſo in Abſicht auf den Gebrauch oder die Enthaltung davon, nach Maßgabe der Gegenſtände und des verſchiednen Styls der Behandlung, vermuthlich wie in allem der Prüfung würdige Grundſätze befolgt haben.

Weit wichtiger iſt der Vorwurf, Shakſpeare beleidige das Gefühl durch unverhüllte Schilderung der ekelhafteſten moraliſchen Häßlichkeit, zerreiße ſchonungslos die Gemüther, und empöre ſelbſt die Augen durch unerträglich gräßliche Schauſpiele. Er hat in der That niemals die wilden blutdürſtigen Leidenſchaften mit einem gefälligen Aeußern überfirnißt, niemals die Bosheit mit einem falſchen Schimmer von Seelengröße bekleidet, und dafür iſt er in alle Wege zu loben. Ein paarmal hat er eigentliche Böſewichter geſchildert, wie meiſterhaft er aber dabey allzu peinlichen Eindrücken vorbeugt, wird ſich am Jago und Richard dem dritten zeigen laſſen. Ich geſtehe, daß die Leſung und noch mehr der Anblick von einigen ſeiner Stücke krankhaften Nerven nicht anzurathen ſteht, eben ſo wenig als die Eumeniden des Aeſchylus: allein ſoll der Dichter, der einen bedeutenden nur durch gewagte Mittel zu erreichenden

Zweck vor Augen hat, auf dieſe Rückſicht nehmen? Darf unſre heutige Verzärtelung überhaupt zum Maßſtabe deſſen dienen, was die tragiſche Darſtellung der menſchlichen Natur bieten darf, ſo wird die Kunſt ſehr enge beſchränkt werden, und alle großen Wirkungen werden ihr unterſagt werden müſſen. Wollen wir einen großen Zweck, ſo müſſen wir auch die Mittel wollen, und unſre Nerven ſollten ſich ſchon einigermaßen ſchmerzliche Erſchütterungen gefallen laſſen, wenn unſer Gemüth zur Entſchädigung dafür erhoben und geſtärkt wird. Die beſtändige Rückſicht auf ein kleinliches Geſchlecht muß alle Kühnheit des Dichters lähmen. Glücklicher Weiſe für ſeine Kunſt lebte Shakſpeare in einem Zeitalter, das für edle und zarte Eindrücke ſehr empfänglich, dem aber von einer kräftigen Vorzeit noch Feſtigkeit genug angeerbt war, um nicht vor allem Starken und Gewaltigen zaghaft zurückzubeben. Man hat Tragödien erlebt, deren Kataſtrophe die Ohnmacht einer verliebten Prinzeſſin iſt; wenn Shakſpeare zuweilen in das entgegengeſetzte Aeußerſte ausſchweift, ſo iſt es ein erhabner Fehler, aus der Fülle rieſenhafter Kraft entſprungen. Und dieſer tragiſche Titane, der den Himmel ſtürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeſchylus, unſer Haar emporſträubt und unſer Blut vor Schauder gerinnen macht, beſaß zugleich die einſchmeichelnden Lieblichkeiten der ſüßen Poeſie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und ſeine Lieder ſind wie ſchmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſeyn, und die fremdartigſten ja ſcheinbar unvereinbarſten Eigenſchaften beſtehen in ihm friedlich neben einander. Die Geiſterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art, läßt er ſich zu den Menſchen herab, als wüßte er nicht um ſeine Ueberlegenheit, und iſt anſpruchslos und unbefangen wie ein Kind.

Wenn die Zeichnung ſeiner Charakter, jeden einzeln betrachtet, ſchon unübertrefflich feſt und richtig iſt, ſo übertrifft er ſich ſelbſt noch in ihrer Zuſammenſtellung und gegenſeitigen Einwirkung. Dieß iſt eigentlich der Gipfel der dramatiſchen Charakteriſtik: denn man kann einen Menſchen niemals ganz abgeſondert für ſich nach ſeinem wahren Werth beurtheilen, man muß ihn in ſeinem Verhältniß zu Andern ſehen; und hier ſind eben die meiſten dramatiſchen Dichter mangelhaft. Shakſpeare macht jede ſeiner Hauptperſonen zu einem Spiegel der übrigen, in welchem wir das entdecken, was uns nicht unmittelbar eröffnet werden konnte. Was bey Andern ſchon das Tiefſte, iſt bey ihm erſt Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Aeußerungen der Perſonen über ſich ſelbſt und Andre immer für baare Münze nähme. Die zweydeutige Geſinnung fließt bey ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundſätzen über, und der Albernheit ſind nicht ſelten weiſe Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben ſind. Niemand hat ſo wie er den leiſen Selbſtbetrug geſchildert, die halb ſelbſtbewußte Heucheley gegen ſich, womit auch edle Gemüther die in der menſchlichen Natur faſt unvermeidliche Eindrängung ſelbſtiſcher Triebfedern verkleiden. Dieſe geheime Ironie der Charakteriſtik iſt bewundernswürdig als ein Abgrund von Scharfſinn, aber dem Enthuſiasmus thut ſie wehe. Dahin kommt man alſo, wenn man das Unglück gehabt hat, die Menſchheit zu durchſchauen, und außer der traurigen Wahrheit, daß keine Tugend und Größe ganz rein und ächt ſey, und dem gefährlichen Irrthum als ſtände das Höchſte zu erreichen, bleibt uns keine Wahl übrig. Hier ſpüre ich, während er die innigſten Rührungen erregt, in dem Dichter ſelbſt eine gewiſſe Kälte, aber die eines überlegenen Geiſtes, der den Kreis des menſchlichen Daſeyns durchlaufen, und das Gefühl überlebt hat.

Die Ironie bezieht ſich aber beym Shakſpeare nicht bloß auf die einzelnen Charakter, ſondern häufig auf das Ganze der Handlung. Die meiſten Dichter, welche menſchliche Begebenheiten erzählend oder dramatiſch ſchildern, nehmen Partey, und verlangen von den Leſern blinden Glauben für ihre Bemühungen zu erheben oder herabzuſetzen. Je eifriger dieſe Rhetorik iſt, deſto leichter verfehlt ſie ihren Zweck. Auf jeden Fall werden wir gewahr, daß wir die Sache nicht unmittelbar, ſondern durch das Medium einer fremden Denkart erblicken. Wenn hingegen der Dichter zuweilen durch eine geſchickte Wendung die weniger glänzende Kehrſeite der Münze nach vorne dreht, ſo ſetzt er ſich mit dem auserleſenen Kreis der Einſichtsvollen unter ſeinen Leſern oder Zuſchauern in ein verſtohlnes Einverſtändniß; er zeigt ihnen, daß er ihre Einwendungen vorhergeſehen und im voraus zugegeben habe; daß er nicht ſelbſt in dem dargeſtellten Gegenſtande befangen ſey, ſondern frey über ihm ſchwebe, und daß er den ſchönen, unwiderſtehlich anziehenden Schein, den er ſelbſt hervorgezaubert, wenn er anders wollte, unerbittlich vernichten könnte. Wo das eigentlich Tragiſche eintritt, hört freylich alle Ironie auf; allein von dem eingeſtandnen Scherz der Komödie an bis dahin, wo die Unterwerfung ſterblicher Weſen unter ein unvermeidliches Schickſal den ſtrengſten Ernſt fodert, giebt es eine Menge menſchlicher Verhältniſſe, die allerdings, ohne die ewige Gränzſcheidung zwiſchen Gut und Böſe zu verwirren, mit Ironie betrachtet werden dürfen. Dieſem Zweck dienen die komiſchen Perſonen und Auftritte, welche in Shakſpeare's meiſten Stücken einer edlen und erhöhenden Darſtellung romantiſcher Dichtungen oder hiſtoriſcher Vorfälle eingeflochten ſind. Manchmal iſt eine beſtimmte Parodie des ernſthaften Theils darin nicht

Auguſt Wilhelm v. Schlegels

Gedichte.

Zweiter Theil.

Rhythmiſche Gedichte, Ion, Scherzhafte Gedichte,
Epigramme und Ehrenpforte und Triumphbogen
für den Theater-Präſidenten von Kotzebue.

zu verkennen; andremale iſt der Zuſammenhang loſer und willkührlicher, um ſo mehr, je wunderbarer die Erfindung des Ganzen iſt, je mehr es bloß zu einer leichten Gaukeley der Fantaſie wird. Ueberall dienen die komiſchen Unterbrechungen dazu, zu verhüten, daß das Spiel ſich nicht in ein Geſchäft verwandle, dem Gemüth ſeine Heiterkeit zu bewahren, und jenen trüben ſchwungloſen Ernſt abzuhalten, der ſich ſo leicht im ſentimentalen jedoch nicht tragiſchen Schauſpiele einſchleicht. Gewiß wollte Shakſpeare hiemit nicht, ſeiner beſſern Einſicht entgegen, dem Geſchmack der Menge willfahren: denn in verſchiedenen Stücken, und in beträchtlichen Theilen andrer, beſonders wenn die Entwicklung herannaht und die Gemüther daher mehr geſpannt und für zerſtreuende Unterhaltung nicht mehr empfänglich ſind, hat er ſich aller komiſchen Einmiſchungen enthalten. Auch lag ihm daran, daß die Luſtigmacher keine bedeutendere Stelle einnähmen, als er ihnen angewieſen hatte: er eifert nachdrücklich gegen das Extemporiren, womit ſie ihre Rollen zu erweitern liebten *).

---

*) In den Lehren Hamlets an den Schauſpieler.

Johnſon will die aus Ernſt und Scherz gemiſchte Schauſpielgattung dadurch rechtfertigen, daß in der Wirklichkeit das Gemeine dicht neben dem Erhabenen zu ſtehen, daß Luſtiges und Trauriges neben und nach einander vorzugehen pflegt. Allein daraus, daß ſich beydes ſo vorfindet, würde noch gar nicht folgen, die Kunſt müſſe es ungeſondert in ihre Darſtellungen aufnehmen. Die Bemerkung iſt übrigens richtig, und dieſer Umſtand giebt dem Dichter die Möglichkeit an die Hand ſo zu verfahren, weil ja im Schauſpiel alles nur nach Bedingungen theatraliſcher Wahrſcheinlichkeit eintreten darf; aber die Vermiſchung ſo ungleichartiger und ſcheinbar ſtreitender Beſtandtheile in demſelben Werk kann nur durch künſtleriſche Abſichten wie die obenangeführten gerechtfertigt werden. In Shakſpeare's Dramen ſind die komiſchen Szenen das Vorzimmer der Poeſie, wo ſich die Bedienten aufhalten; dieſe proſaiſchen Geſellen dürfen ſich nicht ſo laut machen, daß das Geſpräch im Saale ſelbſt dadurch übertäubt würde: jedoch in den Zwiſchenzeiten, wo ſich die idealiſche Geſellſchaft zurückgezogen hat, verdienen ſie ſchon belauſcht zu werden; ihre dreiſten Spöttereyen, ihre anmaßenden Nachäffungen können über die Verhältniſſe ihrer Herrſchaften manchen Aufſchluß gewähren.

Shakſpeare's komiſches Talent iſt eben ſo bewundernswürdig wie das, welches er im Pathetiſchen und Tragiſchen zeigt: es ſteht auf der gleichen Höhe, hat gleichen Umfang, gleiche Tiefe wie dieſes; nur das Uebergewicht wollte ich jenem vorhin nicht einräumen. Er iſt ſehr erfindſam in komiſchen Lagen und Motiven: man wird ſchwerlich nachweiſen können, woher er die ſeinigen genommen, da er hingegen in dem ernſten Theil ſeiner Dramen ſich meiſtentheils an etwas gegebnes anſchließt. Seine komiſche Charakteriſtik iſt eben ſo wahr, mannichfaltig und ergründend als die ernſthafte. Er iſt dabey ſo wenig zur Ueberladung geneigt, daß man vielmehr ſagen kann, manche ſeiner Züge ſeyen faſt zu fein für die Bühne, und können nur, durch einen großen Schauſpieler geltend gemacht, von ſehr gewitzigten Zuſchauern ganz verſtanden werden. Nicht nur viele Arten der Narrheit, ſondern auch die bloße Dummheit hat er ungemein ergötzlich und unterhaltend zu machen gewußt. Noch eine beſondre Gattung des Poſſenhaften findet ſich in ſeinen Stücken, die uns willkührlicher angebracht ſcheint, ſich aber auf Nachahmung einer wirklichen Sitte gründet. Dieß iſt die Einführung des Luſtigmachers, des Narren mit der Kappe und in ſcheckiger Tracht, auf Engliſch clown genannt, der in verſchiednen Luſtſpielen, jedoch bey weitem nicht in allen, unter den Trauerſpielen allein im Lear vorkommt, meiſtens ſeinen Witz nur in Geſprächen mit den Hauptperſonen übt, zuweilen auch in die Handlung eingeflochten iſt. Damals pflegten nicht nur die Fürſten Hofnarren zu halten, ſondern in vielen vornehmen Familien hielt man unter der übrigen Dienerſchaft einen ſolchen aufmunternden Hausgenoſſen für ein gutes Gegenmittel gegen die Leerheit und Langeweile des täglichen Lebens, für eine willkommne Unterbrechung der hergebrachten Förmlichkeiten. Große Männer, ſelbſt Geiſtliche, achteten es nicht unter ihrer Würde, ſich von wichtigen Geſchäften in der Unterhaltung ihres Narren zu erhohlen; der berühmte Thomas Morus hat ſich mit dem ſeinigen zuſammen von Holbein mahlen laſſen. Shakſpeare ſcheint eben vor dem Zeitpunkte gelebt zu haben, wo die Sitte abzukommen anfing; in den nächſten engliſchen Luſtſpieldichtern nach ihm findet ſich der clown nicht mehr. Man hat die Abſchaffung der Narren als einen Beweis der Verfeinerung gerühmt, und unſre wackern Vorfahren bemitleidet, daß ſie an groben Poſſen Geſchmack finden können. Ich glaube aber vielmehr, es wird an geſcheidten Narren gefehlt haben, um die Stelle gehörig auszufüllen *); auf der andern Seite iſt die Vernunft, bey aller Einbildung von ſich ſelbſt, zu zaghaft geworden, um eine ſo verwegne Ironie zu dulden: ſie iſt immer beſorgt, der Mantel ihrer Gravität möchte aus ſei-

---

*) Man ſehe Hamlets Lobrede auf den Yorik. In Was ihr wollt ſagt Viola:

Der Burſch iſt klug genug den Narren zu ſpielen,
Und das geſchickt thun, fodert ein'gen Witz.
Die Laune derer, über die er ſcherzt,
Die Zeiten und Perſonen muß er kennen,
Und wie der Falk auf jede Feder ſchießen,
Die ihm vors Auge kommt. Dieß iſt ein Handwerk
So voll von Arbeit als des Weiſen Kunſt.
Denn Thorheit, weislich angebracht, iſt Witz;
Doch wozu iſt des Weiſen Thorheit nutz?

nen Falten kommen; und lieber als der Narrentheidung einen anerkannten Platz neben ſich zu gönnen, hat ſie unbewußter Weiſe die Rolle der Lächerlichkeit ſelbſt übernommen, aber leider einer ſchwerfälligen und unerfreulichen Lächerlichkeit *). Es würde leicht ſeyn, eine Sammlung vortrefflicher Einfälle und beißender Sarkasmen zu machen, die uns von bekannten Hofnarren aufbehalten ſind. Ausgemacht iſt es, daß ſie den Fürſten häufig Wahrheiten ſagten, die dieſe jetzt niemals zu hören bekommen **). Shakſpeare's Narren haben meiſtens neben einiger Witzeley, die nicht ganz zu vermeiden ſteht, wenn man aus dem Witz ein Gewerbe macht, einen unvergleichlichen Humor, und unendlich viel Verſtand, genug, um eine ganze Schaar gewöhnlicher weiſer Männer damit auszuſtatten.

---

*) „Seit das bißchen Witz, was die Narren haben, zum Schweigen gebracht worden iſt, ſo macht das bißchen Narrheit, was weiſe Leute beſitzen, große Parade.“ Wie es euch gefällt, erſter Aufzug, zweyte Scene.

**) Carl der Kühne von Burgund berühmte ſich oft, wie man weiß, mit Hannibal als dem größten Feldherrn aller Zeiten, wetteifern zu wollen. Nach der Niederlage bey Granſon begleitete ihn ſein Narr auf ſeiner eilfertigen Flucht, und rief aus: „Ach, gnädiger Herr! die haben uns einmal behannibalt!“ Hätte der Herzog dieſem warnenden Spotte Gehör gegeben, ſo hätte er nicht bald darauf ein ſo ſchmähliges Ende genommen.

Jetzt noch einiges über die Diction und den Versbau unſers Dichters. Seine Sprache iſt hie und da etwas veraltet, jedoch im Ganzen weit weniger als die der meiſten damaligen Schriftſteller, und dieß beweiſet die Güte ſeiner Wahl. Die Proſa war noch wenig bearbeitet, weil die Gelehrten mehrentheils Lateiniſch ſchrieben: ein günſtiger Umſtand für den Dramatiker; denn was hat dieſer mit der wiſſenſchaftlichen Bücherſprache zu ſchaffen? Die früheren engliſchen Dichter hatte er nicht nur geleſen, ſondern ſtudirt, übrigens aber griff er ſeine Sprache unmittelbar aus dem Leben auf, und dieſes dialogiſche Element weiß er meiſterlich mit dem höchſten poetiſchen Schwunge zu verſchmelzen. Ich verſtehe nicht, was einige Kunſtrichter mit dem Tadel wollen, Shakſpeare ſey oft ungrammatiſch. Um dieſe Behauptung durchzuführen, müßten ſie beweiſen, daß ähnliche Wortfügungen bey ſeinen Zeitgenoſſen niemals vorkommen, wovon man gerade das

Gegentheil darthun kann. In keiner Sprache läßt ſich alles nach Grundſätzen beſtimmen, vieles bleibt dem eigenſinnigen Sprachgebrauch überlaſſen. Und daß ſich dieſer ſeitdem geändert, dafür wird man doch den Dichter nicht verantwortlich machen wollen? Die engliſche Sprache war damals noch nicht zu jener züchtigen Nüchternheit gelangt, die ſich in ihrer neueren Litteratur, vielleicht zum Schaden der Originalität, feſtgeſetzt hat. Wie ein kürzlich urbar gemachter Boden neben den fruchtbaren Sprößlingen manche Wucherpflanze hervortreibt, ſo finden ſich auch in der damaligen poetiſchen Diction Ausſchweifungen, jedoch aus der Fülle der Kraft entſprungene Ausſchweifungen. Es ſind noch Spuren von Unbeholfenheit, aber nirgends von mühſeliger ſeelenloſer Verkünſtelung ſichtbar. Im allgemeinen bleibt Shakſpeare's Schreibart noch jetzt ein unübertroffnes Vorbild ſowohl im Starken und Erhabnen, als im Gefälligen und Zarten. Er hat in ſeiner Sphäre alle Mittel der Sprache erſchöpft. Allem iſt das Gepräge ſeines mächtigen Geiſtes aufgedrückt. Seine Bilder und Figuren haben in ihrer ungeſuchten ja unwillkührlichen Seltſamkeit oft eine ganz eigenthümliche Anmuth. Zuweilen wird er dunkel aus allzu großer Liebe zur gedrängteſten Kürze: aber es verlohnt ſchon der Mühe, über Shakſpear's Zeilen zu grübeln.

Die Versart ſeiner ſämtlichen Schauſpiele iſt großentheils der zehn- oder eilfſylbige reimloſe Jambe, der nur zuweilen mit Reimen untermiſcht iſt, häufiger mit proſaiſchen Theilen abwechſelt. Kein einziges Stück iſt ganz in Proſa geſchrieben, ſo wie denn auch denen, welche ſich am meiſten dem reinen Luſtſpiele nähern, immer etwas beygefügt iſt, was ſie in einem höheren Grade als es dieſer Gattung eigen iſt, poetiſirt. Viele Auftritte ſind ganz proſaiſch, in andern wechſeln proſaiſche und verſifizirte Reden. Dieß wird nur denen ein Uebelſtand dünken, die gewohnt ſind, die Zeilen eines Schauſpiels wie Soldaten zu betrachten, die bey einer Parade, überein gekleidet und bewaffnet, in Reih und Glied aufziehen, ſo daß, wenn man einen oder ein paar geſehen, man ſich tauſende, als einander vollkommen ähnlich, vorſtellen kann.

Shakſpeare beobachtet im Gebrauch der Proſa und der Verſe ſehr feine Unterſcheidungen nach dem

Stande, noch mehr aber nach dem Charakter und der Gemüthsſtimmung der Perſonen. Eine edle und über den gewöhnlichen Ton erhöhte Sprache paßt nur zu einer gewiſſen Anſtändigkeit der Sitten, die ſowohl Laſter als Tugenden überkleidet, und auch unter heftigen Leidenſchaften nicht ganz verſchwindet. Wie nun dieſe den höheren Ständen, wenn gleich nicht ausſchließend, doch natürlicher Weiſe mehr eigen iſt als den geringen, ſo iſt auch bey Shakſpeare Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poeſie und Proſa, auf eben die Art unter die Perſonen vertheilt. Daher ſprechen ſeine gemeinen Bürger, Bauern, Soldaten, Matroſen, Bedienten, hauptſächlich aber ſeine Narren und Poſſenreißer faſt ohne Ausnahme im Tone ihres wirklichen Lebens. Indeſſen offenbart ſich innre Würde der Geſinnungen, wo ſie ſich immer finden mag, durch äußern Anſtand, ohne daß es dazu durch Erziehung und Gewohnheit angekünſtelter Zierlichkeiten bedürfte; jene iſt ein allgemeines Recht der Menſchen, der niedrigſten wie der höchſten, und ſo gilt auch bey Shakſpeare die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr wie die bürgerliche. Auch läßt

er nicht ſelten dieſelben Perſonen zu verſchiednen Zeiten die erhabenſte und wieder die gemeinſte Sprache führen, und dieſe Ungleichheit iſt ebenfalls in der Wahrheit gegründet. Außerordentliche Lagen, die den Kopf lebhaft beſchäftigen und mächtige Leidenſchaften ins Spiel ſetzen, heben und ſpannen die Seele: ſie rafft alle ihre Kräfte zuſammen, und zeigt wie in ihrem ganzen Wirken, ſo auch in der Mittheilung durch Worte einen ungewöhnlichen Nachdruck. Hingegen giebt es ſelbſt für den größten Menſchen Augenblicke des Nachlaſſens, wo er die Würde ſeines Charakters bis auf einen gewiſſen Grad in ſorgloſer Ungebundenheit vergißt. Um ſich an den Scherzen Andrer zu beluſtigen, oder ſelbſt zu ſcherzen, was keinen Helden entehrt, iſt ſogar dieſe Stimmung nöthig. Man gehe zum Beyſpiel die Rolle des Hamlets durch. Welche kühne, kräftige Poeſie ſpricht er, wenn er den Geiſt ſeines Vaters beſchwört, ſich ſelbſt zu der blutigen That anſpornt, ſeiner Mutter in die Seele donnert! Und wie ſteigt er in ſeinem Tone in das gemeine Leben hinab, wenn er mit Perſonen zu thun hat, mit denen er nach ihrer Würdigkeit nicht anders umgehen kann: wenn er den Polonius und die Höflinge zum Beſten hat, den Schauſpieler unterrichtet, und ſich auf die Späße des Todtengräbers einläßt. Unter allen ernſten Hauptcharaktern des Dichters iſt keiner ſo reich wie Hamlet an Witz und Laune; darum bedient er ſich auch unter allen am meiſten des vertraulichen Styls. Andre verfallen gar nicht darein, entweder weil der Pomp des Ranges ſie beſtändig umgiebt, oder weil ein gleichförmiger Ernſt ihnen natürlich iſt, oder endlich weil eine Leidenſchaft nicht von der niederdrückenden Art, wie Hamlets Kummer, ſondern eine erweckende Leidenſchaft ſie das ganze Stück hindurch beherrſcht. Ueberall iſt die Wahl der einen oder der andern Form ſo ſchicklich und in der Natur der Sache gegründet, daß ich behaupten möchte, ſogar da, wo der Dichter eine Perſon in derſelben Rede aus Proſa in Poeſie, oder umgekehrt, übergehen läßt, würde man dieß nicht ohne die Gefahr, etwas zu verderben, abändern können. Der reimloſe Jambe hat dabey den Vorzug, daß er ſich herauf und herabſtimmen läßt: er kann ſich dem vertraulichen Geſprächston nahe anſchmiegen, und macht niemals einen ſo ſchneidenden Abſtich, wie z. B. der zwiſchen ſchlechter Proſa und gereimten Alexandrinern ſeyn würde.

Shakſpeare's Jamben ſind zuweilen ausgezeichnet harmoniſch und volltönend, immer mannichfaltig und dem Inhalt angemeſſen: bald eilen ſie leicht beflügelt fort, bald treten ſie mit gewichtigem Nachdruck auf. Niemals fallen ſie aus dem dialogiſchen Gange, der auch in der fortgehenden Rede eines Einzelnen noch geſpürt werden muß, außer wenn ſie ins Lyriſche übergeht. Sie ſind ein vollkommnes Muſter vom dramatiſchen Gebrauch dieſer Versart, die in der engliſchen Sprache ſeit Milton auch für die epiſche Gattung gedient, aber darin eine ganz andre Wendung genommen hat. Selbſt die Unebenheiten in Shakſpeare's Versbau ſind ausdrucksvoll; ein abgebrochner Vers oder ein plötzlich wechſelnder Rhythmus trifft mit dem Stecken des Gedankenganges oder dem Eintritt einer andern Gemüthsbewegung zuſammen. Zum Beweiſe, daß er die mechaniſche Regel abſichtlich verletzte, in der Ueberzeugung, eine allzu ſymmetriſche Verſification tauge nicht für das Schauſpiel, und werde auf der Bühne leicht einſchläfernd, ſind gerade ſeine früheren Stücke am fließendſten verſifizirt, und in den ſpäteren, wo er doch durch Uebung eine größere Fertigkeit erlangt haben müßte, finden ſich die ſtärkſten Abweichungen vom geregelten Gange des Verſes. Dieſer diente ihm nur dazu, die poetiſche Erhöhung hörbar zu machen, behauptete daneben aber die größte mögliche Freyheit.

Die Rückſichten oder Leitungen des Gefühls, wonach er ſich beym Gebrauch des Reimes richtete, laſſen ſich faſt eben ſo beſtimmt angeben. Nicht ſelten ſchließen Auftritte oder auch einzelne Reden mit einigen gereimten Zeilen, um den Abſchnitt ſtärker zu bezeichnen und ihm mehr Rundung zu geben. Dieß iſt von ſpäteren engliſchen Trauerſpieldichtern verkehrt nachgeahmt worden: ſie erheben den Ton ſo plötzlich in den Reimzeilen, als ob die Perſon auf einmal eine andre Sprache zu reden anfinge. Den Schauſpielern war dieß willkommen, als ein Signal zum Klatſchen bey ihrem Abgange. Beym Shakſpeare hingegen ſind die Uebergänge gelinde gehalten: aller Wechſel der Formen ſtellt ſich unmerklich und wie von ſelbſt ein. Ferner pflegt er eine Reihe ſinnreicher und antithetiſcher Sprüche gern durch den Reim zu heben. Fortgehend gereimt findet man andre Stellen, wo Feyerlichkeit und theatraliſcher Pomp angemeſſen war, wie die ſogenannte Maske *) im Sturm und das im Hamlet aufgeführte Schauſpiel. In andern Stücken, z. B. dem Sommernachtstraum und Romeo und Julia räumte er dem Reim einen beträchtlichen Antheil ein, weil er ihnen ein blühendes Colorit geben wollte, oder weil die Perſonen in einer muſikaliſchen Stimmung reden, wie bey Liebesklagen und Liebeswerbungen. Hiebey hat er ſogar gereimte Strophen angebracht, die ſich der in England damals üblichen Form des Sonettes nähern. Malone's Behauptung, Shakſpeare habe in ſeiner Jugend den Reim geliebt, ihn ſpäterhin aber verworfen, wird durch ſeine eigne Zeitangabe von den Werken des Dichters widerlegt. In einigen der früheſten, z. B. dem zweyten und dritten Theil Heinrich des Sechſten, kommen faſt gar keine Reime vor; in ſeinem angeblich letzten Stücke Was ihr wollt

---

*) Ueber dieſe Schauſpielgattung werde ich bey Gelegenheit Ben Jonſons einige Worte ſagen.

und im Macbeth, der ausgemacht erſt unter König Jakobs Regierung gedichtet worden, findet ſich eine nicht unbeträchtliche Anzahl. Bis in die Nebenſachen der Form handelte Shakſpeare nicht nach Laune und Zufall, ſondern beſtimmte ſich wie ein ächter Künſtler nach innern Gründen. Dieß ließe ſich auch an den ſeltner vorkommenden Versarten, z. B. den ſieben- und achtſylbigen gereimten Verſen zeigen, wenn wir nicht fürchteten, zu ſehr auf bloß techniſche Entwickelungen einzugehn.

Die Behandlung der gereimten Verſe, und ſomit das Urtheil über Wohllaut und Zierlichkeit darin, hat ſich in England ſeit zwey Jahrhunderten weit mehr verändert als die der reimloſen Jamben. In jenen ſind Dryden und Pope Muſter geworden; dieſe Schriftſteller haben ihnen die vollkommenſte Glätte ertheilt, ſie aber dafür auch an eine wohlklingende Einförmigkeit gefeſſelt. Ein Ausländer, dem Veraltet und Neu gleich gilt, kann vielleicht die Vorzüge der älteren Weiſe unbefangner fühlen. Gewiß iſt es, daß die heutige Bearbeitung der gereimten Verſe, wegen allzu großer Gebundenheit der Couplets, für das Drama nicht taugt. Man muß, was Shakſpeare hierin geleiſtet, nicht nach einer ſpäter aufgekommnen Mode, ſondern durch Vergleichung mit ſeinen Zeitgenoſſen, etwa mit Spenſer, ſchätzen. Dieß wird ohne Zweifel zu ſeinem Vortheil ausſchlagen. Spenſer iſt oft gedehnt; Shakſpeare, wiewohl zuweilen hart, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas nöthiges auszulaſſen, als etwas überflüſſiges einzuſchalten. Doch ſind viele ſeiner gereimten Zeilen noch jetzt untadelich: ſinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falſchen Schimmer. Die eingeſtreuten Lieder (des Dichters eigne nämlich) ſind meiſtens ſüße kleine Spiele und ganz Geſang: man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man ſie bloß lieſet.

Die ſämtlichen Hervorbringungen Shakſpeare's tragen das unverkennbare Gepräge ſeines originalen Genius, aber niemand iſt weiter entfernt davon als er, eine durch Angewöhnung und perſönliche Einſeitigkeit entſtandne Manier zu haben. Vielmehr iſt er in Abſicht auf Verſchiedenheit des Tons und der Farbe nach Beſchaffenheit der Gegenſtände ein wahrer Proteus. Jede ſeiner Dichtungen iſt wie eine abgeſchloßne Welt, die ſich in ihrer eignen Sphäre bewegt. Es ſind Kunſtwerke, in einem durchgeführten Styl gearbeitet, worin ſich die Freyheit und beſonnene Wahl ihres Urhebers offenbart. Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in ſeine kleinſten Theile nach einer Hauptidee, die Herrſchaft des beſeelenden Geiſtes über alle Mittel der Ausführung, Correktheit zu heißen verdient, (und dieß iſt außer der Grammatik wohl der einzige gültige Sinn des Wortes) ſo darf man Shakſpeare'n nach Zuerkennung aller höheren Eigenſchaften, welche Bewunderung fodern, in den meiſten Fällen auch den Namen eines correkten Dichters nicht verſagen.

Es würde ſehr belehrend ſeyn, einen Künſtler, der zugleich der Stifter und Vollender ſeiner Kunſt war, Schritt vor Schritt auf ſeiner Laufbahn zu begleiten, und ſeine Werke nach der Zeitordnung durchzugehen. Allein bis auf wenige feſte Punkte, die man endlich gewonnen, fehlt es hiezu an den nöthigen Angaben. Der fleißige Malone hat zwar einen Verſuch gemacht, Shakſpeare's Schauſpiele chronologiſch zu ordnen, den er aber ſelbſt nur für hypothetiſch ausgiebt, und der unter andern ſchon bekanngen nicht recht gelingen konnte, weil er von ſeiner Unterſuchung eine beträchtliche Anzahl Stücke ausſchließt, welche dem Dichter zugeſchrieben worden ſind, und nur von den Herausgebern ſeit Rowe als unächt verworfen werden, welche aber meines Bedünkens großentheils wirklich von ihm herrühren *).

Das beſte wird alſo ſeyn, die Schauſpiele zu leichterer Ueberſicht nach den Gattungen zu ordnen. Freylich iſt dieß nur ein Nothbehelf: mehrere Kunſtrichter haben eingeſehen, daß Shakſpeare's Stücke

---

*) Wäre dieſes Buch zunächſt für ein engliſches Publicum beſtimmt, ſo würde ich ein ſolches Urtheil im Widerſpruch mit der angenommenen Meynung nicht hinſtellen, ohne es mit Gründen zu belegen. Doch die Erörterung iſt zu weitläufig, und bleibt einer beſondern Schrift vorbehalten. Ueberdieß ſteht mir, während ich die letzte Hand an meine Vorleſungen lege, keine andre engliſche Bücherſammlung als meine eigne zum Gebrauch offen. Dieſe würde ich zu dieſem Zwecke vervollſtändigt haben, wenn nicht die Hemmung des Verkehrs mit England es unmöglich machte, ſich engliſche Bücher außer den ganz gewöhnlichen zu verſchaffen. Ich muß alſo in dieſem Punkte um Nachſicht bitten, und will in einem Anhang zu dieſer Vorleſung nur einiges vorläufig erinnern.

im Grunde alle zu derſelben Gattung gehören, wiewohl bald dieſer, bald jener Beſtandtheil, das Muſikaliſche oder das Charakteriſtiſche, die Erfindung des Wunderbaren oder die Nachahmung des Wirklichen, das Pathetiſche oder das Komiſche, Ernſt oder Ironie in der Miſchung vorwaltet. Shakſpeare ſelbſt macht ſich, wie es ſcheint, über die kleinliche Bemühung mancher Kritiker luſtig, Abtheilungen und Unterabtheilungen der Gattungen zu entdecken, und das geſonderte ängſtlich einzuzäunen, wenn der pedantiſche Polonius im Hamlet die Schauſpieler empfiehlt, weil ſie alles aufzuführen verſtehn; „Tragödie, Komödie, Hiſtorie, Paſtorale, Paſtoral-Komödie, Hiſtoriko-Paſtorale, Tragiko-Hiſtorie, Tragiko-Komiko-Hiſtoriko-Paſtorale, u. ſ. w.“ Ein andermal ſcherzt er über die bloß von dem unglücklichen Ausgange hergenommne Beſtimmung des Tragiſchen:

Und tragiſch iſt es auch, mein gnäd'ger Fürſt,
Denn Pyramus bringt ſelbſt darin ſich um.

Indeſſen kann man doch die Eintheilung in Luſtſpiele, Trauerſpiele und hiſtoriſche Schauſpiele nach

Viertes Buch.

Rhythmiſche Gedichte.

dem gewöhnlichen Sprachgebrauch einigermaßen feſthalten, wenn man nur die Uebergänge und Verwandtſchaften nicht aus der Acht läßt. Der Inhalt der Luſtſpiele iſt großentheils aus Novellen entlehnt: es ſind romantiſche Liebesgeſchichten; keines davon ſpielt ganz in bürgerlichen oder häuslichen Verhältniſſen. Alle haben dichteriſchen Schmuck, einige gehen ins Wunderbare oder ins Pathetiſche über. An dieſe ſchließen ſich unmittelbar zwey der ausgezeichnetſten Trauerſpiele an, Romeo und Julia, und Othello: beydes wahre Novellen, und nach denſelben Grundſätzen bearbeitet. In manchen hiſtoriſchen Schauſpielen nehmen die komiſchen Charakter und Auftritte einen beträchtlichen Raum ein; andre ſind durchaus ernſthaft und laſſen einen tragiſchen Haupteindruck zurück. Das weſentliche Kennzeichen, was ſie unterſcheidet, iſt, daß die Verwickelung darin ſich auf ein poetiſches und nationales Intereſſe bezieht. Dieß iſt nicht ſo der Fall im Hamlet, Lear und Macbeth, und deswegen rechnen wir dieſe Trauerſpiele nicht zu den hiſtoriſchen Stücken, wiewohl das erſte ſich auf eine alte nordiſche, das zweyte auf eine einheimiſche Sage gründet, und Macbeth ſchon in die nicht mehr fabelhafte Epoche der ſchottiſchen Geſchichte fällt.

Unter den Luſtſpielen tragen die beyden Edelleute von Verona, die gezähmte böſe Sieben, und das Luſtſpiel der Irrungen manche Spuren einer frühen Entſtehung an ſich. Die beyden Edelleute von Verona ſchildern den Wankelmuth der Liebe und ihre Treuloſigkeit gegen die Freundſchaft mit gefälligen Zügen, aber mit einer gewiſſen Oberflächlichkeit, faſt möchte man ſagen, mit eben dem Leichtſinn, den eine ſchnell entflammte und ſchnell wieder aufgegebene Leidenſchaft im Gemüth vorausſetzt. Dem Treuloſen wird am Ende für ſeine zweydeutige Reue von ſeiner erſten Geliebten ohne Schwierigkeit verziehen; für die ernſthafteſten Vorfälle, die vorgehabte Entführung und unternommene Flucht einer Fürſtentochter, die Gefangennehmung ihres Vaters zugleich mit ihr ſelbſt durch eine Räuberbande, deren Hauptmann der eine der beyden Edelleute, der verrathne und verbannte Freund, gezwungener Weiſe geworden iſt: für alles dieß wird geſchwind eine friedliche Löſung gefunden. Es iſt, als ob ſich der Lauf der Welt nach einer flüchtigen Jugendgrille, Liebe genannt, fügen müßte. Julia, die ihren wankelmüthigen Geliebten unerkannt als Edelknabe begleitet, iſt gleichſam eine leicht angelegte Skizze von den zarten weiblichen Geſtalten, einer Viola und Imogen, die in ſpäteren Stücken Shakſpeare's unter ähnlicher Verkleidung auf Liebesabentheuer ausgehen, und denen ihre gewagte Lage bey der jungfräulichſten Sittſamkeit einen ganz eignen Reiz giebt.

Das Luſtſpiel der Irrungen iſt der Stoff der Menächmen des Plautus, ganz umgearbeitet und mit neuen Verwickelungen bereichert: unter Shakſpeare's Werken das einzige Beyſpiel einer Nachahmung oder Entlehnung aus den Alten. Den beyden gleichnamigen Zwillingsbrüdern ſind zwey Sklaven beygegeben, ebenfalls Zwillinge, ununterſcheidbar ähnlich und denſelben Namen führend. Die Unwahrſcheinlichkeit wird dadurch verdoppelt: aber wenn man einmal die erſte, ſchon ans Unglaubliche gränzende, zugegeben hat, ſo wird man um die zweyte nicht handeln; und ſoll der Zuſchauer durch bloße Verwirrungen unterhalten werden, ſo können ſie ſich nicht bunt genug kreuzen. Es verſteht ſich, daß in dergleichen Stücken, um ihnen wenigſtens eine ſinnliche Wahrheit zu geben, die Rollen, welche das Misverſtändniß verurſachen, immer mit Masken geſpielt werden ſollten, und ſo wird es auch der Dichter beobachtet haben. Ich kann dem Tadel nicht beyſtimmen, die Aufklärung ſey zu lange hinausgeſchoben: ſolange ſich noch Neuheit und Steigerung in den verwirrenden Zufällen bemerken läßt, hat man keine Ermüdung zu beſorgen. Und dieß iſt hier wirklich der Fall: es geht ſo weit, daß der eine der beyden Brüder erſt für Schulden verhaftet, dann als ein Verrückter eingeſperrt wird, und der andre ſich vor einem Angriffe auf ſein Leben an einem geheiligten Zufluchtsort retten muß. Ohne allerley Gemeinheiten, Schimpfreden und Schlägereyen, kann es bey dieſem Gegenſtande nicht abgehen; Shakſpeare hat ihn aber auf alle Weiſe zu adeln geſucht. Ein paar Szenen der Eiferſucht und Liebe unterbrechen die Verwirrungen, die bloß der äußre Sinn verurſacht. Die Wiedererkennung wird dadurch feyerlicher gemacht, daß der Fürſt dabey den Vorſitz führt, und daß die noch lebenden und lange getrennten Eltern der Zwillingsbrüder zugleich wieder vereinigt werden. Die Expoſition, wodurch der Zuſchauer im voraus unterrichtet ſeyn muß, während die handelnden Perſonen in der Unwiſſenheit befangen ſind, und die Plautus kunſtlos in einen Prolog verlegt, iſt hier, meiſterlich motivirt, in einer rührenden Erzählung des Vaters angebracht. Kurz, dieß dürften leicht die beſten von allen geſchriebenen oder möglichen Menächmen ſeyn, und wenn das Stück an Werth gegen andre Stücke Shakſpeare's zurückſteht, ſo iſt es wohl nur, weil ſich aus dem Stoffe nicht mehr machen ließ.

Die gezähmte böſe Sieben hat den Anſtrich eines italiäniſchen Luſtſpiels, wie denn auch bey dem Liebeshandel, welcher der Hauptſache zur Unterlage und Umgebung dient, ein Stück des Arioſt mittelbar oder unmittelbar benutzt iſt. Leicht ſkizzirte Charakter und Leidenſchaften; eine ohne mühſame Anſtalten eingeleitete und in ihrem raſchen Gange durch Bedenklichkeiten keiner Art gehemmte Intrigue; nur in der Art wie Petruchio Catharinen, die er, wiewohl zuvor gewarnt, auf ſeine Gefahr heirathet, zahm zu machen weiß, iſt der charakteriſtiſche Gehalt und die eigenthümliche Laune des Engländers ſichtbar. Die Farben ſind etwas ſtark aufgetragen, aber mit gutem Grunde. Daß der Trotz eines wilden jungen Mädchens, im Widerſpruch mit den Reizen ihres Geſchlechtes, und weder durch körperliche noch Seelenſtärke unterſtützt, dem noch ungeſchliffneren und grillenhafteren Eigenſinn eines Mannes, den dieſer nur verſtellter Weiſe annimmt, bald weichen muß: eine ſolche Lehre kann auf der Schaubühne nicht anders als mit der handgreiflichen Deutlichkeit eines Sprüchwortes vorgetragen werden.

Noch merkwürdiger als das Stück ſelbſt iſt das Vorſpiel: der betrunkne Keſſelflicker, der im Schlaf aufgehoben und in einen Palaſt gebracht wird, wo man ihn glauben macht, er ſey ein Edelmann. Die Erfindung iſt wohl nicht von Shakſpeare. Holberg hat denſelben Stoff gründlich und mit unnachahmlicher Wahrheit bearbeitet, allein er hat ihn in fünf Aufzüge ausgeſponnen, wozu der Gehalt ſchwerlich hinreicht. Vermuthlich hat er nicht aus dem engliſchen Dramatiker geſchöpft, ſondern ebenfalls wie jener einen volksmäßigen Schwank benutzt. Es giebt dergleichen komiſche Motive, die ſehr alt ſind, ohne ſe veralten zu können. Shakſpeare zeigt ſich dabey wie immer als einen vornehmen Dichter: alles iſt nur leicht angedeutet, aber an Zierlichkeit und feiner Mäßigung dürfte er ſchwer zu übertreffen ſeyn. Auch hat er die Ironie nicht überſehen, die ſich natürlich darbietet, daß der große Herr, den Müßiggang und Langeweile dahin bringt, einen armen Schlucker zu myſtifiziren, von ſeiner Lage eben keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, als dieſer, der alle Augenblicke in ſeine pöbelhaften Angewöhnungen zurückfällt. Es fehlt, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die letzte Hälfte dieſes Vorſpiels, nämlich wie der Keſſelflicker in ſeiner neuen Herrlichkeit ſich wiederum von Sinnen trinkt, und im Schlafe in ſeinen bettelhaften Zuſtand zurückverſetzt wird. Dieß ſollte am Schluſſe des größeren Stückes folgen. Die Zwiſchenreden, womit der Keſſelflicker das vor ihm aufgeführte Luſtſpiel unterbricht, mochten improviſirt werden, aber es iſt nicht glaublich, daß Shakſpeare den augenblicklichen Eingebungen der Schauſpieler, auf die er nicht viel hielt, die Vollendung eines ſo ſorgfältig angefangnen wiewohl kleinen Werkes überlaſſen haben ſollte. Uebrigens hängt das

Vorſpiel nur dadurch mit dem Stücke zuſammen, daß es zu dem neuen Leben des vermeynten Edelmanns gehört, auf ſeinem Schloß wandernde Comödianten vor ſich ſpielen zu laſſen. Dieſe Erfindung, beluſtigende Zuſchauer auf der Bühne mit aufzuführen, iſt von ſpäteren engliſchen Dichtern ſehr witzig gebraucht worden.

Verlohrne Liebesmüh wird auch zu den Jugendſtücken gezählt. Es iſt eine muthwillige Gaukeley, ein ganzes Füllhorn der munterſten Scherze iſt darin ausgeſchüttet. Jugendlichkeit iſt allerdings in dem üppigen Ueberfluß der Ausführung ſichtbar: die ununterbrochene Folge der Wortſpiele und Einfälle jeder Art läßt den Zuſchauer kaum zu Athem kommen; die Funken des Witzes ſprühen ſo, daß ſie ein wahres Feuerwerk bilden, und der Dialog gleicht großentheils den raſchen Unterredungen, womit vorübergehende Masken im Carnaval einander necken. Ein junger König von Navarra hat ein Gelübde gethan, mit dreyen ſeiner Hofleute in ſtrenger Eingezogenheit ſich auf drey Jahre dem Studium der Weisheit zu widmen; er hat zu dem Ende alle weibliche Geſellſchaft vom Hofe verbannt, und den Umgang mit Frauen hoch verpönt. Aber kaum hat er dieß in einer pomphaften Rede, der größten Heldenthaten würdig, angekündigt, ſo kommt die Tochter des Königs von Frankreich an ſeinen Hof, um im Namen ihres bettlägrigen alten Vaters eine verpfändete Provinz zurückzufodern. Er iſt genöthigt, ihr Audienz zu geben, verliebt ſich ſogleich in ſie, und ſeinen Gefährten, die dabey ältere Bekanntſchaften mit den Hofdamen der Prinzeſſin erneuern, geht es ihrerſeits nicht beſſer. Alle ſind ſchon im Herzen bundbrüchig, ohne von einander zu wiſſen: ſie belauſchen ſich nach der Reihe, wie jeder dem einſamen Walde ein Gedicht voll Liebespein anvertraut; jeder ſchilt und meiſtert den ſpäter gekommenen, zuletzt tritt Biron, vom Anfange an der Spötter unter ihnen, hervor, und beſchämt den König und die beyden Andern, bis auch ihn ein entdeckter Liebesbrief zu Schanden macht. Er hilft ſich und ihnen heraus, indem er die Thorheit des gebrochnen Gelübdes ſchildert, und mit einer herrlichen Lobrede auf die Frauen ſie zu den Fahnen der Liebe ſchwören heißt. Dieſe Szene iſt unvergleichlich angelegt und der Gipfel des Ganzen. Wie ſie nachher ihre

Liebeswerbung in einer Verkleidung mündlich anbringen, und von den ebenfalls verkleideten Damen irre geleitet und zum Beſten gehabt werden: dieß iſt vielleicht etwas zu lang ausgeſponnen. Auch könnte man finden, der Dichter falle aus dem Tone, da er plötzlich den Tod des Königs von Frankreich melden läßt, und die Prinzeſſin nun die ernſthaften Anträge des jungen Fürſten bis nach Verlauf ihrer Trauerzeit und einer ihm für ſeinen Leichtſinn aufgelegten Buße ablehnt. Allein aus der Neckerey, die in dem ganzen Stücke herrſcht, ließ ſich kaum ein befriedigender Schluß entwickeln: die Perſonen können nur durch eine fremde Einwirkung nach dem Rauſche der Ausgelaſſenheit wieder nüchtern werden. Die groteſken Figuren, welche dazwiſchen zur Beluſtigung dienen: ein prahlhafter fantaſtiſcher Spanier, Don Armado, ein paar Schulpedanten und ein Bauertölpel, ſind Geſchöpfe einer grillenhaften Einbildungskraft, und recht zu Zielſcheiben für den Witz einer muntern Geſellſchaft geſchaffen.

Ende gut, alles gut, **Viel Lärmen um nichts**, **Gleiches mit Gleichem** und der **Kaufmann von Venedig**, haben darin Ver-

wandtſchaft mit einander, daß neben der Hauptverwickelung, die ſich auf wichtige, für Glück und Unglück des Lebens entſcheidende Verhältniſſe bezieht, und das ſittliche Gefühl ſtark in Anſpruch nimmt, immer mit gewandter Kunſt für aufheiternde Beymiſchungen geſorgt iſt. Nicht als ob der Dichter jenen Eindrücken nicht ihr volles Recht widerfahren ließe: er fügt ihnen nur durch Unterhaltung der Einbildungskraft und des Verſtandes das gehörige Gegengewicht bey. Er ſtattet die Geſchichte mit allen den einzelnen Zügen aus, die ihr das Anſehen einer wirklich geſchehenen, wiewohl außerordentlichen Thatſache geben. Aber er verfällt nie in den weinerlichen Ton des empfindſamen Drama's, noch in die Peinlichkeit jener Schauſpiele mit einer moraliſchen Richtung, die eigentlich nur dramatiſirte Strafpredigten ſind. Mitleiden, Aenſtigung und Unwillen werden nur drückend durch allzu langes Verweilen dabey, und durch ausſchließende Beſchränkung darauf in der Geſamtheit eines Werkes. Shakſpeare führt uns immer aus der Engigkeit der geſelligen Einrichtungen oder Anmaßungen, womit die Menſchen einander Licht und Luft verbauen, ins

Freye hinaus, ehe wir noch ſelbſt das Bedürfniß gewahr werden.

Ende gut, alles gut, iſt die bekannte Geſchichte eines jungen Mädchens, die weit über ihren Stand liebt. Sie erwirbt ihren Geliebten als Gatten von der Hand des Königs, zur Belohnung dafür, daß ſie ihn durch ein ererbtes Arcanum ihres Vaters, eines berühmten Arztes, von einer ſchon aufgegebenen langwierigen Krankheit geheilt hat. Der junge Mann verſchmäht ihre Sittſamkeit und Schönheit, vollzieht die Ehe nur zum Schein, und rettet ſich in die Gefahren des Krieges vor einem häuslichen Glück, das ſeinen Stolz beleidigt. Durch treue Beharrlichkeit und einen unſchuldigen Betrug erfüllt ſie die unmöglich ſcheinenden Bedingungen, unter denen ſie der Graf als Gemahlin anzuerkennen verſprochen. Die Liebe erſcheint hier in demüthiger Geſtalt: ſie wirbt von der weiblichen Seite, gegen die Vorurtheile der Geburt, und ohne die Beyſtimmung gegenſeitiger Neigung abzuwarten. Aber ſobald Helena mit dem Grafen durch ein heiliges, wiewohl von ihm nur als eine läſtige Feſſel betrachtetes Band verbunden iſt, wird ihr Irrthum ihre Tugend. Sie rührt durch ſtilles Dulden: ihr ſchönſter Augenblick iſt, wie ſie ſich ſelbſt als die Verfolgerin ihres harten Gemahles anklagt, und unter dem Vorwande einer büßenden Pilgerfahrt das Haus ihrer Schwiegermutter heimlich verläßt. Johnſon erklärt ſeine herzliche Abneigung gegen den Grafen Bertram, und ereifert ſich, daß er am Ende ohne andre Strafe als eine vorübergehende Beſchämung davon kommt, ja durch den unverdienten Beſitz einer tugendhaften Gattin belohnt wird. Aber hat Shakſpeare den Eindruck ſeines gefühlloſen Stolzes und ſeiner leichtſinnigen Verderbtheit irgend mildern wollen? Bloß mit kriegeriſcher Auszeichnung ſtattet er ihn aus. Und ſchildert der Dichter nicht den wahren Weltlauf, nach welchem den Männern ihr Unrecht gegen die Frauen eben nicht hoch angerechnet wird, wenn ſie nur das zu behaupten wiſſen, worein man die Ehre ihres Geſchlechtes ſetzt? Bertrams einzige Entſchuldigung iſt, daß der König in einer Sache, die zu den perſönlichſten Rechten gehört, der Wahl einer Gattin, ſich allerdings einen Machtſpruch gegen ihn erlaubt hat. Uebrigens ſoll dieſe Geſchichte eben zeigen, ſo wie die von der Griſeldis und mehrere ähnliche, wie weibliche Treue und Ergebenheit den Misbrauch der männlichen Obergewalt überwindet; andre Novellen und Fabliaux ſind dagegen als wahre Satiren auf den Wankelmuth und die Schlauheit der Frauen gemeynt. Das Alter iſt in dieſem Schauſpiele mit beſondrer Gunſt geſchildert: der ſchlichte Biederſinn des Königs, die aufbrauſende Gutmüthigkeit des alten Lafeu, die mütterliche Nachſicht der Gräfin mit Helena's Liebe zu ihrem Sohne, beeifern ſich gleichſam um die Wette, den Uebermuth des jungen Grafen wieder gut zu machen. Der Styl des Ganzen iſt mehr ſpruchreich als bilderreich: glänzende Farben der Fantaſie wären bey dieſem Gegenſtande nicht angebracht geweſen. An den Stellen, wo die demüthigende Verſtoßung der armen Helena am ſchmerzlichſten auffällt, tritt zur Zerſtreuung der Zuſchauer der prahlhafte Feigling Parolles ein. Die Myſtification, wodurch ſeine angemaßte Tapferkeit und zugleich ſeine unverſchämt böſe Zunge entlarvt wird, gehört zu den beſten komiſchen Auftritten, die je erſonnen worden: Stoff genug zu einem vortrefflichen Luſtſpiel, wenn Shakſpeare nicht immer bis zur Verſchwendung reich wäre. Falſtaff hat den Parolles verdunkelt, ſonſt würde er unter den komiſchen Charaktern des Dichters berühmter ſeyn.

Der Hauptknoten in Viel Lärmen um nichts iſt derſelbe wie in der Geſchichte vom Ariodant und der Ginevra beym Arioſt; die Nebenumſtände und die Entwicklung ſind freylich ſehr verſchieden. Es iſt ein großer Theaterſtreich, im ächten und zu billigenden Sinne, wie die unſchuldige Hero vor dem Altar, im Augenblick der Vermählung, im Angeſicht ihrer Familie und vieler Zeugen, durch die ehrenrührigſten, jedoch mit einem großen Schein der Wahrheit bekleideten Beſchuldigungen zu Schanden gemacht wird. Der Eindruck wäre tragiſch zu nennen, wenn ihn Shakſpeare nicht, um den glücklichen Ausgang vorzubereiten, mit Fleiß gemäßigt hätte. Die Entdeckung des gegen Hero angeſtifteten Bubenſtücks iſt ſchon zuvor begonnen, obgleich den Perſonen, denen daran liegt, noch unbekannt; und der Dichter hat durch die verwirrte Einfalt von ein paar Gerichtsbedienten und Nachtwächtern die Verhaftung und die Verhöre der Schuldigen in die ergötzlichſten Szenen umzuwandeln gewußt. Ein zweyter Theaterſtreich, der dem erſten das Gleichgewicht hält, iſt es, wie Claudio, von ſeinem Irrthume überführt, einer Verwandten ſeiner todtgeglaubten Braut die Hand zu geben meynt, und ſie ſich nun als Hero ſelbſt entſchleyert. Was aber beſonders dem Stücke ſchon zu Shakſpeare's Zeit ungemeinen Beyfall verſchaffte, und ſeitdem in England immer deſſen Glück gemacht hat, ſind die Rollen des Benedict und der Beatrice: zwey muthwillige Weſen, die ſich mit gegenſeitigen Spöttereyen niemals Frieden laſſen. Erklärte Rebellen gegen die Liebe, werden ſie dadurch in deren Netz verſtrickt, daß ihre Freunde ſich verabreden, beyde glauben zu machen, jedes ſey der Gegenſtand einer geheimen Leidenſchaft des andern. Ich weiß nicht wer es ohne Einſicht getadelt hat, daß um ſie zu fangen derſelbe Kunſtgriff zweymal angebracht wird: das Scherzhafte liegt eben in dieſer Symmetrie der Täuſchung. Ihre Freunde ſchreiben ſich die ganze Wirkung zu, aber die ausſchließende Richtung ihrer Neckereyen gegen einander iſt ſchon ein Kennzeichen einer aufkeimenden Neigung. Selbſt bey der Liebeserklärung verläßt ihre witzige Aufgewecktheit ſie nicht; bloß um die verunglimpfte Hero zu vertheidigen, kommt edler Ernſt in ihr Betragen. Dieß iſt ſehr gut gedacht: die Liebhaber des Scherzes, um nicht mit Luſtigmachern vom Gewerbe verwechſelt zu werden, müſſen einen Punkt haben, worüber hinaus ſie keinen Spaß verſtehen.

In *Gleiches mit Gleichem* hat die Natur des Gegenſtandes Shakſpeare'n genöthigt, ſeine Poeſie mit der Criminal-Juſtiz vertrauter zu machen, als er ſonſt gern zu thun pflegt. Alle dahin einſchlagenden Verrichtungen, alle Arten dabey handelnder oder leidender Perſonen werden uns vorübergeführt: der heuchelnde Oberrichter, der mitleidige Gefängnißwärter und der rohe Henker; ein junger Mann von Stande, der die Verführung ſeiner Geliebten vor der Ehe mit dem Tode büßen ſoll, liederliches Geſindel, das die Polizey aufhebt; ja ein abgehärteter Verbrecher, den ſelbſt die Zurüſtungen zu ſeiner Hinrichtung nicht aus ſeiner viehiſchen Stumpfheit aufwecken können. Aber wie ſchonend und milde ungeachtet der ergreifenden Wahrheit iſt alles gehalten! Das Stück führt mit Unrecht ſeinen Namen von der Vergeltung: der Sinn des Ganzen iſt eigentlich der Triumph der Gnade über die ſtrafende Gerechtigkeit, weil kein Menſch ſicher genug vor Fehltritten iſt, um ſich zu deren Verwalter unter ſeines Gleichen aufzuwerfen. Die ſchönſte Zierde der Compoſition iſt der Charakter der Iſabella, welche, im Begriff als Nonne eingekleidet zu werden, ſich durch fromme Liebe bewegen läßt, wiederum die verworrnen Wege der Welt zu betreten, ohne daß die himmliſche Reinheit ihres Gemüthes durch die allgemeine Verderbtheit auch nur mit einem unheiligen Gedanken befleckt würde: in der demüthigen Tracht einer Novizen-Schweſter ein wahrer Engel des Lichts. Wie der kalte und unbeſcholtene Angelo, dem der Herzog aufgetragen hat, in ſeiner vorgeblichen Abweſenheit durch ſtrenge Handhabung der Geſetze den ausſchweifend gewordnen Sitten zu ſteuern, ſelbſt von den jungfräulichen Reizen Iſabella's verſucht wird, als ſie für ihren wegen eines jugendlichen Fehltritts zum Tode verurtheilten Bruder Claudio bittet; wie er ſeine Zumuthung, ihre Ehre für das Leben Claudio's aufzuopfern, anfangs in ſcheuen und dunkeln Reden vorbringt, endlich ſchamlos mit der Sprache herausgeht; wie Iſabella ihn mit edlem Unwillen zurückweiſt: wie ſie ihrem Bruder das Vorgefallne erzählt, und dieſer ſie zuerſt billigt, dann von Todesfurcht hingeriſſen, ſie ebenfalls bereden will, in ihre Entehrung zu willigen: in dieſen Meiſterſzenen hat Shakſpeare die Tiefen des menſchlichen Herzens ergründet. Das Intereſſe ruht ganz auf der Behandlung, er giebt hier nichts auf den Reiz der Neugier: denn der als Mönch verkleidete Herzog iſt immer da, um über ſeinen gefährlichen Stellvertreter zu wachen, und allem Uebel vorzubeugen, das man beſorgen könnte; man ſieht der feyerlichen Entſcheidung mit Zuverſicht entgegen. Der Herzog ſpielt die Rolle des Mönchs bis zur Täuſchung naturlich, er vereinigt in ſich die Weisheit des Geiſtlichen und des Fürſten. Nur liebt ſeine Weisheit allzu ſehr die Umwege: es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, unſichtbar gleichſam eine irdiſche Verſehung zu ſpielen; es unterhält ihn mehr, ſeine Unterthanen zu belauſchen als auf hergebrachte Weiſe zu regieren. Da er am Ende alle Schuldigen begnadigt, ſo ſieht man nicht, wie ſein anfänglicher Zweck, die Strenge der Geſetze durch Ausübung einer fremden Hand wiederherzuſtellen, erreicht wird. Der Dichter möchte alſo wohl die Ironie beabſichtet haben, daß von den vielen Läſterungen über den Herzog, die der vorwitzige Lucio ihm ſagt, ohne ihn zu kennen, doch dasjenige, was ſeine ſeltſamen Grillen betrifft, nicht ſo ganz ohne Grund iſt. Es verdient bemerkt zu werden, daß Shakſpeare, mitten unter der Erbitterung religiöſer Parteyen, den Stand des Mönches mit Vorliebe, und ſeinen Einfluß immer als wohlthätig ſchildert. Man findet bey ihm keine von den ſchwarzen tückiſchen Mönchen, die eine mehr proteſtantiſche als poetiſche Begeiſterung einigen unſrer neueren Dichter an die Hand gegeben hat. Nur die Neigung legt Shakſpeare ſeinen Mönchen bey, nachdem ſie für ſich ſelbſt Verzicht auf die Welt gethan, ſich dienſtfertig in die Angelegenheiten Andrer zu miſchen; auch in Abſicht auf den frommen Betrug macht er ſie nicht ſehr gewiſſenhaft. Dergleichen ſpielen der Mönch in Romeo und Julia, der in Viel Lärmen um nichts, und ſogar der Herzog, den hierin, gegen das bekannte Sprüchwort, die Kutte wirklich zum Mönch zu machen ſcheint.

Der Kaufmann von Venedig iſt eins von Shakſpeare's vollendetſten Werken; zugleich außer-

Die Kunſt der Griechen.

Elegie.

An Goethe.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, kunſthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconſul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz androhend; gefeßelte Geniuswerke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der helleniſchen Muſe Geweihter,
Goethe, mit ſinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt prometheïſcher Männer,
Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir ſehn, wie die bewaffnete Kunſt
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die ſchonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.

ordentlich popular, für die ſtärkſte Wirkung auf der Bühne berechnet, und für den betrachtenden Kenner ein Wunder ſinnreicher Kunſt. Der Jude Shylock gehört zu den unbegreiflichen Meiſterſtücken von Charakteriſtik, wovon es nur beym Shakſpeare Beyſpiele giebt. Es iſt leicht für den Dichter wie für den Schauſpieler, nationale Geſinnungen, Sprecharten und Gebehrden in Caricatur aufzuſtellen. Aber Shylock iſt nichts weniger als ein gemeiner Jude: er hat eine ſehr beſtimmte, gebildete und originelle Perſönlichkeit, und dennoch ſpürt man in allen ſeinen Aeußerungen einen leiſen Anſtrich von Judenthum. Man glaubt in den bloß geſchriebnen Worten einen Hauch von jüdiſcher Ausſprache zu vernehmen, wie er auch in den höheren Ständen ungeachtet der geſellſchaftlichen Verfeinerung zuweilen noch übrig bleibt. In ruhigen Lagen wird das dem europäiſchen Blut und den chriſtlichen Sitten fremde unmerklicher, mit der Leidenſchaft tritt das nationale Gepräge ſtärker hervor. Alle dieſe unnachahmlichen Feinheiten erfodern die gewandteſte Kunſt eines groſen Schauſpielers, um ſie gehörig auszudrücken. Shylock iſt ein unterrichteter Mann, ſogar auf ſeine Weiſe ein Denker; nur die Region, wo menſchliche Gefühle wohnen, hat er nicht entdeckt: ſeine Moral iſt auf den Unglauben an Güte und Edelmuth gebaut. Nächſt dem Geiz wird Rachſucht über den Druck und die Erniedrigung, welche ſein Volk erduldet, die vornehmſte Triebfeder ſeines Handelns. Natürlich haßt er vor allen die wahrhaft chriſtlich geſinnten Chriſten: das Beyſpiel uneigennütziger Nächſtenliebe ſcheint ihm die ärgſte Judenverfolgung. Der Buchſtabe des Geſetzes iſt ſein Abgott; er weigert ſich, die Stimme der Gnade zu hören, die aus dem Munde der Portia mit himmliſcher Beredſamkeit ſich ihm offenbart: er beſteht auf dem ſtrengen unbiegſamen Recht, und ſo fällt es denn auf ſein eignes Haupt zurück. Hierin wird er ein Sinnbild von der allgemeinen Geſchichte ſeines unglücklichen Volkes. Die ſchwermüthige und ſich ſelbſt vernachläßigende Großmuth des Antonio iſt rührend erhaben. Auch iſt ihm, als einem königlichen Kaufmann, ein ganzes Gefolge edler Freunde beygegeben. Der Gegenſatz, den dieß mit der ſelbſtiſchen Grauſamkeit des Wucherers Shylock bildet, war nöthig zur Ehrenrettung der menſchlichen

Natur. Die Gefahr, worin Antonio bis gegen Ende des vierten Aufzugs ſchwebt, und welcher die Einbildungskraft ſich kaum zu nähern wagt, würde zu ſchmerzlich ängſtigen, wenn nicht für Aufheiterung und Zerſtreuung geſorgt wäre. Dieſe gewähren beſonders die Auftritte auf dem Landſitze der Portia, die den Zuſchauer in eine ganz andre Sphäre verſetzen. Und doch hängen ſie durch die Verkettung der Urſachen und Wirkungen genau mit der Hauptſache zuſammen: die Ausrüſtung Baſſanio's zu ſeiner Brautwerbung iſt Schuld, daß Antonio die gefährliche Verſchreibung eingeht, und Portia rettet wiederum durch den Rath ihres Oheims, eines berühmten Rechtsgelehrten, den Freund ihres Geliebten. Aber noch auf eine andre Weiſe ſind die Verhältniſſe der dramatiſchen Compoſition hiebey vortrefflich beobachtet. Der Rechtshandel zwiſchen Shylock und Antonio wird zwar als eine wirklich vorgefallene Thatſache berichtet, allein es bleibt doch ein unerhörter und einziger Fall. Shakſpeare hat ihm alſo einen eben ſo außerordentlichen Liebeshandel beygeſellt: eins wird durch das andre wieder natürlich und wahrſcheinlich. Eine reiche, ſchöne und geiſtreiche Erbin, die nur durch Löſung eines Räthſels gewonnen werden kann; die verſchloßnen Käſtchen; die ausländiſchen Prinzen, welche kommen um das Abentheuer zu beſtehen: alles dieß reizt die Einbildungskraft mit einem mährchenhaften Glanz. Die beyden Szenen, wo der nach morgenländiſcher Art ſchwülſtige Prinz von Marocco und der ſich weiſe dünkende Prinz von Arragon unter den Käſtchen wählen, ſpannen nur die Neugier und beſchäftigen den Scharfſinn; in der dritten, wo die beyden Liebenden vor der unvermeidlichen Wahl zagen, die in einem Augenblicke ſie einander ganz geben oder für immer entreißen kann, hat Shakſpeare alle Beſtechungen des Gefühls, allen Zauber der Poeſie aufgeboten. Man theilt das Entzücken Portia's und Baſſanio's nach der glücklichen Wahl: man begreift wohl, warum ſie einander lieben, denn ſie zeigen ſich beyde unendlich liebenswürdig. Die Gerichtsſzene, die den vierten Akt einnimmt, iſt für ſich ein vollſtändiges Drama, worein ſich das Intereſſe des Ganzen zuſammendrängt. Der Knoten iſt nun freylich gelöſt, und nach gemeinen Anſichten von theatraliſcher Befriedigung könnte der Vorhang fallen. Aber der

Dichter wollte ſeine Zuſchauer nicht mit den trüben Eindrücken entlaſſen, welche die mühſam und unerwartet erlangte Rettung Antonio's und die Beſtrafung des verworfnen Shylock zurückläßt; darum hat er den fünften Aufzug als ein muſikaliſches Nachſpiel im Stücke ſelbſt hinzugefügt. Die Epiſode von der entführten Tochter des Juden, Jeſſica, in der Shakſpeare nationale Züge mit Anmuth zu umkleiden gewußt hat, und eine Neckerey Portia's und ihrer Gefährtin gegen ihre neuvermählten Gatten, geben ihm den Stoff dazu. Die Szene eröffnet ſich mit dem tändelndem Geflüſter zweyer Liebenden in einer Sommernacht; dann ſanfte Muſik und eine entzückte Lobrede auf dieſe Ordnerin der Welt und der Gemüther; hierauf treten die Hauptperſonen auf, und nach einer artigen verſtellten Entzweyung endigt alles mit den heiterſten Scherzen.

Wie es euch gefällt iſt ein Stück von ganz entgegengeſetzter Art. Es würde ſchwer ſeyn, den Inhalt in eine ordentliche Erzählung zu bringen: es geſchieht eben nichts, oder was geſchieht, iſt nicht ſo weſentlich, als was geſagt wird; auch was man allenfalls die Auflöſung nennen kann, iſt ziemlich willführlich herbeygeführt. Wer nichts gewahr wird, als was ſich berechnen läßt, wird kaum einen wirklichen Plan darin anerkennen wollen. Verbannung und Flucht haben in den Ardennen eine ſeltſame Geſellſchaft verſammelt: einen durch ſeinen Bruder entthronten Herzog, der mit ſeinen treuen Unglücksgefährten in der wilden Gegend von der Jagd lebt; zwey verkleidete einander ſchweſterlich liebende Prinzeſſinnen; einen witzigen Hofnarren; endlich die einheimiſchen Bewohner des Waldes, idealiſche und natürliche Schäfer und Schäferinnen. Dieſe leicht hingezeichneten Figuren ziehn in buntem Wechſel vorüber, und immer ſieht man die ſchattige dunkelgrüne Landſchaft im Hintergrunde, und glaubt friſche Waldluft zu athmen. Keine Uhr, keine geregelte Tagesordnung mißt hier die Stunden: ſie verfließen ungezählt in den Beſchäftigungen oder dem fantaſtiſchen Müßiggange, dem ſich jeder nach ſeiner Laune oder Gemüthsart ergiebt, und dieſe unbegränzte Freyheit entſchädigt alle für die eingebüßten Bequemlichkeiten des Lebens. Der eine wirft ſich einſam unter einen Baum, und hängt melancholiſchen Betrachtungen über den Wechſel des Glücks, die Falſchheit der Welt und die ſelbſtgeſchaffnen Plagen der Geſellſchaft nach; andre laſſen geſellige Jagd- und Freudenlieder unter Begleitung der Waldhörner erklingen. Eigennutz, Neid und Ehrgeiz ſind in den Städten dahinten geblieben; unter den menſchlichen Leidenſchaften hat nur die Liebe den Eingang in dieſe Wildniß gefunden, wo ſie dem einfachen Hirten dieſelbe Sprache lehrt, wie dem ritterlichen Jüngling, der ſeine Liebesreime an die Stämme der Bäume hängt. Eine ſpröde Schäferin verliebt ſich augenblicklich in die in Männertracht verkleidete Roſalinde, als dieſe ihr mit Uebermuth ihre Härte gegen den armen Liebhaber verweiſt, und der ſelbſterfahrne Schmerz der Verſchmähung bringt ſie zuletzt zum Mitleiden und zur Erwiederung. Der Narr treibt ſeine philoſophiſche Verachtung des äuſſern Glanzes und ſeinen Spott über die Täuſchungen der Liebe ſo weit, daß er ſich mit Fleiß die häßlichſte und einfältigſte Bauerdirne zur Liebſten ausſucht. Durch dieß ganze Gemählde hat der Dichter zeigen wollen, daß es nichts bedarf, um die der Natur und dem menſchlichen Geiſte inwohnende Poeſie hervorzurufen, als mit Abwerfung des angekünſtelten Zwanges beyde der angebohrnen Freyheit zurückzugeben. In dem Gange des Schauſpieles ſelbſt iſt die träumeriſche Sorgloſigkeit eines ſolchen Daſeyns ausgedrückt: ſogar durch den Titel hat Shakſpeare dieß angedeutet. Wer ſich daran ärgern wollte, daß in dieſem romantiſchen Walde das Ceremoniell der dramatiſchen Kunſt nicht gehörig beobachtet ſey, der würde mit Recht dem klugen Narren überantwortet werden, um ihn glimpflich auf irgend ein proſaiſches Gebiet hinaus zu geleiten.

Der heilige Drey-Königs-Abend oder Was ihr wollt vereinigt die Unterhaltung einer ſinnreich geſponnenen Intrigue mit dem Reichthum komiſcher Charakter und Situationen, und mit dem Farbenzauber einer aetheriſchen Poeſie. Shakſpeare behandelt meiſtentheils in ſeinen Luſtſpielen die Liebe mehr wie eine Sache der Einbildungskraft als des Herzens; aber hier erinnert er uns ganz beſonders daran, daß in ſeiner Sprache daſſelbe Wort (fancy) zugleich Fantaſie und Liebe bedeutete. Die Liebe des Muſik-berauſchten Herzogs zur Olivia iſt nicht nur eine Fantaſie ſondern eine Einbildung; Viola ſcheint ſich anfangs willkührlich in den Herzog zu verlieben, dem ſie als Edelknabe dient, wiewohl ſie nachher die zarteſten Saiten des Gefühls berührt; die ſtolze Olivia wird durch den ſchüchternen und einſchmeichelnden Boten des Herzogs beſtrickt, in welchem ſie keine verkleidete Nebenbuhlerin vermuthet, und nimmt zuletzt durch eine zweyte Täuſchung den Bruder für die Schweſter. Dieſen, ich möchte ſagen, idealiſchen Thorheiten, dienen die baaren Narrheiten zum Gegenbild, wozu behagliche Schalkheit die lächerlichen Perſonen des Stücks, ebenfalls unter dem Vorwande der Liebe, anſtiftet: die ungeſchickte Bewerbung eines albernen und wüſten Landjunkers um Olivia, und ſeine Ausfoderung an Viola; die Einbildung des pedantiſchen Haushofmeiſters Malvolio, ſeine Herrſchaft ſey insgeheim in ihn verliebt, die ihn ſo weit bringt, daß er als verrückt eingeſperrt und von dem Narren in der Tracht eines Geiſtlichen beſprochen wird. Dieſe Szenen ſind eben ſo fein und bedeutſam, als ergötzlich zum Lachen eingerichtet. Wenn dieß in der That Shakſpeare's letztes Werk war, wie behauptet wird, ſo hat er bis zuletzt einer gleichen Jugend des Geiſtes genoſſen, und die ganze Fülle ſeiner Talente mit ſich ins Grab genommen.

Die luſtigen Weiber von Windſor, wiewohl ſie recht eigentlich ein Luſtſpiel nach dem gewöhnlichen Begriffe des Wortes ſind, übergehen wir hier, und verſparen es bis nach Heinrich dem Vierten von ihnen zu ſprechen, um die Rolle des Falſtaff im Zuſammenhange zu beurtheilen.

Ein Sommernacht-Traum und der Sturm laſſen ſich darin mit einander vergleichen, daß in beyden die Einwirkung einer wunderbaren Geiſterwelt mit dem Gewirr menſchlicher Leidenſchaften und mit den poſſenhaften Abentheuern der Narrheit verflochten iſt. Der Sommernacht-Traum iſt zuverläßig ſehr früh geſchrieben, der Sturm allem Anſehen nach aus Shakſpeare's ſpäterer Zeit: die meiſten Kunſtrichter räumen daher, in der Vorausſetzung, der Dichter müſſe ſich mit zunehmender Reife des Geiſtes immer vervollkommt haben, dem letzten Stücke einen großen Vorzug vor dem erſten ein. Ich kann hierin nicht ſo ganz einſtimmen: wie mir ſcheint, hält der innre Werth dieſer beyden Werke ſich ziemlich die Wage, und nur perſönlicher Geſchmack kann zur Vorliebe für das eine oder das

So hebt Niobe dort die verſtummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn ſie erſtarrt noch
Sahe Latona ſo ſchön, mußte, zu ſpät, ſie verzeihn!
Leih den Geſtalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiſte
Freundlich zurückgeſtrahlt, ſpiegle ſich Kunſt in der Kunſt.
Was der Genius hegt, der ſchirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Bruſt frei von der Erde Gewalt.
Da verwahreſt du ſicher was gern dir Auſonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Aſyl.
So bewahrte die Erd' einſt dieſe Zeugen der Vorwelt
Sorgſam im Schooße, ſie hielt Keime lebendig verſteckt
Wiedergeborener Kunſt und Begeiſterung; endlich erſtand ſie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längſt verlorene Tochter.
Mancher Künſtler verſtand jenes Heroengeſchlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den beſtätigten ward freie Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn ſchuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht ſtürzende Veſten erdrücken's,
Und es erblüht dereinſt einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den herkuliſchen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verſchont und den flutenden Felſen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dieß nur ein kleines, doch iſt es ein werthes Gedächtniß:
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja ſelbſt an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernſt auf zertrümmert Gebälk.

andre entſcheiden. Die Ueberlegenheit des Sturms von Seiten gründlicher und origineller Charakterzeichnung fällt in die Augen; man muß an dem Ganzen eine tiefſinnige Kunſt bewundern, die ihre Mittel weiſe ausſpart, und ihre Anſtalten, das Gerüſte zu dem luftigen Wundergebäude, geſchickt zu verkleiden weiß. In dem Sommernacht-Traum hingegen ſtrömt eine ergiebige Ader der kühnſten und muthwilligſten Erfindung; die außerordentlichſte Zuſammenſtellung fremdartiger Beſtandtheile ſcheint durch einen ſinnreichen Zufall ohne Mühe entſtanden zu ſeyn, und die Farben ſind von einer ſo hellen Durchſichtigkeit, als ließe ſich die ganze bunte Gaukeley mit einem Hauche wegblaſen. Die hier geſchilderte Feenwelt gleicht jenen zierlichen Arabesken, wo kleine Genien mit Schmetterlingsflügeln nur halb verkörpert aus Blumenkelchen hervorwachſen. Dämmerung, Mondſchein, Thau und Frühlingsdüfte ſind das Element dieſer zarten Geiſter; ſie helfen der Natur ihren Teppich aus grünem Laube, vielfarbigen Blumen und ſchimmernden Inſecten ſticken; in der Menſchenwelt tändeln ſie bloß kindlich und grillenhaft mit ihren wohlthätigen oder ſchädlichen Einflüſſen. Ihr heftigſter Zorn löſt ſich in eine gutmüthige Neckerey auf; ihre Leidenſchaften, von allem irdiſchen Stoff entkleidet, ſind bloß ein idealiſcher Traum. Die Liebe unter den Sterblichen iſt dann auch im Verhältniß hiezu als eine poetiſche Bezauberung geſchildert, die durch einen entgegengeſetzten Zauber augenblicklich aufgehoben, und dann wieder hergeſtellt werden kann. Die verſchiednen Theile der Anlage: die Hochzeitfeyer des Theſeus, der Zwiſt des Oberon und der Titania, die Flucht der zwey liebenden Paare, und die theatraliſchen Uebungen der Handwerker, ſind ſo leicht und glücklich verflochten, daß ſie durchaus zu einander zu gehören ſcheinen, um ein Ganzes zu bilden. In dem von Elfen bevölkerten Walde muß ſich das unerwartetſte fügen. Oberon will die Verwirrung der Liebenden löſen, und ſteigert ſie durch einen Fehlgriff ſeines Dieners aufs höchſte, bis er endlich ihrer vergeblichen Liebespein, ihrem Wankelmuth und ihrer Eiferſucht zurecht hilft, und die Treue in ihre alten Rechte einſetzt. Die Aeußerſten des Fantaſtiſchen und Gemeinen werden zuſammengeknüpft, als die verzauberte Titania erwacht, und ſich in einen plumpen Geſellen mit einem Eſelskopfe verliebt, der eben einen tragiſchen Liebhaber vorgeſtellt oder vielmehr entſtellt hat. Das ſcherzhafte Wunder der Verwandlung Bottoms iſt eigentlich nur die Ueberſetzung einer Metapher in ihren buchſtäblichen Sinn: aber in ſeinem Benehmen bey der zärtlichen Anbetung der Feenkönigin iſt es aufs luſtigſte anſchaulich gemacht, wie zu ſeiner gewöhnlichen Albernheit noch das Bewußtſeyn eines ſolchen Kopfputzes hinzukommt. Theſeus und Hippolyta ſind gleichſam eine prächtige Einfaſſung des Gemähldes: ſie repräſentiren bloß, aber mit ſtattlichem Pomp. Die Geſpräche des Helden und ſeiner Amazone, wie ſie mit ihrem lärmenden Jagdgefolge den Wald betreten, wirken auf die Einbildungskraft wie der friſche Hauch des Morgens, wovor die Geſichte der Nacht verſchwinden. Zu dem grotesken Schauſpiel im Schauſpiel iſt nicht ohne Bedeutung Pyramus und Thisbe gewählt: es iſt gerade wie der pathetiſche Theil des Stückes eine geheime Zuſammenkunft zweyer Liebenden im Walde und ihre Verſtörung durch einen feindſeligen Zufall, und beſchließt das Ganze mit der ergötzlichſten Parodie.

Im Sturm iſt wenig Handlung und fortſchreitende Bewegung: die Verbindung Ferdinands und Miranda's iſt bey ihrem erſten Zuſammentreffen entſchieden, und Prospero legt ihr nur ſcheinbare Hinderniſſe in den Weg; die Schiffbrüchigen gehen müßig auf der Inſel umher; der Anſchlag Sebaſtians und Antonio's auf das Leben des Königs von Neapel, ſo wie der des Caliban und der betrunknen Seeleute gegen Prospero, iſt nichts als eine Spiegelfechterey, weil man vorausſieht, daß die Zaubermacht des letztern ſie zu nichte machen wird; es bleibt alſo nichts übrig als die Beſtrafung der Schuldigen durch ſchreckhafte Erſcheinungen, die ihr Gewiſſen rühren, die Wiedererkennung und endliche Ausſöhnung. Indeſſen iſt dieſer Mangel durch den mannichfaltigſten Aufwand von Bezauberungen der Poeſie und Aufheiterungen des Scherzes ſo wunderbar verſteckt, die Einzelnheiten der Ausführung ſind ſo anziehend, daß man ſehr genau Acht geben muß, um zu bemerken, die Auflöſung ſey gewiſſermaßen ſchon in der Expoſition enthalten. Die Liebesgeſchichte Ferdinands und Miranda's, in ſo wenigen und kurzen Szenen entwickelt, iſt entzückend ſchön:

ein rührender Bund ritterlichen Edelmuthes von der einen Seite, und von der andern der jungfräulichen Offenheit eines Herzens, das fern von der Welt auf einer unbewohnten Inſel erzogen, nicht gelernt hat ſeine unſchuldigen Regungen zu verheimlichen. Die Weisheit des fürſtlichen Einſiedlers Proſpero hat einen magiſchen und geheimnißvollen Anſtrich; der Eindruck von der düſtern Falſchheit der beyden Uſurpatoren wird durch das treuherzige Geſchwätz des alten ehrlichen Gonzalo gemildert; Trinculo und Stephano, zwey jovialiſche Taugenichtſe, finden am Caliban eine würdige Geſellſchaft; und Ariel ſchwebt mit Anmuth uber allem, als der perſonifizirte Genius der wunderbaren Dichtung.

Caliban iſt unter den ſeltſamen Schöpfungen einer dichteriſchen Einbildungskraft zum Sprüchwort geworden. Ein Mittelding von einem Gnomen und einem Wilden, halb dämoniſcher, halb viehiſcher Natur, in deſſen Betragen man zugleich die Spuren ſeiner angebohrnen Art und den Einfluß von Proſpero's Erziehung wahrnimmt. Dieſer hat nur ſeinen Verſtand entwickeln können, ohne im geringſten ſeine eingewurzelte Bosheit zu zähmen: es iſt als ob einem tölpiſchen Affen der Gebrauch der Vernunft und menſchliche Sprache verliehen worden wäre. Caliban iſt ſchadenfroh, feige, falſch und knechtiſch geſinnt; dennoch unterſcheidet er ſich weſentlich von den pöbelhaften Böſewichtern in einer civiliſirten Welt, wie ſie Shakſpeare zuweilen geſchildert hat. Er iſt roh, aber nicht gemein, er verfällt niemals in die proſaiſche und platte Vertraulichkeit ſeiner betrunknen Geſellen, denn er iſt auf ſeine Weiſe ein poetiſches Weſen; auch ſpricht er immer in Verſen. In der Sprache hat er alles harte, mißlautende, dornige aufgehaſcht, und daraus ſein Wörterbuch zuſammengeſetzt, ſo wie ſich aus der ganzen Mannichfaltigkeit der Natur nur das Feindſelige, Widerwärtige und kleinlich Misgeſtaltete in ſeiner Einbildungskraft abgedrückt hat. Die magiſche Geiſterwelt, die Prospero's Zauberſtab auf der Inſel verſammelt, wirft nur einen ſchwachen Widerſchein in ſein Gemüth, ſo wie ein Lichtſtrahl, der in eine dumpfe düſtre Höhle fällt, unvermögend ſie auszuwärmen und zu erleuchten, bloß die giftigen Dünſte erregt. Die ganze Schilderung dieſes Ungeheuers iſt von unbegreiflicher Conſequenz und Tiefe, und ungeachtet ihrer Häßlichkeit doch nicht beleidigend für das Gefühl, weil die Ehre der Menſchheit nicht dabey gefährdet wird.

In dem zephyrlichen Ariel iſt das Bild der Luft nicht zu verkennen, ſelbſt ſein Name ſpielt darauf an, ſo wie dagegen Caliban das ſchwere erdige Element bedeutet. Dennoch ſind beyde keine allegoriſchen Perſonificationen, ſondern individuell beſtimmte Weſen. Ueberhaupt findet ſich im Sommernacht-Traum, im Sturm, im magiſchen Theile des Macbeth, überall wo Shakſpeare den Volksglauben von der unſichtbaren Nähe der Geiſter, und von der Möglichkeit ſich mit ihnen in Berührung zu ſetzen, benutzt, eine Durchſchauung des innern Lebens der Natur und ihrer geheimnißvollen Triebfedern, die zwar dem ächten Dichter nie ganz fremd ſeyn kann, weil die Poeſie ſich ein für allemal mit einer mechaniſchen Phyſik nicht verträgt, die aber in gleichem Grade wie er und Dante nur wenige beſeſſen haben.

Das Wintermährchen führt ſeinen Namen mit eben ſo viel Recht wie der Sommernacht-Traum den ſeinigen. Es iſt eine von jenen Geſchichten, die recht dazu gemacht ſcheinen, die traurige Muße langer Winterabende zu unterhalten; die ſchon für die Kindheit anziehend und begreiflich ſind, und die, durch innige Wahrheit in der Schilderung der Charakter und Leidenſchaften beſeelt, mit dem Schmuck einer ſich gleichſam zur Einfalt des Stoffes herablaſſenden Poeſie ausgeſtattet, das erwachſene Alter in die goldne Zeit der Einbildungskraft zurückverſetzen. Mit ſolchen wunderbaren, beweglichen und zuletzt in allgemeinem Jubel endigenden Abentheuern hat die Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten nichts gemein, und ſo iſt dann auch hier Shakſpeare ſehr freygebig mit Anachronismen und geographiſchen Irrthümern: er eröffnet eine freye Schiffahrt zwiſchen Sicilien und Böhmen, macht den Giulio Romano zum Zeitgenoſſen des delphiſchen Orakels, und was dergleichen mehr iſt. Das Stück zerfällt gewiſſermaßen in zwey Schauſpiele. Wie Leontes plötzlich auf ſeinen königlichen Herzensfreund Polyxenes, der ihn beſucht hat, eiferſüchtig wird, ihm nach dem Leben trachtet, und Polyxenes durch heimliche Flucht ſich rettet; wie Hermione, der Untreue beargwohnt, ins Gefängniß geworfen, und die Tochter, die ſie zur Welt bringt, an einer entfernten Küſte ausgeſetzt wird; wie die vor Gericht geſtellte Königin, durch das Orakel für unſchuldig erklärt, auf die Nachricht, daß ihr kleiner Sohn ſich über ihr Schickſal todt gegrämt, ſinnlos niederfällt, und als todt von ihrem zu ſpät zur Vernunft gekommenen Gemahl betrauert wird: dieß macht den Inhalt der drey erſten Aufzüge aus. Die letzten beyden ſind durch eine ſechzehnjährige Kluft davon getrennt: aber jene tragiſche Kataſtrophe war nur ſcheinbar, und dieß vermittelt die Anknüpfung. Die im Königreich des Polyxenes ausgeſetzte Prinzeſſin wächſt unter niedern Hirten auf, jedoch ihre zarte Schönheit, der Adel ihrer Sitten, ihr hoher Sinn zeugen von ihrem Geblüt; der Kronprinz Florizel verirrt ſich auf einer Falkenjagd zu ihr, verliebt ſich, und wirbt um ſie in ſchäferlicher Verkleidung; bey einem ländlichen Feſt entdeckt Polyxenes dieß Verſtändniß und geräth in großen Zorn, die beyden Liebenden fliehen von ihm verfolgt nach Sicilien zum Leontes, wo dann die Wiedererkennung und Verſöhnung Aller vor ſich geht. Als Leontes endlich die Statue ſeiner verlohrnen Gattin zu ſehen glaubt, ſteigt ſie aus ihrer Blende zu ihm herunter: ſie iſt es ſelbſt, die noch lebende Hermione, die ſich ſo lange verborgen gehalten hat, und das Stück endigt mit allgemeinem Jubel. Die Eiferſucht des Leontes iſt nicht ſo wie die des Othello mit allen Motiven, Symptomen und Steigerungen entwickelt; ſie iſt auf einmal da, und wird wie ein krankhafter Wahnſinn geſchildert. So gehört es ſich für eine Leidenſchaft, deren Wirkungen den Zuſchauer mehr angehen als ihre Entſtehung, und die nicht die Kataſtrophe herbeyführt, ſondern bloß den Knoten des Stückes ſchürzt. In der That möchte der Dichter wohl leiſe haben andeuten wollen, daß Hermione, wiewohl tugendhaft, doch allzu lebhaft bemüht iſt, dem Polyxenes zu gefallen, und es ſcheint, als käme dieſer Keim einer Neigung in ihren Kindern erſt recht zur Reife. Es giebt nichts friſcheres, jugendlicheres, nichts zugleich ſo idealiſch ſchäferliches und königliches als die Liebe des Florizel und der Perdita: des Prinzen, den die Liebe zum freywilligen Hirten macht, und der Prinzeſſin, die ihren hohen Urſprung verräth, ohne ihn zu kennen, und der unter den

Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor, und klimmt nackt die Geſtade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb ſein, den gab die Geliebte,
Und ſo dünkt er ſich reich, ſchauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloſchener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an vieldurchſchnittenen Küſten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regſame Volk
Aſien an und Aegyptus, und ſchuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der verſengte Räuber ſein Zelt in ein wechſelndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel ſchmachtet nach ärmlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos Quell, da ſchattete ſüß Aphrodite's
Garten, Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, ſie riefen herbei wie entlegene Länder!
Roſſe ſikuliſcher Au'n ſtampften Olympia's Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethuſa ſich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakuſä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Seht, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Fauſtkampf,
Mit Wurfſcheiben geſiegt, ringend, im Sprung' und im Lauf,
Eile zu opfern, wo doriſch Geſäul ein würdiges Dach trägt,
Deſſen Giebel des Siegs Botin ſich golden entſchwingt.
Drinnen thront er; ihn ſelbſt, der Menſchen Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.
Horen und Chariten ſchweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unſterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön ſtimme ſie, Pindaros, an,

Händen die Blumenkränze zu Kronen werden. Shakſpeare hat niemals Scheu davor, die idealiſche Poeſie ganz dicht neben der gemeinſten Proſa wohnen zu laſſen: ſo iſt es ja auch meiſtens in der wirklichen Welt. Perdita's Pflegevater und ſein Sohn ſind alberne Bauersleute, damit man deſto deutlicher ſehe, daß alles, was ſie adelt, ihr ſelbſt angehört. Der unvergleichlich gezeichnete luſtige Hauſirer und Gauner Autolycus gehört zur Vollſtändigkeit des Bauernfeſtes, welches Perdita von ihrer Seite zu einer Zuſammenkunft verkleideter Gottheiten zu machen ſcheint.

Cymbelin iſt ebenfalls eine von Shakſpeare's wunderbarſten Zuſammenſetzungen. Er hat darin eine Novelle des Boccaz mit altbrittiſchen Sagen aus den Zeiten der erſten römiſchen Kaiſer verknüpft, und von den neueſten geſellſchaftlichen Sitten bis zu heroiſchen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererſcheinungen alles durch gelinde Uebergänge zu verſchmelzen gewußt. Im Charakter der Imogen iſt kein Zug der ſchönſten Weiblichkeit vergeſſen: ihre keuſche Zärtlichkeit, ihre Sanftmuth und ihr jungfräulicher Stolz, ihre gränzenloſe Ergebenheit und

Großmuth gegen ihren betrognen und ſie ungerecht verfolgenden Gatten, ihre Abentheuer in der Verkleidung, ihr ſcheinbarer Tod und ihre Rettung bilden ein ſo zartes als rührendes Gemählde. Die beyden in der Wüſte erzognen Prinzen Guiderius und Arviragus ſind ein herrliches Gegenſtück zur Miranda auf der einen, und zur Perdita auf der andern Seite. Shakſpeare liebt es, die Ueberlegenheit des Angebohrnen über das Erlernte zu zeigen. „Ueber der Kunſt, welche die Natur bereichern will,“ ſagt er irgendwo, „giebt es immer eine höhere von der Natur ſelbſt erſchaffene Kunſt.“ Wie Miranda's unbewußte und ungeſuchte Anmuth mehr gefällt als Reize, die im glänzenden Putz der feinſten Ausbildung zu gefallen ſtreben, ſo entzückt an den beyden bloß durch die Jagd abgehärteten, ſonſt von ihrer hohen Beſtimmung und der menſchlichen Geſellſchaft fern gehaltenen Jünglingen ein naiver Heldenmuth, der ſie Thaten ahnden und träumen läßt, bis der erſte Anlaß ſie unwiderſtehlich dazu hinreißt. Wie Imogen verkleidet in ihre Höhle kommt, wie Guiderius und Arviragus für den zarten Knaben, in dem ſie weder ein Weib noch ihre Schweſter vermuthen, eine kindlich leidenſchaftliche Freundſchaft faſſen, ihn bey der Zurückkunft von der Jagd plötzlich todt finden und mit Geſang unter Blumen beſtatten: dieſe Auftritte könnten eine ganz erſtorbne Einbildungskraft neu zur Poeſie beleben. Wenn ein tragiſches Ereigniß nur ſcheinbar iſt, ſey es daß die Zuſchauer dieß ſchon wiſſen oder es nur vermuthen ſollen, ſo weiß Shakſpeare immer die Eindrücke zu mildern ohne ſie zu ſchwächen: er macht die Trauer muſikaliſch, damit ſie an Feyerlichkeit gewinne, was ihr an Ernſt abgeht. Was die übrigen Rollen betrifft, ſo iſt der weiſe und rüſtige Greis Belarius, lange Zeit Einſiedler und dann wieder Held, eine ehrwürdige Geſtalt; die gewandte Verſtellung und raſche Geiſtesgegenwart des Italiäners Jachimo iſt der verwegnen Verrätherey, die er ſpielt, ganz angemeſſen; Imogens Vater Cymbelin, und ſelbſt während der erſten Hälfte des Stücks ihr Gemal Poſthumus ſind etwas aufgeopfert, allein dieß konnte nicht anders ſeyn; die falſche und boshafte Königin iſt bloß ein Werkzeug der Verwickelung; ſie und ihr blödſinniger Sohn Cloten (die einzige komiſche Rolle im Stück) deſſen roher Uebermuth mit vieler Laune geſchildert iſt, werden vor dem Schluß durch verdiente Beſtrafung bey Seit geſchafft. Für den heroiſchen Theil der Dichtung, den Krieg zwiſchen den Römern und Britten, welcher die Entſcheidung vorbereitet, behielt der Dichter bey dem Umfange ſeines Plans ſo wenig Raum übrig, daß er die Vorfälle beynahe nur wie in einem ſtummen Schaugepränge deutlich zu machen ſucht. Der letzten Szene dagegen, wo alle vielfach verſchlungnen Faden des Knotens ſich löſen, hat er wiederum ihre vollkommne Entfaltung gegeben, um die Eindrücke des Ganzen in einem Brennpunkte zu verſammeln. Dieſes Beyſpiel und viele andre können Johnſons Vorurtheil widerlegen, als pflege Shakſpeare den Schluß ſeiner Stücke zu übereilen. Vielmehr bringt er manches an, was für das Verſtändniß der letzten Auflöſung der Strenge nach erſpart werden konnte, weil er das Gefühl befriedigen will: unſre heutigen Zuſchauer ſind ungeduldiger als es die ſeinigen waren, den Vorhang fallen zu ſehen, wenn nichts mehr zu entſcheiden iſt.

Romeo und Julia und Othello unterſcheiden ſich von dem meiſten der bisher durchgegangnen Stücke weder in den Beſtandtheilen der Zuſammenſetzung noch in der Behandlung: einzig durch die Richtung des Ganzen werden ſie entſchieden zu Trauerſpielen. Romeo und Julia iſt ein Gemählde der Liebe und ihrer beklagenswerthen Schickſale in einer Welt, deren Atmoſphäre zu rauh für dieſe zarteſte Blüthe des menſchlichen Daſeyns iſt. Zwey für einander geſchaffne Weſen werden ſich beym erſten Erblicken alles; jede Rückſicht verſchwindet vor dem unwiderſtehlichen Triebe eins im andern zu leben; ſie verbinden ſich insgeheim unter widerſtrebenden Verhältniſſen, bloß auf den Schutz der unſichtbaren Mächte vertrauend; durch Schlag auf Schlag erfolgende feindſelige Verfälle wird ihre heldenmüthige Treue in wenigen Tagen auf die Probe geſtellt, bis ſie, gewaltſam getrennt, durch einen freywilligen Tod ſich im Grabe und jenſeit des Grabes wieder vereinigen. Alles dieß findet ſich ſchon in der ſchönen Geſchichte, die Shakſpeare nicht erſonnen hat, und die, auf das einfachſte erzählt, immer eine zärtliche Theilnahme erregen wird. Aber Shakſpeare'n war es vorbehalten, Reinheit des Herzens und Glut der Einbildungskraft, Anmuth und Adel der Sitten und leidenſchaftlichen Ungeſtüm in einem idealiſchen Gemählde zu verbinden. Durch ſeine Behandlung iſt es ein herrlicher Lobgeſang auf jenes unausſprechliche Gefühl geworden, welches die Seele zum höchſten Schwunge adelt, und die Sinne ſelbſt zu Seele verklärt, und zugleich eine ſchwermüthige Elegie auf deſſen Hinfälligkeit vermöge ſeiner eignen Natur und der äußern Umſtände; zugleich die Vergötterung und das Leichenbegängniß der Liebe. Sie erſcheint hier wie ein himmliſcher Funke, der auf die Erde herunterfallend, ſich in einen Blitzſtrahl verwandelt, welcher ſterbliche Geſchöpfe faſt in demſelben Augenblicke entzündet und verzehrt. Was der Duft eines ſüdlichen Frühlings berauſchendes, der Geſang der Nachtigall ſehnſüchtiges, das erſte Aufblühen der Roſe wollüſtiges hat, das athmet aus dieſem Gedicht. Aber noch ſchneller als die früheſte Blüthe der Jugend und Schönheit vergeht, eilt es fort von der erſten ſchüchtern kühnen Liebeswerbung und ſittſamen Erwiederung zur gränzenloſeſten Hingegebenheit, zur unwiderruflichen Vereinigung; dann unter wechſelnden Stürmen des Entzückens und der Verzweiflung zum Untergange der beyden Liebenden, die noch beneidenswerth erſcheinen, weil ihre Liebe ſie überlebt, und weil ſie durch ihren Tod einen Triumph über alle trennenden Gewalten errungen haben. Das Süßeſte und das Herbeſte: Liebe und Haß, Freudenfeſte und düſtre Ahndungen, zärtliche Umarmungen und Todtengrüfte, Lebensfülle und Selbſtvernichtung, ſtehen hier dicht neben einander; und alle dieſe Gegenſätze ſind in dem harmoniſchen Wunderwerke ſo zur Einheit des Geſamt-Eindrucks verſchmolzen, daß der Nachhall, den das Ganze im Gemüth zurückläßt, einem einzigen aber einem unendlichen Seufzer gleicht.

Die vortreffliche dramatiſche Anordnung, die Bedeutung jedes Charakters an ſeiner Stelle, die weiſe Wahl aller Umgebungen bis auf die geringſten Nebenumſtände habe ich in einer ſchon angeführten Schrift ausführlich entwickelt, und will mich hier nicht wiederhohlen. Nur auf einen dort übergangnen Zug will ich aufmerkſam machen, der als ein Beyſpiel dienen kann, wie Shakſpeare von ferne her vorbereitet. Der auffallendſte und vielleicht unglaublichſte Umſtand in der ganzen Geſchichte iſt der Trank, welchen der Mönch Julien giebt, und worauf ſie viele Stunden lang nicht bloß ſchläft, ſondern völlig einer Todten gleicht, ohne daß es ihr ſchadet. Wie macht uns nun der Dichter geneigt zu glauben, daß Vater Lorenzo ein ſolches Geheimniß beſitzt? Er zeigt uns ihn bey ſeinem erſten Eintritt in einem Garten, wo er Kräuter ſammelt, und über ihre wundervollen Tugenden Betrachtungen anſtellt. Die Rede des frommen Alten iſt voll tiefen Sinnes: er ſieht in der Natur überall Sinnbilder der ſittlichen Welt; dieſelbe Weisheit, womit er ſie durchſchaut, hat ihn das menſchliche Herz kennen gelehrt. Auf dieſe Art iſt ein widerſpenſtiger oder wenigſtens undankbar ſcheinender Umſtand Quelle einer großen Schönheit geworden.

Wenn Romeo und Julia in den Farben der Morgenröthe glänzt, aber einer Morgenröthe, deren purpurne Wolken ſchon die Gewitter eines ſchwülen Tages verkündigen, ſo iſt dagegen Othello ein Gemählde mit ſtarken Schatten: man könnte es einen tragiſchen Rembrand nennen. Welch ein glückliches Misverſtändniß, daß Shakſpeare den Mohren, worunter in der Novelle unſtreitig ein getaufter Sarazene von der africaniſchen Nordküſte gemeynt war, zu einem eigentlichen Schwarzen gemacht hat! Man erkennt im Othello eine wilde Naturanlage jener glühenden Zone, welche die reißendſten Raubthiere und die tödtendſten Gifte erzeugt, durch Ruhmbegierde, durch fremde Geſetze der Ehre, durch edlere und mildere Sitten nur ſcheinbar gezähmt. Seine Eiferſucht iſt nicht die Eiferſucht des Herzens, die ſich mit dem zarteſten Gefühl und Anbetung des geliebten Gegenſtandes verträgt; ſie iſt von der ſinnlichen Art, die in den heißen Himmelſtrichen die unwürdige Bewachung der Frauen und ſo manche unnatürliche Gebräuche hervorgebracht hat. Ein Tropfe dieſes Giftes, in ſeine Adern geflößt, bringt ſein ganzes Blut in den gährendſten Aufruhr. Der Mohr ſcheint edel, offen, zutraulich, dankbar für erzeigte Liebe, und er iſt auch dieß alles, und obendrein ein Gefahren trotzender Held, ein wirklicher Obrer ſeiner Krieger, ein treuer Diener des Staates; aber eine bloß phyſiſche Gewalt der Leidenſchaft wirft alle ſeine erworbnen und angewohnten Tugenden augenblicklich über den Haufen, und giebt dem Wilden in ihm über den geſitteten Menſchen die Oberhand. Auch in dem Ausdruck ſeiner Rachbegierde gegen

Caſſio verräth ſich dieſe Tyranney des Blutes über den Willen. Zuletzt in ſeiner Reue ſpricht aus ihm ächte Zärtlichkeit für ſeine ermordete Gattin, und der Schmerz eines vernichteten Ehrgefühls den Zeugen ſeiner That gegenüber; und dazwiſchen fällt er ſich ſelbſt mit der Wuth an, womit ein Despot einen abtrünnigen Sklaven peinigt. Er leidet wie ein doppelter Menſch, zugleich in der höheren und unteren Sphäre, worein ſein Weſen getheilt war. Indeſſen der Mohr trägt die nächtliche Farbe des Argwohns und der Tücke nur im Geſicht; Jago iſt ſchwarz im Innern. Er ſteht dem Othello wie ſein böſer Dämon zur Seite, und läßt ihm mit leiſen und deſto gefährlicheren Einflüſterungen keine Ruhe; es iſt als ob vermöge einer unſeligen aber in der Natur gegründeten Verwandtſchaft dieſer Einfluß mächtiger über ihn ſeyn müßte, als die Stimme ſeines guten Engels Desdemona. Ein ſchlauerer Böſewicht als dieſer Jago iſt nie geſchildert worden: er legt ſeine Fallſtricke mit einer Kunſt, welcher nichts entrinnen kann. Der Widerwille, den ſeine Zwecke einflößen, wird dadurch erträglich, daß die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſeine Mittel ab-

Lieblicher Mund des Ruhmes, die leierbeherrſchenden Hymnen!
„Wem zu ſterben verhängt wurde,“ ſo rauſchet ihr Pfeil,
„Warum ſäß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
„Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere verſucht!
„Das war Pelops Wort, als einſt er die Lanz' Oenomaos
„Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann.“
Ach! mich täuſchte dieß Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Feſtliches Leben; es floh! ſeufzet die Oede zurück.
Aber entrißen dem irdiſchen Sitz, umhauche der Geiſt uns,
Ewig gilt ſein Geſetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß geſtellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einſamer Höh.
Enge windet und ſteil ſich der Pfad hinan zu der ſpröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So ſtieg Hellas Kunſt, die gleich der lakoniſchen Jungfrau
Nackt die Glieder geübt, eh ſie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in ioniſcher Weichheit
Wand ſich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann ſie das Ziel erreicht, beharrten ſie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne ſie ſei,
Ob am mächtigen Bau; im Schutt zerrißener Trümmern
Stehet die Ordnung feſt und der Verhältniſſe Maß.
Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch indiſches Blau blüht' an der koſtbaren Wand,
Heiterte erſt Polygnotos den alten Ernſt der Geſtalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis ſammelte wählend die unverſchleierte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch ſchwieg.
Leiſeren Umriß zog Parrhaſios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge ſich nach um das gerundete Bild.

gelenkt wird: ſie gewähren dem Verſtande unendliche Beſchäftigung. Kalt, unzufrieden und übler Laune, trotzig wo er ſichs erlauben darf, demüthig und einſchmeichelnd wo er es für nöthig hält, iſt er ein vollendeter Meiſter in der Verſtellungskunſt; ſelbſt keinen andern als ſelbſtiſchen Regungen zugänglich, weiß er die Leidenſchaften Andrer nach Belieben zu erregen, und jede Blöße, die ſie geben, zu benutzen: er iſt ein ſo vortrefflicher Beobachter der Menſchen als man es ſeyn kann, ohne höhere Triebfedern des Handelns aus eigner Erfahrung zu kennen; in ſeinen hämiſchen Bemerkungen über ſie liegt faſt immer etwas wahres. Hartnäckigen Unglauben an die Tugend der Frauen giebt er nicht bloß vor, er hegt ihn wirklich, und auch dieß hängt mit ſeiner ganzen Denkart zuſammen, und macht ihn um ſo geſchickter, ſein Vorhaben auszuführen. Wie er an allem nur die häßliche Seite ſieht, entzaubert er auf die roheſte Weiſe die Einbildungskraft über das Verhältniß der beyden Geſchlechter: er will es, um Othello's Sinne zu empören, den ſein Herz leicht über Desdemona's Unſchuld aufklären könnte. Dieß muß die vielen Ausdrücke in Jago's Reden rechtfertigen, wovor die Sittſamkeit erſchrickt. Hätte Shakſpeare heut zu Tage geſchrieben, ſo würde er ſie ſich vielleicht unterſagt haben, aber gewiß zum Nachtheil der Wahrheit ſeiner Darſtellung. Desdemona iſt ein fleckenloſes Opfer. Zwar kein hohes Ideal der Anmuth und begeiſterten Leidenſchaft wie Julia; voller Einfalt, Sanftmuth und Demuth, und ſo unſchuldig, daß ſie ſich von der Möglichkeit der Untreue kaum einen Begriff machen kann, iſt ſie dazu geſchaffen, die ergebenſte und zärtlichſte Gattin zu ſeyn. Dieſer weibliche Hang, ganz einem fremden Schickſale zu folgen, hat ſie zu dem einzigen Fehltritte ihres Lebens verleitet, daß ſie ſich ohne Vorwiſſen ihres Vaters vermählt. Ihre Wahl ſcheint eine Verirrung zu ſeyn, und doch iſt es eben das, weswegen das Weib im Manne ſeinen Beſchützer und ſein Oberhaupt verehrt, was ſie für Othello gewonnen hat: Bewunderung ſeines feſten Heldenmuthes, und Theilnahme an ſeinen überſtandnen Mühſeligkeiten. Mit großer Kunſt iſt es ſo eingeleitet, daß ſie, eben weil ſie die Möglichkeit eines Verdachtes gegen ſich nicht ahndet, durch ihre unbefangne Verwendung für Caſſio die Eiferſucht des Mohren immer mehr ſteigert. Um Desdemona's Engelreinheit noch mehr zu heben, hat Shakſpeare ihr in der Emilia eine Begleiterin von zweydeutiger Tugend zugeſellt. Nur durch den ſündhaften Leichtſinn dieſer Frau wird es begreiflich, daß ſie die Entwendung des Schnupftuches nicht eingeſteht, als es Othello mit Ungeſtüm zurückfodert: dieß wäre ſonſt der am ſchwerſten zu rechtfertigende Umſtand im ganzen Stück. Auch Caſſio iſt vollkommen ſo gezeichnet, wie er ſeyn mußte, um ohne wirkliche Schuld Argwohn zu erregen: liebenswürdig und edel, aber ſehr verführbar. Die öffentlichen Vorfälle der erſten beyden Aufzüge zeigen uns den Othello von ſeiner glorreichen Seite als die Stütze Venedigs und das Schrecken der Türken: ſie dienen dazu, die Geſchichte dem bloß häuslichen Kreiſe zu entziehen, ſo wie in Romeo und Julia die Parteyung der Montague und Capulet daſſelbe leiſtet. Keine Beredſamkeit iſt vermögend, die niederwerfende Gewalt der Kataſtrophe im Othello zu ſchildern, dieß Gedränge von Gefühlen, die in einem Augenblick die Abgründe der Ewigkeit ausmeſſen.

Hamlet iſt einzig in ſeiner Art: ein Gedanken-Trauerſpiel, durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachſinnen über die menſchlichen Schickſale, über die düſtre Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben, und beſtimmt, eben dieſes Nachſinnen wieder in den Zuſchauern hervorzurufen. Dieſes räthſelhafte Werk gleicht jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannten Größen übrig bleibt, der ſich auf keine Weiſe auflöſen läßt. Schon ſo viel iſt darüber geſagt und geſchrieben worden, und kein denkender Kopf, der von neuem darüber ſpricht, wird in ſeiner Anſicht des Zuſammenhanges und der Bedeutung aller Theile ganz mit ſeinen Vorgängern übereinſtimmen. Am meiſten muß es in Erſtaunen ſetzen, daß bey ſo verſteckten Abſichten, bey einer in unerforſchte Tiefen hinabgebauten Grundlage, das Ganze ſich auf den erſten Anblick äußerſt volksmäßig darſtellt. Die haarſträubende Erſcheinung des Geiſtes bemächtigt ſich gleich Anfangs der Einbildungskraft und des Gemüthes; dann das Schauſpiel im Schauſpiel, worin man wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederhohlt ſieht, deſſen vergeblich bezweckte Beſtrafung den Inhalt des Stücks ausmacht; des Königs Entſetzen darüber; Hamlets verſtellter und Ophelia's wirklicher Wahnſinn; ihr Tod und Leichenbegängniß; das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe; ihr Zweykampf und die große Entſcheidung; endlich das Auftreten des jungen Helden Fortinbras, der einer untergegangnen Königsfamilie mit kriegeriſchem Pomp die letzte Ehre erweiſet; dazwiſchen die komiſchen Charakter-Szenen mit Polonius, den Höflingen und den Todtengräbern, die ſämtlich ihre Bedeutung haben: alles dieß erfüllt die Bühne mit der lebendigſten und mannigfaltigſten Bewegung. Der einzige Umſtand, weswegen man dieß Stück weniger theatraliſch finden könnte als andre Trauerſpiele Shakſpeare's, iſt, daß die Haupthandlung in den letzten Aufzügen ins Stecken geräth, oder gar rückgängig zu werden ſcheint. Dieß war jedoch unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. Das Ganze zweckt ja dahin ab, zu zeigen wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Gränzen der menſchlichen Vorausſicht erſchöpfen will, die Thatkraft lähmt; wie Hamlet ſelber es ausdrückt:

Der angebohrnen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſe Rückſicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren ſo der Handlung Namen.

Ueber Hamlets Charakter kann ich nach den Abſichten des Dichters, wie ich ſie verſtehe, nicht ganz ſo günſtig urtheilen, als Goethe thut. Es iſt wahr, er iſt ein Geiſt von hoher Bildung, ein Prinz von königlichen Sitten, mit dem feinſten Sinn für Schicklichkeit begabt, edlen Ehrgeizes empfänglich, der Begeiſterung für fremde Vortrefflichkeit, die ihm fehlt, in hohem Grade offen. Die Rolle des Wahnſinns ſpielt er mit unvergleichlicher Ueberlegenheit, indem er die Leute, die ihn ausſpähen, eben dadurch von ſeiner Geiſtesverwirrung überzeugt, daß er ihnen ihre Wahrheiten ſagt, und ſie mit dem ſchärfſten Witze verſpottet. Aber bey ſeinen ſo oft gefaßten und immer unausgeführten Vorſätzen iſt die Schwäche ſeines Willens offenbar: er läßt ſich nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn er ſagt, es gebe keine größere Unähnlichkeit als zwiſchen ihm und dem Herkules. Nicht bloß die Nothwendigkeit treibt ihn zur Liſt und Verſtellung, er hat einen natürlichen Hang dazu, krumme Wege zu gehen; er heuchelt gegen ſich ſelbſt: ſeine weit hergehohlten Bedenklichkeiten ſind oft nur Vorwände, um ſeinen Mangel an Entſchloſſenheit zu verkleiden; „Gedanken,“ wie er zu einer andern Zeit ſagt, „die nur ein Vierthel Weisheit und drey Vierthel Feigheit in ſich haben.“ Am meiſten iſt er verklagt worden wegen der Härte, womit er Ophelia's von ihm ſelbſt veranlaßte Liebe zurückſtößt, und wegen ſeiner Fühlloſigkeit bey ihrem wiewohl unwillkührlich verſchuldeten Tode. Aber er iſt zu ſehr in ſeinen eignen Gram verſunken, um Mitleiden für Andre übrig zu haben: ſeine Gleichgültigkeit giebt uns den Maßſtab ſeiner innern Zerrüttung. Dagegen ſpürt man unläugbar in ihm eine tückiſche Schadenfreude, wenn es ihm gelungen iſt, mehr durch Noth und Zufall, die ihn allein zu raſchen Streichen treiben können, als durch das Verdienſt ſeines Muthes, ſeine Feinde aus dem Wege zu räumen; ſo äußert er ſich nach Ermordung des Polonius und über Roſenkranz und Güldenſtern. Hamlet hat keinen feſten Glauben, weder an ſich noch an irgend etwas: von Aeußerungen religiöſer Zuverſicht geht er zu ſkeptiſchen Grübeleyen über; er glaubt an das Geſpenſt ſeines Vaters, wenn er es ſieht, und ſobald es verſchwunden, wird es ihm beynahe zur Täuſchung. *) Er iſt dahin gekommen zu ſagen, „nichts ſey an ſich weder gut noch übel, nur das Denken mache es dazu;“ der Dichter verliert ſich mit ihm in den Irrgängen des Gedankens, worin man weder Ende noch Anfang findet. Und auch die Geſtirne geben durch den Lauf der Begebenheiten keine Antwort auf die ſo dringend vorgelegten Fragen. Eine wie es ſcheint vom Himmel bevollmächtigte Stimme aus einer andern Welt fodert Rache für einen ungeheuern Frevel,

---

*) Man hat es als einen Widerſpruch gerügt, daß Hamlet in dem Monolog über den Selbſtmord ſagt:

Das unentdeckte Land, von deſſen Gränzen
Kein Wandrer wiederkehrt.

Denn war nicht der Geiſt ein zurückgekommner Wandrer? Shakſpeare hat aber gefliſſentlich zeigen wollen, daß Hamlet auf keine Ueberzeugung irgend einer Art feſt fußen kann.

und bleibt ohne Wirkung; die Verbrecher werden zuletzt beſtraft, aber wie durch einen ungefähren Schlag, und nicht auf die erfoderliche Weiſe, um der Welt ein warnendes Beyſpiel der Gerechtigkeit feyerlich kund zu machen; unentſchlüßige Vorſicht, ſchlaue Verrätherey und raſche Wuth eilen dem gleichen Untergange entgegen; weniger Schuldige oder Unſchuldige werden in den allgemeinen Fall mit verwickelt. Das Schickſal der Menſchheit ſteht da wie eine rieſenhafte Sphinx, die jeden, der ihr furchtbares Räthſel nicht zu löſen vermag, in den Abgrund des Zweifels hinabzuſtürzen droht.

Als ein Beyſpiel von den vielen misverſtandnen Feinheiten Shakſpeare's führe ich den Styl an, worin die Rede des Schauſpielers von der Hekuba abgefaßt iſt. Die Ausleger haben viel darüber hin und her geſtritten, ob ſie von Shakſpeare ſelbſt oder entlehnt ſey, und ob er es mit ſeinem Lobe des Stückes, worin ſie vorkommen ſoll, ernſtlich gemeynt, oder den tragiſchen Bombaſt mancher Zeitgenoſſen habe verſpotten wollen. Sie bedachten nicht, daß dieſe Rede nicht für ſich, ſondern an der Stelle, wo ſie ſteht, beurtheilt werden muß. Was in dem Schauſpiel ſelbſt wieder als dramatiſche Dichtung erſcheinen ſollte, mußte gegen deſſen würdige Poeſie ſo wie theatraliſche Erhöhung gegen die einfache Natur abſtechen. Deswegen hat Shakſpeare das Schauſpiel im Hamlet durchgehends in ſpruchreichen Reimen voller Antitheſen abgefaßt. Allein dieſer feyerlich abgemeßne Ton paßte nicht für die Rede, heftige Rührung ſollte darin herrſchen, es blieb alſo dem Dichter kein andrer Ausweg übrig als der, welchen er gewählt hat: Ueberladung des Pathos. Es iſt allerdings falſche Emphaſe in dieſer Rede, aber dergeſtalt mit wahrer Größe vermiſcht, daß ein Schauſpieler, darin geübt, die nachgeahmten Rührungen künſtlich in ſich hervorzurufen, allerdings ſelbſt davon hingeriſſen werden kann. Uebrigens wird man nicht glauben, Shakſpeare habe ſeine Kunſt wenig genug verſtanden, um nicht einzuſehen, daß ein Trauerſpiel, worin Aeneas der Dido eine ſo weitläuftige epiſche Erzählung von etwas längſt vergangnem, von der Zerſtörung Troja's gemacht hätte, weder dramatiſch noch theatraliſch geweſen wäre.

Vom **Macbeth** habe ich ſchon einmal im

Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefſte Gemüth rief Ariſtides hervor.
Allzubeſcheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten ſelbſt; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunderten Meiſtern
Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, ſich eigen ergab.
Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Geſellin Bild, welches ſie ſelbſt dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobſt mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer ſchlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart war die Kunſt, die im Zaubernetze den Schein haſcht,
Unerdrückt zu beſtehn Laſten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erſchaffen zum Denkmal,
Ihrer Schweſter Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob ſie ſchon ernſt und gewaltig aus Phidias Haupte hervorſprang,
Pallas Athene, die Bruſt Gorgogeharniſcht, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des ſterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmliſchen ziemt.
Damals forderte Dienſt vom Köſtlichen, jugendlich ſtolz noch
Wählend, des Bildners Kunſt; kleidete, ſicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Rieſengeſtalt in's Geſchmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majeſtät
Blitzt' ein edles Geſtein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdiſche Pracht rächte zerſtörend ſich bald.
Zwar auch vieles vergieng, aus dem Kern der pariſchen Klüfte,
Oder aus Einem Strom Erzes, beſcheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr ſelbſt entwandt, Glieder harmoniſch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgeſiegt Kytherea,
Zürnſt du länger nicht mehr, Nemeſis Agorakrits.

Vorbeygehn geſprochen, und wer konnte das Lob dieſes erhabnen Werkes erſchöpfen? Seit den Furien des Aeſchylus war etwas ſo großes und furchtbares nicht wieder gedichtet worden. Zwar die Hexen ſind keine göttlichen Eumeniden und ſollen es nicht ſeyn: ſie ſind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutſcher Dichter hat es alſo ſehr übel verſtanden, da er ſie in warnende und ſogar moraliſirende Zwitterweſen von Parcen, Furien und Zauberinnen umgeſtaltet und mit tragiſcher Würde bekleidet hat. Lege doch niemand Hand an Shakſpeare's Werke, um etwas weſentliches daran zu ändern: es beſtraft ſich immer ſelbſt. Das Böſe iſt von Grund aus häßlich, und es iſt widerſinnig, es auf irgend eine Art veredeln zu wollen. Meines Erachtens haben es daher auch Dante und ſelbſt noch Taſſo mit der Schilderung der Dämonen weit beſſer getroffen als Milton. Ob Shakſpeare's Zeitalter noch an Zauberey und Geſpenſter glaubte, das iſt für die Rechtfertigung des Gebrauchs, welchen er im Hamlet und Macbeth von den vorgefundnen Ueberlieferungen gemacht, vollkommen gleichgültig. Kein Aberglaube hat herrſchend und weit durch Zeiten und Völker verbreitet ſeyn können, ohne eine Grundlage in der menſchlichen Natur zu haben: an dieſe wendet ſich der Dichter, und ruft aus ihren verborgnen Tiefen hervor, was die Aufklärung gänzlich beſeitigt zu haben meynt, jenen Schauer vor dem Unbekannten, jene Ahndung einer nächtlichen Seite der Natur und Geiſterwelt. Auf dieſe Art wird er gewiſſermaßen zugleich der Darſteller und der Philoſoph eines Aberglaubens, das heißt, nicht der Philoſoph, der wegläugnet und verſpottet, ſondern was ſchwerer iſt, der den Urſprung ſcheinbar vernunftwidriger und doch ſo natürlicher Meinungen begreiflich macht. Wollte er aber dieſe volksmäßigen Ueberlieferungen nach Willkühr abändern, ſo würde er ſeine ganze Befugniß einbüßen, und nichts weiter zum beſten geben als ſeine eignen Fratzen. Shakſpeare's Darſtellung der Hexen iſt wahrhaft magiſch: er hat ihnen in den kurzen Szenen, wo ſie auftreten, eine eigne Sprache geſchaffen, die, wiewohl aus den gewöhnlichen Elementen zuſammengeſetzt, dennoch eine Sammlung von Beſchwörungsformeln zu ſeyn ſcheint, und worin der Laut der Worte, die gehäuften Reime und der Rhythmus der Weiſe gleichſam die dumpfe Muſik zu wüſten Hexentänzen bilden. Man beklagt ſich über die Nennung ekelhafter Gegenſtände: wer aber meynt, der Zauberkeſſel könne mit angenehmen Aromaten wirkſam gemacht werden, der verſteht es nicht beſſer als die, welche begehren, daß die Hölle ehrlich guten Rath geben ſoll. Dieſe widerwärtigen Dinge, wovon ſich die Einbildungskraft abwendet, ſind hier ein Sinnbild feindſeliger Kräfte, die in der Natur arbeiten, und der geiſtige Schauer überwiegt den ſinnlichen Abſcheu. Unter ſich reden die Hexen wie Weiber aus dem Pöbel, denn das ſollen ſie ja ſeyn; dem Macbeth gegenüber erhebt ſich ihr Ton: ihre Weißagungen, die ſie ſelbſt ausſprechen, oder von ihren Fantomen ausſprechen laſſen, haben die dunkle Kürze, die majeſtätiſche Feyerlichkeit, wodurch von jeher die Orakel den Sterblichen Ehrfurcht einzuflößen wußten. Man ſieht hieraus, daß die Zauberinnen ſelbſt nur Werkzeuge ſind; ſie werden von unſichtbaren Geiſtern regiert, ſonſt würde die Bewirkung ſo großer und entſetzlicher Begebenheiten über ihre Sphäre ſeyn. Und welches war nun der Zweck, wozu ihnen Shakſpeare in ſeinem Schauſpiel dieſelbe Stelle einräumte, die ſie in Macbeths Geſchichte nach den alten Chroniken einnehmen? Ein ungeheures Verbrechen geſchieht: Duncan, ein ehrwürdiger Greis und der gütigſte König, wird ermordet; von ſeinem Unterthanen, den er ſo eben mit Ehren und Wohlthaten überhäuft hat; im wehrloſen Schlaf; unter dem gaſtfreundlichen Dach. Bloß natürliche Antriebe ſcheinen zu ſchwach, oder wenigſtens müßte der Thäter als der verhärtetſte Böſewicht geſchildert werden. Shakſpeare wollte uns ein erhabneres Bild zeigen: einen ehrgeizigen aber edlen Helden, der einer tief angelegten hölliſchen Verſuchung erliegt, und in welchem alle Verbrechen, wozu ihn die Nothwendigkeit treibt, den Erfolg ſeiner erſten Unthat zu behaupten, dennoch das Gepräge des angebohrnen Heldenthums nicht ganz auslöſchen können. Er hat alſo die Schuld dieſer Unthat dreyfach getheilt. Der erſte Gedanke kommt von jenen Weſen, deren ganze Thätigkeit durch die Luſt am Böſen gelenkt wird. Die wunderbaren Schweſtern überraſchen Macbeth in der Trunkenheit der befriedigten Ruhmbegierde nach ſeinen Siegen; ſie ſpiegeln ihm dasjenige, was nur durch ſeine That wirklich werden kann, als eine Verfügung des Schickſals vor, und beglaubigen ihre Worte durch unmittelbare Erfüllung der erſten Weißagung. Die Gelegenheit zum Königsmorde bietet ſich ſogleich dar; Macbeths Gemahlin beſchwört ihn, ſie nicht entſchlüpfen zu laſſen: mit feuriger Beredſamkeit macht ſie alle Sophismen geltend, wodurch das Verbrechen ſich in eine falſche Größe kleidet. Auf Macbeths Antheil fällt beynahe nur die Ausführung, er wird dazu wie im Taumel der Verblendung hingeſtoßen. Die Reue folgt der That auf dem Fuße nach, ja ſie geht ihr voran, und die Gewiſſensqual läßt ihm forthin weder bey Tage noch bey Nacht Ruhe. Aber nun iſt er einmal in den Stricken der Hölle; es iſt entſetzlich zu ſehen, wie Macbeth, der ſonſt als Krieger dem Tode trotzen konnte, jetzt, nachdem er einmal die Ausſicht auf das künftige Leben in die Schanze geſchlagen, (we'd jump the life to come) um ſo ängſtlicher ſein irdiſches Daſeyn feſthält, je elender es geworden iſt, und ohne Erbarmen alles aus dem Wege räumt, was ihm nach ſeinem finſtern Argwohn Gefahr zu drohen ſcheint. So ſehr man ſeine Handlungen verabſcheut, kann man ſeinem Gemüthszuſtande nicht alle Theilnahme verſagen; man beklagt die Verwüſtung ſo herrlicher Anlagen, ja man muß es noch in ſeiner letzten Vertheidigung bewundern, wie in ihm ein tapfrer Wille mit einem feigen Gewiſſen ringt. Man könnte glauben, in dieſem Trauerſpiele herrſche das Verhängniß ganz nach den Begriffen der Alten: alles hebt mit einem übernatürlichen Einfluſſe an, woran die folgenden Begebenheiten wie durch eine unvermeidliche Verkettung geknüpft ſind. Man findet hier ſogar jene doppelſinnigen Orakel wieder, welche eben durch ihre buchſtäbliche Erfüllung die auf ſie Vertrauenden täuſchen. Indeſſen läßt ſich nachweiſen, daß der Dichter erleuchtetere Anſichten in ſeinem Werke niedergelegt hat. Er deutet an, daß der Kampf des Guten und Böſen in dieſer Welt nur unter Zulaſſung der Vorſehung Statt findet, welche den Fluch, den einige Sterbliche auf ihr Haupt ziehen, zu anderweitigem Segen wendet. In der Vergeltung iſt eine genaue Stufenfolge beobachtet. Lady Macbeth, unter den menſchlichen Weſen die ſchuldigſte Theilhaberin an dem Königsmorde, verfällt durch ihre Gewiſſensangſt in eine unheilbare körperliche Zerrüttung; ſie ſtirbt, unbetrauert von ihrem Gemahl, mit allen Zeichen der Verwerfung. Macbeth wird noch würdig befunden, den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu ſterben. Dem edlen Macduff wird für die Rettung ſeines Vaterlandes die Genugthuung zu Theil, den Tyrannen, der ſeine Gattin und Kinder erwürgt hat, mit eigner Hand zu beſtrafen. Banquo büßt ſeinen ehrgeizigen Vorwitz, auch ſeine eigne glorreiche Zukunft wiſſen zu wollen, mit einem frühen Tode, indem er dadurch Macbeths Eiferſucht erregt; aber er hat ſein Gemüth von den Einblaſungen der Zauberinnen rein erhalten: ſein Name wird in ſeinem Geſchlecht geſegnet, das auf eine lange Zeitenfolge zu derſelben Königswürde beſtimmt iſt, die Macbeth nur auf ſeine Lebensdauer an ſich geriſſen. Im Gange der Handlung iſt dieſes Stück ganz das Gegentheil vom Hamlet: ſie ſchreitet mit erſtaunlicher Raſchheit vorwärts, von der erſten Kataſtrophe (denn Duncans Ermordung kann ſchon eine Kataſtrophe genannt werden) bis zur letzten. „Gedacht, gethan!“ iſt der allgemeine Wahlſpruch, denn, wie Macbeth ſagt:

Der flücht'ge Vorſatz wird nie eingehohlt,
Geht nicht die That gleich mit.

In allen Zügen ſieht man ein rüſtiges Helden-Zeitalter, im rauhen Norden, der die Nerven ſtählt. Welche Dauer die Handlung haben ſoll, läßt ſich nicht genau angeben: nach der Geſchichte vielleicht Jahre; aber wir wiſſen ſchon, daß der Einbildungskraft die erfüllteſte Zeit als die kürzeſte erſcheint. Und hier iſt unbegreiflich viel in einen engen Raum zuſammengedrängt, nicht bloß als äußerliche Begebenheit, ſondern mit Schilderung des innerſten Gemüthszuſtandes der Handelnden. Es iſt als ob die Hemmungen an dem Uhrwerke der Zeit herausgenommen wären, und nun die Räder unaufhaltſam abrollten. Nichts iſt der Gewalt der Darſtellung in Erregung des Grauſens zu vergleichen. An alle Umſtände von Duncans Ermordung, den Dolch, der vor Macbeths Augen ſchwebt, Banquo's Erſcheinung beym Gaſtmahl, Lady Macbeths Nachtwandeln, darf man nur erinnern: was läßt ſich darüber ſagen, das den Eindruck nicht eher ſchwächte? Solche Szenen ſind einzig, und kommen nur bey dieſem Dichter vor, ſonſt müßte die tragiſche Muſe ihre Maske mit dem Meduſenhaupt vertauſchen.

Als auf eine Nebenſache will ich nur noch auf Shakſpeare's weltkluge Gewandtheit aufmerkſam machen, der durch ein ſo ganz nach poetiſchen Abſichten entworfnes Werk einem Könige zu ſchmeicheln wußte. Jakob der erſte leitete ſein Geſchlecht vom Banquo ab; er war der erſte, der den dreyfachen Szepter von England, Schottland und Irland vereinigte: dieß wird in der magiſchen Erſcheinung ſichtbar gemacht, und ihm eine lange Reihe glorreicher Nachfolger verheißen. Sogar die Gabe der engliſchen Könige, gewiſſe Krankheiten durch Auflegung der Hände zu heilen, die Jakob von Eduard dem Bekenner ererbt zu haben vorgab, und auf die er einen großen Werth legte, wird auf eine natürliche Art erwähnt. *) Dergleichen Gelegenheits-

---

*) Die Nennung Eduards des Bekenners giebt zugleich die Epoche an, worin dieſe hiſtoriſch beglaubigte Geſchichte vorgeht. Noch ſtehen zu Inverneß Ruinen von Macbeths Schloſſe, die heutigen Grafen von Fife ſind Abkömmlinge des wackern Macduff, ſie genoſſen, bis zur Vereinigung Schottlands

ſtücke kann man ſich ſchon ohne Gefahr für die Poeſie gefallen laſſen: mit ſolchen Anſpielungen empfahl Aeſchylus ſeinen Mitbürgern den Areopag, und verherrlichte Sophokles Athen.

Wie im Macbeth das Schrecken den höchſten Gipfel erreicht, ſo iſt im König Lear die Wiſſenſchaft des Mitleids erſchöpft. Die Hauptperſonen ſind hier nicht die handelnden, ſondern die leidenden. Es wird hier nicht, wie in den meiſten Trauerſpielen, ein Unglück geſchildert, in welchem die plötzlichen Schläge des Schickſals den getroffenen noch zu ehren ſcheinen, wo dem Verluſt in der Erinnerung an den ehemaligen Beſitz immer noch ein ſchmeichelhafter Troſt beywohnt; ſondern der Fall in das tiefſte Elend, welches der Menſchheit alle äußern und innern Vorzüge abſtreift, und ſie nackter Hülfloſigkeit Preis giebt. Die dreyfache Würde eines Königs, eines Greiſes und eines Vaters wird durch den grauſamen Undank ſeiner unnatürlichen Töchter geſchändet; der alte Lear, der

---

mit England, beſondre Vorrechte wegen ihrer Verdienſte um die Krone.

Schwärmt ſie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeiſtert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meiſter des Meiſters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beſchauenden Bruſt?
Wo weilt Myrons Kuh der Heerd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt ſich als Roß ſchnaubend, Lyſippos, dein Erz?
Wer entſchlürft noch lesbiſchen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schickſal nicht, warum es ſo herbe gewaltet:
Trotziger Willkür Spiel übt' es, auch wann es geſchont.
Gleich ſibylliſchen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns grajiſcher Hauch, Poeſie.
Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt ſie der Alte.
Jener geſellige Chor, welcher die Lyra beſpannt,
Als ſich die Freiheit regt' und der ſchwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettſpiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber ſein Jambengeſchoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: ſchmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umſonſt ſich Gaſtfreund Sparta's, umſonſt auch
Trug Steſichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raſ'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom leukadiſchen Felſen,
Nieder in's wogende Meer taumelteſt, liebeberauſcht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Buſen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.

aus thörichter Zärtlichkeit alles weggegeben, wird wie ein herumſchweifender Bettler verſtoßen; die kindiſche Verſtandesſchwäche, der er ſchon nahe war, geht in den wildeſten Wahnſinn über, und als man ihn aus ſeiner ſchmählichen Verlaſſenheit rettet, iſt es zu ſpät; kein Troſt der kindlichen Pflege und der treuen Freundſchaft kann mehr an ihm haften; ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte ſind unheilbar zerrüttet, und ihm bleibt vom Leben nichts weiter übrig als die Fähigkeit gränzenlos zu lieben und zu leiden. Welch ein Bild gewährt Lears Zuſammentreffen mit Edgar in der ſtürmiſchen Nacht in einer armſeligen Hütte! Edgar, ein Jüngling, iſt durch die Ränke ſeines Bruders und die Verblendung ſeines Vaters eben ſo tief von angebohrner Hoheit herabgeſtoßen als Lear, er friſtet ſein Leben vor der Verfolgung, als ein von böſen Geiſtern geplagter Bettler verkleidet. Der Narr des Königs iſt, ungeachtet der freywilligen Herabwürdigung, die ſein Stand vorausſetzt, nächſt Kent, Lears treueſter Begleiter und weiſeſter Rathgeber. Dieſer gutherzige Narr kleidet die Vernunft in ſeine buntſcheckige Tracht, der edelgebohrne Bettler ſpielt den Wahnſinn, und beyde, wenn ſie wirklich wären was ſie ſcheinen, würden noch beneidenswerth im Vergleich mit dem König ſeyn, der es fühlt, wie ein zerreißender Schmerz ſeine Vernunft zu überwältigen droht. Eben ſo erſchütternd iſt das Zuſammentreffen Edgars mit dem geblendeten Gloſter; es iſt unendlich rührend wie der verſtoßne Sohn der Führer ſeines Vaters, und immer noch unter der Verkleidung des Beſeßnen ſein guter Engel wird, der ihn durch einen ſinnreichen frommen Betrug vom verzweiflungsvollen Selbſtmorde rettet. Doch wer könnte alle die Zuſammenſtellungen und Lagen einzeln aufzählen, womit der Dichter die Gemüther beſtürmt? Ich will nur eine Bemerkung über den Bau des Ganzen machen. Die Geſchichte Lears und ſeiner Töchter ließ Shakſpeare ganz ſo, wie er ſie in einer fabelhaften Ueberlieferung vorfand, mit allen Zügen, welche die Einfalt der alten Zeit bezeugen. Aber von der Geſchichte Gloſters und ſeiner Söhne enthielt jene Ueberlieferung keine Spur, Shakſpeare hat ſie aus einer andern Dichtung geſchöpft und aus freyem Antriebe hinzugefügt. Man hat dieß getadelt, als zerſtöre es die Einheit der Handlung.

Allein Einheit iſt immer da, wenn alles eingeflochtne zur Verwickelung und Auflöſung beyträgt. Und mit welcher ſinnreichen Kunſt greifen die beyden Haupttheile der Compoſition in einander! Gloſters Theilnahme an Lears Schickſal wird für ſeinen Sohn Edmund das Mittel ihn völlig zu ſtürzen, und giebt dem verſtoßnen Edgar Gelegenheit der Retter ſeines Vaters zu werden. Auf der andern Seite iſt Edmund thätig in Regans und Generills Sache, und die laſterhafte Leidenſchaft, die beyde für ihn faſſen, bringt ſie dahin, an einander und an ſich ſelbſt Gerechtigkeit auszuüben. Den dramatiſchen Bedingungen wäre alſo wohl hinreichend Genüge geleiſtet, doch das iſt das geringſte: dieſe Zuſammenſtellung macht eigentlich die erhabene Schönheit des Werkes aus. Die beyden Fälle ſind ſich in der Hauptſache ähnlich: ein verblendeter Vater verkennt ſein ächtgeſinntes Kind, und die vergezognen unnatürlichen Kinder vergelten es ihm durch Zerſtörung ſeines ganzen Glücks. Aber alle Umſtände ſind ſo verſchieden, daß dieſe Geſchichten, indem ſie auf das Herz gleichmäßig wirken, für die Einbildungskraft einen vollkommnen Gegenſatz bilden. Wenn

Lear allein durch ſeine Töchter litte, ſo würde der Eindruck auf die freylich zerreißende Theilnahme an ſeinem Privat-Unglück beſchränkt ſeyn. Aber zwey ſo unerhörte Beyſpiele zu gleicher Zeit ſtellen ſich dar wie eine große Empörung in der ſittlichen Welt: das Gemählde wird rieſenhaft, und erregt ein Entſetzen, wie die Vorſtellung, daß die Himmels-Körper einmal aus ihren geordneten Bahnen treten könnten. Gewiſſermaßen um die Ehre der Menſchheit zu retten, erhält es Shakſpeare ſeinen Zuſchauern immer gegenwärtig, daß die Geſchichte in einer wüſten barbariſchen Zeit vorgeht: er legt einen beſondern Nachdruck darauf, daß die damaligen Britten noch Heiden ſind, wiewohl er nicht alle übrigen Umſtände mit dieſer Annahme der Zeit gelehrt in Uebereinſtimmung geſetzt hat. Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen viele Rauhigkeiten im Ausdruck und in den Sitten beurtheilt werden, z. B. die unſittſame Art, wie Gloſter ſeinen Baſtard anerkennt, Kents Zank mit dem Haushofmeiſter, und vornehmlich die perſönlich ausgeübte Grauſamkeit des Herzogs von Cornwall am Gloſter. Selbſt die Tugend des biedern Kent trägt das Gepräge eines eiſernen Zeitalters, wo ſich ſowohl im Guten als im Böſen eine ungebändigte Kraft offenbart. Dem Könige ſind nicht, unnützer Weiſe, große Eigenſchaften geliehen; der Dichter konnte über unſer Mitleiden mit ſeiner Lage gebieten, ohne zu verhehlen, was er gethan um ſie ſich zuzuziehen. Lear iſt jähzornig, gebieteriſch und beynahe ſchon vor Alter kindiſch, als er ſeine jüngſte Tochter verſtößt, weil ſie in die heuchleriſchen Uebertreibungen ihrer Schweſtern nicht einſtimmt. Aber ein Herz zum Lieben hat er, das der innigſten Dankbarkeit empfänglich iſt, und noch aus der Verfinſterung ſeines Verſtandes brechen Strahlen eines hohen königlichen Sinnes hervor. Von Cordelia's himmliſcher Seelenſchönheit, in ſo wenigen Worten ausgeſprochen, wage ich es nicht zu reden: ſie darf nur mit Antigone zuſammen genannt werden. Man hat ihren Tod zu herbe gefunden, und das Stück wird in England mit der Veränderung aufgeführt, daß ſie ſiegreich und glücklich bleibt. Ich geſtehe es, ich begreife nicht, welche Vorſtellungen von der Kunſt und dem dramatiſchen Zuſammenhange diejenigen haben, welche glauben, man könne einem Trauerſpiele nach

Belieben einen doppelten Ausgang anpaſſen: einen traurigen für hartherzige Zuſchauer, und einen fröhlichen für weichgeſchaffne Seelen. Nachdem Lear ſo vieles überſtanden, kann er nur am Schmerz über Cordelia's Tod auf eine tragiſche Art ſterben, und ſoll er gleichfalls gerettet werden und noch eine glückliche Zeit erleben, ſo verliert das Ganze ſeine Bedeutung. Zwar werden nach Shakſpeare's Plan die Schuldigen ſämtlich beſtraft, denn das Böſe zerſtört ſich ſelbſt; aber die hülfreichen Tugenden kommen überall zu ſpät, oder ziehen gegen die ſchlaue Thätigkeit der Bosheit den kürzeren. Die Perſonen haben nur einen ſchwankenden Glauben an die Vorſehung, wie ihn Heiden haben mögen, und der Dichter zeigt uns eben, daß dieſer Glaube, um in ſeinem ganzen Umfange befeſtigt zu werden, einen weiteren Raum als das düſtre Erdenleben bedarf.

Dieſe fünf Trauerſpiele, über die ich ſo eben geſprochen habe, ſind verdientermaßen die berühmteſten unter Shakſpeare's Werken. Beſonders in den drey letzten offenbart ſich ein beynahe übermenſchlicher Schwung des Genius: der Geiſt verliert ſich eben ſo ſehr in der Betrachtung aller Höhen und Tiefen die ſich darin finden, als der erſte Eindruck das Gefühl überwältigt. Indeſſen haben unter den hiſtoriſchen Schauſpielen einige eine große tragiſche Vollkommenheit, und alle glänzen durch eigenthümliche Vorzüge.

An den drey römiſchen Stücken, Coriolan, Julius Cäſar, und Antonius und Kleopatra, iſt beſonders die Enthaltſamkeit zu bewundern, womit Shakſpeare fremdartige Zuthaten und willkührliche Vorausſetzungen ausſchließt, und dennoch den Bedürfniſſen der Bühne Genüge leiſtet. Dieſe Schauſpiele ſind die Sache ſelbſt, und in der anſcheinenden Kunſtloſigkeit, die Geſchichte ganz ſo wiederzugeben, wie ſie ſich vorfindet, verbirgt ſich eine ungemeine Kunſt. Für jede hiſtoriſche Erſcheinung weiß Shakſpeare den poetiſchen Geſichtspunkt auszumitteln, und einer aus dem unermeßlichen Ganzen der Weltgeſchichte ausgeſonderten Reihe von Begebenheiten, ohne etwas daran zu verändern, in ſich Einheit und Rundung zu geben. Das öffentliche Leben des alten Roms wird vor unſern Augen durch die großartigſte und freyeſte dramatiſche Form aus ſeinem

Grabe auferweckt, und Plutarchs Helden werden durch die beredteſte Poeſie verherrlicht.

Im Coriolan ſind die meiſten komiſchen Einmiſchungen, weil hier die vielköpfige Menge eine beträchtliche Rolle ſpielt, und wenn Shakſpeare das Volk als Maſſe in ſeinen blinden Bewegungen ſchildert, überläßt er ſich faſt immer ſeiner luſtigen Laune. Den Plebejern, die ihre Albernheit ſchon ſelbſt genug zur Schau tragen, iſt zum Ueberfluß noch der originelle alte Satiriker Menenius beygegeben. Es entſtehen hieraus drollige Szenen von ganz eigner Art, und die nur in einem ſolchen politiſchen Schauſpiele möglich ſind, z. B. wie Coriolan bey den geringen Bürgern, die er wegen ihrer Feigheit im Kriege verachtet, um das Conſulat werben ſoll, ſich aber, innerlich ergrimmt, nicht zu der herkömmlichen Demuth entſchließen kann, und ihnen dennoch ihre Stimmen abtrotzt.

Warum das Stück vom Julius Cäſar bis zum Falle des Brutus und Caſſius fortgeführt werden mußte, damit die Handlung vollſtändig würde, habe ich ſchon anderswo gezeigt. *) Cäſar iſt keinesweges der Held des Stückes, ſondern Brutus iſt es. Die liebenswürdige Schönheit dieſes Charakters, ſein gefühlvoller und patriotiſcher Heldenmuth iſt mit beſondrer Sorgfalt ausgeführt. Doch wird mit großer Feinheit angedeutet, wie Caſſius dem Brutus an ſelbſtändiger Willenskraft und an Verſtand in Beurtheilung der menſchlichen Angelegenheiten überlegen iſt; wie dieſer wegen der Reinheit ſeines Gemüths und ſeiner gewiſſenhaften Gerechtigkeitsliebe nicht zum Parteyhaupte in einem ſchon ganz verderbten Staate taugt, und wie eigentlich ſeine Verſehen der Sache der Verſchwornen eine unglückliche Wendung geben. Man hat in der Rolle Cäſars einige Großſprechereyen als unſchicklich getadelt. Allein da er nicht handelnd auftritt, ſo blieb nichts andres übrig um einen Maßſtab ſeiner Größe zu geben, als der Eindruck, den er auf die Uebrigen macht, und ſeine eigne Zuverſicht zu ſich ſelbſt. An dieſer ließ es Cäſar freylich nicht fehlen, wie wir aus der Geſchichte und ſeinen eignen Schriften

---

*) Th. II. S. 89.

wiſſen; aber er äußerte ſie wohl mehr durch leiſe Verſpottung ſeiner Gegner als in prahlhaften Reden. Für die theatraliſche Wirkung dieſes Schauſpiels iſt es ein Nachtheil, daß die letzten zwey Aufzüge gegen die erſten an äußerm Glanze und Bewegung etwas abfallen. Cäſars erſte Erſcheinung in einem feſtlichen Aufzuge, wo die Muſik inne hält und alles ſchweigt, ſobald er ſpricht, und ſeine wenigen Worte wie Orakel aufgefaßt werden, iſt prächtig; die Verſchwörung iſt eine wahre Verſchwörung, die in verſtohlnen Unterredungen und im Dunkel der Nacht den Streich vorbereitet, der am hellen Tage ausgeführt werden und die Verfaſſung der Welt verändern ſoll; das verwirrte Gedränge vor Cäſars Ermordung, die allgemeine Beſtürzung, ſelbſt der Thäter, nach der That iſt meiſterlich geſchildert; endlich mit dem Leichenbegängniß und der Rede des Antonius erreicht die Wirkung ihren höchſten Gipfel. Cäſars Schatten zeigt ſich mächtiger ſeinen Fall zu rächen, als er ſelbſt es war, ihm vorzubeugen. Nachdem die äußerlich glänzende Größe des Eroberers und Weltbeherrſchers geſtürzt worden, bleibt nur die innere Charaktergröße des Brutus und Caſ-

Ewig iſt ſie verſtummt, Alkäos äoliſche Muſe,
Folgte ſie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geſchmückt mit pieriſchen Roſen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengeſpann
Paphia kam, und koſ'te mit ihr, vom himmliſchen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodiſchen Geiſt.
Heil dem Retter Apollo! der attiſchen Bühne Vollender
Seh' ich epheubekränzt; rüſtig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauſer Verhängniſſe Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch ſpottete! wie ſie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt.“
Dir auch opfern wir froh, geſegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwei Töchter, Antigone ſtets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain ſterblichen Augen entgehſt.
Treibt Ariſtophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die doriſche Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der ſittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling atheniſcher Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiſer die Scene betrat.
Wem Dionyſos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frei jedes Geſetzes, und ſo-
Taumelten feſtlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? brauſen die Becher nicht mehr?
Römiſchen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekoſe,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth

ſius übrig, um die Bühne und das Gemüth der Zuſchauer zu erfüllen: ſie ſtehen gewiſſermaßen einſam da, ihrem Namen gemäß, als die letzten Römer; und es ſetzt in lebhaftere Spannung, einen gewagten großen Entſchluß faſſen, als die Folgen der That mit feſtem Heldenmuth ertragen zu ſehen.

Antonius und Kleopatra kann gewiſſermaßen als eine Fortſetzung des Julius Cäſar betrachtet werden: zwey Hauptcharakter, der des Antonius und der des Auguſtus ſind in beyden Stücken gleichmäßig durchgeführt. Antonius und Kleopatra iſt ein Schauſpiel von großem Umfange, der Gang iſt weniger einfach als im Julius Cäſar. Die Fülle und Mannichfaltigkeit der politiſchen und kriegeriſchen Vorfälle, welche die ſchließliche Vereinigung der dreygetheilten Welt des römiſchen Reiches unter einem einzigen Herrn herbeygeführt haben, war vielleicht zu groß, um ſie in Einem dramatiſchen Gemählde zu klarer Ueberſchauung zuſammen zu faſſen. Das iſt eben die große Schwierigkeit des hiſtoriſchen Drama's, daß es zugleich ein gedrängter Auszug und eine lebendige Entfaltung der Geſchichte ſeyn muß: dieſe Schwierigkeit hat Shakſpeare meitiges Weſen, aus königlichem Stolz, weiblicher Eitelkeit, Wolluſt, Wankelmuth und wahrer Anhänglichkeit zuſammengeſetzt. Wiewohl ihre und des Antonius gegenſeitige Leidenſchaft ohne ſittliche Würde iſt, ſo erregt ſie dennoch die Theilnahme als eine unüberwindliche Bezauberung: ſie ſcheinen für einander geſchaffen zu ſeyn, weil Kleopatra eben ſo einzig durch ihre verführeriſchen Reize iſt, als Antonius durch den Glanz ſeiner Thaten. Da ſie für einander ſterben, verzeiht man ihnen für einander gelebt zu haben. Mit dem offnen und hingegebenen Charakter des Antonius contraſtirt die herzloſe Kleinlichkeit des Cäſar Octavianus vortrefflich, die Shakſpeare vollkommen durchſchaut hat, ohne ſich durch das Glück und den Ruhm des Auguſtus irre machen zu laſſen.

Timon von Athen und Troilus und Creſſida ſind keine hiſtoriſchen Schauſpiele, aber man kann ſie auch eigentlich weder Trauerſpiele noch Luſtſpiele nennen. Durch die Wahl des Stoffes aus dem Alterthum haben ſie einige Verwandtſchaft mit den römiſchen Stücken, deswegen habe ich bis hieher verſpart, von ihnen zu reden.

Verſtandes; es gelang ihm wirklich, und dieſe rührenden religiöſen Stellen klagen ihn wegen ſo vieler leichtſinniger Läſterungen der muthwilligen Verkennung an. Er hatte in England eine freyere Verfaſſung kennen gelernt und ſich dafür begeiſtert. Corneille hatte den römiſchen Republicanismus und die Politik überhaupt wegen ihres poetiſchen Nachdrucks behandelt; Voltaire hingegen ſtellte ſie poetiſch dar, um politiſch auf die Volksmeynung zu wirken. Da er die Griechen beſſer zu kennen glaubte als ſeine Vorgänger, auch vom engliſchen Theater und Shakſpeare, welches zuvor für Frankreich unentdeckte Inſeln waren, eine flüchtige Kenntniß erlangt hatte, ſo wollte er dieß ebenfalls zu ſeinem Vortheil benutzen. Er drang auf den Ernſt, die Strenge und Einfachheit der griechiſchen Darſtellung, und näherte ſich ihr wirklich in ſo fern, daß er die Liebe bey der Behandlung verſchiedner Gegenſtände, wo ſie nicht hingehörte, ausſchloß. Er wollte die Majeſtät der griechiſchen Szene wieder auferwecken, und bewirkte von dieſer Seite viel Gutes, daß man nach ihm die Augen bey der theatraliſchen Darſtellung nicht mehr ſo kärglich abfand. Von Shakſpeare entlehnte er, ſeiner Meynung nach, kühne Theaterſtreiche, und damit gerieth es meiſtens am unglücklichſten: als er nach dem Vorgange jenes großen Meiſters in der Semiramis einen Schatten aus der Unterwelt hervorzurufen wagte, offenbarte ſich ein ganzer Haufe von Misverſtändniſſen. Mit Einem Worte, er ſtellte beſtändig mit der dramatiſchen Kunſt Verſuche an, griff bald zu dieſem bald zu jenem neuen Wirkungsmittel. Deswegen ſind ſeine Arbeiten zuweilen auf dem halben Wege zwiſchen Studium und Kunſtwerk ſtehen geblieben; man ſpürt etwas Schwankendes und Unfertiges in ſeiner ganzen Bildung. Corneille und Racine ſind innerhalb ihrer Gränzen weit vollendeter; ſie ſind ganz das, was ſie ſind, und haben keine Ahndung von etwas anderem oder höherem. Voltaire's Anſprüche ſind viel ausgedehnter als ſeine Mittel. Corneille hat die Maximen des Heroismus erhabener ausgeſprochen, Racine die natürlichen Regungen ſich anmuthiger ausdrücken laſſen, Voltaire'n muß man zugeſtehen, daß er die ſittlichen Triebfedern wirkſamer ins Spiel geſetzt hat, daß er mehr auf die urſprünglichen Verhältniſſe des Gemüths zurückgeht, und daher auch in einigen ſeiner Stücke innigere Rührung hervorbringt als jene beyden.

Nur der erſte und letzte von dieſen drey Meiſtern der tragiſchen Bühne der Franzoſen ſind fruchtbar zu nennen, und auch dieſe nicht in Vergleichung mit den Griechen. Daß Racine nicht mehr geliefert, rührt zwar zum Theil von zufälligen Lebensumſtänden her. Er genießt dabey des Vorzuges, daß außer den erſten Jugendverſuchen ſich ſeine ſämtlichen Stücke auf der Bühne und in der allgemeinen Schätzung erhalten haben. Von Corneille und Voltaire hingegen ſind viele gleich anfangs gefallen, oder ſpäter verſchwunden, und werden auch für die Leſung gänzlich verworfen und hintangeſetzt, weswegen man Auswahlen aus ihren Werken unter dem Titel ihrer Meiſterſtücke veranſtaltet hat. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, wie viele tragiſche Verſuche in Frankreich verunglücken, gegen einen, der gelingt. Laharpe rechnet, daß ſeit Racine's Tode auf tauſend Trauerſpiele vorgeſtellt oder gedruckt ſeyen, woven ſich außer denen von Voltaire etwa dreyßig auf dem Theater erhalten haben. Ungeachtet des großen Wetteifers in dieſem Fache iſt daher das tragiſche Repertorium der Franzoſen gar nicht zahlreich. Wir machen uns nicht anheiſchig, ein vollſtändiges Verzeichniß davon zu liefern, noch weiter liegt es über unſre Gränzen hinaus, einzelne Stücke umſtändlich zergliedernd zu prüfen. Andeuten können wir nur mit flüchtigen Zügen den Charakter und verhältnißmäßigen Werth der vornehmſten Werke jener drey Meiſter, und einiger Andern, die ausnahmsweiſe erwähnt zu werden verdienen.

Corneille eröffnete die Laufbahn ſeines Ruhmes auf das glänzendſte mit dem Cid, wovon ihm freylich nur die Ausführung zugehört: den Plan des Spaniers ſcheint er genau befolgt zu haben. Der Cid des Guillen de Caſtro iſt mir noch nie zu Handen gekommen, um eine genaue Vergleichung anſtellen zu können. Nach den beygefügten Proben zu urtheilen, iſt das Stück viel einfacher geſchrieben, mit redneriſchem Pomp hat es erſt der franzöſiſche Bearbeiter ausgeſtattet. Was er dagegen weggelaſſen und aufgeopfert, ſteht dahin. Alle franzöſiſchen Kritiker ſind darüber einverſtanden, die Rolle der Infantin ſey überflüßig. Sie ſehen nicht ein, wie der ſpaniſche Dichter dadurch, daß eine Fürſtin in ihrer Neigung zum Rodrigo ihren erhabnen Rang vergißt, ihn als die Blüthe liebenswürdiger Ritterſchaft hat heben, und Chimene's gegen ſo mächtige Beweggründe ſich behauptende Liebe um ſo mehr hat rechtfertigen wollen. Freylich müßte die Leidenſchaft der Infantin muſikaliſcher, und die Thaten Rodrigo's gegen die Mohren müßten epiſcher, d. h. anſchaulicher entfaltend, ausgeführt ſeyn, um für ſich zu reizen und im Ganzen zu wirken, was ſie ſollen. Vermuthlich ſind ſie es im Spaniſchen. Das allgemeine Entzücken bey Erſcheinung dieſes Stücks, das ohne Einmiſchung irgend einer unedlen Triebfeder ganz auf den Widerſtreit der reinſten Gefühle, der Ehre, Liebe und kindlichen Pflicht gebaut iſt, zeugte von noch nicht ausgeſtorbnem romantiſchem Sinn unter den Zuſchauern, die ſich den natürlichen Eindrücken überließen. Die Gelehrten miskannten dieß gänzlich; ſie behaupteten, die Academie an ihrer Spitze, dieſer Gegenſtand (einer der ſchönſten, die je einem Dichter zu Theil geworden) tauge nicht für das Trauerſpiel; ſie rügten in ihrer Unfähigkeit, ſich hiſtoriſch in ein andres Zeitalter zu verſetzen, vielerley vermeynte Unwahrſcheinlichkeiten und Unſchicklichkeiten *). Ein Trauerſpiel im Sinne der Alten iſt der Cid freylich nicht, auch hatte ihn der Dichter zuerſt eine Tragikomödie genannt. Wäre nur bey dieſer Gelegenheit die Rückſicht auf den Ariſtoteles bey Dingen, die gar nicht unter ſeine Gerichtsbarkeit gehören, abgekommen!

Den Horatiern wird Mangel an Einheit vorgeworfen: Die Ermordung der Schweſter und die Losſprechung des ſiegreichen Römers ſoll eine zweyte von dem Gefecht der Horatier und Curiatier unabhängige Handlung ſeyn. Corneille hat ſich dieß ſelbſt einſchwatzen laſſen. Ich finde ihn hierüber vollkommen gerechtfertigt. Wenn Camilla's Ermordung nicht mit dargeſtellt werden ſollte, ſo hatten die Weiber auch in den erſten Aufzügen nichts zu ſchaffen, und ohne den Sieg des Patriotismus über die Familien-Bande wäre das Gefecht keine Handlung, ſondern bloß eine Begebenheit ohne

---

*) Scuderi ſpricht ſogar von der Chimene als einem Ungeheuer, und nennt das Ganze kurzweg: „Ce mechant combat de l'amour et de l'honneur." Allerliebſt! Der Mann verſtand ſich aufs Romantiſche.

tragiſche Verwicklung geweſen. Ein wahrer Mangel ſcheint es mir aber, daß Corneille einen öffentlichen Vorfall, der über das Schickſal zweyer Staaten entſcheidet, ganz intra privatos parietes mit Beſeitigung alles Anſchaubaren abgehandelt hat. Darum ſinkt auch der fünfte Akt ſo ſehr. Welchen ganz andern Eindruck müßte es machen, wenn Horatius im Angeſichte des Königs und Volkes feyerlich nach jenem grauſen Geſetzesſpruch gerichtet, und durch das Flehen und Wehklagen des Vaters gerettet würde, wie Livius den Hergang beſchreibt. Ferner begnügte ſich der Dichter nicht mit einer Schweſter der Horatier, die einen Curiatier liebt, welche ihm die Geſchichte an die Hand gab; er mußte noch eine Schweſter der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfinden: und wie in jener die perſönliche Neigung über die Vaterlandsliebe, ſo hat in dieſer die erſte über die letzte die Oberhand. Hieraus entſteht eine große Unwahrſcheinlichkeit: denn wie wurden bey einer ſchon bekannten Familien-Verbindung Männer zu dem Zweykampfe gewählt, die gegenſeitig Urſache ſich zu ſchonen hatten? Auch iſt der Schweſtermord des Siegers nur dann

Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der ſüßzaubernd die Dichter beſtrickt in Lieb' und die Weiſen,
Du, Hermeſianax! ſchweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umſonſt an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengeſtalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt ſie uns Genien ſein!
Vorwärts ſtrebe der Sinn! Erſchafft ſelbſtändiges Muthes
Ueber den Trümmern neu ſchönere Welten der Kunſt!
Fließet die Sprach' uns nicht, von ſelbſt Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein ſüdlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durch's Leben: ſo gab uns ſtrenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb ſpielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künſtlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hüteſt das Dichtergeſetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnaſſus!
Wie? du ſchwindeſt dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einſt Eos den Liebling, ſo nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muſe dich auf, doch ſie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, ſtreuet ſie Roſen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

erträglich, wenn man ihn ſich in der trotzigſten noch ganz ungebändigten Jugend denkt. Horatius, ſchon Gatte, hätte weiſer und milder ſeine unglückliche Schweſter ertragen, oder er war ein roher Wüterich.

Cinna wird gemeiniglich weit über die Horatier geſtellt, wiewohl in der Reinheit der Geſinnungen hier ein tiefer Fall aus jener idealiſchen Sphäre zu ſpüren iſt, worin ſich die Handlung der beyden vorhergehenden Stücke bewegt. Alles iſt verworren und vielfach gekränkt. Cinna's Republicanismus iſt nur Deckmantel einer andern Leidenſchaft: er iſt ein Werkzeug in den Händen Emiliens, die ihrerſeits immerfort ihre vorgebliche Liebe ihrer Rachſucht aufopfert. Auguſts Großmuth iſt zweydeutig als die Klugheit eines durch das Alter furchtſam gewordnen Tyrannen. Die Verſchwörung iſt mit einer prächtigen Erzählung in den Hintergrund geſchoben: ſie erregt nicht jene düſtre Spannung, wodurch ſie zu einem ſo theatraliſchen Gegenſtande wird. Emilien, die eigentliche Seele des Stücks, nannte der geiſtreiche Balzac lobend „eine anbetungswürdige Furie.“ Allein die Furien ſelbſt konnten durch Reinigungen und Büßungen verſöhnt werden: Emilie bleibt allen Beſänftigungen des Wohlthuns-unzugänglich; die Anbetung eines ſo unweiblichen Geſchöpfes möchte kaum einem Liebhaber hingehn. Auch hat ſie keine beſſeren Anbeter, als Cinna und Maximus, ein paar große Schurken, deren Reue zu ſpät kommt, um für aufrichtig gehalten zu werden.

Es offenbart ſich hier ſchon die Anlage zu einem Machiavellismus der Triebfedern, worein die Dichtung des Corneille ſpäterhin ganz und gar ausartete, und der nicht bloß widerwärtig, ſondern obendrein meiſtens ungeſchickt und ſchwerfällig iſt. Er ſchmeichelte ſich, in Abſicht auf Welt- und Menſchenkenntniß, Hof und Politik die feinſten zu überſehen. Mit einem grundehrlichen Gemüth hatte er die Anmaßung, „den mörderiſchen Machiavell in die Lehre nehmen“ zu wollen, und kramt alles, was er ſich von dergleichen Künſten gemerkt hat, breit und lehrhaft aus. Er hat keine Ahndung davon, wie eine gewiſſenloſe ſelbſtſüchtige Politik leiſe auftritt und ſich geſchmeidig verhüllt. Wenn er deſſen irgend fähig geweſen wäre, hätte er doch von Richelieu hierin etwas lernen können.

Unter den übrigen Stücken, worin Corneille römiſchen Freyheit- und Herrſcherſinn geſchildert hat, iſt der Tod des Pompejus das hervorſtechendſte, jedoch von einer mehr blendenden als ächten Größe erfüllt, wie es ſich von einem Cento aus den hyperboliſchen Antitheſen des Lucan nicht anders erwarten ließ. Dieſe Bravurſtücke der Rhetorik ſind am Faden einer übel zuſammenhängenden Verwicklung aufgereiht. Neben der Schilderung der letzten Schickſale des großen Pompejus, neben der racheathmenden Trauer ſeiner Gattin und dem großmüthigen Mitleiden Cäſars, ſtechen die Intriguen des Ptolemäus, und die ehrgeizige Coquetterie ſeiner Schweſter Cleopatra kleinlich ab. Kaum hat der Sieger dem unwilligen Schatten ſeines Gegners die letzte Pflicht geleiſtet, ſo legt er ſeine Huldigungen zu den Füßen der ſchönen Königin: er iſt nicht bloß verliebt, ſondern verliebt mit Seufzern und Flammen. Cleopatra will ihrerſeits, nach des Dichters eignem Ausdruck, mit ihren Liebäugeleyen den Szepter ihres Bruders erhaſchen. Cäſar hat allerdings nach ſeiner Weiſe eine Menge Frauen geliebt: allein dieſe etwas cyniſchen Liebſchaften, ganz nach der Wahrheit dargeſtellt, dürften überhaupt auf der Bühne unſchicklich ſeyn. Wer kann ſich wohl des Lachens enthalten, wenn Roma in der Rede Cäſars die *keuſche* Liebe der Cleopatra um kleine Cäſarn anfleht?

In einem viel ſpäteren Werke, *Sertorius*, hat Corneille Mittel gefunden, den großen Pompejus klein, und den Helden lächerlich erſcheinen zu laſſen. Sertorius ruft einmal aus:

Que c'est un sort cruel d'aimer par politique!

Dieß läßt ſich auf die ſämtlichen Perſonen des Stücks anwenden. Sie lieben zwar eigentlich ganz und gar nicht, aber ſie laſſen eine vergebliche Liebe politiſchen Zwecken dienen. Sertorius, ein abgehärteter Krieger, thut unter grauen Haaren verliebt in die ſpaniſche Königin Viriata, gleichwohl ſchiebt er einen andern vor, und bietet ſich ſelbſt der Ariſtia an; da Viriata in ihn dringt, ſich auf der Stelle mit ihr zu vermählen, bittet er ſie ängſtlich um Aufſchub; Viriata geht, nebſt andern artigen Redensarten, rund mit der Sprache heraus, ſie wiſſe weder was lieben noch was haſſen ſey; Ariſtia, die verſtoßene Gattin des Pompejus, ſagt zu dieſem: Nimm mich wieder, ſonſt heirathe ich einen andern; Pompejus bittet ſie, ſich nur bis zu Sylla's Tode zu gedulden, den er nicht beleidigen dürfe; von dem niedrigen Böſewicht Perpenna nichts zu erwähnen. Die Anlage zu ſolchem Seelenfroſt nimmt man ſchon frühzeitig am Corneille wahr, bis auf einen unglaublichen Grad geſteigert aber in den Werken ſeines Alters.

Im Polyeuct ſind chriſtliche Geſinnungen nicht unwürdig ausgedrückt; doch finden wir darin mehr gläubige Ehrerbietung als innige Begeiſterung für die Religion: die Wunder der Gnade ſind mehr behauptet, als mit geheimnißvoller Erleuchtung begriffen. Sowohl der Ton als die Situationen in den erſten Aufzügen neigen ſich gar ſehr zum Luſtſpiel, wie ſchon Voltaire bemerkt. Eine Frau, die ſich aus Gehorſam gegen ihren Vater ohne Neigung verheirathet hat, die ihrem zu ſpät zurückkommenden Liebhaber und zugleich ihrem Gatten erklärt, daß ihre Zärtlichkeit für jenen noch fortdauert, aber ſich in den Gränzen der Tugend halten ſoll; ein gemein eigennütziger Vater, den es verdrießt, den erſten Bewerber, da er nun ein Günſtling des Kaiſers geworden, nicht zum Schwiegerſohn vorgezogen zu haben: alles dieß verheißt keine großen tragiſchen Entſcheidungen. Paulina's getheiltes Herz iſt wohl in der Natur, und thut folglich der Theilnahme keinen Abbruch. Man kommt überein, ihre Lage und der Charakter des Severus mache den vornehmſten Reiz des Stückes aus. Allein durch den handelnden Edelmuth dieſes Römers, der dabey eine Leidenſchaft zu überwinden hat, wird die Entſagung Polyeucts, die ihm nichts zu koſten ſcheint, ſehr in den Schatten zurückgedrängt. Man hat hieraus folgern wollen, das Märterthum ſey überhaupt ein ungünſtiger Gegenſtand für die Tragödie. Mit großem Unrecht. Die Freudigkeit, womit die Märtyrer in Qual und Tod gingen, war nicht Unempfindlichkeit, ſondern der Heldenmuth der höchſten Liebe: ſie mußten zuvor in unausſprechlich ſchmerzlichen Kämpfen den Sieg über jede irdiſche Anhänglichkeit erringen, und durch die Darſtellung dieſer Kämpfe, dieſer Aengſtigungen der ſterblichen Natur, während der Seraph ſich zum Himmel ſchwingt, kann der Dichter die innigſte Rührung erwecken. Das Mittel, wodurch im Polyeuct die Kataſtrophe bewirkt wird, nämlich die eben ſo ſtumpfſinnige als niederträchtige Pfiffigkeit des Felix, vermöge deren die Bemühungen des Severus, ſeinen Nebenbuhler zu retten, zu deſſen Untergange ausſchlagen, iſt über allen Ausdruck verwerflich.

Wie ſehr ſich Corneille im ſymmetriſchen Antitheſenſpiel der Intrigue gefiel, ſieht man daraus, daß er Rodogüne für ſein Lieblingswerk erklärt. Ich begnüge mich, auf Leſſing zu verweiſen, der es luſtig genug ins Licht geſetzt, wie ſich die beyden trübſeligen Prinzen zwiſchen einer Mutter, welche ſagt: „Wer die Geliebte ermordet, den ernenne ich zum Thronerben,“ und einer Geliebten, welche ſagt: „Wer die Mutter ermordet, den erwähle ich zum Gemahl,“ albern hin und her hetzen laſſen, ſtatt die beyden Furien kurz und gut mit einander einzuſperren. Voltaire kommt immer auf den fünften Akt zurück, als eine der herrlichſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Bühne. Dieſe abſondernde Beurtheilung von Kunſtwerken, die Theile im Widerſpruch mit dem Ganzen lobt, ohne welches ſie nicht beſtehen können, iſt uns gänzlich fremd.

Was den Heraclius betrifft, ſo giebt ſich Voltaire die unnütze Mühe darzuthun, daß Calderon den Corneille nicht nachgeahmt, auf der andern Seite bemüht er ſich vergeblich abzuläugnen, daß dieſer jenen vor Augen gehabt und benutzt. Corneille giebt zwar alles für ſeine Erfindung aus, allein er hatte auch nur nothgedrungen anerkannt, was er dem Verfaſſer des ſpaniſchen Cid verdankte. Der Hauptknoten, nämlich die Ungewißheit des Tyrannen Phocas, wer von den beyden Jünglingen ſein eigner Sohn oder der Sohn ſeines ermordeten Vorgängers iſt, hat mit dem eines Schauſpieles von Calderon große Aehnlichkeit, und die Geſchichte gab nichts dergleichen an die Hand; im Uebrigen iſt die Anlage freylich ganz verſchieden. Wie dem auch ſey, beym Calderon ſteht die ſinnreiche Kühnheit ausſchweifender Erfindungen immer in gleichem Verhältniß mit dem erhöhten Farbenzauber der Poeſie; beym Corneille wird man durch das Kopfbrechen, was es koſtet, eine ſchwerfällig geſponnene Intrigue zu entwirren, nur durch eine Reihe tragiſcher Epigrammen ohne allen Genuß für die Fantaſie entſchädigt.

Nicomedes iſt ein politiſches Luſtſpiel, deſſen Trockenheit durch den durchgehends ironiſchen Ton in den Reden des Helden kaum einigermaßen aufgeheitert wird.

Dieß iſt es ungefähr, was vom Corneille noch auf der Bühne erſcheint. Seine ſpäteren Werke ſind durchaus nur Abhandlungen in geſchraubter Geſprächsform über die Staatsraiſon in dieſem und jenem ſchwierigen Fall. Man könnte eben ſo gut eine Schachpartie als Trauerſpiel aufführen.

Wenn man die Geduld hat, ſich durch die unlesbaren Stücke Corneille's hindurchzuarbeiten, ſo wird man mit Verwunderung wahrnehmen, daß ſie nach denſelben Grundſätzen gebaut und bis auf die Vernachläßigung des Styls mit nicht geringerem Aufwand deſſen, was ihm für Kunſt galt, ausgeführt ſind, als ſeine bewunderten Werke. So hat z. B. der Attila in der Anlage eine auffallende Aehnlichkeit mit der Rodogüne. Merkwürdig iſt es, in ſeinen eignen Beurtheilungen zu ſehen[*], auf was für unweſentliche Dinge er ein Gewicht legt, und wie er dabey um den höchſten Zweck der tragiſchen Dichtung, die Tiefen der menſchlichen Gemüther und Schickſale zu enthüllen, ganz unbekümmert ſcheint. Bey der ungünſtigen Aufnahme, die er häufig zu berichten hat, weiß er immer als Ausflucht für ſeine Eigenliebe, irgend einen Nebenumſtand vom Zaun zu brechen, der an dem Unfalle Schuld geweſen ſeyn ſoll.

An den zwey erſten Jugendverſuchen Racine's verdient eben nichts bemerkt zu werden, als die Biegſamkeit, womit er ſich in die Schranken fügte, die Corneille der von ihm geöffneten Bahn geſetzt hatte. In der Andromache machte er ſich frey, und war zum erſtenmal er ſelbſt. Er drückte die innern Kämpfe und Widerſprüche der Leidenſchaft mit einer Wahrheit und einem Nachdruck aus, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne noch nicht vernommen hatte. Andromache's Wittwentreue und mütterliche Zärtlichkeit iſt rührend ſchön; die ſtolze Hermione reißt ſelbſt in ihren wilden Verirrungen hin. Ihr Abſcheu vor dem Oreſt, nachdem er das Werkzeug ihrer Rachbegierde geworden, und ſein verzweiflungsvolles Aufwachen aus der frevelhaften Verblendung, iſt beynahe tragiſch groß zu nennen. Die männlichen Rollen ſind, wie meiſtentheils beym

Neoptolemus an Diokles.

Anm. Dieſes Gedicht iſt dem Andenken meines Bruders **Carl Auguſt Schlegel** gewidmet, der i. J. 1782. mit einem hannöveriſchen Regimente im Dienſte der engliſchen Compagnie nach Oſtindien gieng, und daſelbſt zu Madras am 9. Sept. 1789. im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Er befand ſich nicht in der Schlacht bei Calicut, wo ſich ein Theil der hannöveriſchen Truppen auszeichnete, weil er als Adjutant bei'm Stabe des Regiments bleiben mußte. Im Jahre 1786. machte er als Ingenieur mit dem engliſchen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufſatz über die Feſtungswerke von Madras bekannt geworden war, eine Reiſe von 800 engl. Meilen in das Innre des Landes. Im J. 1788. nahm er für ſich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwei Monate hindurch Vermeßungen vor. Eine große von ihm entworfene Karte der diesſeitigen Halbinſel von Indien hat er Sr. großbritanniſchen Majeſtät überſendet. Eine hauptſächlich militäriſche Geographie von Indien iſt noch in der Handſchrift von ihm vorhanden und jetzt im Beſitze der göttingiſchen Bibliothek. Von ſeinen durch den Tod unterbrochnen Arbeiten über das geſammte Indien iſt nichts in meine Hände gelangt. — Die letzten Jahre ſeines Lebens wurden durch Verdrießlichkeiten verbittert, die ſich erſt kurz vor ſeinem Tode zu ſeiner völligen Genugthuung endigten. Hierauf beziehen ſich zum Theil folgende Zeilen zu ſeinem Andenken von einem Ungenannten, die in den Madrass Courier 21th Oct. 1789. eingerückt worden ſind, und hier zum Beweiſe ſtehen mögen, daß er ſich auch unter den Ausländern Achtung zu erwerben gewußt hat.

Shade of my Friend, if haply thou canst see
The tear, that falls in memory of thee,
Accept the tribute to thy virtues due,
To candor, worth, and all that friendship knew,
Had thy frail frame been as thy spirit strong,
How blest thy ripen'd age! thy life how long!
Firm to the last amidst a baleful strife,
That robb'd thy breast of happiness and life,
Thine was the triumph, envy's the defeat,
And the still grave the happy calm retreat.
Unkindly pow'r of malice's tainted breath,
Whose looks are poison, and whose words are death!

Racine, weniger vortheilhaft ausgeſtattet. Das beſtändige Drohen des Pyrrhus, den Aſtyanax auszuliefern, wenn Andromache ihn nicht erhören will, neben ſeinen galanten Betheurungen, iſt der Kunſtgriff eines Henkers, der die Folter mit höflichen Redensarten anlegt. Man hat Mühe, ſich den Oreſt nach ſeiner grauſen That als einer ſpröden Geliebten nachziehend zu denken. Der Muttermord wird mit keiner Sylbe erwähnt, er ſchien ihn das ganze Stück hindurch vergeſſen zu haben: woher kommen denn nun am Ende auf einmal die Furien? Das iſt ein ſeltſamer Widerſpruch. Die Verknüpfung des Ganzen hat zu ſehr das Anſehen gewiſſer Kinderſpiele, wo immer eins vor dem andern läuft und das andre zu erhaſchen ſucht.

Am Britannicus habe ich ſchon oben die hiſtoriſche Gründlichkeit der Darſtellung geprieſen. Nero, Agrippina, Narciſſus und Burrhus ſind ſo richtig gezeichnet, oft mit leiſen Andeutungen, und mit ſo beſcheidner Farbenmiſchung ausgemahlt, daß von Seiten der Charakteriſtik wohl kein franzöſiſches Trauerſpiel vorzüglicher iſt. Racine hat hier die Kunſt beſeſſen, vieles Nichtgeſagte verſtehen, und ſeine wildeſten Streiche erſcheinen bloß als eine witzige Schalkheit, wodurch ſich ſein ſtrebender Geiſt wegen einer gezwungenen Unthätigkeit Luft macht; denn bey der erſten Gelegenheit, die ihn aus dieſem Rauſch des Leichtſinns weckt, zeichnet er ſich ohne Anſtrengung auf das ritterlichſte aus. Percy's ungeſtüme Tapferkeit iſt nicht ohne eine Beymiſchung von rauhen Sitten, von Uebermuth und knabenhaftem Starrſinn; aber dieſe Fehler, die ihm einen frühen Untergang bereiten, können das herrliche Bild ſeiner edlen Jugend nicht entſtellen: man wird von ſeinem Feuer hingeriſſen, indem man ihn tadelt. Warum eine ſo furchtbare Empörung gegen einen nicht beliebten und eigentlich unrechtmäßigen Fürſten mislang, hat Shakſpeare vortrefflich entwickelt: die abergläubiſchen Einbildungen Glendowers von ſich ſelbſt, die Weichlichkeit des jungen Mortimer, die Unbändigkeit Percy's, die keinem vorſichtigen Rath Gehör giebt, die Unentſchlüßigkeit ſeiner älteren Freunde, der Mangel an Einheit der Triebfedern und des Plans, ſind mit feinen jedoch unverkennbaren Zügen charakteriſirt. Nachdem Percy vom Schauplatze abgetreten, iſt freylich der Glanz der Unternehmung dahin: es bleiben nur untergeordnete Theilnehmer an der Empörung übrig, die von Heinrich dem Vierten mehr durch Politik als durch Kriegsthaten unterjocht werden. Dieſe Magerkeit des Stoffes zu überwinden, hat Shakſpeare in dem zweyten Theile des Schauſpiels große Kunſt aufwenden müſſen, da er ſich niemals erlaubte, die Geſchichte willkührlich zu ſchmücken, mehr als es die dramatiſche Form unumgänglich foderte. Verwirrte Nachrichten vom Schlachtfelde eröffnen das Stück: der gewaltige Eindruck vom Falle Percy's, deſſen Name und Ruf recht dazu geſchaffen war, das Feldgeſchrey eines kühnen Unternehmens zu ſeyn, macht ihn gewiſſermaßen nach ſeinem Tode zur mithandelnden Perſon. In den letzten Aufzügen beſchäftigen uns die Gewiſſensbiſſe des kranken Königs, ſeine Bekümmerniſſe über die Aufführung des Kronprinzen, und die Aufklärung des Misverſtändniſſes zwiſchen Vater und Sohn, welche einige rührende Szenen veranlaſſen. Alles dieſes würde indeſſen nicht hinreichen die Bühne zu füllen, wenn die ernſthaften Begebenheiten nicht durch ein Luſtſpiel unterbrochen würden, das durch beyde Theile des

Schauſpieles fortläuft, von Zeit zu Zeit durch neue Figuren bereichert wird, und am Schluſſe des Ganzen ebenfalls erſt ſeine Kataſtrophe hat, wie nämlich Heinrich der Fünfte ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung die Gefährten ſeiner jugendlichen Ausſchweifungen, die ſich große Gunſt von ihm verſprechen, in die gebührende Ferne verweiſt.

Falſtaff iſt der Gipfel von Shakſpeare's komiſcher Erfindungskraft. Er hat dieſen Charakter in drey Schauſpielen in immer neuen Lagen durchgeführt, ohne ſich zu erſchöpfen; die Figur iſt ſo beſtimmt und individuell gezeichnet, daß ſie ſchon dem bloßen Leſer den Eindruck einer ganz perſönlichen Bekanntſchaft gewährt. Falſtaff iſt der angenehmſte und unterhaltendſte Taugenichts, der je geſchildert worden. Seine verächtlichen Eigenſchaften werden nicht verkleidet: alt und dabey lüſtern und liederlich; übermäßig wohlbeleibt und immer darauf bedacht, ſich durch Speiſe und Trank und Schlaf zu pflegen; beſtändig in Schulden und wenig gewiſſenhaft in der Wahl der Mittel um ſich Geld zu verſchaffen; ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler; ein Schmeichler und eine böſe Zunge hinter dem Rücken ſeiner Freunde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man ſieht, daß ſeine zärtliche Beſorgniß für ihn ſelbſt ohne alle Beymiſchung von Tücke gegen Andre iſt; nur in der behaglichen Ruhe ſeiner Sinnlichkeit will er nicht geſtört werden, und dieſe erkauft er durch die Geſchäftigkeit ſeines Verſtandes. Immer aufgeräumt und guter Laune, immer bereit Andre zum beſten zu haben und über ſich ſelbſt Spaß zu verſtehen, ſo daß er mit Recht von ſich rühmt, er ſey nicht bloß witzig, ſondern veranlaſſe auch Andre es zu ſeyn, iſt er ein vortrefflicher Geſellſchafter des jugendlichen Müßigganges und Leichtſinns. Unter einem unbeholfnen Aeußern verbirgt er einen äußerſt gewandten Geiſt; er weiß geſchickt einzulenken, ſobald ſeine gewagten Späße anfangen zu misfallen; er unterſcheidet mit Scharfſinn die Perſonen, wo er ſich um Gunſt bewerben muß, und die, bey welchen er ſich eine vertrauliche Ueberlegenheit anmaßen darf. Er iſt ſo überzeugt, daß die Rolle, die er ſpielt, nur unter dem Deckmantel des Witzes durchſchlüpfen kann, daß er auch ſich ſelbſt gegenüber niemals ganz ernſthaft iſt, und ſeinen Lebenswandel, ſeine Verhältniſſe zu Andern und ſeine ſinnliche Philoſophie auf eine luſtige Weiſe einkleidet. Man ſehe nur ſeine unvergleichlichen Selbſtgeſpräche über die Ehre, über den Einfluß des Weines auf die Tapferkeit, ſeine Beſchreibungen von dem bettelhaften Geſindel, das er zum Kriege angeworben, vom Friedensrichter Schaal, u. ſ. w. Falſtaff hat einen ganzen Hof ergötzlicher Caricaturen um ſich her, die nach einander auftreten, ohne ihn je zu verdunkeln. Das Abenteuer, wie der Prinz, als Räuber verkleidet, ihm ſeinen eben gewonnenen Raub wieder abnimmt; wie beyde gegenſeitig die Rolle des Königs und des Kronprinzen ſpielen; Falſtaffs Betragen im Kriege; ſeine Rekruten-Aushebung; ſeine Gönnerſchaft gegen den Friedensrichter, womit es nachher ein ſo übles Ende nimmt: dieß alles bildet eine Reihe eben ſo luſtiger als fein charakteriſtiſcher Szenen von der originellſten Art, die gerade nur in einem ſolchen hiſtoriſchen Schauſpiele Statt finden konnten, wie dieſes iſt.

Verſchiedne der komiſchen Rollen aus Heinrich dem Vierten ſind in den luſtigen Weibern von Windſor fortgeſetzt. Dieß Stück ſoll Shakſpeare vermöge einer Auffoderung der Königin Eliſabeth gedichtet haben, *) welche den Charakter Falſtaffs bewunderte, und ihn noch einmal, und zwar verliebt angebracht zu ſehen wünſchte. Verliebt konnte nun Falſtaff zwar eigentlich nicht ſeyn, aber er konnte es aus andern Abſichten vorgeben, und ſich allenfalls einbilden, man wäre in ihn verliebt. Er macht hier als Glücksritter zwey Frauen zugleich den Hof, die ſich verabreden, ihm ſcheinbar Gehör zu geben, um einen erlaubten Scherz mit ihm zu treiben. Die ganze Anlage der Intrigue iſt daher aus dem gewöhnlichen Kreiſe des Luſtſpiels genommen, jedoch ſehr reich und künſtlich mit einem andern Liebeshandel zuſammengewebt. Der Umſtand, den man in Moliere's Schule der Frauen ſo ſehr bewundert hat, daß ein Eiferſüchtiger zum

---

*) Zuverläßig weiß man, daß es vor der Königin aufgeführt worden. Manche örtliche Schilderungen von Windſor, und eine Anſpielung, wodurch der Orden des Hoſenbandes ſehr dichteriſch verherrlicht wird, machen es glaublich, daß das Schauſpiel beſtimmt war, zuerſt auf dem Schloſſe zu Windſor gegeben zu werden, wo der Orden ſeinen Capitelſaal hat, vielleicht bey Gelegenheit eines Ordensfeſtes.

beſtändigen Vertrauten der Fortſchritte ſeines Nebenbuhlers gemacht wird, findet ſich ſchon hier und zwar viel wahrſcheinlicher eingeleitet. Doch möchte ich nicht dafür einſtehen, daß ihn Shakſpeare erfunden: dergleichen muß man beynahe als komiſches Gemeingut betrachten, alles kommt dabey auf Feinheit und Laune in der Ausführung an. Daß Falſtaff ſo wiederhohlt in die Falle geht, läßt ſeinen Verſtand in einem weniger vortheilhaften Lichte erſcheinen als in den vorhergehenden Stücken; allein man wird es nicht unwahrſcheinlich finden, ſobald man die erſte Bethörung zugiebt, worauf das ganze Stück gebaut iſt, daß er nämlich eine Leidenſchaft einflößen zu können glaubt. Dieß verleitet ihn, bey ſeinem Alter, ſeiner Corpulenz und ſeiner Abneigung vor Unbequemlichkeiten und Gefahren, ſich auf eine Unternehmung einzulaſſen, wozu die Kühnheit und Behendigkeit der Jugend gehört, was dann unendlich luſtige Lagen veranlaßt. Unter allen Stücken Shakſpeare's nähert ſich dieſes am meiſten der Gattung des reinen Luſtſpiels: es ſpielt ganz in damaligen engliſchen Sitten und bezieht ſich auf häusliche Verhältniſſe, faſt alle Charakter ſind komiſch, und der Dialog, ein paar kurze Liebesſzenen ausgenommen, iſt in Proſa geſchrieben. Aber man ſieht, daß Shakſpeare den Grundſatz hatte, keine ſeiner Compoſitionen, als eine bloße Nachahmung der proſaiſchen Welt, ohne poetiſchen Schmuck zu laſſen: er hat den Schluß des Luſtſpiels durch eine wunderbare Einmiſchung gehoben, die an eben dem Orte zu Hauſe iſt, wo es vermuthlich zuerſt aufgeführt ward. Ein Volks-Aberglaube wird zu einer fantaſtiſchen Myſtification Falſtaffs benutzt; er muß, als das in den Waldungen von Windſor umgehende Geſpenſt eines Jägers mit Hirſchgeweihen verkleidet, ſeine ſchalkhafte Geliebte erwarten; in dieſer Tracht überraſcht ihn ein Chor von Knaben und Mädchen, die ebenfalls als Elfen verlarvt, der Dichterſage gemäß, ihre nächtlichen Tänze halten, und ihn unter zierlichen Geſängen ängſtigen. Dieſes Gaukelſpiel iſt Falſtaffs letzte Beſchämung, und zugleich wird die Auflöſung des zweyten Liebeshandels auf eine ſinnreiche Art daran geknüpft.

König Heinrich der Fünfte iſt in der engliſchen Geſchichte ſichtbar Shakſpeare's Lieblingsheld: er ſchildert ihn mit allen ritterlichen und königlichen

Tugenden begabt, offen, bieder, leutſelig, und zwiſchen gefährlich ruhmvollen Thaten immer noch geneigt zu einer unſchuldigen Neckerey als Erinnerung an ſeine Jugend. Indeſſen war es nicht ohne große Schwierigkeit, ſeinen Lebenslauf ſeit ſeiner Thronbeſteigung auf die Bühne zu bringen. Die Eroberungen in Frankreich waren die einzige ausgezeichnete Begebenheit ſeiner Regierung, und der Krieg iſt weit mehr ein epiſcher als ein dramatiſcher Gegenſtand. Denn wo die Menſchen in Maſſe gegen einander wirken, iſt der Schein der Zufälligkeit nie ganz zu vermeiden, und das Drama ſoll uns Entſcheidungen zeigen, die aus den gegenſeitigen Verhältniſſen der Perſonen, aus ihren Charaktern und Leidenſchaften mit einer gewiſſen Nothwendigkeit hervorgehn. Zwar kommen ſchon in einigen griechiſchen Tragödien Kämpfe und Schlachten vor, das heißt die Vorbereitungen dazu und deren Erfolge; und in hiſtoriſchen Schauſpielen iſt der Krieg, dieſe ultima ratio regum, durchaus nicht auszuſchließen. Jedoch muß er, wenn dramatiſches Intereſſe da ſeyn ſoll, nur Mittel zu etwas anderm und nicht letzter Zweck und Inhalt des Ganzen ſeyn.

Bruder, gedenkſt du noch mein, des Fremdlings, welchen ſein Trieb erſt,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod dir entfernt!
Indien hegt mein Grab: da wölbt ſich auf einſamer Ebne
Bambus über ihm hin, ſchirmend vor ſengendem Strahl.
Aber es wehrt nicht Land, nicht Meer, dem entkörperten Schatten,
Daß er die Heimat oft voriger Wünſche beſucht,
Und im Herzen der Freunde mit leiſem Geiſtergeliſpel
Bei ſehnſüchtigem Weh liebliche Schauer bewegt.
Siehe, du lebſt und blühſt in der Vollkraft männlicher Jahre;
Mich unwilligen riß feindlich die Parce hinweg.
Denn ich ſtrebte nach Thaten und Ruhm: und Thaten und Ruhm ſind
Nicht mir geworden, ich gieng in der Vergeßenheit Nacht.
Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit prahlender Herold,
Geht er die ſchweigende That, innen im Buſen, vorbei.
Bruder, was rühm' ich mich dir? Du haſt, zwar Knabe noch damals,
Muthig und edel entflammt ſelber den Jüngling geſehn.
Krieger zu ſein gelüſtete mich wie die römiſchen Helden,
Wenn der Lehrer mich hieß merken die Worte des Buchs;
Und bei Kreiſen und Winkeln und jeglichem Räthſel Euklidens
Stand Archimedes mir vor, Mauern und künſtlich Geſchoß.
Tiefer heimiſcher Friede verſchloß den Waffen die Uebung,
Bald ermüdeten mich Spiele vom Lager und Kampf.
Als Brittannien drum, mit Galliens Macht Hyder Aly
Mühſam dämpfend, ein Heer warb für den indiſchen Strand,

So dienen z. B. im Macbeth die Schlachten, die gleich zu Anfange berichtet werden, nur dazu, Macbeths Ruhm zu erhöhen und ſeinen Ehrgeiz anzufeuern, und die Kämpfe, welche der Zuſchauer gegen den Schluß vor ſeinen Augen ſieht, führen den Fall des Tyrannen herbey. Eben ſo iſt es in den römiſchen Stücken, in den meiſten aus der engliſchen Geſchichte, und überall, wo Shakſpeare den Krieg in einer dramatiſchen Verknüpfung angebracht hat. Mit großer Einſicht in das Weſen ſeiner Kunſt ſchildert er das Kriegsglück nicht wie eine blinde Gottheit, die willkührlich bald dieſen, bald jenen begünſtigt; ohne in das Einzelne der Kriegskunſt einzugehn, das er doch auch zuweilen berührt, läßt er den Erfolg aus den Eigenſchaften der Feldherrn und aus deren Einfluſſe auf die Gemüther der Krieger im voraus vermuthen; zuweilen ſtellt er den Ausgang in das Licht einer höheren Fügung, ohne doch unſern Wunderglauben in Anſpruch zu nehmen: das Bewußtſeyn einer gerechten Sache und Vertrauen auf den Schutz des Himmels macht die Einen unverzagt, während die Ahndung eines auf ihrem Unternehmen ruhenden Fluchs die Andern niederſchlägt. *) Zu dem letzten Mittel, den Ausgang des Krieges dramatiſch zu machen, war in Heinrich dem Fünften keine Veranlaſſung; des erſten hat ſich Shakſpeare mit beſondrer Sorgfalt bedient. Er ſchildert mit den lebhafteſten Farben vor der Schlacht bey Azincourt die leichtſinnige Ungeduld der franzöſiſchen Heerführer nach dem Augenblick des Gefechtes, der ihnen unfehlbar der Augenblick des Sieges zu ſeyn ſcheint; auf der andern Seite die Beklommenheit des engliſchen Königs und ſeines Heers über ihre verzweiflungsvolle Lage, gepaart mit dem feſten Entſchluſſe, wenigſtens mit

---

*) Mit gleicher Weisheit hat Aeſchylus in der ganz kriegeriſchen Tragödie die Sieben vor Thebe den Thebaniſchen Häuptern Vorſicht, Entſchloſſenheit, und Gegenwart des Geiſtes, ihren Gegnern übermüthige Verwegenheit zugetheilt. Auch endigen alle Kämpfe glücklich für jene, bis auf den zwiſchen Eteokles und Polynices. Der väterliche Fluch und die daraus entſpringende Verblendung reißt die Brüder zu dem unnatürlichen Zweykampfe hin, worin ſie beyde einer durch die Hand des Andern fallen. S. Th. I. S. 160. Aber für Shakſpeare war das Beyſpiel dieſes alten Meiſters nicht zugänglich, und in der That bedurfte er es auch nicht.

Ehren zu unterliegen. Er benutzt dieß zur Entgegenſtellung des franzöſiſchen und engliſchen Nationalcharakters überhaupt, die freylich parteyiſch für ſeine Nation ausfällt, wie es einem Dichter erlaubt iſt, und vollends wenn er ſich auf einen ſo glorreichen Beweisgrund ſtützen kann, als jene ewig denkwürdige Schlacht war. Er hat die allgemeinen Begebenheiten des Krieges mit einer Fülle individuell charakteriſtiſcher, zum Theil ſogar komiſcher Züge umgeben. Ein ſchwerfälliger Schotte, ein hitziger Irländer, ein wohlmeynender, ehrenfeſter aber pedantiſcher Walliſer, alle in ihrer eigenthümlichen Mundart redend, machen es anſchaulich, wie Heinrichs kriegeriſcher Genius nicht bloß die Engländer, ſondern auch die übrigen Nationen der beyden Inſeln, die unter ſeinem Szepter noch nicht ſo vollkommen vereinigt oder ihm gar nicht unterwürfig waren, mit ſich fortriß. Einige nichtsnutzige Geſellen aus Falſtaffs Gefolge befinden ſich im Troß des Heeres, und geben Anlaß, Heinrichs ſtrenge Kriegszucht zu bewähren, oder werden ſonſt auf ſchimpfliche Art nach Hauſe geſchickt. Aber alle dieſe Mannichfaltigkeit ſchien dem Dichter noch nicht hinreichend, ein Schauſpiel zu beleben, deſſen Gegenſtand eine Eroberung und nichts weiter als eine Eroberung iſt. Er hat deswegen zu Anfange jedes Aufzuges einen Prolog (nach der damaligen Kunſtſprache Chorus) hinzugefügt. Dieſe Prologe, welche epiſche Pracht und Feyerlichkeit mit lyriſchem Schwunge vereinigen, und worunter beſonders die Beſchreibung der beyden Feldlager vor der Schlacht bey Azincourt ein bewundernswürdiges Nachtſtück iſt, ſollen dem Zuſchauer beſtändig vergegenwärtigen, daß die eigentliche Größe der geſchilderten Thaten auf einer engen Schaubühne nicht entfaltet werden könne, ſie ſollen ſeine Einbildungskraft auffodern, die mangelhafte Darſtellung zu ergänzen. Da der Stoff nicht recht dramatiſch war, ſo iſt Shakſpeare auch in der Form lieber über die Gränzen der Gattung hinausgegangen, und hat als ein dichteriſcher Herold beſungen, was er nicht ſichtbar machen konnte, als daß er durch beſchreibende, den Perſonen ſelbſt in den Mund gelegte Erzählungen den Gang der Handlung hätte lähmen ſollen. Das Eingeſtändniß des Dichters, daß „vier bis fünf ſchartige Rapiere zu einem lächerlichen Gefecht übel angeordnet, den Namen Azincourt nur miszieren können.“ (eine Bedenklichkeit, worüber er ſich doch in Anſehung ſo mancher großen Schlachten, unter andern der bey Philippi hinweggeſetzt hat) führt uns hier natürlich auf die Frage, in wie fern die Vorſtellung von Kriegen und Schlachten auf der Bühne überhaupt ſchicklich und rathſam ſeyn kann. Die Griechen haben ſie ſich durchgängig unterſagt: da ihre ganze theatraliſche Darſtellung auf großartige Würde ging, ſo wäre es ihnen unleidlich geweſen, daneben eine ſchwache und kleinliche Nachahmung des Unerreichbaren zu ſehen. Bey ihnen werden alſo alle Gefechte bloß berichtet. Durchaus verſchieden war der Grundſatz der romantiſchen Schauſpieldichter: ihre wunderbaren Gemählde waren unendlich größer als ihre theatraliſchen Mittel der ſichtbaren Ausführung; ſie mußten überall auf die willfährige Einbildungskraft der Zuſchauer rechnen, und durften es alſo auch in dieſem Stücke. Es iſt allerdings lächerlich, wenn eine Handvoll ungeſchickter Streiter in pappnen Rüſtungen durch einige Degen, womit, wie man deutlich ſieht, ſie ſich wohl hüten einander das mindeſte Leid zuzufügen, das

Schickſal mächtiger Reiche entſcheiden ſollen. Allein das entgegengeſetzte Aeußerſte iſt noch weit ſchlimmer. Wenn es nun wirklich gelingt, das Getümmel einer großen Feldſchlacht, die Erſtürmung einer Feſtung und dergleichen einigermaßen täuſchend vor die Augen zu bringen, ſo iſt die Gewalt dieſer ſinnlichen Eindrücke ſo groß, daß ſie den Zuſchauer der Aufmerkſamkeit unfähig machen, welche ein dichteriſches Kunſtwerk erfodert; und das Weſentliche wird unter dem Zubehör erdrückt. Beſonders lehrt die Erfahrung, daß, wenn man Gefechte der Reiterey anbringt, die Menſchen neben den vierfüßigen Schauſpielern bald zu Nebenperſonen werden. *) Glücklicherweiſe war zu Shakſpeare's Zeit die Kunſt noch nicht erfunden, die ſchwankenden Bretter der Bühne zur Reitbahn zu machen. Er ermahnt die

---

*) Die Griechen haben zwar Pferde auf die tragiſche Bühne gebracht, aber nur bey feyerlichen Aufzügen, nicht in der wilden Unordnung eines Gefechtes. Agamemnon und Pallas kommen beym Aeſchylus auf einem vierſpännigen Wagen angefahren. Freylich waren ihre Theater auch nach einem andern Maßſtabe gebaut als die unſrigen.

Zuſchauer in dem erſten Prologe zu Heinrich dem Fünften:

Wenn wir von Pferden ſprechen, denkt, ihr ſeht ſie
Die ſtolzen Hufe in die Erde drücken.

Wenn Richard der Dritte jenen berühmten Ausruf thut:

Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd!

ſo iſt es freylich widerſprechend, daß man ihn vorher und nachher beſtändig zu Fuße fechten ſieht. Indeſſen iſt es vielleicht beſſer, daß der Dichter und Schauſpieler durch hinreißende Eindrücke dieß vergeſſen mache, als ſich durch buchſtäbliche Richtigkeit äußern Störungen auszuſetzen. Bey allen den erwähnten Nachtheilen haben Shakſpeare und einige ſpaniſche Dichter aus der unmittelbaren Vergegenwärtigung des Krieges ſo große Schönheiten gezogen, daß ich nicht wünſchen kann, ſie hätten ſich deren enthalten. Ein heutiger Schauſpieldirector wird dabey einen Mittelweg einzuſchlagen haben: er muß beſonders ſeine Kunſt darauf richten, daß dasjenige, was er zeigt, nur als einzelne Gruppen eines unüberſehbaren Gemähldes erſcheine; er muß die Zuſchauer überzeugen, daß die Hauptſache hinter der Bühne vergeht, wozu nähere oder entferntere Kriegsmuſik und Waffengeklirr ganz leichte Mittel ſind.

So ſehr Shakſpeare Heinrichs franzöſiſche Eroberungen verherrlicht, ſo hat er doch nicht unterlaſſen, nach ſeiner Weiſe über die geheimen Triebfedern dieſes Unternehmens Winke zu geben. Heinrich bedurfte auswärtige Kriege, um ſich auf dem Thron zu befeſtigen; die Geiſtlichkeit wünſchte ihn ebenfalls auswärts zu beſchäftigen, und erbot ſich zu reichen Geldbeyträgen, um eine Verordnung abzuwenden, die ſie um die Hälfte ihrer Einkünfte gebracht hätte. Seine gelehrten Biſchöfe ſind alſo eben ſo bereitwillig, ihm ſein unwiderſprechliches Recht an die Krone Frankreichs zu beweiſen, als er es iſt, ſein Gewiſſen durch ſie beruhigen zu laſſen. Der Beweis wird daraus geführt, daß das Saliſche Geſetz für die Thronfolge in Frankreich nicht gelten könne noch jemals gegolten habe, und er iſt bündiger und einleuchtender abgehandelt, als Manifeſte gewöhnlich zu ſeyn pflegen. Nach ruhmvollen Kämpfen wollte Heinrich ſeine Eroberungen durch die Vermählung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin ſichern; alles, was hierauf Bezug hat, iſt in dem Schauſpiele ironiſch gemeynt. Die Frucht dieſer Verbindung, von welcher ſich zwey Nationen eine ſo ſchöne Zukunft verſprachen, war eben jener ſchwache Heinrich der Sechſte, unter welchem alles ſo kläglich verlohren ging. Man glaube daher ja nicht, es ſey ohne Wiſſen und Willen des Dichters geſchehen, daß ihm ein Heldenſchauſpiel unter den Händen zum Luſtſpiel wird, und nach Art der Luſtſpiele mit einer Convenienz-Heirath endigt.

Die drey Theile Heinrichs des Sechſten ſind, wie ich ſchon bemerkt habe, weit früher gedichtet als die vorhergehenden Stücke. Shakſpeare's Wahl fiel zuerſt auf dieſe an Unglück und Gräueln jeder Art ſo reiche Epoche der engliſchen Geſchichte, weil das Pathetiſche natürlich einem jugendlichen Dichtergeiſt angemeßner iſt als das Charakteriſtiſche. Wir finden hier noch nicht die ganze Reife ſeines Genius, wohl aber deſſen ganze Kraft. Sorglos über den ſcheinbaren Unzuſammenhang des Gleichzeitigen, hält er ſich wenig mit Vorbereiten und Entwickeln auf: alle Figuren treten raſch nach einander hervor, und kündigen ſich nachdrücklich ſelbſt ſo an, wie man ſie erkennen ſoll; von Szenen, deren Wirkung ſchon erſchütternd genug iſt, um die Kataſtrophe einer weniger umfaſſenden Anlage zu ſeyn, reißt uns der Dichter zu immer ſchrecklicheren Kataſtrophen fort. Der erſte Theil enthält nur den Anfang der Parteyung der weißen und rothen Roſe, unter welchen blühenden Feldzeichen nachher ſo blutige Thaten verübt wurden; die wechſelnden Erfolge des Krieges in Frankreich erfüllen hauptſächlich die Bühne. Die wunderbare Schutzheldin ihres Vaterlandes, Jeanne d'Arc, hat Shakſpeare als Engländer parteyiſch geſchildert: doch läßt er es zu Anfange zweifelhaft, ob ſie nicht wirklich eine himmliſche Sendung hat; ſie erſcheint in der reinen Glorie jungfräulichen Heldenmuthes; ſie gewinnt, und dieſer Umſtand iſt von der Erfindung des Dichters, durch ihre übernatürliche Beredſamkeit den Herzog von Burgund für die franzöſiſche Sache; nachher, durch Eitelkeit und Welluſt verderbt, nimmt ſie zu hölliſchen Geiſtern ihre Zuflucht und geht ſchmählich zu Grunde. Ihr gegenüber ſteht Talbot, ein rauher eiſerner Krieger, der um ſo inniger rührt, da man ihn im Augenblicke einer unvermeidlichen Te-

Lockten mich Krieg und Gefahr, wie gern, Hemiſphären hinüber:
Leicht zum Leben geſchürzt, knüpft' ich das Bündel mir leicht.
Sag, lebt noch im Gemüth dir jener Morgen des Abſchieds?
Rüſtiger Trommeln Getön weckte die Gaßen der Stadt;
Jeder regte ſich friſch, das Gepäck und die Waffen ergreifend,
Lagergetümmel und Lärm füllte den friedlichen Ort.
Wo die ziehenden Haufen ſich ſammelten, rief's überall nach:
„Glückliche Fahrt! lebt wohl! kehret geſund uns zurück!"
Hier verſorgte das herzliche Weib den Krieger mit Labung,
Reichte den Säugling hin noch zu dem bärtigen Kuß,
Und er gelobt' ihr rauh, für beid' in der Fremde zu ſorgen,
Alles erbeutete Gut treulich zu ſenden nach Haus.
Jener verhieß wohl prahlend der mohriſchen Säbel Demanten,
Rief: „es lebe" bei'm Trunk, „Aſiens reichſter Monarch!"
Mancher mit Leichtſinn auch verließ das weinende Mädchen,
Das zu willig dem Schwur flüchtiger Liebe getraut.
Aber ich ſtürmte hinein, den letzten Moment zu verkürzen,
Heiß geſchäftig, wo ſchon alle ſie meiner geharrt.
Brünſtig ſegnete mich der fromm ehrwürdige Vater,
Schweſtern hiengen an mir, Brüder umarmten mich feſt.
Aber vor allen die Mutter, die liebende Mutter! an ihrem
Herzen zerfloß ich, und wand, kaum noch beſonnen, mich los.
Wie ich mich innerlich ſchalt, mir ſagte die ahndende Seele:
Nie mehr ſoll ich mit euch tauſchen den innigen Gruß.
Doch die Mutter ergriff ein unwiderſtehliches Drängen,
Einmal ihn nur, den Sohn, noch den geliebten zu ſehn.
Und ſie machte ſich auf, von bangenden Töchtern begleitet,
Schaute vom Fenſter am Platz, wo ſich die Schaaren gereiht.
Bei den Gefährten ſtand ich, und, ob ich gleich ſie bemerkte,
Hob ich den Blick nicht auf, mich zu erweichen beſorgt.

desgefahr bloß um die Rettung ſeines Sohnes zärtlich beſorgt ſieht, der eben unter ſeinen Augen die erſten Waffenthaten verrichtet. Nachdem ſich Talbot vergeblich aufgeopfert hat, und die Jungfrau von Orleans in die Hände der Engländer gefallen iſt, gehen die franzöſiſchen Provinzen durch eine unpolitiſche Vermählung vollends verlohren, und damit endigt das Stück. Das Geſpräch zwiſchen dem bejahrten Mortimer im Gefängniß, und Richard Plantagenet, dem nachherigen Herzog von York, enthält die Expoſition der Anſprüche des letzteren auf den Thron; für ſich allein betrachtet iſt ſie eine ſchöne tragiſche Elegie.

Im zweyten Theile ſtechen beſonders hervor: die Ermordung des biedern Protectors Gloſter und ihre Folgen; der Tod des Cardinals Beaufort; der Abſchied der Königin von ihrem Günſtlinge Suffolk, und ſein Tod durch die Hand wilder Seeräuber; dann der Aufruhr, den Hans Cade unter einem angenommenen Namen auf Anſtiften des Herzogs von York erregte. Die kurze Szene, wie Heinrich der Sechſte den Cardinal Beaufort, den ſein Gewiſſen wegen der Ermordung Gloſters quält, an ſeinem Todbette beſucht, iſt über alles Lob erhaben. Hat je ein andrer Dichter auf eine ſo erſchütternde Art am Ausgange dieſes Lebens den Vorhang der Ewigkeit weggezogen? Und dennoch iſt es nicht bloß Grauſen, was uns erfüllt, ſondern eine feyerliche Rührung: Fluch und Segen ſtehen dicht neben einander; der fromme König iſt das Bild der himmliſchen Gnade, die ſich noch in den letzten Augenblicken um den Sünder bemüht, ob er ihrer etwa empfänglich wäre. Die ehebrecheriſche Leidenſchaft der Königin Margaretha und Suffolks hat Shakſpeare mit tragiſcher Würde bekleidet, und alle unedlen Nebenbegriffe entfernt. Ohne die Verbrechen zu beſchönigen, deren beyde ſchuldig ſind, ohne die Misbilligung dieſer frevelhaften Liebe aufzuheben, erregt er dennoch durch die zauberiſche Gewalt des Ausdrucks Theilnahme an ihrem Schmerz. In dem Aufruhr des Cade hat er das Betragen eines pöbelhaften Demagogen, die furchtbare Lächerlichkeit des anarchiſchen Taumels unter dem Volke mit einer ſo ergreifenden Wahrheit geſchildert, daß man glauben ſollte, er wäre Augenzeuge mancher Begebenheiten unſers Zeitalters geweſen, die man aus Unkunde der Geſchichte für beyſpiellos hielt.

Der bürgerliche Krieg hebt im zweyten Theile nur an, im dritten entfaltet er ſeine ganze verderbliche Wuth. Das Gemählde wird immer düſtrer, und ſcheint zuletzt mehr mit Blut als mit Farben gemahlt zu ſeyn. Man ſieht mit Entſetzen wie Grimm den Grimm, Rache die Rache entzündet, und unter der Zerreißung aller Bande der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt edle Naturen ſich zur Grauſamkeit abhärten. Der bitterſte Hohn wird den Unglücklichen zu Theil: keiner gewährt ſeinem Feinde das Mitleiden, deſſen er bald ſelbſt bedürfen wird. Ihre Partey wird allen Familie, Vaterland, Religion: die einzige Triebfeder ihres Handelns. Da York, deſſen Ehrgeiz mit edlen Eigenſchaften gepaart iſt, frühzeitig umkommt, ſo gilt es bey dem ganzen Streite nur, entweder einen unfähigen König zu behaupten, oder einen üppigen König auf den Thron zu ſetzen, der den theuer erkauften Beſitz durch ausſchweifenden Genuß verkürzt. Dafür verſchwendet der berühmte und großmüthige Warwick ſein ritterliches Leben; Clifford rächt den Tod ſeines Vaters mit blutdürſtiger kindlicher Liebe; und Richard übt ſich für die Erhebung ſeines Bruders in jenen ſchwarzen Thaten, die bald zu ſeiner eignen Größe den Weg bahnen ſollen. Mitten in der allgemeinen Zerrüttung, die er ſchuldlos veranlaßt hat, ſieht König Heinrich wie ein kraftloſes Heiligenbild, an deſſen Wunderthätigkeit niemand glaubt: er kann die verübten Gräuel nur beſeufzen und beweinen. Jedoch iſt dieſem frommen Könige in ſeiner Einfalt die Gabe der Weißagung verliehen: im Augenblick ſeines Todes am Schluſſe dieſes großen Trauerſpiels prophezeyt er ein noch entſetzlicheres, womit die Zukunft ſchwanger geht; ein Trauerſpiel, worin die Ränke kaltblütiger Bosheit herrſchen, ſo wie in jenem die Thaten ergrimmter Wuth.

Die Rolle Richards des Dritten iſt durch vortreffliche Schauſpieler in England ſehr berühmt geworden, und dieß hat natürlich auf die Bewunderung des Stückes ſelbſt zurückgewirkt: denn viele Leſer Shakſpeare's mögen wohl gute Dollmetſcher des Dichters auf der Bühne nöthig haben, um ihn recht zu begreifen. Dieſe Bewunderung iſt auf alle

Weiſe gegründet, nur kann ich nicht umhin es ungerecht zu finden, wenn man die drey Theile Heinrichs des Sechſten gegen Richard den Dritten zurückſetzt. Dieſe vier Schauſpiele ſind ohne Zweifel unmittelbar nach einander geſchrieben, wie ihre Aehnlichkeit im Styl und im Geiſt der Behandlung beweiſet; das letzte wird in den vorhergehenden beſtimmt angekündigt, und iſt wiederum voller Zurückweiſungen auf jene: dieſelben Abſichten gehen durch die ganze Reihe hin, mit Einem Worte, alle zuſammen machen nur ein einziges Werk aus. Selbſt die tiefe Charakteriſtik Richards iſt keinesweges ein ausſchließender Vorzug des von ihm benannten Stücks: ſein Charakter iſt in den beyden letzten Theilen Heinrichs des Sechſten ſehr beſtimmt angelegt; ja ſeine erſten Reden laſſen beynahe ſchon das Schlimmſte von ihm ahnden. Er lauert ſeitwärts wie eine ſchwarze Gewitterwolke am Horizont, die allmählich näher rückt, und erſt, wann ſie über den Häuptern der Menſchen ſteht, den lange in ſich gehegten Zunder der Verwüſtung ausſchüttet. Zwey der bedeutendſten Monologe Richards, und welche die größten Aufſchlüſſe über ſeine Gemüthsverfaſſung geben, finden ſich im letzten Theile Heinrichs des Sechſten. Leidenſchaften blenden über den Werth und die Rechtmäßigkeit der Handlungen, wozu ſie antreiben, aber die Bosheit kann ihr eignes Weſen nicht verkennen: Richard, ſo wie Jago, iſt ein Böſewicht mit vollem Bewußtſeyn. Daß ſie dieß in Worten ausſprechen, iſt vielleicht nicht in der Natur: allein der Dichter hat das Recht, in Selbſtgeſprächen den verborgenſten Gedanken eine Stimme zu leihen, ſonſt wäre die Form des Monologs überhaupt verwerflich. *) Richards Misgeſtalt iſt der Ausdruck ſeiner innern Tücke, und vielleicht zum Theil deren Wirkung: denn welche Häßlichkeit würde nicht durch Wohlwollen und Offenheit gemildert? Er hingegen betrachtet ſie als eine gehäßige Verwahrloſung der Natur, die ihn berechtige an der menſchlichen Geſellſchaft, wovon er dadurch ausge-

---

*) Ausgemacht unnatürlich iſt es, was doch in ſo vielen Trauerſpielen geſchieht, wenn ſich jemand gegen ſeinen Vertrauten ſelbſt für einen Böſewicht erklärt. Er wird ſeine Denkart kund geben, aber nicht unter verdammenden Namen, ſondern als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht, und von dem Andern ebenfalls gebilligt wird.

ſchloſſen ſey, ſeine Rache zu nehmen. Daher dieſe erhabnen Zeilen:

Graubärte nennen's göttlich, dieß Wort Liebe;
Es wohn' in Menſchen, die einander gleichen,
Und nicht in mir: ich bin ich ſelbſt allein.

Die Bosheit iſt nichts andres als ein mit Vorſatz gewiſſenloſer Egoismus; dennoch kann ſie ſich der Form der Sittlichkeit nie ganz entledigen, weil dieſe das Geſetz aller denkenden Weſen iſt, ſie muß ſuchen ihre verkehrte Handelsweiſe auf Grundſätze zu bringen. Wiewohl Richard die Schwärze ſeines Gemüths und ſeine hölliſche Sendung gar wohl erkennt, ſucht er ſich doch durch einen Trugſchluß vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen: das Glück geliebt zu werden, ſey ihm verſagt; was bleibe ihm übrig als das Glück zu herrſchen? Alles was ihm dabey im Wege ſtehe, müſſe weggeräumt werden. Jener Neid auf den Genuß der Liebe iſt am Richard um ſo natürlicher, da ſein Bruder Eduard, der überdieß die Krone vor ihm voraus hatte, von ausgezeichnet edler und ſchöner Bildung und ein faſt unwiderſtehlicher Eroberer weiblicher Herzen war. Ungeachtet ſeiner vorgeblichen Entſagung ſetzt Richard ſeine höchſte Eitelkeit darein, den Frauen, wo nicht durch ſeine Geſtalt, wenigſtens durch einſchmeichelnde Reden gefallen und ſie für ſich gewinnen zu können. Shakſpeare zeigt uns hier mit ſeinem gewöhnlichen Scharfblick, wie die menſchliche Natur, auch wenn ſie im Guten oder im Böſen ſchon ganz entſchieden iſt, nebenher noch kleinlichen Schwachheiten unterliegt. Richards liebſte Unterhaltung iſt, über Andre zu ſpotten, und er beſitzt außerordentlich viel ſatiriſchen Witz. Er ſchätzt im Grunde alle Menſchen gering, weil er ſich getraut ſie zu überliſten, ſie mögen ſeine Werkzeuge oder Gegner ſeyn. In der Heucheley bedient er ſich vorzugsweiſe der religiöſen Formen, gleichſam aus einem Gelüſt, dasjenige im Dienſt der Hölle zu entweihen, deſſen Segnungen er innerlich abgeſchworen hat.

So viel über die Hauptzüge von Richards Charakter. Das nach ihm benannte Schauſpiel umfaßt noch die letzte Hälfte von Eduards des Vierten Regierung, im Ganzen einen Zeitraum von acht Jahren. Es ſtellt alle Machinationen dar, wodurch Richard auf den Thron gelangte, und ſeine Thaten um ſich darauf zu behaupten, was ihm aber nur zwey Jahre hindurch gelang. Nach Shakſpeare's Abſicht ſollte in dieſem Trauerſpiel mehr das Schrecken als das Mitleiden vorwalten: er iſt pathetiſchen Szenen, die ihm zu Gebote ſtanden, eher aus dem Wege gegangen, als daß er ſie geſucht hätte. Unter den Opfern von Richards Herrſchſucht wird der einzige Clarence auf der Bühne umgebracht: ſein Traum erregt ein tiefes Grauſen und bewährt die Allmacht der Fantaſie des Dichters; ſein Geſpräch mit den Mördern iſt erſchütternd, aber Clarence hatte durch frühere Verbrechen ſeinen Tod verdient, wiewohl nicht von Seiten ſeiner Brüder. Die unſchuldigſten und reinſten Opfer ſind die beyden Prinzen: man ſieht ſie nur wenig, und ihre Ermordung wird bloß erzählt. Anna verſchwindet, ohne daß man weiter etwas von ihr erfährt: ſie hat eine faſt unglaubliche Schwäche bewieſen, indem ſie ſich mit dem Mörder ihres Gatten vermählt. Lord Rivers und die übrigen Freunde der Königin haben zu ſehr bloße Nebenrollen, um lebhafte Theilnahme zu erregen; Haſtings macht ſich durch den Triumph über den Fall ſeiner Feinde alles Mitleidens verluſtig; Buckingham iſt der Helfershelfer des Tyrannen, der ihn nachher dem Beil des Henkers überantwortet. Im Hintergrunde ſieht die verwitwete Königin Margaretha, als die Furie der Vergangenheit, die den Fluch über die Zukunft hervorruft. Jedes Unglück, das ihre Verfolger einander zufügen, iſt Labſal für ihr rachedurſtendes Herz. Mit ihrer prophetiſchen Stimme vereinigen ſich von Zeit zu Zeit andre weibliche Stimmen der Wehklage und Verwünſchung. Aber Richard iſt die Seele oder vielmehr der Dämon des ganzen Trauerſpiels. Er erfüllt ſein zuvor gethanes Verſprechen, den mörderiſchen Macchiavell in die Schule zu ſenden. Neben dem gleichförmigen Abſcheu, den er einflößt, beſchäftigt er auf das mannichfaltigſte durch ſeine tiefe Verſtellungskunſt, ſeinen Witz, ſeine Klugheit, ſeine Gegenwart des Geiſtes, ſeine raſche Thätigkeit und ſeinen Muth. Er ficht zuletzt gegen Richmond wie ein Verzweifelter, und ſtirbt den ehrenvollen Tod der Helden auf dem Schlachtfelde. Dieſen hiſtoriſchen Ausgang konnte Shakſpeare nicht ändern, und doch befriedigt er keinesweges das ſittliche Gefühl, wie Leſſing bey Gelegenheit eines deutſchen Trauerſpiels über denſelben Gegenſtand ſehr richtig bemerkt. Wie hat

Viel durchlief ich die Reih'n beſchleunigend, brachte Befehle
Hin vom Führer und her, auf das Geſchäft nur bedacht.
Schwang dann ſchnell mich zu Pferd, voreilend dem Zug, der begonnen,
Und erſt außen am Thor wandt' ich die Blicke noch heim.
Alles Trauren erſtickte das muntere Spiel der Hoboen,
Und der Morgengeſang männlicher Kehlen darein.
Bald nun war ich zu Schiff, bald ſah ich entfliehende Küſten,
Wogend an Helgolands nackenden Klippen entlang.
Sprach, wehmüthig erzürnt: „Deutſchland, unzärtliche Mutter,
„Immer dem Ausland hold, immer nicht achtend was dein!
„Habe noch Dank für alles, was Gutes an mir du gepfleget:
„Fern, vergeßen von dir, bleib' ich ein Deutſcher doch ſtets.
„Bald wohl nahet die Zeit, da wirſt du der Männer bedürfen,
„Die du um Sold, fühllos, ſendeſt die wackern hinweg.“
Albions grünende Hügel erhoben ſich; noch in der Seefahrt
Müden wenig geübt, war uns der Hafen erwünſcht.
Dort empfiengen uns Schiffe, zur längeren Reiſe gerüſtet,
Räumliche Häuſer, gelenkt von des Bewohnenden Wink.
Und ſo fuhren wir aus im Walde beſegelter Maſten,
Herkuls trotzendem Fels Hülfe zu bringen beſtimmt.
Als wir lange geirrt, von widrigen Winden geſchaukelt,
Wo Biscaja's Bucht thürmende Wellen erhebt,
Glitten wir leichter dahin am Duft glückſeliger Inſeln,
Vom liebkoſenden Hauch milderer Zonen umweht.
Sanct Salvador, dich grüßten wir erſt jenſeitig am Weltmeer,
Früchte verheißend ſtieg ſchön dein Theater empor,
Dunkel bekränzt mit Orangen, mit Aloe, Palmen und Kokos.
Jeder durſtige Blick trank das erquickende Grün.
O wie lag ich entzückt am Buſen der heiligen Freundin,
Pflegerin, Mutter, Natur! wechſelte Wunſch ſo wie Blick!

nun Shakſpeare dieſe Schwierigkeit gelöſt? Durch eine wunderwürdige Erfindung öffnet er eine Ausſicht in die andre Welt, und zeigt uns Richard in ſeinen letzten Augenblicken ſchon mit dem Stempel der Verwerfung gebrandmarkt. Man ſieht Richard und Richmond in der Nacht vor dem Treffen in ihren Zelten ſchlafen; die Geiſter der von dem Tyrannen hingewürgten ſteigen nach einander auf, und wenden ſich zu ihm mit ihrem Fluch, zu ſeinem Gegner mit ihrem Segen. Dieſe Erſcheinungen ſind eigentlich nur die ſichtbar gemachten Träume der beyden Heerführer. Es iſt freylich der ſinnlichen Wahrſcheinlichkeit zuwider, daß ihre Zelte nur durch einen ſo kleinen Raum getrennt ſind; aber Shakſpeare durfte auf poetiſche Zuſchauer rechnen, welche bereit waren, die Breite der Bühne für die Entfernung zwiſchen zwey Heerlagern gelten zu laſſen, wenn durch dieſe Vergünſtigung ſo erhabne Schönheiten erkauft wurden, wie dieſe Reihe von Geſichten und das Selbſtgeſpräch Richards bey ſeinem Erwachen. Die Kataſtrophe Richards des Dritten iſt in Anſehung der äuſſerlichen Begebenheiten der des Macbeth ſehr ähnlich: man vergleiche die durchgängige Verſchiedenheit der Behandlung, um ſich zu überzeugen, daß Shakſpeare die poetiſche Gerechtigkeit im ächten Sinne des Wortes, wo es nämlich die Offenbarung des unſichtbaren Segens oder Fluches, der auf menſchlichen Geſinnungen und Thaten ruht, auf das genaueſte beobachtet hat.

Wiewohl die vier letzten Stücke der hiſtoriſchen Reihe ſpätere Begebenheiten ſchildern, ſo haben doch die Schauſpiele von Heinrich dem Vierten und Fünften im Coſtum und Ton einen weit moderneren Anſtrich. Dieß rührt zum Theil von den vielen komiſchen Szenen her, denn das Komiſche muß immer nicht nur in nationalen ſondern in gleichzeitigen Sitten gegründet ſeyn. Shakſpeare ſcheint es aber auch in dem ernſthaften Theile beabſichtet zu haben. Blutige Staatsveränderungen und Zerrüttungen bürgerlicher Kriege erſcheinen der Nachwelt als ein Rückfall in einen früheren ungebildeteren Zuſtand der Geſellſchaft, oder ſie ſind auch wirklich von einem ſolchen Rückfall in ungebändigte Wildheit begleitet. Wenn alſo der Hang eines noch jugendlichen Dichtergeiſtes, ſeinen Gegenſtand in eine wunderbare Ferne zu rücken, auf den Styl Einfluß gehabt hat, worin Heinrich der Sechſte und Richard der Dritte gehalten ſind, ſo hat Shakſpeare'n ſein Inſtinct richtig geleitet. Wie es dem Heldengedicht eigen iſt, die vergangenen Menſchengeſchlechter als koloſſal an körperlicher und Willenskraft zu ſchildern, ſo machen in dieſen Schauſpielen die Stimmen eines Talbot, eines Warwick, eines Clifford und Andrer, den Eindruck, als ob man die Trompete auswärtiger oder bürgerlicher Kriege vernähme. Der Streit der Häuſer York und Lancaſter war das letzte Aufbrauſen der Feudal-Unabhängigkeit: denn es war die Sache der Großen und nicht des Volkes, welches nur durch jene in die Parteyung mit hineingezogen wurde. Nachher verſchwand der Einzelne in dem Ganzen, und niemand konnte mehr ſo wie Warwick ein Königmacher ſeyn. Shakſpeare war ein eben ſo tiefer Geſchichtſchreiber als Dichter; wenn man ſeinen Heinrich den Achten mit den vorhergehenden Stücken vergleicht, ſo wird es anſchaulich, wie die engliſche Nation während der langen ruhigen und oekonomiſchen Regierung Heinrichs des Siebenten, ſey es durch die von den Bürgerkriegen zurückgebliebne Erſchöpfung, oder durch allgemeinere europäiſche Einwirkungen, aus der kräftigen Verwirrung des Mittelalters plötzlich zur geordneten Zahmheit der neueren Zeit übergegangen war. Heinrich der Achte hat deswegen ein etwas proſaiſches Anſehen, denn Shakſpeare unterwarf ſich als Künſtler immer der Beſchaffenheit ſeines Stoffes. Wenn unter ſeinen Werken andre an Schwung der Fantaſie, an Nachdruck des Pathos und der Charakter weit über dieſes hervorragen, ſo hat man dagegen Gelegenheit, hier die Feinheit ſeines Verſtandes, und ſeine vollkommne Kenntniß des Hofes und der Welt zu bewundern. Welche Geſchicklichkeit gehörte dazu, vor den Augen der Königin *) ſo bedenkliche und ihre Perſon ſo nahe berührende Gegenſtände öffentlich vorzuſtellen, ohne doch der

---

*) Aus allem erhellet, daß Heinrich der Achte noch bey Lebzeiten der Eliſabeth geſchrieben worden. Man weiß, daß Ben Jonſon unter König Jakobs Regierung das Stück mit vermehrtem Pomp wieder auf die Bühne gebracht, und ſich erlaubt hat, einige Veränderungen und Zuſätze zu machen. Ohne Zweifel rührt die Prophezeiung auf Jakob den Erſten von Ben Jonſon her: ſie hätte der Eliſabeth nur mißfallen können, und iſt ſo übel eingefügt, daß man ſie gleich als ein fremdes Einſchiebſel erkennt.

Wahrheit zu nahe zu treten! Er hat den tyranniſchen König für die Einſichtsvollen ganz ſo entlarvt, wie er wirklich war: hochmüthig und ſtarrſinnig, wollüſtig und gefühllos, ausſchweifend in ſeinen Gunſtbezeugungen, und rachſüchtig unter Vorwänden der Gerechtigkeit; und dennoch iſt die Schilderung ſo gehalten, daß eine Tochter ſie für vortheilhaft nehmen konnte. Eliſabeths rechtmäßige Geburt beruhte auf der Ungültigkeit der erſten Vermählung Heinrichs, und Shakſpeare hat die Verhandlungen über ſeine Scheidung von Catharina von Arragon in ein ſehr zweydeutiges Licht geſtellt. Man ſieht deutlich, daß Heinrichs Gewiſſens-Scrupel nichts anders ſind als die Schönheit der Anna Boleyn. Catharina iſt eigentlich die Heldin des Stücks: ſie erregt die innigſte Theilnahme durch ihre Tugend, ihr wehrloſes Unglück, ihren ſanften aber feſten Widerſtand, und ihre würdige Reſignation. Nächſt ihr macht der Fall des Cardinal Wolſey den Hauptinhalt aus. Heinrichs ganze Regierung eignete ſich nicht zu einer dramatiſchen Behandlung. Es wäre nur eine Wiederhohlung derſelben Auftritte geweſen: die Verſtoßung oder gar

Hinrichtung ſeiner Frauen, und der Fall ſeiner geſchätzteſten Diener in eine Ungnade, welcher gewöhnlich die Todesſtrafe auf dem Fuße folgte. Von allem, was Heinrichs Lebenslauf bezeichnet, hat Shakſpeare hinlängliche Proben gegeben. Aber da an der Stelle, wo er abbricht, eigentlich kein Abſchnitt in der Geſchichte iſt, ſo muß man es ihm ſchon verzeihen, daß er uns eine Schmeicheley gegen die große Eliſabeth für eine glückliche Auflöſung giebt. Das Stück endigt mit der allgemeinen Freude über die Geburt dieſer Princeſſin, und mit Weißagungen der Glückſeligkeit, die ſie künftig genießen oder verbreiten ſollte. Nur durch eine ſolche Wendung konnte die gewagte Freymüthigkeit der übrigen Darſtellung geſichert werden: Shakſpeare täuſchte ſich ſelbſt gewiß nicht über dieſes theatraliſche Blendwerk. Der wahre Schluß iſt Catharina's Tod, den er daher auch gegen die Zeitordnung früher geſtellt hat.

Somit hätte ich nun alle unbezweifelt ächten dramatiſchen Werke Shakſpeare's durchgegangen. Ich habe mich dabey möglichſt aller unbeſtimmten Lobpreiſungen enthalten, welche bloß ein Misverhältniß zwiſchen dem Gefühl und der Fähigkeit, es auszudrücken, beweiſen. Vielen werden obige Bemerkungen für den Zweck und Plan dieſer Vorleſungen vielleicht zu weitläuftig, Andern werden ſie unbefriedigend dünken. Mir genügt es, wenn ſie die Leſer, die noch nicht mit dem Dichter vertraut ſind, in den rechten Geſichtspunkt ſtellen, und ein gründliches Verſtändniß vorbereiten, und wenn ſie die Kenner an einige der Gedanken erinnern, die ſie ſchon ſelbſt gehabt haben.

Anhang,

über die angeblich Shakſpeare'n untergeſchobnen Stücke.

Die Ausleger Shakſpeare's haben meiſtens bey ihren Verſuchen, ihm Theile ſeiner Werke, oder eins und das andre ganz abzuſprechen, äußerſt wenig kritiſchen Geiſt bewieſen. Pope war, wie man weiß, ſehr bey der Hand, ganze Szenen für Einſchiebſel der Schauſpieler zu erklären, fand aber das mit wenig Eingang. Indeſſen tritt noch Steevens über die Erſcheinung der Schatten und Jupiters im Cymbelin, während Poſthumus im Kerker ſchläft, Pope's Meynung bey. Allein Poſthumus findet, erwachend, eine Tafel mit einer Prophezeyung auf ſeiner Bruſt, worauf die Entwickelung des Stücks beruht. Glaubt man, Shakſpeare werde ſeinen Zuſchauern zugemuthet haben, ein Wunder ohne eine ſichtliche Urſache zu glauben? Soll Poſthumus die Tafel mit der Weißagung herbeyträumen? Auf dieſen Einwurf laſſen ſich die Herren gar nicht ein. Die Verſe, welche die Schatten ſagen, ſchienen ihnen nicht gut genug, um von Shakſpeare's Hand zu ſeyn. Ich glaube einzuſehen, warum der Dichter ihnen nicht mehr Glanz der Diction ertheilt hat. Es ſind die bejahrten Eltern und früh verſtorbnen Geſchwiſter des Poſthumus, die um ſein Schickſal bekümmert aus der Unterwelt zurückkommen: ſie ſollten alſo die Sprache einer einfältigeren Vorzeit reden, zugleich ſollten ihre Stimmen als ein ohnmächtiger Klagelaut gegen die donnernden Ausſprüche Jupiters abſtechen. Deswegen wählte Shakſpeare ein Sylbenmaß, das vor ihm ſehr üblich geweſen war, damals anfing aus der Mode zu kommen, jedoch noch häufig, beſonders zu Ueberſetzungen claſſiſcher Dichter, gebraucht ward. So möchten etwa die Schatten in den vorhandnen Ueberſetzungen des Homer und Virgil ſprechen. Die Rede Jupiters iſt dagegen prachtvoll und in Form und Styl vollkommen Shakſpeare's Sonetten ähnlich. Nur die Unfähigkeit, die Abſichten des Dichters und die von ihm beobachtete Perſpective einzuſehn, konnte an dieſer Stelle Anſtoß nehmen.

Pope hätte gern das Wintermährchen für unächt erklärt, eine der herrlichſten Schöpfungen der in gleichem Grade kühnen und lieblichen Fantaſie Shakſpeare's. Warum? Ich vermuthe wegen der bewußten Schiffe in Böhmen, und der Kluft von ſechzehn Jahren zwiſchen dem dritten und vierten Aufzuge, welche die Zeit als Prolog gefälligſt zu überſpringen bittet.

Mit den drey Theilen Heinrichs des Sechſten iſt man endlich aufs reine. Theobald, Warburton und letztlich Farmer haben behauptet, ſie ſeyen nicht von Shakſpeare. Wäre dieß, ſo möchten wir uns wohl die übrigen Werke des unbekannten Verfaſſers ausbitten, der die göttlichen Szenen von Talbots, von Suffolks, von Beauforts, von Yorks Tode, und ſo viele andre zu dichten vermochte. Die Behauptung iſt ſo widerſinnig, daß in dieſem Falle Richard der Dritte auch nicht von Shakſpeare ſeyn könnte, da er ſich an jene drey Stücke ſowohl durch den Inhalt, als durch Geiſt und Behandlung auf das unmittelbarſte anſchließt.

Alle Herausgeber, bis auf Capell, verwerfen einſtimmig als Shakſpeare's unwürdig den Titus Andronicus, wiewohl ſie ihn immerfort, gleichſam als den Sündenbock ihrer tadelnden Kritik, mit abdrucken laſſen. Die richtige Methode bey einer ſolchen Unterſuchung iſt, ſich erſt nach den äußern Gründen, Zeugniſſen u. ſ. w. umzuſehn, und ihr Gewicht zu prüfen; alsdann kommen die innern Gründe aus der Beſchaffenheit des Werkes an die Reihe. Beſonders muß beydes ſtrenge aus einander gehalten werden. Die Kritiker des Shakſpeare machen es gerade umgekehrt: ſie gehen von einer vorgefaßten Meynung gegen ein Stück aus, und ſuchen dieſer zu lieb die hiſtoriſchen Gründe verdächtig zu machen und bey Seite zu ſchieben. Titus Andronicus findet ſich in der erſten Folio-Ausgabe

Blühende Landſchaft hier, dort unergründliche Meere:
Stilles Gnügen und Ruh, Streben in's Weite hinaus.
Als wir die See von Neuem, geſtärkt und geſundet, befuhren,
Winkte mich ſchon von fern ſtill Trinidada herbei,
Traulich übergelehnt uralte Stirnen der Felſen.
Hinter der zackigen Wand zog ſich, umgränzet, ein Thal,
Friedlich mit wenigen Hütten beſtreut, die Menſchen erbauten,
Hier geſtrandet, und nun wieder zu Menſchen entführt.
Ich verlor mich im Traum, einſiedleriſch dort zu verweilen,
In die Natur, in mich, geiſtig beſchauend, verſenkt.
Ach, ich wäre dem herbſten Verdruß und Kummer entwichen!
Meiner harrte ja doch keine befreundete Welt.
Doch Trinidada verſchwand: kein Eiland, keine Geſtade
Bis zu der Schiffahrt Ziel; alles nur Himmel und Meer.
Weit erſt ſchweiften wir um in des Erdballs ſüdlichen Kreißen,
Dann in der Monſoons Reich lenkten wir wieder die Bahn.
Endlich langten wir an, des Feinds Geſchwadern entkommen,
Allen Gefahren, womit Feuer und Fluten gedroht,
Oder der tückiſche Wind, der von heiterem Himmel herabſtürmt;
Und es bewillkommt' uns, kriegeriſch donnernd, Madraß.
Schnell nun ward in das Feld ein Theil der Gefährten gerufen.
Drüben im Land Malabar maßen ſie rühmlich ſich noch,
Siegend im letzten Gefechte, mit Tippo's Heeren und Frankreichs;
Denn von Europa ſcholl Friede nach Aſien hin.
Mich verfehlte das Looß, mich ſchienen die Schlachten zu fliehen:
Kaum mit des Forſchens Genuß täuſcht' ich den ſtrebenden Geiſt.
Bald durchſpäht' ich von Neuem der zirkelnden Maße Geheimniß,
Bald Jahrbücher des Kriegs, ſtolzer Eroberer Kunſt;
Labte mich dann bei Dichtern, den ewigen, mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch, gilt.

von Shakſpeare's Werken, die, wie bekannt, von Henning und Condell, ſeinen vieljährigen Freunden und Mitvorſtehern deſſelben Theaters, veranſtaltet wurde. Kann man ſich wohl überreden, ſie hätten nicht gewußt, ob ein in ihrem Repertorium befindliches Stück wirklich von Shakſpeare ſey oder nicht? Und will man dieſe ehrlichen Männer gerade in dieſem einzigen Falle eines abſichtlichen Betruges beſchuldigen, da ſie ſich ſonſt gar nicht ſo begierig zeigen, alles zuſammen zu raffen, was unter Shakſpeare's Namen ging, ſondern, wie es ſcheint, bloß die Schauſpiele gaben, wovon ſie Handſchriften in Händen hatten? Doch das folgende iſt noch weit ſtärker. George Meres, ein Zeitgenoſſe und Bewunderer Shakſpeare's nennt in einem Verzeichniſſe von deſſen Werken im Jahr 1598 den Titus Andronicus. Meres war perſönlich ſo genau mit dem Dichter bekannt, daß dieſer ihm ſeine Sonette noch vor dem Druck vorgeleſen hatte. Ich begreife nicht, wie aller kritiſche Skepticismus in der Welt hinreichen ſoll, ein ſolches Zeugniß umzuſtoßen.

Es iſt wahr, dieſes Trauerſpiel iſt nach einem falſchen Begriffe des Tragiſchen entworfen, welches darin durch Anhäufung von Gräueln und Entſetzlichkeiten ins Gräßliche ausartet und doch keinen tiefen Eindruck zurückläßt: die Geſchichte von Tereus und Philomele iſt unter andern Namen übertrieben, und mit dem Gaſtmahl des Atreus und Thyeſt und vielem andern vermengt. Im einzelnen fehlt es nicht an ſchönen Zeilen, kühnen Bildern, ja auch an Zügen, die Shakſpeare's eigenthümliche Darſtellungsweiſe verrathen. Dahin rechnen wir die Freude des verrätheriſchen Mohren an der Schwärze und Häßlichkeit ſeines im Ehebruch erzeugten Kindes; das Mitleiden des vor Gram kindiſch gewordnen Titus Andronicus mit einer todtgeſchlagenen Fliege, und nachher ſeine Wuth, da er in ihr ſeinen ſchwarzen Feind zu erkennen glaubt, läßt den nachherigen Dichter des Lear vermuthen. Sind die Kunſtrichter beſorgt, es möchte Shakſpeare's Ruhm ſchaden, wenn es ausgemacht bleibt, er habe in früher Jugend ein ſchwaches und unreifes Werk ans Licht gebracht? Hat Rom darum weniger die Welt beherrſcht, weil Remus über ſeine erſten Mauern wegſpringen konnte? Man verſetze ſich doch in Shakſpeare's Lage beym Anfange ſeiner

Laufbahn. Er fand nur wenige und mittelmäßige Vorbilder vor, und dennoch gefielen dieſe ungemein, weil das Publikum in der Neuheit einer Kunſt, ehe Wahl und Ueberfluß den Geſchmack ekel machen, genügſam zu ſeyn pflegt. Sollte dieſer Zuſtand gar keinen Einfluß auf ihn gehabt haben, bis er gelernt hatte, höhere Foderungen an ſich ſelbſt zu machen, und durch tieferes Nachgraben in ſeinem eignen Geiſte die reichſten Adern edlen Metalls zu Tage zu fördern? Es iſt ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß er einige Fehlgriffe gethan haben wird, ehe er den rechten Weg ausfand. Das Genie iſt in gewiſſem Sinne untrüglich und hat nichts zu lernen; aber die Kunſt iſt erlernbar, und muß durch Uebung und Erfahrung erlernt werden. In Shakſpeare's anerkannten Werken finden ſich faſt gar keine Spuren ſeiner Lehrjahre, und doch hat er gewiß Lehrjahre gehabt. Jeder Künſtler hat ſie, und vollends in einer Epoche, wo er ſich nicht an eine ſchon gebildete Schule anſchließen kann. Ich halte es für wahrſcheinlich, daß Shakſpeare weit früher angefangen für das Theater zu ſchreiben, als man gewöhnlich annimmt, nämlich erſt nach dem Jahre 1590. Wi es ſcheint, hat er ſchon im Jahre 1584, eben nur zwanzig Jahre alt, ſeine Vaterſtadt verlaſſen, und ſich nach London begeben. Glaubt man, ein ſo reger Kopf werde ſechs Jahre lang ſtill geſeſſen haben, ohne einen Verſuch zu machen, ſich durch ſeine Talente aus einer widerwärtigen Lage zu reißen? Daß er in der Zueignung des Gedichts Venus und Adonis dieſes „den Erſtling ſeiner Erfindung“ nennt, beweiſt hiegegen nichts. Es war das erſte, was er drucken ließ; er mochte es früher gedichtet haben; vielleicht rechnete er auch die theatraliſchen Arbeiten nicht mit, weil ſie damals noch wenig litterariſche Würde hatten. Je früher nun Shakſpeare angefangen für das Theater zu dichten, deſto weniger darf die Unreife und Unvollendung eines Werkes, wenn ſich ſonſt nur hervorſtechende Züge ſeines Geiſtes darin finden, für einen Beweisgrund der Unächtheit gegen die hiſtoriſchen Angaben gelten. Verſchiedne der als unächt verworfnen Schauſpiele dürften der Zeitordnung nach zwiſchen Titus Andronicus und die früheſten unter den anerkannten fallen.

Sieben dem Shakſpeare zugeſchriebene Stücke hat endlich Steevens in zwey Supplement-Bänden abdrucken laſſen. Sie ſind, wohl zu merken, faſt ſämtlich ſchon bey Shakſpeare's Lebzeiten mit Vorſetzung ſeines vollſtändigen Namens im Druck erſchienen. Es ſind folgende:

1. Locrin. Die Beweiſe für die Aechtheit dieſes Stückes ſind nicht ganz unzweydeutig, die Zweifel dagegen erheblich. Indeſſen wird ſich die Frage zunächſt an die über den Titus Andronicus anſchließen, und mit der letzten zugleich bejaht oder verneint werden müſſen.

2. Pericles, Prinz von Tyrus. Dieß Stück erkannte ſchon Dryden an, aber als ein Jugendwerk Shakſpeare's. Es iſt ganz unläugbar von ihm, und man hat es in einige neuere Ausgaben eingerückt. Die vermeynten Unvollkommenheiten rühren nur daher, daß Shakſpeare darin einen kindlichen und mährchenhaften Roman des alten Dichters Gower behandelte, und den Gegenſtand nicht aus ſeiner Sphäre reißen wollte. Deswegen führt er auch Gower ſelbſt ein, und läßt ihn ganz in ſeiner veralteten Sprache und Versart Prologe halten. Dieſe Verſetzung in eine ſo fremde Manier beweiſt wenigſtens keine Unbeholfenheit.

3. Der Londner verlohrne Sohn (the London prodigal). Wo wir nicht irren, urtheilte ſchon Leſſing dieß Stück müſſe von Shakſpeare ſeyn, und wollte es auf die deutſche Bühne bringen.

4. Die Puritanerin oder die Witwe von Watlingſtreet. Einer meiner litterariſchen Freunde, ein großer Kenner Shakſpeare's, meynte, Shakſpeare habe den Einfall gehabt, einmal ein Luſtſpiel in Ben Jonſons Styl zu ſchreiben, und daher rühre das abweichende dieſes Stückes. Nach dieſer Annahme würde die kritiſche Unterſuchung freylich ſehr ins feine gehen.

5. Thomas Lord Cromwell.

6. Sir John Oldcaſtle. Erſter Theil.

7. Ein Trauerſpiel in Yorkſhire. (A Yorkshire tragedy.)

Die drey letzten Stücke ſind nicht nur unbezweifelt von Shakſpeare, ſondern ſie gehören, meines Erachtens, unter ſeine reifſten und vortrefflichſten Werke. Steevens giebt am Ende ſo ziemlich zu, ſie ſeyen von ihm, ſo wie auch die übrigen bis auf den Locrin, aber er redet von allen ſehr verächtlich, als ganz werthloſen Arbeiten. Indeſſen ſind ſeine abſprechenden Urtheile nicht im mindeſten eindringend, noch durch kritiſchen Scharfſinn aufgeſtutzt. Ich wäre neugierig zu ſehen, wie ein ſolcher Kritiker aus natürlichem Triebe über Shakſpeare's anerkannte Meiſterwerke urtheilen, und was er daran zu loben wiſſen würde, wenn ihm nicht die öffentliche Meynung die Pflicht der Bewunderung auferlegte. Thomas Lord Cromwell und Sir John Oldcaſtle ſind biographiſche Schauſpiele, und muſterhaft in dieſer Gattung: das erſte ſchließt ſich durch ſeinen Inhalt an Heinrich den Achten, das zweyte an Heinrich den Fünften an. Der zweyte Theil vom Oldcaſtle fehlt; ich weiß nicht, ob man in England ein Exemplar des alten Abdrucks aufgetrieben, oder ob er verlohren gegangen iſt. Das Trauerſpiel in Yorkſhire iſt ein bürgerliches Schauſpiel in Einem Aufzuge, eine dramatiſirte Mordgeſchichte: die tragiſche Wirkung iſt erſchütternd, und es iſt äußerſt merkwürdig zu ſehen, wie Shakſpeare auch ſolch einen Gegenſtand poetiſch zu halten gewußt hat.

Ferner ſind ihm noch zugeſchrieben worden: 1. Der luſtige Teufel von Edmonton, ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge, abgedruckt unter Dodsley's alten Schauſpielen. Dieß hat allerdings einigen Schein für ſich. Es kommt hier ein behaglicher Gaſtwirth vor, der mit dem in den luſtigen Weibern von Windſor eine auffallende Aehnlichkeit hat. Indeſſen iſt es auf jeden Fall nur eine zwar geiſtreiche aber flüchtig hingeworfene Skizze. 2. Die Verklagung des Paris. 3. Merlins Geburt. 4. Eduard der Dritte. 5. Die ſchöne Emma. 6. Mucedorus. 7. Arden von Feversham. Alle dieſe habe ich nie zu Geſichte bekommen, und kann alſo nichts darüber ſagen. Nach angeführten Stellen vermuthe ich, daß im Mucedorus die volksmäßige Geſchichte von Urſon und Valentin behandelt iſt: ein ſchöner Stoff, den auch Lope de Vega zu einem Schauſpiele benutzt hat. Arden von Feversham ſoll ein Trauerſpiel über die Geſchichte eines Mannes ſeyn, von dem der Dichter von mütterlicher Seite abſtammte. Dieß würde, wenn die Beſchaffenheit des Stückes der Angabe nicht gerade zu widerſpricht, eine Wahrſcheinlichkeit mehr in die Waagſchale legen. Denn ſolche Beſtimmungsgründe waren Shakſpeare'n nicht fremd: er behandelt Heinrich den Siebenten, der ſeinen Vorfahren für geleiſtete Dienſte Güter ertheilt hatte, mit ſichtbarer Vorliebe.

Von Shakſpeare's Antheil an den zwey edlen Vettern wird bey Fletchers Werken die Rede ſeyn.

Endlich wäre es ſehr lehrreich, wenn ſich darthun ließe, daß einige frühere Entwürfe umgearbeiteter Werke von ihm ſelbſt und nicht von einem fremden Verfaſſer herrühren. Man würde dabey ſeiner Entwickelung als Künſtler am beſten auf die Spur kommen. Von dem älteren König Johann in zwey Theilen (abgedruckt von Steevens unter Six old plays) dürfte es ſich ſehr wahrſcheinlich machen laſſen. Daß er zuweilen auf daſſelbe Werk zurückkam, iſt gewiß. Namentlich vom Hamlet weiß man, daß er ihn ſehr allmählich zu ſeiner jetzigen Vollſtändigkeit ausgebildet.

Wer Shakſpeare'n ein ihm ſchon frühzeitig zugeſchriebenes und unbeſtritten aus ſeiner Zeit herrührendes Schauſpiel abſpricht, dem liegt billig ob, mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Frage zu beantworten: wer es denn geſchrieben haben ſoll? Shakſpeare's Mitwerber im dramatiſchen Fach kennt man ſo ziemlich, und wenn ſchon diejenigen die ſich einen bedeutenden Namen gemacht, ein Lilly, Marlowe, Heywood, ſo tief unter ihm ſtehen, ſo läßt ſich nicht annehmen, daß der Verfaſſer eines Werkes, welches die ihrigen weit übertrifft, unbekannt geblieben ſeyn ſollte.

Ferner die Sitten des Volks, die Rechte geſonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmal war ich zu kennen bemüht.
Dunkel lockte mich nach der Braminen würdige Weisheit,
Welche Europa's Sucht, trügenden Handels Verkehr,
Menſchenſcheu und verwildert in Felſenhöhlen gebannt hat,
Wo ihr Sibyllenton, leiſ' überredend, verhallt.
Ahndend deutet' ich mir die begeiſternde Seele des Weltalls,
Tief in der heil'gen Sanſkrit Göttergeſchichten verwebt.
Ernſter betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen,
Der zum Wandel den Geiſt haucht in den Schooß der Natur.
Manchmal flochten mir wohl anmuthigen Tanz Bajaderen,
Nicht von der Ziererei modiger Schönen entſtellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere Tage.
Nur in der Freundſchaft Arm fühlt' ich ſo fern mich daheim:
Und mir ſtarben die Freunde dahin; geblendet vom Wahnſinn
Zückte wider ſein Haupt einer den tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn' in den Adern,
Wölkt' im verworrnen Gehirn oft melancholiſchen Dunſt.
Uebel des Leibes, ſie gehn, die heftigſten, über, und ſpurlos;
Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer geneſet ſie dem.
O dieß Härteſte noch, wie nenn' ich's oder verſchweig' es?
Daß die Verläumdung mich, lauſchend auf Worte, beſtrickt,
Schuld auf Schuld mir gehäuft, entſtellend zum Frevel den Muthwill!
Zwar ich duldet' es nicht: ſtark in dem reinen Gefühl,
Rief ich das Vaterland um Recht an, rief um Befreiung;
Leider! das zögernde Recht hielten die Meere noch auf.
Ich entriß mich indeß dem falſchen Gewühle der Städte:
Ländliche Zuflucht nur labte balſamiſch die Bruſt.
Doch mir ſchmeichelten auch entferntere Bilder der Hoffnung,
Krieg und That und Gefahr würde bewähren den Mann.

Dreyzehnte Vorleſung.

Der große Meiſter, von dem wir in der vorhergehenden Vorleſung geſprochen, macht in der ganzen Kunſtgeſchichte eine ſo einzige Ausnahme, daß man ihm eine abgeſonderte Stelle einräumen muß. Er verdankte ſeinen Vorgängern faſt gar nichts, und hat dagegen den größten Einfluß auf ſeine Nachfolger gehabt: aber ſein Geheimniß hat ihm niemand abgelernt. Zwey Jahrhunderte hindurch, während welcher ſeine Landsgenoſſen mit reger Thätigkeit alle Fächer des Wiſſens und der Kunſt angebaut, iſt er nach ihrem eignen Geſtändniß unübertreffen, ja ſelbſt bis auf einen großen Abſtand unerreicht geblieben.

Bey dem Abriß einer Geſchichte des engliſchen Theaters, den ich jetzt zu geben habe, werde ich daher noch oft auf Shakſpeare zurückkommen müſſen. Die dramatiſche Litteratur der Engländer iſt ſehr reichhaltig; ſie haben eine bedeutende Anzahl von Schauſpieldichtern aufzuweiſen, die das Talent origineller Charakteriſtik und die Mittel theatraliſcher Wirkung in ausgezeichnetem Grade beſeſſen haben. Dabey wurden ihnen die Hände nicht durch Vorurtheile, willkührlich feſtgeſetzte Regeln und ängſtliche Beobachtung der Convenienzen gebunden. Niemals hat es in England akademiſche Gerichtshöfe des Geſchmacks gegeben; in der Kunſt wie im Leben entſcheidet ſich dort im Ganzen jeder für das, was ihm zuſagt, ſeiner Natur angemeſſen iſt. Dem Einfluſſe der wechſelnden Mode und des Geiſtes der verſchiednen Zeitalter haben ihre Schriftſteller dem ungeachtet freylich nicht entgehen können.

Wir bleiben unſerm Grundſatze getreu, blos bey demjenigen, was wir als ein Höchſtes der Poeſie betrachten, lange zu verweilen, und alles übrige, was nur die zweyte oder dritte Stelle einnimmt, in kurzen Ueberſichten abzuhandeln.

Die Alterthümer des Theaters in England ſind von den engliſchen Litteratoren, und zuletzt von

Malone, genugſam ins Licht geſetzt worden. Die früheſten dramatiſchen Verſuche waren auch hier, wie anderswo, Myſterien und Moralitäten. Indeſſen ſcheint es, daß die Engländer ſich hierin frühzeitiger als andre Nationen hervorgethan. Es iſt in der Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Coſtanz aufgezeichnet worden, daß die engliſchen Prälaten in einer Zwiſchenzeit der Sitzungen ihre übrigen Mitbrüder mit einem geiſtlichen Schauſpiele in lateiniſcher Sprache unterhielten, dergleichen dieſe entweder noch gar nicht oder nicht in ſolcher Vollkommenheit (nach den damaligen einfältigen Kunſtbegriffen) kannten. Den Anfang des eigentlichen Theaters kann man jedoch nicht viel früher als die Regierung der Eliſabeth anſetzen. John Heywood, der Spaßmacher Heinrichs des Achten, wird als der älteſte komiſche Dichter angeſehen: das einzige in der Dodsleyſchen Sammlung abgedruckte Interlude von ihm iſt aber in der That bloß ein Geſpräch und kein Drama. Den Namen eines Luſtſpiels verdient hingegen allerdings Mutter Gurtons Nadel, (Gammer Gurton's needle) ungefähr um das J. 1560 zuerſt aufgeführt. So ſehr dieß Stück in der Sprache und im Versmaß veraltet iſt, ſo hat es doch im Niedrig-Komiſchen unverkennbares Verdienſt. Die ganze Verwickelung beruht auf einer verlohrnen Nadel, deren Wiederfindung mit der äußerſten Wichtigkeit betrieben wird; die Armuth der handelnden Perſonen, welche dieß vorausſetzt, und ihr ganzer häuslicher Zuſtand wird ſehr luſtig geſchildert, beſonders iſt die Rolle eines verſchmitzten Bettlers mit vieler Laune ausgeführt. Das derbe Komiſche darin hat Aehnlichkeit mit dem des Avocat Patelin; doch iſt dem engliſchen Stücke nicht wie dem franzöſiſchen die Ehre zu Theil geworden, in erneuerter Geſtalt auf die Bühne gebracht zu werden.

Die Geſchichte des engliſchen Theaters zerfällt natürlich in zwey Perioden. Die erſte hebt ungefähr mit der Thronbeſteigung der Eliſabeth an, und erſtreckt ſich bis gegen Ende der Regierung Carls des Erſten, als die Puritaner die Oberhand gewannen, und ein Verbot aller Schauſpiele, welcher Art ſie auch ſeyn mochten, auswirkten. Die Schließung der Schauſpielhäuſer dauerte dreyzehn Jahre: erſt durch Carl des Zweyten Herſtellung wurden ſie wieder geöffnet. Dieſe Unterbrechung, die unterdeſſen in der allgemeinen Denkart und den Sitten vorgefallne Veränderung, endlich der Einfluß der damals ſchon blühenden franzöſiſchen Litteratur, gaben den ſeitdem geſchriebnen Schauſpielen einen ganz andern Charakter. Die Werke der ältern Schule wurden zwar zum Theil wieder hervorgeſucht, ſie ſelbſt aber war erloſchen. Eine Schule, im künſtleriſchen Sinn, nenne ich die dramatiſchen Dichter der erſten Epoche, weil bey aller perſönlichen Verſchiedenheit dennoch im ganzen eine gemeinſchaftliche Richtung in ihren Hervorbringungen zu erkennen iſt. Auch unabhängig von den Kennzeichen der Sprache oder gleichzeitigen Anſpielungen würde man ein Schauſpiel aus jener Schule, deſſen Urheber und Zeit der Entſtehung man nicht wüßte, niemals für eine Hervorbringung der neueren Periode halten können. In dieſer ließen ſich leicht mehrere Unterabtheilungen machen, die aber auch zu entbehren ſind. Das Talent der Schriftſteller und der Geſchmack des Publicums hat nach allerley ſich zum Theil durchkreuzenden Richtungen hin und her geſchwankt, die fremden Einflüſſe haben immer mehr überhand genommen, und um es gerade herauszuſagen, das engliſche Theater iſt in ſeinem Fortgange immer charakterloſer und weniger ſelbſtändig geworden. Für einen Kritiker, der überall auf das Urſprüngliche geht, den das aus Nachahmung oder Vermeidung der Nachahmung entſprungne weit weniger kümmert, ſind die dramatiſchen Dichter der erſten Periode bey weitem die merkwürdigſten, wiewohl man ihnen, Shakſpeare ausgenommen, große Mängel und Ausſchweifungen vorwerfen kann, und wiewohl manche Neuere ſich durch eine ſorgfältigere Politur empfehlen.

Es giebt Zeitpunkte, wo der menſchliche Geiſt in einer vorher beynah unbekannten Kunſt plötzlich Rieſenſchritte thut, gleichſam als ob er während ſeines langen Schlummers die Kräfte dazu eingeſammelt hätte. Eine ſolche Epoche war in England für die dramatiſche Poeſie das Zeitalter der Eliſabeth. Dieſe Königin hat während ihrer freylich langen Regierung noch die erſten Kindheits-Verſuche des engliſchen Theaters, und dann deſſen vollendetſte Meiſterwerke aufführen ſehen. Shakſpeare hatte ein lebhaftes Gefühl von dieſer allgemeinen ſchnellen

Entwickelung bisher ungeübter Fähigkeiten; in einem ſeiner Sonette nennt er ſein Zeitalter: these time bettering days. Die Liebhaberey für das Schauſpiel nahm dergeſtalt überhand, daß in einem Zeitraum von ſechzig Jahren unter dieſer und der folgenden Regierung in London ſiebzehn Schauſpielhäuſer erbaut oder eingerichtet wurden, da ſich jetzt die doppelt ſo ſtark bevölkerte Hauptſtadt mit zweyen begnügt. Freylich ſpielte man nicht alle Tage, und mehrere dieſer Theater waren ſehr klein und vermuthlich nicht viel beſſer als Marionettenbuden ausgerüſtet. Indeſſen dienten ſie doch zu Auffoderungen an die Fruchtbarkeit der Schriftſteller, die dramatiſches Talent beſaßen, oder ſich welches zutrauten; denn jedes Schauſpielhaus mußte ſich ein eignes Repertorium verſchaffen, weil die Stücke entweder gar nicht oder erſt lange nach ihrer Abfaſſung gedruckt wurden, und weil eine einzige Schauſpielergeſellſchaft im ausſchließenden Beſitz der Handſchrift war. So viel ſchwaches und verfehltes hiebey auch zum Vorſchein kommen mochte, ſo konnte doch eine ſo vielfache Mitbewerbung nicht anders als vortheilhaft ſeyn. Unter allen Gattungen der Poeſie iſt die dramatiſche die einzige, wozu Erfahrung nöthig iſt: und das Misglücken Andrer iſt für den Mann von Talent eine Erfahrung, deren Unkoſten ihm erſpart werden. Ferner erfodert die Ausübung dieſer Kunſt rüſtige Entſchloſſenheit, wozu der große Künſtler oft am wenigſten geneigt iſt, weil er ſich bey der Ausführung ſelbſt am ſchwerſten befriedigt, und dagegen am meiſten Genuß darin findet, eine geliebte Schöpfung ſeiner Einbildungskraft innerlich auszubilden. Es iſt daher gut, wenn er in der Zudringlichkeit derer, die ſich mit geringen Mitteln in die ſchwierige Laufbahn wagen, einen Antrieb findet, friſch Hand an das Werk zu legen. Es iſt für den Schauſpieldichter wichtig, mit der Bühne in unmittelbarer Verbindung zu ſtehn, damit er ſie entweder ſelbſt lenke, oder ſich nach ihren Bedürfniſſen zu richten wiſſe; und die damaligen dramatiſchen Dichter waren großentheils zugleich Schauſpieler. Das Theater machte noch wenig litterariſche Anſprüche, dadurch blieb es frey von der Pedanterey der Schulgelehrten. Es gab noch keine Zeitſchriften, die als Werkzeug der Kabale die Meynung misleiten konnten. An Eiferſucht und Sticheleyen unter den Schriftſtellern fehlte es nicht, das Publicum ergötzte ſich hieran mehr, als daß es Aergerniß genommen hätte; es entſchied ſich mit unbefangnem Sinn nach dem Maße ſeiner Unterhaltung. Ueberhaupt war ſowohl bey den Dichtern und Schauſpielern als bey den Zuſchauern die weſentlichſte Bedingung des Gedeihens vorhanden: wahre Liebe zur Sache. Dieſe war um ſo unzweydeutiger, weil die theatraliſche Kunſt damals noch nicht mit allen den fremden Zierrathen und Erfindungen des Luxus umgeben war, welche die Aufmerkſamkeit zerſtreun und den Sinn beſtechen können, ſondern in der beſcheidenſten, und man kann ſagen, in der demüthigſten Geſtalt auftrat. Für die Bewunderer Shakſpeare's muß es ein Gegenſtand der Neugierde ſeyn, wie das Theater ausſah, wo ſeine Werke zuerſt aufgeführt wurden. Man hat einen Kupferſtich von dem Schauſpielhauſe, dem er vorſtand, und das von dem Sinnbilde eines den Atlas vertretenden Herkules die Weltkugel hieß: es iſt ein maſſives Gebäude ohne allen architektoniſchen Zierrath, ſogar beynahe ohne Fenſter an den Außenwänden. Das Parterr war unter freyem Himmel und man ſpielte an hellem Tage; die Szene hatte keine andre Decoration als gewirkte Teppiche, die in einiger Entfernung von den Wänden hingen, und verſchiedne Eingänge frey ließen. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne, eine Art von Balcon der zu verſchiednen Zwecken diente, und nach Befinden der Umſtände allerley bedeuten mußte. Die Schauſpieler erſchienen bis auf ſeltne Ausnahmen in der gewöhnlichen Tracht ihrer Zeit, höchſtens durch höhere Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen ausgezeichnet. Die hauptſächlichſten Mittel der Verkleidung waren falſches Haar und Bart, zuweilen wohl auch Maſken. Die Frauenrollen wurden durch Knaben geſpielt, ſo lange ihre Stimme es erlaubte. Zwey Schauſpielergeſellſchaften in London, die zu den vornehmſten gehörten, beſtanden ſogar ganz aus Knaben, nämlich den Chorſängern von der Kapelle der Königin und der Paulskirche. Zwiſchen den Akten war keine Muſik gebräuchlich, wohl aber in den Stücken ſelbſt Märſche, Tänze, Lieder von einzelnen Singſtimmen und dergleichen, wenn es die Gelegenheit gab, auch Trompetenſtöße beym Eintritt hoher Per-

Drum bedacht' ich, da kaum untreuer Friede mit Tippo
Noch beſtand, wie ein Heer zöge die Berge hindurch.
Ich durchritt und erſpähte, bis Vaniambaddy hinüber
Weit vom Velore her, Mulecats mächtigen Wald.
Wo noch kein europäiſcher Fuß betreten die Wildniß,
Maß ich Thäler und Höhn, jegliche Schluft des Gebirgs.
Treue indiſche Führer verſcheuchten Tags mir die Tiger,
Schlagend an's dichte Gebüſch; ſtiegen die Sterne herauf,
Dann im Freien gebettet, umringt von bewachenden Feuern,
Lag ich und ſchlief ſorglos unter dem fernen Gebrüll.
Drohend erhebt die Klaue zum offenen Kampfe das Raubthier,
Aber lächelnd beſtellt Gifte der heuchelnde Freund.
Arg vergalten ſie mir's, ich liebte die Menſchen wie Brüder,
Bot oft tröſtlich die Hand, lechzender Paria! dir.
Endlich erſchien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausſpruch
Richtender Krieger, gelöſt jedes Verdachtes, empfing.
Gnügen konnt' ich nun erſt dem Geſetz der befehdeten Ehre:
Längſt erlittene Schmach rächte, geübt, mir die Hand.
War's mir doch, als wollte beinah noch Freude ſich regen,
Träume des Glücks noch bau'n weit in das Leben hinaus.
Aber es war umſonſt: die früh entkräfteten Glieder,
Mehr das gebrochene Herz, neigten ſich ſtill in die Gruft,
Hat kein ſegnender Vater an meinem Lager gebetet,
Keine Mutter zur Ruh ſanft mir die Augen gedrückt:
O ſo ſchied ich doch nicht von Allen verkannt und verlaßen,
Redlicher Freunde Geſpräch heiterte Stunden mir noch.
Jenſeit wandelt' ich ſchon, wie lang', am ſtygiſchen Ufer
Eh ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.
Nicht wehklag' ich, o Bruder! die irdiſche Luſt und die Jugend;
Mein unrühmlich Geſchick und die verſchwendete Kraft.

ſenen. In der älteren Zeit war es üblich, die Handlung, ehe ſie geſprochen wurde, zwiſchen jedem Aufzuge in ſtummer Pantomime (dumb show) vorzuſtellen, allegoriſch oder auch ohne Einkleidung, um der Erwartung eine beſtimmte Richtung zu geben. Shakſpeare hat noch bey dem Schauſpiel im Hamlet dieſe Sitte beobachtet.

Wir ſind jetzt durch den Aufwand an allem theatraliſchen Zubehör: Architektur des Schauſpielhauſes, Beleuchtung, Muſik, Täuſchung der wie auf den Wink eines Zauberſtabes wechſelnden Decorationen, Maſchinerie und Coſtum dergeſtalt verwöhnt, daß uns dieſe dürftige Beſchränktheit auf keine Weiſe zuſagen will. Indeſſen ließe ſich vielleicht manches zu Gunſten einer ſolchen Verfaſſung der Bühne anführen. Wo durchaus keine glänzenden Nebenſachen anlocken, da werden die Zuſchauer in der Hauptſache, nämlich der Vortrefflichkeit der dramatiſchen Compoſition, und ihrer Belebung durch Vortrag und Gebehrdenſpiel, deſto ſchwerer zu befriedigen ſeyn. Wenn in der äußern Ausſchmückung die Vollkommenheit nicht zu erreichen ſteht, ſo wird der Kenner lieber ganz darauf Verzicht leiſten, als ſich durch das Mislungne und Geſchmackwidrige ſtören laſſen. Und wie ſelten iſt das Vollkommne hierin erreicht worden! Seit etwa anderthalb Jahrhunderten hat man angefangen auf den europäiſchen Bühnen Fleiß auf die Beobachtung des Coſtums zu wenden; was darin geleiſtet worden, hat dem großen Haufen immer herrlich geſchienen, und doch kann man ſich aus den Kupferſtichen, welche die gedruckten Schauſpiele zuweilen begleiten, und aus allen Angaben leicht überzeugen, daß es immer ſehr läppiſch und manierirt ausfiel, und daß man bey allem Bemühen ſich ausländiſch oder antik zu geſtalten, die Mode ſeiner Zeit nicht los werden konnte. Lange galt eine Art von Reifrock für das unentbehrliche Zubehör eines Helden; die Alongen-Perücken und Fontangen haben ſich eben ſo lange im heroiſchen Trauerſpiel behauptet, als in der wirklichen Welt; ſpaterhin hätte man es für barbariſch gehalten, ohne gepudertes und gekräuſeltes Haar zu erſcheinen, auf dieſes ſetzte man einen Helm mit bunten Federn, eine Schärpe von Zindeltaft flatterte über dem goldpapiernen Panzer, und der Achilles oder Alexander war fertig. Jetzt iſt man endlich auf einen reineren

Geſchmack zurückgekommen, auf einigen Haupttheatern wird das Coſtum wirklich gelehrt und in einem ſtrengen Styl beobachtet. Man verdankt dieß hauptſächlich der antiquariſchen Reform in den bildenden Künſten, und der Annäherung des weiblichen Putzes an die griechiſchen Trachten; denn die Schauſpielerinnen waren immer am abgeneigteſten, auf der Bühne die Moden fahren zu laſſen, wodurch ſie in der Geſellſchaft ihre Reize geltend machten. Jedoch ſind die Schauſpieler noch ſehr ſelten, die eine Toge oder einen griechiſchen Purpurmantel mit natürlichem Anſtande zu tragen wiſſen, und nicht in Augenblicken der Leidenſchaft mit dem Halten und Werfen der Drapperie ungebührlich beſchäftigt ſcheinen.

Unſer Syſtem der Decoration iſt eigentlich für die Oper erfunden, der es auch in der That am beſten angemeſſen iſt. Es hat einige unvermeidliche Gebrechen, andre, die ſich allerdings vermeiden laſſen, aber ſelten vermieden werden. Zu den unvermeidlichen Gebrechen zähle ich die Brechung der Linien auf den Seitencouliſſen aus allen Geſichtspunkten außer einem einzigen, das Misverhältniß der Größe des Schauſpielers, wenn er im Hintergrunde auftritt, mit den perſpectiviſch verkleinerten Gegenſtänden, die ungünſtige Beleuchtung von unten und von hinten, den Widerſpruch der gemahlten und der wirklichen Lichter und Schatten, die Unmöglichkeit die Bühne nach Belieben zu verengen, ſo daß nun das Innre eines Palaſtes und einer Hütte, dieſelbe Höhe und Breite einnimmt, und dergleichen mehr. Die vermeidlichen Fehler ſind: Mangel an Einfachheit und großen ruhigen Maſſen; Ueberladung mit überflüßigen und zerſtreuenden Gegenſtänden, weil der Mahler entweder ſeine Stärke in der Perſpective zeigen wollte, oder den Raum nicht anders auszufüllen wußte; eine manierirte, oft ganz unzuſammenhängende, ja unmögliche Architektur, in buntſcheckigen Farben, die keiner Steinart in der Welt ähnlich ſehen. Nur durch die Unwiſſenheit der Zuſchauer in den bildenden Künſten konnen die meiſten Decorationsmahler Glück machen: ich habe oft ein ganzes Parterr über eine Decoration entzückt geſehn, wovon jedes verſtändige Auge ſich mit Widerwillen wegwenden mußte, und an deren Stelle eine ſchlichte grune Hinterwand weit vorzüglicher geweſen wäre. Daß durch die Verwöhnung des Geſchmacks in Abſicht auf den Glanz der Decorationen und die Pracht der Kleidungen die Verwaltung der Theater ein verwickeltes und koſtſpieliges Geſchäft geworden iſt, wobey dann oft die Haupterfoderniſſe, nämlich gute Stücke und gute Schauſpieler, den Nebenſachen nachſtehn müſſen, dieſen Nachtheil will ich hier nicht einmal erwähnen.

Wiewohl die ältere engliſche Bühne eigentlich keine Decoration hatte, ſo kann man ihr doch den Gebrauch der Maſchinerie nicht ganz abſprechen: die Aufführung einiger Stücke, z. B. des Macbeth, des Sturmes und andrer, läßt ſich ohne das beynahe nicht denken. Unter der Regierung Jakobs des erſten lebte der berühmte Baumeiſter Inigo Jones, der zur Ausſchmückung der am Hofe aufgeführten Masquen Ben Jonſons ſehr zuſammengeſetzte und künſtliche Maſchinen in Bewegung geſetzt hat.

Auf dem ſpaniſchen Theater trat in der Zeit, wo es ſich bildete, derſelbe Umſtand ein, wie auf dem engliſchen, daß man ſich, wenn die Szene einen Augenblick leer blieb, und andre Perſonen durch einen andern Eingang hereinkamen, eine Veränderung des Schauplatzes denken mußte, wiewohl durchaus keine ſichtbar war; und dieſer Umſtand hat auf die Form der Schauſpiele den vortheilhafteſten Einfluß gehabt. Der Dichter durfte nicht erſt mit dem Decorationsmahler zu Rathe gehen, was ſich würde vorſtellen laſſen und was nicht; noch überrechnen, ob der Vorrath vorhandner Decorationen hinreichte, oder neue gefertigt werden müßten. Er verzwängte die Handlung nicht in Betreff des Wechſels der Zeiten und Oerter, ſondern er ſtellte ſie ſich ganz ſo vor, wie ſie natürlicher Weiſe vorgegangen wäre; *) es blieb der Einbildungskraft überlaſſen, nach den andeutenden Reden die Zwiſchenräume auszufüllen, und ſich die Umgebungen hinzu-

---

*) Capell, ein einſichtsvoller und von den übrigen unbillig zurückgeſetzter Commentator Shakſpeare's hat den Vortheil hievon in einer Anmerkung zu Antonius und Cleopatra treffend ins Licht geſetzt. Es machte die Dichter ſo kühn, wenn die Wahrheit der Handlung es erfoderte, Auftritte zu entwerfen, die auch der geſchickteſte Maſchiniſt und Decorations-Mahler kaum vor die Augen würden bringen können, wie z. B. in einem ſpaniſchen Schauſpiele Seegefechte vorkommen.

zudenken. Dieſer Aufruf an die ergänzende Fantaſie ſetzt freylich nicht nur wohlwollende ſondern auch verſtändige Zuſchauer in einer poetiſchen Stimmung voraus. Die wahre Täuſchung beſteht eben darin, wenn man durch die Eindrücke der Dicht- und Schauſpielkunſt ſo hingeriſſen wird, daß man die Nebenſachen überſieht, und die ganze übrige Gegenwart vergißt. Das ſpöttiſche Auflauern hingegen, ob nicht irgend ein Umſtand der ſcheinbaren Wirklichkeit widerſpricht, die, ſtrenge genommen, doch niemals vollkommen zu erreichen ſteht, beweiſt die Ohnmacht der Einbildungskraft und die Unfähigkeit getäuſcht zu werden. Dieſer proſaiſche Unglaube kann ſo weit gehen, daß es den theatraliſchen Künſtlern, die unter jeder Verfaſſung der Szene gewiſſe Vergünſtigungen bedürfen, ganz unmöglich fällt, durch ihre Hervorbringungen die Zuſchauer zu ergötzen, und ſo ſind dieſe am Ende die Feinde ihres eignen Genuſſes.

Man beklagt ſich heut zu Tage, und mit Recht, daß in Shakſpeare's Stücken der allzuhäufige Wechſel der Decorationen eine Störung verurſacht. Allein der Dichter iſt hieran ganz unſchuldig. Man muß wiſſen, daß damals die engliſchen ſo wie die ſpaniſchen Schauſpiele ohne Angabe des Schauplatzes und ſeiner Veränderungen gedruckt wurden. Beym Shakſpeare haben die neueren Herausgeber die ſzeniſchen Anweiſungen hinzugefügt, und ſind dabey mit einer pedantiſchen Genauigkeit verfahren. Wer die Aufführung eines Stückes von Shakſpeare zu leiten hat, darf nur dreiſt alle die Veränderungen des Schauplatzes wegſtreichen, die folgendermaßen lauten: „ein andres Zimmer im Palaſt, eine andre Straße, ein andrer Theil des Schlachtfeldes,“ u. ſ. w. Bloß durch dieſes Mittel werden in den meiſten Fällen die Decorations-Verwandlungen auf eine ganz mäßige Anzahl herabgeſetzt werden.

Von der Kunſt der Schauſpieler auf einem Theater, das ſo wenig äußern Glanz hatte als das ältere Engliſche, werden diejenigen, welche den Mann nach dem Kleide zu beurtheilen pflegen, geneigt ſeyn, ſich eine wenig vortheilhafte Vorſtellung zu machen. Ich ziehe hieraus einen ganz entgegengeſetzten Schluß: der Mangel an anlockenden Zufälligkeiten macht die Sorgfalt im Weſentlichen deſto nothwendiger. Verſchiedne Engländer *) haben ſchon die Meynung geäußert, die Schauſpieler der erſten Epoche möchten vorzüglicher geweſen ſeyn als die der zweyten, wenigſtens bis auf Garrick; und wenn man ſonſt keinen andern Beweis hätte, ſo würde mir dieß ſchon durch die Beſchaffenheit der Stücke Shakſpeare's ſehr wahrſcheinlich werden. Es fällt in die Augen, daß ſeine meiſten Hauptrollen einen großen Schauſpieler erfodern; der hohe und gedrängte Styl ſeiner Poeſie kann ohne den nachdrücklichſten und biegſamſten Vortrag nicht verſtanden werden; oft ſetzt er zwiſchen den Reden ein ſchwieriges ſtummes Spiel voraus, welches er gar nicht angiebt. Ein Dichter, der bloß und unmittelbar für die Bühne arbeitet, wird ſeine ganze Wirkung nicht auf ſolche Züge berechnen, von denen er voraus ſieht, daß ſie bey der Aufführung durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner Dollmetſcher verlohren gehen werden. Shakſpeare hätte alſo ſeine dramatiſche Kunſt gefliſſentlich herabſtimmen müſſen, wenn er

---

*) S. ein Geſpräch vor dem 11ten Bande von Dodsley's old plays.

nicht vortreffliche theatraliſche Gehülfen gehabt hätte. Der Name und das rühmliche Andenken einiger von ihnen hat ſich bis auf unſre Zeit erhalten. Weil man nicht gern einem einzigen Manne zwey große Talente in gleichem Maße zugeſteht, ſo hat man nach ſehr unſtatthaften Gründen angenommen, Shakſpeare ſelbſt ſey nur ein mittelmäßiger Schauſpieler geweſen.*) Die Lehren Hamlets an den

---

*) Man hat noch keine beſtimmte Nachricht von einer Hauptrolle gefunden, die Shakſpeare in ſeinen eignen Stücken übernommen hätte. Im Hamlet ſpielte er den Geiſt: allerdings eine ſehr wichtige Rolle, weil das ganze Stück Gefahr läuft, ins Lächerliche zu fallen, wenn ſie verfehlt wird. Ein Schriftſteller jener Zeit ſagt in einem ſatiriſchen Pamphlet, der Geiſt habe erbärmlich gewinſelt, daraus ſchließt man, Shakſpeare habe ſchlecht geſpielt: welche Logik! Bey der Herſtellung des Theaters unter Carl dem Zweyten war man begierig, Ueberlieferungen und Nachrichten aus der ältern Zeit einzuſammeln. Lowin, der urſprüngliche Hamlet, unterrichtete Betterton über die Weiſe, wie die Rolle zu faſſen wäre. Es lebte noch ein Bruder Shakſpeare's, ein ſteinalter Mann, der niemals litterariſche Bildung gehabt, und bey dem das Alter das Gedächtniß geſchwächt hatte. Aus dieſem konnte man nichts weiter herausbringen als: er habe zuweilen ſeinen Bruder in

So ergießt ſich der Strom, aufſprudelnd aus kühlem Geklüfte,
Namenlos gehemmt bald in dem freudigen Lauf.
Auen hätt' er getränkt, er hätte Maſten getragen,
Schlürft' ihn tückiſch der Sand dorrender Wüſte nicht ein.
Andere Zeiten nun wälzen ſich um; zwar wechſeln ſie uns nicht,
Doch in den Orkus auch dringt die Geſchichte des Tags.
Schauernd erfuhr ich es drunten, die Welt will neu ſich geſtalten,
Aber in's Chaos erſt droht ſie verderblichen Fall.
Alte geheiligte Sitt' und Geſetz, und erträumte Verbeß'rung
Kämpfen auf Leben und Tod unter dem Menſchengeſchlecht.
Zahllos kommen die Opfer herab des berauſchenden Irrwahns,
In der Parteiung Krieg blöde, wie Heerden, gedrängt;
Während tyranniſche Geiſel ſie züchtigte, trotzend auf Freiheit,
Wie ſie des Niedrigen Haß gegen das Hohe genannt.
Andere drängen ſich nach mit wilder entflammten Geberden,
Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft.
Alle vermengt ſie die Nacht: die unerklimmbare Mauer
Eh'rner Verhängniſſe läßt keinen in's Leben zurück.
Doch wer ſchaffend und wirkend ſein Daſein droben bewährt hat,
Weidet an Träumen ſich noch rüſtig verwendeter Kraft.
Drum verzeih', o Bruder! den klagenden Laut von der Gruft her,
Der kalt athmend ſich dir hat um den Buſen gelegt,
Bring dem verbrüderten Geiſt ein Todtenopfer von Thränen
Und von Geſang; und ſo lebe denn, lebe mir wohl!

Schauſpieler beweiſen wenigſtens, daß er ein vollkommner Kenner war. Freylich iſt die Einſicht und das richtige Urtheil nicht immer mit den Mitteln der Ausführung gepaart; Shakſpeare beſaß aber ein ſehr wichtiges und zu oft nachgelaſſenes Erfoderniß der ernſten Schauſpielkunſt, eine ſchöne und edle Geſichtsbildung. Auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er Vorſteher des angeſehenſten Schauſpielhauſes geworden ſeyn würde, ohne das Talent ſelbſt zu ſpielen und das Spiel Andrer zu lenken. Konnte doch Ben Jonſon, wiewohl ein verdienſtvoller Dichter, nicht einmal die Stelle eines Schauſpielers erlangen, weil er keine glückliche Anlage hatte. Aus der angeführten Stelle im Hamlet, aus der burlesken Tragödie der Handwerker im Sommernacht-

---

der Stadt beſucht, und ihn einmahl einen Greis mit weißem Haar und Bart ſpielen ſehen. Nach der Beſchreibung ſchloß man, dieß müſſe der treue Bediente Adam in Wie es euch gefällt geweſen ſeyn, ebenfalls eine Rolle vom zweyten Range. Bey den meiſten Stücken Shakſpeare's weiß man nicht das geringſte über die Rollenvertheilung. Bey zwey Stücken Ben Jonſons ſteht Shakſpeare's Name unter denen der vornehmſten Schauſpieler.

Traum, und aus manchen andern Stellen, geht hervor, daß es ſchon damals eine Ueberſchwemmung von ſchlechten Schauſpielern gab, die auf alle die Abwege geriethen, woran wir uns heut zu Tage ärgern; aber das Publicum wußte, wie es ſcheint, ſehr gut zu unterſcheiden, und war nicht leicht zu befriedigen. *).

Ein kritiſches und ergründendes Studium der Alterthümer des engliſchen Theaters läßt ſich nur in England ſelbſt anſtellen: die alten Abdrucke der dahin gehörigen Stücke ſind ſogar dort ſelten, und in auswärtigen Bibliotheken gar nicht vorhanden; die neueren Sammler haben nur einzelne Proben und nicht den ganzen Vorrath geben können. Es wäre ſehr wichtig, alle Schauſpiele beyſammen zu ſehen, die unbezweifelt vorhanden waren, ehe Shakſpeare ſeine Laufbahn antrat, um mit Gewißheit zu ent-

---

*) Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht folgendes Gleichniß in Richard dem Zweyten:

As in a theatre the eyes of man,
After a well-grac'd actor leaves the stage,
Are idly bent on him that enters next,
Thinking his prattle to be tedious, etc.

ſcheiden, was er etwa in der dramatiſchen Kunſt von Andern lernen mögen. Das Jahr der Erſcheinung eines Stuckes auf der Bühne iſt aber meiſtens ſchwer auszumitteln, weil der Druck oft erſt ſehr lange nachher erfolgte. Wenn man in den Arbeiten der Zeitgenoſſen Shakſpeare's, auch der älteren, die aber doch gleichzeitig mit ihm zu ſchreiben fortfuhren, Aehnlichkeiten mit ſeinem Styl und Spuren ſeiner Kunſt entdeckt, ſo bleibt es immer zweifelhaft, ob man ſie für das ſchwächere Vorbild, oder für die unvollkommne Nachahmung zu halten hat. Shakſpeare ſcheint eben die Biegſamkeit des Geiſtes, und eben die Beſcheidenheit gehabt zu haben wie Raphael, der auch, ohne doch jemals ein Nachahmer, und ſeinem hohen und ſtillen Genius ungetreu zu werden, alle Fortſchritte ſeiner Mitwerber zu ſeinem Vortheile verwandte.

Einige ſchwache Verſuche, die Form der antiken Tragödie mit Chören u. ſ. w. einzuführen, ſind frühzeitig zum Vorſchein gekommen, aber bald ohne Wirkung verſchollen. Sie zeigen, wie die meiſten von den Neueren gemachten Verſuche dieſer Art, durch welche ſeltſamen Brillen man die alten Dichter ſah: denn es iſt unglaublich, wie unähnlich ſie den griechiſchen Tragödien ſind, nicht bloß an Werth und Gehalt, das verſteht ſich von ſelbſt, ſondern ſogar in den Aeußerlichkeiten, welche am leichteſten zu faſſen ſind. Am häufigſten wird Ferrex und Porrex oder das Trauerſpiel vom Gorboduc angeführt, die Arbeit eines Lords aus den erſten Zeiten der Eliſabeth. Pope hat dieß Stück wegen ſeiner Regelmäßigkeit hoch geprieſen, und beklagt, daß die gleichzeitigen Dichter nicht auf dieſem Wege fortgegangen; ſo, meynte er, hätte ſich in England ein claſſiſches Theater bilden können. Dieß Urtheil beweiſt nur, daß Pope, der doch für einen vollendeten Kenner der Poeſie gilt, ſelbſt von den erſten Elementen der dramatiſchen Kunſt keinen Begriff hatte. Es giebt nichts geiſt- und lebloſeres, auch im Ton der Sprache und im Versbau einförmiger hingeleyertes als dieſen Ferrex und Porrex; wiewohl die Einheiten des Ortes und der Zeit keinesweges beobachtet und eine Menge Begebenheiten darin abgefertigt ſind, ſo bleibt dennoch der Schauplatz gänzlich leer an Bewegung: alles, was geſchieht, wird in endloſen Berathſchlagungen zuvor angekündigt, und nachher in eben ſo endloſen Erzählungen berichtet. Ein andres misglücktes Werk verwandter Art, Muſtapha, ebenfalls von einem großen Herrn, iſt ein ermüdendes Gewebe von allen Spitzfindigkeiten der Staatsraiſon; beſonders die Chöre ſind wahre Abhandlungen. Indeſſen finden ſich unter den unzähligen gereimten Sentenzen manche, die wohl in den ſpäteren Stücken Corneille's ihre Stellen einnehmen könnten. Kyd, einer von den Vorgängern Shakſpeare's, die Ben Jonſon mit Lobe nennt, hat Garniers Cornelia bearbeitet. Das heißt in der That die Nachahmung der Alten aus der dritten oder vierten Hand empfangen.

Das erſte ernſthafte Stück, welches auf eine populare Wirkung berechnet war, iſt die ſpaniſche Tragödie, von dem Schauplatze der Geſchichte und nicht von der Entlehnung aus einem ſpaniſchen Schriftſteller ſo benannt. Es erhielt ſich ziemlich lange auf der Bühne, wiewohl die nachfolgenden Dichter es häufig zur Zielſcheibe ihres Spottes und ihrer Parodien machten. Es pflegt ſo zu gehen, daß das Publicum nicht leicht von einer in der erſten regen Empfänglichkeit für die Eindrücke einer noch unbekannten Kunſt gefaßten Vorliebe zurückkommt, auch wenn es längſt beſſere ja vortreffliche Werke kennen gelernt hat. Dieſes Stück iſt allerdings voller Abgeſchmacktheiten; der Verfaſſer hat ſich an die Schilderung der gewaltſamſten Lagen und Leidenſchaften gewagt, ohne ſeine Ohnmacht zu ahnden; beſonders iſt die Kataſtrophe, die an Entſetzlichkeit alles erſinnliche überbieten ſoll, auf läppiſche Art herbeygeführt, und macht bloß eine lächerliche Wirkung. Das Ganze iſt wie die Zeichnungen der Kinder, ohne Beobachtung der Proportionen, und mit unſichrer Hand gekritzelt. Bey vielem Bombaſt hat doch der Ton des Dialogs etwas natürliches, ja vertrauliches, und im Wechſel der Auftritte ſpürt man eine leichte Bewegung, wodurch der allgemeine Beyfall, den dieß unreife Werk erhielt, einigermaßen begreiflich wird.

Unter Shakſpeare's Vorgängern verdienen noch Lilly und Marlow bemerkt zu werden. Lilly war ein Schulgelehrter, und bemühte ſich in die engliſche Proſa und in den Geſprächston eine verſchrobne Zierlichkeit einzuführen, womit es ihm ſo gut gelang, daß er eine Zeitlang Mode-Schriftſteller war, und daß die Hofdamen nach ſeinem Buche Euphues ihre Unterhaltung bildeten. Sein Luſtſpiel in Proſa, Campaspe, iſt ein warnendes Beyſpiel, daß man aus Anekdoten und epigrammatiſchen Einfällen niemals ein dramatiſches Ganzes zuſammen baut. Der Verfaſſer war ein gelehrter Witzling, aber durchaus kein Dichter.

Marlow hatte mehr wahres Talent, und war auf einem richtigeren Wege. Er hat die Geſchichte Eduards des Zweyten zwar ſehr kunſtlos, jedoch mit einer gewiſſen Treue und Einfalt behandelt, ſo daß manche Auftritte ihre pathetiſche Wirkung nicht verfehlen. Seine Verſe ſind fließend, aber ohne Nachdruck; wie Ben Jonſon dazu kommt, den Ausdruck: Marlow's mighty line, von ihm zu gebrauchen, begreife ich nicht. Von Lilly's ſüßlicher Manier konnte Shakſpeare nichts lernen oder benutzen; in Marlow's Eduard dem Zweyten hingegen glaube ich allerdings das ſchwächere Vorbild der früheſten hiſtoriſchen Stücke Shakſpeare's zu entdecken.

Unter den alten Luſtſpielen in Dodsley's Sammlung ſcheinen mir der Flurſchütze von Wakefield, und Grim der Köhler von Croydon aus der früheren Zeit vor Shakſpeare herzurühren. Beyde ſind nicht ohne Verdienſt, in der Manier der Marionettenſtücke: in dem erſten iſt eine volksmäßige Ueberlieferung, in dem zweyten eine ſcherzhafte Legende mit treuherziger Jovialität behandelt.

Ich habe mich bey den Anfängen des engliſchen Theaters länger aufgehalten, als ſie ihrem innern Werthe nach verdienen, weil man neuerdings in England die Behauptung ans Licht gebracht hat, Shakſpeare zeige mehr Verwandtſchaft mit den in Vergeſſenheit gerathnen Werken ſeiner Zeitgenoſſen, als man bisher gewöhnlich zu glauben geneigt geweſen. Gewiſſe äußre Aehnlichkeiten dürfen uns eben ſo wenig Wunder nehmen, als die Gleichheit der Kleidertrachten an Bildniſſen aus derſelben Zeit. Im engeren Sinne aber gebraucht man das Wort Aehnlichkeit nur von der Verwandtſchaft der Züge, die den Geiſt und das Gemüth ausdrücken. Ferner können als ein gültiger Beweis für obige Behauptung nur ſolche Schauſpiele angeführt werden, die ausgemacht vor dem Anfange von Shakſpeare's Laufbahn geſchrieben ſind; denn in den Werken ſeiner jüngeren Zeitgenoſſen, eines Decker, Marſton, Webſter und Andrer iſt die etwanige Aehnlichkeit ganz natürlich zu erklären: die Spuren der Nachahmung Shakſpeare's ſind deutlich genug. Ihre Nachahmung hielt ſich indeſſen bloß an das Aeußerliche und Einzelne; dieſe Schriftſteller haben in der That, ohne die Tugenden ihres Muſters, alle die Fehler an ſich, welche unverſtändige Beurtheiler am Shakſpeare fälſchlich getadelt haben.

Ein etwas günſtigeres Urtheil verdienen Chapman, der Ueberſetzer des Homer, und Thomas Heywood, nach den einzelnen Probeſtücken von ihnen in Dodsley's Sammlung. Chapman hat die bekannte Geſchichte der Matrone von Epheſus unter dem Titel die Thränen der Witwe nicht ohne komiſches Talent behandelt. Heywoods durch Güte getödtete Frau (A woman kill'd with kindness) iſt ein bürgerliches Trauerſpiel: ſo früh finden ſich ſchon Beyſpiele von dieſer Gattung, die man für neu ausgegeben hat. Es iſt die Geſchichte einer zärtlich geliebten, und dennoch mit einem Verführer, den ihr Mann mit Wohlthaten überhäuft hat, treulos gewordnen Gattin; ihr Fehltritt wird entdeckt, ihr Gemahl kann keinen härteren Entſchluß über ſich gewinnen, als ſie ohne Kränkung ihrer Ehre von ſich zu entfernen; ſie grämt ſich vor Reue zu Tode. Die Verführung iſt nicht gehörig durch eine allmähliche Stufenfolge hindurchgeführt, aber die letzten Auftritte ſind wahrhaft erſchütternd. Ein deutlich ausgeſprochner moraliſcher Zweck iſt vielleicht dem bürgerlichen Trauerſpiel weſentlich; oder vielmehr eben dadurch wird eine Darſtellung menſchlicher Schickſale, ſie mögen Könige oder Privat-Familien betreffen, aus der idealiſchen Sphäre in die proſaiſche Welt herabgezogen. Aber wenn man einmal dieſe untergeordnete Gattung gelten läßt, ſo wird man finden, daß die Foderungen der Moral und der dramatiſchen Kunſt zuſammentreffen, und daß die höchſte Strenge der ſittlichen Grundſätze wiederum zur dichteriſchen Erhebung führt. Der Anblick der unächten Reue, die nur die Strafe abzukaufen ſucht, iſt peinlich; die Reue, als der Schmerz über die unerſetzliche Einbuße der Unſchuld, iſt einer wahrhaft tragiſchen Schilderung fähig. Man gebe dem obigen Stücke einen glücklichen Schluß, denſelben, der heut zu Tage in einem

Rom.

Elegie.

An Anne Louiſe Germaine

Baronin von Staël-Holſtein, geb. Necker.

Haſt du das Leben geſchlürft an Parthenope's üppigem Buſen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet ſich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrſcht mit den ſiebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenſeits, dort vom Sabinergebirg.
Aber den Wanderer leitet ein Geiſt tiefſinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.
Von uralter und älteſter Zeit, unerwecklich entſchlummert,
Heget der Ort Nachhall, bleibet der Stein Monument.
Faſt in der Dinge Beginn fand Zuflucht hier vom Olympus,
Hier im genügſamen Reich waltete golden Saturn.
Drüben erſtreckte ſich dann dein Sitz, zweiſtirniger Janus;
Nach Jahrtauſenden noch heißet der Hügel von dir.

bekannten Schauſpiele trotz des Aergerniſſes ſo allgemeinen Beyfall gefunden hat: nämlich die Ausſöhnung der Gatten, nicht am Sterbebette der Reuigen, ſondern bey geſundem Muthe, und die Erneuerung der Ehe; ſo würde es nicht nur um den moraliſchen, ſondern auch um den poetiſchen Eindruck geſchehen ſeyn.

Uebrigens iſt dieß Stück von Heywood ziemlich kunſtlos und leicht hin gearbeitet: ſtatt die Haupthandlung gehörig zu entwickeln, zerſtreut uns der Verfaſſer durch eine zweyte Verwickelung, die mit jener gar nicht oder ſehr loſe zuſammenhängt. Dieß darf uns nicht wundern, denn Heywood war zugleich ein Schauſpieler und ein übermäßig fruchtbarer Schriftſteller. Er hatte, wie er ſelbſt ſagt, zwey hundert und zwanzig Stücke ganz oder großentheils geſchrieben, und war ſo ſorglos über dieſe vermuthlich ohne viele Mühe zu Stande gebrachten Hervorbringungen, daß ihm die Handſchriften der meiſten abhanden gekommen waren, und daß nur fünf und zwanzig zur Bekanntmachung für den Druck übrig blieben.

Allen den bisher genannten Schriftſtellern und noch vielen andern iſt es nicht gelungen, wie viel Beyfall ſie auch bey ihren Lebzeiten finden mochten, ein lebendiges Andenken ihrer Werke auf die Nachwelt zu bringen. Unter Shakſpeare's jüngeren Zeitgenoſſen und Mitwerbern erlangten dieſe Auszeichnung nur wenige; hauptſächlich Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher, und Maſſinger.

Ben Jonſon fand an Shakſpeare einen bereitwilligen Aufmunterer ſeines Talents. Sein erſtes, wiewohl noch ziemlich unvollkommnes Stück Jedermann in ſeiner Laune (Every man in his humour) wurde durch Shakſpeare's Fürſprache auf die Bühne gebracht, am Sejanus legte Shakſpeare ſogar ſelbſt Hand an, und übernahm in beyden eine Hauptrolle. Dieſe gaſtfreye Aufnahme wurde dem großen Geiſte, der über alle Eiferſucht und kleinliche Künſtler-Leidenſchaften erhaben war, bald übel vergolten. Jonſon überhob ſich gegen Shakſpeare mit ſeiner Schulgelehrſamkeit, der einzigen Seite, wo er wirklich einen Vorzug vor ihm hatte, er ſtreute ſeinen Stücken und Prologen allerley beißende Anſpielungen ein, und verwarf beſonders jene Bezauberungen der Fantaſie, die Shakſpeare's eigenthümliches Erbtheil waren, als dem ächten Geſchmack entgegen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß man bemerken, daß er nicht unter einem glücklichen Geſtirn gebohren war: ſeine Stücke fielen ganz und gar, oder erfreuten ſich eines geringen Beyfalls neben der erſtaunlichen Popularität Shakſpeare's; obendrein hetzten ihn ſeine Nebenbuhler mit theatraliſchen und andern Satiren, als einen läſtigen Pedanten, der alles beſſer wiſſen wollte wie ſie: alles dieß zuſammen machte ihm viel ſchwarzgallichten Humor. Er beſaß wirklich einen ſehr gründlichen Verſtand, er war ſich bewußt, daß er die Kunſt mit Ernſt und Eifer ausübe; daß ihm die Natur eine Eigenſchaft verſagt hatte, welche durch keine Anſtrengung erlangt wird, nämlich die Grazie, konnte er freylich nicht ahnden. Er dachte: ſeines Fleißes kann ſich jedermann rühmen, wie Leſſing bey einer ähnlichen Gelegenheit ſagt. Nach einigen Unglücksfällen auf der Bühne nahm er alſo die Partey, im voraus zu erklären, ſeine Stücke ſeyen gut, und wenn ſie nicht gefallen ſollten, ſo könne dieß nur von dem Unverſtande der Menge herrühren. Sehr luſtig lautet die Ueberſchrift eines

verunglückten Luſtſpiels, das er im Druck herausgab: „wie es niemals vorgeſtellt, ſondern von ge-
„wiſſen Dienern des Königs höchſt nachläßig ge-
„ſpielt, und von andern Unterthanen des Königs
„noch ekler angeſehen und getadelt worden.“ *)

Jonſon war ein kritiſcher Dichter, im guten und im ſchlimmen Sinne des Wortes. Er ſuchte ſich deutlich Rechenſchaft abzulegen, was er jedesmal zu leiſten habe: es gelang ihm daher am beſten mit derjenigen Gattung, woran der Verſtand den größten, und Einbildungskraft und Gefühl nur einen untergeordneten Antheil hat, dem Charakter-Luſtſpiel. Er legte aber nichts in ſeine Werke hinein, was kritiſche Zergliederungen nicht wieder herausziehen können, weil er zu dieſen das Zutrauen hegte, ſie erſchöpften alles, wodurch die Poeſie gefällt und entzückt. Er ſah nicht ein, daß in der chemiſchen Retorte des Kritikers eben das koſtbarſte, der flüchtige Lebensgeiſt eines Gedichts, verdunſtet. Es

---

*) As it was never acted, but most negligently play'd by some, the King's servants, and more squeamishly beheld and censured by others the King's subjects.

fehlt ſeinen Werken überhaupt an Seele, an jenem unnennbaren Etwas, das immer von neuem anzieht und bezaubert, eben weil es ſich nicht erklären läßt. In den lyriſchen Stücken ſeiner Masquen vermißt man eine gewiſſe geiſtige Muſik der Bilder und Töne, die ſich nicht durch genaue Beobachtung ſchwieriger Sylbenmaße hervorbringen läßt. Ueberall ſteht er zurück in Bezug auf ſolche Vorzüge, die ſich von ſelbſt einſtellen müſſen, und um die es ſchon geſchehen iſt, wenn der Künſtler ſie ſich abſichtlich zu eigen machen will. Man muß es ihm nicht verargen, wenn er ſeine Werke für verdienſtlich hielt; denn ſie ſind wirklich ganz ſein eignes Verdienſt, wie erworbne ſittliche Eigenſchaften. Es koſtete ihm Mühe ſie hervorzubringen, und es macht leider auch Arbeit ſie zu leſen. Sie gleichen feſten und zweckmäßig errichteten Gebäuden, vor denen aber das ſchwerfällige Gerüſte ſtehen geblieben iſt, welches den leichten Ueberblick und den harmoniſchen Eindruck hindert.

Man hat von Jonſon zwey tragiſche Verſuche, und eine beträchtliche Anzahl Luſtſpiele und Masquen.

Zur Würde des tragiſchen Tons konnte er ſich wohl erheben, aber er hatte durchaus keine Anlage zum Pathetiſchen. Da er überall den Grundſatz der Nachahmung der Alten predigt, und man ihm die gelehrte Kenntniß ihrer Werke nicht abſprechen kann, ſo iſt es merkwürdig, wie weit ſich ſeine beyden Trauerſpiele in Gehalt und Form von der griechiſchen Tragödie entfernen. Man ſieht an dieſem Beyſpiel, welchen Einfluß der herrſchende Ton eines Zeitalters, und der Gang, welchen eine Kunſt einmal eingeſchlagen, auch auf einen ſehr ſelbſtändigen Geiſt hat. Bey dem hiſtoriſchen Umfange, den Jonſon ſeinem Sejanus und Catilina gab, war an Einheit der Zeit und des Ortes nicht zu denken; auch ſind beyde Stücke mit einer Menge von Nebenperſonen überhäuft, dergleichen man in keiner griechiſchen Tragödie findet. Im Catilina ſpricht der Geiſt des Sylla den Prolog, ungefähr wie der des Tantalus im Atreus und Thyeſtes von Seneca; dem Ende jedes Aufzuges iſt ein lehrhafter moraliſirender Chor angehängt, ohne gehörig eingeführt oder mit dem Ganzen verknüpft zu ſeyn. Darauf beſchränkt ſich die ganze Aehnlichkeit mit den Alten; übrigens bleibt es bey der Form von Shakſpeare's hiſtoriſchen Schauſpielen, aber ohne deren romantiſchen Reiz. Man kann nicht mit Gewißheit ſagen, ob Jonſon ſchon Shakſpeare's römiſche Stücke vor Augen hatte: vermuthlich wenigſtens beym Catilina; auf keinen Fall hat er ihm die Kunſt abgelernt, der Geſchichte treu zu bleiben, und dennoch die Foderungen der Poeſie zu befriedigen. Unter Jonſons Händen iſt der Stoff eben Geſchichte geblieben, ohne Poeſie zu werden; die geſchilderten politiſchen Vorfälle haben mehr das Anſehen eines Geſchäftes als einer Handlung. Catilina und Sejanus ſind gründliche dramatiſche Studien nach dem Salluſt und Cicero, nach dem Tacitus, Sueton, Juvenal und Andern; das iſt das beſte, was ſich davon rühmen läßt. Im Catilina, der übrigens vorzüglicher iſt als Sejan, muß man noch die nicht verſchmolzne Ungleichartigkeit der Maſſen tadeln. Der erſte Aufzug hat am meiſten Schwung, wiewohl er durch Mangel an Schonung empört: man ſieht eine geheime Zuſammenkunft der Verſchwörer, und die Natur ſcheint durch furchtbare Anzeichen der raſenden Begeiſterung der Bosheit zu antworten. Der zweyte Aufzug ſchildert die Intriguen und Liebeshändel verderbter Frauen, wodurch die Verſchwörung ans Licht kam, und ſtreift ſtark an das Luſtſpiel hin; die letzten drey Aufzüge enthalten dialogiſirte Geſchichte, mit vielem Verſtande entwickelt, aber ohne ſonderliche poetiſche Erhebung. Es iſt zu beklagen, daß Jonſon nur ſeinen eignen Text vom Sejanus gegeben, und Shakſpeare's Veränderungen nicht mitgetheilt hat. Man wäre neugierig zu ſehen, durch welche Mittel dieſer die Einförmigkeit des Stücks zu beleben verſucht haben mag, ohne deſſen Plan zu verändern, und in wie fern ſich ſein Genius fremden Abſichten zu fügen gewußt.

Nach dieſen Verſuchen entſagte Jonſon der tragiſchen Muſe, und in der That beſtimmte ihn auch ſein Talent ganz für das Luſtſpiel und zwar für das Charakter-Luſtſpiel Indeſſen iſt ſeine Charakteriſtik mehr ernſthaft ſpottend als zum Lachen eingerichtet; die ſpäteren römiſchen Satiriker waren faſt noch mehr ſeine Muſter als die Komiker. Jener leichte Scherz war ihm verſagt, der harmlos um alles gaukelt, der eine bloße Eingebung der Fröhlichkeit zu ſeyn ſcheint, aber um ſo philoſophiſcher iſt, weil er nicht eine beſtimmte Lehre einkleidet, ſondern nur eine allgemeine Ironie enthält. In Jonſons komiſchen Erfindungen zeigt ſich mehr Beobachtungsgeiſt als Fantaſie. Deswegen ſind ſeine Stücke auch von Seiten der Intrigue mangelhaft. Er hielt ſehr auf die Reinheit der Gattung, wollte keine romanhaften Motive gebrauchen, und nahm niemals ſeine Zuflucht zu einer Novelle. Aber ſeine Mittel der Verwickelung und Auflöſung ſind oft unwahrſcheinlich und gezwungen, ohne durch reizende Kühnheit die Einbildungskraft zu beſtechen. Auch wo er eine glückliche Anlage gemacht hat, bedarf er ſo viel Raum zum Ausmahlen der Charakter, daß man die Intrigue oft aus den Augen verliert, und die Handlung ſich nur ſchwerfällig fortbewegt. Er gleicht zuweilen den allzu genauen Porträtmahlern, die der Aehnlichkeit zu lieb jede Pockengrube und Sommerſproſſe mit in die Nachahmung aufnehmen zu müſſen glauben. Er iſt häufig beargwohnt worden, wirkliche Perſonen mit dieſer oder jener Rolle zu meynen; zugleich hat man ihm vorgerückt, ſeine Charakter ſeyen bloß perſonifizirte Allgemeinbegriffe, und wiewohl dieſe Vorwürfe einander zu widerſprechen ſcheinen, ſo ſind ſie doch beyde nicht ganz ohne Grund. Er war ein methodiſcher Kopf: wo er alſo einen Charakter einmal bey einem Hauptbegriffe gefaßt hatte, da führte er dieſen ſtrenge durch: was bloß zur individuellen Belebung gedient hätte, ohne ſich hierauf zu beziehen, hätte ihm eine Abſchweifung geſchienen. Auch ſind ſeine Namen meiſtens bis zu einer mißfälligen Deutlichkeit ſprechend, und zum Ueberfluſſe fügt er nicht ſelten dem Perſonen-Verzeichniß erklärende Beſchreibungen bey. Auf der andern Seite übte er den Grundſatz, der Komiker müſſe das wirkliche Leben darſtellen, mit einem kleinlichen Fleiße aus. Er faßte meiſtens die Sitten ſeiner Nation und ſeiner Zeit auf: dieß war zu loben, aber er hing ſich oft zu ſehr an äußerliche Eigenheiten, an Seltſamkeiten und Zierereyen des Redetons, die man damals Humore nannte, und die ihrer Natur nach ſo vorübergehend ſind als Kleidertrachten. Deswegen veraltete ſein Komiſches zum Theil ſehr ſchnell, und ſchon bey Wiedereröffnung des Theaters unter Carl dem Zweyten fanden ſich keine Schauſpieler, die dergleichen Caricaturen gehörig zu geben gewußt hätten. Solche Lo-

Ferner, ein hirtlicher Held Arkadiens, wendet Evander
Sich anſiedelnd hieher: Amphitryoniades
Ward, aus Iberien kommend, beherbergt unter dem Strohdach
Pallanteum's, und ſchlug, rächend, im Felſengeklüft
Cacus, der Nachbarn Schrecken, den flammaushauchenden Räuber:
Alſo cyklopiſch verwirrt ſtarrte noch Wildniß umher.
Endlich erſchwollen die Segel aus Phrygien: mild ſie empfangend
Ebnete landeinwärts Tibris den Wellenerguß,
Denn wohl wußt' er beſtimmt den Entführer der troïſchen Laren,
Fruchtbar an Weltherrſchaft Ilions Aſche zu ſä'n.
Aber Lavinium wurde nur erſt, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte von Roma gehört.
Langſam reifte zum Licht die Geburt; es verſuchte das Schickſal
Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere.
Mavors muß erſt liebend entglühn, die Veſtale gebären,
Erſt ſich der Wölfin Gier mildern in Mütterlichkeit,
Ehe die weihende Furche der Pflugſchaar konnte den Umkreiß
Jener romuliſchen Stadt ziehn um den Berg Palatin.
Doch wie der Halbgott gleich in der Wieg' einſt Schlangen erwürgte,
Wies, unmündig und klein, ſchon ſie den hohen Beruf.
Die zwölf Adler des Zeus, ſo Romulus ſah zu der Rechten,
Ueber den Erdball einſt ſollten ſie breiten den Flug.
Nicht durch rohe Gewalt: Rom wußte den Tod zu verachten.
Aber das Leben zugleich ehrt' es mit Sitt' und Geſetz.
Der das Aſyl aufthat, der Genoß lupercaliſcher Räuber,
Ordnete Väter, und ward ſelber zum Vater Quirin.
Dann der erſinnende Numa, der heimlichen Nymphe Vertrauter,
Reinigte alles in Kraft würdiger Religion.
Hütten genügten den Bürgern annoch, als, triftig den Enkeln
Schon vorſorgend, die Stadt manches gemeinſame Werk

calfarben, wenn ſie nicht verbleichen ſollen, müſſen ganz mit Geiſt durchdrungen ſeyn. Dieß wußte Shakſpeare zu leiſten. Man vergleiche ſeinen Osrick im Hamlet mit Faſtidius Briſk in Jonſons Jedermann außer ſeinem Humor: beydes ſind Schilderungen der faden Ziererey eines damaligen Höflings; aber Osrick, wiewohl er ſeine ganz eigne Sprache redet, bleibt für alle Zeiten ein treffendes und verſtändliches Bild der Geckerey, Faſtidius iſt ein Porträt in einer aus der Mode gekommnen Tracht, und weiter nichts. Indeſſen iſt Jonſon nicht immer in dieſen Fehler verfallen; ſein Hauptmann Bobadill zum Beyſpiel in Jedermann in ſeinem Humor, ein bettelhafter und feiger Abentheurer, der ſich bey jungen einfältigen Leuten als Raufer geltend macht, iſt zwar bey weitem nicht ſo ergötzlich und original als Piſtol, aber er bleibt in ſeiner Art auch nach veränderten Sitten muſterhaft, und ſpätere engliſche Komiker haben ihn nachgeahmt.

In dem eben genannten Stücke, Jonſons erſter Arbeit, iſt die Handlung äußerſt ſchwach und unbedeutend. In dem folgenden, Jedermann außer ſeinem Humor, iſt er noch weiter auf den

Abweg gerathen, die komiſche Wirkung bloß in Caricatur-Zügen ohne alles Intereſſe der Situationen zu ſuchen: es iſt eine Rhapſodie lächerlicher Auftritte ohne Zuſammenhang und Fortrückung. Auch der Bartholemäi-Jahrmarkt iſt bloß eine derbe Bambocciate, worin ſich eben nicht mehr Folge bemerken läßt, als in dem Gewühl, dem Lärm, den Zänkereyen und Diebereyen, die bey einer ſolchen Ergötzung des Pöbels vorzufallen pflegen. Die gemeine Behaglichkeit wird nur allzu natürlich geſchildert; doch verdient die Rolle des Puritaners ausgezeichnet zu werden: ſeine caſuiſtiſche Berathſchlagung, ob es erlaubt ſey nach der Sitte auf dem Jahrmarkt ein Spanferkel zu eſſen, nachher ſeine Strafrede gegen die Marionetten als einen heidniſchen Bilderdienſt, ſind unvergleichlich und voll von dem kräftigſten komiſchen Salz. Ben Jonſon ſah damals wohl nicht voraus, daß die Puritaner nach einem Menſchenalter mächtig genug werden würden, um für dergleichen Spöttereyen an ſeiner Kunſt eine ſehr ernſthafte Rache zu nehmen.

Von Seiten der Anlage verdienen am meiſten Lob: Volpone, der Alchymiſt und Epicoene oder das ſtumme Mädchen. In Volpone hat ſich Jonſon einmal in italiäniſche Sitten verſetzt, aber nicht von der idealiſchen Seite. Der Hauptgedanke iſt vortrefflich und großentheils meiſterlich ausgeführt, nachher aber geht alles zu ſehr auf Gaunereyen aus, wo dann die Criminal-Juſtiz ins Mittel treten muß, und das Stück nimmt mit der Beſtrafung der Schuldigen ein nichts weniger als luſtiges Ende. Im Alchymiſten gewähren ſo wohl die Betrüger als die Betrognen viel Unterhaltung, nur läßt ſich der Verfaſſer zu gründlich auf alchymiſtiſche Gelehrſamkeit ein. Von einem unverſtändlichen Kauderwelſch müſſen im Luſtſpiel nur kurze Proben gegeben werden, und am beſten iſt es, wenn ſie eine Nebenbedeutung haben, die der, welcher dieſe geheimnißvolle Sprache führt, nicht beabſichtet; auf die Länge fortgeſetzt macht es Langeweile, wie in den Schriften ſelbſt, die dabey zum Muſter gedient haben. In dem dummen Teufel (The devil's an ass) hat der Dichter von einer fantaſtiſchen Erfindung, womit er anhebt, die aber freylich nicht die ſeinige war, nicht den gehörigen Vortheil gezogen, und die getäuſchte Erwartung kann durch andre Szenen von gutem komiſchem Gehalt nicht zufrieden geſtellt werden.

Von allen Stücken Jonſons möchte wohl keines, ganz ſo wie es iſt, heut zu Tage auf dem Theater gefallen, wie ja auch die meiſten ſchon zu ſeiner Zeit nicht gefielen; aber Auszüge daraus durften ſich mit Glück machen laſſen. Ueberhaupt wäre aus ihm viel zu entlehnen, und ſo wohl an ſeinen Vorzügen als an ſeinen Mängeln viel zu lernen. Seine Charakter ſind meiſtens feſt und richtig gezeichnet, nur fehlt es oft an der Kunſt ſie durch den Contraſt der Situationen hervorzuheben. Selten hat er hierin Szenen ſo glücklich angelegt wie die in Jedermann in ſeinem Humor, wo der eiferſüchtige Kaufmann zu einem wichtigen Geſchäft abgerufen wird, da ſeine Frau eben einen ihm verdächtigen Beſuch erwartet, wo er alſo ſeinen Bedienten gern zum Wächter beſtellen will, ohne ihm doch ſein Geheimniß anzuvertrauen, weil er vor allen Dingen fürchtet, man möchte ſeine Eiferſucht merken. Dieſe Szene iſt ein Meiſterſtück, und wenn Jonſon immer ſo componirt hätte, ſo müßte man ihn unter die erſten komiſchen Dichter zählen.

Bloß der Vollſtändigkeit wegen erwähnen wir die **Masquen**: allegoriſche Gelegenheitsſtücke, meiſtens für Hoffeſte beſtimmt, und mit Maſchinerie, verlarvten Aufzügen, Tanz und Geſang ausgeſchmückt. Dieſe Nebengattung iſt mit Jonſon beynahe wieder ausgeſtorben, ſpäterhin hat nur der **Comus** von **Milton** einigen Ruhm erlangt. Wenn die Allegorie bey der bloßen Perſonification ſtehen bleibt, ſo muß ſie in einem Schauſpiel unfehlbar froſtig ausfallen; die Handlung ſelbſt ſollte allegoriſch werden, und dazu gehören ſinnreiche Erfindungen, wovon uns beynahe nur die ſpaniſchen Dichter glückliche Beyſpiele darbieten. Die bemerkenswertheſte Eigenheit der Masquen von Jonſon ſcheinen mir die ſogenannten Antimasquen zu ſeyn: eine Parodie, die der Dichter ſelbſt zuweilen ſeiner Erfindung beyfügt, und meiſtens dem ernſthaften Aufzuge vorangehn läßt. Da die idealiſchen Schmeicheleyen, wozu man die Götter vom Olymp herunter bemüht, leicht ins ſüßliche fallen, ſo wäre bey ſolchen Gelegenheiten dieß Gegenmittel wohl immer zu empfehlen.

Ben Jonſon, der in allen Stücken die Kunſt etwas handwerksmäßig betrachtete, hatte auch darin Aehnlichkeit mit dem Meiſter eines Handwerks, daß er ſich einen Geſellen zuzog. Er hatte einen Bedienten, Namens Broom, der ſich durch den Umgang und die Lehren ſeines Herrn zum Schauſpieldichter bildete, und mit Beyfall Luſtſpiele auf die Bühne brachte.

Beaumont und Fletcher werden immer zuſammen genannt, als wären ſie zwey unzertrennliche Dichter, die alle ihre Werke gemeinſchaftlich entworfen und ausgeführt hätten. Dieſe Vorſtellung iſt aber nicht ganz richtig. Man weiß zwar ſehr wenig von ihren Lebensumſtänden, indeſſen iſt es gewiß, daß Beaumont ſehr jung ſtarb; Fletcher überlebte ſeinen jüngeren Freund zehn Jahre, und fuhr ſo anhaltend fort in ſeiner Laufbahn als dramatiſcher Dichter thätig zu ſeyn, daß verſchiedne Stücke von ihm erſt nach ſeinem Tode auf die Bühne gebracht, und einige unfertig hinterlaſſene von fremder Hand vollendet wurden. Die unter beyder Namen geſammelten Stücke belaufen ſich über funfzig; es iſt alſo wahrſcheinlich, daß von dieſer beträchtlichen Anzahl vielleicht die Hälfte als die Arbeit

Fletchers allein betrachtet werden muß. Beaumonts und Fletchers Werke erſchienen erſt eine geraume Zeit nach ihrem Tode, die Herausgeber haben ſich nicht damit bemüht, den Antheil eines jeden kritiſch zu ſondern, noch weniger über die etwanige Verſchiedenheit ihres Talents Aufſchlüſſe zu geben. Einige Zeitgenoſſen haben Fletchern insbeſondre kühnen Schwung der Einbildungskraft, und ſeinem Freunde reifes Urtheil zugeſchrieben; jener war nach ihrer Meynung eigentlich das erfinderiſche Genie, dieſer der lenkende und mäßigende Kunſtrichter. Allein dieſe Angabe gründet ſich auf nichts. Es iſt jetzt unmöglich, die Hand eines jeden an ſichern Kennzeichen zu unterſcheiden, und es verlohnt ſich auch nicht der Mühe. Alle ihnen zugeſchriebnen Stücke, mögen ſie nun von einem allein, oder von beyden zuſammen herrühren, ſind in demſelben Geiſte und in derſelben Manier gedichtet. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß nicht das Bedürfniß, ihre beyderſeitigen Mängel zu ergänzen, ſondern vielmehr eine große Aehnlichkeit der Sinnesart ſie bewog, ſich ſo anhaltend zu verbinden.

Beaumont und Fletcher begannen ihre Laufbahn bey Lebzeiten Shakſpeare's, Beaumont ſtarb noch vor ihm, und Fletcher überlebte ihn nur um neun Jahre. Aus einigen parodirenden Anſpielungen läßt ſich ſchließen, daß ſie eben keine übermäßige Ehrerbietung vor ihrem großen Vorgänger hatten, von dem ſie doch ſo vieles gelernt, und aus dem ſie unläugbar manche einzelne Gedanken entlehnt haben. Sie folgten ſeinem Beyſpiel in der ganzen Form ihrer Schauſpiele, unbekümmert um Ben Jonſons abweichende Grundſätze und um die Nachahmung der Alten. Sie ſchöpften wie er aus Novellen und Romanen, ſie ließen pathetiſche und burleske Auftritte mit einander abwechſeln, und ſuchten durch die Verknüpfung der Vorfälle den Eindruck des Außerordentlichen und Wunderbaren zu erregen. Ihre Abſicht, Shakſpeare'n in derſelben Gattung zu überbieten, liegt oft deutlich genug am Tage; ihre lobenden Zeitgenoſſen gehn geradezu mit der Sprache heraus, ſtellen Shakſpeare weit gegen Beaumont und Fletcher zurück, und behaupten, durch dieſe ſey die engliſche Bühne erſt zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden. In der That verdunkelten ſie in einem gewiſſen Grade Shak ſpeare's Ruhm in dem nächſten Menſchenalter nach ihm, und noch unter Carl dem Zweyten beſaßen ſie eine größere Popularität als er; der Fortgang der Zeiten hat alles wieder in die gehörige Ordnung gebracht. Da auf dem Theater ſelbſt das Vortrefflichſte durch häufige Wiederhohlung ſich abnutzt, und die Neuheit einen großen Reiz hat, ſo iſt die dramatiſche Kunſt dem Einfluß der Mode ſehr unterworfen; ſie iſt mehr als andre Zweige der Litteratur und ſchönen Kunſt der Gefahr ausgeſetzt, ſchnell vom großen einfachen Styl zu einer ſchimmerreichen und oberflächlichen Manier über zu gehen.

In der That waren Beaumont und Fletcher Männer von den ausgezeichnetſten Talenten, es fehlte ihnen faſt nichts als tiefer Ernſt des Gemüthes und eine gewiſſe künſtleriſche Weisheit, die in allem Maß hält, um einen Platz neben den größten dramatiſchen Dichtern aller Nationen zu verdienen. Sie beſaßen eine ungemeine Fruchtbarkeit und Biegſamkeit des Geiſtes, und eine glückliche Leichtigkeit, die nur allzu oft in Leichtſinn ausartete. Die höchſte Vollkommenheit haben ſie faſt nirgends erreicht, ich möchte behaupten, ſie haben ſie nicht einmal geahndet; aber mehrentheils ſcheinen ſie ganz nahe daran zu ſeyn. Und warum blieb es ihnen verſagt den letzten Schritt zu thun? Die Poeſie war für ſie nicht eine innre Andacht des Gefühls und der Einbildungskraft, ſondern ein Mittel zu glänzendem Erfolge. Sie gingen zuvörderſt auf die Wirkung, die dem großen Künſtler von ſelbſt zufallen muß, wenn er vor allen Dingen darauf bedacht iſt, ſich ſelbſt zu befriedigen. Schauſpieler waren ſie nicht *) wie die meiſten ihrer Vorgänger; aber ſie lebten in der Nähe des Theaters, in beſtändigem Verkehr damit, und ſie verſtanden ſich vortrefflich darauf. Auch kannten ſie ihre Zeitgenoſſen aus dem Grunde, allein ſie fanden es bequemer, dem Publicum gefällig entgegenzukommen, als es wie Shakſpeare zu ſich emporzuheben. Sie lebten in einem kräftigen Zeitalter, welches leichter Ausſchweifungen jeder Art verzieh, als Schwäche und

---

*) In dem von Jakob dem Erſten ertheilten Privilegium der königlichen Schauſpieler wird neben Shakſpeare Laurence Fletcher als Vorſteher der Geſellſchaft genannt. Der Dichter hieß John Fletcher. War jener vielleicht ein Bruder oder naher Verwandter von ihm?

Bauen gelernt: viereckig gehaun nach etruriſchem Richtmaaß,
  Ohn' anfugenden Kitt Maſſen auf Maſſen gelegt,
Hub ſich die Ringmau'r ihnen, vertieften ſich Wölbungen unten,
  Mit Bollwerken umdämmt wurde der Fels Capitol.
Viele Verfaßungen ſtürzten dahin: noch ſtehn die Gemäuer,
  Welch' einſt Ancus begann, oder Superbus entwarf.
Bald nun erſchien der Decier Muth, und die Beile des Brutus.
  Häupter, vom Pflug oft her, oder vom Heerde, geholt,
Kamen, erretteten, ſiegten, vernichteten oder bezähmten,
  Und dann kehrten ſie heim, ſtill, zu dem Rindergeſpann.
Rüſtigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch ſchienen
  Unter dem greiſen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Welt-Herr,
  Weil ſie im Abglanz Ihn ſtellten am würdigſten dar.
Oft zwar drängte ſie Noth, doch jene verzweifelten nimmer,
  Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gefahr wuchs jedem der Muth, ſich für Alle dem Tod weihn,
  Schien einfältige Pflicht ihnen in bäuriſcher Bruſt.
Wolluſt preiſen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen,
  Schuf dem Fabricius Grau'n, nicht das gewaltige Thier.
Wacht, und bewahrt, o Römer, die Zucht! Nach Zeiten, da Trotz euch
  Veji in's Antlitz bot, kommen gefährlichere.
Bald wird eure Geſchicht' Ein einziger langer Triumphzug,
  Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum.
Euch reift Ernte des Ruhms: euch hat Carthago gewuchert,
  Gleichwie der trunkene Gott euch Alexander geſiegt.
Zu Schiedsrichtern der Völker beſtellt, und der Könige Schrecken,
  Falls ihr die Wage gerecht hieltet, ſo möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen nach Jovis untadlicher Vollmacht;
  Doch zu des Glücks Vorwurf macht ihr das hohe Gedeihn.

Kälte. Sie ließen ſich daher niemals von poetiſchen noch moraliſchen Bedenklichkeiten aufhalten, und dieſe Zuverſicht kam ihnen zu Statten: ſie gleichen gewiſſermaßen Nachtwandlern, die bey verſchleßnen Augen auch auf gefährlichen Wegen nicht fallen. Selbſt wenn ſie das verkehrteſte unternehmen, ſo greifen ſie es mit einem gewiſſen Geſchick an. Bey anfangender Ausartung der dramatiſchen Kunſt verlieren die Zuſchauer zuerſt die Fähigkeit, ein Schauſpiel im Ganzen zu beurtheilen; auf die Harmonie der Zuſammenſetzung, auf das richtige Verhältniß aller Theile wenden Beaumont und Fletcher daher den wenigſten Fleiß. Nicht ſelten laſſen ſie eine glücklich gemachte Anlage fahren, und ſcheinen ſie beynah zu vergeſſen, ſie bringen etwas anders an, was an ſich gefallen und unterhalten kann, aber nicht an dieſe Stelle gehört, und nicht vorbereitet iſt. Sie ſpannen immer die Neugier, oftmals die Theilnahme, ſie reißen mit ſich fort; jedoch erregen ſie die Erwartung beſſer als ſie ſie zu befriedigen wiſſen. So lange man ſie lieſt, fühlt man ſich lebhaft getroffen, aber es bleiben wenig unvergeßliche Eindrücke davon zurück. Am meiſten mißlingt es ihnen mit ihren tragiſchen Anſprüchen, weil ſie das Gefühl nicht genug aus den Tiefen der menſchlichen Natur ſchöpfen, und die Betrachtung nicht genug auf die menſchlichen Schickſale im allgemeinen hinlenken; weit vorzüglicher ſind ſie im Komiſchen, und in den ernſthaften und pathetiſchen Darſtellungen, welche die Mitte zwiſchen dem Komiſchen und Tragiſchen einnehmen. Die Charakter ſind oft mit einer gewiſſen Willkühr angelegt, und werden ſich ſelbſt ungetreu, wenn es dem Dichter nach ſeinen augenblicklichen Bedürfniſſen bequem fällt; in der äußerlichen Erſcheinung haben ſie Haltung genug. Den ganzen Nachdruck ihres Talents wenden Beaument und Fletcher auf Gemählde der Leidenſchaften; allein ſie laſſen ſich wenig mit der geheimen Geſchichte des Herzens ein: ſie übergehen die erſten Regungen und die allmähliche Steigerung eines Gefühls; ſie faſſen es gleich in ſeinen höchſten Graden auf, und entwickeln alsdann deſſen Symptome bis zur Täuſchung ergreifend, nur mit einer übertriebenen Kraft und Fülle. Wenn aber auch ihr Ausdruck nicht immer die ſtrengſte Wahrheit hat, ſo ſcheint er doch immer natürlich: alles hat freye

Bewegung, nichts iſt mühſam erzwungen oder weit hergehohlt, wenn es auch noch ſo ſeltſam auffällt. Sie vereinigen durchaus in ihrem Dialog den vertraulichen Ton des wirklichen Umgangs und den Schein der augenblicklichen Eingebung mit poetiſchem Schwunge. Sie gehen zwar auf eben die beliebte Natürlichkeit aus, welche einigen Schauſpieldichtern unſrer Zeit ſo große Gunſt gewonnen hat; aber dieſe ſuchten ſie in der Entfernung aller erhebenden Fantaſie, und mußten daher nothwendig in Plattheit verfallen. Beaumont und Fletcher paaren meiſtens die Natürlichkeit mit der Fantaſterey, ſo gelingt es ihnen, das Gemeine als außerordentlich vorzuſtellen, und ein gewiſſes Trugbild des Idealiſchen zu retten. Die Sittlichkeit dieſer Schriftſteller iſt zweydeutig. Nicht als ob ſie nicht Seelengröße und Güte, und auf der andern Seite Niedrigkeit und Bosheit mit ſtarken Farben contraſtirten, nicht als ob ſie nicht gewöhnlich mit der Beſchämung oder Beſtrafung der letzten endigten; aber zu oft wird mit Edelmuth Prunk getrieben, wo nur von Pflicht und Rechtlichkeit die Rede ſeyn ſollte. Alles Gute und Vortreffliche geht in ihrer Schilderung mehr aus wandelbaren Aufwallungen hervor als aus feſten Grundſätzen; ſie ſcheinen die Tugenden in das Blut zu verlegen; und ganz dicht daneben brüſten ſich bloß ſelbſtiſche und inſtinktartige Triebe, als wären ſie vornehmerer Abkunft. Es giebt eine unheilbar gemeine Seite der menſchlichen Natur, welcher ſich der Dichter immer nur mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit nähern ſollte, wenn er nicht umhin kann ſie wahrnehmen zu laſſen; Beaumont und Fletcher hingegen gönnen der Natur gar keinen Schleyer. Sie gehen über alles gerade mit der Sprache heraus, ſie machen den Zuſchauer zum unwilligen Vertrauten von allem, was edlere Gemüther ſogar vor ſich ſelbſt verheimlichen. Was ſich dieſe Dichter daher von Seiten der Unanſtändigkeit erlauben, das überſteigt alle Vorſtellung. Die Zügelloſigkeit in den Reden iſt das geringſte; viele Auftritte, ja ganze Verwickelungen ſind ſo angelegt, daß ſchon der bloße Gedanke davon, geſchweige denn der Anblick, die Sittſamkeit aufs gröbſte beleidigt. Ariſtophanes iſt ein verwegner Dollmetſcher der Sinnlichkeit, aber wie die griechiſchen Bildhauer in den Geſtalten der Satyrn u. ſ. w., verweiſt er ſie in das bloß thieriſche Gebiet, wohin ſie gehört; nach der damaligen Sittenlehre beurtheilt, iſt er weit unanſtößiger. In einer ganz andern Sphäre legen Beaumont und Fletcher die unſaubre und ekelhafte Haushaltung des Laſters zur Schau; ihre Compoſitionen gleichen dem Tuch voll reiner und unreiner Thiere im Geſicht des Apoſtels. Dieß war der allgemeine Hang der dramatiſchen Schriftſteller unter Jakob und Carl dem Erſten. Es iſt als ob ſie gefliſſentlich den Puritanern hätten Recht geben wollen, welche behaupteten, die Theater ſeyen eben ſo viele Schulen der Verführung und Kapellen des Teufels.

Denen, welche bloß zu ihrer Unterhaltung und allgemeinen Geiſtesbildung leſen, kann man Beaumonts und Fletchers Werke nur mit Einſchränkung empfehlen. *) Für den ausübenden Künſtler hingegen und für den kritiſchen Kenner der dramatiſchen

---

*) Deßwegen kann ich auch die neuerdings angefangne Unternehmung nicht billigen, ſie ins Deutſche zu überſetzen. Für unſer großes Publicum ſind ſie einmal nicht, und wer aus der dramatiſchen Poeſie ein beſondres Studium macht, wird ſchon den Weg zu den Originalen zu finden wiſſen.

Kunſt iſt unendlich viel daraus zu lernen, ſowohl von Seiten ihrer Vorzüge als ihrer Ausſchweifungen. Eine ausführliche Zergliederung eines oder des andern von ihren Werken, wozu uns hier der Raum gebricht, würde dieß in das hellſte Licht ſetzen. Für die Vorſtellung hatten dieſe Stücke zu ihrer Zeit die Bequemlichkeit, daß dazu nicht ſo große Schauſpieler erfoderlich ſind, wie zu den Hauptrollen von Shakſpeare's Stücken. Um ſie heut zu Tage wieder auf die Bühne zu bringen, müßten die meiſten ganz umgeſchmelzen werden, bey einigen könnte man mit Weglaſſen, Mäßigen und Reinigen abkommen. *)

Eine beſondre Erwähnung verdienen die *zwey edlen Vetter* (Two noble kinsmen) weil ſie von Shakſpeare und Fletcher gemeinſchaftlich herrühren ſollen. Ich ſehe keinen Grund, dieſe Angabe zu bezweifeln; das Stück iſt zwar erſt nach dem Tode beyder erſchienen, aber in welcher Abſicht

---

*) So viel ich weiß, iſt bis jetzt nur ein einziges auf dem deutſchen Theater, nämlich Rule a wife and have a wife, von Schröder bearbeitet unter dem Titel: *Stille Waſſer ſind tief*, welches, gut aufgeführt, immer viel Beyfall gefunden hat.

hätte der Herausgeber oder Drucker dieß betrügeriſcher Weiſe vorgeben ſollen, da Fletchers Name damals wenigſtens eben ſo berühmt oder noch berühmter als Shakſpeare's war? Wäre es die Arbeit Fletchers allein, ſo müßte man es unſtreitig für das vortrefflichſte unter ſeinen ernſten und heroiſchen Stücken erklären. Indeſſen es würde parteyiſch ſeyn, einem ſonſt talentvollen Schriftſteller ein Werk deswegen abzuſprechen, weil es zu gut für ihn ſey. Könnte nicht Fletcher, der in den Gedanken und Bildern nicht ſelten einige Verwandtſchaft mit Shakſpeare zeigt, einmal das Glück gehabt haben, ſich ihm mehr zu nähern als gewöhnlich? Noch mißlicher wäre es, auf die Aehnlichkeit einzelner Stellen mit Shakſpeareſchen zu fußen. Dieß könnte vielmehr eine Spur der Nachahmung ſeyn. Ich gründe mich alſo bloß auf die hiſtoriſche Angabe, die vermuthlich von einer Ueberlieferung der Schauſpieler herrührt. Es giebt Kenner der Mahlerey, die bey den Gemählden Raphaels, welche, wie bekannt, nicht immer ganz von ſeiner Hand ausgeführt ſind, auf ſich nehmen zu entſcheiden, was Franceſco Penni oder Giulio Romano oder irgend ein andrer Schüler daran gemahlt.

Ich wünſche ihnen Glück zu der Feinheit ihrer Unterſcheidung; ſie ſind dabey wenigſtens ſicher vor der Gefahr wiederlegt zu werden, weil es an Nachrichten fehlt. Ich möchte dieſe Kenner jedoch daran erinnern, daß Giulio Romano ſich durch eine Copie des Andrea del Sarto nach Raphael hintergehen ließ, und zwar in Abſicht auf ein Bild, woran er ſelbſt mitgemahlt hatte. Der vorliegende Fall iſt indeſſen eine noch weit verwickeltere Aufgabe der Kritik. Der Entwurf von Raphaels Bildern rührte wenigſtens von ihm allein her, und nur die Ausführung wurde theilweiſe ſeinen Schülern überlaſſen. Um aber auszumitteln, was an den zwey edlen Vettern Shakſpeare'n gehören kann, müßte man nicht nur die Verſchiedenheit der Hände in der Ausführung unterſcheiden, ſondern Shakſpeare's Einfluß auf die Anlage des Ganzen beſtimmen. Wenn er ſich aber einmal zur Hervorbringung eines Werkes mit einem andern Dichter vereinigte, ſo wird er ſich auch in einem gewiſſen Grade nach deſſen Anſichten haben bequemen, und darauf Verzicht thun müſſen, ſeine innerſte Eigenthümlichkeit kund zu geben. Soll ich unter ſo vielen Gründen zum

Zweifeln dennoch irgend einen Ausſpruch wagen, ſo glaube ich Shakſpeare's Geiſt in einer gewiſſen idealiſchen Reinheit wahrzunehmen, die dieſes Stück vor Fletchers übrigen voraus hat, und in der gewiſſenhaften Treue, womit die aus Chaucers Palämon und Arcites entlehnte Geſchichte behandelt iſt. Im Styl dürfte Shakſpeare's Hand an einer an Dunkelheit gränzenden Kürze und Gedankenfülle am erſten erkennbar ſeyn; in der Farbe des Ausdrucks haben ſonſt alle damaligen Dichter viel Aehnlichkeit mit einander. Die erſten Aufzüge ſind am ſorgfältigſten ausgearbeitet, nachher dehnt ſich das Stück auf epiſche Art in die Länge; das dramatiſche Geſetz, die Handlung gegen den Schluß zu beſchleunigen, iſt nicht genugſam beobachtet. Die Rolle der Tochter des Schließers, deren Wahnſinn kunſtlos in lauter Monologen fortgeführt wird, iſt gewiß nicht von Shakſpeare, man müßte denn annehmen, er habe ſeine eigne Ophelia überbietend nachahmen wollen.

Uebrigens war die Sitte damals ſehr allgemein, daß zwey oder gar drey Dichter ſich zu einem Schauſpiele vereinigten. Außer dem beſtändigen Beyſpiele von Beaumont und Fletcher finden ſich eine Menge andre. Die Berathſchlagungen über die Anordnung des Plans wurden meiſtens bey fröhlichen Gelagen in öffentlichen Häuſern vorgenommen, wo es einmal einem der Theilnehmer wiederfuhr, weil er in poetiſcher Trunkenheit ausgerufen hatte: „Ich will es „unternehmen, den König umzubringen!“ als Hochverräther verhaftet zu werden, bis das Misverſtändniß ſich aufklärte. Für die leichteren Gattungen, welche geſelliger Witz beleben muß, mag dieſe Art der Compoſition gut ſeyn; überhaupt in Abſicht auf theatraliſche Wirkung mögen vier Augen mehr ſehn als zwey, und gegenſeitige Einwendungen mögen die geſchickteſten Mittel ausfinden helfen. Die höchſte dichteriſche Begeiſterung dürfte aber vielmehr einſiedleriſch als mittheilſam ſeyn, denn ſie ſucht immer den Ausdruck für etwas unausſprechliches, was durch einzelne Worte nur geſchwächt und zerſtreut wird, und was ſie nur durch den Geſamt-Eindruck des vollendeten Kunſtwerks erreichen kann, deſſen Idee ihr vorſchwebt.

Ein unvergleichliches und in ſeiner Art einziges Werk von Beaumont und Fletcher iſt der Ritter

Nicht der Samnite, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpft euch.
So will's euer Geſchick: ſelbſt nur erlieget ſich Rom.
Wer nie bebte dem Eiſen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Deſſen bethörender Glanz hegt Baſiliſkennatur.
Haſt du verlernt zu entbehren, und wähnſt den Beſitz zu ertragen?
Herr dein ſelbſt ſein, gilt's, oder von allem der Sclav.
Nie zu erſättigen ſchwelgt die Begier; die erkünſtelten Laſter,
Her aus der Fremde geſchifft, kauft unerſchwinglicher Preis.
Feil iſt Allen der Staat: dir, Craſſus, um Sand des Paktolus;
Stolz will ſchaltende Macht, Spiele der Pöbel und Brod.
Scaurus und Fabius heißt ihr wie ſonſt: doch erröthen der Ahnen
Bildniſſ' im Vorſaal euch; immer entartetere
Söhne ſich zeugt das verderbte Geſchlecht. Ohnmächtige Vorſicht,
Die dem entnervenden Strom Schranken entgegengeſtellt!
Alles ja folget dem Strudel; das Recht wird falſches Gewebe,
Freiheit wildes Gelüſt, Larve die Religion.
Was dem Gemüth einprägten die biederen Bräuche der Vorzeit,
Sind Buchſtaben in Erz, dennoch erlöſchet die Schrift.
Was wohl dürfte beſtehn, wenn römiſche Tugend und Freiheit
Niedergeſtürzt? Nichts bleibt unter dem Menſchengeſchlecht.
Auch ſo fielen ſie groß. Als Bürgerentzweiung in Roms Blut
Tauchte das römiſche Schwert, ſah die beſudelte Welt
Alles gebändigt, nur nicht die erhabene Seele des Cato.
War frei leben verſagt, ſterben doch lehrten ſie frei.
Solcherlei Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch: nirgends
Hat ſich die Stoa wie hier würdige Schüler geſtählt.
Immer noch will ſich bewähren der Thatkraft mächtiger Nachdruck,
Im ausſchweifenden Thun kühner Gedanken Entwurf.
Dieß Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erſtaunen.
Aus den Gemüthern hinaus flüchtet ſich Roms Majeſtät

von der brennenden Mörſerkeule (the Knight of the burning pestle). Es iſt eine Parodie der Ritterromane, der Gedanke des Ganzen iſt aus dem Don Quixote entlehnt, aber die Nachahmung iſt mit ſolcher Freyheit behandelt und auf Spenſers Feenkönigin insbeſondre gewandt, daß ſie für eine zweyte Erfindung gelten kann. Aber die eigentlich ſinnreiche Neuheit des Stückes beſteht in der Zuſammenſtellung dieſer Ironie über einen chimäriſchen Misbrauch der Poeſie mit einer andern gerade entgegengeſetzten Ironie über die Unfähigkeit irgend eine Dichtung und die dramatiſche Form insbeſondre zu begreifen. Ein Gewürzkrämer und ſeine Frau kommen als Zuſchauer aufs Theater, ſie ſind unzufrieden mit dem Stück, das eben angekündigt wird, ſie verlangen ein Schauſpiel zu Ehren der Bürgerſchaft, und Ralph, ihr Lehrburſche, ſoll die Hauptrolle darin ſpielen. Man willfahrt ihnen, aber ſie ſind damit noch nicht zufrieden, machen über alles ihre Bemerkungen, und reden den Schauſpielern immerfort darein. Schon Ben Jonſon hatte erdichtete Zuſchauer zur Schau geſtellt, aber es waren entweder wohlwollende Erklärer oder ungeſchickte Tadler der Abſichten des Dichters: ſie führten alſo immer nur ſeine eigne Sache. Der Gewürzkrämer und ſeine Frau hingegen repräſentiren eine ganze Gattung, nämlich die unpoetiſchen und von Kunſtſinn entblößten Zuſchauer. Die Illuſion wird bey ihnen zum leidentlichen Irrthume, das Vorgeſtellte wirkt auf ſie als wäre es wirklich, ſie ſind dabey dem Eindrucke jedes Augenblicks hingegeben und nehmen Partey für oder wider die Perſonen. Auf der andern Seite zeigen ſie ſich aller ächten Illuſion, d. h. der lebhaften Verſetzung in den Geiſt der Dichtung unfähig: Ralph, wie heldenmäßig und ritterlich er ſich auch gebehrden mag, bleibt für ſie immer Ralph, ihr Lehrburſche, und ſie maßen ſich an, nach augenblicklichen Einfällen Auftritte zu verlangen, die ganz aus dem Plane des angefangnen Stücks herausgehn. Kurz, die Anſichten und Zumuthungen, womit die Dichter oft von einem proſaiſchen Publikum beläſtigt werden, ſind auf das geiſtreichſte und ergötzlichſte in dieſen Caricaturen von Zuſchauern perſonifizirt.

Die treue Schäferin, eine Paſtorale, wird von einigen engliſchen Kritikern ſehr gerühmt, weil ſie allerdings mit großem Fleiß in gereimten und zum Theil lyriſchen Verſen ausgearbeitet iſt. Mir ſcheint es ein ganz verfehltes Werk zu ſeyn. Fletcher wollte auch einmal claſſiſch ſeyn, und that ſeinem natürlichen Talente Gewalt an. Vermuthlich hatte er die Abſicht, Shakſpeare's Sommernacht-Traum zu überbieten, aber er hat eine eben ſo ſchwerfällige Dichtung ans Licht gebracht, als jene leicht und luſtig iſt. Das Stück iſt mit Mythologie und landſchaftlichen Schilderungen überladen, untheatraliſch, und dabey ſo weit entfernt von dem ächten Ideal der Schäferwelt, daß es vielmehr die größten Gemeinheiten enthält. Man könnte es eine ſehr unſittſame Lobpreiſung der Keuſchheit nennen. Ich will hoffen, daß Fletcher Guarini's Pastor fido nicht gekannt hat, ſonſt wäre ſein Misgriff noch weniger zu entſchuldigen.

Es fehlt uns hier an Raum, von den übrigen Werken Beaumonts und Fletchers im einzelnen zu reden, wiewohl ſie zu vielen lehrreichen Bemerkungen Anlaß geben können. Im Ganzen kann man von dieſen Schriftſtellern ſagen, ſie haben ſich einen prächtigen Palaſt erbaut, aber nur in den Vorſtädten der Poeſie, während Shakſpeare im Mittelpunkte der Hauptſtadt ſeinen königlichen Sitz hat.

Maſſingers Andenken iſt noch vor kurzem durch eine Ausgabe ſeiner Werke erneuert worden. Einige Litteratoren wollen ihn über Beaumont und Fletcher ſtellen, als hätte er ſich der Vortrefflichkeit Shakſpeare's mehr angenähert als dieſe. Ich kann dieß nicht finden. Er ſcheint mir die größte Aehnlichkeit mit jenen beyden zu haben, in der Anlage der Stücke, im Ton der Sitten, auch in der Sprache und in dem vernachläßigten Versbau. Ich würde es nicht unternehmen, an innern Kennzeichen zu unterſcheiden, ob ein Schauſpiel von Maſſinger oder von Beaumont und Fletcher herrührt. Dieß gilt auch von andern Zeitgenoſſen, z. B. von Shirley, von dem wirklich ein paar Stücke ſich unter die Anzahl der den beyden letztgenannten zugeſchriebenen Werke eingeſchlichen haben ſollen. Es gab damals, wie ſchon geſagt, eine Schule der dramatiſchen Kunſt in England, eine Schule, deren unſichtbares und allzu oft verkanntes Oberhaupt Shakſpeare war; denn Ben Jonſon war faſt ohne Nachfolger geblieben. Der Manier iſt es eigen, die

Züge perſönlicher Originalität zu verwiſchen, und die Hervorbringungen verſchiedner Künſtler einander ähnlich zu machen; und von Manier kann keiner der nach Shakſpeare aufgetretnen dramatiſchen Dichter dieſes Zeitalters freygeſprochen werden. Wenn man indeſſen ihre Werke neben die des folgenden Zeitalters ſtellt, ſo wird man zwiſchen ihnen ungefähr daſſelbe Verhältniß gewahr, wie zwiſchen den Mahlereyen aus der Schule des Michelangelo und denen aus der letzten Hälfte des ſiebzehnten und der erſten des achtzehnten Jahrhunderts. Beyde ſind manierirt, aber die Manier in jenen trägt noch die Spuren eines erhabnen Urſprungs in der erſten Geſchlechtsfolge an ſich, in dieſen iſt alles kleinlich, geziert, leer und oberflächlich. Ich wiederhohle es: in einer allgemeinen Geſchichte der dramatiſchen Kunſt iſt die erſte Periode des engliſchen Theaters die einzig bedeutende. Die Schauſpiele der unbekannteſten Schriftſteller dieſer Zeit (ich wage es zu verſichern, ohne ſie bey weitem alle zu kennen) ſind lehrreicher für die Theorie und merkwürdiger als die berühmteſten aus allen ſpäteren Zeiten.

Bey dem bisher geſchilderten Zuſtande blieb es ungefähr unter der Regierung Carl des Erſten, bis im Jahre 1647 die Strafpredigten der Puritaner, die lange gegen das Theater gemurmelt und hierauf laut gedonnert hatten, ſich in Geſetze verwandelten. Schauſpiele aufführen und ſogar anſehen, wurde bey harter Strafe unterſagt. Nun erfolgte ein bürgerlicher Krieg, und hiebey ereignete ſich der außerordentliche Fall, daß die Schauſpieler, die ſonſt, unbekümmert um die Regierungsform, nur für die friedliche Unterhaltung ihrer Mitbürger zu ſorgen pflegen, nothgedrungen eine politiſche Partey ergriffen, deren Intereſſe mit dem ihrer eignen Erhaltung auf das genaueſte zuſammenhing. Faſt alle nahmen Dienſte in der Armee des Königs, viele kamen für die gute Sache um, die Ueberlebenden kehrten nach London zurück, und fuhren fort, ihre Kunſt insgeheim auszuüben. Aus den Trümmern aller bisherigen Schauſpieler-Geſellſchaften bildete ſich eine einzige, die zuweilen, jedoch mit großer Vorſicht, auf den Landſitzen der Großen in der Nähe von London Vorſtellungen gab. Denn unter allen Seltſamkeiten, welche der damalige gewaltſame Zuſtand der Dinge hervorbrachte, war auch dieſe, daß es für einen Beweis der Anhänglichkeit an die alte Verfaſſung galt, Schauſpiele zu lieben, zu belohnen und in ſeiner eignen Wohnung zu beherbergen. Zum Glück verſtanden ſich die Puritaner noch nicht ſo gut auf die Wichtigkeit der Bücher-Cenſur, wie man es ſeitdem gelernt hat: ſonſt hätten die noch ungedruckten dramatiſchen Hervorbringungen der vorhergehenden Zeit auch nicht im Druck erſcheinen dürfen, und vieles würde ohne Zweifel unwiderbringlich verlohren gegangen ſeyn. Dieſe finſtern Fanatiker waren ſo ſehr Feinde alles Schönen, daß ſie nicht nur jede freye Geiſtesergötzung, was irgend das Leben ſchmücken kann, insbeſondre das Schauſpiel, als einen öffentlichen Baals-Dienſt verfolgten, ſondern ſogar der Kirchenmuſik, als einem dämoniſchen Geheul, die Ohren verſtopften. Hätte ihre Herrſchaft ſich länger behauptet, ſo müßte England in eine unheilbare Barbarey verfallen ſeyn: die Unterdrückung des Theaters dauerte bis zum Jahre 1660, als mit Carl dem Zweyten die freye Ausübung aller Künſte wiederkehrte.

Es iſt genugſam bekannt, welchen Einfluß auf die Sitten und den Zeitgeiſt die Regierung dieſes

Konigs und die natürliche Rückwirkung gegen die zuvor herrſchende Partey hatte. Wie die Puritaner die republikaniſchen Grundſätze und den Religions-Eifer haſſenswürdig gemacht hatten, ſo ſchien der leichtſinnige Monarch recht dazu gebohren, dem Konigthum alle Achtung zu verſcherzen. In ſeinem Gefolge überſchwemmten England fremde Thorheiten und Laſter. Der Hof gab den Ton der unverhohlenſten Sittenloſigkeit an, und dieß Beyſpiel griff um ſo weiter um ſich, weil man durch eine eben ſo ausgelaſſene Denkart und Lebensweiſe ſeinen Eifer für die neue Ordnung der Dinge zu bewähren glaubte. Der Fanatismus der Republikaner war mit wahrhafter Strenge der Sitten begleitet geweſen, man fand daher nichts bequemer als ſich durch den ausſchweifenden Hang zu allen erlaubten oder unerlaubten Vergnügungen zum Royaliſten zu ſtempeln. Nirgends wurde das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten verkehrter nachgeahmt. Die am franzöſiſchen Hofe herrſchende Galanterie war nicht ohne Zurückhaltung und ohne Zartgefühl; man ſündigte, wenn ich ſo ſagen darf, noch mit einiger Würde, und niemand wagte das Ehrwürdige anzutaſten, wenn ſeine Handlungen auch nicht in Uebereinſtimmung damit waren. Die Engländer ſpielten eine ihnen ganz unnatürliche Rolle, und ſpielten ſie daher mit Ungeſchick: ſie warfen ſich ſchwerfällig in den Leichtſinn; ſie verwechſelten überall die gröbſte Zügelloſigkeit mit freyer Aufgewecktheit des Geiſtes, und ſahen nicht ein, daß die Art von Grazie, die bey der Verderbtheit noch möglich iſt, mit dem letzten Schleyer, den ſie abwirft, verſchwindet.

Es iſt leicht einzuſehen, welche Wendung eine unter ſolchen Auſpizien unternommene neue Bildung des Geſchmacks nehmen mußte. Man beſaß keine Kennerſchaft in den ſchönen Künſten, man begünſtigte ſie bloß wie andre auswärtige Moden und Erfindungen des Luxus. Man fühlte weder ein wahres Bedürfniß der Poeſie, noch hatte man Sinn dafür: man wollte nur auf eine glänzende und flüchtige Art unterhalten ſeyn. Das Theater, das in ſeiner vormaligen Einfalt bloß durch die Vortrefflichkeit der dramatiſchen Werke und der Schauſpieler die Zuſchauer angezogen hatte, wurde jetzt mit allen ſeitdem üblichen Zuthaten ausgerüſtet:

allein was es an äußerm Schmucke gewann, verlor es an innerm Werthe.

Sir William Davenant war es, dem das engliſche Theater bey ſeiner Erneuerung nach der oft erwähnten Unterbrechung die neue Einrichtung verdankt, wenn anders dieſes Wort hier angebracht iſt. Er führte das italiäniſche Syſtem der Decoration ein, das Coſtum, ſo gut oder ſchlecht man ſich damals darauf verſtand, die Opernmuſik und überhaupt den Gebrauch des Orcheſters. Carl der Zweyte hatte ihn zu dieſem Unternehmen mit ausgedehnten Privilegien verſehen. Davenant war zugleich eine Art von Glücksritter und von ſchönen Geiſt, und auf alle Weiſe der königlichem Gunſt werth, zu welcher niemals Würde des Charakters eine Bedingung war. Er gab ſich mit allem ab, was das Bedürfniß eines mannichfaltigen Theater-Repertoriums erfodern kann; er machte Umarbeitungen alter Stücke, ſchrieb eigne Schauſpiele, Opern, Prologe u. ſ. w. Aber von allen ſeinen Arbeiten iſt nichts der verdienten Vergeſſenheit entgangen.

Bald wurde Dryden der Held der Bühne, und blieb es eine geraume Zeit hindurch. Dieſer

Jetzo in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphthor,
Jegliches edle Gebild griechiſcher Architectur.
Zwiſchen die Säulen und Giebel nun drängen ſich marmorne Wunder,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.
Denn es verſammelt die einzige Stadt was Länder geziert hat:
Was, anmuthigen Hauch leihend, der Grieche geformt,
Was, tiefdenkend und ernſt, der Aegyptier; wachend am Tempel
Liegt der baſaltene Löw' und der granitene Sphinx.
Aus äthiopiſchem Steinbruch einſt von Seſoſtris entboten,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obeliſk
Ueber die See hinfluten, den Nil für den Tiber vertauſchen,
Mit nachahmendem Strahl grüßen ein fremdes Geſtirn.
Heute noch ſpricht er umſonſt in verborgenen Hieroglyphen,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weiß,
Vom Umſchwunge der Zeit, urweltlichen Menſchengedanken,
Herrlicher Reich' Einſturz, und der Lebendigen Nichts.
Doch dieß Nichts ſchwellt an zum Giganten die raſende Willkür.
Was wohl bliebe zurück, nicht von Deſpoten verſucht?
Jene, die Rom brandmarkten mit allbeiſtimmender Knechtſchaft,
Haben den Abgrund ganz, lüſterner Frevel, enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Brut unholder Dämonen,
Bis ſie der Schmach hinwarf plötzlich entgötternder Mord.
Freilich, es wetzt unmenſchlich das Volk an den eigenen Sitten
Selbſt den tyranniſchen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreiſenden Amphitheater,
Stufen hinauf, zahllos, ſeht! an die Wolken geſchaart;
Ueber dem Haupt hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
Daß nur den Weichlingen nicht ſchade der ſonnige Strahl.
Ihnen zu Füßen indeß, bluttrunkener Augen Ergötzen,
Tobt Wehklagen und Wuth, und der bejubelte Tod.

Mann hat durch ſeinen Einfluß auf die Feſtſetzung des Versbaues und der Diction, wenigſtens in den gereimten Verſen, einen mit ſeinem wahren Verdienſt ganz unverhältnißmäßigen Ruhm erworben. Wir laſſen es hier dahin geſtellt ſeyn, ob ſeine Ueberſetzungen der lateiniſchen Dichter nicht bloß manierirte Paraphraſen ſind, ob ſeine politiſchen Allegorieen, nachdem das Intereſſe der Parteyen erloſchen iſt, ſich ohne die größte Langeweile leſen laſſen; aber ſeine Schauſpiele ſind, in Bezug auf ſeinen großen Ruhm betrachtet, unglaublich ſchlecht. Dryden hatte eine fließende und leichte Verſification, er beſaß ziemlich viel aber unverdaute Kenntniſſe, und dabey die Gabe, dem von allen Seiten her Entlehnten einen gewiſſen Schein der Neuheit zu geben. Allein was er ohne wahre Tiefe des Geiſtes hätte leiſten können, verdarb er noch durch die nachläſſige Uebereilung, womit er ſchrieb: ſeine dienſtbare Muſe war der Nothbehelf eines unordentlichen Lebens. Dabey hatte er eine ungemeßne Eitelkeit, manchmal verkleidet er ſie in demüthigen Prologen, andremale geht er mit der Sprache heraus, und erklärt zuverſichtlich, daß er es beſſer als

Shakſpeare, Fletcher und Jonſon (die er ungefähr auf die gleiche Hohe ſtellt) gemacht zu haben vermeyne: das Verdienſt davon müſſe aber der Verfeinerung und den Fortſchritten des Zeitalters zugeſchrieben werden. Ey ja! das Zeitalter! Als ob das der Eliſabeth in Vergleich mit dem, worin Dryden lebte, nicht in allen Stücken „Hyperion bey 'nem Satyr“ geweſen wäre! Dryden ſpielte auch den Kritiker: er ſtattete ſeine Stücke reichlich mit Vorreden und Abhandlungen über die dramatiſche Poeſie aus, worin er über Shakſpeare's und Fletchers Genie und über Corneille's ganz entgegengeſetztes Beyſpiel, über die originelle Kühnheit der brittiſchen Bühne und über die Regeln des Ariſtoteles und Horaz verwirrt durch einander ſchwatzt. Ein eben ſo verworrenes Gemiſch war denn auch ſeine Ausübung der dramatiſchen Kunſt. Er bildete ſich ein, eine neue Gattung erfunden zu haben, nämlich das heroiſche Schauſpiel: als ob nicht von jeher das Trauerſpiel ſeiner Natur nach heroiſch geweſen wäre! Wenn man aber ein heroiſches Drama ſucht, das dennoch nicht eigentlich tragiſch ſey, ſo hatten es die Spanier längſt in der größten Vollkommenheit beſeſſen. Bey der ungemeinen Fertigkeit im Reimen, die Dryden hatte, koſtete es ihm wenig Mühe, ſeine meiſten ernſthaften Stücke ganz in gereimten Verſen abzufaſſen. Allein dieß war eine höchſt unglückliche Neuerung. Die zehnſylbigen gereimten Verſe vertreten bey den Engländern ungefähr die Stelle der Alexandriner; ſie haben mehr Freyheit als dieſe in den Abſchnitten, dagegen fehlt ihnen die Abwechſelung der männlichen und weiblichen Reime; ſie gehen eben ſo paarweiſe einher wie die franzöſiſchen Alexandriner, und von Seiten der Sylbenmeſſung ſind ſie noch einförmiger ſymmetriſch. Sie geben daher dem Dialog unvermeidlich eine große Steifheit. Die Weiſe der ältern engliſchen Dramatiker, ſich im ganzen der reimloſen Jamben zu bedienen, und nur dann und wann Reime einzumiſchen, war unendlich vorzüglicher. Auch hat man in der Folge den Reim nur allzu ausſchließend verworfen.

Drydens Plane ſind bis zur Abgeſchmacktheit unwahrſcheinlich, die Vorfälle ſind darin gedankenlos zuſammengewürfelt, die ſeltſamſten Theaterſtreiche fallen unaufhörlich aus den Wolken. Von

Charakter-Schilderung kann nicht die Rede ſeyn; in ſeinen Perſonen iſt nicht ein Funke Natur. Leidenſchaften, verbrecheriſche und edelmüthige Geſinnungen fließen ihnen mit gleichgültiger Leichtigkeit von den Lippen, ohne je im Herzen gewohnt zu haben; am meiſten gefallen ſie ſich in heroiſchen Großprahlereyen. Der Ton des Ausdrucks iſt abwechſelnd platt und bis zum Unſinn bombaſtiſch, häufig auch beydes zugleich: der Dichter gleicht einem Menſchen, der auf Stelzen in einem Moraſte ſpazieren geht. Seinen Witz läßt er in geſchraubten Sophiſtereyen, ſeine Einbildungskraft in übel angebrachten weitläuftigen Gleichniſſen glänzen. Alle dieſe Fehler hat der Herzog von Buckingham in ſeinem Luſtſpiel, die Schauſpiel-Probe, (the Rehearsal) lächerlich gemacht: unter dem Namen Bayes iſt Dryden gemeynt, wiewohl einige Züge von Davenant und andern gleichzeitigen Schriftſtellern beygemiſcht ſind. Die Einkleidung dieſer kritiſchen Satire könnte künſtlicher und mannichfaltiger ſeyn; von Seiten des Gehalts aber iſt ſie vortrefflich, und die einzelnen Parodieen ſind ſehr luſtig und geiſtreich. Der Geſchmack an dieſen verkehrten

Manieren war jedoch zu herrſchend, als daß das Anſehen eines ſo witzigen Kopfes, der zugleich ein Großer des Reichs war, ihm hätte Einhalt thun können.

Jüngere Mitwerber Drydens im Trauerſpiel waren Otway und Lee. Otway lebte in der Dürftigkeit und ſtarb jung: unter günſtigeren Umſtänden hätte er vielleicht mehr geleiſtet. Seine erſten Stücke in gereimten Verſen ſind Nachahmungen von Drydens Manier; er hat auch Racine's Berenice bearbeitet. Zwey Stücke von ihm in reimloſen Verſen haben ſich auf der Bühne erhalten: die Waiſe und das gerettete Venedig. Es fehlt viel daran, daß dieſe Trauerſpiele gut zu nennen wären, aber es iſt Anlage darin, beſonders in dem letzten, und unter viel leerer Declamation finden ſich einige wahrhaft pathetiſche Züge. Wie wenig Otway die wahren Regeln der Compoſition verſtand, kann man ſchon daraus ſchließen, daß er in ſeinen Cajus Marius die Hälfte der Szenen von Shakſpeare's Romeo und Julia wörtlich oder mit entſtellenden Veränderungen übertragen hat. Es läßt ſich nichts widerſinnigeres denken als eine ſolche Epiſode in römiſchen Sitten und in einem hiſtoriſchen Schauſpiele. Dieß unverſchämte Plagiat wird keinesweges dadurch entſchuldigt, daß er es eingeſteht.

Dryden hat verſchiedne Stücke von Shakſpeare umgearbeitet, wie ſich denn damals und noch lange nachher jedermann für fähig dazu hielt. Er ſchrieb auch Luſtſpiele, aber Wicherly und Congreve machten ſich zuerſt in dieſer Gattung einen Namen. Das gemiſchte romantiſche Drama wurde jetzt ganz bey Seite geſetzt, alles ſollte entweder Trauerſpiel oder Luſtſpiel ſeyn. Die Geſchichte jeder dieſer beyder Gattungen läßt ſich alſo beſonders abhandeln, wenn anders etwas, wobey keine fortgehende Entwickelung, ſondern bloß Stillſtand oder gar Rückſchritt und ein unſichres Schwanken nach allerley Richtungen zu bemerken iſt, eine Geſchichte hat. Indeſſen haben die Engländer unter Carl dem Zweyten und der Königin Anna bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Luſtſpieldichtern gehabt, die ſich gemeinſchaftlich abhandeln laſſen, weil die bedeutendſte Verſchiedenheit unter ihnen bloß von einem äußern Umſtande, nämlich dem wechſelnden Ton der Sitten herrührt.

Ich habe an andern Stellen dieſer Vorleſungen gezeigt, daß die Zierlichkeit der Form im Luſtſpiel von der größten Wichtigkeit iſt, weil es durch den Mangel an Sorgfalt von dieſer Seite leicht in eine bloß proſaiſche Nachahmung des Wirklichen ausartet, wobey denn weder von Poeſie noch von Kunſt überhaupt die Rede ſeyn kann. Die engliſchen Luſtſpiele ſind aber gerade in der Form ſehr vernachläßigt. Zuvörderſt ſind ſie ſämtlich in Proſa geſchrieben. Wie ein engliſcher Kritiker mit Grunde bemerkt, hat die Verbannung der Verſe aus dem Luſtſpiele ſogar auf den Versbau im Trauerſpiele nachtheilig gewirkt. Die älteren Dramatiker wußten den Ton ihrer Jamben beliebig herauf und herunter zu ſtimmen; durch die Entfernung dieſer Versart vom vertraulichen Dialog iſt ſie pomphafter und ungelenker geworden. Es iſt wahr, Shakſpeare's komiſche Szenen ſind meiſtens ebenfalls in Proſa geſchrieben; aber im gemiſchten Schauſpiel, das eine ernſthafte, wunderbare oder pathetiſche Seite hat, dient die Proſa neben der erhöhten Sprache der Verſe den Gegenſatz zwiſchen der gemeinen und der idealiſchen Geſinnung zu bezeichnen; ſie wird ein poſitives Mittel der Darſtellung. Durchgängige Proſa im Luſtſpiel hingegen iſt nichts als die natürliche Sprache, auf die der Dichter keinen Kunſtfleiß gewandt hat, um ſie bey einer ſcheinbar genauen Nachahmung dennoch zu verfeinern und abzuglätten: es iſt jene Proſa, die Moliere's bürgerlicher Edelmann ſein Leben lang geſprochen hatte, ohne es nur zu argwohnen.

Ferner binden ſich die engliſchen Luſtſpieldichter zu wenig an die Einheit des Ortes. Ich habe mich verſchiedentlich erklärt, daß ich, ſobald ein Schauſpiel hiſtoriſchen Umfang oder romantiſchen Zauber haben ſoll, den Wechſel der Szene ſogar für ein Erfoderniß halte. Im bürgerlichen Luſtſpiel iſt es aber ganz etwas andres. Ich bin überzeugt daß es auf die Führung der Handlung in den engliſchen Luſtſpielen faſt immer einen vortheilhaften Einfluß gehabt haben würde, wenn ſich ihre Verfaſſer in dieſem Stücke ſtrengeren Geſetzen unterworfen hatten.

Die muntre Gaukeley der italiäniſchen Masken hat in England von jeher noch weniger Eingang gefunden als in Frankreich. Der Narr oder Clown in Shakſpeare's Luſtſpielen iſt viel mehr ein ironiſcher Humoriſt als ein mimiſcher Poſſenreißer. Intrigue im wirklichen Leben iſt den nordiſchen Nationen ſowohl durch ihre Tugenden als durch ihre Mängel fremd: ſie haben zu viel Offenheit des Charakters und zu wenig ſchnelle Feinheit des Verſtandes. Es iſt merkwürdig, daß die ſüdlichen Völker bey heftigeren Leidenſchaften dennoch die Gabe ſich zu verſtellen in weit höherem Grade beſitzen. Im Norden iſt das ganze Leben auf gegenſeitiges Zutrauen eingerichtet. Auch im Schauſpiele werden daher die Zuſchauer weniger darauf geübt und weniger dazu geneigt ſeyn, ſich an der Geheimhaltung der Abſichten, an ihrem Gelingen durch kühne Liſt, und an der Gegenwart des Geiſtes zu ergötzen, welche bey unerwartet kreuzenden Zufällen aus der Verlegenheit reißt. Indeſſen kann im Luſtſpiele Intrigue im dramatiſchen Sinne Statt finden, ohne daß irgend eine der Perſonen eigentlich Intriguen ſpielt. Von Seiten der Verwickelung und Auflöſung ſind aber die engliſchen Luſtſpieldichter am wenigſten zu loben. Es fehlt ihren Planen an Eine heit. Shakſpeare'n glaube ich hinlänglich gegen dieſen Vorwurf gerechtfertigt zu haben, eher verdienen ihn manche Stücke Fletchers. Wenn indeſſen die Einbildungskraft Antheil an einer Dichtung hat, ſo iſt es bey weitem nicht ſo nöthig, daß alles als Urſache und Wirkung genau unter ſich zuſammenhänge, als wenn das Ganze bloß durch den Verſtand zuſammen gehalten wird. Die doppelte oder dreyfache Intrigue in vielen neueren engliſchen Luſtſpielen iſt von engliſchen Kunſtrichtern ſelbſt anerkannt worden. *) Die dabey ins Spiel geſetzten Erfindungen ſind oft nicht recht wahrſcheinlich, ohne doch durch glückliche Neuheit zu reizen, hauptſächlich fehlt es aber an Klarheit und leichter Entwickelung. Die meiſten engliſchen Luſtſpiele ſind viel zu lang. Die Verfaſſer überladen ihre Compoſition mit Charaktern, von denen man nicht einſieht, warum ſie

---

*) Unter andern ſagt der ungenannte Verfaſſer eines geiſtreichen Briefs an Garrick vor Coxeters Ausgabe von Maſſingers Werken: What with their plots, and double-plots, and counter-plots, and under-plots, the mind is so much perplexed to piece out the story, as to put together the disjointed parts of our ancient drama.

Zum Schauſpieler erniedriget kämpft unwillig der Thiere
König, und, minder geſchätzt, wider den Sclaven der Sclav.
Africa hat ſich erſchöpft an Geburten der glühenden Wildniß,
Tiger und Luchs und Hyän'; auch der Koloſs Elephant
Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergeberde,
Der ſonſt offen im Feld römiſche Heere beſtürmt.
Grauſamer Spott! es erkennet die Meng' in dem Bilde ſich ſelbſt nicht.
Nicht für die Freiheit mehr, noch der Verbündeten Schutz,
Noch Grabmale der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatoriſcher Scherz.
Wie wohl Schulen der Fechter, zur Wette von ſtreitenden Meiſtern
Gegen einander geſtellt, ſchlägt Legion Legion.
Ob ſie das Reich ausbieten, die prätorianiſchen Banden,
Nur um der Knechtſchaft Tauſch fließt das verhandelte Blut.
Jene, die ſonſt ruhmvoller der Wüſt' Einwohner bekämpften,
Fern an der Gränze der Welt, rauhes Barbarengeſchlecht,
Gleichwie der Jäger das Wild aufſtört in dem Lager der Bergſchluft:
Jetzt mißtraun ſie dem Muth hinter verſchanzendem Wall.
Parthiſcher Köcher Geſchoß, zwiefach von den Roſſen beflügelt,
Scheuchet ſie oft vor ſich her, nicht in erdichteter Flucht.
Aber den ſandigen Spuren des Hufs folgt hungrig der Schakal,
Heult in der Nacht froh auf, witternd den Leichengeruch.
Den ſie ſo lange gereizet, der Ur der hercyniſchen Forſten,
Oft auch Stöße gefühlt ſeines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellnetz,
Und will ſelber den Feind ſuchen in deſſen Gebiet.
Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald heiſcht er entſcheidenden Kampf.

ſie nicht in mehrere Stücke vertheilt haben. Es iſt, wie wenn man eine größere Anzahl einander fremder Perſonen nöthigt mit demſelben Poſtwagen abzufahren, als eigentlich darin Platz hat: die Reiſe wird unbequemer und die Unterhaltung nicht lebhafter.

Das vornehmſte Verdienſt der engliſchen Luſtſpieldichter dieſes Zeitraums beſteht in der Charakter-Schilderung, und manche haben darin allerdings viel Talent bewieſen, doch möchte ich keinem eigentliches Genie dafür zuſchreiben. Auch von dieſer Seite ſind ihnen die älteren (Shakſpeare, das verſteht ſich von ſelbſt, aber auch Fletcher und Jonſon) überlegen. Selten haben die Neueren gewußt, der Natur die verborgenſten und unwillkührlichſten Regungen abzulauſchen, und komiſch aufzufaſſen; ſie ſchildern meiſtens nur die natürliche oder angenommene Oberfläche der Menſchen. Dazu kam derſelbe Umſtand, der auch in Frankreich nach Moliere nachtheilig wirkte. Die komiſche Muſe, ſtatt ſich mit dem bürgerlichen Leben der mittleren und unteren Stände, ihrer eigentlichen Sphäre, vertraut zu machen, wurde vornehm: ſie drängte ſich an den

Hof, und ſuchte einen Widerſchein der ſchönen Welt aufzuhaſchen. Es war nun nicht mehr ein engliſch nationales ſondern ein Londner Luſtſpiel. Faſt alles dreht ſich um modiſche Liebeshändel, und um modiſche Geckereyen: die Liebeshändel ſind entweder anſtößig oder fade, die Geckereyen immer läppiſch und geiſtlos. Dieſe Luſtſpieldichter mögen den Ton ihrer Zeit recht gut getroffen haben: ſie thaten hieran ihre Pflicht, aber ſie haben ihrer Zeit ein klägliches Denkmal geſtiftet. In wenigen Zeitaltern hat man eine ſo tiefe Ebbe des Geſchmacks in den ſchönen Künſten erlebt, als am Schluſſe des ſiebzehnten und in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Die politiſche Maſchine ging ihren Gang fort: Kriege, Unterhandlungen und Staatsveränderungen verleihen auch dieſem Zeitalter einen gewiſſen hiſtoriſchen Glanz; aber die Luſtſpieldichter und Porträtmahler haben uns das Geheimniß ſeiner Armſeligkeit offenbart, jene durch Abbildung der Kleidertrachten, dieſe durch Nachahmung des geſellſchaftlichen Tons. Ich bin überzeugt, wenn wir die Geſpräche der damaligen ſchönen Welt heut zu Tage noch anhören könnten, ſie würden uns eben ſo kleinlich geziert, und mit Anmaßung geſchmacklos vorkommen, als die Reifröcke, gethürmten Kopfputze und hohen Hackenſchuhe der Frauen, und die großen Perücken, Halskrauſen, hängenden Aermel und Bandſchleifen des männlichen Anzuges. *)

Der letzte und nicht der geringſte Tadel, der die engliſchen Luſtſpiele trifft, iſt ihre Anſtößigkeit. Ich erſchöpfe alles mit Einem Worte, wenn ich ſage,

---

*) Wenn ich den guten oder ſchlechten Geſchmack in den Kleidertrachten für ein untrügliches Kennzeichen der geſellſchaftlichen Bildung oder Misbildung ausgebe, ſo beſchränkt ſich dieß auf das Zeitalter, wo eine Mode aufkommt; denn es kann zuweilen ſehr ſchwer halten eine verkehrte Mode wieder abzubringen, wenn ſchon längſt in andern Dingen ein beſſerer Geſchmack herrſcht. Die Trachten der Alten waren einfacher und daher dem Wechſel der Mode weniger unterworfen, beſonders die männliche Kleidung war beynahe unveränderlich. Indeſſen ließe ſich bloß nach den Trachten, wie wir ſie aus den alten Denkmälern kennen, eine ziemlich treffende Charakteriſtik der Aegyptier, der Griechen und der Römer entwerfen. An den weiblichen Porträtbüſten aus der Zeit der ſpäteren römiſchen Kaiſer finden ſich oft äußerſt geſchmackloſe Kopfputze; ſogar Büſten mit Perücken, die abgenommen werden können, vermuthlich um ſie zu wechſeln, ſo wie die Originale ſelbſt thaten.

daß nach allem, was man von der Ausgelaſſenheit der Sitten unter Carl dem Zweyten weiß, Wicherly und Congreve einen noch durch ihre Frechheit in Erſtaunen ſetzen. Nicht bloß die einzelnen Reden, und häufig die Anlagen im ganzen verletzen aufs gröbſte die Sittſamkeit, ſondern es wird in der Rolle des *rake*, des modigen Wüſtlings, gerade zu ſittliche Freygeiſterey gepredigt, und die Ehe iſt der beſtändige Gegenſtand des Spottes. Beaumont und Fletcher haben eine ausſchweifende aber kräftige Natur geſchildert, nichts iſt hingegen widerwärtiger als rohe Verderbtheit neben den Anſprüchen auf Ueberverfeinerung. Unter der Königin Anna wurden die Sitten wieder anſtändiger, und dieß läßt ſich auch in den Luſtſpielen ſpüren; in der Reihe der engliſchen Luſtſpieldichter: Wicherly, Congreve, Farquhar, Vanbrugh, Steele, Cibber u. ſ. w. läßt ſich ſo ziemlich eine Stufenfolge von der frechſten Unanſtändigkeit bis zu einer leidlichen Sittſamkeit wahrnehmen. Indeſſen hat doch das Beyſpiel der Vorgänger mehr Einfluß als billig auf die Nachfolger gehabt. Durch die Verjährung des Anſehens haben ſich Stücke auf der

Bühne erhalten, dergleichen jetzt niemand wagen dürfte, darauf zu bringen. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, deren Urſachen erwähnt zu werden verdienen, daß die engliſche Nation in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von einer ſo ganz entgegengeſetzten Denkart zu einer faſt übertriebnen Strenge der Sittſamkeit im geſellſchaftlichen Geſpräch, in Romanen und Schauſpielen, und in den bildenden Künſten übergegangen iſt.

Einige haben von Congreve geurtheilt, er habe allzu viel Witz für einen komiſchen Dichter gehabt. Dieſe Leute mochten wohl keinen ſonderlichen Begriff vom Witze haben. Die Wahrheit iſt, daß Congreve und die übrigen oben genannten Schriftſteller meiſtentheils weniger komiſchen als epigrammatiſchen Witz haben. Oft artet der letzte aber auch in Witzeley aus. Steele's Dialog zum Beyſpiel erinnert nur allzu ſehr an die Briefe im Spectator. Farquhars Anlagen ſcheinen mir unter allen die geiſtreichſten zu ſeyn.

Die neueſte Periode des engliſchen Luſtſpiels fängt ungefähr mit Colman an. Seitdem ſind die Sitten untadelich geweſen, in feiner und origineller Charakteriſtik iſt manches Gute geleiſtet worden, die Form iſt aber im ganzen dieſelbe geblieben, und dieſe kann ich nun einmal nicht muſterhaft finden.

Das Trauerſpiel iſt im achtzehnten Jahrhundert in England vielfältig bearbeitet worden, aber ein Genie vom erſten Range iſt nicht darin aufgetreten. Man verließ Drydens Manier, und das war allerdings eine Verbeſſerung. Rowe war ein aufrichtiger Bewunderer Shakſpeare's, und ſeine beſcheidne Verehrung dieſes überlegnen Geiſtes ward ihm durch Rückkehr zur Natur und Wahrheit belohnt. Die Spuren der Nachahmung ſind unverkennbar: in Jane Shore iſt ſogar die Rolle des Gloſter geradezu aus Richard dem Dritten entlehnt. Ein kühner und kräftiger Geiſt war Rowe nicht, aber liebenswürdig gefühlvoll; er beſaß Anlage, die ſanfteren Rührungen zu erregen, und hat daher in ſeiner ſchönen Büßenden, Jane Shore und Lady Jane Gray mit Erfolg weibliche Heldinnen und ihre Schwächen zum Gegenſtande gewählt.

Addiſon, ein ſchöner Geiſt aber durchaus kein Dichter, unternahm es, das engliſche Trauerſpiel nach den vermeynten Regeln des guten Geſchmacks zu reinigen. Von einem Kenner der Alten hätte man erwarten ſollen, er würde ſich den griechiſchen Muſtern anzunähern geſucht haben. Ob er dieß beabſichtet, weiß ich nicht, aber gewiß iſt es, daß nichts weiter daraus geworden als ein Trauerſpiel nach franzöſiſchen Zuſchnitt. Cato iſt ein ſchwaches und froſtiges Stück, faſt ohne Handlung, ohne einen einzigen wahrhaft erſchütternden Moment. Ein großes heroiſches Gemählde hat Addiſon durch ſchüchterne Behandlung ſo ins enge gezogen, daß er nun nicht einmal den Rahmen ohne fremde Einmiſchungen auszufüllen wußte. Er hat daher zu den hergebrachten Liebſchaften ſeine Zuflucht genommen; wohl gezählt ſind ſechs verliebte Perſonen in dem Stück: Cato's beyde Söhne, Marcia und Lucia, Juba und Sempronius. Der gute Cato kann ſich daher auch nicht enthalten, als ein ſorgſamer Hausvater am Schluſſe zwey Heirathen zu ſtiften. Bis auf den Sempronius, den Böſewicht des Stücks, ſind die Verliebten ſämtlich etwas pinſelhaft. Cato, der das Ganze heben ſollte, wird uns faſt nicht handelnd gezeigt: es bleibt ihm nichts mehr übrig, als ſich bewundern zu laſſen und zu ſterben. Man könnte meynen, der ſtoiſche Entſchluß des Selbſtmordes ohne Kampf und ohne Leidenſchaft ſey kein günſtiger Stoff; aber im Grunde giebt es keine ungünſtigen Stoffe, es kommt nur darauf an, jeden auf die rechte Art zu faſſen. Addiſon iſt durch die leidige Einheit des Ortes bewogen worden, den Cäſar, den einzigen würdigen Gegenſatz zum Cato, wegzulaſſen, und hierin hat es ſogar Metaſtaſio beſſer getroffen. Die Sprache iſt rein und einfach, aber ohne Schwung; der reimloſe Jambe giebt dem Dialog mehr Freyheit und einen etwas weniger conventionellen Anſtrich, als er in den franzöſiſchen Trauerſpielen hat; dagegen ſteht Cato dieſen an gedrängter Beredſamkeit weit nach.

Addiſon nahm einen großen Anlauf, er brachte alle großen und kleinen Kritiker, Pope an ihrer Spitze, die ganze Miliz des guten Geſchmacks unter die Waffen, um eine hohe Erwartung von ſeinem mühſam zu Stande gebrachten Stücke zu erregen. Cato wurde denn auch allgemein als ein Meiſterwerk ohne Gleichen gelobpreiſt. Und worauf gründeten ſich dieſe ungemeßnen Anſprüche? Etwa auf die Regelmäßigkeit der Form? Dieſe war von den franzöſiſchen Dichtern ſeit beynah einem Jahrhundert beobachtet worden, und ſie hatten ungeachtet dieſes Zwanges oft eine weit ſtärkere pathetiſche Wirkung erreicht. Oder auf die politiſchen Geſinnungen? Aber in einem einzigen Geſpräche des Brutus und Caſſius beym Shakſpeare iſt mehr Römerſinn und republikaniſche Energie als in dem ganzen Cato.

Ich bezweifle, daß dieſes Stück jemals einen tiefen und mächtigen Eindruck hat hervorbringen können, aber deſſen Anſehen hat allerdings einen nachtheiligen Einfluß auf die fernere Bearbeitung des Trauerſpiels in England gehabt. Das Beyſpiel des Cato und die immer häufiger werdenden Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele konnten zwar den Glauben an die Unverbrüchlichkeit der Regeln nicht allgemein machen; aber die Rückſicht darauf beunruhigte doch das Gewiſſen der dramatiſchen Dichter, und ſie machten daher nur einen äußerſt ſchüchternen Gebrauch von den Vorrechten, die ihnen Shakſpeare hinterlaſſen hatte. Dieſe Vorrechte waren freylich von der andern Seite zugleich Aufgaben: es gehört eine außerordentliche

Meiſterſchaft dazu, um ſo große Maſſen, wie jener zuſammenzufaſſen pflegte, mit Einfachheit und Klarheit zu ordnen: man bedarf mehr Zeichnung und Perſpective zu einer weitläuftigen Fresco-Mahlerey als zu einem kleinen Oelgemahlde. Daß man der Einmiſchung komiſcher Szenen entſagte, wenn man ihren ironiſchen Zweck nicht mehr verſtand, daran that man ganz Recht; Southern hat es noch in ſeinem Oroonoko verſucht, es iſt aber auch verkehrt genug ausgefallen. Bey der in England ſo allgemeinen Kenntniß und Bewunderung der Alten hätte man erwarten ſollen, daß jemand eine wahre Nachbildung der griechiſchen Tragödie verſucht hätte; es iſt aber durchaus keine zum Vorſchein gekommen, in der Wahl und Behandlung der Stoffe zeigt ſich vielmehr eine unläugbare Verwandtſchaft mit den Franzoſen. Einige in andern Gattungen geſchätzte Dichter, Young, Thomſon, Glover, haben Trauerſpiele geſchrieben, aber kein einziger hat wahren Beruf dazu gezeigt.

Man hat dann und wann zum bürgerlichen Trauerſpiel ſeine Zuflucht genommen, um der Unfruchtbarkeit der Einbildungskraft aufzuhelfen; allein

Ueber die Alpen herab ſchon wälzen ſich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Geſpenſt
Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordiſchen Haiden —
Varus, er iſt's! — wo er einſt dieſe Verderber erprobt.
Rom ſoll fallen, ſo ward's in der Himmliſchen Rathe beſchloſſen,
Und vollziehn ihr Gericht ſoll das germaniſche Schwert.
Attila ſchreckte von fern, doch würdigt' er nicht zu erobern:
Deutſche begehrt' er in Bund, Römern gebot er Tribut.
Aber es ſchickt Carthago vandaliſche Flotten dem Tiber;
So weit hat ſich des Glücks rollende Nabe gewandt.
Was ſchon Scipio dort, anſchauend die eigne Verwüſtung,
Als in der Nacht, graunvoll, krachte der Flamme Ruin.
Und in den Wolken des Dampfs aufſtieg Frohlocken und Wehruf,
Aus dem heroiſchen Lied ahnenden Sinns prophezeit:
„Einſt wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinſinkt,
„Priamos auch, und des ſpeerſchwingenden Priamos Volk;“
Jetzo geſchieht's: kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
Schmucklos, bang' und betäubt, ach! die Monarchin der Welt.
Roma, der Pallas Geſpielin, ihr ähnlich am Schild und der Lanze,
Leichter gegürteten Gangs nach Amazonengebrauch.
Die ſonſt Jupiters Winke geſandt von dem wallenden Helmbuſch,
Sitzt ſtilltraurend, und lehnt über zerbrochnen Trophä'n.
Nach viel grauſenden Nächten, als alles verheert und geraubt war,
Alles entvölkert, zuletzt kam die verlaßene Ruh.
Leiſe beſeufzend umhaucht ſie die halb noch verödeten Hügel,
Welche, wie Gräbern geziemt, Tellus mit Raſen gedeckt.
Friedlicher mögen ſie nun hinſinken, die letzten Ruinen,
Längſt zu verſchwiſtertem Schutt neiget ſich Säul' und Gebälk.

der vorwaltende und ausſchließliche moraliſche Zweck iſt ein Löſchungsmittel für die ächte poetiſche Begeiſterung. Es hat daher bey wenigen Verſuchen ſein Bewenden gehabt. Der Kaufmann von London und der Spieler ſind die einzigen Stücke dieſer Gattung, die einen bedeutenden Ruf, ſogar im Auslande, erlangt haben. Der Kaufmann von London wird dadurch merkwürdig, daß Diderot und Leſſing ihn als ein nachahmungswürdiges Muſter anführen. Leſſingen konnte dieſer Irrthum nur in der Lebhaftigkeit ſeiner Polemik gegen den conventionellen tragiſchen Ton entſchlüpfen. Denn in der That muß man ſich Lillo's redliche Abſichten gegenwärtig erhalten, um den Kaufmann von London nicht eben ſo lächerlich zu finden, als er trivial iſt. Wer ſo gar keine Welt- und Menſchenkenntniß beſitzt, ſollte ſich nicht zum öffentlichen Sittenlehrer aufwerfen. Man könnte aus dem Stück eine ganz entgegengeſetzte Lehre ziehen als die, welche der Verfaſſer bezweckt, nämlich: man müſſe die jungen Leute zeitig mit liederlichen Mädchen bekannt machen, damit ſie nicht für die erſte, die ihnen Schlingen legt, (was ja doch nicht zu vermeiden ſteht) eine unerhörte Leidenſchaft faſſen, und dadurch zum Stehlen und Morden gebracht werden mögen. Uebrigens finde ich es nicht recht, daß der Galgen erſt im letzten Auftritte ſichtbar wird; ein ſolches Stück ſollte immer mit einem Richtplatze im Hintergrunde aufgeführt werden. In Abſicht auf die hieraus zu ziehende Erbauung würde ich aber die Armen-Sünder-Geſchichten vorziehen, die man in England bey Hinrichtungen zu drucken pflegt: ſie enthalten wenigſtens wahre Thatſachen ſtatt ungeſchickter Erdichtungen.

Garricks Erſcheinung macht Epoche in der Geſchichte des engliſchen Theaters, weil er ſein Talent hauptſächlich den großen Rollen Shakſpeare's widmete, und auf die ſteigende Bewunderung für dieſen Dichter ſeinen eignen Ruhm baute. Bisher hatte man Shakſpeare nur in verſtümmelten und entſtellenden Bearbeitungen auf die Bühne gebracht: Garrick kehrte im ganzen zu den wahren Originalen zurück, jedoch erlaubte auch er ſich noch ſehr unglückliche Veränderungen. Mir ſcheint beym Shakſpeare durchaus keine Veränderung zuläßig, außer einigen geringen Auslaſſungen, die der Zeitgeſchmack fodert.

Ohne Zweifel war Garrick ein großer Schauſpieler: ob er Shakſpeare's Rollen immer ganz im Sinne des Dichters gefaßt, möchte ich ſelbſt nach den lobpreiſenden Beſchreibungen ſeines Spiels bezweifeln. Indeſſen er hat einen edlen Wetteifer erregt, den Lieblingsdichter der Nation würdig darzuſtellen; dieß iſt ſeitdem in England die höchſte Aufgabe der Schauſpieler geworden, und noch jetzt glänzen dort in dieſem Fache berühmte Talente.

Warum iſt aber dennoch dieſe erneuerte Bewunderung Shakſpeare's für die dramatiſche Poeſie unfruchtbar geblieben? Weil man ihn zu ſehr als ein einziges und unerreichbares Genie angeſtaunt hat, das der Natur alles und der Kunſt nichts verdanke. Was ihm gelungen, meynte man, ſey beyſpiellos, und könne ſich nicht wiederhohlen; ja man müſſe ſich in dieſelbe Region gar nicht einmal hinwagen. Hätte man ihn dagegen mehr aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkte angeſehen, ſo würde man geſtrebt haben, die Grundſätze, wonach er ſeine Kunſt ausübte, zu verſtehn, und ſie ſich zu eigen zu machen. Ein Meteor erſcheint, verſchwindet, und läßt keine Spur zurück, die Bahn eines Himmelskörpers hingegen kann der Aſtronom nachzeichnen, um die Geſetze der allgemeinen Mechanik dadurch genauer zu erforſchen.

Mit den neueſten dramatiſchen Hervorbringungen der Engländer bin ich nicht genugſam bekannt, um darüber im einzelnen zu urtheilen. Daß aber die dramatiſche Kunſt und der Geſchmack des Publicums dort in einem großen Verfall ſey, glaube ich ſchon aus folgender Erſcheinung mit Sicherheit ſchließen zu können. Vor einer Anzahl Jahre fanden einige deutſche Schauſpiele ihren Weg auf die engliſche Bühne, Schauſpiele, die unter uns zwar bey der Menge beliebt ſind, aber von den Verſtändigen gar nicht mit zur Litteratur gerechnet werden, und in denen ausgezeichnete Schauſpieler ſich faſt ſchämen, Beyfall einzuernten. Dieſe Stücke haben in England das außerordentlichſte Glück gemacht, ſie haben eigentlich, wie die Italiäner ſagen, fatto furore, wiewohl die Kritiker nicht ermangelten, ſich gegen ihre unter empfindſamer Heucheley verkleidete Unſittlichkeit aufzulehnen. Aus der Armuth unſrer dramatiſchen Litteratur begreift es ſich, daß dergleichen Misgeburten in Deutſchland

Eingang fanden; was läßt ſich aber zur Entſchuldigung dieſes verkehrten Geſchmacks anführen, wenn man ſolche Reichthümer beſitzt und von ſo hoch herunterſteigt wie die Engländer? Gewiſſe Schriftſteller ſind an ſich ſelbſt gar nichts, ſie ſind bloße Krankheits-Symptome ihres Zeitalters, und hiernach zu urtheilen, muß man befürchten, daß in England weichliche Sentimentalität im Privatleben häufiger iſt, als die bewundernswürdige politiſche Größe und Energie der Nation vermuthen läßt.

Möchten dort das romantiſche Drama und das große hiſtoriſche Schauſpiel, dieſe wahrhaft einheimiſchen Gattungen, bald wieder belebt werden, und Shakſpeare würdige Nachfolger finden, dergleichen Deutſchland ſchon einige aufzuweiſen hat!

Vierzehnte Vorleſung.

Die Reichthümer der ſpaniſchen Bühne ſind bis zur Sprüchwörtlichkeit angeprieſen worden, auch iſt es unter den italiäniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Dramatikern mehr oder weniger Sitte geweſen, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, meiſtens ohne ſie anzugeben. In den vorhergehenden Vorleſungen habe ich öfter Gelegenheit gehabt, dieß zu bemerken; meine Abſicht konnte jedoch nicht ſeyn, ein Verzeichniß des Entlehnten zu liefern, welches ziemlich ſtark ausfallen und nur mit vieler Mühe vollſtändig zu machen ſeyn dürfte. Was den berühmteſten ſpaniſchen Dichtern abgeborgt iſt, läßt ſich leicht nachweiſen; man hat aber auch die Schriftſteller vom zweyten und dritten Range nicht verſchmäht, deren Werke außerhalb Spanien ſelten angetroffen werden. Sinnreiche Kühnheit mit leichter Klarheit in der Intrigue vereinigt, iſt den ſpaniſchen Dramatikern ſo ausſchließend eigen, daß ich mich berechtigt halte, wo ich ſie in einem Luſtſpiele finde, einen ſpaniſchen Urſprung zu vermuthen, wenn auch der Verfaſſer es ſelbſt nicht wußte, ſondern ſein Plagiat an einer näheren Quelle verübte. *)

Durch das politiſche Uebergewicht Spaniens im ſechzehnten Jahrhundert war die Kenntniß der ſpaniſchen Sprache in Europa ſehr verbreitet worden. Noch in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts finden ſich viele Spuren von Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Litteratur in Frankreich, Italien, England und Deutſchland; ſeitdem iſt das

---

*) So gilt z. B. der Bediente zweyer Herren von Goldoni, ein unter ſeinen übrigen durch die beluſtigende Verwickelung ſehr ausgezeichnetes Stück, für ein Original. Ein gelehrter Spanier hat mich verſichert, daß er es als eine einheimiſche Erfindung kenne. Vielleicht hatte aber Goldoni dabey bloß eine ältere italiäniſche Bearbeitung vor Augen.

Studium derſelben überall mehr und mehr vernachläßigt worden, bis in Deutſchland neuerdings wieder einiger Eifer dafür ſich geregt hat. In Frankreich hat man durchaus keinen andern Begriff vom ſpaniſchen Theater als den, welchen man ſich etwa aus Linguets Ueberſetzungen bilden kann. Dieſe hat man wieder aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche übertragen, und mit andern nicht beſſeren, unmittelbar nach den Originalen vermehrt. Die Ueberſetzer haben aber ihre Wahl faſt einzig auf das Fach der Intriguen-Luſtſpiele beſchränkt, und, da doch ſämtliche ſpaniſche Schauſpiele verſifizirt ſind, einige Entremeses, Saynetes und die aus der neueſten Zeit ausgenommen, alles in Proſa aufgelöſt, vieles nur Auszugsweiſe gegeben, und es ſich wohl gar zum Verdienſt angerechnet, allen ſogenannten poetiſchen Schmuck ſorgfältig wegzuſchaffen. Bey dieſem Verfahren konnte nur das materielle Gerüſte der urſprünglichen Werke übrig bleiben, das ſchöne Colorit mußte mit den Formen der Ausführung verlohren gehn. Daß Ueberſetzer, welche ſolchergeſtalt einen gänzlichen Mangel an Urtheil über dichteriſche Vorzüge bewieſen, nicht das Vortrefflichſte unter dem ganzen Vorrath ausgewählt haben werden, läßt ſich leicht ermeſſen. Auch macht dieſe Gattung, wiewohl ſich in der Erfindung unzähliger ſolcher Intriguen, dergleichen andre Theater-Litteraturen kaum einige aufzuweiſen haben, ein bewundernswürdiger Scharfſinn zeigt, dennoch keinesweges die ſchätzbarſte Seite des ſpaniſchen Theaters aus, deſſen Eigenthümlichkeit ſich in der Behandlung wunderbarer mythologiſcher oder ritterlicher Fabeln, oder hiſtoriſcher Gegenſtände weit glänzender offenbart.

Die von de la Huerta herausgegebene Auswahl in ſechzehn Bändchen unter dem Titel Teatro Hespañol, mit Einleitungen über die Verfaſſer der Stücke und über die verſchiednen Gattungen verſehen, kann ſelbſt dem Kenner der Sprache keine umfaſſende Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Theater verſchaffen, denn ſeine Sammlung beſchränkt ſich ebenfalls faſt ohne Ausnahme auf das Fach der Luſtſpiele in modernen Sitten, auch hat er keine Stücke aus der früheren Periode, von Lope de Vega oder deſſen Vorgängern aufgenommen. Unter uns haben Blankenburg und Bouterweck *) ſich bemüht, die ältere Geſchichte des ſpaniſchen Theaters aufzuklären, die ziemlich dunkel iſt, ehe es eine rechte Geſtalt gewann, und zu litterariſcher Würde gelangte. Auch noch ſpäter hin wurde erſtaunlich vieles für die Bühne geſchrieben, was nie im Druck erſchienen, und alſo entweder ganz verlohren gegangen, oder nur handſchriftlich vorhanden iſt, da hingegen der umgekehrte Fall, daß man Stücke gedruckt hätte ohne ſie auf die Bühne zu bringen, faſt nie vorkommt. Eine genaue und vollſtändige kritiſche Geſchichte des ſpaniſchen Theaters möchte daher nur in Spanien ſelbſt ausgearbeitet werden können. Die Notizen der eben genannten deutſchen Litteratoren ſind nutzbar, wiewohl nicht von Irrthümern frey; in den Urtheilen über den poetiſchen Werth und in der ganzen Anſicht weiche ich gar ſehr von ihnen ab.

Die erſten Fortſchritte der dramatiſchen Kunſt in Spanien fallen in die letzte Hälfte des ſechzehn-

---

*) Der erſte in ſeinen Anmerkungen zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, der zweyte in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie.

Sieh, hier lenkte herauf ſich die heilige Straße: wie oftmals
Her vom capeniſchen Thor trug ſie den Pomp des Triumphs,
Feldherr, Krieger und Volk, und gefeßelter Könige Fußtritt,
Oft vor dem Feſtruf ſcheu ſchneeiger Roſſe Geſpann,
Bis die geweiheten Ehren des Siegs, der Gelübde Bewährung
Unter dem Golddach barg Jupiter Capitolin!
Jetzt ein verſäumter und einſamer Pfad, wo träge das Saumthier,
Ländliche Waare zur Stadt ſchaffend, den Treiber ernährt.
Sieh das Palatium drüben, das alle Paläſte benannt hat,
Wo, weil Einer nur galt, wachſend des Einzigen Haus
Romulus Rom einnahm, und die alten Penaten hinaustrieb,
Und dem bethörten Gelüſt Nero's zu enge doch ſchien.
Kann's dein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben umkränzt, Stauden und Gartengewächs?
Ueber dem Badegemach nun ſpielen der Winzerin Kinder,
Und das Gewölbe bewahrt häusliches Ackergeräth.
„Weidet,“ ſo rief aus begeiſterter Bruſt die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf ſie dem Dardanier ſang:
„Weil es vergönnt iſt, weidet ihr Stiere, das Gras von den ſieben
„Höh'n! denn bald ſoll hier ſtehen die herrlichſte Stadt.“
Nun iſt's wieder vergönnt: Jahrhunderte brachten im Kreißlauf
Stets umwandelnd, den Stand früheſter Zeiten zurück.
Dorthin lagert die Mittagsruh in dem niedern Velabrum
Heerden, im Forum ſogar tönet das Rindergebrüll.
Schau an dem graſigen Hügel die weidenden! wie ſie des Cacus
Höhle ſich ſorglos nahn unter dem Hang Aventins!
Am hochſtämmigen Bau und den ſpeergleichragenden Hörnern
Scheinet der Landſchaft Vieh noch geryoniſche Zucht.
Und es beſchämet der Menſchen Geblüt. Sind dieß die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roß,

ten Jahrhunderts, die Blüthe nimmt mit dem ſiebzehnten Jahrhundert zugleich ein Ende. Aus dem achtzehnten, ſeit dem Succeſſionskriege, der überhaupt auf die ſpaniſche Litteratur einen bedeutenden nachtheiligen Einfluß gehabt zu haben ſcheint, wird wenig anzuführen ſeyn, was nicht Verwilderung, Rückſchritt, Beybehaltung der alten Obſervanz ohne Sinn, oder mittelmäßige Nachahmung des Ausländiſchen wäre. Die ſpaniſchen Gelehrten des letzten Menſchenalters überheben ſich zum Theil ihrer alten National-Dichter, das Volk hegt eine große Anhänglichkeit an ſie, und in Mexico wie in Madrid werden ihre Stücke noch immer mit leidenſchaftlichem Beyfalle aufgeführt.

Die verſchiednen Bildungs-Epochen der ſpaniſchen Bühne laſſen ſich mit dem Namen dreyer berühmten Schriftſteller, des Cervantes, Lope de Vega, und Calderon, bezeichnen.

Die älteſten bedeutenden Nachrichten und Urtheile darüber finden ſich in den Schriften des Cervantes, hauptſächlich im Don Quixote, in dem Geſpräche mit dem Canonicus, in der Vorrede zu ſeinen ſpäteren Schauſpielen, in der Reiſe auf den

Parneß, dann auch an andern Stellen zerſtreut. Er hatte in ſeiner Jugend noch die Anfänge der dramatiſchen Kunſt in Spanien erlebt, die er in ihrer Dürftigkeit ſowohl an dichteriſchem Gehalt als an theatraliſcher Ausſchmückung launig ſchildert. Er war berechtigt, ſich als einen der Stifter dieſer Kunſt auszuſehen, denn ehe er durch ſeinen Don Quixote unſterblichen Ruhm erwarb, hatte er fleißig für die Bühne gearbeitet, und zwanzig bis dreyßig Stücke von ihm, ſo nachläßig redet er davon, waren mit Beyfall aufgeführt worden. Er machte damit keine höheren Anſprüche, ließ, nachdem ſie ihre augenblickliche Beſtimmung erreicht hatten, nichts davon drucken, und erſt vor kurzem ſind zwey dieſer älteren Arbeiten herausgegeben worden. Das eine von dieſen Schauſpielen, vermuthlich das früheſte des Cervantes, die Lebensart in Algier, (el trato de Argel) trägt im Uebergewicht der Erzählung, in der Magerkeit des Ganzen und in der mangelnden Hervorhebung der Figuren und Situationen noch Spuren von der damaligen Kindheit der Kunſt an ſich. Das andre aber, **die Zerſtörung von Numantia**, ſteht ganz auf der Höhe des tragiſchen Kothurns, und iſt durch die bewußtloſe und ungeſuchte Annäherung an die antike Größe und Reinheit eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte der neueren Poeſie. Die Idee des Schickſals herrſcht durchaus darin; die zwiſchen den Aufzügen auftretenden allegoriſchen Figuren leiſten auf einem andern Wege ungefähr was der Chor in den griechiſchen Tragödien: ſie lenken die Betrachtung und verſöhnen das Gefühl. Eine große That des Heldenmuths wird vollbracht, das äußerſte Leiden ſtandhaft erduldet, aber es iſt die That und das Leiden eines ganzen Volkes, deſſen einzelne Mitglieder faſt nur als Beyſpiele auftreten, während die römiſchen Helden als Werkzeuge des Verhängniſſes erſcheinen. Es iſt darin, möchte ich ſagen, ein ſpartaniſches Pathos: alles einzelne geht unter in dem Gefühle für das Vaterland, und durch Beziehung auf den neueren Heldenruhm ſeines Volkes hat der Dichter die alte Geſchichte mit der nächſten Gegenwart verknüpft.

Lope de Vega erſchien, und bemeiſterte ſich bald der Alleinherrſchaft auf der Bühne, ſo daß ſich Cervantes nicht neben ihm behaupten konnte.

Doch wollte er ſeine auf früheren Beyfall gegründeten Anſprüche nicht ganz zurück nehmen, und ließ kurz vor ſeinem Tode, im J. 1615, acht Schauſpiele und eben ſo viel kleinere Zwiſchenſpiele drucken, weil er ſie nicht nach Wunſch auf die Bühne hatte bringen können. Man hat ſie allgemein tief unter ſeinen ſonſtigen proſaiſchen und poetiſchen Arbeiten gefunden; ihr neuerer Herausgeber meynt ſogar, ſie ſeyen Parodien und Satiren auf den verderbten Zeitgeſchmack: aber man darf ſie nur unbefangen leſen, um dieſe Hypotheſe abgeſchmackt zu finden. Unter dieſer Vorausſetzung wären ſie das verfehlteſte, was ſich denken läßt. Einen ſolchen Zweck würde Cervantes ganz anders durch ein einziges Stück, aber dann auf eine durchaus nicht misverſtändliche und ſehr beluſtigende Art zu erreichen gewußt haben. Nein, es ſollen Stücke in der Manier des Lope ſeyn; gegen ſeine Ueberzeugung ſuchte ſich Cervantes dem Hange ſeiner Zeitgenoſſen durch buntere Mannichfaltigkeit, wunderbare Anlagen und Theaterſtreiche zu fügen. Allein es ſcheint, er ſahe die Oberflächlichkeit der Compoſition für die Hauptbedingung des Beyfalls an; wenigſtens iſt ſie meiſtens ſo locker und loſe, daß in ſeinen proſaiſchen Werken von einem ähnlichen Leichtſinn nirgends ein Beyſpiel iſt. Da er ſich alſo zum Theil ſeiner eigenthümlichen Vorzüge entäußerte, ſo darf es uns nicht wundern, daß es ihm nicht gelang, den Lope auf deſſen eignem Gebiet zu übertreffen. Zwar ſind zwey von dieſen Stücken, die Chriſtenſklaven in Algier, (los baños de Argel) eine Umarbeitung jenes früheren, und das Labyrinth der Liebe ſogar in ihrer ganzen Anlage ſehr zu loben; alle enthalten ſo viel ſchöne und geiſtreiche Züge, daß man, wenn man ſie für ſich allein betrachtet, auch ohne auf die Numantia Rückſicht zu nehmen, geneigt iſt, die unter den ſpaniſchen Kritikern ziemlich allgemeine Meynung, Cervantes habe kein dramatiſches Talent gehabt, für ein bloßes Vorurtheil zu halten. Vergleicht man ſie aber nur mit den Stücken des Lope, oder vergegenwärtigt man ſich die höheren Foderungen, wozu Calderon ſein Publicum verwöhnte, ſo läßt ſich dieß Urtheil bedingter Weiſe rechtfertigen. Man kann im Ganzen wohl eingeſtehen, daß ſich der Geiſt dieſes Dichters mehr zum Epiſchen, im weiteren Sinne für die erzählende

Darſtellungsform genommen, neigte, und daß die beſcheidne Gelindigkeit, womit er die Gemüther anzuregen liebt, nicht zu der Benutzung des Augenblicks und raſchen Gedrängtheit paßt, welche auf dem Theater einheimiſch iſt. Sieht man wieder auf das energiſche Pathos in der Numantia, ſo muß man es faſt nur für zufällig halten, daß Cervantes ſich dieſer Gattung nicht ganz gewidmet, und darin Raum gefunden hat, alle Seiten ſeines erfinderiſchen Geiſtes zu entfalten.

Die Urtheile des Cervantes über die Schauſpiele ſeiner ſpäteren Zeitgenoſſen, ſind auch eine von den überhörten Stimmen, welche ſich in Spanien von Zeit zu Zeit erheben, um auf Nachahmung der alten Claſſiker zu dringen, während der National-Geſchmack ſich durchaus für das romantiſche Schauſpiel in ſeiner kühnſten Form entſchied. Cervantes war dabey aus begreiflichen Urſachen nicht ganz unparteyiſch. Lope de Vega war ihm als dramatiſcher Schriftſteller nachgefolgt, und hatte ihn durch größere Fruchtbarkeit und glänzendere Effecte verdrängt; ein Umſtand, der bey der Unzufriedenheit des Cervantes mit der Richtung des öffentlichen Geſchmacks und der Verfaſſung des Theaters in ſeinem höheren Alter allerdings in Anſchlag gebracht werden muß. Dann, ſcheint es, war in ſeinem poetiſchen Gemüthe noch ein proſaiſcher Winkel übrig geblieben, von welchem aus er die Neigung zum Wunderbaren und die Kühnheit fantaſtiſcher Spiele, als der Wahrſcheinlichkeit und Natur entgegen, verwarf; nach der Autorität der Alten auf reinere Sonderung der Gattungen drang, da doch die romantiſche Kunſt alle Elemente der Poeſie in ihren Hervorbringungen zu verſchmelzen ſucht, wie er es ſelbſt in ſeinen Romanen und Novellen that; und nicht weniger als wahre Verſtöße gegen die Schicklichkeit den raſchen Wechſel der Zeiten und Oerter rügte. Es iſt merkwürdig, daß auch Lope ſeine Rechte verkannte, und eingeſtand, er ſchreibe ſeine Stücke, gegen die ihm wohl bekannten Regeln, auf dieſe vielfältig angefochtene Art, nur um der Menge zu gefallen. Daß er dieſe beſonders bedachte, hat allerdings ſeine Richtigkeit, jedoch bleibt er unter allen popularen und beliebten Theater-Schriftſtellern, die je gelebt haben, einer der außerordentlichſten, und verdiente wohl von Cervantes, ſeinem Nebenbuhler und Gegner, in allem Ernſte ein Wunder der Natur genannt zu werden.

Die über allen Glauben zahlreichen Stücke des Lope de Vega ſind zum Theil nie gedruckt worden, und die Sammlung der herausgegebnen iſt außer Spanien ſelten vollſtändig anzutreffen. Vermuthlich iſt vieles fälſchlich auf ſeinen Namen geſchoben worden, ein Misbrauch, über den ſich auch Calderon beklagt. Es iſt mir nicht bekannt, ob Lope ſelbſt irgendwo ein Verzeichniß der wirklich von ihm herrührenden Stücke giebt; am Ende hatte er wohl ſelbſt viele davon vergeſſen. Indeſſen kann man durch Leſung einer geringen Anzahl es ſchon ziemlich weit in der Bekanntſchaft mit dieſem Dichter bringen, und darf nicht beſorgen, das Ausgezeichnetſte verfehlt zu haben, indem er in ſeinen einzelnen Hervorbringungen nicht durch Erſchwingung ungewöhnlicher Höhe, oder Darlegung unbekannter Tiefen ſeines Gemüths überraſcht. Unſtreitig erſcheint dieſer bald zu ſehr vergötterte, bald zu ſehr herabgewürdigte Vielſchreiber hier im vortheilhafteſten Lichte, da das Theater zur Ablegung ſeiner drey Hauptfehler, Mangel an Zuſammenhang, Weitſchweifigkeit und unnütz ausgekramter Gelehrſamkeit, die beſte Schule war. In einigen ſeiner Stücke, beſonders den hiſtoriſchen, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. der König Wamba, die Jugendſtreiche des Bernardo del Carpio, die Zinnen von Toro, u. ſ. w. herrſcht eine gewiſſe Rohheit der Darſtellung, die aber gar nicht ohne Charakter iſt, und abſichtlich für die Gegenſtände gewählt zu ſeyn ſcheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit ſchildern, z. B. die muntre Toledanerin, die ſchöne Häßliche, zeigt ſich ſchon ein ſehr gebildeter geſelliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft intereſſanten Situationen unvergleichliche Späße, und vielleicht ſind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn ſie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel ſind ungefähr die nämlichen: verſchwendete nicht zu Rath gehaltne Erfindung und vernachläßigte Ausführung. Sie gleichen den Gruppen, die ein geiſtreicher Skizziſt, ohne alle Vorbereitung, ohne ſich nur die gehörige Zeit zu nehmen, auf das Papier hinkritzelt, wo ungeachtet dieſes eilfertigen Leichtſinnes jeder Strich Leben und Bedeutung hat. Außer der ſorgfältigen Bildung fehlt es Lope's Werken nur an Tiefe, und an jenen feineren Beziehungen, welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.

Wenn es bey dem Bisherigen, nämlich den Werken des Lope und ſeiner vorzüglicheren Zeitgenoſſen, eines Guillen de Caſtro, Montalban, Molina, Matos-Fragoſo u. a., ein Bewenden gehabt hätte, ſo müßte man an dem ſpaniſchen Theater mehr den großen Entwurf und die verſprechenden Anlagen, als die reife Vollendung loben. Aber nun trat Don Pedro Calderon de la Barca auf, ein eben ſo fruchtbarer Kopf, eben ſo fleißiger Schriftſteller als Lope, und ein ganz anderer Dichter, ein Dichter, wenn je einer den Namen verdient hat. In weit höherem Grade erneuerte ſich das Wunder der Natur, der enthuſiaſtiſche Beyfall, und die Beherrſchung der Bühne. Die Lebensjahre des Calderon halten gleichen Schritt mit denen des ſiebzehnten Jahrhunderts; er war

Wie ſein ſelber zu ſpotten hinunter gezogen ins Marsfeld
Drängt ſich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.
Was auch möge geſchehn, ein geduldig erwartender Haufe;
Bettler der Vorzeit ſtets, Bettler des Tages zugleich.
Tränkte Agrippa ſie nicht mit dem Thau jungfräulicher Quelle,
Auf Schwibbogen heran luſtige Wege geführt,
Möchten ſie wohl hinſchmachten im Durſt des verſengenden Hundſterns,
Oder ſie ſchöpften ihr Naß lau in umſumpfendem Schilf.
Sind Bruchſtücke der alten die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Graburnen, erſtaunt, ſich wie Altäre verehrt;
Borgtet ihr porphyrne Säulen genug und von puniſchem Marmor:
Borgt von den Ahnherrn auch hohe Geſinnung einmal!
Aber umſonſt. So ſah ich verdorrt apenniniſche Eichen,
Welchen ſich Epheu rings, Bacchus geſelliges Laub,
Schlang um die Aeſte zu lockigem Schmuck; wohl lügt es die Krone,
Doch nie dringet die Kraft mehr von der Wurzel in's Haupt.
So auch ſpielt die Natur hier gern in gefälligen Gaben,
Während zu männlicher That Ernſt dem Gemüthe gebricht.
Einzig die Bildnerin Kunſt wetteiferte noch mit der Vorwelt,
Als, in dem Schooße der Nacht langem Vergeßen geweiht,
Jene helleniſche Huldin erſtand; an erhabnen Gebilden
Wies ſich ergiebig der Geiſt, nicht ja der Boden allein.
Raphael dichtete liebend, prophetiſch erſann Bonarotti,
Wägte des Pantheons Dom ſtolz in den Aether hinauf.
Aber ſie auch ſchwand hin, die erheiternde Blüthe. ‚Geweſen‘
Iſt Roms Wahlſpruch; nennt, welches Beſtreben ihr wollt,
Gähnend entſchleichet die Zeit, als hätte ſie nichts zu erwarten.
Stets dreht Ocnus am Seil, ſtets von dem Eſel zernagt.
Janus erſcheint hier ſelber, der Gott der Beginne, verſtümmelt:
Sein vorſchauend Geſicht löſchte der Jugendlichkeit

folglich ſechzehn Jahr alt, als Cervantes, und fünf und dreyßig, als Lope ſtarb, den er faſt um ein halbes Jahrhundert überlebte. Nach der Angabe ſeines Lebensbeſchreibers hat Calderon über 120 Schauſpiele geſchrieben, über hundert geiſtliche allegoriſche Akte, hundert ſcherzhafte Zwiſchenſpiele oder Saynetes, *) und eine Menge nicht drama-

---

*) Dieſe Angaben ſind vielleicht etwas rhetoriſch zu nehmen. Die vollſtändigſte und beſte Ausgabe der Schauſpiele, die von Apontes, enthält nur 108 Stücke. Auf Verlangen eines großen Herrn gab Calderon noch kurz vor ſeinem Tode ein Verzeichniß ſeiner ächten Werke. Er nennt 111 Schauſpiele, aber unter dieſen ſind beträchtlich mehr als drey, die ſich nicht in der Sammlung von Apontes finden. Einige können zwar unter andern Titeln verſteckt ſeyn, z. B. das Stück, welches Calderon ſelbſt El Tuzani de la Alpujarra nennt, heißt in der Sammlung Amar despues de la muerte. Andre fehlen unläugbar, z. B. ein Don Quixote, auf den ich beſonders neugierig ſeyn würde. Nach manchen Spuren zu urtheilen, hatte Calderon eine große Verehrung vor dem Cervantes. Die Sammlung der Autos sacramentales enthält nur 72, und mehrere giebt auch Calderon nicht an. Und dennoch legt er auf dieſe das größte Gewicht; ganz der Religion gewidmet, war er im Alter gegen die weltlichen Spiele ſeiner

tiſche Gedichte. Da er von ſeinem vierzehnten bis zum ein und achtzigſten Jahre in welchem er ſtarb, dramatiſche Arbeiten geliefert, ſo vertheilen ſie ſich freylich auf einen großen Zeitraum, man darf nicht annehmen, daß er mit ſo übereilter Haſt geſchrieben wie Lope; es blieb ihm Muße genug ſeine Plane reiflich zu überdenken, was er auch ohne Zweifel gethan hat. In der Ausübung mußte er durch die Uebung eine große Fertigkeit erlangen.

Unter dieſem faſt unüberſehbaren Ueberfluß von Werken findet ſich nichts aufs Gerathewohl hingeworfne, alles iſt nach ſichern conſequenten Grundſätzen mit den tiefſten künſtleriſchen Abſichten in vollkommner Meiſterſchaft ausgearbeitet. Dieß läßt ſich nicht läugnen, wenn man auch Calderons rei-

---

Muſe gleichgültiger geworden, wiewohl er ſie nicht verwarf, und noch immer fortfuhr dergleichen zu dichten. Es konnte ihm wohl wie einem unermeßlich Reichen ergangen ſeyn, der bey einem allgemeinen Ueberſchlag, manche ſeiner Capitale vergißt. Saynetes vom Calderon ſind mir nie zu Geſichte gekommen, ja ich finde nirgends eine Nachweiſung, ob ſie wirklich geſammelt und gedruckt worden.

nen und hohen Styl des Romantiſch-Theatraliſchen als Manier verkennt, und dieſe kühnen Flüge der Poeſie an die äußerſte Gränze des Erſinnlichen für Verirrungen hält. Denn Calderon hat überall das, was ſeinen Vorgängern ſchon für Form galt, wieder zum Stoff gemacht, ihm konnte nirgends weniger als die edelſte und feinſte Blüthe genügen. Daher kommt es, daß er ſich in manchen Ausdrücken, Bildern, Vergleichungen, ja ſelbſt in manchen Spielen der Situation wiederhohlt, da er ſonſt zu reich war, um von ſich ſelbſt, geſchweige von andern, borgen zu dürfen. Die Erſcheinung auf der Bühne iſt ihm das erſte, aber dieſe ſonſt beſchränkende Rückſicht wird bey ihm durchaus poſitiv. Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effect ſo zu poetiſiren gewußt hätte, der zugleich ſo ſinnlich kräftig und ſo aetheriſch wäre.

Seine Schauſpiele zerfallen in vier Hauptclaſſen: Darſtellungen heiliger Geſchichten aus der Schrift und Legende; hiſtoriſche; mythologiſche oder aus andern erdichteten Stoffen gebildete; endlich Schilderungen des geſelligen Lebens in modernen Sitten.

Hiſtoriſch im engeren Sinne ſind nur die auf einheimiſche Geſchichte gegründeten Stücke. Die ſpaniſche Vorzeit hat Calderon oft ſehr wahr ergriffen, ſonſt aber hatte er eine zu entſchiedne, ich möchte ſagen brennende Nationalität, um ſich in irgend eine andre zu verſetzen; höchſtens in das, was ſich zur Sonne hinneigt, den Süden und den Orient; aber nicht in das claſſiſche Alterthum noch auch in das nördliche Europa. Solche Stoffe hat er daher ganz fantaſtiſch genommen, wie ihm überhaupt die griechiſche Mythologie ein liebliches Mährchen, und die römiſche Geſchichte eine majeſtätiſche Hyperbel iſt.

Doch müſſen die heiligen Darſtellungen gewiſſermaßen zu den hiſtoriſchen gerechnet werden, denn wiewohl mit reicher Dichtung umgeben, wie dieß immer beym Calderon der Fall iſt, drücken ſie doch meiſtens den Charakter der bibliſchen Geſchichte oder Legende ſehr getreu aus. Indeſſen unterſcheiden ſich dieſe von den übrigen hiſtoriſchen durch die oft bedeutend hervortretende Allegorie, und durch den religiöſen Enthuſiasmus, kraft deſſen der Dichter in den geiſtlichen Aufzügen, die zur Feyer des Frohnleichnam-Feſtes beſtimmt waren, das allegoriſch dargeſtellte Univerſum gleichſam in purpurnen Liebesflammen glühen läßt. In dieſer letzten Gattung bewunderten ihn ſeine Zeitgenoſſen am meiſten, und er legte ſelbſt den höchſten Werth darauf. Allein ohne wenigſtens einen davon in einer wahrhaft dichteriſchen Ueberſetzung geleſen zu haben, würden ſich meine Zuhörer gar keinen Begriff davon machen können; die Betrachtung dieſer Akte würde eine ſchwierige Erörterung über die Zuläſſigkeit der Allegorie in dramatiſchen Compoſitionen erfodern. Ich beſchränke mich alſo auf ſeine nicht allegoriſchen Schauſpiele, die ich doch bey weitem nicht erſchöpfend charakteriſiren, ſondern nur mit einigen allgemeinen Zügen ſchildern kann.

Unter der großen Menge ſinnreicher und aufgeweckter Köpfe, welche durch den damaligen blendenden Glanz des Theaters zum Wetteifer in dieſer Laufbahn hingeriſſen wurden, waren die meiſten nur Calderons Nachahmer; wenige verdienen neben ihm genannt zu werden, wie Don Aguſtin Moreto, Don Franzisco de Roxas, Don Antonio de Solis, der ſcharfſinnige und beredte Geſchichtſchreiber der Eroberung von Mexico, u. a. Die dramatiſche Litteratur der Spanier hat ſogar einen königlichen Dichter aufzuweiſen, nämlich Philipp den Vierten, Calderons großen Gönner und Bewunderer, *) dem man verſchiedne namenlos mit der Ueberſchrift: de un ingenio de esta corte, erſchienene Stücke zuſchreibt. Alle damaligen dramatiſchen Schriftſteller ſchrieben in verwandtem Geiſt, es war eine wahre Kunſtſchule. Manche haben eigenthümliche Vorzüge, jedoch überflügelt Calderon ſie alle an Kühnheit, Fülle und Tiefe; in ihm hat das romantiſche Schauſpiel der Spanier den Gipfel der Vollendung erreicht.

---

*) Dieſer Monarch ſcheint in der That Sinn für die eigentliche Vortrefflichkeit ſeines Lieblingsdichters gehabt zu haben, den er als die ſchönſte Zierde ſeines Hofes betrachtete. Er war ſo eingenommen für das nationale Schauſpiel, daß er die Einführung der italiäniſchen Oper nicht geſtattete, die damals ſchon an den europäiſchen Höfen allgemein das größte Glück machte. Ein Beyſpiel, welches verdient den deutſchen Fürſten vorgehalten zu werden, die bis jetzt meiſtens durch Gleichgültigkeit gegen das Einheimiſche und Partheylichkeit für das Fremde alles gethan haben, um die deutſchen Dichter muthlos zu machen.

Wir wollen verſuchen, von dem Geiſt und der Form dieſer von allen übrigen europäiſchen Hervorbringungen ſo weit abweichenden Dichtungen eine ſchwache Vorſtellung zu geben. Wir müſſen aber zu dieſem Zweck auf den Charakter der ſpaniſchen Poeſie überhaupt, und auf die hiſtoriſchen Umſtände, die ihn beſtimmt haben, einigermaßen eingehen.

Die Anfänge der ſpaniſchen Poeſie ſind ſehr einfach: ihre beyden Grundformen waren die Romanze und das Lied, und es iſt, als ob man überall die Accorde der Guitarre in dieſe urſprünglichen National-Weiſen einklingen hörte. Die Romanze, halb arabiſchen Urſprungs, war zuerſt einfältige Heldenſage; ſpäterhin wurde ſie eine ſehr kunſtreiche Gattung zu mannichfaltigem Gebrauch, in welcher aber immer der mahleriſche Beſtandtheil, zuweilen bis zur glänzendſten Farbenpracht, vorwaltet. Das Lied hingegen, faſt bildlos, drückte zarte Gefühle in ſinnreichen Wendungen aus, es tändelt bis auf die Gränze hin, wo die Selbſtbetrachtung, welche eine unausſprechliche Gemüthsſtimmung in Gedanken zu verwandeln ſtrebt, den

Gedanken wiederum zur träumeriſchen Ahndung verflüchtigt. Die Liederformen wurden vermannichfaltigt, hauptſächlich durch Einführung deſſen in die Poeſie, was in der Muſik die Variation leiſtet. Indeſſen konnten die reichen Anlagen der ſpaniſchen Sprache in dieſen mehr zarten und kindlichen als hohen Gattungen ſich nicht vollſtändig entfalten. Man nahm daher zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts die umfaſſenderen Formen der Italiäniſchen Poeſie, Octaven, Terzinen, Canzonen und Sonette in ſie auf, und nun erſt offenbarte ſichs ganz, was die caſtilianiſche Mundart, dieſe ſtolzeſte Tochter der weltbeherrſchenden lateiniſchen Sprache, an Würde, ſchöner Kühnheit und Bilderpracht zu leiſten vermöchte. Sie iſt weniger ſanft als das Italiäniſche, wegen der Kehllaute und häufigen Endungen mit Conſonanten, aber ſie tönt wo möglich noch voller aus der Bruſt, und füllt das Ohr mit reinem Metallklange. Die rauhe Kraft und Treuherzigkeit der Gothen war in ihr noch nicht ganz verſchollen, als orientaliſche Einmiſchungen ihr einen wunderbaren Schwung gaben, und ihre in aromatiſchen Düften gleichſam berauſchte Poeſie über alle Bedenklichkeiten des nüchternen Abendlandes hinwegheben.

Mit dem Thatenruhm dieſes vor Alters ſo freyen Heldenvolkes wuchs auch der Strom der dichteriſchen Begeiſterung, angeſchwellt von einem ſtolzen Bewußtſeyn. Die Spanier ſpielen in der Geſchichte des Mittelalters eine glorreiche Rolle, welche der neidiſche Undank der neueren Zeit allzu ſehr vergeſſen hat. Als eine verlohrne Vorwacht des bedroheten Europa gegen die Einbrüche der alles überſchwemmenden Araber lagen ſie auf ihrer Pyrenäiſchen Halbinſel wie im Felde, ohne fremden Beyſtand zu immer erneuerten Kämpfen bereit. Die Gründung ihrer chriſtlichen Königreiche, Jahrhunderte hindurch, von der Zeit an wo die Abkömmlinge der Gothen in die nördlichen Gebirge zurückgedrängt, aus dieſem Zufluchtsort wieder hervortraten, bis zur gänzlichen Verdrängung der Mauren aus Spanien, war ein einziges langes Abentheuer; ja die Rettung des Chriſtenthums in dieſem Lande gegen ſolche Uebermacht ſchien das Wunderwerk einer höheren als bloß menſchlichen Lenkung zu ſeyn. Gewöhnt immer zugleich für ſeine Freyheit und für ſeine Religion zu fechten, ſchloß ſich der Spanier mit feuriger Inbrunſt an dieſe an, als ein mit edlem Blut theuer erkauftes Erwerbniß. Jede gottesdienſtliche Tröſtung war ein Lohn vergoßnen Heldenſchweißes, jede Kirche konnte er als eine Trophäe ſeiner Ahnen betrachten. Treu ſeinem Gott und ſeinem König bis auf den letzten Blutstropfen, unverbrüchlich auf ſeine Ehre haltend, ſtolz, aber demüthig vor allem heilig geachteten, ernſt, mäßig, ſittig war der alte Caſtilier; und nun ſpotte man des biederherzigen Volkes, das den geliebten Degen, das Werkzeug ſeines hohen Berufs, auch hinter dem Pfluge abzulegen ſich nicht entſchließen konnte.

Die ſo genährte Kriegsluſt, den Unternehmungsgeiſt ihrer Unterthanen benutzten die Monarchen Spaniens zu Ende des funfzehnten und im ſechzehnten Jahrhundert, ſie zum herrſchenden Staate Europa's zu machen, während ſie im Innern ihre politiſche Freyheit einbüßten. Die argliſtige und tyranniſche Politik Philipps des Zweyten hat unverſchuldeter Weiſe den Haß der Ausländer auf ſie gezogen. Der Machiavellism der Fürſten

Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts ſchauende Stirn furchet unendlicher Gram.
Welches Geſieder noch brächt' Augurien? welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl ſolchem verſunkenen Sein?
Altert die Welt? und indeß wir Spätlinge träumen, entlöſt ſich
Ihr hinfälliger Bau ſchon in lethäiſches Graus?
Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beſchluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt.

Alſo ſang ich am Fuße von Ceſtius Denkpyramide,
Weil allmählich ihr Schatt' unter den Gräbern verſchwomm.
Dämmrung entfaltete rings den gefildeinhüllenden Mantel.
Um den Betrachtenden ſchwieg tiefere Feierlichkeit:
Fernher flüſterten nur wehmüthige dunkle Cypreſſen,
Und mitfühlend, ſo ſchien's, wankte der Pinie Haupt.
Stumm war alles Gewühl und Getöſ' unruhiges Treibens,
Leiſeſten Pulsſchlag kaum ſpürte die ganze Natur,
Und faſt ſchauerte mir, ob nicht den Lebendigen fremd ich
Ohn' eindrückende Spur wandelt' im Schattengebiet.
Schwermuthsvoller Moment, wann, ſinkend, des Tages Monarchin
Sammt dem beſeelenden Licht Formen und Farben entrückt;
Alles, gedämpft und erblaßt, mahnt unſer entſchwindendes Daſein,
Und kein Hoffen erhebt über den irdiſchen Staub.
Noch nicht funkeln die Sterne, und gleichſam zwiſchen das Leben
Dränget ein Stillſtand ſich, und die Unſterblichkeit, ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verheißenden Augen herabſchaut,
Ahnet der ſtrebende Geiſt freudige Wiedergeburt.
Tröſtend begegnete ſo dein Blick mir, edle Gefährtin,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgeſtirns.

und Volksführer in Italien war allgemeiner Charakter, dieſelbe Tücke und Ränkeſucht hatte alle Stände angeſteckt; in Spanien fällt er bloß den Regierenden zur Laſt, wie auch die religiöſen Verfolgungen, die hier nie oder ſelten als Ausbrüche allgemeiner Volkswuth vorgegangen ſind. Der Spanier erlaubte ſich nicht, die Handlungsweiſe ſeiner geiſtlichen und weltlichen Obern zu prüfen, führte bieder und tapfer, wie ehemals ſeine Vertheidigungskriege, ihre Kriege des Angriffs und der Herrſchſucht. Perſönlicher Ruhm, vermeynter Eifer für die Religion verblendete ſie über die Gerechtigkeit ihrer Sache. Beyſpielloſe Unternehmungen waren mit Glück vollführt, eine neu entdeckte Welt jenſeit des Oceans war durch eine Handvoll verwegner Abentheurer unterjocht worden; einzelne Thaten der Grauſamkeit und Habſucht hatten den Glanz des beſonnenſten Heldenmuthes befleckt, aber die Maſſe der Nation blieb rein von dieſen Ausartungen. Nirgends hat der ritterliche Geiſt die politiſche Exiſtenz des Ritterthums länger überlebt als in Spanien. Noch lange nachdem durch Philipps des Zweyten verderbliche Fehltritte das innere

Wohlſeyn zugleich mit dem auswärtigen Einfluſſe tief geſunken war, pflanzte ſich dieſer Geiſt bis in die blühende Periode ihrer Litteratur fort, und drückte ihr unverkennbar ſein Gepräge auf. Hier erneuerte ſich bey weit höherer Geiſtesbildung in gewiſſem Grade jene glänzende Erſcheinung des Mittelalters, wo Fürſten und Herren die Kunſt des Minne- und Heldengeſanges übten, wo die Ritter, ihre Geliebte neben der Andacht zum heiligen Grabe im Herzen, freudig auf die gefährlichſten Abentheuer zum gelobten Lande wallfahrteten, wo ſelbſt ein löwenherziger König die zärtliche Laute zu Liebesklagen rührte. Die ſpaniſchen Dichter waren nicht, wie gewohnlich in den übrigen Ländern Europa's, Höflinge, Gelehrte oder an ein bürgerliches Gewerbe geheftet; meiſtens von edler Geburt, führten ſie ein kriegeriſches Leben. Das Bündniß des Degens und der Feder, die Uebung der Waffen und der edleren Geiſteskünſte, war ihre Loſung. Schon Garcilaſo, einer der Stifter der ſpaniſchen Poeſie unter Carl dem fünften, von den peruaniſchen Yncas abgeſtammt, von ſeiner lieblichen Muſe nach Africa begleitet, fiel vor den erſtürmten Mauern von Tunis; Camoens, der Portugieſe, ſegelte als Soldat ins entfernteſte Indien, auf der Spur des glorreichen Weltentdeckers, den er beſang; Don Alonſo de Ercilla dichtete ſeine Araucana während des Krieges mit empörten Wilden, unter einem Zelt am Fuß der Cordilleras, oder in der von Menſchen noch unbetretnen Wildniß, oder auf einem im Ocean umhergetriebnen Schiff; Cervantes erkaufte die Ehre, unter dem großen Johann von Oeſterreich die Schlacht von Lepanto als gemeiner Krieger mitgeſtritten zu haben, durch den Verluſt eines Armes und lange Gefangenſchaft in Algier; Lope de Vega erlebte unter andern die Unfälle der unüberwindlichen Flotte; Calderon that Feldzüge in Flandern und Italien, unterzog ſich als Ritter von Santiago ſeinen kriegeriſchen Pflichten, bis er in den geiſtlichen Stand trat, und ſo auch äußerlich beurkundete, wie die Religion die herrſchende Triebfeder ſeines Lebens ſey.

Wenn Religionsgefühl, biedrer Heldenmuth, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantiſchen Poeſie ſind, ſo mußte ſie in Spanien, unter ſolchen Auspizien gebohren und herangewachſen, wohl den höchſten Schwung nehmen. Die Fantaſie der Spanier war kühn wie ihre Thatkraft, kein geiſtiges Abentheuer ſchien ihr zu gefährlich. Schon früher hatte ſich in den Ritterromanen die Vorliebe des Volkes für das ausſchweifendſte Wunderbare kund gegeben. Dieß wollten ſie auf der Bühne wieder ſehen, und da nun ihre Dichter, ganz auf der Höhe der künſtleriſchen und geſelligen Bildung ſtehend, es darnach umſchufen, ihm eine muſikaliſche Seele einhauchten, es ganz von grober Körperlichkeit gereinigt zu Farbe und Duft hinauf läuterten, ſo entſteht eben aus dem Contraſt des Stoffes und der Form ein unwiderſtehlicher Reiz. Ihre Zuſchauer glaubten einen Widerſchein der ſchon halb verlohrnen welterobernden Größe ihrer Nation zu erblicken, wenn über die immer neue Dichtung alle Harmonie der mannichfaltigſten Sylbenmaße, alle Zierlichkeit ſinnreicher Spiele, alle Pracht der Bilder und Vergleichungen ausgegoſſen war, die ihre Sprache nur aufbieten konnte. Die Schätze der entfernteſten Zonen wurden, wie in der Wirklichkeit, zur Befriedigung des Mutterlandes herbeygeſchafft, und man kann ſagen, daß im Reiche dieſer Poeſie, wie in dem Carls des Fünften, die Sonne niemals unterging.

Auch diejenigen Schauſpiele Calderons in modernen Sitten, die am meiſten zum Ton des gemeinen Lebens herabſteigen, feſſeln durch irgend einen fantaſtiſchen Zauber, und können nicht ganz für Luſtſpiele im gewöhnlichen Sinne des Wortes gelten. Wir haben geſehen, daß die ſogenannten Luſtſpiele Shakſpeare's immer aus zwey fremdartigen Theilen zuſammengeſetzt ſind: dem komiſchen, welcher in engliſchen Sitten gehalten iſt, weil die komiſche Nachahmung örtliche Beſtimmtheit fodert, und dem romantiſchen, auf irgend einen ſüdlichen Schauplatz hinaus verlegten, weil der einheimiſche Boden nicht dichteriſch genug dazu war. In Spanien hingegen konnte das damalige nationale Coſtum noch von der idealiſchen Seite gefaßt werden. Freylich wäre es nicht möglich geweſen, wenn Calderon uns in das Innre des häuslichen Lebens eingeführt hätte, wo Bedürfniß und Gewöhnung meiſtens alles zur alltäglichen Beſchränktheit herabſtimmt. Seine Luſtſpiele endigen, wie die der Alten, mit Heirathen; aber wie verſchieden iſt das, was ihnen vorhergeht! Dort werden zu Befriedigung ſinnlicher Leidenſchaften und ſelbſtiſcher Abſichten oft ſehr unſittliche Mittel in Bewegung geſetzt, die Menſchen ſtehen mit ihren Geiſteskräften als bloß phyſiſche Weſen gegen einander, und ſuchen ſich ihre Schwächen abzulauſchen. Hier herrſcht zuvörderſt eine brennende Leidenſchaftlichkeit, die immer ihren Gegenſtand adelt, weil ſie über alles Verhältniß mit irgend einem ſinnlichen Genuſſe hinausgeht. Calderon ſtellt uns ſeine Hauptperſonen von beyden Geſchlechtern zwar meiſtens in den erſten Aufwallungen der Jugend, und im noch zuverſichtlichen Ehrgeiz des Lebensgenuſſes dar, aber das Ziel nach dem ſie ringen, bey deſſen Verfolgung ſie alles übrige in die Schanze ſchlagen, iſt in ihrer Geſinnung mit keinem andern Gute vertauſchbar. Ehre, Liebe und Eiferſucht ſind durchgängig die Triebfedern, aus ihrem gewagten aber edlen Spiele geht die Verwicklung hervor, und wird nicht durch ſchelmenhaften Betrug gefliſſentlich angezettelt. Die Ehre iſt immer ein idealiſches Prinzip, denn ſie beruht, wie ich anderswo gezeigt habe, auf jener höheren Sittenlehre, welche Grundſätze heiligt, ohne

Rückſicht auf den Erfolg. Sie kann zur bloß geſelligen Uebereinkunft in gewiſſen Meynungen oder Vorurtheilen herabſinken, zu einer Waffe der Eitelkeit, aber in jeder Entſtellung wird man noch das Schattenbild einer erhabnen Idee darin erkennen. Wie Calderon die zarte Reizbarkeit des Ehrgefühls ſchildert, weiß ich kein treffenderes Sinnbild dafür, als die fabelhafte Sage vom Hermelin, einem Thierchen, das ſo ſehr auf die Weiße ſeines Felles halten ſoll, daß es lieber als ſie zu beflecken, von den Jägern verfolgt, ſich dem Tode überliefert. Dieß Ehrgefühl iſt in den weiblichen Charaktern Calderons eben ſo mächtig, es beherrſcht die Liebe, die nur neben, nicht über ihm Statt finden darf. Die Ehre der Frauen beſteht nach der geſchilderten Sinnesart darin, nur einen Mann von ganz unbefleckter Ehre lieben zu können, und mit völliger Reinheit zu lieben, keine irgend zweydeutige Huldigung zu dulden, die der ſtrengſten weiblichen Würde zu nahe tritt. Die Liebe fodert unverbrüchliches Geheimniß, bis eine geſetzliche Verbindung ſie öffentlich zu erklären erlaubt. Schon dieß ſichert ſie vor der vergiftenden Beymiſchung der Eitelkeit, welche ſich mit Anſprüchen oder zugeſtandnem Vorzug brüſtet; ſie erſcheint dadurch als ein geheimes und um ſo heiliger gehaltnes Gelübde. Zwar iſt in dieſer Sittenlehre, der Liebe zu Gefallen, Liſt und Verſtellung erlaubt, was ſonſt die Ehre verbietet; aber es werden dennoch in der Colliſion mit andern Pflichten, z. B. mit denen der Freundſchaft, die feinſten Rückſichten beobachtet. Die immer rege, oft furchtbar ausbrechende Gewalt der Eiferſucht, nicht wie die der Morgenländer auf den Beſitz, ſondern auf die leiſeſten Regungen des Herzens und auf die unmerklichſten Aeußerungen derſelben, adelt die Liebe, weil dieſes Gefühl, ſobald es nicht ganz ausſchließend iſt, unter ſich ſelbſt herabſinkt. Oft löſt ſich die Verwirrung, welche der Zuſammenſtoß dieſer insgeſamt geiſtigen Triebfedern geſtiftet, in Nichts auf, und dann iſt die Kataſtrophe wahrhaft komiſch; zuweilen nimmt es aber auch eine tragiſche Wendung, und dann wird die Ehre ein feindſeliges Schickſal für den, welcher ihr nicht Genüge leiſten kann, ohne ſein eignes Glück zu vernichten, oder ſogar ein Verbrecher zu werden.

Dieß iſt der höhere Geiſt der Schauſpiele, wel che von den Ausländern Intriquen-Stücke genannt werden; im Spaniſchen heißen ſie von der Tracht, worin man ſie ſpielt, Luſtſpiele im Mantel und Degen (Comedias de capa y espada). Gewöhnlich haben ſie keinen andern burlesken Theil als die Rolle des luſtigen Bedienten, der unter dem Namen des Gracioso bekannt iſt. Dieſer dient meiſtens bloß dazu, die idealiſchen Triebfedern, wonach ſein Herr handelt, zu parodiren, welches er oft auf die zierlichſte und geiſtreichſte Weiſe thut. Selten wird er als wirkſamer Hebel gebraucht, um durch ſeine Liſten die Verwicklung zu ſtiften, in welcher man mehr den Witz des Zufalls bewundert. Andre Stücke heißen Comedias de figuron, die übrigen Beſtandtheile ſind gewöhnlich dieſelben, nur ragt in der Zuſammenſetzung irgend eine in Caricatur gezeichnete Figur hervor. Manchen Schauſpielen Calderons kann man den Namen Charakter-Stück nicht verſagen, wiewohl man die feinſte Charakteriſtik nicht von Dichtern einer Nation erwarten muß, welcher rege Leidenſchaftlichkeit und ſchwärmende Fantaſie zu den Tücken der lauſchenden Beobachtung weder Muße noch Kaltblütigkeit genug laſſen.

Eine andre Gattung ſeiner Stücke nennt Calderon ſelbſt Feſtſpiele (fiestas). Sie waren zur Aufführung am Hofe bey feyerlichen Gelegenheiten beſtimmt; und wiewohl es dabey auf theatraliſchen Pomp, durch häufigen Decorations-Wechſel und ſichtbar vergehende Wunder angelegt iſt, auch häufig Muſik eingeführt wird, ſo könnte man ſie doch poetiſche Opern nennen, d. h. Schauſpiele, die durch den bloßen Glanz der Poeſie das leiſten, was in der Oper erſt durch die Ausſchmückungen der Maſchinerie, der Muſik und des Tanzes erreicht werden ſoll. Hier überläßt ſich der Dichter ganz den gewagteſten Flügen ſeiner Fantaſie, und ſeine Darſtellung berührt kaum noch die Erde.

Sein Gemüth aber ſpricht ſich am meiſten in der Behandlung der religiöſen Gegenſtände aus, Die Liebe ſchildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichteriſche Kunſtſprache. Die Religion iſt ſeine eigentliche Liebe, das Herz ſeines Herzens. Nur für ſie erregt er die erſchütterndſten bis in die innerſte Seele dringenden Rührungen. Bey bloß weltlichen Begebenheiten ſcheint er dieß vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie ſind ihm, wie

Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeiſtrung,
  Welche, zur Wonne dem Schmerz, ſelber in Thränen erglänzt.
Wem du boteſt der Freundſchaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
  Wann ungläubiger Hohn macht zum Fantom das Gefühl.
Zartheit hegend in tiefem Gemüth, bei'm Guten das Schöne,
  Kennſt du der Huld Anhauch gleich wie der Größe Gewalt.
Mit vielfarbigem Zauber umgiebſt du den Dichter: es hemmt nicht,
  Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geiſt.
Laß denn lauſchen mich dir, Mittheilerin großer Gedanken,
  Wann das beredte Geſpräch ſiegenden Lippen entſtrömt!
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir reden,
  Von Mitlebenden auch, oder den Opfern der Zeit.
Und wann unter den Weiſen, die rein für das Ganze geſtrebet,
  Wir aufſuchen ein Bild mildeſter Väterlichkeit,
Streng' in der eigenen Bruſt, langmüthig dem Wahn und dem Undank,
  Gleichwie ein Schutzgeiſt ſchwebt über dem Menſchengeſchlecht:
Dann ſei deſſen Gedächtniß geheiliget, welchen zu kennen
  Nicht mir gegönnt war, ach! welchen du ewig beweinſt.

trübe ſie auch an ſich ſeyn mögen, ſchon durch die religiöſe Anſicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieſer Glückſelige hat ſich aus der labyrinthiſchen Wildniß der Zweifel in die Burgfreyheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungeſtörter Seelenruhe anſieht und ſchildert; ihm iſt das menſchliche Daſeyn kein düſtres Räthſel mehr. Selbſt ſeine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, ſpiegeln den Himmel in ſich ab. Seine Poeſie, was auch ſcheinbar ihr Gegenſtand ſeyn möge, iſt ein unermüdlicher Jubel-Hymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung, darum feyert er mit immer neuem freudigen Erſtaunen die Erzeugniſſe der Natur und der menſchlichen Kunſt, als erblickte er ſie eben zum erſtenmale in noch unabgenutzter Feſttracht. Es iſt Adams erſtes Erwachen, gepaart mit einer Beredſamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimſten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geiſtesbildung und reife Beſchaulichkeit ſie verſchaffen kann. Wenn er das Entfernteſte, das Größte und Kleinſte, Sterne und Blumen zuſammenſtellt, ſo iſt der Sinn aller ſeiner Metadern der gegenſeitige Zug der erſchaffnen Dinge zu einander wegen ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs, und dieſe entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls iſt ihm wieder nur ein Widerſchein der ewigen alles umfaſſenden Liebe.

Calderon blühte noch, als man ſich in andern Ländern Europa's ſchon ſtark zu dem manierirten Geſchmack in den Künſten und zu den proſaiſchen Anſichten in der Litteratur neigte, die im achtzehnten Jahrhundert ſo allgemein einriſſen. Er iſt folglich als der letzte Gipfel der romantiſchen Poeſie zu betrachten. Es iſt in ſeinen Werken alle Pracht derſelben verſchwendet, ſo wie man bey einem Feuerwerke die bunteſten Farben, die glänzendſten Lichter und wunderlichen Figuren der feurigen Springbrunnen und Kreiſe für eine letzte Exploſion aufzuſparen pflegt.

Etwa ein Menſchenalter nach dem Calderon mag das ſpaniſche Theater noch in demſelben Sinne bearbeitet worden ſeyn. Doch iſt alles was aus dieſer Zeit angeführt wird, nur Nachklang des Vorhergehenden, es iſt nichts neues noch wahrhaft eigenthümliches zum Vorſchein gekommen, was nach dem Calderon genannt zu werden verdiente. Späterhin läßt ſich eine große Unfruchtbarkeit ſpüren. Es ſind einzelne Verſuche gemacht worden, regelmäßige Trauerſpiele zu liefern, verſteht ſich, nach franzöſiſchem Zuſchnitt. Sogar das declamatoriſche Drama des Diderot hat Nachahmer gefunden. Ich erinnere mich, ein ſpaniſches Schauſpiel geleſen zu haben, deſſen Zweck war, die Abſchaffung der Tortur zu empfehlen. Welche Aufheiterung von einem ſolchen Werke zu erwarten ſteht, läßt ſich ermeſſen. Diejenigen Spanier, welche dem alten National-Geſchmack abtrünnig geworden ſind, machen viel Weſens von den proſaiſchen und moraliſchen Dramen des Moratin; allein wir finden keinen Grund in Spanien zu ſuchen, was wir zu Hauſe eben ſo gut, oder richtiger geſprochen, eben ſo ſchlecht haben konnen. Die Mehrheit der Zuſchauer hat ſich von dieſen fremden Einflüſſen ziemlich frey erhalten; als vor einer Anzahl Jahre ein ſchöner Geiſt unternommen hatte, ein mit Recht bewundertes Stück des Moreto (El parecido en la corte) nach den drey Einheiten umzuarbeiten, gerieth das Parterr zu Madrid darüber in einen ſolchen Aufruhr, daß die Schauſpieler es auf keine andre Weiſe zu beſänftigen wußten, als indem ſie das Stuck in ſeiner ächten Geſtalt auf den nächſten Tag ankündigten.

Wenn ſich in einem Lande äußere Umſtände, z. B. der Einfluß der Geiſtlichkeit, Cenſur Zwang, ſelbſt die eiferſüchtige Wachſamkeit des Volkes auf die Beybehaltung der alten Sitten, der freyen Einführung deſſen widerſetzen, was in benachbarten Ländern für einen Fortſchritt in der Geiſtesbildung gilt, ſo geſchieht es oft, daß die beſſeren Köpfe nach den verbotnen Früchten ungebührlich lüſtern werden, und etwas verkehrtes erſt dann recht zu bewundern anfangen, wenn es anderswo ſchon wieder aus der Mode gekommen iſt. Gewiſſe Geiſteskrankheiten ſind ſo epidemiſch in einem Zeitalter, daß eine Nation niemals vor einem Anfalle davon ſicher iſt, bis man ſie ihr inoculirt hat. Indeſſen ſind die Spanier, wie es ſcheint, in Abſicht auf die leidige Aufklärung des letzten Geſchlechts mit den Windpocken abgekommen, während die entſtellenden Blattergruben in den Zügen andrer Nationen nicht zu verkennen ſind. In ihrer etwas inſulariſchen Exiſtenz haben ſie das achtzehnte Jahrhundert verſchlafen, und wie konnte man im Grunde ſeine Zeit beſſer anwenden? Sollte die ſpaniſche Poeſie im alten Europa oder in der andern Hemiſphare wieder aufwachen, ſo würde ſie allerdings einen Schritt vom Inſtinkt zum Bewußtſeyn zu thun haben. Was ſie bis jetzt aus angebohrner Neigung geliebt, mußten die Spanier mit klarer Erkenntniß verehren lernen, und, unbekummert um die dazwiſchen aufgekommne Kritik, aus Grundſatz im Geiſt ihrer großen Dichter zu ſchaffen fortfahren.

Funfzehnte Vorleſung.

In ſeiner gebildeten Geſtalt iſt das deutſche Theater weit jünger als irgend eins derer, wovon wir im vorhergehenden geſprochen, wir dürfen uns alſo nicht wundern, daß der Vorrath unſrer Litteratur an ſchätzbaren Original-Werken in dieſem Fache auch weit geringer iſt.

Seit nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert, da nach der niedrigſten Ebbe des Geiſtes ſich zuerſt wieder beſſere Beſtrebungen hervorthaten, haben die Deutſchen Rieſenſchritte gethan, und wenn die dramatiſche Kunſt nicht mit gleichem Glücke, und ich ſetze hinzu, nicht mit gleichem Eifer angebaut worden als andre Gattungen, ſo liegt es vielleicht mehr in manchen ungünſtigen Umſtänden, als in dem Mangel an Talenten.

Die rohen Anfänge der Bühne ſind in Deutſchland eben ſo alt als in andern Ländern. *) Das älteſte Drama, das man noch ſchriftlich hat, iſt von einem Nürnberger Hans Roſenpluet aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Ihm folgten zwey fruchtbare Dichter, aus derſelben Reichsſtadt gebürtig, Hans Sachs und Ayrer. Unter den Werken des Hans Sachs finden ſich eine große Menge Tragödien, Comödien, geiſtliche und weltliche Hiſtorien, bey denen immer der Herold den Prolog und Epilog ſpricht, ferner kurzweilige Faſtnachtſpiele. Alles dieſes wurde, wie es ſcheint, nicht von Schauſpielern, ſondern von ehrſamen Bürgern, ohne alle theatraliſche Verrichtung, zu

---

*) Die erſte mir bekannte Erwähnung der ſogenannten Myſterien oder geiſtlichen Vorſtellungen in Deutſchland findet ſich im Eulenſpiegel. Dieſen luſtigen aber etwas anſtößigen Streich des weltberühmten Schalksnarren kann man nachleſen in der 13ten Hiſtorie: „Wie Eulenſpiegel in der „Oſtermette ein Spiel machte, daß ſich der Pfaffe und „ſeine Kellnerin mit den Bauern ſchlugen.“ Eulenſpiegel ſoll gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt haben, die Aufzeichnung des Buches kann man jedoch wohl nicht über den Anfang des funfzehnten hinausſetzen.

einer erlaubten Gemüths-Ergötzung aufgeführt. Die Faſtnachtſpiele ſind etwas derb, aber, ſo wie überhaupt die Schwänke, nicht ſelten ſehr luſtig; ſie gehen oft in die tollſten Poſſen über, und mit der Begeiſterung der Luſtigkeit über die Gränzen der wirklichen Welt hinaus. Die Darſtellung in allen dieſen Schauſpielen iſt ehrlich und macht nicht viel Umſchweife: die Perſonen, von Gott dem Vater an, ſagen gleich gerade heraus, wie es ihnen ums Herz iſt, und weswegen ſie hereinkommen; ſie gleichen den Figuren auf alten Bildern, denen beſchriebene Zettel aus dem Munde gehn, ohne daß die Gebehrden den Sinn der Worte ausdrücken. Die Form nähert ſich am meiſten dem, was man anderswo Moralitäten nannte, es kommen häufig allegoriſche Perſonen vor. Die Umriſſe der noch unmündigen dramatiſchen Kunſt ſind ſchwach angegeben, aber doch nicht verzeichnet, und wenn man nur auf dieſem Wege fortgeſchritten wäre, ſo hätte ſich etwas eigenthümliches und beſſeres entwickeln müſſen als im ſiebzehnten Jahrhundert geſchah.

In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts kam die Poeſie aus dem bürgerlichen Kreiſe, auf den ſie ſich lange beſchränkt hatte, wieder in die Hände der Gelehrten. Opiz, der als der Stifter ihrer neueren Form angeſehen werden kann, hat einige Trauerſpiele aus den Alten in Verſen überſetzt, und Schäfer-Opern nach dem Italiäniſchen gedichtet; ich weiß nicht, ob irgend etwas für die Bühne. Auf ihn folgt Andreas Gryphius, unſer erſter namhafter dramatiſcher Schriftſteller. Er beſaß einen gewiſſen Umfang litterariſcher Kenntniß in ſeinem Fach, wie einige nachgeahmte und überſetzte Sachen beweiſen: ein Stück aus dem Franzöſiſchen, eins aus dem Italiäniſchen, ein Trauerſpiel aus dem Niederländiſchen des Vondel, endlich eine Poſſe, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerſpiels Pyramus und Thisbe im Sommernacht-Traum von Shakſpeare. Dieſer war damals im Auslande ſehr unbekannt; der gelehrte Morhof, der in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchrieb, geſteht, er habe Shakſpeare's Werke niemals geſehen, wiewohl er Ben Jonſon recht gut kennt. Noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ein damals geſchätzter und nicht verdienſtloſer Schriftſteller in einem eignen

Aufſatze eine Vergleichung zwiſchen Shakſpeare und Andreas Gryphius angeſtellt. Wir können hiebey kaum ernſthaft bleiben; die ganze Aehnlichkeit möchte darin beſtehen, daß Gryphius gern Geiſter der Abgeſchiednen auftreten läßt. Er ſcheint vielmehr den Niederländer Vondel hauptſächlich vor Augen gehabt zu haben, der unter ſeinen Landsleuten noch hochberühmt nur der große Vondel heißt, während jener der Vergeſſenheit überantwortet wurde. Das Sylbenmaß in Gryphius Schauſpielen iſt leider ſchon der Alexandriner, jedoch die Form noch nicht ſo enge wie die nachherige franzöſiſche, der Schauplatz wechſelt zuweilen, und die muſikaliſchen, zum Theil allegoriſchen Zwiſchenakte, Reihen genannt, haben einige Aehnlichkeit mit den engliſchen Masquen. Sonſt iſt wenig Theater-Einſicht darin, und ich weiß nicht, ob dieſe Stücke wirklich auf die Bühne gebracht worden ſind. Die Trauerſpiele von Lohenſtein, der nach dem Maßſtabe alles übrigen den Marino in unſrer damaligen Litteratur vorſtellen ſoll, gleichen im Zuſchnitt denen des Gryphius, ſind aber, ihre übrigen Fehler ungerechnet, von einer ſo endloſen

Länge, daß ſchon deswegen ihre Aufführung ſich gar nicht denken läßt.

Der Zuſtand des Theaters in Deutſchland zu Ende des ſiebzehnten und im erſten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, wofern es überhaupt eine andre Schaubühne gab als Puppenſpiele und herumziehende Poſſenreißer, war unſtreitig eben ſo kläglich als in allen andern Fächern. Man hat einen Maßſtab dafür, wenn man bedenkt, daß Gottſched für den Wiederherſteller unſrer Litteratur gelten konnte, Gottſched, deſſen Schriften einem wäſſerichten Tranke gleichen, von der Art wie man ihn ehedem geneſenden Kranken zu empfehlen pflegte, in der Meynung ſie würden nichts ſtärkeres vertragen können, wodurch aber ihr Magen nur noch mehr geſchwächt ward. Auch mit dem Theater befaßte ſich Gottſched vielfältig; in Verbindung mit einer gewiſſen Frau Neuber, die einer Schauſpieler-Geſellſchaft in Leipzig vorſtand, ſchaffte er den Hanswurſt ab, und ſie beerdigten ihn feyerlich mit großem Triumph. Gern will ich glauben, daß die Rollen des Hanswurſt, die man jetzt nur noch aus den Puppenſpielen beurtheilen kann, nicht immer

Die Silbenmaße.

1.

Der Hexameter.

Gleichwie ſich dem, der die See durchſchifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umſchränkt iſt,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloſer Geſtirne,
Bei hell athmender Luft, abſpiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfaßend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreißender Flut, urväterlich ſo den Geſchlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinſtrömenden Herrſcher,
Alle Gewäßer auf Erden entrieſelen oder entbrauſen.
Wie oft Seefahrt kaum verrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen ſchaukelnd dahinreißt:
So kann ernſt bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer ſich ſelbſt gleich,

gleich geiſtreich aus dem Stegreiſe mögen ausgefüllt worden, daß zuweilen Plattheiten mögen mit untergelaufen ſeyn; allein ohne Zweifel hatte Hanswurſt auch ſo noch mehr Verſtand in ſeinem kleinen Finger als Gottſched in ſeinem ganzen Leibe. Hanswurſt, als allegoriſche Perſon, iſt unſterblich, und wenn man ihn noch ſo ſicher begraben zu haben glaubt, ſo kommt er unverſehens in irgend einer gravitätiſchen Amtskleidung wieder zum Vorſchein.

Gottſched und ſeine Schule überſchwemmten nun das deutſche Theater, welches forthin regelmäßig ſeyn ſollte, mit matten und weitſchweifigen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Einige beſſere Köpfe fingen an für die Bühne zu arbeiten, aber ſtatt wirklicher Original-Werke lieferten ſie nur leidige Nachahmungen, und das Anſehen des franzöſiſchen Geſchmacks war ſo groß, daß das Manierirteſte eben ſo wohl ergriffen wurde als das beſſere. So dichtete z. B. noch Gellert Schäferſpiele nach ſehr ſchlechten franzöſiſchen Muſtern, worin roſenroth und apfelgrün bebänderte Schäfer und Schäferinnen ſich allerley fade und alberne Artigkeiten ſagen.

Außer den franzöſiſchen Luſtſpielen wurden die aus dem Däniſchen überſetzten des Holberg mit großem Beyfalle aufgeführt. Dieſer Schriftſteller hat allerdings viel Verdienſt. Seine Sittenſchilderungen ſind von großer örtlicher Wahrheit, ſeine Darſtellungen der Verkehrtheit, Narrheit und Dummheit außerordentlich gründlich, an der Kraft der komiſchen Motive und Situationen fehlt es ihm nicht, nur von Seiten der Intrigue beſitzt er wenig Erfindung. Die Ausführung geht allzu ſehr in die Breite. Von der Feinheit ſeiner Scherze in ihrer Sprache rühmen die Dänen viel; unſerm heutigen Geſchmack iſt die Gemeinheit ſeines Tones anſtößig, die in der niedrigen Sphäre, worin er ſich bewegt, und wo unaufhörlich Ungewitter von Stockſchlägen ausbrechen, natürlich ſeyn mag. Man hat ihn neuerdings wiederaufzuführen verſucht, meiſtens nicht mit ſonderlichem Glück. Da ſein Hauptverdienſt in der freylich caricaturmäßigen Charakteriſtik beſteht, ſo bedarf er guter komiſcher Schauſpieler um gehörig zur Erſcheinung zu kommen.

Einige damalige Luſtſpiele in einheimiſchen Sitten von Gellert und Elias Schlegel ſind nicht ohne Verdienſt, nur haben ſie den Fehler, daß in die Schilderungen der Narrheit und Dummheit die Langeweile mit hineingetragen iſt, welche ſie in der alltäglichen Wirklichkeit begleitet.

In eignen Trauerſpielen nach franzöſiſchen Vorbildern verſuchten ſich zuerſt mit einigem Glück Elias Schlegel, dann Cronegk und Weiße. Ich weiß nicht, ob uns ihre Arbeiten in vortreffliche franzöſiſche Verſe übertragen, eben ſo froſtig vorkommen würden als im Deutſchen. Es iſt uns unleidlich, ellenlange Verſe zu leſen, in denen ſich die Schreibart faſt gar nicht über eine wäſſerichte Proſa erhebt; der wahrhaft dichteriſche Ausdruck iſt ſeitdem erſt im Deutſchen erſchaffen worden. Der Alexandriner, der in keiner Sprache ein gutes Sylbenmaß ſeyn kann, iſt in der unſrigen doppelt ſteif und ſchwerfällig. Gotter hat, lange nachdem unſre Poeſie wieder angefangen hatte, einen höheren Schwung zu nehmen, in Uebertragung franzöſiſcher Trauerſpiele den letzten Verſuch gemacht, den Alexandriner zum tragiſchen Gebrauch zu adeln, und wie mich däucht durch ſein Beyſpiel bewieſen, daß wir dieß ein für allemal aufgeben müſſen. Um den Stelzengang der falſchen tragiſchen Emphaſe zu parodiren, iſt er hingegen vortrefflich; auch im Luſtſpiel, beſonders in kleinen Nachſpielen dürfte ſein Gebrauch ſehr zu empfehlen ſeyn. Jene früheren Trauerſpiele nach franzöſiſchem Zuſchnitt, welche doch damals ungemeinen Beyfall fanden, zeigen, welch geringes Gedeihen der Kunſt auf dem Wege der knechtiſchen Nachahmung zu hoffen ſteht. Eine an ſich ſchon enge Form hat doch da noch einige Bedeutung, wo ſie ſich unter dem Einfluſſe nationaler Sinnesart feſtgeſetzt hat; auswärts auf Glauben angenommen, wird ſie ganz und gar zum ſpaniſchen Mantel.

Alſo ſchlechte Ueberſetzungen franzöſiſcher Luſt- und Trauerſpiele, außerdem etwa Holberg und ſpäterhin Goldoni, abwechſelnd mit wenigen deutſchen Nachahmungen von ſchwachem Gehalt und ohne eigenthümlichen Geiſt, dieß war das ganze Repertorium unſrer Bühne, als endlich nach einander Leſſing, Goethe und Schiller auftraten, und das deutſche Theater aus ſeiner langen Mittelmäßigkeit retteten.

Leſſing hat zwar durch ſeine früheren dramatiſchen Arbeiten der Zeit ebenfalls den ſchuldigen Tribut abgetragen. Seine jugendlichen Luſtſpiele ſind ziemlich unbedeutend; ſie verkündigen noch nicht den ausgezeichneten Kopf, der in ſo vielen Fächern Epoche machen ſollte. Er hat verſchiedne Trauerſpiele nach den franzöſiſchen Regeln entworfen, auch einzelne Szenen in Alexandrinern ausgeführt, aber keines zu Stande gebracht: es ſcheint, er hatte keine Leichtigkeit für eine ſo gebundne Verſification. Noch ſeine Miß Sara Sampſon iſt ein weinerlich ſchleppendes bürgerliches Trauerſpiel, wobey er unverkennbar beſonders den Kaufmann von London als Muſter vor Augen gehabt hat. Im Jahre 1767 gab ihm ſeine Verbindung mit einer Schauſpieler-Geſellſchaft in Hamburg und eine dramaturgiſche Wochenſchrift, die er unternahm, nähere Veranlaſſung ſich auf Kritik des Theaters einzulaſſen. Er übte ſie witzig und ſcharfſinnig aus, ſeine dreiſten und in Beziehung auf die damals allgemein geltende Meynung gewagten Angriffe waren beſonders ſiegreich gegen die uns nur aufgedrungene Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks im tragiſchen Fach. Er brachte es dahin, daß bald nach Bekanntmachung der Dramaturgie die Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele und die deutſchen in gleichem Zuſchnitt von der Bühne verſchwanden. Er ſprach zuerſt mit Nachdruck von Shakſpeare, und bereitete deſſen Erſcheinung vor. Allein ſein Glaube an den Ariſtoteles neben dem Einfluſſe, den Diderots Schriften auf ihn gehabt, brachte eine ſeltſame Miſchung in ſeiner Theorie der dramatiſchen Kunſt hervor. Er verkannte die Rechte der poetiſchen Nachahmung, und wollte im Dialog wie in allem eine baare Copie der Natur, als ob dieſe in der ſchönen Kunſt überhaupt zuläſſig oder auch nur möglich wäre. Gegen den Alexandriner hatte er Recht, aber er wollte alle Verſification abgeſtellt wiſſen, es gelang ihm nur allzu gut damit, und er iſt Schuld daran, daß unſre Schauſpieler in der Erlernung und im Vortrage der Verſe ſo unglaublich zurückgekommen ſind, und ſich noch immer nicht wieder daran gewöhnen können. Er iſt dadurch mittelbar auch Schuld an den platten Natürlichkeiten unſrer dramatiſchen Schriftſteller, welche der allgemeine Gebrauch der Verſification etwas mehr würde im Zaum gehalten haben.

Leſſing war nach ſeinem eignen Geſtändniſſe kein Dichter, und hat in ſeinem reiferen Alter nur wenig dramatiſche Arbeiten mühſam hervorgebracht. Minna von Barnhelm iſt ein wahres Luſtſpiel der feineren Art, in der Form hält es die Mitte zwiſchen der franzöſiſchen und engliſchen Weiſe, der Geiſt der Erfindung aber und der geſchilderte geſellige Ton iſt eigenthümlich deutſch. Alles iſt ſogar örtlich beſtimmt, und die Anſpielungen auf merkwürdige Zeitumſtände nach dem ſiebenjährigen Kriege trugen nicht wenig zu dem außerordentlichen Glücke bey, welches dieß Schauſpiel damals machte. Der ernſthafte Theil iſt nicht frey von witzelnder Ziererey im Ausdruck des Gefühls, und das Verhältniß der beyden Liebenden iſt bis zur Peinlichkeit auf die Spitze geſtellt. Die komiſchen Nebenfiguren aber ſind mit drolliger Laune gezeichnet, und haben ein ächtdeutſches Gepräge.

Noch mehr Bewunderung als Minna von Barnhelm erwarb Emilia Gallotti, ich weiß nicht ob mit vollkommnem Rechte. Das letztgenannte Werk iſt vielleicht mit noch mehr Ueberlegung entworfen, und mit noch mehr Fleiß ausgeführt als jenes; aber Minna von Barnhelm entſpricht weit mehr dem ächten Begriffe des Luſtſpiels als Emilia Galletti dem des Trauerſpiels. Leſſings Theorie der dramatiſchen Kunſt hatte begreiflicher Weiſe einen weniger nachtheiligen Einfluß auf eine halb proſaiſche Gattung, als auf eine, die unvermeidlich unter ſich ſelbſt herabſinkt, wenn ſie nicht den höchſten Schwung nimmt. Er hatte die Welt zu gut kennen gelernt, um wieder in den ſchleppenden und weinerlichen Predigerton zu verfallen, der in Miß Sara Sampſon herrſcht. Auf der andern Seite bewahrte ihn ſein geſunder Sinn bey aller Bewunderung für Diderot vor deſſen declamatoriſcher Emphaſe, die ihren vornehmſten Nachdruck von Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen entlehnt. Aber da er alle poetiſche Erhöhung des Dialogs entſchieden verwarf, ſo konnte er dieſen Manieren nicht entgehen, ohne in eine andre zu verfallen. Er übertrug die kalte und lauſchende Beobachtung des Komikers in das tragiſche Gebiet; die Leidenſchaften ſind in der Emilia Galotti mehr ſcharfſinnig und witzig charakteriſirt als beredt ausgedrückt. In dem Glauben, das Schauſpiel wirke am ſtärkſten, wenn es täuſchende Copieen des Bekannten und nahe Liegenden darbietet, verkleidete Leſſing eine alte, berühmte, unauslöſchlich in die Weltgeſchichte eingezeichnete That rauher Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, unter erdichteten Namen in neu-Europäiſche Verhältniſſe und heutige Sitten. Aus der Virginia wurde eine Gräfin Galotti, aus dem Virginius Graf Odoardo, aus dem Appius Claudius ein italiäniſcher Prinz, aus dem unverſchämten Diener ſeiner Lüſte ein Kammerherr, u. ſ. w. Es iſt nicht eigentlich ein bürgerliches Trauerſpiel, ſondern ein Hoftrauerſpiel im Converſationstone, zu welchem für einige Rollen der Staatsdegen und Hut unter dem Arme eben ſo weſentlich gehört als zu vielen franzöſiſchen Luſtſpielen. Leſſing hat die unentfliehbaren tyranniſchen Gewaltſtreiche der Decemvirn in den ruhmloſen Bezirk des Fürſtenthums Maſſa-Carrara verpflanzen wollen; aber wie man ſich mit wenigen Schritten aus einem ſo kleinen Gebiet fortmacht, ſo entſchlüpft man auch mit einiger Ueberlegung gar leicht den mühſam angelegten Vorausſetzungen des Dichters, worauf die ganze

Nothwendigkeit der Kataſtrophe beruht. Die ſichtbare Sorgfalt, alles zu motiviren, fodert zu näherer Prüfung auf, wobey man durch keinen Zauber der Einbildungskraft geſtört wird; und dieſer Prüfung kann der innere Unzuſammenhang in dem mit ſo ungemeinem Verſtande herausgerechneten Drama nicht entgehen.

Es iſt ſonderbar, daß unter allen dramatiſchen Werken Leſſings das letzte, Nathan der Weiſe, welches er bloß ſchrieb, wie er ſagt, um den Theologen einen Poſſen zu ſpielen, als ſein Eifer ſich mit der Aufnahme des deutſchen Theaters zu beſchäftigen, ſchon ziemlich erkaltet war, den ächten Kunſtregeln am meiſten gemäß iſt. Eine merkwürdige Erzählung des Boccaz iſt mit wunderbaren, jedoch nach den Zeitumſtänden nicht unwahrſcheinlichen Erfindungen eingefaßt; die erdichteten Perſonen ſind um einen berühmten hiſtoriſchen Charakter her gruppirt, um den großen Saladin, der ganz der Geſchichte gemäß gehalten iſt; die Kreuzzüge im Hintergrunde, der Schauplatz zu Jeruſalem, das Zuſammentreffen verſchiedner Nationen und Religions-Verwandten auf dieſem morgenlän-

Ob er zum Kampf des heroiſchen Lieds unermüdlich ſich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrſprüche den Hörenden einprägt,
Oder geſelliger Hirten Idyllien lieblich umflüſtert.
Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Geſanges.

2.

Die Elegie.

Als der Hexameter einſt in unendlichen Räumen des Epos
Ernſt hinwandelnd, umſonſt innigen Liebesverein
Suchte, da ſchuf aus eignem Geblüt ihm ein weibliches Abbild,
Pentametrea, und ward ſelber Apoll Paranymph
Ihres unſterblichen Bundes. Ihr ſanft anſchmiegend Umarmen
Brachte dem Heldengemahl, ſpielender Genienſchaar
Aehnlich, ſo manch anmuthiges Kind, elegeïſche Lieder.
Er ſah lächelnd darin *ſein* Mäoniden-Geſchlecht.
So, freiwillig beſchränkt, nachläßigen Gangs, in der Rhythmen
Wellenverſchlingungen, voll lieblicher Disharmonie,
Welche, ſich halb auflöſend, von neuem das Ohr dann feſſelnd
Sinnigen Zwiſt ausgleicht, bildeten dich, Elegie,
Viel der helleniſchen Männer, und mancher in Latium, jedes
Liebebewegten Gemüths linde Bewältigerin.

diſchen Boden, das alles giebt dem Ganzen einen romantiſchen Anſtrich, womit die jenem Zeitalter fremden Gedanken, die der Dichter ſeinem philoſophiſchen Zwecke zu lieb ſich erlaubt hat einzuſtreuen, einen zwar etwas gewagten aber anziehenden Gegenſatz bilden. Die Form iſt freyer und umfaſſender als in den übrigen Stücken Leſſings, ſie iſt beynahe die eines Shakſpeareſchen Schauſpiels. Er iſt hier zum Gebrauch der vorhin verworfnen Verſification zurückgekehrt; zwar nicht der Alexandriner, deren Abſchaffung im ernſten Drama wir ihm auf alle Weiſe zu danken haben, ſondern der reimloſen Jamben. Sie ſind im Nathan oft hart und nachläßig gearbeitet, aber wahrhaft dialogiſch, und ihr vortheilhafter Einfluß iſt leicht zu ſpüren, wenn man den Ton des Stücks mit der Proſa ſeiner vorhergehenden vergleicht. Hätte die Entwickelung der Wahrheiten, welche Leſſingen beſonders am Herzen lagen, nicht zu viel Ruhe erfodert, wäre eine etwas raſchere Bewegung in der Handlung, ſo wäre das Stück auch recht ſehr dazu eingerichtet, auf der Bühne zu gefallen. Daß Leſſing, wiewohl ein ſo ſelbſtändiger Geiſt, dennoch ſeine früheren dramatiſchen Grundſätze gewiſſermaßen von der allgemeinen Neigung des Zeitalters überkommen hatte, ſchließe ich daraus, daß er mit ſeinem Nathan weit weniger Nachfolge fand, als mit der Emilia Galotti. Unter den auffallenden Nachahmungen des Styls der letzten will ich nur Julius von Tarent erwähnen.

Als einen Schüler Leſſings muß man Engel anſehen. Seine kleinen Nachſpiele in Leſſingiſcher Manier ſind ganz unbedeutend, aber ſeine Mimik zeigt, wohin die Theorie ſeines Meiſters führt. Dieſes Buch enthält manches brauchbare über die erſten Elemente der Gebehrdenſprache; der Hauptirrthum des Verfaſſers war, daß er es für eine vollſtändige Mimik hielt, wiewohl er darin durchaus nur vom Ausdrucke der Leidenſchaften handelt, und keine Sylbe über Charakter-Darſtellung ſagt. Ferner räumt er dem Begriffe des Tragiſchen und Komiſchen in ſeiner Schauſpielkunſt nirgends eine Stelle ein, und daß er das Idealiſche jeder Art verwirft, *)

---

*) Unter anderm äuſert Engel, weil die Sprache des Euripides, des ſpäteſten und nach ſeiner Meynung des voll-

nur baare Copie der Natur verlangt, das verſteht ſich von ſelbſt.

Je mehr ich mich der neueſten Zeit nähere, deſto mehr ſey es mir erlaubt, meine Bemerkungen auf das allgemeine zu richten, und mich nicht auf die Beurtheilung von Werken noch lebender Schriftſteller einzulaſſen, mit denen ich zum Theil in Verhältniſſen der Freundſchaft oder Gegnerſchaft geſtanden habe. Doch darf ich wohl von der dramatiſchen Laufbahn Goethe's und Schillers, zweyer Männer, auf welche unſre Nation ſtolz iſt, und im vertrauten Umgange mit denen ich oft meine Gedanken über die Kunſt berichtigt habe, mit der

---

kommenſten griechiſchen Tragikers, weniger Schwung und Erhebung habe als die ſeiner Vorgänger, ſo ſey zu vermuthen, die Griechen, wenn ſie die Tragödie ferner vervollkommt hätten, würden noch einen Schritt weiter gegangen ſeyn, und den Verſen gänzlich den Abſchied gegeben haben. So durchaus verkannte Engel den Geiſt der griechiſchen Kunſt! Die allerdings im Euripides zu ſpürende Annäherung an den Ton des gewöhnlichen Lebens verkündigt eben den Verfall und bevorſtehenden Untergang der Tragödie; aber ſelbſt im Luſtſpiel haben ſich die Griechen nie zum Gebrauch der Proſa entſchließen mögen.

Offenheit reden, welche ihres großen uneigennützigen Strebens würdig iſt. Die Verirrungen, welche ſie, anfänglich noch in Mißverſtändniſſen begriffen, veranlaßt haben, während ſie immer reinerer Klarheit entgegen gingen, ſind zum Theil ſchon in Vergeſſenheit verſunken oder werden es bald ſeyn; ihre Werke werden dauern: wir haben darin wenigſtens die Grundlage einer zugleich eigenthümlich deutſchen und ächt künſtleriſchen dramatiſchen Schule.

Kaum hatte Goethe im Werther gleichſam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der geſellſchaftlichen Verhältniſſe aufgeſtellt, ſo proteſtirte er in Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkührlichen Regelzwang, wodurch die dramatiſche Poeſie eingeengt worden war. Man ſieht in dieſem Schauſpiele nicht Nachahmung Shakſpeare's, ſondern die durch einen genialiſchen Schöpfer in einem verwandten Geiſte angeregte Begeiſterung. Im Dialog ſetzte er Leſſings Grundſätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Geſetze der ſchriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichteriſche Umſchreibung, die Darſtellung ſollte die Sache ſelbſt ſeyn, und ſo ließ er täuſchend genug, wenigſtens für diejenigen, welche die geſchichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unſre Altvordern ſelbſt reden, den Ton eines entfernt[illegible] Zeitalters hören. Die altdeutſche Treuherzigk[illegible] hat er auf das rührendſte ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderſtehlich, das Ganze hat einen großen hiſtoriſchen Sinn, es ſtellt nämlich den Kampf einer abſcheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politiſchen Zahmheit. Die Vorſtellung auf der Bühne berückſichtigte der Dichter dabey gar nicht, ſchien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Uebermuthe zu trotzen.

Ueberhaupt war es Goethe'n vor allem darum zu thun, ſeinen Genius in ſeinen Werken auszuſprechen, und neue poetiſche Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabey gleich, wiewohl er meiſtens die dramatiſche vorzog. Zugleich war er indeſſen ein warmer Freund des Theaters, und arbeitete zuweilen nach deſſen durch Gewohnheit und Zeitgeſchmack beſtimmten Foderungen, wenn er z. B. im Clavigo ein bürgerliches Trauerſpiel in Leſſings Manier lieferte. Dieſes Stück hat überdieß noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In dieſen hatte ſich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten, die Kataſtrophe hat er hinzugedichtet, und wenn wir bemerken, daß ſie gar ſehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, ſo iſt damit auch ſchon geſagt, wie ſehr ſie gegen den Ton und das Colorit des übrigen abſticht. In der Stella machte es Goethe mit der Geſchichte des Grafen von Gleichen ungefähr ſo, wie es Leſſing mit der Geſchichte der Virginia gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler: jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge iſt rührend, treuherzig, ſo gar erbaulich; Stella kann nur der Empfindſamkeit verwöhnter Herzen ſchmeicheln.

Späterhin ſuchte er eine Ausgleichung zwiſchen ſeinen Kunſtabſichten, und den üblichen dramatiſchen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er faſt ſämtlich mit einzelnen Verſuchen durchgegangen hat. In ſeiner Iphigenia drückte er den Geiſt der antiken Tragödie aus, wie er ihn beſonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben ſolcher Einfachheit, Gediegenheit und edlen Zierlichkeit dichtete er den Taſſo, in welchem er eine hiſtoriſche Anekdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegenſatzes zwiſchen dem Hof- und Dichterleben wandte. Sein Egmont iſt wieder ein romantiſch hiſtoriſches Schauſpiel, deſſen Styl zwiſchen ſeiner älteren Weiſe im Götz und Shakſpeare's Form in der Mitte ſchwebt. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella ſind, möchte ich ſagen, idealiſche Operetten, ſo leicht und luftig hingehaucht, daß ſie durch muſikaliſche Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, ſchwerfällig und proſaiſch zu werden; der edle und gehaltne Styl des Taſſo im Dialog, wechſelt darin mit den zarteſten Liederſtimmen. Jery und Bätely iſt ein reizendes Naturgemälde in ſchweizeriſchen Sitten, im Geiſt und der Form der beſten franzöſiſchen Operetten, Scherz, Liſt und Rache dagegen eine wahre opera buffa voll italiäniſcher Lazzi. Die Mitſchuldigen ſind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Luſtſpiel nach den franzöſiſchen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablaſſung, daß er eine Fortſetzung zu einem Nachſpiele von Florian lieferte; ſo weit die Unparteylichkeit des Geſchmacks, daß er einige Trauerſpiele von Voltaire für die deutſche Bühne überſetzte. Goethe's Worte und Rhythmen haben immer einen goldnen Klang, aber als Ueberſetzungen können wir dieſe Arbeiten nicht für ganz gelungen halten, und man müßte es bedauern, wenn etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden ſollen. Man braucht nicht etwa Leſſings Dramaturgie herbeyzurufen, um dieſe auf deutſchem Boden unerſprießlichen Erſcheinungen zu bannen; Goethe's eigne meiſterliche Parodie des franzöſiſchen Trauerſpiels in einigen Szenen der Eſther wird dieß weit ergötzlicher verrichten.

Der Triumph der Empfindſamkeit, eine höchſt genialiſche Verſpottung der eignen Nachahmer Goethe's, neigt ſich zur komiſchen Willkühr und fantaſtiſchen Symbolik des Ariſtophanes, aber es iſt ein züchtiger Ariſtophanes in feiner Geſellſchaft und am Hofe. Weit früher hatte ſich Goethe in einigen Schwänken und Faſtnachtſpielen ganz die Manier unſers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denſelben freyen und kräftigen Dichtergeiſt erkennt man unter allen dieſen Verwandlungen wieder, worauf ſich die homeriſchen Zeilen vom Proteus anwenden laſſen.

Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Floß dann als Waſſer dahin, und rauſcht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört ſein früh entworfner, aber erſt ſpät erſchienener Fauſt an, der auch in ſeiner neueſten Geſtalt immer noch ein Bruchſtück iſt, und in deſſen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchſtück bleiben zu müſſen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man mehr zu der Höhe hinanſtaunt, die der Dichter oft darin erſchwingt, oder mehr an den Tiefen ſchwindelt, die ſich vor unſern Blicken aufthun. Aber hier iſt nicht der Ort, dieſes labyrinthiſche und gränzenloſe Werk, Goethe's eigenthümlichſte Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatiſcher Hinſicht zu betrachten. Die wunderbare Volksſage vom Fauſt iſt ein ſehr theatraliſcher Stoff, und das Marienettenſpiel, woraus Goethe nach Leſſing *) den erſten Gedanken zu einem Schauſpiel hergenommen, entſpricht dieſer Erwartung ſelbſt noch in den verſtümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwiſſenden Puppenſpielern vorgetragen wird. Goethe's Darſtellung, die ſich in einigen Punkten genau an die Ueberlieferung hält, in andern aber ſie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus. Viele Szenen ſind ſtehende Schilderungen von Fauſts innern Zuſtänden und Stim-

---

*) Leſſing hat die einzige Szene ſeines Entwurfs, die er mittheilt, nämlich wie Fauſt die böſen Geiſter citirt, um den ſchnellſten zu ſeinem Dienſt zu wählen, geradezu aus dem alten Stück entlehnt, welches den ſchönen Titel führt: Infelix prudentia oder Doctor Johannes Fauſtus. Schon Marlow hatte in England einen Fauſt gedichtet, der aber leider in Dodsley's Sammlung nicht wieder abgedruckt iſt.

3.

Der Jambe.

Wie raſche Pfeile ſandte mich Archilochos,
Vermiſcht mit fremden Zeilen, doch im reinſten Maß,
Im Rhythmenwechſel meldend ſeines Muthes Sturm.
Hoch trat und feſt auf, dein Kothurngang, Aeſchylos;
Großart'gen Nachdruck ſchafften Doppellängen mir,
Sammt angeſchwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Feſttanz lehrte mich Ariſtophanes,
Labyrinthiſcheren: die verlarvte Schaar anführend ihm,
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil.

4.

Der Choliambe oder Skazon.

Der Choliambe ſcheint ein Vers für Kunſtrichter,
Die immerfort voll Naſeweisheit mitſprechen,
Und eins nur wißen ſollten, daß ſie nichts wißen.
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm ſein.
Wer ſein Gemüth labt am Geſang der Nachteulen,
Und wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zuſtopft,
Dem ſollte man's mit ſcharfer Diſſonanz abhaun.

mungen, Entwickelungen ſeiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens und über das unbefriedigende Loos der Menſchheit in langen Monologen oder Geſprächen; andre Auftritte, wiewohl an ſich äußerſt geiſtreich und bedeutſam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele ſehr theatraliſch gedachte ſind nur flüchtig ſkizzirt: es ſind rhapſodiſche Bruchſtücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraſchenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatiſchen Gedicht, welches auf der Bühne mit ſich fortreißen ſoll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert ſeyn müſſen, ſo daß man ſagen kann, jede Szene habe ihre Expoſition, ihre Verwicklung und Auflöſung. Einige Szenen, voll von der höchſten draſtiſchen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins und Gretchen und Fauſt im Kerker, beweiſen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote ſtand, und daß er ſie nur umfaſſenderen Abſichten aufgeopfert hat. Er fodert oft die Einbildungskraft der Leſer auf, ja er nöthigt ſie, ſeinen ſiehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatraliſche Kunſt vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Fauſt aufzuführen, müßte man Fauſts Zauberſtab und Beſchwörungsformeln beſitzen. Bey ſolcher Unfähigkeit zur äußern Darſtellung iſt dennoch aus dem ſeltſamen Werke erſtaunlich viel für die dramatiſche Kunſt ſowohl in der Anlage als Ausführung zu lernen. In einem vermuthlich ſpät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, ſeinen Genius treu, ſich nicht den Foderungen eines gemiſchten Haufens von Zuſchauern fügen könne, und ſchreibt gewiſſermaßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingeſtehn, daß Goethe zwar unendlich viel dramatiſches aber nicht eben ſo viel theatraliſches Talent beſitzt. Ihm iſt es weit mehr um die zarte Entfaltung als um raſche äußre Bewegung zu thun; ſelbſt die milde Grazie ſeines harmoniſchen Geiſtes hielt ihn davon ab, die ſtarke demagogiſche Wirkung zu ſuchen. Iphigenia auf Tauris iſt zwar dem griechiſchen Geiſte verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es iſt nicht ſowohl eine antike Tragödie als Widerſchein derſelben, Nachgeſang: die gewaltſamen Kataſtrophen jener ſtehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und alles löſt ſich leiſe im Innern der Gemüther auf. Das ſtärkſte erſchütternde Pathos findet ſich im Egmont, aber der Schluß dieſes Trauerſpiels iſt ebenfalls ganz aus der äußern Welt in das Gebiet einer idealiſchen Seelenmuſik entrückt.

Daß Göthe bey dieſer Richtung ſeiner dichteriſchen Laufbahn auf den reinſten Ausdruck ſeiner Begeiſterung ohne irgend eine andre Rückſicht, und von Seiten der Kunſt auf Univerſalität der Studien, nicht den entſcheidenden Einfluß auf die Geſtalt unſers Theaters gehabt, den er hätte haben können, wenn er ſich ihm wirklich ausſchließend und unmittelbar widmen gewollt hätte, iſt leicht zu begreifen.

Mittlerweile, kurz nach Goethe's erſter Erſcheinung, hatte man gewagt, Shakſpeare auf unſrer Bühne auftreten zu laſſen. Die Wirkung war außerordentlich groß. Noch lebende Schauſpieler erwarben die erſten Kränze des Ruhmes in dieſen Darſtellungen ganz neuer Art, und Schröder erreichte in einigen der berühmteſten tragiſchen und komiſchen Rollen Shakſpeare's vielleicht dieſelbe Vollkommenheit, für welche Garrick vergöttert worden war. Das Ganze der Stücke kam indeſſen ſehr unvollkommen zur Erſcheinung: in ſchleppenden proſaiſchen Ueberſetzungen, oft im bloßen Auszuge, mit entſtellenden Veränderungen. Shakſpeare's einzelne Charakter und Situationen hatte man bis auf einen gewiſſen Grad begriffen, aber noch nicht den Sinn ſeiner Compoſition.

Unter dieſen Umſtänden trat Schiller auf, mit allen Anlagen ausgerüſtet, um zugleich auf die edleren Geiſter und auf die Menge ſtark zu wirken. Er dichtete ſeine früheſten Werke noch ſehr jung, unbekannt mit der Welt, die er zu ſchildern unternahm, und wiewohl ein ſelbſtändiger und bis zur Verwegenheit kühner Genius, dennoch von den eben erwähnten Vorbildern Leſſings, Goethe's in ſeinen früheren Arbeiten, und Shakſpeare's, wie er ihn ohne Kenntniß des Originals verſtehen konnte, mannichfaltig beherrſcht.

So entſtanden ſeine Jugendwerke: Die Räuber, Cabale und Liebe, und Fiesco. Das erſte, wild und gräßlich wie es war, wirkte gewaltig, bis zu gänzlicher Verdrehung jugendlich ſchwärmender Köpfe. Die verfehlte Nachahmung Shakſpeare's iſt nicht zu verkennen: Franz Moor iſt ein proſaiſcher Richard der Dritte, durch keine der Eigenſchaften geadelt, welche bey dieſem den Abſcheu mit Bewunderung miſchen. Cabale und Liebe kann ſchwerlich durch den überſpannten Ton der Empfindſamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern. Fiesco iſt im Entwurf das verkehrteſte, in der Wirkung das ſchwächſte.

Ein ſo edler Geiſt konnte nicht lange in ſolchen Ausſchweifungen beharren, wiewohl er dabey eines Beyfalls genoß, der die Fortdauer der Verblendung verzeihlich gemacht haben würde. Er hatte die Gefahren der Rohheit und eines unbändigen Trotzes gegen alle mäßigende Zucht an ſich ſelbſt erprobt, und warf ſich daher mit unglaublichen Anſtrengungen und einer Art von Leidenſchaft in die Bildung. Das Werk, welches dieſe neue Epoche bezeichnet, iſt Don Carlos. Theilweiſe ſehr tief in der Charakterzeichnung, kann es doch die alte ſich brüſtende Unnatur noch nicht ganz verläugnen, die nur in gewähltere Formen gekleidet iſt. Die Situationen haben viel pathetiſche Kraft, die Anlage iſt bis zur epigrammatiſchen Spitzfindigkeit verwickelt, aber ſeine theuer errungnen Gedanken über die menſchliche Natur und die geſellſchaftliche Verfaſſung waren dem Dichter ſo werth, daß er ſie ausführlich darlegte, ſtatt ſie durch den Gang der Handlung auszudrücken, und daß er ſeine Perſonen mehr oder weniger über ſich ſelbſt und die andern philoſophiren ließ, wodurch der Umfang ganz über die dem Theater vorgeſchriebnen Gränzen anſchwoll.

Hiſtoriſche und philoſophiſche Studien ſchienen hierauf den Dichter eine Zeit lang der theatraliſchen Laufbahn zu entführen, zum Vortheil für ſeine Kunſt, zu der er mit reifem und vielſeitig bereicherten, und endlich über ſeine Zwecke und Mittel wahrhaft aufgeklärtem Geiſte zurückkehrte. Er wandte ſich nun ganz zum hiſtoriſchen Trauerſpiel, und ſuchte mit Entäußerung ſeiner Perſönlichkeit bis zu wahrhaft objectiven Darſtellungen durchzudringen. Im Wallenſtein hatte er ſo gewiſſenhaft nach hiſtoriſcher Gründlichkeit geſtrebt, daß er darüber des Stoffes nicht ganz Meiſter werden konnte, und eine Begebenheit von nicht großem Umfange ihm in zwey Schauſpiele und einen gewiſſermaßen didaktiſchen Prolog zerfiel. In den Formen ſchloß er ſich ſehr an Shakſpeare an, nur ſuchte er den Wechſel von Ort und Zeit mehr zu beſchränken, um nicht der Einbildungskraft der Zuſchauer zu viel zuzumuthen. Auch hielt er auf mehr durchgeführte tragiſche Würde, ließ keine geringen Perſonen auftreten, oder wenigſtens nicht in ihrem natürlichen Tone reden, und verwies das Volk, hier das Heer, das Shakſpeare ſo lebendig und wahr in den Hergang der öffentlichen Begebenheiten eingreifen läßt, in das Vorſpiel. Die Liebe zwiſchen Thekla und Max Piccolomini iſt zwar eigentlich eine Epiſode, und trägt das Gepräge einer ganz andern als der ſonſt geſchilderten Zeit, aber ſie giebt zu den rührendſten Auftritten-Anlaß, und iſt eben ſo zart als edel gedacht.

Mit größerer Kunſtfertigkeit und eben ſo großer Gründlichkeit iſt Maria Stuart angelegt und ausgeführt. Alles iſt weislich abgewogen, man kann einzelne Theile als beleidigend tadeln, z. B.

das Gezänk der beyden Königinnen, die wilden Ausbruche von Mortimers Leidenſchaft und dergleichen; aber man wird ſchwerlich etwas verrücken können, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Die Wirkung iſt unfehlbar, Maria's letzte Szenen ſind wahrhaft königlich, religiöſe Eindrücke ſind mit ihrer würdigem Ernſte angebracht, nur die vielleicht überflüßige Sorge, an der Eliſabeth nach Maria's Tode poetiſche Gerechtigkeit auszuüben, entläßt den Zuſchauer etwas erkaltet.

An einem wunderbaren Stoffe, wie die Geſchichte der Jungfrau von Orleans iſt, glaubte Schiller ſich mehr Freyheiten erlauben zu dürfen. Die Verknüpfung iſt loſer; die Szene mit dem Montgommery, eine epiſche Einmiſchung aus der Ilias, fällt aus dem Tone; bey der ſeltſamen und unbegreiflichen Erſcheinung des ſchwarzen Ritters iſt die Abſicht des Dichters zweydeutig; im Charakter des Talbot und manchen andern Theilen hat Schiller nicht glücklich mit Shakſpeare gewetteifert; und ich weiß nicht, ob der aufgewandte Farbenzauber, der denn doch nicht ſo glänzend iſt, als man ſichs denken konnte, das darüber eingebüßte ſtrenßere Pathos vergütet. Die Geſchichte der Jungfrau von Orleans iſt aufs genaueſte beurkundet, ihre höhere Sendung wurde von ihr ſelbſt und großentheils von ihren Zeitgenoſſen geglaubt, und brachte die außerordentlichſten Wirkungen hervor. Das Wunder konnte der Dichter dahin geſtellt ſeyn laſſen, wenn ihn der Zweifelgeiſt ſeiner Zeitgenoſſen davon ablenkte, es für wahr zu geben; und das wahre ſchmachvolle Märtyrerthum der verrathnen und verlaßnen Heldin würde uns tiefer erſchüttert haben, als das roſenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerſpruch mit der Geſchichte ihr andichtet. Shakſpeare's wiewohl aus ſeinem nationalen Geſichtspunkte parteyiſche Darſtellung iſt dennoch weit hiſtoriſcher und gründlicher. Indeſſen bleibt das deutſche Stück immer eine ſchöne Ehrenrettung eines durch frechen Spott geſchändeten Namens, und ſeine blendenden Effecte, durch den reichen Schmuck der Sprache unterſtützt, verdienten ihm ein ausgezeichnetes Glück auf der Bühne.

Am wenigſten kann ich mit den Grundſätzen einverſtanden ſeyn, die Schillern bey der Braut von Meſſina geleitet haben, und die er in der

Vorrede ſelbſt erklärt. Doch die Erörterung darüber würde mich zu weit in das Gebiet der Theorie abführen. Es ſoll ein Trauerſpiel in antiker Form aber von romantiſchem Gehalt ſeyn. Eine ganz erdichtete Geſchichte iſt in einem ſo unbeſtimmten und von aller innern Wahrſcheinlichkeit entblößtem Coſtum gehalten, daß die Darſtellung weder wahrhaft idealiſch noch wahrhaft natürlich, weder mythologiſch noch hiſtoriſch iſt. Die romantiſche Poeſie ſucht zwar das Entfernteſte zu verſchmelzen, allein geradezu unverträgliche Dinge kann ſie nicht in ſich aufnehmen: die Sinnesart der dargeſtellten Menſchen kann nicht zugleich heidniſch und chriſtlich ſeyn. Die offenbaren Entlehnungen will ich nicht rügen: das Ganze iſt aus zwey Hauptbeſtandtheilen zuſammengeſetzt, aus dem Bilde des Eteokles und Polynices, die ungeachtet der Vermittlung ihrer Mutter Jokaſte um den Alleinbeſitz des Thrones ſtreiten, und aus den zwey durch Eiferſucht in der Liebe zum Brudermord getriebnen Brüdern in den Zwillingen von Klinger und im Julius von Tarent. Auch in der Einführung der Chöre, wiewohl ſie viel lyriſchen Schwung und ſchöne Stellen

Boleros.

Ich ſoll auf ſpan'ſche Weiſen
In deutſcher Sprache
Euch leichte Lieder ſingen,
Von ſanftem Klange.

Allein ich fürchte,
Sie werden euch, je deutſcher,
So ſpan'ſcher dünken.

Skolion.

Nicht einheimiſchen Wein bietet mir an, welcher die Lippen nur
Herb' anziehet; bei'm Mahl rühm' ich mich nicht ſo Patriot zu ſein.
Brutus ſagte: Wo frei leben ich kann, acht' ich, daß Roma ſei;
Ich, wo ſüßerer Saft Reben entquillt, find' ich ein Vaterland.

Die Tragiker.

Aeſchylus ruft Titanen herauf und Götter herunter;
Sophokles führt anmuthig der Heldinnen Reihn und Heroen;
Endlich Euripides ſchwatzt ein ſophiſtiſcher Rhetor am Markte.

haben, iſt der Sinn der Alten verfehlt: indem jedem der feindlichen Brüder ein eigner Chor parteyiſch anhängt, der ſich mit dem gegenüberſtehenden ſtreitet, hören beyde auf, ein wahrer Chor, d. h. eine über alles Perſönliche erhabne Stimme der Theilnahme und Betrachtung zu ſeyn.

Das letzte von Schillers Werken, Wilhelm Tell, iſt meines Erachtens auch das vortrefflichſte. Hier iſt er ganz zur Poeſie der Geſchichte zurückgekehrt; die Behandlung iſt treu, herzlich, und bey Schillers Unbekanntſchaft mit der Schweizeriſchen Natur und Landesſitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit. Es iſt wahr, daß er hierin an des unſterblichen Johannes Müllers ſprechenden Gemählden eine herrliche Vorarbeit hatte. Im Angeſicht von Tells Kapelle am Ufer des Vierwaldſtetten-See's, unter freyem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte dieſe herzerhebende, altdeutſche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darſtellung verdient, zur halbtauſendjährigen Feyer der Gründung ſchweizeriſcher Freyheit aufgeführt zu werden.

Schiller war in der reifſten Fülle ſeiner Geiſteskraft, als ihn ein unzeitiger Tod dahin raffte; biß dahin mußte eine längſt untergrabne Geſundheit ſeinem mächtigen Willen immer noch gehorchen, und ſich in ruhmwürdigen Anſtrengungen vollends erſchöpfen. Wie vieles hätte er ſonſt noch leiſten können, da er ſich ausſchließend dem Theater widmete, und mit jedem Werke an ſichrer gewandter Meiſterſchaft zunahm! Er war im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künſtler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte, und dem raſtloſen Streben darnach ſeine Perſönlichkeit zum Opfer darbrachte, fern von kleinlicher Eigenliebe und ſelbſt unter vortrefflichen Künſtlern allzuhäufiger Eiferſucht.

Es iſt in Deutſchland immer der Fall geweſen, daß die Erſcheinung großer Original-Geiſter ein Heer von Nachtretern ans Licht brachte, und ſo haben denn auch Goethe und Schiller, großentheils ohne ihr Verſchulden, viel Verfehltes und Ausgeartetes auf unſrer Bühne veranlaßt.

Götz von Berlichingen hat eine ganze Ueberſchwemmung von Ritter-Schauſpielen nach ſich gezogen, in denen nichts hiſtoriſch iſt als die

Namen und andre Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutſch als vermeyntlich die Rohheit, ſonſt die Geſinnungen eben ſo modern als gemein. Aus Ritterſtücken ſind wahre Reiterſtücke geworden, die zuletzt mehr von Pferden als von Menſchen aufgeführt zu werden verdienen. Auch auf die, welche noch einigermaßen durch oberflächliche Erinnerungen an die Vorzeit die Einbildungskraft anſprechen, läßt ſich anwenden, was ich von einem der beliebteſten ſagte:

Mit Harſthörnern und Burgen und Harniſchen pranget Johanna;
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey.

Die beliebteſten Gattungen ſind außerdem das Familiengemählde und das rührende Drama geworden, zwey Aftergattungen, von deren Begünſtigung durch Lehre und Beyſpiel Leſſing, Goethe und Schiller (die letzten durch ihre früheren Compoſitionen: Stella, Clavigo, die Geſchwiſter, Cabale und Liebe) nicht freygeſprochen werden können. Ich will niemanden nennen, aber einmal annehmen, zwey Schriftſteller von einigem Talent und theatraliſcher Einſicht hätten ſich dieſen Gattungen gewidmet, ſie hätten beyde das Weſen der dramatiſchen Poeſie verkannt, und ſich einen angeblich moraliſchen Zweck vorgeſetzt; dem einen wäre aber die Sittlichkeit bloß unter der beſchränkten Geſtalt der Häuslichkeit, dem andern als Weichherzigkeit erſchienen: was würde dieß für Früchte bringen, und wie würde ſich endlich der Beyfall der Menge zwiſchen dieſen beyden Mitwerbern entſcheiden?

Das Familiengemählde ſoll den alltäglichen Lebenslauf der mittleren Stände ſchildern. Die außerordentlichen Vorfälle, welche Intrigue hervorbringen, werden verbannt ſeyn; um dieſen Mangel an Bewegung zu decken, wird man zu ganz individueller Charakteriſtik ſeine Zuflucht nehmen, die ein geübter Schauſpieler wohl zu einer gewiſſen Wahrheit aufſtutzen mag, die aber an Aeußerlichkeiten klebt, ſo wie ein ſchlechter Porträtmahler durch Pockennarben und Warzen und durch die Art ſich zu kleiden und das Halstuch zu knüpfen die Aehnlichkeit zu erreichen ſucht; die Motive und

Situationen werden zuweilen launig und drollig, niemals aber wahrhaft luſtig ſeyn, weil die immer gegenwärtig erhaltne proſaiſch ernſthafte Abſicht dieß verhindert. Die raſchen Entſcheidungen des Luſtſpiels endigen meiſtens vor dem Familienleben, das alles zu alltäglichen Gewöhnungen feſtſetzt. Die Oekonomie poetiſch zu machen, iſt unmöglich: von einem glücklichen und ruhigen Hausweſen wird der dramatiſche Familienmahler eben ſo wenig zu ſagen wiſſen, als der Geſchichtſchreiber von einem Staate bey innerm und äußerm Frieden. Er wird uns alſo durch die mit peinlicher Treue geſchilderte Plage und Engigkeit des häuslichen Lebens intereſſiren müſſen: Verdruß bey redlich geübter Amtspflicht, bey der Erziehung der Kinder, Zwiſtigkeiten zwiſchen Mann und Frau, an denen kein Ende abzuſehen, ſchlechte Aufführung des Geſindes, vor allen Dingen aber Nahrungsſorgen. Die Zuſchauer verſtehen ſolche Schilderungen nur allzu gut, denn jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt; es kann ihnen recht heilſam ſeyn, daß jeder einmal wöchentlich vor dem Schauplatz das Verhältniß ſeiner Ausgabe zu ſeiner Einnahme in Gedanken überſchlägt, aber Gemüths-

Erhebung und Erhohlung werden ſie ſchwerlich dort ſchöpfen, denn ſie finden auf der Szene eben das wieder, was ſie vom Morgen bis in den Abend zu Hauſe haben.

Der rührende Dichter hingegen macht es ihnen deſto leichter ums Herz. Seine allgemeine Lehre iſt eigentlich, daß ein ſogenanntes gutes Herz alle Fehltritte und Ausſchweifungen wieder gut mache, und daß man es mit der Tugend nicht ſo ſtrenge nach Grundſätzen zu nehmen habe. Laßt nur euren natürlichen Trieben freyen Lauf, ſcheint er zu ſeinen Zuſchauern zu ſagen, ſeht wie allerliebſt es meinen naiven Mädchen ſteht, alles von ſich zu bekennen. Weiß er nun durch ſchlaffe mehr ſinnliche als ſittliche Rührungen zu beſtechen, am Ende aber alles fein auszugleichen, indem irgend ein großmüthiger Wohlthäter eintritt und mit vollen Händen ausſpendet, ſo gefällt es den verwöhnten Herzen außerordentlich; es iſt ihnen zu Muthe, als hätten ſie ſelbſt edle Thaten verrichtet, ohne doch in ihre eigne Taſche zu greifen: alles wird aus dem Beutel des freygebigen Dichters beſtritten. Unſtreitig wird alſo die rührende Gattung auf die Dauer über die oekonomiſche den Sieg davon tragen, und ſo iſt es in Deutſchland wirklich erfolgt. Was uns aber in dieſen Dramen nicht nur als natürlich und erlaubt ſondern als ſittlich und edel geſchildert wird, das überſteigt alle Begriffe, und dieſe Verführung iſt weit gefährlicher als die der leichtfertigen Luſtſpiele, eben weil ſie ſich, ohne durch äußre Unanſtändigkeit abzuſtoßen, in noch unverwahrte Gemüther einſchleicht, und die heiligſten Namen zum Deckmantel wählt.

Dieſer ſowohl poetiſche als ſittliche Verfall des Zeitgeſchmacks hat nun den Umſtand zur Folge gehabt, daß die Schriftſteller, welche auf der Bühne am beliebteſten ſind, nur um augenblicklichen Beyfall buhlen, unbekümmert um das Urtheil der Kenner und um wahre Achtung; diejenigen aber, welche beydes bey höheren Zwecken vor Augen haben, ſich nicht entſchließen können, ſich nach den Foderungen der Menge zu bequemen, und wenn ſie dramatiſch componiren, auf die Bühne keine Rückſicht nehmen wollen. Daher bleiben ſie denn mangelhaft in dem theatraliſchen Theile der Kunſt, der nur durch Uebung und Erfahrung zur Meiſterſchaft gebracht werden kann.

Das Repertorium unſrer Schaubühne bietet daher in ſeinem armſeligen Reichthum ein buntes Allerley dar, von Ritterſtücken, Familien-Gemählden und rührenden Dramen, welche nur ſelten mit Werken in größerem und gebildeterem Styl von Shakſpeare oder Schiller abwechſeln. Dazwiſchen konnen wir die Ueberſetzungen und Bearbeitungen der fremden Neuigkeiten, beſonders der franzöſiſchen Nachſpiele und Operetten, nicht entbehren. Bey dem geringen Werth des Einzelnen lenkt ſich die Schauluſt bloß auf den flüchtigen Reiz der Neuheit, zu großem Nachtheil der Schauſpielkunſt, da eine Menge unbedeutender Rollen übereilt eingelernt werden müſſen, um ſogleich wieder vergeſſen zu werden. *)

---

*) Dazu kommt noch, um die Gemeinheit unſrer Theater beynah unheilbar zu machen, die grundverkehrte Einrichtung von allem, was auf das Schauſpiel Bezug hat. Die Schauſpieler-Geſellſchaften ſollten unter der Aufſicht von einſichtsvollen Kennern und Ausübern der dramatiſchen Kunſt ſtehen, die nicht ſelbſt Schauſpieler wären. Engel hat ein

Die Beſtrebungen der nicht unmittelbar für das Theater arbeitenden Dichter gehen nach ſehr

---

Zeit lang dem Berliniſchen Theater vorgeſtanden, und die Augenzeugen verſichern allgemein, daß er es zu einer ungewöhnlichen Höhe erhoben hatte. Was Goethe durch ſeine Leitung des Weimariſchen Theaters in einer kleinen Stadt und mit geringen Mitteln leiſtet, wiſſen alle Kenner. Seltne Talente kann er weder ſchaffen noch belohnen, aber er gewöhnt die Schauſpieler an Ordnung und Schule, wovon ſie ſonſt meiſtens nichts wiſſen wollen, und giebt dadurch ſeinen Vorſtellungen oft eine Einheit und Harmonie, die man auf größeren Theatern vermißt, wo jeder ſpielt, wie es ihm eben einfällt. Das mangelhafte Auswendiglernen, und die Unvollkommenheit des mündlichen Vortrags habe ich ſchon anderswo gerügt. Ich habe berühmte Schauſpieler die Verſe dergeſtalt verſtümmeln hören, wie man es in Paris einem Anfänger nicht verzeihen würde. Ich weiß, daß man bey einem gewiſſen Theater, wenn man ſich in der traurigen Nothwendigkeit befand, ein Stück in Verſen aufzuführen, die Rollen als Proſa ſchrieb, damit nur die Schauſpieler durch Beobachtung des Sylbenmaßes nicht in ihrer beliebten platten Natürlichkeit geſtört würden. Wie viele „haarbuſchige Geſellen“ (ſo nannte Shakſpeare ſolche Leute) müſſen wir ertragen, die dem Publicum ſchon einen Genuß zu gewähren glauben, wenn ſie ſich mit ihrer ungeſchickten Perſon auf den verſchiednen Richtungen aus einander; auch hier iſt wie in andern Fächern eine Gährung der Begriffe

---

Brettern ſpreizen, und haben die Worte, die ihnen der Dichter zu ſagen aufgegeben hat, bloß als ein nothwendiges Uebel betrachten. Unſre Schauſpieler haben an ſich ein weniger lebhaftes Beſtreben zu gefallen als die franzöſiſchen. Durch die Errichtung der ſtehenden ſogenannten Nationaltheater, womit man in einigen Hauptſtädten etwas Gutes für das Gedeihen der Kunſt geleiſtet zu haben vermeynt, hat man vollends allem Wetteifer ein Ende gemacht. Man ertheilt den Schauſpielern ausſchließende Privilegien, man ſichert ihnen lebenslängliche Gehalte zu: nun haben ſie keine geſchickteren Nebenbuhler mehr zu fürchten, ſie hangen nicht von der wandelbaren Gunſt der Zuſchauer ab, und ſind bloß darauf bedacht, ihre Stelle als eine Pfründe auf das bequemſte zu benutzen. Auf dieſe Art ſind die National-Theater eine wahre Verpflegungs-Anſtalt für verſauerte oder durch Trägheit vernachläßigte Talente geworden. Die Frage Hamlets in Betreff der Schauſpieler: „werden ſie roſtig?“ iſt immer an der Zeit, und leider muß man ſie faſt immer bejahend beantworten. Der Schauſpieler, bey ſeinen zweydeutigen Lebensverhältniſſen, (die einmal nicht zu ändern ſind, weil ſie in der Natur der Sache liegen) bedarf einer gewiſſen leichtſinnigen Begeiſterung für ſeine Kunſt, um das Außerordentliche zu leiſten. Er kann nicht leidenſchaftlich genug

Das Grab der Medicis.

1.

Die Statue der Nacht.

Nein, nicht biſt du die irdiſche Nacht, die von geſtern und heute:
Sei, Michelangelo's Nacht, Mutter der Dinge, gegrüßt!

2.

Die Statue der Morgenröthe.

Hebſt du vom Lager dich, Frühe, des Tags aufdämmernde Botin?
Ein Jahrhundert erwacht ſo von lethargiſchem Schlaf.

3.

Die Statue des Lorenzo,

der Gedanke des Michelangelo genannt.

Denkender Stein, wann ſpringeſt du auf, den Entwurf zu vollführen?
Großes erſinneſt du ſelbſt, Größeres, wer dich erſann.

ſichtbar, die unſerer Litteratur bey den Ausländern den Vorwurf der chaotiſchen Anarchie zuzieht, worin

---

nach rauſchendem Beyfall, nach Ruhm, nach jeder glänzenden Belohnung ſtreben, die ihm unmittelbar für das geleiſtete zu Theil wird. Der Augenblick iſt das Gebiet ſeiner Ernten, die Zeit iſt ſein gefährlichſter Feind, weil er nichts dauerndes aufzuſtellen vermag. Sobald die bürgerliche Aengſtlichkeit, ſich und Frau und Kindern ein mäßiges Auskommen zu ſichern ſich ſeiner bemächtigt, ſo iſt es um alle Fortſchreitung geſchehen. Wir wollen hiemit nicht ſagen, daß man nicht für die ſpätere Lebenszeit verdienter Künſtler ſorgen ſolle. Aber man ſollte den Schauſpielern, die durch Alter, Krankheit oder andre Zufälligkeiten ihre Vorzüge eingebüßt haben, Gehalte geben, damit ſie aufhören, und nicht damit ſie fortfahren zu ſpielen. Ueberhaupt ſollte man den Schauſpielern nicht einbilden, daß ſie ſo wichtige und unentbehrliche Leute ſeyen. Nichts iſt ſeltner als ein wahrhaft großer Schauſpieler; allein nichts iſt häufiger als die Anlage, Rollen ſo leidlich auszufüllen, wie wir es gewöhnlich ſehen: hievon kann man ſich auf jedem Geſellſchafts-Theater in einem einigermaßen geiſtreichen Zirkel überzeugen. — Endlich iſt das bey uns beſtehende Verhältniß zwiſchen den Theater-Directionen und den Schriftſtellern auch ſo nachtheilig wie möglich. In Frankreich und England hat der Verfaſſer eines Stücks ſeinen beſtimmten Antheil an dem Ertrage aber die Hinweiſung auf ein noch unerreichtes höheres Ziel ſichtbar iſt.

Die tiefere Ergründung der Aeſthetik hat bey den Deutſchen, einem von Natur mehr ſpeculativen als praktiſchen Volke, dahin geführt, daß man Kunſtwerke und beſonders Tragödien nach mehr oder weniger misverſtandenen abſtracten Theorien ausgearbeitet hat, die dann natürlich auf dem Theater keine Wirkung machen können, ja überhaupt ganz unverſtellbar ſind und kein innres Leben haben.

Andre haben ſich mit wahrem Gefühl den Geiſt der alten Tragiker angeeignet, und die ſchicklichſte Auskunft geſucht, die einfachen gediegenen Kunſtformen des Alterthums nach der Verfaſſung unſrer Szene zu modifiziren.

---

jeder Ausführung; dieß ſchafft ihm eine fortdauernde Einnahme, ſobald ſich einige Stücke von ihm mit Glück auf dem Theater erhalten. Fällt das Stück hingegen, ſo bekommt er gar nichts. In Deutſchland bezahlen die Theater-Directionen die ihnen angetragnen Manuſcripte im voraus und auf ihre Gefahr mit einer gewiſſen Summe. Sie können dabey ſehr in Schaden gerathen; macht das Stück hingegen ein außerordentliches Glück, ſo erhält der Verfaſſer keine angemeſſne Belohnung.

Wahrhaft ausgezeichnete Talente haben ſich in das romantiſche Schauſpiel geworfen, aber es meiſtens in einer Breite genommen, die nur dem Roman erlaubt iſt, unbekümmert um die Zuſammendrängung, welche die dramatiſche Form durchaus erheiſcht. Oder ſie haben auch von den ſpaniſchen Schauſpielen nur die muſikaliſch fantaſirende und mahleriſch gaukende Seite ergriffen, ohne die feſte Haltung, die plaſtiſche Kraft und die theatraliſche Wirkung.

Welchen Weg ſollen wir nun einſchlagen? Sollen wir uns wieder an die längſt verbannte Form des franzöſiſchen Trauerſpiels zu gewöhnen ſuchen? Eine wiederhohlte Erfahrung hat bewieſen, daß es durch die Weiſe der Ueberſetzung und den Ton der Aufführung ſo modifizirt, wie es unvermeidlich modifizirt werden muß, ſelbſt unter den Händen eines Goethe oder Schiller kein ſonderliches Glück machen kann.

Das den Griechen auf ächtere Weiſe nachgebildete Trauerſpiel iſt unſrer Sinnesart verwandter, allein die Menge begreift es nicht, es wird immer ein gelehrter Kunſtgenuß für wenige Gebildete bleiben, ungefähr wie die Betrachtung der antiken Statuen.

Im Luſtſpiel hat ſchon Leſſing die Schwierigkeit bemerkt, nationale Sitten einzuführen, die doch nicht provinzial ſeyen, da ſich bey uns der Ton des geſelligen Lebens nicht nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt modelt. Verlangen wir reine Luſtſpiele, ſo würde ich ſehr zum Gebrauch gereimter Verſe rathen; vielleicht ſtellte ſich mit der künſtlicheren Form auch allmählich ein eigenthümlicher Gehalt ein.

Indeſſen ſcheint mir dieß nicht das dringendſte Bedürfniß: laßt uns zuvörderſt die ernſten höheren Gattungen des deutſchen Charakters würdig ausbilden. In dieſen ſcheint mir nun unſer Geſchmack ſich durchaus zum Romantiſchen zu neigen. Was die Menge in unſern halb rührenden, halb drolligen Dramen am meiſten anzieht, die uns bald nach Peru, bald nach Kamtſchatka, bald in die Ritterzeit verſetzen, während die Geſinnungen modern und empfindſam bleiben, iſt immer eine Fratze des Romantiſchen, die man auch in den abgeſchmackteſten Zauber-Opern noch wieder kennt. Die Bedeutung dieſer Gattung iſt bey uns verlohren gegangen, ehe wir ſie noch recht gefunden hatten; die Fantaſie iſt mit den Erfindern ſolcher abentheuerlichen Hirngeſpinſte durchgegangen, und die Abſichten der Schauſpiele ſind manchmal klüger als die ihrer Urheber. Auf hundert Komödienzetteln wird der Name romantiſch an rohe und verfehlte Erzeugniſſe verſchwendet und entweiht; es ſey uns erlaubt, ihn durch Kritik und Geſchichte wieder zu ſeiner wahren Bedeutung zu adeln. Man hat ſich neuerdings bemüht, die Reſte unſrer alten National-Poeſie und Ueberlieferung auf mancherley Weiſe wieder zu beleben. Dieſe können dem Dichter eine Grundlage für das wundervolle Feſtſpiel geben; die würdigſte Gattung des romantiſchen Schauſpiels iſt aber die hiſtoriſche.

Auf dieſem Felde ſind die herrlichſten Lorbeern für die dramatiſchen Dichter zu pflücken, die Goethe'n und Schillern nacheifern wollen. Aber unſer hiſtoriſches Schauſpiel ſey denn auch wirklich allgemein national, es hänge ſich nicht an Lebensbegebenheiten von einzelnen Rittern und kleinen Fürſten, die auf das Ganze keinen Einfluß hatten; es ſey zugleich wahrhaft hiſtoriſch, aus der Tiefe der Kenntniß geſchöpft, und verſetze uns ganz in die große Vorzeit. In dieſem Spiegel laſſe uns der Dichter ſchauen, ſey es auch zu unſerm tiefen Schamerröthen, was die Deutſchen vor Alters waren, und was ſie wieder werden ſollen. Er lege uns ans Herz, daß wir Deutſche, wenn wir die Lehren der Geſchichte nicht beſſer bedenken als bisher, in Gefahr ſind, wir, ehedem das erſte und glorwürdigſte Volk Europa's, deſſen frey gewählter Fürſt ohne Widerſpruch für das Oberhaupt der geſamten Chriſtenheit anerkannt ward, ganz aus der Reihe der ſelbſtändigen Völker zu verſchwinden. Lange haben ſich die höheren Stände durch Vorliebe für fremde Sitten, durch Beeiferung um fremde Geiſtesbildung, die doch immer nur eine kümmerlich gerathne Frucht im Treibhauſe ſeyn kann, der Geſamtheit des Volkes entfremdet; noch länger, ſeit drey Jahrhunderten, hat innerer Zwieſpalt unſre edelſten Kräfte in Bürgerkriegen aufgezehrt, deren verderbliche Folgen ſich nun erſt vollſtändig enthüllen. Mögen ſich alle, die auf die öffentliche Geſinnung zu wirken Gelegenheit haben, beeifern, das alte Misverſtändniß endlich zu löſen, und alle ächt Geſinnten um die leider verlaſſenen Gegenſtände der Verehrung, bey treuer Anhänglichkeit woran unſre Vorahnen ſo viel Heil und Ruhm erlebt haben, wie um ein heiliges Panier zu verſammeln, und ſie ihre unzerſtörbare Einheit als Deutſche fühlen zu laſſen! Welche Gemählde bietet unſre Geſchichte dar, von den uralteſten Zeiten, den Kriegen mit den Römern an, bis zur feſtgeſetzten Bildung des deutſchen Reichs! Dann der ritterlich glänzende Zeitraum des Hauſes Hohenſtaufen, endlich der politiſch wichtigere und uns am nächſten liegende des Hauſes Habsburg, das ſo viele große Fürſten und Helden erzeugt hat. Welch ein Feld für einen Dichter der wie Shakſpeare die poetiſche Seite großer Weltbegebenheiten zu faſſen wußte! Aber ſo unbekümmert ſind wir Deutſche immer um unſre wichtigſten National-Angelegenheiten, daß ſelbſt die bloß hiſtoriſche Darſtellung hier noch ſehr im Rückſtande iſt.

Druckfehler.

Uebergangene im Erſten Theil.

S. 14. Z. 2. v. u. Bildhauer lies: Mahler
— 25. — 1.. ſinnlich l. ſinnbildlich
— 79. Anm. Z. 2. Taormini l. Taormina
— 305. Z. 1. Komödien l. Tragödien
— 376. — 4. Philemon l. Menander

Zweyter Theil, erſte Abtheilung:

S. 6. Z. 18. der Zeit l. den Zeiten
— 31. — 6. Triſino l. Triſſino
— 63. Anm. Z. 2. blieben l. bleiben
— 63. Anm. — 4. v. u. ſind die Worte: zu gerathen, wiederhohlt.
— 71. Z. 4. Fontanelle l. Fontenelle
— 152. Anm. Z. 4. encore l. encor
— — — — 10. oeuvre l. ouvre
— 181. Z. 10. gekränkt l. getrübt
— 194. — 2. v. u. idealiſches l. idylliſches
— 196. — 17. Erbauung l. Eroberung
— 246. — 3. v. u. Geſtängniſſe l. Geſtändniſſe
— 266. — 12. Vierzehnten l. Funfzehnten
— 270. — 1. v. u. Es iſt das l. Es iſt wie das

Zweyte Abtheilung:

S. 6. Z. 14. eigentlichen l. eignen
— 7. — 14. dem Dichter l. den Dichtern
— 9. — 14. einem l. einen
— 27. — 7. unbebannt l. unbekannt.
— 62. — 13. im l. in
— 63. — 13. da l. daß

S. 85. — 9. ſchlechter l. ſchlichter
— 134. — 4. ein ſo l. ein eben ſo
— 141. — 17. wirklicher l. würdiger
— 160. — 10. zuſammendrängt l. zuſammengedrängt
— 213. — 12. ſie l. es
— 224. — 5. oder Fluches l. oder Fluches bedeutet.
— 231. — 2. Hemming l. Heming
— 245. — 19. gewonnen l. gewannen
— 253. — 8. allen l. allem
— 264. — 2. v. u. enters neat l. enters next
— 284. — 7. Zaubereyen l. Zänkereyen.
— 298. — 16. u. 17. Abgabe l. Angabe
— 304. letzte Z. gehr l. ſehr

Auf
Goethe's Bruſtbild
von
Friedrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geſchäften des Staats, Kunſt, Poeſie und Natur.

An mein Bruſtbild,
als die Gräfin v. B. es mit Lorbeern bekränzt hatte.

Glückliches Marmorbild! Wer ſenkt auf den Scheitel den Lorbeer,
Raſch, wie mit himmliſcher Hand? Eine der Muſen gewiß.

Friederike Unzelmann.

Nicht erblickſt du hier einzeln Melpomenen, einzeln Thalien,
Aber der Künſtlerin Bild, welche die beiden gepflegt.

SUR

LE SYSTÈME CONTINENTAL

ET

SUR SES RAPPORTS AVEC LA SUÈDE.

1813.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

PRÉFACE.

Les événemens marchent avec une telle rapidité, que dans le court espace de temps qui s'est écoulé depuis que j'ai commencé à composer l'écrit qu'on va lire, l'Europe a changé de face. Si le changement avait eu lieu en sens inverse, les faits consignés dans cet écrit n'en seraient pas moins vrais; mais plusieurs lecteurs n'auraient peut-être pas trouvé aussi convaincantes les inductions que j'en ai tirées. Les grands principes de la justice ne sauraient être altérés par les événemens terrestres, aussi peu que les nuages qui cachent le soleil, peuvent en éteindre la lumière immortelle. Ce-

pendant le succès est un argument d'une force merveilleuse pour la multitude. Si Napoléon fût parvenu à faire signer à Moscou une paix telle qu'il se flattait de la dicter, on n'aurait pas manqué de raisonneurs qui eussent trouvé que ses demandes avant la guerre étaient au fond justes et modérées, et qui eussent hautement condamné l'imprudence de la Russie de ne pas avoir cédé d'avance. Mais Napoléon a été malheureux dans une agression injuste: cela est impardonnable aux yeux même de ses apologistes. Le prestige de sa fortune est dissipé, sa réputation de grand capitaine est fortement entamée. En effet, pour oser soutenir que dans cette campagne il n'a pas manqué de la prévoyance d'un général médiocrement expérimenté, il faut être un de ses flatteurs officiels. Un grand coup a été porté à la puissance de Napoléon; mais il a survécu à sa défaite, il s'est échappé *seul, en abandonnant ses soldats au milieu de toutes les horreurs imaginables, il se proclame bien portant, quand pour l'honneur de l'humanité il devrait se feindre malade de chagrin et de remords. La force ouverte ayant échoué, l'imposture redouble d'efforts. Au défaut de l'artillerie perdue, on tire aujourd'hui à coups de gazettes. On parle avec emphase de la Grande-armée, on la déclare toujours victorieuse, tandis qu'elle n'existe plus. Cette armée, la plus nombreuse et la mieux équipée qu'on ait vue depuis des siècles, ne peut pas élever la voix pour accuser son chef, dont l'aveugle présomption a fait périr misérablement tant de braves: mais les vastes plaines de la Russie et de la Pologne couvertes de ses cadavres glacés, parlent assez haut. On rejette la nécessité d'immenses levées sur la défection d'un général allié: quinze mille Prussiens qui n'ont plus voulu combattre pour l'op-*

pression de leur propre pays et de leur souverain, doivent être remplacés par 350,000 Français. On nous peint la France entière empressée à prendre les armes pour défendre son monarque bénin, hélas! si cruellement troublé dans son existence pacifique. On veut effrayer les peuples par la férocité du soldat russe; à entendre les journaux français, les Russes se précipitent du fond de l'Asie sur le monde civilisé, pour y introduire l'anthropophagie. C'est ainsi que les nourrices font taire les enfans par des terreurs imaginaires. Heureusement l'on sait que le soldat russe, terrible dans les combats, est religieux, soumis à ses chefs, accoutumé à une stricte discipline et reconnaissant de tous les bons traitemens qu'il éprouve. On effraye les Français par l'idée d'un démembrement projeté. Mais tous les hommes éclairés en Europe et en France même savent, que personne n'en veut à *la France, mais uniquement à l'esprit de conquêtes de son dominateur. Que la nation française, après tant de tourmentes et d'expériences funestes, se constitue enfin selon ses voeux; qu'elle se renferme dans les limites naturelles de sa puissance: elle n'a qu'à vouloir, pour obtenir une paix honorable et solide, et pour jouir de tous les avantages dont son gouvernement seul l'a privée jusqu'ici.*

Les nations, asservies au joug de Napoléon, ont manifesté dans cette occasion leurs sentimens d'une manière non équivoque. Les souverains n'ont qu'à seconder l'impulsion donnée par le glorieux exemple de la Russie, pour ressaisir tous leurs droits. Les pièges dont nous venons de parler, sont grossiers et usés; mais il y a des artifices plus subtils à craindre. Ce sont les intrigues employées dans les Cours de l'Europe, pour les amuser par des négociations,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCALEGEL,A.W. FN. 10479/025

An Fr. U.

Taubſtumm ſcheinſt du geboren, und machteſt zum Tauben und Stummen
Mich, vor Bewunderung ſtumm, taub bei der Anderen Wort.
Hätte dir auch das beſeelte Geſpräch und die liebliche Stimme
Streng die Natur verſagt, dennoch entzückteſt du ſo.
O, wie wollt' ich alsdann mich bemühn, dich Zeichen zu lehren,
Kund zu geben das Herz, Regungen zarten Gefühls!
O, wie wollt' ich mit Eifer der Blicke Beredſamkeit üben,
Bis ich verſtanden mich ſäh' an dem erwiedernden Blick!
Doch die hören nicht wollen, das ſind die unheilbarſten Tauben,
Sagt man, und alſo vielleicht hülfe die Lehre da nicht.
Biſt du doch taub wie das Schickſal, und ſtumm wie den Fragen die Zukunſt,
Redend und hörend ja ſchon: wärſt du nun ſtumm noch und taub!
Zürnſt du ſchweigend mir jetzt, ſo wirſt du der türkiſche Stumme,
Der den erwürgenden Strick, ach dem Verdammten, mir reicht.

Biographiſche Regel.

Viele Verwandlungen giebt's, ſo iſt in dem Leben die Ordnung:
Erſtlich die Liederlichkeit, zweitens die Bigotterie.

encore qu'avec respect, étoient devenus le jouet de quelques juifs, de quelques vieilles femmes de Wilna, tant leurs forces physiques les avoient abandonnés, long-temps avant qu'ils pussent mourir; il a reçu de cette armée des preuves de respect et d'attachement, lorsqu'elle périssoit un à un pour lui; et il a refusé six mois après à Dresde une paix qui le laissoit maître de la France jusqu'au Rhin, et de l'Italie toute entière. Il étoit venu rapidement à Paris après la retraite de Russie, afin d'y réunir de nouvelles forces. Il avoit traversé, avec une fermeté plus théâtrale que naturelle, l'Allemagne dont il étoit haï, mais qui le redoutoit encore. Dans son dernier bulletin, il avoit rendu compte des désastres de son armée, plutôt en les outrant qu'en les dissimulant. C'est un homme qui aime tellement à causer des émotions fortes que, quand il ne peut pas cacher ses revers, il les exagère pour faire toujours plus qu'un autre. Pendant son absence on avoit essayé contre lui la conspiration la plus généreuse (celle de Mallet) dont l'histoire de la révolution de France ait offert l'exemple. Aussi lui causa-t-elle plus de terreur que la coalition même. Ah! que n'a-t-elle réussi, cette conjuration patriotique! La France auroit eu la gloire de s'affranchir elle-même, et ce n'est pas sous les ruines de la patrie que son oppresseur eût été accablé.

Le général Mallet étoit un ami de la liberté, il attaquoit Bonaparte sur ce terrain. Or Bonaparte savoit qu'il n'en existoit pas de plus dangereux pour lui; aussi ne parloit-il en revenant à Paris que de l'*idéologie*. Il avoit pris en horreur ce mot très-innocent, parce qu'il signifie la théorie de la pensée. Toutefois il étoit singulier de ne redouter que ce qu'il appeloit *les idéologues*, quand l'Europe entière s'armoit contre lui. Ce seroit beau si, en conséquence de cette crainte, il eût recherché par-dessus tout l'estime des philosophes : mais il détestoit tout individu capable d'une opinion indépendante. Sous le rapport même de la politique, il a trop cru qu'on ne gouvernoit les hommes que par leur intérêt ; cette vieille maxime, quelque commune qu'elle soit, est souvent fausse. La plupart des hommes que Bonaparte a comblés de places et d'argent, ont déserté sa cause; et ses soldats, attachés à lui par ses victoires, ne l'ont point abandonné. Il se moquoit de l'enthousiasme, et cependant c'est l'enthousiasme, ou du moins le fanatisme militaire qui l'a soutenu. La frénésie des combats, qui dans ses excès même a de la grandeur, a seule fait la force de Bonaparte.

Les nations ne peuvent avoir tort : jamais un principe pervers n'agit long-temps sur la masse ; les hommes ne sont mauvais qu'un à un.

Bonaparte fit, ou plutôt la nation fit pour lui un miracle. Malgré ses pertes immenses en Russie, elle créa, en moins de trois mois, une nouvelle armée qui put marcher en Allemagne et y gagner encore des batailles. C'est alors que le démon de l'orgueil et de la folie se saisit de Bonaparte, d'une façon telle que le raisonnement fondé sur son propre intérêt ne peut plus expliquer les motifs de sa conduite : c'est à Dresde qu'il a méconnu la dernière apparition de son génie tutélaire.

Les Allemands, depuis long-temps indignés, se soulevèrent enfin contre les François qui occupoient leur pays ; la fierté nationale, cette grande force de l'humanité, reparut parmi les fils des Germains. Bonaparte apprit alors ce qu'il advient des alliés qu'on a contraints par la force, et combien tout ce qui n'est pas volontaire, se détruit au premier revers. Les souverains de l'Allemagne se battirent avec l'intrépidité des simples soldats, et l'on crut voir dans les Prussiens et dans leur roi guerrier, le souvenir de l'insulte personnelle que

Bonaparte avoit fait subir quelques années auparavant à leur belle et vertueuse reine.

La délivrance de l'Allemagne avoit été depuis long-temps l'objet des désirs de l'empereur de Russie. Lorsque les François furent repoussés de son pays, il se dévoua à cette cause, non-seulement comme souverain, mais comme général; et plusieurs fois il exposa sa vie, non en monarque garanti par ses courtisans, mais en soldat intrépide. La Hollande accueillit ses libérateurs, et rappela cette maison d'Orange, dont les princes sont maintenant, comme jadis, les défenseurs de l'indépendance et les magistrats de la liberté. Quelque influence qu'aient eue aussi sur cette époque les victoires des Anglois en Espagne, nous parlerons ailleurs de lord Wellington; car il faut s'arrêter à ce nom, on ne peut le prononcer en passant.

Bonaparte revint à Paris, et dans ce moment encore la France pouvoit être sauvée. Cinq membres du corps législatif, Gallois, Raynouard, Flaugergues, Maine de Biran et Lainé, demandèrent la paix au péril de leur vie; chacun d'eux pourroit être désigné par un mérite particulier; et le dernier que j'ai nommé, Lainé, perpétue chaque jour, par ses talens et sa conduite, le souvenir d'une action qui suffiroit pour honorer le caractère d'un homme. Si le sénat avoit secondé les cinq du corps législatif, si les généraux avoient appuyé le sénat, la France auroit disposé de son sort, et, quelque parti qu'elle eût pris, elle fût restée France. Mais quinze années de tyrannie dénaturent toutes les idées, altèrent tous les sentimens; les mêmes hommes qui exposeroient noblement leur vie à la guerre, ne savent pas que le même honneur et le même courage commandent dans la carrière civile la résistance à l'ennemi de tous, le despotisme.

Bonaparte répondit à la députation du corps législatif avec une fureur concentrée; il parla mal, mais son orgueil se fit jour à travers le langage embrouillé dont il se servit. Il dit que *la France avoit plus besoin de lui que lui d'elle*, oubliant que c'étoit lui qui l'avoit réduite à cet état. Il dit *qu'un trône n'étoit qu'un morceau de bois sur lequel on étendoit un tapis, et que tout dépendoit de celui qui l'occupoit;* enfin il parut toujours enivré de lui-même. Toutefois, une anecdote singulière feroit croire qu'il étoit atteint déjà par l'engourdissement qui s'est montré dans son caractère pendant la dernière crise de sa vie politique. Un homme tout-à-fait digne de foi m'a dit que causant seul avec lui, la veille de son départ pour l'armée au mois de janvier 1814, quand les alliés étoient déjà entrés en France, Bonaparte avoua, dans cet entretien secret, qu'il n'avoit pas de moyen de résister; son interlocuteur discuta la question; Bonaparte lui en présenta le mauvais côté dans tout son jour, et puis, chose inouïe, il s'endormoit en parlant sur un tel sujet, sans qu'aucune fatigue précédente expliquât cette bizarre apathie. Il n'en a pas moins déployé depuis une extrême activité dans sa campagne de 1814; il s'est laissé sans doute reprendre aussi par une confiance présomptueuse; d'un autre côté l'existence physique, à force de jouissances et de facilités, s'étoit emparée de cet homme autrefois si dominé par sa pensée. Il étoit, pour ainsi dire, épaissi d'âme comme de corps; son génie ne perçoit plus que par momens cette enveloppe d'égoïsme qu'une longue habitude d'être compté pour tout lui avoit donnée. Il a succombé sous le poids de la prospérité avant d'être renversé par l'infortune.

On prétend qu'il n'a pas voulu céder les conquêtes qui avoient été faites par la république, et qu'il n'a pu se résoudre à ce que la France fût affoiblie sous son règne. Si cette considération l'a déterminé à refuser la paix qui lui fut offerte à Châtillon, au mois de mars 1814, c'est la première fois que l'idée d'un devoir auroit agi sur lui ; et sa persévérance, en cette occasion, quelque imprudente qu'elle fût, mériteroit de l'estime. Mais il paroît plutôt qu'il a trop compté sur son talent après quelques succès en Champagne, et qu'il s'est caché à lui-même les difficultés qu'il avoit à surmonter, comme auroit pu le faire un de ses flatteurs. On étoit tellement accoutumé à le craindre, qu'on n'osoit pas lui dire les faits qui l'intéressoient le plus. Assuroit-il qu'il y avoit vingt mille François dans tel endroit, personne ne se sentoit le courage de lui apprendre qu'il n'y en avoit que dix mille ; prétendoit-il que les alliés n'étoient qu'en tel nombre, nul ne se hasardoit à lui prouver que ce nombre étoit double. Son despotisme étoit tel, qu'il avoit réduit les hommes à n'être que des échos de lui-même, et que sa propre voix lui revenant de toutes parts, il étoit ainsi seul au milieu de la foule qui l'environnoit.

Enfin, il n'a pas vu que l'enthousiasme avoit passé de la rive gauche du Rhin à la rive droite; qu'il ne s'agissoit plus de gouvernemens indécis, mais de peuples irrités; et que de son côté, au contraire, il n'y avoit qu'une armée et plus de nation ; car dans ce grand débat la France est demeurée neutre : elle ne s'est pas doutée qu'il s'agissoit d'elle quand il s'agissoit de lui. Le peuple le plus guerrier a vu, presque avec insouciance, les succès de ces mêmes étrangers qu'il avoit combattus tant de fois avec gloire; et les habitans des villes et des campagnes n'aidèrent que foiblement les soldats françois, ne pouvant se persuader qu'après vingt-cinq ans de victoires, un événement inouï, l'entrée des alliés à Paris, pût arriver. Elle eut lieu cependant cette terrible justice de la destinée. Les coalisés furent généreux; Alexandre, ainsi que nous le verrons dans la suite, se montra toujours magnanime. Il entra le premier dans la ville conquise en sauveur tout-puissant, en philanthrope éclairé; mais tout en l'admirant, qui pouvoit être François et ne pas sentir une effroyable douleur?

Du moment où les alliés passèrent le Rhin et pénétrèrent en France, il me semble que les vœux des amis de la France devoient être absolument changés. J'étois alors à Londres, et l'un des ministres anglois me demanda ce que je souhaitois? J'osai lui répondre que mon désir étoit que Bonaparte fût *victorieux et tué*. Je trouvai dans les Anglois assez de grandeur d'âme pour n'avoir pas besoin de cacher ce sentiment françois devant eux : toutefois il me fallut apprendre, au milieu des transports de joie dont la ville des vainqueurs retentissoit, que Paris étoit au pouvoir des alliés ; il me sembla dans cet instant qu'il n'y avoit plus de France : je crus la prédiction de Burke accomplie, et que là où elle existoit on ne verroit plus qu'un abîme. L'empereur Alexandre, les alliés, et les principes constitutionnels adoptés par la sagesse de Louis XVIII, éloignèrent ce triste pressentiment.

Bonaparte entendit alors de toutes parts la vérité si long-temps captive. C'est alors que des courtisans ingrats méritèrent le mépris de leur maître pour l'espèce humaine. En effet, si les amis de la liberté respectent l'opinion, désirent la publicité, cherchent partout l'appui sincère et libre du vœu national, c'est parce qu'ils savent que la lie des âmes se montre seule dans les secrets et les intrigues du pouvoir arbitraire.

Il y avoit cependant encore de la grandeur dans les adieux de Napoléon à ses soldats et à leurs aigles si long-temps vainqueurs : sa dernière campagne avoit été longue et savante ; enfin le prestige funeste qui rattachoit à lui la gloire militaire de la France n'étoit pas encore détruit. Aussi le congrès de Paris a-t-il à se reprocher de l'avoir mis dans le cas de revenir. Les représentans de l'Europe doivent avouer franchement cette faute, et il est injuste de la faire porter à la nation françoise. C'est sans aucun mauvais dessein assurément, que les ministres des monarques étrangers ont laissé planer sur le trône de Louis XVIII un danger qui menaçoit également l'Europe entière. Mais, pourquoi ceux qui ont suspendu cette épée ne s'accusent-ils pas du mal qu'elle a fait?

Beaucoup de gens se plaisent à soutenir que si Bonaparte n'avoit tenté ni l'expédition d'Espagne, ni celle de Russie, il seroit encore empereur, et cette opinion flatte les partisans du despotisme, qui veulent qu'un si beau gouvernement ne puisse pas être renversé par la nature même des choses, mais seulement par un accident. J'ai déjà dit ce que l'observation de la France confirmera, c'est que Bonaparte avoit besoin de la guerre pour établir et pour conserver le pouvoir absolu. Une grande nation n'auroit pas supporté le poids monotone et avilissant du despotisme, si la gloire militaire n'avoit pas sans cesse animé ou relevé l'esprit public. Les avancemens continuels dans les

Antiken-Beſuch.

Die Reiſende.

Iſt das der Drachenerleger? Er öffnet die Hand wie zum Gruße.
Biſt du doch gar zu lieb, herziger ſüßer Apoll!

Apollo von Belvedere.

Haben die Männer ſo grob ſich erzeigt, daß meine Geberden
Hohen verſchmähenden Zorns freundlich dir ſcheinen und mild?

Die Reiſende.

Nein, ich bin nur ſo innig; ach, wäreſt du Gott noch ein Hirte,
Wie dem verirreten Schaf hülfeſt du wohl mir zurecht.

Ein Hirte.

Laß nichts, Beſte, dich kümmern: was will doch bedeuten die Gottheit?
Haben wir Andern doch auch kräftig gegliederten Bau.

Apollo von Belvedere.

Blick' mir das Volk nur vom Leib! Fleiſchhauende Kunſtdilettanten
Sind mir zuwider, doch mehr tätſchelndes weiches Gemüth.

divers grades, auxquels toutes les classes de la nation pouvoient participer, rendoient la conscription moins pénible aux habitans de la campagne. L'intérêt continuel des victoires tenoit lieu de tous les autres; l'ambition étoit le principe actif du gouvernement dans ses moindres ramifications : titres, argent, puissance, Bonaparte donnoit tout aux François à la place de la liberté. Mais pour être en état de leur dispenser ces dédommagemens funestes, il ne falloit pas moins que l'Europe à dévorer. Si Napoléon eût été ce qu'on pourroit appeler un tyran raisonnable, il n'auroit pu lutter contre l'activité des François, qui demandoit un but. C'étoit un homme condamné, par sa destinée, aux vertus de Washington ou aux conquêtes d'Attila; mais il étoit plus facile d'atteindre les confins du monde civilisé, que d'arrêter les progrès de la raison humaine, et bientôt l'opinion de la France auroit accompli ce que les armes des alliés ont opéré.

Maintenant ce n'est plus lui qui seul occupera l'histoire dont nous voulons esquisser le tableau, et notre malheureuse France va de nouveau reparoître, après quinze ans pendant lesquels on n'avoit entendu parler que de l'empereur et de son armée. Quels revers nous avons à décrire! Quels maux nous avons à redouter! Il nous faudra demander compte encore une fois à Bonaparte de la France, puisque ce pays, trop confiant et trop guerrier, s'est encore une fois remis à lui de son sort.

Dans les diverses observations que je viens de rassembler sur Bonaparte, je n'ai point approché de sa vie privée que j'ignore, et qui ne concerne pas les intérêts de la France. Je n'ai pas dit un fait douteux sur son histoire; car les calomnies qu'on lui a prodiguées me semblent plus viles encore que les adulations dont il fut l'objet. Je me flatte de l'avoir jugé comme tous les hommes publics doivent l'être: d'après ce qu'ils ont fait pour la prospérité, les lumières et la morale des nations. Les persécutions que Bonaparte m'a fait éprouver n'ont pas, je puis l'attester, exercé d'influence sur mon opinion. Il m'a fallu plutôt, au contraire, résister à l'espèce d'ébranlement que produisent sur l'imagination un génie extraordinaire et une destinée redoutable. Je me serois même assez volontiers laissé séduire par la satisfaction que trouvent les âmes fières à défendre un homme malheureux, et par le plaisir de se placer ainsi plus en contraste avec ces écrivains et ces orateurs qui, prosternés hier devant lui, ne cessent de l'injurier à présent, en se faisant bien rendre compte, j'imagine, de la hauteur des rochers qui le renferment. Mais on ne peut se taire sur Bonaparte, lors même qu'il est malheureux, parce que sa doctrine politique règne encore dans l'esprit de ses ennemis comme de ses partisans. Car, de tout l'héritage de sa terrible puissance, il ne reste au genre humain que la connoissance funeste de quelques secrets de plus dans l'art de la tyrannie.

FIN DU TOME SECOND

TABLE DES CHAPITRES

CONTENUS

DANS LE TOME SECOND.

TROISIÈME PARTIE.

Pag.
Chapitre Ier. De l'émigration. 1
Chap. II: Prédiction de M. Necker sur le sort de la constitution de 1791. 10
Chap. III. Des divers partis dont l'assemblée législative étoit composée. 25
Chap. IV. Esprit des décrets de l'assemblée législative. 32
Chap. V. De la première guerre entre la France et l'Europe. 34
Chap. VI. Des moyens employés en 1792 pour établir la république. 41
Chap. VII. Anniversaire du 14 juillet, célébré en 1792. 49
Chap. VIII. Manifeste du duc de Brunswick. 54
Chap. IX. Révolution du 10 août 1792. Renversement de la monarchie. 57
Chap. X. Anecdotes particulières. 62
Chap. XI. Les étrangers repoussés de France en 1792. 79

Pag.
CHAP. XII. Procès de Louis XVI. 81
CHAP. XIII. De Charles Iᵉʳ. et de Louis XVI. 91
CHAP. XIV. Guerre entre la France et l'Angleterre. M. Pitt et M. Fox. 99
CHAP. XV. Du fanatisme politique. 112
CHAP. XVI. Du gouvernement appelé le règne de la terreur. 118
CHAP. XVII. De l'armée françoise pendant la terreur ; des fédéralistes et de la Vendée. 127
CHAP. XVIII. De la situation des amis de la liberté hors de France pendant le règne de la terreur. 133
CHAP. XIX. Chute de Robespierre, et changement de système dans le gouvernement. . 139
CHAP. XX. De l'état des esprits au moment où la république directoriale s'est établie en France. 145
CHAP. XXI. Des vingt mois pendant lesquels la république a existé en France, depuis le mois de novembre 1795 jusqu'au 18 fructidor (4 septembre 1797.) 159
CHAP. XXII. Deux prédictions singulières tirées de l'Histoire de la révolution par M. Necker. 167
CHAP. XXIII. De l'armée d'Italie. 173
CHAP. XXIV. De l'introduction du gouvernement militaire en France, par la journée du 18 fructidor. 177
CHAP. XXV. Anecdotes particulières. 186
CHAP. XXVI. Traité de Campo-Formio en

Pag.
1797. Arrivée du général Bonaparte à Paris. 194
Chap. XXVII. Préparatifs du général Bonaparte pour aller en Égypte. Son opinion sur l'invasion de la Suisse. 205
Chap. XXVIII. Invasion de la Suisse. . . . 211
Chap. XXIX. De la fin du directoire. . . . 219

QUATRIÈME PARTIE.

Chapitre Ier. Nouvelles d'Égypte ; retour de Bonaparte. 225
Chap. II. Révolution du 18 brumaire. 231
Chap. III. Comment la constitution consulaire fut établie. 244
Chap. IV. Des progrès du pouvoir absolu de Bonaparte. 252
Chap. V. L'Angleterre devoit-elle faire la paix avec Bonaparte à son avénement au consulat ? 265
Chap. VI. De l'inauguration du concordat à Notre-Dame. 273
Chap. VII. Dernier ouvrage de M. Necker sous le consulat de Bonaparte. 282
Chap. VIII. De l'exil. 300
Chap. IX. Des derniers jours de M. Necker. . 310
Chap. X. Résumé des principes de M. Necker en matière de gouvernement. 318
Chap. XI. Bonaparte empereur. La contre-révolution faite par lui. 324

Pag.

Chap. XII. De la conduite de Napoléon envers le continent européen. 338

Chap. XIII. Des moyens employés par Bonaparte pour attaquer l'Angleterre. 345

Chap. XIV. Sur l'esprit de l'armée françoise. 352

Chap. XV. De la législation et de l'administration sous Bonaparte. 365

Chap. XVI. De la littérature sous Bonaparte. . 375

Chap. XVII. Un mot de Bonaparte imprimé dans le Moniteur. 383

Chap. XVIII. De la doctrine politique de Bonaparte. 385

Chap. XIX. Enivrement du pouvoir ; revers et abdication de Bonaparte. 397

FIN DE LA TABLE DU TOME SECOND.

Gull rev. Syn.

CONSIDÉRATIONS

SUR LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS

DE

LA RÉVOLUTION FRANÇOISE.

III.

Studium des Alterthums.

Leſet die Alten! verſteht, die eigentlich älteſten Alten.
Was die Modernen davon preiſen, bedeutet nicht viel.

Frommer Wunſch.

Wenn die dramatiſche Kunſt nicht unter uns Deutſchen gedeihn will:
Käm' das Theater doch nur mindſtens auf leidlichen Fuß!

POUR L'ÉTRANGER,

SE TROUVE CHEZ LES LIBRAIRES SUIVANS :

A Francfort [sur le Mein], Brœuner (Louis-Henri).
A Turin, Ch. Bocca et Pic.
A Naples, Borel.
A Genève, Manget et Cherbuliez ; Paschoud.
A Varsovie, Gluschkaberg et C^{ie}.
A Berlin, Umlang.
A Bruxelles, Lecharlier.
A Manheim, Fontaine.
A Amsterdam, Dufour (Gabriel).
A Lisbonne, Borel, Martin.
A Moscow, Saucot.

Tout contrefacteur, ou débitant d'édition contrefaite, sera poursuivi selon la rigueur des lois.

Delaunay

IMPRIMERIE DE FAIN, PLACE DE L'ODÉON.

CONSIDÉRATIONS

SUR LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS

DE

LA RÉVOLUTION FRANÇOISE,

OUVRAGE POSTHUME

DE MADAME LA BARONNE DE STAËL,

PUBLIÉ

PAR M. LE DUC DE BROGLIE ET M. LE BARON DE STAËL.

> Les révolutions qui arrivent dans les grands états ne sont point un effet du hasard ni du caprice des peuples. Mém. de Sully, T. I, p. 133.

TOME TROISIÈME.

PARIS,
DELAUNAY, libraire, Palais-Royal, galerie de bois, n. 243;
BOSSANGE ET MASSON, libraires, rue de Tournon, n. 6.
1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

CONSIDÉRATIONS
SUR
LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS
DE LA RÉVOLUTION FRANÇOISE.

CINQUIÈME PARTIE.*

CHAPITRE PREMIER.

De ce qui constitue la royauté légitime.

En considérant la royauté, comme toutes les institutions doivent être jugées, sous le rapport du bonheur et de la dignité des nations, je dirai d'une manière générale, et en respectant les exceptions, que les princes des anciennes familles conviennent beaucoup mieux au bien de l'état que les princes parvenus. Ils ont d'ordinaire des talens moins remarquables, mais leur disposition est plus pacifique; ils ont plus de préjugés, mais moins d'ambition; ils sont moins étonnés du pouvoir, puisque, dès leur enfance, on leur a dit qu'ils y étoient destinés; et ils ne craignent pas autant de le perdre, ce qui les rend moins soupçonneux et moins inquiets. Leur manière d'être est plus simple, parce qu'ils n'ont pas besoin de recourir à des moyens factices pour imposer, et qu'ils n'ont rien de nouveau à conquérir en fait de respect: les habitudes et les traditions leur servent de guides. Enfin l'éclat extérieur, attribut nécessaire de la royauté, paroît convenable quand il s'agit de princes dont les aïeux, depuis des siècles, ont été placés à la même hauteur de rang. Lorsqu'un homme, le premier de sa famille, est élevé tout-à-coup à la dignité suprême, il

---

* Nous croyons devoir rappeler ici qu'une partie du troisième volume de cet ouvrage n'a point été revue par madame de Staël. Quelques-uns des chapitres que l'on va lire paroîtront peut-être incomplets; mais nous avons considéré

---

comme un devoir de publier le manuscrit dans l'état où nous l'avons trouvé, sans nous permettre d'ajouter quoi que ce soit au travail de l'auteur.

Nous devons faire observer aussi que cette portion de l'ouvrage a été écrite au commencement de l'année 1816, et qu'il est par conséquent essentiel de rapporter à cette époque les jugemens énoncés par l'auteur, soit en blâme, soit en éloge.

(*Note des éditeurs.*)

lui faut le prestige de la gloire pour faire disparoître le contraste entre la pompe royale et son état précédent de simple particulier. Or la gloire, propre à inspirer le respect que les hommes accordent volontairement à une ancienne prééminence, ne sauroit être acquise que par des exploits militaires; et l'on sait quel caractère les grands capitaines, les conquérans portent presque toujours dans les affaires civiles.

D'ailleurs l'hérédité dans les monarchies est indispensable au repos, je dirai même à la morale et aux progrès de l'esprit humain. La royauté élective ouvre un vaste champ à l'ambition : les factions qui en résultent infailliblement finissent par corrompre les cœurs, et détournent la pensée de toute occupation qui n'a pas l'intérêt du lendemain pour objet. Mais les prérogatives accordées à la naissance, soit pour fonder la noblesse, soit pour fixer la succession au trône dans une seule famille, ont besoin d'être confirmées par le temps; elles diffèrent à cet égard des droits naturels, indépendans de toute sanction conventionnelle. Le principe de l'hérédité est donc mieux établi dans les anciennes dynasties. Mais, afin que ce principe ne devienne pas contraire à la raison, et au bien général, en faveur duquel il a été admis, il doit être indissolublement lié à l'empire des lois. Car, s'il falloit que des millions d'hommes fussent dominés par un seul, au gré de ses volontés ou de ses caprices, encore vaudroit-il mieux que cet homme eût du génie, ce qui est plus probable lorsqu'on a recours au choix, que lorsqu'on s'attache au hasard de la naissance.

Nulle part l'hérédité n'est plus solidement établie qu'en Angleterre, bien que le peuple anglois ait rejeté la légitimité fondée sur le droit divin, pour y substituer l'hérédité consacrée par le gouvernement représentatif. Tous les gens de bon sens comprennent très-bien comment, en vertu des lois faites par les délégués du peuple et acceptées par le monarque, il convient aux nations qui sont aussi héréditaires et même légitimes, de reconnoître une dynastie appelée au trône par droit de primogéniture. Si l'on fondoit au contraire le pouvoir royal sur la doctrine que toute puissance vient de Dieu, rien ne seroit plus favorable à l'usurpation; car ce n'est pas la puissance qui manque d'ordinaire aux usurpateurs: aussi les mêmes hommes qui ont encensé Bonaparte se prononcent-ils aujourd'hui pour le droit divin. Toute leur théorie se borne à dire que la force est la force, et qu'ils en sont les grands-prêtres; nous demandons un autre culte et d'autres desservans, et nous croyons qu'alors seulement la monarchie sera stable.

Un changement de dynastie, même légalement prononcé, n'a jamais eu lieu que dans les pays où le gouvernement qu'on renversoit étoit arbitraire; car le caractère personnel du souverain faisant alors le sort des peuples, il a bien fallu, comme on l'a souvent vu dans l'histoire, déposséder ceux qui n'étoient pas en état de gouverner; tandis que sous nos yeux le respectable monarque de l'Angleterre a long-temps régné bien que ses facultés fussent troublées, parce qu'un ministère responsable permettoit de retarder la résolution de proclamer la régence. Ainsi, d'une part le gouvernement représentatif inspire plus de respect pour le souverain à ceux qui ne veulent pas qu'on transforme en dogmes les affaires de ce monde, de peur qu'on ne prenne le nom de Dieu en vain; et de l'autre les souverains consciencieux n'ont pas à craindre que tout le salut de l'état ne repose sur leur seule tête.

La légitimité, telle qu'on l'a proclamée nouvellement, est donc tout-à-fait inséparable des limites constitutionnelles. Que les limites qui existoient anciennement en France, aient été insuffisantes pour opposer une barrière efficace aux empiétemens du pouvoir, qu'elles aient été graduellement enfreintes et oblitérées, peu importe : elles devroient commencer d'aujourd'hui, quand on ne pourroit pas prouver leur antique origine.

On est honteux de remonter aux titres de l'histoire, pour prouver qu'une chose, aussi absurde qu'injuste, ne doit être ni adoptée ni maintenue. On n'a point allégué, en faveur de l'esclavage, les quatre mille ans de sa durée ; le servage qui lui a succédé n'a pas paru plus équitable pour avoir duré plus de dix siècles ; la traite des Nègres n'a point été défendue comme une ancienne institution de nos pères. L'inquisition et la torture, qui sont de plus vieille date, ont été, j'en conviens, rétablies dans un état de l'Europe ; mais je n'imagine pas que ce soit avec l'approbation des défenseurs même de tout ce qui a jadis existé. Il seroit curieux de savoir à laquelle des générations de nos pères l'infaillibilité a été accordée ? Quel est ce temps passé qui doit servir de modèle au temps actuel, et dont on ne peut se départir d'une ligne sans tomber dans des innovations pernicieuses ? Si tout changement, quelle que soit son influence sur le bien général et les progrès du genre humain, est condamnable, uniquement parce que c'est un changement, il sera facile d'opposer à l'ancien ordre de choses que vous invoquez, un autre ordre de choses plus ancien qu'il a remplacé. Ainsi, les pères de ceux de vos aïeux, auxquels vous voulez vous arrêter, et les pères de ces pères auroient eu à se plaindre de leurs fils et de leurs petits-fils, comme d'une jeunesse turbulente, acharnée à renverser leurs sages institutions. Enfin, quelle est la créature humaine douée de son bon sens, qui puisse prétendre que le changement des mœurs et des idées ne doive pas en amener dans les institutions? Faudra-t-il donc toujours gouverner à trois cents ans en arrière? Ou un nouveau Josué commandera-t-il au soleil de s'arrêter? Non, dira-t-on, il y a des choses qui doivent changer, mais il faut que le gouvernement soit immuable. Si l'on vouloit mettre en système les révolutions, on ne pourroit pas mieux s'y prendre. Car, si le gouvernement d'un pays ne veut participer en rien à la marche des choses et des hommes, il sera nécessairement brisé par elle. Est-ce de sang-froid qu'on peut discuter, si les formes des gouvernemens d'aujourd'hui doivent être en accord avec les besoins de la génération pré-

Die Huldigung des Rheins.

Zum Andenken an die glückliche Schiffahrt des Königs, als S. M. auf einem Dampfboote unter dem Jubel des verſammelten Volkes am 14. Sept. 1825. bei Bonn vorbeifuhr.

Jenſeits raget ein Fels hoch über die gleitenden Wellen,
Burgenumthürmt, wo einſt grimmig ein Drache gehauſt.
Da liegt heimlich, am Ufer, des Rheins willkommenſte Ruhſtatt;
Aus leichtbrüchigem Tuff wölbet die Grotte ſich ihm.
Da pflegt gern in der Kühle der Greis mittäglichen Schlummers,
Während die ſchwülere Luft Traubengeländer umweht.
Aber beſtürzt hebt plötzlich das Haupt von dem Lager der Flußgott,
Ruft, vorſchauend, ſodann aus dem umſchattenden Schilf:
Welch ein Geräuſch, fernher ſich verkündigend? Will der geſalznen
Tiefe Tyrann mein Reich fordern in ſtolzen Beſitz!
Siehe! der Strom ſchwoll auf von dem Schwung' umrollender Räder;
Weithin zeichnet ein Streif ſchäumender Wirbel die Bahn,
Ob an der Meergöttin Thronwagen geſpannt die Delphine
Bald eintauchen, und bald bäumen den Nacken empor?
Oder Neptuns Dreizack unbändige Roſſe herantreibt,
Welche das bläuliche Naß ſtampfen mit Floſſen am Huf?
Sah ich es? täuſchet der Blick? Nicht ſpielendes Wild der Gewäßer,
Nicht vierfüßige Kraft ziehet das fremde Geſchirr;
Noch ſtellt Maſten es auf, noch breitet es Segel den Winden;
Wühlet die Flut nicht um, unter der Ruderer Schlag.

sente, ou de celles qui n'existent plus? si c'est dans les antiquités obscures et contestées de l'histoire qu'un homme d'état doit chercher la règle de sa conduite; ou si cet homme doit avoir le génie et la fermeté de M. Pitt, savoir où est la puissance, où tend l'opinion, où l'on peut prendre son point d'appui pour agir sur la nation? Car sans la nation on ne peut rien, et avec elle on peut tout, excepté ce qui tend à l'avilir elle-même : les baïonnettes servent seules à ce triste but. En recourant à l'histoire du passé, comme à la loi et aux prophètes, il arrive en effet à l'histoire ce qui est arrivé à la loi et aux prophètes : elle devient le sujet d'une guerre d'interprétation interminable. S'agit-il aujourd'hui de savoir, d'après les diplômes du temps, si un roi méchant, Philippe-le-Bel, ou un roi fou, Charles VI, ont eu des ministres qui, en leur nom, aient permis à la nation d'être quelque chose? Au reste, les faits de l'histoire de France, bien loin de servir d'appui à la doctrine que nous combattons, confirment l'existence d'un pacte primitif entre la nation et les rois, autant que la raison humaine en démontre la nécessité. Je crois avoir prouvé qu'en Europe, comme en France, ce qui est ancien, c'est la liberté; ce qui est moderne, c'est le despotisme ; et que ces défenseurs des droits des nations qu'on se plaît à représenter comme des novateurs, n'ont pas cessé d'invoquer le passé. Quand cette vérité ne seroit pas évidente, il n'en résulteroit qu'un devoir plus pressant d'inaugurer le règne de la justice qui n'auroit pas encore été mis en vigueur. Mais les principes de liberté sont tellement gravés dans le cœur de l'homme, que, si l'histoire de tous les gouvernemens offre le tableau des efforts du pouvoir pour envahir, elle présente aussi celui de la lutte des peuples contre ces efforts.

CHAPITRE II.

De la doctrine politique de quelques émigrés françois et de leurs adhérens.

Les opposans à la révolution de France en 1789, nobles, prêtres et magistrats, ne se lassoient pas de répéter qu'aucun changement dans le gouvernement n'étoit nécessaire, parce que les corps intermédiaires existans alors suffisoient pour prévenir le despotisme; et maintenant ils proclament le despotisme comme le rétablissement de l'ancien régime. Cette inconséquence dans les principes est une conséquence dans les intérêts. Quand les privilégiés servoient de limite à l'autorité des rois, ils étoient contre le pouvoir arbitraire de la couronne; mais depuis que la nation a su se mettre à la place des privilégiés, ils se sont ralliés à la prérogative royale, et veulent faire considérer toute opposition constitutionnelle, et toute liberté politique, comme une rébellion.

Ils fondent la puissance des rois sur le droit divin: absurde doctrine qui a perdu les Stuarts, et que dès lors même leurs adhérens les plus éclairés repoussoient en leur nom, craignant de leur fermer à jamais l'entrée de l'Angleterre. Lord Erskine, dans son admirable plaidoyer en faveur du doyen de Saint-Asaph, sur une question de liberté de la presse, cite d'abord le traité de Locke, concernant la question du droit divin et de l'obéissance passive, dans lequel ce célèbre philosophe déclare positivement que tout agent de l'autorité royale, qui dépasse la latitude accordée par la loi, doit être considéré comme l'instrument de la tyrannie, et que sous ce rapport il est permis de lui fermer sa maison, et de le repousser par la force, comme si l'on étoit attaqué par un brigand ou par un pirate. Locke se fait à lui-même l'objection tant répétée, qu'une telle doctrine répandue parmi les peuples, peut encourager les insurrections. « Il n'existe aucune vérité, dit-il, qui ne puisse » conduire à l'erreur, ni aucun remède qui ne » puisse devenir un poison. Il n'est aucun des » dons que nous tenons de la bonté de Dieu, » dont nous puissions faire usage, si l'abus qui » en est possible devoit nous en priver. On n'au» roit pas dû publier les Évangiles; car, bien » qu'ils soient le fondement de toutes les obli» gations morales qui unissent les hommes en » société, cependant la connoissance imparfaite

» et l'étude mal entendue de ces saintes paroles a conduit beaucoup d'hommes à la folie. Les armes nécessaires à la défense peuvent servir à la vengeance et au meurtre. Le feu qui nous réchauffe expose à l'incendie ; les médicamens qui nous guérissent peuvent nous donner la mort. Enfin on ne pourroit éclairer les hommes sur aucun point de gouvernement, on ne pourroit profiter d'aucune des leçons de l'histoire, si les excès auxquels les faux raisonnemens peuvent porter, étoient toujours présentés comme un motif pour interdire la pensée.

» Les sentimens de M. Locke, dit lord Erskine, ont été publiés trois ans après l'avénement du roi Guillaume au trône d'Angleterre, et lorsque ce monarque avoit élevé l'auteur à un haut rang dans l'état. Mais Bolingbroke, non moins célèbre que Locke dans la république des lettres et sur le théâtre du monde, s'exprime de même sur cette question. Lui qui s'étoit armé pour faire remonter Jacques II sur le trône, il attachoit beaucoup de prix à justifier les jacobites de ce qu'il considéroit comme une dangereuse calomnie ; l'imputation de vouloir fonder les prétentions de Jacques II sur le droit divin, et non sur la

» constitution de l'Angleterre. Et c'est du continent, où il étoit exilé par la maison d'Hanovre, qu'il écrivoit ce que l'on va lire. Le
» devoir des peuples, dit Bolingbroke, est
» maintenant si clairement établi, qu'aucun
» homme ne peut ignorer les circonstances
» dans lesquelles il doit obéir, et celles où il
» doit résister. La conscience n'a plus à lutter
» avec la raison. Nous savons que nous devons défendre la couronne aux dépens de
» notre fortune et de notre vie, si la couronne
» nous protége et ne s'écarte point des limites
» assignées par les lois; mais nous savons de
» même que, si elle les excède, nous devons
» lui résister. »

Je remarquerai en passant que ce droit divin, depuis long-temps réfuté en Angleterre, se soutient en France par une équivoque. On objecte la formule : *par la grâce de Dieu, roi de France et de Navarre*. Ces paroles si souvent répétées, que les rois tiennent leur couronne de Dieu et de leur épée, avoient pour but de s'affranchir des prétentions que formoient les papes au droit de destituer ou de couronner les rois. Les empereurs d'Allemagne, qui étoient très-incontestablement élus, s'intituloient également *empereur par la grâce* *de Dieu*. Les rois de France qui, en vertu du régime féodal, rendoient hommage pour telle province, n'en faisoient pas moins usage de cette formule; et les princes et les évêques, jusqu'aux plus petits feudataires, s'intituloient seigneurs et prélats par la grâce de Dieu. Le roi d'Angleterre emploie aujourd'hui la même formule qui n'est dans le fait qu'une expression d'humilité chrétienne; et cependant une loi positive de l'Angleterre déclare coupable de haute trahison quiconque soutiendroit le droit divin. Il en est de ces prétendus priviléges du despotisme, qui ne peut jamais en avoir d'autres que ceux de la force, comme du passage de saint Paul : *Respectez les puissances de la terre, car tout pouvoir vient de Dieu*. Bonaparte a beaucoup insisté sur l'autorité de cet apôtre. Il a fait prêcher ce texte à tout le clergé de France et de Belgique; et en effet, on ne pouvoit refuser à Bonaparte le titre de puissant de la terre. Mais que vouloit dire saint Paul, si ce n'est que les chrétiens ne devoient pas s'immiscer dans les factions politiques de son temps? Prétendroit-on que saint Paul a voulu justifier la tyrannie? N'a-t-il pas résisté lui-même aux ordres émanés de Néron, en prêchant la religion chrétienne? Et les martyrs obéissoient-ils à la défense qui leur étoit faite par les empereurs, de professer leur culte? Saint Pierre appelle avec raison les gouvernemens un *ordre humain*. Il n'est aucune question, ni de morale, ni de politique, dans laquelle il faille admettre ce qu'on appelle l'autorité. La conscience des hommes est en eux une révélation perpétuelle, et leur raison un fait inaltérable. Ce qui fait l'essence de la religion chrétienne, c'est l'accord de nos sentimens intimes avec les paroles de Jésus-Christ. Ce qui constitue la société, ce sont les principes de la justice, différemment appliqués, mais toujours reconnus pour la base du pouvoir et des lois.

Les nobles, comme nous l'avons montré dans le cours de cet ouvrage, avoient passé sous Richelieu, de l'état de vassaux indépendans à celui de courtisans. On diroit que le changement même des costumes annonçoit celui des caractères. Sous Henri IV l'habit françois avoit quelque chose de chevaleresque; mais les grandes perruques et cet habit si sédentaire et si affecté que l'on portoit à la cour de Louis XIV, n'ont commencé que sous Louis XIII. Pendant la jeunesse de Louis XIV le mouvement de la fronde a encore développé quelque énergie; mais depuis sa vieillesse, sous la régence et pendant le règne de Louis XV, peut-on citer un homme public qui mérite un nom dans l'histoire? Quelles intrigues de cour ont occupé les grands seigneurs! et dans quel état d'ignorance et de frivolité la révolution n'a-t-elle pas trouvé la plupart d'entre eux?

J'ai parlé de l'émigration, de ses motifs et de ses conséquences. Parmi les gentilshommes qui embrassèrent ce parti, quelques-uns sont restés constamment hors de France, et ont suivi la famille royale avec une fidélité digne d'éloges. Le plus grand nombre est rentré sous Bonaparte, et beaucoup d'entre eux se sont confirmés à son école dans la doctrine de l'obéissance passive, dont ils ont fait l'essai le plus scrupuleux avec celui qu'ils devoient considérer comme un usurpateur. Que les émigrés puissent être justement aigris par la vente de leurs biens, je le conçois; cette confiscation est infiniment moins justifiable que la vente très-légale des biens ecclésiastiques. Mais faut-il faire porter ce ressentiment, d'ailleurs fort naturel, sur tout le bon sens dont l'espèce humaine est en possession dans ce monde? On diroit que les progrès du siècle, et l'exemple de l'Angleterre, et la connoissance même de l'état actuel de la France, sont si loin de leur esprit, qu'ils seroient tentés, je crois, de supprimer le mot de nation de la langue comme un terme révolutionnaire. Ne vaudroit-il pas mieux, même comme calcul, se rapprocher franchement de tous les principes qui sont d'accord avec la dignité de l'homme? Quels prosélytes peuvent-ils gagner avec cette doctrine *ab irato*, sans autre base que l'intérêt personnel? Ils veulent un roi absolu, une religion exclusive et des prêtres intolérans, une noblesse de cour, fondée sur la généalogie, un tiers état affranchi de temps en temps par des lettres de noblesse, un peuple ignorant et sans aucun droit, une armée purement machine, des ministres sans responsabilité, point de liberté de la presse, point de jurés, point de liberté civile; mais des espions de police et des journaux à gages, pour vanter cette œuvre de ténèbres. Ils veulent un roi dont l'autorité soit sans bornes, pour qu'il puisse leur rendre tous les priviléges qu'ils ont perdus, et que jamais les députés de la nation, quels qu'ils soient, ne consentiroient à leur restituer. Ils veulent que la religion catholique soit seule permise dans l'état : les uns, parce qu'ils se flattent de recouvrer ainsi les biens de l'église; les autres, parce qu'ils espèrent trouver dans certains ordres religieux des auxiliaires

Sondern es eilt freiwillig dahin mit beweglichen Kreißen,
Gleichwie dädaliſche Kunſt lebende Bilder geformt.
Aber ich ſeh' auch Wolken des Rauchs, hoch ſprühende Funken:
Dränget der wilde Vulcan etwa die Wellen zurück?
Welch ein Heroen-Geſchlecht, dem ſo viel Wunder gehorchen,
Welchem der Schiffahrt Lauf ordnete göttlicher Wink?
Jetzo erkenn' ich und ehre die Huld in des Nahenden Antlitz.
Heil Dir, König! Noch nie trug ich ſo herrlichen Gaſt.
Um den Erhabenen rings ſteh'n hold aufblühende Sproßen:
Wahrlich! es trägt dieß Schiff Fülle der Wonne, des Ruhms.
Daß ich ein galliſcher Strom nicht blieb, Du haſt es erkämpfet;
Wenn Du, Held, mich beſchirmſt, wälz' ich germaniſche Flut.
Gegen der Römer Triumph', ich, vormals hemmende Schranke,
Ach! was duldet' ich nicht jüngſt in den Tagen der Schmach!
Sorglos jetzt, in des Friedens Gewähr, mein Leiden vergeßend,
Pfleg' ich die Ernten des Korns, pflege die Herbſte des Weins.
Euch' nun ruf' ich, verbrüderte Flüß', euch, Nymphen des Thales,
Süße Genoßinnen mir! Eilet, ihr alle, herbei!
Führet den feſtlichen Reihn, webt Ehrengezelte von Laubwerk,
Knüpfet zu Tauen dem Schiff rankiges Rebengeflecht.
Auf! Trankopfer geſpendet dem Genius unſers Gebieters!
Auf! mit dem edelſten Naß goldne Pokale gefüllt!
Fürſtliche Schaar, Ihr aber, verſchmäht nicht Gaben des Bacchus,
Deren ja ſelber der Nil, ſiebengemündet, entbehrt.
Neidet' ich wohl paktoliſches Gold und die Schätze des Phaſis?
Auch in den Strudeln des Rheins blinket ein köſtlicher Sand.
Vor den geprieſenſten Flüßen der Welt, ſtolz heb' ich die Scheitel,
Wenn Du mein Dich erfreuſt, König und Vater des Volks!

zélés du despotisme. Le clergé a lutté jadis contre les rois de France, pour soutenir l'autorité de Rome; mais maintenant tous les privilégiés font ligue entre eux. Il n'y a que la nation qui n'ait d'autre appui qu'elle-même. Ils veulent un tiers état qui ne puisse occuper aucun emploi élevé, pour que ces emplois soient tous réservés aux nobles. Ils veulent que le peuple ne reçoive point d'instruction, pour en faire un troupeau d'autant plus facile à conduire. Ils veulent une armée dont les officiers fusillent, arrêtent et dénoncent, et soient plus ennemis de leurs concitoyens que des étrangers. Car pour refaire l'ancien régime en France, moins la gloire d'une part, et ce qu'il y avoit de liberté de l'autre, moins l'habitude du passé qui est rompue, et en opposition avec l'attachement invincible au nouvel ordre de choses, il faut une force étrangère à la nation pour la comprimer sans cesse. Ils ne veulent point de jurés, parce qu'ils souhaitent le rétablissement des anciens parlemens du royaume. Mais outre que ces parlemens n'ont pu prévenir jadis, malgré leurs honorables efforts, ni les jugemens arbitraires, ni les lettres de cachet, ni les impôts établis en dépit de leurs remontrances; ils seroient dans le cas des autres privilégiés : ils n'auroient plus leur ancien esprit de résistance aux empiétemens de ministres. Étant rétablis contre le vœu de la nation et seulement par la volonté du trône, comment s'opposeroient-ils aux rois qui pourroient leur dire : Si nous cessons de vous soutenir, la nation, qui ne veut plus de vous, vous renversera ? Enfin, pour maintenir le système qui a le vœu public contre lui, il faut pouvoir arrêter qui l'on veut, et accorder aux ministres la faculté d'emprisonner sans jugement, et d'empêcher qu'on n'imprime une ligne pour se plaindre. L'ordre social ainsi conçu seroit le fléau du grand nombre, et la proie de quelques-uns. Henri IV en seroit aussi révolté que Franklin ; et il n'est aucun temps de l'histoire de France assez reculé pour y trouver rien de semblable à cette barbarie. Faut-il qu'à une époque où toute l'Europe semble marcher vers une amélioration graduelle, on prétende se servir de la juste horreur qu'inspirent quelques années de la révolution, pour constituer l'oppression et l'avilissement chez une nation naguère invincible ?

Tels sont les principes de gouvernement développés dans une foule d'écrits des émigrés et de leurs adhérens : ou plutôt telles sont les conséquences de cet égoïsme de corps ; car on ne peut pas donner le nom de principes à cette théorie qui interdit la réfutation, et ne soutient pas la lumière. La situation des émigrés leur dicte les opinions qu'ils proclament, et voilà pourquoi la France a toujours redouté que le pouvoir fût entre leurs mains. Ce n'est point l'ancienne dynastie qui lui inspire aucun éloignement, c'est le parti qui veut régner sous son nom. Quand les émigrés ont été rappelés par Bonaparte, il pouvoit les contenir, et l'on ne s'est point aperçu de leur influence. Mais comme ils se disent exclusivement les défenseurs des Bourbons, on a craint que la reconnoissance de cette famille envers eux ne pût l'entraîner à remettre l'autorité militaire et civile à ceux contre lesquels la nation avoit combattu pendant vingt-cinq ans, et qu'elle avoit toujours vus dans les rangs des armées ennemies. Ce ne sont point non plus les individus composant le parti des émigrés qui déplaisent aux François restés en France; ils se sont mêlés avec eux dans les camps et même dans la cour de Bonaparte. Mais comme la doctrine politique des émigrés est contraire au bien de la nation, aux droits pour lesquels deux millions d'hommes ont péri sur le champ de bataille, aux droits pour lesquels, ce qui est plus douloureux encore, des forfaits commis au nom de la liberté sont retombés sur la France, la nation ne pliera jamais volontairement sous le joug des opinions émigrées; et c'est la crainte de s'y voir contrainte qui l'a empêchée de prendre part au rappel des anciens princes. La charte constitutionnelle, en garantissant les bons principes de la révolution, est le palladium du trône et de la patrie.

CHAPITRE III.

Des circonstances qui rendent le gouvernement représentatif plus nécessaire maintenant en France que partout ailleurs.

Le ressentiment de ceux qui ont beaucoup souffert par la révolution, et qui ne peuvent se flatter de recouvrer leurs priviléges que par l'intolérance de la religion et le despotisme de la couronne, est, comme nous venons de le dire, le plus grand danger que la France puisse courir. Son bonheur et sa gloire consistent dans un traité entre les deux partis, dont la charte constitutionnelle soit la base. Car, outre que la prospérité de la France repose sur les avantages que la masse de la nation a acquis en 1789, je ne sais pas ce qui seroit plus humiliant pour les François, que d'être renvoyés dans la servitude, comme des enfans qu'il faut châtier.

Deux grands faits historiques peuvent se comparer, à quelques égards, à la restauration en France : le retour des Stuarts en Angleterre, et l'avénement de Henri IV. Examinons d'abord le plus moderne de ces événemens;

nous retournerons ensuite au second, qui concerne de plus près la France.

Charles II fut rappelé en Angleterre après les crimes des révolutionnaires et le despotisme de Cromwell ; la réaction que produisent toujours sur le vulgaire les forfaits commis sous prétexte d'une belle cause, comprima l'élan du peuple anglois vers la liberté. Ce fut la nation presque entière qui, représentée par son parlement, redemanda Charles II ; ce fut l'armée angloise qui le proclama : aucun soldat étranger ne se mêla de cette restauration, et, sous ce rapport, Charles II se trouva dans une situation beaucoup meilleure que celle des princes françois. Mais comme il y avoit en Angleterre un parlement déjà établi, le fils de Charles I^{er}. ne fut point dans le cas d'accepter ni de donner une charte nouvelle. Le débat entre lui et le parti qui avoit fait la révolution, porta sur les querelles religieuses : la nation angloise vouloit la réformation, et considéroit la religion catholique comme inconciliable avec la liberté ; Charles II fut donc obligé de se dire protestant : mais comme il professoit au fond du cœur une autre croyance, pendant tout son règne il rusa constamment avec l'opinion ; et, lorsque son frère, qui avoit plus de violence de caractère, permit toutes les atrocités que le nom de Jefferies nous retrace, la nation sentit la nécessité d'avoir pour chef un prince qui fût roi par la liberté, au lieu d'être roi malgré elle; et plus tard l'on porta l'acte qui excluoit de la succession au trône tout prince papiste, ou qui auroit épousé une princesse de cette religion. Le principe de cet acte étoit de maintenir l'hérédité, en ne cherchant pas un souverain au hasard, mais d'exclure formellement celui qui n'adopteroit pas le culte politique et religieux de la majorité de l'Angleterre. Le serment prononcé par Guillaume III, et depuis par tous ses successeurs, constate le contrat entre la nation et le roi; et, comme je l'ai déjà dit, une loi d'Angleterre déclare coupable de haute trahison quiconque soutiendroit le droit divin, c'est-à-dire, la doctrine par laquelle un roi possède une nation comme un seigneur une ferme, les bestiaux et les peuples étant placés sur la même ligne, et n'ayant pas plus les uns que les autres le droit d'influer sur leur sort. Lorsque les Anglois accueillirent avec transport l'ancienne dynastie, ils espéroient qu'elle adopteroit une doctrine nouvelle, et, les héritiers directs s'y refusant, les amis de la liberté se rallièrent à celui qui se soumit à la condition, sans laquelle il n'y avoit pas de légitimité. La révolution de France, jusqu'à la chute de Bonaparte, ressemble beaucoup à celle d'Angleterre. Le rapprochement avec la guerre de la ligue et l'avénement de Henri IV, est moins frappant; mais, en revanche, nous le dirons avec plaisir, l'esprit et le caractère de Louis XVIII rappellent bien plus Henri IV que Charles II.

A ne considérer l'abjuration de Henri IV que sous le rapport de son influence politique, c'étoit un acte par lequel il adoptoit l'opinion de la majorité des François. L'édit de Nantes aussi peut se comparer à la déclaration du 2 mai de Louis XVIII; ce sage traité entre les deux partis les apaisa pendant la vie de Henri IV. En citant ces deux époques si différentes, et sur lesquelles on peut disputer longtemps, car les droits seuls sont incontestables, tandis que les faits donnent souvent lieu à des interprétations diverses, j'ai voulu uniquement démontrer ce que l'histoire et la raison confirment; c'est qu'après de grandes commotions dans l'état, un souverain ne peut reprendre les rênes du gouvernement, qu'autant qu'il adopte sincèrement l'opinion dominante dans son pays, tout en cherchant à rendre les sacrifices de la minorité moins pénibles. Un roi doit, comme Henri IV, renoncer jusqu'à un certain point à ceux même qui l'ont servi dans son adversité, parce que, si Louis XIV étoit coupable en prononçant ces fameuses paroles : « *L'état, c'est* » *moi;* » l'homme de bien sur le trône doit dire au contraire : *Moi, c'est l'état.*

La masse du peuple n'a pas cessé, depuis la révolution, de craindre l'ascendant des anciens privilégiés; d'ailleurs, comme les princes étoient absens depuis vingt-trois ans, la nation ne les connoissoit pas; et les troupes étrangères, en 1814, ont traversé la France sans entendre exprimer ni un regret pour Bonaparte, ni un désir prononcé pour aucune forme de gouvernement. Ce fut donc une combinaison politique, et non un mouvement populaire qui rétablit l'ancienne dynastie en France; et si les Stuarts, rappelés par la nation sans aucun secours étranger, et soutenus par une noblesse qui n'avoit jamais émigré, se perdirent, en voulant s'appuyer sur le droit divin, combien n'étoit-il pas plus nécessaire à la maison de Bourbon de refaire un pacte avec la France, afin d'adoucir l'amertume que doit causer à un peuple fier l'influence des étrangers sur son gouvernement intérieur! Il falloit donc qu'un appel à la nation sanctionnât ce que la force avoit établi. Telle a été, comme nous allons le voir, l'opinion d'un homme, l'empereur Alexandre, qui, bien que souverain tout-puissant, est assez supérieur d'esprit et d'âme pour avoir, comme les simples particuliers, des jaloux et des envieux. Louis XVIII par sa charte constitutionnelle, et surtout par la sagesse de sa déclaration du 2 de mai, par son étonnante instruction et la grâce imposante de ses manières, suppléa sous beaucoup de rapports à ce qui manquoit à l'inauguration populaire de son retour. Mais nous pensons toujours, et nous allons développer les motifs de cette opinion, que Bonaparte n'eût point été accueilli en moins d'une année par un parti considérable, si les ministres du roi avoient franchement établi le gouvernement représentatif et les principes de la charte en France, et si l'intérêt de la liberté constitutionnelle eût remplacé celui de la gloire militaire.

Fünftes Buch.

Jon.

CHAPITRE IV.

De l'entrée des alliés à Paris, et des divers partis qui existoient alors en France.

Les quatre grandes puissances, l'Angleterre, l'Autriche, la Russie et la Prusse, qui se coalisèrent en 1813 pour repousser les agressions de Napoléon, ne s'étoient jamais réunies jusqu'alors; et nul état continental ne sauroit résister à une telle force. Peut-être la nation françoise auroit-elle encore été capable de se défendre, avant que le despotisme eût comprimé tout ce qu'elle avoit d'énergie; mais comme il ne restoit que des soldats en France, armée contre armée, le nombre étoit entièrement, et sans nulle proportion, à l'avantage des étrangers. Les souverains qui conduisoient ces troupes de ligne et ces milices volontaires, formant près de huit cent mille hommes, montrèrent une bravoure qui leur donne des droits ineffaçables à l'attachement de leurs peuples; mais il faut distinguer toutefois parmi ces grands personnages l'empereur de Russie, qui a le plus éminemment contribué aux succès de la coalition de 1813.

Loin que le mérite de l'empereur Alexandre soit exagéré par la flatterie, je dirois presque qu'on ne lui rend pas encore assez de justice, parce qu'il subit, comme tous les amis de la liberté, la défaveur attachée à cette opinion, dans ce qu'on appelle la bonne compagnie européenne. On ne se lasse point d'attribuer sa manière de voir en politique à des calculs personnels, comme si de nos jours les sentimens désintéressés ne pouvoient plus entrer dans le cœur humain. Sans doute, il importe beaucoup à la Russie que la France ne soit pas écrasée; et la France ne peut se relever qu'à l'aide d'un gouvernement constitutionnel soutenu par l'assentiment de la nation. Mais l'empereur Alexandre s'est-il livré à des pensées égoïstes, lorsqu'il a donné à la partie de la Pologne qu'il a acquise par les derniers traités, les droits que la raison humaine réclame maintenant de toutes parts? On voudroit lui reprocher l'admiration qu'il a témoignée pendant quelque temps à Bonaparte; mais n'étoit-il pas naturel que de grands talens militaires éblouissent un jeune souverain guerrier? Pouvoit-il, à la distance où il étoit de la France, pénétrer comme nous les ruses dont Bonaparte se servoit souvent, de préférence même à tous ses autres moyens? Quand l'empereur Alexandre a bien connu l'ennemi qu'il avoit à combattre, quelle résistance ne lui a-t-il pas opposée! L'une de ses capitales étant conquise, il a refusé la paix que Napoléon lui offroit avec une instance extrême. Après que les troupes de Bonaparte furent repoussées de la Russie, il porta toutes les siennes en Allemagne, pour aider à la délivrance de ce pays; et, lorsque le souvenir de la force des François faisoit hésiter encore sur le plan de campagne qu'on devoit suivre, l'empereur Alexandre décida qu'il falloit marcher sur Paris; or, c'est à la hardiesse de cette résolution que se rattachent tous les succès de l'Europe. Il m'en coûteroit, je l'avoue, de rendre hommage à cet acte de volonté, si l'empereur Alexandre, en 1814, ne s'étoit pas conduit généreusement pour la France; et si, dans les conseils qu'il a donnés, il n'avoit pas constamment respecté l'honneur et la liberté de la nation. Le côté libéral dans chaque occasion est toujours celui qu'il a soutenu; et, s'il ne l'a pas fait triompher autant qu'on auroit pu le souhaiter, ne doit-on pas au moins s'étonner qu'un tel instinct de ce qui est beau, qu'un tel amour pour ce qui est juste, soit né dans son cœur, comme une fleur du ciel, au milieu de tant d'obstacles?

J'ai eu l'honneur de causer plusieurs fois avec l'empereur Alexandre, à Saint-Pétersbourg et à Paris, au moment de ses revers, au moment de son triomphe. Également simple, également calme dans l'une et l'autre situation, son esprit fin, juste et sage ne s'est jamais démenti. Sa conversation n'a point de rapport avec ce qu'on appelle d'ordinaire une conversation officielle; nulle question insignifiante, nul embarras réciproque ne condamnent ceux qui l'approchent, à ces propos chinois, s'il est permis de s'exprimer ainsi, qui ressemblent plutôt à des révérences qu'à des paroles. L'amour de l'humanité inspire à l'empereur Alexandre le besoin de connoitre le véritable sentiment des autres, et de traiter, avec ceux qu'il en croit dignes, les grandes vues qui peuvent tendre aux progrès de l'ordre social. A sa première entrée à Paris, il s'est entretenu avec des François de diverses opinions en homme qui peut se mesurer à découvert avec les autres hommes.

Sa conduite à la guerre est aussi valeureuse qu'humaine, et de toutes les vies il n'y a que la sienne qu'il expose sans réflexion. L'on attend avec raison de lui qu'il se hâtera de faire à son pays tout le bien que les lumières de ce pays permettent. Mais, quoiqu'il maintienne encore une grande force armée, on auroit tort de le considérer en Europe comme un monarque ambitieux. Ses opinions ont plus d'empire sur lui que ses passions; et ce n'est pas, ce me semble, à des conquêtes qu'il aspire; le gouvernement représentatif, la tolérance religieuse, l'amélioration de l'espèce humaine par la liberté et le christianisme, ne sont pas à ses yeux des chimères. S'il accomplit ses desseins, la postérité lui décernera tous les honneurs du génie; mais si les circonstances dont il est entouré, si la difficulté de trouver des instrumens pour le seconder, ne lui permettent pas de réaliser ce qu'il souhaite, ceux qui l'auront connu sauront du moins qu'il avoit conçu de grandes pensées.

Ce fut à l'époque même de l'invasion de la Russie par les François, que l'empereur Alexandre vit le prince royal de Suède, autrefois le général Bernadotte, dans la ville d'Abo, sur les bords de la mer Baltique. Bonaparte avoit tout essayé pour engager le prince de Suède à se joindre à lui dans son attaque contre la Russie : il lui avoit présenté l'appât de la Finlande, qui avoit été enlevée à la Suède, et que les Suédois regrettoient vivement. Bernadotte, par respect pour la personne d'Alexandre et par haine contre la tyrannie que Bonaparte faisoit peser sur la France et sur l'Europe, se joignit à la coalition et refusa les propositions de Napoléon, qui consistoient au reste, pour la plupart, dans la permission accordée à la Suède, de prendre, ou de reprendre, tout ce qui lui conviendroit chez ses voisins, ou chez ses alliés.

L'empereur de Russie, dans sa conférence avec le prince de Suède, lui demanda son avis sur les moyens qu'on devoit employer contre l'invasion des François. Bernadotte les développa en général habile qui avoit jadis défendu la France contre les étrangers, et sa confiance dans le résultat définitif de la guerre étoit d'un grand poids. Une autre circonstance fait beaucoup d'honneur à la sagacité du prince de Suède. Lorsqu'on vint lui annoncer que les François étoient entrés dans Moscou, les envoyés des puissances à Stockholm, alors réunis chez lui, étoient consternés; lui seul déclara fermement qu'à dater de cet événement la campagne des vainqueurs étoit manquée; et, s'adressant à l'envoyé d'Autriche, lorsque les troupes de cette puissance faisoient encore partie de l'armée de

Napoléon : « Vous pouvez le mander à votre » empereur, lui dit-il; Napoléon est perdu, » bien que cette prise de Moscou semble le plus » grand exploit de sa carrière militaire. » J'étois près de lui quand il s'exprima ainsi, et j'avoue que je ne croyois pas entièrement à ses prophéties. Mais sa grande connoissance de l'art militaire lui révéla l'événement alors le plus inattendu pour tous. Dans les vicissitudes de l'année suivante, le prince de Suède rendit d'éminens services à la coalition, soit en se mêlant activement et savamment de la guerre dans les momens les plus difficiles, soit en soutenant l'espoir des alliés, lorsqu'après les batailles gagnées en Allemagne par l'armée nouvelle sortie de terre à la voix de Bonaparte, on recommençoit à croire les François invincibles.

Néanmoins le prince de Suède a des ennemis en Europe, parce qu'il n'est point entré en France avec ses troupes, quand les alliés, après leur triomphe à Leipsick, passèrent le Rhin et se dirigèrent sur Paris. Je crois très-facile de justifier sa conduite en cette occasion. Si l'avantage de la Suède avoit exigé que la France fût envahie, il devoit, en l'attaquant, oublier qu'il étoit François, puisqu'il avoit accepté l'honneur d'être chef d'un autre état; mais la

Suède n'étoit intéressée qu'à la délivrance de l'Allemagne; l'assujettissement de la France même est contraire à la sûreté des états du Nord. Il étoit donc permis au général Bernadotte de s'arrêter à l'aspect des frontières de son ancienne patrie; de ne pas porter les armes contre le pays auquel il devoit tout l'éclat de son existence. On a prétendu qu'il avoit eu l'ambition de succéder à Bonaparte; nul ne sait ce qu'un homme ardent peut rêver en fait de gloire; mais ce qui est certain, c'est qu'en ne rejoignant pas les alliés avec ses troupes, il s'ôtoit toute chance de succès par eux. Bernadotte a donc uniquement obéi dans cette circonstance à un sentiment honorable, sans pouvoir se flatter d'en retirer aucun avantage personnel.

Une anecdote singulière mérite d'être rapportée à l'occasion du prince de Suède. Loin que Napoléon eût souhaité qu'il fût choisi par la nation suédoise, il en étoit très-mécontent, et Bernadotte avoit raison de craindre qu'il ne le laissât pas sortir de France. Bernadotte a beaucoup de hardiesse à la guerre, mais il est prudent dans tout ce qui tient à la politique; et, sachant très-bien sonder le terrain, il ne marche avec force que vers le but dont la fortune lui ouvre la route. Depuis plusieurs années il s'étoit adroitement maintenu auprès de l'empereur de France entre la faveur et la disgrâce; mais ayant trop d'esprit pour être considéré comme l'un de ces militaires formés à l'obéissance aveugle, il étoit toujours plus ou moins suspect à Napoléon, qui n'aimoit pas à trouver réunis dans le même homme un sabre et une opinion. Bernadotte, en racontant à Napoléon, comment son élection venoit d'avoir lieu en Suède, le regardoit avec ces yeux noirs et perçans qui donnent à sa physionomie quelque chose de très-singulier. Bonaparte se promenoit à côté de lui, et lui faisoit des objections, que Bernadotte réfutoit le plus tranquillement qu'il pouvoit, tâchant de cacher la vivacité de son désir; enfin, après un entretien d'une heure, Napoléon lui dit tout à coup : *Hé bien, que la destinée s'accomplisse!* Bernadotte entendit très-vite ces paroles, mais il se les fit répéter comme s'il ne les eût pas comprises, pour mieux s'assurer de son bonheur. *Que la destinée s'accomplisse!* redit encore une fois Napoléon; et Bernadotte partit pour régner sur la Suède. Il y a quelques exemples d'avoir agi en conversation sur Bonaparte contre son intérêt même; mais c'est un des hasards de son caractère sur lequel on ne sauroit compter.

La campagne de Bonaparte contre les alliés dans l'hiver de 1814, est généralement reconnue pour très-belle, et ceux même des François qu'il avoit proscrits pour toujours, ne pouvoient s'empêcher de souhaiter qu'il parvînt à sauver l'indépendance de leur pays. Quelle combinaison funeste, et dont l'histoire ne présente point d'exemple! Un despote défendoit alors la cause de la liberté, en essayant de repousser les étrangers que son ambition avoit attirés sur le sol de la France! Il ne méritoit pas du ciel l'honneur de réparer le mal qu'il avoit fait. La nation françoise demeura neutre dans le grand débat qui décidoit de son sort; cette nation si vive, si véhémente jadis, étoit réduite en poussière par quinze ans de tyrannie. Ceux qui connoissoient le pays, savoient bien qu'il restoit de la vie au fond de ces âmes paralysées, et de l'union au milieu de l'apparente diversité que le mécontentement faisoit naître. Mais on eût dit que, pendant son règne, Bonaparte avoit couvert les yeux de la France, comme ceux d'un faucon qu'on tient dans les ténèbres jusqu'à ce qu'on le lâche sur sa proie. On ne savoit où étoit la patrie, on ne vouloit plus ni de Bonaparte ni d'aucun des gouvernemens dont on prononçoit le nom. Les ménagemens même des puissances euro-

péennes empêchoient presque de voir en elles des ennemis, sans qu'il fût possible cependant de les accueillir comme des alliés. La France dans cet état subit le joug des étrangers, pour ne s'être pas affranchie elle-même de celui de Bonaparte : à quels maux n'auroit-elle pas échappé, si, comme aux premiers jours de la révolution, elle eût conservé dans son cœur la sainte horreur du despotisme !

Alexandre entra dans Paris presque seul, sans gardes, sans aucunes précautions ; le peuple lui sut gré de cette généreuse confiance, la foule se pressoit autour de son cheval, et les François, si long-temps victorieux, ne se sentoient pas encore humiliés dans les premiers momens de leur défaite. Tous les partis espéroient un libérateur dans l'empereur de Russie, et certainement il en portoit le désir dans son âme. Il descendit chez M. de Talleyrand qui, ayant conservé dans toutes les phases de la révolution la réputation d'un homme de beaucoup d'esprit, pouvoit lui donner des renseignemens certains sur toutes choses. Mais, comme nous l'avons dit plus haut, M. de Talleyrand considère la politique comme une manœuvre selon le vent, et les opinions fixes ne sont nullement à son usage. Cela s'appelle de l'habileté, et peut-être en faut-il en effet pour louvoyer ainsi jusqu'à la fin d'une vie mortelle; mais le sort des états doit être conduit par des hommes dont les principes soient invariables; et dans les temps de troubles surtout, la flexibilité, qui semble le comble de l'art, plonge les affaires publiques dans des difficultés insurmontables. Quoi qu'il en soit, M. de Talleyrand est, quand il veut plaire, l'homme le plus aimable que l'ancien régime ait produit; c'est le hasard qui l'a placé dans les dissensions populaires, il y a porté les manières des cours; et cette grâce, qui devoit être suspecte à l'esprit de démocratie, a séduit souvent des hommes d'une grossière nature, qui se sentoient pris sans savoir par quels moyens. Les nations qui veulent être libres, doivent se garder de choisir de tels défenseurs: ces pauvres nations, sans armées et sans trésors, n'inspirent de dévouement qu'à la conscience.

C'étoit un grand événement pour le monde que le gouvernement proclamé dans Paris par les armées victorieuses de l'Europe; quel qu'il fût, on ne sauroit se le dissimuler, les circonstances qui l'amenoient rendoient sa position très-difficile: aucun peuple doué de quelque fierté, ne peut supporter l'intervention des étrangers dans ses affaires intérieures ; et c'est en vain qu'ils feroient ce qu'il y a de plus raisonnable et de plus sage, il suffit de leur influence pour gâter le bonheur même. L'empereur de Russie, qui a le sentiment de l'opinion publique, fit tout ce qui étoit en son pouvoir pour laisser à cette opinion autant de liberté que les circonstances le permettoient. L'armée vouloit la régence dans l'espoir que, sous la minorité du fils de Napoléon, le même gouvernement et les mêmes emplois militaires seroient conservés. La nation souhaitoit ce qu'elle souhaitera toujours : le maintien des principes constitutionnels. Quelques individus croyoient que le duc d'Orléans, homme d'esprit, ami sincère de la liberté et soldat de la France à Jemmappes, serviroit de médiateur entre les différens intérêts ; mais il avoit alors à peine vécu en France, et son nom représentoit plutôt un traité qu'un parti. L'impulsion des souverains devoit être pour l'ancienne dynastie ; elle étoit appelée par le clergé, les gentilshommes et les adhérens qu'ils réunissoient dans quelques départemens du midi et de l'ouest. Mais en même temps l'armée ne renfermoit presque pas d'officiers ni de soldats élevés dans l'obéissance envers des princes absens depuis tant d'années. Les intérêts accumulés par la révolution, la suppression des dîmes et des droits féodaux, la vente des biens nationaux, l'anéantissement des priviléges de la noblesse et du clergé, tout ce qui fait la richesse et la grandeur de la masse du peuple, la rendoit nécessairement ennemie des partisans de l'ancien régime qui se présentoient comme les défenseurs exclusifs de la famille royale; et jusqu'à ce que la charte constitutionnelle eût prouvé la modération et la sagesse éclairée de Louis XVIII, il étoit naturel que le retour des Bourbons fît craindre tous les inconvéniens de la restauration des Stuarts en Angleterre.

L'empereur Alexandre jugea de toutes les circonstances comme l'auroit pu faire un François éclairé, et il fut d'avis qu'un pacte devoit être conclu, ou plutôt renouvelé, entre la nation et le roi; car, si autrefois les barons fixoient les limites du trône, et exigeoient du monarque le maintien de leurs priviléges, il étoit juste que la France, qui ne faisoit plus qu'un peuple, eût par ses représentans le même droit dont jouissoient jadis, et dont jouissent encore les nobles dans plusieurs états de l'Europe. D'ailleurs, Louis XVIII n'ayant pu revenir en France que par l'appui des étrangers, il importoit que cette triste circonstance fût effacée par des garanties volontaires et mutuelles entre les François et leur roi. La politique, aussi-bien que l'équité, conseilloit un tel système; et si Henri IV, après une longue guerre civile, se soumit à la nécessité d'adopter la croyance de la majorité des François, un homme d'autant d'esprit que Louis XVIII pouvoit bien conquérir un royaume tel que la France, en acceptant la situation du roi d'Angleterre : elle n'est pas en vérité si fort à dédaigner.

CHAPITRE V.

Des circonstances qui ont accompagné le premier retour de la maison de Bourbon en 1814.

Lorsque le retour des Bourbons fut décidé par les puissances européennes, M. de Talleyrand mit en avant le principe de la légitimité, pour servir de point de ralliement au nouvel esprit de parti qui devoit régner en France. Certainement, on ne sauroit trop le répéter, l'hérédité du trône est une excellente garantie de repos et de bonheur; mais comme les Turcs jouissent aussi de cet avantage, il y a lieu de penser qu'il faut encore quelques autres conditions pour assurer le bien d'un état. D'ailleurs, rien n'est plus funeste dans un temps de crise, que ces mots d'ordre qui dispensent la plupart des hommes de raisonner. Si les révolutionnaires avoient proclamé non l'égalité seule, mais l'égalité devant la loi, ce développement eût suffi pour faire naître quelques réflexions dans les têtes. Il en est ainsi de la légitimité, si l'on y joint la nécessité des limites du pouvoir. Mais l'une et l'autre de ces paroles sans restriction, égalité ou légitimité, ne sont bonnes qu'à justifier les sentinelles, lorsqu'elles tirent sur ceux qui ne répondent pas tout d'abord au cri de *qui vive*, comme il le faut selon le temps.

Le sénat fut indiqué par M. de Talleyrand pour faire les fonctions de représentant de la France dans cette circonstance solennelle. Ce sénat pouvoit-il s'en attribuer le droit? et ce qu'il n'avoit pas légalement, le méritoit-il par sa conduite passée? Puisqu'on n'avoit pas le temps de convoquer des députés envoyés par les départemens, ne falloit-il pas au moins appeler le corps législatif? Cette assemblée avoit montré du caractère dans la dernière époque du règne de Bonaparte, et la nomination de ses membres appartenoit un peu plus à la France elle-même. Enfin, le sénat prononça la déchéance de ce même Napoléon, auquel il devoit son existence; la déchéance fut motivée sur des principes de liberté : que n'avoient-ils été reconnus avant l'entrée des alliés en France! Les sénateurs étoient sans force alors, dira-t-on; l'armée pouvoit tout. Il y a des circonstances, on doit en convenir, où les hommes les plus courageux n'ont aucun moyen de se montrer activement; mais il n'en existe aucune qui puisse obliger à rien faire de contraire à sa conscience. La noble minorité du sénat, Cabanis, Tracy, Lanjuinais, Boissy d'Anglas, Volney, Collaud, Chollet, etc., avoit bien prouvé, depuis quelques années, qu'une résistance passive étoit possible.

Des sénateurs, parmi lesquels il y avoit plusieurs membres de la convention, demandèrent le retour de l'ancienne dynastie. et M. de Talleyrand s'est vanté, dans cette occasion, d'avoir fait crier *vive le roi* à ceux qui avoient voté la mort de son frère. Mais que pouvoit-on attendre de ce tour d'adresse, et n'y auroit-il pas eu plus de dignité à ne pas mêler ces hommes dans une telle délibération? Faut-il tromper même des coupables? Et s'ils sont assez courbés par la servitude, pour tendre la tête à la proscription, à quoi bon se servir d'eux? Enfin, ce fut encore ce sénat qui rédigea la constitution que l'on devoit présenter à l'acceptation de Louis XVIII; et dans ces articles si essentiels à la liberté de la France, M. de Talleyrand, tout-puissant alors, laissa mettre la plus ridicule des conditions, celle qui devoit infirmer toutes les autres: les sénateurs se déclarèrent héréditaires et leurs pensions avec eux. Certes, que des hommes haïs et ruinés s'efforcent maladroitement d'assurer leur existence, cela se conçoit : mais M. de Talleyrand devoit-il le souffrir ; et ne doit-on pas conclure de cette négligence apparente qu'un homme aussi pénétrant vouloit déjà plaire aux royalistes non-constitutionnels, en laissant altérer dans l'opinion le respect que méritoient d'ailleurs les principes énoncés dans la déclaration du sénat ? C'étoit faciliter au roi le moyen de dédaigner cette déclaration, et de revenir, sans aucun genre d'engagement préalable.

M. de Talleyrand se flattoit-il alors que pour tant de complaisance il échapperoit à l'implacable ressentiment de l'esprit de parti ? Avoit-il eu pendant toute sa vie assez de fidélité en fait de reconnoissance, pour imaginer qu'on n'en manqueroit jamais envers lui? Espéroit-il échapper seul au naufrage de son parti, quand toute l'histoire nous apprend qu'il est des haines politiques à jamais irréconciliables? Les hommes à préjugés, dans toute réformation, ne pardonnent point à ceux qui ont participé de quelque manière aux idées nouvelles ; aucune pénitence, aucune quarantaine ne peut les rassurer à cet égard ; ils se servent des individus qui abjurent ; mais si ces prétendus convertis veulent retenir quelques demi-principes dans quelques petites circonstances, la fureur se ranime aussitôt contre eux. Les partisans de l'ancien régime considèrent ceux du gouvernement représentatif comme en état de révolte vis-à-vis du pouvoir légitime et absolu. Que signifient donc aux yeux de ces royalistes non-constitutionnels les services que les anciens amis de la révolution peuvent rendre à leur cause ? un commencement d'expiation, rien de plus; et comment M. de Talleyrand n'a-t-il pas senti que, pour l'intérêt du roi comme pour celui de la France, il falloit qu'un pacte constitutionnel tranquillisât les esprits, affermît le trône, et présentât la nation françoise aux yeux de toute l'Europe, non comme des rebelles qui demandent grâce, mais comme des citoyens qui se lient à leur chef suprême par des devoirs réciproques ?

Louis XVIII revint sans avoir reconnu la nécessité de ce pacte; mais étant personnellement un homme d'un esprit très-éclairé, et dont les idées s'étendoient au-delà du cercle des cours, il y suppléa en quelque manière par sa déclaration du 2 mai, datée de Saint-Ouen : il accordoit ce que l'on désiroit qu'il acceptât; mais enfin cette déclaration, supérieure à la charte constitutionnelle sous le rap-

Ion.

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

port des intérêts de la liberté, étoit si bien conçue qu'elle satisfit momentanément les esprits. On put espérer alors l'heureuse réunion de la légitimité dans le souverain, et de la légalité dans les institutions. Le même roi pouvoit être Charles II par ses droits héréditaires, et Guillaume III par sa volonté éclairée. La paix sembloit conclue entre les partis ; l'existence de courtisan étoit laissée à ceux qui sont faits pour elle ; on plaçoit dans la chambre des pairs les noms *illustrés par l'histoire*, et les hommes de mérite du temps présent ; enfin, la nation dut croire qu'elle répareroit ses malheurs, en tournant vers l'émulation de la liberté constitutionnelle, l'activité dévorante qui l'avoit consumée elle-même aussi-bien que l'Europe.

Deux seuls dangers pouvoient anéantir toutes ces espérances : l'un, si le système constitutionnel n'étoit pas suivi par l'administration avec force et sincérité ; l'autre, si le congrès de Vienne laissoit Bonaparte à l'île d'Elbe, en présence de l'armée françoise. C'étoit un glaive suspendu sur le trône des Bourbons. Napoléon, en combattant jusqu'au dernier instant contre les étrangers, s'étoit mieux placé dans l'opinion des François, et peut-être alors avoit-il plus de partisans sincères que pendant sa prospérité désordonnée. Il falloit donc, pour que la restauration se maintînt, que les Bourbons, d'une part, pussent triompher des souvenirs de la victoire par les garanties de la liberté ; et que, de l'autre, Bonaparte ne fût pas établi à trente lieues de ses anciens soldats : jamais une plus grande faute ne pouvoit être commise relativement à la France.

CHAPITRE VI.

De l'aspect de la France et de Paris pendant la première occupation.

On auroit grand tort de s'étonner de la douleur que les François ont éprouvée, en voyant leur célèbre capitale envahie en 1814 par les armées étrangères. Les souverains qui s'en étoient rendus les maîtres se conduisirent alors avec l'équité la plus parfaite ; mais c'est un cruel malheur pour une nation que d'avoir même à se louer des étrangers, puisque c'est une preuve que son sort dépend d'eux. Les armées françoises, il est vrai, étoient entrées plusieurs fois dans presque toutes les capitales de l'Europe, mais aucune de ces villes n'avoit une aussi grande importance pour le pays dont elle faisoit partie, que Paris pour la France. Les monumens des beaux-arts, les souvenirs des hommes de génie, l'éclat de la société, tout contribuoit à faire de Paris le foyer de la civilisation continentale. Pour la première fois depuis que Paris occupoit un tel rang dans le monde, les drapeaux de l'étranger flottoient sur ses remparts. Naguère la voûte des Invalides étoit tapissée des étendards conquis dans quarante batailles, et maintenant les bannières de la France ne pouvoient se montrer que sous les ordres de ses conquérans. Je n'ai pas affoibli, je crois, dans cet ouvrage, le tableau des fautes qui ont amené les François à cet état déplorable : mais plus ils en souffroient, et plus ils étoient dignes d'estime.

La meilleure manière de juger des sentimens qui agitent les grandes masses, c'est de consulter ses propres impressions : on est sûr de deviner d'après ce qu'on éprouve soi-même, ce que la multitude ressentira ; et c'est ainsi que les hommes d'une imagination forte peuvent prévoir les mouvemens populaires dont une nation est menacée.

Après dix ans d'exil, j'abordai à Calais, et je comptois sur un grand plaisir en revoyant ce beau pays de France que j'avois tant regretté : mes sensations furent tout autres que celles que j'attendois. Les premiers hommes que j'aperçus sur la rive, portoient l'uniforme prussien ; ils étoient les maîtres de la ville, ils en avoient acquis le droit par la conquête : mais il me sembloit assister à l'établissement du règne féodal, tel que les anciens historiens le décrivent, lorsque les habitans du pays n'étoient là que pour cultiver la terre dont les guerriers de la Germanie devoient recueillir les fruits. O France ! O France ! Il falloit un tyran étranger pour vous réduire à cet état; un souverain françois, quel qu'il fût, vous auroit trop aimée pour jamais vous y exposer.

Je continuai ma route, le cœur toujours souffrant par la même pensée; en approchant de Paris, les Allemands, les Russes, les Cosaques, les Baskirs s'offrirent à mes yeux de toutes parts : ils étoient campés autour de l'église de Saint-Denis, où la cendre des rois de France repose. La discipline, commandée par les chefs de ces soldats, empêchoit qu'ils ne fissent aucun mal à personne, aucun mal, excepté l'oppression de l'âme, qu'on ne pouvoit s'empêcher de ressentir. Enfin, je rentrai dans cette ville, où se sont passés les jours les plus heureux et les plus brillans de ma vie, comme si j'eusse fait un rêve pénible. Étois-je en Allemagne ou en Russie ? Avoit-on imité les rues et les places de la capitale de la France pour en retracer les souvenirs, alors qu'elle n'existoit plus ? Enfin, tout étoit trouble en moi, car malgré l'âpreté de ma peine, j'estimois les étrangers d'avoir secoué le joug. Je les admirois sans restriction à cette époque : mais voir Paris occupé par eux, les Tuileries, le Louvre, gardés par des troupes venues des confins de l'Asie, à qui notre langue, notre histoire, nos grands hommes, tout étoit moins connu que le dernier khan de Tartarie ; c'étoit une douleur insupportable. Si telle étoit mon impression à moi, qui n'aurois pu revenir en France sous le règne de Bonaparte, quelle devoit être celle de ces guerriers couverts de blessures, d'autant plus fiers de leur gloire militaire, qu'ils ne pouvoient depuis long-temps en réclamer une autre pour la France ?

Quelques jours après mon arrivée, je voulus aller à l'Opéra ; plusieurs fois, dans mon exil, je m'étois retracé cette fête journalière de Paris, comme plus gracieuse et plus brillante encore que toutes les pompes extraordinaires des autres pays. On donnoit le ballet de Psyché, qui, depuis vingt ans, a sans cesse été représenté dans bien des circonstances différentes. L'escalier de l'Opéra étoit garni de sentinelles russes ; en entrant dans la salle, je regardai de tous les côtés pour découvrir un visage qui me fût connu, et je n'aperçus que des uniformes étrangers ; à peine quelques vieux bourgeois de Paris se montroient-ils encore au parterre, pour ne pas perdre leurs anciennes habitudes; du reste, tous les spectateurs étoient changés, le spectacle seul restoit le même : les décorations, la musique, la danse n'avoient rien perdu de leur charme, et je me sentois humiliée de la grâce françoise prodiguée devant ces sabres et ces moustaches, comme s'il étoit du devoir des vaincus d'amuser encore les vainqueurs.

Au Théâtre François les tragédies de Racine et de Voltaire étoient représentées devant des étrangers plus jaloux de notre gloire littéraire, qu'empressés à la reconnoitre. L'élévation des sentimens exprimés dans les tragédies de Corneille n'avoit plus de piédestal en France; on ne savoit où se prendre pour ne pas rougir en les écoutant. Nos comédies, où l'art de la gaieté est porté si loin, divertissoient nos vainqueurs lorsqu'il ne nous étoit plus possible d'en jouir, et nous avions presque honte des talens même de nos poëtes quand ils sembloient, comme nous, enchaînés au char des conquérans. Aucun officier de l'armée françoise, on doit leur en savoir gré, ne paroissoit au spectacle pendant que les troupes alliées occupoient la capitale : ils se promenoient tristement sans uniforme, ne pouvant plus supporter leurs décorations militaires, puisqu'ils n'avoient pu défendre le territoire sacré dont la garde leur étoit confiée. L'irritation qu'ils éprouvoient ne leur permettoit pas de comprendre que c'étoit leur chef ambitieux, égoïste et téméraire, qui les avoit réduits à l'état où ils se trouvoient : la réflexion ne pouvoit s'accorder avec les passions dont ils étoient agités.

La situation du roi, revenant avec les étrangers au milieu de l'armée qui devoit les haïr, présentoit des difficultés sans nombre. Il a fait individuellement tout ce que l'esprit et la bonté peuvent inspirer à un souverain qui veut plaire ; mais il avoit affaire à des sentimens d'une nature trop forte, pour que les moyens de l'ancien régime y pussent suffire. C'étoit de la nation qu'il falloit s'aider pour ramener l'armée ; examinons si le système adopté par les ministres de Louis XVIII pouvoit atteindre à ce but.

CHAPITRE VII.

De la charte constitutionnelle donnée par le roi en 1814.

Je me glorifie de rappeler ici que la déclaration, signée par Louis XVIII à Saint-Ouen en 1814, contenoit presque tous les articles garans de la liberté que M. Necker avoit proposés à Louis XVI en 1789, avant que la révolution du 14 juillet eût éclaté.

Cette déclaration ne portoit pas la date des dix-neuf ans de règne, dans lesquels consistoit la question du droit divin ou du pacte constitutionnel : le silence à cet égard étoit plein de sagesse, car il est manifeste que le gouvernement représentatif est inconciliable avec la doctrine du droit divin. Toutes les disputes des Anglois avec leurs rois sont provenues de cette inconséquence. En effet, si les rois sont les maîtres absolus des peuples, ils doivent exiger les impôts et non les demander ; mais, s'ils ont quelque chose à demander à leurs sujets, il s'ensuit nécessairement qu'ils ont aussi quelque chose à leur promettre. D'ailleurs le roi de

France, étant remonté sur le trône en 1814, avec l'appui de la force étrangère, ses ministres auroient dû inventer l'idée du contrat avec la nation, du consentement de ses députés, enfin de tout ce qui pouvoit garantir et prouver le vœu des François, quand même ces principes n'auroient pas été généralement reconnus en France. Il étoit fort à craindre que l'armée qui avoit prêté serment à Bonaparte, et qui avoit combattu près de vingt ans sous lui, ne regardât comme nuls les sermens demandés par les puissances européennes. Il importoit donc de lier et de confondre les troupes françoises avec le peuple françois, par toutes les formes possibles d'acquiescement volontaire.

Quoi! dira-t-on, vouliez-vous nous replonger dans l'anarchie des assemblées primaires? Nullement; ce que l'opinion souhaitoit, c'étoit l'abjuration du système sur lequel se fonde le pouvoir absolu, mais l'on n'auroit point chicané le ministère de Louis XVIII sur le mode d'acceptation de la charte constitutionnelle; il suffisoit seulement alors qu'elle fût considérée comme un contrat et non comme un édit du roi; car l'édit de Nantes de Henri IV a été aboli par Louis XIV; et tout acte qui ne repose pas

Perſonen.

Jon.
Kreuſa.
Xuthus.
Phorbas.
Pythia.
Apollo.

Der Schauplatz iſt vor dem Tempel des Apollo zu Delphi.

sur des engagemens réciproques, peut être révoqué par l'autorité dont il émane.

Au lieu d'inviter au moins les deux chambres à choisir elles-mêmes les commissaires qui devoient examiner l'acte constitutionnel, les ministres les firent nommer par le roi. Très-probablement les chambres auroient élu les mêmes hommes; mais c'est une des erreurs des ministres de l'ancien régime, d'avoir envie de mettre l'autorité royale partout, tandis qu'il faut être sobre de ce moyen, dès qu'on n'en a pas un besoin indispensable. Tout ce qu'on peut laisser faire à la nation, sans qu'il en résulte aucun désordre, accroît les lumières, fortifie l'esprit public, et met plus d'accord entre le gouvernement et le peuple.

Le 4 juin 1814, le roi vint déclarer aux deux chambres la charte constitutionnelle. Son discours étoit plein de dignité, d'esprit et de convenance; mais son chancelier commença par appeler la charte constitutionnelle *une ordonnance de réformation.* Quelle faute! N'étoit-ce pas faire sentir que ce qui étoit donné par le roi pouvoit être retiré par ses successeurs? Ce n'est pas tout encore : dans le préambule de la charte il étoit dit que l'autorité toute entière résidoit dans la personne du roi, mais que souvent l'exercice en avoit été modifié par les monarques prédécesseurs de Louis XVIII, tels que Louis-le-Gros, Philippe-le-Bel, Louis XI, Henri II, Charles IX et Louis XIV. Certes les exemples étoient mal choisis ; car, sans parler de Louis XI et de Charles IX, l'ordonnance de Louis-le-Gros, en 1127, relevoit le tiers état des villes de la servitude, et il y a un peu long-temps que la nation françoise a oublié ce bienfait ; et, quant à Louis XIV, ce n'est pas de son nom que l'on peut se servir lorsqu'il est question de liberté.

A peine entendis-je ces paroles, que les plus grands maux me parurent à craindre pour l'avenir, car de si indiscrètes prétentions exposoient le trône encore plus qu'elles ne menaçoient les droits de la nation. Elle étoit alors si forte dans l'intérieur, qu'il n'y avoit rien à redouter pour elle ; mais c'est précisément parce que l'opinion étoit toute-puissante, qu'on ne pouvoit s'empêcher de s'irriter contre des ministres qui compromettoient ainsi l'autorité tutélaire du roi, sans avoir aucun appui réel pour la soutenir. La charte étoit précédée de l'ancienne formule, usitée dans les ordonnances, *nous accordons, nous faisons concession et octroi*, etc. Mais le nom même de *charte*, consacré par l'histoire d'Angleterre, rappelle les engagemens que les barons firent signer au roi Jean, en faveur de la nation et d'eux-mêmes. Or, comment les concessions de la couronne pourroient-elles devenir la loi fondamentale de l'état, si elles n'étoient que le bienfait d'un monarque? A peine la charte constitutionnelle fut-elle lue, que le chancelier se hâta de demander aux membres des deux chambres de jurer d'y être fidèles. Qu'auroit-on dit alors de la réclamation d'un sourd qui se seroit levé pour s'excuser de prêter serment à une constitution dont il n'auroit pas entendu un seul article? Hé bien! ce sourd, c'étoit le peuple françois; et c'est parce que ses représentans avoient pris l'habitude d'être muets sous Bonaparte, qu'ils ne se permirent aucune objection alors. Aussi beaucoup de ceux qui, le 4 juin, jurèrent d'obéir à tout un code de lois qu'ils n'avoient pas seulement eu le temps de comprendre, ne se dégagèrent-ils que trop facilement, dix mois après, d'une promesse aussi légèrement donnée.

C'étoit un spectacle bien singulier que la réunion en présence du roi des deux assemblées, le sénat et le corps législatif, qui avoient servi si long-temps Bonaparte. Les sénateurs et les députés portoient encore le même uniforme que l'empereur Napoléon leur avoit donné; ils faisoient les mêmes révérences, en se tournant vers l'orient, au lieu de l'occident; mais ils saluoient tout aussi bas que de coutume. La cour de la maison de Bourbon étoit dans les galeries, arborant des mouchoirs blancs, et criant : *Vive le roi !* de toutes ses forces. Les hommes du régime impérial, sénateurs, maréchaux et députés, se trouvoient cernés par ces transports, et ils avoient tellement l'habitude de la soumission, que tous les sourires habituels de leurs physionomies servoient comme d'ordinaire à l'admiration du pouvoir. Mais qui connoissoit le cœur humain, devoit-il se fier à de telles démonstrations? Et ne valoit-il pas mieux réunir des représentans librement élus par la France, que des hommes qui ne pouvoient alors avoir d'autre mobile que des intérêts et non des opinions?

Quoiqu'à plusieurs égards la charte dût contenter le vœu public, elle laissoit cependant beaucoup de choses à désirer. C'étoit une expérience nouvelle, tandis que la constitution angloise a subi l'épreuve du temps; et, quand on compare la charte d'un pays avec la constitution de l'autre, tout est à l'avantage de l'Angleterre, soit pour le peuple, soit pour les grands, soit même pour le roi, qui ne peut se séparer de l'intérêt général dans un pays libre.

Le parti royaliste inconstitutionnel, dont il faut sans cesse relever les paroles, puisque c'est surtout ainsi qu'il agit, n'a cessé de répéter que, si le roi s'étoit conduit comme Ferdinand VII, s'il avoit rétabli purement et simplement l'ancien régime, il n'auroit eu rien à craindre de ses ennemis. Le roi d'Espagne pouvoit disposer de son armée; celle de Louis XVIII ne lui étoit point attachée : les prêtres aussi sont l'armée succursale du roi d'Espagne; en France, l'ascendant des prêtres n'existe presque plus; enfin, tout est en contraste dans la situation politique et morale des deux pays; et qui veut les comparer, se livre à son humeur, sans considérer en rien les élémens dont l'opinion et la force sont composées.

Mais, dira-t-on encore, Bonaparte savoit pourtant séduire ou dominer l'esprit d'opposition ! Rien ne seroit plus fatal pour un gouvernement quelconque en France, que d'imiter Bonaparte. Ses exploits guerriers étoient de nature à produire une funeste illusion sur son despotisme ; encore Napoléon n'a-t-il pu résister à son propre système, et sûrement aucune autre main ne sauroit manier la massue qui est retombée sur sa tête.

En 1814, les François sembloient plus faciles à gouverner, qu'à aucune autre époque de la révolution; car ils étoient assoupis par le despotisme, et lassés des agitations auxquelles le caractère inquiet de leur maître les avoit condamnés. Mais, loin de croire à cet engourdissement trompeur, il auroit fallu, pour ainsi dire, les prier de vouloir bien être libres, afin que la nation pût servir d'appui à l'autorité royale contre l'armée. Il importoit de remplacer l'enthousiasme militaire par les intérêts politiques, afin de donner un aliment à l'esprit public qui en a toujours besoin en France. Mais de tous les jougs le plus impossible à rétablir, c'étoit l'ancien; et l'on doit, avant tout, se garder de ce qui le rappelle. Il y a peu de François qui sachent encore très-bien ce que c'est que la liberté; et, certes, Bonaparte ne leur a pas appris à s'y connoître : mais toutes les institutions qui pourroient blesser l'égalité, produisent en France la même fermentation que le retour du papisme causoit autrefois en Angleterre.

La dignité de la pairie diffère autant de la noblesse par généalogie, que la monarchie constitutionnelle de la monarchie fondée sur le droit divin ; mais c'étoit une grande erreur de la charte que de conserver tous les titres des nobles, soit anciens, soit modernes. On ne rencontroit après la restauration que des barons et des comtes de la façon de Bonaparte, de celle de la cour, ou quelquefois même de la leur, tandis que les pairs seuls devoient être considérés comme les dignitaires du pays, afin de détruire la noblesse féodale, et d'y substituer une magistrature héréditaire, qui, ne s'étendant qu'à l'aîné de la famille, n'établit point dans l'état des distinctions de sang et de race.

S'ensuit-il néanmoins de ces observations que l'on fût malheureux en France sous la première restauration ? La justice, et même la bonté la plus parfaite n'étoient-elles pas pratiquées envers tout le monde ? Sans doute, et les François se repentiront long-temps de ne l'avoir pas alors assez senti. Mais, s'il y a des fautes qui doivent irriter contre ceux qui les font, il y en a qui vous inquiètent pour le sort d'un gouvernement que l'on estime ; et de ce nombre étoient celles que commettoient les agens de l'autorité. Toutefois, les amis de la liberté les plus sincèrement attachés à la personne du roi, vouloient une garantie pour l'avenir; et leur désir à cet égard étoit juste et raisonnable.

CHAPITRE VIII.

De la conduite du ministère pendant la première année de la restauration.

Quelques publicistes anglois prétendent que l'histoire démontre l'impossibilité de faire adopter sincèrement une monarchie constitutionnelle à une race de princes qui auroit joui pendant plusieurs siècles d'une autorité sans bornes. Les ministres n'avoient, en 1814, qu'une manière de réfuter cette opinion : c'étoit de manifester assez en toutes choses la supériorité d'esprit du roi, pour que l'on fût convaincu qu'il cédoit volontairement aux lumières de son siècle : parce que, s'il y perdoit comme souverain, il y gagnoit comme homme éclairé. Le roi lui-même a produit à son retour cet effet salutaire sur ceux qui ont eu des rapports avec lui ; mais plusieurs de ses ministres sembloient prendre à tâche de détruire ce grand bien produit par la sagesse du monarque.

Un homme élevé ensuite à une dignité éminente avoit dit, dans une adresse au roi, au nom du département de la Seine-Inférieure, que la révolution n'étoit qu'une rébellion de vingt-cinq années. En prononçant ces paroles, il s'étoit rendu incapable d'être utile à la chose publique ; car, si cette révolution n'est qu'une révolte, pourquoi donc consentir à ce qu'elle amène le changement de toutes les institutions politiques, changement consacré par la charte constitutionnelle ? Pour être conséquent, il auroit fallu répondre à cette objection, que la charte étoit un mal nécessaire auquel on devoit se résigner, tant que le malheur des temps l'exigeoit. Or, comment une telle manière de voir pouvoit-elle inspirer de la confiance? Comment pouvoit-elle donner aucune stabilité, ni aucune force à un ordre de choses nominalement établi? Un certain parti considéroit la constitution comme une maison de bois dont il falloit supporter les inconvéniens, en attendant que l'on rebâtît la véritable demeure, l'ancien régime.

Les ministres parloient en public de la charte avec le plus grand respect, surtout lorsqu'ils proposoient les mesures qui la détruisoient pièce à pièce; mais en particulier, ils sourioient au nom de cette charte, comme si c'étoit une excellente plaisanterie que les droits d'une nation. Quelle frivolité, grand Dieu! Et sur les bords d'un abîme! Se peut-il qu'il y ait dans

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jon.

Sieh, ſchon bepurpurt des Parnaſſus Gipfel
Der Frühe Schein, der goldne Sonnenwagen
Erhebt ſich glorreich in die blaue Bahn;
Und kaum noch ſcheuchte den geſunden Schlaf
Des Morgens friſcher Hauch mir von den Wimpern:
Drum eifrig an mein Werk, den heil'gen Dienſt!
Vor allem aber muß ich dich begrüßen,
Apollo, heitrer Gott! der du von droben
Das milde Licht herab zur Erde ſendeſt,
Und hier im Tempel mit der Weisheit Sprüchen
Die dunkle Bruſt den Sterblichen erleuchteſt.
O küſſe meine Stirn mit reinem Strahl,
Du, den Gebieter ich und Vater nenne,
Weil du im Heiligthum mich auferzogſt,
Auf daß ich, von der Menſchen wüſtem Treiben
Ganz unberührt, der Jugend regen Trieb,
Das frohe Leben deinem Dienſte weihte.

les habitudes des cours quelque chose qui perpétue la légèreté d'esprit jusque dans l'âge avancé? Il en résulte souvent de la grâce; mais elle coûte bien cher dans les temps sérieux de l'histoire.

La première proposition que l'on soumit au corps législatif, fut la suspension de la liberté de la presse. Le ministre chicana sur les termes de la charte qui étoient les plus clairs du monde; et les journaux furent soumis à la censure. Si l'on croyoit que les gazettes ne pouvoient être encore abandonnées à elles-mêmes, au moins falloit-il que le ministère, s'étant rendu responsable de ce qu'elles contenoient, remît la direction de ces journaux, devenus tous officiels par le seul fait de la censure, à des esprits sages qui ne permissent dans aucun cas la moindre insulte à la nation françoise. Comment un parti évidemment le plus foible, foible à un degré, que le fatal retour de Bonaparte n'a que trop manifesté; comment ce parti prend-il envers tant de millions d'hommes le ton prédicateur d'un jour de jeûne? Comment leur déclare-t-il à tous qu'ils sont des criminels de divers genres, de diverses époques, et qu'ils doivent expier par l'abandon de toute prétention à la liberté, les maux qu'ils ont causés en s'efforçant de l'obtenir? Je crois qu'en vérité les écrivains de ce parti auroient admis, seulement pour un jour, le gouvernement représentatif, s'il eût consisté dans quelques députés en robe blanche, qui seroient venus, la corde au cou, demander grâce pour la France. D'autres, d'un air plus doux, disoient, comme du temps de Bonaparte, qu'il falloit ménager les intérêts de la révolution, pourvu qu'on anéantît ses principes: ce qui vouloit dire simplement qu'on avoit encore peur des intérêts, et qu'on espéroit les affoiblir en les séparant des principes.

Est-ce ainsi que l'on doit traiter vingt-cinq millions d'hommes qui naguère avoient vaincu l'Europe? Les étrangers, malgré, peut-être même à cause de leur victoire, montroient beaucoup plus d'égards à la nation françoise que ces journalistes qui, sous tous les gouvernemens, avoient été les pourvoyeurs de sophismes pour le compte de la force. Ces gazettes, dont le ministère étoit pourtant censé dicter l'esprit, attaquoient tous les individus, morts ou vivans, qui avoient proclamé les premiers les principes mêmes de la charte constitutionnelle; il nous falloit supporter que les noms vénérés qui ont un autel dans notre cœur, fussent constamment insultés par les écrivains de parti, sans que nous pussions leur répondre, sans que nous pussions leur dire une seule fois combien ces illustres tombeaux sont placés au-dessus de leurs indignes atteintes, et quels champions nous avons dans l'Europe et dans la postérité pour le soutien de notre cause. Mais que faire quand toutes les discussions sont commandées d'avance, et que nul accent de l'âme ne peut pénétrer à travers ces écrits assermentés à la bassesse? Tantôt ils insinuoient les avantages de l'exil, ou discutoient les inconvéniens de la liberté individuelle. J'ai entendu proposer que le gouvernement consentît à la liberté de la presse, à condition qu'on lui accordât la détention arbitraire : comme si l'on pouvoit écrire quand on est menacé d'être puni sans jugement pour avoir écrit!

Lorsque les partisans du despotisme se servent des baïonnettes, ils font leur métier; mais, lorsqu'ils emploient des formes philosophiques pour établir leur doctrine, ils se flattent en vain de tromper : on a beau priver les peuples de la lumière et de la publicité, ils n'en sont que plus défians, et toutes les profondeurs du machiavélisme ne sont que de mauvais jeux d'enfans, à côté de la force magique et naturelle tout ensemble de la parfaite sincérité. Il n'y a point de secrets entre les gouvernemens et les peuples : ils se comprennent, ils se connoissent. On peut prendre sa force dans tel ou tel parti ; mais se flatter d'amener à pas de loup les institutions contre lesquelles l'opinion est en garde, c'est n'avoir aucune idée de ce qu'est devenu le public de notre temps.

Une suite de résolutions rétablissoit chaque chose comme jadis ; on entouroit la charte constitutionnelle de manière à la rendre un jour tellement étrangère à l'ensemble, qu'elle tombât, pour ainsi dire, d'elle-même, étouffée par les ordonnances et les étiquettes. Tantôt on proposoit de réformer l'institut, qui a fait la gloire de la France éclairée, et d'imposer de nouveau à l'académie françoise ces vieux éloges du cardinal de Richelieu et de Louis XIV, exigés depuis plus d'un siècle ; tantôt on décrétoit d'anciennes formules de serment dans lesquelles il n'étoit pas question de la charte ; et, quand elles excitoient des plaintes, on vous citoit l'exemple de l'Angleterre ; car elle faisoit loi contre la liberté, mais jamais en sa faveur. Néanmoins il étoit très-aisé, dans cette occasion comme dans toutes, de réfuter l'exemple de l'Angleterre ainsi conçu : Le roi d'Angleterre jurant lui-même de maintenir les lois constitutionnelles du royaume, les fonctionnaires publics ne prêtent serment qu'à lui. Mais vaut-il la peine de raisonner, quand tout le but des adversaires est d'avoir des mots pour cacher leur pensée?

L'institution de la noblesse, créée par Bonaparte, n'étoit vraiment bonne qu'à montrer le ridicule de cette multitude de titres sans réalité, auxquels une vanité puérile peut seule attacher de l'importance. Dans la pairie, le fils aîné hérite des titres et des droits de son père; mais le reste de la famille doit rentrer dans la classe des citoyens: et, comme nous n'avons cessé de le répéter, ce n'est point une noblesse de race, mais une magistrature héréditaire, à laquelle sont attachés les honneurs, à cause de l'utilité dont les pairs sont à la chose publique, et non en conséquence de l'héritage de la conquête, héritage qui constitue la noblesse féodale. Les anoblissemens que le chancelier de France envoyoit de toutes parts en 1814, portoient nécessairement atteinte aux principes de la liberté politique. Car, que signifie anoblir, si ce n'est déclarer que le tiers état, c'est-à-dire la nation, est roturière, qu'il n'est pas honorable d'être simple citoyen, et qu'il faut relever de cet abaissement les individus qui ont mérité d'en sortir? Or ces individus, d'ordinaire, c'étoient ceux qu'on savoit enclins à sacrifier les droits de la nation aux priviléges de la noblesse. Le goût des priviléges, dans ceux qui les possèdent en vertu de leur naissance, a du moins quelque grandeur; mais qu'y a-t-il de plus subalterne que ces hommes du tiers état, s'offrant pour servir de marchepied à ceux qui veulent monter sur leurs têtes?

Les lettres de noblesse datent en France de Philippe-le-Hardi : elles avoient pour but principal l'exemption des impôts que le tiers état payoit seul. Mais les anciens nobles de France ne regardoient jamais comme leurs égaux ceux qui n'étoient point nobles d'origine; et à cet égard, ils avoient raison, car la noblesse perd tout son empire sur l'imagination, dès qu'elle ne remonte pas dans la nuit des temps. Ainsi donc, sur le terrain de la liberté comme sur celui de l'aristocratie, les lettres de noblesse sont également à rejeter. Écoutons ce qu'en dit l'abbé de Velly, historien très-sage, et reconnu pour tel, non-seulement par l'opinion publique, mais par les censeurs royaux de son temps (1). « Ce qu'il y a de plus remarquable » dans les lettres d'anoblissement est, qu'elles

---

(1) Velly, tome III, page 421.

» exigent en même temps une finance pour le » monarque, qui doit être indemnisé des subsides dont la lignée du nouveau noble est affranchie, et une aumône pour le peuple, qui » se trouve surchargé par cette exemption. C'est » la chambre des comptes qui décide de toutes » les deux. Le roi peut remettre l'une et l'autre : mais il remet rarement l'aumône, parce » qu'elle regarde les pauvres. On ne doit pas » oublier ici la réflexion d'un célèbre jurisconsulte : *Toutefois*, dit-il, *à bien entendre, cette* » *abolition de roture n'est qu'une effaçure, dont* » *la marque demeure ; elle semble même plutôt* » *une fiction qu'une vérité, le prince ne pouvant* » *par effet réduire l'être au non-être. C'est pourquoi nous sommes si curieux en France de* » *cacher le commencement de notre noblesse,* » *afin de la faire remonter à cette première espèce* » *de gentillesse ou générosité immémoriale,* » *qui seule constituoit autrefois les nobles.* »

On s'étonne, quand on lit tout ce qui a été écrit en Europe depuis la découverte de l'imprimerie, et même tout ce qu'on cite des anciennes chroniques : combien les principes des amis de la liberté sont anciens dans chaque pays ; combien, à travers les superstitions de certaines époques, il perce d'idées justes dans ceux qui ont publié de quelque manière leurs réflexions indépendantes. Nous avons certainement pour nous la raison de tous les temps, ce qui ne laisse pas d'être une légitimité comme une autre.

La religion étant un des grands ressorts de tout gouvernement, la conduite à tenir à cet égard devoit occuper sérieusement les ministres ; et le principe de la charte qu'ils devoient maintenir avec le plus de scrupule, c'étoit la tolérance universelle. Mais parce qu'il existe encore dans le midi de la France quelques traces du fanatisme qui a si long-temps ensanglanté ces provinces, parce que l'ignorance de quelques-uns de leurs habitans est égale à leur vivacité, falloit-il leur permettre d'insulter les protestans sur les places publiques par de chansons sanguinaires, annonçant les assassinats qui depuis ont été commis ? Les acquéreurs de biens du clergé ne devoient-ils pas frémir à leur tour, quand ils voyoient les protestans du midi désignés aux massacres ? Les paysans qui ne paient plus ni les dîmes, ni les droits féodaux, ne voyoient-ils pas aussi leur cause dans celle des protestans, dans celle enfin des principes de la révolution, reconnus par le roi lui-même, mais éludés constamment par les ministres ? On se plaint avec raison, en France, de ce que le peuple est peu religieux; mais si l'on veut se servir du clergé pour ramener l'ancien régime, on est certain d'accroître l'incrédulité par l'irritation.

Que pouvoit-on avoir en vue, par exemple, en substituant à la fête de Napoléon, le 15 août, une procession pour célébrer le vœu de Louis XIII, qui consacre la France à la Vierge? Il faut convenir que cette nation françoise a terriblement d'âpreté guerrière pour qu'on la soumette à une cérémonie si candide. Les courtisans suivent cette procession dévotement, pour obtenir des places, comme les femmes mariées font des pèlerinages pour avoir des enfans; mais quel bien fait-on à la France en voulant mettre en honneur d'anciens usages qui n'ont plus d'influence sur le peuple? C'est l'accoutumer à se jouer de la religion, au lieu de lui rendre l'habitude de la révérer. Vouloir donner de la puissance à des superstitions qui n'en ont plus, c'est imiter don Pèdre de Portugal qui, lorsqu'il fut sur le trône, retira du tombeau les restes d'Inès de Castro, pour les faire couronner : elle n'en fut pas plus reine pour cela.

Combien ces remarques sont loin de s'appliquer aux funérailles de Louis XVI, célébrées à Saint-Denis le vingt-un janvier! Personne n'a pu voir ce spectacle sans émotion. Le cœur s'associoit tout entier aux souffrances de cette princesse, qui rentroit dans les palais, non pour jouir de leur splendeur, mais pour honorer les morts, et rechercher leurs sanglans débris. On a dit que cette cérémonie étoit impolitique, mais elle causoit un tel attendrissement, que le blâme ne pouvoit s'y attacher.

L'admission à tous les emplois est l'un des principes auxquels les François tiennent le plus. Mais, bien que ce principe fût consacré par la charte, les choix des ministres, dans la carrière diplomatique surtout, étoient exclusivement bornés à la classe de l'ancien régime. On introduisoit dans l'armée trop d'officiers généraux qui n'avoient jamais fait la guerre que dans les salons; encore n'y avoient-ils pas toujours été vainqueurs. Enfin, il étoit manifeste que l'on n'avoit goût qu'à redonner les places aux courtisans d'autrefois, et rien ne blessoit autant les hommes du tiers état qui se sentoient du talent, ou qui vouloient développer l'émulation de leurs fils.

Les finances, qui agissent sur le peuple d'une façon immédiate, étoient gouvernées sous quel-

Hier ſaug' ich deinen Athem in der Luft,
Und es umfängt mich dieſer Haine Schatten
So zärtlich wie dein väterlicher Arm.
Mir ſchweifen irr' und unbeſtimmt die Wünſche
Nicht in die Ferne: laß nur ſtets mich weilen
Bei dir, und ſei mir wohlgefällig nah,
So haſt du mir das ſchönſte Looß gewährt.
Ein jeder Tag erneut mir Lieb' und Luſt,
Wie täglich friſch gepflückte Zweig' und Kränze
Von deinem ewig grünen Lorbeerbaum
Hier dieſe Säulen, dieſes Thor umwinden.
Schon legten ſie die Diener mir bereit.
Wohlauf!

Er nimmt aus einem vor dem Tempel ſtehenden Korbe Lorbeerkränze und Guirlanden, hängt jene an die Thürpfoſten, und umſchlingt mit dieſen die Säulen.

So! Nun hat Phöbus Haus den blüh'nden Schmuck,
Der ihm gebührt: denn, liebt er ſchon die Pracht
Des Goldes, und die weißen Marmorwände,
An denen weiſer Künſtler Hand Geſtalten
Der Götter kühn und groß herausgebildet,
Iſt Daphne's Haar ihm doch vor allem werth.
Nun ſoll Kaſtaliens ſilberklarer Thau,
Von prieſterlichen Mägden mit der Dämmrung
Am Felſenborn geſchöpft in dieſen Krug,
Der Schwelle Zugang reinigend benetzen,
Wie der Gebrauch es fordert, und mein Amt.

Er ſprengt aus einem vor dem Tempel ſtehenden Gefäße.

Auch das geſchah. Jetzt kommt, ihr leichten Waffen,
Die nach Apollos Bild ich tragen darf!

Er hängt einen Köcher um, und nimmt den Bogen in die Hand.

ques rapports avec habileté; mais la promesse qui avoit été faite de supprimer les droits réunis ne fut point accomplie, et la popularité de la restauration en a beaucoup souffert.

Enfin, le devoir du ministère étoit avant tout d'obtenir que les princes ne se mêlassent en rien des affaires publiques, si ce n'est dans des emplois responsables. Que diroit-on en Angleterre, si les fils ou les frères du roi siégeoient dans le conseil, votoient pour la guerre et la paix, enfin participoient au gouvernement sans être soumis au premier principe de ce gouvernement, la responsabilité, dont le roi seul est excepté? La place convenable pour les princes, c'est la chambre des pairs; c'est là qu'ils devoient prêter serment à la charte constitutionnelle; ils l'ont prêté ce serment lorsque Bonaparte s'avançoit déjà sur Paris. N'étoit-ce pas reconnoître qu'ils avoient négligé jusqu'alors un grand moyen de captiver la confiance du peuple? La liberté constitutionnelle est, pour les princes de la maison de Bourbon, la parole magique qui peut seule leur ouvrir la porte du palais de leurs ancêtres. L'art qu'ils pourroient mettre à se dispenser de la prononcer seroit bien facilement remarqué; et ce mot, comme les images de Brutus et de Cassius, attireroit d'autant plus l'attention, qu'on auroit pris plus de soin pour l'éviter.

Il n'y avoit point d'accord entre les ministres, point de plan reconnu par tous; le ministère de la police, détestable institution en soi-même, ne savoit rien et ne s'occupoit de rien; car, pour peu qu'il y ait des lois, que peut faire un ministre de la police? Sans avoir recours à l'espionnage, aux arrestations, enfin à tout l'abominable édifice d'arbitraire que Bonaparte a fondé, les hommes d'état doivent savoir où est la direction de l'opinion publique, et de quelle manière on peut marcher dans son sens. Il faut, ou commander à une armée qui vous obéisse comme une machine, ou prendre sa force dans les sentimens de la nation: la science de la politique a besoin d'un Archimède qui lui fournisse son point d'appui.

M. de Talleyrand, à qui on ne sauroit contester une profonde connoissance des partis qui ont agité la France, étant au congrès de Vienne, ne pouvoit influer sur la marche des affaires intérieures. M. de Blacas, qui avoit montré au roi, dans son exil, l'attachement le plus chevaleresque, inspiroit aux gens de la cour ces anciennes jalousies de *l'œil de bœuf*, qui ne laissent pas un moment de repos à ceux qu'on croit en faveur auprès du monarque; et cependant M. de Blacas étoit peut-être, de tous les hommes revenus avec Louis XVIII, celui qui jugeoit le mieux la situation de la France, quelque nouvelle qu'elle fût pour lui. Mais que pouvoit un ministère constitutionnel en apparence, et contre-révolutionnaire au fond; un ministère, en général composé d'honnêtes gens, chacun à sa manière, mais qui se dirigeoient par des principes opposés, quoique le premier désir de chacun fût de plaire à la cour? Tout le monde disoit : *Cela ne peut durer*, bien qu'alors la situation de tout le monde fût douce; mais le manque de force, c'est-à-dire de bases durables, inquiétoit les esprits. Ce n'est pas la force arbitraire qu'on désiroit, car elle n'est qu'une convulsion dont il résulte toujours tôt ou tard une réaction funeste, tandis qu'un gouvernement qui s'établit sur la vraie nature des choses va toujours en s'affermissant.

Comme on voyoit le danger sans précisément se rendre compte du remède, quelques personnes eurent la funeste idée de proposer pour le ministère de la guerre le maréchal Soult, qui venoit de commander avec succès les armées de Bonaparte. Il avoit su gagner le cœur de certains royalistes, en professant la doctrine du pouvoir absolu dont il avoit fait un long usage. Les adversaires de tout principe constitutionnel se sentent bien plus d'analogie avec les Bonapartistes qu'avec les amis de la liberté, parce qu'entre les deux partis il n'y a que le nom du maître à changer pour être d'accord. Mais les royalistes ne s'apercevoient pas que ce nom étoit tout, car le despotisme ne pouvoit s'établir alors avec Louis XVIII, soit à cause de ses qualités personnelles, soit parce que l'armée n'étoit pas disposée à s'y prêter. Le véritable parti du roi devoit être l'immense majorité de la nation, qui veut une constitution représentative. Il falloit donc se garder de toute alliance avec les Bonapartistes, parce qu'ils ne pouvoient que perdre la monarchie des Bourbons, soit qu'ils les servissent de bonne foi, soit qu'ils voulussent les tromper. Les amis de la liberté étoient au contraire les alliés naturels dont le parti du roi devoit s'appuyer, car du moment que le roi donnoit une charte constitutionnelle, il ne pouvoit employer avec avantage que ceux qui en professoient les principes.

Le maréchal Soult demanda qu'un monument fût élevé aux émigrés de Quiberon; lui, qui depuis vingt ans avoit combattu pour la cause opposée à la leur; c'étoit désavouer toute sa vie passée, et cette abjuration cependant charma beaucoup de royalistes. Mais en quoi consiste la force d'un général, dès l'instant qu'il perd la faveur de ses compagnons d'armes? Quand on oblige un homme du parti populaire à sacrifier sa popularité, il n'est plus bon à rien au nouveau parti qu'il embrasse. Les royalistes persévérans inspireront toujours plus d'estime que les Bonapartistes convertis.

On croyoit captiver l'armée, en nommant le maréchal Soult ministre de la guerre; on se trompoit : la grande erreur des personnes élevées dans l'ancien régime, c'est d'attacher une trop grande importance aux chefs en tout genre. Les masses sont tout aujourd'hui, les individus peu de chose. Si les maréchaux perdent la confiance de l'armée, il se présente aussitôt des généraux non moins habiles que leurs supérieurs; ces généraux sont-ils renversés à leur tour, il se trouve des soldats capables de les remplacer. L'on en peut dire autant dans la carrière civile : ce ne sont pas les hommes, mais les systèmes qui ébranlent ou qui garantissent le pouvoir. Napoléon, je l'avoue, est une exception à cette vérité; mais, outre que ses talens sont extraordinaires, encore a-t-il cherché, dans les différentes circonstances où il s'est trouvé, à captiver l'opinion du moment, à séduire les passions du peuple lorsqu'il vouloit l'asservir.

Le maréchal Soult ne s'aperçut pas que l'armée de Louis XVIII devoit être conduite par de tout autres principes que celle de Napoléon; il falloit la détacher par degrés de ce besoin de la guerre, de cette frénésie de conquêtes avec laquelle on avoit obtenu tant de succès militaires, et fait un mal si cruel au monde. Mais le respect de la loi, le sentiment de la liberté, pouvoient seuls opérer ce changement. Le maréchal Soult, au contraire, croyoit que le despotisme étoit le secret de tout. Trop de gens se persuadent qu'ils seront obéis comme Bonaparte, en exilant les uns, en destituant les autres, en frappant du pied, en fronçant le sourcil, en répondant avec hauteur à ceux qui s'adressent respectueusement à eux; enfin, en pratiquant tous ces arts de l'impertinence que les gens en place apprennent en vingt-quatre heures, mais dont ils se repentent souvent toute leur vie.

La volonté du maréchal échoua contre les obstacles sans nombre dont il n'avoit pas la moindre idée. Je suis persuadée que c'est sans fondement qu'on l'a soupçonné d'avoir trahi. En général la trahison chez les François n'est que le résultat de la séduction momentanée du pouvoir, et presque jamais ils ne sont capables de la combiner d'avance. Mais un émigré de Coblentz n'auroit pas commis autant de fautes envers l'armée françoise s'il eût été chargé du même emploi, car du moins il auroit ménagé ses adversaires; tandis que le maréchal Soult frappoit sur ses anciens subordonnés, sans se douter qu'il y avoit, depuis la chute de Bonaparte, telle chose qu'une opinion, une législation, enfin une résistance possible. Les courtisans se persuadoient que le maréchal Soult étoit un homme supérieur, parce qu'il disoit qu'on doit gouverner avec un sceptre de fer. Mais où forger ce sceptre, quand on n'a pour soi ni l'armée ni le peuple? En vain répète-t-on qu'il faut faire rentrer dans l'obéissance, soumettre, punir, etc.; toutes ces maximes n'agissent pas d'elles-mêmes, et l'on peut les prononcer du ton le plus rude sans être plus puissant pour cela. Le maréchal Soult avoit été très-habile dans l'art d'administrer un pays conquis; mais, en l'absence des étrangers, la France n'en étoit pas un.

CHAPITRE IX.

Des obstacles que le gouvernement a rencontrés pendant la première année de la restauration.

Nous dirons les obstacles que le ministère de la restauration avoit à surmonter en 1814, et nous ne craindrons pas d'exprimer notre avis sur le système qu'il falloit suivre pour en triompher; le tableau de cette époque n'est certes point encore étranger au temps actuel.

La France tout entière étoit cruellement désorganisée par le règne de Bonaparte. Ce qui accuse le plus ce règne, c'est la dégradation manifeste des lumières et des vertus pendant les quinze années de sa durée. Il restoit, après le jacobinisme, une nation qui n'avoit point pris part à ses crimes, et l'on pouvoit considérer la tyrannie révolutionnaire comme un fléau de la nature sous lequel on avoit succombé, mais sans s'avilir. L'armée pouvoit alors se vanter encore d'avoir combattu seulement pour la patrie, sans aspirer à la fortune, ni aux titres, ni au pouvoir. Durant les quatre années directoriales, on avoit essayé un gouvernement qui se rattachoit à de grandes pensées; et, si l'étendue de la France et ses habitudes rendoient cette sorte de gouvernement inconciliable avec la tranquillité générale, au moins les esprits étoient-ils électrisés par les efforts individuels qu'excite toujours une république. Mais après le despotisme militaire, et la tyrannie civile fondée sur l'intérêt personnel, de quelles vertus pouvoit-on trouver la trace dans les partis politiques dont le gouvernement impérial s'étoit entouré? Les masses dans tous les ordres de la société; soldats, paysans, gentilshommes, bourgeois, possèdent encore de grandes et belles qualités: mais ceux qui se sont mis en avant dans les affaires présentent, à quelques exceptions près, le plus misérable des spectacles. Le lendemain de la chute de Bonaparte, il n'y avoit d'actif en France que Paris, et à Paris, que quelques milliers de solliciteurs demandant de l'argent et des places au gouvernement, quel qu'il pût être.

Les militaires étoient et sont encore ce qu'il y a de plus énergique dans un pays où, pendant long-temps, il n'a pu briller qu'une vertu, la bravoure. Mais ces guerriers, qui tenoient leur gloire de la liberté, devoient-ils porter l'esclavage chez les nations étrangères? Ces guerriers, qui avoient soutenu si long-temps les principes de l'égalité sur lesquels la révolution est fondée, devoient-ils se montrer, pour ainsi dire, tatoués d'ordres, de rubans et de titres que les princes de l'Europe leur avoient donnés, pour échapper aux tributs qu'on exigeoit d'eux? La plupart des généraux françois, avides des distinctions nobiliaires, troquoient leur gloire comme les sauvages contre des morceaux de verre.

C'est en vain qu'après la restauration, tout en négligeant beaucoup trop les officiers du second rang, le gouvernement a comblé de grâces les officiers supérieurs. Du moment que les guerriers de Bonaparte vouloient être des gens de cour, il étoit impossible de tranquilliser leur vanité sur ce sujet; car rien ne peut faire que des hommes nouveaux soient d'une ancienne famille, quelque titre qu'on leur donne. Un général tout poudré de l'ancien régime fait rire les vieilles moustaches qui ont vaincu l'Europe entière. Mais un chambellan, fils d'un bourgeois ou d'un paysan, n'est guère moins ridicule dans son genre. L'on ne pouvoit donc, comme nous l'avons dit tout à l'heure, rallier sincèrement la nouvelle cour à l'ancienne, et l'ancienne même devoit avoir l'air de mauvaise

Mit euch durchwandl' ich ringsum den Bezirk,
Und wo nur freches lärmendes Gefieder,
Sein Neſt zu baun an unerlaubter Stelle,
Die ſchönen Zierden zu verſchänden, naht,
Da trifft ſie mein befiedertes Geſchoß.
Doch wenn Zeus Adler aus den Wolken fährt,
Wenn Phöbus tönender Genoß, der Schwan,
Mit Purpurfüßen durch die Lüfte rudert,
Scheuch' ich nur mit Geräuſch ſie: denn ich mag
Des Himmels Abgeſandte nicht ermorden,
Die vorbedeutend lenken ihren Flug.

Zweiter Auftritt.

Jon. Pythia.

Pythia.

Sei mir gegrüßt, mein Jon.

Jon.

Mir noch ſchöner,
Du mütterliches Haupt. So früh ſchon wach?

Pythia.

Mich weckten die Gedanken, die das Alter
Kaum ſchlummern laßen, wenn der müde Leib
Des tiefen ungeſtörten Schlafs bedürfte.
Der Tag, der eben lächelnd aufgegangen,
Bewegt für dich mit Rührung mein Gemüth.

Jon.

Was bringt der Tag ſo Ahndungsvolles mit?

foi, en voulant rassurer à cet égard les inquiétudes avisées des grands seigneurs créés par Bonaparte.

Il étoit également impossible de donner une seconde fois l'Europe à partager à ces militaires que l'Europe avoit à la fin vaincus, et cependant ils se persuadoient que le retour de l'ancienne dynastie étoit la seule cause du traité de paix qui leur faisoit perdre la barrière du Rhin et l'ascendant en Italie.

Les royalistes de la *seconde main*, selon l'expression angloise, c'est-à-dire, ceux qui, après avoir servi Bonaparte, s'offroient pour mettre en vigueur les mêmes principes de despotisme sous la restauration; ces hommes, ne pouvant inspirer que le mépris, n'étoient propres à conduire que des intrigues. Ils étoient à craindre, disoit-on, si l'on ne les employoit pas; mais, ce dont il faut se garder le plus en politique, c'est d'employer ceux qu'on redoute : car il est bien sûr que, démêlant ce sentiment, ils serviront, comme on se sert d'eux, d'après l'alliance de l'intérêt, qui se rompt de droit par l'adversité.

Les émigrés attendoient des dédommagemens de l'ancienne dynastie pour les biens qu'ils avoient perdus en lui restant fidèles, et certes à cet égard leurs plaintes étoient naturelles. Mais il falloit venir à leur secours sans porter atteinte en aucune manière à la vente des propriétés nationales, et leur faire comprendre ce que les protestans avoient compris sous Henri IV; c'est que, bien qu'ils eussent été les amis et les défenseurs de leur roi, ils devoient consentir, pour le bien de l'état, à ce que le monarque adoptât les intérêts dominans dans le pays sur lequel il vouloit régner. Mais les émigrés ne conçoivent jamais qu'il y a des François en France, et que ces François doivent compter pour quelque chose, voire même pour beaucoup.

Le clergé redemandoit son ancienne existence, comme si cinq millions de propriétaires dans un pays pouvoient être dépossédés, quand même leurs titres de propriété ne seroient pas consacrés maintenant par toutes les lois ecclésiastiques et civiles. Certainement la France, sous Bonaparte, a presque autant perdu sous le rapport de la religion qu'en fait de lumières. Mais est-il nécessaire que le clergé soit un corps politique dans l'état, et qu'il possède des richesses territoriales pour que le peuple françois reprenne des sentimens plus religieux? D'ailleurs, lorsque le clergé catholique exerçoit un grand pouvoir en France dans le dix-septième siècle, il fit révoquer l'édit de Nantes; et ce même clergé, dans le dix-huitième siècle, s'opposa jusqu'à la révolution, aux propositions de M. de Malesherbes pour rendre l'état civil aux protestans. Comment donc les prêtres catholiques, s'ils étoient reconstitués en ordre de l'état, pourroient-ils admettre l'article de la charte qui proclame la tolérance religieuse? Enfin la disposition générale des esprits est telle, qu'une force étrangère pourroit seule faire supporter à la nation le rétablissement de l'ancienne existence des ecclésiastiques. Il faudroit, pour un tel but, que les baïonnettes de l'Europe restassent toujours sur le territoire de France, et ce moyen ne ranimeroit sûrement pas l'attachement des François pour le clergé.

Sous le règne de Bonaparte, on n'a bien fait que la guerre; et tout le reste a été sciemment et volontairement abandonné. On ne lit presque plus en province, et l'on ne connoît guère les livres à Paris que par les journaux, qui, tels que nous les voyons, exercent la dictature de la pensée, puisque c'est par eux seuls que se forment les jugemens. Nous rougirions de comparer l'Angleterre et l'Allemagne avec la France sous le rapport de l'instruction universelle. Quelques hommes distingués cachent encore notre misère aux yeux de l'Europe; mais l'instruction du peuple est négligée à un degré qui menace toute espèce de gouvernement. S'ensuit-il qu'on doive remettre l'éducation publique aux prêtres exclusivement? Le pays le plus religieux de l'Europe, l'Angleterre, n'a jamais admis une telle idée. On n'y songe ni dans l'Allemagne catholique ni dans l'Allemagne protestante. L'éducation publique est un devoir des gouvernemens envers les peuples, sur lequel ils ne peuvent prélever la taxe de telle ou telle opinion religieuse.

Ce que veut le clergé en France, ce qu'il a toujours voulu, c'est du pouvoir; en général les réclamations qu'on entend, au nom de l'intérêt public, se réduisent à des ambitions de corps ou d'individus. Se publie-t-il un livre sur la politique, avez-vous de la peine à le comprendre, vous paroît-il ambigu, contradictoire, confus, traduisez-le par ces paroles : *Je veux être ministre;* et toutes les obscurités vous seront expliquées. En effet, le parti dominant en France, c'est celui qui demande des places; le reste n'est qu'une nuance accidentelle à côté de cette uniforme couleur; la nation cependant n'est et ne peut être de rien dans ce parti.

En Angleterre, quand le ministère change, tous ceux qui remplissent des emplois donnés par les ministres n'imaginent pas qu'ils puissent en recevoir de leurs successeurs; et cependant il ne s'agit entre les divers partis anglois que d'une très-légère différence : les Torys et les Whigs veulent tous les deux la monarchie et la liberté, quoiqu'ils diffèrent dans le degré de leur attachement pour l'une et pour l'autre. Mais en France, on se croyoit le droit d'être nommé par Louis XVIII, parce qu'on avoit occupé des places sous Bonaparte; et beaucoup de gens, qui s'appeloient patriotes, trouvoient extraordinaire que le roi ne composât pas son conseil de ceux qui avoient jugé son frère à mort. Incroyable démence de l'amour du pouvoir! Le premier article des droits de l'homme en France, c'est la nécessité pour tout François d'occuper un emploi public.

La caste des solliciteurs ne sait vivre que de l'argent de l'état; aucune industrie, aucun commerce, rien de ce qui vient de soi, ne leur semble une existence convenable. Bonaparte avoit accoutumé de certains hommes, qui se disoient la nation, à être pensionnés par le gouvernement; et le désordre qu'il avoit mis dans la fortune de tout le monde, autant par ses dons que par ses injustices, ce désordre étoit tel, qu'à son abdication un nombre incalculable de personnes, sans aucune ressource indépendante, se présentoient pour toutes les places, à la marine, ou dans la magistrature, au civil ou dans le militaire, n'importe. La dignité du caractère, la conséquence dans les opinions, l'inflexibilité dans les principes, toutes les qualités d'un citoyen, d'un chevalier, d'un ami de la liberté n'existent plus dans les actifs candidats formés par Bonaparte. Ils sont intelligens, hardis, décidés, habiles chiens de chasse, ardens oiseaux de proie; mais cette intime conscience qui rend incapable de tromper, d'être ingrat, de se montrer servile envers le pouvoir et dur pour le malheur; toutes ces vertus, qui sont dans le sang aussi-bien que dans la volonté raisonnée, étoient traitées de chimères, ou d'exaltation romanesque par les jeunes gens même de cette école. Hélas! les malheurs de la France lui rendront de l'enthousiasme; mais, à l'époque de la restauration, il n'y avoit presque point de vœux décidément formés pour rien; et la nation se réveilloit à peine du despotisme qui avoit fait marcher les hommes mécaniquement, sans que la vivacité même de leurs actions pût exercer leur volonté.

C'étoit donc, répéteront encore les royalistes, une belle occasion pour régner par la force. Mais, encore une fois, la nation ne consentoit à servir sous Bonaparte que pour en obtenir l'éclat des victoires; la dynastie des Bourbons ne pouvoit ni ne devoit faire la guerre à ceux qui l'avoient rétablie. Existoit-il un moyen d'asservir les esprits dans l'intérieur, quand l'armée n'étoit point rattachée au trône, et que la population, étant presque toute renouvelée depuis que les princes de la maison de Bourbon avoient quitté la France, il falloit avoir plus de quarante ans pour les connoître?

Tels étoient les élémens principaux de la restauration. Nous examinerons en particulier l'esprit de la société à cette époque, et nous finirons par le tableau des moyens qui, selon nous, pouvoient seuls triompher de ces divers obstacles.

CHAPITRE X.

De l'influence de la société sur les affaires politiques en France.

Parmi les difficultés que le ministère avoit à vaincre en 1814, il faut mettre au premier rang l'influence que les salons exerçoient sur le sort de la France. Bonaparte avoit ressuscité les vieilles habitudes des cours, en y joignant de plus tous les défauts des classes moins raffinées. Il en étoit résulté que le goût du pouvoir et la vanité qu'il inspire avoient pris des caractères plus forts et plus violens encore dans les Bonapartistes que dans les émigrés. Tant qu'il n'y a pas de liberté dans un pays, chacun recherche le crédit, parce que l'espoir d'obtenir des places est l'unique principe de vie qui anime la société. Les variations continuelles dans la façon de s'exprimer, le style embrouillé des écrits politiques dont les restrictions mentales et les explications flexibles se prêtent à tout; les révérences, et les refus de révérences, les emportemens et les condescendances, ont pour unique but le crédit, et puis le crédit, et toujours le crédit. De là vient qu'on souffre assez de n'en pas avoir, puisqu'on n'obtient qu'à ce prix les signes de la bienveillance sur la figure humaine. Il faut beaucoup de fierté d'âme et beaucoup de constance dans ses opinions pour se passer de cet avantage, car vos amis eux-mêmes vous font sentir ce que vaut la puissance exclusive, par l'empressement qu'ils témoignent à ceux qui la possèdent.

En Angleterre, le parti de l'opposition est souvent mieux reçu en société que celui de la cour; en France on s'informe, pour inviter quelqu'un à dîner, s'il est en faveur auprès des ministres; et, dans un temps de famine, on pourroit bien refuser du pain aux hommes en disgrâce.

Les Bonapartistes avoient joui des hommages de la société pendant leur règne, tout comme le parti royaliste qui leur succédoit, et rien ne les blessoit autant que de n'occuper qu'une place très-secondaire dans les mêmes salons où jadis ils dominoient. Les hommes de l'ancien régime avoient de plus sur eux l'avantage que donnent la grâce et l'habitude des bonnes manières d'autrefois. Une jalousie constante subsistoit donc entre les anciens et les nouveaux titrés; et dans les hommes nouveaux, des passions plus fortes étoient réveillées par chacune des petites circonstances que les prétentions diverses faisoient naître.

Le roi cependant n'avoit point rétabli les conditions qu'on exigeoit sous l'ancien régime pour être reçu à la cour; il accueilloit avec une politesse parfaitement bien calculée tous ceux qui lui étoient présentés; mais, quoique les emplois ne fussent que trop souvent donnés aux ci-devant serviteurs de Bonaparte, rien n'étoit plus difficile que de calmer des vanités qui étoient devenues avisées. Dans la société même, l'on vouloit que le mélange des deux partis eût lieu, et chacun s'y prêtoit du moins en apparence. Les plus modérés dans leur parti étoient encore les royalistes revenus avec le roi, et qui ne l'avoient pas quitté pendant tout le cours de son exil : le comte de Blacas, le duc de Gramont, le duc de Castries, le comte de Vaudreuil, etc.; leur conscience leur rendant témoignage qu'ils avoient agi de la manière la plus noble et la plus désintéressée selon leur opinion, ils étoient tranquilles et bienveillans. Mais ceux dont on avoit le plus de peine à contenir l'indignation vertueuse contre le parti de l'usurpateur, c'étoient les nobles ou leurs adhérens, qui avoient demandé des places à ce

Pythia.
Heut ſind es grade ſechzehn Jahr, daß dich
Dein Schickſal meiner Sorge hat vertraut.
Jon.
Ich werd' es dankbar preiſen immerfort.
Pythia.
Ich trat, wie eben jetzt, vor dieſe Pforte,
Frühmorgens in das Heiligthum zu gehn.
Da fand ich dich hier auf der Schwelle liegend,
Den neugebornen Säugling; zwar in Windeln
Gehüllt, in einem Körbchen wohl verwahrt,
Doch hatte kalter Nachtwind dich durchſchauert,
Auch mochteſt du wohl manche Stunde lang
Schon nach dem ſüßen Mutterbuſen ſchmachten:
Du zitterteſt und weinteſt.
Jon.
Ach ich Armer!
Pythia.
Wie? dacht' ich, hat der Dienerinnen eine
Den jungfräulichen Stand entehrt, und ſchiebt
Die Frucht des üpp'gen Betts, geheimer Luſt,
Dem Gotte zu? Und wollte ſchon gebieten,
Man ſolle vom geweihten Umkreiß dich
Entfernen, und der Wildniß überlaßen.
Jon.
So wär' ich, wie ein Traumbild nur vom Leben,
Bewußtlos in die Schattenwelt gewandert.
Pythia.
Betrachtend hob ich aus dem Korbe dich,
Du zappelteſt zu meiner Bruſt hinan,
Die niemals mütterliche Regung kannte.

même usurpateur pendant sa puissance, et qui s'en étoient séparés bien nettement le jour de sa chute. L'enthousiasme pour la légitimité de tel chambellan de Madame mère, ou de telle dame d'atour de Madame sœur, ne connoissoit point de bornes; et certes, nous autres que Bonaparte avoit proscrits pendant tout le cours de son règne, nous nous examinions pour savoir si nous n'avions pas été ses favoris, quand une certaine délicatesse d'âme nous obligeoit à le défendre contre les invectives de ceux qu'il avoit comblés de bienfaits.

On aperçoit souvent une arrogance contenue dans les aristocrates, mais certes les Bonapartistes en avoient eu plus encore pendant les jours de leur pouvoir; et du moins les aristocrates s'en tenoient alors à leurs armes ordinaires, les airs contraints, les politesses cérémonieuses, les conversations à voix basse, enfin tout ce que les yeux fins peuvent observer, mais que les caractères un peu fiers dédaignent. On pouvoit aisément deviner que les royalistes outrés se commandoient les égards qu'ils montroient au parti contraire; mais il leur en coûtoit plus encore d'en témoigner aux amis de la liberté, qu'aux généraux de Bonaparte; et ces derniers obtenoient d'eux les attentions que des sujets soumis doivent toujours, conformément à leur système, aux agens de l'autorité royale, quels qu'ils soient.

Les défenseurs des idées libérales, également opposés aux partisans de l'ancien et du nouveau despotisme, auroient pu se plaindre de se voir préférer les flatteurs de Bonaparte, qui n'offroient pour garantie à leur nouveau maître que le rapide abandon du précédent. Mais que leur importoient toutes les tracasseries misérables de la société? Il se peut cependant que de tels motifs aient excité les ressentimens d'une certaine classe de gens, au moins autant que les intérêts les plus essentiels. Mais étoit-ce une raison pour replonger le monde dans le malheur, par le rappel de Bonaparte, et pour jouer l'indépendance et la liberté de son pays tout ensemble?

Dans les premières années de la révolution, on pouvoit souffrir assez du terrorisme de la société, si l'on peut s'exprimer ainsi, et l'aristocratie se servoit habilement de sa vieille considération pour déclarer telle ou telle opinion hors de la bonne compagnie. Cette compagnie par excellence exerçoit jadis une grande juridiction : on avoit peur d'en être banni, on désiroit d'y être reçu, et toutes les prétentions les plus actives erroient autour des grands seigneurs et des grandes dames de l'ancien régime. Mais il n'existoit presque plus rien de pareil sous la restauration ; Bonaparte, en imitant grossièrement les cours, en avoit fini le prestige : quinze ans de despotisme militaire changent tout dans les mœurs d'un pays. Les jeunes nobles participoient à l'esprit de l'armée, ils conservoient encore les bonnes manières qu'ils tenoient de leurs parens; mais ils ne possédoient aucune instruction sérieuse. Les femmes ne se sentent nulle part le besoin d'être supérieures aux hommes, et quelques-unes seulement s'en donnoient la peine. Il restoit à Paris un très-petit nombre de personnes aimables de l'ancien régime, car les gens âgés étoient pour la plupart abattus par de longs malheurs, ou aigris par des colères opiniâtres. La conversation des hommes nouveaux avoit nécessairement plus d'intérêt, puisqu'ils avoient agi, puisqu'ils alloient en avant des événemens, à la suite desquels leurs adversaires se laissoient à peine traîner. Les étrangers recherchoient plus volontiers ceux qui s'étoient fait connoître pendant la révolution : ainsi, sous ce rapport, leur amour-propre devoit être satisfait. D'ailleurs l'ancien empire de la bonne compagnie de France consistoit dans les conditions difficiles exigées pour en faire partie, et dans la liberté des entretiens au milieu d'une société très-choisie : ces deux grands avantages ne pouvoient plus se retrouver.

Le mélange des rangs et des partis avoit fait adopter la méthode angloise des réunions nombreuses; elle interdit le choix parmi les invités, et par conséquent diminue de beaucoup le prix de l'invitation. La crainte qu'inspiroit le gouvernement impérial avoit détruit toute habitude d'indépendance dans la conversation; les François sous ce gouvernement étoient presque tous devenus diplomates, de façon que la société se passoit en propos insignifians, et qui ne rappeloient nullement l'esprit audacieux de la France. On n'avoit assurément rien à craindre en 1814 sous Louis XVIII; mais l'habitude de la réserve étoit prise, et d'ailleurs les courtisans vouloient qu'il fût du bon ton de ne pas parler politique, de ne traiter aucun sujet sérieux : ils espéroient refaire ainsi la nation frivole et par conséquent soumise; mais le seul résultat qu'ils obtinssent, c'étoit de rendre les entretiens insipides, et de se priver de tout moyen de connoître la véritable opinion de chacun.

Une société si peu piquante étoit pourtant un objet singulier de jalousie pour un grand nombre des courtisans de Bonaparte ; et de leurs mains vigoureuses ils auroient volontiers, comme Samson, renversé l'édifice afin de faire tomber la salle dans laquelle ils n'étoient pas admis au festin. Les généraux qu'illustroient des batailles gagnées vouloient être gentilshommes de la chambre, et que leurs femmes fussent dames du palais : singulière ambition pour un guerrier, qui se prétend le défenseur de la liberté ! Qu'est-ce donc que cette liberté? Est-ce seulement les biens nationaux, les grades militaires et les emplois civils? Est-ce l'argent et le pouvoir de quelques hommes, plutôt que de quelques autres dont il s'agit? Ou bien est-on chargé de la noble mission d'introduire en France le sentiment de la justice, la dignité dans toutes les classes, la fixité dans les principes, le respect pour les lumières et pour le méritpers onnel?

Néanmoins il eût été plus politique de donner à ces généraux des places de chambellan, puisque tel étoit leur désir; mais en vérité les vainqueurs de l'Europe auroient dû se trouver embarrassés de la vie de courtisan, et ils pouvoient bien permettre que le roi continuât de vivre dans son intérieur avec ceux dont il avoit pris l'habitude pendant de longues années d'exil. Qu'importe en Angleterre que tel ou tel homme soit dans la maison du roi? Ceux qui se vouent à cette carrière ne se mêlent d'ordinaire en rien des affaires publiques, et l'on n'a pas ouï dire que les Fox et les Pitt fussent bien désireux de remplir ainsi leur temps. C'est Napoléon qui pouvoit seul faire entrer dans la tête des soldats de la république toutes ces fantaisies de bourgeois gentilshommes qui les assujettissoient nécessairement à la faveur des cours. Qu'auroient dit Dugommier, Hoche, Joubert, Dampierre, et tant d'autres qui ont péri pour l'indépendance de leur pays, si pour récompense de leurs victoires on leur eût offert une place dans la maison d'un prince, quel qu'il fût? Mais les hommes formés par Bonaparte ont toutes les passions de la révolution, et toutes les vanités de l'ancien régime; pour obtenir le sacrifice de ces petitesses, il n'existoit qu'un moyen, c'étoit d'y substituer de grands intérêts nationaux.

Enfin, l'étiquette des cours dans toute sa rigueur ne peut guère se rétablir dans un pays qui s'en est déshabitué. Si Bonaparte n'avoit pas mêlé la vie des camps à tout cela, personne ne l'auroit supporté. Henri IV vivoit familièrement avec toutes les personnes distinguées de son temps; et Louis XI lui-même, Louis XI soupoit chez les bourgeois et les invitoit à sa table. L'empereur de Russie, les archiducs d'Autriche, les princes de la maison de Prusse, ceux d'Angleterre, enfin tous les souverains de l'Europe, vivent à quelques égards comme de simples particuliers. En France, au contraire, les princes de la famille royale ne sortent presque jamais du cercle de la cour. L'étiquette, telle qu'elle existoit jadis, est tout-à-fait en contradiction avec les mœurs et les opinions du siècle; elle a le double inconvénient de prêter au ridicule, et cependant d'exciter l'envie. On ne veut être exclu de rien en France, pas même des distinctions dont on se moque; et, comme on n'a point encore de route grande et publique pour servir l'état, on s'agite sur toutes les disputes auxquelles peut donner lieu le code civil des entrées à la cour. On se hait pour les opinions dont la vie peut dépendre, mais on se hait encore plus pour toutes les combinaisons d'amour-propre que deux règnes et deux noblesses ont développées et multipliées. Les François sont devenus si difficiles à contenter par l'accroissement infini des prétentions de toutes les classes, qu'une constitution représentative est aussi nécessaire au gouvernement pour le délivrer des réclamations sans nombre des individus, qu'aux individus pour les préserver de l'arbitraire du gouvernement.

CHAPITRE XI.

Du système qu'il falloit suivre en 1814 pour maintenir la maison de Bourbon sur le trône de France.

Beaucoup de personnes croient que, si Napoléon ne fût point revenu, les Bourbons n'avoient rien à redouter. Je ne le pense pas; mais, il faut en convenir du moins, c'étoit un terrible prétendant qu'un tel homme; et, si la maison d'Hanovre a pu craindre le prince Édouard, il étoit insensé de laisser Bonaparte dans une situation qui l'invitoit, pour ainsi dire, à former des projets audacieux.

M. de Talleyrand, en reprenant, dans le congrès de Vienne, presque autant d'ascendant sur les affaires de l'Europe que la diplomatie françoise en avoit exercé sous Bonaparte, a certainement donné une très-grande preuve de son adresse personnelle; mais le gouvernement de France ayant changé de nature, devoit-il se mêler des affaires d'Allemagne? Les justes ressentimens de la nation allemande n'étoient-ils pas encore trop récens pour être effacés? Le premier devoir des ministres du roi étoit donc de demander au congrès de Vienne l'éloignement de Bonaparte. Comme Caton dans le sénat de Rome, lorsqu'il répétoit sans cesse : *il faut détruire Carthage*, les ministres de France devoient mettre à part tout autre intérêt, jusqu'à ce que Napoléon ne fût plus en regard de la France et de l'Italie.

C'étoit sur la côte de Provence que les hommes zélés pour la cause royale pouvoient être utiles à leur pays, en le préservant de Bonaparte. Le simple bon sens des paysans suisses, je m'en souviens, les portoit à prédire, pendant la première année de la restauration, que Bonaparte reviendroit. Chaque jour, dans la société, l'on essayoit d'en convaincre ceux qui pouvoient se faire écouter à la cour; mais comme l'étiquette, qui ne règne qu'en France, ne permet pas d'approcher le monarque, et que la gravité ministérielle, autre inconséquence pour les temps actuels, éloignoit des chefs de l'état ceux qui auroient pu leur apprendre ce qui se passoit, une imprévoyance sans exemple a perdu la patrie. Toutefois, quand Bonaparte ne seroit pas débarqué à Cannes, le système suivi par les ministres, ainsi que nous avons tâché de le démontrer, avoit déjà com-

Wir Seherinnen müßen einſam leben,
Wir ſehn im Alter nicht ein jung Geſchlecht
Um uns emporblühn: Götterſprüche nur,
Durch unſer Haupt empfangen und geboren,
Sind unſre Söhne, die, wenn wir geſtorben,
Noch mächtig, unſichtbar, die Welt durchziehn,
Eingreifend in der Menſchen Thun und Wollen.
Wehmuth befiel mich, und ſie gab mir ein,
Vielleicht vergönne mir für meine Treue
Apoll die ſüße Zärtlichkeit zu fühlen,
Die eine Mutter an den Säugling knüpft.
Iſt doch ein leiblich Kind nur auch geſchenkt,
Und in dem Schooße, der es trägt, entfaltet
Geheimnißvoll es eine höh're Macht,
Wie du vom Himmel in den Arm mir fieleſt.
So ſiegte Mitleid über meine Strenge,
Und ich beſchloß, als Sohn dich zu erziehn.

Jon.

O daß es nimmer dich gereuen möge!

Pythia.

Noch hat es nicht. Als Kind umſpielteſt du
Holdſelig, voller Unſchuld, die Altäre,
Und wurdeſt mit dem Heiligſten vertraut.
Nun da du ſchlank empor zum Jüngling ſproßeſt,
Seh' ich in dir ein muthig frei Gemüth,
Doch ſtill und klar, nicht ungeſtüm verworren.
So bleib' und wachſe fort, daß man einſt ſage:
Zwar keinen Eltern, die zu großer That
Ihn rühmlich ſpornten, hatt' er nachzueifern,
Bei der Geburt ſchon Waiſe; doch ſtatt deſſen
Hat er an kühner Kraft gehaltnem Maaß

promis la restauration, et laissoit le roi sans force réelle au milieu de la France. Examinons d'abord la conduite que le gouvernement devoit tenir envers chaque parti; et concluons en rappelant les principes, d'après lesquels il falloit diriger les affaires et choisir les hommes.

L'armée étoit, dit-on, difficile à ramener. Sans doute, si l'on vouloit garder encore une armée propre à conquérir l'Europe et à établir le despotisme dans l'intérieur, cette armée devoit préférer Bonaparte comme chef militaire aux princes de la maison de Bourbon; rien ne pouvoit changer cette disposition. Mais si, tout en payant exactement les appointemens et les pensions des guerriers qui ont donné tant d'éclat au nom françois, on eût fait connoitre à l'armée qu'on n'avoit ni peur, ni besoin d'elle, puisqu'on étoit décidé à prendre pour guide une politique purement libérale et pacifique; si, loin d'insinuer tout bas aux officiers, qu'on leur sauroit bien bon gré d'appuyer les empiétemens de l'autorité, on leur avoit dit que le gouvernement constitutionnel, ayant le peuple pour lui, vouloit tendre à diminuer les troupes de ligne, à transformer les soldats en citoyens, et à changer l'activité guerrière en émulation civile : les officiers pendant quelque temps encore auroient regretté leur importance passée; mais la nation dont ils font partie plus que dans aucune autre armée, puisqu'ils sont pris dans toutes les classes, cette nation, satisfaite de sa constitution et rassurée sur ce qu'elle craint le plus au monde, le retour des priviléges des nobles et du clergé, auroit calmé les militaires, au lieu de les irriter par ses inquiétudes. Il ne falloit pas viser à imiter Bonaparte pour plaire à l'armée; on ne sauroit dans cet inutile effort se donner que du ridicule; mais, en adoptant un genre à soi tout différent, même tout opposé, on pouvoit obtenir le respect qui naît de la justice et de l'obéissance à la loi; cette route-là du moins n'étoit pas usée par les traces de Bonaparte.

Quant aux émigrés, dont les biens sont confisqués, on auroit pu, ainsi qu'on l'a fait en 1814, demander quelquefois encore une somme extraordinaire au corps législatif, pour acquitter les dettes personnelles du roi; et comme, sans le retour de Bonaparte, on n'auroit point eu de tributs à payer aux étrangers, les députés se seroient prêtés aux désirs du monarque, en respectant l'usage qu'il vouloit faire d'un supplément accidentel à sa liste civile (1). Qu'on se le demande avec sincérité, si en Angleterre, lorsque la cause des royalistes sembloit désespérée, on avoit dit aux émigrés : Louis XVIII remontera sur le trône de France, mais à condition de s'en tenir au pouvoir du roi d'Angleterre; et vous qui rentrerez avec lui, vous obtiendrez tous les dédommagemens et toutes les faveurs qu'un monarque selon vos vœux pourra vous accorder; mais si vous retrouvez de la fortune, ce sera par ses dons et non à titre de droits; et si vous acquérez du pouvoir, ce sera par vos talens personnels, et non par des priviléges de classe; n'auroient-ils pas souscrit à ce traité? Pourquoi donc se laisser enivrer par un moment de prospérité? et si, je me plais à le répéter, Henri IV qui avoit été protestant, et Sully qui l'étoit resté, savoient contenir les prétentions de leurs compagnons d'armes, pourquoi les ministres de Louis XVIII n'avoient-ils pas aussi l'art de gouverner les dangereux amis que Louis XVI avoit désignés lui-même dans son testament comme lui ayant beaucoup nui par un zèle mal entendu ?

---

(1) Le roi donna l'ordre, en 1815, que sur ce supplément les deux millions, déposés par mon père au trésor royal, fussent restitués à sa famille, et cet ordre devoit être exécuté à l'époque même du débarquement de Bonaparte. La justice de notre réclamation ne sauroit être contestée; mais je n'en admire pas moins la conduite du roi, qui, portant l'économie dans plusieurs de ses dépenses personnelles, ne vouloit point retrancher celles que l'équité recommandoit. Depuis le retour de Sa Majesté, le capital de deux millions nous a été payé en une inscription de cent mille livres de rente sur le grand livre. (*Note de l'auteur.*)

Le clergé existant, ou plutôt celui qu'on vouloit rétablir, étoit une autre difficulté qui se présentoit dès la première année de la restauration. La conduite du gouvernement doit être la même envers le clergé qu'envers toutes les classes : tolérance et liberté, à partir des choses telles qu'elles sont. Si la nation veut un clergé riche et puissant en France, elle saura bien le rétablir ; mais, si personne ne le souhaite, c'est aliéner de plus en plus la disposition des François à la piété, que de leur présenter la religion comme un impôt, et les prêtres comme des gens qui veulent s'enrichir aux dépens du peuple. On rappelle sans cesse les persécutions que les ecclésiastiques ont éprouvées pendant la révolution. C'étoit un devoir de les servir alors autant qu'on en avoit les moyens, mais le rétablissement de l'influence politique du clergé n'a point de rapport avec la juste pitié qu'ont inspirée les souffrances des prêtres : il en est de même de la noblesse, ses priviléges ne doivent point lui être rendus en compensation des injustices dont elle a été l'objet. De même aussi, parce que le souvenir de Louis XVI et de sa famille inspire un intérêt profond et déchirant, il ne s'ensuit pas que le pouvoir absolu soit la consolation nécessaire qu'il faille donner à ses descendans. Ce seroit imiter Achille qui faisoit immoler des esclaves sur le tombeau de Patrocle.

La nation existe toujours : c'est elle qui ne meurt point; et les institutions qu'il lui faut ne peuvent lui être ôtées sous aucun prétexte. Quand on peint les horreurs qui se sont commises en France, seulement avec l'indignation qu'elles doivent inspirer, tout le monde s'y associe; mais quand on en fait un moyen d'exciter à la haine contre la liberté, on dessèche les larmes que les regrets spontanés auroient fait couler.

Le grand problème que les ministres avoient à résoudre en 1814, ils pouvoient l'étudier dans l'histoire d'Angleterre. Il falloit prendre pour modèle la conduite de la maison d'Hanovre et non celle des Stuarts.

Mais, dira-t-on, quels effets merveilleux auroit donc produits la constitution angloise en France, puisque la charte qui s'en rapproche ne nous a point sauvés? D'abord on auroit eu plus de confiance dans la durée même de la charte, si elle eût été fondée sur un pacte avec la nation, et si l'on n'avoit pas vu la famille royale entourée de personnes qui professoient, pour la plupart, des principes inconstitutionnels. Personne n'a voulu bâtir sur un terrain aussi mouvant, et les factions sont restées debout pour attendre la chute de l'édifice.

Il importoit d'établir des autorités locales dans les villes et dans les villages, de créer des intérêts politiques dans les provinces, afin de diminuer l'ascendant de Paris, où l'on veut tout obtenir par la faveur. On pouvoit faire renaître le besoin de l'estime chez des individus qui s'en sont terriblement passés, en leur rendant nécessaire le suffrage de leurs concitoyens pour être députés. Une élection nombreuse pour la chambre des représentans (six cents députés au moins : la chambre des communes d'Angleterre en a davantage), auroit donné plus de considération au corps législatif, et par conséquent beaucoup de personnes honorables se seroient vouées à cette carrière. On a reconnu que la condition d'âge, fixée à quarante ans, étouffoit toute espèce d'émulation. Mais les ministres craignoient avant tout les assemblées délibérantes; et, s'en tenant à leur ancienne connoissance des premiers événemens de la révolution, c'est contre la liberté de la tribune qu'ils dirigeoient tous leurs efforts. Ils ne s'apercevoient pas que dans un état qui s'est enivré de l'esprit militaire, la tribune est une garantie au lieu d'être un danger, puisqu'elle relève la puissance civile.

Pour augmenter autant qu'on le pouvoit l'influence de la chambre des pairs, l'on ne devoit point s'astreindre à conserver tous les anciens sénateurs, s'ils n'avoient pas des droits à cet honneur par leur mérite personnel. La pairie devoit être héréditaire et composée sagement des anciennes familles de France qui lui donnoient de la dignité, et des hommes qui s'étoient acquis un nom honorable dans la carrière militaire ou civile. Les nouveaux auroient tiré du lustre des anciens, et les anciens des nouveaux; c'est ainsi qu'on auroit marché vers cette fusion constitutionnelle des classes, sans laquelle il n'y a jamais que de l'arrogance d'une part, et de la subalternité de l'autre.

Il importoit aussi de ne point condamner la chambre des pairs à délibérer en secret: c'étoit lui ôter le plus sûr moyen d'acquérir de l'ascendant sur les esprits. La chambre des députés, qui n'avoit cependant aucun titre vraiment populaire, puisqu'elle n'étoit point élue directement, exerçoit plus de pouvoir sur l'opinion que la chambre des pairs, par cela seul qu'on connoissoit et qu'on entendoit ses orateurs.

Enfin les François veulent le renom et le bonheur attachés à la constitution angloise, et cet essai vaut bien la peine d'être tenté; mais le système étant admis, il importe d'y conformer les discours, les institutions et les usages. Car il en est de la liberté comme de la religion; toute hypocrisie dans une belle chose révolte plus que son abjuration complète. Aucune adresse ne devoit être reçue, aucune proclamation ne devoit être faite, qui ne rappelât formellement le respect pour la constitution aussi-bien que pour le trône. La superstition de la royauté, comme toutes les autres, éloigne ceux que la simplicité du vrai auroit captivés.

L'éducation publique, non celle par les ordres religieux, à laquelle on ne peut revenir, mais une éducation libérale, l'établissement d'écoles d'enseignement mutuel dans tous les départemens, les universités, l'école polytechnique, tout ce qui pouvoit rendre à la France l'éclat des lumières, devoit être encouragé sous le gouvernement d'un prince aussi éclairé que Louis XVIII. C'étoit ainsi qu'on pouvoit détourner les esprits de l'enthousiasme militaire, et compenser à la nation la perte de cette fatale gloire qui fait tant de mal, soit qu'on l'obtienne, soit qu'on la perde.

Aucun acte arbitraire, et nous insisterons avec bonheur sur ce fait, aucun acte arbitraire n'a été commis pendant la première année de la restauration. Mais l'existence de la police formant un ministère comme sous Bonaparte, étoit en désaccord avec la justice et la douceur du gouvernement royal. La principale fonction de cette police étoit, comme nous l'avons dit, la censure des journaux, et leur esprit étoit détestable. En supposant que cette surveillance fût nécessaire, au moins falloit-il choisir les censeurs parmi les députés et les pairs; mais c'étoit violer tous les principes du gouvernement représentatif que de remettre aux ministres eux-mêmes la direction de l'opinion qui doit les juger et les éclairer. Si la liberté de la presse avoit existé en France, j'ose affirmer que Bonaparte ne seroit pas revenu; on auroit signalé le danger de son retour de manière à dissiper les illusions opiniâtres, et la vérité auroit servi de guide, au lieu de produire une explosion funeste.

Enfin le choix des ministres, c'est-à-dire, du parti dans lequel il falloit les chercher, étoit la condition la plus importante pour mettre en sûreté la restauration. Dans les temps où les esprits sont occupés des débats politiques, comme ils l'étoient jadis des querelles religieuses, l'on ne peut gouverner les nations libres qu'à l'aide des hommes qui sont d'accord avec les opinions de la majorité : je commencerai donc par signaler ceux qu'on devoit exclure, avant de désigner ceux qu'il falloit prendre.

Aucun des hommes qui ont commis un crime dans la révolution, c'est-à-dire, versé le sang innocent, ne peut être utile en rien à la France. Le public les repousse, et leur propre inquiétude les fait dévier en tous les sens. Repos pour eux, sécurité; car nul ne peut dire ce qu'il auroit fait dans de si grandes tourmentes. Celui qui n'a pas su tirer sa conscience et son honneur intacts de quelque lutte que ce soit, peut encore être assez adroit pour se servir lui-même, mais ne peut jamais servir sa patrie.

Parmi ceux qui ont pris une part active au gouvernement de Napoléon, un grand nom-

Zum hohen Vorbild ſich den Gott erwählt,
Als deſſen Eigenthum er aufgewachſen:
Den Gott, der bald mit Pfeil und Bogen ſpielt,
Bald mit der Leier allgewaltig trifft.
Jon.
Was du ermahneſt, wird mir zum Gebet.
Doch wirſt du zürnen, theure Pythia?
Ich kann's nicht bergen, daß mir deine Rede
Ein unruhvolles Sehnen hat erregt.
Pythia.
Sie ſollte nur dich zur Betrachtung leiten.
Jon.
Mir gnügte ſonſt, in Delphi ſtets zu wohnen;
Nun drängt mein Wunſch mich in die Welt hinaus.
Pythia.
Was hoffſt du Beßres jenſeit dieſer Haine?
Jon.
Die mir das Leben gaben, möcht' ich kennen.
Pythia.
Wie weckt' ich ſolch Verlangen deinem Sinn?
Jon.
Der Mutter Liebe ließeſt du mich ahnden.
Unnennbar muß es ſein, was ſie empfindet,
Wenn an ihr Herz ſie den als Jüngling drückt,
Den ſie gehegt hat unter ihrem Herzen,
Bevor er Luft und Licht des Himmels trank.
Unnennbar auch des Sohnes Zug zu ihr,
Wenn er der Mutter theuren Leib umfaßt,
Der ſeiner Kindheit ſüße Heimat war,
Der Stamm, auf dem er wuchs als blüh'nder Zweig,
Und der mit eignem Leben ihn genährt.

bre de militaires ont des vertus qui honorent la France, quelques administrateurs possèdent de rares talens dont on peut tirer avantage; mais les principaux chefs, mais les favoris du pouvoir, ceux qui se sont enrichis par la servitude, ceux qui ont livré la France à cet homme qui l'auroit respectée peut-être, s'il avoit rencontré quelque obstacle à son ambition, quelque fierté dans ses alentours, il n'est point de choix plus nuisibles à la dignité, comme à la sûreté de la couronne: s'il est dans le système des Bonapartistes de servir toujours la puissance, s'ils apportent leur science de despotisme au pied de tous les trônes, d'antiques vertus doivent-elles s'allier avec leur corruption? Si l'on vouloit repousser toute liberté, mieux auroit valu alors s'appuyer sur les royalistes purs, qui du moins étoient sincères dans leur opinion, et se faisoient un article de foi du pouvoir absolu; mais ces hommes dégagés de tout scrupule politique, comment compter sur leurs promesses? Ils ont de l'esprit, dit-on; ah! qu'il soit maudit, l'esprit, s'il dispense d'un seul sentiment vrai, d'un seul acte de moralité droit et ferme! Et de quelle utilité sont donc les facultés de ceux qui vous accablent, quand vous succombez? Qu'un grain noir se montre sur l'horizon, par degrés leur physionomie perd son empressement gracieux; ils commencent à raisonner sur les fautes qu'on a commises; ils accusent leurs collègues amèrement, et font des lamentations doucereuses sur leur maître; enfin, par une métamorphose graduée, ils se changent en ennemis, eux qui naguère avoient égaré les princes par leurs flatteries orientales.

Après avoir prononcé ces exclusions, il ne reste, et c'est un grand bien; il ne reste, dis-je, à choisir que des amis de la liberté, soit ceux qui ont conservé cette opinion sans la souiller depuis 1789, soit ceux plus jeunes qui la suivent maintenant, qui l'adoptent au milieu des efforts que l'on fait pour l'étouffer, génération nouvelle qui s'est montrée dans ces derniers temps, et sur laquelle l'avenir repose.

De tels hommes sont appelés à terminer la révolution par la liberté, et c'est le seul dénoûment possible à cette sanglante tragédie. Tous les efforts pour remonter le torrent feront chavirer la barque; mais faites entrer ce torrent dans les canaux, et toute la contrée qu'il ravageoit sera fertilisée.

Un ami de la liberté, ministre du roi, respecteroit le chef suprême de la nation, et seroit fidèle au monarque constitutionnel à la vie et à la mort; mais il renonceroit à ces flatteries officieuses qui nuisent à la vérité au lieu d'accroître l'attachement. Beaucoup de souverains de l'Europe sont très-obéis, sans exiger l'apothéose. Pourquoi donc en France les écrivains la prodiguent-ils en toute occasion? Un ami de la liberté ne souffriroit jamais que la France fût insultée par aucun homme qui dépendît en rien de l'autorité. N'entend-on pas dire à quelques émigrés que le roi seul est la patrie, qu'on ne peut se fier aux François, etc.? Quelle est la conséquence de ces propos insensés? Quelle est-elle? Qu'il faut gouverner la France par des armées étrangères. Quel blasphème! Quel attentat! Sans doute ces armées sont plus fortes que nous maintenant, mais elles n'auroient jamais l'assentiment volontaire d'un cœur françois; et, à quelque état que Bonaparte ait réduit la France, il y a dans un ministre, ami de la liberté, telle dignité de caractère, tel amour pour son pays, tel noble respect pour le monarque et pour la loi, qui écarteroient toutes les arrogances de la force armée, quels qu'en soient les chefs. De tels ministres, ne se permettant jamais un acte arbitraire, ne seroient point dans la dépendance du militaire; car c'est bien plus pour établir le despotisme que pour défendre le pays, que les divers partis ont courtisé les troupes de ligne. Bonaparte, comme dans les siècles de barbarie, prétendoit que tout le secret de l'ordre social consistoit dans les baïonnettes. Comment sans elles, dira-t-on, pourriez-vous faire marcher ensemble les protestans et les catholiques, les républicains et les vendéens? Tous ces élémens de discorde existoient sous des noms différens en Angleterre, en 1688; mais l'invincible ascendant d'une constitution, mise à flot par des pilotes habiles et sincères, a tout soumis à la loi.

Une assemblée de députés vraiment élus par la nation, exerce une puissance majestueuse; et les ministres du monarque, dans l'âme desquels on sentira l'amour de la patrie et de la liberté, trouveront partout des François qui les aideront, même à leur insu; parce qu'alors les opinions et non les intérêts formeront le lien entre le gouvernement et les gouvernés. Mais si vous chargez, ne cessons de le répéter, les individus qui haïssent les institutions libres, de les faire marcher, quelque honnêtes qu'ils soient, quelque résolus qu'ils puissent être à tenir leur promesse, sans cesse le désaccord se fera sentir, entre leur penchant involontaire, et leur impérieux devoir.

Les artistes du dix-septième siècle ont peint Louis XIV en Hercule, avec une grande perruque sur la tête; les doctrines surannées, reproduites à la tribune populaire, n'offrent pas une moindre disparate. Tout cet édifice des vieux préjugés qu'on veut rétablir en France, n'est qu'un château de cartes que le premier souffle de vent doit abattre. Il n'y a que deux forces à compter dans ce pays : l'opinion qui veut la liberté, et les troupes étrangères qui obéissent à leurs souverains : tout le reste n'est que bavardage.

Ainsi donc, dès qu'un ministre dira que ses concitoyens ne sont pas faits pour être libres, acceptez cet acte d'humilité pour sa part de François comme une démission de sa place; car le ministre qui peut nier le vœu presque universel de la France, la connoît trop mal pour être capable de diriger ses affaires.

CHAPITRE XII.

Quelle devoit être la conduite des amis de la liberté en 1814.

Les amis de la liberté, nous l'avons dit, pouvoient seuls servir d'une manière efficace à l'établissement de la monarchie constitutionnelle en 1814; mais quel parti devoient-ils prendre à cette époque? Cette question, non moins importante que la première, mérite aussi d'être traitée. Nous la discuterons sans détours, puisque nous sommes nous-mêmes persuadés qu'il étoit du devoir de tout bon François de défendre la restauration et la charte constitutionnelle.

Charles Fox, dans son histoire des deux derniers rois de la maison de Stuart, dit *qu'une restauration est d'ordinaire la plus dangereuse et la plus mauvaise de toutes les révolutions*. Il avoit raison en appliquant cette maxime aux deux règnes de Charles II et de Jacques II, dont il écrivoit l'histoire; il voyoit d'une part une dynastie nouvelle qui devoit sa couronne à la liberté, tandis que l'ancienne avoit cru qu'on la dépouilloit de son droit naturel, en limitant le pouvoir absolu, et s'étoit en conséquence vengée de tous ceux qui en avoient eu la pensée. Le principe de l'hérédité, si indispensable en général au repos des états, y nuisoit nécessairement dans cette circonstance. Les Anglois ont donc fait très-sagement d'appeler au trône la branche protestante, et leur constitution ne se seroit jamais établie sans ce changement. Mais, quand le hasard de l'hérédité vous a donné pour monarque un tel homme que Louis XVIII, dont les études sérieuses et la placidité d'âme s'accordent volontiers avec la liberté constitutionnelle; et lorsque d'un autre côté, le chef d'une dynastie nouvelle s'est montré pendant quinze années le despote le plus violent que l'on ait vu dans les temps modernes, comment une telle combinaison peut-elle rappeler en rien le sage Guillaume III, et le sanguinaire et superstitieux Jacques II?

Guillaume III, bien qu'il dût sa couronne à l'élection, trouvoit souvent les manières de la liberté peu gracieuses; et, s'il l'avoit pu, il se seroit fait despote tout comme son beau-père. Les souverains d'ancienne date, il est vrai, se croient indépendans du choix des peuples; les papes aussi pensent qu'ils sont infaillibles; les nobles s'enorgueillissent de leur généalogie; chaque homme et chaque classe a sa prétention disputée. Mais qu'avoit-on à craindre de ces prétentions en France maintenant ? L'on ne pouvoit redouter pour la liberté, dans la première époque de la restauration, que le malheur qui l'a frappée : un mouvement militaire, ramenant un chef despotique, dont le retour et la défaite servoient de motif et de prétexte à l'établissement des étrangers en France.

Louis XVIII étoit essentiellement magistrat, par son esprit et par son caractère. Autant il est absurde de regarder le passé comme le despote du présent, autant il est désirable d'ajouter, quand on le peut, l'appui de l'un au perfectionnement de l'autre. La chambre haute avoit l'avantage d'inspirer à quelques grands seigneurs le goût des institutions nouvelles. En Angleterre, les ennemis les plus décidés du pouvoir arbitraire, se trouvent parmi les patriciens du premier rang; et ce seroit un grand bonheur pour la France, si les nobles vouloient enfin aimer et comprendre les institutions libres. Il y a des qualités attachées à une illustre naissance dont il est heureux que l'état profite. Un peuple tout de bourgeois auroit de la peine à se constituer au milieu de l'Europe, à moins qu'il n'eût recours à l'aristocratie militaire, la plus funeste de toutes pour la liberté.

Les guerres civiles doivent finir par des concessions mutuelles, et déjà l'on voyoit les grands seigneurs se plier à la liberté pour plaire au roi; la nation devoit gagner du terrain chaque jour; les limiers de la force, qui sentent où elle est, et se précipitent sur ses traces, ne se rattachoient point alors aux royalistes exagérés. L'armée commençoit à prendre un air libéral : c'étoit, il est vrai, parce qu'elle regrettoit son ancienne influence dans l'état; mais enfin la raison profitoit de l'humeur; l'on entendoit des généraux de Bonaparte s'essayer à parler liberté de la presse, liberté individuelle, à prononcer ces mots dont ils avoient reçu la consigne, mais qu'ils auroient fini par comprendre à force de les répéter.

Les hommes les plus respectables parmi les militaires souffroient des défaites de l'armée, mais ils reconnoissoient la nécessité d'arrêter les représailles continuelles qui détruiroient à la fin la civilisation. Car si les Russes devoient venger Moscou à Paris, et les François Paris à Pétersbourg, les promenades sanglantes des soldats à travers l'Europe anéantiroient les lumières et les jouissances de l'ordre social. D'ailleurs cette première entrée des étrangers effaçoit-elle les nombreux triomphes des François? N'étoient-ils pas encore présens à l'Europe entière? Ne parloit-elle pas de la bravoure des François avec respect? Et n'étoit-il pas juste alors, quoique cela fût douloureux, que les François à leur tour ressentissent les dangers attachés à leurs injustes guerres? Enfin l'irritation, qui portoit quelques individus à désirer de voir renverser un gouvernement proposé par les étrangers, étoit-elle un sentiment patriotique? Certainement les nations européennes n'avoient point pris les armes pour rétablir les Bourbons sur le trône; ainsi l'on ne devoit pas attribuer la coalition à l'ancienne dynastie : on ne pouvoit pas nier aux descendans de Henri IV qu'ils ne fussent françois, et Louis XVIII s'étoit conduit comme tel dans la négociation de la paix, lorsqu'après toutes les concessions faites avant son arrivée, il avoit su conserver intact l'ancien territoire de France. Il n'étoit donc pas vrai de dire que l'orgueil national exigeât de nouvelles guerres; la France avoit encore beaucoup de gloire, et si elle avoit su repousser Bonaparte, et devenir libre comme l'Angleterre, jamais elle n'auroit vu les étendards britanniques flotter une seconde fois sur ses remparts.

Pythia.
Und dieſe Freude haſt du nie gefühlt.

Jon.
Vergieb dem undankbaren Jon, Mutter,
Der außer dir noch eine Mutter ſucht.

Pythia.
Ich table nicht das kindliche Begehren,
Wär' ſie nur deſſen werth, die dich gebar.
Verſiegt war ihrer Liebe Quelle, wie
Sie dir den Trank aus ihrer Bruſt verſagt,
In bittern Tod hat ſie dich ausgeſtoßen.

Jon.
O ſchilt ſie nicht! Wer weiß, welch ein Verhängniß
Die Widerſtrebende mit hartem Zwang
Umſtrickt, daß ſie ſich heimlich mir entriß,
Und überſtandnes Weh mit neuem häufte.
Doch ſtreb' ich nach der Mutter nicht allein,
An meinem Vater möcht' ich auch hinaufſehn.
Oft hört' ich Fremden mit Entzücken zu,
Die das Orakel zu beſuchen kamen,
Wenn ſie mir rühmend ihr Geſchlecht berichtet.
Sie ſprachen ſtolz der Väter Namen aus,
Bei'm Angedenken ihrer Thaten wallte
Das edle Blut, das ſie von jenen erbten,
In ihren Wangen auf. So führten ſie
Den Urſprung bis in alte Zeit zurück,
Aus deren Nebel nur Heroen-Bilder
Mit wunderbarem Glanz der Nachwelt leuchten.
Nicht ſelten ſchloß ein Halbgott oder Gott,
Als erſter großer Ahnherr ihres Stamms
Sich an die ſchöne Reihe krönend an.

Aucune confiscation, aucun exil, aucune arrestation illégale n'a eu lieu pendant dix mois: quel progrès en sortant de quinze ans de tyrannie! A peine si l'Angleterre est arrivée à ce noble bonheur trente ans après la mort de Cromwell! Enfin il n'étoit pas douteux que dans la session suivante on n'eût décrété la liberté de la presse. Or, l'on peut appliquer à cette loi, la première d'un état libre, les paroles de l'écriture : « Que la lumière soit, et la lumière » fut. »

La plus grande erreur de la charte, le mode d'élection et les conditions d'éligibilité, étoit déjà reconnue par tous les hommes éclairés, et des changemens à cet égard auroient été la conséquence naturelle de la liberté de la presse, puisqu'elle met toujours les grandes vérités en évidence : l'esprit, le talent d'écrire, l'exercice de la pensée, tout ce que le règne des baïonnettes avoit étouffé se remontroit par degrés; et, si l'on a parlé constitution à Bonaparte, c'est parce qu'on avoit respiré pendant dix mois sous Louis XVIII.

Quelques vanités se plaignoient, quelques imaginations étoient inquiètes, les écrivains stipendiés, en parlant chaque jour à la nation de son bonheur, l'en faisoient douter; mais quand les champions de la pensée seroient entrés dans la lice, les François auroient reconnu la voix de leurs amis ; ils auroient appris de quels dangers l'indépendance nationale étoit menacée ; quels motifs ils avoient de rester en paix au-dehors comme au-dedans, et de regagner l'estime de l'Europe par l'exercice des vertus civiles. Les récits monotones des guerres se confondent dans la mémoire ou se perdent dans l'oubli ; l'histoire politique des peuples libres de l'antiquité est encore présente à tous les esprits, et sert d'étude au monde depuis deux mille ans.

CHAPITRE XIII.

Retour de Bonaparte.

NON jamais je n'oublierai le moment où j'appris par un de mes amis, le matin du 6 mars 1815, que Bonaparte étoit débarqué sur les côtes de France; j'eus le malheur de prévoir à l'instant les suites de cet événement, telles qu'elles ont eu lieu depuis, et je crus que la terre alloit s'entr'ouvrir sous mes pas. Pendant plusieurs jours, après le triomphe de cet homme, le secours de la prière m'a manqué complètement; et, dans mon trouble, il me sembloit que la divinité s'étoit retirée de la terre, et qu'elle ne vouloit plus communiquer avec les êtres qu'elle y a mis.

Je souffrois jusqu'au fond du cœur par mes circonstances personnelles; mais la situation de la France absorboit toute autre pensée. Je dis à M. de Lavalette, que je rencontrai presque à l'heure même où cette nouvelle retentissoit autour de nous : « C'en est fait de la liberté » si Bonaparte triomphe, et de l'indépendance » nationale s'il est battu. » L'événement n'a que trop justifié, ce me semble, cette triste prédiction.

L'on ne pouvoit se défendre d'une inexprimable irritation avant le retour et pendant le voyage de Bonaparte. Depuis un mois, tous ceux qui ont quelque connoissance des révolutions sentoient l'air chargé d'orages; on ne cessoit d'en avertir les alentours du gouvernement; mais plusieurs d'entre eux regardoient les amis inquiets de la liberté comme des relaps qui croyoient encore à l'influence du peuple, à la force des révolutions. Les plus modérés parmi les aristocrates pensoient que les affaires publiques ne devoient regarder que les gouvernans, et qu'il étoit indiscret de s'en occuper. On ne pouvoit leur faire comprendre que, pour savoir ce qui se passe dans un pays où l'esprit de liberté fermente, il ne faut négliger aucun avis, n'être indifférent à aucune circonstance, et se multiplier par l'activité, au lieu de se renfermer dans un silence mystérieux. Les partisans de Bonaparte étoient mille fois mieux instruits sur toutes choses que les serviteurs du roi; car les Bonapartistes, aussi-bien que leur maître, savoient de quelle importance peut être chaque individu dans les temps de trouble. Autrefois tout consistoit dans les hommes en place; maintenant ceux qui sont hors du gouvernement agissent plus sur l'opinion que le gouvernement lui-même, et par conséquent prévoient mieux l'avenir.

Une crainte continuelle s'étoit emparée de mon âme plusieurs semaines avant le débarquement de Bonaparte. Le soir, quand les beaux édifices de la ville étoient éclairés par les rayons de la lune, il me sembloit que je voyois mon bonheur et celui de la France comme un ami malade dont le sourire est d'autant plus aimable, qu'il va nous quitter bientôt. Lors donc qu'on me dit que ce terrible homme étoit à Cannes, je reculai devant cette certitude comme devant un poignard; mais, quand il ne fut plus possible d'y échapper, je ne fus que trop assurée qu'il seroit à Paris dans quinze jours. Les royalistes se moquoient de cette terreur; il falloit leur entendre dire que cet événement étoit le plus heureux du monde, parce qu'on alloit être débarrassé de Bonaparte, parce que les deux chambres alloient sentir la nécessité de donner au roi un pouvoir absolu, comme si cela se donnoit! Le despotisme, aussi-bien que la liberté, se prend et ne s'accorde pas. Je ne suis pas sûre que, parmi les ennemis de toute constitution, il ne s'en soit pas trouvé qui se réjouissoient du bouleversement qui pouvoit rappeler les étrangers, et les engager à imposer à la France un gouvernement absolu.

Trois jours se passèrent dans les espérances inconsidérées du parti royaliste. Enfin le 9 mars, on nous dit qu'on ne savoit rien du télégraphe de Lyon, parce qu'un nuage avoit empêché de lire ce qu'il annonçoit : je compris ce que c'étoit que ce nuage. J'allai le soir aux Tuileries pour faire ma cour au roi ; en le voyant, il me sembla qu'à travers beaucoup de courage il avoit une expression de tristesse, et rien n'étoit plus touchant que sa noble résignation dans un pareil moment. En sortant, j'aperçus sur les parois de l'appartement les aigles de Napoléon qu'on n'avoit pas encore ôtées, et elles me paroissoient redevenues menaçantes.

Le soir, dans une société, une de ces jeunes dames qui avoient contribué avec tant d'autres à l'esprit de frivolité qu'on vouloit opposer à l'esprit de faction, comme s'ils pouvoient lutter l'un contre l'autre ; une de ces jeunes dames, dis-je, s'approcha de moi, et se mit à plaisanter sur l'anxiété que je ne pouvois cacher : *Quoi!* me dit-elle, *madame, pouvez-vous craindre que les François ne se battent pas* *pour leur roi légitime contre un usurpateur?* Comment, sans se compromettre, répondre à cette phrase si bien faite? Mais, après vingt-cinq ans de révolution, devoit-on se flatter qu'une idée respectable, mais abstraite, la légitimité, auroit plus d'empire sur les soldats que tous les souvenirs de leurs longues guerres? En effet, aucun d'eux ne lutta contre l'ascendant surnaturel du génie des îles africaines; ils appelèrent le tyran au nom de la liberté; ils repoussèrent en son nom le monarque constitutionnel; ils attirèrent six cent mille étrangers au sein de la France, pour effacer l'humiliation de les y avoir vus pendant quelques semaines; et cet horrible jour du premier de mars, ce jour où Bonaparte remit le pied sur le sol de France, fut plus fécond en malheurs qu'aucune époque de l'histoire.

Je ne me livrerai point, comme on ne se l'est que trop permis, à des déclamations de tout genre contre Napoléon. Il a fait ce qu'il étoit naturel de faire, en essayant de regagner le trône qu'il avoit perdu, et son voyage de Cannes à Paris est une des plus grandes conceptions de l'audace que l'on puisse citer dans l'histoire. Mais que dire des hommes éclairés qui n'ont pas vu le malheur de la France et du monde dans la possibilité de son retour? On vouloit un grand général, dira-t-on, pour se venger des revers que l'armée françoise avoit éprouvés. Dans ce cas, Bonaparte n'auroit pas dû proclamer le traité de Paris; car s'il ne pouvoit pas reconquérir la barrière du Rhin, sacrifiée par ce traité, à quoi servoit-il d'exposer ce que la France possédoit en paix? Mais, répondra-t-on, l'intention secrète de Bonaparte étoit de rendre à la France ses barrières naturelles. N'étoit il pas certain alors que l'Europe devineroit cette intention, qu'elle se coaliseroit pour la combattre, et que, surtout à cette époque, la France ne pouvoit résister à l'Europe réunie? Le congrès étoit encore rassemblé, et bien que beaucoup de mécontentemens fussent motivés par plusieurs de ses résolutions, se pouvoit-il que les nations choisissent Bonaparte pour leur défenseur? Étoit-ce celui qui les avoit opprimées, qu'elles pouvoient opposer aux fautes de leurs princes? Les nations étoient plus violentes que les rois dans la guerre contre Bonaparte; et la France, en le reprenant pour chef, devoit s'attirer la haine des gouvernans et des peuples tout ensemble. Osera-t-on prétendre que ce fût pour les intérêts de la liberté qu'on rappeloit l'homme, qui s'étoit montré pendant quinze ans le plus habile dans l'art d'être le maître, un homme aussi violent que dissimulé ? On parloit de sa conversion, et l'on trouvoit des crédules à ce miracle ; certes, il falloit moins de foi pour ceux de Mahomet. Les amis de la liberté n'ont pu voir dans Bonaparte que la contre-révolution du despotisme, et le retour d'un ancien régime plus récent, mais par cela même plus redoutable ; car la nation étoit encore toute façonnée à la tyrannie, et ni les principes, ni les vertus publiques n'avoient eu le temps de reprendre racine. Les intérêts personnels seuls, et non les opinions, ont conspiré pour le retour de Bonaparte, et des intérêts forcenés qui s'aveugloient sur leurs propres périls, et ne comptoient pour rien le sort de la France.

Des ministres étrangers ont appelé l'armée françoise une armée parjure, et ce mot ne peut se supporter. L'armée qui abandonna Jacques II pour Guillaume III étoit donc parjure aussi, et de plus on se rallioit en Angleterre au gendre et à la fille pour détrôner le père, circonstance plus cruelle encore. Hé bien ! dira-t-on, soit : les deux armées ont trahi leur devoir. Je n'accorde pas même la comparaison : les soldats françois, pour la plupart au-dessous de quarante ans, ne connoissoient pas les Bourbons, et ils s'étoient battus depuis vingt années sous les ordres de Bonaparte; pouvoient-ils tirer sur leur général? Et, dès qu'ils ne tiroient pas sur lui, ne devoient-ils pas être entraînés à le suivre? Les hommes vraiment coupables sont ceux qui, après s'être approchés de Louis XVIII, après en avoir obtenu des grâces, et lui avoir fait des promesses, ont pu se réunir à Bonaparte; le mot, l'horrible mot de trahison est fait pour ceux-là; mais il est cruellement injuste de l'adresser à l'armée françoise. Les gouvernemens qui ont mis Bonaparte dans le cas de revenir, doivent s'accuser de son retour. Car, de quel sentiment naturel se seroit-on servi pour persuader à des soldats, qu'ils devoient tuer le général qui les avoit conduits vingt fois à la victoire? le général que les étrangers avoient destitué, qui s'étoit battu contre eux avec les François, il y avoit à peine une année? Toutes les réflexions qui nous faisoient haïr cet homme et chérir le roi, n'étoient à la portée ni des soldats, ni des officiers du second ordre. Ils avoient été fidèles quinze ans à l'empereur, cet empereur s'avançoit vers eux sans défense; il les appeloit par leur nom; il leur parloit des batailles qu'ils

Wie glücklich muß der ſein, der ſich verwandt
Dem Würdigſten mit gleichem Anſpruch weiß!
Pythia.
So manches Gut verliehen dir die Götter,
Vielleicht dieß Eine ſollſt du nicht genießen.
Jon.
Sag', haſt du keine Spur von meiner Abkunft?
Pythia.
Nein, keine die uns näher führen könnte.
Nur ſo viel glaub' ich ſicher einzuſehn,
Du kamſt auf Delphi's Boden nicht zur Welt.
Denn, wenn die Nachbarſchaft ſie in ſich faßte;
In ſechzehn Jahren hätte deine Eltern
Doch irgend wohl ein Zeichen mir verrathen.
Jon.
So ward ich aus der Fremde hergebracht.
Pythia.
Von einer Hand, die ganz verborgen blieb.
Jon.
Warum befragen wir Apollen nicht?
Pythia.
Du könnteſt hören, was dir nicht gefiele.
Jon.
Wem kann's mißfallen, ſein Geſchlecht zu wißen?
Pythia.
Wenn knechtiſche Geburt dich nun beſchämte?
Jon.
Seh'n denn wie ich der Sklaven Kinder aus?
Pythia.
Die Pflege kann des Blutes Art veredeln.
Jetzt biſt du einzig deiner Thaten Sohn,

avoient gagnées avec lui ; comment pouvoient-ils résister ? Dans quelques années le nom du roi, les bienfaits de la liberté, devoient captiver tous les esprits, et les soldats auroient appris de leurs parens à respecter le bonheur public. Mais il y avoit à peine dix mois que Bonaparte étoit éloigné, et son départ datoit d'un événement qui devoit désespérer les guerriers, l'entrée des étrangers dans la capitale de la France. Mais, diront encore les accusateurs de notre pays, si l'armée est excusable, que penserez-vous des paysans, des habitans des villes qui ont accueilli Bonaparte ? Je ferai dans la nation la même distinction que dans l'armée. Les hommes éclairés n'ont pu voir dans Bonaparte qu'un despote ; mais, par un concours de circonstances bien funestes, on a présenté ce despote au peuple comme le défenseur de ses droits. Tous les biens acquis par la révolution, auxquels la France ne renoncera jamais volontairement, étoient menacés par les continuelles imprudences du parti qui veut refaire la conquête des François, comme s'ils étoient encore des Gaulois ; et la partie de la nation qui craignoit le plus le retour de l'ancien régime, a cru voir dans Bonaparte un moyen de s'en préserver. La plus fatale combinaison qui pût accabler les amis de la liberté, c'étoit qu'un despote se mît dans leurs rangs, se plaçât, pour ainsi dire, à leur tête, et que les ennemis de toute idée libérale eussent un prétexte pour confondre les violences populaires, avec les maux du despotisme, et de faire ainsi passer la tyrannie sur le compte de la liberté même. Il est résulté de cette fatale combinaison, que les François ont été haïs par les souverains pour avoir voulu être libres, et par les nations pour n'avoir pas su l'être. Sans doute il a fallu de grandes fautes pour amener un tel résultat; mais les injures que ces fautes ont provoquées plongeroient toutes les idées dans la confusion, si l'on n'essayoit pas de montrer que les François, comme tout autre peuple ont été victimes des circonstances qu'amènent les grands bouleversemens dans l'ordre social.

Si l'on veut toutefois blâmer, n'y auroit-il donc rien à dire sur ces royalistes qui se sont laissé enlever le roi sans qu'une amorce ait été brûlée pour le défendre? Certes, ils doivent se rallier aux institutions nouvelles, puisqu'il est si manifeste qu'il ne reste plus rien à l'aristocratie de son ancienne énergie. Ce n'est pas assurément que les gentilshommes ne soient comme tous les François de la plus brillante bravoure, mais ils se perdent par la confiance dès qu'ils sont les plus forts, et par le découragement dès qu'ils sont les plus foibles : leur confiance aveugle vient de ce qu'ils ont fait un dogme de la politique ; et qu'ils se fient comme les Turcs au triomphe de leur foi. La cause de leur découragement, c'est que les trois quarts de la nation françoise étant à présent pour le gouvernement représentatif, dès que les adversaires de ce système n'ont pas six cent mille baïonnettes étrangères à leur service, ils sont dans une telle minorité qu'ils perdent tout espoir de se défendre. S'ils vouloient bien traiter avec la raison, ils redeviendroient ce qu'ils doivent être, alternativement l'appui du peuple et celui du trône.

CHAPITRE XIV.

De la conduite de Bonaparte à son retour.

Si c'étoit un crime de rappeler Bonaparte, c'étoit une niaiserie de vouloir masquer un tel homme en roi constitutionnel; du moment qu'on le reprenoit, il falloit lui donner la dictature militaire, rétablir la conscription, faire lever la nation en masse, enfin ne pas s'embarrasser de la liberté, quand l'indépendance étoit compromise. L'on déconsidéroit nécessairement Bonaparte en lui faisant tenir un langage tout contraire à celui qui avoit été le sien pendant quinze ans. Il étoit clair qu'il ne pouvoit proclamer des principes si différens de ceux qu'il avoit suivis, quand il étoit tout-puissant, que parce qu'il y étoit forcé par les circonstances; or, qu'est-ce qu'un tel homme quand il se laisse forcer? La terreur qu'il inspiroit, la puissance qui résultoit de cette terreur n'existoient plus; c'étoit un ours muselé qu'on entendoit murmurer encore, mais que ses conducteurs faisoient danser à leur façon. Au lieu d'obliger à parler constitution pendant des heures entières, un homme qui avoit en horreur les idées abstraites et les barrières légales, il falloit qu'il fût en campagne quatre jours après son arrivée à Paris, avant que les préparatifs des alliés fussent faits, et surtout pendant que l'étonnement causé par son retour ébranloit encore les imaginations. Il falloit qu'il soulevât les passions des Italiens et des Polonois; qu'il promît aux Espagnols d'expier ses fautes en leur rendant leurs Cortès; enfin qu'il prît la liberté comme arme et non comme entrave.

Quiconque est loup, agisse en loup,
C'est le plus certain de beaucoup.

Quelques amis de la liberté, cherchant à se faire illusion à eux-mêmes, ont voulu se justifier de se rattacher à Bonaparte en lui faisant signer une constitution libre; mais il n'y avoit point d'excuse pour servir Bonaparte ailleurs que sur le champ de bataille. Une fois les étrangers aux portes de la France, il falloit leur en défendre l'entrée : l'estime de l'Europe elle-même ne se regagnoit qu'à ce prix. Mais c'étoit dégrader les principes de la liberté, que d'en entourer un ci-devant despote; c'étoit mettre de l'hypocrisie dans les plus sincères des vérités humaines. En effet, comment Bonaparte auroit-il supporté la constitution qu'on lui faisoit proclamer? Lorsque des ministres responsables se seroient refusés à sa volonté, qu'en auroit-il fait? Et si ces mêmes ministres avoient été sévèrement accusés par les députés pour lui avoir obéi, comment auroit-il contenu le mouvement involontaire de sa main, pour faire signe à ses grenadiers d'aller une seconde fois chasser à coups de baïonnettes les représentans d'une autre puissance que la sienne?

Quoi! cet homme auroit lu tous les matins dans les journaux des insinuations sur ses défauts, sur ses erreurs! Des plaisanteries se seroient approchées de sa pate impériale, et il n'auroit pas frappé! Aussi l'a-t-on vu souvent prêt à rentrer dans son véritable caractère; et, puisque tel étoit ce caractère, il ne pouvoit trouver de force qu'en le montrant. Le jacobinisme militaire, l'un des plus grands fléaux du monde, s'il étoit encore possible, étoit l'unique ressource de Bonaparte. Quand il a prononcé les mots de loi et de liberté, l'Europe s'est rassurée: elle a senti que ce n'étoit plus son ancien et terrible adversaire.

Une grande faute aussi qu'on a fait commettre à Bonaparte, c'est l'établissement d'une chambre des pairs. L'imitation de la constitution angloise, si souvent recommandée, avoit enfin saisi les esprits françois, et, comme toujours, ils ont porté cette idée à l'extrême; car une pairie ne peut pas plus se créer du soir au lendemain qu'une dynastie; il faut, pour une hérédité dans l'avenir, une hérédité précédente. Vous pouvez sans doute, je le répète, associer des noms nouveaux aux noms anciens, mais il faut que la couleur du passé se fonde avec le présent. Or, que signifioit cette antichambre des pairs, dans laquelle se plaçoient tous les courtisans de Bonaparte? Il y en avoit parmi eux de fort estimables; mais on en pouvoit citer dont les fils auroient demandé qu'on leur épargnât le nom de leur père, au lieu de leur en assurer la continuité. Quel élément pour fonder l'aristocratie d'un état libre, celle qui doit mériter les égards du monarque aussi-bien que du peuple! Un roi, fait pour être respecté volontairement, trouve sa sécurité dans la liberté nationale; mais un chef redouté, qu'une moitié de la nation repousse, et que l'autre n'appelle que pour en obtenir des victoires, pourquoi cherchoit-il un genre d'estime qu'il ne pouvoit jamais obtenir? Bonaparte, au milieu de toutes les entraves qu'on lui a imposées, n'a pu montrer le génie qui lui restoit encore; il laissoit faire, il ne commandoit plus. Ses discours portoient l'empreinte d'un pressentiment funeste, soit qu'il connût la force de ses ennemis, soit qu'il s'impatientât de n'être pas le maître absolu de la France. L'habitude de la dissimulation, qui a toujours été dans son caractère, l'a perdu dans cette occasion; il a joué un rôle de plus avec sa facilité accoutumée; mais la circonstance étoit trop grave pour s'en tirer par la ruse, et l'action franche de son despotisme et de son impétuosité pouvoit seule lui donner une chance de succès au moins momentanés.

CHAPITRE XV.

De la chute de Bonaparte.

Je n'ai point encore parlé du guerrier qui a fait pâlir la fortune de Bonaparte, de celui qui, depuis Lisbonne jusqu'à Waterloo, l'a poursuivi comme cet adversaire de Macbeth, qui devoit avoir des dons surnaturels pour le vaincre. Ces dons surnaturels ont été le plus noble désintéressement, une inébranlable justice, des talens qui prenoient leur source dans l'âme, et une armée d'hommes libres. Si quelque chose peut consoler la France d'avoir vu les Anglois au sein de sa capitale, c'est qu'elle aura du moins appris ce que la liberté les a faits. Le génie militaire de lord Wellington ne sauroit être l'œuvre de la constitution de son pays; mais la modération, mais la noblesse de sa conduite, la force qu'il a puisée dans ses vertus, lui viennent de l'air moral de l'Angleterre; et ce qui met le comble à la grandeur de ce pays et de son général, c'est que, tandis que sur le sol ébranlé de la France les exploits de Bonaparte ont suffi pour en faire un despote sans frein, celui qui l'a vaincu, celui qui n'a pas encore fait une faute, ni perdu l'occasion d'un triomphe, Wellington, ne sera dans sa patrie qu'un citoyen sans pareil, mais aussi soumis à la loi que le plus obscur des hommes.

J'oserai le dire cependant, notre France n'auroit peut-être pas succombé, si tout autre que Bonaparte en eût été le chef. Il étoit très-habile dans l'art de commander une armée, mais il ne lui étoit pas donné de rallier une nation. Le gouvernement révolutionnaire lui-même s'entendoit mieux à faire naître l'enthousiasme, qu'un homme qui ne pouvoit être admiré que comme individu, mais jamais comme défenseur d'un sentiment, ni d'une idée. Les soldats se sont très-bien battus pour Bonaparte, mais la France, à son retour, a peu fait pour lui. D'abord il y avoit un parti nombreux contre Bonaparte, un parti nombreux pour le roi, qui ne croyoit pas devoir résister aux étrangers. Mais quand on auroit pu convaincre tous les François que, dans quelque situation que ce soit, le devoir d'un citoyen est de défendre l'indépendance de la patrie, personne ne se bat avec toute l'énergie dont il est capable, quand il s'agit seulement de repousser un mal, et non d'obtenir un bien. Le lendemain du

Und darfſt ſo mit den Edelſten dich meßen.
Doch nicht der Eltern Dienſtbarkeit beſorg' ich
Und dein Erröthen: noch weit unwillkommner
Könnt' ein Orakel deinen Urſprung melden.
Der Sterblichen verworrne Leidenſchaften
Kennſt du noch nicht, mein Sohn; ſie trennen und vereinen,
Was nicht getrennt, was nicht vereint ſoll ſein:
Im Ehbett lagert ſich die Buhlerei,
Und üppig Blut vermiſcht ſich mit ſich ſelber.
Was Wunder, wenn ſie ſolchen Bundes Frucht
Und ihrer finſtern Heimlichkeit Verräther,
Gewaltſam, fühllos, auszuſetzen eilen?
Jon.
Doch ſollte, wer verbrecheriſch ein Kind
Erzeugt, dem Gott es darzubieten wagen?
Pythia.
Mit dem Verbrechen ſtirbt die Scham vor Göttern,
So wie die Furcht vor Menſchen erſt erwacht.
Jon.
Weh! welchen Zweifel wirfſt du mir entgegen,
Woher vielleicht mein Leben ſich entſponnen!
Pythia.
Was deine That nicht war, darf dich nicht kümmern,
Bewahrſt du um ſo reiner nur dich ſelbſt.
Jon.
Allein bis dieſer nachtgewebte Schleier
Von meiner Herkunft weggehoben wird,
Muß ich als Fremdling fern von Menſchen ſtehn,
Und kann mich nicht in ihre Kreiße traulich
Verſchlingen: ich vernahm mit Schaudern wohl,
Wie ſich Unwißenheit des eignen Stamms

triomphe sur l'étranger, on étoit certain d'être asservi dans l'intérieur : la double force qui auroit fait repousser l'ennemi et renverser le despote, n'existoit plus dans une nation qui n'avoit conservé que du nerf militaire; ce qui ne ressemble point à l'esprit public.

D'ailleurs parmi ses adhérens mêmes, Bonaparte a recueilli les fruits amers de la doctrine qu'il avoit semée. Il n'avoit exalté que le succès, il n'avoit préconisé que les circonstances; dès qu'il s'agissoit d'opinion, de dévouement, de patriotisme, la peur qu'il avoit de l'esprit de liberté, le portoit à tourner en ridicule tous les sentimens qui pouvoient y conduire. Il n'y a pourtant que ces sentimens qui donnent de la persévérance, qui rattachent au malheur; il n'y a que ces sentimens dont la puissance soit électrique, et qui forment une association d'une extrémité d'un pays à l'autre, sans qu'on ait besoin de se parler pour être d'accord. Si l'on examine les divers intérêts des partisans de Bonaparte et de ses adversaires, on s'expliquera tout de suite les motifs de leurs dissentimens. Dans le midi comme dans le nord, les villes de fabriques étoient pour lui; les ports de mer étoient contre lui, parce que le blocus continental avoit favorisé les manufactures, et détruit le commerce. Toutes les différentes classes des défenseurs de la révolution, pouvoient à quelques égards préférer le chef dont l'illégitimité même étoit une garantie, puisqu'elle le plaçoit en opposition avec les anciennes doctrines politiques : mais le caractère de Bonaparte est si contraire aux institutions libres, que ceux de leurs partisans qui ont cru devoir se rattacher à lui, ne l'ont pas secondé de tous leurs moyens, parce qu'ils ne lui appartenoient pas de toute leur âme ; ils avoient une arrière-pensée, une arrière-espérance. S'il restoit, ce qui est fort douteux, une ressource à la France, lorsqu'elle avoit provoqué l'Europe, ce ne pouvoit être que la dictature militaire ou la république. Mais rien n'étoit plus insensé que de fonder une résistance désespérée sur un mensonge : on n'a jamais le tout d'un homme avec cela.

Le même système d'égoïsme qui a toujours guidé Bonaparte, l'a porté à vouloir à tout prix une grande victoire, au lieu d'essayer un système défensif qui convenoit peut-être mieux à la France, surtout si l'esprit public l'avoit soutenu. Mais il arrivoit en Belgique, à ce qu'on dit, portant dans sa voiture un sceptre, un manteau, enfin tous les hochets de l'empire, car il ne s'entendoit bien qu'à cette espèce de pompe mêlée de charlatanerie. Quand Napoléon revint à Paris après sa bataille perdue, il n'avoit sûrement aucune idée d'abdiquer, et son but étoit de demander aux deux chambres des secours en hommes et en argent, pour essayer une nouvelle lutte. Elles auroient dû tout accorder dans cette circonstance, plutôt que de céder aux puissances étrangères. Mais si les chambres ont peut-être eu tort, arrivées à cette extrémité, d'abandonner Bonaparte, que dire de la manière dont il s'est abandonné lui même?

Quoi ! cet homme qui venoit d'ébranler encore l'Europe par son retour, envoie sa démission comme un simple général, il n'essaye pas de résister ? Il y a une armée françoise sous les murs de Paris, elle veut se battre contre les étrangers, et il n'est pas avec elle, comme chef ou comme soldat ? Elle se retire derrière la Loire, et il traverse cette Loire pour aller s'embarquer pour mettre sa personne en sûreté, quand c'est par son propre flambeau que la France est embrasée ?

On ne sauroit se permettre d'accuser Bonaparte de manque de bravoure dans cette circonstance non plus que dans celles de l'année précédente. Il n'a pas commandé l'armée françoise pendant vingt années sans s'être montré digne d'elle. Mais il est une fermeté d'âme que la conscience peut seule donner; et Bonaparte, au lieu de cette volonté indépendante des événemens, avoit une sorte de foi superstitieuse à la fortune, qui ne lui permettoit pas de marcher sans elle. Du jour où il a senti que c'étoit bien le malheur qui s'emparoit de lui, il n'a pas lutté; du jour où sa destinée a été renversée, il ne s'est plus occupé de celle de la France. Bonaparte s'étoit intrépidement exposé à la mort dans la bataille, mais il n'a point voulu se la donner à lui-même, et cette résolution n'est pas sans quelque dignité. Cet homme a vécu pour donner au monde la leçon de morale la plus frappante, la plus sublime dont les peuples aient jamais été témoins. Il semble que la providence ait voulu, comme un sévère poëte tragique, faire ressortir la punition d'un grand coupable des forfaits mêmes de sa vie.

Bonaparte qui, pendant dix ans, avoit soulevé le monde contre le pays le plus libre et le plus religieux que l'ordre social européen ait encore formé, contre l'Angleterre, se remet entre ses mains; lui qui, pendant dix ans, l'avoit chaque jour outragée, en appelle à sa générosité; enfin, lui qui ne parloit des lois qu'avec mépris, qui ordonnoit si légèrement des emprisonnemens arbitraires, invoque la liberté des Anglois, et veut s'en faire un bouclier. Ah! que ne la donnoit-il à la France cette liberté! ni lui ni les François ne se seroient trouvés à la merci des vainqueurs.

Soit que Napoléon vive ou périsse, soit qu'il reparoisse ou non sur le continent de l'Europe, un seul motif nous excite à parler encore de lui, c'est l'ardent désir que les amis de la liberté en France séparent entièrement leur cause de la sienne, et qu'on se garde de confondre les principes de la révolution avec ceux du régime impérial. Il n'est point, je crois l'avoir montré, de contre-révolution aussi fatale à la liberté que celle qu'il a faite. S'il eût été d'une ancienne dynastie, il auroit poursuivi l'égalité avec un acharnement extrême, sous quelque forme qu'elle pût se présenter; il a fait sa cour aux prêtres, aux nobles et aux rois, dans l'espoir de se faire accepter pour monarque légitime; il est vrai qu'il leur disoit quelquefois des injures, et leur faisoit du mal quand il s'apercevoit qu'il ne pouvoit entrer dans la confédération du passé; mais ses penchans étoient aristocrates jusqu'à la petitesse. Si les principes de la liberté succombent en Europe, c'est parce qu'il les a déracinés de la tête des peuples; il a partout relevé le despotisme en lui donnant pour appui la haine des nations contre les François; il a défait l'esprit humain, en imposant, pendant quinze ans, à ses folliculaires, l'obligation d'écrire et de développer tous les systèmes qui pouvoient égarer la raison et étouffer les lumières. Il faut des gens de mérite en tout genre pour établir la liberté; Bonaparte n'a voulu d'hommes supérieurs que parmi les militaires, et jamais sous son règne une réputation civile n'a pu se fonder.

Au commencement de la révolution, une foule de noms illustres honoroit la France; et c'est un des principaux caractères d'un siècle éclairé que d'avoir beaucoup d'hommes remarquables, mais difficilement un homme au-dessus de tous les autres. Bonaparte a subjugué le siècle à cet égard, non qu'il lui fût supérieur en lumières, mais au contraire parce qu'il avoit quelque chose de barbare à la façon du moyen âge; il apportoit de la Corse un autre siècle, d'autres moyens, un autre caractère que tout ce que nous avions en France; cette nouveauté même a favorisé son ascendant sur les esprits; Bonaparte est seul là où il règne, et nulle autre distinction n'est conciliable avec la sienne.

On peut penser diversement sur son génie et sur ses qualités; il y a quelque chose d'énigmatique dans cet homme qui prolonge la curiosité. Chacun le peint sous d'autres couleurs, et chacun peut avoir raison du point de vue qu'il choisit; qui voudroit concentrer son portrait en peu de mots, n'en donneroit qu'une fausse idée. Pour arriver à quelque ensemble, il faut suivre diverses routes : c'est un labyrinthe, mais un labyrinthe qui a un fil, l'égoïsme. Ceux qui l'ont connu personnellement peuvent lui trouver dans son intérieur un genre de bonté dont le monde assurément ne s'est pas ressenti. Le dévouement de quelques amis vraiment généreux est ce qui parle le plus en sa faveur. Le temps éclaircira les divers traits de son caractère; et ceux qui veulent admirer tout homme extraordinaire, sont en droit de le trouver tel. Mais il n'a pu, mais il ne pourroit apporter que la désolation à la France.

Dieu nous en préserve donc et pour jamais! Mais que l'on se garde d'appeler Bonapartistes ceux qui soutiennent les principes de la liberté en France; car, avec bien plus de raison, on pourroit attribuer ce nom aux partisans du despotisme, à ceux qui proclament les maximes politiques de l'homme qu'ils proscrivent; leur haine contre lui n'est qu'une dispute d'intérêts, et le véritable amour des pensées généreuses n'y a point de part.

CHAPITRE XVI.

De la déclaration des droits proclamée par la chambre des représentans le 5 *juillet* 1815.

Bonaparte a signé sa seconde abdication le 22 juin 1815, et le 8 du mois suivant les troupes étrangères sont entrées dans la capitale. Pendant cet intervalle bien court, les partisans de Napoléon ont absorbé beaucoup de temps précieux à vouloir, contre le vœu national, assurer la couronne à son fils. La chambre des représentans d'ailleurs renfermoit dans son sein beaucoup d'hommes qui n'auroient sûrement pas été élus sans l'influence de l'esprit de parti : néanmoins il suffisoit que pour la première fois, depuis quinze ans, six cents François, choisis d'une manière quelconque par le peuple, fussent réunis et délibérassent en public, pour qu'on vît reparoître l'esprit de liberté et le talent de la parole. Des hommes, tout-à-fait nouveaux dans la carrière politique, ont improvisé à la tribune avec une supériorité remarquable ; d'autres, qu'on n'avoit pas entendus pendant le règne de Bonaparte, ont retrouvé leur ancienne vigueur ; et cependant, je le répète, on voyoit là des députés que la nation livrée à elle-même n'eût jamais acceptés. Mais telle est la force de l'opinion, quand on se sent en sa présence ; tel est l'enthousiasme qu'inspire une tribune d'où l'on se fait entendre à tous les esprits éclairés de l'Europe, que des principes sacrés, obscurcis par de longues années de despotisme, ont reparu en moins de quinze jours ; et dans quelles circonstances ont-ils reparu ! Quand des factions de toute espèce s'agitoient dans l'assemblée même, et quand trois cent mille soldats étrangers étoient sous les murs de Paris.

Un *bill* des droits, car j'aime à me servir dans cette occasion de l'expression angloise, elle ne rappelle que des souvenirs heureux et respectables ; un bill des droits fut proposé et adopté au milieu de ce désastre, et dans le peu de mots qu'on va lire, il existe une puissance immortelle, la vérité (1).

Je m'arrête à ce dernier acte, qui a précédé de quelques jours l'envahissement total de la France par les armées étrangères : c'est là

---

(1) L'auteur vouloit insérer ici la déclaration de la chambre des représentans, en en retranchant ce qui pourroit ne pas être d'accord avec les principes professés dans cet ou-

In Haß und Liebe ſchrecklich hat verirrt.
Es kann ein Sohn den nicht erkannten Vater
In raſchem Zorn erſchlagen, und als Braut
Bei Hymens Fackeln heim die Schweſter führen.
Was ſichert mich, den Fündling ohne Namen,
Vor unfreiwill'gem Frevel gleicher Art?

Pythia.

Apollo's Lieb' und ſeines Tempels Dienſt.
Erwart' in Ruh, bis die beſtimmte Zeit
Die Knoten deines Schickſals löſen wird,
Denn Vorwitz könnte ſie noch feſter ſchürzen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Phorbas mit Gefolge von Sklaven, die koſtbare Gefäße, Teppiche u. ſ. w. tragen.

Phorbas.

Seh' ich allhier die delphiſche Prophetin?

Pythia.

So iſt es. Was von ihr begehrend kommſt du?

Phorbas.

Zuvörderſt Heil dem Gott, der dich begeiſtert,
Dann ehrerbiet'ger Gruß dir, große Pythia!
Mich ſandten die Gebieter mit Geſchenken
Voraus, ob Phöbus günſtig ſie empfienge.
Denn ihn um Rath zu fragen, machten ſie
Sich auf den Weg, um Dinge von Gewicht.

que je finis mes considérations historiques. Et en effet il n'y a plus de France, tant que les armées étrangères occupent notre territoire. Tournons nos regards, avant de finir, vers les idées générales qui nous ont servi de guide pendant le cours de cet ouvrage; et présentons, s'il nous est possible, le tableau de cette Angleterre que nous n'avons cessé d'offrir pour modèle aux législateurs françois, en les accusant toutes les fois qu'ils s'en sont écartés.

---

vrage. Ce travail est d'une nature trop délicate pour que les éditeurs pussent se permettre d'y suppléer.

Ce chapitre n'est, comme on voit, qu'une ébauche. Des notes à la marge du manuscrit indiquoient les faits marquans dont madame de Staël avoit l'intention de parler, et les noms honorables qu'elle vouloit citer.

(*Note des éditeurs.*)

SIXIÈME PARTIE.

CHAPITRE PREMIER.

Les François sont-ils faits pour être libres?

Les François ne sont pas faits pour être libres, dit un certain parti parmi les François, qui veut bien faire les honneurs de la nation, au point de la représenter comme la plus misérable des associations d'hommes. Qu'y a-t-il en effet de plus misérable que de n'être capable, ni de respect pour la justice, ni d'amour de la patrie, ni de force d'âme, vertus dont la réunion, dont une seule peut suffire pour être digne de la liberté? Les étrangers ne manquent pas de s'emparer d'un tel propos, et de s'en glorifier, comme s'ils étoient d'une plus noble race que les François. Cette ridicule assertion ne signifie pourtant qu'une chose, c'est qu'il convient à de certains privilégiés d'être reconnus pour les seuls qui puissent gouverner sagement la France, et de considérer le reste de la nation comme des factieux.

C'est sous un point de vue plus philosophique et plus impartial que nous examinerons ce qu'on entend par un peuple fait pour être libre. Je répondrois simplement : c'est celui qui veut l'être. Car je ne crois pas qu'il y ait dans l'histoire l'exemple d'une volonté de nation qui n'ait pas été accomplie. Les institutions d'un pays, toutes les fois qu'elles sont au-dessous des lumières qui y sont répandues, tendent nécessairement à s'élever au même niveau. Or, depuis la vieillesse de Louis XIV jusqu'à la révolution françoise, l'esprit et la force ont été chez les particuliers, et le déclin dans le gouvernement. Mais, dira-t-on, les François pendant la révolution n'ont pas cessé d'errer entre les folies et les forfaits. S'il en étoit ainsi, il faudroit s'en prendre, je ne saurois trop le répéter, à leurs anciennes institutions politiques; car ce sont elles qui avoient formé la nation; et si elles étoient de nature à n'éclairer qu'une classe d'hommes, et à dépraver la masse, elles ne valoient assurément rien. Mais le sophisme des ennemis de la raison humaine, c'est qu'ils veulent qu'un peuple possède les vertus de la liberté avant de l'avoir obtenue; tandis qu'il ne peut acquérir ces vertus qu'après avoir joui de la liberté, puis que l'effet ne sauroit précéder la cause. La première qualité d'une nation qui commence à se lasser des gouvernemens exclusifs et arbitraires, c'est l'énergie. Les autres vertus ne peuvent être que le résultat graduel d'institutions qui aient duré assez long-temps pour former l'esprit public.

Il y a eu des pays, comme l'ancienne Égypte, où la religion s'étant identifiée avec la politique, a imprimé aux mœurs et aux habitudes des hommes un caractère passif et stationnaire. Mais en général on voit les nations se perfectionner, ou se détériorer, suivant la nature de leur gouvernement. Rome n'a point changé de climat, et cependant depuis les Romains jusqu'aux Italiens de nos jours, on peut parcourir toute l'échelle des modifications que les hommes subissent par la diversité des gouvernemens. Sans doute, ce qui constitue la dignité d'un peuple, c'est de savoir se donner le régime qui lui convient; mais cette œuvre peut rencontrer de grands obstacles; et l'un des plus grands est sans doute la coalition des vieux états européens pour arrêter le progrès des idées nouvelles. Il faut donc juger avec impartialité les difficultés et les efforts, avant de prononcer qu'un peuple n'est pas fait pour être libre, ce qui dans le fond est une phrase vide de sens : car peut-il exister des hommes auxquels la sécurité, l'émulation, le développement paisible de leur industrie, et la jouissance non troublée des fruits de leurs travaux, ne conviennent pas ? Et si une nation étoit condamnée par une malédiction du ciel à ne pratiquer jamais, ni la justice, ni la morale publique, pourquoi une partie de cette nation se croiroit-elle exempte de la malédiction prononcée sur la race? Si tous sont également incapables d'aucune vertu, quelle partie contraindra l'autre à en avoir ?

Depuis vingt-cinq ans, dit-on encore, il n'y a pas eu un gouvernement fondé par la révolution, qui ne se soit montré fou ou méchant. Soit, mais la nation a été sans cesse agitée par les troubles civils, et toutes les nations dans cet état se ressemblent. Il existe dans l'espèce humaine des dispositions qui se retrouvent toujours, quand les mêmes circonstances les mettent en dehors. Mais s'il n'y a pas eu une époque de la révolution à laquelle le crime n'ait eu sa part, il n'y en a pas une aussi où de grandes vertus ne se soient développées. L'amour de la patrie, la volonté d'assurer son indépendance à tout prix, se sont manifestés constamment dans le parti patriote; et si Bonaparte n'avoit pas énervé l'esprit public, en introduisant le goût de l'argent et des honneurs, nous aurions vu sortir des miracles du caractère intrépide et persévérant de quelques-uns des hommes de la révolution. Les ennemis même des institutions nouvelles, les Vendéens, ont montré le caractère qui fait les hommes libres. Quand on leur offrira la liberté sous ses véritables traits, ils s'y rallieront. Une résolution vive et un esprit ardent existent et existeront toujours en France. Il y a des âmes puissantes parmi ceux qui veulent la liberté; il y en a parmi les jeunes gens qui s'avancent, les uns dégagés des préjugés de leurs pères, les autres innocens de leurs crimes. Quand tout se voit, quand tout se saît de l'histoire d'une révolution; quand les intérêts les plus actifs excitent les plus violentes passions, il semble aux contemporains que rien de pareil n'ait souillé la face de la terre. Mais quand on se rappelle les guerres de religion en France, et les troubles de l'Angleterre, on aperçoit sous d'autres formes le même esprit de parti, et les mêmes forfaits produits par les mêmes passions.

Il me semble impossible de séparer le besoin d'un perfectionnement social du désir de s'améliorer soi-même ; et, pour me servir du titre de l'ouvrage de Bossuet, dans un sens différent de celui qu'il lui donne, la politique est sacrée, parce qu'elle renferme tous les mobiles qui agissent sur les hommes en masse, et les rapprochent ou les éloignent de la vertu.

Nous ne pouvons nous le dissimuler cependant, l'on n'a encore acquis en France que peu d'idées de justice. On n'imagine pas qu'un ennemi puisse avoir droit à la protection des lois, quand il est vaincu. Mais dans un pays où, pendant si long-temps, la faveur et la disgrâce ont disposé de tout, comment sauroit-on ce que c'est que des principes ? Le règne des cours n'a permis aux François que le développement des vertus militaires. Une classe très-resserrée se mêloit seule des affaires civiles ; et la masse de la nation n'ayant rien à faire, n'a rien appris et ne s'est point exercée aux vertus politiques. L'une des merveilles de la liberté angloise, c'est la multitude d'hommes qui s'occupent des intérêts de chaque ville, de chaque province, et dont l'esprit et le caractère sont formés par les occupations et les devoirs de citoyen. En France, on n'avoit l'occasion de s'exercer qu'à l'intrigue, et il faut long-temps avant d'oublier cette malheureuse science.

L'amour de l'argent, des titres, enfin de toutes les jouissances et de toutes les vanités sociales, a reparu sous le règne de Bonaparte : c'est le cortége du despotisme. Dans les fureurs de la démagogie, au moins la corruption n'étoit de rien; et, sous Bonaparte lui-même, plusieurs guerriers sont restés dignes, par leur désintéressement, du respect que les étrangers ont pour leur courage.

Sans reprendre ici la malheureuse histoire de nos désastres, disons-le donc hardiment, il y a de l'énergie dans la nation françoise, de la patience dans les maux, de l'audace dans l'entreprise, en un mot de la force; et les écarts en seront toujours à craindre, jusqu'à ce que des institutions libres fassent de cette force aussi de la vertu. De certaines idées communes, mises en circulation, sont souvent ce qui égare le plus le bon sens public, parce que la plupart des hommes les prennent pour des vérités. Il y a si peu de mérite à les trouver, qu'on est tenté de croire que la raison seule peut les faire adopter à tant de gens. Mais dans les temps de parti, les mêmes intérêts inspirent les mêmes discours, sans qu'ils acquièrent plus de vérité la centième fois qu'on les prononce.

Les François, dit-on, sont frivoles, les Anglois sont sérieux; les François sont vifs, les Anglois sont graves; donc il faut que les premiers soient gouvernés despotiquement, et que les autres jouissent de la liberté. Il est vrai que, si les Anglois luttoient encore pour cette liberté, on leur trouveroit mille défauts qui s'y opposeroient; mais le fait chez eux réfuté l'argument. Dans notre France les troubles sont apparens, tandis que les motifs de ces troubles ne peuvent être compris que par les hommes qui pensent. Les François sont frivoles, parce qu'ils ont été condamnés à un genre de gouvernement qui ne pouvoit se soutenir qu'en encourageant la frivolité; et, quant à la vivacité, les François en ont dans l'esprit bien plus que dans le caractère. Il y a, chez les Anglois, une impétuosité d'une nature beaucoup plus violente; et leur histoire en offre une foule de preuves. Qui auroit pu croire, il y a moins de deux siècles, que jamais un gouvernement régulier pût s'établir chez ces factieux insulaires? On ne cessoit alors sur le continent de les en déclarer incapables. Ils ont déposé, tué, renversé plus de rois, plus de princes et plus de gouvernemens que le reste de l'Europe ensemble; et cependant ils ont enfin obtenu le plus noble, le plus brillant et le plus religieux ordre social qui soit dans l'ancien monde. Tous les pays, tous les peuples, tous les hommes, sont propres à la liberté par leurs qualités différentes : tous y arrivent ou y arriveront à leur manière.

Mais, avant d'essayer de peindre l'admirable monument de la grandeur morale de l'homme, que l'Angleterre nous présente, jetons un coup d'œil sur quelques époques de son histoire, semblables en tout à celles de la révolution françoise. Peut-être se réconciliera-t-on avec les François, quand on verra en eux les Anglois d'hier.

Pythia.

Nach dieſer Zeug' und edlen Erzes Pracht
Muß deine Herrſchaft hochbegütert ſein.
Sag' ihre Heimat an, und ihren Namen.

Phorbas.

Ihr Wohnſitz prangt im herrlichen Athen.
Kreuſa, Erichthonius Enkelin,
Iſt meine Fürſtin; Xuthus, ihr Gemahl,
Führt jetzo dort das königliche Scepter.

Pythia.

Nicht unbekannt iſt Xuthus Name mir,
Wenn du vom Sohne des theſſal'ſchen Hellen,
Und Aeolus und Dorus Bruder ſprichſt.

Phorbas.

Derſelbe iſt's.

Pythia.

Er kam vor manchen Jahren,
Von ſeinen Brüdern ausgetrieben, her,
Und trug hier in den pyth'ſchen Wetteſpielen
Den Preis davon. Froh des errungnen Siegs
Befragt' er den Apoll um ſein Geſchlecht.
Ihm ward zur Antwort: wie ſein Vater Hellen
Auf das geſammte Volk der Griechen, und
Auf Einen Stamm der Brüder jeder künftig
Den eignen Namen übertragen werde,
So ſei für ſein verlornes Erbtheil ihm
Beſchieden zum Erſatz, in zweien Söhnen
Als Ahnherr zweier Stämme fortzuleben.

Phorbas.

Oft ward der Götterſpruch von ihm gerühmt,
Allein bis jetzt blieb die Erfüllung fern.

CHAPITRE II.

Coup d'œil sur l'histoire d'Angleterre.

Il m'est pénible de représenter le caractère anglois à son désavantage, même dans les temps passés. Mais cette nation généreuse écoutera sans peine tout ce qui lui rappelle que c'est à ses institutions politiques actuelles, à ces institutions que d'autres peuples peuvent imiter, qu'elle doit ses vertus et sa splendeur. La vanité puérile de se croire une race à part ne vaut certainement pas, aux yeux des Anglois, l'honneur d'encourager le genre humain par leur exemple. Aucun peuple de l'Europe ne peut être mis en parallèle avec les Anglois depuis 1688 : il y a cent vingt ans de perfectionnement social entre eux et le continent. La vraie liberté, établie depuis plus d'un siècle chez un grand peuple, a produit les résultats dont nous sommes les témoins; mais, dans l'histoire précédente de ce peuple, il y a plus de violences, plus d'illégalités, et à quelques égards plus d'esprit de servitude encore que chez les François.

Les Anglois citent toujours la Grande Charte comme le plus honorable titre de leur antique généalogie d'hommes libres; et en effet c'est une chose admirable qu'un tel contrat entre la nation et le roi. Dès l'année 1215, la liberté individuelle et le jugement par jurés y sont énoncés dans les termes dont on pourroit se servir de nos jours. A cette même époque du moyen âge, comme nous l'avons indiqué dans l'introduction, il y eut un mouvement de liberté dans toute l'Europe. Mais les lumières, et les institutions qu'elles font naître, n'étant point encore répandues, il ne résulta rien de stable de ce mouvement en Angleterre jusqu'en 1688, c'est-à-dire, près de cinq siècles après la Grande Charte. Pendant toute cette période, elle n'a pas cessé d'être enfreinte. Le successeur de celui qui l'avoit signée, le fils de Jean-sans-Terre, Henry III, fit la guerre à ses barons pour s'affranchir des promesses de son père. Les barons, dans cette circonstance, avoient protégé le tiers état pour s'appuyer de la nation contre l'autorité royale. Le successeur de Henry III, Édouard I^er^., jura onze fois la Grande Charte, ce qui prouve qu'il y manqua plus souvent encore. Ni les rois ni les nations ne tiennent les sermens politiques que lorsque la nature des choses commande aux souverains et satisfait les peuples. Guillaume-le-Conquérant avoit détrôné Harald ; la maison de Lancastre à son tour renversa Richard II, et l'acte d'élection qui appeloit Henry IV au trône, fut assez libéral pour être imité depuis par lord Sommers en 1688. A l'avénement de Henry IV en 1399, on voulut renouveler la Grande Charte, et du moins le roi promit de respecter les franchises et les libertés de la nation. Mais la nation ne sut pas alors se faire respecter elle-même. La guerre avec la France, les guerres intestines entre les maisons d'York et de Lancastre donnèrent lieu aux scènes les plus sanglantes, et aucune histoire ne nous offre autant d'atteintes portées à la liberté individuelle, autant de supplices, autant de conjurations de toute espèce. L'on finit, du temps du fameux Warwick, *le faiseur de rois*, par porter une loi qui enjoignoit d'obéir au souverain de fait, soit qu'il le fût ou non de droit, afin d'éviter les condamnations arbitrairement judiciaires, auxquelles les changemens de gouvernement devoient donner lieu.

Vint ensuite la maison de Tudor qui, dans la personne de Henry VII, réunissoit les droits des York et des Lancastre. La nation étoit fatiguée des guerres civiles. L'esprit de servitude remplaça pour un temps l'esprit de faction. Henry VII, comme Louis XI et le cardinal de Richelieu, subjugua la noblesse, et sut établir le despotisme le plus complet. Le parlement, qui depuis a été le sanctuaire de la liberté, ne servoit alors qu'à consacrer les actes les plus arbitraires par un faux air de consentement national; car il n'y a pas de meilleur instrument pour la tyrannie qu'une assemblée, quand elle est avilie. La flatterie se cache sous l'apparence de l'opinion générale, et la peur en commun ressemble presque à du courage; tant on s'anime les uns les autres dans l'enthousiasme du pouvoir. Henry VIII fut encore plus despote que son père, et plus désordonné dans ses volontés. Ce qu'il adopta de la réformation le servit merveilleusement pour persécuter tout à la fois les catholiques orthodoxes et les protestans de bonne foi. Il entraîna le parlement anglois à tous les actes de servitude les plus humilians. Ce fut le parlement qui se chargea des procès intentés aux innocentes femmes de Henry VIII. Ce fut lui qui sollicita l'honneur de condamner Catherine Howard, déclarant qu'il n'avoit pas besoin de la sanction royale pour porter le bill d'accusation contre elle, afin d'épargner au roi son époux, disoit-on, la douleur de la juger. Thomas Morus, l'une des plus nobles victimes de la tyrannie de Henry VIII, fut accusé par le parlement, ainsi que tous ceux dont le roi voulut la mort. Les deux chambres prononcèrent que c'étoit un crime de lèse-majesté, de ne pas regarder le mariage du roi avec Anne de Clèves comme légalement dissous; et le parlement, se dépouillant lui-même, décréta que les proclamations du roi devoient avoir force de loi, et qu'elles seroient considérées même comme ayant l'autorité de la révélation en matière de dogme : car Henry VIII s'étoit fait le chef de l'église en Angleterre, tout en conservant la doctrine catholique. Il falloit alors se dégager de la suprématie de Rome sans s'exposer à l'hérésie en fait de dogmes. C'est dans ce temps que fut faite la sanglante loi des six articles, qui établissoit les points de doctrine auxquels il falloit se conformer : la présence réelle, la communion sous une espèce, l'inviolabilité des vœux monastiques (malgré l'abolition des couvens), l'utilité des messes particulières, le célibat du clergé, et la nécessité de la confession auriculaire. Quiconque n'admettoit pas le premier point étoit brûlé comme hérétique; et qui rejetoit les cinq autres, mis à mort comme félon.

Le parlement remercia le roi de la divine étude, du travail et de la peine que sa majesté avoit consacrés à la rédaction de cette loi. Néanmoins Henry VIII ouvrit le chemin à la réformation religieuse; elle fut introduite en Angleterre par ses amours coupables, comme la Grande Charte avoit dû son existence aux crimes de Jean-sans-Terre. Ainsi cheminent les siècles, marchant, sans le savoir, vers le but de la destinée humaine.

Le parlement, sous Henry VIII, violenta les consciences aussi-bien que les personnes. Il ordonna, sous peine de mort, de considérer le roi comme chef de l'église; et tous ceux qui s'y réfusèrent périrent martyrs de leur courage. Les parlemens changèrent quatre fois la religion de l'Angleterre. Ils consacrèrent le schisme de Henry VIII et le protestantisme d'Édouard VI; et lorsque la reine Marie fit jeter dans les flammes des vieillards, des femmes, des enfans, espérant ainsi plaire à son fanatique époux, ces atrocités furent encore sanctionnées par le parlement naguère protestant.

La réformation reparut avec Élisabeth, mais l'esprit du peuple et du parlement n'en fut pas moins servile. Cette reine eut toute la grandeur que peut donner un despotisme conduit avec modération. On pourroit comparer le règne d'Élisabeth en Angleterre à celui de Louis XIV en France.

Élisabeth avoit plus d'esprit que Louis XIV; et, se trouvant à la tête du protestantisme, dont la tolérance est le principe, elle ne put, comme le monarque françois, joindre le fanatisme au pouvoir absolu. Le parlement, qui avoit comparé Henry VIII à Samson pour la force, à Salomon pour la prudence, et à Absalon pour la beauté, envoya son orateur déclarer à genoux, à la reine Élisabeth qu'elle étoit une divinité. Mais ne se bornant pas à ces servilités fades, il se souilla d'une flatterie sanglante, en secondant la criminelle haine d'Élisabeth contre Marie Stuart; il lui demanda la condamnation de son ennemie, voulant ainsi dérober à la reine la honte de ce qu'elle désiroit; mais il ne fit que se déshonorer à sa suite.

Le premier roi de la maison de Stuart, aussi foible, quoique plus régulier dans ses mœurs que le successeur de Louis XIV, professa constamment la doctrine du pouvoir absolu, sans avoir dans son caractère de quoi la maintenir. Les lumières s'étendoient de toutes parts. L'impulsion donnée à l'esprit humain, au commencement du seizième siècle, se propageoit de plus en plus; la réforme religieuse fermentoit dans toutes les têtes. Enfin la révolution éclata sous Charles Ier.

Les principaux traits d'analogie entre la révolution d'Angleterre et celle de France sont : un roi conduit à l'échafaud par l'esprit démocratique, un chef militaire s'emparant du pouvoir, et la restauration de l'ancienne dynastie. Quoique la réforme religieuse et la réforme politique aient beaucoup de rapports ensemble, cependant, quand le principe qui met les hommes en mouvement, tient de quelque manière à ce qu'ils croient leur devoir, ils conservent plus de moralité que quand leur impulsion n'a pour mobile que le désir de recouvrer leurs droits. La passion de l'égalité étoit pourtant telle en Angleterre, qu'on mit la princesse de Gloucester, fille du roi, en apprentissage chez une couturière. Plusieurs traits non moins étranges dans ce genre, pourroient être cités, quoique la direction des affaires publiques, pendant la révolution d'Angleterre, ne soit pas descendue dans des classes aussi grossières qu'en France. Les communes, ayant acquis plus tôt de l'importance par le commerce, étoient plus éclairées. Les nobles, qui de tout temps s'étoient ralliés à ces communes contre les usurpations du trône, ne faisoient point caste à part comme chez les François. La fusion des états, qui n'empêche point la distinction des rangs, existoit déjà depuis long-temps. En Angleterre, la noblesse de seconde classe étoit réunie avec les communes (1). Les familles de pairs étoient seules à part, tandis qu'en France on ne savoit où trouver la nation, et que chacun étoit impatient de sortir de la masse, pour entrer dans la classe des privilégiés. Sans aborder les discussions religieuses, l'on ne sauroit nier aussi que les opinions des protestans, étant fondées sur l'examen, sont plus favorables aux lumières et à l'esprit de liberté que le catholicisme, qui décide de tout d'après l'autorité, et considère les rois comme aussi infaillibles que les papes, à moins que les papes ne soient en guerre avec les rois. Enfin, et c'est sous ce rapport qu'il faut reconnoître l'avantage de la position insulaire, Cromwell n'imagina pas de faire des conquêtes sur le continent; il n'excita point la colère des rois, qui ne se crurent point menacés par les essais politiques d'un pays sans communication immédiate avec la terre européenne : encore moins les peuples prirent-ils parti dans la querelle, et les Anglois eurent l'insigne bonheur de n'avoir ni provoqué les étrangers, ni réclamé leurs secours. Les Anglois disent avec raison qu'ils n'ont eu dans leurs derniers troubles civils, rien qui ressemble aux dix-huit mois de la terreur en France. Mais, en embrassant l'ensemble de leur histoire, l'on verra trois rois déposés et tués, Édouard II, Richard II, et Henry VI; un roi assassiné, Édouard V; Marie d'Écosse et Charles Ier. périssant sur l'échafaud; des princes du sang royal mourant

---

(1) Je rapporte ici le texte d'une adresse des communes, sous Jacques Ier., qui démontre évidemment cette vérité.

Déclaration de la chambre des communes sur ses priviléges, écrite par un comité choisi pour présenter cette adresse à Jacques Ier.

Les communes de ce royaume contiennent non-seulement les citoyens, les bourgeois, les cultivateurs, mais aussi toute la noblesse inférieure du royaume, chevaliers, écuyers, gentilshommes. Plusieurs d'entre'eux appartiennent aux premières familles; d'autres sont parvenus par leur mérite au grand honneur d'être admis au conseil privé de Votre Majesté, et ont obtenu des emplois très-honorables. Enfin, excepté la plus haute noblesse, les communes renferment toute la fleur et la puissance de votre royaume. Elles soutiennent vos guerres par leurs personnes, et vos trésors par leur argent: leurs cœurs font la force et la stabilité de votre royaume. Tout le peuple, qui consiste en plusieurs millions d'hommes, est représenté par nous de la chambre des communes.

Pythia.

Wie kam es, daß der Pallas heilig Volk
Den Fremdling ſich zum Oberhaupt erkor?

Phorbas.

Weil uns im ſchweren Kriege mit Euböa
Sein Arm und ſeine Schaaren beigeſtanden,
Ward er gewürdigt, mit Kreuſens Hand
Des alten Cekrops-Scepter zu empfangen.

Pythia.

Grünt außer ihr denn ſonſt kein andrer Zweig
Von Erichthonius erdentſproßnem Stamm?

Phorbas.

Sie iſt allein noch übrig in Athen.
Ach, deine Worte mahnen, Prieſterin,
Mich an die Unglücksfälle dieſes Hauſes,
Dem ich ein langes Leben treulich diente.
Voll Hoffnung fängt die Jugend ſtrebend an,
Und der Bemühung Früchte winken ihr
In goldnem Glanz; doch immer weicht das Ziel:
So ſchleicht das Alter unerfreulich näher,
Und ganz zum Nachtheil wenden ſich die Zeiten,
Daß wir, je mehr ſich die Erfahrung häuft,
Je minder ſtets erlebt zu haben wünſchen.
In beßern rüſt'gen Tagen pflegt' ich einſt
Die Kindheit des Erechtheus, deſſen Vater
Minervas vielgeliebter Zögling war.
Er wuchs heran zu reifer Männlichkeit,
Und wie in Heldenkämpfen ſeine Kraft,
So blühte ſeine Luſt in vielen Kindern.
Der Thracier Eumolpus überzog
Furchtbar Athen mit Krieg; mein frommer König,

de mort violente, des assassinats judiciaires en plus grand nombre que dans tous les autres états de l'Europe, et je ne sais quoi de dur et de factieux, qui n'annonçoit guère les vertus publiques et privées dont l'Angleterre donne l'exemple depuis un siècle. Sans doute, on ne sauroit tenir un compte ouvert des vices et des vertus de deux nations; mais, en étudiant l'histoire d'Angleterre, on ne commence à voir le caractère des Anglois tel qu'il s'élève progressivement à nos yeux depuis la fondation de la liberté, que dans quelques hommes pendant la révolution et sous la restauration. L'époque du retour des Stuarts, et les changemens opérés à leur expulsion, offrent encore de nouvelles preuves de l'influence toute-puissante des institutions politiques sur le caractère des nations. Charles II et Jacques II régnèrent, l'un arbitrairement, l'autre tyranniquement; et les mêmes injustices qui avoient souillé l'histoire d'Angleterre dans les temps anciens, se renouvelèrent à une époque où cependant les lumières avoient fait de très-grands progrès. Mais le despotisme produit partout et en tout temps à peu près les mêmes résultats; il ramène les ténèbres au milieu du jour. Les plus nobles amis de la liberté, Russel et Sidney, périrent sous le règne de Charles II, et bien d'autres moins célèbres furent de même condamnés à mort injustement. Russel refusa de racheter sa vie à la condition de reconnoître que la résistance au souverain, quelque despote qu'il soit, est contraire à la religion chrétienne. Algernon Sidney dit en montant sur l'échafaud : « Je viens ici mourir pour la bonne vieille » cause que j'ai chérie depuis mon enfance. » Le lendemain de sa mort, il se trouva des journalistes qui tournèrent en ridicule ces belles et simples paroles. La plus indigne de toutes les flatteries, celle qui livre les droits des nations au bon plaisir des souverains, se manifesta de toutes parts. L'université d'Oxford condamna tous les principes de la liberté, et se montra mille fois moins éclairée au dix-septième siècle que les barons au commencement du treizième. Elle proclama qu'il n'y avoit point de contrat mutuel, ni exprès, ni tacite, entre les peuples et les rois. C'est d'une ville destinée à être un foyer de lumières, que partit cette déclaration qui mettoit un homme au-dessus de toutes les lois divines et humaines, sans lui imposer ni devoirs ni frein. Locke, jeune encore, fut banni de l'université pour avoir refusé son adhésion à cette doctrine servile; tant il est vrai que les penseurs, de quelque objet qu'ils s'occupent, s'accordent toujours sur la dignité de l'espèce humaine. Quoique le parlement fût très-obéissant, on avoit encore peur de lui; et Louis XIV, sentant avec une sagacité remarquable qu'une constitution libre donneroit une grande force à l'Angleterre, corrompoit non-seulement le ministère, mais le roi lui-même, pour prévenir l'établissement de cette constitution. Ce n'étoit point cependant par la crainte de l'exemple, qu'il ne vouloit pas de liberté en Angleterre : la France étoit alors trop loin de tout esprit de résistance, pour qu'il pût s'en inquiéter; c'est uniquement, et les pièces diplomatiques le prouvent, parce qu'il considéroit le gouvernement représentatif comme une source de richesse et de puissance pour les Anglois. Il fit offrir à Charles II deux cent mille louis, s'il vouloit se déclarer catholique et ne plus convoquer de parlemens. Charles II et ensuite Jacques II acceptèrent ces subsides, sans oser en tenir toutes les conditions. Les premiers ministres, les femmes de ces premiers ministres, recevoient des présens de l'ambassadeur de France, en promettant de soumettre l'Angleterre à l'influence de Louis XIV. Charles II auroit souhaité, est-il dit dans les négociations que Dalrymple a publiées, faire venir des troupes françoises en Angleterre, pour s'en servir contre les amis de la liberté. On a peine à se convaincre de la vérité de ces faits, quand on connoît l'Angleterre du dix-huitième et du dix-neuvième siècles? Il y avoit encore des restes de l'esprit d'indépendance chez quelques membres du parlement; mais comme la liberté de la presse ne les soutenoit pas dans l'opinion, ils ne pouvoient opposer cette force à celle du gouvernement. La loi d'*Habeas corpus*, celle qui fonde la liberté individuelle, fut portée sous Charles II, et cependant il n'y eut jamais plus de violations de cette liberté que sous son règne, car les lois sans les garanties ne sont rien. Charles II se fit livrer tous les priviléges des villes, toutes leurs chartes particulières; rien n'est si facile à l'autorité centrale que d'écraser successivement chaque partie. Les juges, pour plaire au roi, donnèrent au crime de haute trahison une extension plus grande que celle qui avoit été fixée trois siècles auparavant sous le règne d'Édouard III. A cette sérieuse tyrannie se joignoit autant de corruption, autant de frivolité qu'on en a pu reprocher aux François à aucune époque. Les écrivains, les poëtes anglois, qui sont maintenant inspirés par les sentimens les plus vrais, et les vertus les plus pures, étoient sous Charles II des fats, quelquefois tristes, mais toujours immoraux. Rochester, Wicherley, Congrève surtout, font de la vie humaine des tableaux qui semblent la parodie de l'enfer. Là les enfans plaisantent sur la vieillesse de leurs pères; là les frères cadets aspirent à la mort de leur frère aîné. Le mariage y est traité selon les maximes de Beaumarchais : mais il n'y a point de gaieté dans ces saturnales du vice; les hommes les plus corrompus ne peuvent rire à l'aspect d'un monde, dont les méchans eux-mêmes ne sauroient se tirer. La mode, qui est encore la foiblesse des Anglois dans les petites choses, se jouoit alors de ce qu'il y a de plus important dans la vie. Charles II avoit sur sa cour, et sa cour avoit sur son peuple, l'influence que le régent a exercée sur la France. Et quand on voit dans les galeries d'Angleterre les portraits des maîtresses de ce roi, méthodiquement rangés ensemble, on ne peut se persuader, qu'il n'y ait guère plus de cent ans qu'une frivolité si dépravée secondoit chez les Anglois le pouvoir le plus absolu. Enfin Jacques II, qui manifestoit ouvertement les opinions que Charles II faisoit avancer par des mines souterraines, régna pendant trois ans avec une tyrannie heureusement sans mesure, puisque c'est à ses excès mêmes que la nation a dû la révolution paisible et sage, qui a fondé sa liberté. L'historien Hume, Écossois, partisan des Stuarts, et défenseur de la prérogative royale, comme un homme éclairé peut l'être, a plutôt adouci qu'exagéré les forfaits commis par les agens de Jacques II. J'insère ici seulement quelques-uns des traits de ce règne, tels qu'ils sont racontés par Hume.

« La cour avoit inspiré des principes si arbi» traires à tous ses serviteurs, que Feversham, » immédiatement après la victoire (de Sedge» moor) fit pendre plus de vingt prisonniers, » et qu'il continuoit ses exécutions, lorsque » l'évêque de Bath et de Wells lui représenta » que ces malheureux avoient droit à être jugés » dans les formes, et que leur supplice passe» roit pour un véritable meurtre. Mais ces re» montrances n'arrêtèrent pas l'humeur féroce » du colonel Kirke, soldat de fortune, qui, » dans un long service à Tanger, et par la fré» quentation des Maures, avoit contracté un » fonds d'inhumanité plus rare en Europe et chez » les nations libres. En entrant dans Bridgewa» ter, il fit conduire dix-neuf prisonniers au » gibet sans la moindre information. Ensuite,

» s'amusant de sa propre cruauté, il en fit exé-
» cuter un certain nombre pendant qu'il bu-
» voit avec ses compagnons à la santé du roi
» ou de la reine, ou du grand juge Jefferies;
» et, voyant leurs pieds tressaillir dans les con-
» vulsions de la mort, il s'écria qu'il falloit de
» la musique pour leur danse, et donna l'ordre
» que les tambours et les trompettes se fissent
» entendre. Il lui vint dans l'esprit de faire
» pendre trois fois le même homme, pour s'in-
» struire, disoit-il, par cette bizarre expé-
» rience; et chaque fois il lui demandoit s'il ne
» se repentoit pas de son crime; mais le mal-
» heureux s'obstinant à protester, malgré ce
» qu'il avoit souffert, qu'il étoit toujours dis-
» posé à s'engager dans la même cause, Kirke
» le fit pendre dans les chaînes. Mais rien n'é-
» gale la perfidie et la cruauté du trait que nous
» allons raconter. Une jeune fille demanda la
» vie de son frère en se jetant aux pieds du co-
» lonel Kirke, ornée de toutes les grâces de la
» beauté et de l'innocence en pleurs. Le cruel
» sentit enflammer ses désirs sans être attendri
» par l'amour ou par la clémence. Il promit ce
» qu'elle demandoit, à condition qu'elle consen-
» tiroit à tout ce qu'il souhaitoit. Cette pauvre
» sœur se rendit à la nécessité qu'on lui impo-

» soit; mais Kirke, après avoir passé la nuit
» avec elle, lui fit voir le lendemain, par la fenêtre, le frère adoré, pour lequel elle avoit
» sacrifié sa vertu, pendu à un gibet qu'on avoit
» élevé secrètement pendant la nuit. La rage
» et le désespoir s'emparèrent de cette malheureuse fille, et la privèrent de sa raison.
» Le pays entier, sans distinction de coupable
» et d'innocent, fut exposé aux ravages de ce
» barbare. Les soldats furent lâchés pour y
» vivre à discrétion; et son propre régiment,
» instruit par son exemple, excité par ses
» exhortations, se distingua par des outrages
» recherchés. Il les nommoit ironiquement ses
» *agneaux*, terme dont le souvenir s'est conservé long-temps avec horreur dans cette partie de l'Angleterre. L'implacable Jefferies lui
» succéda bientôt, et fit voir que les rigueurs
» judiciaires peuvent égaler ou surpasser les
» excès de la tyrannie soldatesque. Cet homme, qui se livroit par goût à la cruauté, s'étoit déjà fait connoître dans plusieurs procès
» auxquels il avoit présidé. Mais il partoit avec
» une joie de sauvage pour cette nouvelle commission, qui lui présentoit une moisson de
» mort et de destruction. Il commença par la
» ville de Dorchester, où trente rebelles furent

» traduits à son tribunal. Il les exhorta, mais
» en vain, à lui épargner, par une confession
» volontaire, la peine de faire leur procès.
» Vingt-neuf furent déclarés coupables; et, pour
» punir en même temps leur crime et leur désobéissance, il les fit conduire immédiatement au supplice. Il n'y en eut pas moins de
» deux cent quatre-vingt-douze qui reçurent
» la sentence de mort, et quatre-vingts furent
» exécutés sur-le-champ. Exeter devint ensuite
» le théâtre de ses cruautés. De deux cent quarante-trois personnes à qui l'on fit leur procès, la plus grande partie fut condamnée et
» livrée aux exécuteurs. Il transféra de là son
» tribunal à Taunton et à Wells. La consternation le précédoit partout. Ses menaces
» avoient frappé les jurés d'une telle épouvante, qu'ils donnoient leur *verdict* avec
» précipitation, et plusieurs innocens partagèrent le sort des coupables. En un mot, outre
» ceux qui furent massacrés par les commandans militaires, on en compte deux cent cinquante-un qui périrent par le bras de la justice. Tout le pays étoit jonché des membres
» épars des rebelles; dans chaque village, on
» voyoit exposé le cadavre de quelque misérable habitant; et l'inhumain Jefferies dé-

» ployoit toutes les rigueurs de la justice, sans » aucun mélange de pitié.

» De toutes les exécutions de cette affreuse » époque, les plus atroces furent celles de madame Gaunt et de lady Lisle, accusées d'avoir donné asile à des traîtres. Madame » Gaunt étoit une anabaptiste, connue par une » bienfaisance qui s'étendoit aux personnes de » tous les partis et de toutes les sectes. Un rebelle, qui connoissoit son humanité, eut recours à elle dans sa détresse, et trouva un refuge dans sa maison. Bientôt après, ayant entendu parler d'un acte qui offroit une amnistie » et des récompenses à ceux qui découvriroient » des criminels, il eut la bassesse de trahir sa » bienfaitrice, et de déposer contre elle. Il obtint grâce pour sa perfidie. Elle fut brûlée » vive pour sa charité.

» Lady Lisle étoit la veuve d'un régicide qui » avoit joui de beaucoup de faveur et de crédit » sous Cromwell. Elle étoit poursuivie pour » avoir donné asile à deux rebelles après la bataille de Sedgemoor. En vain cette femme âgée » disoit-elle, pour sa défense, que le nom de ces » rebelles ne se trouvoit dans aucune proclamation; qu'ils n'étoient condamnés par aucune » sentence; que rien ne prouvoit qu'elle eût pu

Nicht der Gewalt des Arms allein vertrauend,
Begehrte Rath der Seher, wie er ſicher
Des Sieges könnte ſein. Ein ſtreng Orakel
Ward ihm, das ſeine erſtgeborne Tochter
Als Opfer für die Unterird'ſchen forderte.
Da offenbarte ſich der freie Muth,
Dem mehr das Vaterland als alles gilt:
Nicht die Erwählte blos verſchmähte Zwang,
Die Schweſtern wollten ſie nicht überleben,
Und gaben ſich freiwill'gem Tode hin.
Unmündig noch blieb nur Kreuſa übrig,
Und ward durch ihrer Mutter Tod, die Trauer
Dahinriß, bald verwaiſt. Erechtheus ſchlug
Im Kampf den rieſenhaften Sohn Neptuns;
Allein Eumolpus Vater, ihn zu rächen,
Stieß mit dem Dreizack an die Felſenküſte,
Und nächtlich grauſe Tiefe, gähnend, ſchlang
Den Sieger ein. O wär' ich ihm gefolgt!
Denn ſeine Söhne konnten um die Herrſchaft
Nicht einig werden, daß die Aelt'ſten und
Das Volk, aus Furcht, es möchte die Parteiung
Ausbrechen in der Bürger Wechſelmord,
Sie ſämmtlich bannten aus Athens Gebiet.
Als nun der Krieg von den Euböern drohte,
Verhießen ſie dem, der den Feind zu dämpfen
Durch Liſt und Tapferkeit am meiſten hülfe,
Kreuſen zur Gemahlin und das Scepter,
Was Xuthus, wie du ſchon vernahmſt, erwarb.

Pythia.

Und ſegnet Fruchtbarkeit und Friede nicht
Das Land bei dieſer Eh' und ſeinem Reich?

» les connoître pour des partisans de Monmouth ; que, malgré le nom qu'elle portoit, » l'on savoit bien que son cœur avoit toujours » été attaché à la cause royale ; que personne » n'avoit versé plus de larmes qu'elle sur la » mort de Charles Ier. ; que son fils, élevé par » elle et dans ses principes, avoit combattu lui-» même contre les rebelles qu'on l'accusoit d'avoir recélés. Ces argumens n'émurent point » Jefferies, mais ils agirent sur les jurés qui » voulurent deux fois prononcer un *verdict* favorable, et furent deux fois renvoyés avec » des reproches et des menaces. Enfin on leur » arracha la fatale sentence, et elle fut exécutée. Le roi fut sourd à toute prière, et crut » s'excuser en répondant qu'il avoit promis à » Jefferies de ne pas faire grâce.

» Ceux qui échappoient à la mort étoient » condamnés à des amendes qui les réduisoient » à la mendicité ; et, si leur pauvreté les rendoit incapables de payer, ils subissoient le » fouet ou la prison. Le peuple auroit souhaité » dans cette occasion pouvoir distinguer entre » Jacques et ses agens ; mais on prit soin de » prouver qu'ils n'avoient rien fait que d'agréable à leur maître. Jefferies, à son retour, » fut créé pair pour ses éminens services, et

» bientôt après revêtu de la dignité de chancelier. »

Voilà ce qu'un roi pouvoit faire souffrir à des Anglois, et voilà ce qu'ils supportoient! C'est en 1686 que l'Angleterre donnoit à l'Europe de tels exemples de barbarie et de servitude; et, deux ans après, lorsque Jacques II fut déposé et la constitution établie, commença cette période de cent vingt-huit ans jusqu'à nos jours, dans laquelle il n'y a pas eu une session du parlement qui n'ait apporté un perfectionnement à l'ordre social.

Jacques II étoit bien coupable; cependant on ne peut se dissimuler qu'il y eut de la trahison dans la manière dont il fut abandonné. Ses filles lui enlevèrent la couronne. Les personnes qui lui avoient montré le plus d'attachement, et qui lui devoient le plus de reconnoissance, le quittèrent. Les officiers manquèrent à leur serment; mais selon une épigramme angloise, le succès ayant excusé cette trahison, on ne l'appela plus ainsi (1).

---

(1) *Treason does never prosper: what's the reason?*
Why, when it prospers, none dare call it treason.

La trahison ne réussit jamais; quelle en est la raison? La raison, c'est que, lorsqu'elle réussit, nul n'ose l'appeler trahison.

Guillaume III étoit un homme d'état, ferme et sage, accoutumé, par son emploi de stathouder en Hollande, à respecter la liberté, soit qu'il l'aimât naturellement ou non. La reine Anne, qui lui succéda, étoit une femme sans talens, et ne tenant avec force qu'à des préjugés. Quoiqu'elle fût en possession d'un trône qu'elle auroit dû céder à son frère, d'après les principes de la légitimité, elle conservoit un foible pour la doctrine du droit divin; et, bien que le parti des amis de la liberté l'eût faite reine, il lui inspiroit toujours un éloignement involontaire. Cependant les institutions politiques prenoient déjà tant de force, qu'au-dehors comme au-dedans, ce règne a été l'un des plus glorieux de l'Angleterre. La maison d'Hanovre acheva de garantir la réforme religieuse et politique; néanmoins, jusqu'après la bataille de Culloden en 1746, l'esprit de faction l'emporta encore souvent sur la justice. La tête du prince Édouard fut mise à prix pour 30,000 louis; et, tant qu'on craignit pour la liberté, l'on eut de la peine à se résoudre au seul moyen de l'établir, c'est-à-dire, au respect de ses principes, quelles que soient les circonstances.

Mais, si l'on lit avec soin le règne des trois

Georges, on y verra que la morale et la liberté n'ont cessé de faire des progrès. C'est un beau spectacle que cette constitution, vacillante encore en sortant du port, comme un vaisseau qu'on lance à la mer, et déployant enfin ses voiles, en donnant l'essor à tout ce qu'il y a de grand et de généreux dans l'âme humaine. Je sais que les Anglois prétendront qu'ils ont eu de tout temps plus d'esprit de liberté que les François; que, dès César, ils ont repoussé le joug des Romains, et que le code de ces Romains, rédigé sous les empereurs, ne fut jamais introduit dans les lois angloises; il est également vrai qu'en adoptant la réformation, les Anglois ont fondé tout à la fois, d'une manière plus ferme, la morale et la liberté. Le clergé, ayant toujours siégé au parlement avec les seigneurs laïques, n'a point eu de pouvoir distinct dans l'état, et les nobles anglois se sont montrés plus factieux, mais moins courtisans que les nobles françois. Ces différences, on ne sauroit le nier, sont à l'avantage de l'Angleterre. En France, la beauté du climat, le goût de la société, tout ce qui embellit la vie, a servi le pouvoir arbitraire, comme dans les pays du midi où les plaisirs de l'existence suffisent à l'homme. Mais, une fois que le besoin de la liberté s'est emparé des esprits, les défauts mêmes qu'on reproche aux François, leur vivacité, leur amour-propre, les attachent davantage à ce qu'ils ont résolu de conquérir. Ils sont le troisième peuple, en comptant les Américains, qui s'essaye au gouvernement représentatif, et l'exemple de leurs devanciers commence enfin à les diriger. De quelque manière que l'on considère chaque nation, on y trouve toujours ce qui lui rendra le gouvernement représentatif non-seulement possible, mais nécessaire. Examinons donc l'influence de ce gouvernement dans le pays qui, le premier, a eu la gloire de l'établir.

CHAPITRE III.

De la prospérité de l'Angleterre, et des causes qui l'ont accrue jusqu'à présent.

IL y avoit, en 1813, vingt et un ans que les Anglois étoient en guerre avec la France, et pendant quelque temps le continent entier s'étoit armé contre eux. L'Amérique même, par des circonstances politiques, étrangères aux intérêts de l'Europe, faisoit partie de cette coalition universelle. Depuis plusieurs années le respectable monarque de la Grande-Bretagne ne possédoit plus l'empire de ses facultés intellectuelles. Les grands hommes dans la carrière civile, Pitt et Fox, n'existoient plus, et personne encore n'avoit succédé à leur réputation : l'on ne pouvoit citer aucun nom historique à la tête des affaires, et le seul Wellington attiroit l'attention de l'Europe. Quelques ministres, plusieurs membres de l'opposition, des savans, des hommes de loi, des hommes de lettres, jouissoient d'une haute estime ; si d'un côté la France, à force de s'abaisser sous le joug d'un seul, avoit vu disparoître les réputations individuelles, de l'autre il y avoit tant de talens, d'instruction et de mérite chez les Anglois, qu'il étoit devenu très-difficile de primer au milieu de cette foule illustre.

En arrivant en Angleterre, aucun homme en particulier ne s'offroit à ma pensée : je n'y connoissois presque personne, mais j'y venois avec confiance. J'étois persécutée par un ennemi de la liberté ; je me croyois donc sûre d'une honorable pitié, dans un pays dont toutes les institutions étoient en harmonie avec mes sentimens politiques. Je comptois beaucoup aussi sur le souvenir de mon père pour me protéger, et je ne me suis pas trompée. Les vagues de la mer du Nord, que je traversois en venant de Suède, m'inspiroient encore de l'effroi, lorsque j'aperçus de loin l'île verdoyante qui seule avoit résisté à l'asservissement de l'Europe. Il n'y avoit là cependant que douze millions d'hommes ; car les cinq ou six millions de plus qui composent la population de l'Irlande ont souvent été livrés, pendant le cours de la dernière guerre, à des divisions intestines. Ceux qui ne veulent pas reconnoître l'ascendant de la liberté dans la puissance de l'Angleterre, ne cessent de répéter que les Anglois auroient été vaincus par

Bonaparte, comme toutes les nations continentales, s'ils n'avoient pas été protégés par la mer. Cette opinion ne peut être réfutée par l'expérience : mais, je n'en doute point, si par un coup du Léviathan la Grande-Bretagne se fût trouvée réunie au continent européen, sans doute elle eût plus souffert, sans doute ses richesses seroient diminuées, mais l'esprit public d'une nation libre est tel, que jamais elle n'eût subi le joug des étrangers.

Lorsque je débarquai en Angleterre, au mois de juin 1813, on venoit d'apprendre l'armistice conclu entre les puissances alliées et Napoléon. Il étoit à Dresde, et maître encore alors de se réduire au misérable sort d'empereur de la France jusqu'au Rhin, et de roi d'Italie. L'Angleterre probablement n'auroit point souscrit à ce traité, sa position étoit donc loin d'être favorable. Une longue guerre la menaçoit de nouveau ; ses finances paroissoient épuisées, à juger du moins de ses ressources d'après celles de tout autre pays de la terre. Un papier, tenant lieu de monnoie, étoit tombé d'un quart sur le continent ; et si ce papier n'eût pas été soutenu par l'esprit patriotique de la nation, il eût entraîné le bouleversement des affaires publiques et particulières. Les journaux de

France, en comparant l'état des finances des deux pays, représentoient toujours l'Angleterre comme abîmée de dettes, et la France comme maîtresse d'un trésor considérable. Le rapprochement étoit vrai, mais il falloit y ajouter que l'Angleterre disposoit par le crédit de moyens sans bornes, tandis que le gouvernement françois ne possédoit que l'or qu'il tenoit entre ses mains. La France pouvoit lever des milliards de contributions sur l'Europe opprimée, mais son souverain despotique n'auroit pu réussir dans un emprunt volontaire.

De Harwich à Londres on parcourt un grand chemin d'environ soixante-dix milles, qui est bordé presque sans intervalle par des maisons de campagne à droite et à gauche : c'est une suite d'habitations avec des jardins, interrompue par des villes. Presque tous les hommes sont bien vêtus, presque aucune cabane n'est en décadence, les animaux eux-mêmes ont quelque chose de paisible et de prospère, comme s'il y avoit des droits aussi pour eux dans ce grand édifice de l'ordre social. Les prix de toutes choses sont nécessairement fort élevés; mais ces prix sont fixes pour la plupart : il y a tant d'aversion pour l'arbitraire dans ce pays, qu'en dehors de la loi même on place la règle et puis l'usage, pour s'assurer, autant qu'on le peut, dans les moindres détails quelque chose de positif et de stable. C'étoit sans doute un grand inconvénient que la cherté des denrées produite par les impôts excessifs; mais si la guerre étoit indispensable, quelle autre que cette nation, c'est-à-dire que cette constitution, pouvoit y suffire? Montesquieu remarque avec raison que les pays libres paient beaucoup plus d'impôts que les pays gouvernés despotiquement : c'est qu'on ne sait pas encore, quoique l'exemple de l'Angleterre ait dû l'apprendre, toutes les richesses d'un peuple qui consent à ce qu'il donne, et considère les affaires publiques comme les siennes. Aussi le peuple anglois, loin d'avoir perdu par vingt ans de guerre, avoit-il gagné sous tous les rapports, au milieu même du blocus continental. L'industrie, devenue plus active et plus ingénieuse, suppléoit d'une manière étonnante aux produits qu'on ne pouvoit plus tirer du continent. Les capitaux exclus du commerce avoient été employés aux défrichemens et aux améliorations de l'agriculture dans plusieurs provinces; le nombre des maisons s'étoit augmenté partout, et l'accroissement de Londres depuis peu d'années est à peine croyable. Une branche

Phorbas.

Schon mancher Ernten reiche Frucht gedieh,
Seit ein gemeinſam Lager unſre Fürſtin
Mit dem erwählten König hat verbunden,
Und immer ſah'n wir keine ſchöne Saat
Von Kindern noch aus ſeinem Boden keimen.
Das Volk verlangt mit trüber Ungeduld
Nach einem Erben ſeines Königshauſes,
In deſſen wunderbarem Urſprung es
Sein uranfänglich Recht an Attika
Und ſeiner heimiſchen Erzeugung Bild
Erblickt, und darum auch in deſſen Fall
Den eignen Untergang voraus ſich deutet.
Die öde Kinderloſigkeit erſcheint
Den Murrenden ein Fluch der Pallas, weil
Die hohe Stadtbeſchirmerin unwillig
Auf Cekrops Stuhl den Fremdling ſitzen ſehe.
Voll Zuverſicht bot Xuthus oft ſchon an,
In Delphi's Gott zu dringen, wie ſich ihm
Der herrlichen Nachkommenſchaft Verheißung
Erfüllen möchte, die der längſt ertheilt.
Mit ungeſtümmem Eifer ſtimmte dann
Kreuſa bei und trieb auf das Vollbringen.
Doch, wenn es nahte, ſchien ein ſeltſam Zagen
Sie zu befallen, und es unterblieb.
Nun hat ſie endlich den Entſchluß behauptet,
Und beide nah'n verlangend dem Orakel.
Mir folget auf dem Fuß die Königin,
Und Xuthus weilt nur unterwegs noch eben
Bei des Trophonius Höhle, jenem dunkeln
Wahrſager Löſungen und Gegenmittel

de commerce tomboit-elle, une autre se relevoit aussitôt. Les propriétaires, devenus plus riches par la hausse des terres, consacroient une grande portion de leurs revenus à des établissemens de charité publique. Lorsque l'empereur Alexandre est arrivé en Angleterre, entouré par la multitude à laquelle il inspiroit un si juste empressement, il demandoit où étoit le peuple, parce qu'il ne voyoit autour de lui que des hommes vêtus comme la classe aisée l'est ailleurs. Tout ce qui se fait en Angleterre par des souscriptions particulières, est énorme : des hôpitaux, des maisons d'éducation, des missions, des sociétés chrétiennes, ont été non-seulement soutenus, mais multipliés pendant la guerre ; et les étrangers qui en éprouvoient les désastres, les Suisses, les Allemands, les Hollandois, n'ont cessé de recevoir de l'Angleterre des secours particuliers, produit des dons volontaires. Lorsque la ville de Leyde fut presque à demi renversée par l'explosion d'un bateau chargé de poudre, on vit paroître, peu de temps après, le pavillon anglois sur la côte de Hollande ; et, comme le blocus continental existoit alors dans toute sa rigueur, les habitans de la côte se crurent obligés à tirer sur ce vaisseau perfide : il arbora le signe de parlementaire, et fit savoir qu'il apportoit une somme d'argent considérable pour les citoyens de Leyde, ruinés par leur récent malheur.

Mais tous ces miracles de la prospérité généreuse, à quoi faut-il les attribuer? A la liberté, c'est-à-dire à la confiance de la nation dans un gouvernement qui fait de la publicité le premier principe des finances, dans un gouvernement éclairé par la discussion et par la liberté de la presse. La nation, qui ne peut être trompée sous un tel ordre de choses, sait l'usage des impôts qu'elle paie, et le crédit public soutient l'incroyable poids de la dette angloise. Si, sans s'écarter des proportions, on essayoit quelque chose de semblable dans les états non-représentatifs du continent européen, on ne pourroit aller au second pas d'une telle entreprise. Cinq cent mille propriétaires de fonds publics sont une grande garantie du paiement de la dette, dans un pays où l'opinion et l'intérêt de chaque homme ont de l'influence. La justice, qui est synonyme de l'habileté en matière de crédit, est portée si loin en Angleterre, qu'on n'a pas confisqué les rentes des François, pendant qu'ils s'emparoient de tous les biens des Anglois en France. On n'a pas même fait supporter aux étrangers l'impôt sur le revenu de la dette, payé par les Anglois eux-mêmes. Cette bonne foi parfaite, le sublime du calcul, est la base des finances d'Angleterre, et la confiance dans la durée de cette bonne foi tient aux institutions politiques. Le changement des ministres, quels qu'ils soient, ne peut porter aucune atteinte au crédit, puisque la représentation nationale et la publicité rendent toute dissimulation impossible. Les capitalistes qui prêtent leur argent, sont les hommes du monde qu'il est le plus difficile de tromper.

Il existe encore de vieilles lois en Angleterre qui mettent quelques entraves aux diverses entreprises de l'industrie dans l'intérieur; mais on les abolit par degré, et d'autres sont tombées en désuétude. Aussi chacun se crée-t-il des ressources, et nul homme doué de quelque activité ne peut-il être en Angleterre, sans trouver le moyen de s'enrichir en contribuant au bien de l'état. Le gouvernement ne se mêle jamais de ce que les particuliers peuvent faire aussi bien que lui : le respect pour la liberté individuelle s'étend à l'exercice des facultés de chacun, et la nation est si jalouse de s'administrer elle-même, quand cela se peut, qu'à beaucoup d'égards on manque à Londres de la police nécessaire à l'agrément de la ville, parce que les ministres ne peuvent pas empiéter sur les autorités locales.

La sécurité politique, sans laquelle il ne peut y avoir ni crédit ni capitaux accumulés, ne suffit pas encore pour développer toutes les ressources d'une nation : il faut que l'émulation anime les hommes au travail, tandis que les lois leur en assurent le fruit. Il faut que le commerce et l'industrie soient honorés, non par des récompenses données à tel ou tel individu, ce qui suppose deux classes dans un pays, dont l'une se croit le droit de payer l'autre; mais par un ordre de choses qui permette à chaque homme de s'élever au plus haut rang s'il le mérite. Hume dit *que le commerce a encore plus besoin de dignité que de liberté*. En effet, l'absurde préjugé qui interdisoit aux nobles de France d'entrer dans le commerce, nuisoit plus que tous les autres abus de l'ancien régime au progrès des richesses françoises. Il y a des pairies en Angleterre accordées nouvellement à des négocians de première classe : une fois pairs, ils ne restent pas dans le commerce, parce qu'ils sont censés devoir servir autrement la patrie; mais ce sont leurs fonctions de magistrats, et non des préjugés de caste qui les éloignent de l'état de négociant, dans lequel les fils cadets des plus grands seigneurs entrent sans hésiter, quand les circonstances les y appellent. La même famille tient souvent à des pairs d'une part, et de l'autre aux plus simples marchands de telle ou telle ville de province. Cet ordre politique encourage toutes les facultés de chacun, parce qu'il n'y a point de bornes aux avantages que la richesse et le talent peuvent valoir, et qu'aucune exclusion n'interdit ni les alliances, ni les emplois, ni la société, ni les titres, au dernier des citoyens anglois, s'il est digne d'être le premier.

Mais, dira-t-on, en France, même sous l'ancien régime, on a nommé des individus sans naissance aux plus grandes places. Oui, on s'est servi d'eux quelquefois, quand ils étoient utiles à l'état; mais dans aucun cas on ne pouvoit faire d'un bourgeois l'égal d'un gentilhomme. Comment donner des décorations de premier ordre à un homme de talent sans naissance, puisqu'il falloit des preuves généalogiques pour avoir le droit de les porter? A-t-on vu faire un duc et pair de ce qu'on auroit appelé un parvenu? Et ce mot de parvenu à lui seul n'étoit-il pas une offense? Les membres des parlemens françois eux-mêmes, nous l'avons déjà dit, n'ont jamais pu se faire considérer comme les égaux de la noblesse d'épée. En Angleterre, les rangs et l'égalité sont combinés de la manière la plus favorable à la prospérité de l'état, et le bonheur de la nation est le but de toutes les distinctions sociales. Là, comme ailleurs, les noms historiques inspirent le respect que l'imagination reconnoissante ne sauroit leur refuser : mais les titres restant les mêmes, tout en passant d'une famille à l'autre, il en résulte dans l'esprit du peuple une ignorance salutaire qui lui fait accorder les mêmes égards aux mêmes titres, quel que soit le nom patronymique auquel ils sont attachés. Le grand Marlborough s'appeloit Churchill, et n'étoit sûrement pas d'une aussi noble origine que l'antique maison de Spencer dont est le duc de Marlborough actuel ; mais, sans parler de la mémoire d'un grand homme, qui auroit suffi pour honorer ses descendans, les gens du monde savent seuls que le duc de Marlborough de nos jours est d'une beaucoup plus grande naissance que le fameux général, et sa considération dans la masse de la nation n'y gagne et n'y perd rien. Le duc de Northumberland, au contraire, ne descend que par les femmes du célèbre Percy Hotspur, et cependant tout le monde le considère comme le véritable héritier de cette maison. On se récrie sur la régularité du cérémonial en Angleterre : l'ancienneté d'un jour, en fait de nomination à la pairie, donne le pas sur un pair nommé quelques heures plus tard. La femme et la fille participent aux avantages de leur époux et de leur père ; mais c'est précisément cette régularité de rangs qui écarte les peines de la vanité ; car il se peut que le pair le plus moderne soit meilleur gentilhomme que celui qui le précède : il peut le croire du moins, et chacun se fait sa part d'amour-propre, sans que le bien public en souffre.

La noblesse de France, au contraire, ne pouvoit être classée que par le généalogiste de la cour. Ses décisions fondées sur des parchemins étoient sans appel ; et, tandis que l'aristocratie angloise est l'espoir de tous, puisque tout le monde y peut parvenir, l'aristocratie françoise en étoit nécessairement le désespoir ; car on ne pouvoit se donner, par les efforts de toute sa vie, ce que le hasard ne vous avoit pas accordé. Ce n'est pas l'*ordre inglorieux* de la naissance, disoit un poëte anglois à Guillaume III, qui vous a élevé au trône, mais le génie et la vertu.

En Angleterre on a fait servir le respect des ancêtres à former une classe qui donne le moyen de flatter les hommes de talent en les y associant. En effet, on ne sauroit trop le répéter, qu'y a-t-il de plus insensé que d'arranger l'association politique de manière qu'un homme célèbre ait à regretter de n'être pas son petit-fils; car, une fois anobli, ses descendans à la troisième génération obtenoient par son mérite des priviléges qu'on ne pouvoit lui accorder à lui-même. Aussi s'empressoit-on en France de quitter le commerce et même le barreau, dès qu'on avoit assez d'argent pour se faire anoblir. De là venoit que toute autre carrière que celle des armes, n'étoit jamais portée aussi loin qu'elle pouvoit l'être, et qu'on n'a pu savoir jusqu'où s'élèveroit la prospérité de la France, si elle jouissoit en paix des avantages d'une constitution libre.

Toutes les classes d'hommes bien élevés se réunissent souvent en Angleterre dans les comités divers où l'on s'occupe de telle ou telle entreprise, de tel ou tel acte de charité, soutenu volontairement par les souscriptions des particuliers. La publicité dans les affaires est un principe si généralement admis que, bien que les Anglois soient par nature les hommes les plus réservés, et ceux qui ont le plus de répugnance à parler en société, il y a presque toujours, dans les salles où les comités se rassemblent, des places pour les spectateurs, et une estrade d'où les orateurs s'adressent à l'assemblée.

J'assistois à l'une de ces discussions, dans laquelle on présentoit avec force les motifs faits pour exciter la générosité des auditeurs. Il s'agissoit d'envoyer des secours aux habitans de Leipsick, après la bataille donnée sous leurs murs. Le premier qui parla fut le duc d'York, le second fils du roi, la première personne du royaume après le prince régent, un homme très-habile, et très-estimé dans la direction de son ministère, mais qui n'a ni l'habitude, ni le goût de se faire entendre en public. Il triompha cependant de sa timidité naturelle, parce qu'il croyoit ainsi donner un encouragement utile. Les courtisans des monarchies absolues n'auroient pas manqué de dire à un fils de roi, d'abord, qu'il ne devoit rien faire qui lui coûtât de la peine; et, secondement, qu'il auroit tort de se commettre en haranguant le public au milieu des marchands, ses collègues à la tribune. Cette pensée ne vint pas seulement au duc d'York, ni à aucun Anglois, de quelque opinion qu'il fût. Après le duc d'York, le duc de Sussex, le cinquième fils du roi, qui s'exprime avec beaucoup d'élégance et de facilité, parla aussi à son tour; et l'homme le plus aimé et le plus considéré de toute l'Angleterre, M. Wilberforce, put à peine se faire entendre, tant les applaudissemens couvroient sa voix. Des hommes obscurs, et sans autre rang dans la société que leur fortune ou leur dévouement à l'humanité, succédèrent à ces noms illustres : chacun, suivant ses moyens, fit sentir l'honorable nécessité où se trouvoit l'Angleterre de secourir ceux de ses alliés qui avoient plus souffert qu'elle dans la lutte commune. Les auditeurs souscrivirent en sortant; et des sommes considérables furent le résultat de cette séance. C'est ainsi que se forment les liens qui fortifient l'unité de la nation, et c'est ainsi que l'ordre social se fonde sur la raison et l'humanité.

Ces respectables assemblées n'ont pas uniquement pour but d'encourager les œuvres de bienfaisance; il en est qui servent surtout à consolider l'union entre les grands seigneurs et les commerçans, entre la nation et le gouvernement; et celles-là sont les plus solennelles.

La ville de Londres a eu de tout temps un lord maire, qui, pendant une année, préside le conseil de la cité, et dont les pouvoirs adminis-

Der unfruchtbaren Abgeſtorbenheit,
Wie hier dem lichten Phöbus, abzufragen.
Du weißt nun alles.

Pythia.

Mein Gemüth bewahrt es.
Sie mögen kommen; denn es iſt der Tag
Der unbegabten keiner, wo ich nicht
Mich auf den weiſen Dreifuß ſetzen darf:
Ich gehe, ſeine Bräuche zu bereiten.
Du, guter Greis, wirſt nach der Reiſe Ruh
Bedürfen, und Erquickung: tritt herein.
Dich, Jon, laß' ich hier, mit reinem Gruß
Die königlichen Gäſte zu empfangen.

Vierter Auftritt.

Jon.

Willkommen iſt der Dienſt mir. Schon befreundet
Ein wunderbarer Zug mich mit dem Looße
Der Unbekannten; gleicht es meinem doch:
Sie ſuchen Kinder und die Eltern ich.
O möchte dieſe tief im Menſchenbuſen
Gebornen, ew'gen, liebevollen Wünſche
Bald ohne Täuſchung uns Apoll gewähren,
Daß ich mich in die Quelle meines Lebens
Mit freudiger Umarmung tauchen möge,
Und ihnen blüh' ein würdiges Geſchlecht!

tratifs sont très-étendus. On se garde bien en Angleterre de tout concentrer dans l'autorité ministérielle, et l'on veut que, dans chaque province, dans chaque ville, les intérêts de localité soient remis entre les mains d'hommes choisis par le peuple pour les diriger. Le lord maire est ordinairement un négociant de la cité, et non pas un négociant en grand, mais souvent un simple marchand, dans lequel un très-grand nombre d'individus peuvent voir leur pareil. *Lady Mayoress*, c'est ainsi qu'on appelle la femme du maire, jouit pendant un an de tous les honneurs dus aux rangs les plus distingués de l'état. On honore l'élection du peuple et la puissance d'une grande ville dans l'homme qui la représente. Le lord maire donne deux dîners de représentation, où il invite des Anglois de toutes les classes et des étrangers. J'ai vu à sa table des fils du roi, plusieurs ministres, les ambassadeurs des puissances étrangères, le marquis de Lansdowne, le duc de Devonshire, ainsi que des citoyens très-recommandables par des raisons diverses : les uns, fils de pairs; les autres, députés; les autres, négocians, jurisconsultes, hommes de lettres, tous citoyens anglois, tous également attachés à leur noble patrie. Deux ministres du roi se levèrent de table pour parler en public ; et tandis que sur le continent un ministre se renferme, même au milieu d'une société de choix, dans les phrases les plus insignifiantes, les chefs du gouvernement en Angleterre se considèrent toujours comme représentans du peuple, et cherchent à captiver son suffrage tout aussi soigneusement que les membres de l'opposition ; car la dignité de la nation angloise plane au-dessus de tous les emplois et de tous les titres. On porta, suivant la coutume, divers toasts, dont les intérêts politiques étoient l'objet : les souverains et les peuples, la gloire et l'indépendance furent célébrés, et là, du moins, les Anglois se montrèrent amis de la liberté du monde. En effet, une nation libre peut être exclusive dans ses avantages de commerce ou de puissance ; mais elle devroit s'associer partout aux droits de l'espèce humaine.

Cette réunion avoit lieu dans un vieux bâtiment de la cité, dont les voûtes gothiques ont été les témoins des luttes les plus sanglantes : le calme n'a régné en Angleterre qu'avec la liberté. Les costumes de tous les membres du conseil de la cité sont les mêmes qu'il y a plusieurs siècles. On conserve aussi quelques usages de cette époque, et l'imagination en est émue; mais c'est parce que les anciens souvenirs ne retracent point d'odieux préjugés. Ce que l'Angleterre a de gothique dans ses habitudes, et même dans quelques-unes de ses institutions, semble une cérémonie du culte du temps; mais ni le progrès des lumières, ni le perfectionnement des lois n'en souffrent en aucune manière.

Nous ne croyons pas que la Providence ait placé ce beau monument de l'ordre social si près de la France, seulement pour nous inspirer le regret de ne pouvoir jamais l'égaler; et nous examinerons avec scrupule, ce que nous voudrions imiter avec énergie.

CHAPITRE IV.

De la liberté et de l'esprit public chez les Anglois.

La première base de toute liberté, c'est la garantie individuelle, et rien n'est plus beau que la législation angloise à cet égard. Un procès criminel est par tout pays un horrible spectacle. En Angleterre, l'excellence de la procédure, l'humanité des juges, les précautions de tout genre prises pour assurer la vie à l'innocent, et les moyens de défense au coupable? mêlent un sentiment d'admiration à l'angoisse d'un tel débat. *Comment voulez-vous être jugé?* dit l'officier du tribunal à l'accusé. *Par Dieu et mon pays*, répond-il. *Dieu vous donne une bonne délivrance*, reprend l'officier du tribunal. Dès l'ouverture des débats, si l'accusé se trouble, s'il se compromet par ses réponses, le juge le met sur la bonne voie, et ne tient pas registre des paroles inconsidérées qui pourroient lui échapper. Dans la suite du procès, il ne s'adresse jamais à l'accusé, de peur que l'émotion que celui-ci doit éprouver, ne l'expose à se nuire à lui-même. On n'admet jamais, comme cela se fait en France, des témoins indirects, c'est-à-dire, des témoins qui déposent par ouï-dire. Enfin, toutes les précautions ont pour but l'intérêt de l'accusé. La religion et la liberté président à l'acte imposant qui permet à l'homme de condamner à mort son semblable. L'admirable institution du jury, qui remonte en Angleterre à une haute antiquité, fait intervenir l'équité dans la justice. Ceux qui sont investis momentanément du droit d'envoyer le coupable à la mort, ont une sympathie naturelle avec les habitudes de sa vie, puisqu'ils sont d'ordinaire choisis dans une classe à peu près semblable à la sienne; et, lorsque les jurés sont forcés de prononcer la sentence d'un criminel, il est du moins certain lui-même que la société a tout fait pour qu'il pût être absous, s'il le méritait; et cette conviction doit porter quelque calme dans son cœur. Depuis cent ans, il n'existe peut-être pas d'exemple en Angleterre, d'un homme condamné, dont l'innocence ait été reconnue trop tard. Les citoyens d'un état libre ont une si grande portion de bon sens et de conscience, qu'avec ces deux flambeaux ils ne s'égarent jamais.

On sait quel bruit a fait en France la sentence portée contre Calas, celle contre Lally; et peu de temps avant la révolution, le président Dupaty publia le plaidoyer le plus énergique en faveur de trois accusés qu'on avoit condamnés au supplice de la roue, et dont l'innocence fut prouvée après leur mort. De semblables malheurs ne sauroient avoir lieu d'après les lois et la procédure criminelle d'Angleterre; et le tribunal d'appel de l'opinion, la liberté de la presse, feroit connoître la moindre erreur à cet égard, s'il étoit possible qu'il en fût commis.

Au reste, les délits qui ne tiennent en aucune manière à la politique, ne sont point ceux pour lesquels on peut craindre l'application de l'arbitraire. En général, il importe peu aux puissans de ce monde que les voleurs et les assassins soient jugés suivant telle ou telle forme; et personne n'a intérêt à souhaiter que les lois ne soient pas respectées dans de tels jugemens. Mais quand il s'agit des crimes politiques, de ceux que les partis opposés se reprochent mutuellement avec tant d'amertume et de haine, c'est alors qu'on a vu en France tous les genres de tribunaux extraordinaires créés par la circonstance, destinés à tel homme, et justifiés, disoit-on, par la grandeur du délit, tandis que c'est précisément quand ce délit est de nature à exciter fortement les passions, que l'on a plus besoin de recourir, pour le juger, à l'impassibilité de la justice.

Les Anglois avoient été tourmentés comme les François, comme tous les peuples de l'Europe où l'empire de la loi n'est pas établi, par la Chambre Étoilée, par des commissions extraordinaires, par l'extension du crime de haute trahison à tout ce qui déplaisoit aux possesseurs du pouvoir. Mais depuis que la liberté s'est consolidée en Angleterre, non-seulement un individu, accusé d'un crime d'état, n'a jamais à craindre d'être détourné de ses juges naturels : qui pourroit admettre une telle pensée ? mais la loi lui donne plus de moyens de défense qu'à tout autre, parce qu'il a plus d'ennemis. Une circonstance récente fera sentir la beauté de ce respect des Anglois pour la justice, l'un des traits les plus admirables de leur admirable gouvernement.

On a attenté trois fois pendant son règne à la vie du roi d'Angleterre ; et certes elle étoit très-chère à ses sujets. La vénération qu'il inspire, dans son état actuel de maladie, a quelque chose de touchant et de délicat, dont on n'auroit jamais pu croire une nation toute entière capable ; et cependant aucun des assassins qui ont voulu tuer le roi n'a été condamné à mort. On a trouvé chez eux des symptômes de folie, qu'on avoit recherchés avec d'autant plus de scrupule, que l'indignation publique contre eux étoit plus violente. Louis XV fut frappé par Damien vers le milieu du siècle dernier, et l'on prétend aussi que ce misérable avoit l'esprit égaré, mais, en supposant même qu'il eût assez de raison pour mériter la mort, une nation civilisée peut-elle tolérer le supplice effroyable auquel il a été condamné? et l'on dit que ce supplice eut des témoins curieux et volontaires : quel contraste entre une telle barbarie et ce qui s'est passé en Angleterre! Mais gardons-nous d'en tirer aucune conséquence contre le caractère françois; ce sont les gouvernemens arbitraires qui dépravent les nations, et non les nations qui sont destinées par le ciel, les unes à toutes les vertus, les autres à tous les forfaits.

Hatfield est le nom du troisième des insensés qui tentèrent d'assassiner le roi d'Angleterre. Il choisit le jour où le roi reparoissoit au spectacle après une assez longue maladie, accompagné de la reine et des princes de sa famille. Au moment de l'entrée du roi dans la salle, l'on entendit un coup de pistolet dirigé contre sa loge; et comme il recula de quelques pas, on douta un instant si le meurtre étoit accompli; mais quand le courageux monarque s'avança pour rassurer la foule des spectateurs, dont l'inquiétude étoit au comble, rien ne peut exprimer le transport qui s'empara d'eux. Les musiciens, par un mouvement spontané, jouèrent l'air consacré, *Dieu sauve le roi*, et cette prière produisit, au milieu de l'anxiété publique, une émotion dont le souvenir vit encore au fond des cœurs. A la suite de cette scène, une multitude étrangère aux vertus de la liberté auroit demandé à grands cris le supplice de l'assassin, et l'on auroit vu les courtisans se montrer peuple dans leur fureur, comme si l'excès de leur amour ne les eût plus laissés maîtres d'eux-mêmes; rien de semblable ne pouvoit avoir lieu dans un pays libre. Le roi magistrat étoit le protecteur de son assassin par le sentiment de la justice, et nul Anglois n'avoit l'idée qu'on pût plaire à son souverain aux dépens de l'immuable loi qui représente la volonté de Dieu sur la terre.

Non-seulement le cours de la justice ne fut pas hâté d'une heure, mais l'on va voir par l'exorde du plaidoyer de M. Erskine, aujourd'hui lord Erskine, quelles sont les précautions qu'on prend en faveur d'un criminel d'état. Ajoutons-y que, dans les procès pour haute trahison, le défenseur de l'accusé a le droit de prononcer un plaidoyer. Dans les cas ordinaires de félonie, il ne peut qu'interroger les témoins, et rendre le jury attentif à leurs réponses. Et quel défenseur que celui qu'on accordoit à Hatfield! L'avocat le plus éloquent de l'Angleterre, le plus ingénieux dans l'art de la plaidoirie, Erskine! C'est ainsi que commence son discours : (1).

« Messieurs les jurés,

» L'objet qui nous occupe, et le devoir » que je vais remplir, non pas seulement par » l'autorisation de la cour, mais en vertu du » choix spécial qu'elle a fait de moi, offrent au » monde civilisé un monument éternel de no-

---

(1) Je ne saurois trop recommander aux lecteurs françois le Recueil des Plaidoyers de M. Erskine, qui a été nommé chancelier d'Angleterre, après une longue illustration dans le barreau. Descendant d'une des plus anciennes maisons d'Écosse, il avoit d'abord été officier; puis, manquant de fortune, il entra dans la carrière de la loi. Les circonstances particulières auxquelles les plaidoyers de lord Erskine se rapportent, ne sont, pour ainsi dire, que des occasions de développer, avec une force et une sagacité sans pareilles, les principes de la jurisprudence criminelle qui devroit servir de modèle à tous les peuples.

Fünfter Auftritt.

Jon, Kreuſa mit Gefolge, das ſich nachher in den Hintergrund verliert.

Kreuſa.

Wir ſind am Ziel der Reiſe. Ja, ich ſehe
Die hochberühmte Wohnung des Apoll.
Wenn mich der ſtolze Bau noch zweifeln ließe,
So geben ſie die Lorbeerzweige kund,
Das ſchöne Denkmal jener ſpröden Nymphe,
Die ſeine Lieb' in ſtarren Tod gejagt.
Iſt's doch, als ſchlänge ſie, ach, nun zu ſpät!
Um den Verfolger liebevoll die Arme.
Was klopfſt du, ungeduldig banges Herz,
Und deut'ſt mir beim Eintritt Liebles vor?
Wir wollen das Orakel ruhig hören,
Was es auch offenbar' und was verſchweige.

Jon.

Schon wartet drinnen dein die Pythia.
Allein wie kommt es, Fürſtin von Athen
Daß du vom heitern Anblick dieſes Tempels,
Der ſonſt die Sterblichen mit Freude füllt,
Hinweg dich wendeſt und mit innrer Wehmuth
Zu kämpfen ſcheinſt? Ich kenne nichts als Delphi,
Doch Fremde hört' ich jubelnd oft betheuern,
Daß ſie auf Erden Schön'res nie geſehn.

Kreuſa.

Wer biſt du, Jüngling, der ſo freundlich fragt?

» tre justice nationale. Le fait qui est soumis à » votre examen, et dont toutes les circonstances vous sont déjà connues par la procédure, » place notre pays, son gouvernement, ses citoyens et ses lois au plus haut point d'élévation morale où l'ordre social puisse atteindre. » Le 15 du mois de mai dernier, un coup de » pistolet a été tiré contre le roi, dans la quarantième année d'un règne pendant lequel il » n'a pas seulement joui du pouvoir souverain, » mais exercé sur le cœur de son peuple un empire spontanément accordé. Du moins toutes les apparences indiquent que le coup » étoit dirigé contre Sa Majesté, et cela dans » un théâtre public, au centre de sa capitale, » au milieu des applaudissemens sincères de ses » fidèles sujets. Toutefois, pas un des cheveux » de la tête de l'assassin présumé n'a été touché; et le roi lui-même, qui jouoit le premier rôle dans cette scène, soit par son » rang, soit parce que ses intérêts et ses sentimens personnels étoient les plus compromis, » a donné un exemple de calme et de modération non moins heureux que remarquable.

» Messieurs, je conviens avec l'avocat général (et en effet il ne sauroit y avoir deux opinions à cet égard) que si le même coup de

» pistolet eût été tiré méchamment par le même
» homme contre le dernier des individus
» alors présens dans la salle, le prisonnier que
» voici eût été mis en jugement sans aucun
» délai, et conduit immédiatement au supplice
» s'il eût été trouvé coupable. Il n'auroit eu
» connoissance des preuves à sa charge qu'au
» moment de la lecture de son acte d'accusation ;
» il eût ignoré les noms et jusqu'à l'existence
» de ceux qui devoient prononcer son arrêt,
» et des témoins appelés à déposer contre lui.
» Mais il s'agit d'une tentative de meurtre sur
» la personne du roi lui-même, et voici mon
» client tout couvert de l'armure de la loi. Ce
» sont les juges institués par le roi qui l'ont
» pourvu d'un défenseur, non de leur choix,
» mais du sien. Il a eu copie de son acte d'accusation,
» dix jours avant le commencement
» de la procédure. Il a connu les noms, demeures
» et qualités de tous les jurés présentés à la
» cour; il a joui du privilége important de les
» récuser péremptoirement sans motiver son
» refus. Il a eu de même la connoissance détaillée
» de tous les témoins admis à déposer
» contre lui; enfin il faut aujourd'hui, pour le
» condamner, un témoignage double de celui
» qui suffiroit légalement pour établir son cri-

» me, si, dans une poursuite semblable, le plaignant étoit un homme du dernier rang de la société.

» Messieurs, lorsque cette malheureuse catastrophe arriva, je me souviens d'avoir dit à quelques personnes ici présentes, qu'il étoit difficile au premier coup d'œil de remonter au principe qui a dicté ces exceptions indulgentes aux règles générales de la procédure, et de s'expliquer pourquoi nos ancêtres ont étendu aux conspirations contre la personne du roi, les précautions qui concernent les trahisons contre le gouvernement. En effet, dans les cas de trahison politique, les intérêts et les passions de grandes masses d'hommes en puissance, se trouvant compromis et agités, il devient nécessaire d'établir un contrepoids pour donner du calme et de l'impartialité aux tribunaux criminels; mais une tentative d'homicide contre la personne du roi, sans aucune connexion avec les affaires publiques, sembloit devoir être assimilée à tout autre crime du même genre, commis contre un simple particulier. Mais, messieurs, la sagesse de la loi est plus grande que celle d'un homme quel qu'il soit; combien donc n'est-elle pas au-dessus de la mienne! Une

» tentative contre la personne du roi est considérée comme un parricide envers l'état. Les » jurés, les témoins, les juges eux-mêmes sont » ses enfans : il falloit donc qu'un délai solennel précédât le jugement pour qu'il pût être » équitable ; et quel spectacle plus sublime la » justice peut-elle nous offrir, que celui d'une » nation toute entière déclarée récusable pendant une période limitée ? Une quarantaine » de quinze jours n'étoit-elle pas nécessaire » pour garantir les esprits de la contagion » d'une partialité si naturelle ? »

Quel pays que celui où de telles paroles ne sont que l'exposition simple et vraie de ce qui existe !

La jurisprudence civile angloise est beaucoup moins digne de louanges ; les procès y sont trop dispendieux et trop prolongés. Elle sera sûrement améliorée avec le temps, comme elle l'a déjà été sous plusieurs rapports ; car ce qui caractérise surtout le gouvernement anglois, c'est la possibilité de se perfectionner sans secousse. Il reste en Angleterre des formes anciennes, remontant au temps féodal, qui surchargent les lois civiles d'une foule de longueurs inutiles ; mais la constitution s'est établie en greffant le nouveau sur l'ancien, et s'il en est résulté le maintien de quelques abus, on peut dire aussi que l'on a donné, de cette manière, à la liberté l'avantage de tenir à une ancienne origine. La condescendance pour les vieux usages ne s'étend en Angleterre à rien de ce qui concerne la sûreté et la liberté individuelle. Sous ce rapport, l'ascendant de la raison est complet, et c'est sur cette base que tout repose. Avant de passer à la considération des pouvoirs politiques, sans lesquels les droits civils n'auroient aucune garantie, il faut encore parler de la seule atteinte portée à la liberté individuelle qu'on puisse reprocher à l'Angleterre, la presse des matelots. Je n'alléguerai point les motifs tirés du grand intérêt que doit avoir un pays, dont toute la puissance est maritime, à se maintenir à cet égard dans sa force; je ne dirai point non plus que cette espèce de violence se borne à ceux qui ont déjà servi dans la marine marchande ou royale, et qui savent par conséquent, comme les soldats sur terre, le genre d'obligations auquel ils se sont astreints. J'aime mieux convenir franchement que c'est un grand abus, mais un abus qui, sans aucun doute, sera réformé de quelque manière; car dans un pays où toutes les pensées sont tournées vers le perfectionnement de l'ordre social, et où la liberté de la presse favorise le développement de l'esprit public, il est impossible que toutes les vérités ne finissent pas par entrer efficacement en circulation. On peut prédire qu'à une époque plus ou moins éloignée, on verra des changemens importans dans le mode de recrutement de la marine en Angleterre.

« Eh bien, s'écrieront les ennemis de toute vertu publique, quand le bien qu'on dit de l'Angleterre seroit vrai, il en résulteroit seulement que c'est un pays habilement et sagement gouverné, comme tout autre pays pourroit l'être; mais il n'est point libre à la manière dont les philosophes l'entendent, car c'est le ministère qui est le maître de tout, là comme ailleurs. Il achète les voix du parlement, de manière à s'assurer constamment la majorité, et toute cette constitution angloise dont on nous parle avec tant d'admiration, n'est que l'art de faire agir la vénalité politique. » L'espèce humaine seroit bien à plaindre, si le monde étoit ainsi dépouillé de toutes ses beautés morales, et il seroit difficile alors de comprendre les vues de la Divinité dans la création de l'homme; mais heureusement ces assertions sont combattues par les faits autant que par la théorie. Il est inconcevable combien l'Angleterre est mal connue sur le continent, malgré le peu de distance qui l'en sépare. L'esprit de parti repousse les lumières qui viendroient de ce phare immortel; et l'on ne veut voir dans l'Angleterre que son influence diplomatique, ce qui n'est pas, comme je le dirai dans la suite, le beau côté de ce pays.

Est-ce en effet de bonne foi qu'on peut se persuader que les ministres anglois donnent de l'argent aux députés des communes, ou aux membres de la chambre haute, pour voter dans le sens du gouvernement? Comment les ministres anglois, qui rendent un compte si exact des deniers de l'état, trouveroient-ils des sommes assez fortes pour corrompre des hommes d'une si grande fortune, sans parler même de leur caractère? M. Pitt vint s'en remettre, il y a quelques années, à l'indulgence de la chambre, pour quarante mille livres sterling qu'il avoit employées à soutenir des maisons de commerce pendant la dernière guerre; et ce qu'on appelle les dépenses secrètes, ne suffiroit pas à la moindre influence politique dans l'intérieur du pays. Et de plus, comment la liberté de la presse dont le flambeau porte le jour sur les moindres détails de la vie des hommes publics, ne feroit-elle pas connoître les présens corrupteurs qui perdroient à jamais ceux qui les auroient reçus, aussi-bien que les ministres qui les auroient donnés?

Il existoit, j'en conviens, sous les prédécesseurs de M. Pitt, quelques exemples de marchés conclus pour l'état, de manière à favoriser indirectement des députés; mais M. Pitt s'est tout-à-fait abstenu de ces moyens indignes de lui; il a établi la libre concurrence pour les emprunts et les fournitures; et aucun homme cependant n'a exercé plus d'empire sur les deux chambres. « Oui, dira-t-on, les députés et les pairs ne sont point achetés par de l'argent, mais ils veulent avoir des places pour eux et leurs amis; et ce genre de séduction est aussi efficace que l'autre. » Sans doute c'est une partie de la prérogative du roi, et par conséquent de la constitution, que les faveurs dont la couronne peut disposer. Cette influence est un des poids de la balance si sagement combinée; et d'ailleurs elle est encore très-limitée. Jamais le ministère n'auroit ni le moyen, ni l'idée de changer rien à ce qui touche aux libertés constitutionnelles de l'Angleterre : l'opinion à cet égard lui présente une barrière invincible. La pudeur publique consacre de certaines vérités comme inattaquables, et le parti de l'opposition n'imagineroit pas plus de critiquer l'institution de la pairie, que le parti ministériel n'oseroit blâmer la liberté de la presse. C'est uniquement dans le cercle des circonstances du moment, que de certaines considérations personnelles ou de famille peuvent agir sur la direction de quelques esprits; mais jamais de manière à porter atteinte aux lois constitutionnelles. Quand le roi voudroit s'en affranchir, la responsabilité des ministres ne leur permettroit pas de s'y prêter : et ceux qui composent la majorité dans les deux chambres seroient encore moins disposés à renoncer à leurs droits réels de lords, de députés et de citoyens, pour mériter les faveurs d'une cour.

La fidélité de parti est l'une des vertus fondées sur l'esprit public, dont il résulte le plus d'avantages pour la liberté angloise. Si demain les ministres avec lesquels on a voté sortent de place, ceux auxquels ils ont donné des emplois les quittent avec eux. Un homme seroit déshonoré en Angleterre s'il se séparoit de ses amis politiques pour son intérêt particulier. L'opinion à cet égard est si forte, qu'on a vu, il n'y a pas long-temps, un homme d'un caractère et d'un nom très-respectables, se brûler la cervelle parce qu'il se reprochoit d'avoir accepté une place indépendamment de son parti. Jamais on n'entend la même bouche proférer deux opinions opposées; et cependant il ne s'agit dans l'état actuel des choses en Angleterre que de nuances et non de couleurs. Les Torys, a-t-on dit, approuvent la liberté et aiment la monarchie, tandis que les Whigs approuvent la monarchie et aiment la liberté; mais entre ces deux partis il ne sauroit être question de la république ou de la royauté, de la dynastie ancienne ou nouvelle, de la liberté ou de la servitude, enfin des extrêmes et des contrastes qu'on a vu professer par les mêmes hommes en France, comme si l'on devoit dire du pouvoir ainsi que de l'amour, que l'objet n'importe pas, pourvu que l'on soit toujours fidèle au sentiment, c'est-à-dire, au dévouement à la puissance.

Des dispositions bien contraires se font admirer en Angleterre. Depuis près de cinquante ans les membres de l'opposition n'ont pas occupé plus de trois ou quatre années les places du ministère; cependant la fidélité de parti n'a point été ébranlée parmi eux; et dernièrement encore, pendant que j'étois en Angleterre,

Jon.

Man heißt mich Jon; keinen Vater weiß ich
Zu nennen, als den Gott, der rings hier waltet.

Kreuſa.

Ein Sohn Apolls? O ja, du wärſt es werth.

Jon.

Sein Zögling bin ich mindſtens, und ſein Diener,
Von Kindheit ſein geweihtes Eigenthum.

Kreuſa.

Bot jemand dich dem Gott zur Gabe dar?

Jon.

Man fand als Säugling mich auf dieſer Schwelle.

Kreuſa.

Vielleicht von deiner Mutter ausgeſetzt?

Jon.

So muß es ſein; ſie blieb noch unentdeckt.

Kreuſa.

Wie konnte ſie ſolch lieblich Kind verſtoßen?

Jon.

Du weißt wohl: Scham bedrängt die Frauen oft.

Kreuſa.

Ich weiß es, ja; und macht die Sanften hart.

Jon.

Wenn ſie nur endlich mir ſich zeigen wollte,
Um die verſäumte Liebe nachzuholen!

Kreuſa.

Ach, welche Liebe bringt das zarte Pflegen
Am Mutterbuſen ein, das du verlorſt?

Jon.

Wie ſie, die mich gebar, auch gegen mich
Geſinnt war, hat ſie doch glückſel'ge Tage

j'ai vu des hommes de loi refuser des places de sept à huit mille livres sterling, qui ne tenoient pas même d'une façon immédiate à la politique, seulement parce qu'ils avoient des liens d'opinion avec les amis de Fox. Si quelqu'un refusoit chez nous une place de huit mille louis d'appointemens, en vérité, sa famille se croiroit en droit de le faire interdire juridiquement.

L'existence d'un parti ministériel et d'un parti de l'opposition, quoiqu'elle ne puisse pas être prescrite par la loi, est un appui essentiel de la liberté, fondé sur la nature des choses. Dans tout pays où vous verrez une assemblée d'hommes constamment d'accord, soyez sûr qu'il y a despotisme, ou que le despotisme sera le résultat de l'unanimité, s'il n'en est pas la cause. Or, comme le pouvoir et les grâces dont il dispose ont de l'attrait pour les hommes, la liberté ne sauroit exister qu'avec cette fidélité de parti qui met, pour ainsi dire, une discipline d'honneur dans les rangs des députés enrôlés sous diverses bannières.

Mais si les opinions sont décidées d'avance, comment la vérité et l'éloquence peuvent-elles agir sur l'assemblée? Comment la majorité peut-elle changer, quand les circonstances l'exigeroient, et à quoi sert-il de discuter, si personne ne peut voter d'après sa conviction? Il n'en est point ainsi : ce qu'on appelle fidélité de parti, c'est de ne point isoler ses intérêts personnels de ceux de ses amis politiques, et de ne pas traiter séparément avec les hommes en pouvoir. Mais il arrive souvent que les circonstances ou les argumens influent sur la masse de l'assemblée, et que les neutres qui sont en assez grand nombre, c'est-à-dire ceux qui ne jouent pas un rôle actif dans la politique, font changer la majorité. Il est dans la nature du gouvernement anglois, que les ministres ne puissent se maintenir sans avoir cette majorité pour eux; mais néanmoins M. Pitt, bien qu'il l'eût momentanément perdue à l'époque de la première maladie du roi, put rester en place, parce que l'opinion publique qui lui étoit favorable, lui permit de casser le parlement, et de recourir à une nouvelle élection. Enfin, l'opinion règne en Angleterre; et c'est là ce qui constitue la liberté d'un état. Les amis jaloux de cette liberté désirent la réforme parlementaire, et prétendent qu'on ne peut croire à l'existence d'un gouvernement représentatif, tant que les élections seront combinées de manière à mettre le choix d'un grand nombre de députés dans la dépendance du ministère. Le ministère, il est vrai, peut influer sur plusieurs élections, telles que celles des bourgs de Cornouaille et quelques autres de ce genre, dans lesquels le droit d'élire s'est conservé, bien que les électeurs aient en grande partie disparu; tandis que des villes, dont la population est fort augmentée, n'ont pas autant de députés que leur population l'exigeroit, ou même n'en ont point. Il faut compter au nombre des prérogatives de la couronne le droit de faire entrer par son influence soixante ou quatre-vingts membres dans la chambre des communes, sur six cent cinquante dont elle est composée; mais cet abus, et c'en est un, n'a point altéré jusque dans les derniers temps la force et l'indépendance du parlement anglois. Les évêques et les archevêques qui siégent dans la chambre des pairs, votent aussi presque toujours avec le ministère, excepté dans les points qui ont rapport à la religion. Ce n'est point par corruption, mais par convenance, que des prélats nommés par le roi n'attaquent pas d'ordinaire les ministres; mais tous ces élémens divers dont la représentation nationale est composée, n'empêchent pas qu'elle ne marche en présence de l'opinion, et que les hommes importans de l'Angleterre, comme talent, comme fortune, ou comme considération personnelle, ne soient pour la plupart députés. Il y a de grands propriétaires et des pairs qui disposent de quelques nominations à la chambre des communes, de la même manière que les ministres; et, lorsque ces pairs sont de l'opposition, les députés qu'ils ont fait élire votent aussi dans leur sens. Toutes ces circonstances accidentelles ne changent rien à la nature du gouvernement représentatif. Ce qui importe avant tout, ce sont les debats publics, et les belles formes de délibération qui protégent la minorité. Des députés tirés au sort, avec la liberté de la presse, représenteroient plus fidèlement dans un pays l'opinion nationale, que les députés les plus régulièrement élus, s'ils n'étoient point conduits et éclairés par cette liberté.

Il seroit à désirer néanmoins que l'on supprimât graduellement les élections devenues illusoires, et que, d'autre part, l'on donnât une représentation plus équitable à la population et à la propriété, afin de renouveler un peu l'esprit du parlement, que la réaction contre la révolution de France a rendu sous quelques rapports trop docile envers le pouvoir exécutif. Mais on craint la force de l'élément populaire, dont la troisième branche de la législature est composée, bien qu'il soit modifié par la sagesse et la dignité des membres de la chambre des communes. Il y a cependant quelques hommes dans cette chambre, dont les opinions démocratiques sont très-prononcées. Non-seulement cela doit arriver ainsi, partout où les opinions sont libres, mais il est même désirable que l'existence de pareilles opinions rappelle aux grands du pays qu'ils ne peuvent conserver les avantages de leur rang qu'en ménageant les droits et le bonheur de la nation. Toutefois ce seroit bien à tort qu'on se persuaderoit sur le continent que le parti de l'opposition est démocratique. Singuliers démocrates que le duc de Devonshire, le duc de Bedford, le marquis de Stafford! C'est au contraire la haute aristocratie d'Angleterre qui sert de barrière à l'autorité royale. Il est vrai que l'opposition est plus libérale dans ses principes que les ministres : il suffit de combattre le pouvoir pour retremper son esprit et son âme. Mais comment pourroit-on craindre un bouleversement révolutionnaire de la part des individus qui possèdent tous les genres de propriété que l'ordre fait respecter, la fortune, le rang, et surtout les lumières? car les connoissances réelles et profondes donnent aux hommes une consistance égale à celle de la richesse.

On ne recherche en aucune manière, dans la chambre des communes d'Angleterre, le genre d'éloquence qui soulève la multitude; la discussion domine dans cette assemblée, l'esprit d'affaires y préside, et l'on y est même plutôt trop sévère pour les mouvemens oratoires. Burke lui-même, dont les écrits politiques sont si fort admirés maintenant, n'étoit point écouté avec faveur quand il parloit dans la chambre basse, parce qu'il mêloit à ses discours des beautés étrangères à son sujet, et qui appartenoient plutôt à la littérature. Les ministres sont souvent appelés à donner dans la chambre des communes des explications particulières qui n'entrent point dans les débats. Les députés des différentes villes ou comtés instruisent les membres du gouvernement des abus qui peuvent naître dans l'administration, des réformes et des améliorations dont elle est susceptible; et ces communications habituelles entre les représentans du peuple et les chefs du pouvoir produisent les plus heureux résultats.

« Si la majorité du parlement n'est pas achetée par le ministère, au moins vous nous accorderez, » disent ceux qui croient plaider leur ports politiques entre les bourgeois et les hommes du premier rang. Les choix des cours sont presque toujours influencés par les motifs les plus étroits : le grand jour des élections populaires ne sauroit être soutenu que par des individus remarquables de quelque manière. Le mérite finira toujours par triompher, dans les pays où le public est appelé à le désigner.

Ce qui caractérise particulièrement l'Angleterre, c'est le mélange de l'esprit chevaleresque avec l'enthousiasme de la liberté, les deux plus nobles sentimens dont le cœur humain soit capable. Les circonstances ont amené cet heureux résultat, et l'on doit convenir que des institutions nouvelles ne suffiroient pas pour le produire : le souvenir du passé est nécessaire pour consacrer les rangs aristocratiques ; car, s'ils étoient tous de la création du pouvoir, ils auroient une partie des inconvéniens qu'on a éprouvés en France sous Bonaparte. Mais que faire dans un pays où la noblesse seroit ennemie de toute liberté ? Le tiers état ne pourroit former aucune union avec elle ; et, comme il est le plus fort, il la menaceroit sans cesse, jusqu'à ce qu'elle se fût soumise aux progrès de la raison.

L'aristocratie angloise est plus mélangée que celle de France aux yeux d'un généalogiste; mais la nation angloise semble, pour ainsi dire, un corps entier de gentilshommes. Vous voyez dans chaque citoyen anglois ce qu'il peut être un jour, puisqu'aucun rang n'est inaccessible au talent, et que ces rangs ont toujours conservé leur éclat antique. Il est vrai que ce qui rend noble, avant tout, aux regards d'une âme élevée, c'est d'être libre. Un noble ou un gentilhomme anglois (et ce mot de gentilhomme signifie un propriétaire indépendant), exerce dans sa province un emploi utile, auquel il n'est jamais attaché d'appointemens : juge de paix, shériff ou gouverneur de la contrée qui environne ses possessions, il influe sur les élections d'une manière convenable et qui ajoute à son crédit sur l'esprit du peuple; il remplit, comme pair ou comme député, une fonction politique, et son importance est réelle. Ce n'est pas l'oisive aristocratie d'un noble françois, qui n'étoit plus rien dans l'état dès que le roi lui refusoit sa faveur, c'est une distinction fondée sur tous les intérêts de la nation; et l'on ne peut s'empêcher d'être étonné que les gentilshommes françois préférassent leur existence de courtisans sur la route de Versailles à Paris, à cette stabilité majestueuse d'un pair anglois dans sa terre, entouré d'hommes auxquels il peut faire mille sortes de biens, mais sur lesquels il ne sauroit exercer aucun pouvoir arbitraire. L'autorité de la loi domine sur toutes les puissances de l'état en Angleterre, comme la destinée de l'ancienne mythologie sur l'autorité des dieux mêmes.

Au miracle politique du respect pour les droits de chacun, fondé sur le sentiment de la justice, il faut ajouter la réunion habile autant qu'heureuse de l'égalité devant la loi, avec les avantages attachés à la séparation des rangs. Chacun y a besoin des autres pour ses jouissances, et cependant chacun y est indépendant de tous par ses droits. Ce tiers état, qui a si prodigieusement grandi en France et dans le reste de l'Europe, ce tiers état dont l'accroissement oblige à des changemens successifs dans toutes les vieilles institutions, est réuni à la noblesse en Angleterre, parce que la noblesse elle-même est identifiée avec la nation. Un grand nombre de pairs doivent originairement leur dignité à la jurisprudence, quelques-uns au commerce, d'autres à la carrière des armes, d'autres à celle de l'éloquence politique; il n'y a pas une vertu, pas un talent qui ne soit à sa place, ou qui ne doive se flatter d'y arriver; et tout contribue

Mir zubereitet; denn ich führe hier
Ein ſtilles Leben zwiſchen heil'gen Bäumen,
Bildſäulen und Altären, ſchmücke täglich
Das herrliche Geſäul mit friſchen Kränzen,
Und ſorge, daß Geräth und goldner Zierrat
In unverletzter Reinheit immer glänze.
So wird mir, was ich treu bewahr' und ordne,
Zwar göttlich Eigenthum, doch wie mein eigen,
Mein Werk, mein Leben, und mein ewig Feſt.
Sieh, darum ſtaunt' ich, edle Königin,
Wie dieſe ſchöne Welt dich traurig machte.

Kreuſa.

Es waren Wolkenbilder ferner Zeiten,
Die meine Augen feuchtend überzogen:
Dein Blick und dein Geſpräch hat ſie zertheilt.

Jon.

Von dem vorausgeſandten Greis erfuhr ich,
Dir fehl' ein großes Gut bei großen Gütern,
So, daß dich Wehmuth leicht ergreifen kann.
Je reicher dich dein Königshaus umgiebt,
Je öder ſcheint es wohl der Kinderloſen.

Kreuſa.

Apollo weiß, wie kinderlos ich bin.

Jon.

Du ſollteſt Mutter edler Söhne ſein.
Gewiß, gewiß, du wirſt es noch erleben!
Denn, wie ich eben wundervoll vernahm,
Biſt du des großen Erichthonius Enkelin,
Und Pallas, die Beſchirmerin Athens,
Hat deines Stammes Urſprung ſelbſt gepflegt
Wie ließe ſie ſo bald ihn untergehn?

dans l'édifice social à la gloire de cette constitution qui est aussi chère au duc de Norfolk qu'au dernier porte faix de l'Angleterre, parce qu'elle protége aussi équitablement l'un que l'autre.

> Thee I account still happy, and the chief
> Among the nations, seeing thou art free,
> My native nook of earth: Thy clime is rude,
> Replete with vapours, and disposes much
> All hearts to sorrow, and none more than mine:
> . . . .
> Yet, being free, I love thee. . . . .

Ces vers sont d'un poëte d'un admirable talent (1), mais dont la sensibilité même avoit altéré le bonheur. Il se mouroit du mal de la vie; et, quand tout le faisoit souffrir, amour, amitié, philosophie, une patrie libre réveilloit encore dans son âme un enthousiasme que rien ne pouvoit éteindre.

Tous les hommes sont plus ou moins attachés à leur pays; les souvenirs de l'enfance, les habitudes de la jeunesse, forment cet inexprimable amour de la terre natale qu'il faut reconnoître pour une vertu, car tous les sentimens vrais en sont la source. Mais dans un grand état, la liberté et le bonheur que donne cette liberté, peuvent seuls inspirer un véritable patriotisme : aussi rien n'est comparable à l'esprit public de l'Angleterre. On accuse les Anglois d'égoïsme, et il est vrai que leur genre de vie est si bien réglé, qu'ils se renferment généralement dans le cercle de leurs affections domestiques et de leurs habitudes; mais quel est le sacrifice qui leur coûte, quand il s'agit de leur pays? Et chez quel peuple au monde les services rendus sont-ils sentis et récompensés avec plus d'enthousiasme? Quand on entre dans l'église de Westminster, toutes ces tombes, consacrées aux hommes qui se sont illustrés depuis plusieurs siècles, semblent reproduire le spectacle de la grandeur de l'Angleterre parmi les morts. Les penseurs et les rois reposent sous la même voûte : là leurs querelles sont apaisées, ainsi que le dit un poëte fameux de l'Angleterre, Walter Scott (1). Vous voyez les tombeaux de Pitt et de Fox à côté l'un de l'autre, et les mêmes larmes les arrosent ; car ils méritent tous les deux le regret profond que les âmes généreuses doivent accorder à cette noble élite de l'espèce humaine qui nous sert d'appui dans la confiance en l'immortalité de l'âme.

---

(1) Cowper.

---

(1) Genius, and taste, and talent gone,
For ever tomb'd beneath the stone,
Where, taming thought to human pride!
The mighty chiefs sleep side by side.
Drop upon Fox's grave the tear,
'Twill trickle to his rival's bier.

Qu'on se rappelle le convoi de Nelson, lorsque près d'un million d'hommes, répandus dans Londres et dans les environs, suivoient en silence son cercueil. La multitude se taisoit, la multitude étoit respectueuse dans l'expression de sa douleur, comme on pourroit l'attendre de la société la plus raffinée. Nelson avoit mis ces paroles à l'ordre sur son vaisseau, le jour de Trafalgar : « L'Angleterre attend que chacun de nous « fera son devoir. » Il l'avoit accompli ce devoir, et mourant sur son bord, les obsèques honorables que sa patrie lui accorderoit s'offroient à sa pensée comme le commencement d'une nouvelle vie.

Et maintenant encore ne nous taisons pas sur lord Wellington, bien que nous puissions justement en France souffrir en rappelant sa gloire. Avec quel transport n'a-t-il pas été reçu par les représentans de la nation, par les pairs et par les communes ! Aucune cérémonie ne fit les frais de ces hommages rendus à un homme vivant ; mais les transports du peuple anglois échappoient de toutes parts. Les acclamations de la foule retentissoient dans la salle du parlement, avant qu'il y entrât ; lorsqu'il parut, tous les députés se levèrent par un mouvement spontané, sans qu'aucune étiquette le leur commandât. L'émotion inspiroit à ces hommes si fiers les hommages qu'on dicte ailleurs. Rien n'étoit plus simple que l'accueil qu'on fit à lord Wellington : il n'y avoit ni gardes, ni pompe militaire, pour faire honneur au plus grand général d'un siècle où Bonaparte a vécu ; mais la voix du peuple célébroit cette journée, et rien de semblable n'a pu se voir en aucun autre pays de la terre.

Ah ! quelle enivrante jouissance que celle de la popularité ! Je sais tout ce qu'on peut dire sur l'inconstance et le caprice même des faveurs populaires ; mais ces reproches s'appliquent plutôt aux républiques anciennes, où les formes démocratiques des gouvernemens amenoient toutes les vicissitudes les plus rapides. Dans un pays gouverné comme l'Angleterre, et de plus éclairé par le flambeau sans lequel tout est ténèbres, la liberté de la presse, les choses et les hommes sont jugés avec beaucoup d'équité. La vérité est mise sous les yeux de tous, tandis que les diverses contraintes dont on fait usage ailleurs sont nécessairement la cause d'une grande incertitude dans les jugemens. Un libelle qui se glisse à travers le silence obligé de la presse, peut altérer l'opinion sur qui que ce soit, car les louanges ou les censures ordonnées par le gouvernement sont toujours suspectes. Rien ne s'établit nettement et solidement dans la tête des hommes, que par une discussion sans entraves.

« Prétendez-vous, me dira-t-on, qu'il n'y ait point de mobilité dans le jugement du peuple anglois, et qu'il n'encense pas aujourd'hui ce que peut-être il déchirera demain? » Sans doute, les chefs du gouvernement doivent être exposés à perdre la faveur du peuple, s'ils ne réussissent pas dans la conduite des affaires publiques; il faut que les dépositaires de l'autorité soient heureux, c'est une des conditions des avantages qu'on leur accorde. D'ailleurs, comme le pouvoir déprave presque toujours ceux qui le possèdent, il est fort à désirer que dans un pays libre les mêmes hommes ne restent pas trop long-temps en place; et l'on a raison de changer de ministres, ne fût-ce que pour en changer. Mais la réputation acquise est très-durable en Angleterre, et l'opinion publique peut y être considérée comme la conscience de l'état.

Si quelque chose peut séduire l'équité du peuple anglois, c'est le malheur. Un individu persécuté par une force quelconque pourroit inspirer un intérêt non mérité, et par conséquent passager; mais cette noble erreur tient d'une part à la générosité du caractère anglois, et de l'autre à ce sentiment de liberté qui fait éprouver à tous le besoin de se défendre mutuellement contre l'oppression; car c'est sous ce rapport surtout qu'en politique il faut traiter son prochain comme soi-même.

Les lumières et l'énergie de l'esprit public sont une réponse plus que suffisante aux argumens des personnes qui prétendent que l'armée envahiroit la liberté de l'Angleterre, si l'Angleterre étoit une puissance continentale. Sans doute, c'est un avantage pour les Anglois que leur force consiste plutôt dans la marine que dans les troupes de terre. Il faut plus de connoissances pour être un capitaine de vaisseau qu'un colonel, et toutes les habitudes qu'on prend sur mer ne portent point à vouloir se mêler des affaires intérieures de son pays. Mais quand la nature, devenue prodigue, feroit naître dix lords Wellington, mais quand le monde verroit encore dix batailles de Waterloo, il ne viendroit pas dans la tête de ceux qui donnent si facilement leur vie pour leur pays, de tourner leurs forces contre lui; ou tout au moins ils rencontreroient un invincible obstacle chez des hommes aussi braves qu'eux et plus éclairés, qui détestent l'esprit militaire, quoiqu'ils sachent admirer et pratiquer les vertus guerrières.

Cette sorte de préjugé qui persuadoit à la noblesse de France qu'elle ne pouvoit servir son pays que dans la carrière des armes, n'existe nullement en Angleterre. Un grand nombre de fils de pairs sont avocats; le barreau participe au respect qu'on a pour la loi, et dans toutes les carrières, les occupations civiles sont considérées. Dans un tel pays, on n'a pas dû craindre jusqu'à ce jour l'invasion de la puissance militaire : il n'y a que les peuples ignorans qui aient une aveugle admiration pour le sabre. C'est une superbe chose que la bravoure, quand on expose une vie chère à sa famille, une tête remplie de vertus et de lumières, et qu'un citoyen se fait soldat, pour maintenir ses droits de citoyen. Mais quand des hommes se battent seulement parce qu'ils ne veulent se donner la peine d'occuper leur esprit et leur temps par aucun travail, ils ne doivent pas être longtemps admirés chez une nation où le travail et la pensée tiennent le premier rang. Les satellites de Cromwell renversèrent des pouvoirs civils qui n'avoient encore ni force, ni dignité; mais, depuis l'existence de la constitution et de l'esprit public qui en est l'âme, les princes ou les généraux ne feroient naître dans toute la nation qu'un sentiment de pitié pour leur folie, s'il rêvoient un jour l'asservissement de leur pays.

CHAPITRE V.

Des lumières, de la religion et de la morale chez les Anglois.

Ce qui constitue les lumières d'une nation, ce sont des idées saines en politique, répandues chez toutes les classes, et une instruction générale dans les sciences et la littérature. Sous le premier de ces rapports, les Anglois n'ont point de rivaux en Europe ; sous le second, je ne connois guère que les Allemands du nord qu'on puisse leur comparer. Encore les Anglois auroient-ils un avantage qui ne sauroit appartenir qu'à leurs institutions : c'est que la première classe de la société se livre autant à l'étude que la seconde. M. Fox écrivoit de savantes dissertations sur le grec, pendant les intervalles de loisir que lui laissoient les débats parlementaires; M. Windham a laissé divers traités intéressans sur les mathématiques et sur la littérature. Les Anglois ont de tout temps honoré le savoir : Henri VIII, qui fouloit tout aux pieds, respectoit cependant les hommes de lettres, quand ils ne heurtoient pas ses passions désordonnées. La grande Élisabeth connoissoit à fond les langues anciennes, et parloit même le latin avec facilité ; jamais on n'a vu s'introduire chez les princes ni chez les nobles d'Angleterre, cette fatuité d'ignorance qu'on a raison de reprocher aux gentilshommes françois. On diroit qu'ils se persuadent que le droit divin sur lequel ils fondent leurs priviléges, dispense entièrement de l'étude des sciences humaines. Une telle façon de voir ne sauroit exister en Angleterre, et n'y paroîtroit que ridicule. Rien de factice ne peut réussir dans un pays où tout est soumis à la publicité. Les grands seigneurs anglois seroient aussi honteux de n'avoir pas reçu une éducation classique distinguée, que jadis les hommes du second rang en France l'étoient de ne pas aller à la cour ; et ces différences ne tiennent pas, comme on le prétend, à la légèreté françoise. Les érudits les plus persévérans, les penseurs les plus profonds sont sortis de cette nation qui est capable de tout quand elle le veut ; mais ses institutions politiques ont été si mauvaises, qu'elles ont altéré ses bonnes qualités naturelles.

En Angleterre, au contraire, les institutions favorisent tous les genres de progrès intellectuels. Les jurés, les administrations de provinces et de villes, les élections, les journaux,

Kreuſa.

Doch meine Opfer und Gebete haben
Bis jetzo nichts gefruchtet, und ich ſorge
Daß unfreiwill'ge Schuld mich ihrer Gunſt
Verluſtig machte. Ernſt iſt das Gebot
Der Göttin, ſtreng der Uebertretung Strafe;
Das haben Cekrops Töchter wohl erfahren.

Jon.

Sag', wie verdienten ſie Minervens Zorn?

Kreuſa.

Die hohe Jungfrau hatte ihren Liebling,
Das erdgeborne Kind, in einer Kiſte
Vor allen Menſchen und dem Tag verſchloßen,
Den Schweſtern zur Bewahrung anvertraut,
Mit dem Befehl, bevor ſie wiederkäme,
Den Deckel nicht zu öffnen; denn geheim
Und wunderbar, wie er zuerſt entſproß,
Sollt' er in dunkler Enge ſich entfalten.
Doch Neugier lockt ſie zum Verbotnen, und es reißt
Verwitzig ihre Hand das Käſtchen auf.
Sie ſeh'n den Knaben lächelnd drinnen liegen,
Den zarten Leib umwunden von zwei Schlangen,
Die ihm als Hüter beigegeben ſind,
Und ihnen in ihr frevelnd Auge ſtarren.
Der Anblick ſcheucht ſie mit Entſetzen auf,
Das Grauſen wird zur wildverwirrten Wuth,
So, Arm in Arm, die Haare flatternd, ſtürzen
Sie ſich vom ſchroffen Fels hinab in's Meer.
Seitdem befolgt des Erichthonius Stamm
Die Sitte, jedem Säugling in die Wiege,

donnent à la nation entière une grande part d'intérêt dans la chose publique. De là vient qu'elle est plus instruite, et qu'au hasard il vaudroit mieux causer sur des questions politiques avec un fermier anglois, qu'avec la plupart des hommes, même les plus éclairés, du continent. Cet admirable bon sens, qui se fonde sur la justice et la sécurité, ne se trouve nulle part ailleurs qu'en Angleterre, ou dans le pays qui lui ressemble, l'Amérique. La pensée doit rester étrangère à des hommes qui n'ont point de droits; car, du moment qu'ils apercevroient la vérité, ils seroient malheureux, et bientôt après révoltés. Il faut convenir aussi que, dans un pays où la force armée a presque toujours consisté dans la marine, et où le commerce a été la principale occupation, il y a nécessairement plus de lumières que là où la défense nationale est confiée aux troupes de ligne, et où l'industrie s'est presque uniquement tournée vers la culture de la terre. Le commerce, mettant les hommes en relation avec les intérêts du monde, étend les idées, exerce le jugement, et fait sentir sans cesse, par la multiplicité et la diversité des transactions, la nécessité de la justice. Dans les pays où il n'y a que de l'agriculture, la masse de la population peut se composer de serfs attachés à la glèbe, et privés de toute instruction ; mais que feroit-on de négocians esclaves et ignorans? Un pays maritime et commerçant est donc par cela seul plus éclairé qu'un autre; néanmoins il reste beaucoup à faire pour donner au peuple d'Angleterre une éducation suffisante. Une grande portion de la dernière classe ne sait encore ni lire ni écrire ; et c'est sans doute pour remédier à ce mal qu'on accueille avec tant d'empressement les nouvelles méthodes de Bell et de Lancaster, parce qu'elles peuvent mettre l'instruction à la portée de l'indigence. Le peuple est plus instruit peut-être en Suisse, en Suède et dans quelques états du nord de l'Allemagne ; mais il n'y a dans aucun de ces pays cette vigueur de liberté qui préservera l'Angleterre, il faut l'espérer, de la réaction produite par la révolution de France. Dans un pays où il y a une immense capitale, de grandes richesses concentrées dans un petit nombre de mains, une cour, tout ce qui peut favoriser la corruption du peuple, il faut du temps pour que les lumières s'étendent et luttent avec avantage contre les inconvéniens attachés à la disproportion des fortunes.

En Écosse on trouve beaucoup plus d'instruction parmi les paysans qu'en Angleterre, parce qu'il y a moins de richesse chez quelques particuliers, et plus d'aisance chez le peuple. La religion presbytérienne, établie en Écosse, exclut la hiérarchie épiscopale que l'église anglicane a conservée. En conséquence, le choix des simples ministres du culte y est meilleur; et, comme ils vivent retirés dans les montagnes, ils s'y consacrent à l'enseignement des paysans. C'est aussi un grand avantage pour l'Écosse que de n'avoir pas, comme l'Angleterre, une taxe des pauvres très-forte, et très-mal conçue, qui entretient la mendicité et crée une classe de gens qui n'osent pas s'écarter de la commune où des secours leur sont assurés. La ville d'Édimbourg n'est pas aussi absorbée que Londres par les affaires publiques, et elle ne renferme pas une telle réunion de fortunes et de luxe; aussi les intérêts philosophiques et littéraires y tiennent-ils plus de place. Mais d'une autre part, les restes du régime féodal se font plus sentir en Écosse qu'en Angleterre. Le jury dans les affaires civiles ne s'y est introduit que dernièrement; il y a beaucoup moins d'élections populaires, à proportion, que chez les Anglois. Le commerce y exerce moins d'influence, et l'esprit de liberté s'y montre, à quelques exceptions près, avec moins de vigueur.

En Irlande, l'ignorance du peuple est effrayante; mais il faut s'en prendre, d'une part, à des préjugés superstitieux, et, de l'autre, à la privation presque entière des bienfaits d'une constitution. L'Irlande n'est réunie à l'Angleterre que depuis peu d'années; jusqu'ici elle a éprouvé tous les maux de l'arbitraire, et elle s'en est vengée souvent de la façon la plus violente. La nation étant divisée par deux religions qui forment aussi deux partis politiques, le gouvernement anglois, depuis Charles Ier., a tout accordé aux protestans, afin qu'ils pussent maintenir dans la soumission la majorité catholique. Swift, irlandois, et l'un des plus beaux génies des trois royaumes (1), écrivit, en 1740, sur le malheureux état de l'Irlande.

---

(1) On raconte que Swift sentit d'avance que ses facultés l'abandonnoient, et que, se promenant un jour avec un de ses amis, il vit un chêne dont la tête étoit desséchée, quoique le tronc et les racines fussent encore dans toute leur vigueur : C'est ainsi que je serai, dit-il; et sa triste prédiction fut accomplie. Lorsqu'il étoit tombé dans un tel état de stupeur que depuis une année, il n'avoit pas prononcé un seul mot; tout à coup il entendit les cloches de Saint-Pa-

L'attention des hommes éclairés fut fortement excitée par les écrits de Swift, et les améliorations qui se sont opérées dans ce pays datent d'alors. Lorsque l'Amérique se déclara indépendante, et que l'Angleterre fut obligée de la reconnoître comme telle, la nécessité de ménager l'Irlande frappa tous les jours davantage les bons esprits. L'illustre talent de M. Grattan, qui, trente ans plus tard, vient de nouveau d'étonner l'Angleterre, se faisoit remarquer, dès 1782, dans le parlement d'Irlande; et, par degrés, on a décidé ce pays à l'union avec la Grande-Bretagne. Les préjugés superstitieux y sont encore, cependant, la source de mille maux; car, pour arriver au point de prospérité où est l'Angleterre, les lumières de la réforme religieuse sont aussi nécessaires que l'esprit de liberté du gouvernement représentatif. L'exclusion politique à la-

---

trick, dont il étoit le doyen, retentir de toutes parts, et il demanda ce que cela signifioit. Ses amis, enchantés de ce qu'il recouvroit la parole, se hâtèrent de lui dire que c'étoit pour le jour de sa naissance que ces signes de joie avoient lieu. « Ah! s'écria-t-il, tout cela est inutile maintenant! » et il rentra dans le silence que la mort vint bientôt confirmer. Mais le bien qu'il avoit fait lui survécut, et c'est pour cela que les hommes de génie passent sur la terre.

quelle les catholiques irlandois sont condamnés, est contraire aux vrais principes de la justice; mais on ne sait comment mettre en possession des bienfaits de la constitution, des hommes aigris par de longs ressentimens.

On ne peut donc admirer dans la nation irlandoise, jusqu'à présent, qu'un grand caractère d'indépendance et beaucoup d'esprit naturel; mais on ne jouit point encore dans ce pays de la sécurité ni de l'instruction, résultats certains de la liberté religieuse et politique. L'Écosse est à beaucoup d'égards l'opposé de l'Irlande, et l'Angleterre tient de l'une et de l'autre.

Comme il est impossible, chez les Anglois, d'être ministre sans siéger dans l'une des deux chambres, et sans discuter avec les représentans de la nation les affaires de l'état, il en résulte nécessairement que de tels ministres ne ressemblent d'ordinaire en rien à la classe des gouvernans sous les monarchies absolues. La considération publique en Angleterre est le premier but des hommes en pouvoir; ils ne font presque jamais leur fortune dans le ministère. M. Pitt est mort en ne laissant que des dettes qui furent payées par le parlement. Les sous-secrétaires d'état, les commis, tous les membres de l'administration, éclairés par l'opinion et par leur propre fierté, sont d'une intégrité parfaite. Les ministres ne peuvent favoriser leurs partisans, que si ces partisans sont pourtant assez distingués pour ne pas provoquer le mécontentement du parlement. Il ne suffit pas de la faveur du maître pour rester en place, il faut aussi l'estime des représentans de la nation; et celle-là ne peut s'obtenir que par des talens véritables. Des ministres nommés par les intrigues de cour, tels qu'on en a vu sans cesse en France, ne se soutiendroient pas vingt-quatre heures dans la chambre des communes. On auroit toisé leur médiocrité dans un instant; on ne les verroit pas là tout poudrés, tout costumés, comme les ministres de l'ancien régime ou de la cour de Bonaparte. Ils ne seroient point entourés de courtisans, faisant auprès d'eux le métier qu'ils font eux-mêmes auprès du prince, et s'extasiant à l'envi sur la justesse de leurs idées communes, et sur la profondeur de leurs conceptions fausses. Un ministre anglois arrive seul dans l'une ou l'autre chambre, sans costume, sans marque distinctive; aucun genre de charlatanisme ne vient à son aide; tout le monde l'interroge et le juge;

mais aussi tout le monde le respecte, s'il le mérite, parce que, ne pouvant se faire passer que pour ce qu'il est, on le considère surtout à cause de sa valeur personnelle.

« On ne fait pas la cour aux princes en Angleterre comme en France, dira-t-on ; mais on y cherche la popularité, ce qui n'altère pas moins la vérité du caractère. » Dans un pays bien organisé tel que l'Angleterre, désirer la popularité, c'est vouloir la juste récompense de tout ce qui est bon et noble en soi-même. Il a existé de tout temps des hommes qui ont été vertueux, malgré les inconvéniens ou les périls auxquels ils s'exposoient par là ; mais, quand les institutions sociales sont combinées de manière que les intérêts particuliers et les vertus publiques soient d'accord, il ne s'ensuit pas que ces vertus n'aient d'autre base que l'intérêt personnel. Seulement elles sont plus répandues, parce qu'elles sont avantageuses, aussi-bien qu'honorables.

La science de la liberté, si l'on peut s'exprimer ainsi, au point où elle est cultivée en Angleterre, suppose à elle seule un très-haut degré de lumières. Rien n'est plus simple, quand une fois vous avez adopté les principes naturels sur lesquels cette doctrine repose; mais il est certain toutefois que sur le continent on ne rencontre presque personne qui comprenne d'esprit et de cœur l'Angleterre. On diroit qu'il y a des vérités morales dans lesquelles il faut être né, et que le battement du cœur vous les apprend mieux que toutes les discussions théoriques. Néanmoins, pour goûter et pour pratiquer cette liberté qui réunit tous les avantages des vertus républicaines, des lumières philosophiques, des sentimens religieux et de la dignité monarchique, il faut dans le peuple beaucoup de raison, et dans les hommes de la première classe beaucoup d'études et de vertus. Les ministres anglois doivent réunir aux qualités d'un homme d'état l'art de s'exprimer avec éloquence. Il s'ensuit que la littérature et la philosophie sont beaucoup plus appréciées, parce qu'elles servent efficacement aux succès de l'ambition la plus haute. On parle sans cesse de l'empire de la richesse et du rang chez les Anglois; il faut aussi convenir de l'admiration qu'ils accordent au vrai talent. Il est possible qu'auprès de la dernière classe de la société, la pairie et la fortune produisent plus d'effet que le nom d'un grand écrivain : cela doit être ainsi ; mais, s'il s'agit des jouissances de la bonne compagnie, et par conséquent de l'opinion, je ne sais aucun pays du monde où il soit plus avantageux d'être un homme supérieur. Non-seulement tous les emplois, tous les rangs peuvent être la récompense du mérite; mais l'estime publique s'exprime d'une manière si flatteuse, qu'elle donne des jouissances plus vives que toutes les autres.

L'émulation qu'une telle perspective doit exciter, est une des principales causes de l'incroyable étendue des connoissances répandues en Angleterre. Si l'on pouvoit faire une statistique du savoir, on ne trouveroit dans aucun pays une aussi forte proportion de gens versés dans l'étude des langues anciennes, étude malheureusement trop négligée en France. Des bibliothéques particulières sans nombre, des collections de tout genre, des souscriptions abondantes pour toutes les entreprises littéraires, des établissemens d'éducation publique existent partout, dans chaque province, à l'extrémité du pays comme au centre : enfin on trouve à chaque pas des autels élevés à la pensée, et ces autels servent d'appui à ceux de la religion et de la vertu.

Grâce à la tolérance, aux institutions politiques et à la liberté de la presse, il y a plus

Zum Angedenken jenes furchtbar'n Schutzes,
Ein goldgeringelt Schlangenpaar zu legen.

Jon.

Der Pallas Rache, deuteſt du ſie recht,
Zeigt ja, wie ſehr für dein Geſchlecht ſie eifert,
Und deſſen Feinden ſelbſt feindſelig iſt.
Doch hätte ſie ſich eine Zeitlang auch
Dir abgewendet: hülfreich iſt der Himmel,
Ein andrer Gott gewährt was einer weigert.

Kreuſa.

So heißeſt du mich auf Apollen hoffen?

Jon.

Und kamſt du nicht mit dieſer Hoffnung her?

Kreuſa.

Es hegt ſie mein Gemahl mehr, als ich ſelbſt.

Jon.

Du nahſt dich hier dem freundlichſten der Götter.

Kreuſa.

Du rühmſt ihn billig: dir erwies er Gutes,

Jon.

Du haſt nur ſeine Liebe nicht erprobt.

Kreuſa.

So war's mein Glück; ein Menſch erprobt die Liebe
Der Himmliſchen doch niemals ungeſtraft.

Jon.

Erkläre mir dieß räthſelhafte Wort.

Kreuſa.

Vernahmſt du nie, wie in des Donnerers Armen
Einſt Semele zu Aſche niederſank.
Wohlthaten kommen uns von höhern Weſen,
Doch Liebe kann das Gleiche nur geſellen.

de respect pour la religion et pour les mœurs en Angleterre que dans aucun autre pays de l'Europe. On se plaît à dire en France que c'est précisément par égard pour la religion et pour les mœurs qu'on a de tout temps eu des censeurs; et néanmoins il suffit de comparer l'esprit de la littérature en Angleterre, depuis que la liberté de la presse y est établie, avec les divers écrits qui ont paru sous le règne arbitraire de Charles II, et sous celui du régent et de Louis XV en France. La licence des écrits a été portée chez les François, dans le dernier siècle, à un degré qui fait horreur. Il en est de même en Italie où, de tout temps, on a soumis cependant la presse aux restrictions les plus gênantes. L'ignorance dans la masse, et l'indépendance la plus désordonnée dans les esprits distingués est toujours le résultat de la contrainte.

La littérature angloise est certainement celle de toutes, dans laquelle il y a le plus d'ouvrages philosophiques. L'Écosse renferme encore aujourd'hui des écrivains très-forts en ce genre, Dugald Stewart en première ligne, qui ne se lassent point de rechercher la vérité dans la retraite. La critique littéraire est portée au plus haut point dans les journaux; et particulièrement dans celui d'Édimbourg, où des écrivains faits pour être illustres eux-mêmes, Jeffrey, Playfair, Mackintosh, ne dédaignent point d'éclairer les auteurs par les jugemens qu'ils portent sur eux. Les publicistes les plus instruits dans les questions de jurisprudence et d'économie politique, tels que Bentham, Malthus, Brougham, sont plus nombreux en Angleterre que partout ailleurs, parce qu'ils ont le juste espoir que leurs idées seront mises en pratique. Des voyages dans toutes les parties du monde rapportent en Angleterre les tributs de la science non moins bien accueillis que ceux du commerce; mais, au milieu de tant de richesses intellectuelles en tout genre, on ne sauroit citer aucun de ces ouvrages irréligieux ou licencieux, dont la France a été inondée: l'opinion publique les a repoussés dès qu'elle a pu les craindre, et elle s'en charge d'autant plus volontiers, qu'elle seule fait la garde à cet égard. La publicité est toujours favorable à la vérité: or, comme la morale et la religion sont la vérité par excellence, plus vous permettez aux hommes de discuter ces sujets, plus ils s'éclairent et s'ennoblissent. Les tribunaux puniroient avec raison en Angleterre un écrit qui pourroit causer du scandale; mais aucun ouvrage ne porte cette marque de la censure qui jette d'avance du doute sur les assertions qu'il peut renfermer.

La poésie angloise que n'alimentent ni l'irréligion, ni l'esprit de faction, ni la licence des mœurs, est encore riche, animée, et n'éprouve pas cette décadence qui menace successivement presque toutes les littératures de l'Europe. La sensibilité et l'imagination entretiennent la jeunesse immortelle de l'âme. On voit un second âge de poésie renaître en Angleterre, parce que l'enthousiasme n'y est point éteint, et que la nature, l'amour et la patrie y exercent toujours une grande puissance. Cowper d'abord, et maintenant Rogers, Moore, Thomas Campbell, Walter Scott, lord Byron, dans des genres et dans des degrés différens, préparent un nouveau siècle de gloire à la poésie angloise; et, tandis que tout se dégrade sur le continent, la source éternelle du beau jaillit encore de la terre libre.

Dans quel empire le christianisme est-il plus respecté qu'en Angleterre? Où prend-on plus de soins pour le propager? D'où partent des missionnaires en aussi grand nombre pour toutes les parties du monde? La société qui s'est chargée d'envoyer des exemplaires de la Bible dans les pays où la lumière du christianisme est obscurcie ou non développée, en faisoit passer en France pendant la guerre, et ce soin n'étoit pas superflu. Mais je me détournerois maintenant de mon sujet, si je rappelois ici ce qui peut excuser la France sous ce rapport.

La réformation a mis chez les Anglois les lumières parfaitement en accord avec les sentimens religieux. C'est un grand avantage pour ce pays ; et l'exaltation de piété dont on y est susceptible, porte toujours à l'austérité de la morale, mais presque jamais à la superstition. Les sectes particulières de l'Angleterre, dont la plus nombreuse est celle des Méthodistes, n'ont pour but que le maintien de la pureté sévère du christianisme dans la conduite de la vie. Leur renoncement à tous les plaisirs, leur zèle persévérant pour faire le bien, annoncent aux hommes qu'il y a dans l'Évangile des germes de sentimens et de vertus, plus féconds encore que tous ceux que nous avons vus se développer jusqu'à ce jour, et dont les saintes fleurs sont destinées peut-être aux générations à venir.

Dans un pays religieux, il existe nécessairement aussi de bonnes mœurs, et cependant les passions des Anglois sont très-violentes ; car c'est une grande erreur de les croire d'un caractère calme, parce qu'ils ont habituellement des manières froides. Il n'est point d'hommes plus impétueux dans les grandes choses; mais ils ressemblent à ces chiens d'Albanie envoyés par Porus à Alexandre, qui dédaignoient de se battre contre tout autre adversaire que le lion. Les Anglois sortent de leur apparente tranquillité pour se livrer à des excès en tout genre. Ils cherchent des périls, ils veulent tenter des choses extraordinaires, et désirent des émotions fortes. L'activité de l'imagination et la gêne des habitudes les leur rendent nécessaires; mais ces habitudes elles-mêmes sont fondées sur un grand respect pour la morale.

La liberté des journaux qu'on a voulu nous représenter comme contraire à la délicatesse des mœurs, en est une des causes les plus efficaces: tout est si connu, si discuté en Angleterre, que la vérité en toutes choses est inévitable; et l'on pourroit se soumettre au jugement du public anglois, comme à celui d'un ami qui entreroit dans les détails de votre vie, dans les nuances de votre caractère, pour peser chaque action ainsi que le veut l'équité, d'après la situation de chaque individu. Plus l'opinion a de puissance en Angleterre, plus il faut de hardiesse pour s'en affranchir: aussi les femmes qui la bravent se portent-elles à de grands éclats. Mais combien ces éclats ne sont-ils pas rares, même dans la première classe, la seule où l'on puisse quelquefois en citer des exemples! Dans le second rang, parmi les habitans des provinces, on ne trouve que de bons ménages, des vertus privées, une vie intérieure entièrement consacrée à l'éducation d'une nombreuse famille qui, nourrie dans la conviction intime de la sainteté du mariage, ne se permettroit pas une pensée légère à cet égard. Comme il n'y a point de couvens en Angleterre, les filles sont le plus souvent élevées chez leurs parens; et l'on peut voir par leur instruction et par leurs vertus, ce qui vaut le mieux pour une femme, de ce genre d'éducation ou de celui qui se pratique en Italie.

« Au moins, dira-t-on, ces procès de divorce, dans lesquels on admet les discussions les plus indécentes, sont une source de scandale. » Il faut qu'ils ne le soient pas, puisque le résultat est tel que je viens de le dire. Ces procès sont un antique usage, et sous ce rapport de certaines gens devroient les défendre; mais, quoi qu'il en soit, la terreur du scandale est un grand frein. Et d'ailleurs, on n'est point porté en Angleterre, comme en France, à faire des plaisanteries sur de tels sujets. Une sorte d'austérité, d'accord avec l'esprit des anciens rigoristes protestans, se manifeste dans ces procès. Les juges comme les spectateurs y portent une disposition sérieuse, et les conséquences en sont très-importantes, puisque le maintien des vertus domestiques en dépend, et qu'il n'y a point de liberté sans elles. Or, comme l'esprit du siècle ne les favorisoit pas, c'est un hasard heureux que l'utile ascendant de ces procès de divorce; car il y a presque toujours du hasard dans le bien ou le mal que peut produire la fidélité aux anciens usages, puisqu'ils conviennent quelquefois au temps présent, et que d'autres fois ils n'y sont plus applicables. Heureux le pays où les torts des femmes peuvent être punis avec une si haute sagesse, sans frivolité, comme sans vengeance! Il leur est permis de recourir à la protection de l'homme pour lequel elles ont tout sacrifié; mais elles sont d'ordinaire privées de tous les avantages brillans de la société. Je ne sais si la législation pourroit inventer quelque chose de plus fort et de plus doux tout ensemble.

On s'indignera peut-être contre l'usage de faire payer de l'argent par le séducteur de la femme. Comme tout est empreint d'un sentiment de noblesse en Angleterre, je ne jugerai point légèrement une coutume de ce genre, puisqu'on la conserve. Il faut atteindre de quelque manière aux torts des hommes envers les mœurs, puisque l'opinion est en général trop relâchée à cet égard, et personne ne prétendra qu'une grande perte d'argent ne soit pas une punition. D'ailleurs, l'éclat de ces procès funestes fait presque toujours un devoir à l'homme d'épouser la femme qu'il a séduite; et cette obligation est une garantie qu'il ne se mêle ni légèreté, ni mensonge aux sentimens que les hommes se permettent d'exprimer. Quand il n'y a que de l'amour dans l'amour, ses égaremens sont à la fois plus rares et plus excusables. J'ai de la peine à m'expliquer cependant pourquoi c'est au mari que l'amende est payée par le séducteur; souvent aussi le mari ne l'accepte pas, et c'est aux pauvres qu'il la consacre. Mais il y a lieu de croire que deux motifs ont donné naissance à cette coutume; l'un de fournir à l'époux dans une classe sans fortune, les moyens d'élever ses enfans, quand la mère qui en étoit chargée lui manque; l'autre, et c'est un rapport plus essentiel, de mettre en cause le mari lorsqu'il s'agit des torts de sa femme, afin d'examiner s'il n'a point à se reprocher de torts du même genre envers elle. En Écosse même, l'infidélité du mari dissout le mariage aussi-bien que celle de la femme, et le sentiment du devoir, dans un pays libre, met toujours de niveau le fort et le foible.

Tout est constitué en Angleterre de telle manière que l'intérêt de chaque classe, de chaque sexe, de chaque individu, est de se conformer à la morale. La liberté politique est le moyen suprême de cette admirable combinaison. « Oui, dira-t-on encore, en ne comprenant que les mots et point les choses ; il est vrai que les Anglois sont toujours gouvernés par l'intérêt. » Comme s'il y avoit aucun rapport entre l'intérêt qui conduit à la vertu, et celui qui fait dériver vers le vice ! Sans doute l'Angleterre n'est pas une planète à part de la nôtre, dans laquelle les avantages personnels ne soient pas, comme ailleurs, le ressort des actions humaines. On ne peut gouverner les hommes en comptant toujours sur le dévouement et le sacrifice ; mais quand l'ensemble des institutions d'un pays est tel, qu'il est utile d'être honnête, il en résulte une certaine habitude du bien qui se grave dans tous les cœurs : elle se transmet par le souvenir, l'air qu'on respire en est pénétré, et l'on n'a plus besoin de songer aux inconvéniens de tout genre qui seroient la suite de certains torts; car la force de l'exemple suffit pour en préserver.

Hör' an, was mich auf den Gedanken leitet;
Dein offner Blick flößt Zuverſicht mir ein.
Ich bringe außer meinem und des Gatten
Anliegen, einer Freundin Auftrag mit
Zu des Orakels vielbeſuchtem Sitz:
Iſt kein geheimer Ausſpruch zu erlangen?
Du, der du ſtets beim Heiligthum verkehrſt,
Kannſt etwa mir mit Rath behülflich ſein.

Jon.
Zu ſchweigen wie zu reden weiß die Pythia,
Ich lernte nur zu ſchweigen, wo ich ſoll.
Nicht weiſem Sinn, doch einer treuen Bruſt
Wirſt du vertraun was dich zu drücken ſcheint.

Kreuſa.
Hör' an. Vergieb mein Zögern, denn der Ruf
Der Frau'n iſt ein zerbrechlich koſtbar Gut.
Ein Weib, das ich als ſchuldlos kenn' und edel,
Doch deren Namen ich nicht nennen darf,
Betheuert, daß Apoll ihr einſt genaht,
Und ihr der Jugend jungfräuliche Blüthe,
Ein Gott der ſchwachen Sterblichen, entwandt.

Jon.
Sag' keine Frevel, fremde Königin.

Kreuſa.
Die Wahrheit iſt zu ſagen ſtets erlaubt.

Jon.
Daß Götter Zucht und Sitte ſo zertreten?

Kreuſa.
Es muß der Menſch die Uebermacht wohl dulden.

CHAPITRE VI.

De la société en Angleterre, et de ses rapports avec l'ordre social.

Il n'est pas probable qu'on revoie jamais nulle part, ni même en France, une société comme celle dont on a joui dans ce pays, pendant les deux premières années de la révolution, et à l'époque qui l'a précédée. Les étrangers qui se flattent de trouver rien de semblable en Angleterre, sont fort désappointés; car ils s'y ennuient souvent beaucoup. Bien que ce pays renferme les hommes les plus éclairés et les femmes les plus intéressantes, les jouissances que la société peut procurer ne s'y rencontrent que rarement. Quand un étranger entend bien l'anglois, et qu'il est admis à des réunions peu nombreuses, composées des hommes transcendans du pays, il goûte, s'il en est digne, les plus nobles jouissances que la communication des êtres pensans puisse donner; mais ce n'est point dans ces fêtes intellectuelles que consiste la société d'Angleterre. On est tous les jours invité à Londres à d'immenses assemblées, où l'on se coudoie comme au parterre : les femmes y sont en majorité, et d'ordinaire la foule est si grande, que leur beauté même n'a pas assez d'espace pour paroître : à plus forte raison n'y est-il jamais question d'aucun agrément de l'esprit. Il faut une grande force physique pour traverser les salons sans être étouffé, et pour remonter dans sa voiture sans accident ; mais je ne vois pas bien qu'aucune autre supériorité soit nécessaire dans une telle cohue. Aussi les hommes sérieux renoncent-ils de très-bonne heure à la corvée qu'en Angleterre on appelle le grand monde ; et c'est, il faut le dire, la plus fastidieuse combinaison qu'on puisse former avec des élémens aussi distingués.

Ces réunions tiennent à la nécessité d'admettre un très-grand nombre de personnes dans le cercle de ses connoissances. La liste des visites que reçoit une dame angloise est quelquefois de douze cents personnes. La société françoise étoit infiniment plus exclusive : l'esprit d'aristocratie qui présidoit à la formation des cercles étoit favorable à l'élégance et à l'amusement, mais nullement d'accord avec la nature d'un état libre. Ainsi donc, en convenant avec franchise que les plaisirs de la société se rencontrent très-rarement et trèsdifficilement à Londres, j'examinerai si ces plaisirs sont conciliables avec l'ordre social de l'Angleterre. S'ils ne le sont pas, le choix ne sauroit être douteux.

Les riches propriétaires anglois remplissent, pour la plupart, des emplois publics dans leurs terres; et, désirant y être élus députés, ou influer sur l'élection de leurs parens et de leurs amis, ils passent huit ou neuf mois à la campagne. Il en résulte que les habitudes de société sont entièrement interrompues pendant les deux tiers de l'année; et les relations familières et faciles ne se forment qu'en se voyant tous les jours. Dans la partie de Londres occupée par la bonne compagnie, il y a des mois de l'été et de l'automne pendant lesquels la ville a l'air d'être frappée de contagion, tant elle est solitaire. La rentrée du parlement n'a lieu d'ordinaire que dans le mois de janvier, et l'on ne se réunit à Londres qu'à cette époque. Les hommes, en vivant beaucoup dans leurs terres, chassent ou se promènent à cheval la moitié de la journée; ils reviennent fatigués à la maison, et ne songent qu'à se reposer, ou quelquefois même à boire, quoiqu'à cet égard les récits qu'on fait des mœurs angloises soient très-exagérés, surtout si on les rapporte au temps actuel. Toutefois un tel genre de vie ne rend point propre aux agrémens de la société. Les François n'étant appelés ni par leurs affaires, ni par leurs goûts à demeurer à la campagne, l'on trouvoit à Paris, toute l'année, des maisons où l'on pouvoit jouir d'une conversation très-agréable; mais de là vient aussi que Paris seul existoit en France, tandis qu'en Angleterre la vie politique se fait sentir dans toutes les provinces. Lorsque les intérêts de l'état sont du ressort de chacun, la conversation qui doit attirer le plus, est celle dont les affaires publiques sont le but. Or, dans celles-là, ce n'est pas la légèreté d'esprit, mais l'importance réelle des choses dont il s'agit. Souvent un homme, fort peu agréable d'ailleurs, captive ses auditeurs par la force de son raisonnement et de son savoir; l'art d'être aimable en France consistoit à ne jamais épuiser un sujet, et à ne pas trop s'arrêter sur ceux qui n'intéressoient pas les femmes. En Angleterre, elles ne se mêlent jamais aux entretiens à voix haute; les hommes ne les ont point habituées à prendre part à la conversation générale : quand elles se sont retirées du dîner, cette conversation n'en est que plus vive et plus animée. Une maîtresse de maison ne se croit point obligée, comme chez les François, à conduire la conversation, et surtout à prendre garde qu'elle ne languisse. On est très-résigné à ce malheur dans les sociétés angloises, et il paroit beaucoup plus facile à supporter, que la nécessité de se mettre en avant pour relever l'entretien. Les femmes, à cet égard, sont d'une extrême timidité; car, dans un état libre, les hommes reprenant leur dignité naturelle, les femmes se sentent subordonnées.

Il n'en est pas de même d'une monarchie arbitraire, telle qu'elle existoit en France. Comme il n'y avoit rien d'impossible ni de fixe, les conquêtes de la grâce étoient sans bornes, et les femmes devoient naturellement triompher dans ce genre de combats. Mais en Angleterre, quel ascendant une femme pourroit-elle exercer, quelque aimable qu'elle fût, au milieu des élections populaires, de l'éloquence du parlement et de l'inflexibilité de la loi? Les ministres n'auroient pas l'idée qu'une femme pût leur adresser une sollicitation sur quelque sujet que ce fût, à moins qu'elle n'eût ni frère, ni fils, ni mari, pour s'en charger. Dans le pays de la plus grande publicité, les secrets d'état sont mieux gardés que nulle part ailleurs. Il n'y a point d'intermédiaires, pour ainsi dire, entre les gazettes et le cabinet des ministres; et ce cabinet est le plus discret de l'Europe. Il n'y a pas d'exemple qu'une femme ait su, ou du moins dit ce qu'il falloit taire. Dans un pays où les mœurs domestiques sont si régulières, les hommes mariés n'ont point de maîtresses; et il n'y a que les maîtresses qui sachent les secrets, et surtout qui les révèlent.

Parmi les moyens de rendre une société plus piquante, il faut compter la coquetterie: or, elle n'existe guère en Angleterre qu'entre les jeunes personnes et les jeunes hommes qui peuvent se marier ensemble; et la conversation n'y gagne rien, au contraire. A peine s'entendent-ils l'un l'autre, tant ils se parlent à demi-voix; mais il en résulte qu'on ne se marie pas sans se connoître; tandis qu'en France, pour s'épargner tout l'ennui de ces timides amours, on ne voyoit jamais de jeunes filles dans le monde avant que leur mariage fût conclu par leurs parens. S'il existe en Angleterre des femmes qui s'écartent de leur devoir, c'est avec un tel mystère ou avec un tel éclat, que le désir de plaire en société, de s'y montrer aimables, d'y briller par la grâce et par le mouvement de l'esprit, n'y entre absolument pour rien. En France, la conversation menoit à tout; en Angleterre, ce talent est apprécié, mais il n'est utile en rien à l'ambition de ceux qui le possèdent; les hommes d'état et le peuple choisissent parmi les candidats du pouvoir, d'après de tout autres signes des facultés supérieures. La conséquence en est qu'on néglige ce qui ne sert pas, dans ce genre comme dans tous les autres. Le caractère national étant d'ailleurs très-enclin à la réserve et à la timidité, il faut un mobile puissant pour en triompher, et ce mobile ne se trouve que dans l'importance des discussions publiques.

On a de la peine à se rendre parfaitement compte de ce qu'on appelle en Angleterre la mauvaise honte (*shyness*), c'est-à-dire, cet embarras qui renferme au fond du cœur les expressions de la bienveillance naturelle; car l'on rencontre souvent les manières les plus froides dans des personnes qui se montreroient les plus généreuses envers vous, si vous aviez besoin d'elles. Les Anglois sont mal à l'aise entre eux, au moins autant qu'avec les étrangers; ils ne se parlent qu'après avoir été présentés l'un à l'autre : la familiarité ne s'établit que fort à la longue. On ne voit presque jamais en Angleterre les enfans, après leur mariage, demeurer dans la même maison que leurs parens; le *chez soi* (*home*) est le goût dominant des Anglois, et peut-être ce penchant a-t-il contribué à leur faire détester le système politique qui permet ailleurs d'exiler ou d'arrêter arbitrairement. Chaque ménage a sa demeure séparée; et Londres est composé d'un grand nombre de petites maisons fermées comme des boîtes, et où il n'est guère plus facile de pénétrer. Il n'y a pas même beaucoup de frères et de sœurs qui aillent dîner les uns chez les autres, sans être invités. Cette formalité ne rend pas la vie fort amusante; et, dans le goût des Anglois pour les voyages, il entre l'envie de se soustraire à la contrainte de leurs usages, aussi-bien que le besoin d'échapper aux brouillards de leur contrée.

Les plaisirs de la société dans tous les pays ne concernent jamais que la première classe, c'est-à-dire, la classe oisive qui, ayant un grand loisir pour l'amusement, y attache beaucoup de prix. Mais en Angleterre, où chacun a sa carrière et ses occupations, il arrive aux grands seigneurs comme aux hommes d'affaires des autres pays, d'aimer mieux le délassement physique, les promenades, la campagne, enfin tout plaisir où l'esprit se repose, que la conversation dans laquelle il faut penser et parler presque avec autant de soin que dans les affaires les plus sérieuses. D'ailleurs, le bonheur des Anglois étant fondé sur la vie domestique, il ne leur conviendroit pas que leurs femmes se fissent, comme en France, une famille de choix d'un certain nombre de personnes constamment réunies.

On ne doit pas nier cependant qu'à tous ces honorables motifs il ne se mêle quelques défauts, résultats naturels de toute grande association d'hommes. D'abord, quoiqu'il y ait en Angleterre beaucoup plus de fierté que de vanité, cependant on y tient assez à marquer par les manières, les rangs que la plupart des institutions rapprochent. Il y a de l'égoïsme dans les habitudes, et quelquefois dans le caractère. La richesse et les goûts qu'elle donne en sont la cause : on ne veut se déranger en rien, tant on peut se bien arranger en tout. Les liens de famille, si intimes dans le mariage, le sont très-peu sous d'autres rapports, parce que les substitutions affranchissent trop les fils aînés de leurs parens, et séparent aussi les intérêts des frères cadets de ceux de l'héritier de la fortune. Les majorats nécessaires au maintien de la pairie ne devroient peut-être pas s'étendre aux autres classes de propriétaires ; c'est un reste de féodalité dont il faudroit, s'il est possible, diminuer les fâcheuses conséquences. De là vient aussi que la plupart des femmes sont sans dot, et que dans un pays où l'institution des couvens ne sauroit exister, il y a une quantité de jeunes filles que leurs mères ont grande envie de marier, et qui peuvent avec raison s'inquiéter de leur avenir. Cet inconvénient, produit par l'inégal partage des fortunes, se fait sentir dans le monde : car les hommes non mariés y occupent trop l'attention des femmes, et la richesse en général, loin de servir à l'agrément de la société, y nuit nécessairement. Il faut une fortune très-considérable pour recevoir ses amis à la campagne, ce qui est pourtant en Angleterre la manière la plus agréable de vivre ; il en faut pour tous les rapports de la société : non que l'on mette de la vanité dans le luxe ; mais l'importance que tout le monde attache au genre de jouissances qu'on appelle *confortables*, fait que personne n'oseroit, comme jadis dans les plus aimables sociétés de Paris, suppléer à un mauvais dîner par de jolis contes.

Dans tous les pays, les prétentions des jeunes gens à la mode sont entées sur le défaut national : on en trouve en eux la caricature, mais une caricature a toujours quelques traits

Ion.

Weißt du, ob jene nicht mit ſchönen Namen
Des unerlaubten Lagers Schmach bemäntelt?

Kreuſa.

Das braucht ſie nicht, denn keine Spur, kein Zeuge,
Hat an das Licht gebracht was ſie erlitt.
Die Mutterliebe trieb ſie einzig an,
Was ich erzähle, mir zu offenbaren.
Das Kind, das von der heimlichen Umarmung
Ihr Schooß gebar, hat ſie, von Angſt gedrängt,
Zu einer dunkeln Höhle hingetragen,
Es brünſtig ſeinem Vater anbefehlend.
Doch als ſie wieder hinkam, nachzuſehn
Was draus geworden, ach! da war es fort,
Und ſie zerraufte ſchreiend ſich das Haar.

Ion.

Und fand ſie keinen Gang von Menſchen oder
Raubthieren, nach dem Orte hin bezeichnet?
Den Boden nicht bethaut von blut'gen Spuren?

Kreuſa.

Von allem nichts; verſchwunden war das Kind.
Nun wünſcht ſie hier in Delphi zu erforſchen,
Ob es gerettet ward, und, ſchaut es noch
Das Licht der Sonne, wie und wo es lebt.

Ion.

Die arme Mutter! Aber ihr Beginnen
Dünkt mir gewagt und dennoch unerſprießlich.
Wird Phöbus ſelbſt, was er mit Fleiß verhehlt,
Verkünden? Kannſt du hoffen, einen Spruch
Ihm abzuzwingen, der ihn tief beſchämt?
Wird ſich ſein Zorn nicht auf den Frager lenken?

de l'original. Les élégans en France cherchoient à faire effet, et tâchoient d'éblouir par tous les moyens possibles, bons ou mauvais. En Angleterre, cette même classe de personnes veut se distinguer par le dédain, l'insouciance et la perfection du blasé. C'est assez désagréable ; mais dans quel pays du monde la fatuité n'est-elle pas une ressource de l'amour-propre, pour cacher la médiocrité naturelle? Chez un peuple où tout est prononcé, comme en Angleterre, les contrastes sont d'autant plus frappans. La mode a un singulier empire sur les habitudes de la vie, et cependant il n'est point de nation où l'on trouve autant d'exemples de ce qu'on appelle *l'excentricité*, c'est-à-dire, une manière d'être tout-à-fait originale, et qui ne compte pour rien l'opinion d'autrui. La différence entre les hommes qui vivent sous l'empire des autres et ceux qui existent en eux-mêmes se retrouve partout; mais cette opposition des caractères ressort davantage par le mélange bizarre de timidité et d'indépendance qui se fait remarquer chez les Anglois. Ils ne font rien à demi, et tout à coup ils passent de la servitude envers les moindres usages à l'insouciance la plus complète du qu'en-dira-t-on. Néanmoins, la crainte du ridicule est une des principales causes de la froideur qui règne dans la société angloise : on n'est jamais accusé d'insipidité en se taisant ; et, comme personne n'exige de vous d'animer l'entretien, on est plus frappé des hasards auxquels on s'exposeroit en parlant que de l'inconvénient du silence. Dans le pays où l'on est le plus attaché à la liberté de la presse, et où l'on s'embarrasse le moins des attaques des journaux, les plaisanteries de société sont très-redoutées. On considère les gazettes comme les volontaires des partis politiques, et dans ce genre comme dans tous les autres, les Anglois se plaisent beaucoup à la guerre ; mais la médisance et l'ironie dont la société est le théâtre, effarouchent singulièrement la délicatesse des femmes et la fierté des hommes. C'est pourquoi l'on se met en avant le moins qu'on peut en présence des autres. Le mouvement et la grâce y perdent nécessairement beaucoup. Dans aucun pays du monde, la réserve et la taciturnité n'ont, je crois, jamais été portées aussi loin que dans quelques sociétés de l'Angleterre ; et, si l'on tombe dans ces cercles, on s'explique très-bien comment le dégoût de la vie peut saisir ceux qui s'y trouvent enchaînés. Mais, hors de ces enceintes glacées, quelles satisfactions de l'âme et de l'esprit ne peut-on pas trouver dans les sociétés angloises, quand on y est heureusement placé! La faveur et la défaveur des ministres et de la cour n'est absolument de rien dans les rapports de la vie, et vous feriez rougir un Anglois, si vous aviez l'air de penser à la place qu'il occupe, ou au crédit dont il peut jouir. Un sentiment de fierté lui fait toujours croire que ces circonstances n'ajoutent et n'ôtent rien à son mérite personnel. Les disgrâces politiques ne peuvent influer sur les agrémens dont on jouit dans le grand monde; le parti de l'opposition y est aussi brillant que le parti ministériel : la fortune, le rang, l'esprit, les talens, les vertus, sont partagés entre eux; et jamais aucun des deux n'imagineroit de s'éloigner ou de se rapprocher d'une personne par ces calculs d'ambition qui ont toujours dominé en France. Quitter ses amis parce qu'ils n'ont plus de pouvoir, et s'en rapprocher parce qu'ils en ont, est un genre de tactique presque inconnu en Angleterre; et, si les succès de société ne conduisent pas aux emplois publics, au moins la liberté de la société n'est-elle pas altérée par des combinaisons étrangères aux plaisirs qu'on y peut goûter. On y trouve presque invariablement la sûreté et la vérité qui sont la base de toutes les jouissances, puisqu'elles les garantissent toutes. Vous n'avez point à craindre ces tracasseries continuelles qui ailleurs remplissent la vie d'inquiétudes. Ce que vous possédez en fait de liaisons et d'amitié, vous ne pouvez le perdre que par votre faute, et vous n'avez jamais aucune raison de douter des expressions de bienveillance qui vous sont adressées; car les actions les surpasseront, et la durée les consacrera. La vérité surtout est une des qualités les plus éminentes du caractère anglois. La publicité qui règne dans les affaires, les discussions dans lesquelles on arrive au fond de toutes choses, ont contribué sans doute à cette habitude de vérité parfaite qui ne sauroit exister que dans un pays où la dissimulation ne conduit à rien qu'au désagrément d'être découvert.

On s'est plu à répéter sur le continent que les Anglois étoient impolis, et une certaine habitude d'indépendance, une grande aversion pour la gêne, peuvent avoir donné lieu à ce jugement. Mais je ne connois pas une politesse, ni une protection aussi délicate que celle des Anglois pour les femmes, dans toutes les circonstances de la vie. S'agit-il d'un danger, d'un embarras, d'un service à rendre, il n'est rien qu'ils négligent pour secourir les êtres foibles. Depuis le matelot qui dans la tempête appuie vos pas chancelans, jusqu'aux gentilshommes anglois du plus haut rang, jamais une femme ne se voit exposée à une difficulté quelconque sans être soutenue, et l'on retrouve partout ce mélange heureux qui caractérise l'Angleterre : l'austérité républicaine dans la vie domestique, et l'esprit de chevalerie dans les rapports de la société.

Une qualité non moins aimable des Anglois, c'est leur disposition à l'enthousiasme. Ce peuple ne peut rien voir de remarquable sans l'encourager par les louanges les plus flatteuses. On a donc raison d'aller en Angleterre, dans quelque situation malheureuse que l'on se trouve, si l'on possède en soi quelque chose de véritablement distingué. Mais si l'on y arrive comme la plupart des riches oisifs de l'Europe qui voyagent pour passer un carnaval en Italie et un printemps à Londres, il n'est point de pays qui trompe davantage l'attente, et on en partira sûrement sans s'être douté que l'on a vu le plus beau modèle de l'ordre social, et le seul qui pendant long-temps ait fait espérer encore en la nature humaine.

Je n'oublierai jamais la société de lord Grey, de lord Lansdowne, et de lord Harrowby. Je les cite, parce qu'ils appartiennent tous les trois à des partis ou à des nuances de partis différentes, qui renferment à peu près toutes les opinions politiques de l'Angleterre. Il en est d'autres que j'aurois eu de même un grand plaisir à rappeler.

Lord Grey est un des plus ardens amis de la liberté dans la chambre des pairs : la noblesse de sa naissance, de sa figure et de ses manières, le préservent plus que personne de cette espèce de popularité vulgaire qu'on veut attribuer aux partisans des droits des nations; et je défierois qui que ce soit, de ne pas éprouver pour lui tous les genres de respect. Son éloquence au parlement est généralement admirée : il réunit à l'élégance du langage une force de conviction intérieure qui fait partager ce qu'il éprouve. Les questions politiques l'émeuvent, parce qu'un généreux enthousiasme est la source de ses opinions. Comme il s'exprime toujours dans la société avec calme et simplicité sur ce qui l'intéresse le plus, c'est à la pâleur de son visage que l'on s'aperçoit quelquefois de la vivacité de ses sentimens; mais c'est sans vouloir ni cacher, ni montrer les affections de son âme, qu'il parle sur des sujets pour lesquels il donneroit sa vie : chacun sait qu'il a refusé deux fois d'être premier ministre, parce qu'il ne s'accordoit pas sous quelques rapports avec le prince qui le nommoit. Quelle qu'ait été la diversité des manières de voir sur les motifs de cette résolution, rien ne paroît plus simple en Angleterre que de ne pas vouloir être ministre. Je ne citerois donc pas le refus de lord Grey, s'il avoit fallu, pour accepter, renoncer en rien à ses principes politiques; mais les scrupules par lesquels il s'est déterminé, étoient poussés trop loin pour être approuvés de tout le monde. Et cependant les hommes de son parti, tout en le blâmant à cet égard, n'ont pas cru possible d'entrer sans lui dans aucune des places qui leur étoient offertes.

La maison de lord Grey offre l'exemple de ces vertus domestiques si rares ailleurs dans les premières classes. Sa femme, qui ne vit que pour lui, est digne par ses sentimens de l'honneur que le ciel lui a départi en l'unissant à un tel homme. Treize enfans, encore jeunes, sont élevés par leurs parens, et vivent avec eux pendant huit mois de l'année dans leur château, au fond de l'Angleterre, où ils n'ont presque jamais d'autre distraction que leur cercle de famille, et leurs lectures habituelles. Je me trouvai à Londres un soir dans ce sanctuaire des plus nobles et des plus touchantes vertus; lady Grey voulut bien demander à ses filles de faire de la musique; et quatre de ces jeunes personnes, d'une candeur et d'une grâce angéliques, jouèrent des duos de harpe et de piano avec un accord admirable qui supposoit une grande habitude de s'exercer ensemble : le père les écoutoit avec une sensibilité touchante. Les vertus qu'il développe dans sa famille servent de garantie à la pureté des vœux qu'il forme pour son pays.

Lord Lansdowne est aussi membre de l'opposition ; mais, moins prononcé dans ses opinions politiques, c'est par une profonde étude de l'administration et des finances qu'il a déjà servi et qu'il doit encore servir l'état. Riche et grand seigneur, jeune et singulièrement heureux dans le choix de sa compagne, aucun de ces avantages ne le porte à l'indolence; et c'est par son mérite supérieur qu'il est au premier rang, dans un pays où rien ne peut dispenser de valoir par soi-même. A sa campagne, à Bowood, j'ai vu la plus belle réunion d'hommes éclairés que l'Angleterre et par conséquent le monde puisse offrir. Sir James Mackintosh, désigné par l'opinion pour continuer Hume et pour le surpasser, en écrivant l'histoire de la liberté constitutionnelle de l'Angleterre, un homme si universel dans ses connoissances et si brillant dans sa conversation, que les Anglois le citent avec orgueil aux étrangers pour prouver que, dans ce genre aussi, ils peuvent être les premiers; sir Samuel Romilly, la lumière et l'honneur de cette jurisprudence angloise, qui est elle-même l'objet de tous les respects de l'humanité; des poëtes, des hommes de lettres non moins remarquables dans leur carrière, que les hommes d'état dans la leur : chacun contribuoit au pur éclat d'une telle société et de l'hôte illustre qui la présidoit. Car, en Angleterre, la culture de l'esprit et la morale sont presque toujours réunies. En effet, à une certaine hauteur elles ne sauroient être séparées.

Lord Harrowby, président du conseil privé, est naturellement du parti ministériel ou tory; mais de même que lord Grey a toute la dignité de l'aristocratie dans son caractère, lord Harrowby tient par son esprit à toutes les lumières du parti libéral. Il connoît les littératures étrangères et celle de France en particulier, un peu mieux que nous-mêmes. J'avois l'honneur de le voir quelquefois au milieu des plus grandes crises de l'avant-dernière guerre; et, tandis qu'ailleurs on est obligé de composer ses paroles et son maintien devant un ministre, lorsqu'il s'agit des affaires publiques, lord Harrowby se seroit tenu pour offensé, si l'on s'étoit souvenu qu'il étoit autre que lui-même, en causant sur des questions d'un intérêt général. On ne voyoit point à sa table, ni chez les autres ministres anglois, ces sortes de flatteurs subalternes qui entourent les puissans dans les monarchies absolues. Il n'est point de classe dans laquelle on pût en trouver en Angleterre, ni d'hommes en place qui en voulussent. Lord Harrowby est remarquable comme orateur, par la pureté de son langage et par l'ironie brillante dont il sait à propos se servir. Aussi attache-t-il, avec raison, beaucoup plus de prix à sa réputation personnelle qu'à son emploi passager. Lord Harrowby, secondé par sa spirituelle compagne, offre dans sa maison le plus parfait exemple de ce que peut être une conversation tour à tour littéraire et politique, et dans laquelle l'un et l'autre sujets sont traités avec une égale aisance.

Nous avons en France un grand nombre de femmes qui se sont fait un nom, seulement par le talent de causer, ou d'écrire des lettres qui ressemblent à la conversation. Madame de Sévigné est la première de toutes en ce genre; mais depuis, madame de Tencin, madame du

Nein, nein! verſchließe ſtill in deinem Buſen
Was, offenbart, nur Unheil bringen kann,
Was mitzuwißen ſchon gefährlich iſt.
Beruh'ge deine Freundin mit dem Troſt,
Wenn ſie nicht eitler Täuſchung ſich ergeben,
Daß Götter ihre Kinder nicht verlaßen,
Und daß Apoll gewiß den Säugling ſchirmte,
Ihn nicht verſchlingen oder rauben ließ,
Und irgendwo zu ſeiner Luſt ihn pflegt.

Kreuſa.

Das Kind iſt ihr, ſie will es auch beſitzen.

Ion.

Wohl hat ſie Recht; was ſoll ich dir erwiedern?
Den Gott zu ſchelten ſcheut ſich meine Zunge,
Nicht, weil ich knechtiſch fürchten ihn gelernt,
Nein, weil des Vorwurfs Widerhaken ſchmerzlich
Zurück ſich wenden in mein eignes Herz.
Wie kann bei Menſchen Recht und Tugend blühn,
Wenn ſelbſtvergeßne Götter, Lüſten fröhnend,
Die hohe Macht, den weiſen Seherblick
Mißbrauchen, reine Sitte zu bewält'gen,
Dann ihre Schmach in's Dunkel zu entziehn?
O wie ein unentfliehbar Netz umſtrickt
Mich der Gedanke! Laß mich, laß mich fort,
Wo einſam ich in meine tiefſte Bruſt
Einladen will den vielgeliebten Gott,
Ihn leiſe mahnen, kindlich mit ihm rechten,
Ob er mir's löſt, ob ich es löſen kann.
Denn vielverſchlungen ſind des Schickſals Wege,
Kurz unſer Blick und für die Zukunft blind.

Deffant, mademoiselle de l'Espinasse et plusieurs autres ont été célèbres à cause de l'agrément de leur esprit. J'ai déjà dit que l'état social en Angleterre ne permettoit guère ce genre de succès, et qu'on n'en sauroit citer d'exemples. Il existe cependant plusieurs femmes remarquables comme écrivains : miss Edgeworth, madame d'Arblay autrefois miss Burney, madame Hannah Moore, madame Inchbald, madame Opie, mademoiselle Bayley, sont admirées en Angleterre, et lues avidement en françois ; mais elles vivent en général très-retirées, et leur influence se borne à leurs livres. Si donc on vouloit citer une femme qui réunit au suprême degré ce qui constitue la force et la beauté morale du caractère anglois, il faudroit la chercher dans l'histoire.

Lady Russel, la femme de l'illustre lord Russel qui périt sous Charles II, pour s'être opposé aux empiétemens du pouvoir royal, me paroît le vrai modèle d'une femme angloise dans toute sa perfection. Le tribunal qui jugeoit lord Russel, lui demanda quelle personne il vouloit désigner pour lui servir de secrétaire pendant son procès ; il choisit lady Russel, *parce que*, dit-il, *elle réunit les lumières d'un homme à la tendre affection d'une épouse*. Lady Russel, qui ado-

affection d'une épouse. Lady Russel, qui adoroit son mari, soutint néanmoins la présence de ses juges iniques et le barbare sophisme de leurs interrogations avec toute la présence d'esprit que lui commandoit l'espoir d'être utile : ce fut en vain. La sentence de mort étant prononcée, lady Russel alla se jeter aux pieds de Charles II, en l'implorant au nom de lord Southampton, dont elle étoit la fille et qui s'étoit dévoué pour la cause de Charles Ier. Mais le souvenir des services rendus au père ne put rien sur le fils; car sa frivolité ne l'empêchoit pas d'être cruel. Lord Russel, en se séparant de sa femme pour marcher à l'échafaud, prononça ces paroles remarquables : « A présent la douleur de la mort est passée. » En effet, il y a telle affection dont peut se composer toute l'existence.

On a publié des lettres de lady Russel écrites après la mort de son époux, dans lesquelles on trouve l'empreinte de la plus profonde douleur, contenue par la résignation religieuse. Elle vécut pour élever ses enfans; elle vécut parce qu'elle ne se seroit pas permis de se donner la mort. A force de pleurer elle devint aveugle, et toujours le souvenir de celui qu'elle avoit tant aimé fut vivant dans son cœur. Elle eut un moment de joie, quand la liberté s'établit en 1688; la sentence portée contre lord Russel fut révoquée, et ses opinions triomphèrent. Les partisans de Guillaume III, et la reine Anne ellemême, consultoient souvent lady Russel sur les affaires publiques, comme ayant conservé quelques étincelles des lumières de lord Russel; c'est à ce titre aussi qu'elle répondoit, et qu'à travers le profond deuil de son âme, elle s'intéressoit à la noble cause pour laquelle le sang de son époux avoit été répandu. Toujours elle fut la veuve de lord Russel, et c'est par l'unité de ce sentiment qu'elle mérite d'être admirée. Telle seroit encore une femme vraiment angloise, si une scène aussi tragique, une épreuve aussi terrible pouvoit se présenter de nos jours, et si, grâce à la liberté, de semblables malheurs n'étoient pas écartés à jamais. La durée des regrets causés par la perte de ceux qu'on aime, absorbe souvent en Angleterre la vie des personnes qui les ont éprouvés : si les femmes n'ont pas une existence personnelle active, elles vivent avec d'autant plus de force dans les objets de leur attachement. Les morts ne sont point oubliés dans cette contrée où l'âme humaine a toute sa beauté; et l'honorable constance qui lutte contre l'instabilité de ce monde, élève les sentimens du cœur au rang des choses éternelles.

CHAPITRE VII.

De la conduite du gouvernement anglois hors de l'Angleterre.

En exprimant, autant que je l'ai pu, ma profonde admiration pour la nation angloise, je n'ai cessé d'attribuer sa supériorité sur le reste de l'Europe à ses institutions politiques. Il nous reste à donner une triste preuve de cette assertion; c'est que là où la constitution ne commande pas, on peut avec raison faire au gouvernement anglois les mêmes reproches que la toute-puissance a toujours mérités sur la terre. Si par quelques circonstances qui ne se sont point rencontrées dans l'histoire, un peuple eût possédé, cent ans avant le reste de l'Europe, l'imprimerie, la boussole, ou ce qui vaut bien mieux encore, une religion qui n'est que la sanction de la morale la plus pure, ce peuple seroit certainement fort supérieur à ceux qui n'auroient pas obtenu de semblables avantages. Il en est de même des bienfaits d'une constitution libre; mais ces bienfaits sont nécessairement bornés au pays même qu'elle régit. Quand les Anglois exercent des emplois militaires ou diplomatiques sur le continent, il est encore probable que des hommes élevés dans l'atmosphère de toutes les vertus, y participeront individuellement ; mais il se peut que le pouvoir qui corrompt presque tous les hommes, quand ils sortent du cercle où règne la loi, ait égaré beaucoup d'Anglois lorsqu'ils n'avoient à rendre compte de leur conduite hors de leur pays, qu'aux ministres et non à la nation. En effet, cette nation si éclairée d'ailleurs, connoît mal ce qui se passe sur le continent ; elle vit dans son intérieur de patrie, si l'on peut s'exprimer ainsi, comme chaque homme dans sa maison ; et ce n'est qu'avec le temps qu'elle apprend l'histoire de l'Europe, dans laquelle ses ministres ne jouent souvent qu'un trop grand rôle à l'aide de son sang et de ses richesses. Il en faut donc conclure que chaque pays doit toujours se défendre de l'influence des étrangers, quels qu'ils soient ; car les peuples les plus libres chez eux peuvent avoir des chefs très-jaloux de la prospérité des autres états, et devenir les oppresseurs de leurs voisins, s'ils en trouvent une occasion favorable.

Examinons cependant ce qu'il y a de vrai dans ce qu'on dit sur la conduite des Anglois hors de leur patrie. Lorsqu'ils se sont trouvés, malheureusement pour eux, obligés d'envoyer des troupes sur le continent, ces troupes ont observé la plus parfaite discipline. Le désintéressement de l'armée angloise et de ses chefs ne sauroit être contesté; on les a vus payer chez leurs ennemis comme ces ennemis ne payoient pas chez eux-mêmes, et jamais ils ne négligent de mêler les soins de l'humanité aux malheurs de la guerre. Sir Sidney Smith, en Égypte, gardoit les envoyés de l'armée françoise dans sa tente; et plusieurs fois il a déclaré à ses alliés, les Turcs, qu'il périroit avant que le droit des gens fût violé envers ses ennemis. Lors de la retraite du général Moore en Espagne, des officiers anglois se précipitèrent dans un fleuve où des François alloient être engloutis, afin de les sauver d'un péril auquel le hasard et non les armes les exposoient. Enfin, il n'est pas d'occasion où l'armée de lord Wellington, guidée par la noblesse et la sévérité consciencieuse de son illustre chef, n'ait cherché à soulager les habitans des pays qu'elle traversoit. L'éclat de la bravoure angloise, il faut le reconnoître, n'est jamais obscurci ni par la cruauté, ni par le pillage.

La force militaire, transportée dans les colonies, et particulièrement aux Indes, ne doit pas être rendue responsable des actes d'autorité dont on peut avoir à se plaindre. L'armée de ligne obéit passivement dans les pays considérés comme sujets, et qui ne sont point protégés par la constitution. Mais dans les colonies, comme ailleurs, on ne peut accuser les officiers anglois de déprédations; ce sont les employés civils auxquels on a reproché de s'enrichir par des moyens illicites. En effet, leur conduite dans les premières années de la conquête de l'Inde mérite la censure la plus grave, et offre une preuve de plus de ce qu'on ne sauroit trop répéter : c'est que tout homme chargé de commander aux autres, s[illegible]est pas soumis lui-même à la loi, n'obéit qu'à ses passions. Mais depuis le procès de M. Hastings, tous les regards de la nation angloise s'étant tournés vers les abus affreux qu'on avoit tolérés jusqu'alors dans l'Inde, l'esprit public a obligé le gouvernement à s'en occuper. Lord Cornwallis a porté ses vertus, et lord Wellesley ses lumières, dans un pays nécessairement malheureux, puisqu'il est soumis à une domination étrangère. Mais ces deux gouverneurs ont fait un bien qui se sent tous les jours davantage. Il n'existoit point aux Indes de tribunaux où l'on pût appeler des injustices des gens en place; la quotité des impôts n'étoit point fixée. Aujourd'hui des tribunaux avec les formes de l'Angleterre y sont établis; quelques Indiens y occupent eux-mêmes les places du second rang : les contributions sont fixées sur un cadastre, et ne peuvent être augmentées. Si les employés s'enrichissent maintenant, c'est parce que leurs appointemens sont très-considérables. Les trois quarts des revenus du pays sont consommés dans le pays même; le commerce est libre dans l'intérieur; le commerce des grains nommément, qui avoit donné lieu à un monopole si cruel, est à présent plus favorable aux Indiens qu'au gouvernement.

L'Angleterre a adopté le principe de régir les habitans du pays d'après leurs propres lois. Mais la tolérance même par laquelle les Anglois se distinguent avantageusement de leurs prédécesseurs dans la domination de l'Inde, soit mahométans, soit chrétiens, les oblige à ne pas employer d'autres armes que celles de la persuasion, pour détruire des préjugés enracinés depuis des milliers d'années. La différence des castes humilie encore l'espèce humaine; et la puissance que le fanatisme exerce est telle, que les Anglois n'ont pu jusqu'à ce jour empêcher les femmes de se brûler vives après la mort de leurs maris. Le seul triomphe qu'ils aient remporté sur la superstition est de faire renoncer les mères à jeter leurs enfans dans le Gange, afin de les envoyer en paradis. On essaye de fonder chez eux le respect du serment, et l'on se flatte encore de pouvoir y répandre le christianisme dans un terme quelconque. L'éducation publique est très-soignée par les autorités angloises; et c'est à Madras que le docteur Bell a établi sa première école. Enfin on peut espérer que l'exemple des Anglois formera ces peuples assez pour qu'ils puissent se donner un jour une existence indépendante. Tout ce qu'il y a d'hommes éclairés en Angleterre s'applaudiroit de perdre l'Inde par le bien même que le gouvernement y auroit fait. C'est un des préjugés du continent, que de croire la puissance angloise attachée à la possession de l'Inde; cet empire oriental est presque une affaire de luxe, il contribue plus à la splendeur qu'à la force réelle. L'Angleterre a perdu ses provinces d'Amérique, et son commerce s'en est accru; quand les colonies qui lui restent se déclareroient indépendantes, elle conserveroit encore sa supériorité maritime et commerciale, parce qu'il y a en elle un principe d'action, de progrès et de durée, qui la met toujours au-dessus des circonstances extérieures.

On a dit sur le continent que la traite des Nègres avoit été supprimée en Angleterre par des calculs politiques, afin de ruiner les colonies des autres pays par cette abolition. Rien n'est plus faux sous tous les rapports ; le parlement anglois, pressé par M. Wilberforce, s'est débattu vingt ans sur cette question, dans laquelle l'humanité luttoit contre ce qui sembloit l'intérêt. Les négocians de Liverpool et des divers ports de l'Angleterre, réclamoient avec véhémence pour le maintien de la traite. Les colons parloient de cette abolition, comme en France aujourd'hui de certaines gens s'expriment sur la liberté de la presse et les droits politiques. Si l'on en avoit cru les colons, il falloit être jacobin pour désirer qu'on n'achetât et ne vendit plus des hommes. Des malédictions contre la philosophie, au nom de la haute sagesse qui prétend s'élever au-dessus d'elle, en maintenant les choses comme elles sont, lors même qu'elles sont abominables ; des sarcasmes sans nombre sur la philanthropie envers les Africains, sur la fraternité avec les Nègres ; enfin, tout l'arsenal de l'intérêt personnel a été employé en Angleterre, ainsi qu'ailleurs, par les colons, par cette espèce de privilégiés qui,

Sechster Auftritt.

Kreuſa.

Welch ſchuldlos rein Gemüth des blüh'nden Knaben!
Ihm konnt' ich ohn' Erröthen mich vertraun.
In dieſem Alter wäre jetzt mein Sohn,
Wenn die Harpyien nicht vom Angeſicht
Der Erd' ihn grauſam weggeriſſen hätten.
Doch, wenn er unverhofft ſich wieder fände,
Und gliche dieſem hier an holdem Weſen,
An ſchöner Leibsgeſtalt und frei'm Muth:
Gern wollt' ich ihn vor aller Welt erkennen
Und kühnlich ſagen: „Seht den Sohn Apolls!
„Wer kann das Götterblut in ihm bezweifeln?“
Aus meiner lange heimlich glüh'nden Scham
Würd' er hervorgehn, wie die Sonne herrlich
Des Morgens Purpurwolken überſtrahlt,
Die ſtolze neidenswerthe Schuld zu ſegnen.
Heut ſind es ſechzehn Jahr ſeit jener Nacht,
Als ich von ihm wie von mir ſelbſt mich trennte,
Und heut muß unſer Schickſal ſich entſcheiden.
Wozu bedarf's Umſchweife noch? geheimes
Befragen des Orakels? Wenn Apoll
Auf mein und des Gemahls gemeinſam Wort
Mir keine Spur giebt von dem Schmerzenskinde,
So iſt es längſt dahin; und er verleugnet's
Wie er es ließ verderben: und dann hab' ich
Nichts zu verlieren mehr, und nichts zu hoffen.

craignant une diminution dans leurs revenus, les défendoient au nom du salut de l'état. Néanmoins, quand l'Angleterre prononça l'abolition de la traite des Nègres, en 1806, presque toutes les colonies de l'Europe étoient entre ses mains; et, s'il pouvoit jamais être nuisible de se montrer juste, c'étoit dans cette occasion. Depuis il est arrivé ce qui arrivera toujours; c'est que la résolution commandée par la religion et la philosophie, n'a pas eu le moindre inconvénient politique. En très-peu de temps, on a suppléé par le bon traitement qui multiplie les esclaves, à la cargaison déplorable qu'on apportoit chaque année; et la justice s'est fait place, parce que la vraie nature des choses s'accorde toujours avec elle.

Le ministère anglois, alors du parti des Whigs, avoit proposé le *bill* pour l'abolition de la traite des Nègres; il venoit de donner sa démission au roi, parce qu'il n'en avoit pas obtenu l'émancipation des catholiques. Mais lord Holland, le neveu de M. Fox, héritier des principes, des lumières et des amis de son oncle, se réserva l'honorable plaisir de porter encore dans la chambre des pairs la sanction du roi au décret d'abolition de la traite: M. Clarkson, l'un des hommes vertueux qui travailloient depuis vingt ans avec M. Wilberforce, à l'accomplissement de cette œuvre éminemment chrétienne, en rendant compte de cette séance, dit qu'au moment où le bill fut sanctionné, un rayon de soleil, comme pour célébrer une fête si touchante, sortit des nuages qui couvroient le ciel ce jour-là. Certes, s'il étoit fastidieux d'entendre parler du beau temps qui devoit consacrer les parades militaires de Bonaparte, il est permis aux âmes pieuses d'espérer un signe bienveillant du Créateur, quand elles brûlent sur son autel l'encens qu'il accueille le mieux, le bien qu'on fait aux hommes. Telle fut, dans cette circonstance, toute la politique de l'Angleterre ; et, quand le parlement adopte après des débats publics une décision quelconque, le bien de l'humanité en est presque toujours le principal but. Mais peut-on nier, dira-t-on, que l'Angleterre ne soit envahissante et dominatrice au dehors ? J'arrive maintenant à ses torts, ou plutôt à ceux de son ministère ; car le parti, et il est très-nombreux, qui désapprouve la conduite du gouvernement à cet égard, ne sauroit en être accusé.

Il y a une nation qui sera bien grande un jour : ce sont les Américains. Une seule tache obscurcit le parfait éclat de raison qui vivifie cette contrée : c'est l'esclavage encore subsistant dans les provinces du midi ; mais, quand le congrès y aura trouvé remède, comment pourra-t-on refuser le plus profond respect aux institutions des États-Unis? D'où vient donc que beaucoup d'Anglois se permettent de parler avec dédain d'un tel peuple? « Ce sont des marchands, » répètent-ils. Et comment les courtisans du temps de Louis XIV s'exprimoient-ils sur les Anglois eux-mêmes? Les gens de la cour de Bonaparte aussi, que disoient-ils? Les noblesses oisives ou uniquement occupées du service des princes, ne dédaignent-elles pas cette magistrature héréditaire des Anglois, qui se fonde uniquement sur l'utilité dont elle est à la nation entière? Les Américains, il est vrai, ont déclaré la guerre à l'Angleterre dans un moment très-mal choisi par rapport à l'Europe ; car l'Angleterre, seule alors, combattoit contre la puissance de Bonaparte. Mais l'Amérique n'a vu dans cette circonstance que ce qui concernoit ses propres intérêts ; et on ne peut, certes, pas la soupçonner d'avoir voulu favoriser le système impérial. Les nations n'en sont pas encore à ce noble sentiment d'humanité qui s'étendroit d'une partie du monde à l'autre. On se hait entre voisins : se connoît-on à distance? Mais cette ignorance des affaires de l'Europe qui avoit entraîné les Américains à déclarer mal à propos la guerre à l'Angleterre, pouvoit-elle motiver l'incendie de Washington? Il ne s'agissoit pas là de détruire des établissemens guerriers, mais des édifices pacifiques consacrés à la représentation nationale, à l'instruction publique, à la transplantation des arts et des sciences dans un pays naguère couvert de forêts, et conquis seulement par les travaux des hommes sur une nature sauvage. Qu'y a-t-il de plus honorable pour l'espèce humaine, que ce nouveau monde qui s'établit sans les préjugés de l'ancien; ce nouveau monde où la religion est dans toute sa ferveur, sans qu'elle ait besoin de l'appui de l'état pour se maintenir; où la loi commande par le respect qu'elle inspire, bien qu'aucune force militaire ne la soutienne? Il se peut, hélas! que l'Europe soit un jour destinée à présenter, comme l'Asie, le spectacle d'une civilisation stationnaire, qui, n'ayant pu se perfectionner, s'est dégradée. Mais s'ensuit-il que la vieille et libre Angleterre doive se refuser à l'admiration qu'inspirent les progrès de l'Amérique, parce que d'anciens ressentimens et quelques traits de ressemblance établissent entre les deux pays des haines de famille?

Enfin que dira la postérité de la conduite récente du ministère anglois envers la France? Je l'avouerai, je ne puis approcher de ce sujet sans qu'un tremblement intérieur me saisisse; et cependant s'il falloit, je ne craindrai point de le dire, qu'une des deux nations, l'Angleterre ou la France, fût anéantie, il vaudroit mieux que celle qui a cent ans de liberté, cent ans de lumières, cent ans de vertus, conservât le dépôt que la Providence lui a confié. Mais cette alternative cruelle existoit-elle? Et comment une rivalité de tant de siècles n'a-t-elle pas fait au gouvernement anglois un devoir de chevalerie autant que de justice, de ne pas opprimer cette France qui, luttant avec l'Angleterre pendant tout le cours de leur commune histoire, animoit ses efforts par une jalousie généreuse? Le parti de l'opposition a été de tout temps plus libéral et plus instruit sur les affaires du continent que le parti ministériel. Il devoit donc naturellement être chargé de la paix. D'ailleurs, il étoit reçu en Angleterre que la paix ne doit pas être signée par les mêmes ministres qui ont dirigé la guerre. On avoit senti que l'irritation contre les ennemis, qui sert à conduire la guerre avec vigueur, fait abuser de la victoire; et cette façon de voir est aussi juste que favorable à la véritable paix, qui ne se signe pas, mais qui s'établit dans les esprits et dans les cœurs. Malheureusement le parti de l'opposition s'étoit mépris en soutenant Bonaparte. Il auroit été plus naturel que son système despotique fût défendu par les amis du pouvoir, et combattu par les amis de la liberté. Mais la question s'est embrouillée en Angleterre comme partout ailleurs. Les partisans des principes de la révolution ont cru devoir soutenir une tyrannie viagère, pour prévenir en divers lieux le retour de despotismes plus durables. Mais ils n'ont pas vu qu'un genre de pouvoir absolu fraie le chemin à tous les autres, et qu'en redonnant aux François les mœurs de la servitude, Bonaparte a détruit l'énergie de l'esprit public. Une particularité de la constitution angloise, dont nous avons déjà parlé, c'est la nécessité dans laquelle l'opposition se croit, de combattre toujours le ministère, sur tous les terrains possibles. Mais il falloit renoncer à cet usage, applicable seulement aux circonstances ordinaires, dans un moment où le débat étoit tellement national que le salut du pays même dépendoit de son issue. L'opposition devoit se réunir franchement au gouvernement contre Bonaparte; car en le combattant, comme il l'a fait, avec persévérance, ce gouvernement accomplissoit noblement son devoir. L'opposition s'appuyoit sur le désir de la paix, qui est en général très-bien accueilli par les peuples; mais dans cette occasion, le bon sens et l'énergie des Anglois les portoient à la guerre. Ils sentoient qu'on ne pouvoit traiter avec Bonaparte; et tout ce que le ministère et lord Wellington ont fait pour le renverser, a servi puissamment au repos et à la grandeur de l'Angleterre. Mais à cette époque, où elle avoit atteint le sommet de la prospérité, à cette époque où le ministère anglois méritoit un vote de reconnoissance pour la part qu'il avoit dans le triomphe de ses héros, la fatalité qui s'empare de tous les hommes parvenus au faîte de la puissance, a marqué le traité de Paris d'un sceau réprobateur.

Déjà le ministère anglois dans le congrès de Vienne, avoit eu le malheur d'être représenté par un homme dont les vertus privées sont très-dignes d'estime, mais qui a fait plus de mal à la cause des nations qu'aucun diplomate du continent. Un Anglois qui dénigre la liberté est un faux frère, plus dangereux que les étrangers, car il a l'air de parler de ce qu'il connoît, et de faire les honneurs de ce qu'il possède. Les discours de lord Castlereagh dans le parlement, sont empreints d'une sorte d'ironie glaciale, singulièrement funeste quand elle s'attache à tout ce qu'il y a de beau dans ce monde. Car la plupart de ceux qui défendent les sentimens généreux, sont aisément déconcertés, quand un ministre en puissance traite leurs vœux de chimères, quand il se moque de la liberté comme du parfait amour, et qu'il a l'air d'user d'indulgence envers ceux qui la chérissent, en ne leur imputant qu'une innocente folie.

Les députés de divers états de l'Europe, maintenant foibles et jadis indépendans, sont venus demander quelques droits, quelques garanties, au représentant de la puissance qu'ils adoroient comme libre. Ils sont repartis le cœur navré, ne sachant plus qui, de Bonaparte ou de la plus respectable nation du monde, leur avoit fait le mal le plus durable. Un jour leurs entretiens seront publiés, et l'histoire ne pourra guère offrir une pièce plus remarquable. « Quoi! disoient-ils au ministre anglois, la prospérité, la gloire de votre patrie, ne viennent-elles pas de cette constitution, dont nous réclamons quelques principes, quand il vous plait de disposer de nous pour cet équilibre prétendu de l'Europe, dont nous sommes un des poids mesurés à votre balance? » — « Oui, leur répondoit-on avec un sourire sarcastique, c'est un usage d'Angleterre que la liberté, mais il ne convient point aux autres pays. » Le seul de tous les rois et de tous les hommes, qui ait fait mettre à la torture non pas ses ennemis, mais ses amis, a distribué, selon son bon plaisir, l'échafaud, les galères et la prison, entre des citoyens qui, s'étant battus pour la défense de leur pays sous les étendards de l'Angleterre, en réclamoient l'appui, comme ayant, de l'aveu généreux de lord Wellington, puissamment aidé ses efforts. L'Angleterre les a-t-elles protégés? Les Américains du nord voudroient soutenir les Américains du Mexique et du Pérou, dont l'amour pour l'indépendance a dû s'accroître lorsqu'ils ont revu à Madrid l'inquisition et la torture. Eh bien, que craint le congrès du nord en secourant ses frères du midi? L'alliance de l'Angleterre avec l'Espagne. Partout on redoute l'influence du gouvernement anglois, précisément dans le sens contraire à l'appui que les opprimés devoient en espérer.

Mais revenons de toute notre âme et de toutes nos forces à la France que seule nous connoissons. « Pendant vingt-cinq ans, dit-on, elle n'a pas cessé de tourmenter l'Europe par ses excès démocratiques et son despotisme militaire. L'Angleterre a souffert cruellement de ses continuelles attaques, et les Anglois ont fait des sacrifices immenses pour défendre l'Europe. Il est bien juste qu'à son tour la France expie le mal qu'elle a causé. » Tout est vrai dans ces accusations, excepté la conséquence qu'on en tire. Que signifie la loi du talion en général, et la loi du talion surtout exercée contre une nation? Un peuple est-il aujourd'hui ce qu'il étoit hier? Une nouvelle génération innocente ne vient-elle pas remplacer celle que l'on a trouvée coupable? Comprendra-t-on dans une même proscription, les femmes, les enfans, les vieillards, les victimes mêmes de la tyrannie qu'on a renversée? Les malheureux conscrits cachés dans les bois pour se soustraire aux guerres de Bonaparte, mais qui, forcés de porter les armes, se sont conduits en intrépides guerriers; les pères de famille, déjà ruinés par les sacrifices qu'ils ont faits pour racheter leurs enfans; que sais-je! enfin, tant et tant de classes d'hommes sur qui le malheur public pèse également, bien qu'ils n'ayent sûrement pas pris une part égale à la faute, méritent-ils de souffrir tous pour quelques-uns? A peine si l'on peut, quand il s'agit d'opinions politiques, juger un homme avec

Siebenter Auftritt.

Kreuſa, Xuthus mit Gefolge.

Xuthus.

Ich komme, theure Gattin, eilig nach,
Damit dich mein Verweilen nicht bekümmre.

Kreuſa.

Was bringſt du von dem unterird'ſchen Seher,
Bei dem ich ungern dich zurückgelaßen?

Xuthus.

Kehr' mit mir heim: noch iſt kein Schritt gethan,
Noch lockten wir aus unſrer Zukunft Höhle,
Indem wir da nach Segensſchätzen forſchen,
Des grauſen Unheils Drachen nicht hervor,
Der drinnen ſchläft, und uns den Zugang wehrt.

Kreuſa.

Verſteh' ich recht? wir ſollten Delphi wieder
So unverrichteten Geſchäfts verlaßen?
Wie hat ſich plötzlich dein Entſchluß verändert?

Xuthus.

Glaub' mir, uns frommt am beſten, gleich zu gehn.

Kreuſa.

Wie ſoll ich's, bis du mich belehrt, warum?

Xuthus.

Noch bin ich ganz verſtört, und ſammle kaum
Die ſchweifenden Gedanken zum Bericht.
Nicht daß mir die Erinnrung wär' entſchwunden:

équité : qu'est-ce donc que juger une nation ? La conduite de Bonaparte envers la Prusse a été prise pour modèle dans le second traité de Paris ; de même les forteresses et les provinces sont occupées par cent cinquante mille soldats étrangers. Est-ce ainsi qu'on peut persuader aux François que Bonaparte étoit injuste, et qu'ils doivent le haïr ? Ils en auroient été bien mieux convaincus, si l'on n'avoit en rien suivi sa doctrine. Et que promettoient les proclamations des alliés ? Paix à la France, dès que Bonaparte ne seroit plus son chef. Les promesses des puissances, libres de leurs décisions, ne devoient-elles pas être aussi sacrées que les sermens de l'armée françoise prononcés en présence des étrangers ? Et, parce que les ministres de l'Europe commettent la faute de placer dans l'île d'Elbe un général dont la vue doit émouvoir ses soldats, faut-il que pendant cinq années des contributions énormes épuisent le pauvre ? Et ce qui est plus douloureux encore, faut-il que des étrangers humilient les François, comme les François ont humilié les autres nations ; c'est-à-dire, provoquent dans leur âme les mêmes sentimens qui ont soulevé l'Europe contre eux ? Pense-t-on que maltraiter une nation jadis si forte, réussisse aussi-bien que les punitions dans les colléges, infligées aux écoliers? Certes, si la France se laisse instruire de cette manière, si elle apprend la bassesse envers les étrangers, quand ils sont les plus forts, après avoir abusé de la victoire quand elle avoit triomphé d'eux, elle aura mérité son sort.

Mais, objectera-t-on encore, que falloit-il donc faire pour contenir une nation toujours conquérante, et qui n'avoit repris son ancien chef que dans l'espoir d'asservir de nouveau l'Europe? J'ai dit dans les chapitres précédens ce que je crois incontestable, c'est que la nation françoise ne sera jamais sincèrement tranquille, que quand elle aura assuré le but de ses efforts, la monarchie constitutionnelle. Mais, en laissant de côté pour un moment cette manière de voir, ne suffisoit-il pas de dissoudre l'armée, de prendre toute l'artillerie, de lever des contributions pour s'assurer que la France, ainsi affoiblie, ne voudroit, ni ne pourroit sortir de ses limites? N'est-il pas clair à tous les yeux, que les cent cinquante mille hommes qui occupent la France, n'ont que deux buts: ou de la partager, ou de lui imposer des lois dans l'intérieur. La partager! Eh! depuis que la politique a commis le sacrifice humain de la Pologne, les restes déchirés de ce malheureux pays agitent encore l'Europe, ses débris se rallument sans cesse pour lui servir de brandons. Est-ce pour affermir le gouvernement actuel que cent cinquante mille soldats occupent notre territoire ? Le gouvernement a des moyens plus efficaces de se maintenir ; car, destiné pourtant un jour à ne s'appuyer que sur des François, les troupes étrangères qui restent en France, les contributions exorbitantes qu'elles exigent, excitent chaque jour un mécontentement vague dont on ne fait pas toujours le partage avec justice.

J'accorde cependant volontiers que l'Angleterre, ainsi que l'Europe, devoit désirer le retour des anciens souverains de la France ; et que, surtout, la haute sagesse qu'avoit montrée le roi dans la première année de sa restauration, imposoit le devoir de réparer envers lui le cruel retour de Bonaparte. Mais les ministres anglois qui, mieux que tous les autres, connoissent, par l'histoire de leur pays, les effets d'une longue révolution sur les esprits, ne devoient-ils pas maintenir en France avec autant de soin les garanties constitutionnelles que l'ancienne dynastie ? Puisqu'ils ramenoient la famille royale, ne devoient-ils pas veiller à ce que les droits de la nation fussent aussi-bien respectés que ceux de la légitimité ? N'y a-t-il qu'une famille en France, bien que royale ? Et les engagemens pris par cette famille envers vingt-cinq millions d'hommes, doivent-ils être rompus pour complaire à quelques ultra-royalistes (1)? Prononcera-t-on encore le nom de la charte, lorsqu'il n'y a plus l'ombre de liberté dela presse ; lorsque les journaux anglois ne peuvent pénétrer en France ; lorsque des milliers d'hommes sont emprisonnés sans examen ; lorsque la plupart des militaires que l'on soumet à des jugemens, sont condamnés à mort par des tribunaux extraordinaires, des cours prévôtales, des conseils de guerre, composés des hommes mêmes contre lesquels les accusés se sont battus vingt-cinq ans ; lorsque la plupart des formes sont violées dans ces procès, les avocats interrompus ou réprimandés ; enfin, lorsque partout règne l'arbitraire, et nulle part la charte, que l'on devoit défendre à l'égal du trône, puisqu'elle étoit la sauvegarde de la nation ? Prétendroit-on que l'élection des députés qui ont suspendu cette charte, étoit régulière ? Ne sait-on pas que vingt personnes nommées par les préfets ont été envoyées dans chaque collége électoral, pour y choisir les ennemis de toute institution libre, comme les prétendus représentans d'une nation, qui, depuis 1789, n'a été invariable que sur un seul point, la haine qu'elle a montrée pour leur pouvoir ? Cent quatre-vingts protestans ont été massacrés dans le département du Gard, sans qu'un seul homme ait subi la mort en punition de ces crimes, sans que la terreur causée par les assassins ait permis aux tribunaux de les condamner. On s'est hâté de dire que ceux qui ont péri étoient des Bonapartistes ; comme s'il ne falloit pas empêcher aussi que les Bonapartistes ne fussent massacrés. Mais cette imputation, d'ailleurs, étoit aussi fausse que toutes celles que l'on fait porter sur des victimes. Il est innocent l'homme qui n'a pas été jugé ; encore plus l'homme qu'on assassine ; encore plus les femmes qui ont péri dans ces sanglantes scènes. Les meurtriers, dans leurs chansons atroces, désignoient aux poignards ceux qui professent le même culte que les Anglois et la moitié de l'Europe la plus éclairée. Ce ministère anglois, qui a rétabli le trône papal, voit les protestans menacés en France, et loin de les secourir, il adopte contre eux ces prétextes politiques, dont les partis se sont servis les uns contre les autres, depuis le commencement de la révolution. Il en faudroit finir des argumens de la force, qui pourroient s'appliquer tour à tour aux factions opposées, en changeant seulement les noms propres. Le gouvernement anglois auroit-il maintenant pour le culte des réformés la même antipathie que pour les républiques? Bonaparte à beaucoup d'égards étoit aussi de cet avis. L'héritage de ses principes est échu à quelques diplomates, comme les conquêtes d'Alexandre à ses généraux; mais les conquêtes, quelque condamnables qu'elles soient, valent mieux que la doctrine fondée sur l'avilissement de l'espèce humaine. Laissera-t-on dire encore au ministère anglois qu'il se fait un devoir de ne pas se mêler des affaires intérieures de la France? Une telle excuse ne doit-elle pas lui être interdite? Je le demande au nom du peuple anglois, au nom de cette nation dont la sincérité est la première vertu, et que l'on fourvoie à son insu dans les perfidies politiques : peut-on se refuser au rire de l'amertume quand on entend des hommes qui ont disposé deux fois du sort de la France, donner ce prétexte hypocrite, seulement pour ne pas lui faire du bien, pour ne pas rendre aux protestans la sécurité qui leur est due, pour ne pas réclamer l'exécution sincère de la charte constitutionnelle? Car les amis de la liberté sont aussi les frères en religion du peuple anglois. Quoi! lord Wellington est authentiquement surchargé par les puissances de l'Europe, de surveiller la France, puisqu'il est chargé de répondre de sa tranquillité; la note qui l'investit de ce pouvoir est publiée; dans cette même note, les puissances alliées ont déclaré, ce qui les honore, qu'elles considéroient les principes de la charte constitutionnelle comme ceux qui devoient gouverner la France; cent cinquante mille hommes sont sous les ordres de celui à qui une telle dictature est accordée; et le ministère anglois viendra dire encore qu'il ne peut pas s'immiscer dans nos affaires? Le secrétaire d'état lord Castlereagh, qui avoit déclaré dans la chambre des communes, quinze jours avant la bataille de Waterloo (1), que l'Angleterre ne prétendoit en aucune manière imposer un gouvernement à la France, le même homme, à la même place, déclare un an après (1) que, si, à l'expiration des cinq années, la France étoit représentée par un autre gouvernement, le ministère anglois n'auroit pas l'absurdité de se croire lié par les conditions du traité. Mais dans le même discours, où cette incroyable déclaration est prononcée, les scrupules du noble lord par rapport à l'influence du gouvernement anglois sur la France lui reviennent, dès qu'on lui demande d'empêcher le massacre des protestans, et de garantir au peuple françois quelques-uns des droits qu'il ne peut perdre, sans se déchirer le sein par la guerre civile, ou sans mordre la poussière comme les esclaves. Et qu'on ne prétende pas que le peuple anglois veuille faire porter son joug à ses ennemis! Il est fier, il doit l'être, de vingt-cinq ans et d'un jour. La bataille de Waterloo l'a rempli d'un juste orgueil. Ah! les nations qui ont une patrie, partagent avec l'armée les lauriers de la victoire. Les citoyens seroient guerriers, les guerriers sont citoyens; et, de toutes les joies que Dieu permet à l'homme sur cette terre, la plus vive est peut-être celle du triomphe de son pays. Mais cette noble émotion, loin d'étouffer la générosité, la ranime ; et, si Fox faisoit entendre encore sa voix si long-temps admirée, s'il demandoit pourquoi les soldats anglois servent de geôliers à la France ; pourquoi l'armée d'un peuple libre traite un autre peuple comme un prisonnier de guerre qui doit payer sa rançon à ses vainqueurs : la nation angloise apprendroit que l'on commet en son nom une injustice ; et, dès cet instant, il naîtroit de toutes parts dans son sein des avocats pour la cause de la France. Un homme au milieu du parlement anglois ne pourroit-il pas demander ce que seroit l'Angleterre aujourd'hui, si les troupes de Louis XIV s'étoient emparées d'elle, au moment de la restauration de Charles II ; si l'on avoit vu camper dans Westminster l'armée des François triomphante sur le Rhin, ou, ce qui auroit fait plus de mal encore, l'armée qui, plus tard, combattit les protestans dans les Cévennes? Elles auroient rétabli le catholicisme et supprimé le parlement ; car nous voyons, dans les dépêches de l'ambassadeur de France, que Louis XIV les offroit à Charles II dans ce but. Alors que seroit devenue l'Angleterre? l'Europe n'auroit pu entendre parler que du meurtre de Charles I^{er}., que des excès des puritains en faveur de l'égalité, que du despotisme de Cromwell, qui se faisoit sentir au dehors comme au dedans, puisque Louis XIV a porté son deuil. On auroit trouvé des écrivains pour soutenir que ce peuple turbulent et sanguinaire méritoit d'être remis dans le devoir, et qu'il lui falloit les institutions de ses pères, à l'époque où ses pères avoient perdu la liberté de leurs ancêtres. Mais auroit-on vu ce beau pays à l'apogée de puissance et de gloire que l'univers admire aujourd'hui? Une tentative malheureuse pour obtenir la liberté eût été qualifiée de rébellion, de crime, de tous les noms qu'on prodigue aux nations, quand elles veulent des droits et ne savent pas s'en mettre en possession. Les pays jaloux de la puissance maritime de l'Angleterre, sous Cromwell, se seroient complu dans son abaissement. Les ministres de Louis XIV auroient dit que les Anglois n'étoient pas faits pour être libres, et l'Europe ne pourroit pas contempler le phare qui l'a guidée dans la tempête, et doit encore l'éclairer dans le calme.

---

(1) Tout ceci a été écrit pendant la session de 1815 ; et l'on sait que personne n'a été plus empressé que madame de Stael, à rendre hommage aux bienfaits de l'ordonnance du 5 septembre. (*Note des éditeurs.*)

---

(1) Séance du 25 mai 1815.

---

(1) Séance du 19 février 1816.

Il n'y a, dit-on, en France, que des royalistes exagérés, ou des Bonapartistes; et les deux partis sont également, on doit en convenir, les fauteurs du despotisme. Les amis de la liberté, dit-on encore, sont en petit nombre.

Denn als ich aus dem Schooß des Abgrunds kam,
Hat mich der Stuhl Mnemoſynes empfangen,
Und was mir erſt vorſchwebte, ſteht unwandelbar
In düſtrer Deutlichkeit vor meiner Seele.
Nachdem ich in der felsgehau'nen Grotte
Der Weihung letzte Bräuche noch vollbracht,
Streckt' ich die Füße durch den dumpfen Eingang,
Woraus die Unterwelt zu athmen ſcheint.
Abhängig wie ein jäher Waßerſturz
Riß es hinab mich, auf dem Rücken liegend,
In raſcher Eil und unermeßlich weit.
Bewegungslos erwartend lag ich drunten,
Ich ſah noch nichts, ich hörte nur Geziſch,
Und wunderbare Stimmen aus der Tiefe.
Die Klagetöne ſchienen bald in Wirbeln
Zu ſteigen, ſich zu ſondern und geſtalten,
So bebten mir Erſcheinungen vorüber,
Angſtvoll, doch unbegriffen. Kinder winſelnd,
Dann flieh'nde Weiber mit zerſtreuten Haaren,
Ein Jüngling, wild nach ihrem Buſen zielend,
Und, was am meiſten mich mit Schauder füllte,
Ein Schattenpaar das zärtlich ſich umarmte,
Umſtrickten Furien ungeſehn mit Schlangen.
Dazwiſchen ſtarrten mich Gorgonenhäupter
Hohnlachend an, aus allen Sinnen ſcheuchend.
Ich wollt' an Heil und Leben ſchon verzweifeln,
Als zu mir trat ein Mann von ernſtem Anblick,
Faſt wie der Helfer Aeſkulap gebildet,
Von Bart ehrwürdig und von hoher Stirn,
Auf ſeinen Zauberſtab die Rechte lehnend,
Trophonius war es, und er ſprach alſo:

et sans force contre ces deux factions acharnées. Les amis de la liberté, j'en conviens, étant vertueux et désintéressés, ils ne peuvent lutter activement contre les passions avides de ceux dont l'argent et les places sont l'unique objet. Mais la nation est avec eux; tout ce qui n'est pas payé, ou n'aspire pas à l'être, est avec eux. La marche de l'esprit humain les favorise par la nature même des choses. Ils arriveront graduellement, mais sûrement, à fonder en France une constitution semblable à celle de l'Angleterre, si l'Angleterre même, qui est le guide du continent, défend à ses ministres de se montrer partout les ennemis des principes qu'elle sait si bien maintenir chez elle.

CHAPITRE VIII.

Les Anglois ne perdront-ils pas un jour leur liberté?

Beaucoup de personnes éclairées, qui savent à quel degré s'élèveroit la prospérité de la nation françoise, si les institutions politiques de l'Angleterre étoient établies chez elle, se persuadent que les Anglois en sont jaloux d'avance, et s'opposent de tous leurs moyens à ce que leurs rivaux puissent jouir de cette liberté dont ils connoissent les avantages. En vérité je ne crois point à ce sentiment, du moins de la part de la nation. Elle est assez fière pour être convaincue, et avec raison, que pendant longtemps encore elle marchera en avant de toutes les autres; et, quand la France l'atteindroit et la surpasseroit même sous quelques rapports, elle conserveroit toujours des moyens exclusifs de puissance particuliers à sa situation. Quant au ministère, celui qui le dirige, le secrétaire d'état des affaires étrangères, semble avoir, comme je l'ai dit, et comme il l'a prouvé, un tel mépris pour la liberté, que je crois vraiment qu'il en céderoit à bon marché, même à la France; et pourtant la défense d'exportation hors d'Angleterre a presque uniquement porté sur les principes de la liberté, tandis que nous aurions désiré au contraire, qu'à cet égard aussi les Anglois voulussent bien nous communiquer les produits de leur industrie.

Le gouvernement anglois veut à tout prix éviter le retour de la guerre; mais il oublie que les rois de France les plus absolus n'ont pas cessé de former des projets hostiles contre l'Angleterre, et qu'une constitution libre est bien plus une garantie pour la durée de la paix que la reconnoissance personnelle des princes. Mais ce qu'on doit surtout, ce me semble, représenter aux Anglois, même à ceux qui sont exclusivement occupés des intérêts de leur patrie, c'est que si, pour empêcher les François d'être factieux ou libres, comme on le voudra, il faut entretenir une armée angloise sur le territoire de la France, la liberté de l'Angleterre est exposée par cette convention indigne d'elle. On ne s'accoutume point à violer l'indépendance nationale chez ses voisins sans perdre quelques degrés d'énergie, quelque nuance de la pureté des doctrines, lorsqu'il s'agit de professer chez soi ce qu'on renie ailleurs.

L'Angleterre partageant la Pologne, l'Angleterre occupant la Prusse à la Bonaparte, auroit moins de force pour résister aux empiétemens de son propre gouvernement dans l'intérieur. Une armée sur le continent peut l'entraîner à des guerres nouvelles, et l'état de ses finances doit les lui faire craindre. A ces considérations, qui ont déjà vivement agi dans le parlement, lors de la question sur la taxe des propriétés, il faut ajouter la plus importante de toutes, le danger imminent de l'esprit militaire. Les Anglois, en faisant du mal à la France, en y portant les flèches empoisonnées d'Hercule, peuvent, comme Philoctète, se blesser eux-mêmes. Ils abaissent, ils foulent aux pieds leur rivale, mais qu'ils y prennent garde. La contagion les menace; et si, en comprimant leurs ennemis, ils étouffoient le feu sacré de leur esprit public, la vengeance ou la politique à laquelle ils se livrent, éclateroit dans leurs mains comme une mauvaise arme.

Les ennemis de la constitution d'Angleterre répètent sans cesse, sur le continent, qu'elle périra par la corruption du parlement, et que l'influence ministérielle s'accroîtra jusqu'au point d'anéantir la liberté : rien de pareil n'est à craindre. Le parlement en Angleterre obéit toujours à l'opinion nationale, et cette opinion ne peut être corrompue dans le sens qu'on attache à ce mot, c'est-à-dire, payée. Mais ce qui est séduisant pour toute nation, c'est la gloire des armes; le plaisir que les jeunes gens trouvent dans la vie des camps, les jouissances vives que les succès de la guerre leur procurent, sont beaucoup plus conformes aux goûts de leur âge que les bienfaits durables de la liberté. Il faut être un homme de mérite pour avancer dans la carrière civile; mais tous les bras vigoureux peuvent manier un sabre, et la difficulté de se distinguer dans l'état militaire n'est point en proportion avec la peine qu'il faut se donner pour s'instruire et pour penser. Les emplois qui se multiplient dans cette carrière, donnent au gouvernement des moyens de tenir dans sa dépendance un très-grand nombre de familles. Les décorations nouvellement imaginées offrent à la vanité des récompenses qui ne dérivent pas de la source de toute gloire, l'opinion publique; enfin c'est saper l'édifice de la liberté par les fondemens que d'entretenir une armée de ligne considérable.

Dans un pays où la loi règne, et où la bravoure, fondée sur l'amour de la patrie, est au-dessus de toute louange, dans un pays où les milices valent autant que des troupes réglées, où dans un clin d'œil les menaces d'une descente créèrent non-seulement une infanterie, mais une cavalerie aussi belle qu'intrépide, pourquoi forger l'instrument du despotisme? Tous ces raisonnemens politiques sur l'équilibre de l'Europe, ces vieux systèmes qui servent de prétexte à de nouvelles usurpations, n'étoient-ils pas connus des fiers amis de la liberté angloise, quand ils ne permettoient pas l'existence d'une armée de ligne, du moins assez nombreuse pour que le gouvernement s'appuyât sur elle? L'esprit de subordination et de commandement tout ensemble, cet esprit nécessaire dans une armée, rend incapable de connoître et de respecter ce qu'il y a de national dans les pouvoirs politiques. Déjà l'on entend quelques officiers anglois murmurer des phrases de despotisme, bien que leur accent et leur langue semblent se prêter avec effort aux paroles flétries de la servitude.

Lord Castlereagh a dit, dans la chambre des communes, que l'on ne pouvoit en Angleterre se contenter des fracs bleus, quand toute l'Europe étoit en armes. Ce sont pourtant les fracs bleus qui ont rendu le continent tributaire de l'Angleterre. C'est parce que le commerce et les finances avoient pour base la liberté, c'est parce que les représentans de la nation prêtoient leur force au gouvernement, que le levier qui a soulevé le monde a pu trouver son point d'appui dans une île moins considérable qu'aucun des pays auxquels elle prêtoit ses secours. Faites de ce pays un camp, et bientôt après une cour, et vous verrez sa misère et son abaissement. Mais le danger que l'histoire signale à chaque page, pourroit-il n'être pas prévu, n'être pas repoussé par les premiers penseurs de l'Europe, que la nature du gouvernement anglois appelle à se mêler des affaires publiques? La gloire militaire, sans doute, est la seule séduction redoutable pour des hommes énergiques; mais comme il y a une énergie bien supérieure à celle du métier des armes, l'amour de la liberté, et que cet amour inspire tout à la fois le plus haut degré de valeur, quand la patrie est exposée, et le plus grand dédain pour l'esprit soldatesque aux ordres d'une diplomatie perfide, on doit espérer que le bon sens du peuple anglois et les lumières de ses représentans sauveront la liberté du seul ennemi dont elle ait à se préserver : la guerre continuelle, et l'esprit militaire qu'elle amène à sa suite.

Quel mépris pour les lumières, quelle impatience contre les lois, quel besoin du pouvoir ne remarque-t-on pas dans tous ceux qui ont mené long-temps la vie des camps! De tels hommes peuvent aussi difficilement se soumettre à la liberté, que la nation à l'arbitraire; et dans un pays libre, il faut, autant qu'il est possible, que tout le monde, mais personne en particulier, ne soit soldat. La liberté angloise ne pouvant avoir rien à craindre que de l'esprit militaire, il me semble que sous ce rapport le parlement doit s'occuper sérieusement de la situation de la France; il le devroit aussi par ce sentiment universel de justice qu'on peut attendre de la réunion d'hommes la plus éclairée de l'Europe. Son intérêt propre le lui commande, il faut relever l'esprit de liberté que la réaction causée par la révolution françoise a nécessairement affoibli; il faut prévenir les prétentions vaniteuses à la manière du continent, qui se sont glissées dans quelques familles. La nation angloise tout entière est l'aristocratie du reste du monde par ses lumières et ses vertus. Que seroient à côté de cette illustration intellectuelle quelques disputes puériles sur les généalogies? Enfin, il faut mettre un terme à ce mépris des nations sur lequel la politique du jour est calculée. Ce mépris, artistement répandu, comme l'incrédulité religieuse, pourroit attaquer les bases de la plus belle des croyances dans le pays même où son temple est consacré.

La réforme parlementaire, l'émancipation des catholiques, la situation de l'Irlande, toutes les diverses questions qu'on peut agiter encore dans le parlement anglois, seront résolues d'après l'intérêt national, et ne menacent l'état d'aucun péril. La réforme parlementaire peut s'opérer graduellement, en accordant chaque année quelques députés de plus aux villes nouvellement populeuses, en supprimant avec indemnité les droits de quelques bourgs qui n'ont presque plus d'électeurs. Mais la propriété a un tel empire en Angleterre, qu'on ne choisiroit jamais des représentans du peuple amis du désordre, quand la réforme parlementaire seroit opérée tout entière en un seul jour. Peut-être même les hommes de talent sans fortune, y perdroient-ils la possibilité d'être nommés, puisque les grands propriétaires des deux partis n'auroient plus de places à donner à ceux qui n'ont pas les moyens de fortune nécessaires pour se faire élire dans les comtés et dans les villes. L'émancipation des catholiques d'Irlande est réclamée par l'esprit de tolérance universelle qui doit gouverner le monde; toutefois ceux qui s'y opposent ne repoussent point tel ou tel culte; mais ils craignent l'influence d'un souverain étranger, le pape, dans un pays où les devoirs de citoyen doivent l'emporter sur tout. C'est une question que l'intérêt de la patrie décidera, parce que la liberté de la presse et celle des débats ne laissent rien ignorer en Angleterre sur ce qui concerne l'intérieur du pays. Si les affaires extérieures y étoient aussi bien connues, il n'y auroit pas une faute de commise à cet égard. Il importe certainement à l'Angleterre que l'état de l'Irlande soit autre qu'il n'a été jusqu'à présent; on doit y répandre plus de bonheur, et par conséquent plus de lumières. La réunion à l'Angleterre doit valoir au peuple irlandois les bienfaits de la constitution; et, tant que le gouvernement anglois s'appuye, pour suspendre la loi, sur la nécessité des actes arbitraires, il n'a point rempli sa tâche, et l'Irlande ne peut s'identifier sincèrement avec la patrie qui ne lui communique pas tous ses droits. Enfin c'est un mauvais exemple pour les Anglois, c'est une mauvaise école pour leurs hommes d'état, que

Nicht vorgreif' ich dem delphiſchen Sitz und dem Seher Apollo;
Aber hüte dich, Xuthus, daß, deinem Geſchlecht nachſtrebend,
Nicht du den Fall des Geſchlechtes erwirbſt und des Hauſes Zerrüttung.
Kaum hatt' er ſeine Weiſſagung geſprochen,
So ward ich wiederum empor gerückt,
In gleicher Bahn und Weiſe, nur das Haupt
Noch rückwärts nach den froſt'gen Schatten hangend,
Bis ſich des Himmels Wölbung wieder aufthat.
Nun weißt du's: folge meinem Rath, Kreuſa!
Es bleibe das Orakel unbefragt.

Kreuſa.

Und wir in unſerm kinderloſen Stand.

Xuthus.

Weit beßer, als von Grund aus untergehn.

Kreuſa.

Ein unerfreulich Leben gleicht dem Tode.

Xuthus.

Doch ſelbſt den Tod kann Unglück bitter machen.

Kreuſa.

Wir haben an den Göttern nicht gefrevelt,
Laß' uns doch prüfen, wie ſie's mit uns meinen.
Ein großes Gut ſteht uns vielleicht bevor,
Was nur der unterird'ſchen Mächte Neid
Durch leere Schreckniß zu verlarven ſtrebt,
Damit wir der verhängnißvollen Urne
Mißtrauiſch nimmer nahen ſollen, oder
Mit banger Hand fehlgreifen unſer Looß.
Ja, laß' uns wagen, glücklich ſein zu wollen.

l'administration de l'Irlande; et, si l'Angleterre subsistoit long-temps entre l'Irlande et la France, dans l'état actuel, elle auroit de la peine à ne pas se ressentir de la mauvaise influence que son gouvernement exerce habituellement sur l'une, et maintenant sur l'autre.

Le peuple ne rend heureux l'homme qui le sert que par les satisfactions de la conscience, il ne peut inspirer de l'attachement qu'aux amis de la justice, aux cœurs disposés à sacrifier leurs intérêts à leurs devoirs. Il en est beaucoup, et beaucoup de cette nature en Angleterre; il y a, dans ces caractères réservés, des trésors cachés qu'on ne discerne que par la sympathie, mais qui se montrent avec force, dès que l'occasion le demande : c'est sur eux que repose le maintien de la liberté. Toutes les divagations de la France n'ont point jeté les Anglois dans les extrêmes opposés; et, bien que dans ce moment la conduite diplomatique de leur gouvernement soit très-répréhensible, à chaque session le parlement améliore une ancienne loi, en prépare de nouvelles, traite des questions de jurisprudence, d'agriculture et d'économie politique avec des lumières toujours croissantes, enfin se perfectionne chaque jour, tandis qu'on voudroit tourner en ridicule ailleurs ces progrès sans lesquels la société n'auroit aucun but, que la raison pût s'expliquer.

Néanmoins, la liberté angloise échappera-t-elle à cette action du temps qui a tout dévoré sur la terre? La prévision humaine ne sauroit pénétrer dans un avenir éloigné : cependant on voit dans l'histoire les républiques renversées par des empires conquérans, ou se détruisant elles-mêmes par leurs propres conquêtes; on voit les peuples du nord s'emparer des états du midi, parce que ces états tomboient en décadence, et que d'ailleurs le besoin de la civilisation portoit avec violence une partie des habitans de l'Europe vers les contrées méridionales; partout on a vu les nations périr faute d'esprit national, faute de lumières, et surtout à cause des préjugés qui, en soumettant la plus nombreuse partie d'un peuple à l'esclavage, au servage ou à toute autre injustice, la rendoient étrangère au pays qu'elle pouvoit seule défendre. Mais dans l'état actuel de l'ordre social en Angleterre, après un siècle de durée des institutions qui ont formé la nation la plus religieuse, la plus morale et la plus éclairée dont l'Europe puisse se vanter, je ne concevrois pas de quelle manière la prospérité du pays, c'est-à-dire, sa liberté, pourroit être jamais menacée. Dans le moment même où le gouvernement anglois penche vers la doctrine du despotisme, quoique ce soit un despote qu'il ait combattu; dans le moment où la légitimité, violée authentiquement par la révolution de 1688, est soutenue par le gouvernement anglois comme le seul principe nécessaire à l'ordre social; dans ce moment de déviation passagère, on entrevoit déjà que par degrés le vaisseau de l'état se remettra en équilibre : car de tous les orages, celui que les préjugés peuvent exciter, est le plus facile à calmer dans la patrie de tant de grands hommes, au foyer de tant de lumières.

CHAPITRE IX.

Une monarchie limitée peut-elle avoir d'autres bases que celles de la constitution angloise?

On trouve dans les œuvres de Swift un petit écrit intitulé *les Conversations polies*, qui renferme toutes les idées communes dont se composent les entretiens du grand monde. Un homme d'esprit avoit l'idée de faire le même travail sur les entretiens politiques d'aujourd'hui. « La constitution d'Angleterre ne convient qu'à des Anglois; les François ne sont pas dignes qu'on leur donne de bonnes lois : il faut se garder des théories et s'en tenir à la pratique. » Qu'importe, dira-t-on, que ces phrases soient fastidieuses, si elles renferment un sens vrai? Mais ce qui les rend fastidieuses, c'est leur fausseté même. La vérité sur de certains objets ne devient jamais commune, quelque répétée qu'elle soit; car chaque homme qui la dit, la sent et l'exprime à sa manière; mais les mots d'ordre de l'esprit de parti sont les signes indubitables de la médiocrité. On est à peu près sûr qu'une conversation qui commence par ces sentences officielles, ne vous promet que du sophisme et de l'ennui tout ensemble. En mettant donc de côté ce langage frivole qui aspire à la profondeur, il me semble que les penseurs n'ont pu trouver jusqu'à ce jour d'autres principes de la liberté monarchique et constitutionnelle que ceux qui sont admis en Angleterre.

Les démocrates diront qu'il faut un roi sans patriciat, ou qu'il ne faut ni l'un ni l'autre; mais l'expérience a démontré l'impossibilité de ce système. Des trois pouvoirs, les aristocrates ne contestent que celui du peuple; ainsi, quand ils prétendent que la constitution angloise ne peut s'adapter à la France, ils disent simplement qu'il ne faut pas de représentans du peuple, car ce n'est sûrement pas la noblesse, ni la royauté héréditaire qu'ils contestent. Il est donc évident que l'on ne peut s'écarter de la constitution angloise sans établir la république, en retranchant l'hérédité; ou le despotisme, en supprimant les communes : car des trois pouvoirs on n'en peut ôter aucun sans produire l'un ou l'autre de ces deux extrêmes.

Après une révolution telle que celle de France, la monarchie constitutionnelle est la seule paix, le seul traité de Westphalie, pour ainsi dire, que l'on puisse conclure entre les lumières actuelles et les intérêts héréditaires ; entre la nation presque entière, et les privilégiés appuyés par les puissances européennes.

Le roi d'Angleterre jouit d'un pouvoir plus que suffisant pour un homme qui veut faire le bien, et j'ai de la peine à concevoir comment la religion même n'inspire pas aux princes des scrupules sur l'usage d'une autorité sans bornes : l'orgueil l'emporte en cette occasion sur la vertu. Quant à l'argument très-usé de l'impossibilité d'être libre dans un état continental où l'on doit conserver une nombreuse armée de ligne, les mêmes gens qui le répètent sans cesse, sont prêts à citer l'Angleterre en sens inverse, et à dire que là maintenant l'armée de ligne n'est pas dangereuse pour la liberté. C'est une chose inouïe que la diversité des raisonnemens de ceux qui renoncent à tous les principes : ils se servent des circonstances, quand la théorie est contre eux, de la théorie, quand les circonstances démontrent leurs erreurs ; enfin ils se replient avec une souplesse qui ne sauroit échapper au grand jour de la discussion, mais qui peut égarer les esprits, quand il n'est permis ni de faire taire les sophistes, ni de leur répondre. Si l'armée de ligne donne plus de pouvoir aux rois de France qu'à ceux de l'Angleterre, les ultra-royalistes, suivant leur manière de penser, jouiront de cet excédant de force, et les amis de la liberté ne le redoutent point, si le gouvernement représentatif, et ses garanties, sont établis en France sincèrement et sans exception. L'existence de la chambre des pairs doit réduire, il est vrai, le nombre des familles nobles : mais l'intérêt public souffrira-t-il de ce changement? Les familles historiques se plaindroient-elles de voir associer à la pairie des hommes nouveaux que le roi et l'opinion en jugeroient dignes? La noblesse qui a le plus à faire pour se réconcilier avec la nation, seroit-elle la plus obstinément attachée à des prétentions inadmissibles? Nous avons l'avantage, nous autres François, d'être plus spirituels, mais aussi plus bêtes qu'aucun autre peuple de l'Europe; je ne sais si nous devons nous en vanter.

Des argumens qui méritent un examen plus sérieux, parce qu'ils ne sont pas inspirés seulement par de frivoles prétentions, se sont renouvelés contre la chambre des pairs à l'occasion de la constitution de Bonaparte. On a dit que l'esprit humain avoit fait de trop grands progrès en France, pour supporter aucune distinction héréditaire. M. Necker a traité quinze ans plus tôt cette question en publiciste que n'épouvantoient ni la vanité des préjugés, ni la fatuité des théories; et il me semble reconnu par tous les penseurs que la considération dont un élément conservateur entoure un gouvernement, est au profit de la liberté comme de l'ordre, en rendant l'action de la force moins nécessaire. Quel obstacle y auroit-il donc en France plutôt qu'en Angleterre, à l'existence d'une chambre des pairs, nombreuse, imposante et éclairée? Les élémens en existent, et nous voyons déjà combien il seroit facile de les combiner heureusement.

Quoi! dira-t-on encore, car tous les dictons politiques valent la peine d'être combattus, à cause de la multitude d'esprits communs qui les répètent: vous voulez donc que la France ne soit qu'une copie, et une mauvaise copie du gouvernement d'Angleterre? En vérité, je ne vois pas pourquoi les François, ni toute autre nation, devroient rejeter l'usage de la boussole, parce que ce sont des Italiens qui l'ont découverte. Il y a dans l'administration d'un pays, dans ses finances, dans son commerce, dans ses armées, beaucoup de choses qui tiennent aux localités, et qui doivent différer selon les lieux; mais les bases d'une constitution sont les mêmes partout. La forme républicaine ou monarchique est commandée par l'étendue et la situation de l'état; mais il y a toujours trois élémens donnés par la nature : la délibération, l'exécution et la conservation; et ces trois élémens sont nécessaires pour garantir aux citoyens leur liberté, leur fortune, le développement paisible de leurs facultés, et les récompenses dues à leur travail. Quel est le peuple à qui de tels droits ne soient pas nécessaires, et par quels autres principes que par ceux de l'Angleterre peut-on en obtenir la jouissance durable? Tous les défauts même qu'on se plaît à attribuer aux François peuvent-ils servir de prétexte pour leur refuser de tels droits? En vérité, quand les François seroient des enfans mutinés, comme leurs grands parens de l'Europe le prétendent, je conseillerois d'autant plus de leur donner une constitution qui fût à leurs yeux la garantie de l'équité dans ceux qui les gouvernent: car les enfans mutinés, quand ils sont en si grand nombre, peuvent plus facilement être corrigés par la raison que comprimés par la force.

Il faudra du temps en France avant de pouvoir créer une aristocratie patriotique; car, la révolution ayant été dirigée plus encore contre les priviléges des nobles que contre l'autorité royale, les nobles secondent maintenant le despotisme comme leur sauvegarde. On pourroit dire avec raison que cet état de choses est un argument contre la création d'une chambre des pairs, comme trop favorable au pouvoir de la couronne. Mais d'abord il est de la nature d'une chambre haute, en général, de s'appuyer au trône; et l'opposition des grands seigneurs d'Angleterre est presque toujours en minorité. D'ailleurs on peut faire entrer dans une chambre des pairs beaucoup de nobles, amis de la liberté; et ceux qui ne le seroient pas aujourd'hui, le deviendroient, par le seul fait que l'exercice d'une grande magistrature éloigne de la vie de cour, et rattache aux intérêts de l'état. Je ne craindrai point de professer un sentiment que beaucoup de personnes appelleront aristocratique, mais dont toutes les circonstances de la révolution françoise m'ont pénétrée : c'est que les nobles qui ont adopté la cause du gouvernement représentatif, et par conséquent de l'égalité devant la loi, sont en général les François les plus vertueux et les plus éclairés dont nous ayons encore à nous vanter. Ils réunissent, comme les Anglois, l'esprit de chevalerie à l'esprit de liberté; ils ont de plus le généreux avantage de fonder leur opinion sur

Entfernt noch, zagt' ich oft vor dem Verſuch,
Doch jetzt umfängt mich hell die Gegenwart.
Der Tempel, dieſe Pforte, dieſe Säulen,
Sie ſcheinen gaſtfrei uns hereinzuladen,
Ein flüſternd Säuſeln regt ſich durch den Hain
Als Vorgeſang beſeligender Sprüche.
Der Tag iſt heiter, und die Zeichen günſtig:
Auf zu dem heil'gen Dreifuß! komm, o komm!

Xuthus.

Du überredeſt mich beinah, zerſtreuſt
Durch deines Muths Begeiſtrung mir das Grauſen,
Womit der nächtliche Prophet mich ſchreckte.

Kreuſa.

Es war nur die Betäubung von den Dünſten,
Die Blendung von den Schatten jener Gruft:
Hier ſcheucht ſie von der Stirn der Lüfte Schmeicheln,
Der Gruß des Lichtes von dem klaren Auge.
Was wagen wir? Und Alles zu gewinnen,
Wär', Alles dran zu wagen, nicht zu viel.
Wir wollen muthig hoffen, brünſtig beten:
Ich will Latonen noch ein Opfer bringen,
Daß bei dem Sohn die Mutter für mich ſpreche;
Geh du indeß zur Pythia hinein.

leurs sacrifices, tandis que le tiers état doit nécessairement trouver son intérêt particulier dans l'intérêt général. Enfin, ils ont à supporter tous les jours l'inimitié de leur classe, quelquefois même de leur famille. On leur dit qu'ils sont traîtres à leur ordre, parce qu'ils sont fidèles à la patrie; tandis que les hommes de l'extrême opposé, les démocrates sans frein de raison, ni de morale, les ont persécutés comme des ennemis de la liberté, en ne considérant que leurs priviléges, et en ne croyant pas, quoique bien à tort, à la sincérité du renoncement. Ces illustres citoyens qui se sont volontairement exposés à tant d'épreuves, sont les meilleurs gardiens de la liberté sur lesquels un état puisse compter; et il faudroit créer pour eux une chambre des pairs, quand la nécessité de cette institution dans une monarchie constitutionnelle ne seroit pas reconnue jusqu'à l'évidence.

« Aucun genre d'assemblée délibérante, soit » démocratique, soit héréditaire, ne peut réussir en France. Les François ont trop d'envie » de briller; et le besoin de faire effet les porte » toujours d'un extrême à l'autre. Il suffit donc, » disent certains hommes qui se font tuteurs de la nation pour la déclarer en minorité perpétuelle; « il suffit à la France d'états provinciaux,

» au lieu d'une assemblée représentative. » Certes, je dois respecter plus que personne les assemblées provinciales, puisque mon père est le premier et le seul entre les ministres qui en ait établi, et qui ait perdu sa place, pour les avoir soutenues contre les parlemens. Il est très-sage sans doute, dans un pays aussi étendu que la France, de donner aux autorités locales plus de pouvoir, plus d'importance qu'en Angleterre. Mais, quand M. Necker proposa d'assimiler par les assemblées provinciales les pays appelés d'élection aux pays d'états, c'est-à-dire, de donner aux anciennes provinces les priviléges qui n'étoient possédés que par celles dont la réunion à la France étoit plus récente, il y avoit à Paris un parlement qui pouvoit refuser d'enregistrer les édits bursaux, ou toute autre loi émanée directement du trône. C'étoit une très-mauvaise ébauche de gouvernement représentatif que ce droit du parlement, mais enfin, c'en étoit une; et maintenant que toutes les anciennes limites du trône sont renversées, que seroient trente-trois assemblées provinciales relevant du despotisme ministériel, et n'ayant aucune manière d'y mettre obstacle? Il est bon que des assemblées locales discutent la répartition des impôts et vérifient les dépenses de l'état; mais des formes populaires dans les provinces, subordonnées à un pouvoir central sans bornes, c'est une monstruosité politique.

Il faut le dire avec franchise, aucun gouvernement constitutionnel ne peut s'établir, si, au début, on fait entrer dans toutes les places, celles des députés, comme celles des agens du pouvoir, les ennemis de la constitution même. La première condition pour que le gouvernement représentatif marche, c'est que les élections soient libres; car alors elles amèneront des hommes qui auront de bonne foi le désir de voir réussir l'institution dont ils feront partie. Un député disoit, à ce qu'on prétend, en société : « L'on m'accuse de n'être pas pour la charte » constitutionnelle, on a bien tort, je suis tou- » jours à cheval sur cette charte; il est vrai que » c'est pour la crever. » Après ce propos charmant, il est probable que ce député trouveroit pourtant très-mauvais qu'on soupçonnât sa bonne foi en politique; mais il est trop fort de vouloir réunir le plaisir de révéler ses secrets avec l'avantage de les garder. Pense-t-on qu'avec ces intentions cachées, ou plutôt trop connues, l'expérience du gouvernement représentatif soit faite en France? Un ministre a déclaré nouvellement à la chambre des députés, que, de tous les pouvoirs, celui sur lequel il faut que l'autorité royale exerce le plus d'influence, c'est le pouvoir électoral; ce qui veut dire, en d'autres termes, que les représentans du peuple doivent être nommés par le roi. Dans ce cas, les chambellans devroient l'être par le peuple.

Qu'on laisse la nation françoise élire les hommes qu'elle croira dignes de sa confiance, qu'on ne lui impose pas des représentans, et surtout des représentans choisis parmi les ennemis constans de tout gouvernement représentatif : alors, seulement alors, le problème politique sera résolu en France. On peut, je crois, considérer comme une maxime certaine, que, quand des institutions libres ont duré vingt ans dans un pays, c'est à elles qu'il faut s'en prendre, si chaque jour on ne voit pas une amélioration dans la morale, dans la raison, et dans le bonheur de la nation qui les possède. C'est à ces institutions parvenues à un certain âge, pour ainsi dire, à répondre des hommes; mais, dans les premiers jours d'un nouvel établissement politique, c'est aux hommes à répondre des institutions : car on ne peut, en aucune manière, juger de la force de la citadelle, si les commandans en ouvrent les portes, ou cherchent à en miner les fondemens.

CHAPITRE X.

De l'influence du pouvoir arbitraire sur l'esprit et le caractère d'une nation.

Frédéric II, Marie-Thérèse et Catherine II ont inspiré une si juste admiration par leur talent de gouverner, qu'il est très-naturel que, dans les pays où leur souvenir est encore vivant, et leur système exactement suivi, l'on sente moins qu'en France la nécessité d'un gouvernement représentatif. Le Régent et Louis XV au contraire ont donné dans le dernier siècle le plus triste exemple de tous les malheurs, de toutes les dégradations attachées au pouvoir arbitraire. Nous le répétons donc, nous n'avons ici en vue que la France; c'est elle qui ne doit pas souffrir qu'après vingt-sept années de révolution, on la prive des avantages qu'elle a recueillis, et qu'on lui fasse porter le double déshonneur d'être vaincue au-dedans comme au-dehors.

Les partisans du pouvoir arbitraire citent les règnes d'Auguste dans l'antiquité, d'Élisabeth et de Louis XIV dans les temps modernes, comme une preuve que les monarchies absolues peuvent au moins être favorables aux progrès de la littérature. Les lettres, du temps d'Auguste, n'étoient guère qu'un art libéral, étranger aux intérêts politiques. Sous Élisabeth, la réforme religieuse excitoit les esprits à tous les genres de développemens, et le pouvoir les favorisoit d'autant plus, que sa force consistoit dans l'établissement même de cette réforme. Les progrès littéraires de la France, sous Louis XIV, comme nous l'avons déjà dit dans le commencement de cet ouvrage, ont été causés par le développement intellectuel que les guerres civiles avoient excité. Ces progrès ont conduit à la littérature du dix-huitième siècle, et, loin qu'on puisse attribuer au gouvernement de Louis XV les chefs-d'œuvre de l'esprit humain qui ont paru à cette époque, il faut les considérer presque tous comme des attaques contre ce gouvernement. Le despotisme donc, s'il entend bien ses intérêts, n'encouragera pas les lettres, car les lettres mènent à penser, et la pensée juge le despotisme. Bonaparte a dirigé les esprits vers les succès militaires; il avoit parfaitement raison selon son but : il n'y a que deux genres d'auxiliaires pour l'autorité absolue, ce sont les prêtres ou les soldats. Mais n'y a-t-il pas, dit-on, des despotismes éclairés, des despotismes modérés? Toutes ces épithètes, avec lesquelles on se flatte de faire illusion sur le mot auquel on les adjoint, ne peuvent donner le change aux hommes de bon sens. Il faut, dans un pays comme la France, détruire les lumières, si l'on ne veut pas que les principes de liberté renaissent. Pendant le règne de Bonaparte, et depuis, on a imaginé un troisième moyen; c'est de faire servir l'imprimerie à l'oppression de la liberté, en n'en permettant l'usage qu'à de certains écrivains, chargés de commenter toutes les erreurs avec d'autant plus d'impudence qu'il est interdit de leur répondre. C'est consacrer l'art d'écrire à la destruction de la pensée, et la publicité même aux ténèbres; mais cette espèce de jonglerie ne sauroit subsister long-temps. Quand on veut commander sans la loi, il ne faut s'appuyer que sur la force, et non sur des argumens; car, bien qu'il soit défendu de les réfuter, la fausseté palpable de ces argumens donne envie de les combattre; et, pour bien faire taire les hommes, le mieux est encore de ne pas leur parler.

Certainement il seroit injuste de ne pas reconnoître que plusieurs souverains, en possession du pouvoir arbitraire, ont su en user avec sagesse; mais est-ce sur un hasard qu'il faut fonder le sort des nations? Je citerai à cette occasion un mot de l'empereur Alexandre, qui me paroît digne d'être consacré. J'eus l'honneur de le voir à Pétersbourg dans le moment le plus remarquable de sa vie, lorsque les François s'avançoient sur Moscow, et qu'en refusant la paix que Napoléon lui offrit dès qu'il se crut vainqueur, Alexandre triomphoit de son ennemi plus habilement que ne l'ont fait depuis ses généraux. « Vous n'ignorez pas, me dit l'empe- » reur de Russie, que les paysans russes sont es- » claves. Je fais ce que je peux pour améliorer » leur sort graduellement dans mes domaines; » mais je rencontre ailleurs des obstacles que le » repos de l'empire m'ordonne de ménager. » — « Sire, lui répondis-je, je sais que la Russie » est maintenant heureuse, quoiqu'elle n'ait » d'autre constitution que le caractère person- » nel de Votre Majesté. » — « Quand le com- » pliment que vous me faites auroit de la vé- » rité, répondit l'empereur, *je ne serois jamais » qu'un accident heureux*. » Je crois difficile que de plus belles paroles soient prononcées par un monarque dont la situation pourroit l'aveugler sur le sort des hommes. Non-seulement le pouvoir arbitraire livre les nations aux chances de l'hérédité ; mais les rois les plus éclairés, s'ils sont absolus, ne sauroient, quand ils le voudroient, encourager dans leur nation la force et la dignité du caractère. Dieu et la loi peuvent seuls commander en maîtres à l'homme sans l'avilir.

Se représente-t-on comment des ministres tels que lord Chatham, M. Pitt, M. Fox, auroient été supportés par les princes qui ont nommé le cardinal Dubois, ou le cardinal de Fleury ? Les grands hommes de l'histoire de France, les Guise, Coligny, Henri IV, se sont formés dans les temps de troubles, parce que ces troubles, malheureux d'ailleurs, empêchoient l'action étouffante du despotisme, et donnoient à quelques individus une grande importance. Mais il n'y a que l'Angleterre où la vie politique soit régularisée de telle manière que, sans agiter l'état, le génie et la grandeur d'âme puissent naître et se montrer.

Depuis Louis XIV jusqu'à Louis XVI un demi-siècle s'est écoulé : véritable modèle de ce qu'on appelle le gouvernement arbitraire, quand on veut le représenter sous les plus douces couleurs. Il n'y avoit pas de tyrannie, parce que les moyens manquoient pour l'établir ; mais on ne pouvoit dérober quelque li-

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jon ſingt zur Leier.

Strophe.

Du hochragendes Haupt des Lorbeers,
Zeus himmliſchem Blitze nie verwundbar,
Noch wildſtürmenden Wintern
Je hinſtreuend den grünen Schmuck!
Geſangliebenden Schatten beut mir
Kühl wehend, damit ich
Der vierſaitigen Leier Wohllaut
Anſtimme dem Wiederhall,
Daß auf melodiſchen Wellen die Seele mir.
Aus banger Zweifel Wirbeln,
Sanft hingleitend im Hafen ausruhe, wo
Die geliebten Wünſche wohnen,
Wo Zutrauen den Anker auswirft,

Gegenſtrophe.

Dein lichtſtrahlendes Götter-Antlitz,
O du, der im reinſten Thaue badet

berté que par le désordre de l'injustice. Il falloit, si l'on vouloit être quelque chose ou réussir dans une affaire quelconque, étudier l'intrigue des cours, la plus misérable science qui ait jamais dégradé l'espèce humaine. Il ne s'agit là, ni de talens, ni de vertus, car jamais un homme supérieur n'auroit le genre de patience qu'il faut pour plaire à un monarque élevé dans les habitudes du pouvoir absolu. Les princes, ainsi formés, sont si persuadés que c'est toujours l'intérêt personnel qui inspire ce qu'on leur dit, qu'on ne peut avoir d'influence sur eux qu'à leur insu. Or, pour réussir ainsi, être là toujours vaut mieux que tous les talens possibles. Les princes sont avec les courtisans dans le même rapport que nous avec ceux qui nous servent : nous trouverions mauvais qu'ils nous donnassent des conseils, qu'ils nous parlassent avec force sur nos intérêts mêmes; mais nous sommes fâchés de leur voir un visage mécontent, et quelques mots qu'ils nous disent dans un moment opportun, quelques flatteries qui semblent leur échapper, nous domineroient complètement, si nos égaux que nous rencontrons en sortant de chez nous, ne nous apprenoient pas ce que nous sommes. Les princes, n'ayant jamais affaire qu'à des serviteurs de bon goût, qui s'insinuent plus facilement dans leur faveur que nos gens dans la nôtre, vivent et meurent sans avoir jamais l'idée des choses telles qu'elles sont. Les courtisans, en étudiant le caractère de leurs maîtres avec beaucoup de sagacité, n'acquièrent cependant aucune lumière véritable, même sur la connoissance du cœur humain, du moins sur celle qu'il faut pour diriger les nations. Un roi devroit se faire une règle de prendre pour premier ministre un homme qui lui déplût comme courtisan; car jamais un génie supérieur ne peut se plier au point juste qu'il faut, pour captiver ceux qu'on encense. Un certain tact, moitié commun et moitié fin, sert pour avancer dans les cours : l'éloquence, le raisonnement, toutes les facultés transcendantes de l'esprit et de l'âme scandaliseroient comme de la rébellion, ou seroient accablées de ridicule. « Quels discours inconvenans, quels projets ambitieux! » diroit l'un; « que veut-il? que prétend-il? » diroit l'autre; et le prince partageroit l'étonnement de sa cour. L'atmosphère de l'étiquette finit par agir tellement sur tout le monde, que je ne sais personne d'assez audacieux pour articuler une parole signifiante dans le cercle des princes qui sont restés enfermés dans leurs cours. Il faut se borner inévitablement dans les conversations au beau temps, à la chasse, à ce qu'on a bu la veille, à ce qu'on mangera le lendemain, enfin à tout ce qui n'a de sens ni d'intérêt pour personne. Quelle école cependant pour l'esprit, et pour le caractère ! Quel triste spectacle qu'un vieux courtisan qui a passé de longues années dans l'habitude d'étouffer tous ses sentimens, de dissimuler ses opinions, d'attendre le souffle d'un prince pour respirer, et son signe pour se mouvoir ! De tels hommes finissent par gâter le plus beau des sentimens, le respect pour l'âge avancé ; quand on les voit courbés par l'habitude des révérences, ridés par les faux sourires, pâles d'ennui plus encore que de vieillesse, et se tenant debout des heures entières sur leurs jambes tremblantes, dans ces salons antichambres où s'asseoir à quatre-vingts ans paroîtroit presque une révolte. On aime mieux dans ce métier les jeunes gens étourdis et fats qui savent manier avec hardiesse la flatterie envers leur maître, l'arrogance envers leurs inférieurs, et qui méprisent l'espèce humaine au-dessus comme au-dessous d'eux. Ils s'en vont ainsi, ne se confiant qu'en leur propre mérite, jusqu'à ce qu'une disgrâce les réveille de l'enivrement de la sottise et de l'esprit tout ensemble; car ce mélangeest nécessaire pour réussir dans les intrigues de cour. Or en France, de rang en rang, il y a toujours eu des cours, c'est-à-dire, des maisons où l'on distribuoit une certaine quantité de crédit à l'usage de ceux qui vouloient de l'argent et des places. Les flatteurs du pouvoir, depuis les commis jusqu'aux chambellans, ont pris cette flexibilité de langage, cette facilité à tout dire, comme à tout cacher, ce ton tranchant dans le sens de la force, cette condescendance pour la mode du jour, comme pour une puissance, qui ont fait croire à la légèreté dont on accuse les François; et cependant cette légèreté ne se trouve que dans l'essaim des hommes qui bourdonnent autour du pouvoir. Il faut qu'ils soient légers pour changer rapidement de parti; il faut qu'ils soient légers pour n'entrer à fond dans aucune étude, car autrement il leur en coûteroit trop de dire le contraire de ce qu'ils auroient sérieusement appris; en ignorant beaucoup, on affirme tout plus facilement. Il faut qu'ils soient légers enfin, pour prodiguer, depuis la démocratie jusqu'à la légitimité, depuis la république jusqu'au despotisme militaire, toutes les phrases les plus opposées par le sens, mais qui se ressemblent néanmoins entre elles, comme des personnes de la même famille, également superficielles, dédaigneuses et faites pour ne présenter jamais qu'un côté de la question, par opposition à celui que les circonstances ont battu. Les ruses de l'intrigue se mêlant maintenant à la littérature comme à tout le reste, il n'y a pas une possibilité pour un pauvre lecteur du françois, d'apprendre jamais autre chose que ce qu'il convient de dire et non ce qui est. Dans le dix-huitième siècle, au contraire, les puissans ne se doutoient pas de l'influence des écrits sur l'opinion, et ils laissoient la littérature à peu près aussi tranquille que les sciences physiques le sont encore aujourd'hui. Les grands écrivains ont tous combattu avec plus ou moins de ménagemens les diverses institutions qui s'appuyent sur des préjugés. Mais qu'est-il arrivé de ce combat? Que les institutions ont été vaincues. On pourroit appliquer au règne de Louis XV et au genre de bonheur qu'on y trouvoit, ce que disoit cet homme qui tomboit d'un troisième étage : *Cela va bien, pourvu que cela dure.*

Les gouvernemens représentatifs, m'objectera-t-on encore, n'ont point existé en Allemagne, et cependant les lumières y ont fait d'immenses progrès. Rien ne se ressemble moins que l'Allemagne et la France. Il y a un esprit de méthode dans les gouvernemens germaniques, qui diminue de beaucoup l'ascendant irrégulier des cours. On n'y voit point de coteries, de maîtresses, de favoris, ni même de ministres qui puissent changer l'ordre des choses ; la littérature va son chemin sans flatter personne; la bonne foi du caractère, et la profondeur des études sont telles, que, dans les troubles civils même, il seroit impossible de forcer un écrivain allemand à ces tours de passe passe qui ont fait dire avec raison, en France, que le papier souffre tout, tant on exige de lui. Vous avouez donc, me dira-t-on, que le caractère françois a des défauts invincibles qui s'opposent aux lumières comme aux vertus dont la liberté ne sauroit se passer? Nullement : je dis qu'un gouvernement arbitraire, mobile, capricieux, instable, plein de préjugés et de superstitions à quelques égards, de frivolité et d'immoralité à d'autres, que ce gouvernement comme il a existé autrefois en France, n'avoit laissé de connoissances, d'esprit et d'énergie qu'à ses opposans ; et, s'il est impossible qu'un tel ordre de choses s'accorde avec le progrès des lumières, il est encore plus certain qu'il est inconciliable avec la pureté des mœurs et la dignité du caractère. On s'aperçoit déjà, malgré les malheurs de la France, que, depuis la révolution, le mariage y est beaucoup plus respecté que sous l'ancien régime. Or, c'est sur le mariage que reposent les mœurs et la liberté. Comment, sous un gouvernement arbitraire, les femmes se seroient-elles renfermées dans la vie domestique, et n'auroient-elles pas employé tous leurs moyens de séduction pour influer sur le pouvoir? Ce n'est assurément pas l'enthousiasme des idées générales qui les animoit, mais le désir d'obtenir des places pour leurs amis; et rien n'étoit plus naturel dans un pays où les hommes en crédit pouvoient tout, où ils disposoient des revenus de l'état, où rien ne les arrêtoit que la volonté du roi, modifiée nécessairement par les intrigues de ceux qui l'entouroient. Comment se seroit-on fait scrupule d'employer le crédit des femmes en faveur, pour obtenir d'un ministre une exception quelconque à une règle qui n'existoit pas? Croit-on que, sous Louis XIV, madame de Montespan, madame Dubarry, sous Louis XV, aient jamais reçu un refus des ministres? Et, sans approcher de si près du trône, quel étoit le cercle où la faveur n'agît pas comme à la cour, et où chacun n'employât pas tous les moyens possibles pour parvenir? Dans un pays, au contraire, qui n'est réglé que par la loi, quelle femme auroit l'inutile hardiesse de solliciter une injustice, ou de compter plus sur ses instances que sur les titres réels de ceux qu'elle recommande? Ce n'est pas seulement la corruption des mœurs qui résulte de ces démarches continuelles, de cette activité d'intrigue, dont les femmes françoises, surtout celles du premier rang, n'ont que trop donné l'exemple; mais les passions dont elles sont susceptibles, et que la délicatesse même de leurs organes rend plus vives, dénaturent en elles tout ce que leur sexe a d'aimable.

Le véritable caractère d'une femme, le véritable caractère d'un homme, c'est dans les pays libres qu'il faut le connoître et l'admirer. La vie domestique inspire aux femmes toutes les vertus; et la carrière politique, loin d'habituer les hommes à mépriser la morale ainsi qu'un vieux conte de nourrice, exerce sans cesse les fonctionnaires publics au sacrifice d'eux-mêmes, à l'exaltation de l'honneur, à toutes les grandeurs de l'âme que la présence habituelle de l'opinion développe infailliblement. Enfin, dans un pays où les femmes sont au centre de toutes les intrigues, parce que c'est la faveur qui gouverne tout, les mœurs de la première classe n'ont aucun rapport avec celles de la nation, et nulle sympathie ne peut s'établir entre les salons et le pays. Une femme du peuple en Angleterre se sent un rapport avec la reine qui a soigné son mari, élevé ses enfans, comme la religion et la morale le commandent à toutes les épouses et à toutes les mères. Mais le genre de mœurs qu'entraîne le gouvernement arbitraire, transforme les femmes en une sorte de troisième sexe factice, triste production de l'ordre social dépravé. Les femmes, cependant, peuvent être excusables de prendre les choses politiques telles qu'elles sont, et de se plaire dans les intérêts vifs dont leur destinée naturelle les sépare. Mais qu'est-ce que des hommes élevés par le gouvernement arbitraire? Nous en avons vu au milieu des jacobins, sous Bonaparte, et dans les camps des étrangers, partout excepté dans l'incorruptible bande des amis de la liberté. Ils s'appuient sur les excès de la révolution pour proclamer le despotisme; et vingt-cinq ans sont opposés à l'histoire du monde qui ne présente que les horreurs commises par la superstition et la tyrannie. Pour accorder quelque bonne foi à ces partisans de l'arbitraire, il faut supposer qu'ils n'aient rien lu de ce qui précède l'époque de la révolution en France; et nous en connoissons qui peuvent largement fonder leur justification sur leur ignorance.

Notre révolution, comme nous l'avons déjà dit, a presque suivi les différentes phases de celle d'Angleterre avec la régularité qu'offrent les crises d'une même maladie. Mais la question qui agite aujourd'hui le monde civilisé consiste dans l'application de toutes les vérités fondamentales sur lesquelles repose l'ordre social. L'avidité du pouvoir a fait commettre aux hommes tous les forfaits dont l'histoire est souillée; le fanatisme a secondé la tyrannie; l'hypocrisie et la violence, la ruse et le fer ont enchaîné, trompé, déchiré l'espèce humaine. Deux périodes ont seules illuminé le globe : c'est l'histoire de quelques siècles de la Grèce et de Rome. L'esclavage, en resserrant le nombre des citoyens, permit que le gouvernement républicain pût s'établir même dans des états assez étendus, et les plus grandes vertus en sont résultées. Le christianisme, en affranchissant depuis les esclaves, en civilisant le reste de l'Europe, a fait à l'existence individuelle un bien, source de tous les autres. Mais le désordre dans l'ordre, le despotisme, s'est constamment maintenu dans plusieurs pays; et toutes les pages de notre histoire sont ensanglantées, ou par des

Die goldlockige Scheitel
Am Felsborne Kaſtalias,
Apoll! dürft' ich es ſchaun nur Einmal;
Anredens gewürdigt
Mich hinwerfen zu deinen Füßen,
Inbrünſtiger Liebe voll!
Was die olympiſchen Säle verherrlichet,
Der ſel'gen Inſeln Wonne,
Schwellt nie ſehnend den Buſen an, nie mit Neid
Ganymedes ew'ge Becher,
Dem inwohnet dein hohes Bildniß.

Nachſatz.

Wer darf göttliche That
Richten nach Schein? Warte das End' ab.
Oft bricht Sonn' aus Gewölk. Zügeln den Mund lehrt,
Wie der Niobe Söhnen,
Zornblickend, todſendend, du erſchieneſt.
Mir offenbare milder dich,
Wie wenn du huldreich der Muſen Chor führſt.
Rings her leuchte der Hain, bebe der Thalgrund,
Beflügelt weh' auch des Tempels Thor auf,
Ahndungsvoll wie beſeelt ſchwanke der Baum hier
Bei der gewaltigen Götternäh;
Nicht ſoll zagen mein junges Herz,
Dir frohlockend entgegen.

massacres religieux, ou par des assassinats judiciaires. Tout-à-coup la Providence a permis que l'Angleterre ait résolu le problème des monarchies constitutionnelles, et l'Amérique, un siècle plus tard, celui des républiques fédératives. Depuis cette époque, ni dans l'un, ni dans l'autre de ces deux pays, il ne s'est versé une goutte de sang injustement par les tribunaux; depuis soixante ans, les querelles religieuses ont cessé en Angleterre, et il n'en a jamais existé en Amérique. Enfin, le venin du pouvoir qui a corrompu tant d'hommes depuis tant de siècles, a subi par les gouvernemens représentatifs l'inoculation salutaire qui en détruit toute la malignité. Depuis la bataille de Culloden, en 1746, qu'on peut considérer comme la fin des troubles civils qui avoient commencé cent ans auparavant, on ne sauroit citer un abus de pouvoir en Angleterre. Il n'est pas un citoyen honnête qui n'ait dit : *Notre heureuse constitution*, parce qu'il n'en est pas un qui ne se soit senti protégé par elle. Cette chimère, car c'est ainsi qu'on a toujours appelé le beau, est là, réalisée sous nos yeux. Quel sentiment, quel préjugé, quel endurcissement de tête et de cœur, peut faire qu'en se rappelant ce que nous lisons dans notre histoire, on ne préfère pas les soixante années dont l'Angleterre vient de nous offrir l'exemple? Nos rois, comme les siens, ont été tour à tour bons ou mauvais; mais, dans aucun temps, leurs règnes n'offrent soixante ans de paix intérieure et de liberté tout ensemble. Rien de pareil n'a seulement été rêvé possible à une autre époque. Le pouvoir est la sauvegarde de l'ordre, mais il en est aussi l'ennemi par les passions qu'il excite : réglez-en l'exercice par la liberté publique, et vous aurez banni ce mépris de l'espèce humaine qui met à l'aise tous les vices et justifie l'art d'en tirer parti.

CHAPITRE XI.

Du mélange de la religion avec la politique.

On dit beaucoup que la France est devenue irréligieuse depuis la révolution. Sans doute, à l'époque de tous les crimes, les hommes qui les commettoient devoient secouer le frein le plus sacré. Mais la disposition générale des esprits maintenant ne tient point à des causes funestes, heureusement très-loin de nous. La religion en France, telle que les prêtres l'ont prêchée, a toujours été mêlée avec la politique; et depuis le temps où les papes délioient les sujets de leur serment de fidélité envers les rois, jusqu'au dernier catéchisme sanctionné par la grande majorité du clergé françois, catéchisme dans lequel, comme nous avons vu, ceux qui n'aimeroient pas et ne serviroient pas l'empereur Napoléon étoient menacés de la damnation éternelle, il n'est pas une époque où les interprètes de la religion ne s'en soient servis pour établir des dogmes politiques, tous différens suivant les circonstances. Au milieu de ces changemens, la seule chose invariable a été l'intolérance envers tout ce qui n'étoit pas conforme à la doctrine dominante. Jamais la religion n'á été présentée seulement comme le culte le plus intime de l'âme, sans nul rapport avec les intérêts de ce monde.

L'on encourt le reproche d'irréligion quand on n'est pas de l'avis des autorités ecclésiastiques sur les affaires de gouvernement : mais tel homme s'irrite contre ceux qui veulent lui imposer leur manière de voir en politique, qui n'en est pas moins très-bon chrétien. Il ne s'ensuit pas de ce que la France veut la liberté et l'égalité devant la loi, qu'elle ne soit pas chrétienne ; tout au contraire, car le christianisme est éminemment d'accord avec cette opinion. Aussi le jour où l'on cessera de réunir ce que Dieu a séparé, la religion et la politique, le clergé aura moins de crédit et de puissance ; mais la nation sera sincèrement religieuse. Tout l'art des privilégiés des deux classes est d'établir que l'on est un factieux si l'on veut une constitution, et un incrédule si l'on redoute l'influence des prêtres dans les affaires de ce monde. Cette tactique est très-connue, car elle n'est que renouvelée, aussi-bien que tout le reste.

Les sermons, en France comme en Angleterre, dans les temps de parti, ont souvent porté sur des questions politiques, et je crois qu'ils ont très-mal édifié les personnes d'une opinion contraire qui les écoutoient. L'on a peu d'égards pour celui qui nous prêche le matin, s'il a fallu se disputer avec lui la veille, et la religion souffre de la haine que les questions politiques inspirent contre les ecclésiastiques qui s'en mêlent.

Il seroit injuste de prétendre que la France est irréligieuse parce qu'elle n'applique pas toujours au gré de quelques membres du clergé, le fameux texte que toute puissance vient de Dieu, texte dont l'explication sincère est facile; mais qui a merveilleusement servi les traités que le clergé a faits avec tous les gouvernemens, quand ils se sont appuyés sur le droit divin de la force. A cette occasion je citerai quelques passages de l'instruction pastorale de Mgr. l'évêque de Troyes, qui, dans le temps où il étoit aumônier de Bonaparte, a fait, à l'occasion du baptême du roi de Rome, un discours au moins aussi édifiant que celui dont nous allons nous occuper. Nous n'avons pas besoin de dire que cette instruction est de 1816: on peut reconnoître toujours en France la date d'un écrit par les opinions qu'il contient.

Mgr. l'évêque de Troyes dit : « La France

» veut son roi, mais son roi légitime, parce » que la légitimité est le premier trésor d'un » peuple, et un bienfait d'autant plus inappré» ciable qu'il peut suppléer à tous les autres, » et qu'aucun autre ne peut y suppléer. » Arrêtons-nous un moment pour plaindre l'homme qui pense ainsi, d'avoir servi si bien, et si longtemps Napoléon. Quel effort, quelle contrainte! Mais, au reste, l'évêque de Troyes ne fait rien de plus à cet égard, que bien d'autres qui occupent encore des places; et il faut lui rendre au moins la justice qu'il ne provoque pas la proscription de ses compagnons de service auprès de Napoléon : c'est beaucoup.

Je laisserai de côté le langage de flatterie de l'auteur du mandement, langage qu'on devroit d'autant moins se permettre envers la puissance qu'on la respecte davantage. Passons à quelque chosede moins benin : « La France veut son roi ; » mais en le voulant elle ne prétend pas qu'elle » puisse en vouloir un autre ; et heureusement » qu'elle n'a pas ce droit funeste. Loin de nous » cette pensée, que les rois tiennent des peu» ples leur autorité, et que la faculté qu'ils peu» vent avoir eue de les choisir, emporte celle de » les révoquer..... Non, il n'est pas vrai que le » peuple soit souverain, ni que les rois soient

» ses mandataires..... C'est le cri des séditieux, » c'est le rêve des indépendans, c'est la chimère immonde de la turbulente démagogie, » c'est le mensonge le plus cruel qu'aient pu faire » nos vils tyrans pour tromper la multitude. Il » n'est pas dans notre dessein de réfuter sérieusement cette souveraineté désastreuse.... Mais il » est de notre devoir de réclamer ici au nom de » la religion, contre cette doctrine anarchique et » anti-sociale, qu'a vomie au milieu de nous la » lave révolutionnaire, et de prémunir les fidèles confiés à nos soins contre cette double hérésie, et politique et religieuse, également » réprouvée et des plus grands docteurs, et des » plus grands législateurs; non moins contraire » au droit naturel qu'au droit divin, et non » moins destructive de l'autorité des rois que » de l'autorité de Dieu. » L'évêque de Troyes en effet ne traite pas sérieusement cette question, qui avoit pourtant paru digne de l'attention de quelques penseurs; mais il est plus commode de faire d'un principe une hérésie que de l'approfondir par la discussion. Il y a cependant quelques chrétiens en Angleterre, en Amérique, en Hollande; et depuis que l'ordre social est fondé, l'on a vu d'honnêtes gens croire que tous les pouvoirs émanoient des nations, sans lesquelles il n'y auroit point de pouvoirs. C'est ainsi qu'en se servant de la religion pour diriger la politique, on est dans le cas de faire chaque jour des complaintes sur l'impiété des François ; cela veut tout simplement dire qu'il y a en France beaucoup d'amis de la liberté qui sont d'avis qu'il doit exister un pacte entre les nations et les monarques. Il me semble qu'on peut croire en Dieu et penser ainsi.

Par une contradiction singulière, ce même évêque, si orthodoxe en politique, cite le fameux passage qui lui a sans doute servi à se justifier à ses propres yeux, quand il étoit l'aumônier de l'usurpateur : *Toute puissance vient de Dieu; et qui résiste à la puissance résiste à Dieu même.* « Voilà, N. T. C. F., le droit » public de la religion, sans lequel personne » n'a le droit de commander, ni l'obligation » d'obéir. Voilà cette souveraineté première » de laquelle découlent toutes les autres, et » sans laquelle toutes les autres n'auroient ni » base ni sanction ; c'est la seule constitution » qui soit faite pour tous les lieux comme pour » tous les temps ; la seule avec laquelle on pourroit se passer de toutes les autres, et sans laquelle aucune ne pourroit se soutenir ; la » seule qui ne peut jamais être sujette à ré-

» vision ; la seule à laquelle aucune faction ne » sauroit toucher, et contre laquelle aucune ré» bellion ne sauroit prévaloir ; contre laquelle » enfin ne peuvent rien ni les peuples, ni les rois, » ni les maîtres, ni les sujets ; toute puissance » vient de Dieu ; et qui résiste à la puissance ré» siste à Dieu même. » Peut-on, en peu de paroles, rassembler plus d'erreurs funestes et de calculs serviles ? Ainsi Néron et Robespierre, ainsi Louis XI et Charles IX, les plus sanguinaires des hommes, devoient être obéis, si celui *qui résiste à la puissance résiste à Dieu même !* Les nations ou leurs représentans sont le seul pouvoir qu'il faille excepter de ce respect implicite pour l'autorité. Quand deux partis dans l'état luttent ensemble, comment saisir le moment où l'un des deux devient sacré, c'est-à-dire le plus fort ? Ils avoient donc tort, les François qui n'ont pas quitté le roi pendant vingt-cinq ans d'exil ! car certes, dans ce temps c'étoit à Bonaparte qu'on ne pouvoit contester le droit que Mgr. l'évêque de Troyes proclame, celui de la puissance. Dans quelles absurdités tombent les écrivains qui veulent mettre en théories, en dogmes ! En maximes, leurs intérêts de chaque jour ; en vérité, le glaive déprave beaucoup moins que la parole, lorsqu'on en fait un tel usage. On a cent fois répété que cette phrase de l'évangile : *Toute puissance vient de Dieu*, et l'autre : *Rendez à César ce qui appartient à César*, avoient uniquement pour but d'écarter toute discussion politique. Jésus-Christ vouloit que la religion qu'il annonçoit fût considérée par les Romains comme tout-à-fait étrangère aux affaires publiques : mon règne n'est pas de ce monde, disoit-il. Tout ce qu'on demande aux ministres du culte, c'est de remplir, à cet égard comme à tous les autres, les intentions de Jésus-Christ.

« *Établissez, Seigneur,* dit le prophète, *un* » *législateur au-dessus d'eux, afin que les* » *nations sachent qu'elles sont des hommes.* » Il ne seroit pas mal non plus que les rois sussent qu'ils sont des hommes, et certainement ils doivent l'ignorer, s'ils ne contractent point d'engagement envers la nation qu'ils gouvernent. Quand le prophète prie Dieu d'établir un roi, c'est comme tous les hommes religieux prient Dieu de présider à chacun des événemens de cette vie ; mais comment une dynastie est-elle spécialement établie par la Providence ? Est-ce la prescription qui est le signe de la mission divine ? Les papes ont excommunié, déposé des rois de toute ancienneté ; ils ont

Zweiter Auftritt.

Ion, Xuthus.

Xuthus.
Mit Ungeduld erwart' ich, wem ich jetzt
Zuerſt begegnen ſoll. Seh' ich hier niemand?
O holder Jüngling, laß mich dich umarmen!
Ion.
Du unterbrichſt die ſchöne Hymne mir:
Die Leier iſt aus meiner Hand gefallen.
Xuthus.
Zum Jubel wollen wir ſie neu beſaiten,
Denn uns zum großen Glücke treff' ich dich.
Kind, reiß' dich nicht aus meinen Armen los!
Ion.
Was willſt du, Fremdling? Es geziemt mir nicht,
Dem Jüngling, der ein heilig Amt verwaltet,
Sich der Vertraulichkeit ſo hinzugeben,
Xuthus.
Niemand iſt minder fremd ſich, als wir beide:
Du biſt mein Sohn, ſieh' deinen Vater hier.
Ion.
Tratſt du vielleicht zu nah des Schlundes Mündung,
Der wahrhaft nur die Prieſterin begeiſtert,
Und hat der Dunſt, der aufſteigt, dir das Haupt verwirrt?
Wie, oder ſchwärmſt du in des Bacchus Taumel?
Xuthus.
Der Freude Taumel reißt allein mich hin;
Begeiſtert hat mich, doch nicht lügenhaft,
Das Wort der hohen Pythia vom Dreifuß.

exclu Henri IV pour cause de religion ; et des motifs puissans ont déterminé nouvellement un pape à concourir au couronnement de Bonaparte. Ce sera donc au clergé à déclarer, quand il le faudra, que telle dynastie, et non pas telle autre, est choisie par la volonté de Dieu. Mais suivons l'instruction pastorale : « *Établissez un législateur*, c'est-à-dire, un roi qui » est le législateur par excellence, et sans le- » quel il ne peut y avoir de loi : un législateur » suprême qui parlera, et qui fera les lois en » votre nom : un législateur, et non plusieurs ; » car plus il y en auroit, et moins bien les lois » seroient faites : un législateur avec une auto- » rité sans rivalité, pour qu'il puisse faire le » bien sans obstacle : un législateur qui, sou- » mis lui-même à ses propres lois, ne pourra » soumettre personne ni à ses passions, ni à ses » caprices : enfin, un législateur qui ne faisant » que des lois justes, conduira par là même » son peuple à la liberté véritable. » Un homme qui fera les lois à lui seul *n'aura ni passions ni caprices ;* un homme entouré de tous les piéges de la royauté, sera le législateur unique d'un peuple, *et il ne fera que des lois justes !* Certes, il n'y a pas d'exemple du contraire ; on n'a point vu de rois abuser de leur pouvoir ; point de prêtres tels que les cardinaux de Lorraine, Richelieu, Mazarin, Dubois, qui les y aient excités! Et comment cette doctrine est-elle conciliable avec la charte constitutionnelle que le roi lui-même a jurée? Ce roi que la France veut, car l'évêque de Troyes se permet pourtant de le dire, quoique, selon lui, la France n'ait aucun droit à cet égard; ce roi qui est établi par le Seigneur, a promis sur serment qu'il y auroit plusieurs législateurs, et non un seul, quoique Mgr. l'évêque de Troyes prétende que *plus il y en auroit, moins les lois seroient bien faites*. Ainsi; les connoissances acquises par l'administration; ainsi, les vœux recueillis dans les provinces par ceux qui y habitent; ainsi, la sympathie qui naît des mêmes besoins et des mêmes souffrances, tout cela ne vaut pas les lumières d'un roi tout seul *qui se représente lui-même*, pour me servir de l'expression un peu bizarre de M. l'évêque de Troyes. L'on croiroit avoir atteint à ce qui, dans ce genre, ne peut être surpassé, si ce qu'on va lire ne méritoit encore la préférence.

« Aussi, N. T. C. F., avons-nous vu ce
» sénat de rois, sous le nom de congrès, con-
» sacrer en principe la légitimité des dynasties
» royales, comme l'égide de leur trône et le

» plus sûr garant du bonheur des peuples et de » la tranquillité des états. Nous sommes rois, » ont-ils dit, parce que nous sommes rois : » ainsi l'exigent l'ordre et la stabilité du monde » social : ainsi le veut notre propre sûreté ; et » ils l'ont dit sans trop s'embarrasser s'ils n'étoient pas par là en opposition avec les *idées* » dites *libérales*, et moins encore si le partage » qu'ils faisoient des états qu'ils trouvoient à leur » convenance, n'étoit pas le plus solennel démenti donné aux peuples souverains. » Ne croiroit-on pas que nous venons de citer la satire la plus ironique contre le congrès de Vienne, si l'on ne savoit pas que telle n'a pu être l'intention de l'auteur ? Mais quand on est arrivé à ce degré de déraison, l'on ne se doute pas non plus du ridicule, car la folie méthodique est très-sérieuse. *Nous sommes rois, parce que nous sommes rois*, fait-on dire aux souverains de l'Europe ; *je suis celui qui suis*, sont les paroles de Jéhovah dans la Bible ; et l'écrivain ecclésiastique se permet d'attribuer aux monarques ce qui ne peut convenir qu'à la Divinité. *Les rois*, dit-il, *ne se sont pas embarrassés si le partage des états qu'ils trouvoient à leur convenance, étoit d'accord avec les idées dites libérales*. Tant pis, en effet, s'ils ont réglé ce partage comme un compte de banquier, donnant des soldes en une certaine quantité d'âmes ou de fractions d'âmes, pour se faire une somme ronde de sujets! Tant pis, s'ils n'ont consulté que leur convenance, sans songer aux intérêts et aux vœux des nations! Mais les rois repoussent, n'en doutons pas, l'indigne éloge qui leur est ainsi adressé; ils repoussent de même aussi, sans doute, le blâme que se permet contre eux l'évêque de Troyes, quoique ce blâme renferme une odieuse flatterie sous la forme d'un reproche.

« Il est vrai qu'on en a vu plusieurs favo-
» riser, au risque d'être en contradiction avec
» eux-mêmes, ces formes populaires, et au-
» tres théories nouvelles que leurs ancêtres ne
» connoissoient pas, et auxquelles, jusqu'à
» nos jours, leurs propres états avoient été
» étrangers, sans qu'ils s'en fussent plus mal
» trouvés; mais, nous ne craignons pas de le
» dire, c'est la maladie de l'Europe, et le
» symptôme le plus alarmant de sa décadence;
» c'est par là que la Providence semble l'atta-
» quer pour hâter sa dissolution. Ajoutons à
» cette manie de refondre les gouvernemens,
» et de les appuyer sur des livres, cette ten-
» dance des esprits novateurs à faire une fusion

» de tous les cultes, comme ils veulent en faire » une de tous les partis, et à croire que l'autorité des princes acquiert pour elle-même toute » la force et l'autorité qu'ils ôtent à la religion ; » et nous aurons les deux plus grands dissolvans » politiques qui puissent miner les empires, et » avec lesquels l'Europe, tôt ou tard, doit tomber en lambeaux et en pouriture. » Voilà donc le but de toutes ces homélies en faveur du pouvoir absolu : c'est la tolérance religieuse qui doit faire tomber tôt ou tard l'Europe en lambeaux et en pouriture. L'opinion publique est favorable à cette tolérance ; donc il faut proscrire tout ce qui serviroit d'organe à l'opinion : alors le clergé de la seule religion permise sera riche et puissant ; car, d'une part, il se dira l'interprète de ce droit divin par lequel les rois règnent ; et, de l'autre, les peuples ne pouvant professer que le culte dominant, il faudra que les ecclésiastiques soient seuls chargés, ainsi qu'ils le demandent, de l'instruction publique, et qu'on leur remette la direction des consciences qui s'appuie sur l'inquisition, comme le pouvoir arbitraire sur la police.

La fraternité de toutes les communions chrétiennes, telle que la Sainte Alliance, proposée par l'empereur Alexandre l'a fait espérer à l'humanité, est déjà condamnée par la censure portée contre *la fusion des cultes*. Quel ordre social ils nous proposent, ces partisans du despotisme et de l'intolérance, ces ennemis des lumières, ces adversaires de l'humanité quand elle porte le nom de peuple et de nation! Où faudroit-il fuir, s'ils commandoient? Encore quelques mots sur cette instruction pastorale, dont le titre est si doux, et dont les paroles sont si amères.

« Hélas! dit l'évêque de Troyes en s'adressant au roi, des séditieux, pour mieux nous » asservir, commencent déjà à nous parler de » nos droits, pour nous faire oublier les vôtres. » Nous en avons, sans doute, Sire, et ils sont » aussi anciens que la monarchie. Le droit de » vous appartenir comme au chef de la grande » famille, et de nous dire vos sujets, puisque » ce mot signifie vos enfans. » On ne peut s'empêcher de croire que l'écrivain, homme d'esprit, a souri lui-même quand il a proposé pour unique droit au peuple françois, celui de se dire les sujets d'un monarque qui disposeroit selon son bon plaisir de leurs propriétés et de leurs vies. Les esclaves d'Alger peuvent se vanter du même genre de droit.

Enfin, voici sur quoi repose tout l'échafaudage de sophismes qu'on prescrit comme un article de foi, parce que le raisonnement ne pourroit pas le soutenir. Quel usage du nom de Dieu, et comment veut-on qu'une nation à qui l'on dit que c'est là de la religion, ne devienne pas incrédule, pour son malheur et pour celui du monde!

« N. T. C. F., nous ne cesserons de vous » répéter ce que Moïse disoit à son peuple : » *Interrogez vos ancêtres et le Dieu de vos pères,* » *et remontez à la source*. Songez que moins » on s'écarte des chemins battus, et plus on est » en sûreté..... Songez enfin que mépriser l'autorité des siècles, c'est mépriser l'autorité de » Dieu, puisque c'est Dieu lui-même qui fait » l'antiquité, et que vouloir y renoncer est toujours le plus grand des crimes, quand ce ne » seroit pas le dernier des malheurs. » *C'est Dieu qui fait l'antiquité*, sans doute; mais Dieu est aussi l'auteur du présent, dont l'avenir va dépendre. Quelle niaiserie que cette assertion, si elle ne contenoit pas un artifice habile! et le voici : tous les honnêtes gens sont émus quand on leur parle de leurs ancêtres; il semble que l'idée de leurs pères s'unisse toujours à celle du passé. Mais ce sentiment noble et pur conduit-il à rétablir la torture, la roue, l'inquisition, parce que dans des siècles éloignés, de telles abominations étoient l'œuvre des mœurs barbares? Peut-on soutenir ce qui est absurde et criminel, parce que l'absurde et le criminel ont existé? Nos pères n'ont-ils pas été coupables envers les leurs quand ils ont adopté le christianisme et détruit l'esclavage? *Songez que moins on s'écarte des routes battues, plus on est en sûreté*, dit Mgr. l'évêque de Troyes: mais pour que ces routes soient devenues des routes battues, il a fallu passer de l'antiquité à des temps plus rapprochés; et nous voulons maintenant profiter des lumières de nos jours, pour que la postérité ait aussi une antiquité qui vienne de nous, mais qu'elle pourra changer à son tour, si la Providence continue à protéger, comme elle l'a fait, les progrès de l'esprit humain dans toutes les directions.

Je ne me serois pas arrêtée si long-temps à l'écrit de l'évêque de Troyes, s'il ne renfermoit la quintessence de tout ce qu'on publie chaque jour en France. Le bon sens en réchappera-t-il? Et ce qui est pis encore, le sentiment religieux, sans lequel les hommes n'ont point d'asile en eux-mêmes, pourra-t-il résister à ce mélange de la politique et de la religion, qui porte le caractère évident de l'hypocrisie et de l'égoïsme ?

CHAPITRE XII.

De l'amour de la liberté.

La nécessité des gouvernemens libres, c'est-à-dire, des monarchies limitées pour les grands états, et des républiques indépendantes pour les petits, est tellement évidente, qu'on est tenté de croire que personne ne peut se refuser sincèrement à reconnoître cette vérité; et cependant quand on rencontre des hommes de bonne foi qui la combattent, on voudroit se rendre compte de leurs motifs. La liberté a trois sortes d'adversaires en France : les nobles qui placent l'honneur dans l'obéissance passive, et les nobles plus avisés, mais moins candides, qui croient que leurs intérêt saristocratiques et ceux du pouvoir absolu ne font qu'un; les hommes que la révolution françoise a dégoûtés des idées qu'elle a profanées; enfin les Bonapartistes, les jacobins, tous les hommes sans conscience politique. Les nobles qui attachent l'honneur à l'obéissance passive, confondent tout-à-fait l'esprit des anciens chevaliers avec celui des courtisans des derniers siècles. Sans doute, les anciens

Ion.
Wie lautet es? ſag' an!
Xuthus.
Sie gab dich mir.
Ion.
Zu welchem Ende?
Xuthus.
Um mein Sohn zu ſein.
Ion.
So hat ſie dir mit Namen mich genannt?
Xuthus.
Das nicht, und dennoch kann ich hier nicht irren.
Vernimm den Hergang, daß du überzeugt,
Vom erſten Staunen wieder zu dir kommend,
Dich meiner Freude willig überlaſſeſt.
Ich nahte dem Orakel, um zu fragen,
Wie die Verheißung ſich erfüllen möchte,
Die es vor manchen Jahren mir gewährt:
Daß mein Geſchlecht in zweien Söhnen blühen
Und großen Völkern Namen geben ſolle.
Ich hört' als Antwort aus dem Mund der Pythia:
Tritt, Anführer Athens, hinaus vor die Hallen des Tempels:
Wem du zuerſt da begegneſt, den heiß' ich als Sohn dich erkennen,
Dankbar ehren fortan, von wem dir das holde Geſchenk ward.
Kaum daß mein Fuß die Schwelle nun berührt,
Und rings umher mein Blick verlangend ſpähte,
So fielen mir die Weiſen deiner Leier,
Wie einer guten Vorbedeutung Laut,

chevaliers mouroient pour leur roi, et ainsi feroient tous les guerriers pour leurs chefs; mais ces chevaliers n'étoient nullement, comme nous l'avons dit, les partisans du pouvoir absolu : ils cherchoient eux-mêmes à entourer ce pouvoir de barrières, et mettoient leur gloire à défendre une liberté aristocratique, il est vrai, mais enfin une liberté. Quant aux nobles qui sentent que les priviléges de l'aristocratie doivent à présent s'appuyer sur le despotisme que jadis ils servoient à limiter, on peut leur dire comme dans le roman de Waverley : « Ce qui vous importe, ce n'est pas tant que Jacques Stuart » soit roi, mais que Fergus Mac-Ivor soit comte. » L'institution de la pairie accessible au mérite est pour la noblesse, ce que la constitution angloise est pour la monarchie. C'est la seule manière de conserver l'une et l'autre; car nous vivons dans un siècle où l'on ne conçoit pas bien comment la minorité, et une si petite minorité, auroit un droit qui ne seroit pas pour l'avantage de la majorité. Le sultan de Perse se faisoit rendre compte, il y a quelques années, de la constitution angloise par l'ambassadeur d'Angleterre à sa cour. Après l'avoir écouté, et comme l'on va voir, assez bien compris : « Je » conçois, lui dit-il, comment l'ordre de cho

» ses que vous me décrivez, convient mieux » que le gouvernement de Perse à la durée et » au bonheur de votre empire ; mais il me semble » beaucoup moins favorable aux jouissances » du monarque. » C'étoit très-bien poser la question ; excepté que même pour le monarque, il vaut mieux être guidé par l'opinion dans la direction des affaires publiques, que de courir sans cesse le risque d'être en opposition avec elle. La justice est l'égide de tous et de chacun ; mais en sa qualité de justice cependant, c'est le grand nombre qu'elle doit protéger.

Il nous reste à parler de ceux que les malheurs et les crimes de la révolution de France ont effrayés, et qui fuyent d'un extrême à l'autre, comme si le pouvoir arbitraire d'un seul étoit l'unique préservatif certain contre la démagogie. C'est ainsi qu'ils ont élevé la tyrannie de Bonaparte, et c'est ainsi qu'ils rendroient Louis XVIII despote, si sa haute sagesse ne l'en défendoit pas. La tyrannie est une parvenue, et le despotisme un grand seigneur ; mais l'une et l'autre offensent également la raison humaine. Après avoir vu la servilité avec laquelle Bonaparte a été obéi, on a peine à concevoir que ce soit l'esprit républicain que l'on craigne en France. Les lumières et la nature des choses amèneront la liberté en France, mais ce ne sera certainement pas la nation qui se montrera d'elle-même factieuse ni turbulente.

Quand depuis tant de siècles toutes les âmes généreuses ont aimé la liberté; quand les plus grandes actions ont été inspirées par elle; quand l'antiquité et l'histoire des temps modernes nous offrent tant de prodiges opérés par l'esprit public; quand nous venons de voir ce que peuvent les nations; quand tout ce qu'il y a de penseurs parmi les écrivains, a proclamé la liberté; quand on ne peut pas citer un ouvrage politique d'une réputation durable qui ne soit animé par ce sentiment; quand les beaux-arts, la poésie, les chefs-d'œuvre du théâtre, destinés à émouvoir le cœur humain, exaltent la liberté : que dire de ces petits hommes à grande fatuité, qui vous déclarent avec un accent fade et maniéré comme tout leur être, qu'il est de bien mauvais goût de s'occuper de politique, qu'après les horreurs dont on a été témoin, personne ne se soucie plus de la liberté; que les élections populaires sont une institution tout-à-fait grossière, que le peuple choisit toujours mal, et que les gens comme il faut ne sont pas faits pour aller, comme en Angleterre, *se mêler avec le peuple? Il est de mauvais* *goût de s'occuper de politique*. Eh, juste ciel! à quoi donc penseront-ils, ces jeunes gens élevés sous le régime de Bonaparte, seulement pour aller se battre, sans aucune instruction, sans aucun intérêt pour la littérature et les beaux-arts? Puisqu'ils ne peuvent avoir ni une idée nouvelle, ni un jugement sain sur de tels sujets, au moins ils seroient des hommes s'ils s'occupoient de leur pays, s'ils se croyoient citoyens, si leur vie étoit utile de quelque manière. Mais que veulent-ils mettre à la place de la politique, qu'ils se donnent les airs de proscrire? quelques heures passées dans l'antichambre des ministres, pour obtenir des places qu'ils ne sont pas en état de remplir; quelques propos dans les salons, au-dessous même de l'esprit des femmes les plus légères auxquelles ils les adressent. Quand ils se faisoient tuer, cela pouvoit aller encore, parce qu'il y a toujours de la grandeur dans le courage; mais dans un pays qui, Dieu merci, sera en paix, ne savoir être qu'une seconde fois chambellan, et ne pouvoir prêter ni lumières, ni dignité à sa patrie; c'est là ce qui est vraiment de mauvais goût. Le temps est passé où les jeunes François pouvoient donner le ton à tous égards. Ils ont bien encore, il est vrai, la frivolité de jadis, mais ils n'ont plus la grâce qui faisoit pardonner cette frivolité même.

Après les horreurs dont on a été témoin, disent-ils, personne ne veut plus entendre parler de liberté. Si des caractères sensibles se laissoient aller à une haine involontaire et nerveuse, car on pourroit la nommer ainsi, puisqu'elle tient à de certains souvenirs, à de certaines associations de terreur qu'on ne peut vaincre : on leur diroit, ainsi qu'un poëte de nos jours : Qu'il ne faut pas forcer la liberté à se poignarder comme Lucrèce parce qu'elle a été profanée. On leur rappelleroit que la Saint-Barthelemy n'a pas fait proscrire le catholicisme. On leur diroit enfin que le sort des vérités ne peut dépendre des hommes qui mettent telle ou telle devise sur leur bannière, et que le bon sens a été donné à chaque individu, pour juger des choses en elles-mêmes et non d'après des circonstances accidentelles. Les coupables de tout temps ont tâché de se servir d'un généreux prétexte, pour excuser de mauvaises actions ; il n'existe presque pas de crimes dans le monde que leurs auteurs n'ayent attribués à l'honneur, à la religion, ou à la liberté. Il ne s'ensuit pas, je pense, qu'il faille pour cela proscrire tout ce qu'il y a de beau sur la terre. En politique surtout, comme il y a lieu au fanatisme aussi-bien qu'à la mauvaise foi, au dévouement aussi-bien qu'à l'intérêt personnel, on est sujet à des erreurs funestes, quand on n'a pas une certaine force d'esprit et d'âme. Si le lendemain de la mort de Charles Ier., un Anglois, maudissant avec raison ce forfait, eût demandé au ciel qu'il n'y eût jamais de liberté en Angleterre, certainement on auroit pu s'intéresser à ce mouvement d'un bon cœur, qui dans son émotion confondoit tous les prétextes d'un grand crime avec le crime lui-même, et auroit proscrit, s'il l'avoit pu, jusqu'au soleil qui s'étoit levé ce jour-là comme de coutume. Mais, si cette prière irréfléchie avoit été exaucée, l'Angleterre ne serviroit pas d'exemple au monde aujourd'hui, la monarchie universelle de Bonaparte pèseroit sur l'Europe, car l'Europe eût été hors d'état de s'affranchir sans le secours de cette nation libre. De tels argumens et bien d'autres pourroient être adressés à des personnes dont les préjugés même méritent des égards, parce qu'ils naissent des affections du cœur. Mais que dire à ceux qui traitent de jacobins les amis de la liberté, quand eux-mêmes ont servi d'instrumens au pouvoir impérial? Nous y étions forcés, disent-ils. Ah! j'en connois qui pourroient aussi parler de cette contrainte, et qui cependant y ont échappé. Mais, puisque vous vous y êtes laissé forcer, trouvez bon que l'on veuille vous donner une constitution libre, où l'empire de la loi soit tel, qu'on n'exige rien de mal de vous : car vous êtes en danger, ce me semble, de céder beaucoup aux circonstances. Ils pourroient plutôt, ceux que la nature a faits résistans, ne pas redouter le despotisme ; mais vous qu'il a si bien courbés, souhaitez donc que dans aucun temps, sous aucun prince, sous aucune forme, il ne puisse jamais vous atteindre.

Les épicuriens de nos jours voudroient que les lumières améliorassent l'existence physique sans exciter le développement intellectuel ; ils voudroient que le tiers état eût travaillé à rendre la vie sociale plus douce et plus facile, sans vouloir profiter des avantages qu'il a conquis pour tous. On savoit vivre durement autrefois, et les rapports de la société étoient aussi beaucoup plus simples et plus fixes. Mais aujourd'hui que le commerce a tout multiplié, si vous ne donnez pas des motifs d'émulation au talent, c'est le goût de l'argent qui prendra sa place. Vous ne relèverez pas les châteaux forts; vous ne ressusciterez pas les princesses qui filoient elles-mêmes les vêtemens des guerriers; vous ne recommencerez pas même le règne de Louis XIV. Le temps actuel n'admet plus un genre de gravité et de respect, qui donnoit alors tant d'ascendant à cette cour. Mais vous aurez de la corruption, et de la corruption sans esprit, ce qui est le dernier degré où l'espèce humaine puisse tomber. Ce n'est donc pas entre les lumières et l'antique féodalité qu'il faut choisir, mais entre le désir de se distinguer, et l'avidité de s'enrichir.

Examinez les adversaires de la liberté dans tous les pays, vous trouverez bien parmi eux quelques transfuges du camp des gens d'esprit, mais en général, vous verrez que les ennemis de la liberté sont ceux des connoissances et des lumières: ils sont fiers de ce qui leur manque en ce genre, et l'on doit convenir que ce triomphe négatif est facile à mériter.

On a trouvé le secret de présenter les amis de la liberté comme des ennemis de la religion: il y a deux prétextes à la singulière injustice qui voudroit interdire au plus noble sentiment de cette terre l'alliance avec le ciel. Le premier c'est la révolution: comme elle s'est faite au nom de la philosophie, on en a conclu qu'il falloit être athée pour aimer la liberté. Certes, c'est parce que les François n'ont pas uni la religion à la liberté, que leur révolution a sitôt dévié de sa direction primitive. Il se pouvoit que de certains dogmes de l'église catholique ne s'accordassent pas avec les principes de la liberté ; l'obéissance passive au pape étoit aussi peu soutenable que l'obéissance passive au roi. Mais le christianisme a véritablement apporté la liberté sur cette terre, la justice envers les opprimés, le respect pour les malheureux, enfin l'égalité devant Dieu, dont l'égalité devant la loi n'est qu'une image imparfaite. C'est par une confusion volontaire chez quelques-uns, aveugle chez quelques autres, qu'on a voulu faire considérer les priviléges de la noblesse, et le pouvoir absolu du trône, comme des dogmes de la religion. Les formes de l'organisation sociale ne peuvent toucher à la religion que par leur influence sur le maintien de la justice envers tous, et de la morale de chacun ; le reste appartient à la science de ce monde.

Il est temps que vingt-cinq années, dont quinze appartiennent au despotisme militaire, ne se placent plus comme un fantôme entre l'histoire et nous, et ne nous privent plus de toutes les leçons et de tous les exemples qu'elle nous offre. N'y auroit-il plus d'Aristide, de Phocion, d'Epaminondas en Grèce; de Régulus, de Caton, de Brutus à Rome; de Tell en Suisse; d'Égmont, de Nassau en Hollande; de Sidney, de Russel en Angleterre, parce qu'un pays, gouverné long-temps par le pouvoir arbitraire, s'est vu livré pendant une révolution aux hommes que l'arbitraire même avoit pervertis? Qu'y a-t-il de si extraordinaire dans un tel événement, qu'il doive changer le cours des astres, c'est-à-dire, faire reculer la vérité qui s'avançoit avec l'histoire pour éclairer le genre humain? Et par quel sentiment public serions-nous désormais émus, si nous repoussions l'amour de la liberté? Les vieux préjugés n'agissent plus sur les hommes que par calcul, ils ne sont soutenus que par ceux qui ont un intérêt personnel à les défendre. Qui veut en France le pouvoir absolu par amour pur, c'est-à-dire pour lui-même? Informez-vous de la situation personnelle de chacun de ses défenseurs, et vous connoîtrez bien vite les motifs de leur doctrine. Sur quoi donc se fonderoit la fraternité des associations humaines, si quelque enthousiasme ne se dé-

In's Ohr, und deine liebliche Geſtalt
In's Auge, daß ich froh entzückt hinzulief,
Die erſte Vaterfreude zu genießen.

Jon.

Verzeih', daß ich die Liebkoſung mißkannt,
Die du ſo gütig mir entgegen trugſt.
Noch kann ich nicht mein neues Loos begreifen,
Es iſt zu herrlich und zu wunderbar,
Hier übt' ich eben Hymnen auf der Leier,
Ob ſie des Muſenführers Ohr gewönnen,
Und ſehnte mich, ſtatt aller Erdengüter,
Ihn einmal nur von Angeſicht zu ſchaun,
Indeß gedacht er mein im Heiligthum,
Und ſendet dich, den reichbegabten Herrſcher,
Den ruhmgeprieſ'nen königlichen Helden,
Zu väterlicher Sorge mir heraus.
Wie bin ich unbemerkter Knab' es werth?

Xuthus.

Auch mich hat er zu ſtetem Dank verpflichtet,
Und ſich freigebig wie ein Gott bewährt.
Nicht Ausſicht in die Zukunft gab er mir,
Wie man des Mahners Ungeſtüm vertröſtet:
Nein, die Erfüllung ſtand vor ſeinen Thoren,
Und kam mir raſch entgegen. Kinderlos
War ich, und habe jetzo dich zum Sohn,
Der blühend ſchon zur Jugend aufgewachſen,
Nicht der mühſel'gen Pflege mehr bedarf,
Die an der ſchwachen, zweifelhaften Kindheit
Oft nicht gedeiht. Gleich einem ſchönen Traum,
Der ſich verkörpert hätte, ſtehſt du vor mir.
Verdienſt ſo ganz an Bildung, holdem Weſen

veloppoit pas dans les cœurs? Qui seroit fier d'être François, si l'on avoit vu la liberté détruite par la tyrannie, la tyraaie brisée par les étrangers, et que les lauriers de la guerre ne fussent pas au moins honorés par la conquête de la liberté? Il ne s'agiroit plus que de voir lutter l'un contre l'autre l'égoïsme des privilégiés par la naissance et l'égoïsme des privilégiés par les événemens. Mais la France où seroit-elle? Qui pourroit se vanter de l'avoir servie, puisque rien ne resteroit dans les cœurs, ni des temps passés ni de la réforme nouvelle?

La liberté! répétons son nom avec d'autant plus de force, que les hommes qui devroient au moins le prononcer comme excuse, l'éloignent par flatterie; répétons-le sans crainte de blesser aucune puissance respectable : car tout ce que nous aimons, tout ce que nous honorons y est compris. Rien que la liberté ne peut remuer l'âme dans les rapports de l'ordre social. Les réunions d'hommes ne seroient que des associations de commerce ou d'agriculture, si la vie du patriotisme n'excitoit pas les individus à se sacrifier à leurs semblables. La chevalerie étoit une confrérie guerrière qui satisfaisoit au besoin de dévouement qu'éprouvent tous les cœurs généreux. Les nobles étoient des compagnons d'armes qu'un honneur et un devoir réunissoient ; mais depuis que les progrès de l'esprit humain ont créé les nations, c'est-à-dire, depuis que tous les hommes participent de quelque manière aux mêmes avantages, que feroit-on de l'espèce humaine sans le sentiment de la liberté? Pourquoi le patriotisme françois commenceroit-il à telle frontière et s'arrêteroit-il à telle autre, s'il n'y avoit pas dans cette enceinte des espérances, des jouissances, une émulation, une sécurité qui font aimer son pays natal par l'âme autant que par l'habitude? Pourquoi le nom de France causeroit-il une invincible émotion, s'il n'y avoit d'autres liens entre les habitans de cette belle contrée que les privilèges des uns et l'asservissement des autres?

Partout où vous rencontrez du respect pour la nature humaine, de l'affection pour ses semblables, et cette énergie d'indépendance qui sait résister à tout sur la terre, et ne se prosterner que devant Dieu, là vous voyez l'homme image de son Créateur, là vous sentez au fond de l'âme un attendrissement si intime qu'il ne peut vous tromper sur la vérité. Et vous, nobles François, pour qui l'honneur étoit la liberté; vous qui, par une longue transmission d'exploits et de grandeur, deviez vous considérer comme l'élite de l'espèce humaine, souffrez que la nation s'élève jusqu'à vous; elle a aussi maintenant les droits de conquête, et tout François aujourd'hui peut se dire gentilhomme, si tout gentilhomme ne veut pas se dire citoyen.

C'est une chose remarquable en effet qu'à une certaine profondeur de pensée parmi tous les hommes, il n'y a pas un ennemi de la liberté. De la même manière que le célèbre Humbold a tracé sur les montagnes du nouveau monde les différens degrés d'élévation qui permettent le développement de telle ou telle plante, on pourroit dire d'avance quelle étendue, quelle hauteur d'esprit fait concevoir les grands intérêts de l'humanité dans leur ensemble et dans leur vérité. L'évidence de ces opinions est telle, que jamais ceux qui les ont admises ne pourront y renoncer, et, d'un bout du monde à l'autre, les amis de la liberté communiquent par les lumières, comme les hommes religieux par les sentimens, ou plutôt les lumières et les sentimens se réunissent dans l'amour de la liberté comme dans celui de l'Être-Suprême. S'agit-il de l'abolition de la traite des nègres, de la liberté de la presse, de la tolérance religieuse, Jefferson pense comme La Fayette, La Fayette comme Wilberforce; et ceux qui ne sont plus comptent aussi dans la sainte ligue. Est-ce donc par calcul, est-ce donc par de mauvais motifs que des hommes si supérieurs, dans des situations et des pays si divers, sont tellement en harmonie par leurs opinions politiques? Sans doute il faut des lumières pour s'élever au-dessus des préjugés; mais c'est dans l'âme aussi que les principes de la liberté sont fondés: ils font battre le cœur comme l'amour et l'amitié; ils viennent de la nature, ils ennoblissent le caractère. Tout un ordre de vertus, aussi-bien que d'idées, semble former cette chaine d'or décrite par Homère, qui, en rattachant l'homme au ciel, l'affranchit de tous les fers de la tyrannie.

FIN DU TOME TROISIÈME ET DERNIER.

TABLE DES CHAPITRES

CONTENUS

DANS LE TOME TROISIÈME.

CINQUIÈME PARTIE.

Pag

Chapitre Ier. De ce qui constitue la royauté légitime. 1

Chap. II. De la doctrine politique de quelques émigrés françois et de leurs adhérens. . 10

Chap. III. Des circonstances qui rendent le gouvernement représentatif plus nécessaire maintenant en France que partout ailleurs. 22

Chap. IV. De l'entrée des alliés à Paris, et des divers partis qui existoient alors en France. 28

Chap. V. Des circonstances qui ont accompagné le premier retour de la maison de Bourbon en 1814. 43

Chap. VI. De l'aspect de la France et de Paris pendant la première occupation. . . 50

Chap. VII. De la charte constitutionnelle donnée par le roi en 1814. 56

Chap. VIII. De la conduite du ministère pendant la première année de la restauration. 66

Chap. IX. Des obstacles que le gouvernement

a rencontrés pendant la première année de la restauration. 85
Chap. X. De l'influence de la société sur les affaires politiques en France. 95
Chap. XI. Du système qu'il falloit suivre en 1814 pour maintenir la maison de Bourbon sur le trône de France. 106
Chap. XII. Quelle devoit être la conduite des amis de la liberté en 1814. 123
Chap. XIII. Retour de Bonaparte. 130
Chap. XIV. De la conduite de Bonaparte à son retour. 141
Chap. XV. De la chute de Bonaparte. . . . 146
Chap. XVI. De la déclaration des droits proclamée par la chambre des représentans le 5 juillet 1815. 156

SIXIÈME PARTIE.

Chapitre Ier. Les François sont-ils faits pour être libres? 159
Chap. II. Coup d'œil sur l'histoire d'Angleterre. 168
Chap. III. De la prospérité de l'Angleterre, et des causes qui l'ont accrue jusqu'à présent. 193
Chap. IV. De la liberté et de l'esprit public chez les Anglois. 211
Chap. V. Des lumières, de la religion et de la morale chez les Anglois. 246
Chap. VI. De la société en Angleterre, et

Pag.
de ses rapports avec l'ordre social. . . . 268
CHAP. VII. De la conduite du gouvernement anglois hors de l'Angleterre. 291
CHAP. VIII. Les Anglois ne perdront-ils pas un jour leur liberté ? 319
CHAP. IX. Une monarchie limitée peut-elle avoir d'autres bases que celles de la constitution angloise ? 331
CHAP. X. De l'influence du pouvoir arbitraire sur l'esprit et le caractère d'une nation. . 343
CHAP. XI. Du mélange de la religion avec la politique. 361
CHAP. XII. De l'amour de la liberté 377

FIN.

ERRATA.

TOME PREMIER.

Pag. 127, lign. 27, peuvent, *lisez* puissent.
Pag. 129, lign. 19, appartenoit, *lisez* appartint.
Pag. 192, lign. 15, il y, *lisez* il y a.
Pag. 352, lign. 17, entraînoient, *lisez* entravoient.
Pag. 365, lign. 7, législateur, *lisez* le législateur.
Pag. 385, lign. 3, criant, *lisez* créant.

TOME II.

Pag. 244, lign. 5, réflexions, *lisez* réflexion.
Pag. 296, lign. 21, grâces au ciel, *lisez* grâce au ciel.

TOME III.

Pag. 181, lign. 6, siècles? *lisez* siècles.
Pag. 211, lign. 8, coupable? *lisez* coupable.
Pag. 230, lign. 20, dans les points, *lisez* sur les points.

Und edlem Muth Urenkel Zeus zu ſein.
Daß Kön'ge mich um dich beneiden werden.

Jon.

Du ſiehſt mich ſchon mit Vateraugen an.
Doch ſag', wie legſt du das Orakel aus?
Meint es, du mögeſt nur den Elternloſen
An Sohnes Statt aufnehmen? oder ſoll
Dein wahres Blut in meinen Adern fließen?

Xuthus.

Kennſt du nicht deine Herkunft, theurer Knabe?

Jon.

Man fand mich hier am Tempel ausgeſetzt,
Seitdem hat niemand ſich zu mir bekannt.

Xuthus.

So biſt du ſicher meines Leibes Sohn.

Jon.

Ich hörte doch Kreuſen erſt betheuern,
Daß ihr bisher noch ohne Kinder bliebt.

Xuthus.

Kreuſa freilich. Welches iſt dein Alter?

Jon.

Mir wurden heute ſechzehn Jahre voll.

Xuthus.

Die Zeit trifft überein. Es fehlen noch
Drei Monden ungefähr an ſiebzehn Jahren,
Seit ich zum erſten dieſen Sitz beſucht,
Da bei den pyth'ſchen Spielen Cirrhas Ebne
Laut wiederhallend mich als Sieger ausrief.
Was ſoll ich jugendlichen Uebermuthes
Mich ſchämen, nun er einen Lohn mir ſchafft,
Den Maaß und Weisheit und ein ſtolzes Ehbett,

ORATIO

QUAM

NATALIBUS
FRIDERICI GUILELMI III.
REGIS AUGUSTISSIMI

CELEBRANDIS

DIE III. AUGUSTI CIↃIↃCCCXXIV

IN

ACADEMIA BORUSSICA RHENANA

HABUIT

A. G. A SCHLEGEL, P. P. O.

BONNAE,
EX OFFICINA TYPOGRAPHICA THORMANNIANA.

Illuxit denuo faustis ominibus dies, omnium bonorum civium votis celebrandus: redeunt anno vertente Regii natales. Servat Academia nostra morem suum, non dico pristinum, quandoquidem in recens condita vix pristini quidquam esse potest; at nihilominus sanctum, nullamque per speciem negligendum. Subsedit paullisper studiorum ardor, quo cunctis diebus profestis aedes hae, quamlibet amplae, haud secus atque apium examen per soles aestivos fervere solent; vacant auditoribus subsellia, professoribus cathedrae; indictum est docendi ac discendi quasi iustitium. Huc frequentes convenimus, ut et ipsi in tanto supplicationum mutuarumque gratulationum concentu fidem, pietatem, observantiam significaremus, qua optimum Principem, communem patriae Patrem amplectimur. Quum vero Rector et Senatus academicus publicae laetitiae me designassent interpretem, haesitavi primo, veritus ne horum solennium dignitas mea culpa minueretur; quippe qui probe sciam, tum eum, qui Universitatis nostrae litterariae publicus orator est constitutus, tum complures e collegis coniunctissimis facundia oris Latini magnopere mihi praestare; et parum exercitatus sim in panegyrico hoc dicendi genere, quod non simplici perspicuitate continetur, sicuti doctrinarum expositio, sed, praeter sententiarum pondus, floridum ornatum, splendida orationis lumina, denique numerosam postulat verborum concinnitatem. Vicit tamen diffidentiam ambitio, nisi fallor, haud inhonesta, vel saltem excusanda: suscepi in me, et libenter quidem, munus honorifice mihi demandatum, dum reputabam, vix ullam aliam occasionem aeque opportunam atque praeclaram mihi oblatum iri, gratum animum erga Regem Augustissimum pro tot tantisque beneficiis in me collatis publice testandi.

Sapienter fuit institutum, Auditores, ab ultima inde antiquitate, primisque vitae cultioris initiis, ut non solum dies quidam stati certo ordine ab usu profano rebus divinis faciundis seponerentur, sed et ipsius temporis aliqua esset religio, sideribusque revolutis novus ab integro orbis solennibus caeremoniis instauraretur. Hinc interlunii et plenilunii feriae, quae dictae sunt calendae atque idus, festa annua, praecipue ineuntis anni, veris, auctumni, id genus alia; tandem festa secularia, tanto maiore pompa celebrata, quanto minus quisquàm sperare poterat, altera vice se in vivis ea spectaturum. Sapienter id institutum fuit, inquam: enimvero tempus est instar numinis potentissimi, cuncta mortalia, serius ociusve peritura, secum rapientis. At perpetua haec rerum terrestrium haud minus quam orbium coelestium volubilitas ita tamen est comparata, ut sensus nostros quodammodo fallat. Nam continuo et aequabiliter ex ordine naturali fit rerum mutatio, proxima quaeque sibi invicem succedunt; paullatim gignuntur omnia, in lucem prodeunt, adolescunt, florent, vigent, senescunt, emoriuntur. Labitur aetas in infinitum, sed similis ea amni taciturno, qui neque undarum strepitu, neque impetu turbulento prodit, quanta cum celeritate aquas illas ipsas, quas oculis prosequimur, in Oceanum provolvat. Quae quum ita sint, nonne rationi est consentaneum, ut in hoc temporum decursu nunquam intermisso termini certi ponantur, quasi spiramenta quaedam, in quibus, nisi reapse, at cogitatione saltem subsistamus, et, quum praesentis horae momentum plerumque vel curis suis, vel illecebris districtos nos teneat, tunc, mente in se collecta, praeteritorum recordationi, deliberationi futurorum unice vacemus? Precario vivitur; quicumque sapit homo, auram vitalem, quam carpit, numinis benignitati acceptam refert. Iure igitur dies ille, a quo annos fato sibi concessos quisque numerat, sacer ipsi habetur: quo redeunte post annuum spatium decet grato animo reminisci bona, quibus frui nobis licuit; sortem vero futuram, cuius ignari sumus, provido Numini commendare, siquidem nihil ultra in manibus nostris est positum, nisi ut, vitam honestis conatibus impendendo, per mortale hoc aevum immortalia mente ac spe praecipiamus. In quo more natalium celebrandorum universa nobis praeivit antiquitas. Romani quidem adeo sancte coluêre non modo diem sed horam etiam natalem, ut in titulis eorum sepulcralibus saepe diligenter expressum legamus, quot annos, menses, dies, denique horas quisque vixerit. Sed privatorum natales ad sacra gentilitia pertinebant: principum, publicis adserebantur. Recte scilicet statuebant Romani, bono Principi quaecunque prospera eveniant, ea in rempublicam redundare, ideoque pro iis vota omnibus civibus esse suscipienda et solvenda. At istud factum prorsus indigne tum priscae religionis severitate, tum populi olim liberi maiestate, quod imperatoribus suis, ultra humanum fastigium inter Divos relatis, templa exstruere, tura adolere, victimas mactare solebant. Nos, divinioribus mysteriis imbuti, a Romanorum superstitione et adulatione alieni, quam utramque sane Rex pietate pariter ac modestia conspicuus, si erga se adhiberetur, indignabundus respueret, haud aliter Principis Genio libabimus, quam debitis virtutum laudibus, sincero amoris affectu declarato, supplicationibus Deo optimo maximo pro eius felicitate oblatis.

Quod si, ita ut dixi animati, eventa anni, qui ab hoc die retro computatur, memoria retractamus, patriaeque statum, qualis est hodie, circumspicimus, non possumus non nobis ipsis gratari, et pro tam praesenti tutela, qualem experti sumus, summo Universi Moderatori impensissime gratias agere. Rex, in cuius prudentia, aequitate, temperantia, magna ex parte salus reipublicae sita est: Rex, inquam, incolumis. Et paternum eius animum gaudia haud mediocria pertentasse, credere par est. Florentem enim videt domum Augustam: vigente adhuc aetate nepotes e filiabus prognatos, destinatos illos aut principatui aut eminenti dignitati in terris peregrinis; neque ullum funus immaturum lugendum fuit. Quod vero longe maximi aestimandum, paucos ante menses celebratae sunt, populo per universam Borussiam acclamante, nuptiae auspicatissimae Iuvenis Regii, generosa indole patris maiorumque virtutes aemulantis, cum filia Bavariae regis: e quibus nuptiis sperare fas est, heroïcam imperio progeniem in posterum haud esse defuturam. Interim reficiuntur diuturna pace gentes, bellis fere continuis, rerum novarum tempestatibus, fortunaeque ruinis antea vexatae. Undecimus iam vertitur annus, ex quo Germania impotentem exterorum dominationem a finibus suis propulsavit; nonus, ex quo ultima tyranni audacissimi, impigerrimi, solertissimi conamina imperium recuperandi iteratis victoriis irrita sunt facta. Inde stabilis fuit rerum ordo: etiamnum omnia pacata, non solum apud finitimos, sed in toto hoc Europae tractu. Neque ulla exstat suspicio, tam placidam tranquillitatem turbatum iri: vigilat enim concors Principum prudentia, ne qua dissensionum causa denuo suboriatur. Borussia, variis procellis quassata, iam non instaurata est modo, sed maioribus, quam unquam antea, incrementis aucta. Hoc meruit Regis constantia, civium virtus, quae tanta in istis certaminibus emicuit, ut antiquis Spartanorum Romanorumque exemplis aequiparari possit. Quae bello quaeri solent, ea dudum possidemus. Iam sat gloriae armis partum; nunc pacis artes colantur. Ubique tamen ratum erit vetus illud dictum, bellum esse ostendendum, si quis pacem habere velit; et nulli fortasse civitati impune inermi esse minus licet quam Borussiae. Iure itaque cavetur, ne diuturna quies in desidiam delabatur: praestant civibus securitatem sedula rei militaris cura nunquam intermissa, apparatus bellici copia semper in promptu, munimenta urbium castellorumque, aut reparata, aut funditus exstructa, quales, ut poetae verbis utar, *minaeque*

Murorum ingentes, aequataque machina coelo

in vicinia nostra exsurgunt, miro opificio, locis arte aut natura munitissimis: propugnacula, si quando — absit omen! — hostilis hac ex parte impetus ingruat, Rheno nostro, imo universae Germaniae futura. Eiusmodi opera, vel citra necessitatem suscepta decori sunt imperio validis fundamentis subnixo, et magnam apud exteros potentiae opinionem gignunt. Sed bellicae copiae pacis artibus, agrorum cultura, opificiis, mercatura, sustentantur. Imperiorum opes pendent a domestica civium opulentia; haec porro ab indefessa ac solerti industria, qua destitutos populos vel amplissima naturae dona, terrae foecunditas, benigna coeli temperies, haud magnopere ditare solent. Quum autem, ut facile patet, privati commodi studium acerrimus sit industriae stimulus, oritur inde inter diversa vitae genera certamen quoddam, cui si aequae leges praesident, efficietur, ut virium intentio, qua quisque rei suae familiari prospicit, et reipublicae expediat. Quod poeta de natura praedicat, elementorum conflictum intra certos fines coercente, discordem concordiam foetibus aptam esse, istud ipsum ad societatis civilis rite ordinatae compagem transferre licet. Multiplex igitur est civitatum regendarum munus, variisque curis complexum. Providendum, ne, dum quaedam partes egregie coluntur, aliae laborent: quod quam difficile sit, vix a quoquam recte diiudicatum iri puto, nisi qui ipse rebus gerendis manum admoverit. Quapropter Fridericus Guilelmus maturo consilio convocari iussit Ordines Provinciales, non iisdem, quibus olim, membris compositos, sed modo aliquantum diverso, aetatis nostrae rationibus magis accommodato; ut, accurate cognitis singularum provinciarum necessitatibus, omnibus in commune consulatur.

Haec de prospero reipublicae statu laetisque exspectationibus breviter commemorasse sufficiat. Iam ad ea devenio, quae nosmet ipsos, partem civitatis etsi exiguam, non tamen infimam, propius attingunt. Et nostra conditio placere nobis debet; et nobis annus proxime elapsus bona haudquaquam spernenda attulit. Immunis omnino fuit Academia Rhenana ab eiusmodi turbis, qualibus unam vel alteram sororum nostrarum natu maiorum agitari fama accepimus; quae turbae auctoribus suis utique perniciosae, innoxiis etiam plerumque gravia pariunt incommoda. Aucta est civium academicorum frequentia, quae non e terris Rhenanis modo, sed partim e longinquis Germaniae regionibus huc confluxit. Eruditionis praesidia atque adiumenta, ab incunabulis inde Academiae nostrae ingenti sumtu parari coepta, bibliotheca publica, hortus botanicus, rerum naturalium Museum, instrumentorum physicorum apparatus, novis in dies crescunt opibus, quos singulatim enumerare neque huius loci est, nec meae doctrinae. Nova praeterea aut inchoata sunt opera, aut iam perfecta, quibus gloriari licet, utpote tam splendidis, qualia pleraeque Academiae tum Germanicae tum exterae, eaeque pridem fama celebratae, ostentare nequeant. Perfectum est hoc ipso anno chirurgicis operationibus destinatum Theatrum: nam theatrum recte dicitur, quod, prorsus admirabili inventione, et Artifici ad exercendam peritiam suam tantum luminum, quantum subtilissimis humani corporis fibris explorandis sufficiat, et spectantibus e suggestu auditoribus incredibilem spectandi facilitatem praebet. Exstruitur porro, et usque ad tholum iam perductum est, Theatrum anatomicum, non nimis propinquum, ne salubritati aëris officere possit, neque incommodo tamen intervallo remotum; eleganti symmetria conformatum, ut viridario isti amoeno, quod ex aedibus hisce prospicimus, ornamentum inde accedat. Nuper apertum fuit vobis, Auditores, Museum, in quo ex antiquae artis monumentis adhuc superstitibus, tum signis, tum anaglyptis, exquisitissima quaeque ordine venusto disposita cernuntur; opificio quodam statuariae simili adeo affabre gypso madido efficta, ut ipsa exemplaria marmorea, quae Romae, Florentiae, Parisiis, Londini admirari consueveram, oculis contueri mihi videar. Intersunt his anaglypta nonnulla, e templorum Atticorum zophoris metopisque nuper demum arcessita, quantumvis corrosa ac mutila sint vetustate, Phidiae ingenium adhuc spirantia. En, quae doctissimo Graecae venustatis hierophantae, Winkelmanno, videre haud contigit, ea quotidie contemplari possumus. Multum hoc confert ad historiam artium elegantiorum cum fructu ediscendam, quandoquidem sculpturae Graecae miraculis describendis nulla sufficiunt verba: adspectu opus est. Erudiuntur oculi ad pulchri sensum; hinc etiam portio uniquis, quorum menti harum similes Divum heroumque effigies obversabantur, clarior lux affunditur.

Quaesiverit forsitan aliquis ex auditorum corona, cur non e solito suggestu hodie coram vobis verba faciam? Et hoc tribuendum est operi inchoato, quo Aula nostra magnifice decoratur. Magnifice, dico; at nequaquam ista magnificentia, quae lacunaribus aureis, lychnuchis crystallinis, variegatis marmoribus, pavimentis tessellatis, auleis sericis, tapetibus ostro fucatis, ceterisque eiusmodi munditiis continetur. His regia palatia, divitumque aedes ambitiosius sese iactent. Sedem eruditionis, Musarum sacrarium non decet luxu deliciisque diffluere: ipsa ornamenta sunto austera, simplicia, et quae priscam quandam dignitatem sapiant. Quidnam vero magis idoneum ad ornandam Academiam reperiri potest, quam quod non pretio emitur opus, sed ingenio et arte perficitur? Operientur parietes Aulae nostrae picturis, quibus tum indoles, tum historia disciplinarum, quas tractamus, figurate exprimetur. Sedebunt, quaeque in tribunali suo, suis insignibus conspicuae, effigiatae imagines Theologiae, Philosophiae, legum peritiae, artis medendi; congregabitur circa singulas concilium delectum e conditoribus, auctoribus, emendatoribus divinarum humanarumque rerum sapientiae. Quos vita aetatibus, locis, nationibus disiunxerat, hi simul in pictura reviviscent, vultu ipso ingenium prae se ferente, quasi colloquentes inter se de studiis suis, vel meditabundi iisdem intenti. Quid, quaeso, animum iuvenilem ad honesta quaeque et praeclara vehementius accendere possit, quam vividis coloribus repraesentata memoria tot virorum sanctorum, sapientium, ingeniosorum, quorum oracula veneramur, a quibus per longam seculorum seriem traditae nobis disciplinae paullatim amplum istum, quo nunc sunt, ambitum explevere? Sed in artibus elegantioribus grandia mente concepisse haud sufficit: docta manu exsequi ea oportet. Quod si e primis speciminibus iudicare licet, si quid omnino in hoc artificii genere ego video, cuius [illegible] certe spectator magnam Europae partem perlustravi, haud diffidenter

Erworben durch Verdienſt, mich ließ entbehren?
Bei'm Schmaus, der feſtlich meinen Sieg begieng,
(Jetzt lebt es wieder im Gedächtniß mir)
Hat mich der Freude Taumel und des Weins
Mit einer der Bacchanten hier verbunden,
Die des Parnaſſus Klüfte wild durchſtreifen,
Und hochgeſchwungen, weinumrankt, ein Thyrſus,
Statt Hochzeitfackel uns vorangewinkt.
Aus dieſem Rauſch mußt du entſprungen ſein.
Mich kümmerte, nach raſcher Jugend Art,
Das Weib nicht ferner, noch der That Erfolg,
Und bald verließ ich dieſe Fluren. Jene,
Da ſich in ihr des Gottes Glut ernüchtert,
Und mit der Tage Lauf, der Monden Wechſel,
Ihr Schooß ein vaterloſes Kind gebar,
Hat ſie, ſo läßt es leichtlich ſich errathen,
Die ihr allein zurückgelaßne Sorge
Abwerfend, hier den Göttern dich vertraut,
Die durch des Feſtes übermächt'ge Luſt
In's Leben dich gerufen. Und ſo haſt du
Durch meine Schuld die reiche Pfleg' entbehrt,
Da Mitleid nur den Fündling auferzogen.
Jetzt aber will ich dir's vergelten, Sohn,
Es ſoll mein ſtetes Sinnen einzig ſein,
Dir Glück und frohe Tage zu bereiten.

Jon.

Ich kann nicht länger zweifeln: ja, du biſt's,
Du biſt mein Vater. Laß' es mich umſchlingen,
Dein würd'ges Haupt, das theure, längſtbegehrte;
Laß' meine Lippen ſich auf deine Stirn
Und beide Augen drücken. Dank, ihr Götter!

augurор, opus inchoatum tale esse evasurum, ut honos disciplinis habitus picturae figmentis et in artificum laudem redundet.

Dum in novis hisce ornamentis, quae regiae munificentiae debemus, describendis, pro delectatione qua animum meum, fateor, vehementer capiunt, licentius exspatior, video, ansam mihi praeberi, de novo artium vigore per Germaniam reflorescente pauca disserendi. Neque aliena haec erunt, tum a Principis laudibus, quem artium liberalem patronum, acutum aestimatorem novimus, tum a rationibus nostris. Arctissimo enim vinculo cum disciplinis severioribus litterae humaniores, hae rursus cum artium elegantia sunt copulatae; nec profecto barbaram nescio quam, tetricamque eruditionem sectamur, quae a rebus pulchris atque venustis abhorreat. Sed ut probe intelligatur, qualis sit ista artium emendatio, cuius semina iacta esse contendo, res paullo altius est repetenda.

Artes, quae oculorum delectationem sibi proponunt, architectura, sculptura, pictura, de his enim loquor, ut quaelibet fere res humanae, habuerunt sua fata: alternis vicibus crevere, floruere, degeneravere, omnino denique exolevere. Has Graecia, insignis gentium magistra, omnibus numeris absolvit. Romani ad nova excogitanda vel tradita expolienda parum habiles (qua in re eos deficere nobilissimis versibus Virgilius confitetur) arripuere tamen has ingenii opes, ac veluti spolia triumphalia orbis terrarum a se devicti ostentavere. Imperio senescente, artes ad infantiam relapsae, sed aegrotantem illam atque deformem; everso, barbarie ingravescente, prorsus exstinctae. Excitatus tandem fuit ingeniorum torpentium veternus studio sacra Christiana templis imaginibusque condecorandi. Multum abest, ut, quae Medium aevum, nulla antiquitatis, tunc oblivione sepultae, imitatione adiutum, proprio Marte protulit, fastidiamus. Proxime ad perfectionem accessit architectura. Admiramur imprimis stupendas aedium sacrarum moles, nova audacia fastigiatas, symmetriam in faciem unam eamque grandem ex innumeris paene partibus coeuntem, et minima quaeque in totius minutam quasi effigiem curiose elaborata. Sculpturae quidem mores et seculi indoles minus favebant. Pictura primo durior in coloribus, praestigiarum luminis umbraeque vel ignara vel incuriosa, felix in animo pingendo, dum corpora rudia adhuc, macie exsiccata, numerisque suis trunca formabat. Mira praesertim cum dulcedine expressit vultu et oculorum obtutu affectus, quos casta ac sincera pietas mentibus humanis instillat, ita ut ipsi arti sanctimonia quaedam inesset. Fideli naturae imitationi, sensim in ceteris quoque meliora docenti, subita lux affulsit e signis antiquis magno numero effodi atque in pretio haberi coeptis; ingeniis intra angusta claustra adhuc delitescentibus campus liberior apertus; nobilibus ausis immissae habenae. Tunc prodiere Leonardus Vincius, pictor, physicus, mathematicus, philosophus sagacissimus; Michael Angelus Bonarottus, triceps ille architecturae, sculpturae, picturae Geryones, in artium certamine Herculem suum aegre inventurus; Raphael Sanctius, qui utrum pictor sublimior fuerit an amabilior, difficile dictu. Tota fere Italia seculo decimo sexto ineunte in haec studia exarsit; et singulae pictorum scholae propria quadam dote ceteris antecellebant: Veneta Titiani laetis coloribus et vestimentorum splendore; Parmensis Corregii, Gratiarum alumni, callida luminum umbrarumque distributione; Romana et Florentina tum in lineamentorum pulchritudine, tum in iis, quae Graeci ἤθη et πάθη dixere, (quum corporum motu, gestu, vultusque mobilitate mores affectusque animi produntur) haud dubie palmam tulit. Sed heu! nimis cito artes ab hoc fastigio inclinavere. Usus peperit facilitatem, inde levitas subnata: diceres, pictores non tantopere de eo concertasse, quinam melius, quam quinam citius pingere posset. Nec diu perduravit picturae emendatio, quam ratione eclectica perficere conata est schola Bononiensis. Gallia quoque sub Ludovico suo Magno gloriam artium egregie cultarum affectavit verius, quam solidam adepta est. In exili genere tabellarum pictarum mirifice sibi placuit Flandria, rhyparographorum ferax, qui humilibus, imo sordidis rebus gratiam penicilli suavitate et subtilitate quaesivere. E quibus discas licet, quomodo aliquid pingere oporteat; dummodo, quando de eo agitur, quid sit pingendum, alios duces sequare. Denique per maiorem seculi decimi octavi partem ubique fere artes in peius ruere: artificum ingeniis et aestimatorum iudiciis aeque depravatis castigata simplicitas veterum sordere, et rusticitatis nomine condemnari; calamistrata et contorta utrisque unice placere; et quum nihil sani, robusti, sinceri tolerare, nec mentem ad grandia erigere valerent, vanis argutiis mollibusque lenociniis visum eblandiri satagebant. Architectura quadratam symmetriam flexilibus lineis versurisque minutatim diffringens, ineptis ornamentis aedificia onerabat. Sculptura, corpora nuda (quae propria huius artis est provincia) non modo pulchre, sed ne rite quidem effingere, neque decenter, ita ut membrorum structura transluceret, velare perita, deum heroumque figuras ridicule personatas in scenam producebat; nihilo secius excellentiae suae adeo secura, ut vel Phidiam, Polycletum, Praxitelem ad certamen artis fidenter provocaret: plane quasi quis pumilio, calvitie capillamenti supposititii minitantibus cincinnis obvoluta, sibi persuaderet, Iovis istius Homerici et Phidiaci instar Olympum se quaesiturum. Pictura in iis, quae communia cum sculptura habet, similiter peccans, lineamentis confusis, coloribus dilutis atque adulteratis, in nebulas, ut ita dicam, evanuit. Ex tam abiecta conditione primum artes in rectiorem viam reducere coepere duumviri, pari animorum instinctu inter se consociati, ambo e Germania oriundi, Raphaël Mengs, pictor, et Winkelmannus, philosophus antiquitatis investigator. His vindicibus honos suus Graeciae est restitutus: nam artifices aetatis proxime antecedentis opera antiqua omnino spreverant, eruditi vero nihil iis inesse pretii erant suspicati, nisi quatenus ea disputandi de antiquitatibus materiam praeberent. Tum demum oculi diu occaecati denuo sapere coepere; tum demum intellectum, principes inter Graecorum artifices pulcherrimam vitam imitari, et hominum species idearum Platonicarum similes fingere voluisse:

quod tanta cum maiestate effecere, ut consiliis Deorum de creando homine eos interfuisse dicas. Haud negaverim, et Italos nonnullos aevi Medicei idem iam vidisse. Attamen nunc fortasse penitius quam unquam alias Graecae res cognoscuntur, siquidem multiplici doctrina cum acumine critico coniuncta, Europae hodiernae concessum est, veluti e specula universum genus humanum lustrare, et remotissimorum seculorum, diversissimarum gentium mores inter se conferre. Prudens autem veterum exemplarium admiratio, non ad nomina serviliter stupens, sed explorando nata, et alte in mentem penetrans, haud minus in artibus quam in litteris, uberes semper tulit humanitatis fructus. Ingenia quidem inveniendi vi pollentia naturae debentur, sed vano foecunditatis impendio, si primis rudimentis corrumpantur. Et habent, Platone observante, magna ingenia, in operibus suis expressa, simile quid Magnesii lapidis, qui ferrum iners attrahit primo, deinde vim sibi ingenitam cum eo communicat. Nolite suspicari, me duobus istis viris supra laudatis nimium tribuere in hac artium emendatione, quam aetas nostra vidit, quia caussam effectus non statim subsequutus est. Etenim prava consuetudo, radicibus altius actis, reluctanter erudiendo castigatur. Interdum etiam artifices egregii delicatiorum hominum sui aevi genio aliquatenus indulgent, ideoque severa reformidant: quod, nisi fallor, celebratissimo Italiae sculptori, nuper mortuo, fraudi fuit. Ceterum et architectura et sculptura novissimis temporibus insignes habuere profectus. Multo melius, quam olim, vera harum artium indoles perspicitur; omnia castigatiora; certi canones, natura ipsa legem ferente, extra controversiam sunt positi. Res eo pervenit, ut, si quis talia in publicum proponeret, cuiusmodi ineunte seculo decimo octavo maximis plausibus excepta esse scimus, nihil aliud nisi vulgo rideretur. Quid quod et opifices e studiis hisce nobilioribus nonnihil in commodum suum vertere potuere, ita ut saepe rebus usui quotidiano paratis, domuum privatarum supellectili, Graecae elegantiae aliquid inesse videas? Sculptores vero complures in variis Europae partibus, nec minimum in Germania, hodie florentes non veterum imitatores callidi modo, sed aemulatores praedicari merentur. Non aeque bene picturae ab initio processerat. Raphaël Mengs nimirum voluminibus suis artifices melius erudivit, quam exemplo: penicillo frigidior, nec fere ultra laeves genas quidquam feliciter ausus. Winkelmannus, totus in sculpturam conversus, in pictura minus videbat, et ubique antiquitati praerogativam vindicans, non satis aequus recentiorum, ne principum quidem inter pictores, iudex exstitit. Sic factum est, ut incautis veterum exemplarium praeconiis a recta via seducta pictura, muneribus suis posthabitis, iniquo cum sculptura certamine inito, signa marmorea male colorata in tabulas transferret. Laboravit imprimis Gallica schola hoc vitio, cui alterum accessit non minus grave: nimis turgide et violenter animorum affectus exprimebant, laterum intentione vultuque distorto; diceres, eos non veram vitae imaginem, sed tragoedorum declamationes ante oculos habuisse. Qua in re mirum quantum distant a Graecorum venusto temperamento et inaffectata simplicitate; neque id hauserunt ex imitatione, sed nationis indoles huc inclinabat. Habet tamen et Gallia pictores egregios, a vulgata contagione immunes, quorum gloriae nihil detractum velim. Nuper in arenam descendit Britannia, olim coëmere pretio artium opera potius, quam ipsa elaborare consueta: minus docta in lineamentis; eorum, quae nitorem tabulis pictis conciliant, studiosior. Interea Romae, in communi artificum Europaeorum diversorio, succrevit ab aliquot inde annis schola picturae Germanica, ab istis, quas recensui, longe discreta. Haec eadem via procedere conatur, quam tribus seculis ante monstraverant summi artis magistri, vetustiora quoque Medii aevi monumenta, propter virtutes quas illis inesse dixi, eximio amore amplexa. Quum plerique nostrae aetatis homines Graecas fabulas unice commendent, sacra Christiana vero a pictura exulare iubeant, quod inter ceteros et poëtarum nostratium principi excidisse nollem, recte haec pictorum schola sensit, sancta illa et augusta castae cuiusdam pulchritudinis neutiquam esse expertia. Praeterea nova picturae instrumenta sunt inventa, vel potius in usum revocata. Pigmentorum oleatorum artificium, e Flandria seculo decimo quarto vergente in Italiam translatum, variis picturae generibus adhibitum, plane in arcana penicilli sese insinuavit: utpote cuius proprium sit, pellucidis coloribus opaca exhilarare, clara suaviter temperare. Praetulere tamen Bonarottus, Raphaël, Iulius Romanus, alii plerique eiusdem seculi pictores in maximis suis operibus diversam pingendi rationem, ita comparatam, ut tectoria laevigata, calce adhuc uda, pigmentis imbuantur; cuius artificii tum praestantiam, tum difficultatem qui accuratius cognoscere cupit, legat Vasarium, Bonarotti discipulum. Favet hoc genus imprimis megalographiae: in amplis parietibus, porticibus, fornicibusque cameratis historiae fabulaeve, magno actorum numero figurandae, spatiose explicantur. Eiusmodi picturis Summorum Pontificum iussu palatii Vaticani atria splendide vestita, quidquid alicubi tabularum pictarum spectatur, facile superant. Id artificium iam dudum adeo exoleverat, ut nemo de eo retractando, quippe de re nimis ardua, cogitaret, donec nonnulli pictores nostrates, et soli hi quidem per totam Europam, prospero successu eius periculum fecere. Ex horum numero vir, compluribus ingenii sui monumentis editis clarus, praepositus est Academiae artium elegantiorum, Regiis auspiciis in vicinia nostra ad Rhenum nuper instauratae; quo duce et magistro opus apud nos inchoatum quale quantumque sit, iam satis declarasse mihi videor.

Regi nostro avitum est artium patrocinium, iure quasi haereditario a Friderico Magno acceptum. Magnanimus ille, inter tot bellorum tumultus, tot regni administrandi sollicitudines, ab adolescentia inde usque ad extremam senectam artes, quaecunque vitam humanam cohonestant, constanter adamavit. Ipse musicus, poeta, rerumque a se gestarum commentator Iulio Caesare non inferior, nullis delectationibus indulgebat, nisi quae animum ad excelsa et pulchra eveherent, vel ingeniosis lusibus lepore quodam conditis recrearent. Ne quid otii, a gravissimis muneribus, quae indefessus obibat, reliqui ineptiis periret, fugiebat strepitum urbis; regios penates transtulerat in villam, triumphali cultore laetius virescentem. Non circumvolitabat eam importuna aulicorum turba; erat solitudo, sed amoena illa, sed artium operibus illustris: scires, ibi regem philosophum habitare. Sibi modicis contentus, parcus ceteroquin opum publicarum dispensator, nihilominus magnifica monumenta perfecit, ut nimirum opificibus quaestum pararet, civium industriam excitaret, ingenia elegantiae sensu imbueret. Huic regi sedes imperii debet aedes publicas et privatas ad normam ordinatas, plateis directis, areis amplis et xystis intersectas, uno verbo, omnem istum splendorem, quo inter clarissimas eminet. Vix aliquid cumulatius tantae magnificentiae addi posse videbatur: at factum est, et quotidie fit Friderico Guilelmo regnante. Fervent Berolini operae, exstruuntur aedificia publicis usibus destinata, et ornantur signis, statuis, anaglyptis; utrumque specie emendatiore quam id antea fieri solebat. Neque tamen circa solam regiam congregantur opera nobilia: insigni cura prospici videtis, Auditores, ut clarius hoc artium elegantiorum lumen per omnes regni partes diffundatur.

Quod si inter haec litteris iniquior aestimatio, parcior tutela contingeret, haberent eae, quod artibus inviderent. Sed plane contrarium nos experti sumus, neque nos soli. Perlustret aliquis totam Borussiam: videbit, nihil uspiam negligi, quod erudiendae iuventuti, doctis laboribus promovendis, scientiis augendis et emendandis inservire possit. Incredibile dictu est, quanto amore litteras prosequatur Vir Illustrissimus, quem Rex harum rerum ministerio praefecit; quam solerti consilio earum commodis invigilet, quam benigne merita cuiuscunque generis in lucem protrahat, et Regio patrocinio commendet. Iam nostrum est, qui cives Academici sumus, cavere, ne officia nobis praestita irrita cadant. Si qua desunt adhuc Rhenanae nostrae, quae tanquam ampla colonia non uno die condi potuit, ea tempus supplebit. Huius spei pignus nobis dedit paucorum annorum experientia. Meminerimus, et inter imperfecta doctrinae praesidia strenuo labore aliquid effici; praesidia sine industria nihil posse.

Revertor eo, unde exorsus sum, quo omnis mea oratio tendebat, quo et diei huius solennia, et animorum nostrorum affectus conspirant. Vos omnes, quotquot adestis, Principi pio, forti, iusto, clementi, Patri patriae, fausta mecum precamini. Tu, Summe fatorum Arbiter, imperiorum Stator atque Sospitator, salvum fac Regem! salvum Principem, futurum regni haeredem! salvam domum Augustam! Cumula Regem omnibus bonis, quae sors humanitatis capit! Fruatur per longum aevum pace bene parta, dignitate apud exteros, domesticis gaudiis, amore civium, felicitate publica, suis curis consiliisque aucta et stabilita! Longe lateque sub aquilae Borussicae alis tuti quiescant populi! Celebretur aliquando apud posteros aetas, quae Fridericum Guilelmum regnantem vidit, inter maxime insignes armorum gloria, institutis civilibus, morum integritate, artium litterarumque incrementis! Ita Deus faxit!

4° Diss. 3848(5

FAUSTAM NAVIGATIONEM
REGIS AUGUSTISSIMI ET POTENTISSIMI
FRIDERICI GUILELMI III,

QUUM, UNIVERSO POPULO ACCLAMANTE, NAVI
VAPORIBUS ACTA BONNAM PRAETERVEHERETUR D. XIV SEPT.
CARMINE CELEBRAT,

SIMULQUE

RECTORATUS ET MAGISTRATUS
ACADEMICI
IN UNIVERSITATE REGIA BORUSSICA RHENANA
ANNUAM INSTAURATIONEM
A. D. XVIII OCT. MDCCCXXV. H. XI.
IN
AULA VICARIA ACADEMICA
SOLEMNITER PERAGENDAM
INDICIT

AUGUSTUS GUILELMUS A SCHLEGEL,
UNIV. RHEN. H. T. RECTOR.

EX OFFICINA TYPOGRAPHICA THORMANNIANA.

Apollo, du vor allen, habe Dank!
Mein unſichtbarer und olymp'ſcher Vater,
Das bleibſt du dennoch, ob du ſchon mir ſichtbar
Den ſterblichen Erzeuger zugewieſen.
Du Schöpfer meiner Sohnespflicht und Freuden,
Wie ſollt' ich dein darüber je vergeſſen?
O theurer Vater, ich gelobe dir,
Ich will durch all mein Streben und mein Thun
Dem Geber und Empfänger Ehre bringen.
Umarme denn mich wieder! ſegne mich!
Sieh, meine Wonne fließt in milden Thränen:
Zu glücklich bin ich, aber eins doch fehlt.

Xuthus.

Was iſt es? ſteht's in meiner Macht zu ſchaffen?

Ion.

Daß meine Mutter uns nicht mit umarmt;
So ſchlängen dreifach ſich der Liebe Ketten.

Xuthus.

Mit Recht bedenkſt du ſie, mein Sohn. Die dich
Geboren, iſt ein werth zu achtend Weib.
Ich war ihr unbekannt, ſo wie ſie mir,
Und viel geſchehner Dinge Spur verlöſcht
Die lange Zeit: doch wollen wir nicht ruhn,
Bis wir ſie wiederfinden, und auf Kundſchaft
Von ihrem Aufenthalt und Namen ſenden,
Erſt hier umher, dann in ganz Griechenland.
Mir angehören gnüge dir indeß.

Ion.

Wer weiß, ob ſie der Tod nicht ſchon entraffte,
Und alles Forſchens Mühe ſtumm betrügt!

Vertice turrigero labentibus imminet undis
Rupes: a saevo dicta dracone fuit.
Hic molli in ripa sunt grata cubilia Rheno,
Antra levi topho tectaque pumicibus.
Hic iuvat aestivos grandaevum ducere somnos,
Dum mulcet colles aura racemiferos.
At subito attonitus divum caput extulit antro,
Prospiciensque altis infit arundinibus:
Quis fragor insuetas aures ferit? An mea regna
Invasit salsi trux pelagi dominus?

Intumuit fluctus pulsu strepituque rotarum,
    Et longe spumant aequora vorticibus:
Delphinas curru seu iunxerit Amphitrite,
    Dorso qui pando subsiliunt agiles;
Seu Neptunus equos immissis pellat habenis,
    Calcantes rorem pinnigeris pedibus,
Num vidi? an fallor? Non ludens bellua ponti,
    Non traxere istam quadrupedesve ratem.
Nec malum erigit haec, nec pandit carbasa ventis,
    Nec ruit aequali caerula remigio,
Currit sponte sua, motoque volubilis orbe,
    Ceu ficta ingenio machina Daedaleo.
Cerno at enim fumos, alte volitante favilla:
    Forte refudit aquas Mulciber igne suo.
Quod genus heroum est, cui tot miracula parent?
    Quod tantis Divûm navigat auspiciis?

Iam vultum agnosco propius, venerorque benignum.
Salve, Rex! Quanto glorior hospitio!
Nec non Magnanimum circumstetit aurea proles.
Haec navis regni spemque decusque vehit.
Tu meruisti armis, ferrer ne Gallicus amnis;
Te volvam fluctus vindice Teutonicos.
Ille ego, Romanis olim qui claustra triumphis
Obieci, heu! nuper qualia passus eram!
Liber et oblitus, secura pace, laborum,
Nunc Bacchi et Cereris munera laeta colo.
At vos, connubio iunctae, mea gaudia, Nymphae,
Fraternique amnes, huc, agite! ite simul.
Iam celebrate choros, umbracula texite fronde,
Funibus et proram nectite pampineis,
Principis et Genio puros libate liquores,
Implete et succis pocula nobilibus.

Vos, AUGUSTA COHORS, ne spernite dona Lyaei,
Queis septemgeminus Nilus et ipse caret.
Cur Pactoli equidem invideam Phasisque fluentis?
His quoque gurgitibus dives arena micat.
Cunctis prae fluviis attollam cornua Rhenus,
Si tibi sat placui, REX, PATRIAEQUE PATER!

[illegible]
10Pcm

Berichtigung

einiger Mißdeutungen

von

August Wilhelm von Schlegel.

Berlin, 1828.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

I.

Beleuchtung

eines

Vorgebens der franzöſiſchen Zeitſchrift: der Katholik.

In einer Zeitſchrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erſcheint, heißt es Tome VI, No. 18. Juni 1827. pag 607:

> M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es iſt nicht meine Sitte, das Publicum mit meinen perſönlichen Angelegenheiten zu beläſtigen. Als Schriftſteller gebe ich meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung Preis, wie ſie auch

Xuthus.
Vermeide Worte ſchlimmer Vorbedeutung.
Du bluhſt ſo friſch: wie ſollte ſie nicht leben,
Die mit geſunder Kraft dich ausgeſtattet?
Allein, wenn ſie uns auch verborgen bliebe:
Mein Haus nimmt dich als Eingebornen auf,
Was es vermag, das wird auch dein; Kreuſa
Wird deiner Mutter Stelle dir vertreten.
Jon.
Ach! andre Kümmerniß berührſt du da:
Ich ſorge, deiner Gattin zu mißfallen.
Xuthus.
So fürchteſt du ſtiefmütterlichen Haß?
Jon.
Es möchte mir das Hart'ſte doch begegnen,
Wenn ſie nur glücklich und zufrieden wär'.
Ich ſah dein edles Weib hier bei der Ankunft,
Und wie ihr Herz, beklemmt von Mutterliebe,
Die keinen Ausweg weiß, noch Gegenſtand,
Wehmüthig hoffte, ſtolz verzweifelte,
Hat ſie mir innig das Gemuth bewegt.
Xuthus.
Bald wird ſie nun, was uns gewährt iſt, ſehn,
Und ruhiger daran ſich gnügen laßen.
Jon.
Ungleich hat das Orakel euch bedacht.
Dir gab es heimzuführen deinen Sohn,
Der nicht der ihre iſt, und nöthigt ſie,
Den Fremden, Unbekannten, den Erzeugten
Aus einem Bett, von keinem Recht geweiht,
In ihrer Väter Hallen aufzunehmen.

ausfallen möge; ſogar gegen ſehr gehäſſige und leidenſchaftliche Angriffe auf meinen Charakter erachtete ich nicht für nöthig, mich zu vertheidigen. Auf mehrere eigens gegen mich gerichtete Schriften, auf unzählige in Deutſchland und Frankreich gedruckte Zeitungs-Artikel habe ich nicht Eine Zeile der Erwiederung verwendet. In dem vorliegenden Falle aber könnte mein Stillſchweigen mißverſtanden werden. Es iſt mir nicht um eine Rechtfertigung, ſondern um eine Berichtigung zu thun. Der ungenannte Verfaſſer des angeführten Aufſatzes meynt es gar nicht übel mit mir. Er nennt mich neben ſehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er iſt geneigt, mich unter die mit ihm gleichgeſinnten zu zählen. Er irrt ſich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfaſſer ſelbſt zuſehen, ob er durch den Ausdruck „à moitié catholique" der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich ſollte meynen, vor einer geiſtlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwerſung fodert, würde halb ſo viel als gar nicht gelten. Wenn er aber ſagen will, ich ſey im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu ſeiner Denkart überzugehn, ſo iſt auch dieſes durchaus ungegründet.

In unſerer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten ſo fruchtbaren Zeit, könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erſcheinen. Ich ergreife daher gern dieſe an ſich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitſchrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich ſchätze mich glücklich, in einer evangeliſchen Gemeinde erzogen worden zu ſeyn, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geiſtlichen, den erſten Unterricht in den Lehren des Chriſtenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinſchaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und ſo vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, ſondern ſeit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangeliſchen Glaubens waren, trennen, ſie als verderbliche Irrlehrer verdammen, und ihre Gebeine aus der chriſtlichen Begräbniß-Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reformatoren ſo heldenmüthig wieder errungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menſchheit, und die Reformation, dieſes große Denkmal des deutſchen Ruhmes, als eine nothwendige weltgeſchichtliche Begebenheit, deren heilſame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, ſeit drei Jahrhunderten ſich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder ſittlichen und geſelligen Verbeſſerung förderlich bewährt haben. Dieſe Wirkungen haben ſich unläugbar ſogar auf Länder erſtreckt, wo die Reformation die ihr entgegenſtellten Hinderniſſe nicht hat beſiegen können. Wiewohl in der letzten Hälfte des funfzehnten und zum Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, an der Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zuſammentraf, was dem menſchlichen Geiſte einen mächtigen Aufſchwung gab, ſo muß doch nach meiner Ueberzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geſchichte beiſpielloſen Höhe der Europäiſchen Bildung ein ſehr bedeutender Antheil zugeſchrieben werden. Europa iſt wenigſtens theilweiſe mündig geworden; und alle Verſuche, noch ſo künſtlich angelegt, den mit dem Marke wiſſenſchaftlicher Forſchung genährten und zur Männlichkeit herangewachſenen Geiſt wieder in die alten verlegenen Kinderwindeln einzuſchnüren, werden hoffentlich vergeblich ſeyn.

Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner früheren Schriften mit dieſer Erklärung nicht übereinzuſtimmen ſcheinen, ſo bin ich nicht geſonnen, wie jener Römer zu antworten: „Was ich geſchrieben habe, das habe ich geſchrieben." Es ſollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja ſtürmiſchen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geiſtes, ernſte Betrachtung und Selbſtbeobachtung in verſchiedenen Lebensaltern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer alſo in meinen früheren Schriſten hier und da unreiſes, einſeitiges und übertriebenes findet, dem werde ich bereitwillig beitreten. Wenn ich es der Mühe werth halte, eben jetzt meine in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze zu ſammeln, ſo geſchieht es hauptſächlich, um eine Auswahl zu treffen, eine Durchſicht vorzunehmen, und mich feierlichſt dagegen zu verwahren, daß man nicht, was ich zur Vergeſſenheit verurtheilt habe, nach meinem Tode wieder ans Licht ziehe und mir aufbürde.

Uebrigens meyne ich doch, ich hätte nur wenige Behauptungen ganz zurückzunehmen, andere bloß genauer zu beſtimmen und zu beſchränken. Man kann den Aeußerungen eines Schriftſtellers leicht einen ganz andern Sinn unterſchieben, als den er beabſichtete, wenn man ſie, abgeſondert von ihren nächſten Beziehungen und Anläſſen, bei ganz veränderter Lage der Sachen wiederhohlt. Hiemit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß die Ueberzeugungen und Anſichten mit den Zeitläufen wechſeln müßten. Ich denke, niemand wird mir Schuld geben, den jedesmaligen Lieblingsmeynungen des Tages gehuldigt zu haben, mit denen ich mich ja fortwährend im Widerſpruch befand. Aber je nachdem ein vorwaltender Hang, eine einſeitige Richtung ſich kund giebt, kann es nützlich ſeyn, bald an dieſe, bald an jene allzuſehr verkannte Wahrheit nachdrücklich zu erinnern; und ein Schriftſteller, der es thut, beweiſt eben dadurch die Feſtigkeit ſeiner Denkart, und ſeine Unabhängigkeit von augenblicklichen äußern Einflüſſen.

Das Schöne, Gute und Große habe ich nach meiner beſten Einſicht freudig anerkannt, wo es ſich auch vorfinden mochte. Wenn dies mich der Abtrünnigkeit verdächtig macht, ſo weiß ich mir nicht zu helfen. Große Dichter, deren begeiſterte Darſtellungen den katholiſchen Glauben verherrlichen: einen Dante, einen Calderon, habe ich bewundert und geliebt; ich liebe und bewundere ſie noch.

Zwar den Dante dürfen wir, eben ſo wohl als die beiden andern Stifter der Italiäniſchen Litteratur, den Petrarca und Boccaccio, wie einen

Vorläufer der Reformation betrachten. Seine Theologie iſt innigſt verbunden mit ſeiner Philoſophie. Wo die kirchlichen Lehren ſeinem Gefühl zu ſtark widerſprachen, wie bei der ewigen Verdammniß der vor der Taufe geſtorbenen Kinder, und der tugendhaften weiſen Heiden, da hat er eine leidliche Auskunft zu treffen geſucht; und den letztgenannten Bewohnern ſeiner Hölle beweiſet er eine faſt kindliche Ehrerbietung. Die Misbräuche der Hierarchie, die damalige Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit rügt er mit niederſchmetternder Beredſamkeit: Luther konnte in ſeiner Freimüthigkeit nicht weiter gehen. Dante's Werk, wenn es nicht im Beſitz der Oeffentlichkeit und des Ruhmes wäre, dürfte im heutigen Italien zuverläſſig nicht zum erſten Male ans Licht treten.

Calderon lebte ſeit der Reformation, aber in einem Lande, wo die Inquiſition herrſchte. Wenn er zu Gunſten der National-Ehre die Gräuel verſchweigt, wodurch die Eroberung America's geſchändet worden iſt; wenn er jene rohen und habſüchtigen Wüthriche, die Verheerer Peru's, als chriſtliche Helden ſchildert (in ſeiner Aurora in Copacavana): ſo können wir ihn entſchuldigen; denn die Sittlichkeit eines dramatiſchen Werkes muß nach der Darſtellung ſelbſt, nicht nach der außerhalb liegenden hiſtoriſchen Wahrheit, beurtheilt werden. Wenn er aber religiöſe Verfolgungen gut heißt, ſo iſt der Zauber ſeiner Poeſie verſchwendet, weil jedes menſchliche Gefühl ſich empört. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wiſſenſchaftlich unterrichteter, geſellſchaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon war, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Proteſtanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zuſtand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher.

Nach ſolchen Namen kann ich nicht ohne Beſchämung von meinen Gedichten reden. Die, welche hier in Betracht kommen, beziehen ſich meiſtentheils auf das Verhältniß des äußerlichen Gottesdienſtes, der Ceremonien und Feſte, der heiligen Geſchichten, und der ſpäteren Ueberlieferungen, welche die katholiſche Kirche, wo nicht ausdrücklich anerkennt, doch ungehindert in Umlauf ſetzen läßt, zu den bildenden Künſten. Dieſer Geſichtspunkt liegt zu Tage; zum Ueberfluß habe ich ihn noch ausdrücklich, und damals nicht ohne einen gewiſſen jugendlichen Leichtſinn aufgeſtellt (Athenäum, B. II. S. 134 u. f.). Ich konnte beſorgen, durch jene Gedichte eher ſtrengen Katholiken als meinen Glaubensgenoſſen Anſtoß zu geben. Mein Gedicht: der Bund der Kirche mit den Künſten, iſt nichts anders als ein Ueberblick der neueren Kunſtgeſchichte ſeit dem Mittelalter in einer allegoriſchen Einkleidung.

Man erzählt, der Pabſt Adrian der fünfte, ein gelehrter Mann, aber ohne Kunſtſinn, habe, da man ſich beeiferte ihm bei ſeiner Ankunft in Rom die Schätze des Vaticaniſchen Muſeums zu zeigen, ſich nach einem flüchtigen Blicke gleichgültig davon abgewendet, und geſagt: sunt idola paganorum. Müſſen wir um ächte Proteſtanten zu ſeyn, es nun unſererſeits mit den Meiſterwerken katholiſcher Künſtler eben ſo halten?

Ich denke nicht. Kunſtliebende Fürſten haben niemals ſo gedacht. Gemälde, die ſonſt als Altarblätter dem Gottesdienſte gewidmet waren, zieren jetzt, um theure Preiſe erworben, die Gallerien, und erregen meiſtens nur eine ganz andere Art der Begeiſterung. Ich gehe noch weiter. Warum ſollten wir uns nicht beim Anblicke einer Darſtellung, die auf der Grundlage uns ganz fremder Vorausſetzungen ruht, religiöſen Rührungen überlaſſen dürfen, wenn das fromme Gemüth des Künſtlers ſich in den Geſichtszügen und Gebehrden der an der Handlung theilnehmenden Perſonen ſpiegelt? Je unglaubhafter die Legende, je anſtößiger vielleicht ſie uns iſt, deſto weniger hat es damit Gefahr. Wenn ich den milden und kindlichen Sinn preiſe, worin Johann von Fieſole die Lebensgeſchichte ſeines Schutzheiligen Dominicus in einer Reihe von Bildern aufgefaßt (den blutigen Auftritten des Albigenſer Krieges hat der Pinſel des frommen Mönches ſich weislich entzogen), folgt daraus, daß ich an die Wunder des Ordensſtifters glaube, und

Es wird ſie immerfort mein Anblick mahnen,
Beglückter ſei ein andres Weib geweſen,
Die dir ein raſcher Augenblick verband,
Als ſie, die ſeit ſo vielen Jahren dir
Der Gattin Liebe, Sorg' und Treu gewidmet.
Nun wird ſie erſt ſich doppelt einſam fühlen,
Da du fortan die Kinderloſigkeit
Nicht mit ihr theileſt, wie bisher. Mich jammert's,
Daß ſie ſo arm an Freuden altern ſoll.

Xuthus.

Noch bleibt ihr mit der Jugend Hoffnung übrig.
Den frühern Ausſpruch des Apoll, der mir
Verhieß, zwiefacher Ahnherr griechiſcher Stämme
Durch zweier Söhne Füll' und Kraft zu werden,
Hat nach ſo vielen Jahren der Erfolg
Nur halb noch eingeholt. Du biſt der eine;
Den andern Sohn erwart' ich bald von ihr.
Der unfruchtbare Fluch wird jetzt ſich löſen
Denn oftmals zögert die beginnende
Erfüllung, eh ſie durch die dichten Wolken
Der Hinderniſſe bricht; allein ſo bald ſie
Erſcheint, zieht ihre Schweſter, die Vollendung,
Ihr durch das lichte Thor frohlockend nach.
Doch dieſes können ferner wir beſprechen
Zu andrer Zeit. Sag' an, wie heißeſt du?

Ion.

Die Pythia hat Ion mich benannt.

Xuthus.

Ion, mein theurer Sohn! O ſchöner Name,
Wie wirſt du in der Nachwelt Ohren tönen,
Wenn Städte, Völkerſchaften, Reiche blüh'n

alle ſeine Thaten gut heiße, wie die Geſchichte ſie urkundlich darlegt? Eben ſo wenig, als der Bewunderer des Alterthums für einen Anbeter der Olympiſchen Götter gilt, weil er entzückt anerkennt, daß die Griechiſchen Künſtler aus den dunſtigen Regionen des Aberglaubens ſich in die ätheriſche Sphäre ſittlicher Urbilder emporgeſchwungen, und dadurch die Religion ihres Volkes verklärt haben.

Ich glaube, in obigem alles erörtert zu haben, was in meinen gedruckten Schriften den Verfaſſer des Aufſatzes bewogen haben mag, mich „den hohen proteſtantiſchen Intelligenzen“ beizuzählen, welche neuerdings, ganz oder halb, katholiſch geworden ſeyen.

De hautes intelligences protestantes se sont faites dernièrement catholiques*): tels

---

*) Durch dieſen ſeltſamen Ausdruck, den die Franzöſiſche Akademie gewiß nicht billigen wird, verräth ſich der Verfaſſer als einen Ausländer in Frankreich. Er hat ſagen wollen: Des hommes d'un esprit supérieur parmi les protestants, se sont faits etc.

sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser. Tout homme de génie dans les contreés protestantes, penche aujourd'hui, à son insu ou autrement, vers le catholicisme: tel est l'ascendant irrésistible de la vérité. Citons W. Burke, W. Jonas, Jean de Muller, le poète Claudius, Lavater et plusieurs autres. Goethe s'est décidé fort tard en faveur du panthéisme. Jamais il ne fut protestant, et l'on trouve dans quelques-uns de ses ouvrages une tendance catholique prononcée. Schiller, lorsque son talent se perfectionna, entra de plus en plus dans des conceptions catholiques. Dans Wallenstein, Marie Stuart, Guillaume Tell, rien ne rappelle l'auteur déréglé de don Carlos, le violent déclamateur dont la jeunesse composa cette histoire boursoufllée de la Révolution des Pays-Bas. M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique: jamais Herder ne fut hostile.

Das Irrige und Grundloſe vieler von den obigen Angaben werden die Leſer ohne mein Zuthun berichtigen. In der erſten Aufzählung ſtehen ein paar Namen von Männern, die meines Wiſſens nicht übergetreten ſind; andre ſind vielleicht keine hohen Intelligenzen. Mit Sir William Jonas, das iſt ganz aus der Luft gegriffen. Eine ſo entgegengeſetzte Meinung war über ihn in England verbreitet, daß ſein Biograph, Lord Teignmouth, ſichs zum eignen Geſchäft macht, aus noch ungedruckten Aeußerungen von ihm zu beweiſen, er ſey wirklich ein Chriſt geweſen; aber dieſe Aeußerungen ſind ganz im proteſtantiſchen Sinne abgefaßt. Auch Burke gehört nicht hieher, aber es iſt unnöthig dabei zu verweilen. Wie es ſich mit den Deutſchen Dichtern, Denkern und Gelehrten verhält, die hier in der zweiten Reihe aufgeführt ſind, wiſſen wir alle.

Schillers Geſchichte der Niederlande mußte freilich herabgewürdigt werden, denn hier liegt die proteſtantiſche Geſinnung allzu ſehr am Tage.

Wenn

Wenn wir dem Verfaſſer des Aufſatzes halbweg gute Worte geben, ſo übernimmt er die Vertheidigung Philipps des Zweiten und des Herzogs von Alba. Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges wird mit Stillſchweigen übergangen: ſie war doch ein Werk ſeiner reiferen Jahre. Und was die Schauſpiele betrifft, denen noch die Jungfrau von Orleans beigefügt werden konnte, ſo iſt die daraus gezogene Folgerung ganz unſtatthaft. Die dramatiſche Kunſt wäre unmöglich, wenn es dem Dichter nicht erlaubt ſeyn ſollte, ſich in die Denkart des Zeitalters und der aufgeführten Perſonen zu verſetzen, ja die Macht eines ihm fremden religiöſen Glaubens oder Aberglaubens über die Gemüther in ihrer vollen Stärke zu ſchildern. Für die Reden ſeiner Perſonen kann der Dichter alſo nicht verantwortlich gemacht werden, ſo lange ſie aus der Lage und dem angenommenen Charakter natürlich hervorgehn. Allerdings kann er in der Anlage des Ganzen und in einzelnen Stellen Parteilichkeit und perſönliche Abſichten verrathen, eben ſo wohl wie der Geſchichtſchreiber: aber in den genannten Werken dürfte dies ſchwerlich nachzuweiſen ſeyn.

Wenn der Verfaſſer des Aufſatzes aus ſeiner Verworrenheit heraus verſtände, Dichter gehörig zu leſen, ſo hätte er in Mortimers Erzählung von ſeiner Reiſe nach Rom vielmehr eine Satire auf gewiſſe fantaſtiſche Uebertritte finden können.

> Wie ward mir, Königin!
> Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
> Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
> Den Staunenden umfing; —

Ja ja! Antike Marmorſäulen, Triumphbogen, die Ruinen des Coliſeums, das ſind in der That unwiderlegliche Beweiſe für die Richtigkeit der von Rom ausgegangenen Entſcheidung theologiſcher Streitfragen! Nun mußte ſich Mortimer der ſiegreichen Gewalt der Wahrheit gefangen geben, und die Anglicaniſche Kirche abſchwören! Derſelbe Mortimer ſagt nachher:

> Alle Frevel ſind
> Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergſte
> Begehen, und ich will's. — —
> Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
> Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Die ſchreckliche, aber auf ſo vielen Blättern der Geſchichte beurkundete Wahrheit, daß fanatiſche Verblendung zu jeder Frevelthat hinreißen kann, iſt wohl niemals eindringender anſchaulich gemacht worden, als in dieſen kurzen Zeilen, worin der vortreffliche Dichter ſeine Meiſterſchaft in der dramatiſchen Kunſt glänzend bewährt hat.

Indem ich den Sprecher im Katholiken verabſchiede, ſey es mir erlaubt eine Zuſammenſtellung zu machen, die zwar etwas lächerliches hat, woraus aber meine Leſer ſehen mögen, was für ſeltſame Anfechtungen ein Schriftſteller erleiden muß. Während ich hier ein halber Katholik heiße, werde ich von einem Italiäniſchen Autor für einen halben Renegaten angeſprochen, weil ich in meiner Schrift über dramatiſche Kunſt und Litteratur geſagt, Voltaire habe in ſeinem Mahomet einen großen hiſtoriſchen Charakter entſtellt. Wie ich dies meynte, habe ich dort zur Genüge erklärt: Kühnheit, Beharrlichkeit, ausgezeichnete Gaben zum Volks- und Heerführer, machen zuſammen einen großen Charakter aus. „Wie mich dünkt,“ ſagt

Herr Pagani-Ceſa *), „hat dieſe Rede des Herrn „Schlegel den Anſchein der Vorliebe für die Secte „der Muſelmänner. — — — — Alles dieſes würde „ſich beſſer im Munde eines Türken ziemen, als „eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß genommen, u. ſ. w.“ — Es ſcheint wohl, daß die Türken nicht ſo bereitwillig ſind, als Gr. von Eckſtein und ſeine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muſelmänner zu zählen. Wenigſtens habe ich von dem Mufti in Conſtantinopel noch kein Belobungsſchreiben empfangen.

---

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l'apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un Uomo, che si mostra scandalizzato, perchè Voltaire abbia etc.

II.

Beleuchtung
der
Beſchuldigungen in der Anti-Symbolik
von
J. H. Voß.

Ich wende mich nun zur Widerlegung von Beſchuldigungen, die mir von der entgegengeſetzten Seite her gemacht worden ſind: ich meyne die in der Anti-Symbolik von Johann Heinrich Voß enthaltenen. Wer das folgende lieſt, wird wohl begreifen, welche Ueberwindung es mich koſtet. Mich dünkt, ich bin berechtigt, von einem Gegner, mit dem ich mich einlaſſen ſoll, den Ton der edeln Sitte zu erwarten, welcher in den Kreiſen der gebildeten Geſellſchaft, ſogar bei einem Zweikampfe auf Leben und Tod, niemals verletzt wird. Den Ton der Anti-Symbolik aber brauche ich nicht näher zu bezeichnen: meine Leſer werden ihn aus den beigebrachten Proben hinreichend kennen lernen. Ein unüberwindlicher Ekel wandelte mich jedesmal an, wenn ich dieſes Buch in die Hand nahm; um nur alle mich betreffenden Stellen aufzufinden, mußte ich das Ganze wenigſtens durchblättern. Gern hätte ich mich alſo überredet, eine Widerlegung des an ſich ſchon unglaublichen ſey überflüßig. Ueberdieß fand ich mich hier in der beſten Geſellſchaft verunglimpft, mit berühmten und in Deutſchland verehrten Namen den meinigen gepaart: und ich erfuhr nicht, daß irgend einer der angegriffenen Männer, die ich zum Theil wegen ihrer Schriften, zum Theil aus perſönlicher Bekanntſchaft hochſchätze, wie die Herren Creuzer und Daub, oder die ich meine Freunde nennen darf, wie Ludwig Tieck und Schelling; ich erfuhr nicht, ſage ich, daß einer von ihnen nöthig gefunden habe, ſich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen. Was meinen Entſchluß zu einer Erklärung über das mich betreffende entſchieden hat, iſt folgender Umſtand. Voß hat aus einem anonymen Aufſatze, einer Recenſion, Aeußerungen angeführt, die wirklich von mir herrühren, und die, ſo aus dem Zuſammenhange geriſſen, wie er ſie ſtellt, bei ununterrichteten Leſern ſeinem Vorgeben einen gewiſſen Schein geben können. Meine freimüthigen Urtheile über Voß als Dichter und Ueberſetzer, lange Jahre zuvor öffentlich mit Nennung meines Namens gefällt, ſichern mich vor dem Verdacht, als hätte ich mich vor einem ſolchen Gegner gefürchtet, und bei ſeinen Lebzeiten nicht zu antworten gewagt. Auch iſt ja der zweite Theil der Anti-Symbolik, worin dieſelben Beſchuldigungen erweitert wiederhohlt werden, erſt nach dem Tode des Verfaſſers ans Licht getreten. Wenn die Lüge noch von einem Grabe her erſchallt, ſo kann durch den Tod des Urhebers die Wahrheit ihrer unverjährbaren Rechte keinesweges verluſtig werden. Endlich hat Voß ſo eifrige Lobredner gefunden,

Auf lebensvollen Fluren, Küſten, Inſeln,
Wenn Helden kämpfen, Dichter ſie beſingen,
Und, nach der Sprach' und Sitten Eigenſchaft,
Joniſch alles preiſend wird genannt!
Gewöhne denn dich nun, ſtets zu bedenken,
Wie du den Namen glorreich führen willſt,
Dem das beſtimmt ward; ſieh von heute dich
Als einen Fürſtenſohn und Herrſcher an.
Mein königliches Scepter erbt auf dich,
Du mußt dich zeitig, es zu führen, üben.

Jon.

Wie anders doch von fern die Ding' erſcheinen,
Als wenn ſie gegenwärtig vor uns ſtehn!
Ich konnte mir ſo Herrliches nicht träumen,
Als mir begegnet, und nun füllt mich Ahndung
Mit Bangigkeit vor dem ſchon, was bevorſteht.
Der ſchnellen Glückserhöhung geht zur Seite
Der Uebermuth, und Neid folgt hinten nach.
Zu der Athener auserkornem Volk
Komm' ich an zwei Gebrechen krankend: erſt
Ausländiſch, und dann unächt von Geburt.
Mit welchem Auge werden über ſich
Sie den geſtellt ſehn, der zum Dienen aufwuchs?
Wen Menſchen gern gebieten laßen ſollen,
Muß von Beginn vor ihnen ausgeſondert ſein;
Mich achten ſie nicht einmal gleich geboren.
Auf ihr feindſelig und verachtend Streben
Wird Argwohn lauren müßen, und ſo drängt
Mich fremde Tücke, die Umſtricker ſelbſt
Mit gleicher Schling' und Liſten zu verſtricken,
Wo nicht, mit trotzender Gewalt zugleich

daß es ihm auf keinen Fall an einem Vertreter fehlen wird, falls ich ihm Unrecht thun ſollte.

Die Anklagen lauten wörtlich folgendermaßen.

Anti-Symbolik. Th. I. S. 25.

„Natürlich rühmt der Symboliker (Hr. Creuzer) aus inniger Zuneigung die „geiſtreichen Gebrüder Schlegel," von welchen Wilhelm durch Wort, Friedrich durch Wort und That, zum Zweck „einer unſichtbaren Gemeinſchaft" ſich bekannte: man leſe, was Wilhelm in der Jen. A. L. Z. 1807. Nr. 220 offenherzig darüber ausſagt."

S. 156.

„Eure ſündhaften Mitbündner zur Herſtellung des für Fürſten und Volk unerfreulichen Nachtſonnenthums, die werdet ihr ſelbſt ermahnen, vorzüglich (denn das kleinere Geſchmeiß laßt im Dunkeln) die thätigen Brüder Schlegel, nicht nur Friedrich, den offenen Pabſtritter vom Sporn, ſondern auch den hinterhältigen Sir Wilhelm. Dem wünſchen wir zu

„ſeiner Indiſchen Buchdruckerei noch mehrere des
„barbariſchen Morgenlandes, u. ſ. w.

S. 353, 354.

„Mit ſolchem Anwachs vorausſetzender und
„ſich ſelbſt „conſtruirender" Idealdenker verbrüderten
„ſich anwachſende Idealdichter, deren Ideal,
„Urſchrei der Wildniß, und Urkunſt des wildkräftigen
„Mittelalters, unter dem Namen der Romantik
„römelte. Wie den alten Kant jene
„kräftigen Vorausſetzer abgeſetzt, ſo erhuben die
„kräftigen Romantiker einen Urſchrei, um Deutſchlands
„altende Geſangmeiſter, Zöglinge des klaſſiſchen
„Alterthums, bis auf Einen von unaltender,
„und etwas bedenklicher Jugendkraft, mitſamt
„den altgriechiſchen und altrömiſchen Heiden,
„herabzuſchreien. Selbſt Idealdenker befiel
„einſt idealpoetiſche Wuth; nicht nur den Denkmann
„der Lucinde, auch Beſſere drängte es,
„Kraftverſe zu conſtruiren. Man lud öffentlich
„junge Männer von Kraft, ſich anzuſchließen;
„Schutzbedürftige folgten im Troß; und endlich
„im Jahr 1807 verkündete der Rottmeiſter Wil-

„helm Schlegel mit lautem Ruf: „eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen,“ zur Verjüngung der kräftigen Pfaffenzeit.“

S. 379.

„Was ſoll die Verſicherung (des Hrn. Creuzer) die Reformation habe doch auch Erfreuliches bewirkt, und aus Dankbarkeit, für ſeine Ausbildung als Menſch und Gelehrter, gedenke er im evangeliſch-proteſtantiſchen Glauben ferner zu leben und auch zu ſterben? So redeten Stark und Haller; ſo reden Tieck und Wilhelm Schlegel, und alle myſtiſchen Pabſtverehrer, die Haller unter hohen und niedrigen Proteſtanten, ſogar unter Gelehrten und Geiſtlichen, in Menge, und beinah ſprungfertig, bemerkt haben will.“

Th. II. S. 239. — 241.

„Neben den älteren Pflanzſchulen des römiſchen Nachtſonnenthums entſtand in den Neunzigern die Schule der Romantiker; welcher Name zugleich auf Dichtformen des Mittelalters und auf Rom anſpielen ſollte. Sie auch

„unterwarf die Vernunft dem freien Spiele der „Fantaſie, zur Auffriſchung des alten Glaubens. „Sie verſprach, aus der Kälte der Vernunft in „die Wärme der Fantaſie zu retten, aus nüchterner Beſchränktheit in zwangloſen Rauſch der „Willkühr, aus gemeinen Anſichten und Geſinnungen in entzückten Geiſtesflug, aus der Proſa „des wirklichen Lebens in die erhebende Poeſie, „die eins ſey mit — Religion.

„Solche Lehren der Romantiker wiederhohlte „Wilhelm Schlegel ungeſcheut bei dem Roſtorfiſchen Dichtergarten in der Jen. A. „L. Zeitung 1807. Nr. 220. Ihm iſt die Poeſie „nun wieder eine freie Kunſt. „Der Fantaſie, „ſagte er, werden die größten Rechte eingeräumt, „und ſie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur in ihrem eignen Dienſte, „und mit keinem anderen Zweck, als ſich ihrer „gränzenlos ſpielenden Willkühr bewußt zu werden.“ Aber mehr als luſtige Fantaſieſpiele, dünkt „ihm, bedarf der Weltlauf; man ſucht „eines be-

„geiſterten Glaubens feſten Halt, man ſucht Er-
„quickung des Gemüths und Stärkung. „Die
„Poeſie muß ans Herz greifen, und Gegenſtän-
„den huldigen," um welche Liebe und Vereh-
„rung eine unſichtbare Gemeinſchaft ed-
„ler Menſchen verſammelt."

„Und was ſind die Gegenſtände der Huldi-
„gung? Wilhelm läßt ein Sonett ſeines Bru-
„ders Friedrich ſie ausſprechen: „Die lichten
„Zeiten, als Rittermuth der Andacht ſich verbun-
„den." Alſo die vom Hildebrandiſchen Sonnen-
„thum erleuchteten Zeiten durch poetiſche Künſte zu
„empfehlen, verband ſich eine unſichtbare Gemein-
„ſchaft edler Romantiker. Bald hatte Friedrich
„Schlegel, und ein Trupp der Edlen, auch mit
„der That gehuldigt."

S. 252.

„Wilhelm Schlegels edle Geheimbünd-
„ner zur Herſtellung der Hildebrandiſchen Dom-
„herrnzeit, von welchen ein Klupp im Jahr 1805
„ſich bei uns (in Heidelberg) eingeniſtet, übten
„zumeiſt nur Sang und Klang für die geahnten

„Anſchauungen des karfunkelnden Orients und des „ſüdlichen Sonnenthums. Sie pilgerten nach „Rom, meiſtens in poetiſcher Fantaſie, zum Theil „auch wirklich."

S. 315.

„Noch früher, gewiß ſchon im Jahr 1804, „gehörte Creuzer*) zum Geheimbunde der Romantiker, deſſen Zweck, Herſtellung des Mittelalters, der eitele Wilhelm Schlegel in „einer Recenſion der Jen. Litt. Zeitung 1807. „Nr. 220. unbedacht ausplauderte. Friedrich „Schlegel und mehrere bekannten ſich öffentlich „zum Pabſt; Wilhelm glaubt, wie Creuzer, „noch Proteſtant zu ſeyn; und Ludwig Tieck „verhehlt ſeine Abſchwörung. Siehe Beſtät. d. „Stolberg. Umtriebe, S. 113. — 118."

---

*) Erſt im J. 1818 hatte ich das Vergnügen, nähere perſönliche Bekanntſchaft mit Hrn. Creuzer zu ſtiften. Vorher hatte ich ihn nur ein einziges Mal bei einer Durchreiſe im J. 1808 auf kurze Augenblicke beſucht.

Ich glaube keine der Stellen, wo von dem vermeynten geheimen Bunde die Rede iſt, überſehen zu haben. Der einzige Scheinbeweis, welchen Voß dafür aufzutreiben wußte, war die Stelle in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung; deswegen kommt er unaufhörlich darauf zurück. Meine Leſer werden ſehr erſtaunt ſeyn, wenn ich ihnen die angeführten Worte im Zuſammenhange des Aufſatzes vorlege, über deſſen Veranlaſſung ich nur weniges im Voraus zu erinnern habe.

Ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit dem ich ohne lange fortgeſetzten Umgang in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand, ein jüngerer Bruder meines verewigten Freundes Novalis, Freiherr von Hardenberg, hatte unter dem Titel Dichtergarten, und unter dem Namen Roſtorf eine Sammlung von Gedichten als Taſchenbuch auf das Jahr 1807 herausgegeben. Dieſe Sammlung enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke von meinem Bruder Friedrich, theils Lieder, theils Spruchgedichte. Mir war beſonders darum zu thun, auf dieſe die Aufmerkſamkeit des Publicums zu lenken, wegen ihrer Beziehung auf die Zeitereigniſſe, und wegen der vaterländiſchen Geſinnung, welche ſie athmeten. Es war Grundſatz bei der Litteratur-Zeitung, nahe Verwandte und vertraute Freunde der Verfaſſer nicht als Beurtheiler auftreten zu laſſen. Indeſſen trug man kein Bedenken, hier eine Ausnahme zu machen. Die Herausgeber mochten wohl ſich überzeugt haben, daß das den Gedichten meines Bruders ertheilte Lob nicht aus einer verzeihlichen brüderlichen Partheilichkeit entſprungen, ſondern in der Wahrheit gegründet war.

Der Aufſatz iſt mit W. unterzeichnet. Ich bemerke im Vorbeigehn, daß Voß widerrechtlich handelte, indem er eine förmliche Denunciation gegen mich auf eine anonyme Schrift gründete. Dieſes darf man nur dann thun, wenn man den gerichtlichen Beweis führen kann, daß der Angeklagte wirklich der Verfaſſer ſey, welches Voſſen ſchwer gefallen ſeyn möchte. In dem freien und freimüthigen England wird das Recht der Anonymität, ſowohl von Herausgebern politiſcher und litterariſcher Zeitſchriften als von andern, nachdrücklich behauptet. Wo keine Cenſur iſt, muß freilich irgendwer verantwortlich ſeyn; der Verleger kann nach Befinden der Umſtände in Strafe genommen werden, aber den Verfaſſer braucht er niemals zu nennen. Indeſſen beſtehe ich nicht auf meinem Rechte. Voß hat ganz richtig gerathen. Ich habe die Anzeige des Dichtergartens wirklich geſchrieben. Wie ich damals erkannt zu werden wünſchte, ſo rühme ich mich deſſen noch jetzt.

Der Anfang lautet ſo:

„Wenn nüchterne Beſchränktheit ſich der Poe„ſie anmaaßt, wenn die gemeinen Anſichten und „Geſinnungen, über welche uns eben die Poeſie „erheben ſoll, aus der Proſa des wirklichen Le„bens ſich verkleidet und unverkleidet wieder in „ihr einſchleichen, ja ſich ganz darin ausbreiten, „durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel läh„men, und ſie zum trägen Element herunterziehn: „dann entſteht ein Bedürfniß, das Dichten wie„derum als eine freie Kunſt zu üben, in welcher

die

„die Form einen vom Inhalte unabhängigen
„Werth hat. Der Fantaſie werden alſo die größten
„Rechte eingeräumt, und ſie verwendet die
„übrigen Kräfte und Antriebe der menſchlichen
„Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur
„in ihrem eignen Dienſte, und mit keinem andern
„Zweck, als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Willkühr
„bewußt zu werden. Dieſe Richtung ließ
„ſich vor einigen Jahren in Deutſchland ſpüren.
„Man ging den kühnſten und verlorenſten Ahndungen
„nach; oft wurde mehr eine dichteriſche
„Melodie der Gefühle leiſe angegeben, als daß
„man ſie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit
„ausgeſprochen hätte; die Sprache ſuchte man zu
„entfeſſeln, während man die künſtlichſten Gedichtformen
„und Sylbenmaaße aus anderen Sprachen
„einführte, oder neue erſann; man gefiel
„ſich vorzugsweiſe in den zarten, oft auch eigenſinnigen
„Spielen eines fantaſtiſchen Witzes. Unſtreitig
„iſt hiedurch manches zur Entwickelung gekommen,
„und die Einflüſſe davon dürften ſich
„ſelbſt in den Hervorbringungen ſolcher Dichter

Das Recht und ihr Gewebe zu durchreißen,
Daß Tyrannei den Purpur blutig färbt.
Hier war ein mäßig Theil und Ruh' und Stille
Mein ſüßes Looß, und die willkommnen Schranken
Der Lehre, der Gewöhnung und des Orts
Bewahrten mich vor ungerechtem Thun.
Viel Fremde kamen wechſelnd hier und giengen,
Die ich willkommen heißend und geleitend
Stets neu den Neuen wohlgefällig blieb.
Nicht den Erwerb vergänglichen Beſitzes
Galt mein Verkehr mit ihnen: immer nur
Zu feſtlicher Bereitung, Heiligung,
Behülflich war ich ihnen, und mein Dienſt
Hob über den Verkehr mit Menſchen mich.
O warum kann ich nicht, jetzt da wir uns
Erkannt, als Sohn dir gnügen, und dabei
Fortwandeln die geliebte Lebensbahn!

Xuthus.

Das ſind nicht fürſtliche Gedanken, Sohn!
Bewähre mir dein königliches Blut,
Und zage nicht vor deines Glückes Glanz.
Bedenke, daß dein Vater als ein Fremdling,
Von ſeiner Heimat ein Verbannter, auch
Sich auf den Thron der Erechthiden ſchwang
Durch kühne That. Iſt dieß dein Delphi doch,
Der Mittelpunkt der Erde, wie ſie ſagen,
Der einz'ge Ort nicht, noch die weite Welt.
Nicht Opfer, weiße Binden, Reinigungen,
Gebete, Weihrauch, Lorbeer, Feſtgeſänge,
Sind dein Geſchäft mehr; all dein Trachten muß
Nun Tag und Nacht auf nichts gerichtet ſein

„nachweiſen laſſen, die unmittelbar an jener erneuernden Bewegung am wenigſten Antheil genommen. Die Ausartungen in eine leere mühſelige Gaukelei ſind gleichfalls nicht unterwegs geblieben.

„Andre Umſtände ſchaffen andre Bedürfniſſe: denn der Sinn der Menſchen wechſelt, wie Homer ſagt, mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeiſternden Glauben einen feſten Halt zu finden wüßte, wo dieſer Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar ſehr gefährdet wäre: da würde in der Poeſie jenes luftige Streben, das wohl der Erſchlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht ſeyn. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung ſucht man alsdann, ſondern Erquikkung und Stärkung; und dieſe kann die Poeſie nur dann gewähren, wenn ſie in ungekünſtelten Weiſen ans Herz greift, und, ihrer ſelbſt vergeſſend, Gegenſtänden huldigt, um welche Liebe

„und Verehrung eine unſichtbare Gemeinſchaft „edler Menſchen verſammelt. Den letzten Gedanken ſpricht ein Gedicht von Friedrich Schlegel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitelm Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeligt, daß ſo Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eur Herz umwinden ſehen;
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſey, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des Deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden,

Die alte Schönheit, eh ſie ganz verſchwunden
Zu retten fern von allen Eitelkeiten:
Das ſey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

„Die ganze Sammlung iſt in dieſem Sinne „gedacht."

Man ſieht, das erſte bis zu dem Abſatze iſt rein litterariſch: es ſind allgemeine Betrachtungen über die poetiſchen Erzeugniſſe des letztverfloſſenen Zeitraumes. Daß ſie Voſſen nicht gefallen konnten, glaube ich gern: in den erſten Zeilen ſind ja, ohne Nennung ſeines Namens, ſeine eignen Gedichte unverkennbar geſchildert. In dem folgenden würdigte ich nicht ohne Tadel das, was man damals die neuere Dichterſchule nannte, und wozu mehrere meiner Freunde mit mir durch Einführung Italiäniſcher und Spaniſcher Formen in die Deutſche Sprache, oder durch erweiterten Gebrauch der ſchon eingeführten die Anregung gegeben hatten.

Der zweite Abſchnitt bezieht ſich auf die damalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten: deutlich genug, denke ich, um von allen verſtändigen Leſern verſtanden zu werden. Deutlicher konnte ich nicht ſprechen, ſonſt hätten die Herausgeber der Litteratur-Zeitung es gar nicht einrücken dürfen. Mein aus der Schweiz eingeſendeter Aufſatz erſchien im September des Jahres 1807. Der Tilſiter Friede war geſchloſſen. Nach den unglücklichen Feldzügen der Jahre 1805, 1806 und 1807, nachdem die größten Mächte des feſten Landes, Oeſterreich und Rußland wiederhohlt, zuletzt Preußen, vergeblich und mit dem unglücklichſten Erfolge alles aufgeboten hatten, um der um ſich greifenden Weltherrſchaft Napoleons einen Damm entgegenzuſetzen, ſchien alle Hoffnung verloren zu ſeyn. Die eroberten oder ſonſt Deutſchen Fürſten entriſſenen Länder wurden an Napoleoniſche Dynaſtien ausgetheilt. Bald darauf erſtreckte ſich das Franzöſiſche Reich von der Gränze Dänemarks bis an die Gränze von Neapel. Die Bundesgenoſſen Napoleons, denen er augenblickliche Vortheile gewährte, konnten ſich ihr künftiges Schickſal vorausſagen. Deutſchlands politiſche Unabhängigkeit war dahin; es war beſtimmt, nach und nach dem Franzöſiſchen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit höheres, das koſtbarſte Eigenthum der Menſchheit, die geiſtige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüſter Napoleon unwiderſtehlich ſchien, ſo war der Despot, der Tyrann Napoleon noch weit furchtbarer als ein Menſchenverderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habſucht die glänzendſten Lockungen aus; er belohnte mit beiſpielloſer Freigebigkeit alle Talente, alle Eigenſchaften, die ihm brauchbar waren. Nur Eine Bedingung war dabei: ſein Herrſcherwille, ja ſeine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewiſſens treten. In dieſer Art ſtellte er ſeine Diener auf die härteſten Proben; er gab ihnen Aufträge, die mit ihrer früheren Denkart im ſtärkſten Widerſpruche ſtanden: wenn ſie ſich dann nicht weigerten, ſo war er ihrer Ergebenheit gewiß. Die Poeſie und Beredſamkeit ſchätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künſte, weil ſie ſeine Thaten und den Glanz ſeines Hofes verherrlichten; die Mathematik und Naturforſchung mußten zur Förderung der Kriegskunſt und des Gewerbfleißes angebaut werden. Aber die Philoſophie, das heißt der freie Gedanke, und die wahrhafte Geſchichtſchreibung waren ihm ein Gräuel: die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geſchafft. Alle Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes in dem Bereich ſeiner Macht mußten die Liverei der Knechtſchaft tragen.

Die durch einen ſolchen Despotismus bei deſſen Werkzeugen bewirkte Verwandlung des Franzöſiſchen Nationalcharakters hatte ich ſchon Gelegenheit gehabt, aus der Nähe zu beobachten. Bonaparte's Günſtlinge und Vertraute ſprachen von Patriotismus, Menſchenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermährchen. Sie wußten keinen Unterſchied zwiſchen gut und böſe, als was dem Kaiſer gefiel oder misfiel. In Deutſchland zeigten ſich ähnliche Wirkungen: ſchon wurde der niedrigſte Ton der Schmeichelei angeſtimmt; ſchon gab es Menſchen genug, welche Napoleon als den Schöpfer eines neuen wiedergebohrenen Deutſchlandes prieſen.

In dieſer namenloſen Trauer, unter ſo verzweiflungsvollen Ausſichten, was blieb den Geiſtern übrig, die nicht bloß an der Erdſcholle hafteten, den Herzen, welche noch Deutſches Blut durchſtrömte, als ein begeiſternder Glaube; der Glaube an eine allgütige und allweiſe Vorſehung, die über die Schickſale der Menſchheit waltet; der Glaube, daß der Triumph des Böſen nicht auf die Dauer beſtehen könne? Dann die Zuverſicht, Deutſchland ſey noch nicht tief genug geſunken, um die Schmach eines ausländiſchen Joches geduldig zu ertragen; fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil ſeiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer, denen die beſiegte Partei gefalle; das nicht erloſchene, nur eingeſchläferte Selbſtgefühl werde bei der erſten günſtigen Gelegenheit erwachen, und mit ſeiner ſtolzen Kraft die künſtlich geſchmiedeten Bande zerreißen. Es war Pflicht, in der hoffnungsloſeſten Lage zu hoffen, und dieſe Hoffnung in Andern zu nähren: denn eine große Nation iſt nur dann von aller Hülfe verlaſſen, wenn ſie ſich ſelbſt aufgiebt. Und welches waren die Gegenſtände, um welche Liebe und Verehrung eine Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelte? Das Vaterland, ſeine lange ſicher beſeſſene Unabhängigkeit und Würde; der alte Ruhm des Deutſchen Volkes, die kühnen Heldenthaten, die biedern männlichen Tugenden, die es, unter den verſchiedenen Namen ſeiner einzelnen Stämme, ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden, ſeit den Cimbern und Teutonen, ſeit Julius Caeſar und Arioviſt, ſeit den Legionen des Varus, in die Jahrbücher der Welt eingezeichnet hat. Unſichtbar mußte dieſe Gemeinſchaft freilich ſeyn, denn man war überall von Spähern umgeben. In einer Zeit, wo der Buchhändler Palm hingerichtet ward, weil er die Schrift „das erniedrigte Deutſchland" gedruckt hatte, und den Verfaſſer nicht nennen wollte, war es unmöglich öffentlich und unverkleidet zu ſprechen. Aber die Gleichgeſinnten verſtanden ſich aus der Ferne und auf das halbe Wort. Welchen höheren Zweck konnte ſich die Poeſie vorſetzen als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Aſche glimmend zu erhalten, bis es einmal wieder in helle Flammen auflodern könnte?

Auch ich, kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, dichtete damals vaterländiſche Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr

1806, ein anderes bei der allgemeinen Entwaffnung. Aber ich war entfernt: Freundſchaft und Dankbarkeit hielten mich in Frankreich feſt. Dieſe Gedichte konnten alſo nicht an ihre Beſtimmung gelangen: ſie nur ſchriftlich aufzubewahren, hätte ſchon die Freunde, bei denen ich lebte, in Gefahr gebracht. Noch ſind ſie mir zum Theil im Gedächtniſſe; der Aufruf wäre auf empfängliche Gemüther vielleicht nicht unwirkſam geweſen; aber für dieſe friedlichen Zeiten ſind die damals geſprochenen Worte zu flammend: ſie haben meinem Vaterlande nichts genützt, ſo mögen ſie in Vergeſſenheit begraben bleiben.

Ich weiß mir Voſſens Mißdeutung nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß er von allen den Begebenheiten, welche damals und in den folgenden Jahren die Schickſale Europa's entſchieden, nichts erfahren hatte. Er ſaß ruhig zwiſchen ſeinen vier Pfählen, hinter ſeinem Gartenzaun, über welchen hinauszublicken er niemals verſtanden hat. Die anrückenden Heere hatten ſeine Kohlpflanzen noch nicht zertreten: folglich ſtand noch alles gut. Das Kriegsgetümmel, wovon die Erde dröhnte, der prahlende Triumph der Sieger, die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu ſeinem Ohr. Er hatte ganz andre Beſchäftigungen. Er ſammelte Stoff zu ſeiner Anti-Symbolik; er wiederkäuete die Zurückſetzungen und Beleidigungen, die er von ſeinem ehrwürdigen Lehrer und Wohlthäter Heyne vor etlichen dreißig Jahren erlitten zu haben vermeynte, um ſie nach einem halben Jahrhundert dem Publicum abermals der Länge und Breite nach zu erzählen; er klaubte aus einem Aufſatze, worin ich mein überwallendes Herz mit Gewalt zurückhielt, eine Stelle heraus, wodurch er mich eine Anzahl Jahre nachher meinen evangeliſchen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeſchriebenen Sonett, worin ich meine eignen Geſinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutſche Vorzeit gelobt: alſo die Prieſterherrſchaft, den Aberglauben, die Unwiſſenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden

Als Krieg und Waffenübung, Roß und Mann,
Die vierbeſpannten Wagen, Thürme, Mauern;
Dann auf Geſetz' und Rechte, die Verſammlungen
Des Volks und Rathes, und der Häupter Schmauß
In ihres Königs immer offnen Sälen.
Du mußt zum herrlichen Athen mir folgen,
Noch heut, wann wir das Feſt, das ich bei deiner
Geburt verſäumt, zuvor gefeiert haben.

Jon.

So will ich denn zum Abſchied mich bereiten.
Lebt wohl, geliebte Bäume! heim'ſche Luft!
Ergieb'ger Boden, der mich mild genährt!
Doch du vor allen, hohes Tempeldach,
Worunter oft, auf der Altäre Stufen,
Bald am Geſtell der Säulen meines Gottes
Mich ſüßer Schlaf umarmt, wie wohl der Landmann,
Der einen weit entlegnen Acker baut,
Aus Zweigen ſich ein Hüttchen wölbt, da ruhiger
Des Mittags Glut verſchläft, als wie zu Haus
Im weichen Bett, indem in ſeine Träume
Der weite blaue Himmel niederſteigt.
Quellſprudelnder Parnaſſus! goldnes Delphi!
Ich gehe, doch es bleibt bei euch mein Herz.
Ja Eines, Vater, mußt du mir geloben,
Daß ich die Heimat jährlich darf beſuchen.
Als Mutter hat mich Pythia gepflegt,
Sie weiß noch nicht mein neues Glück, und wird
Mich ungern von ſich laßen. Oft, recht oft
Muß ich ſie kindlich wiedergrüßen: ſie
Vergeßen könnt' ich nimmer, härmte mich
Nur ab nach ihr, wenn du's nicht zugeſtündeſt.

aufgefodert, große Gegenſtände mit allem Ernſte eines davon ergriffenen Gemüths zu beſingen:

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des Deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden.

„In den lichten Zeiten,“ das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das vorhergehende, was Voß ausgelaſſen, läßt nicht der mindeſten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuſchreiben. In einem andern Gedichte derſelben Sammlung, Deutſche Sinnesart, preiſet er ja, daß der Deutſche jede ausländiſche Entdeckung und Erfindung ſich ſofort aneigne.

Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.

Dort aber iſt bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glorreich für Deutſchland? Was konnte mehr geeignet ſeyn, das Nationalgefühl der Deutſchen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei erwähltes Oberhaupt ſeine Oberherrlichkeit weit über die Länder Deutſcher Zunge hinaus, ſein ſchiedsrichterliches Anſehen faſt über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zuſtande, wo Deutſchland ein militäriſch vorgeſchriebenes neues Staatsgeſetz von Frankreich empfing?

Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden.

Was hat nur in dieſer Zeile Voſſens Unwillen ſo gewaltſam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgeſtritten. Andächtig waren ſie auch meiſtens, nach ihrer einfältigen ſchlichten Weiſe, nach den Lehren und Formen der Römiſchen Kirche, weil es im Europäiſchen Abendlande keine andere gab. Daran thaten ſie nun nach Voſſens Meynung ſchon ſehr übel: aber wie konnten ſie anders? Endlich vollends waren ſie Ritter: das war abſcheulich! Allerdings, der Unterſchied der Stände war im Mittelalter ſtark bezeichnet; dieß ging mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Cultur hervor: ſobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger ſich ſtolz neben dem Adel, und erwarben ſich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längſt zu ſeyn aufgehört hat, ein erblicher Kriegerſtand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geſelligen Verhältniſſe mildern, den Misbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, ſo waren es die Grundſätze des Ritterthums, welches vorſchrieb, die Hülfsbedürftigen zu beſchützen, der Wehrloſen zu ſchonen, und den Kampf ohne Hinterliſt mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menſchheit mehr adeln als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der bloß weltlich geſinnte Krieger mag für irdiſchen Beſitz und Ruhm ſein Leben muthig daran wagen; dieſer Muth kann durch Leidenſchaft bis zur Tollkühnheit geſteigert werden; der ungerechteſte Eroberer und ſeine raubſüchtigen Krieger können in der Luſt der Gefahr gleichſam ſchwelgen. Aber zur beſonnenen freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtſein einer erfüllten Pflicht, vor allem der Glaube, das irdiſche Daſeyn habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth. Wie ſehr ſittliche Antriebe den männlichen Muth ſtärken, das wußte ſchon Homer, als er den Hektor ſagen ließ:

Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr ſtehn!

Von den übrigen dem Dichtergarten eingerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufſatze ausführlich geſprochen. Unter anderen ſagte ich:

„In Friedrich Schlegels früheren Gedichten „iſt zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten „hingegen ſind, ohne Anſtrengung oder Bewußtſeyn irgend eines Kunſtbeſtrebens unmittelbar aus dem Gemüth gefloſſen. So wie

„die Geſinnungen, ſind die gewählten Weiſen der „meiſten Stücke ächt national. In den Liedern „geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, „Flemming, und andrer unſerer gediegenen und „vollherzigen alten Dichter; in den Sprüchen „(einer den Deutſchen vorzüglich eigenen, und „mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) ſchließt er ſich an noch ältere, z. B. den „Verfaſſer des Freigedank und ähnliche an."

Dieſe Stelle hat Voß nicht abgeſchrieben: ſie hätte ſeinen ganzen Handel vordorben. Die Anpreiſung unſers Opitz und Flemming ſchmeckt nicht nach einem geheimen Plane zur Herſtellung des Pabſtthums und der Geiſtesknechtſchaft. Beide waren eifrige Proteſtanten: ſie haben ſich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländiſch geſinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit geprieſen. Ich verglich ferner die Sittenſprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Voſſens düſtres und knechtiſches Mittelalter iſt ein weſenloſes Fantom, dem nie

etwas

etwas in der Wirklichkeit ähnlich geſehen hat. Er focht mit Geſpenſtern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieſes Theils unſerer Geſchichte. Die verkehrten Vorſtellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer ſeichten Aufklärung, und aus der tiefſten hiſtoriſchen Unwiſſenheit hervorgegangen waren, ſind nun ſchon längſt in der öffentlichen Meynung berichtigt. Nur Voß iſt ſtarr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unſerer Väter, auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beiſpiel, entſpricht ſeinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologiſche Sprüche nach dem katholiſchen Lehrbegriff; aber auch Sinnſprüche voll philoſophiſchen Tiefſinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Misbräuche, deren Kühnheit in Erſtaunen ſetzen muß *). Dieſe,

---

*) Ich ſetze aus dem wenig bekannten Buche, wovon wir noch keine kritiſche Ausgabe, ſondern

ſo wie manche Lieder unſerer Minneſänger und Meiſterſänger, ſind Vorboten der Reformation.

Die meiſten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung ſind, wie ge-

---

bloß einen fehlerhaften unlesbaren Abdruck haben, einige Proben her, der leichteren Verſtändlichkeit wegen mit erneuerter Schreibung, und Auslaſſung der Zeilen, worin nicht zu enträthſelnde falſche Leſearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fähret,
Der von Raub dar und dannen zehret,
Und gicht, der Pabſt habe ihm vergeben,
Was er geſündet habe ſein Leben;
Und wenn er Schaden hätte gethan,
Deß habe er ihn alles ledig gela'n.
Wer das gicht, der iſt betrogen,
Und hat den Pabſt angelogen.
Alle Abläße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So ſoll man Sühne gewinnen.
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut:
Die Gnade einem Eſel wohl ziemt,
Daß er einem Ochſen Sünd' abnimmt.

— — — — — — — — —

Der Pabſt hat ein ſchönes Leben.
Mag er Sünde ohne Reu vergeben

ſagt, patriotiſchen Inhalts *). Die wenigen religiöſen ſind allgemein; eins darunter, das Gebet:

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich ſichtbar führt? u. ſ. w.

So ſollte man ihn ſteinen,
Ob er der Chriſten einen
Oder deheiner Schlachte Man
Ließe hin zur Höllen fahr'n.
— — — — — — — — —
Alle Schatzes Flüſſe gehn
Zu Rome, bis ſie da beſtehn;
Und Rome doch nimmer wird voll:
Das iſt ein unſinnig Hohl!
So kommt alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo ſie die behalten,
Deß muß Glück walten.
Zu Rome iſt alles Rechtes Kraft,
Und aller Falſchheit Meiſterſchaft.
Römiſch Segen und ſein Gebot
Die ſind Pfaffen und Layen Spott.
— — — — — — — — —
Wer auch falſcher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth,
Was zu Rome feiles iſt;
Da ſieht man manchen falſchen Liſt.
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zweie niemand ſcheiden ſoll.

*) Da den meiſten Leſern das Taſchenbuch wohl nicht zur Hand iſt, ſo ſetze ich das Verzeichniß

könnte, ganz wie es iſt, in unſre Geſangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unſern Kirchen ſingen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur Römiſch Katholiſchen Kirche iſt erſt im Sommer des Jahres 1808 in Deutſchland bekannt geworden. Geſetzt aber auch, ich hätte dieſen Uebertritt ſchon im vorhergehenden Jahre

---

her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachſchlagen, und ſich ſelbſt hievon überzeugen könne.

An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Geſang. Sinnbild. Spruch. Wechſelgeſang. Das verſunkene Schloß. Spruch. Eulenſpiegels guter Rath. Mahomets Flucht. An den Befreier. Spruch. Spruch. Gebet. Friede. Spruch. Spruch. Das Alte und das Neue. Im Speſſart. Deutſche Sinnesart. Eintritt in die Deutſche Schweiz. Auf dem Feldberge. Weihe des Alten. Spruch. Fortunata.

vorausgeſehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus ſeinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverſtanden war: die Anſicht der Zeitereigniſſe, die vaterländiſchen Geſinnungen? Sind nicht die Geiſter frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde ſolidariſch verantwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich ſo lange in inniger Gemeinſchaft und Verbrüderung der Geiſter wiſſenſchaftlich und litterariſch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich ſollte nicht meynen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn ſeitdem, nicht bloß über die Religion, ſondern auch über viele andre Gegenſtände unſere Anſichten und Meynungen ſich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: iſt es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu ſchreiben, was mir nach der redlichſten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufſatz geſchrieben; ſiebzehn Jahre nachher gründete Voß dar-

Xuthus.
Gern alles, lieber Sohn, was du begehrſt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Kreuſa, Phorbas.

Kreuſa.
Verweilſt du hier noch, Xuthus, mein Gemahl?
Xuthus.
Du ſiehſt mich, Theure, deiner Rückkunft wartend.
Kreuſa.
Den Ausſpruch hört' ich von den Prieſtern ſchon.
Xuthus.
Und eilſt herbei nun, den Erfolg zu ſehn.
Kreuſa.
Ja, wer zuerſt ſich deinen Blicken nahte.
Xuthus.
Sieh dieſen Jüngling an.
Kreuſa.
Ich kenn' ihn wohl.
Xuthus.
Der iſt es.
Kreuſa.
Dieſer?
Xuthus.
Warum ſollt' er nicht?
Kreuſa beiſeit.
Weh' mir, Apoll! wie thateſt du mir das?

auf ſeine Anklage gegen mich. Wenn nach allem obiger ſein anfängliches Mißverſtändniß noch einigermaaßen begreiflich wäre: hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müſſen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818 lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Beſuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutſchland; und es war mir ſchon phyſiſch unmöglich, die Wirkſamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Despotismus laſtete zu ſchwer auf mir, als daß ich Luſt und Muße gehabt hätte, für die Herſtellung eines geiſtlichen Despotismus zu arbeiten. Ich lebte im Hauſe der Frau von Stael, der edeln Frau, welche wegen ihres feſten Sinnes, der ſich durchaus zu keiner ſchmeichleriſchen Huldigung verſtehen wollte, wegen der Wärme, womit ſie ſich der Unterdrückten annahm, wegen ihres Europäiſchen Ruhmes und ihrer unwiderſtehlichen Beredſamkeit ſchon dem Conſul Bonaparte, nachher dem Kaiſer Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel ſeiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politiſche Verbrechen, welche die Staatsraiſon nicht erlaube, zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu laſſen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beſeitigen müſſe; nachdem er, in Folge dieſes Considérant, ſechs Baſtillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: ſo konnte man ſich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einſchließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorſtellen. Platz genug war da. Es iſt thöricht, unnützer Weiſe der Tyrannei eine Art von Recht gegen ſich zu ſchaffen. In Frankreich legte mir die Rückſicht auf meine Freundin die größte Vorſicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgeſinnten Landsleuten mich zu eröffnen, verſäumte ich keine Gelegenheit. Es geſchah in Wien im Jahre 1808 am Schluſſe meiner Vorleſungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenſtände der Deutſchen

Geſchichte zu großen dramatiſchen Darſtellungen zu empfehlen, ſprach ich die vaterländiſche Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine beſſere Zukunft aus. Der Franzöſiſche Geſandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredſamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter ſo dringenden Beſorgniſſen, ſo zweifelnden Hoffnungen bewirkten ſie eine ſichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt viele Beweiſe des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich eine Reiſe nach dem Norden von Deutſchland, um meine Mutter und meine Geſchwiſter zu beſuchen. Hier ſah ich meinen Geburtsort in eine Landſtadt des Weſtphäliſchen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzſichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten ſey nun für immer geſichert; Begünſtigte der neuen Macht, denen alles in roſenfarbenem Lichte erſchien; aber auch freigeſinnte Männer, welche die Schmach eines ſolchen Joches, eines ſo läppiſchen Provinzial-Despotismus unter der Vormundſchaft des eiſernen Europäiſchen, tief empfanden, und auf Herſtellung hofften: unter dieſen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geiſtlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Geſpräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfaſſung, die ihn ſeinen nahen Tod vorausſehen ließ, ſprach er von der Lage Deutſchlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Beſonders aber beſchäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verſchwendung eines üppigen Hofes und den militäriſchen Anſtrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch gefliſſentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit gegen die ausländiſchen Staatsminiſter mit dem beharrlichſten Muthe verfochten. Hierin ſtand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne ſchonend andeutete, nicht mit gleicher Feſtigkeit. Auch Johannes Müller beſuchte ich in Caſſel, und es entging mir nicht, daß er unter dem reichgeſtickten Rock, womit er täglich an jenem abgeſchmackten Hofe erſcheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen ſich verzehrte. Er unterhielt mich von ſeinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geſchäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in ſeltenem Grade wohlwollenden, nur zu ſchwachen Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erſchien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrſchaft ihren höchſten Gipfel erreicht hatte. Hier ſagte ich in einem Gedicht auf der Reiſe, auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l'Ecluſe:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten ſie den Deutſchen Sinn.

Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht iſt all mein Schmerz!
Was euch trifft, iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ'ſchem Staub vereine.

Die Beziehung der letzten Strophe hob ich noch beſtimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfaſſung: es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht an die Irrführer heißt es:

Helft nun! Die Rieſenflügel ſpreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüſtung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leſer konnte wohl in dem rieſenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den uſurpirten Römiſchen Adler, verkennen? Um die Aufmerkſamkeit der Cenſur abzulenken, ſetzte ich darüber: „Nach dem Propheten Jeſaïas;" wie denn auch viele Ausdrücke und Gleichniſſe aus dem heiligen Sänger entlehnt ſind. Da mir mehr und mehr die Hoffnung verſchwand, jemals wieder in Deutſchland leben zu können, ſo wünſchte ich meinen Landsleuten in dieſen und andern Gedichten wenigſtens ein Zeugniß meiner Geſinnungen zu hinterlaſſen.

Im Frühlinge deſſelben Jahres 1811 wurde ich auf eine Denunciation des Präfecten von Genf bei dem Polizei-Miniſterium aus dem Franzöſiſchen Reiche verbannt. Nach dem Einzuge der Alliirten in Paris habe ich das Original dieſer Denunciation in Händen gehabt. Sie lautete dahin: ein gewiſſer M. Chelègue, mehrjähriger Hausgenoſſe der Frau von Stael, ſey anti-Napoleoniſch, anti-Franzöſiſch, mit einem Worte Deutſch geſinnt, und müſſe ferner nicht in Frankreich geduldet werden. Der Präfect hatte wenigſtens keine Unwahrheit geſagt: ſo verhielt es ſich wirklich. Ich zog mich nach der Schweiz zurück, und bat in Bern den Kanzler des Schweizeriſchen Bundes, Hrn. Mouſſon, mich offenherzig über meine Lage aufzuklären: ob die Schweiz mich beſchützen könne, falls mein Aufenthalt der Franzöſiſchen Regierung verdächtig würde? Er erwiederte: die geringe Kraft des Widerſtandes, welche die Schweiz noch beſitze, müſſe für die öffentlichen Angelegenheiten aufgeſpart werden; für Privat-Intereſſen bliebe nichts übrig; ſelbſt die Anſiedelung in der Schweiz, die Erwerbung des Bürgerrechtes in irgend einem Canton, könne mir nach meiner Vertreibung aus Frankreich nicht mehr helfen.

Im Sommer 1812, eben bei dem Ausbruche des Ruſſiſchen Krieges, begleitete ich Frau von Staël auf ihrer Flucht vor Napoleon nach England, als dem Freihafen der Menſchheit. Sie wurde wie eine Gefangene betrachtet, ihr Vorhaben mußte äußerſt geheim gehalten werden, und um zum Ziele zu gelangen, mußte ſie Europa umkreiſen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit mußten wir, jeder von ſeinem Vaterlande, für immer Abſchied nehmen. Dieſer Gedanke brachte meine verewigte Freundin beinahe zur Verzweifelung. Ich ſtärkte ihren wankenden Entſchluß, ich ſuchte ihr Muth einzuflößen. — „Faſſen Sie ſich! Dieſer gewaltſame Zuſtand kann nicht dauern. Ich „bin feſt überzeugt, ich werde noch das Glück haben, Sie über Dover und Calais nach Paris „zurück zu begleiten.“ — Und ſo erfolgte es wirklich binnen weniger als zwei Jahren. Nach der Kataſtrophe in Fontainebleau eilte ich ſogleich, um mein gegebenes Wort zu löſen, aus den Niederlanden nach England, wohin ich mich mit dem erſten Großbritanniſchen Packetboot einſchiffte, das in Calais gelandet war. —

Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Beſchwerden, zuletzt noch der Gefahr eines Schiffbruchs während der Aequinoxial-Stürme auf dem Bothniſchen Meerbuſen, langten wir glücklich in Stockholm an. Hier, zum erſtenmal mit freier Hand, entwarf ich die Schrift: Sur le système continental, welche zu Anfange des Jahres 1813 erſchien. Dieſe Schrift war zunächſt dazu beſtimmt, die öffentliche Meynung in Schweden aufzuklären *).

---

*) Der Eigenthümer der einzigen Druckerei in Stockholm, welche auf den Druck eines Franzö-

Sie wurde in das Schwediſche, Ruſſiſche, Deutſche und Engliſche überſetzt; im Originale in England, Deutſchland, zuletzt in Paris wieder gedruckt. Während des Feldzuges begleitete ich den Kronprinzen, jetzt regierenden König von Schweden als ſein Secretär, um für die Zwecke des Europäiſchen Bundes Schriften in Franzöſiſcher und Deutſcher Sprache auszufertigen. Ich hatte das Glück, naher Zeuge großer Thaten und denkwürdiger Begebenheiten zu ſeyn. Ich lief dabei keine andre Gefahr als die, wenn ich in die Ge-

---

ſiſchen Buches eingerichtet war, wagte nicht meine Schrift zu drucken, bis er die eigenhändige Verſicherung des Hofkanzlers hatte, daß ſie mit voller Genehmigung der Regierung erſcheine. Er war bisher ein Bewunderer Napoleons geweſen, und hatte mehrere Anpreiſungen ſeines politiſchen Syſtems verlegt. Nachdem er aber aus dem Abſatz meiner Schrift, wovon er das Manuſcript unentgeltlich erhielt, beträchtliche Summen gelöſt hatte, ſo fing er an ſeine Meinung zu verändern, und Napoleons wahre Größe zu bezweifeln.

Xuthus.

Mißfällt er dir, daß du befremdet murmelſt?

Kreuſa.

Ich wünſche Heil dir mit dem ſchönen Fund.

Xuthus.

Ja, ſtolz erkenn' ich mein Geſchlecht in ihm.

Kreuſa.

Du nahmſt ihn an als Sohn?

Xuthus.

Ich fand ihn mein.

Kreuſa.

Wie? doch das ziemt der Gattin nicht zu fragen.

Xuthus.

Verhüten es die Götter, daß ich jemals
Dein Recht verletzt, und das Gelübd' der Eh'!
Des Sechzehnjähr'gen Alter zeigt dir ſchon,
Daß ich ſein Vater ward, eh meine Thaten
Mit unſerm Bund das Scepter von Athen
Mir noch erworben, eh ich dich gekannt.
Doch, was der jugendliche Trieb gefehlt,
Darf nun mich nicht gereu'n, es iſt entſchuldigt,
Da es zur Freude dir, wie mir, gedeiht,
Wenn du ihn auch als deinen achten willſt.

Kreuſa.

Zu gütig giebſt du Rechenſchaft, mein König.
Das Weib, das ſeinem Gatten keine Kinder bringt,
Iſt ſchon zufrieden, duldet man ſie nur
Im Hauſe, deſſen Hoffnung ſie betrog;
Und neben ihr ſich Andre zu geſellen,
Aus deren Liebe beß'rer Segen blüht,

fangenſchaft des Feindes gerieth, wie ein aufrühriſcher Unterthan des Weſtphäliſchen Königreichs, und wie ein Hochverräther behandelt zu werden. So hatte Napoleon mit dem General Winzingerode, ebenfalls aus Hannover gebürtig, gegen alles Kriegsrecht verfahren wollen, und hätte es gethan, wenn der General nicht durch Czerniſcheff befreit worden wäre. Hätte ich über Napoleons Grundſätze des Staatsrechts noch irgend einen günſtigen Zweifel gehegt, ſo konnte ein heftiger Ausfall von ihm in der Leipziger Zeitung, der einzigen, welche nach dem Rückzuge von Dresden noch in ſeiner Gewalt war, gegen den Kronprinzen von Schweden und deſſen Umgebungen, worunter auch ich bezeichnet und genannt war, mich hinreichend ins Klare ſetzen *).

---

*) Kurze Zeit vor der Leipziger Schlacht beſuchte ich den General Woronzoff in ſeinem Lager, der in ſtarken Eilmärſchen von einem Streifzuge jenſeits der Saale zurückkam. Verſpätet durch die Ermüdung meiner Pferde in grundloſen Wegen, hatte ich der Schwediſchen Kanzlei nicht folgen

Ich übergehe die nächſten Jahre, während welcher ich mich bemühte, die hergeſtellte Ruhe für meine Lieblings-Studien zu benutzen, dabei aber theils durch öffentliche Ereigniſſe, wovon ich wiederum Zuſchauer war, theils durch Schickſale, die mich ſchmerzlich betrafen, vielfältig geſtört ward. Ich bemerke nur, daß ich die ganze Zeit bis zum Frühlinge des Jahres 1818 entfernt von Deutſchland abwechſelnd in Frankreich, der Schweiz und Italien zubrachte. Mein letztes Geſchäft vor meiner Rückkehr war die Herausgabe des Werkes: Considérations sur les principaux événements de la Révolution Françoise, ouvrage posthume de Madame de Stael, welche ich ge-

---

können, und mußte noch in der Nacht allein mehrere Meilen zurücklegen, um das Hauptquartier zu erreichen. Als ich im Winter darauf mit dem General Woronzoff in Hannover zuſammentraf, ſagte er mir bei der erſten Begrüßung: „Als Sie an jenem Abend von mir Abſchied nahmen, glaubte ich nicht anders, als Sie würden unterwegs von einer Streifpartei aufgefangen werden."

meinſchaftlich mit dem Sohne der unſterblichen Verfaſſerin und ihrem Schwiegerſohne, dem Herzoge von Broglie, beſorgte *). In zwei Abſchnitten dieſes Buchs (De l'inauguration du Concordat à Notre-Dame, und Du mélange de la réligion avec la politique) wird von dem Verhältniſſe der Römiſchen Kirche zum Staat gehandelt: von dem angemaaßten und angeſtrebten, und von dem Verhältniſſe, welches zum Beſten des Staats und der Religion Statt finden ſollte. Hier iſt das Aergerniß mit dem Napoleoniſchen Katechismus authentiſch ins Licht geſtellt. Das Benehmen vornehmer Prälaten bei den politiſchen Umgeſtaltungen Frankreichs wird geſchildert: ihre bis zur Entweihung getriebene Schmeichelei ge-

---

*) Mein Name ward nicht auf den Titel geſetzt, weil ich als ein Ausländer in Frankreich dem Buche keine Gewährleiſtung ſchaffen konnte, falls die Staatsbehörden einen Verſuch gemacht hätten, es zu unterdrücken. Mein Antheil an der Herausgabe iſt aber in der Vorrede beſtimmt angezeigt.

gen den Kaiſer Napoleon; ihre ſo ganz veränderte Sprache nach dem Glückswechſel; die Einſchärfung entgegengeſetzter Bürgerpflichten durch dieſelben Geiſtlichen, auf denſelben Kanzeln, mit Berufung auf dieſelbe geheiligte Auctorität, mit Androhung derſelben ewigen Höllenſtrafen. Es ließ ſich hierauf anwenden, was König Lear beim Shakſpeare ſagt: Ja und Nein zugleich, das war keine gute Theologie! — Doch fände ſich noch wohl eine Ausrede. Man möchte etwa erwiedern: „Keineswegs! Nicht zugleich Ja und Nein; nicht ganz zugleich: ſondern geſtern Ja und und heute Nein!“ — Die geſchichtliche Darſtellung in dem genannten Werke der Frau von Stael geht nur bis zum 5ten Julius 1815, ſonſt hätte das ſeitdem in Frankreich vorgefallene einen reichhaltigen Nachtrag zu dem Capitel von der Vermengung der Religion mit der Politik liefern können.

Entweder ich bin über die Ultramontaniſten und Congreganiſten ganz irrig berichtet, oder dieſes Buch ſteht bei ihnen in der entſchiedenſten

Verdammniß; und einen Antheil an deſſen Herausgabe gehabt zu haben, wenn auch einen bloß litterariſchen, kann mich bei ihnen nicht ſonderlich empfehlen.

Ich wiederhole meine Frage: war alles dieß Voſſen unbekannt geblieben? Ihm, der ſo genaue Erkundigung über die Tritte und Schritte ſeiner ſelbſt gewählten Gegner einzuziehen pflegte? Und hätte nicht die Kenntniß auch nur von einem kleinen Theile der angeführten Thatſachen ihn vermögen müſſen, ſeine Hypotheſe als unhaltbar aufzugeben? — Aber weit gefehlt! In dem wiſſenſchaftlichen Beruf, dem ich mich ſeit dem Jahre 1818 ausſchließend gewidmet, fand er eine neue Beſtätigung. Ich habe das Sanskrit erlernt; mich bemüht, die Denkmale der Alt-Indiſchen Litteratur ans Licht zu ziehen; von einer Regierung, welche jede Erweiterung der Wiſſenſchaft fördert, bin ich dabei bereitwillig unterſtützt, und beſonders beauftragt worden, dieſes Studium in Deutſchland einheimiſch zu machen. Ich habe meinerſeits mich weder Mühe noch Koſten verdrießen laſſen, Reiſen bloß zu dieſem Zweck nach Paris und London gemacht. Es iſt auch ziemlich gut damit gelungen: gründliche Gelehrte ſind als meine Mitarbeiter in dieſem Fache aufgetreten; ſchon haben ſich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium hat an Herrn Wilhelm von Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden.

Wer ſollte es denken? Ich that alles nur für die Zwecke des bewußten geheimen Bundes. Die Brahmanen waren von jeher, ſo weit die Geſchichte reicht, ein erblicher Prieſterſtand, welcher große Vorrechte genoß; aus der Religion, die ſie lehrten, iſt die Geſetzgebung und geſellſchaftliche Verfaſſung Indiens hervorgegangen. Unter dem Scheine einer bloß gelehrten Beſchäftigung mit der Litteratur und den Alterthümern dieſes Landes wollte ich eigentlich die Prieſterherrſchaft in unſerm Europa fördern; durch die Darſtellung der Mythologie einen myſtiſchen Aberglauben vorbereiten; und was ich von den Brahmanen erzählt, wollte ich mit den Jeſuiten zur Wirklichkeit gebracht wiſſen.

Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich nur beſorgen, daß meine Winke zu verſtohlen waren, und daß die meiſten Leſer meiner Indiſchen Bibliothek ſie gar nicht gefaßt haben werden. Man muß geſtehen, ich wußte ehemals nachdrücklicher gegen Napoleon zu ſchreiben, der doch noch ziemlich mächtig war, als für die Jeſuiten, die doch ſchon ziemlich mächtig ſind. Man muß geſtehen, ihr Orden hat an Franzöſiſchen Schriftſtellern und Rednern ganz anders rüſtige Verfechter gefunden, die der Sache gerade auf den Leib rücken. Was bin ich gegen einen Vicomte de Bonald? gegen einen Abbé de La Mennais? gegen einen Biſchof von Hermopolis? Während ich noch mühſelig den Rückweg vom Benares nach dem päbſtlichen Rom ſuche, rücken die Jeſuiten triumphirend in ihre ehemaligen Collegien wieder ein, und bemächtigen ſich der Kanzeln, der Beichtſtühle, der Schulen. Meine orientaliſchen Hülfstruppen vom Ganges werden dabei keine beſſere Figur machen, als jener alte zum Sprüchworte gewordene Entſatz von Mantua, welcher erſt vierzig Tage nach Einnahme der Feſtung anlangte. Die guten Väter werden mich auslachen, wenn ich nun komme und meinen Lohn begehre. Sie hören ſonſt, wie man zu ſagen pflegt, das Gras wachſen; aber von meinen Bemühungen zu ihren Gunſten haben ſie gewiß nichts verſpürt.

Bei dieſer unvergleichlichen Hypotheſe hat Voß mir jedoch eine große Unkunde der Geſchichte und der Alterthümer Aſiens zugetraut, oder er iſt ſelbſt darin befangen geweſen. Die Brahmanen waren und ſind ein erblicher Prieſterſtand, folglich heiratheten ſie, ja die Ehe wird ihnen ſchon im Geſetzbuche des Manus zur Pflicht gemacht. Ferner haben ſie durchaus keine Hierarchie: von Geburt ſind ſie alle gleich; nur Wiſſenſchaft, Weisheit und ausgezeichnete Frömmigkeit kann einen Vorrang unter ihnen begründen. Es iſt keine beſondere Würde an den Tempeldienſt geknüpft: ſie halten die äußerlichen Verrichtungen bei den Feſten, Proceſſionen und Opfern, das ganze Ceremonienweſen, für eine ſehr untergeordnete Beſtimmung. Sie ſchätzen den Anbau der Geiſteskräfte ſo hoch, daß ihnen jede wiſſenſchaftliche Beſchäftigung für eine Art von Gottesdienſt gilt. Sie lieben die Philoſophie: es gab von jeher Philoſophen unter ihnen; und alle Syſteme der Metaphyſik, nicht bloß ſolche, die mit den Lehren ihrer geoffenbarten Bücher übereinſtimmen und ſie beſtätigen, ſondern auch verneinende und freigeiſteriſche Syſteme konnten unter ihnen aufkommen, und ungeſtört von Verfolgungen ſich in Indien verbreiten.

Alles dieß taugte ausgemacht nicht in meinen Kram, und ich konnte etwas weit beſſeres finden. Mit Einem Schritt über den Ganges, mit dem zweiten über das Himalaya-Gebirge, wäre ich nach Tibet gelangt. Hier hatte ich in der Perſon des Dalai-Lama einen Pabſt, ſo zu ſagen, unter der Hand. Und was für einen Pabſt! Nicht etwa bloß einen Nachfolger des vornehmſten Apoſtels des Buddhismus: ſondern eine Verkörperung des Religions-Stifters ſelbſt, deſſen Seele von Patriarchen zu Patriarchen in den heutigen übergegangen. Ferner eine ſehr vollkommen geordnete Hierarchie, welche ihre Verzweigungen durch ganz China, durch das centrale Aſien, und weſtlich bis zu den Kalmücken an der Wolga erſtreckt; allgemeine Eheloſigkeit der Prieſter, Litaneien, Gebets- und Segensformeln in einer fremden, ausgeſtorbenen und dem Volke unverſtändlichen Sprache; die Verehrung der Reliquien; Mönchs- und Nonnenklöſter; Faſten, wogegen die Cartäuſer noch gelinde ſind; überhaupt einen Cultus, deſſen Formen und Ceremonien denen der Römiſchen Kirche ſo auffallend ähnlich ſehen, daß mehrere Gelehrte vermuthet haben, dieſe ſeyen aus der Nachahmung jener entſprungen; wogegen der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte Kenner der Oſtaſiatiſchen Sprachen, Litteraturen und Alterthümer, Herr Abel Rémuſat, behauptet, der Tibetaniſche Gottesdienſt ſey nach chriſtlichen Vorbildern gemodelt.

Es war einfältig von mir, mich bey den Brahmanen aufzuhalten. Für den Buddhismus

Iſt Männerrecht, und mehr der Kön'ge noch.
Allein wo iſt die Mutter deines Sohnes?

Xuthus.

Wir wißen nicht, wie nah, wie fern ſie iſt,
Ob ſie noch lebt, ob ſie dem Orkus ſchon
Vermählt ward; unbekannt war ihre Heimat
Und Name mir, kaum würd' ich der Geſtalt
Mich noch entſinnen, ſäh' ich jetzt ſie wieder:
Denn mich umgaben der Betäubung Wolken
Den Einen Augenblick der uns verband,
Und viele Jahr' entrückten ſie ſeitdem.

Kreuſa.

Du redeſt Räthſel, aber was geſcheh'n
Iſt klar, und wird ſich mehr und mehr entfalten.
Und weiß auch Jon nichts von ſeiner Mutter?

Jon.

Ich ſagte dir vorhin ſchon, Königin,
Daß ſie ſich nie mir zeigte, daß auch Pythia,
Die meiner Kindheit ihre Sorg' erſetzt,
Noch keine Spur von ihr entdecken konnte.

Kreuſa.

Ja, doch die Zeiten ändern alle Dinge,
Nicht-wißen, Wißen, ſelbſt Gemüth und Sinn.
Viel ſchwerer ſind wohl Mütter auszuforſchen,
Wenn Dienſtbarkeit und Armut ſie verbirgt,
Als wenn ſie eines Fürſten mächt'ge Gunſt
Zu ſich erhebt: da finden ſie ſich an,
Und man erkennt ſie auf den erſten Blick.

Jon.

O denke nicht von mir, verehrte Fürſtin,
Ich könnte mich der ärmſten Mutter ſchämen.

hätte ich mich erklären ſollen: damit war noch etwas auszurichten!

Ich habe allerdins von der Wiſſenſchaft und Weisheit der Brahmanen mit Achtung geſprochen. Das thaten ſchon die Griechen. Das that in neueren Zeiten Voltaire ebenfalls, wiewohl er dabei nur aus äußerſt mangelhaften zum Theil entſtellenden Berichten ſchöpfen konnte. War es dem ſcharfſinnigen Manne etwa auch darum zu thun, die theokratiſche Verfaſſung in Europa herzuſtellen und zu befeſtigen? Noch hat ſich kein Voß in Frankreich gefunden, der ihn deſſen angeklagt hätte.

Um keine Seite der Voſſiſchen Beſchuldigungen zu übergehen, ſetze ich die auf meine gelehrten Arbeiten bezüglichen Stellen der Anti-Symbolik her.

Th. I. S. 105. Anm.

„Er (Hr. Creuzer) konnte es (das Buch von „Ward) leicht bekommen durch ſeinen Freund „A. W. von Schlegel, Mitglied des geheimen „Bundes zur Herſtellung des Mittelalters. Auch

„er in der Indiſchen Bibliothek I, 1 (Bonn
„1820) bekennt ſich alſo: „Der Zuſammenhang
„der alten prieſterlichen Lehre und Verfaſſung
„Indiens mit der früheſten Bildungsgeſchichte
„der Weſtwelt iſt, in Hinſicht der Zeit,
„der Weiſe, der Richtung, worin die Mittheilungen
„erfolgt ſeyn mögen, weit räthſelhafter, gleichwohl
„ſehr wahrſcheinlich, ja durch ſo viele
„auffallende Uebereinſtimmungen wird
„er faſt unläugbar." p. XII. Zu Wegweiſern
„in die Indiſche Mythologie empfiehlt er
„p. 34 die weiſen Männer Jones, Robertſon
„und Maurice; nicht Wilford, nicht Polier,
„ein Wohlkundiger. Wir andern, meynt
„er, wiſſen nicht, daß Maurice bloß nacherzählt:
„nach Jones, des Dionyſus Geburtsberg
„Meros bei Nyſa ſey Meru bei Naiſchada;
„nach Wilford, der wahre Dionyſus ſey
„Dewa-Nahuſcha oder Deonauſch, ein Eroberer
„bis Waraha-Dwip, und ſo fort. Aber,
„ſagt Hr. von Schlegel, „wen es vergnügt, ein
„paar Bände hindurch auf das verruchte Heiden-

„thum ſchimpfen zu hören, der mag das Buch „von Ward leſen, welches jedoch in England viele „Leſer zu finden ſcheint.“ “

S. 120.

„Ehe der Artillerie-Leutnant **Wilford** im „Jahre 1792 die gediegenſten Grundwahrheiten „der ſymboliſchen Offenbarung, genannt Indomanie, von ſeinem Pandit durch gar verſtändige „Fragen herauslockte, hatte bereits 1789 der Präſident **Jones**, oder, wie der Indoman Hr. A. „W. von Schlegel ihn betitelt, **Sir William** „**Jones***), in Nebenſtunden der rühmlich ver-

---

*) Ich betitle den berühmten Gelehrten, wie jedermann in England thut. Sir, als Anrede, iſt von ganz allgemeinem Gebrauch; dem Taufnamen vorgeſetzt, iſt es der Titel eines Ritters oder Baronets, und ſo unzertrennlich damit verbunden, daß man wohl den Familien-Namen weglaſſen kann, wenn die Perſon ſchon ſonſt hinlänglich bezeichnet iſt, niemals aber den Taufnamen. Z. B. Sir Isaac Newton, und wenn der Name in derſelben Rede öfter vorkommt, bloß Sir Isaac. So wenig verſtand der Mann, wel-

„walteten Staatsgeſchäfte, mit der vergleichenden „Mythologie, wie er ſagt, durch **Pomey's** „Hülſe geſpielt."

S. 136.

„Sir William Jones, der weiſe Menſchen- „und Völker-Kenner, hat mit anderen ſeiner Art," „nach der Bemerkung des Sir Wilhelm von Schlegel (Ind. Bibl. I, 1. p. 34), „das Große und „Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen gefühlt und in einem menſchlichen und philoſophiſchen Sinne darüber geſprochen. Jetzt aber iſt „eine Partei —" Nun, die laſſen wir gehn, oder

---

cher den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, den gemeinſten Engliſchen Sprachgebrauch! daß Voß, nachäffend, mich **Sir Wilhelm von Schlegel** nennt, ſoll vermuthlich ein Spott darauf ſeyn, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiſer Ferdinand der Dritte meinem Urältervater für ſich und ſeine männliche Nachkommenſchaft zugleich den Reichs- und Ungariſchen Adel verliehen, und wovon das Original in meinen Händen iſt.

„wünſchen ihr mitzupilgern in das Land, wo der „Pfeffer wächſt.“

Wenn es Voſſen bloß um die Wahrheit, um die Berichtigung wiſſenſchaftlicher Irrthümer, zu thun war, ſo begreife ich nicht, wie ich dazu kam, von ihm aus eigenem Antriebe in den Streit hineingezogen zu werden. Hrn. Creuzers Schriften handeln von vielen Dingen, die weit außerhalb **des Kreiſes** meiner Forſchungen liegen. Deswegen habe ich mich **nie darüber ausgeſprochen**, weder in der Indiſchen Bibliothek, noch anderswo. Hr. Creuzer behauptet einen großen Zuſammenhang zwiſchen den Religionen der alten Völker. Dieſe Meynung hat im Allgemeinen viel für ſich. Im einzelnen aber kann man bei der Herleitung eines Cultus aus einem fremden Lande nicht behutſam genug zu Werke gehn, wo es uns an geſchichtlichen Zeugniſſen fehlt, und wo wir die Mittelglieder und Wege der Mittheilung nicht nachweiſen können. Die vielgeſtaltigen polytheiſtiſchen Religionen ſind dennoch aus Einem und demſelben Princip entſprungen; aus einer höchſt lebendigen Anſchauung der Natur. Die magiſche Gewalt, welche die Naturkräfte über ſinnliche Gemüther ausübten, verdunkelte die reinere Erkenntniß der großen einfachen Religionswahrheiten, in deren Beſitz wenigſtens ein Theil des älteſten Menſchengeſchlechtes geweſen zu ſeyn ſcheint. Dagegen wurde durch eben dieſe magiſche Gewalt der unbewußt ſpielenden Einbildungskraft der Glaube an ihre eignen Schöpfungen aufgenöthigt: ſo entſtand Mythologie, ein räthſelhaftes unauflösliches Gewebe von kühnen, ungeheuern, furchtbaren und lieblichen Dichtungen; die bunte Hülle der Erfahrung, der Ueberlieferung und der ahndungsvollen Betrachtung. In den Religionen der alten Völker bemerkt man allgemeine Aehnlichkeiten, welche daraus entſtanden ſeyn können, daß überall dieſelben Triebe, Bedürfniſſe und Anlagen der menſchlichen Natur wirkſam waren; und wiederum beſondere Uebereinſtimmungen, welche uns berechtigen auf eine vorgefallene Mittheilung zu ſchließen. Jene muß man ſorgfältig von dieſen unterſcheiden. Wenn der alte gottbegeiſterte Geſetzgeber bei den Indiern Manus heißt, bei den Griechen Minos; der erſte König bei den Aegyptiern Menes, bei den Lydiern Manes; wenn wir bei den Aegyptiern genau dieſelbe Erblichkeit der Stände, dieſelbe Caſten-Eintheilung als Grundlage der ganzen geſelligen Verfaſſung finden, wie bei den Indiern; hier und dort die Lehre von der Unſterblichkeit mit der beſondern Beſtimmung der Seelenwanderung; hier und dort die Verehrung und Schonung der Kuh als eines geheiligten Thieres; hier und dort daſſelbe Verbot gewiſſer Speiſen; wenn Manus in ſeinen Sprüchen eben ſo wie die alten Griechiſchen Dichter lehrt, durch vier Weltalter hindurch ſey das Menſchengeſchlecht, von der urſprünglichen Vollkommenheit immerfort ausartend, allmählich zu dem gegenwärtigen Zuſtande der Verderbtheit und des Unheils herabgeſunken: dürfen wir dieſe Uebereinſtimmungen ſo geradezu für zufällig erklären? Wird nicht der beſonnenſte und vorſichtigſte Forſcher ſich bewogen finden, einen vorgeſchichtlichen Zu-

ſammen-

ſammenhang anzunehmen? Die Religionen haben ſich örtlich und national bis zu einer erſtaunlichen Verſchiedenheit entwickelt; gewiſſe Grundzüge aber ſcheinen die Völker aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, und in die Wohnſitze, wo wir ſie kennen lernen, ſchon mitgebracht zu haben. Dazu kommt nun die Verwandtſchaft der Sprachen (z. B. des Sanskrit, des Griechiſchen und des Lateiniſchen), welche eine urſprüngliche Verwandtſchaft ſehr weit von einander entfernt wohnender Völker unwiderleglich beweiſet.

Voß hat in der zuerſt angeführten Stelle mehrere meiner Ausdrücke unterſtrichen, als ob Wunder was verdächtiges dahinter ſteckte. Jedem in dieſen Unterſuchungen nicht ganz unbewanderten Leſer war es wohl klar, daß ich bei „der früheſten Bildungsgeſchichte der Weſtwelt" hauptſächlich das alte Aegypten vor Augen hatte. Robertſon, Sir William Jones und Maurice habe ich wegen ihrer allgemeinen Anſicht von den Indiſchen Alterthümern gelobt, nicht wegen der kritiſchen Genauigkeit im einzelnen. Zwar hat Robertſon die Geſchichte des Handels mit Indien vortrefflich behandelt; er hat die hohe Cultur dieſes Landes, ſo weit unſre geſchichtlichen Nachrichten hinaufreichen, ins Licht geſetzt: von der Religion und Mythologie handelt er nur nebenbei. Es konnte mir nicht einfallen, die von Jones angeſtellte Vergleichung der Indiſchen Mythologie mit der Griechiſchen und Römiſchen anzupreiſen. Sein unkritiſches Verfahren hiebei hat ſchon vor vielen Jahren Heyne gerügt *), ſo daß Voß darüber gar nicht einmal etwas neues ſagt. Aber wer wird nicht einem um die Gelehrſamkeit und um die Menſchheit ſo hochverdienten Manne die Schwäche eines voreiligen und mislungenen Verſuchs gern zu gute halten? In jenem Aufſatze ſprach ich von der dichteriſchen Seite der Indiſchen Mythologie, und dieſe hat Jones in ſeinen Hymnen auf die Indiſchen Götter ſehr geſchmackvoll hervorgehoben.

---

*) Vergl. Göttingiſche Anzeigen 1790. Band III. S. 1459.

Ich habe ferner Ward's Buch getadelt. Voß giebt zu verſtehen, es ſey mir deswegen zuwider, weil darin der Brahmaniſche Aberglaube nachtheilig geſchildert wird, da ich hingegen dieſen in einem günſtigen Lichte zeigen wolle, um einen Europäiſch-chriſtlichen Aberglauben zu befördern *). Wie ſolche Combinationen in den Kopf eines Menſchen kommen können, iſt ſchwer zu begreifen. Von einem Miſſionar, und vollends von einem Miſſionar, welcher den Verdruß gehabt

---

*) Ein Deutſcher Miſſionar im ſüdlichen Indien hat mir auch in einem Briefe Ungerechtigkeit gegen Ward vorgeworfen. Der wackre Mann hatte mich ſo misverſtanden, als ob ich das Werk der Miſſionen überhaupt herabſetzen wollte, vor welchem ich vielmehr die größte Achtung hege, wenn es aus wahrer Frömmigkeit unternommen, und mit dem gehörigen Verſtande betrieben wird. Ward hat ſich aber ſelbſt als den Miſſionar geſchildert, wie er nicht ſeyn ſoll. Zweierlei misfiel mir nicht nur, ſondern empörte mich in ſeinem Buche. Erſtlich die Anſchwärzung einer Nation von hundert und zwanzig Millionen Menſchen bei ihren ausländiſchen Beherrſchern; dann

Wie niedrig auch, unedel war ſie nicht,
Sagt mir die innre Seele. Bei dem Wunſch,
Der dich hieher geführt, bei deiner Hoffnung,
Ihn künftig auch für dich erfüllt zu ſehn!
Nicht einer Mutter Herrlichkeit begehr' ich,
Die blendend über mich den Glanz verbreite;
Der Mutter Herz, das ſeine ſüße Wärme
Zu einem Strom der Lieb' in mein's ergieße.
Gewähre du, Kreuſa, mir ein ſolches,
Was deiner Großmuth leicht iſt: und das meine
Gelobt — nicht mehr, das könnt' ich nicht — ſo ſehr
Als meine wahre Mutter dich zu lieben.
Wär' ſie gefunden, o wir wollten beide
Hier deine Knie' umfaßen, und dich flehn
Die Eintracht deines Hauſes nicht durch uns
Geſtört zu wähnen. Kein ehrſüchtig Streben
Regt ſich in einer lieberfüllten Bruſt:
Wir werden keinen Anſpruch machen, als
Einander Sohn und Mutter ganz zu ſein,
Von allem dem, was dein iſt, nichts bedürfen
Zu unſerm Glück, als deine Freundesblicke.

Xuthus.

Du ſiehſt, Kreuſa, wie dich zu gewinnen
Der Eifer meinen wackern Sohn beſeelt.
Doch wenn als nah verwandt ſich plötzlich die
Betrachten ſollen, die ſich fremd geweſen,
So tritt erſt zwiſchen ſie das blöde Staunen,
Und, an ſich ſelber irr', mißtrauen ſie,
Wie es auch dir und mir geſchah, mein Jon,
Und unſrer Freude Flut zu ebben zwang,
Bis ſie den Damm des Zweifels überſchwoll.

hat, niemand zu bekehren, kann es nicht ſonderlich befremden, wenn er den vergeblich bekämpften Götzendienſt mit den ſchwärzeſten Farben malt; dem philoſophiſchen Forſcher iſt es aber auch nicht zu verargen, wenn er einem ſo einſeitigen Berichte ſein Zutrauen verſagt. Wird wohl jemand behaupten, man müſſe die Religion und Mythologie der Griechen und Römer, mit Uebergehung ihrer eignen Dichter, ihrer Geſchichtſchreiber, ihrer Kunſtwerke, ausſchließlich aus den

---

die unzweideutige Anmahnung, den Götzendienſt durch gewaltſame Maaßregeln zu unterdrücken. Das Buch iſt in England fleißig geleſen worden, von einer Religionspartei, welche das Bekehrungsgeſchäft auf ſolche Weiſe betrieben wiſſen will, wie es ſchwerlich etwas heilſames wirken, zuverläßig aber die Brittiſche Herrſchaft in Indien ſtürzen würde. Ich hatte mir vorgeſetzt, den Brief des Deutſchen Miſſionars mit meiner Antwort zuſammen drucken zu laſſen; unter ſo vielen andern Arbeiten iſt aber die letzte halb vollendet liegen geblieben. Hier iſt es meinem Zwecke fremd, den intereſſanten Gegenſtand weiter abzuhandeln: es kann aber ein andermal geſchehen.

Streitſchriften des Arnobius und anderer Kirchenväter adversus paganos kennen lernen? Freigebig zugeſtanden, alles, was ſie ſagen, ſey wahr: ſo iſt es doch nicht die ganze Wahrheit; ſie haben nur Eine Seite der Sache gefaßt. Es fällt ſchon an ſich ſchwer genug, ſich in die Denkart der Vorzeit zu verſetzen; wenn man mit leidenſchaftlicher Parteilichkeit an das Werk geht, und ſogleich zur Verurtheilung ſchreitet, ſo wird es damit gewiß nicht gelingen. Die Aufgabe für den Denker iſt vielmehr, zu begreifen, wie ſolche Meynungen, Sitten, Gebräuche haben entſtehen und ſo tief wurzeln können, daß ſie ein auf Jahrtauſende hin unvertilgbares National-Gepräge hervorgebracht? Wie es kam, daß die Menſchen tauſendfache Hemmungen ihrer natürlichen Freiheit vermöge einer religiöſen Geſetzgebung ſich ſo willig gefallen ließen? Endlich zu beſtimmen, welchen Einfluß die Religionen auf die moraliſche, intellectuelle und imaginative Ausbildung gehabt? Wo man dann vielleicht mit Erſtaunen würde eingeſtehen müſſen, daß trotz dem verkehrteſten

Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes ſich entwickelt hat.

Es iſt nicht im mindeſten zu tadeln, daß Voß Hypotheſen beſtritt, die nach ſeiner Meynung gewagt und grundlos waren. Aber dieſes Beſtreben hätte ihn vermögen ſollen, die Erforſchung der Alt-Indiſchen Sprache und Litteratur als verdienſtlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wiſſenſchaft ſich erweitert, deſto enger wird das Gebiet der Hypotheſe beſchränkt. Sind erſt die einheimiſchen Urkunden der Indier vollſtändiger ans Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritiſch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt ſeyn, bei Unterſuchungen über den Zuſammenhang der Brahmaniſchen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälſchten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländiſcher Zeitgenoſſen ſtehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müſſen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron ſich ſchlecht auf die Indiſchen Alterthümer verſtanden, habe ich ſchon im erſten Bande meiner Indiſchen Bibliothek bemerkt. Im erſten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem erſten Bande der Anti-Symbolik erſchien, und alſo von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford geſprochen. Ich habe es in das hellſte Licht geſetzt, wie ſeine bereitwillige Selbſttäuſchung, verbunden mit einer künſtlich angelegten Myſtification, eine ſolche Maſſe des Apokryphiſchen durch alle ſeine Schriften verbreitet hat, daß ſie völlig unbrauchbar ſind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeſtändig ſeyn müſſen, daß er ſich ſelbſt gefliſſentlich verblenden will. Herr Creuzer hat ſich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe ſeiner Symbolik alle dieſe Anführungen ausſtreichen, und andre Beweisgründe ſuchen. In einem der letzten Hefte meiner Indiſchen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Eroberungszuge des Bacchus nach Indien ſey erſt ſeit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienſtes aus Indien befragt, ſo würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er ſelbſt erzählt (Anti-Symbolik, Th. II. S. 104), von Hrn. **Schütz**, dem Herausgeber der Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, ich habe die Recenſion ſeiner mythologiſchen Briefe übernommen gehabt, nachher aber das Buch zurückgegeben. Mir war dieß gänzlich entfallen: doch erinnere ich mich nun, daß ich bei Leſung der mythologiſchen Briefe den allgemeinen Anſichten des Verfaſſers gar nicht beiſtimmen konnte; daß ich jedoch einſah, zu deren Widerlegung müſſe ich neue und ſehr ins einzelne gehende Studien machen, wozu es mir damals an Muße gebrach. Ich verſäumte alſo eine ſehr günſtige Gelegenheit, in der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchrift Einwürfe gegen Voſſens Lehren vorzutragen.

Was bewog nun den Verfaſſer der Anti-Symbolik, mich für ſeinen Gegner, für einen Bundesgenoſſen des Herrn Creuzer, und, was ihm als einerlei galt, für einen Mitverſchwornen gegen die Rechte der menſchlichen Vernunft zu erklären? Mir kommt es nicht zu, Vermuthungen hierüber aufzuſtellen: die Leſer, denen mein ſonſtiges litterariſches Verhältniß zu ihm bekannt iſt, mögen ſelbſt ſeine Triebfedern errathen.

Den Lobrednern dieſes Mannes aber ſtelle ich anheim, ob ſie ſeine Redlichkeit und Wahrheitsliebe auf Koſten ſeines Verſtandes retten wollen, oder ſeinen Verſtand auf Koſten ſeiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Wenn ſie beides zu retten wiſſen, werde ich ihre Geſchicklichkeit rühmen; wenn ſie beides aufgeben, ihre Vorſicht.

III.

Nachſchrift.

Ich habe mich in den beiden Abtheilungen der obigen Erklärung eines zudringlich freundlichen Katholiken und eines abſtoßend zänkiſchen Proteſtanten zu erwehren gehabt. Ich hoffe, es iſt auf ſolche Weiſe geſchehen, daß weder meine proteſtantiſchen, noch meine katholiſchen Mitbürger und Landsleute ſich dadurch verletzt finden können. Wenn ein katholiſcher Gelehrter ſich in demſelben Falle befände, daß ihm proteſtantiſche Denkart und verdeckte Begünſtigung des Proteſtantismus durch ſeine Schriften angedichtet worden wäre, ſo würde er wahrſcheinlich daſſelbe thun, und jedermann würde es gut heißen. Dem Deutſchen Publicum kann es wohl gleichgültig ſeyn, wie unter ſo vielen gelehrteren und tiefſinnigeren Schriftſtellern ein Einzelner über Religionsſachen geſinnt iſt, wovon in den meiſten ſeiner Schriften gar nicht einmal gehandelt wird. Aber mir liegt daran, von den Zeitgenoſſen und der Nachwelt, wenn anders das nächſte Menſchenalter noch Kenntniß von mir nimmt, nicht misgedeutet zu werden. Mir liegt daran, das gegen mich erregte Mißtrauen zu heben, als ob unter dem, was ich in meinen litterariſchen Hervorbringungen und wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſo redlich und offen darlege, noch etwas anderes im Hinterhalte verſteckt liege.

Da nicht nur mir ſelbſt ein beabſichteter, oder ſchon halb vollbrachter, oder vielleicht verheimlichter Uebertritt, ſondern auch das Beſtreben angedichtet worden iſt den Uebertritt Anderer zu bewirken, ſo konnte ich freilich nicht umhin, die notoriſchen Uebertritte unſerer Zeit im allgemeinen zu erwähnen. Man wird mir leicht glauben, daß es ſehr ungern geſchehen iſt. Viele Uebertritte ſind in dem Kreiſe meiner Beobachtung vorgefallen. Einige darunter haben mich ſehr nahe berührt. Aber gerade dieſer Umſtand machte mich zurückhaltend, und ich habe nur nothgedrungen mein Stillſchweigen gebrochen. Wenn die Uebergetretenen in meiner Erklärung, daß ich nicht geſonnen bin, ihrem Beiſpiele zu folgen, ſchon einen Angriff und einen Anfang der Feindſeligkeiten ſehen, ſo wird dieß ohne Zweifel nur ihrer neu angenommenen Denkart zuzuſchreiben ſeyn. Ich meinerſeits wünſche, daß ſie, bloß ihres Uebertrittes wegen, nicht im mindeſten beeinträchtigt werden mögen.

Wir können es unmöglich als einen allgemeinen Grundſatz aufſtellen, jeder ſolle bei der Religion verharren, die von ſeinen Vorfahren und Vätern auf ihn vererbt worden iſt. Die Befolgung dieſes Grundſatzes hätte die Verbreitung des Chriſtenthums, und wiederum in neueren Zeiten die Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht. Ferner behaupten wir als Proteſtanten das Recht der freien Prüfung. Dieſes Recht wäre aber illuſoriſch, wenn wir nicht zugeben wollten, daß ein redlicher Prüfer, nach Maaßgabe ſeiner Geiſteskräfte, Kenntniſſe und Einſichten, auf ein dem unſrigen entgegengeſetztes Reſultat geführt werden könne. Das Verhältniß der heiligen Schriften zu einem ſyſtematiſchen Lehrbegriff iſt ein ſehr verwickeltes; noch verwickelter wird es dadurch, daß ja eben auch über den Grad und Umfang der Gültigkeit geſtritten wird, welche man neben den ſchriftlichen Urkunden der Ueberlieferung und den Beſchlüſſen des chriſtlichen Gemeinweſens zugeſtehen ſoll. Es iſt, ſo zu ſagen, eine irrationale Gleichung. Daß hiebei keine ſtreng wiſſenſchaftlichen Demonſtrationen möglich ſind, welche jedem einleuchten müſſen, ſobald er nur die Begriffe gefaßt hat, beweiſet der Erfolg. In der Geometrie giebt es keine Secten. In der Chriſtenheit hat die Abweichung der Meynungen von den Zeiten der Apoſtel her angefangen. Vollkommene Einheit der Lehre hat nur durch künſtliche und gewaltſame Mittel behauptet oder hergeſtellt werden können. Bei der allgemeinen Annahme feſtgeſetzter

Nur die beiſammen durchgelebte Zeit,
Geſell'ge Näh' und frohe Gegenwart
Kann der Vertraulichkeit Gewöhnung ſtiften:
Sie wird es bei Kreuſen auch und dir.
Laßt denn ſogleich das Leben uns beginnen,
Zwar auf der Reiſe hier, und fern der Heimat,
Das um den Heerd der Götter unſers Hauſes
Uns immer wirthlicher verſammeln ſoll.
Das Erſtlings-Feſt der Tage meines Kindes
Mahnt, wie ein Gläubiger, der lang' geſchwiegen,
Mich heut, und mit dem angehäuften Wucher
So manchen Jahrs will ich ihm G'nüge leiſten.
Apoll hat nicht vergebens mich erinnert,
Ihn doch zu ehren, deſſen Seherwink
Den holden Sohn mir zugeführt: es ſoll
Ihm eine volle Hekatombe fallen,
Und rings umher an jeglichem Altar
Der Päan von geſchmückten Chören jubeln.
Indeſſen theile, wer da will, mit uns
Der Becher Luſt und ein gemeinſam Mahl:
Herolde ſollen Delphi's rühmliche
Bewohner laden, unſre Feier zu begehn,
Daß ſie in Zukunft auch des Tags gedenken,
Wo Xuthus den erwünſchten Erben fand.
Komm, Sohn, laß ſelbſt uns ſorgen und beſchicken,
Daß Ueberfluß dieß Gaſtmahl zier' und Ordnung,
Und nichts, was unſre Würde heiſcht, gebreche.
Du ſollſt Bewirther ſein, und ſollſt dir ſelber
Den huldigenden Zoll der Ehrengaben
Darbringen, nicht empfangend, ſondern gebend,
Aus meinem reichen Schatz mit vollen Händen

Formeln ſteht es noch dahin, was jeder ſich dabei denkt: weil für den metaphyſiſchen Theil der Dogmatik die Ausdrücke aller menſchlichen Sprachen inadäquat ſind.

Indeſſen ſind ſolche theologiſch gelehrte Uebertritte; vorbereitet durch ein kritiſches Studium der Schrift in den Urſprachen, der Kirchenväter, der Kirchen- und Dogmengeſchichte, endlich der neueren Polemik, wohl die ſeltenſten unter allen. Aber die geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen und ihre daher entſpringenden Neigungen und Abneigungen ſind gar mannichfaltig; nach ihrer individuellen Richtung kann dieſe oder jene Form des Chriſtenthums eine ſtärkere Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben. Die Römiſch Katholiſche Kirche unterſcheidet ſich von der Evangeliſchen nicht bloß in ihren Lehren; ſondern auch durch die Hierarchie und kirchliche Verfaſſung, und durch die Geſtalt des Gottesdienſtes. Wer wollte es läugnen, daß dieſe Dinge mächtig auf die Einbildungskraft wirken können? Was die Hirarchie betrifft, ſo erwähne ich ſie nicht in Bezug auf das Bündniß des weltlichen Ehrgeizes mit dem geiſtlichen. Die Geſchichte zeigt uns allerdings Beiſpiele von berühmten und berüchtigten Uebertritten, welche erfolgt ſind, quia honor sacerdotii firmamentum potentiae adsumebatur. In einem benachbarten Lande ſehen wir vor Augen, wie ſich ein ſolcher politiſcher Religionseifer bis in Regionen hinunter verbreiten kann, wo man es gar nicht mehr erwarten ſollte. Nein, ich rede hier bloß von dem Eindrucke, den die Stufenleiter der geiſtlichen Würden bis zu dem gemeinſamen Mittelpunkte und Gipfel hinauf, die metaphoriſche Genealogie der Weihungen bis auf den Stifter zurück, zu machen vermögend iſt. Bei allen ſolchen Zuthaten und Umgebungen der Religion, die einzig und allein im Geiſte und im Herzen wohnt, kommt noch dieſes in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen entgegengeſetzte eben durch ſeine Neuheit um ſo ſtärker wirkt. Die Anziehungskraft kann hier alſo in beiden Richtungen Statt finden.

In den Drangſalen des Lebens vollends glaubt wohl ein geängſtetes Herz in einem neuen Gelübde Troſt und Halt zu finden. Wer nahe daran iſt, in den Wellen unterzugehen, ergreift wohl auch einen brüchigen Aſt als den Anker ſeiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsſtimmung hingeriſſen hat, das will man bei einer ruhigeren Verfaſſung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit ſich ſelbſt in offenkundigen Widerſpruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hauſe vielleicht nie in vollem Ernſte geſucht hatte, das iſt eine andre Frage.

Zur freien Religionsübung gehört auch die Freiheit der Uebertritte. Es dürfen ihnen alſo keine äußern Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, die wenigen Fälle ausgenommen, welche die Geſetzgebung allerdings vorausſehen muß, um Zwieſpalt und Zerrüttung in den Familien zu verhüten. Wo Chriſten verſchiedener Bekenntniſſe in einem Staate beiſammen leben, iſt vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte das beſte Mittel zur Bewahrung der Eintracht. England, ſo groß durch die Feſtigkeit ſeiner geſetzlichen Einrichtungen, iſt noch nicht bis zu dieſem glücklichen Verhältniſſe gelangt. In einigen Ländern Europa's haben die neueſten Ereigniſſe Fortſchritte herbeigeführt. In den vereinigten Niederlanden fanden alle unterdrückten Religionsparteien eine ſichre Zuflucht; auch einzelne wegen ihrer Meynungen verfolgte Gelehrte; Spinoza's und Bayle's Schriften wurden dort gedruckt. Die Freiheit war ſo groß, daß ungehindert neue Sekten geſtiftet werden konnten. Jedoch waren alle, die ſich nicht zu der herrſchenden Kirche bekannten, von Staatsämtern ausgeſchloſſen. Dieß war eine natürliche Folge davon, daß in Holland wie in England die freie Verfaſſung aus dem ſiegreichen Kampfe gegen den aufgedrungenen Katholicismus hervorgegangen war. Aber die Sicherheits-Maaßregel hatte in Holland die Gefahr lange überlebt, und überlebt ſie in England in gewiſſem Grade noch jetzt. In Deutſchland war, ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden, die Gleichheit der Rechte beider Religionsparteien in dem unvollkommnen Staatenbunde, der noch das Deutſche Reich hieß, anerkannt; ſogar durch das Jus discedendi in partes auf eine für die gemeinſame Wirkſamkeit nach außen ſehr nachtheilige Weiſe. Indeſſen war es ein immer bewaffneter Friede, wo jeder eiferſüchtig darüber wachte, daß kein Eingriff in ſeine Rechte geſchähe. Deutſchland zerfiel großentheils in katholiſche und proteſtantiſche Staaten. Wo ſich eine kleine Minderzahl von Bürgern der in dem einzelnen Staate bloß geduldeten Kirche fand, blieb ſie von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Durch die Aufhebung der geiſtlichen Fürſtenthümer, durch die neue Umgränzung der Staaten, wo nunmehr die Bevölkerung beinahe bis zur Gleichheit oder wenigſtens in einem ſtarken Verhältniſſe aus beiden Religionsparteien zuſammengeſetzt iſt, mußte jene Ausſchließung wegfallen. Wie könnte ein Staat wohl gedeihen, der ſich ſelbſt der Kenntniſſe, der Talente, der thätigen Tugenden eines ſo großen Theils ſeiner Angehörigen bei der Führung ſeiner Geſchäfte beraubte, und dadurch ein gerechtes Mißvergnügen über eine ſolche Zurückſetzung nährte? Wie gleiche Pflichten, ſo haben auch Alle gleiche Rechte und Anſprüche.

Dieſen Grundſätzen ſcheint es gemäß zu ſeyn, daß durch die geſetzlich erlaubte Handlung des Uebertrittes hieran nichts eingebüßt werde. Es iſt aber auch in anderer Hinſicht wünſchenswerth, daß einem Uebergetretenen von Staats wegen nichts nachtheiliges widerfahre. Dieß könnte gar leicht zum Märterthum umgedeutet werden; und das Märterthum, weiß man ſchon, lockt zur Nachfolge: vollends ſo ein gelindes Märterhum, wobei man ſich im Spiegel der Eigenliebe mit einem Nimbus um das Haupt, mit einem Palmenzweige in der Hand erblicken kann, und dabei doch ein ziemlich behagliches irdiſches Daſeyn genießt.

An den angenehmen Verhältniſſen des geſelligen Lebens mögen die Uebergetretenen oft eine Einbuße erleiden: das liegt in der Natur der Sache, und ſteht nicht zu ändern. Wenige Freundſchaften ſind ſo feſt gegründet, daß ſie nicht durch einen hervortretenden Widerſtreit der Meynungen über irgend einen wichtigen Gegenſtand erſchüttert werden ſollten. Seine eigene Denkart und die abweichende des Freundes gleichſam von oben herab in ihrem ganzen individuellen Zuſammenhange unparteiiſch zu betrachten: dazu gehört philoſophiſcher Geiſt, und dieſer iſt ſogar unter den gebildetſten Ständen ſehr ſelten. Seine Empfindlichkeit, ſeine Aufwallungen, ſein eignes Unrecht macht man dem Freunde zum Vorwurf; ſo ſtellt ſich bald von der einen Seite, bald von der andern zuerſt, Kälte, Gleichgültigkeit und Abneigung ein. Ach! es iſt nur zu wahr, was der große Dichter ſagt:

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Jeder, der in der menſchlichen Geſellſchaft lebt, muß es ſich gefallen laſſen, daß ſeine Bekannten und Mitbürger über ſeine einigermaaßen bedeutenden Handlungen hin und her ſprechen, daß ſie die Triebfedern zu errathen ſuchen, und darnach ihr Urtheil fällen. Wie vielmehr muß dieſes bei einem ſo auffallenden Entſchluß, als ein Uebertritt iſt, erfolgen! Die chriſtliche Gemeinſchaft, worin der Uebergetretene auferzogen worden, worin die Uebrigen verharren, war ihm nicht gut genug. Iſt es nicht natürlich, daß die letzten die Erinnerung an ſeinen bisherigen Lebenslauf prüfender aufwecken, ihn in ſeinem ferneren Lebenslaufe mit einer genaueren Beobachtung begleiten? Allen Menſchen gilt die Sittlichkeit, die thätige Tugend für den Prüfſtein des Ernſtes in der Religion. „Opfer, Andacht, Almoſen, Buße, ſagt ein Indiſcher Dichter, können auch aus Heuchelei geübt werden; Wahrheit, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, wohnen nur in großen Seelen.“ — Man iſt begierig zu ſehen, ob unzweideutige Beweiſe einer neuen Heiligung zum Vorſchein kommen. Das gewöhnliche Reſultat wird wohl ſeyn, daß alles beim alten bleibt, ſowohl in Bezug auf die guten Eigenſchaften als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Doch kommen auch rührende und erhebende Ausnahmen hievon vor. Mag der Uebergetretene immerhin ſeinen Aufenthalt unter den neuen Glaubensgenoſſen wählen: ich bezweifle ſehr, daß er auch dort jener geſchärften Sitten-Cenſur werde entgehen können.

So weit bleibt jedoch alles noch in dem Kreiſe des Privatlebens beſchloſſen. Nehmen wir aber an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, zum Beiſpiel als Schriftſteller; er ſetze ſeine Wirkſamkeit in dieſem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neu angeworbenen Soldaten, der gern das Kreuz der Ehrenlegion verdienen will, für die Römiſche Kirche gegen uns in das Feld. Auch dieſes muß ihm verſtattet ſeyn. Proteſtanten und Katholiken widerſprechen einander durch die That; ihre Theologen ſind im alten Beſitz des Rechtes, ſich gegenſeitig zu widerlegen: ſie könnten ohne das ihre Dogmatik gar nicht lehren; die Polemik iſt ein integrirender Theil der Theologie. Dadurch wird das gute Verſtändniß nicht im mindeſten geſtört.

Wenn niemand ſeine Argumente mit Gewalt durchſetzen kann, ſo bleibt es nur, wie ich mich anderswo ausgedrückt habe, ein friedlicher Conflict der Meynungen. Ueberhaupt liegt die ausgedehnteſte Freiheit der Erörterung in Religionsſachen im Geiſte des Proteſtantismus. Und dieſes gilt nicht nur von den verſchiedenen chriſtlichen Parteien; ſondern auch von dem Verhältniſſe der Philoſophie und der Geſchichtforſchung zur poſitiven Theologie.

Können wir es je vergeſſen, daß die Reformation nur vermöge der Preßfreiheit zu Stande gekommen iſt? Die unſchätzbare Kunſt der Buchdruckerei, ſeit einem halben Jahrhundert erfunden, wurde bereits mit Leichtigkeit ausgeübt; aber noch hatten die geiſtlichen und weltlichen Gewalthaber die Kraft dieſes Hebels der menſchlichen Geiſter und Gemüther nicht durch die Erfahrung kennen gelernt. Es gab noch keine polizeiliche Aufſicht über den Buchhandel, keine Cenſur, keine Bücherverbote. Ohne dieſen einzig glücklichen Umſtand hätte Luther wahrſcheinlich kein beſſeres

Ihn ausſtreun unter ein glückwünſchend Volk.
Da will ich ſehn, wie du zum erſtenmal
Ein Fürſtenamt verwalten lerneſt: denn
Freigebig ſpenden iſt des Herrſchers Pflicht,
Und ſeine Pracht dien' Allen zum Genuß.

Jon.

Ich folge dir, mein königlicher Vater.

Vierter Auftritt.

Kreuſa, Phorbas.

Phorbas.

O Tochter des Erechtheus! Enkelin
Des Erichthonius! du, mein Pflegekind!
Wir werden ausgeſtoßen und verdrängt.

Kreuſa.

So meinſt du, Alter? ſiehſt du noch ſo ſcharf?

Phorbas.

Das war es, einem eingeſchlichnen Fremdling
Das heil'ge Diadem um's Haupt zu winden,
Was nur ein Erechthide tragen ſollte!

Kreuſa.

Ach immer unglückſel'ges Looß der Frau'n,
Doch zehnfach mehr der Fürſtentöchter noch?
Uns bleibt nach freier Neigung keine Wahl,
Die mit dem Leib auch das Gemüth vermählte:
Wir werden wie ein Eigenthum verhandelt,
Wie man ein Roßgeſpann, ein künſtlich Erz,

Schickſal gehabt als ſeine Vorgänger, und die Reformation wäre im Keime erſtickt worden.

Es verſteht ſich, das Recht der Erwiederung behalten wir uns vor. Sonſt aber laſſe man doch ja die Uebergetretenen frei ausreden, man laſſe ſie ungehindert mitten in proteſtantiſchen Ländern die Evangeliſche Lehre in Druckſchriften beſtreiten. Wir werden vielleicht etwas neues vernehmen, und etwas ſehr erſprießliches. Etwas neues: weil es gar wohl ſeyn könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl ſie den Lehrſätzen der katholiſchen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer früheren bei uns empfangenen Geiſtesbildung einen eigenthümlichen Geſichtspunkt dafür hätten; daß ſie gewiſſe Folgerungen dreiſt ausſprächen, welche die verſtändigſten unter den katholiſchen Theologen gern bei Seite ſchoben und in den Schatten ſtellten; und daß ſie uns dadurch eine verſtärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth und der Wohlthätigkeit der Reformation gäben. Etwas ſehr erſprießliches: wenn ſich ergeben ſollte, daß die zur Römiſchen

Kirche übergetretenen Schriftſteller, wie viel Gelehrſamkeit und Scharfſinn ſie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung eingebüßt haben, und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menſchheit theuer iſt, wird durch dieſe Erſcheinung am nachdrücklichſten von der Nachfolge abgeſchreckt werden.

Als Bonaparte die Bücher-Cenſur verordnen wollte, und einer ſeiner Staatsräthe ihm vorſchlug, ſie auf die politiſchen Zeitſchriften und Bücher zu beſchränken, weil die übrigen Fächer ja unbedenklich ſeyen, erwiederte er: On peut faire de la politique sur tout. — Nach ſeinem Zwecke hatte er vollkommen Recht, und es war, wie ſo viele ſeiner Reden, ein treffendes Wort. Auf wie manchen Umwegen kann ohne ausdrückliche Aeußerung in der Philoſophie, in der Geſchichtſchreibung und in der Litteratur das Streben nach einer geſetzlich freien Verfaſſung angeregt, oder der Despotismus empfohlen werden! Eben ſo ließe ſich nun wohl behaupten: On peut faire de la théologie sur tout. Mehrere unter den katholiſchen Neophyten in Deutſchland bemühen ſich beſtens, dieß ins Werk zu richten. Diejenigen, welche geradezu polemiſch auftreten, beweiſen ihre Freimüthigkeit: wir wiſſen im voraus, was wir von ihnen zu erwarten haben, und werden uns vermuthlich mit der Widerlegung nicht ſtark in Unkoſten zu ſetzen brauchen. Andere aber ſchreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegender Gegenſtände: über die Zeitereigniſſe; über den Geiſt des Zeitalters, das heißt über den moraliſchen, intellectuellen und ſocialen Zuſtand des heutigen Menſchengeſchlechtes; über alte und neue Weltgeſchichte; über Philoſophie und Litteratur. Sie geben ſich das Anſehen, als ob ſie wirklich freie philoſophiſche und hiſtoriſche Forſchungen anſtellten, und gleichwohl ſind ſie nur die Waffenträger einer auf dieſem

Gebiete ganz ungültigen geiſtlichen Auctorität. Das Verfahren dabei iſt ungefähr folgendes. Anfangs tritt man leiſe mit conciliatoriſchen Filzſohlen auf; wenn dieß ungerügt, und vielleicht von argloſen Leſern unbemerkt durchgegangen iſt, dann wird man dreiſter; man hohlt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigſtens „an dieſer Seite der bewohnten Welt" längſt abgethan waren; man ſtellt ſie hin, als ob ſie ſich von ſelbſt verſtänden, und niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verſchweigt man als gänzlich ungeſchehen, oder man erwähnt ſie aus der Ferne als Verirrungen des menſchlichen Verſtandes; jedoch klüglich, ohne ſich in irgend eine Erörterung einzulaſſen.

Ich will für jetzt keine Beiſpiele anführen. Eine Satire zu ſchreiben, wäre leicht; oder vielmehr, wie der Römiſche Dichter ſagt: es iſt ſchwer, keine Satire zu ſchreiben.

Daß die Römiſch Katholiſche Kirche ehemals, wie über alle weltlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker, ſo über alle menſchlichen Wiſſenſchaften ſich die oberſte Gerichtsbarkeit angemaaßt hat, iſt unläugbar. Man denke nur an Galilei, ſeit deſſen Verurtheilung vor dem Tribunale der Inquiſition kaum zwei Jahrhunderte verfloſſen ſind. Aber dieſe Anſprüche ſchlummern in den Archiven der Römiſchen Curie, wie ſo manche andere, die man wegen der ungünſtigen Zeitläufe nicht geltend zu machen weiß. Die eben bezeichneten Schriftſteller ziehen ſie unbeſonnener Weiſe wieder ans Licht. Sie ſollen auch hiemit willkommen ſeyn: denn ſo ſehen wir ja klar, daß es auf Feſſelung des menſchlichen Geiſtes abgeſehen iſt.

Jede wiſſenſchaftliche Unterſuchung muß nach den auf ihrem eigenen Gebiete gültigen Geſetzen ihren Gang ungehindert fortgehn. Wenn man ſie von einer fremden Auctorität abhängig machen, ihr im voraus die Reſultate vorſchreiben will, welche ſie finden ſoll, ſo iſt ihr ganzes Weſen aufgehoben, und ſie iſt eigentlich vernichtet.

Wer ſeiner Vernunft die Augen ausſticht, um irgend eine wiſſenſchaftliche Entdeckung nicht zu ſehen, der wird nachher für die Unterſcheidung des Wahren und Falſchen überhaupt blind ſeyn. Mancher hat hiebei nicht viel zu verlieren, weil er ſchon zuvor blödſichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur beſtimmt, gerade in die Sonne zu ſchauen, und mit ausgeſpreiteten Fittigen ſich ihr entgegenzuſchwingen, — wenn dieſer ſich mit ſeinen eignen Klauen blendete, das wäre in der That ein beklagenswerthes Schauſpiel.

Unbefugte Eingriffe der Theologie in die Rechte der Wiſſenſchaft, Hemmungen durch kirchliche Machtgebote, ſind leider auch in proteſtantiſchen Ländern verſucht worden. Neuerdings wieder auf eine ſehr unerfreuliche Weiſe in England. In einem zunächſt für das Engliſche Publicum beſtimmten Aufſatze habe ich unbefangen darüber geſprochen *). Meine Aeußerungen ſind jenſeit

---

*) Abriß von den Europäiſchen Verhältniſſen der Deutſchen Litteratur; jetzt wieder abgedruckt in meinen Kritiſchen Schriften Th. I. Zuerſt er-

des Meeres wohl verſtanden worden, und haben dort einige Aufmerkſamkeit erregt. Wenn ein ſo reicher und mächtiger Clerus, wie der Anglicaniſche iſt, eine enge Denkart hegt; wenn eine ſo zahlreiche, ſo angeſehene und durch die Strenge ihrer ſittlichen Grundſätze ſo achtungswürdige Religionspartei, mit ihm gemeine Sache macht, um die dem unwiſſenden Geiſtlichen unbequeme, dem Zeloten widerwärtige philoſophiſche und hiſtoriſche Skepſis zu unterdrücken; wenn beide, gegen Bücher, wodurch nach ihrem Vorgeben die Staatsreligion gefährdet wird, die weltliche Obrigkeit zum Beiſtande aufrufen, und dieſe, ſo weit der Buchſtabe der Geſetze reicht, ihn nicht verweigern darf: dann wird die Sache bedenklich. Eine Zeit lang kann dieß retardirend und ſogar zurückdrängend wirken, wie es gegenwärtig in England der Fall iſt. Auf die Dauer muß dennoch eine ſchon ſo weit gediehene intellectuelle und ſociale Bildung die Oberhand gewinnen.

ſchienen als Vorrede zu Bohte's Handbuch der Deutſchen Litteratur. London 1825.

Den Urſachen ſolcher Oscillationen in der religiöſen Denkart der Völker oder eines großen Theils von ihnen nachzuſpüren, iſt eine intereſſante Aufgabe. Ueberhaupt muß man geſtehen, keine Seite der Geſchichte bietet ſo auffallende und unerwartete Erſcheinungen dar, als eben die Religionsgeſchichte. Nicht nur Reactionen finden Statt: dieſe ſind natürlich, und ſogar nützlich, damit die beiderſeitigen Uebertreibungen, allmälig abgeſchwächt, ſich ins Gleichgewicht ſetzen; ſondern plötzliche Sprünge von einem Aeußerſten zum andern, vom Unglauben zur Schwärmerei, von der Gleichgültigkeit bis zum glühendſten Eifer, und umgekehrt, ſowohl bei der Menge als bei einzelnen Menſchen. Es wäre wohl vermeſſen, wenn jemand verſichern wollte, in irgend einem Lande, unter irgend einem Volke ſey die Entwickelung der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft ſo allgemein verbreitet und ſo feſt gegründet, daß ein Rückfall in den Aberglauben und Fanatismus für alle Folgezeit unmöglich ſey. Wie längſt erloſchene Vulcane können dieſe düſtern Mächte aus ihren unterirdiſchen Tiefen einmal unverſehens hervorbrechen, und die angebaute Landſchaft in eine Wüſtenei verwandeln.

Sorglos ſoll man alſo im Beſitz der koſtbarbarſten Güter niemals werden; aber eine allzu ängſtliche Beſorgniß könnte auch auf Irrbahnen leiten. Die Symptome, welche ſich in Deutſchland hervorgethan, kommen mir ziemlich unbedeutend vor. Zum Theil ſind es Reactionen. Ferner war das verkehrte Streben nach Originalität durch Paradoxie und Affectation eine alte Krankheit unſerer Litteratur: nun iſt es auch einmal in eine andre Sphäre übergegangen. Neben der Originalitätsſucht iſt die Contagion der Nachahmung ſehr ſtark bei uns. Es ſind die bekannten Hämmel des Panurg, die ſich unaufhaltſam ins Meer ſtürzen, weil der Schelm Panurg einen mit Gewalt über Bord geworfen hatte. Einzelne Rücktritte ſind ſeit der Reformation wohl immer vorgefallen: ſie haben keinen Einfluß auf das Ganze gehabt, man hat ſie vergeſſen. Wenn ſie in dem letzten Menſchenalter, wie behauptet wird,

wirk-

wirklich häufiger in Deutſchland geworden ſind als ehedem, ſo müſſen wir erwägen, daß die Weltgeſchichte überhaupt ſeit einem halben Jahrhundert ſehr raſchen Ganges fortgeſchritten iſt, und daß das Gedränge großer Ereigniſſe auch mancherlei geiſtigen Gährungsſtoff aufgeregt hat. Ich weiß wohl, was manche meiner Evangeliſchen Landsleute bei dem Uebertritt einzelner Deutſchen, bei den Bekehrungsverſuchen und insbeſondre bei der nur zu deutlich ausgeſprochenen Richtung einiger übergetretenen Schriftſteller beunruhigt: es iſt der Blick auf das weſtliche Europa. Sie denken: Jam proximus ardet Ucalegon! Ich ehre ihre Geſinnung ohne ihre Beſorgniſſe zu theilen. Wir haben viele und ſtarke Bürgſchaften. Das bei uns vorgefallene ſcheint mir mit jenen Ereigniſſen nicht in dem mindeſten Zuſammenhange zu ſtehen, und nur zufällig in der Zeit zuſammenzutreffen. Billigen mag es vielleicht dieſer oder jener Fanatiker in Deutſchland, daß in Frankreich, ungeachtet der beredteſten menſchlichen und chriſtlichen Gegenvorſtellungen, ein blutdürſtiges

Zum Preis bei'm Wettſpiel wohl dem Sieger ſetzt,
Hat man für Schlachten mich zum Lohn ertheilt.

Phorbas.

Und wer bloß mit des Arms Gewalt ein Glück
Erobert, das ihm nicht beſchieden war,
Hält den Beſitz als Raub, und übermüthig
Schätzt er das Unverdiente noch gering:
So Xuthus deine Ehgenoßenſchaft.

Kreuſa.

Fürwahr, nie hätt' ich ſelber ſie erkoren.

Phorbas.

Wenn ſie an Kindern ungeſegnet blieb,
War doch nichts andres Schuld, als daß Minerva
Dem Ankömmling mißgönnte, in den Boden
Des attiſchen, von ihr gepflegten Gartens
Ein wild ausländiſch wuchernd Reis zu pflanzen.

Kreuſa.

Wer weiß, worüber ſonſt die Göttin zürnt!

Phorbas.

Statt nun mit allem Fleiß ſie zu gewinnen,
Lockt er dich hier zu andern Göttern her,
Die trefflich mit ihm einverſtanden ſind.

Kreuſa.

So ſcheint's. Er muß viel gelten bei'm Apoll.

Phorbas.

Laß nicht voreilig uns den Gott verklagen.
Die Himmliſchen ſind wahrhaft und gerecht.
So wenig als die Richter drunten läßt
Des Delphiers Orakel ſich beſtechen.
Doch was es redlich ausſpricht ohne Falſch,
Dem ſchieben ihre Ränke Menſchen unter,

Geſetz über das Sacrilegium durchgeht; daß in Spanien ein von Mönchen verhetzter Pöbel ſchreyt: Es lebe die Inquiſition! — Wenn er ſich aber rühmte, er habe es bewirken helfen, ſo wäre dieß doch nur eine wahnwitzige Prahlerei.

Kritiſche Schriften

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Erſter Theil.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Der Kritiker, aus deſſen Schriften man hier eine Auswahl geſammelt findet, ſtand in ſeinen jüngeren Jahren in üblem Ruf. Man ſchilderte ihn wie einen Wütherich, einen Herodes, der an einer Menge unſchuldiger Bücher nichts geringeres als einen Bethlehemitiſchen Kindermord verübt habe. Nachdem dieſes Geſchrei in Deutſchland ſchon ziemlich verſchollen war, erhob es ſich von neuem im Auslande, beſonders in Frankreich, auf Veranlaſſung einer kleinen Franzöſiſchen Schrift über die Phädra des Racine, und gewiſſer Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt. Ein Pariſer Journaliſt nannte den Kritiker den Domitian der Franzöſiſchen Litteratur, welcher wünſche, ſie möge nur Ein Haupt haben, um es mit einem einzigen Streiche abzuſchlagen. Der gelehrte Kunſtrichter hatte den Domitian mit dem Caligula verwechſelt, denn dieſem wird ja bekanntlich jener grauſame Wunſch zugeſchrieben. Indeſſen traf er es vielleicht beſſer, als er ſelbſt wußte. Die Lieblings-Unterhaltung des Domitian, Fliegen zu ſpießen, möchte ein ganz paſſendes Bild für eine ſcharfe Kritik ſeyn, welche an kurzlebige Erzeugniſſe der litterariſchen Betriebſamkeit, die einen Augenblick im Sonnenſchein des Modegeſchmacks herumgaukeln, verſchwendet wird.

Jetzt, nach ſo viel verfloſſenen Jahren, kann ich die Schriften dieſes Kritikers wie die eines fremden leſen; und ich darf es wohl ſagen: man hat, wie mich dünkt, dem Manne Unrecht gethan. Er hat ſein läſtiges Amt nicht nur redlich und gewiſſenhaft, ſondern auch mit Mäßigung und Schonung verwaltet. Man würde finden, er habe oft bei weitem zu viel gelobt, wenn alle ſeine Beurtheilungen aus verſchiedenen litterariſchen Blättern hier wieder abgedruckt wären. Dieß iſt aber nicht geſchehen, weil die Schriften, zu unbedeutend um eine ernſthafte Würdigung zu verdienen, von der nächſten Welle des Zeitſtromes verſchlungen worden ſind. Es iſt eine thörichte Gutmüthigkeit gegen die Schriftſteller und das Publicum, Zeit und Kräfte an etwas zu ſetzen, das von ſelbſt erfolgen muß. Wo es achtungswerthe Namen galt, zeigt ſich eine nicht geringe Sorgfalt die Pille des Tadels zu vergolden. Es iſt wahr: wenn eine gemeine, platte Denkart ſich in die idealiſche Poeſie breit und bequem hineinlagerte, wenn die Erſchlaffung aller ſittlichen Grundſätze ſich mit edeln Gefühlen brüſtete, ſo wandelte ihn wohl einmal der Unwille an; und wenn er ſich nicht weiter zu helfen wußte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem luſtigen Einfall oder einer Parodie. Dieß hat man ihm am meiſten verargt, und es war doch gerade das unbedenklichſte. Was Gehalt und Beſtand in ſich hat, mag der Scherz umſpielen, wie er will: es verfängt nicht. Nur wenn der Spott auf den Grund der Wahrheit trifft, kann er der Sache, gegen die er gerichtet iſt, den Garaus machen.

Im Ernſt zu reden, ich beſorge vielmehr, meine heutigen Leſer möchten hier und da die nöthige Würze vermiſſen, als daß ihnen die Speiſe verſalzen und überwürzt dünken ſollte. Die jüngeren Zeitgenoſſen, denen viele Aufſätze eben deswegen neu ſeyn werden, weil ſie vor einer ſchon beträchtlichen Anzahl von Jahren in Zeitſchriften erſchienen und, ſeitdem nicht wieder abgedruckt, aus dem Umlaufe gekommen ſind; die nur durch das Gerücht vernommen haben, daß damals die kritiſchen und ſatiriſchen Wagniſſe eines Kreiſes von jungen Dichtern und Litteratoren, zu welchem auch ich gehörte, in Deutſchland großes Aufſehen erregt haben; daß von den Vertheidigern des litterariſchen Herkommens der öffentliche Unwille gegen dieſe gefährlichen Neuerer aufgerufen worden; — die jüngeren Zeitgenoſſen, ſage ich, werden vielleicht finden, dieſe Wirkung ſey außer Verhältniß mit ihrer Urſache geweſen. Was meinen perſönlichen Antheil an jenem gegebenen oder genommenen Aergerniſſe betrifft, ſo würden ſie einen hinreichenden

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10476/022

pour réveiller d'anciennes rivalités, pour désunir les alliés, et pour les détourner par des offres trompeuses du véritable but de la guerre. Un historien profond a dit: „Le secret du despotisme, c'est de faire en sorte que chacun ne voye que son intérêt particulier, et que personne ne pense à la chose publique.“ Il en est des états comme des individus: le secret de la monarchie universelle, c'est d'éteindre le zèle pour le bien-être général par l'égoïsme calculateur de chaque état. L'esprit public européen, nous l'espérons, se réveillera à de si puissans appels, et les nations recouvreront leur indépendance.

Und wißen, eben weil es unbekümmert
Auf grader Bahn geht, und in keine Krümmen
Sich einläßt, dienſtbar es dem Trug zu machen.
Glaubſt du, es habe Xuthus nicht gewußt,
Hier wachſ' ein Sohn von ihm zum Jüngling auf?

Kreuſa.

Weswegen trieb er ſonſt ſo oft nach Delphi?

Phorbas.

Er ließ ihn heimlich auferziehn vor dir:
Sei's, daß er ihn erzeugt, wie er betheuert,
Eh' er dein Gatte ward zu ſein gewürdigt;
Sei's, daß er höher auch des Knaben Alter
Angiebt, um zu verhehlen, daß ſeitdem
Er einem unerlaubten Bett gefröhnt.
Nun offenbart er ſich, und weiß die Schuld
Gar ſchlau mit heil'gem Anſehn zu bemänteln,
Den höchſten Seher feierlich befragend
Um das, was er nur allzu gut gewußt.

Kreuſa.

Ich muß ihm gar ein Freudenfeſt begehn,
Daß er nicht länger den Verrath darf bergen.

Phorbas.

Die Mutter ſoll verſchwunden ſein, von ihr
Will keiner wißen: doch der ihren Sohn
So gut verſorgt, hat ſie wohl auch bewahrt.
Wie ſcheue unglückdrohende Vögel, die
Man nicht bemerkt bei Tag, erſt mit der Dämmerung
Ausfliegen, wird ſie bald zum Vorſchein kommen:
Denn des Erechtheus Sonne gieng ja unter,
Du ſchimmerſt noch, ein matter Abendſtern,
Bald überſchattet Dunkel Attika.

SUR
LE SYSTÈME CONTINENTAL
ET
SUR SES RAPPORTS
AVEC LA SUÈDE.

En voyageant, soit dans les provinces nouvellement incorporées à l'Empire français, soit dans les pays qui sont tombés sous sa dépendance, on peut facilement se convaincre, que les peuples ont un sentiment très-juste de leur situation. Une voix unanime de regrets pour le passé, de plaintes sur le présent, d'anxiété sur l'avenir, s'élève de partout. Il n'est point de paysan assez ignorant, pour ne pas connaître le véritable et unique auteur des maux qui accablent sa patrie, pour prendre le change ou pour entretenir même le moindre doute là-dessus. Il n'y a point de chaumière en Europe, quelque pauvre, quelqu' isolée qu'elle soit, où le nom de Bonaparte n'ait pénétré: mais depuis des siècles aucun homme n'avait acquis une célébrité aussi sinistre.

Dans l'ancienne France l'opinion, quoiqu'au fond la même, se manifeste avec plus de réserve et d'hésitation. D'abord la langue qu'on y parle, place les habitans plus immédiatement sous la surveillance de la police centrale, pour laquelle les langues étrangères sont encore un obstacle. Ensuite on y compare l'état actuel non pas avec les paisibles douceurs du dix-huitième siècle, mais avec les tourmentes de la Révolution qui en ont effacé le souvenir. Aux espérances si souvent trompées d'une grande réforme dans l'ordre social ont succédé l'incrédulité et l'apathie à ce sujet. Beaucoup de personnes, peut-être de bonne foi, attribuent à Napoléon le retour du repos et de l'ordre dans l'intérieur; on veut oublier que les fureurs révolutionnaires avaient cessé longtemps avant son avénement, et qu'il remplaça un gouvernement plutôt faible et vacillant qu'oppressif. On menace les Français du retour de la *terreur*, si cet homme ne veillait plus sur leurs destinées. Etrange sophisme! par une crainte chimérique on pense convertir en bienfaits les maux les plus graves. La terreur révolutionnaire marchait à front découvert: elle provoquait la résistance, et par sa nature même ne pouvait durer long-temps. Aujourd'hui c'est aussi la terreur, mais c'est une terreur à sourdine qui énerve le courage en déguisant le danger. C'est le chef-d'oeuvre de la politique de Napoléon, d'avoir su donner un air de stabilité à un état vraiment violent et insupportable.

Néanmoins en France même on n'entend guère l'éloge de Bonaparte, que dans la bouche de ses serviteurs, des suppôts de sa puissance, de ceux qui jouissent par lui des plus grands avantages, et qui tremblent pour leur sureté personnelle, s'il était renversé. Il n'est plus réduit comme au commencement de sa carrière, à acheter le silence des orateurs et des écrivains hardis; mais il paye encore très-cher la parole: ce concert de louanges ampoulées qu'il a soin de faire retentir d'un bout de son vaste empire à l'autre, coûte annuellement des millions à ses sujets. Le Corps législatif et le Sénat, les seuls débris de formes républicaines qu'il ait laissé subsister, sont devenus des assemblées oisives d'approbateurs. C'est le *Conservatoire impérial* de la flatterie: c'est là qu'au bruit des fanfares d'une mauvaise rhétorique on annonce à la nation chaque loi onéreuse, chaque aggravation d'impôts, chaque levée d'hommes sur une population épuisée, comme autant d'institutions sublimes; chaque nouvelle guerre qui va désoler l'humanité, comme un acte de pacification universelle. Mais le peuple est sourd à ces voix fastidieuses; il dédaigne la pourpre de gloire dont on veut couvrir sa misère; il est profondément indifférent à la chose publique, et tous ceux qui n'aspirent pas aux places, se renferment dans le cercle de leurs affaires domestiques.

En me proposant de développer la nature et les suites du système continental, j'aurais presque honte d'insister sur des vérités généralement reconnues, s'il n'existait pas des pays, où il est encore possible de se faire illusion sur ses véritables intérêts, parce qu'on n'a été que de loin spectateur des événemens, et qu'on n'a pas encore fait la funeste expérience de ce système, ou en d'autres termes de la domination de Bonaparte. Sur le continent européen la Suède seule est aujourd'hui dans cette heureuse position. Elle a fait des pertes, mais elle a conservé son indépendance; le choix de ses relations politiques est libre jusqu'à présent: bientôt il pourrait ne l'être plus. Le moment est décisif pour sa liberté, sa gloire et sa prospérité future.

Je m'abstiendrai de juger ici le caractère de cet homme, dont les succès ont étonné le monde. Les déclamations éloquentes sont à leur place, lorsqu'il s'agit d'exciter les passions; mais dans l'examen réfléchi d'un sujet politique il ne faut rien exagérer, rien avancer vaguement; il faut s'en tenir à la simple évidence des faits. Quels que soient les motifs qui font agir Napoléon: une ambition démesurée, ou l'impérieuse nécessité de sa situation qui ne lui permet plus de reculer, ni même de s'arrêter; les résultats de ses actions sont toujours les mêmes. Admettons qu'il ne travaille que pour la paix et le bonheur du genre humain: il faudra convenir toutefois, qu'il ne s'y entend pas du tout. Depuis qu'il tient les rênes du pouvoir, des guerres terribles se sont constamment renouvelées, et les sources de la prospérité publique sont taries dans tous les pays soumis à son influence. Puisque, malgré cela, pendant tant d'années il a toujours invariablement suivi les mêmes maximes, il serait absurde d'imaginer qu'il s'en désistera jamais.

Un coup-d'oeil rapide, jeté sur les événemens qui ont précédé l'élévation de Bonaparte, et sur l'état de l'Europe à cette époque, suffira pour montrer qu'il s'est emparé de l'autorité suprême sous les auspices les plus favorables pour un règne pacifique et réparateur.

Les guerres provoquées par la première effervescence de la Révolution, ne durèrent que peu d'années; une coalition qui embrassait la moitié de l'Europe, fut dissoute peu-à-peu, et à petit bruit. La Prusse s'en retira la première dès le printemps de l'an 1795, et pacifia le nord de l'Allemagne par sa ligne de neutralité. La Hollande conquise, reçut en même temps la forme de gouvernement et les conditions de paix que lui dicta la France. Les rois d'Espagne, de Sardaigne, des deux Siciles, suivirent l'exemple de la Prusse, en fesant des paix séparées; l'Espagne renouvela même son ancienne alliance avec la France. Plusieurs princes d'Allemagne et d'Italie furent forcés d'acheter chèrement leur repos, sans trop savoir s'ils avaient été en guerre avec la France ou non. Enfin en 1797 il ne restait plus d'autres combattans que l'Angleterre et l'Autriche: l'Angleterre négociait, et l'Autriche finit par signer le traité de Campo Formio. Mais bientôt le Directoire suscita gratuitement de nouvelles guerres. Il attaqua la Suisse, que Robespierre même avait respecté; il chassa le roi de Sardaigne des états qui lui restaient sur terre ferme, emmena le Pape captif, mit la cour de Naples en fuite, et érigea toute l'Italie en républiques; il consentit à l'expédition d'Egypte, pour laquelle Bonaparte avait convoité le trésor de Berne; il donna par-là l'éveil à la Turquie et un nouveau motif de guerre à l'Angleterre. Tous ces envahissemens, faits dans une seule année, rompirent le congrès de Rastadt; la Russie, qui jusqu'alors n'avait distribué que des espérances, entra enfin activement dans la coalition, et la campagne des Autrichiens et des Russes réunis en 1799 arracha l'Italie entière aux armes françaises, plus vite qu'elle n'avait été conquise.

Jamais depuis le commencement de la guerre la situation militaire de la France n'avait été aussi mauvaise. Les flatteurs de Bonaparte n'ont pas manqué d'attribuer à son retour d'Egypte le salut de la république française: sa coutume a toujours été de s'approprier des succès préparés par autrui. Les révolutions qui eurent lieu dans l'intérieur même du Directoire, avaient désorganisé les armées et causé leurs revers. Un homme, appelé depuis à de plus hautes destinées, par son génie et son activité parvint à réformer dans le département de la guerre pendant un ministère de deux mois, le désordre, les dilapidations et les abus de toute espèce qui étaient à leur comble. Les armées furent renforcées, pourvues de tout ce qui leur manquait, et pour ainsi dire créées de nouveau; et c'est ainsi que le Général Bernadotte assura, comme administrateur, les victoires qu'il savait remporter comme guerrier. Par suite de ce rétablissement de la force armée, les Anglais furent repoussés de la Hollande, Masséna reprit en Suisse l'offensive contre les Russes, et Moreau put tenir tête aux Autrichiens en Italie, avant que Bonaparte eût fait autre chose pour la république que de s'emparer du pouvoir.

L'Empereur Paul avait secouru l'Autriche par générosité, bientôt mécontent de ses procédés, il s'en sépara; de nouveau réduite à ses propres forces déjà épuisées, les succès brillans de Moreau et de Bonaparte en 1800 la contraignirent à signer la paix de Lunéville au commencement de l'année suivante. L'Angleterre, après la cession de la Belgique, ayant perdu l'espoir de conserver cette province à l'Autriche, com-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10460/005

me le lui faisaient désirer ses intérêts maritimes; tranquillisée par la reprise de l'Egypte sur ses possessions orientales, consentit un an plus tard à la paix la plus extraordinaire qu'on pût faire après une guerre pareille. Toujours victorieuse sur mer, toujours conquérante dans les deux Indes, elle reconnut toutes les acquisitions de la France en Europe, et rendit à peu près toutes les siennes dans les trois autres parties du monde, sans compensation quelconque.

Le sort des armes dans les guerres terminées par cette pacification générale avait souvent varié, mais en définitif le résultat était avantageux à la France au delà de ce que les espérances les plus exaltées de ses partisans leur auraient pu faire concevoir dix ans auparavant. Elle acquit les comtés d'Avignon et de Venaissin, enclavés dans son territoire; en Italie, la Savoye, Nice et Monaco; Genève, Mühlhausen et l'évêché de Basle, démembrés de la Suisse; en Allemagne tous les états d'outre-Rhin de l'Empire depuis l'Alsace et la Lorraine jusqu'aux frontières de la Hollande; les Pays-bas autrichiens, avec la Flandre hollandaise et les autres possessions des Provinces-Unies qui s'y trouvaient enclavées: elle eut l'embouchure de l'Escaut, le Rhin, le Jura et les Alpes pour frontières. Cet agrandissement immense qui augmentait presque d'un quart la population de l'ancien royaume, n'était pas le plus important des avantages remportés. La considération militaire de la France qui avait baissé sous les derniers règnes, était remontée aussi haut ou même plus haut qu'elle n'avait été dans les temps heureux de Louis XIV. L'Espagne était aussi attachée à la République française, qu'elle l'avait été à la monarchie. Les nouveaux gouvernemens de la Hollande, de la Suisse, et de la république cisalpine et ligurienne, étaient entièrement dévoués à la puissance qui les avait crées et sans le soutien de laquelle ils devaient rentrer dans le néant. Ces républiques formaient autant de boulevards autour de la république-mère. En un mot, la France avait tout ce qu'il lui fallait pour sa gloire, le complément de ses ressources, et sa sécurité à venir. Sa prépondérance sur le continent européen était telle, qu'on devait douter dès lors, s'il pouvait encore être question d'un système d'équilibre, et s'il y avait d'autre garantie contre sa domination universelle que sa propre modération.

Dix ans d'expériences réitérées avaient extrêmement découragé les anciens gouvernemens de toute tentative pour réparer par la force les pertes essuyées. La guerre depuis la Révolution avait pris un caractère tout différent de celui qu'elle portait dans le siècle passé. Elle était, ce qu'on n'avait plus vu en Europe depuis l'extinction des guerres religieuses, une guerre d'opinions. Mais dans les guerres que causa la Réformation, les deux partis étaient inspirés par un enthousiasme égal, l'un pour la défense du culte établi, l'autre pour celle des nouvelles doctrines. Dans les guerres de la Révolution au contraire cette élasticité morale que donne une foi implicite quelconque, ne se manifesta que parmi les guerriers républicains; tandis que les troupes des anciens souverains se battaient comme d'ordinaire par devoir et par point-d'honneur. Ceux qui gouvernaient la France, pouvaient, au nom de la liberté, exiger des sacrifices immenses: ils disposaient entièrement des personnes et des propriétés. Les gouvernemens coalisés n'avaient que leurs moyens ordinaires, encore devaient-ils en user avec beaucoup de ménagement, pour ne pas augmenter la fermentation sourde qui menaçait leurs états des explosions les plus violentes. L'abolition de tous les abus, le règne de la justice, de la raison et de l'humanité, voilà ce que la France se promettait d'abord à elle-même, et bientôt à l'univers entier. Les peuples croyaient donc partout que l'époque était venue où ils seraient délivrés de toutes leurs charges; partout des philanthropes, peu versés dans l'histoire et observateurs superficiels de la nature humaine, rêvaient un nouveau siècle d'or; partout des intrigans sous le masque philosophique préludaient au rôle de démagogues. Les gouvernemens qui jusqu'alors avaient passé pour les plus libres, furent décriés comme despotiques, uniquement parce que le temps les avait sanctionnés. L'excellence reconnue d'une constitution, qui avait fait ses preuves historiques, ne garantissait pas un pays du vertige révolutionnaire. Non-seulement la Hollande et la Suisse furent bouleversées par une faction; non-seulement les Irlandais mécontens conspirèrent pour livrer leur patrie à la France; en Angleterre même il existait un parti qui annonçait hautement le projet de refondre la constitution dans le creuset de la théorie. Ce qu'il y avait de plus effrayant, c'est que les idées chimériques et les passions réelles produisaient par tout le même délire, à quelque époque qu'on leur donnât pour la première fois un libre essor. Lorsqu'en France on était déjà revenu des premières erreurs, chaque nouvelle république débutait toujours de même. Longtemps après qu'en France les acteurs primitifs du grand drame de la Révolution eurent disparu de la scène, en Italie et en Suisse des marionettes démocratiques se démenaient sur leurs petits tréteaux, pour imiter ces rôles usés. Les opinions révolutionnaires dans notre siècle semblent être pour les nations ce que sont pour les individus ces maladies contagieuses, dont chacun porte le germe en soi, et qu'il faut avoir eues une fois dans sa vie, pour en être guéri radicalement.

Outre cette opposition populaire, que les souverains devaient redouter chez eux, les événemens des dix dernières années avaient décélé les vices inhérens aux coalitions et leur insuffisance pour des circonstances aussi extraordinaires. Les cabinets qui soutenaient l'ancien droit des gens en

Europe, avaient aussi conservé leurs vieilles habitudes. Ils mettaient la perfection de la diplomatie dans la finesse: ils auraient eu honte de ne pas avoir toujours des arrière-pensées secrètes, de ne pas viser à des buts ultérieurs, outre celui pour lequel on travaillait ouvertement. Le système de l'équilibre appelait les états à une surveillance mutuelle: de petites ruses pratiquées pour masquer aux autres puissances des vues d'agrandissement, étaient jusqu'à un certain point innocentes dans cette époque paisible qui précédait la Révolution; cela ne pouvait jamais mener fort loin. Tout avait changé de face, et l'on ne pouvait pas encore se convaincre, qu'il ne s'agissait pas du plus ou du moins, mais du tout; qu'il ne fallait penser à quoi que ce soit, hors le danger commun; et qu'une politique désintéressée, franche et loyale pouvait seule sauver l'indépendance de l'Europe. Les succès d'une des puissances coalisées excitaient la jalousie des autres; les revers qui en frappaient une en particulier, étaient vus avec indifférence ou même avec satisfaction par ses anciennes rivales. On se rapprochait avec défiance, on se séparait avec aigreur.

Les anciens gouvernemens du continent qui étaient restés debout malgré le double choc des armes et des doctrines françaises, avaient donc le plus grand intérêt au maintien de la paix, la plus grande aversion pour la guerre; pendant trois ans aucun d'eux ne put se résoudre à la recommencer, quoique Bonaparte, comme nous allons voir, leur en fournît tous les motifs imaginables.

D'un autre côté la France avait un besoin extrême de la paix avec l'Angleterre. Ses colonies étaient en grande partie ou perdues ou dévastées, son industrie manufacturière et son commerce étaient ruinés; en effet les actes et décrets de ses propres législateurs y avaient contribué autant que la guerre maritime. Cependant, comme la puissance navale de la France avait constamment baissé depuis la Révolution, comme la marine de la Hollande et de l'Espagne, depuis qu'elles étaient devenues ses alliées, n'avait éprouvé que des revers: un long repos sur mer était le seul moyen de réparer ces pertes.

Malgré cela la paix d'Amiens ne dura guère plus qu'une année. Les négociations qui précédèrent la rupture, sont connues de tout le monde: elles rappellent l'observation d'un ancien historien, qu'il faut soigneusement distinguer les vraies causes d'une guerre de ses prétextes ou des motifs allégués. La restitution des stériles rochers de Malte à l'ordre de St. Jean, exigée d'un côté, refusée de l'autre, semble en elle-même être un objet trop insignifiant pour contrebalancer les maux et les dangers d'une guerre entre deux puissances aussi formidables en différens genres. Mais on se proposait des vues ultérieures dans la possession de cette île. L'Angleterre voulait s'assurer une station dans la méditerranée, en cas que ses vaisseaux fussent de nouveau exclus des ports d'Italie; elle soupçonnait les projets de Bonaparte sur l'Egypte et le Levant, pour lesquels Malte était le point de départ. Nous ne déciderons pas, si l'Angleterre avait raison dans la forme, en soutenant qu'elle n'avait promis l'évacuation que conditionnellement; elle avait certainement raison pour le fond. On a remarqué que le gouvernement anglais après des guerres glorieuses fait souvent de mauvaises paix, parce que le ministère qui conclut la paix, est autre que celui qui avait conseillé et conduit la guerre. La paix d'Amiens était évidemment du nombre des mauvaises, et l'on se hâta de réparer l'imprudence commise. Dès-lors il était facile de voir que le danger pour l'Angleterre n'était pas dans la guerre mais dans la paix; que Bonaparte ne considérait celle-ci que comme une trève utile pour augmenter et exercer sa marine; que si l'Angleterre le laissait faire, il exploiterait les ressources immenses de la France agrandie et de ses dépendances, par tous les ressorts du pouvoir

Kreuſa.

O hätt' ich nimmer dieſen ſchwarzen Tag erlebt!

Phorbas.

Schon ſeh' ich mit dem ſchmucken dreiſten Knaben
Die Buhlerin in deinem Hauſe herrſchen.
Des Erben Mutter — und hat Xuthus nicht
Aus eigner Macht Baſtarde ſeines Bluts
Zu Erben unſrer Pallas-Burg erklärt? —
Des Erben Mutter iſt die wahre Gattin,
Das unfruchtbare Weib wird nichts geachtet,
Und muß der andern Sklavendienſte leiſten.
Sieh', dieſe grauen Haare möcht' ich mir
Beſtreu'n mit Aſch' und Staub, wenn ich bedenke,
Was deiner wartet, theure Königin!

Kreuſa.

So läß'ſt du mich erniedern, meiner Väter
Beſchützerin? haſt du dich, ſtrenge Jungfrau,
Denn gänzlich von Kreuſen abgewandt?

Phorbas.

Noch nicht genug. So lang' es möglich iſt,
Daß ſich dein Königsſtamm, der theure Oelbaum
Einheimiſch nur bei uns, jetzt kaum noch grünend,
Aus deinem Schooß mit neuen Sproßen ziere,
Sind ihres Raubes jene nicht gewiß.
Dich zu verſtoßen wagt nicht der Tyrann,
Er muß Empörung der Athener fürchten.
Sie ſteh'n dir alſo heimlich nach dem Leben;
Du bringſt nun keinen Becher an den Mund,
Daß du nicht vor dem Gifte ſchaudern müßteſt,
Womit ihn buhleriſcher Neid, und Haß
Des Stiefſohns, gährend, reichlich ſätt'gen wird.

absolu et avec cette prodigieuse activité qui lui est propre; qu'il créerait ainsi en peu d'années une force maritime capable de tenir tête à celle de l'Angleterre, et qu'alors elle se verrait menacée d'une invasion dans ses foyers.

Les projets de Bonaparte n'avaient qu'une certitude morale, mais ses actions, pendant le court intervalle de la paix, étaient plus que suffisantes pour justifier la reprise des hostilités de la part du gouvernement anglais. Bonaparte s'est toujours vanté d'avoir fait des paix modérées, et il faut en convenir jusqu'à un certain point: c'est un des plus habiles calculs de sa politique. Des conditions trop dures pourraient pousser un adversaire à demi terrassé à la résolution de se battre à toute outrance plutôt que de céder, résolution qui est le seul moyen de salut contre un ennemi tel que lui. Mais lorsqu'un gouvernement, après de grands revers, se trouve replacé dans une situation comparativement supportable, le souvenir des dangers passés, la conviction de son affaiblissement, le fait consentir à tout ce qui ne concerne pas immédiatement son existence. Ainsi Bonaparte réserve les plus riches moissons de ses guerres pour le loisir de la paix. Aussi-tôt les armes posées (celle de l'adversaire s'entend, car il ne pose jamais les siennes) il procède à des actes qui de façon ou d'autre étendent sa domination. Il a l'air de dire à chacun des états qui se sont opposés à lui sans succès: „Vous êtes trop „heureux que je vous laisse tranquilles „maintenant; prenez garde de ne pas vous „mêler des affaires d'autrui; à l'exception „de ce que je vous ai laissé par le dernier „traité, tout le reste de l'Europe m'est échu „en partage, et la moindre objection con„tre ce droit incontestable sera reçue com„me une déclaration de guerre.„ — Les puissances du continent comprirent fort bien ce langage; pour acheter un court répit, elles supportèrent sans murmure que Bonaparte accumulât de nouveaux moyens d'agression, et furent écrasées successivement. Voilà l'histoire des dix dernières années.

L'Angleterre était très-éloignée d'acquiescer à ce principe d'envahissemens sans terme; elle protesta contre l'occupation du Piémont, de Parme et Plaisance, et de l'île d'Elbe; elle considérait le séjour prolongé des garnisons françaises en Hollande, un nouvel envoi de troupes en Suisse, comme des infractions faites à l'indépendance de ces républiques, garantie par le traité de Lunéville. Quant à la Hollande, la prévoyance du ministère britannique a été pleinement justifiée par les événemens postérieurs. Après avoir long-temps vexé et violenté les Suisses, le Premier Consul consentit enfin à leur rendre une constitution à peu près telle qu'ils se la seraient donnée eux-mêmes, si on les avait laissé faire. Mais il voulut qu'ils la tinssent de sa main, et il prit le titre de Médiateur de la Suisse comme s'il avait prévenu une guerre civile, tandis que toute la nation était unanime contre le gouvernement Helvétique, institué par le Directoire français. Le Valais fut dès-lors détaché de la confédération, occupé militairement, et désigné par la route du Simplon pour être incorporé à la France, comme il l'a été depuis.

Quoi qu'il en soit de l'origine de cette seconde guerre, l'Angleterre la continue depuis près de dix ans avec des succès toujours croissans, mérités par une persévérance héroïque, que l'histoire saura faire valoir, en la mettant en contraste avec la soumission des deux tiers de l'Europe. C'est là l'ennemi, devant lequel l'étoile de Napoléon pâlit: c'est l'Angleterre qui foudroya ses flottes près d'Aboukir et de Trafalgar, qui arrêta le cours de ses conquêtes en Egypte, en Sicile, en Portugal et en Espagne.

Bonaparte se rattacha d'abord à son ancien projet favori, celui d'une descente. Il y dépensa des sommes énormes, il s'en occupa plus de deux ans, et ne se désista de l'entreprise, que lorsqu'il se fut convaincu de son impossibilité absolue. Après tant de pompeuses proclamations, il aurait même été fort embarrassé de lever son camp de Boulogne, sans avoir rien effectué, si la guerre d'Autriche ne lui en eût pas fourni un prétexte. L'Angleterre a retiré de ces démonstrations l'avantage d'avoir fortifié ses côtes, qu'une trop grande confiance dans ses murs flottans de bois lui faisait négliger auparavant. Une descente ne pourrait s'effectuer que sous la protection d'une flotte capable de se mesurer avec les escadres anglaises dans la Manche, et après tant d'échecs essuyés, le pavillon français a presque disparu de toutes les mers du globe : les amiraux anglais d'aujourd'hui doivent envier l'immortel Nelson qui trouvait encore des ennemis à combattre. La supériorité de la marine anglaise en nombre et en manoeuvres est telle, que leurs antagonistes croyent avoir remporté un triomphe, lorsqu'une de leurs escadres s'est échappée d'un port et en a atteint heureusement un autre en se glissant le long de la côte. En vain Bonaparte disposait-il au commencement de la guerre des ports de la France, de la Hollande et de l'Espagne: en vain s'est-il emparé ensuite de ceux de l'Italie, de la Dalmatie et de plusieurs au nord de l'Allemagne; en vain fait-il construire nombre de vaisseaux de guerre sur tous les anciens et les nouveaux chantiers; en vain a-t-il établi une conscription maritime: aussi long-temps que les Anglais continuent la guerre sans interruption, qu'ils ne se lassent pas de bloquer tous les ports importans, ils n'ont rien à craindre; les marins français ne peuvent pas se former faute d'expérience, et ces immenses préparatifs sont comme des écoles de natation à sec.

L'armement en course ne pouvait faire un mal considérable à l'Angleterre dans les mers de l'Europe que pendant les premières années de la guerre; dans les autres parties du monde les corsaires n'étaient à craindre qu'aussi long-temps que la France avait encore des colonies. Mais elle a perdu successivement toutes les siennes et celles de la Hollande, même celles qui semblaient être le plus à l'abri d'une attaque, de sorte que les conquêtes sur elle dans ce genre sont épuisées.

Bonaparte fut donc réduit à faire au commerce et à la navigation des Anglais une guerre purement négative, en excluant leurs vaisseaux et leurs marchandises des ports de la France et des pays sous son influence. Il prêchait cette mesure dès 1800, comme un moyen infaillible de forcer l'Angleterre à demander la paix sous des conditions qui mettraient un terme à sa prépondérance navale; mais alors il n'était pas encore assez puissant pour ne pas reconnaître des neutres. En 1806 il publia le fameux décret de Berlin, et depuis il n'a jamais cessé d'exécuter avec plus de rigueur et d'étendue ce qu'il appelle *le système continental.* Il a déclaré que les règlemens prohibitifs qu'il jugeait à propos d'adopter pour ses propres sujets, étaient obligatoires pour tous les gouvernemens du continent européen, et il ne leur laisse plus d'autre choix que de rompre toute relation commerciale avec l'Angleterre, ou d'être traités comme ennemis de la France. Je montrerai l'injustice, l'absurdité et les suites funestes de ce système, après avoir tracé rapidement la marche des guerres, qui depuis 1805 n'ont presque plus cessé de désoler l'Europe.

Pendant plus de quatre ans après le traité de **Lunéville** la paix du continent ne fut point troublée. On pourrait s'étonner de sa longue durée, si l'on ne réfléchissait pas à l'immense travail que Bonaparte avait à faire dans l'intérieur. Il avait su réunir sur sa tête le double héritage de la République française et de l'ancienne monarchie, mais il ne pouvait entrer en pleine possession que peu à peu. Il fallait affermir son autorité, découvrir et punir les conspirations, amalgamer les débris de tous les partis et par des récompenses offertes à tous les confondre dans une égale servilité. Il existait encore une opinion en France: il fallait, pour ainsi dire, faire virer de bord la pensée humaine, et la rejeter en arrière dans une direction tout opposée à celle qu'elle avait suivie jusqu'alors au milieu des orages; cela demandait des manoeuvres compliquées. Après avoir fait la contre-révolution des choses, il fallait faire celle des mots, et tel républicain, défenseur zélé de l'autorité la plus arbitraire exercée de par la liberté et l'égalité, se révoltait encore au seul nom de Roi. Bonaparte eut soin d'envelopper ce nom dans celui d'Empereur, mais pour produire un certain prestige, il avait besoin du cortége complet de la royauté. Il y eut donc une résurrection générale de tout ce qu'on croyait avoir enterré pour toujours; les titres, les cérémonies, les costumes de cour, les décorations, les phrases surannées même, dont les rois se servaient dans leurs lettres, sortirent tout poudreux de leurs tombes, et après tant de constitutions passagères, la

France reçut pour seule constitution permanente *l'Etiquette impériale.*

Au milieu de ces occupations domestiques, Bonaparte ne se refusait rien de ce qui pouvait être à sa convenance au dehors. Il mit les dispositions pacifiques de l'Autriche et de la Prusss aux épreuves les plus rudes. Un simple aperçu chronologique de tous les actes de violence que Bonaparte se permit pendant la paix, suffira pour faire connaître le véritable agresseur.

En 1802 au mois de Septembre un arrêté du Premier Cousul dépouille le Roi de Sardaigne des états qui lui restaient encore en Italie; un sénatus-consulte ordonne la réunion définitive du Piémont à la France. Au mois d'Octobre, après la mort de l'Infant Duc, les duchés de Parme et de Plaisance sont réunis de la même façon. On se fondait sur une cession faite secrétement d'avance par la cour de Madrid. Mais cette cession était nulle, puisque l'Autriche avait des droits éventuels sur ces duchés à

Kreuſa.

Mir gilt es gleich, es komme was da will.
Was ſoll ich ängſtlich um mein Leben ſorgen?
Möcht' ich doch gleich den Unmuth meiner Seele,
Mit mir von jenes Berges Höhen ſtürzend,
In Klüften der Vergeßenheit begraben.

Phorbas.

Du wärſt bequem, dich ſelber wegzuräumen,
Daß ſie ihr Feſt dann doppelt feiern dürften.
So willſt du all die Schmach geduldig tragen?
Und willſt, die Enkelin von Pallas Zögling,
Ein Spott jedwedem Freigeſinnten ſein?

Kreuſa.

Was kann ich thun? Ich bin ein ſchwaches Weib.

Phorbas.

Ein Weib iſt unſre Heldengöttin auch;
Nicht das Geſchlecht, der Muth macht ſchwach und ſtark.
Gedenke deiner Schweſtern, die freiwillig
Und ſtandhaft ſich dem Vaterland geopfert.
Ganz andre Opfer, minder reine, heiſcht es jetzt,
Von dir die Pflicht nur, dich ihm zu erhalten;
Das Heil Athens ruht ja auf dir allein.

Kreuſa.

Sprich denn, wie räthſt du mir? Gleich heim zu eilen,
Und dort mein Volk zum Beiſtand aufzurufen?
Damit wir die theſſal'ſchen Könige,
Die wir einſt thöricht dankbar aufgenommen,
Sammt dem Gefolge mißerzeugter Söhne,
Aus unſern Gränzen jagen mit Gewalt?

l'extinction de la branche des Bourbons qui en était investie.

Par ces réunions la France dépassait les Alpes, l'une des limites naturelles qu'elle s'était prescrites solennellement à elle-même, pour tranquilliser l'Europe.

En 1803 au mois de Mai et de Juin, immédiatement après que la guerre maritime eut éclaté de nouveau, Bonaparte fait marcher un corps d'armée en Allemagne, occupe le Hanovre et le fait administrer pour son compte. George III avait déclaré la guerre comme roi de la Grande-Bretagne, et non pas comme électeur d'Hanovre. Il n'avait pas tiré un seul homme de ses états héréditaires en Allemagne pour servir contre la France. Celle-ci dans la guerre d'Amérique n'avait jamais imaginé d'attaquer le Hanovre; le grand Frédéric ne l'aurait pas souffert. La Prusse qui avait garanti le nord de l'Allemagne pendant toute la guerre de la Révolution, était particulièrement intéressée à ne pas laisser entrer une armée française au coeur de ses états. Le ministère hanovrien réclama sa protection: elle fut refusée.

L'invasion du Hanovre était une violation manifeste de la paix avec l'Empire germanique. L'Empereur François II, comme chef de l'Allemagne, était donc autorisé à s'y opposer, à faire déclarer la guerre d'Empire et à repousser la force par la force, si les protestations restaient sans effet. L'Autriche ne fit aucune démarche.

L'Angleterre, voyant que la neutralité de l'Empire n'était pas respectée, par une juste représaille bloqua l'Elbe et le Weser: ainsi l'Allemagne, délaissée par les deux puissances qui seules pouvaient la protéger, devint le théâtre des hostilités par terre et par mer.

En 1804 au mois de Mars, Bonaparte fit enlever par un détachement de troupes le duc d'Enghien sur le territoire de l'électeur de Bade. Je ne m'arrêterai pas ici à cet attentat sous d'autres rapports; je l'envisage uniquement comme infraction faite à la paix. En supposant même que le descendant de l'illustre Condé pût être un sujet de Bonaparte et coupable envers lui, celui-ci devait s'adresser au souverain, dans les états duquel le duc séjournait, et demander qu'on le livrât. Si l'observation de ces formes avait donné au duc d'Enghien le temps de s'évader, le but prétendu, c'est à dire, d'écarter du voisinage de la France un homme dangereux, aurait été de même obtenu. Plusieurs gouvernemens, il est vrai, étendent la garantie de sûreté personnelle qu'ils doivent aux gouvernés, au point de ne livrer jamais qui que ce soit; un étranger, une fois reçu dans le pays, ne peut plus y être poursuivi pour des crimes qu'il a commis ailleurs. Veut-on par là favoriser des individus indignes d'une telle protection? Non, certes: c'est un noble privilége accordé au sol même, comme le droit d'asyle dans les temples, respecté chez tant de nations, était un hommage rendu à la sainteté du lieu. Il est beau de dire à tous les hommes: Quand même le plus puissant monarque de la terre serait votre ennemi, touchez à nos frontières sacrées, et vous n'avez plus rien à craindre.

Si une force armée avait enlevé sur le territoire pacifique d'Allemagne l'individu le plus obscur et le plus criminel, c'eût été toujours un acte d'hostilité qui demandait réparation. Mais les circonstances de cette catastrophe étaient tellement atroces, que Bonaparte semblait par là déclarer hautement à toutes les nations civilisées son mépris du droit des gens et son intention de fouler aux pieds le genre humain.

Quel contraste entre cette barbare conduite de Bonaparte envers le petit-fils du grand Condé, et la générosité d'un général, l'émule de Napoléon dans la gloire militaire, mais présentant d'ailleurs sous tous les rapports le plus parfait contraste avec lui! Le duc d'Enghien vint secrétement à Paris pendant l'été de 1799. Bonaparte était encore en Egypte, le gouvernement républicain n'avait plus de force, et le parti des Bourbons espérait se relever. Le ministre de la guerre, le général Bernadotte, alors attirait les regards tant par l'éclat de sa renommée, que par cette décision rapide dans les occasions périlleuses, qui est le vrai caractère des hommes destinés à jouer un grand rôle. Le duc d'Enghien lui confia par un ami commun son séjour à Paris, et lui fit offrir en même temps l'épée de Connétable, s'il voulait rétablir les Bourbons sur le trône. „Je ne puis pas servir leur cause,“ répondit le Général Bernadotte, „mon honneur me „lie à la volonté de la nation française; mais „puisque le descendant d'un héros, mais „puisqu'un homme s'est confié à moi, il ne „lui en arrivera point de mal. Que le duc „d'Enghien parte donc à l'instant: car son „secret en trois jours ne pourrait plus être „le mien, et je le devrais à la patrie.“ — C'est ainsi qu'un coeur vraiment magnanime trouve toujours le moyen de concilier les devoirs en apparence les plus opposés.

Toute réclamation aurait été tardive pour sauver ce prince infortuné; la Prusse et l'Autriche n'en firent aucune. La Suède et la Russie exhortèrent en vain la Diète à ressentir l'outrage fait à l'Empire. Cette affaire d'honneur sur laquelle il n'y avait pas à délibérer, fut faiblement mise en délibération et bientôt entièrement assoupie.

Par un sénatus-consulte du 18 Mai 1804 Bonaparte se fit proclamer Empereur: cette nouvelle dignité fut reconnue sans difficulté par les cours de Vienne et de Berlin.

En 1805 au mois de Mars, Bonaparte, depuis le commencement de 1802 élu président de la république cisalpine, se déclara roi d'Italie. C'en était donc fait, non seulement de l'indépendance de cette république, garantie par le traité de Lunéville, et qui n'avait jamais été que nominale, mais de son existence même. La république cisalpine, à ce que disaient les gazettes, commit ce suicide politique, poussée par une passion irrésistible pour son bienfaiteur; il était à prévoir qu'il saurait inspirer bientôt aux autres républiques à sa portée un amour tout aussi peu mesuré.

Comme on avait déterré la couronne de fer des anciens rois lombards, il aurait été naturel et convenable de renouveler aussi le nom du royaume de Lombardie. Mais la république cisalpine avait déjà pris le nom de république italienne: transformée en monarchie elle eut le titre de royaume d'Italie. Cette dénomination plus vaste que son objet semblait être choisie exprès pour annoncer aux états encore indépendans de l'Italie leur sort futur.

L'Autriche différa de reconnaître Bonaparte en sa qualité de roi d'Italie, et c'est ce qui l'irrita principalement contr'elle.

Au mois de Juin, Bonaparte anéantit les républiques de Gènes et de Lucque et les incorpora à l'Empire francais. S'il se fut emparé du Piémont, de Parme et de Plaisance, de Gènes et de Lucque au profit de la république cisalpine, son procédé n'en aurait pas été plus juste, mais il aurait au moins satisfait le vœu des patriotes italiens, qui espéraient la régénération de l'Italie de sa réunion en un seul corps. En incorporant ces états à la France, il décela qu'il ne reconnaissait point d'autres bornes à ce vaste empire que celles de ses conquêtes et qu'il voulait le transformer en monarchie universelle.

La guerre éclata en automne 1805. D'après les données précédentes il sera facile de juger s'il y avait autre chose à reprocher à l'Autriche que sa trop longue patience. Il est curieux de voir à quels misérables prétextes Bonaparte a recours dans son manifeste (c'est à dire dans son discours au sénat) pour colorer son agression. Il impute à l'Autriche des vues ambitieuses; mais il faut chercher avec un microscope les agrandissemens dont il se plaint. Encore est-il forçé de convenir que l'Autriche avait fait ses acquisitions en vertu d'anciens droits constitutionnels ou par des cessions. Avec une rare impudence ou une amère dérision, il lui reproche entr'autres, comme un envahissement dangereux pour la Suisse, de s'être fait céder Meinau, petite île dans le lac de Constance qui peut avoir une lieue de tour, et dont la possession aurait pu tenter tout au plus un amateur de beaux sites, pour y établir un jardin anglais.

Au commencement de la guerre les troupes françaises stationnés dans le Hanovre traversèrent la Hesse pour rejoindre la grande armée. L'électeur de Hesse offrit au roi de Prusse de s'opposer à leur passage, pourvu qu'il lui promît de le soutenir dans cette démarche. Le roi de Prusse l'en découragea. Peu de jours après, ces mêmes troupes passèrent par les états prussiens en Franconie. Le roi de Prusse, au lieu de prendre les armes sur le champ, négocia, se laissa amuser par des assurances d'amitié et des promesses fallacieuses, et n'obtint aucune satisfaction de la violation de son territoire.

Cette guerre courte mais désastreuse pour l'Autriche, fut terminée par la paix de Presbourg. Dans celle de Lunéville elle avait obtenu des dédommagemens pour ses provinces perdues, quoique pas équivalens à beaucoup près. Maintenant il lui fallut céder toutes ses possessions en Souabe, le Tirol son grand boulevard, l'état de Venise et la Dalmatie venitienne, sans autre compensation que l'archevêché de Salzbourg, qu'un prince de la maison d'Autriche possédait déjà.

Au commencement de la guerre les princes de l'Empire étaient en paix avec la France, mais ils n'étaient pas ses alliés, ni ne pouvaient l'être contre l'empereur d'Allemagne et contre leurs co-états, autant qu'il existait une constitution germanique. Ceux du nord restèrent neutres sous la sauvegarde de la Prusse; ceux du midi attendaient les événemens. L'Autriche avait fait marcher

Phorbas.

Unzuverläſſig iſt die blöde Menge;
Sie ſind gewöhnt, dem Fremdling zu gehorchen:
Was er noch nicht gethan, wär's auch gewiſſer,
Als Abend oder Morgen, deſſen wirſt du ſie
Zu überzeugen dich umſonſt bemühn.
Vertrau'n wir uns allein, und führen das
Was jetzt nothwendig, nicht gewaltſam wild
Wie übereilte Jünglingsthaten, ſondern
Bedächtig und verſchwiegen ſinnend aus.

Kreuſa.

Was achteſt du nothwendig, treuer Greis?

Phorbas.

Der aufgedrungne Stiefſohn darf nicht leben.

Kreuſa.

Den zarten Knaben muß die Rache treffen?

Phorbas.

Entfiel dir alles, daß dich dieß befremdet?

Kreuſa.

Mich dau'rt die Unſchuld ſeiner blüh'nden Jugend.

Phorbas.

Willſt du durchaus an dir ihn ſchuldig ſehn?

Kreuſa.

Wohlwollend, ſchien es, kam er mir entgegen.

Phorbas.

Des Falſchen Freundlichkeit hat dich bethört.

Kreuſa.

In ſeinen Blicken las ich ſein Gemüth.

Phorbas.

Und laſeſt dein Verderben nicht darin?

des troupes en Bavière: cette mesure indispensable pour défendre ses provinces avancées fut prise du plein consentement de l'électeur, qui demanda seulement qu'on lui ménageât une apparence de neutralité, comme la cour de Vienne l'a prouvé par sa correspondance avec celle de Munich. Ensuite la Bavière, voyant la fortune se déclarer pour les Français, se rangea sous leurs drapeaux, les électeurs de Wurtemberg et de Bade suivirent son exemple. Alors on vit les Allemands s'entr'égorger, non pas dans une guerre civile, car ils n'avaient aucun sujet de débats, mais uniquement pour les intérêts d'une domination étrangère. On vit des princes Allemands faire une guerre impie à leur Empereur, qui les avait défendus si souvent contre les invasions de la France, en épuisant les trésors et la population de ses états héréditaires. Aussi furent-ils richement récompensés: Bonaparte leur distribua les dépouilles de leur ancien bienfaiteur, et à peine roi lui-même, il nomen rois les électeurs de Bavière et de Wurtemberg.

Quelques grandes que fussent les pertes auxquelles l'Autriche se soumit par le traité de Presbourg, elles n'étaient rien en comparaison des suites ultérieures. La cour de Naples, forcée depuis long-temps de payer tribut à la France et d'en supporter les troupes sur son territoire, à la faveur de cette nouvelle coalition fit un faible effort pour secouer le joug. Délaissée par ses alliés sur terre ferme, exposée à tout le courroux du vainqueur, elle n'eut ni les moyens ni le courage de lui tenir tête, et s'enfuit en Sicile, asyle que les secours anglais lui conservèrent. Deux frères de Bonaparte furent déclarés, l'un au mois de Mars 1806 roi de Naples, l'autre au mois de Juin roi d'Hollande. La nomination de ces rois ne différait que pour la forme de l'incorporation des pays qui leur furent donnés, à l'Empire français. Par une loi de famille, publiée en même temps, Bonaparte s'arrogea une tutelle absolue sur ses frères et autres collatéraux. En vertu de cette loi la qualité de prince du sang de la dynastie Napoléon impliquait une minorité éternelle; le premier devoir d'un roi de nouvelle création était l'obéissance servile envers son maître. Cette couronne, ce cercle radieux dont Bonaparte semblait vouloir ceindre le front de ses frères ou de ses alliés, n'était que le dernier anneau d'une chaîne, dont il tenait l'autre bout, et qu'il pouvait resserrer à volonté; et les déclamations figurées des philosophes contre les rois comme *esclaves couronnés*, furent littéralement vérifiées.

L'Empire germanique avait encore été reconnu par la paix de Presbourg; cependant Bonaparte laissait toujours ses armées en Allemagne pour y protéger toutes les violences commises par des princes de l'Empire même contre leurs co-états; il encourageait les déprédations des forts contre les faibles, des satellites de sa domination contre les individus loyaux et fidèles à leur patrie. Les dépouilles des villes impériales, de l'ordre équestre, de petits princes pacifiques, en général d'états qui n'avaient ni pu ni voulu faire la guerre à la France, servirent à cimenter la *Confédération rhénane*: on ne pouvait y entrer, sans avoir pris le bien de son voisin. C'est dans ce temps là qu'un libraire allemand, au milieu de cette prétendue paix, au sein de sa patrie, fut fusillé par ordre d'une commission militaire française, pour avoir osé imprimer que l'Allemagne était avilie: étrange manière de réfuter son assertion!

Au mois d'Août parut enfin l'acte fondamental de la *Confédération rhénane*. En mettant de côté les règlemens constitutionnels, qui ne furent jamais exécutés, ce n'était au fond autre chose qu'un pacte mutuel, par lequel Bonaparte garantissait aux princes les usurpations faites sous ses auspices; ceux-ci en revanche lui livraient la propriété et la vie de leurs sujets, en promettant de l'aider à faire toutes les guerres d'agression qu'il pourrait encore méditer.

Les membres de la Confédération annulèrent de leur propre chef leurs obligations envers l'Empire, en vertu desquelles ils tenaient leurs fiefs. L'Empereur d'Autriche vint à la rencontre de cette démarche en résignant pour sa personne la dignité de chef électif de l'Empire, et tous les droits qui y étaient attachés. Le traité de Presbourg reconnaissait ces droits, mais pour les maintenir il aurait fallu entreprendre une nouvelle guerre. La Prusse depuis 1795 avait séparé sa cause d'avec celle de l'Empire germanique; elle avait donné l'exemple pernicieux des paix particulières. Les princes ecclésiastiques, les seuls qui fussent sincèrement attachés à la cause germanique, avaient cessé d'exister par les sécularisations; chez la plupart des autres princes les sacrifices de l'Autriche pour l'Empire pendant la longue guerre de la Révolution, n'avaient rencontré qu'ingratitude ou froideur. Le monarque autrichien déposa donc volontairement cette antique couronne, de l'aveu de l'Europe entière la première en dignité, et qui depuis cinq siècles avait illustré la maison d'Habsbourg. On se rappelle avec attendrissement que l'équité et la sollicitude paternelle pour les opprimés signalèrent les derniers actes de l'autorité impériale. Il était facile de blâmer la débilité de la Constitution germanique, pendant qu'elle existait encore; mais il a fallu une triste expérience pour faire connaître toute l'étendue des maux que sa chute devait entraîner pour l'Allemagne et l'Europe.

L'heure de la Prusse était venue. Son roi estimable avait été plongé long-temps dans un fatal aveuglement: ses yeux furent enfin dessillés, mais trop tard. On ne cessait de vanter ses dispositions pacifiques comme le comble de la sagesse politique, on lui persuadait qu'en persistant dans sa neutralité, il tiendrait à la fin la balance de l'équilibre européen; et Bonaparte était un des flatteurs les plus empressés de ce monarque qu'il appelait son allié naturel. La Prusse était intacte: les sécularisations l'avaient amplement dédommagée de la perte de ses provinces d'outre Rhin. En y ajoutant sa part au dernier partage de la Pologne, on verra qu'elle était plus forte en population et en moyens de toute espèce qu'elle ne l'avait jamais été du temps de Fréderic II. Mais celui-ci aurait prévenu, au lieu d'attendre; il n'aurait pas cru que les affaires du midi de l'Allemagne lui fussent étrangères; il n'aurait pas laissé refouler l'Autriche dans ses états héréditaires derrière l'Inn, et d'un commun accord avec elle il aurait reconstruit une digue assez forte pour arrêter les débordemens de l'ambition.

Ce qui fut sur-tout funeste à la Prusse, c'était la confiance dans ses anciens succès. Depuis onze ans ses institutions civiles et militaires n'avaient pas été mises à l'épreuve; elle ne s'appercevait pas de leur insuffisance après tant de changemens opérés en Europe.

En général, voilà le danger dont les neutres sont menacés: l'inactivité pendant ces grandes luttes qui mettent en jeu tous les ressorts de la nature humaine, diminue l'énergie des gouvernemens et des nations. On dit que les neutres doivent rester les plus forts, parce que les combattans s'affaiblissent mutuellement. C'est un faux raisonnement: la force des états se compose beaucoup moins des masses, que du mouvement qu'on sait leur imprimer par le patriotisme et le point d'honneur militaire.

Le ministère prussien ne prouva que trop, combien il était éloigné de tout projet hostile, en se prêtant aux propositions les plus insidieuses du cabinet de St. Cloud. En mettant de côté la violation de son territoire, la Prusse consentit à céder des provinces qu'elle possédait de bon droit, et à recevoir en échange l'électorat d'Hanovre, qu'en effet des troupes françaises avaient occupé, mais sur lequel le roi d Angleterre n'avait nullement abdiqué ses droits. Pour comble de duplicité Bonaparte négociait sa paix avec le gouvernement britannique en offrant de rendre le Hanovre, pendant qu'il invitait la Prusse à en prendre possession. Ainsi au moment où il allait fondre sur elle, il eut soin de la compromettre avec l'Angleterre. Pour la tranquilliser sur la Confédération du Rhin, il lui proposa de former une *Ligue du Nord*, avec les états allemands qui n'étaient pas encore compris dans la première. Mais lorsque le roi de Prusse voulut effectuer cette ligue, Bonaparte en excepta les villes anséatiques; il ajouta que sa tendresse pour l'indépendance des peuples lui imposait le devoir de protéger tous ceux qui refuseraient de se confédérer. En attendant, les armées françaises restaient toujours en Allemagne et se rapprochaient des frontières prussiennes; les armemens indispensables à la Prusse pour ne pas se livrer sans défense, furent considérés comme des hostilités: la guerre éclata donc.

L'électeur de Hesse, craignant que son

pays n'en devint le théâtre, demanda aux puissances belligérantes de pouvoir rester neutre. Sa proposition fut accueillie avec empressement dans le quartier général français, avec froideur dans celui du roi de Prusse. Quinze jours après avoir reconnu la neutralité de l'électeur, Bonaparte victorieux, n'ayant plus raison de le craindre, le dépouilla de tous ses états, en aggravant cet arrêt foudroyant par les imputations les plus odieuses. Leçon mémorable pour les neutres! L'électeur de Saxe, qui d'abord allié volontaire de la Prusse, tourna ensuite ses armes contr'elle, sans qu'elle eût aucun autre tort que son malheur, fut récompensé par le titre de roi et le duché de Varsovie. La neutralité est un attentat aux yeux de Bonaparte, parce que c'est un acte d'indépendance; la défection au contraire mérite d'être encouragée: d'ailleurs une démarche qui nuit à la considération d'un souverain, est toujours l'initiative de l'intimité avec cet homme, pour lequel l'estime est une gêne.

Kreuſa.
Wie weißt du, daß es mich von ihm bedroht?
Phorbas.
Gedenk' an des Trophonius Weiſſagung.
Verwarnt' er nicht, ihr würdet ſtatt erwünſchter
Nachkommenſchaft, nichts als Verderben eures
Geſchlechts, Zerrüttung eures Hauſes finden?
Hier gilt's entweder leiden oder thun.
Noch lächelt dir dein Unheil in dem Knaben,
Wiewohl er es ja ſichtlich ſchon begonnen,
Indem er dir den Gatten umgewandt.
Kreuſa.
Er ſelber trotzte, ganz verwandelt, mir.
Phorbas.
Ha! das iſt Kleines erſt. Verſtoßung deiner,
Mord deiner künft'gen Söhne, Ausrottung
Von deinem Stamm, mit Wurzeln, Zweigen, Blüthen,
Sei dir gewärtig, wenn du nicht zuvorkommſt.
Kreuſa.
Wohlan, es muß geſchehn. Doch wie vollbringen wir's?
Phorbas.
Vernimm: das Schickſal legt' in meine Hand
Ein ſchleunig wirkend, doch verborgnes Mittel.
Athene gab dem alten Erichthonius
Im kleinen Goldgefäß zwiefach geſondert,
Zwei Tropfen von der furchtbar'n Gorgo Blut,
Des Ungeheuers, das ſie ſelbſt erlegt.
Der eine friſtet Sterbenden das Leben;
Der andre, aus des Herzens linker Ader
Entquollen, tödtet ſicher, augenblicklich,
Als wenn durch innerlichen Schlag den Gliedern

Nous ne faisons pas ici l'histoire des guerres de Napoléon, nous esquissons plutôt celle de ses paix. Il suffira donc de rappeler les suites immédiates de la paix de Tilsit. La fondation du nouveau royaume de Westphalie pour la dynastie Napoléon; l'accession de la plupart des princes du Nord de l'Allemagne à la Confédération rhénane; le duché de Varsovie, noyau du rétablissement futur de la Pologne entière, épouvantail toujours mobile entre les mains de son inventeur, et qu'il pourrait tourner à volonté contre la Russie ou l'Autriche; le rétablissement de la république de Dantzick, dont l'indépendance fut garantie, mais dont la sujétion permanente était à prévoir, puisqu'elle fournissait à la France un port sur la Baltique et une grande place d'armes; enfin des routes militaires réservées aux armées françaises à travers les états prussiens, de sorte que désormais aucune barrière jusqu'aux frontières russes n'arrêtait plus leur marche: voilà les conditions auxquelles le cabinet de St. Petersbourg souscrivit dans une heure fatale!

Ce traité fut conclu au milieu de l'été 1807: avant la fin de cette année Bonaparte avait envahi deux royaumes, celui de Portugal et d'Etrurie; il avait si bien enveloppé de ses filets une troisième grande monarchie, l'Espagne, qu'il se croyait déjà sûr de sa capture.

L'occupation du Portugal, royaume tributaire de la France depuis sa paix faite en 1801, avait pour prétexte l'admission des vaisseaux anglais dans ses ports. Tandis que le gouvernement français tachait de rassurer le Prince Régent, et de lui faire accroire que les troupes, entrées dans son royaume, ne devaient que garder les côtes, qu'il serait toujours respecté comme souverain de Portugal, pourvu qu'il commît des hostilités contre l'Angleterre, le gouvernement britannique éclaira la cour de Lisbonne sur ses véritables intérêts, et l'engagea à s'embarquer pour le Brésil. Bonaparte déclara, selon la phrase consacrée, *que la maison de Bragance avait cessé de régner;* mais il en avint tout autrement. Elle aurait en effet cessé de régner, si elle était restée: elle serait condamnée à traîner une existence captive à la discrétion de l'usurpateur. Son honorable fuite vers un autre hémisphère prouva que les partis extrêmes sont les plus prudens à prendre avec un tel ennemi. Le jour où le Prince du Brésil fit voile de Lisbonne fut l'ère d'une nouvelle splendeur pour cette monarchie anciennement glorieuse et conquérante, mais tombée en décadence depuis deux siècles. Le Brésil est vivifié par la résidence de la cour, par les richesses et les nouveaux habitans, qui y ont afflué; le Portugal a été reconquis pour son légitime souverain par ces Anglais qu'on accuse d'abandonner leurs alliés; et les troupes portugaises aguerries et animées d'un enthousiasme nouveau, aident à délivrer l'Espagne, et pourront bientôt paraître sur les frontières de la France.

L'Espagne depuis onze ans, à son grand détriment, était l'alliée la plus fidèle et la plus dévouée de la France. Le gouvernement français disposait à son gré des armées, des flottes et des trésors de cette monarchie. La cour de Madrid poussa la complaisance jusqu'à permetre aux troupes destinées pour le Portugal le passage sur son territoire. Ce fut là le signal de sa perte. Tout le monde sait par quelles machinations la famille royale fut d'abord divisée entr'elle, ensuite attirée à Bayonne, et comment on extorqua l'abdication de Ferdinand VII, en ne lui laissant point d'autre choix que de signer ou de mourir. Dans cet exemple les alliés de Bonaparte devaient voir l'image du sort qu'il leur préparait, et dont le plus grand zèle pour le servir, le dévouement le plus absolu à ses volontés ne saurait les garantir. Mais cet allié exterminateur se fiait à leurs illusions, à leur pusillanimité, et sur-tout à leur situation précaire, puisque non-seulement les rois de nouvelle création, mais aussi les anciens princes confédérés n'avaient plus d'autre appui que lui, leurs véritables droits s'étant perdus dans leurs titres usurpés. Après les procédés de Bonaparte en Espagne, personne ne pouvait plus se flatter qu'il se bornerait même aux envahissemens utiles aux intérêts de sa domination; il se montra déterminé à sacrifier les souverains et les peuples aux caprices de sa vanité. Depuis longtemps l'Espagne était un royaume à son usage; le gouvernement ne fesait qu'en exploiter les ressources pour son compte: toute cette possession aussi commode que profitable il la risqua pour la gloriole de sa dynastie, pour placer un Bonaparte sur ce trône, occupé après les illustres descendans des Goths par les maisons de Habsbourg et de Bourbon. En admettant qu'il était facile de se méprendre sur le caractère des Espagnols, il faudra toujours convenir que cette entreprise était mal calculée sous tous les rapports. On ne devait pas compter sur un assentiment général de la nation à un changement opéré par une violence à peine voilée; outre les membres de la famille royale, prisonniers en France, il existait plusieurs prétendans au trône d'Espagne: pour y affermir un roi intrus, il fallait donc entretenir constamment une armée française dans cette péninsule, où les Anglais pouvaient de tous les côtés porter des secours aux mécontens. D'ailleurs il était clair que les colonies s'émanciperaient à cette occasion, et que l'or des mines du Potosi et du Mexique cesserait de refluer dans la métropole, et par là en France.

Mais ce qu'il y a de plus curieux dans cette transaction de Bayonne, c'est que Bonaparte y manifesta ses véritables opinions sur les droits des peuples, dont cet *empereur républicain* s'était si souvent déclaré le protecteur. Il traita la nation espagnole comme un troupeau de bêtes, que son propriétaire peut vendre à qui bon lui semble, pour une rente viagère. Quand bien même la cession de Ferdinand VII en faveur de la dynastie Napoléon eût été volontaire, elle n'aurait eu aucune validité sans le consentement de la nation. Il en est tout autrement des propriétés particulières et des prérogatives politiques. La souveraineté héréditaire est un droit purement personnel, et par conséquent elle n'est transmissible que dans l'ordre établi de succession. Si cet ordre est rompu par l'extinction ou l'exclusion d'une famille régnante, la nation dispose du trône vacant. Certes, Bonaparte est bien intéressé à reconnaitre ce droit éventuel d'élection : car en vertu de quel autre titre que d'un simulacre d'élection populaire prétend-il être souverain de France?

Il y a près de cinq ans que les premiers paysans insurgés furent massacrés à Madrid : pendant ces cinq ans l'Espagne a été le tombeau des troupes françaises et alliées, elle a été le goufre des trésors de Napoléon, et son asservissement est moins avancé aujourd'hui que jamais. Cette belle contrée, si favorisée par la nature, a été dévastée au point de présenter dans beaucoup d'endroits l'aspect d'un désert; la fleur de la jeunesse espagnole a été moissonnée, ou languit dans une dure captivité; et tout cela, pour que Joseph Bonaparte, qui était déjà en possession tranquille du trône de Naples, vint (sans doute bien malgré lui) remplacer Ferdinand VII sur le trône d'Espagne! Peut-on douter que ce jeune prince, dont les facultés étaient engourdies par une éducation étroite, si on l'avait laissé régner, se serait mis implicitement sous la tutelle de son puissant allié, et que celui-ci, en le guidant par ses conseils, eût pu réformer les abus de ce gouvernement, rendre à la nation espagnole son ancienne prospérité, et s'en faire adorer?

Après ce résumé général des événemens depuis la paix de Presbourg, il n'y a rien de particulier à ajouter sur les causes de la dernière guerre d'Autriche en 1809. Je ne voudrais pas précisément renvoyer au manifeste autrichien ceux de mes lecteurs qui ne seraient pas encore convaincus de la justice et de la nécessité de cette guerre. Entr'autres inconvéniens qu'entraînaient les paix par lesquelles on reconnaissait la légitimité des nouvelles autorités françaises, on s'était mis presque dans l'impossibilité de faire de bons manifestes. Les plumes aussi bien que les épées étaient émoussées par le souvenir d'une soumission trop facile aux circonstances. Ce qui n'était pas sans exemple, n'était pas sans probabilité: et la crainte secrète, qu'on pourrait être forcé d'y revenir, imposait des ménagemens et des réticences. Il n'y avait qu'un seul bon manifeste à faire, c'était de jeter le gant pour un combat à outrance, de dire: „Nous avons dans les paix précédentes transigé avec nos intérêts les plus pressans et nos devoirs les plus sacrés: cet „homme, dont nous avons, contre notre „conviction, reconnu tous les droits usurpés, à qui nous avons permis de s'asseoir „parmi nous, souverains légitimes, cet homme n'a ni foi, ni loi: nous en attestons „l'univers. Quoique beaucoup moins puis-

„sans que lui, nous armons de nouveau, „parce qu'il ne nous laisse point d'autre „choix que d'attendre qu'il vienne nous exterminer, ou de le prévenir.“ — Il est aisé de remarquer que depuis la Révolution chaque nouvelle guerre contre la France fut commencée avec des désavantages infiniment plus grands que la précédente; et à mesure que le danger s'accroissait, l'espérance des secours était diminuée. Bonaparte a eu soin de compromettre de plus en plus les puissances les unes avec les autres. La Prusse était restée spectatrice indifférente des revers de l'Autriche en 1805; l'année suivante l'Autriche le fut à son tour de ceux de la Prusse. Les petits portions de la Pologne prussienne que la Russie reçut par le traité de Tilsit, pouvaient être considérées comme un dédommagement des frais de la guerre. En 1809 la Russie, vivement pressée par la France de prendre une part active à la guerre, ne fit qu'une démonstration; mais à la paix elle accepta une partie consi-

Die Lebensregung plötzlich wär' gehemmt.
Dein Ahn verwahrte heilig dieß Geſchenk,
Und hinterließ, als ihn der Himmel aufnahm,
Das köſtliche Vermächtniß ſeinem Sohn.
Mir hat es dann Erechtheus anvertraut,
Da er zum letzten Kampf gieng, ſelbſt im Siege
Vorahnend ſeinen Fall, auf daß es nicht
Mit ihm zu Grunde gienge. Jetzo ruft uns
Die Zeit, die Noth, und die Gelegenheit
Zu würdigem Gebrauch der Göttergabe.
Mich dünkt, ich ſehe deine Väter winken
Mit ernſter Mahnung, dich, ihr Blut zu retten,
Mein Alter nicht als feiger Knecht zu ſchänden.
Nein! euch ergeben will ich mich bewähren:
Den Todestropfen miſch' ich unvermerkt
In des verrätheriſchen Buben Wein.

Kreuſa.

Ich ſchäme mich ſo hinterliſt'gen Mordes.

Phorbas.

Mein ſei der Ruhm der That, dein der Gewinn.

Kreuſa.

Doch wenn ſie uns zurückfällt auf das Haupt?

Phorbas.

Mein's will ich freudig dar zum Opfer bieten:
So end' ich wohl die allzu langen Tage.
Nur einmal tragt noch friſch mich, alte Glieder!
Und ihr, erloſch'ne Augen! blicket ſcharf,
Damit ich nichts verſäume, noch verſehe.
Komm, Fürſtin, eilen wir zum Gaſtmahl hin,
Wozu ſich die Geladnen ſchon verſammeln,
Und birg in Fröhlichkeit, was wir bereiten. ab.

dérable de la Gallicie. Aujourd'hui et la Prusse et l'Autriche fournissent des contingens contr'elle, et en contribuant efficacement à l'accabler, se préparent, en cas de réussite, Dieu sait quel avenir.

Tout ce que nous venons de dire sur les suites funestes de la neutralité, des paix prématurées, des coopérations plus ou moins directes avec la France, n'a pas pour but de blâmer les anciens gouvernemens, auxquels nous portons le plus grand respect. Leur situation depuis la Révolution et sur-tout depuis l'avénement de Bonaparte, a été en effet toute nouvelle et infiniment embarrassante. Le premier ébranlement de grands revers inattendus précipitait la conclusion de la paix; pour la conserver, il fallait complaire en tout à Bonaparte: l'avoir pour ennemi était un danger imminent; son amitié est infailliblement pernicieuse, mais elle ne l'est qu'à la longue, et il ne négligeait rien pour fasciner les yeux de ceux qu'il carressait en méditant leur perte. Il est à souhaiter que les puissances continentales s'accordent mutuellement une amnistie plénière pour tout ce qui s'est passé sous cette maligne influence, aussi-tôt que l'une d'elles donne des preuves qu'elle veut fortement sa propre indépendance garantie par l'affranchissement de l'Europe.

Le gouvernement autrichien en 1809, après avoir fait un appel solennel au patriotisme de ses peuples, ne montra point de persévérance. Il se priva par là de la faculté d'avoir recours de nouveau aux moyens extraordinaires, et ce refroidissement de l'opinion était un mal bien plus essentiel que la perte de quelques provinces. L'Autriche perdit par la paix de Schönbrunn la frontière de l'Inn, Salzbourg, une portion de la Gallicie, le Littoral, des morceaux de la Carinthie, de la Carniole et de la Croatie; toutefois ces dernières provinces seules, sous le nom des Provinces illyriennes, furent cédées immédiatement à l'Empire français; le reste était pour ses alliés. Mais qu'importait un district de plus ou de moins, lorsque les proportions étaient déjà si prodigieusement altérées entre les deux empires? Pendant la guerre même Napoléon incorpora à la France l'Etat ecclésiastique, en dépouillant l'Eglise qu'il affectait de reconnaître, et le vénérable vieillard qui avait cru remplir une mission de paix en posant la couronne sur sa tête. Bientôt après il déposa son frère, le roi d'Hollande, pour n'avoir pas été assez bon douanier dans le système prohibitif qui réduisait ses sujets à la mendicité. La nation hollandaise, jadis le modèle des vertus républicaines, conquérante dans les deux Indes, rivale de l'Angleterre, était tellement déchue, qu'on osa lui dire à la face de l'Europe, qu'habitant un terrain qui n'était qu'une alluvion des fleuves français ou devenus français, elle devait de bon droit être incorporée à la France. C'est, je crois, la première fois, qu'on ait employé les hypothèses de la géologie comme des argumens en politique.

Ensuite furent réunies les villes anséatiques, ces républiques toujours pacifiques, depuis long-temps pressurées par la France qui leur avait vendu cher une protection momentanée; les côtes de l'Allemagne depuis l'embouchure de l'Ems jusqu'à celle de la Trave; et une grande étendue de territoire dans l'intérieur, composée en partie des états hanovriens du roi d'Angleterre, en partie de ceux d'autres princes, contre lesquels la France n'avait jamais eu le moindre sujet de plainte. Deux préfectures furent enlevées au royaume de Westphalie, sans que le frère de Napoléon en eût été prévenu autrement que par le décret inséré dans le Moniteur.

Voilà donc ce monstrueux système fédéral, où tout s'achemine rapidement vers la monarchie universelle. Tout autre arrangement n'est que provisoire, le terme final est toujours la réunion au grand Empire. La même politique que Bonaparte exerçait dès 1797 en Italie, fesant et défesant des républiques éphémères, il l'exerce aujourd'hui sur une plus grande échelle, et avec des formes despotiques. Les nations régies sous l'influence française, peuvent apprendre ce qu'elles valent aux yeux du maître de leurs maîtres, en méditant ces paroles que Bonaparte dit à son jeune neveu en l'investissant du grand-duché de Berg: „Souvenez-„vous toujours que vos premiers devoirs „sont envers *moi*, les seconds envers la France, les troisièmes envers le peuple confié „à votre gouvernement.„ Les exemples de la famille des Bourbons détrônée en Espagne, et de Louis Bonaparte destitué en Hollande, enseignent aux princes confédérés, qu'on a beau être allié dévoué, qu'on a beau appartenir par les liens du sang à la nouvelle dynastie, que rien ne peut préserver de la destinée commune. Les plus favorisés peuvent tout au plus espérer de la part de Napoléon la politesse de Polyphème. Ulysse ayant offert à celui-ci un vase rempli d'un vin précieux: „Mon ami,„ lui dit le cyclope reconnaissant, „je te mangerai le dernier „parmi tes compagnons.„

Après la dernière défaite de l'Autriche, après le changement opéré dans le système politique de cette puissance par le mariage formé entre une princesse autrichienne et Napoléon, toute espérance avait disparu pour le continent européen de pouvoir secouer le joug, aussi long-temps que la Russie restait d'accord avec la France. Heureusement pour le monde, Bonaparte, aveuglé par son orgueil, fit un grand mécompte en rompant une paix qui lui était si utile, et en s'attaquant à cette monarchie, dont la force armée ne l'avait combattu que comme auxiliaire et loin de ses frontières.

Trois fois la Russie était intervenue dans les coalitions contre la France, et toujours d'une manière désintéressée et généreuse. Paul I avait été désarmé par les flatteries du premier Consul; il fallait une hypocrisie plus profonde pour captiver Alexandre, ce souverain aussi humain que magnanime, que dès 1805 l'Allemagne accueillait comme son futur libérateur. Napoléon parvint à lui persuader que l'opiniâtreté des Anglais à maintenir leur prépondérance maritime était la cause unique de tous les maux du monde civilisé; que la France, ayant perdu ses colonies, sa navigation, et la plus grande partie de son commerce, avait été poussée malgré elle aux agrandissemens; qu'il fallait conquérir la liberté des mers sur l'Angleterre, en excluant sévèrement ses vaisseaux et ses marchandises des ports de l'Europe; qu'alors ce qu'il pouvait y avoir d'onéreux dans le système continental, cesserait de soi-même, et que toutes les occupations industrielles prendraient un nouvel essor, tandis que la paix générale serait garantie par l'union des deux puissances prépondérantes.

Depuis nombre d'années les déclamateurs aux gages de Bonaparte avaient annoncé comme résultat prochain des mesures prohibitives contre l'Angleterre la stagnation de son commerce, la ruine de ses manufactures, la misère du peuple, la banqueroute publique, l'insurrection et le renversement de l'état. Rien de tout cela ne s'était vérifié: Bonaparte avait lui-même un peu amorti les espérances exagérées, en renvoyant cette catastrophe à trente ans de distance. Quelque bien qu'on crût avoir gardé les côtes par une nuée de douaniers, on découvrit qu'une grande quantité de marchandises anglaises s'était glissée sur le continent, et dans la France même. On fit partout des visites domiciliaires, on confisqua les denrées coloniales, et on brûla les produits des manufactures. Tandis qu'on célébrait avec une pompe ridicule ces *auto-da-fés* commerciaux, Bonaparte pour couvrir le déficit de ses finances, causé par l'inactivité des douanes, entr'ouvrit lui-même ses ports en donnant des licences aux vaisseaux anglais, c'est à dire, qu'il s'empara de la contrebande comme d'un monopole impérial. La Russie aurait donc eu droit de se plaindre de ce que la France rompait la première ses engagemens; elle aurait eu mille autres griefs à articuler. Elle n'en fit rien, elle se contenta de rétablir sous pavillon neutre une faible partie de ses anciennes relations commerciales après avoir pendant plusieurs années continué le sacrifice énorme et infructueux de son commerce extérieur. Du reste elle attendait dans une attitude calme et imposante l'agression la plus effrontément injuste.

Bonaparte n'a point publié de manifeste sur cette guerre, il se fit trop à son bonheur, pour en appeler encore à la justice. Cependant, de son propre aveu, son unique motif est l'admission des vaisseaux anglais et des marchandises anglaises dans les ports de la Russie. Cette lutte terrible entre les Russes seuls d'un côté, et de l'autre une cohue de nations, comme on n'en a pas vu depuis des siècles réunie sous les mêmes drapeaux : des Allemands et des Italiens de toutes les dénominations; des Hollandais et des Croates, devenus sujets français; des Suisses; des Portugais et des Espagnols, arrachés à leur patrie; cette guerre dévastatrice qui entraîne la jeunesse de l'Europe occidentale sur les confins de l'Asie; cette ligue sainte — la postérité le croira-t-elle? — s'annonce au monde comme une croisade contre le sucre et le café, contre les percales et les mousselines. Peut-on se moquer ainsi du genre humain? Et jusques à quand les peuples les plus éclairés se sacrifieront-ils patiemment, pour charmer les ennuis, flatter la vanité, assouvir la soif de domination d'un seul homme?

Mais peut-être objectera-t-on à tout ce que nous venons de développer, que si la politique de la France est oppressive, celle de l'Angleterre ne l'est pas moins, et que son despotisme maritime est aussi contraire au bien-être des autres nations que l'esprit de conquêtes qui anime le gouvernement français. Les assertions les plus dénuées de fondement, sans cesse répétées avec assurance, inculquées avec emphase, finissent par faire impression sur les esprits irréflé-

Kreuſa.

Fort, thöricht Mitleid, das die Bruſt beklemmt!
Das eigne Kind gab ich den wilden Thieren:
An dieſem will ich ſelbſt zur Löwin werden.
Apoll hat ihn gepflegt: er iſt ſein Diener.
Sein Eigenthum, noch mehr, ſein Ebenbild.
Ihn liebt Apoll, der mich verſchmäht, vergißt.
Ja, Jon, ja! das büße mir dein Tod!

ab.

chis, dont l'inertie se repose dans les idées vagues. Nous allons donc examiner ce que signifie ce cri bannal de *la liberté des mers*, nous prouverons qu'il ne présente aucun sens précis; et que, s'il est possible de tyranniser l'océan, ce n'est pas l'Angleterre, mais la France qui essaye de le faire, autant que le lui permet son impuissance maritime.

L'Angleterre possède aujourd'hui les plus grandes forces navales dont on ait jamais vu l'exemple, de sorte que celles de tous les autres états mises ensemble ne balanceraient pas les siennes. Si c'est là un mal, c'est un de ceux que les dernières vingt années ont attiré à l'Europe; car dans la guerre d'Amérique les marines réunies de la France, de l'Espagne et de la Hollande donnèrent assez à faire à l'Angleterre, et elle respecta la neutralité armée des trois puissances maritimes du Nord, quoique elle fût extrêmement contraire à ses intérêts. L'équilibre ne saurait être rétabli que par une longue paix, pendant laquelle l'Angleterre désarmerait, tandis que la navigation marchande formerait les marins des autres nations.

Supposons une paix universelle sur mer. Personne, je pense, n'a jamais accusé les Anglais, d'entraver ou de vexer en temps de paix le moins du monde la navigation de qui que ce soit. Personne aussi ne leur a reproché de ne pas observer envers leurs ennemis les lois de la guerre, sanctionnées parmi les nations civilisées. C'est donc seulement sur leur conduite envers les neutres que roule toute la question.

Pour juger à fond cette matière, il ne faut pas perdre de vue la nature de la guerre maritime. Elle se fait principalement pour les intérêts du commerce; elle deviendrait tout-à-fait illusoire, s'il n'était pas permis d'attaquer par tous les moyens la navigation commerciale de l'ennemi. C'est ce qui a autorisé l'usage de s'emparer de toutes les propriétés particulières des sujets ennemis, exposées sur mer, ou même de les détruire, ce qui dans la guerre terrestre est réprouvé comme une barbarie.

De deux puissances belligérantes sur mer la plus faible sera toujours naturellement portée à favoriser les neutres, qui peuvent lui rendre les services les plus importans. Ses vaisseaux marchands sont-ils confinés dans ses ports, faute d'escadres assez nombreuses pour les protéger? Les neutres deviennent ses commissionnaires: ils font le transport des marchandises entre la mère-patrie et les colonies; si on le leur demande, entre les deux pays ennemis même; et les sujets de la puissance qui a recours à eux, ne perdent par cet expédient que les profits du fret, en conservant ceux du commerce.

Ce serait donc un excellent métier que celui de neutre dans une guerre maritime, si les puissances belligérantes étaient dupes de ces prétendus droits de neutralité, au point de n'y mettre aucune restriction. Leurs flottes se morfondraient dans des croisières infructueuses, tout au plus elles livreraient quelque combat à l'ennemi pour l'honneur de leur pavillon: mais tous les profits de la guerre seraient pour des états qui n'en auraient pas voulu partager les risques.

Il est inutile, pour éclaircir cette matière, de remonter aux principes du droit naturel, dont les décisions sont souvent vagues sans le concours du droit positif fondé sur des traités, et sur-tout insuffisantes pour des relations aussi compliquées que celles du commerce entre les nations civilisées. Les droits de la neutralité ne pourront donc être limités que par le conflit entre les désavantages des ménagemens réciproques et ceux d'une rupture. Pour les puissances belligérantes il s'agira de savoir s'ils doivent préférer la guerre déguisée que leur font les neutres, à une guerre ouverte; pour les états neutres, s'il vaut mieux soumettre leur navigation à quelque gêne, ou l'exposer tout entière.

On accorde généralement aux belligérans maritimes le droit d'empêcher l'importation de contrebande de guerre chez l'ennemi, et celui de bloquer un ou plusieurs de ses ports, ce qui en cas de contravention implique la confiscation des bâtimens neutres. Il ne s'est élevé de dispute que sur le droit d'enlever des propriétés ennemies sur les vaisseaux neutres et par conséquent de les visiter, et sur le blocus des côtes.

Pendant la guerre d'Amérique *la neutralité armée* proclama le principe „que le „pavillon couvre la marchandise.“ L'Angleterre ne reconnaitra jamais ce principe, et elle a raison de ne pas le faire. Cette prétention, poussée à la rigueur, non-seulement mettrait les puissances belligérantes à la discrétion des gouvernemens neutres pour ce qui regarde la contrebande de guerre, mais elle pourrait servir à conduire dans des vaisseaux de transport neutres des troupes de débarquement en pleine sécurité jusque sur les côtes ennemies.

Le blocus d'une côte ne diffère en rien de celui d'un port que par l'étendue de la mesure. Si on a les moyens de la prendre, pourquoi n'en aurait-on pas le droit? S'il est difficile de bloquer aussi rigoureusement toute une côte qu'un seul port, les vaisseaux neutres entreront à leur propre risque.

Voyant ses côtes bloquées, Bonaparte par le décret de Berlin déclara les îles britanniques elles-mêmes en blocus, comme dans une rixe on renvoye une injure à celui qui l'a proférée. Le gouvernement anglais pouvait mépriser cette menace fanfaronne, puisqu'il aurait fallu des forces navales immenses pour la realiser, et que celles que commandait la France étaient à peu près nulles. Si c'était une représaille, elle ne tombait que sur les neutres, et elle était une violation de leurs droits infiniment plus forte que tout ce que l'Anglerre s'était jamais permis. Bonaparte déclarait à tous les états maritimes: „Je n'ai pas un seul vaisseau de „guerre en mer, pour empêcher que vos „bâtimens n'aillent en Angleterre; mais je „vous le défends. Je ne puis empêcher les

„vaisseaux anglais de sortir et de naviguer „librement sur toutes les mers; mais je vous „ordonne de les exclure de vos ports. Si „vous ne vous interdisez pas tout commerce avec l'Angleterre, c'en est fait de vous: „je vous attaque et je ne poserai les armes „que lorsque vos côtes seront gardées par „mes propres douaniers.“

Ce n'est pas tout. Comme il y avait des états maritimes, que Bonaparte ne pouvait pas atteindre par la voie de terre ferme, entr'autres l'Amérique, il fit exprès pour ceux-là une ordonnance qui porte: aussi-tôt qu'un bâtiment neutre aura été visité par des vaisseaux de guerre anglais, qu'il aura relâché par leur ordre dans un port d'Angleterre et payé des droits, son pavillon est *dénationalisé*, et par-tout où on le saisira il sera déclaré de bonne prise.

Ainsi Bonaparte punit les neutres de leur faiblesse qui les met hors d'état de s'opposer aux prétentions du gouvernement britannique. Pour motiver cette horrible injustice, il dit que chaque état a le devoir de maintenir son indépendance. Oui, sans doute: mais c'est un devoir qu'il a envers lui-même, et non pas envers vous: qui vous donne le droit d'en demander compte? D'ailleurs, une obligation ne va jamais au-delà de la possibilité.

De tout ceci il resulte que, si l'Angleterre quelquefois traite durement les neutres, Bonaparte ne souffre absolument pas qu'on le soit,, et qu'il détruit, autant qu'il est en lui, jusqu'à l'ombre des droits de la neutralité. La violence de ses procédés étant telle, pendant que ses escadres sont bloquées dans ses ports: que ferait-il, s'il était le plus puissant sur mer?

Le ministère français ne cesse de proclamer *la liberté des mers* comme le but sublime du système continental; c'est le mot de ralliement à chaque nouvelle guerre. Néanmoins dans toutes les négociations avec l'Angleterre, ce même ministère n'a pas seulement fait le compliment aux neutres de proposer pour l'avenir une stipulation en leur faveur.

Depuis vingt ans on a inondé l'Europe de déclamations et de calomnies contre le gouvernement britannique, depuis dix ans les journaux et autres écrits politiques publiés en Angleterre sont de la contrebande en France et dans tous les pays soumis à son influence; on défigure les faits en ne donnant que des extraits mutilés des gazettes de l'Opposition. Peu s'en faut, que de même qu'on a mis dans le nouveau catéchisme français une leçon sur les droits sacrés de la dynastie Napoléon, on n'y ait inséré comme un article de foi, que les Anglais sont *les tyrans des mers et les éternels ennemis du continent.* Nous venons de réfuter la première de ces imputations; la seconde disparaîtra devant l'examen des véritables rapports de l'Angleterre avec l'Europe.

On qualifie les Anglais de nation marchande. Cela peut se dire en tant que le commerce est une des bases principales de leur richesse et de leur puissance, et que par conséquent dans les transactions publiques leur gouvernement ne doit pas perdre de vue les avantages commerciaux; mais cela est faux de toute fausseté, si l'on prétend soutenir que le commerce soit leur occupation exclusive, leur unique ressource, et qu'il n'entre pas d'autres matériaux dans l'admirable structure de leur prospérité nationale.

Le métier de marchand, exercé dans une sphère bornée, par incapacité ou aversion pour d'autres occupations, avec un désir de gain disproportionné aux moyens, produit l'esprit mercantile, justement condamné, comme égoïste et contraire à une manière de penser noble et désintéressée. Mais lorsque le commerce se fait en grand par une nation grande et éclairée, dont les institutions sociales sont le chef-d'oeuvre de la raison et de l'expérience; chez laquelle les sciences et les lettres, les arts mécaniques et l'agriculture, loin d'être négligées, se per-

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kreuſa mit fliegenden Haaren.

Weh mir, weh! wohin entflieh' ich? welche Rettung find' ich aus?
Auf den Ferſen folgt der Tod mir, und der Pfeil-Fittig ſchwirrt
Zu durchbohren meinen Buſen, tauſendfach von Qual durchbohrt.
Kaum, o kaum noch hab' ich Athem, meine Schritte hemmt die Angſt,
Statt ſie leichter zu beflügeln, und ich ſterb' und ſinke hin.
Nein! ich will noch nicht erliegen; aufgerafft die letzte Kraft!
Hier am Tempel gilt kein Weilen, feindlich iſt dieß Heiligthum.
Phöbus ließ auf mich ja ſelber los des wilden Knaben Grimm,
Und ihm wär's willkommnes Opfer, tröff' mein Blut hier am Altar.
Drum, ihr Nymphen des Parnaſſus! rettet das verlorne Weib,
Rettet, helft, empfanget, berget, die ihr an den Quellen wohnt,
In den koryciſchen Bacchus-Grotten, und Dryaden und Napä'n!
Habt ihr Höhlen, habt ihr Dickicht, manche dunkle Felſenſchluft,
O da laßt mich unterſchleichen, wie ein aufgejagtes Wild!

ab.

fectionnent à mesure que les spéculations mercantiles s'étendent: alors le commerce conduit nécessairement à des vues libérales, et rend cosmopolite. Non-seulement, pour être florissant, il a besoin de paix et de liberté; mais un peuple commerçant par excellence est intéressé à ce que les autres jouissent aussi de ces biens. La guerre enlève des bras au travail, en même temps qu'elle consume une quantité de productions: elle appauvrit donc, d'ordinaire, les deux états belligérans, toujours au moins l'un d'eux. La liberté, le règne de lois équitables à l'exclusion de tout acte arbitraire, garantit la propriété, et c'est sur cette garantie que repose le crédit public et particulier. Peut-on croire qu'une nation commerçante se réjouisse de l'oppression et de la ruine de celles, avec qui elle fait le commerce? Elle ne trouverait plus de marché: car un pays pauvre n'a rien à vendre, et n'a pas de quoi acheter. Des petits marchands peuvent être jaloux les uns des autres, vouloir s'emparer d'un monopole, accaparer des marchandises, enfin employer tous les moyens pour surfaire; et la politique de quelques états s'est souvent ressentie de ces vices du métier. Mais de tels artifices ne sauraient profiter à la longue; dans les relations commerciales des états comme des individus rien n'est durable que ce qui est volontaire dans toute la force du terme, et fondé sur des avantages mutuels. Lorsqu'une nation a pris les devans dans la plupart des branches de l'industrie humaine; que sa navigation aussi sûre que hardie embrasse le globe, et pratique les vastes voies de l'Océan comme des canaux dans l'intérieur; que les productions les plus précieuses de tous les climats affluent dans ses ports, aussi bien que les matières premières les plus communes; qu'elle possède l'art de centupler la valeur de celles-ci, en les façonnant avec une solidité, un fini et une élégance archevée, et que le perfectionnement du mécanisme épargnant la main-d'oeuvre, lui permet de donner ses productions manufacturières comparativement à très-bon marché : alors tous les progrès de la civilisation, soit en étendue, soit en intensité, sont autant d'augmentations de son capital. C'est avec le surplus du travail productif sur la consommation dans l'intérieur, qu'un peuple se procure des marchandises étrangères ; et plus il aura d'objets à vendre, plus il en pourra et voudra acheter. Le goût des commodités de la vie, des jouissances du luxe, de tous les embellissemens extérieurs de l'existence, peut se répandre dans toutes les classes, se multiplier et varier à l'infini ; on ne saurait assigner un terme à ses raffinemens. Une nation qui sait satisfaire ce goût par mille moyens au dégré le plus éminent, ne peut que gagner aux accroissemens de la population et de l'aisance chez les autres.

L'expérience de plusieurs années semble prouver que l'Angleterre à la rigueur peut se passer de l'Europe, quoique ce ne soit pas sans gêne et sans privations. Les trois autres parties du monde sont plus ouvertes que jamais à ses spéculations mercantiles, à ses établissemens coloniaux, à ses conquêtes même, s'il en faut pour soutenir les unes et les autres. Nous ne prétendons pas nier que les relations européennes ne soient très-importantes pour l'Angleterre, mais elles ne le sont qu'autant que l'Europe reste ce qu'elle a été jusqu'ici: le merveilleux foyer de lumières et de perfectibilité intellectuelle, qui a concentré dans un espace comparativement petit et peu favorisé de la nature, la population la plus nombreuse, la plus active et la plus puissante par l'ascendant de la pensée. Mais si, par ce nivellement affreux dont tous les états sont menacés, l'élan des caractères nationaux allait s'éteindre dans une uniformité machinale; si le despotisme le plus insolent et le plus illibéral plongeait l'Europe dans la misère et la barbarie, elle ne serait plus qu'un coin chétif de notre globe, dont il ne vaudrait pas la peine de s'occuper: et l'Angleterre, restant à flot comme l'Arche au milieu du déluge, trouverait d'amples dédommagemens, en dirigeant tous ses efforts vers ces vastes et superbes contrées de l'Asie où la civilisation est devenue stationnaire par sa vétusté; vers d'autres vierges encore, en Afrique, en Amérique et dans l'Océan pacifique, où la nature prodigue n'attend que la main ordonnatrice de l'homme. N'oublions pas qu'il existe déjà une Europe au delà de l'Océan; nos langues, nos moeurs, nos lumières y ont été transportées; cette Europe américaine n'est qu'ébauchée, parce qu'elle a été négligée ou mal administrée: la partie devenue indépendante s'est développée avec une étonnante rapidité. S'il n'y a pas quelque heureux retour pour nous autres Européens, bientôt la jeunesse vigoureuse de la nouvelle Europe pourra faire honte à la décrépitude de la mère-patrie. Dans plusieurs pays confédérés de la France des projets d'émigration vers l'autre hémisphère sont traités comme un crime d'état, tandis que le gouvernement anglais par la sagesse de ses lois en peu d'années a transformé un lieu de déportation pour des criminels en colonie florissante. Peut-on méconnaître ce que de tels symptômes nous annoncent?

Bien loin que l'Angleterre puisse trouver son compte à fomenter les troubles et perpétuer les dissensions du continent, elle est intéressée à ce que l'Europe, après vingt années de déchiremens, jouisse enfin de la paix, mais d'une paix garantie par la stabilité des gouvernemens, et le rétablissement des barrières de l'indépendance de chaque état. Qu'on ne dise pas que le ministère anglais suit une politique à part des intérêts de la nation: cela est rendu impossible par la constitution britannique, en vertu de laquelle le gouvernement doit toujours céder aux voeux de la majorité éclairée. L'Angleterre continue la guerre avec des sacrifices immenses, elle pourrait acheter sa paix par un seul trait de plume, en signant le système actuel d'oppression comme le nouveau code de droit public européen. Il en résulterait le plus grand découragement pour les puissances qui sont encore debout, et pour les peuples qu'en dépit d'eux leurs princes ont enchaînés au char de triomphe de l'usurpateur universel. L'Angleterre, restée étrangère à tout projet de conquête en Europe, malgré les occasions séduisantes qui se sont présentées, a toujours été fidèle à ses engagemens, toujours zélée à secourir ceux de ses alliés qui ne se sont pas abandonnés eux-mêmes. Comme elle le doit, elle combat d'abord pour son propre salut; mais convenons avec candeur qu'elle combat aussi avec un noble dévouement pour la cause européenne.

Les administrateurs de Bonaparte, comme défenseurs officiels de cet anathème général contre le commerce anglais, soutiennent qu'il doit tourner à l'avantage du commerce intérieur, et de l'industrie agricole et manufacturière du continent; ils se fondent sur ce que l'Angleterre a elle même une quantité de lois prohibitives sur l'importation de l'étranger. Il faut d'abord remarquer que l'exportation aussi est anéantie par le système continental, puisque elle pour l'Angleterre est interdite par le décret de blocus, et qu'il n'y a point de marine pour protéger le reste de la navigation des pays qui sont en état d'hostilité contr'elle. Le transport par terre à de grandes distances est tellement coûteux qu'il rend le débit de beaucoup d'espèces de productions absolument impossible, et les canaux qui doivent suppléer à la navigation extérieure, ne sont jusqu'ici que de magnifiques projets. Ensuite les mesures prohibitives à l'égard de l'importation, prises avec les précautions et les modifications convenables, peuvent avoir un bon effet, lorsque dans un pays il y a déjà un mouvement progressif d'industrie et de prospérité. Car il est clair qu'il faut des capitaux disponibles ou du moins des épargnes pour améliorer l'agriculture et l'exploitation des productions naturelles, pour fonder des manufactures et les perfectionner; rien de tout cela ne se fait sans de grandes avances. Mais quand les villes maritimes naguère si opulentes sont totalement ruinées par la fermeture de leurs ports, quand toute espèce d'industrie est écrasée par le poids des impôts, quand la guerre moins économe de la vie humaine que jamais, fait continuellement des saignées à la population, et enlève chaque année une grande partie de la jeunesse aux travaux utiles: alors la prohibition subite et générale des importations auxquelles on s'était habitué depuis longtemps, ne peut conduire qu'à des résultats fâcheux. Les manufactures indigènes, délivrées de la concurrence, fourniront des marchandises chères et de mauvaise qualité; une cherté artificielle et disproportionnée avec les moyens d'acquérir, s'étendra sur toutes les denrées; ne pouvant plus atteindre aux jouissances accoutumées, tout le monde se résignera aux privations; le défaut de consommation diminuera la recette des impôts indirects, et forcera le gouvernement d'en rehausser le tarif, ou, s'il est possible, d'en inventer de nouveaux; la misère et la dépopulation augmenteront dans une progression effrayante. Aussi la France et tous les pays soumis à son régime s'appauvrissent-ils à vue d'oeil. Que l'on compare la Hollande d'aujourd'hui avec ce qu'elle était avant 1795! Après tout ce qu'elle avait souffert, la réunion à la France lui a porté le dernier coup par la banqueroute publique, car c'est ainsi qu'il faut nommer la réduction de la dette nationale au tiers consolidé, non pas à raison des capitaux, mais des intérêts. Dix-huit ans ont suffi pour dissiper les richesses accumulées par la sagesse et l'énergie politique, par l'économie et l'activité commerciale pendant plus de deux siècles. Le nord de l'Allemagne, en général plus distingué par une culture soignée que par la fertilité du sol, avait acquis un haut degré d'aisance par des administrations éclairées et une longue paix. De-

Zweiter Auftritt.

Ion

ohne Mantel, Pfeil und Bogen in der Hand.

Wohin floh die gift'ge Mutter? find' ich hier ſie oder dort?
Lief ſie wohl ſchon weit vorüber, oder weilt ſie in der Näh'?
Doch ein ſolches Ungeheuer trägt der heil'ge Boden nicht,
Den ihr Fuß befleckt: er ſtößt ſie in die wüſte Wildniß aus.
Ihre Spuren ſeh' ich dorthin, ja ſie ſoll mir nicht entgehn.
O ihr Götter! o Apollo, der du dieß Geſchoß mir gabſt,
Zu verſcheuchen, zu vertilgen wilden Raubgefieders Brut!
Laß ein größres jetzt gelingen! Jetzt begünſt'ge meine Jagd!
Daß ich nicht das Ziel verfehle, ihre morderfüllte Bruſt.
Biſt du doch der Drachentödter, der von hohem Zorn entbrannt
Einſt die Mutter Erd' entlaſtet, da du hier den Python ſchlugſt.
Trägt die Schlange Weibes-Antlitz, die ich ſtracks erlegen will,
Iſt ſie grimmer doch als Python, ihre Augen ſprühen Gift.
Nun, wohlauf! was zaudr' ich länger? und ſo bald den Pfeil ihr Blut
Röthet, häng' ich dir im Tempel dieſe frommen Waffen auf.

ab.

Dritter Auftritt.

Pythia.

Welch ein Getümmel und ein Aufruhr ſchlägt
An dieſe Pforte, dieſe ſtillen Hallen,
Die brünſtiges Gebet nur, und der Hymnen
Melodiſche Gewalt beſtürmen ſollte?
Schon ſeh' ich niemand mehr: doch eben erſt

puis quarante ans ce pays n'avait été le théâtre d'aucune guerre, il resta tranquille même pendant celles de la Révolution jusqu'en 1806. Les villes anséatiques étaient plus florissantes que jamais, parce que le commerce expulsé de la Hollande s'y réfugia en grande partie. Dans l'espace de six années, à compter de la guerre de Prusse, ou de neuf depuis l'occupation du Hanovre, tout le nord de l'Allemagne a été ruiné de fond en comble. Un calculateur exact s'est attaché à prouver que, malgré la prétendue prospérité des finances, dont les ministres de Napoléon font parade, un déficit existe dans ses recettes, qu'il est constamment forcé de combler par des entreprises guerrières: n'osant pas diminuer son état militaire, et ne pouvant pas l'entretenir avec les moyens de son propre trésor. Quoi qu'il en soit, il est certain, que non-seulement il a régularisé et perfectionné au plus haut point l'art de faire subsister ses troupes aux dépens de l'ennemi; mais même dans les intervalles de paix il ne les laisse guère rentrer en France. Les alliés les plus heureux sont ceux dans les états desquels des armées nombreuses ne font que passer; d'autres doivent pourvoir à tous leurs besoins et même à leur luxe pendant un long séjour. Sur-tout il a soin d'avoir toujours quelque pays en réserve, principalement livré aux exactions, jusqu'à ce que son sort soit définitivement fixé: quand il n'y a absolument plus rien à extorquer, alors il le réunit au grand Empire, ou en fait généreusement don à quelque allié. Les heureux habitans de la Suède qui n'ont jamais vu une armée de Bonaparte inonder le sol de leur patrie, ne sauraient s'imaginer ce que coûtent de tels amis: tel petit district de l'Allemagne peut en fournir des détails et des comptes bien constatés, dont le montant en effet dépasse toute croyance.

Les partisans opiniâtres de Napoléon diront encore, que ces maux passagers proviennent de la résistance à ses grands desseins régénérateurs, et que les peuples n'ont à s'en prendre qu'à leurs anciens gouvernemens; mais qu'une fois bien lié au système fédéral de la France, on a l'avantage de voir la guerre loin de ses frontières, et qu'à l'ombre de cette puissante protection, l'on répare bien vîte ses pertes. Mais le moyen de respirer à côté d'une ambition aussi infatigable? Napoléon demande à ses alliés comme à ses sujets, de l'argent et des hommes, et encore des hommes et de l'argent. Ses demandes ne sont pas mesurées sur leurs moyens, mais sur ses besoins, toujours urgens et toujours exorbitans. Il n'est pas dans son caractère de rien ménager pour en assurer la durée: il ne connait point d'avenir au delà de son entreprise prochaine.

Les princes confédérés sont donc obligés d'avoir constamment sur pied un état militaire hors de proportion avec la population et les revenus de leurs états. Au lieu que les troupes de Bonaparte vivent à discrétion chez eux, ils restent chargés de la solde de leurs troupes et de tous les frais, lorsque ces troupes sont employées dans les guerres les plus lointaines, et qui ne concernent en rien leur patrie. Les contingens de chaque état confédéré sont fixés en apparence: à quoi cela sert-il, quand la volonté du maître suffit pour les faire doubler ou tripler? Ensuite il n'est pas stipulé que les auxiliaires fourniront un certain nombre d'hommes une fois pour toutes pendant chaque guerre; au contraire, à mesure que le fer ennemi moissonne les soldats, que les maladies sous un ciel étranger les enlèvent, il faut remplir les lacunes: et comme on est de préférence prodigue des auxiliaires, c'est un gouffre, dont la vaste profondeur engloutit tout sans qu'il y paraisse.

Comme cette alliance offensive entre le grand Empire et des états du second et troisième rang est toute aux dépens de ceux-ci, toute à l'avantage du puissant, on ne saurait permettre aux peuples d'avoir un suffrage dans leurs propres affaires. Par conséquent les rois vassaux doivent être aussi absolus chez eux que leur maître l'est en France, et Napoléon les a rendus tels.

Depuis Louis XIV les Français étaient accoutumés à donner le ton en Europe. L'éclat de ce règne, célèbre dans la littérature comme dans les armes; l'universalité de la langue française qui date de là; la politesse animée de leurs manières: tout concourait à faire rendre à la France par toute l'Europe l'hommage volontaire de l'imitation. Cet ascendant européen, devenu frivole sous la Régence et sous Louis XV, introduisant partout dans le grand monde l'incrédulité religieuse et morale aussi facilement que des coiffures et des coupes d'habits, fut néanmoins très-avantageux au succès de la Révolution. La France voulut alors donner à l'Europe, au monde entier, des modes parisiennes en politique: et le moyen, de ne pas accepter avec extase des Constitutions façonnées dans la résidence du bon goût! Que les formes du gouvernement doivent être adaptées au caractère, aux facultés, aux habitudes de chaque nation, aux circonstances locales de chaque pays; qu'aucune transition subite et non préparée ne saurait produire un effet durable: ces vérités tellement évidentes, qu'elles frappent le simple bon sens, furent méconnues par les missionnaires de la propagande révolutionnaire. Ils voulaient communiquer au genre humain entier les bénédictions de leur nouvel ordre ou désordre social, avant de les avoir goûtées eux-mêmes. D'abord on convoquait partout des Assemblées nationales; ensuite le Directoire du Luxembourg enfanta des petits Directoires, Cisalpin, Batave et Helvétique; plus tard il y eut un Président ou un Grand-pensionnaire à l'instar du Premier Consul: enfin aujourd'hui il faut partout une monarchie absolue, et si faire se peut, la dynastie Napoléon. Ce phénomène était jusqu'ici inconnu en Europe: les monarchies qui passaient pour les moins limitées l'étaient encore de mille manières; par l'influence de la noblesse et du clergé; par d'anciens usages qu'on n'osait pas enfreindre; par l'émulation de libéralité qui dans le dix-huitième siècle existait parmi tous les gouvernemens; par la force de l'opinion européenne, enfin par la liberté de la presse qui, si elle était opprimée quelque part, se réfugiait dans l'état voisin. En France les niveleurs au nom de l'égalité républicaine ont déblayé le chemin pour le despotisme; rien que le trône ne s'élève au-dessus de la poussière; les nouvelles prérogatives et distinctions de rang ne sont que des fantômes que leur inventeur peut faire rentrer dans le néant. Le régime de Bonaparte se compose en général de deux élémens: l'un, ce sont des mesures révolutionnaires rendues permanentes par une exécution méthodique; l'autre, les abus de l'ancienne royauté, ressuscités et multipliés. Il y avait une Bastille en France: il en a érigé huit; tout est dans cette proportion. On s'est scandalisé du luxe de l'ancienne cour; elle était modeste, comparée au faste de la nouvelle. Les rois de sa création l'ont imité à cet égard: sentant bien qu'ils manquent de dignité morale, ils croyent imposer au vulgaire par la pompe extérieure.

Résumons. Les suites infaillibles du système continental pour chaque état qui s'y livre, sont: la ruine du commerce et de l'industrie; des impôts accablans; le renversement de toutes les formes constitutionnelles; des guerres interminables pour le compte d'autrui, aussi dispendieuses que meurtrières; des armées devenues étrangères à leur patrie, et toutes prêtes à tourner leurs armes contre leurs concitoyens; des princes incapables de protéger, doués d'un pouvoir sans bornes pour opprimer leurs sujets, et tremblant à leur tour devant le maître; enfin au milieu de la terreur, de la misère, de l'ignominie, l'obligation d'ériger des arcs de triomphe, et de chanter les hymnes de l'adulation.

Je terminerai cet écrit en hasardant quelques réflexions sur cette question : quel est le parti le plus avantageux et le plus honorable, que la Suède puisse prendre dans les circonstances actuelles? Je dis, *en hasardant*, parce qu'un particulier ne doit se permettre qu'avec une extrême circonspection d'anticiper les intentions du gouvernement. Car du reste la réponse est simple et facile; les habitudes, les préventions nationales pourraient seules en offusquer l'évidence.

L'alliance avec la France d'aujourd'hui, ou pour mieux dire, avec Napoléon, entraîne la nécessité d'entrer dans tous les principes du système continental. Je n'imagine pas qu'on veuille réfuter tout ce que je viens de développer sur ce sujet par ce vieux adage diplomatique, que la France est l'allié naturel de la Suède. Est-ce encore la même France, la même Suède, la même Europe, aux relations desquelles se rapportait cette thèse? Autrefois la France donnait des

des subsides, aujourd'hui elle exige des tributs; autrefois la France avait une grande force navale, elle pouvait efficacement soutenir la marine et la navigation suédoise, en cas d'un empiétement de la part de l'Angleterre: aujourd'hui la France n'a plus de marine, aussi-tôt allié avec elle on court le risque de perdre la sienne, on est sûr de se priver de toute navigation; autrefois la France était séparée de la Suède par une quantité d'états placés entre deux: aujourd'hui elle en est voisine, possédant déjà un coin de côte sur la Baltique et disposant du Danemarc à son gré; autrefois parmi les puissances de l'Europe la France était la plus intimement liée avec la Porte, elle pouvait par son influence faire une diversion utile à la Suède en cas de rupture avec la Russie: aujourd'hui la France est devenue limitrophe de la Turquie, et ses projets de conquête de ce côté-là ne sont pas équivoques. Comme tout a changé de face, le sens de cette expression *allié naturel*, aussi n'est

Vernahm ich deutlich Stimmen und Geſchrei,
Der Flucht und der Verfolgung irre Tritte.
Hat ſich die Freude bei dem Gaſtmahl, brauſend
Wie junger Traubenſaft, in ſich entzweit?
Und fechten, wie die Thracier, mit Bechern
Die Gäſte des atheniſchen Beherrſchers?
Wofern nur nicht der Uebermuth, der dort,
Von lauter Luſt herbeigerufen, tobt,
Im Taumel ſchweifet bis zu blut'ger That,
Und, wann die angerichtete Zerſtörung
Ihn kalt ernüchtert hat, in Maß und Schranken
Zu ſpät zurückkehrt mit vergebner Reu.
Mein Ion (ach, nicht mein mehr!) war dabei:
Galt ihn der Zwiſt? betraf ein Unfall ihn?
Wer kann mir's melden? Doch ich höre nahn.

Vierter Auftritt.

Pythia, Xuthus, deſſen Gefolge den Phorbas in Feſſeln herbeiführt.

Xuthus noch hinter der Scene.
Hier führt ihn her! hieher! und gebt wohl Acht,
Daß er euch nicht entrinne.
(auftretend) Prieſterin!
Zum Glücke treff' ich dich: denn dein bedarf's.

Pythia.
Was ſtürmt zu mir in ſolcher Eil dich her?

Xuthus.
Ein Frevel ohne Gleichen iſt verübt.

plus le même. Autant qu'il existait un équilibre quelconque, les défiances se dirigeaient principalement contre les voisins. Les états, entre lesquels la distance empêchait les collisions, mais qui cependant pouvaient se secourir plus ou moins indirectement, étaient réputés alliés naturels. Aujourd'hui qu'une politique révolutionnaire a subjugué les deux tiers du Continent, et s'efforce de renverser ce qui reste encore sur pied, tous les états qui peuvent et veulent maintenir leur indépendance et la fortifier par la dissolution du système fédéral de la France, doivent s'unir étroitement, qu'ils soient voisins ou placés aux deux extrémités de l'Europe, et quels qu'aient été leurs anciens rapports, et même leurs démêlés. Les rivalités, les prétentions particulières, les récriminations doivent être oubliées, pour travailler d'un commun accord à leur salut dans un danger si urgent.

Mais puisqu'il y a des persones qui croyent trouver dans un passé totalement différent, des règles toutes faites pour le présent; puisqu'on rencontre des préjugés comme pétrifiés dans la tête de ceux qui aiment mieux répéter les leçons reçues dans leur jeunesse, qu'observer et réfléchir: qu'on se donne donc la peine d'examiner l'histoire des alliances entre la Suède et la France, et l'on verra que la première n'en a jamais retiré un fruit prodigieux. Dans le dix-septième siècle la France a contribué en effet par des subsides à mettre Gustave Adolphe I en état d'entreprendre cette guerre qui fut si glorieuse pour les Suédois; mais ses secours furent toujours mesquins, le ministère français était jaloux de leurs succès, et dans les négociations pour la paix de Westphalie il intrigua de toutes les façons pour frustrer la Suède des avantages que ses efforts lui avaient mérités. L'un des hommes d'état suédois les plus respectables, le chancelier Comte Benoît Oxenstierna a fait en 1692 un mémoire, dans lequel il déconseille fortement et par les argumens les plus judicieux une alliance avec la France *). C'était pourtant alors la brillante époque de Louis XIV.

Ceci suffira pour prouver à nos lecteurs que même anciennement les avis des hommes éclairés en Suède n'ont pas été unanimes, tant s'en faut, sur le système qu'il fallait suivre à l'égard de la France. Mais nous le répétons: les circonstances où se trouve l'Europe sont tellement extraordinaires et inouies, que toute diplomatie routinière est hors de propos.

La Suède a le droit de rester neutre. Cependant nous avons vu que Napoléon ne reconnait point de neutralité; qu'il considère comme ennemis tous ceux qui ne l'aident pas à faire sa guerre négative contre l'Angleterre. Si pour le moment il ne peut empêcher la neutralité d'un état, il en tien-

---

*) Ce mémoire est inséré dans les *Recherches sur les alliances entre la Suède et la France par Rousset,* publiées en 1745.

dra compte, et il saisira la première occasion de se venger, et de jeter cet état dans une telle dépendance qu'il ne puisse jamais s'en relever.

Vouloir maintenir son indépendance, sans former des liens positifs avec les puissances coalisées contre Napoléon, ce serait s'attirer son ressentiment et s'isoler en même temps. D'un autre côté, que faudrait-il faire pour le contenter? Fermer hermétiquement aux Anglais ses ports, et par suite de cela se soumettre à les voir bloqués; se priver non-seulement de l'avantage des exportations mutuelles entre la Suède et l'Angleterre, mais de la possibilité de toute navigation, de tout commerce extérieur, traiter comme des criminels d'état les habitans des côtes qui, faute d'autres ressources tâcheraient de se soustraire à des règlemens aussi rigoureux; diminuer les revenus de l'état comme ceux des particuliers; s'exposer enfin à la disette par les obstacles que les Anglais peuvent mettre à l'arrivage des grains de la Baltique, et au commerce de cabotage: voilà les sacrifices que Napoléon exige de la Suède, pendant une durée indéfinie, sans lui faire espérer d'autre retour que de temps en temps un signe majestueux de son approbation. Ces prétentions sont tellement révoltantes que, l'intérêt à part, le sentiment de la dignité nationale devrait seul porter à les repousser.

Pour voir de leurs propres yeux ce qu'il en coûte à une puissance maritime d'avoir Napoléon pour allié, les Suédois n'ont qu'à jeter un regard sur leurs voisins, les Danois. J'ai laissé de côté les affaires du Danemarc, parce que dans la marche générale des événemens elles n'ont été que d'une importance secondaire. On a beaucoup loué comme une politique très-sage, la neutralité que ce gouvernement a professée depuis le commencement des guerres de la Révolution. Ce n'était pourtant qu'une mauvaise spéculation mercantile. Profondément apathique sur les bouleversemens de l'Europe, le Danemarc n'eut en vue que les avantages momentanés de son commerce, sans songer que la chute de tant d'états ébranlerait bientôt toutes les bases de son existence politique. Le fait est, que le Danemarc, après avoir fait beaucoup de mal aux puissances coalisées, a fini par s'attirer à lui-même des maux peut-être irréparables. Le gouvernement britannique, après avoir toléré longtemps une neutralité, toute à son désavantage, se vit enfin obligé de prendre des précautions pour sa sureté dans une lutte qu'il soutenait seul contre tant d'ennemis. Mais il se contenta de désarmer le Danemarc en s'emparant da sa flotte, il fit évacuer la Sélande, déjà conquise, qu'il aurait pu facilement garder par ses forces de terre et de mer, et il continue de faire la guerre aux Danois, avec cette modération qu'il a adoptée pour principe lorsque des hostilités sont commises contre lui par des états moins puissans, à l'instigation de la politique française.

Le roi de Danemarc dans la guerre d'Empire depuis 1792 jusqu'en 1801 n'avait jamais fourni le contingent qu'il devait en sa qualité de membre du Corps germanique. En revanche les Danois se sont chargés du rôle odieux de contribuer à river les chaines de l'Allemagne, en fournissant des troupes pour accabler le malheureux Schill. Sans entrer dans la Confédération rhénane le roi de Danemarc se conduisit comme les princes qui en étaient, en annullant de son propre chef les obligations qu'il avait comme duc de Holstein, en cassant les privilèges des habitans de cette province, et en les soumettant aux lois absolues de sa monarchie. Ni l'abdication du chef dont la seule conséquence devait être une nouvelle élection, ni les actes violens de quelques princes déloyaux, ne pouvaient anéantir l'Empire germanique: il existait, il existe encore, de droit si non de fait, et le temps viendra où la nation pourra faire entendre ses réclamations contre tant d'usurpations scandaleuses.

Par un aveuglement semblable à celui d'un autre cabinet, le ministère danois considérait toujours la cause allemande comme lui étant étrangère, et indifférente pour la sureté de l'état. Il ne tarda pas à être détrompé. Depuis la paix de Tilsit, Napoléon dominait dans le nord de l'Allemagne; cependant l'on pouvait se flatter encore, qu'il se réservait cette partie du Hanovre qui touche au Danemarc, comme un moyen de négociations avec l'Angleterre, et qu'il la rendrait peut-être à la paix. Cette espérance s'évanouit; l'incorporation formelle du Hanovre rendit l'Empire français limitrophe du Danemarc; et afin que son intention ne fût pas équivoque, Napoléon étendit ses frontières par une bande de terre peu large jusque sur la mer Baltique. Ainsi les provinces de la monarchie danoise qui touchent au continent, les duchés de Holstein et de Slesvic, et la Jutlande se trouvent comme enclavées dans la France, ne pouvant plus avoir aucune communication par terre sans sa permission. D'un autre côté, les Anglais bloquent les côtes du Danemarc, les menacent souvent de descentes et en croisant dans les bras de mer qui séparent ses différentes provinces, interceptent même les communications entre le gouvernement et ses sujets. Les prémices de l'amitié avec la France furent pour le Danemarc la perte de sa marine et de ses colonies; l'impossibilité de toute navigation devait s'ensuivre également: elle était infiniment pénible pour un état tout composé d'îles et de presqu'îles. La Norvège est souvent exposée à la disette, sans qu'on puisse lui apporter les grains dont la Sélande abonde; au moins faut-il attendre pour cela la saison des tempêtes et des glaces qui écarte les navires anglais. Cette situation dure depuis plus de cinq ans, les finances sont aux abois, le papier-monnaie est tombé presqu'aussi bas que les assignats; toutes les fortunes particulières sont ruinées aussi bien que celle de l'état. Et quelle récompense le Danemarc a-t-il reçu de la part de son puissant allié? Celle de n'avoir pas encore été dévoré. Ce n'est pas peu de chose: mais qu'on attende. Napoléon ne se presse pas de saisir une proie qui est sous sa main. S'il termine heureusement la guerre actuelle, quel hasard miraculeux pourrait encore sauver l'existence du Danemarc? Si au contraire les puissances coalisées réussissent, il court les plus grands risques, parce que, dans ce choc général, il se trouve placé aux avant-postes de l'Empire français. Nous en disons trop peu: dans cette dernière supposition, si le gouvernement danois ne fait pas cause commune avec les coalisés, la chute et le démembrement de cette monarchie sont inévitables.

Je reviens à la Suède. Une relation durable d'amitié avec l'Angleterre est une condition indispensable pour lui assurer la jouissance des avantages maritimes, dont sa

Pythia.
Sag' an: Ich bin auf Schreckliches gefaßt.
Xuthus.
Noch fehlen Worte dem verſtörten Muth.
Pythia.
Hat Blut die Becher deines Mahls genetzt?
Xuthus.
Gift und der Furien Geifer troff hinein.
Pythia.
Wen zu verderben wurden ſie gemiſcht?
Xuthus.
Mein theures Pfand, den kaum gefund'nen Sohn.
Pythia.
Iſt Ion hin? ſchlang ihn der Orkus ein?
Xuthus.
Vorbei an ſeinen Lippen ging der Todestrank.
Pythia.
O himmliſches Gewölb'! ich athme wieder.
Xuthus.
Auch ohn' Erfolg bleibt, was ſie war, die That.
Pythia.
Wer hat ſie ausgeſonnen? wer vollbracht?
Xuthus.
Kreuſens Rath, und dieſes Knechtes Hand.
Pythia.
Dein treuer Diener und dein liebend Weib?
Xuthus.
Wenn Treu' Verrath iſt, Liebe Meuchelmord.
Pythia.
O der Verblendung ſterblicher Geſchlechter,
Und ihrer vom Beginn heilloſen Werke!

position géographique l'invite à tirer le plus grand parti possible. Dans cette époque de gêne et de suspension du commerce anglais sur le continent, le gouvernement britannique doit mettre d'autant plus de prix à renouer et à resserrer ses anciennes liaisons avec quelques états qui possèdent des côtes; il doit être porté à faire de grands avantages à leur navigation et à leur commerce. Le moment est singulièrement favorable. Ce sont des ports et des débouchés européens qu'il faut à l'Angleterre: elle ne craint plus des rivaux sur les mers, où son pavillon flotte presque solitaire; elle a de la peine à porter le poids de ses conquêtes coloniales, du moins il est sûr qu'elle en a fait plusieurs, pour ôter à l'ennemi et non pas pour acquérir des possessions qui ne lui offraient rien à exploiter qu'elle n'eût déjà en abondance. Pourquoi la Suède n'obtiendrait-elle pas du gouvernement britannique des colonies pour prix de sa coopération efficace? Pourquoi son système commercial n'acquerrait-il pas une nouvelle activité, tandis que celui des Hollandais, des Danois, des villes anséatiques est paralysé? Seraitce en vain que la Suède est située entre deux mers, et coupée d'une infinité de lacs? De tout temps l'élément qui entoure la presqu'île scandinave, était familier à ses habitans. En se jouant des dangers que présentent dans leurs parages des côtes hérissées d'écueils, les îles flottantes de glace et les tempêtes d'un climat boréal, les anciens Scandinaves se préparaient aux expéditions lointaines, et le premier nom sous lequel ils furent fameux dans l'histoire, est celui de navigateurs hardis. Pourquoi les Suédois ne marcheraient-ils pas sur les traces de leurs illustres ancêtres, en modifiant leur esprit d'entreprise selon les progrès de la civilisation? Il s'ouvre une vaste et brillante perspective pour des spéculations commerciales: que la Suède se hâte donc de se mettre en possession de ses avantages naturels, et de ceux qu'un coucours de circonstances extraordinaires paraît lui promettre. Si l'Europe se relève, on aura pris les devans; si elle est condamnée à rester courbée sous la verge de fer, sa navigation sera anéantie avec les autres arts de la civilisation. A la sortie de chaque port du continent assujetti, se trouveront d'invisibles colonnes d'Hercule, qu'il sera interdit au despotisme du conquérant de franchir; et pendant que des esclaves laboureront péniblement une terre arrosée de sang et de larmes, les nations libres, telles que les Anglais et les Suédois, sillonneront en sécurité l'indomptable océan comme leur patrimoine exclusif.

On ne saurait douter que tout ce qui tend à consolider la paix et la bonne intelligence, à ranimer et à multiplier les rapports mutuels entre l'Angleterre et la Suède, ne soit dans ce dernier pays également conforme aux besoins et aux intérêts de la classe laborieuse, au penchant naturel, pour ainsi dire au goût moral de la nation en général, et aux voeux des personnes éclairées.

Passons aux relations politiques avec la Russie. Aussi long-temps que la Suède possédait des provinces transmarines limitrophes de cet empire, il existait un point de contact hostile entre les deux états. Pierre le Grand, en posant la première pierre d'une nouvelle capitale à l'une des extrémités de son vaste empire, sur un territoire arraché à la domination suédoise, prépara le sujet d'une longue lutte. La Russie avait à défendre une frontière trop rapprochée du siége de son gouvernement, pour ne pas lui causer des inquiétudes, chaque fois qu'elle était engagée dans une guerre lointaine. A présent la mer et les régions glaciales forment un boulevard entr'elle et un voisin souvent redoutable. Dorénavant entre la Russie et la Suède il ne peut plus y avoir de guerre motivée par leur sureté respective. La Suède est devenue comme insulaire de ce côté là. N'ayant plus rien à craindre de la Russie, elle devient par cela même son alliée naturelle, outre que les deux états ont des intérêts communs dans la Baltique, qui les ont déjà plusieurs fois portés à réunir leurs forces maritimes.

Il faut penser à réparer ses pertes; mais non pas s'obstiner à chercher cette réparation précisément du côté vulnérable, dont la défense a long-temps absorbé une grande partie des forces de l'état. Il est reconnu que des possessions morcelées donnent beaucoup moins de vigueur à une monarchie que si elles étaient réunies autour d'un même noyau, et composaient une masse homogène; d'ailleurs de telles possessions par la nécessité de les défendre, rendent la politique d'un état beaucoup plus compliquée et dépendante des circonstances. Ce n'est pas tout que de s'agrandir, il est infiniment plus important de s'arrondir: chaque état doit tendre à former un tout, dont la circonscription naturelle soit très-difficile ou même impossible à entamer. C'est alors qu'il entre en pleine jouissance de son indépendance, n'ayant dans ses relations extérieures rien à donner à la crainte, et ne pouvant jamais être entraîné malgré lui dans un système contraire à ses intérêts. Beaucoup d'états par leur position géographique, sont condamnés à être toujours froissés entre leurs voisins dans chaque nouveau conflit; mais la Suède, invitée par la nature même, doit aspirer à se donner une intégrité compacte et présqu'insulaire, qui augmenterait ses forces infiniment au-delà de ce qu'elle acquerrait en territoire et en population. L'union de Calmar amena jadis un temps de contrainte et de violence; mais on pourrait s'étonner que dans la scission qui s'ensuivit entre ces trois royaumes, figurés encore aujourd'hui par trois couronnes dans l'écusson de la Suède, les deux situés du même côté de la mer, ne soient restés unis; et à considérer la chose abstraitement, sans entrer dans le détail des circonstances, cela semblerait purement accidentel.

L'acquisition de la Norvège, la plus désirable pour la Suède, de toutes celles qu'elle pourrait faire, est précisément celle qui ferait le plus d'ombrage à Napoléon et à laquelle il acquiescerait le moins, autant qu'il serait en lui d'y porter obstacle. Comment consentirait-il à affermir à jamais, et d'une manière inexpugnable, l'indépendance d'un état, déjà trop hors de sa portée, quand toute sa politique consiste à ôter successivement à tous les états le degré d'indépendance qu'ils avaient, pour les forcer à participer à des guerres étrangères ou même contraires à leurs intérêts? Comment consentirait-il à ce que la Suède eût une plus grande étendue de côtes, et par conséquent plus de motifs d'éviter un état d'hostilité vis-à-vis de l'Angleterre? Jamais il n'aurait fait obtenir à la Suède pour prix d'une alliance offensive que des acquisitions précaires, afin que le soin de leur conservation l'eût mise dans la nécessité d'adhérer à toutes ses volontés, de coopérer à l'exécution de tous ses desseins.

La nation suédoise, si illustre dans l'histoire, a le sentiment de sa dignité; elle a pris le moyen le plus efficace de réparer ses revers passés, en appelant à la succession au trône un Prince vis-à-vis duquel l'hommage de l'admiration se confond avec l'hommage dû aux souverains. Cette élection est pour la Suède l'aurore d'un nouveau jour de gloire et de prospérité. La valeur d'un guerrier, le génie et l'expérience d'un capitaine, sont des qualités indispensables pour le chef d'une monarchie ébranlée au milieu des secousses qui ont fait crouler tant d'états, parce que les princes ne savaient pas conduire eux-mêmes leurs peuples au combat. Pendant des guerres longues et meurtrières plusieurs généraux ont pu se faire la réputation d'être *sans peur*; mais il est infiniment rare d'avoir été *sans reproche* dans une époque de commotions civiles. Le Prince Royal de Suède a porté la chevalerie dans le républicanisme aussi bien que dans la royauté. La France lui doit, de l'avoir défendue dans les temps les plus difficiles, long-temps avant qu'il fût question de son dominateur actuel, qui sut ensuite par mille artifices accaparer la gloire militaire: les différens pays, théâtres de ses exploits, ont béni ses efforts pour adoucir les maux de la guerre, et soulager l'humanité souffrante; la Suède l'a vu, aussitôt abordé sur ses rivages, s'identifier avec elle par un sentiment de patriotisme qui semblerait inné, et dans lequel aucun souverain issu du sang scandinave ne l'a jamais surpassé. Depuis deux années la confiance du Roi dans son successeur, la pureté de ses vues, ont contribué puissamment au retablissement de la tranquillité dans l'intérieur du pays. On a vu la sécurité renaître avec le respect pour l'ordre public; un esprit de modération et de concorde a présidé aux assemblées représentatives: le commerce et la navigation ont repris leur activité; les jeunes défenseurs de la patrie s'exercent avec ardeur aux armes sous les auspices d'un héros. La nation suédoise se laissera conduire avec une confiance illimitée par ce chef qui lui a consacré un entier dévouement: c'est tout ce qu'il faut pour la relever à la hauteur de ses destinées.

Cette même énergie calme qui a raffermi sur ses bases l'édifice dss institutions sociales, s'est manifestée dans les relations extérieures. Un langage plein de dignité, de justice et de modération du fond du nord a retenti dans l'Europe étonnée. Déjà sans avoir presque l'air d'agir au dehors, la Suède a exercé une influence importante et salutaire dans les affaires générales. Son ancienne amitié avec la Porte a contribué à faciliter la conclusion de sa paix avec la Russie, que la France cherchait à troubler de toutes les façons. Le Divan, éclairé sur ses véritables intérêts, a mieux aimé céder une partie de son territoire, qu'accepter la garantie de son intégrité, offerte par Bonaparte comme appât pour la continuation de la guerre. Dans les relations amicales entre la Grande-Brétagne et la Russie, tellement fondées sur les intérêts et les besoins mutuels

In der Verwirrung ſuchen ſie Gedeihn,
Aus nächtlicher Verbrechen Graun ſoll ihnen
Die Sonne eines neuen Glücks hervorgehn.
Da iſt kein noch ſo ſtark gewobnes Band
Des Bluts, der Liebe, der Genoßenſchaft,
Das hielte, wenn hier ſtolze Herrſchbegier,
Dort eignen Vortheils Sucht gewaltſam reißt,
Indeß die Faden Tück' und Neid zernagt,
Nur der lebt ruhig, der der Lebensgüter
Sich ganz verzieh'n, wie abgeſchiedne Seelen.
Kaum daß mein theurer Ion aus dem Hafen
Des Heiligthums den kleinen Nachen wagt,
So wirbeln ihn die trüben Strudel fort,
Und an der Klippe läg' er ſchon zerſchmettert,
Wenn nicht der Götterſorge günſt'ger Wind
Ob ihm gewaltet, und in die Umarmung
Der ſtillen Bucht ihn hätte heimgeführt.
Ach, daß er nimmer ſie verlaßen dürfte!
So müßt' ich nicht nachſchauend ſtehn am Ufer,
Und ſorgenvoll ihm mit Gelübden folgen, —
Doch melde mir, o König, den Verlauf:
Wie es an's Licht gekommen, welch ein Wunder
Von unſerm Ion die Gefahr gewandt;
Denn noch kann ſich mein Geiſt nicht überzeugen,
Daß nicht ein falſcher Argwohn euch verſtört.

Xuthus.

Nur zu gewiß iſt was die Sonn' erröthen,
Die heil'gen Haine ſchauern machen muß,
Was der Stiefmütter ſchon verhaßten Namen
Noch ſchwärzer zeichnet, und in ihrer Bruſt,
Dem Kelch der Mutterliebe ſonſt bei Frauen,

des deux empires, que leur suspension ne saurait être qu'un état violent et de peu de durée, la Suède se trouvant sur le chemin de leurs communications, en est, pour ainsi dire, le chainon intermédiaire. L'un et l'autre recherchent son amitié, et respectent son indépendance, comme la garantie la plus sûre contre l'assujettissement de la Baltique au système continental.

L'entrevue de l'Empereur Alexandre et du Prince Royal de Suède dépositaire des secrets et de la politique du Roi, a donné aux deux nations le signal d'un oubli perpétuel de leurs anciennes inimitiés. Le Prince de Galles aussi fut représenté à cette entrevue; et l'étroite union entre trois souverains magnanimes annonce le développement d'une politique opposée à celle de l'astuce et de l'égoïsme, une politique toute en loyauté, en vues libérales, en patriotisme éclairé. Avec le secours de la providence les maux de l'Europe, dont j'ai faiblement tracé le tableau, ne sont pas sans remède. Jamais depuis le commencement de son oppression autant de circonstances réunies ne permirent de bien augurer de sa prochaine délivrance.

Pendant un instant la Russie a paru accablée; elle l'aurait été sans la fermeté inébranlable de l'Empereur, soutenu par le dévouement héroïque de ses peuples. Les prétentions insoutenables de l'agresseur lui ont suscité une guerre nationale: déjà le torrent dévastateur est rapidement refoulé vers l'occident. En même temps l'Espagne a pu respirer; un second Marlborough y renouvelle la gloire des armes anglaises sur terre ferme: ses brillantes victoires ont ranimé l'enthousiasme de la nation espagnole; de cette nation qu'on avait pu vaincre, mais non pas subjuguer. D'un autre côté les préparatifs de la Suède ont efficacement servi la cause européenne, en tenant en échec sur les côtes opposées une partie des forces de Bonaparte et de ses alliés. L'éveil a été donné aux espérances de l'Allemagne, impatiente de secouer le joug. Napoléon a lassé la fortune à force d'en abuser; elle seule lui valait des adhérens; il n'a point d'amis: ses alliés dissimulent à peine leur joie à la nouvelle de ses défaites. Sa puissance ressemble à ce colosse composé de métaux hétérogènes; la haine des peuples, ce sont ses

Univ. Bibl. München

pieds d'argile. Hier l'on encensait cette idole gigantesque; demain renversée, le monde n'y verra *plus que le fragile monument d'un* orgueil insensé.

Mais qu'on ne s'endorme pas dans une trompeuse sécurité. Si après un grand revers on laisse respirer cet homme, il montrera encore au monde ce que peuvent la ruse et l'audace réunies; il prendra une terrible vengeance sur ceux qui ont dévoilé des faiblesses mortelles en lui, l'arbitre des destinées, le dieu des adulateurs. Qu'est-ce que la perte d'une armée pour Bonaparte qui, selon sa propre expression, *a tant d'hommes à dépenser?* Il ne suffit pas, qu'il n'ait point eu de succès dans telle guerre d'envahissement; il faut qu'il soit mis hors d'état d'en faire; il faut qu'il soit forcé de renoncer à son système de domination universelle, à ses prétentions incompatibles avec l'indépendance des nations et la tranquillité du monde.

Dans ce temps de crise, gros d'un avenir certain dans son ensemble, inconnu dans les détails, beaucoup d'états subiront des changemens importans. Le sort des gouvernemens obstinément attachés à la domination de Bonaparte est facile à prévoir. Les *neutres* ne peuvent pas se flatter que dans le conflit de tant d'intérêts divers, les leurs soient soignés par ceux pour lesquels ils n'ont rien voulu hasarder, et qu'on leur procure gratuitement des dédommagemens de ce qu'une politique étroite leur aura fait perdre. Les puissances qui auront servi activement la bonne cause, siègeront au premier rang et auront des voix prépondérantes dans ce sénat de souverains, auquel sera dévolue la grande oeuvre de rétablir la constitution européenne sur des bases plus fermes. La nation suédoise pourrait-elle ne pas se ressouvenir, que son plus beau titre à la gloire est d'avoir obtenu par sa fermeté dans une longue lutte au dehors cette paix de Westphalie, qui lui assura de grands avantages, et pendant un siècle et demi fut considérée comme le principal fondement du droit public de l'Europe?

H.g.Sept. 39

Ueber das
Continentalſyſtem
und den
Einfluß deſſelben auf Schweden.

R

Von A. W. S.

1813.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die Begebenheiten drängen ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß in der kurzen Zeit, die ſeit der Abfaſſung der gegenwärtigen Schrift verfloſſen iſt, Europa ſeine Geſtalt verändert hat. Hätte die Veränderung auch im umgekehrten Sinne Statt gehabt, ſo würden die in ihr verzeichneten Thatſachen nicht weniger wahr ſeyn: aber viele Leſer würden vielleicht die Schlüſſe, die ich daraus gezogen habe, nicht ſo überzeugend gefunden haben. Die irdiſchen Ereigniſſe vermögen nicht die großen Grundſätze der Gerechtigkeit zu verändern, ſo wenig als die Wolken, welche die Sonne verhüllen, ihr unſterbliches Licht auslöſchen können. Indeſſen der Erfolg iſt für die Menge ein Beweis von bewundernswürdiger Kraft. Wäre es Napoleon gelungen, einen Frieden, wie er ſich ſchmeichelte, in Moskau zu unterzeichnen, ſo würde es nicht an Sophiſten gefehlt haben, die ſeine Forderungen vor dem Kriege im Grunde gerecht und mäßig gefunden und laut die Unklugheit Rußlands, nicht früher nachgegeben zu haben, verdammt hätten. Aber Napoleon iſt in einem ungerechten Angriff unglücklich geweſen, und das iſt ſelbſt in den Augen ſeiner Vertheidiger unverzeihlich. Das Blendwerk ſeines Glücks iſt zerflattert, ſein Ruf als ein großer Feldherr erſchüttert. In der That, nur ſeine beſtallten Schmeichler können zu läugnen wagen, daß er in dieſem Feldzuge die Vorſicht eines nur mittelmäßig erfahrnen Heerführers verſäumt hat. Ein großer Schlag iſt gegen die Macht Napoleons geführt, aber er hat ſeinen Fall überlebt, er iſt allein entkommen, indem er ſeine Soldaten mitten unter allen denkbaren Schrecken verließ; er ſpricht von ſeinem Wohlbefinden, während er ſich zur Ehre der Menſchheit krank aus Verdruß und Gewiſſensvorwürfen ſtellen ſollte. Die offene Gewalt iſt

Die milde ſüße Milch in Gift verwandelt.
Hör' an! auf daß du glaubeſt was unglaublich iſt.
Dort auf der friſch begrünten Wieſenfläche
Vor Delphi, ward das Mahl mit Fleiß bereitet.
Die ganze Eb'ne wimmelte von Dienern,
Die hin und wieder Opferthiere führten
Und mancherlei Geräth in Händen trugen.
Ich ſelber ſorgte für der Speiſe Fülle,
Und was zur Luſt und Anmuth ſonſt gehört,
Für Salben, Kränze, Blumen, Weihrauchdüfte;
Mein Knab' indeſſen übernahm, die Stätte
Den Gäſten anzuordnen, wie er es
Gar wohl verſtand und oft zuvor geſehn.
Für ein geräumiges Gezelt den Platz
Maß er, und ſteckt' ihn ab; und in die Ecken
Hieß er die Zimmerleute Fichtenſtämme
Als Pfeiler treiben, die er obenher
Mit quergelegten Balken feſt verband.
Dann wurden ſie mit Teppichen bekleidet,
Die euer reicher Tempelſchatz verwahrt
Für ſolche Feſtlichkeiten, und worunter
Die köſtlichſten er mir zu Ehren wählte.
Die Häupter ſchirmte vor den Sonnenſtrahlen
Ein Himmel, kunſtreich in den blauen Stoff
Gewirkt mit Gold und Silber, wo der Mond
Mit ſeinen Hörnern, und die mildre Fackel
Des Heſperus zu ſehn war; hier am Rande
Die Nacht umwallt vom ſternbeſä'ten Schleier
Hinanfuhr, und ihr gegenüber ſich
Der Sonnengott mit ſeinen Flammenroſſen,
Forteilend, in den Schooß der Fluten tauchte.

geſcheitert, aber der Betrug verdoppelt ſeine Anſtrengungen. Aus Mangel des verlornen Geſchützes feuert man jetzt mit Zeitungsſalven. Man ſpricht mit Bedeutung von der großen Armee, man giebt ſie für immer ſiegreich aus, während ſie nicht mehr vorhanden iſt. Dieſes Heer, das zahlreichſte, das am Beſten ausgerüſtete, das man ſeit Jahrhunderten geſehen hat, kann ſeine Stimme nicht gegen ſeinen Anführer erheben, durch deſſen blinden Wahn ſo viele Brave jämmerlich umgekommen ſind, aber laut genug reden die weiten Ebenen Rußlands und Polens, bedeckt mit ihren erſtarrten Leichen. Man ſchiebt die Nothwendigkeit unermeßlicher Werbungen auf den Abfall eines verbündeten Heerführers: funfzehntauſend Preußen, die nicht für die Unterdrückung ihres Vaterlandes und ihres Gebieters fechten wollten, ſollen durch 350,000 Franzoſen erſetzt werden. Man ſchildert uns ganz Frankreich bereit, die Waffen zur Vertheidigung ſeines gütigen, in ſeinem friedlichen Daſeyn ach! ſo grauſam geſtörten Beherrſchers zu ergreifen.

Man will die Völker mit der Wildheit der ruſſiſchen Soldaten erſchrecken; nach den franzöſiſchen Tageblättern ſtürzen ſich die Ruſſen aus dem Innern Aſiens auf die gebildete Welt, um die Menſchenfreſſerey einzuführen. Auf dieſe Weiſe bringen durch eingebildete Schrecken die Ammen die Kinder zum Schweigen. Zum Glück weiß man, daß der ruſſiſche Soldat fürchterlich in Schlachten, fromm, ſeinen Obern gehorſam, an eine ſtrenge Kriegszucht gewöhnt und für jede gute Behandlung, die er erfährt, erkenntlich iſt. Man erſchreckt die Franzoſen durch die Vorſpiegelung einer beabſichtigten Zerſtückelung. Aber alle aufgeklärte Menſchen in Europa und ſelbſt in Frankreich wiſſen, daß es nicht Frankreich, ſondern allein dem Eroberungsgeiſte ſeines Beherrſchers gilt. Möge das Franzöſiſche Volk, nach ſo vielen Stürmen und traurigen Erfahrungen ſich endlich eine Verfaſſung nach ſeinen Wünſchen geben; möge es ſich in den natürlichen Gränzen ſeiner Macht beſchränken. Es darf nur wollen, um einen ehrenvollen und feſten Frieden zu erhalten und um aller Vortheile zu genießen, deren bloß ſeine Regierung es bis jetzt beraubt hat.

Die dem Joche Napoleons unterworfenen Völker haben bey dieſer Gelegenheit ihre Geſinnung auf eine unzweydeutige Weiſe an den Tag gelegt Die Herrſcher brauchen nur den durch Rußlands ruhmwürdiges Beyſpiel gegebenen Anſtoß zu begünſtigen, um alle ihre Rechte wieder zu erlangen. Die Netze, wovon wir geſprochen haben, ſind grob und verbraucht: aber es ſind feinere Kunſtgriffe zu fürchten: die an den Höfen Europa's angeſponnenen Intriguen, um ſie durch Unterhandlungen hinzuhalten, um alte Eiferſucht zu erwecken, um die Bundesgenoſſen zu entzweyen und ſie durch trügeriſche Anerbieterungen von dem wahren Zwecke des Krieges abzuleiten. Ein tiefſinniger Geſchichtſchreiber ſagt: „das Geheimniß des Despotismus iſt, es dahin zu bringen, daß Jeder nur ſeinen Vortheil ſieht und Niemand an die allgemeine Sache denkt.“ Es iſt mit den Staaten wie mit dem Einzelnen; das Geheimniß der Univerſalmonarchie beſteht darin, den

Eifer für das allgemeine Wohl durch die berechnende Selbſtſucht eines jeden Staats auszulöſchen. Der Gemeingeiſt Europa's wird, wir hoffen es, bey einem ſo mächtigen Aufruf erwachen und die Völker werden ihre Unabhängigkeit wieder erringen.

Ueber
das Continentalſyſtem und den Einfluß deſſelben auf Schweden.

Man überzeugt ſich, wenn man durch die neulich dem Franzöſiſchen Reiche einverleibten Landſchaften oder diejenigen Staaten reiſt, die von demſelben abhängig ſind, leicht, daß die Völker ein ſehr richtiges Gefühl von ihrer Lage haben. Eine einmüthige Stimme des Bedauerns über die Vergangenheit, der Klage über die Gegenwart und der Beſorgniß für die Zukunft erhebt ſich überall. Es iſt kein Bauer ſo unwiſſend, um nicht den Urheber der Uebel zu kennen, die ſein Vaterland heimſuchen, ſich irren zu laſſen oder nur den geringſten Zweifel darüber zu hegen. Wo iſt in Europa eine ſo arme, ſo einſame Hütte, wohin Bonaparte's Name nicht gedrungen iſt: aber ſeit Jahrhunderten hat kein Sterblicher ſich einen ſo traurigen Ruhm erworben.

Im alten Frankreich ſpricht die Meinung, obgleich im Ganzen dieſelbe, ſich mit mehr Zurückhaltung und Vorſicht aus. Einmal ſetzt die Sprache die Einwohner unmittelbar: unter die Aufſicht der Centralpolizey, für welche die fremden Sprachen noch ein Hinderniß bilden; dann vergleicht man dort den gegenwärtigen Zuſtand nicht mit den friedlichen Annehmlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, ſondern mit den Stürmen der Revolution, die das Andenken derſelben vertilgt haben. Den ſo oft getäuſchten Hoffnungen einer großen Verbeſſerung in der geſellſchaftlichen Ordnung ſind der Unglaube und die Gleichgültigkeit in dieſer Hinſicht gefolgt. Viele Menſchen, vielleicht mit aufrichtiger Ueberzeugung, ſchreiben Napoleon die Rückkehr der Ordnung im Innern zu; man vergißt, daß die revolutionären Greuel lange vor ſeinem Antritt aufgehört hatten und daß er eher eine ſchwache und ſchwankende, als eine unterdrückende Regierung erſetzte. Man droht den Franzoſen mit der Rückkehr des Schreckens, wenn dieſer Mann nicht mehr über ihre Schickſale wachte. Sonderbares Hirngeſpinſt! Durch eine chimäriſche Furcht glaubt man die ſchwerſten Uebel in Wohlthaten zu verändern. Der Schrecken der Revolution zeigte ſich mit freyer Stirn: er forderte den Widerſtand auf und konnte ſchon durch ſeine

Natur nicht lange dauern: auch jetzt iſt es der Schrecken, aber ein heimlicher Schrecken, der den Muth entnervt, indem er die Gefahr verſteckt. Es iſt das Meiſterſtück der Politik Napoleons, daß er einem wahrhaft gewaltſamen und unerträglichen Zuſtand einen Anſtrich von Feſtigkeit zu geben wußte.

Deſſenungeachtet hört man auch in Frankreich das Lob Bonaparte's nur aus dem Munde ſeiner Diener, der Theilnehmer ſeiner Macht, derjenigen, die durch ihn die größten Vortheile genießen, und die, wenn er geſtürzt würde, für ihre perſönliche Sicherheit zittern. Er hat nicht mehr nöthig, wie im Anfang ſeiner Laufbahn, das Schweigen der Redner und kühner Schriftſteller zu erkaufen; aber er bezahlt doch ſehr theuer das Wort. Dieſer Einklang ſchwülſtiger Lobſprüche, den er von einem Ende ſeines weiten Reichs bis zum andern mit ſo vieler Sorgfalt hallen läßt, koſtet ſeinen Unterthanen jährlich Millionen. Das geſetzgebende Corps und der Senat, die einzigen Trümmer republikaniſcher Formen, die er übrig gelaſſen hat, ſind müßige Verſammlungen von Jaherrn geworden. Hier kündigt man unter dem Poſaunenſchall einer ſchlechten Rhetorik dem Volk jedes drückende Geſetz, jede Erhöhung der Auflagen, jede Menſchenausſchreibung aus einer erſchöpften Bevölkerung, als eben ſo viele erhabne Einrichtungen, an; jeden neuen Krieg, der die Menſchheit verheeren ſoll, als einen Schritt zum allgemeinen Frieden. Doch das Volk iſt taub gegen dieſe ekelhaften Stimmen; es verſchmäht den Purpur des Ruhms, womit man ſein Elend verhüllen will: es iſt höchſt gleichgültig gegen die allgemeine Sache, und Alle, die nicht nach Stellen ſtreben, beſchränken ſich auf den Kreis ihrer häuslichen Angelegenheiten.

Bey dem Vorſatz, die Natur und die Folgen des Continentalſyſtems zu entwickeln, muß ich mich faſt ſchämen, bey allgemein bekannten Wahrheiten zu verweilen, wenn es nicht Länder gäbe, wo es noch möglich iſt, ſich über das wahre Intereſſe zu täuſchen, weil man nur von weitem Zuſchauer der Begebenheiten geweſen iſt und noch nicht die traurige Erfahrung von dieſem Syſtem, oder mit andern Worten, der Herrſchaft Bonapart's gemacht hat. Auf dem europäiſchen Continent iſt gegenwärtig Schweden allein in dieſer glücklichen Lage. Es hat Verluſte erlitten, aber ſeine Unabhängigkeit behauptet. Die Wahl ſeiner politiſchen Verhältniſſe iſt bis jetzt frey; bald dürfte ſie es nicht mehr ſeyn. Der Augenblick iſt für ſeine Freiheit, ſeinen Ruhm und ſeinen künftigen Wohlſtand entſcheidend.

Ich werde mich eines Urtheils über den Charakter dieſes Mannes enthalten, der durch ſeine Erfolge die Welt in Erſtaunen geſetzt hat. Beredte Declamationen ſind an ihrer Stelle, wenn es darauf ankommt, Leidenſchaften aufzuregen; aber in der ruhigen Unterſuchung eines politiſchen Gegenſtandes muß man nichts übertreiben, nichts ohne Begründung behaupten, man muß ſich an den einfachen Beweis der Thatſachen halten. Was auch die Gründe ſeyn mögen, aus denen Napoleons Handlungen fließen, ein unbegränzter Ehrgeiz, oder die gebieteriſche Nothwendigkeit ſeiner Lage, die ihm nicht mehr verſtattet, zurückzugehen oder nur einmal ſtehen zu bleiben, ihre Folgen ſind immer dieſelben. Nehmen wir an, daß er nur für den Frieden und das Glück des menſchlichen Geſchlechts arbeitet, ſo muß man doch immer geſtehn, daß er ſich ganz und gar nicht darauf verſteht. Seitdem er die Zügel der Macht gefaßt hat, haben ſich fürchterliche Kriege beſtändig erneuert und die Quellen der öffentlichen Wohlfahrt ſind in allen, ſeinem Einfluß unterworfnen Ländern verſiegt. Da er deſſenungeachtet während ſo vieler Jahre denſelben Grundſätzen unveränderlich gefolgt iſt, ſo würde es thöricht ſeyn zu glauben, daß er ihnen jemals entſagen wird.

Ein flüchtiger Blick auf die Ereigniſſe, die Bonaparte's Erhöhung vorangingen, und der damalige Zuſtand Europa's wird hinreichen, um zu beweiſen, daß er ſich des höchſten Anſehens unter den günſtigſten Ausſichten zu einer friedlichen und wiederherſtellenden Herrſchaft bemächtigt hat.

Die durch die erſte Gährung der Revolution veranlaßten Kriege dauerten nur wenige Jahre: eine Verbindung, die halb Europa umfaßte, ward nach und nach, und in der Stille aufgelöſt. Preußen trat zu erſt ſeit dem Frühlinge 1795 ab und beruhigte das nördliche Deutſchland durch ſeine Neutralitätslinie. Das eroberte Holland empfing zu derſelben Zeit die Verfaſſung und die Friedensbedingungen, die Frankreich ihm vorſchrieb. Die Könige von Spanien, von Sardinien, von beiden Sicilien, folgten dem Beiſpiel Preußens, und gingen beſondere Friedensſchlüſſe ein: Spanien erneuerte ſogar ſeine alte Verbindung mit Frankreich. Mehrere deutſche und italiäniſche Fürſten waren gezwungen, ihre Ruhe theuer zu erkaufen, ohne einmal recht zu wiſſen, ob ſie mit Frankreich im Kriege geweſen waren oder nicht. Endlich waren vom Jahr 1797 keine Kämpfer weiter übrig als England und Oeſtreich: England unterhandelte und Oeſtreich endigte mit der Unterzeichnung des Vertrags von Campo Formio. Aber bald erregte das Directorium

So waren auch die rings behangnen Wände
Mit Kämpfen der Centauren, wilden Jagden,
Der Satyrn und Bacchanten luſt'gen Tänzen,
Bevölkert und belebt: es ſchien der Bau
Des ſchnell empor gewachſ'nen Saals, damit
Der Gäſte Blick ſich nicht in's Freie ſehnte,
In ſeinem engern Raum die Welt zu faßen,
Des Aethers Umſchwung und das Erdgewühl.
Nicht war nach Mittag zu die offne Seite,
Noch auch nach Mitternacht gerichtet, ſondern
Ließ zwiſchen beiden Luft, nicht Sonne, zu.
Als zum Empfang nun für des Mahls Genoßen
Die Polſter rings umher gebreitet waren,
Und in des Zeltes Mitte aufgeſtellt
Die Krüge Weins, und Tiſche mit den Schalen:
Da trat der Herold auf die Zeh'n und rief:
Wer ſchmauſen wolle, ſei hereingeladen.
Der Greis hier nun bewies ſich gleich geſchäftig
Den Wein zu miſchen und dann einzufüllen,
Auch muntert' er die Diener hier und dort
Ihn hinzureichen auf, geſchürzt und rüſtig,
Als hätt' er ſich vor Freude ganz verjüngt.
Das Mahl gieng fort: es tönten ſchon die Flöten,
Dazwiſchen prieſen viele Zungen laut
Athen und ſeine glücklichen Beherrſcher.
Was ſollen noch die kleinen Trinkgefäße,
Die kaum die Lippen netzen? ſprach der Alte;
Laßt tiefe Becher kommen, denen voller
Die Fröhlichkeit als ihrem Quell entſprudle.
Er hoffte wohl im allgemeinen Rauſch
Sein Thun den Zeugen leichter zu entziehn.

muthwillig neue Kriege. Es griff die Schweiz an, die ſelbſt Robespierre geachtet hatte; es verjagte den König von Sardinien aus den Staaten, die ihm auf den feſten Lande übrig waren; führte den Papſt gefangen fort: nöthigte den Hof von Neapel zur Flucht und verwandelte ganz Italien in Republiken; es willigte in die Expedition nach Aegypten, wozu Bonaparte die Schätze Berns gelüſteten; es machte dadurch die Türken aufmerkſam und gab England eine neue Veranlaſſung zum Kriege. Alle dieſe, in einem Jahre unternommenen Anmaßungen, löſten den Congreß zu Raſtadt auf. Rußland, das bis dahin nur Hoffnungen gegeben hatte, trat der Verbindung endlich thätig bey, und der Kampf der vereinigten Ruſſen und Oeſtreicher im Jahr 1799 entriß ganz Italien ſchneller, als es erobert worden war, den franzöſiſchen Waffen.

Niemals war ſeit dem Anfange des Kriegs die Lage Frankreichs mißlicher geweſen. Bonaparte's Schmeichler haben nicht unterlaſſen, ſeiner Rückkehr aus Aegypten die Rettung der Franzöſiſchen Republik zuzuſchreiben: es iſt immer ſeine Gewohnheit geweſen, ſich die durch Andre vorbereiteten Erfolge zuzueignen. Ein ſeitdem zu den höchſten Verhältniſſen berufner Mann ſchaffte während einer zweimonatlichen Verwaltung im Kriegsdepartement die Plünderungen und die Mißbräuche aller Art ab, die daſelbſt den höchſten Gipfel erreicht hatten. Die Heere wurden verſtärkt, mit allem, was ihnen fehlte, verſehen, und gleichſam neu geſchaffen, ſo ſicherte General Bernadotte als Verwalter diejenigen Siege, die er als Krieger zu erkämpfen wußte. Zufolge dieſer Wiederherſtellung der bewaffneten Macht wurden die Engländer aus Holland zurückgetrieben; Maſſena verfuhr in der Schweiz wieder angriffsweiſe gegen die Ruſſen, und Moreau konnte in Italien den Oeſtreichern die Spitze bieten, als Bonaparte noch nichts weiter für die Republik gethan hatte, als ſich der Gewalt zu bemächtigen.

Wie der Kaiſer Paul Oeſtreich aus Großmuth unterſtützt hatte, verließ er es aus Laune; abermals auf ſeine eignen, ſchon erſchöpften Kräfte zurückgeführt, nöthigten es, die glänzenden Erfolge Moreau's und Maſſena's (1800) im folgenden Jahre den Frieden von Lüneville zu unterzeichnen. England, das durch die Abtretung Belgiens die Hoffnung verloren hatte, dieſe Landſchaft dem Hauſe Oeſtreich, wie es wegen ſeines Seeintereſſes wünſchen mußte, zu erhalten, und durch die Wiedereroberung Aegyptens über ſeine Oſtindiſchen Beſitzungen beruhigt, willigte ein Jahr ſpäter in den außerordentlichſten Frieden, den man nach einem ſolchen Kriege ſchließen konnte. Immer ſiegreich zur See, immer erobernd in beyden

Indien, erkannte es alle Erwerbungen Frankreichs in Europa, und gab beynahe alle die ſeinigen in den drey andern Welttheilen, ohne irgend eine Entſchädigung, zurück.

Das Waffenglück hatte in den durch dieſen allgemeinen Frieden beendigten Kriegen oft geſchwankt, aber am Ende war der Erfolg für Frankreich weit vortheilhafter; als die ausſchweifendſten Hoffnungen ſeiner Anhänger zehn Jahre vorher ahnden konnten. Es gewann die in ſeinem Gebiet eingeſchloßnen Grafſchaften Avignon und Venuiſſin; in Italien, Savoyen, Nizza und Monaco; Genf, Mühlheim und das Bisthum Baſel, von der Schweiz abgeriſſen; in Deutſchland alle Reichsländer, jenſeits des Rheins vom Elſaß und Lothringen bis an die Gränzen Hollands; die Oeſtreichſchen Niederlande mit dem Holländiſchen Flandern und den übrigen Beſitzungen der vereinigten Staaten, die daſelbſt eingeſchloſſen waren; es hatte die Mündung der Schelde, den Rhein, den Jura und die Alpen zu Gränzen. Dieſe unermeßliche Vergrößerung, die die Bevölkerung des alten Königreichs faſt um ein Viertheil vermehrte, war nicht der wichtigſte Vortheil. Der kriegeriſche Ruhm Frankreichs, der unter den letzten Regierungen geſunken war, war eben ſo hoch oder gar noch höher geſtiegen, als er in den glücklichſten Zeiten Ludwigs XIV. geweſen war.

Spanien war der franzöſiſchen Republik eben ſo zugethan, als ehemals der Monarchie, die neuen Regierungen von Holland, der Schweiz und der liguriſchen und ciſalpiniſchen Republik wären ganz der Macht ergeben, die ſie gebildet hatte und ohne deren Stütze ſie in das Nichts zurückkehren mußten. Dieſe Republiken bildeten eben ſo viele Bollwerke um die Mutterrepublik. Mit einem Wort, Frankreich hatte alles, was es für ſeinen Ruhm, die Ergänzung ſeiner Hülfsquellen und ſeine künftige Sicherheit bedurfte. Sein überwiegender Einfluß auf den Europäiſchen Continent war ſo groß, daß man ſeitdem zweifeln mußte, ob noch die Frage von einem Syſtem des Gleichgewichts ſeyn könne, und ob es eine andere Gewährleiſtung gegen ſeine allgemeine Herrſchaft gebe, als ſeine eigne Mäßigung.

Die wiederholten Erfahrungen von zehn Jahren ſchreckten die alten Regierungen außerordentlich von jedem Verſuch ab, die erlittenen Verluſte mit Gewalt herzuſtellen. Seit der Revolution hatte der Krieg einen ganz andern Charakter angenommen, als er im verfloßnen Jahrhundert trug. Er war, was man ſeit dem Erlöſchen der Religions-Kriege in Europa nicht mehr geſehen hatte, ein Krieg der Meinungen. Aber in den Kämpfen, die die Reformation hervorrief, waren beyde Theile durch einen gleichen Enthuſiasmus begeiſtert: der eine zur Vertheidigung des herkömmlichen Gottesdienſtes, der andere für die Behauptung der neuen Lehre. In den Revolutions-Kriegen hingegen offenbarte ſich dieſe moraliſche Spannkraft, die jeder blinde Glaube giebt, nur bey den republikaniſchen Kriegern, während ſich die Truppen der alten Herrſcher, wie gewöhnlich, nur aus Pflicht und Ehrgefühl ſchlugen. Die Gebieter Frankreichs konnten im Namen der Freyheit unermeßliche Opfer verlangen: ſie ſchalteten völlig über Perſonen und Eigenthum. Die verbündeten Mächte hatten nur ihre gewöhnlichen Mittel; noch dazu mußten ſie dieſelben mit vieler Schonung gebrauchen, um nicht die dumpfe Gährung zu vermehren, die ihre Staaten mit den gewaltſamſten Ausbrüchen drohte. Frankreich verſprach zuerſt ſich ſelbſt und bald der ganzen Welt, die Abſchaffung aller Mißbräuche, die Herrſchaft der Gerechtigkeit, der Vernunft und Menſchlichkeit. Die Völker glaubten daher überall, daß der Augenblick gekommen ſey, der ſie von allen Laſten befreyen werde; Philanthropen, wenig bekannt mit der Geſchichte und oberflächliche Beobachter der menſchlichen Natur, träumten überall eine neue goldne Zeit; überall bereiteten Schlauköpfe ſich unter der Maske der Philoſophie auf die Rolle der Demagogen vor. Die Regierungen, die bis dahin für die freyeſten gegolten hatten, wurden als despotiſch verſchrieen, blos weil die Zeit ſie geheiligt hatte. Die anerkannte Vortreflichkeit einer Verfaſſung, die ſich in der Geſchichte bewährt hatte, ſicherte die Länder nicht vor dem Revolutionsſchwindel. Nicht nur Holland und die Schweiz wurden durch eine Faction umgeſtürzt, nicht nur die mißvergnügten Irländer verſchworen ſich, um ihr Vaterland Frankreich zu überliefern, in England ſogar gab es eine Partey, die laut die Abſicht verkündigte, die Verfaſſung in dem Schmelztiegel der Theorie umzugießen. Das Fürchterlichſte war, daß die chimäriſchen Ideen und die wirklichen Leidenſchaften überall denſelben Wahnſinn hervorbrachten, in welcher Periode man ihnen zum erſtenmal einen freyen Spielraum verſtattete. Nachdem man in Frankreich ſchon von den erſten Irrthümern zurückgekommen war, fing jede neue Republik immer wieder damit an. Lange hernach, als in Frankreich die erſten Schauſpieler des großen Revolutionsdrama's von der Bühne verſchwunden waren, zerarbeiteten ſich in der Schweiz und in Italien demokratiſche Marionetten auf ihren kleinen Geſtellen, um dieſe abgenutzten Rollen nachzuahmen. Die revolutionären Meinungen ſcheinen in unſerm Jahrhundert das für die Völker zu ſeyn, was anſteckende Krankheiten für den Einzelnen ſind, jeder trägt den Keim derſelben in ſich, und man muß ſie einmal in ſeinem Leben gehabt haben, um gründlich davon geheilt zu werden.

Außer dieſem Volkswiderſtand, den die Herrſcher bey ſich fürchten mußten, hatten die Ereigniſſe der zehn letzten Jahre die den Verbindungen eigenthümlichen Fehler und ihre Unzulänglichkeit für ſo außerordentliche Verhältniſſe dargethan. Die Kabinetter, die das alte Völkerrecht in Europa behaupteten, hatten auch ihre alten Gewohnheiten behalten. Sie ſetzten die Vollendung der Diplomatik in der Feinheit, ſie würden ſich geſchämt haben, ſich nicht immer geheime Rückſichten vorzubehalten, nicht entferntere Zwecke ins Auge zu faſſen, außer dem, für welchen man öffentlich arbeitete. Das Syſtem des Gleichgewichts forderte die Staaten zu einer gegenſeitigen Wachſamkeit auf; kleine Ränke, die angewandt wurden, um andern Mächten Vergrößerungsabſichten zu verbergen, waren bis zu einem gewiſſem Punkt in der friedlichen Zeit, die der Revolution voranging, unſchuldig: es konnte niemals ſehr weit führen. Alles hatte die Geſtalt verändert und man konnte ſich noch nicht überzeugen, daß es nicht auf Mehr oder Weniger, ſondern auf Alles ankam, daß man an nichts, es mochte ſeyn was es wollte, auſſer an die gemeinſchaftliche Gefahr denken mußte, und daß allein eine uneigennützige, freye und redliche Politik die Unabhängigkeit Europa's ſichern konnte. Die Erfolge der einen unter den verbündeten Mächten erregten die Eiferſucht der andern, die Unfälle, die eine beſonders trafen, wurden mit Gleichgültigkeit oder gar mit Zufriedenheit von ihren alten Nebenbuhlern angeſehen. Man nahete ſich mit Mißtrauen, man trennte ſich mit Erbitterung.

Die alten Regierungen des Continents, die ſich ungeachtet des doppelten Stoßes der Waffen und der Franzöſiſchen Lehren aufrecht erhielten, hatten alſo das größte Intereſſe an der Erhaltung des Friedens, den größten Abſcheu gegen den Krieg; während drey Jahren konnte ſich keine von ihnen entſchließen, ihn wieder anzufangen, obgleich Bonaparte, wie wir ſehen werden, ihnen alle möglichen Urſachen dazu gab.

Auf der andern Seite hatte Frankreich ein auſſerordentliches Bedürfniß des Friedens mit England. Seine Kolonieen waren größtentheils entweder verloren oder verwüſtet, ſeine Gewerbſamkeit und ſein Handel vernichtet; in der That hatten die Verfügungen und Beſchlüſſe ſeiner eigenen Geſetzgeber, eben ſo viel dazu beyzutragen, als der Seekrieg. Dennoch, da die Seemacht Frankreichs ſeit der Revolution beſtändig abgenommen hatte, da die Flotten Hollands und Spaniens, ſeit ſie mit ihm verbündet waren, nur Unglücksfälle erfahren hatten, war eine lange Ruhe zur See das einzige Mittel, dieſe Verluſte zu erſetzen.

Deſſenungeachtet dauerte der Friede von Amiens nicht länger als ein Jahr. Die Unterhandlungen, die dem Bruch vorangingen, ſind der ganzen Welt bekannt, ſie erinnern an die Bemerkung eines alten Geſchichtſchreibers, daß man die wahren Urſachen eines Kriegs von den Vorwänden oder den angeführten Gründen ſorgfältig unterſcheiden muß. Die Zurückgabe der unfruchtbaren Felſen von Malta an den Johanniterorden, die von der einen Seite gefordert, von der andern verweigert ward, ſcheint an ſich ſelbſt ein zu unbedeutender Gegenſtand zu ſeyn, um die Uebel und Gefahren eines Kriegs zwiſchen zwey auf verſchiedene Weiſe ſo furchtbaren Mächten aufzuwiegen. Aber man knüpfte an den Beſitz dieſer Inſel weitere Rückſichten. England wollte ſich einen Platz im Mittelmeer für den Fall verſichern, daß ſeine Flotten aufs neue von den Häfen Italiens ausgeſchloſſen würden: es ſetzte Mißtrauen in die Entwürfe Bonaparte's auf Aegypten und die Levante, für welche Malta der Punkt der Abfahrt war.

Wir wollen nicht entſcheiden, ob England in der Form Recht hatte, wenn es behauptete, die Räumung nur bedingungsweiſe verſprochen zu haben, aber in Hinſicht der Sache hatte es gewiß Recht. Man hat bemerkt, daß die Engliſche Regierung nach ruhmvollen Kriegen, oft nachtheilige Friedensſchlüſſe eingeht, weil das Miniſterium, das den Frieden ſchließt, ein anderes iſt, als das, welches den Krieg angerathen und geleitet hat. Der Friede von Amiens gehörte offenbar zu den nachtheiligen, und man eilte, die begangne Unvorſichtigkeit zu verbeſſern. Es war ſeitdem leicht einzuſehen, daß die Gefahr für England nicht der Krieg, ſondern der Friede war, daß Bonaparte ihn nur als einen nützlichen Waffenſtillſtand betrachtete, um ſeine Seemacht zu vermehren und zu üben, daß er, wenn ihn England gewähren ließ, die unermeßlichen Hülfsmittel des vergrößerten Frankreichs und der abhängigen Länder durch alle Triebfedern der unumſchränkten Gewalt mit der ihm eignen ungeheuern Thätigkeit hervorrufen, daß er alſo in wenigen Jahren eine Seemacht, fähig den Flotten Englands die Spitze zu bieten, erſchaffen und daß es ſich alsdann mit einen Angriff ſeines eigenen Landes bedroht ſehen würde.

Bonaparte's Entwürfe hatten nur eine moraliſche Gewißheit, aber ſeine Handlungen während

So trugen denn die Diener, ſchwer von Silber
Und Gold, in Körben neu Geſchirr herbei.
Das wurde ſtracks gefüllt, und einen Becher,
Mit ſchön getriebner Zierrat auserleſen,
Nachdem er ihn mit klarem Naß gekränzt,
Bot ſeinem neuen Fürſten Phorbas dar.
Mein Sohn trat vor, Trankopfer erſt zu ſpenden;
Doch eben da entfuhr ein frevelnd Wort
Der Knechte einem in geſchäft'ger Haſt.
Der holde Jüngling, fromm und rein gewöhnt,
Für ſchlimme Vorbedeutung dieß erachtend,
Trank nicht, goß allen Wein aus auf den Boden.
Und hieß die Andern auch das Gleiche thun.
Erwartung war nun im Gezelt und Stille,
Bis man die Becher wiederum gefüllt.
Und ſieh! indem kam eine Schaar von Tauben,
Die zahm und furchtlos hier im Haine ſchwärmen,
Hereingeflattert durch das Thor. Sie ließen
Sich nieder, pickten die Broſamen auf,
Und tauchten ihre Schnäbel in den Wein,
Der hier und da noch ſtand in kleinen Seen.
Die nun an andern Stellen dieß gethan,
Erlitten nichts; doch zwei, die da getrunken,
Und durſtig in den glatt beflaumten Hals
Den ſüßen Trank geſchlürft, wo Jon eben
Den Becher hingoß, fingen an zu taumeln
Mit ſchlaffen Fittigen, wehklagend girrten
Sie ſeltſam dumpfen Laut, und ſtreckten zuckend
Die Purpurfüßchen aus, und waren todt.
Erſtaunen faßte jeden, der es ſah;
Mein Jon aber warf den Kranz vom Haupt,

des kurzen Zwiſchenraums des Friedens, waren mehr als hinreichend, um den Wiederausbruch der Feindſeligkeiten von Seiten der Engliſchen Regierung zu rechtfertigen. Bonaparte hat ſich immer gerühmt, bey ſeinen Friedensſchlüſſen mäßig geweſen zu ſeyn, und man muß es bis auf einen gewiſſen Punkt zugeſtehn; es iſt eine der geſchickteſten Berechnungen ſeiner Politik. Zu harte Bedingungen konnten einen halb vernichteten Gegner zu dem Entſchluß treiben, ſich eher bis aufs Aeußerſte zu ſchlagen, als nachzugeben; ein Entſchluß, der das einzige Rettungsmittel gegen einen Feind ſeiner Art iſt. Aber wenn eine Regierung ſich nach großen Unglücksfällen in eine verhältnißmäßig erträgliche Lage verſetzt findet, ſo läßt die Erinnerung vergangener Gefahren, die Ueberzeugung von ihrer Schwäche, ſie in alles willigen, was nicht unmittelbar ihr Daſeyn betrifft. So verſpart Bonaparte die reichſten Erndten ſeiner Kriege für die Muße des Friedens. Sobald die Waffen niedergelegt waren (die des Gegners verſteht ſich, denn er legt die ſeinigen nie aus der Hand), geht er zu Handlungen über, die auf eine oder die andere Art ſeine Herrſchaft erweitern. Er hat das Anſehen, allen Staaten, die ſich ihm ohne Erfolg wiederſetzt haben, zuzurufen: „Ihr ſeyd glücklich genug, daß ich euch jetzt in Ruhe laſſe; hütet euch,

euch nicht in fremde Angelegenheiten zu miſchen: mit Ausſchluß deſſen, was ich euch durch den letzten Vertrag gelaſſen habe, iſt das ganze übrige Europa auf meinen Theil gefallen und die geringſte Einwendung gegen dieſes unſtreitige Recht, wird als eine Kriegserklärung angeſehen werden.“ Die Mächte des Continents verſtanden dieſe Sprache ſehr gut; um einen kurzen Aufſchub zu erkaufen, duldeten ſie ohne Murren die neuen Angriffsmittel, die Bonaparte nach und nach zuſammenhäufte. Dies iſt in wenig Worten die Geſchichte der zehn letzten Jahre.

England war weit entfernt, ſich bey dieſem Grundſatz eines Umſichgreifens ohne Gränzen zu beruhigen: es widerſprach der Beſetzung von Piemont, von Parma und Piacenza, und der Inſel Elba: es betrachtete den verlängerten Aufenthalt der franzöſiſchen Beſatzungen in Holland, einer neuen Truppenſendung nach der Schweiz, als Verletzungen der Unabhängigkeit, die dieſen Freyſtaaten durch den Vertrag von Lüneville verbürgt war. In Hinſicht Hollands iſt die Befürchtung des Brittiſchen Miniſteriums durch die ſpätern Ereigniſſe vollkommen gerechtfertigt worden. Nachdem er die Schweizer lange gedrückt und beläſtigt hatte, geruhte der erſte Konſul endlich, ihnen eine Verfaſſung zu geben, ungefähr ſo, wie ſie ſich ſolche ſelbſt gegeben haben würden, wenn es ihnen frey geſtanden hätte. Aber ſie ſollten ſie aus ſeiner Hand empfangen, und er nahm den Titel: Vermittler der Schweiz, an, gleichſam als hätte er einem Bürgerkrieg vorgebeugt, während das ganze Volk einmüthig gegen die durch das franzöſiſche Direktorium eingeſetzte Regierung war. Wallis ward darauf von der Eidgenoſſenſchaft getrennt, militäriſch beſetzt und durch die Straße über den Simplon beſtimmt, dem Franzöſiſchen Reich einverleibt zu werden, wie ſeitdem geſchehen iſt.

Es ſey mit dem Urſprung dieſes zweyten Krieges beſchaffen wie es will, England ſetzt ihn ſeit beynahe 10 Jahren mit immer wachſendem Glück fort, verdient durch eine heldenmüthige Ausdauer, die die Geſchichte zu würdigen wiſſen wird, wenn ſie ihr die Unterwürfigkeit faſt des ganzen übrigen Europa gegenüber ſtellt. England iſt der Feind, vor welchem der Stern Napoleons erblaßte. England zerſchmetterte ſeine Flotten bey Abukir und Trafalgar, hielt den Lauf ſeiner Eroberungen in Aegypten, Sicilien, Portugall und Spanien auf.

Bonaparte kehrte anfangs zu ſeinem alten Lieblingsentwurf, einer Landung, zurück; er verwandte darauf unermeßliche Summen, er beſchäftigte ſich länger als zwey Jahre damit und gab die Unternehmung nicht eher auf, als bis er ſich von ihrer gänzlichen Unmöglichkeit überzeugt hatte. Nach ſo vielen pomphaſten Ankündigungen würde er ſogar in großer Verlegenheit geweſen ſeyn, ſein Lager bey Boulogne aufzuheben, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wenn ihm nicht der öſterreichiſche Krieg einen Vorwand dazu gegeben hätte. England zog aus dieſen Drohungen den Vortheil, ſeine Küſten zu befeſtigen, die es aus einem zu großen Vertrauen auf ſeine ſchwimmenden hölzernen Mauern vorher vernachläſſigt hatte. Eine Landung läßt ſich nur unter dem Schutz einer Flotte bewerkſtelligen, die groß genug iſt, ſich mit den Engliſchen Geſchwadern im Kanal zu meſſen, und nach ſo vielen erlittenen Niederlagen, iſt die Franzöſiſche Flagge faſt von allen Meeren der Erde verſchwunden; die jetzigen Engliſchen Admirals müſſen den unſterblichen Nelſon beneiden, der noch Feinde zu bekämpfen fand. Die Ueberlegenheit der Engliſchen Seemacht an Zahl und an Geſchicklichkeit iſt ſo groß, daß ihre Gegner einen Sieg davon getragen zu haben glauben, wenn eins ihrer Geſchwader aus einem Hafen entkommen und ſich glücklich längs der Küſte in einen andern geſchlichen hat. Vergebens gebot Bonaparte im Anfang des Kriegs über die Häfen Frankreichs, Hollands und Spaniens; vergebens bemächtigte er ſich endlich der Italieniſchen, Dalmatiſchen und mehrerer im nördlichen Deutſchland; vergebens ließ er eine Menge

Kriegsſchiffe auf allen alten und neuen Werften bauen; vergebens hat er eine Matroſenkonſcription eingeführt: ſo lange die Engländer den Krieg ohne Unterbrechung fortſetzen, nicht ermüden, alle wichtige Häfen einzuſchließen, haben ſie nichts zu fürchten; die franzöſiſchen Seeleute können ſich aus Mangel an Erfahrung nicht bilden, und dieſe unermeßlichen Vorbereitungen ſind wie Schwimmſchulen auf trockener Erde.

Die Kaperey konnte natürlich den Engländern in den Europäiſchen Meeren nur während der erſten Kriegsjahre beträchtlichen Schaden zufügen, in den andern Welttheilen waren die Kaper nur ſo lange zu fürchten, als Frankreich noch Kolonien beſaß. Aber es hat nach und nach alle die ſeinigen und die holländiſchen verloren; ſelbſt diejenigen, die am meiſten vor einem Angriff geſichert ſchienen, ſo daß die Eroberungen dieſer Art erſchöpft ſind.

Bonaparte war alſo dahin gebracht, gegen den Handel und die Schifffahrt der Engländer einen rein negativen Krieg zu führen, indem er ihre Schiffe und Waaren aus den Häfen Frankreichs und der unter ſeinem Einfluß ſtehenden Länder ausſchloß. Er predigte dieſe Maaßregel ſeit 1800 als ein untrügliches Mittel, England zu zwingen, daß es Frieden unter Bedingungen bitten müßte, die ſeinem Uebergewicht zur See ein Ziel ſetzen würden; aber er war damals noch nicht mächtig genug, um keine Neutralen zu erkennen. Er machte 1806 den berüchtigten Beſchluß von Berlin bekannt, und ſeitdem hat er nicht aufgehört, mit immer größerer Strenge und Ausdehnung ſein ſogenanntes Continentalſyſtem durchzuſetzen. Er erklärte, daß die Verbote, die er ſeinen eigenen Unterthanen zu geben für gut finde, für alle Regierungen des Europäiſchen Continents verbindlich wären, und ließ ihnen keine andre Wahl weiter, als jede Handelsverbindung mit England abzubrechen oder feindlich von Frankreich behandelt zu werden. Ich werde die Ungerechtigkeit, die Thorheit und die traurigen Folgen dieſes Syſtems zeigen, nach einer vorausgeſchickten gedrängten Darſtellung des Ganges der Kriege, die ſeit 1805 Europa faſt ununterbrochen verwüſtet haben.

In länger als vier Jahren nach dem Frieden von Lüneville war der Friede auf dem Continent nicht geſtört. Man könnte ſich über ſeine lange Dauer verwundern, wenn man ſich nicht die unermeßliche Arbeit Bonaparte's im Innern vergegenwärtigt. Er hatte auf ſeinem Haupt das doppelte Erbe der Franzöſiſchen Republik und der alten Monarchie zu vereinigen gewußt, aber er konnte nur nach und nach in vollen Beſitz treten. Er mußte ſein Anſehn befeſtigen, die Verſchwörungen entdecken und beſtrafen, die Trümmer aller Parteyen verſchmelzen und ſie durch Allen angebotene Belohnungen in einer gleichen Knechtſchaft vermengen. Es gab noch eine Meynung in Frankreich: er mußte, ſo zu ſagen, den menſchlichen Geiſt umwenden laſſen, und ihn in eine ganz andre Richtung werfen, als der er bis dahin mitten unter Stürmen gefolgt war; dies alles erforderte verwickelte Vorkehrungen. Nachdem er die Gegenrevolution der Dinge vollbracht hatte, mußte er die der Worte machen, und mancher Republikaner, eifriger Vertheidiger der willkührlichſten, durch Freyheit und Gleichheit ausgeübten Gewalt, empörte ſich noch bey dem bloßen Ausdruck König. Bonaparte trug Sorge, ihn in den Namen Kaiſer einzuhüllen, aber um ein gewiſſes Blendwerk hervorzubringen, bedurfte er des ganzen Gefolges des Königthums. Es gab alſo eine allgemeine Auferſtehung alles deſſen, was man auf immer begraben zu haben glaubte. Die Titel, die Ceremonien, die Verzierungen, die verjährten Redensarten ſogar, deren ſich die Könige in ihren Briefen bedienten, gingen ganz beſtäubt aus ihren Gräbern hervor, und nach ſo vielen vorübergegangenen Conſtitutionen, empfing Frankreich zur einzigen bleibenden Conſtitution die Kaiſerliche Etikette.

Mitten unter dieſen einheimiſchen Beſchäftigungen verſagte ſich Bonaparte nichts von dem, was ſeinem Vortheil nach Außen angemeſſen ſchien. Er ſetzte die friedlichen Neigungen Oeſtreichs und Preußens auf die härteſten Proben. Ein bloßer chronologiſcher Ueberblick aller Gewalthandlungen, deren ſich Bonaparte während des Friedens erlaubte, wird hinreichen, um den wahren Angreifer zu erkennen.

Im September 1802 beraubte ein Beſchluß des erſten Conſuls den König von Sardinien der Staaten, die ihm noch in Italien übrig waren; ein Senatsbeſchluß verordnete die endliche Vereinigung Piemonts mit Frankreich. Im Oktober, nach dem Tode des Herzogs Infanten, wurden auf dieſelbe Art die Herzogthümer Parma und Piacenza vereinigt. Man berief ſich auf eine geheime im Voraus geſchehene Abtretung des Hofes von Madrid. Allein dieſe Abtretung war nichtig, weil Oeſtreich beym Abgange des Zweigs der Bourbons, in deren Beſitz ſie waren, eventuelle Rechte auf dieſe Herzogthümer hatte.

Frankreich überſchritt durch dieſe Vereinigungen die Alpen, eine der natürlichen Gränzen, die es ſich feyerlich ſelbſt vorgeſchrieben hatte, um Europa zu beruhigen.

Im May und Junius 1803, unmittelbar nachdem der Seekrieg aufs neue ausgebrochen war, ließ Bonaparte eine Heeresmacht nach Deutſchland rücken, beſetzte Hannover, und ließ es für ſeine Rechnung verwalten. Georg III. hatte den Krieg als König von Großbritanien erklärt und nicht als Kurfürſt von Hannover. Er hatte nicht einen einzigen Menſchen aus ſeinen Erbſtaaten in Deutſchland gezogen, um gegen Frankreich zu dienen. In dem Amerikaniſchen Kriege war es dieſer Macht nie eingefallen, Hannover anzugreifen; der große Friedrich würde es nicht gelitten haben. Preußen, welches Norddeutſchland während des ganzen Revolutionskrieges geſichert hielt, hatte ein beſonderes Intereſſe, kein Franzöſiſches Heer ins Herz ſeiner Staaten dringen zu laſſen. Das Hannöveriſche Miniſterium nahm ſeinen Schutz in Anſpruch, er ward verweigert.

Der Einfall in Hannover war eine offenbare Verletzung des Friedens mit dem Deutſchen Reich; der Kaiſer Franz II., als Haupt von Deutſchland, war alſo berechtigt, ſich demſelben zu widerſetzen, den Reichskrieg zu erklären und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn die Vorſtellungen ohne Erfolg blieben. Oeſtreich that keinen Schritt.

Da England ſah, daß die Neutralität des Reichs nicht geachtet ward, ſperrte es durch eine gerechte Vergeltung die Elbe und Weſer: ſo ward Deutſchland, verlaſſen von den beyden Mächten, die es ablein ſchützen konnten, der Schauplatz von Feindſeligkeiten zu Waſſer und zu Lande.

Im März 1804 ließ Bonaparte durch eine Truppenabtheilung den Herzog von Enghien auf dem Gebiet des Kurfürſten von Baden aufheben. Ich will mich hier bey dieſer Gewaltthat nicht unter andern Geſichtspunkten aufhalten, ich betrachte ſie hier einzig als eine Verletzung des Friedens. Selbſt wenn man annimmt, daß der Abkömmling des erlauchten Condé ein Unterthan Bonaparte's und gegen ihn ſchuldig ſeyn konnte, mußte ſich dieſer nicht an den Fürſten wenden, in deſſen Staaten der Herzog ſich aufhielt, und ſeine Auslieferung verlangen? Hätte die Beobachtung dieſer Formen dem Herzog von Enghien Zeit verſchafft zu entkommen, ſo würde der vorgebliche Zweck, das heißt, die Entfernung eines gefährlichen Mannes aus Frankreichs Nähe, eben ſo gut erreicht worden ſeyn. Mehrere Regierungen erſtrecken wirklich die Gewähr der perſönlichen Sicherheit, die ſie den Unterthanen ſchuldig ſind, ſo weit, daß ſie Keinen, er ſey wer er wolle, jemals ausliefern; ein Fremder, einmal ins Land aufgenommen, kann dort nicht mehr wegen Vergehungen, die er anderswo begangen hat, verfolgt werden. Will man dadurch, eines ſolchen Schutzes unwürdige Individuen begünſtigen? Ge-

Zerriß den Mantel und mit lauter Stimme:
„Dank dir, Apoll, der mich prophetiſch warnte!
„Sonſt war dahin mein Leben;“ rief er aus.
Alsbald erhob ſich ein verwirrt Geſchrei,
Beſchuldigend den Alten, der den Wein
Gemiſcht und dargereicht. Ich, voll Entſetzens,
Ergriff ihn ſchleunig, ſtellt' ihn hart zur Rede,
Der, auf der That gefangen, nicht verſuchte
Zu läugnen, ſondern trotzig rühmend gar
Betheuerte, es wiße niemand drum,
Er hab's allein entworfen und vollbracht.
Mit Müh' hielt ich die Menge nur zurück,
Die ſchon im erſten Grimm ihn ſtein'gen wollte.
Da ſprang, bacchantiſch wild, Kreuſa plötzlich
Hervor und ſchrie: „Er lügt! glaubt nicht dem Greiſe!
„Unſchuldig iſt er, ich gebot die That.
„So tödtet Pallas mit dem Gift der Gorgo,
„Durch meine Hand, Baſtarde fremden Bluts,
„Die ein ſich drängen in ihr Königshaus!
„Dieß dacht' ich triumphierend jetzt zu rufen:
„Doch es mißlang, und nur Verzweiflung bleibt mir.“
Als ob die Schlangen Gorgo ſelber ſchüttelte,
Starrt alles bei der Greuel Offenbarung,
Und niemand dachte, Hand an ſie zu legen;
Ich ſelbſt war wie von Finſterniß betäubt.
Doch Ion duldet' ihren ſchnöden Frevel nicht,
Nach ſeinen Waffen rannt' er, welche friedlich
Am nächſten Baume hiengen, Pfeil und Bogen,
In ihres Herzens Blut die gaſtlichen
Schutzgötter und dieß Heiligthum zu rächen.
Da ſie den Jüngling mit hochglüh'nder Wange

wiß nicht: es iſt ein edles dem Boden ſelbſt bewilligtes Vorrecht, wie das bey ſo vielen Völkern geachtete Recht der Freyſtätte in den Tempeln eine Huldigung gegen die Heiligkeit des Orts war. Es iſt ſchön, allen Menſchen zu ſagen: Wenn ſelbſt der mächtigſte Monarch der Erde euer Feind wäre, betretet unſre heiligen Gränzen und ihr habt nichts mehr zu fürchten. Hätte ein Franzöſiſches Heer auf dem friedlichen Gebiet Deutſchlands den unbekannteſten Menſchen, den größten Verbrecher aufgehoben, ſo wäre es immer eine feindſelige Handlung geweſen, die Genugthuung forderte. Aber die Umſtände bey dieſem Vorfall waren ſo empörend, daß Bonaparte dadurch allen gebildeten Völkern ſeine Verachtung des Völkerrechts und ſeine Abſicht, das menſchliche Geſchlecht mit Füßen zu treten, laut zu erklären ſchien.

Was für ein Abſtand zwiſchen dieſem wilden Betragen Bonaparte's gegen den Enkel des großen Condé und dem Edelmuth eines Feldherrn, Napoleon's, Nebenkämpfer im Kriegsruhm, aber unter allen Verhältniſſen das vollkommenſte Gegenſtück von ihm. Der Herzog von Enghien kam im Sommer 1799, da Bonaparte noch in Aegypten war, nach Paris, die republikaniſche Regierung hatte kein Anſehn mehr, und die Partey der Bourbons hoffte ſich zu erheben. Der Kriegsminiſter, der General Bernadotte, zog damals die Blicke auf ſich, ſowohl durch den Glanz ſeines Rufs, als durch die ſchnelle Entſchließung in gefährlichen Lagen, den wahren Charakter der Männer, die zu einer großen Rolle beſtimmt ſind. Der Herzog von Enghien vertraute ihm durch einen gemeinſchaftlichen Freund ſeinen Aufenthalt in Paris und ließ ihm zu gleicher Zeit den Marſchallsſtab anbieten, wenn er die Bourbons auf dem Thron wieder herſtellen wollte. „Ich kann Ihrer Sache nicht dienen," erwiederte der General Bernadotte, „meine Ehre bindet mich an den Willen des Franzöſiſchen Volks, aber da der Abkömmling eines Helden, da ein Menſch ſich mir anvertraut hat, ſoll ihm nichts Uebles widerfahren. Der Herzog von Enghien mag alſo gleich abreiſen; denn in drey Tagen dürfte ſein Geheimniß nicht mehr das meinige ſeyn und ich müßte ihn dem Vaterland aufopfern." So findet ein wahrhaft großmüthiges Herz immer das Mittel, die dem Anſchein nach widerſprechendſten Pflichten zu vereinigen.

Jede Verwendung würde zu ſpät geweſen ſeyn, den unglücklichen Fürſten zu retten; Preußen und Oeſtreich verſuchten keine. Schweden und Rußland ermahnten vergebens den Reichstag, die Schmach des Reichs, zu rügen. Dieſe Ehrenſache, worüber nichts zu berathen war, ward ſchwach in Ueberlegung genommen und bald ganz und gar niedergeſchlagen.

Durch einen Senatsbeſchluß vom 18ten May ließ ſich Bonaparte zum Kaiſer erklären; dieſe neue Würde ward ohne Schwierigkeit von den Höfen Wien und Berlin anerkannt. Im März 1805 erklärte ſich Bonaparte, ſeit Anfang 1802 erwählter Präſident der Ciſalpiniſchen Republik, zum König von Italien. Es war alſo nicht allein um die durch den Vertrag von Lüneville verbürgte Unabhängigkeit dieſer Republik, die immer nur den Worten nach Statt gefunden hatte, ſondern ſelbſt um ihr Daſeyn geſchehen. Die Ciſalpiniſche Republik beging, nach Verſicherung der Zeitungen, dieſen politiſchen Selbſtmord aus einer unwiderſtehlichen Leidenſchaft für ihren Wohlthäter; es war vorauszuſehen, daß er bald den andern Republiken in ſeiner Nähe eine völlig eben ſo unbegränzte Liebe einzuflößen wiſſen werde.

Da man die eiſerne Krone der alten Lombardiſchen Könige hervorgeholt hatte, wäre es natürlich und paſſend geweſen, auch den Namen des Longobardiſchen Königreichs zu erneuern. Aber der Ciſalpiniſche Freyſtaat hatte ſchon den Namen Italieniſche Republik angenommen. Dieſe Benennung, größer als ihr Gegenſtand, ſchien ausdrücklich gewählt zu ſeyn, um den noch unabhängigen Italieniſchen Staaten ihr künftiges Schickſal anzudeuten.

Oeſtreich zögerte, Bonaparte in ſeiner Eigenſchaft als König von Italien anzuerkennen, und das reizte ihn hauptſächlich wider dieſe Macht.

Im Junius vernichtete Bonaparte die Republiken Genua und Lucca, und verleibte ſie dem Franzöſiſchen Reich ein. Hätte er ſich Piemont's, Parma's, Piacenza's, Genua's und Lucca's zum Beſten der Ciſalpiniſchen Republik bemächtigt, ſo wäre ſein Verfahren dadurch nicht gerechter geweſen, würde aber wenigſtens den Wunſch der Italieniſchen Patrioten befriedigt haben, die Italiens Wiedergeburt von ſeiner Vereinigung zu einem Ganzen hofften. Durch die Einverleibung dieſer Staaten mit Frankreich verrieth er, daß er keine andre Gränzen dieſes großen Reichs erkenne als die ſeiner Eroberungen, und daß er es in eine Univerſalmonarchie umgeſtalten wolle.

Der Krieg brach im Herbſt 1805 aus. Nach den vorhergehenden Angaben läßt ſich leicht beurtheilen, ob man Oeſtreich etwas andres vorwerfen kann, als ſeine zu lange Geduld. Es iſt merkwürdig, zu was für erbärmlichen Vorwänden Bonaparte in ſeinem Manifeſt (das heißt in ſeiner Rede an den Senat) ſeine Zuflucht nimmt, um ſeinen Angriff zu beſchönigen. Er mißt Oeſtreich ehrgeizige Abſichten bey, aber man muß die Vergrößerungen, worüber er ſich beklagt, mit dem Microscop ſuchen. Ja er iſt gezwungen zu geſtehen, daß Oeſtreich ſeine Erwerbungen Kraft alter geſetzlicher Rechte oder durch Verträge erhalten hat. Mit einer ſeltnen Unverſchämtheit oder einem bittern Spott, wirft er ihm unter andern als eine für die Schweiz gefährliche Vergrößerung vor, daß es ſich Meinau, eine kleine Inſel im Koſtnitzer See, etwa eine halbe Meile im Umfange, habe abtreten laſſen, deren Beſitz höchſtens einen Liebhaber ſchöner Gegenden hätte reizen können, um darauf einen Engliſchen Garten anzulegen.

Im Anfang des Kriegs gingen die in Hannover befindlichen Franzöſiſchen Truppen durch Heſſen, um zur großen Armee zu ſtoßen. Der Kurfürſt von Heſſen bot dem Könige von Preußen an, ſich ihrem Durchzuge zu widerſetzen, wenn er ihm ſeine Unterſtützung bey dieſem Schritt verſpräche. Der König von Preußen rieth ihm davon ab. Wenige Tage nachher gingen eben dieſe Truppen durch die Preußiſchen Staaten in Franken. Der König von Preußen, ſtatt gleich die Waffen zu ergreifen, unterhandelte, ließ ſich hinhalten durch Freundſchaftsverſicherungen und trügeriſche Verſprechungen, und erhielt keine Genugthuung für die Verletzung ſeines Gebiets.

Dieſer kurze, aber für Oeſtreich unglückliche Krieg ward durch den Frieden von Preßburg geendigt. In dem von Lüneville hatte es Entſchädigungen erhalten, die jedoch bey weitem für ſeine verlornen Provinzen nicht hinreichten. Jetzt mußte es alle ſeine Beſitzungen in Schwaben, Tyrol, ſeine große Vormauer, den venetianiſchen Staat, und das venetianiſche Dalmatien, ohne andere Vergütigung, als das Erzbißthum Salzburg, abtreten, das ein Oeſtreichiſcher Prinz bereits beſaß.

Im Anfang des Kriegs waren die Deutſchen Fürſten im Frieden mit Frankreich, aber ſie waren nicht ſeine Bundesgenoſſen, und konnten es auch, ſo lange die Deutſche Verfaſſung beſtand, nicht gegen das Reichsoberhaupt und ihre Mitſtände ſeyn. Die des nördlichen Deutſchlands blieben neutral unter dem Schutz Preußens; die des ſüdlichen erwarteten den Ausgang. Oeſtreich hatte Truppen in Bayern einrücken laſſen: dieſe zur Vertheidigung ſeiner vorliegenden Beſitzungen unumgängliche Maaßregel wurde mit völliger Einwilligung des Kurfürſten genommen, der nichts weiter verlangte, als daß ihm geſtattet werde, den Anſchein der Neutralität zu behaupten, wie der Wiener Hof durch ſeine Unterhandlungen mit dem Münchner bewieſen hat. Da Bayern endlich ſah, daß ſich das Glück für die Franzoſen erklärte, ſtellte es ſich unter ihre Fahnen; die Kurfürſten von Baden und Würtemberg folgten dieſem Beyſpiel. Jetzt ſah man die Deutſchen ſich unter einander erwürgen, nicht in einem Bürgerkrieg, denn ſie hatten keine Urſache zum Streit, ſondern einzig zum Vortheil fremder Herrſchſucht. Man ſah Deutſche Fürſten einen verbrecheriſchen Krieg gegen ihren Kaiſer führen, der ſie ſo oft gegen die Eingriffe Frankreichs vertheidigt, und die Schätze und die Bevölkerung ſeiner Erbſtaaten erſchöpft für ſie hatte. Sie wurden auch reichlich belohnt: Bonaparte vertheilte die Beute von ihrem alten Wohlthäter unter ſie, und kaum ſelbſt König, ernannte er die Kurfürſten von Bayern und Würtemberg zu Königen.

So groß auch die Verluſte waren, zu denen Oeſtreich ſich durch den Vertrag von Preßburg verſtand, ſo waren ſie nichts im Vergleich zu den weitern Folgen. Der Hof von Neapel, ſeit lange gezwungen, an Frankreich Tribut zu zahlen und Franzöſiſche Truppen auf ſeinem Gebiet zu dulden, machte, begünſtigt durch dieſe neue Verbindung, einen ſchwachen Verſuch, das Joch abzuſchütteln. Verlaſſen von ſeinen Bundesgenoſſen auf dem feſten Lande, dem ganzen Zorn des Siegers ausgeſetzt, hatte er weder die Mittel noch den Muth, ihm die Stirn zu bieten, und floh nach Sicilien, einer Freyſtätte, die ihm Engliſche Unterſtützung erhielt. Zwey Brüder Bonaparte's wurden, der eine im März 1806 zum König von Neapel, der andere im Junius zum König von Holland erklärt. Die Ernennung dieſer Könige war nur der Form nach von einer Einverleibung der ihnen übergebenen Länder mit dem Franzöſiſchen Reiche verſchieden. Durch ein, zu gleicher Zeit bekannt gemachtes, Familiengeſetz maßte ſich Bonaparte eine völlige Vormundſchaft über ſeine Brüder und Seitenverwandten an. Kraft dieſes Geſetzes ſchließt die Eigenſchaft eines Prinzen vom Geblüt aus der Dynaſtie Napoleons eine ewige Minderjährigkeit ein; die erſte Pflicht eines Königs von der neuen Schöpfung war knechtiſcher Gehorſam gegen ſeinen Herrn. Die Krone, der Strahlenkreis, womit Bonaparte die Stirn ſeiner Brüder oder ſeiner Bundesgenoſſen umgeben zu wollen ſchien, war nur der letzte Ring einer Kette, wovon er das andere Ende hielt, und die er nach Belieben enger ziehen konnte. Die bildlichen Declamationen der Philoſophen gegen die Könige als gekrönte Sklaven wurden buchſtäblich wahr.

Das Deutſche Reich war noch im Frieden von Preßburg anerkannt, indeſſen ließ Bonaparte ſeine Armeen immer in Deutſchland, um alle von den

Reichsfürſten ſelbſt gegen ihre Mitſtände verübten Gewaltthätigkeiten zu ſchützen: er ermunterte die Beraubung der Schwächern von den Stärkern; der rechtſchaffenen, ihrem Vaterlande ergebenen Unterthanen von den Helfershelfern ſeiner Herrſchaft. Die Beuten der Reichsſtädte, des Deutſchen Ordens, der kleinen friedlichen Fürſten, überhaupt der Staaten, die den Krieg gegen Frankreich nicht führen konnten oder wollten, dienten, den Rheinbund zu befeſtigen. Niemand konnte in denſelben eintreten, ohne das Gut ſeines Nächſten genommen zu haben. Zu dieſer Zeit ward ein Deutſcher Buchhändler, mitten in dieſem vorgeblichen Frieden, im Schooße ſeines Vaterlandes, auf Befehl eines Franzöſiſchen Kriegsgerichts, erſchoſſen, weil er gewagt hatte, drucken zu laſſen, daß Deutſchland erniedrigt ſey: eigne Art, ſeine Behauptung zu widerlegen!

Im Auguſt erſchien endlich das Grundgeſetz des Rheinbundes. Setzt man die Verfügungen über die Verfaſſung bey Seite, die nie ausgeführt wurden, ſo war es im Grunde nichts weiter, als ein gegenſeitiges Bündniß, wodurch Bonaparte den Fürſten die unter ſeinem Schutz gemachten Uſurpationen verbürgte, ſie überließen ihm dafür zur Vergeltung das Eigenthum und das Leben ihrer Unterthanen, durch das Verſprechen, ihm in allen Angriffskriegen beyzuſtehen, die er noch beabſichtigen konnte.

Die Mitglieder des Bundes vernichteten für ihren eigenen Kopf ihre Verpflichtungen gegen das Reich, Kraft welcher ſie ihre Lehne beſaßen. Der Kaiſer von Oeſtreich erkannte dieſen Schritt durch Verzichtleiſtung für ſeine Perſon auf die Würde eines gewählten Reichs-Oberhauptes und alle damit verknüpften Rechte. Der Vertrag von Preßburg erkannte dieſe Rechte, aber um ſie zu behaupten, hätte man einen neuen Krieg unternehmen müſſen. Preußen hatte ſeit 1795 ſeine Sache von der des Deutſchen Reichs getrennt; es hatte das verderbliche Beyſpiel eines Separatfriedens gegeben. Die geiſtlichen Fürſten, die einzigen, die der Deutſchen Sache aufrichtig ergeben waren, hatten durch die Seculariſationen ihre Exiſtenz verloren; bey den meiſten andern Fürſten wurden die Opfer Oeſtreichs für das Reich während des langen Revolutionskriegs nur mit Kälte und Undankbarkeit angeſehen. Der Beherrſcher Oeſtreichs legte alſo freywillig dieſe alte Krone nieder, nach dem Geſtändniß von ganz Europa, die erſte an Würde, die ſeit fünf Jahrhunderten das Haus Habsburg verherrlicht hatte. Man erinnert ſich mit Rührung,

Und mit des Zorns verachtungsvollem Blick
Ein auf ſie ſtürmen ſah, hielt ſie's nicht aus,
Es wandelte die Frechheit ſich in Zagen,
Und ſinnlos riß ſie ſich durch alle hin und floh.

Pythia.

Und wo iſt nun Kreuſa? wo iſt Ion?

Xuthus.

Sie wandten ſich hierherwärts, mir voraus.

Pythia.

Ich hörte hier vorbeifliehn und verfolgen,
Doch weit war alles weg, als ich hinaustrat.

Xuthus.

Sie hofft ſich wohl in des Gebirges Irren
Zu retten, doch ereilen wird er ſie,
Denn ihre Schuld umſtellt ſie wie ein Netz.

Pythia.

O ſende, König, deinem Sohne nach,
Laß eiligſt ihn zu dir zurück entbieten,
Eh er den Streich gewaltſam raſch vollführt,
Der ihn, wer weiß? dann ewig könnte reu'n.

Xuthus.

Zwar lieb' ich, Pythia, den hohen Zorn,
Des Jünglings, der ſich königlich bewährt;
Auch iſt Kreuſens Haupt dem Tod verfallen:
Die Straf' iſt ſo ihr oder ſo gewiß.
Doch nicht mit wüth'gen Händen, wie bei Raub und Krieg,
Ziemt es dem Herrſcher, an des Schuld'gen Leibe
Die Rache zu erſätt'gen: nach Geſetz
Und Spruch des Rechts theil' er Vergeltung aus,
Entäuß're ſelber ſich des Richteramts,
Wo das Verbrechen gegen ihn gerichtet war.

daß Billigkeit und väterliche Sorgfalt für die Unterdrückten die letzten Handlungen der Kaiſerlichen Gewalt bezeichneten. Es war leicht, die Schwäche der Deutſchen Verfaſſung zu tadeln, ſo lange ſie noch da war, aber es bedurfte einer traurigen Erfahrung, um den ganzen Umfang der Uebel zu erkennen, die ihr Sturz für Deutſchland und Europa mit ſich bringen mußte.

Preußens Stunde war gekommen. Endlich war die Geduld ſeines edlen Königs erſchöpft, aber zu ſpät. Ohne Aufhören rühmte man ſeine friedlichen Geſinnungen, als den Gipfel politiſcher Weisheit, man überredete ihn, daß er durch feſte Beharrlichkeit bey ſeiner Neutralität am Ende die Waage des europäiſchen Gleichgewichts halten würde. Bonaparte war einer der eifrigſten Schmeichler dieſes Monarchen, den er ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen nannte. Preußen blieb unangetaſtet; die Seculariſationen hatten es reichlich für ſeine Beſitzungen jenſeits des Rheins entſchädigt. Legt man ſeinen Antheil bey der letzten Theilung Polens hinzu, ſo ſieht man, daß es an Bevölkerung und Hülfsmitteln aller Art ſtärker war, als zur Zeit Friedrichs des Zweyten. Aber es mußte zuvorkommen, ſtatt zu erwarten; es mußte die Angelegenheit des ſüdlichen

Deutſchlands ſich nicht fremd halten, Oeſtreich nicht in ſeine Erbſtaaten hinter dem Inn zurückdrängen laſſen, und gemeinſchaftlich mit dieſer Macht würde es einen Damm aufgeführt haben, ſtark genug, um die Ueberſchwemmungen des Ehrgeizes zurückzuhalten.

Vor allem verderblich für Preußen war das Vertrauen auf ſeine alten Erfolge. Seit eilf Jahren waren ſeine bürgerlichen und kriegeriſchen Einrichtungen auf keine Probe geſtellt worden: es merkte nicht die Unzulänglichkeit derſelben nach ſo vielen in Europa bewirkten Veränderungen. Ueberhaupt liegt hier die Gefahr, wovon die Neutralen bedroht werden; die Unthätigkeit während der großen Kämpfe, die alle Federn der menſchlichen Natur in Bewegung ſetzen, vermindert die Thatkraft der Regierungen und Völker. Man ſagt, die Neutralen müſſen ſtärker werden, weil die Streitenden ſich gegenſeitig ſchwächen. Die Anſicht iſt falſch; die Kraft der Staaten beſteht weit weniger in Maſſen, als in der Bewegung, die man ihnen durch Vaterlandsliebe und das kriegeriſche Ehrgefühl zu geben weiß.

Das preußiſche Miniſterium bewieß nur zu bald, wie weit es von jedem feindlichen Entwurf entfernt war, indem es ſich den hinterliſtigſten Vorſchlägen des Kabinets von St. Cloud hingab. Die Verletzung ſeines Gebiets bey Seite ſetzend, willigte Preußen ein, Landſchaften abzutreten, die es mit gutem Rechte beſaß und das Kurfürſtenthum Hannover zum Austauſch anzunehmen, das franzöſiſche Truppen freylich beſetzt hatten, woran der König von England aber noch keinesweges, ſein Recht aufgegeben hatte. Um ſeine Hinterliſt zu vollenden, unterhandelte Bonaparte über einen Frieden mit der Brittiſchen Regierung, und, erbot ſich, Hannover zurückzugeben, während er Preußen aufforderte, es in Beſitz zu nehmen. In dem Augenblicke alſo, da er über dieſe Macht herfallen wollte, trug er Sorge, ſie mit England zu entzweyen. Um ſie wegen des Rheinbundes zu beruhigen, ſchlug er ihr vor, einen nordiſchen Bund mit den deutſchen Staaten, die nicht unter dem erſtern mit begriffen waren, zu bilden. Aber da der König von Preußen dieſe Verbindung zu Stande bringen wollte, nahm Bonaparte die Hanſeſtädte davon aus: er ſetzte hinzu, daß ſeine Zärtlichkeit für die Unabhängigkeit der Völker ihm die Pflicht auflegte, alle diejenigen zu ſchützen, die den Beytritt zur Verbindung verweigerten. Unterdeſſen blieben die Franzöſiſchen Heere immer in Deutſchland, und näherten ſich den Preußiſchen Gränzen; Preußens nothwendige Rüſtungen, um ſich nicht ohne Vertheidigung zu überliefern, wurden als Feindſeligkeiten betrachtet; der Krieg brach alſo aus.

Der Kurfürſt von Heſſen verlangte, aus Furcht, daß ſein Land nicht der Schauplatz deſſelben werde, von den kriegführenden Mächten das Recht, neutral zu bleiben. Sein Vorſchlag ward im Franzöſiſchen Hauptquartier mit Begierde, im Preußiſchen mit Kälte aufgenommen. Funfzehn Tage nachher, als er die Neutralität des Kurfürſten anerkannt hatte, beraubte ihn Bonaparte, da er als Sieger ihn nicht mehr zu fürchten brauchte, aller ſeiner Staaten, und erſchwerte dieſen zerſchmetternden Beſchluß durch die verhaßteſten Beſchuldigungen. Denkwürdige Lehre für die Neutralen! Der Kurfürſt von Sachſen, anfangs freywilliger Bundesgenoſſe von Preußen, wandte darauf ſeine Waffen gegen daſſelbe, ohne daß es ein anderes Unrecht hatte, als ſein Unglück, und ward durch den Königstitel und das Herzogthum Warſchau belohnt. Die Neutralität iſt in Bonaparte's Augen ein Verbrechen, weil ſie eine Handlung der Unabhängigkeit iſt; der Abfall hingegen verdient ermuntert zu werden, übrigens iſt ein Schritt, der dem Ruf eines Herrſchers ſchadet, allemahl die Einleitung zur Vertraulichkeit mit dieſem Menſchen, für den Achtung ein Zwang iſt.

Wir ſchreiben hier nicht die Geſchichte der Kriege Napoleon's, wir entwerfen vielmehr die ſeiner Frieden. Es wird alſo hinreichen, die unmittelbaren Folgen des Friedens von Tilſit zurückzurufen. Die Gründung des neuen Königreichs Weſtphalen für die Dynaſtie Napoleon; der Beitritt der meiſten norddeutſchen Fürſten zum Rheinbunde, das Herzogthum Warſchau, der Keim zur künftigen Wiederherſtellung von ganz Polen, ein ſtets bewegliches Schreckbild in den Händen ſeines Erfinders, das er nach Belieben gegen Rußland oder Oeſtreich wenden konnte; die Wiederherſtellung der Republik Danzig, deren Unabhängigkeit verſichert, deren dauernde Unterjochung aber vorauszuſetzen war, weil ſie Frankreich einen Hafen an der Oſtſee und einen großen Waffenplatz gewährte; endlich den Franzöſiſchen Heeren vorbehaltene Kriegsſtraßen quer durch die Preußiſchen Staaten, ſo daß jetzt keine Schranke bis an die ruſſiſchen Gränzen ihren Zug aufhielt: dies waren die Bedingungen, die das Kabinet von St. Petersburg in einer unglücklichen Stunde unterſchrieb!

Dieſer Vertrag ward in der Mitte des Sommers 1807 geſchloſſen: vor dem Ende des Jahrs hatte Bonaparte zwei Königreiche an ſich geriſſen, Portugal und Etrurien: eine dritte große Monarchie, Spanien, hatte er ſo feſt mit ſeinen Netzen umſtrickt, daß er ſich ſeines Fanges bereits ſicher glaubte.

Die Beſetzung Portugals, eines ſeit ſeinem im Jahr 1807 geſchloßnen Frieden an Frankreich zinsbaren Königreichs, hatte die Zulaſſung Engliſcher Schiffe in ſeinen Häfen zum Vorwand. Während die franzöſiſche Regierung den Prinz-Regenten ſicher und glauben zu machen ſuchte, daß die in ſein Reich eingerückten Truppen nur die Küſten bewachen ſollten, daß er immer als Herrſcher Portugals geachtet ſeyn würde, ſobald er Feindſeligkeiten gegen England ausübte, klärte die brittiſche Regierung den Hof von Liſſabon über ſein wahres Beſte auf und veranlaßte ihn ſich nach Braſilien einzuſchiffen. Bonaparte erklärte in dem hergebrachten Ausdruck: daß das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren, aber der Ausgang war ganz anders. Es würde in der That aufgehört haben zu regieren, wenn es geblieben wäre: es wäre verdammt geweſen, ein gefangenes Daſeyn auf Gnade des Uſurpators hinzuſchleppen. Seine ehrenvolle Flucht nach der andern Hemiſphäre bewies, daß die äußerſten Maaßregeln die klügſten ſind, die man gegen einen ſolchen Feind ergreifen kann, der Tag, wo der Prinz von Braſilien von Liſſabon abſegelte, war der Anfangspunkt eines neuen Glanzes für dieſe ehemals berühmte und erobernde, aber ſeit zwei Jahrhunderten herabgeſunkene Monarchie. Braſilien ward durch den Aufenthalt des Hofes, durch die Reichthümer und die neuen Bewohner, die daſelbſt zuſammengefloſſen ſind, belebt; Portugal ward für ſeinen rechtmäßigen Herrn durch eben die Engländer wieder erobert, die man beſchuldigt, ihre Bundesgenoſſen zu verlaſſen; und die Portugieſiſchen Truppen, an den Krieg gewöhnt und von einer neuen Begeiſterung durchdrungen, halfen zur Befreyung Spaniens, und werden bald an den Gränzen Frankreichs erſcheinen können.

Spanien war zu ſeinem großen Nachtheil ſeit eilf Jahren der getreueſte und ergebenſte Bundesgenoſſe Frankreichs. Die Franzöſiſche Regierung verfügte nach ihrem Belieben über die Heere, die Flotten und die Schätze dieſes Reichs. Der Hof von Madrid trieb die Gefälligkeit ſo weit, den nach Portugal beſtimmten Truppen den Zug durch ſein Gebiet zu erlauben. Die ganze Welt weiß, durch was für Künſte die königliche Familie anfangs unter ſich getheilt, hernach nach Bayonne gelockt ward, und wie man Ferdinand den Siebenten zur Entſagung zwang, indem man ihm nur die Wahl ließ, zu unterſchreiben oder zu ſterben. In dieſem Beyſpiele ſollten die Bundesgenoſſen Bonaparte's das Vorbild des Schickſals ſehn, das er ihnen bereitet, und wovor der größte Eifer, ihm zu dienen, die vollſtändigſte Ergebenheit in ſeinen Willen ſie nicht ſichern kann. Aber dieſer vernichtende Bundesgenoſſe verließ ſich auf ihre Verblendung, ihre Kleinmüthigkeit, und vor Allem ihre ſchwankende Lage, da nicht nur die neugeſchaffenen Könige, ſondern auch die alten verbündeten Fürſten keine andere Stütze als ihn hatten, weil ihre wahren Rechte in den angemaßten Anſprüchen verloren waren. Nach dem Verfahren Bonaparte's in Spanien, konnte Niemand ſich weiter ſchmeicheln, daß er ſich ſelbſt bey dem ſeiner Herrſchaft nützlichen Erwerbungen beſchränken werde: er zeigte ſich entſchloſſen, die Herrſcher den Launen ſeiner Eitelkeit aufzuopfern. Seit langer Zeit war Spanien ein Reich zu ſeinen Dienſten; die Regierung benutzte die Hülfsquellen deſſelben nur für ſeine Rechnung: dieſen eben ſo bequemen als vortheilhaften Beſitz wagte er für den Flitterglanz ſeiner Dynaſtie, um einen Bonaparte auf den Thron zu ſetzen, der nach den erlauchten Abkömmlingen der Gothen von den Häuſern Habsburg und Bourbon eingenommen war. Wenn man auch zugiebt, daß es leicht war, ſich in dem Charakter der Spanier zu irren, ſo muß man doch allemahl geſtehen, daß die Unternehmung in jeder Hinſicht ſchlecht berechnet war. Man durfte nicht auf eine allgemeine Zuſtimmung des Volks in ſolche durch eine kaum verſchleyerte Gewaltthätigkeit bewirkte Veränderung zählen: außer den in Frankreich gefangenen Mitgliedern der königlichen Familie, gab es noch mehrere Prätendenten auf den ſpaniſchen Thron: um einen aufgedrängten König auf demſelben zu behaupten, mußte alſo beſtändig ein franzöſiſches Heer in der Halbinſel unterhalten werden, wo die Engländer auf allen Seiten den Mißvergnügten Hülfe bringen konnten. Ueberdies war es klar, daß die Colonien ſich bey dieſer Gelegenheit frey machen würden, und daß das Gold aus den Minen Potoſi's und Mexiko's nicht länger nach dem Mutterlande und von dort nach Frankreich zurückfließen würde.

Aber das Merkwürdigſte bey dieſer Verhandlung von Bayonne iſt, daß Bonaparte in derſelben ſeine wahre Meynung über die Rechte der Völker ausſprach, für deren Beſchützer ſich dieſer republikaniſche Kaiſer ſo oft erklärt hatte. Er behandelte die ſpaniſche Nation wie eine Viehheerde, die ihr Eigenthümer an wen er will für eine Leibrente verkaufen kann. Selbſt wenn Ferdinands des Siebenten Entſagung zu Gunſten der Dynaſtie Napoleon freywillig geweſen wäre, ſo würde ſie ohne die Einwilligung des Volks keine Gültigkeit gehabt haben.

Es iſt ganz anders mit dem Privateigenthum und politiſchen Vorrechten. Die Erbherrſchaft iſt ein rein perſönliches Recht, und folglich kann ſie nur in der feſtgeſtellten Nachfolgeordnung übergehen. Wird dieſe Ordnung durch das Ausſterben oder die Ausſchließung einer herrſchenden Familie geſtört, ſo verfügt das Volk über den erledigten Thron. Gewiß, Bonaparte iſt zu ſehr dabey intereſſirt, um dieſes eventuelle Wahlrecht anzuerkennen, denn aus welchem andern Anſpruch, als der Vorſpiegelung einer Volkswahl, behauptet er, Frankreichs Beherrſcher zu ſeyn.

Es ſind beynahe fünf Jahre, ſeit die erſten aufgeſtandenen Bauern in Madrid gemordet wurden; in dieſen fünf Jahren iſt Spanien das Grab der Franzöſiſchen und verbündeten Truppen, der Schlund für Napoleons Schätze geweſen, und ſeine Unterjochung iſt jetzt weiter entfernt, als je. Dies ſchöne, durch die Natur ſo begünſtigte Land, iſt bis zu einem Grade verheert worden, daß es an vielen Stellen den Anblick einer Wüſte darbietet; die Blüthe der ſpaniſchen Jugend iſt hingemäht, oder ſchmachtet in einer harten Gefangenſchaft, und das alles, damit Joſeph Bonaparte, der ſchon im ruhigen Beſitze des Throns von Neapel war, (ohne Zweifel ganz gegen ſeinen Willen) Ferdinand den Siebenten

Drum geb' ich deinem weiſen Rath Gehör. —
Geht ihr, ſucht mir den Prinzen, ſagt, er ſolle
Für jetzo den gerechten Grimm noch hemmen;
Und greift die Königin, wo ihr ſie trefft.
Einige aus dem Gefolge ab.

Pythia.

So willſt du deine Gattin nach Athen
In Feſſeln führen, wie den Diener dort?

Xuthus.

Mit nichten. Nimmer ſollen ſie die Heimat wieder
Mit Augen ſehn: der Ort, den ihre Mordſucht
Beſteckt hat, ſei auch der Vertilgung Buhne,
Und dieſe Sonne geh' nicht drüber unter.
Es giebt ja hier in Delphi Richterſitze,
Giebt Urnen, welche Todeslooße ſtill
In ſich verſammeln und an's Licht dann bringen.
Ein Gaſt auf dieſem Boden, laß' ich nicht
Mein Scepter furchtbar winken, ſondern will
Nur Kläger ſein; nackt liegt der Gräuel da,
Das ganze Volk ruf' ich zum Zeugen an.

Pythia.

Jedoch, wenn du nun heimkehrſt in dein Reich
Verwittwet von der Enkelin und Tochter
Der Helden, die ſie göttlich dort verehren,
Mit einem unbekannten Sohn des Auslands
Auf deinen Stamm geimpft, dem du beſtimmſt
Auf Jener heimiſch eignen Thron zu ſteigen:
Bedenk', was für ein Argwohn aller Bürger
Aufrühriſch murmelnd dich umgeben wird.

Xuthus.

Das Recht iſt ſtark, wenn Mannheit es behauptet.

auf dem ſpaniſchen Throne erſetzen ſollte! Läßt ſich zweifeln, daß dieſer junge Fürſt, deſſen Fähigkeiten durch eine beſchränkte Erziehung gelähmt waren, ſich, wenn man ihn hätte regieren laſſen, unbedingt unter die Vormundſchaft ſeines mächtigen Bundesgenoſſen geſtellt haben würde? Konnte dieſer nicht, wenn er ihn durch ſeine Rathſchläge leitete, die Mißbräuche der Regierung abſchaffen, der ſpaniſchen Nation ihren alten Wohlſtand wiedergeben und ſich von ihr anbeten laſſen?

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht der Begebenheiten ſeit dem Preßburger Frieden, iſt nichts Beſonderes über die Urſachen des letzten Oeſterreichiſchen Kriegs im Jahre 1809 hinzuzuſetzen. Ich möchte diejenigen meiner Leſer, die von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieſes Krieges noch nicht überzeugt ſeyn ſollten, eben nicht auf das Oeſterreichiſche Manifeſt verweiſen. Unter andern Nachtheilen, die die Friedensſchlüſſe, wodurch man die Rechtmäßigkeit der neuen Franzöſiſchen Gewalten anerkannte, mit ſich führten, hat man ſich beynahe in die Unmöglichkeit verſetzt, gute Manifeſte zu machen. Die Federn ſowohl als die Degen waren durch das Andenken eines zu leichten Gehorſams gegen die Umſtände abgeſtumpft. Was nicht ohne Beyſpiel war, war nicht ohne Wahrſcheinlichkeit: und die geheime

Furcht, daß man gezwungen ſeyn könnte, wieder dahin zurückzukommen, legte Schonungen und Vertuſchungen auf. Nur Ein gutes Manifeſt konnte gegeben werden, den Kampf-Handſchuh auf Leben und Tod hinzuwerfen, zu ſagen: „Wir haben in den vorhergegangenen Friedensſchlüſſen auf Koſten unſerer dringendſten Intereſſen und unſerer heiligſten Pflichten unterhandelt, wir haben gegen unſere Ueberzeugung alle angemaßte Rechte dieſes Menſchen anerkannt, wir haben ihm erlaubt, unter uns, rechtmäßigen Fürſten, zu ſitzen: dieſer Menſch hält aber nicht Treue noch Glauben; wir rufen die Welt zu Zeugen. Obgleich lange nicht ſo mächtig, als er, bewaffnen wir uns aufs Neue, weil er uns keine andere Wahl läßt, als zu erwarten, bis er uns vernichten wird, oder ihm zuvorzukommen.“ Es iſt leicht zu bemerken, daß ſeit der Revolution jeder neue Krieg gegen Frankreich mit unendlich größern Nachtheilen angefangen wurde, als der vorhergehende, und in dem Verhältniß, als die Gefahr ſich vermehrte, ward die Hoffnung der Hülfe vermindert. Bonaparte hatte Sorge getragen, die Mächte immer mehr und mehr mit einander zu entzweyen; Preußen war gleichgültiger Zuſchauer des Oeſtreichiſchen Unglücks 1805 geblieben, Oeſtreich blieb ſeiner Seits ruhig bey dem Sturze Preußens im folgenden

Jahre. Die kleinen Stücke von Polen, die Rußland durch den Tilſiter Frieden erhielt, konnten als Entſchädigung für die Kriegskoſten betrachtet werden. Im Jahre 1809 machte Rußland, lebhaft durch Frankreich gedrängt, einen thätigen Theil am Kriege zu nehmen, nur eine Demonſtration, aber im Frieden erhielt es einen beträchtlichen Theil von Gallizien. Jetzt ſtellen Preußen und Oeſtreich Contingente gegen dieſe Macht, und indem ſie wirkſam zu ihrer Unterdrückung beytragen, bereiten ſie ſich Gott weiß welche Zukunft!

Alles was wir über die traurigen Folgen der Neutralität, der unzeitigen Friedensſchlüſſe, der mehr oder weniger offenbaren Mitwirkungen mit Frankreich geſagt haben, beabſichtigt keinen Tadel der alten Regierungen, vor welchen wir die ſtrengſte Ehrfurcht hegen. Ihre Lage ſeit der Revolution, und beſonders ſeit der Thronbeſteigung Bonaparte's, war in der That ganz neu und unendlich ſchwierig. Die erſte Erſchütterung großer Unglücksfälle übereilte den Friedensſchluß; um ihn zu erhalten, mußte man Bonaparte in allem gefällig ſeyn: ihn zum Feinde zu haben, war eine augenſcheinliche Gefahr; ſeine Freundſchaft iſt unfehlbar verderblich, aber ſie wird es nur mit der Zeit, und er vernachläßigte nichts, um die Augen derjenigen zu verblenden, denen er, während er ihr Verderben bereitete, ſchmeichelte. Es iſt zu wünſchen, daß ſich die Continentalmächte eine völlige Vergeſſenheit für Alles, was unter dieſem verderblichen Einfluß geſchehen iſt, bewilligen, ſobald eine von ihnen Beweiſe giebt, daß ſie beſtimmt ihre eigne Unabhängigkeit will, verbürgt durch die Befreyung Europa's.

Die Oeſtreichiſche Regierung im Jahre 1809, nachdem ſie feyerlich die Vaterlandsliebe ihrer Völker aufgerufen hatte, bewies keine Ausdauer. Sie beraubte ſich dadurch das Vermögen, aufs neue zu außerordentlichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, und dieſe Abkühlung der Meynung war ein weit weſentlicheres Uebel, als der Verluſt einiger Landſchaften. Oeſtreich verlor durch den Frieden von Schönbrunn die Gränze des Inn, Salzburg, einen Theil von Gallizien, das Littorale, Stücke von Kärnthen, Krain und Croatien; zwar nur allein dieſe letzten Länder, unter dem Namen der Illyriſchen Provinzen, wurden unmittelbar an das franz. Reich abgetreten, das Uebrige war für ſeine Bundesgenoſſen. Aber was lag an einem Strich Landes mehr oder weniger, da die Verhältniſſe zwiſchen den Reichen ſchon ſo ungeheuer verändert waren? Selbſt während des Kriegs vereinigte Napoleon den Kirchenſtaat mit Frankreich, und beraubte die Kirche, die er ſich anzuerkennen ſtellte, und den ehrwürdigen Greis, der eine Friedensſendung zu verrichten geglaubt hatte, als er die Krone auf ſein Haupt ſetzte. Bald nachher ſetzte er ſeinen Bruder, den König von Holland, ab, weil er nicht gut genug den Zollinſpektor nach dem Verbotſyſtem, das ſeine Unterthanen an den Bettelſtab brachte, abgegeben hatte. Die Holländer, einſt die Muſter republikaniſcher Tugenden, Eroberer in beyden Indien, Nebenbuhler Englands, waren ſo geſunken, daß man ihnen im Angeſicht Europa's zu ſagen wagte, ſie bewohnten einen Boden, der nur eine Anſchwemmung franzöſiſcher oder franzöſiſch gewordener Flüſſe ſey, ſie müßten daher mit allem Recht Frankreich einverleibt werden. Es iſt das erſte Mal, glaub' ich, daß geologiſche Hypotheſen als politiſche Gründe gebraucht ſind.

Endlich wurden vereinigt die Hanſeſtädte, dieſe ſtets friedlichen, ſeit lange von Frankreich ausgeſogenen Republiken, das ihnen einen augenblicklichen Schutz theuer verkauft hatte, nebſt den Küſten Deutſchlands von der Mündung der Ems bis zum Ausfluß der Trave, und einem großen Gebiet im Innern, zuſammengeſetzt theils aus den Hannöverſchen Staaten des Königs von England, theils aus denen anderer Fürſten, gegen die Frankreich nie die geringſte Veranlaſſung zur Klage gehabt hatte. Zwey Präfekturen wurden dem Königreiche Weſtphalen entriſſen, ohne daß der Bruder Napoleons auf eine andere Weiſe, als durch den im Moniteur eingerückten Bericht davon unterrichtet worden wäre.

Das iſt alſo das ſcheußliche Födralſyſtem, wo alles ſich raſch zur Univerſalmonarchie neigt. Jede andere Einrichtung iſt nur vorläufig, das Endziel iſt immer die Vereinigung mit dem großen Reich. Dieſelbe Politik, die Bonaparte ſeit 1797 in Italien ausübte, indem er ephemeriſche Republiken machte und vernichtete, übt er jetzt nach einem größern Maaßſtab und mit deſpotiſchen Formen aus. Die unter franzöſiſchem Einfluß beherrſchten Völker können lernen, was ſie in den Augen des Herrn ihrer Herren gelten, wenn ſie die Worte bedenken, die Bonaparte ſeinem jungen Neffen bei der Einreimung des Großherzogthums Berg ſagte: „Erinnert Euch ſtets, daß ihr die erſten Pflichten gegen mich, die zweiten gegen Frankreich, die dritten gegen das eurer Regierung anvertraute Volk habt.“ Die Beiſpiele des in Spanien entthronten Zweigs der Bourbons, des in Holland abgeſetzten Ludwig Bonaparte lehren die verbündeten Fürſten, daß man vergebens ein treuer Bundsgenoſſe iſt, vergebens durch die Bande des Bluts der neuen Dynaſtie angehört, daß nichts vor dem allgemeinen Schickſal bewahren kann. Die Begünſtigſten können von Napoleon höchſtens die Artigkeit Polyphems erwarten. Da ihm Ulyſſes ein Gefäß mit köſtlichem Wein überreicht hatte, ſagte ihm der dankbare Cyklop: „guter Freund, ich will dich zuletzt von deinen Gefährten auffreſſen.“

Nach dem letzten Unfall Oeſtreichs, nach der in dem politiſchen Syſtem dieſer Macht bewirkten Veränderung durch die zwiſchen einer Oeſtreichiſchen Prinzeſſin und Napoleon geſchloſſenen Vermählung, war für den europäiſchen Continent jede Hoffnung verſchwunden, das Joch abzuſchütteln, ſo lange Rußland mit Frankreich einig blieb. Zum Glück für die Welt, verrechnete Bonaparte, verblendet durch ſeinen Stolz, ſich außerordentlich durch den Bruch eines Friedens, der ihm ſo nützlich war, und den Angriff gegen dieſe Monarchie, deren bewaffnete Kraſt ihn nur als Hülfsmacht und weit von ihren Gränzen bekämpft hatte.

Dreimal hatte Rußland an den Verbindungen gegen Frankreich Theil genommen und immer auf eine großmüthige und uneigennützige Art. Paul I. war durch die Schmeicheleien des erſten Conſuls entwaffnet worden: es bedurfte einer tiefern Verſtellung um Alexander zu feſſeln, dieſen eben ſo menſchlichen als hochherzigen Fürſten, den Deutſchland ſeit 1805 als ſeinen künftigen Befreier begrüßte. Es gelang poleon ihm zu überreden, daß die Hartnäckigkeit der Engländer ihre Seeüberlegenheit zu behaupten, die einzige Urſache aller Uebel der gebildeten Welt ſey, daß Frankreich nach dem Verluſt ſeiner Colonien, ſeiner Schiffahrt und des größten Theils ſeines Handels wider ſeinen Willen zu Vergrößerungen getrieben werde, daß man die Freyheit der Meere durch ſtrenge Ausſchließung ſeiner Schiffe und Waaren von den europäiſchen Häfen von England wieder erobern müſſe; daß alsdann das Läſtige, was in dem Continentalſyſtem liegen könne, von ſelbſt aufhören und alle Beſchäftigungen des Erwerbs einen neuen Schwung nehmen würden, ſo lange die Vereinigung der beyden vorherrſchenden Mächte den allgemeinen Frieden verbürge.

Seit vielen Jahren hatten die Schreyer im Solde Bonapartes als nahes Reſultat der Verbotsmaßregeln gegen England die Stockung ſeines Handels, den Untergang ſeiner Manufacturen, das Elend des Volks, den öffentlichen Bankerott, die Empörung und den Umſturz des Staats angekündigt. Nichts von dem Allen beſtätigte ſich. Bonaparte ſelbſt hatte die übertriebenen Hoffnungen ein wenig niedergeſchlagen, indem er dieſe Kataſtrophe auf dreyßig Jahre hinausſchob. So gut man auch die Küſten durch einen Schwarm von Douaniers bewacht zu haben glaubte, entdeckte man, daß ſich eine Menge engliſcher Waaren aufs feſte Land und ſelbſt nach Frankreich eingeſchlichen hatte. Man ſtellte überall Hausſuchungen an, man nahm die Colonialwaaren fort und verbrannte die Erzeugniſſe der Manufakturen. Während man mit einem lächerlichen Pomp dieſe Handels-Autosdafe feyerte, öffnete Bonaparte ſelbſt ein wenig ſeine Häfen, indem er engliſchen Schiffen Licenzen gab, um den durch den Ausfall der Zölle verurſachten Mangel in ſeinen Finanzen zu decken, d. h., er bemächtigte ſich der Contrebande als eines Kaiſerl. Monopols. Rußland hätte alſo ein Recht gehabt, ſich zu beklagen, daß Frankreich ſeine Verpflichtungen zuerſt brach; es hätte noch viele andere Beſchwerden aufrechnen können. Es that es nicht, es begnügte ſich unter neutraler Flagge einen geringen Theil ſeiner alten Handelsverhältniſſe herzuſtellen, nachdem es während mehrerer Jahre die außerordentlichen und fruchtloſen Aufopferungen ſeines auswärtigen Handels fortgeſetzt hatte. Uebrigens erwartete es in einer ruhigen und furchbaren Stellung den ſchamlos ungerechteſten Angriff.

Bonaparte hat kein Manifeſt über dieſen Krieg erlaſſen: er vertraut zu ſehr ſeinem Glück, um ſich noch auf Gerechtigkeit zu berufen. Indeſſen iſt nach ſeinem eignen Geſtändniß ſein einziger Bewegungsgrund die Zulaſſung Engliſcher Schiffe und Engliſcher Waaren in die Häfen Rußlands; dieſer fürchterliche Kampf auf der einen Seite zwiſchen den Ruſſen allein, und auf der andern einem Völkergewühl, wie man ſeit Jahrhunderten nicht unter denſelben Fahnen vereinigt geſehen hat, von Deutſchen und Italienern von allen Namen, Holländern und Kroaten, die franzöſiſche Unterthanen geworden ſind, Portugieſen und Spaniern, ihrem Vaterland entriſſen; dieſer verheerende Krieg, der die Jugend des weſtlichen Europa nach den Gränzen Aſiens reißt, dieſer heilige Bund — wird die Nachwelt es glauben? — kündigt ſich der Welt als einen Kreuzzug gegen den Zucker und Kaffee, Perkane und Muſline an. Kann man ſich ſo über das menſchliche Geſchlecht luſtig machen? und wie lange werden die aufgeklärteſten Völker ſich geduldig aufopfern, um die Langeweile eines einzigen Menſchen auszufüllen, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, ſeinen Durſt nach Herrſchaft zu ſtillen?

Aber vielleicht wird man gegen alles, was wir bis jetzt entwickelt haben, einwenden, daß, wenn Frankreichs Politik unterdrückend iſt, es die Englands nicht minder iſt, und ſein Seedespotismus dem Wohl der andern Völker eben ſo nachtheilig wird, als der Eroberungsgeiſt, der die franzöſiſche Regierung be-

Pythia.

So laß es Richter dort an ihr verwalten.

Xuthus.

Bald wird die Schlaue da ſich ſchuldlos lügen,
Wo niemand Spuren ihres Frevels ſah.
Die alte Gunſt beſticht dann, Mitleid mit
Dem Reſt des Fürſtenhauſes ſpricht ſie los.

Pythia.

Habt ihr nicht dort des Mords geſchworne Richter,
Areopag genannt von ihrem Sitz,
Die Griechenland als unbeſtechlich kennt,
Wo ſelbſt die Wage der Gerechtigkeit
Minerva hält, und ſtrengen, ernſten Blicks
Auf jedes Schwanken ihres Züngleins merkt?
Dort ſtelle ſie, bis dahin ſchieb' es auf!
Nur jetzt verfahre wider ſie nicht weiter,
Weil dich die erſte Heftigkeit erregt.

Xuthus.

Die Erechthiden liebt und hegt ja Pallas,
Und würfe wohl hinzu das weiße Steinchen,
Das gleich die Zahl macht, und die Schuld'gen löſ't.

Pythia.

O glaube mir, kein ganz verfluchtes Haupt
Iſt das, worüber noch Olympier
Die Hände waltend ſtrecken! Scheint es doch,
Als wäre nicht ohn' eines Gottes Obhut
Der That Erfolg vereitelt, und verwehrt,
Daß augenblicklich raſende Verblendung
Ein ewig unerſetzlich Unheil ſchaffte,
Damit der Weg der Sühnung offen bliebe.

ſeelt. Die grundloſeſten Behauptungen, mit Zuverſicht unaufhörlich wiederholt, mit Nachdruck eingeprägt, machen zuletzt einen Eindruck auf gedankenloſe Gemüther, deren Trägheit ſich bey unbeſtimmten Vorſtellungen beruhigt. Wir wollen daher unterſuchen, was das Feldgeſchrey: Freyheit der Meere bedeutet und beweiſen, daß es gar keinen beſtimmten Begriff darbietet: und daß, wenn es möglich iſt, den Ocean zu unterjochen, es nicht England, ſondern Frankreich verſucht, ſo viel ſeine Ohnmacht zur See erlaubt.

England beſitzt gegenwärtig die größte Seemacht, wovon man jemals ein Beyſpiel gehabt hat, ſo daß die aller andern Staaten zuſammen genommen die ſeinige nicht aufwiegen würde. Wenn dies ein Uebel iſt, ſo iſt es eins von denen, welche die letztern zwanzig Jahre für Europa herbeygeführt haben: denn im Amerikaniſchen Kriege machten die vereinigten Flotten von Frankreich, Spanien und Holland England genug zu ſchaffen und es achtete die bewaffnete Neutralität der drey nordiſchen Seemächte, obgleich ſie ſeinem Vortheil durchaus entgegen war. Dies Gleichgewicht läßt ſich nur durch einen langen Frieden wieder herſtellen, während deſſen England ſich entwaffnet und die Kauffartheyfahrt die Seeleute der andern Völker bildet.

Wir wollen einen allgemeinen Seefrieden annehmen Niemand, glaube ich, hat die Engländer jemals beſchuldigt, daß ſie in Friedenszeiten die Schifffahrt irgend Jemands, er ſey wer er wolle, gehemmt oder im Geringſten beläſtigt haben. Keiner hat ihnen noch vorgeworfen, daß ſie nicht die unter gebildeten Völkern geheiligten Kriegsgeſetze beobachten. Die ganze Frage dreht ſich alſo bloß um ihr Betragen gegen die Neutralen.

Um dieſen Gegenſtand gründlich zu beurtheilen, muß man die Natur des Seekrieges nicht aus dem Auge verlieren. Er wird hauptſächlich um Handelsvortheile willen geführt: er würde ganz und gar umſonſt ſeyn, wenn es nicht erlaubt wäre, die Handelsſchifffahrt des Feindes auf alle mögliche Art und Weiſe anzugreifen. Dies hat den Gebrauch eingeführt, ſich alles Privat-Eigenthums feindlicher Unterthanen auf dem Waſſer zu bemächtigen oder es ſogar zu zerſtören, was in dem Landkriege als eine Grauſamkeit verworfen wird!

Von zwey kriegführenden Mächten zur See wird die ſchwächere natürlich immer geneigt ſeyn, die Neutralen zu begünſtigen, die ihr die wichtigſten Dienſte leiſten können. Wenn ihre Kauffahrer aus Mangel an hinreichenden Geſchwadern um ſie zu ſchützen, in ihren Häfen eingeſchloſſen ſind, werden die Neutralen ihre Geſchäftsführer: ſie verführen Waaren zwiſchen dem Mutterlande und den Kolonien, wenn man es fordert ſogar zwiſchen zwey feindlichen Mächten, und die Unterthanen der Macht, die zu ihnen ihre Zuflucht nimmt, verlieren durch dieſen Ausweg nur die Vortheile der Fracht und behalten die des Handels.

Es wäre alſo in einem Seekrieg eine herrliche Sache, neutral zu ſeyn, wenn die kriegführenden Mächte ſich von den vorgeſchützten Rechten der Neutralität ſo weit täuſchen ließen, daß ſie keine Beſchränkung hinzufügten. Ihre Flotten würden ſich in fruchtloſem Umherkreuzen ermüden oder dem Feinde höchſtens ein Gefecht zur Ehre der Flagge liefern; aber alle Vortheile des Kriegs den Staaten zufallen, die die Gefahren deſſelben nicht theilen wollten.

Es iſt unnütz zur Aufklärung dieſes Gegenſtandes, zu den Grundſätzen des Naturrechts zurückzugehn, deſſen Entſcheidungen ohne den Beytritt des beſtimmten auf Verträgen gegründeten Rechts oft ſchwankend und immer unzulänglich ſind für ſo verwickelte Verhältniſſe, als die des Handels zwiſchen gebildeten Völkern. Die Rechte der Neutralität können alſo nur durch den Streit zwiſchen den Nachtheilen gegenſeitiger Schonung und denen eines Bruchs beſtimmt werden. Für die kriegführenden

Mächte kommt es alſo darauf an, zu wiſſen, ob ſie den verſteckten Krieg, den die Neutralen gegen ſie führen, einer offnen Fehde vorziehen ſollen; für die Neutralen, ob es beſſer iſt, ihre Schifffahrt einigem Zwange zu unterwerfen, oder ſie ganz und gar Preis zu geben.

Man geſteht allgemein den kriegführenden Mächten zur See das Recht zu, zu verhindern, daß dem Feinde Kriegsbedürfniſſe zugeführt werden; und einen oder mehrere Häfen zu ſperren, was im Uebertretungsfall die Wegnahme neutraler Schiffe nach ſich zieht. Nur über das Recht, feindliches Eigenthum auf neutralen Schiffen zu nehmen, mithin ſie zu durchſuchen und über die Sperrung der Küſten hat ſich Streit erheben.

Während des amerikaniſchen Krieges ſtellte die bewaffnete Neutralität den Grundſatz auf, daß die Flagge die Waare bedecke. England wird dieſen Grundſatz nie anerkennen und hat Recht es nicht zu thun. Dieſe Forderung, der Strenge nach durchgeſetzt, würde die kriegführenden Mächte nicht allein in Hinſicht auf das, was die Kriegscontrebande betrifft, dem Willen der Neutralen unterwerfen, ſondern veranlaſſen, daß auch in neutralen Transportſchiffen Landungstruppen in völliger Sicherheit bis nach den feindlichen Küſten geführt werden könnten.

Die Sperrung einer Küſte iſt von der eines Hafens nur durch den Umfang der Maßregel verſchieden. Hat man die Mittel, warum ſollte man nicht auch das Recht haben? Wenn es ſchwer iſt, eine ganze Küſte ſo ſtreng als einen einzigen Hafen zu ſperren, ſo werden die neutralen Schiffe auf ihre eigene Gefahr ein und auslaufen.

Da Bonaparte ſeine Küſten geſperrt ſah, erklärte er durch das Decret von Berlin die Brittiſchen Inſeln ſelbſt in Blokadezuſtand, wie man in einem Zank eine Beleidigung dem zurückgiebt, der ſie ſich zuerſt erlaubt hat. Die engliſche Regierung konnte dieſe kindiſche Drohung verachten, weil, um ſie zu verwirklichen, eine unermeßliche Seemacht erforderlich und diejenige, worüber Frankreich gebot, beynahe nichts war. Sollte ſie eine Gegengewalt ſeyn, ſo traf ſie nur die Neutralen, ſie war eine weit ſtärkere Verletzung ihrer Rechte als alles, was England ſich jemals erlaubt hatte. Bonaparte erklärte allen Seeſtaaten: „ich habe kein einziges Kriegsſchiff auf dem Meere, um zu verhindern, daß eure Schiffe nach England gehn, aber ich verbiete es euch. Ich kann die engliſchen Fahrzeuge nicht abhalten auszulaufen und auf allen Meeren frey zu ſchiffen, aber ich befehle euch, ſie von euren Häfen auszuſchließen. Wenn ihr euch nicht alles Verkehrs mit England enthaltet, iſt es um euch geſchehen: ich greiſe euch an, und werde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis eure Küſten mit meinen eignen Zöllnern beſetzt ſind.“

Dies war nicht genug. Da es Seeſtaaten gab, die Bonaparte nicht auf dem feſten Lande erreichen konnte, unter andern Amerika, machte er für ſie ausdrücklich eine Verfügung folgenden Inhalts: ſobald ein neutrales Schiff von Engliſchen Kriegsſchiffen durchſucht wird, auf ihren Befehl in einem engliſchen Hafen angelegt und Zölle bezahlt hat, iſt ſeiner Flagge denationaliſirt, und es wird überall, wo man es ergreifen wird, für gute Priſe erklärt.

So beſtraft Bonaparte die Neutralen für ihre Schwäche, die ſie außer Stand ſetzt, ſich den Anmaßungen der Brittiſchen Regierung zu widerſetzen. Um dieſe ſchreckliche Ungerechtigkeit zu beſchönigen, ſagt er, daß jeder Staat die Pflicht hat, ſeine Unabhängigkeit zu behaupten. Allerdings: aber es iſt eine Pflicht gegen ſich ſelbſt, nicht gegen ihn; wer giebt ihm das Recht, Rechenſchaft darüber zu fordern? Ueberdieß erſtreckt ſich eine Verbindlichkeit niemals weiter als die Möglichkeit.

Aus allen dieſem ergiebt ſich, daß, wenn England die Neutralen bisweilen hart behandelt, Bonaparte durchaus nicht duldet, daß man neutral iſt, und daß er, ſo viel an ihm iſt, bis auf den leiſeſten Schatten die Rechte der Neutralität zerſtört. Da er ſo gewaltſame Maßregeln ausübt, während ſeine Geſchwader in ſeinen Häfen eingeſperrt ſind, was würde er thun, wenn er der Mächtigere zur See wäre?

Das Franzöſiſche Miniſterium hört nicht auf, die Freyheit der Meere als den erhabenen Zweck des Continentalſyſtems auszurufen: es iſt das Loſungswort bey jedem neuen Kriege. Nichts deſto weniger hat ebendaſſelbe Miniſterium in allen ſeinen Unterhandlungen mit England den Neutralen nicht einmal die Artigkeit bewieſen, für die Zukunft eine Uebereinkunft zu ihrem Beſten vorzuſchlagen.

Seit zwanzig Jahren hat man Europa mit Declamationen und Verläumdungen gegen die brittiſche Regierung überſchwemmt, ſeit zehn Jahren ſind die in England herausgekommenen Tageblätter und andere politiſche Schriften in Frankreich und allen ſeinem Einfluß unterworfenen Ländern Contrebande; man entſtellt die Thatſachen indem man nur verſtümmelte Auszüge aus Oppoſitionsblättern giebt. Wenig fehlt daß man nicht eben ſo wie man in den franzöſiſchen Katechismus eine Lehre über die geheiligten Rechte der Dynaſtie Napoleon eingerückt hat, ihm auch, als einen Glaubensartikel, einverleibte, daß die Engländer die Tyrannen der Meere und die ewigen Feinde des Continents ſind. Wir haben die erſte Beſchuldigung widerlegt, die zweyte wird vor der Unterſuchung der wahren Verhältniſſe Englands mit Europa verſchwinden.

Man charakteriſirt die Engländer als ein Kaufmannsvolk. Dieß kann man ſagen, in ſo weit der Handel eine der Hauptſtützen ihres Reichthums und ihrer Macht iſt, und ihre Regierung mithin in den öffentlichen Verhandlungen die Handelsvortheile nicht aus dem Auge verlieren darf: aber es iſt doch grundfalſch, wenn man zu behaupten wagt, daß der Handel ihre ausſchließende Beſchäftigung, ihre einzige Hülfsquelle ſey, und daß keine andern Elemente in das bewunderswürdige Gebäude ihrer Nationalwohlfahrt eingreifen.

Das Geſchäft des Kaufmanns in einem beſchränkten Kreiſe ausgeübt, bringt aus Unfähigkeit oder Abneigung zu andern Beſchäftigungen, mit einem Verlangen nach einem den Mitteln unangemeſſenen Gewinn, den Krämergeiſt hervor, der mit Recht als egoiſtiſch und einer edlen und uneigennützigen Denkungsart widerſprechend, gemißbilligt wird. Aber wenn der Handel von einer groſen und aufgeklärten

Nation im Großen getrieben wird, deren geſellſchaftliche Einrichtungen das Meiſterſtück der Vernunft und Erfahrung ſind, bey der die Wiſſenſchaften und die Künſte, die Gewerbe und der Ackerbau, weit entfernt, vernachläſſigt zu ſeyn, ſich in dem Maaße vervollkommnen, als die Handelsberechnungen ſich erweitern, dann führt er nothwendig zu edlern Anſichten, und macht weltbürgerlich. Nicht allein um blühend zu ſeyn, bedarf es des Friedens und der Freyheit, ſondern einem vorzugsweiſe handelnden Volke liegt daran, daß auch die andern dieſer Güter genießen. Der Krieg entreißt Hände der Arbeit, während er zugleich eine Menge von Erzeugniſſen verbraucht: er macht daher gewöhnlich die beyden kriegführenden Staaten, immer wenigſtens einen derſelben, arm. Die Freyheit, die Herrſchaft billiger Geſetze, mit Ausſchluß jeder willkührlichen Handlung, verbürgen das Eigenthum, und auf dieſer Bürgſchaft ruht der öffentliche und beſondere Kredit. Läßt ſich denken, daß ein handelndes Volk ſich über die Unterdrückung und den Untergang der Nationen freue, mit denen es verkehrt? Es würde keinen Markt mehr finden, denn ein armes Land hat nichts zu verkaufen, und hat nichts, womit es einkaufen kann. Kleine Krämer können Einer auf den Andern eiferſüchtig ſeyn, ſich eines Alleinhandels bemächtigen wollen, Waaren aufkaufen, und endlich alle

Mittel anwenden, um ſie zu ſteigern; und in der Politik einiger Staaten iſt dieſes Uebel des Gewerbes öfters hervorgetreten. Aber ſolche Kunſtgriffe können in der Länge nicht beſtehen; in den Handelsbeziehungen der Staaten ſowohl als der Einzelnen iſt nur das, was im ganzen Umfange des Worts freywillig und auf gegenſeitige Vortheile gegründet iſt, von Dauer. Wenn ein Volk in den meiſten Zweigen menſchlicher Thätigkeit den Vorſprung gewonnen hat, wenn ſeine eben ſo ſichere als kühne Schifffahrt die Erde umfaßt, und die ungeheuren Wege des Oceans ſo leicht wie die Kanäle im Innern befährt, wenn die köſtlichſten Erzeugniſſe aller Klimate eben ſo gut in ſeinen Häfen zuſammenfließen, als die roheſten Grundſtoffe: wenn es die Kunſt beſitzt, den Werth derſelben, indem es ſie mit einer Dauerhaftigkeit, einer Vollendung und ausnehmender Zierlichkeit bearbeitet, zu verhundertfältigen, und die Vervollkommnung des Mechanismus durch Erſparung der Menſchenhände ihm erlaubt, ſeine Kunſterzeugniſſe verhältnißmäßig ſehr wohlfeil zu geben, dann ſind alle Fortſchritte der Verfeinerung, es ſey an Umfang oder an Gediegenheit, eben ſo viele Vermehrungen ſeines Vermögens. Mit dem Ueberſchuß der hervorbringenden Arbeit über den Verbrauch im Innern erwirbt ſich ein Volk fremde Waaren, und jemehr Gegenſtände es

Xuthus.

Dein Anſehn wähnt' ich hülfreich mir zu finden,
Allein du ſcheinſt dem Weibe ſehr befreundet,
Das, am Apollo frevelnd, deinen Pflegeſohn,
Von ihm als mein verkündigt, morden wollte.
So will ich denn von hinnen, in der Stadt
Die Alten, denen obliegt, Recht zu ſprechen,
Aufmahnen zum Gericht; in Delphi's Schutz
Begab ich mich als Fremdling mit den Meinen.
Sie werden mir nicht weigern, was bei Griechen
Die Sitte heiſcht, was ſelbſt Barbaren thäten.

Pythia.

Laß, eh du gehſt, den Greis hier mich befragen. —
Sprich, hat Kreuſa mit darum gewußt?

Phorbas.

Sie litt nur, was ich ausſann und betrieb.

Pythia.

Und was bewegte dich, ihr ſo zu rathen?

Phorbas.

Uralte, unerſchütterliche Treu.

Pythia.

Du übteſt doch Verrath an deinem Herrn.

Phorbas.

An dem; die längſtgeſtorb'nen ehr' ich mehr.

Pythia.

Den Erichthonius und Erechtheus meinſt du?

Phorbas.

Sie zeugen bei den Schatten noch von mir.

Pythia.

Und ſtrebte heut dein Anſchlag auch für ſie?

zum Verkauf hat, deſto mehr wird es dafür kaufen können und wollen. Der Geſchmack an den Bequemlichkeiten des Lebens, den Genüſſen des Luxus, allen Verſchönerungen des äußern Daſeyns kann ſich unter alle Claſſen verbreiten, vervielfältigen und ins Unendliche verändern; man kann ſeinen Erfindungen keine Gränze anweiſen. Ein Volk, daß dieſen Geſchmack durch tauſend Mittel im höchſten Grade zu befriedigen weiß, kann nur durch den Zuwachs der Bevölkerung und der Wohlhabenheit bei andern gewinnen.

Die Erfahrung mehrerer Jahre ſcheint zu beweiſen, daß England im Nothfall Europa's überhoben ſeyn kann, obgleich nicht ohne Zwang und Entbehrungen. Die drey andern Welttheile ſind ſeinen Handelsberechnungen, ſeinen Niederlaſſungen, ſelbſt ſeinen Eroberungen, wenn es deren, um jene und dieſe zu behaupten, bedarf, offner als je. Wir wollen nicht läugnen, daß die Europäiſchen Verbindungen nicht auch ſehr wichtig für England ſind, aber ſie ſind es nur ſo lange Europa bleibt, was es bis jetzt geweſen iſt: der bewundernswürdige Vereinigungspunkt der Aufklärung und geiſtigen Vervollkommnungsfähigkeit, die in einem verhältnißmäßig kleinen und und von der Natur wenig begünſtigten Raume die zahlreichſte und durch das Uebergewicht des Geiſtes mächtigſte Bevölkerung zuſammengedrängt hat. Aber erliſcht durch dieſe fürchterliche Gleichmachung, womit alle Staaten bedroht ſind, der Schwung der Nationalcharaktere in einer maſchinenartigen Einförmigkeit, ſtürzt der übermüthigſte und gemeinſte Despotismus Europa in Elend und Barbarey, ſo iſt es nur ein elender Winkel unſerer Erdkugel, mit dem es nicht der Mühe verlohnt, ſich abzugeben: und England, wie die Arche mitten in der Sündfluth ſich auf dem Waſſer erhaltend, würde große Entſchädigungen finden, wenn es ſeine Anſtrengungen auf die großen und herrlichen Länder Aſiens richtete, wo die Bildung durch ihr Alter ſtehend geworden iſt: auf andere noch jungfräuliche Gegenden in Afrika, Amerika und im ſtillen Ocean, wo die verſchwenderiſche Natur nur die ordnende Hand des Menſchen erwartet. Wir müſſen nicht vergeſſen, daß ſchon ein Europa jenſeits des Oceans vorhanden iſt; unſre Sprachen, unſre Sitten, unſre Aufklärung ſind dorthin getragen: dieſes amerikaniſche Europa iſt nur erſt im Werden, weil es vernachlaſſigt oder ſchlecht verwaltet iſt; der Theil, der ſich unabhängig gemacht hat, hat ſich mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit entwickelt. Giebt es keine glücklichere Zukunft für uns Europäer, ſo wird bald die kräftige Jugend des neuen Europa die Abgelebtheit des Mutterlandes beſchämen. In mehreren Bundesländern Frankreichs werden Entwürfe zur Auswanderung nach der andern Hemiſpähre als Staatsverbrechen behandelt, während die engliſche Regierung durch die Weisheit ihrer Geſetze in wenig Jahren einen Verbannungsort für Verbrecher in eine blühende Colonie umgewandelt hat. Kann man verkennen, was ſolche Zeichen bedeuten?

Weit entfernt, daß England ſeine Rechnung dabey finden ſollte, die Unruhen anzuſchüren und die Uneinigkeiten des feſten Landes zu verewigen, liegt ihm daran, daß Europa nach zwanzig Jahren der Zerfleiſchung endlich des Friedens genieße, aber eines Friedens, geſichert durch die Feſtigkeit der Regierungen und die wiederhergeſtellten Bollwerke der Unabhängigkeit eines jeden Staats. Man ſage nicht, daß das Engliſche Miniſterium eine von dem Beſten des Volks getrennte Politik befolgt; das iſt durch die Brittiſche Verfaſſung unmöglich, kraft welcher die Regierung immer den Wünſchen der aufgeklärten Mehrheit nachgeben muß. England ſetzt den Krieg mit unermeßlichen Opfern fort; es könnte den Frieden durch einen Federſtrich erkaufen, wenn es das gegenwärtige Unterdrückungsſyſtem, als den neuen Codex des europäiſchen Völkerrechts unterzeichnete. Es würde daraus die größte Muthloſigkeit für die

Mächte, die noch ſtehen, und für die Völker hervorgehen, die zu ihrem Verdruß durch ihre Fürſten an den Siegeswagen des allgemeinen Vergewaltigers geſchmiedet ſind. England, jedem Eroberungsentwurf in Europa, ungeachtet der verführeriſchen Gelegenheiten, die ſich dargeboten haben, fremd, iſt ſeinen Verbindlichkeiten immer treu, immer beeifert geblieben, diejenigen von ſeinen Bundesgenoſſen zu unterſtützen, die ſich ſelbſt nicht aufgaben. Wie es muß, ſtreitet es zugleich für ſein eignes Heil, aber wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß es auch mit einer edlen Aufopferung für die Europäiſche Sache kämpft.

Die Behörden Bonaparte's, als beſtallte Vertheidiger dieſes allgemeinen Bannſpruchs gegen den engliſchen Handel behaupten, daß er zum Vortheil des innern Verkehrs und der landwirthſchaftlichen und verarbeitenden Gewerbſamkeit des feſten Landes gereichen muß: ſie ſtützen ſich auf die Menge Verbotsgeſetze gegen die Einfuhr aus der Fremde, die England ſelbſt hat. Zuerſt muß man bemerken, daß auch die Ausfuhr durch das Continentalſyſtem vernichtet iſt, da ſie nach England durch das Sperrungsdecret unterſagt wird und es keine Seemacht giebt, um die übrige Schifffahrt der Länder, die mit ihm in feindſeligem Verhältniß ſtehen, zu ſchützen. Der Landtransport nach großen Entfernungen iſt ſo koſtbar, daß er den Abſatz von vielen Producten ganz unmöglich macht, und die Canäle, die die auswärtige Schiffahrt erſetzen ſollen, ſind bis jetzt nur prächtige Entwürfe. Endlich, die Verbote in Hinſicht auf die Einfuhr, die mit den angemeſſenen vorſichtigen Modificationen gegeben werden, können eine gute Wirkung haben, wenn in einem Lande ſchon ein fortſchreitendes Regen der Gewerbſamkeit und des Wohlſtandes Statt findet. Denn es iſt ſichtlich, daß diſponible Capitale oder wenigſtens Erſparungen erforderlich ſind, um den Ackerbau und die Benutzung der Naturerzeugniſſe zu verbeſſern, um Manufacturen zu gründen und zu vervollkommnen; nichts von dem Allen läßt ſich ohne große Vorſchüſſe machen. Aber wenn die einſt ſo wohlhabenden Seeſtädte durch die Sperrung ihrer Häfen ganz herunter geſunken ſind, wenn jede Art der Betriebſamkeit durch die Laſt der Auflagen vernichtet iſt, wenn der Krieg, weniger verſchwenderiſch mit dem menſchlichen Leben als je, die Bevölkerung beſtändig vermindert und jährlich einen großen Theil der Jugend nützlichen Arbeiten entreißt, dann kann das plötzliche und allgemeine Verbot der Einfuhren, woran man ſich ſeit langer Zeit gewöhnt hatte, nur zu traurigen Folgen führen. Die einheimiſchen Manufacturen, von der Concurrenz befreyt, werden theure und ſchlechte

Erzeugniſſe liefern: eine künſtliche Theurung, ohne Verhältniß zu den Erwerbmitteln, erſtreckt ſich auf alle Waaren: jedermann, da er die gewohnten Genüſſe nicht mehr erhalten kann, wird ſich zu Entbehrungen entſchließen: die Abnahme des Verbrauchs wird den Ertrag der indirecten Abgaben vermindern und die Regierung zwingen, den Tarif derſelben zu erhöhen, oder, wenn es möglich iſt, neue zu erfinden, das Elend und die Entvölkerung werden in einer fürchterlichen Steigerung zunehmen. So verarmen Frankreich und alle ſeinem Einfluß unterworfenen Länder augenſcheinlich. Man vergleiche das jetzige Holland mit dem, was es vor 1795 war! Nach allem, was es gelitten hatte, verſetzte ihm die Vereinigung mit Frankreich den letzten Streich durch den öffentlichen Bankerott, denn ſo muß man die Reduction der Nationalſchuld auf ein conſolidirtes Drittel, nicht in Hinſicht der Capitale, ſondern der Zinſen, nennen. Achtzehn Jahre waren hinreichend, um den in mehr als zwey Jahrhunderten durch die Weisheit und die bürgerliche Energie, durch die Sparſamkeit und Handelsthätigkeit aufgehäuften Reichthümer zu zerſtreuen. Das nördliche Deutſchland, im Ganzen mehr durch eine ſorgfältige Cultur als durch die Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichnet, hatte durch aufgeklärte Regierungen und einen langen Frieden eine hohe Stufe des

Wohlſtandes errungen. Seit vierzig Jahren war dies Land kein Kriegsſchauplatz geweſen, es blieb ſogar ruhig während der Kriege der Revolution bis 1806. Die Hanſeſtädte waren blühender als je, weil der aus Holland vertriebene Handel ſich großen Theils nach ihren Mauern flüchtete. In dem Zeitraum von ſechs Jahren, vom preußiſchen Kriege anzurechnen, oder neun, ſeit der Beſetzung Hannovers, iſt das ganze nördliche Deutſchland bis in den Grund verheeret worden. Ein genauer Rechner erbietet ſich zu beweiſen, daß ungeachtet der vorgeblichen Blüthe der Finanzen, womit ſich Bonaparte's Miniſter brüſten, ſich ein Ausfall in ſeinen Einnahmen findet, den er beſtändig durch kriegeriſche Unternehmungen zu decken gezwungen iſt, weil er ſeinen Kriegsſtaat nicht zu vermindern wagt und ihn nicht mit den Mitteln ſeines eigenen Schatzes unterhalten kann. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt gewiß, daß er nicht nur die Kunſt, ſeine Heere auf Koſten des Feindes zu unterhalten in Regeln gebracht und bis zum höchſten Punct vervollkommnet hat, ſondern ſie ſelbſt in den Zwiſchenzeiten des Friedens nicht wieder nach Frankreich zurückkehren läßt. Die glücklichſten Bundesgenoſſen ſind diejenigen, durch deren Staaten ſeine zahlreichen Schaaren nur durchziehn; andere müſſen für alle ihre Bedürfniſſe und ſelbſt für ihre Ueppigkeit während eines langen Aufenthalts ſorgen. Beſonders trägt er Sorge, irgend ein, den Erpreſſungen hauptſächlich Preis gegebenes Land zurückzuhalten, bis ſein Schickſal beſtimmt entſchieden werde; wenn durchaus nichts mehr herauszudrücken iſt, alsdann vereinigt er es mit dem großen Reich, oder macht es großmüthig irgend einem Bundesgenoſſen zum Geſchenk. Die glücklichen Bewohner Schwedens, die nie von einem Heer Bonaparte's ihren vaterländiſchen Boden überſchwemmen ſahen, können ſich nicht vorſtellen, was ſolche Freunde koſten; mancher kleine Strich Deutſchlands kann darüber wohl beglaubigte Angaben und Rechnungen aufzeigen, deren Betragen in der That allen Glauben überſteigt.

Die eingefleiſchten Anhänger Napoleons werden noch ſagen, daß dieſe vorübergehenden Uebel aus dem Widerſtand gegen ſeine großen welterneuernden Entwürfe entſpringen und daß die Völker ſich deswegen nur an ihren alten Regierungen halten müſſen, daß man aber einmal dem Bundesſyſtem Frankreichs angeſchloſſen, den Vortheil hat, den Krieg von ſeinen Gränzen entfernt zu ſehn und daß man unter dem Schatten dieſes mächtigen Schutzes ſchnell ſeine Verluſte wieder gut macht. Allein, wie kann man ſich an der Seite eines ſo unermüdlichen Ehrgeizes erholen? Napoleon verlangt von ſeinen Bundesgenoſſen, wie von ſeinen Unterthanen Geld und Menſchen, und wieder Menſchen und Geld. Seine Forderungen ſind nicht nach ihren Mitteln, ſondern nach ſeinen ſtets dringenden und ſtets ungeheuern Bedürfniſſen abgemeſſen. Es liegt nicht in ſeinem Charakter, etwas zu ſchonen, um ſich die Dauer deſſelben zu ſichern: er kennt keine Zukunft jenſeits ſeiner nächſten Unternehmung.

Die verbündeten Fürſten ſind alſo genöthigt, ſtets eine Kriegsmacht außer Verhältniß mit der Bevölkerung und den Einkünften ihrer Staaten auf den Beinen zu halten. Statt daß Bonaparte's Truppen umſonſt bey ihnen leben, bleiben ſie mit der Beſoldung der ihrigen und allen Koſten belaſtet, während dieſe Truppen in den entfernteſten Kriegen gebraucht werden, die ihr Vaterland gar nichts angehen. Die Beyträge jedes Staates ſind dem Anſchein nach beſtimmt: wozu dient dies aber, wenn der Wille des Herrn hinreicht, um ſie zu verdoppeln oder verdreyfachen zu laſſen? Endlich iſt nicht verabredet, daß die Verbündeten eine beſtimmte Zahl von Menſchen ein für alle Mal während jedes Kriegs ſtellen, im Gegentheil, in dem Maaß, als das feindliche Schwert die Krieger niedermäht und Krankheiten unter einem fremden Himmel ſie fortraffen, müſſen die Lücken ausgefüllt werden: und wie man vorzüglich verſchwenderiſch mit Hülfstruppen iſt, ſo verſchlingt in ſeiner ungeheuern Tiefe dieſer Schlund alles, ohne daß es in die Augen fällt.

Da dieſe Angriffsverbindung zwiſchen dem großen Reich und Staaten des erſten und zweyten Ranges, ganz auf Koſten dieſer, ganz zum Vortheil des Mächtigen iſt, ſo darf man den Völkern keine Stimme in ihren eigenen Angelegenheiten erlauben. Mithin müſſen die Vaſallen-Könige in ihrem Reiche eben ſo unabhängig ſeyn, als es ihr Herr in Frankreich iſt, und Bonaparte hat ſie dazu gemacht.

Seit Ludwig XIV. waren die Franzoſen gewohnt, den Ton in Europa anzugeben. Der Glanz dieſer Regierung, berühmt in den Wiſſenſchaften wie in den Waffen; die Allgemeinheit der Franzöſiſchen Sprache, die von ihm anhebt; die bewegliche Abgeſchliſſenheit ihrer Sitten: alles kam zuſammen, um Frankreich die freywillige Huldigung der Nachahmung von ganz Europa zu verſchaffen. Dieſes Uebergewicht in Europa, obgleich es unter der Regentſchaft und Ludwig XV. dadurch nichtig geworden war, daß es den ſittlichen und religiöſen Unglauben eben ſo leicht überall in die groſſe Welt

Phorbas.

Ja, vom Verderben ihr Geſchlecht zu retten.

Pythia.

Stand das bevor von dem harmloſen Knaben?

Phorbas.

Trophonius hat es deutlich prophezei't.

Pythia.

Das war es, daß ihr nicht Apollen euch
Allein vertraut, und jenes Nachtweiſſagers
Ausſprüche mit den ſeinigen gepaart.
Die Unterwelt wühlt aus den düſtern Klüften
Herauf, und möchte gern was Köſtliches
Zu ſich herunter ziehn: ſo ſchickt ſie Träume,
Manch ängſtendes Phantom, das wirklich wird,
Weil wir es fürchten; ſo ertheilt ſie Sprüche,
Die der Erfüllung Grund bloß in ſich tragen.
Nicht wilde Triebe haben dieſes Tags
Begebenheiten blindlings mißgeordnet,
Ein wunderbar Verhängniß ahnd' ich drin,
Das dich und deine Gattin, edler König,
Und, ſammt euch beiden, den geliebten Sohn,
Verſtrickt hat: bald entwirrt wird dieſer Faden,
Geſponnen an der Parcen ew'gen Spindeln,
Aus Labyrinthen der Feindſeligkeit
In liebeſelige Gefild' euch führen,
Auf daß ihr glauben lernt an höhern Rath.
Der Gott will nicht beſtürmt ſein: freie Gabe
Iſt des Orakels Wort, und fruchtlos wär's,
Das ſchon Gefragte wiederum zu fragen.
Doch hier in ſeiner Nähe darf ich ruhn,
Mich einſam ſtill verſenken in Beſchauung.

naſtie Napoleon nothwendig. Dieſe Erſcheinung war bis jetzt in Europa unbekannt: die Monarchien, die für die am wenigſten beſchränkten galten, waren es noch auf tauſend Weiſen, durch den Einfluß des Adels und der Geiſtlichkeit, durch die alten Gewohnheiten, die man nicht zu brechen wagte, durch den Wetteifer der freyen und edeln Anſichten, der im achtzehnten Jahrhundert bey allen Regierungen Statt fand, durch die Gewalt der Europäiſchen Meynung, endlich durch die Druckfreyheit, die, wenn ſie an einem Ort unterdrückt ward, ſich in den benachbarten Staat flüchtete. In Frankreich haben die Gleichmacher im Namen der republikaniſchen Gleichheit den Weg für den Deſpotismus geebnet; nur der Thron erhebt ſich über den Staub; die neuen Vorrechte und Rangunterſchiede ſind bloße Schattenbilder, die ihr Erfinder ins Nichts zurücktreten laſſen kann. Bonaparte's Herrſchaft beſteht aus zwey Grundſtoffen: den durch eine methodiſche Anwendung bleibend gemachten revolutionären Maßregeln, und den wieder aufgeweckten und vervielfältigten Mißbräuchen des Königthums. Es gab in Frankreich Eine Baſtille, er hat ihrer acht errichtet; alles iſt in dieſem Verhältniß. Man hat ſich an der Ueppigkeit des alten Hofes geärgert, ſie war mäßig, verglichen mit dem Sardanapalismus des neuen. Die Könige ſeiner Schöpfung haben ihm in dieſer Hinſicht nachgeahmt: in dem Bewußtſeyn, daß es ihm an ſittlicher Würde fehlt, glauben ſie auf den großen Haufen durch äußern Pomp einen Eindruck zu machen.

Wir wollen das, was bisher geſagt iſt, noch einmal kurz zuſammenfaſſen: die untrüglichen Folgen des Continentalſyſtems für jeden Staat, der ſich ihm hingiebt, ſind der Untergang des Handels und der Gewerbſamkeit, erdrückende Auflagen, der Umſturz aller verfaſſungsmäßigen Formen, ihrem Vaterlande fremd gewordne Heere, ſtets bereit, die Waffen gegen ihre Mitbürger zu kehren, ewige eben ſo koſtbare als mörderiſche Kriege zum Vortheil Andrer: Fürſten unfähig zu beſchützen, mit einer unbegränzten Macht verſehn, ihre Unterthanen zu bedrücken, und ihrer Seits voll Furcht und Zittern vor dem Herrn; endlich mitten unter Schrecken, Elend und Schande die Verpflichtung Triumphſäulen zu errichten und Lieder der Schmeichelei zu ſingen.

Ich werde zum Schluß dieſer Schrift noch einige Bemerkungen über die Frage wagen, welches die ſicherſten, vortheilhafteſten und ehrenvollſten

Maaßregeln ſind, die Schweden unter den gegenwärtigen Umſtänden ergreifen kann. Ich werde wagen, ſag' ich, weil ſich ein Privatmann nur mit außerordentlicher Vorſicht erlauben darf, den Abſichten der Regierung vorzugreifen: denn übrigens iſt die Antwort leicht und einfach; nur die Gewohnheiten und Nationalvorurtheile können die Klarheit derſelben verdunkeln.

Die Verbindung mit dem jetzigen Frankreich oder richtiger mit Napoleon führt die Nothwendigkeit mit ſich, in alle Grundſätze des Continentalſyſtems einzugehen. Ich vermuthe nicht, daß man alles, was ich über dieſen Gegenſtand entwickelt habe, mit dem alten diplomatiſchen Gemeinſatz wird widerlegen wollen, daß Frankreich Schwedens natürlicher Bundsgenoſſe ſey. Iſt es noch daſſelbe Frankreich, daſſelbe Schweden, daſſelbe Europa, auf deren Verhältniſſe ſich dieſer Spruch bezog? Sonſt gab Frankreich Hülfsgelder, jetzt verlangt es Tribute, ſonſt hatte Frankreich eine große Seemacht, es konnte kräftig die ſchwediſche Flotte und Schiffſahrt unterſtützen, im Fall eines Angriffs von Seiten Englands: ſonſt war Frankreich von Schweden durch eine Menge zwiſchen beiden belegenen Staaten getrennt; jetzt iſt es ſein Nachbar, indem es ſchon eine Ecke ander Oſtſee beſitzt und nach Willkühr über Dänemark verfügt; ſonſt war Frankreich von den Europäiſchen Mächten am engſten mit der Pforde verbunden und konnte durch ſeinen Einfluß eine für Schweden nützliche Diverſion im Fall eines Bruchs mit Rußland bewirken, jetzt gränzt Frankreich an die Türkei, und ſeine Eroberungsentwürfe auf dieſer Seite ſind nicht zweideutig. Wie alles ſeine Geſtalt verändert hat, iſt auch der Sinn dieſes Ausdrucks: natürlicher Bundsgenoſſe nicht mehr derſelbe. So lange es noch irgend ein Gleichgewicht gab, richtete ſich das Mißtrauen hauptſächlich gegen die Nachbaren. Die Staaten, zwiſchen denen die Entfernung Reibungen verhinderte, aber die ſich doch mehr oder weniger indirect unterſtützen konnten, wurden für natürliche Bundsgenoſſen gehalten. Jetzt da eine revolutionäre Politik zwei Drittel des Continents unterjocht hat und ſich bemüht, das was noch auf Recht ſteht, umzuſtürzen, müſſen alle Staaten, die ihre Unabhängigkeit behaupten, durch die Auflöſung des Franzöſiſchen Bundsſyſtem befeſtigen wollen und können, ſich enge vereinigen, ſie mögen Nachbarn oder an die auſſerſten Gränzen Europa's verſetzt ſeyn, und was ſie auch für alte Verhältniſſe und ſelbſt für Streitigkeiten gehabt haben mögen. Sie müſſen die Eiferſucht, die Anſprüche, die Rache vergeſſen, um mit allgemeiner Uebereinſtimmung an ihrer Wohlfahrt in einer ſo dringenden Gefahr zu arbeiten. Aber da es Leute giebt; die in einer ganz verſchiedenen Vergangenheit, auf die Gegenwart vollkommen anwendbare Regeln zu finden glauben, da man Vorurtheile in dem Kopfe derjenigen, die lieber die ihnen in ihrer Jugend eingeprägten Lehren wiederholen, als beobachten und nachdenken, gleichſam verſteinert wiederfindet, ſo mag man ſich doch die Mühe geben, die Geſchichte der Verbindung zwiſchen Schweden und Frankreich zu unterſuchen und man wird ſehen, daß erſteres niemals eine reiche Frucht daraus gezogen hat. Im ſiebzehnten Jahrhundert hat Frankreich durch Hülfsgelder wirklich Guſtav Adolph zur Ausführung des Kriegs unterſtützt, der für die Schweden ſo rühmlich war, aber dieſe Unterſtützungen waren immer kärglich, das franzöſiſche Miniſterium war eiferſichtig auf ihre Erfolge, und in den weſtphäliſchen Friedensverhandlungen wandte es alle mögliche Ränke an, um Schweden um die Vortheile zu bringen, die ſeine Anſtrengung verdient hatten. Einer der achtungswürdigſten Schwediſchen Staatsmänner, der Kanzler Orenſtjrna hat 1692 eine Denkſchrift geſchrieben, worin er mit Kraft und durch die ſcharfſinnigſten

Gründe von einer Verbindung mit Frankreich abräth. *) Damals war doch die glänzende Zeit Ludwigs XIV.

Dieß wird hinreichen, um unſern Leſern zu beweiſen, daß ſelbſt von Alters her die Meinungen aufgeklärter Männer in Schweden nicht ſo ganz einſtimmig über das Syſtem, das man in Rückſicht auf Frankreich befolgen müßte, geweſen ſind. Aber, wir wiederholen es, die Umſtände, worin ſich Europa befindet, ſind ſo außerordentlich und unerhört, daß alle Schlendriansdiplomatik übel angebracht iſt.

Schweden hat daß Recht neutral zu bleiben. Indeſſen wir haben geſehen, daß Napoleon keine Neutralität anerkennt, daß er alle diejenigen, die ihn nicht in ſeinem negativen Krieg gegen England unterſtützen, als Feinde betrachtet. Wenn er für den Augenblick die Neutralität eines Staats nicht hindern kann, ſo wird er es ihm gedenken, die erſte Gelegenheit ergreifen ſich zu rächen und denſelben in eine ſolche Abhängigkeit ſtürzen, aus der er ſich niemals erheben kann.

---

*) Sie iſt eingerückt, in Recherches sur les alliances entre la Suède France par Rousset, 1745.

Seine Unabhängigkeit behaupten zu wollen, ohne beſtimmte Bande mit den gegen Napoleon verbündeten Mächten zu knüpfen, würde heißen, ſich ſeine Rache zuziehen, und ſich zu gleicher Zeit abſondern. Auf der andern Seite, was müßte geſchehen, um ihn zufrieden zu ſtellen? Hermetiſch den Engländern ſeine Häfen verſchließen und ſich dadurch folglich der Gefahr ausſetzen, ſie geſperrt zu ſehen, ſich nicht nur des Vortheils des gegenſeitigen Waarenaustauſches zwiſchen Schweden und England, ſondern auch der Möglichkeit aller Schifffahrt, jedes auswärtigen Handels berauben, als Staatsverbrecher die Küſtenbewohner behandeln, die aus Mangel an andern Hülfsquellen verſuchen würden ſich ſo ſtrengen Verfügungen zu entziehn: die Einkünfte des Staats wie die Unterthanen vermindern, ſich endlich der Hungersnoth durch die Hinderniſſe ausſetzen, wodurch die Engländer die Getreidezufuhr aus der Oſtſee und die Küſtenfahrt erſchweren können: dieſe Opfer verlangt Napoleon von Schweden für eine unbeſtimmte Zeit, ohne es eine andere Vergeltung hoffen zu laſſen, als von Zeit zu Zeit ein majeſtätiſches Zeichen ſeines Beifalls. Dieſe Forderungen ſind ſo empörend, daß den Vortheil bei Seite geſetzt, das bloße Gefühl der Nationalwürde bewegen muß, ſie zurückzuweiſen.

Um mit eigenen Augen zu ſehen, was es eine Seemacht koſtet, Bonaparte zum Freund zu haben, dürfen die Schweden nur einen Blick auf ihre Nachbarn, die Dänen, werfen. Ich habe die Angelegenheiten Dänemarks übergangen, weil ſie in dem allgemeinen Gang der Begebenheiten nur eine untergeordnete Wichtigkeit haben. Man hat die Neutralität, zu der ſich dieſe Regierung ſeit dem Anfang der Revolutionskriege bekannt hat, als eine ſehr weiſe Politik gerühmt. Sie war doch nur eine ſchlechte kaufmänniſche Speculation. Ganz unempfindlich gegen die Umkehrungen Europa's hatte Dänemark nur die augenblicklichen Vortheile ſeines Handels im Geſicht, ohne zu bedenken, daß der Fall ſo vieler Staaten bald alle Grundſtützen ſeines Daſeyns umſtürzen würde. Die Sache iſt, daß Dänemark, nachdem es den vereinigten Mächten viel Böſes zugefügt hatte, ſich am Ende ſelbſt vielleicht unerſetzliche Uebel zuzog. Die Brittiſche Regierung, die lange Zeit eine Neutralität ganz zu ihrem Nachtheil geduldet hatte, ſah ſich endlich genöthigt, Vorſichtsmaaßregeln zu ihrer Sicherheit in einem Kampf zu nehmen, den ſie gegen ſo viele Feinde beſtand. Sie begnügte ſich jedoch, Dänemark durch die Wegführung ſeiner Flotte zu entwaffnen: es ließ das ſchon eroberte Seeland räumen, das es leicht durch ſeine Land- und Seemacht behaupten konnte, und es fährt fortdauernd den Krieg gegen die Dänen mit der Mäßigung, die es als Grundſatz angenommen hat, wenn es von ſchwächern Staaten, auf Anſtiften der Franzöſiſchen Politik feindlich behandelt wird.

Der König von Dänemark hatte zu dem Reichskriege von 1792 bis 1801 niemals den Beytrag geſtellt, wozu er in ſeiner Eigenſchaft, als Mitglied des deutſchen Reichs verpflichtet war. Im Gegentheil haben die Dänen ſich mit der verhaßten Rolle belaſtet, die Ketten Deutſchlands feſter zu ſchmieden, indem ſie Truppen gaben, um den unglücklichen Schill zu erdrücken. Ohne dem Rheinbunde beyzutreten, betrug ſich der König von Dänemark wie die Mitglieder deſſelben, und vernichtete für ſeinen eigenen Kopf die Obliegenheiten, die er als Herzog von Holſtein hatte, hob die Vorrechte ſeiner Holſteiniſchen Unterthanen auf, und unterwarf ſie den unumſchränkten Geſetzen ſeiner Monarchie. Weder die Entſagung des Oberhauptes, wovon die einzige Folge einer neuen Wahl ſeyn mußte, noch die gewaltſamen Handlungen einiger ungehorſamen Fürſten, konnten das deutſche Reich vernichten; es war, es iſt da, dem Rechte, wenn nicht der That nach, und die Zeit wird kommen, wo das Volk ſeine Einſprüche gegen ſo viele ſchändliche Anmaßungen wird geltend machen können.

Ob er mir Licht in die Gedanken ſendet;
Durch Wolken ſtrahlen, iſt ja ſeine Art.
Du, zögre noch zu handeln, opfre, bete,
Daß neuverlieh'ne Gabe nicht um den Beſitz
Dich täuſchen mag, daß nicht ſich Sohn und Gattin
Einander wechſelsweiſe dir entzieh'n.

Xuthus.

Thu' was dir weiſe dünkt; ich, was mir ziemt.
Ich führ' es aus, was ich dir angekündigt:
Denn Ungeſtraftheit iſt Entheiligung,
Und wer die Böſen anklagt, dient den Göttern.

Pythia zieht ſich unter die Vorhalle des Tempels zurück.
Xuthus mit **Phorbas** und Gefolge ab.

Das Däniſche Miniſterium betrachtete in einer traurigen Verblendung die Deutſche Sache immer als ihm ganz fremd und gleichgültig für die Sicherheit des Staats. Es dauerte nicht lange und es ward aus ſeinem Wahn geriſſen. Seit dem Frieden von Tilſit, herrſche Napoleon im Norden von Deutſchland; indeſſen man konnte ſich noch ſchmeicheln, er werde den Theil Hannovers, der an Dänemark gränzt, ſich als ein Mittel der Unterhandlung mit England vorbehalten und beym Frieden vielleicht zurückgeben. Dieſe Hoffnung verſchwand: durch die förmliche Einverleibung Hannovers ſtießen die Gränzen des franzöſiſchen Reichs mit Dänemark an einander, und endlich damit ſeine Abſicht nicht zweideutig ſey, dehnte Bonaparte ſeine Gränzen durch einen nicht ſehr breiten Landſtrich bis zur Oſtſee aus. So fanden ſich die Provinzen der Däniſchen Monarchie, die ans feſte Land ſtoßen, die Herzogthümer Hollſtein und Schleswig und Jütland gleichſam von Frankreich eingeſchloſſen und können ohne ſeine Erlaubniß keine Mittheilung zu Lande mehr haben. Auf der andern Seite ſperren die Engländer die Küſten Dänemarks, drohn oft mit Landungen, und in dem Meerarmen kreuzend, die ſeine verſchiedenen Landſchaften trennen, ſchneiden ſie ſelbſt die Verbindung zwiſchen der Regierung und den Unterthanen ab. Die Erſtlinge der Freundſchaft mit Frankreich waren für Dänemark, der Verluſt ſeiner Flotte, ſeiner Kolonieen; die Unmöglichkeit aller Schifffahrt mußte gleichfalls erfolgen; ſie war für einen Staat, der faſt ganz aus Inſeln und Halbinſeln beſteht, äußerſt peinlich. Norwegen iſt oft der Hungersnoth ausgeſetzt, ohne daß man ihm Getreide, woran Seeland Überfluß hat, zuführen kann: wenigſtens muß man darzu die Jahreszeit der Stürme und des Eiſes erwarten, die die Engliſchen Schiffe entfernt. Dieſe Lage dauert ſeit mehr als fünf Jahren, die Finanzen ſind im ſchrecklichſten Zuſtande, das Papiergeld iſt faſt eben ſo tief gefallen als die Aſſignaten; alles Privatvermögen iſt eben ſo gut vernichtet, als das des Staats. Und welche Belohnung hat Dänemark von Seiten ſeines mächtigen Bundsgenoſſen erhalten? Die, noch nicht verſchlungen zu ſeyn. Napoleon eilt nicht, eine Beute zu ergreifen, die unter ſeiner Hand iſt. Wenn er den gegenwärtigen Krieg glücklich beendigt, welcher wunderbare Zufall kann das Daſeyn Dänemarks noch ſichern? wenn ſich im Gegentheil das Glück für die verbündeten Mächte erklärt, ſo läuft es die größte Gefahr, weil es ſich in dieſem allgemeinen Zuſammenſtoßen auf den Vorpoſten des Franzöſiſchen Reichs befindet. Wir ſagen darüber zu wenig: in dieſer letzten Vorausſetzung iſt, wenn die Däniſche Regierung nicht mit den Verbündeten gemeinſchaftliche Sache macht, der Sturz und die Zerſtückelung dieſer Monarchie unvermeidlich.

Ich komme auf Schweden zurück. Eine dauerhafte Freundſchaftsverbindung mit England iſt eine unerläßliche Bedingung für dieß Reich, um ſich den Genuß der Vortheile zu ſichern, die ihm ſeine geographiſche Lage darbietet. In dieſer Zeit des Zwanges und der Stockung des engliſchen Handels auf ~~dem feſten Lande, muß das~~ brittiſche Miniſterium deſto größern Werth darauf legen, ſeine alten Verbindungen mit einigen Staaten, die Küſten beſitzen, zu erneuern und enger zu ſchließen; es muß geneigt ſeyn, ihrer Schifffahrt und ihrem Handel große Vortheile zu gewähren. Der Augenblick iſt beſonders günſtig. England bedarf Europäiſcher Häfen und Waarenabzüge; es fürchtet keine Nebenbuhler weiter auf den Meeren, wo ſeine Flagge faſt einſam weht; es hat Mühe, die Bürde ſeiner Kolonialeroberungen zu tragen, wenigſtens iſt es ſicher, daß es mehrere gemacht hat, um den Feind Beſitzungen zu nehmen, nicht um Erwerbungen zu machen, die ihm nichts darboten, was es nicht ſchon im Ueberfluß beſaß. Warum ſollte Schweden nicht von der brittiſchen Regierung zum Lohn ſei-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

ner thätigen Mitwirkung Niederlaſſungen erhalten? Warum ſollte ſein Handelsſyſtem nicht eine neue Thätigkeit gewinnen, während das der Holländer, der Dänen, der hanſeatiſchen Städte gelähmt iſt? Sollte Schweden umſonſt von zwey Meeren beſpült und einer unendlichen Menge von Seen durchſchnitten werden? Zu allen Zeiten war das Element, das die Skandinaviſche Halbinſel umgiebt, ſeinen Bewohnern vertraut. Sich an den Gefahren ergötzend, die in ihren Gewäſſern mit Klippen beſäeten Küſten, ſchwimmende Eisinſeln, und die Stürme eines nordiſchen Himmelsſtrichs darbieten, rüſteten ſich die alten Skandinavier zu fernern Unternehmungen, und der erſte Name, unter dem ſie in der Geſchichte berühmt waren, iſt der kühner Seefahrer. Warum ſollten die Schweden nicht in die Spuren ihrer Altvordern treten, ihren Unternehmungsgeiſt nach den Fortſchritten der Verfeinerung richtend. Es öffnet ſich eine weite und glänzende Ausſicht für Handelsentwürfe. Schweden eile alſo, ſich in den Beſitz ſeiner natürlichen und derjenigen Vortheile zu ſetzen, die ein außerordentliches Zuſammentreffen von Umſtänden ihm zu verſprechen ſcheint. Erhebt ſich Europa, ſo wird es zuvor gekommen ſeyn; iſt es verdammt, unter der eiſernen Ruthe gebeugt zu bleiben, ſo wird ſeine

Schifffahrt mit den andern Künſten der Bildung vernichtet. Beym Ausgang jedes Hafens auf dem unterjochten Continent, werden ſich unſichtbare Herkulesſäulen erheben; es wird unterſagt ſeyn vom Despotismus des Eroberers ſie zu überſchreiten; und während Sklaven mühſam einen mit Blut und Thränen bethaueten Boden bearbeiten, werden freye Völker, wie die Engländer und Schweden, in Sicherheit den unbezwungenen Ocean, wie ihr ausſchließendes Erbe, durchfurchen.

Man darf nicht zweifeln, daß alles was dahin abzweckt, den Frieden und das gute Vernehmen zu befeſtigen, die gegenſeitigen Verhältniſſe zwiſchen England und Schweden zu beleben und zu vervielfältigen, nicht in dem letztern Lande den Intereſſen und Bedürfniſſen der arbeitenden Klaſſe, der natürlichen Neigung, um ſo zu ſagen, dem ſittlichen Geſchmack des Volks im Ganzen, und den Wünſchen aufgeklärter Perſonen gleich angemeſſen ſey.

Wir gehen zu den politiſchen Verhältniſſen mit Rußland über. So lange Schweden Gränzprovinzen mit dieſem Reich jenſeits des Meeres beſaß, gab es einen feindlichen Berührungspunkt zwiſchen den beyden Staaten. Peter der Große, indem er den erſten Stein zu einer neuen Hauptſtadt an einem Ende ſeines weiten Reichs, auf einem der Schwediſchen Herrſchaft entriſſenen Boden legte, ſtreute den Saamen zu einem langen Kampf. Rußland hatte eine Gränze zu vertheidigen, die dem Sitz ſeiner Regierung zu nahe war, um ihr nicht Unruhe zu verurſachen, ſo oft ſie in einen entfernten Krieg verwickelt war. Jetzt bilden das Meer und beeiſte Gegenden ein Bollwerk zwiſchen Rußland und einem oft furchtbaren Nachbar. Von jetzt kann zwiſchen den beyden Mächten kein durch ihre gegenſeitige Sicherheit veranlaßter Krieg mehr Statt finden. Schweden iſt auf dieſer Seite gleichſam wie zu einem Eiland geworden. Da es von Rußland nichts mehr zu fürchten hat, wird es dadurch ſogar ſein natürlicher Bundesgenoſſe, außer daß beyde Staaten gemeinſchaftliches Intereſſe in der Oſtſee haben; wodurch ſie bereits öfter veranlaßt wurden, ihre Seemacht zu vereinigen.

Man muß an den Erſatz ſeiner Verluſte denken, aber dieſe Wiederherſtellung nicht gerade genau auf der verwundbaren Seite ſuchen, deren Vertheidigung lange Zeit einen großen Theil der Staatskräfte verſchlungen hat. Es iſt anerkannt, daß zerſtückelte Beſitzungen einer Monarchie weit weniger

Kraft geben, als wenn ſie um einen und denſelben Kern liegen und eine gleichartige Maſſe bilden; überdies machen ſolche Beſitzungen, durch die Nothwendigkeit ſie zu vertheidigen, die Politik eines Staats weit verwickelter und von den Umſtänden abhängiger. Es iſt nicht ſo wichtig, ſich zu vergrößern, als ſeine Länder zu runden; jeder Staat muß dahin ſtreben, ein Ganzes auszumachen, deſſen natürliche Begränzung ſchwer oder unmöglich zu verletzen iſt. Dann tritt er in den völligen Genuß ſeiner Unabhängigkeit; ſeine auswärtigen Verhältniſſe erwerben dann durchaus keine Furcht, und er kann wider ſeinen Willen niemals in ein mit ſeinem Intereſſe ſtreitendes Syſtem gezogen werden. Viele Staaten ſind durch ihre geographiſche Lage beſtimmt, bey jeden neuen Kampf zwiſchen ihren Nachbarn gerieben zu werden, aber Schweden, durch die Natur ſelbſt dazu eingeladen, muß ſtreben, ſich eine feſte, halbinſulariſche Abgeſchloſſenheit zu erwerben, die ſeine Kräfte unendlich über das, was es an Gebiet und Bevölkerung gewönne, vermehren würde. Die Calmarſche Vereinigung führte einſt eine Zeit des Zwanges und der Gewaltthätigkeit herbey, aber man muß ſich verwundern, daß bey der Trennung, die zwiſchen den drey, noch jetzt durch die drey Kronen im

Schwediſchen Wappen dargeſtellten Reichen erfolgte, die beyden an derſelben Seite des Meeres belegnen, nicht vereinigt blieben; betrachtet man die Sache an und für ſich, ohne in das Nähere der Umſtände einzugehen, ſo muß es rein zufällig erſcheinen.

Die Erwerbung Norwegens, die wünſchenswertheſte für Schweden, von allen die es machen könnte, iſt gerade diejenige, die Napoleon am meiſten Verdacht geben, bey der er ſich am wenigſten beruhigen wird, ſo lange es auf ihn ankommt, ſie zu verhindern. Wie ſollte er jemals einwilligen, die Unabhängigkeit eines Staats auf eine unerſchütterliche Weiſe zu befeſtigen, der ohnehin ſchon zu weit aus ſeinem Bereich entfernt iſt, da ſeine ganze Politik darin beſteht, allen Staaten nach und nach den Grad der Unabhängigkeit zu nehmen, den ſie hatten, um ſie zur Theilnahme an fremden oder ſogar mit ihrem Beſten ſtreitenden Kriegen zu zwingen? Wie würde er zugeben, daß Schweden eine größere Ausdehnung an Küſten und folglich mehr Beweggründe zur Vermeidung eines feindſeligen Verhältniſſes gegen England erhalte? Er würde Schweden zum Lohn eines Angriffsbündniſſes immer nur ungewiſſe Beſitzungen gegeben haben, damit die

Sorge, ſie zu erhalten, es in die Nothwendigkeit ſetze, allen ſeinen Launen nachzugeben und zur Ausführung aller ſeiner Entwürfe mitzuwirken.

Das ſchwediſche Volk, ſo berühmt in der Geſchichte, hat das Gefühl ſeiner Würde, es hat das wirkſamſte Mittel ergriffen, frühere Unfälle gut zu machen; indem es zur Thronfolge einen Fürſten berief, dem gegenüber ſich die Huldigung der Bewunderung mit der dem Herrſcher ſchuldigen Huldigung verſchmilzt. Dieſe Wahl iſt für Schweden die Morgenröthe eines neuen Tages des Ruhms und des Gedeihens. Die Tapferkeit eines Kriegers, der Geiſt und die Erfahrenheit eines Feldherrn ſind unerlaßliche Eigenſchaften für das Haupt einer durch die Stürme der Zeit erſchütterten Monarchie, denen ſo viele Staaten erlegen ſind, weil die Fürſten ihre Völker nicht zum Kampf zu führen wußten. Während langer und blutiger Kriege konnten ſich mehrere Feldherrn leicht den Ruhm: ohne Furcht erwerben; aber es iſt unendlich ſeltner, in einem Zeitraum bürgerlicher Gährungen ohne Tadel geblieben zu ſeyn. Der Kronprinz von Schweden hat die Ritterſchaft im Republikanismus ſowohl als im Königthum behauptet. Frankreich verdankt ihm ſeine Vertheidigung in den ſchwierigſten Zeiten, lange vorher, ehe die Rede von ſeinem jetzigen Beherrſcher war, der ſich endlich durch tauſend Künſte den Kriegsruhm zuzueignen wußte: die verſchiedenen Länder, Schauplätze ſeiner Thaten, haben ſeine Bemühungen geſegnet, um die Uebel des Kriegs zu mildern und die leidende Menſchheit zu tröſten; die Schweden ſahen ihn, ſobald er ihren Boden betrat, ſich ihrem Lande, durch ein Gefühl der Vaterlandsliebe, das angeboren ſchien, und woran ihn kein aus Skandinaviſchem Blut entſproſſener Herrſcher je übertroffen hat, ſich gleichſtellen. Seit zwey Jahren haben das Vertrauen des Königs gegen ſeinen Nachfolger und die Reinheit ſeiner Abſichten mächtig zur Wiederherſtellung der Ruhe im Innern des Landes beygetragen. Man ſah die Sicherheit mit der Achtung vor der öffentlichen Ordnung wieder entſtehen; ein Geiſt der Mäßigung und Eintracht herrſchte in den Verſammlungen der Stände; der Handel und die Schiffſahrt gewannen ihre Thätigkeit wieder; die jungen Vertheidiger des Vaterlandes üben ſich mit Eifer in den Waffen unter den glücklichen Zeichen eines Helden; das ſchwediſche Volk wird ſich mit einem unbegränzten Vertrauen durch das Oberhaupt leiten laſſen, das ſich ihm ganz und gar geweihet hat: das iſt alles, was Noth thut, um es zur Höhe ſeiner Beſtimmung zu erheben.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kreuſa.

Es ſei drum, länger halt' ich es nicht aus.
O dieſe Angſt iſt tauſendfacher Tod!
So will ich lieber hier die Stirn' ihm bieten,
Daß er mit Einem Streiche raſch mich treffe,
Und von der Qual mich löſ' und von der Schmach.
Die lange Stunde hab' ich hier und dorthin
Verſteckt umher gezittert, wie die Hindin,
Wenn ſie den jungen Löwen brüllen hört.
Ich hört' ihn brüllen: Wald und Felſenklüfte
Beſchwor er, ihm mein Haupt doch zu verrathen,
Das er mit aller Götter Fluch belud.
Ringsum verdoppelte der Wiederhall
Die Stimme des Verfolgers, und dann riefen
Ihm „Ion! Ion!“ die Gefährten zu,
Als wäre dieſer Nam' ihr Jagdgeſchrei,
Womit ſie mich von allen Seiten ſchreckten.
Da riß ich endlich mich hervor: ich wag' es,
Und ſtelle mich dem Licht des Tages dar.
Was hätt' ich wohl zu wagen? Ach Kreuſa!

Dieſelbe ruhige Kraft, die das Gebäude der geſellſchaftlichen Einrichtungen auf ſeinen Grundſtützen befeſtigt hat, offenbart ſich auch in den auswärtigen Verhältniſſen. Eine Sprache der Würde, Gerechtigkeit und Mäßigung iſt aus der Tiefe des Nordens im erſtaunten Europa erſchollen. Ohne den Schein zu haben, nach Außen zu wirken, hat Schweden bereits einen wichtigen und heilſamen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's geäußert. Seine alte Freundſchaft mit der Pforte hat beigetragen, den Frieden mit Rußland zu erleichtern, den Frankreich auf alle mögliche Weiſe zu ſtören ſuchte. Der Divan, über ſein wahres Intereſſe aufgeklärt, wollte lieber einen Theil ſeines Gebiets abtreten, als die Bürgſchaft der Unverletzlichkeit deſſelben annehmen, die von Bonaparte als Lockſpeiſe zur Fortſetzung des Krieges angeboten ward. In den freundſchaftlichen Verhältniſſen zwiſchen Großbritannien und Rußland, die ſo ſehr auf den gegenſeitigen Vortheilen und Bedürfniſſen beider Reiche gegründet ſind, daß ihre Aufhebung nur ein gewaltſamer, kurzdauernder Zuſtand ſeyn konnte, iſt Schweden, das auf dem Wege ihrer Mittheilung liegt, gleichſam das Mittelglied. Beide Theile ſuchen ſeine Freundſchaft und achten ſeine Unabhängigkeit, wie

wie die ſicherſte Gewährleiſtung gegen die Unterjochung der Oſtſee durch das Continalſyſtem.

Die Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander und des Kronprinzen von Schweden, Verwahrers der Geheimniſſe und der Politik des Königs, gab beiden Völkern das Zeichen zu einer ewigen Vergeſſenheit ihrer alten Feindſeligkeiten. Auch der Prinz von Wallis war bei dieſer Zuſammenkunft durch einen Bevollmächtigten gegenwärtig; und die enge Verbindung zwiſchen drei hochherzigen Herrſchern kündigte die Entwickelung einer Politik an, ganz auf Redlichkeit, auf freien Anſichten, auf aufgeklärter Vaterlandsliebe gegründet. Mit Hülfe der Vorſehung ſind die Uebel Europa's, von denen ich ein ſchwaches Gemälde entworfen habe, nicht unheilbar. Niemals ſeit dem Anfange ſeiner Unterdrückung erlaubten ſo viele vereinigte Umſtände, ſeine nahe Befreiung vorher zu verkündigen. Rußland ſchien für einen Augenblick niedergeſchmettert: es würde es geweſen ſeyn ohne die unerſchütterliche Feſtigkeit des Kaiſers, den die heldenmüthige Ergebenheit ſeiner Völker unterſtützte. Die unleidlichen Anmaaßungen des Angreifers haben gegen ihn einen Volkskrieg erweckt; ſchon iſt der verheerende Strom ſchnell gegen Weſten zurückgeſtoſſen. Zu gleicher Zeit konnte Spanien ſich erholen; ein zweiter Marlborough erneuert dort den Ruhm der Engliſchen Waffen auf dem feſten Lande, ſeine glänzenden Siege haben die Begeiſterung des Spaniſchen Volks wieder angefacht, dieſes Volks, das beſiegt aber nicht unterjocht werden konnte. Auf der andern Seite haben Schwedens Rüſtungen der Europäiſchen Sache weſentlichen Nutzen geſchaft, indem ſie auf den entgegengeſetzten Küſten einen Theil der Kräfte Bonapart's und ſeiner Bundsgenoſſen beſchäftigten. Die Hoffnung Deutſchlands, ungeduldig das Joch abzuſchütteln, ſind erwacht. Bonaparte hat das Glück ermüdet, weil er es mißbrauchte; es diente ihm allein ſtatt Anhänger, er hat keine Freunde; ſeine Bundsgenoſſen verbergen kaum ihre Freude bei der Nachricht von ſeinen Unfällen. Seine Macht gleicht dem aus verſchiedenartigen Metallen zuſammengeſetzten Koloß: der Haß der Völker macht die thönernen Füße aus. Geſtern opferte man dem rieſenhaften Götzenbild; morgen bietet es, umgeſtürzt, der Welt nur das zerbrechliche Denkmal eines unſinnigen Stolzes dar.

Aber keiner ſchlafe in einer trügeriſchen Sicherheit ein. Läßt man dieſen Menſchen ſich nach einem großen Unfall erheben, ſo wird er der Welt wieder zeigen, was Liſt und Kühnheit vereint vermögen: er wird eine fürchterliche Rache an denen nehmen, die ſterbliche Schwächen an ihm, dem Schiedsrichter der Verhängniſſe, dem Gott der Schmeichler enthüllt haben! Was iſt der Verluſt eines Heeres für Bonaparte, der, nach ſeinem eigenen Ausdruck, ſo viele Menſchen zu verzehren hat? Es iſt nicht genug, daß er in einem ſolchen Eroberungskriege keinen Erfolg gehabt hat: er muß außer Stand geſetzt werden, neue anzufangen; er muß gezwungen werden, ſeinem Syſtem einer allgemeinen Herrſchaft, ſeinen mit der Unabhängigkeit der Völker und der Ruhe der Welt unverträglichen Anmaßungen zu entſagen.

In dieſer Zeit der Entſcheidung, die ſchwanger iſt mit einer in ihrem Ganzen gewiſſen, in ihren einzelnen Verhältniſſen unbekannten Zukunft, werden viele Staaten wichtige Veränderungen erleiden. Das Schickſal der der Herrſchaft Bonaparte's hartnäckig ergebenen Regierungen läßt ſich leicht vorausſehen. Die Neutralen dürfen ſich nicht ſchmeicheln, daß in dem Kampf ſo vieler verſchiedenen Intereſſen die ihrigen von denjenigen werden beherziget werden, für die ſie nichts wagen wollten, und daß man ihnen umſonſt Entſchädigungen für das verſchaffe, was ſie durch eine engherzige Politik eingebüßt haben. Die Mächte, die thätig für die gute Sache gewirkt haben, werden in der erſten Reihe ſitzen und überwiegende Stimmen in dieſem Herrſcherrath führen, dem das große Werk, die Wiederherſtellung der Europäiſchen Verfaſſung, auf feſtern Grundlagen anvertraut ſeyn wird. Sollte ſich das Schwediſche Volk nicht ſeines würdigſten Anſpruchs auf Ruhm erinnern, daß durch ſeine Feſtigkeit in einem langen auswärtigen Kampf der Weſtphäliſche Frieden errungen ward, der ihm große Vortheile ſicherte, und während anderthalb Jahrhunderten als der vornehmſte Grund des Europäiſchen Völkerrechts betrachtet ward?

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Sept 26. th

Betrachtungen

über die

Politik der däniſchen Regierung.

Von A. W. S. [illegible]

1813.

Es giebt in der Politik großartige Verbrechen. Wenn tyranniſche Willkühr neben ſich kein anderes Geſetz anerkennt, alle Rechte unter die Füße tritt, treulos ihrer Zuſagen ſpottet, und auf angerichtete Verwüſtungen gleichgültig herabſieht; wenn ſie aber zugleich den Erfolg tief angelegter, beharrlich verfolgter Entwürfe, durch kühne, ſchlaue und nachdrückliche Ausführung ſichert, ſo bemächtigt ſich aller Gemüther nicht blos Schrecken vor einem ſo entſchiedenen böſen Willen, ſondern auch Erſtaunen und Bewunderung über die außerordentlichen Fähigkeiten und Mittel, welche ihm zu Gebote ſtehen. Der Beyſpiele bedarf es nicht: unſer Zeitalter iſt reich davon.

Es giebt aber auch politiſche Handlungen, welche mit dem Unwillen zugleich Geringſchätzung gegen eine Regierung einflößen, die deren fähig war. Dieß iſt der Fall, wenn ſich bey einem

Verfahren, wodurch man alle Grundſätze verläugnet, zugleich Halbheit, Verkehrtheit, ein Gewebe von Kleinlichkeiten und unedlen Triebfedern offenbart.

In der Reihe ſolcher Handlungen verdient die Beſitznahme der Hanſe-Städte Hamburg und Lübeck durch däniſche Truppen unter franzöſiſchem Befehl und im Namen Napoleons, einen ausgezeichneten Platz.

Die öffentliche Stimme hat dieſen gehäſſigen, eben ſo feigen als treuloſen Streich gerichtet. Für eine rühmliche Waffenthat wird ihn die däniſche Regierung ſelbſt nicht auszugeben wagen. Selten hat man ſo viel übles mit einem ſo geringen Aufwande von Muth und Kriegskunſt geſtiftet. Die gezwungenen Anführer dieſes Beſchluſſes haben die tiefſte Beſchämung darüber gefühlt. Wie uns glaubwürdige Zeugen verſichern, ſtanden die däniſchen, oder vielmehr holſteiniſchen und alſo deutſchen Truppen in dem Wahne, ſie zögen wieder zum Schutze Hamburgs aus. Als ſie nun nach Erfüllung ihrer ganz entgegengeſetzten Beſtimmung von den Franzoſen verabſchiedet und in ihre Gränzen zurückgewieſen waren, geriethen dieſe wackern Soldaten in ſolche Wuth über die ſchändliche Rolle, wozu man ſie gemißbraucht hatte, daß ihre Offiziere zuſammentreten

Unſeliges, verzweiflungsvolles Weib:
Nach dem, was du gethan, und was erlitten,
Iſt dir noch andres übrig auf der Welt,
Als gleichen Muthes deinen Tod beſtehn?
Wie hat dich denn die Feigheit übermannt?
Doch nein, ich will nicht fälſchlich mich verklagen;
Es iſt der Tod nicht, deſſen Blick ich ſcheue:
Daß ihn des Jünglings Hand mir geben ſoll,
Das, das fällt mich unüberwindlich an,
Verwirrend, ſcheucht in Raſerei mich fort;
Und wie ich auch mit angeſchwelltem Stolz
Die Bruſt von innen mir zu ſtählen ſuchte,
So oft ich ſie dem Pfeil entgegen trug,
Zerrann des kalten ſtarren Muths Aegide
In Furcht und weiche Lebenshoffnung wieder.
Laßt ſehn, ob uns dieß Heiligthum beſchirmt.
Wie ſollt' es? Mich verfolgt ja ſein Bewohner.
Gleichviel, ich wähle dennoch dieſen Sitz,
Erwarte hier mein Schickſal, unablöslich
Mit meinen Armen den Altar umſtrickend.

Sie ſetzt ſich auf die Stufen des Altars, und umfaßt ihn.

Und wenn ich ſterben muß, ſo ſoll mein Blut
Die Opferſtätte wenigſtens beflecken,
So gräßlich ſie beflecken, daß kein Weihrauch
Und keine Reinigung ſie je entſühnt.
Mein letzter Schrei ſoll durch die Lüfte dringen
Zum ſel'gen Götterſitz, ſo herzzerreißend,
Daß er, der mich verdirbt, erblaſſen muß.
Das iſt die einz'ge Rache ja des Weibes,
Hülflos und ſterblich, ihre Jammerſeele
Vor des Vernichters Antlitz auszuathmen.

und ſich in ihren Wohnungen verſchließen mußten, um ſich vor ihnen zu retten.

Um dieß Verfahren des däniſchen Hofes richtig zu beurtheilen, müſſen wir die Verhältniſſe Dänemarks gegen Napoleon, gegen England und die übrigen verbündeten Mächte, endlich gegen Hamburg ſelbſt erwägen.

Seit beynahe ſechs Jahren ſtand Dänemark mit Frankreich in einem wahren Schutz- und Trutzbündniſſe. Unmittelbar nach dem Angriffe der Engländer auf Seeland, ließ die däniſche Regierung eine fremde Heeresmacht unter franzöſiſchem Befehl in ihre Gränzen einrücken, deren Beſtimmung zu einem Angriffskriege nur durch die unüberſteigliche Schranke der See und durch den Abfall der Spanier vereitelt ward. Der Krieg aber, den Dänemark am 29. Februar 1808 gegen Schweden ohne allen Rechtsgrund erklärte, und in Norwegen führte, ward offenbar auf Antrieb, und man kann wohl ſagen, auf Befehl Napoleons unternommen. Die Zerrüttung der Finanzen, der Verluſt ſeiner Seemacht und die Nothwendigkeit mit ſeiner Landmacht die Küſten gegen künftige Landungen beſetzt zu halten, machten Dänemark zu einem ziemlich untauglichen und ohnmächtigen Bundesgenoſſen für Frankreich. So viel Schaden es aber nicht bloß England, ſondern allen unabhängigen ſeefahrenden

Mächten, durch Aufnahme der franzöſiſchen Kaper in ſeinen Häfen und eigene Kapereyen zufügen konnte, hat es ihnen unabläſſig zugefügt, und unter dem Vorwande, das Continentalſyſtem aufrecht zu erhalten, ſich ſelbſt bereichert, oder wenigſtens die aus der Stockung des Handels entſtändene Verarmung beträchtlich gemindert. So lange Dänemarks Privatvortheil es mit ſich brachte, hatte es ſich immer zum Verfechter der uneingeſchränkteſten neutralen Schiffſahrt aufgeworfen; jetzt verletzte es ſelbſt die unbeſtrittenſten Rechte der Neutralität zur See, um den Gewinn ſeiner Freybeuterey zu vermehren.

Das Ausrücken däniſcher Truppen im Sommer des J. 1809, um auf deutſchem Gebiet Schill und den Herzog von Braunſchweig anzugreifen, beweiſt ebenfalls ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Dänemark und Frankreich, und kann ſelbſt aus dieſem durchaus nicht gerechtfertigt werden.

Als ſich nun im vorigen Herbſt das Waffenglück in Rußland gegen Napoleon entſchied, ſo ſuchte Dänemark angelegentlich den Frieden mit England, vermied aber mit den übrigen verbündeten Mächten in irgend ein näheres Verbündniß zu treten, und ſchien in dem fortgeſetzten Kriege zwiſchen ihnen und Frankreich neutral bleiben zu wollen.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, dem Gange dieſer Unterhandlungen aus der Nähe zu folgen, ſo läßt ſich gar nicht bezweifeln, daß alle Schritte zwiſchen dem däniſchen Hofe und dem franzöſiſchen Geſandten in Copenhagen verabredet wurden, und daß es bloß darauf abgeſehen war, Zeit zu gewinnen, allenfalls die Verbündeten zu entzweyen, oder wenigſtens ſie durch anſcheinend friedliebende Geſinnungen einzuſchläfern, damit ſie nicht durch entſchiedne Maaßregeln Dänemark entweder außer Stand ſetzen möchten, ihnen fernerhin zu ſchaden, oder ſeinen Beytritt zur gemeinen Sache Europa's erzwängen.

Nachdem ſchon die Unterhandlungen mit England offenkundig waren, erklärte Napoleon in einer öffentlichen Rede, er ſey mit dem Betragen ſeines Bundesgenoſſen, des Königs von Dänemark, vollkommen zufrieden, und machte hierdurch die ſchon zweydeutige Aufrichtigkeit jener angeblichen Friedensbewerbungen noch verdächtiger.

Dänemark hatte ſich gegen die Schifffahrt Schwedens ſo viele Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen laſſen, überhaupt bey jeder Gelegenheit ſo feindſelige Abſichten verrathen, daß es bloß der Mäßigung Schwedens zugeſchrieben werden muß, wenn nicht ſchon weit früher ein förmlicher Krieg zwiſchen beyden Staaten ausgebrochen war. Aus Anerkennung der wichtigen Dienſte, welche Schweden ſeit vorigem Sommer in Stiftung und Befeſtigung der Coalition geleiſtet hatte, verweigerte das engliſche Miniſterium durchaus, einen abgeſonderten Frieden mit Dänemark zu ſchließen, bey welchem die ſchwediſchen Forderungen und Anſprüche nicht berückſichtigt würden. Ungeachtet der Verſicherungen, welche der däniſche Hof hierüber erhalten hatte, ſchickte er letztlich (am 4ten April) den Grafen von Bernſtorf nach England, um Frieden anzutragen, aber unter ſo überſpannten und lächerlichen Bedingungen, daß wohl kein Staatsmann, ja überhaupt kein Menſch von geſunden Sinnen ſich ihre Annahme träumen laſſen konnte. Was war alſo der Zweck dieſer Sendung? Wiederum Zeit zu gewinnen, und falls England den Schein gehabt hätte, auf dieſe Vorſchläge einzugehen, dadurch zwiſchen dem ſchwediſchen und großbrittaniſchen Hofe Mistrauen und Erkaltung zu erzeugen.

Im Gefolge jener abgeſchmackten Forderungen, rückte der däniſche Unterhändler in London auch mit dem Anerbieten heraus, ſein Hof wolle ſich gegen Subſidien zur Mitwirkung gegen Napoleon verſtehen, allein dieſe Mitwirkung ſolle ſich blos auf die Beſetzung der beyden Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck beſchränken.

Wir fragen, ob bey Abſendung des Grafen von

Bernſtorf das oben bewieſene Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Dänemark und Frankreich noch beſtand, oder ob der däniſche Hof durch eine offene und förmliche Erklärung ſich davon losgeſagt hatte? Im erſten Falle wird ſowohl die großbrittaniſche Regierung als der Kaiſer Napoleon wiſſen, was ſie von einer ſolchen zu gleicher Zeit rechts und links verheißenen Bundesgenoſſenſchaft zu halten haben. Im letztern Falle iſt es klar, daß Dänemark ohne irgend eine Verbindlichkeit gegen Frankreich die Feindſeligkeiten gegen die ſämmtlichen verbündeten Mächte aus eigenem freyen Antriebe zuerſt angefangen und alſo von ihrer Seite ſich keiner ferneren Schonung zu gewärtigen hat. Die Beſitznahme Hamburgs durch däniſche Truppen erfolgte unmittelbar nach der Zurückkunft des Grafen von Bernſtorf, ehe Dänemark neue Verbindungen mit Frankreich hatte eingehen können, und es war eben der Präſident Kaas, welchen der däniſche Hof zu dieſem Zwecke in das Hauptquartier Napoleons abgeſandt hatte, der auf ſeiner Durchreiſe mit den franzöſiſchen Befehlshabern in Harburg die nöthigen Verabredungen darüber traf, während er den ruſſiſchen und ſchwediſchen Generalen in Hamburg ſagen ließ, ſein Hof ſey bereit, gegen Napoleon 25,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen. Dieſe Beſitznahme geſchah in demſelben Augenblicke, als die Ankunft der angeſehenſten Bevollmächtigten von Schweden, Rußland und England in der Bucht von Kiöge, der Welt bewieß, daß dieſe Mächte gern bereit wären, alle Streitigkeiten mit Dänemark gütlich beyzulegen, wiewohl England nicht für gut gefunden hatte, ohne gemeinſchaftliche Berathung mit ſeinen Bundesgenoſſen ſich die ſeltſamſten Friedensbedingungen vorſchreiben zu laſſen.

Man kann recht eigentlich ſagen, daß Dänemark zu der Einnahme Hamburgs keine andere Waffe als die ſeiner Hinterliſt hergeliehen habe. Bey dem ſchwierigen und lange beſtrittnen Unternehmen, ſich der vorliegenden Inſeln und des Ueberganges über die Elbe zu bemeiſtern, hatte es den Franzoſen keine Hülfe geleiſtet. Als die ſchwache Beſatzung Hamburgs von dieſer Seite endlich der Uebermacht hatte weichen müſſen, trat Dänemark erſt hervor. Die Vertheidigung Hamburgs war auf die für neutral geachtete däniſche Gränze nicht eingerichtet, und konnte es nicht ſeyn; ſobald ſich die trügeriſchen Freundſchaftsbezeugungen Dänemarks durch offne Gewalt entlarvten, mußte die Beſatzung der Verbündeten Hamburg räumen, um nicht zwiſchen zwey Feuer genommen und gänzlich abgeſchnitten zu werden.

In dem Anerbieten Dänemarks, für Subſidien in den beyden Hanſeſtädten eine Beſatzung zu halten, konnte England ſchwerlich einen Beweis des aufrichtigen Vorſatzes ſehen, mit den Verbündeten aus allen Kräften gemeine Sache zu machen. Die Beſetzung der Hanſeſtädte war ein Geſchäft, welches mit dem darauf gegründeten Anſpruch auf den Beyſtand und die Dankbarkeit der verbündeten Mächte, ſo ziemlich die Bequemlichkeiten einer neutralen Ruhe vereinigt haben würde. Denn Hamburg und Lübeck liegen dicht an der däniſchen Gränze, es ſind keine militäriſchen Punkte, und der große Krieg wird aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ganz andern Schauplätzen ausgefochten werden. Wenn alſo England auf dieſen Antrag eingegangen wäre, ſo hätten vermuthlich die däniſchen Hülfstruppen ihre Subſidien dort in guter Muße verzehren mögen. Nimmt man alle dieſe Umſtände zuſammen, ſo wäre es dem engliſchen Miniſterium wohl nicht zu verargen geweſen, wenn ſich ihm der Verdacht aufgedrängt hätte, auch dieſer Schritt ſey mit dem franzöſiſchen Hofe verabredet, und es ſey blos darauf abgeſehen, Dänemark unter dem Scheine der Mitwirkung vor einem Angriffe der Verbündeten zu ſichern; und auf ſo lange, als ſie im Beſitz der Küſten der Oſtſee bis an die Elbe wären, ihm die Verwahrung der Hanſeſtädte anzuvertrauen.

Wir geſtehen, es war verdrießlich, daß England nicht ſogleich mit Bewilligung aller Forderungen den Frieden gewährte; auch mochte der däniſche Hof gegen eine oder die andere der verbündeten Mächte, namentlich gegen Schweden, übel geſinnt ſeyn. Allein dies Mißvergnügen reicht doch nicht zur Erklärung eines ſo gewaltſamen Entſchluſſes hin, als der war, die Alliirten aus Hamburg zu vertreiben, und dadurch nicht blos mit Schweden, ſondern mit Rußland, mit Preußen, mit dem König von England als Churfürſten von Hannover, mit den übrigen deutſchen Fürſten, die ſich bisher der Coalition angeſchloſſen haben, oder es in der Folge thun mögen, einen Angriffskrieg zu beginnen. Es würde vergeblich ſeyn, in dem Verfahren einer ſolchen Regierung irgend einen Grundſatz, eine feſte Regel ſeiner Politik aufſuchen zu wollen. Vielmehr bemerkt man in ſeinen Maaßregeln ein unaufhörliches Schwanken, eine Ebbe und Fluth nach dem geringſten Wechſel der Begebenheiten. Wenn Dänemark im vorigen Sommer kein Contingent zu dieſem Kriege gegen Rußland geſtellt hat, ſo hat man dieß ohne Zweifel blos der von Schweden angenommenen Stellung zu danken. Als das große Heer Napoleons und ſeiner Vaſallen auf einem unglücklichen Rückzuge vernichtet war, ſo ſchien die Bundesgenoſſenſchaft des däniſchen Hofes mit Frankreich in den letzten Zügen zu liegen, und er bewarb ſich lebhaft um die Freundſchaft Rußlands und um den Frieden mit England. Zu Anfang des Frühlings ward man gewahr, daß der Winterfeldzug von den Ebenen Moskau's bis an die Ufer der Oder, das ruſſiſche Heer beträchtlich geſchwächt habe, und daß Napoleon ſchneller unermeßliche Streitkräfte ins Feld zu ſtellen vermocht, als man gerechnet hatte. Nun wurden die Forderungen höher geſpannt, und man wollte dem engliſchen Miniſterium den Frieden theuer verkaufen. Als der däniſche Unterhändler unverrichteter Sache zurückkam, war das ruſſiſch-preußiſche Heer nach den Schlachten bey Pegau und Bautzen im Rückzuge auf Schleſien begriffen. Jetzt war es Zeit, über die Hanſeſtädte herzufallen, und ſomit der ganzen Coalition Trotz zu bieten.

Noch auffallendere Widerſprüche zeigen ſich in dem Benehmen der däniſchen Behörden gegen Hamburg insbeſondere. Am 24. Februar ereigneten ſich daſelbſt Volksbewegungen, den franzöſiſchen Zollbeamten wurden die lange ausgeübten Mißhandlungen erwiedert. Auf das erſte Begehren der franzöſiſchen Behörden rückten däniſche Truppen in die Stadt ein, um den Aufſtand zu dämpfen und das Anſehen jener zu behaupten. Am 18. März nahm ein ruſſiſcher Befehlshaber von Hamburg Beſitz und erklärte eben dieſe Stadt, welche Dänemark kurz zuvor als eine aufrühriſche Gemeinde des franzöſiſchen Reichs behandelt hatte, im Namen ſeines Monarchen für eine freye Hanſeſtadt. Die ruſſiſchen Truppen wurden von däniſcher Seite mit Freundſchaftsbezeugungen und Verſicherungen der ſtrengſten Neutralität überhäuft. Ja noch mehr, als Hamburg näher bedroht war, rückten einige däniſche Abtheilungen ein, und nahmen an deſſen Vertheidigung gegen die franzöſiſchen Angriffe thätigen, wiewohl unbedeutenden Antheil. Freylich ſind die däniſchen Befehlshaber hinterdrein von ihrer Regierung gemißbilligt worden; allein kann man ſich wohl überreden, daß irgend ein Civil- und Militärbeamter einen ſo wichtigen Schritt ohne gültige Vollmacht zu thun gewagt haben ſollte? Endlich am 30. May kam das ſeit mehreren Monaten verläugnete Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich wieder zum Vorſchein, Hamburg und Lübeck waren in den Augen Dänemarks aus freyen Hanſeſtädten wieder zu aufrühriſchen franzöſiſchen Communen geworden, und die däniſche Regierung hielt es nicht unter ihrer Würde, das Schergenamt zu übernehmen, und dieſe wehrloſen Republiken ihren Unterdrückern zu den grauſamſten Züchtigungen in die Hände zu liefern.

Wenn aber auch Dänemark, wir wiſſen nicht

Weh! Lohneſt du ſo der Geliebten, Apoll?
O wie anders gelobt haſt du mir damals,
Als ein arglos Kind jungfräulichen Tritts
Ich allein luſtwandelt' auf Frühlinges Au'n,
Und der Blumen, des Laubs hellfarbigen Putz
  In das faltig geſchürzte Gewand las.
Da erſchieneſt du mir holdſelig und groß,
Goldlockig das Haupt in ambroſiſchem Duft,
Lächelnd in ewiger Jugend und Schönheit,
Und ergriffſt ſüßſchmeichelnd mit Worten die Hand,
Daß der blumige Schatz, unſchuldig beklagt,
Der ſich Sträubenden ach! aus dem Buſen entfiel.
Sanft riefſt du mir zu: Nymphe, getroſt! laß
Den verwelklichen Schmuck auf den Boden ſich ſtreu'n,
Lieblich und zahllos ſchwellen ja ſelbſt dir
Auf den Lippen die purpurnen Blüthen der Luſt,
Neu ſproßend, ſo oft ſie ein Kuß da pflückt.
Die laß ſich entfalten, und ſiehe, wie ſchön
Liebe ſie dir zum unſterblichen Kranz flicht.
So umhauchteſt du mich mit berauſchendem Wahn,
Nicht half ohnmächtiges Rufen, wie raſch
  Zu der Höhle des Pan du mich hinzogſt.
Weh, wehe dir, Tag! heimliches Lager du,
Götter-Umarmungen, ſchwanger mit Unheil!
  Weh, weh euch geſammt!
Wie ein Meer wild brauſ't, ſo umdrängten mich bald
Träumende Wehmuth, hinſchmachtender Gram,
Die erröthende Scheu und erblaßende Angſt.
Der Verwaiſten gebrach weiblicher Zuſpruch,
Still trug ich allein des Geheimnißes Laſt,
  Und des Lebens, das Tod mir zu drohn ſchien.

durch welche Beleidigungen gereizt, ſich durchaus mit allen verbündeten Mächten ohne vorgängige Erklärung in Kriegsſtand ſetzen, und ſo zu ſagen, dem ganzen noch unabhängigen Europa den Fehdehandſchuh hinwerfen wollte; warum mußte dieß gerade auf Koſten zweyer unſchuldigen Nachbarn geſchehen, die gegen Dänemark und gegen jedermann friedlich geſinnt, bloß für die Herſtellung ihrer, ungerechter Weiſe ihnen entriſſenen, politiſchen Selbſtſtändigkeit kämpften? Sollte ein däniſcher Staatsmann hierauf antworten: Hamburg und Lübeck ſeyen integrirende Theile des franzöſiſchen Reichs, ſo behaupten wir dagegen dreiſt: Dänemark hat nicht mit beſſerem Rechte bis auf dieſen Tag für eine ſouveraine Monarchie gegolten, als Hamburg und Lübeck wahrhafte Republiken waren. Dieſe freyen Reichs- und Hanſeſtädte ſtanden unter dem Schutz und der Oberhoheit des deutſchen Kaiſers und Reichs; aber daß ſie zu dieſem großen Staatenverein gehörten, that ihrer innern Unabhängigkeit keinen Abbruch, ſondern gab ihnen vielmehr eine Gewährleiſtung. Als ſchon die deutſche Verfaſſung geſtürzt war, und in Deutſchland das einheimiſche Recht ausländiſcher Gewalt (wir hoffen auf kurze Zeit) weichen mußte, hat Napoleon ſelbſt die Hanſeſtädte verſchiedentlich als freye Staaten anerkannt. Als z. B. Preußen, durch Frankreich veranlaßt, im

Jahr 1806 einen nordiſchen Bund nach dem Muſter des rheiniſchen ſtiften wollte, ſo nahm Napoleon ausdrücklich die Hanſeſtädte davon aus, weil ein ſolches Verhältniß mit der für handelnde Staaten unentbehrlichen Unabhängigkeit nicht verträglich ſey. Auch iſt es bekannt, daß dieſe Republiken den unſichern Schutz Frankreichs, der ihnen allein übrig blieb, häufig theuer bezahlt haben. Sind nun alle ihre Rechte verfallen, weil es dem Beherrſcher Frankreichs beliebt hat, die Hanſeſtädte nebſt vielen andern Staaten, auf die er eben ſo wenig den geringſten Schein eines Anſpruchs hatte, ſeinem Reiche einzuverleiben? Eine Verjährung für den Verluſt eines ſo unſchätzbaren Rechtes hat ſeit drittehalb Jahren noch nicht Statt finden können, auch haben die Bewohner Hamburgs und Lübecks bey der erſten Gelegenheit, die ſich ihnen darbot, durch die That auf das nachdrücklichſte gegen die erlittene Unterdrückung proteſtirt. Darum wird eben geſtritten, darum verheeren ſeit acht Jahren immer blutigere und verderblichere Kriege das feſte Land Europa's, um zu entſcheiden, ob es einem mächtigen Despoten erlaubt ſeyn ſoll oder nicht, durch bloße Machtſprüche Staaten umzuwandeln, zu zerſtückeln, zu verſchenken, und ſie endlich durch Unterwerfung unter ſeine willkührliche Alleinherrſchaft einen nach dem andern zu vernichten?

Es gilt die Herſtellung des europäiſchen Völkerrecht und eines politiſchen Gleichgewichts, welches die Ruhe der geſitteten Welt ſicher ſtelle. Darin beſtand der große, allen gemeinſchaftliche Vortheil des unter dem Namen des Gleichgewichts, oder richtiger der Gegengewichte, bekannten Syſtems, daß nicht jeden Augenblick wilde Eroberungsplane die Verhältniſſe der Staaten zerrütten, ihr Daſeyn bedrohen konnten, daß jedes gefährliche Uebergewicht ſogleich eine hemmende Gegenwirkung hervorrief. Dieſem Syſtem hat man es zu danken, daß ſchwache Staaten neben den mächtigſten Nachbarn Jahrhünderte lang ſicher beſtehen konnten. Wenn die däniſche Regierung das Staatsrecht Napoleons anerkennt, (wie ſie es denn durch den Gewaltſtreich gegen die Hanſeſtädte offenbar gethan hat) ſo laden wir ſie ein, die leicht mögliche Anwendung dieſes Staatsrechtes auf Dänemark ſelbſt, und die Hinfälligkeit aller menſchlichen Dinge zu erwägen. Holland war mächtiger und reicher als Dänemark, angeſehen in allen vier Welttheilen, eine der achtungswertheſten Republiken. Dennoch iſt für jetzt ſogar ſein Name von den Landcharten verſchwunden; der vulkaniſche Abgrund, der ſeit zwanzig Jahren Europa mit Erderſchütterungen und Feuerausbrüchen heimſucht, hat es nebſt ſo vielen andern monarchiſchen und republikaniſchen Staaten verſchlungen;

was im Namen einer trügeriſchen Freyheit begonnen war, hat der Despotismus vollendet. Sollten jetzt die Hoffnungen, die Wünſche aller edlen Gemüther für die Freyheit Deutſchlands und Europa's wieder getäuſcht, ſollten die Verbündeten zu einem nachtheiligen Frieden genöthiget werden, und es gefiele alsdann dem geliebten Beſchützer Dänemarks, dem großen Napoleon, ſeinem Reiche auch dieſe Monarchie einzuverleiben, ganz oder ſo weit das Meer ihn nicht daran hindert: wir fragen, welcher Staat würde zur Rettung Dänemarks aufſtehen? Welche Nation würde Gut und Blut zum gefährlichſten Kampfe daran wagen? Welchen Freund in ganz Europa hat ſich Dänemark durch ſeine bisherige Politik erworben? Wir ſagen es mit Zuverſicht: keinen einzigen. Der Fall dieſer Monarchie würde keine Theilnahme erregen; allgemein würde es heißen: ſie hat ſich ſelbſt ihr Schickſal bereitet.

Seit beynahe ſechs Jahren befand ſich Dänemark unter dem Namen eines Bundesgenoſſen in vollkommner Vaſallenſchaft gegen Frankreich. Noch verderblicher war ihm die Einverleibung des Striches von Deutſchland von der Ems bis an die Trave in das franzöſiſche Reich. Hierdurch waren die däniſchen Staaten vom feſten Lande abgeſchnitten, während der aus der Verbindung mit Frankreich nothwendig erfolgende Krieg mit England ihnen die See verſchloß. Aus dieſer kümmerlichen Lage war Dänemark vor Anfang dieſes Frühlings durch die Fortſchritte der Waffen Rußlands und ſeiner Bundesgenoſſen erlöſt worden. Es hätte dieſe Wohlthat mit der größten Wärme ergreifen, und ſich um jeden Preis der Coalition aufrichtig anſchließen ſollen. Indem es in keinem Stücke nachgeben wollte, hat es ſeine ganze künftige Exiſtenz auf das Spiel geſetzt; in jedem Falle, ſey es nun, daß Napoleon, oder daß die Alliirten die Oberhand behalten.

Vormals, als die Hanſe noch eine Seemacht bildete, hatte ſie oft mit den Dänen Krieg geführt und ſich ihnen furchtbar gemacht. In den neueren Zeiten aber hatten die drey Städte, welche von jenem alten Bunde allein noch den Namen führten, mit Dänemark in einem guten nachbarlichen Vernehmen geſtanden, und waren den Verſuchen dieſer Macht, ſie unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen, mit Klugheit ausgewichen. Bey den letzten Ereigniſſen ſcheinen Hamburg und Lübeck es in Einem Punkte mit Dänemark verſehen zu haben. Der däniſche Hof erklärte neulich, (am 24. April) er wolle keine ſeiner angeerbten Beſitzungen gegen Entſchädigungen abtreten, dagegen aber auch keine neuen Provinzen erwerben, „es müßte denn ſeyn, daß deren Bewoh-

„ner aus eigenem Antriebe um Sr. Majeſtät Schutz „anhielten.“ Dieß war ein deutlicher Fingerzeig für die Bürger Hamburgs und Lübecks. Denn welche andere als ſo ſchwache und ſo nahe liegende Staaten konnten wohl darauf verfallen, den nicht mächtigen däniſchen Schutz durch die Vereinigung mit einer unumſchränkten Monarchie zu erkaufen? Eben dahin zielte wohl auch das Anerbieten des däniſchen Hofes an England, vermöge eines abgeſchloſſenen Bündniſſes die Beſatzung dieſer beyden Hanſeſtädte zu übernehmen. Was man während des Krieges beſchützt hätte, behielt man nach dem allgemeinen Frieden. Hamburg und Lübeck ſind verſtockt geweſen, ſie haben ſich die feindſeligſte Behandlung von Seiten der däniſchen Regierung zugezogen, indem ſie dieſe Winke nicht verſtanden. Allein wir müſſen doch zu ihrer Rechtfertigung erinnern, daß weder den Handelſtaaten, die an dem Flor dieſer Städte Antheil nehmen, noch ihnen ſelbſt ſonderlich damit geholfen wäre, wenn ſie aus franzöſiſchen zu däniſchen Unterthanen würden. Ihre Wichtigkeit in der handelnden Welt beruht auf ihrer Freyheit; die däniſche Regierung iſt in der Ausführung vielleicht weniger hart *), aber den Grundſätzen

---

*) Jedoch auch dieß mit Ausnahmen. Seit dem Kriege mit England ward in Dänemark auf einen bloßen

nach eben ſo unumſchränkt, als die franzöſiſche; und im franzöſiſchen Reiche iſt wenigſtens baares Geld im Umlauf. Die Hamburger und Lübecker haben noch ganz neulich durch ein einziges däniſches Finanzdekret Holſtein mit werthloſem Papiergeld überſchwemmt, und den ganzen Wohlſtand dieſer Provinz zu Grunde gerichtet geſehen.

Die oben erwähnte Erklärung des däniſchen Hofes, er begehre durchaus keine neuen Erwerbungen zu machen, wollen wir durch Anführung einiger Thatſachen in das gehörige Licht ſtellen.

Im J. 1801, als Preußen das Churfürſtenthum Hannover beſetzte, ließ Dänemark Truppen in das Herzogthum Lauenburg einrücken, um von den deutſchen Staaten des Königl. Großbrittanniſchen Hauſes dieſes nordwärts der Elbe gelegene Stück abzureißen. Es beſetzte zugleich Hamburg und Lübeck auf eine ſehr gebieteriſche und gewaltſame Art; und Schriftſteller, welche die Abſichten der däniſchen Regierung zu kennen ſchienen, riethen dieſen Städten, ſich ihr ganz in die Arme zu werfen. Der Tod Kaiſer Pauls, welcher Dänemark zu dem unvorſichtigen Schritte bewogen hatte, die bewaffnete Neutralität gegen England erneuern zu wollen, und die

---

Handels-Briefwechſel mit großbrittanniſchen Unterthanen Todesſtrafe geſetzt.

Schlacht Nelſons vor Kopenhagen machte dieſer Unternehmung ein ſchnelles Ende.

Im Jahre 1809, beym Abſchluß des Friedens zwiſchen Schweden, Frankreich und Rußland, ſuchte Dänemark bey den beyden letztgenannten Höfen ſeine durch den ungerechten Krieg gegen Schweden geleiſteten Dienſte möglichſt geltend zu machen, und begehrte durch die zu ſeinen Gunſten ausbedungene Abtretung der ſüdlichen Provinzen Schwedens, Halland, Blekinge und Schonen, belohnt zu werden. Allein vergeblich: der däniſche Hof wurde, wie es meiſtens den Bundesgenoſſen Napoleons zu ergehen pflegt, mit leeren Hoffnungen und Verſprechungen für die Zukunft abgeſpeiſt.

Beym Ausbruch des Krieges mit Rußland beſetzte die däniſche Regierung das dem Herzog von Oldenburg zugehörige Bisthum Lübeck, unter dem Vorwande, die gar nicht auf dieſes Land angewieſene Penſion des Herzogs von Holſtein=Ploen zu ſichern. Auch die im Holſteiniſchen liegenden Privatgüter des Herzogs von Oldenburg wurden mit Sequeſter belegt. Bey Annäherung der ruſſiſchen Truppen entſagte man dieſer Beſitznahme.

Nehmen wir nun hinzu, daß der däniſche Geſandte in Schweden bey dem Reichstage zu Oerebro im Jahr 1810 die eifrigſten Bewerbungen aufwandte, damit ſein Monarch zum Thronfolger erwählt werden möchte, ſo wird wohl aus dieſem allem hervorgehen, daß Dänemark eben ſo wenig als andere Staaten von der menſchlichen Schwäche frey iſt, durch allerley Mittel nach ſeiner Vergrößerung zu ſtreben.

Aber Dänemark beklagt ſich, die Verbündeten, insbeſondere Schweden, haben ihm die unbillige Zumuthung gemacht, einen Theil ſeiner Beſitzungen gegen einen noch ungewiſſen Ländertauſch abzutreten. Wir laſſen dieß dahingeſtellt ſeyn, wenigſtens hat man bis jetzt keine Gewalt gebraucht, die Sache iſt blos durch Unterhandlungen verſucht worden. Denn daß England ſeinen Krieg gegen Dänemark fortführt, bis es genugthuende Friedensbedingungen erhält, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt den ganzen Winter über nicht recht klar geweſen, ob Dänemark noch Bundesgenoſſe Napoleons ſey oder nicht. Im erſten Falle thaten die Verbündeten ganz recht daran, durch Unterhandlungen, durch Drohungen, oder wie es ſonſt bewirkt werden mochte, die däniſche Macht zu ſchwächen. Hatte aber Dänemark ſein Bündniß mit Frankreich aufgeſagt, ſo mußte es wenigſtens ſeine Neutralität unzweydeutig erklären, und ſich ſtreng in deren Grenzen einſchließen. Es konnte ſagen: „Wir treten in dem gegenwärtigen Kriege weder zu der einen noch der andern Partey; aber wir wollen unſere alten Beſitzungen behaupten, und wer es auch ſey, der zuerſt in unſer Gebiet eindringt, gegen den werden wir uns vertheidigen.“ Von dieſem Punkte iſt Dänemark durch die Unterdrückung von Hamburg und Lübeck gänzlich weggerückt. Was auch in den Mittheilungen der Cabinetter mündlich und ſchriftlich verhandelt worden ſeyn mag, nunmehr iſt es gegen die geſamte Coalition der angreifende Theil.

Aus der Geſchichte der letzten zwanzig Jahre würde ſich leicht beweiſen laſſen, daß Dänemark ſeine Neutralität immer zur Unzeit, immer zum Nachtheil Europa's behauptet habe, und daß es immer zur Unzeit, immer zum Nachtheil Europa's aus dieſer Neutralität herausgetreten ſey. Die Neutralität iſt überhaupt ganz lobenswerth, wenn zwey einem dritten ungefähr gleich befreundete Staaten, über ſtreitige Rechte in einen Krieg gerathen, welcher das Daſeyn von keinem von beyden gefährdet. Dann gewährt die Unpartheylichkeit eines Dritten den Vortheil, daß er als Vermittler auftreten, und zur früheren Beendigung des Krieges beytragen kann. Ganz anders verhielt es ſich aber, ſeitdem auf die ruhige Verfaſſung Europa's vor dem letzten Jahrzehend des achtzehenten Jahrhunderts, ein Zeitraum der gewaltſamſten Erſchütterungen und Umwälzungen folgte,

Wes Mund ſpricht aus der Gebärerin Noth,
Der Verlaßnen von Göttern und Sterblichen ganz?
Und ſodann, o Schmach! wie Verbrechen und Raub
Zu verleugnen Apolls heiligen Sprößling!
Kundige Felskluft, wo ich ihn hintrug,
Zu dem Lager, das erſt ihm den Urſprung gab,
Schweigen und Finſterniß, Mitwißer allein!
Zeuget mein endlos wehklagendes Leid,
Ihr vernahmet es ja, da der Knabe nach mir
Ausſtreckte die Händchen, begehrend die Bruſt,
Die auf immer von ihm grauſam ſich losriß.
Doch ich ließ ihn dort wie ein köſtliches Pfand,
Nicht wie ein unnütz läſtig Beſitzthum,
Welches in Eil auf die Straße man hinwirft;
In die Windeln gehüllt, die ich emſig geſtickt,
Oft ſie mit Thränen genetzt bei der Arbeit.
Auch manch Kleinod legt' ich ihm bei noch,
Und die Schlangen von Gold, des erhabnen Geſchlechts
Urkundliches Bild,
Die mich ſelbſt ehmals in der Wiege bewacht.
Du aber, Apoll, haſt ihn verwahrloſ't,
Undankbar dem liebenden Lager und mir,
Wie der rauhſte Barbar nie hätte gethan;
Gabſt Raubthieren des Waldes dein Kind
Und den Vögeln des Himmels zum Gaſtmahl,
Während du ruhig im heitern Olymp dort,
Knüpfend die traubigen Locken des Haupthaars,
Anſtimmeſt der Cither geſelliges Spiel,
Das melodiſche Herz mit Geſange dir labſt,
Und der Muſen unſterblichen Chor führſt.
Noch nicht genug! Da lange kinderlos

wie wir ihn erlebt und leider noch lange nicht überſtanden haben. Bey einer ſolchen allgemeinen Noth, iſt die einzig richtige Politik für mächtige Staaten, die ſchwächern durch angebotne Gewährleiſtung um ſich her zu verſammeln, für Staaten vom zweyten oder dritten Range, dergleichen Dänemark einer iſt, ſich durch Bündniſſe zu ſtärken. Der Neutrale gleicht alsdann dem Bewohner einer volkreichen Stadt, der bey einem großen Brande durchaus keine Hülfe zur Löſchung leiſten wollte, ſondern ſich in ſein Haus verſchlöſſe, um ſein gewöhnliches Gewerbe zu treiben. Wo bleibt das Gewerbe, wo bleibt das Haus ſelbſt, wenn die ganze Stadt in Flammen aufgeht?

Gleich nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution weißagte der größte politiſche Schriftſteller des Zeitalters, Burke, Europa ſey von einer neuen Weltherrſchaft bedroht. Vielen galt dieß damals für ein Hirngeſpinnſt, der Erfolg hat ſeitdem die Wahrheit dieſer Vorherſagung ſelbſt für die blödeſten Augen beſtätigt. Noch vorigen Sommer ſchien Europa ganz nahe daran zu ſeyn, das ſchrecklichſte aller Ereigniſſe für die geſittete Welt, die Univerſal-Monarchie, verwirklicht zu ſehen. Kaum athmet es jetzt ein wenig wieder auf. Die Schwächen und Irrthümer mancher Regierungen, der Mangel an Eintracht, an geſchickter Zuſammenwirkung und Beharrlichkeit, die inneren

Gebrechen der Coalitionen haben es ſo weit kommen laſſen. Aber außer Dänemark wüßten wir kaum irgend einen noch ſo kleinen Staat in Europa zu nennen, der nicht irgend einmal eine Anſtrengung verſucht hätte, dem alle beſtehenden Verträge, alle Grundſätze des Völkerrechts einreißenden Strom Dämme entgegenzuſetzen. Nur Dänemark berechnete ſeit dem Anfange der Revolutionskriege, vom Jahre 1792 bis 1807, unter dem Namen der Neutralität, bloß die Vortheile ſeines Handels, und verſagte jeder andern Rückſicht ſein Gehör. Hatte Dänemark ganz vergeſſen, daß es ein Mitglied des europäiſchen Gemeinweſens ſey? daß es nur in einer feſten und rechtlichen Verfaſſung dieſes großen politiſchen Ganzen, mit einem Worte in dem Syſtem des Gleichgewichts, die Sicherung ſeiner Fortdauer finden könne?

Der Zeitpunkt rückte heran, er war längſt vorherzuſehen, wo Dänemark ſeine Neutralität nicht mehr behaupten konnte, weil der Zuſammenſtoß der ſtreitenden Kräfte in immer weiterem Umfange erfolgte. Durch den Krieg des Jahres 1806 war Preuſſens Macht gebrochen; Napoleon, jetzt Meiſter im Norden von Deutſchland, berührte Dänemark unmittelbar, und war geſonnen, deſſen Seemacht, mit gutem Willen oder durch Gewalt, zum Werkzeuge gegen England zu gebrauchen. England, nach dem Tilſiter Frieden wiederum ohne irgend einen Bundesgenoſſen in Europa, außer Schweden, beugte dieſer Gefahr vor. Es ſind gegen die Unternehmung auf Seeland endloſe Declamationen verſchwendet worden, andre politiſche Schriftſteller vom erſten Range haben ſie, nicht mit Declamationen, ſondern mit den triftigſten Gründen gerechtfertiget, und wir brauchen hier nicht auf dieſe Frage zurückzukommen. Nur einen großen Fehler hat das damalige engliſche Miniſterium hiebey begangen, indem es das ſchon eroberte Seeland nicht behielt. Es wäre gar nicht nöthig geweſen, die Räumung der Inſel durch eine Capitulation zu verſprechen, denn Copenhagen war ſo weit gebracht, daß es ſich auf jede Bedingung ergeben mußte. Die Einwohner Seelands würden ſich ſehr wohl dabey befunden haben: eine regelmäßige Verwaltung, das baare Geld der engliſchen Truppen und die Freyheit des Handels hätten ſeinen Wohlſtand nicht nur erhalten, ſondern erhöht *).

---

*) Das Volk theilte die Erbitterung ſeiner Regierung gegen England gar nicht: 1300 Dänen nahmen auf der engliſchen Flotte Dienſte. Ein engliſcher Offizier, Pasley, erzählt, die ſeeländiſchen Bauern hätten ihn oft gefragt: „Nicht wahr, wir werden nun engliſch?“ Eben dieſer Schriftſteller hat in ſeinem Werke On the military policy of England gezeigt, wie äußerſt wichtig und wie leicht die Behauptung Seelands geweſen wäre.

Wahrſcheinlich hätte die däniſche Monarchie ſchon damals ihre Endſchaft erreicht; Napoleon hätte ſich der cimbriſchen Halbinſel und der umliegenden Inſeln bemächtigt, und Norwegen wäre wie von ſelbſt Schweden zugefallen. Wer der Verkettung der europäiſchen Begebenheiten gefolgt iſt, wird nicht bezweifeln, daß dieſe Veränderung auf die Folge den entſcheidendſten Einfluß gehabt, und den Planen Napoleons großen Abbruch gethan haben würde. Auf der andern Seite war voraus zu ſehen, daß Dänemark, ſo unerwartet in ſeiner Integrität wieder hergeſtellt, auch nach dem Verluſt ſeiner Flotte, noch ein ſehr läſtiger Feind ſeyn würde, weil es am Eingange der Oſtſee für die Kaperey ſehr günſtig gelegen, iſt. Allein England hat niemals den Gedanken gehegt, europäiſche Eroberungen zu machen; damals war es durch die unglücklichen Feldzüge in Flandern vom Landkriege abgeſchreckt, es hatte ſeine eigenen Kräfte in dieſem Fache noch nicht kennen gelernt, welche ihm ſeitdem der ſpaniſche Krieg Gelegenheit gab mit ſo ausgezeichnetem Ruhme zu entwickeln. Mit einem Worte, es begnügte ſich mit Vernichtung der däniſchen Seemacht.

Wir dürfen aber hiebey die allzu große Mäßigung und Billigkeit Schwedens nicht übergehen, die ihm ſelbſt nachher zu großem Unglück gereichte. Schweden war damals noch von dem Feldzuge im Sommer 1807 her gerüſtet; nichts war leichter, als nach dem Abzuge der Engländer die Inſel ohne Schwertſtreich einzunehmen; die engliſche Regierung wäre hiermit vollkommen einverſtanden geweſen, und die neuen Gefahren, welche ſeit dem Tilſiter Frieden Europa und den Norden insbeſondere bedrohten, hätten Schweden in den Augen aller Verſtändigen gerechtfertiget. Allein man ließ einen gefährlichen Nachbar ſich in dem Kern ſeiner Monarchie ruhig wieder feſtſetzen, und nicht länger als vier Monate nachher hatte man Urſache, es ſchwer zu bereuen. Dänemark erklärte Schweden den Krieg. Es iſt der Mühe werth, das Manifeſt hierüber zu leſen: die einzige Klage, welche der Verfaſſer aufzubringen weiß, iſt, daß der ſchwediſche Hof kein Condolenzſchreiben über den Angriff Englands an den König von Dänemark habe ergehen laſſen; daß man von der engliſchen Flotte bey ihrer Fahrt durch den Sund Ehrenbezeugungen angenommen und ſie erwiedert habe, und dergleichen mehr.

Wer kann ſich darüber wundern, wer kann es Schweden verdenken, wenn es nach den Erfahrungen von 1788 und 1808 der Nothwendigkeit, bey jedem auswärtigen Kriege eine ungeheuer lange Gränze gegen einen immer verdächtigen Nachbar zu vertheidigen, endlich einmal entledigt zu ſeyn wünſcht? Die heutige Richtung der ſchwediſchen Politik auf dieſen Zweck ſcheint den Lehren der Geſchichte vollkommen gemäß zu ſeyn. Schweden hat im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert eine Menge Provinzen jenſeits des Meeres, an den Küſten der Oſtſee und ſelbſt an der Nordſee erobert. Dieſe mehr glänzenden als wahrhaft nützlichen Erwerbniſſe zerſplitterten die Kräfte des Staats und gingen in den zahlreichen Kriegen, welche ſie veranlaßten, ſämtlich wieder verloren. Nur die auf der ſcandinaviſchen Halbinſel ſelbſt gemachten Eroberungen, Jemteland und Herjedalen, Bohus, Halland, Blekinge und Schonen, ſind bey Schweden geblieben. Hätte Carl X. länger gelebt, wäre Carl XII. ſo weiſe geweſen, ſeine Laufbahn ſo anzufangen, wie er ſie zu endigen gedachte, ſo hätte Schweden ſchon längſt dieſe Abgeſchloſſenheit in ſich ſelbſt, dieſe Sicherung vor der Möglichkeit künftiger Kriege auf der ſcandinaviſchen Halbinſel erlangt, wonach es jetzt ſtrebt. Norwegen iſt ein ſo rauhes, ſo armes, ſo unfruchtbares, im Gewerbfleiß ſo vernachläßigtes Land, daß jedem leicht einleuchtet, ſeine Erwerbung könne die Begierde nach Reichthümern auf keine Weiſe befriedigen. Wäre Schweden bey dem Antheil, den es jetzt an den europäiſchen Angelegenheiten nimmt, von Eroberungsluſt beſeelt, ſo würde es ſeine Plane auf Provinzen richten, deren Hülfsquellen ſeinem Schatz einen reichen Zuwachs von Einkünften verſprächen, und dergleichen es in ehemaligen Kriegen oft erwarb. Die Wichtigkeit, die es auf eine in Bezug auf Norwegen zu bewirkende weſentliche Veränderung legt, beruht auf weit höheren Zwecken. Schweden will die Eintracht zwiſchen zwey verbrüderten Völkern, die, von gleicher Abſtammung, ſich nur durch eine verſchiedene Mundart unterſcheiden; es will den Frieden auf der ſcandinaviſchen Halbinſel, geſichert durch einen ewigen Vertrag zwiſchen den beyden Königreichen; es will, nach dem Verluſt ſeiner jenſeit des Meeres gelegenen Provinzen, den vollen Genuß der politiſchen Unabhängigkeit, worauf ihm ſeine faſt inſulariſche Lage Anſpruch giebt; es will den freyen Gebrauch ſeiner Vertheidigungskräfte, ohne bey jedem auswärtigen Kriege die Angriffe eines verdächtigen Nachbars auf ſeiner Weſtgränze befürchten zu müſſen. Dieſe Zwecke würden ebenfalls erreicht werden, wenn Norwegen ſich in eine Republik umgeſtaltete, oder ſich einen eigenen König wählte, und hiemit würde Schweden ohne Zweifel vollkommen befriedigt ſeyn. Denn alsdann würden die beyden ſcandinaviſchen Staaten immer ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben, und es läßt ſich kaum eine Urſache des Krieges zwiſchen ihnen denken. Das Nachtheilige für Schweden liegt in der unbedingten Abhängigkeit Norwegens von der däniſchen Politik. Dieſe hat die Norweger ſeit ſechs Jahren ihres Handels und ihrer Schifffahrt beraubt, und da ihr Land die Zufuhr an fremdem Korn nicht entbehren kann, ſie beſtändig dem Mangel ausgeſetzt, wenn nicht etwa England aus Mitleid und Schonung die däniſchen Schiffe, die es unterwegs wegnehmen konnte, frey hinüber fahren ließ. Sobald aber England und Schweden die Kornzufuhr ſtreng ſperren, ſo iſt die Hungersnoth unvermeidlich. In dieſer Lage befindet ſich das Land gegenwärtig nach dem eignen Geſtändniß der däniſchen Regierung, (in einem Artikel des Copenhagner Amtsblattes vom 4ten Jun.), ohne daß dieſe ihm die mindeſte Hülfe zu leiſten vermag, und ohne daß ſie durch zeitige Abſchließung des Friedens einem ſo beklagenswerthen Zuſtande hat ein Ende machen wollen.

In der oben angeführten däniſchen Erklärung wird behauptet, Schweden wolle Norwegen unterjochen. Wir können unſre Leſer auf das ausdrücklichſte verſichern, daß man hieran nie gedacht hat, noch der Natur der Sache nach hat denken können. Vielmehr iſt die Rede bloß von einem freyen Verein der beyden Königreiche zu gleichen Rechten, wie etwa England, Schottland und Irland vereinigte Königreiche ſind. Schweden iſt eine verfaſſungsmäßige eingeſchränkte Monarchie; in keinem andern Staate, den wir kennen, außer England, hat die Stimme des Volks, durch ſeine Abgeordneten zum Reichstage aus allen Ständen, einen ſo wichtigen Einfluß auf die National-Angelegenheiten, die Beſteurung und die Geſetzgebung. Kann man glauben, daß eine Regierung, die in Schweden dieſe wohlthätigen Schranken aus Ueberzeugung achtet, die Norweger werde willkührlich beherrſchen und ſie nicht vielmehr nach ihrem eigenen Herkommen und durch ihre eigenen Landsleute verwalten laſſen wollen? Norwegen hat verſchiedentlich mit Schweden unter einem Könige geſtanden, dabey haben ſeine politiſchen Rechte nie gelitten; dieſer Rechte iſt es erſt durch die Revolution des Jahres 1660 verluſtig geworden, bey welcher man in Dänemark, um ſich einer für den Augenblick drückenden Ariſtokratie des Adels zu entledigen, ſtatt für die andern Stände eine Repräſentation zu erlangen, welche ihr das Gegengewicht zu halten vermocht hätte, auf die unvorſichtigſte und nach den Einſichten unſerer Zeit unbegreiflichſte Weiſe dem Könige eine ganz uneingeſchränkte Gewalt für alle Folgezeit in die Hände gab.

Aus allem dieſem geht hervor, Norwegen könne durch die Veränderung nur gewinnen. Die Natur hat ſein Intereſſe mit dem Intereſſe Schwedens auf das innigſte verknüpft; der Zufall der Erblichkeit machte es bis jetzt zu einem abhängigen Theile der däniſchen Monarchie, welche, ohnmächtig es zu ſchützen, es den Verwickelungen ihrer Politik aufgeopfert hat. Allein was auch früher Schweden und ſeine Bundesgenoſſen von Dänemark verlangt haben mögen, bey den letzten Unterhandlungen hat man ſich auf die Abtretung des nördlichſten, unfruchtbarſten und am wenigſten bevölkerten Theiles von Norwegen, des Stiftes Drontheim, beſchränkt. **Der König von Dänemark erklärt in dem** Copenhagner Amtsblatte vom vierten Juni, „er ſey unwandelbar entſchloſſen, die Integrität ſeiner Staaten zu behaupten.“ Wenn man ſo etwas lieſt, ſollte man glauben, es ſey in der Geſchichte eine unerhörte Sache, daß Fürſten, (und zwar weit mächtigere Fürſten, als der König von Dänemark) in Folge eines Krieges genöthigt worden ſeyen, eine oder die andre Provinz abzutreten. England iſt im Kriegszuſtande mit Dänemark; es hat ihm ſeine Flotte weggenommen, ſeine Colonien und die Inſeln Anholt und Helgoland erobert. Es hat alſo bey einem Friedensſchluſſe vieles zurückzugeben; es zeigt ſich nicht abgeneigt hievon, ohne dagegen für ſich ſelbſt einen Erſatz zu fordern; nur dringt es darauf, daß Schweden, als ſein Bundesgenoſſe, durch eine Abtretung

Ich endlich den gerechten Stolz vergeße
Und dem Orakel nah' um Rath und Troſt,
Beſchließt der große Gott mich wegzuräumen,
Weil meine Gegenwart ihn hier beſchämt.
Dem Gatten, dem ich duldend mich geſellt,
Weiſ't er als Sohn zu ſeinen Tempeldiener,
Den ich mit Wohlgefallen thöricht ſah,
Der ſchmeichleriſch erſt mein Vertraun entlockt.
Doch bald beſtellt ihn Phöbus mir zum Mörder,
Und überläßt, wie ein zu kleines Ziel,
Die einſt geliebte Bruſt dem falſchen Knaben.
O allzuſchmähliche Erniedrigung!
Bin ich nicht Einen deiner Pfeile werth?
Hier ſitz' ich, biete deinem Zürnen Trotz:
Triff mich mit deinen blitzenden Geſchoßen
Erbarmungsvoll, und ende meine Qual!
Denn alles, was einſt Niobe gefühlt,
Als du ein Volk von Kindern ihr erwürgt,
Und grauſam auch nicht Eines übrig ließeſt,
Das fühl' ich um den Säugling, deinen Sohn.
Ach, dieß zu denken, iſt's, was mich verſteinert!
Schon ſtockt der harte Marmor mir im Herzen,
Und wächſt durch meine Glieder eiſig fort.
Wenn ich den ſchnellen Tod vergeblich rufe,
Soll hier mein Auge dieſe Pforte hüten,
Als ſchaut' ich gegenüber dir in's Antlitz,
Bis ich ein thränenvoller Fels geworden,
Zum Denkmal deiner Liebe, deiner Luſt!

Sie ſinkt in Ermattung.

---

befriedigt werde. Was iſt hierin unbilliges, oder das den bisherigen Gebräuchen des Völkerrechtes zuwider wäre? Noch mehr: der Krieg mit England fügt dem Handel und den Finanzen Dänemarks unermeßlichen Schaden zu; Dänemark hingegen iſt wehrlos gegen England, und kann ihm nicht mehr ſchaden. Dänemark hat alſo die dringendſten Beweggründe, den Frieden mit England zu ſuchen; für England iſt Friede mit Dänemark an ſich gleichgültig, nur in Rückſicht des Nutzens, der daraus für die Sache der Verbündeten erwachſen möchte, kann es einigen Werth darauf legen. Die Neutralität Dänemarks kann nicht geduldet werden; dieß wäre weiter nichts, als ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit zugeſehen, bis etwa das Kriegsglück ſich dergeſtalt für Napoleon erklärt hätte, daß Dänemark ohne Beſorgniß wieder zu ſeinem bisherigen Syſtem zurückkehren könnte. Die Verbündeten müſſen, um in Norddeutſchland mit Vortheil vordringen zu können, gegen eine wenigſtens zweydeutig geſinnte Macht ſich im Rücken gedeckt wiſſen. Der Beytritt zur Coalition iſt alſo für Dänemark eine unerlaßliche Bedingung des Friedens mit England. Dieſen Beytritt hat Dänemark angeboten, aber auf welche Weiſe, das haben wir oben geprüft. Die Alliirten mußten alſo ein Unterpfand für die Aufrichtigkeit eines ſolchen Anerbietens fordern, und dieß Unterpfand konnte nichts anders ſeyn, als eine Abtretung gegen die Ausſicht auf künftige Entſchädigungen beym allgemeinen Frieden.

Wir haben uns ſchon zu weit auf dieſen Gegenſtand eingelaſſen, und fügen nur noch zum Schluſſe die Bemerkung hinzu, daß man ſich wohl hüten müſſe, die Streitigkeiten zwiſchen Staaten nach denſelben Grundſätzen zu beurtheilen, nach welchen Rechtshändel zwiſchen Privatperſonen entſchieden zu werden pflegen. Bey dieſen ſondert man ſorgfältig die verſchiedenen ſtreitigen Punkte; Staaten hingegen machen die ganze Maſſe ihrer Klagen und Anſprüche auf einmal, durch Unterhandlungen, und wenn das nichts fruchtet, durch die Waffen geltend. Friedensſchlüſſe ſind keine richterlichen Ausſprüche, es ſind Werke der Nothwendigkeit, oder der beyderſeitigen Ermüdung; aber ſie gründen Verpflichtungen. Wenn jedoch ein Theil den andern von neuem beleidigt, ſo wird ſelbſt das in dem letzten Friedensſchluſſe anerkannte wieder ungültig, und die Staaten treten aus einem rechtlich geſelligen Verhältniß in gewiſſem Grade in den Naturſtand gegen einander zurück.

Wie dem auch ſey, das kann für keinen Deutſchen, der ſein Vaterland liebt, zweifelhaft ſeyn, ob wir Dänemark oder Schweden Erweiterung ſeiner Macht und glückliches Gelingen ſeiner Entwürfe zu wünſchen haben, wenn wir die Stellung beyder Staaten in Bezug auf die europäiſchen Angelegenheiten und die deutſchen insbeſondere vergleichen. Schweden hat ſich, wie vor Alters, ſo wiederum in den neueſten Zeiten, als Freund der deutſchen Freyheit gezeigt. Anderthalb hundert Jahre war es Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens. Dieſer Friede wurde durch die ſtandhafte Mitwirkung Schwedens errungen; es gab Deutſchland eine Verfaſſung, welche an ſich zwar nicht die wünſchenswehrteſte war, aber, die Religionsſpaltung einmal angenommen, die Rechte der beyden Parteyen beſtmöglichſt ins Gleichgewicht ſetzte, und Deutſchland lange vor Erneuerung bürgerlicher Kriege ſicherte. Als nach dem Lüneviller Frieden Frankreich die Entſchädigungen in Deutſchland für die jenſeit des Rheins abgetretenen Reichslande willkührlich vertheilte, proteſtirte Schweden hiegegen in ſeiner Eigenſchaft als Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens; dieſer rühmliche Schritt blieb ohne Folgen, weil es damals unter uns ganz an Gemeingeiſt fehlte. Eben jetzt hat ein zahlreiches und tapferes Heer von Schweden an unſern Küſten gelandet, um für die Befreyung Deutſchlands von der fremden

Herrſchaft kräftig mitzuwirken. Ein kriegserfahrner, oftmals ſiegreicher Held ſteht an ihrer Spitze. Seine Krieger haben ihre vaterländiſchen Thäler und Gebirge, die Wohnſtätte ruhiger Freyheit, er ſelbſt hat ſeinen erhabenen Sitz am Throne verlaſſen, nicht um in Deutſchland Eroberungen zu machen, ſondern um den alten Ruhm Schwedens glänzender zu erneuern. Im Privatleben und als Fürſt war dieſer ruhmwürdige Feldherr immer ein Freund und Beſchützer der Freyheit; von ſeinen großmüthigen Geſinnungen, von ſeinen tiefen politiſchen Einſichten, von dem Gewicht ſeiner Stimme bey den übrigen verbündeten Mächten, darf ſich Deutſchland den heilſamſten Einfluß auf ſeine Herſtellung verſprechen. Schon hat er uns zugerufen: „Wenn Deutſchlands Einwohner „ihren Altvordern gleichen, und die Freyheit, wonach „ſie ſtreben, erobern wollen, ſo iſt jetzt der Augenblick da, es zu beweiſen. Alle Freunde der Freyheit Deutſchlands, die ſich mit dem Schwediſchen „Heere vereinigen wollen, ſollen mit Bereitwilligkeit „aufgenommen werden.“ Wir bauen auf ſein königliches Wort. Mögen die deutſchen Fürſten in vollkommner Eintracht mit dem Kronprinzen von Schweden für ihre gemeinſchaftlichen Rechte wirken. Möge die kriegsluſtige Jugend von allen Seiten zu ſeinen Fahnen herbeyſtrömen! Dann werden ſich die

Zeiten Guſtav Adolphs in größeren Verhältniſſen und mit heilbringenderem Erfolge erneuern. Damals war die deutſche Nation mit ſich ſelbſt uneins; jetzt ſind alle Deutſchen, die noch den Namen verdienen, Eines Sinnes. In allen edlen Eigenſchaften iſt Carl Johann ſeinem großen Vorgänger ähnlich; nur in dem frühzeitigen Ende einer glorreichen Laufbahn gleiche er ihm nicht! Möge er ſeine ſiegreichen Schaaren nach errungenem Frieden glücklich in ihre Heimath zurückführen, und in einer langen Reihe von Jahren die Wohlfahrt des Volkes befeſtigen, das ihn zur Thronfolge berufen hat!

Vergleichen wir hiemit das Betragen Dänemarks. Der König von Dänemark war ein Mitglied des deutſchen Reichs; dieſes, ſo lange es beſtand, war für ihn die einzige Vormauer gegen die franzöſiſche Uebermacht; und dennoch, welchen Beyſtand hat uns Dänemark jemals in dieſen zwanzig Jahren der Bedrängniß geleiſtet? Wann hat nur ein einziger däniſcher Arm das Schwert gezogen, um dem zerriſſenen Deutſchland zu helfen, das nach dem Sturze ſeiner geſchwächten Verfaſſung ſeine eigenen Kräfte nicht mehr zur Vertheidigung ſammeln konnte? Nein, die däniſche Kriegsmacht wird zu andern Beſtimmungen aufgeſpart. Wenn ein Schill — ein für die Freyheit begeiſterter Mann, deſſen Handlung unregelmäßig war, aber durch die Noth der Zeiten gerechtigt ward und ihm unſterblichen Ruhm erworben hätte, falls ſie gelungen wäre, — wenn ein Schill zu verfolgen und zu vernichten iſt; wenn wehrloſe Republiken, wie Hamburg und Lübeck, welche durch einen mächtigen Schutz die ihnen unrechtmäßig entriſſene Unabhängigkeit wieder zu erlangen hofften, ihren Unterdrückern zu überliefern ſind, um nach Willkühr über alle achtungswerthen Bürger Einziehung ihrer Güter, Verhaftung, Wegführung nach Frankreich und vielleicht Hinrichtungen zu verhängen: dann ſehen wir däniſche Truppen, ohne alles Recht, ohne Kriegserklärung auf das deutſche Gebiet einrücken, um uns die ganze Tiefe der Schmach, worein das ehemals freye Deutſchland verſunken iſt, fühlen zu laſſen. Aber die Zeit der Rache wird kommen. So lange noch etwas zu retten war, ſetzte Dänemark allen Vorſtellungen das taube Wort: Neutralität, eigentlich Gleichgültigkeit gegen das Schickſal ſeiner Nachbarn und des geſammten Europa, entgegen. Dieſe Verblendung iſt nicht ungeſtraft geblieben. Zugleich mit dem Falle des deutſchen Reichs, iſt Dänemark in vollkommene Vaſallenſchaft von Frankreich gerathen. Allein ſey es nun, daß Verwandtſchaft der Grundſätze dieſe beyden Regierungen zu einander zog, oder daß es in der Denkart eines

Deſpoten liegt, ſich gern die Abhängigkeit von einem mächtigeren gefallen zu laſſen, wenn ihm nur die eigne willkührliche Gewalt über ſeine Unterthanen unangetaſtet bleibt; Dänemark hat niemals den ernſten Willen gezeigt, ſich dieſer Abhängigkeit zu entreißen; es hat die günſtigſten Gelegenheiten hiezu in den Jahren 1807 und 1809, endlich im Herbſt 1812 vorbeygehen laſſen, ohne irgend etwas zu thun. Und doch konnte der König von Dänemark mit geringerer Gefahr, als die meiſten Fürſten Europa's, einen ſolchen Entſchluß faſſen, weil ein großer Theil ſeiner Staaten durch das Meer für die Continentalmacht Frankreichs unzugänglich gemacht wird.

Das wieder auflebende, nach ſeiner Wiedergeburt ringende Deutſchland, hat noch eine beſondere Forderung an die däniſche Monarchie zu machen, die auf den unwiderleglichſten Rechtsgründen beruht. Dieſe Forderung betrifft das Herzogthum Holſtein. Holſtein iſt ein deutſches Fürſtenthum, welches die Herzoge, die zufällig zugleich Könige von Dänemark waren, von jeher von Kaiſer und Reich zu Lehn trugen, und in deſſen vollſtändigen Beſitz ſie erſt im Jahre 1773 durch Abtretung der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt an die Holſtein-Gottorpiſche Linie gekommen ſind. Als nach dem Presburger Frieden die deutſche Verfaſſung durch eine Reihe von

Gewaltthätigkeiten aufgelöſt ward, ſo waren hiemit freylich die Verbindlichkeiten, welche der König von Dänemark, als Mitglied des deutſchen Reichskörpers, zuvor hatte, für den Augenblick aufgehoben. Allein dieß veränderte nicht das mindeſte in ſeinem Verhältniß zu ſeinen holſteiniſchen Unterthanen. Demungeachtet vernichtete der König durch einen bloßen Machtſpruch die alte ſtändiſche Verfaſſung, hob alle beſtehenden und durch feyerliche Verträge zwiſchen den Landesherren und den Ständen bekräftigten Rechte und Privilegien auf, einverleibte Holſtein der däniſchen Monarchie als einen integrirenden Theil derſelben, und unterwarf es dem in ſeinen übrigen Staaten geltenden Königsgeſetze. Dieß Verfahren wäre, ſo lange noch ein europäiſches Völkerrecht galt, nicht einmal gegen eine eroberte Provinz erlaubt geweſen; denn der Landesherr, der eine Provinz abtritt, kann dem neuen Beſitzer keine Rechte übertragen, die er nicht ſelbſt hatte. Wie viel weniger kann dieß gegen ſeine angeerbte Provinz erlaubt ſeyn? Die Erblichkeit der Fürſtengewalt beruht nicht auf einſeitigen Rechten eines Geſchlechtes ohne Verbindlichkeiten, ſondern auf einem gegenſeitigen Grundvertrage zwiſchen dem Fürſten und dem Volke. Man muß auf dem däniſchen Throne oder im Serail zu Conſtantinopel zum künftigen Sultan erzogen ſeyn, um ſich einzubilden, man könne überall ſeine despotiſche Willkühr über den Trümmern aller beſtehenden Geſetze erheben. Denn das ſogenannte Königsgeſetz ſanctionirt eben den Willen des Monarchen, als das einzige Grundgeſetz. Eine ſolche Regierungsform war niemals empfehlungswerth, aber ſie ſteht vollends in dem auffallendſten Mißverhältniß mit den Einſichten unſers Zeitalters, wo alle gebildeten Völker nach einer wohlgeordneten National-Repräſentation ſtreben. Wenn die Dänen, in der Kindheit aller politiſchen Begriffe, ſich den gänzlichen Mangel einer Verfaſſung ſeit anderthalb Jahrhunderten haben gefallen laſſen: was ging dieß die Holſteiner an, die nicht das Unglück hatten, unter dem Königsgeſetz geboren zu ſeyn? Ich habe in däniſchen Schriftſtellern geleſen, jene Maaßregeln ſeyen genommen worden, um Holſtein dem rheiniſchen Bunde zu entziehen. Was iſt denn den Bewohnern der rheinbündiſchen Staaten ſchlimmeres begegnet, als daß ihre Fürſten, da Napoleon ſie für ſouverän (unabhängig vom Reichsverbande) erklärte, ſich ſelbſt zu ununſchränkten Herren ihrer Unterthanen aufwarfen, und daß ſie ihre Truppen zu Napoleons Eroberungskriegen herleihen mußten? Würde ſich Napoleon durch die Einverleibung Holſteins in die däniſche Monarchie haben abhalten laſſen, wenn es ihm ſonſt beliebt hätte, ein Contingent zu fordern? Waren nicht ſchon zu Anfange des Krieges mit Rußland 15,000 Mann holſteiniſcher Truppen durch eine geheime Uebereinkunft des General Cara St. Cyr zu beliebigem Gebrauche überlaſſen? Und hat nicht Holſtein durch die Beſitznahme Hamburgs ſo gut wie ein rheinbündiſcher Staat ſein Contingent zur Unterdrückung Deutſchlands geliefert?

Daß Holſtein, nachdem es des Rechtes ſich ſelbſt zu beſteuern beraubt worden, mit unerſchwinglichen Auflagen überhäuft, daß die Bank von Altona, ein wahres Privateigenthum, weggeführt, in den königlichen Schatz gezogen und zu Rüſtungen gegen Schweden und jetzt gegen Deutſchland aufgewandt, daß endlich durch den gezwungenen Cours eines werthloſen Papiergeldes in Holſtein der Wohlſtand dieſes Landes von dem Abgrunde der däniſchen Finanzverwirrung verſchlungen worden iſt, dieß wollen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Sogar die deutſche Sprache ſucht man in Holſtein und Schleswig auf alle Weiſe zu verdrängen, gerade wie es Napoleon in den ſeinem Reiche einverleibten fremden Provinzen macht. Die entſchiedene Abneigung, welche die Regierung gegen alles Deutſche kund giebt, iſt allgemeiner Ton geworden: man ſieht in Copenhagen mit Verachtung auf die Holſteiner herab, wie-

Zweiter Auftritt.

Kreuſa, Pythia hervortretend unter dem Säulengange des Tempels.

Pythia.

Was hör' ich? Ja, die Hoffnung trog mich nicht,
Es wird mir Licht gewährt. Ich kann nicht zweifeln:
Sich ohne Zeugen wähnend, hat die Arme
Ihr Innres ohne Rückhalt offenbart.
Nun erſt begreif' ich ganz des Spruches Sinn,
Durch mich ertheilt. Geſegnet dieſe Stunde,
Die alles freundlich löſ't. Ich geh', ich eile,
Das Denkmal der Geburt des theuren Pfleglings
Herbeizuholen, das die jetzt Erbitterten
Zum engſten Liebesbund vereinen wird.
ab.

Dritter Auftritt.

Kreuſa, Ion.

Ion.

Vergeblich alles! Jede ſchroffe Spitze
Hab' ich erklommen, ſtieg in jede Schluft hinab,
Kein zweifelhaft Gebüſch und Dickicht ließ
Ich undurchſpäht: und nirgends ihre Spur!

wohl die verdienteſten und gelehrteſten Staatsmänner Dänemarks aus den deutſchen Provinzen gebürtig waren.

Wir ſchmeicheln uns nicht, durch alles obige die Dänen über ihre wahre Lage und über die Rolle, die man ſie vor Europa's Augen ſpielen läßt, aufgeklärt zu haben; bey Nationen von ſo geringem Umfange ſind die Nationalvorurtheile meiſtens ungemein ſtark. Am wenigſten findet die ſtrenge Wahrheit bey den Regierungen Eingang, und wer die Lehren des Jahres 1807 ſchon vergeſſen hat (dieſes Jahres, welches die däniſche Monarchie nur durch die unvorſichtige Mäßigung ſeiner Feinde überlebt hat) dem dürfte man vergeblich die Ereigniſſe ins Gedächtniß zurückrufen, welche dem Frieden von Roſchild vorangingen.

Dieſe Schrift iſt für Deutſche überhaupt beſtimmt, und *an unſere deutſchen Landsleute in Holſtein* insbeſondere gerichtet. Wollen ſie fernerhin Deutſche bleiben, oder Dänen werden? Wollen ſie auf immer jenes große und herrliche Vaterland abſchwören, dem ſie ſeit tauſend Jahren angehörten? Wollen ſie lieber als Mitglieder des allgemeinen germaniſchen Staatenvereins unter der verbeſſerten Reichsverfaſſung leben, oder unter der Lex regia, dem dürreſten Buchſtaben des Deſpotiſmus? Sollen die holſteiniſchen Krieger das Blut der wackern Deutſchen vergießen, welche für die Befreyung ihres Vaterlandes aufſtehn? und regt ſich in ihren Herzen nichts für die gerechte und heilige Sache ihrer unterdrückten Brüder? Der jetzige Augenblick muß über dieß alles entſcheiden. Wir ſind weit entfernt, die Bewohner Holſteins zu irgend etwas aufzumahnen, das dem Grundvertrage zwiſchen dem Landesherrn und dem Volke zuwiderliefe. Aber dazu iſt ihre Ritterſchaft vollkommen befugt, ſich zu vereinigen und von dem Herzoge von Holſtein, der auch König von Dänemark iſt, ihre von ſeinen Vorfahren und ihm ſelbſt oft anerkannten Rechte ehrerbietig aber feſt zurückzufordern, vor allem das Recht, Deutſche zu ſeyn, und nicht als unterjochte Provinz einer ihnen fremden uneingeſchränkten Monarchie behandelt zu werden.

3

Betrachtungen

über die

Politik der däniſchen Regierung.

Von

August Wilhelm Schlegel.

1 8 1 3.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Es giebt in der Politik großartige Verbrechen. Wenn tyranniſche Willkühr neben ſich kein anderes Geſetz anerkennt, alle Rechte unter die Füße tritt, treulos ihrer Zuſagen ſpottet, und auf angerichtete Verwüſtungen gleichgültig herabſieht; wenn ſie aber zugleich den Erfolg tief angelegter, beharrlich verfolgter Entwürfe, durch kühne, ſchlaue und nachdrückliche Ausführung ſichert, ſo bemächtigt ſich aller Gemüther nicht blos Schrecken vor einem ſo entſchieden böſen Willen, ſondern auch Erſtaunen und Bewunderung über die außerordentlichen Fähigkeiten und Mittel, welche ihm zu Gebote ſtehen. Der Beyſpiele bedarf es nicht: unſer Zeitalter iſt reich davon.

Es giebt aber auch politiſche Handlungen, welche mit dem Unwillen zugleich Geringſchätzung gegen eine

Regierung einflößen, die deren fähig war. Dieß iſt der Fall, wenn ſich bey einem Verfahren, wodurch man alle Grundſätze verläugnet, zugleich Halbheit, Verkehrtheit, ein Gewebe von Kleinlichkeiten und unedlen Triebfedern offenbart.

In der Reihe ſolcher Handlungen verdient die Beſitznahme der Hanſe-Städte Hamburg und Lübeck durch däniſche Truppen unter franzöſiſchem Befehl und im Namen Napoleons, einen ausgezeichneten Platz.

Die öffentliche Stimme hat dieſen gehäſſigen, eben ſo feigen als treuloſen Streich gerichtet. Für eine rühmliche Waffenthat wird ihn die däniſche Regierung ſelbſt nicht auszugeben wagen. Selten hat man ſo viel übles mit einem ſo geringen Aufwande von Muth und Kriegskunſt geſtiftet. Die gezwungenen Anführer dieſes Beſchluſſes haben die tiefſte Beſchämung darüber gefühlt. Wie uns glaubwürdige Zeugen verſichern, ſtanden die däniſchen, oder vielmehr holſteiniſchen und alſo deutſchen Truppen in dem Wahne, ſie zögen wieder zum Schutze Hamburgs aus. Als ſie nun nach Erfüllung ihrer ganz entgegengeſetzten Beſtimmung von den Franzoſen verabſchiedet und in ihre Gränzen zurückgewieſen waren, geriethen dieſe wackern Soldaten in ſolche Wuth über die ſchändliche Rolle, wozu man ſie gemißbraucht hatte, daß ihre Offiziere zuſammentreten und ſich in ihren Wohnungen verſchließen mußten, um ſich vor ihnen zu retten.

Um dieß Verfahren des däniſchen Hofes richtig zu beurtheilen, müſſen wir die Verhältniſſe Dänemarks gegen Napoleon, gegen England und die übrigen verbündeten Mächte, endlich gegen Hamburg ſelbſt erwägen.

Seit beynahe ſechs Jahren ſtand Dänemark mit Frankreich in einem wahren Schutz- und Trutzbündniſſe. Unmittelbar nach dem Angriffe der Engländer auf Seeland, ließ die däniſche Regierung eine fremde Heeresmacht unter franzöſiſchem Befehl in ihre Gränzen einrücken, deren Beſtimmung zu einem Angriffskriege nur durch die unüberſteigliche Schranke der See und durch den Abfall der Spanier vereitelt ward. Der Krieg aber, den Dänemark am 29. Februar 1808 gegen Schweden ohne allen Rechtsgrund erklärte, und in Norwegen führte, ward offenbar auf Antrieb, und man kann wohl ſagen, auf Befehl Napoleons unternommen. Die Zerrüttung der Finanzen, der Verluſt ſeiner Seemacht und die Nothwendigkeit mit ſeiner Landmacht die Küſten gegen künftige Landungen beſetzt zu halten, machten Dänemark zu einem ziemlich untauglichen und ohnmächtigen Bundesgenoſſen für Frankreich. So viel Schaden es aber nicht bloß England, ſondern allen unabhängigen ſeefahrenden Mächten, durch Aufnahme der franzöſiſchen Kaper in ſeinen Häfen und eigene Kapereyen zufügen konnte, hat es ihnen unabläſſig zugefügt, und unter dem Vorwande, das Continentalſyſtem aufrecht zu erhalten, ſich ſelbſt bereichert, oder wenigſtens die aus der Stockung des Handels entſtandene Verarmung beträchtlich gemindert. So lange Dänemarks Privatvortheil es mit ſich brachte, hatte es ſich immer zum Verfechter der uneingeſchränkteſten neutralen Schifffahrt aufgeworfen; jetzt verletzte es ſelbſt die unbeſtrittenſten Rechte der Neutralität zur See, um den Gewinn ſeiner Freybeuterey zu vermehren.

Das Ausrücken däniſcher Truppen im Sommer des J. 1809, um auf deutſchem Gebiet Schill und den Herzog von Braunſchweig anzugreifen, beweiſt ebenfalls ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Dänemark und Frankreich, und kann ſelbſt aus dieſem durchaus nicht gerechtfertigt werden.

Als ſich nun im vorigen Herbſt das Waffenglück in Rußland gegen Napoleon entſchied, ſo ſuchte Dänemark angelegentlich den Frieden mit England, vermied aber mit den übrigen verbündeten Mächten in irgend

Verſchlang die Erde ſie? hat ſie verzweifelnd
Von des Parnaſſus Gipfeln ſich geſtürzt
In unermeß'nen Abgrund? oder hat
Der Himmliſchen mir einer die Verfolgung
Vereitelt, um die Straf' ihr abzuwenden?
Doch ſeh' ich recht? So iſt's. — Kreuſa, höre!
Dich ruf' ich, dich.

Kreuſa ſich aufrichtend.

Was ſoll ich noch vernehmen?

Jon.

Ich heiße dieſe Stätte dich verlaßen.

Kreuſa.

Als Schutzgenoßin faßt' ich den Altar.

Jon.

Erröthest du nicht vor des Tempels Stirn?

Kreuſa.

Eh ſollte Phöbus wohl vor mir erröthen.

Jon.

Du fügſt zum Frevel noch den Uebermuth.

Kreuſa.

Und dich verblendet unbelehrte Jugend.

Jon.

So jung ich bin, erkenn' ich doch das Recht.

Kreuſa.

Denkſt du an mir es durch Gewalt zu üben?

Jon.

Fort von geweihter Stätte, noch einmal!

Kreuſa.

Nicht einem Knecht gehorcht die Königin.

Jon.

Doch reinem Prieſterwort die Mordbefleckte.

ein näheres Verbündniß zu treten, und ſchien in dem fortgeſetzten Kriege zwiſchen ihnen und Frankreich neutral bleiben zu wollen.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, dem Gange dieſer Unterhandlungen aus der Nähe zu folgen, ſo läßt ſich gar nicht bezweifeln, daß alle Schritte zwiſchen dem däniſchen Hofe und dem franzöſiſchen Geſandten in Copenhagen verabredet wurden, und daß es bloß darauf abgeſehen war, Zeit zu gewinnen, allenfalls die Verbündeten zu entzweyen, oder wenigſtens ſie durch anſcheinend friedliebende Geſinnungen einzuſchläfern, damit ſie nicht durch entſchiedne Maaßregeln Dänemark entweder außer Stand ſetzen möchten, ihnen fernerhin zu ſchaden, oder ſeinen Beytritt zur gemeinen Sache Europa's erzwängen.

Nachdem ſchon die Unterhandlungen mit England offenkundig waren, erklärte Napoleon in einer öffentlichen Rede, er ſey mit dem Betragen ſeines Bundesgenoſſen, des Königs von Dänemark, vollkommen zufrieden, und machte hierdurch die ſchon zweydeutige Aufrichtigkeit jener angeblichen Friedensbewerbungen noch verdächtiger.

Dänemark hatte ſich gegen die Schifffahrt Schwedens ſo viele Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen laſſen, überhaupt bey jeder Gelegenheit ſo feindſelige

Abſichten verrathen, daß es bloß der Mäßigung Schwedens zugeſchrieben werden muß, wenn nicht ſchon weit früher ein förmlicher Krieg zwiſchen beyden Staaten ausgebrochen war. Aus Anerkennung der wichtigen Dienſte, welche Schweden ſeit vorigem Sommer in Stiftung und Befeſtigung der Coalition geleiſtet hatte, verweigerte das engliſche Miniſterium durchaus, einen abgeſonderten Frieden mit Dänemark zu ſchließen, bey welchem die ſchwediſchen Forderungen und Anſprüche nicht berückſichtigt würden. Ungeachtet der Verſicherungen, welche der däniſche Hof hierüber erhalten hatte, ſchickte er letztlich (am 4ten April) den Grafen von Bernſtorf nach England, um Frieden anzutragen, aber unter ſo überſpannten und lächerlichen Bedingungen, daß wohl kein Staatsmann, ja überhaupt kein Menſch von geſunden Sinnen ſich ihre Annahme träumen laſſen konnte. Was war alſo der Zweck dieſer Sendung? Wiederum Zeit zu gewinnen, und falls England den Schein gehabt hätte, auf dieſe Vorſchläge einzugehen, dadurch zwiſchen dem ſchwediſchen und großbrittanniſchen Hofe Mißtrauen und Erkaltung zu erzeugen.

Im Gefolge jener abgeſchmackten Forderungen, rückte der däniſche Unterhändler in London auch mit dem Anerbieten heraus, ſein Hof wolle ſich gegen

Subſidien zur Mitwirkung gegen Napoleon verſtehen, allein dieſe Mitwirkung ſolle ſich blos auf die Beſetzung der beyden Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck beſchränken.

Wir fragen, ob bey Abſendung des Grafen von Bernſtorf das oben bewieſene Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Dänemark und Frankreich noch beſtand, oder ob der däniſche Hof durch eine offene und förmliche Erklärung ſich davon losgeſagt hatte? Im erſten Falle wird ſowohl die großbrittaniſche Regierung als der Kaiſer Napoleon wiſſen, was ſie von einer ſolchen zu gleicher Zeit rechts und links verheißenen Bundesgenoſſenſchaft zu halten haben. Im letztern Falle iſt es klar, daß Dänemark ohne irgend eine Verbindlichkeit gegen Frankreich die Feindſeligkeiten gegen die ſämmtlichen verbündeten Mächte aus eigenem freyen Antriebe zuerſt angefangen und alſo von ihrer Seite ſich keiner ferneren Schonung zu gewärtigen hat. Die Beſitznahme Hamburgs durch däniſche Truppen erfolgte unmittelbar nach der Zurückkunft des Grafen von Bernſtorf, ehe Dänemark neue Verbindungen mit Frankreich hatte eingehen können, und es war eben der Präſident Kaas, welchen der däniſche Hof zu dieſem Zwecke in das Hauptquartier Napoleons abgeſandt hatte, der auf ſeiner Durchreiſe mit den franzöſiſchen Befehlshabern in Harburg die nöthigen Verabredungen darüber traf, während er den ruſſiſchen und ſchwediſchen Generalen in Hamburg ſagen ließ, ſein Hof ſey bereit, gegen Napoleon 25,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen. Dieſe Beſitznahme geſchah in demſelben Augenblicke, als die Ankunft der angeſehenſten Bevollmächtigten von Schweden, Rußland und England in der Bucht von Kiöge, der Welt bewieß, daß dieſe Mächte gern bereit wären, alle Streitigkeiten mit Dänemark gütlich beyzulegen, wiewohl England nicht für gut gefunden hatte, ohne gemeinſchaftliche Berathung mit ſeinen Bundesgenoſſen ſich die ſeltſamſten Friedensbedingungen vorſchreiben zu laſſen.

Man kann recht eigentlich ſagen, daß Dänemark zu der Einnahme Hamburgs keine andere Waffe als die ſeiner Hinterliſt hergeliehen habe. Bey dem ſchwierigen und lange beſtrittnen Unternehmen, ſich der vorliegenden Inſeln und des Ueberganges über die Elbe zu bemeiſtern, hatte es den Franzoſen keine Hülfe geleiſtet. Als die ſchwache Beſatzung Hamburgs von dieſer Seite endlich der Uebermacht hatte weichen müſſen, trat Dänemark erſt hervor. Die Vertheidigung Hamburgs war auf die für neutral geachtete däniſche Gränze nicht eingerichtet, und konnte es nicht ſeyn; ſobald ſich die trügeriſchen Freundſchaftsbezeugungen Dänemarks durch offne Gewalt entlarvten, mußte die Beſatzung der Verbündeten Hamburg räumen, um nicht zwiſchen zwey Feuer genommen und gänzlich abgeſchnitten zu werden.

In dem Anerbieten Dänemarks, für Subſidien in den beyden Hanſeſtädten eine Beſatzung zu halten, konnte England ſchwerlich einen Beweis des aufrichtigen Vorſatzes ſehen, mit den Verbündeten aus allen Kräften gemeine Sache zu machen. Die Beſetzung der Hanſeſtädte war ein Geſchäft, welches mit dem darauf gegründeten Anſpruch auf den Beyſtand und die Dankbarkeit der verbündeten Mächte, ſo ziemlich die Bequemlichkeiten einer neutralen Ruhe vereinigt haben würde. Denn Hamburg und Lübeck liegen dicht an der däniſchen Gränze, es ſind keine militäriſchen Punkte, und der große Krieg wird aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ganz andern Schauplätzen ausgefochten werden. Wenn alſo England auf dieſen Antrag eingegangen wäre, ſo hätten vermuthlich die däniſchen Hülfstruppen ihre Subſidien dort in guter Muße verzehren mögen. Nimmt man alle dieſe Umſtände zuſammen, ſo wäre es dem engliſchen Miniſterium wohl nicht zu verargen geweſen, wenn ſich ihm der Verdacht aufgedrängt hätte, auch dieſer

Schritt ſey mit dem franzöſiſchen Hofe verabredet, und es ſey blos darauf abgeſehen, Dänemark unter dem Scheine der Mitwirkung vor einem Angriffe der Verbündeten zu ſichern; und auf ſo lange, als ſie im Beſitz der Küſten der Oſtſee bis an die Elbe wären, ihm die Verwahrung der Hanſeſtädte anzuvertrauen.

Wir geſtehen, es war verdrießlich, daß England nicht ſogleich mit Bewilligung aller Forderungen den Frieden gewährte; auch mochte der däniſche Hof gegen eine oder die andere der verbündeten Mächte, namentlich gegen Schweden, übel geſtimmt ſeyn. Allein dies Mißvergnügen reicht doch nicht zur Erklärung eines ſo gewaltſamen Entſchluſſes hin, als der war, die Alliirten aus Hamburg zu vertreiben, und dadurch nicht blos mit Schweden, ſondern mit Rußland, mit Preußen, mit dem König von England als Churfürſten von Hannover, mit den übrigen deutſchen Fürſten, die ſich bisher der Coalition angeſchloſſen haben, oder es in der Folge thun mögen, einen Angriffskrieg zu beginnen. Es würde vergeblich ſeyn, in dem Verfahren einer ſolchen Regierung irgend einen Grundſatz, eine feſte Regel ſeiner Politik aufſuchen zu wollen. Vielmehr bemerkt man in ſeinen Maaßregeln ein unaufhörliches Schwanken, eine Ebbe und Fluth nach dem geringſten Wechſel der Begebenheiten. Wenn Dänemark im vorigen Sommer kein Contingent zu dieſem Kriege gegen Rußland geſtellt hat, ſo hat man dieß ohne Zweifel blos der von Schweden angenommenen Stellung zu danken. Als das große Heer Napoleons und ſeiner Vaſallen auf einem unglücklichen Rückzuge vernichtet war, ſo ſchien die Bundesgenoſſenſchaft des däniſchen Hofes mit Frankreich in den letzten Zügen zu liegen, und er bewarb ſich lebhaft um die Freundſchaft Rußlands und um den Frieden mit England. Zu Anfang des Frühlings ward man gewahr, daß der Winterfeldzug von den Ebenen Moskau's bis an die Ufer der Oder, das ruſſiſche Heer beträchtlich geſchwächt habe, und daß Napoleon ſchneller unermeßliche Streitkräfte ins Feld zu ſtellen vermocht, als man gerechnet hatte. Nun wurden die Forderungen höher geſpannt, und man wollte dem engliſchen Miniſterium den Frieden theuer verkaufen. Als der däniſche Unterhändler unverrichteter Sache zurückkam, war das ruſſiſch-preußiſche Heer nach den Schlachten bey Pegau und Bautzen im Rückzuge auf Schleſien begriffen. Jetzt war es Zeit, über die Hanſeſtädte herzufallen, und ſomit der ganzen Coalition Trotz zu bieten.

Noch auffallendere Widerſprüche zeigen ſich in dem Benehmen der däniſchen Behörden gegen Hamburg insbeſondere. Am 24. Februar ereigneten ſich daſelbſt Volksbewegungen, den franzöſiſchen Zollbeamten wurden die lange ausgeübten Mißhandlungen erwiedert. Auf das erſte Begehren der franzöſiſchen Behörden rückten däniſche Truppen in die Stadt ein, um den Aufſtand zu dämpfen und das Anſehen jener zu behaupten. Am 18. März nahm ein ruſſiſcher Befehlshaber von Hamburg Beſitz und erklärte eben dieſe Stadt, welche Dänemark kurz zuvor als eine aufrühriſche Gemeinde des franzöſiſchen Reichs behandelt hatte, im Namen ſeines Monarchen für eine freye Hanſeſtadt. Die ruſſiſchen Truppen wurden von däniſcher Seite mit Freundſchaftsbezeugungen und Verſicherungen der ſtrengſten Neutralität überhäuft. Ja noch mehr, als Hamburg näher bedroht war, rückten einige däniſche Abtheilungen ein, und nahmen an deſſen Vertheidigung gegen die franzöſiſchen Angriffe thätigen, wiewohl unbedeutenden Antheil. Freylich ſind die däniſchen Befehlshaber hinterdrein von ihrer Regierung gemißbilligt worden; allein man kann ſich wohl überreden, daß irgend ein Civil- und Militärbeamter einen ſo wichtigen Schritt ohne gültige Vollmacht zu thun gewagt haben ſollte? Endlich am 30. May kam das ſeit mehreren Monaten verläugnete Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich wieder zum Vorſchein, Hamburg und Lübeck waren in den Augen Dänemarks aus freyen Hanſeſtädten wieder zu aufrühriſchen franzöſiſchen Communen geworden, und die däniſche Regierung hielt es nicht unter ihrer Würde, das Schergenamt zu übernehmen, und dieſe wehrloſen Republiken ihren Unterdrückern zu den grauſamſten Züchtigungen in die Hände zu liefern.

Wenn aber auch Dänemark, wir wiſſen nicht durch welche Beleidigungen gereizt, ſich durchaus mit allen verbündeten Mächten ohne vorgängige Erklärung in Kriegsſtand ſetzen, und ſo zu ſagen, dem ganzen noch unabhängigen Europa den Fehdehandſchuh hinwerfen wollte; warum mußte dieß gerade auf Koſten zweyer unſchuldigen Nachbarn geſchehen, die gegen Dänemark und gegen jedermann friedlich geſinnt, bloß für die Herſtellung ihrer, ungerechter Weiſe ihnen entriſſenen, politiſchen Selbſtſtändigkeit kämpften? Sollte ein däniſcher Staatsmann hierauf antworten: Hamburg und Lübeck ſeyen integrirende Theile des franzöſiſchen Reichs, ſo behaupten wir dagegen dreiſt: Dänemark hat nicht mit beſſerem Rechte bis auf dieſen Tag für eine ſouveraine Monarchie gegolten, als

Hamburg und Lübeck wahrhafte Republiken waren. Dieſe freyen Reichs- und Hanſeſtädte ſtanden unter dem Schutz und der Oberhoheit des deutſchen Kaiſers und Reichs; aber daß ſie zu dieſem großen Staatenverein gehörten, that ihrer innern Unabhängigkeit keinen Abbruch, ſondern gab ihnen vielmehr eine Gewährleiſtung. Als ſchon die deutſche Verfaſſung geſtürzt war, und in Deutſchland das einheimiſche Recht ausländiſcher Gewalt (wir hoffen auf kurze Zeit) weichen mußte, hat Napoleon ſelbſt die Hanſeſtädte verſchiedentlich als freye Staaten anerkannt. Als z. B. Preußen, durch Frankreich veranlaßt, im Jahre 1806 einen nordiſchen Bund nach dem Muſter des rheiniſchen ſtiften wollte, ſo nahm Napoleon ausdrücklich die Hanſeſtädte davon aus, weil ein ſolches Verhältniß mit der für handelnde Staaten unentbehrlichen Unabhängigkeit nicht verträglich ſey. Auch iſt es bekannt, daß dieſe Republiken den unſichern Schutz Frankreichs, der ihnen allein übrig blieb, häufig theuer bezahlt haben. Sind nun alle ihre Rechte verfallen, weil es dem Beherrſcher Frankreichs beliebt hat, die Hanſeſtädte nebſt vielen andern Staaten, auf die er eben ſo wenig den geringſten Schein eines Anſpruchs hatte, ſeinem Reiche einzuverleiben? Eine Verjährung für den Verluſt eines ſo

Kreuſa.
Mit welchem Morde hätt' ich mich befleckt?

Jon.
Mit meinem, wandt' es anders nicht der Gott.

Kreuſa.
Du ſiehſt, er beut auch der Verfolgten Zuflucht.

Jon.
So willſt du nicht freiwillig ſie verlaßen?

Kreuſa.
Heil oder Tod trifft mich entſchloßen hier.

Jon.
Ich reiße dich mit ſtärkerm Arm herab.

Kreuſa.
Wie ſchön der Tempeldiener ſeinen Herrn doch ehrt!

Jon.
Nun wohl: auch dort ereilet dich mein Pfeil.

Kreuſa.
Der Fleh'nden Blut wird den Altar beſudeln.

Jon.
Es wird ihm als willkommnes Opfer fließen.

Kreuſa.
Ich bin bereit. Jetzt naht ſich mein Verhängniß.
Liſch, Sonnenlicht, mir aus! Empfange mich,
Nie aufgehelltes Dunkel, Nacht des Erebus!
Sie verhüllt ſich.

Jon.
Ihr, hohe Parcen, lenket meine Hand.
Tritt zurück und legt einen Pfeil an den Bogen.

unſchätzbaren Rechtes hat ſeit drittehalb Jahren noch nicht Statt finden können, auch haben die Bewohner Hamburgs und Lübecks bey der erſten Gelegenheit, die ſich ihnen darbot, durch die That auf das nachdrücklichſte gegen die erlittene Unterdrückung proteſtirt. Darum wird eben geſtritten, darum verheeren ſeit acht Jahren immer blutigere und verderblichere Kriege das feſte Land Europa's, um zu entſcheiden, ob es einem mächtigen Despoten erlaubt ſeyn ſoll oder nicht, durch bloße Machtſprüche Staaten umzuwandeln, zu zerſtückeln, zu verſchenken, und ſie endlich durch Unterwerfung unter ſeine willkührliche Alleinherrſchaft einen nach dem andern zu vernichten? Es gilt die Herſtellung des europäiſchen Völkerrechts und eines politiſchen Gleichgewichts, welches die Ruhe der geſitteten Welt ſicher ſtelle. Darin beſtand der große, allen gemeinſchaftliche Vortheil des unter dem Namen des Gleichgewichts, oder richtiger der Gegengewichte, bekannten Syſtems, daß nicht jeden Augenblick wilde Eroberungsplane die Verhältniſſe der Staaten zerrütten, ihr Daſeyn bedrohen konnten, daß jedes gefährliche Uebergewicht ſogleich eine hemmende Gegenwirkung hervorrief. Dieſem Syſtem hat man es zu danken, daß ſchwache Staaten neben den mächtigſten Nachbarn Jahrhunderte lang ſicher beſteben konnten. Wenn die däniſche Regierung das Staatsrecht Napoleons anerkennt, (wie ſie es denn durch den Gewaltſtreich gegen die Hanſeſtädte offenbar gethan hat) ſo laden wir ſie ein, die leicht mögliche Anwendung dieſes Staatsrechtes auf Dänemark ſelbſt, und die Hinfälligkeit aller menſchlichen Dinge zu erwägen. Holland war mächtiger und reicher als Dänemark, angeſehen in allen vier Welttheilen, eine der achtungswertheſten Republiken. Dennoch iſt für jetzt ſogar ſein Name von den Landcharten verſchwunden; der vulkaniſche Abgrund, der ſeit zwanzig Jahren Europa mit Erderſchütterungen und Feuerausbrüchen heimſucht, hat es nebſt ſo vielen andern monarchiſchen und republikaniſchen Staaten verſchlungen; was im Namen einer trügeriſchen Freyheit begonnen war, hat der Despotismus vollendet. Sollten jetzt die Hoffnungen, die Wünſche aller edlen Gemüther für die Freyheit Deutſchlands und Europa's wieder getäuſcht, ſollten die Verbündeten zu einem nachtheiligen Frieden genöthiget werden, und es gefiele alsdann dem geliebten Beſchützer Dänemarks, dem großen Napoleon, ſeinem Reiche auch dieſe Monarchie einzuverleiben, ganz oder ſo weit das Meer ihn nicht daran hindert: wir fragen, welcher Staat würde zur Rettung Dänemarks aufſtehen? Welche Nation würde

Gut und Blut zum gefährlichſten Kampfe daran wagen? Welchen Freund in ganz Europa hat ſich Dänemark durch ſeine bisherige Politik erworben? Wir ſagen es mit Zuverſicht: keinen einzigen. Der Fall dieſer Monarchie würde keine Theilnahme erregen; allgemein würde es heißen: ſie hat ſich ſelbſt ihr Schickſal bereitet.

Seit beynahe ſechs Jahren befand ſich Dänemark unter dem Namen eines Bundesgenoſſen in vollkommner Vaſallenſchaft gegen Frankreich. Noch verderblicher war ihm die Einverleibung des Striches von Deutſchland von der Ems bis an die Trave in das franzöſiſche Reich. Hierdurch waren die däniſchen Staaten vom feſten Lande abgeſchnitten, während der aus der Verbindung mit Frankreich nothwendig erfolgende Krieg mit England ihnen die See verſchloß. Aus dieſer kümmerlichen Lage war Dänemark vor Anfang dieſes Frühlings durch die Fortſchritte der Waffen Rußlands und ſeiner Bundesgenoſſen erlöſt worden. Es hätte dieſe Wohlthat mit der größten Wärme ergreifen, und ſich um jeden Preis der Coalition aufrichtig anſchließen ſollen. Indem es in keinem Stücke nachgeben wollte, hat es ſeine ganze künftige Exiſtenz auf das Spiel geſetzt; in jedem Falle, ſey es nun, daß Napoleon, oder daß die Alliirten die Oberhand behalten.

Vormals, als die Hanſe noch eine Seemacht bildete, hatte ſie oft mit den Dänen Krieg geführt und ſich ihnen furchtbar gemacht. In den neueren Zeiten aber hatten die drey Städte, welche von jenem alten Bunde allein noch den Namen führten, mit Dänemark in einem guten nachbarlichen Vernehmen geſtanden, und waren den Verſuchen dieſer Macht, ſie unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen, mit Klugheit ausgewichen. Bey den letzten Ereigniſſen ſcheinen Hamburg und Lübeck es in Einem Punkte mit Dänemark verſehen zu haben. Der däniſche Hof erklärte neulich, (am 24. April) er wolle keine ſeiner angeerbten Beſitzungen gegen Entſchädigungen abtreten, dagegen aber auch keine neuen Provinzen erwerben, „es müßte denn ſeyn, daß deren Bewohner aus eige„nem Antriebe um Sr. Majeſtät Schutz anhielten.“ Dieß war ein deutlicher Fingerzeig für die Bürger Hamburgs und Lübecks. Denn welche andere als ſo ſchwache und ſo nahe liegende Staaten konnten wohl darauf verfallen, den nicht mächtigen däniſchen Schutz durch die Vereinigung mit einer unumſchränkten Monarchie zu erkaufen? Eben dahin zielte wohl auch das Anerbieten des däniſchen Hofes an England, vermöge eines abgeſchloſſenen Bündniſſes die Beſatzung dieſer beyden Hanſeſtädte zu übernehmen. Was man während des Krieges beſchützt hätte, behielt man nach dem allgemeinen Frieden. Hamburg und Lübeck ſind verſtockt geweſen, ſie haben ſich die feindſeligſte Behandlung von Seiten der däniſchen Regierung zugezogen, indem ſie dieſe Winke nicht verſtanden. Allein wir müſſen doch zu ihrer Rechtfertigung erinnern, daß weder den Handelſtaaten, die an dem Flor dieſer Städte Antheil nehmen, noch ihnen ſelbſt ſonderlich damit geholfen wäre, wenn ſie aus franzöſiſchen zu däniſchen Unterthanen würden. Ihre Wichtigkeit in der handelnden Welt beruht auf ihrer Freyheit; die däniſche Regierung iſt in der Ausführung vielleicht weniger hart *), aber den Grundſätzen nach eben ſo unumſchränkt, als die franzöſiſche; und im franzöſiſchen Reiche iſt wenigſtens baares Geld im Umlauf. Die Hamburger und Lübecker haben noch ganz neulich durch ein einziges däniſches Finanzdekret Holſtein mit werthloſem Papiergeld überſchwemmt,

---

*) Jedoch auch dieß mit Ausnahmen. Seit dem Kriege mit England ward in Dänemark auf einen bloßen Handels-Briefwechſel mit großbrittanniſchen Unterthanen Todesſtrafe geſetzt.

und den ganzen Wohlſtand dieſer Provinz zu Grunde gerichtet geſehen.

Die oben erwähnte Erklärung des däniſchen Hofes, er begehre durchaus keine neuen Erwerbungen zu machen, wollen wir durch Anführung einiger Thatſachen in das gehörige Licht ſtellen.

Univ. Bibl. München

Im J. 1801, als Preußen das Churfürſtenthum Hannover beſetzte, ließ Dänemark Truppen in das Herzogthum Lauenburg einrücken, um von den deutſchen Staaten des Königl. Großbrittanniſchen Hauſes dieſes nordwärts der Elbe gelegene Stück abzureißen. Es beſetzte zugleich Hamburg und Lübeck auf eine ſehr gebieteriſche und gewaltſame Art: und Schriftſteller, welche die Abſichten der däniſchen Regierung zu kennen ſchienen, riethen dieſen Städten, ſich ihr ganz in die Arme zu werfen. Der Tod Kaiſer Pauls, welcher Dänemark zu dem unvorſichtigen Schritte bewogen hatte, die bewaffnete Neutralität gegen England erneuern zu wollen, und die Schlacht Nelſons vor Kopenhagen machte dieſer Unternehmung ein ſchnelles Ende.

Im Jahre 1809, beym Abſchluß des Friedens zwiſchen Schweden, Frankreich und Rußland, ſuchte Dänemark bey den beyden letztgenannten Höfen ſeine durch den ungerechten Krieg gegen Schweden geleiſteten Dienſte möglichſt geltend zu machen, und begehrte durch die zu ſeinen Gunſten ausbedungene Abtretung der ſüdlichen Provinzen Schwedens, Halland, Blekinge und Schonen, belohnt zu werden. Allein vergeblich: der däniſche Hof wurde, wie es meiſtens den Bundesgenoſſen Napoleons zu ergehen pflegt, mit leeren Hoffnungen und Verſprechungen für die Zukunft abgeſpeiſt.

Beym Ausbruch des Krieges mit Rußland beſetzte die däniſche Regierung das dem Herzog von Oldenburg zugehörige Bisthum Lübeck, unter dem Vorwande, die gar nicht auf dieſes Land angewieſene Penſion des Herzogs von Holſtein-Ploen zu ſichern. Auch die im Holſteiniſchen liegenden Privatgüter des Herzogs von Oldenburg wurden mit Sequeſter belegt. Bey Annäherung der ruſſiſchen Truppen entſagte man dieſer Beſitznahme.

Nehmen wir nun hinzu, daß der däniſche Geſandte in Schweden bey dem Reichstage zu Oerebro im Jahr 1810 die eifrigſten Bewerbungen aufwandte, damit ſein Monarch zum Thronfolger erwählt werden möchte, ſo wird wohl aus dieſem allem hervorgehen, daß Dänemark eben ſo wenig als andere Staaten von der menſchlichen Schwäche frey iſt, durch allerley Mittel nach ſeiner Vergrößerung zu ſtreben.

Aber Dänemark beklagt ſich, die Verbündeten, insbeſondere Schweden, haben ihm die unbillige Zumuthung gemacht, einen Theil ſeiner Beſitzungen gegen einen noch ungewiſſen Ländertauſch abzutreten. Wir laſſen dieß dahingeſtellt ſeyn, wenigſtens hat man bis jetzt keine Gewalt gebraucht, die Sache iſt blos durch Unterhandlungen verſucht worden. Denn daß England ſeinen Krieg gegen Dänemark fortführt, bis es genugthuende Friedensbedingungen erhält, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt den ganzen Winter über nicht recht klar geweſen, ob Dänemark noch Bundesgenoſſe Napoleons ſey oder nicht. Im erſten Falle thaten die Verbündeten ganz recht daran, durch Unterhandlungen, durch Drohungen, oder wie es ſonſt bewirkt werden mochte, die däniſche Macht zu ſchwächen. Hatte aber Dänemark ſein Bündniß mit Frankreich aufgeſagt, ſo mußte es wenigſtens ſeine Neutralität unzweydeutig erklären, und ſich ſtreng in deren Grenzen einſchließen. Es konnte ſagen: „Wir treten in dem gegenwärtigen Kriege weder zu der einen noch der andern Partey; aber wir wollen unſere alten Beſitzungen behaupten, und wer es auch ſey, der zuerſt in unſer Gebiet eindringt, gegen den werden wir uns vertheidigen.“ Von dieſem Punkte iſt Dänemark durch die Unterdrückung von Hamburg und Lübeck gänzlich weggerückt. Was auch in den Mittheilungen der Cabinetter mündlich und ſchriftlich verhandelt worden ſeyn mag, nunmehr iſt es gegen die geſamte Coalition der angreifende Theil.

Aus der Geſchichte der letzten zwanzig Jahre würde ſich leicht beweiſen laſſen, daß Dänemark ſeine Neutralität immer zur Unzeit, immer zum Nachtheil Europa's behauptet habe, und daß es immer zur Unzeit, immer zum Nachtheil Europa's aus dieſer Neutralität herausgetreten ſey. Die Neutralität iſt überhaupt ganz lobenswerth, wenn zwey einem dritten ungefähr gleich befreundete Staaten, über ſtreitige Rechte in einen Krieg gerathen, welcher das Daſeyn von keinem von beyden gefährdet. Dann gewährt die Unpartheylichkeit eines Dritten den Vortheil, daß er als Vermittler auftreten, und zur früheren Beendigung des Krieges beytragen kann. Ganz anders verhielt es ſich aber, ſeitdem auf die ruhige Verfaſſung Europa's vor dem letzten Jahrzehend des achtzehenten Jahrhunderts, ein Zeitraum der gewaltſamſten Erſchütterungen und Umwälzungen folgte, wie wir ihn erlebt und leider noch lange nicht überſtanden haben. Bey einer ſolchen allgemeinen Noth, iſt die einzig richtige Politik für mächtige Staaten, die ſchwächern durch angebotne Gewährleiſtung um ſich her zu verſammeln, für Staaten vom zweyten oder dritten Range, dergleichen Dänemark einer iſt, ſich durch Bündniſſe zu ſtärken. Der Neutrale gleicht alsdann dem Bewohner einer volkreichen Stadt, der bey einem großen Brande durchaus keine Hülfe zur Löſchung leiſten wollte, ſondern ſich in ſein Haus verſchlöſſe, um ſein gewöhnliches Gewerbe zu treiben. Wo bleibt das Gewerbe, wo bleibt das Haus ſelbſt, wenn die ganze Stadt in Flammen aufgeht?

Gleich nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution weißagte der größte politiſche Schriftſteller des Zeitalters, Burke, Europa ſey von einer neuen Weltherrſchaft bedroht. Vielen galt dieß damals für ein Hirngeſpinnſt, der Erfolg hat ſeitdem die Wahrheit dieſer Vorherſagung ſelbſt für die blödeſten Augen beſtätigt. Noch vorigen Sommer ſchien Europa ganz nahe daran zu ſeyn, das ſchrecklichſte aller Ereigniſſe für die geſittete Welt, die Univerſal-Monarchie, verwirklicht zu ſehen. Kaum athmet es jetzt ein wenig wieder auf. Die Schwächen und Irrthümer mancher Regierungen, der Mangel an Eintracht, an geſchickter Zuſammenwirkung und Beharrlichkeit, die inneren Gebrechen der Coalitionen haben es ſo weit kommen laſſen. Aber außer Dänemark wüßten wir kaum irgend einen noch ſo kleinen Staat in Europa zu nennen, der nicht irgend einmal eine Anſtrengung verſucht

Vierter Auftritt.

Die **Vorigen**, **Pythia** mit einer Dienerin, die ihr einen Korb nachträgt.

Pythia tritt zwiſchen ſie.

Halt ein, verweg'ner Jüngling! Lehrt' ich ſo
Dich die Aſyle deines Gottes ehren?

Jon.

Befrei'n ja eben will ich dieſes da
Von ihr, der Schuld'gen, die es frech entweiht.
Denn weilt ſie hier, ſo zieht die blut'ge Spur
Stiefmütterlichen Mordes bald ihr nach
Die Rache-Jungfraun aus der Nacht uraltem Reich,
Ein ſcheuslich Graun, in dieſen lichten Hain.

Pythia.

Dir ziemt es nicht zu richten noch zu ſtrafen,
Denn dich empört der Jugend heftig brauſend Blut.
Dankopfer und Gelübde ſollteſt du
Dem Sohn Latonens bringen, welcher dich,
Vorſchauend, an des Orkus Thoren warnte,
Und denen, die dir Feindliches erſannen,
Wer weiß, von welches Dämons Wahn beſeßen,
Die endlos namenloſe Reu erſpart.
Laß jetzt die Waffen und dein wild Beginnen,
Und hör', da du nun bald aus Delphi wanderſt,
Mein ſcheidend Wort, und nimm die letzte Gabe.
Bei dieſem greiſen längſt verblichnen Haar!
Wie eine Mutter hab' ich dich vom Anfang

hätte, dem alle beſtehenden Verträge, alle Grundſätze des Völkerrechts einreißenden Strom Dämme entgegenzuſetzen. Nur Dänemark berechnete ſeit dem Anfange der Revolutionskriege, vom Jahre 1792 bis 1807, unter dem Namen der Neutralität, bloß die Vortheile ſeines Handels, und verſagte jeder andern Rückſicht ſein Gehör. Hatte Dänemark ganz vergeſſen, daß es ein Mitglied des europäiſchen Gemeinweſens ſey? daß es nur in einer feſten und rechtlichen Verfaſſung dieſes großen politiſchen Ganzen, mit einem Worte in dem Syſtem des Gleichgewichts, die Sicherung ſeiner Fortdauer finden könne?

Der Zeitpunkt rückte heran, er war längſt vorherzuſehen, wo Dänemark ſeine Neutralität nicht mehr behaupten konnte, weil der Zuſammenſtoß der ſtreitenden Kräfte in immer weiterem Umfange erfolgte. Durch den Krieg des Jahres 1806 war Preuſſens Macht gebrochen; Napoleon, jetzt Meiſter im Norden von Deutſchland, berührte Dänemark unmittelbar, und war geſonnen, deſſen Seemacht, mit gutem Willen oder durch Gewalt, zum Werkzeuge gegen England zu gebrauchen. England, nach dem Tilſiter Frieden wiederum ohne irgend einen Bundesgenoſſen in Europa, außer Schweden, beugte dieſer Gefahr vor. Es ſind gegen die Unternehmung auf Seeland endloſe Declamationen verſchwendet worden, andre politiſche Schriftſteller vom erſten Range haben ſie, nicht mit Declamationen, ſondern mit den triftigſten Gründen gerechtfertiget, und wir brauchen hier nicht auf dieſe Frage zurückzukommen. Nur einen großen Fehler hat das damalige engliſche Miniſterium hiebey begangen, indem es das ſchon eroberte Seeland nicht behielt. Es wäre gar nicht nöthig geweſen, die Räumung der Inſel durch eine Capitulation zu verſprechen, denn Copenhagen war ſo weit gebracht, daß es ſich auf jede Bedingung ergeben mußte. Die Einwohner Seelands würden ſich ſehr wohl dabey befunden haben: eine regelmäßige Verwaltung, das baare Geld der engliſchen Truppen und die Freyheit des Handels hätten ſeinen Wohlſtand nicht nur erhalten, ſondern erhöht *). Wahrſcheinlich hätte die däniſche Monarchie ſchon damals ihre Endſchaft erreicht; Napoleon hätte

---

*) Das Volk theilte die Erbitterung ſeiner Regierung gegen England gar nicht: 1300 Dänen nahmen auf der engliſchen Flotte Dienſte. Ein engliſcher Offizier, Pasley, erzählt, die ſeeländiſchen Bauern hätten ihn oft gefragt: „Nicht wahr, wir werden nun engliſch?“ Eben dieſer Schriftſteller hat in ſeinem Werke On the military policy of England gezeigt, wie äußerſt wichtig und wie leicht die Behauptung Seelands geweſen wäre.

ſich der cimbriſchen Halbinſel und der umliegenden Inſeln bemächtigt, und Norwegen wäre wie von ſelbſt Schweden zugefallen. Wer der Verkettung der europäiſchen Begebenheiten gefolgt iſt, wird nicht bezweifeln, daß dieſe Veränderung auf die Folge den entſcheidendſten Einfluß gehabt, und den Planen Napoleons großen Abbruch gethan haben würde. Auf der andern Seite war voraus zu ſehen, daß Dänemark, ſo unerwartet in ſeiner Integrität wieder hergeſtellt, auch nach dem Verluſt ſeiner Flotte, noch ein ſehr läſtiger Feind ſeyn würde, weil es am Eingange der Oſtſee für die Kaperey ſehr günſtig gelegen iſt. Allein England hat niemals den Gedanken gehegt, europäiſche Eroberungen zu machen; damals war es durch die unglücklichen Feldzüge in Flandern vom Landkriege abgeſchreckt, es hatte ſeine eigenen Kräfte in dieſem Fache noch nicht kennen gelernt, welche ihm ſeitdem der ſpaniſche Krieg Gelegenheit gab mit ſo ausgezeichnetem Ruhme zu entwickeln. Mit einem Worte, es begnügte ſich mit Vernichtung der däniſchen Seemacht.

Wir dürfen aber hiebey die allzu große Mäßigung und Billigkeit Schwedens nicht übergehen, die ihm ſelbſt nachher zu großem Unglück gereichte. Schweden war damals noch von dem Feldzuge im Sommer 1807 her gerüſtet; nichts war leichter, als nach dem Abzuge der Engländer die Inſel ohne Schwertſtreich einzunehmen; die engliſche Regierung wäre hiermit vollkommen einverſtanden geweſen, und die neuen Gefahren, welche ſeit dem Tilſiter Frieden Europa und den Norden insbeſondere bedrohten, hätten Schweden in den Augen aller Verſtändigen gerechtfertiget. Allein man ließ einen gefährlichen Nachbar ſich in dem Kern ſeiner Monarchie ruhig wieder feſtſetzen, und nicht länger als vier Monate nachher hatte man Urſache, es ſchwer zu bereuen. Dänemark erklärte Schweden den Krieg. Es iſt der Mühe werth, das Manifeſt hierüber zu leſen: die einzige Klage, welche der Verfaſſer aufzubringen weiß, iſt, daß der ſchwediſche Hof kein Condolenzſchreiben über den Angriff Englands an den König von Dänemark habe ergehen laſſen; daß man von der engliſchen Flotte bey ihrer Fahrt durch den Sund Ehrenbezeugungen angenommen und ſie erwiedert habe, und dergleichen mehr.

Wer kann ſich darüber wundern, wer kann es Schweden verdenken, wenn es nach den Erfahrungen von 1788 und 1808 der Nothwendigkeit, bey jedem auswärtigen Kriege eine ungeheuer lange Gränze gegen einen immer verdächtigen Nachbar zu vertheidigen, endlich einmal entledigt zu ſeyn wünſcht? Die heutige Richtung der ſchwediſchen Politik auf dieſen

Zweck ſcheint den Lehren der Geſchichte vollkommen gemäß zu ſeyn. Schweden hat im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert eine Menge Provinzen jenſeits des Meeres, an den Küſten der Oſtſee und ſelbſt an der Nordſee erobert. Dieſe mehr glänzenden als wahrhaft nützlichen Erwerbniſſe zerſplitterten die Kräfte des Staats und gingen in den zahlreichen Kriegen, welche ſie veranlaßten, ſämtlich wieder verloren. Nur die auf der ſcandinaviſchen Halbinſel ſelbſt gemachten Eroberungen, Jemteland und Herjedalen, Bohus, Halland, Blekinge und Schonen, ſind bey Schweden geblieben. Hätte Carl X. länger gelebt, wäre Carl XII. ſo weiſe geweſen, ſeine Laufbahn ſo anzufangen, wie er ſie zu endigen gedachte, ſo hätte Schweden ſchon längſt dieſe Abgeſchloſſenheit in ſich ſelbſt, dieſe Sicherung vor der Möglichkeit künftiger Kriege auf der ſcandinaviſchen Halbinſel erlangt, wonach es jetzt ſtrebt. Norwegen iſt ein ſo rauhes, ſo armes, ſo unfruchtbares, im Gewerbfleiß ſo vernachläßigtes Land, daß jedem leicht einleuchtet, ſeine Erwerbung könne die Begierde nach Reichthümern auf keine Weiſe befriedigen. Wäre Schweden bey dem Antheil, den es jetzt an den europäiſchen Angelegenheiten nimmt, von Eroberungsluſt beſeelt, ſo würde es ſeine Plane auf Provinzen richten, deren Hülfsquellen ſeinem Schatz einen reichen Zuwachs von Einkünften verſprächen, und dergleichen es in ehemaligen Kriegen oft erwarb. Die Wichtigkeit, die es auf eine in Bezug auf Norwegen zu bewirkende weſentliche Veränderung legt, beruht auf weit höheren Zwecken. Schweden will die Eintracht zwiſchen zwey verbrüderten Völkern, die, von gleicher Abſtammung, ſich nur durch eine verſchiedene Mundart unterſcheiden; es will den Frieden auf der ſcandinaviſchen Halbinſel, geſichert durch einen ewigen Vertrag zwiſchen den beyden Königreichen; es will, nach dem Verluſt ſeiner jenſeit des Meeres gelegenen Provinzen, den vollen Genuß der politiſchen Unabhängigkeit, worauf ihm ſeine faſt inſulariſche Lage Anſpruch giebt; es will den freyen Gebrauch ſeiner Vertheidigungskräfte, ohne bey jedem auswärtigen Kriege die Angriffe eines verdächtigen Nachbars auf ſeiner Weſtgränze befürchten zu müſſen. Dieſe Zwecke würden ebenfalls erreicht werden, wenn Norwegen ſich in eine Republik umgeſtaltete, oder ſich einen eigenen König wählte, und hiemit würde Schweden ohne Zweifel vollkommen befriedigt ſeyn. Denn alsdann würden die beyden ſcandinaviſchen Staaten immer ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben, und es läßt ſich kaum eine Urſache des Krieges zwiſchen ihnen denken. Das Nachtheilige für Schweden liegt in der unbedingten Abhängigkeit Norwegens von der däniſchen Politik. Dieſe hat die Norweger ſeit ſechs Jahren ihres Handels und ihrer Schifffahrt beraubt, und da ihr Land die Zufuhr an fremdem Korn nicht entbehren kann, ſie beſtändig dem Mangel ausgeſetzt, wenn nicht etwa England aus Mitleid und Schonung die däniſchen Schiffe, die es unterwegs wegnehmen konnte, frey hinüber fahren ließ. Sobald aber England und Schweden die Kornzufuhr ſtreng ſperren, ſo iſt die Hungersnoth unvermeidlich. In dieſer Lage befindet ſich das Land gegenwärtig nach dem eignen Geſtändniß der däniſchen Regierung, (in einem Artikel des Copenhagner Amtsblattes vom 4ten Jun.), ohne daß dieſe ihm die mindeſte Hülfe zu leiſten vermag, und ohne daß ſie durch zeitige Abſchließung des Friedens einem ſo beklagenswerthen Zuſtande hat ein Ende machen wollen.

In der oben angeführten däniſchen Erklärung wird behauptet, Schweden wolle Norwegen unterjochen. Wir können unſre Leſer auf das ausdrücklichſte verſichern, daß man hieran nie gedacht hat, noch der Natur der Sache nach hat denken können. Vielmehr iſt die Rede bloß von einem freyen Verein der beyden Königreiche zu gleichen Rechten, wie etwa

England, Schottland und Irland vereinigte Königreiche ſind. Schweden iſt eine verfaſſungsmäßige eingeſchränkte Monarchie; in keinem andern Staate, den wir kennen, außer England, hat die Stimme d. Volks, durch ſeine Abgeordneten zum Reichstage aus allen Ständen, einen ſo wichtigen Einfluß auf die National-Angelegenheiten, die Beſteurung und d. Geſetzgebung. Kann man glauben, daß eine Regierung, die in Schweden dieſe wohlthätigen Schranken aus Ueberzeugung achtet, die Norweger werde willkührlich beherrſchen und ſie nicht vielmehr nach ihrem eigenen Herkommen und durch ihre eigenen Landsleute verwalten laſſen wollen? Norwegen hat verſchiedentlich mit Schweden unter einem Könige geſtanden, dabey haben ſeine politiſchen Rechte nie gelitten; dieſer Rechte iſt es erſt durch die Revolution des Jahres 1660 verluſtig geworden, bey welcher man in Dänemark, um ſich einer für den Augenblick drückenden Ariſtokratie des Adels zu entledigen, ſtatt für die andern Stände eine Repräſentation zu erlangen, welche ihr das Gegengewicht zu halten vermocht hätte, auf die unvorſichtigſte und nach den Einſichten unſerer Zeit unbegreiflichſte Weiſe dem Könige eine ganz uneingeſchränkte Gewalt für alle Folgezeit in die Hände gab.

Aus allem dieſem geht hervor, Norwegen könne durch die Veränderung nur gewinnen. Die Natur hat ſein Intereſſe mit dem Intereſſe Schwedens auf das innigſte verknüpft; der Zufall der Erblichkeit machte es bis jetzt zu einem abhängigen Theile der däniſchen Monarchie, welche, ohnmächtig es zu ſchützen, es den Verwickelungen ihrer Politik aufgeopfert hat. Allein was auch früher Schweden und ſeine Bundesgenoſſen von Dänemark verlangt haben mögen, bey den letzten Unterhandlungen hat man ſich auf die Abtretung des nördlichſten, unfruchtbarſten und am wenigſten bevölkerten Theiles von Norwegen, des Stiftes Drontheim, beſchränkt. Der König von Dänemark erklärt in dem Copenhagner Amtsblatte vom vierten Juni, „er ſey unwandelbar entſchloſſen, die Integrität ſeiner Staaten zu behaupten.“ Wenn man ſo etwas lieſt, ſollte man glauben, es ſey in der Geſchichte eine unerhörte Sache, daß Fürſten, (und zwar weit mächtigere Fürſten, als der König von Dänemark) in Folge eines Krieges genöthigt worden ſeyen, eine oder die andre Provinz abzutreten. England iſt im Kriegszuſtande mit Dänemark; es hat ihm ſeine Flotte weggenommen, ſeine Colonien und die Inſeln Anholt und Helgoland erobert. Es hat alſo bey einem Friedensſchluſſe vieles zurückzugeben; es zeigt ſich nicht abgeneigt hievon, ohne dagegen für ſich ſelbſt einen Erſatz zu fordern; nur dringt es darauf, daß Schweden, als ſein Bundesgenoſſe, durch eine Abtretung befriedigt werde. Was iſt hierin unbilliges, oder das den bisherigen Gebräuchen des Völkerrechtes zuwider wäre? Noch mehr: der Krieg mit England fügt dem Handel und den Finanzen Dänemarks unermeßlichen Schaden zu; Dänemark hingegen iſt wehrlos gegen England, und kann ihm nicht mehr ſchaden. Dänemark hat alſo die dringendſten Beweggründe, den Frieden mit England zu ſuchen; für England iſt Friede mit Dänemark an ſich gleichgültig, nur in Rückſicht des Nutzens, der daraus für die Sache der Verbündeten erwachſen möchte, kann es einigen Werth darauf legen. Die Neutralität Dänemarks kann nicht geduldet werden; dieß wäre weiter nichts, als ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit zugeſtehen, bis etwa das Kriegsglück ſich dergeſtalt für Napoleon erklärt hätte, daß Dänemark ohne Beſorgniß wieder zu ſeinem bisherigen Syſtem zurückkehren könnte. Die Verbündeten müſſen, um in Norddeutſchland mit Vortheil vordringen zu können, gegen eine wenigſtens zweydeutig geſinnte Macht ſich im Rücken gedeckt wiſſen. Der Beytritt zur Coali-

Geliebt, gepflegt, im Herzen dich getragen.
So hofft' ich auch als Sohn dich zu erwerben:
Das iſt ja ſüßer Ehrenlohn der Eltern,
Auch ſterbend noch fortblühen ſich zu ſehn;
Der Tod kommt wie in Freundesnäh' ein Schlummer,
Wenn Kindeshand die müden Augen zudrückt.
Ich hoffte hier dich einem frommen Leben
Zu hinterlaßen, wenn ich bald nun ſchiede;
Nicht einſam ſelbſt nach dir zurückzubleiben.
Der Götter Rath beſchloß es anders. Wohl!
Apoll, der ſtets dich väterlich verſorgte,
Hat unter Sterblichen dir einen Vater
Nun zugewieſen, dem du folgen mußt.
Noch biſt du mutterlos: drum ſiehe hier,
Was dir die Mutter finden helfen kann.
Bisher hielt ich es ſorgſam dir verborgen,
Damit dich nicht ein unruhvoller Trieb
Auf blinde Abenteur ins Weite riße;
Auch bangend, das Geheimniß deiner Abkunft
Möcht unerfreulich, heillos ſich enthüllen.
Doch des Gebieters Wink vom Dreifuß heißt
Auch dieſen Zeichen einen Mund mich leihn:
Jetzt mögen ſie dir ſagen, was ſie können.
Da nimm das Körbchen zur Begleitung mit
Auf deinen Weg, worin ich erſt dich fand,
Sammt allem, was es Köſtliches enthielt:
Dich, einzig Kleinod, nahm ich nur heraus.

Die Dienerin legt das Körbchen vor Jon nieder.

Jon.

Wie dank' ich dir, du Segensſpenderin?
Was du mir weiſe vorenthalten, Pythia,

tien iſt alſo für Dänemark eine unerlaßliche Bedingung des Friedens mit England. Dieſen Beytritt hat Dänemark angeboten, aber auf welche Weiſe, das haben wir oben geprüft. Die Alliirten mußten alſo ein Unterpfand für die Aufrichtigkeit eines ſolchen Anerbietens fordern, und dieß Unterpfand konnte nichts anders ſeyn, als eine Abtretung gegen die Ausſicht auf künftige Entſchädigungen beym allgemeinen Frieden.

Wir haben uns ſchon zu weit auf dieſen Gegenſtand eingelaſſen, und fügen nur noch zum Schluſſe die Bemerkung hinzu, daß man ſich wohl hüten müſſe, die Streitigkeiten zwiſchen Staaten nach denſelben Grundſätzen zu beurtheilen, nach welchen Rechtshändel zwiſchen Privatperſonen entſchieden zu werden pflegen. Bey dieſen ſondert man ſorgfältig die verſchiedenen ſtreitigen Punkte; Staaten hingegen machen die ganze Maſſe ihrer Klagen und Anſprüche auf einmal, durch Unterhandlungen, und wenn das nichts fruchtet, durch die Waffen geltend. Friedensſchlüſſe ſind keine richterlichen Ausſprüche, es ſind Werke der Nothwendigkeit, oder der beyderſeitigen Ermüdung; aber ſie gründen Verpflichtungen. Wenn jedoch ein Theil den andern von neuem beleidigt, ſo wird ſelbſt das in dem letzten Friedensſchluſſe anerkannte wieder ungültig, und die Staaten treten aus einem rechtlich geſelligen Verhältniß in gewiſſem Grade in den Naturſtand gegen einander zurück.

Wie dem auch ſey, das kann für keinen Deutſchen, der ſein Vaterland liebt, zweifelhaft ſeyn, ob wir Dänemark oder Schweden Erweiterung ſeiner Macht und glückliches Gelingen ſeiner Entwürfe zu wünſchen haben, wenn wir die Stellung beyder Staaten in Bezug auf die europäiſchen Angelegenheiten und die deutſchen insbeſondere vergleichen. Schweden hat ſich, wie vor Alters, ſo wiederum in den neueſten Zeiten, als Freund der deutſchen Freyheit gezeigt. Anderthalb hundert Jahre war es Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens. Dieſer Friede wurde durch die ſtandhafte Mitwirkung Schwedens errungen; es gab Deutſchland eine Verfaſſung, welche an ſich zwar nicht die wünſchenswertheſte war, aber, die Religionsſpaltung einmal angenommen, die Rechte der beyden Parteyen beſtmöglichſt ins Gleichgewicht ſetzte, und Deutſchland lange vor Erneuerung bürgerlicher Kriege ſicherte. Als nach dem Lüneviller Frieden Frankreich die Entſchädigungen in Deutſchland für die jenſeit des Rheins abgetretenen Reichslande willkührlich vertheilte, proteſtirte Schweden hiegegen in ſeiner Eigenſchaft als Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens; dieſer rühmliche Schritt blieb ohne Folgen, weil es damals unter uns ganz an Gemeingeiſt fehlte. Eben jetzt hat ein zahlreiches und tapferes Heer von Schweden an unſern Küſten gelandet, um für die Befreyung Deutſchlands von der fremden Herrſchaft kräftig mitzuwirken. Ein kriegserfahrner, oftmals ſiegreicher Held ſteht an ihrer Spitze. Seine Krieger haben ihre vaterländiſchen Thäler und Gebürge, die Wohnſtätte ruhiger Freyheit, er ſelbſt hat ſeinen erhabenen Sitz am Throne verlaſſen, nicht um in Deutſchland Eroberungen zu machen, ſondern um den alten Ruhm Schwedens glänzender zu erneuern. Im Privatleben und als Fürſt war dieſer ruhmwürdige Feldherr immer ein Freund und Beſchützer der Freyheit; von ſeinen großmüthigen Geſinnungen, von ſeinen tiefen politiſchen Einſichten, von dem Gewicht ſeiner Stimme bey den übrigen verbündeten Mächten, darf ſich Deutſchland den heilſamſten Einfluß auf ſeine Herſtellung verſprechen. Schon hat er uns zugerufen: „Wenn Deutſchlands Einwohner „ihren Altvordern gleichen, und die Freyheit, wonach „ſie ſtreben, erobern wollen, ſo iſt jetzt der Augenblick da, es zu beweiſen. Alle Freunde der Frey-

„heit Deutſchlands, die ſich mit dem Schwediſchen „Heere vereinigen wollen, ſollen mit Bereitwilligkeit „aufgenommen werden.“ Wir bauen auf ſein königliches Wort. Mögen die deutſchen Fürſten in vollkommner Eintracht mit dem Kronprinzen von Schweden für ihre gemeinſchaftlichen Rechte wirken. Möge die kriegsluſtige Jugend von allen Seiten zu ſeinen Fahnen herbeyſtrömen! Dann werden ſich die Zeiten Guſtav Adolphs in größeren Verhältniſſen und mit heilbringenderem Erfolge erneuern. Damals war die deutſche Nation mit ſich ſelbſt uneins; jetzt ſind alle Deutſchen, die noch den Namen verdienen, Eines Sinnes. In allen edlen Eigenſchaften iſt Carl Johann ſeinem großen Vorgänger ähnlich; nur in dem frühzeitigen Ende einer glorreichen Laufbahn gleiche er ihm nicht! Möge er ſeine ſiegreichen Schaaren nach errungenem Frieden glücklich in ihre Heimath zurückführen, und in einer langen Reihe von Jahren die Wohlfahrt des Volkes befeſtigen, das ihn zur Thronfolge berufen hat!

Vergleichen wir hiemit das Betragen Dänemarks. Der König von Dänemark war ein Mitglied des deutſchen Reichs; dieſes, ſo lange es beſtand, war für ihn die einzige Vormauer gegen die franzöſiſche Uebermacht; und dennoch, welchen Beyſtand hat uns Dänemark jemals in dieſen zwanzig Jahren der Bedrängniß geleiſtet? Wann hat nur ein einziger däniſcher Arm das Schwert gezogen, um dem zerriſſenen Deutſchland zu helfen, das nach dem Sturze ſeiner geſchwächten Verfaſſung ſeine eigenen Kräfte nicht mehr zur Vertheidigung ſammeln konnte? Nein, die däniſche Kriegsmacht wird zu andern Beſtimmungen aufgeſpart. Wenn ein Schill — ein für die Freyheit begeiſterter Mann, deſſen Handlung unregelmäßig war, aber durch die Noth der Zeiten gerechtigt ward und ihm unſterblichen Ruhm erworben hätte, falls ſie gelungen wäre, — wenn ein Schill zu verfolgen und zu vernichten iſt; wenn wehrloſe Republiken, wie Hamburg und Lübeck, welche durch einen mächtigen Schutz die ihnen unrechtmäßig entriſſene Unabhängigkeit wieder zu erlangen hofften, ihren Unterdrückern zu überliefern ſind, um nach Willkühr über alle achtungswerthen Bürger Einziehung ihrer Güter, Verhaftung, Wegführung nach Frankreich und vielleicht Hinrichtungen zu verhängen: dann ſehen wir däniſche Truppen, ohne alles Recht, ohne Kriegserklärung auf das deutſche Gebiet einrücken, um uns die ganze Tiefe der Schmach, worein das ehemals freye Deutſchland verſunken iſt, fühlen zu laſſen. Aber die Zeit der Rache wird kommen. So lange noch etwas zu retten war, ſetzte Dänemark allen Vorſtellungen das taube Wort: Neutralität, eigentlich Gleichgültigkeit gegen das Schickſal ſeiner Nachbarn und des geſammten Europa, entgegen. Dieſe Verblendung iſt nicht ungeſtraft geblieben. Zugleich mit dem Falle des deutſchen Reichs, iſt Dänemark in vollkommene Vaſallenſchaft von Frankreich gerathen. Allein ſey es nun, daß Verwandtſchaft der Grundſätze dieſe beyden Regierungen zu einander zog, oder daß es in der Denkart eines Deſpoten liegt, ſich gern die Abhängigkeit von einem mächtigeren gefallen zu laſſen, wenn ihm nur die eigne willkührliche Gewalt über ſeine Unterthanen unangetaſtet bleibt; Dänemark hat niemals den ernſten Willen gezeigt, ſich dieſer Abhängigkeit zu entreißen; es hat die günſtigſten Gelegenheiten hiezu in den Jahren 1807 und 1809, endlich im Herbſt 1812 vorbeygehen laſſen, ohne irgend etwas zu thun. Und doch konnte der König von Dänemark mit geringerer Gefahr, als die meiſten Fürſten Europa's, einen ſolchen Entſchluß faſſen, weil ein großer Theil ſeiner Staaten durch das Meer für die Continentalmacht Frankreichs unzugänglich gemacht wird.

Das wieder auflebende, nach ſeiner Wiedergeburt ringende Deutſchland, hat noch eine beſondere Forderung an die däniſche Monarchie zu machen, die auf den unwiderleglichſten Rechtsgründen beruht. Dieſe Forderung betrifft das Herzogthum Holſtein. Holſtein iſt ein deutſches Fürſtenthum, welches die Herzoge, die zufällig zugleich Könige von Dänemark waren, von jeher von Kaiſer und Reich zu Lehn trugen, und in deſſen vollſtandigen Beſitz ſie erſt im Jahre 1773 durch Abtretung der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt an die Holſtein-Gottorpiſche Linie gekommen ſind. Als nach dem Presburger Frieden die deutſche Verfaſſung durch eine Reihe von Gewaltthätigkeiten aufgelöſt ward, ſo waren hiemit freylich die Verbindlichkeiten, welche der König von Dänemark, als Mitglied des deutſchen Reichskörpers, zuvor hatte, für den Augenblick aufgehoben. Allein dieß veränderte nicht das mindeſte in ſeinem Verhältniß zu ſeinen holſteiniſchen Unterthanen. Demungeachtet vernichtete der König durch einen bloßen Machtſpruch die alte ſtändiſche Verfaſſung, hob alle beſtehenden und durch feyerliche Verträge zwiſchen den Landesherren und den Ständen bekräftigten Rechte und Privilegien auf, einverleibte Holſtein der däniſchen Monarchie als einen integrirenden

Theil derſelben, und unterwarf es dem in ſeinen übrigen Staaten geltenden Königsgeſetze. Dieß Verfahren wäre, ſo lange noch ein europäiſches Völkerrecht galt, nicht einmal gegen eine eroberte Provinz erlaubt geweſen; denn der Landesherr, der eine Provinz abtritt, kann dem neuen Beſitzer keine Rechte übertragen, die er nicht ſelbſt hatte. Wie viel weniger kann dieß gegen eine angeerbte Provinz erlaubt ſeyn? Die Erblichkeit der Fürſtengewalt beruht nicht auf einſeitigen Rechten eines Geſchlechtes ohne Verbindlichkeiten, ſondern auf einem gegenſeitigen Grundvertrage zwiſchen dem Fürſten und dem Volke. Man muß auf dem däniſchen Throne oder im Serail zu Conſtantinopel zum künftigen Sultan erzogen ſeyn, um ſich einzubilden, man könne überall ſeine despotiſche Willkühr über den Trümmern aller beſtehenden Geſetze erheben. Denn das ſogenannte Königsgeſetz ſanctionirt eben den Willen des Monarchen, als das einzige Grundgeſetz. Eine ſolche Regierungsform war niemals empfehlungswerth, aber ſie ſteht vollends in dem auffallendſten Mißverhältniß mit den Einſichten unſers Zeitalters, wo alle gebildeten Völker nach einer wohlgeordneten National-Repräſentation ſtreben. Wenn die Dänen, in der Kindheit aller politiſchen Begriffe, ſich den gänzlichen

Mangel einer Verfaſſung ſeit anderthalb Jahrhunderten haben gefallen laſſen: was ging dieß die Holſteiner an, die nicht das Unglück hatten, unter dem Königsgeſetz geboren zu ſeyn? Ich habe in däniſchen Schriftſtellern geleſen, jene Maaßregeln ſeyen genommen worden, um Holſtein dem rheiniſchen Bunde zu entziehen. Was iſt denn den Bewohnern der rheinbündiſchen Staaten ſchlimmeres begegnet, als daß ihre Fürſten, da Napoleon ſie für ſouverän (unabhängig vom Reichsverbande) erklärte, ſich ſelbſt zu unumſchränkten Herren ihrer Unterthanen aufwarfen, und daß ſie ihre Truppen zu Napoleons Eroberungskriegen herleihen mußten? Würde ſich Napoleon durch die Einverleibung Holſteins in die däniſche Monarchie haben abhalten laſſen, wenn es ihm ſonſt beliebt hätte, ein Contingent zu fordern? Waren nicht ſchon zu Anfange des Krieges mit Rußland 15,000 Mann holſteiniſcher Truppen durch eine geheime Uebereinkunft des General Cara St. Cyr zu beliebigem Gebrauche überlaſſen? Und hat nicht Holſtein durch die Beſitznahme Hamburgs ſo gut wie ein rheinbündiſcher Staat ſein Contingent zur Unterdrückung Deutſchlands geliefert?

Daß Holſtein, nachdem es des Rechtes ſich ſelbſt zu beſteuern beraubt worden, mit unerſchwinglichen

Auflagen überhäuft, daß die Bank von Altona, ein wahres Privateigenthum, weggeführt, in den königlichen Schatz gezogen und zu Rüſtungen gegen Schweden und jetzt gegen Deutſchland aufgewandt, daß endlich durch den gezwungenen Cours eines werthloſen Papiergeldes in Holſtein der Wohlſtand dieſes Landes von dem Abgrunde der däniſchen Finanzverwirrung verſchlungen worden iſt, dieß wollen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Sogar die deutſche Sprache ſucht man in Holſtein und Schleswig auf alle Weiſe zu verdrängen, gerade wie es Napoleon in den ſeinem Reiche einverleibten fremden Provinzen macht. Die entſchiedene Abneigung, welche die Regierung gegen alles Deutſche kund giebt, iſt allgemeiner Ton geworden; man ſieht in Copenhagen mit Verachtung auf die Holſteiner herab, wiewohl die verdienteſten und gelehrteſten Staatsmänner Dänemarks aus den deutſchen Provinzen gebürtig waren.

Wir ſchmeicheln uns nicht, durch alles obige die Dänen über ihre wahre Lage und über die Rolle, die man ſie vor Europa's Augen ſpielen läßt, aufgeklärt zu haben; bey Nationen von ſo geringem Umfange ſind die Nationalvorurtheile meiſtens ungemein ſtark. Am wenigſten findet die ſtrenge Wahrheit

Gewährſt du gütig, da die Zeit gekommen.
O ſüße Wiege! kleiner Nachen du,
Worin ich, auf des Lebens wüſten Meeren
Bewußtlos ausgeſetzt, umhergeſchwankt,
Wie einer, der vom Schiffbruch kaum ſich rettet!
Seh' ich dich wieder? biſt du's wahrhaft auch?
Ich grüße dich mit liebevollen Augen,
Die über dir von milder Ahndung thau'n:
Denn Bürge biſt du mir und Pfand, daß ich
Nun meine Mutter bald umarmen werde.
Ich muß den Deckel heben, um von innen
Dich zu betrachten. Sieh, da ſind die Windeln,

Er kniet hinter den Korb, und nimmt die beſchriebnen Sachen heraus.

Die meine ſchwachen Glieder erſt umhüllt.
So zart von weiblich kluger Hand geſtickt!
Ein Zeichen, daß, die mich gebar, die Müh'
Nicht ſchonte, mich zu pflegen, wenn ſie nur gedurft.
Ihr ſeid mir theurer, kindiſche Gewänder,
Als golddurchwirkter Purpur, den fortan
Ich als der Sohn des Herrſchers tragen ſoll.
Was find' ich hier? Geſchmeide, Perlen, Spangen,
Wie königliche Jungfrau'n ſie beſitzen.
So reich war ſie, und doch ſo unbeglückt,
Gezwungen ihren Erſtling auszuſtoßen!
Da hier ein Oelzweig; wie? was deutet der
Wohl anders als die Herkunft aus Athen,
Der ölbekränzten Stadt der hohen Pallas?
Und friſch noch, nach ſo viel verfloßnen Jahren?
Von welchem Wunderbaum ward er gepflückt?
Zwei goldne Schlangen endlich hier, beweglich

bey den Regierungen Eingang, und wer die Lehren des Jahres 1807 ſchon vergeſſen hat (dieſes Jahres, welches die däniſche Monarchie nur durch die unvorſichtige Mäßigung ſeiner Feinde überlebt hat) dem dürfte man vergeblich die Ereigniſſe ins Gedächtniß zurückrufen, welche dem Frieden von Roſchild vorangingen.

Dieſe Schrift iſt für Deutſche überhaupt beſtimmt, und an unſere deutſchen Landsleute in Holſtein insbeſondere gerichtet. Wollen ſie fernerhin Deutſche bleiben, oder Dänen werden? Wollen ſie auf immer jenes große und herrliche Vaterland abſchwören, dem ſie ſeit tauſend Jahren angehörten? Wollen ſie lieber als Mitglieder des allgemeinen germaniſchen Staatenvereins unter der verbeſſerten Reichsverfaſſung leben, oder unter der Lex regia, dem dürreſten Buchſtaben des Despotismus? Sollen die holſteiniſchen Krieger das Blut der wackern Deutſchen vergießen, welche für die Befreyung ihres Vaterlandes aufſtehn? und regt ſich in ihren Herzen nichts für die gerechte und heilige Sache ihrer unterdrückten Brüder? Der jetzige Augenblick muß über dieß alles entſcheiden. Wir ſind weit entfernt, die Bewohner Holſteins zu irgend etwas aufzumahnen, das dem Grundvertrage zwiſchen dem Landesherrn und dem Volke zuwiderliefe. Aber dazu iſt ihre Ritterſchaft vollkommen befugt, ſich zu vereinigen und von dem Herzoge von Holſtein, der auch König von Dänemark iſt, ihre von ſeinen Vorfahren und ihm ſelbſt oft anerkannten Rechte ehrerbietig aber feſt zurückzufordern, vor allem das Recht, Deutſche zu ſeyn, und nicht als unterjochte Provinz einer ihnen fremden uneingeſchränkten Monarchie behandelt zu werden.

[illegible] 39 $\frac{K}{1}$

CONSIDERATIONS

SUR

LA POLITIQUE DU GOUVERNEMENT DANOIS.

PAR

A. W. S.

1 8 1 3.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Il y a des crimes en politique qui portent une empreinte de grandeur. Lorsqu'une tyrannie arbitraire, ne reconnaissant point d'autre loi que ses caprices, foulant aux pieds les droits les plus sacrés, se jouant perfidement de ses engagemens, regardant avec indifférence son oeuvre de dévastation, assure le succès de ses desseins profondément conçus et poursuivis avec persévérance, par une exécution hardie, prudente et énergique: alors on n'est pas seulement saisi d'effroi, mais d'étonnement et presque d'admiration, en voyant les moyens et les facultés extraordinaires dont dispose une volonté aussi décidée pour le mal. Il serait superflu de citer des exemples: notre siècle en abonde.

D'autres actions politiques, en même temps qu'elles excitent l'indignation, inspirent de la mésestime pour le gouvernement qui en a été capable. Telle est l'impression que nous éprouvons, lorsqu'une conduite contraire à tous les principes, trahit en même temps l'inconséquence, l'ineptie et un mélange de petitesses et de motifs ignobles.

Parmi les actions de cette espèce l'occupation des villes anséatiques Hambourg et Lubeck, par des troupes danoises sous un commandant français et au nom de Napoléon, mérite une place signalée.

La voix publique a déjà jugé ce coup odieux, aussi lâche que perfide. Le gouvernement danois lui-même n'osera pas le donner pour un fait d'armes glorieux. Rarement on a fait autant de mal en déployant aussi peu de courage et d'art militaire. Ceux qui furent forcés d'exécuter cet ordre, en ont été pénétrés de honte. Des témoins dignes de foi nous ont assuré que les troupes danoises (ou plutôt holsteinoises, et par conséquent allemandes) étaient dans la persuasion qu'on les faisait marcher de nouveau au secours d'Hambourg. Lorsqu'après avoir rempli une vocation tout opposée, ils furent congédiés par les Français et renvoyés dans leurs frontières, ces braves soldats se mirent dans une telle fureur sur le rôle infâme qu'on leur avait fait jouer, que leurs officiers furent forcés de se réunir et de se sauver dans leurs demeures.

Pour juger avec justesse ce procédé de la cour de Copenhague, il nous faudra examiner les relations du Danemarc avec Napoléon, avec l'Angleterre et avec les autres puissances alliées.

Depuis près de six ans le Danemarc se trouvait engagé dans une vraie alliance défensive et offensive avec la France. Immédiatement après l'entreprise des Anglais sur la Seelande le gouvernement danois laissa entrer sur son territoire un corps de troupes étrangères aux ordres de la France: ces troupes étaient destinées à une agression, que la barrière insurmontable de la mer et la défection des Espagnols fit échouer. La guerre que le Danemarc déclara à la Suède le 29 Février 1808 sans motifs et même sans prétexte d'un droit quelconque, fut faite à l'instigation et l'on peut dire par ordre de Napoléon. Le Danemarc, par le désordre de ses finances, la perte de sa marine et la nécessité où il se trouvait de garder ses côtes contre des descentes, n'était devenu qu'un allié impuissant et peu utile pour la France. Cependant il fit constamment tout le mal qu'il pouvait faire, non seulement à l'Angleterre, mais à toutes les autres puissances maritimes encore indépendantes, en recevant dans ses ports les corsaires français et en exerçant lui-même la piraterie. Le Danemarc s'était toujours érigé en champion de la navigation des neutres la plus illimitée, aussi long-temps que son profit y était attaché; ensuite il viola les droits les plus incontestables de la neutralité maritime en faveur de ses armateurs. Sous prétexte de maintenir le système continental, il s'enrichit, ou du moins il diminua les pertes que devait lui causer la stagnation de son commerce.

En 1809, pendant l'été, des troupes danoises s'avancèrent sur le territoire allemand pour y attaquer Schill, et plus tard le Duc de Brunsvic. Cette invasion ne saurait être justifiée par l'alliance défensive et offensive entre le Danemarc et la France, dont elle fournit une nouvelle preuve.

Lorsque depuis l'automne de l'année passée en Russie le sort des armes se déclara

Geringelt, gleich als wenn ſie Leben hätten;
Was muß ich denken, und wie löſ't ſich dieß?
Hört' ich nicht erſt, im Erechthiden-Stamm
Sei's Sitte, die den Kindern beizulegen?
Ich ſtaun' und ſtaun' und kann es nicht enträthſeln.

Kreuſa, die gegen das Ende der vorigen Rede aufmerkſam geworden iſt, ſich entſchleiert und aufgerichtet hat, ſtürzt ſich vom Altar herunter in Jons Arme.

Mein Sohn! mein Sohn!

Jon.

Wie iſt mir? du, Kreuſa!

Kreuſa.

Sieh' deine Mutter, Jon.

Jon.

Ja, du biſt's.

Kreuſa.

Mein und Apollo's Sohn!

Jon.

O hohes Wunder!

Kreuſa.

O Wonn' und Jubel!

Jon.

Freudenreiches Licht!

Kreuſa.

Ich halte dich, du lebſt.

Jon.

Fand ich dich wirklich?

Kreuſa.

Dir wollt' ich einen Todesbecher reichen!

Jon.

Nach dieſem Buſen hat mein Pfeil gezielt!

contre Napoléon, le Danemarc s'empressa de faire des propositions de paix à l'Angleterre, mais il évita de former une liaison plus étroite avec les puissances alliées, et il semblait vouloir rester neutre dans la suite de la guerre entre elle et la France.

En suivant de près la marche de ces négociations, l'on ne saurait douter que toutes les démarches n'ayent été concertées entre la cour de Copenhague et l'ambassadeur Français auprès d'elle, et qu'elle n'ait visé à autre chose qu'à gagner du temps, peut-être à désunir les alliés, ou du moins à les endormir par une apparence de dispositions pacifiques, afin qu'ils ne prissent pas des mesures décisives pour mettre le Danemarc hors d'état de leur nuire à l'avenir, ou pour forcer son accession à la cause commune de l'Europe.

Quoique les négociations avec l'Angleterre fussent notoires, Napoléon déclara dans un discours public, qu'il était parfaitement satisfait de la conduite de son allié, le Roi de Danemarc; ce témoignage devait rendre d'autant plus suspecte la sincérité de ces ouvertures pacifiques.

Le Danemarc avait commis tant de violences contre la navigation suédoise, en général il avait trahi à chaque occasion des intentions si hostiles, qu'on doit l'attribuer uniquement à la modération de la Suède, si la guerre n'avait pas éclaté depuis longtemps entre les deux états. Par reconnaissance pour les services importans que la Suède avait rendus, l'été passé, en cimentant la coalition, le ministère anglais refusa absolument de conclure avec le Danemarc une paix séparée, sans avoir égard aux prétentions et aux demandes de la Suède. Malgré les assurances réitérées que la cour de Copenhague avait reçues là-dessus, elle envoya dernièrement (le 24 Avril) le Comte de Bernstorf en Angleterre, pour offrir la paix, mais sous des conditions si exagérées et si ridicules, qu'aucun homme d'état, ni même aucun homme dans son bon sens, ne pouvait assurément s'imaginer qu'elles seraient acceptées. Quel était donc le but de cette mission? Encore de gagner du temps, et si l'Angleterre avait eu l'air d'entrer dans ces propositions, de faire naître un sujet de méfiance et de refroidissement entre les cours suédoise et britannique.

A la suite de ces prétentions absurdes le négociateur danois mit en avant l'offre de sa cour de coopérer contre Napoléon, *moyennant des subsides*: mais cette coopération devait se borner à l'entretien d'une garnison dans les villes anseatiques Hambourg et Lubeck.

L'alliance défensive et offensive entre la France et le Danemarc, que nous venons de prouver, existait-elle encore lors de l'envoi du Comte de Bernstorf, ou sa cour y avait-elle déjà renoncé par une déclaration franche et formelle? Dans le premier cas le gouvernement britannique aussi bien que l'Empereur Napoléon sauront apprécier une alliance offerte en même temps à droite et à gauche. Dans la seconde supposition, il est clair que le Danemarc, sans avoir aucun engagement envers la France, a commencé le premier et de son propre chef les hostilités contre toutes les puissances alliées, et que par conséquent il ne doit plus s'attendre à aucun ménagement de leur part. L'occupation d'Hambourg par les troupes danoises eut lieu immédiatement après le retour du Comte de Bernstorf, avant que le Danemarc eût pu former de nouveaux engagemens avec la France. C'était le président Kaas, envoyé par la cour de Copenhague au quartier-général de Napoléon, qui à son passage se concerta avec les commandans françois à Hambourg, tandis qu'il faisait dire aux généraux russe et suédois à Hambourg, que sa cour était prête à fournir contre Napoléon un corps auxiliaire de 25,000 hommes. L'occupation d'Hambourg se fit au même instant que l'arrivée des plénipotentiaires du premier rang de la part de la Suède, de la Russie et de l'Angleterre dans la baye de Kiöge, prouvait au monde entier, que ces puissances ne demandaient pas mieux que de composer à l'amiable tous les différens avec le Danemarc, quoique l'Angleterre n'eût pas jugé à propos de se laisser prescrire les conditions de paix les plus extravagantes, sans consulter les intérêts de ses alliés.

On peut dire avec une exacte vérité, que le Danemarc n'a fourni pour l'occupation d'Hambourg d'autre arme que celle de son astuce. Il n'avait prêté aucun secours aux Français dans l'entreprise difficile et longtemps contestée de s'emparer des îles situées en avant de la ville et du passage de l'Elbe. Ce n'est qu'après que la faible garnison d'Hambourg eût cédé de ce côté-là à des forces supérieures, que le Danemarc se mit en avant. La défense d'Hambourg n'était pas calculée pour la frontière danoise réputée neutre, ni ne pouvait l'être. Aussitôt que les trompeuses assurances d'amitié de la part du Danemarc firent place à la violence ouverte, la garnison des alliés dut évacuer Hambourg, pour ne pas être prise entre deux feux et entièrement coupée.

L'offre du Danemarc de tenir garnison dans les deux villes anséatiques, ne pouvait guère servir de preuve à l'Angleterre de sa volonté sincère de faire tout de bon cause commune avec les alliés. Par l'occupation de ces villes, le Danemarc se serait ménagé des droits à la protection et à la reconnaissance des alliés, sans quitter le repos de la neutralité. Hambourg et Lubeck touchent à la frontière danoise, ce ne sont pas des points militaires, et probablement cette grande guerre se décidera sur une scène bien éloignée de là. Si l'Angleterre avait accueilli cette proposition, selon toute apparence les troupes auxiliaires danoises auraient pu manger leurs subsides en pleine tranquillité. En combinant toutes ces circonstances, on conviendra que le ministère anglais n'aurait pas été à blâmer, s'il avait conçu le soupçon que cette démarche aussi était concertée avec le gouvernement français, et qu'on ne visait qu'à mettre le Danemarc à l'abri d'une attaque de la part des alliés sous l'apparence de sa coopération, et à lui confier la garde des villes anséatiques aussi long-temps que les alliés seraient maîtres des côtes de la Baltique jusqu'à l'Elbe.

Il était fâcheux, il faut l'avouer, que l'Angleterre n'avait pas voulu conclure la paix en accordant les propositions les plus extravagantes; d'ailleurs la cour de Copenhague au fond était mal disposée pour les puissances alliées, et nommément pour la Suède. Cependant ce mécontentement ne suffit pas pour expliquer une résolution aussi violente que l'était celle de chasser les alliés d'Hambourg, et de commencer par-là une guerre d'agression non seulement contre la Suède, mais aussi contre la Russie, la Prusse, le Roi d'Angleterre comme électeur d'Hanovre, et les autres princes Allemands qui sont déjà entrés, ou qui pourront entrer par la suite dans la coalition. Ce serait en vain de chercher dans la conduite d'un tel gouvernement un principe quelconque, une règle de sa politique. L'on remarque au contraire dans ses mesures, des vacillations continuelles, des hautes et des basses marées conformément à la moindre vicissitude dans les événemens. Si l'été passé le Danemarc n'a point fourni de contingent pour cette guerre contre la Russie, il faut sans aucun doute l'attribuer à l'attitude que la Suède avait prise. Lorsque la grande armée de Napoléon et de ses alliés eut été anéantie dans une retraite désastreuse, l'alliance de la cour de Copenhague avec la France semblait être au moment d'expirer; elle brigua l'amitié de la Russie, et rechercha la paix avec l'Angleterre. Au commencement du printemps l'on s'aperçut que cette campagne d'hiver depuis les plaines de Moscou jusqu'aux rives de l'Oder avait considérablement affaibli l'armée russe. On haussa ses prétentions, on voulut vendre fort cher la paix au ministère anglais. Lorsque le négociateur danois fut revenu de Londres sans avoir rien obtenu, l'armée combinée des Russes et des Prussiens après les batailles de Pegau et de Bautzen était en retraite vers la Silésie. C'était le moment de tomber sur les villes anséatiques, et de braver par là toute la coalition.

La conduite des autorités danoises envers la ville d'Hambourg elle-même nous montre des contradictions encore plus frappantes. Le 24 Février il y eut des mouvemens populaires, on rendit aux douaniers français les mauvais traitemens qu'ils avaient depuis long-temps fait endurer au peuple. A la première réquisition des autorités françaises, des troupes danoises marchèrent pour les maintenir et pour étouffer le soulèvement. Le 18 Mars un commandant russe prit possession d'Hambourg, et au nom de son souverain déclara ville libre et anséatique cette même ville que le Danemarc venait de traiter comme une commune rebelle de l'Empire français. Les troupes russes furent comblées de la part des Danois de témoignages d'amitié et d'assurances de la plus stricte neutralité. Lorsque Hambourg fut menacé, quelques détachemens danois y entrèrent, et prirent une part active, quoique peu signifiante, à la défense de cette place contre les Français. En effet, les commandans danois après-coup ont été désavoués par leur gouvernement: mais peut-on se persuader qu'un employé civil ou militaire aurait pris sur lui de faire une démarche aussi importante sans y être dûment autorisé? Enfin le 30 Mai cette alliance défensive et offensive avec la France, que l'on avait reniée depuis plusieurs mois, reparut de nouveau. Hambourg et Lubeck, aux yeux du Danemarc, de villes anséatiques étaient redevenues des communes françaises rebelles; et le gouvernement danois ne crut pas qu'il fût au-dessous de sa dignité de se charger de la fonction d'un sergent, et de livrer ces républiques sans défense à leurs oppresseurs pour leur infliger les châtimens les plus cruels.

Mais quand bien même le Danemarc, irrité par je ne sais quelles offenses, aurait absolument voulu se mettre en état d'hostilité contre toutes les puissances alliées sans déclaration préalable, et pour ainsi dire jeter son gant à la face de l'Europe encore indépendante; pourquoi fallait-il le faire précisément aux dépens de deux voisins innocens, pacifiques envers le Danemarc et envers tout le monde, et qui ne combattaient que pour le rétablissement de leur indépendance politique que la France leur avait ravie injustement? Si un homme d'état danois répondait à cela, que Lubeck et Hambourg sont des parties intégrantes de l'Empire français, nous soutiendrions hardiment que ces villes sont de vraies républiques, d'aussi bon droit que le Danemarc jusqu'à ce jour une monarchie souveraine. Ces villes libres impériales et anséatiques reconnaissent la suzeraineté de l'Empire et de l'Empereur: mais leur qualité de membres de la grande Confédération Germanique ne nuisait pas à leur indépendance intérieure; au contraire, elle leur servait de garantie. Même après que la constitution germanique eût été renversée, et qu'en Allemagne le droit national eût cédé (pour peu de temps, à ce que nous espérons) à la force étrangère, Napoléon lui-même a plusieurs fois reconnu les villes anséatiques comme des états libres. Lorsque la Prusse, engagée par la France, voulut former une ligue dans le nord de l'Allemagne à l'instar de la Confédération rhénane, Napoléon en excepta expressément les villes anséatiques, par la raison que cette relation n'était pas compatible avec l'indépendance indispensable à des états commerciaux. Il est connu d'ailleurs, que ces républiques ont payé souvent fort cher la protection précaire de la France à laquelle elles étaient réduites. Est-ce que tous leurs droits sont devenus nuls, parce qu'il a plu au dominateur de la France de les incorporer à son Empire par un simple décret, de même qu'une foule d'autres états sur lesquels il avait tout aussi peu de prétentions à former que sur les villes anséatiques? Une prescription pour la perte d'un bien aussi précieux n'a pas encore pu avoir lieu depuis deux ans et demi; d'ailleurs les habitans d'Hambourg et de Lubeck, à la première occasion qui s'est présentée, ont protesté par le fait de la manière la plus énergique contre l'oppression qu'ils avaient éprouvée. Voilà précisément le sujet de ce grand débat; voilà pourquoi depuis huit ans des guerres toujours plus sanglantes et plus funestes dévastent le continent de l'Europe. Il s'agit de décider s'il doit être permis ou

Kreuſa.
Kannſt du mir je verzeihn?
Jon.
Ach ſüße Mutter!
Kreuſa.
Faſt nahm ich dir zum zweiten Mal das Leben.
Jon.
Du gabſt es mir, und, was ich bin, iſt dein.
Kreuſa.
Nun quillt die Lieb' in ungehemmten Strömen.
Jon.
Und hat des Zornes Gluten längſt gelöſcht.
Kreuſa.
Entzücken, unausſprechliches Entzücken!
Wie Lüfte der glückſel'gen Inſeln haucht es
Um meine Bruſt, und hebt, und wiegt mich fort
In taumelnder Bezaub'rung aller Sinne.
Bin ich es noch? Die ſchwer verworr'nen Träume
Sind wie im Lethe weggeſpült, vergeßen
Iſt alles ſonſt, nur Eines halt' ich feſt:
Daß du mein Sohn, Apoll dein Vater iſt.
Jon.
Die ſo ſich freut, muß meine Mutter ſein.
Ich glaub' auch, ja ich glaube ſtolz und kühn
Mich aus des Welterleuchters Lieb' entſproßen,
Zu dem ſtets kindlich mein Gemüth ſich wandte,
Die Wolken durch, dem blauen Aether zu.
Doch wie es zugieng, kann ich noch nicht faßen.
Haſt du von einer Freundin nicht erzählt,
Die aus Apollos heimlicher Umarmung
Ein Kind empfangen, und es ausgeſetzt?

non à un puissant despote, de transformer les états, de les morceler, de les distribuer selon ses caprices, et de les anéantir enfin les uns après les autres, en les assujétissant à sa domination arbitraire. Il s'agit de rétablir le droit des gens européen et un équilibre politique qui puisse assurer le repos du monde civilisé. C'était-là le grand avantage du système connu sous le nom de l'équilibre, et qu'on appellerait avec plus de justesse celui des contre-poids, que des projets extravagans de conquêtes ne pussent pas à chaque instant bouleverser les rapports des états et menacer leur existence, et que toute prépondérance dangereuse provoquât tout de suite une réaction capable d'en arrêter les progrès. C'est par l'effet de ce système, ,que des états faibles ont pu subsister en sécurité pendant des siècles à côté des voisins les plus puissans. Si le gouvernement danois reconnait le droit public de Napoléon, comme la violence commise envers les villes anséatiques le prouve incontestablement, nous l'invitons à considérer l'instabilité de toutes les choses humaines, et l'application trop facile de ce droit public au Danemarc lui-même. La Hollande était plus puissante et plus riche que le Danemarc; considérée dans les quatre parties du monde, c'était une des républiques les plus estimables. Cependant, pour le moment, son nom même a disparu sur les cartes géographiques; cet abime volcanique, d'où sortent les éruptions et les tremblemens de terre qui depuis vingt ans ont bouleversé l'Europe, a englouti la Hollande comme tant d'autres états monarchiques et républicains: le despotisme a achevé ce qui avait été commencé au nom d'une liberté trompeuse. Si dans ce moment les voeux et les espérances de toutes les âmes généreuses pour la liberté de l'Allemagne et de l'Europe venaient à être frustrés de nouveau, si les alliés étaient forcés à conclure une paix désavantageuse; si ensuite le protecteur chéri du Danemarc, le grand Napoléon, jugeait à-propos d'incorporer cette monarchie à son empire, en entier ou du moins aussi loin que la mer n'y met point d'obstacle: quel état, nous le demandons, se leverait pour sauver le Danemarc? Quelle nation risquerait pour lui son bien et son sang dans le combat le plus dangereux? Quel ami dans toute l'Europe le Danemarc s'est-il acquis par la politique qu'il a suivie jusqu'ici? Pas un seul, on peut l'assurer hardiment. La chûte de cette monarchie n'exciterait aucun intérêt; on dirait généralement: elle s'est préparé son sort à elle-même.

Depuis près de six ans le Danemarc, sous le nom d'allié, se trouvait dans une dépendance complète de la France. L'incorporation des provinces allemandes depuis l'Ems jusqu'à la Trave dans l'Empire français, resserra ces liens encore davantage. La communication des états danois avec le continent fut coupée par là, tandis que la guerre avec l'Angleterre, suite nécessaire de l'adhésion au système français, fermait la mer aux Danois. Avant le commencement de ce printemps les progrès des armes de la Russie et de ses alliés avaient tiré le Danemarc de cette situation précaire. Il aurait dû saisir ce bienfait avec le plus grand empressement, et se lier à la Coalition à tout prix et de bonne-foi. En tergiversant, en ne voulant céder sur aucun point, il a risqué toute son existence future, soit que Napoléon ou que les alliés ayent le dessus.

Jadis, lorsque la Ligue anséatique formait une puissance maritime, elle avait souvent fait la guerre et s'était rendue formidable aux Danois. Mais dans les temps modernes les trois villes qui seules portaient encore le nom de cette ligue antique, avaient toujours entretenu une relation de bon voisinage avec le Danemarc, elles s'étaient soustraites avec prudence aux tentatives de cette puissance de les réduire sous sa domination. Pendant les derniers événemens, Hambourg et Lubeck semblent avoir offensé le Danemarc par un seul point de leur conduite. La cour de Copenhague déclara dernièrement (le 24 Avril), qu'elle ne voulait céder aucune de ses possessions héréditaires moyennant des indemnités, mais qu'en revanche elle ne voulait pas non plus acquérir de nouvelles provinces, „à „moins que les habitans ne demandassent „eux-mêmes spontanément la protection de „Sa Majesté.“ C'était une indication bien claire pour les citoyens d'Hambourg et de Lubeck. Quels autres que des états aussi faibles et aussi voisins pourraient se trouver engagés à acheter la protection peu puissante du Danemarc par leur réunion à une monarchie illimitée? L'offre que la cour de Copenhague fit à l'Angleterre de se charger de la garnison de ces villes anséatiques en vertu d'un traité d'alliance, semblait tendre au même but. Ce que l'on aurait protégé pendant la guerre, on le garderait à la paix générale. Les villes d'Hambourg et de Lubeck se sont attiré les traitemens les plus hostiles de la part du gouvernement danois, en s'obstinant à ne pas vouloir comprendre ces invitations. Observons cependant pour leur justification, que ni les états commerciaux qui s'intéressent à leur prospérité, ni ces villes elles-mêmes n'y auraient gagné beaucoup, si elles avaient passé de la domination française sous celle du Danemarc. Leur importance dans le monde commercial repose sur leur liberté. Le gouvernement danois dans ses principes est aussi absolu que celui de France, quoiqu'il soit peut-être moins dur dans l'exécution *); mais dans l'Empire français il circule du moins de l'argent comptant. Les habitans d'Hambourg et de Lubeck ont vu tout dernièrement par un seul décret danois concernant les finances, le Holstein inondé d'un papier-monnaie sans valeur, ils ont vu l'aisance de cette riche province détruite ainsi dans un instant.

Nous nous bornerons à citer quelques faits pour mettre dans son vrai jour la déclaration de la cour de Copenhague, que son intention est nullement de faire de nouvelles acquisitions.

---

*) Il y a cependant des exceptions à cela. Depuis la guerre avec l'Angleterre, on a établi en Danemarc la peine de mort pour une simple correspondance de commerce avec des sujets britanniques.

En 1801, lorsque la Prusse occupa l'électorat d'Hanovre, le gouvernement danois fit entrer des troupes dans le duché de Lauenbourg, pour s'emparer de cette partie des états allemands de la maison royale d'Angleterre, située au nord de l'Elbe. En même temps il fit occuper Hambourg et Lubeck d'une manière très-impérieuse et très-violente, et des écrivains qui semblaient connaître les intentions du gouvernement danois, conseillaient à ces villes de se jeter entièrement entre ses bras. La mort de l'Empereur Paul, qui avait engagé le Danemarc à la démarche imprudente de vouloir renouveler la neutralité armée par mer contre l'Angleterre et la journée de Nelson devant Copenhague, mirent rapidement un terme à cette entreprise.

En 1809, lors de la conclusion de la paix entre la Suède, la France et la Russie, le Danemarc tâcha de faire valoir auprès des deux dernières cours les services qu'il avait rendus par sa guerre injuste contre la Suède; il demanda d'être récompensé par la cession des provinces méridionales de la Suède, stipulée en sa faveur. Ces efforts n'aboutirent à rien: la cour de Copenhague fut renvoyée à l'avenir avec de vaines promesses, comme il arrive d'ordinaire aux alliés de Napoléon.

Au commencement de la guerre actuelle entre la France et la Russie, le gouvernement danois fit occuper l'évêché de Lubeck appartenant au duc d'Oldenbourg, sous prétexte d'assurer la pension du duc de Holstein-Ploen, laquelle n'est en aucune façon assignée sur les revenus de ce pays. On mit aussi le séquestre sur les possessions particulières du duc d'Oldenbourg situées dans le Holstein: A l'approche de troupes russes, on renonça à cette occupation.

Ajoutons à cela que l'envoyé danois à la diète d'Oerebro en 1810 brigua les suffrages de la manière la plus marquante, afin de faire élire son maître successeur au trône de Suède. Tout ce que nous venons de citer, prouve suffisamment que le Danemarc n'est pas plus exempt que d'autres états, de la faiblesse humaine de chercher son agrandissement par toute espèce de moyens.

Mais le Danemarc se plaint de ce que les alliés, en particulier la Suède, lui ont fait la demande injuste de céder une partie de ses possessions, en les échangeant contre des indemnités encore incertaines. Nous n'entrerons pas dans cette question. Il est sûr du moins, que jusqu'ici on n'a pas employé la force, la chose a été tentée uniquement par des négociations. Car il va sans dire que l'Angleterre continue sa guerre contre le Danemarc, jusqu'à ce qu'elle en obtienne des conditions de paix satisfaisantes. Pendant tout l'hiver il n'a pas été bien clair si le Danemarc était encore l'allié de Napoléon ou non. Dans la première supposition, les coalisés avaient bien raison de tâcher d'affaiblir cette puissance par des négociations, des menaces, ou de quelle manière que ce fût. Si le Danemarc au contraire avait renoncé à son alliance avec la France, il devait déclarer sa neutralité d'une manière non équivoque, et s'y conformer strictement. Il pouvait dire: „Dans „la guerre actuelle nous ne nous rangeons „ni d'un côté, ni de l'autre; mais nous vou„lons maintenir nos anciennes possessions, „et qui que ce soit qui le premier violera „notre territoire, nous repousserons son „agression.“ Le Danemarc s'est entièrement écarté de ce point de défense par l'oppression d'Hambourg et de Lubeck. Quelles qu'ayent été les démarches précédentes des cabinets, à présent le Danemarc est l'agresseur vis-à-vis de la coalition.

On pourrait facilement prouver par l'histoire des vingt dernières années, que le Danemarc a toujours maintenu sa neutralité mal-à-propos et pour le désavantage de l'Europe, et qu'il l'a toujours quittée de même. La neutralité en général est louable lorsque deux états à-peu-près également liés à un troisième, se trouvent par des droits litigieux engagés dans une guerre qui ne met pas en danger leur existence. Alors l'impartialité d'un tiers a l'avantage de pouvoir hâter la fin de la querelle, parce qu'il faut avoir été neutre pour s'offrir comme médiateur. Mais il en a été tout autrement, depuis que l'assiette paisible que l'Europe avait prise avant les dix dernières années du dix-huitième siècle, a fait place à une époque de bouleversemens et de révolutions violentes, telle que nous l'avons vue jusqu'aujourd'hui, sans en pouvoir découvrir le terme. Pendant une telle détresse universelle, la seule vraie politique pour les états puissans est de rassembler autour de soi les faibles en leur offrant une garantie; pour les états du second ou du troisième rang, tels que le Danemarc, de se fortifier par des alliances. Les neutres alors ressemblent à tel habitant d'une ville populeuse, qui au milieu d'un grand incendie ne voudrait absolument prêter aucun secours, mais se renfermer dans sa maison pour y exercer son métier ordinaire. Que devient le métier, que devient la maison elle-même, si toute la ville est consumée par les flammes?

Peu de temps après que la révolution de France eût éclaté, le plus grand écrivain politique de notre siècle, Burke annonça que l'Europe était menacée d'une nouvelle domination. Alors beaucoup de personnes traitèrent cette prédiction de chimère; mais les suites de la Révolution ont prouvé aux yeux les moins clairvoyans, qu'elle n'était que trop bien fondée. L'été passé encore, l'Europe semblait toucher au moment de voir se réaliser le plus affreux de tous les événemens pour le monde civilisé, la monarchie universelle. A peine elle commence à respirer. Les faiblesses et les erreurs de plusieurs gouvernemens, le manque de concorde, de persévérance et de coopération habile, enfin les vices internes des coalitions nous ont amené jusqu'à ce point critique. Cependant, hors le Danemarc, nous saurions à peine nommer un seul état dans l'Europe entière, quelque petit qu'il fût, qui n'eût pas, dans un temps ou autre, fait quelque effort pour opposer une digue à ce torrent qui renversait tous les traités existans, tous les principes du droit des gens. Le Danemarc depuis le commencement des guerres de la Révolution, depuis 1792 jus-

Kreuſa.
Die war ich ſelbſt, verſteckt mich dir verrathend,
Ich ſprach mit dir von dir, und wußt' es nicht.
Pythia.
Ich war dir unvermuthet nah, Kreuſa,
Als einſam du in ſchmerzlich Angedenken,
Und, wie verſchmäht, in Klagen dich ergoßeſt.
O hätteſt du dich früher einer Freundin
Vertrauen mögen, die bejahrt und ruhig
Gern ein geängſtet Herz der Laſt entledigt!
So hätteſt du in der Verblendung nicht
Die Nächſten dir entfremdet, und beinah
Um Ein Erröthen all dein Glück verſcherzt.
Kreuſa.
Dir unterwerf' ich willig meine Schuld:
Nicht bloß der Zukunft weiſe Deuterin,
Ich ſeh' in dir die hohe Schickſals-Göttin,
Die, was ſie prophezeiet, ſelbſt erfüllt.
Drum walte, Pythia, ferner über uns.
Pythia.
Sprich, denke von der Sterblichen mit Maß,
Die dadurch nur Unſterblichen ſich nähert,
Daß ſie in Demuth ganz dahin ſich giebt.
Ion.
Wie ich's betrachten mag und drüber ſinnen,
Stets mit der Freud' erneut das Wunder ſich.
Wie kam mit mir dieß Körbchen her nach Delphi,
Wenn du mich in Athen an's Licht gebarſt?
Gabſt du's vielleicht vertrauten Händen mit?
Kreuſa.
Ich bracht' es ſelber in die Grotte Pans,

qu'en 1807, ne calcula que les profits de son commerce sous le nom de la neutralité, et se montra sourd à toute autre considération. Le Danemarc avait-il totalement oublié qu'il est membre de la communauté européenne, et qu'il ne peut trouver la garantie de son existence que dans une constitution solide et légale de ce grand ensemble politique, en un mot dans le système de l'équilibre?

Le moment approchait enfin, il était à prévoir depuis long-temps, ce moment où le Danemarc ne pouvait plus maintenir sa neutralité, parce que le conflit des forces opposées devait avoir lieu dans une étendue toujours plus vaste. La puissance de la Prusse fut brisée par la guerre de 1806: Napoléon, devenu maître du Nord de l'Allemagne, touchait immédiatement au Danemarc; et il était décidé à employer ses forces navales, de gré ou de force, comme instrument contre l'Angleterre. Celle-ci, se trouvant de nouveau depuis la paix de Tilsit sans un seul allié en Europe, hors la Suède, prévint ce danger. On a prodigué des déclamations sans fin contre l'expédition anglaise en Seelande, d'autres écrivains politiques du premier rang ont justifié cette entreprise, non pas par des déclamations, mais par des argumens décisifs; nous ne reviendrons pas ici sur cette question. Nous observerons seulement que le ministère anglais d'alors commit une faute très-grave en ne pas gardant la Seelande déjà conquise. Il n'aurait pas été nécessaire de promettre l'évacuation de cette île par une capitulation, car la ville de Copenhague était réduite à un tel état qu'elle devait se rendre à discrétion. Les habitans de la Seelande s'en seraient fort bien trouvés: une administration régulière, l'argent comptant des troupes anglaises et la liberté du commerce, auraient non seulement conservé, mais augmenté leur aisance *). Probablement la monarchie danoise dès lors aurait atteint le terme de son existence; Napoléon se serait

---

*) Le peuple ne partageait aucunement l'animosité du gouvernement contre l'Angleterre: 1500 Danois prirent service dans la flotte anglaise. Un officier anglais, nommé Pasley, raconte que les paysans de la Seelande lui firent souvent cette question: „N'est-ce pas, nous allons devenir sujets „anglais maintenant?“ Ce même écrivain, dans son ouvrage *On the military policy of England*, montre combien il aurait été important et facile en même temps de se maintenir dans la Seelande.

emparé de la péninsule cimbrique et des îles environnantes, et la Norvége sans aucun effort serait échue en partage à la Suède. Quiconque a suivi attentivement l'enchaînement des événemens en Europe depuis ce temps, ne saurait douter que ce changement n'eût eu l'influence la plus décisive, et n'eût été un grand obstacle pour l'exécution des projets de Napoléon. D'un autre côté, il était à prévoir que le Danemarc, rétabli dans son intégrité d'une manière si inattendue, même après la perte de sa flotte, serait un ennemi assez incommode, parce qu'il est situé très-avantageusement pour la piraterie à l'entrée de la mer Baltique. Mais l'Angleterre n'a jamais eu la pensée de faire des conquêtes européennes; alors elle était découragée par les campagnes malheureuses en Flandre de faire la guerre par terre, elle n'avait pas encore appris à connaître ses propres forces à cet égard, qu'elle a eu l'occasion de déployer depuis d'une manière si brillante dans la guerre d'Espagne. En un mot, elle se contenta d'avoir anéanti les forces navales du Danemarc.

Mais nous ne devons pas passer sous silence la modération et l'équité exemplaire que la Suède montra dans cette circonstance, et qui ensuite tournèrent à son propre malheur. La Suède était encore armée après la campagne d'été en 1807; rien n'eût été plus facile que d'occuper la Seelande sans coup férir, au moment du départ des Anglais; le gouvernement anglais y eût consenti volontiers, et les nouveaux dangers qui menaçaient l'Europe et le Nord en particulier après la paix de Tilsit, auraient justifié la Suède aux yeux de tous les hommes raisonnables. Mais elle permit à un voisin dangereux de s'établir paisiblement de nouveau dans le centre de sa monarchie, et il ne s'écoula pas plus de quatre mois, qu'on eût à s'en repentir. Le Danemarc déclara la guerre à la Suède. Le manifeste qu'il publia à cette occasion est vraiment curieux à lire; les seuls sujets de plainte que l'auteur de cet écrit ait su trouver, sont, que la cour de Stockholm n'avait point envoyé de lettre de condoléance au roi de Danemarc sur l'attaque des Anglais; qu'on avait reçu des marques d'honneur de la part de la flotte anglaise pendant son passage par le Sund, et qu'on les avait rendus, et d'autres accusations de la même importance.

Peut-on s'en étonner, peut-on blâmer la Suède, si après les expériences de 1788 et 18[illegible]8 elle désire à la fin être quitte de la nécessité de défendre une frontière d'une étendue immense pendant chaque guerre au-dehors contre un voisin toujours suspect? La direction actuelle de la politique suédoise semble être parfaitement conforme aux leçons de l'histoire. La Suède, pendant le seizième et le dix-septième siècle, a conquis beaucoup de provinces transmarines sur les côtes de la Baltique et même de la mer du Nord. Ces acquisitions plus brillantes que vraiment utiles éparpillèrent les forces de l'état, et furent perdues successivement dans les guerres nombreuses qu'elles causèrent. Les conquêtes faites dans la presqu'île scandinave même: Jemteland et Herjedalen, Bohus, Blekinge, la Hallande et la Scanie, sont les seules que la Suède ait conservées. Si Charles X avait vécu plus long-temps, si Charles XII avait été assez sage pour commencer sa carrière, comme il voulut la terminer, la Suède depuis long-temps aurait obtenu ce complément de son intégrité, cette garantie contre la possibilité d'une guerre dans la presqu'île scandinave, qu'elle cherche à se procurer aujourd'hui. La Norvége est un pays si rude, si pauvre, si stérile et si négligé dans sa culture, qu'il est facile à concevoir, que sa possession ne saurait en aucune façon satisfaire le désir des richesses. Si la Suède, dans la part qu'elle prend aux affaires européennes, était animée par l'ambition des conquêtes, elle dirigerait ses projets vers des provinces dont les ressources lui promettraient un riche accroissement de revenus publics, telles qu'elle en acquit souvent dans les guerres précédentes. L'importance qu'elle met à effectuer un changement essentiel à l'égard de la Norvége, tient à des vues d'un ordre plus élevé. La Suède veut la concorde entre deux peuples qui tirent leur origine d'une souche commune, et ne se distinguent que par un dialecte différent de la même langue; elle veut la paix dans la presqu'ile scandinave, la paix garantie à jamais par un pacte d'union entre les deux royaumes; elle veut, après la perte de ces provinces transmarines, la pleine jouissance de cette indépendance à laquelle sa position presqu'insulaire lui permet d'aspirer; elle veut le libre emploi de ses moyens de défense, sans devoir craindre pendant chaque guerre au-dehors les attaques d'un voisin suspect sur sa frontière occidentale. Ce but serait obtenu de même, si la Norvége se constituait en république, ou si elle choisissait son propre roi à elle, et sans doute ce changement suffirait parfaitement à la Suède. Car alors les deux états scandinaves auraient toujours les mêmes intérêts en commun, et l'on peut à peine se figurer un motif de guerre entre eux. Ce qui nuit à la Suède, c'est la dépendance absolue de la politique danoise, où se trouve la Norvége. Cette dépendance depuis six ans a privé les Norvégiens de leur commerce et de leur navigation, et comme leur pays ne saurait se passer des blés étrangers, les a constamment exposés à la disette, à moins que l'Angleterre par pitié et par ménagement, ne laissât passer les vaisseaux danois qu'elle aurait pu prendre en chemin. Mais aussitôt que l'Angleterre et la Suède empêchent strictement l'importation des blés, la famine est inévitable en Norvége. Telle est aujourd'hui la situation de ce pays d'après l'aveu du gouvernement danois lui-même (dans un article de la feuille officielle, Copenhague le 4 Juin) sans qu'il puisse lui porter le moindre secours, et sans qu'il ait voulu mettre un terme à un état aussi déplorable, en se hâtant de conclure la paix.

Dans la déclaration danoise que nous venons de citer, il est dit que la Suède veut *subjuguer* la Norvége. Nous pouvons assurer nos lecteurs de la manière la plus positive, qu'on n'a jamais pensé à cela, ni d'après la nature des choses n'a pu y penser. Il n'a jamais été question que d'une union libre des deux royaumes à droits égaux, comme par exemple l'Angleterre, l'Ecosse et l'Irlande sont des royaumes unis. La Suède est une monarchie constitutionnelle et limitée; nous ne connaissons aucun autre état hors l'Angleterre, où la voix du peuple, rendue à la diète par ses députés choisis dans toutes les classes, soit d'un tel poids dans toutes les affaires nationales, dans la répartition des impôts et dans la législation, qu'elle l'est en Suède. Peut-on croire qu'un gouvernement qui chez lui respecte par conviction ces barrières bienfaisantes, veuille dominer arbitrairement sur les Norvégiens, au lieu de les gouverner d'après leurs propres lois et coutumes et par leurs propres compatriotes? La Norvége plusieurs fois a été soumise au même roi qui régnait en Suède; ses droits politiques n'ont jamais souffert par là; elle n'a perdu ces droits que par la révolution de l'an 1660. C'est alors qu'en Danemarc, pour s'affranchir de l'aristocratie de la noblesse, au lieu d'obtenir une représentation des autres états capable de lui servir de contre-poids, on remit pour toujours un pouvoir illimité entre les mains du roi, de la manière la plus imprudente et la plus inconcevable, en supposant les moindres lumières.

Il résulte de tout ceci, que la Norvége ne pourrait que gagner à ce changement. La nature a lié ses intérêts de la manière la plus intime à ceux de la Suède, le hasard de l'hérédité en a fait jusqu'ici une dépendance de la monarchie danoise, et celle-ci, impuissante quand il s'agit de protéger la Norvége, l'a toujours sacrifiée aux complications de sa politique. Mais quelles qu'ayent été les propositions précédentes faites au Danemarc par la Suède et ses alliés, dans les dernières négociations on s'est borné à demander la cession de la partie la plus septentrionale, la plus stérile et la moins peuplée de la Norvége, du bailliage de Drontheim. Le Roi de Danemarc déclare dans la feuille officielle de Copenhague, le 4 Juin, „qu'il est invariablement résolu à maintenir „l'intégrité de ses états."

On dirait, en voyant employer de pareilles expressions, que c'est une chose inouïe dans l'histoire, que des souverains (et même des souverains bien plus puissans que le Roi de Danemarc) ayent été forcés à la suite d'une guerre, de céder quelques-unes de leurs provinces. L'Angleterre est en guerre avec le Danemarc, elle lui a pris sa flotte, ses colonies et les îles d'Anholt et de Helgoland. Elle a donc beaucoup de choses à rendre en concluant la paix, elle se montre assez disposée à le faire sans exiger des équivalents pour elle-même; elle met seulement cette condition à la paix, que la Suède, son alliée, soit contentée par une cession. Qu'y-a-t-il là-dedans d'injuste, ou qui soit contraire aux usages du droit des gens? De plus, la guerre avec l'Angleterre fait un mal incalculable au commerce et aux finances du Danemarc; le Danemarc au contraire, est sans armes contre l'Angleterre et ne peut plus lui nuire. Le Danemarc a donc les motifs les plus urgens de rechercher la paix; tandis que cette paix en elle-même est assez indifférente à l'Angleterre, et qu'elle ne peut y attacher quelque importance que par rapport à l'utilité qui pourrait en résulter pour la coalition en général. On ne saurait tolérer désormais la neutralité du Danemarc; ce serait lui accorder le repos et une sécurité parfaite, jusqu'à ce que le sort des armes se fût peut-être tellement déclaré pour Napoléon, que le Danemarc pût retourner sans inquiétude à son ancien système. Les coalisés, pour pouvoir avancer avec avantage dans le Nord de l'Allemagne, ne doivent pas avoir à craindre sur leurs derrières les mouvemens d'une puissance dont les dispositions sont au moins équivoques. L'accession du Danemarc à la coalition est donc une condition indispensable de sa paix avec l'Angleterre. Le Danemarc a offert son accession, mais nous avons vu de quelle ma-

Empfahl es da der Obhut aller Götter,
Vor allen deines Vaters, der, ſo ſcheint's,
Von dort zu ſeiner Wohnung dich entrückte.

Ion.

Und wann geſchah's, daß wir uns ſo verloren?

Kreuſa.

Die vor'ge Nacht erfüllte ſechzehn Jahr ſeitdem.

Ion.

So lang' iſt's grade, ſeit mich Pythia
Frühmorgens auf der Tempelſchwelle fand.
So weit her kam ich in ſo kurzen Stunden!

Pythia.

Den Göttern, Kind, iſt noch viel Gröſſ'res leicht.

Ion.

Allein, wenn mich Apollo zu ſich nahm,
Und aufzog als den Seinen, ihm zum Dienſt:
Wie führt er jetzt dem Xuthus mich entgegen,
Als deſſen ächten leiblichen Erzeugten?

Pythia.

Nicht trüglich war des Gottes Ausſpruch, aber
Voreilig hat ihn Neigung mißgedeutet.
Er hieß den Gatten deiner wahren Mutter
Als Sohn dich nur erkennen, weil bei deiner
Geburt die Fackel Hymens nicht geſtrahlt,
Auf daß dir ein Geſchlecht und Erbtheil würde;
Und Xuthus wünſcht' und wähnte dich ſein eigen.

Ion.

So laß uns theure Mutter, zu ihm eilen,
Auch ihm zu löſen, was ſich uns gelöſ't.
Ich bin nun euer beider: dein geboren,
Und ihm geſchenkt durch des Erzeugers Wahl.

nière. Les alliés devaient donc exiger un gage pour la sincérité de cette offre, et ce gage ne pouvait être autre chose que la cession provisoire d'une province, sous condition d'en obtenir des indemnités à la paix générale.

Nous terminerons tout ce que nous venons de développer sur cette discussion, en observant, qu'il faut bien se garder de juger les querelles entre des états d'après les mêmes principes qu'on applique à la désision des procès entre des particuliers. Dans ceux-ci, on sépare avec soin les différens points litigieux; les états au contraire, font valoir leurs réclamations et leur prétentions en masse, d'abord par des négociations, et si cela n'aboutit à rien, par les armes. Les traités de paix ne sont pas des sentences judiciaires, ils sont l'oeuvre de la nécessité ou de la lassitude réciproque; mais ils fondent des obligations. Si cependant l'un des deux partis offense l'autre de nouveau, même ce qui a été reconnu dans la dernière paix, redevient nul, et les états, en renonçant à leurs relations sociales et légales, jusqu'à un certain point, rentrent dans l'état de nature les uns vis-à-vis des autres.

Quoi qu'il en soit, pour un Allemand qui aime sa patrie, il ne saurait être douteux auquel des deux, du Danemarc ou de la Suède, nous devons souhaiter un agrandissement de sa puissance et un succès complet de ses entreprises. Nous n'avons qu'à comparer la position des deux états par rapport aux affaires européennes, et aux affaires allemandes en particulier. Ainsi que jadis, la Suède dans ces derniers temps, s'est montrée l'amie de la liberté germanique. Pendant un siècle et demi elle a été garant de la paix de Westphalie. Cette paix fut obtenue par la coopération persévérante de la Suède; elle donna à l'Allemagne une constitution qui en elle-même n'était pas la plus désirable, mais qui établit le meilleur équilibre possible entre les deux partis que la division religieuse avait créés, et pendant long-temps garantit l'Allemagne du retour des guerres civiles. Lorsqu'après la paix de Lunéville, la France distribua arbitrairement en Allemagne les indemnités des princes séculiers pour les provinces cédées au-delà du Rhin, la Suède, en qualité de garant de la paix de Westphalie, protesta contre cette autorité usurpée: cette démarche honorable n'eut point de suite, parce qu'alors nous manquions totalement d'esprit public. Dans ce moment, une armée nombreuse et aguerrie de Suédois vient d'aborder sur nos côtes, pour coopérer efficacement à la délivrance de l'Allemagne de la domination étrangère. Un héros, éprouvé dans la guerre et souvent victorieux, est à leur tête. Ses guerriers ont quitté leurs montagnes et leurs vallées natales, asyles d'une paisible liberté, lui-même a quitté son siége auguste près du trône, non pas pour faire des conquêtes en Allemagne, mais pour y renouveler plus brillamment l'ancienne gloire de la Suède. Dans la vie privée et comme souverain, cet illustre capitaine a toujours été l'ami et le protecteur de la liberté; ses sentimens généreux, ses profondes vues en politique, le poids de son suffrage auprès des puissances alliées, doivent faire espérer à l'Allemagne l'influence la plus salutaire sur son rétablissement. Déjà il nous a dressé l'appel suivant: „Si les habitans de l'Allemagne „veulent ressembler à leurs ancêtres, s'ils „veulent conquérir cette liberté qu'ils réclament, c'est le moment de le prouver. „Tous les amis de la liberté germanique qui „veulent se réunir à l'armée suédoise, seront „reçus à bras ouverts.“ Nous nous fions à sa parole royale. Puissent les princes allemands agir pour leurs droits communs dans un accord parfait avec le Prince Royal de Suède! Puisse la jeunesse guerrière accourir en foule de tous côtés pour se ranger sous ses drapeaux. Alors les temps de Gustave Adolphe se renouvelleront dans de plus vastes proportions et avec un succès plus salutaire. Dans la guerre de trente ans, la nation allemande était divisée entr'elle; aujourd'hui, tous les Allemands qui méritent encore ce nom, sont animés d'un même sentiment. Dans toutes les qualités généreuses *Charles Jean* ressemble à son grand devancier: puisse-t-il seulement ne pas lui ressembler dans la fin prématurée d'une glorieuse carrière! Puisse-t-il, après avoir conquis la paix, ramener heureusement ses bataillons victorieux dans leur patrie, et pendant une longue suite d'années affermir la prospérité du peuple qui l'a appelé à la succession au trône!

Comparons avec tout cela la conduite du Danemarc. Le Roi de Danemarc était membre de l'Empire germanique; cet Empire, autant qu'il resta debout, était pour lui la seule barrière contre la prépondérance française; cependant quelle assistance le Danemarc nous a-t-il jamais prêtée pendant ces vingt années de calamités? Un seul bras danois a-t-il jamais tiré l'épée pour secourir l'Allemagne déchirée, qui après la chûte de sa constitution depuis long-temps affaiblie, n'était plus en état de réunir ses propres forces pour sa défense? Non, les armes danoises sont réservées pour des destinations plus nobles. Lorsqu'il s'agit de poursuivre et d'anéantir un Schill; — un homme animé d'enthousiasme pour la liberté, dont l'action était irrégulière, mais justifiée par la violence des temps, et lui aurait valu une gloire immortelle, si elle avait réussi — lorsqu'il s'agit de trahir des républiques sans défense, telles qu'Hambourg et Lubeck, de les livrer à leurs oppresseurs, pour punir tous les citoyens estimables, par la confiscation de leurs biens, par l'arrestation, la déportation en France, et peut-être par des supplices: alors nous voyons entrer des troupes danoises sur notre territoire sans droit quelconque, sans déclaration de guerre, pour faire ~~sentir à l'Allemagne jadis libre toute~~ l'étendue de l'ignominie qui l'accable. Mais le temps de la vengeance viendra. Aussi long-temps qu'il y avait encore quelque chose à sauver, le Danemarc opposa à toutes les représentations cette parole glacée de *neutralité*, ce qui au fond signifiait l'indifférence sur le sort de ses voisins et de l'Europe entière. Cet aveuglement n'est pas resté impuni. Par la chûte de l'Empire germanique, le Danemarc est tombé dans une complète dépendance de la France. Mais soit que la conformité des principes attirât les deux gouvernemens l'un vers l'autre, soit qu'un despote se plie assez volontiers à la dépendance d'un autre despote plus puissant, pourvu que l'autorité arbitraire qu'il exerce lui-même sur ses sujets, reste intacte: le Danemarc n'a jamais montré une résolution sérieuse de se soustraire à ce vasselage, il a laissé échapper sans rien faire, les occasions les plus favorables pour cela en 1807 et 1809, et en dernier lieu depuis l'automne 1812. Cependant le Roi de Danemarc aurait pu prendre une telle résolution avec moins de danger que la plupart des souverains de l'Europe, parce que la mer rend une grande partie de ses états inaccessible à la puissance continentale de la France.

L'Allemagne ressuscitée et faisant des efforts pour sa régénération, a une réclamation à faire à la monarchie danoise, laquelle repose sur les principes de droit les plus incontestables. Cette réclamation concerne le duché de Holstein. Le Holstein est une principauté allemande; les ducs qui par hasard étaient en même-temps rois de Danemarc, la possédaient comme un fief sous la mouvance directe de l'Empire et de l'Empereur; la ligne royale n'était entrée en possession du duché entier qu'en 1773, moyennant la cession des comtés d'Oldenbourg et de Delmenhorst à la ligne de Holstein-Gottorp. Lorsqu'après la paix de Presbourg la Constitution germanique eut été dissoûte par une suite de violences, les obligations que le Roi de Danemarc avait comme membre du Corps germanique, étaient en effet momentanément suspendues. Mais cela n'a pas pu faire le moindre changement dans les relations de prince et de ses sujets dans le Holstein. Malgré cela, le Roi abolit par un ordre arbitraire l'ancienne constitution de cette province, il annula tous les droits et les priviléges si souvent confirmés par des pactes solennels entre le Prince et les Etats, il incorpora le Holstein à la monarchie danoise, comme partie intégrante, et l'assujetit à la *Loi royale*, admise dans le reste ses états. Aussi long-temps qu'il existait un droit des gens européen, ce procédé n'aurait pas même été permis envers une province conquise; car le souverain qui est forcé de céder une province, ne peut pas transmettre au nouveau possesseur des droits qu'il n'a pas lui-même. A plus forte raison, comment cela pourrait-il être permis envers une province héréditaire? L'hérédité du pouvoir souverain ne repose pas sur des droits absolus d'une famille, sans obligations; elle repose sur un pacte fondamental et mutuel entre le souverain et son peuple. Il faut être élevé sur le trône du Danemarc ou dans le sérail de Constantinople comme sultan futur, pour s'imaginer qu'on puisse partout ériger en loi ces caprices arbitraires sur les ruines de toutes les lois existantes. Car la loi dite *royale*, sanctionne précisément la volonté du roi comme la seule loi fondamentale. Une pareille forme de gouvernement n'a jamais pu être recommandable, mais elle se trouve surtout dans l'opposition la plus frappante avec les lumières de notre siècle, dans lequel toutes les nations civilisées tâchent d'obtenir une représentation nationale bien ordonnée. Si les Danois, dans l'enfance de toutes les idées politiques pendant un siècle et demi, ont été contens de n'avoir absolument point de constitution: en quoi cela regardait-il les habitans de Holstein, qui n'avaient pas le malheur d'être nés sous la loi royale? Des écrivains danois prétendent que cette mesure a été prise pour soustraire le Holstein à la Confédération rhénane. Ce qui est arrivé de pire aux habitans des états confédérés, c'est que leurs princes, ayant été déclarés par Napoléon souverains (c'est-à-dire indépendans de leur ancien lien féodal avec l'Empire) se sont rendus absolus, et qu'il a fallu fournir des troupes pour les guerres de conquêtes de Napoléon, Si Napoléon avait jugé à-propos d'exiger un contingent du Holstein, est-ce que l'incorporation de cette province dans la monarchie danoise l'eu aurait empêché? Dès le commencement de la guerre contre la Russie, quinze mille hommes de troupes holsteinoises n'avaient-ils pas été mis à la disposition du général Carra St. Cyr par une convention secrète? Est-ce que le Holstein, par l'occupation d'Hambourg, n'a pas fourni tout aussi bien qu'aucun autre état de la Confédération rhénane, son contingent pour opprimer l'Allemagne?

Nous ne dirons ici qu'en passant, que le Holstein, après avoir été privé du droit de consentir lui-même ses impôts, a été accablé de charges exorbitantes; que la banque d'Altona, une vraie propriété particulière, a été enlevée et versée dans la caisse royale, qu'elle a disparu en armemens contre la Suède et actuellement contre l'Allemagne, et qu'enfin, par le cours forcé d'un papier-monnaie sans valeur, toute la richesse du Holstein a été engloutie dans le goufre des finances danoises. On tâche même de toutes les façons d'abolir la langue allemande dans les duchés de Slesvic et de Holstein, précisément comme Napoléon en agit envers les provinces étrangères incorporées à son Empire. L'antipathie marquée que le gouvernement manifeste pour tout ce qui est allemand, est devenue le ton général à Copenhague; on traite avec mépris les habitans du Holstein, quoique les hommes d'état les plus estimables que le Danemarc ait eus, fussent nés dans cette province.

Nous ne nous flattons pas d'avoir éclairé les Danois par tout ce que nous venons de dire, sur leur véritable situation et sur le rôle qu'on leur fait jouer aux yeux de l'Europe: les préjugés nationaux sont d'ordinaire d'autant plus enracinés, qu'une nation est moins nombreuse. Surtout la vérité sévère ne trouve point d'accès auprès des gouvernemens absolus; il

Ich, der ich wider Willen euch entzweit,
Muß euch zur ſchönſten Eintracht neu vereinen.

Kreuſa.

Mit nichten, holder Knabe! Hoffe nicht
Das auszugleichen, was unheilbar iſt.
Ich habe dich, du wirſt von mir nicht laßen,
Und nimmer kehr' ich zum Gemahl zurück.
Dich zu verderben ſtrebt' ich Raſende,
Da du, mir fremd, von ihm entſproßen ſchienſt.
Nun, da ſich's wendet und an's Licht hervortritt,
Daß ich dich zwar Verlornen heimlich hatte,
Nicht kinderlos zuvor, bei ihm es blieb,
Und des vertrauten Betts Genoßenſchaft
Seit der Vermählung ſo viel Jahre täuſchte:
Wie kann ich Xuthus Antlitz je noch ſehn
Ohn' unauslöſchlich brennendes Erröthen?

Ion.

Weh mir! So ſchämſt du mein, des Armen, dich?

Kreuſa.

Du, Götterjüngling, biſt mein Stolz und Ruhm,
Der ſterbliche Gemahl beſchämt mich nur.
Schon der Gedanke iſt mir unerträglich.
O laß' uns fliehn, eh' er uns überraſcht!

Ion.

Wohin entfliehn?

Kreuſa.

Fort zu entfernten Städten.

Ion.

Dein Vaterland, den Thron willſt du verlaßen,
Bedürftig, hülflos, in die Fremde wandern?

serait en vain de rappeler les événemens qui précédèrent la paix de Roschild, à ceux qui ont déjà oublié les leçons de 1807, de cette année à laquelle la monarchie danoise n'a survécu que par la modération imprudente de ses ennemis.

Cet écrit est destiné pour l'Allemagne en général, et particulièrement adressé à *nos compatriotes allemands dans le Holstein.* Nous leur demandons, s'ils veulent dorénavant rester Allemands, ou devenir Danois? S'ils veulent abjurer à jamais cette grande et magnifique patrie, à laquelle ils ont appartenu depuis mille ans? S'ils aiment mieux vivre comme membres de la grande Confédération germanique sous la constitution réformée de l'Empire, ou sous la loi ~~royale, l'expression~~ la plus sèche et la plus révoltante des principes du despotisme? Les guerriers du Holstein verseront-ils le sang des braves Allemands qui se lèvent pour affranchir leur patrie? Rien ne parle-t-il dans leur coeur pour la cause juste et sainte de leurs frères opprimés? Le moment actuel doit décider de tout cela. Nous sommes bien éloignés d'exhorter les habitans du Holstein à des actes contraires au pacte fondamental entre le prince et le peuple. Mais on ne saurait contester à leurs Etats le droit de se réunir, et de redemander respectueusement, mais avec fermeté, au Duc de Holstein, qui en même temps est Roi de Danemarc, leurs droits si souvent reconnus par ses ancêtres et par lui-même; surtout le droit d'être Allemands, et de ne pas être traités comme une province subjuguée par une monarchie étrangère et illimitée.

Don. Lud. VI, 15.

Geſchenk
Seiner Majeſtät des Königs Ludwig I.
aus
Höchſtdeſſen Privatbibliothek.

XIV

REMARQUES

SUR UN ARTICLE

DE LA GAZETTE DE LEIPSIC

DU 5 OCTOBRE 1813.

1813.

AVANT-PROPOS.

L'IMPRESSION des Remarques suivantes a été retardée de quelques jours, parce que l'auteur trouvait piquant de les écrire dans la même ville, d'où Buonaparte avait fait répandre ses calomnies. Par les glorieux événemens du 16, du 18 et 19 Octobre, Leipsic est au pouvoir des Alliés, et les presses, naguères vouées à la servitude, y sont rendues aux vérités proscrites par le despotisme.

Puisque Buonaparte a toujours appelé à ses succès comme à une preuve incontestable de ses droits, et qu'il n'en reconnaît point d'autre que celui de la force, la meilleure manière de lui répondre, c'est par des victoires. Le Prince-Royal de Suède vient de lui donner cette réponse, et nous pensons qu'il tâchera d'en donner toujours de pareilles. Il a exposé les principes qui le guident à la face de l'Europe ; il *jouit de l'estime et de la confiance des Souverains, ses Alliés, de l'amour et de l'admiration des peuples : il est placé trop haut, pour que de semblables invectives puissent l'atteindre. Ainsi chaque mot de réfutation est superflu à son égard. Mais les sentimens individuels demandent à se faire jour. L'auteur de ces Remarques peut assurer ses lecteurs, que l'indignation seule lui a mis la plume à la main; et si les pages suivantes parviennent à la connaissance du Prince-Royal de Suède, il espère que ce Prince excusera un zèle peut-être indiscret.*

REMARQUES

SUR UN ARTICLE

DE LA GAZETTE DE LEIPSIC

DU 5 OCTOBRE 1813.

En lisant un article dans la gazette de Leipsic du 5 Octobre, relatif au Prince-Royal de Suède, on reste douteux ce qui y prédomine, l'effronterie ou la perversité, le fol orgueil de la tyrannie ou la rage du désespoir.

Un pareil tissu de calomnies et d'injures vulgaires ne peut que remplir de dégoût toute ame honnête. Cependant il faut vaincre son aversion, pour s'en occuper quelques instans; la source d'où vient cette pièce, les motifs qui l'ont inspirée, le moment qu'on a choisi pour la publier, la rendent remarquable. Quelqu'en ait été le rédacteur, personne que Buonaparte n'a pu dicter cet article ; il n'a pu être imprimé que par son ordre exprès : il doit donc être considéré comme officiel.

On connait Buonaparte écrivain : on ne saurait se méprendre sur son style. Ce n'est pas avec une plume qu'il écrit contre ses ennemis, c'est-à-dire contre tout homme qui a des principes et qui ose les opposer à ses volontés. Une plume trempée dans le fiel serait une trop faible image. C'est avec la hache du bourreau qu'il semble ébaucher les paroles violentes et entrecoupées de ses arrêts sanguinaires.

S'il existait encore une ombre de doute sur le véritable auteur de ce libelle, la réflexion suivante suffirait pour la faire disparaître. Depuis plus de deux ans, les gazettes françaises et toutes celles qui sont soumises à l'influence du Gouvernement français, ont observé le silence le plus absolu sur tout ce qui concerne les rapports entre la Suède et la France. On a pu admi-

Kreuſa.

Du biſt mir Reichthum, biſt mir Heimat nun,
Biſt mir des Erichthonius Heldenhaus
Und aller ſchutzverwandten Götter Tempel.
Mit dir bedarf ich keines andern Glücks.

Pythia.

Zum zweiten Male, Königin Athens,
Reißt heute ſchon Verblendung, und der Eifer
Des ſtolz mißtrauenden Gemüths dich fort.
Die beſten Gaben, haſt du ſelbſt erfahren,
Verkehrt ein Sinn, der ſie nicht ſtill empfängt.
Es wird dich, mir zu folgen, nicht gereun.
Wenn du dich mit dem Sohn vom Gatten wendeſt,
Verſchmähſt du ihn nicht bloß, du lehnſt dich auf
Des Gottes deutlich kund gegeb'nem Willen.
Er hieß den König ſelbſt ja ſeinen Ion
An Sohnes Statt aufnehmen in eu'r Haus,
Um euer aller Bündniß zu begründen.

Kreuſa.

Doch wird mir Xuthus glauben, dieſer Jüngling
Sei wahrhaft aus olympiſchem Geblüt?
Und daß ich nicht die ird'ſche Schuld zum Wunder
Jetzt zu verklären ſuche? Hab' ich doch
Kein andres Zeugniß, als die eignen Schwüre.

Pythia.

Er wird gewiß. Die wundervolle Rettung
Des Säuglings; ſeine Pfleg' im Heiligthum;
Apollo's Sorg' und Obhut, die, entlaßend,
Ihn einem edlen Vater übergab;
Eu'r Wiederfinden, eu'r Erkennen, hier
Am ſelben Ort, der Ions erſtes Looß beſtimmt,

rer les tournures ingénieuses que vos journalistes ont prises pour esquiver cette question, lorsque la suite des événemens paraissait absolument exiger qu'on l'abordât. Dans votre Moniteur, vous n'avez pas articulé un seul mot sur l'entrevue d'Abo, sur les traités entre la Suède, la Russie et l'Angleterre, sur l'arrivée du Prince-Royal de Suède en Allemagne à la tête d'une belle armée scandinave, sur les conférences de Trachenberg, sur l'enthousiasme avec lequel ce Prince fut accueilli sur son passage par les peuples d'Allemagne. Vous aviez fait un secret du véritable état des choses à tel point, que des officiers français, amenés immédiatement après l'expiration de l'armistice comme prisonniers de guerre au camp de l'armée combinée du nord de l'Allemagne, ont été étonnés d'y voir des soldats suédois, ne sachant pas encore que la France était en guerre avec la Suède. Je loue votre prudence. Vous saviez que la France, habituée depuis deux siècles à être l'alliée de la Suède, ne pourrait attribuer cette rupture qu'à vos prétentions exorbitantes. Vous saviez que le nom du Prince-Royal de Suède ferait une impression profonde sur chaque coeur vraiment français; qu'il y réveillerait des souvenirs dangereux pour vous, des souvenirs de liberté et de gloire. Tout-à-coup vous sortez de votre réserve, et ce n'est pas pour faire un manifeste contre la Suède, pour justifier les entraves arbitraires que vous avez voulu mettre à son commerce, la capture de ses bâtimens, l'invasion de la Poméranie, mille autres hostilités que vous avez commises contre elle ; c'est pour vomir des injures contre le successeur au trône, élu par les suffrages unanimes d'une nation libre, contre le Chef de l'armée suédoise et des corps nombreux que les Puissances alliées ont confiés à son génie militaire. Et quel moment avez-vous choisi pour oublier ainsi toutes les convenances? Si vous voulez que votre calomnie porte coup, employez-la, lorsque vos adversaires éprouvent des revers: les hommes sont assez portés à condamner ceux qui échouent même dans des entreprises justes et généreuses. Mais le

Prince-Royal de Suède est à la tête d'une armée victorieuse ; deux fois vos attaques sur Berlin ont été repoussées, deux fois vos armées ont été battues et dispersées par lui. Il vient de passer l'Elbe, il s'avance en Allemagne conjointement avec les Alliés de la Suède, et tous les coeurs volent au-devant de lui, et une foule de braves se rangent sous ses drapeaux. N'y avait-il donc personne dans votre Conseil qui eût osé vous dire que dans un tel moment cette sortie se trahirait aux yeux de l'Allemagne et de la France comme l'effet d'une rage impuissante ? que votre adversaire grandirait par vos vains efforts de ternir sa réputation ? N'espérez pas provoquer de sa part une réponse dans le même genre; il se fie trop en la justice de sa cause, en la loyauté de ses Alliés et en la valeur des troupes qu'il commande, pour descendre dans cette arène.

Le Gazettier impérial ou l'Empereur journaliste affirme avec une rare impudence que le Prince-Royal de Suède depuis quelque temps signe de son nom des écrits qui méritent d'être qualifiés de libelles, et qu'il employe des écrivains mercenaires pour les lui faire. D'abord le Prince-Royal n'a pas besoin d'emprunter la plume de personne; il sait manier la plume aussi bien que l'épée; il vous porte des coups funestes avec l'une et l'autre. Sa manière d'écrire est aussi difficile à contrefaire que la vôtre est difficile à déguiser. Ses paroles portent l'empreinte de son ame: tout y est franc, loyal, magnanime. Depuis que la Suède est entrée dans la Coalition, il n'y a qu'un petit nombre de pièces imprimées sur les affaires générales d'Europe avec la signature du Prince-Royal. Les deux lettres à l'Empereur Napoléon, insérées dans le *Rapport du Ministre des affaires étrangères sur les relations entre la Suède et la France*, la proclamation à l'armée suédoise qui défend les frontières, celle à l'armée combinée du nord de l'Allemagne, et celle aux Saxons, enfin la *Lettre à l'Empereur Napoléon du 23 Mars 1813*; voilà, je pense, les seuls écrits publiés authentiquement sous le nom de S. A. R. Au lieu de les indiquer vaguement, réimprimez-les donc dans le Moniteur, accompagnez-les de notes, tâchez de persuader vos lecteurs que ce sont des libelles. Ah, vous n'osez pas! Il y a surtout dans la lettre du 23 Mars de quoi foudroyer tous les prestiges dont Buonaparte s'est entouré. Cet écrit fait époque dans les annales de la diplomatie. Ce sont de grandes vérités dites d'une manière grande et majestueuse. Une éloquence mâle, qui va au coeur, y est réunie à cette modération, ce calme, cette observation de toutes les convenances, dont les Souverains de l'Europe civilisée ne se départaient jamais dans leurs écrits publics jusqu'à ce qu'un Empereur anarchiste prostitua la dignité du trône en renversant toutes les barrières et en lâchant la bride à une méchanceté atroce sous les formes les plus ignobles.

Il est inutile de rappeler ici tous les libelles que Buonaparte a écrits ou fait écrire contre les Souverains de l'Europe ; on l'a même vu insulter le modèle de toutes les vertus et de toutes les grâces sur le trône. Ces horreurs sont consignées dans le Moniteur et dans les autres journaux de Paris; car comme personne en France n'ose aujourd'hui énoncer une opinion indépendante sur les affaires publiques, on peut toujours être sûr que toutes les choses hasardées dans ce genre sont dictées par le Gouvernement, et le Gouvernement, c'est lui.

Il est notoire que Buonaparte non-seulement comme Consul, mais encore depuis qu'il se nomme Empereur, a pris à ses gages Barrère, son ancien ami et l'orateur de Robespierre, pour lui faire des articles de journaux et des brochures politiques. En 1809 encore, Buonaparte fit une proclamation aux Hongrois dans le style le plus révolutionnaire, par laquelle il les invita à élire une nouvelle dynastie. L'Archiduc Palatin en fit lui-même la lecture à la Diète, et l'on sait avec quel mépris les nobles hongrois la reçurent.

Ceci suffira pour mettre nos lecteurs

éclairés et impartiaux en état de comparer les écrits publics du Prince-Royal de Suède avec ceux de Buonaparte, si toutefois le mot de comparaison peut s'appliquer à des choses aussi opposées que le jour l'est à la nuit.

Mais enfin les écrits ne sont que des paroles. Si l'on faisait un choix scrupuleux parmi les harangues, les discours, les manifestes et les bulletins de Buonaparte, en omettant soigneusement les passages où le secret de son ame s'est trahi, on pourrait donner encore une idée assez avantageuse de lui à des nouveaux venus dans ce monde qui ignoreraient absolument les faits. Car cet homme est consommé dans l'hypocrisie aussi long-temps que ses passions ne l'emportent pas. Il n'est point de nom sacré, à commencer par celui de Dieu et de la Providence, qu'il n'ait profané en le faisant servir à ses desseins, point de sentiment noble auquel il n'ait appelé, point d'espérance chère à l'humanité dont il ne se soit joué. Les actions sont la pierre de touche des caractères, et celles de Buonaparte n'ont pas besoin de commentaire. Mais puisque l'auteur de l'article, après avoir diffamé les écrits du Prince-Royal de Suède, s'attaque à sa carrière publique et même à sa vie privée, continuons le parallèle et esquissons, par quelques traits rapides, ces deux portraits si fortement contrastés.

Le Prince-Royal de Suède a traversé les temps les plus orageux de la révolution avec une réputation sans tâche. Il a toujours été aussi étranger aux factions que prêt à dévouer sa vie pour la défense de son pays. Il s'est déclaré de bonne heure ami de la liberté des peuples, il professe encore les mêmes opinions. La liberté bien entendue n'est que la garantie des droits de chaque individu, tout homme éclairé doit donc l'aimer naturellement. Mais il y a un grand mérite à l'aimer quand on est élevé au rang de Souverain, parce qu'alors le droit d'une nation d'être consultée sur ses propres intérêts, peut paraître une barrière incommode même à l'exercice d'une autorité bienfaisante.

La première effervescence de la révolution était éteinte, la France était fatiguée des horreurs du fanatisme démagogique, des troubles civils et des désordres de l'anarchie, lorsque Buonaparte s'empara du pouvoir. On ne demandait que la paix au dehors, le repos dans l'intérieur et le retour à l'ordre social; on avait renoncé à toute autre idée. Il a fallu aux Français la cruelle expérience de ce que c'est qu'une autorité illimitée remise entre les mains d'un homme sans morale et sans religion, pour les faire gémir après cette même liberté, dont une fausse image les avait égarés, mais qui n'en est pas moins le bien le plus réel auquel une nation puisse aspirer.

Le Prince-Royal ne crut donc pas alors sa nation mûre pour un meilleur ordre des choses. Une constitution sagement ordonnée ne peut être obtenue que lorsque le besoin en est généralement senti. Le Prince-Royal n'agit point contre l'Usurpateur, mais il ne dissimula pas ses sentimens. Buonaparte le craignait et ne négligeait rien pour désarmer son opposition et empêcher que les vrais amis de leur patrie ne se ralliassent autour de lui.

Dans une de ces cérémonies que Buonaparte institua pour habituer les Français au retour des formes monarchiques, il dit avec satisfaction au Général Bernadotte: „Tout rentre dans l'ancien ordre." — „Oui, Citoyen Consul," répondit celui-ci, „tout rentre dans l'ancien ordre; il n'y manque qu'un million de Français qui ont péri pour la liberté."

Lorsque Buonaparte imagina de rétablir en France les anciens titres et les anciennes dignités pour faire illusion sur la véritable nature de son Gouvernement, les honneurs qui furent conférés au Prince-Royal de Suède, étaient simplement ce qui était dû à son mérite; on n'aurait pas pu l'écarter sans exciter les réclamations de toute l'armée. D'ailleurs, la constitution qui nommait Buonaparte premier Consul, lui imposait expressément l'obligation d'acquitter

Wie vor des Gottes huldg[illegible]em Antlitz;
Und ſelbſt der Zeiten Kreißlauf, dieſer Tag:
Das alles ſpricht mit vieler Zeugen Mund.
Wohl nichts von ſolchem ſchnellen Wechſel ahndend
Wird Xuthus die erkornen Bürger Delphi's
Noch eifernd, wie er drohte, rufen zum Gericht.
Geh' Ion, ſuch' ihn auf: erzähl' ihm alles,
Wie ſich's begeben, und bered' ihn her.
Wir wollen die Verſöhnung dann vollenden.
Indes erhole du, Kreuſa, dich,
Von Leid erſchüttert und gewalt'ger Luſt.

Alle ab.

* * *

la dette de reconnaissance contractée par l'État envers les Généraux qui l'avaient défendu. Dans cette nouvelle formation de rangs élevés, ceux qui furent destinés à des Capitaines victorieux, étaient enfin les seuls qui eussent un principe de réalité. Dans presque tous les pays l'éclat des exploits militaires a primitivement fondé la Noblesse. Les Généraux français furent recompensés pour avoir servi la France; les autres le furent pour être devenus les instrumens dociles des desseins de Buonaparte.

Le Maréchal Prince de Pontecorvo continua de servir la France dans les guerres subséquentes. Quoique la guerre depuis vingt ans ait souvent porté un caractère d'une sombre violence qu'elle semblait avoir perdu pour toujours en Europe, cet illustre guerrier en a toujours su adoucir les maux, par l'influence de son caractère personnel. Ses soins pour maintenir la discipline, l'art qu'il possède d'animer ses soldats uniquement par le motif désintéressé du point d'honneur, ses ménagemens pour les pays qui furent le théâtre de la guerre, sa compassion pour les malheureux, ses égards délicats pour les prisonniers de guerre, ont été reconnus par tous ceux qu'il a combattus.

Les hommes que la nature a désignés par de grandes facultés, par une activité rapide et infatigable, par un coup d'oeil sûr et pénétrant, à gouverner les peuples, ont le besoin de se mouvoir dans une vaste sphère d'action. Le Prince-Royal ne rentra donc pas dans le cercle rétréci de la vie privée, lorsque Buonaparte fut devenu le dominateur de la France; il continua de déployer ses talens et d'approfondir l'art militaire dans des guerres, aux motifs desquelles il était étranger, et dont il désapprouvait sans doute le principe : il ne perdit pas l'habitude de diriger de grandes masses d'hommes. Il semble avoir pressenti que l'époque arrivait où il pourrait employer tous ces moyens d'une manière conforme aux voeux intimes de son coeur. Ce torrent de succès que la France dut dans l'origine à une forte impulsion nationale, mais sur lequel ensuite le nom de Napoléon parut seul surnager, continuait toujours ses débordemens; sa violence devait s'affaiblir par ses propres ravages, avant qu'on pût efficacement lui opposer une digue. Mais il était à prévoir que le temps d'une réaction universelle arriverait, et qu'alors ce torrent dévastateur serait refoulé dans ses bornes. L'ordre du monde civilisé était bouleversé: il était à prévoir qu'il ne pourrait être rétabli qu'à la pointe de l'épée. La France a sans doute fait beaucoup de mal à l'Europe, d'abord par ses agitations contagieuses, ensuite par sa facile soumission à un despote ambitieux; mais du sein de la France même devait sortir un ami de l'humanité qui est résolu à défendre tous les droits sacrés contre l'oppression qui les menace.

Vous osez avancer que le Prince-Royal de Suède a commis des exactions dans le pays d'Hanovre, lorsqu'il l'occupait à la tête d'une armée française. Un seul mot suffit pour faire rentrer dans le néant une calomnie aussi infame. Les Hanovriens aiment le Prince-Royal, ils lui ont voué une profonde reconnaissance, ils l'ont amèrement regretté, lorsque d'autres chefs lui ont succédé; à l'heure qu'il est, ces peuples se soulèvent contre votre frère pour se jeter entre les bras de ce Prince, qu'ils voient approcher comme leur libérateur, et le Prince-Régent d'Angleterre s'est empressé de lui confier le sort de ses sujets allemands, jusqu'à ce que son Gouvernement puisse y être régulièrement rétabli.

Vous vous faites un mérite de ne pas avoir retenu en France le Prince-Royal, lorsqu'il fut appelé à la succession au trône de Suède. Sans doute: après avoir usurpé l'existence entière de tant de millions de Français, à qui vous ne permettez plus d'agir, d'écrire, de parler, de respirer librement, vous pouviez encore étendre vos prétentions jusque-là, vous pouviez exercer cette violence après tant d'autres violences inouies. Pourquoi ne vous glorifiez-vous pas aussi, de ne pas avoir fait assassiner le

Prince-Royal au moment de son départ? On sait que vous avez voulu faire périr Moreau, mais que vous n'avez pas osé. Peut-être pensiez-vous une seconde fois qu'il était moins dangereux d'avoir un antagoniste au dehors, que de vous en susciter un au milieu de la France, et de pousser à des mesures extrêmes un homme énergique.

L'auteur de l'article donne à entendre que le Prince de Pontecorvo fut redevable à des liens de famille avec Buonaparte, de la permission de sortir de France. L'on a vu en effet quel cas Buonaparte fait des liens de famille, puisqu'il a poussé l'un de ses frères, à qui il avait les plus grandes obligations, à s'exiler volontairement, et qu'il a détrôné et exilé un autre frère pour avoir voulu faire le bien du peuple qu'il gouvernait. Mais ces liens de famille dont parle l'auteur de l'article, ont été fort utiles à Buonaparte lors de son retour d'Égypte: car ils empêchèrent le Général Bernadotte d'employer son influence pour qu'il fut traduit en justice et puni exemplairement comme il le méritait.

Vous reprochez au Prince-Royal d'avoir adopté le culte généralement introduit en Suède depuis près de trois siècles. Il faut espérer que le temps des dissensions religieuses est entièrement passé, que les différentes communions chrétiennes se rapprocheront, puisqu'elles admettent toutes comme base les grandes vérités révélées. Mais en Suède comme en Angleterre, les efforts de plusieurs Princes pour rétablir l'ancien culte, ont causé des troubles civils. Il est donc naturel que ces nations envisagent les principes fixés par la réformation sur les rapports entre l'Église et l'État comme une garantie de leur liberté constitutionnelle. Quel accès indiscret d'hypocrisie vous a porté à toucher cette corde? Les zélés catholiques doivent être vraiment fort édifiés. C'est Buonaparte qui se scandalise: lui qui fut Renégat en Égypte; l'imposteur qui voulut se faire passer pour un prophète de Mahomet; le même homme qui, revenu en France, afficha un grand zèle pour le rétablissement du catholicisme; qui engagea le souverain Pontife par l'espérance de ramener la paix dans l'Église, à sanctionner son avénement au trône par ses bénédictions; qui, pour prix de ce bienfait, dépouilla ce vénérable vieillard de tous ses états, le traîna dans la captivité où il languit encore, et fit peser des persécutions cruelles sur les membres du clergé, restés fidèles à leur chef spirituel; qui fut excommunié et qui l'est encore, car le nouveau Concordat qu'il a fait publier n'est qu'une nouvelle imposture. Buonaparte a tour à tour flatté les Mahométans, les Catholiques, les Protestans, les Juifs, les Philosophes mêmes en proclamant la tolérance universelle: il les a trompés tous, et quelles que soient les opinions religieuses des hommes, ils doivent tous être d'accord en abhorrant un homme, pour qui la religion n'a jamais été autre chose qu'un masque d'hypocrisie et une machine de sa politique infernale.

Le reproche d'avoir enlevé la Guadeloupe à la France ne regarde pas le Prince-Royal seul, mais le Gouvernement suédois en général. Il est vrai : d'après l'ancien droit des gens établi en Europe, on ne disposait pas d'une province conquise en faveur d'une puissance tierce, avant que cette province n'eût été cédée par son premier possesseur à la conclusion de la paix. Mais Buonaparte a renversé ce droit respectable, il a incorporé à la France une quantité de provinces qui n'ont jamais été cédées par leurs Souverains légitimes ; il a composé de la même façon le Royaume de Westphalie. Ses réclamations deviennent donc nulles par ses propres actions, et l'Angleterre n'a usé que de représailles très-modérées. D'un autre côté, la Suède a dû saisir cette occasion pour rendre la pareille à Buonaparte ; il avait envahi la Poméranie au milieu de la paix ; elle s'est mise en possession de la Guadeloupe. Si jamais à la paix générale la Suède consentait à rendre cette île moyennant un équivalent, ce serait toujours un service rendu à la France, de concert avec le Gouvernement britannique.

Ein
Artikel aus der Leipziger Zeitung
vom Dienſtag den 5. October 1813.

Vom Elbufer.

Der Kronprinz von Schweden läßt ſeit einiger Zeit Aufſätze bekannt machen, die im eigentlichſten Verſtande Paſquille genannt zu werden verdienen. Es iſt faſt nicht zu begreifen, wie dieſer Prinz ſo ſehr den Rang vergeſſen hat, wozu er emporgehoben wurde, daß er mit ſeinem Namen die Hirngeburten eines Kotzebues, eines Schlegels, eines Sarazins oder eines Goldſmiths zu unterſchreiben vermag. Das Publikum frägt ſich erſtaunt: Iſt denn dieſer Kronprinz nicht der nämliche Prinz von Pontecorvo, der durch die Gnade der franzöſiſchen Regierung zum Marſchall ernannt, und fernerhin mit Geſchenken und Gunſtbezeigungen überhäuft wurde? Iſt es nicht der nämliche Marſchall, der in Hamburg, Hannover und Elbing nur deswegen ſo hohe Contributionen ausſchrieb, um ſeinen eignen Beutel damit anzufüllen? Iſt es nicht Bernadotte, dieſer wüthende Jakobiner, der während ſeiner Geſandſchaft am öſterreichiſchen Hofe die dreifarbige Fahne in Wien aufpflanzte und ſich von dort wegjagen ließ? Iſt es nicht der nämliche Bernadotte, deſſen Grundſätze Frankreich verachtet, und der, ohne den Schutz und die Nachſicht des Kaiſers Napoleon, welcher, beſonders in Rückſicht ſeiner Allianz, ihm die begangenen Fehler großmüthig verzieh, im Staube kriechen würde? Allerdings iſt es kein anderer als er, deſſen Erhebung auf den ſchwediſchen Thron nur der Achtung und Bewunderung zuzuſchreiben iſt, welche die groſſen Thaten Frankreichs den Schweden eingeflößt hatten, und der nur mit Frankreichs Erlaubniß und Einwilligung dieſen Thron beſteigen konnte. Es iſt empörend, ſolche Undankbarkeit, ſolche Hintanſetzung ſeiner ſelbſt und der Ehre zu ſehen. Leute, die beſſer unterrichtet ſind, geben als Grund dieſes Betragens an, daß, bezahlt durch die Engländer, man es ihm zur Pflicht gemacht habe, ſich zu erniedrigen und ſich mit Frankreich unverſöhnlich zu entzweien, zu welchem Ende man ihn die franzöſiſche Beſitzung Guadeloupe hätte annehmen laſſen, und er ſich anheiſchig gemacht habe, alle Schmähſchriften zu unterſchreiben, die ihnen abfaſſen zu laſſen gutdünken würde. Andere finden es ganz natürlich, daß der Kronprinz von Schweden ſich, wie alle Renegaten, als den bitterſten Feind ſeines Vaterlandes und ſeines Fürſten zeigt. Noch andere endlich glauben dieſen Prinzen beklagen zu müſſen, der, von einer wahnſinnigen Mutter geboren, und deſſen Brüder und Schweſtern im Wahnſinne geſtorben ſind, vielleicht von eben dieſer Krankheit zu ſeinen Handlungen angetrieben werden dürfte.

Schweden hat in der That ein beſonderes Schickſal. Es jagt einen verrückten Prinzen vom Throne, und ruft einen franzöſiſchen General herbei, welcher, der catholiſchen Religion zugethan; ſeine Regierung damit anfangen muß, dieſer Religion zu entſagen, und eben dieſer General, ſeinem Range nach der Zwanzigſte in der franzöſiſchen Armee, deſſen Moralität und Grundſätze wenig in ſeinem Vaterlande geſchätzt wurden, iſt Sohn und Bruder von Tollhäuslern, und empfindet an ſich ſelbſt ſchon Spuren von dieſer Krankheit.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jon, Xuthus.

Jon.

So iſt es, theurer Vater, wie ich ſagte;
Du weißt den Hergang nun der ganzen Sache.

Xuthus.

Sehr Wunderbares muß ich da vernehmen,
Fürwahr! Allein auf deinen Lippen wohnt
Die offne Redlichkeit, du kannſt nicht lügen;
Du glaubſt an die unglaubliche Verknüpfung:
Doch weißt du, ob nicht Trug ſie dir gewebt?
In höchſt geleg'nem Augenblick erſchienen
Die Zeichen deiner Herkunft: konnten ſie
Nicht vorbereitet ſein, um deinen Zorn
Wie Zauberlieder zu beſänftigen,
Und dich, ſirenengleich, an ein Geſtade
Verderblich falſcher Liebe hinzulocken?

Jon.

Es hat ſie Pythia verwahrt. Du wollteſt
An Lügenkünſten die mitſchuldig achten,
Durch deren Mund Apollo Wahrheit redet?

En recevant la Guadeloupe, la Suède a voulu prouver à l'Univers qu'elle ne craignait point Buonaparte : elle a prévu de bonne heure la chute de sa puissance colossale mais factice. D'ailleurs, qu'est-ce que la Guadeloupe à côté de tant de colonies importantes que la France a perdues depuis la rupture de la paix d'Amiens? C'est Buonaparte seul qui lui a attiré cette perte par son obstination insensée à faire la guerre à la Grande-Bretagne. Aucun Français éclairé n'ignore que l'unique espoir qui reste à la France de ravoir ses colonies, est fondé sur le retour de son Gouvernement à des principes d'équité et de modération en Europe, à des principes que Buonaparte ne reconnaîtra jamais sincèrement.

C'est bien mal-adroit à vous d'accuser le Prince-Royal d'avoir été trop bon Suédois dans cette circonstance. Il est vrai : ce Prince s'est entièrement identifié avec la nation qui l'a appelé à la succession au trône. Les intérêts de la Suède sont sa première pensée; tout le reste de ses voeux est consacré aux succès de ses Alliés et à l'humanité en général. En engageant la Suède dans la cause européenne, tous ses soins ont été dirigés à ce que la tranquillité et l'indépendance de la presqu'île scandinave fussent assurées sur des bases plus fermes. Les Suédois voient avec joie et orgueil les anciens temps se renouveler; sous les auspices d'un Prince guerrier, héritier des sentimens du grand Gustave-Adolphe, ils marchent avec assurance sur les traces de leurs ancêtres illustrés dans l'histoire.

C'est en vain aussi que vous tâchez de rendre le Prince-Royal de Suède odieux aux yeux des Français. Les Français ne peuvent plus se méprendre sur le véritable auteur de leurs maux, ni sur l'objet qui seul mérite leur haine. C'est celui qui a accumulé sur leurs têtes innocentes la haine et la vengeance des nations. Qui pourrait parcourir sans omission la longue carrière des crimes par lesquels il est parvenu au pouvoir et s'y est maintenu? Buonaparte, né en Corse, fut élevé dans une école militaire de France par le bienfait de l'infortuné Louis XVI; il sortit de là pour devenir un Jacobin forcené; son premier essai de se faire remarquer fut une brochure dans le sens le plus révolutionnaire, appelée *le souper d'Avignon ;* après le 9 Thermidor il fut arrèté comme l'un des suppôts de Robespierre et destitué de son grade; il flagorna tour à tour toutes les factions jusqu'à ce qu'il parvînt à les maitriser; il inonda les rues de Paris du sang des citoyens qui réclamaient un droit constitutionnel; il alla en Egypte sacrifier une belle armée à ses projets chimériques; il y fit massacrer les prisonniers turcs, fit empoisonner ses propres malades, et déserta son armée au moment le plus critique; revenu en Europe, il entreprit de dissoudre la représentation nationale à la tête de ses satellites, et fut au moment d'échouer dans cette tentative, si la présence d'esprit de son frère ne l'eût pas sauvé; parvenu au pouvoir, il fit étrangler Pichegru dans un cachot par ses Mamelouques; il proscrivit Moreau; il enleva le descendant du grand Condé sur une terre hospitalière et le traîna au supplice; le règne de la terreur fut rétabli en France; au lieu d'une bastille que les Français avaient démolie, il en érigea huit; tous les cachots furent remplis de prisonniers d'État; soupçonneux comme Tibère et cruel comme Néron, il organisa en France un système d'espionnage universel qui absorbe la moitié de l'activité des administrateurs; toute idée libérale fut proscrite, toute voix indépendante fut étouffée; le silence de la mort planait et plane encore sur ce pays, habité par une des nations les plus éclairées et les plus spirituelles de l'Europe; la flatterie seule s'y fait entendre, et par un échaffaudage monstrueux de mensonges il essaye de couvrir tant d'horreurs. Son régime intérieur a ruiné la prospérité de la France; sa conduite dans les relations extérieures ne forme qu'un tissu de perfidies machiavelliques. Dans les guerres que son ambition frénétique a allumées depuis dix ans, tous ces vétérans, les anciens défenseurs de la patrie, ont péri successivement; la jeunesse de France, enlevée aux travaux pacifiques, a été moissonnée sans pitié. Si l'éclat des victoires, obtenues par la valeur des Français, a pu produire un prestige pendant quelques années, ce prestige est détruit maintenant. Buonaparte a lassé la fortune à force d'en abuser: il n'éprouve plus que des revers, et son bonheur était son seul mérite. Il n'a point d'allié fidèle: tous aspirent à secouer le joug du vasselage, que des circonstances impérieuses leur avaient imposé, et qu'il décorait du nom d'alliance. Il a encore des satellites que la crainte pour leur propre sûreté attache à sa personne; il n'a point d'ami dans l'Univers entier. Le moment approche où cet homme qui s'est si long-temps glissé par des voies ténébreuses, jusqu'à ce qu'il parvint à fouler aux pieds le genre humain, va rentrer dans le néant. C'est en vain qu'il veut confondre son nom et ses intérêts avec ceux de la France: il n'a rien de commun avec elle; ce n'est que son usurpation et son despotisme qui ont jusqu'ici lié le sort de la France au sien. Les Alliés l'ont hautement déclaré: ils ne font pas la guerre à la nation française, ils la font à Buonaparte seul. Au milieu de tant de millions d'hommes qu'il appelle ses sujets, on isole le Tyran. On proclame un oubli général du passé pour tous ceux qui l'ont servi, pourvu qu'ils quittent son parti et qu'ils agissent contre lui; lui seul est irrévocablement mis *au ban de l'humanité.*

Jamais un Sénat plus auguste n'a présidé aux destinées de l'Europe que celui que forment aujourd'hui les Souverains alliés. Peut-on douter que le Prince-Royal de Suède élèverait sa voix dans ce Sénat en faveur de sa patrie, s'il était question de démembrer, de subjuguer la France? Mais la France peut obtenir la paix la plus honorable, aussitôt qu'elle veut mettre un terme à l'abus de la puissance d'un seul homme. Les Alliés ne veulent que rétablir la tranquillité et l'indépendance du monde civilisé. Le Prince-Royal de Suède chérit la France, il ne cesse de former des voeux pour son bien-être. C'est Buonaparte qui n'a ni le sang, ni le coeur français. Noblement, à la manière des anciens chevaliers, le Prince-

Royal lui a jeté son gant: que son adversaire le relève, s'il ose; qu'il vienne terminer cette grande lutte par un combat particulier: l'issue n'en serait pas douteuse.

Il me semble voir le Prince-Royal de Suède s'avancer dans la lice avec ce front serein et cet air si franc et si noble qui rappelle l'image des Bayard et des Duguesclin, contre son adversaire, bouffi d'orgueil, mais chargé de malédictions et le front déjà sillonné par les foudres du courroux céleste. Il me semble voir les ombres des Rois héroïques de Suède paraître dans les nuages, pour être témoins de ce *jugement de Dieu;* il me semble voir Gustave-Adolphe lancer un regard d'indignation à celui qui profana le nom de la bataille de Lutzen, en disant qu'elle fut une seconde fois livrée par lui pour la liberté de l'Allemagne. Les peuples spectateurs applaudiraient avec enthousiasme à la généreuse entreprise de leur défenseur, ils lui présageraient la victoire: le monstre serait terrassé et le monde retentirait de cris d'allégresse.

Lon. Ital. V.3

Geſchenk
Seiner Majeſtät des Königs Ludwig I.
aus
Höchſtdeſſen Privatbibliothek.

LETTRE

AUX ÉDITEURS DE LA BIBLIOTHÈQUE ITALIENNE,
SUR LES CHEVAUX DE BRONZE DE VENISE.

PAR

A. W. DE SCHLEGEL,

CHEVALIER DES ORDRES DE SAINT WLADIMIR ET DE WASA,
MEMBRE CORRESPONDANT DE L'ACADÉMIE ROYALE DE BAVIÈRE, ET MEMBRE DE LA SOCIÉTÉ FLORENTINE DITE
COLOMBARIA.

FLORENCE,
CHEZ JEAN MARENIGH
1816.

Xuthus.
Die Prieſterin hat mit beredten Worten
Sich für Kreuſas Rettung erſt verwandt.
Doch richt' ich nicht; ſchon kommen Delphi's Aelteſte
Zuſammen, dieſe mögen das entſcheiden.

Ion.
O nein, nicht ſo, mein Vater und mein Fürſt!
Was zwiſchen dir allein und deiner Gattin
In ſtiller Traulichkeit und ohne fremde
Dazwiſchenkunft geſchlichtet werden muß,
Das ziemt ſich nicht vor ein Gericht zu ſtellen.
Entlaß' es gleich, wenn du mich irgend liebſt.

Xuthus.
Mir ſchenkte das Orakel dich zum Sohn,
Und ſcheinſt du gleich abtrünnig faſt geworden,
Will ich doch gern mich väterlich beweiſen.
Dieß iſt der Erſtling deiner Bitten, Kind,
Die darfſt du nicht vergeblich thun. Es ſei.

Ion.
Begnad'ge denn auch jenen greiſen Knecht,
Den treuen Kindheitspfleger des Erechtheus,
Den bloß Verblendung feindlich mir gemacht.
Entlad' ihn deines Zorns und ſeiner Feſſeln.

Xuthus.
Ein großes Wunder, wahrlich! iſt geſcheh'n,
Was es auch ſei: denn völlig umgewandelt
Erkenn' ich dich nicht mehr. Ich glaubt' in dir
Vorhin des eignen Blutes Art zu ſehn,
Ein königlich Gemüth und tapfern Trieb.
Nun biſt du voll unmännlichen Erbarmens,
Wie ein von Weibern auferzogner Knabe.

MESSIEURS,

Vous avez annoncé dans l'avant-propos de la Bibliothèque Italienne l'intention vraiment libérale d'insérer dans ce journal les objections qui Vous seroient présentées contre les opinions énoncées par les auteurs des différens articles. Je prends donc la liberté de Vous communiquer quelques observations concernant l'écrit de M. le Comte Cicognara sur les fameux chevaux de bronze de St. Marc, dont Venise se voit de nouveau embellie par les soins paternels de l'Empereur d'Autriche. M. de Cicognara est d'avis que ces chevaux n'ont pas été transportés de la Grece à Rome, mais exécutés dans cette capitale même du temps de Néron. Cette opinion n'est pas neuve, elle a été développée par les commentateurs des statues de Saint Marc, quoique d'une maniere moins positive. Il se peut qu'elle soit fondée, mais M. de Cicognara l'appuye sur des argumens qui ne sauroient être admis, et que cependant l'auteur de l'extrait dans le premier cahier de la Bibliothèque Italienne a laissé passer comme valables.

Les Grecs n'érigeoient point d'arcs de triomphe, dit M. de Cicognara, donc ils n'avoient point d'emploi pour des quadriges de bronze, tandis que les Romains surmontoient d'ordinaire les arcs de triomphe, si fréquens chez eux, de chars attelés de quatre chevaux, comme l'attestent les médailles.

Soit: les Grecs, tant que dura leur indépendance, n'érigerent pas des arcs de triomphe à la gloire des vainqueurs, puisque l'usage du triomphe leur étoit étranger. Cependant ils bâtissoient sans doute de belles portes aux places publiques et aux enceintes sacrées. Mais laissons de côté les arcs de triomphe; ne diroit-on pas, d'après le raisonnement de M. de Cicognara, que les quadriges étoient affectés exclusivement à ce genre d'édifices? Il y avoit des emplacemens convenables pour ce magnifique ornement sur les temples et autres monumens publics. D'ailleurs un quadrige n'étoit pas nécessairement l'accessoire d'un édifice; il pouvoit être placé tout simplement sur un piédestal comme une statue équestre, et je prouverai qu'on voyoit en Grèce beaucoup de quadriges ainsi isolés.

Dans les temples grecs d'une certaine grandeur on ménageoit souvent un plan horizontal derrière le sommet du fronton, pour y placer une statue. Une Victoire dorée brilloit sur le faîte du temple de Jupiter à Olympie. En ce moment je ne me rappelle point d'exemple grec d'un quadrige placé de cette manière. Néanmoins l'existence de cet usage dans l'antiquité ne sauroit être contestée. Déjà Tarquin l'ancien fit surmonter le temple de Jupiter Capitolin d'un quadrige en terre cuite. Tarquin étoit grec d'origine, et sans entrer ici dans la question de savoir si son père, le Corinthien Damaratus, est le premier qui ait apporté les arts du dessin en Étrurie, il faut admettre, je pense, que les Étrusques dès lors avoient beaucoup de communication avec la Sicile et la grande Grèce, et que leurs artistes, employés par Tarquin, auront imité les Grecs dans cet ornement comme dans beaucoup d'autres choses.

Probablement le célèbre quadrige conduit par le Soleil, que Lysippe avoit fait pour les Rhodiens, couronnoit la cime du temple de cette divinité. On ne sauroit le supposer placé dans l'intérieur; et quel poste plus digne de ce char lumineux que celui où il sembloit, pour ainsi dire, planer dans les airs?

Le tombeau de Mausole se terminoit par une pyramide qui, se rétrécissant de gradin en gradin, laissoit en haut un espace quarré, où se trouvoit un quadrige de marbre, ouvrage de Pythis. Le massif de cette pyramide pouvoit facilement porter le poids énorme de quatre chevaux de pierre, peut-être de grandeur colossale; mais sur les temples on aura préféré les chars de bronze à cause de leur légèreté.

L'art de jeter des chevaux en bronze fut cultivé en Grèce de très-bonne heure. Je puis citer deux chars de cette matière antérieurs au siècle de Périclès, c'est à dire, à cette époque décisive où les artistes grecs commencerent à rivaliser entr'eux de grandeur dans leurs conceptions, et les peuples de la Grece de magnificence dans leurs projets d'embellissemens sacrés et profanes.

Hérodote parle d'un quadrige de bronze, attelé de quatre jumens, qui étoit placé à Athènes à l'entrée des Propylées. Les Athéniens y avoient consacré la dîme de la rançon des prisonniers faits dans une guerre contre les Béotiens et les Chalcidéens. Cette guerre eut lieu dans la 68ème Olympiade, ce qui nous donne à peu près la date de l'ouvrage.

Le char de Cléosthène, vainqueur aux jeux olympiques dans la 66ème Olympiade, devoit être du même temps, ou même un peu plus ancien. On y avoit observé l'antique usage de mettre des inscriptions sur les statues mêmes: les noms des chevaux étoient gravés sur leurs flancs. Pausanias n'indique pas la matière dont ce quadrige étoit formé, mais comme il étoit l'ouvrage d'Agéladas, maître de Myron et de Polyclète, il aura été sans doute de bronze.

Veut-on des exemples de quadriges qui n'appartenoient à aucun édifice, et qu'on avoit posés sur un simple piédestal? A en juger d'après les expressions d'Hérodote et de Pausanias, le char ci-dessus mentionné placé à l'entrée des Propylées étoit de ce nombre. Évidemment tous les chars des vainqueurs aux jeux olympiques et pythiques, ou d'autres personnes mémorables, placés dans l'Altis, c'est à dire le bois sacré de Jupiter à Olympie, et dans l'enceinte sacree à Delphes, doivent être ranges dans cette classe. Dans la description de Pausanias je n'en compte pas moins de sept à Olympie, dont quatre de bronze, et deux à Delphes. Cependant Pausanias passe sous silence beaucoup d'objets, et ne parle que des ouvrages d'artistes renommés, ou de monumens qui lui donnoient lieu d'éclaircir quelque circonstance historique.

Ces faits prouvent déjà que les quadriges de bronze n'etoient rien moins que rares en Grèce. Mais en parcourant les notices que nous fournit Pline, on voit encore bien autre chose. Il ne cite pas moins de sept *statuaires* ou artistes qui travailloient en bronze, tous célèbres pour la beauté de leurs biges et de leurs quadriges: à la tête de tous Calamis, contemporain de Phidias, ensuite Aristide, l'élève de Polyclete, Euphranor, Menogene, Lysippe, son fils Euthycrate, et Pyromaque. Tous ces artistes ont fleuri dans la grande époque de l'art, c'est-à-dire depuis la 80ème jusqu'à la 120ème Olympiade. Pline designe en particulier quelques uns de leurs ouvrages dans ce genre par les statues qui étoient placées sur les chars; mais la plupart du temps il en parle au pluriel: ils ont fait des biges et des quadriges. Il resulte de tout ceci que le nombre des ouvrages de cette espèce étoit extrêmement considérable en Grèce, en Sicile, dans toutes les contrées peuplées par des colonies grecques, et gouvernées ensuite par les successeurs d'Alexandre. Après la conquête, ces pays furent dépouillés par les Romains à plusieurs reprises; après Auguste, Néron enleva encore beaucoup de statues à la Grèce. Il est donc infiniment vraisemblable que parmi ces trophées on aura transporté à Rome aussi des quadriges de bronze.

Je passe à l'examen d'un autre argument. On remarque de fortes traces de dorure sur les chevaux de Venise, et les Grecs, dit M. de Cicognara, ne doroient pas leurs statues de bronze.

Quand même on voudroit admettre le fait, cet argument n'en seroit pas plus concluant. Les Romains, par leur goût habituel pour la magnificence, ont pu faire dorer ces chevaux, après les avoir transportés dans leur capitale, quoiqu'ils ne l'eussent pas été dans leur emplacement primitif en Grèce.

M. de Cicognara semble blâmer la dorure comme une faute de goût. La sculpture, il est vrai, considérée dans son essence, ne doit pas fasciner les yeux par la variété des couleurs et l'éclat des matières précieuses.

Elle doit se borner à l' imitation des belles formes, et pour les faire ressortir davantage, elle doit se servir de matieres d' une teinte unie, et dont les reflets, en éblouissant, n' empêchent pas de bien discerner les contours. Mais l' art, même en Grece, ne fut pas toujours pratique conformément à la théorie. Nous savons maintenant par les fragmens découverts à Egine, que les Grecs ont d' abord commencé par peindre les vetemens, les armures, les yeux, et peut-être les levres de leurs statues, au moins dans cette ancienne écoie de l' art, désignée par le terme de *style éginéen*. Ensuite le grand Phidias se plùt à composer des figures colossales, dont la chair étoit d'ivoire, la chevelure et la draperie d' or massif. Ce n' est que vers le temps de Praxitèle que la sculpture, dédaignant les ornemens étrangers, osa se présenter dans la lice, nue et parée de sa seule beauté, pour lutter contre la nature. Mais il y eut toujours des exceptions à cette regle. L'assertion, que les Grecs n' ont jamais doré leurs statues, est si peu fondée, qu' on peut alléguer plusieurs exemples du contraire. Je viens de citer la Victoire de bronze doré sur le temple de Jupiter Olympien. Je suis porté à croire, que la simple dorure des bronzes étoit tellement commune en Grèce, que les auteurs qui en parlent, ne se donnent pas seulement la peine de les designer autrement que comme des statues d'airain, parcequ'une pareille dorure ne rendoit guères l'objet plus précieux. Il me semble que le terme ἐπίχρυσος, dont Pausanias se sert plusieurs fois, ne veut pas dire *doré*, comme nous l'entendons, mais ***couvert de plaques minces d'or battu.*** (1) Cela est évident par un passage de Pausanias, où il parle d'une statue de Minerve de bronze doré, placée sur un palmier également de bronze, que les Athéniens avoient offerte en don à l'Apollon de Delphes. Pausanias vit la surface d'or endommagée en plusieurs endroits. On débitoit à Delphes un récit miraculeux d'une nuée de corbeaux, qui étoient venus fondre sur cette statue, et l'avoient déchirée à coups de becs, comme pour annoncer un événement funeste. Mais Pausanias suppose, que des voleurs avoient fait ce dégât. Or une simple dorure amalgamée par un procédé chimique avec la surface du bronze, ne pouvoit pas être un appât suffisant pour engager des voleurs à une entreprise aussi périlleuse, surtout a Delphes, où il y avoit tant de choses plus précieuses à voler: c'étoient donc des plaques d'or, qui tenterent leur avarice, et qu'ils s'efforcerent d'arracher. D'après cela je crois que la Victoire sur le temple de Jupiter à Olympie, et la statue de Phryné dans l'enceinte sacrée de Delphes, étoient également couvertes d'or, et non pas simplement dorées. Phryné, en offrant son portrait en don, voulut sans doute en même temps étaler sa beauté, les richesses acquises par ses charmes, et le talent de son amant; et Praxitèle dût en cette occasion complaire à sa maitresse, soit par le choix de la matière, (car cet artiste ne travailloit que rarement en bronze, et moins heureusement qu'en marbre) soit par une parure étrangère à son art.

---

(1) C'est incontestablement dans ce sens qu'Hérodote employe les termes ἐπίχρυσος et ἐπάργυρος, Lib. IX. c. 80.

Néron fut blâmé pour avoir fait couvrir d'or une statue d'Alexandre adolescent de la main de Lysippe. On trouva que le charme de l'art étoit detruit par la magnificence: on enleva l'or, et Pline vit les cicatrices et les égratignures que cette opération avoit laissées dans le bronze. Il n'auroit pas pu s'ex-

Ich achte den für einen wackern Mann,
Der ſeinen Freunden wohlzuthun verſteht,
Doch Feinden Böſes vielfach auch vergilt.
Wohl! mir geliebt es, thöricht ſein mit dir:
Er lebe denn, ihn ſtrafe ſeine Schmach.
Nur andre Schenken wollen wir beſtellen,
Er bleibe ſtets von unſern Bechern fern.

Ion.

Du ſpotteſt, Xuthus, über mein Begehren.
Doch laß mich fragen, iſt's nicht auch zuweilen
Mannhafter Seelen werth, enthüllte Tücken
Mit Gleichmuth überſehn, vergeßen, die
Ohnmächtig an uns abgeglitten ſind?
Der Gott gab ſelber uns der Großmuth Wink,
Da er vorbeugend ſeine Boten ſandte,
Daß der Verſuch nicht bis zur That gedieh.

Xuthus.

Der Götterwinke prieſterliche Kunde
Mag Ion beßer wohl als ich verſtehn.
[illegible] Sterblichen genügt dir überhaupt
[illegible] Vorbild mehr; du ſtrebſt nun einzig, uns
Des Latoniden Abglanz darzuſtellen.

Ion.

Biſt du nicht auch Olympiern verwandt?
O bei dem Zeus, der deinen Vater zeugte,
Der gern die Gäſt' und Fremdlinge geleitet,
Wie ich, ein Gaſt, zu dir eintreten ſoll!
Nein, ſtoße mich nicht von dir, beſter Vater!
Ich laße nimmer ab: denn das Orakel
Gab ja nur darum mich zu eigen dir,
Daß ich dir nach und deinen Thaten eifre,

primer ainsi, ce me semble, sur une simple dorure, qui n' altère en rien les contours. Mais quoiqu' il en soit, il n' en est pas moins prouvé par les exemples cités, que les Grecs doroient quelquefois les statues de bronze, et même dans les plus beaux temps de l' art, puisque le portrait de Phryne étoit de Praxitele, et que la statue de Minerve sur le palmier existoit lors de l'expédition des Athéniens en Sicile.

Je ne vois pas ce qu' on peut objecter sous le rapport du goût à la dorure des bronzes, si ce n' est l'éclat métallique; car du reste la teinte de l'or est belle et unie, et de plus elle a l' avantage d' être inaltérable. Or le cuivre encore neuf est pareillement luisant, et d' une couleur rougeâtre beaucoup moins agréable. Cette teinte douce et foncée, cette belle patine, qui plait dans les bronzes antiques et dans les bronzes modernes déjà vieillis, l'airain ne la prend que peu à peu par le contact de l'air, et quelquefois il la prend inégalement. Pline dit, qu' anciennement les statuaires grecs méloient souvent de l' argent et même de l'or avec le cuivre employé à fondre des statues. Ils le faisoient probablement pour rendre le métal plus fusible en lui conservant sa ductilité, peut-être aussi pour le garantir du verd de gris, et pour obtenir une plus belle teinte. Après une telle profusion de matières précieuses dans la composition du métal, on se sera sans doute épargné la dorure. Mais on pouvoit avoir un motif particulier de l'employer pour les quadriges, puisqu'ils étoient souvent destinés à être vus à distance. (1) Je conviens qu'on ne sauroit guères regarder fixément, sans être ébloui, un quadrige doré sur le faite d'un édifice sous un soleil ardent en plein midi. Je l'ai millefois éprouvé en observant les chevaux de Venise à Paris sur l'arc de triomphe des Tuileries, où ils étoient exposés aux reflets croisés d'un grand char et de deux Victoires dorées. Mais cet inconvénient est racheté par l'effet magique que produit la dorure aux heures du lever et du coucher du soleil.

M. de Cicognara tire une autre induction des imperfections de la fonte, qu'il a remarquées sur les corps de ces chevaux, pour les attribuer au règne de Néron. Selon Pline l'art de jeter en bronze étoit totalement perdu à l'epoque où il écrivoit, ainsi cet art devoit être sur son declin dès la génération précédente. Observons cependant que l'art de jeter en bronze peut être facilement perdu faute de pratique, et facilement recouvré par l'exercice. Car l'habilité dans ce métier ne tient en rien au génie des beaux arts, mais à une suite de procédés mecaniques, qu'enseigne l'expérience. On a recommencé à jeter très-bien en bronze après le temps de Pline, comme le prouve la statue équestre de Marc-Aurèle. Je ne crois pas, qu'on puisse fondre aucun ouvrage de bronze d'une grandeur considérable si parfaitement, qu'en sortant du moule il n'ait pas besoin d'être retouché ça et là. On n'a qu'à voir ce que dit à ce sujet Benvenuto Cellini, qui étoit pourtant un artiste expérimenté. Les chevaux en question sont de cuivre presque pur, qui entre moins facilement en fusion que lorsqu'il est mêlé d'étain ou de zink. Quelques creux restés dans les corps apres le jet ne doivent donc pas surprendre. M. de Cicognara dit lui-même, que le jet des têtes et des jambes est parfait, ainsi cet ouvrage peut être consideré comme excellent, aussi sous le rapport de la fonte.

---

(1) Je ne serois pas étonné, que l'épithète χρυσάρματος, que Pindare donne si souvent aux divinités, eût été suggérée à l'imagination du poète par la vue de ces chars réellement dorés.

Enfin M. de Cicognara appuye sa thèse sur le caractère des chevaux de Venise, lequel, selon lui, ne ressemble pas au caractère des chevaux véritablement grecs: ils sont charnus et ont les formes arrondies, tandis que les derniers étoient secs et sveltes et avoient la croupe assez anguleuse, comme on le voit par les bas-reliefs du Parthénon. Mais ces bas-reliefs sont du temps de Phidias: on pourroit douter, si leurs formes ne tenoient pas autant aux principes sévères de l'art à cette époque, qu'à la nature des chevaux qu'on imitoit. Par l'examen de ces mêmes médailles de Syracuse, que M. de Cicognara allègue en sa faveur, ce doute s'est transformé pour moi en certitude. A mesure que ces médailles portent les marques d'une plus haute antiquité, la maigreur des formes est plus exagérée; dans toutes celles qui n'ont pas encore l'oméga dans la légende ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ, l'on peut compter sur des chevaux décharnés. J'ai vu une médaille de cette espèce, dont la tête de Proserpine tient encore de la roideur égyptienne: les deux chevaux du char avec leurs jambes longues et effilées ressemblent absolument à des mules affamées. En revanche les médailles syracusaines, dont le type annonce la perfection de l'art, nous montrent aussi des chevaux pleins de feu et en même temps mieux nourris. La collection de la Galerie de Florence possède un superbe exemplaire d'un grand médaillon de Syracuse, décrit par Eckhel, (*Doctrina numor. veter. P. 1. V. 1. p. 242 in fin. et 243.*) d'un admirable type, dont le relief fort saillant permet d'appercevoir parfaitement l'embonpoint des chevaux du quadrige. L'epaisseur et le port du cou, le volume du corps, la croupe arrondie, tout enfin est dans le genre de ceux de Venise, excepté que la médaille nous montre les chevaux lancés au galop. On voit donc clairement, que la maigreur ne doit pas être attribuée à la nature imitée, mais au style de l'art qui, avant d'arriver à un dessin moëlleux, caractérisoit avec effort, et détailloit péniblement les ressorts du mouvement dans les corps organisés. En rapportant le médaillon, que je viens de décrire, aux derniers temps de l'indépendance de Syracuse, comme je pense qu'on doit le faire, il appartiendra toujours au siècle qui a suivi celui d'Alexandre le Grand: ainsi l'on ne sauroit le récuser sous le rapport de l'orinalité et de la pureté du style.

Les chevaux de la frise du Parthenon sont en effet secs, musculeux et d'une chair compacte: mais étant d'un relief très-peu saillant, nous ne pouvons pas juger de leur epaisseur comme s'ils étoient de ronde bosse. Xénophon, dans son livre sur l'équitation, veut qu'un bon cheval ait le poitrail large, les épaules epaisses, les hanches larges et charnues, et que les jambes ne soyent pas trop rapprochées. Il est vrai que les préceptes de Xenophon tendent à former des chevaux de guerre, et non pas des chevaux de course. Mais aussi dans les chevaux grecs destinés à la course de chars, l'on ne doit pas se figurer la maigreur efflanquée, la taille élancée et étroite des chevaux de course anglois. Un attelage de quatre chevaux de front, et la forme du stade qui exigeoit des tours fréquens, devoient necessairement rallentir la course des chars, de sorte qu'on pouvoit y employer des chevaux bien nourris et de proportions un peu fortes, comme en Hollande on fait courir les chevaux frisons. Les artistes, en faisant des quadriges en l'honneur des vainqueurs d'Olympie, auront sans doute pris pour modèles les coursiers victorieux. Or on voyoit concourir à Olympie et dans les autres jeux de la Grèce, des chevaux venus de la Sicile, de Cyrène en Afrique, des iles, enfin d'Epire et de Macédoine; par conséquent les artistes étoient appelés à imiter des chevaux de races bien différentes.

Pour les chevaux de Venise je ne pense pas même qu' il faille les considérer comme des chevaux de course. Ce sont des étalons, et c' étoient d'ordinaire des jumens qu'on dressoit à la course des chars. Sophocle, dans sa fameuse description des jeux pythiques, parle toujours des chevaux au féminin; Pindare de même, le peu de fois qu'il indique le sexe des chevaux. Hérodote aussi cite deux attelages de quatre jumens qui avoient remporté trois prix successifs aux jeux olympiques.. Je n'oserois pourtant pas faire de ceci une règle générale: les noms des chevaux du char de Cléosthène sont masculins. Ce qui est plus important à remarquer, c'est que les chevaux de Venise marchent au pas et d'une allure fort calme. On voit sur les vases, les médailles et les pierres gravées une foule de quadriges dont les chevaux se dressent sur les pieds de derrière, comme pour s' élancer au galop. Les Grecs aimoient à faire caracoler les chevaux; on les dressoit exprès à cela; ce n'est que dans cette attitude, dit Xenophon, qu'un cheval déploye toute sa beauté. En conséquence je présume que les chevaux de course étoient d' ordinaire figurés bondissant et partant au galop. Le bronze s'y prêtoit d' autant plus facilement que le devant du corps n' avoit pas besoin d'un support aussi lourd que dans le marbre. Le grand cheval qui se trouvoit dans le fronton du Parthenon, et dont la tête superbe existe encore dans la collection de Lord Elgin, quoiqu' il fût de marbre, étoit aussi dressé sur les jambes de derriere.

D' après tout cela il paroit que les chevaux de Venise ne doivent pas être pris pour des chevaux de course, mais plutôt pour des chevaux de parade, tels qu'on les employoit dans les entrées solennelles et les pompes sacrées. Sous ce point de vue on ne sauroit assurément blâmer leurs proportions comme trop lourdes.

L'auteur de l'extrait inséré dans la Bibliothèque Italienne traite d'ineptie la supposition de quelques antiquaires françois qui ont pensé que les chevaux de Venise pourroient bien être de Lysippe. J'ignore par qui cette thèse à été soutenue, mais je suis bien éloigné d'y voir rien d'absurde. Ce seroit une autre affaire, si l'on vouloit attribuer cet ouvrage à Calamis: il n'est pas travaillé dans un goût assez austère pour cela.

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

Mais le style de Lysippe étoit animé, facile, élégant; ce beau génie brilloit par la verité de son imitation. Pour affirmer positivement que ces chevaux ne peuvent pas être de la main de Lysippe, ou sortis de son école, il faudroit posséder quelque ouvrage avéré de ce maitre, et être à même de le comparer avec celui dont il sagit. Mais nous ne pouvons nous former une idée des oeuvres de Lysippe que par des données générales. Celles-ci au moins ne sont pas contraires à la supposition contestée, et les circonstances historiques lui sont extrêmement favorables. Tout le monde sait que les Venitiens ont trouvé ces chevaux à Constantinople dans l'Hippodrome, lors de la prise de cette ville en 1204. Une ancienne tradition, car il n'existe point de témoignage positif, porte que Constantin les y avoit fait transporter de Rome. Du temps de cet empereur on ne savoit plus rien faire de bon, on avoit perdu le tact des beaux arts, mais l'admiration des siecles passés pouvoit encore diriger le choix parmi les ouvrages existans. Pense-t-on qu'un empereur absolu et qui n'étoit en rien gêné ni par les droits des villes, ni par le respect pour les propriétés sacrees des divinités payennes, n'aura pas pris ce qu'il y avoit de meilleur en ce genre, pour embellir une des plus magnifiques places de sa nouvelle capitale? On sait que même la statue de Jupiter Olympien a été transportée à Constantinople. Un quadrige ordinaire et qui ne n'eût pas été d'un maitre renommé, n'auroit pas valu la peine d'être apporté de si loin. Rome n'avoit encore subi les ravages d'aucune invasion ; les conquérans républicains et ensuite les empereurs avoient à l'envi enrichi cette ville aux dépens de la Grèce. Les incendies peuvent avoir consumé quelque chose ; mais il paroit que c'est précisément après le grand incendie que Néron envoya son commissaire Craton en Grèce pour enlever de nouveau les plus beaux ouvrages de l'art. Pline se plaint que dans son temps la foule des chefs d'oeuvre accumulés à Rome nuisoit à leur juste appréciation. Ceux de Lysippe étoient particulièrement exposés à être transportés en Italie, parce qu'il avoit beaucoup travaillé pour Alexandre le Grand ; or la Macédoine, ayant été conquise par la force des armes, fut traitée avec moins de ménagement que beaucoup de villes de la Grèce, subjuguées graduellement sous le prétexte de l'alliance et de la protection. Aussi Quintus Metellus, surnommé le Macédonien, apporta-t-il à Rome les vingt-cinq statues équestres de Lysippe, érigées à la mémoire des cavaliers qui avoient péri au passage du Granique, tandis que Cajus Cassius, en dépouillant l'île de Rhodes, n'osa pas enlever aux Rhodiens le char du Soleil du même maître. Mais il y avoit certainement à Rome d'autres quadriges de Lysippe, l'artiste le plus fécond et, après Ca-

Die durch die Welt des Ruhmes Fittig trägt.
So leite denn mich, väterlich geſinnt,
Und lehr' mich Herrſcher ſein und Held wie du.

Xuthus.

Du ehrſt die Abkunft, weſſen du auch ſei'ſt,
Mein wackrer Jon; denn wie bildſam Wachs
Soll in des weiſern Alters Hand die Jugend
Sich fügen, bis ſie ſich herausgeſtaltet,
Und felſenfeſt in Männerkraft nun daſteht.
So ward die Vorwelt groß: ſie ſchreibt uns vor
Die Väter achten. Einen ſolchen Jüngling,
Wie dich, wünſch' ich zum Sohn mir oder keinen,
Er ſei nun leiblich oder angenommen.
Laß küßend mich von Neuem ſegnen deine Stirn.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Pythia.

Pythia.

Ja, dieſer Anblick iſt mir feſtlich werth;
Ich ſehe, mein geliebter Zögling fand
Nicht bloß des Vaters Namen, auch ſein Herz,
Und bin getröſtet, daß er von mir geht.
O König: eine düſtre Wolke hatte
Sich um uns her gelagert, doch ſie hat
In Blitzen ausgewittert, die nicht trafen,
Und heiter iſt der Himmel, wie zuvor.

lamis, le plus célèbre dans ce genre. Si le char doré du Soleil, posé par Auguste sur le temple d'Apollon Palatin, —

Auro Solis erat supra fastigia currus, — n'étoit pas de la main de Lysippe, il aura été l'ouvrage de quelque autre artiste du premier rang, ainsi que les boeufs de bronze autour de l'autel qui étoient de Myron.

Dire que les chevaux de Venise ont été travaillés à Rome du temps de Néron, c'est au fond une assertion très-hasardée, parce qu'elle énonce, sans témoignage quelconque, un fait positif et particulier. Je pense que cette notion, répandue parmi les antiquaires, doit son origine uniquement à une médaille de cet empereur, dont le revers porte un quadrige sur un arc de triomphe. On voit d'abord combien cet argument est foible et précaire. Sans doute, la médaille rappelle un arc de triomphe érigé avec son ornement habituel en l'honneur de Néron : mais s'ensuit-il que ce quadrige ait été jeté en bronze à Rome exprès pour cela, et que ce soit précisément le même que nous avons? Les commentateurs des statues de St. Marc vont jusquàciter comme un trait particulier de ressemblance les crinières coupées des chevaux. Mais cet usage, quoiqu'il ne remonte pas jusqu'au temps d'Homère, a été de bonne heure très-répandu chez les Anciens: les chevaux de la frise du Parthénon ont également la crinière coupée et arrangée en crête, et cela se voit sans cesse dans les monumens antiques.

Quoiqu'il en soit, si l'opinion de M. de Cicognara est fondée, il n'en faudra pas moins attribuer les chevaux de Venise à quelque artiste grec établi à Rome. Je ferai ici une observation générale sur l'histoire des arts. C'est à tort, ce me semble, qu'on y parle des ouvrages romains en opposition avec ceux des Grecs. Les Romains, à quelques exceptions près, n'ont jamais cultivé les beaux arts, ils n'en avoient pas le talent, ainsi qu'ils le reconnoissent eux-mêmes:

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo equidem, vivos ducent de marmore voltus.

Ils n'ont fait autre chose que dépouiller la Grèce d'abord, ensuite faire travailler pour eux des artistes grecs ou formés à une école grecque. Ces artistes ne pouvoient plus s'élever aussi haut que ceux de la Grèce encore indépendante, parce que la sublime époque du génie créateur étoit passée dans les arts comme dans la poésie; parce que l'émulation et l'amour de la patrie ne les animoient plus; parce qu'à Rome ils n'avoient pas comme en Grèce le peuple le plus sensible au beau pour juge et spectateur; parce qu'enfin ils vivoient dans une situation subalterne. Cependant ils avoient toujours encore les grands modèles sous leurs yeux. Plus on leur accordoit de considération, et plus ils se rapprochoient de l'ancienne perfection, ainsi qu' on le voit sous Adrien qui lui-même par ses moeurs et ses goûts appartenoit presque à la Grèce. Il ne s' agit donc pas de distinguer les oeuvres également originales de deux nations différentes, comme par exemple celles des Égyptiens et des Grecs, mais de distinguer les diverses époques de l'art chez une même nation: celles de l'originalité et celles de l' imitation bonne ou mauvaise. On peut diviser l' histoire des arts chez les Grecs en quatre époques: la première s' étend depuis la naissance des arts jusque vers le siècle de Periclès; la seconde depuis Phidias jusqu' à la 120ème Olympiade. Ensuite il y eut un long intervalle, et les beaux arts ne recommencerent à fleurir en Grèce que vers la 155ème Olympiade: voilà la troisième époque, fort estimable encore, selon Pline, mais inferieure à la précédente. Vient enfin l'époque des empereurs romains qui se prolonge jusqu'à la décadence des arts. La troisième époque et la première partie de la quatrième doivent avoir été par rapport à la seconde à peu près ce qu'est l'école des Carraches, comparée à celles de Raphael et de ses contemporains. Il sera toujours bien difficile de distinguer seulement par le style les ouvrages faits en Grèce après la 155ème Olympiade, de ceux faits à Rome sous les premiers empereurs, à moins que quelque circonstance étrangère à l'art vienne à notre secours, comme par exemple à l' égard des bustes qui répresentent des personnages historiques.

Il seroit vraiment surprenant que de tant de chefs-d'oeuvre des grands artistes grecs de la seconde époque, entassés dans l' ancienne Rome, dans ses envirous, et dans les maisons de campagne des seigneurs romains, rien, absolument rien ne fût parvenu jusqu'à nos jours. Jadis on étoit trop porté à reconnoitre quelque illustre original dans chaque morceau antique d'une certaine valeur; aujourd'hui, ce me semble, on donne dans l'excès contraire. Autrefois l' on avoit admis tout bonnement que les colosses de Monte Cavallo étoient l'ouvrage, l' un de Phidias et l'autre de Praxitèle, c'est a dire de deux artistes dont le style à été prodigieusement différent. Le savant auteur du Musée Pio-Clémentin, l'abbé Visconti, conteste à ces figures héroïques l'honneur d'avoir été sculptées en Gréce; il pense qu'on n' auroit pas transporté des statues aussi colossales. Quel argument! comme si les Romains n'avoient pas embarqué des obélisques! D'ailleurs ces colosses sont de marbre de Thasos, et les blocs dont ils ont été formés, étoient necessairement beaucoup plus lourds que les statues déjà terminées. Le style en est assurément assez grandiose, pour ne pas déshonorer le siècle d'Alexandre le Grand.

L'on a déjà rendu accessibles aux connoisseurs plusieurs productions originales, trouvées en Grèce, qui appartiennent aux deux premières époques de l'art, et auxquelles on peut assigner une date assez précise: les sculptures d'Athènes apportées à Londre par Lord Elgin, celles d'Egine et de Phigalie, découvertes nouvellement par une société de voyageurs. A mesure que ces découvertes se multiplieront, l'histoire de l'art pourra marcher avec plus d'assurance.

On sortiroit de la circonspection que nous imposent nos connoissances imparfaites, en voulant attribuer le quadrige venitien precisément à tel ou tel maitre; cependant je me flatte d'avoir établi avec quelque probabilité que cette noble production, inappréciable parce que c'est l'unique de son espèce qui nous reste, pourroit bien provenir de quelque artiste distingué, contemporain d'Alexandre le Grand ou de ses premiers successeurs.

En soumettant ces reflexions à votre jugement, j'ai l' honneur d' être avec la considération la plus distinguee,

MESSIEURS,

Florence Mai 1816.

Votre très-humble et très-obéissant
serviteur
A. W. DE SCHLEGEL.

8° H. lit. 4274 : XI, 50

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

Recenſion

von

Niebuhr's Römiſcher Geſchichte

in den

Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur.

(Für die Beſitzer des Niebuhr'ſchen Werks beſonders ausgegeben.)

1816.

148 v.

AD BIBL. UNIV. MONAC.

Universitäts-Bibliothek München

Xuthus.

Spurlos vergehn die neblichten Gebilde
Von ird'ſchem Urſprung an des Aethers ew'gem Blau,
Doch unverwüſtbar iſt nicht das Gemüth;
Wenn fremder Leidenſchaft geſchwoll'ner Strom
In des Wohlwollens fruchtbare Gefilde
Feindſelig einbricht, ſo zerreißt er ſie
Mit tiefen Furchen, die ſich nimmer ebnen.
Wie kann ich es Kreuſen je vergeßen,
Was ſie getrachtet wider dieſen Knaben,
Als er nur mein und nicht der ihre ſchien?
Jetzt, da ſich's ganz verſchieden offenbart,
Steh' ich ihr gegenüber, wie ſie mir vorhin,
Stiefvater ihres zugebrachten Kindes;
Und muß ſie Gleiches nicht von mir beſorgen?

Pythia.

Dein Edelmuth verbürgt ihr, daß du nicht
Den Liebling, den wie eine Himmelsgabe
Du von Beginn dir angeeignet haſt,
Der Mutter Schuld entgelten laßen wirſt.
Und wenn du deren noch gedenken magſt,
So denk' auch, daß ein flücht'ger Wahnſinn ſie
Ergriffen hatte, daß ſie in dem Ausſpruch,
Der ihr den längſt vermißten Sohn zurück
Durch deine Hände ſchonend reichte, nur
Getäuſchte Hoffnung und Verzweiflung ſah.
Ihr Glück lag ihr zu nah', es wahrzunehmen.
So ſchwärmte ſie in ferner Uebel Furcht.
Auch was Trophonius geweiſſagt, hat
Sie irr' geleitet: denn ihr Argwohn deutete
Das Unheil auf den dir verlieh'nen Knaben,

No. 53. Heidelbergiſche 1816.

Jahrbücher der Litteratur.

Römiſche Geſchichte von **B. G. Niebuhr.** Berlin, in der Realſchulbuchhandlung. Erſter Theil. 1811. 455 S. Zweyter Theil. 1812. 565 S. 8. Mit zwey Charten.

Wenn dieſe Anzeige bloß den Zweck hätte, eine neue Erſcheinung bekannt zu machen, und den Freunden der Alterthumskunde zu empfehlen, ſo käme ſie allerdings zu ſpät. Denn der Werth und reiche Gehalt des vortrefflichen Werkes, von welchem wir reden wollen, iſt längſt anerkannt; es ſichert, auch unvollendet wie es bisher blieb, ſeinem Verfaſſer einen ausgezeichneten Rang unter unſern Denkern, Geſchichtſchreibern und Alterthumsforſchern. Hrn. **Niebuhrs** Gelehrſamkeit iſt umfaſſend und aus den Quellen geſchöpft; der Gang ſeiner ſcharfſinnigen Unterſuchungen iſt immer anziehend, wiewohl zuweilen verwickelt; die Kühnheit des Zweifels wird durch die Vorſicht allſeitiger Erwägung gemäßigt; ſeine Urtheile ſind eindringend, ſeine Anſichten eigenthümlich. Ueberall offenbart ſich eine ernſte und männliche Geſinnung; reger Eifer für Recht und weiſe geordnete Freyheit, und wahrhafte Theilnahme an allem, was ſich auf die Verbeſſerung des geſelligen Zuſtandes bezieht. Die Schreibart iſt faſt durchgehends würdig, nicht ſelten beredt, jedoch faſt nirgend frey von einer gewiſſen Schwerfälligkeit in den Wortfügungen. Im Ganzen iſt dem Beſtreben nach gedrängter Kürze die Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags allzu ſehr aufgeopfert, und dies dürfte der ſonſt ſo verdienten und wünſchenswerthen Verbreitung des Buchs im Auslande fürs erſte im Wege ſtehn. Wir möchten auch ſtrengere Reinheit der Sprache wünſchen, die dem Geſchichtſchreiber ganz beſonders anſteht. Zwar ſind die Namen der Römiſchen Staatseinrichtungen ſo unzertrennlich mit den Begriffen verwebt, daß ſie nicht wohl entbehrt werden können. Allein wir glauben nicht, daß Civität etwas andres oder etwas mehr ſagt, als Bürgerrecht. Daneben ſtechen dann Wörter wie Courant, Domänen, Linien-Infanterie ſeltſam ab; Proliſicitär iſt nach altem und neuem Sprachgebrauch ganz unſtatthaft gebildet. Doch dies ſind kleine Flecken, die ſich bey einer neuen Ausgabe leicht werden wegſchaffen laſſen.

Um der Geſchichtſchreiber Roms zu werden, ging dem ſonſt mit allen Kenntniſſen und Fähigkeiten reichlich ausgerüſteten Verfaſſer ein einziges Erfoderniß ab: die eigne Anſicht der Gegenden, wo der Schauplatz der erzählten Begebenheiten liegt. Dem Vernehmen nach begibt ſich Hr. Niebuhr in Geſchäften ſeines Vaterlandes nach Rom, und iſt vielleicht ſchon dahin abgegangen. Seine Reiſen in dieſem merkwürdigen Lande, ſein Aufenthalt auf den ſieben Hügeln, werden hoffentlich der Fortſetzung ſeines Werkes zu Statten kommen. Die beyden erſten kurz nach einander erſchienenen Bände gehen bis zum Jahr A. U. C. 417; nach der Vorrede will aber der Verf. ſeine Behandlung der Römiſchen Geſchichte bis zu dem Zeitpunkte fortführen, von welchem Gibbon anhebt, alſo bis zum Marcus Aurelius.

Hr. Niebuhr rühmt oder geſteht von ſich, er habe verſchiedne wichtige Schriften der Neueren über die Gegenſtände, welche er behandelt, erſt nach beynahe abgeſchloſſner Unterſuchung geleſen. So ſey ihm Beaufort's kritiſche Abhandlung (Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine) auch Levesque's Geſchichte, erſt zur Hand gekommen, als der erſte Theil ſchon weit im Drucke vorgerückt war. Ja was noch mehr befremden kann, er bedauert (Th. I. S. 65), daß er Cluverii Italia antiqua erſt ſo ſpät kennen gelernt. Es iſt zwar der mühſamere und eben deswegen verdienſtlichere Gang der Unterſuchung, ſich zuerſt ausſchließend an die Quellen zu halten, nämlich an die Zeugniſſe der Alten und die Denkmale des Alterthums. Wenn man aber auf dieſem Wege zu gewiſſen Ergebniſſen gelangt iſt, ſo wird es rathſam ſeyn, ehe man zu deren öffentlicher Mittheilung ſchreitet, ſie mit den Arbeiten ſeiner Vorgänger unter den neueren Gelehrten zu vergleichen. Man läuft ſonſt Gefahr als neu vorzutragen, was ſchon von Andern gelehrt worden; oder auch

Schwierigkeiten und Einwürfe nicht zu beſeitigen, die gegen einmal gefaßte und uns einleuchtende Anſichten gemacht werden können, und vielleicht ſchon gemacht worden ſind. Ueberdies finden ſich die Nachrichten über die entfernteren Zeiträume der Geſchichte ſo zerſtreut, daß man leicht einige überſieht, wenn man die bisherigen Sammlungen nicht benutzt. Die Alterthumskunde iſt nicht das Werk eines Einzelnen; es muß allmählig daran fortgebaut werden: und da wenig Hoffnung iſt, den Vorrath der geretteten Schriften noch beträchtlich vermehrt zu ſehen, ſo läßt ſich dies nur durch immer vollſtändigere Zuſammenſtellung, ſchärfere Sichtung, lichtvollere Deutung leiſten.

Einer der Hauptſätze des Verf. iſt der, welchen er gleich in der Vorrede zum erſten Bande aufſtellt: „die Geſchichte der vier erſten Jahrhunderte Roms iſt anerkannt ungewiß und verfälſcht.“ Wir würden ſagen ausgemacht, aber nicht anerkannt. Denn es fehlt viel daran, daß dieſe von Beaufort mit unwiderleglicher Stärke vorgetragene Lehre ſo allgemeinen Eingang gefunden hätte, als ſie es verdient, und beſonders, daß ſie in ihren vielfachen Anwendungen auf die Römiſchen Alterthümer gehörig durchgeführt wäre. Freylich behalten wir immer die Verpflichtung, jene fabelhafte Erzählung in gewiſſem Grade unſerm Gedächtniſſe einzuprägen, allein es ſollte ſchon beym Unterricht in den Schulen nicht ohne vorläufige Warnung geſchehen. Die Einſicht, daß faſt alles, was wir im Livius, Dionyſius, Plutarchus u. a. über dieſen Zeitraum leſen, und leider einmal erlernen müſſen, nicht wahr iſt, wenigſtens nicht auf die Art, wie ſie es erzählen, wäre an ſich ziemlich unfruchtbar. Es fragt ſich, ob wir etwas beſſeres an die Stelle zu ſetzen haben? ob ſich die Lücke einigermaßen befriedigend ausfüllen läßt? Von dieſer Seite hat Hrn. Niebuhrs Werk ein vorzügliches Verdienſt. Er verſäumt nichts, um die Verfaſſung und Staatswirthſchaft Roms in den früheſten Zeiten der Republik zu erforſchen, auf welche man ſo oft ſpäter geltend gewordene Begriffe irrig übertragen hat. Weniger gelungen ſcheint uns ſeine Bemühung, einen Theil der beſtrittenen Geſchichte unter dem Namen der Sage dennoch wieder zu retten. Ueber die allzu weite Ausdehnung, die man dieſem Begriffe gibt, und über deſſen Misbrauch bey geſchichtlichen Unterſuchungen haben wir uns bey einer andern Gelegenheit in dieſen Blättern erklärt (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 46. S. 723—728). Die ungeſchminkte mündliche Ueberlieferung unter dem Volke, welche den unmittelbaren Eindruck einer Begebenheit, das Andenken einer alten Sitte, von Geſchlecht zu Geſchlechte fortpflanzt, verdient allerdings Achtung. Aber im Lauf der Zeiten pflegt ſich ſo viel fremdartiges anzuhängen, daß das urſprüngliche ſchwer auszuſcheiden iſt. Die Sage kann nicht bloß verfälſcht, ſie kann, wo ſie gar nicht vorhanden war, gefliſſentlich erkünſtelt werden: beydes ſowohl durch prieſterlichen Betrug als durch dichteriſche Ueberredung. Die Dichter, wenigſtens die, von denen wir wiſſen, kamen in Rom verhältnißmäßig ſehr ſpät, und ſchmückten bloß den untergeſchobenen aber ſchon verbreiteten Volksglauben aus. Unter langer Barbarey und Unwiſſenheit waren die wenigen etwa nicht verlornen ſchriftlichen Denkmale unverſtändlich geworden; die verwahrloſte Sage verſtummte gänzlich, oder äußerte ſich ſehr einſylbig und abgeriſſen. Ueber die Gründung Roms fanden die Prieſter nichts in ihren jungen und zuſammengeſtückten Jahrbüchern. Als daher die Römer mit den Griechen in nähere Berührung kamen, ſeit dem Kriege gegen Pyrrhus, waren ſie eben ſo bereitwillig die Griechiſchen Herleitungen (origines Graecas) anzunehmen, als die ſchmeichelnden Griechen, ſolche darzubieten. Sie glichen ſchnell emporgekommenen Leuten von unbekannter Herkunft, die ungemein froh ſind, wenn ihnen jemand etwas rühmliches von ihrem Großvater zu erzählen weiß. Nun wurde die vaterländiſche Götterlehre mehr und mehr nach Griechiſcher Weiſe umgemodelt; Volksfeſte und heilige Gebräuche wurden anders gedeutet; an Denkmalen, welche man den ſo eben erlernten Fabeln errichtete, und nach wenigen Menſchenaltern für uralt ausgab, wird es auch nicht gefehlt haben. Dies alles fand ohne Zweifel ſchon vor dem eigentlich litterariſchen Zeitraume Statt; noch weit ſchlimmer ging es, als man endlich die Geſchichte Roms zu ſchreiben verſuchte. Die Griechen hatten das erſte Wort gehabt, und die Römer wußten nichts als ihnen nachzuſprechen: ſchon der [illegible] unter allen, Fabius Pictor, dem Diokles von Pepare- [illegible] Griechenſucht (insanum Graecanicae doctrinae in patriae historias et religiones inferendae studium nennt es Heyne) ſtieg immerfort bis zum Zeitalter des Auguſtus, wo ſie den höchſten Gipfel erreichte. Wie hätte es anders ſeyn ſollen? Rom war mit Griechlein überfüllt, welche der Jugend, deren Unterricht ihnen anvertraut war, Verachtung gegen das ächt Vaterländiſche als barbariſch beybrachten. Die Griechiſchen Antiquare hatten von jeher eine beſondere Gabe, über Dinge, wovon ſie nicht das mindeſte wußten, mit Zuverſicht zu entſcheiden. Daß man ihnen die Frage vorlegen würde: woher weißt du das? war ihre geringſte Sorge. Wie vielerley dieſes liebenswürdige Volk ſich ſelbſt und Andern weiß gemacht, das überſteigt alle Begriffe. „Es kam endlich dahin," ſagt der eben erwähnte große Kenner des Alterthums (ad Virg. Aen. VII, Exc. 4.), „daß die Römer die ſchlechteſten Ausleger ihrer eigenen Sagen waren; und es gab nichts dem Italikern ſo einheimiſches und eignes, was ſie nicht von den Griechen hergeholt hätten."

Hr. Niebuhr nimmt an, die Römer hätten vor dem Anfange der proſaiſchen Geſchichtſchreibung, alſo auch vor aller Bekanntſchaft mit Griechiſcher Litteratur, lange erzählende Gedichte über ihre alten Geſchichten gehabt. Er ſpricht davon (Th. I. S. 178 u. f.) mit einer Beſtimmtheit und Ausführlichkeit, als wenn er ſie wirklich noch vor Augen hätte. Er zählt nicht nur die verſchiedenen Epopöen auf, ſondern weiß ihren Zuſammenhang, ihre Gliederung und Abſchnitte anzugeben, welche letzteren, wie er verſichert, den Abentheuern des Nibelungen-Liedes entſprechen. „Die Geſchichte vom Romulus bildet für ſich eine Epopöe; die der drey folgenden Könige ſteht abgeſondert. Mit L. Tarquinius Priscus beginnt ein großes Gedicht, welches mit der Schlacht am Regillus endigt." Ja er geht ſo weit, daß er (S. 318, Anm.) bey der Geſchichte der Lucretia ſagt: „Livius ſcheint hier die Worte ſelbſt des alten Gedichts gebraucht und erhalten zu haben; denn ſie bilden zwey Verſe ſaturniſcher Art, bey denen der Takt und Abſchnitt nicht das Maaß, noch ſelbſt die Zahl und die genaue Folge der Versfüße gilt."

„Tace, inquit, Lucretia, | Sextus Tarquinius sum.
„Ferrum in manu est; moriere, | si emiseris vocem."

Schon nach den wenigen unbezweifelten Saturniſchen Verſen, die wir haben, würden wir dieſen Zeilen entſchieden den Rhythmus abſprechen, der ſich in jenen wahrnehmen läßt. Sollen ſie aber durchaus dafür gelten, ſo unternehmen wir, alle noch ſo baare Proſa in Saturniſche Verſe abzutheilen. Allein wie iſt Hrn. Niebuhrs Angabe zu verſtehen? Soll Livius ſelbſt noch die alten Gedichte vor Augen gehabt haben? Dann wäre es eben ſo unbegreiflich als unverzeihlich, daß er ſich nicht darauf berufen hätte. Oder waren die Gedichte zwar ſchon verloren gegangen, Livius benutzte aber ein von einem älteren Geſchichtſchreiber aufbewahrtes Bruchſtück? Auch von dieſen wird nirgends, gar nirgends die Berufung auf das Zeugniß alter Gedichte gemeldet. Mit Einem Worte, wir halten dies für einen Grundirrthum, und alles, was der Verf. darüber vorträgt, hat uns auch nicht den Schatten einer Ueberzeugung abzugewinnen vermocht. Das S. 179 angeführte Bruchſtück des Ennius:

— — — scripsere alii rem
Versibu', quos olim Faunei vatesque canebant,

kann durchaus nicht hierauf bezogen werden. Ennius zielte mit dieſem Spott, wie Cicero (Brut. c. 19.) ausdrücklich verſichert, auf den Naevius, der ſeine Erzählung vom erſten Puniſchen Kriege in Saturniſchen Verſen abgefaßt hatte. Die nächſte Zeile:

Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,

beweiſet alſo gerade das Gegentheil von dem, was Hr. N. aus dieſer Stelle folgert: nämlich daß es vor dem Naevius, der ſchon ein Schüler der Griechen war, gar keine Lateiniſchen Dichter gab. Der unvollkommen erhaltene Vers:

— — nec dicti studiosus quisquam erat ante hunc,

ſagt eben daſſelbe aus, die Worte ante hunc mögen nun auf den Ennius ſelbſt oder, was glaublicher, auf den Naevius gehen. Hr. N. zieht hieraus eine ſchwere Beſchuldigung. S. 179: „Dieſe Lieder ſind viel älter als Ennius, welcher ſie nur in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drey

Bücher fand: er, der ernſthaft glaubte, Roms erſter Dichter zu ſeyn, weil er die alte einheimiſche Poeſie ignorirte, verachtete: und mit Eifer unterdrückte." Wie will man dies nur beweiſen? Der gute Ennius war freylich kein Homerus: er gehörte dem Geiſte nach der Alexandriniſchen Schule an, und das mochte mit ſeiner unbeholfenen Sprache und ſeinen holperichten Hexametern einen wunderlichen Gegenſatz machen; allein er war ſo wenig bereit, alles in Hexameter umzuformen, daß er vielmehr den erſten Puniſchen Krieg überging, weil ihn ſchon Naevius, wiewohl in Saturniſchen Verſen, behandelt hatte. Es iſt allerdings wahr, daß die alten Römer bey Gaſtmahlen Lieder zum Lobe ihrer Vorfahren ſangen; Cato der Cenſor hat es bezeugt, und wir wollen zu den vom Verf. angeführten Beweisſtellen (Cic. Brut. c. 19 et Quaest. Tusc. I, 2.) noch andre hinzufügen. *Varro de vita pop. Rom.* L. II. In conviviis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum, et assa voce, et *cum tibicine. Horat. Carm.* L. IV, 15.

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter iocosi munera Liberi
Cum prole matronisque nostris,
Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine *tibiis*,
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Das Zeugniß des Varro iſt als ein urſprüngliches zu betrachten; die andern dürften ſich ſämtlich auf die Origines des Cato beziehen. Waren nun dieſe Lieder epiſche Gedichte, d. h. in Verſe gebrachte zuſammenhängende Erzählungen der Begebenheiten mit allen ihren wahrhaften oder erdichteten Umſtänden? Ganz zuverläſſig nicht. Schon die Erwähnung der Pfeifen iſt dagegen. Welcher Pfeifer möchte es wohl aushalten, das Abſingen einer Homeriſchen Rhapſodie bis zu Ende zu begleiten? Ueberall, wo mündliche Mittheilungen erzählender Dichtung üblich waren, wurde ſie entweder bloß geſungen oder vom Saitenſpiel begleitet, im Norden wie in Hellas. Natürlich, ſo konnte der Sänger zugleich ſpielen, und nach ſeinem Bedürfniß Ton und Weiſe wechſeln. Ferner wurden dieſe Lieder, wie Varro ſagt, von Knaben geſungen: Genoſſen aber die Römiſchen Knaben in jenem rauhen Zeitalter eine ſo gelehrte Erziehung, daß ſie lange Rhapſodieen aus dem Gedächtniſſe hätten abſingen können? Jene Lieder waren ohne Zweifel kunſtloſe Ergießungen, kurze Anrufungen, deren häufige Wiederkehr der Armuth an Worten zu Statten kam. Wir können uns nach dem Gebet der Feldprieſter (Sacerdotes arvales, bey *Lanzi Saggio* I, p. 142) einen ganz anſchaulichen Begriff davon machen. Solche Lieder mochten dazu dienen, einzelne Namen und Thatſachen im Andenken zu erhalten, aber keinesweges die Umſtände, welche faſt überall das Gepräge der Unächtheit an ſich tragen.

Hr. N. ſagt S. 180: „Bey den Leichenbegängniſſen wurden hiſtoriſche Lieder zur Flöte geſungen: die Nenien.“ Dies iſt wieder ganz irrig. Denn in dem Bruchſtücke der zwölf Tafeln beym Cicero (De Legg. II, 24.) wird die Lobrede vor der Volksverſammlung beſtimmt von den Leichengeſängen unterſchieden. Honoratiorum virorum laudes in concione memorent, easque (fort. leg. *eosque*) etiam cantu ad tibicinem prosequantur. Cicero fügt hinzu: cui nomen *neniae*. Die Lobreden enthielten allerdings Nachrichten vom Leben der Verſtorbenen und ihrer Vorfahren; dadurch wurden ſie eben in den letzten Zeiten der Republik eine Haupturſache der Verfälſchung Römiſcher Geſchichten. Die von Klageweibern geſungenen Nenien hingegen, waren bloße Leichengeſänge, allem Anſchein nach in hergebrachten Formeln. Wie wenig Gehalt ſie hatten, läßt ſich darnach ermeſſen, daß man die abgeſungenen Zauberformeln der Hexen, (Ovid. Fast. VI, 142.) ja das Geſinge der Gaſſenbuben (Horat. Ep. I, 1. 63) ebenfalls Nenien nannte.

Auf ſolche kurze Lieder bey Gaſtmahlen, bey Opfergebräuchen, bey Leichenzügen, endlich bey den fröhlichen Feſten der Landleute, beſchränkte ſich ungefähr, ſo viel wir wiſſen, die geſammte alt-lateiniſche Poeſie. Nicht alle Völker ſind zur Dichtkunſt gleich begabt und geneigt; die Prieſterherrſchaft pflegt der Ausbildung dieſer Kunſt nicht eben günſtig zu ſeyn;

und als die Römer durch Eintritt der Plebejer in die höchſten Aemter ſich der prieſterlichen Vormundſchaft zu entziehen anfingen, waren ſie ein durchaus kriegeriſches und ackerbauendes Volk, allen veredelnden Künſten fremd. Wo es eine Fülle epiſcher Dichtungen gibt, da wird deren Verſchönerung und Vortrag ein eignes Gewerbe, wie in Griechenland ſchon vor den Homeriſchen Zeiten und Jahrhunderte lang nachher, und im Norden während des Mittelalters. Die Römer haben nicht einmal einen einheimiſchen Namen für Dichter, denn vates heißt urſprünglich Wahrſager, carmen ein geheiligter Spruch. Nach Hrn. N. müßten ſie faſt eben ſo reich an epiſchen Geſängen geweſen ſeyn, wie die Griechen. Bey dieſen entwickelte ſich die Proſa ſchnell mit Leichtigkeit und Anmuth, weil die Sprache ſchon eine vielſache Bildung gewonnen hatte. Das Lateiniſche war hingegen jedem ſchriftlichen Gebrauch außer der Geſetzgebung lange widerſpänſtig; mehrere der älteſten Geſchichtſchreiber wählten daher die Griechiſche Sprache; in der Lateiniſchen blieb die hiſtoriſche Schreibart bis auf Cato's und Siſenna's Zeit rauh, mager und wortkarg.

Daß die vermeynten volksmäßigen Epopeen der Römer zur Zeit des Livius nicht mehr vorhanden waren, verſteht ſich von ſelbſt. Horatius würde ſie nicht vergeſſen haben, da er, gegen die ausſchweifende Vorliebe für das Alterthümliche eifernd, die älteſten Denkmale der Lateiniſchen Sprache aufzählt. Ep. II, 1. v. 23 — 27:

> Sic fautor veterum, ut tabulas peccare vetantes,
> Quas bis quinque viri sanxerunt, foedera regum
> Vel Gabiis, vel cum rigidis aequata Sabinis,
> Pontificum libros, annosa volumina vatum,
> Dictitet Albano musas in monte locutas.

Volumina vatum ſind die Bücher der Augurn, wie ſich aus dem ganzen Zuſammenhange ergibt. Hr. N. ſchiebt auch hier ſeine Lieblings-Hypotheſe ein, und will S. 293 dieſe Worte „lieber von uralten Gedichten altitaliſcher Art, aus der Zeit, da die Dichter vates hießen, als von Prophetenbüchern erklären.“ Volumina bezeichnet geſchriebene Bücher; jene Gedichte müßten alſo im Zeitalter des Auguſtus noch ſchriftlich vorhanden gewieſen ſeyn, denn auf das Untergegangene konnte ſich die Vorliebe für alles alte nicht wenden: und wie käme es dann, daß die Grammatiker ſolche vorzügliche Quellen des älteſten Sprachgebrauchs niemals anführen? Ferner: wann hat wohl vates angefangen einen Dichter zu bedeuten? Zur Zeit des Ennius gewiß noch nicht, ihm iſt vates immer ein Wahrſager; für Dichter gebraucht er den Griechiſchen Ausdruck poëta, der auch in der Lateiniſchen Proſa immer der einzige geblieben iſt. — Selbſt den Geſang der Salier übergeht Horatius nicht, noch die Fescenniniſchen Scherze, noch das Geſetz der zwölf Tafeln gegen die Schimpflieder; aber von mündlich fortgepflanzten epiſchen Gedichten nicht ein Wort. Wenn Dionyſius, wie es ſcheint nach Fabius Pictor, πατρίους ὕμνους auf den Romulus erwähnt, ſo ſind dies ja eben keine ἔπη. Hr. N. rühmt den Livius beſonders deswegen, weil er den Geiſt der alten Gedichte ſo rein aufgefaßt habe. Dies könnte nach allem obigen nur durch Vermittlung der früheren Geſchichtſchreiber geſchehen ſeyn, und alſo wäre auf das wenigſte das Lob zwiſchen ihnen zu theilen. Allein wo Hr. N. einen Nachhall altitaliſcher Poeſie zu vernehmen glaubt, da ſpüren wir nichts als Griechiſche und gräciſirende Rhetorik. Man ſuchte der unſäglichen Trockenheit und Magerkeit der älteren Römiſchen Geſchichte, beſonders in den erſten Jahrhunderten der Republik, (denn von dem Glanze der Königszeiten hatten ſich mehr Erinnerungen erhalten) allmählich durch Nachahmung des Ausländiſchen aufzuhelfen, quoniam quidem concessum est rhetoribus, ementiri in historiis, ut aliquid dicere possint argutius.

Hr. N. verſpricht S. 179 in der Folge von dem Untergange der ihm ſo lebendig vorſchwebenden alten Epopöen zu ſprechen. Wir ſind begierig hierauf, denn dieſes fällt ſchon in die mehr hiſtoriſchen Zeiten. Es wird, je nachdem man es nimmt, ſehr leicht oder ſehr ſchwer ſeyn zu zeigen, wie etwas untergegangen, das niemals vorhanden war.

Nach obiger Erklärung über eine Grundverſchiedenheit unſrer Anſichten bey ſonſtiger Uebereinſtimmung in vielen andern Stücken, gehen wir zum Einzelnen fort.

Was über ſich ſie ſelbſt herbei nun zog.
Du, ruhiger und weiſer, wirſt nicht Recht
Zum zweiten Mal dem finſtern Seher geben,
Indem du dich von deiner Gattin wendeſt,
Und Zwietracht nährſt, und ſo dein Haus zerrütteſt.

Xuthus.

Wahr iſt's, wenn ich in mir herauf ſie rufe,
Die Bilder, welche mich in jener Höhle
Lichtloſen Blitzen gleich umgaukelt haben,
Erkenn' ich wohl, was ſie mir angekündigt,
Und ſeh' es ſchon erfüllt. Ein Jüngling zielte
Nach eines Weibes Bruſt, doch ſchoß er nicht;
Des Argwohns Nattern, die ein liebend Paar
Umwanden, konnten wieder ſich entwirren,
Wie dieſe ganze Schattenwelt zerfloß.
Nicht jenſeits ihrer Deutung noch zu toben,
Verwarnt uns das: mit dieſen leeren Schrecken
Wär' abgebüßt der Neid der Unterwelt,
Und des Beſitzes Ruhe könnte nun
Beginnen, aber unbefriedigt läßt
Mich das Orakel von ſich, *mir* verlieh
Es nicht, was meine Frage bittend meinte.
Denn mit dem angenomm'nen Sohne noch
Bleib' ich ja erb- und kinderlos, und Hellens
Geſchlecht verſiegt in mir, und Jovis Blut.

Pythia.

Einmal Verheiß'nes wieder zu verkünden,
Verſchmähte wohl der zuverläß'ge Gott,
Doch iſt es dein, wenn du es nicht vereitelſt.
Er hieß fortan dich dankbar ehren, wer
Des Sohnes holde Gabe dir verlieh'n.

Das alte Italien. S. 19—116. Der Verf. beklagt mit Recht den Untergang der πολιτεῖαι des Ariſtoteles und der origines des Cato. Der Verluſt des letzteren Werkes würde indeſſen wichtiger ſeyn, wenn der vortreffliche Mann nicht zuvor die Griechiſche Sprache erlernt, wenn er bloß aus einheimiſchen Quellen geſchöpft hätte. Er hat aber gerade das Gegentheil gethan, und durch das Anſehen ſeines Namens die Geſchichtforſchung auf eine falſche Bahn gelenkt, in einem Zeitalter, wo es vielleicht noch möglich war, umzukehren. „Daß alles, was aus ihm als beſtimmte Angabe angeführt wird, völligen Glauben verdiene," können wir daher nur mit der Einſchränkung zugeben: wenn es nicht von Griechen entlehnt iſt.

Die Bedeutung der verſchiedenen Namen, welche die Griechen einzelnen Theilen der Italiſchen Halbinſel gaben, ihre Erweiterung und Verengung nach den Zeitaltern wird gründlich entwickelt. Italia hieß zuerſt bloß die ſüdliche Spitze. Wir ſehen nicht ein, warum der Verf. es als eine klügelnde Deutung tadelt, daß Timäus den Namen vom Heerden-Reichthum des Landes erklärte. Die Ableitung von einem Könige Italus ſagt gar nichts; die vom Hercules, der einem verlaufenen Rinde nachgefragt habe, iſt kindiſch; die des Timäus bleibt die einzige vernünftige, welche man bisher vorgebracht. Wenn die Landſchaft damals, als die Griechen ſie kennen lernten, noch wenig Ackerbau hatte, ſondern hauptſächlich zu Rindertriften benutzt ward, ſo konnten die Einwohner ſie gar wohl das Rinderland nennen: Vitulia oder Vitlia. In den Iguviniſchen Tafeln ſteht häufig vitlu, ein Rind. Daß dieſes die Oſciſche Ausſprache war, beweiſen noch die ſpäteren Samnitiſchen Münzen mit der Inſchrift: Viteliu. Die Griechen ließen das Digamma weg, wie gewöhnlich, und mochten ſich den Namen um ſo eher aneignen, da auch im Altgriechiſchen ἴταλος einen Stier bedeutet haben ſoll.

S. 31, Anm. 26. „Kühnere Wortvergleicher finden vielleicht Einerleyheit in Sikelus und Italus, wie beyde Völker nach der Sage eines Stamms waren." Mit nichten! Dies wäre allen geſunden Grundſätzen der Etymologie zuwider. Die beyden Wörter haben nur die Ableitungsſylben gemein, die Wurzeln ſind durchaus verſchieden. Italia ſcheint ein bloß landſchaftlicher Name zu ſeyn; wir glauben nicht, daß jemals eine abgeſonderte Völkerſchaft ſich Italer genannt. Wie Thucydides bezeugt (VI, 2.), ward noch zu ſeiner Zeit Italien im engeren Sinne, nämlich die ſüdliche Landſpitze, von Sikelern bewohnt. Hieran muß man ſich halten; den fabelhaften König Italus kann man ihm erlaſſen.

Die Oenotrer. S. 34 — 48. Der Name Oenotria iſt zuverläſſig viel jünger als ihn die Griechiſchen Mythographen machen, indem ſie den Oenotrus in das ſiebzehnte Menſchenalter vor dem Trojaniſchen Kriege ſetzen. Vermuthlich kam dieſer Name erſt in Umlauf, als die erſten Griechen an dieſen Küſten ſich anſiedelten. Auch klingt Oenotrien nicht Italiſch. Wenn alſo die Griechen den Namen nicht zufällig ertheilten, wie ſo häufig; wenn ſich wirklich ein in der untern Halbinſel wohnendes Volk ſo genannt hat, ſo wären wir geneigt zu glauben, die Oenotrier gehörten nicht zu den Ureinwohnern Italiens, ſondern waren von der Epirotiſchen Küſte ſpäter eingewandert. Daſſelbe gilt von den Chaonern oder Chonern.

S. 35. „Wir müſſen uns bey der Unmöglichkeit beruhigen, mit Zuverläſſigkeit beſtimmen zu können, welches Volk die Pelasger waren? wie von den Griechen unterſchieden? ob diejenigen, welche an verſchiedenen Orten erwähnt werden, zu einem Stamm gehörten? Alle Erwähnungen dieſer Nation, die aus der leichteſten hiſtoriſchen wie aus der dunkelſten Zeit, ſind uns Räthſel, an deren allgemein genügenden Auflöſung derjenige am entſchiedenſten verzweifelt, der ihnen am meiſten nachgeforſcht hat“

Die Sache hat vielfache Beziehung auf die Italiſchen Alterthümer, wegen der behaupteten Einwanderungen der Pelasger und der Verwandtſchaft oder Einerleyheit der Tyrſener und Pelasger. Dunkel und ſchwierig iſt dieſe Frage allerdings, doch halten wir ſie nicht für unauflöslich. Hier nur einige Hauptpunkte, da zu einer erſchöpfenden Erörterung kein Raum iſt. Beym Homerus, dem älteſten Zeugen, iſt noch kein Gegenſatz zwiſchen *Hellenen* und *Pelasgern*. Die Schaaren des Achilleus werden *Hellenen*, und ihre Landſchaft gleich *das Pelasgiſche Argos* genannt. Auch kennt er beyde Benennungen noch nicht als Geſamtnamen. *Hellas* iſt eine Stadt und Landſchaft in Theſſalien; die einzige Erwähnung der Panhellenen iſt in einem untergeſchobenen Verſe (Il. II, 530. cf. A. W. Schlegel de Geogr. Homer. p. 2.). Den Pelasgiſchen Namen gebraucht er dreymal: unter den Bundesgenoſſen der Troer iſt ein Volk der Pelasger an der Vorderküſte Kleinaſiens; dann das Pelasgiſche Argos, Theſſalien; endlich der Pelasgiſche Zeus des Orakels zu Dodona. Man müßte viertens die Pelasger in Kreta hinzufügen, wenn die Zeile, wo ſie vorkommen, nicht unächt wäre (Schlegel de Geogr. Hom. p. 57.). Daß die Aſiatiſchen Pelasger gleichen Stammes mit den Europäiſchen waren, iſt nicht zu bezweifeln: ſie hatten ihr Lariſſa wie die Theſſaliſchen. Ferner finden wir nicht bloß die Stadt Argos im Peloponneſus, ſondern die ganze Halbinſel, ja ganz Griechenland heißt ſo. Daher Ἀργεῖοι als Geſamtname, neben den beyden andern Δαναοὶ und Ἀχαιοί. Der Name Argos ſcheint eine geheiligte Bedeutung gehabt zu haben: darauf führen unter andern auch die Sacra Argeorum bey den Römern. Man ſieht alſo, beym Homerus iſt der Helleniſche Name eng begränzt und bloß örtlich (Thucyd. I, 3.); der Pelasgiſche hingegen erſcheint als ein weit verbreiteter Stamm-Name, theils ausdrücklich, theils in unverkennbaren Spuren. Erſt beträchtlich lange nach der Rückkehr der Herakliden kann der Name der Hellenen allgemein geworden ſeyn. Die Dorier hießen ſo, weil ſie früher als im Peloponneſus im Theſſaliſchen Hellas gewohnt. Von ihnen ging der Name auf die ſämtlichen Griechen über. Nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß waren die Athener ein Pelasgiſches Volk, das ſich in ſeinen urſprünglichen Sitzen ohne Aus- und Einwanderung behauptet hatte. Wenn dieſe, ſo waren es auch die Jonier; auch die von Theſſalien, dem Pelasgiſchen Argos, ausgewanderten Aeolier, in deren Mundart ſich am meiſten altes erhalten hatte. Als Helleniſches, nicht Pelasgiſches Volk bleiben alſo bloß die Dorier übrig, welche ſich, anfangs nicht zahlreich, durch Colonieen, Verbündungen und Uebertritt zu ihren Sitten vermehrten. Wie aus Pelasgiſchen Völkerſchaften Helleniſche geworden, dies erklärt Herodotus nicht; nach ihm war es keine bloße Vertauſchung des Namens; ſie ſollen die Sprache umgelernt haben. Das thut kein Volk ohne den Einfluß fremder Herrſchaft, oder mittheilenden Verkehr, oder Vermiſchung fremder Völker mit ihm, und auch ſo nur in Jahrhunderten. Wir ſtellen uns die Sache ſo vor. In uralter Zeit ſtand ganz Griechenland unter prieſterlicher Herrſchaft. Die Prieſtercaſte führte eigentlich den Namen der Pelasger, ihr Vorrang übertrug ihn auf ganze Völker. In der Folge der Zeiten erhob ſich die kriegeriſche Caſte gegen die prieſterliche. Die Ilias liefert noch ſtarke Züge dieſes Kampfes: den Zwiſt des Agamemnon mit dem Chryſes und Kalchas; beydemal muß der König nachgeben. Als nun die Griechen, oder vielmehr die adelichen Krieger unter ihnen ſich mehr und mehr der Geſetzgebung der Prieſter entzogen, neue Verfaſſungen und Sitten einführten, entſagten dieſe entweder ihren erblichen Vorrechten und verloren ſich ſomit in der Maſſe; oder ſie ſonderten ſich ab, wanderten aus: und von dieſen Prieſtergeſchlechtern ſtammten die zur Zeit des Herodotus und Thucydides hier und da noch zerſtreut wohnenden Pelasger ab. Herodotus ſagt: nach den Pelasgern ſeiner Zeit zu urtheilen, hätten die vormaligen eine barbariſche Sprache geredet. Was die Griechen nicht ohne Dollmetſcher verſtanden, nannten ſie nicht mehr eine verſchiedene Mundart, ſondern eine fremde Sprache, und jede fremde Sprache barbariſch. Die Pelasger in Thracien, Lemnos und am Hellespont, auf ſich beſchränkt, an den vielfachen Umwandlungen Griechenlands, wodurch die Sprache ſich ſchnell entwickelte und veränderte, auch an ſeiner dichteriſchen Litteratur nicht theilnehmend, hatten begreiflich ihre alte Mundart beybehalten. Wir halten uns alſo gleichwohl für berechtigt, das Pelasgiſche für die Wurzel und Mutter des Griechiſchen zu halten, ja für dieſe Sprache ſelbſt in ihrer ächteſten und reinſten Geſtalt. Nach obigen Anſichten würden wir die Griechiſche Geſchichte in folgende Zeiträume abtheilen: 1. Allgemeine Prieſterherrſchaft, höchſt wahrſcheinlich begleitet von einer ſeitdem untergegangenen geſetzlichen Bildung und Wiſſenſchaft. *Pelasgiſche Urzeit.* 2. Vorrang der kriegeriſchen Caſte, einige Menſchenalter vor und nach dem Trojaniſchen Kriege. *Heroiſche Zeit.* 3. Aufhebung auch dieſes Vorranges und Abſchaffung des Königthums. *Republicaniſche Zeit.* — Nur den letzten

Zeitraum kennen wir hiſtoriſch; den vorhergehenden bloß mythiſch; der erſte iſt ganz dunkel, und was das ſchlimmſte iſt, ſo haben die epiſchen Dichter und dann die Mythographen die genealogiſchen Mythen der Heldenzeit auf die Urzeit zurückgeworfen, und dadurch ihr Bild verfälſcht.

Dieſe Erörterung iſt der vorliegenden Unterſuchung nicht fremd: denn auf dem Verhältniß zwiſchen Pelasgern und Hellenen beruht unſer Begriff von dem Weſen der Verwandtſchaft der Lateiniſchen und Etruskiſchen Sprache mit der Griechiſchen.

Eine gründliche Etymologie, das heißt eine ſolche, die nicht nach zufälligen Aehnlichkeiten haſcht, ſondern vom innerſten Bau der Sprachen und ihren weſentlichen Beſtandtheilen ausgeht, iſt, wo uns die hiſtoriſchen Berichte verlaſſen, unſre einzige Führerin in der Unterſuchung über die Stammverwandtſchaft der Völker, über ihre älteſten Wanderungen und über die Art, wie der Erdboden allmählich bevölkert worden. Das Licht, was eine ſolche Etymologie gewähren kann, ſcheint indeſſen der Verf. ziemlich von der Hand zu weiſen. Er ſagt S. 37: „es ſey ein Trugſchluß, Völker eines gemeinſamen Stammes müßten einen gemeinſchaftlichen Urſprung gehabt haben, von dem ſie genealogiſch ausgingen.“ Ferner: „Man wird Völker eines Stammes, das heißt durch eigenthümliche Art und Sprache identiſch, eben an ſich entgegenliegenden Küſtenländern vielfach antreffen, ohne daß es der Vermuthung bedürfte, eine von dieſen getrennten Landſchaften ſey ihr urſprünglicher Sitz geweſen, von wo ein Theil nach der andern gewandert wäre. So finden wir unter den Völkern Italiens auf der weſtlichen Küſte des Adriatiſchen Meeres dieſelben Illyriſchen, welche das gegenüberliegende Ufer bewohnen; ſo auf den Inſeln des Mittelmeers Iberer, ſo in Gallien und Britannien Celten. Dies iſt die Analogie der Geographie der Geſchlechter der Thiere und der Vegetation, deren große Bezirke durch Gebürge geſchieden werden, und beſchränkte Meere einſchließen.“

Nach obigen Grundſätzen könnte einmal ein künftiger Geſchichtforſcher die Abſtammung der Nordamericaner von den Engländern, und der Braſiliſchen Creolen von den Portugieſen läugnen. Sie reden zwar, würde er ſagen, nahe verwandte Sprachen, aber dies haben ſie in der Art, weil ſie gegenüberliegende Küſten des Atlantiſchen Meeres bewohnen. Wird denn die Sprache klimatiſch im Menſchen erzeugt? Iſt ſie nicht eine Hervorbringung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten? Freylich können wir nie bis zu ihrer erſten Erfindung hiſtoriſch hinauf ſteigen. Alle Sprachen, die wir kennen, ſind angeerbt oder mitgetheilt; doch iſt in der Entwickelung des Ueberkommenen eine fortgehende, wiewohl verſtecktere Erfindung, und wenn nicht künſtliche Mittel der Feſtſetzung dazwiſchen treten, bleibt noch ein weiter Spielraum für die menſchliche Freythätigkeit übrig. Die Theilhaber derſelben Mutterſprache, unter verſchiedenen Umſtänden und Einwirkungen lebend, bilden ſich erſt eigenthümliche Mundarten, in der Folge der Zeiten verſchiedene Sprachen. Die lange getrennten Brüder und Vettern verſtehen ſich nicht mehr, und nur der philoſophiſche Sprachforſcher kann ihnen die Grade ihrer Verwandtſchaft deuten.

Der Verf. iſt, wie man aus obiger und andern Stellen ſieht, der Lehre von den Autochthonen geneigt. Wir haben, im Allgemeinen betrachtet, nichts dawider: jedoch ſoll man nicht ohne triftige Gründe ſeine Zuflucht zu einem Ereigniſſe nehmen, welches über die gegenwärtige Naturordnung ganz hinausgeht: nämlich daß hier und da die Menſchen irgend einmal aus der Erde hervorgewachſen. Solche Gründe ſind allenfalls die Spielarten der Menſchengattung, von denen ſich vielleicht nie durch Erfahrung ausmitteln läßt, ob ſie vermöge einer Anhäufung klimatiſcher Einflüſſe in Jahrtauſenden entſtanden ſind, oder urſprünglich waren. Ferner die Lage eines entfernten Inſellandes, von blödſinnigen Wilden bewohnt, deren Vorfahren man nicht genug Kunde der Schiffahrt zutrauen kann, um den Weg dahin je gefunden zu haben. Alle dergleichen Gründe fallen für Italien weg: die Bevölkerung dieſes Landes iſt ſehr erklärlich, und ohne Zweifel aus Aſien abzuleiten. Dorthin weiſen uns die religiöſen Ueberlieferungen eben ſowohl, wie die Sprache; auch nach der körperlichen Bildung gehören die Italiſchen Völker unſrer Geſchichte dem edlen Kaukaſiſchen Stamme an, und zuverläſſig ſind ſie nicht als Wilde eingewandert. Ob ſie damals ſchwache Horden fremdgearteter Ureinwohner vorgefunden und ausgerottet, wiſſen wir nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

No. 54. Heidelbergiſche 1816.
Jahrbücher der Litteratur.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr.

(Fortſetzung der in Nr. 53. abgebrochenen Recenſion.)

Seite 39. „So iſt eine Grundverwandtſchaft zwiſchen der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache anerkannt, die weit mehr als eine Einmiſchung iſt, welche nur Worte gibt und verändert; dennoch aber auch für den Grundtheil der erſten, in dem einſt die Verwandtſchaft rein beſtand, ehe Vermiſchung mit ganz fremden Völkern ſie völlig umbildete, eine eben ſo entſchiedene Grundverſchiedenheit übrig läßt. Aber dies iſt nicht auffallender als die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, nach denen in der Natur überhaupt Arten, und vieles, was Spielart ſcheint, unveränderlich für ſich beſtehen, und zu einer Gattung gehören.“

Wir erwiedern hierauf: vollſtändig kennen wir das Griechiſche und Lateiniſche nur in ſehr verjüngter Geſtalt; auch ſo noch hat das Lateiniſche am meiſten Aehnlichkeit mit veralteten Griechiſchen Mundarten bewahrt. Alle Spuren beweiſen, daß je höher das Alterthum, um ſo größer die Uebereinſtimmung war. Dies berechtigt uns, auf völlige Einerleyheit zurückzuſchließen, doch fällt ſie vermuthlich in einen Zeitpunkt, wo beyde Völker in ihren Aſiatiſchen Urſitzen noch neben einander wohnten. Das Abweichende iſt ſeitdem entſtanden, theils durch die natürliche Divergenz der Sprachen, theils durch Einmiſchungen. Wer wollte dieſe läugnen? Die Phöniciſchen z. B. ſind ja im Griechiſchen offenbar genug. Aber dieſe Einmiſchungen können weder plötzlich, noch in ſtarkem Maaße ſtatt gefunden haben. Dazu iſt die Grammatik beyder Sprachen zu vollkommen. Denn wenn nach gewaltſamem Zuſammenſtoß zwey Sprachen in eine neue verſchmelzen, ſo geht immer ein Theil der grammatiſchen Bildſamkeit verloren, wie z. B. das

Engliſche die Angelſächſiſchen Biegungen eingebüßt, die Franzöſiſchen aber nicht erworben hat.

So ſchätzbar die ſämtlichen geographiſchen Erörterungen und viele der hiſtoriſchen in dem Abſchnitte über das alte Italien ſind, ſo geſtehen wir dennoch, der Verf. hat uns hier am wenigſten befriedigt. Die Neigung, ohne Noth Auswanderungen anzunehmen, der Begriff von den Sprachen, als wären ſie eine organiſche Naturwirkung im Menſchen, und die Meynung, Uebereinkunft der Sprachen beweiſe keine gemeinſam. Abſtammung, haben ſeine Anſichten verwirrt und getrübt. Es ſey uns erlaubt, die unſrige in der Kürze darzulegen.

Wir läugnen entſchieden alle Griechiſchen Einwanderungen der vortrojaniſchen und Trojaniſchen Zeit, nämlich auf die Weiſe, wie ſie geſchehen ſeyn ſollen. Vor der Anſiedelung der Hellenen in Sicilien und Großgriechenland, und vor dem Einbruche der Gallier, erkennen wir nur zwey Nationen in Italien: die Etrusker ſind die eine, zu der andern gehören alle übrigen Italiker, mit Ausnahme vielleicht einzelner Illyriſcher und Epirotiſcher Anſiedelungen an der öſtlichen Küſte. Die Vielfachheit der Namen darf uns nicht irren: ſie waren örtlich, landſchaftlich, oder Benennungen einzelner Staaten und Verbündungen. Alle Spuren in Namen der Menſchen und Oerter, in einzelnen Wörtern und Inſchriften beweiſen, daß dieſe Völkerſchaften eine einzige Sprache in verſchiedenen Mundarten redeten, welche vielleicht nicht weiter von einander abwichen, als heutzutage das Genueſiſche vom Neapolitaniſchen. Die Linie zwiſchen den Etruskern und den übrigen Italikern iſt ſchneidend: in den geiſtigen Anlagen, den Sitten, der Geſetzgebung, den geheiligten Lehren und Gebräuchen, endlich in der Sprache. Sie ſind ſpäter eingewandert, der Zeitpunkt läßt ſich faſt hiſtoriſch beſtimmen. Ihre Eigenthümlichkeit brachten ſie ſchon mit: mitgetheilt haben ſie, aber wohl wenig Italiſches angenommen. Durch welche Einflüſſe ihre Sprache ſich bereits in ihren Urſitzen ſo abweichend beſtimmt hat, wiſſen wir nicht; ſie gehört dennoch unläugbar zu demſelben Stamm mit der Lateiniſchen und Griechiſchen, nur iſt die Verwandtſchaft entfernter. Das Lateiniſche läßt ſich keineswegs als eine Miſchſprache betrachten, vielmehr als ein mittlerer Durchſchnitt der Italiſchen Mundarten. Dieſe wuchſen wild, jene allein erhielt eine wiſſenſchaftliche Ausbildung. Als alle Italiker Römiſche Bürger wurden, mochten auch viele zuvor nur hier und da gehörte Ausdrücke eingebürgert werden. Die Lateiniſche Grammatik aber iſt altitaliſch und unverfälſcht; ja das Bedürfniß der Deutlichkeit für eine zum öffentlichen Vortrage beſtimmte Sprache veranlaßte im litterariſchen Zeitalter eine Rückkehr zu den vollſtändigen Endungen und Biegungen, welche früher in Rom ſelbſt und in den andern Mundarten zum Theil vernachläßigt und abgekürzt worden waren *).

Ganz richtig bemerkt Hr. N. S. 49, Auruncus und Ausonicus ſey einerley. Der Rhotacismus der Italiſchen Mundarten iſt bekannt. Anders aber iſt es mit der Behauptung S. 50: „Volsker und Osker ſind derſelbe, nur in jener Ausſprache breiter gebildete Volksname. Die Stammſylbe iſt Op oder Aup, woher mit Anhängung von Adjectivalendungen gebildet iſt: Opicus, Opscus, Oscus, Volscus, Auson, Auruncus.“ — Oscus, vor Alters Opscus und nach einer milderen Form, welche die Griechen vorzogen, Opicus, iſt einer von den wenigen Völkernamen, die ſich mit völliger Gewißheit deuten laſſen. Die Wurzel iſt ops, die Erde; unter dieſem Namen wurden ihr Tempel gebaut. In den abgeleiteten Wörtern: opus, opes, opulentus, opimus etc. iſt überall der Begriff des Landbaues und der Fruchtbarkeit. Opsci hat alſo eine ganz allgemeine Bedeutung: die Landesbewohner, vielleicht die Ureinwohner. So gebraucht es auch Propertius überhaupt für alt Italiſch (IV. El. III, 6a.). Wenn man von Aurun*cus* und Auson*icus* die Ableitungsſylben wegnimmt, ſo bleibt die Wurzel aurun, auson, und was hat dies mit ops zu ſchaffen? Mit der Stammſylbe von Vol-scus (oder Vulsculus, wie Ennius ſchreibt) heben viele Italiſche und Etruskiſche Namen an; vielleicht iſt durch die Milderung der Ausſprache vor dem s ein t ausgefallen. Aber wie man auch Volscus deuten möge, mit Opscus hat es offenbar nichts gemein. Solche Verſuche, wie der, welchen der Verf. hier gemacht hat, ſollten von aller Etymologie abſchrecken.

---

*) Im Altlateiniſchen hieß es poplu' und periclu', in Cicero's Zeit populus, periculum. Doch war manches verloren gegangen, z. B. der Unterſchied des Dat. und Abl. Sing. 2 Decl. Jener ging ehemals auf OI aus, wie im Griechiſchen, was in quoi noch übrig iſt; dieſer hingegen auf OD. In einer Inſchrift des Grabmals der Scipionen: Gnaivod patre prognatus; in der Duiliſchen: en mocestratod, in altod marid, u. ſ. w.

S. 52. „Im zweyten Jahrhundert nach Troja ſetzten ſich Chalkidier an der Campaniſchen Küſte zu Kuma feſt." So lautet freylich die gemeine Angabe; wir bezweifeln dennoch dieſes hohe Alter des Campaniſchen Cumä. Was bedeutet alle Griechiſche Zeitrechnung vor dem Anfange der Olympiaden, da ſie noch keine Bücher hatten, und keine Prieſter bey ihnen regelmäßige Annalen hielten? Eine Colonie, ſo hoch am Tyrrheniſchen Meere hinauf, weit früher gegründet als die erſten Niederlaſſungen der Griechen in Sicilien, ſcheint kaum glaublich. Wenigſtens ein Jahrhundert nachher iſt dem Dichter der Odyſſee Sicilien noch ganz in Nebel und Wunder eingehüllt; kaum dämmert einiges Licht über der Südſpitze Italiens, und dieſe Stellen rühren vielleicht von einem ſpäteren Dichter her. (Die Erwähnung Sikaniens Od. XXIV. 306, gewiß.) Wir verweiſen auf die Abhandlung über alte Weltkunde von Voß. Dieſe Schrift des vortrefflichen Dichters und Philologen kann bey Unterſuchungen über das Homeriſche und nachhomeriſche Zeitalter nicht genug beherzigt werden. Voß hat unwiderleglich gezeigt, wie ſpät noch das Meer zwiſchen Griechenland und Italien eine unüberſchrittene Kluft bildete. Alle die frühen Schiffahrten und Anſiedelungen bey den Mythographen fallen ſomit als ſpäte Erdichtungen weg.

S. 52. „Die Tyrrhener beherrſchten das untere Meer, und ohne Zweifel waren es ihre Flotten, welche Colonien an den Vulturnus führeten." Die Tyrſener oder Tusker könnten ſich doch wohl zu Lande bis dahin ausgedehnt haben. Die Verſe des Heſiodus, welche einen mythiſchen Latinus über die Tyrſener herrſchen laſſen (Theog. 1012—1015.), wollen wir nicht gerade anführen, weil ſie unächt zu ſeyn ſcheinen, und auf jeden Fall nur eine verworrene Kenntniß zeigen. Aber

Das zogſt du auf den Seher ſelbſt; es galt,
Wie nun ſich's offenbart, der Mutter, die,
Zwar furchtſam ſchweigend, dir ihn zugebracht.
Vorbeugend ſprach's Apollos Huld, damit
Nicht ſeiner frühen Liebe ſpät enthüllte Frucht
Dein und Kreuſens Bündniß ſtören möchte,
Auf welchem ſchöne Hoffnung ruht.

Xuthus.

Ein leichtes Spielwerk, ſeh' ich, ſind wir Sterblichen
Dem Doppelſinn der Götterſprüche nur.
Sie auszulegen ziemt wohl der Prophetin,
Doch, Pythia, du ſchmeichelſt mir zu viel.
Denn wird Erechtheus Tochter, die Genoßin
Des Delphiers, nun anerkannt von ihm,
Noch nach dem irdiſchen Gemahle fragen,
Das altgewohnte Lager nicht verſchmäh'n?
Es blüht ein Sprößling ja der Erechthiden,
Dem Thron des heiligen Athen ein Erbe;
Und unwillkomm'ne Nebenbuhler nur
Könnt' unſre Ehe dieſem Erſtling ſchaffen.

Pythia.

Wie fern iſt ſolch ein Uebermuth von ihr!
Sie fühlt ein innig Unrecht gegen dich,
Im langen Schweigen der Vergangenheit,
Und in den wilden Thaten dieſes Tages.
Du ſtehſt als Sieger rein und ruhmvoll da,
Wenn du des Zornes Regung nur bezähmſt.
Ein edler Mann nutzt nicht die Uebermacht,
Noch tiefer ein beſchämtes Weib zu beugen.

Xuthus.

Wo weilt ſie aber? Sie vermeidet mich.

Fidenä, wiewohl dieſſeits der Tiber, war ausgemacht Etruskiſch; Tuſculums erſte Gründer und Bewohner verrathen ſich durch den Namen; auch Veliträ iſt ganz derſelbe Name, wie Volterra, welches auf allen Münzen VELAΘRI geſchrieben wird. Es gab ein Städtchen Artena in Etrurien, und ein andres Artena im Lande der Volsker. Dazu nehme man den hohen Flor und die in Latium eigenthümlichen Trachten von Gabii (cinctus Gabinus); die uralten Gemählde in Tempeln zu Ardea und Lanuvium (Plin. XXXV. c. 3), welche, wie die zu Cäre, nur von Etruskern herrühren konnten. Die Sage vom Mezentius iſt freylich fabelhaft und der Name verfälſcht, denn der Buchſtabe Z iſt nicht Italiſch: doch liegt an ſich nichts unwahrſcheinliches darin, daß die Etrusker in alter Zeit über die damals von ihnen abhängigen Völker Latiums einen Statthalter geſetzt, deſſen Andenken verhaßt geblieben. Man berichtet von zwölf Städten des untern Etruriens; in dem engen Campanien hätten dieſe ſchwerlich Raum gehabt, vielleicht hat man die nachher verloren gegangenen im Latium dazu gerechnet. Im mittleren Etrurien hatte jede der zwölf Hauptſtädte ein beträchtliches Gebiet.

Die Sabeller. S. 55—64. Die Verwandtſchaft der Völker Sabelliſchen Stammes, ihre Wanderungen und zum Theil ſpäten Eroberungen im unteren Italien werden lichtvoll entwickelt. Der Name der Samniter ſcheint patronymiſch zu ſeyn: Sabinites, Abkömmlinge der Sabiner, verkürzt Samnites, wie ἐρεβεννὸς und ἐρεμνός. Sie ſelbſt nannten ſich Sabiner.

Die Tyrrhener, Tusker oder Etrusker. S. 64—96. Der Verfaſſer dieſer Anzeige kehrt ſo eben von einem beträchtlich langen Aufenthalte auf dem claſſiſchen Boden Toscana's zurück, und behält ſich vor, die Ausbeute ſeiner dortigen Unterſuchungen in einer eignen Schrift mitzutheilen. Hier nur weniges.

S. 65. „In den Worten der Etruskiſchen Inſchriften kann auch durch die gewaltſamſten etymologiſchen Künſte keine Analogie mit der Griechiſchen Sprache oder dem ihr verwandten Stamm der Lateiniſchen entdeckt werden.“ Lanzi hat das Gegentheil behauptet; nicht alle ſeine Deutungen ſind gleich überzeugend: aber läßt ſich ein Meiſterwerk der kritiſchen Entzifferungskunſt (dafür haben es Heyne, Richard, Payne Knight und viele Andre erklärt) ſo mit einem Machtſpruche abfertigen? Glücklicher Weiſe entkräftet Hr. Niebuhr ſelbſt ſein Urtheil, indem er S. 66. geſteht, er habe die weitläuftige Unterſuchung über die Italiſchen Mundarten noch nicht vornehmen können.

S. 66. „Tusker und Etrusker waren ihnen ſo fremde Namen als Tyrrhener; ſich ſelbſt nannten ſie Raſena." Die Stelle des Dionyſius vom Raſena iſt vermuthlich verderbt, oder der Geſchichtſchreiber war ſelbſt in einem Misverſtändniß befangen. Wir ſind feſt überzeugt, daß die Etrusker ſich [illegible] Turseni nannten, und daß die Griechen den Namen ſo [illegible] ihnen gehört. Dieſe veränderten erſt ſpät Τυρσηνοὶ in Τυῤῥηνοί. Der Italiſche Name war Tusci. Dürfen wir auf eine Stelle der Iguviniſchen Tafeln fußen, (Tarsinate Turscum) ſo war die urſprüngliche Ausſprache Tursci. Turseni und Tursci wären alſo eins in der Wurzel, nur in den Endungen verſchieden: die letzte war Italiſch, die erſte einheimiſch; ſie findet ſich in vielen Etruskiſchen Namen (Porsena, Vibena, Sisena, Ceicna, nach Römiſcher Schreibung Caecina, u. ſ. w.). Tus, turis, ſcheint urſprünglich eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben: alles was zum Opfer verbrannt wird. In den Iguviniſchen Tafeln findet ſich tursiandu, θύσαντι. Turseni ſowohl als Tursci hieße alſo Opferer, Prieſter. Dieſe Ableitung iſt, ſo viel wir wiſſen, neu. Dem Sinne nach ſtimmt ſie mit der des Dionyſius überein, nur daß ſie nicht durch Vermittlung des Griechiſchen und Auflöſung von Tuscus in Θυοσκόος, erzwungen iſt, und daß ſie Τυρσηνοὶ zugleich mit erklärt. Was war natürlicher bey einer ſo entſchiedenen Prieſterherrſchaft, als daß das geſamte Volk nach dem vorwaltenden Stande benannt ward?

Wir verwerfen mit Hrn. N. die Herleitung der Etrusker von den Lydern oder richtiger zu ſprechen von den Meoniern; aus denſelben Gründen, die ſchon den Dionyſius dazu bewogen, und aus noch vielen andern. Etwas anderes aber iſt es mit den Stellen des Sophokles und Thucydides, wo die Namen der Pelasger und Tyrrhener, als gleichbedeutend zuſammengeſtellt werden. Dieſe ſind von dem größten Gewicht, und laſſen ſich nicht ſo bey Seite ſchieben, wie es Dionyſius verſucht. Wir fügen hier ein noch nicht benutztes Zeugniß bey. Schol. Cod. Ven. ad Il. XVI, 233 sqq. Alexander von Pleuron ſagte, die Ἕλλοι des Orakels von Dodona (in unſern Ausgaben ſteht Σελλοὶ, aber ſchon Pindarus las Ἕλλοι; cf. ib. Schol.) ſeyen Abkömmlinge der Tyrrhener: ἔθνος εἶναι τὸν Ἕλλον (leg. τοὺς Ἕλλους) ἀπόγονον τῶν Τυῤῥηνῶν, καὶ διὰ πατρῷον ἔθος οὕτω τὸν Δία θρησκεύειν. Er ſchrieb alſo den Tyrrhenern das Orakel von Dodona zu, welches Homerus ausdrücklich ein Pelasgiſches nennt. Indem Dionyſius noch andre Pelasger außer den Tyrſenern annimmt, welche die Umbrer aus ihren alten Sitzen verdrängt haben ſollen, verwirrt er alles; er iſt genöthigt, da es im oberen Italien keine andern Völker gab als Tyrſener und Umbrer, die Pelasger nach Griechenland zurückwandern zu laſſen, was noch das unglaublichſte von allem iſt. Auch die Erzählung des Myrſilus von Lesbos verdreht er, denn dieſer hatte gar nicht von Pelasgern, ſondern von Tyrſenern geſprochen (Dionys. I, 23 in fin.); und am ärgſten die Stelle des Herodotus (I, 57), die wir zum Glück haben und vergleichen können. Hr. N. unternimmt es, ſeine Misdeutung zu rechtfertigen. S. 69: „Die Erklärung, welche Kreſton für eine Thrakiſche Stadt nimmt, gefällt mit täuſchendem Schein. — — Aber Dionyſius Lesart, Kroton (Cortona), iſt gewiß nicht betrügeriſch." Zuvörderſt ſteht in unſern Handſchriften des Herodotus Κρηστών; ferner paßt Κρότων für Cortona durchaus nicht in den Zuſammenhang der ganzen Stelle. Der Geſchichtſchreiber ſucht zu beweiſen, daß die damaligen Pelasger noch dieſelbe Sprache redeten, wie die alten. Die Kreſtoniaten und Plakianer verſtehen ſich unter einander, ſagt er, wiewohl getrennt, aber nicht mit ihren Nachbarn. Wie konnte Herodotus, der niemals in Etrurien geweſen war, wiſſen, daß die Einwohner von Cortona eine andre Mundart ſprächen als ihre Nachbarn, und daß ſie ſich mit denen von Plakia am Hellespont verſtänden? Der Verſuch war wohl, ſeit Cortona und Plakia ſtanden, niemals angeſtellt worden. Es fällt alſo auch alles weg, was Dionyſius auf ſeine falſche Leſeart und verkehrte Auslegung gründen will.

Wiewohl wir nun, was die Verwandtſchaft der Tyrſener und Pelasger betrifft, auf die Zeugniſſe der Alten fußen und darin eine Beſtätigung der oben dargelegten Anſicht von den Pelasgern finden, ſo meynen wir doch hieraus keine Pelasgiſche Einwanderung aus dem eigentlichen Griechenlande folgern zu müſſen, noch weniger eine Rückwanderung der Tyrſener aus Etrurien nach Griechenland, wohl aber Herkunft beyder aus gemeinſchaftlichen Urſitzen. Bringt man hiegegen den großen Abſtand der Etruskiſchen Sprache und Religion von der Helleniſchen als eine unüberwindliche Einwendung vor, ſo iſt zu bedenken, daß eben bey Entſtehung des Hellenismus Sprache, Sitten und Götterdienſt in den Griechiſchen Ländern eine große Umwandlung erlitten. Die Etrusker haben alles reiner bewahrt, insbeſondre die morgenländiſchen Ueberlieferungen.

Die Tyrſener am Aegäiſchen Meere ſind nicht abzuläugnen. Die älteſte Erwähnung von ihnen findet ſich in dem Homeridiſchen Hymnus auf Dionyſus. Der Schauplatz des Vorfalles wird zwar nicht beſtimmt angegeben, aber die Erwähnung von Cypern und Aegypten führt uns in die öſtliche Hälfte des Mittelmeers. Und wie wäre wohl ein Joniſcher Sänger dazu gekommen, den erſt neuerdings unter den Hellenen eingeführten Gott Dionyſus in ein entferntes Abendland zu verſetzen? Ob nun dieſe Tyrſener von Italien etwa aus dem Adriatiſchen Meere nach Thracien geſchifft, und ſich dort angeſiedelt, oder ob ſie bey dem Durchzuge ihrer Vorfahren durch die Lande zwiſchen dem Helleſpont und dem Iſter zurückgeblieben, und ſich nachher an die Küſte gezogen, ſteht dahin: doch dünkt uns das letzte wahrſcheinlicher.

Herr M. ordnet S. 70 u. f. die Niederlaſſungen der Etrusker dem Alter nach folgendermaßen: Rhaetien; das Circumpadaniſche Land; das mittlere Etrurien; Campanien. Dies iſt Freret's Hypotheſe. Beym Livius und andern Alten iſt die Ordnung der drey erſten Niederlaſſungen umgekehrt. Freylich, wenn die Etrusker zu Lande gekommen ſind, wie wir allerdings glauben, ſo müſſen ſie einmal die Gegend am Padus durchzogen haben. Aber die Anlage der Städte auf Gipfeln der Berge mit rieſenhaften Felſenmauern, iſt unſtreitig die ältere Sitte und Bauart; und dieſe findet ſich einzig im mittleren Etrurien. Keine Spur hievon in den Circumpadaniſchen Sitzen der Etrusker, wiewohl die Abhänge der Alpen und Apenninen gewiß bequeme Lagen dazu darboten: man ſieht vielmehr, die Städte, wie Felſina, Mantua, Hatria, ſind gleich in der Ebene erbaut. Die Rhaetier ſollen ſich, nach Livius, bey dem Einbruche der Gallier aus dem Thale des Padus in die Alpen geflüchtet haben; Hr. N. macht ſie hingegen zu den Stammvätern der Etrusker. Wie aus gebildeten Etruskern durch Noth, harte Lebensart und Trennung von der geſitteten Welt, wilde Rhätier werden konnten, begreift ſich gar wohl, nicht aber das Umgekehrte. Die Wiſſenſchaft der Etrusker iſt, ihrem ganzen Gepräge nach, nicht in Italien erworben, ſondern mitgebracht.

Daß einige Städte, welche zum mittleren Bunde gerechnet werden, namentlich Piſa, Lucca und Luna, in der That dem Circumpadaniſchen Bunde angehörten, iſt eine wahrſcheinliche Vermuthung des Verf. Faeſulä hatte die alte Bauart, war aber klein und vermuthlich eine abhängige Stadt. Hr. N. ſucht die zwölf Staaten des mittleren Etruriens auszumitteln. Er gibt folgendes Verzeichniß: Cäre, Tarquinii, Populonia, Volaterrä, Arretium, Peruſia, Cluſium, Ruſellä, Cortona, Veji, Volſinii; für die zwölfte Stelle iſt er zweifelhaft zwiſchen Capena und Coſa. Vetulonia will er nicht mitrechnen: die Größe dieſer Stadt gehöre nicht in die hiſtoriſche, ſondern in die mythiſche Zeit; ſie ſcheine in das benachbarte Populonia übergegangen zu ſeyn. Dies letzte wird durch die Münzen widerlegt: es gibt Münzen von VETLUNA aus gewiß eben ſo ſpäten Zeiten als von PUBLUNA. Dieſe letzte Stadt muß wohl ausgeſtrichen werden; ſie war eine Colonie der Volaterraner, und vermuthlich ihr Hafen und Stapelplatz. Denn das mächtige Velathri, wiewohl weit von der See entlegen, ſcheint bedeutende Schiffahrt gehabt zu haben. Dies bezeichnet der Delphin auf den Münzen. In Populonia wurde das Eiſen der Inſel Elba verarbeitet, deswegen führen die Münzen einen Vulcanus-Kopf und Schmiedegeräth. Auch Coſa iſt auszuſchließen. Es war den Volcientern angehörig oder deren

Colonie. Herr N. vermuthet S. 78, die Volcienter ſeyen, man weiß nicht welches fremde Volk von Ureinwohnern, die ſich gegen die Etruskiſche Eroberung behauptet hätten. Allein ſie hieſſen ſo von der Stadt Volci, und werden in einer triumphalen Inſchrift neben den Volſiniern genannt (cf. Cluver. Ital. Ant.). Durch die Lage der Oerter und den großen Reichthum von Volſinii wird es glaublich, daß alles dies nur Einen Staat ausmachte, deſſen Hafenplatz Coſa war. Wir möchten für Tuder (TVTERE), das heutige Todi, eine Stelle unter den zwölf Staaten begehren. Dieſe Stadt liegt zwar am jenſeitigen Ufer des Tibers, alſo ſtrenge genommen in Umbrien: aber ſie konnte eben als Gränzfeſtung erbaut ſeyn, um die Umbrer in der Abhängigkeit zu erhalten. Sie hatte Felſenmauern, dergleichen die Umbrer ſchwerlich jemals errichtet; die Münzen ſind offenbar Etruskiſche Arbeit. Nachdem Tuder eine Römiſche Colonie geworden, wird es unter den Umbriſchen Städten aufgezählt. Mit völliger Gewißheit werden ſich die zwölf Staaten vielleicht niemals ausmachen laſſen: ein trauriger Beweis, wie wenig wir von der innern Geſchichte Etruriens wiſſen.

Hr. N. lehrt (S. 79), die unteren Stände in Etrurien ſeyen nicht Tuskiſchen Geblüts, ſondern die Nachkommen der Ureinwohner geweſen. Alle alten Zeugniſſe berichten jedoch, daß die Etrusker dieſe nicht unterjocht, ſondern ausgetrieben. Auch hat man keine Spur, daß dort je eine andere Sprache geredet worden außer der Etruskiſchen, und ſo hätte es gleichwohl ſeyn müſſen, wenn die Eroberer nur den kleineren Theil der Volksmenge ausmachten. Alles war in Etrurien aus Einem Stück. Mit der harten Leibeigenſchaft der unteren Stände, welche Hr. N. annimmt, ſtreitet die große Bevölkerung und der blühende Wohlſtand des Landes. Allerdings war es eine prieſterliche Ariſtokratie, aber die Regierung ſcheint weiſe und milde, keinesweges auf rohe Gewalt gegründet geweſen zu ſeyn.

Von der bildenden Kunſt der Etrusker redet Hr. Niebuhr S. 87 u. 88 im Vorbeygehn. Ueber dieſes weitläuftige Fach läßt ſich nicht viel ausmachen, ohne die Denkmale ſelbſt geſehen zu haben. Die älteren antiquariſchen Werke ſind mangelhaft, weil die Zeichner damals noch nicht die Kunſt verſtanden,

den Styl gehörig zu faſſen; die von Micali herausgegebenen Kupferſtiche ſind meiſterlich gezeichnet, aber geſchmeichelt, und deswegen zum Theil wieder in gewiſſem Grade verfehlt. Hr. M. irrt, wenn er glaubt, in den Basreliefs der alabaſternen Urnen oder Aſchenſärge, wo die Figuren etwa ſechs Zoll hoch ſind, ſeyen Porträte beabſichtigt, und altdeutſche Phyſiognomie darin finden will. Die ruhenden Figuren auf den Deckeln dieſer Urnen ſind allerdings Bildniſſe der Verſtorbenen, und oft bis in die kleinſten Zufälligkeiten nach dem Leben gearbeitet; wir haben deren an vierhundert aufmerkſam betrachtet, aber nichts von altdeutſchen Zügen geſpürt. S. 87. „Wie man — da niemanden verhohlen ſeyn kann, daß die Blüthe campaniſcher Kunſt in das vierte und fünfte Jahrhundert der Stadt fällt, da Etruriens Unterjochung ihr verderblich ſeyn mußte, — das ſchönſte Zeitalter der Etruskiſchen ſpäter annehmen kann, iſt ganz unbegreiflich.“ — Wir ſehen unſrerſeits nicht, was die Etruskiſche Kunſt mit der Campaniſchen zu ſchaffen hat. Ohne Zweifel hat der Verf. die Campaniſchen gemahlten Gefäße im Sinne: allein dieſe ſind ja die Arbeit Griechiſcher Künſtler, wie aus unzähligen Inſchriften erhellet. Daß ſie keine Etruskiſche Arbeit ſind, hat nach Winckelmann, Lanzi auf das gründlichſte in einer eignen Schrift bewieſen. (De vasi antichi dipinti, volgarmente chiamati etruschi.) Die Blüthe dieſer Kunſtſchule fällt früher, und hat gewiß mit der Zerſtörung der Griechiſchen Niederlaſſungen in Campanien durch den Einbruch der Samniter ein Ende genommen. Auch findet ſich an den in Campanien ausgegrabenen Gefäßen nichts, was durch Styl oder Coſtüm ein ſpäteres Zeitalter als dieſes verriethe. Es iſt glaublich, daß die Kunſt im mittleren Etrurien vor dem Fall der Unabhängigkeit den höchſten Gipfel erreicht haben wird; aber ohne allen Zweifel hat ſie beträchtlich lange nachher noch fortgeblüht. Der ſogenannte Etruskiſche Redner, nächſt der Chimäre das vortrefflichſte Werk, welches uns übrig geblieben, iſt ja das Bildniß eines Römiſchen Beamten. In der Erzgießerey ſcheinen die Etrusker beſonders ſtark geweſen zu ſeyn; leider haben wir außer den genannten beyden Meiſterwerken weniges, was ſich über das Maaß kleiner Götzenbilder erhöbe. Die Basreliefs an den alabaſternen

Urnen ſind ein Nebenzweig der Etruskiſchen Kunſtſchule. Die meiſten haben kein hohes Alter, einige dürften in die ſpäteren Kaiſerzeiten fallen. Gleichwohl bleiben ſie ungemein merkwürdig, wegen der Eigenthümlichkeit der Darſtellungen, und weil ſie einen Beweis liefern, daß die Etrusker noch lange nach dem Verluſte der Unabhängigkeit feſt an ihren Sitten und Religionsgebräuchen hielten. Daß die Etruskiſchen Kunſtwerke keine frechen Darſtellungen enthalten (S. 96), iſt richtig, mit Ausnahme der Pateren jedoch, deren manche zu Bacchiſchen Cärimonien dienen mochten.

S. 88. „Zwar werden Tuskiſche Tragödien erwähnt; aber der Römiſche Name des Verfaſſers, Volumnius, beweiſt, daß ſie in ſpäter Zeit geſchrieben ſind, und mehr Kunſtſtücke als Kunſtwerk waren, der Nation ſelbſt fremd.“ Das letzte mag richtig ſeyn, denn Volumnius war ein Zeitgenoſſe Varro's (De L. L. IV.), allein er war gewiß aus Etrurien gebürtig. In wie fern führt Hr. N. ſeinen Namen als Römiſch hiegegen an? weil dieſer Name in den Faſten der erſten Jahrhunderte vorkommt? Vielleicht waren ja alle, gewiß aber einige patriotiſche Geſchlechter gleich von der Gründung Roms her Etruskiſch. Die Endung iſt der Tuskiſchen Sprache nicht fremd (Vertumnus, Voltumna), auf einer Urne lieſt man den Namen Velimnia (Lanzi T. II. p. 352), die unbeſtimmt angeführte Göttin **Volumna** möchte auch hieher gehören.

Die Umbrer. S. 99. „Auf einem Theil der Iguviniſchen Tafeln redet ihre Sprache;“ — nur auf einem Theil? in welcher Mundart iſt denn das übrige geſchrieben? — „uns unverſtändlich;“ — nicht ſo ganz, ſollten wir denken! Lanzi hat Stücke daraus ziemlich befriedigend erklärt, und hoffentlich kann man es noch weiter damit bringen. — „Auf den Tafeln iſt die Schrift Lateiniſch.“ — Nicht doch! fünf dieſer Tafeln ſind mit Etruskiſchen Buchſtaben, nur die beyden letzten mit Lateiniſchen geſchrieben. Nach dieſer Aeußerung ſollte man glauben, Hr. N. habe die Abdrücke und Kupferſtiche der Iguviniſchen Tafeln bey Dempſter, Gori u. a. niemals angeſehen. Doch wird jeder, der nicht ein Fremdling in der Italiſchen Paläographie iſt, den Irrthum leicht berichtigen.

Schlimmer iſt es mit folgender Anführung aus dem Livius. S. 99: „Um mit den Umbrern zu unterhandeln, gebrauchten die Römer im fünften Jahrhundert einen der Tuskiſchen Sprache kundigen Geſandten“ (Liv. IX, 36.). Die Römer wählten freylich einen Boten, welcher dieſer Sprache vollkommen mächtig war, aber nicht, um ſich mit den Umbrern zu verſtändigen, ſondern weil er ſich, um zu dieſen zu gelangen, durch das feindliche Etrurien verkleidet durchſchleichen mußte. Zwiſchen Lateinern und Umbrern bedurfte es ohne Zweifel gar keines Dollmetſchers.

Japygien. S. 99—104. Der Name Japygia iſt nicht Italiſch. Wenn ihn die Griechen nicht erfunden, ſondern wirklich dort vernommen hätten, ſo würde er beweiſen, daß ſie an der ſüdöſtlichen Spitze Italiens Völkerſchaften nicht Italiſchen Stammes vorfanden. Allein die Bewohner dieſer Gegenden erſcheinen ſo ſpät in der Römiſchen Geſchichte, nachdem die Griechiſchen Anſiedelungen längſt alles verändert hatten, daß ihre Herkunft ſich wohl ſchwerlich mit Gewißheit ausmitteln läßt. Hr. N. tadelt den Strabo, der Daunier und Apulier unterſcheiden will: jenes ſey die Griechiſche, dieſes die Römiſche Benennung deſſelben Volkes. Apuli ſcheint nicht der eigne Name eines Volkes, ſondern von der Landſchaft erſt auf die Bewohner übergegangen zu ſeyn. Apulien hieß vielleicht ſo von ſeinem Ueberfluß an Gewäſſern: vom Osciſchen apa für aqua, apula für aquula.

Lugurer und Veneter. S. 106—111. Hr. N. will die Ligurer nicht für ein Italiſches Volk gelten laſſen. Er hat das älteſte Denkmal ihrer Sprache, die Tafeln von Polcevera überſehen. Sie ſind zwar Lateiniſch geſchrieben, enthalten aber einige Namen von Perſonen und viele von Ortſchaften. Ein Genueſiſcher Gelehrter Serra (in den Abhandlungen der Liguriſchen Akademie) erklärt dieſe Namen für Celtiſch, und will ſie demnach aus dem Deutſchen ableiten, welches in ſich widerſprechend iſt. Die Etymologieen ſind auch darnach ausgefallen. Viele dieſer Namen möchten nicht leicht zu deuten ſeyn: doch tragen ſie ſämtlich ein Italiſches Gepräge: nescio quid Oscum sonant.

Die drey Inſeln. S. 110. 111. Die Sikaner, von denen vor Alters ganz Sicilien den Namen Sikanien geführt, (*Od.* XXIV, 306.) und welche nachher von den Sikelern in den weſtlichen Theil der Inſel zurückgedrängt wurden, hält Hr. N., dem Thucydides beypflichtend, für ein Iberiſches Volk. Das Zeugniß des großen Geſchichtſchreibers verliert an Gewicht durch die Erwähnung des Fluſſes Sikanus, den kein Geograph nachgewieſen. Ueberhaupt irrt er in manchen Stücken über das den Athenern erſt neuerdings näher bekannt gewordene Sicilien. Man ſieht nicht, daß die Urbewohner Hispaniens jemals als Seefahrer gerühmt würden: ihre Einwanderung über ein ſo weites Meer fodert alſo ſtarke Beweiſe. Will man die Bevölkerung Siciliens zum Theil anders woher ableiten, als von der Südſpitze Italiens, welches doch auf alle Weiſe das natürlichſte iſt, ſo bietet ſich die vorliegende Küſte Africa's weit näher dar. Wir haben jetzt keine Proben der Sikaniſchen Sprache gegenwärtig: allein bloß nach dem Namen zu urtheilen, können wir nicht umhin, die Sikaner und Siculer für nahe verwandt zu halten. Nur waren ſie in verſchiedenen Zeiten eingewandert, und lebten in getrennten Verbündungen. Die Wurzel beyder Namen iſt dieſelbe (Sic-ani, Sic-uli), die Ableitungsſylben ſind verſchieden, aber beyde Italiſch. Hr. N. nennt S. 52 die Siculer ein dem Griechiſchen Stamme verwandtes Volk. Sie waren es nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Italiker. Von den Siculern hatten die Siciliſchen Griechen manche Ausdrücke angenommen: ſie nannten einen Haſen λέποριν, leporem, eine Schüſſel κάτινον, catinum (Varr. de L. L. IV.). Man ſieht, dieſe Wörter ſind rein Lateiniſch. Der Fluß Gelas hieß ſo von dem Siculiſchen Worte γέλα, der Reif, Rauhfroſt (Steph. Byzant.), welches nur in der Declination von gelus, gelum, gelu, verſchieden iſt.

Auch die älteſten Bewohner Sardiniens rechnet Hr. N. zu den Iberiern. S. 111. „Es iſt wohl keine zu dreiſte Vermuthung, wenn man glaubt, einen Grund für dieſe Meynung darin zu finden, daß die Lateiniſche Sprache bey den Sarden nicht wie bey den Italiänern, ſondern wie bey den Spaniern ausgeartet iſt, denn dies deutet auf eine Analogie der früheren

Pythia.

Sie zögert bangend, bis ſie erſt vernommen,
Was meine Red' auf dein Gemüth vermocht,
Und, irr' ich nicht, iſt ſie uns nahe Zeugin.

Dritter Auftritt.

Die **Vorigen, Kreuſa.**

Kreuſa wirft ſich vor Xuthus nieder, mit der Linken ſeine Knie umfaßend, die Rechte gegen ſein Kinn erhoben.

Mein königlicher Gatte, kannſt du mir
Verzeihn, daß ich ein hoffnungslos Geheimniß
(So ſchien es mir) mit dem verſchwund'nen Säugling
Vor dir in Schweigen und des Orkus Nacht begrub?
Ach es vergeßen konnt' ich nimmer doch,
Und ſechzehn Jahr' beklemmt' es meine Bruſt,
Bis heute, da ein mißverſtandner Ausſpruch
Der Hoffnung letzte Stütze mir entzog,
Es über mich hereinbrach, wie ein fallend Haus,
Daß ich, vernichtend, zu vergehn beſchloß,
Und mich den Furien ganz zum Raube gab.
Für mich begehr' ich nichts, für Jon einzig
Das Wiederkehren deiner Freundlichkeit.
Gewähre denn mir Frieden, daß wir nicht
Sein Herz entzwei'n, wenn er uns feindlich ſteht,
Dir angehörig durch des Gottes Willen,
Mir durch des mütterlichen Schooßes Recht.

Xuthus.

Steh' auf, Kreuſa! Königin, ſteh' auf,
Und kenne beßer mich! Nicht jugendlich

Sprache." Aber haben denn in Spanien ſelbſt die Sprachen der urſprünglichen Bewohner auf die Bildung der heutigen Einfluß gehabt? Nichts weniger. Als die Sueven, Vandalen, Weſtgothen einwanderten, redeten die dortigen Provinzialen nichts anderes als Lateiniſch; die Landesſprachen waren längſt erloſchen, ausgenommen an der nordöſtlichen Küſte Spaniens, welche die Römer niemals inne gehabt. Alle Romaniſchen Mundarten ſind im Ganzen aus dieſen beyden Beſtandtheilen, dem Lateiniſchen und der Sprache der Eroberer, zuſammengeſetzt. Es wird ſich weniges finden, was ſich nicht in dieſe auflöſen ließe. In das Latein der Provinzen mochten ſich manche nicht claſſiſche Wörter eingeſchlichen haben; aber Lateiniſch und nur Lateiniſch redete man faſt im ganzen abendländiſchen Reiche zur Zeit ſeines Umſturzes; und wo dieſe Sprache noch nicht herrſchend geworden war, da hat ſich auch keine Romaniſche Mundart gebildet. Das alte Provenzaliſche hat faſt mehr Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen als mit dem Italiäniſchen, und doch wurde es nicht nur im ſüdlichen Frankreich bis an die Loire, ſondern weit hinein im obern Italien geſprochen. Hier konnte die Aehnlichkeit doch nicht von den Iberiern herkommen. Das Sardiniſche iſt eben eine ſolche mittlere Mundart. Hr. N. meynt, man werde Baskiſche Wörter darin finden; wir zweifeln: vielleicht eher Arabiſche. In den Proben, welche Vater im Mithridates gibt, iſt alles Lateiniſch; der Artikel su, sa, könnte Gothiſch ſcheinen, doch iſt es natürlicher, ihn für eine bloße Verfälſchung der Ausſprache von lo, la, zu halten.

Schluß. S. 112—116. „Daß ein älteres Menſchengeſchlecht untergegangen ſey, iſt ein Glaube aller Volksſagen, den die Griechiſchen Philoſophen theilten und hegten: daß es ſehr verſchieden war von dem jetzigen, iſt ſchon darum wahrſcheinlich, weil dieſes alsdann ein andres iſt; oder war es keine neue Schöpfung, ſondern errettet aus weit verbreitetem Untergang, die Zerſtörung nicht ohne tief wirkende Urſachen ausbrach, noch ohne gleiche Folgen blieb: daß jenes Geſchlecht Werke hinterließ, die auch Naturverwüſtungen beſtehen konnten, iſt nicht unmöglich. Auch iſt die Meynung, welche die aus ungeheuern rohen Felsſtücken zuſammengefügten Mauern der ſogenannten cyklopiſchen Städte von Praeneſte bis Alba im Marſerlande, wo die Pfoſten der Stadtthore aus einzelnen Steinen beſtehen, einem Rieſengeſchlecht zuſchreibt, wie die Erbauung der ganz ähnlichen Mauern von Tiryns, eine Aeußerung des unbefangenen Verſtandes. — — Den Völkern, welche unſre Geſchichte in Latium kennt, müſſen wir auf jeden Fall dieſe Werke, welche die Kräfte einer zahlreichen, zum Frohn für gebotene Unternehmungen geheiligter Herrſcher verpflichteten Nation erfodern, abſprechen und ſie einer vorhiſtoriſchen Zeit zuſchreiben. Solche Kräfte aber überſteigen ſie nicht; die Etruskiſchen Mauern ſind kaum geringer: die Aushebung der aus dem Felſen gehauenen Obelisken und ihre Fortſchaffung iſt ein faſt noch rieſenmäßigeres und unſrer Mechanik noch mehr ſpottendes Unternehmen; doch kennen wir die Nation, welche dieſes Wunder ausführte, als ein Volk gewöhnlicher Art. Auch ſind die Peruaniſchen Mauern beynahe eben ſo ungeheuer, als die ſogenannten Cyklopiſchen. Alſo gehören dieſe ewigen Werke höchſt wahrſcheinlich ganz vergeſſenen Urvölkern des heutigen Menſchengeſchlechts, gegen deren Baukunſt die Römiſche verkümmert war: Völkern eines Zeitalters, worin der Griechiſche Geſchichtſchreiber des Auguſteiſchen Jahrhunderts gleich den philoſophiſchen des letzten, nur faſt ſprachloſe Wilde auf der rohen jungen Erde ſah.“

(Die Fortſetzung folgt.)

No. 55. Heidelbergiſche 1816.
Jahrbücher der Litteratur.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr.

(Fortſetzung der im Nr. 54. abgebrochenen Recenſion.)

Es iſt wahr, die ſogenannten Cyklopiſchen Mauern ſind unendlich merkwürdig. Man wäre begierig zu wiſſen, ob Cato von ihrer Erbauung geſprochen. Es iſt eine Art von Stumpfſinn an den Römern, daß ſie ganz davon ſchweigen, als wäre es eben nicht der Rede werth; daß ſie, mit ſolchen Denkmalen vor Augen, keine Folgerungen daraus zu ziehen wußten, und wohl gar die Epikuriſche Lehre von der urſprünglichen Thierheit des Menſchengeſchlechts auch auf die älteſten Bewohner Italiens anwandten. Aber wir geſtehen, Hrn. Niebuhrs Hypotheſe ſcheint uns die verzweiflungsvollſte zu ſeyn, welche ſich irgend erſinnen läßt. Erliegen konnten die Erbauer ſolcher Feſtungswerke nicht unter dem Einbruche wilder Horden: denn ihre Städte waren unnehmbar, ausgenommen durch Aushungerung, und da bey der erſten Gefahr alle Kornvorräthe in dieſe ſichern Zufluchtsörter gerettet werden konnten, ſo hatten die fremden Belagerer wohl eher Hungersnoth zu fürchten als die Belagerten. Auch ſehen wir, daß die Gallier ſowohl im mittleren Etrurien als im Latium, ohne etwas zu unternehmen, an den ſo befeſtigten Städten vorbeygezogen ſind. Wie ſoll alſo jenes von Hrn. N. vorausgeſetzte Urvolk untergegangen ſeyn? Durch eine Natur-Revolution? Welche ſeltſame Natur-Revolution wäre das, welche ein ganzes Menſchengeſchlecht bis auf die letzte Spur vertilgt, die Mauern aber hätte ſtehen laſſen? Ferner: waren dieſe Mauern das Werk eines mächtigen weit verbreiteten Volkes warum ſind ſie denn nicht über ganz Italien verſtreut, ſondern ſämtlich in einem engen Bezirk zuſammengehäuft? Dieſelbe Erſcheinung findet ſich wieder bey den cyklopiſchen Mauern im Peloponneſus. Es ſcheint demnach unwiderſprechlich, daß die Inhaber dieſer Feſten in der hiſtoriſchen Zeit die Nachkommen ihrer Erbauer waren. Die meiſten lagen im Lande der Herniker. Dieſer Name bezeichnete aber nicht einen beſonderen Volksſtamm, ſondern war bloß örtlich. Herna bedeutete in der Mundart der Sabiner und Marſer saxa (cf. Serv. ad Aen. VII, 684, et Fest.); vermuthlich muß die daher abgeleitete Benennung nicht ſowohl von der felſigen Beſchaffenheit des Landes verſtanden werden, als von der feſten Lage der Städte auf Berggipfeln. Die Nachbarn der Herniker, die Aequer (Aequi, Aequicoli oder Aequiculi, gens Aequicula), wurden ohne Zweifel im Gegenſatze ſo genannt. Was iſt nun ſo unbegreifliches darin, daß hier einmal der Mittelpunkt eines Völkerbundes geweſen, der ſich ſchon in der vorhiſtoriſchen Zeit aufgelöſt und zerſplittert? Oder der Sitz eines Königreiches, zu welchem einmal ein beträchtlicher Theil des mittleren Italiens gehörte? Denn am Ende waren ſolche Feſtungswerke doch nur eine Sicherungsanſtalt, kein Werkzeug der Eroberung, noch weniger ein Mittel, entfernte Landſchaften im Gehorſam zu erhalten. Ja, im Vertrauen auf den ſichern Zufluchtsort konnten die Beſitzer ſolcher Feſten nach und nach weniger kriegeriſch werden, als die Bewohner offner Dörfer, welche ſich bloß auf die Stärke ihres Armes verließen. Zwar iſt im alten Italien das Königthum immer nur Ausnahme; ſelbſt die mythiſchen Angaben hierüber ſind meiſtens verdächtig; ſtädtiſche Gemeinweſen, die in loſere oder feſtere Verbündungen zuſammentraten, waren die allgemeine Verfaſſung. Im Peloponneſus hingegen waren die cyklopiſchen Mauern unläugbar ein Werk der königlichen Macht. Der Sage nach fällt ihre Erbauung in das vierte oder fünfte Menſchenalter vor dem Trojaniſchen Kriege. Proetus, König von Tiryns, ſoll die Cyklopen, die Werkmeiſter der Mauern, aus Lycien haben kommen laſſen. Homerus berichtet dies nicht, wiewohl er die Mauern von Tiryns kennt: aber er ſchildert den genauen Verkehr zwiſchen Proetus und ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Lycien (Il. VI, 168 sqq.). Die Ueberlieferung iſt alſo ächt und gültig, wie etwas dieſer Art nur immer ſeyn kann. Unſers Bedünkens ſteht das

Daſeyn jener befeſtigten Hauptſtädte: Mycene, Argos und Tiryns, im engſten Zuſammenhange mit dem Vorrang Agamemnons unter den Griechiſchen Fürſten. Zwar lag nur Mycene im unmittelbaren Gebiet Agamemnons; Diomedes und Sthenelus (dieſer vom Geſchlecht des Proetus) hatten Argos und Tiryns inne, aber ohne Zweifel unter der Oberhoheit des Pelopiden, denn es heißt von ihm:

> Πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν,

und Argos bedeutet hier den Peloponneſus. Die andern dortigen Fürſten waren ſeine Vaſallen. Lehensverhältniſſe waren der Griechiſchen Vorzeit nicht fremd: im Reiche des Priamus ſtanden ebenfalls neue Fürſten unter dem Könige der Hauptſtadt.

Auch in Griechenland ſpielte die Landſchaft, wo noch jetzt die Trümmern jener unverwüſtlichen Mauern zu ſehen ſind, in der hiſtoriſchen Zeit, als Athen und Lacedämon ſich um die Oberherrſchaft ſtritten, eine unbedeutende Rolle, gerade wie die Herniker in Italien. Die Macht wechſelt nach den Verfaſſungen und dem kriegeriſchen Unternehmungsgeiſte, nach begünſtigenden oder nachtheiligen Umſtänden: ein untergegangenes Urvolk brauchen wir weder dort, noch hier anzunehmen.

Die Cyklopiſchen wie die Etruskiſchen Mauern beweiſen allerdings einige Grundlagen der Wiſſenſchaft, und beträchtliche Fortſchritte des Gewerbfleißes: Ueberfluß an eiſernem Geräth; Ueberfluß an Zugvieh; weit gediehenen Ackerbau, um ſo viele Menſchen und Laſtthiere während einer langwierigen nicht einträglichen Arbeit zu nähren. Was aber beſonders daran hervorleuchtet, iſt die Beharrlichkeit, der in eine weite Zukunft vorſchauende Gedanke, das Beſtreben, Werke für die Ewigkeit zu ſtiften: lauter Züge der Vorwelt, wo ſie unter prieſterlicher Leitung ſtand. Prieſter waren ohne Zweifel überall die Urheber des Entwurfs, die Abmeſſer der Anlage, die Werkmeiſter des Baues. Es iſt wohl nicht nöthig, mit Hrn. N. knechtiſche Frohndienſte zum Behuf der Ausführung vorauszuſetzen: die Unternehmung wurde durch ein geheiligtes Anſehen empfohlen, und war zugleich höchſt gemeinnützig. Im Peloponneſus findet ſich außer den Mauern noch ein beſondres

Denkmal des Königthums, wovon im Latium bisher keine Spur bekannt geworden: die Theſaure, undurchdringliche Gebäude, mit Spitzgewölben aus horizontalen Steinlagen gebildet, und zur Bewahrung aller koſtbaren Vorräthe beſtimmt. (S. Gell Itinerary of Greece. 1810.) Der Name Θησαυρὸς deutet auf eine vorhelleniſche Zeit, wo das Gold in Griechenland noch nicht χρυσὸς, ſondern wie in Italien αὖρον hieß. Das älteſte dieſer Gebäude mochte jedoch von Prieſtern in Delphi erbaut ſeyn *).

Die vollkommene Aehnlichkeit der Bauart an den Mauern im Peloponneſus und denen im Latium berechtigt zu dem Schluſſe, daß ſie dort und hier von verwandten Völkern, ja von verſchiedenen Genoſſenſchaften eines und deſſelben Volkes errichtet worden, welche dieſe Kunſt ſchon aus ihrem gemeinſchaftlichen Urſitz in Aſien mitgebracht. Unſre Leſer finden vielleicht darin eine Beſtätigung deſſen, was oben über das eigentliche Weſen der Verwandtſchaft zwiſchen den Italikern und den Stammvätern der Hellenen geſagt worden. Man darf wohl nicht ſchlechthin die cyklopiſche Bauart, aus unregelmäßigen Vielecken, für älter erklären als die Etruskiſche, aus großen Parallelogrammen in horizontale Steinlagen geordnet. In beyden ruhten die Steine, gleich ſorgfältig behauen und zuſammengefugt, ohne Kitt unerſchütterlich feſt auf oder in einander. Man hat verſchiedene Theile derſelben Stadtmauern in beyden Bauarten ausgeführt gefunden (ſ. Gell.). Coſa, die einzige Stadt in Etrurien, welche cyklopiſche Mauern hat, iſt keine der älteſten. Oertliche Urſachen konnten die Gründer für die eine oder die andre Verfahrungsweiſe entſcheiden. Jedoch iſt es wahrſcheinlich, daß die Feſten im Latium ſchon bey der Einwanderung der Etrusker vorhanden waren, und ihren Eroberungen einen Damm entgegenſetzten. Da nun die Etrusker

---

*) Il. IX, 404. 405. Der λάϊνος οὐδὸς dürfte von einem ſolchen Gebäude zu verſtehen ſeyn, und nicht von der Schwelle des Tempels, innerhalb deſſen die Schätze verwahrt worden wären. In dem heiligen Kriege gab dieſe Stelle der Ilias Anlaß zu einem ſeltſamen Mißverſtändniß. Cf. Diod. Sic. et Strabo.

vermuthlich ein oder zwey Jahrhunderte vor dem Trojaniſchen Kriege eingewandert ſind, ſo würde die Erbauung jener Feſten in ein noch höheres Alterthum fallen, als im Königreiche von Argos und Mycene die Ueberlieferung ſie angibt. Auf jeden Fall ſind die Hernikiſchen und Etruskiſchen Mauern in Italien, und die Pelasgiſchen im Peloponneſus das älteſte Denkmal Europäiſcher Cultur.

Wir ſetzen die den unſrigen geradezu entgegenſtehenden Reſultate dieſes Abſchnittes mit den eignen Worten des Verfaſſers her. S. 113. „Das darf als hiſtoriſche Wahrheit behauptet werden, daß die Hauptvölker Italiens in ihren Sprachen grell von einander unterſchieden waren, wie Celten und Deutſche, wie Iberer und Celten; obgleich es zweifelhaft iſt, welche von denen, die abgeſondert erſcheinen, ob etwa die Auſoner und Sabeller zu einem Geſchlecht gehörten. Ihre Religionen, alle verſchieden von der Griechiſchen, waren es auch unter ſich. Aber mehrere von dieſen verſchiedenen Nationen, die Latiner, Etrusker und Sabeller, hatten in einigen Hinſichten übereinſtimmende Einrichtungen, welche ſie geſammt vor allen von den Griechen auffallend unterſchieden." — Wir wünſchten, der Verf. hätte ſich nicht der zweydeutigen Ausdrücke Griechen und Griechiſch bedient. Meynt er Hellenen und Helleniſch, ſo hat er ganz Recht; allein wir haben ſchon gezeigt, wie jung der Name und die Sache iſt. Die Religion und die geſelligen Einrichtungen der Italiſchen Völker waren von den Helleniſchen verſchieden: aber auch von den Pelasgiſchen? Kennen wir dieſe genugſam? Uebrigens dürften die Religions-Verſchiedenheiten nur in der örtlichen Verehrung beſonderer Schutzgottheiten beſtanden haben, wie ja auch die Aegyptiſchen Nomen in manchen Stücken einen verſchiednen Götterdienſt hatten. Die Etrusker ſcheinen ſtärker abzuweichen, vielleicht aber mehr in den Namen als in der Sache. Wenigſtens nahmen die andern Italiſchen Völker ihre heiligen Gebräuche willig an, und ſie ſelbſt huldigten frühzeitig den Helleniſchen Göttern.

Die Latiner. S. 117—141. Die Aboriginer machen in den Alterthümern Latiums viel zu ſchaffen; man weiß mit ihnen weder woher, noch wohin. Es wäre wohl das beſte, ihnen als einer leeren Einbildung einmal für allemal dreiſt den Abſchied zu geben. Vermuthlich verdanken ſie ihr Daſeyn dem Misverſtändniſſe eines Griechen, der von den Latinern gehört hatte, ihre Vorfahren hätten ab origine da gewohnt. Das Wort iſt ſprachwidrig gebildet: wie hieß denn der Singularis? ein Aborigo oder ein Aborigen? Das einfache Origines wäre ſchon unerhört als Benennung eines Volkes, ſowohl der Benennung als des weiblichen Geſchlechts wegen; das Vorwort macht die Sache nur ſchlimmer: man bedenke, was aboriri und abortus bedeutet. Die Verdrehung in Aberrigines, um ihren Namen von aberrare abzuleiten, iſt um nichts beſſer. Livius ſagt, aus der Vermiſchung der Trojaner und Aboriginer ſey das Volk der Latiner entſtanden. Da nun aber erweislich niemals Trojaner im Latium ſich niedergelaſſen haben, ſo iſt es klar, daß die Aboriginer nichts anders ſind als die Latiner ſelbſt.

Hr. N. wünſcht jedoch die Aboriginer zu retten, weil er das Lateiniſche als eine gemiſchte Sprache betrachtet. S. 117. „Die Entſtehung der Lateiniſchen Nation durch die Verſchmelzung eines den Griechen verwandten Stammes mit einem barbariſchen altitaliſchen Volk, bewährt die Sprache, eben ſowohl durch ihre Biegungen als durch die Worte." Wir wären begierig hievon die Beweiſe zu ſehen, und ſind auf dieſen Fall zur Widerlegung erbötig. Nach Hrn. N. waren die Aboriginer die barbariſchen Autochthonen, und die Siculer das den Griechen verwandte Volk, aus deren Vermiſchung die Latiner entſtanden ſeyn ſollen. Er ſagt S. 119: „Ich nenne, zur Unterſcheidung, das Volk an der Tiber Siculer, das önotriſche aber Sikeler." Dies vollendet die Verwirrung: aus der verſchiedenen Schreibung deſſelben Namens bey Griechen und Römern werden zwey Völker gemacht. Mit gleichem Recht könnte man zwey verſchiedene Völker annehmen: die Deutſchen und die Tedeschi; jene haben im Norden der Alpen gewohnt, dieſe in Italien ihr Weſen getrieben. — Wahrſcheinlich iſt die Bevölkerung Italiens zu Lande von Norden her erfolgt, und die einwandernden Völkerſchaften haben ſich dabey allmählig vorwärts gedrängt. Da nun die Siculer bis zur ſüdlichen Landſpitze und endlich nach Sicilien gelangt ſind, ſo müſſen ſie freylich die ganze Halbinſel der Länge nach durchzogen haben. Sie konnten alſo auch einmal im Latium wohnen, es konnte ein Theil von ihnen dort zurückgeblieben ſeyn. Wie viel oder wenig nun aber die angeblich hievon nachgewieſenen Spuren gelten mögen, für Hrn. N's Hypotheſe iſt auf keinen Fall etwas damit gewonnen, denn die Siculer waren, wie wir oben geſehen, ein ſo ächt Italiſches Volk, als irgend ein andres.

Der Name Latium dürfte ſich befriedigender und natürlicher deuten laſſen, als die Alten es gethan. Von Latium muß aber die Benennung der Bewohner, Latini, abgeleitet werden, nicht umgekehrt. Der Name war alſo nicht der eines beſonderen Stammes, ſondern örtlichen Urſprungs wurde er einem Staatenbunde zugeeignet. Der König Latinus iſt nichts andres als die gewöhnliche Weiſe, ein Volk durch einen Königsnamen zu perſonificiren. So viel wir wiſſen, hat ein Griechiſcher, jedoch alter, Dichter, welcher dem Heſiodus ſeine Verſe unterſchob (Theog. 1011 — 1015.), den Latinus zuerſt erſonnen, und ihn eben ſowohl feilen Kaufs zu einem Sohn des Ulyſſes und der Circe gemacht. Das Königthum iſt überhaupt im alten Latium ſehr verdächtig. Man wußte dem Latinus keine Vorgänger auszumitteln: mit Mühe und Noth hat man endlich drey einheimiſche Götter herbeygeſchafft, welche man in Könige verwandelte, den Saturnus, Picus und Faunus. Aber dem Italiſchen Glauben war die Abſtammung der Menſchen von den Göttern durchaus fremd. Auch keine Nachfolger hat Latinus gehabt, wie wir bald ſehen werden.

Im Ganzen erkennt es Hr. N. wohl, wie willkührlich die Griechen in die Italiſchen Alterthümer hinein und über ſie weg gefabelt haben; im Einzelnen läßt er ſich noch zu ſehr mit ihren leeren Vorſpiegelungen ein, in der Hoffnung darunter Spuren einheimiſcher Ueberlieferung zu entdecken. Dies iſt auch Heyne'n einmal begegnet. Den Evander gibt er zwar als eine leere Erdichtung auf (Exc. I ad VIII Aen.), vom Cacus ſagt er aber: Fabula Italorum domestica fuit. Wie doch ſelbſt den ſcharfen Forſcher zuweilen ſein Blick verlaſſen kann! Die Geſchichte von den rückwärts in die Höhle gezogenen Rindern iſt aus dem Hymnus auf Hermes entlehnt;

der Name des Räubers iſt ganz Griechiſch, und zwar von einer Wurzel, die im Lateiniſchen gar keine Schößlinge getrieben. Cacus (κακός) iſt der böſe Mann, Evander der gute: man ſieht, der Erfinder hat ſich mit den Namen nicht ſonderlich in Unkoſten geſetzt. Von den Thaten des Hercules im Latium, von der Anſiedelung Evanders, urtheilt Hr. N. ganz richtig, ſie ſeyen ſpäte Griechiſche Erfindung. Die letzte iſt ohne Zweifel bloß auf die Verdrehung des Namens Palatium in den des Arkadiſchen Ortes Pallanteum gegründet. Einige der Hügel, worauf Rom nachher erbaut ward, ſcheinen einheimiſchen Gottheiten geweiht geweſen zu ſeyn: der nachherige Capitoliniſche dem Saturn, das Janiculum dem Janus, das Palatium oder mons Palatinus der Göttin Pales. Den mythographiſchen Antiquaren, welche ſchon eine Arkadiſche Auswanderung des Oenotrus, ſiebzehn Menſchenalter vor dem Trojaniſchen Kriege verſchluckt hatten, mochte es eine Kleinigkeit ſcheinen, an die weit ſpätere vom Evander zu glauben. Allein die Arkadier wohnten im Innern des Peloponneſus ſie berührten nirgends die Küſte, Homerus bezeugt ausdrücklich, ſie hätten nichts mit dem Seeweſen zu ſchaffen gehabt, deswegen habe ihnen Agamemnon ſeine eignen Schiffe zu der Fahrt nach Troja geliehen. Und dennoch ſollen Oenotrus und Evander nach dem fernen Italien geſchifft ſeyn! So laſen die Griechen ihren Homerus!

Einige Beyſpiele von gräciſirenden Deutungen mögen zeigen, was es für läppiſche Hirngeſpinſte waren. Ein Ort in Rom hieß Argiletum von einer ehemaligen Thongrube (argila, argiletum, ſo wie dumetum, quercetum u. ſ. w.). Die Antiquare trennten das Wort, und machten Argi letum daraus: hier ſollte ein Fremdling Argus umgebracht ſeyn. Ein Wunder iſt es nur, daß ſie die Fabel von der Jo und ihrem Wächter Argus nicht dahin verſetzt haben. Jede Namens-Aehnlichkeit ward aufgehaſcht, noch öfter wurden die Namen der Perſonen ſelbſt nach den Oertern erſonnen: dies Vorgebirge ſollte nach der Amme des Aeneas benannt ſeyn, jenes nach ſeinem Trompeter; aber Trompeter gab es in der Trojaniſchen Zeit noch gar nicht. Hinwiederum wurden die Namen, welche deutelnde Geographen den Inſeln und Küſten nach

Von heftig unbedachtem Muth getrieben,
Lehn' ich dem waltenden Geſchick mich auf,
Noch mag ich rechten mit der Götter Thun.
Ich glaube deinem Wort, daß unſer Liebling
Des Latoniden ächt Erzeugter ſei:
Doch das genügt nur mir, ihn zu erkennen.
Gäb' uns ein ſichtbar Zeichen der Olymp,
Das der erſtaunten Welt den Zweifel nähme,
So wollt' ich dieſen Tag zum zweiten Mal
Als Feſt begehn: der nah verwandte Gott
Würd' unſern Bund verjüngen, höher weihn;
Ein neuer, jubellauter Hymenäus
Sollt' angeſtimmt uns werden, und ich führte
In bräutlich frohem Pompe nach Athen dich heim.

Kreuſa.

Nicht eiteln Ruhmes halb, um vor den Menſchen
Zu prangen in dem Kranz der Götterwahl,
Den langes Leid um meine Stirn gewelkt,
Um deinetwillen wünſch' ich ſolch ein Zeichen,
Doch darf ich es nicht hoffen; denn Apoll
Des ich mich lang geſchämt, ſchämt wohl ſich meiner.
Drum laß dir gnügen: die allmächt'ge Liebe
Die mich in dieſem Jüngling neu gebiert,
Und mit ergebnem Sinn wie nie zuvor
Dir, ſeinem zweiten Vater, hin mich giebt,
Beweiſe dir, es ſei ein göttlich Pfand.

Ion.

O Wonn' und Segen, ihr geliebten Eltern,
Zum erſten Mal gemeinſam mir begrüßt!
Kreuſa! Xuthus! fehlt nur das, den ſchönſten
Verein euch zu vollenden, und mein Heil?

ihren Einbildungen von den Irrfahrten des Ulyſſes beygelegt hatten, in der Folge die volksmäßige Benennung: ſo willigen Glauben fand jedes mythologiſche Vorgeben. Zu den Anſprüchen Roms und unzähliger andern Italiſchen Städte auf einen Griechiſchen Urſprung aus der Heroen-Zeit, kam nun noch die Eitelkeit der Familien. Die Mamilier aus Tusculum leiteten ihr Geſchlecht vom Telegonus, dem Sohne des Ulyſſes und der Circe, ab. Sie hätten billig etwas Zauberey verſtehen ſollen, um dieſe Anmaßung zu rechtfertigen, welche erſt im litterariſchen Zeitalter Roms aufgekommen ſeyn kann, vom Livius aber mit ſeinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil ſchon dem Schwiegerſohn des zweyten Tarquinius zugeſchrieben wird. (Liv. I, 49.) Aelius Lamia war ſtolz darauf, den menſchenfreſſeriſchen Rieſenkönig Lamus zum Ahnherrn zu haben, und Horatius hebt eine Ode an ſeinen Freund gefällig mit dieſer antiquariſchen Erörterung an.

Aeneas und die Troer in Latium. S. 125—141. Das ſo eben bemerkte hat nahen Bezug auf dieſen Abſchnitt. Denn ſeit Julius Cäſar ſich öffentlich auf der Rednerbühne gerühmt hatte, von der Göttin Venus abzuſtammen, wurde die Niederlaſſung des Aeneas in Latium ein Glaubensartikel der politiſchen Schmeicheley. Im Zeitalter des Auguſtus möchte es bedenklich für einen Geſchichtſchreiber geweſen ſeyn, die Sache kritiſch zu beleuchten. Hr. N. ſagt: „Niemand verwerfe die troïſche Sage ſchlechthin, weil auch Ilion eine Fabel, und eine Schiffahrt nach dem unbekannten Weſten unmöglich geweſen ſey.“ — Daß die beſchränkte Weltkunde der Griechen im Homeriſchen Zeitalter, die Kindheit ihrer Schiffahrt noch ſo lange nachher, ein triftiger Einwurf gegen die Colonie des Aeneas wie gegen alle ähnlichen ſey, behaupten wir allerdings. Aber es gibt einen weit entſcheidenderen Grund, ſie zu verwerfen. Nicht das Daſeyn Ilions und den Trojaniſchen Krieg gedenken wir abzuläugnen, wie es von Alten und Neueren mit Scharfſinn geſchehen iſt; im Gegentheil, wir würden fürchten bey den Trojaniſchen Sagen allen geſchichtlichen Grund und Boden zu verlieren, wenn wir uns nicht ſtrenge an den Buchſtaben der Ilias und Odyſſee hielten. Die Prophezeyung Poſeidons Il. XX, 307. 308:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη Τρώεσσιν ἀνάξει,
Καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται,

kann nach allen Regeln der Auslegungskunſt, nur von einem nach der Zerſtörung Ilions in der Troas ſelbſt neu errichteten Reiche verſtanden werden, nicht von dem traurigen Schickſale, landflüchtig umher zu irren, und endlich in der unbekannten Weſtwelt mit einem kleinen Haufen Geretteter unter Fremden eine Zuflucht zu finden. Das Haus des Priamus ſollte untergehn, aber ſeine Herrſchaft dem Geſchlecht des Aeneas anheimfallen, weil er den Göttern immer gefällige Geſchenke gab. Man leſe die Stelle in ihrem ganzen Zuſammenhange. Nur erfüllte Weiſſagungen machen in der Poeſie ihr Glück: dieſe war gewiß erfüllt, ihre Erfüllung beſtand noch im Zeitalter des Sängers, und zwar ſo, daß es ſeinen Zuhörern bekannt ſeyn mußte. Die Aeoliſchen Anſiedelungen am Helleſpont und in der Troas beweiſen nichts hiegegen: ſie beſchränkten ſich anfangs nur auf die Küſte; um den Ida herum, wo urſprünglich die Stadt des Aeneas Dardania lag, konnte noch Raum genug zu einem Troiſchen Fürſtenthum ſeyn. Verſchiedene Stellen der Ilias machen es wahrſcheinlich, daß die dort regierenden Aeneaden mit den benachbarten Aſiatiſchen Griechen in freundlichem Verkehr ſtanden, ja daß Rhapſodien der Ilias an ihrem Hofe geſungen wurden. Wie umſtändlich wird die Abſtammung des Aeneas, und ſomit ſein Recht an die Thronfolge erklärt (Il. XX. 305 sqq.)! Der Hymnus auf die Aphrodite, in welchem dieſelbe Weiſſagung wiederholt wird, iſt ganz ſo beſchaffen, als wenn er einem Aeneaden zu Gefallen gedichtet wäre.

Was können nun gegen ein ſolches Zeugniß, das älteſte und das einzige gültige, das wir haben, die Einfälle der Dichter und Mythographen ausrichten, welche ſechs Jahrhunderte nach dem Trojaniſchen Kriege und ſpäter, wie ſie alles willkührlich verwirrten, auch den Aeneas bald hier bald dorthin auswandern ließen, und da ſich nirgends eine wahrhafte Spur ſeiner Niederlaſſung fand, ihn immer weiter nach Weſten vorwärts ſchoben? Es wurde ihnen um ſo leichter, da ſie alle Tempel der Aphrodite auf Vorgebirgen als Spuren einer Landung ihres Sohnes betrachten konnten. Schon Strabo ſah es ein, daß jene Stelle der Ilias der gemeinen Anſicht widerſpreche. Ohne Zweifel aus eben dem Grunde hat man, da die Trojaniſche Abkunft der Römer allgemein angenommen, und ihre Weltherrſchaft eine Thatſache war, den Text folgendermaßen verfälſcht:

> Νῦν δὲ δὴ Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει;

μεταγράφουσί τινες, ſagt der Venetianiſche Scholiaſt, ὡς προθεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ τὴν Ῥωμαίων ἀρχήν. Aus den Verſen der Aeneïs III, 97:

> Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris,
> Et nati natorum, et qui nascentur ab illis,

iſt es klar, daß Virgilius dieſe Verfälſchung ebenfalls vor Augen hatte, und ſie bereitwillig ergriff.

Unter den neueren Gelehrten haben Cluverius und Bochart die Trojaniſche Colonie im Latium verworfen, und Ryckius hat ſie mit ſchlechten Gründen vertheidigt. Hr. N. äußert ſich ſkeptiſch darüber, und beſchränkt dann ſelbſt den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung hierauf: „ob die Troiſche Sage alt und einheimiſch war, oder ob ſie von den Griechen ausgegangen, und von den Latinern aufgenommen worden iſt.“ Er ſucht das erſte darzuthun; uns ſcheint hingegen das letzte ausgemacht.

Die allmählige Entwickelung der Sage von den Irrfahrten des Aeneas, und ihre mannichfaltigen Abweichungen hat Heyne vortrefflich behandelt. Wenn Hr. N. S. 128 ſagt: „es ſcheine keine Urſache vorhanden, der Nachricht zu mißtrauen, daß Virgilius das zweyte Buch der Aeneïs dem Piſander von Kamirus ganz nachbildete,“ ſo nimmt er auf dieſen Vorgänger keine Rückſicht; denn Heyne hat ausführlich gezeigt, daß Virgilius nicht aus der Heraklea des alten Piſander ſchöpfen konnte, und daß die irrige Angabe des Macrobius vermuthlich auf einen Dichter gleiches Namens aus der Kaiſerzeit zu beziehen iſt (Exc. I ad Lib. II, p. 288 — 289.). Die Rettung des Aeneas, und ſein Auszug aus der brennenden Stadt nach den Gebirgen zu, meldeten gewiß ſchon die älteſten Dichter, welche die Zerſtörung Troja's beſangen: denn dieſes war dem Homerus gemäß. Von der Auswanderung des Helden aber nach dem Abendlande, nach Hesperien, ſcheint Steſichorus der erſte Erfinder geweſen zu ſeyn; derſelbe Dichter, der gleichfalls gegen den Homerus behauptete, Helena ſey niemals nach Ilion gelangt (Plat. Phaedr. c. 44). Wenn man dies erwägt, ſo wird die Frage ziemlich müßig, woher Steſichorus jenes Vorgeben genommen. Aus ſeinem Kopfe nahm er es, nach altem Dichterrecht. Hr. N. meynt, die Sage ſey wahrſcheinlich entweder von den Elymern, oder aus Latium ſelbſt zu den Sikelioten gekommen. Will man deswegen der Ausſage des Steſichorus von der Auswanderung des Aeneas nach Weſten einiges Gewicht beylegen, weil er aus Sicilien gebürtig war, ſo liegt die Beziehung auf die Elymer und Egeſta am nächſten; ferner gab es eine vorgeblich Trojaniſche Colonie am Siris; von Troern im Latium lies ſich Steſichorus (vor der 56ſten Olympiade) ſchwerlich etwas träumen. Vollends annehmen, daß ein Helleniſcher Mythus von den Latinern nach Sicilien gebracht worden, das heißt Holz in den Wald tragen. Wie hätten wohl die Prieſter von Lavinium oder die Römer überhaupt nur ahnden mögen, daß es jemals ein Troja gegeben, ehe ihnen dieſe Kenntniß mittelbar oder unmittelbar von den Griechen mitgetheilt wurde! Wir ſagen mit Bedacht: mittelbar; denn es finden ſich unverkennbare Spuren, daß die Römer die erſten Begriffe von Helleniſcher Mythologie, die Namen einiger Heroen, lange vor ihrem literariſchen Zeitalter durch die Etrusker überkommen hatten. Die früheſte amtliche Anerkennung des Trojaniſchen Urſprungs von Seiten der Römer findet ſich in der Duiliſchen Inſchrift (a. U. c. 495), welche die Egeſtaner cocnatos popli Romani nennt, wofern dieſe Worte nicht zu den Ergänzungen des Ciacconius gehören. Sind ſie ächt, ſo hatten die Egeſtaner ſich gewiß hierauf, als auf einen Grund der Bundsgenoſſenſchaft berufen, und die Römer ließen es gern gelten. In wie mannichfaltige Berührung mit den Griechen waren die Römer damals ſchon, unter andern durch den Krieg gegen Pyrrhus, geſetzt worden! Im Jahr der Stadt 454 brachte nach Varro's Zeugniß P. Ticinius die erſten Barbirer aus Sicilien nach Rom; irgend ein Andrer mochte Fabeln eben daher holen; oder die Barbirer, von jeher ein geſchwätziges Gewerbe, brachten auch die Fabeln gleich mit.

Eben ſo legt unſers Bedünkens Hr. N. zu viel Nachdruck auf die Nachricht des Timaeus von den Troiſchen Bildern aus Tron, den Penaten in Lavinium. Timaeus war ja wegen ſeiner Italiſchen Nachrichten übel genug berufen, und ſchrieb überdies erſt nach dem Kriege des Pyrrhus. So bald übrigens die Prieſter in Lavinium einmal erfahren hatten, daß ihre Bildchen etwas ſo vornehmes wären, werden ſie ſelbſt es eifrig genug behauptet haben. Vielleicht war das artige Wunder mit der Sau und ihren dreyßig Ferkeln von der Erfindung dieſer Prieſter. Es liegt darin eine feine Anſpielung auf den Trojaniſchen Urſprung, welche hervorzuheben ſich Vergilius wohl ſchämte: in der gemeinen Sprechart ward nämlich eine Sau troia genannt.

Wir folgern aus obigem: das Mährchen vom Aeneas iſt, aller Wahrſcheinlichkeit, ächten Sage und Geſchichte zuwider, von Griechiſchen Dichtern und Mythographen aufs Gerathewohl erſonnen worden; ſehr ſpät, in Vergleichung mit dem Trojaniſchen, ja mit dem Homeriſchen Zeitalter; den Römern war die Annahme einer Trojaniſchen Abkunft urſprünglich ganz fremd, ſeit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt wurde ſie aber auch von ihnen ſelbſt öffentlich anerkannt, und nun mochten die Geſchichtſchreiber und Antiquare zuſehen, wie ſie den verworrenen Handel leidlich in Ordnung brächten. Mithin fällt nun auch alles weg, was bis zur Erbauung Roms an die Niederlaſſung der Troer im Latium geknüpft worden; es fällt weg, nicht nur als wahrhafte Geſchichte, ſondern als einheimiſche unverfälſchte Ueberlieferung.

Alba. S. 140. 141. Mit Recht urtheilt der Verf., daß das Verzeichniß der Könige von Alba ein ſehr junges und äußerſt ungeſchicktes Machwerk ſey. Man hat ſich nicht lange dabey aufzuhalten; dieſe Könige ſind unter aller Kritik. Wir fügen nur dies hinzu: es kann billig bezweifelt werden, daß Alba Longa jemals ein Königreich geweſen. Bey der erſten beglaubigten Begebenheit, wo Alba in der Geſchichte erſcheint, unter dem Tullus Hoſtilius, wird ein Dictator, Mettus

Fuſetius, als Oberhaupt der Albaner erwähnt. Sein Vorgänger, C. Cluilius, heißt beym Livius König. Wenn er es wirklich war, warum folgte ihm denn kein König nach? Oder wurde Alba im Lager vor Rom aus einem Königreiche in eine Republik umgeſtaltet? Vorſichtiger nennt Dionyſius den Cluilius den oberſten Befehlshaber. Die beyden Namen ſind übrigens eben ſo ächt Lateiniſch, als die der Könige von der Dynaſtie der Silvier fremd und unächt.

Rom. Verſchiedene Sagen über die Gründung der Stadt. Romulus und Numa. S. 142—167. Wenn Hr. N. S. 149 anhebt: „Alſo lautete die Römiſche alte Dichtung"; ſo würden wir ſtatt deſſen ſagen: Alſo lautete der moderne Griechiſche Roman; und hiemit iſt auch die ganze Verſchiedenheit unſerer Anſichten ausgeſprochen. S. 146: „Daß Fabius Pictor dem Diokles von Peparethus (in der Erzählung vom Romulus und der Gründung Roms) gefolgt ſey, iſt gewiß nur Plutarchs Vermuthung." Wie gedenkt Hr. N. dies zu beweiſen? Plutarchus drückt ſich ſehr beſtimmt aus. Romul. c. 3 τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθηκε. Plutarchus hatte die Bücher beyder Schriftſteller vor Augen, er verglich noch viele andre; und ſeine Ausſage wird dadurch um ſo wahrſcheinlicher, daß auch Q. Fabius Griechiſch geſchrieben hat (Dion. I, 6.). Der Satz wird umzukehren ſeyn: daß es altrömiſche Heldengedichte gegeben, iſt gewiß nur Hrn. Niebuhrs Vermuthung. Dieſer zu Gunſten mußte das achtungswürdige Zeugniß des Geſchichtſchreibers verworfen werden, welcher unter allen auf uns gekommenen über die Alterthümer Roms am gelehrteſten geſammelt hat.

Die Sache verhält ſich ſo. Nachdem den Griechen der Name Roms bekannt geworden war, wandten ſie die erträumte Niederlaſſung des Aeneas am Tyrrheniſchen Meere dieſer Stadt zu, welche ſie unmittelbar von ihm ſelbſt oder ſeinen nächſten Nachkommen ſtiften ließen. Nach ihrer Weiſe erfanden ſie eine Trojanerin oder Griechin Rhoma, einen Rhomos oder mit verlängerter Endung einen Rhomylos. Von dieſem Rhomos hat man wenigſtens zehnerley Genealogien; doch ſtimmen alle früheren dahin überein, ihn in das erſte oder zweyte Menſchenalter nach dem Aeneas zu ſetzen. Nun wurde man etwas näher mit der Römiſchen Geſchichte bekannt; eine große Thatſache, die Abſchaffung des Königthums, ſtand chronologiſch ſo ziemlich feſt; vor dieſer Begebenheit wußten die Römer nur wenige Könige zu nennen: man mochte ihre Regierungen noch ſo ſehr in die Länge ziehen, ſo war damit der lange Zeitraum vom Trojaniſchen Kriege her durchaus nicht auszufüllen. Man ſchob alſo Mittelglieder ein; die Verwandtſchaft mit Troja wurde weitläuftiger, ungefähr wie zwiſchen Vettern nach der Bretagniſchen Mode; durch die Colonien von Lavinium, Alba Longa und endlich Rom vermittelt. Die Erzählung des Diokles gründet ſich auf die Ableitung von Alba: da er eine ganz andre Genealogie des Romulus gab als die Aelteren, ſo ſchickte er ohne Zweifel auch die Reihe der Albaniſchen Könige voraus, nur vielleicht nicht ſo genau entwickelt als ſie nachher, der Zeitrechnung zu lieb, abgefaßt ward. Durch die verſchiedenen Ableitungsformen deſſelben Namens hatte man ſich mit zwey Stiftern Roms behelligt, und doch konnte man nur einen brauchen. Romus und Romulus waren in der That Zwillingsſöhne, aber nicht des Mars und der Rhea, ſondern des Namens Roma. Der, welcher eine Sylbe mehr hatte, als der ſtärkere, ſchlug natürlich ſeinen Bruder todt. Metuo sane, ſagt Voſſius, ne ex eo, quod alii a *Romo* alii a *Remo* conditam urbem scripserint, orta sit fabella de duobus fratribus Romo et Remo, cum unus idemque sit Romus et Remus. Er zweifelt jedoch wegen der verſchiednen Quantität von Remus. Aber aus dem Griechiſchen Ῥῶμος machten erſt die ſpäteren Römer Remus, vermuthlich um örtliche Namen ganz andern Urſprungs auf ihn zu deuten.

Es bietet ſich hier die von Hrn. N. übergangene Frage über die wahre Etymologie des Namens Roma dar. Die Ableitung von ῥώμη war den Vertheidigern des Helleniſchen Urſprungs eben ſo willkommen als dem Stolze der Römer. Lateiniſch aber iſt ſie ſchwerlich, was auch Voſſius dafür ſagen mag. Robur und robustus im Sinne der Stärke iſt bildlich von der Härte des Eichenholzes übertragen; der Baum ſelbſt hieß ſo von der röthlichen Farbe des Holzes; und dann iſt robur noch weit von Roma. Weit natürlicher iſt folgende Ableitung, welche auch ſchon einige Alte im Sinne gehabt (Heyne Exc. IV ad Aen. VII.). In der Etruſkiſchen Schrift, der älteſten der Römer, gab es kein O; die Schreibung war alſo unfehlbar RVMA, und ruma hieß mamma. Eine ſchickliche Benennung für eine Hügelgruppe in einer weiten fruchtbaren Ebne, gerade wie οὖθαρ ἀρούρης beym Homerus.

Aus allem geht hervor, nicht nur daß Romulus niemals gelebt, ſondern auch daß die Sage von ihm den Römern bloß von den Griechen angeſchwatzt war, und daß vor der Mitte, vielleicht vor dem Schluß des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt, ſein Name in Rom ſelbſt noch nicht gehört worden.

Daß die allgemein angenommenen Geſchichten vom Romulus und Remus Griechiſche Erfindung ſeyen, wird ausdrücklich und glaubwürdig bezeugt; würde es aber auch nicht, ſie tragen ein ſo unitaliſches Gepräge, daß ſie ſich ſelbſt kund geben. Nur eine vorgefaßte Meynung macht es begreiflich, wie dies Hrn. Niebuhrs prüfendem Sinne entgehen konnte. Wir wollen einige der Hauptpunkte bemerken.

Es iſt unerhört, daß der Name des Erbauers einer Stadt von dieſer abgeleitet ſey. Ueberall findet das Gegentheil Statt, nicht nur in der beglaubigten Geſchichte, wie bey Alexandria, Antiochia, ſondern auch in der uralten Sage: z. B. Ilion von Ilos, Dardania von Dardanos, u. ſ. w. Roma kann aber durchaus nicht von Romulus abgeleitet werden: es müßte etwa Romulia heißen. Wie nun die Wurzel immer den abgeleiteten Wörtern vorangeht, ſo berechtigt dies zu dem Schluſſe, daß der Name der Stadt älter ſey, als der des angeblichen Stifters.

(Die Fortſetzung folgt.)

No. 56. Heidelbergiſche 1816.
Jahrbücher der Litteratur.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr.

(Fortſetzung der in Nr. 55. abgebrochenen Recenſion.)

Ferner: zwey Namen, ein patronymiſcher oder Geſchlechtsname, der immer auf ius ausgeht, und ein eigner Vorname, das iſt die alte Lateiniſche, ja überhaupt die Italiſche Sitte, wie Hr. N. richtig bemerkt (S. 114 u. 115). Alle folgenden Könige Roms haben zwey ſolche Namen, wie es die Regel erheiſcht. Auch die, welche als Zeitgenoſſen des Romulus genannt werden, haben ſie: Titus Tatius, Hostus, Hostilius, Mettus Curtius. Nur für den Romulus hat man keine zwey Namen aufzutreiben gewußt. Doch wir vergeſſen: er hieß wohl Silvius, wie die Albaniſchen Könige. Dann wäre alſo Romulus ſein Vorname geweſen. Allein die Lateiniſchen Vornamen ſind bekannt; in geringer Anzahl werden ſie unaufhörlich wiederholt. Warum käme denn der Name Romulus niemals weder bey Lateinern noch bey verwandten Völkern vor?

Die Mutter des Romulus wird Rhea genannt, nach dem Namen einer Helleniſchen Göttin, der Mutter der Heſtia oder Veſta, weswegen den Griechiſchen Erzählern dieſer unlateiniſche Name für eine Veſtalin ſchicklich dünken mochte.

Die geſammte heroiſche Genealogie der Griechen war auf Liebeshändel der Götter mit den Fürſtentöchtern gebaut. Der reineren Italiſchen Religion war dies fremd: hier waren Götter und Sterbliche ſo vollkommen geſchieden, wie ſie bey den Hellenen nach dem Ausdruck des Pindarus nur Ein Geſchlecht ausmachten. Deswegen hatten die Italiker auch keine Helden Mythologie.

Die Erzählung von der Ausſetzung des Romulus, von ſeiner Erziehung unter Hirten, von der Wiedererkennung mit dem Großvater, iſt ſichtbar der Jugendgeſchichte des Cyrus beym Herodotus mit den gehörigen Abänderungen nachgebildet.

Romulus ſoll ein Aſylum eröffnet haben, um ſeine neue Stadt zu bevölkern. Die Sache war im alten Italien ſo unbekannt, daß es kein Wort dafür in der Lateiniſchen Sprache gab, und Livius den Griechiſchen Ausdruck hat beybehalten müſſen. Wo die Prieſter mit einem gewaltthätigen kriegeriſchen Adel zu kämpfen haben, da wird das Recht der Aſyle geltend gemacht, und kann wohlthätig wirken. Wo aber eine prieſterliche Ariſtokratie iſt, wie im alten Italien, wo der Prieſterſtand unbeeinträchtigt das höchſte Anſehen im Staate beſitzt, da wird er ſich wohl hüten ein Recht aufzubringen, welches die Götter zu Bundesgenoſſen der Widerſpänſtigen machen würde.

Von der Apotheoſe des Romulus konnten die Römer ſich erſt in einem Zeitalter überreden laſſen, wo ihr Götterdienſt durch Vermiſchung mit dem Griechiſchen ausgeartet war. Denn die Italiſchen Religionen wußten nichts von Vergötterung der Sterblichen. Quirinus war ohne Zweifel ein Sabiniſcher Schutzgott, und ſeine Verehrung älter als Rom.

Eben ſo war Tarpeja vermuthlich eine örtliche Gottheit, die Lara des Tarpejiſchen Felſen. Griechiſche Dichtung nach dem Muſter ſo vieler Heldinnen, die in feindliche Heerführer verliebt geſchildert werden, beſonders der Scylla, iſt ihre Liebe zum Tatius und ihr Verrath. Mit dieſem läßt ſich das jährliche Opfer, das ihr gebracht ward, nicht vereinbaren. Die goldenen Armſpangen der Sabiner ſcheinen den Galliern abgeborgt zu ſeyn; auch ihre Einnahme des damals noch nicht vorhandnen Capitols erinnert an den von den Galliern verſuchten Ueberfall.

Wie Hr. N. ſelbſt bemerkt, iſt der Name des Anführers der Caeniner, Akron, von dem Romulus die erſten spolia opima heimgetragen haben ſoll, ganz Griechiſch. Akron ſtammte vom Herkules ab: überall erkennt man die Hand der Griechiſchen Erfinder.

? Daß dieſe ihrer Erzählung manche wirklich alte und einheimiſche Namen und Anſpielungen auf Religionsgebräuche einwebten, darf nicht geläugnet werden. Acca Larentia ſoll

Wohlan! es hebt und ſchwellt ein reges Hoſſen,
Begeiſtrung athmend, dieß mein junges Herz:
Ich bitte dreiſt, was zweifelnd ihr begehrt.
O du, der dieſes Tempels Räum' erfüllt
Mit unſichtbarer hehrer Gegenwart,
Und droben himmelwandelnd, herrlich ſtrahlt,
Und nimmer fern iſt, und mein Flehn vernimmt!
Schon da ich bildlich nur dich Vater nannte,
Sehnt' ich mich oft, dein Antlitz einſt zu ſehn;
   wandte wie der Sonnenblume Kelch
Mich ahndungsvoll zu deinem ew'gen Licht.
Jetzt bitt' ich heißer, brünſtiger und kühner;
Ich maße mir nicht an wie Phaethon
Die Flammenroſſ' am Firmament zu lenken,
Verkennend mein Vermögen und mein ſterblich Looß:
Der Lieb' Erwiedrung fordr' ich kindlich nur,
Und meines Urſprungs himmliſche Gewißheit.
O bei der Süßigkeit des Vaternamens!
Gieb mir dein Anſchaun, wenn du mich erzeugt.

Donner und Blitz.

Pythia.

Mein Jon, welch Erkühnen! Aber wie?
Der Boden ſcheint zu beben, und mit Stamm
Und Laub und Aeſten wankt der heil'ge Lorbeer,
Es blitzt, ein Schein vergoldet rings den Hain.
Ja, die Erhörung naht ſich: zaget nicht!

die Pflegemutter der Zwillinge geweſen ſeyn. Der Name iſt gewiß ächt, aber er bezeichnet kein ſterbliches Weib, ſondern eine Göttin; ſie war vermuthlich die Mutter der Laren. Akka heißt in der Indiſchen Sprache Mutter, Larentia, das deutet ſich ſelbſt. Die Larentalien fielen auf den nächſten Tag nach den Compitalien, welche den Laren gefeyert wurden.

Vielleicht wird man ſich für das wirkliche Daſeyn des Romulus auf die in Rom vorhandenen Denkmale von ihm berufen: auf ſeine Statue unter denen der Könige im Capitol, auf den Ruminaliſchen Feigenbaum. Leider ſagt Plinius nichts von dem Style dieſer Statuen, noch ob man am Saum der Gewänder Inſchriften in Etruskiſchen Buchſtaben las. Die Statuen der letzten Könige mochten aus ihrem eignen Zeitalter ſeyn, das hat nicht die mindeſte Schwierigkeit. Wenn aber auch die Reihe der Bildniſſe erſt im ſechſten Jahrhundert der Stadt nach den damals herrſchenden Begriffen ergänzt worden war, ſo konnten die Statuen dem Plinius dennoch als ſehr alt erſcheinen, wegen der eigenthümlichen Strenge der Etruskiſchen Kunſtſchule, oder weil man ein höheres Alter nachgeahmt hatte. Schwerlich wird man eine Spur finden, daß im ſechſten Jahrhundert ſchon Griechiſche Künſtler in Rom gearbeitet hätten; in dieſen Zeitraum fällt eben der große Stillſtand der Kunſt in Griechenland ſelbſt (Ol. 120 — 155.). Billig hätte Plinius erklären ſollen, wie die von ihm für ächt gehaltenen Bildniſſe aus Erz, den beyden Bränden des Capitols zur Zeit des Sulla und des Vitellius haben entgehen können. Was den ficus Ruminalis betrifft, ſo hatte dieſer Baum urſprünglich nichts mit dem Romulus gemein, ſondern war von Hirten der Göttin Rumia, der Beſchützerin der Säuglinge, zu Ehren geſetzt (Varro de R. R. II, c. XI.). Es iſt nicht unglaublich, daß ſchon frühzeitig das Bild einer Wölfin mit ſaugenden Knaben eben dieſer Göttin geweiht war, entweder als ein ex voto, oder als ein Sinnbild ihrer Macht, auch die wildeſten Thiere durch das Bedürfniß des Säugens zu zähmen, und daß Diokles daher den Anlaß zu ſeinem Mährchen von der Ausſetzung der Zwillingskinder nahm. Jener verehrte Baum ſollte dem Augur Attius Navius bis in das Comitium nachgewandert, zugleich aber auch an ſeiner alten

Stelle, am Abhange des Palatiniſchen Hügels gegen den Tiber zu, geblieben ſeyn. Plinius (XV, c. 18.) vermindert das Wunder in etwas, indem er hinzufügt: wenn der Baum verdorrt, ſo pflanzen ſie einen andern.

Daß wir das Jahr und vielleicht das Jahrhundert der Stiftung Roms nicht wiſſen, muß wohl eingeſtanden werden; der Stiftungstag aber fiel mit den Palilien zuſammen (S. 156) auf den 21ſten April. Haben wir nun hieran eine wahrhaft hiſtoriſche Erinnerung? Das älteſte Rom, Roma quadrata, war auf dem Palatium erbaut. Da nun beym Feſte der Pales die Hirten ſich um dieſen ihr geweiheten Hügel verſammelten, ſo konnte das Feſt leicht auf die Gründung der Stadt bezogen werden. Die ländlichen Gebräuche gaben wohl auch den Begriff vom Hirtenleben des Romulus und ſeiner Genoſſen.

Wie Hr. N. bemerkt, muß in den älteſten Schilderungen vom Raube der Sabinerinnen nur von dreyßig geraubten Mädchen die Rede geweſen ſeyn. Valerius Antias zählte deren 527, Juba 683. Dieſe Zahlen ſind aus der Luft gegriffen, aber jene erſte war widerſinnig. Denn ſie waren alle ohne Weiber, heißt es, den Romulus nicht ausgenommen: was verſchlugen alſo dreyßig Mädchen, wenn man nicht die Vielmännerey einführte? Indeſſen gibt uns Livius den Schlüſſel an die Hand. Um die Sabiniſchen Frauen zu tröſten, ſollen nach ihren Namen die dreyßig Curien benannt ſeyn. Die geraubten Sabinerinnen waren alſo vermuthlich nichts andres, als die weiblichen Namen der Curien ſelbſt, in lebendige Weſen verwandelt.

Bey der Erzählung vom Raube der Sabinerinnen wird allerdings vorausgeſetzt, daß die erſten Bewohner Roms ein zuſammengelaufenes Geſindel waren, denen niemand ſeine Töchter zur Ehe geben wollte. „Als Colonie von Alba“, ſagt Hr. N., „hätte Rom mit allen Latinern Connubium für alle Bürger gehabt.“ Allein hieraus folgt nicht, „daß die älteſte Sage Rom gar nicht als eine eigentliche Colonie Alba's und eine Latiniſche Stadt betrachtete.“ Es beweiſt nur, daß der erſte Erfinder ſeiner eignen Vorausſetzungen nicht eingedenk war. Läßt er doch auch den Romulus ſein Erbrecht auf das Königreich Alba vergeſſen, welches von der Geſchichte ſeiner Kindheit ganz unzertrennlich iſt. Der Faden des ungeſchickt geſponnenen Mährchens iſt überall brüchig. Der Raub der Sabinerinnen hängt ſo genau mit den rohen Hirtengeſellen des Romulus und mit dem Aſylum zuſammen, daß wir nicht umhin können, ihn ebenfalls für ein Stück von dem Roman des Diokles zu halten.

In der Fülle der Macht und des Reichthums mochte den Römern die vermeynte Niedrigkeit ihrer Vorfahren eben durch den Gegenſatz ſchmeicheln; den ſtrengen Patriciern der erſten Jahrhunderte hätte der Fleck einer mehr als zweydeutigen Herkunft ſchwerlich behagt. Die Art, wie Romulus einen Senat erſchafft, iſt im Sinne der Griechiſchen Demokratien gedacht, wo alle zu allen Stellen wahlfähig waren. Wer mit den altitaliſchen Verfaſſungen bekannt war, mußte wohl wiſſen, daß es unmöglich geweſen ſey, Patricier zu machen, d. h. Leute zu Mitgliedern einer erblichen Prieſterkaſte zu erheben, die nicht ſchon in ihrer Vaterſtadt dazu gehörten; eben ſo unmöglich, als es dem mächtigſten Monarchen Indiens ſeyn würde, Braminen zu machen. Auf der Unmöglichkeit, anders als durch Geburt ein Patricier und folglich zu den höchſten Würden im Staat ausſchließlich berechtigt zu ſeyn, beruht ja die ganze ältere Geſchichte der Römiſchen Republik. Der Glaube an das Gegentheil, an die Erſchaffung eines Patriciats durch die Willkühr der Könige, konnte in Rom erſt Eingang finden, als längſt aller politiſche Unterſchied zwiſchen Patriciern und Plebejern erloſchen war.

S. 163. „Die Eroberung von Fidenä (durch den Romulus) wird faſt genau ſo erzählt wie die Einnahme derſelben Stadt im Jahr 328, eine Uebertragung der Vorfälle aus der ſchon hiſtoriſchen Zeit in die mythiſche, welche im weitern Fortgang dieſer Geſchichte häufiger erſcheinen wird.“ Dieſe Bemerkung iſt lichtvoll, in ihrer umfaſſenden Anwendung äußerſt wichtig, und ſo viel wir wiſſen, Hrn. Niebuhr eigenthümlich. Bey der Dürftigkeit an Thatſachen werfen die Geſchichtſchreiber, um die Lücken auszufüllen, wirkliche Begebenheiten in eine ältere Zeit zurück: von den verſchiedenen Exemplaren derſelben Erzählung iſt dann die letzte als das wahre Original, die angeblich frühere als die Copie zu betrachten. Die Römiſchen Geſchichtſchreiber rechneten wohl auf die Vergeßlichkeit ihrer Leſer bey der unendlichen Langenweile, welche die kleinen Kriege Roms einflößen. Mit Fidenä aber ſcheinen ſie es gar nicht ſatt zu werden, ſie laſſen es dreymal erobern: einmal vom Romulus, zweytens im Jahre Roms 320, endlich im J. 328; und doch ſoll es eine wohlbefeſtigte und durch Sturm nicht einzunehmende Stadt geweſen ſeyn. Wenn ſie es hatten, warum behaupteten ſie es denn nicht beſſer?

Der Krieg des Romulus gegen Veji iſt eben ſo willkührlich erfunden, als die Eroberung von Fidenä. Die Vejenter ſollen einen Landſtrich und Salzwieſen an der Mündung des Tibers abgetreten haben. Die Einrichtung der Salzwerke, ſo wie die Gründung von Oſtia wird mit beſſerem Grunde erſt dem Ancus Martius zugeſchrieben.

Was bleiben nun dem Romulus für Thaten übrig? Nichts als der bettelhafte Krieg gegen Antemna, Cruſtumerium und Cänina, wobey noch die spolia opima des Herculiſchen Acron abgerechnet werden müſſen; dann die Raufereyen mit den Sabinern zwiſchen dem Palatiniſchen und Capitoliniſchen Hügel. Es verlohnte ſich wohl der Mühe, um ſolcher Thaten willen jemanden unter die Götter zu verſetzen! Zwar, da man einen Romulus hatte, konnte man ihn nicht wie ein ſtummes Bild vorüberführen, man mußte ihm irgend etwas andichten. Man ſieht, wie kümmerlich dies für die acht und dreyßigjährige Regierung eines raſtlos kriegeriſchen Königs geleiſtet worden.

Hrn. Niebuhrs Abſchnitt vom Numa S. 165 — 167 iſt ſehr kurz und unvollſtändig. Er erzählt das hergebrachte nach, ohne ſich beſtimmt zu äußern, was eigentlich davon zu halten ſey. Wir erwarteten hier eine Unterſuchung über die Bücher des Numa, die gleich beym Tullus Hoſtilius auf eine bedeutende Weiſe erwähnt werden; über die in einer Kiſte im Jahr a U. c. 575 ausgegrabenen, welche der Senat mit beyſpielloſer Barbarey verbrennen ließ: zum Beweiſe, daß die Römer in dieſem ſchon halb litterariſchen Zeitalter nicht nur von ihren eignen Alterthümern nichts wußten, ſondern auch nichts wiſſen wollten.

Mit dem Numa hat es unſers Bedünkens eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Romulus. Die Sage von ihm iſt alt und einheimiſch, aber er ſcheint nicht ein wirklicher Menſch, ſondern ein allegoriſches Weſen zu ſeyn, wie der Tages der Etruſker, der Manu der Indier. Numa bedeutet eben die göttliche Eingebung im menſchlichen Gemüthe. Daß die allgemeinen Einrichtungen und heiligen Gebräuche, welche ihm zugeſchrieben werden, weit älter ſind, als man ſeine Lebensjahre in der Zeit geordnet hat, leuchtet ein. Was bliebe alſo für ſeinen Wirkungskreis übrig? Er gab Geſetze, die ſchon vorhanden waren. Die vorgebliche Schülerſchaft beym Pythagoras beweiſet, daß auch in den Geſchichten vom Numa die Griechen ihre Hand hatten, und ihn gern in einen Helleniſchen Philoſophen umgekleidet hätten Jedoch liegt hierin eine Ahndung des Wahren: denn Pythagoras wollte den Götterdienſt ſeines Volkes zu der reineren Quelle morgenländiſcher Ueberlieferung zurückführen, welche in Italien noch ungetrübt floß.

Die Geſetzgebung Numa's im Ganzen iſt nichts andres, als die älteſte Religions-Verfaſſung Roms. Es werden aber beſondere Geſetze von ihm angeführt, deren Hr. N. nicht ererwähnt, wiewohl ſie ungemein merkwürdig ſind: die Anordnung von Zünften der Handwerker (Plin. XXXIV, c. 1, et XXXV, c. 12.) ein Geſetz zur Beförderung des Weinbaues (Plin. XXXIV, c. 12.), ein andres gegen den Luxus beym Genuß der Seefiſche, und gegen deren Vertheurung (Plin. XXXVII, c. 2.). Dieſe ſehr alten Angaben beweiſen den frühen Wohlſtand Roms, und ſeine Fortſchritte im Gewerbfleiße, und ſtehen im ſchneidendſten Widerſpruche mit den Schilderungen von dem wüſten Leben und der hirtlichen Armuth unter Romulus. Iſt die Berufung auf den Numa in den prieſterlichen Büchern auch nicht wörtlich zu nehmen, ſo folgt daraus wenigſtens, daß man keine ſpäteren hiſtoriſchen Urheber jener Geſetze anzugeben wußte.

Auch vom Mamurius Veturius, deſſen Name in der Ueberlieferung mit dem des Numa gepaart wird, redet Hr. N.

nicht. Wir hätten von dieſem fabelhaften Dädalus der Italiſchen Kunſt eine neue Deutung vorzulegen, wenn es hier nicht zu weit führete.

Anfang und Art der älteſten Geſchichte. S. 168—180. Hr. N. gründet in dieſem Abſchnitte auf die Angabe der Sibylliniſchen Bücher, das erſte Secularfeſt nach Verbannung der Könige ſey im J. a. U. c. 298 gefeyert worden, eine Vermuthung über die älteſte Zeitrechnung Roms. Ein Römiſches Seculum begriff 110 Jahre; wird nun der Regierungs-Antritt des Tullus nach Euſebius auf das J. a. U. c. 78 beſtimmt, ſo wären von daher bis zu der gemeldeten Secularfeyer zwey Secten verfloſſen. Die Regierungen des Romulus und Numa nimmt Hr. N jede zu 38 Jahren an, wozwiſchen das Jahr des Interregnums fällt. Die Zahl der Nundinen oder achttägigen Wochen des cykliſchen Jahres der Römer war 38; jene Zeitbeſtimmung habe alſo eine allgemeine ſinnbildliche Bedeutung nach gewiſſen Zahlverhältniſſen. Dies dünkt uns etwas gezwungen: man ſieht nicht recht ein, was Jahre als Nundinen gerechnet mit der Seculariſchen Meſſung gemein haben. Wir würden aus der Angabe der Sibylliniſchen Bücher einen ganz andern Schluß ziehen, nämlich daß Rom entweder 32 oder 142 Jahre früher gegründet worden, als nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Denn wenn man dieſe Zahlen zu 298 hinzurechnet, ſo kommen 330 oder 440 Jahre heraus, alſo gerade drey oder vier Secten. Und die letzte Annahme ſtimmt wunderbar mit einem ſehr alten und merkwürdigen Zeugniſſe überein. Ennius ſagt:

> Septingentei sunt paullo plus aut minus anni,
> Augusto augurio postquam incluta condita Roma 'st.

Ennius lebte zwiſchen den Jahren a. U. c. 515—585. Wenn er nun obige Zeilen um das J. 560 ſchrieb, ſo rechnete er gerade 140 Jahre mehr für die Dauer Roms als Varro. Hr. N. ſucht dieſe Angabe folgendermaßen auf die gewöhnliche Zeitrechnung zurückzuführen. S. 214: „Es waren cykliſche zehnmonatliche Jahre, von denen Ennius bis auf ſeine Zeit ungefähr 700 zählte, welches ihm Varro als einen argen Fehler verweiſt. Aber 700 cykliſche Jahre ſind ungefähr 583 bürgerliche, und im Jahr 582 ſchrieb der Greis das letzte Buch ſeiner Annalen." Allein wie kam Ennius dazu, nach zehnmonatlichen Jahren zu rechnen, die längſt außer dem Gebrauche waren? Seine Leſer mußten ihn misverſtehen. Oder war er ſelbſt in einem Misverſtändniſſe begriffen? Dann müßte man annehmen, irgend ein Chronolog hätte vor ihm die ganze Dauer Roms bis zur damaligen Zeit nach jenen cykliſchen Jahren berechnet, welches bey der tiefen Unwiſſenheit der Römer über die Beſchaffenheit und Bedeutung ihres eignen alten Kalenders kaum glaublich iſt. Ferner gibt Varro nicht an, in welchem Buch der Annalen obige Verſe ſtanden: dem Inhalte nach ſcheinen ſie vielmehr zum erſten als zum letzten zu gehören. Es iſt demnach nicht wahrſcheinlich, daß Ennius ſie ſo kurz vor ſeinem Tode geſchrieben. Wie dem auch ſey, immer bleibt eine beträchtliche Lücke: und wie iſt dieſe auszufüllen? Wir behalten nur fünf wahrhaft hiſtoriſche Könige; ihre Regierungen ſind ſchon ungebührlich hoch angeſchlagen. Daß einige Könige in Vergeſſenheit gerathen ſeyn ſollten, iſt nicht glaublich. Da wir einmal bey dieſer Unterſuchung in dem Falle ſind, dem ganzen Alterthum ins Angeſicht zu widerſprechen, ſo wollen wir uns nicht ſcheuen, auch hierüber mit unſrer Meynung hervorzutreten. Wie, wenn Rom anfangs eine Republik geweſen, und das Königthum dort erſt nach Verlauf einer geraumen Zeit eingeführt, ja auch nachmals noch öfter unterbrochen worden wäre? War Rom als ein gemeines Weſen entſtanden, ſo wird es begreiflich, warum die Römer keinen perſönlichen Stifter zu nennen hatten und ſich darüber erſt bey den Griechen Raths erholen mußten. Es würde weitläuftig ſeyn, die mannichfaltigen Gründe für obige Vermuthung zu entwickeln: den Kennern werden ſie ſich ſchon von ſelbſt darbieten.

S. 175. „Aus dem ganzen Zeitalter der Könige werden an Urkunden nur Servius Tullius Bündniß mit den Latinern, und das Bündniß des letzten Tarquinius mit den Sabiern erwähnt." Die Angabe iſt nicht vollſtändig, denn Horatius ſagt:

— — — — foedera *regum*
Vel Gabiis, vel cum rigidis aequata *Sabinis*,

und er konnte des Verſes wegen eben ſo bequem ſetzen: cum *priscis* aequata *Latinis*. Welcher König den letztgenannten Vortrag geſchloſſen hatte, wiſſen wir freylich nicht.

Alle archivariſchen Urkunden aus den erſten Zeiten der Republik, wovon wir irgend wiſſen, ſtehn, wie ſchon Beaufort vor unſerm Verfaſſer bemerkt hat, mit den hergebrachten Erzählungen in durchgängigem Widerſpruch; mit den Faſten der Prieſter ſieht es auch mißlich aus: Hr. N. nimmt alſo, um einen Halt für die Geſchichte der erſten vier Jahrhunderte zu finden, ſeine Zuflucht zu den epiſchen Gedichten der Römer, worüber ſchon oben das nöthige erinnert ward. S. 179. „So alt wie der epiſchen Lieder Grundſtoff unſtreitig war, ſo ſcheint die Form, worin ſie beſtanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, doch viel jünger als die erſten Zeiten der Republik. Wie die pontificiſchen Annalen die Geſchichte für die Patricier verfälſchten, ſo herrſcht in dieſer ganzen Dichtung plebejiſcher Sinn, Haß gegen die Patricier, und ſichtbare Spuren daß, als ſie geſchrieben wurden, mehrere plebejiſche Geſchlechter ſchon groß und mächtig waren.“ Daß dieſe Geſchichten erſt damals, nämlich nach dem fünften Jahrhundert der Stadt in eine geordnete Erzählung gebracht worden, hat ſeine Richtigkeit; nur daß es in dichteriſcher Form geſchehen, läugnen wir. Jener plebejiſche Sinn erklärt ſich hinreichend aus den demokratiſchen Begriffen der Griechen, welche bey der Geſchichtſchreibung Roms zuerſt das Wort geführt hatten. Was auf die Anmaßungen einzelner plebejiſcher Geſchlechter ſich bezieht, iſt ohne Zweifel am ſpäteſten aufgekommen. Lucius Junius, der erſte Conſul, ſoll ein Plebejer geweſen ſeyn. Das iſt geradehin unmöglich: die Geſchichte der folgenden anderthalb Jahrhunderte würde dadurch ſinnlos werden. Allein die plebejiſche Familie Junia wollte ihn zum Ahnherrn haben, und Cicero willfahrte hierin gern ſeinem Freunde Marcus Brutus.

Muthmaßungen über Rom vor Tullus. S. 181—183. Alles deutet bey Rom auf Etruskiſchen Urſprung, ſagt Hr. N.; doch beſchränkt er dies ſogleich durch Anerkennung einer frühen Sabiniſchen Niederlaſſung. S. 183. „Alles dieſes iſt vorhiſtoriſch, unlateiniſch, älter als Roms lateiniſcher

Charakter. Dieſen empfing es erſt von Tullus an, durch die Vereinigung mit Alba unter ihm, und durch die gewaltſame Aufnahme ſo vieler Latiner unter ſeinen Nachfolgern, ſo daß die älteren Einwohner mit ihnen verſchmolzen ganz Latiner wurden, und ihre Sprache den ſpäteren vollkommen unverſtändlich, wie die Lieder der Salier und Arvalen, welches den Untergang der hiſtoriſchen Bezeichnungen jener Zeit erklärt."

Wir ſind darüber mit dem Verf. einverſtanden, daß Rom aus vermiſchten Beſtandtheilen erwachſen iſt, doch möchten wir gleich bey der erſten Stiftung Lateiniſche Anſiedler vorausſetzen. Die Etruſker walteten unſtreitig vor bey der bürgerlichen und heiligen Geſetzgebung, durch prieſterliches Anſehen, Wiſſenſchaft und Reichthum. Aber die Zahl ihrer Geſchlechter war wohl zu klein, um auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß zu haben. Sabiner und Latiner waren gewiß in jener Zeit kaum noch durch die Mundart verſchieden. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß die gemeinſame Sprache in Rom vor Tullus eine andre als die Lateiniſche war. In Abſicht auf die Lieder der Salier hätte ſich Hr. N. aus dem Varro des Gegentheils überzeugen können. Sie waren Lateiniſch und nur durch die Veraltung unverſtändlich geworden. (Varr. de L. L. VI. — — — ad initium Saliorum, quo Romanorum prima verba poëtica dicuntur *Latina*. Die ganze Stelle iſt nachzuſehen.) Und iſt etwa das Gebet der Feldprieſter, das wir haben, nicht auch Lateiniſch? Wenn die Auslegung nicht ganz gelingen will, ſo mag dies von der Unrichtigkeit des Textes herrühren. Wie leicht konnten beym Abſchreiben veralteter Gebetsformeln Verſehen vorfallen!

Die Aera von Gründung der Stadt. Ueber den Säcularcyklus. S. 183—206. Dieſe Abſchnitte ſind voll von ſcharfſinnigen Zuſammenſtellungen, und verdienen von allen Chronologen und Geſchichtsforſchern der Aſtronomie aufmerkſam erwogen zu werden. Der Verfaſſer gegenwärtiger Anzeige iſt mit den eben genannten Fächern nicht vertraut genug, um auf ſeine Zweifel über eins und das andre einiges Gewicht zu legen. Die Aufſchlüſſe, welche Hr. N. gibt, ſind überraſchend und in ſich zuſammenhängend. Indem er das alte Jahr der Römer von 304 Tagen, in 38 Nundinen und

10 Monate eingetheilt, für ein cykliſches erklärt, deſſen Zweck war, dem bürgerlichen Mondſchaltjahr zur Correction zu dienen, bringt er heraus, daß die Etrusker das tropiſche Jahr auf 365 Tage 5° 40′ beſtimmt hatten. Dies würde einen hohen Begriff von der Wiſſenſchaft dieſes Volkes geben: vielleicht nicht ſowohl von der erworbenen als von der angeerbten; und die letzte Vorausſetzung iſt für die Geſchichte der Etrusker ſelbſt, und für die des älteſten Menſchengeſchlechts überhaupt noch merkwürdiger als die erſte.

Die Könige Tullus, Ancus und L. Tarquinius. S. 206—219. Daß in Hrn. Niebuhrs Augen der Krieg gegen Alba, und der Kampf der Horatier und Curiatier ein vollkommnes Heldenlied iſt, ſtand zu erwarten. Eine alte volksmäßige Sage war es allerdings: davon zeugten der Cluiliſche Graben, die Grabmale der Kämpfer und der ſchweſterliche Balken (Sororium tigillum). Die Geſchichten vom Tell leben noch jetzt nach fünf Jahrhunderten in der Schweizeriſchen Volksſage, und doch haben die alten Schweizer keine Heldengedichte gehabt.

Aus ſehr ſtarken Gründen vermuthet Hr. N. S. 210, „daß Alba von den Latinern und nicht von Rom zerſtört iſt, und die Albaner, welche ſich nach Rom wandten, dort als Flüchtlinge Aufnahme gefunden haben.“ Es iſt ſonderbar, daß die Römer, hier und in andern Fällen, ihren Vorfahren erlogene Frevelthaten aufbürden. Denn wenn Rom eine Colonie von Alba war, ſo mußte die Schleifung dieſer Stadt nach der Denkart der geſamten alten Welt als ein wahrer politiſcher Muttermord betrachtet werden. Auch ohne dieſe Rückſicht bleibt die Geſchichte höchſt empörend. Mochte Mettus Fufetius ein Verräther ſeyn, was hatten hiebey die Albaner verſchuldet?

Ueber den wahren Mutterſtaat Roms bringt Hr. N. erſt in den Zuſätzen zum erſten Bande eine ſpäter gefaßte Vermuthung vor: es ſey nämlich das Etruskiſche Caere. Er nennt dies allzu beſcheiden eine vermeſſene Hypotheſe; unſers Bedünkens erhebt ſie ſich faſt zu hiſtoriſcher Gewißheit, durch das ſonſt unbegreiflich friedliche Verhältniß gegen einen benachbarten, reichen, und wenigſtens zu Lande gar nicht kriegeriſchen Staat; durch die Wegführung der Heiligthümer Roms nach

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Apollo erſcheint in der Pforte des Tempels.

Apollo.

Her komm' ich von Olympus wonnelichtem Saal,
Wo mich inmitten ew'gen Muſen-Chorgeſangs,
Fernher umſäuſelt deine Sehnſucht, lieber Sohn.
Mein biſt du, das betheur' ich, nicht bei'm ſchwarzen Styx,
Bei meiner Roßhufquelle Silberſprudeln dir.
Drum ſchau' in's Antlitz kühn mir, wie des Adlers Sohn
Den jungen Fittig gleich der Sonn' entgegen ſchwingt,
Und dieſer Leier unverſtimmbar reinen Klang,
Hall' ihn in deines Lebens Harmonieen nach. —
Empfang' ihn du, Kreuſa, wohl bewahrt zurück,
Der ſchönen Luſt Andenken, die mich noch entzückt,
Denn unvergänglich iſt der Dank der Himmliſchen.
Flicht, lang noch blühend, um dein glorreich Diadem
Lorbeer zuſammen mit des Oelbaums eignem Laub.
Du, Xuthus, wirſt das holde Lager nicht verſchmähn
Ob meiner offenbarten Mitgenoßenſchaft.
Gottgleiche Schönheit lockte Götter oft ja ſchon
Zu nahn in Liebe; ſo entſproß Heroenkraft.
Sei Jons Vater, wie dein Ahn Deukalion
Mit Zeus gemeinſam Vater deines Vaters hieß.
Eh' das Geſtirn den Jahres-Umlauf noch vollbringt,
Trägt einen zweiten Sprößling deiner Gattin Schooß,
Den nenn' Achäus: hochgewaltig wird ſein Ruhm

Caere bey dem Galliſchen Einbruch; endlich durch das uralte Caeritiſche Bürgerrecht. Ein einziges mal (a. U. c. 401) hat Rom gegen Caere den Krieg erklärt, aber ihn nicht geführt. Es ließe ſich noch manches anführen. Nur auf die bekannte Ableitung von Caerimonia möchten wir nicht eben viel Nachdruck legen, weil die Schreibung des Wortes ſchwankend, und ſomit auch die wahre Wurzel zweifelhaft iſt (cf. Voss. Etymol.). Hingegen der Name Quirites) läßt ſich wenigſtens eben ſo bequem nach der alten breiteren Ausſprache von CAIRE ableiten als vom Sabiniſchen Cures. Dem Stolze der ſpäteren Römer konnte dieſe Herkunft nicht zuſagen, unter andern auch wegen der Verachtung der caeritiſchen Tafeln, als die Einſchreibung in dieſe eine cenſoriſche Beſchimpfung geworden war. Ueberdies gehörte die Abſtammung von Alba zu der Trojaniſchen Fabel.

Mit vollkommenem Recht, wie uns dünkt, verwirft Hr. N. die Griechiſche Abſtammung der Tarquinier. S. 116. „Weit wahrſcheinlicher iſt es, daß Tarquinius ein rein Etruſkiſcher Großer war, welcher mit einer Menge Clienten nach Rom zog.“ Wenn Herodotus oder Thucydides berichtete, bey der Parteyung der Kypſeliden habe ſich ein Korinthier Demaratus nach Etrurien gewandt, ſo wäre es etwas andres. Allein wo mag jener Name zuerſt vorgekommen ſeyn? Ohne Zweifel bey den Griechiſchen Geſchichtſchreibern Roms, einem Timäus oder Diokles von Peparethus. Daß die Römer, welche nicht einmal den wahren Etruſkiſchen Namen ihres Königs wußten, ſondern ihn ſchlechthin den Lucumo, d. h. den vornehmen Mann aus der Stadt Tarquinii nannten, den Namen ſeines Griechiſchen Vaters nicht auf uns gebracht haben, leuchtet von ſelbſt ein. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß ein vertriebener Korinther von edler Geburt und großem Reichthum Etrurien ſollte zum Aufenthalt gewählt haben, da ſich ihm ſo viele nähere Helleniſche Zufluchtsörter darboten. In Etrurien konnte ein Fremder zu nichts gelangen; und eben dieſer Grund, der für die Auswanderung des Lucius Tarquinius angeführt wird, mußte gegen die Einwanderung ſeines Vaters entſcheiden. Was aber die ganze Sache noch am verdächtigſten macht, iſt der Name. Es iſt wirklich einmal ein Demaratus auf eine merkwürdige Weiſe ausgewandert: er war ein vertriebener König von Sparta, ging zu den Perſern, und fand beym Darius gaſtfreye Aufnahme (Herodot. VI, c. 70.). Daß der Korinthier Demaratus die Buchſtabenſchrift und die bildende Kunſt durch die mitgebrachten Künſtler Euchir und Eugrammus (Guthand und Gutzeichnung) in Etrurien eingeführt, iſt vollends ſpätere Ausſchmückung. Man ſieht, wie die Griechiſchen Geſchichtſchreiber alles helleniſirten. Die Regierung der Tarquinier hat einen Glanz und eine Bildung, welche ihrem Vorgeben Schein gab; und die Römer mochten wohl gern der Demüthigung los ſeyn, drey Königen aus einem ſeitdem unterjochten Volk gehorcht zu haben. Verhehlten ſie doch auch die Etruskiſche Herkunſt des Servius Tullius.

Roms älteſte Verfaſſung, und wie Tarquinius der Alte ſie änderte. Tarquinius des Alten Ende und Servius Tullius. Servius Tullius Geſetzgebung. Fernere Geſchichte von Servius Tullius. S. 219—295. In dieſen Abſchnitten geht Hr. N. in tiefe Unterſuchungen ein, über die verſchiedenen Stände und Eintheilungen des Volkes, über die Vermögens-Schätzung, das Steuerweſen u. ſ. w., wobey ſich ſein forſchender Geiſt in voller Stärke zeigt. Nur iſt er nicht überall bis zu klaren Ergebniſſen hindurchgedrungen, oder hat ſie nicht ausgeſprochen; jenes war bey ſo dunkeln Gegenſtänden oft wohl nicht möglich. In der Römiſchen Verfaſſung ſind durchgehends die alten Namen geblieben, während das Weſen der Sache ſich durchaus verändert hatte, und nicht nur Geſchichtſchreiber, ſondern auch Staatsmänner Roms waren, in der Geſchichte ihres eignen Staatsrechts unbewandert, und beurtheilten die alte Zeit nach Begriffen der ihrigen. Zu den Hauptſätzen des Verf. gehört es, daß er gegen die hergebrachte Meynung die Clienten der Patricier gänzlich von den Plebejern trennt. Nach ihm waren die Clienten nicht Plebejer, und die Plebejer nicht Clienten; die Clienten erbunterthänige Vaſallen der Patricier, die Plebejer nichtpatriciſche freye Landeigenthümer. Erſt ſeit der Geſetzgebung der zwölf Tafeln ſeyen die Clienten in die plebejiſchen Bürgerrechte eingetreten, und das Verhätniß der Clientel habe ſich allmählig gemildert. Unter andern iſt auch die Etymologie dieſer Anſicht günſtig, denn clientes heißt die Gehorchenden. (Von cluo, κλύω; in vielen Sprachen ſind die Benennungen der Unterwürfigkeit vom Hören entlehnt.) Daß der Ritterſtand urſprünglich nicht das war, was er im Fortgange der Republik ward, ein Vermögensadel, iſt erweislich. Aber was waren denn die alten Rittercenturien mit ihren Etruskiſchen und von den Römern verkehrt gedeuteten Namen der Ramnes, Tities und Luceres? Waren ſie etwa nichts anderes als die patriciſche Jugend? Oder waren die Ritter nicht Patricier, ſondern ein kriegeriſcher Adel neben dem prieſterlichen? Nach Hrn. N. waren die von Tarquinius dem Alten geſtifteten Rittercenturien plebejiſch. Aber gründete dies nun einen Erbadel? Hatten die Söhne der Ritter einen Anſpruch auf die Stellen ihrer Väter, die ja ſchon bey zunehmendem Alter austreten mußten? Oder ergänzten die Conſuln und dann die Cenſoren die Rittercenturien willkührlich aus den reicheren plebejiſchen Geſchlechtern? — Die Deutung des Namens Tities als der dritte Stand, S. 227, iſt ſchwerlich zu billigen. Das R in tres gehört weſentlich zur Wurzel: verſetzt konnte es werden, wie in ter, tertius, aber nicht ausfallen. Wir kennen hievon kein einziges Beyſpiel in allen den Sprachen, welche die Indiſchen Zahlwörter haben, und zu denen ohne Zweifel auch die Etruskiſche gehörte. In der Anmerkung S. 225 gibt Hr N. noch einige andre Etymologien, die uns mit einer Scandinaviſchen Hypotheſe über die Italiſchen Alterthümer bedrohen, nachdem die Celtiſche glücklich ausgetrieben worden.

Daß die Comitien der Curien nur die Gemeinde-Verſammlung der Patricier waren, ſo wie der Senat ein Rath der Aelteſten aus ihnen, glauben wir mit dem Verfaſſer. Im erſten Theile ſchwankt er noch und nimmt an, ſchon von den Königen ſeyen die Plebejer, dann von den Patriciern ihre eignen Clienten in den Curiat-Verſammlungen zugelaſſen worden. Th. II, S. 35 nimmt er dies entſchieden zurück. Daraus, daß die comitia curiata ausſchließend patriciſch waren, erklärt ſich ihr frühes Erlöſchen, und ihre Beybehaltung als religiöſe Förmlichkeit für gewiſſe Gegenſtände. Das iſt indeſſen gewiß, daß urſprünglich nicht bloß die patriciſchen Geſchlechter, ſondern alle Römiſche Bürger in die dreyßig Curien vertheilt waren. Vermuthlich in Abſicht auf gottesdienſtliche Verpflichtungen und Befugniſſe (Ovid. Fast. II, 527 — 532.). Aber zur Zeit des Auguſtus und wohl lange vorher wußten die Ungelehrten nicht zu welcher Curie ſie gehörten. Stultaque pars populi, quae sit sua curia, nescit. Es bleiben hiebey manche vielleicht nie aufzuhellende Dunkelheiten zurück.

Beym Servius Tullius hat Hr. N. eine Hauptſtelle, das Bruchſtück einer Rede des Kaiſers Claudius, überſehen, und ſie erſt in einem Anhange des zweyten Theiles nachgebracht. Dieſes Zeugniß iſt entſcheidend: es läßt keinem Zweifel Raum über die Etruskiſche Herkunft des Servius oder vielmehr des Maſtarna, und über ſeine früheren Schickſale, ehe er zur Königswürde gelangte. Dieſes Zeugniß, aus alten Etruskiſchen Quellen geſchöpft, vernichtet, wie die archivariſchen oder gleichzeitigen Nachrichten immer thun, alle Römiſchen Fabeleyen. Der Kaiſer Claudius war gelehrt in den Alterthümern, auch der Sprache; er iſt vielleicht der einzige Römer ſeit Cicero's Zeiten, dem man gründliche Kenntniß der Etruskiſchen Sprache zutrauen darf; auf jeden Fall ſtanden ihm die beſten Dollmetſcher zu Gebot, und als Kaiſer durfte er ſich nicht ſcheuen, hergebrachten Vorurtheilen zu widerſprechen. Man kann daher den Verluſt ſeiner Etruskiſchen Geſchichten nicht genug beklagen; die Römer waren viel zu ſchlechte Kenner, um ein ſolches Buch gehörig zu ſchätzen: aber für uns würde ein neues Licht über das alte Rom ſo wie über Etrurien daraus aufgegangen ſeyn, und wir hätten jetzo nicht das leere Stroh zu dreſchen.

L. Tarquinius der Tyrann. S. 293 — 322. Es iſt etwas verdrießlich, Dinge, die jedermann aus dem Livius auswendig weiß, die aber erwieſener oder erweislicher Maßen falſch ſind, hier ausführlich nacherzählt zu leſen, wo man bloß Prüfung des Herkömmlichen und Darlegung des Wahren, in ſo fern ſich deſſen Spur noch erkennen läßt, erwartete. Allein Hr. N. thut dies, um den Zuſammenhang des vermeynten Heldengedichts nicht zu unterbrechen. S. 294. „Ich wiederhole es, von Lucumo's Ankunft in Rom bis zur Schlacht am Regillus iſt das Werk eines epiſchen Dichters unverkennbar, und eines weit größeren als Rom in der Zeit ſeiner glänzendſten Cultur hervorbrachte, wenn auch ein rauhes Versmaaß und die geſetzlos reiche Sprache den ſpäteren ſein Gedicht ungefällig machen mochte. Man vergleiche die lebensvolle Fülle dieſer Perſonen und die trockne Dürre der unmittelbar folgenden; man frage ſich dann, ob man in dieſem Zeitraum nicht auf dichteriſchen Boden wandle?“ — Dies Geheimniß erklärt ſich ganz natürlich.

(Der Beſchluß folgt.)

No. 57. Heidelbergiſche 1816.
Jahrbücher der Litteratur.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr.

(Beſchluß der in No. 56 abgebrochenen Recenſion.)

Als die Römer Herren der Welt geworden waren, ſchmeichelte man ihnen und ſie ſchmeichelten ſich ſelbſt auf alle Weiſe. Nun wurde ihre lange verſäumte Geſchichte ausgeſchmückt, wo ſie nur irgend einen des Schmuckes empfänglichen Stoff darbot. Die Geſchichtſchreiber, beſonders die Griechiſchen, verfuhren dabey nach dem Wahlſpruche des Reinecke Fuchs:

> Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.

So kamen die Bravurſtücke von der Verbannung der Tarquinier, vom Kriege des Porſena; vom Coriolan, von der Eroberung Veji's, von den Galliſchen Einbrüchen u. ſ. w. zu Stande. Aber in beträchtlichen Zeiträumen waren die Nachrichten ſo kahl und mager, die Begebenheiten ſelbſt, jene ewigen Raubkriege gegen wohlhabendere Nachbarn, ohne Plan, ohne Kriegskunſt und ohne bemerkbaren Fortſchritt, ſo leer und unbedeutend, daß die Kunſt des gewandteſten Erzählers an ihnen verzweifeln mußte. Man ließ ſie alſo, wie ſie waren, und eilte flüchtig darüber hin.

Die Geſchichte des zweyten Tarquinius iſt zuvörderſt verfälſcht durch die Verläumdungen der gegen ihn verſchwornen Partey; dann durch die Erfindungen der Familien, welche ihren Vorfahren Rollen dabey zutheilen wollten; auf dies alles wurde Griechiſche Rhetorik geimpft. Es iſt unbegreiflich, wie Hr. N. bey ſeiner Meynung von einheimiſcher Ueberlieferung und volksmäßiger Dichtung beharren konnte, da er doch ſelbſt die aus Griechenland erborgten Züge anerkennt. Die Art, wie der junge Tarquinius der Stadt Gabii ſich durch Liſt bemeiſtert, iſt von der Eroberung Babylons durch den Zopyrus beym

Herodotus entlehnt; der Rath, welchen der König ſeinem Sohn durch die abgeſchlagenen Mohnköpfe ertheilt, iſt die Antwort des Thraſybulus an den Periander. Hier iſt alſo das Plagiat offenbar: und wie viele ſolcher Plagiate würden wir entdecken, wenn wir jene rhetoriſchen Geſchichtſchreiber der Griechen noch hätten, deren Manier Polybius tadelt, und bey denen die Austreibung der Tyrannen ein beliebtes Thema war! Den Römern unter den erſten Imperatoren war es willkommen, an dem alten vermeynten Tyrannen ihren republikaniſchen Troß auslaſſen zu können, während ſie die wahren Tyrannen ihrer Zeit niederträchtig vergötterten. Dem doppelt verkehrten Ahnenſtolze der plebejiſchen Familien verdanken wir die Geſchichten vom Brutus und Scaevola. Alle Beynamen (cognomina) in den erſten Jahrhunderten der Republik gelten ſo gut wie gar nichts. Wann die Sitte aufgekommen, die verſchiedenen Zweige deſſelben Stammes durch einen dritten Namen zu unterſcheiden, wiſſen wir nicht; dazu ſind unſre Steinſchriften zu jung; aber erweislich wurde nach der alten Sitte jeder nur durch zwey Namen und durch den Vornamen ſeines Vaters bezeichnet *). Man hat die Beynamen in die Faſten zurückgeſchoben, um dieſer oder jener Familie Ehrenſtellen und Triumphe zuzueignen. Lucius Junius hieß der erſte Conſul, das iſt gewiß; die ihm fremden plebejiſchen Junier führten den Beynamen Brutus, und aus dieſem Beynamen iſt die ganze Fabel von dem verſtellten Blödſinn des L. Junius entſponnen. Eben ſo die verbrannte Hand des Mucius aus dem Beynamen der plebejiſchen Mucier, Scaevola, den ſie durch linkiſch erklärten. Vielleicht hatte dieſer Beyname eine noch wunderlichere Bedeutung: scaeva, scaevula, hieß nach Varro ein unanſtändiges Amulet, das die Knaben am Halſe trugen. Doch wir wollen der Familie Mucia irgend einen linkiſchen Ahnherrn zugeſtehn: folgt daraus, daß jener Mucius ſeine

---

*) Die Beynamen mochten im gemeinen Leben ſchon lange gäng und gebe ſeyn, ehe ſie in die amtliche Bezeichnung eines Bürgers bey gewöhnlichen Handlungen aufgenommen wurden. Denn viele davon ſind ihrer Bedeutung nach als wahre Spottnamen entſtanden.

Rechte auf eine heroiſche Art aufgeopfert? Würden ihm die Römer nicht eine Statue mit verſtümmeltem Arm geſetzt haben, wie dem Horatius Cocles, wie der Cloelia? Davon wird nichts erwähnt. Der Himmel verhüte, daß wir glauben ſollten, ächte epiſche Dichtung, auf dem durch die Sage fortgepflanzten Eindrucke groſſer Thaten beruhend, habe ſich jemals an den Krücken ſo armſeliger Deuteley fortgeholfen!

Freylich nicht ſo, wie Hr. N. meynt, aber doch ſchon frühzeitig im Anfange der Römiſchen Litteratur, war die Verbannung der Könige und alles damit zuſammenhängende auch dichteriſch behandelt worden. Zuerſt vom Ennius, deſſen Annalen auf den öffentlichen Plätzen abgeleſen wurden, deſſen Verſe noch zu Cicero's Zeit in Aller Munde waren. Dann gab es ein Trauerſpiel vom Attius: Brutus, worin die Geſchichte der Lucretia vorkam. Darf uns alſo die dramatiſche Anordnung und das tragiſche Pathos Wunder nehmen? Dieſe Dinge waren ἐκτραγῳδούμενα lange vor dem Zeitalter des Auguſtus. Hr. N. nennt das erſte Buch des Livius „das Meiſterwerk ſeiner ganzen Geſchichte.“ Wir glauben, der Geſchichtſchreiber würde ſelbſt über dies Lob ſeiner tumultuariſchen Abfertigung eines ſo wichtigen Zeitraums betroffen ſeyn. Zu träge oder unfähig eigne Unterſuchungen anzuſtellen, wozu noch Mittel genug vorhanden waren, unbekümmert um die innern Widerſprüche, raffte Livius nur das Gemeinſte auf, und war hier bloß ein leidiger Wiederholer ſeiner Vorgänger.

Falſch iſt die Geſchichte des zweyten Tarquinius, das hat Beaufort längſt bewieſen, das erkennt auch Hr. Niebuhr. Da ſie nun, in Bauſch und Bogen für wahr angenommen, ſo oft bis zum Ekel zu Schulübungen in der Rhetorik gedient hat, ſo ſollte einmal jemand die andre Seite herauskehren, und eine Lobrede auf den Tarquinius Superbus ſchreiben, auf die Gefahr hin für einen Feind der Freyheit und Verräther an der Sache der Menſchheit erklärt zu werden. Der Verf. dieſer Anzeige wird ſich wohl hüten, in ſeinem eignen Namen den Anwald des Teufels zu ſpielen; aber er denkt ſich, jener vermeſſene Lobredner würde etwa folgendermaßen ſprechen:

„Man kann die Regierung der drey Etruskiſchen Könige mit Recht das goldne Zeitalter Roms nennen, und ſo lebte auch beym Volke das Andenken eines vergeblich zurückgewünſchten Zuſtandes. Tarquinius der Alte ward hoch verehrt; die Anhänglichkeit an Servius Tullius ging bis zur Schwärmerey; nur gegen den letzten Tarquinius haben Jahrhunderte lang fortgeſetzte Verläumdungen den Sieg über die Geſinnungen ſeiner Zeitgenoſſen davon getragen. Und dennoch geht ſelbſt aus dem Bericht ſeiner Feinde hervor, daß er ein kluger, tapferer und thätiger Fürſt war, und ganz im Sinne ſeiner groſſen Vorgänger fortarbeitete. Die Jahrbücher weniger Monarchien haben eine ſo glänzende Königsreihe aufzuweiſen. Noch zwey ſolche Regierungen, und Rom theilte mit den Etruskern die Herrſchaft von Italien. Seine Oberhoheit wäre in der ganzen unteren Halbinſel anerkannt worden, nicht wie es drittehalb Jahrhunderte ſpäter geſchah, durch lange Vertilgungskriege und Zerſtörung aller Italiſchen Bildung, ſondern vielmehr durch deren Verbreitung, durch Ueberlegenheit in allen geſelligen Einrichtungen und Hülfsmitteln, und durch die Vortheile, wodurch das königliche Rom den verbündeten und ſchutzverwandten Völkern einen gewiſſen Grad der Abhängigkeit vergütete. Der jüngere Tarquinius war nicht ſo kriegsluſtig als er geſchildert wird, denn die Feldzüge gegen Gabii und Ardea ſind ihm angedichtet. Er ſuchte Roms Gebiet und Einkünfte mehr durch Unterhandlungen zu vermehren, als auf dem Wege der Gewalt. Wann er aber Krieg führte, ſo geſchah es zu groſſen Zwecken und mit entſcheidendem Nachdruck. Die Eroberung von Sueſſa Pometia machte ihn zum Meiſter der ganzen Pomptiniſchen Ebene bis Terracina. Wie gut er dieſen Beſitz zu ſichern und zu benutzen wußte, beweiſet die Anlage einer Colonie auf dem Circejiſchen Vorgebirge, welche, für die Schiffahrt günſtig gelegen, Rom in nahe Berührung mit den Griechiſchen Anſiedelungen brachte.“

„Damals blühte in Rom Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt, wie ſeitdem nie wieder. Denn in den Zeiten der Weltherrſchaft ſchwelgten die Groſſen vom Raube der Provinzen, der Ritterſtand vom Finanzwucher; niemand brachte wahrhaft nützliches hervor; der verworfene Pöbel Roms mußte auf Koſten des Staats genährt und beluſtigt werden. Aus ihrem vaterländiſchen Etrurien führten die Könige die edleren Künſte herbey. Schon konnte Rom den würdigſten Hauptſtädten der alten Welt ſich vergleichen, durch ſeine Mauern, durch die dem capitoliniſchen Felſen angebauten unerſteiglichen Steinmaſſen, durch die unterirdiſchen Canäle, welche unter den regelmäßigen Straßen hinliefen, und eben ſo erſprießlich für die Reinlichkeit als für die Geſundheit waren, durch die öffentlichen Plätze, endlich durch eine große Rennbahn nach Griechiſcher Sitte. Der jüngere Tarquinius vollendete auch hierin die Entwürfe ſeiner Vorgänger. Rom war ſchwer zu befeſtigen, weil ſich die Hügel zum Theil allmählig in die Ebene verliefen. An dieſer Seite warf er einen hohen Damm auf, ſo daß die darauf errichtete Mauer ſo hoch ward, wie über den natürlichen ſteilen Abhängen. Durch dieſes gemeinnützige und dauerhafte Werk wetteiferte er mit der Vorzeit; durch den Bau des erhabenen Capitoliniſchen Tempels übertraf er vielleicht den Parthenon des Perikles. Und dieſe herrlichen Unternehmungen koſteten dem Volke nur wenig: ſie wurden großentheils aus der Beute des Krieges und den Beyträgen der Bundesgenoſſen beſtritten.“

„Die Anklagen, wodurch die Patricier ihren Gewaltſtreich gegen den Tarquinius zu beſchönigen verſucht haben, ſind ſo offenbar falſch, daß ſie erſt lange nachher erſonnen werden konnten; den Zeitgenoſſen hätte die Unwahrheit unmittelbar eingeleuchtet *). Tarquinius ſoll den Vater und älteren Bruder des Lucius Junius umgebracht, ihm aber dennoch den Oberbefehl über die Ritter anvertraut haben. L. Junius ſtellte ſich blödſinnig, ſagt man. Aber wie konnte denn ein Blödſinniger ein in Krieg und Frieden ſo wichtiges Amt bekleiden? Was Lucretia betrifft, ſo war auf keinen Fall der König ſelbſt ſchuldig, ſondern ſein Sohn: man mußte alſo zuvor abwarten, ob ihn ſein Vater nicht nach den Geſetzen ſtrafen würde. Allein die ganze Geſchichte von der Lucretia iſt an die Belagerung von Ardea geknüpft, und dieſe Belagerung hat niemals

---

*) Der Lobredner übergeht die gewaltſame Art, wie Tarquinius zum Thron gelangt ſeyn ſoll. Aber hier hat ihm Hr. N. ſchon vorgearbeitet, indem er die ganze Geſchichte bezweifelt.

Statt gefunden, denn Ardea ward als ein ſchutzverwandter Ort in dem Vertrage begriffen, den die erſten Conſuln mit den Carthagern ſchloſſen. Die Entehrung Lucretia's wird mit den wiederſinnigſten Umſtänden erzählt. Waren die Häuſer der Alten etwa ſo weitläuftig, daß ſie nicht zu ihrem Geſinde um Hülfe rufen konnte, als Sextus in ihr Gemach eindrang? Sie ſoll ihm nachgegeben haben, weil er ſie bedrohte, ihr einen ermordeten Sclaven beyzulegen. Als ob ein Fremder in einem mit Knechten und Mägden angefüllten Hauſe dies unbemerkt hätte ausführen können! Ueberdies hätte Sextus ſich dennoch dadurch verrathen, denn er konnte das Schlafgemach der Lucretia zur Nachtzeit nur in übler Abſicht betreten."

„Die Könige verbeſſerten die Verfaſſung Roms; ſie hatten dabey gegen ſtarre Vorurtheile und erbliche Vorrechte zu kämpfen. Der ältere Tarquinius ſuchte durch Vermehrung der Rittercenturien ein Gegengewicht gegen den Prieſteradel zu bilden, und das trügeriſche Vorgeben eines Augurs hinderte ihn nicht, ſein Vorhaben im weſentlichen durchzuſetzen. Servius hatte durch die Eintheilung der Bürger nach ihrem Vermögen, die Staatslaſten auf die Reichen gelegt. Tarquinius gewährte den Bewohnern der reichen Stadt Gabii das volle Römiſche Bürgerrecht. Dieſe Aufmunterung für vermögende Gabiner, ſich in Rom niederzulaſſen, mußte die Wohlhabenheit und ſomit das Anſehen des nicht bevorrechteten Standes vermehren. Die Patricier, denen Freyheit und Gleichmäßigkeit der Rechte ein Gräuel war, hatten den Servius eben ſo ſehr gehaßt, als ihn das Volk liebte; ſie nannten Tarquinius den Uebermüthigen, eben weil er den unteren Ständen ein gerechter und milder König war."

„Seine Vertreibung war einzig das Werk einer patriciſchen Faction; das Volk nahm nicht den mindeſten Antheil daran. Wohlthaten können den Ehrgeiz bösartiger Menſchen nicht entwaffnen. An die Spitze der Verſchwornen trat ein Mann, den Tarquinius in argloſem Vertrauen zu der erſten Würde im Staat nach der ſeinigen, zu der Hauptmannſchaft des Ritterſtandes, erhoben hatte; ein naher Verwandter des Königs, L. Junius. Die Abſchaffung des Königthums wurde in einer Verſammlung der Curien beſchloſſen, wo die Patricier

In Pelops Eiland; unſers Erſtlings Nam' und Volk
Soll aus Athen aufblühen weit nach Aſien.
Nun feiert mit Päanen dieſes Tages Reſt,
Und kehret friedeſelig morgen alle heim.
Gedenkt, mir gaſtbefreundet, fern an Delphi noch,
Der ſonnumſtrahlten Erde Mittelſitz und Thron.

Der Vorhang fällt unter Donner und Blitz.

allein ſtimmten. So maßten ſie ſich das Recht an, einſeitig ohne Befragung des Volkes die Grundgeſetze des Staats umzuſtoßen. Zwar wurde in der Verfaſſung nicht das mindeſte zu Gunſten der Freyheit geändert, die Obergewalt kam nur in andre Hände. Ueber das Volk wurde den Conſuln die ganze Fülle der königlichen Macht verliehen, nur gegen ihre Ebenbürtigen wurden ſie mit der allen geſchloßnen erblichen Ariſtokratien eignen Eiferſucht beſchränkt, und weil ſie den Senat über alles zu Rathe ziehen mußten, hießen ſie Conſuln."

„Tarquinius, wiewohl ſchwer gekränkt, wollte nicht ſogleich Gewalt gebrauchen, ſondern ſchlug den Weg der Unterhandlungen ein. Aber ſo wüthend war der Factionsgeiſt, daß, da einige junge Patricier zu gütlichem Vergleich geneigt waren, ihre eignen Väter ſie hinrichten ließen."

„Die Patricier ſuchten das Volk durch Vertheilung einiger königlichen Ländereyen zu beſtechen, dennoch hörte es nie auf den König zurückzuwünſchen. Aus Furcht, es möchte ihn durch einen Aufſtand wieder einſetzen, verſtellten ſie ſich und verfuhren ſchonend, ſo lange er lebte. So wirkte der König noch aus der Ferne wohlthätig für ſein Volk. Schon im dritten Jahr nach ſeinem Tode trieben die Patricier durch Bedrückungen und Mißhandlungen jeder Art die freyen Bürger zu dem verzweifelten Entſchluß insgeſammt auszuwandern."

„Im Glanze ſeiner Hoheit hatte Tarquinius ſich Freunde erworben; in ſeinem Unglück begleiteten ihn viele der edelſten Römer, und er fand überall eine gaſtfreye und ehrenvolle Aufnahme: in Caere, dem Mutterſtaat Roms; in Tarquinii, der Vaterſtadt ſeiner Ahnen; in Cluſium, dem Haupt des Etruskiſchen Bundes; in Tuſculum, bey ſeinem Schwiegerſohn Mamilius. Endlich beſchloß er ſeine Tage an der Küſte des glückſeligen Campaniens, im Schooß der Freundſchaft und aller Helleniſchen Bildung, bey dem Beherrſcher von Cumä, Ariſtodemus, den er nach dem Verluſt ſeiner Söhne dankbar zum Erben einflößte."

„Die Patricier wußten gar wohl, welch ein furchtbares Ungewitter ſie durch Vertreibung des Königs über Rom zuſammenzogen, welchem unabſehbaren Elende ſie das Volk preis gaben. Es galt ihnen gleich, wenn nur ihre Caſte unumſchränkt herrſchte. Das Königthum in Rom war, ſeit drey Regierungen wenigſtens, vielleicht ſchon früher, ein Lehen des Etruskiſchen Bundes *), welcher deswegen den Römiſchen Königen die dort einheimiſchen Inſignien der höchſten Würde zuzuſenden pflegte. Durch Etruriens Schutz und Begünſtigung war Rom ſo mächtig geworden. Meiſter des Tyrrheniſchen Meeres, theilten dennoch die Etruskiſchen Freyſtaaten willig mit Rom die Schiffahrt nach Sardinien und an der Libyſchen Küſte. In ihren Verträgen mit Carthago war Roms Seehandel mitbegriffen; darum eilten die erſten Conſuln ſo ſehr, ſich vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten von den Carthagern gleiche Vortheile zuſichern zu laſſen. So lange ein König aus ihrem Mittel Rom regierte, konnten die Etrusker es als eine Vormauer gegen die roheren Bergvölker im untern Italien betrachten. Dieſe Gewährleiſtung war verloren, als immer wechſelnde Obrigkeiten aus einem ehrgeizigen und habſüchtigen Senat an die Stelle der Könige traten. Rom konnte nun die Streitkräfte, die es durch Etruriens lange genoſſenen Vorſchub er-

---

*) Ueber dieſen Satz und die nächſtfolgenden ſind wir mit dem Lobredner einverſtanden. Alle Etruskiſchen Kriege aus der Zeit der Könige ſind gerade durchzuſtreichen. Der Feldzug des Porſena beweiſt, daß die Etrusker damals ein Recht zu haben behaupteten, ſich in die innern Angelegenheiten Roms zu miſchen. Das Schrecken ihrer Waffen war ſo groß, daß die Römer erſt 27 Jahre nach Verbannung der Könige zum erſtenmal gegen ihre Nachbarn, die Vejenter, den Frieden brachen. Nach Dionyſius ſoll Servius Tullius durch einen zwanzigjährigen Krieg den ganzen mittleren Bund Etruriens unterjocht haben. Es iſt eine wahnwitzige Prahlerey, Livius ſagt nicht ein Wort davon, aber Dionyſius hatte es doch gewiß aus irgend einem Annaliſten geſchöpft. Dies gibt einen Maßſtab für die Wahrhaftigkeit der übrigen Angaben, von dem Vejentiſchen Kriege des Romulus an. Der Landſtrich am rechten Ufer der Tiber, welchen Porſena den Römern abnahm, war vermuthlich gar keine Eroberung, ſondern ein friedliches Erbtheil von Caere. Vielleicht ward dieſe Gränzmark den Vejentern zugeſprochen, weil die Caeriten, wegen der Verwandtſchaft, nicht die Vorwacht des Etruskiſchen Bundes gegen Rom ſeyn konnten: ein Poſten, auf dem die Vejenter ſich lange mit Ruhm behauptet haben.

langt hatte, gegen ſeine Beſchützer ſelbſt wenden. Der ganze Bund, ſonſt friedlich geſinnt, trat in die Waffen; deſſen Heerführer, der große Porſena, ſtand vor den Thoren Roms, und foderte Rechenſchaft. Jn kurzem ward er Meiſter der Stadt durch Uebergabe: die Patricier wußten ſie entweder nicht zu vertheidigen, oder das Volk wollte nicht gegen die Wiedereinſetzung des Königs fechten. Porſena zog ſiegreich ein, vom Capitol aus konnte er Geſetze vorſchreiben. Warum vollendete er ſein glorreiches Unternehmen nicht durch Herſtellung des Königthums? Welches waren ſeine Vollmachten, und handelte er ihnen gemäß, oder nicht? Vielleicht ſpiegelte der Senat ihm vor, Tarquinius und die Könige überhaupt begünſtigten zu ſehr die Freyheit der unteren Stände; das Beyſpiel ſey für Etrurien gefährlich, wo ja auch ein erblicher Prieſteradel herrſche. Wie dem auch ſey, Porſena begnügte ſich mit Abtretung vom dritten Theil des Römiſchen Gebiets, empfing die Huldigung und nahm Geiſeln; der Senat unterzeichnete die ſchmähliche Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung. Alle abhängigen und verbündeten Völker riſſen ſich los: Rom war ſo gut wie vernichtet."

„Unter ſolchen Auſpicien war die Republik geſtiftet; bald ſtellte ſich in ihr der kläglichſte Zuſtand ein. Jn den erſten Zeiten erblickt man noch hier und da einen Widerſchein von dem Glanze der Monarchie. Ein paarmal iſt noch von Schiffahrt die Rede, dies hört nachher gänzlich auf. Keine Tempel wurden mehr zu Ehren der Götter und zur Zierde der Stadt errichtet; kaum die vom Tarquinius begonnenen fertig gebaut und eingeweiht. Nach Horatius Cocles und der Cloelia wurde Jahrhunderte lang keinem verdienten Bürger mehr eine Statue geſetzt. Auch in den zwölf Tafeln ſtehn einige Geſetze bloß da als Erinnerung an eine ehemalige verlorne Wohlhabenheit. Die ſchöne Stadt blieb den Römern noch bis zum Galliſchen Einbruche. Aber der Senat, mit ganz andern Dingen beſchäftigt als mit der Sorge für das Wohl des Staates, und vollends mit der für die Nachwelt, hatte die königlichen Befeſtigungswerke vernachläſſigt. Rom ward ohne Belagerung eingenommen, und nach dem Galliſchen Brande als ein großes Dorf mit engen winkelichten Gaſſen wieder aufgebaut. Jn der

Republik herrſchte ewiger Zwieſpalt neben der bitterſten Armuth. Die Patricier drückten das Volk nicht bloß durch unerſchwingliche Auflagen, ſondern durch ihren eignen ſchändlichen Wucher. Aller Gewerbfleiß lag darnieder; durch die Trennung von Etrurien wurden die Römer den edleren Lebenskünſten fremd; die Patricier ſelbſt, vormals eingeweiht in Etruskiſche Wiſſenſchaft, verſanken in die tiefſte Unwiſſenheit: allen blieb nichts, als kärglicher Ackerbau und eine barbariſche Kriegsmanier. Die Veränderung war nicht bloß für die Römer verderblich, ſie wurden dadurch eine wahre Landplage für ihre geſitteten Nachbarn. Eine Hauptſtadt ohne Gebiet, das Misverhältniß der Bevölkerung mit dem Länderbeſitz, nöthigte den Senat zu beſtändigen Raubkriegen, um entweder die überflüſſige Menge auf dem Schlachtfelde los zu werden, oder für die Hungrigen Brod zu erobern. Die Geſchichtſchreiber vergeſſen bey dieſen Kriegen, wenn man ſie ſo nennen darf, den Hauptumſtand; nämlich wie viele mit Ochſen beſpannte Karren den Heeren folgten, um das auf Feindes Gebiet gemähte Korn heim zu ſchaffen. Dieſer Zuſtand dauerte über ein Jahrhundert: die dadurch erzeugte Barbarey des National-Charakters wurde nie ganz weggebildet, nur überfirnißt. Wenn der Schatten eines edlen Königs für Rachſucht empfänglich wäre, ſo konnte Tarquinius in der Unterwelt frohlocken: ſeinen Manen wurden genug blutige Todtenopfer gebracht." —

So würde der etwanige Lobredner ungefähr ſprechen, auf deſſen Verantwortlichkeit alles obige beruhen mag. Da ſich beym Anfange der Republik ein bequemer Abſchnitt in der Geſchichte darbietet, und dieſe Anzeige ſchon ſehr weitläuftig ausgefallen iſt, ſo brechen wir hier ab, und behalten uns vor, das übrige in einem der folgenden Hefte nachzubringen. Von einem Werke, wie Hrn. Niebuhrs Römiſche Geſchichte iſt, muß man entweder gar nicht reden oder gründlich zu reden verſuchen. Theils durch die Unterſuchungen, welche der Widerſpruch hervorruft, theils durch unweigerliche Annahme ſo vieler neuen Aufſchlüſſe, muß dieſes Buch, gehörig benutzt, mit der Zeit die ganze Lehre von den Römiſchen Alterthümern umgeſtalten.

A. W. v. Schlegel.

Die Urſprache von Peter Franz Joſeph Müller, Vicepräſidenten des Tribunals der erſten Inſtanz. Düſſeldorf, 1815. Gedruckt bey Stahl auf Koſten des Verfaſſers. XVI u. 940 S. 8.

„Heute vor einem Jahre“ (beginnt die am 17. Sept. 1815 geſchriebene Vorrede) „erſchien meine Anſicht der Geſchichte. Vor allen hat mir das Urtheil eines ſachkundigen Generals gefallen, daß er ſich davon zwar nicht überzeugt halte, es aber dennoch nicht auf ſich nehmen wolle, ſie zu widerlegen. — Wie ſchwer es hält, zur Ueberzeugung zu kommen, habe ich ſelbſt erfahren, aber daß auch die Widerlegung eben ſo leicht nicht iſt, wird jeder wahrnehmen, der ſie übernimmt.“ — Sodann verzeiht Hr. Müller großmüthig ſowohl denen, die ſeinen Nachforſchungen den geſchichtlichen Glauben entgegenſtellen, als auch ſolchen, „die ihn für einen Träumer und Narren erklären, der an einer zu feſt eingeprägten falſchen Einbildung, idée fixe, kränkele“; und bemitleidet hierauf die, „welche es gereue, an ein ſo elendes Machwerk Geld verſchwendet zu haben“, da ihnen doch ſonſt, wie er meint, „das geiſtloſeſte Vergnügen ſelten zu koſtbar“ ſey. — Wenn zwey gelehrte Zeitungen, wie Hr. M. (S. IV) verſichert, dem Verf. ſo unglimpflich begegneten, ſo war dies freylich etwas arg; beſcheidener handelte der Heidelberger Recenſent, der (im Juliushefte dieſes Jahrs) nicht bloß des Verf. Weisheit durch einen gedrängten Auszug verbreiten half, ſondern ihm obendrein in allem, auch dem Unerhörteſten, einen unbedingten Beyfall gab, und gegenwärtig gar nicht Hrn. Müller „für einen Narren erklärt“, ſondern vielmehr jedweden, der etwa übernähme, ihn ernſtlich zu widerlegen. Natürlich hat ein ganz anderes Gewicht, was ein ſo glühender, von Geiſtern und Kenntniſſen aller Art vollgefüllter Kopf nach „dreyßigjähriger Anſtrengung“ zu Tage gebracht, als was ein nüchterner, im geſchichtlichen Glauben befangener Recenſent (wie leider faſt alle ſind!) nach Jahresfriſt widerlegend erwiedern könnte. Wir begnügen uns daher, wie das vorigemal, mit einem kurzen Auszuge, der das Glänzende und Wundervolle (that, which mannifold record not matches) zuſammendrängen, das Unbedeutendere aber im Buche zurücklaſſen ſoll, wo es der neugierige Käufer ſchon ohne unſer Dazuthun wird aufzufinden wiſſen.

„Ehemals", ſagt unſer geiſtreicher Verfaſſer „hatte das Menſchengeſchlecht nur Eine Sprache: dieſe war nicht die Hebräiſche, nicht die Griechiſche, nicht die Lateiniſche (eine Sprache älteren Urſprungs als die Griechiſche), nicht die Slaviſche, die Perſiſche, die Sanſcritſprache, nicht die Zendſprache, nicht die Syriſche, Mediſche, Phöniziſche, Aegyptiſche, Thraciſche, Phrygiſche, Scytiſche, Celtiſche Sprache u. ſ. f., ſondern — die Deutſche. Aus dem Umſtande, „daß Auguſtus weder das Griechiſche geläufig, noch das Römiſche fehlerfrey ſprach"; daß Cicero eingeſteht, „nur fünf bis ſechs Römiſche Frauen wüßten ſich rein und ſprachrichtig auszudrücken"; daß Quintilian klagt, ſein Römiſches Volk miſche bey jedem freudigen Ausruf einen Barbarismus ein; daß ferner, nach dem Horaziſchen docte sermones utriusque linguae, „die Lateiniſche Sprache erlernt werden mußte": aus dieſem und ähnlichem zieht Hr. M. S. 33 die ſinnreiche Folgerung, daß die Sprache der Barbaren, d. h. die Deutſche Urſprache, in Rom nicht fremd ſeyn konnte, und ſtellt jenen Barbaren, zu dem Claudius Cäſar ſagte: cum utroque sermone sis peritus etc., uns Deutſchen als ein Muſter von Vaterlandsliebe auf, „indem er, obgleich kundig der neuen Sprachen, dennoch zu viel Stolz beſaß, um nichtsdeſtoweniger die Sprache ſeines Volks, die allgemeine Weltſprache zu reden." — Die Röm. Sprache war (nach S. 34 ff.) viel zu arm an Bezeichnungen für eine Urſprache. „Man vergleiche", ſagt Hr. M., „den Deutſchen Sprachſchatz mit dem Römiſchen in Hinſicht der Erze jeder Art, und des Bergbaues; und man verſuche es, eine Grube in Römiſcher Sprache zu belegen, um ſich bald von ihrer Armuth zu überzeugen; — und wem iſt irgend eine Anleitung zur Forſtwiſſenſchaft in der Sprache der Römer bekannt, wo ſogar der Begriff einer Forſtwiſſenſchaft vermißt wird?" — Wollte man einwenden, dem Römer ſey vieles, das wir mit deſſen Bezeichnung kennen, nicht bekannt geweſen, ſo antwortet Hr. M. S. 44: „das könne von einem ſo vielſeitigen Volke nicht behauptet werden." „Die ganze Lateiniſche Tonſprache", heißt es ferner, „obgleich Ovid den Mädchen den Geſang empfiehlt, beſchränkt ſich auf Flöte, Leyer und Dudelſack, und Horaz ſetzte ſeine größte Seligkeit darin, ein Leyerdichter zu ſeyn, und ſogar war Davids Harfe den Römern fremd, und dagegen bey den Deutſchen, welche ſie zuerſt in die Römiſchen Provinzen brachten, eben ſo wie die Laute, wie desgleichen die Querflöte, von den Franzoſen die Deutſche Flöte genannt wird, einheimiſch." — „Wenn die Römiſche Landfrau der Magd befahl zu buttern, zu ſpinnen, zu zwirnen, zu brühen ꝛc.", ſo mußte dieſe unbeholfen und ſchwerfällig, lac in butyrum cogere, fila ducere, filum duplicare, aqua ferventi perfundere etc. — Von der Slaviſchen Sprache wird geſagt; „Slav, Schlav, bedeutet ſchlau, durch Umwendung aber falſch. — — — Mit Rückſicht auf die Spannung zwiſchen dem Urſtamm und den obtrünnigen neueren Stämmen nannte jener dieſe Falſche, Wälſche, und umgekehrt Slaven, Schlaven. — — — Daher die Benennung Slavonien, Wallachei, Wallis in England, — — daher auch der Name Polen; — — — und die Pelasgi ſind nichts weiter als die falſchen, wälſchen, woraus erhellet, daß auch die Griechiſche Sprache zu den wälſchen, falſchen, gehört." — Alle morgenländiſchen Sprachen ſind Abkömmlinge der Deutſchen. Was aber die einſylbigen Sprachen belangt, von denen wird nicht behauptet, daß ſie unmittelbare Töchter der Urſprache ſeyn. „Sollte man nicht vielmehr annehmen müſſen (heißt es S. 71), daß der ſchlaue Confucius (ein Fuchs), der in ſeinen abgabefreyen, und ſchön begabten Nachkommen, den Mandarinen, noch eben ſo fortlebt, wie Mahomed in den Kalifen, zur Begründung ſeiner Lehre eine eigene Sprache erſonnen, zur Abzeichnung von dem andern die Einſylbigkeit als Grundſatz aufgeſtellt, und durch ſeine 3000 Schüler auf dem zu ihrem Wirkungskreiſe beſtimmten Boden habe ausbreiten laſſen?" — Ueber die Selbſtändigkeit, den Reichthum und die Bildſamkeit der Deutſchen Sprache, über ihre Betonung, ihren lebendigen Ausdruck u. ſ. w. wird in den folgenden Abſchnitten manches bekannte und alltägliche geſagt; wir übergehen es, wie alles, was ſich ohngefähr eben ſo in einem gewöhnlichen Kopf hätte geſtalten können, und heben, wie billig, bloß einiges hervor von dem Außerordentlichen, vom Glänzenden, vom Staunenerregenden. Wie die ſämtlichen Sprachen aus der Deutſchen entſtanden ſeyn, zeigt der Verf. nicht bloß im Ganzen und Allgemeinen, ſondern auch im Einzelnen: dabey werden die Kunſtgriffe enthüllt, deren man ſich bey der Abänderung der Urſprache planmäßig bedient habe, wie z. B. Anhängſel, Buchſtabenvertauſchungen aller Art, Wegwerfungen u. ſ. w. Der Verf. ſtellt eine Menge Regeln auf, die, wohlbeherzigt, ſeiner Ausſage zufolge, eine Fertigkeit zu Wege bringen werden, „ſchon bey der erſten Ueberſicht jedes beliebigen Wortes alle Kunſtgriffe wahrzunehmen.“ Weggeworfen z. B. iſt ein B in folgenden Worten: Atlantis, Abendland. Das Wort laut hätte ſchon längſt auf Deutſche Abkunft führen ſollen; gammarina, Meerkrebs, mair-gra-b-s; inchoo, b-eginne; sinus, B-uſen; ανω, oben, αρτος, B-rod, ἑδρα, „Abtritt, auch Heerd, und Hintere; divertir, Zeit vertreiben; regarder, b-etrachten u. ſ. w. „Dieſe Art abzuleiten (ſagt Hr. M.) darf nicht für zu gewagt angeſehn werden, denn wenn wir einmal über die Hauptſache einig ſind, nämlich, daß die Lateiniſche Sprache aus der Deutſchen genommen iſt, ſo folgt von ſelbſt, daß dazu auch gewiſſe Mittel gebraucht werden mußten, und nehmen wir dieſe einzeln an, ſo kann auch kein vernünftiger Grund vorhanden ſeyn, daß man ſich nicht mehrerer zu gleicher Zeit bedient haben ſoll.“ — Wie künſtlich man dieſe Mittel gehäuft hat, um die Deutſche Abſtammung zu verkleiden, ergibt ſich aus folgender Liſte, die wir aus den zunächſt folgenden 20 — 30 Bogen unſeres Verf. ohne ſonderliche Wahl ausgezogen haben: Carneval, Verkleidung, ver-cladonc, „angeblich von carni vale“; charner, abaaſen, ſchindern; gens, Geſinde; leurre, Luder, Adrastea, Göttin der Strafe; ἄγγος, Gefäß; ταραχη, Furcht, auch Durchfall; βαραθρον, Abgrund; voile, Hülle, Schleyer; hierbey folgende Bemerkung; „außerdem heißt voile auch Segeltuch, und alsdann iſt es aus Lappen genommen, durch Vertauſchung der beyden p mit v; denn an vielen Orten werden die Segel Lappen genannt. Das Wort voile kann alſo ſehr zu Zweydeutigkeiten Anlaß geben, und es wird immer darauf ankommen, ob von einer Frau von Stande, oder von einer Schifferfrau die Rede ſey. Die Deutſchen Frauen und Fräulein werden alſo beſſer thun, das Wort voile nie mehr über die Zunge kommen zu laſſen.“ Ferner prendre, bey der Hand nehmen; hedera, Ehrekraut; arbiter, „Beurtheiler, vielleicht auch Biedermann, prud-homme“; hospitium, „Wirthshaus, oder durch Vertauſchung des k mit p, Koſthaus, oder Speiſehaus“; hyssopus, Weihwaſſer, mica, Krume; Asia, Oſt; „Liber, liber pater, Beyname des Bacchus, verliebt, oder auch der Lieber, Liebende, liberalis, allerliebſt.“ — Wenn nun, „ſtatt Eines Buchſtaben, zwey oder ſogar mehrere ausgeworfen ſind, ſo iſt nothwendig das Urwort noch unkenntlicher, z. B. Assyrii, Oeſ-t-rei-ch-er; Cicero, Druckerſchrift; χρίειν, ſchmieren; bureau, Schreibſtube; Masque, Mummgeſicht; cistophorus, Stüber: „ut si in Asia cistophorum flagitaret, als ob er in Oeſtreich einen Stüber erbettelte. Cic.“; Chirurgus, „Scheerer, Fellſcheerer, nicht Feldſcherer.“ Zuweilen ſind „Laute ausgeworfen, und zugleich andre eingeſchoben, wodurch das Urwort noch mehr verdunkelt worden iſt.“ So in μεργω, melke, γλαυκος, „Blauaug, woher Falk“; pratum, Grummet; nebulo, Lump; vespillo, Schinder.“ „Feſtus hat, zum Theil, wie es ſcheint, aus Schalkheit, vorzüglich aber zur Verdunkelung des Urbegriffs einen Todtengräber daraus gemacht“; Aborigines, Eingeborne; Aeneas, Sohn; Bassareus, „der Beyname des Bacchus, Praſſer, d. h. Freſſer und Saufer“; chimaera, Mährchen; later, „Teller, angeblich Platte: sume tibi laterem, Ezech. cap. 4. nimm dir einen Teller, ohne Zweifel von Zinn; denn ein Ziegelſtein iſt dazu, wovon die Rede iſt, nicht geeignet; daher auch laterem lavare, einen Teller waſchen“; Plautus, Plattfuß; tityrus, Hirt. „Das Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi iſt ganz Deutſch: du, unter der platten (patulum mare) Decke der Buche gebeugter Hirt.“ (Sollte aber nicht recubare vielmehr rekeln bedeuten, und der alte Riccius den Sinn beſſer getroffen haben? Dieſer überſetzt: „O du mein herzinnig geliebter Tityre, der du da liegeſt und rekelſt dich und ſtreckeſt die Beine in die Höhe.) Ferner Alexandros, allerſchönſt. „Daher hat auch Paris den Beynamen Alexandros; σαλπιζω, blaſe in das Bockshorn; allemand, Edelmann, „denn Adel oder Erbbeſitz war der Grundpfeiler des Urreichs; arquebuse, Krachbüchſe; contenance, Angeſicht; troubadour, Prieſter; piper, Pfeffer aus Feuer.“ „Cicero: leporem et salem, Pfeffer, p-epor, und Salz, d. h. feuriger Witz“ u. ſ. w. „Nicht ſelten ſind die Urwörter dadurch ganz unkenntlich gemacht, daß in den neuen Sprachen fremde Begriffe damit ſind verbunden worden.“ Dieſen Satz, und noch mehrere des Schlags, beweiſt der Verf. mit einer wahren Hagelwolke von Beyſpielen; da ſie aber der Art ſind, daß ein Geiſt von anderer Organiſation als unſeres Verfaſſers ſie ſchwerlich begreifen wird, unterlaſſen wir die weitere Mittheilung. Rec. bekennt, daß ihm, nachdem er 12 neue Bogen geleſen hatte, der Kopf auf eine ganz unerhörte Weiſe zu ſchwindeln begann: ein Beweis von der ſtarren und dumpfen Befangenheit, worin nicht bloß die altgläubigen Hiſtoriker leben, die den Verf. gradezu für einen Narren halten, ſondern auch die aufgeklärteren, die in ihm nicht den Narren ſehn, ſondern bloß einen, der nach andern Regeln denkt, und auf eine andere Art, als man eben gewohnt iſt, phantaſirt.

Der Schluß enthält eine Anrede an die Deutſchen, die hier auszugsweiſe ſtehn, und auch unſerer Anzeige zu einem Schluß verhelfen möge. „Deutſche! (heißt es S. 936) forſche eurer Sprache nach, ſie iſt Sprache der Welt; ein unlöſchbarer Funke, des Verſtandes Erſtgeborener, der Seele erſter und ewiger Abdruck, unnachahmlich in ihrem Bau, allumfaſſend, voll jugendlichen Feuers, donnernd und furchtbar, traulich und ſanft, und wie Wachs biegſam. Sie war die Mutterſprache Adams und Abrahams, Homers und Virgils, Socrates und Senecas, Zoroaſters und Pythagoras, Nimrods, Mithridats (Mörder), und Hannibals, des Anchiſes, Jupiter, Cäſars Aeneas und Ascanius Auguſtus, der argiviſchen und der pelasgiſchen Juno, der Cytherea (getreuen) Venus; der Hebräer, Chaldäer und Aſſyrier, der Perſer, Griechen und Römer, der Celten, Gallier und Galater, und, ſetzen wir hinzu, des Mannes im Mond. Sie iſt ein ewiges Denkmahl unſers Urthums. Ihre Zauberkraft führte herbey Errettung des Vaterlands und Freyheit. Laßt uns ihrer warnenden Stimme folgen, den Partheygeiſt auf ewig verbannen, und immerdar bleiben — Ein Volk — Deutſche!“

Sechſtes Buch.

Scherzhafte Gedichte, Epigramme
und
litterariſche Scherze auf Zeitgenoßen.

P.O. germ.
898 b.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Der deutſche Mann
und der Patriot im Streit,
oder:
Das literariſch-politiſche Halsgericht.

Eine dramatiſche Kunſtausſtellung für Volksfreunde,
oder
ein Schickſals-Quodlibet,
in verſchiedenen Abtheilungen.

Nach dem Spaniſchen des Don Clavijo Faxardo
frei bearbeitet von A. W. S.

Zum erſtenmal aufgeführt auf dem Hoftheater in Klatſchfeld.

Gedruckt in Philadelphia,
bei Thaddäus Spottvogel.

Perſonen:

Herr von Auguſt, der deutſche Mann, in vielerlei Geſtalten.

Seine Hausehre.

Kinder.

Doktor Ludwig, der Patriot, früher unter dem Namen Volksfreund.

Naturphiloſoph.

Profeſſor der Politik,

Doktor Lindwurm.

Madame son épouse.

Kopiſt.

Journaliſt.

Confident.

Vierzig anſehnliche Mitglieder.

Vorſtand.

Secretair.

Mehrere Mitglieder.

Famulus.

Pedell.

Muſenſöhne.

Präſident des Halsgerichts.

Beiſitzer.

Herold.

Schergen.

Das Schickſal in Geſtalt der Nemeſis.

Politiſche und literariſche Zeitungsblätter.

Doktor Bahrdts Schatten.

Gottlieb Merks und Hubers Geiſt.

Mehrere groſſe und kleine Geiſter.

Gnomen und Popanze.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beichtvater.
Redakteur einer beſchwingten Zeitſchrift.
Ein Verleger.
Mehrere Verleger.
Schauſpiel-Direktoren.
Theaterkünſtler und Künſtlerinnen.
Regiſſeur.
Schmalzgeſellen.
Kannengieſſer.
Gäſte und Spieler.
Gemäſſigte.
Brutale.
Ignoranten.
Wirth.
Kellner.
Muſikanten und Bänkelſänger.
Bediente.
Weiber und Zuſchauer.

Volk.

Griechiſche Chöre.

Geſindel.

Bullenbeißer und Kläffer.

Viele andre im Stück vorkommende Perſonen.

Die Scene iſt bald hier, bald da.

I. Abtheilung.

(Im Hauſe des deutſchen Mannes. Es iſt früh am Tage. Er fährt nach einem ängſtlichen Traum aus dem Bett, an den Schreibepult.)

Hm! Hm! — eine ſeltſame Erſcheinung. Hm! es läuft mir eiskalt über den Rücken. Ich glaube an keine Ahnungen, keinen Myſtizismus, keinen Magnetismus und keine Wahlverwandtſchaften — all' das Spielwerk von geheimnißvollen Kräften iſt Alfanzerei verrückter Köpfe, betrügeriſcher Gaukler. Die Schädellehre laß ich noch zu, weil ich ſelbſt einen merkwürdigen Schädel habe; aber nichts von myſtiſcher Poeſie, nichts von Romantik und neumodiſcher *Nebelproſa* — doch bei Gott und der *klugen Frau im Walde*, die Erſcheinung dieſer Nacht war mehr als bloßes Blendwerk, und bedeutet nichts Gutes. Ich will ein Kalenderſtück daraus verfertigen. Welche Versart wähl ich? — Was für eine mir in die Fauſt kommt.

Die Hausehre tritt mit dem Kaffee herein.

Noch früher, als gewöhnlich? Ich wollte dich überraſchen, lieber Auguſt! Seit Mitternacht hab' ich kein Auge zugethan.

Katzen miauten, Thüren knarrten,
Mäuſe piepten allerwärts,
Und von Martern aller Arten
Ward geängſtigt mir das Herz.

Auguſt küßt ſie auf die Stirn.

Bei Gott, **liebes Weibchen**, das ſind allerliebſte Verſe, ſo leicht, wie meine Alexandriner. Wart, ich will ſie aufſchreiben. Zu meinem nächſten Drama im neueſten Geſchmack brauch ich Trochäen, und die werden mir verzweifelt ſchwer. Man muß ſich ja in alle Formen werfen, alle Geſtalten annehmen, wenn man Geld zuſammenwerfen will. — Erzähle nur weiter.

Hausehre.

Endlich hob vor meinen Blicken
Sich ein Männchen aus der Erde,
Das ich nie vergeßen werde,

Grade wie ich's mit Entzücken
Einſt als *Gottlieb Merks* geſehn;
Und ich ſah's vorübergehn,
Endlich ſtehn
Blieb's und ſah ſich hämiſch um,
Still und ſtumm,
Plötzlich wuchs es in der Eile
Bis zum Maas der Rolandsſäule,
Zeigte mir — Hu, wie mir graust! —
Eine ungeſchlachte Fauſt. —

Auguſt ſchreibend.

Herrlich! — nur weiter.

Hausehre.

Und dann wieder ſchrumpft es ein
Und ward plötzlich winzig klein,
Grinzend, wie der Mond im Lenzen,
Schwand es unter Reverenzen.

Auguſt.

Sonderbar! mir iſt etwas ähnliches begegnet. — Es kam mir vor, als wär' ich in Halle. Ich ſtand in einem großen, öden Saal mit leeren Bänken angefüllt. Die Thür öffnete ſich, und eine Schaar von poſſierlichen Figuren, ſcheußlichen Karrikaturen, zog herein; alle giengen trotzig an mir vorüber, glotzten mich an, als wollten ſie mich mit den Augen durchbohren, und beſetzten die Bänke. Endlich trat mit dreiſtem, herriſchen Weſen, ein Mann in den Saal, in einem ſchwarzen altfränkiſchen Gewand, mit einer großen Allongeperücke, unter dem rechten Arm die neueſte Offenbarung, unter dem linken den Tacitus in Schweinsleder, ſchritt grade auf den Katheder los, verbeugte ſich etwas ſtolz, drehte ſich dann plötzlich zu mir, der ihm zunächſt ſtand, wälzte ein paar fürchterlich glühende Augen auf mir herum, griff in ſeine Perücke, zog ſie rückwärts, und zeigte mir — eine eiſerne Stirn!

Hausehre aufſchreiend.

Ach! — zwei Doktoren, zwei Doktoren! ich ſehe den dritten! Sie rufen Philiſter über dich, Simſon! — wehe, wehe dir! — Laß ab, ich beſchwöre dich, laß deine ſtreitbare Feder ruhn, du gehſt unter in dieſem Kampf.

Auguſt.

Welch ein prophetiſcher Geiſt hat dich ergriffen? — Ich habe ſo oft den literariſchen Todeskampf gekämpft, und ſtehe noch rüſtig und tüchtig da, ſogar mit dem Titan der deutſchen Literatur, dem Lenker des Parnaßes mit der ehernen Hand, vor dem ſich die Richterſtühle der Kritik beugen, hab' ich angebunden, und er geht ſchweigend vorüber. Ich werde auch diesmal nicht erliegen.

Hausehre.

Laß deine Feder wenigſtens eine Zeitlang ruhen, lieber Mann!

Auguſt.

Das kann ich nicht, ich würde ſterben — und mein Wochenblatt, — das herrliche Honorar! — Faſſ dich, mein Kind. Hier ſetze dich nieder und durchblättre einige Bände von dieſem literariſchen Kram. Sage mir den Inhalt und deine Meinung darüber. Ich will ſchnell einen kleinen dramatiſchen Schwank beendigen. (Beiſeit.) Wie ſehr befürcht ich ſelbſt, es wird mein Schwanengeſang!

(Schreibſtube des Volksfreunds.)

Dokter Ludwig wirft ein Stück des literariſchen Wochenblatts auf den Tiſch und ſpringt auf.

Donner und Doria! er kann nicht ruhn, er kann das Necken nicht laſſen. Der Menſch iſt vom Teufel beſeſſen. Wo er weilt, iſt Krieg, die Furien lagern ſich vor der Schwelle, wo er einzieht, wie die Begleiterinnen des Oreſt am Eingang des Dianenhains. — Aber ich will dich faßen! Wie Herkules den Rieſen, heb' ich ihn empor und ſchüttle ihn mit gewaltigen Armen, bis er ſeine *unpolitiſche Seele* ausbläst — der Zwerg! — Das wär's ja, was ich wollte. Krieg hab ich gewünſcht, nur dem erſten Angriff ſah ich ſehnſuchtsvoll entgegen. Alle ächte Volksfreunde ſind auf meiner Seite, alle Wartburger Helden, Freidenker und Naturphiloſophen. Wackere Kerls ſind darunter, *Gott weiß!* ſie ſcheuen ſich vor dem Satan nicht, und ſind im Stand, dem erſten Miniſter des Königs von Hayti die Fenſter einzuſchlagen. Geſchwind an meine Augustiana! — Heda!

(*Aufwärterin* tritt herein.)

D. Ludwig.

Dieſe Blätter in die Druckerei.

(Aufwärterin ab.)

Ich hatte mich längſt gerüſtet. Nun ſoll Schlag auf Schlag erfolgen, wie ein Hagelwetter. Und welche Celebrität werd' ich erhalten! welche Popularität! und vor allem, welch ein Zuwachs an Pränumeranten! — Der Volksfreund des deutſchen Reichs! — zwar, ob die Oeſterreicher darunter gehören, weiß ich nicht — Feind der Obſkuranten, Verfechter aller Rechte der Menſchheit! — Aber dazu gehört die Stimme eines Stentors, und die maßive Keule eines Herkules. Heil der Stunde meiner Geburt! ſie wurden mir verliehen.

Profeſſor der Politik tritt auf.

Salve, amice! laſſen Sie ſich umarmen, mein Werthgeſchätzter.

D. Ludwig.

Bons-Dies, Profeſſor, was bringen Sie?

Profeſſor.

Leſen Sie, leſen Sie, verſchlingen Sie dies franzöſiſche Bulletin. (reibt ſich die Hände.)

D. Ludwig.

(ſezt ſich mit übergeſchlagenen Beinen, während er den Profeſſor ſtehen läßt. Nach einiger Zeit ſpringt er auf.)

Donner und alle Wetter, was iſt das?

Profeſſor.

Fundus, Amice! — von ihm, von dem Feind aller Menſchenrechte, dem Fürſtenknechte, dem Antipoden des Geſchmacks, dem dramatiſchen Hans Sachs.

D. Ludwig.

Teufel, Profeſſor, Sie kriegen ja die poetiſche Wuth! — Wie ſind Sie dazu gekommen?

Profeſſor.

Silentium! — (leiſe) Per fas et nefas. Doktor Lindwurm hat mir's zugeſandt, der hat's einem Abſchreiber ent — ſo — Sie verſtehen mich! Ein

Schlaukopf, dieſer Lindwurm! und ſeine Ehehälfte iſt ein holdſeliges Weibchen. Der Abſchreiber verſteht kein Franzöſiſch, konnte das Manuſkript nicht recht leſen. —

D. Ludwig.

Sacre bleu!

Profeſſor. (reibt ſich die Hände und ſpringt wie kindiſch herum.)

D. Ludwig.

Aber weiter, weiter.

Profeſſor.

Kommen Sie in's Freie, mein Beſter. Einen Gang durch unſer liebes Paradies! mir iſt ganz beklommen vor Freude und Entzücken. Auch wollen wir unſerm Naturphiloſophen die erforderliche Nachricht mittheilen.

D. Ludwig.

Hol's der Teufel, das wollen wir.

Profeſſor.

Vielleicht finden wir dort einige ehrbare Muſenſöhne, welche Lektion in der Wohlanſtändigkeit bei ihm nehmen, quamvis ipse caret — ſo weiß es in kurzem der ganze Muſenſitz.

D. Ludwig.

Göttlich! himmliſch! ad ostra, ad ostra! Ich bin zwar noch wie ich aufgeſtanden, aber thut niſcht.*) (fährt mit der Hand durch die Haare.) So! — nun meinen Gottfried über — (fährt in den Frack, dann in die Stiefeln.) Jetzt machen wir uns auf die Reeſe, Profeſſerchen. Nun gelt' es Sieg, oder Tod! (Schlingt den Arm um ihn.) Ihr ſeyd ein kapitales Männchen, Profeſſor. Mit einem Adjutanten, wie Ihr, jag ich den Marſchall von Sachſen über den Ganges.

(Beide ab)

---

*) Der Bearbeiter ſieht ſich genöthigt, den ächtkaſtilianiſchen Dialekt, der im Original dem D. in den Mund gelegt wird, zuweilen durch thüringſche Provinzialismen anzudeuten. A. W. S.

(Hörſaal

(Hörſaal des Naturphiloſophen.)

(Die Vorleſung geht zu Ende.)

Philoſoph. Zuhörer.

Philoſoph.

Schließlich, meine Herren, empfehle ich Ihnen dieſe aus dem Geiſt der Natur geſchöpfte goldne Regel, und bitte Sie, dieſelbe in das tiefſte Mark ihres Herzens einzugraben. Denn die moraliſche Freiheit, welche nicht achtet der knechtiſchen Sykophanten deſpotiſcher Senatoren, nicht der heilloſen Satrapen ſpeichelleckeriſchem Zeremoniel ſich unterwirft, wird nur durch das höchſte Gut bedingt, welches nichts anders als ſie ſelbſt iſt. An dieſem höchſten Gut ſollen Theil haben alle Bewohner der Erde, das heißt, die geſammte Menſchheit. Was kümmern uns die kleinlichen Formen einer ſchikaneuſen Kabinetspolitik, oder ſchulbubenhafter Konvenienz? — Der grade Weg führt zum Ziel, und deutſche Kraft und Derbheit iſt die Seele des volksthümlichen Geſammtlebens deutſcher Nation. Gehe immer grade aus, und laß dich nicht vom breiten Stein weder ſchieben, ſchuppen, noch knüffen. Stemme die Ellbogen rüſtig in die Seite, und im Nothfall ſchlage mit Fäuſten drein. Wozu am Ende hat der Schöpfer Himmels und der Erde dir dieſe theuern Werkzeuge verliehen? — Kraft und Stärke iſt die Urkunde des göttlichen Ebenbilds, und Liſt und Heuchelei müßen ihre kuppleriſchen Kniee beugen in den Koth zu ihren Füßen, und Trebern freßen, wie die Schweine. Wäre jemand ſo verworfen in dieſer achtbaren Verſammlung, daß er ſeine Selbſtſtändigkeit mit Knechtſchaft vertauſchen könnte, ich würde die Blätter der freiwaltenden Iſis mit meinen Zähnen zerreißen und ihm in's Geſicht ſpeien, wie einem Gaßennickel. Morgen ein mehrers, meine Herrn. —

Famulus (tritt ein und meldet ihm leiſe die Ankunft ſeiner beiden Freunde.)

In mein Studierzimmer! — (Famulus ab.)

(Fortfahrend.)

Sitte und Sittlichkeit ſind Nußſchaalen; wenn der innre Kern des Menſchen wurmſtichig iſt, ſo geb ich keinen Pfifferling dafür. Fränkiſche Politeſſe iſt eine wurmſtichige Nuß; deutſche Ehrlichkeit, welche liebliche Blüthe ſich durchs Turnen offen-

Ein ſchön kurzweilig Faſtnachtsſpiel
vom
# alten und neuen Jahrhundert.

Tragiert am erſten Januarii im Jahr 1801.

Der **Herold** tritt ein, verneigt ſich und ſpricht:

In dieſes neuen Jahres Namen
Seid ſchön willkommen, ihr Herrn und Damen!
Wir verzehren hier, ſo viel iſt klar,
Das erſte Abendeßen im Jahr;
Und weil's das erſte Abendmahl nun,
So möcht' ich gern was Beſonders thun.
Kann zwar nur machen einen kleinen Spaß:
Je nun 's iſt immer doch auch etwas.
Es hat verlautet vom neuen Jahrhundert;
Da, denk' ich mir, ſeid ihr alle verwundert,
Daß es ſo wenig fällt in die Sinne:
Mir nichts, dir nichts, ſo iſt man drinne,
Man dehnt ſich, man gähnt, und ſich beſchaut,
Und ſteckt noch in der bekannten Haut.
Ja, wenn unter Pauken und Trompeten,

bart, iſt derbes Roſtbeef, das den Magen zuſammenhält. Im Mittelalter iſt der Typus und das Element dieſer Nationaltugend zu ſuchen. Da würde man dem in's Geſicht geſchlagen haben, der mit ſcherwenzelnden Grimaßen einem Weibe die Pfoten geleckt, oder ſich die Stiefeln abgeſtäubt hätte, wenn er in den Klatſchzirkel ſchmunzelnder Dirnen treten wollte. Dahin müßen wir wieder kommen, oder Deutſchland iſt verloren. Nieder mit denen, die dem Deſpotismus das Wort reden! Racker ſind's in alle Ewigkeit. Laßet uns aus Leibeskräften gegen den Preßzwang anſtreben! Rede, wie du denkſt, und ſchreibe, wie du ſprichſt — oder fahre zum Teufel, Amen.

(Das Auditorium geht tumultuariſch auseinander.)

(Zimmer des deutſchen Mannes.)

Herr v. Auguſt. (Ein Haufen Theaterkünſtler und Künſtlerinnen. Er hat ihnen ein neues Drama vorgeleſen. Das Halleluja des rauſchenden Beifalls erſchallt noch im Nachklang.)

Alle.

Herrlich! unvergleichlich! einzig!

Einige.

Das Stück muß einen raſenden Effekt machen.

Eine Künſtlerin.

Und was für göttliche Ausdrücke darin ſind.

Eine Andre.

O es iſt ganz was Himmliſches!

Eine Dritte.

Es iſt allerliebſt.

Die Erſte.

Aber entſezlich ſchwer.

Deutſcher Mann.

Das dächt' ich nicht.

Die Erſte.

Ja — o Je! es kommen ſo viel fremde Wörter darin vor, und es iſt ſo viel — wie ſoll ich ſagen? — philoſophiſches drin. O Je, o Je!

Ein Vorlauter.

Romantiſches, wollen Sie wohl ſagen.

Die Erſte.

Das iſt ja einerlei. (Macht ihm ſcheele Augen.) Ich weiß wohl, was ich ſage, Sie brauchen mich nicht zurecht zu weiſen, wiſſen Sie's?

Ein Künſtler.

Herrliche Diktion! wohlklingende Verſe!

Ein Andrer.

Wenn ich ſolche Verſe machen könnte, ich ließ mir die Finger abhacken.

Ein Beleſ'ner.

Es weht eine recht ſüdliche Wärme darin.
(Brüſtet ſich mit dieſem Ausdruck.)

Erſter Künſtler.

In welchem Jahrhundert ſpielt das Stück?

Deutſcher Mann.

Im zwölften.

Regiſſeur.
(Der vor Verwunderung ganz dämiſch da ſaß.)

Das Koſtüm iſt wohl griechiſch?

Deutſcher Mann. (ärgerlich.)

Warum nicht gar!

Regiſſeur.

Wir werden wohl viel Statiſten brauchen?

Eine Künſtlerin.

Das verſteht ſich am Rande.

Regiſſeur.

So muß unſer Theaterſchneider und der Friſeur mitſpielen.

Heldenſpieler.

Bewahre Gott! den Schneider brauch ich, denn ich werde mich zweimal umziehen müßen, wie ich merke, und der Friſeur muß mir die Haare brennen.

Regiſſeur. (phlegmatiſch.)

Das wird ſich man finden.

(Bedienter meldet einen Fremden.)

Deutſcher Mann.

Soll herein kommen.

(Alle ſtehen auf, unter Dankſagungen für die frohen Stunden, den ſeligen Genuß u. ſ. w.)

Eine Künſtlerin (heimlich zum Verfaſſer.)

Wenn ich ſo glücklich wäre, eine Rolle in dieſem Meiſterſtück zu erhalten, ich würde alle meine Kräfte auſtrengen.

Deutſcher Mann. (ihr heimlich die Hand drückend.)

Ich werde ſie Ihnen einſtudiren, ſchönes Kind.

Ein Künſtler. (ſagt unter vielen Schneiderbücklingen verſtohlen.)

Dürſt' ich meine geringen Talente an einem kleinen Röllchen verſuchen, ich würde mich unendlich glücklich ſchätzen!

Deutſcher Mann. (mit Wohlgefallen.)

Ich habe Ihnen eine große zugedacht.

Künſtler.

Glücklichſter Tag meines Lebens! (Folgt den Uebrigen mit tauſend Kratzfüßen.)

Deutſcher Mann.

Gottlob, daß es fort iſt, das Geſindel! Wenn ſie *mich* ſo gern haben, wie ich ſie, ſo holt uns der Teufel zugleich. Das kleine Ding iſt aber zum Einſtudiren allerliebſt; ſie ſcheint den Comment weg zu haben.

(Redakteur tritt ein.)

Deutſcher Mann.

Mit wem hab ich die Ehre —?

Redakteur.

Ich bin Redakteur einer *nicht* ſehr geleſenen Zeitſchrift.

Deutſcher Mann.

Bedaure.

Redakteur.

Sie können helfen.

Deutſcher

Deutſcher Mann.

Womit?

Redakteur.

Mit Beiträgen aus der unerſchöpflichen Fülle Ihrer literariſchen Vorrathskammer.

Deutſcher Mann.

Wie iſt der Titel Ihrer Zeitſchrift?

Redakteur.

Ich gebe nicht allein eine Zeitſchrift heraus, was eigentlich gar nichts ſagen will, wenn man ſonſt nichts thut, als die impoſanten Beiträge ordnen und numeriren; ich arbeite auch an der Redaktion eines ſehr geſchäzten Geſellſchafts-Wörterbuchs.

Deutſcher Mann. (nickt mit dem Kopf und läßt die Pfeife ſchnarren.)

Redakteur.

Der Titel meines Blatts iſt etwas ſeltſam und affektirt, aber auch bedeutſam. Wir leben in einer bedeutenden Zeit, ſie fordert tüchtige und kräftige Menſchen. Dennoch giebt es Leute genug, die blos unterhalten ſeyn wollen. Man muß ihnen die Zeit gleichſam forttreiben helfen, der Zeit — Zeitſchwingen anſetzen.

Deutſcher Mann.

Ach ich verſtehe. — Was für Artikel wünſchten ſie?

Redakteur.

Etwa eine Theaterkritik. Ich theile auch von dieſer Waar, in einem ſehr beſcheidnen Tone, mit.

Deutſcher Mann.

Gott bewahre mich! beſcheiden? ja wenn man ſie tadelt: aber lobt man ſie, ſo iſt der unmäſſigſte Beifall nicht genug. Mit den Schauſpielern mag ich nichts zu thun haben, das iſt das irräſonnabelſte und irreporabelſte Volk auf der Erde. Ich habe mich hinreichend darüber ausgeſprochen. Das Luſtigſte iſt nur, daß ſo viele von ihnen ſich alle dieſe ſchönen Sächelchen mit Wohlgefallen in den Bart ſagen, ſich ſelbſt an den Pranger ſtellen.

Redakteur.

Es giebt Ausnahmen.

Deutſcher Mann.

Ich kann mich einmal nicht mit ihnen vertragen, und wenn ich eine Direktion übernehme, ſo ſtell ich gleich das unterſte zu oberſt. Ueberhaupt betracht' ich ſie nur wie Maurergeſellen und Handlanger, die meine Gebäude aufführen helfen. — Kann ich Ihnen etwa mit einer Scene aus meinem neueſten Drama dienen?

Redakteur.

Herzlich willkommen!

Deutſcher Mann.

Es iſt in gereimten Verſen.

Redakteur.

Unvergleichlich! da giebt es etwas zu thun.

Deutſcher Mann.

Wie ſo?

Redakteur.

Ich muß Ihnen eine Schwachheit geſtehen, einen gewißen Tik, den ich habe, alles poetiſche umzuarbeiten.

Deutſcher Mann.

Wie meynen Sie?

Redakteur.

Ich kann abſolut nichts laſſen, wie ich es erhalte, ſondern ich muß es verbeſſern.

Deutſcher Mann.

Sind Sie ein ſo gewaltiges poetiſches Genie?

Redakteur.

Davon wollen wir nicht reden. Ich eile, Ihnen einen kleinen Beweis zu geben. Auf dem Herweg fiel mir das Gedicht von Schiller ein:

Freude, ſchöner Götterfunken,

Tochter aus Elyſium,

Wir betreten Feuertrunken,

Göttliche, dein Heiligthum.

Wie weiland die Mauern von Jericho thäten,
Mit Krachen ſtürzte die Scheidewand ein,
Und durch den Riß dann ſpräng' man hinein:
Da wollt' ich auch nicht der faulſte ſein.
Doch ſtill geht den ewigen Gang die Natur,
Iſt keine Glocken- noch Pendel-Uhr,
Die durch das Gewicht der Planetenzüge
Auf tauſend achthundert und eins anſchlüge.
Ja Leute giebt's, die mit Paradoxen
So gröblich um ſich ſchlagen wie Ochſen,
Die ſagen: Zeitalter reiſen wie Könige
Incognito, es wißen's nur wenige;
Das neue Jahrhundert ſei längſt begonnen,
Nur komm' es noch nicht an's Licht der Sonnen,
Weil es, aus heimlicher Liebe ein Kind,
Sich ſchäme, wo ehliche Dummköpfe ſind;
Auch was man ſo die Zeiten heißt,
Das ſchaffe ſich ſelber des Menſchen Geiſt:
Drum wer an's Jahrhundert nur feſtiglich glaubte,
Dem wachſ' und blüh' es im eignen Haupte;
Wem's aber von innen nicht käme her,
Von außen kriegt' er es nimmermehr.
Ich will nicht entſcheiden ſo große Sachen,
Allein um eine Kurzweil zu machen,
So führ' ich euch vor die beiden Strunzeln;
Die Alte grießgramig und voll Runzeln,
Man ſieht ſie niemals luſtig ſchmunzeln;
Die Junge zart, doch munter und kräftig,
Die Alte mit Weiſethun ſehr geſchäftig.
Doch was erzähl' ich euch all' den Plunder?
Da ſind ſie, ſeht ſelbſt und hört jetzunder!

Das hab ich nun ſolgendermaßen umgearbeitet:

Freude gleicht den Götterfunken,
Stammet aus Elyſium,
Wir betreten Freudetrunken
Ihren Tempel, ſtill und ſtumm.

Deutſcher Mann.

Sind Sie toll?

Redakteur.

Ich dächte nicht. — Wie gefällt Ihnen ſolgendes? — Zuerſt das Original!

Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band ꝛc.

Nun hören Sie die Umarbeitung, ob hier nicht der Rhythmus melodiſcher, das Metrum regelmäſſiger, die Diktion gediegner iſt: —

Ehrt das Weib —

Deutſcher Mann.

Ach Herr Jeſus!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL;A.W. FN. 1047/023

Redakteur.

Ehrt das Weib, es flicht und webet
Schöne Roſen dem, der lebet,
Schenket ihm ein ſeidnes Band —

Deutſcher Mann.

(Wirft ihm ein paar Dutzend Manuſkripte an den Kopf.)

Geh'n Sie zum Teufel, Herr Redakteur, Sie ſind noch ein ſchlechterer Fabrikant, als Ramler. Der hatte doch Geſchmack — und wenigſtens einen poetiſchen Schulſinn; Sie aber haben nicht einen poetiſchen Tropfen, nicht eine poetiſche Faſer, nicht ein Quentchen poetiſches Gehirn, nicht einen Gran Verſtand, nicht einen Skrupel Menſchenverſtand. Vergreifen Sie ſich ja an *meinen* Produkten nicht, und machen Sie, daß Sie zum Tempel hinaus kommen, es iſt Zeit, ſonſt ſetz' ich Ihnen *Zeitſchwingen* an, troz ihren Midasohren.

(Redakteur zieht aus. Auguſt trägt die Manuſkripte wieder zuſammen.)

(Akademiſches Convivium.)

Volksfreund. (Ein Schwarm von Muſenſöhnen, treten auf verſchiednen Seiten ein.)

Muſenſöhne.

Willkommen, Doktor! willkommen!

Doktor.

Grüß euch Gott, meine Herrn! (Sie ſchütteln ihm die Hände.)

Einige.

Herr Wirth, Bier her, und aufgeſchrieben! In acht Tagen iſt das Quartal zu Ende, dann kommen die Wechſel angeſtochen.

Wirth. (tritt auf.)

Das gebe Gott, und werde wahr!

Einer.

Nicht räſonnirt. Eingeſchenkt!

Zweiter.

Plaz genommen, Doktor. Unſer Senior hat euch eingeladen?

Doktor.

Die Ehre iſt mir widerfahren.

Dritter.

Ehre hin, Ehre her! Ihr ſeyd ein wackrer Mann, könnt euch alle Tage herumſchlagen, da ſitzt die Ehre drin. Die akademiſche Freiheit ſoll leben!

Doktor.

Das Volksthum auch daneben!

(Stoßen mit den Biergläſern an.)

Einige.

Smollis!

Andre.

Fiducit!

Einer.

Euer Volksfreund, Doktor, iſt eine wahre Offenbarung, und das Bulletin —

Verſchiedne.

Pereat das Bulletin!

Alle.

Pereat.

Einige ſtimmen das Lied an:

Landesvater,
Schutz und Rather u. ſ. w.

Senior. (ſchlägt mit dem Stock auf den Tiſch.

Maul gehalten, Burſche! — Das Bulletin wollen wir an's ſchwarze Brett nageln.

Einer.

Und den Verfaſſer wollen wir anp —

Senior.

Silentium! — Pereat der lederne Verfaſſer!

Alle.

Pereat!

Einige ſtimmen an:

Ihr Diener, mein Herr Fuchs,
Ihr Diener, mein Herr lederner Fuchs,

Saſa, lederner Fuchs,
Ihr Diener, mein Herr Fuchs.

Senior.

Silentium!

Doktor.

Aber nicht wahr, meine Herren, ich habe dem deutſchen Mann einen tüchtigen Genickfang gegeben?

Einer. (dem der Gerſtenſaft ſchon in den Kopf ſteigt.)

Göttlich haſt du ihn gewackelt, Herr Bruder.

Zweiter.

Du haſt ein Maul am Kopf, wie ein Scharfrichterſchwert.

Dritter.

Oder vielmehr wie eine Kartätſche — Gott verd —

Doktor.

Ja, meine Landsleute ſind nicht höflich, wenn ſie anfangen. Grob, wie Bohnenſtroh, ſo will es der Geiſt der Zeit, und wer ſich nicht in den Geiſt der Zeit ſchickt —

Einer.

Den ſollen die Schnurren und Stadtmeeſen zu Kochſalat zerhacken.

Doktor. (der auch einen kleinen habemus hat.)

Dat meen ich och! (meyn' ich auch.)

Zweiter.

Ego etiam.

Doktor.

Wer die Menſchenrechte verachtet, muß aus dem Lande.

Alle.

Er muß aus dem Lande!

Doktor.

Wer die Freiheit des Volks unterjochen will, muß aus Deutſchland.

Alle.

Er muß aus Deutſchland!

Dritter.

Warum aber aus Deutſchland?

Vierter.

Haſt du nicht gehört, was der Doktor ſagte?

Dritter.

Der ſagte, er muß aus Deutſchland.

Vierter.

Ergo muß er fort — merk's Büffel!

Dritter.

Jezt hab' ich's weg.

Einer.

Wir wollen ihn herausfordern.

Zweiter.

Todtſchlagen wollen wir ihn.

Alle.

Todtſchlagen!

Senior.

Silentium!

Doktor.

Man kann Einen auch *moraliſch* todt ſchlagen.

Zweiter.

Das iſt der vernünftigſte Tod.

Einige.

Martialiſch todt ſchlagen, martialiſch!

Doktor.

Man kann Einen auch *zer*ſchlagen.

Mehrere.

Der Doktor hat Recht.

Doktor.

Man kann Einen auch *etwas* zerſchlagen.

Andre.

Exempli gratias die Fenſter.

Alle.

Die Fenſter, die Fenſter einſchlagen! ein göttlicher Einfall.

Das neue Jahrhundert ſchläft in der Wiege. Das alte Jahrhundert ſitzt daneben, wiegt und ſingt:

Alte.
Schlaf, Kindlein! draußen ſo dunkel iſt,
Ach, gar ein ſchrecklich Gemunkel iſt.
Wenn du dich muckſeſt mehr wie ein Stein,
Willſt wie unartige Kinder ſchrein,
So ſchlingt dich der alte Saturn hinein.
Schlaf, Jahrhündertchen, klein, klein, klein!
Junge wacht auf und ſchreit:
Ach!
Alte.
Mein Herzchen, willſt du Kinderpappe?
Junge.
Nein, Feſte will ich, du alte Kappe.
Iſt's recht, daß ich ohne Geſang und Schall,
Ohne Paukenſchlag und Kanonenknall,
Ohne Maſken, Aufzüg' und Ehrenbogen
Wie ein Dieb in der Nacht komm' eingezogen?
Alte.
Ei, mein Kind, Feſte ſind unverſtändig,
Auch ſind die Zeiten gar zu elendig.
Man muß das Geld nicht ſo verſchwenden,
Und es lieber an die Armuth wenden.
Junge.
Ja wohl an die Armuth! da haſt du Recht!
Denn arm und erbärmlich iſt dein Geſchlecht.
Hat denn das Volk ſo gar keinen Sinn
Für des Jubels und feſtlicher Freude Gewinn?

Einige.

Smollis, Doktor.

Alle.

Smollis! — Fiducit!

Chorus.

Der Herr Profeſſer
Lieſt heute kein Collegium,
Drum iſt es beſſer,
Man trinkt eins rum.

(Naturphiloſoph und Profeſſor treten auf.)

Profeſſor.

Da finden wir unſern Collegen ja.

Senior. (erhebt ſich.)

Vivat unſre hochzuverehrenden Lehrer, Domini Professores philosophiae naturalis et historiae nec non politicae — hoch!

Alle.

Hoch!

Senior.

Und abermals — hoch!

Alle.

Hoch!

Senior.

Und noch einmal — hoch!

Alle.

Hoch!

(Die Profeſſoren danken mit gerührtem Herzen.)

Muſenſöhne. (ſtimmen das berühmte Lied an:)

Zieh, Schimmel, zieh! u. ſ. w.

Pedell. (tritt ein und überreicht dem Naturphiloſophen ein Schreiben, dann ab.)

Philoſoph, (nachdem er geleſen:)

Ich bin citirt.

Doktor.

Vor die Fakultät?

Philoſoph.

Vor Gericht.

Profeſſor.

Alſo nicht vor das akademiſche?

Philoſoph.

Was ſchiert mich der akademiſche Senat!

Profeſſor.

Welches denn?

Philoſoph.

In der Reſidenz.

Doktor.

Weswegen?

Philoſoph.

Ich ſoll mich vertheidigen.

Profeſſor.

Worüber?

Philoſoph.

Ei ſo fragt in's Henkers Nahmen! — Majeſtätsverbrechen — die Wartburgsfeier — meine egyptiſche Zeitſchrift —

Doktor.

Höll' und Peſtilenz! geht's ſo zu im freien Vaterland? Eines lumpigen Majeſtätsverbrechens wegen? Haben die Völker *das* mit ihrem Blut errungen? — Ich habe zwar nicht mitgefochten, aber es ſchmerzt mich doch.

Profeſſor.

Werden Sie gehn? — Die Politik —

Philoſoph.

In den Koth mit eurer Politik! — Ich werde gehn mit unerſchrocknem Muth, wie ein Sohn der Natur, wie Luther nach Worms, wie Huß nach Koſtniz.

Alle.

Es lebe Doktor Luther — hoch! -- und abermals hoch! — und noch einmal hoch!

Einige.

Die Wartburg, die Wartburg ſoll leben!

Alle.

Hoch!

Senior.

Burſche auf! wir begleiten den Dominum Professor.

Alle.

Sic Fiat! — Burſche auf!

Verſchiedene.

Pereat das Jus!

Mehrere.

Pereat Fenestrae!

Alle.

Die Fenſter ein! die Fenſter ein!

Philoſoph. (gerührt bis zu Thränen.)

Das iſt die ächte Philoſophie der Natur. (Mit Begeiſterung.) Bleiben Sie getreu, meine Herren, dieſem allgewaltigen Geiſt! dieſe heilig lodernde Flamme der Vaterlandsliebe verlöſche nie in Ihren Adern! — Und hier ſchwöre ich Ihnen, feierlich und unverbrüchlich: Ihre Sache iſt die meinige, Ihre Feinde ſind die meinigen, wer den ehrwürdigen Trümmern der Wartburg ein Haar krümmt, der hat's mit mir zu thun. Ich will Sie vertreten vor Fürſten und Königen, ich will den letzten Tropfen meines Bluts verſprützen, um die Wartburg damit zu ſchmücken, wie der Tintenklecks des Doktor Luthers an ihren Mauern klebt! (Nimmt das Glas des Seniors und leerts auf Einen Zug.)

Doktor.

Und ich will ſchreiben was ihr ſprecht, eure Rede will ich verkündigen den Völkern. Wehe der Oppoſition! Wehe dem Feind der volksthümlichen Rechte! — Heil ihren Verfechtern! Heil dem Volksfreund und allen menſchenfreundlichen Pränumeranten!

Profeſſor.

(Legt ſeine Hand auf die ihrigen.)

Rachekündige Nemeſis, ſieh herab auf dieſen Bund!

(Muſenſöhne brechen auf, ſchlagen die Gläſer in Stükken, trommeln mit den Ziegenhainern auf dem Tiſch, und ziehen brüllend und jubelnd ab unter folgendem:)

Chor.

Unſer Bruder Doktor, der ſoll leben,
Und ſein Mädchen auch daneben,
Es leb' das ganze Dokterſche Haus!
Zieh, Schimmel, zieh! u. ſ. w.

(Der Wirth ſchreibt an, während der Vorhang fällt.)

(Text und Muſik zu dieſen und andern romantiſchen Liedern iſt zu haben in der akademiſchen Buchhandlung gegen baare Bezahlung.)

Ende der erſten Abtheilung.

II. Abtheilung.

(Ein Leipziger Weinkeller.)

(Zeitungsblätter ſind verſammelt. Die Iſis, Nemeſis und der Volksfreund ſitzen geſchwiſterlich zuſammen. Das Oppoſitionsblatt abgeſondert an der entgegen geſetzten Tiſchecke. Der Korreſpondent und das Frankfurter-blatt trinken aus Einem Glaſe. Der Oeſterreichiſche Beobachter ſteht von fern, gegen das Fenſter gelehnt, und läßt ſich's gut ſchmecken. Mehrere nordiſche und ſüdliche Blätter, auch ſogar dramatiſch-kritiſche Zeitſchriften geſellen ſich nach und nach dazu.)

Korreſpondent zur Nemeſis.

Einen herrlichen Coup haben Sie gemacht, Frau Nachbarin, das muß wahr ſeyn.

Nemeſis. (vornehm.)

Wie meynen Sie, Herr Korreſpondent?

Korreſpondent.

Mit dem Bulletin!

Nemeſis.

Ja ſo! — das verſteht ſich.

Frankfurterblatt.

Ich beneide Sie darum, und habe mich auch ſogleich beeilt, die Nachricht zu verbreiten.

Nemeſis. (ſchmunzelnd.)

Das freut mich. Ich leſe Ihre Notizen nicht.

Korreſpondent.

Sie hatten ſie ſchwerlich früher, als ich, Herr Nachbar. Meine allzeitfertige Korreſpondenz brachte ſie in unſern Gegenden zuerſt in Umlauf.

Volksfreund. (hämiſch.)

Nach ihrer gewöhnlichen Art, verſteht ſich, mein vorwitziger Herr. (Schlägt ſich vor den Bauch.) *Mir* verdanken Sie die Ausführung dieſer großen und glänzenden Waffenthat; das ſollten Sie wiſſen, wenn Sie etwas wüßten, aber Ihr Wiſſen iſt Stückwerk.

Korreſpondent.

Nun nun, mein Herr, nicht ſo vornehm!

Frankfurterblatt.

Oder vielmehr ſo grob.

Volksfreund.

Halten Sie das Maul, ſonſt ſchlag ich Ihnen drauf, wie ich lezthin dem Berliner eins verſezte, weil er meinen berühmten Namen nicht ausgedruckt hatte.

Beobachter.

(mit vollgeſtopften Backen, halb für ſich.)

Nix als Schimpfen und Prügeln.

Volksfreund.

Haben Sie auch was geſagt, Sie nicht genug zu beobachtender Beobachter? Sie räſonniren, wie ein Krautſtrunk.

Beobachter.

(ſchweigt und ißt.)

Volksfreund. (heftiger.)

Wie ein Milchrahmſtrudel!

Will immer an ſchwerfälligem Ernſte ſiechen,
Nie kecklich leben wie Römer und Griechen?
Bei denen gab's Kampfſpiel und Bacchanalien,
Herrliche Triumph' und Saturnalien,
Zu allem Großen geſellte ſich Scherz,
Da hatte der Witz noch ein ander Herz,
Und nie ward ſchöner gehuldigt den Göttern,
Als wenn ſie wurden an ihnen zu Spöttern.
Wie damals den Feldherrn die Soldateske
Bei'm Triumphe neckte mit mancher Burleske,
So, wollt' ich, hätte man uns genärrt,
Ein ſpöttliches Grablied dir geplärrt,
Auch meine Geburt gefeiert desgleichen,
Geweiſſagt von künftigen Narrenſtreichen.

Alte.

Ei ei, das könnte ja Anſtoß geben!
Die Nachbarn glaubten die Scandala eben.
Lieber, um meinen Ruhm zu friſten,
Ding' ich mir einen Akademiſten,
Der meine Verdienſte würdig ſchätzt,
Und in umſtändlichen Paragraphen aus einander ſetzt.

Junge.

So wähle nur zu beßrer Verbreitung
Den Schreiber der Nationalzeitung.
Der hat's ja mit der Publicität,
Das heißt, gar trefflich die Kunſt verſteht,
Viel Aufheben zu machen um Nichts.

Alte.

Biſt du ſolch eine Feindin des Lichts?
Hab' ich nicht den Aberglauben zerſtört?
Die Vorurtheile ausgekehrt?

Beobachter. (ſchweigt und trinkt einmal.)

Volksfreund.

Wie ein Backfiſch!

Iſis.

Mein Vetter hat Recht, das iſt natürlich.

Nemeſis.

Ich ſtimme bei, und nehme hiermit Gelegenheit, dem rüſtigen Verfechter unſrer edlen und gerechten Sache für ſeine Bereitwilligkeit öffentlich den wärmſten Dank zu zollen. Die Flügel der rächenden Göttin konnten nicht ſchneller ſeyn, als die Füße des Volksfreundes.

Zeitſchwingen.

Das muß ich ſelbſt geſtehen.

Iſis.

Auf Sie kommt es gar nicht an, ſchweigen Sie ja ſtill und fahren Sie fort, fremde Poeſien zu balhorniſiren, oder zu ſchlimmverbeſſern, wie Lichtenberg ſagt, ſo werden die Flügel der Rache Sie früh genug ereilen.

Zeitſchwingen.

(ziehen ein.)

Volksfreund.

Auf Ihr ſchmeichelhaftes Kompliment, verehrungswürdigſte Frau Couſine, hab' ich die Ehre zu antworten, daß ich unſre gerechte Sache verfechten werde mit Gut und Blut, ſo fern meine reſpektiven Herren Subſkribenten fortfahren, mich kräftig zu unterſtützen, und daß ich mich gegen Hölle und Teufel ſammt des böſen Feindes Liſt und Trug, der in den literariſchen Blättern ſpukt, unabläßig apponiren werde. —

Oppoſitionsblatt,

(etwas beſcheidner, als ſonſt.)

Halt, Herr Landsmann! das Apponiren iſt *meine* Sache.

Volksfreund.

Odi profanum vulgus — ! mit euch hab' ich nichts zu ſchaffen. Ihr ſeyd aus der Art geſchlagen, ein feiger, niederträchtiger Achſelträger worden. —

Oppoſitionsblatt.

Donner und Wetter, ſey der Herr nur nicht gar ſo unfläthig, ſonſt will ich ihm auch was in's Ohr ſagen. Ich kann auch noch reden, aber ich decke mir vorher fein ſäuberlich den Rücken, und ſchreie nicht mehr ſo in den Tag hinein. Bedenken Sie, daß Sie ſelbſt einer der unſrigen waren!

Volksfreund.

Wehe mir! eine köſtliche Zeit hab' ich verloren, und noch köſtlichern Gewinn. Das Geld floß in euren Seckel, und ich mußte mich mit einem miſerablen Honorar begnügen. Nun ernt' ich ſelbſt und herrſche, da ich ſonſt nur diente; darum verließ ich eure armſelige Clique.

Oppoſitionsblatt.

Ich will's ihm wohl beſſer ſagen, weil er gar zu impertinent iſt. Fortgejagt haben wir ihn ſo vel quasi, weil er ganz unvernünftig grob und ungeſchlacht war, und Gott und Potentaten über's Maul fuhr. Wenn er noch eine Stunde länger im Haus geblieben wäre, er hätte meinen Prinzipal an den Galgen gebracht.

Volksfreund.

Ha ha! das iſt meine geringſte Sorge.

Oppoſitionsblatt.

So ſagte er damals auch, und ſeine Kumpanſchaft freute ſich kindiſch über den böotiſch-witzigen Einfall; da ſetzte ihm mein Prinzipal den Stuhl vor die Thür, und da zog er ab.

Volksfreund. (trinkt und brummt ins Glas.)

Oppoſitionsblatt.

Das andere mag übrigens auch wahr ſeyn, denn Geld regiert die Welt, und Hunger thut weh.

Volksfreund.

Das war recht platt! man hört's doch gleich weß Geiſtes Kind ihr ſeyd.

Ein kritiſches Blatt.

Wenn wir unmasgeblich unſere Meinung ſagen dürften, obgleich die Würdigung der Kunſt unſere erhabne Tendenz iſt, und wir uns mit ſo gemeinen Dingen nicht befaßen —

Volksfreund. (ſchlägt auf den Tiſch und ſpringt auf.)

Heiliges Kreuz-Donnerwetter! ihr verfluchten Lumpenhunde, was trätſcht ihr da? Glaubt wohl, weil ihr dramatiſche Skarteken und die Komödianten kritiſirt, was rechts zu ſeyn? Seyd mir ſaubere Hechte! verſteht den Teufel was ihr ſchwatzt, kein Einziger hat wahre, klare Begriffe von der Darſtellungskunſt; plauſcht in den Tag hinein, werft mit Kunſtbrocken und hochtrabenden Floskeln um euch her, daß einem die Augen übergehn, aber auf den Grund der Sache kommt ihr nicht. Wenn ein Schauſpieler große glänzende Rollen ſpielt, ſo gilt er euch für einen Matador, ſpielt er unbedeutende, ſo iſt er ein Stümper, das heißt den Mann nach dem Rock tariren, und Schufte von Regiſſeurs kennen das Geheimniß recht gut, wiſſen es perfekt einzuleiten, daß Einer, der ihnen gefährlich dünkt, auf der Stelle unſcheinbar und vergeſſen wird, bis ſie ihm zulezt den Hals brechen. Da ſeyd ihr mit Blindheit geſchlagen, da wagt's keiner, ein Wort zu reden. Das beſte an der Sache iſt noch, daß die meiſten Kritiken von den geprieſenen Künſtlern ſelbſt herrühren, und faſt unter hundert Lobeserhebungen kaum Eine aus einer andern Quelle entſprungen iſt. Es giebt berühmte Würmer, die herum reiſen von Oſten nach Weſten, und weil ſie ſelbſt nicht ſchreiben können, ihren Panegyrikus mit ſich führen. Und ihr wollt von Politik ſchwatzen? Wer euch Kratzfüße macht, dem ſetzt ihr die Krone auf, wer euch gehäſſig iſt, den beſprüzt ihr mit Unflath.

(Thut einen tüchtigen Schluck.)

Kritiſche Blätter.

(nehmen eine Priſe und ziehen ſich ſtill zurück.)

Beobachter. (für ſich hin.)

Das iſt nicht immer der Fall. Bei uns zu Lande giebt's —

Volksfreund.

(dreht ſich ab und ſagt, auf den Ellbogen geſtützt:)

Obſkuranten!

Beobachter. (ſezt den Teller hin.)

Was? Obſchkuranten? — jezt lauft mir die Laus über die Leber! — Ors ſeydt Obſchkuranten, mir nit! Ihr macht den Leuten ein X für ein U.

Rabuliſten und Ehrabſchneider ſeyds. Wollt halt alle Gelehrſamkeit allan gefreſſen haben, immer nur das große Wort führen, weil enger Doktor Luther die Bibel überſezt hat. Seyds aber grobe Klachel, ſo gut wie andre, aufgeblaſen wie die Pfauen, ſchimpft wie die Spatzen, kampelt euch wie die Hähne, und iſt nix als Wind. Da habts meine Meynung. (Höflich zu den übrigen Gäſten.) Bitt' um Verzeihung allerſeits, daß ich mich einen Augenblick vergeßen habe; doch böſe Beiſpiele verderben gute Sitten.

(Iſt wieder fort mit dem beſten Appetit.)

Klatſchzeitung.

Meine ſcharmanten Herrn und Damen, ich hätte längſt gern ein Wort mitgeſprochen, aber ich mußte erſt meine 24 Taßen Kaffee im Leib haben. Nun ſteh ich allerſeits zu ihren Dienſten mit meinem Fachwerk.

Nemeſis. (leiſe zu ihrer Sippſchaft.)

Macht euch mit der alten Schachtel nichts zu ſchaffen.

Klatſchzeitung. (ſtemmt die Hände in die Seiten.)

Was war das? eine Schachtel nennt mich die Madam? — Der Teufel ſoll ihr's Licht halten! die Augen kratz' ich ihr aus. Fang einer nur mit *mir* an! prozeßire nur eins mit *mir*! ich habe zwanzig ſolche Prozeße gewonnen, und fürchte mich vor dem Satan und ſeiner Großmutter nicht.

(Schlürft aus der leeren Taſſe.)

Nemeſis.

Hochachtbare Verſammlung! weil das Glück uns hier zuſammenführt, ſo laßt uns nicht im Unfrieden aus einander gehn, benutzen wir vielmehr die Gelegenheit, uns dem gemeinſchaftlichen Feind aus allen Kräften entgegen zu ſtemmen.

Oppoſitionsblatt.

Ich bin dabei.

Schwäbiſcher Merkur.

Liebe Brüderle, 'ſiſcht zwar nit räthli, (*rathſam*) ſich in ſolche Händele zu miſche, mein Namensvetterle hat ſich ſchier die Finger verbrennt, und ein gebranntes Kindle ſcheut's Feuer; euch zu Gefallen will i aber dohn (thun) was i kann.

Nemeſis.

Schließen wir uns in einem heiligen Bund feſt zuſammen für das Volksthum und die Integrität des deutſchen Nationalkarakters, und beſchwören den Untergang des literariſchen Wochenblatts!

Alle. (außer dem Beobachter)

Soll ſterben!

Nemeſis.

Schmach und Tod dem fremden Fürſtenknechte!

Alle.

Schmach und Tod!

Nemeſis.

Verderben dem Feind der Preßfreiheit und der gleichen Rechte vor dem Geſetz!

Alle.

Verderben über ihn!

Iſis. (leiſe zum Korreſpondenten.)

Laßen Sie doch meine Karikaturen unten in Ihrem Miſchmaſch nächſtens abdrucken.

Korreſpondent (auf den Frankfurter zeigend.)

Wenn ſich mein Nachbar damit befaßen will, ſo ſteh ich gern zurück. Wir haben zu Hauſe beſſere Holzſchnitte vor Hans Sachſens Werken.

Volksfreund. (hebt das Kelchglas empor, und ſtürzt es in ſich.)

Hurrah! das große Werk iſt vollbracht.

Alle. (wie er.)

Hurrah!

Beobachter. (empfiehlt ſich höflichſt.)

Ich bleibe ne = utral.

Toleranz und Aufklärung erdacht,
Und die Humanität aufgebracht?

Junge.

O geh' mit dieſen hohlen Worten!
Ich muß ſie hören aller Orten.
Mit wohlfeiler Wahrheit und Tugendflittern
Zu prahlen, das ziemt nur dürftigen Rittern.
Die Alten haben's nicht genannt,
Jedoch die Sach' weit beßer gekannt.

Alte.

Nichts hab' ich gelaßen unverfeinert,
Alles zierlich verengt und verkleinert.
Die Apoſtel trugen 'nen warmen Mantel:
Das macht, ſie führten gemeinen Wandel;
Draus hab' ich denn, nach neuſtem Geſchmack,
Geſchneidert einen luftigen Frack.
So herrſcht nunmehr zu meinem Ruhm
Ein neu geſäubert Chriſtenthum,
Nach welchem Chriſtus ein guter Mann,
Sonſt aber nichts begehren kann.
Die Offenbarung meine Exegeten
Zu nüchterner Vernunft umdrehten.

Junge.

Da haſt du wohl was Rechtes geſchafft.
Wo bleibt dabei die himmliſche Kraft
Der Seher Gottes, der heil'gen Väter,
Der Märtyrer und Wunderthäter?
Ihr wollt bei euren ird'ſchen Sinnen
Die Seligkeit nebenbei gewinnen,
Glaubt keines geiſt'gen Heils Ankunft,
Und eure Unmacht nennt ihr Vernunft.

(Im Hauſe des deutſchen Mannes.)

Herr von Auguſt. (geht haſtig auf und ab, indem er Wolken von Tabacksrauch um ſich bläſt.)

Bedienter. (kommt dazu.)

Entſetzlich! abſcheulich! Das mußte mir begegnen! das verdammte Manuſkript! der exkommunicirte Kopiſt! — Eine ſaubere Beſcherung. Nach Sibirien muß der Schlingel, die Finger müſſen ihm abgehackt werden, weil das Ohrenaufſchlitzen nicht mehr Mode iſt. — Heda! — Und dieſe heimtückiſchen Gauner mit ihren Auszügen, mit ihrer Publizität! Nur einen einzigen Tag früher, ſo wurde das Blatt nicht ausgegeben. Ich laufe mir ja die Beine ab. — Holla!

Bedienter. (tritt ein.)

Hat man nach dem Glaſer geſchickt, die Fenſter in meinem Schreibzimmer zu repariren?

Bedienter.

Er iſt darüber her.

Auguſt.

Wie viel Scheiben ſind zerſchlagen?

Bedienter.

Ich glaub' ein ganzes halbes Schock.

Auguſt.

Die Hallunken! das koſtet wieder eine Menge Geld, heute ſchreib ich umſonſt, oder ich muß das Doppelte ſchreiben. — Das ſind die ſaubern Folgen der Turnkunſt. Verdammtes Unweſen! vermaledeiter Geiſt des Mittelalters, daran biſt du Schuld! Turnt meinetwegen ſo viel ihr wollt, brecht Arm und Bein und die Hälſe dazu, aber ſchlagt ehrlichen Leuten die Fenſter nicht entzwei, die in ihrem Leben kein Waſſer getrübt haben. Lernt Höflichkeit, Höflichkeit lernt, Manieren, feine Sitten, und kugelt euch nicht herum, wie die Tanzbären — ſeyd keine Bären, ſchlagt ehrlichen Leuten nicht die Fenſter ein — Steht er noch da? ihn ſoll ja der —

(**Bedienter** reißt aus.)

Melodram.

Es iſt geſchehn um meine Reputation auf ewig — wie ſie wider mich aufſtehen — wie ſie mir auf's Herz zielen! — ſie wollen meinen Untergang — Es ſoll ihnen nicht gelingen — Hab' ich darum ſo viele tauſend Ballen von Papier vollgeſchrieben? die Buchläden gefüllt und ſogar die Archive durchwühlt? — mich in alle Geſtalten bequemt, und alle Formen des Zeitgeſchmacks angenommen? — die Kaſſen hungriger Schauſpiel-Direktoren gefüllt, und mich heiſer deklamirt gegen den Tyrannen auf St. Helena? — Der Wüthrich hätte mich bald an Witz bankerott gemacht, wenn ich mir nicht zu helfen wüßte. — Aber auch ſo gar keine Notiz von mir zu nehmen! — nicht einmal ein armſeliges Ehrenkreuz mir hinzuwerfen — o Napoleon, Napoleon! — O Solon, Solon! — 's ſoll euch nicht gelingen. — Für's erſte will ich meinen Ton umſtimmen — gelaſſen, wie ein Stoiker, und ſanft, wie ein Opferlamm! — Doch hab' ich euch nur, wo ich will, ſitz' ich erſt wieder oben — hahaha! — dann wehe, wehe euch! — — (Schwermüthig.) Meine unſterblichen Lorbeere — glänzende Tage meines Ruhms — eure Sonne geht unter in Thetis blauem Schoos. — Ha! mein neues Drama wird die Buben ſchon bekehren! — jubelt nicht zu früh, noch bin ich der Alte — Bayard und der Teufel!

Bedienter. (mit einem Brief.)

Auguſt. (erbricht und lieſt.)

Von meinem Sohn! — er hat den Schach von Perſien geſehn, hat mit ihm geſprochen, hat den blumigen Teppich der erhabnen Füße des Sonnen-Auges mit ſeiner Stirn berührt. Gift und Galle für meine Widerſacher! Balſam für mein zerrißnes Herz. Geſchwind an meine Tragödie!

(Wohnung des D. Lindwurms.)

D. Lindwurm und sa chère épouse.

Er.

Biſt du bald fertig mit dem Einpacken, mein Schatz?

Sie.

Si fait, mon ami.

Er.

In einer Stunde längſtens müßen wir über alle Berge ſeyn, ſonſt krieg ich Händel mit der Juſtiz und mit dem famöſen Satyriker obendrein.

Sie.

Comment donc, mon pauvre Mari?

Er.

Das Bulletin macht raſenden Lärm. Dieſer Menſch frißt mich auf, wenn er mich in die Klauen kriegt. Mit dem fang ich nicht an, der ſteckt mich in den Sack und aus dem Sack.

Sie.

Fi donc, quelle pusillanimité!

Er.

Wenn ich 40 Meilen von hier bin, da will ich ihm wohl was anhängen, will gleichſam das Signal geben, aber tummle dich — Dépêche-toi, ma petite femme.

Sie.

Patience, mon ami! par ce ton impérieux avec moi, je vous prie.

Er, (indem er ihr die Hand küßt.)

Pardonnez, mon ange! me voilà tout à vous.

Kopiſt. (ſtürzt herein.)

Ach! ich armer Teufel! daß ſich Gott erbarm'!

Sie.

Quelle figure!

Er.

Was giebts?

Kopiſt.

Ich bin kaput, ich bin verloren — ach du Herr Jeſus, ich armes Blut!

Sie.

Qu'a-t-il donc le drôle?

Kopiſt.

S'iſt alles heraus, weeß es der liebe himmliſche Vater. Ich und Sie und die hübſche Madam dort, wir werden alle drei g'hangen.

Sie.

Qu'est ce qu'il dit?

Er.

Ce n'est rien.

Kopiſt.

Das Manuſkript, das verfluchte Manuſkript — ich will aber auch morgendes Tags franzſchöſchiſch lernen. Warum ſchreibt auch der vornehme Mann ſo eine gelehrte Klaue!

Er.

Weiß man denn, daß ich — daß er —

Kopiſt.

J Gutt ſtraf keenen Menſchen, alles wiſſen ſie; daß ich's Ihnen zu leſen gab, weil ich's nicht herausbrachte, daß Sie's heimlich abgeſchrieben haben, während die Madam ſchön und freundlich mit mir that — alles wiſſen ſie.

Er.

Wer hat es aber geſagt?

Kopiſt.

Ich ſelbſt bin ſo ein Eſel geweſen. Sie nahmen mich ja Gotts läſterlich in's Gebet, und vor Angſt ließ ich's drüber und drunter gehn.

Er.

Er.

Sacré nom d'un Dieu! — pack ein, pack ein, dépêche-toi! vite, vite, vite!

Sie.

Eine fatale histoire. Je voudrais voir, comment tu t'en tiras?

Er.

O! ich will mich ſchon herauswickeln, auf die angemeſſenſte Art, der Nürnberger Korreſpondent wird mir ſeine hilfreiche Hand leihen.

Kopiſt.

Ach ſtehen Sie mir bei, Herr Doktor und Profeſſor, ich bitte Sie um Moſes und die Propheten, ſonſt ziehn ſie mir die Haut über die Ohren.

Sie.

Le pauvre homme!

Kopiſt.

Ich komme vom Dienſt, und bin doch ſo unſchuldig, wie ein Kind im Mutterleibe.

Er.

Hier ſind indeß zwei Kopfſtücke für den Schreck. Nur ruhig nach Haus gegangen, in einer Stunde ein mehreres.

Kopiſt.

Ach Herr Je! zwei Képpchen? ich bedank' mich allerſchénſtens. Gottes Lohn und Segen!
(Geht Seelenvergnügt ab.)

Er.

A tu fini, mon enfant?

Sie.

Tout à l'heure.

Er.

La voiture arrivera dans l'instant. Dann gute Nacht, Autor und Skribent. (ab.)

Sie.

Ah charmant pays de France,
Je te reverrai enfin!
Eh vivent les amours, la danse,
Les ris, les jeux — quel beau destin!
(Ihm nach.)

(Theaterzimmer)

Künſtler und Künſtlerinnen unter ſich.

(Einer geht ſtolz auf und nieder, mit weiten Schritten, Andre lehnen umher in zierlichen Attitüden.)

Erſter Künſtler.

Den hätten wir glücklich fortgebiſſen!

Zweiter Künſtler.

Wen?

Erſter Künſtler.

Der letzthin bei uns auftrat und ſo ſtupend geſpielt, in einem Karakter, worin ſonſt nicht leicht jemand wagen wird, zu debütiren, der ſeiner Sache nicht gewiß iſt, und nicht leicht einer gefallen kann, der nicht was rechts iſt.

Dritter Künſtler.

Eben drum.

Fünfter Künſtler.

Deswegen mußt' er fort, der Kerl wär uns fürchterlich über den Kopf gewachſen.

Alte.

Kein' innre Erleuchtung gab es nie,
Das erklärt man aus der Pſychologie.
Wie ſollt' ein Geiſt ſich zu uns rühren,
Da wir dergleichen in uns nicht ſpüren?
Bei uns geht alles begreiflich zu,
Denn, daß die Natur Wunder thu',
Können wir nimmermehr zugeben.
Von drinn wohnendem Geiſt, Kraft und Leben,
Das ſind lauter Jakob-Böhm'ſche Myſterien;
Wir ſchaffen's bloß mit todten Materien.
Die werden gemiſcht nach Maß und Zahl,
So entſtehen die Creaturen zumal,
Und können ſich dann das Leben friſten.
Da lies nur meine Encyclopädiſten.
Uns alle, wie wir gehn und ſtehn,
Was in und durch uns mag geſchehn,
Unterwerfen ſie dem Calcul.

Junge.

Da giebt das Reſultat denn Null.
Freilich ließen ſich ſolche Phantomen
Zuſammenbacken aus Atomen,
Die innerlich dienen dem Nichts allein,
Und ſcheuen ſich, wirklich da zu ſein.
Da ſo ungöttlich ihre Thaten,
Wie ſollten ſie die Natur errathen,
Die nur der Gottheit Schein und Bild,
Unendlich groß und weiſ' und mild?

Alte.

So beruht auch meine Staatsverwaltung
Bloß auf der Rechnungsbücher Haltung.

Erſter Künſtler.

Mir war brüh ſiedend heiß, Gott ſtraf mir. Er wollte mir in's Fach, und ihr wißt ja, wie ich ſtehe.

Ein Duckmäuſer.

Freilich wiſſen wir's, du berühmteſter Schnudenmacher in ganz Venedig — um mit Abällino zu reden.

Erſter Künſtler.

Ja, Herr Bruder, wir haben Urſache, uns anzuklammern mit allen vieren; wenn man uns von der Fitſche wirft, ſo geht's Matthäi am letzten mit uns beiden.

Vierter Künſtler.

Aber wie hat man's endlich angefangen, um ihn los zu werden?

Erſter Künſtler.

Iſt Er denn ein Fremdling in Iſrael? ſeyd ihr mit Blindheit geſchlagen? — Pro primo hat man ihn eine zeitlang bald gar nicht, bald die ſchlechteſten Rollen ſpielen laſſen, da vergaß man den erſten Eindruck ſchnell, und fieng an, ihn nicht zu achten. Pro secundo machte er ſelbſt glücklicherweiſe einen Mißgriff in einer Rolle, die er nicht hätte ſpielen ſollen, ob er gleich ſchon kontraktmäſſig engagirt war, und der Erfolg durchaus nicht über die Sicherheit ſeiner Verhältniße entſcheiden konnte. Ich hatte wohlweislich meine Parthei vorher geſtimmt. Seht, Kinder, ſagt' ich, der Menſch kann die Rolle gar nicht ſpielen, mir gehört ſie zu von Gott und Rechts wegen, ſo macht er's, und ſo und ſo — da ſucht' ich ihn in's Lächerliche zu ſetzen, und ſie glaubten mir auf's Wort, und ſiehe da, er fiel durch, wie eine Jalappenwurzel, und ich ſchwamm oben, wie ein Filz.

Alle lachen.

Erſter Künſtler.

Nun gab man ihm immer ſchlechtere Rollen, und endlich den Genickfang.

Vierter Künſtler.

Aber wie war das möglich, da er einen ſo ſichern Kontrakt hatte?

Erſter Künſtler.

Kontrakt hin, Kontrakt her! wer die Gewalt in Händen hat, ſchiert ſich nicht um Verträge. Unſer geheimer Kammer- und Oekonomie-Rath iſt ein göttlicher Mann! ein großer Rechenmeiſter! ſeine ganze Seele —

Vierter Künſtler.

Wenn er eine hat, nota bene.

Alle lachen wieder.

Erſter Künſtler.

Gleicht einer Leibnitziſchen Rechenmaſchine. Er rechnet einen Verdammten in den Himmel, und einen Heiligen in die Hölle, ſo ſchnell wie ich an dieſem Ort ein Pretioſum pumpe, und an jenem wieder verſetze.

Zweiter Künſtler.

Weiter.

Erſter Künſtler.

Nun der war ihm nicht grün, weil jener ihm keine Komplimente ſchnitt.

Vierter Künſtler.

Wie kann man auch vor einer Einmaleins-Tafel Kratzfüße machen. Wenn's noch eine Iſis-Karikatur wäre.

Erſter Künſtler.

Iſt denn unſer Kammerrath nicht Karikatur genug? — Der bewies dem guten Mann nun, er ſey ganz und gar nichts.

Vierter Künſtler.

Bewieſen hat er das?

Erſter Künſtler.

Ach nein, er hat's man nur geſagt, was verſteht er davon? — Ferner, man habe geglaubt, er hätte in ſeine Debüt-Rolle etwas hineingelegt, man ſey aber dahinter gekommen, er habe es aus der Rolle herausgenommen.

Zweiter Künſtler.

Ja der Oekonomie-Rath legt gar zu gern was in den Kaſten, herausnehmen will er aber nichts.

Vierter Künſtler.

Ei der Einfall iſt gar nicht auf ſeinem eignen Miſt gewachſen, den hat ihm jemand beigebracht, weiß gemacht hat man's ihm.

Erſter Künſtler.

Recte, mi fili! ich kenne den jemand, er gehört auch zu mir, ein Kerl wie ein Aſt, die rechte Hand vom Rechenmeiſter, der ihn lange erſt nach meinem Plan bearbeitet hat. Ein himmliſcher Kerl, von einer göttlichen Dummheit beſeßen, die ſeiner ſchleichenden Tücke überall den Weg bahnt.

Alle.

Macht uns mit jenem Aſt bekannt, den kann man brauchen.

Erſter Künſtler.

Euer Zutrauen wird ihm ſchmeicheln. Wucher wird er damit treiben. — Kurz der Kontrakt ward gebrochen, und mein Rival kriegte die Schuppe.

Vierter Künſtler.

Wie iſt das möglich? wie konnte das geſchehn?

Erſter Künſtler.

Es geſchehen mehr Dinge im Himmel und auf Erden, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen läßt.

Zweiter Künſtler.

Man hat Beiſpiele in der Geſchichte, daß ein Hund einen Geheime-Rath verdrängt, und einem großen Mann ein Bein untergeſchlagen hat.

Vierter Künſtler.

Wenn das am grünen Holz geſchieht —

Erſter Künſtler.

Etcaetera, alter Moraliſt! Ihr macht uns
icht geſcheiter. Wir Alle wiſſen's beſſer, aber
ir wollen's nicht wiſſen. das Publikum iſt blind,
kräht kein Hahn und kein Rezenſent darnach,
d wenn die Menge ſchweigt, oder ſchreit, ſo
ßt ihr ſchon, wie's geht: keiner wagt es, ſeine
re Ueberzeugung laut zu machen.

Fünfter Künſtler.

Diesmal hatte doch eine edle Perſon den Muth,
Wahrheit zu reden, ſich des Gekränkten anzu-
nen,

Zweiter Künſtler.

Aber es war zu ſpät, der Rechenmeiſter hatte ſein Dixi geſprochen, und man durft' ihn nicht kompromittiren.

Dritter Künſtler.

Wer iſt die edle Perſon? nennt ſie doch!

Vierter Künſtler. (Legt den Finger auf den Mund.)

Ehret ſie im Stillen!

Ein Sonderling.

Ich möchte beinah den Finger Gottes darin ſehen, daß es allen ſtupiden Hundsföttern wohl geht, denn ſie würden ohne die Glücksgöttin verloren ſeyn; Andere hingegen, die einen Schatz von Talenten und Rechtlichkeit beſitzen, müßen fortwährend mit dem Elend kämpfen, ſchlagen ſich aber dennoch durch, denn ſie bedürfen der blinden Metze nicht.

Duckmäuſer.

Da meynt er wohl ſich ſelbſt?

Sonderling. (ſchlägt ſich vor die Bruſt.)

Wenn ihr den letzten Satz verſteht, ja; meynt ihr aber den erſten, ſo habt *ihr* Recht.

Vierter Künſtler. (zum Duckmäuſer.)

Wenn er nur nicht reden wollte! er hat ſich erſt wieder eingeſchwärzt, und iſt ſo lange auf den Knieen herumgekrochen, bis unſer Kammer-Rath ihn wieder hineingerechnet hat — *den Heiden* in den Himmel! Pfui ſchämt euch was, ſo ein armer Sünder zu ſeyn, und nicht einen Funken Selbſtvertrauen zu beſitzen!

Erſter Künſtler.

Kinder, freuen wir uns, daß wir den Andern vom Hals haben. Seit ich ihn los bin, hab' ich ſchon 100 Carolinen mehr Schulden gemacht *).

---

*) Dieſe ganze Scene kann überſchlagen werden, ſie iſt nur für gewiße Leute.

(Lautes Gelächter.)

(Mehrere Künſtler treten triumphirend herein.)

Einige.

Wißt ihr ſchon? habt ihr geleſen?

Andere.

Was denn? was denn?

Bramarbas.

Das neueſte Blatt vom Doktor Ludwig. Das iſt ein Teufelskerl! der hat den literariſchen Wochenblättler in der Kluppe.

Mehrere.

Theilt's uns mit, theilt's uns mit!

Bramarbas.

Hör't zu, ich will's euch vorleſen. S'iſt ſkandalös, aber himmliſch, meiſterlich. Der Mann kann ſchimpfen, wie ein Rohrſperling im Paradies.

(Liest.)

Alle.

Göttlich! unvergleichlich! — Mordpeſtilenz, der Auguſt wird ſpucken.

Ein Gimpel.

S'iſt ein Mordkerl, der Doktor Ludwig.

Andere.

Und Recht hat er, er hat Recht.

Bramarbas.

Der Erzfeind muß aus Deutſchland raus —

Gimpel.

Der die Preßfreiheit beſchränken will.

Alle.

Fort muß er aus Deutſchland!

Einige Künſtlerinnen.

Freilich, verſteht ſich; die Preßfreiheit iſt eine herrliche Sache.

Ein Witzling.

Sie lieben alſo die Preße, Mesdames?

Verſchiedene.

Was will er damit ſagen?

Ich hab' erfunden die Statiſtik
Sammt allen Künſten der Cameraliſtik.
Die Menſchen ſind Ziffern zu dieſer Friſt,
Der Staatsmann iſt der Algebraiſt:
Er ſchöpft die Weisheit an den Quellen,
Geburts- und Mortalitäts-Tabellen.
Da iſt nichts ſo groß oder ſo klein,
Es kommt mit in die Rechnung hinein.
Mit Patriotismus bewirthſchaften wir die Wälder,
Mit Moralität düngen wir die Felder;
Auf die Gedanken legen wir Taxen,
So müßen unſre Einkünfte wachſen;
Und küßt wer ſein Liebchen, heut oder morgen
Muß er uns für die Bevölkrung ſorgen.

Junge.

So wird der Mammon allen zum Götzen,
Sie kennen nur ein ſelbſtiſch Ergötzen.
Wo ſind die Zeiten der alten Helden,
Von denen die Geſchichten melden,
Da das Vaterland, ſeiner Kinder Wonne,
Und ewig quellender Freuden Bronne,
Sich aller Triebe hatte bemeiſtert,
Zu Noth und Tod die Brüder begeiſtert?
Bei euch macht Helden der bunte Rock,
Ein bißchen Löhnung und ſehr viel Stock.

Alte.

Was nützt die wilde Vaterlandsliebe?
Nein, wir beherrſchen unſre Triebe.
Bei uns zielt alles auf den Nutzen;
Will eins nicht, weiß man's zurecht zu ſtutzen.

Ein Künſtler.

Habt ihr's Bulletin geleſen?

Alle.

Verſteht ſich am Rande, es iſt ſchändlich, ſchändlich.

Eine Künſtlerin.

O laßt uns doch den Inhalt wiſſen!

Künſtler.

Ja, der iſt mir wieder entfallen.

Zweiter Künſtler.

Ich bin überhaupt nicht recht klug daraus geworden.

Zweite Künſtlerin.

S'iſt ganz abſcheulich.

Erſte Künſtlerin.

Hat Sie's geleſen?

Zweite Künſtlerin.

Nein, was ich davon höre.

Gimpel.

Und was er für ein ſchlechtes Franzöſiſch ſchreibt, das hätt' ich nimmermehr geglaubt.

Vierter Künſtler.

Verſtehen Sie franzöſiſch?

Gimpel.

Bewahre Gott, aber der Doktor ſagts ja.

Bramarbas.

Ein deliciöſer Kerl, der Doktor!

Erſter Künſtler.

Wie er alles hervorſucht, um dem Erbfeind beizukommen. Bald ſtreicht er ihn ſchwarz an, bald macht er ihn lächerlich — Das iſt juſt *mein* Schlag.

Zweiter Künſtler.

Und wie er alte dreißigjährige Geſchichten wieder aufzuwärmen verſteht!

Künſtlerin.

Küßen möcht' ich ihn.

Vierter Künſtler.

Ich hab' es wohl bemerkt, daß Sie lezthin auch dem *Erzfeind* gar zärtlich die Hand drückten.

Künſtlerin. (thut als ob ſie roth würde.)

Hm! das geſchah aus Höflichkeit.

Zweite Künſtlerin.

Nein nein, das geſchah, weil Sie mir eine Rolle wegfiſchen wollte.

Erſte Künſtlerin.

Reden Sie nicht ſo dumm, das verbitt ich mir.

Vierter Künſtler.

Mag ſeyn, wie ihm will, aber gethan haben Sie es doch.

Erſte Künſtlerin.

„Das ſpricht der Neid aus Ihnen, es zeigen's Ihre Mienen."

Vierter Künſtler.

Der Neid?

Erſte Künſtlerin.

Weil Sie den unerhörten Liebhaber bei mir ſpielen, wiſſen Sie's?

Vierter Künſtler.

Haben Sie wirklich *unerhörte* Liebhaber?

Künſtlerin.

Grober Menſch! — Ich habe Liebhaber, wie Sand am Meer, ich darf mich kaum ſehen laſſen, ſo laufen ſie mir nach auf allen Tritten und Schritten; wenn ich aber auch keinen einzigen hätte, ſo kämen *Sie* doch nicht daran — fahren Sie ab, fahren Sie ab!

Ein Vernünftiger.

Beruhigt euch, Kinder! wir haben alle unſer Scherflein beigetragen, die Damen waren mechantirt, und *wir* begeiſtert. Wir haben gelobt aus Leibeskräften, und nun läſtern wir aus Leibeskräften. Das Dings macht mir Spaß, drum bin ich mit dabei.

Bramarbas.

Ob er mit dabei iſt, oder nicht, das tritt der Katze den Schwanz nicht ab.

Alle.

Hohoho — hihihi!

Erſte Künſtlerin.

Er iſt immer ſo vorlaut, will uns immer hofmeiſtern.

Vernünftiger.

Warum ſeyd ihr der Ruthe noch nicht entwachſen?

Bramarbas.

Rede der Herr nicht ſo dumm, oder ich geb ihm eins auf's Dach.

Vernünftiger. (ſchlägt zu.)

Dummer Junge, da *hat* er eins auf ſein ungewaſchnes Maul!

Alle Künſtler.

Donner, Hagel und Wetter, weißt ſie auseinander!

(Es regnet Püffe.)

Erſte Künſtlerin.

Recht iſt ihm geſcheh'n, das hat er in der letzten Vorleſung an mir verdient.

Zweite Künſtlerin.

Hehehe, ich weiß ſchon; wie Sie philoſophiſch und romanhaft zuſammenmengte.

Erſte Künſtlerin.

Geht Sie das was an?

Zweite Künſtlerin.

Nur nicht ſo ſchnippiſch, hier giebt's keine Rollen wegzufiſchen.

Erſte Künſtlerin.

Dumme Gans!

Zweite Künſtlerin.

Was? i Gotts Kreuz-ſapperment! (ſteckt ihr eins.) Da hat Sie was auf ihren Schnabel.

(Kriegen ſich bei den Köpfen.)

Künſtlerinnen. (ſchreien und weinen.)

Ach Herr Jeſus! zu Hilfe! ſie bringen ſich um.

Regiſſeur. (tritt ein.)

Ruhe, Ruhe, meine Herrn und Damen! was iſt das für ein Diſput? — Müßen man artig ſeyn und geben Frieden.

Einige. (fahren ihm über's Maul.)

Regiſſeur.

Zur Ordnung, zur Ordnung, ſonſt muß ich die Geſetze verleſen laſſen.

Witzling.

Die engliſche Aufruhrs-Akte.

Alle. (lachen.)

Regiſſeur.

Recht ſo; nun geben ſich man die Hände und verſöhnen ſich hübſch wieder.

Künſtlerinnen.

Ich kann niemand was nachtragen.

Künſtler.

Ich lege niemand was in den Weg.

(Reichen einander die Hände.)

Regiſſeur.

Bravo, braviſſimo!

Witzling.

Eiligſt gehört, und ſchleunigſt vertragen!

(Brüderliche und ſchweſterliche Umarmungen.)

Chorus.

In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht ꝛc.

Ende der zweiten Abtheilung.

III. Abtheilung.

(Zimmer des Volksfreunds.)

D. Ludwig. (am Schreibtiſch.)

Sic eunt fata Cominum, ach giengen ſie doch nicht ſo krumm! — Aber die unſrigen gehen trefflich, beim hellen Teufel, ſie gehn gut! Unſre Parthei wächſt täglich und ſtündlich, unſre Subſkribenten mehren ſich, Britten und Franzoſen, Spanier und Italiener machen Auszüge aus unſern politiſchen Fulminations-Predigten, und unſer Widerſacher liegt in den lezten Zügen. Sterben ſoll er noch nicht, damit wir deſto länger kämpfen, und auf dem Kampfplaz länger triumphiren. Wenn wir mit dieſem fertig ſind, dann kommen etwelche Potentaten daran. Pah! die Völker müßen thun was wir wollen, denn wir ſind die Stimme des Volks, und die Fürſten müßen den Völkern gehorchen. Darum haben ſie gefochten, darum haben ſie geblutet — für die Schriftſteller, und die Schriftſteller haben gehungert, ſo lange das Reich des Deſpotismus währte, wenigſtens die politiſchen. Das war die Zeit der ſieben magern Kühe.

Profeſſor. (tritt auf.)

Wiſſen Sie was neues, mein Beſter? — unſer Naturphiloſoph hat den Prozeß verloren.

D. Ludwig.

Donner und Doria! — ſind die Regenten toll! — Wie lautet das Urtheil?

Profeſſor.

Feſtungsarreſt und Bezahlung der Gerichtskoſten.

D. Ludwig.

Der Kerl iſt werth, daß man ihn verkehrt auf einen Eſel ſezt und ihm den Schwanz in's Maul giebt, wenn er das leidet.

Profeſſor.

Er hat ſich linkiſch benommen.

Da ſind zum Beiſpiel die Hirngeſpinnſte,
Die ſogenannten ſchönen Künſte:
Die dürften nun finden gar nicht ſtatt,
Denn vom Schönen wird niemand ſatt,
Gebraucht' ich nicht zu Handlangern ſie
Bei meinen Fabriken und Induſtrie.
Man liebt jetzt nur vernünft'gen Discurs,
Drum kam die Poeſie außer Curs.
Ich weiß die Phantaſie zu kuranzen,
Muß nach der proſaiſchen Pfeife tanzen.
Den Sittlichkeits-Ring in die Naſe gelegt,
Die Füß' im Tact der Decenz bewegt.
Das wird der feine Geſchmack genannt,
Den die rohen Alten nicht gekannt.

Junge.

O du Erzfeindin alles Großen!
Vom Schönen und Edlen ausgeſtoßen!
Zu lang hab' ich dich angehört,
Und würde zuletzt noch gar bethört.
Du läſterſt die Natur und Gott,
Und Recht und Freiheit ſind dir Spott,
Zögſt gern hinab in deine Vernichtung
Die ſchöpferiſche Kraft der Dichtung,
Kraft deren wir alle leben und weben
Und nach unendlichem Daſein ſtreben.
Statt deſſen rühmſt du deinen Bettel:
Ich will dich erdroßeln, du garſt'ge Vettel!

ſpringt aus der Wiege.

Alte beiſeit.

O Himmel, wie wird ſie groß und ſtark!
Mir geht ein Graun durch's innerſte Mark.

D. Ludwig.

Wie kann man aber auch einen Naturphiloſophen vor Gericht fordern?

Profeſſor.

Was verſteht ein Naturphiloſoph vom Rechtsgang?

D. Ludwig.

Von Juriſten-Gemächten? — daß ich mich ſeiner eignen goldnen Worte bediene.

Profeſſor.

Er hat ſich wie ein unſchuldiges Kind gehabt, das die Windeln vergeldet.

D. Ludwig.

Läßt ſich denken; wie eine Memme, wie eine alte Heulh — e! — (auf und ab mit großen Schritten.) Und die Völker Deutſchlands ſtehen nicht auf? ergreifen nicht die Waffen? (Reißt die Fenſter auf.) Hört es, ihr Söhne Thuiskons! man tritt eure Rechte mit Füßen. — Alles ſtill und ſtumm, kein Stein will ſich regen. Hahaha! — „kein freier Aderſchlag in Barbaroſſas

En-

Enkel!" — Wohl, ſo will ich für ihn die Waſſen führen. Ich bin ſein Anwald, ſein Teufels-Advokat, wie es die Römer nennen. Ich fordre die Geſetze in die Schranken. Mir nach, wem noch ein deutſches Herz an deutſche Rippen ſchlägt!

Naturphiloſoph. (Vorige.)

Profeſſor.

Lupus in fabula.

Naturphiloſoph.

Ja, lupus in der Fallgrube. (Trocknet ſich den Schweiß.) Sie haben mir die Hölle heiß gemacht.

D. Ludwig. (küßt ihm die Tropfen von der Stirn.)

Armes Kind der Natur! — und wie du ausſiehſt, beſtäubt bis über die Ohren, den Bart fingerslang.

Naturphiloſoph.

Die Naturphiloſophie bekümmert ſich den Henker um die Toilette. Was machen unſre Damen?

Profeſſor.

Sie ſenden dir den Friedensgruß, und freuen ſich, mit dir den Hals zu brechen.

Naturphiloſoph.

Das wollen wir doch bleiben laſſen. Lieber mögen mir Kräuter ſammeln und auf allen Vieren gehn. — Gebt mir einen Tropfen Waſſer.

D. Ludwig.

Waſſer? — hier iſt Bier, Bier — ächtes Ziegenhainer, es ſchäumt, wie Champagner.

Naturphiloſoph. (trinkt.)

Es lebe die Preßfreiheit!

D. Ludwig.

Daran erkenn' ich deinen deutſchen Heldengeiſt.

Profeſſor.

Den großartigen Geiſt der Zeit.

Naturphiloſoph.

Ja, den Teufel auch! mir iſt verflucht flau geworden. Dem Himmel ſey Dank, ich habe mich durchgelogen. Das verdank ich der Mutter Naturphiloſophie, dem erhabenen Geiſt unſers großen Meiſters **Schelling**, der mir zur Seite ſtand. Sie haben mich endlich mit einem kurzen Arreſt und einer lumpigen Geldbuße durchwiſchen laſſen.

D. Ludwig.

Du biſt eine Memme, wenn du gehſt, ein Schuft, wenn du bezahlſt.

Naturphiloſoph.

Ach nå nå, lieber Schatz, damit kommen wir nicht durch. Ich merke wohl, in der civiliſirten Welt geht's anders zu, als auf den Naturſteppen. Sie führten mich durch ein ſchmales Pförtchen, das Pförtchen ſchloß ſich hinter mir zu, und gleich neben an war der Pallaſt des Zwangs-Rechts, da herrſchte Heulen und Zähnklappern, Kettengeraſſel und armer Sünder Geruch.

D. Ludwig.

Wär' ich nur mitgegangen! „ich wollt' ich wäre mit dabei geweſen!" Aber da mußt' ich wieder eine Lanze mit dem literariſchen Landvogt brechen, und ſo unterblieb es.

Naturphiloſoph.

Das iſt eben ſo ſchlimm, Kinder, daß ihr euch immer zurückzieht, wenn's zu Thaten kommt.

Profeſſor.

Seyd nicht ungerecht, Profeſſor! Worte ſind unſre Thaten.

D. Ludwig.

Wohlgeſprochen, alter Maulwurf.

Naturphiloſoph.

Ich ſag's euch, ſie heizten mir eine Inquiſition ein, daß, wär't ihr zugegen geweſen, ich euch zugerufen hätte, wie Montezuma auf glühendem Roſt dem Kaziken: „lieg' ich denn auf Roſen?

D. Ludwig.

Teufel!

Naturphiloſoph.

Nur Geduld, die Reihe wird auch an dich kommen; es iſt an der Zeit.

D. Ludwig.

Sind ſie raſend?

Naturphiloſoph.

Ich habe ſchon munkeln gehört. Was wollt ihr ſagen? — Hat nicht bereits der geträtſchige Korreſpondent das Verbot des Volksfreundes notifizirt, und eure Flucht nach den brittiſchen Inſeln?

D. Ludwig.

J da ſoll ja der Kerl die Schock Schwer-Noth kriegen!. (Greift nach der Feder.)

Naturphiloſoph.

Nicht ſo hitzig, hör' nur zu. Ihr ſollt euch im Ernſt über den Auszug des Bulletins defendiren. Eure Freunde laſſen euch ſogar warnen, auf der Hut zu ſeyn, daß euch nicht aufhebt ein böſer Wind in dieſem ſtürmiſchen Jahre, und auf den Zobelfang transportirt.

D. Ludwig.

Lirum larum! Hahaha! mit den Schwänzen wollt' ich ſie zuſammenbinden. Laßt ſie kommen, laßt ſie kommen; ich habe Kraft in mir, es mit dem Teufel aufzunehmen. In dieſem kleinen Hauſe wohnt ein großer Geiſt.

(Es wird geklopft, er fährt zuſammen.)

Stille! galt das uns? — (drängt ſich zwiſchen beide.) Einen für Alle, und Alle für Einen, das ſey unſer Loſungswort.

Naturphiloſoph.

Die ächte Conſolidirung der Philoſophie der Natur.

Pedell tritt ein und überreicht ein Schreiben.

D. Ludwig erbricht und lieſt.

Profeſſor.

Du entfärbſt dich? du wirſt blaß? — was haſt du?

D. Ludwig.

„Menſchen, Menſchen! heuchleriſche Krokodillenbrut!“ — Volksfreunde — Patrioten! — Geh er, mein Freund, es iſt gut. Meinen ſchönen Empfehl an den Rector Magnificus.

(Pedell ab.)

D. Ludwig.

Es hat ſeine Richtigkeit, ich muß mich ſtellen, dem Fürſtenknechte gegen über, dem Vertheidiger der kannibaliſchen Leibeigenſchaft! Das empört mich, das macht mich ſchäumen vor Ingrimm. (Knirſcht mit den Zähnen.) Pfui, es wird mir ganz warm.

Profeſſor.

Faße dich, Dokterchen, ſetz' dich. Hier iſt ein Bogen des literariſchen Wochenblatts, riech' daran, daß du wieder zu Kräften kommſt. (Hält es ihm vor.)

D. Ludwig wirft einen Blick darauf.

Ha! verdammter Unſinn! — „Beſchränkte Preßfreiheit" — das Wort weckt alle meine Geiſter wieder auf. Ich muß hin. Ich werde dort ſeyn, und wenn ſo viel Teufel da wären, wie Ziegel auf den Dächern. — Heda!

Aufwärterin kommt.

Was befehlen Sie?

D. Ludwig.

Beſtell' ſie mir einen Philiſtergaul — he! erſt ſchnall' ſie mir die Sporen an.

(Aufwärterin thut es.)

Sackerlot, das iſt ja einwärts! (Giebt ihr eine Horbel.)

Aufwärterin.

Das laß ich in den Reichsanzeiger drucken.
(Geht flennend ab.)

D. Ludwig.

Dummes Menſch! nicht einmal ein paar einfältige Sporen kann das Volk anſchnallen. Sie müßen Freunde und Vertreter haben, ſonſt gehen ſie zu Grunde.

Naturphiloſoph.

Ich kann's aber auch nicht, lieber Schatz.

D. Ludwig.

Du biſt ein Naturphiloſoph, und brauchſt dergleichen Schnickſchnack nicht. Wir aber müßen ſtets geſattelt und beritten ſeyn. Profeſſor der Politik, komm her, und rüſte mich zum Kampfe.

(Während es geſchieht, deklamirt er folgendes:)

„Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen,
ihr Muſen,
Zum Ritt in's alte romantiſche Land!“

Profeſ=

Profeſſor.

Politiſche, hätteſt du ſagen ſollen.

D. Ludwig.

Ich wee's die Schw — th was ich ſage; ich bin fuchswild, ſoll mich die Peſtilene holen. (Geht ritterlich umher.) Nun kommt an! ich will euch ein paar Worte eines Nichtjuriſten in die Ohren donnern, daß ihr Baumöl ſchwitzen ſollt. Ich will euch ſchikaniren, daß kein Hund ein Stück Brot von euch nimmt.

Profeſſor.

Recht ſo.

D. Ludwig.

Ich will reden, ich will ſchreien, nä ſchreien will ich nicht; aber reden, wie Fox, Burke und Sheridan. Ha! ein Parlament müßen wir haben, ein Unterhaus, wenns zuweilen im Oberſtübchen ſpukt. Da kann ſich ein großer Geiſt, ein ächter Volksfreund zeigen. In den Koth mit der Oppoſition! nieder mit den Sklavenmäklern! — und ihr, o Geiſler jener erhabnen Volksvertreter,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Will ſehn, ob Trug mir möchte glücken,
Vielleicht den Hitzkopf zu berücken;
Sie iſt, ſo grob und wild ſie thut,
Doch voll von albernem Edelmuth. —
Ach liebes Kind, du brichſt mir's Herz;
Hühühü! welch ein bittrer Schmerz!
Es iſt mir gar nicht um mein Leben,
Das wollt' ich dir gern aus Liebe geben;
Aber daß ich, in meinen alten Jahren,
Eine ſolche Schmach noch muß erfahren,
Daß du, meines Leibes wahre Frucht,
Meine einzige Tochter, ſo verrucht
Deiner Mutter den Hals willſt umdrehen:
Iſt was Entſetzlicher's je geſchehen?

Junge.

Halte mich nicht auf mit ſolchen Poſſen,
Ich wär' aus deinem Blut entſproßen.
Ein jeder Tropf' in meinen Adern
Muß mit dir um die Lüge hadern.
Sieh meine Geſtalt, mein Angeſicht,
Sie tragen deine Züge nicht,
Auch räth mir keine innre Stimme,
Die Mutter zu verſchonen im Grimme.
Bereite denn dich gleich zu ſterben,
Ich will dich vertilgen und verderben.

Alte beiſeit.

Nun will ich noch das Letzte verſuchen. —
Tochter, ich pflege ſonſt nicht zu fluchen:
Ich bin deine Mutter, heg' keinen Zweifel;
Wo nicht, ſo ſoll mich holen der Teufel.

deren Stimmen im Unterhaus donnern, wie Bourdalone von der Canzel einſt! ihr, o edle Spafieldianer und Cochraneoner — „umſchwebt mich mit euren himmliſchen Flügeln!" — Auf, meine Freunde, nach der Reſidenz! in 24 Stunden müßen wir dort ſeyn.

(Ab mit den Andern.)

(Freie Reichsſtadt. Leſe-Muſeum.)

(Rings um eine große, mit Zeitſchriften und Journalen angefüllte, Tafel ſitzen Mitglieder verſammelt. Sie ſchmauchen Taback und leſen die Zeitungen; faſt alle haben Brillen auf.)

Erſter Leſer.

Er macht's zu toll, der literariſche Zeitungsſchreiber. Er zieht gegen die ganze Welt zu Felde.

Zweiter Leſer.

Mei! ſ'iſt nit mehr auszuhalte — Kellner, ein Schêppche!

Dritter Leſer.

Ich glaub alls, er hält's mit dene Jude.

Vierter Leſer.

Kriegſt die Kränk!

Erſter Leſer.

Er hat ſchon allerhand Geſtalten angenomme, der; warum ſollt' er ſich nit auch einmal beſchneide laſſe?

Zweiter Leſer.

Die Volksfreunde werde ihn bald kurz genug beſchneide.

Dritter Leſer.

Ei ja, der Doktor Ludwig; potz Höll' Sackerment, das iſt ein ganzer Kerl, dees.

Vierter Leſer.

Der frißt einen Krönungsochſen auf mit ſammt dene Hörner.

(Zwanzig anſehnliche und zwanzig unanſehnliche Mitglieder treten herein. An ihrer Spitze der Secretarius und ein geiſtlicher Herr, als Vorſtand. Sämmtliche Leſer erheben ſich, legen die Pfeifen weg, und machen Verbeugungen.)

Der Vorſtand giebt Befehl, das Billiardzimmer zu verſchließen.

Secretarius nimmt das Wort.

Meine Herren! — wir erſcheinen hier in ihrer allerſeitigen, hochanſehnlichen Mitte, angetrieben von dem Geiſt der Zeit und den völkerthümlichen Bedürfniſſen des deutſchen Staatskörpers, ſo wie auch nicht minder von dem Unfug jenes literariſchen Zeitblättlers, den wir Alle kennen, um Ihnen dieſe von 40 reſpektiven Mitgliedern unterzeichnete Motion vorzulegen, worüber ich stante pede und in continenti Ihre Willensmeynung vernehmen und den Beſchluß ad protocollum nehmen werde, ſo bald der hochwürdige und ehrenveſte Vorſtand die Flügel ſeiner Beredtſamkeit wird erheben und Ihnen ſammt und ſonders in ächtdeutſchen Kern- und Kraftausdrücken unſre philantropiſchen Geſinnungen an den Tag gelegt haben wird. — Kellner, ein Schöppche!

Alle. (verbeugen ſich.)

Vorſtand. (räuſpert ſich verſchiedene mal, ſchneuzt ſich dann und nimmt bedächtlich eine Prieſe.)

Meine Herren! — uns Allen iſt bekannt, wie weit jener undeutſche Zeitblättler ſein undeutſches Unweſen unziellos treibt, deſſen in ſeinem über die deutſche Literatur herausgegebenen politiſchen Blatt ausgeſprochne Tendenz auf den Umſturz der ehrwürdigſten Grundſäulen unſrer deutſchen Verfaſſung, in grundloſen Urtheilen mit keckhafter Anmaßung abzweckt. Er, der vor ausländiſchen, nicht etwa heimländiſchen, Fürſten und Regenten händelnd, ich könnte ſagen käzzelnd, ſchwänzelnd und ſcherwenzelnd, doch es ſey genug an jenem deutſchen Kern — und Markwort — mit dem Schweif wedelt; der durch ſelbſtiſche Urtheile und Verketzerungen, oder vielmehr Anſchwärzereien, jeden Falls aber ſpionirende Spürberichte, Gelegenheit giebt, den deutſchen Geiſt zu mißkennen, verkennen und nichtkennen ꝛc. ꝛc. Als haben ſämmtliche unterfertigte Mitglieder in dieſem ſchriftlich verfertigten Aufſatz laut beigefügter Anerkennung ihr verwerfendes Urtheil aus berührten Gründen zu bethätigen und gemeinſinnig auszuſprechen ſich verlauten laſſen mögen. Worüber demnach und nach herkömmlicher Weiſe die Stimmen zu ſammeln und ſämmtliche Unterſchriften der mitgetheilten Akte beizufügen ſind. — Dixi. — Ein Schöppche, Kellner!

Ein Leſer. (heimlich zum andern.)

Was hat der Vorſtand geſagt?

Zweiter Leſer.

Stille nur, wir werden's ſchon erfahre.

Alle.

Unterſchrieben, unterſchrieben!

Secretair. (lieſt den Antrag auf die Verwerfung des Wochenblatts vor. Mitglieder unterzeichnen.)

Einer.

Jedoch mit der Bemerkung, daß dieſes Wochenblatt zwar ausgeſchloſſen, aber doch beibehalten, und zwar künftig nicht mehr auf dieſen hochanſehnlichen Tiſch, ſondern vielmehr unter ſelbigen gelegt werden möge.

Alle.

Angenommen, angenommen.

Ein Andrer.

Potz Höll' Sackerment! wie wird man's aber leſen können, wenn's da unte liegt?

Vorſtand.

Fiat experientia!

Ein ſchmächtiger Leſer.

Da ſitz' ich ſchon. (Lieſt und kriecht wieder hervor.) Das geht ja wie geſchmiert.

Ein dicker Herr.

Will's auch einmal verſuchen. (Schiebt ſich mit vieler Mühe unter den Tiſch.) Ja potz Kränk, ich hab' meine Brille vergeſſen, und da kommt was Franzöſiſches — ein andermal. — Kriegſt die Kränk, ich kann ja nicht mehr unterm Tiſch hervor — ſo helft mir doch, ihr Herren, ich erſticke ſonſt.

Alle. (lachen.)

Bravo, bravo!

Mehrere. (ziehen ihn bei den Beinen hervor.)

Dicker Herr.

Au weh! meine Perücke! hol mir doch Einer die Perücke, ſie iſt an einem Nagel hängen gebliebe.

Alle.

Abſalon! Abſalon! — bravo, bravo!

Dicker Herr.

Ich bedanke mich — uff uff uff! da drunte ſieht mich keiner mehr.

Vorſtand. (gravitätiſch.)

Alſo beſchloſſen und beſtätigt, meine hochachtbaren Herren?

Alle.

Beſchloſſen und beſtätigt, hochwürdiger Vorſtand. — Wein her! Wein her! — Ein Schöppche achter! — Ein Schöppche eilfer! — Ein

Schöppche ſiebezehner! — Kometenwein! Kometenwein!

(Es wird gezecht und diſputirt.)

(Arbeitszimmer des deutſchen Mannes.)

Herr von Auguſt. (mit Zeitungsblättern umgeben. Nachher Bedienter.)

Was ſoll ich thun, was ſoll ich laſſen?
Wie ſoll ich's rechte Ende faſſen?
Sie ſtürmen links und rechts auf meinen Scheitel,
Mißgönnen mir das Honorar im Beutel.
Ich weiß vor Arbeit nicht wohin,
Ich weiß vor Angſt nicht wo ich bin.
Deutſche Brüder ſammt den Schweſtern
Toben, ſchimpfen, ſchmähen, läſtern —
Ha verdammtes Pack und Plack!
Jeder ſinnt auf neuen Schabernack —
Aber ich will muthig ſtehen,
Sollt' der Erdball untergehen.

Bedienter. (ſagt ihm was in's Ohr.)

Auguſt.

Warum ſprichſt du nicht laut, Schlingel?

Bedienter.

Ich glaubt' es wäre jemand da, weil ich Sie reden hörte.

Auguſt.

Sag' ihr, ich kann nicht abkommen, vor Mittags nicht. Ich habe alle Hände voll zu thun, ich muß leſen, ſchreiben, fechten — geh in's Teufels Namen!

(Bedienter ab.)

Ha! alles Unglück ſtürzt auf mich zuſammen!
Krank iſt ſie, krank? — ich kann ihr doch nicht helfen,
Denn ich muß ſchreiben, ſchreiben, rechten,
Und gegen tück'ſche Buben mich verfechten.
O Bahrdt, o Bahrdt! — o Huber, Huber! —
Ehrwürd'ger Knigge, hätt' ich deinen Umgang
Mit Menſchen beſſer vormals doch ſtudirt,
Und wär' in ſeinen Geiſt nur tiefer ein —
Gedrungen! — Doch darüber ſchriebſt du nichts,
Wie man mit Dieben eines Manuſkripts
Umgehn ſoll — nein, das vergaßeſt du!

Bedienter. (bringt ein mit Bleiſtift beſchriebnes Blatt.)

Auguſt. (lieſt.)

Schon gut, ſchon gut, ſie ſoll nur ruhig ſeyn.
Ich gehe meinem Schickſal entgegen.

(Bedienter geht.)

Abſtehn ſoll ich vom Schreiben? mich zurückziehn?
Auf meinen Lorbeern ruhn? — das kann ich nicht.
Ich lebe nicht, ſo bald ich nicht mehr ſchreibe.
Nein, ich will ſchreiben bis zum jüngſten Tag;
Und ſtünden ſelbſt die Antipoden auf,
So kämpf' ich gegen ſie mit meiner Feder.

(Holt ein ganzes Bündel Schreibfedern hervor und legt es zurecht.)

Doch überfällt mich ſelbſt, ich weiß nicht wie,
Ich weiß nicht was — eine gewiſſe Schwäche.

(Wirft ſich auf einen Sitz.)

Fürwahr ich bin wahrhaftig etwas krank — !
Hm, hm! — flugs will ich nach dem Doktor ſchicken —
Doktor? — ei pfui! dem Arzte wollt' ich ſagen.
Doch nein, ich hab' nicht Zeit, jetzt krank zu ſeyn,

Junge.
Weil du die Hölle rufſt zum Zeugen,
Muß ich mich ihrem Ausſpruch beugen,
Muß mit dem Todesſtreich noch zaudern:
Wiewohl mich faßt ein heimlich Schaudern,
Ob durch ſolch unauflösliche Kette
Das Schickſal dir verknüpft mich hätte.

Alte beiſeit.
So läßt die Thörin ſich beſchwatzen,
Sie glaubt noch an die alten Fratzen.
Es giebt keinen Teufel, das weiß ich lange,
Drum iſt mir vor ſeinem Holen nicht bange.
Nun hoff' ich noch ſo fort zu regieren
Und ſie am Gängelband zu führen.

Satan tritt ein, ſchnaubt und ſpricht:
Hier bin ich, weil du mich verlangſt.

Alte.
O welcher Jammer, welche Angſt!
Verlangt hätt' ich nach ſolchem Scheuel?
Ich kenn' dich nicht, geh' fort, du Greuel!

Satan.
Ha ha ha! bin ich nicht bekannt?
Und doch, wenn deine Lüſt' entbrannt,
Hab' ich in mancherlei Geſtalten
Als Buhler mit dir zugehalten.
Jetzt zeig' ich dir mich, wie ich bin,
Und fahren mußt du mit mir dahin.
Du haſt Wechſelbälg' an's Licht gebracht,
Worüber Himmel und Hölle lacht.
Dieß Kind hier hatteſt du geſtohlen
Und ſchwurſt, dich ſolle der Teufel holen,

Ein andermal, das nächſte Jahr, wenn ſich
Das böſe Ding, will's Gott, verblutet hat;
Jetzt muß ich ſchreiben — ha! ein göttlicher
Gedanke! — ja beim Himmel, ich will ſchreiben,
Schreiben will ich, und mein Motto ſey:
„Scheue niemand, rede frey!“
(Macht ſich drüber her.)

(Kaffeehaus.)

Kannegieſſer und Gäſte (verſchiedner Art. Im andern Zimmer Billiard- und Kartenſpieler, in der Folge finden ſich Muſikanten ein.)

Alter Kannegieſſer.

Nein, die Zeitungen ſind jetzt ſo trocken und mager, wie ſchwediſche Heringe, ſind's Leſens nicht mehr werth.

Zweiter.

Ich leſe ſie gar nicht mehr, ſ'iſt pur dummes Zeug. Kein Krieg, keine Schlachten, keine Niederlage, nichts, gar nichts. Der langweilige Schnack, den ſie da am Bundestag verbringen.

macht einen ſchläfrig. Da iſt kein Sinn und kein Verſtand drin.

Dritter.

Und ſie kommen nicht zu Stande.

Vierter.

Nä, in dieſem Leben nicht.

Erſter.

Die Engländer ſind auch mäuschenſtill.

Zweiter.

Sie haben kein Geld nicht.

Vierter.

Und die Franzoſen reden von nichts, als ihrer Preßfreiheit.

Gelbſchnabel.

Ei das iſt jezt die wichtigſte Angelegenheit des Menſchengeſchlechts.

Gewürzkrämer.

Wenn die Menſchen kein Geld haben, ſo werden ſie von der Preßfreiheit auch nicht ſatt.

Kannegieſſer.

Wahr geſprochen, Herr Nachbar.

Superkluger.

Jezt muß man den Volksfreund leſen —

Unpartheyiſcher.

Und das literariſche Wochenblatt.

Brutaler.

Zum Teufel mit Ihrem Wochenblatt! das muß aufhören.

Hitzköpfe.

Aufhören muß es.

Ignorant.

S' iſt ein Spott und eine Schande für die Menſchlichkeit.

Unpartheyiſcher.

Das ſeh ich eben nicht ein.

Brutaler.

Sie ſind kein Patriot.

Unpartheyiſcher.

Es kommt darauf an, wie Sie das verſtehn.

Brutaler.

Ich verſtehe, daß Sie nichts verſtehen.

Ignorant und ſein Anhang lachen.

Superkluger.

Der Volksfreund iſt der Verfechter der Menſchenrechte. — Heut iſt er hier, er hat Termin gehabt.

Einige.

Vielleicht kommt er her — herrlich, herrlich!

Unpartheyiſcher.

Wenn er nur nicht ſo ſchrie und ſchimpfte, ſo möchte alles hingehn.

Superkluger.

Der ſchimpft nicht, aber das literariſche Wochenblatt ſchimpft.

Brutaler.

Was! Sie ſchimpfen den Volksfreund einen Buben?

Unpartheyiſcher.

Ich habe kein Wort davon geſagt.

Ignorant.

Sie ſagten eben, er ſchrei und ſchimpfe.

Unpartheyiſcher.

Das wiederhol ich.

Ignorant.

Wenn Sie ſagen, er ſchimpft, ſo heißen Sie ihn einen Buben, und das heißt geſchimpft.

Unpartheyiſcher.

Das iſt mir zu hoch.

Superkluger und Brutaler.

(Lachen hämiſch.)

Ignorant.

Buben ſchimpfen.

Unpartheyiſcher.

Sie haben eine nagelneue Logik.

Ignorant.

Bleiben Sie mir mit Ihrer Logik vom Hals, ich ſpiele keine Karten.

Die Gegenparthei (lacht beſcheiden.)

Brutaler.

Worüber lachen Sie, meine Herren?

Ein Unruhiger.

Ueber einen Narren.

Brutaler.

Donner und Wetter, wer iſt ein Narr?

Unruhiger.

Ziehen Sie den Narren auf ſich?

Ignorant.

Ich zieh's auf mich! Gott — ſchock —

Brutaler.

Schlagt zu, ſchlagt zu! in Gottes Namen.

Kannegieſſer und andre Gäſte ſtehen auf.

Brutaler.

Gehn Sie nicht weg, meine Herren, Sie müſſen Zeugen ſeyn.

Ein Gaſt.

Wer will uns das verwehren?

Brutaler und ſeine **Parthei** greifen nach den Stöcken.

Wir, wir! er hat uns geſchimpft.

Zweiter Gaſt.

Was kümmerts mich?

Brutaler.

Sie ſind ein Eſel!

Zweiter Gaſt.

J Donner und Hagel, hier iſt man ja ſeines Lebens nicht mehr ſicher.

Kannegieſſer.

Der vermaledeite Volksfreund!

Hitzköpfe.

Herr, widerrufen Sie auf der Stelle!

Brutaler.

Das müßen Sie, Sie haben die Volksfreiheit geläſtert.

Ignorant.

Die Preßfreiheit.

Kannegieſſer.

Fahren Sie mir nicht ſo vor der Naſe herum.

Ignorant.

Was geht mich Ihre Naſe an?

Kannegieſſer.

Sie haben Stroh im Kopf, mit Ihnen red' ich nicht.

(Mehrere aus dem Spielzimmer ſind herzugetreten.)

Ignorant.

Ein Strohkopf bin ich? Ich wär' ein Strohkopf? — Sie alter Krückenſtößer!

(Hebt den S[illegible]ck auf.)

Einige Gäſte. (greifen nach ihren ſpaniſchen Röhren.)

Nun wird mir's zu toll.

Brutaler.

Prügeln wollt ihr uns? — Schlagt zu, meine Herren, ſchlagt zu! (Sie keulen drauf los.)

Wirth,
(ein dicker, dummer, aufgeblaſener Knirps, kommt dazu.)

Geben Sie Ruhe, meine Herren, geben Sie Ruhe! Wer am wenigſten verzehrt, den werf ich hinaus.

(Kellner ſalvirt die Gläſer.)

(Die Kämpfer treiben einander in das Billiardzimmer hinaus. Es geht drunter und drüber. Einige, die keine Stöcke haben, bemächtigen ſich der Queu's und Maſſen. Die Spieltiſche werden umgeworfen, die Hunde rebelliſch, ſie bellen wie beſeſſen und fahren den Herren in die Beine.)

Doktor Ludwig. (tritt rüſtig herein.)

(Die ganze Gruppe ſteht wie verſteinert. Die Ruhigen ziehen ſich nach und nach zurück, die Stänker werfen endlich ihre Waffen weg und ſtürzen frohlockend auf ihn zu.)

Die ganze Parthei.

Heil, Heil unſerm Schutzpatron!

Einige.

Dem Vertheidiger der Volksfreiheit!

Andre.

Der Preßfreiheit!

Mehrere.

Dem Würger des Erzfeindes!

D. Ludwig.

„So wahr meine Seele lebt, ich will euch nicht verlaſſen!“ — und wenn der Teufel auf eenem Oge (Auge) blind würde.

Alle.

Hoſianna, der da kommt im Namen des Herrn!

Wofern es nicht dein Schooß geboren;
Du ſiehſt, die Hölle hat gute Ohren.
Junge.
Dank ſagen muß ich ſelbſt dem Böſen,
Daß er mich will von ihr erlöſen.
Satan.
Ich hatte lang' auf dich gepaßt,
Jetzt hab' ich dich feſt am Kragen gefaßt.
Alte.
Ach, ſolch Verfahren nicht beſteht
Mit Aufklärung und Humanität.
Satan.
Schweig, du biſt mein, für deine Frevel
Will ich dich braten in Pech und Schwefel.
Satan führt das alte Jahrhundert ab.
Junge.
O habet Preis, ihr himmliſchen Mächte!
Ich hoffte kaum, daß ich's vollbrächte:
Allein nach eurem Wollen und Fügen
Hilft ſelbſt das Böſe dem Guten ſiegen.
Die Alte hat mich ſo ſehr geſtört,
Das Beſte was ich wollte verkehrt;
Ich fühlte mich beengt, bedrängt,
Gewicht und Bande mir umgehängt!
Nun kann ich mit neu lebendigem Regen
Zu kühnen Thaten mich friſch bewegen.
Doch ach! mir ſelber unbekannt
Geworfen an des Lebens Strand,
Darf ich, ihr Hohen, in Demuth bitten,
Mich weiſe zu lenken auf meinen Tritten?

(Unter den Fenſtern wird ein Ständchen gebracht.)

D. Ludwig. (reißt die Fenſterflügel auf und ſtreckt ſich mit Würde hinaus.

(Man hört rufen: Es lebe unſer Freund und Bruder, Doktor Ludwig! hoch!)

D. Ludwig.

Ich danke Ihnen, meine Herren, mit tiefgerührtem Herzen.

Volksfreunde. (von oben.)

Kommt herauf! kommt herauf! Volksfreunde und Patrioten!

(Sie ſtürmen herauf und herein, die Muſik ſpielt unten fort.

Einige.

Wein her! Wein her!

Andre.

Würzburger, Würzburger.

Viele.

Neuenburger, Neuenburger!

(Bänkelſänger ſind hereingetreten.)

D. Ludwig.

Muſikanten, ſpielt auf!

Kellner.

Hier iſt Würzburger — hier iſt Neuenburger.

Alle.

Chorus!

(Sie ſtimmen an:)

Am Rhein, am Rhein ꝛc.

(Die Muſikanten im Zimmer begleiten den Chor, der endlich in eine wilde Tanzmuſik übergeht. Der Wächter ruft: Hört, ihr Herren und laßt euch ſagen. ꝛc. Die Zecher ſchleichen Truppweiſe in die kleinen Winkelgäßchen, der Wirth findet den andern Tag eine vollbeſchriebne Tafel.)

Ende der dritten Abtheilung.

VI. Abtheilung.

(Im Hauſe des deutſchen Mannes.)

Herr von Auguſt.

Es iſt geſchehn um meinen Nachruhm, um meine Unſterblichkeit! Sie zerreiſſen mich, ſie zerſtückeln mich, ſie ziehen meiner Ehre die Haut über die Ohren. Einige behaupten gar, ich hätte nie eine literariſche Ehre gehabt. Und wenn die heilloſen Buben ſich nur mit der Zerſtörung meiner ſchriftſtelleriſchen Ehre begnügten; aber auch meine bürgerliche zerreiſſen ſie zu Fetzen — Gott möge ſie richten!

Bedienter. (bringt ein Zeitungs-Blatt, und geht.)

Auguſt. (nachdem er einen Artikel geleſen hat.)

Iſt es möglich? kann die Verblendung ſo weit gehn? die Mitglieder des Muſeums haben das lite-

literariſche Wochenblatt verworfen! — Ha! die Barbaren, die Gothen, die Vandalen! (lieſt weiter.) Wie? auch auf dem Stapelplatz des deutſchen Buchhandels droht man, es auszuſchlieſſen? — O ihr Undankbaren! — Ich kann nicht mehr. Rache, Rache! Immer lebendige Quelle meines ſprudelnden Witzes, verlaß mich nicht! (Will ſchreiben.) Meine Hand zittert, meine Pulſe fliegen, ich kann die Feder nicht halten. (Läuft die kreuz und quer im Zimmer herum.) Geiſt des ſeligen Ritter Zimmermanns, du raſtloſer Verfolger des unverſchämten Dekter Obereits, hilf mir, den zahnbrecheriſchen Doktor Volksfreund bezwingen. — Gut, daß Gottlieb Merks den Arm gebrochen! Hoffentlich iſt es der rechte. Er räſonnirt zwar linkiſch genug, doch ſchwerlich wird er links ſchreiben können. Wie werden ſie lachen, der alte und der junge Freimüthige! — o ihr Spitzbuben! — Schlegel, beleidigter, tiefgekränkter Mann, deſſen Genie ich verachtet habe, laß deinen und deines erhabnen Bruders Geiſt ausgehen und ſich auf mich herniederſenken! — Unſterblicher Präſes der deutſchen Dichter, du Ariſtoteles des Jahrhunderts, deſſen αυτος εφά den Orakelſprüchen gleich gilt, du, dem ich die deutſche Sprache abgeſprochen habe, — leihe mir die allgewaltige Gefügigkeit deines Styls und deiner Diktion! —

Der Verleger tritt herein.

Bringen Sie mir das Honorar?

Verleger.

Gott bewahre, verehrungswürdigſter Protektor! Es ſind unangenehme Nachrichten mir zu Ohren gedrungen, betreffend das literariſche Wochenblatt. An *einem* Ort hat man es ausgeſchloſſen, am andern droht man, ein gleiches zu thun, die Sucht greift um ſich, denn jeder will was vorſtellen, auf eine oder andre Weiſe, ich muß mich verwahren gegen Nachtheil und Verkürzung.

Auguſt.

Was wollen Sie mit dieſem Schnickſchnack ſagen?

Verleger.

Daß ich hinfüro nicht mehr das bisherige Honorar per Bogen zahlen kann.

Auguſt. (wirft ihm einen Haufen Manuſkripte an den Kopf.)

Sind Sie raſend! Haben Sie getrunken? wie unterſtehen Sie ſich ſo etwas anzubieten?

Verleger. (bückt ſich ſchnell, lieſt ſie heißhungrig auf, und beſchnuppert ſie.)

Bitte tauſendmal um Exküſe, ich meyne nicht die Theatralien, ſondern —

Auguſt.

Zwei Louisd'or mehr müſſen Sie mir künftig geben, wiſſen Sie das?

Verleger.

Du gerechter Gott, du, du! wie ſoll ich das erſchwingen? Sie belieben zu ſcherzen.

Auguſt.

Mit einem Verleger ſcherz' ich nie.

Verleger. (kraꜩt ſich hinter den Ohren.)

Auguſt.

Wiſſen Sie auch warum? — Wir laſſen einrücken, daß grade nach dem Interdikt, an demſelben Ort, die Zahl der Subſkribenten ſich vermehrt habe.

Verleger.

Unvergleichlich!

Auguſt.

Das wird auch anderwärts die Neubegier reizen, und wir gewinnen beide wirklich.

Verleger. (küßt ihm die Hand.)

Ein illuminöſer Gedanke!

Auguſt.

Sind Sie's zufrieden? ſo gehen Sie zum Teufel, denn ich habe mehr zu thun.

Verleger.

Ich verbleibe mit vollkommenſter Hochachtung Ew. Hochwohlgebornen ergebenſter Diener.

(Trollt ſich.)

Auguſt. (allein.)

Das iſt der Fleck, den wollt ihr treffen! — ihr zielt vergebens, ihr ſeyd erbärmliche Schützen.

Bedienter.

(bringt wieder ein Zeitungsblatt.)

Auguſt. (wirft einen Blick darauf.)

Verdammte Klatſchzeitung! (Tritt das Blatt mit Füßen.) Beweiſen ſoll ich, daß die eingerückten Briefe ächt ſind? — Wer fragt nach Beweiſen? jeder wehrt ſich ſeiner Haut ſo gut er kann. Das iſt eben der Vortheil, den ein Zeitungsblatt dem Redakteur verſchafft, daß er alles einrücken kann, was ihm beliebt. Ein armer Teufel, auf den wir andern Gelehrten nach Herzensluſt ſchmähen, kann entweder nicht die Feder führen, oder wenn er's kann, ſo ſteht ihm doch nicht gleich eine Zeitung zu Gebote. Darum wäre freilich die unbedingte Preßfreiheit ſo übel nicht; aber ſie wollen mir an den Kragen, die Teufel, und darum — (mit einem Fauſtſchlag auf den Tiſch.) beſchränkte Preßfreiheit!

Bedienter.

(bringt einige Blätter des Patrioten, und geht ab.)

Ich bin des Todes! — ich zittre, ſie zu öffnen. (Lieſt.) Schändlich, ſchändlich, himmelſchreiend! (Schlägt ſich vor den Kopf und läuft herum.) Lügen, verdammte Lügen! — „Welche Tugend hat er nicht geläſtert?“ — Sie iſt mir heilig über alles. — Daß ich ſchwangre Jungfrauen auf's Theater brachte, iſt das etwa eine Untugend? — „Wéſſen Ehre hat er nicht —“ — Ich halt's nicht länger aus, ich überleb es nicht. (Blickt noch einmal hinein.) Nein, das ruft die Rache der Götter und Menſchen auf! — „nicht aus einem Glaſe mit ihm trinken.“ — Das ſtößt mir's Herz ab. Alle meine Sünden ſtehen wider mich auf, ich erliege unter ihrer Zentnerlaſt.

„Ha, dieſer Menſch iſt un — verbeſſerlich geboren,
Es iſt an ihm der Hop — fen und das Malz verloren —“

Welch ein Gedanke blizt durch meine düſtre Seele, und träufelt Troſt und Lindrung! — Ich will beichten, beichten will ich. Es wird mir leichter, beſſer werden und der Sturm vielleicht vorübergehen. (Klingelt.)

Bedienter kommt.

Geh zu dem Beichtvater unſrer Haushälterin, ich laß ihn bitten, ſich ein wenig herzubemühen.

Bedienter.

Iſt das der griechiſche Kapuziner, der —

Auguſt.

Geh zum Teufel! ich will einen andern ſchicken, du biſt ein Eſel. (Will hinaus.) He! ſetz dich dort hin und ſchreibe mir den angefangenen Auszug da aus dem aufgeſchlagenen Buch vollends fertig.

Bedienter.

Ja, leſen und ſchreiben iſt meine ſchwache Seite.

Auguſt.

Schreib was dir in die Finger kommt, deſto beſſer geräth es oft. Ich habe heut die gehörige Bogenzahl noch nicht zu Stand gebracht.

(ab)

O wär' die Abkunft mir bewußt,
Ich flög' an meiner Eltern Bruſt,
Da wollt' ich mit heiligem Schwur verheißen,
Mich ihrer würdig zu beweiſen.

Die Wolken theilen ſich, der Genius und die Freiheit erſcheinen mit Licht bekleidet.

Der Genius.

Dein Ruf hat ſich empor geſchwungen,
Dein Sehnen iſt zu uns gedrungen:
Für deine Inbrunſt und kindlich Vertrauen
Sollſt du in wahrer Geſtalt uns ſchauen,
Die wir im heiligſten Verlangen
Geheimer Liebe dich empfangen.
Nimm auf die Stirne dieſen Kuß
Von deinem Vater dem Genius;
In deiner Mutter brünſt'gen Armen
Sollſt du zu hohem Thun erwarmen.
Bedenk', du biſt aus himmliſchem Samen,
Aus welchem die alten Heroen kamen.
Glaub' kühn zum Höchſten dich berechtigt,
Und ringe, bis du dich des bemächtigt.

Die Freiheit.

Meine Tochter, die erſte Prüfungszeit
Haſt du beſtanden mit wackerm Streit,
Da deine heuchelnde Pflegerin
Nicht umwenden konnte deinen Sinn.
Deine Eltern hatten dich verlaßen,
Daß du zu dir Muth ſollteſt faßen:
So findet der Menſch ſich ſelbſt mühſelig,
Ringt zur Beſinnung ſich auf allmählich,

(Zimmer des Naturphiloſophen.)

Profeſſor ſtürzt herein.

Philoſoph fährt auf.

Profeſſor.

Wo iſt der Doktor? — Nehmet mich in euren Schutz, ich bitte, ich beſchwöre euch!

Philoſoph.

Was iſts? was giebts?

Profeſſor.

Man will mich prügeln, ich ſoll Prügel kriegen. Mit der Poſt hab ich die Aſſignation erhalten, Brief und Siegel hab ich drauf.

(Zeigt einen Brief vor.)

Philoſoph.

Deſto beſſer, daß Ihr's ſchriftlich habt —

Profeſſor.

Ich ſoll nicht wiſſen, wo ſie hergekommen, und es nicht eher erfahren, bis ſie mir blank und baar aufgezählt werden.

Philoſoph.

Euch ſchützt die Politik und die Naturphiloſophie!

Profeſſor.

Wenn ich aber erſt die Prügel weg habe, ſo nimmt mir ſie weder die natürliche, noch die kritiſche Philoſophie wieder ab.

Philoſoph.

Das hat ſeine Richtigkeit. S'iſt freilich eine kritiſche Sache um eine Tracht Prügel, aber ein akademiſcher Profeſſor muß auf alles gefaßt ſeyn.

Profeſſor.

Und wenn ſie mir den Buckel braun und blau zerſchlagen, ſo weich ich nicht von meinen Prinzipien. Der Adel muß aufhören, die Titel müſſen verſchwinden; den Bauer ziere das Ordensband, er iſt der erſte Edelmann, der Handwerker ſoll das Miniſterium bearbeiten, ſo kriegt es Haltbarkeit, und bärtige Profeſſoren der Akademie die Welt regieren! dann erſt beginnt das goldne Reich des volksthümlichen Deutſchthums, dann erſt wird Deutſchland frei.

Philoſoph.

Du biſt ein ächter Sohn der Natur! (Nimmt ein Glas Bier vom Schreibtiſch, gießt etwas in die hohle Hand und dem Profeſſor auf den Kopf.) Ich taufe dich zu ihrem Jünger. Du haſt die akademiſche Taufe, gleichſam die Nothtaufe, empfangen — du biſt ein Eingeweihter! Gehe hin, und lehre alle Heiden die Preßfreiheit und die Naturphiloſophie.

Profeſſor.

Die Prügel liegen doch ſchwer auf meiner Seele.

Philoſoph.

Ich wollte eben an den berühmten Dramaturgen in Breslau ſchreiben, um ihn in die Zahl unſrer Eingeweihten aufzunehmen.

Profeſſor.

Ha! da fürcht' ich nichts mehr; gern möcht' ich ihn zum Theilnehmer haben. — Laß uns den Dokter aufſuchen.

Philoſoph.

Zu Hauſe iſt er nicht. Ich habe ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen; er wird toben, er wird raſen!

Profeſſor.

Fort! wir werden ihn ja finden.

(Nacht. Kreuzſtraße.)

Der Patriot. (aus einem Bacchanal zurückkehrend.)

Wohl mir, daß ich fort bin! die Kerls machen's auch gar zu bunt. Iſt das nicht ein Saufen und Plärren! Der Kopf geht mir um und um, als hätte mich die Tarantel, oder wenigſtens die *literariſche Biene* geſtochen. Ich werde für meinen Patrioten keinen geſcheiten Gedanken mehr zuſammen bringen. Heil dem Patrioten! dem Volksfreund wollten ſie den Garaus machen, aber gleich dem Proteus verwandelte er ſich in einen Patrioten, und *den* ſollen ſie mir wohl ungehudelt laſſen. Ein Patriot iſt ein furchtbarer Feind. Wo der Volksfreund zwickt, da beißt der Patriot, wo jener grollt, ſchlägt dieſer zu, wo der erſte ſchlägt, zermalmt der lezte. (Sezt ſich auf einen Eckſtein.) Pfui, iſt mir's doch ganz dämiſch im Kopf. Nein, es thut's nicht mehr. Sonſt hab ich ſolche Orgien wohl mitgemacht und den Landesvater gegröhlt und den Hut zerfezt. Wenn ich noch an meine Vaterſtadt denke, und an das lezte ſchauerliche Valet, als ich die Oppoſitionsparthei verließ! — aber man muß endlich anfangen, ernſt und gravitätiſch zu werden, wenn man den Patriotenrock angezogen hat. (Bricht in Thränen aus.) „O du Schloß meines Vaters, o all ihr Eliſiumsſcenen meiner Flegeljahre — dahin, unwiederbringlich verloren! “ — —

(Unterirdiſches Getöſe. Der Stein bebt und hebt ſich empor, fällt endlich um. Er ſpringt auf. Aus der Oeffnung fährt ein Sturmwind, mehrere Windlichter flimmern ihm entgegen. Die Thurmglocke ſchlägt zwölf.)

(Ein Trupp Gnomen und Popänze mit Fackeln wimmelt aus der Kluft herauf, ſie ſchließen einen Kreis um ihn, und ſtimmen unter poſſierlichen Sprüngen folgenden Chor an.*)

Schnipp und ſchnapp und hurr und ſchnurr,
Drehet euch im Kreiſe nur!
Unken in dem Sumpfe weilen
Eule, Kauz und Uhu heulen.

Zähmt und zügelt euren Schwank,
Macht nicht gar zu viel Geſtank,
Wer lang hat, der läßt lang hängen,
Andrer darf ſich nicht drein mengen.

Siede, Keſſel blank und fein!
Werft den ganzen Plunder drein,
Läßt es ſchäumen, laßt es brudeln,
Schüttet's nach den beiß'gen Pudeln!
Eins und Eins und zwei macht vier —
Heute mir und morgen dir.

---

*) Der Muſik zu den Hexenchören, von **Gallus**, untergelegt.

D. Ludwig.

Was wollen dieſe Fratzen? — Ungethüm der Nacht, entweiche, oder der Patriot wird dich zu Paaren treiben!

(Kindiſches Gelächter; er verſucht umſonſt, aus dem Kreis zu ſchlüpfen, ſie ſchlieſſen ihn immer enger ein, zuletzt ſpringt er drüber weg und zieht aus. Die Kobolde tauchen die Windlichter in den Rinnſtein, und rühren, wie vorher, darin um, ſetzen ihm dann mit Geſchrei und ſchallendem Gelächter nach, indem ſie den Chor wiederholen.)

(Marktplatz.)

Muſenſöhne. Patriot begegnet ihnen.

D. Ludwig. (blaß und entſtellt.)

Fort ſind ſie! zerſtoben iſt das hölliſche Geſicht. — Wo bin ich? wach ich? träum ich? —

Muſenſöhne.

J Gotts alle Hagel! Doktor! wo kommt Jhr noch her?

D. Ludwig.

Freunde, mir iſt etwas übernatürliches begegnet!

Muſenſöhne.

Hat euch jemand was auf den Kopf gegoſſen?

D. Ludwig.

Das wäre etwas natürliches.

Einige.

Was iſt euch denn, Dokterchen? — beſinnt euch doch, Volksfreund! Patriot!

D. Ludwig.

Ich weiß ſelbſt nicht was ich bin.

Einer.

Ihr ſprecht ja ganz apokalyptiſch.

Profeſſor und Naturphiloſoph.

(treten auf.)

Muſenſöhne.

Wer da?

Profeſſoren.

Gute Freunde!

D. Ludwig.

Willkommen, meine Herren Collegen!

Naturphiloſoph.

Glück auf! Sie haben wir geſucht.

D. Ludwig.

Was giebts?

Naturphiloſoph.

Wichtige Novitäten.

Profeſſor.

Eine Citation iſt wieder eingelaufen, wie mein Collega mir geſagt.

D. Ludwig.

Daß dich die Peſt!

Profeſſor.

Noch dieſe Nacht müßt Ihr fort, morgen iſt der letzte Termin.

Philo=

Philoſoph.

Es liegt geſchrieben und gedruckt auf Eurem Zimmer, ich war dort.

D. Ludwig.

Vermaledeite Geſchichte! das ewige hin- und herrennen!

Philoſoph.

Wenn morgen der Streit nicht ausgeglichen wird, ſo hat ſich die Gelehrten-Republik die Entſcheidung vorbehalten.

D. Ludwig.

Was gehn die Gelehrten unſre Lumpereien an? Wir raufen uns für die Patrioten und Volksfreunde, nicht für die Gelehrten.

Profeſſor.

Um das öffentliche Aergerniß zu unterdrücken, ſoll ein politiſch-literariſches Halsgericht eröffnet werden unter freiem Himmel.

Muſenſöhne.

Unter freiem Himmel? da müſſen wir auch dabei ſeyn!

Und wie es da wird hell und klar,
Wird ihm mein Weſen offenbar.
Ich kann nicht, wie die Thoren meinen,
Als blinde Willkür je erſcheinen.
Nein, der Begriff vom eignen Sein
Iſt Quell und Urſprung mir allein;
Und wer ſich ſelber ſo begriffen,
Der kann die Welten kühn durchſchiffen,
Er hat den heiligen Magnet
Der unwandelbar nach Norden ſteht.

Der Genius.

Und dann ergießt ſich Geiſt und Wille
In neuer Dichtung ſchöne Fülle,
Die Natur wird ihm zum Pantheon,
Da träumt er ſüß wie Endymion.

Freiheit.

Auf, meine Tochter, dring' hinan!

Genius.

Dir öffnet glorreich ſich die Bahn.

Freiheit.

Siehſt du des Sieges Palmen glänzen?

Genius.

Blick' auf zu jenen Sternenkränzen.

Freiheit.

Einſt kömmſt du zu der Sphären Tänzen.

Genius.

Frei von der Zeit, des Raumes Gränzen.

Junge.

Noch einmal, einmal ſegnet mich!

D. Ludwig.

Das ſchmeckt ja nach Galgen und Rad.

Profeſſoren.

Wir begleiten euch.

Einige Muſenſöhne.

Wir ziehen mit.

Die Andern.

Wir Alle, wir Alle!

Mehrere.

Heiſa, das iſt Waſſer auf unſre Mühle!

Einige.

Da giebt's Skandal!

Andre.

Da giebt's Krakeel!

D. Ludwig. (vor ſich hin.)

Der Ausſpruch dieſer gräßlichen Geſtalten geht in Erfüllung.

Einer.

Die Gerichtskoſten zahlen wir.

Alle.

Bene, optime!

Andre.

Es wird eine Subſkription eröffnet.

Alle.

Omnino.

Einige.

Dafür ſchlagen wir der Juſtiz die Fenſter ein.

D. Ludwig.

So macht man's in England und Frankreich, und in allen großherzigen Staaten; bei uns aber kommt Vetter Michel immer nachgehinkt.

Muſenſöhne.

Holla, auf! der Tag der Rache, des Gerichts bricht an.

D. Ludwig.

Er ſoll mich finden. Der Patriot verſpritzt ſein Blut für die gerechte Sache.

Alle.

Für die gerechte Sache!

D. Ludwig.

Preßfreiheit und Selbſtbeſteurung!

Alle.

Preßfreiheit und Selbſtbeſteurung! — Pereat die Philiſter!

Einige.

Burſche raus!

Andre.

Lichter weg!

(Aus den Fenſtern wird gerufen: dreimal Kopf weg!)

Alle.

Heda! holla! Feuerjo! mordjo!

(Sie ziehen durch die Straßen und brüllen einen Chorgeſang u. ſ. w.

Ein freies Leben führen wir ꝛc.

(Zimmer des deutſchen Mannes.)

Auguſt. (allein.)

Mein Fieber nimmt zu, die Angſt vermehrt ſich, und der unchriſtliche Beichtvater läßt mich im Stich. Es iſt ſchon ſpät, er kommt nicht, er kommt nicht, und ich muß verzweifeln. (Er verſucht zu ſchreiben.) Auch das will nicht mehr gehen — es iſt aus, es iſt am Ende.

Bedienter. (kommt.)

Der Doktor iſt da.

Auguſt.

Nach dem Beichtvater hab ich geſchickt — er ſoll mich —

Bedienter.

Der Beichtvater wollt' ich ſagen.

Auguſt.

Tollpatſch, warum alterirſt du mich?

(Bedienter fährt hinaus.)

(Beichtvater tritt auf.)

Beichtvater.

Verzeihung, daß ich ſo ſpät komme! ich mußte noch einen Beſuch bei Frau von Krüdener abſtatten. Die liebe unbegreifliche Alte! ſie kann einem ſo wunderbar das Herz bewegen, daß man nicht weiß, wo der Kopf ſicht. Wäre ſie jünger, ich würde ſagen, in ihr ſey eine heilige Wilhelmine von Böhmen der ſündigen Menſchheit wieder aufgelebt.

Auguſt.

Auch ich bedarf des Troſtes.

Beichtvater.

Haben Sie lange nicht gebeichtet?

Auguſt.

Ein einziges Mal, und zwar in Alexandrinern.

Beichtvater.

Wenn ſie ſchlecht ſind, ſo verzeihe es Ihnen Gott.

Auguſt.

Sie ſind nicht zum beſten; aber in der Ueberſetzung des Parleur éternel ſind deren noch tauſendmal ſchlechtere.

Beichtvater.

„So komm ich als ein Bote des Friedens,“ nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen —

Auguſt.

Rathen Sie mir, was ſoll ich thun?

Beichtvater.

Sich bekehren!

Auguſt.

Was? ſind Sie von dem Lügengeiſt geſandt?

Beichtvater.

Ich weiß, wen Sie meynen. Gehen Sie ihm mit gutem Beyſpiel vor, das Alter macht ſonſt weiſe.

Auguſt.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht! — So geht's mit euren Sprüchwörtern, jedes hat ſeinen eignen Gegenſatz.

Beichtvater.

Lieber Sohn! laſſen Sie doch jezt Ihr Sylbenſtechen und Ihr Witzeln. Eins thut Noth: denken Sie an die Verſöhnung. Sie haben ſchwere Laſten auf ſich liegen; ſuchen Sie dieſelben abzuwälzen. Ich will Sie nicht erinnern an die eiſernen Zeiten in Halle —

Auguſt.

Freundſchaft und Dankbarkeit haben mich verleitet —

Beichtvater.

Euer Ruhm klingt nicht fein. Gehen wir drüber hinweg.

Au=

Auguſt.

Wenn Sie wüßten, was ich für ein gutes Herz habe!

Beichtvater. (ſchüttelt den Kopf.)

In Ihren Verſen nimmt es ſich je zuweilen recht niedlich aus; wie es aber im Buſen beſchaffen iſt, mag der allein wiſſen, der Herzen und Nieren prüft. — Ich will Sie nicht mahnen an den hyperboräiſchen Eſel und Conſorten, noch an Huber, Merks et caetera. Aber diesmal hätten Sie nicht zuerſt ausſchlagen ſollen, lieber Bruder in Chriſto. Sie haben in Ihrem Leben tüchtig geſchoren, geſtochen, geſchrillt und getrillt; ruhen Sie aus auf Ihren Siegeskränzen. Ich wiederhol' es: Sie hätten nicht ausſchlagen ſollen. Volksfreunde ſind hitzige Geſellen, die da ſchnappen und jappen nach ſolchen Veranlaßungen, um Lärm zu ſchlagen, damit das liebe Volk zuſammenlaufe. Patrioten ſind brüllende Löwen, die umhergehen, ſuchend, wen ſie verſchlinzen mögen. Das verzeiht man wohl den Patrioten und den Fürſtenfeinden — Freunden wollt' ich ſagen; aber die fleißige Biene muß Honig ſammeln, auf daß ſie Fried und Freuden ernte in dem Herrn.

Auguſt.

Mit nichten, die Biene muß ſtechen, damit man ihren Honig ungeſchoren läßt, und wenn die Patriotenhummeln ihr gar die Waben aus dem Stocke mauſen — ſo muß man ſie mit Kolben lauſen.

Beichtvater.

Ach Sie kränken mich auf's ſchmerzlichſte! Sie ſind kein **Kind der Liebe**; Sie ſind ein Hußit! Ihr Schutzgeiſt iſt ein Quälgeiſt. — Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen das Reich Gottes nicht; Steine ſammeln und Steine wegwerfen hat ſeine Zeit; verzeiht euren Feinden, ſegnet die euch fluchen; es iſt ein theures werthes Wort: dumme Streiche vergißt man leicht, aber ein Epigramm vergißt ſich nie!

Auguſt.

Und ich werde das Bulletin nie vergeſſen, und die Verfälſchung macht mich falſch bis in alle Ewigkeit — ſo wahr ich ein deutſcher Mann bin!

Beichtvater.

Iſt das Ihre Meynung, ſo hab ich nichts mehr mit Ihnen zu reden. O daß meine Stimme Las Casas Stimme wäre! — aber ſie verhallet in der Wüſte. — Noch ein Wort des Friedens will ich mit Ihrem Widerſacher wechſeln, morgen, wenn ſein Herz nüchtern iſt und offen, vielleicht daß ich's mit frommen Thränen zu einer weichen Maße kneten kann, die jeden Eindruck willig annimmt.

Auguſt.

Auch Karikaturen und Holzſchnitte?

Beichtvater.

Bekehren Sie ſich! bekehren Sie ſich! — Sie ſind krank, laſſen Sie ſich magnetiſiren.

Auguſt.

Hebe dich weg von mir, Satanas!

Beichtvater.

Ich ſegne dich, mein Sohn, mit frommen Händen,
Der Himmel mög's zu deinem Beſten wenden!
Ich muß jezt fort, ich fange an zu gähnen,

Genius und **Freiheit.**

Dort oben ſeh'n wir wieder dich.

(Beide verſchwinden gen Himmel, das neue Jahrhundert auf der Erde ihnen nach.)

Der **Herold** tritt abermals ein und ſpricht:

So hat das alt' und ſchwache Jahrhundert
Der Teufel geholt ſammt ſeinem Plundert.
Und ſeid nun nicht erſchreckt noch verwundert,
Wenn's Wunderdinge blitzt und dundert,
Denkt: 's iſt das neu' und ſtarke Jahrhundert.
Wenn's etwa euer Gemüth kunnt' laben,
Was wir allhier tragieret haben,
So lad' ich euch, ihr Herrn und Frau'n,
Den zweiten Actus anzuſchau'n,
Der leicht noch mehr ergötzen mag,
Ueber hundert Jahr auf dieſen Tag,
Entweder in dieſer Zeitlichkeit
Oder in der ewigen Herrlichkeit.
Denn dort ſind wir alle noch zehnmal geſcheiter,
Und treiben's mit Spaß und Lachen viel weiter.
Darin beſteht ja das ſelige Leben;
Das woll' uns allen der Herrgott geben.

Sonſt wittr' ich Morgenluſt und krähe mit den
Hähnen;
Auch hab ich Durſt, und ſeh hier nichts als Waſſer,
Vom Waſſer aber war ich ſtets ein Haſſer.
O trachte nur darnach, dich zu verſöhnen,
Sonſt wirſt du noch im Grab darüber ſtöhnen!
(Geht.)

Auguſt allein.

Der Pfaffe hat mir das Gewiſſen aufgerüttelt,
Ha, wie das Fieber mich, wie Todesangſt mich ſchüttelt!
(Faltet die Hände.)

So in ihren Händen enden,
So in tiefen Leiden ſcheiden!
Wie ſoll's nun auf Erden werden?
Nimm, o Glück, die Güter wieder!
Umſturz meiner Ehre wehre,
Subſkribentenchöre mehre,
Zahl der Feinde mindre — lindre!

Wenn ſie mit mir grollen wollen,
Warum ſo mit Qualen zahlen?
Ihr vermaledeiten Heiden,
Setzt den Furientänzen Gränzen!

Legt den Schlangenſtab ab,
Macht den Freundſchaftsbund kund! —

Ha! Gott verzeihe mir, was red' ich da?
Nein, nimmer Freundſchaft, nimmer, nimmer,
Mit dieſen blutbegier'gen Metzgerhunden!
Und auch verdammte ſpan'ſche Verſe gar
Entſchlüpfen meinen Lippen — wehe mir!
Kein Wunder, daß jezt dummes Zeug ich rede.

Laß, Schickſal, ab, mich im--merfort ſo hart zu quälen,
Und ſchenke doch nur ein—mal Ruhe meiner Seelen!
Zum Patrioten geh, der ſich ſo frech erkühnt,
Und zwick' und zwacke den, zahl ihm, wie er's verdient —
O Leibkutſcher, Leibkutſcher, fahre du
Aus dieſem Sibirien mich zur Ruh!

(Donnerſchlag. Ein dickes Gewölk erhebt ſich, indem es ſich nach und nach entfaltet, gehen folgende Geſtalten daraus hervor:)

(Doktor Bahrdts Schatten, Geiſt des Gottlieb Merks, Hubers, und mehrere große und kleine Geiſter. Alle ſind mit verſchiednen farbigen Flecken bezeichnet. Dann folgen die ſämmtlichen politiſchen Zeitungen, an ihrer Spize die Literaturzeitung, jede mit ihrer Firma und in Geſtalt eines Geiſtes. Dumpfer Paukenmarſch begleitet den Zug. Die erſt benannten machen ihm eine Fauſt, die letzteren ſchwingen Geiſeln. Sie ziehen dreimal um ihn herum, und verſchwinden; Windsbraut und Geiſtergeheul ihnen nach.)

(Der deutſche Mann ſtürzt ohnmächtig zu Boden.)

Hausehre kommt verſtört herein,
Kinder folgen ihr.

Hausehre.

Was geht hier vor? — es klirrten die Fenſter,
Das Haus erbebte, ich wittre Geſpenſter —
(Wird ihn gewahr.)
Fluch dir, o Zeitungsſchreiben, auf's neue —
Menſchenhaß und keine Reue!
(Fällt an ihm nieder und bleibt knien, bis er ſich erholt hat.)

August.

Wie iſt mir denn geſchehn? wo war ich jetzt?
Wo bin ich? —

Hausehre.

Faſſe Muth! — in meinen Armen.
(Die Kinder umringen ihn.)

Auguſt.

Ein deutſches Weib iſt mehr, als Kronen,
Das ahnſt du, Patriot, wohl nicht!
Volksfreunde, Schreier, Dämagogen,
Seht her, und ſagt, ihr habt gelogen,
Sonſt treff' euch Gottes Zorngericht! —

(*Drückt die Kinder an ſich.*)

O Kinder, lernt die Feder ſpitzen,
Doch rührt ſie für die Bühne nur;
S'iſt beſſer, als für Volksfreunde ſchwitzen,
Wie ich's ſeit dreißig Jahren erfuhr. —

Geſegnete Stunde, da ich die erſte Feder geſchnitten,
Und ſtattlich aus auf dem dramatiſchen Gaul geritten!
Im Kampf und Fehden haſt du, o Gaul, mich nimmer verlaſſen,
Trag' auch auf *dieſer Kreuzfahrt* mich — willſt du nicht, magſt du es laſſen.

(Er entſchläft. Sie legt ihm *Menſchenhaß und Reue*, wie auch einen Band der *preußiſchen Geſchichte* unter den Kopf.)

Ende der vierten Abtheilung.

V. Abtheilung.

(Straße. Morgen.)

Patriot und **Beichtvater** begegnen ſich.

Beichtvater.

Gott zum Gruß, mein wertheſter Herr Doktor!

D. Ludwig.

Dienerchen.

Beichtvater.

Geſtern ſchon wünſcht' ich die Ehre einer Unterredung mit Ihnen.

D. Ludwig.

Sapperment, jezt hab ich keine Zeit zu theologiſchen Verhandlungen und Controverſen; ich habe alle Hände voll zu thun.

Beichtvater.

Nur auf zween Augenblicke!

D. Ludwig.

Nicht einen halben.

Beichtvater.

Das Heil Ihrer Seele —

D. Ludwig.

Was ſchiert mich das Heil meiner Seele? der Hals wackelt mir — das Halsgericht iſt anberaumt.

Beichtvater.

Um ſo mehr trag ich Verlangen, vorhero ein Wort des Friedens mit Ihnen zu reden, Worte des Troſtes und der Salbung, der Stärkung und des Vertrauens Ihnen einzuſtößen.

D. Ludwig.

Aber hier, auf offner Straße?

Beichtvater.

Belieben Sie, mit mir in dieſes Haus zu treten!

D. Ludwig.

S'is doch nicht etwa ein —

Beichtvater.

Eine Tabagie.

D. Ludwig.

Sie wollen mir doch nicht die letzte Oelung geben?

Beichtvater.

Lange lebe der Patriot!

D. Ludwig.

Nun ſo kommen Sie.

(Gehen in's Haus.)

(Paris. Zimmer des Journaliſten.)

Journaliste. *Confident*, der eben eintritt.

Journaliste.

Le voilà pris, l'impertinent, qui nous a fait tant de mal par ses Satyres continuelles, où il n'y'a pas un grain de sel, gros comme cela.

Confidente.

De qui parlez-vous?

Journaliste.

Vous me démandez cela, vous? — Cet infâme, qui n'a cessé de blasphémer la grande nation, de foudroyer le plus grand homme, que l'univers ait jamais vu, ce lion enchainé au milieu de l'océane dont les arrangissemens font rétentir le ciel et la terre.

Confident.

Voudriez-vous bien m'espliquer — ?

Journaliste.

Ventre bleu! l'auteur effronté de tant de farces pitoyables, que nos artistes ont trop honorées en représentant quel-ques-unes de ces misérables productions *sur le Théâtre de la capitale du monde, sur cette illustre scène, où jadis brillaient les chefs d'œures du grand Corneille, de l'incomparable Racine — le Cide et Attalie!*

Confident.

Pensez-vous peut-être à Misanthropie et répentir?

Journaliste.

Vous y voilà! L'insensé est présentement dans l'agonie.

Confident.

Seroit-il possible? se meurt-il?

Journaliste.

Pis que cela! Savez-vous, qu' à l'heure que je vous parle, tout le monde est contre lui? mais aussi a-t-il attaqué tout le monde. Son heure est venue. Tous les écrivains d'Allemagne, tous les rélacteurs de gazettes politiques, enfin tous les amis du peuple et tous les patriotes sont après lui, fondent sur lui pour l'écraser.

Confident.

Le malheureux! pour les amis du peuple, nous en avons notre Sóul, je pense.

Journaliste.

Bien lui fasse! c'est un extravagant. Ne voilà-t-il pas qu'il s'avise de donner des loix à la litérature de l'Europe? qui d'un galimathias d'expressions et de jugemens déraisonnables ôse décider de tout et nous donne ses pamphlets pour le modèle du bon goût!

Confident.

Ma foi, c'est bien fait à lui, dont le barbouillage est un crime de Lèse-Majesté, qu'a Aristote et les trois unités ne pardonneront jamais, de jouer le rôle que voilà, de faire le reformateur et de s'ériger en Dictateur de la république des belles-lettres!

Journaliste.

Que voulez-vous dire? ne tâche-t-il de restreindre la liberté de la presse? d'empêcher l'abolition des loix de la servitude! — Vous conviendrez, que s'opposer tellement aux prérogatives sacrées du peuple, c'est se déclarer l'ennemi du genre humain!

Confident.

Eh bien! quel sera le résultat de tout cela?

Vertheilung des Schreibgeräthes für die heutige Zeit.

Die ſtarren Schwanenfedern euch, Cenſoren!
Den alten Gänſekiel langweiligen Autoren!
Unzähl'ge Ladies'pens für Liebesbriefgekritzel,
Dann Rabenfedern auch für Feuilleton-Gewitzel.

Das Seil des Oknus.

Autoren giebt es, wie Sand am Meer,
Cenſoren auch ein großes Heer.
Der Autor plagt ſich mit Schreiben ſehr;
Der Cenſor ſtreicht ihm die Zeilen leer:
Dann macht das Ober-Cenſurgericht
Dem Cenſor viele Striche zunicht.
So haben ſie alle vollauf zu thun;
Der Leſer will aber auch nicht ruhn.
Schafft ihm nur Futter, ſo iſt er froh,
Und wär' es auch Häckſel von altem Stroh.

Journaliste.

On le chassera hors de l'Allemagne, de l'univers même, jusqu' au bout de la zone glaciale. Il est dans le répentir maintenant, mai il n'en sera quitte pour si peu de chose. Toutes les piquieres de son infâme abeille du Nord et de tous ces insectes vénimeux sortis de sa plume, lui seront rendues avec uſures, j'espère. Il est comme un cerf aux abris, poursuivi d'une meute de chiens acharnés. C'est clair, il n'en reviendra pas. Le célèbre Patriot lui portera le coup mortel. Je suis bien-aise qu'il soit de mes amis; c'est l'Hercule de la litérature politique — que dis-je! de l'Allemagne même. Vous savez, qu'elle n'a guères de Héros. Quoi qu'il en soit, si l'autre meurt de cette maladie, ce sera d'une belle épée, et je ferai tout mon possible moi, pour lui mettre l'épitaphe.

Confident.

Dites-moi donc, de qui savez-vous toutes ces belles choses?

Journaliste.

D'une gazette allemande politique.

Confident.

Serviteur très-humble.

Journaliste.

Je vous salue.

(Deutſchland. Tabagie.)

Patriot, der einen Cigarro ſchmaucht.

Beichtvater ſchnupft Taback.

D. Ludwig.

Nä, eenmal für allemal, daraus wird niſcht; an keine Verſöhnung iſt nicht zu denken, ſo wahr ich ein ächter Patriot bin!

Beichtvater.

O Herzen von Stahl und Eiſen! — Was hat er Ihnen eigentlich gethan?

D. Ludwig.

Er ſoll ſich nicht in die Politik miſchen. Ich allein will herrſchen auf dem großen Feld der Angelegenheiten der Menſchheit, will Geſetze geben den Potentaten der Erde. Ich entſcheide über die Rechtmäßigkeit der Thronfolge. Wenn der König der Gothen meinen Wink nicht befolgt, ſo wird er abgeſezt. Und mit einem gewißen Andern, der die Erzfeinde der Preßfreiheit beſoldet, wird auch nicht viel Federleſens gemacht. Erſt will ich aber ein Wort mit den Niederländern reden, dann nehm ich die Seeräuber vor die Klinge.

Beichtvater.

Lieber Sohn in Chriſto, laſſen Sie dafür doch den Bundestag —

D. Ludwig.

Wiſchi waſchi! der macht mir's zu lange; das ſind keine Volksfreunde, keine Patrioten.

Beichtvater giebt ihm eine Prieſe.

Schreien Sie wenigſtens nicht ſo ſehr.

D. Ludwig.

Der Teufel mag nicht ſchreien, wenn ſie hören ſollen vom Tajo bis zum Belt, vom atlantiſchen Ozean bis zur Newa! Hochwürdiger Herr, da verſtehn Sie einen — Pfefferkuchen davon. Bekümmern Sie ſich um die fünf Bücher Moſis und um die zwölf ſchlafenden Jungfrauen.

Beichtvater.

Nu nu nu! — ei ei ei! — das iſt eine von Ihren Unarten, daß Sie immer die Zuflucht zu Perſönlichkeiten nehmen. Im Namen Gottes muß ich Ihnen ſagen, daß das gottlos iſt, recht gottlos und frevelhaft. Und dann wärmen Sie tauſendmal alte Suppen wieder auf.

D. Ludwig.

Ich rede mit dem Volk und *für* das Volk.

Beichtvater.

Laſſen Sie doch die alten *Bärte ungeſchoren*, was haben Sie davon?

D. Ludwig.

Ich will meinem Feind den Bart ſcheren, und ſollt' ich ihm den Hals abſchneiden.

Beichtvater.

Nicht ſelten ſogar bedienen Sie ſich der Unwahrheit, ſolches aber kommt vom Teufel, welcher iſt der Vater der Lügen vom Anbeginn.

D. Ludwig.

Seyn Sie nicht ſo kindiſch, Herr Paſtor! wer glaubt heut zu Tage an den Teufel?

Beichtvater.

Seyd ohne Falſch, wie die Tauben —

D. Ludwig.

Kommen Sie mir nur ſo nicht angeſtochen, ſonſt iſt's gar aus.

Beichtvater.

Aber ihr Patrioten hackt drauf los, wie die Krähen auf einen armen Sünder.

D. Ludwig.

Gut geſagt, Herr Paſtor.

Beichtvater.

Wenn ich Ihnen auch alles verzeihen wollte, eins kann ich nimmermehr.

D. Ludwig.

Was wäre denn das?

Beichtvater.

Soll ich's Ihnen noch ſagen? — der Auszug!

D. Ludwig.

Der Gedanke iſt frei!

Beichtvater.

Das iſt ein verderblicher Grundſatz, mein geliebter Zuhörer. Der Dieb denkt, daß er ſtehlen will, iſt darum auch der Diebſtahl frei?

D. Ludwig.

Ach laſſen Sie ſich doch nicht auslachen!

Beichtvater.

Herr, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie reden!

D. Ludwig.

Darum bringen wir's zu Papier, wie Sie Ihre Predigten, voll Sprüchen und Geſangbuchsliedern.

Beichtvater.

Soll ich kein gutes Werk ſtiften?

D. Ludwig.

Thun Sie, was Sie nicht laſſen können.

Beichtvater.

Soll ich keine Verſöhnung bewirken?

D. Ludwig.

Herr, ich möchte türkiſch werden, wenn ich Sie ſo reden höre. Ich mich verſöhnen mit dieſen Menſchen? mit dieſem Wolf in Schaafskleidern? dem Spion der Literatur? dem Verfälſcher —

Beichtvater. (giebt ihm eine Prieſe.)

Ein jeder fege vor ſeiner Thür!

D. Ludwig.

Erſt vor fremder Leute Thüren, ſo will's der Patriotiſmus. Ich haß' ihn, ich werd' ihn haßen bis die Ewigkeit grau wird. Ich ruhe nicht eher, bis Einer von uns in's Zuchthaus muß. Das ſoll ein Gaudium werden, wie's noch kein's gegeben. Die ganze Stadt wird ausziehen, den vornehmen Kettenraßler anzugaffen; ſenſible Weiber werden ihm ſogar mit Wein regaliren, trotz der verlornen Reputation, um ihre eigne Reputation wieder herzuſtellen. *) Potz Schweden und Kümmeltürken, es ſchlägt voll! ich muß zum Halsgericht. Proſ't die Mahlzeit!

(ab.)

Beichtvater, ihm nachſehend, indem er eine Prieſe nimmt.

Da zieht er hin und läßt mich ſtehen,
So macht man's keinem Hund voll Jl—en.
Jhr deutſchen Chriſten lernt doch Lebensart,
Eh ihr im Turnen euch als Helden offenbart!

(Ab.)

---

*) Hier ſteht eine Anmerkung im Original, die nicht verſtändlich iſt. A. W. S.

(Großer Turnplatz zum Halsgericht.)

(Im Hintergrunde ſind amphitheatraliſche Sitze errichtet, wie im 5ten Akt des Schauſpiels Giſela, worauf die Unterrichter und Beiſitzer ſich niedergelaſſen haben. In der Mitte ein Lehnſtuhl für den Präſidenten. Ein geräumiger Kreis iſt durch Schranken eingeſchloſſen, in dieſem paradirt ein hölzernes Pferd. Außerhalb füllt eine ungeheure Menge Volksfreunde, Patrioten und literariſches Kreti und Pleti die Ebne. Ein baumſtarker, vierſchrötiger Lummel von Herold marſchirt innerhalb umher und ſchneidet pathetiſche Grimaßen. Ein Zeichen mit der Trompete wird gegeben.)

Der Präſident ſchreitet herbei und nimmt ſeine Stelle ein. Er winkt dem Herold, dieſer giebt rechts und links ein Zeichen mit der Hand. Hierauf tritt von der rechten Seite zuerſt herein:

Der deutſche Mann, im großen Koſtüm, mit ſeinen Dekorationen; das Kreuz der Ehrenlegion bemerkt man nicht an ihm. Ihm folgen die Verleger, zierlich angethan; dieſen zwei enorme Laſtwägen mit literariſchen Produkten vollgepakt, an jedem hängt ein Wappen mit der Deviſe: Vox populi, vox Dei; dann ein Haufen lachluſtiger Zuſchauer, dann ein Schwarm von thränenreichen Weibern mit ihren Kindern; hierauf eine Legion Schauſpieldirektoren mit ihren Kaſſen unter dem Arm. Jungfrauen unter 18 Jahren werden nicht zugelaſſen. Nun kommt ein Trupp von Schauſpielern, die nicht wiſſen, mit welcher Parthei ſie halten ſollen, die Spitzbubenſpieler haben alle Masken vor, die Paar andern gehn wie ſie wollen. Auf dieſe folgt ein Häuflein Anhänger der ſchmalziſchen Parthei; zuletzt, ganz in der Ferne, noch ein kleineres Häuflein geſetzter Männer, die wie vernünftige Leute ausſehn, aus denen man aber nicht klug werden kann. Dieſe tragen etwas auf den Hüten, wie weiße Kokarden, mit der Deviſe: Mäßigung. Das ganze Gefolge bleibt auſſerhalb den Schranken.

(Abermals Trompetenſtöſſe.)

Von der linken Seite tritt mit heroiſchem Trotz der Patriot auf; er iſt nachläßig gekleidet, trägt Kanonenſtiefel u. ſ. w.; ihm nach ein tumultuariſcher Troß von Muſenſöhnen, größtentheils im deutſchthümlichen Koſtüm, mit großen Knütteln bewaffnet; dann ein Schwarm von Poltrons, Raiſonneurs, und Spiesgeſellen aller Art. Sie tragen Fahnen, worauf die Worte ſtehn: Preßfreiheit, Selbſtbeſteuerung, Volksfreundſchaft, Patriotismus. Nun kommen die Vierzig mit ihren Repräſentanten an der Spitze; dann ein Haufen von Zeitungsblättern, mit ihren Attributen; ganz in der Ferne die beiden Profeſſoren, etwas ſchüchtern und trübſelig. Der eine trägt auf der Bruſt eine Tafel mit Karikaturen, z. B. Eſels-

Mißdeutung.

(Im Herbſt 1819.)

A.

Der Bundestag hat wie ein Leu gebrüllt.
Seid ihr von Grauſen, Deutſche, nicht erfüllt?
Macht euch gefaßt auf unerhörte Dinge!
Er geht umher und ſucht, wen er verſchlinge.

B.

Nicht doch! Es war kein Brüllen, wie ihr wähnt.
Der Bundestag hat nur ſehr laut gegähnt;
Denn auf der Bärenhaut der Protokolle
Sich wälzend, ſpielt er ſchlafend ſeine Rolle.

Ehren-Verleihungen.

Papiergeld ſind die Orden und die Titel:
Der Diener kargen Sold ergänzen ſolche Mittel;
So hält man fein das baare Geld zu Rath.
Doch durch Verſchwendung ſinken ſie im Preiſe,
Dann geht es nach der Aſſignate Weiſe:
Der Staat macht bankerott mit ſeinem Bettelſtaat.

köpfen, ein ſich ſelbſt klyſtirender Ibis u. ſ. w. die er von Zeit zu Zeit ſelbſtgefällig beſchaut. Das Gefolge bleibt auſſerhalb, wie vorher.

Beide Partheien formiren einen tragiſchen Chor, der ſich folgendermaßen recitirend verlauten läßt:

Sprecher des Chors zur linken.

Saget, wer ſind jene dort?

Chor.

Schmalzgeſellen, jagt ſie fort!

Sprecher.

Ha! wie mir die Adern ſchwellen!

Chor.

Pereant die Schmalzgeſellen!

Sprecher von der rechten.

Wer ſind dieſe Sch — nöther?

Chor.

Kümmeltürken, Pflaſtertreter.

Sprecher.

Hui und pfui der böſen Rotte!
Unſre Qual iſt ihr Behagen,
Und die Fenſter einzuſchlagen.

Chor.

Chor.

Gott bewahr' uns vor dem Troß,
Dem Gezücht des Erebos!

Erſter Chor.

Schämt euch was, ihr Fürſtenknechte,
Ihr ſeyd mir die ſaubern Hechte!
Aber treff' ich euch wieder im Freien,
Soll der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erproben die Knittel den Muth!

Herold.

Stille, ſtille, ſtille!
Iſt des Präſidenten Wille.
Jeder ſtehe ganz beſcheiden,
Gute Chriſten ſeyd nicht Heiden!

Präſident erhebt ſich.

Veni, sancte spiritus! —
Laßt die Herzen uns erheben,
Das wird uns Courage geben.

(Alle ziehen die Hüte ab und falten die Hände. Ein Scherge, der herumſpionirt und auf Ordnung ſieht, bleibt vor dem Naturphiloſophen ſtehen.)

Scherge.

Hut herunter!

Naturphiloſoph.

Wir ſind hier in der freien Natur.

Scherge ſchlägt ihm den Deckel ab.

Herunter mit dem Filz!

(Es entſteht Tumult auf dieſer Seite.)

Profeſſor der Politik.

Herr, verzeih dem deutſchen Bart,
Er verſteht nicht Lebensart!

Herold.

Stille, ſtille, ſtille!
Stehet rings beſcheiden,
Chriſten ſeyd nicht Heiden.

Präſident ſtimmt an:

O Iſis und Oſiris, ſchenket ꝛc.

Allgemeiner Chor fällt ein.

O Iſis und Oſiris, ſchenket ꝛc.

(Der Naturphiloſoph, der ſich wieder bedeckt hatte, entblößt ſchnell und andächtig das Haupt.)

Präſident räuſpert ſich dreimal.

Alldieweil und ſintemal der Welt ein gerechtes Aergernuß und gleichſam ein Scandalum durch euren peſtilenzialiſchen Hader gegeben worden, der auf dem Weg Rechtens allzulangſam ausgeglichen und erledigt wird: als haben wir beſchloſſen und beſchlieſſen ferner, dieſen ärgerlichen Handel hier in allen Ehren mit Fäuſten und mit Kolben abzumachen und gütlich zu beſeitigen. Demnach fragen wir Euch, Kläger und Beklagter, wollt ihr Euch vergleichen und verſöhnen?

Deutſcher Mann beſcheiden.

Nein.

Chor zur rechten.

Bravo, bravo, wohlgethan!
So verfährt ein teutſcher Mann.

Präſident zum Patrioten.

Wollt ihr Euch vergleichen und verſöhnen?

Patriot trotzig.

Nimmermehr!

Chor zur linken.

Vivat, vivat, Kampf und Krieg!
Unſerm Patrioten Sieg.

(Einige vorlaute Burſche wollen das Lied anſtimmen: Unſer Bruder Doktor, der ſoll leben ꝛc.)

Herold.

Stille, ſtille, ſtille!
Patrioten, Muſenbrüder,
Seyd doch keine Flegel wieder!

(Murren und Knurren, Pfeiſen und Ziſchen auf der linken Seite.)

Beiſitzer.

Ungezognes Publikum! — faſt ſo ungezogen wie das geſchmackvolle Publikum in unſerm Hoftheater.

Präſident.

Was kann Kläger zu ſeiner Vertheidigung vorbringen?

Deutſcher Mann zeigt auf die Laſtwägen.

Meine Werke mögen reden.

Die Verleger legen die Hände auf die Bruſt, und verbeugen ſich auf jüdiſche Art.

Ein Schauſpieldirektor tritt hervor, räuſpert ſich und will etwas ſagen, es hat aber nicht viel zu bedeuten.

Präſident.

Habt ihr etwas anzubringen? — redet, noch iſt's Zeit. Der Wahrheit ſey das Wort vergönnt.

Sämmtliche Direktoren ſtimmen folgendes Klaglied an, indem ſie mit den leeren Kaſſen klappern.

Sehet, ſehet, ſehet her!
Wenn er für uns nicht dichtet mehr,
Ach! ſind unſre Kaſſen leer.

Präſident.

Ihr habt Göthen und die Propheten — **die feindlichen Brüder, Taſſo, Ion, Yngurd** und **die Schuld.**

Direktor.

Vergieb uns unſre Schuld! Nicht alles iſt Gold, was glänzt, oft findet ein blindes Huhn auch eine Perle, **eine** Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Zweiter Direktor zum dritten.

Der fällt in die komiſche Oper hinein.

Chor der Direktoren.

Wehe, wehe, das iſt Dunſt —
Für die Kunſt!

Präſident.

So wollt ihr alſo der Vernunft ſchlechterdings nicht Gehör geben?

Patriot.

Nur der Politik.

Deutſcher Mann.

Nur der Rache.

Präſident.

Verblendete!

Nun ſo entſcheide dann, es mag drum ſeyn,
Das edle Turnen!
Das Schickſal ſchüttle eure Looſe fein
In ſeinen Urnen.

(Zum Patrioten.)

Dort ſteht ein Roß, Politica,
Da ſollſt du drüber ſpringen,
Verſuch's zum erſten —

Patriot ſezt drüber.

Hoppſaſa!

Chor.

Victoria!

Präſident zum deutſchen Mann.

Wird dir es auch gelingen?

Deutſcher Mann.

Ich danke ſchön, mein Hochgebietender,
Ich bin kein Freund von ſolchen Spielereien.
Wo's Hals und Kragen gilt, und obendrein
War ich mein Lebetag ein ſchlechter Reiter,
Ich reite lieber auf dem Gänſekiel.

Präſident.

Du biſt verloren! — So ergreift die Waffen.

(Knappen reichen den Kämpfern Schilder und Kolben. Der deutſche Mann fällt zuerſt aus, und verſezt dem Patrioten mit zitternder Hand einen leichten Kolbenſtoß; dieſer ſtößt wüthend nach, ſo daß der deutſche Mann gleich zu wakkeln anfängt; bei dem dritten ſtreckt er ihn zu Boden, und kniet auf ihm mit aufgehobnem Schild.)

(Jubel von der einen, Wehklage von der andern Seite.)

Präſident.

Seyd ihr zufrieden? wollt ihr euch ergeben?

Deutſcher Mann in ſeiner vorigen Lage.

Bei der ſchaudervollen Kälte Sibiriens, und dem gräßlichen Feuer der Wartburg! bei den Thränen der verewigten **Joſephine**! bei allem, was ich geſchrieben und ſchreiben werde, bis mir die Feder in der Hand erſtarrt, gleich dem unverblichen **Leibnitz**! bei den älteſten und jüngſten Kindern meiner Laune — ich will nicht ruhn noch raſten, bis ich oben liege!

Patriot wirft den Schild weg, und ſchlägt an ſeine Bruſt.

Ich habe nichts, als den Volksfreund und den Patrioten; ein einziges ſchlechtes Schauſpiel will

Geſpräch.

A. Du trägſt die Orden doch, die ſagſt du nichts bedeuten.
B. Wie man mit Wölfen heult, prunk' ich vor eitlen Leuten.

Die Titel.

„Geheime-Ober-Hof-Buch-Drucker.“
Der ſeltne Titel geht im Kopfe mir herum.
Nach Unten wirkt der Druck, und taugt nicht zum Geheimen.
Doch im Obſervatorium,
Da ſitzt — das wird ſich beßer reimen, —
Der Offenbare-Ober-Himmel-Sterne-Gucker.

Standeserhöhung.

Das Mittelmäßigſte, was die Natur gegeben,
Kann des Monarchen Wink zur Excellenz erheben.

Schwieriges Räthſel.

Ich bin von runder Form; man ſetzt mich auf den Kopf;
Ich werde Hut genannt: nun rathe, dummer Tropf!

ich nicht berühren, weil es noch ſchlechter als Rinaldo Rinaldini iſt, und auf der Stelle den Weg alles Fleiſches gieng: doch wär' ich ärmer an Geiſtesprodukten, als Irus an Vermögen, und hätt' ich weniger geſchrieben, als Boileau, der dennoch zur Unſterblichkeit eingieng — ich will nicht ruhn noch raſten, bis er ſeinen unpolitiſchen Geiſt ausgeröchelt hat!

Präſident.

Glaubt ihr, daß Gerechtigkeit
Herrſcht in dieſen Regionen?

Bei Rinaldo R. ſteht im Original noch folgende Anmerkung: „Wenn gleich der Verfaſſer in gewißen
„Zeitungen noch immer ſein eignes Lob ertönen läßt,
„zum Beiſpiel jüngſt: die Mädchen in Paris wür-
„den ihn zu Tode küßen, wenn er ſich blicken ließe. —
„Risum teneatis amici! — Etwa die Demoisel-
„les in den Manſarden des Palais royal? —
„Du guter Thraso lebſt immer wieder auf, wenn
„du gleich in Einſiedels Ueberſetzung des Te-
„renz tief genug begraben wurdeſt!“

Doppelter Chor.

Weh, o weh! ſie iſt noch weit —
Götter mögen uns verſchonen!

Präſident.

Nun ſo treffe Euch der Zorn der geflügelten Nemeſis!

(Gräßlicher Donnerſchlag und Blitz. In einem Wolkenwagen erſcheint unter Sphärenmuſik das Schickſal in Geſtalt der Nemeſis, begleitet von D. Bahrdts Schatten und dem Geiſt des Gottlieb Merks, lezterer im gehörigen Theaterkoſtüm. Alles bleibt erſtarrt, die Kämpfer ſpringen auf.)

Schickſal

(nach einer gräßlichen Pauſe, mit dumpfer Stimme und gravitätiſcher Haltung, ungefähr wie Mamſell Engels in Weimar.)

Literariſche Zeloten,
Volksvertreter, Patrioten,
Seyd doch keine groben Knoten!
Seyd doch nicht von Stahl und Eiſen,
Warum wollt ihr euch zerbeißen?
Heißen ſollt ihr mich die Närrin,
Werd ich über euch nicht Herrin.
Ich, die ſtarke, mächtige,
Schleudre euch zur Himmelshöh,
Schleudre euch zur Abgrundstiefe,
Siegel geb ich drauf und Briefe.
Aber wollt ihr euch bekehren,
Hören auf mein Götterwort,
Will ich Zuckerwerk beſcheren,
Zeitlich hier und ewig dort.

Lebt in Frieden, lebt in Eintracht!
Seht, wie hold die Sonne drein — lacht —

(Zum deutſchen Mann.)

Aber fürchte, wenn ihr Stich dich
Brennt und macht das Cranium dumm!

(Zum Patrioten.)

Zittre, wenn der Menſch die Ketten
Raſch zerreiſſet, wie Manſchetten! —
In dem Herzensſchrein bewahret,
Was das Lämmlein offenbaret:
Liebe, Einfalt und Natur!
Wandelt ſtets auf ihrer Spur,
Wandelt fort an ihrer Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.
Seyd des Volkes Stellvertreter,
Doch jedweder dummer Peter
Habe nicht ein loſes Maul,
Trotze nicht gleich, wie Freund Saul!
Freiheit freue ſich die Preſſe,
Denn das fördert hübſch die Meſſe,
Doch der Autor ſey kein Flegel,
Schlag' mit Knüppeln nicht die Vögel,
Sonſt verſchließt man ihm die Templa,
Odiosa sunt exempla.
Hört die Stimme der Verſöhnung,
Liebe Chriſten, höret ſie!
Erndtet für die ſaure Müh
Vom Verleger eure Löhnung,
Brecht euch nur die Hälſe nie.

(Pauſe.)

Seht, ich leide! — Väter, Mütter!
Helft mir bitten, es iſt bitter,
Es verzehrt der wilde Hader
Mir das Mark und jede Ader,
Span'ſcher Pfeffer ſelbſt iſt ſüß,
Gegen ſolches Zugemüs.
Höret, hört, ihr Menſchenkinder!
Pech und Schwefel ſtraft die Sünder,
Und zulezt holt ſie der Sch—der.

(Der deutſche Mann iſt in gewaltiger Rührung, er blickt zweifelhaft bald die Göttin, bald den Doktor an, endlich zerfließt er in Thränen, legt die Hand auf's Herz und reicht ſie dann laut ſchluchzend dem Patrioten hin.)

(Der Doktor ſtand bis jezt pazig da und blickte düſter vor ſich hin. Jezt prallt er zurück, krazt ſich den Kopf, und plözlich ſtürzt ein Strom von heißen Thränen aus ſeinen Augen. Er zieht raſch ein Buch hervor, reißt ein Blatt aus Göthe's „Götter, Helden und Wieland", trocknet ſich die Zähren ab, und preßt den deutſchen Mann ungeſtüm an ſeine Bruſt. Gottlieb Merks ſegnet ſie ein.)

(Lärm und Jubelgeſchrey. Allgemeine Umarmung.)

Chor.

Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!

Schickſal.

Lobt euch fernerhin, ihr beiden,
Fleißig und mit tauſend Freuden!

(Zum deutſchen Mann.)

Du erheb' in deinen Dramen
Dieſes Patrioten Namen —

(Zum Doktor.)

Preiſe du im Patrioten
Seine Farcen recht nach Noten!
Amen, Amen, Amen.

Deutſcher Mann.

In meinem nächſten Schauſpiel ſollen des Doktors patriotiſche Bemühungen glänzen.

D. Ludwig.

In dem nächſten Stück des Patrioten ſoll die Tendenz des literariſchen Wochenblatts geprieſen werden.

Präſident.

Te Deum laudamus,
Et nunc eamus!

Schluß-Chor.

Heil euch Geweihten u. ſ. w.

(Die Zeitungsblätter geben ein Divertiſſement, und der Vorhang fällt, wenn einer angebracht werden kann.)

Nachricht.

Text und Muſik zu den Muſenliedern iſt, wie ſchon angemerkt, in der akademiſchen Buchhandlung zu haben, die übrigen Geſänge kann man um ein Billiges bei jedem Schauſpieldirektor abſchreiben laſſen.

Druckfehler:

Seite 7 Zeil 1. Hu! es läuſt ꝛc. ſtatt Hm! es läuſt ꝛc.
— 12 — 9. von unten: Das war's ja ꝛc. ſtatt das wär's ja ꝛc.
— 16 — 5. von oben: ad astra ſtatt ad ostra.
— 25 — 5. von unten: eingeſandt ſtatt imposant.
— 42 — 4. von oben: pereant Fenestrae, ſtatt pereat Fenestrae.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

OBSERVATIONS

SUR

LA LANGUE

ET

LA LITTÉRATURE PROVENÇALES,

PAR A. W. DE SCHLEGEL.

> Cantars non pot gaire valer,
> Si d'ins del cor no mov lo chans.
>
> BERNARD DE VENTADOUR.

PARIS,
A LA LIBRAIRIE GRECQUE-LATINE-ALLEMANDE,
RUE DES FOSSÉS-MONTMARTRE, N° 14.

1818.

Der Prophet des jüngſten Tages.

Sanct Obeſus ſaß nach Tiſche,
Alle Weſtenknöpfe los,
In des Gartenſales Friſche,
Auf des Sopha's weichem Schooß.

Mit den runden Armen hielt er
Seinen Bauch gelind' umſpannt,
Und mit Einem Daume ſpielt' er
Um den Daum der andern Hand.

Schlummernd faſt, doch geiſtig wacht' er
In beſchaulich ſel'ger Ruh;
Seine Mahlzeit überdacht' er,
Manchen guten Trunk dazu.

„Schmackhaft ſind die Gottesgaben,
Stärkend einem frommen Mann.
Daß ſie nicht die Sünder laben,
Nehm' ich ein, ſoviel ich kann.

Mühſam iſt es, erſt zu kauen,
Leicht iſt auch das Schlürfen nicht;
Mühſam iſt es, zu verdauen:
Doch ich halt' auf meine Pflicht.

Siede den Caffee nun, Grete!
Zwar des Mahomet Geſchenk.
Lügenhaft war der Prophete,
Aber gut iſt ſein Getränk.

OBSERVATIONS

SUR LA LANGUE

ET

LA LITTERATURE PROVENÇALES.

Les travaux de M. Raynouard sont destinés à remplir une grande lacune dans l'histoire littéraire du moyen âge. Tout le monde parloit des Troubadours, et personne ne les connoissoit. Il falloit donc naturellement s'attendre à ce qui est arrivé : c'est qu'on en a parlé à tort et à travers. Mais bientôt les littérateurs qui entreprendront de traiter ce sujet si important pour les origines de la poésie moderne n'auront plus d'excuse, s'ils ne font pas mieux que leurs devanciers.

Dans ces derniers temps, les efforts de plusieurs savans estimables ont contribué à éclaircir les antiquités de la langue et de la littérature françoises. Mais si quelques-uns, comme M. de Sainte-Palaye[1], se sont sérieusement occupés de la littérature provençale avant M. Raynouard, personne au moins n'a communiqué au public les résultats de ses études. Un si long oubli est d'autant plus surprenant, que cette littérature doit intéresser non seulement les savans françois, mais aussi ceux d'Espagne et d'Italie [2], parce que plusieurs Troubadours célèbres sont nés dans leur pays, et que la poésie provençale, s'étant développée la première et ayant été fort répandue au dehors, n'a pu manquer d'avoir une grande influence sur la formation de la poésie espagnole et italienne. L'idiome provençal paroît avoir été parlé jadis dans quelques parties de l'Italie supérieure ; il existe encore comme langue vivante, sauf les altérations amenées par tant de siècles, en Catalogne, dans le royaume de Valence et dans les îles baléares, aussi bien que dans la France méridionale.

M. Raynouard a commencé le premier à défricher ce champ inculte. La tâche qu'il a entreprise, à lui seul, est si vaste et si difficile, qu'on diroit qu'elle eût suffi pour occuper une réunion de plusieurs savans pendant un nombre considérable d'années. Mais ce n'est pas d'hier qu'il s'y est préparé : ce qu'il donne au public est mûri par une longue étude ; tous ses matériaux sont prêts ; et, avec l'activité qu'il met à son travail, on peut espérer de le voir avancer rapidement, et d'être bientôt en possession de l'ensemble qui offrira un cours complet de littérature provençale.

Les écrits que nous avons sous les yeux [3] servent d'introduction. Dans le premier, l'auteur remonte à l'origine de la langue romane, en rassemblant toutes les traces éparses qui nous en restent. Dans le second, il la saisit, pour ainsi dire, au moment même d'une formation plus régulière, et analyse les monumens les plus anciens conservés jusqu'à nos jours. Dans la grammaire enfin il développe les inflexions, les règles, les idiotismes de cette langue, telle qu'elle a été parlée et écrite à son époque la plus florissante, c'est-à-dire dans le douzième et le treizième siècle.

Le second volume de ce recueil, sous le titre de *Monumens de la langue romane*, contiendra les plus anciens textes originaux, soit en vers, soit en prose, accompagnés d'une traduction et de notes. Dans le troisième, qui s'imprime actuellement, et qui paroîtra en même temps avec le second, seront réunies les poésies amoureuses des Troubadours: dans la première moitié du quatrième, les *sirventes* et les *tensons;* en général, les pièces satiriques, politiques, morales et religieuses. La seconde moitié de ce volume renfermera les variantes, les vies des poètes, telles qu'elles se trouvent dans les manuscrits, et quelques morceaux que l'éditeur n'a pas jugé à propos de placer dans les recueils précédens.

Dans le cinquième volume, un tableau comparatif des langues de l'Europe latine, et d'autres recherches philologiques serviront d'introduction à un glossaire de la langue romane, réservé pour les derniers volumes.

L'érudition de M. Raynouard est aussi étendue que solide; mais ce qui est bien plus admirable encore, c'est la critique lumineuse, la méthode vraiment philosophique qu'il apporte dans toutes ses recherches. Il n'avance rien sans avoir les preuves à la main; il remonte toujours aux sources, et il les connoît toutes. C'est là le véritable moyen de résoudre les problèmes historiques des temps obscurs, et de couper court à tous ces raisonnemens vagues sur ce qui auroit pu être; raisonnemens fort commodes, sans doute, pour déguiser l'ignorance de l'historien, mais inutiles et même nuisibles au lecteur pour la connoissance de ce qui a été.

Tous ceux qui ont eu la curiosité de fouiller eux-mêmes dans les manuscrits provençaux, seront d'accord avec moi, j'en suis persuadé, sur les immenses difficultés que M. Raynouard a eues à vaincre. On est arrêté à chaque pas dans la lecture de ces manuscrits, par des traits indistincts ou à demi effacés, par les abréviations, par le manque de fixité dans l'orthographe ; enfin, par l'absence totale de ponctuation, souvent même par l'omission des intervalles entre les mots, ou par la séparation d'un seul mot en deux portions. Mais je suppose qu'on les ait exactement déchiffrés ; ce n'est rien encore : il s'agit de les comprendre. La poésie, en général, n'est pas ce qu'il y a de plus facile dans une langue ; les chants des Troubadours sont souvent composés avec un artifice très-recherché, dans un style extrêmement concis, énigmatique à dessein et rempli d'allusions à des faits inconnus, à des mœurs qui nous sont étrangères. Le tour de la pensée même, l'expression des sentimens, y portent les couleurs et le costume d'un siècle éloigné où il faut se transporter en idée. Et, pour faciliter l'intelligence de pareilles poésies, restes peu nombreux d'une langue qu'on a cessé de cultiver depuis tant de siècles, on n'avoit jusqu'ici ni grammaire ni dictionnaire de cette langue ; on n'avoit pour tout secours que l'analogie des autres idiomes dérivés du latin, analogie souvent trompeuse ; car, quoique la langue romane soit, pour ainsi dire, la fille aînée de la langue latine, et qu'elle ait de grands traits de ressemblance avec ses sœurs cadettes, les langues françoise, italienne, portugaise et espagnole, surtout avec la dernière, elle a aussi beaucoup d'idiotismes, et les mots latins y sont souvent détournés de leur sens primitif d'une façon particulière.

Au premier abord, j'en parle d'après ma propre expérience, on désespère de saisir un fil pour se guider dans ce labyrinthe. On est tenté de s'en prendre de l'imperfection de ses connoissances à la langue elle-même, et de croire qu'elle est capricieuse, irrégulière, rebelle à toute analogie. C'est cependant une opinion fort erronée : M. Raynouard a clairement démontré le contraire. Il a porté un grand jour dans cette obscurité; il a débrouillé par sa sagacité une confusion apparente; et désormais, lorsqu'on aura suivi attentivement sa marche, on aura déjà surmonté la plupart des obstacles.

Une certaine sécheresse est inséparable des discussions grammaticales; cependant M. Raynouard l'a évitée autant qu'il étoit possible par l'esprit philosophique qu'il met dans son analyse, et par l'élévation de son point de vue. A n'en juger que par le volume qu'elle occupe, on pourroit croire sa grammaire diffuse; elle est au contraire rédigée avec une concision parfaite. La plus grande partie de ses pages est remplie de citations de textes originaux qui servent en même temps d'exemples et de preuves aux règles grammaticales. M. Raynouard fournit ainsi à ses lecteurs le moyen d'examiner eux-mêmes, et de se convaincre de la justesse de ses observations. Ces nombreux fragmens de poésie provençale, accompagnés de traductions littérales, familiarisent avec les constructions de cette langue, et préparent à la lecture des Troubadours. Avec le secours de la grammaire et du glossaire que M. Raynouard se propose de donner, la plupart de leurs chansons, surtout de leurs chansons amoureuses, n'auront plus besoin de commentaire. Plusieurs poésies, nommément celles qui renferment des allusions historiques, ne pourront pas s'en passer, et d'autres encore, par exemple quelques morceaux d'Arnaud Daniel et de Marcabrus, resteront peut-être toujours indéchiffrables, même pour des savans aussi versés dans la langue romane et aussi consommés dans l'art de la critique philologique que l'est M. Raynouard.

Mais à quoi bon, dira-t-on peut-être, tout cet échafaudage d'une érudition fastidieuse? Ne pourroit-on pas traduire librement en prose les meilleurs morceaux des Troubadours, donner des extraits de quelques autres, et vouer tout le reste à l'oubli, par ménagement pour la mémoire de nos honorables aïeux? L'essai en a été fait, et avec un succès déplorable. Il y a sans doute des ouvrages poétiques qui, sans éprouver une perte considérable, peuvent être transportés dans d'autres langues, pourvu que la traduction soit au moins élégamment versifiée. Plus un ouvrage est le produit d'une imitation ambitieuse, mais stérile, d'un art devenu mécanisme; plus il tourne dans le cercle des magnifiques lieux communs et d'une phraséologie savamment factice, moins il risque à être traduit; car les équivalens de ces choses se trouvent abondamment dans toutes les littératures cultivées. Mais l'empreinte originale, non seulement des œuvres accomplies du génie, mais encore d'un art naissant, est difficile à conserver dans des traductions. Je pense qu'il seroit impossible d'imiter avec une heureuse fidélité les poésies provençales, même dans les langues de la même famille, peut-être autant à cause de leur bizarrerie que de leur grâce naïve. On ne sauroit considérer les chants des Troubadours comme les effusions spontanées d'une nature encore toute sauvage. Il y a de l'art, souvent même un art fort ingénieux; surtout un système compliqué de versification, une variété et une abondance dans l'emploi des rimes qui n'ont été égalées dans aucune langue moderne. Les Troubadours appeloient eux-mêmes cet ensemble de poésie et de musique auquel ils exerçoient leurs talens, une science;

mais c'étoit la *science gaie*. Elle n'étoit pas puisée à la source des livres, ni des modèles réputés classiques; elle leur étoit inspirée uniquement par leur instinct poétique et par le désir de plaire à leurs contemporains. Le siècle où ils vivoient n'étoit nullement savant ni philosophique, mais robuste, indiscipliné, guerrier, aventureux même. Il y avoit des contrastes frappans; d'un côté, une noble délicatesse dans les sentimens, un raffinement élégant dans les manières des classes supérieures; de l'autre, de fortes ombres de licence, de rudesse et d'ignorance dans l'ensemble de l'ordre social. Les poésies d'un tel temps, surtout celles qui tiennent de plus près à l'inspiration du moment et à la vie individuelle, les poésies lyriques, ne ressemblent point aux fleurs usuelles de nos jardins littéraires, mais bien plutôt à ces plantes alpines qui ne sauroient être transportées hors de leur sol natal et de la température du ciel qui leur est propre. Pour voir fleurir la rose des Alpes, il faut gravir des montagnes. Pour jouir de ces chants qui ont charmé tant d'illustres souverains, tant de preux chevaliers, tant de dames célèbres par leur beauté et leur grâce, qui ont eu tant de vogue, non seulement dans tout le midi de l'Europe, mais partout où brilloit la chevalerie, et jusque dans la terre sainte; pour jouir de ces

Ach! die Welt liegt ganz im Argen;
Seelentroſt bedarf ich ſehr.
Mahnen mich doch gar die Kargen,
Wollen mir nicht borgen mehr.

Wir, die Heil'gen ſollten leben
Von der andern Schweiß und Gut.
Aber nichts umſonſt will geben
Dieſe aufgeklärte Brut.

Waffne dich mit Ungewittern,
Herr, zu ſtrengem Strafgericht!
Laß das freche Weltkind zittern,
Das von Schuld und Zahlung ſpricht!

Jeder Schuldſchein iſt zerriſſen,
Wann der jüngſte Tag erſcheint;
Und er kommt, das ſollt ihr wiſſen,
Böſe Gläub'ger, eh' ihr's meint.

Innerlich erleuchtet, weiß ich,
Was in Zukunft wird geſchehn.
Achtzehnhundert drei und dreißig
Wird die Welt im Brand vergehn.

Dann beginnt das Reich, das tauſend
Jahr' in Freuden wird beſtehn.
Mit den Auserwählten ſchmauſend
Will ich dieſes Feſt begehn.

chants, dis-je, il faut écouter les Troubadours eux-mêmes, et s'efforcer de comprendre leur langage. Vous ne voulez pas vous donner cette peine? Eh bien, vous êtes condamné à lire les traductions de l'abbé Millot.

Deux grands poètes du quatorzième siècle, le Dante et Pétrarque, ont parlé des Troubadours avec une haute estime. La langue provençale leur étoit presque aussi familière que leur langue maternelle, surtout à Pétrarque, qui a passé une grande partie de sa vie dans la France méridionale. Les chants des Troubadours étoient encore animés alors par l'accompagnement de ces mêmes airs de musique pour lesquels ils avoient été composés primitivement, et qui faisoient ressortir l'harmonie de ces strophes si artistement tissues. Le Dante et Pétrarque n'étoient point, dans leurs poésies amoureuses, imitateurs des Troubadours, comme on l'a faussement prétendu à l'égard du dernier[4]; ils étoient plutôt les rivaux de leur gloire. On ne sauroit attribuer non plus leur goût pour les Troubadours à cette prédilection qu'ont souvent les artistes pour leurs prédécesseurs dans le même genre, inférieurs en talent; car la poésie italienne, devenue adulte tout-à-coup par les créations du Dante et de Pétrarque, différoit dès-lors de la poésie provençale autant par ses caractères essentiels que par les formes de la versification. Leur suffrage doit donc être d'un grand poids sous tous les rapports. Mais ces mêmes littérateurs qui, après avoir lu péniblement et mal compris trois ou quatre morceaux des Troubadours, ont porté contre eux des sentences rigoureuses, ne demanderont pas mieux que de nous défaire aussi l'éclat de ces immortels génies, et de déprécier la valeur de leurs productions sublimes. Il sera temps de discuter le mérite poétique des Troubadours, quand on pourra lire leurs œuvres principales dans une édition correcte et accompagnée de tout ce qui sert à en faciliter l'intelligence, telle enfin que M. Raynouard nous la promet. Mais les hommes instruits dans l'histoire tomberont d'accord que les poésies provençales contiennent un trésor de souvenirs nationaux. Quelques Troubadours sont les ancêtres de familles qui occupent encore aujourd'hui un rang distingué en France[5], d'autres appartiennent à des familles éteintes, mais jadis illustres et puissantes; plusieurs, comme Bertrand de Born et Folquet de Marseille, ont joué un rôle important dans les événemens politiques de leur temps; un grand nombre d'entre eux ont parlé de ces mêmes événemens dont ils furent les témoins, souvent peut-être avec une partialité passionnée, mais toujours avec une franchise énergique; tous fournissent des peintures vivantes des mœurs de leur siècle, soit à dessein dans leurs pièces morales et satiriques, soit à leur insu, par l'expression naive de leurs sentimens et de leurs pensées. Ce qui décolore l'histoire du moyen âge, c'est que les chroniqueurs contemporains ont généralement écrit en latin. Or, il est presque impossible de transporter dans une langue morte et savante les traits individuels les plus caractéristiques. Tout ce qui nous est transmis dans les idiomes populaires de ce temps-là est donc fort précieux pour nous les faire connoître intimement : c'est comme si l'on entendoit les hommes marquans d'alors nous parler eux-mêmes. Ce qu'on appelle dans l'histoire l'esprit des temps, dit un auteur allemand, n'est d'ordinaire que l'esprit de l'écrivain moderne qui réfléchit une image altérée des siècles passés. Il n'a point encore paru en France d'historien qui ait su peindre le moyen âge d'une manière vraiment dramatique, c'est-à-dire en mettant en scène les hommes tels qu'ils étoient, entourés de l'atmosphère des idées alors dominantes, sans leur suggérer des motifs étrangers à leur nature, sans analyser leurs caractères par des réflexions banales soi-disant philosophiques, et sans vouloir arriver au secret de l'existence individuelle par le détour du raisonnement. Si cet historien se trouve, il saura tirer bon parti des matériaux que lui aura préparés le savant éditeur des Troubadours. Il y puisera les teintes locales les plus vraies et les plus frappantes de son tableau.

Quand même les poésies provençales ne contiendroient que quelques détails historiques, inconnus d'ailleurs, encore faudroit-il recourir aux textes originaux ; car, dans tout ce qui doit servir de preuves en fait d'histoire, l'on ne sauroit se contenter de traductions. On s'est bien donné la peine d'imprimer avec une scrupuleuse exactitude, même de faire graver des diplomes écrits dans un latin barbare, et de les commenter amplement. Au moyen de ces diplomes, la critique historique a constaté des faits que l'on n'auroit pu découvrir par aucune autre voie. Les poésies provençales exigent une étude infiniment moins pénible, et offrent dans leur ensemble une récolte plus abondante de connoissances détaillées du moyen âge.

Ensuite l'étude de la langue provençale est très-curieuse en elle-même, sous le triple rapport de la théorie générale des langues ; de l'étymologie de la langue françoise et des autres idiomes dérivés du latin ; enfin, de ses propres beautés et de ses qualités distinctives.

Le premier point de vue tient à un sujet si vaste, que je dois me borner ici à l'effleurer légèrement.

Les langues qui sont parlées encore aujourd'hui et qui ont été parlées jadis chez les différens peuples de notre globe, se divisent en trois classes : les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes, et les langues a inflexions[6].

Les langues de la première classe n'ont qu'une seule espèce de mots, incapables de recevoir aucun développement ni aucune modification. On pourroit dire que tous les mots y sont des racines, mais des racines stériles qui ne produisent ni plantes ni arbres. Il n'y a dans ces langues ni déclinaisons, ni conjugaisons, ni mots dérivés, ni mots composés autrement que par simple juxta-position, et toute la syntaxe consiste à placer les élémens inflexibles du langage les uns à côté des autres. De telles langues doivent présenter de grands obstacles au développement des facultés intellectuelles; leur donner une culture littéraire ou scientifique quelconque, semble être un tour de force; et si la langue chinoise présente ce phénomène, peut-être n'a-t-il pu être réalisé qu'à l'aide d'une écriture syllabique très-artificiellement compliquée, et qui supplée en quelque façon à la pauvreté primitive du langage.

on conjugue les verbes par voix, par modes, par temps, par nombres et par personnes, en employant de même des désinences et quelquefois des augmens qui, séparément, ne signifient rien. Cette méthode procure l'avantage d'énoncer en un seul mot l'idée principale, souvent déjà très-modifiée et très-complexe, avec tout son cortége d'idées accessoires et de relations variables.

Les langues à inflexions se subdivisent en deux genres, que j'appellerai les *langues synthétiques* et les *langues analytiques*. J'entends par langues analytiques celles qui sont astreintes à l'emploi de l'article devant les substantifs, des pronoms personnels devant les verbes, qui ont recours aux verbes auxiliaires dans la conjugaison, qui suppléent par des prépositions aux désinences des cas qui leur manquent, qui expriment les degrés de comparaison des adjectifs par des adverbes, et ainsi du reste. Les langues synthétiques sont celles qui se passent de tous ces moyens de circonlocution.

L'origine des langues synthétiques se perd dans la nuit des temps; les langues analytiques, au contraire, sont de création moderne : toutes celles que nous connoissons, sont nées de la décomposition des langues synthétiques *.

La ligne de division entre les deux genres n'est pas tranchée. Les langues où prédomine le système synthétique ont cependant adopté, sous quelques rapports particuliers, la méthode des langues analytiques; et celles-ci, formées des matériaux que leur fournissent les langues synthétiques, ont naturellement conservé quelques traits de ressemblance avec elles.

Les langues grecque et latine sont des modèles du genre synthétique, dont on a depuis long-temps étudié et admiré les beautés. De nos jours, l'on a commencé à connoître en Europe une langue encore plus strictement synthétique : c'est la langue sacrée des Indiens. Le système grammatical de cette langue est construit, pour ainsi dire, sur une échelle plus vaste; elle dépasse surtout dans la faculté de former des mots composés, tout ce que nous avions connu jusqu'ici.

En Europe, les langues dérivées du latin, et l'anglois, ont une grammaire toute analytique, et les littératures de ces belles langues, cultivées avec tant de soins et de succès, nous montrent à peu près le degré de perfection dont ce genre est susceptible. Les langues germaniques forment une classe intermédiaire : synthétiques dans leur origine et conservant toujours une certaine puissance de synthèse, elles penchent fortement vers les formes analytiques.

Et voici une observation qui ne paroîtra pas indifférente à ceux qui savent que l'histoire des langues est celle de l'esprit humain. Lorsque les langues synthétiques ont été fixées de bonne heure par des livres qui servoient de modèles, et par une instruction régulière, elles sont restées telles; mais quand elles ont été abandonnées à elles-mêmes et soumises aux fluctuations de toutes les choses humaines, elles ont montré une tendance naturelle à devenir analytiques, même sans avoir été modifiées par le mélange d'aucune langue étrangère.

On voit, par exemple, en lisant avec attention les deux auteurs grecs les plus anciens, Homère et Hésiode, que la langue grecque primitivement n'a point eu d'articles. L'usage s'en est introduit ensuite jusqu'au pléonasme, et ce changement s'est opéré dans l'intervalle entre le siècle d'Homère et d'Hésiode, et celui des premiers écrivains en prose. Depuis ce temps la langue grecque, ayant eu une littérature qui formoit la base de l'éducation, a conservé ses formes synthétiques jusqu'à l'époque où elle a subi une espèce de décomposition par le déclin et la chute de l'empire byzantin, et s'est transformée en grec moderne.

Le plus ancien monument écrit de l'allemand est la version gothique de l'Évangile, attribuée à Ulfilas. Elle a quatorze siècles de date; et cependant nous y reconnoissons les traits de notre langue maternelle. La grammaire y a des formes très-simples, mais toutes synthétiques : des désinences marquées pour les déclinaisons et les conjugaisons; un véritable passif; un emploi très-limité des articles[9]; point de pronoms personnels devant les verbes; à peine quelques légères traces de l'emploi de verbes auxiliaires.

Depuis Ulfilas, la langue allemande n'a été entièrement négligée dans aucun temps; mais pendant tout le moyen âge, elle ne reçut point une culture savante et grammaticale. Le projet conçu par Charlemagne de rédiger une grammaire de l'allemand, sa langue maternelle, et de la faire enseigner régulièrement dans les écoles, resta sans exécution[10]. Les poésies nationales furent transmises de vive voix d'une génération à l'autre. Les livres écrits jusqu'au douzième siècle, pour la plupart des ouvrages théologiques, ensuite des poëmes de chevalerie, étoient trop peu nombreux, et surtout trop peu répandus, pour exercer une grande influence. Dans le treizième siècle seulement on a commencé à se servir de l'allemand dans les actes publics et dans la législation. Ainsi donc, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'ère littéraire de l'Allemagne,

Caussa finalis

der Milchſtraße.

Die Schüler.

Bricht nun der jüngſte Tag herein
In's Jammerthal auf Erden:
Was wird denn aus der Milchſtraß' fein
Am Himmel droben werden?

Der Prophet.

Die Milchſtraß' wird ſich kirchlich ſchön
Zum Kreuze figurieren,
Das tauſendjähr'ge Reich erhöh'n,
Und unſre Tafel zieren.

c'est-à-dire jusqu'à l'invention de l'imprimerie et jusqu'à la réformation, notre langue n'étant fixée par aucun moyen artificiel, a eu pleine liberté de suivre son cours naturel; et les progrès qu'elle a faits dans cet intervalle vers les formes analytiques, en perdant une partie de ses anciens modes de synthèse, sont immenses.

Mais cette transition au système analytique a lieu bien plus rapidement, et, pour ainsi dire, par secousses, lorsque, par l'effet de la conquête, il existe un conflit entre deux langues, celle des conquérans et celle des anciens habitans du pays. Voilà ce qui a eu lieu dans les provinces de l'empire occidental, conquises par les peuples germaniques, et en Angleterre lors de l'invasion des Normands. De la lutte prolongée de deux langues, dont l'une étoit celle de la grande masse de la population, l'autre celle de la nation prépondérante, et de l'amalgame final des langues et des peuples, sont issus le provençal, l'italien, l'espagnol, le portugais, le françois et l'anglois.

On pourroit dire que, dans les langues modernes de l'Europe méridionale, le fond est latin, et la forme germanique; mais cet énoncé auroit plus d'apparence que de solidité. Le fond de ces langues est en effet latin, à l'exception des mots allemands qui s'y sont introduits dès l'origine, et dont le nombre monte, sinon à des milliers, au moins à des centaines. Dans l'espagnol et le portugais l'on doit encore décompter les mots arabes. Mais, pour soutenir dans toute son étendue cette thèse que la forme est germanique, il faudroit partir d'une comparaison avec la grammaire actuelle de l'allemand. Or, pour déterminer au juste l'influence que les dialectes germaniques peuvent avoir eue dans la formation des langues latines mixtes, il faut examiner ces dialectes dans l'état où ils étoient pendant les premiers siècles après la conquête. Les plus anciens monumens écrits de la langue francique datent du huitième et du neuvième siècle. Le dialecte y est fort différent de celui d'Ulfilas, mais les formes grammaticales se rapprochent encore beaucoup des siennes[11]. L'on ne peut donc considérer la grammaire analytique comme une invention déjà toute faite, qui auroit été simplement adaptée à la langue latine. Au contraire, cette grammaire s'est développée simultanément, et peut-être plutôt dans les pays de langue romane que dans les pays de langue théotisque pure. Et voici la plus grande singularité que nous présente la formation des langues latines mixtes : du concours de deux langues qui toutes les deux avoient une grammaire synthétique, sont nées des langues dans lesquelles le système analytique a pris le plus grand développement. Comment ce changement s'est-il opéré? M. Raynouard, dans ses *Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane*, nous en donne une explication très-satisfaisante : il a suivi la marche de l'esprit humain dans cette époque mémorable, en penseur et en historien érudit tout ensemble. J'avois préparé depuis plusieurs années les matériaux d'un *Essai historique sur la formation de la langue françoise :* je suis charmé d'avoir été prévenu. Les recherches de M. Raynouard m'ont fourni beaucoup de lumières: elles ôtent à mes observations une partie de leur nouveauté, mais elles ne les rendent peut-être pas entièrement inutiles. Car je me propose de traiter le sujet dans une plus grande étendue, et de donner, autant que cela est possible, l'histoire des diverses langues qui ont été parlées simultanément ou successivement dans les Gaules, dans le pays compris entre les Pyrénées et le Rhin. D'ailleurs je ne suis pas d'accord avec M. Raynouard sur plusieurs points qui demandent à être discutés plus à fond que je ne puis le faire en ce moment.

Le latin avoit déjà été fort altéré, avant le renversement de l'empire occidental, par l'introduction d'un immense nombre d'étrangers, dans l'armée et même dans les premières charges de l'état. Combien de consuls barbares les fastes de la Rome impériale ne comptent-ils pas! Après la chute de l'empire, l'étude littéraire de la langue latine, si soignée autrefois dans toutes les provinces occidentales, fut totalement négligée. M. Raynouard dit: «Le mélange de ces peuples « qui renonçoient à leur idiome grossier, et adoptoient l'idiome des vaincus, par la nécessité d'entre- « tenir les rapports religieux, civils et domestiques, « ne pouvoit qu'être funeste à la langue latine. La « décadence fut rapide.» Je ne saurois me ranger de l'avis de l'auteur à l'égard du premier point. D'abord cet idiome n'étoit pas si grossier, comme le prouve l'excellente traduction de l'Évangile par Ulfilas[12]. Ensuite ces peuples guerriers et peu littéraires étoient fort attachés à leur langue, quelle qu'elle fût, aux souvenirs nationaux, aux chants héroïques qu'elle leur transmettoit. Théodoric-le-Grand envoya à Clovis un chantre goth, qui savoit réciter les antiques exploits de sa nation[13]. Les Goths et les Lombards en Italie, les Suèves, les Vandales[14] et les Goths en Espagne, les Goths et les Bourguignons dans le midi des Gaules, les Francs dans le nord, n'ont commencé à oublier leur langue maternelle que plusieurs siècles après la conquête.

Spécialement les Francs, établis dans les Gaules, ont conservé la langue francique ou théotisque sous les deux premières dynasties, et n'ont cessé de la parler qu'après la séparation finale des empires de France et d'Allemagne, c'est-à-dire au commencement du dixième siècle. Or, à cette époque, la langue romane étoit déjà toute formée. Je réserve, pour l'écrit que je viens d'annoncer, les preuves de mon assertion, contraire à ce que presque tous les historiens françois ont avancé.

Les conquérans barbares (ils adoptèrent eux-mêmes ce nom qu'ils croyoient honorable, puisqu'il signifioit l'opposé de romain) trouvant dans les pays conquis une population toute latine, ou, selon l'expression du temps, *romaine*, furent en effet forcés d'apprendre aussi le latin pour se faire entendre, mais ils le parloient en général fort incorrectement; surtout ils ne savoient pas manier ces inflexions savantes, sur lesquelles repose toute la construction latine. Les Romains, c'est-à-dire les habitans des provinces, à force d'entendre mal parler leur langue, en oublièrent à leur tour les règles, et imitèrent le jargon de leurs nouveaux maitres. Les désinences variables, étant employées arbitrairement, ne servoient plus qu'à embrouiller les phrases; on finit donc par les supprimer et par tronquer les mots. Voilà ce qui distingue les dialectes romans, dès leur origine, de la latinité même la plus hérissée de barbarismes. Mais ces désinences supprimées servoient à marquer d'une manière très-sensible la construction des phrases, et la liaison des idées; il falloit donc y substituer une autre méthode, et c'est ce qui donna naissance à la grammaire analytique.

M. Raynouard admire avec raison cet instinct grammatical qui, du sein de la confusion même, sut tirer de nouveaux moyens de clarté; cette ingénieuse industrie de l'homme par laquelle il parvint à se forger, pour exprimer ses pensées, un nouvel instrument avec les matériaux de l'ancien qui s'étoit, pour ainsi dire, brisé entre ses mains. Il me semble cependant que M. Raynouard exalte un peu trop les avantages des langues analytiques. Plusieurs théoristes ont comparé le mérite relatif des langues anciennes et modernes, et Adam Smith donne la préférence aux langues modernes. Je l'avoue, les langues anciennes, sous la plupart des rapports, me paroissent bien supérieures. Le meilleur éloge qu'on puisse faire des langues modernes, c'est qu'elles sont parfaitement adaptées aux besoins actuels de l'esprit humain dont elles ont, sans aucun doute, modifié la direction.

Un brillant avantage des langues anciennes, c'est la grande liberté dont elles jouissoient dans l'arrangement des mots. La logique étoit satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentuées: ainsi, en variant les phrases à l'infini, en entrelaçant les mots avec un goût exquis, le prosateur éloquent, le poète inspiré, pouvoient s'adresser à l'imagination et à la sensibilité avec un charme toujours nouveau. Les langues modernes, au contraire, sont sévèrement assujéties à la marche logique, parce qu'ayant perdu une grande partie des inflexions, elles doivent indiquer les rapports des idées par la place même que les mots occupent dans la phrase. Ainsi une infinité d'inversions, familières aux langues anciennes, sont devenues absolument impossibles; encore faut-il employer le petit nombre d'inversions qui sont permises, avec une grande sobriété : car les inversions étant contraires au système général, deviennent facilement prétentieuses et affectées. Les langues modernes, faute de déclinaisons, distinguent le sujet du régime par leur place avant et après le verbe. Les anciens mettoient le régime avant le verbe, et le verbe avant le sujet, dans les locutions les plus usuelles comme dans le style le plus élevé. L'Odyssée d'Homère et les Annales de Tacite commencent également par une inversion toute simple, et cependant inimitable dans les langues analytiques.

M. l'abbé Sicard, que ses travaux méritoires ont engagé à méditer beaucoup sur la nature des langues, m'a communiqué à ce sujet une observation fort intéressante. Il enseigne à ses élèves sourds-muets l'emploi des signes selon l'ordre logique. Mais lorsque, dans les heures de délassement, ils communiquent entre eux par la même voie, ils arrangent les mots de leur langage muet d'une toute autre manière : ils se rapprochent de la construction latine sans la connoître, et ils font les inversions les plus hardies. Ne pourroit-on pas en conclure que ces inversions, que nous considérons comme des ornemens de rhétorique, sont plus naturelles que nous ne pensons, parce que nous avons contracté une habitude opposée? Disons-en autant des langues synthétiques en général. Elles appartiennent à une autre phase de l'intelligence humaine : il s'y manifeste une action plus simultanée, une impulsion plus immédiate de toutes les facultés de l'ame que dans nos langues analytiques. A celles-ci préside le raisonnement, agissant plus à part des autres facultés, et se rendant par conséquent mieux compte de ses propres opérations. Je pense qu'en comparant le génie de l'antiquité avec l'esprit des temps modernes, on observera une opposition semblable à celle qui existe entre les langues. Les grandes synthèses créatrices sont dues à la plus haute antiquité; l'analyse perfectionnée étoit réservée aux temps modernes.

Je reviens à mon sujet. Les plus anciens monumens des autres langues dérivées du latin remontent tout au plus au douzième siècle. Il s'est conservé des écrits en langue romane d'une date de beaucoup antérieure. M. Raynouard a le mérite de les avoir rassemblés et en partie découverts ou retrouvés. D'après ces restes précieux, il expose d'une manière fort intéressante la formation graduelle de la langue romane, et fait, pour ainsi dire, assister ses lecteurs à ce curieux spectacle.

C'est une invention en quelque façon négative, que celle qui a produit les grammaires analytiques, et la méthode uniformément suivie à cet égard peut se réduire à un seul principe. On dépouille certains mots de leur énergie significative, on ne leur laisse qu'une valeur nominale, pour leur donner un cours plus général et les faire entrer dans la partie élémentaire de la langue. Ces mots deviennent une espèce de papier-monnoie destiné à faciliter la circulation. Par exemple, un pronom démonstratif quelconque se transforme en article. Le pronom démonstratif dirige l'attention vers un objet dont il annonce la présence réelle ; comme article, il indique seulement que le mot qu'il précède est un substantif. Le nombre *un*, en perdant son rang numérique, devient l'article indéfini. Un verbe qui signifie la possession, en s'attachant à un autre verbe comme auxiliaire, n'exprime plus que la possession idéale du temps passé. En espagnol, le verbe latin HABERE a si bien perdu sa signification réelle, que, pour exprimer l'idée de la possession, il a fallu recourir au verbe TENERE, qui en présente une image sensible. En portugais, au contraire, ce dernier exprime le temps passé comme verbe auxiliaire. Ce que nous devons ou voulons faire est toujours dans l'avenir ; c'est pourquoi, dans plusieurs langues, les verbes *devoir* et *vouloir*, comme auxiliaires, indiquent le futur. Le verbe substantif remplit deux fonctions très-différentes; il exprime l'existence réelle ou seulement une affirmation logique, l'accord entre le sujet et l'attribut : déjà, dans les langues synthétiques, il devient quelquefois verbe auxiliaire : l'exemple de ce dernier emploi a été donné par la grammaire latine aux langues modernes. Mais il y a dans celles-ci une autre invention, c'est d'avoir réduit le verbe STARE, qui exprime un mode particulier d'existence, à signifier seulement *être* d'une

Die Saint-Simoniſten
in Paris im Jahre 1831.

1.

An die Dilettanten.

Wer braucht eine neue Religion?
Hier ſind die Brochüren von Saint-Roman.

2.

Réponse des femmes libres aux sermons du Père Enfantin.

Der Vater Enfantin hat kindiſch ſich befliſſen
Zu pred'gen öffentlich, was wir im Stillen wiſſen.
Wir haben's längſt geübt, und meiſtens unentdeckt;
Der Männer Eiferſucht hat nun der Tropf geweckt.
Im Beichtſtuhl hofft er uns durch Tätſcheln zu ergründen:
Wir beichten nur dem Bett die angenehmen Sünden.

manière abstraite. Quelques portions du verbe substantif en françois, comme en italien et en espagnol, sont dérivées de cette racine [15]. On a tort de ne parler que de verbes auxiliaires; il se trouve, dans les langues analytiques, des mots auxiliaires de plusieurs espèces, pronoms, prépositions, adverbes. A cet égard, la formation d'une nouvelle grammaire peut paroître ingénieuse; mais, d'un autre côté, elle trahit l'incapacité de comprendre tout ce que renfermoit un mot latin. On se croyoit obligé d'entasser plusieurs mots, quand un seul suffisoit pour exprimer la même idée. Au lieu d'ALIQUIS, on disoit ALIQUIS-UNUS; au lieu de QUISQUE, QUISQUE-UNUS: ce qui s'est contracté ensuite en *aucun, chacun; assez* ne dit pas plus que SATIS; cependant il est formé de AD-SATIS: *dedans* signifie INTUS; mais il est formé de DE-DE-INTUS. Il y a une foule d'exemples de cette espèce, et qui ne laissent pas de sentir un peu la barbarie.

La langue romane étant le premier essai en son genre, s'est, sous plusieurs rapports, arrêtée à moitié chemin dans le passage de la grammaire synthétique à la grammaire analytique. On n'avoit pas encore appris à observer toutes les précautions nécessaires pour obtenir la même clarté que le latin doit aux inflexions, lorsque ces inflexions étoient ou tronquées ou omises. C'est là ce qui forme le caractère distinctif de la langue romane. Il en est résulté des avantages et des inconvéniens : cette langue est d'une brièveté étonnante; mais elle pèche quelquefois par l'obscurité.

La conjugaison ne marque plus aussi distinctement les personnes que dans le latin; cependant les pronoms personnels sont, la plupart du temps, supprimés dans la langue romane. L'article défini y est employé; mais l'article indéfini n'est encore guère d'usage. Souvent aussi des conjonctions, indispensables à la liaison des phrases dans les langues modernes, sont omises. Toutes les autres langues de même origine ont entièrement abandonné les déclinaisons latines, excepté dans quelques pronoms; elles n'ont conservé qu'une marque du pluriel pour les substantifs, une marque du genre et du nombre pour les adjectifs. La langue romane a sauvé un reste, mais un reste très-imparfait de déclinaison. Au singulier, les substantifs se terminent en s au nominatif; dans les cas obliques, cet s est supprimé. Le nominatif du pluriel, au contraire, n'a point de s, et les cas obliques en ont un. L'ignorance de cette règle suffit pour engager dans des difficultés inextricables le lecteur des poésies provençales. On voit les mêmes mots écrits tantôt sans s, tantôt avec un s, aussi bien au singulier qu'au pluriel; on ne sait point assigner de cause à cette variation, et l'on est constamment sujet à confondre les nombres entre eux et le régime avec le sujet. M. Raynouard a développé ce point de grammaire romane avec une grande précision, et en a expliqué l'origine d'une manière probable par l'analogie avec la seconde déclinaison latine. Toutefois cette règle n'étoit pas inconnue : Bastero, dans sa *Crusca Provenzale*, la donne d'après un ancien grammairien provençal, *Ugon Faidit*[16]. Mais les littérateurs qui ont transcrit et imprimé quelques morceaux des Troubadours, paroissent en effet l'avoir ignorée[17].

On distinguoit donc en roman le régime du sujet par la désinence; mais, pour distinguer le régime direct du régime indirect, ou, pour me servir d'une expression plus connue, l'accusatif du génitif, du datif et de l'ablatif, on eut recours, comme dans les autres langues dérivées du latin, aux deux prépositions DE et AD. Dans la langue romane cependant on n'a pas toujours senti la nécessité de la préposition *de*, et M. Raynouard a réuni quelques exemples de phrases où elle se trouve supprimée. Le texte roman si souvent commenté du serment de 842, prononcé par deux souverains carlovingiens et leurs peuples respectifs, commence par ces mots : *Pro*

Deo amur, qui, retraduits en latin, signifient PRO DEI AMORE, pour l'amour de Dieu. Il paroît que très-anciennement on usoit aussi en françois de cette licence. J'en trouve un exemple dans le nom de la *Fête-Dieu*, FESTA DEI, nom qui est probablement resté sans altération, parce qu'il désignoit une chose sacrée.

Le futur des verbes dans la langue romane, aussi bien que dans les autres langues de la même famille, n'est pas dérivé du futur latin; il n'est pas simple comme il le paroît d'abord; M. Raynouard montre évidemment que dans toutes les conjugaisons il est régulièrement composé de l'infinitif du verbe, et du présent du verbe auxiliaire *avoir*. Dans les écrits provençaux, le verbe auxiliaire est encore assez fréquemment séparé du verbe principal par d'autres mots intercalés. Cette observation est originairement due à l'abbé Regnier, d'après lequel M. de Sainte-Palaye l'a citée[18]. Voilà une déviation de la langue mère dont l'uniformité est surprenante. Mais pourquoi le futur des langues romanes n'est-il pas dérivé du futur latin, comme les autres temps simples le sont de leurs temps correspondans? Je tâcherai de l'expliquer. D'abord par l'altération des désinences, le futur des deux premières conjugaisons, AMABO, DOCEBO, auroit été sujet à se confondre avec l'imparfait dérivé de AMABAM, DOCEBAM. Le futur de la troisième et de la quatrième conjugaison n'étant en latin qu'une nuance différente du présent du subjonctif, étoit exposé à la même ambiguité. Ensuite je pense que les peuples germaniques ne savoient pas s'approprier le futur simple des latins, parce que, par une bizarrerie extraordinaire, ils n'en avoient point dans leur propre langue. Ulfilas, et Notker encore, traduisent constamment les futurs qui se trouvent dans le texte de l'Évangile et des Psaumes, par le temps présent. Mais quelquefois ils ont essayé de former un futur composé avec l'infinitif et plusieurs verbes auxiliaires, entre autres celui d'*avoir* [19]. L'allemand, le hollandois, l'anglois, et le reste des langues de cette famille, emploient aujourd'hui d'autres verbes auxiliaires pour former le futur. Ainsi c'est précisément le plus ancien germanisme qui s'est introduit dans tous les dialectes romans. Il y a plusieurs exemples de cela. Tout le système des négations en françois est un ancien idiotisme germanique. Le pronom personnel indéfini *on*, formé du substantif *homme*, en est un autre [20]. Je remarque cela en passant, pour m'opposer à la thèse de M. Raynouard que la grammaire théotisque n'a exercé aucune influence sur les dialectes romans. Cela seroit croyable, si, comme il le suppose, les peuples conquérans avoient tout de suite abandonné leur langue. Mais comme ils ont, pendant nombre de siècles, continué de parler les deux langues, il seroit étrange qu'ils n'eussent pas fait passer les locutions de l'une dans l'autre.

Cette influence des barbares sur la formation des nouvelles langues est encore visible dans l'oubli total où sont tombés plusieurs mots latins. Les Romains avoient été anciennement un peuple très-belliqueux; cependant le nom latin de la guerre, BELLUM, n'a pu survivre à la chute de l'empire. Les dérivés, *belliqueux*, *belligérant*, ont été introduits dans les temps modernes par imitation des auteurs latins. Mais dans les langues populaires le nom barbare *guerra* [21], guerre, est seul resté, parce qu'alors les conquérans de race germanique faisoient exclusivement le métier des armes. Cet exemple entre mille montre combien l'étymologie est significative pour l'histoire des nations.

M. Raynouard suppose que quelques parties du verbe roman *aver*, avoir, nommément le singulier du présent, *ai*, *as*, *a*, et la première personne du prétérit simple, *aig* ou *aic*, n'ont pas été pris du latin, mais du verbe gothique AIGAN. Le savant étymologiste suédois, Ihre, avoit déjà fait la même conjecture [22]. Je ne saurois être de l'avis de ces deux savans. On trouve dans les manuscrits quelquefois l'aspiration du verbe latin, *ha*, il a. A la place de *aig*, j'eus, on a dit aussi *agui*, ce qui vient manifestement de *habui*. Les lettres G et C sont introduites en roman assez arbitrairement dans des verbes où elles ne sont point radicales; par exemple: *cug*, je pense, de *cuidar; aug*, j'ouis, de *auzir*, etc. *Aguès*, j'eusse, est formé de *habuissem*, de la même manière que *tenguès* de *tenuissem*. *Ai* n'est pas plus différent de HABEO, que *fai* de FACIO, *sai* de SAPIO, *vei* de VIDEO, *dei* de DEBEO. Les mots qui étoient d'un très-fréquent usage, ont subi les plus grandes altérations. Par la même raison, plusieurs noms de saints ont été étrangement défigurés, parce qu'ils étoient constamment dans la bouche du peuple. Beaucoup de particules et de pronoms ont aussi été altérés et contractés d'une manière étonnante. Qui reconnoîtroit encore dans le mot françois *même* le SEMETIPSE latin, dont M. Raynouard le dérive avec de fort bonnes preuves? Ces mots, qui reviennent sans cesse dans le langage populaire, ressemblent à la petite monnoie d'argent: elle perd son empreinte à force de passer d'une main à l'autre, tandis que les gros écus la conservent. Cependant dans les langues primitives et restées pures, quand même elles ne sont pas fixées par l'écriture, ces altérations sont moindres, parce que les nations qui parlent ces langues en ont un certain tact étymologique, et n'ôtent pas volontiers aux mots leurs lettres caractéristiques; mais, dans l'origine des langues mixtes, ce tact étymologique se perd, et les altérations deviennent fort capricieuses. Ceci nous explique en partie comment des langues si douces ont pu se former du latin dont les désinences en consonnes sont assez dures, et de l'ancien théotisque, qui avoit des désinences sonores, mais beaucoup d'âpreté dans le concours des consonnes, et plus encore dans les aspirations. On ne tenoit pas à une parfaite ressemblance avec les langues mères, qu'on oublioit graduellement de part et d'autre, et l'on avoit d'autant plus de latitude pour éviter tout ce qui étoit pénible à prononcer. Sous un ciel favorable au sentiment musical, tel que celui d'Italie, il en est résulté des soins délicats d'euphonie que peu de langues ont égalés.

En exposant la formation des substantifs et adjectifs romans, M. Raynouard veut les dériver de l'accusatif latin. Je n'en vois pas la raison : il me paroît difficile de prouver que *caritat* vient plutôt de CARITATEM que de CARITATE. Les langues dérivées du latin ont suivi différentes analogies à cet égard. Toutes, excepté le françois, ont conservé le nominatif singulier des féminins en A : l'italien forme le pluriel de ces mêmes féminins et des noms de la seconde déclinaison, du nominatif latin : *le rose*, de ROSÆ; *i venti*, de VENTI, etc. ; l'espagnol, au contraire, a conservé l'accusatif; la langue romane a fait de même à l'égard des féminins, *rosas*, *donnas*. Mais il est incontestable que, dans l'italien, la plupart des mots de la troisième déclinaison au singulier sont formés de l'ablatif latin ; *vergine*, par exemple, est l'ablatif latin VIRGINE en autant de lettres. M. Raynouard le nie en conséquence d'une thèse plus générale que je vais examiner tout-à-l'heure. A l'égard des substantifs latins dont le nominatif est irrégulier, et qui s'accroissent d'une syllabe dans les cas obliques, toutes les langues dérivées du latin ont donné la préférence à un cas oblique quelconque. Et pourquoi ? parce que tous les cas obliques pris ensemble étant d'un usage plus fréquent que le nominatif, la forme du substantif commune à tous ces cas s'étoit mieux imprimée dans la mémoire de ceux qui ne savoient pas le latin d'une manière savante. Puisque nous voyons par les diplomes qu'à cette époque, même en s'efforçant d'écrire le latin régulier, on employoit les cas à tort et à travers, disons que le peuple, qui parloit la langue vulgaire, ne savoit pas trop exactement quel cas latin en particulier il tronquoit en rejetant les finales.

M. Raynouard emploie le nom de *langue romane* d'une manière générale et absolue. Il n'en admet qu'une seule. Il soutient que, lors de l'altération du latin, cette langue, telle qu'il nous la fait connoître, a été parlée d'abord dans toute l'étendue de l'empire occidental, et que ce n'est que plusieurs siècles après cette époque que, dans les différentes provinces, l'italien, l'espagnol, le portugais et le françois ont commencé à prendre leur caractère particulier. Il considère donc la langue romane comme un intermédiaire entre le latin et les diverses langues modernes qui en dérivent. Je l'avoue, à cet égard ses argumens ne m'ont pas convaincu.

Arrêtons-nous d'abord à ce nom de langue romane. M. Raynouard en donne une grammaire; M. Roquefort a publié un glossaire qui porte également pour titre : *Glossaire de la langue romane.* J'ouvre les deux livres, et je vois qu'il s'agit d'idiomes essentiellement différens : la grammaire se rapporte à la langue des Troubadours; le glossaire, au vieux françois parlé, au nord de la Loire seulement, pendant les douzième, treizième et quatorzième siècles. Lequel de ces deux savans a donc eu tort ou

Der neueſte Religionskrieg.

Wie lob' ich euch, handfeſte Bauern,
Für eure That in Zürichs Mauern!
Ihr hört, daß Doctor Strauß gelehrt
Am Evangelium zu klauben,
Und kommt, mit Knüppeln ſtark bewehrt,
Zu ſtreiten für den alten Glauben.
Zum Glücke ſchlägt der Strauß um Strauß
Zu keinen blut'gen Kriegen aus,
Weil ſeine Schutzherrn gleich verzagen,
Und niemand ſeine Haut will wagen.
Ihr fegt aus Kirche, Staat und Haus
Den alten Sauerteig hinaus.
Wer ferner ausſinnt ſolche Flauſen,
Den werdet ihr mit Kolben lauſen*).

---

*) Anm. Zuerſt lauteten die beiden letzten Verſe alſo:
Wer fernerhin ſein Maul nicht zügelt,
Dem wird die Wahrheit eingeprügelt.

raison d'employer le nom de langue romane? Ils ont eu raison l'un et l'autre; mais ce nom est générique, et demande des déterminations ultérieures. Nous avons vu que les conquérans de l'empire occidental appeloient Romains les habitans de toutes les provinces indistinctement. En conséquence, l'idiome populaire reçut partout le même nom de *roman*. Ce nom fut transféré même aux poésies et aux livres composés en langue vulgaire, et les romans françois de chevalerie en prirent leur dénomination aussi bien que les romances espagnoles [23]. Lorsque les auteurs latins du moyen âge parlent de LINGUA ROMANA, ils peuvent donc entendre par-là des dialectes fort différens, selon l'époque et la province où ils vivoient [24]. Ensuite, quand ces dialectes furent cultivés littérairement, ils prirent le nom des provinces qui étoient le siége principal de leur correction et de leur élégance : langue provençale, langue toscane, langue castillane. Il y a quelque difficulté à bien désigner la langue des Troubadours. Les noms de langue provençale, limousine, catalane, qu'on lui a donnés, sont trop étroits, parce qu'ils n'embrassent qu'une des provinces où elle étoit indigène, et qu'elle avoit un territoire beaucoup plus vaste. D'un autre côté, le nom de langue romane est trop indéfini.

M. Raynouard a prouvé jusqu'à l'évidence que l'origine des dialectes romans est beaucoup plus ancienne qu'on ne l'a supposée communément. Il en trouve des traces non équivoques dès le commencement du septième siècle. Il me semble aussi avoir établi, avec une grande probabilité, que le dialecte qui s'est conservé jusqu'à nos jours dans le midi de la France, a été jadis commun à la France entière. Il n'y a point de difficulté à admettre cela. Le françois, même le plus ancien que l'on connoisse, est à une distance beaucoup plus grande du latin que le provençal. Le françois paroît donc devoir son origine à une seconde altération du langage populaire, après la première, causée par l'établissement des Goths, des Bourguignons et des Francs dans les Gaules. Mais à quelles causes faut-il attribuer cette seconde altération? C'est une question assez problématique. Je pense que l'établissement des Normands dans une province du nord de la France, et l'autorité de leurs princes, étendue successivement sur les provinces voisines, y a puissamment contribué. Quoi qu'il en soit, la séparation des deux dialectes a dû commencer de fort bonne heure, probablement dès le dixième siècle; car, bien que le dialecte du nord s'éloigne en général beaucoup plus du latin que le dialecte du midi, il a cependant conservé avec la langue mère quelques traits de ressemblance, qui sont déjà effacés dans les plus anciens écrits provençaux. L'orthographe françoise, et cette orthographe nous peint l'ancienne prononciation, a conservé, par exemple, dans les verbes, le T final des troisièmes personnes du pluriel. On écrit en françois : ils entenden*t*, INTENDUNT, et en provençal, *entenden*. Les plus anciens manuscrits provençaux offrent encore quelquefois cette consonne finale ; mais l'usage général la supprime.

Selon M. Raynouard, l'Italie et les Espagnes auroient aussi éprouvé une semblable révolution, en vertu de laquelle la langue romane, parlée partout dans ces pays telle qu'elle s'étoit formée en France, se seroit transformée en italien, en espagnol et en portugais. Il est difficile de lui opposer des preuves positives, parce qu'on a commencé fort tard à écrire ces langues, et que leurs plus anciens monumens ne remontent, comme je l'ai dit, qu'au treizième siècle, ou tout au plus à la dernière moitié du douzième. Or, d'après la supposition de M. Raynouard, le second changement dans les idiomes de ces pays auroit eu lieu beaucoup plus tôt. Mais cette hypothèse est contraire aux analogies que nous pouvons observer dans l'histoire des langues. Celles qui sont nées de la corruption d'une autre langue s'éloignent toujours davantage de leur original par le seul laps du temps, jusqu'à ce que la culture littéraire les fixe. Or, l'italien et l'espagnol sont bien visiblement plus près du latin que le provençal. Dans celui-ci, les mots latins sont d'ordinaire tronqués de la dernière syllabe, tandis que, dans l'italien et l'espagnol, on a seulement retranché les consonnes finales, en conservant les voyelles qui les précèdent. Mais M. Raynouard veut que ces voyelles aient été ajoutées plus tard, par voie d'adoucissement. Soit: cela est même incontestable à l'égard des mots qui ont une syllabe de plus que dans le latin. De INTENDUNT on a d'abord fait *intendon* et puis *intendono*. Mais aussi à l'égard des lettres intérieures des mots, l'espagnol et l'italien ressemblent beaucoup plus au latin que le provençal. Un seul exemple peut suffire. L'imparfait du verbe *tener* est en provençal *tenia*, en toscan *teneva;* ce qui, à la dernière lettre près, est le latin TENEBAT. Cependant, dans la supposition de M. Raynouard, on auroit dit anciennement, en Toscane comme en Provence, *tenia*, et la forme *teneva* se seroit introduite postérieurement. Les langues ne reviennent pas sur leurs pas. Comment le peuple, après avoir oublié le latin pendant une longue suite de générations, l'auroit-il deviné tout-à-coup de nouveau, et s'en seroit-il rapproché sans avoir aucun motif de changer d'habitude? Les seuls hommes qui sussent le latin, les ecclésiastiques, ne donnoient alors aucun soin à la langue vulgaire. Quand même ils l'auroient fait, cela ne sauveroit pas l'hypothèse de M. Raynouard. L'influence des savans et des poètes peut introduire quelques mots dans une langue; mais elle ne sauroit y opérer des changemens qui en affectent les élémens, et traversent, pour ainsi dire, toute la grammaire et tout le dictionnaire.

On m'objectera peut-être que le françois d'aujourd'hui est, à quelques égards, plus latin que celui du moyen âge : j'en conviens, et cela s'explique naturellement. Depuis la renaissance des lettres, au seizième siècle, une foule de savans, versés dans la littérature classique, ont écrit des livres françois. Ils ont puisé dans les langues anciennes beaucoup d'expressions qui manquoient au langage usuel, et celui-ci a éprouvé ensuite la réaction du style des livres. Souvent on trouve dans le françois deux mots dérivés de la même racine, et l'on peut être sûr que le mot altéré, soit dans la forme, soit dans le sens, est anciennement françois, et que le mot resté du latin pur, date des temps modernes [25]. Les savans ont aussi quelquefois réglé l'orthographe d'après l'étymologie; cependant ils n'ont pu changer ni la prononciation, ni les formes grammaticales de la langue populaire. Les changemens dont je viens de parler se sont répandus par le secours de l'imprimerie; car, dans le moyen âge, l'influence des livres étoit restreinte dans une sphère très-bornée.

Je passerai en revue quelques-unes des preuves que M. Raynouard allègue en faveur de l'ancienneté de la langue romane, et de son identité primitive dans toutes les provinces de l'empire occidental.

« Notre historien Aimoin rapporte un fait bien « plus difficile à expliquer :

« Justinien, dit-il, devient empereur. Aussitôt il « rassemble une armée contre les barbares; il part, « leur livre bataille, les met en fuite, et il a le « plaisir de faire leur roi prisonnier; l'ayant fait « asseoir à côté de lui sur un trône, il lui com- « mande de restituer les provinces enlevées à l'em- « pire. Le roi répond : *je ne les donnerai point :* NON, « INQUIT, DABO ; à quoi Justinien réplique : *tu les* « *donneras*, DARAS [26]. »

Si ce fait étoit bien attesté, il prouveroit que la langue romane existoit dès le temps de Justinien, avec tous ses idiotismes, et notamment avec la formation singulière du futur que nous avons expliquée plus haut. Mais quelle autorité peut avoir ce qu'un auteur franc, du dixième siècle, rapporte d'un empereur byzantin du sixième? Le récit d'Aimoin est apocryphe, et ne prouve que l'ignorance de l'historien, qui se figuroit l'empire oriental et l'empereur Justinien, d'après l'image de son pays et de son temps. La langue de communication générale dans l'empire byzantin étoit le grec; c'étoit aussi la langue de la cour, quoique dans les actes publics on eût conservé l'emploi du latin. S'il existoit alors une langue romane, ce que je ne crois pas, Justinien n'avoit aucun motif pour l'apprendre. Ce qu'il y a de plus étrange encore dans le récit d'Aimoin, c'est que le roi barbare (le grand monarque de Perse Nouchirvan, si l'histoire étoit vraie) parle en latin régulier, et que l'empereur lui répond en langue vulgaire. On voit que toute cette anecdote a été inventée en faveur de la puérile étymologie du nom de Dara, place frontière voisine de Nisibis, érigée en forteresse par l'empereur Anastase, et non pas par Justinien.

« Vers la fin du sixième siècle, Commentiolus,
« général de l'empereur Maurice, faisoit la guerre
« contre Chagan, roi des Huns. L'armée de Com-
« mentiolus étant en marche pendant la nuit, tout-
« à-coup un mulet renversa sa charge. Le soldat à
« qui appartenoit ce bagage étoit déjà très-éloigné;

« ses compagnons le rappelèrent à cris réitérés :
« *Torna, torna, fratre, retorna.*

« Entendant cet avis de retourner, les troupes de « Commentiolus crurent être surprises par l'en- « nemi, et s'enfuirent en répétant tumultuairement « les mêmes cris. Le bruit en parvint jusqu'à l'ar- « mée de Chagan, et elle en prit une telle épou- « vante, qu'aussitôt elle s'abandonna à la fuite la « plus précipitée.

« Ainsi ces deux armées fuyoient en même temps, « sans que l'une ni l'autre fût poursuivie.

« Les historiens qui ont transmis le souvenir de « cet événement, et qui ont conservé en lettres « grecques les paroles que prononçoient les soldats « de Commentiolus, assurent que ces mots, *torna,* « *torna, fratre, retorna*, étoient de la langue de « leur pays.

« Si ces légers vestiges de l'idiome roman, trou- « vés dans des lieux et dans des temps si éloignés, « nous offrent quelque intérêt, combien cet intérêt « augmentera-t-il, quand nous pourrons croire que « ces guerriers étoient Francs, ou Goths, habitant « les provinces méridionales de la France ? »

Voilà positivement la plus ancienne trace de la langue romane. Elle est bien légère : elle consiste uniquement dans la terminaison *fratre*, au lieu du vocatif latin FRATER, car *torna* est l'impératif régulier d'un verbe admis dans la basse latinité. Mais ces soldats étoient certainement des Romains de quelque province occidentale [27], et non pas des Francs ou des Goths, comme suppose M. Raynouard. S'ils avoient été des Francs, ils auroient dit : « *Irwenda, bruodher*! » Comment admettre que des Francs, dans le sixième siècle, eussent parlé entre eux une langue étrangère, quand nous voyons que le théotisque étoit encore la langue maternelle de Louis-le-Debonnaire [28]?

M. Raynouard cite une ordonnance latine donnée en 734 par un roi maure de Coimbre, en faveur de ses sujets chrétiens. Cette pièce est infiniment remarquable sous tous les rapports. Alboacem, fils de Mahomet-Alhamar, fils de Tarif, se disant constitué par Allah dominateur du peuple de Nazareth, fut pourtant assez libéral pour accorder à ses sujets chrétiens des juges de leur propre nation, pour permettre la célébration de la messe à huis clos, et pour prendre sous sa protection spéciale les moines de Lorbano, pourvu qu'ils voulussent bien ne pas dire du mal d'Allah et de Mahomet. Ce diplome prouve que la langue vulgaire en Portugal étoit déjà fort corrompue à cette époque, puisqu'Alboacem, pour rédiger son ordonnance, ne trouva qu'un secrétaire qui, au lieu de latin, écrivoit un étrange jargon. M. Raynouard extrait de ce texte plusieurs mots qui coincident avec le provençal, comme encore aujourd'hui beaucoup de mots espagnols et portugais ressemblent aux mots correspondans de la langue provençale. Au reste, ce diplome fournit un argument de la plus grande force, contre l'hypothèse de M. Raynouard sur l'identité primitive des dialectes romans dans tout l'empire occidental. Car il a plusieurs mots qui sont du portugais tout pur et n'ont rien de commun avec le provençal: *matar*, tuer; *juzgo* [29], jugement, justice, formé de JUDICIUM. *Bispi de christianis non maledicant reges Maurorum, sin, moriantur.* « Les évêques des chré- « tiens ne doivent pas maudire les rois maures; « sinon, ils seront punis de mort. » Le même mot latin ou plutôt grec, EPISCOPUS, étoit donc dès-lors devenu, dans la bouche du peuple, *bispo*, comme on dit encore aujourd'hui en Portugal, tandis qu'en Provence il se transforma en *vesque*. Quel contraste entre les dialectes, et de si bonne heure!

« Sous le règne de Charlemagne, un Espagnol, « malade pour s'être imprudemment baigné dans « l'Ebre, visitoit les églises de France, d'Italie et « d'Allemagne, implorant sa guérison. Il arriva jus-

Lob der Polygamie.

Ein wackrer Hahn liebt ſeine Hennen,
Er tritt ſie alle nach der Reih';
Und ſtapft ein fremder Hahn herbei,
So weiß er nieder ihn zu rennen.
Er trägt den Turban hoch und frei,
Denn niemand darf ihn Hahnrei nennen.
Der Türken Sultan macht es ſo;
Der wird doch als Monarch noch ſeines Lebens froh.

Urtheilsſpruch

des geiſtlichen Ober-Conſiſtoriums gegen einen Ehebrecher.

Du haſt des Nächſten Weib getreten:
Du mußt die Mühle treten nun.
Dem Kuckuck iſt der Weg zum fremden Neſt vertreten,
Und jeder Ehmann darf vor Hörnern ſicher ruhn.
Die Ehebrecherin ſoll ſpinnen,
Und ehrbar ſich ihr Brod gewinnen.

« qu'à Fulde dans la Hesse, au tombeau de sainte « Liobe.

« Le malade obtint sa guérison ; un prêtre l'in« terrogea, et l'Espagnol lui répondit.

« Comment purent-ils s'entendre ?

« C'est, dit l'historien contemporain, que le « prêtre, parce qu'il étoit Italien, connoissoit la « langue de l'Espagnol : *Quoniam linguæ ejus, « eo quod esset Italus, notitiam habebat.* »

Cela prouve-t-il que le dialecte du pélerin espagnol et celui du prêtre italien fussent absolument les mêmes ? Nullement. Un Espagnol et un Italien parviennent encore aujourd'hui à s'entendre passablement sans interprète ; à plus forte raison, ils le pouvoient alors, quand les langues vulgaires des deux pays étoient beaucoup plus rapprochées du latin.

Je le répète, M. Raynouard a fort bien prouvé l'ancienneté des dialectes romans, mais non pas leur identité dans les diverses provinces. Il faut convenir cependant que la langue dont il s'occupe et qu'il veut représenter comme universelle, a eu jadis un territoire bien plus étendu qu'aujourd'hui, non seulement dans le nord de la France, mais aussi dans plusieurs parties de l'Espagne et peut-être de l'Italie[30]. Le provençal, le limousin, le catalan, formoient un seul dialecte central dans l'Europe latine. Depuis que ce dialecte a été condamné à n'être plus qu'un patois, les langues dominantes qui l'environnent, le françois, l'italien et l'espagnol ont dû constamment gagner du terrain, soit en remplaçant l'ancien langage du pays, soit en l'altérant. L'ascendant du castillan est très-visible dans les écrivains catalans modernes, par exemple dans les poésies d'Ausias March. M. Favre, savant Genevois, a communiqué à M. Raynouard les manuscrits théologiques vaudois du Piémont, conservés à la bibliothèque de Genève, et ces manuscrits du douzième siècle sont en provençal pur. Mais ces poésies religieuses ont-elles été composées dans le Piémont même, comme paroît l'admettre M. Raynouard, ou furent-elles transmises aux Vaudois par les Albigeois? C'est une question historique à éclaircir.

Dans l'Europe latine, quatre langues sont aujourd'hui littérairement cultivées: l'italien, l'espagnol, le portugais et le françois; une cinquième, le provençal, l'a été jadis. Outre ces langues, il existe, en deçà et au delà des Alpes et des Pyrénées, une variété infinie de dialectes et de patois, dont quelques-uns ont fourni des essais poétiques, mais dont la plupart n'ont jamais été écrits, et ne peuvent être appris que sur les lieux où ils sont indigènes. Après treize siècles révolus depuis la chute de l'empire occidental, ces idiomes divers ont encore conservé une affinité étonnante, parce qu'ils ont été formés partout à peu près avec les mêmes matériaux, et d'après une méthode analogue. Mais la conformité a dû être plus grande dans les premiers temps, puisque les variations ont été produites par des causes locales, dont l'action s'est accumulée avec les siècles. On ne s'étonne point de voir les dialectes passer par gradations nuancées les uns dans les autres; mais quelquefois la ligne de démarcation est tranchée: en Italie surtout on trouve souvent un jargon informe tout à côté d'un langage élégant. Cela est difficile à expliquer, faute de données historiques suffisantes: nous ignorons avec quel degré de pureté le latin se parloit dans les différentes provinces de l'empire, dans quelle proportion la masse des conquérans barbares s'est distribuée dans le pays, et à quel point ils ont vécu séparés, ou entremêlés avec les anciens habitans[31]. D'ailleurs les conquérans germaniques ne sont pas les seuls étrangers survenus. Pendant le déclin de l'empire romain, beaucoup de colonies de différentes nations y ont été établies, pour repeupler des contrées devenues désertes par l'effet des invasions[32]. D'autres colonies ont été admises depuis la conquête. Constantin-le-Grand établit dans les provinces de l'empire 300,000 Sarmates réfugiés auprès de lui, dont une partie cultivoit du temps d'Ausone des champs aux environs de Saverne en Alsace. Un village du Poitou, Tifauge, conserve le nom des Taifaliens, peuple probablement tartare, venu du fond de l'Asie. Childebert III a fait une ordonnance relativement aux Saxons qui venoient à la foire de Saint-Denis. Ces Saxons demeuroient aux environs de Bayeux et de Nantes. Un prince lombard de Bénévent a reçu une colonie de 60,000 Bulgares dans sa principauté. La population des pays de l'Europe latine est infiniment plus mélangée, la généalogie des nations infiniment plus compliquée, qu'on ne l'imagine d'ordinaire.

Les différences des langues dérivées du latin peuvent se réduire à quelques points principaux : l'altération des sons, les formes grammaticales, le choix des mots latins, latins-barbares, théotisques et autres qui sont restés en usage, enfin la manière dont les mots tirés du latin classique ont été détournés de leur sens primitif. Rien de tout cela n'est dû au hasard ; et si l'on savoit assigner à ces variations leurs véritables causes, nous connoitrions l'histoire des peuples, leur vie privée dans les temps passés, bien autrement que les livres d'histoire ne peuvent nous l'apprendre.

L'altération des consonnes et des voyelles dont se composent les mots latins, tient en grande partie à la prononciation, et la prononciation est soumise aux influences climatiques. Ces influences se conçoivent fort bien en théorie, mais elles nous échappent quand nous essayons de les détailler. On sait que les montagnards ont, en général, un accent plus rude que les habitans des plaines et des côtes. Mais comment expliquer, par exemple, les ressemblances que le dialecte de Gènes offre avec le portugais, et qu'on ne sauroit attribuer assurément ni à la communication des peuples ni à l'imitation réciproque?

Ce qui fait contraster davantage entre elles les langues latines mixtes, c'est précisément le matériel des mots: le choix et la combinaison des consonnes et des voyelles qui souvent paroissent être les mêmes dans l'écriture, et diffèrent pourtant à l'oreille; la prédilection pour certains sons, la prosodie et l'accent. Les analogies dans tout le reste sont d'autant plus surprenantes que, depuis le renversement de l'empire romain, l'Europe occidentale et méridionale n'a jamais formé une seule monarchie; qu'elle a été, au contraire, morcelée en une quantité de petits états indépendans. Ces analogies s'expliqueroient facilement, si l'on admettoit avec M. Raynouard que, pendant les premiers siècles, la langue populaire eût été partout la même. Mais nous avons vu quels faits et quels argumens s'opposent à cette hypothèse. Au reste, on n'a pas besoin d'y recourir. Les mêmes facultés, les mêmes besoins, agissant dans des circonstances pareilles, ont produit des grammaires analogues. Dans le choix des mots latins universellement conservés ou condamnés, dans l'altération de leur sens, on reconnoit souvent l'influence du clergé, d'une classe d'hommes qui, à peu près seuls, continuèrent pendant le moyen âge à parler et à écrire le latin régulier, et qui furent chargés de l'adapter au culte et à la législation [33].

L'utilité du provençal pour l'étymologie du françois est évidente. Si l'on veut découvrir l'origine obscure d'un mot, il faut examiner les diverses formes qu'il a prises dans la suite des siècles. L'on arrive ainsi au plus ancien françois. De là l'on doit passer à la langue romane, et souvent par la seule confrontation de la forme du mot dans cette langue, la question se trouvera résolue, parce que le provençal a beaucoup mieux conservé les lettres caractéristiques que le françois [34]. S'il reste encore des doutes, il faut remonter plus haut, au latin barbare et aux idiomes théotisques. Je me borne ici à cette seule observation. Dans mon essai sur la formation de la langue françoise, je réfuterai les hypothèses exclusives qu'on a mises au jour sur l'étymologie du françois, et je tâcherai de poser pour cette étude des principes qui puissent lui assurer une marche historique, et la tirer des divagations conjecturales, causes du mépris où elle est tombée.

Si, par un autre concours d'événemens, par l'établissement du centre de la monarchie dans le midi, le provençal fût resté ou devenu la langue dominante en France; si cette belle langue se fût maintenue au même degré de faveur dont elle jouissoit autrefois, jusqu'à la renaissance des lettres et l'invention de l'imprimerie, et qu'elle eût reçu alors une culture plus savante, la littérature nationale eût pris un tout autre caractère. Le provençal du temps classique réunit, jusqu'à un certain point, la rapidité légère du françois avec les teintes chaudes et l'harmonie sonore des langues du midi. Sous le rapport musical, on pourroit désirer cependant qu'il y eût moins de monosyllabes et moins de consonnes finales. Si toutes les lettres écrites étoient prononcées, et elles l'étoient incontestablement, le provençal ne devoit pas être exempt de rudesse; mais c'étoit une langue flexible, et qui prêtoit beaucoup à l'harmonie imitative : on aperçoit une douceur insinuante dans les poésies amoureuses, et, d'autre part, dans les chants guerriers de Bertrand de Born, on croit entendre le fracas des armes. Arnaud Daniel a souvent fait exprès des vers durs, mais qui étonnent par la brièveté des sentences.

Un défaut du provençal qui lui est commun avec le françois, c'est l'abondance des homonymes. Peut-être distinguoit-on en partie ces homonymes par des nuances de prononciation ; et tout ce qui nous embarrasse dans la langue écrite, ne seroit alors qu'un vice de l'orthographe. Mais on ne sauroit rejeter sur l'orthographe le manque de fixité et une certaine fluctuation entre plusieurs formes du même mot, que l'on aperçoit dans le provençal ; défaut des langues dont la formation n'est pas encore achevée. C'est un mal, pour une langue, d'être fixée à un point qui mette obstacle à tout développement ultérieur ; mais quand elle n'est pas suffisamment fixée dans la partie élémentaire, il en résulte d'autres inconvéniens. Ces petits mots de liaison qui remplissent les intervalles entre les mots essentiels, doivent attirer l'attention le moins possible : or, s'ils varient sans cesse, ils vous distraient ; il est donc utile qu'ils soient toujours les mêmes. Mais, dans le provençal, il y a trois ou quatre formes différentes, quelquefois davantage, pour les articles, les pronoms personnels et possessifs, et une foule de particules qui reviennent à chaque instant. Les anomalies des verbes aussi sont très-grandes. On ne sauroit blâmer une langue d'avoir un certain nombre de verbes anomales : trop de régularité deviendroit monotone. Cependant il suffit bien d'une seule anomalie pour chaque flexion d'un verbe ; en provençal, on trouve assez souvent deux ou trois manières différentes, toutes anomales, de former la même personne du même temps. Cette multiplicité superflue rend une langue plus difficile à apprendre, sans que la peine soit rachetée par une véritable perfection. Le seul avantage qui en résulte, est la facilité de la versification : aussi les Troubadours ont-ils exécuté des tours de force en ce genre, qu'on imiteroit difficilement dans aucune autre langue.

M. Raynouard, en composant sa grammaire, ne s'est nulle part appuyé de l'autorité des anciens grammairiens provençaux : il prouve toutes les règles par les textes originaux du temps classique, et elles en ont d'autant plus d'authenticité. Il seroit cependant curieux de connoître comment on envisageoit, du temps même des Troubadours, la théorie de leur langue et la partie grammaticale de l'art poétique. Les passages que Bastero allègue du *Do-*

natus provincialis d'Ugo Faidit et de l'*Art de bien trouver* de Raimond Vidal, ne m'en donnent pas une trop mauvaise idée. Ces écrits sont assez courts : ils mériteroient peut-être que l'éditeur des Troubadours leur accordât une place parmi les vieux morceaux en prose qu'il va publier.

Par le seul fait de la grammaire de M. Raynouard, l'étude de la littérature provençale est déjà plus avancée maintenant que celle de l'ancienne poésie françoise ; car il n'existe point de grammaire du françois tel qu'on l'écrivoit au treizième siècle : M. Raynouard seroit plus en état de la donner que personne.

Je n'ai trouvé d'objections à faire que sur quelques points de détail [35]. Dans le plan général de la grammaire, il me semble qu'on auroit pu désirer un chapitre sur la prononciation et l'orthographe ; mais M. Raynouard se propose de publier un traité sur la versification, à laquelle ces deux sujets sont liés de près : ainsi, cette omission pourra être facilement réparée.

Bastero a traité de la prononciation, mais d'une manière confuse et diffuse, comme de tout le reste. Il embrouille une matière simple en s'obstinant à comparer la prononciation provençale avec la prononciation toscane. La méthode la plus facile de dé-

Schillers Lob der Frauen.

Parodie.

Ehret die Frauen! Sie ſtricken die Strümpfe,
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrißene Pantalons aus;
Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld Haus.

Doch der Mann, der tölpelhafte
Find't am Zarten nicht Geſchmack.
Zum gegohrnen Gerſtenſafte
Raucht er immerfort Tabak;
Brummt, wie Bären an der Kette,
Knufft die Kinder ſpat und fruh;
Und dem Weibchen, nachts im Bette,
Kehrt er gleich den Rücken zu. u. ſ. w.

Erwiederung
der Jungfrauen und Junggeſellen.

Die Jungfrauen.

Du ſchiltſt die Männer, um die Frau'n zu loben.
Wie ungeſchickt, o Schiller! wie verſchroben!

finir les sons qu'expriment les lettres, soit simples, soit composées, est d'indiquer leurs équivalens dans plusieurs autres langues dont la prononciation est connue. Les lecteurs de la grammaire romane, aussi bien les étrangers, que les François des provinces septentrionales qui n'ont point séjourné dans le midi, pourroient être induits en erreur en jugeant la prononciation du provençal d'après celle du françois moderne.

M. Raynouard rapporte en partie les variations de l'orthographe dans les manuscrits des Troubadours, aux diversités de la prononciation, qu'il suppose avoir eu lieu dans les différentes provinces. J'objecte à cela que ces manières différentes d'écrire le même mot se rencontrent souvent non seulement dans le même manuscrit, mais aussi dans la même pièce de vers. Je distingue deux espèces de variations dans l'orthographe. Quelques-unes marquent en effet des prononciations différentes; je crois cependant que ces différences n'étoient pas locales, mais admises partout où l'on parloit la même langue, et je les attribue à cette fluctuation dans les formes du provençal, dont je viens de parler. Ainsi, le même poète disoit tantôt *chantar* et tantôt *cantar*, tantôt *douz* et tantôt *dolz*, se rapprochant ainsi à volonté du françois ou des langues méridionales, et cette latitude se comprend par la position centrale du provençal et par son manque de fixité.

D'autres irrégularités de l'orthographe ne sont que des essais variés d'exprimer le même son. Dans l'origine des idiomes romans, le mélange des nations avoit introduit des consonnes, des voyelles et des diphthongues, étrangères au latin classique. L'alphabet romain, adapté à ces idiomes, se trouva donc défectueux : il fallut recourir à des combinaisons pour suppléer à sa pauvreté. De là vient que, dans chacune des langues dérivées du latin, depuis que leur orthographe est fixée, le même son est souvent exprimé d'une manière différente (par exemple, le L mouillé, en françois par *ill*, en italien par *gli*, en espagnol simplement par *ll*, en portugais par *lh* ; le N mouillé, en françois et en italien par *gn*, en espagnol par *ñ*, en portugais par *nh*). Dans le moyen âge, il n'existoit point encore de méthode, et le copiste provençal écrivoit à son gré *salvaie*, *salvage*, *salvatie*, *salvatge* : c'étoit cependant toujours le même son, c'est-à-dire le *ge* prononcé à l'italienne, et redoublé entre deux voyelles, comme dans *selvaggio*.

En conséquence de cette observation, je pense qu'on pourroit se permettre de régler l'orthographe des Troubadours, c'est-à-dire de choisir parmi les variations des manuscrits une seule manière d'écrire les mêmes mots et les mêmes sons, en préférant celle qui rappelle le mieux l'étymologie. Je pense aussi qu'on pourroit employer avec avantage les accens, soit pour diriger la prononciation, soit pour distinguer les homonymes. Une seule petite marque orthographique que M. Raynouard admet, l'apostrophe, devient un moyen prodigieux de clarté dans une langue remplie d'élisions. M. Raynouard a trouvé des inconvéniens à s'écarter davantage des manuscrits, et il en est meilleur juge que moi; mais nous sommes d'accord au moins sur la nécessité d'une grande exactitude dans ces détails en apparence minutieux. Un texte original perd toute sa valeur avec son authenticité. Pour faire avancer la philologie du moyen âge, il faut y appliquer les principes de la philologie classique.

Les nombreuses citations de vers provençaux dans la grammaire de M. Raynouard font voir ce qu'on peut se promettre de son édition des Troubadours sous le rapport de la correction : jusqu'ici, presque tous ceux qui se sont mêlés d'imprimer des morceaux et des fragmens de poésie provençale, Jean de Notre-Dame, Tassoni, Crescimbeni, les ont défigurés en cumulant les fautes des manuscrits et leurs propres erreurs; et les littérateurs modernes, au lieu de corriger leurs prédécesseurs, ont renchéri sur eux à cet égard. M. Raynouard a consulté les meilleurs manuscrits existans ; il en a comparé plusieurs qui contiennent les mêmes pièces ; et, lorsque tous ces manuscrits s'accordent dans une fausse leçon, il est en mesure d'y suppléer par des émendations. M. Raynouard accompagne les phrases citées, soit en vers, soit en prose, d'une traduction littérale. Le françois ne se prête guère à ce genre de traductions, et je crains bien que les lecteurs ne trouvent quelquefois celles de M. Raynouard obscures à force de fidélité. Toutefois elles sont exactes[36], et l'auteur s'y montre aussi bon interprète qu'il est habile restaurateur du texte.

Il faut ajourner les recherches générales sur la littérature des Troubadours jusqu'au moment où l'édition de M. Raynouard les aura rendus accessibles au public. J'indiquerai seulement quelques points sur lesquels l'attention pourra se diriger alors.

La versification des poésies provençales mérite d'être examinée à fond. Elle est importante pour la théorie de cet art, à cause de ses singularités et des raffinemens dans l'emploi des rimes, dans leur entrelacement, dans leur continuité ou leur retour après de longs intervalles. Parmi les littérateurs modernes, M. Ginguené est le seul qui se soit donné quelque peine pour en connoître les règles. Mais ce savant estimable n'y a pas trop bien réussi : il paroît avoir mal compté les syllabes des vers. La versification provençale participe au système qui depuis a prévalu en France, mais sous quelques rapports elle se rapproche de la versification italienne. Les Troubadours ont rarement fait usage du vers alexandrin ; ils se sont arrêtés d'ordinaire au vers de dix syllabes, ou de onze, en comptant la rime féminine. Ce vers est devenu la mesure héroïque des Italiens, à l'exclusion de l'alexandrin. La raison en est évidente. L'italien a la faculté de fondre en une seule syllabe, sans élision, la voyelle finale et la voyelle ou même la diphthongue initiale du mot suivant. Loin d'éviter cela, on le recherche dans la poésie italienne comme une beauté. Ces syllabes, doublées par le concours des voyelles, rendent les vers plus serrés et plus sonores, et donnent au rhythme une vibration vigoureuse. Dans les vers provençaux, la fréquence des syllabes accentuées et la grande liberté de contraction produisent un effet semblable. En françois, l'élision se borne à l'E muet ; il est inévitable d'élever souvent cette voyelle, qui à peine en est une, au rang d'une syllabe : ainsi l'on a trouvé que les vers de dix syllabes n'avoient pas assez de poids ni d'étendue pour les sujets majestueux, et il a fallu recourir au vers alexandrin, mesure défectueuse à cause de la symétrie monotone des hémistiches. En provençal les rimes masculines sont fortement caractérisées par les consonnes finales, toutes prononcées, et les rimes féminines se terminent par des voyelles sonores, quoiqu'elles ne soient pas aussi variées que dans l'italien et l'espagnol.

Comme les chansons, les tensons et les sirventès étoient également destinés à être chantés, il seroit intéressant de connoître le rapport entre l'ordonnance des strophes et la composition musicale. L'un des manuscrits de la bibliothèque royale (n.° 2701) contient des airs de musique en assez grand nombre. Il est à désirer que M. Raynouard veuille en donner quelques-uns, en les faisant transposer par une main savante dans la notation actuelle.

L'invention d'une variété infinie de strophes; l'observation exacte de la mesure dans des vers souvent très-nombreux de longueur inégale, liés ensemble par le retour regulier de rimes croisées de mille manières; tous ces soins délicats pour l'harmonie font d'autant plus d'honneur à l'oreille musicale des Troubadours que beaucoup d'entre eux ne savoient probablement ni lire ni écrire. Il est vrai que Bernard de Ventadour imagine d'écrire à sa dame, puisqu'elle sait lire, mais aussi le remarque-t-il comme une chose qui lui fait grand honneur[37]. Un illustre chevalier et l'un des plus aimables poëtes allemands du treizième siècle, Ulric de Lichtenstein, a fait le roman de ses amours, en y insérant les chansons qui se rapportent à chaque situation. Il raconte naïvement qu'il fut forcé de garder une lettre de sa dame pendant six semaines sur son cœur sans pouvoir la lire, vu que son secrétaire étoit absent. Nos chantres d'amour (*Minnesinger*) peuvent être mis en parallèle avec les Troubadours à beaucoup d'égards. Un manuscrit de la bibliothèque royale contenant un ample recueil de leurs poésies, est orné de miniatures qui sont curieuses, parce qu'elles peignent le costume, et représentent une scène de la vie de chaque poëte. Jamais on n'y voit les poëtes écrivant eux-mêmes, ils dictent toujours. Un secrétaire écrit d'abord la première ébauche avec un poinçon sur des tablettes enduites de cire à la manière romaine; ensuite les vers sont mis au net sur un rouleau de parchemin. Je présume que les Troubadours faisoient de même. Beaucoup de leurs poésies n'ont peut-être jamais été écrites, mais seulement confiées à la mémoire; c'est pourquoi les plus anciennes ne nous sont pas parvenues.

MM. Ginguené et Sismondi veulent faire naître la poésie provençale de l'imitation des Arabes d'Espagne. C'est la doctrine du père Andrès qu'ils ont reproduite. Ce savant Espagnol vouloit de cette manière revendiquer pour sa patrie la gloire d'avoir donné la première impulsion aux Troubadours. Cette hypothèse pourra paroître facile à soutenir à ceux qui ne connoissent ni la poésie provençale ni la poésie arabe; elle devient plus épineuse quand on connoît l'une ou l'autre, et je pense qu'après les avoir approfondies toutes les deux, on abandonnera volontiers une supposition aussi précaire. Je l'avoue, dans tout ce que j'ai lu sur ce sujet, je n'ai pas vu l'ombre d'une preuve; et il en faudroit de fort bonnes pour me persuader que l'inspiration d'une poésie toute fondée sur l'adoration des femmes et sur la plus grande liberté dans leur existence sociale, ait été prise chez un peuple où les femmes étoient des esclaves soigneusement enfermées; et que les chevaliers chrétiens aient été chercher des maîtres parmi les infidèles qu'ils combattoient à outrance. Dans les plus anciens romans de Charlemagne qui étoient en vogue dès le douzième siècle, les rois et les guerriers maures sont peints comme des espèces de monstres, animés contre la foi chrétienne d'une fureur diabolique. Il s'est trouvé aussi des savans qui ont dérivé des Arabes la chevalerie, l'architecture gothique, et que sais-je encore? C'est, ce me semble, mettre la charrue devant les bœufs. Par l'effet d'un long voisinage avec les chrétiens dans la presqu'île des Pyrénées, ensuite par l'effet des croisades, les Arabes se sont rapprochés des mœurs européennes à quelques égards, particulièrement dans leur façon de faire la guerre. D'autre part ils ont communiqué à l'Europe occidentale quelques connoissances en mathématiques, en médecine, en chimie, et leur absurde traduction d'Aristote. Mais les sectateurs de Mahomet n'ont jamais eu la moindre influence sur rien de ce qui constitue le génie original du moyen âge.

Que peut-on alléguer pour nous faire « reconnoître, comme dit M. Ginguené, dans la poésie arabe, « la mère et la maîtresse commune de l'espagnole et « de la provençale? » Les Arabes auroient-ils par hasard inventé l'amour? Non, mais ils ont inventé la rime, dit-on. Ils l'ont inventée, comme beaucoup d'autres peuples, chacun pour soi. Le goût pour la rime est dans la nature, et repose sur un principe musical; les élémens de ces consonnances se trouvent plus ou moins dans toutes les langues; ils ressortent davantage dans celles où la prosodie ne détermine pas suffisamment la quantité des syllabes. Car la poésie exige dans l'ordonnance du langage une symétrie sensible à l'oreille, cela est de son essence : si le vers n'est pas assez marqué par le retour des mêmes pieds et des mêmes rhythmes, il le sera par le retour des mêmes sons. Après qu'on eut perdu le sentiment des vers mesurés par les syllabes longues et brèves, on fit des vers rimés en latin. Je n'examine point ici dans quelle langue européenne la rime a été employée le plus anciennement. La poésie des peuples germaniques a été originairement assujétie à la règle de l'allitération, c'est-à-dire d'une consonnance des lettres initiales. En Angleterre, la rime ne s'est introduite qu'après la conquête, mais en Allemagne nous la voyons parfaitement établie dans le neuvième siècle. La paraphrase théotisque ou francique de l'Évangile par Otfrid est écrite en vers rimés. Et, afin qu'on ne dise pas que c'étoit là l'œuvre d'un moine savant, et non pas l'usage populaire, le chant de victoire des Francs, après une défaite des Normands à la même époque, est aussi composé en vers rimés, quoique moins régulièrement [38]. Otfrid dit qu'il souhaite substituer sa poésie sacrée aux chants d'amour dont une veuve pieuse avoit été scandalisée [39]. Voilà de quoi nous dispenser des Arabes. Il y a des témoignages infiniment plus anciens sur les poésies héroïques des

Wir können nicht den Bräutigam entbehren:
Nun willſt du uns, ihn zu verabſcheu'n, lehren?
Nein, geh zu Rath bei'm Wiener Schikaneder!
Der giebt das Seine Jedem ſo wie Jeder.

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
„Fehlt auch ein gutes Herze nicht.
„Die ſanften Triebe mitzufühlen
„Iſt dann der Weiber erſte Pflicht.
„Mann und Weib und Weib und Mann
„Reichen an die Gottheit an.“

Die Junggeſellen.

Pereat Schiller!
Wir fragen: Was will er?
Der moraliſche Phantaſt
Macht uns Männer den Frauen verhaßt.
Wären wir beide ſo, wie er ſagt,
So wären wir mit einander geplagt.

Unſer Schikaneder lebe!
Laßt uns ſeine weiſen Lehren
Eifrig durch die That bewähren!
Jeder edle Jüngling ſtrebe
So wie jedes holde Weib,
Daß im Bund von Seel' und Leib
Nach dem heil'gen Schwur der Treue
Alles ſich des Lebens freue,
Und die junge Welt erneue.

peuples du Nord, il y a des traces nombreuses de ces poésies dont les fictions se sont même souvent introduites dans l'histoire; mais ce sont les poésies amoureuses qui nous intéressent ici. Il est tout simple de supposer que les descendans des conquérans de l'empire romain, établis dans les Gaules, continuèrent de chanter l'amour et la guerre dans leur propre langue, aussi long-temps qu'ils en conservèrent l'usage, et qu'ensuite ils essayèrent de faire de même en langue romane.. A mesure que les mœurs s'adoucirent par la galanterie chevaleresque, cet art, d'abord grossier, fut cultivé avec plus de soin. Dans les plus anciens morceaux des Troubadours qui nous soient parvenus, la régularité des formes est telle que beaucoup d'essais plus imparfaits doivent les avoir précédés.

On cite encore, comme des traits frappans de ressemblance entre la poésie provençale et celle des Arabes, les refrains, les tensons ou disputes poétiques, et l'usage des Troubadours de soutenir les mêmes rimes dans toute l'étendue d'une pièce de vers.

La langue provençale invitoit les poètes à continuer de chanter sur les mêmes rimes, puisque les mêmes désinences sont communes à une infinité de mots. Cette conformité de toutes les strophes d'une chanson, étoit un grand secours pour la mémoire, et les Troubadours devoient savoir beaucoup de vers par cœur. Cependant il s'en faut que cette règle soit généralement observée : souvent toutes les strophes contiennent en effet les mêmes rimes, mais elles reviennent à tour de rôle dans un autre ordre ; souvent aussi chaque strophe a des rimes différentes.

Les refrains sont dans la nature de la poésie lyrique ; on en trouve chez les anciens, principalement dans les idylles où ils ont imité les chants populaires. Lorsque l'ame, surtout dans une disposition mélancolique, est fortement préoccupée d'une seule image, d'une seule pensée, cette image, cette pensée se mêle à toutes les autres et leur communique sa teinte. Pour peindre un semblable état de l'ame, il n'est rien de plus naturel que de faire revenir les mêmes paroles, avec la même cadence musicale, après des intervalles fixés par la mesure lyrique. Cela peut devenir une manière conventionnelle, et paroit l'être devenu chez les Persans et les Arabes. Mais chez les Troubadours les refrains sont infiniment rares.

Les luttes poétiques entre deux antagonistes qui se répondent sur la même mesure, ont eu lieu partout où les facilités de la versification permettoient d'improviser, et où une vivacité mobile de l'imagination invitoit à exercer cet art. Les idylles de Théocrite sont remplies de ces luttes, dont l'idée est prise dans les mœurs des pâtres de la Sicile. Les traditions scandinaves en offrent une foule d'exemples; et, pour citer un exemple moderne, en Italie les gens du peuple se raillent dans le carnaval par des couplets qu'ils improvisent en s'accompagnant de la guitare, et celui qu'on attaque répond sur le même air. Je ne sais pas si les tensons des Troubadours ont été en effet improvisés tels que nous les avons; mais ils sont au moins l'imitation d'un combat entre deux improvisateurs.

Ne connoissant point la poésie arabe, je me suis borné aux argumens négatifs déduits de l'improbabilité de la chose en elle-même et du manque absolu de preuves. Sans doute, dans l'histoire de la civilisation, il faut suivre avec soin les traces des communications qui ont eu lieu entre différens peuples; mais il faut bien se garder de confondre les analogies qui ont leur source dans la nature humaine, avec les ressemblances dérivées de l'imitation. Si vous refusez la puissance créatrice à l'homme presque dans tous les siècles et dans tous les pays; si vous faites, pour ainsi dire, la généalogie de toute activité intellectuelle, vous rendez la première invention d'autant plus inconcevable, et vous avez créé une difficulté au lieu d'en résoudre une. Tous les peuples bien doués ont eu le besoin et le goût de la poésie; elle s'est développée partout où les circonstances ont été propices. Passe encore de recourir aux étrangers pour les arts du dessin; mais la poésie tient de plus près aux impressions intimes que produit la langue maternelle; elle est toujours nulle et factice, quand elle n'est pas nationale.

M. Raynouard a retrouvé un poëme en langue romane, reconnu pour antérieur à l'an 1000, aussi bien par le langage que par les caractères du manuscrit. Le sujet de ce poëme sur Boèce est tiré d'un livre latin et traité dans un esprit religieux; il est écrit en vers rimés de dix syllabes : on y trouve donc déjà la même mesure, qui devint ensuite dominante dans l'Europe méridionale. Cette découverte donne le coup de grâce à l'hypothèse arabe du père Andrès; car il fixe l'ère de la poésie provençale à la prise de Tolède en 1085, où, selon lui, des chevaliers du midi de France auroient appris à connoître la poésie des Maures.

Il paroît que ce savant n'est pas aussi fier que l'étoit Sancho Panza de sa qualité de *vieux chrétien,* puisqu'il considère les Maures comme ses compatriotes, et qu'il veut les ériger en maitres des Espagnols dans la poésie comme dans tout le reste. Il n'entre pas dans mon sujet de réfuter en détail ce qu'il dit là-dessus[40]. Je remarquerai seulement qu'il n'y a rien d'aussi anti-arabe que le plus ancien poëme espagnol, celui du Cid : c'est une épopée toute chrétienne et chevaleresque. La romance espagnole est en effet une imitation des chants du peuple maure ; mais elle est comparativement bien moderne : son origine ne remonte peut-être guère au-delà de la conquête du royaume de Grenade.

Voici une autre question, particulièrement intéressante pour mes compatriotes : nos *Minnesinger* ont-ils imité les Troubadours ou non ? On pourra en décider quand les œuvres de ceux-ci seront connues ; celles de nos poètes du moyen âge sont imprimées depuis long-temps. Les Troubadours ont pour eux l'ancienneté, puisque ce genre de poésie n'a commencé chez nous que sous Frédéric-Barberousse. Cependant je n'ai rien vu dans nos poètes qui annonçât l'imitation, et je pense que des impulsions pareilles ont produit des phénomènes analogues. Les poètes des deux pays s'accordent à mettre un grand artifice dans l'emploi des rimes et l'ordonnance des strophes ; néanmoins la versification des nôtres suit d'autres règles que celle des Troubadours. L'amour, le culte des femmes, le printemps, le chant des rossignols, les fleurs, quelquefois la chevalerie et la guerre, sont les sujets communs à tous les deux; mais un autre caractère domine dans l'expression des mêmes sentimens. Le parallèle des Troubadours avec les chantres d'amour, leurs contemporains en Allemagne, pourroit être fait d'une manière piquante.

Lorsque je soutiens l'originalité de notre poésie du moyen âge, je ne veux parler que du genre lyrique. Les romans françois de chevalerie ont eu un grand succès sur l'autre rive du Rhin: ils ont été imités plus ou moins librement par nos poètes du treizième siècle. Mais, à côté de ces fictions étrangères, nous avons en abondance des poésies héroïques indigènes, fondées sur les plus anciennes traditions nationales.

L'on cite parmi les protecteurs des Troubadours l'empereur Frédéric-Barberousse. Jean de Notre-Dame lui attribue un couplet en langue provençale. M. Ginguené reproche à Voltaire de s'être trompé en donnant Frédéric II pour auteur de ces vers: je crois, au contraire, que Voltaire a rectifié une erreur. Nous n'avons pas d'autres garans de ce petit fait que les anciens biographes des Troubadours, auteurs du quatorzième siècle, dont les récits ne sont que trop souvent suspects. Si ce couplet, assez insignifiant, est en effet d'un empereur allemand, il ne peut avoir été fait que par Frédéric II. Frédéric-Barberousse ne savoit qu'imparfaitement la langue romane, et il ne l'aimoit pas; d'ailleurs, ces vers ne sont pas dans son caractère. Mais Frédéric II étoit né en Sicile; il a passé sa vie dans les pays de langue romane, et il accueilloit tous les divertissemens favoris de son siècle. Au reste, les princes de la maison de Hohenstaufen, quoiqu'ils régnassent en Italie, ont toujours conservé de la prédilection pour leur langue maternelle. Nous avons des chansons d'amour composées en allemand par l'empereur Henri VI et par l'infortuné Conradin. Mainfroi, fils naturel de Frédéric II, étoit tellement passionné pour la poésie nationale, qu'au fond de l'Italie et à la veille d'être attaqué par Charles d'Anjou, il avoit son camp rempli de ménétriers et de poetes allemands, dont les chants amoureux contrastoient avec le bruit des armes et la trompette guerrière.

Les recueils publiés par M. Raynouard donneront matière à des recherches sur la littérature provençale perdue. Il est certain que ce qui nous en reste n'est que la moindre partie. Jean de Notre-Dame fait mention de beaucoup d'ouvrages des Troubadours, d'après leurs anciens biographes; mais, dans cette énumération, je ne vois point de romans de chevalerie ; car il paroît que le récit des amours d'*André de France*, composé par Pons de Brueil, n'en étoit pas un. L'histoire de cet homme, devenu éperdument amoureux de la reine de France, qu'il n'avoit jamais vue, doit avoir été plutôt un roman dans l'acception moderne de ce mot ; la peinture d'une passion malheureuse sans mélange d'aventures chevaleresques. Cependant il y a eu des romans de chevalerie en langue provençale. On en connoît encore trois aujourd'hui : le roman de *Jaufre* et celui de *Gerard de Roussillon*, en vers, et *Philomena*, en prose. D'après un passage du Dante, il paroîtroit qu'Arnaud Daniel avoit composé des romans :

> Versi d'amore, e prose di romanzi
> Soverchiò tutti.

Toutefois, il se pourroit que le Dante eût compris sous la dénomination de romans, tous les écrits quelconques composés en langue vulgaire. Les Troubadours font souvent allusion aux fictions chevaleresques : mais il ne s'ensuit pas qu'ils les aient lues ou entendu réciter dans leur langue ; ils pouvoient les connoître par les originaux françois. Je crois cependant que la plupart des romans de chevalerie, composés d'abord en françois, ont été traduits ou imités en langue provençale. Dans un fameux passage de son poëme, le Dante fait dire à Francesca di Rimini :

> Noi leggevamo un giorno per diletto
> Di Lancilotto, come amor lo strinse.

En quelle langue Francesca lisoit-elle l'histoire de Lancelot ? On n'a aucune connoissance de traductions aussi anciennes des romans de chevalerie en italien. Le françois étoit alors peu connu en Italie, le provençal en revanche y étoit fort répandu. Il est donc probable que le livre dont le charme séducteur devint si funeste aux deux amans, étoit écrit en cette langue.

On a pu facilement traduire en provençal les romans de chevalerie françois; ce n'est pas là le point essentiel de la question. Mais il seroit intéressant de savoir si le midi de la France a produit des fictions originales en ce genre. La vraie pépinière des romans de chevalerie, c'étoient la Normandie et les provinces voisines. Les traditions fabuleuses d'Artus et de la Table ronde ont été rapportées d'Angleterre par les Normands établis en ce pays par la conquête. Le grand mérite des romans de chevalerie est dans l'invention : un merveilleux gigantesque, des situations frappantes, des caractères fortement tracés, une grande profondeur, une noble persévérance dans les sentimens passionnés des principaux acteurs, voilà ce qui distingue ces poëmes, remarquables par leur puissante réaction sur l'esprit du moyen âge dont ils étoient le reflet. Ce mérite de la fiction est encore peu connu en France, parce que M. de Tressan et d'autres littérateurs, en donnant des extraits des romans de chevalerie, ne sont presque jamais remontés aux véritables originaux. Les romans versifiés des douzième et treizième siècles sont déjà fort imparfaits dans l'exécution ; ils rebutent par les longueurs d'un style lâche et trop peu élevé au-dessus de la prose. Il faut, comme les amateurs de médailles, savoir reconnoître la belle empreinte sous cette rouille. Le défaut général des romans de chevalerie est une narration traînante, défaut qui devient insupportable dans les romans en prose, composés vers le quinzième siècle. Il y a dans ces gros *in-folio* tant de coups d'épée et de lance, que le chevalier le plus insatiable en fait de combats devoit y trouver de quoi se satisfaire pendant toute sa vie. Les fictions originales y sont fort altérées aussi, ou du moins noyées dans la multiplicité des aventures.

Je crois qu'on ne sauroit refuser aux poètes du midi l'invention de plusieurs fables chevaleresques, quoique le nord de la France ait été plus fécond en ce genre; et je vais faire connoître le nom d'un

Parodien

auf Lord Byrons Zeilen:

Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met and never parted,
We had never been broken - hearted.

Sie.

Hätt' ich nicht den frechen Buben
Eingelaßen in die Stuben,
Nicht gewillfahrt blinden Trieben,
Wär' ich Jungfrau wohl geblieben.

Er.

Ja, ich liebe dich nicht minder,
Bringſt du gleich viel Mantelkinder:
Wär' ich nicht zu dir gekrochen,
Wäre mir das Herz gebrochen.

Beide.

Hätten wir uns ſittlich kindlich
Bloß geliebt, und nicht ſo blindlich
Ernſtlich uns die Eh' verſprochen,
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

romancier provençal dont aucun souvenir, que je sache, ne s'est conservé en France. Wolfram d'Echenbach, poète allemand, célèbre au commencement du treizième siècle, a composé deux romans intitulés : *Parcival* et *Titurel*, qui font suite l'un à l'autre. Ces romans sont restés fameux en Allemagne jusqu'au seizième siècle [41]. Eschenbach déclare expressément qu'il prend pour guide *Kiot le Provençal;* il réprouve la narration de Chrétien de Troyes qui, selon lui, a falsifié l'histoire. Beaucoup de noms propres, dans le texte allemand, prouvent effectivement, par leur forme provençale, que notre auteur n'a point puisé dans un livre françois.

A mesure que la langue françoise devint prépondérante, on cessa de copier les manuscrits provençaux, on négligea ceux qui existoient, et le reste paroît avoir été consumé dans les troubles religieux du seizième siècle [42].

Je termine ici mes observations, qui n'ont d'autre but que d'attirer l'attention du public sur une entreprise littéraire de la plus grande importance, sous le rapport de la philologie et de l'histoire du moyen âge. M. Raynouard, si célèbre comme poète, si honorablement connu comme citoyen, a obtenu dans ses laborieuses recherches les encouragemens d'un gouvernement, protecteur de toutes les études solides; il a mérité la reconnoissance, non seulement de ses compatriotes, mais de l'Europe savante. A une époque où tous les esprits sont tournés vers de nouvelles idées, il est peut-être particulièrement utile de réveiller le souvenir d'un passé déjà lointain. Tout le monde se croit en état de juger les anciens temps d'après des connoissances superficielles; les bien connoître, est tout autrement difficile. Le moyen le plus sûr de ne tirer aucun parti de l'histoire, c'est d'y porter un esprit d'hostilité. Si nous dédaignons nos ancêtres, prenons garde que la postérité ne nous le rende.

NOTES.

[1] On sait que M. de Sainte-Palaye, après avoir employé de longues années à former des recueils relatifs à la connoissance des antiquités littéraires et historiques de la France, étant arrivé à un âge fort avancé, se vit hors d'état de rédiger lui-même ses immenses matériaux. C'est avec les notices et les traductions fournies par lui que l'abbé Millot, qui n'étoit rien moins que savant dans cette partie, composa son *Histoire littéraire des Troubadours*, ouvrage très-médiocre. Le zèle de M. de Sainte-Palaye est infiniment louable; mais plusieurs indices me font douter qu'il possédât le talent philologique nécessaire pour publier le texte original des Troubadours, si toutefois il en a eu le projet.

[2] Le cardinal Bembo avoit écrit les Vies des Troubadours; mais son travail n'a jamais été publié. La biographie des Troubadours exigeroit des recherches profondes pour avoir une véritable valeur historique; mais on peut aussi la faire à peu de frais, en se bornant à copier les notices qui nous ont été transmises par leurs anciens biographes. Cela ne suppose même qu'une connoissance très-légère de l'ancien langage, puisque la prose de ces notices est extrêmement simple et facile. Le cardinal Bembo possédoit un beau manuscrit de poésies provençales, qui depuis a passé dans la bibliothèque du Vatican, et ensuite à Paris (*Cod.* 3204). Le célèbre poète Tas-

soni parcourut les œuvres des Troubadours, uniquement pour examiner s'il s'y trouvoit des passages imités par Pétrarque. Il convient lui-même qu'il n'avoit pas une connoissance approfondie de leur langue. Crescimbeni a traduit les Vies des poètes provençaux par Jean de Notre-Dame, en y ajoutant des notes et quelques morceaux de poésie extraits des manuscrits de Florence, et traduits par Salvini. Cette traduction est remplie de contre-sens; dans une chanson de Gauselm Faidit, les mots *Maracdes fis* sont laissés en blanc comme inintelligibles. On voit bien que Salvini et Crescimbeni n'étoient pas de grands Œdipes : ces mots signifient *émeraude fine.* Aussi Salvini se plaint-il de l'obscurité impénétrable de l'ancien provençal. Considerazioni critiche, etc. L. II, cap. 9. Les éditeurs du Dante et de Pétrarque n'ont jamais pu venir à bout de corriger quelques vers en langue provençale insérés dans leurs œuvres, et défigurés par les copistes : tellement la connoissance de cette langue a été perdue en Italie.

De tous les savans qu'on pouvoit consulter jusqu'ici sur la littérature provençale, Don Antonio Bastero est incontestablement celui qui s'y entendoit le mieux sous le rapport grammatical et philologique. Il avoit l'avantage d'être Catalan; et il paroît que, parmi les provinces où l'on a parlé jadis la langue des Troubadours, c'est en Catalogne qu'elle a été le moins altérée. Bastero, envoyé à Rome pour les affaires du chapitre de Girone, dont il étoit chanoine, eut l'occasion d'étudier les manuscrits du Vatican et ensuite ceux de Florence; mais le plan de son ouvrage, écrit en italien (La Crusca Provinzale. Roma, 1721), est mal conçu : on ne voit pas trop s'il a voulu traiter l'histoire littéraire des Troubadours, ou publier leurs œuvres, ou composer une grammaire et un dictionnaire de leur langue. Aussi cet ouvrage est-il resté incomplet : l'auteur n'est guère arrivé au-delà de la préface, qui contient des notices précieuses, quoique noyées dans une prolixité insupportable.

[5] I. *Recherches sur l'ancienneté de la langue romane.* II. *Élémens de la grammaire de la langue romane avant l'an 1000, précédés de recherches sur l'origine et la formation de cette langue.* III. *Grammaire romane, ou Grammaire de la langue des Troubadours.* Ces trois écrits sont réunis en un seul volume, sous le titre : *Choix des poésies originales des Troubadours*, T. I. Paris, 1816.

[6] Voyez sur cette question *Tassoni Considerazioni sopra le rime di Petrarca* (Modena, 1609), dans la préface. A la fin du commentaire sur les poésies amoureuses de Pétrarque, Tassoni dit avec sa manière brusque : *Le poesie de' Provenzali non hanno che fare con quelle di Petrarca, e faccian pur ceffo i Francesi a lor senno.* Il paroit avoir cité exactement tous les vers des Troubadours, dans lesquels il trouvoit quelque rapport avec tel ou tel passage de Pétrarque ; et ces ressemblances se bornent à des phrases, des tournures et des images qui ne prouvent aucunement l'imitation, parce qu'elles sont, pour ainsi dire, un bien communal des poètes de tous les pays. La preuve la plus spécieuse qu'on ait alléguée des plagiats de Pétrarque est un sonnet d'un poète valencien, Mossen Jordi, qui répond mot pour mot au beau sonnet de Pétrarque :

Pace non trovo, e non ho da far guerra.

Voyez *Bastero Crusca Prov.* p. 16. Mais je considère cela comme une supercherie, c'est-à-dire je pense que quelque poète valencien a imité Pétrarque, et qu'ensuite on s'est permis d'attribuer à ce morceau une plus haute antiquité qu'il n'a véritablement.

[5] Deux pairs de France, M. le comte de Blacas-d'Aulps et M. le comte de Castellane, comptent parmi leurs ancêtres des Troubadours connus sous les noms de *Blacas*, *Blacasset* et *Boniface de Castellane.*

[6] Cette classification fondamentale des langues a été développée par mon frère dans son ouvrage *sur la langue et l'antique philosophie des Indiens*, dont la première partie a été traduite en françois à la suite du traité d'Adam Smith *sur l'origine des langues.*

[7] Toutes les langues indigènes de l'Amérique semblent appartenir à cette seconde classe. M. Alexandre de Humboldt, dans la description de son *Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent*, donne le résultat de ses recherches sur ces langues; il fait connoître leur singulière nature par des observations ingénieuses. Quoique le but principal de ce célèbre voyageur fût l'avancement des sciences naturelles, l'universalité de ses connoissances et l'infatigable activité de son esprit lui ont fourni les moyens de recueillir aussi tout ce qui peut intéresser l'historien et le philosophe.

M. de Humboldt l'aîné a publié en allemand un mémoire très intéressant sur la langue basque. Cette langue, reste des idiomes indigènes de l'ancienne Europe, est également caractérisée par les affixes.

N'ayant jamais étudié les langues dites *sémitiques*, si importantes par le rôle qu'elles jouent dans l'histoire du genre humain, je n'ose rien affirmer sur la manière dont il faut les classer. Si elles n'appartiennent pas en entier à la seconde classe, au moins leur structure diffère essentiellement de celle des langues les plus cultivées de la troisième, c'est-à-dire du grec, du latin et du sanscrit.

Une question fort ardue, et que je n'entamerai pas ici, c'est de savoir si les langues peuvent, ou non, graduellement changer de nature, et passer de la première classe à la seconde et de la seconde à la troisième. S'il étoit possible de répondre à cette question par des faits d'une certaine évidence, une foule de problèmes relatifs aux origines de la civilisation se trouveroient par-là même résolus.

[8] Afin qu'on ne croie pas que j'érige en règle générale un fait isolé, je remarquerai que le même phénomène, que l'on peut observer en Europe, se retrouve en Asie. La propagation du mahométisme et les conquêtes des Mogols y ont produit des effets semblables à ceux qui furent amenés en Europe par la chute de l'empire romain et l'invasion des Barbares. Les anciennes langues savantes et synthétiques de la Perse et de l'Inde, le pehlwi et le sanscrit, ont été remplacées par des langues mixtes, dont la grammaire est extrêmement simplifiée au moyen des mots auxiliaires. Dans l'Inde, il y a un grand nombre d'idiomes d'origine moderne, dont le fond est du sanscrit altéré et tronqué, avec un mélange de mots arabes, per-

sans, ou puisés dans d'autres dialectes populaires. Le sanscrit, étudié seulement dans les livres anciens, n'est plus que la langue de communication générale entre les savans, ainsi que le latin l'étoit en Europe dans le seizième siècle. Le persan moderne, sous quelques rapports, peut être comparé à l'anglois : la grammaire de ces deux langues est infiniment simple ; l'une et l'autre sont composées de deux élémens hétérogènes imparfaitement amalgamés : le persan du pehlwi et de l'arabe, l'anglois de l'anglo-saxon et du françois.

[9] M. Raynouard dit (*Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane*, p. 45) : « Les Goths et les Francs « avoient dans leur langue l'usage des articles. » Cela demande de grandes restrictions pour être exact. D'abord, dans le seul livre en langue gothique qui nous reste, dans l'Evangile d'Ulfilas, on n'aperçoit pas la plus légère trace de l'article indéfini, devenu indispensable dans nos langues modernes ; ensuite, l'article défini aussi est omis une infinité de fois dans des passages où il se trouve dans le texte grec, et où l'usage actuel l'exigeroit impérieusement. Ulfilas a traduit avec une fidélité si littérale, que, lorqu'il supprime les articles du texte, on peut admettre que l'usage de sa langue ne les comportoit absolument pas. Ce qui me confirme encore plus dans la supposition que c'est par une espèce d'hellénisme qu'Ulfilas emploie les articles, c'est de voir que les poésies anglo-saxonnes et scandinaves en sont totalement dépourvues. Or, la poésie, et surtout la poésie populaire, conserve en général mieux le caractère primitif d'une langue que la prose. Dans les plus anciens écrits franciques, l'usage de l'article défini s'est déjà introduit

plus ou moins ; mais ces écrits ne remontent qu'au neuvième siècle.

[illegible] EGINHART. VITA KAROLI MAGNI. « *Inchoavit et grammaticam patrii sermonis. Mensibus etiam juxta propriam linguam nomina imposuit.* » Eginhart donne ensuite ces noms allemands des mois, inventés par Charlemagne, dont quelques-uns sont encore aujourd'hui en usage.

[illegible] Entre autres, dans Otfrid et les autres auteurs franciques de l'époque carlovingienne, l'emploi des verbes auxiliaires pour former, soit le prétérit, soit le futur, est encore extrêmement rare.

[illegible] Il est constaté qu'Ulfilas a traduit d'après le texte grec et non d'après la version latine. Sa traduction est tellement littérale, que, pour peu qu'elle s'éloigne de l'original, on peut être sûr que le traducteur a eu devant les yeux une autre leçon que la nôtre, et, d'après les expressions dont il se sert, l'on peut même deviner quelles étoient ces variantes. Les fragmens de l'Evangile en langue gothique étant par conséquent d'un aussi grand intérêt pour l'histoire du texte sacré que sous le rapport philologique, beaucoup de savans en Angleterre, en Suède, en Hollande et en Allemagne (Junius, Stjernhelm, Lambert ten Kate, Hickes, Benzel, Lye, Ihre, Wachter, Zahn, etc.), les ont commentés. La grammaire gothique a été examinée avec le plus grand soin, et l'on y a trouvé une parfaite régularité et des analogies suivies avec exactitude. A cet égard, la langue gothique est bien supérieure aux autres dialectes de la même famille, à l'exception de l'anglo-saxon, qui fut savamment cultivé depuis Alfred-le-Grand. Au neuvième siècle encore, Otfrid, moine de Weissembourg, dans la préface de sa paraphrase versifiée de l'Evangile en langue francique, se plaint de la négligence de ses compatriotes et de la nature réfractaire de sa langue, qui étoit, à ce qu'il dit, *inculta et indisciplinabilis, atque insueta capi regulari freno grammaticæ artis.* Dans l'Evangile d'Ulfilas, au contraire, on est étonné de voir la perfection atteinte, pour ainsi dire, d'un seul jet. J'attribue cela en partie aux talens philologiques des prêtres grecs qui convertirent les Goths à la religion chrétienne. Ces prêtres, emmenés captifs chez eux après la défaite de l'empereur Décius, ayant appris la langue gothique, aidèrent sans doute le traducteur de leurs lumières. Ce fut d'ailleurs un grand avantage pour la langue gothique d'avoir adopté un alphabet inventé exprès, et si conforme aux besoins de la prononciation, que tous les sons simples, entre autres le *TH* et le *WH* des Anglois, y sont exprimés par une seule lettre. Sous ce rapport, on peut dire que les Goths écrivoient déjà leur langue mieux que nous n'écrivons la nôtre.

Plus tard, les autres peuples germaniques adoptèrent l'écriture latine. Les seuls Anglo-Saxons y ont ajouté quelques lettres nouvelles. Les auteurs franciques ne trouvant pas de signes dans l'alphabet latin pour exprimer les sons particuliers à leur langue, essayèrent d'exprimer ces sons en combinant de diverses manières plusieurs lettres latines; ce qui a causé des variations continuelles dans l'orthographe, et donné à leur manière d'écrire un air barbare.

Quoique ces peuples belliqueux ne fissent point de livres et

Sie.

Ließ ich nicht ſo wild ihn hauſen,
Mir an Rock und Mieder zauſen,
Hielt ihn mir drei Schritt vom Leibe,
Nähm' er jetzt mich noch zum Weibe.

Er.

Giengſt du nicht ſo angeklunkert,
Hätteſt nicht ſo viel geflunkert,
Könnteſt mir im Haushalt frommen,
Hätt' ich dich zur Frau genommen.

Beide.

Hätten wir es laßen bleiben,
Uns die Zeit ſo zu vertreiben,
Hätt' uns Muthwill nicht geſtochen,
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Sie.

Wär' es nicht geworden ruchtbar,
Die Umarmung gleich ſo fruchtbar,
Daß ich jetzt käm' in die Wochen,
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Er.

Leider merkt' ich gleich im Bette,
Daß ſie ſchon Bekanntſchaft hätte.
Hahnrei in den Flitterwochen,
Das hat mir das Herz gebrochen.

Sie.

Hätt' er nicht ſo arg geflegelt,
Nicht den langen Tag gekegelt,
Nach Tabak nicht ſo gerochen,
Wär' mir nicht das Herz gebrochen.

se contentassent de confier leurs poésies à la mémoire, il me paroît incontestable qu'ils ont connu l'art de l'écriture avant l'invasion de l'empire romain. On trouve dans leurs langues des expressions originales relatives à cet art, tandis qu'ils auroient appris le nom avec la chose, si les Grecs et les Romains avoient été leurs premiers maîtres. L'alphabet d'Ulfilas semble être composé de caractères grecs, latins et runiques. Un poète, qui a écrit vers la fin du sixième siècle, Venantius Fortunatus, dit :

> Barbara fraxineis pingatur RUNA tabellis.

Fortunatus étoit né en Italie, et devint évêque en France : il ne pouvoit guère avoir en vue d'autres peuples que les Goths ou les Francs. Or, à cette époque, les Goths, aussi bien ceux d'Italie que ceux d'Espagne, se servoient généralement du caractère d'Ulfilas. Ainsi, ce que dit Fortunatus de l'usage des runes se rapporte probablement aux Francs. Dans l'exorde du plus ancien texte de la loi salique, il est dit clairement que quatre législateurs, élus par la nation, l'ont décrétée dans les temps antérieurs à la conversion des Francs. Un savant historien, Adrien de Valois (Rer. Francic. Lib. III, p. 119), a vainement attaqué l'authenticité de cet exorde. Une grande partie de la loi salique consiste en chiffres qui servent à déterminer les amendes pour chaque délit. Comment une telle loi auroit-elle pu être transmise par la tradition orale ? Elle étoit donc écrite, sans doute en caractères runiques, avant la conquête des Gaules ; et le texte que nous avons est une traduction de cet original, faite, comme on le voit au premier coup d'œil, par un Franc qui avoit très-mal appris le latin.

Il paroit que, dans la suite, les prêtres chrétiens ont proscrit les runes comme servant aux superstitions païennes.

[15] Cassiodore (Liv. II, epist. 41) écrit à Clovis au nom de son maître : *Citharœdum etiam, arte sua doctum, pariter destinavimus expetitum, qui ore manibusque consona voce cantando, gloriam vestræ potestatis oblectet : quem ideo fore credimus gratum, quia ad vos eum judicastis magnopere dirigendum.*

Je n'accumulerai pas ici les témoignages qui prouvent, à commencer par celui de Tacite, combien les peuples germaniques aimoient de tout temps la poésie, surtout la poésie héroïque, qui leur retraçoit les exploits de leurs ancêtres. Il est surprenant de voir jusqu'à quelle distance de temps et de lieux des souvenirs nationaux se sont propagés. Ermanaric, roi des Goths au quatrième siècle, après avoir conquis un vaste empire entre la mer Noire et la mer Baltique, périt à un âge fort avancé dans l'invasion des Huns : il se tua de désespoir de ne pas pouvoir leur résister. Sa fin tragique devint le sujet d'un poëme qui se chantoit en Allemagne encore dans le treizième siècle. Ce récit a trouvé son chemin jusqu'en Islande, et on le retrouve parmi les merveilles gigantesques de l'Edda. La gloire de Théodoric-le-Grand a été célébrée sous le nom de Dieteric de Berne; au seizième siècle encore, ce nom vivoit en Allemagne dans la bouche du peuple. Nos paysans, en suivant la charrue, chantoient les combats de Dieteric contre les géans; et c'est sans doute pour se conformer aux idées du temps, qu'on a placé la statue de ce héros, redevenu fabuleux, auprès du tombeau de l'empereur Maximilien, parmi celles de ses illustres ancêtres.

Les textes originaux de tant de compositions héroïques sont perdus, malgré le soin que Charlemagne prit de leur conservation : mais nous pouvons indiquer encore en grande partie les sujets que nos anciens chantres y avoient traités. La fiction s'est introduite dans l'histoire : Jornandes et Paulus Diaconus sont remplis de récits puisés dans les poésies nationales. Les savans modernes souvent n'ont su dire autre chose, sinon que tel ou tel événement, rapporté par un historien du moyen âge, est fabuleux et contraire aux faits constatés. Il falloit expliquer comment des historiens qui, presque toujours, font preuve de bonne foi et quelquefois de bon sens, ont pu raconter des choses aussi incroyables. Le mot de l'énigme est que les récits en question sont des extraits de poésies populaires en mauvaise prose latine. L'historien étoit imbu de l'opinion de ses compatriotes, qui croyoient tout de bon aux fictions héroïques, dans lesquelles il y avoit en effet un fond de vérité.

Cette observation n'est pas étrangère à l'ancienne histoire de France. On trouve même dans Grégoire de Tours quelques-uns de ces récits poétiques; on en trouve un plus grand nombre dans Frédégaire. Toute la narration de la conquête du royaume de Thuringe par Théodoric I, roi d'Austrasie, telle que Witichind, historien saxon du dixième siècle, la donne, est tirée d'un poëme épique.

[11] On suppose d'ordinaire que les Vandales ont peu séjourné en Espagne; et l'on considère cette nation comme entièrement éteinte après la défaite de Gelimer. S'il en eût été ainsi, comment les Arabes, lors de leur invasion, eussent-ils nommé toute l'Espagne *Andalousie*, d'après le nom des Vandales? Il est donc probable qu'une partie des Vandales est

restée en Espagne lorsque leurs compatriotes passèrent en Afrique; peut-être aussi les restes des Vandales africains repassèrent-ils la mer après la destruction de leur empire par Bélisaire. Les écrivains anglo-saxons et nos poètes du moyen âge appellent souvent la mer Méditerranée *Wendil-see*, la mer des Vandales.

C'est aussi une erreur de croire que les Goths d'Italie aient été exterminés ou expulsés après les victoires de Bélisaire et de Narsès; ils ont toujours continué d'habiter le pays, quoiqu'ils eussent cessé d'y être la nation dominante. La même remarque s'applique aux Ostrogoths en Provence, aux Visigoths dans le Languedoc; ils sont demeurés en France, lorsque les rois des Francs avoient étendu leur domination jusqu'aux Alpes et aux Pyrénées.

Les Bourguignons parloient à peu près le même dialecte que les Goths. Ces deux peuples étoient répandus dans la moitié des Gaules : ainsi, la langue gothique doit être principalement consultée sur l'étymologie du françois. Plusieurs mots de la langue romane et même du françois moderne sont du gothique pur, sans compter les noms propres restés en usage et altérés seulement dans la prononciation.

[15] Cette double dérivation du verbe substantif est frappante dans l'italien *stava*, *stato*, etc. Dans le françois, elle est plus obscurcie par les contractions : cependant *être*, *étois*, *été* (anciennement *estre*, *estois*, *esté*), ne viennent pas de ESSE, mais de STARE. Il n'est pas rare de voir que le verbe substantif s'étant trouvé défectif, on ait eu recours à deux racines différentes pour en compléter les temps et les modes. Il en est

ainsi dans le latin et dans l'allemand. Mais c'est un trait particulier à la langue romane d'avoir deux verbes substantifs complets, l'un dérivé de ESSE, et l'autre de STARE.

[16] BASTERO CRUSCA PROV. p. 139 et 140. « *E non se pot conosser ni triar l' accusatius del nominatiu, sinò que per sò, que 'l nominatius singulars, quan es masculis, vol S en la fin; e li altri cas no 'l volen. E 'l nominatius plurals no 'l vol, e tuit li autre cas volen lo en lo plural.* » Viennent ensuite les exceptions qui sont assez bien indiquées, quoique en abrégé. Raimond Vidal enseigne la même règle dans son Art de la poésie provençale. M. Raynouard parle (GRAMM. ROM. p. 9) de ces deux écrits, et indique comme le seul manuscrit connu du premier, du DONATUS PROVINCIALIS, celui qu'on voit à la bibliothèque Laurenziana. J'en ai trouvé un autre plus moderne dans la bibliothèque Ambrosiana à Milan.

[17] Une strophe de la fameuse chanson que le roi Richard Cœur-de-Lion composa dans sa captivité, m'en fournit un exemple :

Or sapchon ben miei hom e miei baron,
Engles, Norman, Peytavin e Gascon,
Qu' ieu non ai ja si paubre companhon,
Que per aver lo laissés en preison.

Tous les éditeurs, à commencer par Jean de Notre-Dame jusqu'à MM. Ginguené et Sismondi inclusivement, ont fait imprimer les premiers vers de la manière suivante :

Or sapchon ben mos homs el mos barons
Engles, Normans, Peytavins et Gascons.

Cette leçon détruit la rime ; ce qui doit la faire condamner au premier coup d'œil. Mais les éditeurs, en ajoutant des s aux noms des nations, ont cru les mettre au pluriel, et ils en ont fait au contraire des singuliers. *Englès* ne change pas de terminaison ; les autres substantifs, *hom*, *baron*, *Norman*, etc., sont au nominatif du pluriel : *companhon* et *prison* n'ont point de s, parce qu'ils sont à l'accusatif du singulier.

[18] Voyez *Mém. de l'Acad. des inscriptions et belles-lettres*, Tom. XXIV. *Remarques sur la langue françoise des douzième et treizième siècles, comparée avec les langues provençale, italienne et espagnole, des mêmes siècles, par M. de la Curne de Sainte-Palaye*, p. 684. « Je finis par une observation
« grammaticale peu importante en elle-même, mais qui servira
« d'une nouvelle preuve à la conformité des langues françoise,
« italienne et espagnole, et justifiera encore la remarque
« d'un de nos plus célèbres grammairiens sur la formation
« de notre futur. Elle se fait, suivant l'abbé Regnier
« (*Gramm. franç.*, p. 368 et suiv.), par la jonction ou réunion
« du temps présent du verbe auxiliaire *avoir*, et de l'infinitif
« *j'aimerai*, *tu aimeras*, *il aimera*....... Il fait l'application
« du même principe aux verbes italiens et espagnols,
« à quoi j'ajouterai que la formation du futur imparfait du
« subjonctif *j'aimerois*, se fait pareillement de la jonction de
« l'infinitif avec l'imparfait de l'indicatif du verbe *avoir*, que
« l'on a syncopé, et dont on n'a conservé que la finale. La
« manière de former ce temps a été la même dans les cinq
« langues qui composent le descort de Rambaut de Vaqueiras;
« et nos Provençaux nous font sentir encore mieux que

« les autres la pratique de cette règle dans leur grammaire. « Souvent ils ont, entre les deux verbes qui forment leur « futur, inséré un article, un pronom ou autre particule, et « quelquefois plusieurs, comme s'ils eussent prévu qu'on « pourroit un jour confondre le verbe principal avec le verbe « auxiliaire qui compose ces temps. J'en rapporterai ici plu- « sieurs exemples que j'ai recueillis en lisant les ouvrages de « nos anciens Provençaux. *Comptar vos ai*, je vous compte- « rai; *dar vos n'ai*, je vous en donnerai; *dir vos ai*, je vous « dirai; *donar lo us ai*, je vous le donnerai. »

[19] Ulfilas, Evang. Joh. VI, 7. ITH SILBA VISSA, THATEI HABAIDA TAUJAN; *quia ipse sciebat*, *quid* ESSET FACTURUS. Ibid. 71. SA AUK HABAIDA INA GALEVJAN; *is enim* ERAT *eum* TRADITURUS. Ibid. XII, 26. THARUH SA ANDBAHTS MEINS VISAN HABAITH; *ibi et minister meus* ERIT. Dans les deux premiers exemples, Ulfilas exprime, au moyen du verbe auxiliaire, un futur paraphrastique du texte grec; mais, dans le dernier passage, il y a le futur simple, *ἔσται*. VISAN HABAITH, littéralement retraduit en latin, feroit *esse habet*, absolument comme *sera*. Le futur du verbe substantif est le même en provençal et en françois : *serai*, *seras*, *sera*; sa formation, d'après la règle de M. Raynouard, a cependant besoin d'être expliquée. Par un barbarisme de la basse latinité, on a dit *essere* au lieu de ESSE, pour se conformer à la terminaison ordinaire des infinitifs latins; *essere* ensuite a été contracté en *ser*; et le futur est composé de cet infinitif et du présent du verbe auxiliaire : *ser-ai*, *ser-as*, *ser-a*.

[20] En provençal, le substantif *homme* et le pronom person-

nel indéfini s'écrivent de la même manière, *hom* ou *om*. En allemand, *man* fait également les deux fonctions. Aujourd'hui l'on distingue par l'orthographe le substantif du pronom : *Mann*, l'homme, *man*, on ; autrefois l'un et l'autre s'écrivoient de même, *man*. Cet usage est fort ancien ; on le trouve établi chez les auteurs du neuvième siècle ; mais je ne saurois citer aucun exemple plus authentique, et, pour ainsi dire, plus illustre que celui qui est contenu dans le serment de 842. Je mettrai les deux phrases correspondantes en regard :

Si cum OM per dreit son fradra salvar diſt.
So so MAN *mit rehtu sinan bruodher .... scal.*

Au reste, je pense que la formule théotisque de ce serment est l'original, et la formule romane la traduction ; mais je n'entreprendrois pas de le prouver, puisqu'un tel aperçu ne peut se fonder que sur des nuances fugitives.

[illegible] Voyez *Scherzii Glossarium Germanicum medii ævi, ed. Oberlin.* s. v. WERRA ; et *Schilteri Thesaur. Antiquit. Teutonic.* T. III, in *Glossario* s. v. WERRON. En général, la lettre *w* au commencement des mots théotisques, dans les langues romanes, s'est transformée en *gu* ou en *g*. Ainsi, l'on a fait *guerra* de WERRA, comme des noms propres WALTHAR, WIDO, en italien *Gualtieri*, *Guido*, en françois *Gauthier*, *Gui*, etc. Il y avoit, comme de raison, dans les langues germaniques, plusieurs mots pour désigner la guerre : WIG, URLUG ; mais WERRA semble avoir prévalu dans les langues mixtes, précisément parce que c'étoit le terme le plus populaire ; car WERRA signifioit proprement querelle, rixe. Ce mot a été officiellement employé par Charles-le-Chauve dans ses capitulaires, Tit. XXIII, Cap. 15: *Rixas et dissensiones, seu seditiones, quas vulgus* WERRAS *vocat*. WERRA a été confondu mal à propos, par quelques étymologistes, avec WERE, qui signifie arme, défense. Ce dernier mot n'a rien à faire avec la dérivation de *guerre*.

[illegible] Voyez *Ihre Glossarium Suio-Gothicum*, in Proœm., p. XXXVI. « Dum autem verba auxiliaria nomino, facere non « possum, quin, quæ heic disseruntur, iis exemplo propositis, « ulterius confirmem. Alterum horum est *avoir*, quod a latino « *habere* ortum esse, nemo ignorat; sed an item *j'ai*, *tu as*, « *il a*? Mirum certe foret, si ab *habet* non nisi unica litterula « superstes remaneret, dum ceteræ linguæ europeæ hanc vo- « cem pene invariatam servant. Germ. *ich habe*. Sueth. *jag* « *hafwer*. Angl. *I have*. It. *io habbia*, etc. Unde vero factum « sit, ut Galli usque adeo devii sint, si quæratur, scire con- « venit, apud veteres Westrogothos, eorum in loquendo « magistros, duo fuisse verba synonyma, quæ promiscue « usurpantur, *haban* et *aigan*, quorum illud Latinorum *ha-* « *beo*, hoc Græcorum ἔχειν cognatione attingit : utrumque « vero in orbe gothico pro verbo auxiliari adhibitum fuisse, « sic, ut ab Islandica dialecto exemplum afferam, etc. »

Ihre s'est trompé à l'égard de l'italien, en prenant le subjonctif pour l'indicatif; il a ignoré que, dans l'italien et l'espagnol, le présent de l'indicatif au singulier est tout aussi contracté qu'en françois. Le verbe gothique AIGAN se retrouve en effet dans les autres dialectes de la même famille : en francique EIGON; en anglo-saxon, AGAN. Mais le verbe synonyme HABAN est le seul qui soit resté en usage. Ce dernier, comme on voit, est absolument identique avec le latin. Le présent de ce verbe offre un exemple frappant de l'affinité qui existe entre le latin et les langues germaniques, non seulement à l'égard des racines, mais aussi à l'égard des inflexions.

		Latin.	*Gothique.*
Sing.	1.	Habeo.	Haba, haban.
	2.	Habes.	Habais.
	3.	Habet.	Habaith.
Plur.	1.	Habemus.	Habam.
	2.	Habetis.	Habaid.
	3.	Habent.	Haband.

En vertu de cette affinité, plusieurs mots des langues romanes pourroient être aussi naturellement dérivés d'une racine gothique ou francique que d'une racine latine. Par exemple :

Provençal.	*Latin.*	*Gothique.*
Aiga, l'eau.	Aqua.	Ahva.
Auzir, ouir.	Audire.	Hausjan.

Ne pourroit-on pas admettre que le souvenir des deux langues mères s'est quelquefois confondu dans l'esprit de ceux qui parloient les nouvelles langues vulgaires? Au moins les mots qui se trouvoient également dans les deux langues, ne devoient pas être exposés à tomber dans l'oubli. La ligne de démarcation est difficile à tracer : dans le doute, je préférerois toujours la dérivation latine. En françois, *mourir*, *mort*, viennent de MORI, MORS, MORT-IS; mais *meurtre*, quoiqu'il soit

Er.
Eſelsarbeit, Zeiſigfutter,
Eine böſe Schwiegermutter,
Dann das Schelten, Lärmen, Pochen,
Hat mir längſt das Herz gebrochen.

Sie.
Wär' er nicht ein Kirmeßläufer,
Wär' er nicht ein Branntweinſäufer,
Thät' er anders was als lungern,
Müßten wir nicht jetzo hungern.

Er.
Wärſt du, Frau, nicht gar zu flüchtig,
Nicht ſo putz- und kleider-ſüchtig,
Wäre nicht nach wenig Wochen
Der Bankrott ſchon ausgebrochen.

Beide.
Liebten wir uns nicht ſo wüthig,
Sondern flüchtig, wankelmüthig,
Oft geſucht und oft gemieden,
Wär' uns heitres Glück beſchieden.

si rapproché des mots précédens par le sens et par la composition des lettres, vient du gothique MAURTHR.

[43] On nommoit *romans* indistinctement tous les livres écrits en langue vulgaire. Un poëme sur la passion de la Sainte-Vierge est appelé ainsi :

> Aquestz romans es acabatz ;
> Nostre senhér en sia lausatz.

Chez les Troubadours, *romansar* signifie chanter, célébrer par des poésies populaires.

> Gauselms Andrieus qu'om românsa ,
> Non trais anc tan greu marture
> Per la reina de Fransa ,
> Com eu per lei cui desire.

[44] M. Raynouard suppose que *lingua romana* signifie toujours la langue vulgaire ; je pense qu'on a quelquefois employé cette expression pour le latin régulier. Cela n'est pas étonnant, puisque les peuples germaniques appeloient Romains tous les habitans des provinces de l'empire occidental, et que, lors de la conquête, ces habitans parloient latin. Fortunatus loue le roi Charibert de sa parfaite connoissance du latin :

> Cum sis progenitus clara de gente Sicamber,
> Floret in eloquio *lingua Latina* tuo.
> Qualis es in propria docto sermone loquela ;
> Qui nos *Romano* vincis in *eloquio!*

La leçon *Romanos*, dans le dernier vers, qu'on trouve chez BOUQUET, SCRIPT. RER. FRANC. T. II, est évidemment fausse ;

mais quand on voudroit la défendre, cela ne changeroit rien à la chose. Je remarque, en passant, que ces vers suffisent pour réfuter les historiens qui prétendent que les rois mérovingiens ont abandonné, tout de suite après Clovis, l'usage de leur langue maternelle.

Eginhart dit, dans sa Vie de Charlemagne : « En tibi librum « præclarissimi et maximi viri memoriam continentem, in « quo præter illius facta non est quod admireris, nisi forte « quod homo barbarus, et *romana locutione* perparum exer- « citatus, aliquid me decenter aut commode *latine* scribere « posse putaverim. » Ici *romana locutio* signifie, sans contredit, le latin régulier; car la connoissance de la langue romane n'auroit pu avancer Eginhart en rien pour la correction du style latin. M. Raynouard (*Recherches sur l'ancienneté de la L. R., p.* 18) fait sur ce passage l'observation suivante : « Si « Eginhard, secrétaire et chancelier de Charlemagne, mani- « feste des craintes sur son style latin, s'il se nomme barbare, « c'est que la langue latine n'étant point parlée vulgairement « à la cour, il n'avoit pas la certitude que son style fût « exempt de fautes. En effet, la langue francique étoit la « langue vulgaire à Aix-la-Chapelle et dans le nord de l'em- « pire, tandis qu'à Paris et dans le midi de l'empire la langue « vulgaire c'étoit l'idiome roman. » Je ne saurois être d'accord avec M. Raynouard sur cette explication. En se nommant *homo barbarus*, Eginhart ne veut dire autre chose, sinon qu'il étoit Franc et non pas Romain. Sans doute à Aix-la-Chapelle il n'y avoit qu'une seule langue vulgaire, le francique; mais je crois pouvoir prouver que, dans la partie latine de l'empire de Charlemagne, il existoit deux langues vulgaires, l'une romane, l'autre théotisque. Chaque nation parloit la sienne : les descendans des anciens habitans la première, les Francs, les Goths, les Bourguignons et les Lombards, un dialecte de la seconde. Cependant il devoit y avoir beaucoup d'individus qui sussent les deux langues. Mais les excuses d'Eginhart n'ont rien à faire avec les langues vulgaires ; elles se rapportent uniquement à l'importance qu'on attachoit, de son temps, à la correction classique. La grammaire latine avoit été entièrement négligée avant Charlemagne ; il en renouvela l'enseignement. Il y avoit à sa cour des savans anglo-saxons qui parloient et écrivoient le latin avec une grande élégance. Ainsi Eginhart s'attend à trouver des juges sévères, et il s'exprime avec modestie, quoiqu'il eût fait d'assez bonnes études latines.

[55] Voici quelques exemples de ces doubles dérivations, dont l'une est ancienne et populaire, l'autre savante et moderne.

Ancien françois.	*Latin.*	*François moderne.*
Chose.	Causa.	Cause.
Façon.	Factio.	Faction.
Quête.	Quæstio.	Question.
Caillou.	Calculus.	Calcul.
Rançon.	Redemptio.	Rédemption, etc.

[56] AIMOIN. Lib. II, 5. « Nec multum fluxerat temporis, « cum imperator Justinus expeditionem paravit adversùs regem Persidis : sed in ipso belli apparatu morbo præventus, « anno assumpti imperii octavo est defunctus. Consensu senatus totiusque simul exercitus Augustus efficitur Justinianus, « qui nihil moratus, collecto exercitu contra barbaros est

« profectus, et commissa pugna, fugatisque hostibus, regem « se eorum cepisse gavisus est. Quem in solio regni juxta se « sedere fecit, et ut provincias, quas Romanis eripuerat, sibi « restitueret imperavit. Cui ille, non, inquit, dabo. Ad hæc « Justinianus respondit : DARAS. Pro cujus novitate sermonis « civitas eo loci constructa est, cui DARAS nomen est. Rex au« tem Persidis, licet non voluntarius, omnia restituit, quæ « Romani fuerant juris, sicque in regnum suum est redire « permissus. Justinianus quoque Augustus cum magno trium« pho Constantinopolim est regressus. »

Je n'ai pas besoin de faire remarquer combien ce récit, dans toutes ses parties, est contraire à l'histoire.

[20] Je ne nie point qu'il n'ait pu se trouver des soldats goths ou francs dans l'armée de Gommentiolus. L'armée byzantine, en général, offroit une bigarrure de diverses nations. Il y avoit beaucoup de Huns, il y avoit même des Perses. Les Grecs, amollis par le despotisme et par les effets de leur vieille civilisation, cherchoient des troupes mercenaires chez tous les peuples guerriers qui avoisinoient l'empire. Mais précisément à l'époque à laquelle se rapporte le fait en question, les empereurs d'Orient tiroient une partie de leurs meilleures troupes de l'Afrique latine reconquise par Bélisaire. Les mots d'ordre dans l'armée byzantine ne se donnoient pas en grec, mais en latin; et, parmi ces termes de commandement, se trouve le mot TORNA, dont M. Raynouard conteste la latinité.

[21] Ce roi pieux, mais quelquefois sujet à la superstition, étant sur son lit de mort, se crut assailli par les démons, et

s'écria plusieurs fois : huz! huz! ce qui veut dire : sortez! loin de moi! *Freher. Script. rer. German.*, T. I, in VITA LUDOVICI PII, §. 19. *Conversa facie in sinistram partem, indignando quodammodo, virtute quanta potuit dixit* : HUZ, HUZ, *quod significat, foras, foras.* Comme adverbe, ce mot francique s'écrit d'ordinaire *uz*; l'aspiration sert peut-être à le transformer en interjection, si ce n'est une erreur du copiste.

Louis-le-Débonnaire avoit reçu une éducation savante : d'après le témoignage de son biographe Theganus, il lisoit le grec, il parloit le latin avec autant de facilité que sa langue maternelle. Cependant il ne négligea point cette dernière. Il fit traduire en allemand l'Ecriture-Sainte. *Du Chesne, Script. rer. Franc.* T. II, p. 220. *Cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi notitiam haberent, ejus* (Ludovici) *studio atque imperii tempore, sed Dei omnipotentia atque inchoantia, mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suæ ditioni subditus theudisca loquens lingua, ejusdem divinæ lectionis nihilominus notionem acceperit. Præcepit enim cuidam, uni de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut Vetus ac Novum Testamentum in germanicam linguam poetice transferre studeret.* C'étoit donc, comme on voit, plutôt une paraphrase qu'une traduction. Il en existe peut-être encore une partie, c'est-à-dire l'Harmonie des Evangiles, dont un manuscrit se trouve en Angleterre dans la bibliothèque cottonienne, et un autre à Munich. M. Gley, ecclésiastique françois, auteur d'un estimable essai sur la langue francique, a pris copie de ce dernier manuscrit à Bamberg, où on le conservoit autrefois. Il a rapporté sa copie en France, et en a fait don à la bibliothèque de l'Institut. L'ouvrage en question date indubitablement de la première moitié du neuvième siècle : le dialecte dans lequel il a été écrit tient le milieu entre le saxon et le francique ; ce qui augmente la probabilité que ce soit la paraphrase faite par ordre de Louis-le-Débonnaire, puisqu'il se servit d'un poète saxon. Voyez des extraits du manuscrit cottonien dans *Hickes. Thes. Ling. Septentr.* T. I. GRAMMATICA FRANCO-THEOTISCA, Cap. 22.

[49] *Juzgo* n'est plus en usage ; mais le verbe qui en dérive, *juzgar*, juger, s'est conservé dans l'espagnol moderne. En provençal, ce même verbe s'écrit *jutjar*.

[50] Les patois qu'on parle aujourd'hui en Savoie et dans le pays de Vaud, qui en faisoit autrefois partie, dans le Bas-Valais et dans quelques districts du canton de Fribourg, sont des dialectes de l'ancien provençal. Je crois que le patois de la partie méridionale des Grisons et du Tyrol doit être rangé dans la même classe, quoiqu'on ait voulu le dériver de la langue des Etrusques. Tous ces pays que je viens de nommer avoisinent l'Italie ; mais j'ai beaucoup de peine à croire que jamais, dans aucun district de l'Italie proprement dite, l'idiome vulgaire ait été un dialecte du provençal. Le Dante écrivoit il y a cinq siècles : cependant, dans son traité latin DE VULGARI ELOQUIO, il assigne déjà à la langue italienne la même étendue de terrain qu'elle occupe aujourd'hui. Il dit expressément que Sordel de Mantoue, célèbre parmi les Troubadours, a fait ses vers dans un autre idiome que celui de sa ville natale. L. I, cap. 15. *Sordellus de Mantua .... qui tantus eloquentiæ vir existens, non solum in poetando, sed que-*

modolibet loquendo patrium vulgare deseruit. Dans le même chapitre, il dit qu'on parle mal à Turin et à Alexandrie; mais il nomme pourtant ces villes dans sa revue des dialectes italiens. Le témoignage du Dante est irrécusable en tout ce qui concerne l'Italie; il ne pouvoit se tromper à cet égard, quelles que soient ses erreurs dans ce qu'il dit sur le reste de l'Europe latine. Il n'admet que trois langues dérivées du latin, qu'il désigne d'après la particule affirmative : langue d'oil, langue d'oc et langue de si. La dernière est l'italien. Ainsi, le Dante paroit avoir complétement ignoré l'existence de la langue castillane, puisqu'il étend sur toute l'Espagne le domaine de la langue d'oc, c'est-à-dire du provençal ou du catalan. L. I, cap. 8. *Nam alii Oc, alii Oil, alii Si affirmando loquuntur, utputa Hispani, Franci et Latini.* Le Dante semble aussi étendre beaucoup trop le territoire de la langue d'oil; mais peut-être faudroit-il lire à la fin du même chapitre *Alverniæ montibus*, au lieu de *Aragoniæ montibus.*

Tout ce que je puis donc admettre, c'est que les classes supérieures en Lombardie employoient alors le provençal comme moyen de communication générale, de même que les personnes bien élevées y apprennent aujourd'hui l'italien régulier. Ce que le Dante dit de Sordel, qu'il parloit toujours le provençal, s'accorde avec cette supposition. Plusieurs Troubadours sont nés en Lombardie, à Venise et à Gênes; ils n'auroient pas chanté en langue provençale, s'ils n'avoient pu espérer de trouver un auditoire parmi leurs compatriotes.

[5] On rencontre aux environs de Paris une trace curieuse de la séparation où vivoient souvent les deux nations jusqu'à

ce qu'elles fussent fondues en une seule. Il y a deux villages, dont l'un s'appelle Romainville et l'autre Franconville. Peut-on douter que ces villages aient reçu leurs noms des Romains et des Francs qui habitoient exclusivement l'un et l'autre? Remarquez encore que Franconville est un mot hybride, dont la première moitié est formée d'après la grammaire francique; car FRANKONO est le génitif pluriel de FRANKO. Otfrid dit dans sa dédicace à un roi carlovingien :

So FRANKONO KUNING SCAL.
Sicuti Francorum rex debet.

51 La différence qui existe entre les anciennes frontières de l'empire occidental et les limites actuelles des langues dérivées du latin, est une circonstance fort remarquable, et qui, ce me semble, n'a pas fixé autant qu'elle le mérite l'attention de la plupart des historiens modernes. Dès le temps des premiers empereurs, la domination romaine s'étendoit jusqu'au Rhin et au Danube; et les cinq siècles qui se sont écoulés depuis Auguste jusqu'à la chute de l'empire, étoient bien plus que suffisans pour faire adopter aux peuples assujétis, qui se trouvoient compris dans cette circonscription, la langue aussi bien que les mœurs de leurs maîtres, et pour faire tomber dans l'oubli les idiomes divers que ces peuples avoient parlés dans leur état d'indépendance. Quand les gouvernemens ne s'en mêlent pas, plusieurs langues peuvent coexister long-temps dans le même pays; mais les grands gouvernemens, dont le centre est en même temps un foyer de civilisation, ont des moyens immenses pour repandre une langue et la rendre universelle dans un vaste empire; et jamais aucune nation n'a mieux entendu cet art que

les Romains. Si la langue basque a pu se conserver dans le nord de l'Espagne, c'est que les ancêtres des Basques, les Cantabres, ont toujours maintenu leur indépendance. La Grande-Bretagne est la seule province de l'empire occidental où la langue des peuples indigènes ne se soit pas éteinte ; mais cette province étoit située à l'extrémité de l'empire ; elle fut la dernière conquise et la première abandonnée. D'autres causes, qu'il seroit trop long de développer ici, ont contribué à la conservation de la langue nationale ; elle s'est réfugiée, avec les restes des Bretons, dans le pays de Galles et la Cornouaille ; de là elle a été apportée par eux dans la Basse-Bretagne Toutefois, n'en déplaise aux antiquaires celtiques, bien loin de conserver sa pureté primitive, cette langue paroit être fortement mélangée de latin corrompu. Quoi qu'il en soit, lors de l'invasion des Barbares on parloit le latin, et seulement le latin, dans les Gaules jusqu'aux bords du Rhin, et dans les provinces au nord des Alpes jusqu'aux bords du Danube. Aujourd'hui, le territoire qu'occupent les langues romanes, est beaucoup moins étendu. A quelques exceptions près, les Alpes, les bassins des lacs de Genève et de Neuchâtel, le Jura, les Vosges et les Ardennes, en forment les limites ; de là jusqu'à la rive gauche du Rhin et à la rive droite du Danube, il reste une large lisière où l'on parle des dialectes flamands, allemands et esclavons. Partout où les conquérans ont vécu entremêlés avec les anciens habitans, il s'est formé un idiome roman quelconque. Il est donc clair que, dans toutes les provinces frontières de l'empire occidental, la population a été entièrement renouvelée, soit que les sujets romains aient péri dans les ravages de l'invasion, ou qu'ils aient émigré, ou qu'ils aient été expulsés par les conquérans. Ainsi l'état actuel des langues nous enseigne, concernant la destruction de l'empire occidental, beaucoup de faits que les notices imparfaites des historiens contemporains nous laissent ignorer. Ce seroit un travail intéressant à faire que de tracer en détail la ligne de démarcation entre les langues, telle qu'elle a été dans le moyen âge, et telle qu'elle est aujourd'hui, et d'examiner les patois limitrophes. Les limites des langues romanes étoient jadis encore plus resserrées qu'elles ne sont maintenant : l'italien n'a pas dépassé les Alpes; mais la langue françoise a gagné considérablement du terrain depuis quelques siècles sur la frontière du nord et de l'est.

[53] Dans toutes les langues dérivées du latin, le mot *verbum* a disparu dans son acception ordinaire. La théologie avoit donné à ce mot un sens mystérieux; on craignit sans doute de le profaner en l'employant aux usages journaliers de la vie. On y a substitué partout le même mot, PARABOLA, qui est devenu en françois *parole*, en italien *parola*, en provençal *paraula*, en espagnol *palabra*, en portugais *palavra*. Ce mot, d'origine grecque, n'a pu être puisé que dans l'Evangile, où il signifie une similitude, une allégorie. Ainsi, il a fallu en étendre arbitrairement la signification pour désigner le langage humain en général. On ne sauroit méconnoître l'influence sacerdotale dans le rejet universel de l'expression classique, et dans le choix également universel d'une autre, prise dans la latinité chrétienne. Comme terme grammatical, le mot *verbum*, verbe, n'a été introduit que dans les temps modernes.

Troſtſchreiben

von Calvus an Canus

bei Anlegung einer Perücke.

> To wear a wig or not, that is the question.
> Whether 't is nobler in the mind, to suffer
> The naked baldness of a wrinkled forehead,
> Or to take arms against decaying age,
> And, by a wig, conceal it. —
>
> SHAKSPEARE.

Mitbruder im Perückenthum!
Du linderſt meine Schmerzen
Um der verlornen Locken Ruhm:
Willkommen mir von Herzen!

Oft ward mein Haar, ſo ſeidenweich,
Durchwühlt von ſchönen Händen;
Ich konnt' es, unermeßlich reich,
Zu Ring und Armband ſpenden.

Der Liebe Luſt, der Liebe Schmerz
Erfuhr ich hin und wieder,
Und gleichermaßen ſchlug mein Herz
Vor Schnürbruſt oder Mieder.

3. Voici des exemples. Ménage, à l'article *Malotru*, passe en revue plusieurs étymologies de ce mot, entre autres aussi la véritable, et puis il s'arrête à une fausse, *male instructus*; étymologie que M. Roquefort a répétée. On trouve, en vieux françois, *malaustru*; en provençal *astrux*, heureux; *malastrux*, *desastrux*, malheureux. Ces mots viennent manifestement de *astrosus*, *male astrosus*, *disastrosus*, et rappellent les superstitions astrologiques, puisqu'ils signifient proprement : né sous une bonne ou mauvaise étoile. Le mot *malotru* étant d'un usage familier, s'est altéré; *désastreux*, n'employé que dans le style noble, a conservé la forme latine.

Ménage dérive *choisir* de COLLIGERE. Il ne pouvoit pas plus mal deviner. Le mot dérivé de COLLIGERE est bien connu, c'est *cueillir*. On trouve dans le vieux françois *chausir*; dans le provençal également, mais aussi *causir*. Gauselm Faidit, d'après les deux manuscrits nos. 3201 et 7225 de la bibliothèque royale, dit :

Mas sola lei, qu'amors m'a faig CAUSIR.

Ce mot est théotisque. Ulfilas : KIUSAN ou KUSAN, *eligere*; au prétérit, KAUS. Voyez les Glossaires de Junius et de Zahn. Cette racine se retrouve dans tous les anciens dialectes germaniques : en francique, KIUSAN, CHIUSAN; en anglo-saxon, CEOSAN, etc. L'éditeur du Dictionnaire de Ménage, Jault, a donné cette étymologie, mais sans citer les formes du mot *choisir* dans le vieux françois et dans le provençal, par lesquelles la chose est constatée jusqu'à l'évidence.

Il est dommage que M. Roquefort, dans la partie étymologique de son Glossaire de la langue romane, ait pris pour guide Barbazan, dont le Glossaire, n'ayant pas été imprimé, se conserve en manuscrit à la bibliothèque de l'Arsenal. Ce savant vouloit dériver le françois exclusivement du latin. La thèse n'est pas soutenable, si l'on se borne au latin classique; si l'on comprend sous le nom de latin aussi le latin barbare, cela devient jusqu'à un certain point une dispute de mots; car la basse latinité fourmille de termes puisés dans les idiomes théotisques. Mais, à en juger d'après les citations de M Roquefort, Barbazan ne savoit pas même se servir à propos du latin pour étayer son système, et manquoit absolument de tact étymologique.

Ménage avoit une grande érudition; et cependant, sous le rapport particulier de son entreprise, ses connoissances étoient incomplètes. Il avoit une teinte des langues germaniques modernes; mais il n'en connoissoit pas les anciens dialectes, qui doivent être consultés de préférence: il étoit très-versé dans les vieux livres françois des quinzième et seizième siècles; mais il n'étoit guère remonté au-delà; de son temps, on s'étoit encore peu appliqué à compulser les plus anciens manuscrits du moyen âge. Ménage avoit entièrement négligé les Troubadours: les citations peu nombreuses de vers provençaux dans la seconde édition de son dictionnaire sont dues à Caseneuve. La méthode de Ménage, de former des séries de mots imaginaires pour combler l'intervalle entre la prétendue racine et le mot dérivé, cette méthode est tout-à-fait inadmissible. On s'en est moqué avec raison; mais on n'a peut-être pas toujours rendu justice à la sagacité dont ce savant fait souvent preuve.

Depuis nombre d'années, M. de Pougens a préparé un grand travail étymologique ; et M. de Pougens possède beaucoup de connoissances qui manquoient à Ménage. Le *Trésor des origines de la langue françoise*, dont l'auteur a eu la bonté de me communiquer quelques articles en manuscrit, est presque un répertoire universel d'étymologie ; car, d'une part, M. de Pougens rapporte les opinions de ses prédécesseurs ; de l'autre, il ne s'arrête pas à la langue dont chaque mot françois est immédiatement dérivé : il remonte aux langues les plus anciennes dont nous ayons connoissance. L'évidence des étymologies vraiment historiques est peut-être compromise, si on les range sur la même ligne avec des étymologies hypothétiques, et qui se lient à des questions plus générales sur l'affiliation des langues. Toutefois la comparaison d'un grand nombre de langues entre elles offre souvent des rapprochemens curieux. L'entreprise de M. de Pougens est d'autant plus méritoire, qu'ayant eu le malheur de perdre la vue de bonne heure, il lui a fallu une persévérance et un amour de l'étude à toute épreuve pour achever un travail de cette espèce.

[15] GRAMMAIRE ROMANE, p. 15. M. Raynouard donne comme des formes de l'article masculin au datif du singulier AL, EL, A LO ; mais EL ne sauroit être admis dans cette classe, puisqu'il est contracté de EN EL, tandis que la préposition A est toujours la marque distinctive du datif. On a dit en vieux françois de la même manière *ès* au lieu de *en les : ès jours*, *ès arts*, etc. Cet *el* cause quelquefois de l'obscurité dans les Troubadours, puisque, dans l'ancienne manière d'écrire, il se confond avec

le nominatif. Je proposerois de le distinguer par l'orthographe: *el pais*, le pays, et *é 'l pais*, dans le pays.

P. 84. M. Raynouard donne SE comme le nominatif du pronom réciproque, et il le traduit par *il*, *elle*. Cela paroît contraire à toute analogie. Le pronom réciproque n'a point de nominatif, ni dans le latin, ni dans les langues qui en sont dérivées; ce pronom, de sa nature, ne peut en avoir, puisqu'il exprime toujours une réaction sur le sujet. Ce que M. Raynouard prend pour le nominatif, est à mon avis un véritable datif (le *dativus commodi* des grammairiens latins) employé par pléonasme, comme il l'est quelquefois en latin, et plus souvent en italien. Par exemple: *si no'l* SE *vol entendre*. M. Raynouard traduit ici SE par *elle*; je retraduirois littéralement en latin: *si non illud* SIBI *vult intendere*. J'en dis autant de ME, que M. Raynouard compte parmi les formes du nominatif du premier pronom personnel: IEU, EU, ME, MI, je, moi. MI est quelquefois mis comme substantif, ainsi que *moi* en françois; mais je n'ai point trouvé d'exemple où ME ne dût être rendu par le datif, en admettant le pléonasme.

P. 91. M. Raynouard nomme pronoms affixes ME, MI, TE, TI, SE, SI, quand ils perdent leur voyelle. Ce nom ne me semble pas approprié à la chose. Les affixes sont attachés aux mots qui les précèdent par une relation grammaticale; mais ici la qualité du mot précédent est indifférente, et la liaison est purement euphonique. L'usage des élisions est si fréquent dans le provençal, que la voyelle des pronoms en question est souvent élidée, même quand le mot suivant commence par une consonne, pourvu que le mot précédent se termine par une voyelle: par exemple, NO S' CÔVÊ, au lieu de NO SE CÔVÊ, *il ne convient pas;* de même vos se transforme en VS, et NOS en NS, pour être prononcé avec la voyelle précédente. Tout cela n'affecte pas la nature des pronoms, et auroit trouvé, ce me semble, plus naturellement sa place dans le chapitre des élisions.

En passant en revue les particules de diverses espèces, M. Raynouard a oublié la plus célèbre de toutes, la particule affirmative oc, dont la langue provençale a pris le nom de langue d'oc. L'étymologie que Ménage donne de ce mot, est peu satisfaisante : il y a lieu à de nouveaux éclaircissemens.

M. Raynouard, avec raison, n'entre pas dans des discussions étymologiques qui doivent être réservées pour le glossaire. Quelquefois, lorsque l'étymologie est évidente, il a mis le mot latin en regard, en distinguant les lettres élidées par des italiques. Cette méthode abrégée est fort à recommander.

La préposition romane AB, qui signifie *avec*, et dont ce dernier mot paroit être formé, présente une singularité. Ayant un sens tout opposé à celui de la préposition latine AB, et des prépositions synonymes dans les langues germaniques (en gothique AF, en francique AB, ABA), elle ne sauroit en être dérivée. M. Raynouard dit, p. 250 : « Il seroit difficile « d'expliquer d'où vient cette préposition. Ce qu'on peut dire « de plus satisfaisant, c'est que d'AB, racine d'*HABERE*, la « langue romane a fait une préposition qui désigne la posses« sion, l'adhérence, la manière, etc. » Il y a beaucoup d'exemples que des substantifs, des adjectifs, etc., soient devenus des prépositions ; mais je n'en connois aucun où une préposition ait été formée de la racine d'un verbe, dépouillée des syllabes d'inflexion. Je pense que AB est contracté du latin *APUD;* il s'écrit quelquefois AP. On aura ensuite ajouté une terminaison adverbiale à cette préposition, et l'on aura dit *avec* d'après l'analogie d'*illec*, mot fort usité dans le vieux françois. De la même manière on a fait de la préposition latine SINE (en provençal *senes*, sans) un adverbe *senuec*, qui s'employoit autrefois comme le pendant d'*avec*. Mais je ne donne cette étymologie que comme une conjecture, et je conviens que le mot *avec* est un de ceux dont l'origine est très-difficile à expliquer.

M. Raynouard propose deux étymologies de *gaire*, guère; *gran re*, en roman, beaucoup; ou *gar*, en théotisque, entièrement. La dernière me paroit être la seule vraie; dans l'italien *guari*, qui répond à *gaire* et à *guère*, la racine est conservée presque sans changement.

Parmi les particules explétives destinées à être jointes à la négation, la langue provençale en a une, *ges* ou *gens*, qui n'a pas passé dans le françois. M. Raynouard, p. 333, la dérive du latin GENS. Je pense que le mot roman vient du théotisque *gans*, entièrement. J'observe, en passant, que tous les mots qui servent de complément à la négation, *pas*, *point*, *rien*, *jamais*, etc., ont primitivement, et à part de la négation précédente, un sens affirmatif. C'est ce qui n'a pas été reconnu par les auteurs du Dictionnaire de l'Académie françoise, et en conséquence tous les articles relatifs à ces mots sont rédigés d'une manière très-défectueuse.

[38] M. Raynouard traduit constamment *lausengier* et *lausenjador* par médisant. Cependant ces mots, d'après leur formation, ne sauroient signifier autre chose que flatteur, adulateur. En provençal, *lauzar*, louer, *lauzenja*, louange, flatte-

rie; en italien, *lusinga*, *lusingar*; en espagnol, *lisonja*, *lisonjear*. Sans doute, les flatteurs sont d'ordinaire aussi médisans, et les Troubadours s'en plaignent sans cesse; mais c'est là une liaison morale entre les idées, et non pas le sens littéral. De même M. Raynouard traduit, p. 74, *devinadors* par calomniateurs, tandis que ce mot désigne des espions, des observateurs malveillans.

J'ai une remarque semblable à faire sur les mots *volpil* et *volpillatge*, que M. Raynouard traduit par lâche et lâcheté. Caseneuve avoit déjà traduit de même; voyez l'article COUARD dans la seconde édition du dictionnaire de Ménage. Cependant *volpil* vient de VULPECULA, et, comme substantif, signifie un *renard*, ainsi que *goupil* en vieux françois. Or, cet animal, dans toutes les fables et chez tous les peuples du monde, est plus renommé pour sa ruse que pour sa lâcheté. Ainsi *volpil* est littéralement rusé; *volpillatge*, ruse, perfidie. C'étoit considéré comme une injure très-grave chez les peuples germaniques d'appeler quelqu'un renard; d'après la loi salique, on payoit cent vingt deniers d'amende pour se l'être permis. Un passage de Grégoire de Tours prouve que c'est bien sous le rapport de la ruse qu'on entendoit cette injure. HIST. L. VIII, cap. 6. *Multas eis perfidias et perjuria exprobravit, vocans eos sæpius vulpes ingeniosas.* Il est vrai que *volpil* est mis quelquefois par les Troubadours en opposition avec *arditz*, hardi Ce trait est caractéristique. Les anciens chevaliers étoient si habitués à combattre leurs ennemis de front, qu'ils envisageoient l'emploi de la ruse comme un signe certain de lâcheté.

P. 15. *Metge querrai al mieu albir.*

M. Raynouard traduit: *Médecin je* *au mien cha-*

grin, mais *albir* ou *arbir*, du latin ARBITRIUM, signifie jugement, opinion, avis. Le poète désire trouver un médecin qui puisse guérir son jugement, c'est-à-dire le délivrer de son illusion.

P. 84. C'aissi com las suelh captener,
En aissi las descaptenrai.

Traduction de M. Raynouard :

Qu'ainsi comme les ai coutume obéir,
De même les désobéirai.

J'ai trouvé ces vers de Bernard de Ventadour écrits de la manière suivante dans deux manuscrits :

De las domnas mi desesper,
Jamais en lor non fizarai ;
C'aissi com las suelh *mantener*,
En aissi las *desmantenrai*.

Je pense que cette variante ne change guère le sens, et que *captener* est à peu près synonyme de *mantener*, maintenir. En aucun cas, *captener* ne peut signifier obéir.

P. 291. M. Raynouard donne comme synonymes *unca*, *oncas*, oncques, dérivés de UNQUAM, et *oan*, *ogan*, *onguan*. Ces derniers mots signifient, à mon avis, *dans l'année actuelle* (de HODIE et ANNUS), en opposition avec *antan*, l'année passée. Ces mots se retrouvent dans l'espagnol, *ogaño*, *antaño*.

J'aurois des doutes à proposer sur plusieurs passages traduits par M. Raynouard ; mais comme les vers cités dans la Grammaire romane sont détachés de leur liaison, il est quelquefois difficile de [illegible] la pensée du poète.

Puois messagier no 'l trametrai,
Ni à mi dire no-s' cové,
Negun conseill de mi non sai;
Mas d'una ren mi conort lai.
ELLA SAP LETRAS ET ENTEN,
Et agrada me que escria
Los motz, e s' à lei plasiá,
Legis los al meu salvamen.

BERNARD DE VENTADOUR.

[11] Voyez SCHILTER. THESAUR. ANTIQUIT. TEUTON. T. I. *Epinikion rhythmo Teutonico Ludovico regi acclamatum, cum Nortmannos anno DCCCLXXXIII vicisset.* Le savant Mabillon trouva ce chant de victoire dans un couvent à Saint-Amand, et en envoya une copie à Schilter : le manuscrit original s'est ensuite perdu. Probablement la copie n'étoit pas exacte ; ce qui rend plusieurs passages difficiles à expliquer. Les circonstances historiques auxquelles cette pièce de vers fait allusion, offrent quelque ambiguïté. Deux rois contemporains du nom de Louis ont régné, l'un en Allemagne, l'autre en France : Louis de Germanie, fils de Louis-le-Germanique ; et Louis III, fils de Louis-le-Bègue, petit-fils de Charles-le-Chauve. Ils étoient proches parens ; ils avoient l'un et l'autre deux frères nommés Carloman et Charles ; les historiens attribuent à l'un et à l'autre une victoire sur les Normands, remportée à peu près dans le même temps. Après avoir examiné les notices peu abondantes fournies par les anciennes chroniques, Schilter se décide pour Louis III, roi de France, comme le héros de ce chant de victoire. Si les raisons de Schilter sont concluantes (et je pense que le lieu

même où le manuscrit a été trouvé, leur donne encore plus de poids), ce précieux morceau de poésie populaire, où respirent une noble fierté et une piété loyale, fournit une preuve que les Francs établis dans le royaume de France n'avoient pas encore oublié leur langue maternelle vers la fin du neuvième siècle. De tous les antiquaires françois à moi connus qui ont traité cette question, Bonamy s'est, à mon avis, rapproché le plus de la vérité. Voyez MÉM. DE L'ACAD. DES INSCR. ET B. L. T. XXIV. *Dissertation sur les causes de la cessation de la langue tudesque en France, et sur le système de gouvernement sous le règne de Charlemagne et de ses successeurs, par M. Bonamy.* Mais ce savant prétend que les seigneurs francs avoient seuls conservé à cette époque l'usage de leur langue, parce qu'ils avoient des relations féodales aussi bien en Allemagne qu'en France; que les Francs des classes inférieures, au contraire, ne parloient déjà plus que la langue romane. Or, il est évident que le chant de victoire en question a été composé non pas pour les chefs seuls, mais pour tous les guerriers qui avoient combattu les Normands.

[59] Otfrid dit, dans sa dédicace latine à Liutbert, archevêque de Mayence : *Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum, eorumque sanctitatem* LAICORUM CANTUS *inquietaret obscœnus, a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus, maximeque cujusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis, nomine Judith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum hujus cantus lectionis* LUDUM SECULARIUM VOCUM

Und daß man alt're, glaubt' ich kaum;
Ich hatt' es nicht erfahren.
Allmälich ſchwand der Wonnetraum
Mit meinen blonden Haaren.

Des Lebens Mittag folgte nun
Auf jenen friſchen Morgen;
Der Ehrgeiz rief zu anderm Thun,
Die Welt zu Kampf und Sorgen.

Mein Kopf war innen vollbepackt
Mit hochgelahrtem Weſen:
Ach! aber außen kahl und nackt
Wie ein verbrauchter Beſen.

Vergebens kräuſelt' ich noch viel
An dieſen Stoppelfeldern;
Die Winde hatten freies Spiel,
Wie in entlaubten Wäldern.

Da ſchalt ich dich, du Räuberin,
O Zeit! voll falſcher Tücke.
Ich warf im Zorn den Spiegel hin,
Und griff nach der Perücke.

Zwar ſolch ein Ding, ſo leicht gewandt, —
Konnt' ich zum Troſt mir ſagen, —
Wer hätt' es wohl dafür erkannt
In unſrer Väter Tagen?

Entfremdet jener Unnatur,
Die damals man bewundert,
Bracht' edlen Stil in die Friſur
Dieß ſchaffende Jahrhundert.

deleret, et in evangeliorum propria lingua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum noverint declinare, etc.

6. Le père Andrès avoue assez naïvement qu'on ne trouve dans les Troubadours aucune trace de littérature arabe. DELL' ORIGINE E DE' PROGRESSI D'OGNI LETTERATURA, P. I, cap. XI. *Egli è vero che nelle composizioni de' Provenzali non si scorge vestigio d'arabica erudizione, ne v' è segno alcuno d'essersi formati i provenzali poeti su le poesie degli Arabi, ma non si ravvisa neppure che fossero più versati nell' opere de' Greci e de' Latini, ne si vede uso alcuno delle favole greche e dell' antica mitologia.* A l'égard de ce dernier point, le père Andrès se trompe. Il n'est pas étonnant que les allusions mythologiques soient rares chez les Troubadours, puisque l'étude des auteurs classiques étoit fort peu cultivée de leur temps; cependant j'ai trouvé deux allusions de cette espèce dans les chansons d'un seul poète, Bernard de Ventadour. L'une à la lance d'Achille :

> Ja sa bella boca rizens
> Non cugei baisan mi trais :
> Quar ab un doutz baisar m'aucis,
> Si ab autre no m'er guirens.
> Qu'atretals m'es per semblansa,
> Com de Peleus la lansa,
> Que de so colp non podi' hom guerir,
> Se autra vez non s'en fezés ferir.

Une autre fois le poète compare l'enchantement qu'il éprouve à celui de Narcisse.

Anc non agui de mi poder,
Ni non fui mieus, des-l'or 'en sai
Que-m' laisset en sos oills vezer,
En un miraill que mout mi plai.
Miraills! puois me mirei en te,
M'an mort li sospir de preon:
Qu'aissi-m' perde'-m', com perdet se
Lo bel Narcissus en la fon.

Ces deux strophes charmantes et faciles à comprendre, peuvent rendre sensible ce que j'ai dit sur la difficulté de conserver la grâce des Troubadours dans une traduction quelconque.

41. Ces deux romans de chevalerie ont été imprimés l'an 1477. Cette édition est devenue extrêmement rare; on la cite parmi les curiosités bibliographiques, quoiqu'elle ait peu de valeur intrinsèque, ayant été faite par des éditeurs qui n'entendoient plus le langage vieilli de ces poemes. Le *Parcival* a été imprimé de nouveau d'après un manuscrit; le *Titurel* le sera sans doute prochainement, puisqu'en Allemagne, ainsi qu'en Angleterre, on rivalise de zèle pour tirer de l'oubli les anciens monumens de la poésie nationale. J'ai parlé en détail de cette remarquable fiction dans Annales littéraires de Heidelberg, 1811, n.° 68.

42. A la fin de sa grammaire, M. Raynouard indique les manuscrits provençaux qu'il a pu consulter, soit dans l'original, soit sur des copies; mais, quoiqu'il n'ait rien négligé pour réunir un aussi grand nombre de manuscrits qu'il étoit

possible d'en trouver, je crois qu'il en existe encore quelques uns dont il n'a pas fait mention. Tiraboschi (Stor. dell-Litt. ital. T. IX, p. 48.) parle d'un recueil de poésies provençales conservé dans la bibliothèque Nani à Venise : *Codice di poesie provenzali che contiene* 176 *canzoni e che fù scritto nel* 1268.

M. de Sainte-Palaye n'a copié dans la bibliothèque Ambrosiana qu'un seul manuscrit, n.° 71. J'en ai trouvé un autre marqué : Cod. Ms. in-fol. D. 465. Ce volume, il est vrai, ne contient que des copies faites dans le seizième siècle, d'après des manuscrits plus anciens : mais comme les originaux peuvent être perdus, il sera toujours utile de le compulser.

Il seroit étonnant qu'il n'y eût aucun manuscrit des Troubadours en Espagne, puisque leur langue y a été si répandue, et que les rois d'Aragon ont eu beaucoup de goût pour leurs poésies. Les bibliothèques de ce pays ont été peu exploitées, de sorte qu'on peut espérer d'y faire encore des découvertes.

L'entreprise de M. Raynouard doit engager tous les savans qui président à des bibliothèques où il pourroit exister quelque manuscrit inconnu jusqu'ici, à faire des recherches à cet égard. On ne sauroit trouver une meilleure occasion de faire valoir un manuscrit provençal, qu'en le communiquant à l'éditeur des Troubadours.

FIN.

Gen. nov. Sigt

CONSIDÉRATIONS

SUR LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS

DE

LA RÉVOLUTION FRANÇOISE.

I.

POUR L'ÉTRANGER,

SE TROUVE CHEZ LES LIBRAIRES SUIVANS.

A Francfort [sur le Mein], Brœuner (Louis-Henri).
A Turin, Ch. Bocca et Pic.
A Naples, Borel.
A Genève, Manget et Cherbuliez; Paschoud.
A Varsovie, Glucksberg et Cie.
A Berlin, Umlang.
A Bruxelles, Lecharlier.
A Manheim, Fontaine.
A Amsterdam, Dufour (Gabriel).
A Lisbonne, Borel, Martin.
A Moscow, Saucet.

Tout contrefacteur, ou débitant d'édition contrefaite, sera poursuivi selon la rigueur des lois.

Delaunay

IMPRIMERIE DE FAIN, PLACE DE L'ODÉON.

CONSIDÉRATIONS

SUR LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS

DE

LA RÉVOLUTION FRANÇOISE,

OUVRAGE POSTHUME

DE MADAME LA BARONNE DE STAËL,

PUBLIÉ

PAR M. LE DUC DE BROGLIE ET M. LE BARON DE STAËL.

R

> Les révolutions qui arrivent dans les grands états
> ne sont point un effet du hasard ni du caprice
> des peuples. Mém. de Sully, T. I, p. 133.

TOME PREMIER.

PARIS,
DELAUNAY, LIBRAIRE, PALAIS-ROYAL, GALERIE DE BOIS, N. 243;
BOSSANGE ET MASSON, LIBRAIRES, RUE DE TOURNON, N. 6.
1818.

AVIS DES EDITEURS.

En remplissant la tâche que madame de Staël a daigné nous confier, nous devons avant tout faire connoître dans quel état nous avons trouvé le manuscrit remis à nos soins.

Madame de Staël s'étoit tracé, pour toutes ses compositions, une règle de travail dont elle ne s'écartoit jamais. Elle écrivoit d'un seul trait toute l'ébauche de l'ouvrage dont elle avoit conçu le plan, sans revenir sur ses pas, sans interrompre le cours de ses pensées, si ce n'est par les recherches que son sujet rendoit nécessaires. Cette première composition achevée, madame de Staël la transcrivoit en entier de sa main, et sans s'occuper encore de la correction du style, elle modifioit l'expression de ses idées et les classoit souvent dans un ordre nouveau. Le second travail étoit ensuite mis au net par un secrétaire, et ce n'étoit que sur la copie, souvent même sur les épreuves imprimées, que

Im Puderreif, Pomadenthau
An Pfeifen, Knoten, Zipfeln,
Glich des Toupee's gethürmter Bau
Beſchneiter Alpen Gipfeln.

Die ſpitze Schneppe trat herein
Hoch über beiden Brauen;
Die Ecken ließen, glatt und rein,
Raſierte Stirnen ſchauen.

Und Lovelace ſpielte, ſo geſchmückt,
Des Herzensdiebes Rolle,
Wie Englands Kanzler, ſteif perückt,
Auf ſeinem Sack von Wolle.

Jetzt weiß die Kunſt den Wurf und Schwung
Der Locken nachzuahmen,
Und aus der Fern' erſcheinen jung
Viel alte Herrn und Damen.

Dein krauſes Haar, ſonſt ſchön gebräunt,
War ſcheckig jüngſt geworden:
Da faßeſt du dich männlich, Freund,
Und trittſt in unſern Orden.

Wer uns Perückenhänſe heißt,
Weil wir Perücken tragen,
Der wiße: ſtets verjüngt der Geiſt,
Der Muth, das kühne Wagen.

Die Trägen werden zeitig alt,
Zum Spotte gar die Thoren;
Und blieb eu'r Herz dem Schönen kalt,
So war't ihr alt geboren.

madame de Staël perfectionnoit les détails de la diction : plus occupée de transmettre à ses lecteurs toutes la nuances de sa pensée, toutes ſes émotions de son âme, que d'atteindre une correction minutieuse qu'on peut obtenir d'un travail, pour ainsi dire, mécanique.

Madame de Staël avoit achevé, dès les premiers jours de 1816, la composition de l'ouvrage que nous publions. Elle avoit consacré une année à en revoir les deux premiers volumes, ainsi qu'une partie du troisième. Elle étoit revenue à Paris pour terminer les morceaux relatifs à des événemens récens dont elle n'avoit pas été témoin, et sur lesquels des renseignemens plus précis devoient modifier quelques-unes de ses opinions. Enfin les *Considérations sur les principaux événemens de la révolution françoise* (car tel est le titre que madame de Staël avoit elle-même choisi) auroient paru à la fin de l'année dernière, si celle qui faisoit notre gloire et notre bonheur nous eût été conservée.

Nous avons trouvé les deux premiers volumes, et plusieurs chapitres du troisième, dans l'état où ils auroient été livrés à l'impression. D'autres chapitres étoient copiés, mais non revus par l'auteur. D'autres enfin n'étoient composés que de premier jet; et des notes marginales, écrites ou dictées par madame de Staël, indiquoient les points qu'elle se proposoit de développer.

Le premier sentiment comme le premier devoir de ses enfans, a été un respect religieux pour les moindres indications de sa pensée; et il est presque superflu de dire que nous ne nous sommes permis ni une addition ni même un changement, et que l'ouvrage qu'on va lire est parfaitement conforme au manuscrit de madame de Staël.

Le travail des éditeurs s'est borné uniquement à la révision des épreuves, et à la correction de ces légères inexactitudes de style, qui échappent à la vue dans le manuscrit le plus soigné. Ce travail s'est fait sous les yeux de

M. A. W. de Schlegel, dont la rare supériorité d'esprit et de savoir justifie la confiance avec laquelle madame de Staël le consultoit dans tous ses travaux littéraires, autant que son honorable caractère mérite l'estime et l'amitié qu'elle n'a pas cessé d'avoir pour lui pendant une liaison de treize années.

M. de Staël remplira des intentions qui doivent être sacrées pour lui, en publiant une édition complète des œuvres de sa mère, et de celles de M. Necker. Les œuvres de madame de Staël renfermeront quelques compositions inédites; entre autres des fragmens d'un ouvrage commencé sous le titre de *Dix années d'exil*. L'une et l'autre collection sera précédée d'une notice biographique; mais un sentiment, que ceux qui ont connu madame de Staël apprécieront avec indulgence, n'a pas encore permis à ses enfans de se livrer à un travail qui touche de si près à leurs plus chers comme à leurs plus douloureux souvenirs.

AVERTISSEMENT

DE L'AUTEUR.

J'avois d'abord commencé cet ouvrage avec l'intention de le borner à l'examen des actes et des écrits politiques de mon père. Mais, en avançant dans mon travail, j'ai été conduite par le sujet même à retracer, d'une part, les principaux événemens de la révolution françoise, et à présenter, de l'autre, le tableau de l'Angleterre, comme une justification de l'opinion de M. Necker, relativement aux institutions politiques de ce pays. Mon plan s'étant agrandi, il m'a semblé que je devois changer de titre, quoique je n'eusse pas changé d'objet. Il restera néanmoins dans ce livre plus de détails relatifs à mon père, et même à moi, que je n'en aurois mis, si je l'eusse d'abord conçu sous un point de vue général; mais peut-être des circonstances particulières servent-elles à faire mieux connoître l'esprit et le caractère des temps qu'on veut décrire.

CONSIDÉRATIONS
SUR
LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS
DE LA RÉVOLUTION FRANÇOISE.

PREMIÈRE PARTIE.

CHAPITRE PREMIER.

Réflexions générales.

LA révolution de France est une des grandes époques de l'ordre social. Ceux qui la considèrent comme un événement accidentel, n'ont porté leurs regards ni dans le passé, ni dans l'avenir. Ils ont pris les acteurs pour la pièce; et, afin de satisfaire leurs passions, ils ont attribué aux hommes du moment ce que les siècles avoient préparé.

Il suffisoit cependant de jeter un coup d'œil sur les principales crises de l'histoire, pour se convaincre qu'elles ont été toutes inévitables, quand elles se rattachoient de quelque manière au développement des idées; et qu'après une lutte et des malheurs plus ou moins prolongés, le triomphe des lumières a toujours été favorable à la grandeur et à l'amélioration de l'espèce humaine.

Mon ambition seroit de parler du temps dans lequel nous avons vécu, comme s'il étoit déjà loin de nous. Les hommes éclairés, qui sont toujours contemporains des siècles futurs par leurs pensées, jugeront si j'ai su m'élever à la hauteur d'impartialité que je voulois atteindre.

Je me bornerai, dans ce chapitre, à des considérations générales sur la marche politique de la civilisation européenne, mais seulement par rapport à la révolution de France : car c'est à ce sujet, déjà bien vaste, que cet ouvrage est consacré.

Les deux peuples anciens dont la littérature et l'histoire composent encore aujourd'hui notre principale fortune intellectuelle, n'ont dû leur étonnante supériorité qu'à la jouissance d'une patrie libre. Mais l'esclavage existoit chez eux ; et, par conséquent, les droits et les motifs d'émulation, qui doivent être communs à tous les hommes, étoient le partage exclusif d'un petit nombre de citoyens. Les nations grecque et romaine ont disparu du monde à cause de ce qu'il y avoit de barbare, c'est-à-dire, d'injuste dans leurs institutions. Les vastes contrées de l'Asie se sont perdues dans le despotisme; et, depuis nombre de siècles, ce qu'il y reste de civilisation est stationnaire. Ainsi donc, la grande révolution historique, dont les résultats peuvent s'appliquer au sort actuel des nations modernes, date de l'invasion des peuples du Nord; car le droit public de la plupart des états européens repose encore aujourd'hui sur le code de la conquête.

Néanmoins, le cercle des hommes auxquels il étoit permis de se considérer comme tels, s'est étendu sous le régime féodal. La condition des serfs étoit moins dure que celle des esclaves : il y avoit diverses manières d'en sortir; et, depuis ce temps, différentes classes ont commencé par degrés à s'affranchir de la destinée des vaincus. C'est sur l'agrandissement graduel de ce cercle que la réflexion doit se porter.

Le gouvernement absolu d'un seul est la plus informe de toutes les combinaisons politiques. L'aristocratie vaut mieux : quelques-uns, au moins, y sont quelque chose, et la dignité morale de l'homme se retrouve dans les rapports des grands seigneurs avec leur chef. L'ordre social, qui admet tous nos semblables à l'égalité devant la loi, comme devant Dieu, est aussi-bien d'accord avec la religion chrétienne, qu'avec la véritable liberté : l'une et l'autre, dans des sphères différentes, doivent suivre les mêmes principes.

Depuis que les nations du Nord et de la Germanie ont renversé l'empire occidental, les lois qu'elles ont apportées se sont modifiées successivement : car le temps, comme dit Bacon, est le plus grand des novateurs. Il seroit difficile de fixer avec précision la date des divers changemens qui ont eu lieu; car, en discutant les faits principaux, on trouve qu'ils empiètent les uns sur les autres. Mais il me semble cependant que l'attention peut s'arrêter sur quatre époques dans lesquelles ces changemens, annoncés d'avance, se sont manifestés avec éclat.

La première période politique est celle où les nobles, c'est-à-dire les conquérans, se considéroient comme les copartageans de la puissance royale de leur chef, tandis que la nation étoit divisée entre les différens seigneurs, qui disposoient d'elle à leur gré. Il n'y avoit alors ni instruction, ni industrie, ni commerce : la propriété foncière étoit presque la seule connue ; et Charlemagne lui-même s'occupe, dans ses Capitulaires, de l'économie rurale des domaines de la couronne. Les nobles alloient à la guerre en personne, amenant avec eux leurs hommes d'armes : ainsi les rois n'avoient pas besoin de lever des impôts, puisqu'ils n'entretenoient point d'armée ni d'établissement public. Tout démontre que, dans ce temps, les grands seigneurs étoient très-indépendans des rois ; ils maintenoient la liberté pour eux, si toutefois on est libre soi-même, alors qu'on impose la servitude aux autres. La Hongrie peut encore, à cet égard, donner l'idée d'un tel genre de gouvernement, qui a de la grandeur dans ceux qui en jouissent.

Les Champs-de-Mai, si souvent cités dans l'histoire de France, pourroient être appelés le gouvernement démocratique de la noblesse, tel qu'il a existé en Pologne. La féodalité s'établit plus tard. L'hérédité du trône, sans laquelle il n'existe point de repos dans les monarchies, n'a été régulièrement fixée que sous la troisième race ; durant la seconde, la nation, c'est-à-dire alors, les barons et le clergé, choisissoient un successeur parmi les individus de

Gelbſchnäbel! flattert nur herum
Mit eurem bischen Jugend.
Euch bleibt der Mund des Ruhmes ſtumm,
Euch kränzet nie die Tugend.

Zwar wird wohl kein Perückenhans
Ein eitles Weib gewinnen;
Doch das Verdienſt des reifen Manns
Find't weiſe Kennerinnen.

Epiſtel an einen Freund.

O Freund, du haſt mir da fürwahr
Ein Evangelium verkündet:
In deinem Hauſ' iſt hell und klar
Ein neues Lebenslicht entzündet,
Daß mit der holden Töchter Paar
Ein Knäbchen nun ſich noch verbindet,
Und bald die ganze frohe Schaar
Mit zarten Armen dich umwindet;
Daß wenn dir manches flücht'ge Jahr
Bei'm Kuß der beſten Gattin ſchwindet,
Ihr Beide dennoch immerdar
In ihnen eure Jugend findet.

la famille régnante. La primogéniture fut heureusement reconnue avec la troisième race. Mais, jusqu'au sacre de Louis XVI inclusivement, le consentement du peuple a toujours été rappelé comme la base des droits du souverain au trône.

Il y avoit déjà, sous Charlemagne, quelque chose qui ressembloit plus à la pairie d'Angleterre que l'institution de la noblesse, telle qu'on l'a vue en France depuis deux siècles. Je fais cette observation sans y attacher beaucoup d'importance. Tant mieux, sans doute, si la raison en politique est d'antique origine; mais, fût-elle une parvenue, encore faudroit-il l'accueillir.

Le régime féodal valoit beaucoup mieux pour les nobles que l'état de courtisans auquel le despotisme royal les a condamnés. C'est une question purement métaphysique maintenant, que de savoir si l'espèce humaine gagneroit à l'indépendance d'une classe plutôt qu'à l'oppression exercée doucement, mais également sur toutes. Il s'agit seulement de remarquer que les nobles, dans le temps de leur splendeur, avoient un genre de liberté politique, et que le pouvoir absolu des rois s'est établi contre les grands avec l'appui des peuples.

Dans la seconde période politique, celle des affranchissemens partiels, les bourgeois des villes ont réclamé quelques droits; car, dès que les hommes se réunissent, ils y gagnent au moins autant en sagesse qu'en force. Les républiques d'Allemagne et d'Italie, les priviléges municipaux du reste de l'Europe, datent de ce temps. Les murailles de chaque ville servoient de garantie à ses habitans. On voit encore, dans l'Italie surtout, des traces singulières de toutes ces défenses individuelles contre les puissances collectives : des tours multipliées dans chaque enceinte, des palais fortifiés; enfin, des essais mal combinés, mais dignes d'estime, puisqu'ils avoient tous pour but d'accroître l'importance et l'énergie de chaque citoyen. On ne peut se dissimuler néanmoins que ces tentatives des petits états pour s'assurer l'indépendance, n'étant point régularisées, ont souvent amené l'anarchie; mais Venise, Gênes, la ligue lombarde, les républiques toscanes, la Suisse, les villes anséatiques, ont honorablement fondé leur liberté à cette époque. Toutefois, les institutions de ces républiques se sont ressenties des temps où elles s'étoient établies; et les droits de la liberté individuelle, ceux qui assurent l'exercice et le développement des facultés de tous les hommes, n'y étoient point garantis. La Hollande, devenue république plus tard, se rapprocha des véritables principes de l'ordre social : elle dut cet avantage, en particulier, à la réforme religieuse. La période des affranchissemens partiels, telle que je viens de l'indiquer, ne se fait plus remarquer clairement que dans les villes libres et dans les républiques qui ont subsisté jusqu'à nos jours. Aussi ne devroit-on admettre dans l'histoire des grands états modernes, que trois époques tout-à-fait distinctes : la féodalité, le despotisme, et le gouvernement représentatif.

Depuis environ cinq siècles, l'indépendance et les lumières ont agi dans tous les sens, et presqu'au hasard; mais la puissance royale s'est constamment accrue par diverses causes et par divers moyens. Les rois, ayant souvent à redouter l'arrogance des grands, cherchèrent contre eux l'alliance des peuples. Les troupes réglées rendirent l'assistance des nobles moins nécessaire; le besoin des impôts, au contraire, força les souverains à recourir au tiers état; et, pour en obtenir des tributs directs, il fallut qu'ils le dégageassent plus ou moins de l'influence des seigneurs. La renaissance des lettres, l'invention de l'imprimerie, la réformation, la découverte du nouveau monde, et les progrès du commerce, apprirent aux hommes qu'il peut exister une autre puissance que celle des armes; et depuis ils ont su que celle des armes aussi n'appartenoit pas exclusivement aux gentilshommes.

On ne connoissoit, dans le moyen âge, en fait de lumières, que celles des prêtres; ils avoient rendu de grands services pendant les siècles de ténèbres. Mais, lorsque le clergé se vit attaqué par la réformation, il combattit les progrès de l'esprit humain au lieu de les favoriser. La seconde classe de la société s'empara des sciences, des lettres, de l'étude des lois, et du commerce; et son importance s'accrut ainsi chaque jour. D'un autre côté, les états se concentroient davantage, les moyens de gouvernement devenoient plus forts; et les rois, en se servant du tiers état contre les barons et le haut clergé, établirent leur propre despotisme, c'est-à-dire, la réunion dans les mains d'un seul du pouvoir exécutif et du pouvoir législatif tout ensemble.

Louis XI est le premier qui fit authentiquement l'essai de ce fatal système en France, et l'inventeur est vraiment digne de l'œuvre. Henri VIII en Angleterre, Philippe II en Espagne, Christiern dans le Nord, travaillèrent sur le même plan, avec des circonstances différentes. Mais Henri VIII, en préparant la religion réformée, affranchit son pays sans le vouloir. Charles-Quint auroit peut-être accompli momentanément son projet de monarchie universelle, si, malgré le fanatisme de ses états du midi, il se fût appuyé sur l'esprit rénovateur du temps, en acceptant la confession d'Augsbourg. On dit qu'il en eut l'idée, mais cette lueur de son génie disparut sous le pouvoir ténébreux de son fils; et l'empreinte du terrible règne de Philippe II pèse encore toute entière sur la nation espagnole : là l'inquisition s'est chargée de conserver l'héritage du despotisme.

Christiern voulut asservir la Suède et le Danemarck à la même domination absolue. L'esprit d'indépendance des Suédois s'y opposa. On voit dans leur histoire différentes périodes analogues à celles que nous avons tracées dans les autres pays. Charles XI fit de grands efforts pour triompher de la noblesse par le peuple. Mais la Suède avoit une constitution en vertu de laquelle les députés des bourgeois et des paysans composoient la moitié de la diète, et la nation étoit assez éclairée pour savoir qu'il ne faut sacrifier des priviléges qu'à des droits, et que l'aristocratie, avec tous ses défauts, est encore moins avilissante que le despotisme.

Les Danois ont donné le plus scandaleux exemple politique dont l'histoire nous ait conservé le souvenir. Un jour, en 1660, fatigués du pouvoir des grands, ils ont déclaré leur roi législateur et souverain maître de leurs propriétés et de leurs vies; ils lui ont attribué tous les pouvoirs, excepté celui de révoquer l'acte par lequel il devenoit despote; et, quand cette donation d'eux-mêmes fut achevée, ils y ajoutèrent encore que, si les rois de quelque autre pays avoient un privilége quelconque qui ne fût pas compris dans leur acte, ils l'accordoient d'avance, et à tout hasard, à leurs monarques. Cependant cette résolution inouïe ne faisoit, après tout, que manifester ouvertement ce qui se passoit dans d'autres pays avec plus de pudeur. La religion protestante, et surtout la liberté de la presse, ont depuis créé dans le Danemarck une opinion indépendante qui sert de limites morales au pouvoir absolu.

La Russie, bien qu'elle diffère des autres empires de l'Europe par ses institutions et par ses mœurs asiatiques, a subi sous Pierre Ier. la seconde crise des monarchies européennes, l'abaissement des grands par le monarque.

L'Europe devroit être citée au ban de la Pologne, pour les injustices toujours croissantes dont ce pays avoit été la victime jusqu'au règne de l'empereur Alexandre. Mais, sans nous arrêter maintenant aux troubles qui ont dû naître de la funeste réunion du servage des paysans et de l'indépendance anarchique des nobles; d'un superbe amour de la patrie, et d'une contrée tout ouverte au pernicieux ascendant des étrangers; nous dirons seulement que la constitution rédigée par des hommes éclairés en 1792, celle que le général Kosciusko a si honorablement défendue, étoit aussi libérale que sagement combinée.

L'Allemagne, comme empire politique, en est encore restée sous divers rapports à la première période de l'histoire moderne, c'est-à-dire, au gouvernement féodal; toutefois l'esprit des temps a pénétré dans ces vieilles institutions. La France, l'Espagne et l'empire britannique ont cherché constamment à faire un tout politique : l'Allemagne a maintenu sa subdivision par un esprit d'indépendance et d'aristocratie tout ensemble. Le traité de Westphalie, en reconnoissant la religion réformée dans la moitié de l'Empire, a mis en présence deux parties de la même nation, qui, par une longue lutte, avoient appris à se respecter mutuellement. Ce n'est pas ici le moment de discuter les avantages politiques et militaires d'une réunion plus compacte. L'Allemagne a bien assez de force à présent pour maintenir son indépendance, tout en conservant ses formes fédératives; et l'intérêt des hommes éclairés ne doit jamais être la conquête au-dehors, mais la liberté au-dedans.

La pauvre riche Italie ayant été sans cesse en proie aux étrangers, il est difficile de suivre la marche de l'esprit humain dans son histoire, comme dans celle des autres pays de l'Europe. La seconde période, celle de l'affranchissement des villes, que nous avons désignée comme se confondant avec la troisième, est plus sensible en Italie que partout ailleurs, puisqu'elle a donné naissance à diverses républiques, admirables au moins par les hommes distingués qu'elles ont produits. Le despotisme ne s'est établi chez les Italiens que par la division ; ils sont, à cet égard, dans une situation très-différente de l'Allemagne. Le sentiment patriotique en Italie doit faire désirer la réunion. Les étrangers étant attirés sans cesse par les délices de ce pays, les Italiens ont besoin de l'unité pour former enfin une nation. Le gouvernement ecclésiastique a toujours rendu cette réunion impossible; non que les papes fussent les partisans des étrangers; au contraire, ils auroient voulu les repousser : mais, en leur qualité de prêtres, ils étoient hors d'état de défendre le pays, et ils empêchoient cependant tout autre pouvoir de s'en charger.

L'Angleterre est le seul des grands empires de l'Europe où le dernier perfectionnement de l'ordre social, à nous connu, se soit accompli. Le tiers état, ou, pour mieux dire, la nation a, comme ailleurs, aidé le pouvoir royal sous Henri VII à comprimer les grands et le clergé, et à s'étendre à leurs dépens. Mais la noblesse angloise a été de bonne heure plus libérale que celle de tous les autres pays, et dès la grande charte on voit les barons stipuler en faveur des libertés du peuple. La révolution d'Angleterre a duré près de cinquante ans, à dater des premières guerres civiles sous Charles I^er^. jusqu'à l'avénement de Guillaume III en 1688; et les efforts de ces cinquante années n'ont eu pour but réel et permanent que l'établissement de la constitution actuelle, c'est-à-dire, du plus beau monument de justice et de grandeur morale, existant parmi les Européens.

Le même mouvement dans les esprits a produit la révolution d'Angleterre et celle de France en 1789. L'une et l'autre appartiennent à la troisième époque de la marche de l'ordre social, à l'établissement du gouvernement représentatif, vers lequel l'esprit humain s'avance de toutes parts.

Examinons maintenant les circonstances particulières à cette France dont on a vu sortir les gigantesques événemens qui ont fait éprouver, de nos jours, tant d'espérances et tant de craintes.

Es iſt gewiß nicht wunderbar,
Da ſolche Luſt dein Herz empfindet,
Daß, was du ſchreibſt und ſprichſt ſogar,
Sich, wie von ſelbſt, in Verſen ründet.
Gern ſäng' ich Jubellieder zwar,
Wenn ihr, o Muſen, bei mir ſtündet.
Allein ich krau' umſonſt mein Haar,
Der Roßquell iſt mir zugeſpündet;
So flink ich ſonſt zur Dichtkunſt war,
Die ich in Hübners Buch ergründet,
Scheint heute doch vom grauen Staar
Mein geiſtig Auge ganz erblindet:
Die Reime bieten ſich nicht dar,
Erſchöpft ſind alle ſchon auf indet.
Wird meine Schande offenbar,
So lauf' ich vom Apoll Gefahr,
Daß er wie Marſyas mich ſchindet.

* * *

CHAPITRE II.

Considérations sur l'histoire de France.

Les hommes ne savent guère que l'histoire de leur temps, et l'on diroit, en lisant les déclamations de nos jours, que les huit siècles de la monarchie qui ont précédé la révolution françoise, n'ont été que des temps tranquilles, et que la nation étoit alors sur des roses. On oublie les templiers brûlés sous Philippe-le-Bel; les triomphes des Anglois sous les Valois; la guerre de la Jacquerie; les assassinats du duc d'Orléans et du duc de Bourgogne; les cruautés perfides de Louis XI; les protestans françois condamnés à d'affreux supplices sous François Ier., pendant qu'il s'allioit lui-même aux protestans d'Allemagne; les horreurs de la ligue surpassées toutes encore par le massacre de la Saint-Barthélemi; les conspirations contre Henri IV, et son assassinat, œuvre effroyable des ligueurs; les échafauds arbitraires élevés par le cardinal de Richelieu; les dragonnades, la révocation de l'édit de Nantes, l'expulsion des protestans et la guerre des Cévennes, sous

Louis XIV ; enfin les querelles plus douces mais non moins importantes des parlemens sous Louis XV.

Des troubles sans fin se sont élevés pour obtenir la liberté telle qu'on la concevoit à différentes périodes, soit féodale, soit religieuse, enfin représentative ; et, si l'on excepte les règnes où des monarques, tels que François Iᵉʳ., et surtout Louis XIV, ont eu la dangereuse habileté d'occuper les esprits par la guerre, il ne s'est pas passé, pendant l'espace de huit siècles, vingt-cinq ans durant lesquels, ou les grands vassaux armés contre les rois, ou les paysans soulevés contre les seigneurs, ou les réformés se défendant contre les catholiques, ou les parlemens se prononçant contre la cour, n'aient essayé d'échapper au pouvoir arbitraire, le plus insupportable fardeau qui puisse peser sur un peuple. Les troubles civils, aussi-bien que les violences auxquelles on a eu recours pour les étouffer, attestent que les François ont lutté autant que les Anglois pour obtenir la liberté légale, qui seule peut faire jouir une nation du calme, de l'émulation et de la prospérité.

Il importe de répéter à tous les partisans des droits qui reposent sur le passé, que c'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne. Dans tous les états européens, fondés au commencement du moyen âge, le pouvoir des rois a été limité par celui des nobles : les diètes en Allemagne, en Suède, en Danemarck avant sa charte de servitude, les parlemens en Angleterre, les cortès en Espagne, les corps intermédiaires de tout genre en Italie, prouvent que les peuples du Nord ont apporté avec eux des institutions qui resserroient le pouvoir dans une classe, mais qui ne favorisoient en rien le despotisme. Les Francs n'ont jamais reconnu leurs chefs pour despotes. L'on ne peut nier que, sous les deux premières races, tout ce qui avoit droit de citoyen, c'est-à-dire les nobles, et les nobles étoient les Francs, participoit au gouvernement. « Tout » le monde sait, dit M. de Boulainvilliers, qui » certes n'est pas philosophe, que les François » étoient des peuples libres qui se choisissoient » des chefs sous le nom de rois, pour exécuter » des lois qu'eux-mêmes avoient établies, ou » pour les conduire à la guerre, et qu'ils n'a» voient garde de considérer les rois comme » des législateurs qui pouvoient tout ordonner » selon leur bon plaisir. Il ne reste aucune or» donnance des deux premières races de la

» monarchie qui ne soit caractérisée du consentement des assemblées générales des champs » de mars ou de mai, et même aucune guerre » ne se faisoit alors sans leur approbation. »

La troisième race des rois françois se fonda sur le régime féodal; les deux précédentes tenoient de plus près à la conquête. Les premiers princes de la troisième race s'intituloient : *Rois par la grâce de Dieu et par le consentement du peuple* ; et la formule de leur serment ensuite contenoit la promesse de conserver les lois et les droits de la nation. Les rois de France, depuis saint Louis jusqu'à Louis XI, ne se sont point arrogé le droit de faire des lois sans le consentement des états généraux. Mais les querelles des trois ordres, qui ne purent jamais s'accorder, les obligèrent à recourir aux rois comme médiateurs ; et les ministres se sont servis habilement de cette nécessité, ou pour ne pas convoquer les états-généraux, ou pour les rendre inutiles. Lorsque les Anglois entrèrent en France, Édouard III dit, dans sa proclamation, qu'il venoit rendre aux François leurs droits qu'on leur avoit ôtés.

Les quatre meilleurs rois de France, saint Louis, Charles V, Louis XII, et surtout

Henri IV, chacun suivant leur temps et les idées de leur siècle, ont voulu fonder l'empire des lois. Les croisades ont empêché saint Louis de consacrer tout son temps au bien du royaume. Les guerres contre les Anglois, et la captivité de Jean-le-Bon, ont absorbé d'avance les ressources que préparoit la sagesse de son fils Charles V. La malheureuse expédition d'Italie, mal commencée par Charles VIII, mal continuée par Louis XII, a privé la France d'une partie des biens que ce dernier lui destinoit; et les ligueurs, les atroces ligueurs, étrangers et fanatiques, ont arraché au monde le roi, l'homme le meilleur, et le prince le plus grand et le plus éclairé que la France ait produit, Henri IV. Néanmoins, malgré les obstacles singuliers qui ont arrêté la marche de ces quatre souverains, supérieurs de beaucoup à tous les autres, ils se sont occupés, pendant leur règne, à reconnoître des droits qui limitoient les leurs.

Saint Louis continua les affranchissemens des communes, commencés par Louis-le-Gros; fit des règlemens pour assurer l'indépendance et la régularité de la justice; et, chose remarquable, lorsqu'il fut choisi par les barons anglois pour arbitre entre eux et leur monarque

Henri III, il blâma les barons rebelles, mais il fut d'avis que Henri III devoit être fidèle à la charte qu'il avoit jurée. Celui qui resta prisonnier en Afrique pour ne pas manquer à ses sermens, pouvoit-il énoncer une autre opinion? « J'aimerois mieux, disoit-il, qu'un étran- » ger de l'extrémité de l'Europe, qu'un Écossois » vînt gouverner la France, plutôt que mon » fils, s'il ne devoit pas être sage et juste. » Charles V, pendant qu'il n'étoit que régent, convoqua les états généraux de 1355, les plus remarquables de l'histoire de France par les réclamations qu'ils firent en faveur de la nation. Ce même Charles V, devenu roi, assembla les états généraux, en 1369, afin d'en obtenir l'impôt des gabelles, alors établi pour la première fois; il permit aux bourgeois de Paris d'acheter des fiefs; mais, comme les étrangers occupoient alors une partie du royaume, l'on peut aisément concevoir que le premier intérêt d'un roi de France étoit de les repousser : et cette cruelle situation fut cause que Charles V se permit d'exiger quelques impôts sans le consentement de la nation. Mais, en mourant, il déclara qu'il s'en repentoit, et reconnut qu'il n'en avoit pas eu le droit. Les troubles intérieurs, combinés avec les invasions des Anglois, rendirent pendant long-temps la marche du gouvernement très-difficile. Charles VII établit le premier les troupes de ligne : funeste époque dans l'histoire des nations! Louis XI, dont le nom suffit, comme celui de Néron ou de Tibère, essaya de s'arroger le pouvoir absolu. Il fit quelques pas dans la route que le cardinal de Richelieu a si bien suivie depuis; mais il rencontra dans les parlemens une grande opposition. En général, ces corps ont donné de la consistance aux lois en France, et il n'est presque pas une de leurs remontrances où ils ne rappellent aux rois leurs engagemens envers la nation. Ce même Louis XI étoit encore bien loin cependant de se croire un roi sans limites; et, dans l'instruction qu'il laissa en mourant à son fils Charles VIII, il lui dit : « Quand les rois ou les princes n'ont re-» gard à la loi, en ce faisant, ils font leur peu-» ple serf, et perdent le nom de roi; car nul » ne doit être appelé roi fors celui qui règne » et seigneurie sur les Francs. Les Francs de » nature aiment leur seigneur; mais les serfs » naturellement haïssent comme les esclaves » leurs maîtres. » Tant il est vrai que, par testament du moins, les tyrans même ne peuvent s'empêcher de blâmer le despotisme!

Louis XII, surnommé le père du peuple, soumit à la décision des états généraux le mariage du comte d'Angoulême, depuis François Ier., avec sa fille Claude, et le choix de ce prince pour successeur. La continuation de la guerre d'Italie étoit impolitique ; mais, comme Louis XII diminua les impôts par l'ordre qu'il mit dans les finances, et qu'il vendit ses propres domaines pour subvenir aux dépenses de l'état, le peuple ressentit moins sous lui, qu'il n'auroit fait sous tout autre monarque, les inconvéniens de cette expédition. Dans le concile de Tours, le clergé de France, d'après les désirs de Louis XII, déclara qu'il ne devoit point une obéissance implicite au pape. Lorsque des comédiens s'avisèrent de représenter une pièce pour se moquer de la respectable avarice du roi, il ne souffrit pas qu'on les punît, et dit ces paroles remarquables : « Ils peuvent nous » apprendre des vérités utiles. Laissons-les se » divertir, pourvu qu'ils respectent l'honneur » des dames. Je ne suis pas fâché que l'on sa» che que, sous mon règne, on a pris cette li» berté impunément. » La liberté de la presse n'est-elle pas toute entière dans ces paroles? Car alors la publicité du théâtre étoit bien plus grande que celle des livres. Jamais un monarque vraiment vertueux ne s'est trouvé en possession de la puissance souveraine, sans avoir désiré de modérer sa propre autorité, au lieu d'empiéter sur les droits des peuples; les rois éclairés veulent limiter le pouvoir de leurs ministres et de leurs successeurs. Un esprit de lumière se fait toujours sentir, suivant la nature des temps, dans tous les hommes d'état de premier rang, ou par leur raison, ou par leur âme.

Les premiers jours du seizième siècle virent naître la réforme religieuse dans les états les plus éclairés de l'Europe : en Allemagne, en Angleterre, bientôt après en France. Loin de se dissimuler que la liberté de conscience tient de près à la liberté politique, il me semble que les protestans doivent se vanter de cette analogie. Ils ont toujours été et seront toujours des amis de la liberté; l'esprit d'examen en matière de religion, conduit nécessairement au gouvernement représentatif en fait d'institutions politiques. La proscription de la raison sert à tous les despotismes, et seconde toutes les hypocrisies.

La France fut sur le point d'adopter la réformation à la même époque où elle se consolida en Angleterre; les plus grands seigneurs de l'état, Condé, Coligni, Rohan, Lesdiguières, professèrent la foi évangélique. Les Espagnols, guidés par l'infernal génie de Philippe II, soutinrent la ligue en France, conjointement avec Catherine de Médicis. Une femme de son caractère devoit souhaiter le pouvoir sans bornes, et Philippe II vouloit faire de sa fille une reine de France, au préjudice de Henri IV. On voit que le despotisme ne respecte pas toujours la légitimité. Les parlemens ont refusé cent édits royaux de 1562 à 1589. Néanmoins, le chancelier de l'Hôpital trouva plus d'appui pour la tolérance religieuse dans les états généraux qu'il put rassembler, que dans le parlement. Ce corps de magistrature, très-bon pour maintenir les anciennes lois, comme sont tous les corps, ne participoit pas aux lumières du temps. Des députés élus par la nation peuvent seuls s'associer à ses besoins et à ses désirs, selon chaque époque.

Henri IV fut long-temps le chef des réformés; mais il se vit enfin forcé de céder à l'opinion dominante, bien qu'elle fût celle de ses adversaires. Toutefois il montra tant de sagesse et de magnanimité pendant son règne, que le souvenir de ce peu d'années est plus récent encore pour les cœurs françois, que celui même

Trinklied.

Zu ſingen am Namenstage Karls des Großen.

Es lebe Karl der Große,
Ein ächter deutſcher Mann,
Und jeder Deutſche ſtoße
Mit ſeinem Becher an!

Er thronte dort in Achen
Dem altberühmten Ort,
Und Völker vieler Sprachen
Gehorchten ſeinem Wort.

Es hat der große Kaiſer,
Trotz ſeinem langen Bart, —
Er war um deſto weiſer —
Den Ernſt mit Luſt gepaart.

Er liebte warme Quellen,
Und ſchwamm in manchem Teich:
An ſchönen Badeſtellen
Iſt Achen durch ihn reich.

Den edeln Ingelheimer
Zog er bei ſeinem Schloß,
Wovon ſchon mancher Eimer
Die Kehl' uns niederfloß.

des deux siècles qui se sont écoulés depuis.

L'édit de Nantes, publié en 1598, fondoit la tolérance religieuse pour laquelle on n'a point encore cessé de lutter. Cet édit opposoit une barrière au despotisme; car, quand le gouvernement est obligé de tenir la balance égale entre deux partis opposés, c'est un exercice continuel de raison et de justice. D'ailleurs, comment un homme tel que Henri IV eût-il désiré le pouvoir absolu? C'étoit contre la tyrannie de Médicis et des Guise qu'il s'étoit armé; il avoit combattu pour en délivrer la France, et sa généreuse nature lui inspiroit bien plus le besoin de l'admiration libre, que de l'obéissance servile. Sulli mettoit dans les finances du royaume un ordre qui auroit pu rendre l'autorité royale tout-à-fait indépendante des peuples; mais Henri IV ne faisoit point ce coupable usage d'une vertu, l'économie: il convoqua donc l'assemblée des notables à Rouen, et voulut qu'elle fût librement élue sans que l'influence du souverain eût part au choix de ses membres. Les troubles civils étoient encore bien récens, et l'on auroit pu se servir de ce prétexte pour remettre tous les pouvoirs entre les mains du souverain; mais c'est dans la vraie liberté que se trouve le remède le plus efficace contre l'anarchie. Chacun sait par cœur les belles paroles de Henri IV à l'ouverture de l'assemblée. La conduite du roi fut d'accord avec son langage ; il se soumit aux demandes de l'assemblée, bien qu'elles fussent assez impérieuses, parce qu'il avoit promis d'obtempérer aux désirs des délégués du peuple. Enfin, le même respect pour la publication de la vérité qu'avoit montré Louis XII, se trouve dans les discours que Henri IV tint à son historien Matthieu contre la flatterie.

A l'époque où vivoit Henri IV, les esprits n'étoient tournés que vers la liberté religieuse ; il crut l'assurer par l'édit de Nantes ; mais, comme il en étoit seul l'auteur, un autre roi put défaire son ouvrage. Chose étonnante ! Grotius prédit sous Louis XIII, dans un de ses écrits, que, l'édit de Nantes étant une concession et non pas un pacte réciproque, un des successeurs de Henri IV pourroit changer ce qu'il avoit établi. Si ce grand monarque avoit vécu de nos jours, il n'auroit pas voulu que le bien qu'il faisoit à la France fût précaire comme sa vie, et il auroit donné des garanties politiques à cette même tolérance, dont après sa mort la France fut cruellement privée.

Henri IV, peu de temps avant de mourir,

conçut, dit-on, la grande idée d'établir l'indépendance des divers états de l'Europe par un congrès. Mais ce qui est certain au moins, c'est que son but principal étoit de soutenir le parti des protestans en Allemagne. Le fanatisme qui le fit assassiner, ne se trompa point sur ses véritables intentions.

Ainsi périt le souverain le plus françois qui ait régné sur la France. Souvent nos rois ont tenu de leurs mères un caractère étranger; mais Henri IV étoit en tout compatriote de ses sujets. Lorsque Louis XIII hérita de sa mère italienne une grande dissimulation, on ne reconnut plus le sang du père dans le fils. Qui pourroit croire que la maréchale d'Ancre ait été brûlée comme sorcière, et en présence de la même nation qui venoit, vingt ans auparavant, d'applaudir à l'édit de Nantes? Il y a des époques où le sort de l'esprit humain dépend d'un homme; celles-là sont malheureuses, car rien de durable ne peut se faire que par l'impulsion universelle.

Le cardinal de Richelieu voulut détruire l'indépendance des grands vassaux de la couronne, et dans ce but il attira les nobles à Paris, afin de changer en courtisans les seigneurs des provinces. Louis XI avoit conçu la même idée;

mais la capitale, à cette époque, ne présentoit aucune séduction de société, et la cour encore moins; plusieurs hommes d'un rare talent et d'une grande âme, d'Ossat, Mornai, Sully, s'étoient développés avec Henri IV; mais après lui l'on ne vit bientôt plus aucun de ces grands chevaliers, dont les noms sont encore comme les traditions héroïques de l'histoire de France. Le despotisme du cardinal de Richelieu détruisit en entier l'originalité du caractère françois, sa loyauté, sa candeur, son indépendance. On a beaucoup vanté le talent du prêtre ministre, parce qu'il a maintenu la grandeur politique de la France, et sous ce rapport on ne sauroit lui refuser des talens supérieurs; mais Henri IV atteignoit au même but, en gouvernant par des principes de justice et de vérité. Le génie se manifeste non-seulement dans le triomphe qu'on remporte, mais dans les moyens qu'on a pris pour l'obtenir. La dégradation morale, empreinte sur une nation qu'on accoutume au crime, tôt ou tard doit lui nuire plus que les succès ne l'ont servie.

Le cardinal de Richelieu fit brûler, comme sorcier, un pauvre innocent curé, Urbain Grandier, se prêtant ainsi bassement et perfidement aux superstitions qu'il ne partageoit pas. Il fit enfermer dans sa propre maison de campagne, à Ruelle, le maréchal de Marillac qu'il haïssoit, pour le faire condamner à mort plus sûrement sous ses yeux. M. de Thou porta sa tête sur un échafaud, pour n'avoir pas dénoncé son ami. Aucun délit politique ne fut jugé légalement sous le ministère du cardinal de Richelieu, et des commissions extraordinaires furent toujours nommées pour prononcer sur le sort des victimes. Cependant de nos jours encore on a pu vanter un tel homme! Il est mort à la vérité dans la plénitude de sa puissance : précaution bien nécessaire aux tyrans qui veulent conserver un grand nom dans l'histoire. On peut, à quelques égards, considérer le cardinal de Richelieu comme un étranger en France ; sa qualité de prêtre et de prêtre élevé en Italie, le sépare du véritable caractère françois. Son grand pouvoir n'en est que plus facile à expliquer, car l'histoire fournit plusieurs exemples d'étrangers qui ont dominé les François. Les individus de cette nation sont trop vifs pour s'astreindre à la persévérance qu'il faut pour être despote ; mais celui qui a cette persévérance est très-redoutable dans un pays où, la loi n'ayant jamais régné, l'on ne juge de rien que par l'événement.

Le cardinal de Richelieu, en appelant les grands à Paris, les priva de leur considération dans les provinces, et créa cette influence de la capitale sur le reste de la France, qui n'a jamais cessé depuis cet instant. Une cour a nécessairement beaucoup d'ascendant sur la ville qu'elle habite, et il est commode de gouverner l'empire à l'aide d'une très-petite réunion d'hommes; je dis commode pour le despotisme.

On prétend que Richelieu a préparé les merveilles du siècle de Louis XIV, qu'on a souvent mis en parallèle avec ceux de Périclès et d'Auguste. Mais des époques analogues à ces siècles brillans se trouvent chez plusieurs nations sous diverses formes, au moment où la littérature et les beaux arts apparoissent pour la première fois, après de longs troubles civils ou des guerres prolongées. Les grandes phases de l'esprit humain sont bien plutôt l'œuvre des temps que l'œuvre d'un homme; car elles se ressemblent toutes entre elles, quelque différens que soient les caractères des principaux chefs contemporains.

Après Richelieu, sous la minorité de Louis XIV, quelques idées politiques un peu sérieuses se mêlèrent à la frivolité de l'esprit de la Fronde. Le parlement demanda qu'aucun François ne pût être mis en prison sans être traduit devant ses juges naturels. On voulut mettre aussi des bornes au pouvoir ministériel, et quelque liberté auroit pu s'établir par haine contre Mazarin. Mais bientôt Louis XIV développa les mœurs des cours dans toute leur dangereuse splendeur; il flatta la fierté françoise par le succès de ses armées à la guerre, et sa gravité tout espagnole éloigna de lui la familiarité des jugemens; mais il fit descendre les nobles encore plus bas que sous le règne précédent. Car au moins Richelieu les persécutoit, ce qui leur donnoit toujours quelque considération, tandis que sous Louis XIV ils ne pouvoient se distinguer du reste de la nation qu'en portant de plus près le joug du même maître.

Le roi qui a pensé que les propriétés de ses sujets lui appartenoient, et qui s'est permis tous les genres d'actes arbitraires; enfin le roi, (ose-t-on le dire et peut-on l'oublier!) qui vint le fouet à la main interdire comme une offense le dernier reste de l'ombre d'un droit, les remontrances du parlement, ne respectoit que lui-même, et n'a jamais pu concevoir ce que c'étoit qu'une nation. Tous les torts qu'on a reprochés à Louis XIV sont une conséquence naturelle de la superstition de son pouvoir dont on l'avoit imbu dès son enfance. Comment le despotisme n'entraîneroit-il pas la flatterie, et comment la flatterie ne fausseroit-elle pas les idées de toute créature humaine qui y est exposée? Quel est l'homme de génie qui se soit entendu dire la centième partie des éloges prodigués aux rois les plus médiocres? Et cependant ces rois, par cela même qu'ils ne méritent pas qu'on leur adresse ces éloges, en sont plus facilement enivrés.

Si Louis XIV fût né simple particulier, on n'auroit probablement jamais parlé de lui, parce qu'il n'avoit en rien des facultés transcendantes; mais il entendoit bien cette dignité factice qui met l'âme des autres mal à l'aise. Henri IV s'entretenoit familièrement avec tous ses sujets, depuis la première classe jusqu'à la dernière; Louis XIV a fondé cette étiquette exagérée qui a privé les rois de sa maison, soit en France, soit en Espagne, de toute communication franche et naturelle avec les hommes : aussi ne les connut-il pas, dès que les circonstances devinrent menaçantes. Un ministre (Louvois) l'engagea dans une guerre sanglante pour avoir été tourmenté par lui sur les fenêtres d'un bâtiment; et pendant soixantehuit années de règne, Louis XIV, bien qu'il n'eût aucun talent comme général, a pourtant fait cinquante-six ans la guerre. Le Palatinat a été ravagé; des exécutions atroces ont eu lieu dans la Bretagne. Le bannissement de deux cent mille François protestans, les dragonnades et la guerre des Cévennes, n'égalent pas encore les horreurs réfléchies qui se trouvent dans les différentes ordonnances rendues après la révocation de l'édit de Nantes en 1685. Le code lancé alors contre les religionnaires peut tout-à-fait se comparer aux lois de la convention contre les émigrés, et porte les mêmes caractères. L'état civil leur étoit refusé, c'est-à-dire que leurs enfans n'étoient pas considérés comme légitimes, jusqu'en 1787, que l'assemblée des notables a provoqué la justice de Louis XVI à cet égard. Non-seulement leurs biens étoient confisqués, mais ils étoient attribués à ceux qui les dénonçoient; leurs enfans leur étoient pris de force, pour être élevés dans la religion catholique. Les ministres du culte, et ce qu'on appeloit les relaps, étoient condamnés aux galères ou à la mort; et comme enfin on avoit déclaré qu'il n'y avoit plus de protestans en France, on considéroit tous ceux qui l'étoient comme relaps, quand il convenoit de les traiter ainsi.

Des injustices de tout genre ont signalé ce règne de Louis XIV, objet de tant de madrigaux; et personne n'a réclamé contre les abus d'une autorité qui étoit elle-même un abus continuel. Fénélon a seul osé élever sa voix; mais c'est assez aux yeux de la postérité. Ce roi si scrupuleux sur les dogmes religieux, ne l'étoit guère sur les bonnes mœurs, et ce n'est qu'à l'époque de ses revers qu'il a développé de véritables vertus. On ne se sent pas avec lui la moindre sympathie jusqu'au moment où il fut malheureux; alors une grandeur native reparut dans son âme.

On vante les beaux édifices que Louis XIV a fait élever. Mais nous savons par expérience que, dans tous les pays où les députés de la nation ne défendent pas l'argent du peuple, il est aisé d'en avoir pour toute espèce de dépense. Les pyramides de Memphis ont coûté plus de travail que les embellissemens de Paris, et cependant les despotes d'Égypte disposoient facilement de leurs esclaves pour les bâtir.

Attribuera-t-on aussi à Louis XIV les grands écrivains de son temps? Il persécuta Port-Royal dont Pascal étoit le chef; il fit mourir de chagrin Racine; il exila Fénélon; il s'opposa con-

Am rüdesheimer Berge
Hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen ſonſt und Zwerge
Um Hattos Thurm getanzt.

Wenn wir den Rheinwein trinken,
So werde ſein gedacht.
Auch die weſtphälſ—chen S—chinken
Hat er erſt aufgebracht.

Er taufte ja die Sachſen,
Es war ein ſtrenges Muß,
Er zog ſie bei den Fachſen
Wohl in den Weſer-Fluß.

Die heidniſchen Weſtphalen
Die ſchlachteten nicht ein,
Die Mönche drauf befahlen
Ein fett Sanct Mertens Schwein.

Dem heil'gen Mann zu Ehren
Hieng man ſie in den Rauch,
So ſah man ſich vermehren
Den lobenswerthen Brauch.

Es lebe Karl der Große,
Ein ächter deutſcher Mann!
Und jeder Deutſche ſtoße
Mit ſeinem Becher an!

stamment aux honneurs qu'on vouloit rendre à La Fontaine, et ne professa de l'admiration que pour Boileau. La littérature, en l'exaltant avec excès, a bien plus fait pour lui qu'il n'a fait pour elle. Quelques pensions accordées aux gens de lettres n'exerceront jamais beaucoup d'influence sur les vrais talens. Le génie n'en veut qu'à la gloire, et la gloire ne jaillit que de l'opinion publique.

La littérature n'a pas été moins brillante dans le siècle suivant, quoique sa tendance fût plus philosophique; mais cette tendance même a commencé vers la fin du règne de Louis XIV. Comme il a régné plus de soixante ans, le siècle a pris son nom; néanmoins les pensées de ce siècle ne relèvent point de lui; et, si l'on en excepte Bossuet qui, malheureusement pour nous et pour lui, asservit son génie au despotisme et au fanatisme, presque tous les écrivains du dix-septième siècle firent des pas très-marquans dans la route que les écrivains du dix-huitième ont depuis parcourue. Fénélon, le plus respectable des hommes, sut apprécier dans un de ses écrits la constitution angloise, peu d'années après son établissement; et, vers la fin du règne de Louis XIV, on vit de toutes parts grandir la raison humaine.

Louis XIV accrut la France par les conquêtes de ses généraux ; et, comme un certain degré d'étendue est nécessaire à l'indépendance d'un état, à cet égard il mérita la reconnoissance de la nation. Mais il laissa l'intérieur du pays dans un état de désorganisation, dont le régent et Louis XV n'ont cessé de souffrir pendant leur règne. A la mort de Henri IV, les finances et toutes les branches de l'administration étoient dans l'ordre le plus parfait, et la France se maintint encore pendant plusieurs années par la force qu'elle lui devoit. A la mort de Louis XIV, les finances étoient épuisées à un degré tel que jusqu'à l'avénement de Louis XVI, on n'a pu les rétablir. Le peuple insulta le convoi funèbre de Louis XIV, et le parlement cassa son testament. L'excessive superstition sous laquelle il s'étoit courbé pendant les dernières années de son règne, avoit tellement fatigué les esprits, que la licence même de la régence fut excusée, parce qu'elle les soulageoit du poids de la cour intolérante de Louis XIV. Comparez cette mort avec celle de Henri IV. Il étoit si simple bien que roi, si doux bien que guerrier, si spirituel, si gai, si sage ; il savoit si bien que se rapprocher des hommes, c'est s'agrandir à leurs yeux, quand on est véritablement grand, que chaque François crut sentir au cœur le poignard qui trancha sa belle vie.

Il ne faut jamais juger les despotes par les succès momentanés que la tension même du pouvoir leur fait obtenir. C'est l'état dans lequel ils laissent le pays à leur mort ou à leur chute, c'est ce qui reste de leur règne après eux, qui révèle ce qu'ils ont été. L'ascendant politique des nobles et du clergé a fini en France avec Louis XIV; il ne les avoit fait servir qu'à sa puissance; ils se sont trouvés après lui sans liens avec la nation même, dont l'importance s'accroissoit chaque jour.

Louis XV, ou plutôt ses ministres, se sont disputés sans cesse avec les parlemens qui se rendoient populaires en refusant les impôts; et les parlemens tenoient à la classe du tiers état, du moins en grande partie. Les écrivains, qui étoient pour la plupart aussi de cette classe, conquéroient par leur talent la liberté de la presse qu'on leur refusoit légalement. L'exemple de l'Angleterre agissoit chaque jour sur les esprits, et l'on ne concevoit pas bien pourquoi sept lieues de mer séparoient un pays où la nation étoit tout, d'un pays où la nation n'étoit rien.

L'opinion, et le crédit qui n'est que l'opinion appliquée aux affaires de finances, devenoient chaque jour plus essentiels. Les capitalistes ont plus d'influence à cet égard que les grands propriétaires eux-mêmes; et les capitalistes vivent à Paris, et discutent toujours librement les intérêts publics qui touchent à leurs calculs personnels.

Le caractère débile de Louis XV, et les erreurs de tout genre que ce caractère lui fit commettre, fortifièrent nécessairement l'esprit de résistance. On voyoit d'une part lord Chatham à la tête de l'Angleterre; environné de tous les grands orateurs du parlement qui reconnoissoient volontiers sa prééminence; et dans le même temps les maîtresses les plus subalternes du roi de France, faisant nommer et renvoyer ses ministres. L'esprit public gouvernoit l'Angleterre; les hasards et les intrigues les plus imprévues et les plus misérables disposoient du sort de la France. Cependant Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Buffon, des penseurs profonds, des écrivains supérieurs, faisoient partie de cette nation ainsi gouvernée; et comment les François n'auroient-ils pas envié l'Angleterre, puisqu'ils pouvoient se dire avec raison que c'étoit à ses institutions politiques surtout qu'elle devoit ses avantages? Car les

François comptoient parmi eux autant d'hommes de génie que leurs voisins, bien que la nature de leur gouvernement ne leur permît pas d'en tirer le même parti.

Un homme d'esprit a dit avec raison que la littérature étoit l'expression de la société; si cela est vrai, les reproches que l'on adresse aux écrivains du dix-huitième siècle doivent être dirigés contre cette société même. A cette époque, les écrivains ne cherchoient pas à flatter le gouvernement; ainsi donc ils vouloient complaire à l'opinion; car il est impossible que le plus grand nombre des hommes de lettres ne suive pas une de ces deux routes: ils ont trop besoin d'encouragement pour fronder à la fois l'autorité et le public. La majorité des François, dans le dix-huitième siècle, vouloit la suppression du régime féodal, l'établissement des institutions angloises, et avant tout la tolérance religieuse. L'influence du clergé sur les affaires temporelles révoltoit universellement; et, comme le vrai sentiment religieux est ce qui éloigne le plus des intrigues et du pouvoir, on n'avoit plus aucune foi dans ceux qui se servoient de la religion pour influer sur les affaires de ce monde. Quelques écrivains, et Voltaire surtout, méritent d'être blâmés pour n'avoir pas respecté le christianisme en attaquant la superstition ; mais il ne faut pas oublier les circonstances dans lesquelles Voltaire a vécu : il étoit né sur la fin du siècle de Louis XIV, et les atroces injustices qu'on a fait souffrir aux protestans, avoient frappé son imagination dès son enfance.

Les vieilles superstitions du cardinal de Fleuri, les ridicules querelles du parlement et de l'archevêque de Paris sur les billets de confession, sur les convulsionnaires, sur les jansénistes et les jésuites : tous ces débats puérils, qui pouvoient néanmoins coûter du sang, devoient persuader à Voltaire que l'intolérance religieuse étoit encore à redouter en France. Le procès de Calas, ceux de Sirven, du chevalier de la Barre, etc., le confirmèrent dans cette crainte, et les lois civiles contre les protestans étoient encore dans l'état de barbarie où les avoit plongées la révocation de l'édit de Nantes.

Je ne prétends point ainsi justifier Voltaire, ni ceux des écrivains de son temps qui ont marché sur ses traces ; mais il faut avouer que les caractères irritables (et tous les hommes à talent le sont) éprouvent presque toujours le besoin d'attaquer le plus fort ; c'est à cela qu'on peut reconnoître l'impulsion naturelle du sang et de la verve.

Nous n'avons senti, pendant la révolution, que le mal de l'incrédulité, et de l'atroce violence avec laquelle on vouloit la propager; mais les mêmes sentimens généreux qui faisoient détester la proscription du clergé vers la fin du dix-huitième siècle, inspiroient, cinquante ans plus tôt, la haine de son intolérance. Il faut juger les actions et les écrits d'après leur date.

Nous traiterons ailleurs la grande question des dispositions religieuses de la nation françoise. Dans ce genre, comme en politique, ce n'est pas une nation de vingt-cinq millions d'hommes qu'on doit accuser; car c'est, pour ainsi dire, quereller avec le genre humain. Mais il faut examiner pourquoi cette nation n'a pas été formée selon le gré de quelques-uns, par d'anciennes institutions, qui ont duré toutefois assez long-temps pour exercer leur influence; il faut examiner aussi quelle est maintenant la nature des sentimens en harmonie avec le cœur des hommes : car le feu sacré n'est et ne sera jamais éteint; mais c'est au grand jour de la vérité seulement qu'il peut reparoitre.

CHAPITRE III.

De l'opinion publique en France à l'avénement de Louis XVI.

Il existe une lettre de Louis XV, adressée à la duchesse de Choiseul, dans laquelle il lui dit : « J'ai eu bien de la peine à me tirer d'affaire » avec les parlemens pendant mon règne ; mais » que mon petit-fils y prenne garde, ils pour» roient bien mettre sa couronne en danger. » En effet, il est aisé de voir, en suivant l'histoire du dix-huitième siècle, que ce sont les corps aristocratiques de France qui ont attaqué les premiers le pouvoir royal ; non qu'ils voulussent renverser le trône, mais ils étoient poussés par l'opinion publique : or elle agit sur les hommes à leur insu, et souvent même contre leur intérêt. Louis XV laissa en France, pour héritage à son successeur, un esprit frondeur nécessairement excité par les fautes sans nombre qu'il avoit commises. Les finances n'avoient marché qu'à l'aide de la banqueroute. Les querelles des jésuites et des jansénistes avoient déconsidéré le clergé. Des exils, des emprisonnemens sans cesse renouvelés, n'avoient pu vaincre l'opposition du parlement, et l'on avoit été forcé de substituer à ce corps, dont la résistance étoit soutenue par l'opinion, une magistrature sans considération, présidée par un chancelier mésestimé, M. de Maupeou. Les nobles, si soumis sous Louis XIV, prenoient part au mécontentement général. Les grands seigneurs, et les princes du sang eux-mêmes, allèrent rendre hommage à un ministre, M. de Choiseul, exilé parce qu'il avoit résisté au méprisable ascendant de l'une des maitresses du roi. Des modifications dans l'organisation politique étoient souhaitées par tous les ordres de l'état, et jamais les inconvéniens de l'arbitraire ne s'étoient fait sentir avec plus de force que sous un règne qui, sans être tyrannique, avoit été d'une inconséquence perpétuelle. Cet exemple démontroit plus qu'aucun raisonnement le malheur de dépendre d'un gouvernement qui tomboit entre les mains des maitresses, puis des favoris et des parens des maitresses, jusqu'au plus bas étage de la société. Le procès de l'ordre de choses qui régissoit la France, s'étoit instruit sous Louis XV, de la façon la plus authentique, aux yeux de la nation; et de quelque vertu que le successeur de Louis XV fût doué, il étoit difficile qu'il ôtât de l'esprit des hommes sérieux l'idée que des institutions fixes devoient mettre la France à l'abri des hasards de l'hérédité du trône. Plus cette hérédité même est nécessaire au bien-être général, plus il faut que la stabilité des lois, sous un gouvernement représentatif, préserve une nation des changemens dans le système politique, inséparables du caractère de chaque roi, et encore plus de celui de chaque ministre.

Certainement, s'il falloit dépendre sans restriction des volontés d'un souverain, Louis XVI méritoit mieux que tout autre ce que personne ne peut mériter. Mais l'on pouvoit espérer qu'un monarque d'une conscience aussi scrupuleuse seroit heureux d'associer, de quelque manière, la nation à la responsabilité des affaires publiques. Telle auroit été, sans doute, sa manière constante de penser, si, d'une part, l'opposition s'étoit montrée, dès l'origine, avec plus d'égards, et si, de l'autre, certains publicistes n'avoient pas voulu, de tout temps, faire envisager aux rois leur autorité comme une espèce d'article de foi. Les ennemis de la philosophie tâchent de représenter le despotisme royal comme un dogme religieux, afin de mettre ainsi leurs opinions politiques hors de

Als das Carnaval in Bonn unterſagt worden war.

1829.

I.

Zeitungs-Artikel.

Ein über alle Maßen
Abſcheuliches Paſquill
Hängt hier in allen Straßen,
Da lieſt es wer nur will.

Man lieſt es in den Stuben,
An der table d'hôte im Stern.
Zwar kommt es von einem Buben,
Doch ſäh' ich gehängt ihn nicht gern.

Das Carnaval ward verboten;
Ich ſelbſt war drüber beſtürzt.
Ich berichtete kein' Anekdoten,
Ich habe die Luſt nicht verkürzt.

Ich bin von dem allerentfernteſten
Antheile daran weit entfernt.
Die Verläumder, die ausgelernteſten,
Sie haben's vom Satan gelernt.

l'atteinte du raisonnement. En effet, elles sont plus en sûreté de cette manière.

La reine de France Marie-Antoinette étoit une des personnes les plus aimables et les plus gracieuses qu'on ait vues sur le trône, et rien ne s'opposoit à ce qu'elle conservât l'amour des François, car elle n'avoit rien fait pour le perdre. Le caractère personnel de la reine et du roi étoit donc tout-à-fait digne d'attachement; mais l'arbitraire du gouvernement françois, tel que les siècles l'avoient fait, s'accordoit si mal avec l'esprit du temps, que les vertus des princes même disparoissoient dans le vaste ensemble des abus dont ils étoient environnés. Quand les peuples sentent le besoin d'une réforme politique, les qualités privées du monarque ne suffisent point pour arrêter la force de cette impulsion. Une fatalité malheureuse plaça le règne de Louis XVI dans une époque où de grands talens et de hautes lumières étoient nécessaires pour lutter avec l'esprit du siècle, ou pour faire, ce qui valoit mieux, un pacte raisonnable avec cet esprit.

Le parti des aristocrates, c'est-à-dire, les privilégiés, sont persuadés qu'un roi d'un caractère plus ferme auroit pu prévenir la révolution. Ils oublient qu'ils ont eux-mêmes commencé les premiers, et avec courage et raison, l'attaque contre le pouvoir royal; et quelle résistance ce pouvoir pouvoit-il leur opposer, puisque la nation étoit alors avec eux? Doivent-ils se plaindre d'avoir été les plus forts contre le roi, et les plus foibles contre le peuple? Cela devoit être ainsi.

Les dernières années de Louis XV, on ne sauroit trop le répéter, avoient déconsidéré le gouvernement; et, à moins qu'un roi militaire n'eût dirigé l'imagination des François vers les conquêtes, rien ne pouvoit détourner les différentes classes de l'état des réclamations importantes que toutes se croyoient en droit de faire valoir. Les nobles étoient fatigués de n'être que courtisans; le haut clergé désiroit plus d'influence encore dans les affaires; les parlemens avoient trop et trop peu de force politique pour se contenter de n'être que juges; et la nation, qui renfermoit les écrivains, les capitalistes, les négocians, un grand nombre de propriétaires, et une foule d'individus employés dans l'administration; la nation comparoit impatiemment le gouvernement d'Angleterre, où le talent conduisoit à tout, avec celui de France, où l'on n'étoit rien que par la faveur ou par la naissance. Ainsi donc, toutes les paroles et toutes les actions, toutes les vertus et toutes les passions, tous les sentimens et toutes les vanités, l'esprit public et la mode, tendoient également au même but.

On a beau parler avec dédain du caractère françois : il veut énergiquement ce qu'il veut. Si Louis XVI eût été un homme de génie, disent les uns, il se fût mis à la tête de la révolution ; il l'auroit empêchée, disent les autres. Qu'importent ces suppositions? il est impossible que le génie soit héréditaire dans aucune famille. Or, un gouvernement qui ne pourroit se défendre contre les vœux de la nation que par le génie supérieur de ses rois, seroit dans un terrible danger de succomber.

En examinant la conduite de Louis XVI, on y trouvera sûrement des fautes, soit que les uns lui reprochent de n'avoir pas assez habilement défendu son pouvoir illimité, soit que les autres l'accusent de n'avoir pas cédé sincèrement aux lumières du siècle ; mais ses fautes ont été tellement dans la nature des circonstances, qu'elles se renouvelleroient presqu'autant de fois que les mêmes combinaisons extérieures se représenteroient.

Le premier choix que fit Louis XVI pour diriger le ministère, ce fut M. de Maurepas.

Certes, ce n'étoit pas un philosophe novateur que ce vieux courtisan; il ne s'étoit occupé, durant quarante ans d'exil, que du regret de n'avoir pas su prévenir sa disgrâce; aucune action courageuse ne la lui avoit méritée, une intrigue manquée étoit le seul souvenir qu'il eût emporté dans sa retraite, et il en sortit tout aussi frivole que s'il ne se fût pas un instant éloigné de cette cour, l'objet unique de ses pensées. Louis XVI ne choisit M. de Maurepas que par un sentiment de respect pour la vieillesse, sentiment très-honorable dans un jeune roi.

Cet homme, cependant, pour qui les termes mêmes qui désignent le progrès des lumières et les droits des nations, étoient un langage étranger, se vit tellement entraîné par l'opinion publique, à son insu, que le premier acte qu'il proposa au roi, fut de rappeler les anciens parlemens, bannis pour s'être opposés aux abus du règne précédent. Ces parlemens, plus convaincus de leur force par leur rappel même, résistèrent constamment aux ministres de Louis XVI, jusqu'au moment où ils aperçurent que leur propre existence politique étoit compromise par les mouvemens qu'ils avoient provoqués.

Deux hommes d'état du plus rare mérite, M. Turgot et M. de Malesherbes, furent aussi choisis par ce même M. de Maurepas, qui, sûrement, n'avoit aucune idée en commun avec eux; mais la rumeur publique les désignoit pour des emplois éminens, et l'opinion se fit encore une fois obéir, bien qu'elle ne fût représentée par aucune assemblée légale.

M. de Malesherbes vouloit le rétablissement de l'édit de Henri IV en faveur des protestans, l'abolition des lettres de cachet, et la suppression de la censure, qui anéantit la liberté de la presse. Il y a plus de quarante années que M. de Malesherbes soutenoit cette doctrine; il auroit suffi de l'adopter alors, pour préparer, par les lumières, ce qu'il a fallu depuis céder à la violence.

M. Turgot, ministre non moins éclairé, non moins ami de l'humanité que M. de Malesherbes, abolit la corvée, proposa de supprimer, dans l'intérieur, les douanes qui tenoient aux priviléges particuliers des provinces, et se permit d'énoncer courageusement la nécessité de soumettre les nobles et le clergé à payer leur part des impôts dans la même proportion que le reste de la nation. Rien n'étoit plus juste et plus populaire que cette mesure; mais elle excita le mécontentement des privilégiés : M. Turgot leur fut sacrifié. C'étoit un homme roide et systématique, tandis que M. de Malesherbes avoit un caractère doux et conciliant : mais ces deux citoyens généreux, dont les manières étoient différentes bien que leurs opinions fussent semblables, éprouvèrent le même sort; et le roi, qui les avoit appelés, peu de temps après, renvoya l'un, et rebuta l'autre, dans le moment où la nation s'attachoit le plus fortement aux principes de leur administration.

C'étoit une grande faute que de flatter l'esprit public par de bons choix, pour l'en priver ensuite; mais M. de Maurepas nommoit et renvoyoit les ministres, d'après ce qui se disoit à la cour. L'art de gouverner consistoit pour lui dans le talent de dominer le maître, et de contenter ceux qui l'entouroient. Les idées générales, en aucun genre, n'étoient de son ressort; il savoit seulement, ce qu'aucun ministre ne peut ignorer, c'est qu'il faut de l'argent pour soutenir l'état, et que les parlemens devenoient tous les jours plus difficiles sur l'enregistrement des impôts.

Sans doute, ce qu'on appeloit alors en France la constitution de l'état, c'est-à-dire, l'autorité du roi, renversoit toutes les barrières, puisqu'elle faisoit taire, quand on le vouloit, les résistances du parlement par un lit de justice. Le gouvernement de France a été constamment arbitraire, et, de temps en temps, despote ; mais il étoit sage de ménager l'emploi de ce despotisme, comme toute autre ressource : car tout annonçoit que bientôt elle seroit épuisée.

Les impôts, et le crédit qui vaut en un jour une année d'impôts, étoient devenus tellement nécessaires à la France, que l'on redoutoit avant tout des obstacles à cet égard. Souvent en Angleterre les communes unissent, d'une façon inséparable, un bill relatif aux droits de la nation, avec un bill de consentement aux subsides. Les corporations judiciaires, en France, ont essayé quelque chose de semblable : quand on leur demandoit l'enregistrement de nouveaux tributs, bien que cet enregistrement pût leur être enjoint, elles accompagnoient leur acquiescement, ou leur refus, de remontrances sur l'administration, appuyées par l'opinion publique. Cette nouvelle puissance acquéroit chaque jour plus de force, et la nation s'affranchissoit, pour ainsi dire, par elle-même. Tant que les classes privilégiées avoient seules une grande existence, on pouvoit gouverner l'état comme une cour, en maniant habilement les passions ou les intérêts de quelques individus; mais, lorsqu'une fois la seconde classe de la société, la plus nombreuse et la plus agissante de toutes, avoit senti son importance, la connoissance et l'adoption d'un plus grand système de conduite devenoient indispensables.

Depuis que la guerre ne se fait plus avec les soldats conduits par les grands vassaux, et que les rois de France ont besoin d'impôts pour payer une armée, le désordre des finances a toujours été la source des troubles du royaume. Le parlement de Paris, vers la fin du règne de Louis XV, commençoit à faire entendre qu'il n'avoit pas le droit d'accorder les subsides, et la nation approuvoit toujours sa résistance à cet égard; mais tout rentroit dans le repos et l'obéissance dont le peuple françois avoit depuis si long-temps l'habitude, quand le gouvernement marchoit sur ses roulettes accoutumées, sans rien demander à aucune corporation qui pût se croire indépendante du trône. Il étoit donc clair que, dans les circonstances d'alors, le plus grand danger pour le pouvoir du roi étoit de manquer d'argent; et c'est d'après cette conviction que M. de Maurepas proposa de nommer M. Necker directeur général du trésor royal.

Étranger et protestant, il étoit tout-à-fait hors de la ligne des choix ordinaires; mais il avoit montré une si grande habileté en matière de finances, soit dans la compagnie des Indes dont il étoit membre, soit dans le commerce qu'il avoit pratiqué lui-même vingt ans, soit dans ses écrits, soit enfin dans les divers rapports qu'il avoit constamment entretenus avec les ministres du roi, depuis le duc de Choiseul jusqu'en 1776, époque de sa nomination, que M. de Maurepas fit choix de lui, seulement pour qu'il attirât de l'argent au trésor royal. M. de Maurepas n'avoit point réfléchi sur la connexion du crédit public avec les grandes mesures d'administration; il croyoit donc que M. Necker pourroit rétablir la fortune de l'état comme celle d'une maison de banque, en faisant des spéculations heureuses. Rien n'étoit plus superficiel qu'une telle manière de concevoir les finances d'un grand empire. La révolution qui se manifestoit dans les esprits ne pouvoit être écartée du foyer même des affaires, qu'en satisfaisant l'opinion par toutes les réformes qu'elle désiroit; il falloit aller au-devant d'elle, de peur qu'elle ne s'avançât trop rudement. Un ministre des finances ne sauroit être un jongleur qui fait passer et repasser de l'argent d'une caisse à l'autre, sans avoir aucun moyen réel d'augmenter la recette, ou de diminuer la dépense. On ne pouvoit remettre l'équilibre entre l'une et l'autre qu'à l'aide de l'économie, des impôts ou du crédit; et ces diverses ressources exigeoient l'appui de l'opinion publique. Examinons maintenant de quels moyens un ministre devoit se servir pour la captiver.

II.

Die Leſer.

1.

O — — — — — — —
Wie wirſt du nur ſo tott?
Es iſt ja Fantaſie bloß
Und eitel Maſkenſpott.

Macht jemand Miene zu tadeln,
So fährſt du gleich aus der Haut:
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Du biſt zu Faſtnachts-Poßen
Recht eigentlich gemacht;
Je mehr ſie dich verdroßen,
Je mehr man drüber lacht.

2.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Nun reinigt euch, ihr — — vom Verdacht,
Den dieſe Schmähſchrift hat auf euch gebracht!

CHAPITRE IV.

Du caractère de M. Necker comme homme public.

M. Necker, citoyen de la république de Genève, avoit cultivé dès son enfance la littérature avec beaucoup de soin, et, lorsqu'il fut appelé par sa situation à se vouer aux affaires de commerce et de finances, son premier goût pour les lettres mêla toujours des sentimens élevés et des considérations philosophiques aux intérêts positifs de la vie. Madame Necker, qui étoit certainement une des femmes les plus instruites de son temps, réunissoit constamment chez elle tout ce que le dix-huitième siècle, si fécond en hommes distingués, pouvoit offrir alors de talens illustres. Mais l'extrême sévérité de ses principes la rendit inaccessible à toute doctrine contraire à la religion éclairée dans laquelle elle avoit eu le bonheur de naître. Ceux qui l'ont connue attestent qu'elle a traversé toutes les opinions et toutes les passions de son temps, sans cesser d'être une chrétienne protestante, aussi éloignée de l'impiété que de l'intolérance ; il en étoit de même de M. Necker. D'ailleurs aucun système exclusif ne plaisoit à son esprit, dont la prudence étoit l'un des traits distinctifs. Il ne trouvoit aucun plaisir dans l'innovation en elle-même ; mais il n'avoit point les préjugés d'habitude, auxquels une raison supérieure ne sauroit jamais s'asservir.

Le premier de ses écrits fut un éloge de Colbert, qui remporta le prix à l'académie françoise. Il fut blâmé par les philosophes d'alors, parce que l'auteur n'adoptoit pas en entier, relativement au commerce et aux finances, le système dont on vouloit faire un devoir à l'esprit; déjà se manifestoit le fanatisme philosophique, l'une des maladies de la révolution. On vouloit accorder à un petit nombre de principes le pouvoir absolu que s'étoit arrogé jusque-là un petit nombre d'hommes : dans le domaine de la pensée aussi, il ne faut rien d'exclusif.

Dans le second ouvrage de M. Necker, intitulé *Sur la législation et le commerce des grains*, il reconnut de même la nécessité de quelques restrictions à la libre exportation des blés; restrictions commandées par l'intérêt pressant et journalier de la classe indigente.

M. Turgot et ses amis se brouillèrent à cette occasion avec M. Necker : une émeute causée par la cherté du pain, eut lieu dans l'année 1775, où M. Necker publia son livre ; et, parce qu'il avoit signalé les fausses mesures qui provoquèrent cette émeute, quelques-uns des économistes les plus exagérés en accusèrent son ouvrage. Mais ce reproche étoit absurde ; car un écrit fondé sur des idées purement générales ne peut avoir d'influence à son début que sur les classes supérieures.

M. Necker, ayant eu toute sa vie affaire aux choses réelles, savoit se plier aux modifications qu'elles exigent : toutefois il ne rejetoit pas avec dédain les principes, car il n'y a que les gens médiocres qui mettent en opposition la théorie et la pratique. L'une doit être le résultat de l'autre, et elles se confirment toujours mutuellement.

Peu de mois avant d'être nommé ministre, M. Necker fit un voyage en Angleterre. Il rapporta de ce pays une admiration profonde pour la plupart de ses institutions; mais ce qu'il étudia particulièrement, c'est la grande influence de la publicité sur le crédit, et les moyens immenses que donne une assemblée représentative pour soutenir et pour renouveler les ressources financières de l'état. Néanmoins alors il n'avoit pas l'idée de proposer le moindre changement à l'organisation politique de la France. Si les circonstances n'avoient pas forcé le roi lui-même à ce changement, M. Necker ne se seroit jamais cru le droit de s'en mêler. Il considéroit, avant tout, le devoir individuel et présent auquel il se trouvoit lié; et, quoiqu'il fût plus convaincu que personne des avantages d'un gouvernement représentatif, il ne pensoit pas qu'une telle proposition pût partir d'un ministre nommé par le roi, sans que son souverain l'y eût autorisé positivement. D'ailleurs il étoit dans la nature de son caractère et de son esprit d'attendre les circonstances, et de ne pas prendre sur lui les résolutions qu'elles peuvent amener. Bien que M. Necker fût très-prononcé contre des priviléges tels que les droits féodaux et les exemptions d'impôts, il vouloit entrer en traité avec les possesseurs de ces priviléges, afin de ne jamais sacrifier sans ménagement les droits présens aux biens futurs. Ainsi lorsque, d'après sa proposition, le roi abolit dans ses domaines les restes de la servitude personnelle, la mainmorte, etc., l'autorité royale ne prononça rien sur la conduite que devoient tenir les seigneurs à cet égard.

Elle se confia seulement à l'effet de son exemple.

M. Necker désapprouvoit hautement l'inégalité de la répartition des impôts : il ne pensoit pas que les privilégiés dussent supporter une moindre part des charges publiques que tous les autres citoyens de l'état; cependant il n'engagea point le roi à rien décider à cet égard. L'établissement des administrations provinciales, comme on le verra dans un chapitre suivant, étoit, selon lui, le meilleur moyen pour obtenir du consentement volontaire des nobles et du clergé, le sacrifice de cette inégalité d'impôts qui révoltoit encore plus la masse de la nation que toute autre distinction. Ce ne fut que dans le second ministère de M. Necker, en 1788, lorsque le roi avoit déjà promis les états généraux, et que le désordre des finances, causé par le mauvais choix de ses ministres, l'avoit remis de nouveau dans la dépendance des parlemens; ce ne fut, dis-je, qu'alors que M. Necker aborda les grandes questions de l'organisation politique de la France; tant qu'il put s'en tenir à de sages mesures d'administration, il ne recommanda qu'elles.

Les partisans du despotisme, qui auroient voulu trouver un cardinal de Richelieu dans la personne du premier ministre du roi, ont été très-méconteus de M. Necker; et, d'un autre côté, les amis ardens de la liberté se sont plaints de la constante persévérance avec laquelle il a défendu, non-seulement l'autorité royale, mais les propriétés même abusives des classes privilégiées, lorsqu'il croyoit possible de les racheter, au lieu de les supprimer sans compensation. M. Necker se trouva placé par les circonstances, comme le chancelier de l'Hôpital entre les catholiques et les protestans. Car les querelles politiques de la France, dans le dix-huitième siècle, peuvent être comparées aux dissensions religieuses du seizième; et M. Necker, comme le chancelier de l'Hôpital, essaya de rallier les esprits à ce foyer de raison qui étoit au fond de son cœur. Jamais personne n'a réuni d'une façon plus remarquable la sagesse des moyens à l'ardeur pour le but.

M. Necker ne se déterminoit à aucune démarche, sans une délibération longue et réfléchie, dans laquelle il consultoit tour à tour sa conscience et son jugement, mais nullement son intérêt personnel. Méditer, pour lui, c'étoit se détacher de soi-même; et, de quelque manière qu'on puisse juger les divers partis qu'il a pris, il faut en chercher la cause hors des mobiles ordinaires des actions des hommes.

le scrupule dominoit en lui, comme la passion domine chez les autres. L'étendue de son esprit et de son imagination lui donnoit quelquefois la maladie de l'incertitude; il étoit de plus singulièrement susceptible de regrets, et s'accusoit souvent en toutes choses avec une injuste facilité. Ces deux nobles inconvéniens de sa nature avoient encore accru sa soumission à la morale; il ne trouvoit qu'en elle décision pour le présent, et calme sur le passé. Tout homme juste qui examinera la conduite publique de M. Necker dans ses moindres détails, y verra toujours l'influence d'un principe de vertu. Je ne sais si cela s'appelle n'être pas un homme d'état; mais, si l'on veut le blâmer sous ce rapport, c'est aux délicatesses de sa conscience qu'il faut s'en prendre : car il avoit l'intime conviction que la morale est encore plus nécessaire dans un homme public, que dans un particulier, parce que le gouvernement des choses grandes et durables est plus évidemment soumis que celui des circonstances passagères, aux lois de probité instituées par le Créateur.

Pendant le premier ministère de M. Necker, lorsque l'opinion n'étoit point encore pervertie par l'esprit de parti, et que les affaires marchoient d'après les règles généralement reconnues, l'admiration qu'inspira son caractère fut universelle, et toute la France considéra sa retraite comme une calamité publique. Examinons d'abord ce premier ministère, avant de passer aux cruelles circonstances qui ont amené la haine et l'ingratitude dans les jugemens des hommes.

CHAPITRE V.

Des plans de M. Necker relativement aux finances.

Les principes que M. Necker avoit adoptés dans la direction des finances, sont d'une telle simplicité que leur théorie est à la portée de tout le monde, bien que l'application en soit très-difficile. On peut dire aux ministres d'état : soyez justes et fermes ; comme aux écrivains : soyez ingénieux et profonds ; ces conseils sont très-clairs, mais les qualités qui permettent de les suivre sont fort rares.

M. Necker pensoit que l'économie, et la publicité qui est la garantie de la fidélité dans les engagemens, sont les bases de l'ordre et du crédit dans un grand empire ; et de même que, dans sa manière de voir, la morale publique ne devoit pas différer de la morale privée, il croyoit aussi que la fortune de l'état pouvoit, à beaucoup d'égards, se conduire par les mêmes règles que celle de chaque famille. Mettre les recettes de niveau avec les dépenses, arriver à ce niveau plutôt par le retranchement des dépenses que par l'augmentation des impôts; et lorsque la guerre devenoit malheureusement nécessaire, y suffire par des emprunts, dont l'intérêt fût assuré ou par une économie nouvelle, ou par un impôt de plus : tels sont les premiers principes dont M. Necker ne s'écartoit jamais.

Il est aisé de concevoir qu'aucun peuple ne peut faire la guerre avec son revenu habituel; il faut donc que le crédit permette d'emprunter, c'est-à-dire, de faire partager aux générations futures le poids d'une guerre qui doit avoir leur prospérité pour objet. On pourroit encore supposer dans un état l'existence d'un trésor, comme en avoit le grand Frédéric; mais, outre qu'il n'existoit rien de pareil en France, il n'y a que les conquérans, ou ceux qui veulent le devenir, qui privent leur pays des avantages attachés à la circulation du numéraire, et à l'action du crédit. Les gouvernemens arbitraires, soit révolutionnaires, soit despotiques, ont recours, pour soutenir la guerre, à des emprunts forcés, à des contributions extraordinaires, à des papiers monnoies, car nul pays ne peut ni ne doit faire la guerre avec son revenu : le crédit est donc la véritable découverte moderne qui a lié les gouvernemens avec les peuples. C'est le besoin du crédit qui oblige

3.

Ob Cajus, ob Sempronius
Den Faſching uns verhindert,
Es wird dadurch der ſtrenge Schluß
Vermehrt nicht, noch vermindert.

Der Landrath von dem Stadtrevier,
Geheimeräth' und Ritter,
Der Oberbürgermeiſter hier,
Der Bürgermeiſter Bitter,

Sie können alle nicht davor,
Das hat ſich klar ergeben.
Man wird ganz leidlich, nach wie vor,
Auch ohne Faſching leben.

Bei'm Weine jeder luſtig ſei,
Und ſeine Liebſte herze.
Das andre bleibt nur Narrethei;
Dieß ſind die beſten Scherze!

les gouvernemens à ménager l'opinion publique ; et, de même que le commerce a civilisé les nations, le crédit, qui en est une conséquence, a rendu nécessaires des formes constitutionnelles quelconques, pour assurer la publicité dans les finances, et garantir les engagemens contractés. Comment le crédit pourroit-il se fonder sur les maîtresses, les favoris ou les ministres qui changent à la cour des rois du jour au lendemain ? Quel père de famille confieroit sa fortune à cette loterie ?

M. Necker cependant a su, le premier et le seul parmi les ministres, obtenir du crédit en France sans aucune institution nouvelle. Son nom inspiroit une telle confiance, que, très-imprudemment même, les capitalistes de l'Europe ont compté sur lui comme sur un gouvernement, oubliant qu'il pouvoit perdre sa place d'un instant à l'autre. Les Anglois et les François s'accordoient pour le citer, avant la révolution, comme la plus forte tête financière de l'Europe ; l'on regardoit comme un miracle d'avoir fait cinq ans la guerre sans augmenter les impôts, et seulement en assurant l'intérêt des emprunts sur des économies. Mais, quand l'esprit de parti vint tout empoisonner, on imagina de dire qu'il y avoit du charlatanisme dans le système de finances de M. Necker. Singulier charlatanisme que celui qui repose sur l'austérité du caractère, et fait renoncer au plaisir de s'attacher beaucoup de créatures, en donnant facilement l'argent levé sur le peuple! Les juges irrécusables des talens et de l'honnêteté d'un ministre des finances, ce sont les créanciers de l'état.

Pendant l'administration de M. Necker, les fonds publics montèrent, et l'intérêt de l'argent baissa jusqu'à un taux dont on n'avoit point eu d'exemple en France. Les fonds anglois, au contraire, subirent dans le même temps une dépréciation considérable, et les capitalistes de tous les pays s'empressèrent de concourir aux emprunts ouverts à Paris, comme si les vertus d'un homme avoient pu tenir lieu de la fixité des lois.

M. Necker, a-t-on dit, a fait des emprunts, ce qui devoit ruiner les finances. Et de quel moyen l'Angleterre s'est-elle servie pour arriver au degré de richesse qui lui a permis de soutenir avec éclat vingt-cinq ans de la plus terrible guerre? Les emprunts, dont l'intérêt n'est pas assuré, ruineroient l'état s'ils étoient long-temps praticables: mais heureusement ils ne le sont pas; car les créanciers sont très-avisés sur ce qui les touche, et ne prêtent volontairement que sur des gages positifs. M. Necker, afin d'assurer l'intérêt et le fonds d'amortissement nécessaires à la garantie des paiemens, attachoit une réforme à chaque emprunt, et il résultoit de cette réforme une diminution de dépense plus que suffisante pour le paiement des intérêts. Mais cette méthode si simple de retrancher sur ses dépenses pour augmenter ses revenus, ne paroît pas assez ingénieuse aux écrivains qui veulent montrer des vues profondes en traitant des affaires publiques.

L'on a dit aussi que les emprunts viagers dont M. Necker a fait quelquefois usage pour attirer les capitaux, favorisoient le penchant des pères à consumer d'avance la fortune qu'ils devoient laisser à leurs enfans. Cependant il est généralement reconnu que l'intérêt viager, tel que M. Necker l'avoit combiné, est une spéculation tout comme l'intérêt perpétuel. Les meilleurs pères de famille plaçoient sur les trente têtes à Genève, dans l'intention d'augmenter leur bien après eux. Il y a des tontines viagères en Irlande; il en existoit depuis long-temps en France. Il faut se servir de différens genres de spéculations pour captiver les diverses manières de voir des capitalistes; mais on ne sauroit mettre en doute qu'un père de famille peut, s'il veut régler sa dépense, s'assurer une grande augmentation de capital, en plaçant une partie de ce qu'il possède, à un intérêt très-haut, et en épargnant chaque année une portion de cet intérêt. Au reste, on est honteux de répéter des vérités si généralement répandues parmi tous les financiers de l'Europe. Mais, quand en France les ignorans des salons ont attrapé sur un sujet sérieux une phrase quelconque, dont la rédaction est à la portée de tout le monde, ils s'en vont la redisant à tout propos, et ce rempart de sottise est très-difficile à renverser.

Faut-il répondre aussi à ceux qui accusent M. Necker de n'avoir pas changé le système des impôts, et supprimé les gabelles, en soumettant les pays d'états qui en étoient exempts, à une contribution sur le sel? Il ne falloit pas moins que la révolution pour détruire les priviléges particuliers des provinces. Le ministre qui auroit osé les attaquer, n'auroit produit qu'une résistance nuisible à l'autorité du roi, sans obtenir aucun résultat utile. Les privilégiés étoient tout-puissans en France, il y a quarante ans, et l'intérêt seul de la nation étoit sans force. Le gouvernement et le peuple, qui sont pourtant deux parties essentielles de l'état, ne pouvoient rien contre telle ou telle province, tel ou tel corps; et des droits bigarrés, héritage des événemens passés, empêchoient le roi même de rien faire pour le bien général.

M. Necker, dans son ouvrage sur l'administration des finances, a montré tous les inconvéniens du système inégal d'impôts qui régnoit en France; mais c'est une preuve de plus de sa sagesse, que de n'avoir entrepris à cet égard aucun changement pendant son premier ministère. Les ressources qu'exigeoit la guerre ne permettoient de s'exposer à aucune lutte intérieure; car, pour innover en matière de finances, il falloit être en paix, afin de pouvoir captiver le peuple, en diminuant la masse des impôts, alors qu'on en auroit changé la nature.

Si les uns ont blâmé M. Necker d'avoir laissé subsister l'ancien système des impôts, d'autres l'ont accusé d'avoir montré trop de hardiesse, en imprimant le Compte rendu au roi sur la situation de ses finances. M. Necker étoit, comme je l'ai dit, dans des circonstances à peu près semblables à celles du chancelier de l'Hôpital. Il n'a pas fait un pas dans la carrière politique sans que les novateurs lui reprochassent sa pru dence, et les partisans de tous les anciens abus sa témérité. Aussi l'étude de ses deux ministères est-elle peut-être la plus utile que puisse faire un homme d'état. On y verra la route de la raison tracée entre les factions contraires, et des efforts toujours renaissans pour amener une transaction sage entre les vieux intérêts et les nouvelles idées.

La publicité du *Compte rendu* avoit pour but de suppléer en quelque manière aux débats de la chambre des communes d'Angleterre, en faisant connoître à tous le véritable état des finances. C'étoit porter, disoit-on, atteinte à l'autorité du roi, que d'informer la nation de l'état des affaires. Si l'on n'avoit eu rien à demander à cette nation, on auroit pu lui cacher la situation du trésor royal; mais le mouvement des esprits ne permettoit pas qu'on pût exiger la continuation de taxes très-onéreuses, sans montrer au moins l'usage qu'on en avoit fait, ou qu'on vouloit en faire. Les courtisans crioient contre les mesures de publicité en finances, les seules propres à fonder le crédit; et néanmoins ils sollicitoient avec une égale véhémence, pour eux et les leurs, tout l'argent que ce crédit même pouvoit à peine fournir. Cette inconséquence s'explique toutefois par la juste crainte qu'ils éprouvoient de voir le jour entrer dans les dépenses qui les concernoient ; car la publicité de l'état des finances avoit aussi un avantage important, celui d'assurer au ministre l'appui de l'opinion publique dans les divers retranchemens qu'il étoit nécessaire d'effectuer. L'économie offroit de grands moyens en France à l'homme courageux qui, comme M. Necker, vouloit y avoir recours. Le roi, quoiqu'il n'eût point de luxe pour lui-même, étoit d'une telle bonté, qu'il ne savoit rien refuser à ceux qui l'entouroient ; et les grâces de tout genre excédoient sous son règne, quelque austère que fût sa conduite, les dépenses mêmes de Louis XV. M. Necker devoit donc considérer comme son premier devoir, et comme la principale ressource de l'état, la diminution des grâces ; il se faisoit ainsi beaucoup d'ennemis à la cour et parmi les employés des finances ; mais il remplissoit son devoir : car le peuple alors étoit réduit par les impôts à une détresse dont personne ne s'occupoit, et que M. Necker a proclamée et soulagée le premier. Souffrir pour ceux qu'on ne connoissoit pas, et refuser à ceux qu'on connoissoit, étoit un effort pénible, mais dont la conscience faisoit une loi à celui qui l'a toujours prise pour guide.

A l'époque du premier ministère de M. Necker, la classe la plus nombreuse de l'état étoit surchargée de dîmes et de droits féodaux, dont la révolution l'a délivrée; les gabelles et les impôts que supportoient de certaines provinces, et dont d'autres étoient affranchies, l'inégalité de la répartition, fondée sur les exemptions des nobles et du clergé, tout concouroit à rendre la situation du peuple infiniment moins heureuse qu'elle ne l'est maintenant. Chaque année, les intendans faisoient vendre les derniers meubles de la misère, parce que plusieurs contribuables se trouvoient dans l'impossibilité d'acquitter les taxes qu'on leur demandoit: dans aucun état de l'Europe le peuple n'étoit traité d'une manière aussi révoltante. A l'intérêt sacré de tant d'hommes se joignoit aussi celui du roi, qu'il ne falloit pas exposer aux résistances du parlement pour l'enregistrement des impôts. M. Necker rendoit donc un service signalé à la couronne, lorsqu'il soutenoit la guerre par le simple fruit des économies, et le ménagement habile du crédit: car de nouvelles charges irritoient la nation, et popularisoient le parlement en lui donnant l'occasion de s'y opposer.

Un ministre qui peut prévenir une révolution en faisant le bien, doit suivre cette route, quelle que soit son opinion politique. M. Necker se flattoit donc de retarder, du moins encore pendant plusieurs années, par l'ordre dans les finances, la crise qui s'approchoit; et, si l'on avoit adopté ses plans en administration, il se peut que cette crise même n'eût été qu'une réforme juste, graduelle et salutaire.

CHAPITRE VI.

Des plans de M. Necker en administration.

Le ministre des finances, avant la révolution, n'étoit pas seulement chargé du trésor public, ses devoirs ne se bornoient pas à mettre de niveau la recette et la dépense; toute l'administration du royaume étoit encore dans son département; et, sous ce rapport, le bien-être de la nation entière ressortissoit au contrôleur général. Plusieurs branches de l'administration étoient singulièrement négligées. Le principe du pouvoir absolu se combinoit avec des obstacles sans cesse renaissans dans l'application de ce pouvoir. Il y avoit partout des traditions historiques dont les provinces vouloient faire des droits, et que l'autorité royale n'admettoit que comme des usages. De là vient que l'art de gouverner étoit une espèce d'escamotage, dans lequel on tâchoit d'extorquer de la nation le plus possible pour enrichir le roi, comme si la nation et le roi devoient être considérés comme des adversaires.

Les dépenses du trône et de l'armée étoient

Hirtenbrief

an die Kölner.

Das Carnaval kommt.
Wozu es euch frommt,
Ihr Tauſendſaſa's?
Zum platteſten Spaß,
Zum Freßen und Saufen,
Nach Huren zu laufen. —
Ihr knickrigen Kerle!
Gebt Geld für den Dom:
Der iſt ja Kölns Perle.
Sonſt ſchreib' ich nach Rom,
Ich müße hier ſtreuen
Die Perlen den Säuen.

exactement acquittées ; mais la détresse du trésor royal étoit si habituelle, qu'on négligeoit, faute d'argent, les soins les plus nécessaires à l'humanité. L'on ne peut se faire une idée de l'état dans lequel M. et Mad. Necker trouvèrent les prisons et les hôpitaux de Paris. Je nomme madame Necker à cette occasion, parce qu'elle a consacré tout son temps, pendant le ministère de son époux, à l'amélioration des établissemens de bienfaisance, et qu'à cet égard les changemens les plus remarquables furent opérés par elle.

Mais M. Necker sentit plus vivement que personne combien la bienfaisance d'un ministre même est peu de chose au milieu d'un royaume aussi vaste et aussi arbitrairement gouverné que la France, et ce fut son motif pour établir des assemblées provinciales, c'est-à-dire, des conseils composés des principaux propriétaires de chaque province, dans lesquels on discuteroit la répartition des impôts et les intérêts locaux de l'administration. M. Turgot en avoit conçu l'idée ; mais aucun ministre du roi, avant M. Necker, ne s'étoit senti le courage de s'exposer à la résistance que devoit rencontrer une institution de ce genre ; il étoit à prévoir que les parlemens et les courtisans, rarement coalisés, la combattroient également.

Les provinces réunies le plus tard à la couronne, telles que le Languedoc, la Bourgogne, la Bretagne, etc., s'appeloient *pays d'états*, parce qu'elles s'étoient réservé le droit d'être régies par une assemblée composée des trois ordres de la province. Le roi fixoit la somme totale qu'il exigeoit, mais les états en faisoient la répartition. Ces provinces se maintenoient dans le refus de certaines taxes, dont elles prétendoient être exemptes par les traités qu'elles avoient conclus avec la couronne. De là venoient les inégalités du système d'imposition, les occasions multipliées de contrebande entre une province et une autre, et l'établissement de douanes dans l'intérieur.

Les pays d'états jouissoient de grands avantages : non-seulement ils payoient moins, mais la somme exigée étoit répartie par des propriétaires qui connoissoient les intérêts locaux, et qui s'en occupoient activement. Les routes et les établissemens publics y étoient beaucoup mieux soignés, et les contribuables traités avec plus de ménagement. Le roi n'avoit jamais admis que ces états possédassent le droit de consentir l'impôt; mais eux se conduisoient comme s'ils avoient eu ce droit réellement. Ils ne refusoient pas l'argent qu'on leur demandoit, mais ils appeloient leurs contributions *un don gratuit ;* en tout, leur administration valoit bien mieux que celle des autres provinces, dont le nombre étoit pourtant beaucoup plus grand, et qui ne méritoient pas moins l'intérêt du gouvernement.

Des intendans étoient nommés par le roi pour gouverner les trente-deux généralités du royaume : ils ne rencontroient d'obstacles que dans les pays d'états, et quelquefois de la part de l'un des douze parlemens de province (le parlement de Paris étoit le treizième) ; mais, dans la plupart des généralités conduites par un intendant, cet agent du pouvoir disposoit à lui seul des intérêts de toute une province. Il avoit sous ses ordres une armée d'employés du fisc, détestés des gens du peuple. Ces employés les tourmentoient un à un pour en arracher des impôts disproportionnés à leurs moyens, et, lorsque l'on écrivoit au ministre des finances pour se plaindre des vexations de l'intendant ou du subdélégué, c'étoit à cet intendant même que le ministre renvoyoit les plaintes, puisque l'autorité suprême ne communiquoit que par eux avec les provinces.

Les jeunes gens et les étrangers qui n'ont pas connu la France avant la révolution, et qui voient aujourd'hui le peuple enrichi par la division des propriétés et la suppression des dîmes et du régime féodal, ne peuvent avoir l'idée de la situation de ce pays, lorsque la nation portoit le poids de tous les priviléges. Les partisans de l'esclavage, dans les colonies, ont souvent dit qu'un paysan de France étoit plus malheureux qu'un nègre. C'étoit un argument pour soulager les blancs, mais non pour s'endurcir contre les noirs. La misère accroît l'ignorance, l'ignorance accroît la misère; et, quand on se demande pourquoi le peuple françois a été si cruel dans la révolution, on ne peut en trouver la cause que dans l'absence de bonheur, qui conduit à l'absence de moralité.

On a voulu vainement, pendant le cours de ces vingt-cinq années, exciter en Suisse et en Hollande des scènes semblables à celles qui se sont passées en France : le bon sens de ces peuples, formé depuis long-temps par la liberté, s'y est constamment opposé.

Une autre cause des malheurs de la révolution, c'est la prodigieuse influence de Paris sur la France. Or, l'établissement des administrations provinciales devoit diminuer l'ascendant de la capitale sur tous les points du royaume ; car les grands propriétaires, intéressés par les affaires dont ils se seroient mêlés chez eux, auroient eu un motif pour quitter Paris, et vivre dans leurs terres. Les grands d'Espagne ne peuvent pas s'éloigner de Madrid sans la permission du roi : c'est un puissant moyen de despotisme, et par conséquent de dégradation, que de changer les nobles en courtisans. Les assemblées provinciales devoient rendre aux grands seigneurs de France une consistance politique. Les dissensions qu'on a vues tout-à-coup éclater entre les classes privilégiées et la nation, n'auroient peut-être pas existé, si, depuis long-temps, les trois ordres se fussent rapprochés, en discutant en commun les affaires d'une même province.

M. Necker composa les administrations provinciales instituées sous son ministère, comme l'ont été depuis les états généraux, d'un quart de nobles, un quart du clergé, et moitié du tiers état, divisé en députés des villes et en députés des campagnes. Ils délibéroient ensemble, et déjà l'harmonie s'établissoit tellement entre eux, que les deux premiers ordres avoient parlé de renoncer volontairement à leurs priviléges en matière d'impôts. Les procès verbaux de leurs séances devoient être imprimés, afin d'encourager les travaux par l'estime publique.

Les grands seigneurs françois n'étoient pas assez instruits, parce qu'ils ne gagnoient rien à l'être. La grâce en conversation, qui conduisoit à plaire à la cour, étoit la voie la plus sûre pour arriver aux honneurs. Cette éducation superficielle a été l'une des causes de la ruine des nobles : ils ne pouvoient plus lutter contre les lumières du tiers état; ils auroient dû tâcher de les surpasser. Les assemblées provinciales auroient, par degrés, amené les grands seigneurs à primer, par leur savoir en administration, comme jadis ils l'emportoient par leur épée, et l'esprit public en France auroit précédé l'établissement des institutions libres.

Les assemblées provinciales n'auroient point empêché qu'un jour on ne demandât la convocation des états généraux; mais du moins, quand l'époque inévitable d'un gouvernement représentatif seroit arrivée, la première classe et la seconde, s'étant occupées ensemble depuis long-temps de l'administration de leur pays, ne se seroient point présentées aux états généraux, l'une avec l'horreur et l'autre avec la passion de l'égalité.

L'archevêque de Bourges et l'évêque de Rhodez furent choisis pour présider les deux assemblées provinciales établies par M. Necker. Ce ministre protestant montra, en toute occasion, une grande déférence pour le clergé de France, parce qu'il étoit en effet composé d'hommes très-sages dans tout ce qui ne concernoit pas les préjugés de corps; mais, depuis la révolution, les haines de parti et la nature du gouvernement doivent écarter les ecclésiastiques des emplois publics.

Les parlemens prirent de l'ombrage des assemblées provinciales, comme d'une institution qui pouvoit donner au roi une force d'opinion indépendante de la leur. M. Necker souhaitoit que les provinces ne fussent point exclusivement soumises aux autorités qui siégeoient à Paris; mais, loin de vouloir détruire ce qu'il y avoit de vraiment utile dans les pouvoirs politiques des parlemens, c'est-à-dire, l'obstacle qu'ils pouvoient mettre à l'extension de l'impôt, ce fut lui, M. Necker, qui obtint du roi que l'on soumît aussi l'augmentation de la taille, impôt arbitraire dont le ministère seul fixoit la quotité, à l'enregistrement du parlement. M. Necker cherchoit sans cesse à mettre des bornes au pouvoir ministériel, parce qu'il savoit, par sa propre expérience, qu'un homme chargé de tant d'affaires, et à une si grande distance des intérêts sur lesquels il est appelé à prononcer, finit toujours par s'en remettre, de subalterne en subalterne, aux derniers commis, les plus incapables de juger des motifs qui doivent influer sur des décisions importantes.

Oui, dira-t-on encore, M. Necker, ministre temporaire, mettoit volontiers des bornes au pouvoir ministériel; mais c'étoit ainsi qu'il portoit atteinte à l'autorité permanente des rois. Je ne traiterai point ici la grande question de savoir si le roi d'Angleterre n'a pas autant et plus de pouvoir que n'en avoit un roi de France. La nécessité de gouverner dans le sens de l'opinion publique est imposée au souverain anglois; mais, cette condition remplie, il réunit la force de la nation à celle du trône; tandis qu'un monarque arbitraire, ne sachant où prendre l'opinion que ses ministres ne lui représentent pas fidèlement, rencontre à chaque instant des obstacles imprévus dont il ne peut calculer les dangers. Mais, sans anticiper sur un résultat qui, j'espère, acquerra quelque évidence nouvelle par cet ouvrage, je m'en tiens aux administrations provinciales, et je demande s'ils étoient les vrais serviteurs du roi, ceux qui vouloient lui persuader que ces administrations diminuoient son autorité?

La quotité des impôts n'étoit point soumise à leur décision : la répartition de la somme fixée d'avance leur étoit seule accordée. Étoit-ce donc un avantage pour la couronne, que l'impôt, mal subdivisé par un mauvais intendant, fit souffrir le peuple, et le révoltât plus encore contre l'autorité qu'un tribut, quelque considérable qu'il soit, quand il est sagement partagé? Tous les agens du pouvoir en appeloient, dans chaque détail, à la volonté du roi : les François ne sont contens que quand ils peuvent, en toute occasion, s'appuyer sur les désirs du prince. Les habitudes serviles sont chez eux invétérées; tandis que les ministres, dans les pays libres, ne se fondent que sur le bien public. Il se passera du temps encore, avant que les habitans de la France, accoutumés depuis plusieurs siècles à l'arbitraire, apprennent à rejeter ce langage de courtisan, qui ne doit pas sortir de l'enceinte des palais où il a pris naissance.

Le roi, sous le ministère de M. Necker, n'a jamais eu la moindre discussion avec les parlemens. Cela n'est pas étonnant, dira-t-on, puisque le roi, pendant ce temps, n'exigea point de nouveaux impôts, et s'abstint de tout acte arbitraire. Mais c'est en cela que le ministre se conduisit avec prudence; car un roi, dans le pays même où des lois constitutionnelles ne servent point de bornes à son pouvoir, auroit tort d'essayer jusqu'à quel point le peuple supporteroit ses fautes. Personne ne doit faire tout ce qu'il peut, surtout sur un terrain aussi chancelant que celui de l'autorité arbitraire dans un pays éclairé.

M. Necker, dans son premier ministère, étoit encore plus ami de la probité publique, si l'on peut s'exprimer ainsi, que de la liberté, parce que la nature du gouvernement qu'il servoit, permettoit l'une plus que l'autre; mais il souhaitoit tout ce qui pouvoit donner quelque stabilité au bien, indépendamment du caractère personnel des rois, et de celui de leurs ministres plus incertain encore. Les deux administrations provinciales qu'il établit, dans le Berri et le Rouergue, réussirent admirablement. Plusieurs autres étoient préparées; et le mouvement nécessaire aux esprits, dans un grand empire, se tournoit vers ces améliora-

An die Kölner.

1841.

Ihr Kölner wollt jetzt euren Dom vollenden:
Wie kommt euch nur ſo plötzlich dieſe Luſt?
Es lag ja immerfort in euren Händen;
Ihr ließt ihn doch vierhundert Jahr' im Wuſt.

Drei Königsſchädel liegen drin begraben,
Die Kaiſer Friedrich Rothbart hergeſandt.
Da brachten fromme Pilger reiche Gaben.
Aus eurem Gut ward wenig aufgewandt.

Eu'r Biſchof trug des Canzlers hohe Würde,
Des Bau's Beginn ward ſeiner Müh' verdankt.
Habt ihr ihm wohl erleichtert dieſe Bürde?
Ihr habt mit eurem Hirten ſtets gezankt.

Auch andre Städte haben hehre Tempel,
Die jede ſelbſt erbaut hat und gepflegt.
Meint ihr, daß euer Chor allein den Stempel
Der Heiligkeit an ſeiner Stirne trägt?

tions partielles. Il n'y avoit alors que deux seuls moyens de satisfaire l'opinion qui s'agitoit déjà beaucoup sur les affaires en général : les administrations provinciales, et la publicité des finances. Mais, dira-t-on, pourquoi satisfaire l'opinion? Je m'abstiendrai de toutes les réponses que feroient les amis de la liberté à cette singulière question. Je dirai simplement que, même pour éviter la demande d'un gouvernement représentatif, le mieux étoit d'accorder alors ce qu'on attendoit de ce gouvernement, c'est-à-dire, de l'ordre et de la stabilité dans l'administration. Enfin le crédit, c'est-à-dire, l'argent, dépendoit de l'opinion; et, puisqu'on avoit besoin de cet argent, il falloit au moins ménager par intérêt le vœu national, auquel peut-être on auroit dû céder par devoir.

CHAPITRE VII.

De la guerre d'Amérique.

En jugeant le passé d'après la connoissance des événemens qui l'ont suivi, on peut dire, je crois, que Louis XVI eut tort de se mêler de la guerre entre l'Amérique et l'Angleterre, quoique l'indépendance des États-Unis fût désirée par toutes les âmes généreuses. Les principes de la monarchie françoise ne permettoient pas d'encourager ce qui devoit être considéré comme une révolte d'après ces mêmes principes. D'ailleurs la France n'avoit point à se plaindre alors de l'Angleterre ; et déclarer une guerre seulement d'après la rivalité toujours subsistante entre ces deux pays, c'est un genre de politique mauvais en lui-même, et plus nuisible encore à la France qu'à l'Angleterre. Car la France ayant de plus grandes sources naturelles de prospérité, et beaucoup moins de puissance et d'habileté sur mer, c'est la paix qui la fortifie, et la guerre maritime qui la ruine.

La cause de l'Amérique et les débats du parlement d'Angleterre à ce sujet, excitèrent un grand intérêt en France. Tous les François qui furent envoyés pour servir avec le général Washington, revinrent pénétrés d'un enthousiasme de liberté qui devoit leur rendre difficile de retourner tranquillement à la cour de Versailles, sans rien souhaiter de plus que l'honneur d'y être admis. Il faut donc, dira-t-on, attribuer la révolution à la faute que fit le gouvernement françois en prenant part à la guerre d'Amérique. Il faut attribuer la révolution à tout et à rien : chaque année du siècle y conduisoit par toutes les routes. Il étoit très-difficile de se refuser aux cris de Paris en faveur de l'indépendance des Américains. Déjà le marquis de la Fayette, un noble François, amoureux de la gloire et de la liberté, avoit obtenu l'approbation générale en allant se joindre aux Américains, avant même que le gouvernement françois eût pris parti pour eux. La résistance à la volonté du roi, dans cette circonstance, fut encouragée par les applaudissemens du public. Or, quand l'autorité du prince est en défaveur auprès de l'opinion, le principe de la monarchie, qui place l'honneur dans l'obéissance, est attaqué par sa base.

A quoi falloit-il donc se décider ? M. Necker fit au roi des représentations très-fortes en faveur du maintien de la paix, et ce ministre, accusé de sentimens républicains, se prononça contre une guerre dont l'indépendance d'un peuple étoit l'objet. Ce n'est point, je n'ai pas besoin de le dire, qu'il ne souhaitât vivement le triomphe des Américains dans leur admirable cause; mais d'une part il ne croyoit pas permis de déclarer la guerre sans une nécessité positive, et de l'autre il étoit convaincu qu'aucune combinaison politique ne vaudroit à la France les avantages qu'elle pouvoit retirer de ses capitaux consumés par cette guerre. Ces argumens ne prévalurent pas, et le roi se décida pour la guerre. Il faut convenir néanmoins qu'elle pouvoit être appuyée par des motifs essentiels, et, quelque parti qu'on prît, on s'exposoit à de graves inconvéniens. Déjà le temps approchoit où l'on devoit appliquer à Louis XVI, ce que Hume dit de Charles I^{er}. : *Il se trouvoit dans une situation où les fautes étoient irréparables, et cette situation ne sauroit convenir à la foible nature humaine.*

CHAPITRE VIII.

De la retraite de M. Necker en 1781.

M. Necker n'avoit d'autre but, dans son premier ministère, que d'engager le roi à faire par lui-même tout le bien que la nation réclamoit, et pour lequel elle a souhaité depuis d'avoir des représentans. C'étoit l'unique manière d'empêcher une révolution pendant la vie de Louis XVI, et je n'ai point vu mon père varier depuis dans la conviction qu'alors, en 1781, il y auroit réussi. Le reproche le plus amer qu'il se soit donc fait dans sa vie, c'est de n'avoir pas tout supporté plutôt que de donner sa démission. Mais il ne prévoyoit pas à cette époque ce que les événemens ont révélé; et bien qu'un sentiment généreux l'attachât seul à sa place, il y a dans les âmes élevées une crainte délicate de ne pas abdiquer assez facilement le pouvoir, quand la fierté le leur conseille.

La seconde classe des courtisans se déclara contre M. Necker. Les grands seigneurs, n'ayant point d'inquiétude sur leur situation ni sur leur fortune, ont en général plus d'indépendance dans leur manière de voir que cet essaim obscur qui s'accroche à la faveur pour en obtenir quelques dons nouveaux à chaque occasion nouvelle. M. Necker faisoit des retranchemens dans la maison du roi, dans la somme destinée aux pensions, dans les charges de finances, dans les gratifications accordées aux gens de la cour sur ces charges. Ce système économique ne convenoit point à tous ceux qui avoient déjà pris l'habitude d'être payés par le gouvernement, et de pratiquer l'industrie des sollicitations, comme moyen de vivre. En vain, pour se donner plus de force, M. Necker avoit-il montré un désintéressement personnel inouï jusqu'alors, en refusant tous les appointemens de sa place. Qu'importoit ce désintéressement à ceux qui rejetoient bien loin d'eux un tel exemple? Cette conduite vraiment généreuse ne désarma point la colère des hommes et des femmes, qui rencontroient dans M. Necker un obstacle à des abus tellement passés en habitude, qu'il leur sembloit injuste de vouloir les supprimer.

Les femmes d'un certain rang se mêloient de tout avant la révolution. Leurs maris ou leurs frères les employoient toujours pour aller chez les ministres ; elles pouvoient insister sans manquer de convenance, passer la mesure même, sans qu'on fût dans le cas de s'en plaindre ; et toutes les insinuations qu'elles savoient faire en parlant, exerçoient beaucoup d'empire sur la plupart des hommes en place. M. Necker les écoutoit très-poliment ; mais il avoit trop d'esprit pour ne pas démêler ces ruses de conversation, qui ne produisent aucun effet sur les esprits éclairés et naturels. Ces dames alors avoient recours à de grands airs, rappeloient négligemment les noms illustres qu'elles portoient, et demandoient une pension comme un maréchal de France se plaindroit d'un passe-droit. M. Necker s'en tenoit toujours à la justice, et ne se permettoit point de prodiguer l'argent acquis par les sacrifices du peuple. Qu'est-ce que mille écus, pour le roi ? disoient-elles. Mille écus, répondoit M. Necker, c'est la taille d'un village.

De tels sentimens n'étoient appréciés que des personnes les plus respectables à la cour. M. Necker pouvoit aussi compter sur des amis dans le clergé, qu'il avoit toujours honoré, et parmi les grands propriétaires et les nobles, qu'il vouloit introduire, à l'aide des administrations provinciales, au maniement et à la connoissance des affaires publiques. Mais les courtisans des princes et les financiers étoient vivement contre lui. Un mémoire qu'il remit au roi sur l'établissement des assemblées provinciales, avoit été indiscrètement publié, et les parlemens y avoient vu que M. Necker donnoit comme un des motifs de cette institution, l'appui d'opinion qu'elle pourroit prêter dans la suite contre les parlemens eux-mêmes, s'ils se conduisoient comme des corporations ambitieuses et non d'après le vœu national. C'en fut assez pour que ces magistrats, jaloux d'une autorité politique contestée, nommassent hardiment M. Necker un novateur. Mais, de toutes les innovations, celle que les courtisans et les financiers détestoient le plus, c'étoit l'économie. De tels ennemis cependant n'auroient pu faire renvoyer un ministre pour lequel la nation montroit plus d'attachement qu'elle n'en avoit témoigné à personne depuis l'administration de Sully et de Colbert, si le comte de Maurepas n'avoit pas habilement saisi le moyen de le renverser.

Il en vouloit à M. Necker, d'avoir fait nommer, sans sa participation, M. le maréchal de Castries au ministère de la marine. Aucun homme cependant n'étoit plus considéré que M. de Castries, et ne méritoit davantage de l'être. Mais M. de Maurepas ne vouloit pas que M. Necker, ni personne s'avisât d'avoir un crédit direct sur le roi : il étoit jaloux de la reine elle-même, et la reine alors traitoit M. Necker avec beaucoup de bonté. M. de Maurepas assistoit toujours au travail du roi avec les ministres; mais ce fut pendant un de ses accès de goutte que M. Necker, se trouvant seul avec le roi, en obtint la destitution de M. de Sartines, et la nomination de M. le maréchal de Castries au ministère de la marine.

M. de Sartines étoit un exemple du genre de choix qu'on fait dans les monarchies où la liberté de la presse et l'assemblée des députés n'obligent pas à recourir aux hommes de talent. Il avoit été un excellent lieutenant de police : une intrigue quelconque le fit élever au rang de ministre de la marine. M. Necker alla chez lui quelques jours après sa nomination; il avoit fait tapisser sa chambre de cartes géographiques, et dit à M. Necker, en se promenant dans ce cabinet d'étude : « Voyez quels progrès j'ai » déjà faits, je puis mettre la main sur cette » carte, et vous montrer, en fermant les yeux, » où sont les quatre parties du monde. » Ces belles connoissances n'auroient pas semblé sufſiſantes en Angleterre pour diriger la marine.

A cette ignorance, M. de Sartines joignoit une inconcevable ineptie dans la comptabilité de ſon département, et le miniſtre des finances ne pouvoit pas reſter étranger aux déſordres qui avoient lieu dans cette partie des dépenſes publiques. Malgré l'importance de ces motifs, M. de Maurepas ne pardonna pas à M. Necker d'avoir parlé directement au roi, et, à dater de ce jour, il devint ſon ennemi mortel. C'eſt un caractère ſingulier qu'un vieux miniſtre courtiſan! La choſe publique n'étoit de rien pour M. de Maurepas : il ne s'occupoit que de ce qu'il appeloit le ſervice du roi, et ce ſervice du roi conſiſtoit dans la faveur qu'on pouvoit gagner ou perdre à la cour : les affaires les plus eſſentielles étoient toutes ſubordonnées au maniement de l'eſprit du ſouverain. Il falloit bien avoir une certaine connoiſſance des choſes pour s'en entretenir avec le roi : il falloit bien mériter juſqu'à un certain point l'eſtime, pour que le roi n'entendît pas dire trop de mal de vous; mais le mobile et le but de tout, c'étoit de lui plaire. M. de Maurepas tâchoit de conſerver ſa faveur par une multitude de ſoins inaperçus, afin d'entourer, comme avec des filets, le monarque qu'il vouloit ſéparer de tou-

Wien, Straßburg, Rheims, der Marmordom in Mailand,
Viel' andre, die ich nicht zu nennen weiß;
Dann Canterbury in Britanniens Eiland,
Weſtminſter, York, verdienen gleichen Preis.

Ihr habt wohl nie aus euren dumpfen Mauern
Auf Deutſchland und Europa rings geblickt:
Wie könnte ſonſt der leere Stolz noch dauern
Auf ſolch ein Bruchſtück, ärmlich ausgeflickt?

Nun laßt ihr durch die Zeitung ausspoſaunen:
Köln iſt die heil'ge Stadt vor allen, wißt!
Deutſchland! vernimm's in Demuth und mit Staunen!
Wer nicht am Bau hilft, iſt kein wahrer Chriſt! —

Geht hin zum Papſt, und bittet: Heil'ger Vater,
Borgt uns doch Geld, zu bauen unſern Dom! —
Ich, wird er ſagen, bin des Heils Berather;
Doch Geld zu holen giebt es keins in Rom.

tes relations dans lesquelles il auroit pu entendre des paroles sérieuses et sincères. Il n'osoit pas proposer au roi de renvoyer un homme aussi utile que M. Necker. Quand on n'auroit fait aucun cas de son amour pour le bien public, l'argent qu'il procuroit par son crédit au trésor royal n'étoit pas à dédaigner. Cependant le vieux ministre étoit aussi imprudent, en fait d'intérêt général, que précautionné dans ce qui le concernoit personnellement, et il ne s'embarrassoit guère de ce qui arriveroit aux finances de l'état, pourvu que M. Necker ne se hasardât pas, sans son consentement, à parler au roi. Il étoit difficile toutefois de dire à ce roi : vous devez disgracier votre ministre, parce qu'il s'est avisé de s'adresser à vous sans me consulter. Il falloit donc attendre une circonstance d'un autre genre; et, quelque réservé que fût M. Necker, il avoit un caractère fier, une âme irritable; il étoit un homme énergique enfin dans toute sa manière de sentir : c'étoit assez pour commettre, tôt ou tard, des fautes à la cour.

Dans une des maisons des princes, il se trouvoit une espèce d'intendant, M. de Sainte-Foix, intrigant tranquille, mais persévérant dans sa haine contre tous les sentimens exaltés :

cet homme, jusqu'à son dernier jour, et, lorsque sa tête blanchie sembloit appeler des pensées plus graves, cherchoit encore, chez les ministres même de la révolution, un dîner, des secrets et de l'argent. M. de Maurepas l'employa pour faire répandre des libelles contre M. Necker. Comme il n'y avoit point en France de liberté de la presse, c'étoit une chose toute nouvelle que des écrits contre un homme en place, encouragés par le premier ministre, et par conséquent distribués publiquement à tout le monde.

Il falloit, et M. Necker se l'est bien souvent répété depuis, il falloit mépriser ces piéges tendus à son caractère; mais madame Necker ne put supporter la douleur que lui causoit la calomnie dont son époux étoit l'objet; elle crut devoir lui dérober la connoissance du premier libelle qui parvint entre ses mains, afin de lui épargner une peine amère. Mais elle imagina d'écrire à son insu à M. de Maurepas pour s'en plaindre, et pour lui demander de prendre les mesures nécessaires contre ces écrits anonymes : c'étoit s'adresser à celui même qui les encourageoit en secret. Quoique madame Necker eût beaucoup d'esprit, élevée dans les montagnes de la Suisse, elle ne se faisoit pas l'idée du caractère de M. de Maurepas, de cet homme qui ne voyoit dans l'expression des sentimens qu'une occasion de découvrir le côté vulnérable. Dès qu'il connut la susceptibilité de M. Necker par le chagrin que sa femme avoit fait voir, il se flatta, en l'irritant, de le pousser à donner sa démission.

Quand M. Necker sut la démarche de sa femme, il la blâma, mais il en fut très-ému. Après ses devoirs religieux, l'opinion publique étoit ce qui l'occupoit le plus; il sacrifioit la fortune, les honneurs, tout ce que les ambitieux recherchent, à l'estime de la nation; et cette voix du peuple, alors non encore altérée, avoit pour lui quelque chose de divin. Le moindre nuage sur sa réputation étoit la plus grande souffrance que les choses de la vie pussent lui causer. Le but mondain de ses actions, le vent de terre qui le faisoit naviguer, c'étoit l'amour de la considération. Un ministre du roi de France n'avoit pas d'ailleurs, comme les ministres anglois, une force indépendante de la cour : il ne pouvoit manifester en public, dans la chambre des communes, son caractère et sa conduite; et, la liberté de la presse n'existant pas, les libelles clandestins en étoient d'autant plus dangereux.

M. de Maurepas faisoit répandre sourdement que c'étoit plaire au roi qu'attaquer son ministre. Si M. Necker avoit demandé un entretien particulier au roi pour l'éclairer sur M. de Maurepas, peut-être l'auroit-il fait disgracier. Mais la vieillesse de cet homme, quelque frivole qu'elle fût, méritoit toujours des égards, et d'ailleurs M. Necker se croyoit lié par la reconnoissance envers celui qui l'avoit appelé au ministère. M. Necker se contenta donc de requérir un signe quelconque de la faveur du souverain qui décourageât les libellistes; il désiroit qu'on les éloignât de la maison de Mgr. le comte d'Artois, dans laquelle ils occupoient des emplois; et qu'on lui accordât l'entrée au conseil d'état dont on l'avoit écarté, sous prétexte de la religion protestante qu'il professoit, bien que sa présence y eût été éminemment utile. Un ministre des finances, chargé de demander au peuple les sacrifices qu'exige la guerre, doit prendre part aux délibérations sur la possibilité de faire la paix.

M. Necker étoit convaincu que, si le roi ne témoignoit pas de quelque manière qu'il le protégeoit sincèrement contre ses ennemis tout-puissans, il n'auroit plus la force nécessaire pour conduire les finances avec la sévérité dont il se faisoit un devoir. Il se trompoit toute fois: l'attachement de la nation pour lui étoit plus grand qu'il ne le croyoit, et, s'il avoit attendu la mort du premier ministre, qui arriva six mois après, il auroit occupé sa place. Le règne de Louis XVI eût été probablement paisible, et la nation se seroit préparée, par une bonne administration, à l'émancipation qui lui étoit due.

M. Necker offrit sa démission, si les conditions qu'il demandoit n'étoient pas accordées. M. de Maurepas, qui l'avoit excité à cette démarche, en prévoyoit avec certitude le résultat; car plus les monarques sont foibles, plus ils sont fidèles à quelques maximes de fermeté qui leur ont été données dès leur enfance, et dont l'une des premières est sans doute, qu'un roi ne doit jamais refuser une démission offerte, ni souscrire aux conditions qu'un fonctionnaire public met à la continuation de ses services.

La veille du jour où M. Necker se proposoit de demander au roi sa retraite, s'il n'obtenoit pas ce qu'il désiroit, il se rendit avec sa femme à l'hospice qui porte encore leur nom à Paris. Il alloit souvent dans cet asile respectable reprendre du courage contre les difficultés cruelles de sa situation. Des sœurs de la Charité, la plus touchante des communautés religieuses, soignoient les malades de l'hôpital : ces sœurs ne prononcent des vœux que pour une année, et plus elles font de bien, moins elles sont intolérantes. M. et Mad. Necker, tous les deux protestans, étoient l'objet de leur amour. Ces saintes filles leur offrirent des fleurs, et leur chantèrent des vers tirés des psaumes, la seule poésie qu'elles connussent : elles les appeloient leurs bienfaiteurs, parce qu'ils venoient au secours du pauvre. Mon père, ce jour-là, fut plus attendri, je m'en souviens encore, qu'il ne l'avoit jamais été par de semblables témoignages de reconnoissance : sans doute il regrettoit le pouvoir qu'il alloit perdre, celui de servir la France. Hélas! qui dans ce temps auroit pu croire qu'un tel homme seroit un jour accusé d'être dur, arrogant et factieux? Ah! jamais une âme plus pure n'a traversé la région des orages, et ses ennemis, en le calomniant, commettent une impiété; car le cœur de l'homme vertueux est le sanctuaire de la Divinité dans ce monde.

Le lendemain M. Necker revint de Versailles, ayant cessé d'être ministre. Il entra chez ma mère, et tous les deux, après une demi-heure de conversation, donnèrent l'ordre à leurs gens de nous établir dans vingt-quatre heures à

Saint-Ouen, maison de campagne de mon père à deux lieues de Paris. Ma mère se soutenoit par l'exaltation même de ses sentimens; mon père gardoit le silence; moi j'étois trop enfant pour n'être pas ravie d'un changement quelconque de situation; cependant, quand je vis à diner les secrétaires et les commis du ministère tous dans une morne tristesse, je commençai à craindre que ma joie ne fût pas trop bien fondée. Cette inquiétude fut dissipée par les hommages sans nombre que mon père reçut à Saint-Ouen.

Toute la France vint le voir : les grands seigneurs, le clergé, les magistrats, les négocians, les hommes de lettres, s'attiroient chez lui les uns les autres; il reçut près de cinq cents lettres (1) des administrations et des diverses corporations des provinces, qui exprimoient un respect et une affection dont aucun homme public en France n'avoit peut-être jamais eu l'honneur d'être l'objet. Les mémoires du temps qui ont déjà paru, attestent la vérité de ce que j'avance à cet égard (2). La France, à cette époque, ne vouloit encore rien de plus qu'un bon ministre : elle s'étoit successivement attachée à M. Turgot, à M. de Malesherbes, et particulièrement à M. Necker, parce qu'il avoit plus de talent que les deux autres pour les choses positives. Mais lorsque les François virent que, même sous un roi aussi vertueux que Louis XVI,

---

(1) Ces lettres sont un trésor de famille que je possède à Coppet.

(2) *Correspondance littéraire, philosophique et critique.*

---

adressée à un souverain d'Allemagne, par le baron de Grimm et par Diderot. (Tom. V, pag. 297, mai 1781.)

« Ce n'est que le dimanche matin, 20 de ce mois, que l'on fut instruit, à Paris, de la démission donnée la veille par M. Necker : on y avoit été préparé, depuis long-temps, par les bruits de la ville et de la cour, par l'impunité des libelles les plus injurieux, et par l'espèce de protection accordée à ceux qui avoient eu le front de les avouer, par toutes les démarches ouvertes et cachées d'un parti puissant et redoutable. Cependant l'on eût dit, à voir l'étonnement universel, que jamais nouvelle n'avoit été plus imprévue : la consternation étoit peinte sur tous les visages ; ceux qui éprouvoient un sentiment contraire étoient en trop petit nombre ; ils auroient rougi de le montrer. Les promenades, les cafés, tous les lieux publics étoient remplis de monde ; mais il régnoit un silence extraordinaire. On se regardoit, on se serroit tristement la main, je dirois comme à la vue d'une calamité publique, si ces premiers momens de trouble n'eussent ressemblé davantage à la douleur d'une famille désolée, qui vient de perdre l'objet et le soutien de ses espérances.

» On donnoit ce même soir, à la Comédie Françoise, une représentation de la Partie de chasse de Henri IV. J'ai vu aucun ministre austère et capable ne pouvoit rester en place, ils comprirent que les institutions stables peuvent seules mettre l'état à l'abri des vicissitudes des cours.

Joseph II, Catherine II, la reine de Naples, écrivirent à M. Necker, pour lui offrir la direction de leurs finances : il avoit le cœur trop

---

souvent au spectacle, à Paris, des allusions aux circonstances du moment saisies avec beaucoup de finesse ; mais je n'en ai point vu qui l'aient été avec un intérêt aussi sensible, aussi général. Chaque applaudissement (quand il s'agissoit de Sully), sembloit, pour ainsi dire, porter un caractère particulier, une nuance propre au sentiment dont on étoit pénétré ; c'étoit tour à tour celui des regrets et de la tristesse, de la reconnoissance et du respect ; et tous ces mouvemens étoient si vrais, si justes, si bien marqués, que la parole même n'auroit pu leur donner une expression plus vive et plus intéressante. Rien de ce qui pouvoit s'appliquer sans effort au sentiment du public pour M. Necker ne fut négligé ; souvent les applaudissemens venoient interrompre l'acteur, au moment où l'on prévoyoit que la suite du discours ne seroit plus susceptible d'une application aussi pure, aussi flatteuse, aussi naturelle. Enfin, nous osons croire qu'il est peu d'exemples d'un concert d'opinions plus sensible, plus délicat, et, s'il est permis de s'exprimer ainsi, plus involontairement unanime. Les comédiens ont été s'excuser, auprès de M. le lieutenant de police, d'avoir donné lieu à une scène si touchante, mais dont on ne pouvoit leur savoir mauvais gré. Ils ont justifié leur innocence, en prouvant que la pièce étoit sur le répertoire depuis huit jours. On françois pour accepter un tel dédommagement, quelque honorable qu'il pût être. La France et l'Europe furent consternées de la retraite de M. Necker : ses vertus et ses facultés méritoient cet hommage; mais il y avoit de plus, dans cette impression universelle, la crainte confuse de la crise politique dont on étoit menacé, et

---

leur a pardonné, et l'on s'est contenté de défendre à cette occasion, aux journalistes, de parler à l'avenir de M. Necker, ni en bien ni en mal.

» Si jamais ministre n'emporta dans sa retraite une gloire plus pure et plus intègre que M. Necker, jamais ministre aussi n'y reçut plus de témoignages de la bienveillance et de l'admiration publiques. Il y eut, les premiers jours, sur le chemin qui conduit à sa maison de campagne, à Saint-Ouen, à deux lieues de Paris, une procession de carrosses presque continuelle. Des hommes de toutes les classes et de toutes les conditions s'empressèrent à lui porter l'hommage de leurs regrets et de leur sensibilité ; et dans ce nombre on a pu compter les personnes les plus respectables de la ville et de la cour, les prélats les plus distingués par leur naissance et par leur piété, M. l'archevêque de Paris à la tête, les Biron, les Beauvau, les Richelieu, les Choiseul, les Noailles, les Luxembourg, enfin les noms les plus respectés de la France, sans oublier celui du successeur même de M. Necker, qui n'a pas cru pouvoir mieux rassurer les esprits sur les principes de son administration, qu'en donnant lui-même les plus grands éloges à celle de M. Necker, et en se félicitant de n'avoir qu'à suivre une route qu'il trouvoit si heureusement tracée. »

Epigramme und litterariſche Scherze
auf
Zeitgenoßen.

Vorwort.

Nur das Berühmte taugt zum Epigramme:
Auf hohe Gipfel zielt des Blitzes Flamme.
Drum, wenn euch hier die Muſe ſcherzend nennt,
So nehmt es, bitt' ich, für ein Compliment.

Klugheitsregel.

Verſpottet, mache kein Gewinſel;
Daran erkennt man erſt den Pinſel.

que la sagesse seule du ministère françois pouvoit retarder ou prévenir.

On n'auroit, certes, pas vu sous Louis XIV un ministre disgracié comblé de preuves d'estime par toutes les classes de la société. Ce nouvel esprit d'indépendance devoit apprendre à un homme d'état la force de l'opinion ; néanmoins, loin de la ménager pendant les sept années qui se passèrent entre la retraite de M. Necker et la promesse des états généraux donnée par l'archevêque de Sens, il n'est sorte de fautes que les ministres n'aient commises ; et ils ont exaspéré chaque jour la nation, sans avoir entre leurs mains aucune force réelle pour la contenir.

CHAPITRE IX.

Des circonstances qui ont amené la convocation des états généraux. — Ministère de M. de Calonne.

M. Turgot et M. Necker avoient été renversés, en grande partie, par l'influence des parlemens qui ne vouloient ni la suppression des priviléges en matière d'impôts, ni l'établissement des assemblées provinciales. Le roi crut donc qu'il se trouveroit mieux de choisir ses ministres des finances dans le parlement même, afin de n'avoir rien à craindre de l'opposition de ce corps, lorsqu'il seroit question de demander de nouveaux impôts. Il nomma successivement, à cet effet, contrôleur général, M. Joli de Fleuri et M. d'Ormesson; mais ni l'un ni l'autre n'avoient la moindre idée de la manutention des finances, et l'on peut regarder leur ministère comme un temps d'anarchie à cet égard. Cependant les circonstances où ils se trouvoient, étoient beaucoup plus favorables que celles contre lesquelles M. Necker avoit eu à lutter. M. de Maurepas n'existoit plus, et la paix étoit signée. Que d'améliorations M. Necker n'auroit-il pas faites dans une position si avantageuse! Mais il étoit dans l'esprit des magistrats, ou plutôt du corps dont ils faisoient partie, de n'admettre aucun progrès en aucun genre.

Les représentans du peuple, chaque année, et surtout à chaque élection, sont éclairés par les lumières qui se développent de toutes parts; mais le parlement de Paris étoit et seroit resté constamment étranger à toute idée nouvelle. La raison en est fort simple : un corps privilégié, quel qu'il soit, ne peut tenir sa patente que de l'histoire; il n'a de force actuelle que parce qu'il a existé autrefois. Nécessairement donc il s'attache au passé, et redoute les innovations. Il n'en est pas de même des députés, qui participent à la force renouvelée de la nation qu'ils représentent.

Le choix des parlementaires n'ayant pas réussi, il ne restoit que la classe des intendans, c'est-à-dire, des administrateurs de province, nommés par le roi. M. Senac de Meilhan, écrivain superficiel qui n'avoit de profondeur que dans l'amour-propre, ne pouvoit pardonner à M. Necker d'avoir été appelé à sa place, car il considéroit le ministère comme son droit; mais il avoit beau haïr et calomnier, il ne parvenoit pas à faire tourner sur lui l'opinion publique. Un seul des concurrens passoit pour très-distingué par son esprit : c'étoit M. de Calonne; on lui croyoit des talens supérieurs, parce qu'il traitoit légèrement les choses les plus sérieuses, y compris la vertu. C'est une grande erreur que l'on commet en France, de se persuader que les hommes immoraux ont des ressources merveilleuses dans l'esprit. Les fautes causées par la passion dénotent assez souvent des facultés distinguées; mais la corruption et l'intrigue tiennent à un genre de médiocrité qui ne permet d'être utile à rien qu'à soi-même. On seroit plus près de la vérité, en considérant comme incapable des affaires publiques un homme qui a consacré sa vie au ménagement artificieux des circonstances et des personnes. Tel étoit M. de Calonne, et dans ce genre encore la frivolité de son caractère le poursuivoit, et il ne faisoit pas habilement le mal, même lorsqu'il en avoit l'intention.

Sa réputation, fondée par les femmes avec lesquelles il passoit sa vie, l'appeloit au ministère. Le roi résista long-temps à ce choix, parce que son instinct consciencieux le repoussoit. La reine partageoit la répugnance du roi, quoiqu'elle fût entourée de personnes d'un avis différent; on eût dit qu'ils pressentoient l'un et l'autre dans quels malheurs un tel caractère alloit les jeter. Je le répète, aucun homme en particulier ne peut être considéré comme l'auteur de la révolution de France; mais, si l'on vouloit s'en prendre à un individu d'un événement séculaire, ce seroient les fautes de M. de Calonne qu'il faudroit en accuser. Il vouloit plaire à la cour en répandant l'argent à pleines mains; il encouragea le roi, la reine et les princes, à ne se gêner sur aucun de leurs goûts, assurant que le luxe étoit la source de la prospérité des états; il appeloit la prodigalité une large économie : enfin, il vouloit être en tout un ministre facile et complaisant, pour se mettre en contraste avec l'austérité de M. Necker; mais, si M. Necker étoit plus vertueux, il est également vrai qu'il avoit aussi beaucoup plus d'esprit. La controverse par écrit qui s'établit entre ces deux ministres sur le déficit, quelque temps après, a prouvé que, même en fait de plaisanteries, M. Necker avoit tout l'avantage.

La légèreté de M. de Calonne consistoit plutôt dans ses principes que dans ses manières; il lui paroissoit brillant de se jouer avec les difficultés, et cela le seroit en effet, si l'on en triomphoit : mais quand elles sont plus fortes que celui qui veut avoir l'air d'en être le maître, sa négligente confiance n'est rien qu'un ridicule de plus.

M. de Calonne continua pendant la paix le système des emprunts qui, de l'avis de M. Necker, ne convenoit que pendant la guerre. Le crédit du ministre baissant chaque jour, il falloit qu'il haussât l'intérêt pour se procurer de l'argent, et le désordre s'accroissoit ainsi par le désordre même. M. Necker, vers ce temps, publia l'*Administration des Finances* : cet ouvrage, reconnu maintenant pour classique, produisit dès lors un effet prodigieux ; on en vendit quatre-vingt mille exemplaires. Jamais aucun écrit, sur des sujets aussi sérieux, n'avoit eu un succès tellement populaire. Les François s'occupoient déjà beaucoup dans ce temps de la chose publique, sans songer encore à la part qu'ils y pourroient prendre.

L'ouvrage sur l'administration des finances renfermoit tous les plans de réforme adoptés depuis par l'assemblée constituante, dans le système des impôts ; et l'heureux effet que ces changemens ont produit sur l'aisance de la nation, a fait connoître la vérité de ce que

M. Necker a constamment proclamé dans ses écrits sur les richesses naturelles de la France.

M. de Calonne n'avoit de popularité que parmi les courtisans ; mais telle étoit la détresse dans laquelle ses prodigalités et son insouciance plongeoient les finances, qu'il se vit obligé de songer à la ressource proposée par l'homme d'état qui lui ressembloit le moins à tous égards, M. Turgot : la répartition égale des impôts entre toutes les classes. Quels obstacles cependant une telle innovation ne devoit-elle pas rencontrer, et quelle bizarre situation que celle d'un ministre qui a dilapidé le trésor royal pour se faire des partisans parmi les privilégiés, et qui se voit contraint à les indisposer tous, en leur imposant des tributs en masse, pour acquitter les dons qu'il leur a faits en détail ?

M. de Calonne savoit que le parlement ne consentiroit pas à de nouveaux impôts, et il savoit aussi que le roi n'aimoit point à recourir aux lits de justice ; ce droit royal manifestoit le despotisme de la couronne, en annulant la seule résistance que permît la constitution de l'état. D'un autre côté l'opinion publique grandissoit, et l'esprit d'indépendance se manifestoit dans toutes les classes. M. de Calonne crut qu'il pourroit se faire un appui de cette opinion contre le parlement, tandis qu'elle étoit autant contre lui que le parlement même. Il proposa au roi de convoquer l'assemblée des notables, chose dont il n'y avoit pas eu d'exemple depuis Henri IV, depuis un roi qui pouvoit tout risquer en fait d'autorité, puisqu'il étoit certain de tout regagner par l'amour.

Ces assemblées de notables n'avoient d'autre pouvoir que de dire au roi leur avis sur les questions que les ministres jugeoient à propos de leur adresser. Rien n'est plus mal combiné, dans un temps où les esprits sont agités, que ces réunions d'hommes dont les fonctions se bornent à parler; on excite ainsi d'autant plus l'opinion qu'on ne lui donne point d'issue. Les états généraux, convoqués pour la dernière fois, en 1614, avoient seuls le droit légal de consentir les impôts : mais comme on en avoit sans cesse établi de nouveaux depuis cent soixante-quinze ans, sans rappeler ce droit, il n'y avoit point d'habitude contractée chez les François à cet égard, et l'on entendoit beaucoup plus parler à Paris de la constitution angloise que de celle de France. Les principes politiques développés dans les livres des publicistes anglois, étoient bien mieux connus des François mêmes que d'anciennes institutions laissées en oubli depuis deux siècles.

A l'ouverture de l'assemblée des notables, en 1787, M. de Calonne, dans son Compte rendu des finances, avoua que la dépense surpassoit la recette, de 56 millions par an; mais il prétendit que ce déficit avoit commencé longtemps avant lui, et que M. Necker n'avoit pas dit la vérité, en présentant, en 1781, un excédant de dix millions de la recette sur la dépense. A peine ce discours parvint-il à M. Necker qu'il se hâta de le réfuter dans un mémoire victorieux et accompagné de pièces justificatives, dont les notables d'alors furent à portée de connoître l'exactitude. M. Joli de Fleuri et M. d'Ormesson, successeurs de M. Necker, attestèrent la vérité de ses réclamations. Il envoya ce mémoire au roi, qui en parut satisfait, mais lui fit dire néanmoins de ne point l'imprimer.

Dans les gouvernemens arbitraires, les rois, même les meilleurs, ont de la peine à comprendre l'importance que chaque homme doit attacher à l'estime publique. La cour leur paroît le centre de tout, et ils sont eux-mêmes à leurs yeux le centre de la cour. M. Necker fut forcé de désobéir à l'injonction du roi; c'étoit interdire à un homme la défense de son honneur, que d'obliger un ministre retiré à supporter en silence, qu'un ministre en place l'accusât de mensonge, en présence de la nation. Il ne falloit pas autant de susceptibilité qu'en avoit M. Necker sur tout ce qui concernoit la considération, pour repousser à tout prix une telle offense. L'ambition conseilloit sans doute de se soumettre à la volonté royale; mais comme l'ambition de M. Necker étoit la gloire, il fit publier son livre, bien que tout le monde lui dit qu'il s'exposoit ainsi pour le moins à ne jamais rentrer dans le ministère.

Un soir, dans l'hiver de 1787, deux jours après que la réponse aux attaques de M. de Calonne eut paru, on fit demander mon père dans le salon où nous étions tous rassemblés avec quelques amis; ilsortit et fit appeler d'abord ma mère, et puis moi quelques minutes après, et me dit que M. Le Noir, lieutenant de police, venoit de lui apporter une lettre de cachet qui l'exiloit à quarante lieues de Paris. Je ne saurois peindre l'état où je fus à cette nouvelle; cet exil me parut un acte de despotisme sans exemple; il s'agissoit de mon père dont tous les sentimens nobles et purs m'étoient intime-

Geſpräch.

A. Du ſchreibſt ſchon wieder Epigramme?
B. Darin entladet ſich des Zornes Flamme.
Denn, bleiben ſie auch ungedruckt,
Der Blitz hat aus der Wolke doch gezuckt.
Man kann ſie guten Freunden zeigen,
Die 's wohl nicht allzumal verſchweigen:
Und wenn der Feind was munkeln hört,
So hat man ſeine Ruh verſtört,
Und braucht nicht weiter nachzuſagen,
Noch gar mit Knüppeln drein zu ſchlagen.

Gegenſeitige billige Zurückhaltung.

Nicht alles ſagen, was man denkt, iſt klug;
Doch ſagen was man nicht denkt, wär' Betrug.
Mißtraut, ihr Gläub'gen, jenen argen Leuten,
Die jedes Schweigen als Verneinung deuten.
Nach unſerm Glauben laßt die Frage ruhn:
Mit unſern Zweifeln habt ihr nichts zu thun!

ment con[illegible] Je n'avois pas encore l'idée de ce que c'est qu'un gouvernement, et la conduite de celui de France me paroissoit la plus révoltante de toutes les injustices. Certes, je n'ai point changé à l'égard de l'exil imposé sans jugement; je pense, et je tâcherai de le prouver, que c'est, parmi les peines cruelles, celle dont on peut le plus facilement abuser. Mais alors les lettres de cachet, comme tant d'autres illégalités, étoient passées en habitude, et le caractère personnel du roi adoucissoit l'abus autant qu'il étoit possible.

L'opinion publique d'ailleurs changeoit les persécutions en triomphe. Tout Paris vint visiter M. Necker pendant les vingt-quatre heures qu'il lui fallut pour faire les préparatifs de son départ. L'archevêque de Toulouse, protégé de la reine, et qui se préparoit à remplacer M. de Calonne, se crut obligé, même par un calcul d'ambition, à se montrer chez un exilé. De toutes parts on s'empressoit d'offrir des habitations à M. Necker; tous les châteaux, à quarante lieues de Paris, furent mis à sa disposition. Le malheur d'un exil qu'on savoit momentané, ne pouvoit être très-grand, et la compensation étoit superbe. Mais est-ce ainsi qu'un pays peut être gouverné? Rien n'est si agréable, pendant un certain temps, que le déclin d'un gouvernement quelconque, car sa foiblesse lui donne l'apparence de la douceur : mais la chute qui s'ensuit est terrible.

Loin que l'exil de M. Necker disposât les notables en faveur de M. de Calonne, ils s'en irritèrent, et l'assemblée fut plus opposée que jamais à tous les plans proposés par le ministre des finances. Les impôts auxquels il vouloit qu'on eût recours, avoient toujours pour base l'abolition des priviléges pécuniaires. Mais, comme ils étoient, dit-on, très-mal combinés, l'assemblée des notables les rejeta sous ce prétexte. Cette assemblée, presque en entier composée de nobles et de prélats, n'étoit certainement pas, à quelques exceptions près, de l'avis d'établir l'égale répartition des taxes; mais elle se garda bien d'exprimer son désir secret à cet égard; et, se mêlant à ceux dont les opinions étoient purement libérales, elle fit corps avec la nation, qui craignoit tous les impôts de quelque nature qu'ils fussent.

La défaveur publique dont M. de Calonne étoit l'objet, devenoit si vive, et la présence des notables donnoit à cette défaveur des organes si imposans, que le roi se vit contraint, non-seulement à renvoyer M. de Calonne, mais même à le punir. Quels que fussent les torts de M. de Calonne, le roi avoit déclaré aux notables, deux mois auparavant, qu'il approuvoit ses projets ; il nuisoit donc presque autant à la dignité de son pouvoir en abandonnant ainsi un mauvais ministre, que lorsqu'il en avoit sacrifié de bons. Il y nuisit surtout par l'incroyable successeur qui fut nommé. La reine vouloit l'archevêque de Toulouse, mais le roi n'y étoit pas encore disposé. M. le maréchal de Castries, alors ministre de la marine, proposa M. Necker; mais le baron de Breteuil, qui le redoutoit, excita l'amour-propre royal de Louis XVI, en lui disant qu'il ne pouvoit choisir pour ministre celui qu'il venoit d'exiler. Les souverains qui ont le moins de résolution dans le caractère, sont ceux sur lesquels on produit le plus d'effet en leur parlant de leur autorité : on diroit qu'ils se flattent qu'elle marchera d'elle-même, comme une puissance surnaturelle, tout-à-fait indépendamment des circonstances et des moyens. Le baron de Breteuil écarta donc M. Necker; la reine n'obtint pas l'archevêque de Toulouse, et l'on se réunit pour un moment sur un terrain bien neutre, ou plutôt bien nul, la nomination de M. de Fourqueux.

Jamais perruque du conseil d'état n'avoit couvert une plus pauvre tête ; il se rendit d'abord justice à lui-même, et voulut refuser la place qu'il étoit incapable de remplir ; mais on insista tellement sur son acceptation, qu'à l'âge de soixante ans qu'il avoit, il crut que sa modestie lui avoit dérobé jusqu'alors la connoissance de son propre mérite, et que la cour venoit enfin de le découvrir. Ainsi les partisans de M. Necker et de l'archevêque de Toulouse, remplirent momentanément le fauteuil du ministère, comme on fait occuper les places dans les loges, avant que les maîtres soient arrivés. Chacun des deux partis se flatta de gagner du temps, pour assurer le ministère à l'un des deux adversaires entre lesquels les chances étoient partagées.

Il existoit peut-être encore des moyens de sauver l'état d'une révolution, ou du moins le gouvernement pouvoit tenir les rênes des événemens. Les états généraux n'étoient pas encore promis; les anciennes traces de la routine n'etoient point franchies; peut-être que le roi, aidé de la grande popularité de M. Necker, auroit pu encore opérer les réformes nécessaires pour rétablir l'ordre dans les finances. Or, ces finances, qui se lioient au crédit public et à l'influence des parlemens, étoient, pour ainsi dire, la clef de la voute. M. Necker, alors en exil à quarante lieues de Paris, sentoit l'importance de la crise des affaires, et pendant que le courrier qui lui apporta la nouvelle de la nomination de l'archevêque de Toulouse, étoit encore dans sa chambre, il me dit ces paroles remarquables : « Dieu veuille que ce nouveau » ministre parvienne à servir l'état et le roi » mieux que je n'aurois pu le faire. C'est déjà » une bien grande tâche que les circonstances » actuelles; mais bientôt elles surpasseront la » force d'un homme, quel qu'il puisse être. »

CHAPITRE X.

Suite du précédent. — Ministère de l'archevêque de Toulouse.

M. DE BRIENNE, archevêque de Toulouse, n'avoit guère plus de sérieux réel dans l'esprit que M. de Calonne; mais sa dignité de prêtre, jointe au désir constant d'arriver au ministère, lui avoit donné l'extérieur réfléchi d'un homme d'état, et il en avoit la réputation avant d'avoir été mis à portée de la démentir. Depuis quinze ans, il travailloit, par le crédit des subalternes, à se faire estimer de la reine; mais le roi, qui n'aimoit pas les prêtres philosophes, s'étoit refusé constamment à le nommer ministre. Enfin il céda, car Louis XVI n'avoit pas de confiance en lui-même; il n'est point d'homme qui eût été plus heureux d'être né roi d'Angleterre, c'est-à-dire de pouvoir connoître le vœu national avec certitude, pour se décider d'après cette infaillible lumière.

L'archevêque de Toulouse n'étoit ni assez éclairé pour être philosophe, ni assez ferme pour être despote; il admiroit tour à tour la conduite du cardinal de Richelieu, et les principes des encyclopédistes; il tentoit des actes de force, mais il reculoit au premier obstacle; et, en effet, il entreprenoit des choses beaucoup trop difficiles pour être accomplies. Il proposa des impôts, celui du timbre en particulier. Les parlemens le rejetèrent, il fit tenir un lit de justice; les parlemens cessèrent leurs fonctions de magistrats, il les exila; personne ne voulut prendre leur place : enfin il imagina de leur substituer une cour plénière, composée de grands seigneurs ecclésiastiques et séculiers. Cette idée pouvoit être bonne, si c'étoit la chambre des pairs d'Angleterre qu'on avoit en vue; mais il falloit y joindre une chambre de députés élus, puisque la cour plénière étoit nommée par le roi. Les parlemens pouvoient être renversés par les députés de la nation; mais comment l'auroient-ils été par des grands seigneurs convoqués extraordinairement par le premier ministre? Aussi les courtisans eux-mêmes refusèrent-ils de siéger dans cette assemblée, tant l'opinion y étoit contraire.

Dans cet état de choses, les coups d'autorité que le gouvernement vouloit frapper ne servoient qu'à manifester sa foiblesse, et l'archevêque de Toulouse, arbitraire et constitutionnel tour à tour, étoit maladroit dans les deux systèmes qu'il essayoit alternativement.

Le maréchal de Ségur avoit commis la grande faute d'exiger, au dix-huitième siècle, des preuves de noblesse pour être officier. Il falloit avoir été anobli depuis cent années pour obtenir l'honneur de défendre la patrie. Cette ordonnance irrita le tiers état, sans que les nobles, qu'elle favorisoit, fussent pour cela plus attachés à l'autorité du roi. Plusieurs officiers parmi les gentilshommes déclarèrent qu'ils n'obéiroient point aux ordres du roi, s'il s'agissoit d'arrêter les magistrats ou leurs partisans. Les castes privilégiées commencèrent l'insurrection contre l'autorité royale, et le parlement prononça le mot dont devoit dépendre le sort de la France.

Les magistrats demandoient à grands cris au ministre les états de recette et de dépense, lorsque l'abbé Sabatier, conseiller au parlement, homme très-spirituel, s'écria : *Vous demandez, messieurs, les états de recette et de dépense, et ce sont les états-généraux qu'il vous faut.* Cette parole, bien que rédigée en calembourg, porta la lumière dans les désirs confus de chacun : celui qui l'avoit prononcée fut envoyé en prison ; mais, bientôt après, les parlemens déclarèrent qu'ils n'avoient pas le droit d'enregistrer les impôts, droit dont ils avoient cependant usé depuis deux siècles; et, par ambition, c'est-à-dire, pour se mettre à la tête du mouvement des esprits, ils abdiquèrent en faveur de la nation un pouvoir qu'ils avoient défendu avec opiniâtreté contre le trône. Dès ce moment, la révolution fut faite, car il n'y eut plus qu'un vœu dans tous les partis, celui d'obtenir la convocation des états généraux.

Les mêmes magistrats qui, plus tard, ont qualifié de rebelles les amis de la liberté, demandèrent cette convocation avec tant de véhémence, que le roi se crut obligé d'envoyer saisir au milieu d'eux, par ses gardes-du-corps, deux de leurs membres, MM. D'Espréménil et de Monsabert. Plusieurs des nobles, devenus depuis les ennemis ardens de la monarchie limitée, allumèrent alors le feu qui produisit l'explosion. Douze gentilshommes bretons furent envoyés à la Bastille, et le même esprit d'opposition qu'on punissoit en eux animoit le reste de la noblesse de Bretagne. Le clergé lui-même demanda les états généraux. Aucune révolution, dans un grand pays, ne peut réussir que quand elle commence par la classe aristocratique ; le peuple ensuite s'en empare, mais il ne sait point diriger les premiers coups. En rappelant que ce sont les parlemens, les nobles et le clergé, qui, les premiers, ont voulu limiter l'autorité royale, je ne prétends point assurément que leur dessein fût coupable. Un enthousiasme sincère et désintéressé animoit alors tous les François ; il y avoit de l'esprit public ; et, dans les hautes classes, les meilleurs étoient ceux qui désiroient le plus vivement que la volonté de la nation fût de quelque chose dans la direction de ses propres intérêts. Mais comment ces privilégiés, qui, pourtant, ont commencé la révolution, se permettent-ils d'en accuser un homme, ou une résolution de cet homme? Nous voulions, disent les uns, que les changemens politiques s'arrêtassent à tel point ; les autres, un peu plus loin : sans doute, mais sle mouvemens d'un grand peuple ne peuvent se réprimer à volonté ; et, dès qu'on commence à reconnoître ses droits, l'on est obligé d'accorder tout ce que la justice exige.

L'archevêque de Toulouse rappela les parlemens; il les trouva tout aussi rebelles à la faveur qu'à la disgrâce. De toutes parts la ré-

Geſpräche eines Autors mit ſeinen Leſern.

1.

Autor. Viel dick' und dünne Bücher hab' ich geſchrieben:
Sind euch die nicht im Gedächtniß geblieben?

Die Leſer. Ach! ſo was vergißt man im Augenblick.
Wir fanden die dünnen ſchon zu dick.

2.

Autor. Was ich in vielen Büchern angerathen,
In dicken, dünnen auch: erwägt es meine Herrn!

Der Leſer. Durch dick und dünn zu waten,
Entſchließt ſich niemand gern.

Dichterlinge und Dichter.

Schau vom Wächterthürmchen
Auf der Gänſeweide die
Die Johanniswürmchen
Neu'ſter deutſcher Poeſie.

Zu den blauen Fernen
Wende dann den Blick empor.
Gleich den ew'gen Sternen
Strahlt der ächten Dichter Chor.

sistance alloit croissant, les adresses pour demander les états généraux, se multiplioient tellement, qu'enfin le ministre se vit obligé de les promettre au nom du roi : mais il renvoya la convocation à cinq ans, comme si l'opinion publique pouvoit consentir au retard de son triomphe. Le clergé réclama contre ces cinq ans, et le roi s'engagea solennellement à convoquer les états généraux pour le mois de mai de l'année suivante 1789.

L'archevêque de Sens, car c'étoit ainsi qu'il s'appeloit alors, n'ayant point oublié, au milieu de tous les troubles, de changer son archevêché de Toulouse contre un beaucoup plus considérable; l'archevêque de Sens, se voyant battu comme despote, se rapprocha de ses anciens amis les philosophes, et, mécontent des castes privilégiées, il essaya de plaire à la nation, en invitant tous les écrivains à donner leur avis sur le mode d'organisation des états généraux. Mais on ne tient jamais compte à un homme d'état de ce qu'il fait par nécessité. Ce qui rend l'opinion publique une si belle chose, c'est qu'elle a de la finesse et de la force tout ensemble; elle se compose des aperçus de chacun et de l'ascendant de tous.

L'archevêque de Sens excita le tiers état, pour s'en faire un appui contre les classes privilégiées. Le tiers état fit dès-lors connoître qu'il prendroit sa place de nation dans les états généraux; mais il ne vouloit pas tenir cette place de la main d'un ministre qui ne revenoit aux idées libérales, qu'après avoir vainement tenté d'établir les institutions les plus despotiques.

Enfin l'archevêque de Sens acheva d'exaspérer toutes les classes, en suspendant le paiement d'un tiers des rentes de l'état. Alors un cri général s'éleva contre lui; les princes eux-mêmes allèrent demander au roi de le renvoyer, et beaucoup de gens le crurent fou, tant sa conduite parut misérable. Il ne l'étoit pas cependant, et c'étoit même un homme d'esprit dans l'acception commune de ce mot; il avoit les talens nécessaires pour être un bon ministre dans le train ordinaire d'une cour. Mais, quand les nations commencent à être de quelque chose dans les affaires publiques, tous ces esprits de salon sont inférieurs à la circonstance : ce sont des hommes à principes qu'il faut; ceux-là seuls suivent une marche ferme et décidée; il n'y a que les grands traits du caractère et de l'âme qui, comme la Minerve de Phidias, peuvent agir sur les masses en étant vus à distance. Ce qu'on appelle l'habileté, selon l'ancienne manière de gouverner les états du fond des cabinets ministériels, ne fait qu'inspirer de la défiance dans les gouvernemens représentatifs.

CHAPITRE XI.

Y avoit-il une constitution en France avant la révolution ?

De toutes les monarchies modernes, la France est certainement celle dont les institutions politiques ont été les plus arbitraires et les plus variables : peut-être la réunion successive des provinces à la couronne en est-elle une des causes. Chacune de ces provinces apportoit des coutumes et des prétentions différentes ; le gouvernement se servoit habilement des anciennes contre les nouvelles, et le pays n'a fait un tout que graduellement.

Quoi qu'il en soit, il n'est aucune loi, même fondamentale, qui n'ait été disputée dans un siècle quelconque ; il n'est rien qui n'ait été l'objet d'opinions opposées. Les rois étoient-ils ou non législateurs du royaume ? Et pouvoient-ils lever ou non des impôts *de leur propre mouvement et certaine science ?* Ou bien les états généraux étoient-ils les représentans du peuple à qui seuls appartenoit ce droit de consentir les subsides ? De quelle manière ces états généraux devoient-ils être composés? Les ordres privilégiés, qui sur trois voix en avoient deux, pouvoient-ils se considérer comme des nations distinctes qui votoient séparément les impôts et s'y soustrayoient à leur gré, en faisant porter sur le peuple le poids des taxes nécessaires? Quels étoient les priviléges du clergé qui se disoit tantôt indépendant du roi, tantôt indépendant du pape? Quels étoient les pouvoirs des nobles qui tantôt, jusque sous la minorité de Louis XIV, se croyoient autorisés à réclamer leurs droits à main armée, en s'alliant avec les étrangers, et qui tantôt reconnoissoient le roi pour monarque absolu? Quelle devoit être l'existence du tiers état, affranchi par les rois, introduit dans les états généraux par Philippe-le-Bel, et cependant condamné à une minorité perpétuelle, puisqu'on ne lui attribuoit qu'une voix sur trois, et que ses doléances, présentées à genoux, n'avoient aucune force positive?

Quelle étoit la puissance politique des parlemens qui tantôt déclaroient eux-mêmes qu'ils n'avoient rien à faire qu'à rendre la justice, et tantôt se disoient les états généraux *au petit pied*, c'est-à-dire, les représentans des représentans du peuple? Les mêmes parlemens ne reconnoissoient pas la juridiction des intendans, administrateurs des provinces au nom du roi. Les ministres disputoient aux pays d'états le droit qu'ils prétendoient avoir à consentir les impôts. L'histoire de France nous fourniroit une foule d'autres exemples de ce manque de fixité, dans les moindres choses aussi-bien que dans les plus grandes; mais il suffit des résultats déplorables de cette absence de principes. Les individus prévenus de crimes d'état ont été presque tous soustraits à leurs juges naturels; plusieurs d'entre eux, sans que leur procès même ait été fait, ont passé leur vie entière dans les prisons où le gouvernement les avoit envoyés de sa propre autorité. Le code de terreur contre les protestans, les supplices cruels et la torture ont subsisté jusqu'à la révolution.

Les impôts qui ont pesé exclusivement sur le peuple, l'ont réduit à la pauvreté sans espoir. Un jurisconsulte françois, il y a cinquante ans, appeloit encore, selon l'usage, le tiers état, *la gent corvéable et taillable à merci et miséricorde.* Les emprisonnemens, les exils dont on avoit disputé la puissance aux rois, sont devenus leurs prérogatives; et le despotisme ministériel, habile instrument de celui du trône, a fini par faire admettre l'inconcevable maxime, *Si veut le roi, si veut la loi*, comme l'unique institution politique de la France.

Les Anglois, fiers avec raison de leur liberté, n'ont pas manqué de dire que, si les François n'étoient pas faits pour le despotisme, ils ne l'auroient pas supporté si long-temps; et Blackstone, le premier jurisconsulte de l'Angleterre, a imprimé dans le dix-huitième siècle ces paroles: *On pourroit alors emprisonner, faire périr ou exiler tous ceux qui déplairoient au gouvernement, ainsi que cela se pratique en Turquie ou en France* (1). Je renvoie à la fin de cet ouvrage l'examen du caractère françois trop calomnié de nos jours; mais il me suffit de répéter ici ce que j'ai déjà affirmé, c'est que dans l'histoire de France, on peut citer autant d'efforts contre le despotisme que dans celle d'Angleterre. M. de Boulainvilliers, le grand défenseur de la féodalité, ne cesse de répéter que les rois n'avoient ni le droit de battre monnoie, ni de fixer la force de l'armée, ni de prendre à leur solde des troupes étrangères, ni surtout de lever des impôts sans le consentement des nobles. Seulement il s'afflige un peu de ce qu'on a fait un second ordre du clergé, et encore plus, un troisième du peuple; il s'indigne de ce que les rois de France se sont arrogé le droit de donner des lettres de noblesse, qu'il appelle avec raison des affranchissemens; car, en effet, l'anoblissement est une tache d'après les principes de la noblesse, et, d'après ceux de la liberté, ces mêmes lettres sont une offense. Enfin, M. de Boullainviliers est un aristocrate tel qu'il faut l'être, c'est-à-dire, sans mélange de l'esprit de courtisan, le plus avilissant de tous. Il croit que la nation se réduit aux nobles, et que, sur vingt-quatre millions d'hommes et plus, il n'y a que cent mille descendans des Francs; car il supprime avec raison, dans son système, les familles d'anoblis, et le clergé du second ordre: et ces descendans des Francs étant les vainqueurs, et les Gaulois les vaincus, ils sont les seuls qui puissent participer à la direction des affaires publiques. Les citoyens d'un état doivent avoir part à la confection des lois et à leur garantie; mais s'il n'y a que cent mille citoyens d'un état, il n'y a qu'eux qui aient ce droit politique. La question toutefois est de savoir si les vingt-trois millions neuf cent mille âmes qui composent maintenant le tiers état en France, ne sont en effet et ne veulent être que des Gaulois vaincus. Tant que l'abrutissement de serfs a permis cet ordre de choses, on a vu partout des gouvernemens où les libertés, si ce n'est *la* liberté, ont été parfaitement reconnues, c'est-à-dire, où les priviléges se sont fait respecter comme des droits. L'histoire et la raison naturelle démontrent également que si, sous la première race, ceux qui avoient le droit de citoyen devoient sanctionner les actes législatifs; que si, sous Philippe-le-Bel, les hommes libres du tiers état, alors en petit nombre, puisqu'il y avoit encore beaucoup de serfs, ont été associés aux deux autres ordres : les rois n'ont pu se servir d'eux pour balancer le pouvoir, sans les reconnoitre pour citoyens; or, les citoyens doivent avoir, relativement aux impôts et aux lois, les droits politiques, exercés d'abord seulement par les nobles; et, quand le nombre des citoyens est tel, qu'ils ne sauroient assister en personne aux délibérations sur les affaires de l'état, de là naît le gouvernement représentatif.

---

(1) Liv. IV, chap. 27, § 5.

Les différentes provinces, à mesure qu'elles ont été réunies à la couronne, ont stipulé des priviléges et des droits, et les douze parlemens ont été successivement établis pour rendre la justice d'une part, mais surtout pour vérifier si les édits des rois, qu'ils avoient le droit d'enregistrer ou de ne pas promulguer, étoient ou non d'accord, soit avec les traités particuliers faits par les provinces, soit avec les lois fondamentales du royaume. Toutefois leur autorité, sous ce rapport, étoit fort précaire. Nous les voyons répondre, en 1484, à Louis XII, alors duc d'Orléans (qui se plaignoit à eux de ce qu'on n'avoit aucun égard aux demandes des derniers états), qu'ils étoient des gens lettrés devant s'occuper de l'état judiciaire, et non pas se mêler du gouvernement. Ils montrèrent bientôt, cependant, de beaucoup plus grandes prétentions, et leur pouvoir a été tellement étendu, même en matière politique, que Charles-Quint envoya deux ambassadeurs au parlement de Toulouse, pour s'assurer s'il avoit ratifié le traité conclu avec François I^{er}. Les parlemens sembloient donc destinés à servir de limites habituelles à l'autorité des rois, et les états généraux, qui étoient au-dessus des parlemens, devoient être considérés comme une barrière encore plus puissante. Dans le moyen âge, on a presque toujours confondu le pouvoir judiciaire et le pouvoir législatif; et le double droit des pairs en Angleterre, comme juges dans certains cas, et comme législateurs dans tous,

Recept.

Nach der Weiſe des Kinderliedes:

Wer will gute Kuchen backen
Der muß haben ſieben Sachen:
Butter und Schmalz,
Zucker und Salz,
Eier und Mehl;
Saffran macht die Kuchen gehl.
Schieb in'n Ofen! ſchieb in'n Ofen.

Zu guten Muß-Almanachen,
Muß man haben dreierlei Sachen.
Deutſchheit, Romantik und Melancholei
Rühre zu Brei;
Thu' das Kinderpäppchen
In ein fein ſaubres Läppchen;
Schnürchen herum!
Dann laß zutſchen das Publicum.

est un reste de cette ancienne réunion. Il est très-naturel que, dans des temps peu civilisés, les décisions particulières aient précédé les lois générales. La considération des juges étoit telle alors, qu'on les croyoit éminemment appelés à rédiger en lois leurs propres sentences. Saint Louis est le premier, à ce qu'on croit, qui ait érigé le parlement en cour de justice; il paroît qu'il n'étoit auparavant que le conseil du roi : mais ce monarque, éclairé par ses vertus, sentit le besoin de fortifier les institutions qui pouvoient servir de garantie à ses sujets. Les états généraux n'avoient point de rapport avec les fonctions judiciaires ; ainsi nous reconnoissons deux pouvoirs indépendans de l'autorité royale, quoique mal organisés, dans la monarchie de France : les états généraux et les parlemens. La troisième race eut pour système d'affranchir les villes et les campagnes, et d'opposer graduellement le tiers état aux grands seigneurs. Philippe-le-Bel fit entrer les députés de la nation comme troisième ordre dans les états généraux, parce qu'il avoit besoin d'argent, parce qu'il craignoit la malveillance que son caractère lui avoit attirée, et qu'il cherchoit un appui contre les nobles et contre le pape qui le persécutoit alors. A dater de ce jour, en 1302, les états généraux eurent de droit, si ce n'est de fait, le même pouvoir législatif que le parlement anglois. Les ordonnances des états de 1355 et de 1356, étoient aussi favorables à la liberté que la grande charte d'Angleterre; mais ils n'assurèrent point le retour annuel de leurs propres assemblées; et la séparation en trois ordres, au lieu de la division en deux chambres, rendoit bien plus facile aux rois de les opposer l'un à l'autre. La confusion de l'autorité politique des parlemens qui étoit perpétuelle, et de celle des états généraux qui tenoit de plus près à l'élection, n'a pas cessé un seul instant pendant la troisième race; et, dans les guerres intestines qui ont eu lieu, le roi, les états généraux et les parlemens, alléguèrent toujours des prétentions diverses; mais, jusqu'à Louis XIV, la doctrine du pouvoir absolu n'avoit été avouée par aucun monarque, quelques tentatives violentes ou souterraines qu'ils fissent pour l'obtenir. Le droit d'enregistrement faisoit toute la force des parlemens, puisque aucune loi n'étoit promulguée, ni par conséquent exécutée, sans leur consentement. Charles VI essaya le premier de changer le lit de justice, qui ne signifioit jadis que la présence du roi dans les séances du parlement, en un ordre d'enregistrer par commandement exprès, et malgré les remontrances. Peu de temps après, on fut obligé de casser les édits qu'on avoit fait accepter au parlement par force, et l'un des conseillers de Charles VI, qui avoit été d'avis de ces mêmes édits, et qui proposoit de les annuler, répondit à un membre du parlement qui l'interrogeoit sur ce changement : « C'est notre coutume de vouloir ce que » veulent les princes. Nous nous réglons sur le » temps, et nous ne trouvons pas de meilleur » expédient pour nous tenir toujours sur nos » pieds parmi toutes les révolutions des cours, » que d'être toujours du côté du plus fort. » En vérité, à cet égard, la perfectibilité de l'espèce humaine pourroit tout-à-fait se nier. Henri III défendit que l'on mît, en tête des édits enregistrés, *par exprès commandement*, de peur que le peuple ne voulût pas y obéir. Lorsque Henri IV devint roi en 1589, il dit lui-même, dans l'une de ses harangues citées par Joli, que l'enregistrement du parlement étoit nécessaire pour la validité des édits. Le parlement de Paris, dans ses remontrances sur le ministère de Mazarin, rappela les promesses de Henri IV, et répéta les propres paroles que le monarque avoit prononcées à ce sujet. « L'autorité des

» rois, disoit-il, se détruit en voulant trop » s'établir. » Tout le système politique du cardinal de Richelieu consistoit dans la destruction du pouvoir des grands, avec l'appui du peuple : mais avant, et même pendant le ministère de Richelieu, les magistrats du parlement professoient toujours les maximes les plus libérales. Pasquier, sous Henri III, disoit que la royauté étoit une des formes de la république ; entendant par ce mot le gouvernement qui avoit pour but le bien du peuple. Le célèbre magistrat Talon s'exprimoit ainsi sous Louis XIII : « Autrefois les volontés de » nos rois n'étoient point exécutées par les » peuples, qu'elles ne fussent souscrites en ori- » ginal par tous les grands du royaume, les » princes et les officiers de la couronne qui » étoient à la suite de la cour. A présent, cette » juridiction politique est dévolue dans les » parlemens. Nous jouissons de cette puissance » seconde, que la prescription du temps auto- » rise, que les sujets souffrent avec patience et » honorent avec respect. » Tels ont été les principes des parlemens ; ils ont admis, comme les constitutionnels d'aujourd'hui, la nécessité du consentement du peuple ; mais ils s'en sont déclarés les représentans, sans pourtant pouvoir nier que les états généraux n'eussent, à cet égard, un titre supérieur au leur. Le parlement de Paris trouva mauvais que Charles IX se fût fait déclarer majeur à Rouen, et que Henri IV eût consulté les notables. Ce parlement, étant le seul dans lequel siégeassent les pairs de France, pouvoit seul, à ce titre, réclamer un droit politique, et cependant tous les parlemens du royaume y prétendoient. C'étoit une étrange idée, pour un corps de juges parvenus à leurs emplois, ou par la nomination du roi, ou par la vénalité des charges, de se prétendre les représentans de la nation. Néanmoins, quelque bizarre que fût cette prétention, elle servoit encore quelquefois de borne au despotisme.

Le parlement de Paris, il est vrai, avoit constamment persécuté les protestans; il avoit institué, chose horrible, une procession annuelle en action de grâces pour la Saint-Barthélemi : mais il étoit en cela l'instrument d'un parti; et, quand le fanatisme fut apaisé, ce même parlement, composé d'hommes intègres et courageux, a souvent résisté aux empiétemens du trône et des ministres. Mais que signifioit cette opposition, puisqu'en définitive le lit de justice, tenu par le roi, imposoit nécessairement silence? En quoi donc consistoit la constitution de l'état? Dans l'hérédité du pouvoir royal uniquement. C'est une très-bonne loi, sans doute, puisqu'elle est favorable au repos des empires, mais ce n'est pas une constitution.

Les états généraux ont été convoqués dix-huit fois seulement depuis 1302 jusqu'à 1789, c'est-à-dire pendant près de cinq siècles, et les états généraux cependant avoient seuls le droit de consentir les impôts. Ainsi donc, ils auroient dû être rassemblés chaque fois qu'on renouveloit les taxes; mais les rois leur ont souvent disputé cette prérogative, et se sont passés d'eux arbitrairement. Les parlemens sont intervenus par la suite entre les rois et les états généraux; ils ne nioient pas le pouvoir absolu de la couronne, et cependant ils se disoient les gardiens des lois du royaume. Or, quelles lois y a-t-il dans un pays où l'autorité royale est sans bornes? Les parlemens faisoient des remontrances sur les édits qu'on leur envoyoit; le roi leur ordonnoit de les enregistrer et de se taire. S'ils n'avoient pas obéi, ils auroient été inconséquens : car reconnoissant la volonté du roi comme suprême en toutes choses, qu'étoient-ils, et que pouvoient-ils dire, à moins qu'ils n'en obtinssent la permission du monarque même dont ils étoient censés limiter les volontés? Ce cercle de prétendues oppositions se terminoit toujours par la servitude, et la trace funeste en est restée sur le front de la nation.

La France a été gouvernée par des coutumes, souvent par des caprices, et jamais par des lois. Il n'y a pas un règne qui ressemble à l'autre sous le rapport politique; on pouvoit tout soutenir et tout défendre dans un pays où les circonstances seules disposoient de ce que chacun appeloit son droit. Dira-t-on qu'il y avoit des pays d'états qui maintenoient leurs anciens traités? Ils pouvoient s'en servir comme d'argumens; mais l'autorité du roi coupoit court à toutes les difficultés, et les formes encore subsistantes n'étoient, pour ainsi dire, que des étiquettes maintenues ou supprimées selon le bon plaisir des ministres. Étoit-ce les nobles qui avoient des priviléges, excepté celui de payer moins d'impôts? Encore un roi despote pouvoit-il l'abolir. Il n'existoit pas un droit politique quelconque dont la noblesse pût ou dût se vanter : car se faisant gloire de reconnoître l'autorité du roi comme sans bornes, elle ne devoit se plaindre ni des commissions extraordinaires qui ont condamné à mort les plus grands seigneurs de France, ni des prisons, ni des exils qu'ils ont subis. Le roi pouvoit tout, quelle objection donc faire à rien?

Le clergé, qui reconnoissoit la puissance du pape, d'où dérivoit selon lui celle des rois, pouvoit seul être fondé à quelque résistance. Mais c'étoit précisément le clergé qui soutenoit le droit divin sur lequel repose le despotisme, sachant bien que ce droit divin ne pouvoit s'appuyer d'une manière durable que sur les prêtres. Cette doctrine, faisant dériver tout pouvoir de Dieu, interdit aux hommes d'y mettre une limite. Certes, ce n'est pas là ce que nous enseigne la religion chrétienne, mais il s'agit ici de ce qu'en disent ceux qui s'en servent à leur avantage.

On peut affirmer, ce me semble, que l'histoire de France n'est autre chose que les tentatives continuelles de la nation et de la noblesse, l'une pour avoir des droits, et l'autre des priviléges, et les efforts continuels de la plupart des rois pour se faire reconnoître comme absolus. L'histoire d'Angleterre, à quelques égards, présente la même lutte; mais, comme il y avoit eu de tout temps deux chambres, le moyen de réclamation étoit meilleur, et les Anglois ont fait à la couronne des demandes plus sages et plus importantes que ne l'étoient celles des François. Le clergé en Angleterre n'existant pas comme un ordre politique à part, les nobles et les évêques réunis, qui ne composoient tout au plus que la moitié de la représentation nationale, ont toujours eu beaucoup plus de respect pour le peuple qu'en France. Le grand malheur de ce pays, et de tous ceux que les cours seules gouvernent, c'est d'être dominés par la vanité. Aucun principe fixe ne s'établit dans aucune tête, et l'on ne songe qu'aux moyens d'acquérir du pouvoir, puisqu'il est tout dans un état où les lois ne sont rien.

En Angleterre, le parlement renfermoit en lui seul le pouvoir législatif des états généraux et des parlemens de France. Le parlement anglois étoit censé permanent; mais, comme il avoit peu de fonctions judiciaires habituelles, les rois le renvoyoient et retardoient sa convocation le plus qu'ils pouvoient. En France, la lutte de la nation et de l'autorité royale a pris une autre forme : ce sont les parlemens, faisant fonction de cours judiciaires, qui ont résisté au pouvoir des ministres plus constamment et plus énergiquement que les états généraux; mais leurs priviléges étant confus, il en est résulté que tantôt les rois ont été mis en tutelle par eux, et tantôt ils ont été foulés aux pieds par les rois. Deux chambres, telles que celles d'Angleterre, auroient donné moins d'embarras au roi et plus de garanties à la nation. La révolution de 1789 n'a donc eu pour but que de régulariser les limites qui, de tout temps, ont existé en France. Montesquieu considère les droits des corps intermédiaires, comme constituant la force et la liberté des monarchies. Quel est le corps intermédiaire qui représente le plus fidèlement tous les intérêts de la nation? Les deux chambres d'Angleterre; et, quand il ne serait pas insensé en théorie, de remettre à des privilégiés, nobles ou magistrats, la discussion exclusive des intérêts de la nation qui n'a jamais pu leur confier légalement ses pouvoirs, les derniers siècles de l'histoire de France, qui n'ont présenté qu'une succession presque continuelle de disputes relatives à l'étendue des pouvoirs, et d'actes arbitraires, commis tour à tour par les divers partis, prouvent assez que le temps étoit venu de mieux organiser l'institution politique par laquelle la nation devoit être représentée. Quant à son droit à cet égard, depuis qu'il y a une France, ce droit a tou-

Wettgeſang dreier Poeten.

Voß.
Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott geb's!
Matthiſſon.
Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.
Schmidt.
Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Voß.
Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich dutzendweis.
Matthiſſon.
Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tuſch' ich hin mit ſauberm Fleiß.
Schmidt.
Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

jours été reconnu par les souverains, les ministres et les magistrats qui ont mérité l'estime de la nation. Sans doute, le pouvoir absolu des rois a toujours eu aussi des partisans; tant d'intérêts personnels peuvent se rallier à cette opinion! Mais quels noms en regard dans cette cause! Il faut opposer Louis XI à Henri IV, Louis XIII à Louis XII, Richelieu à l'Hôpital, le cardinal Dubois à M. de Malesherbes; et, si l'on vouloit citer tous les noms qui se sont conservés dans l'histoire, on pourroit parier, à peu d'exceptions près, que, là où il se trouve une âme honnête ou un esprit éclairé, dans quelque rang que ce puisse être, il y a un ami des droits des nations; mais que l'autorité sans bornes n'a presque jamais été défendue, ni par un homme de génie, ni surtout par un homme vertueux.

Les *Maximes du droit public françois*, publiées en 1775, par un magistrat du parlement de Paris, s'accordent en entier avec celles qui ont été proclamées par l'assemblée constituante, sur la nécessité de la balance des pouvoirs, du consentement de la nation aux subsides, de sa participation aux actes législatifs, et de la responsabilité des ministres. Il n'y a pas une page où l'auteur ne rappelle le contrat existant entre le peuple et les rois, et c'est sur les faits de l'histoire qu'il se fonde.

D'autres hommes respectables dans la magistrature françoise assurent qu'il y avoit des lois constitutionnelles en France, mais qu'elles étoient tombées en désuétude. Les uns disent qu'elles ont cessé d'être en vigueur depuis Richelieu, d'autres depuis Charles V, d'autres depuis Philippe-le-Bel, d'autres enfin depuis Charlemagne. Assurément, il importeroit peu que de telles lois eussent existé, si depuis tant de siècles on les avoit mises en oubli. Mais il est facile de terminer cette discussion. S'il y a des lois fondamentales, s'il est vrai qu'elles contiennent tous les droits assurés à la nation angloise, alors les amis de la liberté sont d'accord avec les partisans de l'ancien ordre de choses; et cependant le traité me semble encore difficile à conclure.

M. de Calonne, qui s'étoit déclaré contre la révolution, a fait un livre pour prouver que la France n'avoit pas de constitution. M. de Monthion, chancelier de Mgr. le comte d'Artois, répondit à M. de Calonne, et cette réfutation est intitulée: *Rapport à Sa Majesté Louis XVIII en 1796.*

Il commence par déclarer que, s'il n'y avoit pas de constitution en France, la révolution étoit justifiée, car tout peuple a droit d'avoir une constitution politique. C'étoit un peu se hasarder d'après ses opinions; mais enfin il affirme que, par les statuts constitutionnels de France, le roi n'avoit pas le droit de faire des lois sans le consentement des états généraux; que les François ne pouvoient être jugés que par leurs juges naturels; que tout tribunal extraordinaire étoit illégitime; que tout emprisonnement par ordre du roi, toute lettre de cachet, tout exil enfin étoit illégal; que tous les François étoient admissibles à tous les emplois; que la profession des armes anoblissoit tous ceux qui la prenoient; que les quarante mille municipalités du royaume avoient le droit d'être régies par des administrateurs de leur choix qui répartissent la somme de l'impôt; que le roi ne pouvoit rien ordonner sans son conseil, ce qui impliquoit la responsabilité des ministres; que l'on devoit bien distinguer entre les ordonnances ou lois du roi, et les lois de l'état; que les juges ne devoient pas obtempérer aux ordres du roi, s'ils étoient contraires aux lois de l'état ci-dessus mentionnées; que la force armée ne pouvoit être employée dans l'intérieur que contre les troubles, ou d'après les mandats de justice. Il ajoute que le retour fixe des états généraux fait partie de la constitution de France, et finit par dire, en présence de Louis XVIII, que la constitution d'Angleterre est la plus parfaite de l'univers.

Si tous les partisans de l'ancien régime avoient énoncé de tels principes, c'est alors que la révolution n'auroit point eu d'excuse, puisqu'elle eût été tout-à-fait inutile. Mais, du propre aveu de ce même M. de Monthion (1), s'adressant solennellement au roi, voici le tableau des abus existans en France dans les temps qui ont précédé la révolution.

« D'abord le droit du citoyen le plus essen-
» tiel, le droit du suffrage sur les lois et sur
» les impôts, étoit tombé dans une espèce de
» désuétude, et la puissance royale étoit dans
» l'usage d'ordonner seule ce qu'elle ne pouvoit
» ordonner qu'avec le concours des représen-
» tans de la nation.

» Ce droit, essentiellement appartenant à la
» nation, sembloit transporté aux tribunaux; et
» encore la liberté de leurs suffrages avoit été
» enfreinte par des lits de justice, et par des
» emprisonnemens arbitraires.

---

(1) Édition de Londres, p. 154.

» Les lois, les règlemens, les décisions gé-
» nérales du roi, qui devoient être délibérés
» en conseil, et qui faisoient mention de l'avis
» du conseil, souvent n'y étoient point portés;
» et sur plusieurs matières ce mensonge légal
» étoit devenu habituel. Quelques membres du
» clergé, par la réunion de plusieurs titres de
» bénéfices sur une même tête, par le défaut de
» résidence, et par l'emploi qu'ils faisoient des
» biens ecclésiastiques, contrevenoient aux lois
» de l'état et à l'esprit de ces lois. Une partie de
» la noblesse avoit une origine peu analogue à
» l'objet de son institution; et les services
» qu'elle devoit rendre n'avoient point été exi-
» gés depuis long-temps.

» Les exemptions d'impôt accordées aux deux
» premiers ordres étoient sanctionnées par les
» lois de l'état, mais n'étoient pas le genre de
» récompense qui devoit payer leurs services. »

» Des commissions criminelles, composées
» de juges arbitrairement choisis, pouvoient
» faire trembler l'innocence.

» Ces actes d'autorité qui, sans accusation et
» sans jugement, privoient de la liberté, étoient
» des infractions à la sûreté du droit de citoyen.
» Les cours de justice, dont la stabilité étoit
» d'autant plus importante, que dans l'absence

» du corps national elles étoient le seul défen-
» seur de la nation, avoient été supprimées et
» remplacées par des corps de magistrats qui
» n'avoient pas la confiance publique; et depuis
» leur rétablissement des innovations avoient
» été tentées sur les objets les plus essentiels de
» leur juridiction.

» Mais c'étoit en fait de finance que les lois
» avoient reçu les plus fortes infractions; des
» impôts avoient été établis sans le consente-
» ment de la nation ou de ses représentans.

» Des impôts avoient été perçus après l'épo-
» que fixée par le gouvernement pour leur ces-
» sation.

» Des impôts foibles dans leur origine avoient
» eu un accroissement prodigieux et irrégulier;
» une partie des impôts portoit plus sur la classe
» indigente que sur la classe riche.

» Les impôts étoient répartis entre les pro-
» vinces, sans notions exactes de la force de la
» contribution qu'elles devoient supporter.

» Quelquefois il y avoit sujet de soupçonner
» que la résistance à l'établissement des impôts
» en avoit fait alléger le poids; en sorte que le
» défaut de patriotisme étoit devenu le motif
» d'un traitement avantageux.

» Quelques provinces avoient obtenu des

» abonnemens d'impôts; et ces abonnemens » étant toujours avantageux, c'étoit une faveur » partielle qui tournoit au préjudice des autres » provinces.

» Ces abonnemens restant toujours au même » taux, et les provinces non abonnées étant » sujettes à des vérifications qui augmentoient » annuellement le produit de l'impôt, c'étoit » encore une autre source d'inégalité.

» Des impôts qui devoient être répartis par » les contribuables, étoient répartis par les officiers du roi, ou même par ses commissaires.

» Les rois s'étoient établis juges, en leur conseil, de quelques contributions. Des commissions devoient être établies pour juger d'affaires fiscales dont la connoissance appartenoit aux tribunaux. Les dettes qui grevoient la nation avoient été contractées sans » le consentement de la nation. Les emprunts » auxquels les cours de justice avoient donné un » consentement qu'elles n'étoient pas en droit » de donner, avoient été excédés par cent infidélités qui trahissoient tout à la fois les tribunaux, dont les jugemens devenoient illusoires; » les créanciers de l'état, qui avoient des concurrens dont ils ignoroient l'existence; et la » nation, dont les charges étoient augmentées à

» son insu. La dépense n'étoit fixée sur aucun » objet par aucune loi.

» Les fonds destinés aux dépenses person» nelles du roi, aux dettes de l'état et aux dé» penses du gouvernement, n'étoient distin» gués que par un acte particulier et secret de » la volonté du roi.

» Les dépenses personnelles de nos rois » avoient été portées à des sommes excessives ; » quelques dettes de l'état avoient un assignat » spécial qui avoit été éludé ; le roi pouvoit à » son gré hâter ou retarder le paiement de di» verses parties de dépense.

» Dans le traitement des gens de guerre, » la somme employée à celui des officiers étoit » presque aussi forte que celle employée au » traitement des soldats.

» Presque tous les employés du gouverne» ment, à quelque titre que ce fût, avoient une » solde excessive, surtout dans un pays où » l'honneur devoit être la récompense ou uni» que, ou du moins principale des services ren» dus à l'état.

» Les pensions avoient été portées à une » somme fort supérieure à celle admise dans » les autres états de l'Europe, proportion gar» dée des revenus.

« Tels étoient les faits dont la nation avoit » juste sujet de se plaindre ; et si l'existence de » ces abus étoit un tort du gouvernement, la » possibilité de leur existence étoit un tort de la » constitution de l'état. »

Si telle étoit la situation de la France, et l'on ne peut récuser le témoignage d'un chancelier de Mgr. le comte d'Artois, témoignage présenté officiellement au roi ; si donc telle étoit la situation de la France, de l'avis même de ceux qui prétendoient qu'elle avoit une constitution : qui pourroit nier qu'un changement fut nécessaire, soit pour faire marcher une constitution qui n'avoit jamais été qu'enfreinte, soit pour admettre des garanties qui pussent donner aux lois de l'état les moyens de se maintenir et d'être obéies ?

CHAPITRE XII.

Du rappel de M. Necker en 1788.

Si M. Necker, en sa qualité de ministre, avoit proposé la convocation des états généraux, on auroit pu l'accuser d'avoir trahi son devoir, puisqu'il est convenu, dans la doctrine d'un certain parti, que le pouvoir absolu des rois est une chose sacrée. Mais quand l'opinion publique força la cour à renvoyer l'archevêque de Sens et à rappeler M. Necker, les états généraux étoient solennellement promis; les nobles, le clergé et le parlement avoient sollicité cette promesse; la nation l'avoit reçue; et telle étoit la puissance de l'opinion universelle sur ce point, qu'aucune force militaire ni civile ne se seroit prêtée alors à la combattre. Je consigne cette assertion à l'histoire; si elle diminue le mérite de M. Necker, en reconnoissant qu'il n'a pas donné les états généraux, elle place la responsabilité des événemens de la révolution là où elle doit être. Car se pouvoit-il qu'un homme tel que M. Necker, vînt proposer à un monarque vertueux, à Louis XVI, de rétracter

Voß.
Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus mir ſich und Anapäſt.
Matthiſſon.
In labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Aſbeſt.
Schmidt.
Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß.
Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matthiſſon.
Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schmidt.
Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß.
Stets als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matthiſſon.
Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schmidt.
Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß.
Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſei Leckeres dem beſcheert.

sa parole? Et de quelle utilité auroit pu lui être un ministre dont l'ascendant consistoit dans sa popularité, si le premier acte de ce ministre eût été de conseiller au roi de manquer aux engagemens qu'il avoit pris avec son peuple?

Cette même aristocratie, qui trouve plus simple de calomnier un homme que de reconnoître la part qu'elle a prise elle-même au mouvement général; cette aristocratie, dis-je, eût été la première indignée de la perfidie du ministre; il n'auroit pu tirer aucun parti politique de la dégradation à laquelle il auroit consenti. Quand donc une chose n'est ni morale, ni utile, quelle est l'espèce de fou, ou de prétendu sage, qui pourroit la conseiller?

M. Necker, à l'époque où l'opinion publique le reporta au ministère, étoit plus effrayé qu'heureux de sa nomination. Il avoit amèrement regretté sa place, quand il la perdit en 1781, parce qu'il se croyoit alors certain de faire beaucoup de bien. Lorsqu'il apprit la mort de M. de Maurepas, il se reprocha comme une faute sa démission donnée six mois auparavant, et j'ai toujours présent à mon souvenir ses longues promenades à Saint-Ouen, dans lesquelles il répétoit souvent qu'il se dévoroit lui-même par ses réflexions et par ses scrupules. Tout entretien qui lui rappeloit son ministère, tout éloge sur ce sujet lui faisoit mal. Pendant les sept années qui s'écoulèrent entre son premier ministère et le second, il souffroit constamment du renversement de ses projets pour améliorer le sort de la France. Au moment où l'archevêque de Sens fut appelé au ministère, il fut encore affligé de n'avoir pas été nommé ; mais lorsque je vins lui annoncer à Saint-Ouen, en 1788, qu'il alloit être ministre : *Ah!* me dit-il, *que ne m'a-t-on donné ces quinze mois de l'archevêque de Sens! à présent c'est trop tard!*

M. Necker venoit de publier son ouvrage sur l'importance des opinions religieuses. En toute occasion il a toujours attaqué les partis dans leur force ; la fierté de son âme l'inspiroit ainsi. C'étoit la première fois qu'un écrivain, assez éclairé pour être nommé philosophe, signaloit les dangers de l'esprit irréligieux du dix-huitième siècle ; et cet ouvrage avoit rempli l'âme de son auteur de pensées plus hautes que toutes celles qui naissent des intérêts de la terre, même les plus relevés. Aussi se rendit-il aux ordres du roi avec un sentiment de tristesse que je ne partageois certes pas ; il me dit en voyant ma joie : « La fille d'un ministre n'a que du

» plaisir, elle jouit du reflet du pouvoir de » son père; mais le pouvoir lui-même, à pré» sent surtout, est une responsabilité terri» ble. » Il n'avoit que trop raison; mais dans la vivacité des premiers jours de la jeunesse, l'esprit, si l'on en a, peut faire parler comme une personne avancée dans la vie; mais l'imagination n'est pas d'un jour plus âgée que nous.

En traversant le bois de Boulogne la nuit, pour me rendre à Versailles, j'avois une peur horrible d'être attaquée par des voleurs; car il me sembloit que tout le bonheur que me causoit l'élévation de mon père, devoit être compensé par quelques accidens cruels. Les voleurs ne m'attaquèrent pas, mais la destinée ne justifia que trop mes craintes.

J'allai chez la reine, selon l'usage, le jour de la Saint-Louis; la nièce de l'archevêque de Sens, disgracié le matin, faisoit sa cour en même temps que moi; la reine manifesta clairement, par sa manière de nous accueillir toutes les deux, qu'elle préféroit de beaucoup le ministre renvoyé à son successeur. Les courtisans ne firent pas de même; car jamais tant de personnes ne s'offrirent pour me reconduire jusqu'à ma voiture. Toutefois la disposition de la reine alors fut un des grands obstacles que

M. Necker rencontra dans sa carrière politique; elle l'avoit protégé pendant son premier ministère; mais, quoi qu'il fît pour lui plaire dans le second, elle le considéra toujours comme nommé par l'opinion publique; et les princes, dans les gouvernemens arbitraires, s'accoutument malheureusement à regarder l'opinion comme leur ennemie.

Quand M. Necker fut nommé ministre, il ne restoit que deux cent cinquante mille francs au trésor royal. Le lendemain les capitalistes lui apportèrent des secours considérables. Les fonds publics remontèrent de trente pour cent dans une matinée. Un tel effet, produit sur le crédit public par la confiance en un homme, n'a point d'exemple dans l'histoire. M. Necker obtint le rappel de tous les exilés, la délivrance de tous les prisonniers pour des opinions politiques, entre autres des douze gentilshommes bretons dont j'ai parlé précédemment. Enfin, il fit tout le bien de détail qui pouvoit dépendre d'un ministre; mais déjà l'importance de la nation s'accroissoit, et celle des hommes en place diminuoit nécessairement en proportion.

CHAPITRE XIII.

De la conduite des derniers états généraux tenus à Paris en 1614.

Le parti des aristocrates, en 1789, ne cessoit de réclamer les anciens usages. La nuit des temps est très-favorable à ceux qui ne veulent pas admettre la discussion des vérités en elles-mêmes. Ils crioient sans cesse : Rendez-nous 1614 et nos derniers états généraux; ce sont nos maîtres, ce sont nos modèles !

Je ne m'arrêterai point à prouver que les états généraux de Blois, en 1576, différoient presque autant, soit pour la composition, soit pour la forme, des états de Paris en 1614, que des états plus anciens sous le roi Jean et sous Louis XII; aucune des convocations des trois ordres n'ayant été fondée sur des principes positifs, aucune n'a conduit à des résultats durables. Mais il peut être intéressant de rappeler quelques traits principaux de ces derniers états généraux, que ceux de 1789, après environ deux cents ans d'interruption, devoient, dit-on, prendre pour guides. Le tiers état proposa de déclarer qu'aucune puissance, ni spirituelle ni temporelle, ne pouvoit délier les sujets du roi de leur fidélité envers lui. Le clergé, ayant pour organe le cardinal du Perron, s'y opposa, réservant les droits du pape; la noblesse suivit l'exemple du clergé; et le pape les en remercia vivement et publiquement l'un et l'autre. On traite encore aujourd'hui de jacobins ceux qui parlent d'un pacte entre la nation et le trône; alors on établissoit que l'autorité royale étoit dans la dépendance du chef de l'église.

L'édit de Nantes avoit été publié en 1598, et le sang de Henri IV, versé par les ligueurs, couloit presque encore, quand les protestans de l'ordre de la noblesse et du tiers état demandèrent, en 1614, que l'on confirmât, dans les déclarations relatives à la religion, les articles de l'édit de Henri IV qui maintenoient la tolérance pour leur culte; leur requête fut rejetée.

Le lieutenant civil de Mesme, s'adressant de la part du tiers état à la noblesse, dit que les trois ordres devoient se considérer comme trois frères, dont le cadet étoit le tiers état. Le baron de Senneci répondit au nom de la noblesse que le tiers état ne pouvoit s'arroger le nom de frère, *n'étant ni du même sang, ni* *de la même vertu.* Le clergé demanda qu'il lui fût permis de lever des dîmes sur toute espèce de fruits et de grains, et qu'on défendît de lui faire payer des droits à l'entrée des villes, ou de lui imposer sa part des contributions pour les chemins; il réclama de nouvelles entraves à la liberté de la presse. La noblesse demanda que les principaux emplois fussent tous donnés exclusivement aux gentilshommes, qu'on interdît aux roturiers les arquebuses, les pistolets, et l'usage des chiens à moins qu'ils n'eussent les jarrets coupés. Elle demanda de plus que les roturiers payassent de nouveaux droits seigneuriaux aux gentilshommes possesseurs de fiefs; que l'on supprimât toutes les pensions accordées aux membres du tiers état, mais que les gentilshommes fussent exempts de la contrainte par corps, et de tout subside sur les denrées de leurs terres; qu'ils pussent prendre du sel dans les greniers du roi au même prix que les marchands; enfin que le tiers état fût obligé de porter un habit différent de celui des gentilshommes.

J'abrége cet extrait des procès verbaux, dans lequel je pourrois relever encore bien des choses ridicules, si celles qui sont révoltantes ne réclamoient pas toute l'attention. Mais il suffit de prouver que cette séparation des trois ordres n'a donné lieu qu'aux réclamations constantes des nobles pour ne pas payer d'impôts, s'assurer de nouvelles prérogatives, et faire supporter au tiers état toutes les humiliations que l'arrogance peut inventer. Les mêmes demandes d'exemptions d'impôts étoient faites de la part du clergé, et l'on y joignoit toutes les vexations de l'intolérance. Quant aux affaires publiques, elles ne regardoient que le tiers état, puisque toutes les taxes devoient porter sur lui. Voilà pourtant l'esprit des états généraux qu'on proposoit de faire revivre en 1789; et ce qu'on ne cesse de reprocher à M. Necker, c'est d'avoir pu souhaiter des modifications à de telles choses.

CHAPITRE XIV.

De la division par ordres dans les États Généraux.

Les états généraux de France, ainsi que nous venons de le dire, étoient divisés en trois ordres, le clergé, la noblesse et le tiers état, délibérant séparément comme trois nations distinctes, et présentant leurs doléances au roi, chacune pour ses intérêts particuliers, qui avoient, selon les circonstances, plus ou moins de rapports avec les intérêts publics. Le tiers état renfermoit à peu près toute la nation, dont les deux autres ordres formoient à peine le centième. Le tiers état, qui avoit gagné considérablement en importance dans le cours des derniers siècles, demandoit en 1789 que le commerce ou les villes, séparément des campagnes, eussent dans le troisième ordre assez de députés pour que le nombre des représentans du tiers état fût égal à celui des deux autres ordres réunis; et cette demande étoit appuyée par des motifs et des circonstances de la plus grande force.

La principale cause de la liberté de l'Angleterre, c'est qu'on y a toujours délibéré en deux chambres et non pas en trois. Dans tous les pays où les trois ordres sont restés séparés, aucune liberté ne s'est encore établie. La division en quatre ordres, telle qu'elle existe en Suède, et qu'elle existoit jadis en Aragon, ralentit aussi la marche des affaires, mais elle est beaucoup plus favorable à la liberté. L'ordre des paysans en Suède, en Aragon l'ordre équestre donnoient deux parts égales aux représentans de la nation et aux privilégiés du premier rang ; car l'ordre équestre, dont l'équivalent se trouve dans la chambre des communes en Angleterre, soutenoit naturellement l'intérêt du peuple. Il est donc résulté de la division en quatre ordres, que dans ces deux pays, la Suède et l'Aragon, les principes libéraux se sont établis de bonne heure et maintenus long-temps. Il est à désirer pour la Suède que sa constitution soit rapprochée de celle de l'Angleterre; mais il faut rendre hommage au sentiment de justice qui, de tout temps, a fait admettre l'ordre des paysans dans la diète. Aussi les paysans de Suède sont-ils éclairés, heureux et religieux, parce qu'ils ont joui du sentiment de repos et de dignité qui ne peut naître que

Matthiſſon.
Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schmidt.
Ja, ein Biederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß.
Paß doch auf, o Geſell! und dreh' um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matthiſſon.
Dich grüß' ich, Rieſen-Coliſeum,
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schmidt.
Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Fiekchen, komm und ſing' mir ein Tedeum.

Voß.
Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matthiſſon.
Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.
Schmidt.
Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

Voß.
Bei des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matthiſſon.
Umeiſ't Natur auch Thal und Acker!
Ihr Liebling fühlt, daß ſie es iſt.

des institutions libres. En Allemagne les ecclésiastiques ont siégé dans la chambre haute, mais ils n'ont point fait un ordre à part, et la division naturelle en deux chambres s'est toujours maintenue. Les trois ordres n'ont guère existé qu'en France et dans quelques états, tels que la Sicile, qui ne formoient pas à eux seuls une monarchie. Cette funeste institution, donnant toujours la majorité aux privilégiés contre la nation, a porté souvent le peuple françois à préférer le despotisme royal à la dépendance légale où le plaçoit la division en trois ordres, vis-à-vis des castes aristocratiques.

Un autre inconvénient de la France, c'étoit cette foule de gentilshommes du second ordre anoblis de la veille, soit par les lettres de noblesse que les rois donnoient comme faisant suite à l'affranchissement des Gaulois, soit par les charges vénales de secrétaire du roi, etc., qui associoient de nouveaux individus aux droits et aux priviléges des anciens gentilshommes. La nation se seroit soumise volontiers à la prééminence des familles historiques, et je n'exagère pas en affirmant qu'il n'y en a pas plus de deux cents en France. Mais les cent mille nobles et les cent mille prêtres qui vouloient avoir des priviléges, à l'égal de ceux de MM. de

Montmorenci, de Grammont, de Crillon, etc., révoltoient généralement; car des négocians, des hommes de lettres, des propriétaires, des capitalistes, ne pouvoient comprendre la supériorité qu'on vouloit accorder à cette noblesse acquise à prix de révérences ou d'argent, et à laquelle vingt-cinq ans de date suffisoient pour siéger dans la chambre des nobles, et pour jouir des priviléges dont les plus honorables membres du tiers état se voyoient privés.

La chambre des pairs en Angleterre est une magistrature patricienne, fondée sans doute sur les anciens souvenirs de la chevalerie, mais tout-à-fait associée à des institutions d'une nature très-différente. Un mérite distingué dans le commerce, et surtout dans la jurisprudence, en ouvre journellement l'entrée, et les droits représentatifs que les pairs exercent dans l'état, attestent à la nation que c'est pour le bien public que leurs rangs sont institués. Mais quel avantage les François pouvoient-ils trouver dans ces vicomtes de la Garonne, ou dans ces marquis de la Loire, qui ne payoient pas seulement leur part des impôts de l'état, et que le roi lui-même ne recevoit pas à sa cour, puisqu'il falloit faire des preuves de plus de quatre siècles pour y être admis, et qu'ils étoient à peine anoblis depuis cinquante ans? La vanité des gens de cette classe ne pouvoit s'exercer que sur leurs inférieurs, et ces inférieurs, c'étoient vingt-quatre millions d'hommes.

Il peut être utile à la dignité d'une religion dominante qu'il y ait des archevêques et des évêques dans la chambre haute, comme en Angleterre. Mais quelle amélioration pourroit jamais s'accomplir dans un pays où le clergé catholique, composant le tiers de la représentation, auroit une part égale à celle de la nation même dans le pouvoir législatif? Ce clergé pourroit-il consentir à la tolérance des cultes, à l'admission des protestans à tous les emplois? Ne s'est-il pas refusé obstinément à l'égalité des impôts, pour conserver la forme des dons gratuits qui augmentoit son importance auprès des ministres? Lorsque Philippe-le-Long renvoya les ecclésiastiques du parlement de Paris, il dit qu'ils devoient être trop occupés des spiritualités pour avoir le temps de songer aux temporalités. Que ne se sont-ils toujours soumis à cette sage maxime!

Jamais il ne s'étoit rien fait de décisif dans les états généraux, précisément parce qu'ils délibéroient séparément en trois ordres au lieu de deux; et le chancelier de l'Hôpital n'avoit pu obtenir, même momentanément, son édit de paix que d'une convocation à Saint-Germain, en 1562, dans laquelle, par un grand hasard, le clergé ne se trouva pas.

Les assemblées de notables, appelées par les rois, votèrent presque toutes par tête; et le parlement, qui avoit d'abord consenti, en 1558, à faire un quatrième ordre à part, demanda, en 1626, qu'on délibérât par tête dans une assemblée de notables, parce qu'il ne vouloit pas être distingué de la noblesse. Les variations infinies qu'on retrouve dans tous les usages de la monarchie françoise, se font remarquer dans la composition des états généraux, encore plus que dans toute autre institution politique. Si l'on vouloit s'acharner sur le passé pour en faire l'immuable loi du présent, bien que ce passé ait été fondé lui-même sur l'altération d'un autre passé; si on le vouloit, dis-je, on se perdroit dans des discussions interminables. Revenons donc à ce qui ne peut se nier : les circonstances dont nous avons été les témoins.

L'archevêque de Sens, agissant au nom du roi, invita tous les écrivains de France à faire connoître leur opinion sur le mode de convocation des états généraux. S'il avoit existé des lois constitutionnelles qui en décidassent, pourquoi le ministre du roi auroit-il consulté la nation à cet égard par la liberté de la presse? L'archevêque de Sens, en établissant des assemblées provinciales, non-seulement les avoit composées d'un nombre de députés du tiers égal à celui des deux autres ordres réunis, mais il avoit même décidé, au nom du roi, que l'on y voteroit par tête. Ainsi l'opinion publique étoit singulièrement préparée, soit par les mesures de l'archevêque de Sens, soit par la force même du tiers état, à ce qu'il obtînt, dans les états généraux de 1789, plus d'influence que dans les assemblées précédentes. Aucune loi ne fixoit le nombre des députés des trois ordres; le seul principe établi étoit que chacun de ces ordres ne devoit avoir qu'une voix. Si l'on n'avoit pas accordé légalement une double représentation au tiers, on savoit, à n'en pas douter, qu'irrité de n'avoir pas obtenu ce qu'il demandoit, il auroit envoyé aux états généraux un nombre de députés beaucoup plus considérable encore. Ainsi tous les avant-coureurs des crises politiques, dont un homme d'état doit avoir connoissance, annonçoient la nécessité de transiger avec l'esprit du temps.

Cependant M. Necker ne prit pas sur lui la décision qu'il croyoit la plus sage ; et, se fiant trop, il faut l'avouer, à l'empire de la raison, il conseilla au roi d'assembler de nouveau les notables qui avoient été convoqués par M. de Calonne ; la majorité de ces notables, étant composée de privilégiés, fut contre le doublement du tiers : un seul bureau se déclara pour cette mesure ; il étoit présidé par Monsieur (maintenant Louis XVIII). On se complaît à penser qu'un roi, le premier auteur d'une Charte constitutionnelle émanée du trône, étoit alors de l'opinion populaire sur l'importante question que le parti des aristocrates cherche encore à signaler comme la cause du renversement de la monarchie.

On a reproché à M. Necker d'avoir consulté les notables pour ne pas suivre leur avis ; sa faute consiste en effet dans le parti qu'il prit de les consulter ; mais pouvoit-on imaginer que ces privilégiés, qui s'étoient montrés la veille si violens contre les abus du pouvoir royal, défendroient le lendemain toutes les injustices du leur, avec un acharnement si contraire à l'opinion générale ?

Neanmoins M. Necker suspendit toute décision sur le doublement du tiers, lorsqu'il vit dans la majorité des notables une opinion différente de la sienne; et il s'écoula plus de deux mois entre la fin de leur assemblée et le résultat du conseil du 27 décembre 1788. Pendant ce temps, M. Necker étudia constamment l'esprit public comme la boussole à laquelle, dans cette circonstance, les décisions du roi devoient se conformer. La correspondance des provinces étoit unanime sur la nécessité d'accorder au tiers état ce qu'il demandoit, car le parti des aristocrates purs étoit, comme toujours, en très-petit nombre; beaucoup de nobles et de prêtres dans la classe des curés se rallioient à l'opinion nationale. Le Dauphiné assembla à Romans ses anciens états tombés en désuétude, et on y admit non-seulement le doublement du tiers, mais la délibération par tête. Un grand nombre d'officiers de l'armée se montroient favorables au désir du tiers état. Tous ceux et toutes celles qui, dans la haute compagnie de France, influoient sur l'opinion, parloient vivement en faveur de la cause de la nation: la mode étoit dans ce sens; c'étoit le résultat de tout le dix-huitième siècle, et les vieux préjugés, qui combattoient encore pour les anciennes institutions, avoient beaucoup moins de force alors, qu'ils n'en ont eu à aucune époque pendant les vingt-cinq années suivantes. Enfin l'ascendant de l'esprit public étoit tel, qu'il entraîna le parlement lui-même. Aucun corps ne s'est jamais montré plus ardemment défenseur des anciens usages que le parlement de Paris ; toute institution nouvelle lui paroissoit un acte de rébellion, parce qu'en effet son existence ne pouvoit être fondée sur les principes de la liberté politique. Des charges vénales, un corps judiciaire se prétendant en droit de consentir les impôts, et renonçant pourtant à ce droit quand les rois le commandoient : toutes ces contradictions, qui ne sauroient être que l'œuvre du hasard, n'admettoient point la discussion ; aussi étoit-elle singulièrement suspecte aux membres de la magistrature françoise. Tous les réquisitoires contre la liberté de la presse partoient du parlement de Paris ; et, s'il mettoit des bornes au pouvoir actif des rois, il encourageoit en revanche ce genre d'ignorance, en matière de gouvernement, qui, seul, favorise l'autorité absolue. Un corps aussi fortement attaché aux vieux usages, et néanmoins composé d'hommes qui, par leurs vertus privées, méritoient beaucoup d'estime, décidoit nécessairement la question, en déclarant, par un arrêté des premiers jours de décembre 1788, deux mois après l'assemblée des notables, que le nombre des députés de chaque ordre n'étant fixé par aucun usage constant, ni par aucune loi de l'état, c'étoit à la sagesse du roi à prononcer à cet égard (1).

Quoi! le corps que l'on considéroit comme le représentant du passé, cédant à l'opinion

---

(1) *Extrait de l'arrêté du parlement, du 5 décembre 1788, les pairs y séant.* Considérant la situation actuelle de la nation, etc., déclare qu'en distinguant dans les états de 1614 la convocation, la composition et le nombre :

A l'égard du premier objet, la cour a dû réclamer la forme pratiquée à cette époque, c'est-à-dire, la convocation par bailliages et sénéchaussées, non par gouvernemens ou généralités; cette forme, consacrée de siècle en siècle par les exemples les plus nombreux et par les derniers états, étant surtout le seul moyen d'obtenir la réunion complète des électeurs, par les formes légales, devant des officiers indépendans par leur état :

A l'égard de la composition, la cour n'a pu ni dû porter la moindre atteinte au droit des électeurs, droit naturel, constitutionnel et respecté jusqu'à présent, de donner leurs pouvoirs aux citoyens qu'ils en jugent les plus dignes :

A l'égard du nombre, celui des députés respectifs n'étant déterminé par aucune loi, ni par aucun usage constant pour aucun ordre, il n'a été ni dans le pouvoir ni dans l'intention de la cour d'y suppléer, ladite cour ne pouvant, sur cet objet, que s'en rapporter à la sagesse du roi sur les d'alors, renonçoit indirectement à maintenir les anciennes coutumes dans cette occasion ; et le ministre dont la seule force consistoit dans son respect pour la nation, auroit pris sur lui de refuser à cette nation ce qu'en sa conscience il croyoit équitable, ce que dans son jugement il considéroit comme nécessaire !

Ce n'est pas tout encore. A cette époque, les

---

mesures nécessaires à prendre pour parvenir aux modifications que la raison, la liberté, la justice et le vœu général peuvent indiquer.

Ladite cour a de plus arrêté que ledit seigneur roi seroit supplié très-humblement de ne plus permettre aucun délai pour la tenue des états généraux, et de considérer qu'il ne subsisteroit aucun prétexte d'agitation dans les esprits, ni d'inquiétude parmi les ordres, s'il lui plaisoit, en convoquant les états généraux, de déclarer et consacrer :

Le retour des états généraux ;

Leur droit d'hypothéquer aux créanciers de l'état des impôts déterminés : leur obligation envers les peuples de n'accorder aucun autre subside qui ne soit défini pour la somme et pour le temps ; leur droit de fixer et d'assigner librement, sur les demandes dudit seigneur roi, les fonds de chaque département ;

La résolution dudit seigneur roi de concerter d'abord la suppression de tous impôts distinctifs des ordres, avec le seul qui les supporte, ensuite leur remplacement, avec les trois ordres, par des subsides communs également répartis ;

La responsabilité des ministres ;

Le droit des états généraux d'accuser et traduire devant

Schmidt.
Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß.
Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matthiſſon.
Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfrau, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schmidt.
Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß.
So genieß' ich mein Looß gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'ſch.
Matthiſſon.
Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schmidt.
Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß.
Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matthiſſon.
Der Freundſchaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schmidt.
Und für mich iſt's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

adversaires de l'autorité du roi, c'étoient les privilégiés; le tiers état au contraire désiroit se rallier à la couronne; et si le roi ne s'étoit pas éloigné des représentans du tiers, après l'ouverture des états généraux, il n'y a pas de doute qu'ils n'eussent soutenu son pouvoir.

---

les cours, dans tous les cas intéressant directement la nation entière, sans préjudice des droits du procureur général dans les mêmes cas;

Les rapports des états généraux avec les cours souveraines, en telle sorte que les cours ne doivent ni ne puissent souffrir la levée d'aucun subside qui ne soit accordé, ni concourir à l'exécution d'aucune loi qui ne soit demandée ou concertée par les états généraux; la liberté individuelle des citoyens, par l'obligation de remettre immédiatement tout homme arrêté dans une prison royale, entre les mains de ses juges naturels;

Et la liberté légitime de la presse, seule ressource prompte et certaine des gens de bien contre la licence des méchans, sauf à répondre des écrits répréhensibles après l'impression, suivant l'exigence des cas.

Au moyen de ces préliminaires, qui sont dès à présent dans la main du roi, et sans lesquels on ne peut concevoir une assemblée vraiment nationale, il semble à la cour que le roi donnerait à la magistrature la plus douce récompense de son zèle, en procurant à la nation, par le moyen d'une solide liberté, tout le bonheur dont elle est digne.

Arrête, en conséquence, que les motifs, les principes et les vœux du présent arrêté seront mis sous les yeux du seigneur roi par la voie de très humbles et très respectueuses supplications.

Mais, quand un souverain adopte un système en politique, il doit le suivre avec constance, car il ne recueille du changement que les inconvéniens de tous les partis opposés. « Une » grande révolution étoit prête, dit Monsieur » (Louis XVIII) à la municipalité de Paris, en » 1789; le roi, par ses intentions, ses vertus » et son rang suprême, devoit en être le chef. » Toute la sagesse de la circonstance étoit dans ces paroles.

M. Necker, dans le rapport joint au résultat du conseil du 27 décembre, indiqua, au nom du roi, que le monarque accorderoit la suppression des lettres de cachet, la liberté de la presse, et le retour périodique des états généraux pour la révision des finances. Il tâcha de dérober aux députés futurs le bien qu'ils vouloient faire, afin d'accaparer l'amour du peuple pour le roi. Aussi jamais résolution partie du trône ne produisit-elle un enthousiasme pareil à celui qu'excita le résultat du conseil. Il arriva des adresses de félicitation de toutes les parties du royaume; et, parmi les lettres sans nombre que M. Necker reçut, deux des plus marquantes furent celles de l'abbé Maury, depuis cardinal, et de M. de Lamoignon. L'autorité du roi fut alors plus puissante sur les esprits que jamais; on admiroit la force de raison et la loyauté de sentiment qui le faisoit marcher en avant des réformes demandées par la nation, tandis que l'archevêque de Sens l'avoit placé dans la situation la plus fausse, en l'engageant à refuser toujours la veille ce qu'il étoit forcé d'accorder le lendemain.

Mais, pour profiter de cet enthousiasme populaire, il falloit marcher fermement dans la même route. Un plan tout-à-fait contraire a été suivi par le roi, six mois après; comment donc accuser M. Necker des événemens qui sont résultés de ce qu'on a rejeté ses avis pour adopter ceux du parti contraire? Lorsqu'un général malhabile perd la campagne victorieusement commencée par un autre, dit-on que le vainqueur des premiers jours est coupable des défaites de son successeur, dont la manière de voir et d'agir diffère en tout de la sienne? Mais, répétera-t-on encore, la conséquence naturelle du doublement du tiers n'étoit-elle pas la délibération par tête et non par ordre, et n'a-t-on pas vu les suites de la réunion en une seule assemblée? La conséquence du doublement du tiers auroit dû être de délibérer en deux chambres; et certes, loin de craindre un tel résultat, il falloit le désirer. Pourquoi donc, diront les adversaires de M. Necker, n'a-t-il pas fait prononcer au roi sa résolution sur ce point, lorsque le doublement du tiers fut accordé? Il ne l'a pas fait, parce qu'il pensoit qu'un tel changement devoit être concerté avec les représentans de la nation; mais il l'a proposé dès que ces représentans ont été rassemblés. Malheureusement le parti aristocrate s'y opposa, et perdit ainsi la France en se perdant lui-même.

Une disette de blé, telle qu'il ne s'en étoit pas fait sentir depuis long-temps en France, menaça Paris de la famine pendant l'hiver de 1788 à 1789. Les soins infinis de M. Necker, et le dévouement de sa propre fortune dont il avoit déposé la moitié au trésor royal, prévinrent à cet égard des malheurs incalculables. Rien ne dispose le peuple au mécontentement comme les craintes sur les subsistances; cependant il avoit tant de confiance dans l'administration, que nulle part le trouble n'éclata. Les états généraux s'annonçoient sous les plus heureux auspices; les privilégiés, par leur situation même, ne pouvoient abandonner le trône, bien qu'ils l'eussent ébranlé; les députés du tiers état étoient reconnoissans de ce qu'on avoit écouté leurs réclamations. Sans doute, il restoit encore de grands sujets de discorde entre la nation et les privilégiés; mais le roi étoit placé de manière à pouvoir être leur arbitre, en se réduisant de lui-même à une monarchie limitée; si toutefois c'est se réduire que de s'imposer des barrières qui vous mettent à l'abri de vos propres erreurs, et surtout de celles de vos ministres. Une monarchie sagement limitée, n'est que l'image d'un honnête homme, dans l'âme duquel la conscience préside toujours à l'action.

Le résultat du conseil du 27 décembre fut adopté par les ministres du roi les plus éclairés, tels que MM. de Saint-Priest, de Montmorin et de la Luzerne; et la reine elle-même voulut assister à la délibération qui eut lieu sur le doublement du tiers. C'étoit la première fois qu'elle paroissoit au conseil; et l'approbation qu'elle donna spontanément à la mesure proposée par M. Necker, pourroit être considérée comme une sanction de plus; mais M. Necker, en remplissant son devoir, dut en prendre la responsabilité sur lui-même. La nation entière, à l'exception peut-être de quelques milliers d'individus, partageoit alors son opinion; depuis il n'y a que les amis de la justice et de la liberté politique, telle qu'on la concevoit à l'ouverture des états généraux, qui soient restés toujours les mêmes à travers vingt-cinq années de vicissitudes. Ils sont en petit nombre, et la mort les moissonne chaque jour; mais la mort seule en effet pouvoit diminuer cette fidèle armée; car ni la séduction ni la terreur n'en sauroient détacher le plus obscur champion.

CHAPITRE XV.

Quelle étoit la disposition des esprits en Europe au moment de la convocation des états généraux.

Les lumières philosophiques, c'est-à-dire, l'appréciation des choses d'après la raison et non d'après les habitudes, avoient fait de tels progrès en Europe, que les possesseurs des priviléges, rois, nobles ou prêtres, étoient les premiers à s'excuser des avantages abusifs dont ils jouissoient. Ils vouloient bien les conserver, mais ils prétendoient à l'honneur d'y être indifférens; et les plus adroits se flattoient d'endormir assez l'opinion pour qu'elle ne leur disputât pas ce qu'ils avoient l'air de dédaigner.

L'impératrice Catherine courtisoit Voltaire; Frédéric II étoit presque son rival en littérature; Joseph II étoit le philosophe le plus prononcé de ses états; le roi de France avoit pris deux fois, en Amérique et en Hollande, le parti des sujets contre leur prince : sa politique le conduisit à soutenir ceux qui combattoient contre le pouvoir royal et stathoudérien. L'opinion de l'Angleterre sur tous les principes politiques étoit en harmonie avec ses institutions, et, avant la révolution de France, il y avoit certainement plus d'esprit de liberté en Angleterre qu'à présent.

M. Necker avoit donc raison, quand il disoit, dans le résultat du conseil du 27 décembre, que le bruit sourd de l'Europe invitoit le roi à consentir aux vœux de la nation. La constitution angloise qu'elle souhaitoit alors, elle la réclame encore à présent. Examinons avec impartialité quels sont les orages qui l'ont éloignée de ce port, le seul où elle puisse trouver le calme.

CHAPITRE XVI.

Ouverture des états généraux le 5 mai 1789.

Je n'oublierai jamais le moment où l'on vit passer les douze cents députés de la France, se rendant en procession à l'église pour entendre la messe, la veille de l'ouverture des états généraux. C'étoit un spectacle bien imposant et bien nouveau pour des François; tout ce qu'il y avoit d'habitans dans la ville de Versailles, ou de curieux arrivés de Paris, se rassembloit pour le contempler. Cette nouvelle sorte d'autorité dans l'état, dont on ne connoissoit encore ni la nature, ni la force, étonnoit la plupart de ceux qui n'avoient pas réfléchi sur les droits des nations.

Le haut clergé avoit perdu une partie de sa considération, parce que beaucoup de prélats ne s'étoient pas montrés assez réguliers dans leur conduite, et qu'un plus grand nombre encore n'étoient occupés que des affaires politiques. Le peuple est sévère pour les prêtres comme pour les femmes : il veut dans les uns et dans les autres du dévouement à leurs devoirs. La gloire militaire, qui constitue la considération de la noblesse, comme la piété celle du clergé, ne pouvoit plus apparoître que dans le passé. Une longue paix n'avoit donné à aucun des nobles qui en auroient été le plus avides, l'occasion de recommencer leurs aïeux, et c'étoient d'illustres obscurs que tous les grands seigneurs de France. La noblesse du second ordre n'avoit pas eu plus d'occasions de se distinguer, puisque la nature du gouvernement ne permettoit aux gentilshommes que la carrière des armes. Les anoblis, qu'on voyoit marcher en grand nombre dans les rangs des nobles, portoient d'assez mauvaise grâce le panache et l'épée; et l'on se demandoit pourquoi ils se plaçoient dans le premier ordre de l'état, seulement parce qu'ils avoient obtenu de ne pas payer leur part des impôts publics; car, en effet, c'étoit à cet injuste privilége que se bornoient leurs droits politiques.

La noblesse se trouvant déchue de sa splendeur par l'esprit de courtisan, par l'alliage des anoblis, et par une longue paix; le clergé ne possédant plus l'ascendant des lumières qu'il avoit eu dans les temps barbares; l'importance des députés du tiers état en étoit aug-

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des teutoniſchen Urgeſchmacks.

Matthiſſon.

Verpflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern im Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verſtündeſt!
Da gebricht's, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, dir's
Nachzuthun in kühnen Hexametern?
Aber was ich ſinge, glaube mir's,
Klingt harmoniſch Micheln ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triftig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

mentée. Leurs habits et leurs manteaux noirs, leurs regards assurés, leur nombre imposant, attiroient l'attention sur eux : des hommes de lettres, des négocians, un grand nombre d'avocats composoient ce troisième ordre. Quelques nobles s'étoient fait nommer députés du tiers, et parmi ces nobles on remarquoit surtout le comte de Mirabeau : l'opinion qu'on avoit de son esprit étoit singulièrement augmentée par la peur que faisoit son immoralité ; et cependant c'est cette immoralité même qui a diminué l'influence que ses étonnantes facultés devoient lui valoir. Il étoit difficile de ne pas le regarder long-temps, quand on l'avoit une fois aperçu : son immense chevelure le distinguoit entre tous ; on eût dit que sa force en dépendoit comme celle de Samson ; son visage empruntoit de l'expression de sa laideur même, et toute sa personne donnoit l'idée d'une puissance irrégulière, mais enfin d'une puissance telle qu'on se la représenteroit dans un tribun du peuple.

Aucun nom propre, excepté le sien, n'étoit encore célèbre dans les six cents députés du tiers ; mais il y avoit beaucoup d'hommes honorables, et beaucoup d'hommes à craindre. L'esprit de faction commençoit à planer sur la France, et l'on ne pouvoit l'abattre que par la sagesse ou par le pouvoir. Or, si l'opinion avoit déjà miné le pouvoir, que pouvoit-on faire sans sagesse?

J'étois placée à une fenêtre près de madame de Montmorin, femme du ministre des affaires étrangères, et je me livrois, je l'avoue, à la plus vive espérance, en voyant pour la première fois en France des représentans de la nation. Madame de Montmorin, dont l'esprit n'étoit en rien distingué, me dit avec un ton décidé, qui cependant me fit effet : « Vous avez tort » de vous réjouir, il arrivera de ceci de grands » désastres à la France et à nous. » Cette malheureuse femme a péri sur l'échafaud avec un de ses fils, l'autre s'est noyé, son mari a été massacré le 2 septembre, sa fille aînée a péri dans l'hôpital d'une prison; sa fille cadette, madame de Beaumont, une personne spirituelle et généreuse, a succombé sous le poids de ses regrets avant trente ans; la famille de Niobé n'a pas été plus cruellement frappée que celle de cette pauvre mère : on eût dit qu'elle le pressentoit.

L'ouverture des états généraux eut lieu le lendemain : on avoit construit à la hâte une grande salle dans l'avenue de Versailles pour y recevoir les députés. Beaucoup de spectateurs furent admis à cette cérémonie. Une estrade étoit élevée pour y placer le trône du roi, le fauteuil de la reine, et des chaises pour le reste de la famille royale.

Le chancelier, M. de Barentin, s'assit sur l'avant-scène de cette espèce de théâtre. Les trois ordres étoient, pour ainsi dire, dans le parterre, le clergé et la noblesse à droite et à gauche, les députés du tiers état en face. Ils avoient déclaré d'avance qu'ils ne se mettroient pas à genoux au moment de l'arrivée du roi, suivant l'ancien usage encore pratiqué la dernière fois que les états généraux s'étoient rassemblés. Si les députés du tiers état s'étoient mis à genoux en 1789, tout le monde, y compris les aristocrates les plus purs, auroit trouvé cette action ridicule, c'est-à-dire, en désaccord avec les idées du temps.

Lorsque Mirabeau parut, un murmure se fit entendre dans l'assemblée. Il en comprit le sens; mais, traversant la salle fièrement jusqu'à sa place, il eut l'air de se préparer à faire naître assez de trouble dans l'état, pour confondre les rangs de l'estime aussi-bien que tous les autres. M. Necker fut couvert d'applaudissemens dès qu'il entra; sa popularité étoit alors entière, et le roi pouvoit s'en servir utilement, en restant fidèle au système dont il avoit adopté les principes fondamentaux.

Quand le roi vint se placer sur le trône au milieu de cette assemblée, j'éprouvai pour la première fois un sentiment de crainte. D'abord je remarquai que la reine étoit très-émue; elle arriva plus tard que l'heure assignée, et les couleurs de son teint étoient altérées. Le roi prononça son discours avec sa simplicité accoutumée; mais les physionomies des députés exprimoient plus d'énergie que celle du monarque, et ce contraste devoit inquiéter dans des circonstances où, rien n'étant encore établi, il falloit de la force des deux côtés.

Les discours du roi, du chancelier et de M. Necker, avoient tous les trois pour but le rétablissement des finances. Celui de M. Necker présentoit toutes les améliorations dont l'administration étoit susceptible, mais il touchoit à peine aux questions constitutionnelles, et, se bornant à prévenir l'assemblée contre la précipitation dont elle n'étoit que trop susceptible, il lui dit ce mot qui est devenu proverbe : « Ne soyez pas envieux du temps. » En sortant de la séance le parti populaire, c'est-à-dire, la majorité du tiers, la minorité de la noblesse et plusieurs membres du clergé, se plaignirent de ce que M. Necker avoit traité les états généraux comme une administration provinciale, en ne leur parlant que des mesures à prendre pour garantir la dette de l'état, et pour perfectionner le système des impôts. Le principal objet des états généraux, sans doute, étoit de faire une constitution; mais pouvoient-ils exiger que le ministre du roi entamât le premier des questions qui ne devoient être mises en avant que par les représentans de la nation?

D'un autre côté les aristocrates, ayant vu dans le discours de M. Necker, qu'en huit mois il avoit assez rétabli les finances pour être en état de se passer de nouveaux impôts, commencèrent à blâmer le ministre d'avoir convoqué les états généraux, puisque le besoin d'argent ne les rendoit pas indispensables. Ils oublioient apparemment que la promesse de ces états généraux étoit donnée avant le rappel de M. Necker. Dans cette circonstance, comme dans presque toutes, il marchoit entre les deux extrêmes, car il ne vouloit point dire aux représentans du peuple : ne vous occupez que de constitution ; et il ne vouloit pas non plus retomber dans l'arbitraire, en se contentant des ressources momentanées qui ne mettoient point en sûreté les créanciers de l'état, et ne répondoient pas au peuple de l'emploi de ses sacrifices.

CHAPITRE XVII.

De la résistance des ordres privilégiés aux demandes du tiers état, en 1789.

M. de la Luzerne, évêque de Langres, un des meilleurs esprits de France, écrivit, à l'ouverture des états généraux, une brochure pour proposer que les trois ordres se formassent en deux chambres, le haut clergé se réunissant à la noblesse, et le bas clergé aux communes. M. le marquis de Montesquiou, depuis général, en fit la motion, mais en vain, dans la chambre de la noblesse. En un mot, tous les hommes éclairés sentoient la nécessité de détruire cette délibération en trois ordres, avec le *veto* de l'un sur l'autre; car, indépendamment de son injustice radicale, elle rendoit impossible de terminer aucune affaire.

Il y a dans l'ordre social comme dans l'ordre naturel de certains principes, dont on ne sauroit s'écarter sans amener la confusion. Les trois pouvoirs sont dans l'essence des choses. La monarchie, l'aristocratie et la démocratie existent dans tous les gouvernemens, comme l'action, la conservation et le renouvellement dans la marche de la nature. Si vous introduisez dans l'organisation politique un quatrième pouvoir, le clergé, qui est tout ou rien, suivant la façon dont on le considère, vous ne pouvez plus établir aucun raisonnement fixe sur les lois nécessaires au bien de l'état, puisqu'on vous met pour entraves des autorités mystérieuses, là où vous ne devez admettre que des intérêts publics.

Deux grands dangers, la banqueroute et la famine, menaçoient la France au moment de la convocation des états généraux, et tous les deux exigeoient des ressources promptes. Comment pouvoit-on prendre aucune résolution rapide avec le veto de chaque ordre? Les deux premiers ne vouloient pas consentir sans condition à l'égalité des impôts, et cependant la nation demandoit que ce moyen fût employé avant tout autre, pour rétablir les finances. Les privilégiés avoient dit qu'ils accéderoient à cette égalité, mais ils ne l'avoient point encore formellement décrétée, et ilsétoient toujours les maîtres de décider ce qui les concernoit, d'après l'ancienne manière de délibérer. Ainsi la masse de la nation n'avoit point d'influence décisive, quoique la plus grande partie des sacrifices portât sur elle. Les députés du tiers réclamèrent donc le vote par tête, et la noblesse et le clergé le vote par ordre. La dispute à cet égard commença dès la vérification des pouvoirs; et dès ce moment aussi M. Necker proposa un plan de conciliation qui, bien que très-favorable aux deux premiers ordres, pouvoit cependant alors être accepté, parce que l'on négocioit encore. A toutes les entraves qu'apportoit la délibération en trois ordres, il faut ajouter ce qu'on appeloit les mandats impératifs, c'est-à-dire, des mandats rédigés par les électeurs, qui imposoient aux députés l'obligation de se conformer à la volonté de leurs commettans, sur les principaux objets dont il devoit être question dans l'assemblée. Cette forme surannée ne pouvoit convenir qu'au temps où le gouvernement représentatif étoit dans son enfance. L'opinion publique n'avoit guère d'ascendant, lorsque les communications d'une province à l'autre étoient peu faciles, et surtout lorsque les journaux ne répandoient encore ni les nouvelles ni les idées. Mais vouloir contraindre de nos jours les députés à ne s'écarter en rien des cahiers rédigés dans leurs bailliages, c'étoit faire des états généraux une réunion d'hommes qui auroient eu seulement le droit de déposer des pétitions sur la table. En vain la discussion les eût-elle éclairés, puisqu'il ne leur étoit permis de rien changer aux injonctions qu'ils avoient reçues d'avance. C'est pourtant sur ces cahiers impératifs que les nobles se fondoient principalement pour refuser la délibération par tête. Les gentilshommes du Dauphiné, au contraire, avoient apporté le mandat formel de ne jamais délibérer par ordre.

La minorité de la noblesse, c'est-à-dire, plus de soixante membres de la naissance la plus illustre, mais qui participoient par leurs lumières à l'esprit du siècle, vouloient aussi qu'on délibérât par tête sur la constitution future de la France; mais la majorité de leur ordre, d'accord avec une partie du clergé, bien que celui-ci se montrât plus modéré, mettoit une obstination inouïe à n'adopter aucun mode de conciliation. Ils assuroient qu'ils étoient prêts à renoncer à leurs exemptions d'impôts; et néanmoins, au lieu de déclarer formellement cette résolution à l'ouverture de leurs séances, ils vouloient faire de ce que la nation regardoit comme son droit, un objet de négociation. Le temps se perdit en arguties, en refus polis, en difficultés nouvelles. Quand le tiers état éle-

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh',
Matthiſſon! Doch deine Basrelieſſer,
Die am Sarge ſprießen in die Höh',
Iſt das eine Art von Mauerpfeſſer?

Alle.

Nun ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Verſ' im Cyklopentakt;
Hochklaſſiſch wird durch weiſe Sichtung,
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich-nützliche Verrichtung.

voit le ton, et montroit sa force qui consistoit dans le vœu de la France, la noblesse de la cour fléchissoit, habituée qu'elle étoit à céder au pouvoir; mais, dès que la crise paroissoit se calmer, elle reprenoit bientôt toute son arrogance, et se mettoit à mépriser le tiers état, comme dans le temps où les vilains sollicitoient leur affranchissement des seigneurs.

La noblesse de province étoit plus intraitable encore que les grands seigneurs. Ceux-ci étoient toujours assurés de leur existence : les souvenirs de l'histoire la leur garantissoient; mais tous ces gentilshommes, dont les titres n'étoient connus que d'eux-mêmes, se voyoient en danger de perdre des distinctions qui n'imposoient plus de respect à personne. Il falloit les entendre parler de leurs rangs comme si ces rangs eussent existé avant la création du monde, quoique la date en fût très-récente. Ils considéroient leurs priviléges, qui n'étoient d'aucune utilité que pour eux-mêmes, comme le droit de propriété sur lequel se fonde la sécurité de tous. Les priviléges ne sont sacrés que quand ils servent au bien de l'état; il faut donc raisonner pour les maintenir, et ils ne peuvent être vraiment solides que quand l'utilité publique les consacre. Mais la majorité de la noblesse ne sortoit pas de ces trois mots : *c'étoit ainsi jadis*. Cependant, leur répondoit-on, ce sont des circonstances qui ont amené ce qui étoit, et ces circonstances sont entièrement changées : n'importe, rien n'arrivoit à leur conviction. Ils avoient une certaine fatuité aristocratique dont on ne peut avoir l'idée nulle part ailleurs qu'en France ; un mélange de frivolité dans les manières et de pédanterie dans les opinions; et le tout réuni au plus complet dédain pour les lumières et pour l'esprit, à moins qu'il ne se fît bête, c'est-à-dire, qu'il ne s'employât à faire rétrograder la raison.

En Angleterre, le fils aîné d'un lord est d'ordinaire membre de la chambre des communes, jusqu'à ce qu'à la mort de son père, il entre dans la chambre haute ; les fils cadets restent dans le corps de la nation dont ils font partie. Un lord disoit spirituellement : « Je ne » puis pas devenir aristocrate, car j'ai chez moi » constamment des représentans du parti popu» laire ; ce sont mes fils cadets. » La réunion graduée des divers états de l'ordre social est une des admirables beautés de la constitution angloise. Mais ce que l'usage avoit introduit en France, c'étoient deux choses pour ainsi dire contradictoires : un respect tel pour l'antiquité de la noblesse, qu'il n'étoit pas même permis d'entrer dans les carrosses du roi sans des preuves vérifiées par le généalogiste de la cour, et qui remontoient au-delà de 1400, c'est-à-dire, avant l'époque où les rois ont introduit les anoblissemens; et, d'un autre côté, la plus grande importance attachée à la faculté donnée au roi d'anoblir. Aucune puissance humaine ne peut faire un noble véritable; ce seroit disposer du passé, ce qui paroît impossible à la divinité même; mais rien n'étoit plus facile en France que de devenir un privilégié; et cependant c'étoit entrer dans une caste à part, et acquérir, pour ainsi dire, le droit de nuire au reste de la nation, en augmentant le nombre de ceux qui ne supportoient pas les charges de l'état, et qui se croyoient des droits particuliers à ses faveurs. Si la noblesse françoise étoit restée purement militaire, on auroit pu long-temps encore, par le sentiment de l'admiration et de la reconnoissance, se soumettre aux avantages dont elle jouissoit; mais depuis un siècle un tabouret à la cour étoit demandé avec autant d'instance qu'un régiment à l'armée. Les nobles de France n'étoient ni des magistrats par la pairie comme en Angleterre, ni des seigneurs suzerains comme en Allemagne. Qu'étoient-ils donc? Ils se rapprochoient malheureusement de ceux d'Espagne et d'Italie, et ils n'échappoient à cette triste comparaison que par leur élégance en société, et l'instruction de quelques-uns d'entre eux; mais ceux-là même, pour la plupart, abjuroient la doctrine de leur ordre, et l'ignorance seule restoit à la garde des préjugés.

Quels orateurs pouvoient soutenir ce parti abandonné par ses membres les plus distingués? L'abbé Maury, qui étoit bien loin d'occuper un premier rang dans le clergé de France, défendoit ses abbayes sous le nom du bien public; et un capitaine de cavalerie, anobli depuis vingt-cinq ans, M. de Casalès, fut le champion des priviléges de la noblesse dans l'assemblée constituante. On a vu depuis ce même homme se rattacher l'un des premiers à la dynastie de Bonaparte; et le cardinal Maury, ce me semble, s'y est assez volontiers prêté. L'on peut donc croire, dans cette occasion comme dans toute autre, que, de nos jours, les avocats des préjugés sont souvent très-disposés à transiger pour des intérêts personnels. La majorité de la noblesse, se sentant délaissée en 1789 par les talens et les lumières, proclamoit indiscrètement la nécessité d'employer la force contre le parti populaire. Nous verrons si cette force existoit alors ; mais on peut dire d'avance que, si elle n'existoit pas, il étoit bien imprudent d'en menacer.

CHAPITRE XVIII.

De la conduite du tiers état pendant les deux premiers mois de la session des états généraux.

QUELQUES individus de la noblesse et du clergé, les premiers de leur pays, inclinoient fortement, comme nous l'avons dit, pour le parti populaire; beaucoup d'hommes éclairés se trouvoient parmi les députés du tiers état. Il ne faut pas juger de la France d'alors par celle d'aujourd'hui : vingt-cinq ans de périls continuels en tout genre ont malheureusement accoutumé les François à n'employer leurs facultés qu'à la protection d'eux-mêmes; mais on comptoit en 1789 un grand nombre d'esprits supérieurs et philosophiques. Pourquoi donc, dira-t-on, ne pas s'en tenir au régime sous lequel ils s'étoient formés ainsi? Ce n'étoit pas le gouvernement, mais les lumières du siècle qui avoient développé tous ces talens, et ceux qui se les sentoient éprouvoient le besoin de les exercer; toutefois l'ignorance du peuple à Paris, et plus encore dans les provinces, cette ignorance, résultat d'une longue oppression et du peu de soin que l'on prenoit de l'éducation des dernières classes, menaçoit la France de tous les maux dont elle a été depuis accablée. Il y avoit peut-être autant d'hommes marquans chez nous que parmi les Anglois; mais la masse de bon sens dont une nation libre est propriétaire, n'existoit point en France. La religion fondée sur l'examen, l'instruction publique, les élections et la liberté de la presse, sont des sources de perfectionnement qui avoient agi depuis plus de cent ans en Angleterre. Le tiers état vouloit que les François fussent enrichis d'une partie de ces biens. L'esprit public appuyoit son désir avec énergie; mais le tiers état, étant le plus fort, ne pouvoit avoir qu'un mérite, celui de la modération; et malheureusement il ne voulut pas se le donner.

Deux partis existoient dans les députés de cet ordre; l'un avoit pour chefs principaux, Mounier et Malouet, et l'autre Mirabeau et Sieyes: le premier vouloit une constitution en deux chambres, et conservoit l'espoir d'obtenir ce changement, de la noblesse et du roi, par les voies de la conciliation; l'autre étoit plutôt dirigé par les passions que par les opinions, bien que l'avantage des talens pût lui être attribué.

Mounier étoit le chef de l'insurrection calme et réfléchie du Dauphiné; c'étoit un homme passionnément raisonnable; plus éclairé qu'éloquent, mais constant et ferme dans sa route, tant qu'il lui fut possible d'en choisir une. Malouet, dans quelque situation qu'il se soit trouvé, a toujours été guidé par sa conscience. Je n'ai pas connu d'âme plus pure; et, si quelque chose lui a manqué pour agir efficacement, c'est qu'il avoit traversé les affaires sans se mêler avec les hommes, se fiant toujours à la démonstration de la vérité, sans réfléchir assez aux moyens de l'introduire dans la conviction des autres.

Mirabeau, qui savoit tout et qui prévoyoit tout, ne vouloit se servir de son éloquence foudroyante que pour se faire place au premier rang dont son immoralité l'avoit banni. Sieyes étoit l'oracle mystérieux des événemens qui se préparoient; il a, on ne sauroit le nier, un esprit de la première force et de la plus grande étendue, mais cet esprit a pour guide un caractère très-sujet à l'humeur; et, comme on pouvoit à peine arracher de lui quelques paroles, elles comptoient, par leur rareté même, comme des ordres ou des prophéties. Pendant que les privilégiés discutoient leurs pouvoirs, leurs intérêts, leurs étiquettes, enfin tout ce qui ne concernoit qu'eux, le tiers état les invitoit à s'occuper en commun de la disette et des finances. Sur quel terrain avantageux les députés du peuple ne se plaçoient-ils pas, quand ils sollicitoient pour de semblables motifs la réunion de tous les députés! Enfin le tiers état se lassa de ses vains efforts, et les factieux se réjouirent de ce que leur inutilité sembloit démontrer la nécessité de recourir à des moyens plus énergiques.

Malouet demanda que la chambre du tiers se déclarât l'assemblée des représentans de la majorité de la nation. Il n'y avoit rien à dire à ce titre incontestable. Sieyes proposa de se constituer purement et simplement l'assemblée nationale de France, et d'inviter les membres des deux ordres à se réunir à cette assemblée : ce décret passa; et ce décret étoit la révolution elle-même. Combien n'importoit-il donc pas de le prévenir! Mais tel fut le succès de cette démarche, qu'à l'instant les députés de la noblesse du Dauphiné, et quelques prélats, accédèrent à l'invitation de l'assemblée; son ascendant croissoit à toute heure. Les François sentent où est la force, mieux qu'aucun peuple du monde; et, moitié par calcul, moitié par enthousiasme, ils se précipitent vers la puissance, et l'augmentent de plus en plus en s'y ralliant.

Le roi, comme on le verra dans le chapitre suivant, se détermina beaucoup trop tard à intervenir dans la crise; mais, par une maladresse ordinaire au parti des privilégiés, toujours foible sans cesser d'être confiant, le grand maître des cérémonies imagina de faire fermer la salle où se rassembloit le tiers état, pour y placer l'estrade et le tapis nécessaires à la réception du roi. Le tiers état crut, ou fit semblant de croire, qu'on lui défendoit de se rassembler; les troupes qui s'avançoient de toutes parts autour de Versailles mettoient les députés dans la situation du monde la plus avantageuse. Le danger étoit assez apparent pour leur donner l'air du courage, et ce danger cependant n'étoit pas assez réel pour que les hommes timides y cédassent. Tout ce qui composoit l'assemblée nationale se réunit donc dans la salle du jeu de paume, pour prêter serment de maintenir ses droits; ce serment n'étoit pas sans quelque dignité; et, si le parti des privilégiés avoit été

An Garlieb Merkel.

Triolet.

Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.
Verwirrſt du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolet?
Ei, ei, bei ſolchen Kennermienen!
Einſt wies ich ſchon dir das Sonett;
Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

Verfehltes Thema.

Von Leibeigenen ſchriebſt du mit Recht; doch über uns Freie
Willſt du nun ſchreiben durchaus: Beſter, das iſt dir zu hoch!

plus fort dans le moment où on l'attaquoit, et que le parti national se fût montré plus sage après le triomphe, l'histoire auroit consacré ce jour comme l'un des plus mémorables dans les annales de la liberté.

CHAPITRE XIX.

Des moyens qu'avoit le roi, en 1789, pour s'opposer à la révolution.

La véritable opinion publique, celle qui plane au-dessus des factions, est la même depuis vingt-sept ans en France, et toute autre direction, étant factice, ne sauroit avoir qu'une influence momentanée.

L'on ne pensoit point dans ce temps à renverser le trône, mais on ne vouloit pas que la loi fût faite par ceux qui devoient l'exécuter; car ce n'est pas dans les mains du roi, mais dans celles de ses ministres, que l'autorité des anciens gouvernemens arbitraires est remise. Les François ne se soumettoient pas volontiers alors à la singulière humilité qu'on prétend exiger d'eux maintenant, celle de se croire indignes d'influer, comme les Anglois, sur leur propre sort. Que pouvoit-on objecter à ces vœux presque universels de la France, et jusqu'à quel point un roi consciencieux devoit-il s'y refuser? Pourquoi se charger à lui seul de la responsabilité de l'état, et pourquoi les lumières qui lui seroient venues d'une assemblée de députés, composée comme le parlement anglois, n'auroient-elles pas valu pour lui celles qu'il tiroit de son conseil ou de sa cour? Pourquoi mettre enfin, à la place des devoirs mutuels entre le souverain et son peuple, la théorie renouvelée des juifs sur le droit divin? Mais, sans la discuter ici, on ne sauroit nier au moins qu'il faut de la force pour maintenir cette théorie, et que le droit divin a besoin d'une armée terrestre pour se manifester aux incrédules. Or, quels étoient alors les moyens dont l'autorité royale pouvoit se servir?

Deux partis raisonnables seulement restoient à prendre : triompher de l'opinion, ou traiter avec elle. La force, la force, s'écrient ces hommes qui croient s'en donner, seulement en prononçant ce mot. Mais en quoi consiste la force d'un souverain, si ce n'est dans l'obéissance de ses troupes? Or l'armée, dès 1789, partageoit en grande partie les opinions populaires contre lesquelles on vouloit l'employer. Elle n'avoit presque pas fait la guerre depuis vingt-cinq ans, et c'étoit une armée de citoyens, imbue des sentimens de la nation, et qui se faisoit honneur de s'y associer. Si le roi s'étoit mis à sa tête, dira-t-on, il en auroit disposé. Le roi n'avoit pas reçu une éducation militaire, et tous les ministres du monde, y compris le cardinal de Richelieu, ne sauroient suppléer à cet égard à l'action personnelle d'un monarque. On peut écrire pour lui, mais non commander une armée à sa place, surtout quand il s'agit de l'employer dans l'intérieur. La royauté ne peut être conduite comme la représentation de certains spectacles, où l'un des acteurs fait les gestes pendant que l'autre prononce les paroles. Mais quand la plus énergique volonté des temps modernes, celle de Bonaparte, se seroit trouvée sur le trône, elle se seroit brisée contre l'opinion publique au moment de l'ouverture des états généraux. La politique étoit alors un champ nouveau pour l'imagination des François; chacun se flattoit d'y jouer un rôle, chacun voyoit un but pour soi dans les chances multipliées qui s'annonçoient de toutes parts; cent ans d'événemens et d'écrits divers avoient préparé les esprits aux biens sans nombre que l'on se croyoit prêt à saisir. Lorsque Napoléon a établi le despotisme en France, les circonstances étoient favorables à ce dessein; on étoit lassé de troubles, on avoit peur des maux horribles qu'on avoit soufferts, et que le retour des mêmes factions pouvoit ramener ; d'ailleurs l'enthousiasme public étoit tourné vers la gloire militaire ; la guerre de la révolution avoit exalté l'orgueil national. L'opinion, au contraire, sous Louis XVI, ne s'attachoit qu'aux intérêts purement philosophiques ; elle avoit été formée par les livres qui proposoient un grand nombre d'améliorations pour l'ordre civil, administratif et judiciaire ; on vivoit depuis long-temps dans une profonde paix ; la guerre même étoit hors de mode depuis Louis XIV. Tout le mouvement des esprits consistoit dans le désir d'exercer des droits politiques, et toute l'habileté d'un homme d'état se fondoit sur l'art de ménager cette opinion.

Lorsqu'on peut gouverner un pays par la force militaire, la tâche des ministres est simple, et de grands talens ne sont pas nécessaires pour se faire obéir ; mais si, par malheur, on a recours à cette force et qu'elle manque, alors l'autre ressource, celle de captiver l'opinion, n'existe plus, car on l'a perdue pour jamais, dès qu'on a vainement tenté de la contraindre. Examinons, d'après ces principes, les plans proposés par M. Necker, et ceux qu'on fit adopter au roi en sacrifiant ce ministre.

CHAPITRE XX.

De la séance royale du 23 juin 1789.

Le conseil secret du roi différoit entièrement de son ministère ostensible; il y avoit bien quelques ministres de l'avis du conseil secret, mais le chef reconnu de l'administration, M. Necker, étoit précisément celui contre lequel les privilégiés dirigeoient leurs efforts.

En Angleterre la responsabilité des ministres met obstacle à ce double gouvernement des affidés du roi et de ses agens officiels. Aucun acte du pouvoir royal n'étant exécuté sans la signature d'un ministre, et cette signature pouvant coûter la vie à celui qui la donne à tort, quand le roi seroit entouré de chambellans qui prêcheroient le pouvoir absolu, aucun de ces chambellans même ne se risqueroit à faire, comme ministre, ce qu'il soutiendroit comme courtisan. Il n'en étoit pas ainsi de la France: on faisoit venir, à l'insu du ministre principal, des régimens allemands, parce qu'on n'étoit pas assez sûr des régimens françois, et l'on se persuadoit qu'avec cette troupe étrangère on viendroit à bout de l'opinion dans un pays tel qu'étoit alors l'illustre France.

Le baron de Breteuil, qui aspiroit à remplacer M. Necker, étoit incapable de comprendre autre chose que l'ancien régime ; et encore dans l'ancien régime ses idées ne s'étoient jamais étendues au-delà des cours, soit en France, soit dans les pays étrangers où il avoit été envoyé comme ambassadeur. Il avoit revêtu son ambition des formes de la bonhomie ; il serroit la main à la manière angloise à tous ceux qu'il rencontroit, comme s'il eût dit à chacun : « Je voudrois être ministre ; quel mal cela vous fait-il ? » A force de répéter qu'il vouloit être ministre, on y avoit consenti, et il avoit aussi bien gouverné qu'un autre, quand il ne s'agissoit que de signer le travail ordinaire que les commis apportoient tout fait à leurs chefs. Mais dans la grande circonstance dont je vais parler, il fit par ses conseils un mal affreux à la cause du roi. Son gros son de voix ressembloit à de l'énergie ; il marchoit à grand bruit en frappant du pied, comme s'il avoit voulu faire sortir de terre une armée, et toutes ses manières décidées faisoient illusion à ceux qui avoient foi à leurs propres désirs.

Quand M. Necker disoit au roi et à la reine : êtes-vous assurés de l'armée ? on croyoit voir dans ce doute un sentiment factieux ; car l'un des traits qui caractérisent le parti des aristocrates en France, c'est d'avoir pour suspecte la connoissance des faits. Ces faits, qui sont opiniâtres, se sont en vain soulevés dix fois contre les espérances des privilégiés : toujours ils les ont attribués à ceux qui les ont prévus, mais jamais à la nature des choses. Quinze jours après l'ouverture des états généraux, avant que le tiers état se fût constitué assemblée nationale, lorsque les deux partis ignoroient encore leur force réciproque, et qu'ils s'adressoient tous les deux au gouvernement, pour requérir son appui, M. Necker présenta au roi un tableau de la situation de la monarchie. « Sire, » lui dit-il, je crains qu'on ne vous trompe » sur l'esprit de votre armée : la correspon» dance des provinces nous fait croire qu'elle » ne marchera pas contre les états généraux. » Ne la faites donc pas approcher de Versail» les, comme si vous aviez l'intention de l'em» ployer hostilement contre les députés. Le » parti populaire ne sait point encore positive» ment quelle est la disposition de cette ar» mée. Servez-vous de cette incertitude même

» pour maintenir votre autorité dans l'opinion, car si le fatal secret de l'insubordination des troupes étoit connu, comment seroit-» il possible de contenir les esprits factieux? » Ce dont il s'agit maintenant, Sire, c'est d'accéder aux vœux raisonnables de la France; » daignez vous résigner à la constitution angloise, vous n'éprouverez personnellement » aucune contrainte par le règne des lois; car » jamais elles ne vous imposeront autant de » barrières que vos propres scrupules; et, en » allant au-devant des désirs de votre nation, » vous accorderez encore aujourd'hui ce que » peut-être elle exigera demain. »

A la suite de ces observations, M. Necker remit le projet d'une déclaration qui devoit être donnée par le roi un mois plus tôt que le 23 juin, c'est-à-dire long-temps avant que le tiers état se fût déclaré assemblée nationale, avant le serment du jeu de paume, enfin avant que les députés eussent pris aucune mesure hostile. Les concessions du roi avoient alors plus de dignité. La déclaration, telle que l'avoit rédigée M. Necker, étoit, presque mot pour mot, semblable à celle qui fut donnée par Louis XVIII, à Saint-Ouen, le 2 mai

1814 (1), vingt-cinq années après l'ouverture des états généraux. N'est-il pas permis de croire que le cercle sanglant de ces vingt-cinq années n'auroit pas été parcouru, si l'on avoit consenti dès le premier jour à ce que la nation vouloit alors, et ne cessera point de vouloir?

Un moyen ingénieux assuroit le succès de la proposition de M. Necker. Le roi devoit ordonner le vote par tête en matière d'impôts, et ce n'étoit que sur les intérêts, sur les affaires et les priviléges de chaque ordre, qu'ils étoient appelés à délibérer séparément, avant que la constitution fût établie. Le tiers état, ne s'étant point encore assuré du vote par tête, eût été reconnoissant de l'obtenir en matière d'impôts, ce qui étoit de toute justice : car se figure-t-on des états généraux dans lesquels la majorité, c'est-à-dire, les deux ordres privilégiés qui comparativement ne payoient presque rien, auroit décidé des taxes que la minorité, le tiers état, devoit acquitter en entier? Le roi déclaroit aussi dans le projet de M. Necker, que,

---

(1) C'est dans ce même lieu, Saint-Ouen, que mon père a passé sa vie. Je ne puis m'empêcher, tout puéril qu'est ce rapprochement, d'en être frappée.

Sonett.

Ein Knecht, haſt für die Knechte du geſchrieben;
Ein Samojede für die Samojeden.
Du möchteſt gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch iſt dein eigner Geiſt leibeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben.
Quousque tandem wirſt du dich entblöden?
In Kneipen, Clubbs, Merkuren, deine ſchnöden
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir iſt es Freiheit, frei und frank zu klatſchen;
Dir Charité, ſie ſelbſt noch auszumerkeln;
Genie, in Hennings Genius dich zu betten.

Kamſt du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menſchheit überall zu patſchen:
Rückkehr' ins Vaterland, um da zu ferkeln!

Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur;
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkelnur.

relativement à l'organisation future des états généraux, il ne sanctionneroit qu'un corps législatif en deux chambres. Venoient ensuite différentes propositions populaires en finances et en législation, qui auroient achevé de concilier l'opinion en faveur de la déclaration royale. Le roi l'adopta toute entière, et dans le premier moment il est sûr qu'il l'approuvoit. M. Necker fut cette fois au comble de l'espérance; car il se flattoit de faire accepter ce plan sagement combiné à la majorité des députés du tiers, quoique les plus exagérés fussent disposés à repousser tout ce qui viendroit de la cour.

Tandis que M. Necker exposoit volontiers sa popularité, en se déclarant le défenseur d'une chambre haute, les aristocrates se croyoient au contraire dépouillés par cette institution. Chaque parti, depuis vingt-cinq ans, a repoussé et regretté tour à tour la constitution angloise, suivant qu'il étoit vainqueur ou vaincu. La reine dit, en 1792, au chevalier de Coigni. « Je voudrois qu'il m'en eût coûté un » bras et que la constitution angloise fût éta- » blie en France. » Les nobles n'ont cessé de l'invoquer quand on les a dépouillés de toute leur existence; et le parti populaire, sous Bonaparte, se seroit sûrement trouvé très-heureux de l'obtenir. On diroit que la constitution angloise, ou plutôt la raison en France, est comme la belle Angélique dans la comédie du *Joueur* : il l'invoque dans sa détresse, et la néglige quand il est heureux.

M. Necker attachoit la plus grande importance à ce que le roi ne perdit pas un instant pour interposer sa médiation au milieu des débats des trois ordres. Mais le roi se tranquillisoit sur la popularité de son ministre, croyant qu'il seroit toujours temps d'y avoir recours s'il le falloit. C'étoit une grande erreur : M. Necker pouvoit aller jusqu'à tel point ; il pouvoit mettre telles bornes aux prétentions des députés du tiers, en leur accordant telle chose qu'ils ne se croyoient pas encore sûrs d'obtenir ; mais, s'il avoit abjuré ce qui faisoit sa force, la nature même de ses opinions, il auroit eu moins d'influence que tout autre homme.

Un parti dans les députés du tiers, celui dont Mounier et Malouet étoient les chefs, se concertoit avec M. Necker ; mais l'autre vouloit une révolution, et ne se contentoit pas de recevoir ce qu'il aimoit mieux conquérir. Pendant que M. Necker luttoit avec la cour en faveur de la liberté nationale, il défendoit l'autorité royale et les nobles eux-mêmes contre le tiers état, et toutes ses heures et toutes ses facultés étoient consacrées à prémunir le roi contre les courtisans, et les députés contre les factieux.

N'importe, dira-t-on; puisque M. Necker n'a pas réussi, c'est qu'il n'a pas été assez habile. Depuis treize années, cinq de ministère et huit de retraite, M. Necker s'étoit soutenu au plus haut point de la faveur populaire; il en jouissoit encore à un tel degré, que la France entière fut soulevée à la nouvelle de son exil. En quoi donc a-t-il jamais rien perdu par sa faute? et comment, je ne saurois assez le répéter, peut-on rendre un homme responsable des malheurs qui sont arrivés pour n'avoir pas suivi ses conseils? Si la monarchie a été renversée, parce que le système contraire au sien a été adopté, n'est-il pas probable qu'elle eût été sauvée, si le roi ne s'étoit pas écarté de la route dans laquelle il avoit marché depuis le retour de M. Necker au ministère?

Un jour très-prochain étoit choisi pour la séance royale, lorsque les ennemis secrets de M. Necker déterminèrent le roi à faire un voyage à Marli, séjour où l'opinion publique se faisoit encore moins entendre qu'à Versailles.

Les courtisans se placent d'ordinaire entre le prince et la nation, comme un écho trompeur qui altère ce qu'il répète. M. Necker raconte que le soir du conseil d'état dans lequel la séance royale devoit être fixée pour le lendemain, un billet de la reine engagea le roi à sortir du conseil, et la délibération fut renvoyée au jour suivant. Alors deux magistrats de plus furent admis à la discussion, ainsi que les deux princes frères du roi. Ces magistrats ne connoissoient que les anciennes formes, et les princes, jeunes alors, se confioient trop dans l'armée.

Le parti qui se donnoit pour défenseur du trône, parloit avec beaucoup de dédain de l'autorité du roi d'Angleterre; il vouloit faire considérer comme un attentat la pensée de réduire un roi de France au misérable sort du monarque britannique. Non-seulement cette manière de voir était erronée, mais peut-être même n'étoit-elle inspirée que par des calculs égoïstes; car dans le fait ce n'est pas le roi mais les nobles, et surtout les nobles de seconde classe qui, selon leur manière de voir, devoient perdre à n'être que les citoyens d'un pays libre.

Les institutions angloises n'auroient diminué ni les jouissances du roi, ni l'autorité dont il vouloit et pouvoit user. Ces institutions ne portoient pas atteinte non plus à la dignité des premières familles historiques de France; au contraire, en les plaçant dans la chambre des pairs, on leur donnoit des prérogatives plus assurées, et qui les séparoient plus distinctement du reste de leur ordre. Ce n'étoient donc que les priviléges de la seconde classe de la noblesse, et la puissance politique du haut clergé, qu'il falloit sacrifier. Les parlemens aussi craignoient de perdre les pouvoirs contestés auxquels ils avoient eux-mêmes renoncé, mais qu'ils regrettoient toujours; peut-être même prévoyoient-ils d'avance l'institution des jurés, cette sauve-garde de l'humanité dans l'exercice de la justice. Mais, encore une fois, les intérêts des corps n'étoient point unis à ceux de la prérogative royale, et, en voulant les rendre inséparables, les privilégiés ont entraîné le trône dans leur propre chute. Leur intention n'étoit sûrement pas de renverser la monarchie, mais ils ont voulu que la monarchie triomphât par eux et avec eux; tandis que les choses en étoient venues au point qu'il falloit sacrifier sincèrement et clairement ce qui étoit impossible à défendre, pour sauver ce qui pouvoit être maintenu.

Telle étoit l'opinion de M. Necker; mais elle n'étoit point partagée par les nouveaux membres du conseil du roi. Ils proposèrent divers changemens, tous conformes aux passions de la majorité des privilégiés. M. Necker lutta plusieurs jours contre les nouveaux adversaires qu'on lui opposoit, avec une énergie étonnante dans un ministre qui désiroit certainement de plaire au roi et à sa famille. Mais il étoit si convaincu de la vérité de ce qu'il affirmoit, qu'il montra dans cette circonstance une décision imperturbable. Il prédit la défection de l'armée, si l'on avoit besoin d'y avoir recours contre le parti populaire; il annonça que le roi perdroit tout son ascendant sur le tiers état, par l'esprit dans lequel on vouloit rédiger la déclaration; enfin il indiqua respectueusement qu'il ne pouvoit prêter son appui à un projet qui n'étoit pas le sien, et dont les suites, selon lui, seroient funestes.

On ne vouloit pas condescendre aux conseils de M. Necker; mais on auroit souhaité que sa présence à la séance royale fît croire aux députés du peuple qu'il approuvoit la démarche adoptée par le conseil du roi. M. Necker s'y refusa, en envoyant sa démission. Cependant, disoient les aristocrates, une partie du plan de M. Necker étoit conservée; sans doute, il restoit, dans la déclaration du 23 juin, quelques-unes des concessions que la nation désiroit : la suppression de la taille, l'abolition des priviléges en matière d'impôts, l'admission de tous les citoyens aux emplois civils et militaires, etc.; mais en un mois les choses avoient bien changé : on avoit laissé le tiers état grandir assez, pour qu'il ne fût plus reconnoissant des concessions qu'il étoit certain d'obtenir. M. Necker vouloit que le roi commençât par accorder la délibération par tête en matière d'impôts, dès les premiers mots de son discours; alors le tiers état auroit cru que la séance royale avoit pour but de soutenir ses intérêts, et cela auroit suffi pour le captiver. Mais dans la rédaction nouvelle qu'on avoit fait accepter au roi, le premier article cassoit tous les arrêtés que le tiers état avoit pris comme assemblée nationale, et qu'il avoit consacrés par le serment du jeu de paume. Avant tous ces engagemens contractés par le tiers état envers l'opinion; M. Necker avoit proposé la séance royale : étoit-il sage d'accorder beaucoup moins au parti populaire, quand il étoit devenu plus puissant encore dans l'espace de temps que la cour avoit perdu en incertitudes?

L'à-propos est la nymphe Égérie des hommes d'état, des généraux, de tous ceux qui ont affaire à la mobile nature de l'espèce humaine. Un coup d'autorité contre le tiers état n'étoit pas possible le 23 juin 1789, et c'étoit plutôt aux nobles que le roi devoit commander : car le point d'honneur des nobles peut consister dans l'obéissance, c'est un des statuts de l'ancienne chevalerie que de se soumettre aux rois comme à des chefs militaires; mais l'obéissance implicite du peuple n'est que de la sujétion; et l'esprit du siècle n'y portoit plus. Le trône ne peut être solidement appuyé de nos jours, que sur le pouvoir de la loi.

Le roi ne devoit pas sacrifier la popularité qu'il avoit acquise en accordant le doublement du tiers : elle valoit mieux pour lui que toutes les promesses de ses courtisans. Mais il la perdit par sa déclaration du 23 juin, et, quoique cette déclaration contînt de très-bonnes choses, elle manqua totalement son effet. Les premières paroles révoltèrent le tiers état, et dès ce moment il n'écouta plus tout ce qu'il auroit bien accueilli, s'il avoit pu croire que le monarque vouloit défendre la nation contre les prétentions des privilégiés, et non les privilégiés contre les intérêts de la nation.

CHAPITRE XXI.

Des événemens causés par la séance royale du 23 juin 1789.

Les prédictions de M. Necker ne furent que trop réalisées; et cette séance royale, contre laquelle il s'étoit élevé avec tant de force, eut des suites plus déplorables encore que celles qu'il avoit prévues. A peine le roi fut-il sorti de la salle, que le tiers état, resté seul en permanence, déclara qu'il continueroit ses délibérations sans avoir égard à ce qui venoit de se passer. Le mouvement étoit donné; la séance royale, loin d'atteindre le but qu'on se proposoit, avoit augmenté l'élan du tiers état, en lui offrant l'occasion d'un nouveau triomphe.

Le bruit de la démission de M. Necker se répandit, et toutes les rues de Versailles furent remplies à l'instant par les habitans de la ville qui proclamoient son nom. Le roi et la reine le firent appeler le soir même de la séance royale, et lui demandèrent tous les deux, au nom du salut de l'état, de reprendre sa place; la reine ajouta que la sûreté de la per-

An Kynosarges.

Es hat mich wollen, werther Freund, bedunken,
Daß du bisher die Tinte müßen ſparen,
Daß auch die Federn nicht geſchnitten waren,
Weshalb dir faſt die Autorſchaft entſunken.

Doch da dein Ruf ſo herrlich ſchon geſtunken,
Mußt du ihn auch hinfüro offenbaren.
Auf, kratze dich in deinen krauſen Haaren,
Und wag' es, in dieß große Faß zu tunken!

Bald wirſt du ſehn Komödien draus erwachſen,
Burleſken und Roman' an's Licht gezogen,
Und Theorie'n und witzige Kritiken.

Mit dieſer Schwanenfeder aus den Axen
Hebſt du die Litt'ratur; der Foliobogen
Wird bald zum Schlachtfeld, wo die Merkel quiecken.

sonne du roi étoit attachée à ce qu'il restât ministre. Pouvoit-il ne pas obéir? La reine s'engagea solennellement à ne plus suivre que ses conseils; telle étoit alors sa résolution, parce que le mouvement populaire l'avoit émue : mais, comme elle étoit toujours convaincue que toute limite donnée à l'autorité royale étoit un malheur, elle devoit nécessairement retomber sous l'influence de ceux qui pensoient comme elle.

Le roi, l'on ne sauroit trop le dire, avoit toutes les vertus nécessaires pour être un monarque constitutionnel, car un tel monarque est plutôt le magistrat suprême que le chef militaire de son pays. Mais, quoiqu'il eût beaucoup d'instruction, et qu'il lût surtout avec intérêt les historiens anglois, le descendant de Louis XIV avoit de la peine à se départir de la doctrine du droit divin. Elle est considérée en Angleterre comme un crime de lèse-majesté, puisque c'est d'après un pacte avec la nation que la dynastie actuelle a été appelée au trône. Mais bien que Louis XVI ne fût nullement porté par son caractère à désirer le pouvoir absolu, ce pouvoir étoit un préjugé funeste, auquel, malheureusement pour la France et pour lui, il n'a jamais renoncé tout-à-fait.

M. Necker, vaincu par les instances que le roi et la reine daignèrent lui faire, promit de rester ministre, et ne parla plus que de l'avenir; il ne dissimula point les dangers de la situation; néanmoins il dit qu'il se flattoit encore d'y remédier, pourvu qu'on ne fît pas venir les troupes autour de Paris, si l'on n'étoit pas certain de leur obéissance; dans ce cas, il demandoit à quitter le ministère, ne pouvant plus que faire des vœux pour le roi dans sa retraite.

Il ne restoit que trois moyens pour prévenir la crise politique dont on étoit menacé: l'espoir que le tiers état fondoit encore sur les dispositions personnelles du roi; l'inquiétude vague du parti que prendroient les troupes, et qui pouvoit encore contenir les factieux; enfin la popularité de M. Necker. Nous allons voir comment ces ressources furent perdues en quinze jours, par les conseils du comité auquel la cour s'abandonnoit en secret.

En retournant de chez le roi à sa maison, M. Necker fut porté en triomphe par le peuple. De si vifs transports sont encore présens à mon souvenir, et raniment en moi l'émotion qu'ils m'ont causée dans ces beaux temps de jeunesse et d'espérance. Toutes ces voix, qui répétoient le nom de mon père, me sembloient celles d'une foule d'amis qui partageoient ma respectueuse tendresse. Le peuple ne s'étoit encore souillé d'aucun crime ; il aimoit son roi ; il le croyoit trompé, et chérissoit le ministre qu'il considéroit comme son défenseur ; tout étoit bon et vrai dans son enthousiasme. Les courtisans ont tâché de faire croire que M. Necker avoit préparé cette scène. Quand on l'auroit voulu, comment auroit-on pu faire naître par de sourdes menées de semblables mouvemens dans une telle multitude ? La France entière s'y associoit, les adresses des provinces arrivoient de toutes parts, et c'étoient alors des adresses qui exprimoient le vœu général. Mais un des grands malheurs de ceux qui vivent dans les cours, c'est de ne pouvoir se faire l'idée de ce que c'est qu'une nation. Ils attribuent tout à l'intrigue, et l'intrigue cependant ne peut rien sur l'opinion publique. On a vu, durant le cours de la révolution, des factieux agiter tel ou tel parti, mais en 1789 la France étoit presque unanime ; et vouloir lutter contre ce colosse par la seule puissance des dignités aristocratiques, c'étoit se battre avec des jouets contre des armes.

La majorité du clergé, la minorité de la noblesse, tous les députés du tiers, se rendirent auprès de M. Necker à son retour de chez le roi; sa maison pouvoit à peine contenir ceux qui s'y étoient réunis, et c'est là qu'on voyoit ce qu'il y a de vraiment aimable dans le caractère des François, la vivacité de leurs impressions, leur désir de plaire, et la facilité avec laquelle un gouvernement peut les captiver ou les révolter, selon qu'il s'adresse bien ou mal au genre d'imagination dont ils sont susceptibles. J'entendois mon père conjurer les députés du tiers de ne pas porter trop loin leurs prétentions. « Vous êtes les plus forts maintenant, disoit-il; » c'est donc à vous que convient la sagesse. » Il leur peignoit l'état de la France, et le bien qu'ils pouvoient faire; plusieurs pleuroient et lui promettoient de se laisser guider par ses conseils; mais ils lui demandoient aussi de leur répondre des intentions du roi. La puissance royale inspiroit encore non-seulement du respect, mais un reste de crainte; c'étoit ces sentimens qu'il falloit ménager.

Cent cinquante ecclésiastiques, parmi lesquels se trouvoient des prélats d'un ordre supérieur, avoient déjà passé à l'assemblée nationale; quarante-sept membres de la noblesse, placés pour la plupart au premier rang par leurs talens et leur naissance, les avoient suivis; plus de trente autres n'attendoient que la permission de leurs commettans pour s'y joindre. Le peuple demandoit à grands cris la réunion des trois ordres, et il insultoit les nobles et les ecclésiastiques qui se rendoient dans leur chambre séparée. M. Necker alors proposa au roi d'ordonner au clergé et à la noblesse de délibérer avec le tiers, afin de leur sauver l'anxiété pénible dans laquelle ils se trouvoient, et de leur ôter l'embarras d'avoir l'air de céder à la puissance du peuple. Cette injonction du roi produisit encore un effet étonnant sur l'esprit public. On sut gré à l'autorité de sa condescendance, bien qu'elle y fût presque forcée. On accueillit la majorité de la chambre des nobles, quoique l'on sût qu'elle avoit signé une protestation contre la démarche même qu'elle faisoit. L'espoir du bien se ranima, et Mounier, qui étoit le rapporteur du comité de constitution, déclara qu'il proposeroit un système politique, presque en tout semblable à celui de la monarchie angloise.

En comparant donc l'état des choses et des esprits à la fermentation terrible qui s'étoit manifestée le soir du 23 juin, on ne pouvoit nier que M. Necker n'eût remis une seconde fois les rênes du gouvernement entre les mains du roi, comme après le renvoi de l'archevêque de Sens. Le trône sans doute étoit ébranlé, mais il étoit encore possible de le raffermir, en évitant avant tout une insurrection, puisque cette insurrection devoit l'emporter sur les moyens qui restoient au gouvernement pour y résister. Mais les mauvais succès du 23 juin ne découragèrent point ceux qui les avoient amenés; et, pendant qu'on laissoit M. Necker diriger les démarches extérieures du roi, le même comité secret lui conseilloit de feindre d'acquiescer à tout, jusqu'à ce que les troupes allemandes commandées par le maréchal de Broglie fussent près de Paris. L'on se garda bien d'avouer à M. Necker qu'on leur avoit ordonné de venir pour dissoudre l'assemblée : on prit pour prétexte de cet ordre, lorsqu'il fut connu, des troubles partiels dont Paris avoit été le théâtre, et dans lesquels les gardes françoises, appelées pour rétablir l'ordre, avoient manifesté l'insubordination la plus complète.

M. Necker n'ignoroit pas le véritable objet pour lequel on faisoit avancer les troupes, bien qu'on voulût le lui cacher. L'intention de la cour étoit de réunir à Compiègne tous les membres des trois ordres qui n'avoient point favorisé le système des innovations, et là de leur faire consentir à la hâte les impôts et les emprunts dont elle avoit besoin, afin de les renvoyer ensuite. Comme un tel projet ne pouvoit être secondé par M. Necker, on se proposoit de le renvoyer dès que la force militaire seroit rassemblée. Cinquante avis par jour l'informoient de sa situation, et il ne lui étoit pas possible d'en douter; mais, ayant vu l'effet violent qu'avoit produit le 23 juin la nouvelle de sa démission, il étoit décidé à ne pas exposer la chose publique à une nouvelle secousse; car ce qu'il redoutoit le plus au monde, c'étoit d'obtenir un triomphe personnel aux dépens de l'autorité du roi. Ses partisans, effrayés des ennemis dont il étoit environné, le conjuroient de se retirer: il savoit qu'il étoit question de le mettre à la Bastille; mais il savoit aussi que, dans les circonstances où l'on se trouvoit alors, il ne pouvoit quitter sa place sans confirmer les bruits qui se répandoient sur les mesures violentes que l'on préparoit à la cour. Le roi s'étant résolu à ces mesures, M. Necker ne voulut pas y prendre part, mais il ne vouloit pas non plus donner le signal de s'y opposer, et il restoit là comme une sentinelle qu'on laissoit encore à son poste, pour tromper les attaquans sur la manœuvre.

Le parti populaire ne comprenant que trop bien ce qu'on méditoit contre lui, et ne se résignant pas, comme M. Necker, à en être la victime, Mirabeau fit adopter à l'assemblée nationale sa fameuse adresse pour le renvoi des troupes. C'étoit la première fois que la France entendoit cette éloquence populaire, dont la puissance naturelle étoit augmentée par la grandeur des circonstances. Le respect pour le caractère personnel du roi, se faisoit encore remarquer dans cette harangue tribunitienne. « Et comment s'y prend-on, Sire, di-
» soit l'orateur de la chambre, pour vous faire
» douter de l'attachement et de l'amour de vos
» sujets? Avez-vous prodigué leur sang? Êtes-
» vous cruel, implacable? Avez-vous abusé
» de la justice? Le peuple vous impute-t-il ses
» malheurs? vous nomme-t-il dans ses cala-
» mités? . . . .

» Ne croyez pas ceux qui vous parlent lé-
» gèrement de la nation, et qui ne savent
» que vous la représenter, selon leurs vues, tan-
» tôt insolente, rebelle, séditieuse, tantôt sou-
» mise, docile au joug, prompte à courber

bres des trois ordres qui n'avoient point favorisé le système des innovations, et là de leur faire consentir à la hâte les impôts et les emprunts dont elle avoit besoin, afin de les renvoyer ensuite. Comme un tel projet ne pouvoit être secondé par M. Necker, on se proposoit de le renvoyer dès que la force militaire seroit rassemblée. Cinquante avis par jour l'informoient de sa situation, et il ne lui étoit pas possible d'en douter; mais, ayant vu l'effet violent qu'avoit produit le 23 juin la nouvelle de sa démission, il étoit décidé à ne pas exposer la chose publique à une nouvelle secousse; car ce qu'il redoutoit le plus au monde, c'étoit d'obtenir un triomphe personnel aux dépens de l'autorité du roi. Ses partisans, effrayés des ennemis dont il étoit environné, le conjuroient de se retirer: il savoit qu'il étoit question de le mettre à la Bastille; mais il savoit aussi que, dans les circonstances où l'on se trouvoit alors, il ne pouvoit quitter sa place sans confirmer les bruits qui se répandoient sur les mesures violentes que l'on préparoit à la cour. Le roi s'étant résolu à ces mesures, M. Necker ne voulut pas y prendre part, mais il ne vouloit pas non plus donner le signal de s'y opposer, et il restoit là comme une sentinelle qu'on laissoit encore à son poste, pour tromper les attaquans sur la manœuvre.

Le parti populaire ne comprenant que trop bien ce qu'on méditoit contre lui, et ne se résignant pas, comme M. Necker, à en être la victime, Mirabeau fit adopter à l'assemblée nationale sa fameuse adresse pour le renvoi des troupes. C'étoit la première fois que la France entendoit cette éloquence populaire, dont la puissance naturelle étoit augmentée par la grandeur des circonstances. Le respect pour le caractère personnel du roi, se faisoit encore remarquer dans cette harangue tribunitienne. « Et comment s'y prend-on, Sire, disoit l'orateur de la chambre, pour vous faire » douter de l'attachement et de l'amour de vos » sujets? Avez-vous prodigué leur sang? Êtes-» vous cruel, implacable? Avez-vous abusé » de la justice? Le peuple vous impute-t-il ses » malheurs? vous nomme-t-il dans ses calamités? . . . .

» Ne croyez pas ceux qui vous parlent légèrement de la nation, et qui ne savent » que vous la représenter, selon leurs vues, tantôt insolente, rebelle, séditieuse, tantôt sou-» mise, docile au joug, prompte à courber

An die Dichter der Xenien.

(Monoſtrophiſche Ode in dem Silbenmaße „Ehret die

„Was einer einbrockt, das muß er auch eſſen“.
Hattet den roſtigen Spruch ihr vergeſſen,
Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?
Was ihr gefrevelt in ſchwärmender Jugend,
Kommt euch, bei reiferer männlicher Tugend,
Auf dem Theater zu Hof und zu Haus.
Stella, Clavigo, Cabale, Fiesco,
Räuber, gemahlt in dem crudeſten Fresco,
Brüteten Iffland und Kotzebue aus.

Schwierige Kunſt.

Hexameter zu machen,
Die weder hinken, noch krachen,
Das ſind nicht jedermanns Sachen.

» la tête pour le recevoir. Ces deux tableaux » sont également infidèles.

» Toujours prêts à vous obéir, Sire, parce » que vous commandez au nom des lois, » notre fidélité est sans bornes comme sans » atteinte.

» Sire, nous vous en conjurons au nom de » la patrie, au nom de votre bonheur et de » votre gloire; renvoyez vos soldats aux postes » d'où vos conseillers les ont tirés; renvoyez » cette artillerie, destinée à couvrir vos frontières; renvoyez surtout les troupes étrangères, ces alliés de la nation, que nous payons » pour défendre et non pour troubler nos » foyers. Votre Majesté n'en a pas besoin : eh! » pourquoi un monarque adoré de vingt-cinq » millions de François feroit-il accourir à » grands frais autour du trône quelques milliers » d'étrangers? Sire, au milieu de vos enfans, » soyez gardé par leur amour. »

Ces paroles sont la dernière lueur de l'attachement que les François devoient à leur roi pour ses vertus personnelles. Quand la force militaire fut essayée, et le fut vainement, le pouvoir et l'amour semblèrent s'éclipser ensemble.

M. Necker continua d'aller tous les jours chez le roi; mais rien de sérieux ne lui fut jamais communiqué. Ce silence envers le ministre principal étoit bien inquiétant, quand de toutes parts on voyoit arriver des régimens étrangers qui se plaçoient autour de Paris et de Versailles. Mon père nous disoit confidentiellement chaque soir, qu'il s'attendoit à être arrêté le lendemain, mais que le danger auquel le roi s'exposoit étoit si grand à ses yeux, qu'il se faisoit une loi de rester, pour n'avoir pas l'air de soupçonner ce qui se passoit.

Le 11 juillet, à trois heures après midi, M. Necker reçut une lettre du roi qui lui ordonnoit de quitter Paris et la France, et lui recommandoit seulement de cacher à tout le monde son départ. Le baron de Breteuil avoit été d'avis dans le comité d'arrêter M. Necker, parce que son renvoi devoit causer une émeute. Je réponds, dit le roi, qu'il obéira strictement au secret que je lui demanderai. M. Necker fut touché de cette confiance dans sa probité, bien qu'elle fût accompagnée d'un ordre d'exil.

Il sut depuis que deux officiers des gardes du corps l'avoient suivi pour s'assurer de sa personne, s'il ne s'étoit pas soumis à l'injonction du roi ; mais à peine purent-ils arriver aussi vite à la frontière que M. Necker lui-même. Madame Necker fut sa seule confidente ; elle partit au sortir de son salon sans aucun préparatif de voyage, avec les précautions que prendroit un criminel pour échapper à sa sentence ; et cette sentence si redoutée c'étoit le triomphe que le peuple préparoit à M. Necker, s'il avoit voulu s'y prêter. Deux jours après son départ, dès que sa disgrâce fut connue, les spectacles furent fermés comme pour une calamité publique. Tout Paris prit les armes ; la première cocarde que l'on porta fut verte, parce que c'étoit la couleur de la livrée de M. Necker ; on frappa des médailles à son effigie ; et, s'il s'étoit rendu à Paris au lieu de sortir de France par la frontière la plus rapprochée, celle de Flandre, on ne peut pas assigner de terme à l'influence qu'il auroit acquise.

Certainement le devoir lui commandoit d'obéir à l'ordre du roi : mais quel est celui qui, tout en obéissant, ne se seroit pas laissé reconnoître, ne se seroit pas laissé ramener malgré lui par la multitude? L'histoire n'offre peut-être pas d'exemple d'un homme évitant le pouvoir avec le soin qu'on mettroit à fuir la proscription. Car il falloit être à la fois le défenseur du peuple, pour être banni de cette manière; et le plus fidèle sujet du monarque, pour lui sacrifier si scrupuleusement les hommages d'une nation entière.

CHAPITRE XXII.

Révolution du 14 juillet.

On renvoya deux ministres en même temps que M. Necker, M. de Montmorin, homme attaché personnellement au roi depuis son enfance, et M. de Saint-Priest, distingué par la sagesse de son esprit. Mais ce que la postérité aura de la peine à croire, c'est qu'en se déterminant à une résolution de cette importance, on ne prit aucune mesure pour garantir la sûreté de la personne du roi en cas de malheur. On se croyoit si certain du succès, qu'on ne rassembla pas de forces autour de Louis XVI pour l'accompagner à quelque distance, si la capitale se révoltoit. On fit camper les troupes dans la plaine aux portes de Paris, ce qui leur donnoit l'occasion de communiquer avec les habitans; ils venoient en foule voir les soldats, et les engageoient à ne pas se battre contre le peuple. Ainsi donc, excepté deux régimens allemands qui n'entendoient pas le françois, et qui tirèrent le sabre dans le jardin des Tuileries, seulement comme s'ils avoient voulu donner un prétexte à l'insurrection, toutes les troupes sur lesquelles on comptoit partagèrent l'esprit des citoyens, et ne se prêtèrent en rien à ce qu'on attendoit d'elles.

Dès que la nouvelle du départ de M. Necker fut répandue à Paris, on barricada les rues, chacun se fit garde national, prit un costume militaire quelconque, et se saisit au hasard de la première arme, fusil, sabre, faux, n'importe. Une foule innombrable d'hommes de la même opinion s'embrassoient dans les rues comme des frères, et l'armée du peuple de Paris, composée de plus de cent mille hommes, se forma dans un instant comme par miracle. La Bastille, cette citadelle du gouvernement arbitraire, fut prise le 14 juillet 1789. Le baron de Breteuil, qui s'étoit vanté de terminer la crise des affaires en trois jours, ne conserva la place de ministre que pendant ces trois jours, assez long-temps pour assister au renversement de la monarchie.

Tel fut le résultat des conseils donnés par les adversaires de M. Necker. Comment des esprits de cette trempe veulent-ils prononcer encore sur les affaires d'un grand peuple? Quelles étoient les ressources préparées contre les dangers qu'eux-mêmes avoient provoqués? et viton jamais des hommes qui ne vouloient pas du raisonnement, s'entendre si mal à s'assurer de la force?

Le roi, dans cette circonstance, ne pouvoit inspirer qu'un profond sentiment d'intérêt et de compassion. Car les princes élevés pour régner en France, n'ont jamais contemplé les choses de la vie face à face : on leur faisoit un monde factice, dans lequel ils vivoient depuis le premier jusqu'au dernier jour de l'année, et le malheur a dû les trouver sans défense en eux-mêmes.

Le roi fut conduit à Paris pour adopter à l'hôtel de ville la révolution qui venoit d'avoir lieu contre son pouvoir. Son calme religieux lui conserva toujours de la dignité personnelle, dans cette circonstance comme dans toutes les suivantes, mais son autorité n'existoit plus; et si les chars des rois ne doivent pas traîner après eux les nations, il ne faut pas non plus que les nations fassent d'un roi l'ornement de leur triomphe. Les hommages apparens qu'on rend alors au souverain détrôné, révoltent les caractères généreux, et jamais la liberté ne peut s'établir par la fausse situation du monarque ou du peuple : chacun doit être dans ses droits, pour être dans sa sincérité. La contrainte morale, imposée au chef d'un gouvernement, ne sauroit fonder l'indépendance constitutionnelle de l'état.

Cependant, quoique des assassinats sanguinaires eussent été commis par la populace, la journée du 14 juillet avoit de la grandeur : le mouvement étoit national; aucune faction intérieure ni étrangère ne pouvoit exciter un tel enthousiasme. La France entière le partageoit, et l'émotion de tout un peuple tient toujours à des sentimens vrais et naturels. Les noms les plus honorables, Bailli, La Fayette, Lalli, étoient proclamés par l'opinion publique; on sortoit du silence d'un pays gouverné par une cour, pour entendre le bruit des acclamations spontanées de tous les citoyens. Les esprits étoient exaltés, mais il n'y avoit encore rien que de bon dans les âmes, et les vainqueurs n'avoient pas eu le temps de contracter les passions orgueilleuses, dont le parti du plus fort ne sait presque jamais se préserver en France.

CHAPITRE XXIII.

Retour de M. Necker.

M. Necker, arrivé à Bruxelles, se reposa deux jours avant de se mettre en route pour se rendre en Suisse par l'Allemagne. Sa plus vive inquiétude dans ce moment, c'étoit la disette dont Paris étoit menacé. Pendant l'hiver précédent, ses soins infatigables avoient déjà préservé la capitale des malheurs de la famine. Mais la mauvaise récolte rendoit toujours plus nécessaire de recourir aux envois de l'étranger, et au crédit des principales maisons de commerce de l'Europe. En conséquence, il avoit écrit, dans les premiers jours de juillet, à MM. Hope, célèbres négocians d'Amsterdam ; et craignant que, dans la situation des affaires, ils ne voulussent pas se charger d'un achat de grains pour la France, s'il n'en garantissoit pas lui-même le paiement, il leur avoit offert une caution d'un million sur sa fortune personnelle. Arrivé à Bruxelles, M. Necker se rappela cette caution. Il avoit lieu de craindre que, dans la crise d'une révolution, les soins de l'administration ne fussent négligés, ou que le bruit de son départ ne nuisît au crédit de l'état. MM Hope, en particulier, pouvoient présumer que M. Necker retireroit sa garantie dans une pareille circonstance; il leur écrivit donc de Bruxelles même qu'il étoit banni de France, mais qu'il n'en maintenoit pas moins l'engagement personnel qu'il avoit pris.

Le baron de Breteuil, pendant le peu de jours qu'il fut ministre, reçut la réponse de MM. Hope à la première lettre de M. Necker, qui contenoit l'offre de garantir leurs envois sur sa propre fortune. M. Dufrêne de Saint-Léon, premier commis des finances, homme d'un esprit pénétrant et d'un caractère décidé, remit cette lettre à M. le baron de Breteuil, qui n'y vit que de la folie. « Qu'est-ce que la for» tune particulière d'un ministre a de commun, » dit-il, avec les intérêts publics? » Que n'ajoutoit-il: Pourquoi cet étranger se mêle-t-il des affaires de la France?

Pendant que M. Necker traversoit l'Allemagne, la révolution s'opéroit à Paris. Madame de Polignac, qu'il avoit laissée à Versailles toute-puissante par la faveur de la reine, le fit demander, à son grand étonnement, dans une auberge à Bâle, et lui apprit

Auf Veranlaßung des Briefwechſels zwiſchen Goethe und Schiller.

1. Der erſte Eintritt.

Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller; dem ſchwächlichen nickt Goethes olympiſches Haupt.

2. Gegenſeitige Bewirthung.

Erſt brachte ſeinem Schiller Goethe
Das derb materiell Concrete:
Das ſollt' ihm ſtärken Leib und Seele;
Doch würgt' es hart ihn in der Kehle,
Was Niemand leichtlich wohl vermeidet,
Wenn er die Krebſ' in Viertel ſchneidet.

Dann brachte Schiller das Abſtracte,
Auch das Verzwickte, das Vertrakte.
Da ſchnitt nun Goethe viel Grimaſſen:
Doch wußt' er ſich ein Herz zu faßen.
Konnt' es dem Gaumen nicht behagen,
Verdaut' er's doch mit tapferm Magen.

qu'elle étoit en fuite en conséquence de ce qui venoit de se passer. M. Necker ne supposoit pas la possibilité des proscriptions, et il fut long-temps à comprendre les motifs qui avoient pu déterminer le départ de madame de Polignac. Des lettres apportées par des courriers, des ordres du roi, et des invitations de l'assemblée, le pressoient de reprendre sa place. *M. Necker*, dit Burke dans l'un de ses écrits, *fut rappelé comme Pompée pour son malheur, et comme Marius il s'assit sur des ruines*. M. et Mme. Necker en jugèrent ainsi eux-mêmes, et l'on peut voir, par les détails que j'ai donnés dans la Vie privée de mon père, combien il lui en coûta de se déterminer à revenir.

Toutes les circonstances flatteuses dont son rappel étoit accompagné, ne purent lui faire illusion sur l'état des choses. Des meurtres avoient été commis par le peuple, le 14 juillet, et dans sa manière de voir, à la fois religieuse et philosophique, M. Necker ne croyoit plus au succès d'une cause ensanglantée. Il ne pouvoit pas non plus se flatter de la confiance du roi, puisque Louis XVI ne le rappeloit que par la crainte des dangers auxquels l'avoit exposé son absence. S'il n'eût été qu'un ambitieux, rien n'étoit plus facile que de revenir triomphant, en s'appuyant sur la force de l'assemblée constituante; mais c'étoit uniquement pour se sacrifier au roi et à la France, que M. Necker consentit à reprendre sa place, après la révolution du 14 juillet. Il se flatta de servir l'état en prodiguant sa popularité pour défendre l'autorité royale, alors trop affoiblie. Il espéroit qu'un homme banni par le parti des privilégiés, seroit entendu avec quelque faveur lorsqu'il plaideroit leur cause. Un grand citoyen, en qui vingt-sept ans de révolution ont développé chaque jour de nouvelles vertus, un admirable orateur, dont l'éloquence a défendu la cause de son père, de sa patrie, et de son roi, Lalli Tollendal, fort de raisonnement et d'émotion tout ensemble, et ne s'écartant jamais de la vérité par l'enthousiasme, s'exprimoit ainsi, au moment du renvoi de M. Necker, sur son caractère et sur sa conduite.

« On vient de nous dénoncer, messieurs,
» la surprise faite à la religion d'un roi que nous
» chérissons, et l'atteinte portée aux espérances
» de la nation que nous représentons.

» Je ne répéterai point tout ce qui vous a
» été dit avec autant de justesse que d'énergie;
» je vous présenterai un simple tableau, et je
» vous demande de vous reporter avec moi à

» l'époque du mois d'août de l'année dernière.

» Le roi étoit trompé.

» Les lois étoient sans ministres, et vingt-cinq millions d'hommes sans juges;

» Le trésor public sans fonds, sans crédit, sans moyens pour prévenir une banqueroute générale, dont on n'étoit plus séparé que par quelques jours;

» L'autorité sans respect pour la liberté des particuliers, et sans force pour maintenir l'ordre public; le peuple sans autre ressource que les états généraux, mais sans espérance de les obtenir, et sans confiance, même dans la promesse d'un roi dont il révéroit la probité, parce qu'il s'obstinoit à croire que les ministres d'alors en éluderoient toujours l'exécution.

» A ces fléaux politiques, la nature dans sa colère étoit venue joindre les siens: le ravage et la désolation étoient dans les campagnes, la famine se montroit déjà de loin, menaçant une partie du royaume.

» Le cri de la vérité est parvenu jusqu'aux oreilles du roi; son œil s'est fixé sur ce tableau déchirant; son cœur honnête et pur s'est senti ému; il s'est rendu aux vœux de

» son peuple, il a rappelé un ministre que ce » peuple demandoit.

» La justice a repris son cours.

» Le trésor public s'est rempli, le crédit a » reparu comme dans les temps les plus pros» pères; le nom infâme de banqueroute n'a plus » même été prononcé.

» Les prisons se sont ouvertes, et ont rendu » à la société les victimes qu'elles renfermoient.

» Les révoltes qui avoient été semées dans » plusieurs provinces, et dont on avoit lieu » de craindre le développement le plus ter» rible, se sont bornées à des troubles tou» jours affligeans sans doute, mais passagers, » et bientôt apaisés par la sagesse et par l'in» dulgence.

» Les états généraux ont été annoncés de » nouveau : personne n'en a plus douté quand » on a vu un roi vertueux confier l'exécution » de ses promesses à un vertueux ministre. Le » nom du roi a été couvert de bénédictions.

» Le temps de la famine est arrivé. Des » travaux immenses, les mers couvertes de » vaisseaux, toutes les puissances de l'Europe » sollicitées, les deux mondes mis à contri» bution pour notre subsistance, plus de qua» torze cent mille quintaux de farine et de

» grains importés parmi nous, plus de vingt-
» cinq millions sortis du trésor royal, une sol-
» licitude active, efficace, perpétuelle, appli-
» quée à tous les jours, à tous les instans, à
» tous les lieux, ont encore écarté ce fléau ; et
» les inquiétudes paternelles, les sacrifices
» généreux du roi, publiés par son ministre,
» ont excité dans tous les cœurs de ses sujets
» de nouveaux sentimens d'amour et de recon-
» noissance.

» Enfin, malgré des obstacles sans nombre,
» les états généraux ont été ouverts. Les états
» généraux ont été ouverts !.... Que de choses,
» messieurs, sont renfermées dans ce peu de
» mots! que de bienfaits y sont retracés! comme
» la reconnoissance des François vient s'y rat-
» tacher! Quelques divisions ont éclaté dans
» les commencemens de cette mémorable as-
» semblée; gardons de nous les reprocher l'un
» à l'autre, et que personne ne prétende en
» être totalement innocent. Disons plutôt, pour
» l'amour de la paix, que chacun de nous a pu
» se laisser entraîner à quelques erreurs trop
» excusables; disons, qu'il en est de l'agonie
» des préjugés comme de celle des malheureux
» humains qu'ils tourmentent, qu'au moment
» d'expirer ils se raniment encore et jettent une

» dernière lueur d'existence. Convenons que,
» dans tout ce qui pouvoit dépendre des hom-
» mes, il n'est pas de plan de conciliation que
» le ministre n'ait tenté avec la plus exacte im-
» partialité, et que le reste a été soumis à la force
» des choses. Mais au milieu de la diversité des
» opinions, le patriotisme étoit dans tous les
» cœurs : les efforts pacificateurs du ministre, les
» invitations réitérées du roi, ont enfin produit
» leur effet. Une réunion s'est opérée, chaque
» jour a fait disparoître un principe de division,
» chaque jour a produit une cause de rappro-
» chement ; un projet de constitution tracé
» par une main exercée, conçu par un esprit
» sage et par un cœur droit (par Mounier),
» a rallié tous les esprits et tous les cœurs.
» Nous avons marché en avant : on nous a vus
» entrer dans nos travaux, et la France a com-
» mencé à respirer.

» C'est dans cet instant, après tant d'ob-
» stacles vaincus, au milieu de tant d'espé-
» rances et de besoins, que des conseillers
» perfides enlèvent au plus juste des rois son
» serviteur le plus fidèle, et à la nation le
» ministre citoyen en qui elle avoit mis sa
» confiance.

» Quels sont donc ses accusateurs auprès du

» trône ? Ce ne sont pas sans doute les parle-» mens qu'il a rappelés ; ce n'est pas sûrement » le peuple qu'il a nourri ; ce ne sont pas les » créanciers de l'état qu'il a payés, les bons ci-» toyens dont il a secondé les vœux. Qui sont-» ils donc ? Je l'ignore, mais il en est ; la justice, » la bonté reconnue du roi, ne me permettent » pas d'en douter ; quels qu'ils soient, ils sont » bien coupables.

» Au défaut des accusateurs, je cherche les » crimes qu'ils ont pu dénoncer. Ce ministre, » que le roi avoit accordé à ses peuples, comme » un don de son amour, comment est-il de-» venu tout à coup un objet d'animadversion ? » Qu'a-t-il fait depuis un an ? Nous venons de » le voir, je l'ai dit, je le répète : quand il n'y » avoit point d'argent, il nous a payés ; quand » il n'y avoit pas de pain, il nous a nourris ; » quand il n'y avoit point d'autorité, il a calmé » les révoltes. Je l'ai entendu accuser tour à » tour d'ébranler le trône et de rendre le roi » despote, de sacrifier le peuple à la noblesse, » et de sacrifier la noblesse au peuple. J'ai re-» connu dans cette accusation le partage or-» dinaire des hommes justes et impartiaux, et » ce double reproche m'a paru un double » hommage.

» Je me rappelle encore que je l'ai entendu
» appeler du nom de factieux ; et je me suis
» demandé alors quel étoit le sens de cette expression.
» Je me suis demandé quel autre ministre
» avoit jamais été plus dévoué au maître
» qu'il servoit, quel autre avoit été plus jaloux
» de publier les vertus et les bienfaits du roi,
» quel autre lui avoit donné et lui avoit attiré
» plus de bénédictions, plus de témoignages
» d'amour et de respect.

» Membres des communes, qu'une sensibilité
» si noble précipitoit au-devant de lui le
» jour de son dernier triomphe, ce jour où,
» après avoir craint de le perdre, vous crûtes
» qu'il vous étoit rendu pour plus longtemps,
» lorsque vous l'entouriez, lorsqu'au
» nom du peuple dont vous êtes les augustes
» représentans, au nom du roi dont vous êtes
» les sujets fidèles, vous le conjuriez de rester
» toujours le ministre de l'un et de l'autre,
» lorsque vous l'arrosiez de vos larmes vertueuses :
» ah! dites si c'est avec un visage de
» factieux, si c'est avec l'insolence d'un chef
» de parti qu'il recevoit tous ces témoignages
» de vos bontés. Vous disoit-il, vous demandoit-il
» autre chose *que de vous confier au*
» *roi, que de chérir le roi, que de faire aimer*

» *au roi les états généraux ?* Membres des » communes, répondez, je vous en conjure, » et si ma voix ose publier un mensonge, que » la vôtre s'élève pour me confondre.

» Et sa retraite, messieurs, sa retraite avant-» hier a-t-elle été celle d'un factieux ? Ses ser-» viteurs les plus intimes, ses amis les plus » tendres, sa famille même, ont ignoré son dé-» part. Il a prétexté un projet de campagne ; » il a laissé en proie aux inquiétudes tout ce » qui l'approchoit, tout ce qui le chérissoit ; » on a passé une nuit à le chercher de tous » côtés. Que cette conduite soit celle d'un pré-» varicateur qui veut échapper à l'indignation » publique, cela se conçoit ; mais quand on » songe qu'il vouloit se dérober à des hom-» mages, à des regrets qu'il eût recueillis par-» tout sur son passage, et qui eussent pu adoucir » sa disgrâce ; qu'il a mieux aimé se priver de » cette consolation, et souffrir dans la personne » de tous ceux qu'il aimoit, que d'être l'occasion » d'un instant de trouble ou d'émotion popu-» laire ; qu'enfin, le dernier sentiment qu'il a » éprouvé, le dernier devoir qu'il s'est pres-» crit en quittant la France d'où on le bannis-» soit, a été de donner au roi et à la nation » encore cette preuve de respect et de dévoue-

» ment, il faut, ou ne pas croire à la vertu, ou » reconnoître une des vertus les plus pures qui » aient jamais existé sur la terre. »

Les transports de tout un peuple dont je venois d'être témoin, la voiture de mon père traînée par les citoyens des villes que nous traversions, les femmes à genoux dans les campagnes quand elles le voyoient passer, rien ne me fit éprouver une émotion aussi vive qu'une telle opinion prononcée par un tel homme.

En moins de quinze jours, deux millions de gardes nationaux furent sur pied en France. On hâta sans doute l'armement de ces milices, en répandant habilement le bruit, dans chaque ville et dans chaque village, que les brigands alloient arriver; mais le sentiment unanime qui fit sortir le peuple de tutelle, ne fut inspiré par aucune adresse, ni dirigé par aucun homme; l'ascendant des corps privilégiés et la force des troupes réglées disparurent en un instant. La nation remplaça tout, elle dit comme le Cid : *Nous nous levons alors*; et il lui suffit de se montrer pour remporter la victoire. Mais, hélas! en peu de temps aussi les flatteurs la dépravèrent, parce qu'elle étoit devenue une puissance.

Dans le voyage de Bâle à Paris, les nouvel-

So lebten ſie, in ſolchem Handel,
Friedlich beiſammen ohne Wandel:
Nie ſah man zu der Welt Gedeihen
Sich edle Geiſter ſo caſteien.
Laß, Publicum, dich's nicht verdrießen!
Du mußt die Qual nun mitgenießen.

3. Der bleibende Gegenſatz.

Sie dachten die Naturen auszuwechſeln,
Und wechſelten nur fruchtlos manchen Brief.
Originales will der Eine künſtlich drechſeln;
Der Andre ſpinnewebt ſpeculativ.
Kaum kennt man noch den Zauberer der Geiſter,
Wenn er bei'm Grübler dort in dumpfer Kammer hauſt.
Doch jeder bleibt er ſelbſt: der Famulus, der Meiſter,
Der blaſſe Wagner und der kräft'ge Fauſt.

4. Schiller im Spiegel ſeiner Theorie.

Weil kein friſches Gefühl dem vertrockneten Herzen entſtrömte,
Alles in Röhren gepumpt, nannt' er ſich ſentimental.
Weil er die Nacht in Toboſo vergeblich geſucht die Prinzeſſin,
Auch Windmühlen bekämpft, nannt' er ſich Idealiſt.

les autorités constituées venoient haranguer M. Necker à son passage; il leur recommandoit le respect des propriétés, les égards pour les prêtres et les nobles, l'amour pour le roi. Il fit donner des passe-ports à différentes personnes qui sortoient de France. Le baron de Besenval, qui avoit commandé une partie des troupes allemandes, étoit arrêté à dix lieues de Paris. La municipalité de cette ville avoit ordonné qu'il y fût conduit. M. Necker prit sur lui de suspendre l'exécution de cet ordre, dans la crainte, trop bien motivée, que la populace de Paris ne le massacrât dans sa fureur. Mais M. Necker sentoit à quel danger il s'exposoit, en s'arrogeant ainsi un pouvoir fondé seulement sur sa popularité; aussi, le lendemain de son retour à Versailles, se rendit-il à l'hôtel de ville pour expliquer sa conduite.

Qu'il me soit permis de m'arrêter encore une fois sur ce jour, le dernier de la prospérité de ma vie qui cependant s'ouvroit à peine devant moi. La population entière de Paris se pressoit en foule dans les rues, on voyoit des hommes et des femmes aux fenêtres et sur les toits, criant : Vive M. Necker! Quand il arriva près de l'hôtel de ville, les acclamations redoublèrent, la place étoit remplie d'une multitude animée du même sentiment, et qui se précipitoit sur les pas d'un seul homme, et cet homme étoit mon père. Il monta dans la salle de l'hôtel de ville, rendit compte aux magistrats nouvellement élus, de l'ordre qu'il avoit donné pour sauver M. de Besenval; et leur faisant sentir avec sa délicatesse accoutumée tout ce qui plaidoit en faveur de ceux qui avoient obéi à leur souverain, et qui défendoient un ordre de choses existant depuis plusieurs siècles, il demanda l'amnistie pour le passé, quel qu'il fût, et la réconciliation pour l'avenir. Les confédérés du Rutli, au commencement du quatorzième siècle, en jurant la délivrance de la Suisse, jurèrent aussi d'être justes envers leurs adversaires, et c'est sans doute à cette noble résolution qu'ils dûrent leur triomphe. Au moment où M. Necker prononça ce mot d'amnistie, il retentit dans tous les cœurs; aussitôt le peuple, rassemblé sur la place publique, voulut s'y associer. M. Necker alors s'avança sur le balcon, et, proclamant à haute voix les saintes paroles de la paix entre les François de tous les partis, la multitude entière y répondit avec transport. Je ne vis rien de plus dans cet instant, car je perdis connoissance à force de joie.

Aimable et généreuse France, adieu ! Adieu, France, qui vouliez la liberté, et qui pouviez alors si facilement l'obtenir ! Je suis maintenant condamnée à retracer d'abord vos fautes, puis vos forfaits, puis vos malheurs : des lueurs de vos vertus apparoîtront encore ; mais l'éclat même qu'elles jetteront ne servira qu'à mieux faire voir la profondeur de vos misères. Toutefois, vous avez tant mérité d'être aimée, qu'on se flatte encore de vous retrouver enfin telle que vous étiez dans les premiers jours de la réunion nationale. Un ami, qui reviendroit après une longue absence, n'en seroit que plus vivement accueilli.

SECONDE PARTIE.

CHAPITRE PREMIER.

Mirabeau.

On diroit qu'à toutes les époques de l'histoire il y a des personnages qu'on peut considérer comme les représentans du bon et du mauvais principes. Tels étoient Cicéron et Catilina dans Rome; tels furent M. Necker et Mirabeau en France. Mirabeau, doué de l'esprit le plus énergique et le plus étendu, se crut assez fort pour renverser le gouvernement, et pour établir sur les ruines un ordre de choses quelconque qui fût l'œuvre de ses mains. Ce projet gigantesque perdit la France et le perdit lui-même; car il se conduisit d'abord comme un factieux, bien que sa véritable manière de voir fût celle de l'homme d'état le plus réfléchi. Ayant passé toute sa vie, jusqu'à quarante ans qu'il avoit alors, dans les procès, les enlèvemens et les prisons, il étoit banni de la bonne compagnie, et son premier désir étoit d'y rentrer. Mais il falloit mettre le feu à l'édifice social, pour que les portes des salons de Paris lui fussent ouvertes. Mirabeau, comme tous les hommes sans morale, vit d'abord son intérêt personnel dans la chose publique, et sa prévoyance fut bornée par son égoïsme.

Un malheureux député de la commune, homme à bonne intention, mais sans aucune sorte de talent, rendit compte à l'assemblée constituante de la journée de l'hôtel de ville, dans laquelle M. Necker avoit triomphé des passions haineuses qu'on vouloit exciter parmi le peuple; ce député hésitoit si péniblement, il s'exprimoit avec une telle froideur, et cependant il montroit un tel désir d'être éloquent, qu'il détruisit tout l'effet de l'admirable récit dont il s'étoit chargé. Mirabeau, blessé néanmoins jusqu'au fond de son orgueil des succès de M. Necker, se promit de défaire par l'ironie dans l'assemblée, et par des soupçons auprès du peuple, ce que l'enthousiasme avoit produit. Il se rendit dès le jour même dans toutes les sections de Paris, et il obtint la rétractation de l'amnistie accordée la veille; il tacha d'exaspérer les esprits contre les projets qu'avoit eus la cour, et fit naître chez les Parisiens une certaine crainte de passer pour bons jusqu'à la duperie, crainte qui agit toujours sur eux, car ils veulent avant tout qu'on les croie pénétrans et redoutables. Mirabeau, en arrachant à M. Necker la palme de la paix intérieure, porta le premier coup à sa popularité: mais ce revers devoit être suivi de beaucoup d'autres; car du moment que l'on excitoit le parti populaire à persécuter les vaincus, M. Necker ne pouvoit plus rester avec les vainqueurs.

Mirabeau se hâta de proclamer les principes les plus désorganisateurs, lui dont la raison, isolée de son caractère, étoit parfaitement sage et lumineuse. M. Necker a dit de lui, dans un de ses ouvrages, qu'il étoit *tribun par calcul et aristocrate par goût*. Rien ne pouvoit mieux le peindre: non-seulement son esprit étoit trop supérieur pour ne pas connoître l'impossibilité de la démocratie en France; mais ce gouvernement eût été praticable qu'il ne s'en seroit pas soucié. Il attachoit un grand prix de vanité à sa naissance; en parlant de la Saint-Barthélemi on l'entendoit dire: *L'amiral Coligni, qui, par parenthèse, étoit mon cousin*, tant il cherchoit l'occasion de rappeler qu'il étoit bon gentilhomme.

Ses goûts dispendieux lui rendoient l'argent fort nécessaire, et l'on a reproché à M. Necker de ne lui en avoir pas donné à l'ouverture des états généraux. Les autres ministres s'étoient chargés de ce genre d'affaires, auquel le caractère de M. Necker n'étoit point propre. D'ailleurs Mirabeau, soit qu'il acceptât ou non l'argent de la cour, étoit bien décidé à se faire le maître et non l'instrument de cette cour, et l'on n'auroit jamais obtenu de lui qu'il renonçât à sa force démagogique, avant que cette force l'eût conduit à la tête du gouvernement. Il proclamoit la réunion de tous les pouvoirs dans une seule assemblée, bien qu'il sût parfaitement qu'une telle organisation politique étoit destructive de tout bien; mais il se persuadoit que la France seroit dans sa main, et qu'il pourroit, après l'avoir précipitée dans la confusion, l'en retirer à sa volonté. La morale est la science des sciences, à ne la considérer que sous le rapport du calcul, et il y a toujours des limites à l'esprit de ceux qui n'ont pas senti l'harmonie de la nature des choses avec les devoirs de l'homme. *La petite morale tue la grande*, répétoit souvent Mirabeau; mais l'occasion de la grande ne se présentoit guère, selon lui, dans tout le cours d'une vie.

Il avoit plus d'esprit que de talent, et ce n'étoit jamais qu'avec effort qu'il improvisoit à la tribune. Cette même difficulté de rédaction le fit avoir recours à ses amis, pour l'aider dans tous ses ouvrages; mais cependant aucun d'eux, après sa mort, n'auroit pu écrire ce qu'il savoit leur inspirer. Il disoit, en parlant de l'abbé Mauri : *Quand il a raison, nous disputons; quand il a tort, je l'écrase;* mais c'est que l'abbé Mauri défendoit souvent, même de bonnes causes, avec cette espèce de faconde qui ne vient pas de l'émotion intime de l'âme.

Si l'on avoit admis les ministres dans l'assemblée, M. Necker, qui plus que personne étoit capable de s'exprimer avec force et avec chaleur, auroit, je le crois, triomphé de Mirabeau. Mais il étoit réduit à envoyer des mémoires, et ne pouvoit entrer dans la discussion. Mirabeau attaquoit le ministre en son absence, tout en louant sa bonté, sa générosité, sa popularité, avec un respect trompeur singulièrement redoutable; et pourtant il admiroit sincèrement M. Necker, et ne s'en cachoit point à ses amis; mais il savoit bien qu'un caractère aussi scrupuleux ne s'allieroit jamais avec le sien, et il vouloit en détruire l'influence.

M. Necker étoit réduit au système défensif; l'autre attaquoit avec d'autant plus d'audace que ni les succès, ni la responsabilité de l'administration ne le regardoient. M. Necker, en défendant l'autorité royale, abdiquoit nécessairement la faveur du parti populaire. Cependant il savoit par expérience que le roi avoit des conseillers secrets et des plans particuliers, et il n'étoit pas assuré de lui faire suivre la marche qu'il croiroit la meilleure. Des obstacles de tout genre entravoient chacun de ses pas; il ne pouvoit parler ouvertement sur rien; néanmoins la ligne qu'il suivoit toujours, c'étoit celle que lui traçoit son devoir de ministre. La nation et le roi avoient changé de place : le roi étoit devenu de beaucoup, et de beaucoup trop, le plus foible. Ainsi donc M. Necker devoit défendre le trône auprès de la nation, comme il avoit défendu la nation auprès du trône. Mais tous ces sentimens généreux n'embarrassoient point Mirabeau; il se mettoit à la tête du parti qui vouloit gagner à tout prix de l'importance politique, et les principes les plus abstraits n'étoient pour lui que des moyens d'intrigue.

La nature l'avoit bien servi, en lui donnant les défauts et les avantages qui agissent sur une assemblée populaire : de l'amertume, de la plaisanterie, de la force et de l'originalité.

Quand il se levoit pour parler, quand il montoit à la tribune, la curiosité de tous étoit excitée ; personne ne l'estimoit, mais on avoit une si haute idée de ses facultés que nul n'osoit l'attaquer, si ce n'est ceux des aristocrates qui, ne se servant point de la parole, lui envoyoient défi sur défi pour l'appeler en duel. Il s'y refusoit toujours, prenant note sur ses tablettes des propositions de ce genre qu'on lui adressoit, et promettant qu'il y répondroit à la fin de l'assemblée. Il n'est pas juste, disoit-il, en parlant d'un honnête gentilhomme de je ne sais quelle province, que j'expose un homme d'esprit comme moi contre un sot comme lui. Et, chose bizarre dans un pays tel que la France, cette conduite ne le déconsidéroit pas ; elle ne faisoit pas même suspecter son courage. Il y avoit quelque chose de si martial dans son esprit, de si hardi dans ses manières, qu'on ne pouvoit accuser un tel homme d'aucune peur.

5. Uebermuth der Verbündeten.

Vielfach ſtrebte die Welt: euch ſchien's, ihr wäret allein da;
Euch hieß jeder ſo gern Pfuſcher und Naturaliſt.
Eure Hexameter ſind der natürlichſte Naturalismus:
Nimmer begriff eu'r Ohr jenes helleniſche Maß.
Was ihr Fremdes verdeutſcht, Shakſpeare, Euripides, Maro,
Voltaire oder Racine, Alles gepfuſchertes Werk!

6. An Ludwig Tieck.

Freund, ſei ſtolz! Der Erhab'ne, der Genius ſpendet ein Lob dir!
Goethe bezeugt, du ſei'ſt wirklich ein leidlicher Menſch.

7. An Schiller.

Unwißend darfſt du Friedrich Schlegel ſchelten?
Wie? meinſt du ſelber für gelehrt zu gelten?
Du waiſt verblendet, daß es Gott erbarm'!
Der Bettler Irus ſchilt den Kröſus arm.

CHAPITRE II.

De l'assemblée constituante après le 14 juillet.

Le tiers état et la minorité de la noblesse et du clergé, composoient la majorité de l'assemblée constituante, et cette assemblée disposoit de la France. Depuis le 14 juillet rien n'étoit plus imposant que le spectacle de douze cents députés, écoutés par de nombreux spectateurs, et s'enflammant au seul nom des grandes vérités qui ont occupé l'esprit humain depuis l'origine de la société sur la terre. Cette assemblée étoit peuple par ses passions; mais aucune réunion ne pouvoit présenter une aussi grande masse de lumières. L'électricité des pensées s'y communiquoit en un instant, parce que l'action des hommes sur les hommes est irrésistible, et que rien ne parloit davantage à l'imagination que cette volonté sans armes, brisant d'antiques chaînes que la conquête avoit jadis forgées, et que la simple raison faisoit tout-à-coup disparoître. Il faut se transporter en 1789, lorsque les préjugés seuls avoient fait du mal au monde, et que la liberté non souillée étoit le culte de tous les esprits supérieurs. L'on concevra facilement l'enthousiasme dont on étoit saisi à l'aspect de tant d'individus appartenant à diverses classes, et venant, les uns offrir leurs sacrifices, les autres prendre possession de leurs droits. Néanmoins on pressentoit l'arrogance du pouvoir dans ces souverains d'un nouveau genre, qui se disoient les dépositaires d'une autorité sans limites, celle du peuple. Les Anglois s'étoient créé lentement une organisation politique nouvelle; les François, la voyant solidement établie ailleurs depuis plus de cent ans, devoient s'en tenir à l'imiter.

Mounier, Lalli, Malouet, Clermont-Tonnerre, se montrèrent les appuis de la prérogative royale, dès que la révolution eut désarmé les partisans de l'ancien régime. Non-seulement la réflexion, mais un mouvement involontaire attache aux puissans tombés dans le malheur, surtout quand d'augustes souvenirs les environnent. Cette disposition généreuse auroit été celle des François, si le besoin d'être applaudi ne l'emportoit pas chez eux sur toute autre impulsion; et l'esprit du temps inspiroit des maximes démagogiques à ces mêmes gens qui devoient faire ensuite l'apologie du despotisme.

Un homme d'esprit disoit jadis : « Quel que

» soit le ministre des finances qui doive être » nommé, je suis d'avance son ami, et même » un peu son parent. » Il faudroit, au contraire, en France être toujours l'ami du parti battu, quel qu'il soit; car la puissance déprave les François plus que les autres hommes. L'habitude de vivre à la cour, ou de désirer d'y arriver, a formé les esprits à la vanité; et dans un gouvernement arbitraire on n'a pas l'idée d'une autre doctrine que celle du succès. Ce sont les défauts acquis et développés par la servilité, qui ont été la cause des excès de la licence.

Chaque ville, chaque village envoyoit des félicitations à l'assemblée constituante, et celui qui avoit rédigé l'une de ces quarante mille adresses, se croyoit un émule de Montesquieu.

La foule des spectateurs qu'on admettoit dans les galeries, animoit les orateurs tellement que chacun vouloit obtenir pour son compte ce bruit des applaudissemens, dont la jouissance nouvelle séduisoit les amours-propres. En Angleterre, il est interdit de lire un discours, il faut l'improviser; ainsi le nombre des personnes capables de parler est nécessairement très-réduit; mais lorsqu'on permet de lire ce qu'on a écrit soi-même, ou ce que les autres ont écrit pour nous, les hommes supérieurs ne sont plus les chefs permanens des assemblées, et l'on perd ainsi l'un des plus grands avantages des gouvernemens libres, celui de mettre le talent à sa place, et par conséquent d'encourager tous les hommes à perfectionner leurs facultés. Quand on peut être courtisan du peuple avec aussi peu de talens qu'il en faut pour être courtisan des princes, l'espèce humaine n'y gagne rien.

Les déclamations démocratiques avec lesquelles on réussissoit à la tribune, se transformoient en mauvaises actions dans les provinces: on brûloit les châteaux, en exécution des épigrammes prononcées par les orateurs de l'assemblée, et c'étoit à coup de phrases que l'on désorganisoit le royaume.

L'assemblée étoit saisie par un enthousiasme philosophique, dont l'exemple de l'Amérique étoit une des causes. On voyoit un pays qui, n'ayant point encore d'histoire, n'avoit rien eu d'ancien à ménager, si ce n'est les excellentes règles de la jurisprudence angloise qui, depuis long-temps adoptées en Amérique, y avoient fondé l'esprit de justice et de raison. On se flattoit en France de pouvoir prendre pour base les principes de gouvernement qu'un peuple nouveau avoit eu raison d'adopter; mais au milieu de l'Europe, et avec une caste de privilégiés, dont il falloit apaiser les prétentions, un tel projet étoit impraticable; et d'ailleurs, comment concilier les institutions d'une république avec l'existence d'une monarchie? La constitution angloise offroit le seul exemple de ce problème résolu. Mais une manie de vanité presque littéraire inspiroit aux François le besoin d'innover à cet égard. Ils craignoient, comme un auteur, d'emprunter les caractères ou les situations d'un ouvrage déjà existant. Or, en fait de fictions, on a raison d'être original; mais, quand il s'agit d'institutions réelles, l'on est trop heureux que l'expérience les ait garanties. Certes, j'aurois honte, dans ce temps-ci plus que dans tout autre, de me mêler aux déclamations contre la première assemblée représentative de France: elle renfermoit des hommes du plus rare mérite, et c'est à la réforme opérée par elle que la nation est redevable encore des richesses de raison et de liberté qu'elle veut et doit conserver à tout prix. Mais si cette assemblée avoit joint à ses rares lumières une moralité plus scrupuleuse, elle auroit trouvé le point juste entre les deux partis qui se disputoient, pour ainsi dire, la théorie politique.

CHAPITRE III.

Le général La Fayette.

M. de la Fayette, ayant combattu dès sa première jeunesse pour la cause de l'Amérique, s'étoit pénétré de bonne heure des principes de liberté qui font la base du gouvernement des États-Unis; s'il a commis des erreurs relativement à la révolution de France, elles tiennent toutes à son admiration pour les institutions américaines, et pour le héros citoyen Washington, qui a guidé les premiers pas de sa nation dans la carrière de l'indépendance. M. de la Fayette, jeune, riche, noble, aimé dans sa patrie, quitta tous ces avantages à l'âge de dix-neuf ans, pour aller servir au-delà des mers cette liberté dont l'amour a décidé de toute sa vie. S'il avoit eu le bonheur de naître aux États-Unis, sa conduite eût été celle de Washington: le même désintéressement, le même enthousiasme, la même persévérance dans les opinions, distinguent l'un et l'autre de ces généreux amis de l'humanité. Si le général Washington avoit été, comme le marquis de la Fayette, chef de la garde nationale de Paris, peut-être aussi n'auroit-il pu triompher des circonstances; peut-être auroit-il aussi échoué contre la difficulté d'être fidèle à ses sermens envers le roi, et d'établir cependant la liberté de la nation.

M. de la Fayette, il faut le dire, doit être considéré comme un véritable républicain; aucune des vanités de sa classe n'est jamais entrée dans sa tête; la puissance, dont l'effet est si grand en France, n'a point d'ascendant sur lui; le désir de plaire dans les salons ne modifie pas la moindre de ses paroles; il a sacrifié toute sa fortune à ses opinions avec la plus généreuse indifférence. Dans les prisons d'Olmutz comme au pinacle du crédit, il a été également inébranlable dans son attachement aux mêmes principes. C'est un homme dont la façon de voir et de se conduire est parfaitement directe. Qui l'a observé peut savoir d'avance avec certitude ce qu'il fera dans toute occasion. Son esprit politique est pareil à celui des Américains des États-Unis, et sa figure même est plus angloise que françoise. Les haines dont M. de la Fayette est l'objet, n'ont jamais aigri son caractère, et sa douceur d'âme est parfaite; mais aussi rien n'a jamais modifié ses opinions, et sa confiance dans le triomphe de la liberté est la même que celle d'un homme pieux dans la vie à venir. Ces sentimens, si contraires aux calculs égoïstes de la plupart des hommes qui ont joué un rôle en France, pourroient bien paroitre à quelques-uns assez dignes de pitié : il est si niais, pensent-ils, de préférer son pays à soi ; de ne pas changer de parti quand ce parti est battu ; enfin de considérer la race humaine, non comme des cartes à jouer qu'il faut faire servir à son profit, mais comme l'objet sacré d'un dévouement absolu. Néanmoins, si c'est ainsi qu'on peut encourir le reproche de niaiserie, puissent nos hommes d'esprit le mériter une fois! C'est un phénomène singulier, qu'un caractère pareil à celui de M. de la Fayette se soit développé dans le premier rang des gentilshommes françois ; mais on ne peut l'accuser ni le juger impartialement, sans le reconnoitre pour tel que je viens de le peindre. Il est alors facile de comprendre les divers contrastes qui devoient naître entre sa situation et sa manière d'être. Soutenant la monarchie, par devoir plus que par goût, il se rapprochoit involontairement des principes des démocrates qu'il étoit obligé de combattre ; et l'on pouvoit apercevoir en lui quelque foible pour les amis de la république, quoique sa raison lui défendit d'admettre leur système en France. Depuis le départ de M. de la Fayette pour l'Amérique, il y a quarante ans, on ne peut citer ni une action, ni une parole de lui qui n'ait été dans la même ligne, sans qu'aucun intérêt personnel se soit jamais mêlé à sa conduite. Le succès auroit mis cette manière d'être en relief; mais elle mérite toute l'attention de l'historien, malgré les circonstances et même les fautes qui peuvent servir d'armes aux ennemis.

Le 11 juillet, avant que le tiers état eût triomphé, M. de la Fayette parut à la tribune de l'assemblée constituante, pour proposer une déclaration des droits à peu près semblable à celle que les Américains mirent à la tête de leur constitution, lorsqu'ils eurent conquis leur indépendance. Les Anglois aussi, quand ils appelèrent Guillaume III à la couronne après l'exclusion des Stuarts, lui firent signer un bill des droits sur lesquels la constitution actuelle de l'Angleterre est fondée. Mais la déclaration des droits d'Amérique étant destinée à un peuple où nul privilége antérieur n'opposoit d'obstacle au dessein pur de la raison, on mit à la tête de cette déclaration des principes universels sur la liberté et l'égalité politiques, tout-à-fait d'accord avec les lumières déjà répandues parmi la nation américaine. En Angleterre le bill des droits ne portoit point sur des idées générales, il consacroit des lois et des institutions positives.

La déclaration des droits de 1789 renfermoit ce qu'il y avoit de meilleur dans celles d'Angleterre et d'Amérique; mais peut-être auroit-il mieux valu s'en tenir à ce qui, d'une part, n'est pas contestable, et, de l'autre, ne sauroit être susceptible d'aucune interprétation dangereuse. Il n'y a pas de doute que *les distinctions sociales ne peuvent avoir d'autre but que l'utilité de tous, que tous les pouvoirs politiques émanent de l'intérêt du peuple, que les hommes naissent et demeurent libres et égaux devant la loi;* mais il y a bien de l'espace pour des sophismes dans un champ aussi vaste, tandis que rien n'est plus clair et plus positif que l'application de ces vérités à la liberté individuelle, à l'établissement du juri, à la liberté de la presse, à l'élection populaire, à la division du pouvoir législatif, au consentement des subsides, etc. Philippe-le-Long a dit que *tout homme, et en particulier tout François, naissoit et demeuroit libre;* l'on sait au reste

8. Wichtige Belehrung für die Küchenpoſt.

Ja, weiſer Goethe! Du haſt wahrlich Recht!
Den Caviar muß man bei'm Froſt verſenden.
Vom feuchten Wetter wird das Salz geſchwächt;
Die Eier faulen dann, und ſchmecken ſchlecht.
Doch dünngeſalz'ne Brief' in ſechs geräum'gen Bänden,
Die laßen ſich in jeder Jahrszeit ſpenden
Und ſind dem ſtumpfen Leſer immer recht.

9. Familien-Leben.

Gar ſchön grüßt Goethe Schillers liebe Frau;
Die Gute grüßt; ſie grüßt, und hört nicht auf zu grüßen,
Dreihundertſechzigmal! Ich zählt' es ganz genau:
Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es büßen.

10. Dichteriſcher Briefwechſel.

Morgenbillet.

Damit mein Freund bequem in's Schauſpiel rutſche,
So ſteht ihm heut zu Dienſten meine Kutſche.

Antwort.

Ich zweifle, daß ich heut in's Schauſpiel geh';
Mein liebes Fritzchen hat die Diarrhee.

qu'il ne s'est pas laissé gêner par les conséquences de cette maxime ; mais les nations pourroient y attacher un sens plus étendu que les rois. Quand la déclaration des droits de l'homme parut dans l'assemblée constituante, au milieu de tous ces jeunes gentilshommes naguère courtisans, ils apportèrent l'un après l'autre à la tribune leurs phrases philosophiques, se complaisant dans des débats minutieux sur la rédaction de telle ou telle maxime, dont la vérité est pourtant si évidente que les mots les plus simples de toutes les langues peuvent l'exprimer également. L'on prévit alors que rien de stable ne pourroit sortir d'un travail dont la vanité, frivole et factieuse tout ensemble, s'étoit si vite emparée.

CHAPITRE IV.

Des biens opérés par l'assemblée constituante.

Avant de retracer les funestes événemens qui ont dénaturé la révolution françoise, et perdu en Europe, pour long-temps peut-être, la cause de la raison et de la liberté, examinons les principes proclamés par l'assemblée constituante, et présentons le tableau des biens que leur application a produits et produit encore en France, malgré tous les malheurs qui ont pesé sur ce pays.

La torture subsistoit en 1789; le roi n'avoit aboli que la question préparatoire; des supplices tels que la roue, et des tourmens pareils à ceux qui avoient été infligés pendant trois jours à Damiens, étoient encore admis dans de certains cas. L'assemblée constituante abolit jusqu'au nom de ces barbaries judiciaires. Les lois sur les protestans, déjà améliorées par les avant-coureurs des états généraux en 1787, furent remplacées par la liberté des cultes la plus complète.

Les procès criminels n'étoient point instruits en public; et non-seulement il se commettoit beaucoup d'erreurs irréparables, mais on en supposoit encore davantage : car tout ce qui n'est pas mis en évidence en fait d'actes des tribunaux, passe toujours pour injuste.

L'assemblée constituante introduisit en France toute la jurisprudence criminelle de l'Angleterre, et peut-être la perfectionna-t-elle encore à quelques égards, n'étant liée dans son travail par aucune coutume ancienne. M. de la Fayette, dès qu'il fut nommé chef de la force armée de Paris, déclara à la commune de cette ville, qu'il ne pouvoit se permettre d'arrêter personne, si l'on n'accordoit pas aux accusés un défenseur, la communication des pièces, la confrontation des témoins, et la publicité de la procédure. En conséquence de cette réclamation, aussi belle que rare dans un chef militaire, la commune demanda et obtint de l'assemblée constituante ces précieuses garanties, en attendant que l'établissement des jurés prévînt toute anxiété sur l'équité des jugemens.

Les parlemens étoient, comme l'histoire le prouve, des corps privilégiés, instrumens des passions politiques; mais par cela seul qu'il y avoit quelque indépendance dans leur organisation, et que le respect des formes y étoit consacré, les ministres des rois ont été sans cesse en guerre avec eux; et, comme nous l'avons dit plus haut, il n'y a presque pas eu depuis le commencement de la monarchie françoise un crime d'état, dont la connoissance n'ait été soustraite aux tribunaux ordinaires, ou dans le jugement duquel les formes voulues par la loi aient été suivies. En examinant la liste sans fin des ministres, des nobles et des citoyens, condamnés à mort pour des causes politiques, depuis plusieurs siècles, on voit, il faut le dire à l'honneur de la magistrature légale, que le gouvernement a été obligé de renvoyer les procès à des commissions extraordinaires, quand il a voulu s'assurer des sentences. Ces commissions étoient souvent prises, il est vrai, parmi les anciens magistrats, mais non d'après les coutumes établies; et cependant le gouvernement ne pouvoit que trop se fier en général à l'esprit des tribunaux. La jurisprudence criminelle de France étoit toute entière vengeresse de ce qu'on appeloit l'état, et nullement protectrice des individus. Par une suite des abus aristocratiques qui dévoroient la nation, les procès civils étoient conduits avec beaucoup plus d'équité que les pro-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10478/024

ces criminels, parce que les premières classes y étoient plus intéressées. On ne fait guère encore, en France, de distinction entre un accusé et un homme reconnu coupable; tandis qu'en Angleterre le juge avertit lui-même le prévenu qu'il interroge, de l'importance des questions qu'il lui fait, et du danger auquel pourroient l'exposer ses réponses. Il n'est sorte de moyens, à commencer par les commissaires de police, et à finir par la torture, qui n'aient été employés par la jurisprudence ancienne, et par les tribunaux révolutionnaires, pour faire tomber dans le piége l'homme à qui la société doit accorder d'autant plus de moyens de défense, qu'elle se croit le triste droit de le faire périr.

Si l'assemblée constituante avoit supprimé la peine de mort au moins pour les délits politiques, peut-être les assassinats judiciaires, dont nous avons été les témoins, n'auroient-ils pas eu lieu. L'empereur Léopold II, comme grand-duc de Toscane, supprima la peine de mort dans ses états; et, loin que les délits aient été augmentés par la douceur de la législation, les prisons furent vides pendant des mois entiers, ce qui n'avoit jamais eu lieu auparavant. L'assemblée nationale substitua aux parlemens, composés de membres dont les charges étoient vénales, l'admirable institution des jurés, qui sera chaque jour plus vénérée, à mesure qu'on en sentira mieux les bienfaits. Quelques circonstances bien rares peuvent intimider les jurés, lorsque les autorités et le peuple se réunissent pour les effrayer. Mais néanmoins l'on a vu la plupart des factions qui se sont emparées du pouvoir, se défier de l'équité des jurés, et les suspendre pour y substituer des commissions militaires, des cours prévôtales, des cours spéciales, tous ces noms qui servent de déguisement aux meurtres politiques. L'assemblée constituante, au contraire, a restreint le plus qu'il étoit possible la compétence des conseils de guerre, les bornant uniquement aux délits commis par des militaires en temps de guerre, et en pays étranger; elle a retiré aux cours prévôtales les attributions qu'on a voulu malheureusement rétablir depuis, et même étendre.

Les lettres de cachet permettoient au pouvoir royal, et par conséquent ministériel, d'exiler, de bannir, de déporter, d'enfermer pour sa vie entière, sans jugement, un homme quel qu'il fût. Une telle puissance, partout où elle existe, constitue le despotisme : elle devoit être anéantie du jour où il y avoit des députés de la nation réunis en France.

L'assemblée constituante, en proclamant la parfaite liberté des cultes, replaçoit la religion dans son sanctuaire, la conscience; et douze siècles de superstition, d'hypocrisie et de massacres ne laissoient plus de vestiges, grâce à quelques momens pendant lesquels le pouvoir s'étoit trouvé entre les mains d'hommes éclairés.

Les vœux religieux n'ont plus été reconnus par la loi; chaque individu de l'un et de l'autre sexe pouvoit encore s'imposer les privations les plus bizarres, s'il croyoit plaire ainsi à l'auteur de toutes les jouissances vertueuses et pures; mais la société ne s'est plus chargée de forcer les moines et les religieuses à rester dans leurs couvens, quand ils se repentoient des promesses infortunées que l'exaltation leur avoit inspirées. Les cadets de famille, que l'on forçoit souvent à prendre l'état ecclésiastique, se sont trouvés libres de leurs chaînes, et plus libres encore quand les biens du clergé furent devenus la propriété de l'état.

Cent mille nobles étoient exempts de payer des impôts. Ils ne pouvoient pas rendre raison d'une insulte à un citoyen ou à un soldat du tiers état, parce qu'ils étoient censés d'une autre race. L'on ne pouvoit choisir des officiers que parmi ces privilégiés, excepté dans l'artillerie et le génie, armes pour lesquelles il falloit plus d'instruction que les nobles de province n'en avoient d'ordinaire; et cependant l'on donnoit des régimens à de jeunes seigneurs incapables de les conduire, parce qu'un gentilhomme ne pouvant faire que le métier des armes, il falloit bien que l'état se chargeât de son existence. De là résulte, qu'à la bravoure près, l'armée françoise de l'ancien régime devenoit chaque jour moins respectable aux yeux des étrangers. Quelle émulation et quels talens militaires l'égalité des citoyens n'a-t-elle pas fait naître en France! C'est ainsi que l'on a dû à l'assemblée constituante cette gloire de nos armes dont nous avons eu raison d'être fiers, tant qu'elle n'est pas devenue la propriété d'un seul homme.

L'autorité suprême du roi lui permettoit de dérober, par des lettres de cachet, un gentilhomme à l'action de la loi, quand il avoit commis un crime. Le comte de Charolois en fut un exemple frappant dans le dernier siècle, et beaucoup d'autres du même genre pourroient être cités. Cependant, par un singulier contraste, les parens des nobles ne perdoient rien de leur éclat quand un des leurs subissoit la peine de mort, et la famille d'un homme du tiers état étoit déshonorée, si les tribunaux le condamnoient au supplice infamant de la potence, dont les nobles seuls étoient exempts.

Tous ces préjugés disparurent en un jour. L'autorité de la raison est immense, dès qu'elle peut se montrer sans obstacles. L'on a beau faire depuis quinze ans, rien ne relèvera dans l'opinion nationale les abus que la force seule avoit maintenus.

On doit à l'assemblée constituante la suppression des castes en France, et la liberté civile pour tous; on la lui doit au moins telle qu'elle existe dans ses décrets : car il a fallu toujours s'en écarter dès qu'on a voulu rétablir, sous des noms nouveaux ou anciens, tous les abus supprimés.

La législation en France étoit tellement bigarrée, que non-seulement des lois particulières régissoient les divers ordres de l'état, mais que chaque province, comme nous l'avons dit, avoit ses priviléges distincts. L'assemblée constituante, en divisant la France en quatre-vingt-trois départemens, effaça ces anciennes séparations; elle supprima les impôts sur le sel

Ankündigung der ſämmtlichen Werke.

1.

Wer ſubſcribiert auf meine Werke?
Mein liebes Publicum, bemerke!
Mein Sohn und Schwiegertöchterlein,
Auch Enkel, Enkelinnen klein,
Die möchten gerne ſatt ſich eßen.
Du wirſt mich, hoff' ich, nicht vergeßen!

2.

Ankündigung der Opera omnia,
Sonſt waren's wohl auctoris somnia,
Wo viel Hochmuth mit unterlief:
Jetzt lautet's wie ein Bettelbrief.

3.

Ihr hohen, höchſten, allerhöchſten Bundesglieder,
Ich werfe mich in Staub und Demuth vor euch nieder:
Daß ihr aus Gnade mir mein Eigenthum wollt ſchenken,
Das will ich lebenslang euch dankbarlich gedenken.

et sur le tabac, taxes aussi dispendieuses que gênantes, et qui exposoient aux peines les plus graves une foule de pères de famille, que la facilité de la contrebande entraînoit à violer des lois injustes. Un système uniforme d'impôts fut établi, et ce bienfait au moins est poúr jamais assuré.

Des distinctions de tout genre étoient inventées par les gentilshommes du second ordre, afin de se garantir de l'égalité dont ils sont, il est vrai, menacés de près. Des privilégiés de la veille aspiroient avant tout à ne pas être confondus avec la nation, dont ils faisoient naguère partie. Les droits féodaux, ainsi que les dîmes, pesoient sur la classe indigente; des servitudes personnelles, telles que les corvées, et d'autres restes de la barbarie féodale, existoient encore partout. Les droits de chasse ruinoient les agriculteurs, et l'insolence de ces droits étoit au moins aussi révoltante que le mal positif qu'on en souffroit.

Si l'on s'étonne de voir que la France a tant de ressources encore, malgré ses revers; si, malgré la perte des colonies, le commerce s'est ouvert de nouvelles routes; si les progrès de l'agriculture sont inconcevables, malgré la conscription et l'invasion des troupes étrangères, c'est aux décrets de l'assemblée constituante qu'il faut l'attribuer. La France de l'ancien régime auroit succombé à la millième partie des maux que la France nouvelle a supportés.

La division des propriétés, par la vente des biens du clergé, a retiré de la misère une très-nombreuse classe de la société. C'est à la suppression des maîtrises, des jurandes, de toutes les gênes imposées à l'industrie, qu'il faut attribuer l'accroissement des manufactures, et l'esprit d'entreprise qui s'est montré de toutes parts. Enfin une nation, depuis long-temps attachée à la glèbe, est sortie, pour ainsi dire, de dessous terre; et l'on s'étonne encore, malgré les fléaux de la discorde civile, de tout ce qu'il y a de talens, de richesses et d'émulation dans un pays qu'on délivre de la triple chaine d'une église intolérante, d'une noblesse féodale, et d'une autorité royale sans limites.

Les finances, qui paroissoient un travail si compliqué, s'arrangèrent, pour ainsi dire, d'elles-mêmes, du moment qu'il fut décidé que les impôts seroient consentis par les représentans du peuple, et que la publicité seroit admise dans le compte des revenus et des dépenses. L'assemblée constituante est peut-être la seule en France qui ait véritablement représenté le vœu de la nation ; et c'est à cause de cela que sa force étoit incalculable.

Une autre aristocratie, celle de la capitale, existoit impérieusement. Tout se faisoit à Paris, ou plutôt à Versailles, car le pouvoir étoit concentré tout entier dans les ministres et dans la cour. L'assemblée constituante accomplit facilement le projet que M. Necker avoit en vain tenté, l'établissement des assemblées provinciales. Il y en eut dans chaque département, et des municipalités furent instituées dans chaque ville. Les intérêts locaux furent ainsi soignés par des administrateurs qui y prenoient part et qui étoient connus des administrés. De toutes parts se répandoient la vie, l'émulation, les lumières; il y eut une France au lieu d'une capitale, une capitale au lieu d'une cour. Enfin la voix du peuple, appelée depuis si long-temps la voix de Dieu, fut consultée par le gouvernement; et elle l'auroit bien dirigé, si, comme nous sommes condamnés à le rappeler, l'assemblée constituante n'avoit pas mis trop de précipitation dans ses réformes dès les premiers jours de sa puissance; et si elle n'étoit pas, bientôt après, tombée dans les mains des factieux qui, n'ayant plus rien à moissonner dans le champ du bien, essayèrent du mal pour s'ouvrir une nouvelle carrière.

L'établissement de la garde nationale est encore l'un des plus grands bienfaits de l'assemblée constituante; là où les soldats seuls sont armés, et non les citoyens, il ne peut exister aucune liberté durable. Enfin l'assemblée constituante, en proclamant le renoncement aux conquêtes, sembloit inspirée par une crainte prophétique; elle vouloit tourner la vivacité des François vers les améliorations intérieures, et mettre l'empire de la pensée au-dessus de celui des armes. Tous les hommes médiocres appellent volontiers les baïonnettes à leur secours contre les argumens de la raison, afin d'agir par quelque chose qui soit aussi machine que leur tête; mais les esprits supérieurs, ne désirant que le développement de la pensée, savent combien la guerre y met d'obstacles. Le bien que l'assemblée constituante a fait à la France a sans doute inspiré à la nation le sentiment d'énergie qui l'a portée à défendre les droits qu'elle avoit acquis; mais les principes de cette même assemblée, il faut lui rendre cette justice, étoient très-pacifiques; elle ne portoit envie à aucune portion de l'Europe ; et, si dans un miroir magique on lui eût présenté la France perdant sa liberté par ses victoires, elle auroit tâché de combattre cette impulsion du sang par celle des idées, qui est d'un ordre bien plus élevé.

CHAPITRE V.

De la liberté de la presse, et de la police pendant l'assemblée constituante.

NON-SEULEMENT l'assemblée constituante mérite la reconnoissance du peuple françois pour la réforme des abus sous lesquels il étoit accablé ; mais il faut lui rendre encore hommage de ce que, seule entre les autorités qui ont gouverné la France, avant et depuis la révolution, elle a permis franchement et sincèrement la liberté de la presse. Sans doute elle l'a maintenue d'autant plus volontiers, qu'elle étoit certaine d'avoir l'opinion en sa faveur ; mais on ne peut être un gouvernement libre qu'à cette condition ; d'ailleurs, quoique la grande majorité des écrits fût dans le sens des principes de la révolution, les journaux des aristocrates attaquoient avec la plus grande amertume les individus du parti populaire, et leur amour-propre pouvoit en être irrité.

Avant 1789, la Hollande et l'Angleterre jouissoient seules en Europe d'une liberté de la presse garantie par les lois. Les journaux politiques ont commencé en même temps que les gouvernemens représentatifs; et ces gouvernemens en sont inséparables. La gazette de la cour, dans les monarchies absolues, suffit à la publication des nouvelles officielles; mais pour que toute une nation lise chaque jour des discussions sur les affaires publiques, il faut qu'elle considère les affaires publiques comme les siennes. La liberté de la presse est donc une question tout-à-fait différente dans les pays où il y a des assemblées dont les débats peuvent être imprimés chaque matin dans les journaux, ou sous le gouvernement silencieux du pouvoir sans limites. La censure préalable, sous un tel gouvernement, peut vous priver d'un bon ouvrage, ou vous préserver d'un mauvais écrit. Mais il n'en est pas ainsi des journaux, dont l'intérêt est éphémère; ils dépendent nécessairement des ministres, s'ils sont soumis à une censure préalable; et il n'existe pas de représentation nationale, dès que le pouvoir exécutif a dans sa main, par les gazettes, la fabrique journalière des raisonnemens et des faits; par ce moyen il est autant le maître de commander à l'opinion qu'aux troupes de ligne.

Tout le monde est d'accord sur la nécessité de réprimer par les lois les abus de la liberté de la presse ; mais, si le pouvoir exécutif seul a le droit de faire parler à son gré les journaux qui rendent compte aux commettans des débats de leurs mandataires, la censure ne s'en tient point à défendre, elle ordonne ; car il faut dicter l'esprit dans lequel les feuilles publiques doivent être rédigées. Ce n'est donc pas un pouvoir négatif, mais positif, que l'on donne aux ministres d'un état, quand on leur accorde la censure, ou plutôt la composition des gazettes. Ils peuvent ainsi faire dire sur chaque individu ce qui leur plaît, et empêcher que cet individu ne publie sa justification. Du temps de la révolution en Angleterre, c'étoit par les sermons prononcés dans les églises que l'opinion se formoit. Il en est de même des journaux en France : si l'assemblée constituante eût interdit les *Actes des apôtres*, de Riva rol et permis seulement les écrits périodiques dirigés contre le parti des aristocrates, le public, soupçonnant quelque mystère, puisqu'il y auroit eu de la contrainte, ne se seroit point aussi franchement rattaché aux députés, dont il n'auroit pu ni suivre ni juger avec certitude la conduite.

Le silence complet des journaux seroit alors infiniment préférable, car au moins le peu de lettres qui pourroient arriver dans les départemens, contiendroient quelques vérités pures. L'imprimerie feroit tomber le genre humain dans les ténèbres des sophismes, si l'autorité seule pouvoit en disposer, et que les gouvernemens eussent ainsi la possibilité de contrefaire la voix publique. Chaque découverte sociale est un moyen de despotisme, si elle n'est pas un moyen de liberté.

Mais, dira-t-on, tous les troubles de France ont été causés par la licence de la presse. Qui ne reconnoît aujourd'hui que l'assemblée constituante auroit dû soumettre les écrits factieux, comme tout autre délit public, au jugement des tribunaux? Mais si, pour maintenir son pouvoir, elle avoit fait taire ses adversaires, et laissé la parole imprimée seulement à ses amis, le gouvernement représentatif auroit été anéanti. Une représentation nationale imparfaite n'est qu'un instrument de plus pour la tyrannie. On a vu, dans l'histoire d'Angleterre, combien les parlemens asservis ont été plus loin que les ministres eux-mêmes dans la bassesse envers le pouvoir. La responsabilité n'est point à craindre pour les corps; d'ailleurs plus les choses sont belles en elles-mêmes, la représentation nationale, l'art de parler, l'art d'écrire, plus elles deviennent méprisables, quand elles devient de leur destination naturelle; et alors ce qui est mauvais par essence vaudroit encore mieux.

Ce n'est pas une caste à part que des représentans; le don des miracles ne leur est pas accordé; ils ne sont quelque chose que quand ils ont la nation derrière eux; mais, dès que cet appui leur manque, un bataillon de grenadiers est toujours plus fort qu'une assemblée de trois cents députés. C'est donc une puissance morale qui leur sert à balancer la force physique de l'autorité à laquelle les soldats obéissent; et cette force morale consiste toute entière dans l'action de l'esprit public par la liberté de la presse. Le pouvoir qui donne les places est tout, du moment que l'opinion qui distribue la considération n'est plus rien.

Mais ne pouvoit-on pas, dira-t-on, suspendre ce droit pour un temps? Et par quel moyen alors faire sentir la nécessité de le rétablir? La liberté de la presse est le seul droit dont tous les autres dépendent; les sentinelles font la sécurité de l'armée. Quand vous voulez écrire contre la suspension de cette liberté, c'est précisément ce que vous dites sur ce sujet qu'on ne vous permet pas de publier.

Landſchaftliche Anpreiſung.

Als waimeriſcher Hofboete,
Erſchaint am kreeßten unſer Keethe.

Der berittene Dichter.

Nach Goethes und Zelters Briefwechſel.

Auf Zeltern reiten Cardinal und Pabſt;
's iſt billig, daß du deinen Zelter hab'ſt.
Mit Troddeln werd' ihm Mähn' und Schweif behängt,
Die Satteldecke bis zum Knie verlängt.
Gemächlichkeit und Gravität vereint
Ein ſolches Pferd, das faſt ein Maulthier ſcheint.
Ein kühner Reiter warſt du ehedem,
Doch mit den Jahren macht man ſich's bequem.
Zu heftig ſchüttelt ein entſchied'ner Trab,
Und im Galopp ſtürzt man wohl gar hinab;
Bei'm Paßgang aber ſchläft man allenfalls,
Und legt dem Thier die Zügel auf den Hals. —

Drum, Zelter, ſei nicht allzu hochgemuth,
Weil ſich auf dir ein Dichter ausgeruht.
Dein Knochenbau, zwar kräftig, aber grob,
Taugt nicht zu kleinen Volten und Redopp.
Tritt ehrbar auf! laß die Curbetten ſein,
Und bilde nichts vom Pegaſus dir ein!

Une seule circonstance cependant peut obliger à soumettre les journaux à la censure, c'est-à-dire, à l'autorité du gouvernement même qu'ils doivent éclairer : c'est quand les étrangers sont maîtres d'un pays. Mais alors il n'y a rien dans ce pays, quoi qu'on fasse, qui puisse ressembler à une existence politique. Le seul intérêt de la nation opprimée est donc alors de recouvrer, s'il se peut, son indépendance; et, comme dans les prisons le silence apaise plus les geôliers que la plainte, il faut se taire tant que les verroux sont fermés tout à la fois sur le sentiment et sur la pensée.

L'un des premiers mérites qu'on ne sauroit contester à l'assemblée constituante, c'est le respect qu'elle a toujours eu pour les principes de liberté qu'elle proclamoit. J'ai vu cent fois vendre à la porte d'une assemblée plus puissante que ne l'a jamais été aucun roi de France, les insultes les plus mordantes contre les membres de la majorité, leurs amis et leurs principes. L'assemblée s'interdisoit également toutes les ressources secrètes du pouvoir, et ne s'appuyoit que sur l'adhésion de la France presque entière. Le secret des lettres étoit respecté, et l'invention d'un ministère de la police ne paroissoit pas alors au nombre des fléaux possibles : il en est de cette police comme de la censure pour les journaux ; la situation actuelle de la France, occupée par les étrangers, peut seule en faire concevoir la cruelle nécessité.

Lorsque l'assemblée constituante, transportée à Paris, n'étoit déjà plus maîtresse à beaucoup d'égards de ses propres délibérations, un de ses comités s'avisa de s'appeler *comité des recherches*, relativement à quelques conspirations dénoncées à l'assemblée. Il n'avoit aucune force, il ne pouvoit recourir à aucun espionnage, puisqu'il n'avoit point d'agens sous ses ordres, et que d'ailleurs la liberté de parler étoit complète. Mais ce seul nom de comité des recherches, analogue à celui des institutions inquisitoriales, que les tyrans religieux et politiques ont adoptées, inspiroit une aversion universelle; et le pauvre homme Voydel, qui présidoit ce comité, quoiqu'il ne fît aucun mal, n'étoit reçu dans aucun parti.

La terrible secte des jacobins prétendit dans la suite établir la liberté par le despotisme, et de ce système sont sortis tous les forfaits. Mais l'assemblée constituante étoit bien loin de l'avoir adopté; ses moyens étoient analogues à son but, et c'est dans la liberté même qu'elle cherchoit la force nécessaire pour établir la liberté. Si l'assemblée constituante avoit joint à cette noble indifférence pour les attaques de ses adversaires, dont l'opinion publique la vengeoit, une juste sévérité contre tous les écrits et les rassemblemens qui provoquoient au désordre; si elle s'étoit dit, qu'au moment où un parti quelconque devient puissant, c'est d'abord les siens qu'il doit réprimer, elle auroit gouverné avec tant d'énergie et de sagesse, que l'œuvre des siècles se seroit accompli peut-être en deux années. L'on ne peut s'empêcher de croire que la fatalité, qui doit punir en tout l'orgueil de l'homme, s'y est seule opposée : car tout sembloit facile alors, tant il y avoit d'union dans les esprits, et de bonheur dans les circonstances.

CHAPITRE VI.

Des divers partis qui se faisoient remarquer dans l'assemblée constituante.

La direction générale des esprits étoit la même dans tout le parti populaire, car tous vouloient la liberté; mais il y avoit des divisions particulières dans la majorité comme dans la minorité de l'assemblée, et la plupart de ces divisions étoient fondées sur les intérêts personnels qui commençoient à s'agiter. Quand l'influence des assemblées n'est pas renfermée dans les limites de la législation, et qu'une grande partie du pouvoir qui dispense l'argent et les emplois se trouve entre leurs mains, alors, dans tous les pays, mais surtout en France, les idées et les principes ne donnent plus lieu qu'à des sophismes qui font habilement servir les vérités générales aux calculs individuels.

Le côté des aristocrates, que l'on appeloit le côté droit, étoit composé presque en entier de nobles, de parlementaires et de prélats; à peine trente membres du tiers état s'y étoient réunis. Ce parti, qui avoit protesté contre toutes les résolutions de l'assemblée, n'y assistoit que par prudence; tout ce qu'on y faisoit lui paroissoit insolent, mais très-peu sérieux, tant il trouvoit ridicule cette découverte du dix-huitième siècle, *une nation*, tandis qu'on n'avoit eu jusqu'alors que des nobles, des prêtres et du peuple! Quand les députés du côté droit sortoient de l'ironie, c'étoit pour traiter d'impiété tout changement apporté aux institutions anciennes; comme si l'ordre social devoit être seul condamné dans la nature à la double infirmité de l'enfance et de la vieillesse, et passer d'un commencement informe à une vétusté débile, sans que les lumières acquises par le temps pussent jamais lui donner une véritable force. Les privilégiés se servoient de la religion comme d'une sauvegarde pour les intérêts de leur caste; et c'est en confondant ainsi les priviléges et les dogmes, qu'ils ont beaucoup diminué l'empire du véritable christianisme en France.

La noblesse avoit pour orateur, ainsi que je l'ai déjà dit, M. de Casalès, anobli depuis vingt-cinq ans; car la plupart des hommes de talent, parmi les anciens gentilshommes, avoient adopté le parti populaire. L'abbé Mauri, l'orateur du clergé, soutenoit souvent la bonne cause, puisqu'il étoit du parti des vaincus, et cet avantage contribuoit plus à ses succès que son talent même; l'archevêque d'Aix, l'abbé de Montesquiou, etc., spirituels défenseurs de leur ordre, cherchoient quelquefois, aussi-bien que Casalès, à captiver leurs adversaires, afin d'en obtenir, non un acquiescement à leurs opinions, mais un suffrage pour leur talent. Le reste des aristocrates n'adressoit que des injures au parti populaire; et, ne transigeant jamais avec les circonstances, ils croyoient faire le bien en aggravant le mal; tout occupés de justifier leur réputation de prophètes, ils désiroient leur propre malheur, pour jouir de la satisfaction d'avoir prédit juste.

Les deux partis les plus exagérés de l'assemblée se plaçoient dans la salle comme aux deux extrémités d'un amphithéâtre, et s'asseyoient de chaque côté sur les banquettes les plus élevées. En descendant du côté droit, l'on trouvoit ce que l'on appeloit la plaine ou le marais, c'est-à-dire, les modérés, pour la plupart défenseurs de la constitution angloise. J'ai déjà nommé les principaux d'entre eux: Malouet, Lalli, Mounier; il n'y avoit point d'hommes plus consciencieux dans l'assemblée. Mais, quoique Lalli fût doué d'une superbe éloquence, que Mounier fût un publiciste de la plus haute sagesse, et Malouet un administrateur de première force; quoiqu'au-dehors ils fussent soutenus par les ministres, ayant M. Necker à leur tête, et que souvent dans l'assemblée plusieurs hommes de mérite se ralliassent à leurs opinions, les deux partis extrêmes couvroient ces voix, les plus courageuses et les plus pures de toutes. Elles ne cessoient pas de se faire entendre dans le désert d'une foule égarée; mais les aristocrates exagérés ne pouvoient souffrir ces hommes qui vouloient établir une constitution sage, libre, et par conséquent durable; et souvent on les voyoit donner plus volontiers la main aux démagogues forcenés, dont les folies menaçoient la France, ainsi qu'eux-mêmes, d'une affreuse anarchie. C'est là ce qui caractérise l'esprit de parti, ou plutôt cette exaltation d'amour-propre qui ne permet pas de supporter une autre manière de voir que la sienne.

On remontoit des impartiaux au parti populaire, qui, bien que réuni tout entier sur les questions importantes, se divisoit en quatre sections, dont on pouvoit aisément saisir les différences. M. de la Fayette, comme chef de la garde nationale, et comme l'ami le plus désintéressé et le plus ardent de la liberté, avoit une grande considération dans l'assemblée; mais ses opinions scrupuleuses ne lui permettoient pas d'influer sur les délibérations des représentans du peuple; et peut-être aussi lui en coûtoit-il trop de risquer sa popularité hors de l'assemblée, par les débats dans lesquels il falloit soutenir l'autorité royale contre les principes démocratiques. Il aimoit à rentrer dans le rôle passif qui convient à la force armée. Depuis, il a sacrifié courageusement cet amour de la popularité, la passion favorite de son âme; mais, pendant la durée de l'assemblée constituante, il perdit de son crédit parmi les députés, parce qu'il s'en servit trop rarement.

Mirabeau, que l'on savoit corruptible, n'avoit guère avec lui personnellement que ceux qui vouloient partager les chances de sa fortune. Mais, bien qu'il n'eût pas précisément un parti, il exerçoit de l'ascendant sur tous, quand il faisoit usage de la force admirable de son esprit. Les hommes influens du côté populaire, un petit nombre de jacobins excepté, étoient Duport, Barnave, et quelques jeunes gens de la cour, devenus démocrates; hommes très-purs sous le rapport de l'argent, mais très-avides de jouer un rôle. Duport, conseiller au parlement, avoit été toute sa vie pénétré des inconvéniens de l'institution dont il faisoit partie ; ses connoissances profondes dans la jurisprudence de tous les pays, lui méritoient à cet égard la confiance de l'assemblée.

Barnave, jeune avocat du Dauphiné, de la plus rare distinction, étoit plus fait par son talent, qu'aucun autre député, pour être orateur à la manière des Anglois. Il se perdit dans le parti des aristocrates par un mot irréfléchi. Après le 14 juillet, on s'indignoit avec raison de la mort de trois victimes assassinées pendant l'émeute. Barnave, enivré du triomphe de cette journée, souffroit impatiemment les accusations, dont le peuple entier sembloit l'objet ; et il s'écria, en parlant de ceux qu'on avoit massacrés : *Leur sang étoit-il donc si pur?* Funeste parole, sans nul rapport avec son caractère vraiment honnête, délicat et même sensible; mais sa destinée fut à jamais gâtée par ces expressions condamnables : tous les journaux, tous les discours du côté droit les imprimèrent sur son front, et l'on irrita sa fierté au point de lui rendre impossible de se repentir sans s'humilier.

Les meneurs du côté gauche auroient fait triompher la constitution angloise, s'ils s'étoient réunis dans ce but à M. Necker parmi les ministres, et à ses amis dans l'assemblée. Mais alors ils n'auroient été que des agens secondaires dans la marche des événemens, et ils vouloient se placer au premier rang; ils prirent donc, très-imprudemment, leur appui au-dehors dans les rassemblemens qui commençoient à préparer un orage souterrain. Ils gagnèrent de l'ascendant dans l'assemblée, en se moquant des modérés, comme si la modération étoit de la foiblesse, et qu'eux seuls fussent des caractères forts; on les voyoit, dans les salles et sur les bancs des députés, tourner en ridicule quiconque s'avisoit de leur représenter qu'avant eux les hommes avoient existé en société, que les écrivains avoient pensé, et que l'Angleterre étoit en possession de quelque liberté. On eût dit qu'on leur répétoit les contes de leur nourrice, tant ils écoutoient avec impatience, tant ils prononçoient avec dédain de certaines phrases bien exagérées et bien décisives, sur l'impossibilité d'admettre un sénat héréditaire, un sénat même à vie, un veto absolu, une condition de propriété, enfin tout ce qui, disoient-ils, attentoit à la souveraineté du peuple! Ils portoient la fatuité des cours dans la cause démocratique, et plusieurs députés du tiers étoient, tout à la fois, éblouis par leurs belles manières de gen-

Geſicherte Unſterblichkeit.

So lang' es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller ſtets Bewundrer haben.

Kennzeichen.

Wenn jemand ‚Schooße' reimt auf ‚Roſe';
Auf ‚Menſchen' ‚wünſchen'; und in Proſe
Und Verſen ſchillert: Freunde! wißt,
Daß ſeine Heimat Schwaben iſt.

Aufforderung.

Mundartiſch.

Ihr Schwoabe, paut ein Monument
Dem Schiller, den ihr Euer nennt!
Wenn dieß, wie ich, die Teutſche wenſchten,
So ſtühnde ſie euch gern zu Tentſchten.

tilshommes, et captivés par leurs doctrines démocratiques.

Ces chefs élégans du parti populaire vouloient entrer dans le ministère. Ils souhaitoient de conduire les affaires jusqu'au point où l'on auroit besoin d'eux; mais, dans cette rapide descente, le char ne s'arrêta point à leurs relais; ils n'étoient point conspirateurs, mais ils se confioient trop en leur pouvoir sur l'assemblée, et se flattoient de relever le trône dès qu'ils l'auroient fait arriver jusqu'à leur portée : mais, quand ils voulurent de bonne foi réparer le mal déjà fait, il n'étoit plus temps. On ne sauroit compter combien de désastres auroient pu être épargnés à la France, si ce parti de jeunes gens se fût réuni avec les modérés; car, avant les événemens du 6 octobre, lorsque le roi n'avoit point été enlevé de Versailles, et que l'armée françoise, répandue dans les provinces, conservoit encore quelque respect pour le trône, les circonstances étoient telles qu'on pouvoit établir une monarchie raisonnable en France. La philosophie commune se plaît à croire que tout ce qui est arrivé étoit inévitable : mais à quoi serviroient donc la raison et la liberté de l'homme, si sa volonté n'avoit pu prévenir ce que cette volonté a si visiblement accompli ?

Au premier rang du côté populaire, on remarquoit l'abbé Sieyes, isolé par son caractère, bien qu'entouré des admirateurs de son esprit. Il avoit mené jusqu'à quarante ans une vie solitaire, réfléchissant sur les questions politiques, et portant une grande force d'abstraction dans cette étude; mais il étoit peu fait pour communiquer avec les autres hommes, tant il s'irritoit aisément de leurs travers, et tant il les blessoit par les siens. Toutefois, comme il avoit un esprit supérieur et des façons de s'exprimer laconiques et tranchantes, c'étoit la mode dans l'assemblée de lui montrer un respect presque superstitieux. Mirabeau ne demandoit pas mieux que d'accorder au silence de l'abbé Sieyes le pas sur sa propre éloquence, car ce genre de rivalité n'est pas redoutable. On croyoit à Sieyes, à cet homme mystérieux, des secrets sur les constitutions, dont on espéroit toujours des effets étonnans quand il les révéleroit. Quelques jeunes gens, et même des esprits d'une grande force, professoient la plus haute admiration pour lui; et l'on s'accordoit à le louer aux dépens de tout autre, parce qu'il ne se faisoit jamais juger en entier dans aucune circonstance.

Ce qu'on savoit avec certitude, c'est qu'il détestoit les distinctions nobiliaires ; et cependant il avoit conservé de son état de prêtre un attachement au clergé, qui se manifesta le plus clairement du monde lors de la suppression des dîmes. *Ils veulent être libres et ne savent pas être justes*, disoit-il à cette occasion ; et toutes les fautes de l'assemblée étoient renfermées dans ces paroles. Mais il falloit les appliquer également aux diverses classes de la société, qui avoient droit à des dédommagemens pécuniaires. L'attachement de l'abbé Sieyes pour le clergé auroit perdu tout autre homme auprès du parti populaire ; mais, en considération de sa haine contre les nobles, les montagnards lui pardonnèrent son foible pour les prêtres.

Ces montagnards formoient le quatrième parti du côté gauche. Robespierre étoit déjà dans leurs rangs, et le jacobinisme se préparoit par leurs clubs. Les chefs de la majorité du parti populaire se moquoient de l'exagération des jacobins, et se complaisoient dans l'air de sagesse qu'ils pouvoient se donner, par comparaison avec des factieux conspirateurs. On eût dit que les prétendus modérés se faisoient suivre des plus violens démocrates, comme le chasseur de sa meute, en se glorifiant de savoir la retenir.

, L'on se demandera quel est le parti qui, dans cette assemblée, pouvoit être appelé le parti d'Orléans. Peut-être n'en existoit-il aucun, car nul ne reconnoissoit le duc d'Orléans pour chef, et lui-même ne vouloit l'être de personne. La cour, en 1788, l'avoit exilé six semaines dans une de ses terres; elle s'étoit quelquefois opposée à ses voyages continuels en Angleterre : c'est à ces contrariétés que son irritation doit être attribuée. Il avoit plus de mécontentement que de projets, plus de velléités que d'ambition réelle. Ce qui faisoit croire à l'existence d'un parti d'Orléans, c'étoit l'idée généralement établie dans la tête des publicistes d'alors, qu'une déviation de la ligne d'hérédité, telle qu'elle avoit eu lieu en Angleterre, pouvoit être favorable à l'établissement de la liberté, en plaçant à la tête de la constitution un roi qui lui devroit le trône, au lieu d'un roi qui se croiroit dépouillé par elle. Mais le duc d'Orléans étoit, sous tous les rapports possibles, l'homme le moins propre à jouer en France le rôle de Guillaume III en Angleterre; et, mettant même à part le respect qu'on avoit pour Louis XVI, et qu'on lui devoit, le duc d'Orléans ne pouvoit ni se soutenir lui-même, ni servir d'appui à personne. Il avoit de la grâce, des manières nobles et de l'esprit en société; mais ses succès dans le monde ne développèrent en lui qu'une grande légèreté de principes; et, quand les tourmentes révolutionnaires l'ont agité, il s'est trouvé sans frein comme sans force. Mirabeau sonda sa valeur morale dans quelques entretiens, et se convainquit, après l'avoir examiné, qu'aucune entreprise politique ne pouvoit être fondée sur un tel caractère.

Le duc d'Orléans vota toujours avec le parti populaire de l'assemblée constituante, peut-être par l'espoir très-vague de gagner le premier lot; mais cet espoir n'a jamais pris de consistance dans aucune tête. Il a, dit-on, soudoyé la populace. Mais, que cela soit ou non, il faut n'avoir aucune idée de la révolution pour imaginer que cet argent, s'il a été donné, ait exercé la moindre influence. Un peuple entier n'est pas mis en mouvement par des moyens de ce genre. La grande erreur des gens de la cour a toujours été de chercher dans quelques faits de détail la cause des sentimens exprimés par la nation entière.

CHAPITRE VII.

Des fautes de l'assemblée constituante en fait d'administration.

Toute la puissance du gouvernement étoit tombée entre les mains de l'assemblée qui pourtant ne devoit avoir que des fonctions législatives ; mais la division des partis amena malheureusement la confusion des pouvoirs. La défiance qu'excitoient les intentions du roi, ou plutôt celles de sa cour, empêcha qu'on ne lui donnât les moyens nécessaires pour rétablir l'ordre ; et les chefs de l'assemblée ne combattirent point cette défiance, afin de s'en faire un prétexte pour exercer une inspection immédiate sur les ministres. M. Necker étoit naturellement l'intermédiaire entre l'autorité royale et l'assemblée nationale. L'on savoit bien qu'il ne vouloit trahir ni les droits de l'une, ni ceux de l'autre ; mais les députés qui lui restoient attachés malgré sa modération politique, croyoient que les aristocrates le trompoient, et ils le plaignoient d'être leur dupe. Il n'en étoit rien cependant :

M. Necker avoit autant de finesse dans l'esprit que de droiture dans la conduite, et il savoit parfaitement que les privilégiés se réconcilieroient avec tous les partis plutôt qu'avec celui des premiers amis de la liberté. Mais il accomplissoit son devoir, en cherchant à redonner de la force au gouvernement, car une constitution libre ne peut jamais résulter du relâchement universel de tous les liens; le despotisme en est plutôt la conséquence.

L'action du pouvoir exécutif étant arrêtée par divers décrets de l'assemblée, les ministres ne pouvoient rien faire sans y être autorisés par elle. Les impôts n'étoient plus acquittés, parce que le peuple croyoit que la révolution dont on lui faisoit tant de fête devoit lui valoir la jouissance de ne rien payer. Le crédit, plus sage encore que l'opinion, bien qu'il ait l'air d'en dépendre, s'effrayoit des fautes que commettoit l'assemblée. Elle avoit beaucoup plus de moyens qu'il n'en falloit pour arranger les finances, et pour faciliter les achats de grains que rendoit nécessaire la disette dont la France étoit une seconde fois menacée. Mais elle répondoit avec négligence aux sollicitations réitérées de M. Necker sur ce sujet, parce qu'elle ne vouloit point être considérée comme les anciens états généraux, rassemblés seulement pour s'occuper des finances ; c'étoit aux discussions constitutionnelles qu'elle mettoit le plus grand intérêt. A cet égard elle avoit raison ; mais, en négligeant les objets d'administration, elle provoquoit le désordre dans le royaume, et par le désordre tous les malheurs dont elle-même a porté le poids.

Pendant que la France avoit à craindre la famine et la banqueroute, les députés prononçoient des discours dans lesquels ils disoient, *que chaque homme tient de la nature le droit et le désir d'être heureux ; que la société a commencé par le père et le fils*, et d'autres vérités philosophiques faites pour être discutées dans les livres et non au milieu des assemblées. Mais, si le peuple avoit besoin de pain, les orateurs avoient besoin de succès ; et la disette, à cet égard, leur auroit paru très-difficile à supporter.

L'assemblée mit, par un arrêté solennel, la dette publique sous la sauvegarde de l'honneur et de la loyauté françoise, et néanmoins aucune mesure ne fut prise pour donner à ces belles paroles un résultat positif. M. Necker proposa un emprunt à cinq pour cent ; l'assemblée trouva, comme de raison, que quatre et demi étoit moins que cinq; elle réduisit l'intérêt à ce taux, et l'emprunt manqua, parce qu'une assemblée ne peut pas avoir, comme un ministre, le tact qui fait connoître jusqu'où peut aller la confiance des capitalistes. Le crédit, en affaires d'argent, est presque aussi délicat que le style dans les productions littéraires; un seul mot peut dénaturer ce qu'on écrit, comme une légère circonstance les spéculations qu'on entreprend. C'est toujours la même chose, prétendra-t-on; mais de telle manière vous captivez l'imagination des hommes, et de telle autre, elle vous échappe.

M. Necker proposa un don volontaire, et il versa le premier, pour y exciter, cent mille francs de sa propre fortune au trésor royal, lui qui avoit déjà été obligé de placer un million en rentes viagères, pour subvenir par l'accroissement de son revenu à sa dépense comme ministre; car, durant ce second ministère comme pendant le premier, il refusa tous les appointemens de sa place. L'assemblée constituante loua M. Necker de son désintéressement, mais elle ne s'occupa pas pour cela plus sérieusement des affaires de finances. Le secret de cette conduite du parti populaire étoit peut-être l'envie de se laisser forcer, par la pénurie d'argent, à ce qu'il désiroit, c'est-à-dire, à s'emparer des biens du clergé. M. Necker, au contraire, vouloit rendre l'état indépendant de cette ressource, afin qu'elle fût employée d'après la justice, et non d'après les besoins du trésor. Mirabeau, qui aspiroit à remplacer M. Necker, se servoit de la jalousie que toute assemblée a sur sa puissance, pour lui faire ombrage de l'attachement que la nation témoignoit encore au ministre des finances. Il avoit une manière perfide de louer M. Necker : *Je n'approuve pas ses plans,* disoit-il; *mais puisque l'opinion lui décerne la dictature, il faut les accepter de confiance.* Les amis de M. Necker sentoient avec quel art Mirabeau cherchoit à lui ravir la faveur publique, en représentant cette faveur sous des couleurs exagérées; car les nations sont comme les individus, elles aiment moins, dès qu'on leur a trop répété qu'elles aiment.

Le jour où Mirabeau fut le plus éloquent, fut celui où, défendant astucieusement un décret de finance proposé par M. Necker, il peignit les horreurs de la banqueroute. Trois fois il reparut à la tribune pour effrayer sur ce malheur; les députés des provinces n'y étoient pas très-sensibles; mais, comme on ne savoit

Das Lied von der Glocke.

1. À propos de cloches.

Wenn jemand ſchwatzt die Kreuz und Quer
Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
„Il bavarde à propos de bottes.“
Bei uns wird wohl das Sprichwort ſein:
„Dem fällt bei Glocken Vieles ein“.
Der Dichter weiß in's Glockengießen
Das Looß der Menſchheit einzuſchließen:
Er bricht die ſchönen Reden, traun!
Vom Glockenthurm, und nicht vom Zaun.

2. Kritik eines Küſters.

„Mein ich bitt, daß wir vnſere Glocken ſampt jhren Klipffeln haben
„möchten. — — Date nobis glockas nostras, nostra Tiatina, Tiatina.“
Fiſchart
in ſeiner Geſchichtklitterung nach Rabelais.

Wir Küſter, würd'ger Herr, ſind hoch erfreut,
Daß Sie ſo ſchön der Glocken Lob geſungen;
Es hat uns faſt wie Feſtgeläut' geklungen.
Nur haben Sie ſich etwas weit zerſtreut,
Und doch dabei den Hauptpunkt übergangen:
Die Klöpfel mein' ich, die darinnen hangen.

pas alors ce qu'on a trop appris depuis, à quel point une nation peut supporter la banqueroute, la famine, les massacres, les échafauds, la guerre civile, la guerre étrangère et la tyrannie, l'on reculoit à l'idée des souffrances dont l'orateur présentoit le tableau. J'étois à peu de distance de Mirabeau, quand il se fit entendre avec tant d'éclat dans l'assemblée; et, quoique je ne crusse pas à ses bonnes intentions, il captiva pendant deux heures toute mon admiration. Rien n'étoit plus *impressif* que sa voix, si l'on peut s'exprimer ainsi : les gestes et les paroles mordantes dont il savoit se servir, ne venoient peut-être pas purement de l'âme, c'est-à-dire, de l'émotion intérieure; mais on sentoit une puissance de vie dans ses discours, dont l'effet étoit prodigieux. *Que seroit-ce, si vous aviez vu le monstre?* dit Garat dans son spirituel *Journal de Paris*. Le mot d'Eschine sur Démosthène ne pouvoit être mieux appliqué, et l'incertitude sur le sens de l'expression qui veut dire prodige en bien comme en mal, ne laissoit pas d'avoir son prix.

Toutefois il ne seroit pas juste de ne voir dans Mirabeau que des vices; avec tant de véritable esprit, il y a toujours quelque mélange de bons sentimens. Mais il n'avoit pas de conscience en politique, et c'est le grand défaut qu'on peut souvent reprocher en France aux individus comme aux assemblées. Les uns pensent aux succès, les autres aux honneurs, plusieurs à l'argent, quelques-uns, et ce sont les meilleurs, au triomphe de leur opinion. Mais où sont ceux qui se demandent avec recueillement, quel est leur devoir, sans s'informer du sacrifice quelconque que ce devoir peut exiger d'eux ?

CHAPITRE VIII.

Des fautes de l'assemblée nationale en fait de constitution.

On peut distinguer dans le code de la liberté ce qui est fondé sur des principes invariables, et ce qui appartient à des circonstances particulières. Les droits imprescriptibles consistent dans l'égalité devant la loi, la liberté individuelle, la liberté de la presse, la liberté des cultes, l'admission à tous les emplois, les impôts consentis par les représentans du peuple. Mais la forme du gouvernement, aristocratique ou démocratique, monarchique ou républicaine, n'est qu'une organisation des pouvoirs; et les pouvoirs ne sont eux-mêmes que la garantie de la liberté. Il n'est pas de droit naturel, que tous les gouvernemens soient composés d'une chambre des pairs, d'une chambre de députés élus, et d'un roi qui par sa sanction fasse partie du pouvoir législatif: mais la sagesse humaine n'a rien trouvé jusqu'à nos jours qui mette plus en sûreté les bienfaits de l'ordre social pour un grand état.

Dans la seule révolution à nous connue, qui ait eu pour principal but l'établissement d'un gouvernement représentatif, on a changé l'ordre de succession au trône, parce qu'on étoit convaincu que Jacques II ne renonceroit pas de bonne foi au pouvoir absolu, pour l'échanger contre un pouvoir légal. L'assemblée constituante ne se permit pas de déposer un souverain aussi vertueux que Louis XVI, et cependant elle vouloit établir une constitution libre; il est résulté de cette situation qu'elle a considéré le pouvoir exécutif comme un ennemi de la liberté, au lieu d'en faire l'une de ses sauvegardes. Elle a combiné une constitution comme on combineroit un plan d'attaque. Tout est venu de cette faute; car que le roi fût, ou non, résigné dans son cœur aux limites que commandoit l'intérêt de la nation, il ne falloit pas examiner ses pensées secrètes, mais fonder le pouvoir royal indépendamment de ce qu'on pouvoit craindre ou espérer du monarque. Les institutions à la longue disposent des hommes beaucoup plus facilement que les hommes ne s'affranchissent des institutions. Conserver le roi et le dépouiller de ses prérogatives nécessaires, étoit le parti le plus absurde et le plus condamnable de tous.

Mounier, ami prononcé de la constitution angloise, se rendoit volontiers impopulaire en professant cette opinion; mais il déclara pourtant à la tribune que les lois constitutionnelles n'avoient pas besoin de la sanction du roi, partant du principe que la constitution étoit antérieure au trône, et que le roi n'existoit que de par elle. Il doit y avoir un pacte entre les rois et les peuples, et il seroit aussi contraire à la liberté qu'à la monarchie de nier l'existence de ce contrat. Mais, comme une sorte de fiction est nécessaire à la royauté, l'assemblée avoit tort d'appeler le monarque un fonctionnaire public; il est un des pouvoirs indépendans de l'état, participant à la sanction des lois fondamentales, comme à celle de la législation journalière; s'il n'étoit qu'un simple citoyen, il ne pourroit être roi.

Il y a dans une nation une certaine masse de sentimens qu'il faut ménager comme une force physique. La république a son enthousiasme que Montesquieu appelle son principe; la monarchie a le sien; le despotisme même, quand il est, comme en Asie, un dogme religieux, est maintenu par de certaines vertus; mais une constitution qui fait entrer dans ses élémens l'humiliation du souverain ou celle du peuple, doit être nécessairement renversée par l'un ou par l'autre.

Le même empire des circonstances, qui en France décide de tant de choses, empêcha de proposer une chambre des pairs. M. de Lalli, qui la vouloit, essaya d'y suppléer en demandant au moins un sénat à vie; mais le parti populaire étoit irrité contre les privilégiés qui se séparoient constamment de la nation, et ce parti rejeta l'institution durable, par des préventions momentanées. Cette faute étoit bien grande, non-seulement parce qu'il falloit une chambre haute comme intermédiaire entre le souverain et les députés de la nation, mais parce qu'il n'existoit pas une autre manière de faire tomber dans l'oubli la noblesse du second ordre, si nombreuse en France : noblesse que l'histoire ne consacre point, qu'aucun genre d'utilité publique ne recommande, et dans laquelle se manifeste, bien plus encore que dans le premier rang, le mépris du tiers état, parce que sa vanité lui fait toujours craindre de ne pas pouvoir assez s'en distinguer.

Le côté droit de l'assemblée constituante, c'est-à-dire, les aristocrates, pouvoient faire adopter le sénat à vie, en se réunissant à M. de Lalli et à son parti. Mais ils imaginèrent de voter pour une seule chambre au lieu de deux, dans l'espoir d'amener le bien par l'excès même du mal; détestable calcul, quoiqu'il séduisit les esprits par un air de profondeur. Les hommes croient que tromper fait plus d'honneur à leur esprit qu'être vrais, parce que le mensonge est de leur invention: c'est un amour-propre d'auteur très-mal placé.

Après que la cause des deux chambres fut perdue, on s'occupa de la sanction du roi. Le *veto* qu'on devoit lui accorder, seroit-il suspensif ou absolu? Ce mot *absolu* retentissoit aux oreilles du vulgaire, comme s'il avoit été question du despotisme, et l'on vit commencer la funeste influence des cris du peuple sur les décisions des hommes éclairés. A peine la pensée peut-elle se recueillir assez en elle-même pour comprendre toutes les questions qui tiennent à des institutions politiques: or, qu'y a-t-il de plus funeste que de livrer de telles questions aux raisonnemens, et surtout aux plaisanteries de la multitude? On parloit du *veto* dans les rues de Paris comme d'une espèce de monstre qui devoit dévorer les petits enfans. Il ne faut pas en conclure ce que le dédain de l'espèce humaine inspire à quelques personnes, c'est-à-dire, que les nations ne sont pas faites pour juger de ce qui les intéresse. Les gouvernemens aussi ont souvent donné de terribles preuves d'incapacité, et les freins sont nécessaires à tous les genres d'autorité.

Le parti populaire ne vouloit qu'un *veto* suspensif, au lieu d'un *veto* absolu; c'est-à-dire, que le refus du roi de sanctionner une loi cessât de droit à l'assemblée suivante, si elle insistoit de nouveau sur la même loi. La discussion s'échauffa : d'une part, l'on soutenoit que le *veto* absolu du roi empêchoit toute espèce d'amélioration proposée par l'assemblée : et de l'autre, que le *veto* suspensif réduiroit le roi tôt ou tard à la nécessité d'obéir en tout aux représentans du peuple. M. Necker, dans un mémoire où il traite avec une rare sagacité toutes les questions constitutionnelles, indiqua, pour terme moyen, trois législatures au lieu de deux, c'est-à-dire, que le *veto* du roi ne cédât qu'à la proposition réitérée de la troisième assemblée. Voici quels étoient les motifs énoncés par M. Necker à ce sujet.

En Angleterre, disoit-il, le roi n'use que très-rarement de son *veto*, parce que la chambre des pairs lui en épargne presque toujours la peine ; mais comme il a été malheureusement décidé qu'en France il n'y auroit qu'une chambre, le roi et son conseil se trouvent réduits à remplir, tout à la fois, les fonctions de chambre haute et de pouvoir exécutif. La nécessité de se servir habituellement du *veto*, oblige à le rendre plus flexible, comme on a besoin d'armes plus légères quand il faut les employer plus souvent. On doit être assuré qu'à la troisième législature, c'est-à-dire, au bout de trois ou quatre ans, la vivacité des François, sur quelque sujet que ce soit, sera toujours calmée ; et, le cas contraire arrivant, il est également certain que, si trois assemblées représentatives de suite demandoient la même chose, l'opinion seroit assez forte pour que le roi ne dût pas s'y refuser.

Dans les circonstances où l'on se trouvoit, il ne falloit pas irriter les esprits par le mot de *veto* absolu, quand, dans le fait, par tout pays, le *veto* royal plie toujours plus ou moins devant le vœu national. On pouvoit regretter la pompe du mot ; mais il falloit aussi en craindre le danger, quand on avoit placé le roi seul en présence d'une assemblée unique, et lorsqu'étant privé des gradations de rang, il sembloit, pour ainsi dire, tête à tête avec le peuple, et forcé de mettre sans cesse en balance la volonté d'un homme, et celle de vingt-quatre millions. Cependant M. Necker protestoit, pour ainsi dire, contre ce moyen de conciliation, tout en le proposant : car, en montrant comment le *veto* suspensif étoit le résultat nécessaire de l'institution d'une seule chambre, il répétoit qu'une seule chambre ne pouvoit s'accorder avec rien de bon ni de stable.

Denn ohne Zung' im Munde, — mit Reſpekt
Zu ſagen, — müßte ja der Pfarrer ſelbſt verſtummen.
So, wenn kein Klöpfel in den Glocken ſteckt,
Wie ſehr man auch am Seile zerrt und reckt,
Man bringt ſie nicht zum Bimmeln oder Brummen.

3. Der idealiſche Glockengießer.

Nicht Zinn und Kupfer, nach gemeiner Weiſe,
Nein, Wortgepräng' und Reim, mühſam in eins verſchmelzt,
Bis ſich die zähe Maſſ' in Strophen weiter wälzt:
Das iſt im Glockenlied die edle Glockenſpeiſe.

Troſt bei einer ſchwierigen Unternehmung.

Nur wenig Engliſch weiß ich zwar,
Und Shakſpeare iſt mir gar nicht klar:
Doch hilft der treue Eſchenburg
Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.
Ohn' alles Griechiſch hab' ich ja
Verdeutſcht die Iphigenia;
Lateiniſch wußt' ich auch nicht viel,
Und zwängt' in Stanzen den Virgil.

CHAPITRE IX.

Des efforts que fit M. Necker auprès du parti populaire de l'assemblée constituante, pour le déterminer à établir la constitution angloise en France.

Le roi n'ayant plus de force militaire depuis la révolution du 14 juillet, il ne restoit à son ministre que le pouvoir de la persuasion, soit en agissant immédiatement sur les députés, soit en trouvant assez d'appui dans l'opinion pour influer par elle sur l'assemblée. Pendant les deux mois de calme dont on put jouir encore depuis le 14 juillet 1789, jusqu'à l'affreuse insurrection du 5 octobre, on voyoit déjà reparoître l'ascendant du roi sur les esprits. M. Necker lui conseilla successivement diverses démarches qui eurent l'approbation des provinces.

La suppression du régime féodal, prononcée pendant la nuit du 4 août, fut présentée à la sanction du monarque ; il y donna son consentement, mais en adressant à la députation de l'assemblée des observations, auxquelles tous les gens sages applaudirent. Il blâma la rapidité avec laquelle des résolutions si nombreuses et si importantes avoient été prises; il fit sentir la nécessité de dédommager équitablement les ci-devant propriétaires de plusieurs des revenus supprimés. La déclaration des droits fut de même offerte à la sanction royale avec quelques-uns des décrets qu'on avoit déjà rendus sur la constitution. M. Necker fut d'avis que le roi devoit répondre qu'il ne pouvoit sanctionner que l'ensemble d'une constitution, et non une portion séparée, et que les principes généraux de la déclaration des droits, très-justes en eux-mêmes, avoient besoin d'être appliqués pour être soumis aux formes ordinaires des décrets. En effet, que signifioit l'acquiescement royal à l'énonciation abstraite des droits naturels? Mais il existoit depuis long-temps en France une telle habitude de faire intervenir le roi en toutes choses, qu'en vérité les républicains auroient bien pu lui demander sa sanction pour la république.

L'institution d'une seule chambre, et plusieurs autres décrets constitutionnels qui s'écartoient déjà en entier du système politique de l'Angleterre, causoient une grande douleur à M. Necker, car il voyoit dans cette *démo-*

cratie royale, comme on l'appeloit alors, le plus grand danger pour le trône et pour la liberté. L'esprit de parti n'a qu'une crainte : la sagesse en éprouve toujours deux. On peut voir dans les divers ouvrages de M. Necker le respect qu'il portoit au gouvernement anglois, et les argumens sur lesquels il se fondoit pour vouloir en adapter les principales bases à la France. Ce fut parmi les députés populaires, alors tout-puissans, qu'il rencontra cette fois d'aussi grands obstacles que ceux qu'il avoit combattus précédemment dans le conseil du roi. Comme ministre et comme écrivain, il a toujours tenu à cet égard le même langage.

L'argument que les deux partis opposés, aristocrate et démocrate, s'accordoient à faire contre l'adoption de la constitution angloise, c'étoit que l'Angleterre pouvoit se passer de troupes réglées, tandis que la France, comme état continental, devant maintenir une grande armée, la liberté ne pourroit pas résister à la prépondérance que cette armée donneroit au roi. Les aristocrates ne s'apercevoient pas que cette objection se retournoit contre eux ; car, si le roi de France a par la nature des choses plus de moyens de force que le roi d'Angleterre, quel inconvénient y a-t-il à donner à son autorité au moins les mêmes limites?

Les argumens du parti populaire étoient plus spécieux, puisqu'il les appuyoit sur ceux même de ses adversaires. L'armée de ligne, disoit-il, assurant au roi de France plus de poûvoir qu'à celui d'Angleterre, il faut donc borner davantage sa prérogative, si l'on veut obtenir autant de liberté que les Anglois en possèdent. A cette objection, M. Necker répondoit que, dans un gouvernement représentatif, c'est-à-dire, fondé sur des élections indépendantes, et maintenu par la liberté de la presse, l'opinion a toujours tant de moyens de se former et de se montrer, qu'elle peut valoir une armée; d'ailleurs l'établissement des gardes nationales étoit un contre-poids suffisant à l'esprit de corps des troupes de ligne, en supposant, ce qui n'est guère probable, que dans un état où les officiers seroient choisis, non dans telle classe exclusivement, mais d'après leur mérite, l'armée ne se sentiroit pas une partie de la nation, et ne feroit pas gloire d'en partager l'esprit.

La chambre des pairs, ainsi que je l'ai déjà dit, déplaisoit aussi aux deux partis : à l'un comme réduisant la noblesse à cent ou cent cinquante familles dont les noms sont historiques; à l'autre comme renouvelant les institutions héréditaires, contre lesquelles beaucoup de gens en France sont armés, parce que les priviléges et les prétentions des gentilshommes y ont blessé profondément la nation entière. M. Necker fit de vains efforts néanmoins pour prouver aux communes que, changer la noblesse conquérante en magistrature patricienne, c'étoit le seul moyen de détruire radicalement la féodalité; car il n'y a de vraiment détruit que ce qui est remplacé. Il essaya de démontrer aussi aux démocrates qu'il valoit beaucoup mieux procéder à l'égalité, en élevant le mérite au premier rang, qu'en cherchant inutilement à rabaisser les souvenirs historiques dont l'effet est indestructible. C'est un trésor idéal que ces souvenirs dont on peut tirer parti, en associant les hommes distingués à leur éclat. *Nous sommes ce qu'étoient vos aïeux*, disoit un brave général françois à un noble de l'ancien régime; et c'est pour cela qu'il faut une institution où les anciennes tiges des races se mêlent aux nouveaux rejetons; en établissant l'égalité par le mélange, on y arrive bien plus sûrement que par les tentatives de nivellement.

Cette haute sagesse, développée par un

homme tel que M. Necker, parfaitement simple et vrai dans sa manière de s'exprimer, ne put cependant rien contre les passions, dont l'amour-propre irrité étoit la cause; et les factieux, s'apercevant que le roi, bien guidé par les conseils de son ministre, regagnoit chaque jour une popularité salutaire, résolurent de lui faire perdre cette influence morale, après l'avoir privé de tout pouvoir réel. L'espoir d'une monarchie constitutionnelle fut donc de nouveau perdu pour la France, dans un temps où la nation ne s'étoit point encore souillée de grands crimes, et lorsqu'elle avoit sa propre estime aussi-bien que celle de l'Europe.

CHAPITRE X.

Le gouvernement anglois a-t-il donné de l'argent pour fomenter les troubles en France?

COMME l'idée dominante des aristocrates françois a toujours été, que les plus grands changemens dans l'ordre social tiennent à des anecdotes particulières, ils ont accueilli pendant long-temps l'absurde bruit qui s'étoit répandu que le ministère anglois avoit soudoyé les troubles révolutionnaires. Les jacobins, de leur côté, ennemis naturels de l'Angleterre, ont assez aimé à plaire au peuple en affirmant que *tout le mal venoit de l'or anglois répandu en France*. Mais quiconque est capable d'un peu de réflexion ne sauroit croire un moment à cette absurdité mise en circulation. Un ministère soumis comme celui d'Angleterre à la surveillance des représentans du peuple, pourroit-il disposer d'une somme d'argent considérable, sans oser jamais en avouer l'emploi au parlement? Toutes les provinces de France, soulevées en même temps, n'avoient point de chefs, et ce qui se passoit à Paris étoit préparé de longue date par la marche des événemens. D'ailleurs un gouvernement quelconque, et le plus éclairé de l'Europe surtout, n'auroit-il pas senti le danger d'établir près de soi une si contagieuse anarchie? L'Angleterre, et M. Pitt en particulier, n'ont-ils pas dû craindre que l'étincelle révolutionnaire ne se communiquât sur la flotte et dans les rangs inférieurs de la société?

Le ministère anglois a donné souvent des secours au parti des émigrés, mais c'étoit dans un système tout-à-fait contraire à celui qui provoqueroit le jacobinisme. Comment supposer que des individus, très-respectables dans leur caractère privé, auroient soudoyé, dans la dernière classe du peuple, des hommes qui ne pouvoient alors se mêler des affaires publiques que par le vol ou par le meurtre? Or, de quelque manière qu'on juge la diplomatie du gouvernement anglois, peut-on imaginer que des chefs de l'état qui pendant quinze ans n'ont pas attenté à la vie d'un homme, Bonaparte, dont l'existence menaçoit celle de leur pays, se fussent permis un bien plus grand crime en payant au hasard des assassinats? L'opinion publique en Angleterre peut être entièrement égarée sur la politique extérieure, mais jamais sur la morale chrétienne, si je puis m'exprimer ainsi, c'est-à-dire, sur les actions qui ne sont pas soumises à l'empire ou à l'excuse des circonstances. Louis XV a généreusement rejeté le feu grégeois dont le fatal secret lui fut offert; de même les Anglois n'auroient jamais excité la flamme dévastatrice du jacobinisme, quand il eût été en leur pouvoir de créer ce monstre nouveau qui s'acharnoit sur l'ordre social.

A ces argumens, qui me semblent plus évidens encore que des faits même, j'ajouterai cependant ce que mon père m'a souvent attesté, c'est qu'entendant parler sans cesse de prétendus agens secrets de l'Angleterre, il fit l'impossible pour les découvrir; et que toutes les recherches de la police, ordonnées et suivies pendant son ministère, servirent à prouver que l'or de l'Angleterre n'étoit pour rien dans les troubles civils de la France. Jamais on n'a pu trouver la moindre trace d'une connexion entre le parti populaire et le gouvernement anglois; en général les plus violens, dans ce parti, n'ont point eu de rapport avec les étrangers, et d'autre part le gouvernement anglois, loin d'encourager la démocratie en France, a toujours fait tous ses efforts pour la réprimer.

CHAPITRE XI.

Des événemens du 5 et du 6 octobre.

AVANT de retracer des jours trop funestes, il faut se rappeler qu'à l'époque de la révolution, depuis près d'un siècle, en France et dans le reste de l'Europe, on jouissoit d'une sorte de tranquillité, qui tendoit, il est vrai, au relâchement et à la corruption; mais qui étoit en même temps la cause et l'effet de mœurs fort douces. Personne n'imaginoit, en 1789, qu'il existât des passions véhémentes sous ce repos apparent. Ainsi l'assemblée constituante s'est livrée sans crainte au généreux désir d'améliorer le sort du peuple. On ne l'avoit vu qu'asservi, et l'on ne soupçonnoit pas ce qui n'a été que trop prouvé depuis, c'est que, la violence de la révolte étant toujours en proportion de l'injustice de l'esclavage, il falloit opérer en France les changemens avec d'autant plus de prudence, que l'ancien régime avoit été plus oppresseur.

Les aristocrates diront qu'ils ont prévu tous nos malheurs; mais les prédictions, provo-

Macbeth

für das weimariſche Hoftheater
eingerichtet von
Schiller.

(Motto aus dem Hamlet.)

Macbeth iſt aus den Fugen: Schmach und Scham,
Daß ich zur Welt, ihn einzurichten, kam!

Die veredelte Hexenzucht.

Du willſt in Furien die Hexen traveſtieren.
Meinſt du, das ſei die Art mit Hexen umzugehn?
Da werden beiderſeits die Damen proteſtieren,
Und Shakſpeare, Aeſchylus, ſich ſelbſt nicht mehr verſtehn.

Unter Müllners Bildnis.

(Aus Schillers Braut von Meſſina.)

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt *die Schuld*.

quées par l'intérêt personnel, ne font effet sur qui que ce soit. Revenons au tableau de la situation de la France, à l'approche des premiers forfaits dont tous les autres sont dérivés.

La direction générale des affaires à la cour étoit la même qu'avant la révolution du 14 juillet; mais, les moyens de l'autorité royale se trouvant singulièrement diminués, le danger de provoquer une insurrection nouvelle devoit être encore plus grand. M. Necker savoit bien qu'il n'avoit pas la confiance entière du roi, ce qui l'affoiblissoit aux yeux des représentans du peuple; mais il n'hésita point à sacrifier par degrés toute sa popularité à la défense du trône. Il n'y a point sur cette terre de plus grandes épreuves pour la morale que les emplois politiques. Car les argumens dont on peut se servir à ce sujet, pour concilier sa conscience avec son intérêt, sont sans nombre. Cependant le principe dont on ne doit guère s'écarter, c'est de porter ses secours aux foibles; il est rare qu'on se trompe en se dirigeant sur cette boussole.

M. Necker pensoit que la plus parfaite sincérité envers les représentans du peuple étoit le meilleur calcul pour le roi; il lui conseilloit de se servir de son *veto* pour refuser ce qui lui paroissoit devoir être rejeté; de n'accepter que ce qu'il approuvoit; et de motiver ses résolutions par des considérans qui pussent graduellement influer sur l'opinion publique. Déjà ce système avoit produit quelque bien, et peut-être, s'il eût été constamment suivi, auroit-il encore évité beaucoup de malheurs. Mais il étoit si naturel que le roi fût irrité de sa situation, qu'il prêtoit l'oreille avec trop de complaisance à tous les projets qui satisfaisoient ses désirs, en lui offrant de prétendus moyens pour une contre-révolution. Il est bien difficile à un roi, héritier d'un pouvoir qui depuis Henri IV n'avoit pas été contesté, de se croire sans force au milieu de son royaume; et le dévouement de ceux qui l'entourent doit exciter aisément ses espérances et ses illusions. La reine étoit encore plus susceptible de cette confiance; et l'enthousiasme de ses gardes du corps et des autres personnes de sa cour lui parut suffisant pour faire reculer le flot populaire, qui s'avançoit toujours plus, à mesure qu'on lui opposoit d'impuissantes digues.

Marie-Antoinette se présenta donc, comme Marie-Thérèse, aux gardes du corps à Versailles, pour leur recommander son auguste époux et ses enfans. Ils répondirent par des acclamations à cette prière, qui devoit en effet les émouvoir jusqu'au fond de l'âme ; mais il n'en falloit pas davantage pour exciter les soupçons de cette foule d'hommes, exaltés par les nouvelles perspectives que leur offroit la situation des affaires. L'on répétoit à Paris, dans toutes les classes, que le roi vouloit partir, qu'il vouloit essayer une seconde fois de dissoudre l'assemblée ; et le monarque se trouva dans la plus périlleuse des situations. Il avoit excité l'inquiétude comme s'il eût été fort, et néanmoins tous les moyens de se défendre lui manquoient.

Le bruit se répandit que deux cent mille hommes se préparoient à marcher sur Versailles pour amener à Paris le roi et l'assemblée nationale. *Ils sont entourés*, disoit-on, *des ennemis de la chose publique ; il faut les conduire au milieu des bons patriotes*. Dès qu'on a trouvé, dans des temps de troubles, une phrase un peu spécieuse, les hommes de parti et surtout les François, trouvent un plaisir singulier à la répéter ; les argumens qu'on pourroit y opposer sont sans pouvoir sur leur esprit ; car ce qu'il leur faut, c'est penser et parler comme les autres, afin d'être certain d'en être applaudis.

J'appris, le matin du 5 octobre, que le peuple marchoit sur Versailles; mon père et ma mère y étoient établis. Je partis à l'instant pour aller les rejoindre, et je passai par une route peu fréquentée, sur laquelle je ne rencontrai personne. Seulement, en approchant de Versailles, je vis les piqueurs qui avoient accompagné le roi à la chasse, et je sus en arrivant qu'on lui avoit envoyé un exprès pour le supplier de revenir. Singulier pouvoir des habitudes dans la vie des cours! Le roi faisoit les mêmes choses, de la même manière et à la même heure que dans les temps les plus calmes; la tranquillité d'âme que cela suppose, lui a mérité l'admiration quand les circonstances ne lui ont plus permis que les vertus des victimes. M. Necker monta très-vite au château pour se rendre au conseil; et ma mère, toujours plus effrayée par les nouvelles menaçantes qu'on apportoit de Paris, se rendit dans la salle qui précédoit celle où se tenoit le roi, afin de partager le sort de mon père, quoi qu'il arrivât. Je la suivis et je trouvai cette salle remplie d'un grand nombre de personnes, attirées là par des sentimens bien divers.

Nous vîmes passer Mounier, qui venoit, fort à contre-cœur, exiger, comme président de l'assemblée constituante, la sanction royale pure et simple à la déclaration des droits. Le roi en avoit, pour ainsi dire, littérairement admis les maximes; mais il attendoit, avoit-il dit, leur application pour y apposer son consentement. L'assemblée s'étoit révoltée contre ce léger obstacle à ses volontés; car il n'y a rien de si violent en France que la colère qu'on a contre ceux qui s'avisent de résister sans être les plus forts.

Chacun se demandoit dans la salle où nous étions réunis, si le roi partiroit ou non. On apprit d'abord qu'il avoit commandé ses voitures, et que le peuple de Versailles les avoit dételées; ensuite qu'il avoit ordonné au régiment de Flandre, alors en garnison à Versailles, de prendre les armes, et que ce régiment s'y étoit refusé. Nous avons su depuis qu'on avoit délibéré dans le conseil, si le roi se retireroit dans une province; mais comme le trésor royal manquoit d'argent, que la disette de blés étoit telle qu'on ne pouvoit faire aucun rassemblement de troupes, et que l'on n'avoit rien préparé pour s'assurer des régimens dont on croyoit encore pouvoir disposer, le roi craignoit de s'exposer à tout en s'éloignant; il étoit d'ailleurs convaincu que, s'il partoit, l'assemblée donneroit la couronne au duc d'Orléans. Mais l'assemblée n'y songeoit pas, même à cette époque; et, lorsque le roi consentit, dix-huit mois après, au départ de Varennes, il dut voir qu'il n'avoit eu aucune raison de crainte à cet égard. M. Necker n'étoit pas d'avis que la cour s'en allât ainsi sans aucun secours qui pût assurer le succès de cette démarche décisive; mais il offrit pourtant au roi de le suivre s'il s'y décidoit, prêt à lui dévouer sa fortune et sa vie, quoiqu'il sût bien quelle seroit sa situation, en conservant ses principes au milieu de courtisans qui n'en connoissent qu'un en politique comme en religion, l'intolérance.

Le roi ayant succombé à Paris sous le glaive des factieux, il est naturel que ceux qui ont été d'avis de son départ, le 5 octobre, s'en glorifient: car on peut toujours dire ce qu'on veut des bons effets d'un conseil qui n'a pas été suivi. Mais, outre qu'il étoit peut-être déjà impossible au roi de sortir de Versailles, il ne faut point oublier que M. Necker, en admettant la nécessité de venir à Paris, proposoit en même temps que le roi marchât désormais sincèrement avec la constitution, et ne s'appuyât que sur elle : sans cela l'on s'exposoit, quoi qu'on fît, aux plus grands malheurs.

Le roi, tout en se déterminant à rester, pouvoit encore prendre le parti de se mettre à la tête de ses gardes du corps, et de repousser la force par la force. Mais Louis XVI se faisoit un scrupule religieux d'exposer la vie des François pour sa défense personnelle; et son courage, dont on ne sauroit douter quand on l'a vu périr, ne le portoit jamais à aucune résolution spontanée. D'ailleurs à cette époque un succès même ne l'auroit pas sauvé; l'esprit public étoit dans le sens de la révolution, et c'est en étudiant le cours des choses qu'on parvient à prévoir, autant que cela est donné à l'esprit humain, les événemens que les esprits vulgaires voudroient faire passer pour le résultat du hasard ou de l'action inconsidérée de quelques hommes.

Le roi se résolut donc à attendre l'armée, ou plutôt la foule parisienne qui déjà s'étoit mise en marche, et tous les regards se tournoient vers le chemin qui étoit en face des croisées. Nous pensions que les canons pourroient d'abord se diriger contre nous, et cela nous faisoit assez de peur; mais cependant aucune femme, dans une aussi grande circonstance, n'eut l'idée de s'éloigner.

Tandis que cette masse s'avançoit sur nous, on annonçoit l'arrivée de M. de la Fayette à la tête de la garde nationale, et c'étoit sans doute un motif pour se tranquilliser. Mais il avoit résisté long-temps au désir de la garde nationale, et ce n'étoit que par un ordre exprès de la commune de Paris qu'il avoit marché, pour prévenir par sa présence les malheurs dont on étoit menacé. La nuit approchoit, et la frayeur s'accroissoit avec l'obscurité, lorsque nous vîmes entrer dans le palais M. de Chinon qui depuis, sous le nom de duc de Richelieu, a si justement acquis une grande considération. Il étoit pâle, défait, vêtu presque comme un homme du peuple; c'étoit la première fois qu'un tel costume entroit dans la demeure des rois, et qu'un aussi grand seigneur que M. de Chinon se trouvoit réduit à le porter. Il avoit marché quelque temps de Paris à Versailles, confondu dans la foule, pour entendre les propos qui s'y tenoient, et il s'en étoit séparé à moitié chemin, afin d'arriver à temps pour prévenir la famille royale de ce qui se passoit. Quel récit que le sien! Des femmes et des enfans armés de piques et de faux se pressoient de toutes parts. Les dernières classes du peuple étoient encore plus abruties par l'ivresse que par la fureur. Au milieu de cette bande infernale, des hommes se vantoient d'avoir reçu le nom de *coupe-têtes*, et promettoient de le mériter. La garde nationale marchoit avec ordre, obéissoit à son chef, et n'exprimoit que le désir de ramener à Paris le roi et l'assemblée. Enfin M. de la Fayette entra dans le château, et traversa la salle où nous étions, pour se rendre chez le roi. Chacun l'entouroit avec ardeur, comme s'il eût été le maître des événemens, et déjà le parti populaire étoit plus fort que son chef; les principes cédoient aux factions, ou plutôt ne leur servoient plus que de prétexte.

M. de la Fayette avoit l'air très-calme; personne ne l'a jamais vu autrement : mais sa délicatesse souffroit de l'importance de son rôle; il demanda les postes intérieurs du château, pour en garantir la sûreté. On se contenta de lui accorder ceux du dehors. Ce refus étoit simple, puisque les gardes du corps ne devoient point être déplacés; mais le plus grand des malheurs faillit en résulter. M. de la Fayette sortit de chez le roi en nous rassurant tous : chacun se retira chez soi après minuit; il sembloit que c'étoit bien assez de la crise de la journée, et l'on se crut en parfaite sécurité, comme il arrive presque toujours quand on a long-temps éprouvé une grande crainte, et qu'elle ne s'est pas réalisée. M. de la Fayette, à cinq heures du matin, pensa que tous les dangers étoient passés, et s'en fia aux gardes du corps qui avoient répondu de l'intérieur du château. Une issue qu'ils avoient oublié de fermer, permit aux assassins de pénétrer. On a vu le même hasard favoriser deux conspirations en Russie, dans les momens où la surveillance étoit la plus exacte et les circonstances extérieures les plus calmes; il est donc absurde de reprocher à M. de la Fayette un événement si difficile à supposer. A peine en fut-il instruit, qu'il se précipita au secours de ceux qui étoient menacés, avec une chaleur qui fut reconnue dans le moment même, avant que la calomnie eût combiné ses poisons.

Le 6 octobre, de grand matin, une femme très-âgée, la mère du comte de Choiseul-Gouffier, auteur du charmant Voyage en Grèce, entra dans ma chambre; elle venoit, dans son effroi, se réfugier chez nous, quoique nous n'eussions jamais eu l'honneur de la voir. Elle m'apprit que des assassins avoient pénétré jusqu'à l'antichambre de la reine, qu'ils avoient massacré quelques-uns de ses gardes à sa porte, et que, réveillée par leurs cris, elle n'avoit pu sauver sa propre vie qu'en fuyant dans l'appartement du roi par une issue dérobée. Je sus en même temps que mon père étoit déjà parti

Grillparzer.

Wo Grillen mit den Parzen ſich vereinen,
Da müßen grauſe Trauerſpiel' erſcheinen.

Die Tochter der Luft

auf dem deutſchen Theater.

Am Calderon ein ſchlimmer Raub! Ach!
Wer konnt' ihn wohl begehn, als Raupach?

Iſidor und Olga.

Die trag'ſche Muſe führt hier ſtatt des Dolchs die Knute.
Wem würde wohl dabei ſiberiſch nicht zu Muthe.

An einen Dichter.

Deinen Ernſt kann ich nicht loben;
Schimpf gelingt dem Spötter nur.
Deine Begeiſtrung iſt verſchroben,
Deine Tücken ſind Natur.

pour le château, et que ma mère se disposoit à le suivre; je me hâtai de l'accompagner.

Un long corridor conduisoit du contrôle général où nous demeurions, jusqu'au château: en approchant nous entendîmes des coups de fusil dans les cours; et comme nous traversions la galerie, nous vîmes sur le plancher des traces récentes de sang. Dans la salle suivante les gardes du corps embrassoient les gardes nationaux avec cette effusion qu'inspire toujours le trouble des grandes circonstances; ils échangeoient leurs marques distinctives; les gardes nationaux portoient la bandoulière des gardes du corps, et les gardes du corps la cocarde tricolore; tous crioient alors avec transport: Vive la Fayette! parce qu'il avoit sauvé la vie des gardes du corps, menacés par la populace. Nous passâmes au milieu de ces braves gens, qui venoient de voir périr leurs camarades, et s'attendoient au même sort. Leur émotion contenue, mais visible, arrachoit des larmes aux assistans. Mais, plus loin, quelle scène!

Le peuple exigeoit, avec de grandes clameurs, que le roi et sa famille se transportassent à Paris; on annonça de leur part qu'ils y consentoient, et les cris, et les coups de fusil que nous entendions, étoient les signes de réjouissance de la troupe parisienne. La reine parut alors dans le salon; ses cheveux étoient en désordre, sa figure étoit pâle, mais digne, et tout, dans sa personne, frappoit l'imagination: le peuple demanda qu'elle parût sur le balcon; et, comme toute la cour, appelée la cour de marbre, étoit remplie d'hommes qui tenoient en main des armes à feu, on put apercevoir dans la physionomie de la reine ce qu'elle redoutoit. Néanmoins elle s'avança, sans hésiter, avec ses deux enfans qui lui servoient de sauvegarde.

La multitude parut attendrie, en voyant la reine comme mère, et les fureurs politiques s'apaisèrent à cet aspect; ceux qui, la nuit même, avoient peut-être voulu l'assassiner, portèrent son nom jusqu'aux nues.

Le peuple en insurrection est inaccessible d'ordinaire au raisonnement, et l'on n'agit sur lui que par des sensations aussi rapides que les coups de l'électricité, et qui se communiquent de même. Les masses sont, suivant les circonstances, meilleures ou plus mauvaises que les individus qui les composent; mais, dans quelque disposition qu'elles soient, on ne peut les porter au crime comme à la vertu, qu'en faisant usage d'une impulsion naturelle.

La reine, en sortant du balcon, s'approcha de ma mère, et lui dit, avec des sanglots étouffés : *Ils vont nous forcer, le roi et moi, à nous rendre à Paris, avec les têtes de nos gardes du corps portées devant nous au bout de leurs piques.* Sa prédiction faillit s'accomplir. Ainsi la reine et le roi furent amenés dans leur capitale. Nous revînmes à Paris par une autre route, qui nous éloignoit de cet affreux spectacle : c'étoit à travers le bois de Boulogne que nous passâmes, et le temps étoit d'une rare beauté ; l'air agitoit à peine les arbres, et le soleil avoit assez d'éclat pour ne laisser rien de sombre dans la campagne : aucun objet extérieur ne répondoit à notre tristesse. Combien de fois ce contraste, entre la beauté de la nature et les souffrances imposées par les hommes, ne se renouvelle-t-il pas dans le cours de la vie!

Le roi se rendit à l'hôtel de ville, et la reine y montra la présence d'esprit la plus remarquable. Le roi dit au maire : *Je viens avec plaisir au milieu de ma bonne ville de Paris;* la reine ajouta : *Et avec confiance.* Ce mot étoit heureux, bien qu'hélas, l'événement ne l'ait pas justifié. Le lendemain, la reine reçut le corps diplomatique et les personnes de sa cour; elle ne pouvoit prononcer une parole sans que les sanglots la suffoquassent, et nous étions de même dans l'impossibilité de lui répondre.

Quel spectacle en effet que cet ancien palais des Tuileries, abandonné depuis plus d'un siècle par ses augustes hôtes! La vétusté des objets extérieurs agissoit sur l'imagination, et la faisoit errer dans les temps passés. Comme on étoit loin de prévoir l'arrivée de la famille royale, très-peu d'appartemens étoient habitables, et la reine avoit été obligée de faire dresser des lits de camp pour ses enfans, dans la chambre même où elle recevoit; elle nous en fit des excuses, en ajoutant: *Vous savez que je ne m'attendois pas à venir ici*. Sa physionomie étoit belle et irritée; on ne peut l'oublier quand on l'a vue.

Madame Élisabeth, sœur du roi, sembloit tout à la fois calme sur son propre sort, et agitée pour celui de son frère et de sa belle-sœur. Le courage se manifestoit en elle par la résignation religieuse; et cette vertu, qui ne suffit pas toujours aux hommes, est de l'héroïsme dans une femme.

CHAPITRE XII.

L'assemblée constituante à Paris.

L'ASSEMBLÉE constituante, transportée à Paris par la force armée, se trouva à quelques égards dans la situation du roi lui-même : elle ne jouit plus entièrement de sa liberté. Le 5 et le 6 octobre furent, pour ainsi dire, les premiers jours de l'avénement des jacobins ; la révolution changea d'objet et de sphère ; ce n'étoit plus la liberté, mais l'égalité qui en devenoit le but, et la classe inférieure de la société commença, dès ce jour, à prendre de l'ascendant sur celle qui est appelée par ses lumières à gouverner. Mounier et Lalli quittèrent l'assemblée et la France. Une juste indignation leur fit commettre cette erreur ; il en résulta que le parti modéré fut sans force. Le vertueux Malouët, et un orateur tout à la fois brillant et sérieux, M. de Clermont-Tonnerre, essayèrent de le soutenir ; mais on ne vit plus guère de débats qu'entre les opinions extrêmes.

L'assemblée constituante avoit été maîtresse du sort de la France depuis le 14 juillet jusqu'au 5 octobre 1789 ; mais, à dater de cette dernière époque, c'est la force populaire qui l'a dominée. On ne sauroit trop le répéter, il n'y a pour les individus, comme pour les corps politiques, qu'un moment de bonheur et de puissance ; il faut le saisir, car l'épreuve de la prospérité ne se renouvelle guère deux fois dans le cours d'une même destinée ; et qui n'en a pas profité, ne reçoit, par la suite, que la triste leçon des revers. La révolution devoit descendre toujours plus bas, chaque fois que les classes plus élevées laissoient échapper les rênes, soit par leur manque de sagesse, soit par leur manque d'habileté.

Le bruit se répandit que Mirabeau et quelques autres députés seroient nommés ministres. Ceux de la montagne, qui étoient bien certains que le choix ne pouvoit les regarder, proposèrent de déclarer que les fonctions de député et celles de ministre étoient incompatibles, décret absurde qui transformoit l'équilibre des pouvoirs en hostilités réciproques. Mirabeau, dans cette occasion, proposa très-spirituellement de s'en tenir à l'exclure lui seul, nominativement, de tout emploi dans le ministère, afin que l'injustice personnelle dont il étoit l'objet, disoit-il, ne fît pas prendre une mesure contraire à l'intérêt public. Il demanda du moins que les ministres assistassent toujours aux délibérations de l'assemblée, si, contre son opinion, on leur interdisoit d'en être membres. Les jacobins s'écrièrent qu'il suffisoit de leur présence pour influer sur l'opinion des représentans du peuple, et de telles phrases ne manquoient jamais d'être applaudies avec transport par les galeries : on eût dit que personne en France ne pouvoit voir un homme puissant, qu'aucun membre du tiers état ne pouvoit approcher d'un homme de la cour, sans être subjugué. Triste effet du gouvernement arbitraire et des distinctions de rang trop exclusives! L'animadversion des classes inférieures contre la classe aristocratique, ne détruit pas son ascendant sur ceux même dont elle est haïe; les subalternes, dans la suite, tuèrent leurs anciens maîtres, comme l'unique moyen de cesser de leur obéir.

La minorité de la noblesse, c'est-à-dire, les gentilshommes du parti populaire, étoient infiniment supérieurs, par la pureté de leurs sentimens, aux hommes exagérés du tiers état. Ces nobles étoient désintéressés dans la cause qu'ils soutenoient; et, ce qui est plus honorable encore, ils préféroient les principes généreux de la liberté aux avantages dont ils jouissoient personnellement. Dans tous les pays où l'aristocratie est dominante, ce qui abaisse la nation place d'autant plus haut quelques individus, qui réunissent les habitudes d'un rang élevé aux lumières acquises par le travail et la réflexion. Mais il est trop cher de comprimer l'essor de tant d'hommes, pour qu'une minorité de la noblesse, telle que MM. de Clermont-Tonnerre, de Crillon, de Castellane, de la Rochefoucauld, de Toulongeon, de la Fayette, de Montmorenci, etc., puisse être considérée comme l'élite de la France; car, malgré leurs vertus et leurs talens, ils se sont trouvés sans force à cause de leur petit nombre. Depuis que l'assemblée délibéroit à Paris, le peuple exerçoit de toutes parts sa puissance tumultueuse; déjà les clubs s'établissoient, les dénonciations des journaux, les vociférations des tribunes égaroient tous les esprits; la peur étoit la funeste muse de la plupart des orateurs, et, chaque jour, on inventoit de nouveaux genres de raisonnemens et de nouvelles formes oratoires pour obtenir les applaudissemens de la multitude. Le duc d'Orléans fut accusé d'avoir trempé dans la conspiration du 6 octobre : le tribunal chargé d'examiner les pièces de ce procès ne trouva point de preuves contre lui; mais M. de la Fayette ne supportoit pas l'idée que l'on attribuât même les violences populaires à ce qu'on pouvoit appeler une conspiration. Il exigea du duc d'aller en Angleterre; et ce prince, dont on ne sauroit qualifier la déplorable foiblesse, accepta sans résistance une mission qui n'étoit qu'un prétexte pour l'éloigner. Depuis cette singulière condescendance, je ne crois pas que les jacobins même aient jamais eu l'idée qu'un tel homme pût influer en rien sur le sort de la France : les vertus de sa famille nous commandent de ne plus parler de lui.

Les provinces partageoient l'agitation de la capitale, et l'amour de l'égalité mettoit en mouvement la France, comme la haine du papisme excitoit les passions des Anglois dans le dix-septième siècle. L'assemblée constituante étoit battue par les flots, au milieu desquels elle sembloit diriger sa course. L'homme le plus marquant entre les députés, Mirabeau, inspiroit, pour la première fois, quelque estime; et l'on ne pouvoit même s'empêcher d'avoir pitié de la contrainte imposée à sa supériorité naturelle. Sans cesse, dans le même discours, il faisoit la part de la popularité et celle de la raison; il essayoit d'obtenir de l'assemblée un décret monarchique avec des phrases démagogiques, et souvent il exerçoit son amertume contre le parti des royalistes, alors même qu'il vouloit faire passer quelques-unes de leurs opinions; enfin, on voyoit manifestement qu'il se débattoit toujours entre son jugement et son besoin de succès. Il étoit payé secrètement par le ministère pour défendre les intérêts du trône; néanmoins, quand il montoit à la tribune, il lui arrivoit souvent d'oublier les engagemens qu'il avoit pris, et de céder à ce bruit des applaudissemens dont le prestige est presque irrésistible. S'il eût été consciencieux, peut-être avoit-il assez de talent pour faire naître dans l'assemblée un parti indépendant du peuple et de la cour; mais trop d'intérêts personnels entraînoient son génie pour qu'il pût s'en servir librement. Ses passions l'enveloppoient de toutes parts, comme les serpens du Laocoon, et l'on voyoit sa force dans la lutte sans pouvoir espérer son triomphe.

An Lord Byron.

Du ſetzeſt eine Grabſchrift deinem Hund,
Ihn preiſt als einzig edlen Freund dein Mund.
Der Miſanthrop will nur die Menſchen tadeln;
Der Dichter, adelſtolz, meint Mylords Hund zu adeln.

Die Ueberſetzer-Familie.

Drei Söhne zeugte Voß, Heinrich Johann, der große;
Drei Ueberſetzer auch, bereits im Mutterſchooße.
Erſt Heinrich, Abraham, dann Adam noch zuletzt:
Selbvierte haben die den Shakſpeare überſetzt.
Sie überſetzten fort, todt oder noch am Leben.
Durch Abraham wird jetzt der Reſt herausgegeben.

Wieneriſcher Nachdruck.

Ein Reiſe-Shakſpeare gar? In Einem Band erſchien er.
Voß, Schlegel, Surrogat, gilt alles gleich dem Wiener.

CHAPITRE XIII.

Des décrets de l'assemblée constituante relativement au clergé.

Le reproche le plus sérieux qu'on ait fait à l'assemblée constituante, c'est d'avoir été indifférente au maintien de la religion en France; et de là viennent les déclamations contre la philosophie, qui ont remplacé toutes celles dont la superstition fut jadis l'objet. On doit justifier les intentions de l'assemblée constituante à cet égard, en examinant le motif de ses décrets. Les privilégiés ont pris en France un moyen de défense commun à la plupart des hommes, celui de rattacher une idée générale à leurs intérêts particuliers. Ainsi les nobles disoient que la valeur est l'héritage exclusif de la noblesse, et les prêtres, que la religion ne sauroit se passer des biens du clergé : ces deux assertions sont également fausses. On s'est battu admirablement en Angleterre et en France depuis qu'il n'y existe plus un corps de noblesse, et la religion rentreroit dans tous les cœurs françois si l'on ne vouloit pas sans cesse confondre les articles de foi avec les questions politiques, et la richesse du haut clergé avec l'ascendant simple et naturel des curés sur les gens du peuple.

Le clergé en France faisoit partie des quatre pouvoirs législatifs; et, du moment qu'on jugeoit nécessaire de changer cette bizarre constitution, il falloit que le tiers des propriétés du royaume ne restât pas entre les mains des ecclésiastiques : car c'est comme ordre que le clergé possédoit une telle fortune, et qu'il l'administroit collectivement. Les biens des prêtres et les établissemens religieux ne pouvant être soumis au genre de lois civiles qui assurent l'héritage des pères aux enfans, du moment que la constitution de l'état changeoit, il n'eût pas été sage de laisser au clergé des richesses qui pouvoient lui servir à regagner l'influence politique dont on vouloit le priver. La justice exigeoit qu'on maintînt les possesseurs dans leur jouissance viagère; mais que devoit-on à ceux qui ne s'étoient pas faits prêtres encore, surtout quand le nombre des ecclésiastiques surpassoit de beaucoup ce que le service public peut rendre nécessaire? Donneroit-on pour motif qu'on ne doit jamais changer ce qui étoit? Dans quel moment le fameux *ce qui étoit* a-t-il dû s'établir pour toujours? Quand aucune amélioration n'a-t-elle plus été possible?

Depuis la destruction des Albigeois par le fer et le feu, depuis les supplices des protestans sous François Ier., le massacre de la Saint-Barthélemi, la révocation de l'édit de Nantes, et la guerre des Cévennes, le clergé françois a constamment prêché, et prêche encore l'intolérance; or la liberté des cultes ne pouvoit se concilier avec les opinions des prêtres qui protestent contre elle, si on leur laissoit une existence politique, ou si leur grande fortune les mettoit en état de reconquérir cette existence qu'ils ne cesseront jamais de regretter. L'église ne recule pas plus que les émigrés n'avancent; il faut conformer les institutions à cette certitude.

Quoi! dira-t-on encore: le clergé anglois n'est-il pas propriétaire? Les ecclésiastiques anglois, étant de la religion réformée, ont été dans le sens de la réforme politique, lorsque les derniers Stuarts voulurent rétablir le catholicisme en Angleterre. Il n'en est pas de même du clergé françois, ennemi naturel des principes de la révolution. Le clergé anglois n'a d'ailleurs aucune influence sur les affaires d'état ; il est beaucoup moins riche que ne l'étoit celui de France, puisqu'il n'existe en Angleterre ni couvent, ni abbaye, ni rien de semblable. Les prêtres anglois se marient, et font ainsi partie de la société. Enfin le clergé françois a long-temps hésité entre l'autorité du pape et celle du roi ; et, lorsque Bossuet a soutenu ce qu'on appelle les libertés de l'église gallicane, il a, dans sa politique sacrée, conclu l'alliance de l'autel et du trône, mais en la fondant sur les maximes de l'intolérance religieuse et du despotisme royal.

Lorsque les prêtres en France sont sortis de la vie retirée pour se mêler de la politique, ils y ont porté presque toujours un genre d'audace et de ruse très-défavorable au bien du pays. L'habileté d'esprit qui distingue des hommes obligés de bonne heure à concilier deux choses opposées, leur état et le monde, cette habileté est telle, que depuis deux cents ans ils se sont constamment insinués dans les affaires, et la France a presque toujours eu pour ministres des cardinaux et des évêques. Les Anglois, malgré la libéralité de principes qui dirige leur clergé, n'admettent point les ecclésiastiques du second ordre dans la chambre des communes, et il n'y a pas d'exemple qu'un membre du haut clergé soit devenu ministre d'état depuis la réformation. Il en étoit de même à Gènes, dans un pays très-catholique; et le gouvernement et les prêtres se sont également bien trouvés de cette prudente séparation.

Comment le système représentatif seroit-il conciliable avec la doctrine, les habitudes et les richesses du clergé françois, tel qu'il étoit autrefois? Une analogie frappante devoit engager l'assemblée constituante à ne plus le reconnoître comme propriétaire. Les rois possédoient des domaines considérés jadis comme inaliénables; et certes ces propriétés étoient aussi légitimes que tout autre héritage paternel. Cependant en France comme en Angleterre, et dans tous les pays où les principes constitutionnels sont établis, les rois ont une liste civile, et l'on regarderoit comme funeste à la liberté, qu'ils pussent posséder des revenus indépendans de la sanction nationale. Pourquoi donc le clergé seroit-il à cet égard mieux traité que la couronne? Pourquoi la magistrature ne réclameroit-elle pas des propriétés à plus forte raison que le clergé, si le but du paiement, en fonds de terre, étoit d'affranchir ceux qui en jouissent de l'ascendant du gouvernement?

Qu'importent, dira-t-on, les inconvéniens ou les avantages des propriétés du clergé ? on n'avoit pas le droit de les prendre. Cette question est épuisée par les excellens discours prononcés dans l'assemblée constituante sur ce sujet ; il a été démontré que les corps ne possédoient point au même titre que les individus, et que l'état ne pouvoit maintenir l'existence de ces corps, qu'autant qu'ils n'étoient point contraires aux intérêts publics et aux lois constitutionnelles. Lorsque la réformation s'établit en Allemagne, les princes protestans attribuèrent une partie des biens de l'église, soit aux dépenses de l'état, soit aux établissemens de bienfaisance, et plusieurs princes catholiques en diverses autres occasions ont de même disposé de ces biens. Les décrets de l'assemblée constituante, sanctionnés par le roi, devoient certainement avoir autant force de loi que la volonté des souverains dans le seizième siècle et les suivans. Les rois de France touchoient les revenus des bénéfices pendant qu'ils étoient vacans. Les ordres religieux, qu'il faut distinguer dans cette question du clergé séculier, ont souvent cessé d'exister ; et l'on ne concevroit pas, comme l'a dit l'un des plus spirituels orateurs que nous ayons entendus dans la session dernière, M. de Barante : « On ne concevroit pas *comment les biens des » ordres qui ne sont plus, seroient dus à ceux » qui ne sont pas.* » Les trois quarts des biens des prêtres leur ont été donnés par la couronne, c'est-à-dire, par l'autorité souveraine d'alors; non pas comme une faveur personnelle, mais pour assurer le service divin. Comment donc les états généraux, conjointement avec le roi, n'auroient-ils pas eu le droit de changer la manière de pourvoir à l'entretien du clergé? Mais les fondateurs particuliers, dira-t-on, ayant destiné leur héritage aux ecclésiastiques, étoit-il permis d'en détourner l'emploi? Quel moyen a l'homme d'imprimer l'éternité à ses résolutions? Peut-on aller chercher, dans la nuit des temps, les titres qui n'existent plus, pour les opposer à la raison vivante? Quel rapport y a-t-il entre la religion et les chicanes continuelles dont la vente des biens nationaux est l'objet? Les sectes particulières en Angleterre, et notamment celle des méthodistes, qui est très-nombreuse, fournissent avec ordre et spontanément aux dépenses de leur culte. Oui, dira-t-on, mais les méthodistes sont très-religieux, et les habitans de la France ne feroient point de sacrifice d'argent pour leurs prêtres. Cette incrédulité ne s'est-elle pas introduite, précisément par le spectacle des richesses ecclésiastiques et des abus qu'elles entraînoient? Il en est de la religion comme des gouvernemens : quand vous voulez maintenir de force, ce qui n'est plus en rapport avec le temps, vous dépravez le cœur humain au lieu de l'améliorer. Ne trompez pas les foibles, n'irritez pas non plus une autre espèce d'hommes foibles, les esprits forts, en excitant les passions politiques contre la religion; séparez bien l'une des autres, et les sentimens solitaires ramèneront toujours aux pensées élevées.

Un grand tort, dont il semble cependant qu'il devoit être facile à l'assemblée constituante de se préserver, c'est la funeste invention d'un clergé constitutionnel; exiger des prêtres un serment contraire à leur conscience, et lorsqu'ils s'y refusent, les persécuter par la privation d'une pension, et plus tard même par la déportation, c'étoit avilir ceux qui prêtoient ce serment, auquel étoient attachés des avantages temporels.

L'assemblée constituante ne devoit point songer à se faire un clergé à sa dévotion, et donner ainsi lieu, comme on l'a fait depuis, à tourmenter les ecclésiastiques attachés à leur ancienne croyance. C'étoit mettre l'intolérance politique à la place de l'intolérance religieuse. Une seule résolution ferme et juste devoit être prise par des hommes d'état dans cette circonstance ; il falloit imposer à chaque communion le devoir d'entretenir les prêtres de son culte : l'assemblée constituante s'est cru plus de profondeur de vues en divisant le clergé, en établissant le schisme, et détachant ainsi de la cour de Rome ceux qui s'enrôloient sous les bannières de la révolution. Mais à quoi servoient de tels prêtres? Les catholiques n'en vouloient pas, et les philosophes n'en avoient pas besoin ; c'étoit une sorte de milice discréditée d'avance, qui ne pouvoit que nuire au gouvernement qu'elle soutenoit. Le clergé constitutionnel révoltoit tellement les esprits, qu'il fallut employer la violence pour le fonder : trois évêques étoient nécessaires pour sacrer les schismatiques, et leur communiquer ainsi le pouvoir d'ordonner d'autres prêtres à leur tour : sur ces trois évêques, dont la fondation du nouveau clergé dépendoit, deux au dernier moment furent prêts à renoncer à la bizarre entreprise que la religion et la philosophie condamnoient également.

L'on ne sauroit trop le répéter, il faut aborder sincèrement toutes les grandes idées, et se garder de mettre des combinaisons machiavéliques dans l'application de la vérité; car les préjugés fondés par le temps, ont encore plus de force que la raison même, dès qu'on emploie de mauvais moyens pour l'établir. Il importoit aussi, dans le débat encore subsistant entre les privilégiés et le peuple, de ne jamais mettre les partisans des vieilles institutions dans une situation qui pût inspirer aucune espèce de pitié; et l'assemblée constituante excitoit ce sentiment en faveur des prêtres, du moment qu'elle les privoit de leurs propriétés viagères, et qu'elle donnoit ainsi à la loi un effet rétroactif. Jamais on ne peut oublier ceux qui souffrent; la nature humaine à cet égard vaut mieux qu'on ne croit.

Mais qui enseignera la religion et la morale aux enfans, dira-t-on, s'il n'y a point de prêtres dans les écoles? Ce n'étoit certainement pas le haut clergé qui remplissoit ce devoir; et quant aux curés, ils sont plus nécessaires aux soins des malades et des mourans qu'à l'enseignement même, excepté dans ce qui concerne la connoissance de la religion; le temps est passé où sous le rapport de l'instruction les prêtres étoient supérieurs aux autres hommes. Il faut établir et

Fortſchritt.

An Dichterruhm war Oeſterreich
Bisher, fürwahr! nicht allzureich,
Bei allen andern Glorien.
Nun haben ſie doch in der That
Viel vaterländiſch Surrogat,
Statt Mokha Eicheln und Cichorien.

* * *

Frohe Ausſicht.

Bamberger Bier wird jetzt am Helikon gebraut:
Wem wird da noch die Hippokrene ſchmecken?
Nun fehlt euch, Griechen, nur die nord'ſche Bärenhaut,
Um Hellas alten Ruhm glorreicher zu erwecken.

* * *

Vergebene Beſtrebungen.

Vergeblich ſtrebſt du, Fürſt! im mönchiſch feiſten München
Des Volks Bierlümmelei mit Kunſtſinn zu betünchen.
Genüge dir der Ruhm, ſo lange Baiern ſteht,
Biſt du in deinem Reich der einzige Poet.

* * *

multiplier les écoles dans lesquelles, comme en Angleterre, on apprend aux enfans pauvres à lire, écrire et compter; il faut des colléges pour enseigner les langues anciennes, et des universités pour porter plus loin encore l'étude de ces belles langues, et celle des hautes sciences. Mais le moyen le plus efficace de fonder la morale, ce sont les institutions politiques; elles excitent l'émulation et forment la dignité du caractère: on n'enseigne point à l'homme ce qu'il ne peut apprendre que par lui-même. On ne dit aux Anglois dans aucun catéchisme qu'il faut aimer leur constitution; il n'y a point de maître de patriotisme dans les écoles; le bonheur public et la vie de famille inspirent plus efficacement la religion que tout ce qu'il reste d'anciennes coutumes destinées à la maintenir.

CHAPITRE XIV.

De la suppression des titres de noblesse.

Le moins impopulaire des deux ordres privilégiés en France, c'est peut-être encore le clergé; car le principe moteur de la révolution étant l'égalité, la nation se sentoit moins blessée par les préjugés des prêtres que par les prétentions des nobles. Cependant rien n'est plus funeste, on ne sauroit trop le répéter, que l'influence politique des ecclésiastiques dans un état, tandis qu'une magistrature héréditaire, dont les souvenirs de la naissance fassent partie, est un élément indispensable de toute monarchie limitée. Mais la haine du peuple contre les gentilshommes ayant éclaté dès les premiers jours de la révolution, la minorité de la noblesse dans l'assemblée constituante auroit voulu détruire ce germe d'inimitié, et s'unir en tout à la nation. Un soir donc, dans un moment de fermentation, un membre fit la proposition d'abolir tous les titres. Aucun noble du parti populaire ne pouvoit se refuser à l'appuyer, sans avoir l'air d'une vanité ridicule; néanmoins il seroit fort à désirer que les titres tels qu'ils existoient, n'eussent été supprimés qu'en étant remplacés par la pairie et par les distinctions qui émanent d'elle. Un grand publiciste anglois a dit avec raison que *toutes les fois qu'il existe dans un pays un principe de vie quelconque, le législateur doit en tirer parti.* En effet, comme rien n'est si difficile que de créer, il faut le plus souvent greffer une institution sur une autre.

L'assemblée constituante traitoit la France comme une colonie, dans laquelle il n'y auroit point eu de passé ; mais, quand il y en a un, on ne peut empêcher qu'il n'ait son influence. La nation françoise étoit fatiguée de la noblesse de second ordre ; mais elle avoit, mais elle aura toujours du respect pour les noms historiques. C'étoit de ce sentiment qu'il falloit se servir pour établir une chambre haute, et tâcher de faire tomber, par degrés, en désuétude toutes ces dénominations de comtes et de marquis qui, lorsqu'elles ne s'attachent ni à des souvenirs ni à des fonctions politiques, ressemblent plutôt à des sobriquets qu'à des titres.

L'une des plus singulières propositions de ce jour fut celle de renoncer aux noms de terres que plusieurs familles portoient depuis des siècles, pour obliger à reprendre les noms patronymiques. Ainsi, les Montmorenci se seroient appelés Bouchard; la Fayette, Mottié; Mirabeau, Riquetti. C'étoit dépouiller la France de son histoire; et nul homme, quelque démocrate qu'il fût, ne vouloit ni ne devoit renoncer ainsi à la mémoire de ses aïeux. Le lendemain du jour où ce décret fut porté, les journalistes imprimèrent dans le récit des séances *Riquetti l'aîné*, au lieu du comte de Mirabeau; il s'approcha furieux des écrivains qui assistoient à l'assemblée, et leur dit : *Avec votre Riquetti vous avez désorienté l'Europe pendant trois jours*. Ce mot encouragea chacun à reprendre le nom de son père; il eût été difficile de l'empêcher sans une inquisition bien contraire aux principes de l'assemblée, car on ne doit pas cesser de rappeler qu'elle ne s'est jamais servie des moyens du despotisme pour établir la liberté.

M. Necker, seul dans le conseil d'état, proposa au roi de refuser sa sanction au décret qui anéantissoit la noblesse, sans établir le patriciat à sa place; et, son opinion n'ayant pu prévaloir, il eut le courage de la publier. Le roi avoit résolu de sanctionner indistinctement tous les décrets de l'assemblée; son système étoit de se faire considérer, à dater du 6 octobre, comme en état de captivité, et ce fut seulement pour obéir à ses scrupules religieux qu'il ne voulut pas dans la suite apposer son nom aux décrets qui proscrivoient les prêtres soumis à la puissance du pape.

M. Necker, au contraire, désiroit que le roi fît un usage sincère et constant de sa prérogative; il lui représentoit que, s'il reprenoit un jour toute sa puissance, il seroit toujours le maître de déclarer qu'il avoit été prisonnier depuis son arrivée à Paris; mais que, s'il ne la reprenoit pas, il perdroit de sa considération, et surtout de sa force dans la nation, en ne faisant pas usage de son veto pour arrêter les décrets inconsidérés de l'assemblée, décrets dont elle se repentoit souvent dès que la fièvre de la popularité étoit apaisée. L'objet important pour la nation françoise comme pour toutes les nations du monde, c'est que le mérite, les talens, et les services puissent élever aux premiers rangs de l'état. Mais vouloir organiser la France d'après les principes de l'égalité abstraite, c'étoit se priver d'un ressort d'émulation si analogue au caractère des François, que Napoléon, qui s'en est saisi à sa manière, les a dominés surtout par là.

Le mémoire que M. Necker fit publier à l'époque de la suppression des titres, dans l'été de 1790, étoit terminé par les réflexions suivantes :

« En poursuivant dans les plus petits détails » tous les signes de distinction, on court peut-» être le risque d'égarer le peuple sur le véritable » sens de ce mot *égalité*, qui ne peut jamais » signifier, chez une nation civilisée et dans une » société déjà subsistante, égalité de rang ou de » propriété. La diversité des travaux et des fonc-» tions, les différences de fortune et d'éduca-» tion, l'émulation, l'industrie, la gradation » des talens et des connoissances, toutes ces » disparités productrices du mouvement so-» cial, entraînent inévitablement des inéga-» lités extérieures ; et le seul but du législateur » est, en imitation de la nature, de les réunir » toutes vers un bonheur égal, quoique diffé-» rent dans ses formes et dans ses dévelop-» pemens.

» Tout s'unit, tout s'enchaîne dans la vaste » étendue des combinaisons sociales ; et sou-» vent les genres de supériorité qui paroissent » un abus aux premiers regards de la philo-» sophie, sont essentiellement utiles pour ser-» vir de protection aux différentes lois de su-

» bordination, à ces lois qu'il est si nécessaire
» de défendre, et qu'on attaqueroit avec tant
» de moyens, si l'habitude et l'imagination
» cessoient jamais de leur servir d'appui. »

J'aurai par la suite l'occasion de faire remarquer que, dans les divers ouvrages publiés par M. Necker pendant l'espace de vingt ans, il a toujours annoncé d'avance les événemens qui ont eu lieu depuis; tant la sagacité de son esprit étoit pénétrante. Le règne du jacobinisme a eu pour cause principale l'enivrement sauvage d'un certain genre d'égalité; il me semble que M. Necker signaloit ce danger, lorsqu'il écrivoit les observations que je viens de citer.

CHAPITRE XV.

De l'autorité royale, telle qu'elle fut établie par l'assemblée constituante.

C'ÉTOIT déjà un grand danger pour le repos social, que de briser tout à coup la force qui résidoit dans les deux ordres privilégiés de l'état. Néanmoins, si les moyens donnés au pouvoir exécutif eussent été suffisans, on auroit pu suppléer par des institutions réelles à des institutions fictives, si je puis m'exprimer ainsi. Mais l'assemblée, se défiant toujours des intentions des courtisans, organisa l'autorité royale contre le roi, au lieu de la combiner pour le bien public. Le gouvernement étoit entravé de telle sorte, que ses agens, qui répondoient de tout, ne pouvoient agir sur rien. Le ministère avoit à peine un huissier à sa nomination; et, dans son examen de la constitution de 1791, M. Necker a montré que le pouvoir exécutif d'aucune république, y compris les petits cantons suisses, n'étoit aussi limité dans son action constitutionnelle que le roi de France. L'éclat apparent de la couronne et son impuissance réelle jetoient les ministres et le monarque lui-même dans une anxiété toujours croissante : il ne faut certes pas que vingt-cinq millions d'hommes existent pour un seul ; mais il ne faut pas non plus qu'un seul soit malheureux, même sous le prétexte du bonheur de vingt-cinq millions ; car une injustice quelconque, soit qu'elle atteigne le trône ou la cabane, rend impossible un gouvernement libre, c'est-à-dire, équitable.

Un prince qui ne se contenteroit pas du pouvoir accordé au roi d'Angleterre, ne seroit pas digne de régner ; mais, dans la constitution françoise, la position du roi et de ses ministres étoit insupportable. L'état en souffroit plus encore que son chef ; et cependant l'assemblée ne vouloit ni éloigner le roi du trône, ni faire abnégation de ses défiances passagères, quand il s'agissoit d'une œuvre durable.

Les hommes éminens du parti populaire, ne sachant pas se tirer de cette incertitude, mirent toujours dans leurs décrets le mal à côté du bien. L'établissement des assemblées provinciales étoit depuis long-temps désiré : mais l'assemblée constituante les combina de manière à placer les ministres tout-à-fait en dehors de l'administration. La crainte salutaire de toutes ces guerres, entreprises si souvent pour des querelles de rois, avoit dirigé l'assemblée constituante dans l'organisation de l'état militaire ; mais elle avoit mis tant d'entraves à l'influence de l'autorité sous ce rapport, que l'armée n'auroit pas été en état de servir au-dehors ; tant on craignoit qu'elle ne pût opprimer au-dedans ! La réforme de la jurisprudence criminelle et l'établissement des jurés faisoient bénir le nom de l'assemblée constituante ; mais elle décréta que les juges seroient à la nomination du peuple et non à celle du roi, et qu'ils seroient réélus tous les trois ans. Cependant l'exemple de l'Angleterre et une réflexion éclairée concourent à démontrer que les juges, sous quelque gouvernement que ce soit, doivent être inamovibles, et que, dans un gouvernement monarchique, il convient que leur nomination appartienne à la couronne. Le peuple est beaucoup moins en état de connoître les qualités nécessaires pour être homme de loi, que celles qu'il faut pour être député : un mérite ostensible et des lumières universelles doivent désigner à tous les yeux un représentant du peuple, mais de longues études rendent seules capable des fonctions de magistrat.

Stolpholperl.

Stolpholperl war ſtark in der Dichtkunſt,
Und ſchmiedete Verſe gar viel;
Auch gewann er der Kritiker Richtgunſt
Mit ſeinem packſpaltigen Kiel.

Er ſang von der Liebenden Scherzzorn
Und den Liſten des ſchalkhaften Gotts.
Das erregt mir den innerſten Herzborn:
Potz Tauſend und tauſendmal Potz!

Mir wurde der Scherzzorn zum Zornſcherz;
Stolpholperl hat's übel gelenkt.
In den Zähnen tobt hinten und vorn Schmerz
Und die Kinnbacken ſind mir verrenkt.

Invenit portum.

Als ihn Siberien ſelbſt als unnütz hatte verworfen,
Macht' er ſein Glück in Berlin, wurd' er ein Akademiſt.

Sprechender Name.

Ich heiße Schwab,
Und bin ein Schwab'.

Il importe, avant tout, que les juges ne puissent être ni destitués par le roi, ni renommés ou rejetés par le peuple. Si, dès les premiers jours de la révolution, tous les partis s'étoient accordés à respecter invariablement les formes judiciaires, de combien de maux on auroit préservé la France! Car c'est surtout pour les cas extraordinaires que les tribunaux ordinaires sont établis.

On diroit que chez nous la justice est comme une bonne femme, dont on peut se servir dans le ménage les jours ouvriers, mais qui ne doit pas paroître dans les occasions solennelles; et c'est dans ces occasions cependant que, les passions étant le plus agitées, l'impassibilité des lois devient plus nécessaire que jamais.

Le 4 février 1790 le roi s'étoit rendu à l'assemblée pour accepter dans un discours très-bien fait, auquel M. Necker avoit travaillé, les principales lois déjà décrétées par l'assemblée. Mais le roi dans ce même discours montroit avec force le malheureux état du royaume, la nécessité d'améliorer et d'achever la constitution. Cette démarche étoit indispensable, parce que, les conseillers secrets du roi le représentant toujours comme captif, on excitoit la défiance du parti populaire sur ses intentions. Rien ne convenoit moins à un homme de la moralité de Louis XVI, qu'un état présumé de fausseté continuelle; les prétendus avantages tirés d'un semblable système détruisoient la force réelle de la vertu.

CHAPITRE XVI.

De la fédération du 14 juillet 1790.

Malgré les fautes que nous venons d'indiquer, l'assemblée constituante avoit opéré tant de biens, et triomphé de tant de maux, qu'elle étoit adorée de la France presque entière. Il falloit une grande connoissance des principes de la législation politique pour s'apercevoir de tout ce qui manquoit à l'œuvre de la constitution, et l'on jouissoit de la liberté, quoique les précautions prises pour sa durée ne fussent pas bien combinées. La carrière ouverte à tous les talens excitoit l'émulation générale; les discussions d'une assemblée éminemment spirituelle, le mouvement varié de la liberté de la presse, la publicité sous tous les rapports essentiels, délivroient de ses chaînes l'esprit françois, le patriotisme françois, enfin toutes les qualités énergiques dont on a vu depuis des résultats quelquefois cruels, mais toujours gigantesques. On respiroit plus librement, il y avoit plus d'air dans la poitrine, et l'espoir indéfini d'un bonheur sans entraves s'étoit emparé de la nation dans sa force, comme il s'empare des hommes dans leur jeunesse, avec illusion et sans prévoyance.

La principale inquiétude de l'assemblée constituante, ayant pour objet les dangers que les troupes de ligne pouvoient faire courir un jour à la liberté, il étoit naturel qu'elle cherchât de toutes les manières à captiver les milices nationales, puisqu'elle les regardoit avec raison comme la force armée des citoyens : d'ailleurs elle étoit si sûre de l'opinion publique en 1790, qu'elle aimoit à s'entourer des soldats de la patrie. Les troupes de ligne sont une invention tout-à-fait moderne, et dont le véritable but est de mettre entre les mains des rois un pouvoir indépendant des peuples. C'est de l'institution des gardes nationales en France qu'est résultée dans la suite la conquête de l'Europe continentale; mais l'assemblée constituante alors étoit très-loin de souhaiter la guerre, car elle avoit beaucoup trop de lumières pour ne pas préférer à tout la liberté; et cette liberté est inconciliable avec l'esprit d'envahissement et les habitudes militaires.

Les quatre-vingt-trois départemens envoyèrent des députés de leurs gardes nationales pour prêter serment à la constitution nouvelle. Elle n'étoit pas encore achevée, il est vrai; mais les principes qu'elle consacroit avoient pour eux l'assentiment universel. L'enthousiasme patriotique étoit si vif, que tout Paris se portoit en foule à la fédération de 1790, comme l'année précédente à la destruction de la Bastille.

C'étoit dans le Champ-de-Mars, en face de l'École Militaire, et non loin de l'Hôtel des Invalides, que la réunion des milices nationales devoit avoir lieu. Il falloit élever autour de cette vaste enceinte des tertres de gazon pour y placer les spectateurs. Des femmes du premier rang se joignirent à la multitude des travailleurs volontaires qui venoient concourir aux préparatifs de cette fête. Devant l'École Militaire, en face de la rivière qui borde le Champ-de-Mars, on avoit placé des gradins avec une tente pour servir d'abri au roi, à la reine et à toute la cour. Quatre-vingt-trois lances plantées en terre, et auxquelles étoient suspendues les bannières de chaque département, formoient un grand cercle dont l'amphithéâtre où devoit s'asseoir la famille royale faisoit partie. On voyoit à l'autre extrémité un autel préparé pour la messe que M. de Talleyrand, alors évêque d'Autun, célébra dans cette grande circonstance. M. de la Fayette s'approcha de ce même autel pour y jurer fidélité à la nation, à la loi et au roi ; et le serment et l'homme qui le prononçoit excitèrent un grand sentiment de confiance. Les spectateurs étoient dans l'ivresse ; le roi et la liberté leur paroissoient alors complétement réunis. La monarchie limitée a toujours été le véritable vœu de la France : et le dernier mouvement d'un enthousiasme vraiment national s'est fait voir à cette fédération de 1790.

Toutefois les personnes capables de réflexion étoient loin de se livrer à la joie générale. Je voyois dans la physionomie de mon père une profonde inquiétude ; dans le moment où l'on croyoit fêter un triomphe, peut-être sentoit-il qu'il n'y avoit déjà plus de ressources. M. Necker ayant sacrifié sa popularité toute entière à la défense des principes d'une monarchie libre et limitée, M. de la Fayette devoit être dans ce jour le premier objet de l'affection du peuple ; il inspiroit à la garde nationale un dévouement très-exalté ; mais, quelle que fût son opinion politique, s'il avoit voulu s'opposer à l'esprit du temps, son pouvoir eût été brisé. Les idées régnoient à cette époque et non les individus. La terrible volonté de Bonaparte lui-même n'auroit pu rien contre la direction des esprits, car les François alors, loin d'aimer le pouvoir militaire, auroient obéi bien plus volontiers à une assemblée qu'à un général.

Le respect pour la représentation nationale, première base d'un gouvernement libre, existoit dans toutes les têtes en 1790, comme si cette représentation eût daté d'un siècle, et non d'une année. En effet, si les vérités d'un certain ordre se reconnoissent au lieu de s'apprendre, il doit suffire de les montrer aux hommes pour qu'ils s'y attachent.

CHAPITRE XVII.

Ce qu'étoit la société de Paris pendant l'assemblée constituante.

Les étrangers ne sauroient concevoir le charme et l'éclat tant vanté de la société de Paris, s'ils n'ont vu la France que depuis vingt-ans; mais on peut dire avec vérité, que jamais cette société n'a été aussi brillante et aussi sérieuse tout ensemble, que pendant les trois ou quatre premières années de la révolution, à compter de 1788 jusqu'à la fin de 1791. Comme les affaires politiques étoient encore entre les mains de la première classe, toute la vigueur de la liberté et toute la grâce de la politesse ancienne se réunissoient dans les mêmes personnes. Les hommes du tiers état, distingués par leurs lumières et leurs talens, se joignoient à ces gentilshommes plus fiers de leur propre mérite que des priviléges de leur corps; et les plus hautes questions que l'ordre social ait jamais fait naître étoient traitées par les esprits les plus capables de les entendre et de les discuter.

Ce qui nuit aux agrémens de la société en Angleterre, ce sont les occupations et les intérêts d'un état depuis long-temps représentatif. Ce qui rendoit au contraire la société françoise un peu superficielle, c'étoient les loisirs de la monarchie. Mais tout à coup la force de la liberté vint se mêler à l'élégance de l'aristocratie; dans aucun pays ni dans aucun temps, l'art de parler sous toutes ses formes n'a été aussi remarquable que dans les premières années de la révolution.

Les femmes en Angleterre sont accoutumées à se taire devant les hommes, quand il est question de politique; les femmes en France dirigeoient chez elles presque toutes les conversations, et leur esprit s'étoit formé de bonne heure à la facilité que ce talent exige. Les discussions sur les affaires publiques étoient donc adoucies par elles, et souvent entremêlées de plaisanteries aimables et piquantes. L'esprit de parti, il est vrai, divisoit la société; mais chacun vivoit avec les siens.

A la cour, les deux bataillons de la bonne compagnie, l'un fidèle à l'ancien régime, et l'autre partisan de la liberté, se rangeoient en présence, et ne s'approchoient guère. Il m'arrivoit quelquefois, par esprit d'entreprise, d'essayer quelques mélanges des deux partis, en faisant dîner ensemble les hommes les plus spirituels des bancs opposés ; car on s'entend presque toujours à une certaine hauteur ; mais les choses devenoient trop graves pour que cet accord même momentané pût se renouveler facilement.

L'assemblée constituante, comme je l'ai déjà dit, ne suspendit pas un seul jour la liberté de la presse. Ainsi ceux qui souffroient de se trouver constamment en minorité dans l'assemblée, avoient au moins la satisfaction de se moquer de tout le parti contraire. Leurs journaux faisoient de spirituels calembours sur les circonstances les plus importantes : c'étoit l'histoire du monde changée en commérage. Tel est partout le caractère de l'aristocratie des cours. Néanmoins, comme les violences qui avoient signalé les commencemens de la révolution s'étoient promptement apaisées, et qu'aucune confiscation, aucun jugement révolutionnaire n'avoit eu lieu, chacun conservoit encore assez de bien-être pour se livrer au développement entier de son esprit ; les crimes, dont on a souillé depuis la cause des patriotes, n'oppressoient pas alors leur âme ; et les aristocrates n'avoient point encore as-

Aufforderung.

Die Butterjungfer ſteht bei'm großen Ruland,
In Stein gehau'n, dort auf dem Markt in Zerbſt.
In deinem ſtrengen Stil beſinge du ſie, Uhland!
Weil du doch allen Kram des Mittelalters erbſt.

An Rückert.

Aller morgenländ'ſchen Zäune König,
Wechſelsweiſe zeiſigkranichtönig!
Laß' im Jahrbuch hegelſcher Kritiken
Hören deine Zaungebüſchmuſiken!
Will Piſatſchen Tadel dich piſacken,
Hegel wird mit Rackſchas-Rach' ihn packen.
Lauſchen ſoll mein Ohr dir unverrücklich,
Rückert, denn du ſingſt berück-entzücklich.
Dir gebührt ein edler Palmen-Schößling,
Apſaraſen- und Gandharven-Sprößling!

Der Satiriker.

Nehmt euch in Acht, ihr Freunde des Scherzes und der Satire!
  Dort die ehrliche Haut iſt ein durchtriebener Schalk.
Satiriſiert er euch nicht die Satir' in ſeinen Satiren,
  Daß noch keiner ſo weit je ſie herunter gebracht?

sez souffert pour qu'on n'osât plus même avoir raison contre eux.

Tout étoit en opposition dans les intérêts, dans les sentimens, dans la manière de penser: mais tant que les échafauds n'avoient point été dressés, la parole étoit encore un médiateur acceptable entre les deux partis. C'est la dernière fois, hélas! que l'esprit françois se soit montré dans tout son éclat, c'est la dernière fois, et à quelques égards aussi la première, que la société de Paris ait pu donner l'idée de cette communication des esprits supérieurs entre eux, la plus noble jouissance dont la nature humaine soit capable. Ceux qui ont vécu dans ce temps ne sauroient s'empêcher d'avouer qu'on n'a jamais vu ni tant de vie ni tant d'esprit nulle part; l'on peut juger, par la foule d'hommes de talens que les circonstances développèrent alors, ce que seroient les François s'ils étoient appelés à se mêler des affaires publiques dans la route tracée par une constitution sage et sincère.

On peut mettre en effet dans les institutions politiques une sorte d'hypocrisie qui condamne, dès qu'on se trouve en société, à se taire ou à tromper. La conversation en France est aussi gâtée depuis quinze ans par les sophismes de l'esprit de parti et par la prudence de la bassesse, qu'elle étoit franche et spirituelle lorsqu'on abordoit hardiment toutes les questions les plus importantes; on n'éprouvoit alors qu'une crainte, celle de ne pas mériter assez l'estime publique; et cette crainte agrandit les facultés au lieu de les comprimer.

CHAPITRE XVIII.

De l'établissement des assignats, et de la retraite de M. Necker.

Les membres du comité des finances proposèrent à l'assemblée constituante d'acquitter les dettes de l'état, en créant dix-huit cents millions de billets avec un cours forcé, assignés sur les biens du clergé. C'étoit une manière fort simple d'arranger les finances; toutefois il étoit probable qu'en se débarrassant ainsi des difficultés que présente toujours l'administration d'un grand pays, l'on dépenseroit un capital énorme en peu d'années, et que l'on alimenteroit, par la disposition de ce capital, des révolutions nouvelles. En effet, sans une ressource d'argent aussi immense, ni les troubles intérieurs, ni la guerre au-dehors n'auroient eu lieu si facilement. Plusieurs des députés qui engageoient l'assemblée constituante à cette énorme émission de papier-monnoie, n'en prévoyoient point assurément les suites funestes; mais ils aimoient le pouvoir que la jouissance d'un tel trésor alloit leur donner.

M. Necker s'opposa fortement à l'établissement des assignats ; d'abord, comme nous l'avons déjà rappelé, il n'approuvoit pas la confiscation de tous les biens ecclésiastiques, et il en auroit toujours excepté, selon sa manière de voir, les archevêchés, les évêchés, et surtout les presbytères : car les curés n'ont jamais été assez payés en France, bien qu'ils soient entre les prêtres la classe la plus utile. Les suites d'un papier-monnoie, sa dépréciation graduelle, et les spéculations immorales auxquelles cette dépréciation donnoit lieu, étoient développées, dans le mémoire de M. Necker, avec une force que l'événement n'a que trop confirmée. Les loteries, contre lesquelles, avec raison, plusieurs membres de l'assemblée constituante se prononcèrent, et M. l'évêque d'Autun en particulier, ne sont qu'un simple jeu de hasard ; tandis que le gain qui résulte de la variation continuelle du papier-monnoie, se fonde presque entièrement sur l'art de tromper, à chaque instant du jour, soit relativement au change, soit relativement à la valeur des marchandises ; et les gens du peuple, transformés en agioteurs, se dégoûtent du travail par un gain trop facile; enfin, les débiteurs qui s'acquittent d'une manière injuste, ne sont plus des hommes d'une probité parfaite dans aucune autre relation de la vie. M. Necker prédit, en 1790, tout ce qui est arrivé depuis relativement aux assignats : la détérioration de la fortune publique par le vil prix auquel les biens nationaux seroient vendus, et ces ruines et ces richesses subites, qui altèrent nécessairement le caractère de ceux qui perdent comme de ceux qui gagnent : car une si grande latitude de crainte et d'espérance donne à la nature humaine de trop violentes agitations.

En s'opposant au projet du papier-monnoie, M. Necker ne se renferma point dans le rôle aisé de l'attaque; il proposa, comme moyen de remplacement, l'établissement d'une banque dont on a depuis adopté les principales bases, et dans laquelle il faisoit entrer, pour gage, une portion des biens du clergé, suffisante pour remettre les finances dans l'état le plus prospère. Il insista fortement aussi, mais en vain, pour que les membres du bureau de la trésorerie fussent admis dans l'assemblée, afin qu'ils pussent discuter les questions de finances, en l'absence du ministre, qui n'avoit pas le droit d'y siéger. Enfin M. Necker, avant de quitter sa place, se servit une dernière fois du respect qu'il inspiroit, pour refuser positivement à l'assemblée constituante, et en particulier au député Camus, la connoissance du livre rouge.

Ce livre contenoit les dépenses secrètes de l'état sous le règne précédent et sous celui de Louis XVI. Il n'y avoit pas un seul article ordonné par M. Necker; et ce fut lui cependant qui soutint la plus désagréable lutte, pour obtenir que l'assemblée ne fût pas mise en possession d'un registre qui attestoit les torts de Louis XV, et la trop grande bonté de Louis XVI : sa bonté seulement, car M. Necker eut soin de faire savoir que, dans l'espace de seize années, la reine et le roi n'avoient pris pour eux-mêmes que onze millions sur ces dépenses secrètes; mais plusieurs personnes vivantes pouvoient être compromises par la connoissance des sommes considérables qu'elles avoient reçues. Ces personnes étoient précisément les ennemis de M. Necker, parce qu'il avoit blâmé les largesses de la cour envers elles; et ce fut cependant lui seul qui osa déplaire à l'assemblée, en s'opposant à la publicité des fautes de ses antagonistes. Tant de vertus en tous genres, générosité, désintéressement, persévérance, avoient été récompensées dans d'autres temps par l'opinion publique, et méritoient de l'être plus que jamais. Mais ce qui doit inspirer un profond intérêt à quiconque a conçu la situation de M. Necker, c'est de voir un homme, du plus beau génie et du plus beau caractère, placé entre des partis tellement opposés, et des devoirs si différens, que le sacrifice entier de lui-même, de sa réputation et de son bonheur, ne pouvoit rapprocher ni les préjugés des principes, ni les opinions des intérêts.

Si Louis XVI s'en fût remis véritablement aux conseils de M. Necker, il eût été du devoir de ce ministre de ne pas demander sa démission. Mais les partisans de l'ancien régime conseilloient alors au roi, comme ils le feroient peut-être encore aujourd'hui, de ne jamais suivre les avis d'un homme qui avoit aimé la liberté : c'est à leurs yeux le crime irrémissible. D'ailleurs, M. Necker s'aperçut que le roi, mécontent de la part qu'on lui faisoit dans la constitution, lassé de la conduite de l'assemblée, avoit résolu de se soustraire à une telle situation. S'il se fût adressé à M. Necker, pour concerter avec lui son départ, sans doute son ministre auroit cru devoir le seconder de toutes ses forces; tant la position du monarque lui paroissoit cruelle et dangereuse! Et cependant il étoit fort contraire au penchant naturel d'un homme appelé par le vœu national, de passer sur le territoire étranger; mais le roi et la reine ne lui parlant pas de leurs projets à cet égard, devoit-il provoquer la confidence? Les choses en étoient venues à cet excès, qu'il falloit être factieux ou contre-révolutionnaire pour avoir de l'influence, et ni l'un ni l'autre de ces rôles ne pouvoit convenir à M. Necker.

Il prit donc la résolution de se retirer, et sans doute, à cette époque, il le devoit; mais constamment guidé par le désir de porter le dévouement à la chose publique aussi loin qu'il étoit possible, il laissa deux millions de sa fortune en dépôt au trésor royal, précisément parce qu'il avoit prédit que le papier-monnoie avec lequel on paieroit les rentes, seroit dans peu sans valeur. Il ne vouloit pas nuire, comme particulier, à l'opération qu'il blâmoit comme ministre. Si M. Necker eût été très-riche, cette façon d'abandonner sa fortune auroit encore été fort remarquable; mais, comme ces deux millions formoient plus de la moitié d'une fortune diminuée par sept années de ministère sans appointemens, on s'étonnera peut-être qu'un homme qui avoit acquis son bien par lui-même, eût ainsi le besoin de le sacrifier au moindre sentiment de délicatesse.

Mon père partit le 8 septembre 1790. Je ne pus le suivre alors, parce que j'étois malade; et la nécessité de rester me fut d'autant plus pénible, que je craignois les difficultés qu'il pouvoit rencontrer dans sa route. En effet, quatre jours après son départ, un courrier m'apporta une lettre de lui, qui m'annonçoit son arrestation à Arcis-sur-Aube. Le peuple, convaincu qu'il n'avoit perdu son crédit dans l'assemblée que pour avoir immolé la cause de la nation à celle du roi, voulut l'empêcher de continuer sa route. Ce qui faisoit surtout souffrir M. Necker dans cette circonstance, c'étoit les mortelles inquiétudes que sa femme ressentoit pour lui; elle l'aimoit avec un sentiment si sincère et si passionné, qu'il se permit, peut-être à tort, de parler d'elle et de sa douleur dans la lettre qu'il adressa en partant à l'assemblée. Le temps ne se prêtoit guère, il faut en convenir, aux affections domestiques; mais cette sensibilité, qu'un grand homme d'état n'a pu contenir dans toutes les circonstances de sa vie, étoit précisément la source de ses qualités distinctives, la pénétration et la bonté: quand on est capable d'émotions vraies et profondes, on n'est jamais enivré par le pouvoir; et c'est à cela surtout qu'on reconnoît, dans un ministre, une véritable grandeur d'âme.

L'assemblée constituante décida que M. Necker continueroit sa route. Il fut mis en liberté et se rendit à Bâle, mais non sans courir encore de grands risques : il fit ce cruel voyage par le même chemin, à travers les mêmes provinces, où, treize mois auparavant, il avoit été porté en triomphe. Les aristocrates ne manquèrent pas de se glorifier de ses peines, sans songer, ou plutôt sans vouloir s'avouer, qu'il s'étoit mis dans cette situation pour les défendre, et pour les défendre seulement par esprit de justice; car il savoit bien que rien ne pouvoit les ramener en sa faveur, et ce n'étoit certes pas dans cette espérance, mais par attachement à son devoir, qu'il avoit sacrifié volontairement, en treize mois, une popularité de vingt années.

Il s'en alloit, le cœur brisé, ayant perdu le fruit d'une longue carrière; et la nation françoise aussi ne devoit peut-être jamais retrouver un ministre qui l'aimât d'un sentiment pareil. Qu'y avoit-il donc de si satisfaisant pour personne dans un tel malheur? Quoi! s'écrieront les incorrigibles, n'étoit-il pas partisan de

Der heutige Hofpoet.

Friedrich der Erſte nahm ſich Herrn von Beſſer
Zum Hofpoeten; und der war auch beßer,
Als meiſtens die Poeten ſeiner Zeit.
Nun wurde Tieck ein beßrer Herr von Beſſer;
Er leitet in die Havel die Gewäßer,
Die ihm die Elb' und Weiſeritz verleiht.
Doch ich, Vergeßner, werde blaß und bläßer;
Verzweiflung ſetzt mir an den Hals das Meßer.
Es thut nicht noth: ich berſte ſchon vor Neid.

Der Orgelſpieler und der Bälgentreter.

Wie wünſch' ich, daß mein Freund ſtets in der Hofgunſt ſchwelge,
Der große Meiſter Tieck im Leſen-Orgelſpiel.
Wenn er den Shakſpeare lieſt, tret' ich dazu die Bälge:
Der Beifall gilt mir mit, wiewohl nicht eben viel.

cette liberté qui nous a fait tant de mal? Certes je ne vous dirai point tout le bien que cette liberté vous auroit fait, si vous aviez voulu l'adopter quand elle se présentoit à vous pure et sans tache; mais, en supposant que M. Necker se fût trompé avec Caton et Sidney, avec Chatham et Washington, une telle erreur, qui a été celle de toutes les âmes généreuses depuis deux mille ans, devroit-elle étouffer toute reconnoissance pour ses vertus?

CHAPITRE XIX.

De l'état des affaires et des partis politiques dans l'hiver de 1790 à 1791.

Dans toutes les provinces de France, il éclatoit des troubles causés par le changement total des institutions, et par la lutte entre les partisans de l'ancien et du nouveau régimes.

Le pouvoir exécutif *faisoit le mort*, selon l'expression d'un député du côté gauche de l'assemblée, parce qu'il espéroit, mais à tort, que le bien pourroit naître de l'excès même du mal. Les ministres se plaignoient sans cesse des désordres; et, quoiqu'ils eussent peu de moyens pour s'y opposer, encore ne les employoient-ils pas, se flattant que le malheureux état des choses obligeroit l'assemblée à rendre plus de force au gouvernement. L'assemblée, qui s'apercevoit de ce système, s'emparoit de toutes les affaires administratives, au lieu de s'en tenir à faire des lois. Après la retraite de M. Necker, elle demanda le renvoi des ministres, et, dans ses décrets constitutionnels, ne songeant qu'à la circonstance, elle ôtoit successivement au roi la nomination de tous les agens du pouvoir exécutif. Elle mettoit en décret sa mauvaise humeur contre telle ou telle personne, croyant toujours à la durée du présent, comme presque tous les hommes en puissance. Les députés du côté gauche disoient : *Le chef du pouvoir exécutif, en Angleterre, a des agens nommés par lui ; tandis que le pouvoir exécutif de France, non moins puissant et plus heureux, aura l'avantage de ne commander qu'aux élus de la nation, et d'être ainsi plus intimement uni avec le peuple.* Il y a des phrases pour tout, particulièrement dans le françois, qui a tant servi pour tant de buts divers et momentanés. Rien n'étoit si simple cependant que de démontrer que l'on ne peut commander à des hommes sur le sort desquels on n'a pas d'influence. Cette vérité n'étoit avouée que par le parti aristocratique, mais il se rejetoit dans l'extrême opposé, en ne reconnoissant pas la nécessité de la responsabilité des ministres. Une des plus grandes beautés de la constitution angloise, c'est que chaque branche du gouvernement y est tout ce qu'elle peut être : le roi, les pairs et les communes. Les pouvoirs y sont égaux entre eux, non par leur foiblesse, mais par leur force.

Dans tout ce qui ne tenoit pas à l'esprit de parti, l'assemblée constituante montroit le plus haut degré de raison et de lumières; mais il y a quelque chose de si violent dans les passions, que la chaîne des raisonnemens en est brisée; de certains mots allument le sang, et l'amour-propre fait triompher les satisfactions éphémères sur tout ce qui pourroit être durable.

La même défiance contre le roi, qui entravoit la marche de l'administration et de l'ordre judiciaire, se faisoit encore plus sentir dans les décrets relatifs à la force militaire. L'on fomentoit volontairement l'indiscipline dans l'armée, tandis que rien n'étoit si facile que de la contenir; on en vit la preuve dans l'insurrection du régiment de Châteauvieux : il plut à l'assemblée constituante de réprimer cette révolte, et dans peu de jours ses ordres furent exécutés. M. de Bouillé, officier d'un vrai mérite dans l'ancien régime, à la tête des troupes restées fidèles, força les soldats insurgés à rendre la ville de Nanci dont ils s'étoient emparés. Ce succès, qu'on devoit seulement à l'ascendant des décrets de l'assemblée, donna de fausses espérances à la cour; elle imagina, et M. de Bouillé ne manqua pas de l'entretenir dans cette illusion, que l'armée ne demandoit pas mieux que de rendre au roi son ancien pouvoir; et l'armée, comme toute la nation, vouloit des limites à la volonté d'un seul. A dater de l'expédition de M. de Bouillé, pendant l'automne de 1790, la cour entra en négociation avec lui, et l'on se flatta de pouvoir amener de quelque manière Mirabeau à se concerter avec ce général. La cour se figuroit que le meilleur moyen d'arrêter la révolution, étoit d'en gagner les chefs; mais cette révolution n'avoit que des chefs invisibles : c'étoient les croyances à de certaines vérités, et nulle séduction ne pouvoit les atteindre. Il faut transiger avec les principes en politique, et ne pas s'embarrasser des individus qui se placent d'eux-mêmes, dès qu'on a bien dessiné le cadre dans lequel ils doivent entrer.

Le parti populaire, de son côté, sentoit cependant qu'il étoit entraîné trop loin, et que les clubs, qui s'établissoient hors de l'assemblée, commençoient à donner des lois à l'assemblée elle-même. Dès qu'on admet dans un gouvernement un pouvoir qui n'est pas légal, il finit toujours par être le plus fort. Comme il n'a d'autres fonctions que de blâmer ce qui se fait, et non d'agir lui-même, il ne prête point à la critique, et il a pour partisans tous ceux qui désirent un changement dans l'état. Il en est de même des esprits forts qui attaquent toutes les religions, mais qui ne savent que dire quand on leur demande de mettre un système quelconque à la place de ceux qu'ils veulent renverser. Il ne faut pas confondre ces autorités en dehors, dont l'existence est si nuisible, avec l'opinion qui se fait sentir partout, mais ne se forme en corps politique nulle part. Les clubs des jacobins étoient organisés comme un gouvernement, plus que le gouvernement lui-même : ils rendoient des décrets, ils étoient affiliés, par la correspondance dans les provinces, avec d'autres clubs non moins puissans ; enfin, on devoit les considérer comme la mine souterraine toujours prête à faire sauter les institutions existantes quand l'occasion s'en présenteroit.

Le parti des Lameth, de Barnave, et de Duport, le plus populaire de tous après les jacobins, étoit pourtant déjà menacé par les démagogues d'alors, qui alloient être à leur tour considérés l'année suivante, à quelques exceptions près, comme des aristocrates. L'assemblée, néanmoins, rejeta toujours avec persévérance les mesures proposées dans les clubs contre l'émigration, contre la liberté de la presse, contre les réunions des nobles; jamais, à son honneur, on ne sauroit se lasser de le répéter, elle n'adopta la terrible doctrine de l'établissement de la liberté par le despotisme. C'est à ce détestable système qu'il faut attribuer la perte de l'esprit public en France.

M. de la Fayette et ses partisans ne voulurent point aller au club des jacobins; et, pour balancer son influence, ils tâchèrent de fonder une autre réunion appelée le club de 1789, où les amis de l'ordre et de la liberté devoient se rassembler. Mirabeau, quoiqu'il eût d'autres vues personnelles, venoit à ce raisonnable club, qui pourtant fut désert en peu de temps, parce qu'aucun intérêt actif n'y appeloit personne. On étoit là pour conserver, pour réprimer, pour arrêter; mais ce sont les fonctions d'un gouvernement, et non pas celles d'un club. Les monarchistes, c'est-à-dire les partisans d'un roi et d'une constitution, auroient dû naturellement se rattacher à ce club de 1789; mais Sieyes et Mirabeau, qui en étoient, n'auroient consenti, pour rien au monde, à se dépopulariser en se rapprochant de Malouet, de Clermont-Tonnerre, de ces hommes qui étoient aussi opposés à l'impulsion du moment, que d'accord avec l'esprit du siècle. Les modérés se trouvoient donc divisés en deux ou trois sections différentes, tandis que les attaquans étoient presque toujours réunis. Les sages et courageux partisans des institutions angloises se voyoient repoussés de toutes parts, parce qu'ils n'avoient pour eux que la vérité. On peut cependant trouver, dans le Moniteur du temps, les aveux précieux des coryphées du côté droit sur la constitution angloise. L'abbé Mauri dit : *La constitution angloise, que les amis du trône et de la liberté doivent également prendre pour modèle.* Cazalès dit : *L'Angleterre, ce pays dans lequel la nation est aussi libre que le roi est respecté.* Enfin, tous les défenseurs des vieux abus, se voyant menacés d'un danger beaucoup plus grand que la réforme de ces abus même, exaltoient alors le gouvernement anglois, autant qu'ils l'avoient déprécié deux ans plus tôt, lorsqu'il leur étoit si facile de l'obtenir. Les privilégiés ont renouvelé cette manœuvre plusieurs fois, mais toujours sans inspirer de confiance : les principes de la liberté ne sauroient être une affaire de tactique; car il y a quelque chose qui tient du culte, dans le sentiment dont les âmes sincères sont pénétrées pour la dignité de l'espèce humaine.

CHAPITRE XX.

Mort de Mirabeau.

Un grand seigneur brabançon, d'un esprit sage et pénétrant, étoit l'intermédiaire entre la cour et Mirabeau; il avoit obtenu de lui de se concerter secrètement par lettres avec le marquis de Bouillé, le général en qui la famille royale avoit le plus de confiance. Il paroît que le projet de Mirabeau étoit de conduire le roi à Compiègne, au milieu des régimens dont M. de Bouillé se croyoit sûr, et d'y appeler l'assemblée constituante, pour la dégager de l'influence de Paris, et la soumettre à celle de la cour. Mais en même temps Mirabeau avoit l'intention de faire adopter la constitution angloise, car jamais un homme vraiment supérieur ne souhaitera le rétablissement du pouvoir arbitraire. Un caractère ambitieux pourroit se complaire dans ce pouvoir, s'il étoit sûr d'en disposer toute sa vie; mais Mirabeau savoit très-bien que, parvînt-il à relever en France la monarchie sans limites, la direction de cette monarchie ne lui seroit pas long-temps accordée par la cour; et il vouloit le gouvernement représentatif, dans lequel les hommes de talent, étant toujours nécessaires, sont toujours considérés.

J'ai eu entre les mains une lettre de Mirabeau, écrite pour être montrée au roi; il y offroit tous ses moyens pour rendre à la France une monarchie forte et digne, mais limitée; il se servoit, entre autres, de cette expression remarquable: *Je ne voudrois pas avoir travaillé seulement à une vaste destruction.* Toute la lettre faisoit honneur à la justesse de sa manière de voir. Sa mort fut un grand mal, à l'époque où elle arriva: une supériorité transcendante dans la carrière de la pensée, offre toujours de grandes ressources. « Vous avez » trop d'esprit, disoit un jour M. Necker à Mi» rabeau, pour ne pas reconnoître tôt ou tard » que la morale est dans la nature des choses. » Mirabeau n'étoit pas encore tout-à-fait un homme de génie, mais il en approchoit à force de talens.

Je l'avouerai donc, malgré les torts affreux de Mirabeau, malgré le juste ressentiment que j'avois des attaques qu'il s'étoit permises contre mon père en public (car, dans l'intimité, il n'en parloit jamais qu'avec admiration), sa mort me frappa douloureusement, et tout Paris éprouva la même impression. Pendant sa maladie, une foule immense se rassembloit chaque jour et à chaque heure devant sa porte: cette foule ne faisoit pas le moindre bruit, dans la crainte de l'incommoder; elle se renouveloit plusieurs fois pendant le cours des vingt-quatre heures, et des individus de différentes classes se conduisoient tous avec les mêmes égards. Un jeune homme ayant ouï dire que, si l'on introduisoit du sang nouveau dans les veines d'un mourant, il revivroit, vint s'offrir pour sauver la vie de Mirabeau aux dépens de la sienne. On ne peut voir, sans en être attendri, les hommages rendus au talent: ils diffèrent tant de ceux prodigués à la puissance!

Mirabeau savoit qu'il alloit mourir. Dans cet instant, loin de s'affliger, il s'enorgueillissoit: on tiroit le canon pour une cérémonie; il s'écria: *J'entends déjà les funérailles d'Achille.* En effet, un orateur intrépide qui défendroit avec constance la cause de la liberté, pourroit se comparer à un héros. *Après ma mort*, dit-il encore, *les factieux se partageront les lambeaux de la monarchie*. Il avoit conçu le projet de réparer beaucoup de maux, mais il ne lui fut pas accordé d'expier lui-même ses fautes. Il souffroit cruellement dans les derniers jours de sa vie; et, ne pouvant plus parler, il écrivit à Cabanis, son médecin, pour en obtenir de l'opium, ces mots de Hamlet : *Mourir, c'est dormir.* Les idées religieuses ne vinrent point à son secours; il fut atteint par la mort dans la plénitude des intérêts de ce monde, et lorsqu'il se croyoit près du terme où son ambition aspiroit. Il y a dans la destinée de presque tous les hommes, quand on se donne la peine d'y regarder, la preuve manifeste d'un but moral et religieux dont ils ne se doutent pas toujours eux-mêmes, et vers lequel ils marchent à leur insu.

Tous les partis regrettoient alors Mirabeau. La cour se flattoit de l'avoir gagné; les amis de la liberté comptoient néanmoins sur son secours. Les uns se disoient qu'avec une telle hauteur de talent il ne pouvoit désirer l'anarchie, puisqu'il n'avoit pas besoin de la confusion pour être le premier; et les autres étoient certains qu'il souhaitoit des institutions libres, puisque la valeur personnelle n'est à sa place que là où elles existent. Enfin il mourut dans le moment le plus brillant de sa carrière, et les larmes du peuple qui accompagnoit son enterrement, en rendirent la pompe très-touchante ; c'étoit la première fois en France qu'un homme célèbre par ses écrits et par son éloquence recevoit des honneurs qu'on n'accordoit jadis qu'aux grands seigneurs, ou aux guerriers. Le lendemain de sa mort, personne dans l'assemblée constituante ne regardoit sans tristesse la place où Mirabeau avoit coutume de s'asseoir. Le grand chêne étoit tombé, le reste ne se distinguoit plus.

Je me reproche d'exprimer ainsi des regrets pour un caractère peu digne d'estime; mais tant d'esprit est si rare, et il est malheureusement si probable qu'on ne verra rien de pareil dans le cours de sa vie, qu'on ne peut s'empêcher de soupirer, lorsque la mort ferme ses portes d'airain sur un homme naguère si éloquent, si animé, enfin si fortement en possession de la vie.

CHAPITRE XXI.

Départ du roi, le 21 *juin* 1791.

Louis XVI auroit accepté de bonne foi la constitution angloise, si elle lui avoit été présentée réellement, et avec le respect qu'on doit au chef de l'état; mais l'on blessa toutes ses affections, surtout par trois décrets qui étoient plutôt nuisibles qu'utiles à la cause de la nation. On abolit le droit de faire grâce, ce droit qui doit exister dans toute société civilisée, et qui ne peut appartenir qu'à la couronne dans une monarchie; on exigea des prêtres un serment à la constitution civile du clergé, sous peine de la perte de leurs appointemens; et l'on voulut ôter la régence à la reine.

Le plus grand tort peut-être de l'assemblée constituante fut, comme nous l'avons déjà dit, de vouloir créer un clergé dans sa dépendance, ainsi que l'ont fait plusieurs souverains absolus. Elle s'écarta, dans ce but, du système parfait de raison sur lequel elle devoit s'appuyer. Elle provoqua la conscience et l'honneur des ecclésiastiques à résister. Or, les amis de la liberté s'égarent toutes les fois qu'on peut les combattre avec des sentimens généreux, car la vraie liberté ne sauroit avoir d'opposans que parmi ceux qui veulent usurper ou servir; et cependant le prêtre qui refusoit un serment théologique, exigé par la menace, agissoit plus en homme libre que ceux qui tâchoient de le faire mentir à son opinion.

Enfin le troisième décret, celui de la régence, ayant pour but d'écarter la reine, qui étoit suspecte au parti populaire, devoit par divers motifs offenser personnellement Louis XVI. Ce décret le déclaroit *premier fonctionnaire public*, titre très-inconvenable pour un roi, car tout fonctionnaire doit être responsable; et il faut nécessairement faire entrer dans la monarchie héréditaire un sentiment de respect, qui s'allie avec l'inviolabilité de la personne du souverain. Ce respect n'exclut pas le pacte mutuel entre le roi et la nation, pacte qui de tout temps a existé, soit tacitement, soit authentiquement; mais la raison et la délicatesse peuvent toujours s'accorder, quand on le veut réellement.

Le second article du décret sur la régence étoit condamnable par des motifs semblables à ceux que nous avons déjà énoncés; on y déclaroit que le roi seroit déchu du trône s'il sortoit de France. C'étoit prononcer ce qui ne doit pas être prévu, le cas où l'on pourroit destituer un roi. Les vertus et les institutions républicaines élèvent très-haut les peuples à qui leur situation permet d'en jouir; mais, dans les états monarchiques, le peuple se déprave, si on l'accoutume à ne pas respecter l'autorité qu'il a reconnue. Un code pénal contre un monarque est une idée sans application, que ce monarque soit fort ou qu'il soit foible. Dans le second cas, le pouvoir qui le renverse ne s'en tient pas à la loi, de quelque manière qu'on l'ait conçue.

C'est donc sous le seul rapport de la prudence qu'on doit juger le parti que prit le roi en s'échappant des Tuileries, le 21 juin 1791. On avoit certes assez de torts envers lui à cette époque, pour qu'il eût le droit de quitter la France; et peut-être rendoit-il un grand service aux amis mêmes de la liberté, en faisant cesser une situation hypocrite; car leur cause étoit gâtée par les vains efforts qu'ils faisoient pour persuader à la nation que les actes politiques du roi, depuis son arrivée à Paris, étoient volontaires, quand on voyoit clairement qu'ils ne l'étoient pas.

M. Fox me dit en Angleterre, en 1793, qu'à l'époque du départ du roi pour Varennes, il auroit souhaité qu'on le laissât sortir en paix, et que l'assemblée constituante proclamât la république. La France au moins ne se seroit pas souillée des crimes commis depuis envers la famille royale; et, soit que la république pût ou non réussir dans un grand état, il valoit toujours mieux que d'honnêtes gens en fissent l'essai. Mais ce qu'on devoit craindre le plus arriva : l'arrestation du roi et de sa famille.

Un voyage qui exigeoit tant d'adresse et de rapidité, fut arrangé presque comme dans un temps ordinaire; et l'étiquette est si puissante dans les cours, qu'on ne sut pas s'en débarrasser même dans la plus périlleuse des circonstances; il avint de là que l'entreprise manqua.

Quand l'assemblée constituante apprit le départ du roi, son attitude fut très-ferme et très-convenable; ce qui lui avoit manqué jusqu'à ce jour, c'étoit un contre-poids à sa toute-puissance. Malheureusement les François n'apprennent en politique la raison que par la force. Une idée vague de danger planoit sur l'assemblée; il se pouvoit que le roi se rendît à Montmédy comme il en avoit le dessein, et qu'il fût aidé par des troupes étrangères; il se pouvoit qu'un grand parti se déclarât pour lui dans l'intérieur. Enfin les inquiétudes faisoient cesser les exagérations, et parmi les députés du parti populaire, tel qui avoit crié à la tyrannie, quand on lui proposoit la constitution angloise, y auroit souscrit bien volontiers alors.

Jamais on ne sauroit se consoler de l'arrestation du roi à Varennes; des fautes irréparables, des forfaits dont on doit long-temps rougir, ont altéré le sentiment de la liberté dans les âmes les plus faites pour l'éprouver. Si le roi avoit passé la frontière, peut-être une constitution raisonnable seroit-elle sortie de la lutte entre les deux partis. Il falloit avant tout, s'écriera-t-on, éviter la guerre civile. Avant tout, non; beaucoup d'autres fléaux sont encore plus à craindre. Des vertus généreuses se développent dans ceux qui combattent pour leur opinion, et il est plus naturel de verser son sang en la défendant, que pour l'un des milliers d'intérêts politiques, causes habituelles des guerres. Sans doute, il est cruel de se battre contre ses concitoyens; mais il est bien plus horrible encore d'être opprimé par eux; et ce qu'il faut surtout éviter à la France, c'est le triomphe complet d'un parti. Car une longue habitude de la liberté est nécessaire, pour que le sentiment de la justice ne soit point altéré par l'orgueil de la puissance.

Le roi laissa, en s'en allant, un manifeste qui contenoit les motifs de son départ; il rappeloit les traitemens qu'on lui avoit fait éprouver, et déclaroit que son autorité étoit tellement réduite, qu'il n'avoit plus les moyens de gouverner. Au milieu de ces plaintes si légitimes, il ne falloit pas insérer quelques observations trop minutieuses sur le mauvais état du château des Tuileries: il est très-difficile aux souverains héréditaires de ne pas se laisser dominer par les habitudes dans les plus petites comme dans les plus grandes circonstances de leur vie; mais c'est peut-être par cela même qu'ils sont plus propres que les chefs électifs au règne des lois et de la paix. Le manifeste de Louis XVI finissoit par cette assurance mémorable, *qu'en recouvrant son indépendance, il vouloit la consacrer à fonder la liberté du peuple françois sur des bases inébranlables*. Tel étoit le mouvement des esprits alors, que personne ni le roi lui-même n'envisageoit comme possible le rétablissement d'une monarchie sans limites.

Eck ſin uht Fallersleben.

Ich humple nur auf Einem Bein,
Und ſpringe doch über Stock und Stein.
Dem jungen Deutſchland bin ich ein Held:
So renn' ich durch die weite Welt,
Nach Fallersleben zu den Haidſchnucken;
Da laß' ich meine Gedichte drucken.

An Freiligrath

über zwei vom Ober-Cenſur-Gericht ausgeſtrichene Verſe in ſeinem der Kölner Zeitung eingerückten Gedichte.

Vernimm den treuen Rath,
Ich geb' ihn unverhohlen,
Reimreicher Freiligrath!
O reime nicht auf Sohlen!
Das gränzt an Hochverrath;
Ich flehe, wie auf Kohlen,
Bei ſo verwegner That.
Es iſt ja leicht, die Jugend
Zu paaren mit der Tugend;
Auch prangen alle Muſen
Mit einem vollen Buſen:
Das ſind erlaubte Reime,
Süß, gleich dem Honigſeime.
Wer aber ſchwatzt von * *,
Den wird der Teufel holen.

Dès que l'on sut dans l'assemblée que la famille royale avoit été arrêtée à Varennes, on y envoya des commissaires, parmi lesquels étoient Péthion et Barnave : Péthion, homme sans lumières et sans élévation d'âme, vit le malheur des plus touchantes victimes sans en être ému. Barnave sentit une respectueuse pitié, pour le sort de la reine en particulier; et dès cet instant, lui, Duport, Lameth, Regnault de Saint-Jean-d'Angely, Chapelier, Thouret, etc., réunirent tous leurs moyens à ceux de M. de la Fayette, pour relever la monarchie renversée.

Le roi et sa famille firent, à leur retour de Varennes, leur entrée funèbre dans Paris; les habits de la reine et ceux du roi étoient couverts de poussière; les deux enfans de la race royale regardoient avec étonnement ce peuple entier qui se montroit en maître devant ses maîtres abattus. Madame Élisabeth paroissoit au milieu de cette illustre famille, comme un être déjà sanctifié, qui n'a plus rien de commun avec la terre. Trois gardes du corps placés sur le siége de la voiture se voyoient exposés à chaque instant au risque d'être massacrés, et des députés de l'assemblée constituante se mirent plusieurs fois entre eux et les furieux qui vouloient les faire périr. C'est ainsi que le roi retourna dans le palais de ses pères. Hélas! quel triste présage! et comme il fut accompli!

CHAPITRE XXII.

Révision de la constitution.

L'ASSEMBLÉE se vit forcée, par le mouvement populaire, à déclarer que le roi seroit tenu prisonnier dans le château des Tuileries, jusqu'à ce qu'on eût présenté la constitution à son acceptation. M. de la Fayette, comme chef de la garde nationale, eut le malheur d'être condamné à l'exécution de ce décret. Mais si d'une part il plaçoit des sentinelles aux portes du palais du roi, de l'autre il s'opposoit avec une énergie consciencieuse au parti qui vouloit faire prononcer sa déchéance. Il employa contre ceux qui la demandoient la force armée dans le Champ-de-Mars, et il prouva du moins ainsi, que ce n'étoit point par des vues ambitieuses, qu'il s'exposoit à déplaire au monarque, puisqu'en même temps il provoquoit la haine des ennemis du trône. Il me semble que la seule manière de juger avec équité le caractère d'un homme, c'est d'examiner s'il n'y a point de calcul personnel dans sa conduite : s'il n'y en a point, l'on peut blâmer sa manière de voir, mais l'on n'en est pas moins obligé de l'estimer.

Le parti républicain est le seul qui se soit montré lors de l'arrestation du roi. Le nom du duc d'Orléans ne fut pas seulement prononcé; personne n'osa songer à un autre roi que Louis XVI; et du moins lui rendit-on l'hommage de ne lui opposer que des institutions. Enfin la personne du monarque fut déclarée inviolable; on spécifia les cas dans lesquels la déchéance seroit prononcée; mais, si l'on détruisoit ainsi le prestige dont on doit entourer la personne du roi, on s'engageoit d'autant plus à respecter la loi qui lui garantissoit l'inviolabilité dans toutes les suppositions possibles.

L'assemblée constituante a toujours cru, bien à tort, qu'il y avoit quelque chose de magique dans ses décrets, et qu'on s'arrêteroit, en tout, juste à la ligne qu'elle auroit tracée. Mais son autorité, sous ce rapport, ressembloit à celle du ruban qu'on avoit tendu dans le jardin des Tuileries, pour empêcher le peuple de s'approcher du palais : tant que l'opinion fut favorable à ceux qui avoient tendu ce ruban, personne n'imagina de passer outre; mais, dès que le peuple ne voulut plus de la barrière, elle ne signifia plus rien.

On trouve dans quelques constitutions modernes comme article constitutionnel : *le gouvernement sera juste et le peuple obéissant.* S'il étoit possible de commander un tel résultat, la balance des pouvoirs seroit bien inutile ; mais pour arriver à mettre les bonnes maximes en exécution, il faut combiner les institutions de manière que chacun trouve son intérêt à les maintenir. Les doctrines religieuses peuvent se passer de l'intérêt personnel pour commander aux hommes ; et c'est en cela surtout qu'elles sont d'un ordre supérieur ; mais les législateurs, chargés des intérêts de ce monde, tombent dans une sorte de duperie quand ils font entrer les sentimens patriotiques comme un ressort nécessaire dans leur machine sociale. C'est méconnoître l'ordre naturel des événemens, que de compter sur les effets pour organiser la cause : les peuples ne deviennent pas libres, parce qu'ils sont vertueux, mais parce qu'une circonstance heureuse, ou plutôt une volonté forte les mettant en possession de la liberté, ils acquièrent les vertus qui en dérivent.

Les lois dont dépend la liberté civile et politique se réduisent à un très-petit nombre, et ce décalogue politique mérite seul le nom d'articles constitutionnels. Mais l'assemblée nationale a donné ce titre à presque tous ses décrets; soit qu'elle voulût ainsi se soustraire à la sanction du roi, soit qu'elle se fît une sorte d'illusion d'auteur sur la perfection et la durée de son propre ouvrage.

Les hommes sensés cependant parvinrent à faire diminuer le nombre des articles constitutionnels; mais une discussion s'éleva pour savoir si l'on ne décideroit pas que tous les vingt ans une nouvelle assemblée constituante se réuniroit pour reviser la constitution qu'on venoit d'établir, bien entendu que dans cet intervalle on n'y changeroit rien. Quelle confiance dans la stabilité d'un tel ouvrage, et comme elle a été trompée!

Enfin l'on décréta qu'aucun article constitutionnel ne pourroit être modifié que sur la demande de trois assemblées consécutives. C'étoit se faire une étonnante idée de la patience humaine sur des objets d'une telle importance.

Les François d'ordinaire ne voient guère dans la vie que le réel des choses, et ils tournent assez volontiers en dérision les principes, s'ils leur paroissent un obstacle au succès momentané de leurs désirs; mais l'assemblée constituante au contraire fut dominée par la passion des idées abstraites. Cette mode, tout-à-fait opposée à l'esprit de la nation, ne dura pas long-temps. Les factieux se servirent d'abord des argumens métaphysiques pour motiver les actions les plus coupables, et puis ils renversèrent bientôt après cet échafaudage, pour proclamer nettement l'empire des circonstances et le mépris des doctrines.

Le côté droit de l'assemblée avoit eu souvent raison pendant le cours de la session, et plus souvent encore on s'étoit intéressé à lui, parce que le parti le plus fort l'opprimoit et lui refusoit la parole. Il n'est pas de pays où il soit plus nécessaire qu'en France, de faire des règlemens dans les assemblées délibérantes en faveur de la minorité; car on y a tant de goût pour la puissance, qu'on est tenté de vous imputer à crime d'être du parti le moins nombreux (1). Après l'arrestation du roi, les aristocrates, sachant que la monarchie avoit acquis des défenseurs dans le parti populaire, crurent plus sage de les laisser agir, et de se mettre moins en avant eux-mêmes. Les députés convertis firent ce qu'ils purent pour augmenter l'autorité du pouvoir exécutif; mais ils n'osèrent pas cependant aborder les questions dont la décision auroit pu seule raffermir l'état politique de la France; on craignoit de parler de deux chambres comme d'une conspiration. Le droit de dissoudre le corps législatif, si nécessaire au maintien de l'autorité royale, ne lui fut point accordé. On effrayoit les hommes raisonnables en les appelant des aristocrates. Cependant les aristocrates n'étoient point redoutables alors; c'est à cause de cela même, qu'on avoit fait une injure de ce nom. Dans ce temps, comme depuis, on a toujours eu l'art en France de faire porter les inquiétudes sur les vaincus; on diroit que les foibles sont seuls à craindre. C'est un bon prétexte pour accroître la puissance des vainqueurs, que d'exagérer les moyens de leurs adversaires. Il faut se créer des ennemis en ef-

---

(1) Un ouvrage excellent, intitulé : *Tactique des assemblées délibérantes*, rédigé par M. Dumont, de Genève, et contenant en partie les idées de M. Bentham, jurisconsulte anglois, penseur très-profond, devroit être sans cesse consulté

---

par nos législateurs. Car il ne suffit pas d'enlever une délibération dans une chambre, il faut que le parti le plus foible ait été patiemment entendu; tel est l'avantage et le droit du gouvernement représentatif.

figie, si l'on veut exercer son bras à frapper fort.

La majorité de l'assemblée croyoit contenir les jacobins, et cependant elle composoit avec eux, et perdoit du terrain à chaque victoire. Aussi fit-elle une constitution comme un traité entre deux partis, et non comme une œuvre pour tous les temps. Les auteurs de cette constitution lancèrent à la mer un vaisseau mal construit, et crurent justifier chaque faute en citant la volonté de tel homme, ou le crédit de tel autre. Mais les flots de l'Océan que le navire devoit traverser ne se prêtoient point à de tels commentaires.

Quel parti prendre cependant, dira-t-on, quand les circonstances étoient défavorables à ce qu'on croyoit la raison? Résister, toujours résister, et prendre son point d'appui en soi-même. C'est aussi une circonstance que le courage d'un honnête homme, et personne ne sauroit prévoir ce qu'elle peut entraîner. Si dix députés du parti populaire, si cinq, si trois, si même un seul avoit fait sentir tous les malheurs qui devoient résulter d'une œuvre politique sans défense contre les factions; s'il avoit adjuré l'assemblée au nom des principes admirables qu'elle avoit décrétés, et des préjugés qu'elle avoit renversés, de ne pas mettre au hasard tant de biens, formant le trésor de la raison humaine; si l'inspiration de la pensée avoit révélé à quelque orateur, comment on alloit livrer le saint nom de la liberté à l'association funeste des plus cruels souvenirs, peut-être un seul homme eût-il fait reculer la destinée. Mais les applaudissemens ou les murmures des tribunes influoient sur des questions qui auroient dû être discutées dans le calme par les hommes les plus éclairés et les plus réfléchis. La fierté qui fait plus résister à la multitude est d'un autre genre que celle qui rend indépendant d'un despote; néanmoins le même mouvement de sang sert à lutter contre tous les genres d'oppression.

Il ne restoit plus qu'un moyen de réparer les erreurs des lois : c'étoit le choix des hommes. Les députés qui devoient succéder à l'assemblée constituante pouvoient recommencer des travaux imparfaits, et rectifier par un esprit sage les fautes déjà commises. Mais d'abord on repoussa la condition de propriété, nécessaire pour resserrer l'élection dans la classe de ceux qui ont intérêt au maintien de l'ordre. Robespierre, qui devoit jouer un si grand rôle dans le règne du sang, s'éleva contre cette condi-

Die Katheder-Beichte.

Mundt! Mundt! Mundt!
Halte künftig reinen Mund!
Hatteſt freches Zeug geſprochen,
Und was half dir da dein Pochen?
Nun biſt du zu Kreuz gekrochen
Und thuſt aller Welt es kund,
Kund, kund, kund.

Mundt! Mundt! Mundt!
Jenes Vorleg=Schloß am Mund
Iſt in Gnaden abgenommen.
Halte nun dich zu den Frommen;
Sonſt wird dir es ſchlecht bekommen,
Wie das friſche Gras dem Hund,
Hund, Hund, Hund.

An Herrn Lehrreich.

Wahrlich, den Namen verdient ſie, die hoh' ottomanniſche Pforte:
Zieht doch jeder hindurch, ohne zu bücken die Stirn.

* * *

tion, à quelque degré qu'elle fût fixée, comme contre une injustice; il mit en avant la déclaration des droits de l'homme relativement à l'égalité, comme si cette égalité, même dans son sens le plus étendu, admettoit la faculté de tout obtenir sans talent et sans travail. Car s'arroger des droits politiques sans aucun titre pour les exercer, c'est aussi une usurpation. Robespierre joignoit de la métaphysique obscure à des déclamations communes, et c'étoit ainsi qu'il se faisoit de l'éloquence. On a composé pour lui de meilleurs discours quand il a été puissant; mais pendant l'assemblée constituante, personne ne faisoit attention à lui; et, chaque fois qu'il montoit à la tribune, les démocrates de bon goût étoient bien aises de le tourner en ridicule, pour se donner l'air d'un parti modéré.

On décréta qu'une imposition d'un marc d'argent, c'est-à-dire, de cinquante-quatre livres, seroit nécessaire pour être député. C'en étoit assez pour provoquer des complaintes à la tribune sur tous les cadets de famille, sur tous les hommes de génie qui seroient exclus par leur pauvreté de la représentation nationale; et cela ne suffisoit pas néanmoins pour borner les choix du peuple à la classe des propriétaires.

L'assemblée constituante, pour remédier à cet inconvénient, établit deux degrés d'élection; elle décréta que le peuple éliroit des électeurs qui choisiroient les députés. Cette gradation devoit sans doute amortir l'action de l'élément démocratique; et les chefs révolutionnaires l'ont pensé, puisqu'ils l'abolirent quand ils furent les maîtres. Mais le choix direct du peuple, soumis à une juste condition de propriété, est infiniment plus favorable à l'énergie des gouvernemens libres. L'élection immédiate, telle qu'elle existe en Angleterre, peut seule faire pénétrer dans toutes les classes l'esprit public et l'amour de la patrie. La nation s'attache à ses représentans quand c'est elle-même qui les a choisis; mais, lorsqu'elle doit se borner à élire ceux qui doivent élire à leur tour, cette combinaison artificielle refroidit son intérêt. D'ailleurs les colléges électoraux, par cela seul qu'ils sont composés d'un petit nombre d'hommes, prêtent bien plus à l'intrigue que les grandes masses; ils prêtent surtout à cette sorte d'intrigue bourgeoise si avilissante, où l'on voit les hommes du tiers état venir demander aux grands seigneurs de placer leurs fils dans les antichambres de la cour.

Dans les gouvernemens libres, le peuple doit se rallier à la première classe, en y prenant ses représentans; et la première classe doit chercher à plaire au peuple par des talens et des vertus. Ce double lien n'a presque plus de force quand l'acte de choisir passe à travers deux degrés. On détruit ainsi la vie pour se préserver du trouble; il vaut bien mieux, comme en Angleterre, balancer sagement l'élément démocratique par l'élément aristocratique, mais laisser à tous les deux leur indépendance naturelle.

M. Necker a proposé, dans son dernier ouvrage (1), une manière nouvelle d'établir les deux degrés d'élection; il pense que ce devroit être au collége électoral à donner la liste d'un certain nombre de candidats, entre lesquels les assemblées primaires pourroient choisir. Les motifs de cette institution sont développés d'une manière ingénieuse dans le livre de M. Necker. Mais ce qui est évident, c'est qu'il a cru toujours nécessaire que le peuple exerçât pleinement son droit et son jugement, et que les hommes distingués eussent un constant intérêt à captiver son suffrage.

---

(1) Dernières vues de politique et de finance.

Les réviseurs de la constitution en 1791 étoient accusés sans cesse par les jacobins d'être partisans du despotisme, lors même qu'ils en étoient réduits à chercher des détours pour parler du pouvoir exécutif, comme si le nom d'un roi ne pouvoit se prononcer dans une monarchie. Néanmoins les constituans seroient peut-être encore parvenus à sauver la France, s'ils eussent été membres de l'assemblée suivante. Les députés les plus éclairés sentoient ce qui manquoit à la constitution qu'on venoit de terminer à coups d'événemens, et ils auroient tâché de l'amender en l'interprétant. Mais le parti de la médiocrité, qui compte tant de soldats dans tous les rangs, ce parti qui hait les talens, comme les amis de la liberté haïssent les despotes, parvint à faire interdire par un décret aux députés de l'assemblée constituante, la possibilité d'être réélus. Les aristocrates et les jacobins, qui avoient joué un rôle très-inférieur pendant la session, ne se flattoient pas d'être nommés une seconde fois; ils trouvoient donc du plaisir à empêcher ceux qui étoient assurés du suffrage de leurs concitoyens, d'occuper des places dans l'assemblée suivante. Car de toutes les lois agraires, celle qui plairoit le plus au commun des hommes, ce seroit la division des suffrages publics en portions égales, dont le talent ne pût jamais obtenir un plus grand nombre que la médiocrité. Beaucoup d'individus croiroient y gagner, mais l'émulation qui enrichit l'espèce humaine y perdroit tout.

Vainement les premiers orateurs de l'assemblée tâchoient-ils de faire sentir que des successeurs tout nouveaux, et choisis dans un temps de troubles, seroient ambitieux de faire une révolution non moins éclatante que celle qui avoit signalé leurs prédécesseurs. Les membres de l'extrémité du côté gauche, d'accord avec l'extrémité du côté droit, crioient que leurs collègues vouloient accaparer le pouvoir, et des députés ennemis jusqu'alors, les jacobins et les aristocrates, se touchoient la main de joie, en pensant qu'ils auroient le bonheur d'écarter des hommes dont la supériorité les offusquoit depuis deux années.

Quelle faute d'après les circonstances ! Mais aussi quelle erreur de principes, que d'interdire au peuple le choix de ceux qui ont déjà mérité sa confiance ! Dans quel pays trouve-t-on une assez grande quantité d'individus capables, pour que l'on puisse arbitrairement écarter les hommes déjà connus, déjà éprouvés, et qui ont acquis l'expérience des affaires? Rien ne coûte plus à l'état que ces députés qui ont à se créer une fortune nouvelle en fait de réputation; les propriétaires, en ce genre aussi, doivent être préférés à ceux qui ont besoin de s'enrichir.

CHAPITRE XXIII.

Acceptation de la constitution appelée constitution de 1791.

Ainsi finit cette fameuse assemblée qui réunit tant de lumières à tant d'erreurs, qui a fait un bien durable, mais un grand mal immédiat, et dont le souvenir servira long-temps encore de prétexte aux attaques des ennemis de la liberté.

Voyez, disent-ils, ce qu'ont produit les délibérations des hommes les plus éclairés de France. Mais aussi pourroit-on leur répondre : songez à ce que doivent être des hommes qui, n'ayant jamais exercé aucun droit politique, se trouvent tout à coup en possession d'une jouissance funeste à tous les individus, le pouvoir sans bornes ; ils seront long-temps avant de savoir qu'une injustice soufferte par un citoyen quelconque, ami ou ennemi de la liberté, retombe sur la tête de tous ; ils seront long-temps avant de connoître la théorie de la liberté, si simple quand on est né dans un pays où les lois et les mœurs vous l'enseignent, si difficile quand on a vécu sous un gouvernement arbitraire, où rien ne se décide que par les circonstances, et où les principes leur sont toujours soumis. Enfin dans tous les temps et dans tous les pays, faire passer une nation du gouvernement des cours à celui de la loi, c'est une crise de la plus grande difficulté, lors même que l'opinion la rend inévitable.

L'histoire doit donc considérer l'assemblée constituante sous deux points de vue : les abus qu'elle a détruits, et les institutions qu'elle a créées. Sous le premier rapport, elle a de grands droits à la reconnoissance de la race humaine; sous le second, les plus graves erreurs peuvent lui être reprochées.

Sur la proposition de M. de La Fayette, une amnistie générale fut accordée à tous ceux qui avoient pris part au voyage du roi, ou commis ce qu'on peut appeler des délits politiques. Il fit décréter aussi que tout individu pourroit sortir de France et y rentrer sans passe-port. L'émigration étoit alors déjà commencée. Je distinguerai dans le chapitre suivant l'émigration politique de l'émigration nécessaire qui eut lieu plus tard. Mais ce qu'il importe de remarquer, c'est que l'assemblée constituante rejeta toutes les mesures qui lui furent proposées pour entraver la liberté civile. La minorité de la noblesse avoit cet esprit de justice, inséparable du désintéressement. Parmi les députés du tiers état, Dupont de Nemours, qui a survécu malgré son courage, Thouret, Barnave, Chapelier, tant d'autres qui ont péri victimes de leurs excellens principes, ne portoient certainement dans les délibérations que les intentions les plus pures. Mais la majorité tumultueuse et ignorante eut le dessus dans les décrets relatifs à la constitution. On étoit assez éclairé en France sur tout ce qui concernoit l'ordre judiciaire et l'administration ; mais la théorie des pouvoirs exigeoit des connoissances plus approfondies. C'étoit donc le plus pénible des spectacles intellectuels que de voir les bienfaits de la liberté civile, mis sous la sauvegarde d'une liberté politique sans mesure et sans force.

Cette malheureuse constitution, si bonne par ses bases, et si mauvaise par son organisation, fut présentée à l'acceptation du roi. Il ne pouvoit certainement pas la refuser, puisqu'elle terminoit sa captivité ; mais on se flatta que son consentement étoit volontaire. On fit des fêtes, comme si l'on s'étoit cru heureux ; l'on commanda des réjouissances pour se persuader que les dangers étoient passés; les mots de roi, d'assemblée représentative, de monarchie constitutionnelle, répondoient au véritable vœu de tous les François. On crut avoir atteint la réalité des choses, dont on n'avoit obtenu que le nom.

On pria le roi et la reine d'aller à l'Opéra; leur entrée y fut célébrée par des applaudissemens sincères et universels. On donnoit le ballet de Psyché; au moment où les furies dansoient en secouant leurs flambeaux, et où cet éclat d'incendie se répandoit dans toute la salle, je vis le visage du roi et de la reine à la pâle lueur de cette imitation des enfers, et des pressentimens funestes sur l'avenir me saisirent. La reine s'efforçoit d'être aimable, mais on apercevoit une profonde tristesse à travers son obligeant sourire. Le roi, comme à son ordinaire, sembloit plus occupé de ce qu'il voyoit que de ce qu'il éprouvoit; il regardoit de tous les côtés avec calme, et l'on eût dit même avec insouciance; il s'étoit habitué, comme la plupart des souverains, à contenir l'expression de ses sentimens, et peut-être en avoit-il ainsi diminué

Variationen

auf den Refrain des Hexengeſanges im Macbeth.*

Double, double, toil and trouble!
Fire burn and cauldron bubble.

Ueberſetzungen.

Lod're, brodle, daß ſich's modle,
Lod're, Lohe, Keßel brodle!
Bürger und die Voſſe.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne, Keßel ſiede!
Eſchenburg und Schiller.

Doppelt, doppelt Werk und Müh'!
Brenne Feu'r und Keßel brüh'!
Benda.

Brudle, brudle, daß es ſprudle!
Feuer brenne, Keßel brudle.
Kaufmann.

Spart am Werk nicht Fleiß, noch Mühe,
Feuer ſprühe, Keßel glühe!
Graf Baudiſſin.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer, brenne! Keßel, ſiede!
Ortlepp.

la force. L'on alla se promener après l'opéra dans les Champs-Élysées qui étoient superbement illuminés. Le palais et le jardin des Tuileries n'en étant séparés que par la fatale place de la Révolution, l'illumination de ce palais et du jardin se joignoit admirablement à celle des longues allées des Champs-Élysées, réunies entre elles par des guirlandes de lumière.

Le roi et la reine se promenoient lentement dans leur voiture au milieu de la foule, et chaque fois qu'on apercevoit cette voiture, on crioit : *Vive le roi!* Mais c'étoient les mêmes gens qui avoient insulté le même roi à son retour de Varennes, et ils ne se rendoient pas mieux compte de leurs applaudissemens que de leurs outrages.

Je rencontrai en me promenant quelques membres de l'assemblée constituante. Ils ressembloient à des souverains détrônés, très-inquiets de leurs successeurs. Certes, chacun auroit souhaité comme eux qu'ils fussent chargés de maintenir la constitution telle qu'elle étoit, car on en savoit assez déjà sur l'esprit des élections pour ne pas se flatter d'une amélioration dans les affaires. Mais on s'étourdissoit par le bruit qu'on entendoit de toutes parts. Le peuple chantoit, et les colporteurs de journaux faisoient retentir les airs en proclamant à haute voix *la grande acceptation du roi*, *la constitution monarchique*, etc., etc.

Il sembloit que la révolution fût achevée, et la liberté fondée. Toutefois l'on se regardoit les uns les autres, comme pour obtenir de son voisin la sécurité dont on manquoit soi-même.

L'absence des nobles surtout ébranloit cette sécurité, car il ne peut exister de monarchie sans que la classe aristocratique en fasse partie; et malheureusement les préjugés des gentilshommes françois étoient tels, qu'ils repoussoient toute espèce de gouvernement libre; c'est à cette grande difficulté qu'il faut attribuer les défauts les plus graves de la constitution de 1791. Car les seigneurs propriétaires n'offrant aucun soutien à la liberté, la force démocratique a pris nécessairement le dessus. Les barons anglois, dès le temps de la grande charte, ont stipulé les droits des communes, conjointement avec les leurs. En France, les nobles ont combattu ces droits, quand le tiers état les a réclamés; mais n'étant pas assez forts pour lutter contre la nation, ils ont quitté leur pays en masse et sont allés se joindre aux étrangers. Cette résolution funeste a rendu alors la monarchie constitutionnelle impossible, puisqu'elle en a détruit les élémens conservateurs. Nous allons développer les suites nécessaires de l'émigration.

FIN DU TOME PREMIER.

TABLE DES CHAPITRES

CONTENUS

DANS LE TOME PREMIER.

PREMIÈRE PARTIE.

Pag.

Chapitre Ier. Réflexions générales. 1

Chap. II. Considérations sur l'histoire de France. 16

Chap. III. De l'opinion publique en France à l'avénement de Louis XVI. 43

Chap. IV. Du caractère de M. Necker comme homme public. 56

Chap. V. Des plans de M. Necker relativement aux finances. 64

Chap. VI. Des plans de M. Necker en administration. 75

Chap. VII. De la guerre d'Amérique. . . . 87

Chap. VIII. De la retraite de M. Necker en 1781. 90

Chap. IX. Des circonstances qui ont amené la convocation des états généraux. Ministère de M. de Calonne. 107

Chap. X. Suite du précédent. — Ministère de l'archevêque de Toulouse. 121

Chap. XI. Y avoit-il une constitution en France avant la révolution ? 129

Pag.

Chap. XII. Du rappel de M. Necker en 1788. 155

Chap. XIII. De la conduite des derniers états généraux tenus à Paris en 1614. 160

Chap. XIV. De la division par ordres dans les états généraux. 164

Chap. XV. Quelle étoit la disposition des esprits en Europe au moment de la convocation des états généraux. 182

Chap. XVI. Ouverture des états généraux le 5 mai 1789. 184

Chap. XVII. De la résistance des ordres privilégiés aux demandes du tiers état, en 1789. 192

Chap. XVIII. De la conduite du tiers état pendant les deux premiers mois de la session des états généraux. 201

Chap. XIX. Des moyens qu'avoit le roi, en 1789, pour s'opposer à la révolution. . . 207

Chap. XX. De la séance royale du 23 juin 1789. 211

Chap. XXI. Des événemens causés par la séance royale du 23 juin 1789. 225

Chap. XXII. Révolution du 14 juillet. . . . 238

Chap. XXIII. Retour de M. Necker. . . . 242

SECONDE PARTIE.

Chapitre Ier. Mirabeau. 257

Chap. II. De l'assemblée constituante après le 14 juillet. 264

Chap. III. Le général la Fayette. 269

Pag.

Chap. IV. Des biens opérés par l'assemblée constituante. 275

Chap. V. De la liberté de la presse, et de la police pendant l'assemblée constituante. . . 288

Chap. VI. Des divers partis qui se faisoient remarquer dans l'assemblée constituante. . 296

Chap. VII. Des fautes de l'assemblée constituante en fait d'administration. 308

Chap. VIII. Des fautes de l'assemblée nationale en fait de constitution. 315

Chap. IX. Des efforts que fit M. Necker auprès du parti populaire de l'assemblée constituante, pour le déterminer à établir la constitution angloise en France. 323

Chap. X. Le gouvernement anglois a-t-il donné de l'argent pour fomenter les troubles en France? 329

Chap. XI. Des événemens du 5 et du 6 octobre. 332

Chap. XII. L'assemblée constituante à Paris. 347

Chap. XIII. Des décrets de l'assemblée constituante relativement au clergé. 353

Chap. XIV. De la suppression des titres de noblesse. 364

Chap. XV. De l'autorité royale, telle qu'elle fut établie par l'assemblée constituante. . 370

Chap. XVI. De la fédération du 14 juillet 1790. 375

Chap. XVII. Ce qu'étoit la société de Paris pendant l'assemblée constituante. 380

Chap. XVIII. De l'établissement des assignats,

Pag.
et de la retraite de M. Necker. 385
Chap. XIX. De l'état des affaires et des partis politiques dans l'hiver de 1790 à 1791. . 394
Chap. XX. Mort de Mirabeau. 402
Chap. XXI. Départ du roi, le 21 juin 1791. 407
Chap. XXII. Révision de la constitution. . . 415
Chap. XXIII. Acceptation de la constitution appelée constitution de 1791. 429

FIN DE LA TABLE DU TOME PREMIER.

Gall. r. r. 890 h

Glühe, ſprühe, Hexenbrühe,
Feuer brenn' und Keßel glühe!

Hilſenberg.

Brudle, brudle, daß es ſtrudle,
Feuer brenne, Keßel ſprudle.

K. Simrock.

Miſcht ihr alle, miſcht am Schwalle!
Feuer, brenn', und Keßel, walle!

A. W. v. Schlegel, handſchriftlich.

Chor der Ueberſetzer.

Dudle, dudle, dein Geſudle!
Sprudle, Reim, und Jambe, ſtrudle!

*

Spitzle, ſpitzle, dein Geſchnitzle!
Feder, kritzl', und Dinte, ſpritzle!

*

Hobel, hoble! Raſpel, raſple!
Faden, ſchnurr', und Winde, haſple!

*

Stimmen aus der Luft.

Zauberſprüche, Brandgerüche,
Künden fern die Hexenküche.

*

Dunkel, dunkel, beim Gemunkel;
Schwefelblau des Heerds Gefunkel.

*

CONSIDÉRATIONS

SUR LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS

DE

LA RÉVOLUTION FRANÇOISE.

II.

POUR L'ÉTRANGER,

SE TROUVE CHEZ LES LIBRAIRES SUIVANS:

A Francfort [sur le Mein], Brœuner (Louis-Henri).
A Turin, Ch. Bocca et Pic.
A Naples, Borel.
A Genève, Manget et Cherbuliez; Paschoud.
A Varsovie, Glusckaberg et Cie.
A Berlin, Umlang.
A Bruxelles, Lecharlier.
A Manheim, Fontaine.
A Amsterdam, Dufour (Gabriel).
A Lisbonne, Borel, Martin.
A Moscow, Saucet.

Tout contrefacteur, ou débitant d'édition contrefaite, sera poursuivi selon la rigueur des lois.

Delaunay

IMPRIMERIE DE FAIN, PLACE DE L'ODÉON.

CONSIDÉRATIONS
SUR LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS
DE
LA RÉVOLUTION FRANÇOISE,
OUVRAGE POSTHUME
DE MADAME LA BARONNE DE STAËL,
PUBLIÉ
PAR M. LE DUC DE BROGLIE ET M. LE BARON DE STAËL.

> Les révolutions qui arrivent dans les grands états ne sont point un effet du hasard ni du caprice des peuples. Mém. de Sully, T. I, p. 133.

TOME SECOND.

PARIS,
DELAUNAY, LIBRAIRE, PALAIS-ROYAL, GALERIE DE BOIS, N. 243;
BOSSANGE ET MASSON, LIBRAIRES, RUE DE TOURNON, N. 6.
1818.

[illegible]ECA

CONSIDÉRATIONS

SUR

LES PRINCIPAUX ÉVÉNEMENS

DE LA RÉVOLUTION FRANÇOISE.

TROISIÈME PARTIE.

CHAPITRE PREMIER.

De l'émigration.

L'on doit distinguer l'émigration volontaire de l'émigration forcée. Après le renversement du trône en 1792, lorsque le règne de la terreur a commencé, nous avons tous émigré pour nous soustraire aux périls dont chacun étoit menacé. Ce n'est pas un des moindres crimes du gouvernement d'alors, que d'avoir considéré comme coupables ceux qui ne s'éloignoient de leurs foyers que pour échapper à l'assassinat populaire ou juridique; et d'avoir compris dans leur proscription, non-seulement les hommes en état de porter les armes, mais les vieillards, les femmes, les enfans même. L'émigration de 1791, au contraire, n'étant provoquée par aucun genre de danger, doit être considérée comme une résolution de parti; et, sous ce rapport, on peut la juger d'après les principes de la politique.

Au moment où le roi fut arrêté à Varennes, et ramené captif à Paris, un grand nombre de nobles se déterminèrent à quitter leur pays pour réclamer le secours des puissances étrangères, et pour les engager à réprimer la révolution par les armes. Les premiers émigrés obligèrent les gentilshommes restés en France à les suivre; ils leur commandèrent ce sacrifice au nom d'un genre d'honneur qui tient à l'esprit de corps, et l'on vit la caste des privilégiés françois couvrir les grandes routes pour se rendre aux camps des étrangers sur la rive ennemie. La postérité prononcera, je crois, que la noblesse, en cette occasion, s'écarta des vrais principes qui servent de base à l'union sociale. En supposant que les gentilshommes n'eussent pas mieux fait de s'associer dès l'origine aux institutions que nécessitoient les progrès des lumières et l'accroissement du tiers état, du moins dix mille nobles de plus autour du roi, auroient peut-être empêché qu'il ne fût détrôné. Mais, sans se perdre dans des suppositions qui peuvent toujours être contestées, il y a des devoirs inflexibles en politique comme en morale, et le premier de tous, c'est de ne jamais livrer son pays aux étrangers, lors même qu'ils s'offrent pour appuyer avec leurs armées le système qu'on regarde comme le meilleur. Un parti se croit le seul vertueux, le seul légitime ; un autre le seul national, le seul patriote : comment décider entre eux ? Étoit-ce un jugement de Dieu pour les François que le triomphe des troupes étrangères? Le jugement de Dieu, dit le proverbe, c'est la voix du peuple. Quand une guerre civile eût été nécessaire pour mesurer les forces et manifester la majorité, la nation en seroit devenue plus grande à ses propres yeux comme à ceux de ses rivaux. Les chefs de la Vendée inspirent mille fois plus de respect que ceux d'entre les François qui ont excité les diverses coalitions de l'Europe contre leur patrie. On ne sauroit triompher dans la guerre civile qu'à l'aide du courage, de l'énergie ou de la justice ; c'est aux facultés de l'âme qu'appartient le succès dans une telle lutte : mais pour attirer les puissances étrangères dans son pays, une intrigue, un hasard, une relation avec un général ou avec un ministre en faveur, peuvent suffire. De tout temps les émigrés se sont joués de l'indépendance de leur patrie; ils la veulent, comme un jaloux sa maîtresse, morte ou fidèle; et l'arme avec laquelle ils croient combattre les factieux, s'échappe souvent de leurs mains, et frappe d'un coup mortel le pays même qu'ils prétendoient sauver.

Les nobles de France se considèrent malheureusement plutôt comme les compatriotes des nobles de tous les pays, que comme les concitoyens des François. D'après leur manière de voir, la race des anciens conquérans de l'Europe se doit mutuellement des secours d'un empire à l'autre; mais les nations, au contraire, se sentant un tout homogène, veulent disposer de leur sort; et depuis l'antiquité jusqu'à nos jours, les peuples libres ou seulement fiers, n'ont jamais supporté sans frémir l'intervention des gouvernemens étrangers dans leurs querelles intestines.

Des circonstances particulières à l'histoire de France, y ont séparé les privilégiés et le tiers état d'une manière plus prononcée que dans aucun autre pays de l'Europe. L'urbanité des mœurs cachoit les divisions politiques; mais les priviléges pécuniaires, le nombre des emplois donnés exclusivement aux nobles, l'inégalité dans l'application des lois, l'étiquette des cours, tout l'héritage des droits de conquête traduits en faveurs arbitraires, ont créé, en France, pour ainsi dire, deux nations dans une seule. En conséquence, les nobles émigrés ont voulu traiter la presque totalité du peuple françois comme des vassaux révoltés; et loin de rester dans leur pays, soit pour triompher de l'opinion dominante, soit pour s'y réunir, ils ont trouvé plus simple d'invoquer la gendarmerie européenne, afin de mettre Paris à la raison. C'étoit, disoient-ils, pour délivrer la majorité du joug d'une minorité factieuse, qu'on recouroit aux armes des alliés voisins. Une nation qui auroit besoin des étrangers pour s'affranchir d'un joug quelconque, seroit tellement avilie, qu'aucune vertu ne pourroit de long-temps s'y développer : elle rougiroit de ses oppresseurs et de ses libérateurs tout ensemble. Henri IV, il est vrai, admit des corps étrangers dans son armée; mais il les avoit comme auxiliaires, et ne dépendoit point d'eux. Il opposoit des Anglois et des Allemands protestans aux ligueurs dominés par les catholiques espagnols; mais toujours il étoit entouré d'une force françoise assez considérable pour être le maître de ses alliés. En 1791, le système de l'émigration étoit faux et condamnable, car une poignée de François se perdoit au milieu de toutes les baïonnettes de l'Europe. Il y avoit d'ailleurs encore beaucoup de moyens de s'entendre en France entre soi; des hommes très-estimables étoient à la tête du gouvernement, des erreurs en politique pouvoient être réparées, et les meurtres judiciaires n'avoient point encore été commis.

Loin que l'émigration ait maintenu la considération de la noblesse, elle y a porté la plus forte atteinte. Une génération nouvelle s'est élevée pendant l'absence des gentilshommes, et comme cette génération a vécu, prospéré, triomphé sans les privilégiés, elle croit encore pouvoir exister par elle-même. Les émigrés, d'autre part, vivant toujours dans le même cercle, se sont persuadés que tout étoit rébellion hors de leurs anciennes habitudes; ils ont pris ainsi par degrés le même genre d'inflexibilité qu'ont les prêtres. Toutes les traditions politiques sont devenues à leurs yeux des articles de foi, et ils se sont fait des dogmes des abus. Leur attachement à la famille royale dans son malheur est très-digne de respect; mais

Sud und Brodem dampft am Boden,
Oben ſchwebt des Dichters Odem.

*

In den Keßeln ihn zu feßeln,
Schürt die Glut mit Dorn und Neßeln.

*

Doppelt, doppelt, Stroh geſtoppelt!
Vers gezählt, und Reim gekoppelt!

*

Unken, Unken, ſchrei'n wie trunken:
Tanzt im Sumpf, Irrlichter-Funken!

Mangel an Beruf.

Schweizeriſch.

Kunſcht-Pfachter! laß die Schnuuze von der Kunſcht!
Du haſcht nu eimol nüt der Muoſe Gunſcht.
Guot ſchwyzeriſch ze ſage, ſollſchtu wiße,
Du haſcht die alt' und nüwe Kunſcht ....*)

---

*) Die Handſchrift war hier unleſerlich. Die Ergänzung iſt auf verſchiedene Weiſe verſucht worden: zerrißen, zerſplißen, verſchlißen, beſchmißen u. ſ. w. Auf jeden Fall kann man verſichern, das fehlende Wort aus dem Munde ſchweizeriſcher Damen gehört zu haben. Note des Vfs.

pourquoi faire consister cet attachement dans la haine des institutions libres et l'amour du pouvoir absolu ? Et pourquoi repousser le raisonnement en politique comme s'il s'agissoit des saints mystères, et non pas des affaires humaines? En 1791, le parti des aristocrates s'est séparé de la nation de fait et de droit, d'une part, en s'éloignant de France, et de l'autre, en ne reconnoissant pas que la volonté d'un grand peuple doit être de quelque chose dans le choix de son gouvernement. Qu'est-ce que cela signifie, des nations? répétoient-ils sans cesse : il faut des armées. Mais les armées ne fontelles pas partie des nations? Tôt ou tard l'opinion ne pénètre-t-elle pas aussi dans les rangs mêmes des soldats, et de quelle manière peuton étouffer ce qui anime maintenant tous les pays éclairés, la connoissance libre et réfléchie des intérêts et des droits de tous?

Les émigrés ont dû se convaincre, par leurs propres sentimens dans différentes circonstances, que le parti qu'ils avoient pris étoit digne de blâme. Quand ils se trouvoient au milieu des uniformes étrangers, quand ils entendoient les langues germaniques, dont aucun son ne leur rappeloit les souvenirs de leur vie passée, pouvoient-ils se croire encore sans reproche ? Ne voyoient-ils pas la France toute entière se défendant sur l'autre bord ? N'éprouvoient-ils pas une insupportable douleur, en reconnoissant les airs nationaux, les accens de leur province, dans le camp qu'il falloit appeler ennemi ? Combien d'entre eux ne se sont pas retournés tristement vers les Allemands, vers les Anglois, vers tant d'autres peuples qu'on leur ordonnoit de considérer comme leurs alliés ! Ah ! l'on ne peut transporter ses dieux pénates dans les foyers des étrangers. Les émigrés, lors même qu'ils faisoient la guerre à la France, ont souvent été fiers des victoires de leurs compatriotes. Ils étoient battus comme émigrés, mais ils triomphoient comme François, et la joie qu'ils en ressentoient, étoit la noble inconséquence des cœurs généreux. Jacques II s'écrioit à la bataille de la Hogue, pendant la défaite de la flotte françoise, qui soutenoit sa propre cause contre l'Angleterre : « *Comme mes braves Anglois se battent !* » Et ce sentiment lui donnoit plus de droits au trône qu'aucun des argumens employés pour l'y maintenir. En effet, l'amour de la patrie est indestructible comme toutes les affections sur lesquelles nos premiers devoirs sont fondés. Souvent une longue absence ou des querelles de parti ont brisé toutes vos relations; vous ne connoissez plus personne dans cette patrie qui est la vôtre; mais à son nom, mais à son aspect, tout votre cœur est ému; et loin qu'il faille combattre de telles impressions comme des chimères, elles doivent servir de guide à l'homme vertueux.

Plusieurs écrivains politiques ont accusé l'émigration de tous les maux arrivés à la France. Il n'est pas juste de s'en prendre aux erreurs d'un parti, des crimes de l'autre; mais il paroît démontré néanmoins qu'une crise démocratique est devenue beaucoup plus probable, quand tous les hommes employés dans la monarchie ancienne, et qui pouvoient servir à recomposer la nouvelle, s'ils l'avoient voulu, ont abandonné leur pays. L'égalité s'offrant alors de toutes parts, les hommes passionnés se sont trop abandonnés au torrent démocratique; et le peuple, ne voyant plus la royauté que dans le roi, a cru qu'il suffisoit de renverser un homme pour fonder une république.

CHAPITRE II.

Prédiction de M. Necker sur le sort de la constitution de 1791.

PENDANT les quatorze dernières années de sa vie, M. Necker ne s'est pas éloigné de sa terre de Coppet en Suisse. Il a vécu dans la retraite la plus absolue; mais le repos qui naît de la dignité n'exclut pas l'activité de l'esprit; aussi ne cessa-t-il point de suivre avec la plus grande sollicitude chaque événement qui se passoit en France; et les ouvrages qu'il a composés à différentes époques de la révolution, ont un caractère de prophétie; parce qu'en examinant les défauts des constitutions diverses qui ont régi momentanément la France, il annonçoit d'avance les conséquences de ces défauts, et ce genre de prédictions ne sauroit manquer de se réaliser.

M. Necker joignoit à l'étonnante sagacité de son esprit une sensibilité pour le sort de l'espèce humaine et de la France en particulier, dont il n'y a eu d'exemple, je crois, dans aucun publiciste. On traite d'ordinaire la politique d'une manière abstraite, et en la fondant presque toujours sur le calcul ; mais M. Necker s'est surtout occupé des rapports de cette science avec la morale individuelle, le bonheur et la dignité des nations. C'est le Fénélon de la politique, si j'ose m'exprimer ainsi, en honorant ces deux grands hommes par l'analogie de leurs vertus.

Le premier ouvrage qu'il publia en 1791 est intitulé : *De l'administration de M. Necker, par lui-même*. A la suite d'une discussion politique très-approfondie sur les diverses compensations que l'on auroit dû accorder aux privilégiés pour la perte de leurs anciens droits, il dit, en s'adressant à l'assemblée : « Je l'entends; on me » reprochera mon attachement obstiné aux principes de la justice, et l'on essayera de le déprimer en y donnant le nom de *pitié aristocratique*. Je sais mieux que vous, de quelle sorte est » la mienne. C'est pour vous, les premiers, que » j'ai connu ce sentiment d'intérêt ; mais alors » vous étiez sans union et sans force ; c'est pour » vous, les premiers, que j'ai combattu. Et dans » le temps où je me plaignois si fortement de » l'indifférence qu'on vous témoignoit, lorsque » je parlois des égards qui vous étoient dus; » lorsque je montrois une inquiétude conti-

» nuelle sur le sort du peuple; c'étoit aussi par
» des jeux de mots qu'on cherchoit à ridiculiser
» mes sentimens. Je voudrois bien aimer d'au-
» tres que vous, lorsque vous m'abandonnez;
» je voudrois bien le pouvoir; mais je n'ai pas
» cette consolation; vos ennemis et les miens
» ont mis, entre eux et moi, une barrière que
» je ne chercherai jamais à rompre, et ils doi-
» vent me haïr toujours, puisqu'ils m'ont
» rendu responsable de leurs propres fautes.
» Ce n'est pas moi cependant qui les ai en-
» couragés à jouir sans mesure de leur an-
» cienne puissance, et ce n'est pas moi qui les
» ai rendus inflexibles, lorsqu'il falloit com-
» mencer à traiter avec la fortune. Ah! s'ils n'é-
» toient pas dans l'oppression, s'ils n'étoient
» pas malheureux, combien de reproches n'au-
» rois-je pas à leur faire! Aussi, quand je les dé-
» fends encore dans leurs droits et leurs proprié-
» tés, ils ne croiront pas, je l'espère, que je
» songe un instant à les regagner. Je ne veux
» aujourd'hui ni d'eux ni de personne; c'est de
» mes souvenirs, de mes pensées, que je cher-
» che à vivre et mourir; quand je fixe mon at-
» tention sur la pureté des sentimens qui m'ont
» guidé, je ne trouve nulle part une associa-
» tion qui me convienne; et, dans le besoin ce-

» pendant que toute âme sensible en éprouve, » je la forme cette association, je la forme en » espérance avec les hommes honnêtes de tous » les pays, avec ceux, en si petit nombre, » dont la première passion est l'amour du bien » sur cette terre. »

M. Necker regrettoit amèrement cette popularité qu'il avoit, sans hésiter, sacrifiée à ses devoirs. Quelques personnes lui ont fait un tort du prix qu'il y attachoit. Malheur aux hommes d'état qui n'ont pas besoin de l'opinion publique! Ce sont des courtisans ou des usurpateurs; ils se flattent d'obtenir, par l'intrigue ou par la terreur, ce que les caractères généreux ne veulent devoir qu'à l'estime de leurs semblables.

En nous promenant ensemble, mon père et moi, sous ces grands arbres de Coppet qui me semblent encore des témoins amis de ses nobles pensées, il me demanda une fois si je croyois que toute la France partageât les soupçons populaires dont il avoit été la victime dans sa route de Paris en Suisse. « Il me » semble, me disoit-il, que dans quelques » provinces ils ont reconnu jusqu'au dernier » jour la pureté de mes intentions et mon atta» chement à la France? » A peine m'eut-il adressé cette question, qu'il craignit d'être trop attendri par ma réponse. « N'en par-» lons plus, dit-il, Dieu lit dans mon cœur : » c'est assez. » Je n'osai pas, ce jour-là même, le rassurer, tant je voyois d'émotion contenue dans tout son être. Ah ! que les ennemis d'un tel homme doivent être durs et bornés ! C'est à lui qu'il falloit adresser ces paroles de Ben Johnson, en parlant de son illustre ami le chancelier d'Angleterre. « Je prie Dieu qu'il vous donne » de la force dans votre adversité ; car, pour de » la grandeur vous n'en sauriez manquer. »

M. Necker, au moment où le parti démocratique, alors tout-puissant, lui faisoit des propositions de rapprochement, s'exprimoit avec la plus grande force sur la funeste situation à laquelle on avoit réduit l'autorité royale. Et, quoiqu'il crût peut-être trop à l'ascendant de la morale et de l'éloquence, dans un temps où l'on commençoit à ne s'occuper que de l'intérêt personnel, il se servoit mieux que personne de l'ironie et du raisonnement, quand il le jugeoit à propos. J'en vais citer un exemple entre plusieurs.

« J'oserai le dire, la hiérarchie politique éta-» blie par l'assemblée nationale sembloit exiger,

» plus qu'aucune autre ordonnance sociale, l'intervention efficace du monarque. Cette auguste médiation pouvoit seule, peut-être, » conserver les distances entre tant de pouvoirs » qui se rapprochent, entre tant d'élus à titres » pareils, entre tant de dignitaires égaux par » leur premier état, et si près encore les uns » des autres par la nature de leurs fonctions et » la mobilité de leurs places; elle seule pouvoit » vivifier, en quelque manière, les gradations » abstraites et toutes constitutionnelles qui » doivent composer dorénavant l'échelle des » subordinations.

» Je vois bien

» Des assemblées primaires qui nomment un » corps électoral;

» Ce corps électoral, qui choisit des députés » à l'assemblée nationale;

» Cette assemblée, qui rend des décrets, et » demande au roi de les sanctionner et de les » promulguer;

» Le roi qui les adresse aux départemens;

» Les départemens qui les transmettent aux » districts;

» Les districts qui donnent des ordres aux » municipalités;

» Les municipalités qui, pour l'exécution de

» ces décrets, requièrent au besoin l'assistance » des gardes nationales;

» Les gardes nationales qui doivent contenir » le peuple;

» Le peuple qui doit obéir.

» L'on aperçoit dans cette succession un ordre » de numéros, auquel il n'y a rien à redire; un, » deux, trois, quatre, cinq, six, sept, huit, » neuf, dix; tout se suit dans la perfection. » Mais en gouvernement, mais en obéissance, » c'est par la liaison, c'est par le rapport moral » des différentes autorités, que l'ordre général » se maintient. Le législateur auroit une fonc- » tion trop aisée, si, pour opérer cette grande » œuvre politique, la soumission du grand » nombre à la sagesse de quelques-uns, il lui » suffisoit de conjuguer le verbe *commander*, et » de dire comme au collége, je commanderai, » tu commanderas, il commandera, nous com- » manderons, etc. Il faut nécessairement, pour » établir une subordination effective, et pour » assurer le jeu de toutes les parties ascendantes » et descendantes, qu'il y ait entre toutes les » supériorités de convention, une gradation » proportionnelle de considération et de res- » pect. Il faut, de rang en rang, une distinction » qui impose, et, au sommet de ces gradations,

Ein Porträt ohne Namen.

Abſprechend über alles; naſeweis;
Ein kleiner litterariſcher Scherwenzel;
Ein Springinsfeld, der, was er irgend weiß,
Bequemlich trägt in ſeinem Burſchen-Ränzel;
So drängt er ſich in edler Meiſter Kreiß,
Und zupft aus ihren Lorbeern ſich ein Kränzel.
Wie heißt er doch? Der Nam' entfiel mir. — —

Parabel

vom Eulenſpiegel und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten,
Die Eulenſpiegels Witze gerathen,
Iſt eine von ſondrer Lehr und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät ſtutzen.
Nach Roſtock, der berühmten Stadt,
Beſchied er ſie zu gemeinem Rath,
Er woll' ihnen etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,
Daß jeder es auf die Seinen vererbe,
Eine große Sach für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausſchreiben gab er Kunde
Den wendiſchen Städten in die Runde.

» il faut un pouvoir qui, par un mélange de
» réalité et d'imagination, influe par son action
» sur l'ensemble de la hiérarchie politique.

» Il n'est point de pays où les distinctions
» d'état soient plus effacées, que sous le gouvernement
» despote des califes de l'Orient; mais
» nulle part aussi les châtimens ne sont plus
» rapides, plus sévères et plus multipliés. Les
» chefs de la justice et de l'administration y ont
» une décoration qui suffit à tout, c'est le cortége
» des janissaires, des muets et des bourreaux. »

Ces derniers paragraphes se rapportent à la nécessité d'un corps aristocratique, c'est-à-dire, d'une chambre des pairs, pour maintenir une monarchie.

Pendant son dernier ministère, M. Necker avoit défendu les principes du gouvernement anglois successivement contre le roi, les nobles et les représentans du peuple, à l'époque où chacune de ces autorités avoit été la plus forte. Il continua le même rôle comme écrivain, et il combattit dans ses ouvrages l'assemblée constituante, la convention, le directoire et Bonaparte, tous les quatre au faîte de leur prospérité, opposant à tous les mêmes principes, et leur annonçant qu'ils se perdoient, même en atteignant leur but, parce qu'en fait de politique, ce qui égare le plus les corps et les individus, c'est le triomphe que l'on peut momentanément remporter sur la justice; ce triomphe finit toujours par renverser ceux qui l'obtiennent.

M. Necker, qui jugeoit la constitution de 1791 en homme d'état, publia son opinion sur ce sujet, sous la première assemblée, lorsque cette constitution inspiroit encore un grand enthousiasme. Son ouvrage intitulé *Du pouvoir exécutif dans les grands états*, est reconnu pour classique par les penseurs. Il contient des idées très-nouvelles sur la force nécessaire aux gouvernemens en général; mais ces réflexions sont d'abord spécialement appliquées à l'ordre de choses que l'assemblée constituante venoit de proclamer. Dans ce livre, plus encore que dans le précédent, l'on pourroit prendre les prédictions pour une histoire, tant les événemens que les défauts des institutions devoient amener, y sont détaillés avec précision et clarté. M. Necker, en comparant la constitution angloise avec l'œuvre de l'assemblée constituante, finit par ces paroles remarquables : « Les François regretteront trop tard de n'avoir pas eu » plus de respect pour l'expérience, *et d'avoir » méconnu sa noble origine sous ses vêtemens » usés et déchirés par le temps.* »

Il prédit dans le même livre la terreur qui alloit naître du pouvoir des jacobins; et, chose plus remarquable encore, la terreur qui naîtroit après eux par l'établissement du despotisme militaire.

Il ne suffisoit pas à un publiciste tel que M. Necker, de présenter le tableau de tous les malheurs qui résulteroient de la constitution de 1791. Il devoit encore donner à l'assemblée législative des conseils pour y échapper. L'assemblée constituante avoit décrété plus de trois cents articles, auxquels aucune des législatures suivantes n'avoit le droit de toucher qu'à des conditions qu'il étoit presque impossible de réunir; et cependant parmi ces articles immuables se trouvoient le mode adopté pour nommer à des places inférieures, et autres choses d'aussi peu d'importance; « de manière » qu'il ne seroit ni plus facile, ni moins diffi- » cile de changer en république la monarchie » françoise, que de modifier les plus indiffé- » rens de tous les détails compris, on ne sait » pourquoi, dans l'acte constitutionnel. »

» Il me semble, dit ailleurs M. Necker, que, » dans un grand état, on ne peut vouloir la li- » berté, et renoncer en aucun temps aux con- » ditions suivantes :

» 1°. L'attribution exclusive du droit législatif aux représentans de la nation, sous une » sanction du monarque; et dans ce droit législatif se trouvent compris, sans exception, » le choix et l'établissement des impôts.

» 2°. La fixation des dépenses publiques par » la même autorité; et à ce droit se rapporte » évidemment la détermination des forces militaires.

» 3°. La reddition de tous les comptes de recettes et de dépenses par-devant les commissaires des représentans de la nation.

» 4°. Le renouvellement annuel des pouvoirs » nécessaires pour la levée des contributions, » en exceptant de cette condition les impôts » hypothéqués au paiement des intérêts de la » dette publique.

» 5°. La proscription de toute espèce d'autorité arbitraire, et le droit donné à tous les » citoyens d'intenter une action civile ou criminelle contre tous les officiers publics qui » auroient abusé envers eux de leur pouvoir.

» 6°. L'interdiction aux officiers militaires » d'agir dans l'intérieur du royaume sans la » réquisition des officiers civils.

» 7°. Le renouvellement annuel, par le corps » législatif, des lois qui constituent la disci-

» pline, et par conséquent l'action et la force » de l'armée.

» 8°. La liberté de la presse étendue jusqu'au » degré compatible avec la morale et la tran- » quillité publique.

» 9°. L'égale répartition des charges publi- » ques, et l'aptitude légale de tous les citoyens » à l'exercice des fonctions publiques.

» 10°. La responsabilité des ministres et des » premiers agens du gouvernement.

» 11°. L'hérédité du trône, afin de prévenir » les factions, et de conserver la tranquillité de » l'état.

» 12°. L'attribution pleine et entière du » pouvoir exécutif au monarque, avec tous les » moyens nécessaires pour l'exercer, afin d'as- » surer ainsi l'ordre public, afin d'empêcher » que tous les pouvoirs rassemblés dans le corps » législatif n'introduisent un despotisme non » moins oppresseur que tout autre.

» On devroit ajouter à ces principes le res- » pect le plus absolu pour les droits de pro- » priété, si ce respect ne composoit pas un des » élémens de la morale universelle, sous quel- » que forme de gouvernement que les hommes » soient réunis.

» Les douze articles que je viens d'indiquer,

» présentent à tous les hommes éclairés les » bases fondamentales de la liberté civile et politique d'une nation. Il falloit donc les placer » hors de ligne dans l'acte constitutionnel, et » l'on ne devoit pas les confondre avec les » nombreuses dispositions que l'on vouloit » soumettre à un renouvellement continuel de » discussion.

» Pourquoi ne l'a-t-on pas fait? C'est qu'en » assignant à ces articles une place marquée » dans la charte constitutionnelle, on eût montré distinctement deux vérités que l'on vouloit » obscurcir.

» L'une, que les principes fondamentaux de » la liberté françoise se trouvoient en entier, » ou dans le texte, ou dans l'esprit de la déclaration que le monarque avoit faite le 27 décembre 1788, et dans ses explications subséquentes.

» L'autre, que tous les ordres de l'état, que » toutes les classes de citoyens, après un premier temps d'incertitude et d'agitation, auroient fini vraisemblablement par donner leur » assentiment à ces mêmes principes, et l'y » donneroient peut-être encore, s'ils étoient » appelés à le faire. »

On les a vus reparoître, ces articles qui constituent l'évangile social, sous une forme à peu près semblable dans la déclaration du 2 mai, datée de Saint-Ouen, par Sa Majesté Louis XVIII, et dans une autre circonstance dont nous aurons occasion de parler plus tard. Depuis le 27 décembre 1788, jusqu'au 8 juillet 1815, voilà ce que les François ont voulu quand ils ont pu vouloir.

Le livre *du Pouvoir exécutif dans les grands états* est le meilleur guide que puissent prendre les hommes appelés à faire ou à modifier une constitution quelconque; car c'est, pour ainsi dire, la carte politique où tous les dangers qui se présentent sur la route de la liberté sont signalés.

A la tête de cet ouvrage, M. Necker s'adresse ainsi aux François :

« Il me souvient du temps où, en publiant » le résultat de mes longues réflexions sur les » finances de la France, j'écrivois ces paroles : » *Oui, nation généreuse, c'est à vous que je* » *consacre cet ouvrage*. Hélas ! qui me l'eût » dit que, dans la révolution d'un si petit » nombre d'années, le moment arriveroit où » je ne pourrois plus me servir des mêmes » expressions, et où j'aurois besoin de tourner » mes regards vers d'autres nations, pour avoir

» de nouveau le courage de parler de justice » et de morale! Ah! pourquoi ne m'est-il pas » permis de dire aujourd'hui : C'est à vous que » j'adresse cet ouvrage, à vous, nation plus généreuse encore, depuis que la liberté a développé votre caractère, et l'a dégagé de » toutes ses gênes; à vous, nation plus généreuse encore, depuis que votre front ne porte » plus l'empreinte d'aucun joug; à vous, nation plus généreuse encore, depuis que vous » avez fait l'épreuve de vos forces, et que vous » dictez vous-même les lois auxquelles vous » obéissez! — Ah! que j'aurois tenu ce langage » avec délices! mon sentiment existe encore; » mais il me semble errant, il me semble en » exil; et, dans mes tristes regrets, je ne puis, » ni contracter de nouveaux liens, ni reprendre, » même en espérance, l'idée favorite, et l'unique passion dont mon âme fut si long-temps » remplie. »

Je ne sais, mais il me semble que jamais on n'a mieux exprimé ce que nous sentons tous : cet amour pour la France qui fait tant de mal à présent, tandis qu'autrefois il n'étoit point de jouissance plus noble ni plus douce.

CHAPITRE III.

Des divers partis dont l'assemblée législative étoit composée.

On ne peut s'empêcher d'éprouver un profond sentiment de douleur, lorsqu'on se retrace les époques de la révolution, où une constitution libre auroit pu être établie en France, et qu'on voit non-seulement cet espoir renversé, mais les événemens les plus funestes prendre la place des institutions les plus salutaires. Ce n'est pas un simple souvenir qu'on se retrace, c'est une peine vive qui recommence.

L'assemblée constituante, vers la fin de son règne, se repentit de s'être laissé entrainer par les factions populaires. Elle avoit vieilli en deux années, comme Louis XIV en quarante ans; c'étoit aussi par de justes craintes que la modération avoit repris quelque empire sur elle. Mais ses successeurs arrivèrent avec la fièvre révolutionnaire, dans un temps où il n'y avoit plus rien à réformer ni à détruire. L'édifice social penchoit du côté démocratique, et il falloit le relever en augmentant le pouvoir du trône. Toutefois, le premier décret de cette assemblée législative fut pour refuser le titre de majesté au roi, et pour lui assigner un fauteuil en tout semblable à celui du président. Les représentans du peuple se donnoient ainsi l'air de croire qu'on n'avoit un roi que pour lui faire plaisir à lui-même, et qu'en conséquence on devoit retrancher de ce plaisir le plus possible. Le décret du fauteuil fut rapporté, tant il excita de réclamations parmi les hommes sensés; mais le coup étoit porté, soit dans l'esprit du roi, soit dans celui du peuple; l'un sentit que sa position n'étoit pas tenable, l'autre embrassa le désir et l'espoir de la république.

Trois partis très-distincts se faisoient remarquer dans l'assemblée : les constitutionnels, les jacobins, et les républicains. Il n'y avoit presque pas de nobles, et point de prêtres parmi les constitutionnels; la cause des privilégiés étoit déjà perdue, mais celle du trône se disputoit encore, et les propriétaires et les esprits sages formoient un parti conservateur au milieu de la tourmente populaire.

Ramond, Matthieu Dumas, Jaucourt, Beugnot, Girardin, se distinguoient parmi les

In Holſtein, Pommern, bis Stettin
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.
Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkſtätten hergelaufen;
Bracht' jeder Scheer', Elle, Nadel und Zwirn,
Und plagt' im voraus drob ſein Gehirn,
Was er doch Neues hätt' erſonnen,
Das ſie noch nicht gewußt, noch begonnen.
Als ſie nun warteten auf dem Platz,
Stieg Eulenſpiegel, der ſchlaue Fratz,
Frei hinauf in ein hohes Haus,
Und ſchaute oben zum Fenſter hinaus.
Ehrbare Meiſter vom Schneidergewerke,
So ſprach er, jeder hör' und merke:
Habt ihr Scheer', Ell' und Nadel gut,
Dazu noch Zwirn und Fingerhut,
So habt ihr zu eurem Handwerk genug;
Das ſchafft ſich jeder mit gutem Fug.
An allem dem iſt keine Kunſt,
Nur Eines, bitt' ich, bemerkt mit Gunſt.
Wenn ihr die Nadel habt eingeöhrt,
So macht einen Knoten, wie ſich's gehört,
An's andere Ende des Fadens recht,
Daß ihr umſonſt viel Stiche nicht ſtecht.
Denn, wenn ihr nicht den Knoten knüpft,
Der Faden euch durch das Tuch hinſchlüpft;
So bringt ihr nimmer zu Stand die Nath:
Vergeßt es nicht, dieß iſt mein Rath.

Die Schneider ſahen einander an,
Sprach jeder zu ſeinem Nachbarsmann:

constitutionnels : ils avoient du courage, de la raison, de la persévérance, et l'on ne pouvoit les accuser d'aucun préjugé aristocratique. Ainsi la lutte qu'ils soutinrent en faveur de la monarchie fait infiniment d'honneur à leur conduite politique. Le même parti jacobin, qui existoit dans l'assemblée constituante, sous le nom de la Montagne, se remontra dans l'assemblée législative; mais il étoit encore moins digne d'estime que ses prédécesseurs. Car, au moins, dans l'assemblée constituante, l'on avoit eu lieu de craindre, pendant quelques momens, que la cause de la liberté ne fût pas la plus forte, et les partisans de l'ancien régime, restés députés, pouvoient encore être redoutables; mais, dans l'assemblée législative, il n'y avoit ni dangers, ni obstacles, et les factieux étoient obligés de créer des fantômes, pour exercer contre eux l'escrime de la parole.

Un trio singulier, Merlin de Thionville, Bazire et le ci-devant capucin Chabot, se signaloient parmi les jacobins; ils en étoient les chefs, précisément parce qu'étant placés au dernier rang sous tous les rapports, ils rassuroient entièrement l'envie : c'étoit le principe de ce parti, qui soulevoit l'ordre social par ses fondemens, de mettre à la tête des attaquans ceux qui ne possédoient rien dans l'édifice que l'on vouloit renverser. L'une des premières propositions que le trio démagogue fit à la tribune, ce fut de supprimer l'appellation *d'honorable membre*, dont on avoit coutume de se servir comme en Angleterre; ils sentirent que ce titre, adressé à qui que ce fût d'entre eux, ne pourroit jamais passer que pour une ironie.

Un second parti, d'une toute autre valeur, donnoit de la force à ces hommes sans moyens, et se flattoit, bien à tort, de pouvoir se servir des jacobins d'abord, et de les contenir ensuite. La députation de la Gironde étoit composée d'une vingtaine d'avocats, nés à Bordeaux et dans le midi : ces hommes, choisis presque au hasard, se trouvèrent doués des plus grands talens; tant cette France renferme dans son sein d'hommes distingués, mais inconnus, que le gouvernement représentatif met en évidence! Les girondins voulurent la république, et ne parvinrent qu'à renverser la monarchie; ils périrent peu de temps après, en essayant de sauver la France et son roi. Aussi M. de Lalli a-t-il dit, avec son éloquence accoutumée, que *leur existence et leur mort furent également funestes à la patrie.*

A ces députés de la Gironde se joignirent Brissot, écrivain désordonné dans ses principes comme dans son style, et Condorcet, dont les hautes lumières ne sauroient être contestées, mais qui cependant a joué, dans la politique, un plus grand rôle par ses passions que par ses idées. Il étoit irréligieux, comme les prêtres sont fanatiques, avec de la haine, de la persévérance, et l'apparence du calme : sa mort aussi tint du martyre.

On ne peut considérer comme un crime la préférence accordée à la république sur toute autre forme de gouvernement, si des forfaits ne sont pas nécessaires pour l'établir ; mais, à l'époque où l'assemblée législative se déclara l'ennemie du reste de royauté qui subsistoit encore en France, les sentimens véritablement républicains, c'est-à-dire, la générosité envers les foibles, l'horreur des mesures arbitraires, le respect pour la justice, toutes les vertus enfin, dont les amis de la liberté s'honorent, portoient à s'intéresser à la monarchie constitutionnelle et à son chef. Dans une autre époque, on auroit pu se rallier à la république, si elle avoit été possible en France ; mais lorsque

Louis XVI vivoit encore, lorsque la nation avoit reçu ses sermens, et, qu'en retour, elle lui en avoit prêté de parfaitement libres, lorsque l'ascendant politique des privilégiés étoit entièrement anéanti, quelle assurance dans l'avenir ne falloit-il pas pour risquer, en faveur d'un nom, tout ce qu'on possédoit déjà de biens réels!

L'ambition du pouvoir se mêloit à l'enthousiasme des principes chez les républicains de 1792, et quelques-uns d'entre eux offrirent de maintenir la royauté, si toutes les places du ministère étoient données à leurs amis. Dans ce cas seulement, disoient-ils, nous serons sûrs que les opinions des patriotes triompheront. C'est une chose fort importante, sans doute, que le choix des ministres dans une monarchie constitutionnelle, et le roi fit souvent la faute d'en nommer de très-suspects au parti de la liberté; mais il n'étoit que trop facile alors d'obtenir leur renvoi, et la responsabilité des événemens politiques doit peser toute entière sur l'assemblée législative. Aucun argument, aucune inquiétude n'étoient écoutés par ses chefs; ils répondoient aux observations de la sagesse, et de la sagesse désintéressée, par un sourire moqueur, symptôme de l'aridité qui résulte de l'amour-propre : on s'épuisoit à leur rappeler les circonstances, et à leur en déduire les causes ; on passoit tour à tour de la théorie à l'expérience, et de l'expérience à la théorie, pour leur en montrer l'identité ; et, s'ils consentoient à répondre, ils nioient les faits les plus authentiques, et combattoient les observations les plus évidentes, en y opposant quelques maximes communes, bien qu'exprimées avec éloquence. Ils se regardoient entre eux, comme s'ils avoient été seuls dignes de s'entendre, et s'encourageoient par l'idée que tout étoit pusillanimité dans la résistance à leur manière de voir. Tels sont les signes de l'esprit de parti chez les François : le dédain pour leurs adversaires en est la base, et le dédain s'oppose toujours à la connoissance de la vérité ; les girondins méprisèrent les constitutionnels jusqu'à ce qu'ils eussent fait descendre, sans le vouloir, la popularité dans les derniers rangs de la société ; ils se virent traités de têtes foibles à leur tour, par des caractères féroces ; le trône qu'ils attaquoient leur servoit d'abri, et ce ne fut qu'après en avoir triomphé, qu'ils furent à découvert devant le peuple : les hommes, en révolution, ont souvent plus à craindre de leurs succès que de leurs revers.

CHAPITRE IV.

Esprit des décrets de l'assemblée législative.

L'ASSEMBLÉE constituante avoit fait plus de lois en deux ans que le parlement d'Angleterre en cinquante ; mais au moins ces lois réformoient des abus et se fondoient sur des principes. L'assemblée législative ne rendit pas moins de décrets, quoique rien de vraiment utile ne restât plus à faire ; mais l'esprit de faction inspira tout ce qu'elle appeloit des lois. Elle accusa les frères du roi, confisqua les biens des émigrés, et rendit contre les prêtres un décret de proscription dont les amis de la liberté devoient être encore plus révoltés que les bons catholiques, tant il étoit contraire à la philosophie et à l'équité. Quoi! dira-t-on, les émigrés et les prêtres n'étoient-ils pas les ennemis de la révolution? Ce motif étoit suffisant pour ne pas élire députés de tels hommes, pour ne pas les appeler à la direction des affaires publiques; mais que deviendroit la société humaine, si, loin de ne s'appuyer que sur des principes immuables, l'on pouvoit diriger les lois contre ses adversaires comme une batterie? L'assemblée constituante ne persécuta jamais ni les individus, ni les classes; mais l'assemblée suivante ne fit que des décrets de circonstance, et l'on ne sauroit guère citer une résolution prise par elle, qui pût durer au-delà du moment qui l'avoit dictée.

L'arbitraire, contre lequel la révolution devoit être dirigée, avoit acquis une nouvelle force par cette révolution même; en vain prétendoit-on tout faire pour le peuple : les révolutionnaires n'étoient plus que les prêtres d'un dieu Moloch, appelé l'intérêt de tous, qui demandoit le sacrifice du bonheur de chacun. En politique persécuter ne mène à rien, qu'à la nécessité de persécuter encore; et, tuer, ce n'est pas détruire. On a dit, avec une atroce intention, que les morts seuls ne reviennent pas; et cette maxime n'est pas même vraie, car les enfans et les amis des victimes sont plus forts par les ressentimens que ne l'étoient par leurs opinions ceux même qu'on a fait périr. Il faut éteindre les haines et non pas les comprimer. La réforme est accomplie dans un pays quand on a su rendre les adversaires de cette réforme fastidieux, mais non victimes.

CHAPITRE V.

De la première guerre entre la France et l'Europe.

On ne doit pas s'étonner que les rois et les princes n'aient jamais aimé les principes de la révolution françoise. *C'est mon métier, à moi, d'être royaliste*, disoit Joseph II. Mais comme l'opinion des peuples pénètre toujours dans le cabinet des rois, au commencement de la révolution, lorsqu'il ne s'agissoit que d'établir une monarchie limitée, aucun monarque de l'Europe ne songeoit sérieusement à faire la guerre à la France pour s'y opposer. Le progrès des lumières étoit tel dans toutes les parties du monde civilisé, qu'alors, comme aujourd'hui, un gouvernement représentatif, plus ou moins semblable à celui de l'Angleterre, paroissoit convenable et juste, et ce système ne rencontroit point d'adversaires imposans parmi les Anglois, ni parmi les Allemands. Burke, dès l'année 1791, exprima son indignation contre les crimes déjà commis en France, et contre les faux systèmes de politique qu'on y avoit adoptés;

mais ceux du parti aristocrate qui, sur le continent, citent aujourd'hui Burke comme l'ennemi de la révolution, ignorent peut-être qu'à chaque page il reproche aux François de ne s'être pas conformés aux principes de la constitution d'Angleterre.

« Je recommande aux François notre constitution, dit-il; tout notre bonheur vient » d'elle. La démocratie absolue, dit-il ailleurs (1), n'est pas plus un gouvernement légitime que la monarchie absolue. Il n'y a (2) » qu'une opinion en France contre la monarchie absolue; elle étoit à sa fin, elle expiroit sans agonie et sans convulsions; toutes » les dissensions sont venues de la querelle » entre une démocratie despotique et un gouvernement balancé. »

Si la majorité de l'Europe, en 1789, approuvoit l'établissement d'une monarchie limitée en France, d'où vient donc, dira-t-on, que dès l'année 1791 toutes les provocations sont venues du dehors? Car bien que la France ait imprudemment déclaré la guerre à l'Autriche en 1792, dans le fait les puissances étrangères se sont montrées, les premières, ennemies des François par la convention de Pilnitz, et les rassemblemens de Coblentz. Les récriminations réciproques doivent remonter jusqu'à cette époque. Toutefois l'opinion européenne et la sagesse de l'Autriche auroient prévenu la guerre, si l'assemblée législative eût été modérée. La plus grande précision dans la connoissance des dates est nécessaire pour juger avec impartialité qui, de l'Europe ou de la France, a été l'agresseur. Six mois plus tard rendent sage en politique ce qui ne l'étoit pas six mois plus tôt, et souvent on confond les idées, parce qu'on a confondu les temps.

---

(1) Œuvres de Burke, vol. III, pag. 179.

(2) Pag. 183.

Les puissances eurent tort, en 1791, de se laisser entraîner aux mesures imprudentes conseillées par les émigrés. Mais après le 10 août 1792, quand le trône fut renversé, l'état des choses en France devint tout-à-fait inconciliable avec l'ordre social. Ce trône, toutefois, ne se seroit-il pas maintenu, si l'Europe n'avoit pas menacé la France d'intervenir à main armée dans ses débats intérieurs, et révolté la fierté d'une nation indépendante, en lui imposant des lois? La destinée seule a le secret de semblables suppositions : une chose est incontestable; c'est que la convention de Pilnitz a commencé la longue

Was iſt das für eine Phantaſei,
Daß er uns ruft ſo weit herbei?
Schon lange wußten wir dieſe Kunſt,
Unſre Reiſe war gar umſunſt.

Der Schalksnarr, als er dieſes ſah,
Sprach: Was vor tauſend Jahren geſchah,
Des iſt oft niemand eingedenk;
Drum ſeiner Mühe ſich keiner kränk'.
Auch meint' er, ſollten ſie ſich ſchämen,
Statt Danks mit Unwillen aufzunehmen
Die Treu, ſo er zum Handwerk trüge.
So ſchlich er ſich fort auf neue Züge.

Die Schneider ſchalten zwar mit Recht
Auf Eulenſpiegel, den ſchlimmen Knecht,
Doch wollt ihr erwägen des Spruches Sinn,
So bringt er vielleicht euch noch Gewinn.
Ich weiß wohl manchen, dem's thät vonnöthen,
Daß wir nach Roſtock ihn entböten,
's giebt Leute, die ihr alle kennt,
Der Weltweisheit Lehrer man ſie nennt,
Die ſind in dieſen Tagen bemüht,
Wo Wißenſchaft und Kunſt erblüht,
Aus mancherlei Lappen von geiſtigen Kleidern
Dem alten Adam 'nen Rock zu ſchneidern.
Sie nehmen die Brille nach Schneiderart
Vor die Augenbraunen, ſtruppig behaart,
Sie lauern auf einem Tiſche hoch,
Und ſtecken die Füße durch das Loch,
Sie halten die Nadel zur Naſenſpitze,
Um recht zu treffen die ſchmale Ritze,

guerre européenne. Or les jacobins désiroient cette guerre aussi vivement que les émigrés : car les uns et les autres croyoient qu'une crise quelconque pourroit seule amener les chances dont ils avoient besoin pour triompher.

Au commencement de 1792, avant la déclaration de guerre, Léopold, empereur d'Allemagne, l'un des princes les plus éclairés dont le dix-huitième siècle puisse se vanter, écrivit à l'assemblée législative une lettre, pour ainsi dire, intime. Quelques députés de l'assemblée constituante, Barnave, Duport, l'avoient composée, et le modèle en fut envoyé par la reine à Bruxelles à M. le comte de Mercy-Argenteau, qui avoit été long-temps ambassadeur d'Autriche à Paris. Léopold attaquoit dans cette lettre nominativement le parti des jacobins, et offroit son appui aux constitutionnels. Ce qu'il disoit étoit sans doute éminemment sage ; mais on ne trouva pas convenable que l'empereur d'Allemagne entrât dans de si grands détails sur les affaires de France, et les députés se révoltèrent contre les conseils que leur donnoit un monarque étranger. Léopold avoit gouverné la Toscane avec une parfaite modération, et l'on doit lui rendre la justice que toujours il avoit respecté l'opinion publique, et les lumières du siècle. Ainsi donc il crut de bonne foi au bien que ses avis pouvoient produire. Mais dans les débats politiques, où la masse d'une nation prend part, il n'y a que la voix des événemens qui soit entendue; les argumens n'inspirent que le désir de leur répondre.

L'assemblée législative, qui voyoit la rupture prête à éclater, sentoit aussi que le roi ne pouvoit guère s'intéresser aux succès des François combattant pour la révolution. Elle se défioit des ministres, persuadée qu'ils ne vouloient pas sincèrement repousser les ennemis dont ils invoquoient en secret l'assistance. On confia le département de la guerre, à la fin de 1791, à M. de Narbonne, qui a péri depuis dans le siége de Torgau. Il s'occupa avec un vrai zèle de tous les préparatifs nécessaires à la défense du royaume. Grand seigneur, homme d'esprit, courtisan et philosophe, ce qui dominoit dans son âme, c'étoit l'honneur militaire, et la bravoure françoise. S'opposer aux étrangers dans quelque circonstance que ce fût, lui paroissoit toujours le devoir d'un citoyen et d'un gentilhomme. Ses collègues se liguèrent contre lui, et parvinrent à le faire renvoyer : ils saisirent le moment où sa popularité dans l'assemblée étoit diminuée, pour se débarrasser d'un homme qui faisoit son métier de ministre de la guerre aussi consciencieusement qu'il l'auroit fait dans tout autre temps.

Un soir M. de Narbonne, en rendant compte à l'assemblée de quelques affaires de son département, se servit de cette expression : « *J'en » appelle aux membres les plus distingués de » cette assemblée.* » Aussitôt la montagne en fureur se leva toute entière, et Merlin, Bazire et Chabot déclarèrent que tous les députés étoient également distingués : l'aristocratie du talent les révoltoit autant que celle de la naissance.

Le lendemain de cet échec, les autres ministres, ne craignant plus l'ascendant de M. de Narbonne sur le parti populaire, engagèrent le roi à le renvoyer. Ce triomphe inconsidéré dura peu. Les républicains forcèrent le roi à prendre des ministres à leur dévotion, et ceux-là l'obligèrent à faire usage de l'initiative constitutionnelle pour aller lui-même à l'assemblée proposer la guerre contre l'Autriche. J'étois à cette séance où l'on contraignit Louis XVI à la démarche qui devoit le blesser de tant de manières. Sa physionomie n'exprimoit pas sa pensée, mais ce n'étoit point par fausseté qu'il cachoit ses impressions; un mélange de résignation et de dignité réprimoit en lui tout signe extérieur de ses sentimens. En entrant dans l'assemblée, il regardoit à droite et à gauche avec cette sorte de curiosité vague qu'ont d'ordinaire les personnes dont la vue est si basse qu'elles cherchent en vain à s'en servir. Il proposa la guerre du même son de voix avec lequel il auroit pu demander le décret le plus indifférent du monde. Le président lui répondit avec le laconisme arrogant adopté dans cette assemblée, comme si la fierté d'un peuple libre consistoit à maltraiter le roi qu'il a choisi pour chef constitutionnel.

Lorsque Louis XVI et ses ministres furent sortis, l'assemblée vota la guerre par acclamation. Quelques membres ne prirent point part à la délibération, mais les tribunes applaudirent avec transport; les députés levèrent leurs chapeaux en l'air, et ce jour, le premier de la lutte sanglante qui a déchiré l'Europe pendant vingt-trois années, ce jour ne fit pas naître dans la plupart des esprits la moindre inquiétude. Cependant, parmi les députés qui ont voté cette guerre, un grand nombre a péri d'une manière violente, et ceux qui se réjouissoient le plus venoient à leur insu de prononcer leur arrêt de mort.

CHAPITRE VI.

Des moyens employés en 1792 pour établir la république.

Les François sont peu disposés à la guerre civile, et n'ont point de talent pour les conspirations. Ils sont peu disposés à la guerre civile, parce que chez eux la majorité entraîne presque toujours la minorité; le parti qui passe pour le plus fort devient bien vite tout-puissant, car tout le monde s'y réunit. Ils n'ont point de talent pour les conspirations, par cela même qu'ils sont très-propres aux révolutions; ils ont besoin de s'exciter mutuellement par la communication de leurs idées; le silence profond, la résolution solitaire qu'il faut pour conspirer ne sont pas dans leur caractère. Ils en seroient peut-être plus capables, maintenant que des traits italiens se sont mêlés à leur naturel; mais l'on ne voit pas d'exemples d'une conjuration dans l'histoire de France; Henri III et Henri IV furent assassinés l'un et l'autre par deux fanatiques sans complices. La cour, il est vrai, sous Charles IX, prépara dans l'ombre le massacre de la Saint-Barthélemi ; mais ce fut une reine italienne qui donna son esprit de ruse et de dissimulation aux instrumens dont ~~elle se~~ servit. Les moyens employés pour accomplir la révolution ne valoient pas mieux que ceux dont on se sert pour ourdir une conspiration : en effet commettre un crime sur la place publique, ou le combiner dans son cabinet, c'est être également coupable ; mais il y a la perfidie de moins.

L'assemblée législative renversoit la monarchie avec des sophismes. Ses décrets altéroient le bon sens, et dépravoient la moralité de la nation. Il falloit une sorte d'hypocrisie politique, encore plus dangereuse que l'hypocrisie religieuse, pour détruire le trône pièce à pièce, en jurant toutefois de le maintenir. Aujourd'hui les ministres étoient accusés ; demain la garde du roi étoit licenciée ; un autre jour l'on accordoit des récompenses aux soldats du régiment de Châteauvieux qui s'étoient révoltés contre leurs chefs ; les massacres d'Avignon trouvoient des défenseurs dans le sein de l'assemblée ; enfin, soit que l'établissement d'une république en France parût ou non désirable, il ne pouvoit y avoir qu'une façon de penser sur le choix des moyens employés pour y parvenir ;

et plus on étoit ami de la liberté, plus la conduite du parti républicain excitoit d'indignation au fond de l'âme.

Ce qu'il importe avant tout de considérer dans les grandes crises politiques, c'est si la révolution qu'on désire est en harmonie avec l'esprit du temps. En tâchant d'opérer le retour des anciennes institutions, c'est-à-dire, en voulant faire reculer la raison humaine, on enflamme toutes les passions populaires. Mais, si l'on aspire au contraire à fonder une république dans un pays qui la veille avoit tous les défauts et tous les vices que les monarchies absolues doivent enfanter, on se voit dans la nécessité d'opprimer pour affranchir, et de se souiller ainsi de forfaits en proclamant le gouvernement qui se fonde sur la vertu. Une manière sûre de ne pas se tromper sur ce que veut la majorité d'une nation, c'est de ne suivre jamais qu'une marche légale pour parvenir au but même que l'on croit le plus utile. Dès qu'on ne se permet rien d'immoral, on ne contrarie jamais violemment le cours des choses.

La guerre des François, qui fut depuis si brillante, commença par des revers. Les soldats, à Lille, après leur déroute, massacrèrent leur chef Théobald Dillon, dont ils soupçonnoient, bien à tort, la bonne foi. Ces premiers échecs avoient rendu la méfiance générale. Aussi l'assemblée législative poursuivoit elle sans cesse de dénonciations les ministres, comme des chevaux rétifs que les coups d'éperons ne peuvent faire avancer. Le premier devoir d'un gouvernement, aussi-bien que d'une nation, est sans doute d'assurer son indépendance contre l'envahissement des étrangers. Mais une situation aussi fausse pouvoit-elle durer? Et ne valoit-il pas mieux ouvrir les portes de la France au roi qui vouloit en sortir, que chicaner du matin au soir la puissance ou plutôt la foiblesse royale, et traiter le descendant de saint Louis, captif sur le trône, comme l'oiseau qu'on attache au sommet d'un arbre, et contre lequel chacun lance des traits tour à tour?

L'assemblée législative, lassée de la patience même de Louis XVI, imagina de lui présenter deux décrets, auxquels sa conscience et sa sûreté ne lui permettoient pas de donner sa sanction. Par le premier on condamnoit à la déportation tout prêtre qui avoit refusé de prêter serment, s'il étoit dénoncé par vingt citoyens actifs, c'est-à-dire, payant une contribution; et par le second, on appeloit à Paris une légion de Marseillois qu'on savoit décidés à conspirer contre la couronne. Quel décret cependant, que celui dont les prêtres étoient les victimes! On livroit l'existence d'un citoyen à des dénonciations qui portoient sur ses opinions présumées. Que craint-on du despotisme, si ce n'est un tel décret? Au lieu de vingt citoyens actifs, il n'y a qu'à supposer des courtisans qui sont actifs aussi à leur manière; et l'on aura l'histoire de toutes les lettres de cachet, de tous les exils, de tous les emprisonnemens que l'on veut empêcher par l'institution d'un gouvernement libre.

Un généreux mouvement de l'âme décida le roi à s'exposer à tout, plutôt que d'accéder à la proscription des prêtres: il pouvoit, en se considérant comme prisonnier, donner sa sanction à cette loi, et protester contre elle en secret; mais il ne put consentir à traiter la religion comme la politique; et, s'il dissimula comme roi, il fut vrai comme martyr.

Dès que le veto du roi fut connu, l'on sut de toutes parts qu'il se préparoit une émeute dans les faubourgs. Le peuple étant devenu despote, le moindre obstacle à ses volontés l'irritoit. On vit aussi dans cette occasion le terrible inconvénient de placer l'autorité royale en présence d'une seule chambre. Le combat entre ces deux pouvoirs manque d'arbitre, et c'est l'insurrection qui lui en sert.

Vingt mille hommes de la dernière classe de la société, armés de piques et de lances, marchèrent aux Tuileries sans savoir pourquoi; ils étoient prêts à commettre tous les forfaits, ou pouvoient être entraînés aux plus belles choses, suivant l'impulsion des événemens et des hommes.

Ces vingt mille hommes pénétrèrent dans le palais du roi; leurs physionomies étoient empreintes de cette grossièreté morale et physique dont on ne peut supporter le dégoût, quelque philanthrope que l'on soit. Si quelque sentiment vrai les avoit animés, s'ils étoient venus réclamer contre des injustices, contre la cherté des grains, contre l'accroissement des impôts, contre des enrôlemens militaires, enfin contre tout ce que le pouvoir et la richesse peuvent faire souffrir à la misère, les haillons dont ils étoient revêtus, leurs mains noircies par le travail, la vieillesse prématurée des femmes, l'abrutissement des enfans, tout auroit excité de la pitié. Mais leurs affreux juremens entremêlés de cris, leurs gestes menaçans, leurs instrumens meurtriers, offroient un spectacle épouvantable, et qui pouvoit altérer à ja-

Sie ziehn den Faden hindurch gar fein,
Das Knötlein vergeßen ſie allein.
So näh'n ſie, daß ihnen der Schweiß ausbricht,
So will die Nath doch fördern nicht,
Und nimmer will ſich der Mantel geſtalten,
Der Leib und Seele zuſammen ſoll halten.
Die Nadel heißet Logica,
Der Faden Metaphyſica,
Und was ſothanes Knötlein bedeute,
Das merken nun ſchon die geſcheiten Leute.
Die Weltweiſen aber ſpüren's nicht,
Weil's ihnen an tüchtigem Sinn gebricht.

O Eulenſpiegel, weiſer Narr!
Schau auf der heutigen Welt Wirrwarr.
Kannſt du vom Grab' erſtehn, ſo komm,
Und mache durch Spott die Narren fromm.

Philoſophiſche Lection.

Meine Herrn, damit Sie's wißen
Welche Wißenſchaft ich lehre:
Es iſt die Wißenſchaftslehre,
Das heißt Wißen von dem Wißen.

Dieß muß ich nun deutlich machen.
Können Sie es nicht verdauen,
Will ich's Ihnen erſtlich kauen,
Und dann ſchieben in den Rachen.

mais le respect que la race humaine doit inspirer.

L'Europe a su comment madame Élisabeth, sœur du roi, voulut empêcher qu'on ne détrompât les furieux qui la prenoient pour la reine, et la menaçoient à ce titre. La reine elle-même devoit être reconnue à l'ardeur avec laquelle elle pressoit ses enfans contre son cœur. Le roi dans ce jour montra toutes les vertus d'un saint. Il n'étoit déjà plus temps de se sauver en héros; le signe horrible du massacre, le bonnet rouge, fut placé sur sa tête dévouée; mais rien ne pouvoit l'humilier, puisque toute sa vie n'étoit qu'un sacrifice continuel.

L'assemblée, honteuse de ses auxiliaires, envoya quelques-uns des députés pour sauver la famille royale; et Vergniaud, l'orateur le plus éloquent peut-être de tous ceux qui se sont fait entendre à la tribune françoise, dissipa dans peu d'instans la populace.

Le général La Fayette, indigné de ce qui se passoit à Paris, quitta son armée pour venir à la barre de l'assemblée demander justice de l'affreuse journée du 20 juin 1792. Si les girondins alors s'étoient réunis à lui et à ses amis, on pouvoit peut-être encore empêcher l'entrée des étrangers, et rendre au roi l'autorité constitutionnelle qui lui étoit due. Mais à l'instant où M. de la Fayette termina son discours par ces paroles qu'il lui convenoit si bien de prononcer : « Telles sont les représentations, que sou- » met à l'assemblée un citoyen auquel on ne » sauroit du moins disputer son amour pour la » liberté ; » Guadet, collègue de Vergniaud, monta rapidement à la tribune, et se servit avec habileté de la défiance que doit avoir toute assemblée représentative contre un général qui se mêle des affaires intérieures. Cependant, quand il rappeloit les souvenirs de Cromwell, dictant au nom de son armée des lois aux représentans de son pays, on savoit bien qu'il n'y avoit là ni tyran ni soldats, mais un citoyen vertueux, qui, bien qu'ami de la république en théorie, ne pouvoit supporter le crime, sous quelque bannière qu'il prétendît se ranger.

CHAPITRE VII.

Anniversaire du 14 juillet, célébré en 1792.

Des adresses de toutes les parties de la France, alors sincères, puisqu'il y avoit du danger à les signer, exprimoient le vœu de la grande majorité des citoyens en faveur du maintien de la constitution. Quelque imparfaite qu'elle fût, c'étoit une monarchie limitée; et tel a toujours été le vœu des François, les factieux ou les soldats ont pu seuls empêcher qu'il ne prévalût. Si les chefs du parti populaire avoient pu croire que la nation désirât véritablement la république, ils n'auroient pas eu besoin des moyens les plus injustes pour l'établir. On n'a point recours au despotisme, quand on a pour soi l'opinion; et quel despotisme, juste ciel! que celui qu'on voyoit sortir alors des classes de la société les plus grossières, comme les vapeurs s'élèvent des marais pestilentiels! Marat, dont la postérité se souviendra peut-être, afin de rattacher à un homme les crimes d'une époque, Marat se servoit chaque jour de son journal, pour menacer des plus affreux supplices la famille royale et ses défenseurs. Jamais on n'avoit vu la parole humaine ainsi dénaturée ; les hurlemens des bêtes féroces pourroient être traduits dans ce langage.

Paris étoit divisé en quarante-huit sections, qui toutes envoyoient des députés à la barre de l'assemblée, pour dénoncer les moindres actes comme des forfaits. Quarante-quatre mille municipalités renfermoient chacune un club de jacobins qui relevoit de celui de Paris, soumis lui-même aux ordres des faubourgs. Jamais une ville de sept cent mille âmes ne fut ainsi transformée. L'on entendoit de toutes parts des injures dirigées contre le palais des rois ; rien ne le défendoit plus qu'une sorte de respect qui servoit encore de barrière autour de cette antique demeure ; mais à chaque instant cette barrière pouvoit être franchie, et tout alors étoit perdu.

On écrivoit des départemens qu'on envoyoit les hommes les plus furieux à Paris, pour célébrer le 14 juillet, et qu'ils n'y venoient que pour massacrer le roi et la reine. Le maire de Paris, Péthion, un froid fanatique, poussant à l'extrême toutes les idées nouvelles, parce qu'il étoit plus capable de les exagérer que de les comprendre; Péthion, avec une niaiserie extérieure qu'on prenoit pour de la bonne foi, favorisoit toutes les émeutes. Ainsi l'autorité même se mettoit du parti de l'insurrection. L'administration départementale, en vertu d'un article constitutionnel, suspendit Péthion de ses fonctions; les ministres du roi confirmèrent cet arrêté; mais l'assemblée rétablit le maire dans sa place, et son ascendant s'accrut par sa disgrâce momentanée. Un chef populaire ne peut rien désirer de mieux qu'une persécution apparente, suivie d'un triomphe réel.

Les Marseillois envoyés au Champ-de-Mars pour célébrer le 14 juillet, portoient écrit sur leurs chapeaux déguenillés : *Péthion, ou la mort !* Ils passoient devant l'espèce d'estrade sur laquelle étoit placée la famille royale, en criant : *Vive Péthion !* Misérable nom que le mal même qu'il a fait n'a pu sauver de l'obscurité ! A peine quelques foibles voix faisoient entendre : *Vive le roi !* comme un dernier adieu, comme une dernière prière.

L'expression du visage de la reine ne s'effacera jamais de mon souvenir ; ses yeux étoient abîmés de pleurs ; la splendeur de sa toilette, la dignité de son maintien contrastoient avec le cortége dont elle étoit environnée. Quelques gardes nationaux la séparoient seuls de la populace ; les hommes armés, rassemblés dans le Champ-de-Mars, avoieut plus l'air d'être réunis pour une émeute que pour une fête. Le roi se rendit à pied du pavillon sous lequel il étoit, jusqu'à l'autel élevé à l'extrémité du Champ-de-Mars. C'est là qu'il devoit prêter serment pour la seconde fois à la constitution, dont les débris alloient écraser le trône. Quelques enfans suivoient le roi en l'applaudissant ; ces enfans ne savoient pas encore de quel forfait leurs pères étoient prêts à se souiller.

Il falloit le caractère de Louis XVI, ce caractère de martyr qu'il n'a jamais démenti, pour supporter ainsi une pareille situation. Sa manière de marcher, sa contenance avoient quelque chose de particulier ; dans d'autres occasions, on auroit pu lui souhaiter plus de grandeur ; mais il suffisoit dans ce moment de rester en tout le même pour paroître sublime. Je suivis de loin sa tête poudrée au milieu de ces têtes à cheveux noirs ; son habit, encore brodé comme jadis, ressortoit à côté du costume des gens du peuple qui se pressoient autour de lui. Quand il monta les degrés de l'autel, on crut voir la victime sainte, s'offrant volontairement en sacrifice. Il redescendit ; et, traversant de nouveau les rangs en désordre, il revint s'asseoir auprès de la reine et de ses enfans. Depuis ce jour, le peuple ne l'a plus revu que sur l'échafaud.

CHAPITRE VIII.

Manifeste du duc de Brunswick.

On a beaucoup dit que les termes dans lesquels le manifeste du duc de Brunswick étoit conçu, ont été l'une des principales causes du soulèvement de la nation françoise contre les alliés en 1792. Je ne le crois pas; les deux premiers articles de ce manifeste contenoient ce que la plupart des écrits de ce genre, depuis la révolution, ont renfermé; c'est-à-dire, que les puissances étrangères ne feroient point de conquête sur la France, et qu'elles ne vouloient point s'immiscer dans le gouvernement intérieur du pays. A ces deux promesses, qui sont rarement tenues, on ajoutoit, il est vrai, la menace de traiter en rebelles ceux des gardes nationaux qui seroient trouvés les armes à la main; comme si, dans aucun cas, une nation pouvoit être coupable en défendant son territoire! Mais quand même le manifeste eût été plus sagement rédigé, il n'auroit point affoibli alors l'esprit public des François. On sait bien que toute puissance armée désire la victoire, et ne demande pas mieux que de diminuer les obstacles qu'elle doit rencontrer pour l'obtenir. Aussi les proclamations des étrangers, adressées aux nations contre lesquelles ils combattent, se réduisent-elles toutes à dire : Ne nous résistez pas; et la réponse des peuples fiers doit être : Nous vous résisterons.

Les amis de la liberté dans cette circonstance étoient, comme ils le seront toujours, opposés aux étrangers ; mais ils ne pouvoient pas se dissimuler non plus qu'on avoit mis le roi dans une situation qui le réduisoit à désirer le secours des coalisés. Quelles ressources pouvoit-il alors rester aux patriotes vertueux?

M. de la Fayette fit proposer à la famille royale de venir se réfugier à Compiègne, dans son armée. C'étoit le parti le meilleur et le plus sûr; mais les personnes qui avoient la confiance du roi et de la reine haïssoient M. de la Fayette autant que s'il eût été un jacobin forcené. Les aristocrates de ce temps-là aimoient mieux tout risquer pour obtenir le rétablissement de l'ancien régime, que d'accepter un secours efficace à la condition d'adopter sincèrement les principes de la révolution, c'est-à-dire, le gouvernement représentatif. L'offre de M. de la Fayette fut donc refusée, et le roi se soumit au terrible hasard d'attendre à Paris les troupes allemandes.

Les royalistes, qui sont sujets à toute l'imprudence de l'espoir, se persuadèrent que les défaites des armées françoises feroient une telle peur au peuple de Paris, qu'il deviendroit doux et soumis dès qu'il les apprendroit. La grande erreur des hommes passionnés en politique, c'est d'attribuer tous les genres de vices et de bassesses à leurs adversaires. Il faut savoir apprécier à quelques égards ceux qu'on hait, et ceux même qu'on méprise ; car nul homme, et surtout nulle masse d'hommes n'a jamais entièrement abdiqué tout sentiment moral. Ces jacobins furieux, capables alors de tous les forfaits, avoient pourtant de l'énergie ; et c'est à l'aide de cette qualité qu'ils ont triomphé de tant d'armées étrangères.

Zwar Ihr Kopf wird etwas krachen,
Weil mit unnütz ſchlechtem Wißen
Sie ihn ohne Noth verſchlißen:
Darum will ich's unverholen
Ihnen ſagen, wiederholen,
Meine Herrn, damit Sie's wißen.

Kreide nehm' ich in die Rechte.
Will man Wahrheit recht erwerben,
Muß man auf ein Brett ſie kerben,
Wie im Wirthshaus, was man zechte.
Daß ich tapfer ſie verfechte,
Komme nach der Kinderlehre
Jeder, den ich nicht bekehre,
Zweiſle, frage, fordre Proben,
Und er wird dereinſt noch loben,
Welche Wißenſchaft ich lehre.

Wißen Sie nicht irgend was?
Zweimal zwei etwa macht viere.
Daß ich Sie nicht proſtituiere,
Nehm' ich an, Sie wüßten das.
Dieſes Wißen iſt nur craß,
Bis ich's höher erſt verkläre
Und Beſinnung drein beſcheere;
Dann wird draus die Wißenſchaft,
Die des Wißens Wißen ſchafft:
Es iſt die Wißenſchaftslehre.

Dieſen derben Stab der Fichte
In der Hand, da kann man handeln,

CHAPITRE IX.

Révolution du 10 *août* 1792. *Renversement de la monarchie.*

L'OPINION publique se montre toujours, même au milieu des factions qui l'oppriment. Une seule révolution, celle de 1789, a été faite par la puissance de cette opinion; mais, depuis cette année, presque aucune des crises qui ont eu lieu en France n'a été désirée par la nation.

Quatre jours avant le 10 août, on voulut porter dans l'assemblée un décret d'accusation contre M. de la Fayette, et quatre cent vingt-quatre voix, sur six cent soixante-dix, l'acquittèrent. Le vœu de cette majorité n'étoit certainement pas pour la révolution qui se préparoit. La déchéance du roi fut demandée; l'assemblée la rejeta : mais la minorité, qui la vouloit, eut recours au peuple pour l'obtenir.

Le parti des constitutionnels étoit néanmoins toujours le plus nombreux; et, si d'une part les nobles n'étoient pas sortis de France, et que, de l'autre, les royalistes qui entouroient le roi se fussent réconciliés franchement avec les amis de la liberté, on auroit pu sauver encore la France et le trône. Ce n'est ni la première, ni la dernière fois que nous avons été, et que nous serons appelés dans le cours de cet ouvrage, à montrer que le bien ne peut s'opérer en France que par la réunion sincère des royalistes de l'ancien régime avec les royalistes constitutionnels. Mais, dans ce mot de *sincère*, que d'idées sont renfermées!

Les constitutionnels avoient en vain demandé la permission d'entrer dans le palais du roi pour le défendre. Les invincibles préjugés des courtisans les en avoient écartés. Incapables cependant, malgré le refus qu'on leur faisoit subir, de se rallier au parti contraire, ils erroient autour du château, s'exposant à se faire massacrer pour se consoler de ne pouvoir se battre. De ce nombre étoient MM. de Lally, Narbonne, La Tour-du-Pin Gouvernet, Castellane, Montmorenci, et plusieurs autres encore, dont les noms ont reparu dans toutes les circonstances honorables.

Avant minuit, le 9 août, les quarante-huit tocsins des sections de Paris commencèrent à se faire entendre, et toute la nuit ce son monotone, lugubre et rapide ne cessa pas un instant. J'étois à ma fenêtre avec quelques-uns de mes amis, et de quart d'heure en quart d'heure, la patrouille volontaire des constitutionnels nous envoyoit des nouvelles. On nous disoit que les faubourgs s'avançoient, ayant à leur tête Santerre le brasseur, et Westermann, militaire, qui depuis s'est battu contre la Vendée. Personne ne pouvoit prévoir ce qui arriveroit le lendemain, et nul ne s'attendoit alors à vivre au-delà d'un jour. Il y eut néanmoins quelques momens d'espoir pendant cette nuit effroyable; on se flatta, je ne sais pourquoi, peut-être seulement parce qu'on avoit épuisé la crainte.

Tout à coup, à sept heures, le bruit affreux du canon des faubourgs se fit entendre; et, dans la première attaque, les gardes suisses furent vainqueurs. Le peuple fuyoit dans les rues avec autant d'effroi qu'il avoit eu de fureur. Il faut le dire, le roi devoit alors se mettre à la tête des troupes et combattre ses ennemis. La reine fut de cet avis, et le conseil courageux qu'elle donna dans cette circonstance à son époux l'honore et la recommande à la postérité.

Plusieurs bataillons de la garde nationale, entre autres celui des Filles-Saint-Thomas, étoient pleins d'ardeur et de zèle; mais le roi, en quittant les Tuileries, ne pouvoit plus compter sur cet enthousiasme qui fait la force des citoyens armés.

Beaucoup de républicains pensent que, si Louis XVI eût triomphé le 10 août, les étrangers seroient arrivés à Paris, et y auroient rétabli l'ancien despotisme, devenu plus odieux encore par le moyen même dont il auroit tenu sa force. Il est possible que les choses fussent arrivées à cette extrémité; mais qui les y avoit conduites? L'on peut toujours dans les troubles civils rendre un crime politiquement utile; mais c'est par les crimes précédens qu'on parvient à créer cette infernale nécessité.

On vint me dire que tous mes amis qui faisoient la garde en dehors du château, avoient été saisis et massacrés. Je sortis à l'instant pour en savoir des nouvelles; le cocher qui me conduisoit fut arrêté sur le pont par des hommes qui, silencieusement, lui faisoient signe qu'on égorgeoit de l'autre côté. Après deux heures d'inutiles efforts pour passer, j'appris que tous ceux qui m'intéressoient vivoient encore; mais que la plupart d'entre eux étoient contraints à se cacher, pour éviter les proscriptions dont ils étoient menacés. Lorsque j'allois les voir le soir à pied dans les maisons obscures où ils avoient pu trouver asile, je rencontrois des hommes armés couchés devant les portes, assoupis par l'ivresse, et ne se réveillant à demi que pour prononcer des juremens exécrables. Plusieurs femmes du peuple étoient aussi dans le même état, et leurs vociférations avoient quelque chose de plus odieux encore. Dès qu'on apercevoit une patrouille destinée à maintenir l'ordre, les honnêtes gens fuyoient pour l'éviter; car, ce qu'on appeloit maintenir l'ordre, c'étoit contribuer au triomphe des assassins, et les préserver de tout obstacle.

CHAPITRE X.

Anecdotes particulières.

L'ON ne peut se résoudre à continuer de tels tableaux. Encore le 10 août sembloit-il avoir pour but de s'emparer du gouvernement, afin de diriger tous ses moyens contre l'invasion des étrangers; mais les massacres qui eurent lieu vingt-deux jours après le renversement du trône, n'étoient qu'une débauche de forfaits. On a prétendu que la terreur qu'on éprouvoit à Paris, et dans toute la France, avoit décidé les François à se réfugier dans les camps. Singulier moyen que la peur pour recruter une armée! Mais une telle supposition est une offense faite à la nation. Je tâcherai de montrer dans le chapitre suivant, que c'est malgré le crime, et non par son affreux secours, que les François ont repoussé les étrangers qui vouloient leur imposer la loi.

A des criminels succédoient des criminels plus détestables encore. Les vrais républicains ne restèrent pas un jour les maîtres après le 10 août. Dès que le trône qu'ils attaquoient fut renversé, ils eurent à se défendre eux-mêmes; ils n'avoient montré que trop de condescendance envers les horribles instrumens dont on s'étoit servi pour établir la république; mais les jacobins étoient bien sûrs de finir par les épouvanter de leur propre idole, à force de forfaits, et l'on eût dit que les scélérats les plus intrépides en fait de crimes, essayoient la tête de Méduse sur les différens chefs de parti, afin de se débarrasser de tous ceux qui n'en pouvoient supporter l'aspect.

Les détails de ces horribles massacres repoussent l'imagination, et ne fournissent rien à la pensée. Je m'en tiendrai donc à raconter ce que j'ai vu moi-même à cette époque; peut-être est-ce la meilleure manière d'en donner une idée.

Pendant l'intervalle du 10 août au 2 septembre, de nouvelles arrestations avoient lieu à chaque instant. Les prisons étoient combles; toutes les adresses du peuple qui, depuis trois ans, annonçoient d'avance ce que les chefs de parti avoient résolu, demandoient la punition des traîtres; et ce nom s'étendoit aux classes comme aux individus, aux talens comme à la fortune, à l'habit comme aux opinions; enfin, à tout ce que les lois protégent, et que l'on vouloit anéantir.

Les troupes des Autrichiens et des Prussiens avoient déjà passé la frontière, et l'on répétoit de toutes parts que, si les étrangers avançoient, tous les honnêtes gens de Paris seroient massacrés. Plusieurs de mes amis, MM. de Narbonne, Montmorenci, Baumets, étoient personnellement menacés, et chacun d'eux se tenoit caché dans la maison de quelque bourgeois. Mais il falloit chaque jour changer de demeure, parce que la peur prenoit à ceux qui donnoient un asile. On ne voulut pas d'abord se servir de ma maison, parce qu'on craignoit qu'elle n'attirât l'attention; mais d'un autre côté, il me sembloit qu'étant celle d'un ambassadeur, et portant sur la porte le nom d'hôtel de Suède, elle pourroit être respectée, quoique M. de Staël fût absent. Enfin, il n'y eut plus à délibérer, quand on ne trouva plus personne qui osât recevoir les proscrits. Deux d'entre eux vinrent chez moi; je ne mis dans ma confidence qu'un de mes gens dont j'étois sûre. J'enfermai mes amis dans la chambre la plus reculée, et je passai la nuit dans les appartemens qui donnoient sur la rue, redoutant à chaque instant ce qu'on appeloit les visites domiciliaires.

Un matin, un de mes domestiques, dont je me défiois, vint me dire que l'on avoit affiché, au coin de ma rue, le signalement et la dénonciation de M. de Narbonne : c'étoit l'une des personnes cachées chez moi. Je crus que cet homme vouloit pénétrer mon secret en m'effrayant ; mais il me racontoit le fait tout simplement. Peu de temps après, la redoutable visite domiciliaire se fit dans ma maison. M. de Narbonne, étant mis hors la loi, périssoit le même jour s'il étoit découvert ; et, quelques précautions que j'eusse prises, je savois bien que, si la recherche étoit exactement faite, il ne pouvoit y échapper. Il falloit donc, à tout prix, empêcher cette recherche ; je rassemblai mes forces, et j'ai senti, dans cette circonstance, qu'on peut toujours dominer son émotion, quelque violente qu'elle soit, quand on sait qu'elle expose la vie d'un autre.

On avoit envoyé, pour s'emparer des proscrits, dans toutes les maisons de Paris, des commissaires de la classe la plus subalterne ; et, pendant qu'ils faisoient leurs visites, des postes militaires gardoient les deux extrémités de la rue pour empêcher que personne ne s'échappât. Je commençai par effrayer autant que je pus ces hommes, sur la violation du droit des gens qu'ils commettoient en visitant la maison d'un ambassadeur; et, comme ils ne savoient pas trop bien la géographie, je leur persuadai que la Suède étoit une puissance qui pouvoit les menacer d'une attaque immédiate, parce qu'elle étoit frontière de la France. Vingt ans après, chose inouïe, cela s'est trouvé vrai; car Lubeck, et la Poméranie suédoise étoient au pouvoir des François.

Les gens du peuple sont prenables tout de suite ou jamais : il n'y a presque point de gradations ni dans leurs sentimens, ni dans leurs idées. Je m'aperçus donc que mes raisonnemens leur faisoient impression, et j'eus le courage, avec la mort dans le cœur, de leur faire des plaisanteries sur l'injustice de leurs soupçons. Rien n'est plus agréable aux hommes de cette classe que des plaisanteries; car, dans l'excès même de leur fureur contre les nobles, ils ont du plaisir à être traités par eux comme des égaux. Je les reconduisis ainsi jusqu'à la porte, et je bénis Dieu de la force extraordinaire qu'il m'avoit prêtée dans cet instant; néanmoins, cette situation ne pouvoit se prolonger, et le moindre hasard suffisoit pour perdre un proscrit qui étoit très-connu par son ministère récent.

Feſt auf Erden ſtehn und wandeln,
Und wird nimmermehr zu nichte.
Bis zum letzten Weltgerichte,
Wenn auch alle Stränge rißen,
Bleibt Ihr ruhig im Gewißen,
Denn Ihr wißt gewiß, Ihr wißt,
Und auch was dieß Wißen iſt:
Das heißt Wißen von dem Wißen.

Wechſel der Dynaſtie in den Philoſophen-Schulen.

> Quaestio subtilissima: Utrum Chimaera in vacuo bombinans possit comedere secundas intentiones; et fuit debatuta per decem hebdomadas in Concilio Constantiensi.
> RABELAIS.

Erſt ſtand im höchſten Rang das Ich,
Litt Du und Er kaum neben ſich,
Und jedes Nicht-Ich ſchien ihm nichtig;
Das Ich macht' alle Dinge richtig.
So ſchlug es manchen Purzelbaum
Im methaphyſiſch leeren Raum.
Nachdem es lang von ſich geſprochen,
Ward ihm zuletzt der Hals gebrochen.
Der unbarmherzige Begriff
Erdroßelt' es mit hartem Griff.
Der lehrt: was wirklich, ſei vernünftig;
Das macht ihn bei Philiſtern zünftig. —
Wer ſagt uns, welcher neue Kniff
Vom Thron wird ſtoßen den Begriff?

Un Hanovrien généreux et spirituel, le docteur Bollmann, qui, depuis, s'est exposé pour délivrer M. de la Fayette des prisons d'Autriche, apprit mon anxiété, et m'offrit, sans autre motif que l'enthousiasme de la bonté, de conduire M. de Narbonne en Angleterre, en lui donnant le passe-port d'un de ses amis. Rien n'étoit plus hardi que cette action; car, si un étranger, quel qu'il fût, avoit été pris emmenant un proscrit sous un nom supposé, il eût été condamné à mort. Le courage du docteur Bollmann ne se démentit ni dans la volonté ni dans l'exécution, et, quatre jours après son départ, M. de Narbonne étoit à Londres.

On m'avoit accordé des passe-ports pour me rendre en Suisse; mais il étoit si triste de se mettre en sûreté toute seule, quand on laissoit encore tant d'amis en danger, que je retardois de jour en jour pour savoir ce que chacun d'eux étoit devenu. On vint me dire, le 31 août, que M. de Jaucourt, député à l'assemblée législative, et M. de Lally-Tollendal, venoient d'être conduits tous les deux à l'Abbaye; et l'on savoit déjà qu'on n'envoyoit dans cette prison que ceux qu'on vouloit livrer aux assassins. Le beau talent de M. de Lally lui servit d'égide d'une façon singulière. Il fit le plaidoyer d'un de ses camarades de prison, traduit devant le tribunal avant le massacre; le prisonnier fut acquitté, et chacun sut qu'il le devoit à l'éloquence de Lally. M. de Condorcet admiroit son beau talent, et s'employa pour le sauver; d'ailleurs, M. de Lally trouvoit une protection efficace dans l'intérêt de l'ambassadeur d'Angleterre, qui étoit encore à Paris à cette époque (1). M. de Jaucourt n'avoit pas le même appui : je me fis montrer la liste de tous les membres de la commune de Paris, alors maîtres de la ville; je ne les connoissois que par leur terrible réputation, et je cherchois au hasard un motif pour déterminer mon choix. Je me rappelai tout à coup que Manuel, l'un d'entre eux, se mêloit de littérature, et qu'il venoit de publier des lettres de Mirabeau avec une préface, bien mauvaise, il est vrai, mais dans laquelle cependant on remarquoit la bonne volonté de montrer de l'esprit. Je me persuadai qu'aimer les applaudissemens pouvoit rendre accessible de quelque manière aux sollicitations; ce fut donc à Manuel que j'écrivis pour lui demander une audience. Il me l'assigna pour le lendemain chez lui, à sept heures du matin : c'étoit une heure un peu démocratique ; mais certes j'y fus exacte. J'arrivai avant qu'il fût levé, je l'attendis dans son cabinet, et je vis son portrait, à lui-même, placé sur son propre bureau ; cela me fit espérer que, du moins, il étoit un peu prenable par la vanité. Il entra, et je dois lui rendre la justice, que ce fut par les bons sentimens que je parvins à l'ébranler.

---

(1) Lady Sutherland, à présent marquise de Stafford, alors ambassadrice d'Angleterre, prodigua dans ces temps affreux les soins les plus dévoués à la famille royale.

Je lui peignis les vicissitudes effrayantes de la popularité, dont on pouvoit lui citer des exemples chaque jour. « Dans six mois, lui » dis-je, vous n'aurez peut-être plus de pouvoir (avant six mois il périt sur l'échafaud). » Sauvez M. de Lally et M. de Jaucourt; réservez-vous un souvenir doux et consolant » pour l'époque où vous serez peut-être proscrit à votre tour. » Manuel étoit un homme remuable, entraîné par ses passions, mais capable de mouvemens honnêtes : car c'est pour avoir défendu le roi qu'il fut condamné à mort. Il m'écrivit, le 1er. septembre, que M. de Condorcet avoit obtenu la liberté de M. de Lally, et qu'à ma prière, il venoit de faire mettre M. de Jaucourt en liberté. Heureuse d'avoir sauvé la vie d'un homme aussi estimable, je résolus de partir le lendemain; mais je m'engageai à prendre, hors de la barrière, l'abbé de Montesquiou, aussi proscrit, et à le conduire, déguisé en domestique, jusqu'en Suisse; pour que le changement fût plus facile et plus sûr, je donnai à l'un de ses gens le passe-port d'un des miens, et nous convînmes de la place où je trouverois l'abbé de Montesquiou sur le grand chemin. Il étoit donc impossible de manquer à ce rendez-vous, dont l'heure et le lieu étoient fixés, sans exposer celui qui m'attendoit, à faire naître les soupçons des patrouilles qui parcouroient les grandes routes.

La nouvelle de la prise de Longwy et de Verdun étoit arrivée le matin du 2 septembre. On entendoit de nouveau, de toutes parts, cet effrayant tocsin, dont le souvenir n'étoit que trop gravé dans mon âme, par la nuit du 10 août. On voulut m'empêcher de partir; mais pouvois-je compromettre la sûreté d'un homme qui s'étoit alors confié à moi?

J'avois des passe-ports très en règle, et je me figurai que le mieux seroit de sortir en berline à six chevaux, avec mes gens en grande livrée. Il me sembloit qu'en me voyant dans cet apparat, on me croiroit le droit de partir, et qu'on me laisseroit passer. C'étoit très-mal combiné, car, ce qu'il faut avant tout dans de tels momens, c'est ne pas frapper l'imagination du peuple; et la plus mauvaise chaise de poste m'auroit conduite plus sûrement. A peine ma voiture avoit-elle fait quatre pas, qu'au bruit des fouets des postillons un essaim de vieilles femmes, sorties de l'enfer, se jette sur mes chevaux, et crie qu'on doit m'arrêter, que j'emporte avec moi l'or de la nation, que je vais rejoindre les ennemis, que sais-je? mille autres injures plus absurdes encore. Ces femmes attirent la foule à l'instant, et des gens du peuple, avec des physionomies féroces, se saisissent de mes postillons, et leur ordonnent de me mener à l'assemblée de la section du quartier où je demeurois (le faubourg Saint-Germain). En descendant de voiture, j'eus le temps de dire tout bas au domestique de l'abbé de Montesquiou de s'en aller, et d'avertir son maître.

J'entrai dans cette assemblée, dont les délibérations avoient l'air d'une insurrection en permanence. Celui qui se disoit le président me déclara que j'étois dénoncée comme voulant emmener avec moi des proscrits, et qu'on alloit examiner mes gens. Il trouva qu'il en manquoit un désigné sur mon passe-port (c'étoit celui que j'avois renvoyé); et, en conséquence de cette erreur, il exigea que je fusse conduite par un gendarme à l'hôtel de ville. Rien n'étoit plus effrayant qu'un tel ordre; il falloit traverser la moitié de Paris, et descendre sur la place de Grève, en face de l'hôtel de ville; or, c'étoit sur les degrés mêmes de l'escalier de cet hôtel que plusieurs personnes avoient été massacrées le 10 août; aucune femme n'avoit encore péri, mais le lendemain la princesse de Lamballe fut assassinée par le peuple, dont la fureur étoit déjà telle que tous les yeux sembloient demander du sang.

Je fus trois heures à me rendre du faubourg Saint-Germain à l'hôtel de ville: on me conduisit au pas, à travers une foule immense qui m'assailloit par des cris de mort; ce n'étoit pas moi qu'on injurioit, à peine alors me connoissoit-on; mais une grande voiture et des habits galonnés représentoient aux yeux du peuple ceux qu'il devoit massacrer. Ne sachant pas encore combien dans les révolutions l'homme devient inhumain, je m'adressai deux ou trois fois aux gendarmes, qui passoient près de ma voiture, pour leur demander du secours, et ils me répondirent par les gestes les plus dédaigneux et les plus menaçans. J'étois grosse, et cela ne les désarmoit pas; tout au contraire, ils étoient d'autant plus irrités qu'ils se sentoient plus coupables : néanmoins le gendarme qu'on avoit mis dans ma voiture, n'étant point animé par ses camarades, se laissa toucher par ma situation, et il me promit de me défendre au péril de sa vie. Le moment le plus dangereux devoit être à la place de Grève; mais j'eus le temps de m'y préparer d'avance, et les figures dont j'étois entourée, avoient une expression si méchante, que l'aversion qu'elles m'inspiroient me donnoit plus de force.

Je sortis de ma voiture au milieu d'une multitude armée, et je m'avançai sous une voûte de piques. Comme je montois l'escalier, également hérissé de lances, un homme dirigea contre moi celle qu'il tenoit dans sa main. Mon gendarme m'en garantit avec son sabre; si j'étois tombée dans cet instant, c'en étoit fait de ma vie : car il est de la nature du peuple de respecter ce qui est encore debout; mais, quand la victime est déjà frappée, il l'achève.

J'arrivai donc enfin à cette commune présidée par Robespierre, et je respirai parce que j'échappois à la populace : quel protecteur cependant que Robespierre ! Collot-d'Herbois et Billaud-Varennes lui servoient de secrétaires, et ce dernier avoit conservé sa barbe depuis quinze jours pour se mettre plus sûrement à l'abri de tout soupçon d'aristocratie. La salle étoit comble de gens du peuple ; les femmes, les enfans, les hommes crioient de toutes leurs forces : *Vive la nation!* Le bureau de la commune, étant un peu élevé, permettoit à ceux qui s'y trouvoient placés de se parler. On m'y avoit fait asseoir; et pendant que je reprenois mes sens, le bailli de Virieu, envoyé de Parme, qui avoit été arrêté en même temps que moi, se leva pour déclarer qu'il ne me connoissoit pas ; que mon affaire, quelle qu'elle fût, n'avoit aucun rapport avec la sienne, et qu'on ne devoit pas nous confondre ensemble. Le manque de chevalerie du pauvre homme me déplut, et cela m'inspira un désir d'autant plus vif de m'être utile à moi-même, puisqu'il ne paroissoit pas que le bailli de Virieu eût envie de m'en épargner le soin. Je me levai donc, et je représentai le droit que j'avois de partir comme ambassadrice de Suède, et les passe-ports qu'on m'avoit donnés en conséquence de ce droit.

Dans ce moment Manuel arriva : il fut très-étonné de me voir dans une si triste position ; et, répondant aussitôt de moi jusqu'à ce que la commune eût décidé de mon sort, il me fit quitter cette terrible place, et m'enferma avec ma femme de chambre dans son cabinet.

Nous restâmes là six heures à l'attendre, mourant de faim, de soif et de peur. La fenêtre de l'appartement de Manuel donnoit sur la place de Grève, et nous voyions les assassins revenir des prisons avec les bras nus et sanglans, et poussant des cris horribles.

Ma voiture chargée étoit restée au milieu de la place, et le peuple se préparoit à la piller, lorsque j'aperçus un grand homme en habit de garde national, qui monta sur le siége, et défendit à la populace de rien dérober. Il passa deux heures à défendre mes bagages, et je ne pouvois concevoir comment un si mince intérêt l'occupoit au milieu de circonstances si effroyables. Le soir cet homme entra dans la chambre où l'on me tenoit renfermée, accompagnant Manuel. C'étoit le brasseur Santerre, si cruellement connu depuis; il avoit été plusieurs fois témoin, et distributeur dans le faubourg Saint-Antoine où il demeuroit, des approvisionnemens de blé envoyés par mon père dans les temps de disette, et il en conservoit de la reconnoissance. D'ailleurs ne voulant pas, comme il l'auroit dû en sa qualité de commandant, courir au secours des prisonniers, garder ma voiture lui servoit de prétexte. Il voulut s'en vanter auprès de moi, mais je ne pus m'empêcher de lui rappeler ce qu'il devoit faire dans un pareil moment. Dès que Manuel me revit, il s'écria avec beaucoup d'émotion : *Ah ! que je suis bien aise d'avoir mis hier vos deux amis en liberté!* En effet, il souffroit amèrement des assassinats qui venoient de se commettre, mais il n'avoit déjà plus le pouvoir de s'y opposer. L'abîme s'entr'ouvroit derrière les pas de chaque homme qui acquéroit de l'autorité ; et, dès qu'il reculoit, il y tomboit.

Manuel, à la nuit, me ramena chez moi dans sa voiture ; il auroit craint de se dépopulariser en me conduisant de jour. Les réverbères n'étoient point allumés dans les rues, mais on rencontroit beaucoup d'hommes avec des flambeaux dont la lueur causoit plus d'effroi que l'obscurité même. Souvent on arrêtoit Manuel pour lui demander qui il étoit ; mais, quand il répondoit, *Le procureur de la commune*,

Friedrich Schlegel und Hegel.

1827.

Schlegel predigt gegen Hegel,
Für den Teufel ſchieb' er Kegel.

Hegel ſpottet über Schlegel,
Sagt, er ſchwatzt' ohn' alle Regel.

Schlegel ſpannt der Myſtik Segel;
Hegel faßt der Logik Flegel.

Kommt, ihr Deutſchen, Kind und Kegel,
Von der Saar bis an den Pregel!

Schaut, wie Schlegel kämpft mit Hegel!
Schaut, wie Hegel kämpft mit Schlegel!

Der ehemalige Spinoziſt.

Sonſt hieß bei mir der liebe Gott
Der dunkle Urgrund, ohn' allen Spott.
Der mußte ſich dann hinaufarbeiten
Und aus ſich ſelber die Welt bereiten.
Nun aber iſt es an der Zeit
Vom Pantheismus mich rein zu waſchen;
Drum ſpiel' ich eine Dreieinigkeit
Aus meinen metaphyſiſchen Taſchen.
Ich hänge meinen Mantel geſchwind
Nach dem heidniſchen oder chriſtlichen Wind.

cette dignité révolutionnaire étoit respectueusement saluée.

Arrivée chez moi, Manuel me dit qu'on m'expédieroit un nouveau passe-port sans qu'il me fût permis d'emmener aucune autre personne pour me suivre que ma femme de chambre. Un gendarme devoit me conduire jusqu'à la frontière. Le lendemain Tallien, le même qui délivra vingt mois après la France de Robespierre au 9 thermidor, vint chez moi, chargé par la commune de m'accompagner jusqu'à la barrière. A chaque instant on apprenoit de nouveaux massacres. Plusieurs personnes, très-compromises alors, étoient dans ma chambre; je priai Tallien de ne les pas nommer, il s'y engagea et tint sa promesse. Je montai dans ma voiture avec lui, et nous nous quittâmes sans avoir pu nous dire mutuellement notre pensée; la circonstance glaçoit la parole sur les lèvres.

Je rencontrai encore dans les environs de Paris quelques difficultés dont je me tirai; mais, en s'éloignant de la capitale, le flot de la tempête sembloit s'apaiser, et dans les montagnes du Jura rien ne rappeloit l'agitation épouvantable dont Paris étoit le théâtre. Cependant on entendoit dire partout aux François qu'ils vouloient repousser les étrangers. Je l'avouerai, dans cet instant je ne voyois d'étrangers que les assassins, sous les poignards desquels j'avois laissé mes amis, la famille royale, et tous les honnêtes gens de France.

CHAPITRE XI.

Les étrangers repoussés de France en 1792.

Les prisonniers d'Orléans avoient subi le sort des prisonniers de Paris, les prêtres avoient été massacrés au pied des autels, la famille royale étoit captive au Temple ; M. de la Fayette, fidèle au vœu durable de la nation, la monarchie constitutionnelle, avoit quitté son armée plutôt que de prêter un serment contraire à celui qu'il venoit de jurer au roi. Une convention nationale étoit convoquée, et la république fut proclamée en présence des rois victorieux, dont les armées n'étoient qu'à quarante lieues de Paris. Cependant la plupart des officiers françois étoient émigrés ; ce qu'il restoit de troupes n'avoit jamais fait la guerre, et l'administration étoit dans un état affreux. Il y avoit de la grandeur dans une telle résolution, prise au milieu des plus grands périls ; bientôt elle fit revivre dans tous les cœurs l'intérêt que l'on prenoit à la nation françoise ; et si, rentrés dans leurs foyers, les guerriers vainqueurs eussent renversé les révolutionnaires, encore une fois la cause de la France étoit gagnée.

Le général Dumourier montra, dans cette première campagne de 1792, un talent qu'on ne peut oublier. Il sut mettre en œuvre avec habileté la force militaire, qui, fondée par le patriotisme, a depuis servi l'ambition. A travers les horreurs dont cette époque étoit souillée, l'esprit public de 1792 avoit quelque chose de vraiment admirable. Les citoyens, devenus soldats, se dévouoient à leur pays; et les calculs personnels, l'amour de l'argent et du pouvoir n'entroient pour rien encore dans les efforts des armées françoises. Aussi l'Europe elle-même éprouva-t-elle une sorte de respect pour la résistance inattendue qu'elle rencontra. Bientôt après la fureur du crime s'empara du parti dominateur; et, depuis, tous les vices ont succédé à tous les forfaits : triste amélioration pour l'espèce humaine!

CHAPITRE XII.

Procès de Louis XVI.

Quel sujet ! Il a été traité tant de fois, que je ne me permets ici de retracer qu'un petit nombre d'observations particulières.

Au mois d'octobre 1792, avant que l'horrible procès du roi fût commencé, avant que Louis XVI eût nommé ses défenseurs, M. Necker se présenta pour être chargé de cette noble et périlleuse fonction. Il publia un mémoire que la postérité recueillera comme un des témoignages les plus vrais et les plus désintéressés qu'on pût rendre en faveur du vertueux monarque jeté dans les fers (1). M. de Malesherbes fut choisi par le roi pour son avocat auprès de la convention nationale. L'affreuse mort de cet homme admirable et de sa famille l'emporte sur tout autre souvenir; mais la haute raison et la sincère éloquence de l'écrit de M. Necker pour la défense du roi doivent en faire un document de l'histoire.

---

(1) L'on séquestra la fortune de M. Necker en France, à compter du jour même où parut son Mémoire justificatif de Louis XVI.

On ne pouvoit nier que Louis XVI, depuis son départ pour Varennes, ne se fût considéré comme captif, et en conséquence il n'avoit rien fait pour seconder l'établissement d'une constitution, que les plus sincères efforts n'auroient peut-être pu maintenir. Mais avec quelle délicatesse M. Necker, qui croyoit toujours à la force de la vérité, ne la présente-t-il pas dans cette circonstance !

« Les hommes attentifs, les hommes justes » admireront dans le roi la patience et la modération qu'il a montrées, lorsque tout changeoit autour de lui, et lorsqu'il étoit exposé » sans cesse à tous les genres d'insultes ; mais » s'il eût fait des fautes, s'il eût méconnu dans » quelques points ses nouvelles obligations, ne » seroit-ce pas à la nouvelle forme de gouvernement qu'il faudroit s'en prendre ? Ne seroit-ce pas à cette constitution, où un monarque n'étoit rien qu'en apparence ; où la » royauté même se trouvoit hors de place ; où » le chef du pouvoir exécutif ne pouvoit discerner ni ce qu'il étoit, ni ce qu'il devoit être ; » où il étoit trompé jusque par les mots, et par » les divers sens qu'on pouvoit leur donner ; où

» il étoit roi sans aucun ascendant ; où il occu» poit le trône sans jouir d'aucun respect ; où » il sembloit en possession du droit de com» mander, sans avoir le moyen de se faire obéir ; » où il étoit successivement, et selon le libre » arbitre d'une seule assemblée délibérante, » tantôt un simple fonctionnaire public, et » tantôt le représentant héréditaire de la na» tion? Comment pourroit-on exiger d'un mo» narque, mis tout à coup dans les liens d'un » système politique aussi obscur que bizarre, » et finalement proscrit par les députés de la » nation eux-mêmes ; comment pourroit-on » exiger de lui d'être seul conséquent au milieu » de la variation continuelle des idées ? Et ne » seroit-ce pas une injustice extrême de juger » un monarque sur tous ses projets, sur toutes » ses pensées dans le cours d'une révolution » tellement extraordinaire, qu'il auroit eu be» soin d'être en accord parfait, non-seulement » avec les choses connues, mais encore avec » toutes celles dont on auroit vainement essayé » de se former d'avance une juste idée? »

M. Necker retrace ensuite dans son mémoire les bienfaits du règne de Louis XVI avant la révolution ; les restes de la servitude abolis, la question préparatoire interdite, la corvée supprimée, les administrations provinciales établies, les états généraux convoqués. « N'est-» ce pas Louis XVI, dit-il, qui, en s'occupant » sans cesse de l'amélioration des prisons et des » hôpitaux, a porté les regards d'un père tendre et d'un ami pitoyable dans les asiles de la » misère et dans les réduits de l'infortune ou de » l'erreur? N'est-ce pas lui qui, seul peut-être » avec saint Louis, entre tous les chefs de l'em-» pire françois, a donné le rare exemple de la » pureté des mœurs? Ne lui accordera-t-on pas » encore le mérite particulier d'avoir été religieux sans superstition, et scrupuleux sans in-» tolérance? Et n'est-ce pas de lui qu'une partie » des habitans de la France (les protestans) per-» sécutés sous tant de règnes, ont reçu non-» seulement une sauvegarde légale, mais en-» core un état civil qui les admettoit au partage » de tous les avantages de l'ordre social? Ces » bienfaits sont dans le temps passé; mais la » vertu de la reconnoissance s'applique-t-elle à » d'autres époques, à d'autres portions de la » vie? »

On est encore plus frappé du manque d'égards envers Louis XVI, dans le cours de son procès, que de sa condamnation même. Quand le président de la convention dit à celui qui fut son roi : « Louis, vous pouvez vous asseoir ! » on se sent plus d'indignation que lors même qu'on le voit accuser de forfaits qu'il n'avoit jamais commis. Il faut être sorti de la poussière pour ne pas respecter de longs souvenirs, surtout quand le malheur les consacre ; et la vulgarité, jointe au crime, inspire autant de mépris que d'horreur. Aucun homme vraiment supérieur ne s'est fait remarquer parmi ceux qui ont entraîné la convention à condamner le roi ; le flot populaire s'élevoit et s'abaissoit à de certains mots, à de certaines phrases, sans que le talent d'un orateur aussi éloquent que Vergniaud pût influer sur les esprits. Il est vrai que la plupart des députés qui défendirent le roi dans la convention, se mirent sur un détestable terrain. Ils commencèrent par déclarer qu'il étoit coupable ; l'un d'eux, entre autres, dit à la tribune que *Louis XVI étoit un traître, mais que la nation devoit lui pardonner ;* et ils appeloient cela de la tactique d'assemblée ! Ils prétendoient qu'il falloit ménager l'opinion dominante, pour la modérer quand il en seroit temps. Comment, avec cette prudence cauteleuse, auroient-ils pu lutter contre leurs ennemis qui s'élançoient de toutes leurs forces sur la victime ? En France, on capitule toujours avec la majorité, lors même qu'on veut la combattre; et cette misérable adresse diminue certainement les moyens au lieu de les accroître. La puissance de la minorité ne peut consister que dans l'énergie de la conviction. Qu'est-ce que des foibles en nombre, qui sont foibles aussi en sentiment?

Saint-Just, après avoir cherché vainement des faits authentiques contre le roi, finit par s'écrier : « Nul ne peut régner innocemment; » et rien ne prouvoit mieux la nécessité de l'inviolabilité des rois que cette maxime; car il n'est point de monarque qui ne pût être accusé d'une manière quelconque, si l'on ne mettoit pas une barrière constitutionnelle autour de lui. Celle qui environnoit le trône de Louis XVI, devoit être sacrée plus qu'aucune autre, puisqu'elle n'étoit pas sous-entendue comme ailleurs, mais solennellement garantie.

Les girondins vouloient sauver le roi; et, pour y parvenir, ils demandoient l'appel au peuple. Mais, en demandant cet appel, ils ne cessoient de se mettre en mesure avec les jacobins, en répétant continuellement que le roi méritoit la mort. C'étoit désintéresser entièrement de sa cause. Louis XVI, dit Biroteau, est déjà condamné dans mon cœur; mais je de-

Verſtändliches Reſultat einer unverſtändlichen Metaphyſik.

Wer a priori weiß zu demonſtrieren,
Die Menſchheit ſei deſpotiſch zu regieren,
Der iſt, trotz ſeiner Cato-Brau'n am Hof
Gewiß ein ſehr willkomm'ner Philoſoph.

Bedeutſamer Name.

Der nackten Wahrheit Schleier machen,
Iſt kluger Theologen Amt,
Und Schleiermacher ſind bei ſo bewandten Sachen
Die Meiſter der Dogmatik insgeſammt.

Die Abneigung vor den aſiatiſchen Sprachen.

Zwei Algebriſten
Und zwei Chimiſten,
Die Viere wißen nur die Sprachen,
Die man hört zwiſchen Mainz und Aachen;
Drum ſehen ſie es gar nicht gerne,
Daß man die Sprachen Aſiens lerne,
Und in der Räum' und Zeiten Ferne
Die Dichter und die Weiſen kennen lerne.
Nichts Andres haben ſie zu beißen, noch zu kauen,
Als hohles Rechnen, ekles Brauen;
Wobei ſie ſo vergnügt und ſelbſtzufrieden ſind,
Wie eine Milb' im Käſ' und eine Laus im Grind.

mande l'appel au peuple, afin qu'il soit condamné par lui. Les girondins avoient raison d'exiger un tribunal compétent, s'il pouvoit en exister un dans cette cause; mais combien n'auroient-ils pas produit plus d'effet, s'ils l'avoient réclamé en faveur d'un innocent, au lieu de l'invoquer pour un prétendu coupable? Les François, on ne sauroit trop le répéter, n'ont pas encore appris dans la carrière civile à être modérés quand ils sont forts, et hardis quand ils sont foibles; ils devroient transporter dans la politique toutes leurs vertus guerrières, les affaires en iroient mieux.

Ce qu'on a le plus de peine à concevoir dans cette terrible discussion de la convention nationale, c'est l'abondance de paroles que chacun prodiguoit dans une semblable circonstance. On s'attendroit surtout à trouver dans ceux qui vouloient la mort du roi, une fureur concentrée; mais montrer de l'esprit, mais faire des phrases : quelle persistance de vanité dans une telle scène!

Thomas Payne étoit le plus violent des démocrates américains; cependant comme il n'y avoit point de calcul ni d'hypocrisie dans ses exagérations en politique, quand il fut question du jugement de Louis XVI, il donna le seul avis qui pût encore honorer la France, s'il eût été adopté ; c'étoit d'offrir au roi l'asile de l'Amérique. Les Américains sont reconnoissans envers lui, disoit Payne, parce qu'il a favorisé leur indépendance. A ne considérer cette résolution que sous le point de vue républicain, c'étoit la seule qui pût affoiblir alors en France l'intérêt pour la royauté. Louis XVI n'avoit pas les talens qu'il faut pour reconquérir à main armée une couronne, et une situation qui n'auroit point excité la pitié n'eût pas fait naître le dévouement. La mort que l'on donnoit au plus honnête homme de France, mais en même temps au moins redoutable, à celui qui, pour ainsi dire, ne s'étoit pas mêlé de son sort, ne pouvoit être qu'un horrible hommage que l'on rendoit encore à son ancienne grandeur. Il y auroit eu plus de républicanisme dans une résolution qui auroit montré moins de crainte et plus de justice.

Louis XVI ne refusa point, comme Charles Ier., de reconnoître le tribunal devant lequel il fut traduit, et répondit à toutes les questions qui lui furent adressées, avec une douceur inaltérable. Le président demandant à Louis XVI pourquoi il avoit rassemblé les troupes au château, le 10 août, il répondit : *Le château* *étoit menacé, toutes les autorités constituées l'ont vu ; et, comme j'étois moi-même une autorité constituée, il étoit de mon devoir de me défendre.* Quelle manière modeste et indifférente de parler de soi, et par quel éclat d'éloquence pourroit-on attendrir plus profondément !

M. de Malesherbes, ancien ministre du roi, se présenta comme son défenseur. Il étoit l'un des trois hommes d'état, lui, M. Turgot et M. Necker, qui avoient conseillé à Louis XVI l'adoption volontaire des principes de la liberté. Il fut forcé, de même que les deux autres, à renoncer à sa place, à cause de ses opinions dont les parlemens étoient ennemis ; et maintenant, malgré son âge avancé, il reparoissoit pour plaider la cause du roi en présence du peuple, comme jadis il avoit plaidé celle du peuple auprès du roi ; mais le nouveau maître fut implacable.

Garat, alors ministre de la justice, et, dans des temps plus heureux pour lui, l'un des meilleurs écrivains de France ; Garat, dis-je, a consigné dans ses mémoires particuliers, que, lorsqu'il se vit réduit par sa funeste place à porter au roi la sentence qui le condamnoit à mort, le roi montra le calme le plus admirable en l'écoutant ; une fois seulement il exprima par un geste son mépris et son indignation : c'est à l'article qui l'accusoit d'avoir voulu verser le sang du peuple françois. Sa conscience se révolta, lorsque tous ses autres sentimens étoient contenus. Le matin même de son exécution, le roi dit à l'un de ses serviteurs : *Vous irez vers la reine ;* puis, se reprenant, il répéta : *Vous irez vers ma femme.* Il se soumettoit dans cet instant même à la privation de son rang, qui lui avoit été imposée par ses meurtriers. Sans doute il croyoit que la destinée, en toutes choses, exécute les desseins de Dieu sur ses créatures.

Le testament du roi fait connoître tout son caractère. La simplicité la plus touchante y règne : chaque mot est une vertu, et l'on y voit toutes les lumières qu'un esprit juste, dans de certaines bornes, et une bonté infinie peuvent inspirer. La condamnation de Louis XVI a tellement ému tous les cœurs, que la révolution pendant plusieurs années en a été comme maudite.

CHAPITRE XIII.

De Charles Ier. et de Louis XVI.

Beaucoup de personnes ont attribué les désastres de la France à la foiblesse du caractère de Louis XVI, et l'on n'a cessé de répéter que sa condescendance pour les principes de la liberté a été l'une des causes essentielles de la révolution. Il me semble donc curieux de montrer à ceux qui se persuadent qu'il suffisoit en France, à cette époque, de tel ou tel homme pour tout prévenir, de telle ou telle résolution pour tout arrêter; il me semble curieux, dis-je, de leur montrer que la conduite de Charles Ier. a été, sous tous les rapports, l'opposé de celle de Louis XVI, et que pourtant deux systèmes contraires ont amené la même catastrophe : tant est invincible la force des révolutions dont l'opinion du grand nombre est la cause !

Jacques Ier., le père de Charles, disoit *que l'on pouvoit juger la conduite des rois, puisque l'on se permettoit bien d'examiner les décrets de la Providence, mais que leur puissance ne pouvoit pas plus être mise en doute que celle de*

Dieu. Charles I^er^. avoit été élevé dans ces maximes, et il regardoit comme une mesure aussi condamnable qu'impolitique toute concession faite par l'autorité royale. Louis XVI, cent cinquante ans plus tard, étoit modifié par son siècle; la doctrine de l'obéissance passive qui subsistoit encore en Angleterre du temps de Charles I^er^., n'étoit plus soutenue, même par le clergé de France en 1789. Le parlement anglois avoit existé de tout temps; et, quoiqu'il ne fût pas irrévocablement décidé que son consentement fût nécessaire pour l'impôt, cependant on avoit coutume de le lui demander. Mais, comme il accordoit des subsides pour plusieurs années, le roi d'Angleterre n'étoit pas, comme aujourd'hui, dans l'obligation de le rassembler tous les ans, et très-souvent on prolongeoit les impôts, sans que le renouvellement en fût prononcé par les représentans du peuple. Toutefois le parlement protestoit toujours contre cet abus; la querelle des communes avec Charles I^er^. commença sur ce terrain. On lui reprocha deux impôts qu'il percevoit sans le consentement de la nation. Irrité de ce reproche, il ordonna, d'après le droit constitutionnel qu'il en avoit, que le parlement fût dissous; et il resta douze ans sans en convoquer un autre : interruption presque sans exemple dans l'histoire d'Angleterre. La querelle de Louis XVI commença, comme celle de Charles Ier., par des embarras de finances, et ce sont toujours ces embarras qui mettent les rois dans la dépendance des peuples : mais Louis XVI convoqua les états généraux qui, depuis près de deux cents ans, étoient presque oubliés en France.

Louis XIV avoit supprimé jusqu'aux remontrances du parlement de Paris, seul privilége politique laissé à ce corps, lorsqu'il enregistroit les édits bursaux. Henri VIII, en Angleterre, avoit fait recevoir ses proclamations comme ayant force de loi. Ainsi donc Charles Ier. et Louis XVI pouvoient tous les deux se considérer comme les héritiers d'un pouvoir sans bornes, mais avec cette différence que le peuple anglois s'appuyoit toujours avec raison sur le passé pour réclamer ses droits, tandis que les François demandoient une chose nouvelle, puisque la convocation des états généraux n'étoit prescrite par aucune loi. Louis XVI, d'après la constitution ou la non-constitution de France, n'étoit point obligé à appeler les états généraux; Charles Ier., en restant douze années sans rassembler le parlement anglois, violoit les priviléges reconnus.

Pendant les douze années d'interruption du parlement sous Charles Ier., la chambre étoilée, tribunal irrégulier qui exécutoit les volontés du roi d'Angleterre, exerça toutes les rigueurs imaginables. Prynne fut condamné à avoir les oreilles coupées pour avoir écrit d'après la doctrine des puritains contre les spectacles, et contre la hiérarchie ecclésiastique. Allison et Robins subirent la même peine, parce qu'ils manifestoient une opinion différente de celle de l'archevêque d'Yorck; Lilburne fut attaché au pilori, inhumainement livré aux verges, et de plus bâillonné, parce que ses courageuses complaintes faisoient effet sur le peuple. Williams, un évêque, subit un supplice du même genre. Les plus cruelles punitions furent infligées à ceux qui se refusoient à payer les taxes ordonnées par une simple proclamation du roi; des amendes assez fortes pour ruiner ceux qui y étoient condamnés, furent exigées par la même chambre étoilée dans une foule de cas différens: mais en général c'étoit surtout contre la liberté de la presse qu'on sévissoit avec violence. Louis XVI ne fit presque pas usage du moyen arbitraire des lettres de cachet pour exiler, ou pour mettre en prison; aucun acte de tyrannie ne peut lui être reproché; et, loin de réprimer la liberté de la presse, ce fut l'archevêque de Sens, premier ministre du roi, qui invita en son nom tous les écrivains à faire connoître leur opinion sur la forme et la convocation des états généraux.

La religion protestante étoit établie en Angleterre; mais, comme l'église anglicane admet le roi pour chef, Charles I^{er}. avoit certainement beaucoup plus d'influence sur son église, que le roi de France sur la sienne. Le clergé anglois conduit par Laud, quoique protestant, étoit et plus absolu sous tous les rapports, et plus sévère que le clergé françois : car l'esprit philosophique s'étoit introduit chez quelques-uns des chefs de l'église gallicane, et Laud étoit plus sûrement orthodoxe que le cardinal de Rohan, le premier des évêques de France. L'autorité et la hiérarchie ecclésiastiques furent maintenues avec une extrême sévérité par Charles I^{er}. La plupart des sentences cruelles qu'on peut reprocher à la chambre étoilée, eurent pour objet de faire respecter le clergé anglois. Celui de France ne se défendit guère, et ne fut pas défendu; tous les deux furent également supprimés par la révolution.

La noblesse angloise n'eut point recours au mauvais moyen de l'émigration, au plus mauvais moyen encore d'appeler les étrangers; elle entoura le trône constamment, et se battit avec le roi pendant la guerre civile. Les principes philosophiques, à la mode en France au commencement de la révolution, excitoient un grand nombre de nobles à tourner eux-mêmes en ridicule leurs priviléges. L'esprit du dix-septième siècle ne portoit pas la noblesse angloise à douter de ses propres droits. La chambre étoilée punit, avec une extrême rigueur, des hommes qui s'étoient permis de plaisanter sur quelques lords. La plaisanterie n'est jamais interdite aux François. Les nobles d'Angleterre étoient graves et sérieux, tandis que ceux de France sont légers et moqueurs; et cependant les uns et les autres furent également dépouillés de leurs priviléges: et, tandis que tout a différé dans les mesures de défense, tout fut pareil dans la défaite.

L'on a souvent dit que la grande influence de Paris sur le reste de la France étoit l'une des causes de la révolution. Londres n'a jamais exercé le même ascendant sur l'Angleterre, parce que les grands seigneurs anglois vivoient beaucoup plus dans les provinces que les grands seigneurs françois. Enfin on a prétendu que le premier ministre de Louis XVI, M. Necker, avoit des principes républicains, et qu'un

Grammatiſcher Unterſchied.

Der Boppart iſt ein Ort am Rhein;
Die Bopp-Art ſind Pedanterei'n.

Nach dem Indiſchen des Slâghaniya.

Im großen Heldenlied Vyâſa's wortzerreißende Barbarei,
Wie haarſträubend ſie Bopp einführt, leſen wohl die Vampire gern.

An einen Sanſkritiſten.

Gar mancherlei pronominale Wurzeln
Ergrübelſt du, aus denen nichts erwächſt;
Läßt Doppel-Apoſtrophe durch einander purzeln,
Und machſt unleſbar jeden Text.
Grammatiſch orthographiſche Normen,
Leer, unnütz, kleinlich, haſt du aufgeſtellt;
Du bürſteſt uns die Uniformen,
Derweil wir rücken in das Feld.

* * *

homme tel que le cardinal de Richelieu, auroit su prévenir la révolution. Le comte de Strafford, ministre favori de Charles Ier., étoit d'un caractère ferme et même despotique; il avoit, de plus que le cardinal de Richelieu, l'avantage d'être un grand et brave militaire, ce qui donne toujours meilleure grâce à l'exercice du pouvoir absolu. M. Necker a joui de la plus grande popularité qu'aucun homme ait eue en France; le comte de Strafford a toujours été l'objet de l'animosité du peuple, et tous les deux cependant ont été renversés par la révolution et sacrifiés par leur maître : le premier, parce que les communes le dénoncèrent; le second, parce que les courtisans exigèrent son renvoi.

Enfin (c'est ici la plus remarquable des différences) on n'a cessé de reprocher à Louis XVI de n'être pas monté à cheval, de n'avoir pas repoussé la force par la force, et d'avoir craint la guerre civile avant tout. Charles Ier. l'a commencée, avec des motifs sans doute très-plausibles, mais enfin il l'a commencée. Il quitta Londres, se rendit dans la province, et se mit à la tête d'une armée qui défendit l'autorité royale jusqu'à la dernière extrémité. Charles Ier. ne voulut pas reconnoître la compétence du tribunal qui le condamna; Louis XVI ne fit pas une seule protestation contre ses juges. Charles Ier. étoit infiniment supérieur à Louis XVI par son esprit, sa figure et ses talens militaires; tout fait contraste entre ces deux monarques, excepté leur malheur.

Il existoit cependant un rapport dans les sentimens, qui seul peut expliquer la ressemblance des destinées : c'est que Charles Ier. aimoit au fond du cœur le catholicisme proscrit par l'opinion dominante de l'Angleterre, et que Louis XVI aussi souhaitoit de maintenir les anciennes institutions politiques de la France. Ce rapport a causé la perte de tous les deux. C'est dans l'art de conduire l'opinion, ou d'y céder à propos, que consiste la science de gouverner dans les temps modernes.

CHAPITRE XIV.

Guerre entre la France et l'Angleterre. M. Pitt et M. Fox.

Pendant plusieurs siècles les rivalités de la France et de l'Angleterre ont fait le malheur de ces deux pays. C'étoit un combat de puissance, mais la lutte causée par la révolution ne peut être considérée sous le même rapport. S'il y a eu, depuis vingt-trois ans, des circonstances où l'Angleterre auroit pu traiter avec la France, il faut convenir aussi qu'elle a eu pendant ce temps de grandes raisons de lui faire la guerre, et plus souvent encore de se défendre contre elle. La première rupture, qui éclata en 1793, étoit fondée sur les motifs les plus justes. Si la convention, en se rendant coupable du meurtre de Louis XVI, n'avoit point professé et propagé des principes subversifs de tous les gouvernemens, si elle n'avoit point attaqué la Belgique et la Hollande, les Anglois auroient pu ne pas prendre plus de part à la mort de Louis XVI que Louis XIV n'en prit à celle de Charles I^er^. Mais, au moment où le ministère renvoya l'ambassadeur de France, la nation angloise souhaitoit la guerre plus vivement encore que son gouvernement.

Je crois avoir suffisamment développé, dans les chapitres précédens, qu'en 1791 pendant la durée de l'assemblée constituante, et même en 1792 sous l'assemblée législative, les puissances étrangères ne devoient pas accéder à la convention de Pilnitz. Ainsi donc, si la diplomatie angloise s'est mêlée de ce grand acte politique, elle est intervenue trop tôt dans les affaires de France, et l'Europe s'en est mal trouvée, puisque c'est ainsi qu'elle a donné d'immenses forces militaires aux François. Mais, au moment où l'Angleterre a déclaré formellement la guerre à la France en 1793, les jacobins s'étoient tout-à-fait emparés du pouvoir, et non-seulement leur invasion en Hollande, mais leurs crimes et les principes qu'ils proclamoient, faisoient un devoir d'interrompre toute communication avec eux. La persévérance de l'Angleterre, à cette époque, l'a préservée des troubles qui menaçoient son repos intérieur, lors de la révolte de la flotte et de la fermentation des sociétés populaires; et de plus elle a soutenu l'espoir des honnêtes gens, en leur montrant quelque part sur cette terre la morale et la liberté réunies à une grande puissance. Si l'on avoit vu la nation angloise envoyer des ambassadeurs à des assassins, la vraie force de cette île merveilleuse, la confiance qu'elle inspire, l'auroit abandonnée.

Il ne s'ensuit pas de cette manière de voir que l'opposition qui vouloit la paix, et M. Fox qui par ses étonnantes facultés représentoit un parti à lui seul, ne fussent inspirés par des sentimens très-respectables. M. Fox se plaignoit, et avec raison, de ce que l'on confondoit sans cesse les amis de la liberté avec ceux qui l'ont souillée; et il craignoit que la réaction d'une tentative si malheureuse n'affoiblît l'esprit de liberté, principe vital de l'Angleterre. En effet, si la réformation eût échoué il y a trois siècles, que seroit devenue l'Europe? Et dans quel état seroit-elle maintenant, si l'on enlevoit à la France tout ce qu'elle a gagné par sa réforme politique?

M. Pitt rendit à cette époque de grands services à l'Angleterre, en tenant d'une main ferme le gouvernail des affaires. Mais il penchoit trop vers l'amour du pouvoir, malgré la simplicité parfaite de ses goûts et de ses habitudes; ayant été ministre très-jeune, il n'avoit pas eu le temps d'exister comme homme privé, et d'éprouver ainsi l'action de l'autorité sur ceux qui dépendent d'elle. Son cœur ne battoit pas pour le foible, et les artifices politiques, qu'on est convenu d'appeler machiavélisme, ne lui inspiroient pas tout le mépris qu'on devoit attendre d'un génie tel que le sien. Néanmoins son admirable éloquence lui faisoit aimer les débats d'un gouvernement représentatif : il tenoit encore à la liberté par le talent, car il étoit ambitieux de convaincre, tandis que les hommes médiocres n'aspirent qu'à commander. Le ton sarcastique de ses discours étoit singulièrement adapté aux circonstances dans lesquelles il s'est trouvé ; lorsque toute l'aristocratie des sentimens et des principes triomphoit à l'aspect des excès populaires, l'énergique ironie de M. Pitt convenoit au patricien qui jette sur ses adversaires l'odieuse couleur de l'irréligion et de l'immoralité.

La clarté, la sincérité, la chaleur de M. Fox pouvoient seules échapper à ces armes tranchantes. Il n'avoit point de mystère en politique, parce qu'il regardoit la publicité comme plus nécessaire encore dans les affaires des nations que dans tout autre rapport. Lors même qu'on n'étoit pas de son avis, on l'aimoit mieux que son adversaire ; et, quoique la force de l'argumentation fût le caractère distinctif de son éloquence, on sentoit tant d'âme au fond de ses raisonnemens, que l'on en étoit ému. Son caractère portoit l'empreinte de la dignité angloise, comme celui de son antagoniste; mais il avoit une candeur naturelle, à laquelle le contact avec les hommes ne sauroit porter atteinte, parce que la bienveillance du génie est inaltérable.

Il n'est pas nécessaire de décider entre ces deux grands hommes, et personne n'oseroit se croire capable d'un tel jugement. Mais la pensée salutaire qui doit résulter des discussions sublimes dont le parlement anglois a été le théâtre, c'est que le parti ministériel a toujours eu raison, quand il a combattu le jacobinisme et le despotisme militaire; mais toujours tort et grand tort, quand il s'est fait l'ennemi des principes libéraux en France. Les membres de l'opposition, au contraire, ont dévié des nobles fonctions qui leur sont attribuées, quand ils ont défendu les hommes dont les forfaits perdoient la cause de l'espèce humaine; et cette même opposition a bien mérité de l'avenir, quand elle a soutenu la généreuse élite des amis de la liberté qui, depuis vingt-cinq ans, se dévoue à la haine des deux partis en France, et qui n'est forte que d'une grande alliance, celle de la vérité.

Un fait peut donner l'idée de la différence essentielle qui existe entre les torys et les whigs, entre les ministériels et l'opposition, relativement aux affaires de France. L'esprit de parti réussit à dénaturer les plus belles actions, tant que vivent encore ceux qui les ont faites; mais il n'en est pas moins certain que l'antiquité n'offre rien de plus beau que la conduite du général la Fayette, de sa femme et de ses filles dans les prisons d'Olmutz (1). Le général étoit dans ces prisons, pour avoir d'une part quitté la France après l'emprisonnement du roi, et de l'autre pour s'être refusé à toute liaison avec les gouvernemens qui faisoient la guerre à son pays; et l'admirable madame de la Fayette, à peine sortie des cachots de Robespierre, ne perdit pas un jour pour venir s'enfermer avec son mari, et s'exposer à toutes les souffrances qui ont abrégé sa vie. Tant de fermeté dans un homme depuis si longtemps fidèle à la même cause, tant d'amour conjugal et filial dans sa famille, devoient intéresser le pays où ces vertus sont natives. Le général Fitz-Patrick demanda donc que le ministère anglois intercédât auprès de ses alliés pour en obtenir la liberté du général la Fayette. M. Fox plaida cette cause; et cependant le parlement anglois entendit le discours sublime, dont nous allons transcrire la fin, sans que les députés d'un pays libre se levassent tous pour accéder à la proposition de l'orateur, qui n'auroit dû être dans cette occasion que leur interprète. Les ministres s'opposèrent à la motion du général Fitz-Patrick, en disant, comme à l'ordinaire, que la captivité du général la Fayette concernoit les puissances du continent, et que l'Angleterre, en s'en mêlant, violeroit le principe général, qui lui défend de *s'immiscer* dans l'administration intérieure des pays étrangers. M. Fox combattit admirablement cette réponse, dès lors astucieuse. M. Windham, secrétaire de la guerre, repoussa les éloges que M. Fox avoit donnés au général la Fayette, et ce fut à cette occasion que M. Fox lui répondit ainsi :

---

(1) On peut trouver les détails les plus exacts à cet égard, dans l'excellent ouvrage de M. Emmanuel de Toulongeon, intitulé : *Histoire de France depuis* 1789. Il importe aux étrangers qu'on leur fasse connoître les écrits véridiques sur la révolution; car jamais on n'a publié, sur aucun sujet, un aussi grand nombre de livres et de brochures, où le mensonge se soit replié de tant de manières, pour tenir lieu du talent et satisfaire à mille genres de vanités.

« Le secrétaire de la guerre a parlé, et ses
» principes sont désormais au grand jour. Il ne
» faut jamais pardonner à ceux qui commencent
» les révolutions, et cela dans le sens le
» plus absolu, sans distinction ni de circonstances
» ni de personnes. Quelque corrompu,
» quelque intolérant, quelque oppressif, quelque
» ennemi des droits et du bonheur de l'humanité
» que soit un gouvernement ; quelque
» vertueux, quelque modéré, quelque patriote,
» quelque humain que soit un réformateur,
» celui qui commence la réforme la plus juste
» doit être dévoué à la vengeance la plus irréconciliable.
» S'il vient après lui des hommes
» indignes de lui, qui ternissent par leurs excès
» la cause de la liberté, ceux-là peuvent
» être pardonnés. Toute la haine de la révolution
» criminelle doit se porter sur celui qui a
» commencé une révolution vertueuse. Ainsi
» le très-honorable secrétaire de la guerre pardonne
» de tout son cœur à Cromwell, parce
» que Cromwell n'est venu qu'en second, qu'il
» a trouvé les choses préparées, et qu'il n'a fait
» que tourner les circonstances à son profit ;
» mais nos grands, nos illustres ancêtres, Pym

Des vers un peu plus longs que les Alexandrins.

Deine Sanſkritpoeſiemetriknachahmungen
Sind voll von goldfunkelnagelneublanken Benamungen.
Du überflügelſt in wortſchwallphraſendurchſchlängeltmonoſtrophiſchen Oden
Die Weilandheiligenrömiſchenreichsdeutſchernationsperioden.
Deine mit Dank erkanntwerdenwollenden Bemühungen ſind höchlich zu rühmen:
So muß man die Himavatgangesvindhyaphilologiedornpfade beblümen.

Tauſendſchön.

Ja, herrlich iſt der Griechen Alterthum,
Iſt wahre Schöpfung zu der Menſchheit Ruhm.
Du möchteſt ſchildern gern in deinen dicken Bänden
Des Genius Koſmogonie;
Doch Ebenmaß, Geſtalt und Ordnung triffſt du nie,
Und mit dem Chaos wirſt du enden.

Du kannſt Latein nicht ohne Druckſen ſprechen:
Dem Philologen ſteht die Stümperei nicht fein.
Man hört dich ebenfalls das Deutſche radebrechen;
Dir iſt die Alalie natürlich, allgemein.
Doch deine Feder ſchwatzt gar viel in Einem Odem
Und ſpinnt den leerſten Satz zu langen Perioden.

» Hampden, le lord Falkland, le comte de Bedford, tous ces personnages à qui nous sommes » accoutumés à rendre des honneurs presque » divins pour le bien qu'ils ont fait à la race humaine et à leur patrie, pour les maux dont » ils nous ont délivrés, pour le courage prudent, l'humanité généreuse, le noble désintéressement, avec lesquels ils ont poursuivi leurs » desseins : voilà les hommes qui, suivant la » doctrine professée dans ce jour, doivent être » voués à une exécration éternelle.

» Jusqu'ici nous trouvions Hume assez sévère, lorsqu'il dit que Hampden est mort au » moment favorable pour sa gloire, parce » que, s'il eût vécu quelques mois de plus, il » alloit probablement découvrir le feu caché » d'une violente ambition. Mais Hume va » nous paroître bien doux auprès du très-honorable secrétaire de la guerre. Selon ce » dernier, les hommes qui ont noirci par leurs » crimes la cause brillante de la liberté, ont » été vertueux en comparaison de ceux qui » vouloient seulement délivrer leur pays du » poids des abus, des fléaux de la corruption, » et du joug de la tyrannie. Cromwell, Harrison, Bradshaw, l'exécuteur masqué qui a » fait tomber la tête de l'infortuné Charles Ier. :

» voilà les objets de la tendre commisération » et de l'indulgence éclairée du très-honorable » secrétaire de la guerre. Hampden, Bedford, » Falkland, tué en combattant pour son roi, » voilà les criminels pour lesquels il ne trouve » pas encore assez de haine dans son cœur, ni » assez de supplices sur la terre. Le très-honorable secrétaire de la guerre nous l'a dit positivement : aux yeux de ses rois, et de ses » ministres absolus, Collot-d'Herbois est bien » loin de mériter autant de haine et de vengeance que la Fayette.

« Après m'être étonné d'abord de cette opinion, je commence à la concevoir. En effet, » Collot-d'Herbois est un infâme et un monstre ; la Fayette est un grand caractère et un » homme de bien. Collot-d'Herbois souille la » liberté, il la rend haïssable par tous les crimes qu'il ose revêtir de son nom ; la Fayette » l'honore, il la fait chérir par toutes les vertus dont il la montre environnée ; par la noblesse de ses principes, par la pureté inaltérable de ses actions, par la sagesse et la force » de son esprit ; par la douceur, le désintéressement, la générosité de son âme. Oui, je le » reconnois, d'après les nouveaux principes, » c'est la Fayette qui est dangereux, c'est lui

» qu'il faut haïr; et le *pauvre* Collot-d'Herbois » a droit à cet accent si tendre avec lequel on a » sollicité pour lui l'intérêt de la chambre. » Oui, je rends justice à la sincérité du très-honorable secrétaire de la guerre : il n'a rien » feint, j'en suis sûr; le son de sa voix n'a été » que l'expression de son âme, chaque fois » qu'il a imploré la miséricorde pour le pauvre Collot-d'Herbois, ou appelé de tous les » coins de la terre, la haine, la vengeance et » la tyrannie, pour exterminer le général la » Fayette, sa femme et ses enfans, ses compagnons et ses serviteurs.

» Mais moi qui sens autrement, moi qui » suis encore ce que j'ai toujours été, moi qui » vivrai et mourrai l'ami de *l'ordre*, mais de la » liberté; l'ennemi de l'anarchie, mais de la servitude, je n'ai pas cru qu'il me fût permis de » garder le silence après de tels outrages, après » de tels blasphèmes vomis dans l'enceinte d'un » parlement anglois, contre l'innocence et la » vérité, contre les droits et le bonheur de l'espèce humaine, contre les principes de notre » glorieuse révolution; enfin contre la mémoire sacrée de nos illustres ancêtres, de ces » hommes dont la sagesse, les vertus et les » bienfaits seront révérés et bénis par le peu-

» ple anglois jusqu'à la dernière génération. »

Malgré l'incomparable beauté de ces paroles, tel étoit l'effroi qu'inspiroit alors aux Anglois la crainte d'un bouleversement social, que le mot de liberté même ne retentissoit plus à leur âme. De tous les sacrifices qu'on peut faire à sa conscience d'homme public, il n'en est point de plus grands que ceux auxquels s'est condamné M. Fox pendant la révolution de France. Ce n'est rien que de supporter des persécutions sous un gouvernement arbitraire; mais de voir l'opinion s'éloigner de soi dans un pays libre; mais d'être abandonné par ses anciens amis, quand parmi ces amis il y avoit un homme tel que Burke; mais de se trouver impopulaire dans la cause même du peuple, c'est une douleur pour laquelle M. Fox mérite d'être plaint autant qu'admiré. On l'a vu verser des larmes au milieu de la chambre des communes, en prononçant le nom de cet illustre Burke, devenu si violent dans ses passions nouvelles. Il s'approcha de lui, parce qu'il savoit que son cœur étoit brisé par la mort de son fils : car jamais l'amitié, dans un caractère tel que celui de Fox, ne sauroit être altérée par les sentimens politiques.

Il pouvoit être avantageux toutefois à l'Angleterre que M. Pitt fût le chef de l'état dans la crise la plus dangereuse où ce pays se soit trouvé; mais il ne l'étoit pas moins qu'un esprit aussi étendu que celui de M. Fox soutînt les principes malgré les circonstances, et sût préserver les dieux pénates des amis de la liberté, au milieu de l'incendie. Ce n'est point pour contenter les deux partis que je les loue ainsi tous les deux, quoiqu'ils aient soutenu des opinions très-opposées. Le contraire en France devroit peut-être avoir lieu; les factions diverses y sont presque toujours également blâmables; mais dans un pays libre, les partisans du ministère et les membres de l'opposition peuvent avoir tous raison à leur manière, et ils font souvent chacun du bien selon l'époque; ce qui importe seulement, c'est de ne pas prolonger le pouvoir acquis par la lutte, après que le danger est passé.

CHAPITRE XV.

Du fanatisme politique.

Les événemens que nous avons rappelés jusqu'à présent ne sont que de l'histoire, dont l'exemple peut s'offrir ailleurs. Mais un abîme va s'ouvrir maintenant sous nos pas ; nous ne savons quelle route suivre dans un tel gouffre, et la pensée se précipite avec effroi, de malheurs en malheurs, jusqu'à l'anéantissement de tout espoir et de toute consolation. Nous passerons, le plus rapidement qu'il nous sera possible, sur cette crise affreuse, dans laquelle aucun homme ne doit fixer l'attention, aucune circonstance ne sauroit exciter l'intérêt : tout est semblable, bien qu'extraordinaire ; tout est monotone, bien qu'horrible ; et l'on seroit presque honteux de soi-même, si l'on pouvoit regarder ces atrocités grossières d'assez près pour les caractériser en détail. Examinons seulement le grand principe de ces monstrueux phénomènes, le fanatisme politique.

Les passions mondaines ont toujours fait partie du fanatisme religieux ; et souvent, au contraire, la foi véritable à quelques idées abstraites alimente le fanatisme politique; le mélange se trouve partout, mais c'est dans sa proportion que consistent le bien et le mal. L'ordre social est en lui-même un bizarre édifice : on ne peut cependant le concevoir autrement qu'il n'est ; mais les concessions auxquelles il faut se résoudre, pour qu'il subsiste, tourmentent par la pitié les âmes élevées, satisfont la vanité de quelques-uns, et provoquent l'irritation et les désirs du grand nombre. C'est à cet état de choses, plus ou moins prononcé, plus ou moins adouci par les mœurs et les lumières, qu'il faut attribuer le fanatisme politique dont nous avons été témoins en France. Une sorte de fureur s'est emparée des pauvres en présence des riches, et les distinctions nobiliaires ajoutant à la jalousie qu'inspire la propriété, le peuple a été fier de sa multitude; et tout ce qui fait la puissance et l'éclat de la minorité, ne lui a paru qu'une usurpation. Les germes de ce sentiment ont existé dans tous les temps; mais on n'a senti trembler la société humaine dans ses fondemens qu'à l'époque de la terreur en France : on ne doit point s'étonner si cet abominable fléau a laissé de profondes traces dans les esprits, et la seule réflexion qu'on puisse se permettre, et que le reste de cet ouvrage, j'espère, confirmera, c'est que le remède aux passions populaires n'est pas dans le despotisme, mais dans le règne de la loi.

Le fanatisme religieux présente un avenir indéfini qui exalte toutes les espérances de l'imagination; mais les jouissances de la vie sont aussi sans bornes aux yeux de ceux qui ne les ont pas goûtées. Le Vieux de la Montagne envoyoit ses sujets à la mort, à force de leur accorder des délices sur cette terre, et l'on voit souvent les hommes s'exposer à mourir pour mieux vivre. D'autre part, la vanité s'exalte par la défense des supériorités qu'elle possède; elle paroît moins coupable que les attaquans, parce qu'une idée de propriété s'attache même aux injustices, lorsqu'elles ont existé depuis long-temps. Néanmoins les deux élémens du fanatisme religieux *et du fanatisme* politique subsistent toujours : la volonté de dominer, dans ceux qui sont au haut de la roue, l'ardeur de la faire tourner dans ceux qui sont en bas. Tel est le principe de toutes les violences : le prétexte change, la cause reste, et l'acharnement réciproque demeure le même. Les querelles des patriciens et des plébéiens, la guerre des esclaves, celle des paysans, celle qui dure encore entre les nobles et les bourgeois, toutes ont eu également pour origine la difficulté de maintenir la société humaine, sans désordre et sans injustice. Les hommes ne pourroient exister aujourd'hui ni séparés, ni réunis, si le respect de la loi ne s'établissoit pas dans les têtes : tous les crimes naîtroient de la société même qui doit les prévenir. Le pouvoir abstrait des gouvernemens représentatifs n'irrite en rien l'orgueil des hommes, et c'est par cette institution que doivent s'éteindre les flambeaux des furies. Ils se sont allumés dans un pays où tout étoit amour-propre, et l'amour-propre irrité, chez le peuple, ne ressemble point à nos nuances fugitives; c'est le besoin de donner la mort.

Des massacres, non moins affreux que ceux de la terreur, ont été commis au nom de la religion; la race humaine s'est épuisée pendant plusieurs siècles en efforts inutiles pour contraindre tous les hommes à la même croyance. Un tel but ne pouvoit être atteint, et l'idée la plus simple, la tolérance, telle que Guillaume Penn l'a professée, a banni pour toujours, du nord de l'Amérique, le fanatisme dont le midi a été l'affreux théâtre. Il en est de même du fanatisme politique; la liberté seule peut le calmer. Après un certain temps, quelques vérités ne seront plus contestées, et l'on parlera des vieilles institutions comme des anciens systèmes de physique, entièrement effacés par l'évidence des faits.

Les différentes classes de la société n'ayant presque point eu de relations entre elles en France, leur antipathie mutuelle en étoit plus forte. Il n'est aucun homme, même le plus criminel, qu'on puisse détester quand on le connoît, comme quand on se le représente. L'orgueil mettoit partout des barrières, et nulle part des limites. Dans aucun pays, les gentilshommes n'ont été aussi étrangers au reste de la nation : ils ne touchoient à la seconde classe que pour la froisser. Ailleurs, une certaine bonhomie, des habitudes même plus vulgaires, confondent davantage les hommes, bien qu'ils soient légalement séparés; mais l'élégance de la noblesse françoise accroissoit l'envie qu'elle inspiroit. Il étoit aussi difficile d'imiter ses manières que d'obtenir ses prérogatives. La même scène se répétoit de rang en rang, l'irritabilité d'une nation très-vive portoit chacun à la jalousie envers son voisin, envers son supérieur, envers son maître; et tous les individus, non contens de dominer,

Die Alten, ſagſt du, ſind im Kreiß
Herumgegangen.
Kein Andrer weiß,
Wie du, die Schlangen
Bei'm Schwanz zu fangen.

Von hinten leſ' ich's oder von vorn,
Es bleibt mir gleichermaßen verworr'n.

Wahrheit fehlt dem Mythologen,
Kunſtſinn dem Archäologen,
Red' und Schrift dem Philologen.

An B.

bei Gelegenheit eines mißrathenen lateiniſchen Einladungs-Programmes.

Weder gehauen, weder geſtochen,
Greuliches Rothwelſchradegebrochen,
So iſt des Naturrecht-Profeſſors Abhandlung
Nach hegelſcher neuer Begriffs-Umwandlung.
Das ſoll, wie es ausſieht, wohl gar Latein ſein;
Er ſchenkt uns aber Spülicht für Wein ein.
Wie iſt er aus Tertia nur entſprungen,
Und hat ſich ſo dreiſt auf's Katheder geſchwungen?

s'humilioient les uns les autres. C'est en multipliant les rapports politiques entre les divers rangs, en leur donnant les moyens de se servir mutuellement, qu'on peut apaiser dans le cœur la plus horrible des passions, la haine des mortels contre leurs semblables, l'aversion mutuelle des créatures dont les restes doivent tous reposer sous la même terre, et se ranimer en même temps au dernier jour.

CHAPITRE XVI.

Du Gouvernement appelé le règne de la terreur.

On ne sait comment approcher des quatorze mois qui ont suivi la proscription de la Gironde, le 31 mai 1793. Il semble qu'on descende comme le Dante de cercle en cercle, toujours plus bas dans les enfers. A l'acharnement contre les nobles et les prêtres on voit succéder l'irritation contre les propriétaires, puis contre les talens, puis contre la beauté même; enfin, contre tout ce qui pouvoit rester de grand et de généreux à la nature humaine. Les faits se confondent à cette époque, et l'on craint de ne pouvoir entrer dans une telle histoire, sans que l'imagination en conserve d'ineffaçables traces de sang. L'on est donc forcé de considérer philosophiquement des événemens sur lesquels on épuiseroit l'éloquence de l'indignation, sans jamais satisfaire le sentiment intérieur qu'ils font éprouver.

Sans doute, en ôtant tout frein au peuple, on l'a mis en mesure de commettre tous les forfaits; mais d'où vient que ce peuple étoit ainsi dépravé? Le gouvernement dont on nous parle comme d'un objet de regrets, avoit eu le temps de former la nation qui s'est montrée si coupable. Les prêtres, dont l'enseignement, l'exemple et les richesses sont propres, nous dit-on, à faire tant de bien, avoient présidé à l'enfance de la génération qui s'est déchaînée contre eux. La classe soulevée en 1789 devoit être accoutumée à ces priviléges de la noblesse féodale, si particulièrement agréables, nous assure-t-on encore, à ceux sur lesquels ils doivent peser. D'où vient donc que tant de vices ont germé sous les institutions anciennes? Et qu'on ne prétende pas que les autres nations de nos jours se seroient montrées de même, si une révolution y avoit eu lieu. L'influence françoise a excité des insurrections en Hollande et en Suisse, et rien de pareil au jacobinisme ne s'y est manifesté. Pendant les quarante années de l'histoire d'Angleterre, qu'on peut assimiler à celle de France sous tant de rapports, il n'est point de période comparable aux quatorze mois de la terreur. Qu'en faut-il conclure? Qu'aucun peuple n'avoit été aussi malheureux depuis cent ans que le peuple françois. Si les nègres à Saint-

Domingue ont commis bien plus d'atrocités encore, c'est parce qu'ils avoient été plus opprimés.

Il ne s'ensuit certes pas de ces réflexions, que les crimes méritent moins de haine ; mais, après plus de vingt années, il faut réunir à la vive indignation des contemporains, l'examen éclairé qui doit servir de guide dans l'avenir. Les querelles religieuses ont provoqué la révolution d'Angleterre ; l'amour de l'égalité, volcan souterrain de la France, agissoit aussi sur la secte des puritains ; mais les Anglois alors étoient réellement religieux, et religieux protestans, ce qui rend à la fois plus austère et plus modéré. Quoique l'Angleterre, comme la France, se soit souillée par le meurtre de Charles Ier., et par le despotisme de Cromwell, le règne des jacobins est une affreuse singularité, dont il n'appartient qu'à la France de porter le poids dans l'histoire. Cependant on n'a point observé les troubles civils en penseur, quand on ne sait pas que la réaction est égale à l'action. Les fureurs des révoltes donnent la mesure des vices des institutions ; et ce n'est pas au gouvernement qu'on veut avoir, mais à celui qu'on a eu long-temps, qu'il faut s'en prendre de l'état moral d'une nation. On dit aujourd'hui que les François sont pervertis par la révolution. Et d'oir venoient donc les penchans désordonnés qui se sont si violemment développés dans les premières années de la révolution, si ce n'est de cent ans de superstition et d'arbitraire?

Il sembloit en 1793 qu'il n'y eût plus de place pour des révolutions en France, lorsqu'on avoit tout renversé, le trône, la noblesse, le clergé, et que les succès des armées devoient faire espérer la paix avec l'Europe. Mais c'est précisément quand le danger est passé, que les tyrannies populaires s'établissent : tant qu'il y a des obstacles et des craintes, les plus mauvais hommes se modèrent; quand ils ont triomphé, leurs passions contenues se montrent sans frein.

Les Girondins firent de vains efforts pour mettre en activité des lois quelconques après la mort du roi; mais ils ne purent faire accepter aucune organisation sociale : l'instinct de la férocité les repoussoit toutes. Hérault de Séchelles proposa une constitution scrupuleusement démocratique, l'assemblée l'adopta; mais elle ordonna qu'elle fût suspendue jusqu'à la paix. Le parti jacobin vouloit exercer le despotisme, et c'est bien à tort qu'on a qualifié d'anarchie ce gouvernement. Jamais une autorité plus forte n'a régné sur la France ; mais c'étoit une bizarre sorte de pouvoir : dérivant du fanatisme populaire, il inspiroit l'épouvante à ceux mêmes qui commandoient en son nom ; car ils craignoient toujours d'être proscrits à leur tour par des hommes qui iroient plus loin qu'eux encore dans l'audace de la persécution. Le seul Marat vivoit sans crainte dans ce temps, car sa figure étoit si basse, ses sentimens si forcenés, ses opinions si sanguinaires, qu'il étoit sûr que personne ne pouvoit se plonger plus avant que lui dans l'abîme des forfaits. Robespierre ne put atteindre lui-même à cette infernale sécurité.

Les derniers hommes qui, dans ce temps, soient encore dignes d'occuper une place dans l'histoire, ce sont les Girondins. Ils éprouvoient sans doute au fond du cœur un vif repentir des moyens qu'ils avoient employés pour renverser le trône ; et quand ces mêmes moyens furent dirigés contre eux, quand ils reconnurent leurs propres armes dans les blessures qu'ils recevoient, ils durent sans doute réfléchir à cette justice rapide des révolutions, qui concentre dans quelques instans les événemens de plusieurs siècles.

Les Girondins combattoient chaque jour et à chaque heure avec une éloquence intrépide contre des discours aiguisés comme des poignards, et qui renfermoient la mort dans chaque phrase. Les filets meurtriers dont on enveloppoit de toutes parts les proscrits, ne leur ôtoient en rien l'admirable présence d'esprit qui seule peut faire valoir tous les talens de l'orateur.

M. de Condorcet, lorsqu'il fut mis hors la loi, écrivit sur la perfectibilité de l'esprit humain un livre qui contient sans doute des erreurs, mais dont le système général est inspiré par l'espoir du bonheur des hommes; et il nourrissoit cet espoir sous la hache des bourreaux, dans le moment même où sa propre destinée étoit perdue sans ressource. Vingt-deux des députés républicains furent traduits devant le tribunal révolutionnaire, et leur courage ne se démentit pas un instant. Quand la sentence de mort leur fut prononcée, l'un d'entre eux, Valazé, tomba du siége qu'il occupoit; un autre député condamné comme lui, se trouvant à ses côtés, et, croyant que son collègue avoit peur, le releva rudement avec des reproches; il le releva mort. Valazé venoit de s'enfoncer un poignard dans le cœur, d'une main si ferme, qu'il ne respiroit plus une seconde après s'être frappé. Telle est cependant l'inflexibilité de l'esprit de parti, que ces hommes qui défendoient tout ce qu'il y avoit d'honnêtes gens en France, ne pouvoient se flatter d'obtenir quelque intérêt par leurs efforts. Ils luttoient, ils succomboient, ils périssoient, sans que le bruit avant-coureur de l'avenir pût leur promettre quelque récompense. Les royalistes constitutionnels eux-mêmes étoient assez insensés pour désirer le triomphe des terroristes, afin d'être ainsi vengés des républicains. Vainement ils savoient que ces terroristes les proscrivoient, l'orgueil irrité l'emportoit sur tout; ils oublioient, en se livrant ainsi à leurs ressentimens, la règle de conduite dont il ne faut jamais s'écarter en politique : c'est de se rallier toujours au parti le moins mauvais parmi ses adversaires, lors même que ce parti est encore loin de votre propre manière de voir.

La disette des subsistances, l'abondance des assignats, et l'enthousiasme excité par la guerre furent les trois grands ressorts dont le comité de salut public se servit, pour animer et dominer le peuple tout ensemble. Il l'effrayoit, ou le payoit, ou le faisoit marcher aux frontières, selon qu'il lui convenoit de s'en servir. L'un des députés à la convention disoit : « *Il* » *faut continuer la guerre, afin que les convul-*

» *sions de la liberté soient plus fortes.* » On ne peut savoir si ces douze membres du comité de salut public avoient dans leur tête l'idée d'un gouvernement quelconque. Si l'on en excepte la conduite de la guerre, la direction des affaires n'étoit qu'un mélange de grossièreté et de férocité, dans lequel on ne peut découvrir aucun plan, hors celui de faire massacrer la moitié de la nation par l'autre. Car il étoit si facile d'être considéré par les jacobins comme faisant partie de l'aristocratie proscrite, que la moitié des habitans de la France encouroit le soupçon qui suffisoit pour conduire à la mort.

L'assassinat de la reine et de madame Élisabeth causa peut-être encore plus d'étonnement et d'horreur que l'attentat commis contre la personne du roi; car on ne sauroit attribuer à ces forfaits épouvantables d'autre but que l'effroi même qu'ils inspiroient. La condamnation de M. de Malesherbes, de Bailly, de Condorcet, de Lavoisier, décimoit la France de sa gloire; quatre-vingts personnes étoient immolées chaque jour, comme si le massacre de la Saint-Barthélemi devoit se renouveler goutte à goutte. Une grande difficulté s'offroit à ce gouvernement, si l'on peut l'appeler ainsi; c'est qu'il falloit à la fois se servir de tous les moyens de la civilisation pour faire la guerre, et de toute la violence de l'état sauvage pour exciter les passions. Le peuple, et même les bourgeois n'étoient point atteints par les malheurs des classes élevées ; les habitans de Paris se promenoient dans les rues comme les Turcs pendant la peste, avec cette seule différence que les hommes obscurs pouvoient assez facilement se préserver du danger. En présence des supplices, les spectacles étoient remplis comme à l'ordinaire ; on publioit des romans intitulés : *Nouveau voyage sentimental*, *l'Amitié dangereuse*, *Ursule et Sophie* ; enfin, toute la fadeur et toute la frivolité de la vie subsistoient à côté de ses plus sombres fureurs.

Nous n'avons point tenté de dissimuler ce qu'il n'est pas au pouvoir des hommes d'effacer de leur souvenir ; mais nous nous hâtons, pour respirer plus à l'aise, de rappeler dans le chapitre suivant les vertus qui n'ont pas cessé d'honorer la France, même à l'époque la plus horrible de son histoire.

Nicht einmal die Grammatik hat er begriffen,
Und will das Meer der Weisheit durchſchiffen?
Ja, der Mann hat im Kopf einen Sparren!
„Mit Kolben ſoll man lauſen die Narren“;
So ſagten unſre ehrbaren Alten:
Wir wollen's mit ihm denn eben ſo halten.

An einige junge Hiſtoriker.

Ihr denkt den Tacitus, wie Müller, nachzuahmen?
So ſchweigt! Die Deutung liegt in jenem großen Namen.

Der lahme Pamphletiſt.

Wenn politiſch er ſaalbadert,
Und mit euch, ihr Fürſten, hadert,
Als ein kühner Patriot:
Denkt nicht, daß euch Unheil droht.
Nein, es dämpft, gleich Morpheus Mohnen,
Sein Pamphlet Rebellionen.
Alles bricht in Gähnen aus,
Und das Volk ſchleicht ſtill nach Haus.

CHAPITRE XVII.

De l'Armée françoise pendant la terreur ; des Fédéralistes et de la Vendée.

La conduite de l'armée françoise pendant le temps de la terreur a été vraiment patriotique. On n'a point vu de généraux traîtres à leur serment envers l'état ; ils repoussoient les étrangers, tandis qu'ils étoient eux-mêmes menacés de périr sur l'échafaud, au moindre soupçon suscité contre leur conduite. Les soldats n'appartenoient point à tel ou tel chef, mais à la France. La patrie ne consistoit plus que dans les armées ; mais là, du moins, elle étoit encore belle, et ses bannières triomphantes servoient, pour ainsi dire, de voile aux forfaits commis dans l'intérieur. Les étrangers étoient forcés de respecter le rempart de fer qu'on opposoit à leur invasion ; et bien qu'ils se soient avancés jusqu'à trente lieues de Paris, un sentiment national, encore dans toute sa force, ne leur permit pas d'y arriver. Le même enthousiasme se manifestoit dans la marine ; l'équipage d'un vaisseau de guerre, le *Vengeur*, foudroyé par les Anglois, répétoit comme en concert le cri de *Vive la république!* en s'enfonçant dans la mer, et les chants d'une joie funèbre sembloient retentir encore du fond de l'abîme.

L'armée françoise ne connoissoit pas alors le pillage, et ses chefs marchoient quelquefois comme les plus simples soldats à la tête de leurs troupes, parce que l'argent leur manquoit pour acheter les chevaux dont ils auroient eu besoin. Dugommier, général en chef de l'armée des Pyrénées, à l'âge de soixante ans, partit de Paris à pied pour aller rejoindre ses troupes sur les frontières d'Espagne. Les hommes que la gloire des armes a tant illustrés depuis, se distinguoient aussi par leur désintéressement. Ils portoient sans rougir des habits usés par la guerre, et plus honorables cent fois que les broderies et les décorations de toute espèce dont, plus tard, on les a vus chamarrés.

Les républicains honnêtes, mêlés à des royalistes, résistèrent avec courage au gouvernement conventionnel, à Toulon, à Lyon, et dans quelques autres départemens. Ce parti fut appelé du nom de fédéralistes; mais je ne crois pas cependant que les Girondins, ou leurs partisans, aient jamais conçu le projet d'établir un gouvernement fédératif en France. Rien ne s'accorderoit plus mal avec le caractère de la nation, qui aime l'éclat et le mouvement : il faut pour l'un et l'autre une ville qui soit le foyer des talens et des richesses de l'empire. On peut avoir raison de se plaindre de la corruption d'une capitale, et de tous les grands rassemblemens d'hommes en général : telle est la condition de l'espèce humaine ; mais on ne sauroit guère ramener en France les esprits à la vertu que par les lumières et le besoin des suffrages. L'amour de la considération ou de la gloire, dans ses différens degrés, peut seul faire remonter graduellement de l'égoïsme à la conscience. D'ailleurs l'état politique et militaire des grandes monarchies qui environnent la France, exposeroit son indépendance, si l'on affoiblissoit sa force de réunion. Les Girondins n'y ont point songé ; mais, comme ils avoient beaucoup d'adhérens dans les provinces où l'on commençoit à acquérir des connoissances en politique, par le simple effet d'une représentation nationale, c'est dans les provinces que l'opposition aux tyrans factieux de Paris s'est montrée.

C'est vers ce temps aussi qu'a commencé la guerre de la Vendée, et rien ne fait plus d'honneur au parti royaliste que les essais de guerre civile qu'il fit alors. Le peuple de ces départemens sut résister à la convention et à ses successeurs pendant près de six années, ayant à sa tête des gentilshommes qui tiroient leurs plus grandes ressources de leur âme. Les républicains comme les royalistes ressentoient un profond respect pour ces guerriers citoyens : Lescure, La Roche-Jacquelin, Charette, etc., quelles que fussent leurs opinions, accomplissoient un devoir auquel tous les François dans ce temps pouvoient se croire tenus également. Le pays qui a été le théâtre de la guerre vendéenne est coupé par des haies, destinées à enclore les héritages. Ces haies paisibles servirent de boulevarts aux paysans devenus soldats; ils soutinrent un à un la lutte la plus dangereuse et la plus hardie. Les habitans de ces campagnes avoient beaucoup de vénération pour les prêtres, dont l'influence a fait du bien alors. Mais, dans un état où la liberté subsisteroit depuis long-temps, l'esprit public n'auroit besoin d'être excité que par les institutions politiques. Les Vendéens ont, il est vrai, demandé dans leur détresse quelques secours à l'Angleterre; mais ce n'étoient que des auxiliaires, et non des maîtres qu'ils acceptoient : car leurs forces étoient de beaucoup supérieures à celles qu'ils empruntoient des étrangers. Ils n'ont donc point compromis l'indépendance de leur patrie. Aussi les chefs de la Vendée sont-ils considérés même par le parti contraire ; ils s'expriment sur la révolution avec plus de mesure que les émigrés d'outre-Rhin. Les Vendéens, s'étant battus, pour ainsi dire, corps à corps avec les François, ne se persuadent pas aisément que leurs adversaires n'aient été qu'une poignée de rebelles qu'un bataillon auroit pu faire rentrer dans le devoir; et, comme ils ont eu recours eux-mêmes à la puissance des opinions, ils savent ce qu'elles sont, et reconnoissent la nécessité de transiger avec elles.

Un problème encore reste à résoudre : c'est, comment il se peut que le gouvernement de 1793 et 1794 ait triomphé de tant d'ennemis. La coalition de l'Autriche, de la Prusse, de l'Espagne, de l'Angleterre, la guerre civile dans l'intérieur, la haine que la convention inspiroit à tout ce qui restoit encore d'hommes honnêtes hors des prisons, rien n'a diminué la résistance contre laquelle les étrangers ont vu leurs efforts se briser. Ce prodige ne peut s'expliquer que par le dévouement de la nation à sa propre cause. Un million d'hommes s'armèrent pour repousser les forces des coalisés; le peuple étoit animé d'une fureur aussi fatale dans l'intérieur, qu'invincible au dehors. D'ailleurs l'abondance factice, mais inépuisable du papier-monnoie, le bas prix des denrées, l'humiliation des propriétaires qui en étoient réduits à se condamner extérieurement à la misère, tout faisoit croire aux gens de la classe ouvrière que le joug de la disparité des fortunes alloit enfin cesser de peser sur eux; cet espoir insensé doubloit les forces que la nature leur a données; et l'ordre social, dont le secret consiste dans la patience du grand nombre, parut tout-à-coup menacé. Mais l'esprit militaire, n'ayant pour but alors que la défense de la patrie, rendit le calme à la France en la couvrant de son bouclier. Cet esprit a suivi sa noble direction jusqu'au moment où, comme nous le verrons dans la suite, un homme a tourné, contre la liberté même, des légions sorties de terre pour la défendre.

CHAPITRE XVIII.

De la situation des amis de la liberté hors de France pendant le règne de la terreur.

Il est difficile de raconter ces temps horribles sans se rappeler vivement ses propres impressions ; et je ne sais pas pourquoi l'on combattroit ce penchant naturel. Car la meilleure manière de représenter des circonstances si extraordinaires, c'est encore de montrer dans quel état elles mettoient les individus au milieu de la tourmente universelle.

L'émigration, pendant le règne de la terreur, n'étoit plus une mesure politique. L'on se sauvoit de France pour échapper à l'échafaud, et l'on n'y pouvoit rester qu'en s'exposant à la mort pour éviter la ruine. Les amis de la liberté étoient plus détestés par les jacobins que les aristocrates eux-mêmes, parce qu'ils avoient lutté de près les uns contre les autres, et que les jacobins craignoient les constitutionnels, auxquels ils croyoient une influence encore assez forte sur l'esprit de la nation. Ces amis de la liberté se trouvoient donc presque sans asile sur la terre. Les royalistes purs ne manquoient point à leurs principes en se battant avec les armées étrangères contre leur pays ; mais les constitutionnels ne pouvoient adopter une telle résolution ; ils étoient proscrits par la France, et mal vus par les anciens gouvernemens de l'Europe, qui ne les connoissoient guère que par les récits des François aristocrates, leurs ennemis les plus acharnés.

Je cachois chez moi, dans le pays de Vaud, quelques amis de la liberté, respectables à tous égards, et par leur rang et par leurs vertus ; et comme on ne pouvoit obtenir, des autorités suisses d'alors, une permission en règle pour autoriser leur séjour, ils portoient des noms suédois que M. de Staël leur attribuoit pour avoir le droit de les protéger. Les échafauds étoient dressés pour eux sur la frontière de leur patrie, et des persécutions de tout genre les attendoient sur la terre étrangère. Ainsi des religieux de l'ordre de la Trappe se sont vus détenus dans une île, au milieu d'une rivière qui sépare la Prusse de la Russie : chacun des deux pays se les renvoyoit comme des pestiférés, et cependant on ne pouvoit leur reprocher que d'être fidèles à leurs vœux.

Une circonstance particulière peut aider à peindre cette époque de 1793, où les périls se multiplioient à chaque pas. Un jeune gentilhomme françois, M. Achille du Chayla, neveu du comte de Jaucourt, voulut sortir de France avec un passe-port suisse que nous lui avions envoyé, pour le sauver sous un nom supposé, car nous nous croyions très-permis de tromper la tyrannie. A Moret, ville frontière, située au pied du mont Jura, on soupçonna M. du Chayla de n'être pas ce que son passe-port indiquoit, et on l'arrêta, en déclarant qu'il resteroit prisonnier jusqu'à ce que le lieutenant baillival de Nyon attestât qu'il étoit Suisse. M. de Jaucourt demeuroit alors chez moi, sous l'un de ces noms suédois dont nous étions les inventeurs. A la nouvelle de l'arrestation de son neveu, son désespoir fut extrême ; car ce jeune homme, alors de la réquisition, porteur d'un faux passe-port, et de plus fils d'un des chefs de l'armée de Condé, devoit être fusillé à l'instant même, si l'on devinoit son nom. Il ne restoit qu'un espoir; c'étoit d'obtenir de M. Reverdil, lieutenant baillival à Nyon, de réclamer M. du Chayla comme véritablement natif du pays de Vaud.

J'allai chez M. Reverdil pour lui demander cette grâce; c'étoit un ancien ami de mes parens, et l'un des hommes les plus éclairés, et les plus considérés de la Suisse françoise (1). Il me refusa d'abord en m'opposant des motifs respectables ; il se faisoit scrupule d'altérer la vérité pour quelque objet que ce pût être, et de plus, comme magistrat, il craignoit de compromettre son pays par un acte de faux. « Si la » vérité est découverte, me disoit-il, nous n'au» rons plus le droit de réclamer nos propres com» patriotes qui peuvent être arrêtés en France, » et j'expose ainsi l'intérêt de ceux qui me sont » confiés, pour le salut d'un homme auquel je ne » dois rien. » Cet argument avoit un côté très-plausible ; mais la fraude pieuse que je sollicitois, pouvoit seule sauver la vie d'un homme qui avoit la hache meurtrière suspendue sur sa tête. Je restai deux heures avec M. Reverdil, cherchant à vaincre sa conscience par son humanité ; il résista long-temps, mais quand je lui répétai plusieurs fois : « Si vous dites *non*, un fils uni» que, un homme sans reproche, est assassiné » dans vingt-quatre heures, et votre simple

---

(1) M. Reverdil avoit été choisi pour présider à l'éducation du roi de Danemarck. Il a écrit, pendant son séjour dans le Nord, des Mémoires d'un grand intérêt sur les événemens dont il a été témoin. Ces Mémoires n'ont pas encore paru.

Die Toilette des politiſchen Schriftſtellers.

Die Hofzeitung hat dein Pamphlet geprieſen,
Du habeſt dich als Patriot erwieſen.
Den Tag darauf trägſt du ein reines Hemd;
Das iſt an dir uns ungewohnt und fremd.
Freund! deine Schrift und Wäſche läßt errathen,
Du zählſt auf Gunſt bei hohen Potentaten.

Der vorwaltende Gedanke.

„Ich ſagt'; Ich ſchrieb; Ich rieth; Ich prophezeite;
„Ich und das deutſche Volk; das deutſche Volk und Ich;"
So heißt's in deinem Buch auf jeder Seite.
Wer Gutes will, der denkt nicht mehr an ſich.

Die veränderten Zeiten.

Du zogſt den Heeren nach durch manche Länder,
In Deutſchlands großem Kampf, als Autor-Marketender.
Im Felde nimmt man's nicht genau:
Dein patriot'ſcher Schnaps, zwar kratzend in der Kehle,
Fand damals Abſatz doch bei mancher durſt'gen Seele.
Nun ſchenkſt du wiederum den alten ekeln Brau.
Doch jetzt verlangt man edlere Getränke,
Nicht Fuſel aus der Bauern-Bücherſchenke.

» parole le tue; » mon émotion ou plutôt la sienne triompha de toute autre considération, et le jeune du Chayla fut réclamé. C'est la première fois qu'il se soit offert à moi une circonstance, dans laquelle deux devoirs luttoient l'un contre l'autre avec une égale force; mais je pense encore, comme je pensois, il y a vingt-trois ans, que le danger présent de la victime devoit l'emporter sur les dangers incertains de l'avenir. Il n'y a pas, dans le court espace de l'existence, une plus grande chance de bonheur que de sauver la vie à un homme innocent; et je ne sais comment l'on pourroit résister à cette séduction en supposant que, dans ce cas-là, c'en soit une.

Hélas! je ne fus pas toujours si heureuse dans mes rapports avec mes amis. Il me fallut annoncer peu de mois après à l'homme le plus capable d'affections, et par conséquent de douleurs profondes, à M. Mathieu de Montmorenci, l'arrêt de mort prononcé contre son jeune frère, l'abbé de Montmorenci, dont le seul tort étoit l'illustre nom qu'il avoit reçu de ses ancêtres. Dans ce même temps la femme, la mère et la belle-mère de M. de Montmorenci étoient également menacées de périr; encore quelques jours, et tous les prisonniers étoient, à cette époque affreuse, envoyés à l'échafaud. L'une des réflexions qui nous frappoit le plus dans nos longues promenades sur les bords du lac de Genève, c'étoit le contraste de l'admirable nature dont nous étions environnés, du soleil éclatant de la fin de juin, avec le désespoir de l'homme, de ce prince de la terre qui auroit voulu lui faire porter son propre deuil. Le découragement s'étoit emparé de nous; plus nous étions jeunes, moins nous avions de résignation : car dans la jeunesse surtout l'on s'attend au bonheur, l'on croit en avoir le droit; et l'on se révolte à l'idée de ne pas l'obtenir. C'étoit pourtant dans ces momens même, lorsque nous regardions en vain le ciel et les fleurs, et que nous leur reprochions d'éclairer et de parfumer l'air en présence de tant de forfaits; c'étoit alors pourtant que se préparoit la délivrance. Un jour, dont le nom nouveau déguise peut-être la date aux étrangers, le 9 thermidor, porta dans le cœur des François une émotion de joie inexprimable. La pauvre nature humaine n'a jamais pu devoir une jouissance si vive qu'à la cessation de la douleur.

CHAPITRE XIX.

Chute de Robespierre, et changement de système dans le gouvernement.

Les hommes et les femmes que l'on conduisoit à l'échafaud faisoient preuve d'un courage imperturbable ; les prisons offroient l'exemple des actes de dévouement les plus généreux ; on vit des pères s'immoler pour leurs fils, des femmes pour leurs époux ; mais le parti des honnêtes gens, comme le roi lui-même, ne se montra capable que des vertus privées. En général, dans un pays où il n'y a point de liberté, l'on ne trouve d'énergie que dans les factieux ; mais en Angleterre l'appui de la loi, et le sentiment de la justice, rendent la résistance des classes supérieures tout aussi forte que pourroit l'être l'attaque de la populace. Si la division ne s'étoit pas mise entre les députés de la convention eux-mêmes, on ne sait combien de temps l'atroce gouvernement du comité de salut public auroit duré.

Ce comité n'étoit point composé d'hommes d'un talent supérieur ; la machine de terreur, dont les ressorts avoient été montés par les événemens, exerçoit seule la toute-puissance. Le gouvernement ressembloit à l'affreux instrument qui donnoit la mort : on y voyoit la hache plutôt que la main qui la faisoit mouvoir. Il suffisoit d'une question pour renverser le pouvoir de ces hommes ; c'étoit : combien sont-ils? Mais on mesuroit leur force à l'atrocité de leurs crimes, et personne n'osoit les attaquer. Ces douze membres du comité de salut public se défioient les uns des autres, comme la convention se défioit d'eux, comme ils se défioient d'elle ; comme l'armée, le peuple et les révolutionnaires se craignoient mutuellement. Aucun nom ne restera de cette époque excepté Robespierre. Il n'étoit cependant ni plus habile ni plus éloquent que les autres ; mais son fanatisme politique avoit un caractère de calme et d'austérité qui le faisoit redouter de tous ses collègues.

J'ai causé une fois avec lui chez mon père en 1789, lorsqu'on ne le connoissoit que comme un avocat de l'Artois, très-exagéré dans ses principes démocratiques. Ses traits étoient ignobles, son teint pâle, ses veines d'une couleur verte ; il soutenoit les thèses les plus absurdes avec un sang-froid qui avoit l'air de la conviction; et je croirois assez que, dans les commencemens de la révolution, il avoit adopté de bonne foi, sur l'égalité des fortunes aussi-bien que sur celle des rangs, de certaines idées attrapées dans ses lectures, et dont son caractère envieux et méchant s'armoit avec plaisir. Mais il devint ambitieux lorsqu'il eut triomphé de son rival en démagogie, Danton, le Mirabeau de la populace. Ce dernier étoit plus spirituel que Robespierre, plus accessible à la pitié; mais on le soupçonnoit avec raison de pouvoir être corrompu par l'argent, et cette foiblesse finit toujours par perdre les démagogues; car le peuple ne peut souffrir ceux qui s'enrichissent : c'est un genre d'austérité dont rien ne sauroit l'engager à se départir.

Danton étoit un factieux, Robespierre un hypocrite; Danton vouloit du plaisir, Robespierre seulement du pouvoir; il envoyoit à l'échafaud les uns comme contre-révolutionnaires, les autres comme ultra-révolutionnaires. Il y avoit quelque chose de mystérieux dans sa façon d'être, qui faisoit planer une terreur inconnue au milieu de la terreur ostensible que le gouvernement proclamoit. Jamais il n'adopta les moyens de popularité généralement reçus alors : il n'étoit point mal vêtu; au contraire, il portoit seul de la poudre sur ses cheveux, ses habits étoient soignés, et sa contenance n'avoit rien de familier. Le désir de dominer le portoit, sans doute, à se distinguer des autres dans le moment même où l'on vouloit en tout l'égalité. L'on aperçoit aussi les traces d'un dessein secret, dans les discours embrouillés qu'il tenoit à la convention, et qui rappellent, à quelques égards, ceux de Cromwell. Il n'y a guère cependant qu'un chef militaire qui puisse devenir dictateur. Mais alors le pouvoir civil étoit bien plus influent que le pouvoir militaire; l'esprit républicain portoit à la défiance contre tous les généraux victorieux; les soldats eux-mêmes livroient leurs chefs, aussitôt qu'il s'élevoit la moindre inquiétude sur leur bonne foi. Les dogmes politiques, si ce nom peut convenir à de tels égaremens, régnoient alors et non les hommes. On vouloit quelque chose d'abstrait dans l'autorité, pour que tout le monde fût censé y avoir part. Robespierre avoit acquis la réputation d'une haute vertu démocratique, on le croyoit incapable d'une vue personnelle : dès qu'on l'en soupçonna, sa puissance fut ébranlée.

L'irréligion la plus indécente servoit de levier au bouleversement de l'ordre social. Il y avoit une sorte de conséquence à fonder le crime sur l'impiété ; c'est un hommage rendu à l'union intime des opinions religieuses avec la morale. Robespierre imagina de faire célébrer la fête de l'Être Suprême, se flattant sans doute de pouvoir appuyer son ascendant politique sur une religion arrangée à sa manière ; ainsi que l'ont fait souvent ceux qui ont voulu s'emparer de l'autorité. Mais, à la procession de cette fête impie, il s'avisa de passer le premier, pour s'arroger la prééminence sur ses collègues, et dès lors il fut perdu. L'esprit du moment et les moyens personnels de l'homme ne se prêtoient point à cette entreprise. D'ailleurs, on savoit qu'il ne connoissoit d'autre manière d'écarter ses concurrens, que de les faire périr par le tribunal révolutionnaire, qui donnoit au meurtre un air de légalité. Les collègues de Robespierre, non moins abominables que lui, Collot-d'Herbois, Billaud-Varennes, l'attaquèrent pour se sauver eux-mêmes : l'horreur du crime ne leur inspira point cette résolution ; ils pensoient à tuer un homme, mais non à changer de gouvernement.

Il n'en étoit pas ainsi de Tallien, l'homme du 9 thermidor, ni de Barras, chef de la force armée ce jour-là, ni de plusieurs autres conventionnels qui se réunirent à eux contre Robespierre. Ils voulurent , en le renversant , briser du même coup le sceptre de la terreur. On vit donc cet homme qui avoit signé pendant plus d'une année un nombre inouï d'arrêts de mort , couché tout sanglant sur la table même où il apposoit son nom à ces sentences funestes. Sa mâchoire étoit brisée d'un coup de pistolet , il ne pouvoit pas même parler pour se défendre : lui qui avoit tant parlé pour proscrire ! Ne diroit-on pas que la justice divine ne dédaigne pas , en punissant , de frapper l'imagination des hommes par toutes les circonstances qui peuvent le plus agir sur elle !

CHAPITRE XX.

De l'état des esprits au moment où la république directoriale s'est établie en France.

Le règne de la terreur doit être uniquement attribué aux principes de la tyrannie ; on les y retrouve tout entiers. Les formes populaires adoptées par ce gouvernement n'étoient qu'une sorte de cérémonial qui convenoit à ces despotes farouches ; mais les membres du comité de salut public professoient à la tribune même le code du machiavélisme, c'est-à-dire, le pouvoir fondé sur l'avilissement des hommes ; ils avoient seulement soin de traduire en termes nouveaux ces vieilles maximes. La liberté de la presse leur étoit bien plus odieuse encore qu'aux anciens états féodaux ou théocratiques ; ils n'accordoient aucune garantie aux accusés, ni par les lois, ni par les juges. L'arbitraire sans bornes étoit leur doctrine ; il leur suffisoit de donner pour prétexte à toutes les violences le nom propre de leur gouvernement, *le salut public* : funeste expression, qui renferme le sacrifice de la morale à ce qu'on est convenu d'appeler l'intérêt de l'état, c'est-à-dire, aux passions de ceux qui gouvernent!

Depuis la chute de Robespierre jusqu'à l'établissement du gouvernement républicain sous la forme d'un directoire, il y a eu un intervalle d'environ quinze mois, qu'on peut considérer comme la véritable époque de l'anarchie en France. Rien ne ressemble moins à la terreur que ce temps, quoiqu'il se soit encore commis bien des crimes alors. On n'avoit point renoncé au funeste héritage des lois de Robespierre; mais la liberté de la presse commençoit à renaître, et la vérité avec elle. Le vœu général étoit de fonder des institutions sages et libres, et de se débarrasser des hommes qui avoient gouverné pendant le règne du sang. Toutefois rien n'étoit si difficile que de satisfaire à ce double désir; car la convention tenoit encore l'autorité dans ses mains, et beaucoup d'amis de la liberté craignoient que la contre-révolution n'eût lieu, si l'on ôtoit le pouvoir à ceux dont la vie étoit compromise par le rétablissement de l'ancien régime. C'est une pauvre garantie, cependant, que celle des forfaits qu'on a commis au nom de la liberté; il s'ensuit bien qu'on redoute le retour des hommes qu'on a fait souffrir; mais on est tout prêt

An Teutonius Muſicus.

1.

Dein wüſtes Schrei'n verſcholl vordem im Kriegsg
Jetzt, in der Friedenszeit, erkennt man ganz den —

2.

Sollſt du das Muſterbild ächtdeutſcher Sitte ſein,
So bürgt' ich lieber mich bei den Huronen ein.

Auf einen Politiker.

Du nimmſt den Mund ſo voll, um nicht ſervil zu
Und weißt Servilität mit Grobheit zu vereinen.

Auch an einen Politiker.

Ich höre, Jahn betritt nun auch die alten Bahnen:
So mögt ihr beiden denn zuſammen fort-z-anen.

Die lange Schriftſteller-Laufbahn.

Arndts Paradiesgärtlein, voll geiſtlicher Beſchau
Dient ein Jahrhundert ſchon den Frommen zur Erb
Der Autor muß nun wohl bei hohen Jahren ſein,
Und dennoch ſtellt er nicht das Bücherſchreiben ein:
Jetzt ſchreibt er, nicht, wie ſonſt, vom wahren Chriſte
Doch breit, poſtillenhaft, vom wahren Deutſchenthum

à sacrifier ses principes à sa sûreté, si l'occasion s'en présente.

Ce fut donc un grand malheur pour la France que d'être obligée de remettre la république entre les mains des conventionnels. Quelques-uns étoient doués d'une grande habileté ; mais ceux qui avoient participé au gouvernement de la terreur devoient nécessairement y avoir contracté des habitudes serviles et tyranniques tout ensemble. C'est dans cette école que Bonaparte a pris plusieurs des hommes qui, depuis, ont fondé sa puissance ; comme ils cherchoient avant tout un abri, ils n'étoient rassurés que par le despotisme.

La majorité de la convention vouloit punir quelques-uns des députés les plus atroces qui l'avoient opprimée ; mais elle traçoit la liste des coupables d'une main tremblante, craignant toujours qu'on ne pût l'accuser elle-même des lois qui avoient servi de justification ou de prétexte à tous les crimes. Le parti royaliste envoyoit des agens au dehors, et trouvoit des partisans dans l'intérieur, par l'irritation même qu'excitoit la durée du pouvoir conventionnel. Néanmoins, la crainte de perdre tous les avantages de la révolution rattachoit le peuple et les soldats à l'autorité existante. L'armée se battoit toujours contre les étrangers avec la même énergie, et ses exploits avoient déjà obtenu une paix importante pour la France, le traité de Bâle avec la Prusse. Le peuple aussi, l'on doit le dire, supportoit des maux inouïs avec une persévérance étonnante ; la disette d'une part, et la dépréciation du papier monnoie de l'autre, réduisoient la dernière classe de la société à l'état le plus misérable. Si les rois de France avoient fait subir à leurs sujets la moitié de ces souffrances, on se seroit révolté de toutes parts. Mais la nation croyoit se dévouer à la patrie, et rien n'égale le courage inspiré par une telle conviction.

La Suède ayant reconnu la république françoise, M. de Staël résidoit à Paris comme ministre. J'y passai quelques mois pendant l'année 1795, et c'étoit vraiment alors un spectacle bien bizarre que la société de Paris. Chacun de nous sollicitoit le retour de quelques émigrés de ses amis. J'obt[illegible] a cette époque plusieurs rappels ; en conséquence le député Legendre ; homme presque du peuple, fit une dénonciation contre moi à la tribune de la convention. L'influence des femmes, l'ascendant de la bonne compagnie, ce qu'on appeloit vulgairement *les salons dorés*, sembloient très-redoutables à ceux qui n'y étoient point admis, et dont on séduisoit les collègues en les y invitant. L'on voyoit les jours de décade, car les dimanches n'existoient plus, tous les élémens de l'ancien et du nouveau régime réunis dans les soirées, mais non réconciliés. Les élégantes manières des personnes bien élevées perçoient à travers l'humble costume qu'elles gardoient encore comme au temps de la terreur. Les hommes convertis du parti jacobin entroient pour la première fois dans la société du grand monde, et leur amour-propre étoit plus ombrageux encore sur tout ce qui tient au bon ton qu'ils vouloient imiter, que sur aucun autre sujet. Les femmes de l'ancien régime les entouroient pour en obtenir la rentrée de leurs frères, de leurs fils, de leurs époux, et la flatterie gracieuse dont elles savoient se servir, venoit frapper ces rudes oreilles, et disposoit les factieux les plus acerbes à ce que nous avons vu depuis; c'est-à-dire, à refaire une cour, à reprendre tous ses abus, mais en ayant grand soin de se les appliquer à eux-mêmes.

Les apologies de ceux qui avoient pris part à la terreur étoient vraiment la plus incroyable école de sophisme à laquelle on pût assister. Les uns disoient qu'ils avoient été contraints à tout ce qu'ils avoient fait, et l'on auroit pu leur citer mille actions spontanément serviles ou sanguinaires. Les autres prétendoient qu'ils s'étoient sacrifiés au bien public, et l'on savoit qu'ils n'avoient songé qu'à se préserver du danger; tous rejetoient le mal sur quelques-uns; et, chose singulière dans un pays immortel par sa bravoure militaire, plusieurs des chefs politiques donnoient simplement la peur comme une excuse suffisante de leur conduite.

Un conventionnel très-connu me racontoit un jour, entre autres, qu'au moment où le tribunal révolutionnaire avoit été décrété, il avoit prévu tous les malheurs qui en sont résultés; « et cependant, ajoutoit-il, le décret » passa dans l'assemblée à l'unanimité. » Or, il assistoit lui-même à cette séance, votant pour ce qu'il regardoit comme l'établissement de l'assassinat juridique; mais il ne lui venoit pas seulement dans l'esprit, en me racontant ce fait, que l'on pût s'attendre à sa résistance. Une telle naïveté de bassesse laisse ignorer jusqu'à la possibilité de la vertu.

Les jacobins qui avoient trempé personnellement dans les crimes de la terreur, tels que Lebon, Carrier, etc., se faisoient presque tous remarquer par le même genre de physionomie.

On les voyoit lire leur plaidoyer avec une figure pâle et nerveuse, allant d'un côté à l'autre de la tribune de la convention, comme un animal féroce dans sa cage ; étoient-ils assis, ils se balançoient sans se lever ni changer de place, avec une sorte d'agitation stationnaire qui sembloit indiquer seulement l'impossibilité du repos.

Au milieu de ces élémens dépravés, il existoit un parti de républicains, débris de la Gironde, persécutés avec elle, sortant des prisons ou des cavernes qui leur avoient servi d'asile contre la mort. Ce parti méritoit de l'estime à beaucoup d'égards, mais il n'étoit pas guéri des systèmes démocratiques, et, de plus, il avoit un esprit soupçonneux qui lui faisoit voir partout des fauteurs de l'ancien régime. Louvet, l'un de ces Girondins échappés à la proscription, l'auteur d'un roman, *Faublas*, que les étrangers prennent souvent pour la peinture des mœurs françoises, étoit républicain de bonne foi. Il ne se fioit à personne ; il appliquoit à la politique le genre de défaut qui a fait le malheur de la vie de Jean-Jacques; et plusieurs hommes de la même opinion lui ressembloient à cet égard. Mais les soupçons des républicains et des jacobins en France tenoient d'abord à ce qu'ils ne pouvoient faire adopter leurs principes exagérés, et secondement à une certaine haine contre les nobles, dans laquelle il se mêloit de mauvais mouvemens. On avoit raison de ne pas vouloir de la noblesse en France, telle qu'elle existoit jadis; mais l'aversion contre les gentilshommes n'est qu'un sentiment subalterne qu'il faut savoir dominer pour organiser la France d'une manière stable.

L'on vit proposer cependant, en 1795, un plan de constitution républicaine, beaucoup plus raisonnable et mieux combiné que la monarchie décrétée par l'assemblée constituante en 1791. Boissy-d'Anglas, Daunou et Lanjuinais, noms qu'on retrouve toujours quand un rayon de liberté luit sur la France, étoient membres du comité de constitution. On osa proposer deux chambres sous le nom de conseil des anciens et de conseil des cinq cents; des conditions de propriété pour être éligible; deux degrés d'élection, ce qui n'est pas une bonne institution en soi-même, mais ce que les circonstances rendoient nécessaire alors, pour relever les choix; enfin un directoire composé de cinq personnes. Ce pouvoir exécutif n'avoit point encore l'autorité nécessaire pour maintenir l'ordre; il lui manquoit plusieurs prérogatives indispensables, et dont la privation amena, comme on le verra dans la suite, des convulsions destructives.

L'essai d'une république avoit de la grandeur; toutefois, pour qu'il pût réussir, il auroit fallu peut-être sacrifier Paris à la France et adopter des formes fédératives, ce qui, nous l'avons dit, ne s'accorde ni avec le caractère ni avec les habitudes de la nation. D'un autre côté, l'unité du gouvernement républicain paroit impossible, contraire à la nature même des choses dans un grand pays. Mais du reste l'essai a surtout manqué par le genre d'hommes qui ont exclusivement occupé les emplois; le parti auquel ils avoient tenu pendant la terreur, les rendoit odieux à la nation; ainsi l'on jeta trop de serpens dans le berceau d'Hercule.

La convention, instruite par l'exemple de l'assemblée constituante, dont l'ouvrage avoit été renversé, parce qu'elle l'avoit abandonné trop tôt à ses successeurs, rendit les décrets du 5 et du 13 fructidor, qui maintenoient dans leurs places les deux tiers des députés existans; mais on convint cependant que l'un des tiers restans seroit renouvelé dans dix-huit mois, et l'autre un an plus tard. Ce décret produisit une sensation terrible dans l'opinion, et rompit tout-à-fait le traité tacitement signé entre la convention et les honnêtes gens : on vouloit pardonner aux conventionnels, pourvu qu'ils renonçassent au pouvoir, mais il étoit naturel qu'ils voulussent le conserver au moins comme une sauvegarde. Les Parisiens furent un peu trop violens dans cette circonstance, et peut-être l'envie d'occuper toutes les places, passion qui commençoit à fermenter dans les esprits, les aigrit-elle alors. On savoit pourtant que des hommes très-estimables étoient désignés comme devant être directeurs ; les conventionnels vouloient se faire honneur par de bons choix, et peut-être étoit-il sage d'attendre le terme fixé pour écarter légalement et graduellement le reste des députés ; mais il se mêla des royalistes dans le parti qui ne vouloit que s'approprier les places de la république ; et, comme il est constamment arrivé depuis vingt-cinq ans, du moment où la cause de la révolution parut compromise, ceux qui la défendoient eurent pour eux le peuple et l'armée, les faubourgs et les soldats. C'est alors que l'on vit s'établir entre la force populaire et la force militaire une alliance qui rendit bientôt celle-ci maîtresse de l'autre. Les guerriers françois, si admirables dans la résistance qu'ils opposoient aux puissances coalisées, se sont faits, pour ainsi dire, les janissaires de la liberté chez eux; et, s'immisçant dans les affaires intérieures de la France, ils ont disposé de l'autorité civile, et se sont chargés d'opérer les diverses révolutions dont nous avons été les témoins.

Les sections de Paris, de leur côté, ne furent peut-être pas exemptes de l'esprit de faction, car la cause de leur tumulte n'étoit pas d'un intérêt public urgent, puisqu'il suffisoit d'attendre dix-huit mois pour qu'il ne restât plus un constitutionnel en place. L'impatience les perdit; elles attaquèrent l'armée de la convention le 13 vendémiaire, et l'issue ne fut pas douteuse. Le commandant de cette armée étoit le général Bonaparte : son nom parut pour la première fois dans les annales du monde, le 13 vendémiaire (4 octobre) 1795. Il avoit déjà contribué, mais sans être cité, à la reprise de Toulon en 1793, lorsque cette ville se révolta contre la convention. Le parti qui renversa Robespierre l'avoit destitué après le 9 thermidor; et, n'ayant alors aucune ressource de fortune, il présenta un mémoire aux comités du gouvernement, pour aller à Constantinople former les Turcs à la guerre.

C'est ainsi que Cromwell voulut partir pour l'Amérique dans les premiers momens de la révolution d'Angleterre. Barras, depuis directeur, s'intéressoit à Bonaparte, et le désigna dans les comités de la convention pour la défendre. On prétend que le général Bonaparte a dit qu'il auroit pris le parti des sections, si elles lui avoient offert de commander leurs bataillons. Je doute de cette anecdote : non que le général Bonaparte ait été, dans aucune époque de la révolution, exclusivement attaché à une opinion quelconque, mais parce qu'il a eu toujours trop bien l'instinct de la force pour avoir voulu se mettre du côté nécessairement alors le plus foible.

On craignoit beaucoup à Paris que, le lendemain du 13 vendémiaire, le règne de la terreur ne fût rétabli. En effet, ces mêmes conventionnels, qui avoient cherché à plaire quand ils se croyoient réconciliés avec les honnêtes gens, pouvoient se porter à tous les excès, en voyant que leurs efforts, pour faire oublier leur conduite passée, étoient sans fruit. Mais les vagues de la révolution commençoient à se retirer, et le retour durable du jacobinisme étoit déjà devenu impossible. Cependant il résulta de ce combat du 13 vendémiaire, que la conven-

Eulenſpiegel als Thurmwächter.

Ihr kennt des Eulenſpiegels Streiche,
Gar weit berühmt im röm'ſchen Reiche.
Faſt jedes Handwerk gieng er durch,
Nahm Kriegsdienſt auch in einer Burg;
Da ward er auf den Thurm geſtellt,
Wo weit zu ſchauen war das Feld,
Daß er in die Trompete ſtieße,
Wenn Feindes Schaar ſich blicken ließe.
Sie ſprachen: „Siehſt du Fähnlein nah'n,
„So blaſe nur ſie flugs heran". —
Das war ſo eine Redensart.
Dabei bedrohten ſie ihn hart,
Wenn er entwiche von dem Poſten,
So würd' es ſeinen Sold ihm koſten.
Nun kam die Zeit zum Mittageßen,
Und Eulenſpiegel ward vergeßen,
Durch keinen guten Trunk getröſt't,
Und auch von niemand abgelöſ't.
Da griff er zur Trompete ſein,
Und blies aus Leibeskräften drein.
Die Knechte waffnen ſich zu Haufen;
Viel' kamen auf den Thurm gelaufen.
„Wo iſt der Feind? Sag', Eulenſpiegel!
„Man ſieht ja nichts um Wald und Hügel." —

tion se fit un principe de nommer cinq directeurs, qui eussent voté la mort du roi; et comme la nation n'approuvoit en aucune manière cette aristocratie du régicide, elle ne s'identifia point avec ses magistrats. Un résultat non moins fâcheux de la journée du 13 vendémiaire, ce fut un décret du 2 brumaire qui excluoit de tout emploi public les parens des émigrés, et tous ceux qui dans les sections avoient voté pour des projets *liberticides*. Telle étoit l'expression du jour; car en France, à chaque révolution, on rédige une phrase nouvelle, qui sert à tout le monde, pour que chacun ait de l'esprit ou du sentiment tout fait, si par hasard la nature lui avoit refusé l'un et l'autre.

Le décret d'exclusion du 2 brumaire faisoit une classe de proscrits dans l'état, ce qui certes ne vaut pas mieux qu'une classe de privilégiés, et n'est pas moins contraire à l'égalité devant la loi. Le directoire étoit le maître d'exiler, d'emprisonner, de déporter à son gré les individus désignés comme attachés à l'ancien régime, les nobles et les prêtres auxquels on refusoit le bienfait de la constitution en les plaçant sous le joug de l'arbitraire. Une amnistie accompagne d'ordinaire l'installation de tout gouvernement nouveau; ce fut au contraire une proscription en masse qui signala celle du directoire. Quels dangers présentoient tout à la fois à ce gouvernement les prérogatives constitutionnelles qui lui manquoient, et la puissance révolutionnaire dont on avoit été prodigue envers lui!

CHAPITRE XXI.

Des vingt mois pendant lesquels la république a existé en France, depuis le mois de novembre 1795 jusqu'au 18 fructidor (4 septembre 1797.)

Il faut rendre justice aux directeurs, et plus encore à la puissance des institutions libres, sous quelque forme qu'elles soient admises. Les vingt premiers mois qui succédèrent à l'établissement de la république, présentent une période d'administration singulièrement remarquable. Cinq hommes, Carnot, Rewbell, Barras, Lareveillère, Letourneur, choisis par la colère, et ne possédant pas pour la plupart des facultés transcendantes, arrivèrent au pouvoir dans les circonstances les plus défavorables. Ils entrèrent au palais du Luxembourg qui leur étoit destiné, sans y trouver une table pour écrire, et l'état n'étoit pas plus en ordre que le palais. Le papier monnoie étoit réduit presque au millième de sa valeur nominale; il n'y avoit pas cent mille francs en espèces au trésor public; les subsistances étoient encore si rares, que l'on contenoit à peine le mécontentement du peuple à cet égard; l'insurrection de la Vendée duroit toujours; les troubles civils avoient fait naître des bandes de brigands, connus sous le nom de chauffeurs, qui commettoient d'horribles excès dans les campagnes; enfin presque toutes les armées françoises étoient désorganisées.

En six mois le directoire releva la France de cette déplorable situation. L'argent remplaça le papier sans secousse; les propriétaires anciens vécurent en paix à côté des acquéreurs de biens nationaux; les routes et les campagnes redevinrent d'une sûreté parfaite; les armées ne furent que trop victorieuses; la liberté de la presse reparut; les élections suivirent leur cours légal, et l'on auroit pu dire que la France étoit libre, si les deux classes des nobles et des prêtres avoient joui des mêmes garanties que les autres citoyens. Mais la sublime perfection de la liberté consiste en ceci, qu'elle ne peut rien faire à demi. Si vous voulez persécuter un seul homme dans l'état, la justice ne s'établira jamais pour tous; à plus forte raison, lorsque cent mille individus se trouvent placés hors du cercle protecteur de la loi. Les mesures révolutionnaires ont donc gâté la constitution dès l'établissement du directoire : la dernière moitié de l'existence de ce gouvernement, qui a duré en tout quatre années, a été si misérable sous tous les rapports, qu'on a pu facilement attribuer le mal aux institutions elles-mêmes. Mais l'histoire impartiale mettra cependant sur deux lignes très-différentes la république avant le 18 fructidor, et la république après cette époque, si toutefois ce nom peut encore être mérité par les autorités factieuses qui se renversèrent l'une l'autre, sans cesser d'opprimer la masse sur laquelle elles retomboient.

Les deux partis extrêmes, les jacobins et les royalistes, attaquèrent le directoire dans les journaux, chacun à sa manière, pendant la première période directoriale, sans que le gouvernement s'y opposât et sans qu'il en fût ébranlé. La société de Paris étoit d'autant plus libre, que la classe des gouvernans n'en faisoit pas partie. Cette séparation avoit et devoit avoir sans doute beaucoup d'inconvéniens à la longue ; mais, précisément parce que le gouvernement n'étoit pas à la mode, tous les esprits ne s'agitoient pas, comme ils se sont agités depuis, par le désir effréné d'obtenir des places, et il existoit d'autres objets d'intérêt et d'activité.

Une chose surtout digne de remarque sous le directoire, ce sont les rapports de l'autorité civile avec l'armée. On a beaucoup dit que la liberté, comme elle existe en Angleterre, n'est pas possible pour un état continental, à cause des troupes réglées, qui dépendent toujours du chef de l'état. Je répondrai ailleurs à ces craintes sur la durée de la liberté, toujours exprimées par ses ennemis, par ceux même qui ne veulent pas permettre qu'une tentative sincère en soit faite. Mais on ne sauroit trop s'étonner de la manière dont les armées ont été conduites par le directoire squ'au moment où, craignant le retour de cienne royauté, il les a lui-même malheureusement introduites dans les révolutions intérieures de l'état.

Les meilleurs généraux de l'Europe obéissoient à cinq directeurs, dont trois n'étoient que des hommes de loi. L'amour de la patrie et de la liberté étoit encore assez puissant sur les soldats eux-mêmes, pour qu'ils respectassent la loi plus que leur général, si ce général vouloit se mettre au-dessus d'elle. Toutefois la prolongation indéfinie de la guerre a nécessairement mis un grand obstacle à l'établissement d'un gouvernement libre en France; car, d'une part, l'ambition des conquêtes commençoit à s'emparer de l'armée, et de l'autre, les décrets de recrutement qu'on obtenoit des législateurs, ces décrets avec lesquels on a depuis asservi le continent, portoient déjà des atteintes funestes au respect pour les institutions civiles. On ne peut s'empêcher de regretter qu'à cette époque les puissances encore en guerre avec la France, c'est-à-dire, l'Autriche et l'Angleterre, n'aient pas accédé à la paix. La Prusse, Venise, la Toscane, l'Espagne et la Suède avoient déjà traité, en 1795, avec un gouvernement beaucoup moins régulier que celui du directoire; et peut-être l'esprit d'envahissement, qui a fait tant de mal aux peuples du continent comme aux François eux-mêmes, ne se seroit-il pas développé, si la guerre avoit cessé avant les conquêtes du général Bonaparte en Italie. Il étoit encore temps de tourner l'activité françoise vers les intérêts politiques et commerciaux. On n'avoit jusqu'alors considéré la guerre que comme un moyen d'assurer l'indépendance de la nation; l'armée ne se croyoit destinée qu'à maintenir la révolution; les militaires n'étoient point un ordre à part dans l'état; enfin il y avoit encore en France quelque enthousiasme désintéressé, sur lequel on pouvoit fonder le bien public.

Depuis 1793 jusqu'au commencement de 1795, l'Angleterre et ses alliés se seroient déshonorés en traitant avec la France; qu'auroit-on dit des augustes ambassadeurs d'une nation libre, revenant à Londres après avoir reçu l'accolade de Marat ou de Robespierre? Mais quand une fois l'intention d'établir un gouvernement régulier se manifesta, il falloit ne rien négliger pour interrompre l'éducation guerrière des François.

L'Angleterre, en 1797, dix-huit mois après l'installation du directoire, envoya des négociateurs à Lille; mais les succès de l'armée d'Italie avoient inspiré de l'arrogance aux chefs de la république; les directeurs étoient déjà vieux dans le pouvoir, et s'y croyoient affermis. Les gouvernemens qui commencent souhaitent tous la paix : il faut savoir profiter de cette circonstance avec habileté; en politique comme à la guerre, il y a des coups de temps qu'on doit se hâter de saisir. Mais l'opinion, en Angleterre, étoit exaltée par Burke, qui avoit acquis un grand ascendant sur ses compatriotes, en prédisant trop bien les malheurs de la révolution. Il écrivit, lors de la négociation de Lille, des lettres *sur la paix régicide* qui renouvelèrent l'indignation publique contre les François. M. Pitt, cependant, avoit donné lui-même quelques éloges à la constitution de 1795 ; et d'ailleurs, si le système politique adopté par la France, quel qu'il fût, cessoit de compromettre la sûreté des autres pays, que pouvoit-on exiger de plus ?

Les passions des émigrés, auxquelles le ministère anglois s'est toujours beaucoup trop abandonné, lui ont souvent fait commettre des erreurs dans le jugement des affaires de France. Il crut opérer une grande diversion en transportant les royalistes à Quiberon, et n'amena qu'une scène sanglante, dont tous les efforts les plus courageux de l'escadre angloise ne purent adoucir l'horreur. Les malheureux gentilshommes françois qui s'étoient vainement flattés de trouver en Bretagne un grand parti prêt à se lever pour eux, furent abandonnés en un instant. Le général Lemoine, commandant de l'armée françoise, m'a raconté avec admiration les tentatives réitérées des marins anglois pour s'approcher de la côte, et recevoir dans les chaloupes les émigrés cernés de toutes parts, et fuyant à la nage pour regagner les vaisseaux hospitaliers de l'Angleterre. Mais les ministres anglois, et M. Pitt à leur tête, en voulant toujours faire triompher en France le parti purement royaliste, ne consultèrent nullement l'opinion du pays; et de cette erreur sont nés les obstacles qu'ils ont rencontrés pendant long-temps dans leurs combinaisons politiques. Le ministère anglois devoit, plus que tout autre gouvernement de l'Europe, comprendre l'histoire de la révolution de France, si semblable à celle d'Angleterre : mais l'on diroit qu'à cause de l'analogie même, il vouloit s'en montrer d'autant plus l'ennemi.

Er ſprach: ‚Ich kann ihn auch nicht ſehn,
‚Doch ſolches iſt mit Fleiß geſchehn.
‚Ich ſah, daß keine Feinde kamen:
‚Da hab' ich denn, in Gottes Namen,
‚Heranzublaſen ſie verſucht.' —
Sie ſprachen: „Schalksnarr, ſei verflucht!
„Du haſt die Mahlzeit uns verſtört,
„Da wir den Zeterlärm gehört."

So ſchrie jüngſt Zeter, Zeter, Zeter,
Ein lang verſchollener Trompeter.
Tragt ihm das Eſſen fleißig zu,
Auf daß er künftig ſchweigen thu'.

* * *

Erwiederung
auf
den letzten Zug an der Lärmglocke
aus dem irdiſchen Jammerthale.

Im März 1844.

Gott Vater.

Schau vor das Himmelsthor hinaus, Sanct Peter;
Wer ſchreit da draußen Zeter, Zeter, Zeter;
Es iſt gewiß der leidige Trompeter,
Der ſchon vor dreizehn Jahren uns erſchreckte,
Und die Gefahr, die nirgends war, entdeckte.

CHAPITRE XXII.

Deux prédictions singulières tirées de l'Histoire de la révolution par M. Necker.

M. **Necker** n'a jamais publié un livre politique sans braver un danger quelconque, soit pour sa fortune, soit pour lui-même. Les circonstances dans lesquelles il a fait paroitre son histoire de la révolution, pouvoient l'exposer à tant de chances funestes, que je fis beaucoup d'efforts pour l'en empêcher. Il étoit inscrit sur la liste des émigrés, c'est-à-dire, soumis à la peine de mort d'après les lois françoises, et déjà l'on répandoit de toutes parts que le directoire avoit l'intention de faire une invasion en Suisse. Néanmoins il publia, vers la fin de l'année 1796, un ouvrage sur la révolution, en quatre volumes, dans lequel il présenta les vérités les plus hardies. Il n'y mit d'autre ménagement que celui de se placer à la distance de la postérité pour juger les hommes et les choses. Il joignit à cette histoire, pleine de chaleur, de sarcasme et de raison, l'analyse des principales constitutions libres de l'Europe, et l'on seroit vraiment découragé d'écrire, en lisant ce livre, où toutes les questions sont approfondies, si l'on ne se disoit pas que dix-huit années de plus, et une manière de sentir individuelle, peuvent ajouter encore quelques idées au même système.

Deux prédictions bien extraordinaires doivent être signalées dans cet ouvrage; l'une annonce la lutte du directoire avec le corps représentatif, qui eut lieu quelque temps après, et qui fut amenée, ainsi que M. Necker l'annonçoit, par les prérogatives constitutionnelles qui manquoient au pouvoir exécutif.

« La disposition essentielle de la constitu-
» tion républicaine donnée à la France en 1795,
» dit-il, la disposition capitale et qui peut mettre
» en péril l'ordre ou la liberté, c'est la séparation
» complète et absolue des deux autorités pre-
» mières; l'une qui fait les lois, l'autre qui dirige
» et surveille leur exécution. On avoit réuni,
» confondu tous les pouvoirs dans l'organisa-
» tion monstrueuse de la convention nationale,
» et par un autre extrême, moins dangereux
» sans doute, on n'a voulu conserver entre eux
» aucune des affinités que le bien de l'état exige.
» On s'est alors ressaisi tout à coup des maximes
» écrites; et, sur la foi d'un petit nombre d'in-

» stituteurs politiques, on a cru qu'on ne pou-
» voit établir une trop forte barrière entre le
» pouvoir exécutif et le pouvoir législatif. Rap-
» pelons d'abord que les instructions tirées de
» l'exemple nous donnent un résultat bien dif-
» férent. On ne connoît aucune république où
» les deux pouvoirs dont je viens de parler ne
» soient entremêlés dans une certaine mesure ;
» et les temps anciens, comme les temps mo-
» dernes, nous offrent le même tableau. Quel-
» quefois un sénat, dépositaire de l'autorité exé-
» cutive, propose les lois à un conseil plus éten-
» du, ou à la masse entière des citoyens ; et
» quelquefois aussi ce sénat, exerçant dans un
» sens inverse son droit d'association au pouvoir
» législatif, suspend ou révise les décrets du
» grand nombre. Le gouvernement libre de
» l'Angleterre est fondé sur les mêmes princi-
» pes, et le monarque y concourt aux lois par
» sa sanction et par l'assistance ordinaire de ses
» ministres aux deux chambres du parlement.
» Enfin, l'Amérique a donné un droit de réjec-
» tion mitigé au président du congrès, à ce chef
» de l'état, qu'elle a investi de l'autorité exécu-
» tive ; et dans le même temps elle a mis en
» part de cette autorité l'une des deux sections
» du corps législatif.

» La constitution républicaine de la France » est le premier modèle, ou plutôt le premier » essai d'une séparation absolue entre les deux » pouvoirs suprêmes.

» L'autorité exécutive agira toujours seule et » sans aucune inspection habituelle de la part » de l'autorité législative ; et, en revanche, au» cun assentiment de la part de l'autorité exé» cutive ne sera nécessaire à la plénitude des » lois. Enfin, les deux pouvoirs n'auront pour » lien politique que des adresses exhortatives, » et ils ne communiqueront ensemble que par » des envoyés ordinaires et extraordinaires.

» Une organisation si nouvelle ne doit-elle » pas entraîner des inconvéniens, ne doit-elle » pas, un jour à venir, exposer à de grands dan» gers?

» Supposons en effet que le choix des cinq » directeurs tombe, en tout ou en partie, sur » des hommes d'un caractère foible ou incertain, » quelle considération pourront-ils conserver » en paroissant tout-à-fait séparés du corps lé» gislatif, et de simples machines obéissantes?

» Que si, au contraire, les cinq directeurs élus » se trouvoient des hommes vigoureux, hardis, » entreprenans et parfaitement unis entre eux, » le moment arriveroit où l'on regretteroit peut-

» être l'isolement de ces chefs exécutifs, ou l'on » voudroit que la constitution les eût mis dans » la nécessité d'agir en présence d'une section » du corps législatif, et de concert avec elle. Le » moment arriveroit où l'on se repentiroit peut-» être d'avoir laissé, par la constitution même, » un champ libre aux premières suggestions de » leur ambition, aux premiers essais de leur » despotisme. »

Ces directeurs hardis et entreprenans se sont trouvés; et, comme il ne leur étoit pas permis de dissoudre le corps législatif, ils ont employé des grenadiers à la place du droit légal que la constitution devoit leur donner. Rien ne présageoit encore cette crise, quand M. Necker l'a prédite; mais ce qui est plus étonnant, c'est qu'il a pressenti la tyrannie militaire qui devoit résulter de la crise même qu'il annonçoit en 1796.

Dans une autre partie de son ouvrage, M. Necker, en mêlant sans cesse l'éloquence au raisonnement, rend la politique populaire. Il suppose un discours de saint Louis, adressé à la nation françoise, et vraiment admirable; il faut le lire tout entier, car il y a un charme et une pensée dans chaque parole. Toutefois, l'objet principal de cette fiction, c'est de se figurer un prince qui dans son illustre vie s'est montré capable d'un dévouement héroïque, déclarant à la nation jadis soumise à ses aïeux, qu'il ne veut pas troubler par la guerre intestine les efforts qu'elle fait maintenant pour obtenir la liberté, même républicaine, mais qu'au moment où les circonstances tromperoient son espoir, et la livreroient au despotisme, il viendroit aider ses anciens sujets à s'affranchir de l'oppression d'un tyran.

Quelle vue perçante dans l'avenir et dans l'enchaînement des causes et des effets ne faut-il pas, pour avoir formé une telle conjecture sous le directoire, il y a vingt ans!

CHAPITRE XXIII.

De l'armée d'Italie.

Les deux grandes armées de la république, celles du Rhin et de l'Italie, furent presque constamment victorieuses jusqu'au traité de Campo-Formio, qui suspendit pendant quelques instans la longue guerre continentale. L'armée du Rhin, dont le général Moreau étoit le chef, avoit conservé toute la simplicité républicaine; l'armée d'Italie, commandée par le général Bonaparte, éblouissoit par ses conquêtes, mais elle s'écartoit chaque jour davantage de l'esprit patriotique qui avoit animé jusqu'alors les armées françoises. L'intérêt personnel prenoit la place de l'amour de la patrie, et l'attachement à un homme l'emportoit sur le dévouement à la liberté. Bientôt aussi les généraux de l'armée d'Italie commencèrent à s'enrichir, ce qui diminua d'autant leur enthousiasme pour les principes austères, sans lesquels un état libre ne sauroit subsister.

Le général Bernadotte, dont j'aurai l'occasion de parler dans la suite, vint, à la tête d'une division de l'armée du Rhin, se joindre à l'armée d'Italie. Il y avoit une sorte de contraste entre la noble pauvreté des uns, et la richesse irrégulière des autres; ils ne se ressembloient que par la bravoure. L'armée d'Italie étoit celle de Bonaparte, l'armée du Rhin celle de la république françoise. Toutefois rien ne fut si brillant que la conquête rapide de l'Italie. Sans doute, le désir qu'ont eu de tout temps les Italiens éclairés de se réunir en un seul état, et d'avoir assez de force nationale pour ne plus rien craindre ni rien espérer des étrangers, contribua beaucoup à favoriser les progrès du général Bonaparte. C'est au cri de *vive l'Italie* qu'il a passé le pont de Lodi, et c'est à l'espoir de l'indépendance qu'il dut l'accueil des Italiens. Mais les victoires qui soumettoient à la France des pays au-delà de ses limites naturelles, loin de favoriser sa liberté, l'exposoient au danger du gouvernement militaire.

On parloit déjà beaucoup à Paris du général Bonaparte; la supériorité de son esprit en affaires, jointe à l'éclat de ses talens comme général, donnoit à son nom une importance que jamais un individu quelconque n'avoit acquise depuis le commencement de la révolution. Mais bien qu'il parlât sans cesse de la république dans ses proclamations, les hommes attentifs s'apercevoient qu'elle étoit à ses yeux un moyen et non un but. Il en fut ainsi pour lui de toutes les choses et de tous les hommes. Le bruit se répandit qu'il vouloit se faire roi de Lombardie. Un jour je rencontrai le général Augereau qui venoit d'Italie, et qu'on citoit, je crois alors avec raison, comme un républicain zélé. Je lui demandai s'il étoit vrai que le général Bonaparte songeât à se faire roi. « Non, assurément, répon» dit-il, c'est un jeune homme trop bien élevé » pour cela. » Cette singulière réponse étoit tout-à-fait d'accord avec les idées du moment. Les républicains de bonne foi auroient regardé comme une dégradation pour un homme, quelque distingué qu'il fût, de vouloir faire tourner la révolution à son avantage personnel. Pourquoi ce sentiment n'a-t-il pas eu plus de force et de durée parmi les François!

Bonaparte s'arrêta dans sa marche sur Rome en signant la paix de Tolentino, et c'est alors qu'il obtint la cession des superbes monumens des arts qu'on a vus long-temps réunis dans le Musée de Paris. La véritable place de ces chefs-d'œuvre étoit sans doute en Italie, et l'imagination les y regrettoit : mais de tous les illustres prisonniers ce sont ceux auxquels les François avoient raison d'attacher le plus de prix.

Le général Bonaparte écrivit au directoire qu'il avoit fait de ces monumens une des conditions de la paix avec le pape. *J'ai particulièrement insisté*, dit-il, *sur les bustes de Junius et de Marcus Brutus que je veux envoyer à Paris les premiers.* Le général Bonaparte qui, depuis, a fait ôter ces bustes de la salle du corps législatif, auroit pu leur épargner la peine du voyage.

Sanct Peter.

Ja, höchſter Herr! Es iſt Till Eulenſpiegel;
Schon hab' ich vorgeſchoben alle Riegel:
Doch ſchließ' ihm ſelbſt den Mund mit deinem Siegel.

Till Eulenſpiegel.

Ach Herr! komm Herr! nimm deines Donners Hammer
Und ſchlag' entzwei den unentwirrbar'n Jammer.

Gott Vater.

Man ſperr' ihn ein in der Verrückten Kammer,
Dort auf des frommen Biſchofs Anno Berge,
Daß ihn der Doctor vor der Welt verberge.
Ich habe Mitleid mit dem armen Tropfe:
Böſ' iſt er nicht, nur ſpukt es ihm im Kopfe.

Angriff und Vertheidigung.

Immer, immer,
Lieber Mann,
Schlimm und ſchlimmer
Biſt du dran.
Zu Prologen,
Epilogen,
Hergezogen
In Perſon,
Willſt du rächen
An dem Frechen
Solchen Hohn.

CHAPITRE XXIV.

De l'introduction du gouvernement militaire en France, par la journée du 18 fructidor.

Aucune époque de la révolution n'a été plus désastreuse que celle qui a substitué le régime militaire à l'espoir justement fondé d'un gouvernement représentatif. J'anticipe toutefois sur les événemens, car le gouvernement d'un chef militaire ne fut point encore proclamé, au moment où le directoire envoya des grenadiers dans les deux chambres; seulement cet acte tyrannique, dont des soldats furent les agens, prépara les voies à la révolution opérée deux ans après par le général Bonaparte lui-même, et il parut simple alors qu'un chef militaire adoptât une mesure que des magistrats s'étoient permise.

Les directeurs ne se doutoient guère cependant des suites inévitables du parti qu'ils prenoient. Leur situation étoit périlleuse; ils avoient, ainsi que j'ai tâché de le montrer, trop de pouvoir arbitraire, et trop peu de pouvoir légal. On leur avoit donné tous les moyens de persécuter qui excitent la haine, mais aucun des droits constitutionnels avec lesquels ils auroient pu se défendre. Au moment où le second tiers des chambres fut renouvelé par l'élection de 1797, l'esprit public devint une seconde fois impatient d'écarter les conventionnels des affaires; mais une seconde fois aussi, au lieu d'attendre une année pendant laquelle la majorité du directoire devoit changer, et le dernier tiers des chambres se renouveler, la vivacité françoise porta les ennemis du gouvernement à vouloir le renverser sans nul délai. L'opposition au directoire ne fut pas d'abord formée par des royalistes purs; mais ils s'y mêlèrent par degrés. D'ailleurs dans les dissensions civiles les hommes finissent toujours par prendre les opinions dont on les accuse, et le parti qui attaquoit le directoire, étoit ainsi forcément poussé vers la contre-révolution.

On vit s'agiter de toutes parts un esprit de réaction intolérable; à Lyon, à Marseille, on assassinoit des hommes, il est vrai très-coupables; mais on les assassinoit. Les journaux proclamoient chaque jour la vengeance, en s'armant de la calomnie, en annonçant ouvertement la contre-révolution. Il y avoit dans l'intérieur des deux conseils, comme au dehors, un parti très-décidé à ramener l'ancien régime, et le général Pichegru en étoit un des principaux instrumens.

Le directoire, en tant que conservateur de sa propre existence politique, avoit de grandes raisons de se mettre en défense; mais comment le pouvoit-il? Les défauts de la constitution que M. Necker avoit si bien signalés, rendoient très-difficile au gouvernement de résister légalement aux attaques des conseils. Celui des anciens inclinoit à défendre les directeurs, seulement parce qu'il tenoit, quoique bien imparfaitement, la place d'une chambre des pairs; mais comme les députés de ce conseil n'étoient point nommés à vie, ils avoient peur de se dépopulariser en soutenant des magistrats repoussés par l'opinion publique. Si le gouvernement avoit eu le droit de dissoudre les cinq cents, la simple menace d'user de cette prérogative auroit suffi pour les contenir. Enfin si le pouvoir exécutif avoit pu opposer un *veto* même suspensif, aux décrets des conseils, il se seroit contenté des moyens dont la loi l'eût armé pour se maintenir. Mais ces mêmes magistrats, dont l'autorité étoit si bornée, avoient une grande force comme faction révolutionnaire; et ils n'étoient pas assez scrupuleux pour se laisser battre selon les règles de l'escrime constitutionnelle, quand ils n'avoient qu'à recourir à la force pour se débarrasser de leurs adversaires. On vit, dans cette occasion, ce qu'on verra toujours, l'intérêt personnel de quelques individus renverser les barrières de la loi, si ces barrières ne sont pas construites de manière à se maintenir par elles-mêmes.

Deux directeurs, Barthélemy et Carnot, étoient du parti des conseils représentatifs. Certainement on ne pouvoit soupçonner Carnot de souhaiter le retour de l'ancien régime; mais il ne vouloit pas, ce qui lui fait honneur, adopter des moyens illégaux pour repousser l'attaque du pouvoir législatif. La majorité du directoire, Rewbell, Barras et la Réveillère, hésitèrent quelque temps entre deux auxiliaires dont ils pouvoient également disposer; le parti jacobin, et l'armée. Ils eurent peur avec raison du premier, c'étoit une arme bien redoutable encore que les terroristes, et celui qui s'en servoit, pouvoit être terrassé par elle. Les directeurs crurent donc qu'il valoit mieux faire venir des adresses des armées, et demander au général Bonaparte, celui de tous les commandans en chef qui se prononçoit alors le plus fortement contre les conseils, d'envoyer un de ses généraux de brigade à Paris pour être aux ordres du directoire. Bonaparte choisit le général Augereau ; c'étoit un homme très-décidé dans l'action, et peu capable de raisonnement, ce qui le rendoit un excellent instrument du despotisme, pourvu que ce despotisme s'intitulât révolution.

Par un contraste singulier, le parti royaliste des deux conseils invoquoit les principes républicains, la liberté de la presse, celle des suffrages, toutes les libertés enfin, surtout celle de renverser le directoire. Le parti populaire, au contraire, se fondoit toujours sur les circonstances, et défendoit les mesures révolutionnaires qui servoient de garantie momentanée au gouvernement. Les républicains se voyoient contraints à désavouer leurs propres principes, parce qu'on les tournoit contre eux; et les royalistes empruntoient les armes des républicains pour attaquer la république. Cette bizarre combinaison des armes troquées dans le combat, s'est représentée dans d'autres circonstances. Toutes les minorités invoquent la justice, et la justice c'est la liberté. L'on ne peut juger un parti que par la doctrine qu'il professe quand il est le plus fort.

Néanmoins, quand le directoire prit la funeste résolution d'envoyer des grenadiers saisir les législateurs sur leurs bancs, il n'avoit déjà plus même besoin du mal qu'il se déterminoit à faire. Le changement de ministère et les adresses des armées suffisoient pour contenir le parti royaliste, et le directoire se perdit en poussant trop loin son triomphe. Car il étoit si contraire à l'esprit d'une république, de faire agir des soldats contre les représentans du peuple, qu'on devoit ainsi la tuer, tout en voulant la sauver. La veille du jour funeste chacun savoit qu'un grand coup alloit être frappé; car, en France, on conspire toujours sur la place publique, ou plutôt on ne conspire pas, on s'excite les uns les autres, et qui sait écouter ce qu'on dit, saura d'avance ce qu'on va faire.

Le soir qui précéda l'entrée du général Augereau dans les conseils, la frayeur étoit telle, que la plupart des personnes connues quittèrent leurs maisons dans la crainte d'y être arrêtées. Un de mes amis me fit trouver un asile dans une petite chambre, dont la vue donnoit sur le pont Louis XVI. J'y passai la nuit à regarder les préparatifs de la terrible scène qui devoit avoir lieu dans peu d'heures; on ne voyoit dans les rues que des soldats, tous les citoyens étoient renfermés chez eux. Les canons qu'on amenoit autour du palais où se rassembloit le corps législatif, rouloient sur le pavé; mais, hors ce bruit, tout étoit silence. On n'apercevoit nulle part un rassemblement hostile, et l'on ne savoit contre qui tous ces moyens étoient dirigés. La liberté fut la seule puissance vaincue dans cette malheureuse lutte ; on eût dit qu'on la voyoit s'enfuir comme une ombre à l'approche du jour qui alloit éclairer sa perte.

On apprit le matin que le général Augereau avoit conduit ses bataillons dans le conseil des cinq cents, et qu'il y avoit arrêté plusieurs des députés qui s'y trouvoient réunis en comité, et que présidoit alors le général Pichegru. On s'étonne du peu de respect que les soldats témoignèrent pour un général qui les avoit souvent conduits à la victoire; mais on étoit parvenu à le désigner comme un contre-révolutionnaire, et ce nom exerce en France une sorte de puissance magique, quand l'opinion est en liberté. D'ailleurs, le général Pichegru n'avoit aucun moyen de faire effet sur l'imagination : c'étoit un homme fort honnête, mais sans physionomie, ni dans ses traits, ni dans ses paroles ; le souvenir de ses victoires ne tenoit pas sur lui, parce que rien ne les annonçoit dans sa façon d'être. On a souvent répandu le bruit qu'il avoit été guidé par les conseils d'un autre à la guerre; je ne sais ce qui en étoit, mais cela pouvoit se croire, parce que son regard et son entretien étoient si ternes, qu'ils ne donnoient pas l'idée qu'il fût propre à devenir le chef d'aucune entreprise. Néanmoins son courage et sa persévérance politique ont, depuis, mérité l'intérêt autant que son malheur.

Quelques membres du conseil des anciens, ayant à leur tête l'intrépide et généreux vieillard Dupont de Nemours et le respectable Barbé-Marbois, se rendirent à pied à la salle de leurs séances, et, après avoir constaté que la porte leur en étoit fermée, ils revinrent de même, passant au milieu des soldats alignés, sans que le peuple qui les regardoit comprît qu'il s'agissoit de ses représentans, opprimés par la force armée. La crainte de la contre-révolution avoit malheureusement désorganisé l'esprit public : on ne savoit où saisir la cause de la liberté entre ceux qui la déshonoroient et ceux qu'on accusoit de la haïr. On condamna les hommes les plus honorables, Barbé-Marbois, Tronçon-Ducoudray, Camille Jordan, etc., à la déportation outre-mer. Des mesures atroces suivirent cette première violation de toute justice.

La dette publique fut réduite de deux tiers, et l'on appela cette opération, *la mobiliser;* tant les François sont habiles à trouver des mots qui semblent doux pour les actions les plus dures! Les prêtres et les nobles furent proscrits de nouveau avec une impitoyable barbarie. On abolit la liberté de la presse, car elle est inconciliable avec l'exercice du pouvoir arbitraire. L'invasion de la Suisse, le projet insensé d'une descente en Angleterre éloignèrent tout espoir de paix avec l'Europe. On évoqua l'esprit révolutionnaire, mais il reparut sans l'enthousiasme qui l'avoit jadis animé; et, comme l'autorité civile ne s'appuyoit point sur la justice, sur la magnanimité, enfin, sur aucune des grandes qualités qui doivent la caractériser, l'ardeur patriotique se tourna vers la gloire militaire, qui, du moins alors, pouvoit satisfaire l'imagination.

CHAPITRE XXV.

Anecdotes particulières.

Il en coûte de parler de soi, dans une époque surtout où les récits les plus importans commandent seuls l'attention des lecteurs. Néanmoins, je ne puis me refuser à repousser une inculpation qui me blesse. Les journaux chargés, en 1797, d'insulter tous les amis de la liberté, ont prétendu que, voulant la république, j'approuvois la journée du 18 fructidor. Je n'aurois sûrement pas conseillé, si j'y avois été appelée, d'établir une république en France; mais, une fois qu'elle existoit, je n'étois pas d'avis qu'on dût la renverser. Le gouvernement républicain, considéré abstraitement et sans application à un grand état, mérite le respect qu'il a de tout temps inspiré, et la révolution du 18 fructidor, au contraire, doit toujours faire horreur, et par les principes tyranniques dont elle partoit, et par les suites affreuses qui en ont été la conséquence nécessaire. Parmi les individus dont le directoire étoit composé, je ne connoissois que Barras; et, loin d'avoir

Mit Sonetten,
Die wie Kletten
Sich verketten,
Trittſt du auf:
Hemmen ſollen
Die des tollen
Spottes Lauf.
Doch dein Wermuth
Macht nur Schwermuth,
Und dein Scherz
Bricht das Herz.

Charakteriſtik eines Geſchichtſchreibers.

Ein heiſer krähend keckes Kerlchen,
Auf Beinen, Kranichſtelzen gleich,
Fiſcht Hypotheſen, klein wie Schmerlchen,
Aus der Geſchichte großem Teich.

Wie Hercules auf ſeinen Nacken
Des Atlas Himmelskugel nahm,
So wagt er, Rom ſich aufzupacken.
Und ſchleppt daran ſich krumm und lahm.

Therſites muß das Große tadeln,
Das Kleine ſtutzt er ſtattlich auf,
Und nach Dithmarſen und nach Hadeln
Geht immer der Gedanken Lauf.

le moindre crédit sur les autres, quoiqu'ils ne pussent ignorer combien j'aimois la liberté, ils me savoient si mauvais gré de mon attachement pour les proscrits, qu'ils donnèrent l'ordre sur les frontières de la Suisse, à Versoix, près de Coppet, de m'arrêter et de me conduire en prison à Paris, à cause, disoient-ils, de mes efforts pour faire rentrer les émigrés. Barras me défendit avec chaleur et générosité; et c'est lui qui m'obtint la permission de retourner en France quelque temps après. La reconnoissance que je lui devois entretint entre lui et moi des relations de société.

M. de Talleyrand étoit revenu d'Amérique un an avant le 18 fructidor. Les honnêtes gens en général désiroient la paix avec l'Europe, qui étoit alors disposée à traiter. Or, M. de Talleyrand paroissoit devoir être, ce qu'on l'a toujours trouvé depuis, un négociateur fort habile. Les amis de la liberté souhaitoient que le directoire s'affermît par des mesures constitutionnelles, et qu'il choisît dans ce but des ministres en état de soutenir le gouvernement. M. de Talleyrand sembloit alors le meilleur choix possible pour le département des affaires étrangères, puisqu'il vouloit bien l'accepter. Je le servis efficacement à cet égard, en le faisant présenter à Barras par un de mes amis, et en le recommandant avec force. M. de Talleyrand avoit besoin qu'on l'aidât pour arriver au pouvoir; mais il se passoit ensuite très-bien des autres pour s'y maintenir. Sa nomination est la seule part que j'aie eue dans la crise qui a précédé le 18 fructidor, et je croyois ainsi la prévenir; car on pouvoit espérer que l'esprit de M. de Talleyrand amèneroit une conciliation entre les deux partis. Depuis, je n'ai pas eu le moindre rapport avec les diverses phases de sa carrière politique.

La proscription s'étendit de toutes parts après le 18 fructidor; et cette nation, qui avoit déjà perdu sous le règne de la terreur les hommes les plus respectables, se vit encore privée de ceux qui lui restoient. On fut au moment de proscrire Dupont de Nemours, le plus chevaleresque champion de la liberté qu'il y eût en France, mais qui ne pouvoit la reconnoître dans la dispersion des représentans du peuple par la force armée. J'appris le danger qu'il couroit, et j'envoyai chercher Chénier le poëte, qui, deux ans auparavant, avoit à ma prière prononcé le discours auquel M. de Talleyrand dut son rappel. Chénier, malgré tout ce qu'on peut reprocher à sa vie, étoit susceptible d'être attendri, puisqu'il avoit du talent, et du talent dramatique. Il s'émut à la peinture de la situation de Dupont de Nemours et de sa famille, et courut à la tribune, où il parvint à le sauver, en le faisant passer pour un homme de quatre-vingts ans, quoiqu'il en eût à peine soixante. Ce moyen déplut à l'aimable Dupont de Nemours, qui a toujours eu de grands droits à la jeunesse par son âme.

Chénier étoit un homme à la fois violent et susceptible de frayeur; plein de préjugés, quoiqu'il fût enthousiaste de la philosophie; inabordable au raisonnement quand on vouloit combattre ses passions, qu'il respectoit comme ses dieux pénates. Il se promenoit à grands pas dans la chambre, répondoit sans avoir écouté, pâlissoit, trembloit de colère, lorsqu'un mot qui lui déplaisoit frappoit tout seul ses oreilles, faute d'avoir la patience d'entendre le reste de la phrase. C'étoit néanmoins un homme d'esprit et d'imagination, mais tellement dominé par son amour-propre, qu'il s'étonnoit de lui-même, au lieu de travailler à se perfectionner.

Chaque jour accroissoit l'effroi des honnêtes gens. Quelques mots d'un général qui m'accusa publiquement de pitié pour les conspirateurs, me firent quitter Paris pour me retirer à la campagne; car, dans les crises politiques, la pitié s'appelle trahison. J'allai donc dans la maison d'un de mes amis, où je trouvai, par un hasard singulier, l'un des plus illustres et des plus braves royalistes de la Vendée, le prince de la Trémouille, qui étoit venu dans l'espoir de faire tourner les circonstances en faveur de sa cause, et dont la tête étoit à prix. Je voulus lui céder un asile dont il avoit plus besoin que moi; il s'y refusa, se proposant de sortir de France, puisqu'alors tout espoir de contre-révolution étoit perdu. Nous nous étonnions avec raison que le même coup de vent nous eût atteints tous les deux, quoique nos situations précédentes fussent très-diverses.

Je revins à Paris; tous les jours, on trembloit pour quelques nouvelles victimes enveloppées dans la persécution générale qu'on faisoit subir aux émigrés et aux prêtres. Le marquis d'Ambert, qui avoit été colonel du général Bernadotte avant la révolution, fut pris et traduit devant une commission militaire : terrible tribunal, dont l'existence, hors de l'armée, suffit pour constater qu'il y a tyrannie. Le général Bernadotte alla trouver le directoire, et lui demanda, pour seul prix de tous ses services, la grâce de son colonel; les directeurs furent inflexibles : ils appeloient justice une égale répartition de malheur.

Deux jours après le supplice de M. d'Ambert, je vis entrer dans ma chambre, à dix heures du matin, le frère de M. de Norvins de Monbreton, que j'avois connu en Suisse pendant son émigration. Il me dit, avec une grande émotion, que l'on avoit arrêté son frère, et que la commission militaire étoit assemblée pour le juger à mort; il me demanda si je pouvois trouver un moyen quelconque de le sauver. Comment se flatter de rien obtenir du directoire, quand les prières du général Bernadotte avoient été infructueuses, et comment se résoudre cependant à ne rien tenter pour un homme qu'on connoît, et qui sera fusillé dans deux heures si personne ne vient à son secours? Je me rappelai tout à coup que j'avois vu, chez Barras, un général Lemoine, celui que j'ai cité à l'occasion de l'expédition de Quiberon, et qu'il m'avoit paru causer volontiers avec moi. Ce général commandoit la division de Paris, et il avoit le droit de suspendre les jugemens de la commission militaire établie dans cette ville. Je remerciai

Dieu de cette idée, et je partis à l'instant même avec le frère du malheureux Norvins; nous entrâmes tous les deux dans la chambre du général, qui fut bien étonné de me voir. Il commença par me faire des excuses sur sa toilette du matin, sur son appartement; enfin je ne pouvois l'empêcher de revenir continuellement à la politesse, quoique je le suppliasse de n'y pas donner un instant, car cet instant pouvoit être irréparable. Je me hâtai de lui dire le sujet de ma venue, et d'abord il me refusa nettement. Mon cœur tressailloit à l'aspect de ce frère qui pouvoit penser que je ne trouvois pas les paroles faites pour obtenir ce que je demandois. Je recommençai mes sollicitations, en me recueillant pour rassembler toutes mes forces : je craignois d'en dire trop, ou trop peu; de perdre l'heure fatale après laquelle c'en étoit fait, ou de négliger un argument qui pouvoit frapper au but. Je regardois tour à tour la pendule et le général, pour voir laquelle des deux puissances, son âme ou le temps, approchoit le plus vite du terme. Deux fois le général prit la plume pour signer le sursis, et deux fois la crainte de se compromettre l'arrêta; enfin il ne put nous refuser, et grâces lui soient encore rendues. Il donna le papier sauveur, et M. de Monbreton courut au tribunal, où il apprit que son frère avoit déjà tout avoué; mais le sursis rompit la séance, et l'homme innocent a vécu.

C'est notre devoir à nous autres femmes de secourir dans tous les temps les individus accusés pour des opinions politiques, quelles qu'elles puissent être; car qu'est-ce que des opinions dans les temps de partis? Pouvons-nous être certains que tels ou tels événemens, telle ou telle situation, n'auroient pas changé notre manière de voir? Et, si l'on en excepte quelques sentimens invariables, qui sait comment le sort auroit agi sur nous?

CHAPITRE XXVI.

Traité de Campo-Formio en 1797. Arrivée du général Bonaparte à Paris.

Le directoire n'étoit point enclin à la paix, non qu'il voulût étendre la domination françoise au-delà du Rhin et des Alpes, mais parce qu'il croyoit la guerre utile à la propagation du système républicain. Son plan étoit d'entourer la France d'une ceinture de républiques telles que celles de Hollande, de Suisse, de Piémont, de Lombardie, de Gènes. Partout il établissoit un directoire, deux conseils de députés, enfin une constitution semblable en tout à celle de France. C'est un des grands défauts des François, résultat de leurs habitudes sociales, que de s'imiter les uns les autres, et de vouloir qu'on les imite. Ils prennent les variétés naturelles dans la manière de penser de chaque homme, ou même de chaque nation, pour un esprit d'hostilité contre eux.

Le général Bonaparte étoit assurément moins sérieux et moins sincère dans l'amour des idées républicaines que le directoire, mais il avoit beaucoup plus de sagesse dans l'appréciation des circonstances. Il pressentit que la paix alloit devenir populaire en France, parce que les passions s'apaisoient, et qu'on étoit las des sacrifices; en conséquence il signa le traité de Campo-Formio avec l'Autriche. Mais ce traité contenoit la cession de la république de Venise, et l'on ne conçoit pas encore comment il parvint à déterminer ce directoire, qui pourtant étoit, à certains égards, républicain, au plus grand attentat qu'on pût commettre d'après ses propres principes. A dater de cet acte, non moins arbitraire que le partage de la Pologne, il n'a plus existé dans le gouvernement de France aucun respect pour aucune doctrine politique, et le règne d'un homme à commencé quand celui des principes a fini.

Le général Bonaparte se faisoit remarquer par son caractère et son esprit autant que par ses victoires, et l'imagination des François commençoit à s'attacher vivement à lui. On citoit ses proclamations aux républiques cisalpine et ligurienne. Dans l'une on remarquoit cette phrase : *Vous étiez divisés et pliés par la tyrannie; vous n'étiez pas en état de conquérir la liberté.* Dans l'autre : *Les vraies conquêtes, les seules qui ne coûtent point de regrets, ce sont* *celles que l'on fait sur l'ignorance.* Il régnoit un ton de modération et de noblesse dans son style, qui faisoit contraste avec l'âpreté révolutionnaire des chefs civils de la France. Le guerrier parloit alors en magistrat, tandis que les magistrats s'exprimoient avec la violence militaire. Le général Bonaparte n'avoit point mis à exécution dans son armée les lois contre les émigrés. On disoit qu'il aimoit beaucoup sa femme, dont le caractère étoit plein de douceur; on assuroit qu'il étoit sensible aux beautés d'Ossian; on se plaisoit à lui croire toutes les qualités généreuses qui donnent un beau relief aux facultés extraordinaires. On étoit d'ailleurs si fatigué des oppresseurs empruntant le nom de la liberté, et des opprimés regrettant l'arbitraire, que l'admiration ne savoit où se prendre, et le général Bonaparte sembloit réunir tout ce qui devoit la captiver.

C'est avec ce sentiment, du moins, que je le vis pour la première fois à Paris. Je ne trouvai pas de paroles pour lui répondre, quand il vint à moi me dire qu'il avoit cherché mon père à Coppet, et qu'il regrettoit d'avoir passé en Suisse sans le voir. Mais, lorsque je fus un peu remise du trouble de l'admiration, un sentiment de crainte très-prononcé lui succéda. Bo-

Erſter Entwurf des Werkes.

Am Waſſerfall in Tibur,
Da ſtand der große Niebuhr,
Schaut' auf die ſieben Hügel,
Und machte viel Geklügel;
Er wollte Roms Geſchichten
Nach neuer Art berichten.

Der Griechen Rednerlügen,
Die keinen mehr betrügen,
Schenkt er der Nachwelt wieder
Als röm'ſche Heldenlieder,
Und Oſkiſch und Etruriſch
Wird alles hier Niebuhriſch.

Nach Leſung der erſten Ausgabe.

Ich achte ſehr die Curien,
Die Tribus, die Centurien,
Auſpicien, Augurien,
Wahrſager aus Etrurien,
Und nächtliche Lemurien.
Doch ſchwör' ich bei Veturien,
Ich wollte, daß die Furien
Verſchlängen die Centurien
Sammt allen dreißig Curien
Und tauſend Sammelſurien,
Von Zankle bis Ligurien,
Im neueſten Niebuhrien.

naparte alors n'avoit aucune puissance; on le croyoit même assez menacé par les soupçons ombrageux du directoire ; ainsi, la crainte qu'il inspiroit n'étoit causée que par le singulier effet de sa personne sur presque tous ceux qui l'approchent. J'avois vu des hommes très-dignes de respect, j'avois vu aussi des hommes féroces : il n'y avoit rien dans l'impression que Bonaparte produisit sur moi, qui pût me rappeler ni les uns ni les autres. J'aperçus assez vite, dans les différentes occasions que j'eus de le rencontrer pendant son séjour à Paris, que son caractère ne pouvoit être défini par les mots dont nous avons coutume de nous servir ; il n'étoit ni bon, ni violent, ni doux, ni cruel, à la façon des individus à nous connus. Un tel être n'ayant point de pareil, ne pouvoit ni ressentir, ni faire éprouver aucune sympathie : c'étoit plus ou moins qu'un homme. Sa tournure, son esprit, son langage sont empreints d'une nature étrangère, avantage de plus pour subjuguer les François, ainsi que nous l'avons dit ailleurs.

Loin de me rassurer en voyant Bonaparte plus souvent, il m'intimidoit toujours davantage. Je sentois confusément qu'aucune émotion du cœur ne pouvoit agir sur lui. Il regarde une créature humaine comme un fait ou comme une chose, mais non comme un semblable. Il ne hait pas plus qu'il n'aime; il n'y a que lui pour lui; tout le reste des créatures sont des chiffres. La force de sa volonté consiste dans l'imperturbable calcul de son égoïsme; c'est un habile joueur d'échecs dont le genre humain est la partie adverse qu'il se propose de faire échec et mat. Ses succès tiennent autant aux qualités qui lui manquent, qu'aux talens qu'il possède. Ni la pitié, ni l'attrait, ni la religion, ni l'attachement à une idée quelconque ne sauroient le détourner de sa direction principale. Il est pour son intérêt ce que le juste doit être pour la vertu : si le but étoit bon, sa persévérance seroit belle.

Chaque fois que je l'entendois parler, j'étois frappée de sa supériorité; elle n'avoit pourtant aucun rapport avec celle des hommes instruits et cultivés par l'étude ou la société, tels que l'Angleterre et la France peuvent en offrir des exemples. Mais ses discours indiquoient le tact des circonstances, comme le chasseur a celui de sa proie. Quelquefois il racontoit les faits politiques et militaires de sa vie d'une façon très-intéressante; il avoit même, dans les récits qui permettoient de la gaieté, un peu de l'imagination italienne. Cependant rien ne pouvoit triompher de mon invincible éloignement pour ce que j'apercevois en lui. Je sentois dans son âme une épée froide et tranchante qui glaçoit en blessant ; je sentois dans son esprit une ironie profonde à laquelle rien de grand ni de beau, pas même sa propre gloire, ne pouvoit échapper ; car il méprisoit la nation dont il vouloit les suffrages, et nulle étincelle d'enthousiasme ne se mêloit à son besoin d'étonner l'espèce humaine.

Ce fut dans l'intervalle entre le retour de Bonaparte et son départ pour l'Égypte, c'est-à-dire, vers la fin de 1797, que je le vis plusieurs fois à Paris ; et jamais la difficulté de respirer que j'éprouvois en sa présence ne put se dissiper. J'étois un jour à table entre lui et l'abbé Sieyes : singulière situation, si j'avois pu prévoir l'avenir ! J'examinois avec attention la figure de Bonaparte ; mais chaque fois qu'il découvroit en moi des regards observateurs, il avoit l'art d'ôter à ses yeux toute expression, comme s'ils fussent devenus de marbre. Son visage étoit alors immobile, excepté un sourire vague qu'il plaçoit sur ses lèvres à tout hasard, pour dérouter quiconque voudroit observer les signes extérieurs de sa pensée.

L'abbé Sieyes pendant le dîner causa simplement et facilement, ainsi qu'il convient à un esprit de sa force. Il s'exprima sur mon père avec une estime sentie. *C'est le seul homme*, dit-il, *qui ait jamais réuni la plus parfaite précision dans les calculs d'un grand financier à l'imagination d'un poëte.* Cet éloge me plut, parce qu'il étoit caractérisé. Le général Bonaparte, qui l'entendit, me dit aussi quelques mots obligeans sur mon père et sur moi, mais en homme qui ne s'occupe guère des individus dont il ne peut tirer parti.

Sa figure, alors maigre et pâle, étoit assez agréable ; depuis, il est engraissé, ce qui lui va très-mal : car on a besoin de croire un tel homme tourmenté par son caractère, pour tolérer un peu que ce caractère fasse tellement souffrir les autres. Comme sa stature est petite, et cependant sa taille fort longue, il étoit beaucoup mieux à cheval qu'à pied ; en tout, c'est la guerre, et seulement la guerre qui lui sied. Sa manière d'être dans la société est gênée sans timidité ; il a quelque chose de dédaigneux quand il se contient, et de vulgaire, quand il se met à l'aise ; le dédain lui va mieux, aussi ne s'en fait-il pas faute.

Par une vocation naturelle pour l'état de prince, il adressoit déjà des questions insignifiantes à tous ceux qu'on lui présentoit. Êtes-vous marié ? demandoit-il à l'un des convives. Combien avez-vous d'enfans ? disoit-il à l'autre. Depuis quand êtes-vous arrivé ? Quand partez-vous ? Et autres interrogations de ce genre qui établissent la supériorité de celui qui les fait sur celui qui veut bien se laisser questionner ainsi. Il se plaisoit déjà dans l'art d'embarrasser, en disant des choses désagréables : art dont il s'est fait depuis un système, comme de toutes les manières de subjuguer les autres en les avilissant. Il avoit pourtant, à cette époque, le désir de plaire, puisqu'il renfermoit dans son esprit le projet de renverser le directoire, et de se mettre à sa place ; mais, malgré ce désir, on eût dit qu'à l'inverse du prophète, il maudissoit involontairement, quoiqu'il eût l'intention de bénir.

Je l'ai vu un jour s'approcher d'une Françoise très-connue par sa beauté, son esprit et la vivacité de ses opinions ; il se plaça tout droit devant elle comme le plus roide des généraux allemands, et lui dit : *Madame, je n'aime pas que les femmes se mêlent de politique.* « *Vous* » *avez raison, général*, lui répondit-elle : *mais* » *dans un pays où on leur coupe la tête, il est* » *naturel qu'elles aient envie de savoir pour-*

» *quoi.* » Bonaparte alors ne répliqua rien. C'est un homme que la résistance véritable apaise ; ceux qui ont souffert son despotisme, doivent en être autant accusés que lui-même.

Le directoire fit au général Bonaparte une réception solennelle qui, à plusieurs égards, doit être considérée comme une époque dans l'histoire de la révolution. On choisit la cour du palais du Luxembourg pour cette cérémonie. Aucune salle n'auroit été assez vaste pour contenir la foule qu'elle attiroit ; il y avoit des spectateurs à toutes les fenêtres et sur tous les toits. Les cinq directeurs, en costume romain, étoient placés sur une estrade au fond de la cour, et près d'eux les députés des deux conseils, les tribunaux et l'institut. Si ce spectacle avoit eu lieu avant que la représentation nationale eût subi le joug du pouvoir militaire, le 18 fructidor, on y auroit trouvé de la grandeur ; une belle musique jouoit des airs patriotiques, des drapeaux servoient de dais au directoire, et ces drapeaux rappeloient de grandes victoires.

Bonaparte arriva très-simplement vêtu, suivi de ses aides de camp, tous d'une taille plus haute que la sienne, mais presque courbés par le respect qu'ils lui témoignoient. L'élite de la France alors présente couvroit le général victorieux d'applaudissemens ; il étoit l'espoir de chacun : républicains, royalistes, tous voyoient le présent ou l'avenir dans l'appui de sa main puissante. Hélas! de tous les jeunes gens qui crioient alors *vive Bonaparte*, combien son insatiable ambition en a-t-elle laissé vivre?

M. de Talleyrand, en présentant Bonaparte au directoire, l'appela *le libérateur de l'Italie et le pacificateur du continent*. Il assura que *le général Bonaparte détestoit le luxe et l'éclat, misérable ambition des âmes communes, et qu'il aimoit les poésies d'Ossian, surtout parce qu'elles détachent de la terre*. La terre n'eût pas mieux demandé, je crois, que de le laisser se détacher d'elle. Enfin Bonaparte parla lui-même avec une sorte de négligence affectée, comme s'il eût voulu faire comprendre qu'il aimoit peu le régime sous lequel il étoit appelé à servir.

Il dit que depuis vingt siècles le royalisme et la féodalité avoient gouverné le monde, et que la paix qu'il venoit de conclure étoit l'ère du gouvernement républicain. *Lorsque le bonheur des François*, ajouta-t-il, *sera assis sur de meilleures lois organiques, l'Europe entière* *sera libre*. Je ne sais s'il entendoit par les lois organiques de la liberté, l'établissement de son pouvoir absolu. Quoi qu'il en soit, Barras, alors son ami, et président du directoire, lui répondit, en le supposant de bonne foi dans tout ce qu'il venoit de dire ; il finit par le charger spécialement de conquérir l'Angleterre, mission un peu difficile.

On chanta de toutes parts l'hymne que Chénier avoit composé pour célébrer cette journée. En voici le dernier couplet.

> Contemplez nos lauriers civiques !
> L'Italie a produit ces fertiles moissons ;
> Ceux-là croissent pour nous au milieu des glaçons ;
> Voici ceux de Fleurus, ceux des plaines belgiques.
> Tous les fleuves surpris nous ont vus triomphans ;
> Tous les jours nous furent prospères.
> Que le front blanchi de nos pères
> Soit couvert de lauriers cueillis par leurs enfans.
> Tu fus long-temps l'effroi, sois l'honneur de la terre,
> O république des François !
> Que le chant des plaisirs succède aux cris de guerre,
> La victoire a conquis la paix.

Hélas ! que sont-ils devenus ces jours de gloire et de paix, dont la France se flattoit il y a vingt années ! Tous ces biens ont été dans les mains d'un seul homme : qu'en a-t-il fait ?

CHAPITRE XXVII.

Préparatifs du général Bonaparte pour aller en Égypte. Son opinion sur l'invasion de la Suisse.

Le général Bonaparte, à cette même époque, à la fin de 1797, sonda l'opinion publique relativement aux directeurs ; il vit qu'ils n'étoient point aimés, mais qu'un sentiment républicain rendoit encore impossible à un général de se mettre à la place des magistrats civils. Un soir il parloit avec Barras de son ascendant sur les peuples italiens, qui avoient voulu le faire duc de Milan et roi d'Italie. *Mais je ne pense*, dit-il, *à rien de semblable dans aucun pays.* « *Vous faites bien de n'y pas son-* » *ger en France*, répondit Barras ; *car, si le* » *directoire vous envoyoit demain au Temple, il* » *n'y auroit pas quatre personnes qui s'y opposas-* » *sent.* » Bonaparte étoit assis sur un canapé à côté de Barras ; à ces paroles il s'élança vers la cheminée, n'étant pas maître de son irritation ; puis, reprenant cette espèce de calme apparent dont les hommes les plus passionnés parmi les habitans du Midi sont capables, il déclara qu'il vouloit être chargé d'une expédition militaire. Le directoire lui proposa la descente en Angleterre; il alla visiter les côtes; et, reconnoissant bientôt que cette expédition étoit insensée, il revint décidé à tenter la conquête de l'Égypte.

Bonaparte a toujours cherché à s'emparer de l'imagination des hommes, et, sous ce rapport, il sait bien comment il faut les gouverner quand on n'est pas né sur le trône. Une invasion en Afrique, la guerre portée dans un pays presque fabuleux, l'Égypte, devoit agir sur tous les esprits. L'on pouvoit aisément persuader aux François qu'ils tireroient un grand avantage d'une telle colonie dans la Méditerranée, et qu'elle leur offriroit un jour les moyens d'attaquer les établissemens des Anglois dans l'Inde. Ces projets avoient de la grandeur, et devoient augmenter encore l'éclat du nom de Bonaparte. S'il étoit resté en France, le directoire auroit lancé contre lui, par tous les journaux dont il disposoit, des calomnies sans nombre, et terni ses exploits dans l'imagination des oisifs : Bonaparte se seroit trouvé réduit en poussière avant même que la foudre l'eût frappé. Il avoit donc raison de vouloir se faire un personnage

Vorrede

zum zweiten Theil einer Römiſchen Geſchichte.

Auf die Melodie: „Es leben die Soldaten.“

1831.

Die Bogen waren fertig,
Der Drucker des gewärtig,
Als, juſt im erſten Schlaf
Mein Haus das Unglück traf.

Zwar manches Blatt verbrannte,
Doch war es das Bekannte,
Ich ſchrieb's in ſchnellem Lauf
Aus dem Gedächtniß auf.

Ich war getroſt und muthig,
Und keine Stunde ruht' ich,
Doch neues Mißgeſchick
Umnebelt meinen Blick.

Der Wahnwitz der Bourbonen
Entfeßelt die Dämonen
Der Revolution,
Und ſtürzt ſie von dem Thron.

Vom Belt bis an die Tiber
Graſſiert das Freiheitsfieber,
So daß es mißlich ſteht
Um Fürſten-Majeſtät.

poétique, au lieu de rester exposé aux commérages jacobins qui, sous leur forme populaire, ne sont pas moins adroits que ceux des cours.

Il n'y avoit point d'argent pour transporter une armée en Égypte ; et ce que Bonaparte fit surtout de condamnable, ce fut d'exciter le directoire à l'invasion de la Suisse, afin de s'emparer du trésor de Berne, que deux cents ans de sagesse et d'économie avoient amassé. La guerre avoit pour prétexte la situation du pays de Vaud. Il n'est pas douteux que le pays de Vaud n'eût le droit de réclamer une existence indépendante, et qu'il ne fasse très-bien maintenant de la conserver. Mais si l'on a blâmé les émigrés de s'être réunis aux étrangers contre la France, le même principe ne doit-il pas s'appliquer aux Suisses qui invoquoient le terrible secours des François ? D'ailleurs il ne s'agissoit pas du pays de Vaud seul dans une guerre qui devoit nécessairement compromettre l'indépendance de la Suisse entière. Cette cause me paroissoit si sacrée que je ne croyois point encore alors tout-à-fait impossible d'engager Bonaparte à la défendre. Dans toutes les circonstances de ma vie, les erreurs que j'ai commises en politique sont venues de l'idée que les hommes étoient toujours remuables par la vérité, si elle leur étoit présentée avec force.

Je restai près d'une heure tête à tête avec Bonaparte; il écoute bien et patiemment, car il veut savoir si ce qu'on lui dit pourroit l'éclairer sur ses propres affaires; mais Démosthène et Cicéron réunis ne l'entraineroient pas au moindre sacrifice de son intérêt personnel. Beaucoup de gens médiocres appellent cela de la raison : c'est de la raison du second ordre; il y en a une plus haute, mais qui ne se devine point par le calcul seulement.

Le général Bonaparte, en causant avec moi sur la Suisse, m'objecta l'état du pays de Vaud comme un motif pour y faire entrer les troupes françoises. Il me dit que les habitans de ce pays étoient soumis aux aristocrates de Berne, et que des hommes ne pouvoient pas maintenant exister sans droits politiques. Je tempérai tant que je le pus cette ardeur républicaine, en lui représentant que les Vaudois étoient parfaitement libres sous tous les rapports civils, et que quand la liberté existoit de fait, il ne falloit pas, pour l'obtenir de droit, s'exposer au plus grand des malheurs, celui de voir les étrangers sur son territoire. « L'amour-propre et l'imagination, » reprit le général, font tenir à l'avantage de

» participer au gouvernement de son pays, et » c'est une injustice que d'en exclure une por» tion des citoyens. » — Rien n'est plus vrai en principe, lui dis-je, général; mais il est également vrai que c'est par ses propres efforts qu'il faut obtenir la liberté, et non en appelant comme auxiliaire une puissance nécessairement dominante. — Le mot de *principe* a depuis paru très-suspect au général Bonaparte; mais alors il lui convenoit de s'en servir, et il me l'objecta. J'insistai de nouveau sur le bonheur et la beauté de l'Helvétie, sur le repos dont elle jouissoit depuis plusieurs siècles. « Oui, sans doute, inter» rompit Bonaparte, mais il faut aux hommes » des *droits politiques; oui*, répéta-t-il comme » une chose apprise, *oui, des droits politiques* »; et, changeant de conversation, parce qu'il ne vouloit plus rien entendre sur ce sujet, il me parla de son goût pour la retraite, pour la campagne, pour les beaux-arts, et se donna la peine de se montrer à moi sous des rapports analogues au genre d'imagination qu'il me supposoit.

Cette conversation me fit cependant concevoir l'agrément qu'on peut lui trouver quand il prend l'air bonhomme, et parle comme d'une chose simple de lui-même et de ses projets. Cet art, le plus redoutable de tous, a captivé beaucoup de gens. A cette même époque, je revis encore quelquefois Bonaparte en société, et il me parut toujours profondément occupé des rapports qu'il vouloit établir entre lui et les autres hommes, les tenant à distance ou les rapprochant de lui, suivant qu'il croyoit se les attacher plus sûrement. Quand il se trouvoit avec les directeurs surtout, il craignoit d'avoir l'air d'un général sous les ordres de son gouvernement, et il essayoit tour à tour dans ses manières, avec cette sorte de supérieurs, la dignité ou la familiarité; mais il manquoit le ton vrai de l'une et de l'autre. C'est un homme qui ne sauroit être naturel que dans le commandement.

CHAPITRE XXVIII.

Invasion de la Suisse.

La Suisse étant menacée d'une invasion prochaine, je quittai Paris au mois de janvier 1798, pour aller rejoindre mon père à Coppet. Il étoit encore inscrit sur la liste des émigrés, et une loi positive condamnoit à mort un émigré qui restoit dans un pays occupé par les troupes françoises. Je fis l'impossible pour l'engager à quitter sa demeure, il ne le voulut point : *A mon âge*, disoit-il, *il ne faut point errer sur la terre*. Je crois que son motif secret étoit de ne pas s'éloigner du tombeau de ma mère ; il avoit, à cet égard, une superstition de cœur qu'il n'auroit sacrifiée qu'à l'intérêt de sa famille, mais jamais au sien propre. Depuis quatre ans que la compagne de sa vie n'existoit plus, il ne se passoit presque pas un jour qu'il n'allât se promener près du monument où elle repose, et en partant il auroit cru l'abandonner.

Lorsque l'entrée des François fut positivement annoncée, nous restâmes seuls, mon père et moi, dans le château de Coppet, avec mes enfans en bas âge. Le jour marqué pour la violation du territoire suisse, nos gens curieux descendirent au bas de l'avenue, et mon père et moi, qui attendions ensemble notre sort, nous nous plaçâmes sur un balcon, d'où l'on voyoit le grand chemin par lequel les troupes devoient arriver. Quoique ce fût au milieu de l'hiver, le temps étoit superbe; les Alpes se réfléchissoient dans le lac, et le bruit du tambour troubloit seul le calme de la scène. Mon cœur battoit cruellement par la crainte de ce qui pouvoit menacer mon père. Je savois que le directoire parloit de lui avec respect; mais je connoissois aussi l'empire des lois révolutionnaires sur ceux qui les avoient faites. Au moment où les troupes françoises passèrent la frontière de la confédération helvétique, je vis un officier quitter sa troupe pour monter à notre château. Une frayeur mortelle me saisit; mais ce qu'il nous dit me rassura bientôt. Il étoit chargé par le directoire d'offrir à mon père une sauvegarde; cet officier, très-connu depuis sous le titre de maréchal Suchet, se conduisit à merveille pour nous, et son état-major, qu'il amena le lendemain chez mon père, suivit son exemple.

Il est impossible de ne pas trouver chez les François, malgré les torts qu'on a pu avoir raison de leur reprocher, une facilité sociale qui fait vivre à l'aise avec eux. Néanmoins cette armée qui avoit si bien défendu l'indépendance de son pays, vouloit conquérir la Suisse entière, et pénétrer jusque dans les montagnes des petits cantons, où des hommes simples conservoient l'antique trésor de leurs vertus et de leurs usages. Sans doute, Berne et d'autres villes de Suisse possédoient d'injustes priviléges, et de vieux préjugés se mêloient à la démocratie des petits cantons; mais étoit-ce par la force qu'on pouvoit améliorer des pays accoutumés à ne reconnoître que l'action lente et progressive du temps? Les institutions politiques de la Suisse, il est vrai, se sont perfectionnées à plusieurs égards, et jusqu'à ces derniers temps on auroit pu croire que la médiation même de Bonaparte avoit éloigné quelques préjugés des cantons catholiques. Mais l'union et l'énergie patriotique ont beaucoup perdu depuis la révolution. L'on s'est habitué à recourir aux étrangers, à prendre part aux passions politiques des autres nations, tandis que le seul intérêt de l'Helvétie, c'est d'être pacifique, indépendante et fière.

On parloit, en 1797, de la résistance que le canton de Berne et les petits cantons démocratiques vouloient opposer à l'invasion dont ils étoient menacés. Je fis des vœux alors contre les François pour la première fois de ma vie; pour la première fois de ma vie, j'éprouvai la douloureuse angoisse de blâmer mon propre pays assez pour souhaiter le triomphe de ceux qui le combattoient. Jadis, au moment de livrer la bataille de Granson, les Suisses se prosternèrent devant Dieu, et leurs ennemis crurent qu'ils alloient rendre les armes; mais ils se relevèrent, et furent vainqueurs. Les petits cantons, en 1798, dans leur noble ignorance des choses de ce monde, envoyèrent leur contingent à Berne; ces soldats religieux se mirent à genoux devant l'église, en arrivant sur la place publique. *Nous ne redoutons pas*, disoient-ils, *les armées de la France; nous sommes quatre cents, et, si cela ne suffit pas, nous sommes prêts à faire marcher encore quatre cents autres de nos compagnons au secours de notre patrie.* Qui ne seroit touché de cette grande confiance en de si foibles moyens! Mais le temps des trois cents Spartiates étoit passé; le nombre pouvoit tout, et le dévouement individuel luttoit en vain contre les ressources d'un grand état et les combinaisons de la tactique.

Le jour de la première bataille des Suisses contre les François, quoique Coppet soit à trente lieues de Berne, nous entendions, dans le silence de la fin du jour, les coups de canon qui retentissoient au loin à travers les échos des montagnes. On osoit à peine respirer pour mieux distinguer ce bruit funeste ; et, quoique toutes les probabilités fussent pour l'armée françoise, on espéroit encore un miracle en faveur de la justice ; mais le temps seul en est l'allié tout-puissant. Les troupes suisses furent vaincues en bataille rangée ; les habitans se défendirent toutefois très-long-temps dans leurs montagnes ; les femmes et les enfans prirent les armes ; des prêtres furent massacrés au pied des autels. Mais comme il y avoit dans ce petit espace une volonté nationale, les François furent obligés de transiger avec elle ; et jamais les petits cantons n'acceptèrent la république une et indivisible, présent métaphysique que le directoire leur offroit à coups de canon. Il faut pourtant convenir qu'il y avoit en Suisse un parti pour l'unité de la république, et que ce parti comptoit des noms fort respectables. Jamais le directoire n'a influé sur les affaires des nations étrangères, sans s'appuyer sur une portion quelconque des hommes du pays. Mais ces hommes, quelque prononcés qu'ils fussent en faveur de la liberté, ont eu peine à maintenir leur popularité, parce qu'ils s'étoient ralliés à la toute-puissance des François.

Lorsque le général Bonaparte fut à la tête de la France, il fit la guerre pour augmenter son empire, cela se conçoit; mais bien que le directoire désirât aussi de s'emparer de la Suisse, comme d'une position militaire avantageuse, son principal but étoit d'étendre le système républicain en Europe. Or, comment pouvoit-il se flatter d'y parvenir, en contraignant l'opinion des peuples, et surtout de ceux qui, comme les Suisses, avoient le droit de se croire les plus anciens amis de la liberté? La violence ne convient qu'au despotisme, aussi s'est-elle enfin montrée sous son véritable nom, sous celui d'un chef militaire; mais le directoire y préluda par des mesures tyranniques.

Ce fut encore par une suite de ces combinaisons, moitié abstraites et moitié positives, moitié révolutionnaires et moitié diplomates, que le directoire voulut réunir Genève à la France; il commit à cet égard une injustice d'autant plus révoltante, qu'elle étoit en oppo-

Man ſieht des Pöbels Haufen
Sich mit Soldaten raufen,
Und eh' man um ſich ſchaut,
Verbrennen ſie die Mauth.

Die Menſchheit macht ſich mauſig,
Da iſt kein Volk ſo lauſig,
Das nicht, vom Wahn verführt,
Sich wild rebelliſch rührt.

Die Zeit iſt gar entſetzlich,
Der Schaden unerſetzlich;
Hilft nicht der liebe Gott,
So ſind wir bankerott.

Mich ſtören die Nationen
In Lucubrationen.
Ich weiß nicht, wo noch wie,
Bei dieſer Anarchie.

Wie ſoll ich nun berichten
Von Römiſchen Geſchichten?
Verhagelt iſt ja ſchier
Die Peterſilje mir.

Wie viel ich auch Excerpte
In's Schreibepult mir kerbte,
So ſeh' ich doch kein Heil
Für einen dritten Theil.

Auch fehlt es jetzt an Fragern
Nach Römern und Carthagern.
Senator und Tribun,
Man läßt ſie beide ruhn.

sition avec tous les principes qu'il professoit. On ôtoit à un petit état libre son indépendance, malgré le vœu bien prononcé de ses habitans; on anéantissoit complétement la valeur morale d'une république, berceau de la réformation, et qui avoit produit plus d'hommes distingués qu'aucune des plus grandes provinces de France; enfin le parti démocratique faisoit ce qu'il eût considéré comme un crime dans ses adversaires. En effet, que n'auroit-on pas dit des rois ou des aristocrates qui eussent voulu ôter à Genève son existence individuelle? Car les états aussi en ont une. Les François retiroient-ils de cette acquisition ce qu'elle faisoit perdre à la richesse de l'esprit humain en général, et la fable de la poule aux œufs d'or ne peut-elle pas s'appliquer aux petits états indépendans que les grands sont jaloux de posséder? On détruit par la conquête les biens même dont on désiroit la possession.

Mon père, par la réunion de Genève, se trouvoit François légalement, lui qui l'avoit toujours été par ses sentimens et par sa carrière. Il falloit donc qu'il obtînt sa radiation de la liste des émigrés pour vivre en sûreté dans la Suisse, alors occupée par les armées du directoire. Il me remit, pour le porter à Paris, un mémoire, véritable chef-d'œuvre de dignité et de logique. Le directoire, après l'avoir lu, fut unanime dans la résolution de rayer M. Necker; et quoique cet acte fût de la justice la plus évidente, j'en conserverai toujours de la reconnoissance, tant j'en éprouvai de plaisir.

Je traitai alors avec le directoire pour le paiement des deux millions que mon père avoit laissés en dépôt au trésor public. Le gouvernement reconnut la dette, mais il offrit de la payer en biens du clergé, et mon père s'y refusa : non qu'il prétendît adopter ainsi la couleur de ceux qui considèrent la vente de ces biens comme illégitime, mais parce que, dans aucune circonstance, il n'avoit voulu réunir ses opinions à ses intérêts, afin qu'il ne pût exister le moindre doute sur sa parfaite impartialité.

CHAPITRE XXIX.

De la fin du directoire.

Après le coup funeste que la force militaire avoit porté, le 18 fructidor, à la considération des représentans du peuple, le directoire se maintint encore, comme on vient de le voir, pendant près de deux années, sans aucun changement extérieur dans son organisation. Mais le principe de vie qui l'avoit animé, n'existoit plus; et l'on auroit pu dire de lui comme du géant dans l'Arioste, qu'il combattoit encore, oubliant qu'il étoit mort. Les élections, les délibérations des conseils, ne présentoient aucun intérêt, puisque les résultats en étoient toujours connus d'avance. Les persécutions qu'on faisoit subir aux nobles et aux prêtres, n'étoient plus même provoquées par la haine populaire; la guerre n'avoit plus d'objet, puisque l'indépendance de la France et la limite du Rhin étoient assurées. Mais loin de rattacher l'Europe à la France, les directeurs commençoient déjà l'œuvre funeste que Napoléon a si cruellement terminée : ils inspiroient aux nations autant d'aversion pour le gouvernement françois, que les princes seuls en avoient d'abord éprouvé.

On proclama la république romaine du haut du Capitole, mais il n'y avoit de républicains dans la Rome de nos jours que les statues; et c'étoit n'avoir aucune idée de la nature de l'enthousiasme, que d'imaginer qu'en le contrefaisant on le feroit naître. Le consentement libre des peuples peut seul donner aux institutions politiques une certaine beauté native et spontanée, une harmonie naturelle qui garantisse leur durée. Le monstrueux système du despotisme dans les moyens, sous prétexte de la liberté dans le but, ne créoit que des gouvernemens à ressort, qu'il falloit remonter sans cesse, et qui s'arrêtoient dès qu'on cessoit de les faire marcher. On donnoit des fêtes à Paris avec des costumes grecs et des chars antiques; mais rien n'étoit fondé dans les âmes, et l'immoralité seule faisoit des progrès de toutes parts; car l'opinion publique ne récompensoit ni n'intimidoit personne.

Une révolution avoit eu lieu dans l'intérieur du directoire comme dans l'intérieur d'un sérail, sans que la nation y prît la moindre part. Les nouveaux choix étoient tombés sur des hommes tellement vulgaires, que la France, tout-à-fait lassée d'eux, appeloit à grands cris un chef militaire : car elle ne vouloit, ni des jacobins dont le souvenir lui faisoit horreur, ni de la contre-révolution que l'arrogance des émigrés rendoit redoutable.

Les avocats qu'on avoit appelés dans l'année 1799 à la place de directeurs, n'y développoient que les ridicules de l'autorité sans les talens et les vertus qui la rendent utile et respectable : c'étoit en effet une chose singulière que la facilité avec laquelle un directeur se donnoit des airs de cour du soir au lendemain ; il faut que ce ne soit pas un rôle bien difficile. Gohier, Moulins, que sais-je? les plus inconnus des mortels, étoient-ils nommés directeurs, le jour d'après ils ne s'occupoient plus que d'eux-mêmes : ils vous parloient de leur santé, de leurs intérêts de famille, comme s'ils étoient devenus des personnages chers à tout le monde. Ils étoient entretenus dans cette illusion par des flatteurs de bonne ou mauvaise compagnie, mais qui faisoient enfin leur métier de courtisans, en montrant à leur prince une sollicitude touchante sur tout ce qui pouvoit le regarder, à condition d'en obtenir une petite audience pour une requête particulière. Ceux de ces hommes qui avoient eu des reproches à se faire pendant le règne de la terreur, conservoient toujours à ce sujet une agitation remarquable. Prononciez-vous un mot qui pût se rapporter au souvenir qui les inquiétoit, ils vous racontoient aussitôt leur histoire dans le plus grand détail, et quittoient tout pour vous en parler des heures entières. Reveniez-vous à l'affaire dont vous vouliez les entretenir, ils ne vous écoutoient plus. La vie de tout individu qui a commis un crime politique est toujours rattachée à ce crime, soit pour le justifier, soit pour le faire oublier à force de pouvoir.

La nation, fatiguée de cette caste révolutionnaire, en étoit arrivée à ce période des crises politiques où l'on croit trouver du repos par le pouvoir d'un seul. Ainsi Cromwell gouverna l'Angleterre, en offrant aux hommes compromis par la révolution, l'abri de son despotisme. L'on ne peut nier à quelques égards la vérité de ce mot, qu'a dit depuis Bonaparte : *J'ai trouvé la couronne de France par terre, et je l'ai ramassée;* mais c'étoit la nation françoise elle-même qu'il falloit relever.

Les Russes et les Autrichiens avoient remporté de grandes victoires en Italie; les partis se multiplioient à l'infini dans l'intérieur, et l'on entendoit dans le gouvernement cette sorte de craquement qui précède la chute de l'édifice. On souhaita d'abord que le général Joubert se mît à la tête de l'état ; il préféra le commandement des troupes, et se fit tuer noblement par l'ennemi, ne voulant pas survivre aux revers des armées françoises. Les vœux de tous auroient désigné Moreau pour premier magistrat de la république ; et certainement ses vertus l'en rendoient digne : mais il ne se sentoit peut-être pas assez d'habileté politique pour une telle situation, et il aimoit mieux s'exposer aux dangers qu'aux affaires.

Parmi les autres généraux françois, on n'en connoissoit guère qui fussent propres à la carrière civile. Un seul, le général Bernadotte, réunissoit, comme il l'a prouvé dans la suite, les qualités d'un homme d'état et d'un grand militaire. Mais le parti républicain étoit le seul qui le portât alors, et ce parti n'approuvoit pas plus l'usurpation de la république, que les royalistes n'approuvoient celle du trône. Bernadotte se borna donc, comme nous le rappellerons dans le chapitre suivant, à rétablir les armées pendant qu'il fut ministre de la guerre. Les scrupules, de quelque genre qu'ils pussent être, n'arrêtoient pas le général Bonaparte : aussi nous allons voir comment il s'est emparé des destinées de la France, et de quelle manière il les a conduites.

QUATRIÈME PARTIE.

CHAPITRE PREMIER.

Nouvelles d'Égypte ; retour de Bonaparte.

Rien n'étoit plus propre à frapper les esprits que la guerre d'Égypte ; et, bien que la grande victoire navale remportée par Nelson près d'Aboukir en eût détruit les avantages possibles, des lettres datées du Caire, des ordres qui partoient d'Alexandrie pour arriver jusqu'aux ruines de Thèbes vers les confins de l'Éthiopie, accroissoient la réputation d'un homme qu'on ne voyoit plus, mais qui sembloit de loin un phénomène extraordinaire. Il mettoit à la tête de ses proclamations : *Bonaparte, général en chef, et membre de l'Institut national ;* on en concluoit qu'il étoit ami des lumières, et qu'il protégeoit les lettres ; mais la garantie qu'il donnoit à cet égard n'étoit pas plus sûre que sa profession de foi mahométane, suivie de son concordat avec le pape. Il commençoit déjà la mystification de l'Europe, convaincu, comme il l'est, que la science de la vie ne consiste pour chacun que dans les manœuvres de l'égoïsme. Bonaparte n'est pas seulement un homme, mais un système; et, s'il avoit raison, l'espèce humaine ne seroit plus ce que Dieu l'a faite. On doit donc l'examiner comme un grand problème dont la solution importe à la pensée dans tous les siècles.

En réduisant tout au calcul, Bonaparte en savoit pourtant assez sur ce qu'il y a d'involontaire dans la nature des hommes, pour sentir la nécessité d'agir sur l'imagination; et sa double adresse consistoit dans l'art d'éblouir les masses et de corrompre les individus.

Sa conversation avec le Mufti dans la pyramide de Chéops devoit enchanter les Parisiens, parce qu'elle réunissoit les deux choses qui les captivent: un certain genre de grandeur, et de la moquerie tout ensemble. Les François sont bien aises d'être émus, et de rire de ce qu'ils sont émus; le charlatanisme leur plaît, et ils aident volontiers à se tromper eux-mêmes, pourvu qu'il leur soit permis, tout en se conduisant comme des dupes, de montrer par quelques bons mots que pourtant ils ne le sont pas.

Bonaparte, dans la pyramide, se servit du

Doch kommen andre Zeiten,
Für die will ich's bereiten;
Die jetz'ge Barbarei
Geht wohl einmal vorbei.

Im dreißigſten Jahrhundert
Da wird mein Buch bewundert:
Da findet man den Schatz
An dem verborgnen Platz.

Bereicherung der Völkerkunde.

Wir kannten längſt die Baſken
Nun kennen wir die Caſken;
Wir kannten die Tauriſken,
Nun kennen wir die Briſken.

Wir haben für die Alten
Die Briſken ſonſt gehalten,
Die Caſken für bejahrte
Mit langem greiſem Barte.

Nun merkt, was ich euch melde:
Sie waren Springinsfelde;
Sie ſpielten mit den Docken,
Kaum an den Ohren trocken.

Man muß den kleinen Briſken
Die Naſe fleißig wiſ-chen,
Man muß den kleinen Caſken
Die Windeln fleißig waſ-chen.

langage oriental. « *Gloire à Allah!* dit-il, *il n'y » a de vrai Dieu que Dieu, et Mahomet est son » prophète. Le pain dérobé par le méchant se ré» duit en poussière dans sa bouche.* » — « *Tu as » parlé*, dit le Mufti, *comme le plus docte des » Mullahs.* » — « *Je puis faire descendre du » ciel un char de feu*, continuoit Bonaparte, » *et le diriger sur la terre.* » — « *Tu es le » plus grand capitaine*, répondoit le Mufti, » *dont la puissance de Mahomet ait armé le » bras.* » Mahomet, toutefois, n'empêcha pas que sir Sidney Smith n'arrêtât par sa brillante valeur les succès de Bonaparte à Saint-Jean-d'Acre.

Lorsque Napoléon, en 1805, fut nommé roi d'Italie, il dit au général Berthier, dans un de ces momens où il causoit de tout pour essayer ses idées sur les autres : « Ce Sidney » Smith m'a fait manquer ma fortune à Saint-» Jean-d'Acre; je voulois partir d'Égypte, pas» ser par Constantinople, et prendre l'Europe » à revers pour arriver à Paris. » Cette fortune manquée paroissoit alors néanmoins en assez bon état. Quoi qu'il en soit de ces regrets, gigantesques comme les entreprises qui les ont suivis, le général Bonaparte trouva le moyen de faire passer ses revers en Égypte pour des succès; et, bien que son expédition n'eût d'autre résultat que la ruine de la flotte et la destruction d'une de nos plus belles armées, on l'appela le vainqueur de l'Orient.

Bonaparte, s'emparant avec habileté de l'enthousiasme des François pour la gloire militaire, associa leur amour-propre à ses victoires comme à ses défaites. Il prit par degrés la place que tenoit la révolution dans toutes les têtes, et reporta sur son nom seul tout le sentiment national qui avoit grandi la France aux yeux des étrangers.

Deux de ses frères, Lucien et Joseph, siégeoient au conseil des cinq cents, et tous les deux dans des genres différens avoient assez d'esprit et de talens pour être éminemment utiles au général. Ils veilloient pour lui sur l'état des affaires; et, quand le moment fut venu, ils lui conseillèrent de revenir en France. Les armées étoient alors battues en Italie, et, pour la plupart, désorganisées par les fautes de l'administration. Les jacobins commençoient à se remontrer, le directoire étoit sans considération et sans force: Bonaparte reçut toutes ces nouvelles en Égypte; et, après s'être enfermé quelques heures pour les méditer, il se résolut à partir. Cet aperçu rapide et sûr des circonstances est précisément ce qui le distingue, et l'occasion ne s'est jamais offerte à lui en vain. On a beaucoup répété qu'en s'éloignant alors, il avoit déserté son armée. Sans doute, il est un genre d'exaltation désintéressée qui n'auroit pas permis à un guerrier de se séparer ainsi de ceux qui l'avoient suivi, et qu'il laissoit dans la détresse. Mais le général Bonaparte couroit de tels risques en traversant la mer couverte de vaisseaux anglois; le dessein qui l'appeloit en France étoit en lui-même si hardi, qu'il est absurde de traiter de lâcheté son départ d'Égypte. Il ne faut pas attaquer un être de ce genre par les déclamations communes : tout homme qui a produit un grand effet sur les autres hommes, doit être approfondi pour être jugé.

Un reproche d'une nature beaucoup plus grave, c'est l'absence totale d'humanité que le général Bonaparte manifesta dans sa campagne d'Égypte. Toutes les fois qu'il a trouvé quelque avantage dans la cruauté, il se l'est permise, sans que, pour cela, sa nature fût sanguinaire. Il n'a pas plus d'envie de verser le sang, qu'un homme raisonnable n'a envie de dépenser de l'argent, quand cela n'est pas nécessaire; mais ce qu'il appelle la nécessité, c'est son ambition;

et, lorsque cette ambition étoit compromise, il n'admettoit pas même un moment qu'il pût hésiter à sacrifier les autres à lui; et ce que nous nommons la conscience, ne lui a jamais paru que le nom poétique de la duperie.

CHAPITRE II.

Révolution du 18 brumaire.

Dans le temps qui s'étoit écoulé depuis les lettres que les frères de Bonaparte lui avoient écrites en Égypte pour le rappeler, les affaires avoient singulièrement changé de face en France. Le général Bernadotte, nommé ministre de la guerre, avoit en peu de mois réorganisé les armées. L'extrême activité de ce général réparoit tous les maux que la négligence avoit causés. Un jour, comme il passoit en revue les jeunes gens de Paris qui alloient partir pour la guerre : *Enfans*, leur dit-il, *il y a sûrement parmi vous de grands capitaines*. Ces simples paroles électrisoient les âmes, en rappelant l'un des premiers avantages des institutions libres, l'émulation qu'elles excitent dans toutes les classes.

Les Anglois avoient fait une descente en Hollande, mais ils en étoient déjà repoussés. Les Russes avoient été battus à Zurich par Masséna ; les armées françoises reprenoient l'offensive en Italie. Ainsi, quand le général

Bonaparte revint, la Suisse, la Hollande et le Piémont étoient encore sous l'influence françoise; la barrière du Rhin, conquise par la république, ne lui étoit pas disputée, et la force de la France étoit en équilibre avec celle des autres états de l'Europe. Pouvoit-on imaginer alors que, de toutes les combinaisons que le sort offroit à la France, celle qui devoit la conduire à être conquise et subjuguée, étoit de prendre pour chef le plus habile des généraux? La tyrannie anéantit jusqu'aux forces militaires mêmes auxquelles elle a tout sacrifié.

Ce n'étoient donc plus les revers de la France au dehors qui faisoient désirer Bonaparte en 1799; mais la peur que causoient les jacobins le servit puissamment. Ils n'avoient plus de moyens, et leur apparition n'étoit que celle d'un spectre qui vient remuer des cendres; mais c'en étoit assez pour ranimer la haine qu'ils inspiroient, et la nation se précipita dans les bras de Bonaparte en fuyant un fantôme.

Le président du directoire avoit dit, le 10 août de l'année même où Bonaparte se fit consul : *La royauté ne se relèvera jamais ; on ne verra plus ces hommes qui se disoient délégués du ciel pour opprimer avec plus de sécurité* *la terre, et qui ne voyoient dans la France que leur patrimoine, dans les François que leurs sujets, et dans les lois que l'expression de leur bon plaisir.* Ce qu'on ne devoit plus voir, on le vit bientôt néanmoins; et ce que la France souhaitoit en appelant Bonaparte, le repos et la paix, étoit précisément ce que son caractère repoussoit, comme un élément dans lequel il ne pouvoit vivre.

Lorsque César renversa la république romaine, il avoit à combattre Pompée et les plus illustres patriciens de son temps; Cicéron et Caton luttoient contre lui : tout étoit grandeur en opposition à la sienne. Le général Bonaparte ne rencontra que des adversaires dont les noms ne valent pas la peine d'être cités. Si le directoire même avoit été dans toute sa force passée, il auroit dit comme Rewbell, lorsqu'on lui faisoit craindre que le général Bonaparte n'offrît sa démission : *Hé bien! acceptons-la, car la république ne manquera jamais d'un général pour commander ses armées.* En effet, ce qui avoit rendu les armées de la république françoise redoutables jusqu'alors, c'étoit de n'avoir eu besoin d'aucun homme en particulier pour les conduire. La liberté développe dans une grande nation tous les talens qu'exigent les circonstances.

Le 18 brumaire précisément, j'arrivai de Suisse à Paris, et comme je changeois de chevaux à quelques lieues de la ville, on me dit que le directeur Barras venoit de passer, retournant à sa terre de Grosbois, accompagné par des gendarmes. Les postillons racontoient les nouvelles du jour; et cette façon populaire de les apprendre leur donnoit encore plus de vie. C'étoit la première fois, depuis la révolution, qu'on entendoit un nom propre dans toutes les bouches. Jusqu'alors on disoit : L'assemblée constituante a fait telle chose, le peuple, la convention; maintenant, on ne parloit plus que de cet homme qui devoit se mettre à la place de tous, et rendre l'espèce humaine anonyme, en accaparant la célébrité pour lui seul, et en empêchant tout être existant de pouvoir jamais en acquérir.

Le soir même de mon arrivée, j'appris que, pendant les cinq semaines que le général Bonaparte avoit passées à Paris depuis son retour, il avoit préparé les esprits à la révolution qui venoit d'éclater. Tous les partis s'étoient offerts à lui, et il leur avoit donné de l'espoir à tous. Il avoit dit aux jacobins qu'il les préserveroit du retour de l'ancienne dynastie; il avoit au contraire laissé les royalistes se flatter qu'il rétabliroit les Bourbons; il avoit fait dire à Sieyes qu'il lui donneroit les moyens de mettre au jour la constitution qu'il tenoit dans un nuage depuis dix ans; il avoit surtout captivé le public qui n'est d'aucun parti, par des protestations générales d'amour de l'ordre et de la tranquillité. On lui parla d'une femme dont le directoire avoit fait saisir les papiers; il se récria sur l'absurde atrocité de tourmenter les femmes, lui qui en a tant condamné selon son caprice à des exils sans terme; il ne parloit que de la paix, lui qui a introduit la guerre éternelle dans le monde. Enfin, il y avoit dans sa manière une hypocrisie doucereuse qui faisoit un odieux contraste avec ce qu'on savoit de sa violence. Mais, après une tourmente de dix années, l'enthousiasme des idées avoit fait place dans les hommes de la révolution aux craintes et aux espérances qui les concernoient personnellement. Au bout d'un certain temps les idées reviennent; mais la génération qui a eu part à de grands troubles civils, n'est presque jamais capable d'établir la liberté : elle s'est trop souillée pour accomplir une œuvre aussi pure.

La révolution de France n'a plus été, depuis le 18 fructidor, qu'une succession continuelle d'hommes qui se perdoient en préférant leur intérêt à leur devoir : ils donnoient du moins ainsi une grande leçon à leurs successeurs.

Bonaparte ne rencontra point d'obstacles pour arriver au pouvoir. Moreau n'étoit pas entreprenant dans les affaires civiles ; le général Bernadotte demanda vivement au directoire de le rappeler au ministère de la guerre. Sa nomination fut écrite, mais le courage manqua pour la signer. Presque tous les militaires se rallièrent donc à Bonaparte ; car, en se mêlant encore une fois des révolutions intérieures, ils étoient résolus à placer un des leurs à la tête de l'état, afin de s'assurer ainsi les récompenses qu'ils vouloient obtenir.

Un article de la constitution qui permettoit au conseil des anciens de transférer le corps législatif dans une autre ville que Paris, fut le moyen dont on se servit pour amener le renversement du directoire.

Le conseil des anciens ordonna, le 18 brumaire, que le corps législatif et le conseil des cinq cents se transportassent à Saint-Cloud le lendemain 19, parce qu'on pouvoit y faire agir plus facilement la force militaire. Le 18 au soir, la ville entière étoit agitée par l'attente de la grande journée du lendemain ; et sans

Anmerkung.

Die Priſken und die Caſken
Sind weſenloſe Maſken;
Die Caſken und die Priſken
Wahnſchaffne Baſiliſken.
Faßt recht ſie ins Geſichte,
So werden ſie zunichte.

Ballade
vom Raube der Sabinerinnen
und
von der neuentdeckten Stadt Quirium.

1827.

Hört, ihr Quiriten, insgeſammt
Die wunderneue Märe!
Von wannen euer Name ſtammt,
Das iſt's, was ich euch lehre.
    Von Quirium! von Quirium!
    Trallirum larum lirium!

Von Cures im Sabinerland
Ließ man Quiriten kommen.
Doch das iſt nur ein alter Tand:
Jetzt hab ich's baß vernommen:
    Von Quirium! von Quirium!
    Trallirum larum lirium!

aucun doute la majorité des honnêtes gens, craignant le retour des jacobins, souhaitoit alors que le général Bonaparte eût l'avantage. Mon sentiment, je l'avoue, étoit fort mélangé. La lutte étant une fois engagée, une victoire momentanée des jacobins pouvoit amener des scènes sanglantes; mais j'éprouvois néanmoins, à l'idée du triomphe de Bonaparte, une douleur que je pourrois appeler prophétique.

Un de mes amis, présent à la séance de Saint-Cloud, m'envoyoit des courriers d'heure en heure : une fois il me manda que les jacobins alloient l'emporter, et je me préparai à quitter de nouveau la France; l'instant d'après j'appris que le général Bonaparte avoit triomphé, les soldats ayant dispersé la représentation nationale; et je pleurai, non la liberté, elle n'exista jamais en France, mais l'espoir de cette liberté sans laquelle il n'y a pour ce pays que honte et malheur. Je me sentois dans cet instant une difficulté de respirer qui est devenue depuis, je crois, la maladie de tous ceux qui ont vécu sous l'autorité de Bonaparte.

On a parlé diversement de la manière dont s'est accomplie cette révolution du 18 brumaire. Ce qu'il importe surtout, c'est d'observer dans cette occasion les traits caractéristiques de l'homme qui a été près de quinze ans le maître du continent européen. Il se rendit à la barre du conseil des anciens, et voulut les entraîner en leur parlant avec chaleur et avec noblesse; mais il ne sait pas s'exprimer dans le langage soutenu; ce n'est que dans la conversation familière que son esprit mordant et décidé se montre à son avantage : d'ailleurs, comme il n'a d'enthousiasme véritable sur aucun sujet, il n'est éloquent que dans l'injure, et rien ne lui étoit plus difficile que de s'astreindre, en improvisant, au genre de respect qu'il faut pour une assemblée qu'on veut convaincre. Il essaya de dire au conseil des anciens : *Je suis le dieu de la guerre et de la fortune, suivez-moi.* Mais il se servoit de ces paroles pompeuses par embarras, à la place de celles qu'il auroit aimé leur dire : *Vous êtes tous des misérables, et je vous ferai fusiller si vous ne m'obéissez pas.*

Le 19 brumaire, il arriva dans le conseil des cinq cents, les bras croisés, avec un air très-sombre, et suivi de deux grands grenadiers qui protégeoient sa petite stature. Les députés appelés jacobins poussèrent des hurlemens en le voyant entrer dans la salle; son frère Lucien, bien heureusement pour lui, étoit alors président; il agitoit en vain la sonnette pour rétablir l'ordre; les cris de *traître* et d'*usurpateur* se faisoient entendre de toutes parts; et l'un des députés, compatriote de Bonaparte, le corse Aréna, s'approcha de ce général et le secoua fortement par le collet de son habit. On a supposé, mais sans fondement, qu'il avoit un poignard pour le tuer. Son action cependant effraya Bonaparte, et il dit aux grenadiers qui étoient à côté de lui, en laissant tomber sa tête sur l'épaule de l'un d'eux: *Tirez-moi d'ici.* Les grenadiers l'enlevèrent du milieu des députés qui l'entouroient, ils le portèrent hors de la salle en plein air; et, dès qu'il y fut, sa présence d'esprit lui revint. Il monta à cheval à l'instant même; et, parcourant les rangs de ses grenadiers, il les détermina bientôt à ce qu'il vouloit d'eux.

Dans cette circonstance, comme dans beaucoup d'autres, on a remarqué que Bonaparte pouvoit se troubler quand un autre danger que celui de la guerre étoit en face de lui, et quelques personnes en ont conclu bien ridiculement qu'il manquoit de courage. Certes on ne peut nier son audace; mais, comme il n'est rien, pas même brave, d'une façon généreuse, il s'ensuit qu'il ne s'expose jamais que quand cela peut être utile. Il seroit très-fâché d'être tué, parce que c'est un revers, et qu'il veut en tout du succès; il en seroit aussi fâché, parce que la mort déplaît à son imagination; mais il n'hésite pas à hasarder sa vie, lorsque, suivant sa manière de voir, la partie vaut le risque de l'enjeu, s'il est permis de s'exprimer ainsi.

Après que le général Bonaparte fut sorti de la salle des cinq cents, les députés qui lui étoient opposés demandèrent avec véhémence qu'il fût mis hors la loi, et c'est alors que son frère Lucien, président de l'assemblée, lui rendit un éminent service en se refusant, malgré toutes les instances qu'on lui faisoit, à mettre cette proposition aux voix. S'il y avoit consenti, le décret auroit passé, et personne ne peut savoir l'impression que ce décret eût encore produite sur les soldats : ils avoient constamment abandonné depuis dix ans ceux de leurs généraux que le pouvoir législatif avoit proscrits; et, bien que la représentation nationale eût perdu son caractère de légalité par le 18 fructidor, la ressemblance des mots l'emporte souvent sur la diversité des choses. Le général Bonaparte se hâta d'envoyer la force armée prendre Lucien pour le mettre en sûreté hors de la salle; et, dès qu'il fut sorti, les grenadiers entrèrent dans l'orangerie, où les députés étoient rassemblés, et les chassèrent en marchant en avant d'une extrémité de la salle à l'autre, comme s'il n'y avoit eu personne. Les députés repoussés contre le mur furent forcés de s'enfuir par la fenêtre dans les jardins de Saint-Cloud avec leur toge sénatoriale. On avoit déjà proscrit des représentans du peuple en France; mais c'étoit la première fois depuis la révolution qu'on rendoit l'état civil ridicule en présence de l'état militaire; et Bonaparte, qui vouloit fonder son pouvoir sur l'avilissement des corps aussi-bien que sur celui des individus, jouissoit d'avoir su, dès les premiers instans, détruire la considération des députés du peuple. Du moment que la force morale de la représentation nationale étoit anéantie, un corps législatif, quel qu'il fût, n'offroit aux yeux des militaires qu'une réunion de cinq cents hommes beaucoup moins forts et moins dispos qu'un bataillon du même nombre, et ils ont toujours été prêts depuis, si leur chef le commandoit, à redresser les diversités d'opinion comme des fautes de discipline.

Dans les comités des cinq cents, en présence des officiers de sa suite et de quelques amis des directeurs, le général Bonaparte tint un discours qui fut imprimé dans les journaux du temps. Ce discours offre un rapprochement singulier et que l'histoire doit recueillir. *Qu'ont-ils fait*, dit-il, en parlant des directeurs, *de cette France que je leur ai laissée si brillante? Je leur avois laissé la paix, et j'ai retrouvé la guerre; je leur avois laissé des victoires, et j'ai retrouvé des revers. Enfin, qu'ont-ils fait de cent mille François que je connoissois tous, mes compagnons d'armes, et qui sont morts maintenant?* Puis terminant tout à coup sa harangue d'un ton plus calme, il ajouta : *Cet état de choses ne peut durer, il nous mèneroit dans trois ans au despotisme.* Bonaparte s'est chargé de hâter l'accomplissement de sa prédiction.

Mais ne seroit-ce pas une grande leçon pour l'espèce humaine, si ces directeurs, hommes très-peu guerriers, se relevoient de leur poussière, et demandoient compte à Napoléon de la barrière du Rhin et des Alpes, conquise par la république; compte des étrangers arrivés deux fois à Paris; compte de trois millions de François qui ont péri depuis Cadix jusqu'à Moscou; compte surtout de cette sympathie que les nations ressentoient pour la cause de la liberté en France, et qui s'est maintenant changée en aversion invétérée. Certes les directeurs n'en seroient pas pour cela plus à louer ; mais on en devroit conclure que de nos jours une nation éclairée ne peut rien faire de pis que de se remettre entre les mains d'un homme. Le public a plus d'esprit qu'aucun individu maintenant, et les institutions rallient les opinions beaucoup plus sagement que les circonstances. Si la nation françoise, au lieu de choisir ce fatal étranger, qui l'a exploitée pour son propre compte, et mal exploitée même sous ce rapport ; si la nation françoise, dis-je, alors si imposante, malgré toutes ses fautes, s'étoit constituée elle-même, en respectant les leçons que dix ans d'expérience venoient de lui donner, elle seroit encore la lumière du monde.

CHAPITRE III.

Comment la constitution consulaire fut établie.

Le sortilége le plus puissant dont Bonaparte se soit servi pour fonder son pouvoir, c'est, comme nous l'avons déjà dit, la terreur qu'inspiroit le nom seul du jacobinisme, bien que tous les hommes capables de réflexions sachent parfaitement que ce fléau ne peut renaître en France. On se donne volontiers l'air de craindre les partis battus, pour motiver des mesures générales de rigueur. Tous ceux qui veulent favoriser l'établissement du despotisme rappellent avec violence les forfaits commis par la démagogie. C'est une tactique très-facile; aussi Bonaparte paralysoit-il toute espèce de résistance à ses volontés par ces mots : *Voulez-vous que je vous livre aux jacobins* ? Et la France alors plioit devant lui, sans que des hommes énergiques osassent lui répondre : *Nous saurons combattre les jacobins et vous*. Enfin même alors on ne l'aimoit pas, mais on le préféroit ; il s'est presque toujours offert en concurrence avec une autre crainte, afin de faire accepter sa puissance comme un moindre mal.

Une commission, composée de cinquante membres des cinq cents et des anciens fut chargée de discuter, avec le général Bonaparte, la constitution qu'on alloit proclamer. Quelques-uns de ces membres qui avoient sauté la veille par la fenêtre, pour échapper aux baïonnettes, traitoient sérieusement les questions abstraites des lois nouvelles, comme si l'on avoit pu supposer encore que leur autorité seroit respectée. Ce sang-froid pouvoit être beau s'il eût été joint à de l'énergie; mais on ne discutoit les questions abstraites que pour établir une tyrannie; comme du temps de Cromwell on cherchoit dans la Bible des passages pour autoriser le pouvoir absolu.

Bonaparte laissoit ces hommes, accoutumés à la tribune, dissiper en paroles leur reste de caractère; mais quand ils approchoient, par la théorie, trop près de la pratique, il abrégeoit toutes les difficultés en les menaçant de ne plus se mêler de leurs affaires, c'est-à-dire, de les terminer par la force. Il se complaisoit assez dans ces longues discussions, parce qu'il aime beaucoup lui-même à parler. Son genre de dissimulation en politique n'est pas le silence;

il aime mieux dérouter les esprits par un tourbillon de discours, qui fait croire tour à tour aux choses les plus opposées. En effet, on trompe souvent mieux en parlant qu'en se taisant. Le moindre signe trahit ceux qui se taisent; mais quand on a l'impudeur de mentir activement, on peut agir davantage sur la conviction. Bonaparte se prêtoit donc aux arguties d'un comité qui discutoit l'établissement d'un ordre social comme la composition d'un livre. Il n'étoit pas alors question de corps anciens à ménager, de priviléges à conserver, ou même d'usages à respecter : la révolution avoit tellement dépouillé la France de tous les souvenirs du passé, qu'aucune base antique ne gênoit le plan de la constitution nouvelle.

Heureusement pour Bonaparte, il n'étoit pas même nécessaire dans une pareille discussion d'avoir recours à des connoissances approfondies; il suffisoit de combattre contre des raisonnemens, espèce d'armes dont il se jouoit à son gré, et auxquelles il opposoit, quand cela lui convenoit, une logique où tout étoit inintelligible, excepté sa volonté. Quelques personnes ont cru que Bonaparte avoit une grande instruction sur tous les sujets, parce qu'il a fait à cet égard, comme à tant d'autres, usage de son

Dort auf dem Capitolium,
Da lag das feine Städtchen.
Die Leute waren nicht ſo dumm,
Sie hatten hübſche Mädchen
In Quirium! in Quirium!
Trallirum larum lirium!

Da wurde noch nicht Jovis Dom
In voller Pracht geſchauet.
Es hatte Romulus ſein Rom
Am Palatin erbauet,
Bei Quirium! bei Quirium!
Trallirum larum lirium!

Doch wohnten am Palatium
Faſt lauter Galgenſchwengel,
Und kein Sabiner wollte drum
Zum Eidam ſolchen Bengel
In Quirium! in Quirium!
Trallirum larum lirium!

Der Romulus, an Liſten reich,
Verkündigt ein Spektakel:
Da kamen die Sabiner gleich,
Zu ſchauen das Mirakel,
Aus Quirium! aus Quirium!
Trallirum larum lirium!

Die Römer hatten bald gepackt
Der Mädchen Röck' und Mieder.

charlatanisme. Mais comme il a peu lu dans sa vie, il ne sait que ce qu'il a recueilli par la conversation. Le hasard peut faire qu'il vous dise, sur un sujet quelconque, une chose très-détaillée et même très-savante, s'il a rencontré quelqu'un qu'il l'en ait informé la veille; mais, l'instant d'après, on découvre qu'il ne sait pas ce que tous les gens instruits ont appris dès leur enfance. Sans doute il faut avoir beaucoup d'esprit d'un certain genre, de l'esprit d'adresse, pour déguiser ainsi son ignorance; toutefois, il n'y a que les personnes éclairées par des études sincères et suivies, qui puissent avoir des idées vraies sur le gouvernement des peuples. La vieille doctrine de la perfidie n'a réussi à Bonaparte que parce qu'il y joignoit le prestige de la victoire. Sans cette association fatale il n'y auroit pas deux manières de voir sur un tel homme.

On nous racontoit tous les soirs les séances de Bonaparte avec son comité, et ces récits auroient pu nous amuser, s'ils ne nous avoient pas profondément attristés sur le sort de la France. La servilité de l'esprit de courtisan commençoit à se développer dans les hommes qui avoient montré le plus d'âpreté révolutionnaire. Ces féroces jacobins préludoient aux rôles de barons et de comtes qui leur étoient destinés par la suite, et tout annonçoit que leur intérêt personnel seroit le vrai Protée qui prendroit à volonté les formes les plus diverses.

Pendant cette discussion, je rencontrai un conventionnel que je ne nommerai point : car pourquoi nommer quand la vérité du tableau ne l'exige pas? Je lui exprimai mes alarmes sur la liberté. « Oh! me répondit-il, madame, » nous en sommes arrivés au point de ne plus » songer à sauver les principes de la révolution, » mais seulement les hommes qui l'ont faite. » Certes, ce vœu n'étoit pas celui de la France.

On croyoit que Sieyes présenteroit toute rédigée cette fameuse constitution dont on parloit depuis dix ans comme de l'arche d'alliance qui devoit réunir tous les partis; mais par une bizarrerie singulière, il n'avoit rien d'écrit sur ce sujet. La supériorité de l'esprit de Sieyes ne sauroit l'emporter sur la misanthropie de son caractère; la race humaine lui déplaît, et il ne sait pas traiter avec elle : on diroit qu'il voudroit avoir affaire à autre chose qu'à des hommes, et qu'il renonce à tout, faute de pouvoir trouver sur la terre une espèce plus selon son goût. Bonaparte, qui ne perdoit son temps ni dans la contemplation des idées abstraites, ni dans le découragement de l'humeur, aperçut très-vite en quoi le système de Sieyes pouvoit lui être utile. C'étoit parce qu'il anéantissoit très-artistement les élections populaires : Sieyes y substituoit des listes de candidats sur lesquelles le sénat devoit choisir les membres du corps législatif et du tribunat ; car on mettoit, je ne sais pourquoi, trois corps dans cette constitution, et même quatre, si l'on y comprend le conseil d'état, dont Bonaparte s'est si bien servi depuis. Quand le choix des députés n'est pas purement et directement fait par le peuple, il n'y a plus de gouvernement représentatif; des institutions héréditaires peuvent accompagner celle de l'élection, mais c'est en elle que consiste la liberté. Aussi l'important pour Bonaparte étoit-il de paralyser l'élection populaire, parce qu'il savoit bien qu'elle est inconciliable avec le despotisme.

Dans cette constitution, le tribunat, composé de cent personnes, devoit parler, et le corps législatif, composé de deux cent cinquante, devoit se taire ; mais on ne concevoit pas pourquoi l'on donnoit à l'un cette permission, en imposant à l'autre cette contrainte. Le tribunat et le corps législatif n'étoient point assez nombreux en proportion de la population de la France, et toute l'importance politique devoit se concentrer dans le sénat conservateur qui réunissoit tous les pouvoirs hors un seul, celui qui naît de l'indépendance de fortune. Les sénateurs n'existoient que par les appointemens qu'ils recevoient du pouvoir exécutif. Le sénat n'étoit en effet que le masque de la tyrannie; il donnoit aux ordres d'un seul l'apparence d'être discutés par plusieurs.

Quand Bonaparte fut assuré de n'avoir affaire qu'à des hommes payés, divisés en trois corps, et nommés les uns par les autres, il se crut certain d'atteindre son but. Ce beau nom de tribun signifioit des pensions pour cinq ans; ce grand nom de sénateur signifioit des canonicats à vie, et il comprit bien vite que les uns voudroient acquérir ce que les autres désireroient conserver. Bonaparte se faisoit dire sa volonté sur divers tons, tantôt par la voix sage du sénat, tantôt par les cris commandés des tribuns, tantôt par le scrutin silencieux du corps législatif; et ce chœur à trois parties étoit censé l'organe de la nation, quoiqu'un même maître en fût le coryphée.

L'œuvre de Sieyes fut sans doute altérée par Bonaparte. Sa vue longue d'oiseau de proie lui fit découvrir et supprimer tout ce qui, dans les institutions proposées, pouvoit un jour amener quelque résistance; mais Sieyes avoit perdu la liberté, en substituant quoi que ce fût à l'élection populaire.

Bonaparte lui-même n'auroit peut-être pas été assez fort pour opérer alors un tel changement dans les principes généralement admis; il falloit que le philosophe servît à cet égard les desseins de l'usurpateur. Non assurément que Sieyes voulût établir la tyrannie en France; on doit lui rendre la justice qu'il n'y a jamais pris part: et d'ailleurs, un homme d'autant d'esprit ne peut aimer l'autorité d'un seul, si ce seul n'est pas lui-même. Mais, par sa métaphysique, il embrouilla la question la plus simple, celle de l'élection; et c'est à l'ombre de ces nuages que Bonaparte s'introduisit impunément dans le despotisme.

CHAPITRE IV.

Des progrès du pouvoir absolu de Bonaparte.

On ne sauroit trop observer les premiers symptômes de la tyrannie ; car, quand elle a grandi à un certain point, il n'est plus temps de l'arrêter. Un seul homme enchaîne la volonté d'une multitude d'individus dont la plupart, pris séparément, souhaiteroient d'être libres, mais qui néanmoins se soumettent, parce que chacun d'eux redoute l'autre, et n'ose lui communiquer franchement sa pensée. Souvent il suffit d'une minorité très-peu nombreuse pour faire face tour à tour à chaque portion de la majorité qui s'ignore elle-même.

Malgré les diversités de temps et de lieux, il y a des points de ressemblance entre l'histoire de toutes les nations tombées sous le joug. C'est presque toujours après de longs troubles civils que la tyrannie s'établit, parce qu'elle offre à tous les partis épuisés et craintifs l'espoir de trouver en elle un abri. Bonaparte a dit de lui-même avec raison, qu'il savoit jouer à merveille de l'instrument du pouvoir. En effet, comme il ne tient à aucune idée, et qu'il n'est arrêté par aucun obstacle, il se présente dans l'arène des circonstances en athlète aussi souple que vigoureux, et son premier coup d'œil lui fait connoître ce qui, dans chaque personne, ou dans chaque association d'hommes, peut servir à ses desseins personnels. Son plan, pour parvenir à dominer la France, se fonda sur trois bases principales : contenter les intérêts des hommes aux dépens de leurs vertus, dépraver l'opinion par des sophismes, et donner à la nation pour but la guerre au lieu de la liberté. Nous le verrons suivre ces diverses routes avec une rare habileté. Les François, hélas! ne l'ont que trop bien secondé; néanmoins, c'est à son funeste génie surtout qu'il faut s'en prendre; car les gouvernemens arbitraires ayant empêché de tout temps que cette nation n'eût des idées fixes sur aucun sujet, Bonaparte a fait mouvoir ses passions sans avoir à lutter contre ses principes. Il pouvoit dès lors honorer la France, et s'affermir lui-même par des institutions respectables; mais le mépris de l'espèce humaine a tout desséché dans son âme, et il a cru qu'il n'existoit de profondeur que dans la région du mal.

Nous avons déjà vu que le général Bonaparte fit décréter une constitution, dans laquelle il n'existoit point de garanties. De plus, il eut grand soin de laisser subsister les lois émises pendant la révolution, afin de prendre à son gré l'arme qui lui convenoit dans cet arsenal détestable. Les commissions extraordinaires, les déportations, les exils, l'esclavage de la presse, ces mesures malheureusement prises au nom de la liberté, étoient fort utiles à la tyrannie. Il mettoit en avant, pour les adopter, tantôt la raison d'état, tantôt la nécessité des temps, tantôt l'activité de ses adversaires, tantôt le besoin de maintenir le calme. Telle est l'artillerie des phrases qui fondent le pouvoir absolu, car les circonstances ne finissent jamais, et plus on veut comprimer par des mesures illégales, plus on fait de mécontens qui motivent la nécessité de nouvelles injustices. C'est toujours à demain qu'on remet l'établissement de la loi, et c'est un cercle vicieux dont on ne peut sortir, car l'esprit public qu'on attend pour permettre la liberté, ne sauroit résulter que de cette liberté même.

La constitution donnoit à Bonaparte deux collègues; il choisit avec une sagacité singulière, pour ses consuls adjoints, deux hommes qui ne servoient qu'à déguiser son unité despotique : l'un, Cambacérès, jurisconsulte d'une grande instruction, mais qui avoit appris, dans la convention, à plier méthodiquement devant la terreur ; et l'autre, Lebrun, homme d'un esprit très-cultivé et de manières très-polies, mais qui s'étoit formé sous le chancelier Maupeou, sous ce ministre qui avoit substitué un parlement nommé par lui à ceux de France, ne trouvant pas encore assez d'arbitraire dans la monarchie telle qu'elle étoit alors. Cambacérès étoit l'interprète de Bonaparte auprès des révolutionnaires, et Lebrun auprès des royalistes ; l'un et l'autre traduisoient le même texte en deux langues différentes. Deux habiles ministres avoient aussi chacun pour mission d'adapter l'ancien et le nouveau régimes au mélange du troisième. Le premier, un grand seigneur engagé dans la révolution, disoit aux royalistes qu'il leur convenoit de retrouver les institutions monarchiques, en renonçant à l'ancienne dynastie. Le second, un homme des temps funestes, mais néanmoins prêt à servir au rétablissement des cours, prêchoit aux républicains la nécessité d'abandonner leurs opinions politiques, pourvu qu'ils pussent conserver leurs places. Parmi ces chevaliers de la circonstance, Bonaparte, le grand maître, savoit la créer, et les autres manœuvroient selon le vent que ce génie des orages avoit soufflé dans les voiles.

L'armée politique du premier consul étoit composée des transfuges des deux partis. Les royalistes lui sacrifioient leur fidélité envers les Bourbons, et les patriotes leur attachement à la liberté; ainsi donc aucune façon de penser indépendante ne pouvoit se montrer sous son règne, car il pardonnoit plus volontiers un calcul égoïste, qu'une opinion désintéressée. C'étoit par le mauvais côté du cœur humain qu'il croyoit pouvoir s'en emparer.

Bonaparte prit les Tuileries pour sa demeure, et ce fut un coup de partie que le choix de cette habitation. On avoit vu là le roi de France, les habitudes monarchiques y étoient encore présentes à tous les yeux, et il suffisoit, pour ainsi dire, de laisser faire les murs pour tout rétablir. Vers les derniers jours du dernier siècle, je vis entrer le premier consul dans le palais bâti par les rois; et, quoique Bonaparte fût bien loin encore de la magnificence qu'il a développée depuis, l'on voyoit déjà dans tout ce qui l'entouroit un empressement de se faire

Beim Sträuben wurde manche nackt;
Sie ſchrie'n und wollten wieder
Nach Quirium! nach Quirium!
Trallirum larum lirium.

Es half nicht, ſchrie'n ſie noch ſo laut:
Man ſchleppte ſie nach Hauſe,
Und jeder ſchlief bei ſeiner Braut
Nach luſt'gem Hochzeitſchmauſe,
Aus Quirium! aus Quirium!
Trallirum larum lirium!

Die Mädchen lebten friſch und froh
Bei ihren Uebelthätern;
Doch ſcholl ein Zetermordio
Von Müttern und von Vätern
Aus Quirium! aus Quirium!
Trallirum larum lirium!

Zwei Heere rückten an zum Strauß
Auf dem Gemüſe-Markte.
Sie nahmen beiderſeits Reißaus,
Bis erſt ihr Muth erſtarkte
Vor Quirium! vor Quirium!
Trallirum larum lirium!

Nun kamen mit zerſtreutem Haar,
Mit ihren ſchwangern Leibchen,
Mit Kindern an den Brüſten gar,
Herbeigerannt die Weibchen,
Vor Quirium! vor Quirium!
Trallirum larum lirium!

courtisan à l'orientale, qui dut lui persuader que gouverner la terre étoit chose bien facile. Quand sa voiture fut arrivée dans la cour des Tuileries, ses valets ouvrirent la portière et précipitèrent le marche-pied avec une violence qui sembloit dire que les choses physiques elles-mêmes étoient insolentes quand elles retardoient un instant la marche de leur maître. Lui ne regardoit ni ne remercioit personne, comme s'il avoit craint qu'on pût le croire sensible aux hommages même qu'il exigeoit. En montant l'escalier au milieu de la foule qui se pressoit pour le suivre, ses yeux ne se portoient ni sur aucun objet, ni sur aucune personne en particulier; il y avoit quelque chose de vague et d'insouciant dans sa physionomie, et ses regards n'exprimoient que ce qu'il lui convient toujours de montrer, l'indifférence pour le sort, et le dédain pour les hommes.

Ce qui servoit singulièrement le pouvoir de Bonaparte, c'est qu'il n'avoit rien à ménager que la masse. Toutes les existences individuelles étoient anéanties par dix ans de troubles, et rien n'agit sur un peuple comme les succès militaires; il faut une grande puissance de raison pour combattre ce penchant au lieu d'en profiter. Personne en France ne pouvoit croire sa situation assurée : les hommes de toutes les classes, ruinés ou enrichis, bannis ou récompensés, se trouvoient également un à un, pour ainsi dire, entre les mains du pouvoir. Des milliers de François étoient portés sur la liste des émigrés ; d'autres milliers étoient acquéreurs de biens nationaux ; des milliers étoient proscrits comme prêtres ou comme nobles ; d'autres milliers craignoient de l'être pour leurs faits révolutionnaires. Bonaparte, qui marchoit toujours entre deux intérêts contraires, se gardoit bien de mettre un terme à ces inquiétudes par des lois fixes qui pussent faire connoître à chacun ses droits. Il rendoit à tel ou tel ses biens, à tel ou tel il les ôtoit pour toujours. Un arrêté sur la restitution des bois réduisoit l'un à la misère, l'autre retrouvoit fort au-delà de ce qu'il avoit possédé. Il rendoit quelquefois les biens du père au fils, ceux du frère aîné au frère cadet, selon qu'il étoit content ou mécontent de leur attachement à sa personne. Il n'y avoit pas un François qui n'eût quelque chose à demander au gouvernement, et ce quelque chose c'étoit la vie ; car alors la faveur consistoit non dans le frivole plaisir qu'elle peut donner, mais dans l'espérance de revoir sa patrie, et de retrouver au moins une portion de ce qu'on possédoit. Le premier consul s'étoit réservé la faculté de disposer, sous un prétexte quelconque, du sort de tous et de chacun. Cet état inouï de dépendance excuse à beaucoup d'égards la nation. Peut-on en effet s'attendre à l'héroïsme universel ? Et ne faut-il pas de l'héroïsme pour s'exposer à la ruine et au bannissement qui pesoit sur toutes les têtes par l'application d'un décret quelconque ? Un concours unique de circonstances mettoit à la disposition d'un homme les lois de la terreur, et la force militaire créée par l'enthousiasme républicain. Quel héritage pour un habile despote !

Ceux, parmi les François, qui cherchoient à résister au pouvoir toujours croissant du premier consul, devoient invoquer la liberté pour lutter avec succès contre lui. Mais à ce mot les aristocrates et les ennemis de la révolution crioient au jacobinisme, et secondoient ainsi la tyrannie dont ils ont voulu depuis faire retomber le blâme sur leurs adversaires.

Pour calmer les jacobins, qui ne s'étoient pas encore tous ralliés à cette cour dont ils ne comprenoient pas bien le sens, on répandoit des brochures dans lesquelles on disoit que l'on ne devoit pas craindre que Bonaparte voulût ressembler à César, à Cromwell ou à Monk ; rôles usés, disoit-on, qui ne conviennent plus au siècle. Il n'est pas bien sûr cependant, que les événemens de ce monde ne se répètent pas, quoique cela soit interdit aux auteurs des pièces nouvelles ; mais ce qu'il importoit alors, c'étoit de fournir une phrase à tous ceux qui vouloient être trompés d'une manière décente. La vanité françoise commença dès lors à se porter sur l'art de la diplomatie : la nation entière, à qui l'on disoit le secret de la comédie, étoit flattée de la confidence, et se complaisoit dans la réserve intelligente que l'on exigeoit d'elle.

On soumit bientôt les nombreux journaux qui existoient en France, à la censure la plus rigoureuse, mais en même temps la mieux combinée ; car il ne s'agissoit pas de commander le silence à une nation qui a besoin de faire des phrases dans quelque sens que ce soit, comme le peuple romain avoit besoin de voir les jeux du cirque. Bonaparte établit dès lors cette tyrannie bavarde, dont il a tiré depuis un si grand avantage. Les feuilles périodiques répétoient toutes la même chose chaque jour, sans que jamais il fût permis de les contredire. La liberté des journaux diffère à plusieurs égards de celle des livres. Les journaux annoncent les nouvelles dont toutes les classes de personnes sont avides, et la découverte de l'imprimerie, loin d'être, comme on l'a dit, la sauvegarde de la liberté, seroit l'arme la plus terrible du despotisme, si les journaux, qui sont la seule lecture des trois quarts de la nation, étoient exclusivement soumis à l'autorité. Car, de même que les troupes réglées sont plus dangereuses que les milices pour l'indépendance des peuples, les écrivains soldés dépravent l'opinion bien plus qu'elle ne pouvoit se dépraver, quand on ne communiquoit que par la parole, et que l'on formoit ainsi son jugement d'après les faits. Mais, lorsque la curiosité pour les nouvelles ne peut se satisfaire qu'en recevant un appoint de mensonges; lorsqu'aucun événement n'est raconté sans être accompagné d'un sophisme; lorsque la réputation de chacun dépend d'une calomnie répandue dans des gazettes qui se multiplient de toutes parts, sans qu'on accorde à personne la possibilité de les réfuter; lorsque les opinions sur chaque circonstance, sur chaque ouvrage, sur chaque individu, sont soumises au mot d'ordre des journalistes, comme les mouvemens des soldats aux chefs de file : c'est alors que l'art de l'imprimerie devient ce que l'on a dit du canon, *la dernière raison des rois*.

Bonaparte, lorsqu'il disposoit d'un million d'hommes armés, n'en attachoit pas moins d'importance à l'art de guider l'esprit public par les gazettes; il dictoit souvent lui-même des articles de journaux qu'on pouvoit reconnoître aux saccades violentes du style; on voyoit qu'il auroit voulu mettre dans ce qu'il écrivoit, des coups au lieu de mots. Il a dans tout son être un fond de vulgarité que le gigantesque de son ambition même ne sauroit toujours cacher. Ce n'est pas qu'il ne sache très-bien, un jour donné, se montrer avec beaucoup de convenance; mais il n'est à son aise que dans le mépris pour les autres, et, dès qu'il peut y rentrer, il s'y complaît. Toutefois ce n'étoit pas uniquement par goût qu'il se livroit à faire servir, dans ses notes du Moniteur, le cynisme de la révolution au maintien de sa puissance. Il ne permettoit qu'à lui d'être jacobin en France. Mais, lorsqu'il inséroit dans ses bulletins des injures grossières contre les personnes les plus respectables, il croyoit ainsi captiver la masse du peuple et des soldats, en se rapprochant de leur langage et de leurs passions, sous la pourpre même dont il étoit revêtu.

On ne peut arriver à un grand pouvoir qu'en mettant à profit la tendance de son siècle : aussi

Bonaparte étudia-t-il bien l'esprit du sien. Il y avoit eu, parmi les hommes supérieurs du dix-huitième siècle en France, un superbe enthousiasme pour les principes qui fondent le bonheur et la dignité de l'espèce humaine; mais à l'abri de ce grand chêne croissoient des plantes vénéneuses, l'égoïsme et l'ironie; et Bonaparte sut habilement se servir de ces dispositions funestes. Il tourna toutes les belles choses en ridicule, excepté la force; et la maxime proclamée sous son règne étoit: *Honte aux vaincus!* Aussi l'on ne seroit tenté de dire aux disciples de sa doctrine qu'une seule injure: *Et pourtant vous n'avez pas réussi!* Car tout blâme, tiré du sentiment moral, ne leur importeroit guère.

Il falloit cependant donner un principe de vie à ce système de dérision et d'immoralité, sur lequel se fondoit le gouvernement civil. Ces puissances négatives ne suffisoient pas pour marcher en avant, sans l'impulsion des succès militaires. L'ordre dans l'administration et dans les finances, les embellissemens des villes, la confection des canaux et des grandes routes, tout ce qu'on a pu louer enfin dans les affaires de l'intérieur, avoit pour unique base l'argent obtenu par les contributions levées sur les étrangers. Il ne falloit pas moins que les revenus du continent pour procurer alors de tels avantages à la France ; et, loin qu'ils fussent fondés sur des institutions durables, la grandeur apparente de ce colosse ne reposoit que sur des pieds d'argile.

CHAPITRE V.

L'Angleterre devoit-elle faire la paix avec Bonaparte à son avénement au consulat ?

Lorsque le général Bonaparte fut nommé consul, ce qu'on attendoit de lui, c'étoit la paix. La nation étoit fatiguée de sa longue lutte; et, sûre alors d'obtenir son indépendance avec la barrière du Rhin et des Alpes, elle ne souhaitoit que la tranquillité; certes elle s'adressoit mal pour l'obtenir. Cependant le premier consul fit des démarches pour se rapprocher de l'Angleterre, et le ministère d'alors s'y refusa. Peut-être eut-il tort, car deux ans après, lorsque Bonaparte avoit déjà assuré sa puissance par la victoire de Marengo, le gouvernement anglois se vit dans la nécessité de signer le traité d'Amiens, qui, sous tous les rapports, étoit plus désavantageux que celui qu'on auroit obtenu dans un moment où Bonaparte vouloit un succès nouveau, la paix avec l'Angleterre. Cependant je ne partage pas l'opinion de quelques personnes qui prétendent que, si le ministère anglois avoit alors accepté les propositions de la France, Bonaparte eût dès cet instant adopté un système pacifique. Rien n'étoit plus contraire à sa nature et à son intérêt. Il ne sait vivre que dans l'agitation; et, si quelque chose peut plaider pour lui auprès de ceux qui réfléchissent sur l'être humain, c'est qu'il ne respire librement que dans une atmosphère volcanique; son intérêt aussi lui conseilloit la guerre.

Tout homme, devenu chef unique d'un grand pays autrement que par l'hérédité, peut difficilement s'y maintenir, s'il ne donne pas à la nation de la liberté ou de la gloire militaire, s'il n'est pas Washington ou un conquérant. Or, comme il étoit difficile de ressembler moins à Washington que Bonaparte, il ne pouvoit établir et conserver un pouvoir absolu qu'en étourdissant le raisonnement; qu'en présentant, tous les trois mois, aux François une perspective nouvelle, afin de suppléer, par la grandeur et la variété des événemens, à l'émulation honorable, mais tranquille, dont les peuples libres sont appelés à jouir.

Une anecdote peut servir à faire connoître comment, dès les premiers jours de l'avénement de Bonaparte au consulat, ses alentours savoient déjà de quelle façon servile il falloit s'y

Aus zweien ward Ein Königthum,
Der Friede ſchön vermittelt;
Roms Volk, zu der Sabiner Ruhm,
Quiriten auch betitelt,
Von Quirium! von Quirium!
Trallirum larum lirium!

Die Stadt hieß Rom vor aller Welt.
Doch ihr geheimer Name,
Worauf ihr Schickſal war geſtellt,
Und ihrer Herrſchaft Same,
Hieß Quirium! hieß Quirium!
Trallirum larum lirium!

Dieß ſaugt' ich aus den Fingern nicht;
Ich bin ein Bänkelſänger.
Was Niebuhr ſagt, das hat Gewicht:
Er ſpinnt es noch viel länger
Mit Quirium! mit Quirium!
Trallirum larum lirum!

Geſpräch.

A. Sag' mir, was reimt auf Quirium?
B. Es reimt darauf am beſten „Krumm
Bei'm Naſenzipfel ziehn herum."
A. Nicht doch! das Wort iſt von den gleitenden,
Dreiſilbig ihren Reim verbreitenden;
Denn Quirium iſt kein Oxytonon,
Es iſt vielmehr Proparoxytonon.
B. So reimt ſich wohl auf Quirium
Collyrium, delirium.

prendre pour lui plaire. Parmi les argumens allégués par lord Grenville pour ne pas faire la paix avec Bonaparte, il y avoit, que le gouvernement du premier consul tenant à lui seul, on ne pouvoit fonder une paix durable sur la vie d'un homme. Ces paroles irritèrent le premier consul; il ne pouvoit souffrir qu'on discutât la chance de sa mort. En effet, quand on ne rencontre plus d'obstacle dans les hommes, on s'indigne contre la nature qui seule est inflexible; il nous est à nous autres plus facile de mourir; nos ennemis, souvent même nos amis, tout notre sort enfin nous y prépare. L'homme chargé de réfuter dans le Moniteur la réponse de lord Grenville, se servit de ces expressions: *Quant à la vie et à la mort de Bonaparte, ces choses-là, mylord, sont au-dessus de votre portée.* Ainsi le peuple de Rome appeloit les empereurs *Votre Éternité*. Bizarre destinée de l'espèce humaine, condamnée à rentrer dans le même cercle par les passions, tandis qu'elle avance toujours dans la carrière des idées! Le traité d'Amiens fut conclu, lorsque les succès de Bonaparte en Italie le rendoient déjà maître du continent; les conditions en étoient très-désavantageuses pour les Anglois, et pendant l'année qu'il subsista, Bonaparte se permit des empiétemens tellement redoutables, qu'après la faute de signer ce traité, celle de ne pas le rompre eût été la plus grande. A cette époque, en 1803, malheureusement pour l'esprit de liberté en Angleterre, et par conséquent sur le continent dont elle est le fanal, le parti de l'opposition, ayant à sa tête M. Fox, fit entièrement fausse route par rapport à Bonaparte; et dès lors ce parti, si honorable d'ailleurs, a perdu dans la nation l'ascendant qu'il eût été désirable à d'autres égards de lui voir conserver. C'étoit déjà beaucoup trop que d'avoir défendu la révolution françoise sous le règne de la terreur; mais quelle faute, s'il se peut, plus dangereuse encore, que de considérer Bonaparte comme tenant aux principes de cette révolution dont il étoit le plus habile destructeur! Sheridan, qui par ses lumières et ses talens avoit de quoi faire la gloire de l'Angleterre et la sienne propre, montra clairement à l'opposition le rôle qu'elle devoit jouer, dans le discours éloquent qu'il prononça à l'occasion de la paix d'Amiens.

« La situation de Bonaparte et l'organisa-
» tion de son pouvoir sont telles, dit Sheridan,
» qu'il doit entrer avec ses sujets dans un terri-
» ble échange; il faut qu'il leur promette de les

» rendre les maîtres du monde, afin qu'ils con» sentent à être ses esclaves; et, si tel est son » but, contre quelle puissance doit-il tourner ses » regards inquiets, si ce n'est contre la Grande» Bretagne? Quelques-uns ont prétendu qu'il ne » vouloit avoir avec nous d'autre rivalité que » celle du commerce; heureux cet homme, si » des vues administratives étoient entrées dans » sa tête! mais qui pourroit le croire, il suit » l'ancienne méthode des taxes exagérées et » des prohibitions. Toutefois il voudroit arri» ver par un chemin plus court à notre perte; » peut-être se figure-t-il que, ce pays une fois » subjugué, il pourra transporter chez lui no» tre commerce, nos capitaux et notre crédit, » comme il a fait venir à Paris les tableaux et » les statues d'Italie. Mais ses ambitieuses espé» rances seroient bientôt trompées; ce crédit » disparoîtroit sous la griffe du pouvoir; ces ca» pitaux s'enfonceroient dans la terre, s'ils » étoient foulés aux pieds d'un despote; et ces » entreprises commerciales seroient sans vi» gueur en présence d'un gouvernement arbi» traire. S'il écrit sur ses tablettes des notes » marginales relatives à ce qu'il doit faire des di» vers pays qu'il a soumis ou qu'il veut soumet» tre, le texte entier est consacré à la destruction

» de notre patrie. C'est sa première pensée en
» s'éveillant, c'est sa prière, à quelque divinité
» qu'il l'adresse, Jupiter ou Mahomet, le dieu
» des batailles ou la déesse de la raison. Une
» importante leçon doit être tirée de l'arrogance
» de Bonaparte : il se dit l'instrument
» dont la Providence a fait choix pour rendre
» le bonheur à la Suisse, et la splendeur et l'importance
» à l'Italie ; et nous aussi, nous devons
» le considérer comme un instrument
» dont la Providence a fait choix pour nous rattacher
» davantage, s'il se peut, à notre constitution,
» pour nous faire sentir le prix de la liberté
» qu'elle nous assure; pour anéantir toutes les
» différences d'opinion en présence de cet intérêt;
» enfin pour avoir sans cesse présent à
» l'esprit, que tout homme qui arrive en Angleterre,
» en sortant de France, croit s'échapper
» d'un donjon pour respirer l'air et la vie
» de l'indépendance. »

La liberté triompheroit aujourd'hui dans l'opinion universelle, si tous ceux qui se sont ralliés à ce noble espoir avoient bien vu, dès le commencement du règne de Bonaparte, que le premier des contre-révolutionnaires, et le seul redoutable alors, c'étoit celui qui se revêtoit des couleurs nationales pour rétablir impunément tout ce qui avoit disparu devant elles.

Les dangers dont l'ambition du premier consul menaçoit l'Angleterre, sont signalés avec autant de vérité que de force dans le discours que nous venons de citer. Le ministère anglois est donc amplement justifié d'avoir recommencé la guerre; mais quoiqu'il ait pu, dans la suite, prêter plus ou moins d'appui aux adversaires personnels de Bonaparte, il ne s'est jamais permis d'autoriser un attentat contre sa vie; une telle idée ne vint pas aux chefs d'un peuple de chrétiens. Bonaparte courut un grand danger par la machine infernale, assassinat le plus coupable de tous, puisqu'il menaçoit la vie d'un grand nombre d'autres personnes en même temps que celle du consul. Mais le ministère anglois n'entra point dans cette conspiration; il y a lieu de croire que les chouans, c'est-à-dire, les jacobins du parti aristocrate, en furent seuls coupables. A cette occasion pourtant, on déporta cent trente révolutionnaires, bien qu'ils n'eussent pris aucune part à la machine infernale. Mais il parut simple alors de profiter du trouble que causoit cet événement pour se débarrasser de tous ceux qu'on vouloit proscrire. Singulière façon, il faut le dire, de traiter l'espèce humaine! Il s'agissoit d'hommes odieux, s'écriera-t-on! Cela se peut, mais qu'importe? N'apprendra-t-on jamais en France qu'il n'y a point d'acception de personnes devant la loi? Les agens de Bonaparte s'étoient fait alors le bizarre principe de frapper les deux partis à la fois, lorsque l'un des deux avoit tort; ils appeloient cela de l'impartialité. Vers ce temps, un homme auquel il faut épargner son nom, proposa de brûler vifs ceux qui seroient convaincus d'un attentat contre la vie du premier consul. La proposition des supplices cruels sembloit appartenir à d'autres siècles que le nôtre; mais la flatterie ne s'en tient pas toujours à la platitude, et la bassesse est très-facilement féroce.

CHAPITRE VI.

De l'inauguration du concordat à Notre-Dame.

A L'ÉPOQUE de l'avénement de Bonaparte, les partisans les plus sincères du catholicisme, après avoir été si long-temps victimes de l'inquisition politique, n'aspiroient qu'à une parfaite liberté religieuse. Le vœu général de la nation se bornoit à ce que toute persécution cessât désormais à l'égard des prêtres, et qu'on n'exigeât plus d'eux aucun genre de serment; enfin, que l'autorité ne se mêlât en rien des opinions religieuses de personne. Ainsi donc, le gouvernement consulaire eût contenté l'opinion, en maintenant en France la tolérance absolue, telle qu'elle existe en Amérique, chez un peuple dont la piété constante et les mœurs sévères, qui en sont la preuve, ne sauroient être mises en doute. Mais le premier consul ne s'occupoit point de ces saintes pensées; il savoit que si le clergé reprenoit une consistance politique, son influence ne pouvoit seconder que les intérêts du despotisme; et, ce qu'il vouloit, c'étoit préparer les voies pour son arrivée au trône.

Il lui falloit un clergé comme des chambellans, comme des titres, comme des décorations, enfin, comme toutes les anciennes cariatides du pouvoir; et lui seul étoit en mesure de les relever. L'on s'est plaint du retour des vieilles institutions, et l'on ne devroit pas oublier que Bonaparte en est la véritable cause. C'est lui qui a recomposé le clergé, pour le faire servir à ses desseins. Les révolutionnaires, qui étoient encore redoutables, il y a quatorze ans, n'auroient jamais souffert que l'on redonnât ainsi une existence politique aux prêtres, si un homme qu'ils considéroient, à quelques égards, comme l'un d'entre eux, en leur présentant un concordat avec le pape, ne leur eût pas assuré que c'étoit une mesure très-profondément combinée, et qui serviroit au maintien des institutions nouvelles. Les révolutionnaires, à quelques exceptions près, sont plus violens que rusés, et par cela même on les flatte quand on les traite en hommes habiles.

Bonaparte assurément n'est pas religieux, et l'espèce de superstition dont on a pu découvrir quelques traces dans son caractère, tient uniquement au culte de lui-même. Il croit à sa fortune, et ce sentiment s'est manifesté en lui de diverses manières; mais, depuis le mahométisme jusqu'à la religion des pères du désert, depuis la loi agraire jusqu'à l'étiquette de la cour de Louis XIV, son esprit est prêt à concevoir, et son caractère à exécuter ce que la circonstance peut exiger. Toutefois son penchant naturel étant pour le despotisme, ce qui le favorise lui plaît, et il auroit aimé l'ancien régime de France plus que personne, s'il avoit pu persuader au monde qu'il descendoit en droite ligne de saint Louis.

Il a souvent exprimé le regret de ne pas régner dans un pays où le monarque fût en même temps le chef de l'église, comme en Angleterre et en Russie; mais, trouvant encore le clergé de France dévoué à la cour de Rome, il voulut négocier avec elle. Un jour il assuroit aux prélats que, dans son opinion, il n'y avoit que la religion catholique de vraiment fondée sur les traditions anciennes; et, d'ordinaire, il leur montroit sur ce sujet quelque érudition acquise de la veille : puis, se trouvant avec des philosophes, il dit à Cabanis : *Savez-vous ce que c'est que le concordat que je viens de signer? C'est la vaccine de la religion : dans cinquante ans il n'y en aura* *plus en France*. Ce n'étoient ni la religion ni la philosophie qui lui importoient dans l'existence d'un clergé tout-à-fait soumis à ses volontés; mais, ayant entendu parler de l'alliance entre l'autel et le trône, il commença par relever l'autel. Aussi, en célébrant le concordat, fit-il, pour ainsi dire, la répétition habillée de son couronnement.

Il ordonna, au mois d'avril 1802, une grande cérémonie à Notre-Dame. Il y fut avec toute la pompe royale, et nomma pour l'orateur de cette inauguration, qui? l'archevêque d'Aix, le même qui avoit fait le sermon du sacre à la cathédrale de Reims, le jour où Louis XVI fut couronné. Deux motifs le déterminèrent à ce choix : l'espoir ingénieux que, plus il imitoit la monarchie, plus il faisoit naître l'idée de l'en nommer le chef; et le dessein perfide de déconsidérer l'archevêque d'Aix assez pour le mettre entièrement dans sa dépendance, et pour donner à tous la mesure de son ascendant. Toujours il a voulu, quand cela se pouvoit, qu'un homme connu fît quelque chose d'assez blâmable en s'attachant à lui, pour être perdu dans l'estime de tout autre parti que le sien. Brûler ses vaisseaux, c'étoit lui sacrifier sa réputation; il vouloit faire des hommes une

Die miteinander ſtreitenden Ausgaben.

Was iſt die neueſte der älteſten Geſchichten,
Worin vom kleinen Rom der große Niebuhr ſprich?
Er kann viel Neues noch vom älteſten berichten;
Er iſt auf Widerſpruch ſelbſt gegen ſich erpicht.
Der zweite Druck begann, den erſten zu vernichten:
Der dritte macht nunmehr den zweiten ſchon zunicht.
Du gleicheſt dem Saturn, der, wie die Alten dichten,
Sich Kinder nur gezeugt zum leckerſten Gericht.
Einſtweilen ſollteſt du noch auf dein Mahl verzichten,
Bis erſt hervor dein Kind gedrungen an das Licht.
Die Kinder fraß Saturn nach ſtrengen Vaterpflichten,
Allein er fraß ſie doch im Mutterleibe nicht.

Buchhändler und Käufer.

1828.

Buchhändler.

Von ält'ſter römiſcher Geſchicht'
Iſt hier der neueſte Bericht.
Sie haben ſchon die zwei Ausgaben,
Nun müßen Sie die dritte haben.

monnoie qui ne reçût sa valeur que de l'empreinte du maître. La suite a prouvé que cette monnoie savoit rentrer en circulation avec une autre effigie.

Le jour du concordat, Bonaparte se rendit à l'église de Notre-Dame, dans les anciennes voitures du roi, avec les mêmes cochers, les mêmes valets de pied marchant à côté de la portière; il se fit dire jusque dans le moindre détail toute l'étiquette de la cour; et, bien que premier consul d'une république, il s'appliqua tout cet appareil de la royauté. Rien, je l'avoue, ne me fit éprouver un sentiment d'irritation pareil. Je m'étois renfermée dans ma maison pour ne pas voir cet odieux spectacle; mais j'y entendois les coups de canon qui célébroient la servitude du peuple françois. Car y avoit-il quelque chose de plus honteux que d'avoir renversé les antiques institutions royales, entourées au moins de nobles souvenirs, pour reprendre ces mêmes institutions, sous des formes de parvenus, et avec les fers du despotisme? C'étoit ce jour-là qu'on pouvoit adresser aux François ces belles paroles de Milton à ses compatriotes : *Nous allons devenir la honte des nations libres, et le jouet de celles qui ne le sont pas; est-ce là, diront les étrangers, cet édifice de li-*

berté que les Anglois se glorifioient de bâtir? Ils n'en ont fait tout juste que ce qu'il falloit pour se rendre à jamais ridicules aux yeux de l'Europe entière. Les Anglois du moins ont appelé de cette prédiction.

Au retour de Notre-Dame, le premier consul, se trouvant au milieu de ses généraux, leur dit : *N'est-il pas vrai qu'aujourd'hui tout paroissoit rétabli dans l'ancien ordre?* « Oui, » répondit noblement l'un d'entre eux, « excepté deux millions de François qui sont » morts pour la liberté, et qu'on ne peut faire » revivre. » D'autres millions ont péri depuis, mais pour le despotisme.

On accuse amèrement les François d'être irréligieux ; mais l'une des principales causes de ce funeste résultat, c'est que les différens partis, depuis vingt-cinq ans, ont toujours voulu diriger la religion vers un but politique, et rien ne dispose moins à la piété que d'employer la religion pour un autre objet qu'elle-même. Plus les sentimens sont beaux par leur nature, plus ils inspirent de répugnance quand l'ambition et l'hypocrisie s'en emparent. Lorsque Bonaparte fut empereur, il nomma le même archevêque d'Aix, dont nous venons de parler, à l'archevêché de Tours ; et celui-ci, dans un de ses mandemens, exhorta la nation à reconnoitre Napoléon comme souverain légitime de la France. Le ministre des cultes, se promenant alors avec un de mes amis, lui montra ce mandement, et lui dit : « Voyez, » il appelle l'empereur grand, généreux, il» lustre, tout cela est fort bien ; mais c'est » *légitime* qui étoit le mot important dans la » bouche d'un prêtre. » Pendant douze ans, à dater du concordat, les ecclésiastiques de tous les rangs n'ont laissé passer aucune occasion de louer Bonaparte à leur manière, c'est-à-dire, en l'appelant l'envoyé de Dieu, l'instrument de ses décrets, le représentant de la Providence sur la terre. Les mêmes prêtres ont depuis prêché sans doute une autre doctrine ; mais comment veut-on qu'un clergé, toujours aux ordres de l'autorité, quelle qu'elle soit, ajoute à l'ascendant de la religion sur les âmes ?

Le catéchisme qui a été reçu dans toutes les églises, pendant le règne de Bonaparte, menaçoit des peines éternelles quiconque *n'aimeroit pas ou ne défendroit pas la dynastie de Napoléon*. Si vous n'aimez pas Napoléon et sa famille, disoit ce catéchisme (qui, à cela près, est celui de Bossuet), que vous en arrivera-t-il ? Réponse : Alors nous encourrons la damnation éternelle (1). Falloit-il croire, toutefois, que Bonaparte disposeroit de l'enfer dans l'autre monde, parce qu'il en donnoit l'idée dans celui-ci ? En vérité, les nations n'ont de piété sincère que dans les pays où la doctrine de l'église n'a point de rapport avec les dogmes politiques, dans les pays où les prêtres n'exercent point de pouvoir sur l'état, dans les pays enfin où l'on peut aimer Dieu et la religion chrétienne de toute son âme, sans perdre et surtout sans obtenir aucun avantage terrestre par la manifestation de ce sentiment.

---

(1) P. 55. D. *Quels sont les devoirs des chrétiens à l'égard des princes qui les gouvernent, et quels sont en particulier nos devoirs envers Napoléon Ier., notre empereur?*

R. Les chrétiens doivent aux princes qui les gouvernent, et nous devons en particulier à Napoléon Ier., notre empereur, l'amour, le respect, l'obéissance, la fidélité, le service militaire, les tributs ordonnés pour la conservation et la défense de l'empire et de son trône. . . . . . . Honorer et servir notre empereur est donc honorer et servir Dieu même.

D. *N'y a-t-il pas des motifs particuliers qui doivent plus fortement nous attacher à Napoléon Ier., notre empereur?*

R. Oui : car il est celui que Dieu a suscité dans les circonstances difficiles pour rétablir le culte public de la religion sainte de nos pères et pour en être le protecteur. Il a ramené et conservé l'ordre public par sa sagesse profonde et active ; il défend l'état par son bras puissant ; il est devenu l'oint du Seigneur par la consécration qu'il a reçue du souverain pontife, chef de l'église universelle.

D. *Que doit-on penser de ceux qui manqueroient à leur devoir envers notre empereur ?*

R. Selon l'apôtre saint Paul, ils résisteroient à l'ordre établi de Dieu même, et se rendroient dignes de la damnation éternelle.

CHAPITRE VII.

Dernier ouvrage de M. Necker sous le consulat de Bonaparte.

M. Necker eut un entretien avec Bonaparte à son passage en Italie par le mont Saint-Bernard, peu de temps avant la bataille de Marengo; pendant cette conversation, qui dura deux heures, le premier consul fit à mon père une impression assez agréable par la sorte de confiance avec laquelle il lui parla de ses projets futurs. Ainsi donc aucun ressentiment personnel n'animoit M. Necker contre Bonaparte, quand il publia son livre intitulé : *Dernières vues de politique et de finances*. La mort du duc d'Enghien n'avoit point encore eu lieu; beaucoup de gens espéroient un grand bien du gouvernement de Bonaparte, et M. Necker étoit sous deux rapports dans sa dépendance, soit parce qu'il vouloit bien désirer que je ne fusse pas bannie de Paris, dont j'aimois beaucoup le séjour; soit parce que son dépôt de deux millions étoit encore entre les mains du gouvernement, c'est-à-dire, du premier consul.

Mais M. Necker s'étoit fait une magistrature de vérité dans sa retraite, dont il ne négligeoit les obligations par aucun motif : il souhaitoit pour la France l'ordre et la liberté, la monarchie et le gouvernement représentatif ; et, toutes les fois qu'on s'écartoit de cette ligne, il croyoit de son devoir d'employer son talent d'écrivain, et ses connoissances comme homme d'état, pour essayer de ramener les esprits vers le but. Toutefois, regardant Bonaparte alors comme le défenseur de l'ordre, et comme celui qui préservoit la France de l'anarchie, il l'appela l'*homme nécessaire*, et revint, dans plusieurs endroits de son livre, à vanter ses talens avec la plus haute estime. Mais ces éloges n'apaisèrent pas le premier consul. M. Necker avoit touché au point sensible de son ambition, en discutant le projet qu'il avoit formé d'établir une monarchie en France, de s'en faire le chef, et de s'entourer d'une noblesse de sa propre création. Bonaparte ne vouloit pas qu'on annonçât ce dessein avant qu'il fût accompli ; encore moins permettoit-il qu'on en fît sentir tous les défauts. Aussi, dès que cet ouvrage parut, les journalistes reçurent-ils l'ordre de l'attaquer avec le plus grand acharnement. Bonaparte signala M. Necker comme le principal auteur de la révolution ; car, s'il aimoit cette révolution comme l'ayant placé sur le trône, il la haïssoit par son instinct de despote : il auroit voulu l'effet sans la cause. D'ailleurs, son habileté en fait de haine lui avoit très-bien suggéré que M. Necker, souffrant plus que personne des malheurs qui avoient frappé tant de gens respectables en France, seroit profondément blessé, si, de la manière même la plus injuste, on le désignoit comme les ayant préparés.

Aucune réclamation pour la restitution du dépôt de mon père ne fut admise, à dater de la publication de son livre en 1802 ; et le premier consul déclara, dans le cercle de sa cour, qu'il ne me laisseroit plus revenir à Paris, *puisque*, disoit-il, *j'avois porté des renseignemens si faux à mon père sur l'état de la France*. Certes, mon père n'avoit besoin de moi pour aucune chose dans ce monde, excepté, je l'espère, pour mon affection ; et, quand j'arrivai à Coppet, son manuscrit étoit déjà livré à l'impression. Il est curieux d'observer ce qui, dans ce livre, put exciter si vivement la colère du premier consul.

Dans la première partie de son ouvrage, M. Necker analysoit la constitution consulaire telle qu'elle existoit alors, et il approfondissoit aussi l'hypothèse de la royauté constituée par Bonaparte, ainsi qu'on pouvoit la prévoir. Il posoit en maxime qu'il n'y a point de système représentatif sans élection directe du peuple, et que rien n'autorisoit à dévier de ce principe. Examinant ensuite l'institution aristocratique, servant de barrière entre la représentation nationale et le pouvoir exécutif, M. Necker jugea d'avance le sénat conservateur, tel qu'il s'est montré depuis, comme un corps à qui l'on renvoyoit tout et qui ne pouvoit rien, un corps qui recevoit des appointemens, chaque premier du mois, de ce gouvernement qu'il étoit censé contrôler. Les sénateurs devoient nécessairement n'être que des commentateurs de la volonté consulaire. Une assemblée nombreuse s'associoit à la responsabilité des actes d'un seul, et chacun se sentoit plus à l'aise pour s'avilir à l'ombre de la majorité.

M. Necker prédit ensuite l'élimination du tribunat, telle qu'elle eut lieu sous le consulat même. « Les tribuns y penseront à deux fois, » dit-il, « avant de se rendre importuns, avant » de s'exposer à déplaire à un sénat, qui doit » chaque année fixer leur sort politique, et les » perpétuer, ou non, dans leurs places. La

» constitution, donnant au sénat conservateur le droit de renouveler tous les ans le corps législatif et le tribunat par cinquième, n'explique point de quelle manière l'opération s'exécutera : elle ne dit point si le cinquième qui devra faire place à un autre cinquième sera déterminé par le sort ou par la désignation arbitraire du sénat. On ne peut mettre en doute qu'à commencer de l'époque où un droit d'ancienneté s'établira, le cinquième de première date ne soit désigné pour sortir à la révolution de cinq années, et chacun des autres cinquièmes dans ce même ordre de rangs. Mais la question est encore très-importante, en l'appliquant seulement aux membres du tribunat et du corps législatif, choisis tous à la fois au moment de la constitution ; et si le sénat, sans recourir au sort, s'arroge le droit de désigner à sa volonté le cinquième qui devra sortir chaque année pendant cinq ans (c'est ce qu'il fit), la liberté des opinions sera gênée dès à présent d'une manière très-puissante.

» C'est véritablement une singulière disparate que le pouvoir donné au sénat conservateur, de faire sortir du tribunat qui bon lui semble, jusques à la concurrence d'un

Käufer.

Wie die Geſchichte ſtets ſich dehnt,
Hab' ich ſie zweimal durchgegähnt.
Wer an der dritten ſich kann laben,
Der muß von Blei den Hintern haben.

Buchhändler.

Zwar mehret ſich des Buches Laſt,
Der Zeitraum kürzt ſich, den es faßt;
Doch wird nun auch ergänzt, berichtigt,
Des Zweifels Zweifel ſelbſt beſchwichtigt.

Käufer.

Ausgaben habt ihr manche feil,
Zwei Theil' und zwier den erſten Theil.
Noch Eine könnte mir belieben:
Die vor der erſten wär' geſchrieben.

Reſultate tiefer Geſchichtforſchung.

Neue Fratzen ſtatt der alten,
Die man ſonſt für wahr gehalten!
Gebt die alt' und neuen Fratzen,
Die den Hunden, die den Katzen!

» cinquième du total, et de n'être autorisé lui-» même à agir comme conservateur, comme » défenseur de la constitution, que sur l'aver-» tissement et l'impulsion du tribunat. Quelle » supériorité dans un sens! quelle infériorité » dans l'autre! Rien ne paroît avoir été fait » d'ensemble. » (1)

Sur ce point j'oserois n'être pas de l'avis de mon père : il y avoit un ensemble dans cette organisation incohérente; elle avoit constamment et artistement pour but de ressembler à la liberté, et d'amener la servitude. Les constitutions mal faites sont très-propres à ce résultat; mais cela tient toujours à la mauvaise foi du fondateur, car tout esprit sincère aujourd'hui sait en quoi consistent les ressorts naturels et spontanés de la liberté.

Passant ensuite à l'examen du corps législatif muet, dont nous avons déjà parlé, M. Necker dit à propos de l'initiative des lois : « Le gouvernement, par une attribution exclusive, doit » seul proposer toutes les lois. Les Anglois se » croiroient perdus, comme hommes libres, si » l'exercice d'un pareil droit étoit enlevé à leur » parlement; si la prérogative la plus impor-

---

(1) *Dernières vues de politique et de finance*, pag. 41.

» tante et la plus civique sortoit jamais de ses » mains. Le monarque lui-même n'y parti» cipe qu'indirectement et par la médiation des » membres de la chambre haute et de la cham» bre des communes, qui sont en même temps » ses ministres.

» Les représentans de la nation, qui, de » toutes les parties d'un royaume ou d'une ré» publique, viennent se réunir tous les ans » dans la capitale, et qui se rapprochent en» core de leurs foyers pendant l'ajournement » des sessions, recueillent nécessairement des » notions précieuses sur les améliorations dont » l'administration de l'état est susceptible; le » pouvoir, d'ailleurs, de proposer des lois, » est une faculté politique, féconde en pensées » sociales et d'une utilité universelle, et il faut, » pour l'exercer, un esprit investigateur, une » âme patriotique, tandis que, pour accepter » ou refuser une loi, le jugement seul est né» cessaire. C'étoit l'office des anciens parlemens » de France; et, réduits qu'ils étoient à cette » fonction, ne pouvant jamais juger des objets » qu'un à un, ils n'ont jamais acquis des idées » générales. » (1)

---

(1) Page 53.

Le tribunat étoit institué pour dénoncer les actes arbitraires en tout genre : les emprisonnemens, les exils, les atteintes portées à la liberté de la presse. M. Necker montre comment ce tribunat, tenant son élection du sénat et non du peuple, n'avoit point assez de force pour un tel ministère. Néanmoins comme le premier consul vouloit lui donner beaucoup d'occasions de se plaindre, il aima mieux le supprimer, quelque apprivoisé qu'il fût. Son nom seul étoit encore trop républicain pour les oreilles de Bonaparte.

C'est ainsi que M. Necker s'exprime ensuite sur la responsabilité des agens du pouvoir : « Indiquons cependant une disposition d'une » conséquence plus réelle, mais dans un sens » absolument opposé aux idées de responsa» bilité, et destinée à déclarer indépendans » les agens du gouvernement. La constitution » consulaire dit que les agens du gouverne» ment, autres que les ministres, ne peuvent » être poursuivis pour des faits relatifs à leurs » fonctions, qu'en vertu d'une décision du » conseil d'état ; en ce cas, la poursuite a lieu » devant les tribunaux ordinaires. Observons » d'abord qu'en vertu d'une décision du conseil » d'état, ou en vertu de la décision du pre-

» mier consul, sont deux choses semblables ;
» car le conseil ne délibère de lui-même sur
» aucun objet : le consul, qui nomme et ré-
» voque à sa volonté les membres de ce con-
» seil, prend leurs avis ou tous réunis ou le
» plus souvent divisés par section selon la na-
» ture des objets, et, en dernier résultat, sa
» propre décision fait règle. Mais peu importe ;
» l'objet principal dans la disposition que j'ai
» rappelée, c'est l'affranchissement des agens
» du gouvernement de toute espèce d'inspec-
» tion et de poursuites de la part des tribunaux,
» sans le consentement du gouvernement lui-
» même. Ainsi, qu'un receveur, un réparti-
» teur d'impôts prévarique audacieusement,
» prévarique avec scandale, le premier consul
» détermine, avant tout, s'il y a lieu à accu-
» sation. Il jugera seul de même, si d'autres
» agens de son autorité méritent d'être pris à
» partie, pour aucun abus de pouvoir : n'im-
» porte que ces abus soient relatifs aux con-
» tributions, à la corvée, aux subventions de
» toute espèce, aux logemens militaires, et
» aux enrôlemens forcés, désignés sous le nom
» de conscription. Jamais un gouvernement
» modéré n'a pu subsister à de telles condi-
» tions. Je laisse là l'exemple de l'Angleterre,

» où de pareilles lois politiques seroient con» sidérées comme une dissolution absolue de » la liberté ; mais je dirai que, sous l'ancienne » monarchie françoise, jamais un parlement, » ni même une justice inférieure, n'auroit de» mandé le consentement du prince pour sévir » contre une prévarication connue de la part » d'un agent public, contre un abus de pouvoir » manifeste ; et un tribunal particulier, sous » le nom de cour des aides, étoit juge ordi» naire des droits et des délits fiscaux, et n'a» voit pas besoin d'une permission spéciale » pour acquitter ce devoir dans toute son » étendue.

» Enfin, c'est une expression trop vague que » celle d'agent du gouvernement ; l'autorité, » dans son immense circonférence, peut avoir » des agens ordinaires et des agens extraordi» naires ; une lettre d'un ministre, d'un préfet, » d'un lieutenant de police, suffit pour créer un » agent ; et si dans l'exercice de leurs fonctions, » ils sont tous hors de l'atteinte de la justice, à » moins d'une permission spéciale de la part » du prince, le gouvernement aura dans sa main » des hommes qu'un tel affranchissement ren» dra fort audacieux, et qui seront encore à » couvert de la honte par leur dépendance di-

» recte de l'autorité suprême. Quels instrumens
» de choix pour la tyrannie. ! »

Ne diroit-on pas que M. Necker, écrivant ces paroles en 1802, prévoyoit ce que l'empereur a fait depuis de son conseil d'état ? Nous avons vu les fonctions de l'ordre judiciaire passer par degrés dans les mains de ce pouvoir administratif, sans responsabilité comme sans bornes ; nous l'avons vu même usurper les attributions législatives; et ce divan n'avoit à redouter que son maître.

M. Necker, après avoir prouvé qu'il n'y avoit point de république en France sous le gouvernement consulaire, en conclut aisément que l'intention de Bonaparte étoit d'arriver à la royauté ; et c'est alors qu'il développe, avec une force extrême, la difficulté d'établir une monarchie tempérée, sans avoir recours aux grands seigneurs déjà existans, et qui d'ordinaire sont inséparables d'un prince d'une ancienne race. La gloire militaire peut certainement tenir lieu d'ancêtres ; elle agit plus vivement même sur l'imagination que les souvenirs : mais comme il faut qu'un roi s'entoure des rangs supérieurs, il est impossible de trouver assez de citoyens illustres par leurs exploits, pour qu'une aristocratie toute nouvelle puisse servir de barrière à l'autorité qui l'auroit créée. Les nations ne sont pas des Pygmalions qui adorent leur propre ouvrage, et le sénat, composé d'hommes nouveaux, choisis dans une foule d'hommes pareils, ne se sentoit pas de force, et n'inspiroit pas de respect.

Écoutons, sur ce sujet, les propres paroles de M. Necker; elles s'appliquent à la chambre des pairs, telle qu'on la fit improviser par Bonaparte en 1815; elles s'appliquent surtout au gouvernement militaire de Napoléon, qui étoit pourtant bien loin, en 1802, d'être établi comme nous l'avons vu depuis. « Si donc, ou par une révo-
» lution politique, ou par une révolution dans
» l'opinion, vous aviez perdu les élémens pro-
» ductifs des grands seigneurs, considérez-vous
» comme ayant perdu les élémens productifs de
» la monarchie héréditaire tempérée, et tour-
» nez vos regards, fût-ce avec peine, vers un
» autre ordre social.

» Je ne crois pas que Bonaparte lui-même,
» avec son talent, avec son génie, avec toute
» sa puissance, pût venir à bout d'établir en
» France, aujourd'hui, une monarchie hérédi-
» taire tempérée. C'est une opinion bien im-
» portante; voici mes motifs; qu'on juge.

» Je fais observer auparavant que cette opi-

» nion est contraire à ce que nous avons entendu répéter après l'élection de Bonaparte. Voilà » la France, disoit-on, qui va se reprendre au » gouvernement d'un seul, c'est un point de » gagné pour la monarchie. Mais que signifient » de telles paroles? Rien du tout; car nous ne » voulons pas parler indifféremment de la monarchie élective ou héréditaire, despotique » ou tempérée, mais uniquement de la monarchie héréditaire tempérée; et sans doute que » le gouvernement d'un prince de l'Asie, le » premier qu'on voudra nommer, est plus distinct de la monarchie d'Angleterre que la république américaine.

» Il est un moyen étranger aux idées républicaines, étranger aux principes de la monarchie tempérée, et dont on peut se servir » pour fonder et pour soutenir un gouvernement héréditaire. C'est le même qui introduisit, qui perpétua l'empire dans les grandes » familles de Rome, les Jules, les Claudiens, » les Flaviens, et qui servit ensuite à renverser » leur autorité. C'est la force militaire, les prétoriens, les armées de l'Orient et de l'Occident. Dieu garde la France d'une semblable » destinée! »

Quelle prophétie! Si je suis revenue plusieurs fois sur le mérite singulier qu'a eu M. Necker dans ses ouvrages politiques, de prédire les événemens, c'est pour montrer comment un homme très-versé dans la science des constitutions, peut connoître d'avance leurs résultats. On a beaucoup dit en France que les constitutions ne signifioient rien, et que les circonstances étoient tout. Les adorateurs de l'arbitraire doivent parler ainsi, mais c'est une assertion aussi fausse que servile.

L'irritation de Bonaparte fut très-vive à la publication de cet ouvrage, parce qu'il signaloit d'avance ses projets les plus chers, et ceux que le ridicule pouvoit le plus facilement atteindre. Sphinx d'un nouveau genre, c'étoit contre celui qui devinoit ses énigmes que se tournoit sa fureur. La considération tirée de la gloire militaire peut, il est vrai, suppléer à tout; mais un empire fondé sur les hasards des batailles ne suffisoit pas à l'ambition de Bonaparte, car il vouloit établir sa dynastie, bien qu'il ne pût de son vivant supporter que sa propre grandeur.

Le consul Lebrun écrivit à M. Necker, sous la dictée de Bonaparte, une lettre où toute l'arrogance des préjugés anciens étoit combinée avec la rude âpreté du nouveau despotisme. On y accusoit aussi M. Necker d'être l'auteur du doublement du tiers, d'avoir toujours le même système de constitution, etc. Les ennemis de la liberté tiennent tous le même langage, bien qu'ils partent d'une situation très-différente. On conseilloit ensuite à M. Necker de ne plus se mêler de politique, et de s'en remettre au premier consul, seul capable de bien gouverner la France : ainsi les despotes trouvent toujours les penseurs de trop dans les affaires. Le consul finissoit en déclarant que moi, fille de M. Necker, je serois exilée de Paris, précisément à cause *des Dernières vues de politique et de finances* publiées par mon père.

J'ai mérité depuis, je l'espère, cet exil aussi pour moi-même ; mais Bonaparte, qui se donnoit la peine de connoître pour mieux blesser, vouloit troubler l'intimité de notre vie domestique, en me représentant mon père comme l'auteur de mon exil. Cette réflexion frappa mon père, qui ne repoussoit jamais un scrupule ; mais, grâces au ciel, il a pu s'assurer qu'elle n'approchoit pas un instant de moi.

Une chose très-remarquable dans le dernier ouvrage politique de M. Necker, peut-être supérieur encore à tous les autres, c'est qu'après avoir combattu dans les précédens avec beaucoup de force le système républicain en France,

Lateiniſche Nichtfeſtredner.

Seit ſiebzehn Jahren ſteht
Die Univerſität.
Wie kommt's, daß kein Juriſt
Sich in ſo langer Friſt
An unſers Königs Feſt
Als Redner hören läßt?
Sind etwa die Juriſten
Nicht gute Royaliſten?
Sind vollends Civiliſten
Nicht gute Latiniſten?
Das Corpus juris iſt
Lateiniſch, wie ihr wißt;
Wovon ſie dann die Fetzen
Mit ſchlechtem Deutſch verſetzen.
Da achtet man nicht viel
Latinität und Stil.
So geht zwar viel Latein
In ihren Kopf hinein;
Doch ſoll's zum Mund heraus,
Dann ſind ſie nicht zu Haus.

il examine dans cet écrit, pour la première fois, quelle seroit la meilleure forme à donner à ce gouvernement. D'une part, les sentimens d'opposition qui animoient déjà M. Necker contre le despotisme de Bonaparte, le portoient à se servir contre lui des seules armes qui pussent encore l'atteindre; d'autre part, dans un moment où le danger d'exalter les esprits n'étoit pas à redouter, un politique philosophe se plaisoit à traiter dans toute sa vérité une question très-importante.

L'idée la plus remarquable de cet examen, c'est que, loin de vouloir rapprocher autant que cela se peut une république d'une monarchie, alors qu'on se décide à la république, il faut au contraire puiser toute sa force dans les élémens populaires. La dignité d'une telle institution ne pouvant reposer que sur l'assentiment de la nation, il faut essayer de faire reparoître sous diverses formes la puissance qui doit, dans ce cas, tenir lieu de toutes les autres. Cette profonde pensée est la base du projet de république dont M. Necker détaille chaque partie, en répétant néanmoins qu'il ne sauroit en conseiller l'adoption dans un grand pays.

Enfin, il termine son dernier ouvrage par des considérations générales sur les finances.

Elles renferment deux vérités essentielles : l'une, que le gouvernement consulaire se trouvoit dans une beaucoup meilleure situation à cet égard, que celle où le roi de France avoit jamais été, puisque, d'une part, l'augmentation du territoire accroissoit les recettes, et que, de l'autre, la réduction de la dette diminuoit les dépenses; que d'ailleurs, les impôts rendoient davantage, sans que le peuple fût aussi chargé, parce que les dixmes et les droits féodaux étoient supprimés. Secondement, M. Necker affirmoit, en 1802, que jamais le crédit ne pourroit exister sans une constitution libre; non assurément que les prêteurs de nos jours aiment la liberté par enthousiasme, mais le calcul de leur intérêt leur apprend qu'on ne peut se fier qu'à des institutions durables, et non à des ministres des finances qu'un caprice a choisis, qu'un caprice peut écarter, et qui, décidant du juste et de l'injuste au fond de leur cabinet, ne sont jamais éclairés par le grand jour de l'opinion publique.

En effet, Bonaparte a soutenu ses finances par le produit des contributions étrangères, et par le revenu de ses conquêtes; mais il n'auroit pu se faire prêter librement la plus foible partie des sommes qu'il recueilloit par la force. L'on pourroit conseiller en général aux souverains qui veulent savoir la vérité sur leur gouvernement, d'en croire plutôt la manière dont leurs emprunts se remplissent, que les témoignages de leurs flatteurs.

Bien que dans l'ouvrage de M. Necker, le premier consul ne pût trouver que des paroles flatteuses sur sa personne, il lança contre lui avec une amertume inouie les journaux tous à ses ordres; et, depuis cette époque, ce système de calomnie n'a point cessé. Les mêmes écrivains sous des couleurs diverses n'ont pas dû varier dans leur haine contre un homme qui a voulu dans les finances l'économie la plus sévère, et dans le gouvernement les institutions qui forcent à la justice.

CHAPITRE VIII.

De l'exil.

Parmi toutes les attributions de l'autorité, l'une des plus favorables à la tyrannie, c'est la faculté d'exiler sans jugement. On avoit présenté avec raison les lettres de cachet de l'ancien régime, comme l'un des motifs les plus pressans pour faire une révolution en France ; et c'étoit Bonaparte, l'élu du peuple, qui, foulant aux pieds tous les principes en faveur desquels le peuple s'étoit soulevé, s'arrogeoit le pouvoir d'exiler quiconque lui déplaisoit un peu, et d'emprisonner, sans que les tribunaux s'en mêlassent, quiconque lui déplaisoit davantage. Je comprends, je l'avoue, comment les anciens courtisans, en grande partie, se sont ralliés au système politique de Bonaparte ; ils n'avoient qu'une concession à lui faire, celle de changer de maître ; mais les républicains que le gouvernement de Napoléon devoit heurter dans chaque parole, dans chaque acte, dans chaque décret, comment pouvoient-ils se prêter à sa tyrannie ?

Un nombre très considérable d'hommes et de femmes de diverses opinions, ont subi ces décrets d'exil qui donnent au souverain de l'état une autorité plus absolue encore que celle même qui peut résulter des emprisonnemens illégaux; car il est plus difficile d'user d'une mesure violente que d'un genre de pouvoir qui, bien que terrible au fond, a quelque chose de benin dans la forme. L'imagination s'attache toujours à l'obstacle insurmontable; on a vu de grands hommes, Thémistocle, Cicéron, Bolingbroke, profondément malheureux de l'exil; et Bolingbroke, en particulier, déclare dans ses écrits que la mort lui paroît moins redoutable.

Éloigner un homme ou une femme de Paris, les envoyer, ainsi qu'on le disoit alors, respirer l'air de la campagne, c'étoit désigner une grande peine avec des expressions si douces, que tous les flatteurs du pouvoir la tournoient facilement en dérision. Cependant, il suffit de la crainte d'un tel exil, pour porter à la servitude tous les habitans de la ville principale de l'empire. Les échafauds peuvent à la fin réveiller le courage; mais les chagrins domestiques de tout genre, résultat du bannissement, affoiblissent la résistance, et portent seulement à redouter la disgrâce du souverain qui peut vous infliger une existence si malheureuse. L'on peut volontairement passer sa vie hors de son pays; mais lorsqu'on y est contraint, on se figure sans cesse que les objets de notre affection peuvent être malades sans qu'il soit permis d'être auprès d'eux, sans qu'on puisse jamais peut-être les revoir. Les affections de choix, souvent même celles de famille, les habitudes de société, les intérêts de fortune, tout est compromis; et, ce qui est plus cruel encore, tous les liens se relâchent, et l'on finit par être étranger à sa patrie.

Souvent j'ai pensé, pendant les douze années d'exil auxquelles Napoléon m'a condamnée, qu'il ne pouvoit sentir le malheur d'être privé de la France; il n'avoit point de souvenirs françois dans le cœur. Les rochers de la Corse lui retraçoient seuls les jours de son enfance; mais la fille de M. Necker étoit plus françoise que lui. Je renvoie à un autre ouvrage dont plusieurs morceaux sont écrits déjà, toutes les circonstances de mon exil, et des voyages jusqu'aux confins de l'Asie qui en ont été la suite; mais, comme je me suis presque interdit les portraits des hommes vivans, je ne pourrois donner à une histoire individuelle le genre d'intérêt qu'elle doit avoir. Maintenant, il ne me convient de rappeler que ce qui doit servir au plan général de ce livre.

Je devinai plus vite que d'autres, et je m'en vante, le caractère et les desseins tyranniques de Bonaparte. Les véritables amis de la liberté sont éclairés à cet égard par un instinct qui ne les trompe pas. Mais ce qui rendoit dans les commencemens du consulat ma position plus cruelle, c'est que la bonne compagnie de France croyoit voir dans Bonaparte celui qui la préservoit de l'anarchie ou du jacobinisme. Ainsi donc, elle blâma fortement l'esprit d'opposition que je montrai contre lui. Quiconque prévoit en politique le lendemain, excite la colère de ceux qui ne conçoivent que le jour même. J'oserai donc le dire, il me falloit plus de force encore pour supporter la persécution de la société, que pour m'exposer à celle du pouvoir.

J'ai toujours conservé le souvenir d'un de ces supplices de salon, s'il est permis de s'exprimer ainsi, que les aristocrates françois, quand cela leur convient, savent si bien infliger à ceux qui ne partagent pas leurs opinions. Une grande partie de l'ancienne noblesse s'étoit ralliée à Bonaparte : les uns, comme on l'a vu depuis, pour reprendre leurs habitudes de courtisans, les autres, espérant alors que le premier consul ramèneroit l'ancienne dynastie. L'on savoit que j'étois très-prononcée contre le système de gouvernement que suivoit et que préparoit Napoléon, et les partisans de l'arbitraire nommoient, suivant leur coutume, opinions antisociales, celles qui tendent à relever la dignité des nations. Si l'on rappeloit à quelques émigrés rentrés sous le règne de Bonaparte, avec quelle fureur ils blâmoient alors les amis de la liberté toujours attachés au même système, peut-être apprendroient-ils l'indulgence en se ressouvenant de leurs erreurs.

Je fus la première femme que Bonaparte exila; mais bientôt après il en bannit un grand nombre, d'opinions opposées. Une personne très-intéressante, entre autres, la duchesse de Chevreuse, est morte du serrement de cœur que son exil lui a causé. Elle ne put obtenir de Napoléon, lorsqu'elle étoit mourante, la permission de retourner une dernière fois à Paris, pour consulter son médecin et revoir ses amis. D'où venoit ce luxe en fait de méchanceté, si ce n'est d'une sorte de haine contre tous les êtres indépendans? Et comme les femmes, d'une part, ne pouvoient servir en rien ses desseins politiques, et que, de l'autre, elles étoient moins accessibles que les hommes aux craintes et aux espérances dont le pouvoir est dispensateur, elles lui donnoient de l'humeur comme des rebelles, et il se plaisoit à leur dire des choses blessantes et vulgaires. Il haïssoit autant l'esprit de chevalerie qu'il recherchoit l'étiquette : c'étoit faire un mauvais choix parmi les anciennes mœurs. Il lui restoit aussi de ses premières habitudes pendant la révolution, une certaine antipathie jacobine contre la société brillante de Paris, sur laquelle les femmes exerçoient beaucoup d'ascendant; il redoutoit en elles l'art de la plaisanterie, qui, l'on doit en convenir, appartient particulièrement aux Françoises. Si Bonaparte avoit voulu s'en tenir au superbe rôle de grand général et de premier magistrat de la république, il auroit plané de toute la hauteur du génie au-dessus des petits traits acérés de l'esprit de salon. Mais quand il avoit le dessein de se faire un roi parvenu, un bourgeois gentilhomme sur le trône, il s'exposoit précisément à la moquerie du bon ton, et il ne pouvoit la comprimer, comme il l'a fait, que par l'espionnage et la terreur.

Bonaparte vouloit que je le louasse dans mes écrits, non assurément qu'un éloge de plus eût été remarqué dans la fumée d'encens dont on l'environnoit; mais comme j'étois positivement le seul écrivain connu parmi les François, qui eût publié des livres sous son règne, sans faire mention en rien de sa gigantesque existence, cela l'importunoit, et il finit par supprimer mon ouvrage sur l'Allemagne avec une incroyable fureur. Jusqu'alors ma disgrâce avoit consisté seulement dans l'éloignement de Paris; mais depuis on m'interdit tout voyage, on me menaça de la prison pour le reste de mes jours; et la contagion de l'exil, invention digne des empereurs romains, étoit l'aggravation la plus cruelle de cette peine. Ceux qui venoient voir les bannis, s'exposoient au bannissement à leur tour; la plupart des François que je connoissois me fuyoient comme une pestiférée. Quand je n'en souffrois pas trop, cela me sembloit une comédie; et, de la même manière que les voyageurs en quarantaine jettent par malice leurs mouchoirs aux passans, pour les obliger à partager l'ennui du lazareth, lorsqu'il m'arrivoit de rencontrer par hasard dans les rues de Genève un homme de la cour de Bonaparte, j'étois tentée de lui faire peur avec mes politesses.

Die gelehrte Bildung der Croaten.

Während des ungariſchen Reichstags, im Sommer 1843.

Wie rühmlich iſt der Kampf der krieg'riſchen Croaten
Mit Ungarns ſäbelklirrenden Magnaten!
Wir ſind, behaupten ſie, Illyrier von Geſchlecht:
Ihr aber, Hunnen und Magyaren,
Seid aſiatiſche Barbaren,
Und wollt uns zwingen nun zu ſprechen, wie ihr ſprecht.
Wir ſind ein freies Volk in unſers Kaiſers Staaten,
Berufen, hier das Wohl des Landes zu berathen;
Latein zu ſprechen, war von jeher unſer Recht.

Ach! wären unſre Profeſſoren
Doch in Croatien geboren!
So hätten ſie von Rom ſich nicht ſo weit entfernt,
Und wüßten was man in Secunda lernt.

* * *

Bücher und Recenſionen.

Langweilig; formlos; breit; die Reſultate Nieten;
Hierin kann Recenſent den Autor überbieten.

* * *

Mon généreux ami M. Mathieu de Montmorency étant venu me voir à Coppet, il y reçut, quatre jours après son arrivée, une lettre de cachet qui l'exiloit, pour le punir d'avoir donné la consolation de sa présence à une amie de vingt-cinq années. Je ne sais ce que je n'aurois pas fait dans ce moment pour éviter une telle douleur. Dans le même temps, madame Recamier, qui n'avoit avec la politique d'autres rapports que son intérêt courageux pour les proscrits de toutes les opinions, vint aussi me voir à Coppet, où nous nous étions déjà plusieurs fois réunies; et, le croiroit-on? la plus belle femme de France, une personne qui à ce titre auroit trouvé partout des défenseurs, fut exilée parce qu'elle étoit venue dans le château d'une amie malheureuse à cent cinquante lieues de Paris. Cette coalition de deux femmes établies sur le bord du lac de Genève, parut trop redoutable au maître du monde, et il se donna le ridicule de les persécuter. Mais il avoit dit une fois : *La puissance n'est jamais ridicule ;* et certes il a bien mis à l'épreuve cette maxime.

Combien n'a-t-on pas vu de familles divisées par la frayeur que causoient les moindres rapports avec les exilés? Dans le commencement de la tyrannie, quelques actes de courage se font remarquer; mais par degrés le chagrin altère les sentimens, les contrariétés fatiguent, l'on vient à penser que les disgrâces de ses amis sont causées par leurs propres fautes. Les sages de la famille se rassemblent pour dire qu'il ne faut pas trop communiquer avec madame ou monsieur un tel; leurs excellens sentimens, assure-t-on, ne sauroient se mettre en doute; mais leur imagination est si vive! En vérité, l'on proclameroit volontiers tous ces pauvres proscrits de grands poëtes, à condition que leur imprudence ne permît pas de les voir ni de leur écrire. Ainsi l'amitié, l'amour même, se glacent dans tous les cœurs; les qualités intimes tombent avec les vertus publiques; on ne s'aime plus entre soi, après avoir cessé d'aimer la patrie; et l'on apprend seulement à se servir d'un langage hypocrite, qui contient le blâme doucereux des personnes en défaveur, l'apologie adroite des gens puissans, et la doctrine cachée de l'égoïsme.

Bonaparte avoit plus que tout autre le secret de faire naître ce froid isolement qui ne lui présentoit les hommes qu'un à un, et jamais réunis. Il ne vouloit pas qu'un seul individu de son temps existât par lui-même, qu'on se mariât, qu'on eût de la fortune, qu'on choisît un séjour, qu'on exerçât un talent, qu'une résolution quelconque se prît sans sa permission; et, chose singulière, il entroit dans les moindres détails des relations de chaque individu, de manière à réunir l'empire du conquérant à une inquisition de commérage, s'il est permis de s'exprimer ainsi, et de tenir entre ses mains les fils les plus déliés comme les chaînes les plus fortes.

La question métaphysique du libre arbitre de l'homme étoit devenue très-inutile sous le règne de Bonaparte; car personne ne pouvoit plus suivre en rien sa propre volonté, dans les plus grandes comme dans les plus petites circonstances.

CHAPITRE IX.

Des derniers jours de M. Necker.

Je ne parlerois point du sentiment que m'a laissé la perte de mon père, si ce n'étoit pas un moyen de plus de le faire connoître. Quand les opinions politiques d'un homme d'état sont encore à beaucoup d'égards l'objet des débats du monde, il ne faut rien négliger pour donner aux principes de cet homme la sanction de son caractère. Or, quelle plus grande garantie peut-on en offrir que l'impression qu'il a produite sur les personnes le plus à portée de le juger? Il y a maintenant douze années que la mort m'a séparée de mon père, et chaque jour mon admiration pour lui s'est accrue; le souvenir que j'ai conservé de son esprit et de ses vertus me sert de point de comparaison pour apprécier ce que peuvent valoir les autres hommes; et, quoique j'aie parcouru l'Europe entière, jamais un génie de cette trempe, jamais une moralité de cette vigueur, ne s'est offerte à moi. M. Necker pouvoit être foible par bonté, incertain à force de réfléchir; mais, quand il croyoit le devoir intéressé dans une résolution, il lui sembloit entendre la voix de Dieu; et, quoi qu'on pût tenter alors pour l'ébranler, il n'écoutoit jamais qu'elle. J'ai plus de confiance encore aujourd'hui dans la moindre de ses paroles, que je n'en aurois dans aucun individu existant, quelque supérieur qu'il pût être; tout ce que m'a dit M. Necker est ferme en moi comme le rocher; tout ce j'ai gagné par moi-même peut disparoître; l'identité de mon être est dans l'attachement que je garde à sa mémoire. J'ai aimé qui je n'aime plus, j'ai estimé qui je n'estime plus; le flot de la vie a tout emporté, excepté cette grande ombre qui est là sur le sommet de la montagne, et qui me montre du doigt la vie à venir.

Je ne dois de reconnoissance véritable sur cette terre qu'à Dieu et à mon père; tout le reste de mes jours s'est passé dans la lutte; lui seul y a répandu sa bénédiction. Mais combien n'a-t-il pas souffert! La prospérité la plus brillante avoit signalé la moitié de sa vie : il étoit devenu riche; il avoit été nommé premier ministre de France; l'attachement sans bornes des François l'avoit récompensé de son dévouement pour eux : pendant les sept années de sa première retraite, ses ouvrages avoient été placés au premier rang de ceux des hommes d'état, et peut-être étoit-il le seul qui se fût montré profond dans l'art d'administrer un grand pays sans s'écarter jamais de la moralité la plus scrupuleuse, et même la délicatesse la plus pure. Comme écrivain religieux, il n'avoit jamais cessé d'être philosophe; comme écrivain philosophe, il n'avoit jamais cessé d'être religieux; l'éloquence ne l'avoit pas entraîné au-delà de la raison, et la raison ne le privoit pas d'un seul mouvement vrai d'éloquence. A ces grands avantages il avoit joint les succès les plus flatteurs en société: madame du Deffant, la femme de France à qui l'on reconnoissoit la conversation la plus piquante, écrivoit qu'elle n'avoit point rencontré d'homme plus aimable que M. Necker. Il possédoit aussi ce charme, mais il ne s'en servoit qu'avec ses amis. Enfin en 1789 l'opinion universelle des François étoit que jamais un ministre n'avoit porté plus loin tous les genres de talens et de vertus. Il n'est pas une ville, pas un bourg, pas une corporation en France, dont nous n'ayons des adresses qui expriment ce sentiment. Je transcris ici entre mille autres celle qui fut écrite à la république de Genève par la ville de Valence.

« Messieurs les syndics,

» Dans l'enthousiasme de la liberté qui em-
» brase toute la nation françoise, et qui nous
» pénètre de reconnoissance pour les bontés de
» notre auguste monarque, nous avons pensé
» que nous vous devions un tribut de notre
» gratitude. C'est dans le sein de votre républi-
» que que M. Necker a pris le jour, c'est au
» foyer de vos vertus publiques que son cœur
» s'est formé dans la pratique de toutes celles
» dont il nous a donné le touchant spectacle;
» c'est à l'école de vos bons principes qu'il a
» puisé cette douce et consolante morale, qui
» fortifie la confiance, inspire le respect, pres-
» crit l'obéissance pour l'autorité légitime.
» C'est encore parmi vous, messieurs, que son
» âme a acquis cette trempe ferme et vigou-
» reuse dont l'homme d'état a besoin, quand il
» se livre avec intrépidité à la pénible fonction
» de travailler au bonheur public.

» Pénétrés de vénération pour tant de qua-
» lités différentes, dont la réunion dans M. Nec-
» ker exalte notre admiration, nous croyons
» devoir aux citoyens de la ville de Genève des
» témoignages publics de notre reconnois-
» sance, pour avoir formé dans son sein un
» ministre aussi parfait sous tous les rapports.

» Nous désirons que notre lettre soit consi-
» gnée dans les registres de la république, pour
» être un monument durable de notre vénéra-
» tion pour votre respectable concitoyen. »

Hélas! auroit-on prévu que tant d'admiration seroit suivie de tant d'injustice; qu'on reprocheroit des sentimens d'étranger à celui qui a chéri la France avec une prédilection presque trop grande; qu'un parti l'appelleroit l'auteur de la révolution, parce qu'il respectoit les droits de la nation, et que les meneurs de cette nation l'accuseroient d'avoir voulu la sacrifier au maintien de la monarchie? Ainsi dans d'autres temps, je me plais à le répéter, le chancelier de l'Hôpital étoit menacé par les catholiques et les protestans tour à tour; ainsi l'on auroit vu Sully succomber sous les haines de parti, si la fermeté de son maître ne l'avoit pas soutenu. Mais aucun de ces deux hommes d'état n'avoit cette imagination du cœur qui rend accessible à tous les genres de peine. M. Necker étoit calme devant Dieu, calme aux approches de la mort, parce que la conscience seule parle dans cet instant. Mais, lorsque les intérêts de ce monde l'occupoient encore, il n'est pas un reproche qui ne l'ait blessé, pas un ennemi dont la malveillance ne l'ait atteint, pas un jour pendant lequel il ne se soit vingt fois interrogé lui-même, tantôt pour se faire un tort des maux qu'il n'avoit pu prévenir, tantôt pour se placer en arrière des événemens, et peser de nouveau les différentes résolutions qu'il auroit pu prendre. Les jouissances les plus pures de la vie étoient empoisonnées pour lui, par les persécutions inouïes de l'esprit de parti. Cet esprit de parti se montroit jusque dans la manière dont les émigrés, dans le temps de leur détresse, s'adressoient à lui pour demander des secours. Plusieurs, en lui écrivant à ce sujet, s'excusoient de ne pouvoir aller chez lui, parce que les principaux d'entre eux le leur avoient défendu; ils jugeoient bien du moins de la générosité de M. Necker, quand ils croyoient que cette soumission à l'impertinence de leurs chefs ne le détourneroit pas de leur rendre service.

Parmi les inconvéniens de l'esclavage de la presse, il y avoit encore que les jugemens sur la littérature étoient entre les mains du gouvernement : il en résultoit que, par l'intermédiaire des journalistes, la police disposoit, au moins momentanément, de la fortune littéraire d'un écrivain, comme d'un autre côté elle délivroit des permissions pour l'entreprise des jeux de hasard. Les écrits de M. Necker, pendant les derniers temps de sa vie, n'ont donc point été jugés en France avec impartialité; et c'est une peine de plus qu'il a supportée dans sa retraite. L'avant-dernier de ses ouvrages, intitulé, *Cours de morale religieuse*, est, je crois pouvoir l'affirmer, un des livres de piété les mieux écrits, les plus forts de pensée et d'éloquence dont les protestans puissent se vanter, et souvent je l'ai trouvé entre les mains de personnes que les peines du cœur avoient atteintes. Toutefois, les journaux sous Bonaparte n'en firent presque pas mention, et le peu qu'on en dit n'en donnoit aucune idée. Il y a eu de même, en d'autres pays, quelques exemples de chefs-d'œuvre littéraires, qui n'ont été jugés que long-temps après la mort de leur auteur. Cela fait mal de penser que celui qui nous fut si cher, a été privé même du plaisir que ses talens comme écrivain lui méritoient incontestablement.

Il n'a point vu le jour de l'équité luire pour sa mémoire, et sa vie a fini l'année même où Bonaparte alloit se faire empereur, c'est-à-dire, dans une époque où aucun genre de vertu n'étoit en honneur en France. La délicatesse de son âme étoit telle, que la pensée qui le tour-

An Viele.

Ihr ſchreibt, ihr recenſiert jezt ohne Salz und Schmalz.
Das Athenäum war ein Magazin voll Salz:
Von ſolchem biet' ich euch zum Koſten dieſe Proben;
Ihr müßt daran gewiß die Schärf' und Weiße loben.

Epilog.

Nur ein poetiſch Feuerwerk
War, Publicum, mein Augenmerk.
Doch ärgerſt du dich an den Scherzen,
Als kämen ſie aus ſchwarzem Herzen,
So geh' ich dir zu Leib' im Ernſt,
Damit du Spaß verſtehen lernſt.

mentoit pendant sa dernière maladie, c'étoit la crainte d'avoir été la cause de mon exil : et je n'étois pas près de lui pour le rassurer! Il écrivit à Bonaparte, d'une main affoiblie, pour lui demander de me rappeler quand il ne seroit plus. J'envoyai cette requête sacrée à l'empereur; il n'y répondit point : la magnanimité lui a toujours paru de l'affectation, et il en parloit assez volontiers comme d'une vertu de mélodrame : s'il avoit pu connoître l'ascendant de cette vertu, il eût été tout à la fois meilleur et plus habile. Après tant de douleurs, après tant de vertus, la puissance d'aimer sembloit s'être accrue dans mon père à l'âge où elle diminue chez les autres hommes; et tout annonçoit en lui, quand il a fini de vivre, le retour vers le ciel.

CHAPITRE X.

Résumé des principes de M. Necker en matière de gouvernement.

On a souvent dit que la religion étoit nécessaire au peuple; et je crois facile de prouver que les hommes d'un rang élevé en ont plus besoin encore. Il en est de même de la morale dans ses rapports avec la politique. On n'a cessé de répéter qu'elle convenoit aux particuliers, et non aux nations: il est au contraire vrai que c'est aux gouvernemens des états surtout que les principes fixes sont applicables. L'existence de tel ou tel individu étant passagère, il arrive quelquefois qu'une mauvaise action lui sert pour un moment, dans une conjoncture où son intérêt personnel est compromis; mais, les nations étant durables, elles ne sauroient s'affranchir des lois générales et permanentes de l'ordre intellectuel, sans marcher à leur perte. L'injustice qui peut servir à un homme par exception, est toujours nuisible aux successions d'hommes dont le sort rentre forcément dans la règle universelle. Mais ce qui a donné quelque crédit à la maxime infernale qui place la politique au-dessus de la morale, c'est qu'on a confondu les chefs de l'état avec l'état lui-même : or, ces chefs ont souvent trouvé qu'il leur étoit plus commode et plus avantageux de se tirer à tout prix d'une difficulté présente, et ils ont mis en principe les mesures que leur égoïsme ou leur incapacité leur ont fait prendre. Un homme, embarrassé dans ses affaires, établiroit volontiers en théorie que d'emprunter à usure est le meilleur système de finances qu'on puisse adopter. Or, l'immoralité en tout genre est aussi un emprunt à usure; elle sauve pour le moment, et ruine plus tard.

M. Necker, pendant son premier ministère, n'étoit point en mesure de songer à l'établissement d'un gouvernement représentatif; en proposant les administrations provinciales, il vouloit mettre une borne à la puissance des ministres et donner de l'influence aux hommes éclairés, et aux riches propriétaires de toutes les parties de la France. La première maxime de M. Necker, en fait de gouvernement, étoit d'éviter l'arbitraire, et de limiter l'action ministérielle dans tout ce qui n'est pas nécessaire au maintien de l'ordre. Un ministre qui veut tout faire, tout ordonner, et qui est jaloux du pouvoir comme d'une jouissance personnelle, convient aux cours, mais non aux nations. Un homme de génie, quand par hasard il se trouve à la tête des affaires publiques, doit travailler à se rendre inutile. Les bonnes institutions réalisent et maintiennent les hautes pensées qu'un individu, quel qu'il soit, ne peut mettre en œuvre que passagèrement.

A la haine de l'arbitraire, M. Necker joignoit un grand respect pour l'opinion, un profond intérêt pour cet être abstrait mais réel qu'on appelle le peuple, et qui n'a pas cessé d'être à plaindre, quoiqu'il se soit montré redoutable. Il croyoit nécessaire d'assurer à ce peuple des lumières et de l'aisance, deux bienfaits inséparables. Il ne vouloit point qu'on sacrifiât la nation aux castes privilégiées; mais il étoit d'avis cependant qu'on transigeât avec les anciennes coutumes, à cause des nouvelles circonstances. Il croyoit à la nécessité des distinctions dans la société, afin de diminuer la rudesse du pouvoir par l'ascendant volontaire de la considération; mais l'aristocratie, telle qu'il la concevoit, avoit pour but d'exciter l'émulation de tous les hommes de mérite.

M. Necker haïssoit les guerres d'ambition, apprécioit très-haut les ressources de la France, et croyoit qu'un tel pays, gouverné par la sagesse d'une véritable représentation nationale, et non par les intrigues des courtisans, n'avoit au milieu de l'Europe rien à désirer ni à craindre.

Quelque belle que fût la doctrine de M. Necker, dira-t-on, puisqu'il n'a pas réussi, elle n'étoit donc pas adaptée aux hommes tels qu'ils sont. Il se peut qu'un individu n'obtienne pas du ciel la faveur d'assister lui-même au triomphe des vérités qu'il proclame : mais en sont-elles moins pour cela des vérités? Quoiqu'on ait jeté Galilée dans les prisons, les lois de la nature découvertes par lui n'ont-elles pas été depuis généralement reconnues? La morale et la liberté sont aussi sûrement les seules bases du bonheur et de la dignité de l'espèce humaine, que le système de Galilée est la véritable théorie des mouvemens célestes.

Considérez la puissance de l'Angleterre : d'où lui vient-elle? de ses vertus et de sa constitution. Supposez un moment que cette île, maintenant si prospère, fût privée tout à coup de ses lois, de son esprit public, de la liberté de la presse, et du parlement, qui tire sa force de la nation et lui rend la sienne à son tour : comme les champs seroient desséchés, comme les ports deviendroient déserts! Les agens des puissances absolues eux-mêmes, ne pouvant plus obtenir leurs subsides de ce pays sans crédit et sans patriotisme, regretteroient la liberté, qui pendant si long-temps du moins leur a prêté ses trésors.

Les malheurs de la révolution sont résultés de la résistance irréfléchie des privilégiés à ce que vouloient la raison et la force; cette question est encore débattue après vingt-sept années. Les dangers de la lutte sont moins grands, parce que les partis sont plus affoiblis; mais l'issue en seroit la même. M. Necker dédaignoit le machiavélisme dans la politique, la charlatanerie dans les finances, et l'arbitraire dans le gouvernement. Il pensoit que la suprême habileté consiste à mettre la société en harmonie avec les lois silencieuses mais immuables, auxquelles la divinité a soumis la nature humaine. On peut l'attaquer sur ce terrain, car il s'y placeroit encore s'il vivoit.

Il ne se targuoit point du genre de talens qu'il faut pour être un factieux ou un despote; il avoit trop d'ordre dans l'esprit, et de paix dans l'âme, pour être propre à ces grandes irrégularités de la nature, qui dévorent le siècle et le pays dans lequel elles apparoissent. Mais s'il fût né Anglois, je dis avec orgueil qu'aucun ministre ne l'eût jamais surpassé, car il étoit plus ami de la liberté que M. Pitt, plus austère que M. Fox, et non moins éloquent, non moins énergique, non moins pénétré de la dignité de l'état que lord Chatham. Ah! que n'a-t-il pu, comme lui, prononcer ses dernières paroles dans le sénat de la patrie, au milieu d'une nation qui sait juger, qui sait être reconnoissante, et dont l'enthousiasme, loin d'être le présage de la servitude, est la récompense de la vertu!

Maintenant, retournons à l'examen du personnage politique le plus en contraste avec les principes que nous venons de retracer, et voyons si lui-même aussi, Bonaparte, ne doit pas servir à prouver la vérité de ces principes qui seuls auroient pu le maintenir en puissance, et conserver la gloire du nom françois.

CHAPITRE XI.

Bonaparte empereur. La contre-révolution faite par lui.

Lorsqu'a la fin du dernier siècle, Bonaparte se mit à la tête du peuple françois, la nation entière souhaitoit un gouvernement libre et constitutionnel. Les nobles, depuis long-temps hors de France, n'aspiroient qu'à rentrer en paix dans leurs foyers; le clergé catholique réclamoit la tolérance; les guerriers républicains, ayant effacé par leurs exploits l'éclat des distinctions nobiliaires, la race féodale des anciens conquérans respectoit les nouveaux vainqueurs, et la révolution étoit faite dans les esprits. L'Europe se résignoit à laisser à la France la barrière du Rhin et des Alpes, et il ne restoit qu'à garantir ces biens en réparant les maux que leur acquisition avoit entraînés. Mais Bonaparte conçut l'idée d'opérer la contre-révolution à son avantage, en ne conservant dans l'état, pour ainsi dire, aucune chose nouvelle que lui-même. Il rétablit le trône, le clergé et la noblesse : une monarchie, comme l'a dit M. Pitt, sans légitimité et sans limites; un clergé qui n'étoit que le prédicateur du despotisme; une noblesse composée des anciennes et des nouvelles familles, mais qui n'exerçoit aucune magistrature dans l'état, et ne servoit que de parure au pouvoir absolu.

Bonaparte ouvrit la porte aux anciens préjugés, se flattant de les arrêter juste au point de sa toute-puissance. On a beaucoup dit que, s'il avoit été modéré, il se seroit maintenu. Mais qu'entend-on par modéré? S'il avoit établi sincèrement et dignement la constitution angloise en France, sans doute il seroit encore empereur. Ses victoires le créoient prince; il a fallu son amour de l'étiquette, son besoin de flatterie, les titres, les décorations et les chambellans pour faire reparoître en lui le parvenu. Mais quelque insensé que fût son système de conquête, dès qu'il étoit assez misérable d'âme pour ne voir de grandeur que dans le despotisme, peut-être ne pouvoit-il se passer de guerres continuelles; car que seroit-ce qu'un despote sans gloire militaire dans un pays tel que la France? Pouvoit-on opprimer la nation dans l'intérieur, sans lui donner au moins le funeste dédommagement de dominer ailleurs à son tour? Le fléau de l'espèce humaine, c'est le pouvoir absolu, et tous les gouvernemens françois qui ont succédé à l'assemblée constituante, ont péri pour avoir cédé à cette amorce sous un prétexte ou sous un autre.

Au moment où Bonaparte voulut se faire nommer empereur, il crut à la nécessité de rassurer, d'une part, les révolutionnaires sur la possibilité du retour des Bourbons; et de prouver de l'autre, aux royalistes, qu'en s'attachant à lui, ils rompoient sans retour avec l'ancienne dynastie. C'est pour remplir ce double but qu'il commit le meurtre d'un prince du sang, du duc d'Enghien. Il passa le Rubicon du crime, et de ce jour son malheur fut écrit sur le livre du destin.

Un des machiavélistes de la cour de Bonaparte dit, à cette occasion, *que cet assassinat étoit bien pis qu'un crime, puisque c'étoit une faute.* J'ai, je l'avoue, un profond mépris pour tous ces politiques dont l'habileté consiste à se montrer supérieurs à la vertu. Qu'ils se montrent donc une fois supérieurs à l'égoïsme, cela sera plus rare et même plus habile!

Néanmoins ceux qui avoient blâmé le meurtre du duc d'Enghien, comme une mauvaise spéculation, eurent aussi raison même sous ce rapport. Les révolutionnaires et les royalistes,

Siebentes Buch.

Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſidenten von Kotzebue.

malgré la terrible alliance du sang innocent, ne se crurent point unis irrévocablement au sort de leur maître. Il avoit fait de l'intérêt la divinité de ses partisans, et les adeptes de sa doctrine l'ont mise en pratique contre lui-même, quand le malheur l'a frappé.

Au printemps de 1804, après la mort du duc d'Enghien, et l'abominable procès de Moreau et de Pichegru, lorsque tous les esprits étoient remplis d'une terreur qui pouvoit en un instant se changer en révolte, Bonaparte fit venir chez lui quelques sénateurs pour leur parler négligemment, et comme d'une idée sur laquelle il n'étoit pas encore fixé, de la proposition qu'on lui faisoit de se déclarer empereur. Il passa en revue les différens partis qu'on pouvoit adopter pour la France : une république ; le rappel de l'ancienne dynastie ; enfin la création d'une monarchie nouvelle ; comme un homme qui se seroit entretenu des affaires d'autrui, et les auroit examinées avec une parfaite impartialité. Ceux qui causoient avec lui le contrarioient avec la plus énergique véhémence, toutes les fois qu'il présentoit des argumens en faveur d'une autre puissance que la sienne. A la fin Bonaparte se laissa convaincre : *Hé bien*, dit-il, *puisque* *vous croyez que ma nomination au titre d'empereur est nécessaire au bonheur de la France, prenez au moins des précautions contre ma tyrannie; oui, je vous le répète, contre ma tyrannie. Qui sait, si dans la situation où je vais être, je ne serai pas tenté d'abuser du pouvoir?*

Les sénateurs s'en allèrent attendris par cette candeur aimable, dont les conséquences furent la suppression du tribunat, tout benin qu'il étoit alors; l'établissement du pouvoir unique du conseil d'état, servant d'instrument dans la main de Bonaparte; le gouvernement de la police, un corps permanent d'espions, et dans la suite sept prisons d'état dans lesquelles les détenus ne pouvoient être jugés par aucun tribunal, leur sort dépendant uniquement de la simple décision des ministres.

Afin de faire supporter une semblable tyrannie, il falloit contenter l'ambition de tous ceux qui s'engageroient à la maintenir. Les contributions de l'Europe entière y suffisoient à peine en fait d'argent. Aussi Bonaparte chercha-t-il d'autres trésors dans la vanité.

Le principal mobile de la révolution françoise étoit l'amour de l'égalité. L'égalité devant la loi fait partie de la justice, et par conséquent de la liberté ; mais le besoin d'anéantir tous les rangs supérieurs tient aux petitesses de l'amour-propre. Bonaparte a très-bien connu l'ascendant de ce défaut en France, et voici comme il s'en est servi. Les hommes qui avoient pris part à la révolution ne vouloient plus qu'il y eût des castes au-dessus d'eux. Bonaparte les a ralliés à lui en leur promettant les titres et les rangs dont ils avoient dépouillé les nobles. « Vous voulez l'égalité ? » leur disoit-il : « Je ferai mieux encore, je vous don-» nerai l'inégalité en votre faveur ; MM. de la » Trémoille, de Montmorency, etc., seront » légalement de simples bourgeois dans l'état, » pendant que les titres de l'ancien régime et » les charges de cour seront possédées par les » noms les plus vulgaires, si cela plaît à l'em-» pereur. » Quelle bizarre idée ! et n'auroit-on pas cru qu'une nation, si propre à saisir les inconvenances, se seroit livrée au rire inextinguible des dieux d'Homère, en voyant tous ces républicains masqués en ducs, en comtes, en barons, et s'essayant à l'étude des manières des grands seigneurs, comme on répète un rôle de comédie ? On faisoit bien quelques chansons sur ces parvenus de toute espèce, rois et valets ; mais l'éclat des victoires et la force du despotisme ont tout fait passer, au moins pendant quelques années. Ces républicains qu'on avoit vus dédaigner les récompenses données par les monarques, n'avoient plus assez d'espace sur leurs habits pour y placer les larges plaques allemandes, russes, italiennes dont on les avoit affublés. Un ordre militaire, la couronne de Fer ou la Légion-d'Honneur, pouvoit être accepté par des guerriers dont ces signes rappeloient les blessures et les exploits; mais les rubans et les clefs de chambellan, mais tout cet appareil des cours, convenoit-il à des hommes qui avoient remué ciel et terre pour l'abolir? Une caricature angloise représente Bonaparte découpant le bonnet rouge pour en faire un grand cordon de la Légion-d'Honneur. Quelle parfaite image de cette noblesse inventée par Bonaparte, et qui n'avoit à se glorifier que de la faveur de son maître! Les militaires françois ne se sont plus considérés que comme les soldats d'un homme après avoir été les défenseurs de la nation. Ah! qu'ils étoient plus grands alors!

Bonaparte avoit lu l'histoire d'une manière confuse: peu accoutumé à l'étude, il se rendoit beaucoup moins compte de ce qu'il avoit appris dans les livres, que de ce qu'il avoit recueilli par l'observation des hommes. Il n'en étoit pas moins resté dans sa tête un certain respect pour Attila et pour Charlemagne, pour les lois féodales et pour le despotisme de l'Orient, qu'il appliquoit à tort et à travers, ne se trompant jamais, toutefois, sur ce qui servoit instantanément à son pouvoir; mais du reste, citant, blâmant, louant et raisonnant comme le hasard le conduisoit; il parloit ainsi des heures entières avec d'autant plus d'avantage, que personne ne l'interrompoit, si ce n'est par les applaudissemens involontaires qui échappent toujours dans des occasions semblables. Une chose singulière, c'est que, dans la conversation, plusieurs officiers bonapartistes ont emprunté de leur chef cet héroïque galimatias qui véritablement ne signifie rien qu'à la tête de huit cent mille hommes.

Bonaparte imagina donc, pour se faire un empire oriental et carlovingien tout ensemble, de créer des fiefs dans les pays conquis par lui, et d'en investir ses généraux ou ses principaux administrateurs. Il constitua des majorats, il décréta des substitutions, il rendit à l'un le service de cacher sa vie sous le titre inconnu de duc de Rovigo; et, tout au contraire, en ôtant à Macdonald, à Bernadotte, à Masséna les noms qu'ils avoient illustrés par tant d'exploits, il frauda, pour ainsi dire, les droits de la renommée, et resta seul, comme il le vouloit, en possession de la gloire militaire de la France.

Ce n'étoit pas assez d'avoir avili le parti républicain en le dénaturant tout entier; Bonaparte voulut encore ôter aux royalistes la dignité qu'ils devoient à leur persévérance et à leur malheur. Il fit occuper la plupart des charges de sa maison par des nobles de l'ancien régime; il flattoit ainsi la nouvelle race en la mêlant avec la vieille, et lui-même aussi réunissant les vanités d'un parvenu aux facultés gigantesques d'un conquérant, il aimoit les flatteries des courtisans d'autrefois, parce qu'ils s'entendoient mieux à cet art que les hommes nouveaux, même les plus empressés. Chaque fois qu'un gentilhomme de l'ancienne cour rappeloit l'étiquette du temps jadis, proposoit une révérence de plus, une certaine façon de frapper à la porte de quelque antichambre, une manière plus cérémonieuse de présenter une dépêche, de plier une lettre, de la terminer par telle ou telle formule, il étoit accueilli comme s'il avoit fait faire des progrès au bonheur de l'espèce humaine. Le code de l'étiquette impériale est le document le plus remarquable de la bassesse à laquelle on peut réduire l'espèce humaine. Les machiavélistes diront que c'est ainsi qu'il faut tromper les hommes ; mais est-il vrai que, de nos jours, on trompe les hommes ? On obéissoit à Bonaparte, ne cessons de le répéter, parce qu'il donnoit de la gloire militaire à la France. Que ce fût bon ou mauvais, c'étoit un fait clair et sans mensonge. Mais toutes les farces chinoises qu'il faisoit jouer devant son char de triomphe ne plaisoient qu'à ses serviteurs, qu'il auroit pu mener de cent autres manières, si cela lui avoit convenu. Bonaparte a souvent pris sa cour pour son empire ; il aimoit mieux qu'on le traitât comme un prince que comme un héros : peut-être, au fond de son âme, se sentoit-il encore plus de droits au premier de ces titres qu'au second.

Les partisans des Stuarts, lorsqu'on offroit la royauté à Cromwell, s'appuyèrent sur les principes des amis de la liberté pour s'y opposer, et ce n'est qu'à l'époque de la restauration qu'ils reprirent la doctrine du pouvoir absolu ; mais au moins restèrent-ils fidèles à l'ancienne dynastie. Une grande partie de la noblesse françoise s'est précipitée dans les cours de Bonaparte et de sa famille. Lorsqu'on reprochoit à un homme du plus grand nom, de s'être fait chambellan d'une des nouvelles princesses : *Mais que voulez-vous?* disoit - il, *il faut bien servir quelqu'un.* Quelle réponse ! Et toute la condamnation des gouvernemens, fondés sur l'esprit de cour, n'y est-elle pas renfermée ?

La noblesse angloise eut bien plus de dignité dans les troubles civils ; car elle ne commit pas deux fautes énormes dont les gentilshommes françois peuvent difficilement se disculper : l'une, de s'être réunis aux étrangers contre leur propre pays ; l'autre, d'avoir accepté des places dans le palais d'un homme qui, d'après leurs maximes, n'avoit aucun droit au trône ; car l'élection du peuple, à supposer que Bonaparte pût s'en vanter, n'étoit pas à leurs yeux un titre légitime. Certes, il ne leur est pas permis d'être intolérans après de telles preuves de condescendance ; et l'on offense moins, ce me semble, l'illustre famille des Bourbons, en souhaitant des limites constitutionnelles à l'autorité du trône, qu'en ayant accepté des places auprès d'un nouveau souverain souillé par l'assassinat d'un jeune guerrier de l'ancienne race.

La noblesse françoise qui a servi Bonaparte dans les emplois du palais, prétendroit-elle y avoir été contrainte ? Bien plus de pétitions encore ont été refusées que de places données; et ceux qui n'ont pas voulu se soumettre aux désirs de Bonaparte à cet égard, ne furent point forcés à faire partie de sa cour. Adrien et Mathieu de Montmorency, dont le nom et le caractère attiroient les regards, Elzear de Sabran, le duc et la duchesse de Duras, plusieurs autres encore, quoique pas en grand nombre, n'ont point voulu des emplois offerts par Bonaparte; et, bien qu'il fallût du courage pour résister à ce torrent qui emporte tout en France dans le sens du pouvoir, ces courageuses personnes ont maintenu leur fierté, sans être obligées de renoncer à leur patrie. En général, ne pas faire est presque toujours possible, et il faut que cela soit ainsi, puisque rien n'est une excuse pour agir contre ses principes.

Il n'en est pas assurément des nobles françois qui se sont battus dans les armées, comme des courtisans personnels de la dynastie de Bonaparte. Les guerriers, quels qu'ils soient, peuvent présenter mille excuses, et mieux que des excuses, suivant les motifs qui les ont déterminés, et la conduite qu'ils ont tenue. Car, enfin, dans toutes les époques de la révolution, il a existé une France; et, certes, les premiers devoirs d'un citoyen sont toujours envers sa patrie.

Jamais homme n'a su multiplier les liens de la dépendance plus habilement que Bonaparte. Il connoissoit mieux que personne les grands et les petits moyens du despotisme ; on le voyoit s'occuper avec persévérance de la toilette des femmes, afin que leurs époux, ruinés par leurs dépenses, fussent plus souvent obligés de recourir à lui. Il vouloit aussi frapper l'imagination des François par la pompe de sa cour. Le vieux soldat qui fumoit à la porte de Frédéric II suffisoit pour le faire respecter de toute l'Europe. Certainement Bonaparte avoit assez de talens militaires pour obtenir le même résultat par les mêmes moyens ; mais il ne lui suffisoit pas d'être le maître, il vouloit encore être le tyran ; et, pour opprimer l'Europe et la France, il falloit avoir recours à tous les moyens qui avilissent l'espèce humaine : aussi, le malheureux n'y a-t-il que trop bien réussi !

La balance des motifs humains pour faire le bien ou le mal est d'ordinaire en équilibre dans la vie, et c'est la conscience qui décide. Mais quand sous Bonaparte un milliard de revenus, et huit cent mille hommes armés pesoient en faveur des mauvaises actions, quand l'épée

de Brennus étoit du même côté que l'or, pour faire pencher la balance : quelle terrible séduction ! Néanmoins, les calculs de l'ambition et de l'avidité n'auroient pas suffi pour soumettre la France à Bonaparte ; il faut quelque chose de grand pour remuer les masses, et c'étoit la gloire militaire qui enivroit la nation, tandis que les filets du despotisme étoient tendus par quelques hommes dont on ne sauroit assez signaler la bassesse et la corruption. Ils ont traité de chimère les principes constitutionnels, comme l'auroient pu faire les courtisans des vieux gouvernemens de l'Europe, dans les rangs desquels ils aspiroient à se placer. Mais le maître, ainsi que nous allons le voir, vouloit encore plus que la couronne de France, et ne s'en est pas tenu au despotisme bourgeois dont ses agens civils auroient souhaité qu'il se contentât chez lui, c'est-à-dire, chez nous.

CHAPITRE XII.

De la conduite de Napoléon envers le continent européen.

Deux plans de conduite très-différens s'offroient à Bonaparte, lorsqu'il se fit couronner empereur de France. Il pouvoit se borner à la barrière du Rhin et des Alpes que l'Europe ne lui disputoit plus après la bataille de Marengo, et rendre la France, ainsi agrandie, le plus puissant empire du monde. L'exemple de la liberté constitutionnelle en France auroit agi graduellement, mais avec certitude, sur le reste de l'Europe. On n'auroit plus entendu dire que la liberté ne peut convenir qu'à l'Angleterre, parce qu'elle est une île; qu'à la Hollande, parce qu'elle est une plaine; qu'à la Suisse, parce que c'est un pays de montagnes; et l'on auroit vu une monarchie continentale fleurir à l'ombre de la loi qui, après la religion dont elle émane, est ce qu'il y a de plus saint sur la terre.

Beaucoup d'hommes de génie ont épuisé tous leurs efforts pour faire un peu de bien, pour laisser quelques traces de leurs institutions après eux. La destinée, prodigue envers Bonaparte, lui remit une nation de quarante millions d'hommes alors, une nation assez aimable pour influer sur l'esprit et les goûts européens. Un chef habile, à l'ouverture de ce siècle, auroit pu rendre la France heureuse et libre sans aucun effort, seulement avec quelques vertus. Napoléon est plus coupable encore pour le bien qu'il n'a pas fait, que pour les maux dont on l'accuse.

Enfin, si sa dévorante activité se trouvoit à l'étroit dans la plus belle des monarchies, si c'étoit un trop misérable sort pour un Corse, sous-lieutenant en 1790, de n'être qu'empereur de France, il falloit au moins qu'il soulevât l'Europe au nom de quelques avantages pour elle. Le rétablissement de la Pologne, l'indépendance de l'Italie, l'affranchissement de la Grèce, avoient de la grandeur : les peuples pouvoient s'intéresser à la renaissance des peuples. Mais falloit-il inonder la terre de sang pour que le prince Jérôme prît la place de l'électeur de Hesse, et pour que les Allemands fussent gouvernés par des administrateurs françois qui prenoient chez eux des fiefs dont ils savoient à peine prononcer les titres, bien qu'ils les portassent, mais dont ils touchoient très-facilement les revenus dans toutes les langues? Pourquoi l'Allemagne se seroit-elle soumise à l'influence françoise? Cette influence ne lui apportoit aucune lumière nouvelle, et n'établissoit chez elle d'autres institutions libérales que des contributions et des conscriptions encore plus fortes que toutes celles imposées par ses anciens maîtres. Il y avoit sans doute beaucoup de changemens raisonnables à faire dans les constitutions de l'Allemagne, tous les hommes éclairés le savoient, et pendant longtemps aussi ils s'étoient montrés favorables à la cause de la France, parce qu'ils en espéroient l'amélioration de leur sort. Mais, sans parler de la juste indignation que tout peuple doit ressentir à l'aspect des soldats étrangers sur son territoire, Bonaparte ne faisoit rien en Allemagne que dans le but d'y établir son pouvoir et celui de sa famille : une telle nation étoit-elle faite pour servir de piédestal à son égoïsme? L'Espagne aussi devoit repousser avec horreur les perfides moyens que Bonaparte employa pour l'asservir. Qu'offroit-il donc aux empires qu'il vouloit subjuguer? Étoit-ce de la liberté? étoit-ce de la force? étoit-ce de la richesse? Non; c'étoit lui, toujours lui, dont il falloit se récréer en échange de tous les biens de ce monde.

Les Italiens, par l'espoir confus d'être enfin réunis en un seul état, les infortunés Polonois qui demandent à l'enfer aussi-bien qu'au ciel de redevenir une nation, étoient les seuls qui servissent volontairement l'empereur. Mais il avoit tellement en horreur l'amour de la liberté que, bien qu'il eût besoin des Polonois pour auxiliaires, il haïssoit en eux le noble enthousiasme qui les condamnoit à lui obéir. Cet homme, si habile dans l'art de dissimuler, ne pouvoit se servir même avec hypocrisie des sentimens patriotiques, dont il auroit pu tirer toutefois tant de ressources : c'étoit une arme qu'il ne savoit pas manier, et toujours il craignoit qu'elle n'éclatât dans sa main. A Posen, les députés polonois vinrent lui offrir leur fortune et leur vie pour rétablir la Pologne. Napoléon leur répondit avec cette voix sombre, et cette déclamation précipitée qu'on a remarquées en lui quand il se contraignoit, quelques paroles de liberté bien ou mal rédigées, mais qui lui coûtoient tellement, que c'étoit le seul mensonge qu'il ne pût prononcer avec son apparente bonhomie. Lors même que les applaudissemens du peuple étoient en sa faveur, le peuple lui déplaisoit toujours. Cet instinct de despote lui a fait élever un trône sans base, et l'a contraint à manquer à sa vocation ici-bas, l'établissement de la réforme politique.

Les moyens de l'empereur pour asservir l'Europe ont été l'audace dans la guerre, et la ruse dans la paix. Il signoit des traités quand ses ennemis étoient à demi terrassés, afin de ne les pas porter au désespoir, et de les affoiblir assez cependant pour que la hache, restée dans le tronc de l'arbre, pût le faire périr à la longue. Il gagnoit quelques amis parmi les anciens gouvernans, en se montrant en toutes choses l'ennemi de la liberté. Aussi ce sont les nations qui se soulevèrent à la fin contre lui, car il les avoit plus offensées que les rois mêmes. Cependant on s'étonne de trouver encore des partisans de Bonaparte, ailleurs que chez les François auxquels il donnoit au moins la victoire pour dédommagement du despotisme. Ces partisans, en Italie surtout, ne sont en général que des amis de la liberté qui s'étoient flattés à tort de l'obtenir de lui, et qui aimeroient encore mieux un grand événement, quel qu'il pût être, que le découragement dans lequel ils sont tombés. Sans vouloir entrer dans les intérêts des étrangers, dont nous nous sommes promis de ne point parler, nous croyons pouvoir affirmer que les biens de détail opérés par Bonaparte, les grandes routes nécessaires à ses projets, les monumens consacrés à sa gloire, quelques restes des institutions libérales de l'assemblée constituante dont il permettoit quelquefois l'application hors de France, tels que l'amélioration de la jurisprudence, celle de l'éducation publique, les encouragemens donnés aux sciences; tous ces biens, dis-je, quelque désirables qu'ils fussent, ne pouvoient compenser le joug avilissant qu'il faisoit peser sur les caractères. Quel homme supérieur a-t-on vu se développer sous son règne? Quel homme verra-t-on même de long-temps là où il a dominé? S'il avoit voulu le triomphe d'une liberté sage et digne, l'énergie se seroit montrée de toutes parts, et une nouvelle impulsion eût animé le monde civilisé. Mais Bonaparte n'a pas concilié à la France l'amitié d'une seule nation. Il a fait des mariages, des arrondissemens, des réunions, il a taillé les cartes de géographie, et compté les âmes à la manière admise depuis, pour compléter les domaines des princes; mais où a-t-il implanté ces principes politiques qui sont les remparts, les trésors et la gloire de l'Angleterre ? ces institutions invincibles, dès qu'elles ont duré dix ans, car elles ont alors donné tant de bonheur, qu'elles rallient tous les citoyens d'un pays à leur défense.

CHAPITRE XIII.

Des moyens employés par Bonaparte pour attaquer l'Angleterre.

Si l'on peut entrevoir un plan dans la conduite vraiment désordonnée de Bonaparte, relativement aux nations étrangères, c'étoit celui d'établir une monarchie universelle dont il se seroit déclaré le chef, en donnant en fief des royaumes, des duchés, et en recommençant le régime féodal, ainsi qu'il s'est établi jadis par la conquête. Il ne paroît pas même qu'il dût se borner aux confins de l'Europe, et ses vues certainement s'étendoient jusqu'à l'Asie. Enfin il vouloit toujours marcher en avant, tant qu'il ne rencontreroit pas d'obstacles ; mais il n'avoit pas calculé que, dans une entreprise aussi vaste, un obstacle ne forçoit pas seulement à s'arrêter, mais détruisoit entièrement l'édifice d'une prospérité contre nature, qui devoit s'anéantir dès qu'elle ne s'élevoit plus.

Pour faire supporter la guerre à la nation françoise qui, comme toutes les nations, désiroit la paix, pour obliger les troupes étrangères à suivre les drapeaux des François, il falloit un motif qui pût se rattacher, du moins en apparence, au bien public. Nous avons essayé de montrer, dans le chapitre précédent, que, si Napoléon avoit pris pour étendard la liberté des peuples, il auroit soulevé l'Europe sans avoir recours aux moyens de terreur; mais son pouvoir impérial n'y auroit rien gagné, et certes il n'étoit pas homme à se conduire par des sentimens désintéressés. Il vouloit un mot de ralliement qui pût faire croire qu'il avoit en vue l'avantage et l'indépendance de l'Europe, et c'est la liberté des mers qu'il choisit. Sans doute la persévérance et les ressources financières des Anglois s'opposoient à ses projets, et il avoit de plus une aversion naturelle pour leurs institutions libres et la fierté de leur caractère. Mais ce qui lui convenoit surtout, c'étoit de substituer à la doctrine des gouvernemens représentatifs, qui se fonde sur le respect dû aux nations, les intérêts mercantiles et commerciaux, sur lesquels on peut parler sans fin, raisonner sans bornes, et n'atteindre jamais au but. La devise des malheureuses époques de la révolution françoise : *Liberté, égalité*, donnoit aux peuples une impulsion qui ne devoit pas plaire à Bonaparte; mais la devise de ses drapeaux : *Liberté*

Ehrenpforte und Triumphbogen
für den
Theater-Präſidenten
# von Kotzebue
bei
ſeiner gehofften Rückkehr in's Vaterland.

Mit Muſik.

Gedruckt
zu Anfange des neuen Jahrhunderts.

des mers, le conduisoit où il vouloit, nécessitoit le voyage aux Indes comme la paix la plus raisonnable, si tout-à-coup il lui convenoit de la signer. Enfin il avoit dans ces mots de ralliement un singulier avantage, celui d'animer les esprits sans les diriger contre le pouvoir. M. de Gentz et M. A. W. de Schlegel, dans leurs écrits sur le système continental, ont parfaitement traité les avantages et les inconvéniens de l'ascendant maritime de l'Angleterre, lorsque l'Europe est dans sa situation ordinaire. Mais au moins est-il certain que cet ascendant balançoit seul, il y a quelques années, la domination de Bonaparte, et qu'il ne seroit pas resté peut-être un coin de la terre pour y échapper, si l'océan anglois n'avoit pas entouré le continent de ses bras protecteurs.

Mais, dira-t-on, tout en admirant l'Angleterre, la France doit toujours être rivale de sa puissance, et de tout temps ses chefs ont essayé de la combattre. Il n'est qu'un moyen d'égaler l'Angleterre, c'est de l'imiter. Si Bonaparte, au lieu d'imaginer cette ridicule comédie de descente, qui n'a servi que de sujet aux caricatures angloises, et ce blocus continental, plus sérieux, mais aussi plus funeste; si Bonaparte n'avoit voulu conquérir sur l'Angleterre que sa constitution et son industrie, la France auroit aujourd'hui un commerce fondé sur le crédit, un crédit fondé sur la représentation nationale et sur la stabilité qu'elle donne. Mais le ministère anglois sait malheureusement trop bien qu'une monarchie constitutionnelle est le seul moyen, et tout-à-fait le seul, d'assurer à la France une prospérité durable. Quand Louis XIV luttoit avec succès sur les mers contre les flottes angloises, c'est que les richesses financières des deux pays étoient alors à peu près les mêmes; mais depuis quatre-vingts ou cent ans que la liberté s'est consolidée en Angleterre, la France ne peut se mettre en équilibre avec elle que par des garanties légales de la même nature. Au lieu de prendre cette vérité pour boussole, qu'a fait Bonaparte?

La gigantesque idée du blocus continental ressembloit à une espèce de croisade européenne contre l'Angleterre, dont le sceptre de Napoléon étoit le signe de ralliement. Mais si, dans l'intérieur, l'exclusion des marchandises angloises a donné quelque encouragement aux manufactures, les ports ont été déserts et le commerce anéanti. Rien n'a rendu Napoléon plus impopulaire que ce renchérissement du sucre et du café qui portoit sur les habitudes journalières de toutes les classes. En faisant brûler, dans les villes de sa dépendance, depuis Hambourg jusqu'à Naples, les produits de l'industrie angloise, il révoltoit tous les témoins de ces *actes de foi* en l'honneur du despotisme. J'ai vu sur la place publique, à Genève, de pauvres femmes se jeter à genoux devant le bûcher où l'on brûloit des marchandises, en suppliant qu'on leur permît d'arracher à temps aux flammes quelques morceaux de toile ou de drap pour vêtir leurs enfans dans la misère : de pareilles scènes devoient se renouveler partout ; mais quoique les hommes d'état dans le genre ironique répétassent alors qu'elles ne signifioient rien, elles étoient le tableau vivant d'une absurdité tyrannique, le blocus continental. Qu'est-il résulté des terribles anathèmes de Bonaparte ? La puissance de l'Angleterre s'est accrue dans les quatre parties du monde, son influence sur les gouvernemens étrangers a été sans bornes, et elle devoit l'être, vu la grandeur du mal dont elle préservoit l'Europe. Bonaparte, qu'on persiste à nommer habile, a pourtant trouvé l'art maladroit de multiplier partout les ressources de ses adversaires, et d'augmenter tellement celles de l'Angleterre en particulier, qu'il n'a pu réussir à lui faire qu'un seul mal peut-être, il est vrai le plus grand de tous, celui d'accroître ses forces militaires à un tel degré, qu'on pourroit craindre pour sa liberté, si l'on ne se fioit pas à son esprit public.

On ne peut nier qu'il ne soit très-naturel que la France envie la prospérité de l'Angleterre; et ce sentiment l'a portée à se laisser tromper sur quelques-uns des essais de Bonaparte pour élever l'industrie françoise à la hauteur de celle d'Angleterre. Mais est-ce par des prohibitions armées qu'on crée de la richesse? La volonté des souverains ne sauroit plus diriger le système industriel et commercial des nations: il faut les laisser aller à leur développement naturel, et seconder leurs intérêts selon leurs vœux. Mais de même qu'une femme, pour s'irriter des hommages offerts à sa rivale, n'en obtient pas davantage elle-même, une nation, en fait de commerce et d'industrie, ne peut l'emporter qu'en sachant attirer les tributs volontaires, et non en proscrivant la concurrence.

Les gazetiers officiels étoient chargés d'insulter la nation et le gouvernement anglois; dans les feuilles de chaque jour d'absurdes dénominations, telles que celles de *perfides insulaires*, de *marchands avides*, étoient sans cesse répétées avec des variations qui ne devoient pourtant pas trop s'éloigner du texte. On est remonté dans quelques écrits jusqu'à Guillaume-le-Conquérant pour qualifier de révolte la bataille de Hastings, et l'ignorance facilitoit à la bassesse les plus misérables calomnies. Les journalistes de Bonaparte, auxquels nul ne pouvoit répondre, ont défiguré l'histoire, les institutions et le caractère de la nation angloise. C'est encore un des fléaux de l'esclavage de la presse : la France les a tous subis.

Comme Bonaparte se respectoit lui-même plus que ceux qui lui étoient soumis, il se permettoit quelquefois dans la conversation de dire assez de bien de l'Angleterre, soit qu'il voulût préparer les esprits pour le cas où il lui conviendroit de traiter avec le gouvernement anglois, soit plutôt qu'il aimât à s'affranchir un moment du faux langage qu'il commandoit à ses serviteurs. C'étoit le cas de dire : *Faisons mentir nos gens*.

CHAPITRE XIV.

Sur l'esprit de l'armée françoise.

IL ne faut pas l'oublier, l'armée françoise a été admirable pendant les dix premières années de la guerre de la révolution. Les qualités qui manquoient aux hommes employés dans la carrière civile, on les retrouvoit dans les militaires : persévérance, dévouement, audace et même bonté, quand l'impétuosité de l'attaque n'altéroit pas leur caractère naturel. Les soldats et les officiers se faisoient souvent aimer dans les pays étrangers, lors même que leurs armes y avoient fait du mal ; non-seulement ils bravoient la mort avec cette incroyable énergie qu'on retrouvera toujours dans leur sang et dans leur cœur, mais ils supportoient les plus affreuses privations avec une sérénité sans exemple. Cette légèreté, dont on accuse avec raison les François dans les affaires politiques, devenoit respectable quand elle se transformoit en insouciance du danger, en insouciance même de la douleur. Les soldats françois sourioient au milieu des situations les plus cruelles, et se ranimoient encore dans les angoisses de la souffrance, soit par un sentiment d'enthousiasme pour leur patrie, soit par un bon mot qui faisoit revivre cette gaieté spirituelle à laquelle les dernières classes même de la société sont toujours sensibles en France.

La révolution avoit perfectionné singulièrement l'art funeste du recrutement; mais le bien qu'elle avoit fait en rendant tous les grades accessibles au mérite, excita dans l'armée françoise une émulation sans bornes. C'est à ces principes de liberté que Bonaparte a dû les ressources dont il s'est servi contre la liberté même. Bientôt l'armée sous Napoléon ne conserva guère de ses vertus populaires que son admirable valeur et un noble sentiment d'orgueil national; combien elle étoit déchue toutefois, quand elle se battoit pour un homme, tandis que ses devanciers, tandis que ses vétérans même, dix ans plus tôt, ne s'étoient dévoués qu'à la patrie! Bientôt aussi les troupes de presque toutes les nations continentales furent forcées à combattre sous les étendards de la France. Quel sentiment patriotique pouvoit animer les Allemands, les Hollandois, les Italiens, quand rien ne leur garantissoit l'indépendance de leur pays, ou plutôt quand son asservissement pesoit sur eux? Ils n'avoient de commun entre eux qu'un même chef, et c'est pour cela que rien n'étoit moins solide que leur association; car l'enthousiasme pour un homme, quel qu'il soit, est nécessairement variable; l'amour seul de la patrie et de la liberté ne peut changer, parce qu'il est désintéressé dans son principe. Ce qui faisoit le prestige de Napoléon, c'étoit l'idée qu'on avoit de sa fortune; l'attachement à lui n'étoit que l'attachement à soi. L'on croyoit aux avantages de tout genre qu'on obtiendroit sous ses drapeaux, et comme il jugeoit à merveille le mérite militaire, et savoit le récompenser, le plus simple soldat de l'armée pouvoit nourrir l'espoir de devenir maréchal de France. Les titres, la naissance, les services de courtisan, influoient peu sur l'avancement dans l'armée. Il existoit là, malgré le despotisme du gouvernement, un esprit d'égalité, parce que là Bonaparte avoit besoin de force, et qu'il n'en peut exister sans un certain degré d'indépendance. Aussi sous le règne de l'empereur, ce qui valoit encore le mieux, c'étoit certainement l'armée. Les commissaires qui frappoient les pays conquis de contributions, d'emprisonnemens, d'exils, ces nuées d'agens civils qui venoient, comme les vautours, fondre sur le champ de bataille, après la victoire, ont fait détester les François bien plus que ces pauvres braves conscrits qui passoient de l'enfance à la mort, en croyant défendre leur patrie. C'est aux hommes profonds dans l'art militaire, qu'il appartient de prononcer sur les talens de Bonaparte comme capitaine. Mais à ne juger de lui sous ce rapport que par les observations à la portée de tout le monde, il me semble que son ardent égoïsme a peut-être contribué à ses premiers triomphes comme à ses derniers revers. Il lui manquoit dans la carrière des armes, aussi-bien que dans toutes les autres, ce respect pour les hommes, et ce sentiment du devoir, sans lesquels rien de grand n'est durable.

Bonaparte, comme général, n'a jamais ménagé le sang de ses troupes : c'est en prodiguant la foule des soldats que la révolution lui avoit valus, qu'il a remporté ses étonnantes victoires. Il a marché sans magasins, ce qui rendoit ses mouvemens singulièrement rapides, mais doubloit les maux de la guerre pour les pays qui en étoient le théâtre. Enfin, il n'y a pas jusqu'à son genre de manœuvres militaires, qui ne soit en rapport quelconque avec le reste de son caractère ; il risque toujours le tout pour le tout, comptant sur les fautes de ses ennemis qu'il méprise, et prêt à sacrifier ses partisans dont il ne se soucie guère, s'il n'obtient pas avec eux la victoire.

On l'a vu dans la guerre d'Autriche, en 1809, quitter l'île de Lobau, quand il jugeoit la bataille perdue; il traversa le Danube, seul avec M. de Czernitchef, l'un des intrépides aides de camp de l'empereur de Russie, et le maréchal Berthier. L'empereur leur dit assez tranquillement qu'*après avoir gagné quarante batailles, il n'étoit pas extraordinaire d'en perdre une;* et lorsqu'il fut arrivé de l'autre côté du fleuve, il se coucha et dormit jusqu'au lendemain matin, sans s'informer du sort de l'armée françoise, que ses généraux sauvèrent pendant son sommeil. Quel singulier trait de caractère! Et cependant il n'est point d'homme plus actif, plus audacieux dans la plupart des occasions importantes. Mais on diroit qu'il ne sait naviguer qu'avec un vent favorable, et que le malheur le glace tout à coup, comme s'il avoit fait un pacte magique avec la fortune, et qu'il ne pût marcher sans elle.

La postérité, déjà même beaucoup de nos contemporains, objecteront aux antagonistes

Vorbericht

des Herausgebers.

So lange es noch zweifelhaft ſchien, ob die Ueberſetzung unſers größten Theaterdichters in das Siberiſche als ein Glück für ihn anzuſehn wäre, ließ es ſich entſchuldigen, daß man es bloß einigen Zeitungsſchreibern und Journaliſten überließ, die allgemeine Theilnahme an dieſer Begebenheit zu bezeugen. Jetzt aber, da ſein Heil und Ruhm, und ſomit das Heil und der Ruhm unſrer Nation, ſich dadurch bis zu den Sternen erhoben hat, ſollten billig die erſten Schriftſteller als Stimmführer der öffentlichen Freude und Dankbarkeit auftreten; und es ſoll nichts weiter als eine Aufforderung hiezu vorſtellen, wenn ich die folgenden Gedichte, die durch einen Zufall in meine Hände gekommen ſind, einſtweilen erſcheinen laße. Ueber ihren Urſprung kann ich keine nähere Nachricht ertheilen; ſoviel ſieht man, ſie ſind in verſchiedenen Zeitpunkten entſtanden: in einigen iſt die Beſorgniß über den ungewiſſen Ausgang der Sache noch lebhaft ausgedrückt; in andern wird die unmittelbare Rückkehr des Dichters nach Deutſchland vorausgeſetzt, wie ſie

de Bonaparte, l'enthousiasme qu'il inspiroit à son armée. Nous traiterons ce sujet aussi impartialement qu'il nous sera possible, quand nous serons arrivés au funeste retour de l'île d'Elbe. Que Bonaparte fût un homme d'un génie transcendant à beaucoup d'égards, qui pourroit le nier? Il voyoit aussi loin que la connoissance du mal peut s'étendre; mais il y a quelque chose par-delà, c'est la région du bien. Les talens militaires ne sont pas toujours la preuve d'un esprit supérieur; beaucoup de hasards peuvent servir dans cette carrière; d'ailleurs, le genre de coup d'œil qu'il faut pour conduire les hommes sur le champ de bataille, ne ressemble point à l'intime vue qu'exige l'art de gouverner. L'un des plus grands malheurs de l'espèce humaine, c'est l'impression que les succès de la force produisent sur les esprits; et néanmoins il n'y aura ni liberté, ni morale dans le monde, si l'on n'arrive pas à ne considérer une bataille que d'après la bonté de la cause et l'utilité du résultat, comme tout autre fait de ce monde.

L'un des plus grands maux que Bonaparte ait faits à la France, c'est d'avoir donné le goût du luxe à ces guerriers, qui se contentoient si bien de la gloire, dans les jours où la nation étoit encore vivante. Un intrépide maréchal, couvert de blessures, et impatient d'en recevoir encore, demandoit pour son hôtel, un lit tellement chargé de dorures et de broderies, qu'on ne pouvoit trouver dans tout Paris de quoi satisfaire son désir : *Eh bien*, dit-il alors dans sa mauvaise humeur, *donnez-moi une botte de paille, et je dormirai très-bien dessus*. En effet, il n'y avoit point d'intervalle pour ces hommes entre la pompe des Mille et une Nuits, et la vie rigide à laquelle ils étoient accoutumés.

Il faut accuser encore Bonaparte d'avoir altéré le caractère françois, en le formant aux habitudes de dissimulation dont il donnoit l'exemple. Plusieurs chefs militaires sont devenus diplomates à l'école de Napoléon, capables de cacher leurs véritables opinions, d'étudier les circonstances et de s'y plier. Leur bravoure est restée la même, mais tout le reste a changé. Les officiers attachés de plus près à l'empereur, loin d'avoir conservé l'aménité françoise, étoient devenus froids, circonspects, dédaigneux, ils saluoient de la tête, parloient peu, et sembloient partager le mépris de leur maître pour la race humaine. Les soldats ont toujours des mouvemens généreux et naturels ; mais la doctrine de l'obéissance passive que des partis opposés dans leurs intérêts, bien que d'accord dans leurs maximes, ont introduite parmi les chefs de l'armée, a nécessairement altéré ce qu'il y avoit de grand et de patriote dans les troupes françoises.

La force armée doit être, dit-on, essentiellement obéissante. Cela est vrai sur le champ de bataille, en présence de l'ennemi, et sous le rapport de la discipline militaire. Mais les François pouvoient-ils et devoient-ils ignorer qu'ils immoloient une nation en Espagne? Pouvoient-ils et devoient-ils ignorer, qu'ils ne défendoient pas leurs foyers à Moscou, et que l'Europe n'étoit en armes que parce que Bonaparte avoit su se servir successivement de chacun des pays qui la composent pour l'asservir tout entière? On voudroit faire des militaires une sorte de corporation en dehors de la nation, et qui ne pût jamais s'unir avec elle. Ainsi les malheureux peuples auroient toujours deux ennemis, leurs propres troupes et celles des étrangers, puisque toutes les vertus des citoyens seroient interdites aux guerriers.

L'armée d'Angleterre est aussi soumise à la discipline que celle des états les plus absolus de l'Europe; mais les officiers n'en font pas moins usage de leur raison, soit comme citoyens en se mêlant, de retour chez eux, des intérêts publics de leur pays; soit comme militaires, en connoissant et respectant l'empire de la loi dans ce qui les concerne. Jamais un officier anglois n'arrêteroit un individu, ni ne tireroit même sur le peuple en émeute, que d'après les formes voulues par la constitution. Il y a intention de despotisme toutes les fois qu'on veut interdire aux hommes l'usage de la raison que Dieu leur a donnée. Il suffit, dira-t-on, d'obéir à son serment; mais qu'y a-t-il qui exige plus l'emploi de la raison que la connoissance des devoirs attachés à ce serment même? Penseroit-on que celui qu'on avoit prêté à Bonaparte pût obliger aucun officier à enlever le duc d'Enghien sur la terre étrangère qui devoit lui servir d'asile? Toutes les fois qu'on établit des maximes anti-libérales, c'est pour s'en servir comme d'une batterie contre ses adversaires; mais à condition que ces adversaires ne les retournent pas contre nous. Il n'y a que les lumières et la justice dont on n'ait rien à craindre dans aucun parti. Qu'arrive-t-il enfin de cette maxime emphatique : *L'armée ne doit pas juger, mais obéir?* C'est que l'armée dans les troubles civils dispose toujours du sort des empires;

mais seulement elle en dispose mal, parce qu'on lui a interdit l'usage de sa raison. C'est par une suite de cette obéissance aveugle à ses chefs, dont on avoit fait un devoir à l'armée françoise, qu'elle a maintenu le gouvernement de Bonaparte : combien ne l'a-t-on pas blâmée cependant de ne l'avoir pas renversé ! Les corps civils, pour se justifier de leur servilité envers l'empereur, s'en prenoient à l'armée ; et il est facile de faire dire dans la même phrase aux partisans du pouvoir absolu, qui ne sont d'ordinaire pas forts en logique, d'abord, que les militaires ne doivent jamais avoir d'opinion sur rien en politique, et puis, qu'ils ont été bien coupables de se prêter aux guerres injustes de Bonaparte. Certes, ceux qui versent leur sang pour l'état, ont bien un peu le droit de savoir si c'est de l'état dont il s'agit quand ils se battent. Il ne s'ensuit pas que l'armée puisse être le gouvernement : Dieu nous en préserve ! Mais si l'armée doit se tenir à part des affaires publiques dans tout ce qui concerne leur direction habituelle, la liberté du pays n'en est pas moins sous sa sauvegarde ; et, quand le despotisme s'en empare, il faut qu'elle se refuse à le soutenir. Quoi ! dira-t-on, vous voulez que l'armée délibère ? Si vous appelez délibérer, connoître son devoir et se servir de ses facultés pour l'accomplir, je répondrai que, si vous défendez aujourd'hui de raisonner contre vos ordres, vous trouverez mauvais demain qu'on n'ait pas raisonné contre ceux d'un autre; tous les partis qui exigent, en matière de politique comme en matière de foi, qu'on renonce à l'exercice de sa pensée, veulent seulement que l'on pense comme eux, quoi qu'il arrive; et cependant, quand on transforme les soldats en machines, si ces machines cèdent à la force, on n'a pas le droit de s'en plaindre. L'on ne sauroit se passer de l'opinion des hommes pour les gouverner. L'armée, comme toute autre association, doit savoir qu'elle fait partie d'un état libre, et défendre envers et contre tous la constitution légalement établie. L'armée françoise peut-elle ne pas se repentir amèrement aujourd'hui de cette obéissance aveugle envers son chef qui a perdu la France? Si les soldats n'avoient pas cessé d'être des citoyens, ils seroient encore les soutiens de leur patrie.

Il faut en convenir toutefois, et de bon cœur, c'est une funeste invention que les troupes de ligne; et si l'on pouvoit les supprimer à la fois dans toute l'Europe, l'espèce humaine auroit fait un grand pas vers le perfectionnement de l'ordre social. Si Bonaparte s'étoit arrêté après quelques-unes de ses victoires, son nom et celui des armées françoises produisoient alors un tel effet, qu'il auroit pu se contenter des gardes nationales pour la défense du Rhin et des Alpes. Tout ce qu'il y a de bien dans les choses humaines a été en sa puissance; mais la leçon qu'il devoit donner au monde étoit d'une autre nature.

Lors de la dernière invasion de la France, un général des alliés a déclaré qu'il feroit fusiller tout François simple citoyen, qui seroit trouvé les armes à la main; des généraux françois avoient eu quelquefois le même tort en Allemagne : et, cependant, les soldats des armées de ligne sont beaucoup plus étrangers au sort de la guerre défensive, que les habitans du pays. S'il étoit vrai, comme le disoit ce général, qu'il ne fût pas permis aux citoyens de se défendre contre les troupes réglées, tous les Espagnols seroient coupables, et l'Europe obéiroit encore à Bonaparte; car, il ne faut pas l'oublier, ce sont les simples habitans de l'Espagne qui ont commencé la lutte; ce sont eux qui, les premiers, ont pensé que les probabilités du succès n'étoient de rien dans le devoir de la résistance. Aucun de ces Espagnols, et, quelque temps après, aucun des paysans russes ne faisoit partie d'une armée de ligne; et ils n'en étoient que plus respectables, en combattant pour l'indépendance de leur pays.

CHAPITRE XV.

De la législation et de l'administration sous Bonaparte.

On n'a point encore assez caractérisé l'arbitraire sans bornes, et la corruption sans pudeur du gouvernement civil sous Bonaparte. On pourroit croire qu'après le torrent d'injures auquel on s'abandonne toujours en France contre les vaincus, il ne peut rester sur une puissance renversée aucun mal à dire, que les flatteurs du règne suivant n'aient épuisé. Mais comme on vouloit ménager la doctrine du despotisme, tout en attaquant Bonaparte; comme un grand nombre de ceux qui l'injurient aujourd'hui l'avoient loué la veille, il falloit, pour mettre quelque accord dans une conduite où il n'y avoit de conséquent que la bassesse, attaquer l'homme au-delà même de ce qu'il mérite, et néanmoins se taire à beaucoup d'égards, sur un système dont on vouloit se servir encore. Le plus grand crime de Napoléon, toutefois, celui pour lequel tous les penseurs, tous les écrivains dispensateurs de la gloire dans la postérité, ne cesseront de l'accuser auprès de l'espèce humaine, c'est l'établissement et l'organisation du despotisme. Il l'a fondé sur l'immoralité; Car les lumières qui existoient en France étoient telles, que le pouvoir absolu ne pouvoit s'y maintenir que par la dépravation, tandis qu'ailleurs il subsiste par l'ignorance.

Peut-on parler de législation dans un pays où la volonté d'un seul homme décidoit de tout; où cet homme, mobile et agité comme les flots de la mer pendant la tempête, ne pouvoit pas même supporter la barrière de sa propre volonté, si on lui opposoit celle de la veille, quand il avoit envie d'en changer le lendemain? Une fois un de ses conseillers d'état s'avisa de lui représenter que le Code Napoléon s'opposoit à la résolution qu'il alloit prendre. *Eh bien!* dit-il, *le Code Napoléon a été fait pour le salut du peuple, et si ce salut exige d'autres mesures, il faut les prendre.* Quel prétexte pour une puissance illimitée que celui du salut public! Robespierre a bien fait d'appeler ainsi son gouvernement. Peu de temps après la mort du duc d'Enghien, lorsque Bonaparte étoit peut-être encore troublé dans le fond de son âme par l'horreur que cet assassinat avoit inspirée, il dit, en parlant de littérature avec un artiste

einmal in den Zeitungen angekündigt ward. Ich vermuthe auch, daß ſie von verſchiednen Verfaßern herrühren, und zwar von jungen Leuten, die ſich in der Poeſie haben üben wollen. Das erſte ſchließe ich aus der unermüdlichen Mannichfaltigkeit, womit daſſelbe Thema abgeändert iſt; das zweite theils aus der Beſchaffenheit der Gedichte ſelbſt, theils aus dem Umſtande, daß ſich in der Sammlung Proben von beinah allen Dichtarten finden: S. 279 ein Drama, S. 332 ein epiſches oder nach der Eintheilung einiger Theoretiker ein epiſch-lyriſches Gedicht, S. 336 ein didaktiſches, (denn dazu gehört nach den beſten Poetiken die Epiſtel) S. 330 eine Ode und mehre Lieder, endlich eine Menge Epigramme. Ob die burleſken Sonette zu dieſen oder den lyriſchen Stücken zu rechnen ſeien, kann ich nicht entſcheiden, da ich wegen dieſer ſeltſamen und im Deutſchen unerhörten Dichtart in Sulzers Wörterbuch keine Auskunft gefunden.

Am meiſten verräth das kleine Schauſpiel den Anfänger. Eine Menge Dinge ſind angelegt, die ohne Folge bleiben, die Wahrſcheinlichkeit wird häufig verletzt, z. B. wenn der Verbannte der Kamtſchadalin erſt Deutſch lehren ſoll, da ſie es doch immerfort mit ihm ſpricht; ſogar zu der geſchmackloſen Erfindung ſprechender Namen, wie Böttiger und Falk, hat der Verfaßer ſeine Zuflucht genommen. Aus Hrn. von Kotzebue's Schauſpielen ſind eine Menge Stellen geradezu entlehnt, allein hierauf beſchränken ſich die Spuren der Nachahmung nicht: bei der Scene, worin die Rückkehr des Verbannten ſo blitzſchnell vor ſich geht, hat unverkennbar theils die erſte Scene der Sakontala, wo Duſchmanta auf einem Wagen durch die Luft getragen wird und den ſchnellen Wechſel der Gegenſtände ſchildert, theils das Lied eines vom Thurm fallenden Dachdeckers von Claudius zum Vorbilde gedient.

très-capable de la bien juger : « La raison d'é-» tat, voyez-vous, a remplacé chez les mo-» dernes le fatalisme des anciens. Corneille est » le seul des tragiques françois qui ait senti » cette vérité. S'il avoit vécu de mon temps, je » l'aurois fait mon premier ministre. »

Il y avoit deux sortes d'instrumens du pouvoir impérial, les lois et les décrets. Les lois étoient sanctionnées par le simulacre d'un corps législatif; mais c'étoit dans les décrets émanés directement de l'empereur, et discutés dans son conseil, que consistoit la véritable action de l'autorité. Napoléon abandonnoit aux beaux parleurs du conseil d'état, et aux députés muets du corps législatif, la délibération et la décision de quelques questions abstraites en fait de jurisprudence, afin de donner à son gouvernement un faux air de sagesse philosophique. Mais quand il s'agissoit des lois relatives à l'exercice du pouvoir, alors toutes les exceptions comme toutes les règles ressortissoient à l'empereur. Dans le Code Napoléon, et même dans le Code d'Instruction criminelle, il est resté de très-bons principes, dérivés de l'assemblée constituante : l'institution du jury, ancre d'espoir de la France, et divers perfectionnemens dans la procédure, qui l'ont sortie des ténèbres où elle étoit avant la révolution, et où elle est encore dans plusieurs états de l'Europe. Mais qu'importoient les institutions légales, puisque des tribunaux extraordinaires nommés par l'empereur, des cours spéciales, des commissions militaires jugeoient tous les délits politiques, c'est-à-dire, ceux qui ont le plus besoin de l'égide invariable de la loi? Nous montrerons dans le volume suivant combien, dans ces procès politiques, les Anglois ont multiplié les précautions, afin de mettre la justice plus sûrement à l'abri du pouvoir. Quels exemples n'a-t-on pas vus sous Bonaparte, de ces tribunaux extraordinaires qui devenoient habituels! car, dès qu'on se permet un acte arbitraire, ce poison s'insinue dans toutes les affaires de l'état. Des exécutions rapides et ténébreuses n'ont-elles pas souillé le sol de la France? Le Code militaire ne se mêle que trop, d'ordinaire, au Code civil dans tous les pays, l'Angleterre exceptée; mais il suffisoit sous Bonaparte d'être accusé d'embauchage, pour être traduit devant les commissions militaires; et c'est ainsi que le duc d'Enghien a été jugé. Bonaparte n'a pas permis une seule fois qu'un homme pût avoir recours pour un délit politique, à la décision du jury. Le général Moreau et ses coaccusés en ont été privés ; mais ils eurent heureusement affaire à des juges qui respectoient leur conscience. Ces juges n'ont pu cependant prévenir les iniquités qui se commirent dans cette horrible procédure, et la torture fut de nouveau introduite dans le dix-neuvième siècle par un chef national, dont le pouvoir devoit émaner de l'opinion.

Il étoit difficile de distinguer la législation de l'administration sous le règne de Napoléon ; car l'une et l'autre dépendoient également de l'autorité suprême. Cependant nous ferons une observation principale sur ce sujet. Toutes les fois que les améliorations possibles dans les diverses branches du gouvernement ne portoient en rien atteinte au pouvoir de Bonaparte, et que ces améliorations, au contraire, contribuoient à ses plans et à sa gloire, il faisoit, pour les accomplir, un usage habile des immenses ressources que lui donnoit la domination de presque toute l'Europe ; et, comme il possédoit un grand tact pour connoitre parmi les hommes ceux qui pouvoient lui servir d'instrumens, il employoit presque toujours des têtes très-propres aux affaires dont il les chargeoit. L'on doit au gouvernement impérial les musées des arts et les embellissemens de Paris, des grands chemins, des canaux qui facilitoient les communications des départemens entre eux; enfin, tout ce qui pouvoit frapper l'imagination, en montrant, comme dans le Simplon et le Mont-Cenis, que la nature obéissoit à Napoléon presque aussi docilement que les hommes. Ces prodiges divers se sont opérés parce qu'il pouvoit porter sur chaque point en particulier les tributs et le travail de quatre-vingts millions d'hommes; mais les rois d'Égypte et les empereurs romains ont eu sous ce rapport d'aussi grands titres à la gloire. Ce qui constitue le développement moral des peuples, dans quel pays Bonaparte s'en est-il occupé? Et que de moyens, au contraire, n'a-t-il pas employés en France pour étouffer l'esprit public qui s'étoit accru malgré les mauvais gouvernemens enfantés par les factions?

Toutes les autorités locales, dans les provinces, ont été par degrés supprimées ou annulées; il n'y a plus en France qu'un seul foyer de mouvement, Paris; et l'instruction qui naît de l'émulation a dépéri dans les provinces, tandis que la négligence avec laquelle on entretenoit les écoles, achevoit de consolider l'ignorance si bien d'accord avec la servitude. Cependant, comme les hommes qui ont de l'esprit éprouvent le besoin de s'en servir, tous ceux qui avoient quelque talent ont été bien vite dans la capitale pour tâcher d'obtenir des places. De là vient cette fureur d'être employé par l'état et pensionné par lui, qui avilit et dévore la France. Si l'on avoit quelque chose à faire chez soi; si l'on pouvoit se mêler de l'administration de sa ville ou de son département; si l'on avoit l'occasion de s'y rendre utile, d'y mériter de la considération, et de s'assurer par là l'espoir d'être un jour élu député, l'on ne verroit pas aborder à Paris quiconque peut se flatter de l'emporter sur ses concurrens par une intrigue ou par une flatterie de plus.

Aucun emploi n'étoit laissé au choix libre des citoyens. Bonaparte se complaisoit à rendre lui-même des décrets sur des nominations d'huissiers, datés des premières capitales de l'Europe. Il vouloit se montrer comme présent partout, comme suffisant à tout, enfin comme le seul être gouvernant en ce monde. Toutefois un homme ne sauroit parvenir à se multiplier à cet excès que par le charlatanisme; car la réalité du pouvoir tombe toujours entre les mains des agens subalternes qui exercent le despotisme en détail. Dans un pays où il n'y a ni corps intermédiaire indépendant, ni liberté de la presse, ce qu'un despote, de l'esprit même le plus supérieur, ne parvient jamais à savoir, c'est la vérité qui pourroit lui déplaire.

Le commerce, le crédit, tout ce qui demande une action spontanée dans la nation et une garantie certaine contre les caprices du gouvernement, ne s'adaptoit point au système de Bonaparte. Les contributions des pays étrangers en étoient la seule base. On respectoit assez la dette publique, ce qui donnoit une apparence de bonne foi au gouvernement, sans le gêner beaucoup, vu la petitesse de la somme. Mais les autres créanciers du trésor public savoient que d'être payé, ou de ne l'être pas, devoit être considéré comme une chance dans laquelle ce qui entroit le moins, c'étoit leur droit. Aussi personne n'imaginoit-il de prêter rien à l'état, quelque puissant que fût son chef, et précisément parce qu'il étoit trop puissant. Les décrets révolutionnaires que quinze ans de troubles avoient entassés, étoient pris ou laissés selon la décision du moment. Il y avoit presque toujours sur chaque affaire une loi pour et contre, que les ministres appliquoient selon leur convenance. Des sophismes qui n'étoient que de luxe, puisque l'autorité pouvoit tout, justifioient tour à tour les mesures les plus opposées.

Quel indigne établissement que celui de la police! Cette inquisition politique, dans les temps modernes, a pris la place de l'inquisition religieuse. Étoit-il aimé, le chef qui avoit besoin de faire peser sur la nation un esclavage pareil? Il se servoit des uns pour accuser les autres; et se vantoit de mettre en pratique cette vieille maxime de diviser pour commander, qui, grâce aux progrès de la raison, n'est plus qu'une ruse bien facilement découverte. Le revenu de cette police étoit digne de son emploi. C'étoient les jeux de Paris qui l'entretenoient: elle soudoyoit le vice avec l'argent du vice qui la payoit. Elle échappoit à l'animadversion publique par le mystère dont elle s'enveloppoit; mais, quand le hasard faisoit mettre au jour un procès où les agens de police se trouvoient mêlés de quelque manière, peut-on se représenter quelque chose de plus dégoûtant, de plus perfide et de plus bas que les disputes qui s'élevoient entre ces misérables? Tantôt ils déclaroient qu'ils avoient professé une opinion pour en servir secrètement une opposée; tantôt ils se vantoient des embûches qu'ils avoient dressées aux mécontens pour les engager à conspirer, afin de les trahir s'ils conspiroient; et l'on a reçu la déposition d'hommes semblables devant les tribunaux! L'invention malheureuse de cette police s'est tournée depuis contre les partisans de Bonaparte à leur tour : n'ont-ils pas dû penser que c'étoit le taureau de Phalaris dont ils subissoient eux-mêmes le supplice après en avoir conçu la funeste idée?

CHAPITRE XVI.

De la littérature sous Bonaparte.

Cette même police, pour laquelle nous n'avons pas de termes assez méprisans, pas de termes qui puissent mettre assez de distance entre un honnête homme et quiconque pouvoit entrer dans une telle caverne, c'étoit elle que Bonaparte avoit chargée de diriger l'esprit public en France : et en effet, dès qu'il n'y a pas de liberté de la presse, et que la censure de la police ne s'en tient pas à réprimer, mais dicte à tout un peuple les opinions qu'il doit avoir sur la politique, sur la religion, sur les mœurs, sur les livres, et sur les individus, dans quel état doit tomber une nation qui n'a d'autre nourriture pour ses pensées, que celle que permet ou prépare l'autorité despotique ? Il ne faut donc pas s'étonner si en France la littérature et la critique littéraire sont déchues à un tel point. Ce n'est pas certainement qu'il y ait nulle part plus d'esprit et plus d'aptitude à tout que chez les François. On peut voir quels progrès étonnans ils ne cessent de faire dans les sciences et dans l'érudition, parce que ces deux carrières ne touchent en aucune façon à la politique ; tandis que la littérature ne peut rien produire de grand maintenant sans la liberté. On objecte toujours les chefs-d'œuvre du siècle de Louis XIV ; mais l'esclavage de la presse étoit beaucoup moins sévère sous ce souverain que sous Bonaparte. Vers la fin du règne de Louis XIV, Fénélon et d'autres penseurs traitoient déjà les questions essentielles aux intérêts de la société. Le génie poétique s'épuise dans chaque pays tour à tour, et ce n'est qu'après de certains intervalles qu'il peut renaître; mais l'art d'écrire en prose, inséparable de la pensée, embrasse nécessairement toute la sphère philosophique des idées ; et, quand on condamne des hommes de lettres à tourner dans le cercle des madrigaux et des idylles, on leur donne aisément le vertige de la flatterie : ils ne peuvent rien produire qui dépasse les faubourgs de la capitale et les bornes du temps présent.

La tâche imposée aux écrivains sous Bonaparte étoit singulièrement difficile. Il falloit qu'ils combattissent avec acharnement les principes libéraux de la révolution ; mais qu'ils en respectassent tous les intérêts, de façon que la

Bei einigen Stellen bin ich beinah ſtutzig geworden, ob ſie nicht etwa als Spott über den unvergleichlichen Dichter zu verſtehen wären. Da dieß jedoch bei der ganzen Lage der Sachen ein gar zu böſes Herz verrathen würde, ſo ſind ſie unſtreitig ironiſch, gegen ſeine unberufnen Tadler, gemeint, die auf dieſe Weiſe ihr Theil dermaßen bekommen, daß ſie ſich nicht ſo leicht wieder an ihn wagen werden.

Das überſetzte Sonett S. 265 unterwirft man der Prüfung der Kenner als einen unvollkommnen Verſuch einer Ueberſetzung in's Engliſche, die, ſobald man erfährt, dieſe Probe werde in England mit Wohlgefallen aufgenommen, mit aller der Würde dieſer reichen Nation und der Verſchwendung, womit ſie ihre Lieblinge zu ehren weiß, angemeßnen Pracht von dem Ganzen veranſtaltet werden ſoll.

Und ſomit wünſche ich dieſe Blätter durch eine beßere Nachfolge bald gänzlich verdunkelt zu ſehen.

liberté fût anéantie, mais que les titres, les biens et les emplois des révolutionnaires fussent consacrés. Bonaparte disoit un jour, en parlant de J.-J. Rousseau : *C'est pourtant lui qui a été la cause de la révolution. Au reste, je ne dois pas m'en plaindre, car j'y ai attrapé le trône.* C'étoit ce langage qui devoit servir de texte aux écrivains, pour saper sans relâche les lois constitutionnelles, et les droits imprescriptibles sur lesquels ces lois sont fondées, mais pour exalter le conquérant despote que les orages de la révolution avoient produit, et qui les avoit calmés. S'agissoit-il de la religion, Bonaparte faisoit mettre sérieusement dans ses proclamations, que les François devoient se défier des Anglois, parce qu'ils étoient des hérétiques; mais vouloit-il justifier les persécutions que subissoit le plus vénérable et le plus modéré des chefs de l'église, le pape Pie VII; il l'accusoit de fanatisme. La consigne étoit de dénoncer, comme partisan de l'anarchie, quiconque émettoit une opinion philosophique en aucun genre : mais si quelqu'un, parmi les nobles, sembloit insinuer que les anciens princes s'entendoient mieux que les nouveaux à la dignité des cours, on ne manquoit pas de le signaler comme un conspirateur. Enfin, il falloit repousser ce qu'il y avoit de bon dans chaque manière de voir, afin de composer le pire des fléaux humains, la tyrannie dans un pays civilisé.

Quelques écrivains ont essayé de faire une théorie abstraite du despotisme, afin de le recrépir, pour ainsi dire, de façon à lui donner un air de nouveauté philosophique. D'autres, du parti des parvenus, se sont plongés dans le machiavélisme, comme s'il y avoit là de la profondeur; et ils ont présenté le pouvoir des hommes de la révolution comme une garantie suffisante contre le retour des anciens gouvernemens : comme s'il n'y avoit que des intérêts dans ce monde, et que la direction de l'espèce humaine n'eût rien de commun avec la vertu. Il n'est resté de ces tours d'adresse qu'une certaine combinaison de phrases, sans l'appui d'aucune idée vraie, et néanmoins construites comme il le faut grammaticalement, avec des verbes, des nominatifs et des accusatifs. *Le papier souffre tout*, disoit un homme d'esprit. Sans doute il souffre tout, mais les hommes ne gardent point le souvenir des sophismes, et fort heureusement pour la dignité de la littérature, aucun monument de cet art généreux ne peut s'élever sur de fausses bases. Il faut des accens de vérité pour être éloquent, il faut des principes justes pour raisonner, il faut du courage d'âme pour avoir des élans de génie; et rien de semblable ne peut se trouver dans ces écrivains qui suivent à tout vent la direction de la force.

Les journaux étoient remplis des adresses à l'empereur, des promenades de l'empereur, de celles des princes et des princesses, des étiquettes et des présentations à la cour. Ces journaux, fidèles à l'esprit de servitude, trouvoient le moyen d'être fades à l'époque du bouleversement du monde; et, sans les bulletins officiels qui venoient de temps en temps nous apprendre que la moitié de l'Europe étoit conquise, on auroit pu croire qu'on vivoit sous des berceaux de fleurs, et qu'on n'avoit rien de mieux à faire que de compter les pas des Majestés et des Altesses Impériales, et de répéter les paroles gracieuses qu'elles avoient bien voulu laisser tomber sur la tête de leurs sujets prosternés. Est-ce ainsi que les hommes de lettres, que les magistrats de la pensée, doivent se conduire en présence de la postérité ?

Quelques personnes cependant ont tenté d'imprimer des livres sous la censure de la police; mais qu'en arrivoit-il ? une persécution comme celle qui m'a forcée de m'enfuir par Moscou pour chercher un asile en Angleterre.

Le libraire Palm a été fusillé en Allemagne pour n'avoir pas voulu nommer l'auteur d'une brochure qu'il avoit imprimée. Et, si des exemples plus nombreux encore de proscriptions ne peuvent être cités, c'est que le despotisme étoit si fortement mis en exécution, qu'on avoit fini par s'y soumettre, comme aux terribles lois de la nature, la maladie et la mort. Ce n'est pas seulement à des rigueurs sans fin qu'on s'exposoit sous une tyrannie aussi persévérante, mais on ne pouvoit jouir d'aucune gloire littéraire dans son pays, quand des journaux aussi multipliés que sous un gouvernement libre, et néanmoins soumis tous au même langage, vous harceloient de leurs plaisanteries de commande. J'ai fourni pour ma part des refrains continuels aux journalistes françois depuis quinze ans : la mélancolie du nord, la perfectibilité de l'espèce humaine, les muses romantiques, les muses germaniques. Le joug de l'autorité et l'esprit d'imitation étoient imposés à la littérature, comme le Journal officiel dictoit les articles de foi en politique. Un bon instinct de despotisme faisoit sentir aux agens de la police littéraire, que l'originalité dans la manière d'écrire peut conduire à l'indépendance du caractère, et qu'il faut bien se garder de laisser introduire à Paris les livres des Anglois et des Allemands, si l'on ne veut pas que les écrivains françois, tout en respectant les règles du goût, suivent les progrès de l'esprit humain dans les pays où les troubles civils n'en ont pas ralenti la marche.

Enfin, de toutes les douleurs que l'esclavage de la presse fait éprouver, la plus amère, c'est de voir insulter dans les feuilles publiques ce qu'on a de plus cher, ce qu'on respecte le plus, sans qu'il soit possible de faire admettre une réponse dans ces mêmes gazettes qui sont nécessairement plus populaires que les livres. Quelle lâcheté dans ceux qui insultent les tombeaux, quand les amis des morts ne peuvent en prendre la défense ! Quelle lâcheté dans ces folliculaires qui attaquoient aussi les vivans avec l'autorité derrière eux, et servoient d'avant-garde à toutes les proscriptions que le pouvoir absolu prodigue, dès qu'on lui suggère le moindre soupçon ! Quel style que celui qui porte le cachet de la police ! A côté de cette arrogance, à côté de cette bassesse, quand on lisoit quelques discours des Américains ou des Anglois, des hommes publics enfin qui ne cherchent, en s'adressant aux autres hommes, qu'à leur communiquer leur conviction intime, on se sentoit ému comme si la voix d'un ami s'étoit tout à coup fait entendre à l'être abandonné qui ne savoit plus où trouver un semblable.

CHAPITRE XVII.

Un mot de Bonaparte imprimé dans le Moniteur.

Ce n'étoit pas assez que tous les actes de Bonaparte fussent empreints d'un despotisme toujours plus audacieux; il falloit encore qu'il révélât lui-même le secret de son gouvernement, méprisant assez l'espèce humaine pour le lui dire. Il fit mettre, dans le Moniteur du mois de juillet 1810, ces propres paroles qu'il adressoit au second fils de son frère Louis Bonaparte; cet enfant étoit alors destiné au grand-duché de Berg. *N'oubliez jamais*, lui dit-il, *dans quelque position que vous placent ma politique et l'interêt de mon empire, que vos premiers devoirs sont envers moi, vos seconds envers la France; tous vos autres devoirs, même ceux envers les peuples que je pourrois vous confier, ne viennent qu'après.* Il ne s'agit pas là de libelles, il ne s'agit pas là d'opinions de parti : c'est lui, lui Bonaparte, qui s'est dénoncé ainsi plus sévèrement que la postérité n'auroit jamais osé le faire. Louis XIV fut accusé d'avoir dit dans son intérieur : *L'état, c'est moi;*

et les historiens éclairés se sont appuyés avec raison sur ce langage égoïste pour condamner son caractère. Mais si, lorsque ce monarque plaça son petit-fils sur le trône d'Espagne, il lui avoit enseigné publiquement la même doctrine que Bonaparte enseignoit à son neveu, peut-être que Bossuet lui-même n'auroit pas osé préférer les intérêts des rois à ceux des nations; et c'est un homme élu par le peuple, qui a voulu mettre son *moi* gigantesque à la place de l'espèce humaine; et c'est lui que les amis de la liberté ont pu prendre un instant pour le représentant de leur cause! Plusieurs ont dit : Il est l'enfant de la révolution. Oui, sans doute, mais un enfant parricide : devoient-ils donc le reconnoître?

CHAPITRE XVIII.

De la doctrine politique de Bonaparte.

Un jour M. Suard, l'homme de lettres françois qui réunit au plus haut degré le tact de la littérature à la connoissance du grand monde, parloit avec courage devant Napoléon sur la peinture des empereurs romains dans Tacite. *Fort bien*, dit Napoléon ; *mais il devoit nous expliquer pourquoi le peuple romain toléroit et même aimoit ces mauvais empereurs. C'étoit là ce qu'il importoit de faire connoître à la postérité.* Tâchons de ne pas mériter, relativement à l'empereur de France lui-même, les reproches qu'il faisoit à l'historien romain.

Les deux principales causes du pouvoir de Napoléon en France ont été sa gloire militaire avant tout, et l'art qu'il eut de rétablir l'ordre sans attaquer les passions intéressées que la révolution avoit fait naître. Mais tout ne consistoit pas dans ces deux problèmes.

On prétend qu'au milieu du conseil d'état, Napoléon montroit dans la discussion une sagacité universelle. Je doute un peu de l'esprit qu'on trouve à un homme tout-puissant; il nous en coûte davantage à nous autres particuliers, pour gagner notre vie de célébrité. Néanmoins on n'est pas quinze ans le maître de l'Europe, sans avoir une vue perçante sur les hommes et sur les choses. Mais il y avoit dans la tête de Bonaparte une incohérence, trait distinctif de tous ceux qui ne classent pas leurs pensées sous la loi du devoir. La puissance du commandement avoit été donnée par la nature à Bonaparte, mais c'étoit plutôt parce que les hommes n'agissoient point sur lui, que parce qu'il agissoit sur eux, qu'il parvenoit à en être le maître; les qualités qu'il n'avoit pas lui servoient autant que les talens qu'il possédoit, et il ne se faisoit obéir qu'en avilissant ceux qu'il soumettoit. Ses succès sont étonnans, ses revers plus étonnans encore; ce qu'il a fait avec l'énergie de la nation est admirable; l'état d'engourdissement dans lequel il l'a laissée, peut à peine se concevoir. La multitude d'hommes d'esprit qu'il a employés est extraordinaire; mais les caractères qu'il a dégradés nuisent plus à la liberté que toutes les facultés de l'intelligence ne pourroient y servir. C'est à lui surtout que peut s'appliquer la belle image du despotisme dans *l'Esprit des lois* : il a coupé

Sonette.

I.

Von liederlichen Thränen giebt's nun Ferien,
Und niemand ſchwängert unſrer Bühne Muſen;
Das Nationaltheater der Tunguſen
Geht Kotzebue zu bilden nach Siberien.

Apoſtel du, von England bis Heſperien,
Naiver Menſchheit in gefallnen Buſen!
Bald, als Parterr-verſteinernde Meduſen,
Bringſt du uns kamtſchadaliſche Materien.

Zweiter Benjowsky! Bayard ohne Tadel!
Jenſeit des Boreas nun kennen lerne
Das Land, wovon du prophezeit als Seher.

Rußlands Monarch ertheilt dir höhern Adel:
Zum Eſel machten dich Geburt und Sterne,
Doch die Kibitke zum Hyperboreer.

l'arbre par la racine pour en avoir le fruit ; et peut-être a-t-il desséché le sol même.

Enfin Bonaparte, maître absolu de quatre-vingts millions d'hommes, ne rencontrant plus d'opposition nulle part, n'a su fonder ni une institution dans l'état, ni un pouvoir stable pour lui-même. Quel est donc le principe destructeur qui suivoit ses pas triomphans? quel est-il? le mépris des hommes, et par conséquent de toutes les lois, de toutes les études, de tous les établissemens, de toutes les élections, dont la base est le respect pour l'espèce humaine. Bonaparte s'est enivré de ce mauvais vin du machiavélisme ; il ressembloit sous plusieurs rapports aux tyrans italiens du quatorzième et du quinzième siècles ; et, comme il avoit peu lu, l'instruction ne combattoit point dans sa tête la disposition naturelle de son caractère. L'époque du moyen âge étant la plus brillante de l'histoire des Italiens, beaucoup d'entre eux n'estiment que trop les maximes des gouvernemens d'alors ; et ces maximes ont toutes été recueillies par Machiavel.

En relisant dernièrement en Italie son fameux écrit du Prince, qui trouve encore des croyans parmi les possesseurs du pouvoir, un fait nouveau et une conjecture nouvelle m'ont paru dignes d'attention. D'abord on vient de publier, en 1813, des lettres de Machiavel, trouvées dans les manuscrits de la bibliothèque Barberini, qui prouvent positivement que c'est pour se raccommoder avec les Médicis qu'il a publié *le Prince*. On lui avoit fait subir la question à cause de ses efforts en faveur de la liberté; il étoit ruiné, malade, et sans ressources; il transigea, mais après la torture: en vérité, l'on cède à moins de nos jours.

Ce traité du Prince, où l'on retrouve malheureusement la supériorité d'esprit que Machiavel avoit développée dans une meilleure cause, n'a point été composé, comme on l'a cru, pour faire haïr le despotisme en montrant quelles affreuses ressources les despotes doivent employer pour se maintenir. C'est une supposition trop détournée pour être admise. Il me semble plutôt que Machiavel, détestant avant tout le joug des étrangers en Italie, toléroit et encourageoit même les moyens, quels qu'ils fussent, dont les princes du pays pouvoient se servir pour être les maîtres, espérant qu'ils seroient assez forts un jour pour repousser les troupes allemandes et françoises. Machiavel analyse l'art de la guerre dans ses écrits, comme les hommes du métier pourroient le faire; il revient sans cesse à la nécessité d'une organisation militaire purement nationale; et, s'il a souillé sa vie par son indulgence pour les crimes des Borgia, c'est peut-être parce qu'il s'abandonnoit trop au besoin de tout tenter pour recouvrer l'indépendance de sa patrie. Bonaparte n'a sûrement pas examiné le Prince de Machiavel sous ce point de vue; mais il y a cherché ce qui passe encore pour de la profondeur parmi les âmes vulgaires : l'art de tromper les hommes. Cette politique doit tomber à mesure que les lumières s'étendront ; ainsi la croyance à la sorcellerie n'existe plus, depuis qu'on a découvert les véritables lois de la physique.

Un principe général, quel qu'il fût, déplaisoit à Bonaparte, comme une niaiserie ou comme un ennemi. Il n'écoutoit que les considérations du moment, et n'examinoit les choses que sous le rapport de leur utilité immédiate ; car il auroit voulu mettre le monde entier en rente viagère sur sa tête. Il n'étoit point sanguinaire, mais indifférent à la vie des hommes. Il ne la considéroit que comme un moyen d'arriver à son but, ou comme un obstacle à écarter de sa route. Il n'étoit pas même aussi colère qu'il a souvent paru l'être : il vouloit effrayer avec ses paroles, afin de s'épargner le fait par la menace. Tout étoit chez lui moyen ou but; l'involontaire ne se trouvoit nulle part, ni dans le bien, ni dans le mal. On prétend qu'il a dit : *J'ai tant de conscrits à dépenser par an.* Ce propos est vraisemblable, car Bonaparte a souvent assez méprisé ses auditeurs pour se complaire dans un genre de sincérité qui n'est que de l'impudence.

Jamais il n'a cru aux sentimens exaltés, soit dans les individus, soit dans les nations; il a pris l'expression de ces sentimens pour de l'hypocrisie. Il pensoit tenir la clef de la nature humaine par la crainte et par l'espérance, habilement présentées aux égoïstes et aux ambitieux. Il faut en convenir, sa persévérance et son activité ne se ralentissoient jamais quand il s'agissoit des moindres intérêts du despotisme; mais c'étoit le despotisme même qui devoit retomber sur sa tête. Une anecdote, dans laquelle j'ai eu quelque part, peut offrir une donnée de plus sur le système de Bonaparte relativement à l'art de gouverner.

Le duc de Melzi, qui a été pendant quelque temps vice-président de la république Cisalpine, étoit un des hommes les plus distingués que cette Italie, si féconde en tout genre, ait produits. Né d'une mère espagnole et d'un père italien, il réunissoit la dignité d'une nation à la vivacité de l'autre ; et je ne sais si l'on pourroit citer, même en France, un homme plus remarquable par sa conversation, et par le talent plus important et plus nécessaire de connoître et de juger tous ceux qui jouoient un rôle politique en Europe. Le premier consul fut obligé de l'employer, parce qu'il jouissoit du plus grand crédit parmi ses concitoyens, et que son attachement à sa patrie n'étoit mis en doute par personne. Bonaparte n'aimoit point à se servir d'hommes qui fussent désintéressés, et qui eussent des principes quelconques inébranlables; aussi tournoit-il sans cesse autour de Melzi pour le corrompre.

Après s'être fait couronner roi d'Italie, en 1805, Bonaparte se rendit au corps législatif de Lombardie, et dit à l'assemblée qu'il vouloit donner une terre considérable au duc de Melzi, pour acquitter la reconnoissance publique envers lui : il espéroit ainsi le dépopulariser. Me trouvant alors à Milan, je vis le soir M. de Melzi qui étoit vraiment au désespoir du tour perfide que Napoléon lui avoit joué, sans l'en prévenir en aucune manière ; et, comme Bonaparte se seroit irrité d'un refus, je conseillai à M. de Melzi de consacrer tout de suite à un établissement public les revenus dont on avoit voulu l'accabler. Il adopta mon avis ; et, dès le jour suivant, en se promenant avec l'empereur, il lui dit que telle étoit son intention. Bonaparte lui saisit le bras, et s'écria : *C'est une idée de madame de Staël que vous me dites là ; je le parie. Mais ne donnez pas, croyez-moi, dans cette philanthropie romanesque du dix-huitième siècle : il n'y a qu'une seule chose à faire dans ce monde, c'est d'acquérir toujours plus d'argent et de pouvoir ; tout le reste est chimère.* Beaucoup de gens diront qu'il avoit raison ; je crois, au contraire, que l'histoire montrera qu'en établissant cette doctrine, en déliant les hommes de l'honneur, partout ailleurs que sur le champ de bataille, il a préparé ses partisans à l'abandonner conformément à ses propres préceptes, quand il cesseroit d'être le plus fort. Aussi peut-il se vanter d'avoir eu plus de disciples fidèles à son système, que de serviteurs dévoués à son infortune. Il consacroit sa politique par le fatalisme, seule religion qui puisse s'accorder avec le dévouement à la fortune ; et, sa prospérité croissant toujours, il a fini par se faire le grand-prêtre et l'idole de son propre culte, croyant en lui, comme si ses désirs étoient des présages, et ses desseins des oracles.

La durée du pouvoir de Bonaparte étoit une leçon d'immoralité continuelle : s'il avoit toujours réussi, qu'aurions-nous pu dire à nos enfans? Il nous seroit toujours resté sans doute la jouissance religieuse de la résignation, mais la masse des habitans de la terre auroit en vain cherché les intentions de la Providence dans les affaires humaines.

Toutefois, en 1811, les Allemands appeloient encore Bonaparte l'homme de la destinée; l'imagination de quelques Anglois même étoit ébranlée par ses talens extraordinaires. La Pologne et l'Italie espéroient encore de lui leur indépendance, et la fille des Césars étoit devenue son épouse. Cet insigne honneur lui causa comme un transport de joie, étranger à sa nature; et, pendant quelque temps, on dut croire que cette illustre compagne pourroit changer le caractère de celui que le sort avoit rapproché d'elle. Il ne falloit encore à cette époque, à Bonaparte, qu'un sentiment honnête pour être le plus grand souverain du monde : soit l'amour paternel qui porte les hommes à soigner l'héritage de leurs enfans; soit la pitié pour ces François qui se faisoient tuer pour lui au moindre signe; soit l'équité envers les nations étrangères qui le regardoient avec étonnement; soit enfin cette espèce de sagesse, naturelle à tout homme au milieu de la vie, quand il voit s'approcher les grandes ombres qui doivent bientôt l'envelopper : une vertu, une seule vertu, et c'en étoit assez pour que toutes les prospérités humaines s'arrêtassent sur la tête de Bonaparte. Mais l'étincelle divine n'existoit pas dans son cœur.

Le triomphe de Bonaparte, en Europe comme en France, reposoit en entier sur une grande équivoque qui dure encore pour beaucoup de gens. Les peuples s'obstinoient à le considérer comme le défenseur de leurs droits, dans le moment où il en étoit le plus grand ennemi. La force de la révolution de France, dont il avoit hérité, étoit immense, parce qu'elle se composoit de la volonté des François et du vœu secret des autres nations. Napoléon s'est servi de cette force contre les anciens gouvernemens pendant plusieurs années, avant que les peuples aient découvert qu'il ne s'agissoit pas d'eux. Les mêmes noms subsistoient encore : c'étoit toujours la France, jadis le foyer des principes populaires;

et, bien que Bonaparte détruisît les républiques, et qu'il excitât les rois et les princes à des actes de tyrannie, contraires même à leur modération naturelle, on croyoit encore que tout cela finiroit par de la liberté, et souvent lui-même parloit de constitution, du moins quand il s'agissoit du règne de son fils. Toutefois le premier pas que Napoléon ait fait vers sa ruine, c'est l'entreprise contre l'Espagne; car il a trouvé là une résistance nationale, la seule dont l'art ni la corruption de la diplomatie ne pussent le débarrasser. Il ne s'est pas douté du danger qu'une guerre de villages et de montagnes pouvoit faire courir à son armée; il ne croyoit point à la puissance de l'âme; il comptoit les baïonnettes; et, comme avant l'arrivée des armées angloises, il n'y en avoit presque point en Espagne, il n'a pas su redouter la seule puissance invincible, l'enthousiasme de tout un peuple. *Les François*, disoit Bonaparte, *sont des machines nerveuses;* et il vouloit expliquer par là le mélange d'obéissance et de mobilité qui est dans leur nature. Ce reproche est peut-être juste; mais il est pourtant vrai qu'une persévérance invincible depuis près de trente ans se trouve au fond de ces défauts, et c'est parce que Bonaparte a ménagé l'idée dominante qu'il a régné. Les François ont cru pendant long-temps que le gouvernement impérial les préservoit des institutions de l'ancien régime qui leur sont particulièrement odieuses. Ils ont confondu long-temps aussi la cause de la révolution avec celle d'un nouveau maître. Beaucoup de gens de bonne foi se sont laissé séduire par ce motif, d'autres ont tenu le même langage, lors même qu'ils n'avoient plus la même opinion; et ce n'est que très-tard que la nation s'est désintéressée de Bonaparte. A dater de ce jour, l'abîme a été creusé sous ses pas.

II.

Auf, Britten, des brutalen Brutus Brut!
Errettet euren Dichter Kotzebue.
Euch iſt er er eigen, euch gehört er zu,
Er wärmt noch euer bierverdicktes Blut.

Mit mächt'gen Flotten theilt die Meeresflut,
Habt, eh ihn Paul zurückgiebt, keine Ruh;
Sprecht: Ein Britannien lebt, ein Zar wie du,
Ein Kotzebue, ſie alle groß und gut.

Stellt ihn der edle Zar auf freien Fuß:
Rule, Kotzebue, dann, und Britannia rule!
Erfreut euch eures wohlerrungnen Guts;

Und mengt Moral in ſeiner Stücke Muß,
Und fiſcht aus ihrem flachen breiten Pfuhl
Beauties of Kotzebue, fit for the brutes!

CHAPITRE XIX.

Enivrement du pouvoir ; revers et abdication de Bonaparte.

Cette vieille Europe m'ennuie, disoit Napoléon avant de partir pour la Russie. En effet, il ne rencontroit plus d'obstacle à ses volontés nulle part, et l'inquiétude de son caractère avoit besoin d'un aliment nouveau. Peut-être aussi la force et la clarté de son jugement s'altérèrent-elles, quand les hommes et les choses plièrent tellement devant lui, qu'il n'eut plus besoin d'exercer sa pensée sur aucune des difficultés de la vie. Il y a dans le pouvoir sans bornes une sorte de vertige qui saisit le génie comme la sottise, et les perd également l'un et l'autre.

L'étiquette orientale que Bonaparte avoit établie dans sa cour, interceptoit les lumières que l'on peut recueillir par les communications faciles de la société. Quand il y avoit quatre cents personnes dans son salon, un aveugle auroit pu s'y croire seul, tant le silence qu'on observoit étoit profond. Les maréchaux de France, au milieu des fatigues de la guerre, au moment de la crise d'une bataille, entroient dans la tente de l'empereur pour lui demander ses ordres, et il ne leur étoit pas permis de s'y asseoir. Sa famille ne souffroit pas moins que les étrangers de son despotisme et de sa hauteur. Lucien a mieux aimé vivre prisonnier en Angleterre que régner sous les ordres de son frère. Louis Bonaparte, dont le caractère est généralement estimé, se vit contraint par sa probité même, à renoncer à la couronne de Hollande; et, le croiroit-on? quand il causoit avec son frère pendant deux heures tête à tête, forcé par sa mauvaise santé de s'appuyer péniblement contre la muraille, Napoléon ne lui offroit pas une chaise : il demeuroit lui-même debout, de crainte que quelqu'un n'eût l'idée de se familiariser assez avec lui pour s'asseoir en sa présence.

La peur qu'il causoit dans les derniers temps étoit telle, que personne ne lui adressoit le premier la parole sur rien. Quelquefois il s'entretenoit avec la plus grande simplicité au milieu de sa cour, et dans son conseil d'état. Il souffroit la contradiction, il y encourageoit même, quand il s'agissoit de questions administratives ou judiciaires sans relation avec son pouvoir. Il falloit voir alors l'attendrissement de ceux auxquels il avoit rendu pour un moment la respiration libre; mais, quand le maître reparoissoit, on demandoit en vain aux ministres de présenter un rapport à l'empereur contre une mesure injuste. S'agissoit-il même de la victime d'une erreur, de quelque individu pris par hasard sous le grand filet tendu sur l'espèce humaine, les agens du pouvoir vous objectoient la difficulté de s'adresser à Napoléon, comme s'il eût été question du Grand Lama. Une telle stupeur causée par la puissance auroit fait rire, si l'état où se trouvoient les hommes sans appui sous ce despotisme, n'eût pas inspiré la plus profonde pitié.

Les complimens, les hymnes, les adorations sans nombre et sans mesure dont ses gazettes étoient remplies, devoient fatiguer un homme d'un esprit aussi transcendant; mais le despotisme de son caractère étoit plus fort que sa propre raison. Il aimoit moins les louanges vraies que les flatteries serviles, parce que, dans les unes, on n'auroit vu que son mérite, tandis que les autres attestoient son autorité. En général, il a préféré la puissance à la gloire; car l'action de la force lui plaisoit trop pour qu'il s'occupât de la postérité sur laquelle on ne peut l'exercer. Mais un des résultats du pouvoir absolu qui a le plus contribué à précipiter Bonaparte de son trône, c'est que, par degrés, l'on n'osoit plus lui parler avec vérité sur rien. Il a fini par ignorer qu'il faisoit froid à Moscou, dès le mois de novembre, parce que personne, parmi ses courtisans, ne s'est trouvé assez romain pour oser lui dire une chose aussi simple.

En 1811, Napoléon avoit fait insérer, et désavouer en même temps, dans le Moniteur une note secrète, imprimée dans les journaux anglois, comme ayant été adressée par son ministre des affaires étrangères à l'ambassadeur de Russie. Il y étoit dit que l'Europe ne pouvoit être en paix tant que l'Angleterre et sa constitution subsisteroient. Que cette note fût authentique ou non, elle portoit du moins le cachet de l'école de Napoléon, et exprimoit certainement sa pensée. Un instinct dont il ne pouvoit se rendre compte, lui apprenoit que, tant qu'il y auroit un foyer de justice et de liberté dans le monde, le tribunal qui devoit le condamner tenoit ses séances permanentes.

Bonaparte joignoit peut-être à la folle idée de la guerre de Russie celle de la conquête de la Turquie, du retour en Égypte, et de quelques tentatives sur les établissemens des Anglois dans l'Inde; tels étoient les projets gigantesques avec lesquels il se rendit la première fois à Dresde, traînant après lui les armées de tout le continent de l'Europe, qu'il obligeoit à marcher contre la puissante nation limitrophe de l'Asie. Les prétextes étoient de peu de chose pour un homme arrivé à un tel degré de pouvoir; cependant il falloit adopter sur l'expédition de Russie une phrase à donner aux courtisans, comme le mot d'ordre. Cette phrase étoit, *que la France se voyoit obligée de faire la guerre à la Russie, parce qu'elle n'observoit pas le blocus continental envers l'Angleterre.* Or, pendant ce temps, Bonaparte lui-même accordoit sans cesse à Paris des licences pour des échanges avec les négocians de Londres; et l'empereur de Russie auroit pu, à meilleur droit, lui déclarer la guerre, comme manquant au traité par lequel ils s'étoient engagés réciproquement à ne point faire de commerce avec les Anglois. Mais qui se donneroit la peine aujourd'hui de justifier une telle guerre? Personne, pas même Bonaparte; car son respect pour le succès est tel, qu'il doit se condamner lui-même d'avoir encouru de si grands revers.

Cependant le prestige de l'admiration et de la terreur que Napoléon inspiroit étoit si grand, que l'on n'avoit guère de doutes sur ses triomphes. Pendant qu'il étoit à Dresde, en 1812, environné de tous les souverains de l'Allemagne, et commandant une armée de cinq cent mille hommes, composée de presque toutes les nations européennes, il paroissoit impossible, d'après les calculs humains, que son expédition ne fût pas heureuse. En effet, dans sa chute, la Providence s'est montrée de plus près à la terre que dans tout autre événement, et les élémens ont été chargés de frapper les premiers le maître des hommes. On peut à peine se figurer aujourd'hui que, si Bonaparte avoit réussi dans son entreprise contre la Russie, il n'y avoit pas un coin de terre continentale où l'on pût lui échapper. Tous les ports étant fermés, le continent étoit, comme la tour d'Ugolin, muré de toutes parts.

Menacée de la prison par un préfet très-docile au pouvoir, si je montrois la moindre intention de m'éloigner un jour de ma demeure, je m'échappai, lorsque Bonaparte étoit près d'entrer en Russie, craignant de ne plus trouver d'issue en Europe, si j'eusse différé plus long-temps. Je n'avois déjà plus que deux chemins pour aller en Angleterre, Constantinople ou Pétersbourg. La guerre entre la Russie et la Turquie rendoit la route par ce dernier pays presque impraticable ; je ne savois ce que je deviendrois, quand l'empereur Alexandre voulut bien m'envoyer à Vienne un passe-port. En entrant dans son empire, reconnu pour absolu, je me sentis libre pour la première fois, depuis le règne de Bonaparte, non pas seulement à cause des vertus personnelles de l'empereur Alexandre, mais parce que la Russie étoit le seul pays où Napoléon ne fît point sentir son influence. Il n'est aucun ancien gouvernement que l'on pût comparer à cette tyrannie entée sur une révolution, à cette tyrannie qui s'étoit servie du développement même des lumières, pour mieux enchaîner tous les genres de liberté.

Je me propose d'écrire un jour ce que j'ai vu de la Russie. Toutefois je dirai, sans me détourner de mon sujet, que c'est un pays mal connu, parce qu'on n'a presque observé de cette nation qu'un petit nombre d'hommes de cour, dont les défauts sont d'autant plus grands, que le pouvoir du souverain est moins limité. Ils ne brillent pour la plupart que par l'intrépide bravoure commune à toutes les classes; mais les paysans russes, cette nombreuse partie de la nation qui ne connoît que la terre qu'elle cultive, et le ciel qu'elle regarde, a quelque chose en elle de vraiment admirable. La douceur de ces hommes, leur hospitalité, leur élégance naturelle, sont extraordinaires;

aucun danger n'a d'existence à leurs yeux, ils ne croient pas que rien soit impossible quand leur maître le commande. Ce mot de maître, dont les courtisans font un objet de flatterie et de calcul, ne produit pas le même effet sur un peuple presque asiatique. Le monarque, étant chef du culte, fait partie de la religion ; les paysans se prosternent en présence de l'empereur, comme ils saluent l'église devant laquelle ils passent ; aucun sentiment servile ne se mêle à ce qu'ils témoignent à cet égard.

Grâce à la sagesse éclairée du souverain actuel, toutes les améliorations possibles s'accompliront graduellement en Russie. Mais il n'est rien de plus absurde que les discours répétés d'ordinaire par ceux qui redoutent les lumières d'Alexandre. « Pourquoi, disent-ils, cet em- » pereur, dont les amis de la liberté sont si en- » thousiastes, n'établit-il pas chez lui le ré- » gime constitutionnel qu'il conseille aux autres » pays ? » C'est une des mille et une ruses des ennemis de la raison humaine, que de vouloir empêcher ce qui est possible et désirable pour une nation, en demandant ce qui ne l'est pas actuellement chez une autre. Il n'y a point encore de tiers état en Russie : comment donc pourroit-on y créer un gouvernement représentatif ? La classe intermédiaire entre les Boyars et le peuple manque presque entièrement. On pourroit augmenter l'existence politique des grands seigneurs, et défaire, à cet égard, l'ouvrage de Pierre Ier., mais ce seroit reculer au lieu d'avancer; car le pouvoir de l'empereur, tout absolu qu'il est encore, est une amélioration sociale en comparaison de ce qu'étoit jadis l'aristocratie russe. La Russie, sous le rapport de la civilisation, n'en est qu'à cette époque de l'histoire, où, pour le bien des nations, il falloit limiter le pouvoir des privilégiés par celui de la couronne. Trente-six religions, en y comprenant les cultes païens, trente-six peuples divers sont, non pas réunis, mais épars sur un terrain immense. D'une part le culte grec s'accorde avec une tolérance parfaite, et de l'autre, le vaste espace qu'occupent les hommes leur laisse la liberté de vivre chacun selon leurs mœurs. Il n'y a point encore dans cet ordre de choses, des lumières qu'on puisse concentrer, des individus qui puissent faire marcher des institutions. Le seul lien qui unisse des peuples presque nomades, et dont les maisons ressemblent à des tentes de bois établies dans la plaine, c'est le respect pour le monarque, et la fierté nationale ; le temps en développera successivement d'autres.

J'étois à Moscou un mois, jour pour jour, avant que l'armée de Napoléon y entrât, et je n'osai m'y arrêter que peu de momens, craignant déjà son approche. En me promenant au haut du Kremlin, palais des anciens czars qui domine sur l'immense capitale de la Russie, et sur ses dix-huit cents églises, je pensois qu'il étoit donné à Bonaparte de voir les empires à ses pieds, comme Satan les offrit à notre Seigneur. Mais c'est lorsqu'il ne lui restoit plus rien à conquérir en Europe, que la destinée l'a saisi pour le faire tomber aussi rapidement qu'il étoit monté. Peut-être a-t-il appris depuis, que, quels que soient les événemens des premières scènes, il existe une puissance de vertu qui reparoît toujours au cinquième acte des tragédies, comme chez les anciens un dieu tranchoit le nœud quand l'action en étoit digne.

La persévérance admirable de l'empereur Alexandre en refusant la paix que Bonaparte lui offroit, selon sa coutume, quand il fut vainqueur ; l'énergie des Russes qui ont mis le feu à Moscou, pour que le martyre d'une ville sainte sauvât le monde chrétien, contribuèrent cer-

III.

On, Britons, ye, the brutal Brutus's brood!
  Awake and save your poet Kotzebue!
  Him you may claim as yours, he is your due,
  He still does cheer your porterthiken'd blood.

With mighty fleets divide the Ocean's flood,
  Nor cease, till Paul him renders, to pursue;
  Say: One Britannia lives, one Czar like you,
  One Kotzebue, all great alike and good.

If the grand Czar doth nobly him unloose:
  Rule, Kotzebue, then, and Britannia rule!
  Then let your worth enjoy its well-won fruits.

With morals spice the pastry of his muse,
  And fish from out her flat, broad, stagnant pool
  Beauties of Kotzebue, fit for the brutes.

tainement beaucoup aux revers que les troupes de Bonaparte ont éprouvés dans la retraite de Russie. Mais c'est le froid, ce froid de l'enfer, tel qu'il est peint dans le Dante, qui pouvoit seul anéantir l'armée de Xerxès.

Nous qui avons le cœur françois, nous nous étions cependant habitués pendant les quinze années de la tyrannie de Napoléon, à considérer ses armées par-delà le Rhin comme ne tenant plus à la France; elles ne défendoient plus les intérêts de la nation, elles ne servoient que l'ambition d'un seul homme; il n'y avoit rien en cela qui pût réveiller l'amour de la patrie; et loin de souhaiter alors le triomphe de ces troupes, étrangères en grande partie, on pouvoit considérer leurs défaites comme un bonheur même pour la France. D'ailleurs plus on aime la liberté dans son pays, plus il est impossible de se réjouir des victoires dont l'oppression des autres peuples doit être le résultat. Mais qui pourroit entendre néanmoins le récit des maux qui ont accablé les François dans la guerre de Russie, sans en avoir le cœur déchiré?

Incroyable homme! il a vu des souffrances dont on ne peut aborder la pensée; il a su que les grenadiers françois, dont l'Europe ne parle

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCALEGEL,A.W. FN. 10480/026

Grund auch in den kritiſchen Aufſätzen, welche in dieſe Sammlung nicht aufgenommen ſind, und in einigen parodiſchen Gedichten, wozu ich mich genannt, wohl vergeblich ſuchen. Der Geſchmack und die Schätzung des Werthes mancher litterariſchen und künſtleriſchen Erzeugniſſe hat ſich ſeitdem ſtark verändert, und zwar in der damals angedeuteten Richtung; wobei ich weit entfernt bin, mir irgend etwas anderes zuzuſchreiben, als ein früheres, unabhängig gefälltes Urtheil, und die Vorausſicht, daß es dieſe Wendung nehmen werde. Durch den bloßen Wechſel und, wie ich behaupten möchte, den Fortſchritt der Zeiten, bin ich, ohne meinen Standpunkt zu verändern, aus einem als revolutionär verſchrieenen ein völlig conſtitutioneller Kritiker geworden. Sogar in Frankreich zeigen ſich Symptome, daß die Sinnesart des Publicums meinen Anſichten von dem bisher für claſſiſch geltenden tragiſchen Theater, welche die nationale Eigenliebe anfangs ſo heftig empört haben, ſich wohl einigermaaßen entgegen neigen möchte. Im allgemeinen gilt freilich dort noch das Virgiliſche:

manet alta mente repostum
Judicium Paridis, spretaeque injuria formae.

Als einige mir gewogene Gelehrte in Paris mich wegen meiner Indiſchen Arbeiten zum auswärtigen Mitgliede der dritten Claſſe des Inſtituts vorgeſchlagen hatten, ſoll ein Mitglied meine Schilderung des Franzöſiſchen Theaters aus der Taſche gezogen, und ſich gegen die Verbindung mit einem des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldigen Fremden nachdrücklich aufgelehnt haben. — Die Gunſt des Engliſchen Publicums hatte ich vom Anfange an durch meine Charakteriſtik Shakſpeare's gewonnen, wiewohl, was ich über Dryden, Pope und Addiſons Cato geäußert, einige Kunſtrichter der alten Schule ziemlich verſchnupft haben mag. Ein Engländer von ſehr gebildetem Geſchmack, ein berühmter Parlamentsredner, ſagte mir, ich ſey in der Richtung der nationalen Vorliebe zu weit gegangen, und er könne nicht umhin, mich für einen Ultra-Shakſpeariſten zu erklären. — Die National-Eitelkeit der Italiäner iſt beinahe noch reizbarer als die der Franzoſen; die Alpen ſind für ſie meiſtens die Gränze der litterariſchen Welt: wenn einmal zufällig ein transalpiniſches Urtheil nach Italien gelangt, ſo erregt es eben deswegen die Aufmerkſamkeit um ſo ſtärker. Da nun das Theater die ſchwache Seite der Italiäniſchen Litteratur iſt, ſo mußte ich dort lebhaften Widerſpruch finden. Selbſt mein Ueberſetzer, Gherardini, hat ſich nicht enthalten können, an Gründen ſchwache aber im Ton ziemlich unhöfliche Widerlegungen beizufügen. Ein Florentiner, Pagani-Ceſa, beſtreitet in einer eignen Schrift über das tragiſche Theater der Italiäner meine Lehren, ſo zu ſagen, auf allen Blättern. Einzelne ſind meiner Anſicht beigetreten: junge talentvolle Männer; was immer das Wirkſamſte iſt, auf ausübende Weiſe. Die Zeit dürfte wohl kommen, wo meine Bildniſſe von Metaſtaſio und Alfieri in Italien nicht mehr ſo unverzeihlich ſcheinen werden als jetzt.

Bei neuen Hervorbringungen von Schriftſtellern, die zum erſtenmale auftreten, hat der Kritiker am wenigſten zu befürchten, daß die Leſer gegen ihn Partei nehmen werden. Da die öffentliche Meynung ſich noch nicht feſtgeſetzt hat, ſo betrachten ſie ihn nur als einen vorläufigen Berichterſtatter, und behalten ſich allenfalls die Reviſion des vorgeſchlagenen Urtheilſpruches vor. Gleichwohl darf gerade hierbei Eiferſucht und eigennützige Parteilichkeit am ſicherſten ihr Spiel treiben. Eine einſeitige Schilderung kann durch künſtlich ausgewählte Proben ſcheinbar beſtätigt werden, und dem noch unberühmten Talent auf eine Zeitlang den Zutritt zur Mitwerbung um den öffentlichen Beifall verſperren.

Das gewagteſte Unternehmen der Kritik ſcheint der Widerſpruch gegen eine durch lange Verjährung befeſtigte Meynung über Kunſt- und Geiſteswerke zu ſeyn: denn hier hat der einzelne, dem Anſchein nach, unzählbare Tauſende von Stimmen gegen ſich. Aber das längſt Vergangene erregt ſelten lebhafte Leidenſchaften. Wenn vollends das fragliche Werk ſich zugleich aus einem entfernten Zeitalter und von einer fremden Nation herſchreibt, ſo läßt man ſich den Widerſpruch wohl gefallen. Die Zeitgenoſſen ſind für das gangbare Urtheil nicht verantwortlich: ſie haben es ſchon fertig überkommen, haben es auf Glauben gelten laſſen, und werden nun erſt zu einer ſelbſtthätigen Prüfung aufgefodert. Auch liegen ja in der Geſchichte des Geſchmacks die Beiſpiele des auffallendſten Wechſels zwiſchen Bewunderung und Herabſetzung zu Tage: in den bildenden Künſten und in der Muſik noch mehr als in der Poeſie. In jenen hat man ſo manches ehemals beinahe vergöttert, was uns jetzt nur flüchtig anzuſehen oder anzuhören ſchon zur Qual gereicht. Auf der andern Seite ſind vermöge derſelben Ausartung des Geſchmacks die erhabenſten Werke des menſchlichen Geiſtes verkannt und vernachläſſigt worden. Hat es nicht eine Zeit gegeben, wo Pietro da Cortona für einen ganz andern Maler galt als Raphael? Wo man jenem die ſchöpferiſche Kraft und Fülle zuſchrieb, dieſen kalt und ſteinern nannte? Wo der hohe Sinn der Antike, die man nur als antiquariſche Seltenheit ſchätzte, gegen die ſinnlichen Beſtechungen Bernini's für nichts geachtet ward? Und ſolche Urtheile ſind im Angeſicht der Meiſterwerke gefällt worden. Mit der ſchönen Litteratur iſt es etwas andres: ſie iſt national und an den Entwickelungsgang einer Sprache gebunden. Man nimmt vorlieb, bis man etwas beſſeres kennen gelernt hat. In einem Lande, wo der Caffee noch nicht bekannt geworden wäre, würde vielleicht ein Kaufmann Glück machen, der mit Cichorien handelte, und ſie für den ächten Mokha ausgäbe. Doch hat man auch Rückfälle und Ausartungen der Litteratur und des Geſchmacks darin erlebt, und zwar nicht bloß vom Großen und Einfachen zum Ueberladenen, Ueppigen und Verkünſtelten, was ſich am leichteſten begreift; ſondern auch zum Flachen, Gemeinen und Geiſtloſen. Der Kunſtrichter wäre übel daran, der die Zeiten nach der Reihe befragen wollte: er würde ſtatt eines Orakels nur ein vervielfältigtes, verworrenes und mißlautendes Echo vernehmen. Er darf und ſoll ſich allerdings an der Geſchichte orientiren, ſeinen Sinn durch Vergleichungen ſchärfen. Aber ſein Urtheil muß ſein eignes ſeyn; das Urbild der Vollkommenheit muß ſeinem Geiſte inwohnen: ſonſt fehlt ihm ein zuverläßiger Maaßſtab für die Arten und Grade der Annäherung.

Das Mißlichſte von allem iſt, eine ſcharfe Kritik gegen ältere Zeitgenoſſen zu richten, die ſchon ſeit geraumer Zeit im Beſitz des Beifalls und des Ruhmes waren. Hier miſcht ſich in die Theilnahme des zuſchauenden Publicums ein moraliſches Gefühl, das an ſich löblich iſt, aber durch ein Mißverſtändniß auf litterariſche Vorfälle übertragen wird. Es iſt als ob ein angeſehener Mann ſeiner Aemter und Würden entſetzt werden ſollte, ohne förmlichen Rechtsgang, und ohne daß eine bis jetzt verheimlichte Schuld entdeckt worden wäre. Ich habe dergleichen Kritiken eigentlich niemals abgefaßt: aber man hat geglaubt, ich mache Miene dazu, und das hat mir ſchon Anfeindungen genug zugezogen. Ein nun längſt vergeſſener Schriftſteller von ziemlich eilfertiger Feder bediente ſich des liebreichen Ausdrucks: »ich ſtrebe in meinem gemachten Muthwillen, die wohl erworbenen Lorbeern von Wielands grauem Haupte zu reißen;« und indem er eine ſolche Beſchuldigung anonym in der geleſenſten Zeitſchrift vorbrachte, (Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1799. Nr. 372. S. 475.) wußte er ſich noch viel mit ſeiner Moralität. Man wird in allen meinen kritiſchen Schriften kaum ein Dutzend Zeilen finden, welche Wieland betreffen: was konnten dieſe gegen einen ſo weit verbreiteten und auf der Grundlage von funfzig Bänden aufgebauten Ruhm ausrichten? Wenn die Lorbeern ſeitdem heruntergefallen ſind, ſo kam es vermuthlich daher, daß ſie welk und mürbe waren. So viel ich weiß, iſt noch keine gründliche Kritik der Wielandiſchen Werke vorhanden, worin gezeigt würde, wie er das Idol des Deutſchen Publicums geworden und zwanzig bis dreißig Jahre geblieben; und was er für die Ausbildung der Sprache, des Versbaues, der Formen unſerer Poeſie wirklich geleiſtet. Es wäre wohl an der Zeit, von der allzugroßen Vernachläßigung dieſes von manchen Seiten liebenswürdigen Schriftſtellers abzumahnen.

Wiewohl das meiſte in den folgenden Bänden enthaltene aufgehört hat, in Deutſchland paradox zu ſeyn, ſo ſchmeichle ich mir dennoch, daß es darum nicht trivial geworden iſt. Die Aufgabe der litterariſchen und Kunſt-Kritik iſt ja nicht, wie es von der philologiſchen und hiſtoriſchen Kritik allerdings gilt, die ſcharfſinnige und gelehrte Führung eines ſchwierigen Erweiſes. Die Bemühung des Kritikers verliert dadurch nichts an ihrem Werth, daß das Urtheil unverbildeter, unverwöhnter und vorurtheilsfreier Leſer des Gedichtes oder Betrachter des Kunſtwerkes ſchon im voraus mit dem ſeinigen übereinſtimmt. Man ſuchte nur einen Sprecher der gemeinſamen Empfindungen, weil die Mittheilung und Verſtändigung darüber den Genuß erhöht. Die Aufgabe iſt, für den Geſamt-Eindruck, der aus einem unendlich feinen Gewebe einzelner Eindrücke zuſammengeſetzt iſt, den angemeſſenſten Ausdruck zu finden; dieſe Wirkung des Kunſtwerkes aus den Anlagen der menſchlichen Natur, aus den Foderungen des äußern Sinnes, der Einbildungskraft, des Geſchmacks, des Verſtandes und des ſittlichen Gefühls, befriedigend zu erklären; und überall von dem beſonderen Fall auf allgemeine Wahrheiten und Grundgeſetze zurückzuweiſen. Man ſchätzt die Verbindung des philoſophiſchen Geiſtes mit der praktiſchen Einſicht, wie dieſes oder jenes anders und beſſer hätte gemacht werden können, oder warum das Ganze, ſo wie es iſt, vollendet erſcheint. Denn mit abſtracten und hohlen Theorien iſt wiederum nichts ausgerichtet.

Unter allen Aufgaben der Kritik iſt keine ſchwieriger, aber auch keine belohnender als eine treffende Charakteriſtik der großen Meiſterwerke. Wie die ſchöpferiſche Wirkſamkeit des Genius immer von einem gewiſſen Unbewußtſeyn begleitet iſt, ſo fällt es auch der begeiſterten Bewunderung ſchwer und, je ächter ſie iſt, um ſo ſchwerer, zu beſonnener Klarheit über ſich ſelbſt zu gelangen. Am beſten wird es damit gelingen, wenn die Betrachtung nicht vereinzelt wird, ſondern vielmehr den menſchlichen Geiſt in dem Stufengange ſeiner Entwickelung bis zu dem Gipfel hinauf begleitet. Mit einem Worte, die Kunſtkritik muß ſich, um ihrem großen Zwecke Genüge zu leiſten, mit der Geſchichte, und ſo fern ſie ſich auf Poeſie und Litteratur bezieht, auch mit der Philologie verbünden. Mein Verſuch über die dramatiſche Kunſt iſt bisher der einzige in dieſer Art geblieben. Jetzt wünſchte ich, mehr dergleichen unternommen, meine Kräfte nicht am einzelnen und zuweilen am unbedeutenden verwendet zu haben. Aber in den nicht vollen neun Jahren, vom Sommer 1795 bis zum Frühling 1804, wo ich mich ausſchließend dem Schriftſteller-

IV.

Castra doloris waren die Theater,
Da Kotzebue für alle ſchien verloren.
Allein er iſt uns wieder neu geboren,
Und im Gefolge ſeines Ruhmes naht er.

Berlins Thiergarten wie der Wiener Prater,
Und Weimars Park verkünden's Aller Ohren:
Zum großen Feſt iſt dieſer Tag erkoren
Für unſrer Bühne Vater und Berather.

Trompetet, paukt denn, klatſcht und treibt Geſchnatter,
Der Lampenputzer komm' im neuen Rocke,
Und wie ein jeder kann, ſo feir' ihn jeder.

Du, kratz' das Herz mit Heldenfratzen, Kratter!
Du, ſiede neue Zauberinnen, Zſchokke!
Du, laß die Beſtien tanzen, Schikaneder!

Berufe widmete, während welcher Zeit das meiſte hier geſammelte, dann meine Nachbildungen des Shakſpeare, des Calderon und einzelner Stücke von Italiäniſchen und Spaniſchen Dichtern zu Stande gekommen ſind, hatte ich mit mancherlei Schwierigkeiten und Beſchränkungen zu kämpfen; und die Anfoderungen des Augenblicks ließen mir nicht freie Muße genug, um Gegenſtände von großem Umfange zur Behandlung zu wählen, und dazu die vorbereitenden Studien zu machen. Es war längſt mein Vorhaben, eine Geſchichte der bildenden Künſte in ähnlicher Weiſe auszuführen, wie ich die Geſchichte des Theaters entworfen; bei Betrachtung der Europäiſchen Kunſtſchätze, wovon ich die meiſten zu ſehen Gelegenheit hatte, war dieß mein beſtändiges Augenmerk; und einige kürzlich in Berlin vor einer kunſtſinnigen Zuhörerſchaft gehaltene Vorleſungen über dieſen Gegenſtand gaben mir dazu eine neue Anregung.

Unter meinen früheren kritiſchen Aufſätzen habe ich eine Auswahl getroffen. Was in die beiden jetzt zugleich erſcheinenden Bände, und in den dritten, welcher demnächſt folgen wird, nicht aufgenommen iſt, ſoll nach meiner Abſicht nicht von neuem durch den Druck verbreitet werden. Wenn ein Autor ſeine zerſtreuten Schriften weder ſelbſt geſammelt noch ſonſt darüber verfügt hat, ſo läßt es ſich allenfalls mit der guten Meynung entſchuldigen, daß nach ſeinen Lebzeiten, wie zu geſchehen pflegt, alles zuſammen gerafft wird, was jemals ſeiner Feder entfloſſen. Nach der obigen Erklärung würde ein künftiger Herausgeber durch das gleiche Verfahren dem Publicum einen ſchlechten Dienſt leiſten, und gegen mich ein wahres Unrecht begehen. Wie unvollkommen auch in Deutſchland das Eigenthum des Schriftſtellers anerkannt, wie wenig es durch Geſetze geſichert iſt, ſo wird man ihm doch das Recht nicht abſtreiten, ſein eigner Beurtheiler zu ſeyn, an ſeinen Hervorbringungen zu ändern, wo möglich zu beſſern, und was ihm nicht mehr gefällt, ihn nicht mehr befriedigt, ganz bei Seite zu ſchieben. Vergeblich würde man hoffen, durch die Aufſuchung des hier Weggelaſſenen eine Ausbeute des Anſtößigen zu gewinnen. Ich mag in dieſem oder jenem Stücke meine Meynung geändert haben, manche meiner früheren Aeußerungen jetzt einſeitig und übertrieben finden; aber ich habe nie etwas drucken laſſen, das ich verheimlichen müßte.

Die Anonymität halte ich übrigens für vollkommen rechtmäßig, wenn die anonymen Schriften ſonſt keine Mißbilligung verdienen: ohne ein ſolches Mittel ſeine perſönliche Ruhe zu ſichern, bliebe wohl manche nützliche aber mißfällige Wahrheit ungeſagt. Für mich machte ich nur ſelten und ausnahmsweiſe Gebrauch davon; bei recenſirenden Zeitſchriften, z. B. der Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, mußte ich mich der Regel des Inſtituts bequemen. Dieſe Anonymität hob ich nachher ſelbſt wieder auf. Ich hatte in den Jahren 1796—99 ſtarken Antheil an der Litteratur-Zeitung gehabt, das Fach der ſchönen Litteratur dem größten Theile nach beſorgt. Da ich ſah, daß die Herausgeber, welche mir Dankbarkeit ſchuldig waren, ſtatt deſſen Cabalen gegen mich und meine Freunde machten, ſo fand ich mich bewogen, mich öffentlich von der ferneren Theilnahme loszuſagen. (Jen. A. L. Z. 1799. Intelligenz-Blatt, Nr. 145.) In einer weitläuftigen und geſchraubten Gegenerklärung gaben die Herausgeber zu verſtehen, ich würde mich zu manchen meiner Recenſionen wohl nicht gern nennen wollen. Hierauf hatte ich keine andere Antwort, als die, das vollſtändige Verzeichniß in einem Anhange zum Athenäum drucken zu laſſen. Ich bemerke hier, daß die dort aufgezählten Recenſionen zwar alle von mir durchgeſehen und eingeliefert worden ſind, daß ich aber Hülfe dabei gehabt habe. Wie hätte ich allein einen ſolchen Wuſt ſchlechter Bücher bewältigen können? Erſt ſpäter in den Jahren 1804 — 1807, als Goethe die Leitung der Jen. Allg. Lit. Zeitung übernommen hatte, gab ich auf deſſen Einladung wiederum einige Beiträge.

Der Zeitung für die elegante Welt habe ich in den Jahren 1802 und 1803 Theater-Artikel und Beurtheilungen ausgeſtellter Kunſtwerke eingeſandt, welche ſich nur für die Unterhaltung des Tages eigneten.

In den Heidelberger Jahrbüchern habe ich meine Recenſionen immer unterzeichnet.

Das Athenäum unternahm ich mit meinem Bruder Friedrich von Schlegel; wir erklärten im voraus, wir ſeyen nicht bloß Herausgeber, ſondern in der Regel auch Verfaſſer dieſer Zeitſchrift. Man wußte alſo, an wen man ſich zu halten hätte. Wir unterzeichneten jeder mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Vornamens; bei gemeinſchaftlichen Arbeiten mit beiden. Dieß geſchah bei einer Anzahl aphoriſtiſcher Bemerkungen und Sätze, welche unter der Ueberſchrift Fragmente dem erſten Bande des Athenäums eingerückt ſind. Eben weil über dieſe Fragmente ſo laut Zeter gerufen worden, habe ich meinen Antheil daran, vollſtändig ausgeſchieden, ſo fern ich mich nach ſo langen Jahren noch auf mein Gedächtniß verlaſſen kann, hier als »Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunſt« wieder abdrucken laſſen. Die Leſer werden vielleicht auf meine Beiſteuer zu dem damaligen litterariſchen Aergerniß das Sprüchwort anwendbar finden: Viel Geſchrei und wenig Wolle!

Jedem Aufſatze habe ich die Jahrzahl der Abfaſſung beigefügt, deren Beachtung mir, wie ich meyne, günſtig ſeyn wird. Die in der Inhalts-Anzeige mit einem Sternchen bezeichneten Stücke ſind nicht ganz von mir, ſondern zum Theil von der Hand einer geiſtreichen Frau, welche alle Talente beſaß, um als Schriftſtellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war. In den Gemälden iſt der Dialog nebſt den angehängten Gedichten von mir, die Beſchreibungen ſind es nur zum Theil.

Ich gedenke dem Publicum einmal einen kurzen Bericht über den Gang meiner Geiſtesbildung und über meine litterariſchen und gelehrten Arbeiten vorzulegen. Dieſer Bericht kann vielleicht durch meine genaue Bekanntſchaft mit ausgezeichneten Zeitgenoſſen einigermaaßen anziehend werden. Mein Lebenslauf iſt in eine Periode höchſt merkwürdiger Entwickelungen jeder Art gefallen, wo tauſend Erfahrungen mir die Wahrheit einprägten, daß die Wirkſamkeit des Einzelnen meiſtentheils von geringer Bedeutung iſt. Niemand kennt beſſer als ich das große Mißverhältniß zwiſchen meinen Beſtrebungen und dem wenigen, was mir zu leiſten vergönnt war.

Bonn im Februar 1828.

A. W. von Schlegel.

Inhalt

des erſten Theiles.

Seite.

Vorrede I

I. Abriß von den Europäiſchen Verhältniſſen der Deutſchen Litteratur. Zum erſtenmal gedruckt in London 1825. 1
(Als Vorrede zu Bohte's Handbuch der Deutſchen Litteratur. Lond. 1825.)

II. Ueber einige Werke von Goethe.
1. Torquato Taſſo, ein Schauſpiel. 1790. . . 15
(Götting. Anzeigen von gelehrten Sachen.)

Zuſatz. Ueber Taſſo's Lebensgeſchichte. 1827. . 18

2. Die Römiſchen Elegien. 17~~8~~95. 27
(Jenaiſche Allgemeine Litt. Zeitung. 1796. Nr. 4 u. f. in einer Recenſion der Horen. — Charakteriſtiken und Kritiken, von A. W. und Fr. Schlegel. B. II.)

Seite.

3. Hermann und Dorothea. 1797. 34
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1797. Nr. 393 — 396. Charakt. u. Kritiken. B. II.)

III. Homers Werke von Voß. 1796. 74
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1796. Nr. 262 — 267. Charakt. u. Kritiken. B. II.)
Anmerkung zum zweiten Abdruck. 1801. . . 150
Anmerkung zum dritten Abdruck. 1827. . . 151

IV. Die Geſundbrunnen. Ein Gedicht in vier Geſängen von Neubeck. 1797. 164
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1797. Nr. 243. Charakt. u. Kritiken. B. II.)
Anmerkung zum dritten Abdrucke. 1827. . . 177

V. Der Wettſtreit der Sprachen. Ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. 1798. 179
(Athenäum, eine Zeitſchrift von A. W. und Fr. Schlegel. B. I.)
Anmerkungen. 1827. 244

VI. Ueber kritiſche Zeitſchriften. 1798. . . . 258
(Athenäum, B. I.)

VII. Beurtheilung einiger Schauſpiele und Romane.

1.* Iffland. Das Vermächtniß. Die Advokaten. Dienſtpflicht. 1797. 265
(Jen. Allg. Litt. Zeitung., 1797. Nr. 188.)
2.* Romane und Erzählungen von Friedrich Schulz. 1797. 276
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, Nr. 130. Charakt. u. Kritiken. B. II.)

Seite.
3.* Mode-Romane. Lafontaine. 1798. . . 290
(Athenäum, B. I.)
4. Romulus von Lafontaine. 1799. . . . 307
(Athenäum, B. II.)
5. Reiſe durch das mittägliche Frankreich. Vom Frhrn. von Thümmel. 1799. 309
(Athenäum. B. II.)
6. Ritter Blaubart und der geſtiefelte Kater, von Ludwig Tieck. (In den Volksmährchen von Peter Leberecht.) 1797. 311
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1797. Nr. 333. Charakt. u. Kritiken. B. II.
Anmerkung. 1827. 318
VIII. Rollenhagens Froſchmeuſeler. 322
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1797. Nr. 144. Charakt. u. Kritiken. B. II.)
IX. Jakob Balde, ein Mönch und Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts. 1797. 325
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1797. Nr. 53. Charakt. u. Kritiken. B. II.)
X. Salomon Geßner, Landſchaftmaler und Idyllendichter. 1796. 331
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1796. Nr. 308. Charakt. u. Kritiken. B. II.)
XI. Chamfort. 1796. 338
(Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1796. Nr. 338 — 340.)
XII. Ueber den dramatiſchen Dialog. 1796. . 365
(Die Horen, eine Monatsſchrift herausgeg. von Schiller, Jahrg. 1796. St. IV.)

Seite.

Zuſatz zum neuen Abdruck. 1827. 380

XIII.* Ueber Shakſpeare's Romeo und Julia. 1797. 387
(Die Horen, Jahrg. 1797. Stück VI. Charakt. u. Kritiken. B. I.)

XIV. Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunſt. 1798. 416
(Athenäum. B. I.)

I.

Abriß

von den Europäiſchen Verhältniſſen der Deutſchen Litteratur.

Zum erſtenmal gedruckt in London
1825.

Die Deutſche Litteratur iſt eine der jüngſten unter den Europäiſchen. Zwar hat unſre Nation ältere Denkmale ihrer Sprache aufzuweiſen als die meiſten ihrer Nachbarn. Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, und ohne Zweifel ſchon lange vor dem Tacitus, welcher das Daſeyn ausführlicher Heldenlieder bezeugt, (denn ausführlich mußten ſie ſeyn, wenn ſie die Stelle der Jahrbücher vertreten konnten) iſt in Deutſchen Weiſen gedichtet worden: oft kunſtlos, nicht ſelten auch mit ausgebildeter Kunſt, und zuweilen mit eigenthümlichem Schwunge und kernhaftem Nachdruck. Aber dieſe dichteriſchen Alterthümer ſind großentheils verloren gegangen; in den noch vorhandenen iſt die Sprache dergeſtalt veraltet, daß ſie ſelbſt von Einheimiſchen beinahe als eine fremde erlernt werden

V.

Vom Idealen ſchwatzt man viel und Edeln,
Du aber weißt bei menſchlichen Gebrechen,
Vergiften, Lügen, Rauben, Jungfern-ſchwächen,
Das Edle noch durch's kleinſte Loch zu fädeln.

Was ſag' ich erſt vom edlen Geldvertrödeln?
Vom edlen Fluchen? Tabakspfeifen-brechen?
Ja deine Feinde ſelber müßen ſprechen,
Daß edel auch bei dir die Hunde wedeln.

Drum öffnen dir ſich gern die Thränenſchleuſen.
Wer nicht an Menſchheit glaubt, geh in's Theater,
Er ſeh dein Publicum und dich, und lern' es.

Du machſt zerbrochne Puppen uns zu Waiſen,
Saugſt Rührung über Mutter, Kind und Vater
Am Naſenzipfel eines Holofernes.

muß. Die Epoche einer Litteratur rechnet man gewöhnlich mit Recht von dem Zeitpunkte an, wo die Sprache nach dem Maaße ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer ſolchen Reife gediehen iſt, daß die wegen anderer Eigenſchaften bewunderten Werke auch in den Formen des Stils als Muſter gelten, und durch ihren mächtigen Einfluß auf die Feſtſtellung des Sprachgebrauchs Jahrhunderte lang unveraltet ihren erſten friſchen Glanz bewahren können. Dieſer Zeitpunkt iſt in Italien am früheſten, ſchon vor fünf Jahrhunderten, eingetreten; in Spanien unter Carl V und Philipp II; in England unter der Regierung der Eliſabeth; in Frankreich unter Richelieu und Ludwig XIV; bei uns erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Daß wir uns daher in Abſicht auf den Reichthum an ausgezeichneten Werken im Fache der eigentlich ſchönen Litteratur mit manchen andern Nationen noch nicht meſſen können, iſt nicht zu verwundern, und darf uns billiger Weiſe nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Die Natur iſt zuweilen ſparſamer, zuweilen freigebiger, niemals aber verſchwenderiſch mit den Gaben des Genius; und es bedarf eines beträchtlichen Zeitraumes, um mannigfaltige Schätze des Geiſtes anzuhäufen. Indeſſen hat ſich in den ſeit der oben bemerkten Epoche verfloſſenen ſiebzig bis achtzig Jahren eine große Regſamkeit und fruchtbare Fülle offenbart; neue und auffallende Erſcheinungen ſind einander Schlag auf Schlag gefolgt; und wir dürfen nur die Namen Klopſtock, Leſſing, Winkelmann, Wieland, Bürger, Goethe, Johannes Müller, Herder, Schiller nennen, (der jüngern Zeitgenoſſen nicht zu erwähnen) um unſre Anſprüche auf Europäiſche Anerkennung geltend zu machen.

Wenn aber auch unſre Litteratur denen, welche bei Erlernung einer fremden Sprache wie bei einer Erholungs-Reiſe, nur Befriedigung der Einbildungskraft und des Geſchmacks, und einen erweiterten Kreis belebter Unterhaltung beabſichten, weniger Anlockungen darböte, als manche andre; ſo dürften wir doch dem Denker, dem Gelehrten, dem wiſſenſchaftlichen Forſcher verſprechen, jeder von ihnen werde ſich für die nicht geringe Mühe, welche es erfodert, ſich mit unſrer Sprache vertraut zu machen, reichlich belohnt finden. Wir beſitzen nicht nur eine große Menge nützlicher und brauchbarer Werke, worin alles bisher in verſchiedenen Ländern und Zeitaltern über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand geleiſtete fleißig geſammelt, geordnet und gründlich benutzt iſt, ſondern der Scharfſinn und der Tiefſinn Deutſcher Denker hat ſich in allen Richtungen thätig bewährt; vieles, was nach altem Herkommen unbeſehens für wahr galt, hat ſich bei erneuerter Sichtung ganz anders geſtaltet; und es herrſcht bei uns eine Unbefangenheit und Vielſeitigkeit der Prüfung, eine Eigenthümlichkeit der Anſichten, die bei andern ſonſt ſehr geiſtreichen Nationen durch mancherlei Urſachen unmöglich gemacht wird. Es ließen ſich wohl manche Beiſpiele anführen, daß ausländiſche Schriftſteller bei ihren Landsleuten bloß dadurch den Ruf überlegener Köpfe und originaler Denker erworben haben, daß ſie das aus Deutſchen Büchern oder aus Mittheilungen Deutſcher Gelehrten geſchöpfte ſich geſchickt anzueignen wußten. Denn bisher waren Plagiate gegen Deutſche bequem und mit ziemlicher Sicherheit auszuüben Deutſchland, wiewohl nicht bloß geographiſch, ſondern auch in intellectueller Hinſicht im Herzen Europa's gelegen, iſt immer noch ſelbſt für die nächſten Nachbarn eine terra incognita. Dieſe Art zu ſeyn hat gleichwohl ihre Vortheile: reiſen doch auch die Souveräne incognito, weil ſie es anziehend finden, die Menſchen kennen zu lernen, während ſie von ihnen unerkannt bleiben. Wir ſind, darf ich wohl behaupten, die Kosmopoliten der Europäiſchen Cultur: wir fragen gar wenig darnach, in welchem Lande zuerſt eine neue Wahrheit ans Licht gefördert worden iſt; wir werden durch keine Parteilichkeit oder Beſchränktheit gehindert, jeden irgendwo gemachten Fortſchritt in der Wiſſenſchaft ſofort anzuerkennen und zu benutzen. Die Ausländer haben uns nicht durch übertriebene Bewunderung zur nationalen Eitelkeit verwöhnt, wie es unſern weſtlichen Nachbarn zu ihrem Nachtheile widerfuhr; hierüber können wir am wenigſten Klage führen. Auf der andern Seite ſind wir auch unbekümmert um ihren Tadel: denn wir wiſſen ſchon im voraus, daß er meiſtens aus Unbekanntſchaft, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen und einſeitigen Gewöhnungen herrührt. Stolz könnte man wohl einigen Deutſchen Schriftſtellern Schuld geben, indem ſie, im Bewußtſeyn ihrer Ueberlegenheit, allzuſehr auf die Leiſtungen des Auslandes in manchen Fächern, als ganz unbedeutend, herabſehen. Es iſt allerdings ſchwer, ſich zuweilen kurz abweiſender Erwiederungen zu enthalten; denn die Urtheile über uns, welche uns von auswärts zukommen, lauten oft ſo, als wenn ein Goldſchmid, der aus dem ſchon geläuterten Metall allerlei artige Kleinigkeiten zu hämmern verſtände, aber niemals einen Schacht geſehen hätte, die Arbeiten des kühnen Bergmannes, der in der Tiefe des Gebirgs nach edeln Erzen gräbt, meiſtern wollte. Wenn zum Beiſpiel, wie es vor einiger Zeit in Schottland geſchehen iſt, ein berühmter Lehrer deſſen, was man in ſeinem Lande, nicht eben paſſend, Philoſophie nennt, über die neueren Deutſchen Philoſophen von Kant bis auf unſere Zeit wegwerfend aburtheilt, ohne die Sprache zu kennen, ohne die Schriften geleſen zu haben, ohne auch nur das Bedürfniß ächter Speculation zu ahnden, welches jene große und merkwürdige Bewegung der Geiſter hervorgerufen, ſo haben wir nichts weiter darauf zu antworten, als daß er noch gar nicht weiß, wovon die Rede iſt, und daß dieſe Dinge weit über ſeinen Horizont hinausliegen.

Die Mängel unſerer wiſſenſchaftlichen Litteratur bin ich nicht geſonnen abzuläugnen: es war immer mein Beſtreben, mich zu einem Europäiſchen Geſichtspunkte für alle Erſcheinungen des Jahrhunderts zu erheben. Die Gründlichkeit des gelehrten Sammelns wird oft nicht von einem gewandten Talent der Mittheilung begleitet; die Maſſe der Gelehrſamkeit hat zuweilen den Geiſt niedergedrückt, ſo daß er ſie nicht zu einer edeln und zierlichen Form verarbeiten konnte; bei dem unverkennbaren Tiefſinn des Gedankens vermißt man nicht ſelten anſchauliche Klarheit der Darſtellung. Die Deutſchen Schriftſteller, wie ihre Landsleute überhaupt, wenden meiſtens nicht genug Sorgfalt auf die äußere Erſcheinung dem Publicum gegenüber, und deswegen gleicht ihr Vortrag der vernachläßigten typographiſchen Ausſtattung ihrer Bücher. Das Beſtreben neu zu ſeyn, was bei der allgemein verbreiteten Aufklärung, bei der regen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit nicht leicht iſt, hat zuweilen zu abſichtlicher Paradoxie verleitet; manchmal hat ſich auch angebohrne Originalität, verſtärkt durch eine eingezogne Lebensweiſe, mit fantaſtiſcher Seltſamkeit kund gegeben, und der Enthuſiasmus für das Schöne und Erhabene, wozu unſre Nation einen vorwaltenden Hang hat, iſt in Schwärmerei ausgeartet.

Ueberhaupt hat der Geiſt der Deutſchen mehr eine ſpeculative als praktiſche Richtung genommen. Dieß hat ſeinen Grund theils in ihren natürlichen Anlagen, theils in äußern Umſtänden, in geſellſchaftlichen und nationalen Verhältniſſen. Vielleicht könnte daher die Bekanntſchaft mit unſrer Litteratur für eine Nation, bei welcher gerade das Gegentheil Statt findet, als ein heilſames Gegengewicht betrachtet werden. Denn die bei jeder Gelegenheit ungehörig wiederholte Frage: Wozu läßt ſich dieß in der Staats- oder Hauswirthſchaft, in den Gewerben und mechaniſchen Künſten oder im Handel gebrauchen? iſt ertödtend für die Philoſophie, für dieſes uneigennützige und von keiner Rückſicht abhängige Streben des Geiſtes, überall die Principien in ihrer Einheit zu begreifen. Ich weiß jene Redensarten nicht beſſer als mit Falſtaffs Rede über die Ehre zu vergleichen. Wenn man eine formloſe Anhäufung wirklicher oder vermeynter Erfahrungen mit dem Namen der Wiſſenſchaft adelt, ſo entflieht aus ihr unvermeidlich der philoſophiſche Lebensfunke; ſie ſinkt zum rohen Empirismus herab, und die Verachtung der Speculation muß am Ende nachtheilig auf die praktiſchen Anwendungen zurückwirken.

Das heutige Europa iſt mündig geworden durch die Beſitznahme von der reichen geiſtigen Erbſchaft, welche Griechenland und Rom uns hinterlaſſen hatten; durch die Reformation und den dadurch veranlaßten und Jahrhunderte lang fortgeſetzten Kampf der Meynungen, auch ſolcher Meynungen, welche auf den erſten Blick nicht an die Religion und kirchliche Verfaſſung geknüpft zu ſeyn ſcheinen; durch die außerordentliche und in allen vorhergehenden Zeitaltern beiſpielloſe Entfaltung der beobachtenden und berechnenden Naturwiſſenſchaften; endlich durch die ſeit Vaſco de Gama und Columbus begonnene und jetzt beinahe zur Vollendung gebrachte Entdeckung der Welttheile und Oceane, und die dadurch möglich gemachte Bekanntſchaft, ja den thätigen Verkehr mit den geſamten menſchlichen Bewohnern unſers Planeten.

Welche bedeutende Rolle Deutſchland bei der Entwickelung der drei erſten charakteriſtiſchen Beſtandtheile Europäiſcher Cultur geſpielt hat, bedarf kaum einer Erinnerung. Zum Welthandel und folglich zur Weltumſeglung waren die Deutſchen durch ihre geographiſche Lage weniger berufen; jedoch haben ſie keine Begünſtigung der Umſtände verſäumt, um auch zur Erforſchung der Länder und Meere ihren Beitrag zu liefern; und ein einziger Weltumſegler der Wiſſenſchaft, wie Alexander von Humboldt, wiegt manche berühmte Namen auf.

So erfindſam die Deutſchen bei den erſten Fortſchritten der Phyſik auf dem Wege des Experiments ſich gezeigt haben, ſo muß man es doch eingeſtehen, daß die neueſte Zeit an wichtigen und folgereichen Erfindungen und Entdeckungen für manche Fächer, namentlich für die Chemie und ihre Anwendung auf Technik und Mechanik, in andern Ländern fruchtbarer war, als bei uns; und wo dieß der Fall iſt, wird es ſich auch jedesmal aus dem Mangel an Mitteln und Anregungen erklären laſſen. Auf die Geſtaltung andrer Theile der Naturwiſſenſchaft haben Deuſche Forſcher ſich einen überwiegenden Einfluß erworben, wie zum Beiſpiel ſogar die Deutſche Kunſtſprache der Mineralogie und Geologie als claſſiſch überall eingeführt worden iſt.

Zu den glänzendſten Seiten und Leiſtungen gehören die philologiſchen und hiſtoriſchen Unterſuchungen aller Art: ein Gebiet von unermeßlichem Umfang. In der Kritik und Auslegung claſſiſcher Texte haben ſich nach der Reihe Italiäniſche, Franzöſiſche, Holländiſche und Engliſche Gelehrte hervorgethan: niemand wird jedoch in Abrede ſeyn, daß dieß gelehrte Geſchäft gegenwärtig in Deutſchland mit der regſten Thätigkeit und anerkannt glücklichem Erfolge betrieben wird. Noch mehr: aus der Verbindung gründlicher Kritik des Einzelnen mit einer philoſophiſchen Betrachtungsart des Ganzen iſt uns ſeit Winkelmann und Leſſing ein tieferes Verſtändniß des claſſiſchen Alterthums aufgegangen, und der wieder erweckte Geiſt jener kräftig und harmoniſch ausgebildeten Menſchheit ſpricht vernehmlicher und eindringlicher zu dem unſrigen.

Vormals, da unſer Horizont kaum über die Säulen des Hercules, und über die Küſten des Mittelländiſchen Meeres hinausreichte, genoß die alte Weltgeſchichte das traurige Vorrecht, beſchränkt und mager ſeyn zu dürfen: mit dem Anwachs unſrer Länder-

und Völkerkunde ſind die Anfederungen an ſie in demſelben Maaße geſteigert. Denn die Aufgabe iſt keine geringere, als die gegenwärtigen Zuſtände des Menſchengeſchlechts in allen Welttheilen aus der Vergangenheit, und zwar ſo viel möglich aus der entfernteſten Vergangenheit zu erklären. Viele von den kümmerlich vollgeſchriebenen, gehaltleeren, oft nur mit Namen und Jahreszahlen angefüllten Blättern der ehemals ſogenannten Univerſal-Geſchichte müſſen überdieß noch als apokryphiſch durchſtrichen werden. Hierin übt die hiſtoriſche Kritik ihr Amt unerbittlich aus. Man kann wohl ſagen, dieſe ſey eine Kunſt von ganz neuer Erfindung; wenigſtens iſt ſie nie mit ſolcher Schärfe und Umſicht zugleich ausgeübt worden wie jetzt. Aber die hiſtoriſche Kritik iſt keineswegs bloß negativ; ſie iſt auch auf die Entdeckung des bisher verborgenen oder für ganz verloren geachteten gerichtet: und eben in der Zuſammenſtellung vereinzelter Bruchſtücke, und in der Reſtauration eines hiſtoriſchen Ganzen aus ihnen, legt ſie die ſtärkſten Proben ihrer Meiſterſchaft ab. Jener ſcheinbare Verluſt an ehemals wahr geglaubten Thatſachen, die ſich nun einmal nicht retten laſſen, wird reichlich aufgewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe ſonſt verwahrloſter oder nicht gehörig benutzter Mittel, tiefer in die Geſchichte der Urwelt einzudringen, und ihr geheimnißvolles Dunkel aufzuhellen. Solche Mittel ſind: die Erforſchung und Deutung der Denkmale; die Vergleichung der Sprachen, welche von der Herkunft und Verwandtſchaft der Völker Zeugniß geben; endlich die Vergleichung der Sagen, um zu entſcheiden ob und in wie fern ächte nur ins Wunderbare und Sinnbildliche umgekleidete Erinnerungen der Vorzeit in ihnen niedergelegt ſind. Alles obige gilt nicht bloß von den äußerlichen Ereigniſſen und Umwälzungen, womit ſich die politiſche Geſchichte vorzugsweiſe beſchäftigt: den Wanderungen der Völker, ihren Anſiedelungen, Kriegen und Eroberungen, der Entſtehung, dem Wachsthum und dem Untergange der Staaten; ſondern in noch weit höherem Grade von der Geſchichte der Cultur überhaupt, von der Geſchichte der Religionen und Geſetzgebungen, der Wiſſenſchaften, der mechaniſchen und bildenden Künſte, des Gewerbfleißes und des Handels. Für alle dieſe Gegenſtände, durch deren Aufnahme in ihre Darſtellungen die Weltgeſchichte erſt einen Gehalt bekömmt, iſt in einem kurzen Zeitraum viel geleiſtet worden, vornämlich in Deutſchland. Jedoch bleibt unüberſehlich viel zu thun übrig, und mehrere Menſchenalter werden nicht hinreichen, um die jetzt von allen Seiten herbeigeſchafften Materialien zu ſichten und zu ordnen. Die Aufgabe, das Menſchengeſchlecht über ſeine bisherige irdiſche Laufbahn aufzuklären, bleibt immer eine der edelſten und würdigſten für den denkenden Geiſt, ſollte ſie auch in aller Folgezeit nur approximativ gelöſt werden können.

Die hiſtoriſche Kritik muß, wenn ſie gedeihen ſoll, einer vollkommenen Autonomie genießen; das heißt: ſie muß keiner fremden Autorität gehorchen, ſondern über das Glaubwürdige nach den von ihr ſelbſt ausgemittelten Beweisgründen entſcheiden dürfen. Dieſes gilt freilich von allen Wiſſenſchaften, und man ſollte denken, es verſtände ſich von ſelbſt. Indeſſen haben ſich hier und da auffallende, im neunzehnten Jahrhundert ganz unerwartete Erſcheinungen hervorgethan, welche allerdings Verſuche, das Zeitalter wieder zur Unmündigkeit zurückzuführen, und Hemmungen der intellectuellen Freiheit beſorgen laſſen. Wir hoffen zwar, kein Aſtronom werde künftig das Schickſal Galilei's erfahren, aber wir möchten den Geſchicht- und Naturforſchern in andern Fächern, dem Geologen zum Beiſpiel, nicht überall die gleiche Sicherheit zuſagen. Die, welche von Seiten der Wiſſenſchaft Gefahr für ihnen theure Ueberzeugungen befürchten, ſind in einem Mißverſtändniſſe befangen. Die Wahrheit iſt nur Eine, und kann nie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen. Wer aber die freie Prüfung, es ſey auf welchem Gebiete es wolle, unterſagt, der muß eingeſtehn, er ſey entſchloſſen, angeerbte Meynungen blindlings für Wahrheit anzunehmen.

Wir Deutſche haben Urſache, uns wegen des bei uns beſtehenden Verhältniſſes der Wiſſenſchaft zum Staat und zur Kirche glücklich zu ſchätzen. Durch die ſchon im Weſtphäliſchen Frieden auf immer feſtgeſetzte politiſche Gleichheit der verſchiedenen Religionsparteien war die Toleranz längſt geſichert. Die Preßfreiheit iſt bis jetzt nur in wenigen Staaten des Deutſchen Bundes als ein verfaſſungsmäßiges Recht anerkannt: aber der größte Theil Deutſchlands iſt, der That nach, im Beſitz einer ſehr ausgebreiteten Denk- und Lehrfreiheit. Ein unſterblicher Monarch, Friedrich der Große, hat hierin den Ton angegeben. Er behauptete für ſich ſelbſt das königliche Recht, ſeine Meynungen freimüthig zu äußern: aber er wollte es nicht allein beſitzen, er geſtand es jedem ſeiner

VI.

Shakſpeare ward nicht geängſtet von der Regel,
Denn Recenſenten gab's noch nicht zum Glücke,
Meinſt du; und käm's nur bis dahin zurücke,
Giengſt du ſo kühn wie er wohl unter Segel.

Dich neckt mit Tücken Tieck, mit Schlägen Schlegel,
Bernhardi harrt auf jedes deiner Stücke,
Daß er in kleine Bißchen ſie zerſtücke:
Allein was kümmern dich dergleichen Flegel?

Du ſcheuſt nicht mehr die Litteratur-Zeitung,
Sonſt deinen Todfeind; dich will Schütz beſchützen;
Den Witz, den er verlor, find't in dir Huber.

Drum ſei nun Shakſpeare, dreiſt auf ſolche Stützen,
Und ruf' mit genial'ſcher Zubereitung
Der Helden Geiſt aus deinem Thränenzuber.

Unterthanen zu. Er hat dadurch auch auf unſre Litteratur, die er nicht kannte, die er ſogar zu kennen verſchmähte, entſchieden fördernd gewirkt. Glücklicher Staat, wo man es, wie ein Mährchen aus dunkler Ferne, erſtaunt und zweifelnd vernimmt, daß die Schriften eines weiſen und raſtlos thätigen Fürſten, dem das Land die Gründung ſeines Ruhmes, und den größten Theil ſeines Flores verdankt, anderswo in dem Index verbotener Bücher aufgeführt werden! Nach ſolchen Beyſpielen muß es in Deutſchland altfränkiſch und lächerlich erſcheinen, die freieſte Erörterung theoretiſcher Meynungen durch Machtſprüche hemmen zu wollen. Ein, wenn ich ſo ſagen darf, friedlicher Conflict der abweichendſten Anſichten iſt daher der auszeichnende Charakter unſrer Litteratur geworden. Dabei dürfen wir es aber mit Wahrheit rühmen, daß dieſe große wiſſenſchaftliche Freiheit nur äußerſt ſelten leichtſinnig, und mit einem gewiſſen, dem öffentlichen Anſtande trotzenden Cynismus gemißbraucht worden iſt.

Dieſe flüchtigen Umriſſe, womit ich den heutigen Zuſtand des litterariſchen und wiſſenſchaftlichen Deutſchlands und ſein Verhältniß zu dem Geiſte des Zeitalters zu ſchildern verſucht habe, machen keinen Anſpruch darauf, ihren Gegenſtand zu erſchöpfen. Sie ſollen nur dazu dienen, ein bibliographiſches Repertorium unſrer Litteratur bei dem engliſchen Publicum einzuführen. Ich verſprach dieß dem achtungswürdigen Sammler, dem jüngſt verſtorbenen Buchhändler Bohte, deſſen frühzeitiger Tod für den litterariſchen Verkehr beider Länder ein wahrer Verluſt iſt. Die Auswahl der Bücher iſt großentheils zweckmäßig, der Druck der Namen und

Titel correct; wo es thunlich war, ſind kurze Urtheile aus dem beredten und geiſtvollen Werke der Frau von Stael über Deutſchland, aus geſchätzten Engliſchen Zeitſchriften, oder auch aus Deutſchen Bibliographien beigefügt. Allen Freunden der Deutſchen Litteratur in England darf ich dieſes Repertorium als ein brauchbares Handbuch empfehlen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt iſt vielleicht günſtig, um den Erzeugniſſen des Deutſchen Geiſtes einen allgemeinern Eingang in England zu verſchaffen. Vor einer Anzahl Jahre hat man die Sache dort von der unrechten Seite angegriffen. Populare Romane und Schauſpiele wurden durch Ueberſetzungen und Vorſtellungen auf der Bühne nach England verpflanzt. Nun erhoben ſich, nicht ganz mit Unrecht, Klagen über deren Unſittlichkeit; aber der Schluß davon auf die geſamte Deutſche Litteratur war ſehr übereilt. Man wußte nicht, daß dieſe nun vergeſſenen Erſcheinungen des Augenblicks in Deutſchland zwar bei gewiſſen Leſern und Zuſchauern beliebt, aber keinesweges von der Nation hochgeachtet ſeyen. Hierauf kam die Sperre des Continental-Syſtems, wodurch Napoleon das Wort des alten Dichters: toto divisos orbe Britannos, an ſeinen ſtandhafteſten Gegnern zu verwirklichen ſuchte. Seit der Herſtellung des Europäiſchen Friedens hat eine große Anzahl gebildeter Engländer Deutſchland bereiſet, und manche haben vielleicht eine gewiſſe Neigung dazu gefaßt. Der zu früh verewigte Lieblingsdichter Englands (der auch die herrlichen Rheingegenden, in welchen ich dieſes ſchreibe, ſo maleriſch geprieſen) und unſer Goethe haben ſich, wiewohl

Menſchen auszuſprechen, ſich irgend nach der Mittelmäßigkeit bequemen ſollte, ſtatt ſich an die vortrefflichſten und von der Natur am reichſten begabten Geiſter zu wenden, und die übrigen ſorgen zu laſſen, wie ſie mit ihr fertig werden möchten. Bürger verſtand ſich mit dieſer Foderung ſelber nicht recht, und verwechſelte ſie mit dem allerdings erreichbaren Zwecke, den er ſich bei einem großen Theile ſeiner Lieder vorgeſetzt hatte: für Leſer aus verſchiednen Ständen, und namentlich auch aus den unteren und ungelehrten, zugleich zu dichten. Es dürfte auch dazu nicht eben eine ſo bewundernswürdige Herablaſſung nöthig ſeyn, als manche haben vorgeben wollen; denn die Natur theilt Fantaſie und Empfänglichkeit ohne Rückſicht auf hohe oder niedre Geburt aus; conventionelle Cultur wird nur zu den Gattungen erfodert, die Gemälde des feineren geſelligen Lebens aufſtellen; und gelehrte Kenntniſſe können durch die Wahl des Stoffes überflüßig gemacht werden. In dieſem Sinne iſt es ſehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu ſeyn. Allein es läßt ſich wiederum nicht einſehen, warum jeder Dichter und zwar jederzeit es wollen müßte, warum er nicht zum Beiſpiel Leſer ſollte vorausſetzen dürfen, welche die Natur mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet haben, oder mit dem claſſiſchen Alterthume vertraut ſind. Was er an Ausdehnung ſeiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht erſetzen. Wie eng würde die Sphäre der Poeſie begränzt, welche herrliche Erſcheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundſatz allgemein gelten ſollte! Seiner Behauptung: »alle gro-

»ſten Dichter ſeyen Volksdichter geweſen; und was ſie nicht popular gedichtet, ſey zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergeſſen, oder gar niemals in die Vorſtellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leſer aufgenommen worden,« widerſpricht die Geſchichte, wenigſtens der modernen Poeſie, die uns hier zunächſt angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden älteſten Häupter derſelben, ſind auf jede Weiſe, ſowohl nach dem Maaßſtabe der Kenntniſſe als der Geiſteskräfte, ſo unpopular wie möglich. Guarini ferner, der erſte große Verbinder des Antiken und Modernen, iſt keineswegs popular; und Shakſpeare und Cervantes ſcheinen es nur, indem ſie die Menge in ihren meiſten Werken durch raſche Bewegung oder heitre Darſtellung befriedigen und ſie mit einem oberflächlichen Verſtändniſſe täuſchen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen gemeinen Leſern und Zuſchauern verborgen bleibt. Die Frage, in wie fern Homers Rhapſodien urſprünglich volksmäßig waren, oder bloß für die Edlen und Großen geſungen wurden, würde uns hier zu weit führen; allein daß die Troubadours und Minneſänger im Ganzen nicht eigentlich Volksdichter zu nennen ſind, darf ich ohne Bedenken behaupten. Sie übten vielmehr eine adliche und Ritter-Poeſie, auf die Sitten, Anſichten und Empfindungsweiſe des oberſten und damals gebildetſten Standes gebaut. Wir haben von Dichtern aus derſelben Zeit, die ſich um den Beifall der unteren Stände bewarben, noch manches, was mit jener den ſchneidendſten Gegenſatz macht; auch äußert einer und der andre edle Minneſänger keine geringe Verachtung der bürgerlichen und bäuriſchen Lieder.

mit Torquato Taſſo, den Goethe zur Hauptperſon eines jetzt zum erſtenmal gedruckten Schauſpiels gemacht hat, in hohem Grade der Fall. Seine ſeltſamen und unglücklichen Schickſale wurden durch ſeinen Charakter veranlaßt, und eben die Eigenheiten ſeines Temperaments und ſeiner Organiſation, die dieſen beſtimmen helfen, hingen auch mit ſeinem dichteriſchen Talent zuſammen. Sein leicht aufflammender Enthuſiasmus zeigte ſich im Leben als höchſt reizbare Empfindlichkeit; die ſtille keuſche Würde ſeines Stils als ſchüchterne Beſcheidenheit, mit Künſtlerſtolz gemiſcht; der hohe Ernſt in dem Ton ſeiner Gedichte als Hang zur Einſamkeit und Betrachtung. Derjenige Zug ſeines Charakters, den man aus ſeinen Werken am wenigſten vermuthen ſollte, iſt das grillenhafte düſtre Mißtrauen gegen die Menſchen, das ihn ewig quälte, und wie einen raſtloſen Flüchtling durch das Leben hinjagte. Nicht nur die Perſönlichkeit des Taſſo, wie man ſie aus der Geſchichte kennen lernt, hat Goethe treu und wahr in ſeinem Bildniſſe zuſammengefaßt, ſondern auch feinere Schattirungen, die er nur durch tiefes Studium der Werke des Dichters wahrnehmen konnte, auszudrücken gewußt. Selbſt auf einzelne Stellen der Gedichte ſeines Helden hat er angeſpielt. So iſt z. B. was Taſſo vom goldenen Zeitalter ſagt, größtentheils aus dem bezaubernd ſchönen Chor im erſten Act des Aminta genommen. Manche Schönheiten dieſer Art müſſen freilich für Leſer verloren gehen, die den Taſſo nicht als Dichter kennen, wenn ihnen gleich immer die Feinheit und Sorgfalt in der Behandlung des ganzen Charakters ſichtbar bleibt. Eine andre Claſſe von Schönheiten, welche nur von Kennern der Lebensgeſchichte des Taſſo gefühlt werden können, machen die Benutzungen kleiner hiſtoriſcher Umſtände aus, die den Leſer auf den Schauplatz hinzaubern, und ihm das Ganze mit anſchaulicher Wahrheit vorbilden. Hiebei iſt der Dichter weit mehr dem neueſten Biographen des Taſſo, dem Abate Seraſſi, als dem, aus welchem faſt alle übrigen geſchöpft haben, dem Giambatiſta Manſo, gefolgt. Aus der Lebensbeſchreibung des letzten ſchreiben ſich viele romanhafte Erzählungen her, die zum Theil von jenem, der mit großem Fleiß geſammelt und geprüft zu haben ſcheint, verworfen werden. Seraſſi läugnet das Liebesverſtändniß der Prinzeſſin Leonora mit dem Taſſo, wovon ſo viel erzählt worden war; er behauptet, ſie habe nie etwas anders für ihn empfunden als Freundſchaft, Bewunderung für ſein Talent, und Wohlgefallen an ſeinem geiſtreichen Umgange. Unſer Dichter hat zwar ihrer Neigung eine etwas andre Farbe geliehen; aber auch in ſeiner Darſtellung geſtattet ſie den leidenſchaftlichen Gefühlen ihres Günſtlings nicht, die Schranken der Ehrerbietung zu überſchreiten.

Der Plan des Stücks iſt ſehr einfach: gerade nur ſo viel Handlung, als erfodert wurde, um den Charakter des Taſſo ſich völlig entwickeln zu laſſen. Ohne daß unerwartete Ereigniſſe oder mächtige Leidenſchaften zu Hülfe gerufen würden, um den Knoten zu ſchürzen, fließt alles aus dem Contraſt zwiſchen den Charaktern des Taſſo und des Antonio Montecatino, welcher Secretär beim Herzog Alfonſo war, leicht und natürlich her. Der Schluß iſt nicht ganz befriedigend. Das ſchöne Gleichniß, worin

Taſſo ſich und den Antonio ſchildert, kann die dauernde Disharmonie zwiſchen ihnen nicht auflöſen, durch die der erſte in ſo quälende Lagen gerieth. Für die Bühne ſcheint der Verfaſſer das Stück überhaupt nicht beſtimmt zu haben: ein Schauſpiel, das ſich mehr durch ſorgfältige Ausführung, durch Feinheit und Zierlichkeit des Dialogs, durch Sittenſprüche, die mit Attiſcher Urbanität vorgetragen ſind, als durch überraſchende Auftritte, durch Kühnheit und Kraft, auszeichnet, muß auch nothwendig auf den Leſer ſtärker wirken, als auf den Zuſchauer. Aber auch jener wird mehr bei der einſchmeichelnden Anmuth einzelner Stellen verweilen, als in das Intereſſe des Ganzen hineingezogen werden. Keine der handelnden Perſonen iſt ſo geſchildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem ſeinigen machen könnte. Taſſo ſelbſt erregt nur eine mit Unmuth über ſein grillenhaftes Betragen gemiſchte Theilnahme; und die Prinzeſſin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran ſollte nehmen können.

Zuſatz.

Ueber Taſſo's Lebensgeſchichte.

1827.

Seit ich die obigen Bemerkungen ſchrieb, hat wiederholte Leſung der lyriſchen Gedichte Taſſo's mich überzeugt, daß der Abate Seraſſi, wenn er auch mit Recht manche Erzählungen des Manſo verwarf, gleichwohl im Verneinen deſſen, was zuvor allgemein geglaubt worden war, viel zu weit gegangen iſt. Sein Werk, zum erſtenmal gedruckt im J. 1785, iſt einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Eſte, der Erzherzogin Maria Beatrice, zugeeignet und ſichtlich dafür beſtimmt. Bei einer Geſchichte, worin mehrere Perſonen des Hauſes Eſte auf eine ihrem Ruf nicht vortheilhafte Weiſe verflochten ſind, muß dieſer Umſtand, wo nicht gegen die Redlichkeit, doch gegen die Freimüthigkeit des Biographen Bedenken erregen. Auch ſtellt er alles, was den Hof der Herzoge von Ferrara betrifft, die aus jenem erlauchten Hauſe abſtammten, in das günſtigſte Licht. Den Abate mochte überdieß ſein Stand und ſein Alter geneigt machen, alles anſtößige möglichſt bei Seite zu ſchieben. Wenn man ſein Buch lieſt, ſo ſollte es ſcheinen, alle Italiäniſchen Prinzeſſinnen und vornehmen Damen wären damals tugendhaft, die ſämtlichen Fürſten milde, gerecht, großmüthig und Muſter aller ritterlichen und fürſtlichen Tugenden geweſen. An ſchriftlichen Zeugniſſen hiefür konnte es ihm nicht fehlen: denn ſeit die letzten Funken der alten Freiheit Italiens erloſchen waren, längſt vor dem Zeitalter Taſſo's, gab es nie ein mehr mit Schmeichlern überſchwemmtes Land. Aber die allgemeine Zeitgeſchichte und ſo viele einzelne wohl beglaubigte Züge ſtellen uns ein ganz andres Bild auf. Sollten die Sitten des Hofes von Ferrara viel beſſer geweſen ſeyn als die der Mediceer? Der Umſtand, daß Arioſto die einzelnen Geſänge ſeines raſenden Roland, denen überall lüſterne Schilderungen, zuweilen auch derbe Unanſtändigkeiten eingeſtreut ſind, bei Hofe vor einem gemiſchten Kreiſe von Herren und Damen vorleſen durfte, beweiſt, daß unter dem Vorgänger

Alfonſo's der geſellſchaftliche Ton in Ferrara nicht eben der ſittſamſte war. Der Abate Seraſſi iſt eifrig bemüht, den unbeſcholtenen Ruf der Prinzeſſin Leonora von Eſte zu retten, und ungehalten auf die Biographen Taſſo's wegen ihrer dreiſten Behauptungen von ſeinem nicht ganz geheim gebliebenen Glück. Dieß läßt man billig dahin geſtellt ſeyn. Die Prinzeſſin war unvermählt, und ſchon auf der Neige ihrer Jugendjahre, als der liebenswürdige und leidenſchaftliche Jüngling Torquato Taſſo zuerſt in Ferrara auftrat; ſie ließ ſich ſeine aetheriſchen, nicht bloß ihrem Geiſt ſondern ihren Reizen gewidmeten Huldigungen gefallen; auf ihre und ihrer älteren vermählten Schweſter Lucrezia Empfehlung nahm ihn der Herzog in ſeine Dienſte, und ſie pflegte fortwährend mit ihm des vertrauteſten Umgangs.

Taſſo's verliebte Jugendgedichte ſind von einer friſchen Lebensader durchſtrömt: es offenbart ſich darin ein entzündliches Herz, eine bewegliche Einbildungskraft, bereit von jedem neuen reizenden Gegenſtande zum Entzücken hingeriſſen zu werden; kühne Wünſche ſind mit einer jugendlichen Zuverſicht ausgeſprochen, welche Verwöhnung durch gewährte Wünſche verräth. Auf Treue und entſagende Hingegebenheit mochte bei ihm ſchwerlich zu rechnen ſeyn. In einem ziemlich leichtfertigen Liede an die Dienerin einer vornehmen Dame ſagt er:

Al fin si volge ogni femmineo ingegno.

Der Dichter, der die zarteſten Regungen weiblicher Herzen in ſeinem befreiten Jeruſalem ſo rührend zu enthüllen verſtand, war auch Meiſter in Schilderungen ganz anderer Art: ſein Pinſel hat ſich dem ſchwelgeriſchen Rauſch der Sinne nicht entzogen. Wenige kennen vielleicht ſein Madrigal: Tirsi morir volea; aber wer kennt nicht Rinaldo und Armida? Man weiß, daß er den Bedenklichkeiten ſeiner Freunde mehrere Strophen aufgeopfert hat, die in einem heroiſchen ja gewiſſermaßen heiligen Gedichte anſtößig ſchienen; und doch iſt noch genug ſtehen geblieben.

Der Abate Seraſſi hat mit lobenswerthem Fleiße Originalbriefe und andre ſchriftliche Urkunden beigebracht, aber er hält ſich dabei allzu ſehr an den Buchſtaben. Ich leſe, durch die conventionellen Formen des Briefſtils und den Zwang der Verhältniſſe hindurch, oft etwas ganz anders in Taſſo's Briefen, als er daraus folgert. Wie hat man zum Beiſpiel den Poltergeiſt, über deſſen Diebſtähle und Quälereien Taſſo in ſeiner Gefangenſchaft Klage führt, im Ernſt als einen Beweis ſeiner Verrücktheit anführen können? Es ſind verdeckte Anklagen ſeiner Kerkermeiſter, die er nicht offen vorzubringen wagte, weil ſeine Briefe erbrochen werden konnten, und weil er ganz in ihrer Gewalt war.

Ueber die Urſachen des unverſöhnlichen Haſſes, welchen der Herzog auf einen Mann warf, der lange ſeine ausgezeichnete Gunſt genoſſen, ſeine Perſon und ſeinen Hof verherrlicht, ihm ein unſterbliches Werk zugeeignet hatte; über die Beleidigungen, welche er ſo grauſam rächte, indem er den Taſſo unter dem lügenhaften Vorwande des Wahnſinnes in ein Irrenhaus einſperrte, und ihn, taub für die nachdrücklichſten Verwendungen der Großen Italiens, taub für die Stimme

VII.

Seit langer Zeit Verfertiger von Dramen
Wollt' er nun endlich ein Poet auch werden.
Das Verſemachen macht zwar viel Beſchwerden,
Allein es führt auch einen ſchönen Namen.

Den Guſtav, Bayard, und antike Damen
Beſteigt er drum gleich raſchen Flügelpferden,
Und fliegt, zum Himmel nicht, herab zur Erden.
Da heißt es recht: es ſpringen ſelbſt die Lahmen.

Den Viſitator Momus an der Gränze
Des Pindus wollt' Apoll zur Rede ſtellen,
Daß er die Contrebande laßen ziehen.

Doch Momus lacht: Der ſtiehlt dir keine Kränze;
Er holt aus deinem Hain, an deinen Quellen,
Statt Poeſie nur Kotzebueſieen.

der allgemeinen Bewunderung, welche den Namen des Unglücklichen im Kerker ſchmachtenden ſchon damals weit über die Alpen trug, mehr als ſieben Jahre darin feſthielt, bis ſein Muth und ſeine Kraft gebrochen war, und nur noch ein Schatten des großen Torquato in der Welt umherirren konnte: über dieſe geheimen Urſachen ſind mancherlei Vermuthungen vorgebracht worden. Die Sache wird ſich wohl niemals mit vollkommener Gewißheit ausmitteln laſſen, eben ſo wenig als warum Auguſtus den Ovidius nach Tomi verbannt hat. Wenn ein tyranniſcher Fürſt eine Hof-Intrigue in ewige Vergeſſenheit begraben wiſſen will, ſo kann es ſeiner Willkühr auch nicht an Mitteln fehlen, die Beweiſe aus dem Wege zu räumen. Und als ein Tyrann hat ſich Alfonſo in ſeiner Behandlung des Taſſo gezeigt; das Verfahren des Auguſtus gegen den Römiſchen Dichter erſcheint dagegen noch milde.

Der Abate Seraſſi findet den einzigen Grund in den Beleidigungen, welche Taſſo bei ſeiner letzten Rückkehr nach Ferrara, in einem Augenblicke leidenſchaftlicher Aufwallung gegen den Herzog und ſeinen Hof öffentlich ausſtieß. Dieß heißt den Vorwand mit dem wahren Grunde verwechſeln. Offenbar hatte Taſſo ſich die Ungnade des Herzogs ſchon vor ſeiner Flucht von Ferrara zugezogen; ſeine Rückkehr war ein verwegener Streich: vielleicht glaubte er, an ſeinem Ruhm, an der ehemaligen Gunſt der Prinzeſſin ein ſichres Geleit zu beſitzen. Man verweigerte ihm den Zutritt bei Hofe nicht, aber ein kalter ja verächtlicher Empfang war darauf angelegt, ſein ſtolzes Gemüth zu einem wilden

Ausbruche zu reizen, und ſo gelang es, die Schuld ſeines Unglücks auf ihn zu wälzen. Der Herzog konnte ihn mit vollem Recht aus ſeinen Staaten verbannen, er konnte ihn vor Gericht ſtellen, jedoch that er keines von beiden. Taſſo wurde als ein Verrückter eingeſperrt, und in ſeiner Behandlung nichts verſäumt, wodurch man Menſchen wirklich verrückt machen kann: im vollen Beſitz ſeiner hohen Geiſtesgaben hat er die Probe ſiegreich beſtanden.

Andre haben die Urſache in Taſſo's Verhältniſſe zu der Prinzeſſin Leonora geſucht. Dieß iſt ganz unglaublich. Wie hätte der Herzog ſich erſt nach ſo langen Jahren an einem Verhältniſſe geſtoßen, das ſich unter ſeinen Augen gebildet hatte, und ſchon ziemlich aufgelöſt war? Ein Sonett des Dichters bezieht ſich auf die Klage der Prinzeſſin, ſie werde nicht mehr von ihm beſungen. Er redet darin von ſeinen trilustri affanni, ſeiner ſeit drei Luſtren erlittenen Liebesqual. Dieß iſt die Sprache eines dienenden Ritters. Die Zeitangabe iſt nicht genau zu nehmen, denn funfzehn Jahre nach der erſten Bekanntſchaft war Taſſo ſchon im Gefängniß; aber das Sonett beweiſt wenigſtens, daß die Prinzeſſin noch in ſpäter Zeit ſeine dichteriſchen Huldigungen lebhafter wünſchte, als er ſie zu leiſten bereit war. Schon nach ſeiner Flucht ließ ſie ihm ſagen, daß ſie nichts für ihn zu thun vermöge. Sie ſtarb im fünf und vierzigſten Jahre ihres Lebens, im zweiten ſeiner Gefangenſchaft.

Einiges Licht gewährt vielleicht folgendes Sonett, das ich im Original und in einer treuen Uebertragung herſetze.

Odi, Filli, che tuona! odi, che in gelo
Il vapor di là su converso piove!
Ma che curar dobbiam, che faccia Giove?
Godiam noi quì, s'egli è turbato in cielo.
Godiamo amando, e un dolce ardente zelo
Queste gioje notturne in noi rinnove;
Tema il volgo i suoi tuoni, e porti altrove
Fortuna o caso il suo fulmineo telo.
Ben folle ed a se stesso empio è colui
Che spera e teme; e in aspettando il male
Gli si fa incontro, e sua miseria affretta.
Pera il mondo e rovini; a me non cale,
Se non di quel, che più piace e diletta.
Che, se terra sarò, terra ancor fui.

Hör', Phyllis, wie es donnert! hör' von droben
Die Dünſt', in Eis verwandelt, niederrinnen!
Was aber ſoll uns kümmern Zeus Beginnen?
Freun wir uns hier, mag er im Himmel toben!
Freun wir uns liebend! laß uns neue Proben
Der ſüßen Glut in nächt'ger Luſt gewinnen!
Sein Donner ſchrecke nur des Pöbels Sinnen,
Von Glück und Zufall weit umher geſtoben.
Wohl thöricht und ſich ſelbſt iſt zur Beſchwerde,
Wer hofft und fürchtet, und, dem er entgegen
Erwartend ſieht, ſein Schickſal übereilet.
Die Welt geh' unter: mir iſt nur gelegen
An dem, was mehr Genuß und Luſt ertheilet;
Denn, muß ich Erde ſeyn, ich war ja Erde.

Niemand wird wohl glauben, ein ſo gewaltſam leidenſchaftliches Gedicht ſei ohne eine Veranlaſſung aus der Wirklichkeit in die blaue Luft hinein geſchrieben worden. Was war nun dieſe Veranlaſſung? Ich weiß keine andre natürliche und wahrſcheinliche Deutung zu finden als folgende. Taſſo wußte die Ungnade des Herzogs, und ſah einem nahen Ausbruche entgegen; er war Alfonſo's Nebenbuhler, und zwar ein begünſtigter Nebenbuhler; aber er ließ ſich durch die Furcht vor der Rache des Mächtigen nicht abhalten, der Befriedigung ſeiner Leidenſchaft nachzugehn. Wenn man meine Deutung gelten läßt, ſo kann man dem Gedichte keinen andern Zeitpunkt anweiſen als vor der Flucht von Ferrara. Durch die trotzige Geſinnung, welche ſich darin offenbart, mochte Taſſo bei mehreren Gelegenheiten allmälig die Laſt eines unverſöhnlichen Haſſes von Seiten des Fürſten auf ſich laden.

Vermuthlich leſen wir in ſeinen Werken nur eine Auswahl ſeiner viel zahlreicheren Jugendgedichte. Manche mochte er ausſchließen, weil er in reiferen Jahren ſie nicht ausgezeichnet genug fand: denn ſchwerlich konnte die Freigebigkeit der Muſe mit den Anſprüchen ſo vieler Schönen auf dichteriſche Lobſprüche gleichen Schritt halten; andre, weil ſie den Schleier geheimer perſönlicher Verhältniſſe allzuſehr lüfteten. Sie ſind ohne Zeitangabe auf uns gekommen, meiſtens auch ohne den Namen der Perſonen, an die ſie gerichtet waren. Einzelne Vorfälle mit völliger Beſtimmtheit der Umſtände laſſen ſich daher ſelten ausmitteln. Aber von der Sinnesart, den Gemüthsſtimmungen und Lagen des Dichters geben ſie ein allgemeines Zeugniß, welches ein Biograph, der nicht bloß bei Aeußerlichkeiten ſtehen bleiben will, nicht vernachläßigen darf. Einige der im Kerker geſchriebenen kann man nicht ohne die tiefſte Rührung leſen.

Dieſe Andeutungen haben keinen andern Zweck als zu zeigen, daß nach dem Abate Seraſſi ſich noch eine neue, anziehende und tiefer eingehende Biographie Taſſo's ſchreiben ließe, die nicht gerade wie jene ein ſchwerfälliger Quartband zu ſeyn brauchte; ferner, daß durch unſern großen Dichter der für die dramatiſche Darſtellung günſtige Stoff dieſer tragiſchen Lebensgeſchichte noch keineswegs erſchöpft iſt. Wer ſich an dieſe Aufgabe wagen wollte, müßte freilich die Vergünſtigung eines freieren Wechſels von Ort und Zeit zu Hülfe nehmen, welchen das Beiſpiel der Engliſchen und der Spaniſchen Bühne auch auf der unſrigen einheimiſch gemacht hat. Denn nur aus dem Gegenſatz einer ſo glänzenden Jugend, wo die Muſe, die Liebe und das Glück den edeln Jüngling auf ihren Fittigen gemeinſchaftlich emporzutragen ſchienen, mit ſo herben nachherigen Leiden könnten die erſchütterndſten Eindrücke bewirkt werden. Als Studium hiebei empfehle ich beſonders die lyriſchen Gedichte, dann auch die Rückkehr zu dem älteren Biographen Giambatiſta Manſo, der ja doch den Taſſo, wenn auch erſt in ſeinen letzten Lebensjahren, perſönlich gekannt hat. Bei allgemein bekannten Begebenheiten iſt es mißlich für den dramatiſchen Dichter, auffallend von dem wahren Gange der Geſchichte abzuweichen, z. B. eine ſelbſt erfundene Kataſtrophe unterzuſchieben, wie es Schiller in der Jungfrau von Orleans gethan. Allein über Taſſo's Leben waltet in vielen Stücken der Zweifel, es iſt den meiſten Zuſchauern nicht genau bekannt: der romantiſche Tragiker kann ſich dabei ſeiner künſtleriſchen Rechte unbedenklich bedienen.

2.

Die Römiſchen Elegien.

1795.

Dieſe Elegien ſind eine merkwürdige, neue, in der Geſchichte der Deutſchen Poeſie, ja man darf ſagen, der neueren überhaupt einzige Erſcheinung. Unbeſtochen vom Nationalſtolze kann der Deutſche wohl behaupten, daß ſeine Sprache, im Ganzen genommen, die treueſten poetiſchen Nachbildungen der Alten, daß ſie allein Originalwerke im ächten antiken Stil aufzuweiſen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechiſchen Homer geleſen haben müſſen, um Pope's zierlich geglättete Reime nur für eine Ueberſetzung des Altvaters der Sänger gelten zu laſſen, geſchweige dann, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodiſchen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias geſungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberſchrift gewiſſer Engliſchen Oden, daß ſie Pindariſch ſind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzoſen ſich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunſt und Vollendung auf die tragiſche Bühne der Griechen herabzuſehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälſchten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unſrigen abſtehenden Zeitalter wie aus einer fremden, für immer zerſtörten Welt anſpricht, über deren räthſelhafte Wirklichkeit alle Träumer ihrer unſterblichen Denkmale, noch ſo gewiſſenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufſchluß ertheilen. Es nachahmen wollen iſt ein edles, aber mißliches Bemühen. Die urſprünglichen, einfach ſchönen Formen der alten Kunſt haben das Schickſal aller Formen gehabt, ihren Geiſt zu überleben. Fehlt es ihrem heutigen Bewunderer an der Zaubergewalt, dieſen aufs Neue hervorzurufen, ſo iſt es vergeblich, daß er ſie nachzubilden ſucht; er umarmt in ihnen, wie in köſtlichen Urnen, nur die Aſche der Todten.

War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!

Nur an der lebenden Welt kann ſich die Bruſt des Künſtlers und Dichters erwärmen; nur eigne Anſichten des Wirklichen treten wie unabhängige Weſen hervor, wenn ſie der Spiegel einer reinen, lichthellen Fantaſie zurück wirft. Die kühle Begeiſterung deſſen, der wahre Verhältniſſe ſeines Daſeyns darzuſtellen vorgiebt, und ſich doch in einem willkührlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Coſtum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an dieſen oder jenen Aeußerlichkeiten hängen bleibt, ſondern in das Innere dringt, wird hingegen wünſchen, daß ſich eigenthümlicher Geiſt immer in der angemeſſenſten, natürlichſten, eigenſten Form offenbare.

Und das iſt es eben, was an dieſen Elegien bezaubert, was ſie von den zahlreichen und zum Theil ſehr geſchickten Nachahmungen der alten Elegiendichter in Lateiniſcher Sprache weſentlich unterſcheidet: ſie ſind original und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die Römiſche Poeſie durch Deutſche Gedichte. Wenn die Schatten jener unſterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlaßne Leben zurückkehrten, würden ſie zwar über den Fremdling aus den Germaniſchen Wäldern erſtaunen, der ſich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen geſellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugeſtehn, die für ihn noch eben ſo friſch grünt, wie ehedem für ſie.

Von den elegiſchen Dichtern der Griechen, ſowohl den frühern Joniſchen, als den Alexandrinern, haben ſich nur Bruchſtücke erhalten. Aber ſelbſt nach dieſen wenigen Proben ſcheint der Ausſpruch Quintilians: »In der Elegie nehmen wir es ſogar mit den Griechen auf;« doch etwas gewagt zu ſeyn. Indeſſen hat nicht leicht eine andere Dichtart, nachdem die Muſen in Griechenland verſtummt waren, ſich mit ſo ausgezeichnetem Gedeihen auf Römiſchem Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit eine gewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen; Tibullus rührt durch ſchmachtende Weichheit; die ſinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lange ausſpinnt. Der Charakter unſers Dichters iſt eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel ſeiner Geſinnungen am weiteſten; aber er iſt auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in

Gedanken und Ausdruck anſpruchsloſer und klarer als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er ſich die ſüßeſte Luſt des Lebens zum Geſchäfte macht, ſo ſcheint er doch nur mit der Liebe zu ſcherzen. Sie unterjocht ihn nie ſo, daß er dabei die offne Heiterkeit ſeines Gemüths einbüßen ſollte. In der erſten Elegie ſchweifen ſeine Wünſche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er ſie nicht nur gefunden, ſondern ſchon jede Gewährung erlangt. Es iſt wahr, einige Umſtände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines ſo ſchnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl iſt duldſamer, als das ſeiner Römiſchen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abſcheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht ſtark genug zu erklären wiſſen. Doch erſcheint nachher die gefällige Römerin ſo ſchön, ſo liebenswürdig, ja ſelbſt ſo zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die ſich unter die Liebe miſchen, wohl entſchuldigen oder vergeſſen kann. Seine Leidenſchaft würde ihrer eignen Natur widerſprechen, wenn ſie heldenmüthige Aufopferungen foderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrauſend, ſondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünſcht ſie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie iſt ſinnlich und zärtlich, ſchlau und offenherzig; und ſchwärmt in ihrem Muthwillen ſo lieblich für das Schöne, daß ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um ſeinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In ſeiner genügſamen Fröhlichkeit iſt der Sänger friedlich gegen alle Menſchen geſinnt und möchte ſich nicht gern an irgend etwas Argem ſchuldig wiſſen. Er bleibt ſeinem Wahlſpruche treu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimat der Elegie, die Scene dieſer Darſtellungen iſt, erhöht noch um vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Abſicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leſer ſich ſelbſt verſetzt fühlt, fodert ihn erwärmend zum Antheil an ſinnlicher Luſt und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkömmt, gleichſam auf jedem Bruchſtücke eines alten Werks eingegraben ſteht, in jeder verloſchnen Spur ehemaliger Herrlichkeit ſich entziffern läßt: alle menſchliche Größe muß untergehen; dieſe Wahrheit verliert am jugendlichen Buſen der Schönheit ihre Macht zu ſchrecken, ja ſie wird eine Einladung dem allgemeinen Looſe der Vergänglichkeit zuvorzueilen, und die Freuden des Lebens zu haſchen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtauſenden einſtürzt:

Freue dich alſo, Lebend'ger der Lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünſtigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das claſſiſche Alterthum noch immer ſich ſelbſt zu überleben ſcheint, daß die ihn umgebenden Gegenſtände eine freundliche Gegenwart auf gewiſſe Art mit einer idealiſchen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich iſt die Erſcheinung der alten Götter,

VIII.

Unwißend ſeiſt du, ſpricht der Terroriſmus
Der Kritiker, und dummdreiſt, doch zu wagen,
Mit breitem Spott der Menge vorzutragen
Browns große Lehr', und Kants Idealiſmus.

Doch du verſtehſt dich auf den Organiſmus
Trotz jedem Phyſiker in unſern Tagen,
Und alle deine Stücke, kann man ſagen,
Sind nur Verſuche mit dem Galvaniſmus.

Den Silberthaler gangbarn Edelmuthes,
Sammt leichten Platten deines zinnen Witzes,
Weißt du armierten Nerven anzudrucken.

Und o, wie wunderbare Wirkung thut es!
Du zwingſt mit der Empfindung eines Blitzes
Das Publicum, den großen Froſch, zu zucken.

ſtatt daß ſie ſonſt, wenn der Dichter ſie unter den Ausdruck eigner Leidenſchaft miſcht, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen ſchwachen, oder, als etwas fremdartiges und willkührlich erſonnenes, einen ſtörenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuſchend. Die Einbildungskraft geſteht dieſen Weſen gern eine ſichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes perſönliches Daſeyn an einem Orte zu, wo ſie einſt ſo glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Geſtalten aufbewahrt, vor deren übermenſchlicher Macht das Volk ſich ehemals niederwarf, wie der Künſtler noch jetzt ihre übermenſchliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeiſterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

Nur von ſolchen Beurtheilern, die ihre Begriffe von den Dichtarten mehr aus neueren Theoriſten als aus den Muſtern des Alterthums geſchöpft haben, ſteht der Einwurf zu erwarten, dieſe Gedichte ſeyen keine Elegien. Es lohnt nicht ſonderlich die Mühe, um Namen zu ſtreiten: eine Sache bleibt dennoch, was ſie an ſich iſt, man nenne ſie wie man will. Man könnte alſo immerhin jene Behauptung zugeben, ohne daß etwas mehr daraus folgen würde, als daß ein Verſehen bei der Ueberſchrift vorgefallen ſey. Allein das Wort Elegie iſt den Griechen abgeborgt, und es fragt ſich, wer mehr Recht hat: der Künſtler, der es im Sinne der Erfinder auf die Schöpfungen ſeines Geiſtes anwendet, oder der Kunſtrichter, der die Bedeutung nach den Bedürfniſſen ſeiner Theorie eigenmächtig abändert und feſtſetzt? Nach einer ziemlich gemeinen Meynung muß man nothwendig Seufzer der Wehmuth hören laſſen, um auf den Namen eines elegiſchen Dichters Anſpruch zu haben. Die Elegie hätte in der That Stoff zu klagen, wenn man ſie auf dieſen kläglichen Ton beſchränken wollte. Wies ihr doch ſchon Horatius neben der Klage auch die Freude erhörter Liebeswünſche zum Gebiet an, und wir finden mehrere dergleichen Jubellieder unter den Gedichten, welche das Alterthum uns als Elegien überliefert hat. Sie umfaßt alſo ganz entgegengeſetzte Stimmungen des Gemüths; und wenn ſie meiſtens von einem Liebenden als Botin an den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft geſandt wird, ſo verläßt ſie doch auch nicht ſelten dieſen Kreis. Schon Mimnermus, wo nicht der Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes, doch der Vater der Elegie, »der in der Liebe mehr galt als Homerus,« hat in ſeiner Dichtart die Siege der Smyrnäer beſungen; Tibullus feiert Geburtstage und frohe ländliche Feſte; und wer vermöchte die Schlacht bei Actium erhabener zu ſchildern als Propertius? Die Benennung hing bei den Alten an der metriſchen Form. Dieſe kann freilich kein unterſcheidendes Merkmal des innern Weſens liefern: wie die elegiſche denn auch häufig zum Lehrgedicht und zum Epigramm gebraucht worden iſt; allein ſie hat doch einen bedeutenden Einfluß auf Gang und Wendung der Gedanken, und auf die Farbe des Ausdrucks. Hieraus entſteht etwas gemeinſchaftliches in der Behandlung ſehr verſchiedenartiger Stoffe, das ſich indeſſen leichter fühlen als beſtimmt erklären läßt. Gehören einige aus der Reihe dieſer Gedichte eher in eine Sammlung wie die Anthologie? oder ſoll man einige Stücke der Anthologie lieber Elegien als Epigramme nennen? Es kömmt wenig darauf an. Nur das würde zum Tadel berechtigen, wenn man dem Dichter Mishelligkeit zwiſchen dem Inhalt und der äußeren Form darthun könnte. Wer würde wohl dieſe lieblichen Dichtungen vernichtet zu ſehen wünſchen, wenn etwa gewiſſe Theoriſten einmüthig ausſagen ſollten, ſie ſeyen in keines der von ihnen eingerichteten Fächer hineinzuſchieben? Möchten doch lieber alle willkührlichen Theorien der Kunſt zu Grunde gehen, als daß ihrem Eigenſinne ein einziges wahrhaft ſchönes Kunſtwerk aufgeopfert werden ſollte!

3.

Hermann und Dorothea.

1797.

Obgleich dieß Gedicht ſeinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hauſe iſt, und, unſern Sitten und Anſichten befreundet, höchſt faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anſpricht: ſo muß es doch, was ſeine dichteriſche Geſtalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erſcheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird ſogleich an die Erzählungsweiſe des alten Homerus denken. Sollte dieß weiter nichts auf ſich haben, als eine willkührliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigſtens nicht billig, vor der Unterſuchung ſo zu vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter ſich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink ſeyn, ſie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künſtleriſchen Abſicht zu beurtheilen iſt, ſo darf die Rückſicht auf das homeriſche Epos hier ſo wenig ein überflüßiger Umweg ſcheinen, daß ſie vielmehr das ſicherſte, ja das einzige, Mittel ſeyn möchte, ein ſo viel möglich von allen Einflüſſen eines einſeitigen modernen Geſchmacks gereinigtes Urtheil über den dichteriſchen Werth von Hermann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poeſie, worin die Vorſchriften dieſer Kunſt aus den unabänderlichen Geſetzen des menſchlichen Gemüths hergeleitet, nach deſſen nothwendigen Richtungen die urſprünglichen Dichtarten beſtimmt und ihre ewigen Gränzen feſtgeſtellt wären: ſo würden wir auch über das Weſen der epiſchen Gattung im Klaren ſeyn, und der Kunſtrichter hätte nur die ſchon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine ſolche Wiſſenſchaft zu Stande gebracht ſeyn wird, muß man zufrieden ſeyn, ſich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunſtbeurtheilung braucht, mit dem Leſer nothdürftig verſtändigt zu haben. Nicht nur dieß; ſondern was eine Kritik am beſten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit claſſiſchen Vorbildern, iſt dadurch ſehr erſchwert worden, daß man dieſe ſeit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunſtlehren angeſehen, angebliche Tugenden an ihnen geprieſen, und was ſich als ihre erſte Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geſchichte der alten Poeſie, worin, mit Hinwegräumung ſo vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vorurtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wiſſenſchaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünſtigung der Natur (deren ſie ſich ſtolz bewußt waren, wenn ſie im Gegenſatz mit helleniſcher Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben ſo vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poeſie, wie für die verſchiednen Stile der Bildnerei und Baukunſt aufgeſtellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meynung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, faſt ungemeßnes, Anſehen zugeſteht, erſt in Erkenntniß verwandelt werden würde. Was das homeriſche Epos anlangt, ſo liegt es dem Theoriſten ob, ſein Weſen auf die erſten Gründe der Poetik zurückzuführen und an dieſen zu prüfen; dem Geſchichtſchreiber der Griechiſchen Poeſie, es nach ſeinem Urſprunge zu erklären, das heißt, deſſen nothwendige Entſtehung aus einer beſtimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Verſuch, in aller Kürze eine in ſich zuſammenhängende Charakteriſtik der urſprünglichen epiſchen Gattung zu entwerfen, und davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöſt hat, jene in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſch zu machen.

Wir müſſen hiebei zuvörderſt alle gangbaren und in unſern Lehrbüchern immer wiederhohlten Begriffe von der ſogenannten Epopöe gänzlich bei Seite ſetzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zu deren Stifter zu machen: und wie man dieſes künſtliche, aus grundloſen theoretiſchen Behauptungen und Mißgriffen einer beabſichteten Nachahmung zuſammengeſetzte Gebäude für die würdigſte, umfaſſendſte und prachtvollſte Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt; ſo pflegt auch jener ſchlichte Altvater unter den Baumeiſtern ſolcher Epopöen obenan zu prangen. Die hiſtoriſchen Unterſuchungen eines ſcharfſinnigen Kritikers über die Entſtehung und Fortpflanzung der Homeriſchen Geſänge, die vor kurzem die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich gezogen haben, welche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften zu erkennen wiſſen, geben uns zum Glücke einen feſten Punkt, wovon die künſtleriſche Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengeſetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyſſee aus einigen großen, für ſich Beſtand habenden Stücken zuſammengeſchoben, und dieſe wiederum, wo Lücken blieben, durch kleinere Stellen, (nicht immer zum geſchickteſten) an einander gefügt ſind: ſo hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anſtaunte, ein fremdes Verdienſt, das dem Homeriſchen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade ſeiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maaße gar nicht einmal vorhanden iſt, für das wichtigſte bei der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet iſt die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptungen geſchehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreiße ihnen ihren Homer: daß vielmehr ſeine Rhapſodien dadurch erſt von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöſt werden. Maaß, Verhältniß und Ordnung, Vorzüge, die Homer ſelbſt am Geſange rühmt, (Od. VIII, 489. 496.) wird man noch in den kleinſten Theilen ſeines Epos gewahr, da man ſie hingegen in der zuſammengeſetzten Länge der Ilias und Odyſſee nicht ſelten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über Poeſie war, am wenigſten über antike, aber durch ſeinen Verſtand auch da, wo der Gegenſtand weit außer ſeiner Sphäre lag, ſich oft überlegen bewieſen hat, Voltaire, ſagt vom Homer: Malheur à qui l'imiterait dans l'économie de son poème! Heureux qui peindrait les détails comme lui! Es verſteht ſich, daß die epiſche Rhapſodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetiſche Einheit beſtehen kann. Nur muß man dieſe nicht in einem Verſtandesbegriffe ſuchen, wie meiſtens in den Theorien geſchieht, wo denn auch der Unterſchied zwiſchen der lyriſchen Einheit, der epiſchen und der dramatiſchen gänzlich verloren geht. Nur durchgängige Vollſtändigkeit und innere Wechſelbeſtimmung des Ganzen und der Theile kann die Vernunft befriedigen; und dieſe höchſte poetiſche Einheit haben die Griechen in der durchaus ſelbſtändigen und in ſich beſchloſſenen Organiſation ihrer Tragödie erricht. Die epiſche Einheit bezieht ſich nicht auf die Vernunft, die im Homeriſchen Zeitalter noch längſt nicht genug geübt war, um ſolch eine Foderung an ein dichteriſches Werk zu machen; ſondern ſie gilt nur die Fantaſie, d. h. ſie iſt nichts weiter als Umriß, ſichtbare Begränzung. Daher läßt ſie ſich denn auch nicht abſolut beſtimmen: ſie kann vergrößert und erweitert werden, bis die Maſſe der Anſchauungen die ſinnliche Auffaſſungskraft überſteigt; und Ariſtoteles, (der doch, wie man weiß, dem epiſchen Gedicht die Geſetze der Tragödie vorſchreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen Trojaniſchen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht überſehbar (εὐσύνοπτος) geweſen ſeyn würde. Auf der andern Seite iſt die epiſche Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyſſee enthalten ſie noch in ſich; Epiſoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV, 372 — 398.) können für ſich als ein vollſtändiges Epos betrachtet werden, und ſind wahrſcheinlich meiſtentheils Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt alſo, daß es gewaltſamer Mittel bedurft hätte, um einzelne Rhapſodien zu größeren Ganzen zuſammen zu heften, in denen Uebereinſtimmung und lebendiger Zuſammenhang ſchon durch die Sage gegeben war, iſt dieſe Leichtigkeit der Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit, der Gattung, nach welcher ſie Pindarus ſehr ſchicklich ῥαπτὰ ἔπη benennt.

Wäre der Gegenſtand des Epos eine einfache untheilbare Handlung; ſo leuchtet es ein, daß dieſe Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) ſich mit dem Weſen deſſelben nicht vertragen könnte;

aber das darin Dargeſtellte iſt immer eine Mehrheit: es ſind Vorfälle, Begebenheiten. Ariſtoteles ſagt: »der epiſchen Gattung gemäß nenne ich die Vielheit der Fabeln.« (ἐποποιϊκὸν δὲ λέγω τὸ πολύμυθον.) Bloß phyſiſche Begebenheiten, bei denen nicht Menſchen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig anziehendes für den Geiſt haben. Allein es iſt gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geſchehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menſchen hervorgebracht und abhängig, ſondern als in ihm gewirkt denken; ſie alſo auch nicht von der geſamten Maſſe der bewegenden Naturkräfte, als etwas entgegengeſetztes, abſondern. Handlung im ſtrengeren Sinne, das heißt: Richtung der Kraft durch einen freien Entſchluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erſt durch den Standpunkt der Betrachtung, und in der Poeſie durch den Standpunkt der Darſtellung werden. Die Beantwortung der Frage: ob die Idee der Freiheit des Willens in der poetiſchen Darſtellung nur durch Verſinnlichung ihres Gegentheils erſcheinen, ob eine durch jede äußere Gewalt unüberwindliche Selbſtbeſtimmung ohne die Entgegenſetzung einer unvermeidlichen Beſtimmung von außen, d. h. des Schickſals, anſchaulich gemacht werden kann? und ihre Anwendung auf die Griechiſche Tragödie liegt außerhalb unſers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meiſter über den Unterſchied des Romans (der ſo viele Analogie mit dem epiſchen Gedichte hat oder haben ſollte) und des Drama jeden forſchenden Kunſtrichter zu weiterem Nachdenken auffodern. »Im Roman«, wird daſelbſt behauptet, »ſollen vorzüglich Geſinnungen und »Begebenheiten vorgeſtellt werden, im Drama Charakter »und Thaten; man könne dem Zufall im Roman gar »wohl ſein Spiel erlauben, das Schickſal hingegen habe »nur im Drama Statt.« Wie zufällig in Homers Geſängen der ganze Hergang der Geſchichte erſcheint; ſelbſt da, wo etwas einer entſcheidenden Schickung ähnliches vorkommt, (wie Il. VIII, 66—77.) liegt am Tage.

Der Unterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtart, welche neuere Theoriſten unter dem Namen der pragmatiſchen dem Weſen nach für einerlei erklärt haben, möchte alſo doch, wenigſtens wenn wir dabei ſtehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen als in der äußern Form, als darin, »daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird.« Ueberhaupt iſt es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchſten Vorſchriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dieß könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunſt nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man ſie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da ſie aber eine ſelbſtthätige, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths erfolgende, Umgeſtaltung der Natur iſt; ſo muß die poetiſche Erzählung, der poetiſche Dialog erſt durch das Weſen der Dichtart, die ſich beider bedient, ſeine Beſtimmung empfangen. Die dieſer immer untergeordnete Rückſicht auf die gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunſtgemäßen Wahrheit der Darſtellung die Rede iſt. Im alten Drama erzählen die Perſonen häufig, im Homeriſchen Epos werden ſie faſt

IX.

Der Muſe Spiel ſoll nicht die Pflichten lehren,
Der Tugend Ernſt verſchmäht entlehnte Flügel.
Iſt nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
So wird von ſelbſt die Dichtung Gutes nähren.

Du aber ſtrebſt die Meinung zu verkehren,
Du brichſt mit ſchlaffem ſchmeichelndem Geflügel
Durch ſtrenger Zucht und Sitt' und Wahrheit Riegel,
Und Weib und Mädchen kuppelſt du mit Ehren.

Dann kommſt du mit der Zuthat milder Thaten,
Mit Lebensretterei und edlem Triebe;
So, glaubſt du, kann der Teufel dich nicht holen.

Nein, Schuſter Kotzebue! wie falſch gerathen!
Wir woll'n die Schuhe nicht aus Chriſtenliebe,
Nur ſei dazu das Leder nicht geſtohlen.

beſtändig redend eingeführt, und in lyriſchen Gedichten kommt ſowohl Erzählung als Geſpräch vor: aber wie durchaus verſchieden in jeder von dieſen Gattungen! Der epiſche Dialog iſt eben ſo wenig ein bloß natürlicher, als der tragiſche, dem er ganz entgegengeſetzt iſt; beide ſind bis in ihre feinſten Beſtandtheile nach dem Charakter des ſchönen Ganzen, wozu ſie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeiſterung, von ſeinem raſchen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthuſiaſtiſcher Prophet geweſen wäre. Es ſcheint wohl, daß hiebei Verwechſelung der beſungenen Gegenſtände mit der Perſon des Sängers zum Grunde liegt. Seine Helden haben allerdings gewaltige Leidenſchaften, aber er ſelbſt erſcheint völlig leidenſchaftlos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er ſelbſt äußert die ſeinige nie. Wie ein bloß beſchauendes Weſen ſteht er über ſeinen Helden und über ſeinen Göttern, ordnet und trägt die in ſeinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menſchlicher Beſonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange ſeines Geiſtes jedes Ding eine ſchickliche Stelle, und erſcheint in ſeinem wahren Lichte. Mit Einem Worte: das Homeriſche Epos iſt ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Es iſt niemals Darſtellung des Ruhenden, oder ſogenanntes poetiſches Gemälde. Dieſes iſt dem Homer ſo fremd, daß, wo er beſchreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortſchreitendes verwandelt. Z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieſer in den letzteren ſpäteren Geſängen der Ilias vorkommt, und jener Homer, von dem die erſten Rhapſodien herrühren, ihn ſchwerlich ſo gedichtet hätte. Die über eine ſtürmiſche Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anſpannen noch Nachlaſſen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerſt alle Theile ſeines Gegenſtandes auf gewiſſe Weiſe einander gleich; ſie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darſtellung: die weniger bedeutenden, aber zum ſtätigen Fortgange nöthigen (z.B. das Aufſtehn, zu Bett gehn, Eſſen, Trinken, Händewaſchen, das Anlegen der Fußſohlen, Kleider und Waffen u. ſ. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigſten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältniſſe der Wirklichkeit werden aufgehoben, und alles fügt ſich in eine nach den Geſetzen ſchöner Anſchaulichkeit geordnete dichteriſche Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erſchöpfen kann, nur einen Moment der Darſtellung einnimmt, und das noch ſo ſchnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm ſich drängenden Lebens feſtgehalten wird. Nirgends ein Stillſtand des Geſanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, ſondern das ſchönſte Gleichgewicht und Maaß der ſtätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Punkte der Vergangenheit mit ſo ungetheilter Seele, als ob demſelben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen ſollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke iſt daher zugleich ſanfte Anregung und Beruhigung; und das epiſche Gebiet gleicht einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit ſich willig vom Baume löſt, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von dieſem innern geiſtigen Rhythmus im Vortrage des Epos iſt der demſelben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Ariſtoteles nennt ihn das ruhigſte und am meiſten Gewicht habende unter den Sylbenmaaßen. (*τὸ γὰρ ἡρωϊκὸν στασιμώτατον καὶ ὀγκωδέστατον τῶν μέτρων ἐστί*). Der Griechiſche Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäiſche Tetrameter, der daher leidenſchaftlich mit fortreißt (*κινητικὸν, ὀρχηστικόν*); noch einen ſteigenden, wie der jambiſche Trimeter, der ſich bei einem gehaltnen Hinanſtreben doch entſchieden rüſtig und gleichſam handelnd zeigt (*πρακτικόν*; natum rebus agendis); ſondern er iſt ſchwebend, ſtätig, zwiſchen Verweilen und Fortſchreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in ungemeſſne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdieß an dem urſprünglich nach einem Zeitmaaße geſungenen Verſe weit weniger hervorſtechen konnte, iſt dabei wohl nur Nebenſache. Warum unter dem reichſten epiſchen Wechſel eine ſo einfache metriſche Formel unzählig oft wiederkehren darf, da eine noch ſo beſchränkte Pindariſche Ode nicht ohne vielfach verſchlungene Strophen beſtehen kann; möchte denen ſchwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Sylbenmaaßes vom Grundſatz der nachahmenden Harmonie ausgehn, und dadurch hier wie überall den Künſtler zum bloßen Copiſten der Natur machen. Iſt aber das Sylbenmaaß, ganz allgemein mit Abſtraction von allen beſondern Beſtimmungen genommen, die Erſcheinung des Beharrlichen im Wechſelnden, verkündigt es die Identität des Selbſtbewußtſeyns; ſo iſt es klar, daß dieſes im Zuſtande der hellſten Beſonnenheit (der Unterſcheidung des Selbſt von den in ihm vorgeſtellten Objecten) ſtärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, ſtrebenden Seele. Die äußern Gegenſtände ſchreiben dem menſchlichen Gemüthe in der Kunſt, wo ſie ihm bloß Stoff ſind, das Geſetz nicht vor, ſondern ſie empfangen es von ihm; und ſo iſt es auch in Anſehung des Sylbenmaaßes. Ariſtoteles bemerkt ſehr richtig, daß der Jambe am meiſten den dialogiſchen Ton (*λεκτικὴ ἁρμονία*) an ſich habe, wovon der Hexameter ſich weit entferne; dieſer ſei der erzählenden Darſtellung geeignet, und es würde ſich nicht ſchicken, ein Epos in einem andern Sylbenmaaße, oder gar in gemiſchten Sylbenmaaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es am Homer, daß er in eigner Perſon ſo wenig als möglich ſagt, und nach einer kurzen Vorrede ſogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie ſtimmte dieß nun zuſammen, wenn der Dialog im Epos nicht in ſo fern ſeine Natur ablegen müßte, daß ſeine unſtäte Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darſtellung gefeſſelt wird?

Da die Reden bei weitem den größten Theil der Homeriſchen Geſänge einnehmen, ſo iſt es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptſache, ihren Charakter recht zu faſſen. Selbſt in den kürzeſten und leidenſchaftlichſten ließe ſich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweiſen, wodurch ſie epiſirt ſind. In den ausführlicheren findet man alle weſentlichen Eigenſchaften der ganzen Rhapſodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinſtreben zu einem Hauptziel, wenn dieß auch in dem Inhalte der Rede vorhanden iſt; jedes, wodurch das Folgende vorbereitet wird, ſcheint doch nur um ſein ſelbſt willen da zu ſtehn: ganz das verweilende Fortſchreiten, die ſinnlich belebende Umſtändlichkeit, die beſonnene Anordnung, die leichte Folge, die loſe Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In dieſem Sinne ſind auch die zuſammengeſetzten Beiwörter und die Epiſoden zu nehmen, die in leidenſchaftlichen Reden, wenn man die Darſtellung als bloße Natur verſtehen ſollte, ſehr fehlerhaft ſeyn würden, und oft unverſtändig genug getadelt worden ſind. Die Willigkeit des epiſchen Sängers zu Epiſoden überzugehn, wo ſie ſich irgend gefällig anſchlingen laſſen, liegt darin, daß die Gegenſtände ſich ſeiner nie bemeiſtern: er kann ſich daher ſelbſt in dem entſcheidendſten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Fantaſie etwas entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Epiſode, gilt auch vom Homeriſchen Gleichniſſe; es dient nicht bloß, ſondern genießt im ſchönen völligen Umriſſe freies Leben, und iſt gleichſam ein Epos in verjüngtem Maaßſtabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der Homeriſchen Wortſtellung und Wortfügung, der faßlichſten, loſeſten, aber gefälligſten, die ſich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweiſe der Rhapſodie, und die Sprache ſei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielſylbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die ſtätige, ſanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erſtaunenswürdigen Conſequenz dieſer bloß durch einen glücklichen Inſtinct gefundnen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beiſpiel ſeyn, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit ſtatt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler ſo natürlich iſt, und deren ſich ſchon Virgil faſt unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyſſee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält ſich derſelben auch, weil er der Homeriſchen Form, die nun freilich, nachdem der Geiſt entwichen, zur Formel geworden war, treuer bleibt als Virgil. Er iſt matt und kalt; das am meiſten Summariſche im Homer iſt lebendiger als die Ausgeführteſte bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die ſpätern epiſchen Dichter zu kurzen Werken ſehr viel mythiſchen Stoff: das Geheimniß der ſchönen Entfaltung war verloren gegangen.

Virgil ſchuf mit Römiſchem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden iſt als Homer, kann man den Unterſchied der vermiſchten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen urſprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgeſehen von der künſtlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Beſtreben, tragiſche Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affectirt Theilnahme, und geht darin bis zu manierirten Ausrufungen über und an ſeine Helden. (IV, 408. sqq.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er ſelbſt gemeine Dinge zu überkleiden ſucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd iſt. Die ruhigen Reden beim Virgil ſind rhetoriſch, die leidenſchaftlichen mimiſch; ſie ahmen nämlich das Stürmiſche und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er iſt ſtellenweiſe mehr oder weniger Homeriſch: wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettſpielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigſten in der mit Recht bewunderten Geſchichte der Dido, einem tragiſchen Bruchſtücke, das nicht nur der am wenigſten Homeriſche, ſondern geradezu der modernſte Theil ſeines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos iſt mit Fleiß nicht von dem mythiſchen Elemente deſſelben, noch weniger von dem, was bloß national und local darin iſt, die Rede geweſen. Man darf ſich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Abſonderungsvermögen, die Darſtellung vom Dargeſtellten, Form und Stil vom Inhalte zu ſcheiden, nicht beſeſſen zu haben ſcheinen, da es den Theoriſten der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberſte Autorität iſt, ſo offenbar daran gefehlt hat. In das Heroiſche, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Perſonen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles? hat man das Weſen der Epopöe geſetzt. Beſonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwiſchenkunft der höheren Weſen verſtand, zu einer unerlaßlichen Bedingung gemacht. In der alten Tragödie erſcheinen die Götter häufig; ſie ſtreiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeſchylus;

oder die Scene ſpielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man ſie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen wie das Homeriſche Epos: weil dort die Götter mit den Menſchen in demſelben Bezirke der Nothwendigkeit ſtehn und handeln; in dem letzten hingegen erſcheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig als das Thun der Menſchen. Wenn das Wunderbare (Aristot. Poet. c. 24.) vorzüglich aus dem Grundloſen entſpringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht; ſo mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden ſeyn. Denn man begriff ſehr wenig von der Kette der Urſachen und Wirkungen in der Natur: darum ließ man ſie durch lebendige Weſen verrichten; der Menſch hatte ſich noch nicht zum Bewußtſeyn der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung durch Freiheit erhoben, daher geſtand er den Göttern Einfluß auf ſeine Entſchließungen zu. Aber wer beſtimmte nun das Wollen der Götter? Es ſcheint, ſie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und ſo ins Unendliche fort. Iſt die ſelbſtthätige Unabhängigkeit der ganz menſchlich vorgeſtellten Götter begreiflich, ſo wäre die der Menſchen es auch geweſen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieſer Stufe ihrer Kindheit zurück verſetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, daß Homers Helden weniger groß ſind, weil ſie ſo vieles nicht durch ſich ſelbſt ausführen. Wenn das Bemühen der Olympier, für und wider ſie, uns einen Schimmer höherer Würde um ſie her zu verbreiten ſcheint, ſo verſetzen wir uns nicht genug in die Homeriſche Denkart. Damals miſchten ſich ja die

Götter in die gemeinſten Händel des Lebens; ſie waren ſo wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunſt des Hermes mit Dieberei und Meineid geſchmückt ſeyn konnte, (Od. XIX, 396.) und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten. (Od. XVII, 475.) Wer wird es läugnen, daß die über alles reizende Unvernunft der Homeriſchen Götterlehre ſeine Dichtung mit der blühendſten Mannichfaltigkeit bereichert, und die auserwählte Gefährtin des friſchen luſtigen Heldenlebens iſt? Allein ſoll man mit Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und ſich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der hiſtoriſchen Sage unterſchieden wird) kann nur dann für die Poeſie begünſtigend ſeyn, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkührliche Dichtung der kindlichen Menſchheit, wodurch ſie die Natur zu vermenſchlichen ſtrebt, entſtanden, und noch beſtehender Volksglaube iſt. Er kann nicht die willkührliche Erfindung eines Einzelnen ſeyn. Aus dieſem Grunde gewährt die Ritter- und Zauberſage des Mittelalters, die nichts anderes war, als der abentheuerliche Geiſt der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantiſchen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künſtlich erſonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beiſpiel warnen ſollen, wie wenig mit der Dazwiſchenkunſt der Götter ausgerichtet wird, wenn ſie nicht mehr Volksglaube iſt, und alſo nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Fantaſie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche geſucht; ſie haben nicht nur dies, ſondern ſogar das Außernatürliche gefunden, und ſich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke ſind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt, (Taſſo's befreites Jeruſalem ausgenommen, mit dem es hierin eine eigene Bewandtniß hat) da Homer der popularſte aller Sänger war, weil ſeine Dichtung vom Leben ausging, und darauf zurück führte.

Es iſt alſo offenbar, daß man ſein Epos auf eine ganz entgegengeſetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geſchehen ſoll. Dieſer Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt ſind, die Homeriſchen Epopöen als den Gipfel der Poeſie, als den höchſten unerreichbaren Schwung des menſchlichen Geiſtes anzuſehn: eine Meynung, von der man ſelbſt bei der neumodigeren Anſicht, den Helleniſchen Sänger in einen wilden Naturſohn, einen rohen nordiſchen Barden zu verkleiden, nicht abgewichen iſt; denn es hängt mit der empfindſamen Klage über das Elend der Cultur zuſammen, die Poeſie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen ſelbſt ſcheinen den Homer durch eine ſehr begreifliche Verwechſelung des Ehrwürdigſten mit dem Vollkommenſten oben an zu ſtellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menſchen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyſſee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechiſchen Bildung läßt ſchon vermuthen, daß die Poeſie mit den übrigen Künſten und Beſtrebun-

X.

In allen Lagen bleibt der große Dichter
Stets unerſchütterlich auf ſeinem Poſten:
Man glaubt ihn fern im dunkelſten Nordoſten,
Er ſteht im Glanze der Theaterlichter.

Es drängen ſich neugierige Geſichter;
Wie ſollte heut die alte Liebe roſten?
Er giebt ja auf des eignen Schickſals Koſten
Ein Schauſpiel vom beliebteſten Gelichter.

Zu Anfang die ſentimentale Reiſe;
Hierauf nothloſe Nöthen zum Erbarmen;
Ein milder Fürſt, und Menſchenlieb' am Hofe.

Dann Rückkehr, Jubel, Wiederſehn, Umarmen.
Zuſammenhang war niemals ſeine Weiſe:
Unmotiviert iſt auch die Kataſtrophe.

gen gleichen Schritt gehalten haben wird; und die Geſchichte zeigt uns, wie ſie ſich von leichter Fülle (epiſche Periode) zu energiſcher Einzelheit erhob, (lyriſche Periode) und durch innige Verſchmelzung beider endlich zu harmoniſcher Vollſtändigkeit und Einheit gelangte (dramatiſche Periode). Wenn alſo die lyriſche Poeſie mit dem Jugendalter, die dramatiſche mit dem männlichen verglichen werden kann; ſo vereinigt die epiſche die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem ſichern Blick des Greiſes. Die epiſche Schönheit iſt die einfachſte, und konnte daher zunächſt nach den wilden rhythmiſchen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, ſondern Entledigung vom Drange eines Bedürfniſſes waren, gefunden werden. Beſonnenheit iſt die früheſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Menſchen, weil in ihr zuerſt das ganze Bewußtſeyn ſeiner Menſchheit erwacht. Alſo nicht als die höchſte oder vorzüglichſte, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunſtſinn als Natur genießen, was bei den Kunſtbildungen eines Sophokles zum Beiſpiel nicht möglich iſt. In dieſem Stücke, wie in allem Weſentlichen, ſtimmt Hermann und Dorothea, ungeachtet des großen Abſtandes der Zeitalter, Nationalcharakter, und Sprachen erſtaunenswürdig mit ſeinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, ſondern mit urſprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epiſchen Sänger geziemt, wird ſeinen Stoff nicht im claſſiſchen Alterthume ſuchen, noch weniger aus der Luſt greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß ſeine Dichtung feſten Boden der Wirklichkeit unter ſich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich iſt. Beides kömmt eigentlich auf eines hinaus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu ſolch einer Behandlung tauglich, daß ſich mit ihr ein anſchauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweiſe unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein ſchweizeriſcher Dichter Geſchichten aus den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entſtehung des Bundes mit Vortheil epiſch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaſſung, Volksfeſte, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, ſo müßte er nothwendig in ſeinem Zeitalter, unter ſeinem Volke daheim bleiben. Es fragt ſich nun weiter: was er in dieſem Kreiſe herausheben, ob ſich die Darſtellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privatleben wenden ſoll? Man wird geneigt ſeyn zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tauſend den wichtigſten Einfluß haben, ſeyen vorzüglich geſchickt, auch in der Poeſie groß und ergreifend zu erſcheinen; was allerdings gegründet iſt, ſo lange man ſie nur durch allgemeine Anſichten in große Maſſen zuſammen faßt. Allein damit kann ſich die epiſche Ausführlichkeit nicht begnügen: ſie muß ſehr ins einzelne gehn, ſie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an beſtimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier iſt es eben, wo ſich die unüberwindliche Sprödigkeit eines ſolchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wiſſenſchaftlich oder mechaniſch betrieben wird, wobei nach politiſchen und taktiſchen Berechnungen eine Menge Menſchen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf ihre ſittliche Selbſtthätigkeit in Bewegung geſetzt werden; was für die lenkenden Perſonen ſelbſt einzig Angelegenheit des Verſtandes iſt, die außerhalb der Sphäre ihrer ſittlichen Verhältniſſe liegt: dem iſt ſchlechterdings keine poetiſche Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geſchäften des Friedens kann nur da, wo die Verfaſſung ächt republicaniſch iſt; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroiſchen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Menſch mit ſeiner ganzen geiſtigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſches Epos wird daher mehr eine Odyſſee als eine Ilias ſeyn, ſich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältniſſen beſchäftigen müſſen. Doch hier öffnet ſich wieder eine neue Ausſicht von Schwierigkeiten, die, wenn die Aufgabe nicht gelöſt vor uns läge, die Ausführbarkeit ſehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechſelwirkung der Gemüther durch tauſend conventionelle Feſſeln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfniſſe und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künſtlich zuſammengeſetzte, glänzende, aber leere Geſelligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komiſche; alſo beſtimmt gerichtete, parteiiſche Darſtellungen zuſammengedrängt, im höchſten Grade unterhalten: in der ruhigen, parteiloſen Entfaltung des epi ſchen Dichters müßte ſie todt und herzlos erſcheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Geſinnungen, worein die geplagten Laſtträger der bürgerlichen Geſellſchaft natürlicher Weiſe verſinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographiſchen Idyllen den Stoff herleihen. Freilich kann ſich große und ſchöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünſtigen Einfluß erſchlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgeſtellt, müßte ſie uns wie eine unwahrſcheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat alſo nur eine enge Wahl unter den mittleren Ständen, wo es immer noch nicht ſo leicht ſeyn wird, Lagen für ſeine Perſonen zu erſinnen, wodurch ſie entfernt von ſteifen Conventionen, unverdorben, geſund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beſchränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte iſt dieß auf das glücklichſte getroffen. Hermanns Aeltern haben das ſichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genoſſen, ſie iſt durch redlichen Fleiß erworben. Sie ſind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewiſſen Freiheit getrieben, den Menſchen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gaſtwirthe in einer kleinen Stadt, was ſie im Verkehre mit Menſchen geübt hat, ohne ſie zur Nachahmung großſtädtiſcher Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäurin, aber einer im Wohlſtande erzogenen, auf, und die reife Feſtigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geiſtes wird aus ihrer beſondern Geſchichte befriedigend erklärt. Der Geiſtliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältniſſen nach, Kenner des menſchlichen Herzens, zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe beſungen wird; daß Hermann ſeiner Geliebten, einer Bäurin, den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo ſie reden, verſinkt jede Uebereinkunft der Meynung und der Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären alſo gefunden: aber nun hat der Dichter eine epiſche Begebenheit zu ſuchen. In der glücklichen Beſchränkung jener Stände finden zerſtörende Leidenſchaften, kühne Unternehmungen, erſtaunenswürdige Thaten natürlicher Weiſe nicht ſtatt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragiſchen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, der Größe für die Fantaſie habe. Er muß ſeine Menſchen in entſcheidende Lagen ſtellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daſeyns geſchildert, ſondern ihr Innerſtes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den ſtillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendſten Scenen deſſelben zu ſchmücken ſucht, ſo ergiebt ſich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epiſchen Vortrage: einer anmuthigen gemiſchten Gattung, wovon wir an Voſſens Louiſe ein ſo vortreffliches und in ſeiner Art einziges Beiſpiel beſitzen. Ein eigentliches Epos iſt es freilich nicht, wie es denn der Dichter ſelbſt auch nicht ſo genannt hat, da es mehr Darſtellung des Ruhenden, als ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden iſt. Denn Familienfeſte, wie ein Spaziergang, ein Beſuch nach einiger Trennung, ſelbſt eine auf überraſchende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung ſchon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle für einander durch das Ganze hin unverändert bleiben, ſind etwas nur phyſiſch, in der Zeit, nicht ethiſch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältniſſen der Handelnden fortſchreitendes.

Der große Hebel, womit in unſern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauſpielen, meiſt alles in Bewegung geſetzt wird, iſt die Liebe. Die fantaſtiſche Vorſtellungsart, das, wodurch die Natur den Menſchen in das Heiligthum der geſelligen Bande nur einführt, was die in ihm ſchlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken beſtimmt iſt, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzuſehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, iſt uns leider ſo geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unſrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit ſolcher Leſer, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um ſittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maaß von geſetzloſem Ungeſtüm der Leidenſchaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein Werk wie Wilhelm Meiſter unbegriffen angeſtaunt wird, weil es die Vielſeitigkeit der menſchlichen Beſtrebungen mit der höchſten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea iſt ſie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenſchaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; ſondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber ſtarken Seelen zu einander.

Ohne ein Zuſammentreffen außerordentlicher Umſtände würde daher auch die Entſtehung und Befriedigung ſolch einer Liebe in den leiſen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit ſchlenniger Gewalt unerwartete Erſcheinungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann alles mit ſo großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umſtand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebenes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerſt erblickt, gründet ſich die Plötzlichkeit ſeiner Entſchließung, der zu befürchtende Widerſtand ſeines Vaters, und das Zweifelhafte ſeines ganzen Verhältniſſes zu ihr, das erſt mit dem Schluſſe des Gedichtes völlig gelöſt wird. Durch die zugleich erſchütternde und erhebende Ausſicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde iſt alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geſchieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen ſich dadurch an das Allgemeine und Wichtigſte an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es iſt das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein ſolches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unſrer Zeit einzig Statt finden darf; nämlich nicht ein ſinnlicher Reiz für die Neugier, ſondern eine Auffoderung zur Theilnahme, an die Menſchheit gerichtet.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das oben über die unbeſtimmte epiſche Einheit bemerkte bei einem ganz erfundenen Stoffe einige Einſchränkung leidet. Was die ſchon durchgängig dichteriſch geſtaltete Sage gegeben, kann der Sänger faſt in einem beliebigen Punkte aufnehmen, (nach Homers eignem Ausdruck: Ἔνθεν ἑλών, Od. VIII, 500.) und auch, ſobald die Rhapſodie eine ſchöne Rundung gewonnen hat, bei einem ſchicklichen Einſchnitte wieder fallen laſſen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen ſchon bekannten, Schickſale ſeiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Perſonen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine ſtrengere Begränzung nothwendig. Uebrigens iſt jedoch die Anlage des Ganzen durchaus epiſch, und nicht dramatiſch. Keine künſtliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwiſchenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles iſt einfach, und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorherſieht. Man kann ſagen, daß Verknüpfung und Auflöſung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt iſt, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten, Verknüpfungen und Auflöſungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgeriſſen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung iſt daher niemals eine durch Ueberraſchung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängſtigten Seelen, ſondern die ſanfteſte und reinſte, welche allein den Adel der Geſinnungen gilt.

So einfach wie die Geſchichte iſt auch die Zeichnung der Charakter. Alle ſtarken Contraſte ſind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten iſt das Licht auf dem Gemälde geſchloſſen, das eben dadurch harmoniſche Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtſeyn ſeiner Wohlhabenheit, das ſich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die ſchätzbarſten Eigenſchaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf ſeine Unkoſten; aber er thut es mit ſo viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und ſelbſt ſein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, iſt harmlos. Dergleichen naiv luſtige Züge ſind ganz im Geiſte der epiſchen Gattung: denn ihr iſt jene idealiſche Abſonderung der urſprünglich gemiſchten Beſtandtheile der menſchlichen Natur fremd, woraus erſt das rein Komiſche und Tragiſche entſteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradſinn und geſunden Verſtand den allgemeinen Charakter der handelnden Perſonen nennen; und doch ſind ſie durch die gehörigen Abſtufungen individuell wahr beſtimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es ſchwer wird zu entſcheiden, wo die ſittliche Würde am reinſten hervorleuchtet, erwähnten wir ſchon vorhin. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Unge-

Epigramme.

I.

Kotzebue's Geſchick erregt Theilnahme bei Allen,
Ja den Kummer ſogar hat er in Kummer verſetzt.
Kummer verlegte was ihm Armſeligkeit hatte geſchrieben,
Was in der theueren Zeit Hunger am Geiſte genoß.

II.

Transparent decoriert ward Kotzebue'n zu Ehren,
Jauchzend riefen ſie ihn auf das Theater heraus.
Aber man ſah ihn nicht; er ward im Gram der Verbannung
Transparenter noch ſelbſt als die Decoration.

III.

Biſt du ſo fruchtbar doch wie jene Flandriſche Gräfin:
Sag, welch bettelndes Weib hat mit dem Fluch dich behext?
Ein halb Hundert ja ſchon Schauſpiele haſt du geboren,
Und drei Hunderte noch trägſt du im ſchwangeren Kopf.
Erſt mit der Zahl der Tage des Jahrs vollbringſt du die Wehen,
Und ein Alltägliches wird jeglichem Tage zu Theil.

ſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wiſſen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn beſtimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da ſein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felſen hervorbricht: welche männliche Selbſtbeherrſchung, welchen beſcheidenen Edelmuth beweiſt er in ſeinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da ſie ihm ſonſt an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einſicht und beſonders an heldenmäßiger Seelenſtärke merklich überlegen iſt. Ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt ſie immer liebevoll, und liebt ſie nur handelnd. Ihre Unerſchrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, ſelbſt die geſunde körperliche Kraft, womit ſie die Bürden des Lebens auf ſich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, miſchte ſich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriſſe nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeynten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdeſten Geſtändniſſe. Hinreißend edel iſt ihr Andenken an den erſten Geliebten, deſſen herrliches Daſeyn ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Geſtalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluſſe über alle Mithandelnden hervor, und ſo wächſt mit der Steigerung ſchöner und großer Naturen das Gedicht ſelbſt gleich einem ſtillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erſchaffung des Darzuſtellenden dafür geſorgt, daß es der ſchönen Entfaltung ſo würdig, ſo rein menſchlich, und doch zugleich ſo wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaaßungsloſen Stil der Behandlung dem Werke nicht von außen mit ſchmückender Willkühr angelegt, ſondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es ſcheint, als hätte er, nachdem er das Weſen des Homeriſchen Epos, abgeſondert von allen Zufälligkeiten, erforſcht, den göttlichen Alten ganz von ſich entfernt, und gleichſam vergeſſen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbſtändigkeit iſt: ſo wäre es auch keine ſo ſchwierige Aufgabe, einen modernen Gegenſtand ganz in Homeriſche Manieren zu kleiden. Allein es fragt ſich, wie es bei dieſer Anhänglichkeit an den Buchſtaben um den Geiſt ſtehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beſchaffenheit des Stoffes, worin ſie ausgeprägt werden ſoll, muß der Geiſt auch anders modificirte Mittel ſich auszudrücken ſuchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen ſind alsdann wahre Uebereinſtimmung. Homers Rhapſodien waren urſprünglich beſtimmt, geſungen, und zwar aus dem Gedächtniſſe geſungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unſrige die Eigenſchaften beſitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da geweſener, Reden, und manche kleine Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des ſinnlichen Hörers, das ſie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leſer (der nur allzu ſelten der Poeſie Stimme zu geben, oder ſie auch nur zu hören verſteht) möchten ſie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, ſo geſpart, thut ſie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: ſie lenkt die Aufmerkſamkeit zweimal auf die ſo bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Geſtalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieſelbe wiederkommt. Unſer Dichter thut jenes ebenfalls, doch ſo, daß er immer mit den Nebenzügen wechſelt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, ſchickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Perſonen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pauſen in der Mitte des Verſes, um dergleichen deutlich von einander zu ſcheiden, nicht geſtattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzuſtellen, iſt der Gattung ſo weſentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne ſich beſonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausſchließung des Präſens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es ſo nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermanns Ausdruck ſeyn: »dem iſt kein Herz im ehernen Buſen,« wo ſowohl ſeyn mit dem Dativ ſtatt haben, als das Beiwort ehern nicht bei uns einheimiſche Redensart iſt. Aehnlichkeiten wie: »denn mir war Zwieſpalt im Herzen,« und *διάνδιχα μερμήριξα*, oder wie: *καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ*, »und ſüßes Verlangen ergriff ſie«; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinſtimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zuſammengefaßt werden:

Ὧδε δέ τις εἴπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον.

Denn ſo ſagte wohl eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin.

und kurz nachher:

Aber ein', und die andre der Weiber ſagte gebietend;

können nicht für Homerismen gelten, da dieſe natürlichen Wendungen, da wo ſie ſtehen, ganz an ihrer Stelle ſind. Jene Figur, daß der Dichter die Perſon, die er redend einführt, ſelbſt anredet, welche im Griechiſchen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, iſt hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zauderteſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt.

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, ſo bietet unſre Sprache Mittel genug dar, es darin dem Griechiſchen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an ſich ſchöne und edle Beiwörter, die einmal für allemal feſtgeſetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutſamkeit verlieren, daß ſie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zuſammenhang der Stelle wiederkehren. Sie ſcheinen eine Erinnerung an den Urſprung der epiſchen Kunſt zu ſeyn, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geſchichte während des Geſangs erſinnend, durch ſolche Halbverſe, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poeſie gebildete Zuſammenſetzungen müſſen uns einen ſtärkeren Eindruck von Pracht und Feſtlichkeit geben, als den Homeriſchen Griechen; nicht als ob ſie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, ſondern die epiſche Poeſie war ihnen überhaupt etwas gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde iſt daher der Deutſche Dichter in dieſem Stücke etwas weniger freigebig geweſen; die Beiwörter ſind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, ſondern an ihrem beſtimmten Platze bedeutend, und er hat ſich weit häufiger der einfachen, als der zuſammengeſetzten bedient. Wo er dergleichen ſelbſt bildet, geſchieht es auf die leichteſte Weiſe durch Verbindung eines Umſtandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B.: der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur Einmal finden wir ein Subſtantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuſer; welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerſtreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poeſie nichts weiter iſt, als eine Moſaik von koſtbaren Phraſen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu ſchmucklos, das iſt nach ihrer Art zu ſehen, zu proſaiſch finden werden, iſt in der Ordnung. Dieſe Kritiker würden vermuthlich ein wenig erſtaunen, wenn ſie erführen, daß Dionyſius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyſſee, »die in den gemeinſten, niedrigſten Ausdrücken abgefaßt ſei, deren ſich etwa ein

»Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar »keine Sorge darauf wenden, ſchön zu reden,« das Verdienſt der dichteriſchen Zuſammenfügung weitläuftig auseinanderſetzt. Nach Wolfs Bemerkung »ſcheint die »Homeriſche Diction, unermeßlich weit entfernt von dem »wüſten Schwulſt der Tropen und Bilder, welcher der »Kindheit der Sprachen eigen iſt, durch ihren gleichmäßigen beſcheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entſtehenden Proſa zu ſeyn«. Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln ſind, läßt es ſich doch wahrſcheinlich machen, die epiſche habe ſich mehr durch die Zuſammenſetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortſtellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einſchiebung der Partikeln, als durch die Beſtandtheile der Rede ſelbſt von jener unterſchieden. Die zuletzt genannten Freiheiten ſind dem Deutſchen Dichter faſt ganz verſagt; deſto ſchwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geſchehen iſt, den Ausdruck durch die unmerklichſten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anſtrich vom Alterthümlichen, die leichteſte, klarſte Folge und Verbindung der Sätze, hauptſächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Den Nachdruck vermehrt manchmal die Häufung des Verbindungswörtchens, manchmal deſſen Weglaſſung.

Die Abweichungen von der proſaiſchen Wortfolge ſind meiſtens ſo leicht und leiſe, daß ſie einer nicht ſehr wachen Aufmerkſamkeit entſchlüpfen, und doch wirken ſie, was ſie ſollen. Auch bei kühneren Verſetzungen iſt immer für Vermeidung aller Dunkelheit geſorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel, wird ſich manches Deutſche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß ſehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geſchieht, und wodurch ſie allerdings für den epiſchen Gebrauch geſchickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein ſo beſcheidner, ſchmuckloſer, und doch an Farbe und Geſtalt durchhin epiſcher Ausdruck, wie er in Hermann und Dorothea herrſcht, in unſrer Sprache möglich war, beweiſt die hohe Bildung, welche ſie ſchon erreicht hat; denn nur durch dieſe wird ſie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur urſprünglichen Einfalt fähig.

Die ſinnlichen Gegenſtände, entweder die den Menſchen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homers Geſängen einen großen Raum ein, und dieß gehört zu der Wahrheit ſeines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter ſo ſinnlich, ſo ſtark von Körper, und ſo wenig geübt am Geiſte ſind. Indeſſen wird doch das Lebloſe immer nur in Bezug auf die Menſchen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um ſeiner ſelbſt willen ausgemalt. Dieß, was man poetiſches Stillleben nennen könnte, iſt der Fortſchreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das ſentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenſtänden, das noch nöthig ſeyn würde, um die an ſich todte Künſtlichkeit ſolcher Schilderungen mehr zu beſeelen, iſt, als eine perſönliche Empfindungsweiſe des Dichters, vom epiſchen Gedicht ausgeſchloſſen. In Hermann und Dorothea iſt der Darſtellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beſchränkung der Geſchichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derſelben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anſchaulichkeit dienliches übergangen, und nach epiſcher Art ſelbſt das Geringſte rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig iſt es aber, wie er die Menſchen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenſtände auf ſittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beiſpiele hievon auszuwählen, würde uns eben ſo ſchwer fallen, als es dem Leſer leicht ſeyn muß ſie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Geſichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geſchildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menſchlichen Anlagen in ihr (man ſehe die Beſchreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird geprieſen; denn die, welche am rüſtigſten in der Natur wirken und ſchaffen, ſehen ſie am wenigſten mit dem Auge des Landſchaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichniſſe ſind eigentlich erklärende Epiſoden, die im Ernſte und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergeſſen muß, wie er ſie ſelbſt beſchreibt:

Gleichwie ein Mann auf den Sänger ſchaut, der vermöge der Götter
Kundig den Sterblichen ſingt die luſterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren ſie, wenn er nun ſinget.

Solche Hörer hatten natürlich ein groſſes Bedürfniß, eine recht ſinnlich faßliche Vorſtellung von der geſchilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rückſicht nahm, iſt das epiſche Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, ſo daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menſchliche mit der thieriſchen Welt, die unſrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geiſtigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Hermann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieſes Eine iſt ſchön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein weſentlicher Theil des Epos, ſondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die beſungene Geſchichte ſich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo ſie erſt durch das Gedicht entſteht, iſt von dem Deutſchen Sänger mit Bedacht weggelaſſen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapſodien, die er, wie Herodot die Bücher ſeiner Geſchichte, nach den Muſen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberſchriften verſehen hat, eine ſehr gefällige Anrede an dieſe Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem bisherigen nach ſeiner Eigenthümlichkeit, nach den beſondern Beſtimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakteriſiren geſucht. Als ein Individuum ſeiner Gattung, d. h. als epiſches Gedicht, haben wir es ſchon vorher charakteriſirt. Denn was wir oben als weſentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegene Ruhe und Parteiloſigkeit der Darſtellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptſächlich durch Reden, die mit Ausſchließung dialogiſcher Unruhe und Unordnung der epiſchen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortſchreitenden Rhythmus: dieſe Merkmale laſſen ſich eben ſo gut an dem Deutſchen Gedicht entwickeln als an Homers Geſängen. Verfehlten wir alſo den wahren Begriff nicht, ſo wird der Leſer, der dieß Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt iſt, ſie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, ſo beugen wir nur noch dem Mißverſtändniſſe vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer ſo tief bewegt, ſelbſt unempfindlich ſeyn ſollte. Er muß es allerdings auf das innigſte fühlen; aber er hat die Selbſtbeherrſchung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darſtellung zuzugeſtehen. Er wird z. B., wo das Geſetz derſelben es fodert, gleich nach dem erſchütterndſten Augenblicke einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umſtand erwähnen, wie es in Hermann und Dorothea, namentlich im letzten Geſange, mehrmals geſchieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme iſt alſo kein leerer Schein: denn wenn die

Catalogue raisonné
von Kotzebue's Schauſpielen.

1.

Albern iſt Menſchenhaß; zweideutig bleibet die Reue:
Aber der Kinder Gequäk flickt die gebrochene Eh.

2.

Edel heißet die Lüge, weil abgeſchmackt ſie erdacht wird,
Ungeſchickt vollführt: merket den Redegebrauch.

3.

Schlecht wohl mußten gedeihn die Indianer in England;
Solch ein zartes Geſchlecht drückt die böotiſche Luft.

4.

Sultan Wampum, wie feiſt mit ſeinen Wünſchen! Man wünſcht ihm,
Wohnte von Gozzi's Geiſt doch nur ein Funken ihm bei.

5.

Die es auf Erden verlernt, iſt hier für die Sonne noch Jungfrau.
Lobt mir die Sonne! Sie nimmt wahrlich es nicht ſo genau.

6.

Hütet euch, Freunde, zumal, ein Kind der Liebe zu zeugen,
Denn mit Feuer und Schwert fordert es Väterlichkeit.

7.

Weil er nicht ſonderlich iſt, heißt Sonderling Brüderchen Moritz,
Wie der Poet ein Genie, weil er ſich nimmer geniert.

Darſtellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr gefärbt iſt, ſo ſympathiſirt der Leſer nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, ſondern mit dem Dichter.

Die Lehre vom epiſchen Rhythmus verdient eine genauere Auseinanderſetzung. Sie iſt auch deswegen wichtig, weil ſie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der ſich zum epiſchen ungefähr ſo verhielte, wie der oratoriſche Numerus zum Sylbenmaaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, ſondern nach der Ausführung im einzelnen, durchhin poetiſch zu machen, obgleich die Schreibart rein proſaiſch bleiben muß; und im Wilhelm Meiſter ſcheint dieß wirklich ausgeführt zu ſeyn.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichteriſche Laufbahn, ſo fruchtbar an belehrenden Zuſammenſtellungen, ſelbſt an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unſrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Geſetzmäßigkeit ſchöner Geiſteswerke, von der Erſcheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menſchheit in ihnen fortzugehn, eine ſolche Ueberſicht auch ſeyn würde; und faſſen nur unſre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Reſultate zuſammen. Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menſchlichen Natur iſt ohne einſeitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit beſonnener Selbſtbeherrſchung erſcheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Parteilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern in wohlthätige Wirkſamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

III.

Homers Werke von Voß.

1796.

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Proſa und in Verſen zu übertragen ſich bemüht hat, von der Syriſchen bis zur Engliſchen, kann ſich vielleicht keine der Urſchrift mit einer ſo glücklichen Treue nähern, als die Deutſche. Schon das giebt ihr hiebei einen entſchiedenen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einſeitig ausgebildeten neueren Sprachen, daß in ihr allein die metriſche Kunſt der Alten, in ſo fern wir ſie kennen, und auf uns anzuwenden vermögen, feſten Fuß gefaßt hat, da hingegen bei den Italiänern, Spaniern, Franzoſen, Engländern, der Verſuch ſie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz ohne Folge geblieben iſt, und nur noch unter den literariſchen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unüberſehlich großer Vortheil liegt in der Freiheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem

Worte zu vereinigen, welche die neulateiniſchen Sprachen, wie die Römiſche ſelbſt, beinahe gänzlich entbehren. Indeſſen giebt es noch andere Gründe, warum dieſer letzten weder ihr claſſiſches Anſehen noch ihre Griechiſche Erziehung für eine Ueberſetzung Homers ſonderlich zu ſtatten kömmt. Wie ihre Einfalt roh und ungeſchlacht geweſen war, ſo wurde ihre Bildung durchaus gelehrt: ein Werk der Schule, nicht eine Blüthe der begünſtigenden Natur. Die Formen ihres poetiſchen beſonders ihres epiſchen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des Alexandriniſchen Kunſtfleißes. Ihr heroiſcher Vers war zu ſtolz, um zu der ſchmuckloſen, aber goldnen Beſcheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unſchuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraſeologiſchen Uebungen der Neueren iſt hier nicht die Rede; aber wären die altrömiſchen Arbeiten in dieſem Fach nicht verloren gegangen, ſo möchten wir leicht die Odyſſee des Livius Andronicus in ihrer harten Treue Homeriſcher finden, als die abgeründetſte Nachbildung aus dem Zeitalter des Auguſtus.

Dieſe Betrachtungen führen auf einen Umſtand, der tiefer in das Weſen der Sache greift, ja worauf alles ankömmt. Im Geiſte unſrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unſrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins ſind, eine ſehr vielſeitige Bildſamkeit. Der Eifer des Deutſchen, alles Ausländiſche gründlich zu kennen; ſeine Willigkeit, ſich in die entlegenſten Denkarten und in die abſtechendſten Sitten zu verſetzen; die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohnteſten Tracht, huldigt, ſind oft in Nachahmungsſucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber ſie erheben ſich allmälig immer mehr zu freier Aneignung des Beſten. Beſtimmte, ausſchließende Nationalrichtungen machen unſre Europäiſchen Mitbürger großentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beſchränken ſie daher ganz allein auf einheimiſchen Reichthum oder einheimiſche Armuth. So viele angebliche Liebhaber des claſſiſchen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren; wie viele giebt es wohl, die einem Römer oder Griechen nicht erſt in ihrem Kopfe eine modige Tracht anlegen müßten, um ihn genießbar zu finden? Unſtreitig iſt unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu leſen, am wenigſten ſelten, und da die Mutterſprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorſtellungen und Gefühlen ſeyn muß, ſo hängt damit eine vorzügliche Anlage der unſrigen, ſie in ihrem wahren Geiſte zu überſetzen, nothwendig zuſammen, ja ſie iſt nur eine verſchiedene Anſicht derſelben Eigenſchaft.

Es können daher auch an eine Deutſche Ueberſetzung Homers Foderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre, bei einer Franzöſiſchen und ſelbſt bei einer Engliſchen nur zu denken: aber eben dieß macht das Unternehmen um ſo ſchwieriger, und eine gelungene Ausführung um ſo verdienſtlicher. Die Sprache iſt an ſich ein todtes Werkzeug, und wartet auf den Künſtler, der durch einen geſchickten Gebrauch darthut, was ſie in irgend einer Gattung zu leiſten vermag. Daß dieſer ſich oft nicht ſo leicht findet, beweiſen die verunglückten Verſuche poetiſcher Ueberſetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfaſſern, von Bodmer, Stollberg und Bürger (nämlich die Proben ſeiner Ilias in Jamben) kurz vor oder zugleich mit der Erſcheinung der ältern Voſſiſchen Odyſſee gemacht worden ſind. Sie trug zuerſt den ungetheilten Beifall der Kenner verdienter Weiſe davon. Allein der Kenner ſind wenig, und für ein Werk dieſer Art war unter uns weder enthuſiaſtiſche Aufnahme bei der Menge, noch angemeſſene Belohnung zu erwarten. Dieſer vorauszuſehende Kaltſinn hat indeſſen Voſſens edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unſre Literatur zum zweitenmale mit einer völlig umgearbeiteten Odyſſee, und einer neu verdeutſchten Ilias. Der in unſerm Zeitalter ſo ſeltne männliche Ernſt, die gewiſſenhafte Strenge, womit dieſer Schriftſteller das zu erreichen ſtrebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntſchaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntniſſe, wovon er unterdeſſen ſo manchen Beweis gegeben; die reifere Selbſtändigkeit eines Dichtergeiſtes, der in der Louiſe die Weiſe des joniſchen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauſchte, aber durchaus reine, zarte und ſchöne Darſtellungen anzuwenden gewußt; die ſorgfältige Bearbeitung des Deutſchen Hexameters, in deſſen Bau er von Seiten des Rhythmus, wenn gleich nicht des Ausdrucks, ſelbſt Klopſtock, den Lehrer dieſer Kunſt, übertroffen hat; dieß alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgeſtellte Ueberſetzung werde kaum noch etwas zu wünſchen übrig laſſen, da jene erſte ſchon ſo viel geleiſtet hatte. Sollte dieſe Erwartung nicht ganz befriedigt worden ſeyn, ſo liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundſätzen, welche Voſſen bei ſeiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fodern alſo eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann ſich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen ſo viele Schriftſteller ſchon durch ihre ſorgloſe Eilfertigkeit geſichert ſind.

Wieland hat ſehr richtig bemerkt, (im T. Merkur 1795. 12. St.) daß für eine Ueberſetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchſtäblicher Genauigkeit zu entfernen, der ſich ſo leicht an dieſen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchſte, ja faſt das einzige, Geſetz ſeyn muß. Es giebt Werke, bei deren Nachbildung künſtleriſche Willkühr immerhin ihr freies Spiel treiben mag, wie ſie es bei ihrer erſten Hervorbringung trieb. Eine Copie derſelben, ſey ſie noch ſo unähnlich, hat ihren Werth, wenn ſie für ſich betrachtet gefällt. Die Sache wird ſchon bedenklicher, wenn das Anziehende des Werks zum Theil auf perſönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darſtellen wollen, auch einen unwillkührlichen Abdruck ſeines innern Selbſt gegeben hat. In einem einzelnen Weſen iſt nichts abgeſondert vorhanden: alle ſeine Charakterzüge ſtehen in durchgängigem Zuſammenhange, und wenn ihre innerliche Beſtandheit ſich auch nicht immer nach Begriffen erklären läßt, ſo kann ſie doch gefühlt, faſt möchte man ſagen, angeſchaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen ſind daher oft hinreichend, ein falſches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität läßt ſich nicht in Stücke zerlegen; ſie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyſſee bewundern und lieben, iſt zwar nicht die Perſon des Dichters: ihn allein ſuchen wir vergebens in einer Götter- und Menſchenwelt, die ſonſt alles zu umfaſſen ſcheint. Eben daraus ſind ſo viele verkehrte Urtheile über die Homeriſche Poeſie entſtanden, daß man ſie als den glücklichen Erguß eines ungewöhnlich reich begabten Geiſtes, oder gar als die abſichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat. Als nothwendiges Ergebniß einer durch große Naturgeſetze beſtimmten Form der Menſchheit, und zwar einer reinen und vollſtändigen Form, die in ihrer Art ein Höchſtes war, wird ſie ihre Anſprüche auf die Ehrerbietung des geſamten Menſchengeſchlechtes ewig behaupten. Homer iſt der Sprecher ſeines Zeitalters, und dieß giebt ihm ein höheres Anſehen, als ſeiner beſondern Perſönlichkeit zukommen könnte. Wer ihn in eine fremde Geſtalt kleidet, verletzt nicht einen einzelnen, ſondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorſtellungen von dem Aelteſten unter den Alten, von dem erſten Griechen, wenn wir ſo ſagen dürfen, müſſen unfehlbar in Irrthümer über den ganzen Gang der Griechiſchen Bildung verſtricken, weil man in ſeiner kindlichen Dichtung ſchon die Keime von Allem, ſelbſt dem Edelſten und Schönſten, wozu dieſes Volk ſich von irgend einer Seite erhoben hat, ſich regen und entfalten ſieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter laſſe ſich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer dieſen nicht verſtehen lernen will, kann jenen nicht genießen. Man hat es ja genug erlebt, wie ſich die ſchönen Geiſter, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müſſen, armſelige Schönheiten in ihm zu entdecken, die nicht da ſind. Nur einem ſeichten Geſchmacke kann z. B. in Pope's Ueberſetzung, oder vielmehr Parodie, die widerwärtige Mißhelligkeit zwiſchen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er iſt? Die grammatiſche und antiquariſche Auslegung iſt hiebei noch das geringſte, ob ſie gleich Schwierigkeiten genug hat, ſo daß ſelbſt die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches unerklärliche übrig laſſen würden, wenn wir ſie auch alle hätten. Aber bei der doppelten Beziehung der Wörter nach außen auf Gegenſtände, von denen wir gar keine ſinnliche Anſchauung haben, und die wir erſt durch ſie kennen lernen müſſen, und nach innen auf einen Kreis von Vorſtellungen, auf eine Anſicht der Dinge, die von der unſrigen unendlich weit abſteht, ſind wir den mannigfaltigſten Täuſchungen ausgeſetzt. Wie leicht trägt man etwas aus der ſpätern wiſſenſchaftlichen Ausbildung in eine Sprache hinüber, der es gänzlich an abgezogenen, und, für alles, was Erſcheinung oder Wirkung des innern Menſchen iſt, auch an genau beſtimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach ſchwankenden ſinnlichen Wahrnehmungen ſondert und zuſammenfaßt. Das Medium iſt um ſo trügender, weil oft bei den Fortſchritten der Cultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen hindurch gegangen, während das Zeichen immer daſſelbe geblieben iſt. Der Eindruck, den eine dichteriſche Darſtellung machen ſoll, hängt endlich nur dem kleinſten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redeſätze ab, in ſo fern der Verſtand ihn ausmitteln kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beſeelter Töne nimmt die Poeſie, beſonders die Naturpoeſie, welche der eigentlich ſchönen Kunſt und der Wiſſenſchaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menſchen in Anſpruch. Für dieſe vielfach gemiſchten, ſtarken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Mutterſprache einen ſichern und unmittelbaren Sinn. Bis auf einen gewiſſen Grad läßt er ſich in einer fremden, ſelbſt in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verſchiedenen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln proſaiſchen Stil, und in den verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt. Für Homer's Gedichte fehlt es uns an allen ſolchen Vergleichungspunkten, weil ſie, die Ueberbleibſel des Heſiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da ſtehn. Wir ſind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo ſie entſtanden ſind, die Sprache des gemeinen Lebens beſchaffen geweſen; und aus dem Verhältniß des Homeriſchen Ausdrucks zu dieſer ließe ſich doch allein ſeine poetiſche Höhe mit Sicherheit beſtimmen, weil es noch keine ſchriftlich aufgezeichnete Proſa, und auch, ſo viel wir wiſſen, nur einen einzigen Stil der Poeſie gab. Zwar läßt ſich im Ganzen vermuthen, daß die Sprache der Olympiſchen Muſen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menſchen, ſich nicht ſo gar weit von

8.

Graf Benjowsky! und ſag' ich: Benjowsky
ſo verſteh'
Wider Sitt' und Vernunft eine Verſchwörung

9.

Grau färbt bald ſich dem Manne von vierzig
die Scheitel,
Wenn ſich der feine Franzoſ' unter den Platten

10.

Armuth und Edelſinn! das iſt ja für alle der
Selig die Armen an Geiſt, denn ſie ſind edel:

11.

Armuth giebt es auch hier, und allerlei Farben de
Grün bei'm Papagey, ſchwarz in dem Mohren

12.

Rolla's Rolle, ſie rollt dem bizarren Pizarro wie
Held iſt Alonſo ſo ſo, welchen ſich Kora erkor.

13.

Peitſchet die Negerſklaven geſchwind vom Theater
Jedes Gefühl wird ſonſt euch wie mit Neſſeln

14.

Tugend erliegt den Verläumdern; doch iſt ein
Mylord
Gleich bei der Hand, ſo geht's ohne den Fürſten

15.

Quält euch mit fadem Gewitzel der weiblich
Jakobiner:
Flieht von Paris! wie dahin floh der betrübte

16.

Ei, der Graf von Burgund! das iſt ein geſcheiter
Eh man die Hand umdreht, hat er regieren gele

einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythiſche Welt, die älteſte Quelle der Dichtung, der wirklichen noch ſehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde es oft ſchwer zu ſagen ſeyn, was Schmuck oder Bedürfniß, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder bloß ſinnliche Kraft der Wahrheit iſt.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Anſehung des Wortverſtandes iſt ein Verdienſt, das bei der Arbeit eines ſo gründlichen Sprachgelehrten, wie Voß iſt, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweideutige Stellen der Urſchrift möchten etwa Stoff zu Einwürfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die aber nicht entſcheiden können, bis Voß in dem Commentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden iſt, die Gründe für die ſeinigen vorgelegt haben wird. Alſo nur einige Zweifel dieſer Art. Sollte Il. II. 176:

Κὰδ' δέ κεν εὐχωλὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λίποιτε
Ἀργείην Ἑλένην,

Ließet ihr ſo dem Priamos Ruhm, und den Troiſchen Männern
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer ſo zu conſtruiren ſeyn, daß *εὐχωλὴν* als Appoſition von *Ἑλένην* betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf *καταλίποιτε* bezogen würden? Es klingt ein wenig ſeltſam, daß Helena den Troiſchen Männern zurückgelaſſen wird. Sollte Il. II. 291:

Ἦ μὴν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνιηθέντα νέεσθαι,

bedeuten können:

Freilich ringt wohl jeder, wer Trübſal duldet, nach Heimkehr;

was allerdings der Zuſammenhang zu fodern ſcheint? Kann es, wie der Vers jetzt ſteht, etwas anders heißen, als:

Freilich iſt es auch ſchlimm, mit Verdruß nach Hauſe zu kehren!

Aber alsdann wird im 298. V. faſt daſſelbe wiederhohlt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: καὶ γάρ, paſſen durchaus nicht. Da überdieß das doppelte νέεσθαι unmittelbar nach einander, V. 290, 291. das Ohr beleidigt, ſo wird eine verderbte Leſeart wahrſcheinlich. Die ſcharfſinnige, mir von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Vermuthung, es habe ſich ſtatt ἀνιηθέντα καθῆσθαι, aus dem vorhergehenden Verſe νέεσθαι eingeſchlichen, rückt alles in die beſte Ordnung.

Was im Griechiſchen für einen der Sprache kundigen Leſer dunkel iſt, hat Voß mit Recht eben ſo ausgedrückt. An ein paar Stellen iſt vielleicht das Deutſche dunkler; z. B. Il. IV. 309:

Ὃς δέ κ' ἀνὴρ ἀπὸ ὧν ὀχέων ἕτερ' ἅρμαθ' ἵκηται,
Ἔγχει ὀρεξάσθω,

Welcher Mann vom Geſchirr hinkommt auf des Anderen Wagen,
Strecke die Lanze daher.

Geſchirr für Wagen, wie es Voß häufig gebraucht, ſollte nie ſtehen, wo es zweideutig ſeyn kann, da es auch, und zwar gewöhnlicher, das zum Anſpannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet; ferner iſt das weſentliche Fürwort ausgelaſſen: von ſeinem Geſchirr; und »ſtrecke die

Lanze daher« legt zu viel Nachdruck auf den buchſtäblichen Sinn des ὀρεξάσθω, welches hier nichts anders ſagt, als: er führe die Lanze, weil er nämlich fremde Pferde nicht ſo gut regieren kann.*) Der ſchwierige Vers Il. XVI, 507. und der vorhergehende:

> *Μυρμιδόνες δ' αὐτοῦ σχέθον ἵππους φυσιόωντας*
> *ἱεμένους φοβέεσθαι, ἐπεὶ λίπον ἅρματ' ἀνάκτων.*

lauten im Deutſchen:

> Myrmidonen nun hielten daſelbſt die ſchnaubenden Roſſe,
> Sehnſuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geſchirr ſie verlaſſen.

wo man eher Geſchirr als ſie für den Nominativ halten ſollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meynung des Ueberſetzers war. Das ſonderbare Eigner für ἀνάκτων, und Geſchirr wiederum für Wagen, vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieſes Hemiſtichium bisher in allen Ausgaben geleſen ward, konnte es freilich einem Ueberſetzer zu ſchaffen machen. Unſtreitig iſt die Leſeart λίπεν vorzuziehn, die Wolf nach Vorgang des Venetianiſchen Coder und der Scholien in ſeine neueſte Ausgabe aufgenommen hat, da λίπον bloß eine Veränderung des Zenodotus iſt, und zwar eine ſehr ungeſchickte. Der Scholiaſt erklärt die Stelle ſelbſt folgendermaaßen: ἐπειδὴ τὰ ἅρματα τῶν ἀνάκτων ἐλείφθησαν, ἠρημώθησαν. *)

---

*) Dieſer Bemerkung hat Voß in einer folgenden Ausgabe zur Hälfte nachgegeben, indem er den Vers ſo verändert:

> Welcher Mann von ſeinem Geſchirr auf des Anderen hinkommt.

In der Wahl der treffendſten Ausdrücke für die natürlichen Gegenſtände ſowohl, als für die Werkzeuge des Ackerbaues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerlei menſchliche Erfindungen und Anſtalten, zeigt ſich Voß, wie in ſeinen Gedichten, als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte Deutſche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der Homeriſchen Sitten zu erinnern.

---

*) Auch hier hat Voß, jedoch nur zum Theil, nachgeholfen, indem er ſetzt:

> Welche zur Flucht ſich empörten, der Eigener Wagen verlaſſend.

Nun iſt wenigſtens der für Pferde höchſt ſeltſame Ausdruck: ſehnſuchtsvoll, weggeſchafft; aber das zweite Hemiſtichium iſt noch eben ſo ſchielend überſetzt. Man ſieht, Voß hat die Wolfiſche, oder vielmehr die urſprüngliche Leſeart nicht annehmen wollen, die doch ganz unentbehrlich iſt. Der Wagenführer Sarpedons und er ſelbſt, vom Patroklus getödtet, waren vom Wagen heruntergeſtürzt; die Pferde, nun nicht mehr gezügelt, wollten flüchtig werden, als die Krieger des Patroklus herzueilten, und ſie feſthielten, damit ihrem Anführer die Beute nicht entginge. Wie konnten alſo die Pferde, noch an den Wagen geſpannt, ihn verlaſſen? Sie konnten ihn nur mit ſich fortreißen. Ferner wird ἐπεὶ λίπον, das durchaus die Bedeutung des Plusquamperfectum haben muß, durch das Participium des Präſens, »verlaſſend«, gegeben. Ich würde nach der berichtigten Leſeart vorſchlagen:

> Welche zur Flucht fortſtrebten, da leer der Gebieter Geſchirr war.

Aus ſeiner erſten Odyſſee kennt man ſchon die ehrbare Schaffnerin, und freut ſich jedesmal, wenn ſie erſcheint. Für σκῆπτρον wird einigemale (Il. II, 46. 101.) ſehr ſchicklich Herrſcherſtab gebraucht: warum nicht immer, oder wo man ſchon weiß, wovon die Rede iſt, bloß Stab? Bei Scepter denkt man ſich ſo leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes σκῆπτρον war freilich auch Symbol derſelben, aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck Palaſt auch für die geräumigſten und bequemſten Häuſer, die Homer beſchreibt, ſelbſt für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorſtellung von Pracht erweckt. Indeſſen läßt es ſich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauerhöfen[*] der Könige Homers alles beiſammen war, was die damalige Welt von Glanz und

---

[*] Ich bin hier zu weit gegangen. Die Wohnung des kleinen Königs von Ithaka ſieht freilich etwas ländlich aus; aber nach den Entdeckungen neuerer Reiſenden, welche Griechenland in antiquariſcher Hinſicht durchforſcht haben, vorzüglich Gell's und Dodwell's, kann es wohl nicht bezweifelt werden, daß die mächtigeren Fürſten ſchon in der Trojaniſchen Zeit wirkliche Paläſte bewohnten. Noch ſtehen die beim Homer erwähnten Mauern von Tiryns, die Pauſanias als ein Wunderwerk der Vorzeit preiſt; auch Ruinen von Mycene und Argos. Das Schatzhaus des Atreus, irrig ein Grabmal genannt, iſt beinahe noch unverſehrt: und der König, der zur Verwahrung ſeiner Schätze ein ſolches Gebäude errichtete, wird ohne Zweifel

Zierrath kannte. Allein Voß gebraucht es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος ſteht, (Il. I, 50.) und die Gemächer für die Familie des Priamus ſind bei ihm aus ſchöngeglättetem Marmor (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. Burg für das Haus eines Fürſten, welches Bürger in den Proben ſeiner hexametriſchen Ueberſetzung öfter gebraucht, und Voß ſich auch Il. II, 513. entſchlüpfen läßt, giebt die dem Homer ganz fremde Vorſtellung von einem einzelnen befeſtigten Wohnhauſe, der barbariſchen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck: Meerſchiff, Il. XVI, 1. und öfter) legt wohl, außerdem, daß er ganz ungewöhnlich iſt, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Größe der Fahrzeuge, die nicht viel beſſer als große Canots waren. Warum doch wohl φόρμιγξ in beiden Ueberſetzungen der Odyſſee durchgängig Harfe heißt? An die Saiten-Inſtrumente der alten nordiſchen Barden kann es nicht erinnern, da wir ſie durchaus nicht kennen, und eine

---

auch eine dieſer Pracht angemeſſene Wohnung gehabt haben. Nach Dodwell's Bericht iſt das Schatzhaus von Orchomenus, wovon nur geringe, aber die Form bezeichnende Trümmern übrig ſind, aus Marmor erbaut geweſen, welcher aus weiter Entfernung dahin geſchafft werden mußte. So iſt man alſo berechtigt, wo von dem Königsſitz des Priamus die Rede iſt, ξεστοῖο λίθοιο durch geglätteten Marmor zu überſetzen; denn ſchwerlich hätte Homer ξεστός von einer Steinart gebraucht, die nicht einer gewiſſen Politur empfänglich war. Auch der Ausdruck Burg iſt nicht ganz zu verwerfen, wenn angenommen werden kann, daß die Wohnung des Königs in der Akropolis lag.

heutige Harfe hat mit der φόρμιγξ (wenigſtens wie ſie im Hymnus auf den Hermes beſchrieben wird; Homer ſelbſt läßt ſich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, außer etwa Od. XXI. 506 bis 508.) nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ein Beiwort, das auf den bauchförmigen Reſonanzboden der φόρμιγξ geht, Il. IX, 304: die ſchön gewölbete Harfe, wird dadurch ganz unverſtändlich. Warum nicht überall die Leyer, die Voß ein paarmal nennt, (Il. I, 603. IX. 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin und her geſtritten, ob Homer φόρμιγξ und κίθαρις unterſcheide, oder nicht. Die erſte Meynung gründet ſich hauptſächlich auf Il. III, 54, und Voß ſcheint ſich dafür zu erklären, da er hier Laute überſetzt. Die Stelle Od. I. 153 — 155. macht es wenigſtens ſehr zweifelhaft. Nach Wolfs ſcharfſinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hätte der Ueberſetzer ſchwerlich durch ſeinen Ausdruck für θυμοφθόρα πολλά:

> Aber er ſandt' ihn gen Lykia hin, und traurige Zeichen
> Gab er ihm, Todesworte, geritzt auf gefaltetem Täflein,

den vortrojaniſchen Helden die Schreibekunſt beigelegt; beſonders da er das γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ ſchon ſo richtig nach dem alten Sinne gegeben hat. *)

---

*) Hier hat Voß ebenfalls ſich der vorgebrachten Bedenklichkeit bequemt, und verändert:

> Gab er ihm, viel Mordwinke, geritzt auf gefaltetem Täflein.

Sehr glücklich, weil es nun eben ſo zweideutig lautet, Wäre es indeſſen leichter, als es wirklich iſt, die uns ſo geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitalter noch nicht kannte, zu vergeſſen, ſo bliebe es doch eben ſo ſchwierig, was ihnen vorherging, treffend zu benennen. So überſetzt Voß z. B. θέμιστες, Geſetze, wobei man doch nicht einmal an eine mündlich überlieferte eigentliche Geſetzgebung, ſondern nur an Herkommen und natürliche Billigkeit denken darf. Gebräuche erſchöpfen dieſen Begriff nicht ganz; doch heißt θέμις in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX, 177, nach Voß:

Wie in der Menſchen Geſchlecht der Mann dem Weibe
ſich nahet,

wörtlicher:

Wie es im Menſchengeſchlecht der Männer und Weiber
Gebrauch iſt.

Die Ausdrücke Homers, die ſich auf ſittliche Gefühle beziehen, können den Ueberſetzer in große Verlegenheit bringen. Die derben Aeußerungen geſunder, roher Kraft, die durch mancherlei geſellige Einverſtändniſſe noch nicht gefeſſelt, aber für die edelſte ſittliche Bildung empfänglich iſt, ſind weſentlich von feſtgeſetzter Barbarei und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verſchieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worin der Wohlſtand ſeine despotiſche Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeſchwächt übertragen will, ſo veranlaßt man leicht

---

wie im Original, ob es geſchriebene Worte oder bildliche Zeichen geweſen.

eine Verwechſelung mit dieſen. Hierin war Bürger (auf deſſen hexametriſche Ueberſetzung wir noch zurückkommen werden,) der Gefahr zu übertreiben ausgeſetzt; Voß hingegen ſcheint von Seiten der Milderung und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über ſich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I. 159.) und Helena ſich ſelbſt eine Hündin (Il. VI, 344, 356.) nennen zu laſſen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich ſagt, daß Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulcans Il. I, 586:

Duld', o theuerſte Mutter, und faſſe dich, herzlich betrübt zwar!
Daß ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es ſehe,
Wann er dich ſtraft. (Θεινομένην.)

Freilich iſt es auch allzu demüthigend für »die hoheitblickende Göttin«, βοῶπις πότνια Ἥρη. Man ſieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andere nach ſich zieht. Hielt Voß »die farrenäugige Here«, wie ſie bei Bürger heißt, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beiwort iſt an ſich ſchön, es würde vortrefflich paſſen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Geſtalt, wie etwa die der Juno Ludoviſi, im Sinne gehabt; aber es ſagt viel mehr als die beiden Griechiſchen: ſogar eine Sklavin heißt einmal βοῶπις, (Il. III, 144.), und mit πότνια iſt Homer auch nicht karg. *) Die vom Thieren

---

*) Man erlaube mir, hier eine etymologiſche Vermuthung über die eigentliche Beſchaffenheit und Bedeutung des Wortes πότνια vorzutragen. Beim Homer kommt es durchaus nur im Femininum vor; meiſtentheils als

hergenommenen Benennungen ſowohl ſchlechter als guter menſchlicher Eigenſchaften ſind ſehr bedeutend: ſie bezeugen die enge Nachbarſchaft, womit jene Heroen auf der einen Seite mit thieriſchen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zuſammenlebten.

Sollte dem Dichter nicht etwas fremdes geliehen werden, wenn man *γυναικῶν θηλυτεράων* durch: zartgebildete Weiber, zartgeſchaffene Weiber giebt? Homer ſagt ſo vieles, was ſich von ſelbſt verſteht, daß man dieß Beiwort ſo gut wie *νεκύων κατατεθνειώτων* für

---

Beiwort weiblicher Perſonen-Namen. Dadurch verräth es ſich als ein urſprüngliches Subſtantiv. Ich leite es ab von *πόσις*, welches vermuthlich vor Alters *πότις* lautete, wie ſo häufig im Ionismus das *Σ* ein urſprüngliches *T* verdrängt hat. *Πόσις*, Herr, Gemahl (vgl. das Lateiniſche potis); *πότνια*, Herrin, Gemahlin. Es giebt zwei ganz entſprechende Wörter im Sanskrit: patis, Herr, Gemahl; und patnî, Gemahlin. In der Homeriſchen Sprache iſt es ein Ehrentitel vornehmer Frauen; doch wird es auch unvermählten Göttinnen beigelegt, was bei ſterblichen Mädchen niemals geſchieht. In der Benennung der Artemis: *πότνια θηρῶν*, die Herrin des Wildes, (Il XXI, 470.) zeigt ſich noch deutlich die ſubſtantiviſche Natur des Wortes. Wie ſoll man nun aber das ſo häufig wiederkehrende *βοῶπις πότνια Ἥρη* überſetzen? Die Voſſiſche Uebertragung iſt nur eine verunglückte Verſchmelzung der beiden Beiwörter. »Die großäugige« iſt wegen des Antiſpaſtes nicht zu gebrauchen. Man wird hier ſchon von der buchſtäblichen Treue etwas nachlaſſen müſſen. Ich ſchlage vor: »die ſtattliche Herrſcherin Here.«

17.

Falſche Scham, wie biſt du beſchämt! da ſelber der Autor
Sich nicht ſchämet, von dir fälſchlich den Titel zu leihn.

18.

La Peyrouſe umſchiffte die Welt, um hier auf der Sandbank
Seichter Dichtung zuletzt ſchmählich zu finden ſein Grab.

19.

Wer leichtfertige Streiche verübt, der heißet ein Wildfang,
Wem ſie mißlingen, der wird ſchicklicher ‘Tölpel’ genannt.

20.

Wißt! die Verſöhnung hat Brüder verſöhnt. Ich glaub' es: die Brüder,
Und die Verſöhnung auch, waren vermuthlich darnach.

21.

Dieſe Verwandtſchaften ſind verwandt mit fremden Geſchlechtern:
Ifflands Reiſe zur Stadt reiſte hinüber in ſie.

22.

Wäßriger Opfertod! Dich zog aus dem Fluße der Dichter,
Doch er ſalzet ſogleich wieder in Thränen dich ein.

23.

Mit Unglücklichen droht den fühlenden Herzen der Titel,
Aber mit trockenem Spaß kommt man ſo leidlich noch ab.

24.

Rührend wird ſie gefeiert und ſchön, die ſilberne Hochzeit:
Sehet, ein Herbſttag lacht heiter dem ländlichen Feſt.

25.

Ungern unter den Ungern ſind Korſen außer dem Kurs hier,
Ungern und Korſen vereint eine Quadrupel-Allianz.

tautologiſch halten könnte. Zu der letzten Ueberſetzung geben die beiden Stellen, wo ſie vorkömmt, Od. XI, 434. und XV, 421. noch einigermaßen Veranlaſſung; bei den zartgebildeten Weibern aber Od. XI, 385. fehlt ſie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hätte der Grieche eher auf jede andere Art bezeichnet; und wird geiſtige Bildung darunter verſtanden, ſo iſt Gedanke und Ausdruck noch unhomeriſcher. Warum nicht wörtlich: weibliche Frauen oder Weiber, welches auch dem Leſer, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leiſten könnte? Es wäre nicht das erſtemal, daß es in unſrer Sprache geſagt wird. Die Minneſinger begrüßen ihre Geliebten häufig ſo, als mit einem ſchmeichelnden Beiworte. Bei der nach unſern Sitten nicht anſtändigen, aber an ſich züchtigen, Weiſe, wie Homer von der Liebe beider Geſchlechter redet, hat ſich der Ueberſetzer meiſtens geſchickt durchgeholfen, ohne doch ſchonende Schleier zu werfen, welche die Sache verſchlimmern. Nur in der Stelle von der Aſtyoche Il. II. 513-515.

in der Burg des Azeidiſchen Aktors
Stieg ſie einſt in den Söller empor, die ſchüchterne Jungfrau,
Hin zum gewaltigen Ares, und ſank in geheimer Umarmung.

giebt das letzte Hemiſtichium, eben weil es weniger ſagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das Homeriſche: er lagerte heimlich ſich zu ihr. Zur Ehre der ſchüchternen Jungfrau ſollte auch wohl Ἄρηϊ κρατερῷ mit τέκεν verbunden, und ὑπερώϊον εἰςαναβᾶσα auf die Zeit der Niederkunft, bezogen werden, ſo daß der Aoriſt παρελέξατο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένος ſteht dieſer Auslegung nicht im Wege, es heißt mehrmals nichts weiter als ein unvermählteſ Mädchen. Die Redensart: durchbebt von ſüßem Verlangen, für: *καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ*, Il. III. 446. möchte ſelbſt für den Weiberheld Paris zu zart ſeyn.

Nirgends ſieht man auffallender, wie feſt Homer oder vielmehr ſein Zeitalter noch am Sinnlichen hing, als in ſeinen Kinderbegriffen von der menſchlichen Seele. Der philoſophiſche Scherz, nach welchem ſie im einzelnen Menſchen mit dem Fortgange des Alters allmälig von den Füßen bis zum Kopfe hinaufſteigen ſoll, ließe ſich auch auf ganze Völker anwenden. Bei jenen guten Inſulanern der Südſee, denen Gedanken Worte im Bauche heißen, wohnt ſie noch tief unten. Auch aus der Homeriſchen Sprache ſieht man nirgends, daß ſie ſich ſchon im Kopfe hätte ſpüren laſſen; ihr eigentlicher Sitz iſt die Bruſt. Die Gränzen der verſchiednen Seelenvermögen fließen in einander: die Verrichtungen des Verſtandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die ſich am entſchiedenſten kund thut, zugleich mit zugeſchrieben; und dieſe iſt wiederum eigentlich nichts als das thieriſche Leben, ein ſo handgreifliches Ding, daß es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Bruſt gezogen werden konnte (Il. XVI. 386.) Beim Ueberſetzen ſolcher Stellen unſre unſinnliche Seelenlehre zu entfernen, verurſacht oft große Schwierigkeiten; doch ſind ſie nicht unüberſteiglich, weil jene einfältigen Vorſtellungsarten auch bei uns unter dem Volke nicht ausgeſtorben ſind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünſchen, Voß hätte ſtatt der ſo häufig bei ihm vorkommenden: Herz und

Geiſt, öfter für jenes: Bruſt, für dieſes: Muth, Sinn, Gemüth, Seele, gebraucht. Das Herz, bloß körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weiſe für den ganzen innern Menſchen geſetzt werden: aber die Stellung muß verhindern, es metaphoriſch zu verſtehn, was uns eigentlich weit geläufiger iſt; und beſonders muß man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unſern empfindſamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte dieſe Klippe vermieden ſeyn, wenn Juno (Il. I, 569. ἐπιγνάμψασα φίλον κῆρ) »die Stürme des Herzens bezwingt?« Der Geiſt wird bei uns immer allem körperlichen entgegengeſetzt, und entſpricht daher Homers für die Sinne faßlichen Bildern von der Seele am wenigſten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben ſolch einen ϑυμὸς als den Menſchen zugeſchrieben haben; allein es hat eine komiſche Emphaſe, wenn Voß die beiden Lämmer (Il. III, 294. ϑυμοῦ δευομένους) den Geiſt aushauchen läßt. Da ϑυμὸς an andern Stellen, Il. V, 689. XVI, 469. ſchicklich Leben überſetzt wird, ſo lag hier eine Auskunft nicht ſehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt, wäre der Geiſt wohl beſſer weggeblieben. Il. V, 696. τὸν δ᾽ ἔλιπε ψυχή, und ihn verließ ſein Geiſt; ψυχή iſt ja an mehreren Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die ſichtbare Lebenskraft. Merkwürdig iſt es zu ſehen, wie Homer ſich hilft, wo er von der Einbildungskraft ſpricht, Od. I, 115: ὀσσόμενος πατέρ᾽ ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσίν, welches nicht zum treueſten überſetzt wird: »denkend des Vaters Bild.« Man könnte zweifeln, ob Homer ſich das Gedächtniß, ſo wichtige

Dienſte es ihm bei ſeinen Dichtungen leiſten mußte, und obgleich ſeine Wirkſamkeit ſchon zur Perſon erhoben war, als eine für ſich beſtehende Seelenkraft dachte; es wäre alſo ſicherer geweſen, Il. II, 53. μηδέ σε λήθη αἱρείτω anders zu geben als: daß dem Gedächtniß nichts entfällt. Wenn es aber Od. XVIII, 215. heißt:

Schon als Knab' im Herzen bewegteſt du mehr des Verſtandes,

Παῖς ἔτ' ἐὼν, καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας,

ſo tritt offenbar Verworrenheit an die Stelle jener Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterſcheidet, und die geſonderten und nunmehr entgegengeſetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben ſo gut das Herz im Verſtande bewegen, als den Verſtand im Herzen. Noch mehr mißlungen, wo möglich, iſt die Ueberſetzung des Hemiſtichs: κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμὸν, in des Herzens Geiſt und Empfindung; welches um ſo ſchlimmer iſt, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Pſychologie hat das Herz im bildlichen Sinne, wozu hier die folgende Empfindung nöthigt, einen Geiſt? Dem Worte Empfindung für inneres Gefühl möchte ſchwerlich etwas in der ganzen Homeriſchen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innere Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derſelben zu trennen? Doch dieß iſt noch nicht alles; denn nun ſoll, nebſt dem Geiſte des Herzens, auch in der Empfindung des Herzens etwas erwogen (Il. I, 193.) oder gar erkannt werden (Il. IV, 163.). Wie ſchlicht und einfältig lautet dagegen das Griechiſche! Tautologiſcher Ueberfluß iſt überhaupt im Tone der kindlichen Vorwelt; aber bei der Beſchreibung deſſen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an ſeinem Platze: denn hier glaubte man ſich nicht deutlich genug verſtändigen zu können. Wen es beleidigt zu hören: in ſeinem Sinn und Gemüthe, in der Bruſt und in dem Gemüthe, in der Seel' und in dem Gemüthe u. ſ. w., der iſt noch nicht im Stande den Homer zu genießen.

Dieß ſey genug über die Wahrheit der Voſſiſchen Ueberſetzung von Seiten des Inhalts. Wir müſſen nun betrachten, in wiefern ſie die poetiſche Form, den Stil, den Ton, die Farbe der Darſtellung der Homeriſchen Geſänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigſte iſt, weil es ſich über das Ganze erſtreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß ſich hiebei nicht alles durch Gründe entſcheiden läßt; die feineren Unterſchiede der Eindrücke, ſowohl dem Grade als der Art nach, hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann ſein beſondres Gefühl zum allgemeinen Maaßſtabe erheben, weil jeder ſich mit gleichem Rechte auf die Leitung des ſeinigen beruft. Viele Leſer könnten erklären, Voſſens Homer ſey nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als ſie, da ihn unſtreitig wenige ſo tief und anhaltend wie er ſtudirt haben. Indeſſen würde es mißlich um die ganze Poeſie ausſehen, wenn es gar keine zuverläßig erkennbaren, im Weſen der Sache ſelbſt gegründeten

Beſchaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobei eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweite Sprachverwirrung einreißt, ſo wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltſamen, das Beſcheidene mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünſtelten und Steifen vertauſcht wird. Der nüchternen, aber kräftigen Einfalt Homers kann nichts ſchlimmeres widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird: in der gemeinſten Proſa wird man ſie immer noch eher wieder erkennen. Wie alſo Voß überſetzen konnte: ὁ δ' ἤϊε νυκτὶ ἐοικώς, er wandelte düſter wie Nachtgraun; τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, denn ſein iſt ſiegende Allmacht; ὀρινομένη τε θάλασσα, des Meeres Empörung; τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε ihn erblickt' aufſchauernd; πολέμου ἐπιδημίου, ὀκρυόεντος, des heimiſchen Kriegs, des entſetzlichen Scheuſals; κονίη, wölkender Staub; πυρὸς ὁρμῇ, von des Feuerorkans Wuth; μεγάλῳ ἀλαλητῷ, mit wild aufhallendem Feldruf; ὑπερφιάλοισι μετελθών, umlärmt ihn der trotzigen Schwelger Getümmel; νέκταρ ἐρυθρόν, rothfunkelnder Nektar; μέγας σῦς, ein borſtenumſtarrt Schwein; θύελλα, der Ungeſtüm des Orkanes; πολὺ μεῖζόν τε καὶ ἀργαλεώτερον ἄλλο, ein größeres noch und viel graunvolleres Unheil; ὕλη τηλεθόωσα, des grünenden Haines Umſchattung; ὀϊζύος ἥ μιν ἱκάνει, des Elendes, das ihn umdränget; ἐπισπέρχουσι δ' ἄελλαι παντοίων ἀνέμων, wie ſauſen gedrängt die Organe, rings mit Orkanen im Kampf; wie Voß ſo überſetzen konnte, wenn er nicht ſelbſt in dem alten Sänger den Pomp der ſpäteren kunſtgerechten

Epopöe ſuchte und fand, ſcheint in der That unbegreiflich. Am auffallendſten werden dieſe Abweichungen, wenn von Gegenſtänden des gemeinen Lebens die Rede iſt. In einem Schranke oder Behälter, wo in der Griechiſchen und älteren Deutſchen Odyſſee viele Speere ſtanden, müſſen ſie jetzt gedrängt aufſtreben. (Od. I, 129) Den fichtenen Maſt (Od. II, 425.) »ſtellten ſie hoch aufrichtend,« στῆσαν ἀείραντες. Wenn Agamemnon, wie er ſein Heer in Ordnung ſtellt, mit einem Stiere unter der Heerde verglichen wird Il. II. 481.), ſo heißt es:

So wie der Stier in der Herd' ein Herrlicher wandelt vor allen,
Männlich ſtolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide.

Das Männlich ſtolz iſt ein Zug, wovon man im Griechiſchen keine Spur findet, und der obendrein die ganze Vergleichung verdirbt. Denn das Ergötzen an einem treffenden Gleichniſſe beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichenen Gegenſtände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, ſo muß auch der Mann einhergehn wie ein Stier: das verſteht ſich von ſelbſt.

Nach dergleichen Beiſpielen möchte man doch wohl genöthigt ſeyn, von Klopſtocks Ausſpruche, »Homer »könne nun, wenn er unterginge, aus dem Verdeutſcher »wieder vergriecht werden,« (Grammatiſche Geſpräche, S. 349.) etwas abzurechnen. Wir müſſen jedoch erinnern, daß man beträchtliche Stücke in einem Zuge fortleſen kann, ohne auf ſo ſtarke Störungen zu treffen. Es ſey uns erlaubt, einige Stellen im Zuſammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit

Bürgers Weiſe zu überſetzen, theils mit Voſſens eigner früherer Arbeit zu ſchärfen. Die Rede der Thetis, Il. I, 415. lautet in der neueſten Ueberſetzung [illegible]:

Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergießend:
Wehe mir, daß ich, mein Kind, dich erzog, unſelig Geborner!
Möchteſt du hier bei den Schiffen doch frei von Thränen und Kränkung
Sitzen; dieweil dein Verhängniß ſo kurz nur währet, ſo gar kurz!
Aber zugleich frühwelkend und unglückſelig vor allen
Wurdeſt du! Ja, dich gebahr ich dem Jammergeſchick im Palaſte!
Dieß dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,
Geh' ich ſelber hinauf zum ſchneebedeckten Olympos.
Du indeß an des Meers ſchnellwandelnden Schiffen dich ſetzend,
Zürne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.
Zeus ging geſtern zum Mahl der unſträflichen Aethiopen
An des Okeanos Flut; und die Himmliſchen folgten ihm alle.
Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.
Hierauf ſteig' ich empor zum ehernen Hauſe Kronions,
Und umfaſſ' ihm die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bei Bürger im Journal von und für Deutſchland. 84. 1. Stück:

Ihm antwortete drauf die Göttin, Thränen vergießend:
Ach! was mußt' ich dich, Kind, gebähren zum Unglück und aufziehn?
Daß du doch thränenlos und ungekränket hier ſäßeſt.
Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben beſtimmt iſt!

Sterblich biſt du ſo früh und über alles doch elend!
Drum gebahr ich gewiß dich heim zur Stunde des Unglücks.
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeſchneiten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib ſitzen indeß bei den ſchnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus ging geſtern zum Mahl an den Ocean hin zu den frommen
Aethiopen, und ihn begleiteten ſämtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in ſein erzbegründetes Haus gehn.
Und ſein Knie umſchlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Geſanges bei Voß:

Sprachs; da lächelte ſanft die lilienarmige Here;
Lächelnd darauf entnahm ſie der Hand des Sohnes den Becher.
Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung
Rechts herum, dem Kruge den ſüßen Nektar entſchöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hefäſtos in emſiger Eil umherging.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Geſangs der Muſen mit hold antwortender Stimme.
Aber nachdem ſich geſenkt des Helios leuchtende Fackel,
Gingen ſie auszuruhn, zur eigenen Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende Künſtler Hefäſtos
Bauete ſeinen Palaſt mit erfindungsreichem Verſtande.

Zeus auch ging zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wann ſüßer Schlaf ihm genaht war.
Dorthin ſtieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bei Bürger:

Sprach's; ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den
Becher.
Dieſer reichte nun auch, rechts anbeginnend, des ſüßen
Nektars, aus dem Kumpe geſchöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöſchliche Lache befiel die ſeligen Götter,
Als ſie ſahn, wie Hefäſtos die Halle ſo flink durchdiente.
Nun durchſchmauſeten ſie den Tag, bis die Sonne hinab-
ſank.
Keines Herzen gebrachs an voller Gnüge des Mahles.
Foibos Apollon ſchlug die ſchöne Laute. Die Muſen
Sangen Wechſelgeſänge dazu, mit lieblichen Stimmen.
Als ſie geſunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da ging jeder zu ruhn hinweg nach ſeinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Hefäſtos
Sein beſondres Gemach mit künſtlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett ging Zeus, der olympiſche Schwinger des
Blitzes,
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dorthin ging er und ſchlief bei dir, goldthronende Here.

Man ſieht, daß Bürger ſchon ſehr viel geleiſtet hat. Zeile vor Zeile neben der Voſſiſchen Ueberſetzung mit dem Original zuſammengehalten, verliert die ſeinige, weil ſie ſich beſonders in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt. Hingegen im Zuſammenhange geleſen, giebt ſie den Eindruck vielleicht vollkommener wieder, und ein gewiſſes Etwas darin ſpricht uns bekann-

26.

Fahr' uns doch auch, Leibkutſcher, du alter, hin zu dem Fürſten,
Welcher in Hüll' und Füll' Rubel und Jubel beſchert.

27.

Ueble Laune mit Recht heißt dieſes Familien-Schauſpiel:
Zwar es ſtellt ſie nicht dar: aber es ſchafft ſie gewiß.

28.

Manchmal ſtrebet er wohl romantiſche Höh zu erklimmen,
Doch zum Dorf im Gebirg rollt er gelinde hinab.

29.

Mit Harſthörnern und Burgen und Harniſchen pranget Johanna;
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei.

30.

O wie ein Schreibepult erlöſt von Gefahren der Jugend,
Wenn es ein karger Papa reichlich mit Golde geſpickt!

31.

Laß den Gefangnen doch ſingen! So ziemt es dem muntern Franzoſen.
Dieß verſchweigſt du umſonſt; glaube, man ſieht es ihm an.

32.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Dieß Stück kann häuslich und auch hußlich heißen;
Häuslich muß der achtbare Viertelsmeiſter
Acht baare Kinder weg der Mutter beißen;
Doch Hußens Geiſt hetzt die erhitzten Geiſter,
Zum Haus hinaus ein häuslich Volk zu ſchmeißen;
Mit heiſerm Heulen jedes Herz zerreißt er.
Huſſah! Huſſiten hauſen wie Huſaren:
Vor ihnen woll' uns gnädig Gott bewahren.

ter und herzlicher an. Die Wortfolge iſt oft von der Homeriſchen verſchieden, aber im Deutſchen eben ſo leicht und kunſtlos, wie jene im Griechiſchen. Voſſens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen: allein Bürgers Hexameter iſt bis auf einige Verſehen gegen die Proſodie keinesweges verwerflich, und man entdeckt daran weit weniger Spuren einer mühſamen Entſtehung. In Anſehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er ſelbſt ſich nicht neben Voß haben ſtellen wollen. Sonſt hatte dieſer wackre Dichter gewiß einen vorzüglichen Beruf, Ueberſetzer Homers zu werden. Alles, was die Deutſche Sprache, auch die alte, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, ſtand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengſtlichkeit ſagte ſeine Muſe alles, wie ſie es empfand; er war ſelbſt Volksdichter und vergaß nie, daß Homer es im höchſten Sinne des Wortes geweſen. Schwerlich ſo treu als Voß, aber vielleicht wahrer, hätte er ihn verdeutſcht. Da ſeine Ilias leider unvollendet geblieben iſt, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß die im Journal von und für Deutſchland zerſtreuten Geſänge ſowohl, als was ſich noch unter den Papieren des Verſtorbenen finden möchte, geſammelt herausgegeben würden.

Bei der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren Voſſiſchen Odyſſee wird ſich vielleicht ein ähnliches Verhältniß offenbaren, wie zwiſchen den eben zuſammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erſte Ueberſetzung iſt ſo durchaus umgearbeitet worden, daß es keiner ſorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterſchied auffallend zu zeigen. Faſt jedes andre Bruchſtück könnte denſelben Dienſt verrichten, wie die folgenden, die wir aus verſchiedenen Geſängen ausheben wollen. Pallas erſcheint der Nauſikaa im Traum unter der Geſtalt einer Freundin, und redet ſie an, Od. VI, 25–40. In der älteren Ueberſetzung:

25. Liebes Kind, was biſt du mir doch ein läßiges Mädchen?
Deine koſtbaren Kleider, wie alles im Wuſte herumliegt!
Und die Hechzeit ſteht dir bevor! Da muß doch was ſchönes
Seyn für dich ſelber, und die, ſo dich zum Bräutigam führen!
Denn durch ſchöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
30. Bei den Leuten; auch freun ſich deſſen Vater und Mutter.
Laß uns denn eilen und waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet!
Ich will deine Gehülfin ſeyn, damit du geſchwinder
Fertig werdeſt; denn Mädchen, du bleibſt nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja ſchon die edelſten Jüngling' im Volke
35. Aller Fäaken um dich; denn du ſtammſt ſelber von Edlen.
Auf! erinnre noch vor der Morgenröthe den Vater,
Daß er mit Mäulern dir den Wagen beſpanne, worauf man
Lade die ſchönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich iſt es ſo bequemer, als wenn du zu Fuße
40. Gehen wollteſt; denn weit von der Stadt ſind die Spülen entlegen.

In der neueren:

25. Welch ein läßiges Mädchen, Nauſikaa, biſt du der Mutter:
Dein Gewand, wie liegt es im Wuſt, ſo geprieſener Schönheit!
Und dir naht die Vermählung, wo ſchönes du brauchſt, für dich ſelber
Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!
Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bei den Menſchen
30. Rings; auch freun der Vater ſich deß und die liebende Mutter.
Gehen wir denn zu waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet.
Ich als Helferin auch begleite dich, daß du geſchwinder
Fertig ſeyſt; denn wahrlich, du bleibſt nicht lange noch Jungfrau.
Denn ſchon werben um dich die Edelſten unter dem Volke
35. Aller Fäaken umher, da du ſelbſt von edler Geburt biſt.
Auf, den geprieſenen Vater ermuntere noch vor dem Morgen,
Daß er Mäuler und Wagen beſchleunige, welcher dir führe
Gürtel und feine Gewand' und Teppiche, edel an Kunſtwerk.
Auch iſt ſolches dir ſelbſt anſtändiger, als da zu Fuße
40. Hinzugehn; denn weit von der Stadt ſind die Gruben der Wäſche.

Die erſte Zeile folgt in beiden Ueberſetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der zweiten gewiſſermaaßen noch weniger als in der erſten. Zwar ſteht Nauſikaa und nicht »liebes Kind« im Texte; die Mutter iſt auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältniſſe. Der Dativ: der Mutter, iſt hier ſehr fremd; mit dem pleonaſtiſchen mir hat es eine verſchiedene Bewandtniß: es iſt im vertraulichſten Tone gebräuchlich, da jenes höchſtens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte: du biſt der Mutter ein läßiges Mädchen, bedeuten: die Mutter leidet unter deiner Nachläßigkeit, (und was könnte ſonſt ihr Sinn ſeyn?) ſo iſt es noch überdieß unrichtig. Die folgende Rede zeigt, daß Nauſikaa ſich ſelbſt ein läßiges Mädchen war, weil ſie für ihren eignen Putz nicht ſorgte. Die griechiſche Wendung: τί νύ σ' ὧδε μεθήμονα γείνατο μήτηρ, ſoll wohl nichts mehr ſagen als: wie nachläßig biſt du von Natur; es möchte alſo durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu ſtarker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26 wird Gewand als Collectivum gebraucht, welches dem Urſprunge des Wortes gemäß ſeyn mag, aber gewiß gar nicht üblich, und deswegen unverſtändlich iſt. So geprieſener Schönheit, für σιγαλόεντα, iſt zu geſchmückt und geſucht. Die mit dem Griechiſchen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutſchen gekünſtelte, wo nicht ganz unerlaubte Stellung verſtärkt noch dieſen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, ſich nicht über die einheimiſche Art zu conſtruiren erheben kann, wird mit einem Wuſte von geprieſener Schönheit zu ſchaffen bekommen. Wie viel natürlicher iſt: deine koſtbaren Kleider! Vielleicht iſt: im Wuſte, für ἀκηδέα in beiden Ueberſetzungen ein zu harter Ausdruck.

»Und dir naht die Vermählung,« iſt viel vornehmer aber auch ſteifer als: und die Hochzeit ſteht dir bevor. Durch welches von beiden ſollte wohl das Homeriſche *σοὶ δὲ γάμος σχεδόν ἐστιν*, beſſer getroffen ſeyn? Eben ſo verhält es ſich mit: wo ſchönes du brauchſt, ſtatt: da muß doch was ſchönes ſeyn. Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Subſtantivum möchte ſchönes ſchwerlich die Begleitung des Pronomen etwas oder des vertraulicheren was entbehren können, und wenn es mit Gewand zuſammenhängen ſoll, wie das Griechiſche *καλὰ* mit *εἵματα*, ſo mußte der ungelehrte Leſer erſt beſonders davon unterrichtet werden. Die Verſetzung: wo ſchönes du brauchſt, ſtatt: wo du ſchönes brauchſt, iſt hart. V. 29, 30 klingt viel naiver in der älteren Ueberſetzung; in der neueren ſind die Leute zu Menſchen erhoben, und mit einem nachſchleppenden rings verziert worden, wozu Homer nicht den geringſten Anlaß giebt. In den folgenden Zeilen ſind die Veränderungen weniger bedeutend, und meiſtens zum Vortheil der neueren Ueberſetzung. V. 35 ſcheint Voß beide Male *ὅτι* und nicht *ὅθι* geleſen zu haben. Sollte *γένος* ohne allen Zuſatz edle Geburt bezeichnen können? Nach der Leſeart *ὅθι* ſagt Homer freilich etwas, das ſich von ſelbſt verſteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchſten Grade mißlungen iſt die Veränderung des 37 und 38 Verſes. Wie kann man ſagen: Mäuler und Wagen beſchleunigen? Dieſes Zeitwort heißt: machen, daß etwas geſchwinder geſchieht, und läßt ſich daher durchaus nicht auf Gegenſtände, ſondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beſchleunigt man ein Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von

Beſchleunigung einer Sache redet, ſo meynt man damit immer ein Geſchäft, eine Verrichtung. Ueberdieß liegt dabei eine Vergleichung des Schnelleren und Langſameren zum Grunde, die hier gar nicht Statt finden kann. Wie ſeltſam würde Nauſikaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geſchwinder zu ſchaffen, da ſie ihm vorher noch nichts davon geſagt hatte! Der Ausdruck des Textes ἐφοπλίσαι läßt keine Spur von dieſer unſchicklichen Eile wahrnehmen. Wagen konnte im Deutſchen die Beſtimmung des Artikels einen oder den nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurückweiſen ſollte. »Welcher dir führe,« iſt in der That ſehr wörtlich nach dem Griechiſchen: ἥ κεν ἄγῃσι; doch ſteht das unnütze dir nicht da, und führen ſagt man in unſerer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, eines Frachtwagens, aber in andrer Beziehung, als wie es hier ſteht. Die Griechiſche Wortfolge: Welcher dir führe Gürtel und feine Gewand' u. ſ. w. möchte bei uns durch hohen lyriſchen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenſtänden des gemeinen Lebens angebracht, iſt ſie ganz an der unrechten Stelle. Aus ῥήγεα σιγαλόεντα iſt hier wieder etwas ſehr prächtiges geworden, nämlich »Teppiche, edel an Kunſtwerk.« Schwerlich läßt ſich die Präpoſition an in dieſer Verbindung gebrauchen; man ſagt: edel von Abkunft, ſtatt: von edler Abkunft, aber nicht: edel an Abkunft. Doch was ſoll man bei »edel an oder von Kunſtwerk« denken? Ein Kunſtwerk iſt ein ſelbſtändiges, durch Kunſt hervorgebrachtes Ding, und keineswegs eine Beſchaffenheit, wonach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunſtwerk, wenn man ſie anders mit dieſem Namen beehren will; da hätten wir alſo ein an Kunſtwerk edles Kunſtwerk. Der Verfaſſer hat ſagen wollen: edel an Kunſtarbeit, allein dieſe Bedeutung hat das Wort Werk nur in den niederdeutſchen Zweigen der Germaniſchen Sprache, dem Engliſchen und Holländiſchen, niemals im Hochdeutſchen. Im 39ten V. entſpricht »anſtändiger« dem κάλλιον beſſer als »bequemer;« dagegen iſt ſolches hineingekommen, gegen deſſen häufigen Gebrauch ſich ſchon der Beurtheiler im T. Merkur erklärt hat. Gruben der Wäſche erklären die Sache beſtimmter als das mundartiſche: die Spülen.

Die darauf folgenden Verſe lauten in der früheren Odyſſee:

Alſo redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrete
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigem Wohnſitz,
Nie von Orkanen erſchüttert, vom Regen nimmer beflutet,
Nimmer beſtöbert vom Schnee; die wolkenloſeſte Heitre
Wallet ruhig umher, und deckt ihn mit ſchimmerndem Glanze:
Dort erfreut ſich ewig die Schaar der ſeligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.

In der ſpäteren:

Alſo ſprach und enteilte die Herrſcherin Pallas Athene
Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
Sagen ſie: den kein Sturm noch erſchütterte, nie auch der Regen
Feuchtete, oder der Schnee umſtöberte; Heitre beſtändig

Breitet ſich wolkenlos, und hell umfließt ihn der Schimmer.
Dort erfreun ſich täglich die ſeligen Uranionen;
Dorthin kehrt' Athene, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.

In beiden Ueberſetzungen gehört die Stelle ſowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetſten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die ſie erlitten, hat ſie theils verloren, theils gewonnen. Beim Homer geht Athene weg, in der neuen Ueberſetzung enteilt ſie ſchnell; und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet: von einem Orte wegeilen, ſo enteilt ſie hier zum Olympus empor. In dem ὅθι φασί verräth ſich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bei ſeinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müſſen meynt, er habe ſeine Nachrichten darüber nur vom Hörenſagen. Dieſer merkwürdige Zug war vorhin überſehen worden; jetzt iſt er durch »Sagen ſie« gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachſchleppt, und nicht frei von Undeutlichkeit iſt. Die Orkane, ein Prachtwort, das Voß ſonſt vorzüglich liebt, ſind dießmal zum Sturme gemildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat beſtöbern in das künſtlichere umſtöbern verändert werden müſſen, da doch jenes genauer mit ἐπιπίλναται übereinkommt? Die Stellung des beſtändig zwiſchen dem Nominativ und dem Verbum iſt den Geſetzen unſrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, ſo muß das Umſtandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, ſo muß es dieſem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man ſagen will: Heitre breitet ſich beſtändig, oder: beſtändig breitet ſich Heitre. Wenn unſre Sprachkundigen breiten für ausbreiten oder verbreiten gelten laſſen wollen, ſo iſt das Hemiſtichium: Breitet ſich wolkenlos, ſchöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweiten Hälfte des Verſes: und hell umfließt ihn der Schimmer. Im 40 V. iſt täglich dem ſinnlichen Ausdruck ἤματα πάντα gemäßer als das zuvor geſetzte ewig. Tag für Tag käme vielleicht noch näher. Für die Vertauſchung der Götter mit Uranionen möchte es ſchwer ſeyn, einen Grund ausfindig zu machen.

Die folgenden Verſe würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum ſie alle hier zu entwickeln erlaubte. Unter andern iſt die buchſtäbliche Uebertragung des πάππα φίλ᾽ durch: lieber Papa! in der Rede der Nauſikaa, von dem häßlichen und übelklingenden Diminutiv Väterchen verdrängt worden. Sollte man bei ſolchen Gelegenheiten nicht denken, der Deutſche, ſonſt ſo naive Dichter habe ſich der ehemals empfundenen Naivität im Namen des Griechiſchen Sängers und in ſeinem eignen geſchämt? Allein hier geht noch etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Daß die Homeriſche Poeſie in einer ernſthaften Darſtellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Naturſprache nicht verſchmähte, iſt äußerſt charakteriſtiſch, und könnte allein hinreichen, manchem falſchen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erſte Anrede des Kyklopen Od. IX, 252 — 255 hieß ehedem:

Fremdlinge, ſagt, wer ſeid ihr? Von wannen trägt euch die Woge?

Habt ihr wo ein Gewerb', oder ſchweift ihr ohne Beſtimmung.
Hin und her auf der See: wie Küſten umirrende Räuber,
Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu ſchaden?

Jetzt:

Fremdlinge, ſagt, wer ſeid ihr? Woher durchſchifft ihr die Woge?
Iſt es vielleicht um Gewerb', iſts ohne Wahl, daß ihr umirrt,
Gleich wie ein Raubgeſchwader im Salzmeer, welches umherſchweift,
Selbſt darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend.

Die letzte Hälfte des erſten Verſes iſt wörtlicher geworden. Das altdeutſche »von wannen« hätte indeſſen beibehalten werden können, das Sylbenmaß geſtattete es wenigſtens. »Ohne Beſtimmung« war ein zu gelehrter Ausdruck, aber das dafür geſetzte: ohne Wahl, iſt nicht ganz paſſend. Eine Wahl, wenn auch eine bloß willkührliche, gehört doch immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. Aufs Gerathewohl wäre das eigentliche Wort für *μαψιδίως*. Räuber, *ληϊστῆρες*, war weit treuer und einfacher als Raubgeſchwader. Unter einem Raubgeſchwader im Meere wird man ſich etwa Hayfiſche vorſtellen: menſchliche Seeräuber fahren auf dem Meere. Und welche ängſtliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Wortes *ἅλς*, an die der Grieche vermuthlich ſelbſt nicht mehr dachte, wenn er es für

Epilog.

Sauber gereiht hier habt ihr wie leipziger Lerchen die Stücke
An der Diſtichen Spieß: röſtet und bratet nunmehr!

Die Fortſetzung folgt.

Dieſe nur waren gedruckt: ungedruckte noch kommen in Zukunft,
Auch ungeſehene dann, auch ungeſchriebne hinzu.

Es bleibt dabei.

Diſtichen ſchonen fürwahr im Mutterleibe das Kind nicht,
Brächte der Kaiſerſchnitt auch die Geburten an's Licht.

Billige Erwiederung.

In Vorreden da pocht er, und klatſchet gemein in den Stücken;
Thut ihm das Gleiche denn: pocht, Kenner! und klatſche nur, Volk!

Meer gebrauchte, durch Salzmeer geben zu wollen! Der Deutſche Leſer wird unfehlbar glauben, es ſey nicht von der See überhaupt, ſondern von einem beſtimmten, vorzüglich ſalzigen Meere die Rede. Der lächerliche Mißverſtand, der entſteht, wenn man gewöhnlichermaaßen welches auf das zunächſt vorhergehende Subſtantivum bezieht, wo dann ein umherſchweifendes Salzmeer zum Vorſchein kommt, hätte auch billig vermieden werden ſollen. Räuber, die ihr Leben ſelbſt darbieten, ſind in der That ſehr höflich und großmüthig; beim Homer ſetzen, ſie es nur aufs Spiel (ψυχὰς παρθέμενοι). Die ältere Ueberſetzung: die ihr Leben verachten, erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber ſie verunſtaltete ihn doch wenigſtens nicht.

Die darauf folgende Antwort des Ulyſſes überlaſſen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, dem Leſer zu eigner Vergleichung, und heben nur die Schlußzeilen aus. In der älteren Ueberſetzung:

Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!
Und ein Rächer iſt Zeus dem hülfeflehenden Fremden,
Zeus, der Gaſtliche, welcher die heiligen Gäſte geleitet.

In der neueren:

Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir nahn dir jetzo in Demuth;
Aber Zeus iſt Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
Gaſtbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das nahn und den nahenden Mann ſcheint Voß die Ableitung des ἱκέτης haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zuſatz: in Demuth, zwar vor Mißverſtand geſichert, doch war die letzte Hälfte des erſten Verſes vorhin kräftiger und herzlicher überſetzt. Der nahende Mann hingegen ohne weiteres könnte eben ſo gut ein Bandit ſeyn als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt iſt es ſeltſam, eine vorübergehende Handlung auf dieſe Weiſe als fortdauernde Eigenſchaft vorzuſtellen. Der nahende Mann nimmt ſich um nichts beſſer aus als: der gehende Mann, der laufende Mann. Der zweite Vers hob mit Und weit ſchicklicher an, als jetzt mit Aber, obgleich im Griechiſchen δὲ ſteht. Dieſes muß ſo manche unmerkliche Lücken zwiſchen den Redeſätzen ausfüllen, daß es längſt nicht den Nachdruck des Aber hat, und auch in drei bis vier Verſen nach einander wiederhohlt wird, was im Deutſchen unerträglich ſeyn würde. Hier ſoll ja kein Einwurf gemacht, ſondern vielmehr etwas zur Beſtätigung des vorhergehenden angeführt werden. Gaſtbar; allerdings ein altes Deutſches Wort, aber auch ein veraltetes, iſt dem wohlklingenderen gaſtlich vorgezogen worden. Daß »gaſtbar« für »der gaſtbare« ſteht, wird wohl kein Leſer errathen, der nicht das Griechiſche zugleich vor Augen hat. Es könnte nicht ſo verſtanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte: Aber Zeus, gaſtbar, iſt Rächer u. ſ. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt iſt! Ein Beſchaffenheitswort wird erſt durch die Concretionsſylbe zum Adjectivum, und kann ohne dieſelbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Man wird alſo unfehlbar, trotz der Interpunction, conſtruiren: und (iſt) dem Fremdlinge gaſtbar. Hieraus folgt weiter, daß das Relativum welcher, da es mit einem Beſchaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und Zeus durch zwei andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt iſt, auf Fremdling bezogen werden wird. Der Dativ, ehrwürdigen Fremdlingen, ſtatt des Genitivs iſt fremd und gelehrt; um nicht zu ſagen undeutſch. Das Beiwort: heiligen, für *αἰδοίοισιν*, war angemeſſener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher ſcheint. Ehrwürdig iſt man durch perſönliche Eigenſchaften, vorzüglich durch ſittliche; heilig kann ſogar eine lebloſe Sache ohne ihr Verdienſt ſeyn, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die Römiſchen Tribunen waren oft ſehr wenig ehrwürdig, aber dennoch geheiligte Perſonen; ſo auch ein Gaſt nach Homers Begriffen. Doch dieß iſt noch nicht das wichtigſte: wir müßten uns ſehr irren, wenn die neuere Ueberſetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte. Nicht von einer lenkenden, ſondern von einer beſchützenden Begleitung iſt die Rede. Zeus beſtimmt die Fremdlinge nicht, ſich hierhin oder dorthin zu begeben, er leitet ihnen den Gang nicht; ſondern er iſt ihnen nahe, damit ſie nicht verletzt werden: er geleitet ſie.

Dieſe umſtändliche Zergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienſtvollen Ueberſetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punkt geführt, von dem wir vorher abſichtlich geſchwiegen, um die verſchiedenen Geſichtspunkte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetſchung des Griechiſchen, nicht als eine Uebertragung ins Deutſche betrachtet. Dieſes doppelte Verhältniß liegt ſchon im Begriffe einer Ueberſetzung; eine Sprache muß dabei völlig an die Stelle der andern treten, ſo daß außer ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was ſich durch keine allgemeinen Vorſchriften beſtimmen läßt, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verſchiedenheit der Sprachen bleibt alles poetiſche Ueberſetzen, wo es nicht bloß auf den Sinn im Ganzen, ſondern auf die feinſten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommene Annäherung. Es bedarf keines Beweiſes, daß alle Freiheiten, die einem Originaldichter geſtattet werden, einem überſetzenden Dichter, deſſen Lage weit ungünſtiger iſt, im vollſten Maaße zu Statten kommen müſſen. Aber eben ſo ausgemacht iſt es, daß es für jede Sprache gewiſſe, durch urſprüngliche noch fortdauernde Beſchaffenheit, oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her feſtgeſetzte Gränzen giebt, die man nicht überſchreiten darf, ohne ſich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß man eigentlich keine gültige, als ſolche anerkannte Sprache, ſondern ein ſelbſterfundnes Rothwelſch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutſch, unentſtellt von Gräcismen, unmöglich, ſo würde es beſſer ſeyn, ganz Verzicht darauf zu thun.

Noch neulich iſt darüber geſtritten worden, wie weit ſich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erſtrecke. Daß einzelne Schriftſteller, beſonders Dichter, durch ihr Beiſpiel einen unüberſehlich großen Einfluß darauf haben können, beweiſt die Geſchichte der Sprachen. Auch hat man vieles anfangs als Sprachverderb verſchrieen, was nachher Eingang gefunden und ſich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorſchläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müſſen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewieſen werden. Wie alle menſchlichen Einrichtungen, ſo ſtrebt auch die Rede, dieſe ſchöne Urkunde unſrer höheren Beſtimmung, unaufhörlich nach dem Beſſeren, und es iſt ein wahres Verdienſt, wenn der Einzelne durch ſeine beſtimmten Beſtrebungen das Organ dieſes allgemeinen Wunſches wird. Nur iſt es dabei eine unerlaßliche Bedingung, daß er nicht einreißen muß, indem er baut: das vorgeſchlagene Neue darf nicht im Widerſpruche mit dem entſchieden feſtgeſetzten ſtehn. Wäre die Sprache eine bloße Zuſammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Beſtandtheilen, eine formloſe Maſſe: ſo dürfte man nach Willkühr ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein ſie iſt ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anſpruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Geſetzen der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft zieht alles in ihr ſich an, oder ſtößt ſich ab; allgemeine Formen gehen durch ſie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfaſſender und zuſammenhängender ihre Geſetze ſind, deſto vollkommner iſt ſie organiſirt; je größere Freiheit neben dieſen Geſetzen, nicht wider ſie, Statt findet, deſto geſchickter iſt ſie zum poetiſchen Gebrauch. Das Uebermaaß poſitiver Geſetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwicklung originaler Anlagen übrig läßt, iſt, wie im Staate, ſo auch in der Sprache, ein großes Uebel. Hat es mit der geprieſenen Bildſamkeit der unſrigen ſeine Richtigkeit, ſo leiden wir nicht daran, wenigſtens nicht in Vergleich mit manchen andern neueren Sprachen. Um ſo viel leichter läßt ſich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur ſtreitendes aufzudringen, was ſich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verſchmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anſchmiegen können, iſt nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbſtändigkeit dabei zu behaupten hat und behauptet. Bildſamkeit ohne eignen Geiſt, was wäre ſie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des ſprachbildenden Künſtlers hebt alſo da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er ſich in das Geſchäft des letzteren miſchen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher, der allgemeineren Analogie zuwider, nur in einzelnen Redensarten herrſcht, zurecht zu weiſen ſucht. Er thut es indeſſen immer auf ſeine Gefahr. Uebrigens iſt jedes poſitive Geſetz der Sprache, wie ſie ſelbſt überhaupt, wo nicht in ihrem Urſprunge, doch in ihrer entwickelten Geſtalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieſelbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daß ſich oft keine innere Nothwendigkeit dabei erkennen läßt, thut dem Anſehen des Sprachgebrauchs nicht den geringſten Eintrag. Bloß nach den Grundſätzen der philoſophiſchen Grammatik, ohne das Individuelle und ſelbſt das Willkührliche zu Hülfe zu nehmen, ließe ſich wohl eine Art logiſcher Chifferſchrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entſchieden iſt, bleibt es eben ſo ſehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabei ſein Spiel getrieben. Indeſſen hüte man ſich, charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechſeln. Oft wird ein Geſetz, das man, abgeſondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyranniſchen Streichen des ſo oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zuſammenhange der Beſtandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorſchreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und ſogar eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die ſich eher fühlen als darthun läßt.

Es ſchien das Kürzeſte, dieſe Betrachtungen vorauszuſchicken, um bei dem Urtheile über die Freiheiten, die Voß ſich mit der Deutſchen Sprache genommen, immer ſtillſchweigend darauf zurück weiſen zu können. Sie beſtehn entweder in neu abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortſtellungen.

Bei der Leichtigkeit der Zuſammenſetzungen, die unſre Sprache mit der Griechiſchen gemein hat, entſtehen häufig, ſelbſt in der ungelehrten Sprache des Umgangs, neue Wörter dieſer Art, und der Ueberſetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle ſeiner Beiwörter nachzuahmen ſuchen. Ich kann in Anſehung ihrer weder Bürgern beitreten, der ſie zum Theil für bloße Titulaturen hielt, noch dem Beurtheiler im T. Merkur, wenn er behauptet, Homer würde bei dem Deutſchen Leſer gewinnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andere an ihre Stelle ſetzte, oder ſie auch manchmal gar wegließe. Es iſt ſchon gezeigt worden, daß dem modernen Geſchmack ſchlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des Originals geſchmeichelt werden darf, und die Leſer, bei denen Homer durch eine ſolche Veränderung gewänne, möchten wohl überhaupt unfähig ſeyn, ihn zu fühlen. Die Beiwörter gehören weſentlich zum Charakter ſeiner Poeſie: es liegt in der freundlichen Anſicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, daß ſie jedem Gegenſtande, ſey er noch ſo gering und unſcheinbar, irgend etwas wohllautend nachzurühmen weiß; und das Verweilen bei der ſinnlichen Gegenwart bezeichnet, ſo wie die unermüdliche Stetigkeit der ſanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortſchreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und alles bis auf das Kochen und Braten, Eſſen und Trinken, ſeinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines großen Scharfſinns, um zu bemerken, daß die Beiwörter im Munde der redenden Perſonen oft ſehr undramatiſch ſind: aber es leuchtet auch ein, daß die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epiſchen Tons untergeordnet ſeyn mußte, da der Vortrag durch Geſang, wozu das Gedicht urſprünglich beſtimmt war, doch keine eigentlich theatraliſche Täuſchung zuließ. Wenn die Homeriſchen Beiwörter nicht immer eine hervorſtechende Eigenſchaft benennen, wenn ſie keinen Nachdruck haben ſollen, der die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können; ſo iſt doch die poetiſche Sitte, die ſie vertheilt und feſtgeſetzt hat, noch weit entfernt von der geſellſchaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen; und was hat die ſteife Leerheit in dieſen mit dem ſchönen Ueberfluſſe gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft ſchmeicheln? Mit Recht hat indeſſen der Ueberſetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verſchiednen Beiwörtern wechſelt, ſich eben dieſer Freiheit bedient. Auch dadurch iſt nichts verloren gegangen, daß er ſolche, deren buchſtäbliche Ueberſetzung ſchwierig oder unangenehm geweſen wäre, durch einfachere, die ein ähnliches Bild geben, erſetzt hat: z. B. ἐΰθρονον Ἠῶ, die goldene Frühe, καλλιπάρῃος, die roſige oder die anmuthvolle, Κρόνου ἀγκυλομήτεω, des verborgenen Kronos u. ſ. w. Wären die ſaumnachſchleppenden Weiber, (τανυπέπλοι) die man für nachläßig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in dieſe Claſſe gerechnet worden! Ob man nicht bloß das Haar ſelbſt, ſondern auch die Perſon, der es angehört, lockig nennen darf: die lockige Leto, bezweifeln wir. Immer iſt es noch beſſer als Bürgers lockenliebliche Leto. Verſchiedene Beiwörter dieſer Art, die ſich bei ihm finden, und ſich auf die einzige Analogie des unedlen lendenlahm ſtützen: die wangenſchöne, der ſchenkelraſche, u. ſ. w. hat Voß mit gutem Grunde verworfen. Dagegen liebt er überhaupt die Zuſammenſetzungen ſo ſehr, daß er ſie nicht ſelten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, beſcheiden ſchmückende Beiwörter hat. Aus dem geſtirnten Himmel Il. IV, 44. wird ein ſternumleuchteter, aus langen Spießen Il. IV, 533. werden langſchaftige; ein borſtenumſtarrt Schwein (μέγας σῦς) und den wild aufhallenden Feldruf (μεγάλῳ ἀλαλητῷ) erwähnten wir ſchon. Ja man findet ziemlich häufig dreifach zuſammengeſetzte Wörter, die nach dem Muſter des zuletzt angeführten gebildet ſind: das weitaufrauſchende Meer, die hellaustönende Stimme, die holdanlächelnde Kypris, der harthinſtreckende Kampf, wild androhend, die weithinſchattende, oder auch weitherſchattende Lanze, der ſchönhinwallende Xanthos, die gradanſtürmende Lanze, der tiefhinſtrömende Herrſcher, die gernaustheilende Mutter, das ſchwerhinwandelnde Hornvieh, und andre mehr. Freilich iſt die Zuſammenſetzung nicht ächt, und zerfällt von ſelbſt wieder in ihre Beſtandtheile. Die erſte Sylbe bleibt, trotz der Weglaſſung des Zwiſchenraumes beim Schreiben, ein eignes beſtimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinigung erfodert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Voß trennt ſelbſt einmal Il. XXI, 324: in trüb' aufſtürmender Brandung. Was ihm dieſe Zuſammenſtellungen empfohlen hat, iſt ohne Zweifel ihre proſodiſche Beſchaffenheit.

Beim Prägen neuer Wörter ſollten wir immer die ſorgfältigſte Rückſicht auf den Wohlklang nehmen, und ſie würde unſre Freiheit darin gar ſehr beſchränken. Der Grieche fand mit ſeinen ſchönen Vocalen und biegſamen Endſylben der Wörter hiebei ſelten Anſtoß; ſie floſſen von ſelbſt in einander. Bei uns müſſen ſie wegen des Gedränges anfangender und ſchließender Conſonanten, oft zuſammengezwungen werden. Wir haben

Kotzebue's Rettung

oder

der tugendhafte Verbannte.

Ein empfindſam-romantiſches Schauſpiel
in
zwei Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt zu beiden Seiten ein buntes Gemiſch von Felſen-, Wald- und Gartenpartien, ſtädtiſchen Palläſten und ländlichen Wohnungen vor. Im Hintergrunde der Sonnentempel, rechts eine alte Burg, links beſchneite Hütten.

Rechter Hand vorn ſteht ein Haus mit der Inſchrift über der Thür: Menſchenliebe und Gemüthsruhe.

ſchon zu viel ſolcher furchtbaren Wörter wie Kopfſchmerzen, Sprachwerkzeug u. ſ. w. als daß wir noch neue erfinden ſollten, wie Voſſen einige entſchlüpft ſind: Siegsſtärke, ſchwarzſchauernd, erzſtarrend, ſtarkrädrig mit einem dreifachen R in drei Sylben, und hochhauptig mit einem dreifachen Hauche. Nur wenige neue Zuſammenſetzungen ſind mir aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt: z. B. die unnahbaren Hände, der wohlanlandbare Hafen. Die Ableitungsſylbe bar, wenn ſie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt, (die einzige Bedeutung, worin es noch erlaubt iſt, neue Wörter durch ſie zu bilden) ſetzt ein Zeitwort voraus, das ein vollſtändiges, perſönliches Paſſivum hat, und als Activum die vierte Endung regiert; beides iſt mit nahen und anlanden nicht der Fall. Ein vielgerudertes Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin ſchon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern verſehenes Schiff. Die mit um zuſammengeſetzten Beiwörter, die Voß vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzu künſtliches Anſehen: der ſternumleuchtete Himmel, die erzumſchirmten Achaier, der ſchwarzumwölkte Kronion, der helmumflatterte Hektor. Das letzte enthält überdieß eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, ſondern der Helmbuſch. Schollig und quellig ſind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als daß ſie gefallen könnten. Rothſchnäblicht iſt nur falſch geſchrieben; es ſollte rothſchnäblig heißen, denn das Schiff iſt nicht einem rothen Schnabel ähnlich, ſondern es hat einen rothen Schnabel. Eben das gilt von mähnicht, wenn die Kentauren mähnichte Un-

Univ. Bibl.
München

geheuer genannt werden. Ein ganz unſchickliches Beiwort erhält das Meer: am Strand des verödeten Meeres; (ἁλὸς ἀτρυγέτοιο) verödet iſt nur dasjenige, was einmal nicht öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, daß es nicht Homeriſcher Ton ſey, die Beiwörter in Umſchreibungen aufzulöſen, ſo läßt es ſich doch in manchen Fällen gar nicht vermeiden, und es kömmt dabei nur auf die geſchickteſte Art an. Für ἀργυρότοξε hatte Bürger verſucht: Silberbogner; allein dieß würde nach der Analogie von Wagen und Wagner jemanden bedeuten, der ſilberne Bogen verfertigt. Beſſer hat es Voß mit dem folgenden verflochten:

Höre mich, Gott, der du Chryſa mit ſilbernem Bogen
umwandelſt.

Für ῥοδοδάκτυλος Ἠώς ſetzt er Eos mit Roſenfingern. Es iſt die Frage, ob es nicht heißen müßte: mit den Roſenfingern, damit man es als fortdauernde Beſchaffenheit auf das Subſtantivum, nicht als Zuſtand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: ich erwachte mit Zahnweh, geſchicht. Die Stadt voll prächtiger Gaſſen, für πόλιν εὐρυαγυίαν, Il. II, 329, hätte Voß, da er an andern Stellen die weitdurchwanderte Stadt überſetzt, entbehrlich finden müſſen. Freilich weiß ich in dem letzten Beiworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuſer in einer Stadt können weit aus einander liegen, und man kann ſie durchwandern: aber wie ſoll man ſie weit durchwandern? Gegen Artemis, die Lenkerin goldener Zügel, χρυσήνιος, Il. VI, 205, und Apollon mit goldenem Schwerte, χρυσαόρου, Il. V, 50, iſt nichts erhebliches einzuwenden; auch den Sporner der Gaul', Aidoneus, Il. V, 654: κλυτοπώλῳ ließe man ſich gefallen, wenn er nicht die Vorſtellung der Reitkunſt erregte, welche dem Coſtum der Homeriſchen Helden fremd iſt. Mehrmals hat ſich Voß durch einen abſoluten Genitiv zu helfen geſucht, der aber, außer in den einmal eingeführten Redensarten, nur da ſtehen ſollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer beſtehenden Eigenſchaft geſprochen wird. Helena, »die herrliche, langes Gewandes,« iſt ſchon von andern gerügt worden. Eben ſo fehlerhaft ſteht Il. III, 326. 327:

> Rings um ſetzten ſich all' in Ordnungen, dort wo ſich jeder
> Roſſe gehobenes Hufs und gebildete Waffen gereihet.

Man könnte allenfalls ſagen: die Roſſe laufen gehobenes Hufes, aber nicht ohne Dazwiſchenkunft eines Zeitwortes: Roſſe gehobenes Hufes, für: mit gehobenem Hufe. Ueberdieß heben die ſtill ſtehenden Roſſe hier die Hufe ja nicht wirklich, ſondern ſie werden nur von der Gewohnheit, es beim Laufen zu thun, im allgemeinen ἀερσίποδες genannt. Dieſes Beiwort kommt außerdem nur noch ein einziges Mal vor, Il. XVIII, 532. von wirklich im Lauf begriffenen Pferden. Hier hat es Voß ganz anders, aber eben ſo koſtbar überſetzt: im Sturm der Geſpanne.

So viel von den Beiwörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern ſind die häufigſten, und leider auch die mißrathenſten, die mit Hülfe der vorgeſetzten Sylbe ent gemachten. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zuſammenbringen: entſenden, (welches ſehr oft vorkömmt) entſchallen, entfunkeln, enttauchen, (für emergere) enttaumeln, enttragen, enthauen, entzittern, entbeben, entlodern, entwandeln, entrocknen, entſchiffen, entwaſchen, entnehmen, entſchöpfen, entſtöbern, entrudern, u. ſ. w. Nicht alle die eben angeführten ſind gleich verwerflich; manche darunter ſind auch ſchon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber ſeyn, daß es erlaubt iſt, vermittelſt der Sylbe ent neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in entzaubern, entgöttern) bezeichnen. Bei einer geſchickten Wahl kann der Ausdruck durch ſie ſowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Voß gebraucht ſie meiſtentheils ſo, daß er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte das einfache Zeitwort ganz denſelben Dienſt geleiſtet, z. B. Od. III, 157: »Wir nun betraten die Schiff' und entruderten. Od. V, 41. »Sie enteilte — ſchnell zum Olympos empor.« An andern Stellen werden dieſe Zeitwörter nicht mit dem Dativ conſtruirt, den ſie immer fodern, wo ſie eine Entfernung von etwas bedeuten, ſondern mit der entbehrlichen Präpoſition, z. B. Il. V, 353; »enttrug ſie aus dem Getümmel; ja ſogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichſte nennt. Il. XVII, 275: »daß von der Leiche hinweg ſie entzitterten.« Ebendaſelbſt, 583: »enteilten von dannen.« Nicht edel, ſondern ſteif und koſtbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen, die täglich im gemeinen Leben verkommen, für abſchicken oder fortſchicken, für wegtragen, ſo ſeltſame Wörter wie entſenden und enttragen erfindet; wenn ſogar »der Braten von den Spießen entzogen wird.« Man bemerke, daß Voß hier ein in anderer Bedeutung ſehr gewöhnliches Wort durch ſeinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuſchaffen gewußt hat. Eben ſo ſetzt er Il. III, 325. entſpringen für herausſpringen. Ganz untauglich für dieſe Art der Ableitung oder Entleitung ſind des entſtehenden Uebelklanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem T anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrocknen, enttragen, wird man nur mit einer kleinen Pauſe und erneuertem Anſatz der Stimme ausſprechen können, ent-taumeln u. ſ. w., oder man wird ein T auslaſſen: ent-aumeln, wodurch das ſo ſchon unbekannte Wort vollends unverſtändlich werden muß.

Von einem ähnlichen Mißbrauche der Präpoſition um ſey es genug, zwei auffallende Beiſpiele anzuführen. Il. XVI, 548: »Die Troer umſchlug ſchwerlaſtender Kummer.« Il. XVII, 161: »Die Helme, von Mühlſteinen umprallt.« Das widrige des letzten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darin ließe ſich ohne Schwierigkeit aus einander ſetzen, nur möchte es die Geduld ermüden.

In den Wortfügungen iſt Voſſens Sprache ebenfalls gar nicht rein von Verſtößen wider die Grammatik, wenigſtens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die bloß ungewöhnlichen, und freilich nicht ſonderlich gefälligen Wendungen; z. B. Il. I, 407., deß ihn erinnernd; ereifern und erzürnen ohne ſich nach oberdeutſcher Weiſe als Neutra gebraucht; einen hoch an Sitz und an Fleiſch ehren; welchen er das Blut vergoß. Statt: deren Blut er vergoß, und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Verſen Il. IV, 497 — 500. ſteht ihm dreimal auf dieſe Weiſe); das active Participium in vielen harten Verknüpfungen, u. ſ. w. Wahre Sprachfehler hingegen ſind walten und vernehmen mit der zweiten Endung: Il. III, 440. »es walten Götter auch unſer.« Il. VI, 465. »Eh ich deines Geſchreies vernehme;« Auslaſſungen, wie geſtrengt für angeſtrengt Il. XVII, 756.; Od. XIX, 105. »Wer? und woher der Männer?« Im Griechiſchen ſteht das Zeitwort da. Die unterlaſſene Wiederholung des Accuſativs, der alsdann auf zwei Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort ſteht, zugleich bezogen werden muß, Il. II, 595.:

dort, wo die Muſen
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten;

oder auch die gänzliche Auslaſſung des Accuſativs, den ein tranſitives Zeitwort nothwendig regiert, Il. VII, 409, 410:

Nicht ja gebühret Kargheit bei abgeſchiedenen Todten
Daß man, nachdem ſie geſtorben, mit Glut zu beſänftigen eile.

Pleonasmen, wie Il. I, 68, 99: zurück hingeben; oder Il. XVII, 202, 203: »Du zeuchſt die unſterbliche Wehr an, Sein des erhabenen Manns.« Sein als poſſeſſives Pronomen erfodert ohne Concretionsſylbe die Dazwiſchenkunſt des Zeitwortes: die Wehr iſt ſein. Auch mit dieſer Sylbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart: des Mannes ſeine, umgekehrt herauskommen. Auch als perſönliches Pronomen der dritten Perſon in der zweiten Endung ſtatt ſeiner ſteht es nicht nur überflüſſig, ſondern fehlerhaft. Eine ganz falſche Conſtruction entſtellt die Zeilen Il. XVII, 601, 602:

Hektor ſodann durchſtach des Leïtos Hand an dem Knöchel,
Ihm des erhabnen Alektryons Sohn;

Sohn ſoll vermuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ ſeyn, da doch »des Leïtos,« womit es in Appoſition ſteht, den Genitiv erfodert. Die weggelaſſene Biegungsſylbe des Dativs, Sohn ſtatt Sohne, macht das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weiſe conſtruiren: Hektor durchſtach des Leïtos Hand; ihm (dem Hektor) durchſtach ſie der Sohn des erhabnen Alektryons. Das dem letzten Namen angehängte s iſt wiederum fehlerhaft: denn bei eigenen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungsſylben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die ſie gar nicht haben können; ſo ſteht raffen und entraffen Il. V, 50 und 541 für erlegen, im Texte beide Male ἕλε. Dieſe Beiſpiele ließen ſich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in dieſem Fache wenige hin, ſonſt würde die Kritik ein endloſes Geſchäft ſeyn. Ich führe nur noch einen unzählig oft wiederhohlten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des jener, jene, jenes, wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Geſetzt auch, es ließe ſich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiden, woran ich zweifele: was wird dadurch gewonnen? Heißt es nicht die Sprache geradezu auf den Kopf ſtellen? Nicht ganz dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem ebenfalls häufigen: ſolcher, ſolche, ſolches, das wirklich ehedem als demonſtratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Voß es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelüberſetzung öfters ſo vorkömmt. Freilich iſt es veraltet, und ſollte daher nicht anders, als mit einem beſondern Nachdrucke, in einem feierlichen Tone der Rede, geſetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleien, und nimmt ſich nicht beſſer aus, als das abgedankte ſothanes.

Was aber das ſchlimmſte Unheil in der ganzen Ueberſetzung von einem Ende bis zum andern geſtiftet, ſind unſtreitig Voſſens Grundſätze über die Deutſche Wortſtellung. Grundſätze nennen wir es, und nicht einzelne Verſehen oder in beſondern Fällen genommene Freiheiten, weil ſie mit Folge und Gleichförmigkeit durch ſein Werk hingehen, ſo daß man ſagen kann: es iſt Methode in ſeiner Undeutſchheit. Er hat ſich überall an die Griechiſche Ordnung anſchmiegen wollen, nicht ſo nah wie möglich, (dieß wäre ſehr zu loben) ſondern ſo nah, wie es in unſerer Sprache unmöglich iſt. Es kann oft eine ſehr verſchiedene, ja entgegengeſetzte Wirkung thun, wenn in verſchiedenen Sprachen daſſelbe geſchieht, und faſt in keinem Punkte unterſcheiden ſich die beiden alten claſſiſchen Sprachen weſentlicher und auffallender von den neueren insgeſamt, als in der Wortfolge. Die Freiheiten, die jene hierin genoſſen, waren ohne Zweifel für Poeſie und Beredſamkeit unweit günſtiger als die heutige

Gebundenheit: dürfen wir darum ſie uns anmaaßen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältniſſe gegen einander veränderlich ſind, die Bezeichnung dieſer Verhältniſſe vollſtändig und unzweideutig an ſich. Bei uns muß in unzähligen Fällen, um ſie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner beſtanden dort die Biegungslaute nicht wie bei uns in dumpfen Conſonanten und einem tonloſen E, ſondern ſie waren oft mehrſylbig, und wurden meiſtens durch tönende Vocale, auch wohl durch die Sylbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander gehörige, wie zerſtreut es auch ſtehen mochte, herauszufinden; ja nicht ſelten wurde das Ohr bei Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beiwortes durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltſten Sätzen und Verbindungen ſchuf alſo ſchon die bloß ſinnliche Beſchaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne daß der Geiſt dabei mit Nachſinnen ſehr bemüht worden wäre. Hiezu kommt, daß der Verſtand bei den Neueren (und dieß gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrſchende Princip der Sprache iſt, als er es bei den Alten war, bei denen die rege, allſeitige Empfänglichkeit, wie auf die ganze Sprache, ſo auch auf die Wortſtellungen den entſchiedenſten Einfluß hatte. Dem Verſtande widerfuhr ſein Recht, wenn die Wörter den Verhältniſſen gemäß, die er vorſchrieb, umgeendet wurden; alles übrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, ſelbſt dem Gehör anheim; und ſo durfte die Kunſt auch bei der Anordnung der kleinſten Beſtandtheile eines Gedichts ein freies und ſchönes Spiel treiben. Einer leichten und ſchnellen Faſſungskraft iſt das zu ängſtliche Beſtreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die ſtrenge Regel der Wortfolge, die in den neueren Sprachen gilt, gebunden, wären die claſſiſchen Sprachen bei der beſtimmten Vollſtändigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich geweſen. Die reizendſte Mannichfaltigkeit, die ſchönſten Zuſammenſtellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit Statt finden. Wie ein Kranz aus verſchiednen Zweigen am zierlichſten und zugleich am feſteſten ſo gewunden wird, daß bald dieſe, bald jene Blätter und Blumen zum Vorſchein kommen, ſo vereinigen ſich in der Poeſie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu ſtetigen und harmoniſchen Maſſen. Der Zwang des Bedürfniſſes verſchwand, freie Schönheit trat als ein höchſtes Geſetz an die Stelle vieler andern, und man konnte von der Griechiſchen Dichterſprache beinahe ſagen wie von dem goldnen Zeitalter: Erlaubt iſt, was gefällt.

Dieß waren Vorzüge der Alten: wer will es läugnen? ob wir ſie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichſam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muß es ausfallen, wenn wir ſie uns, ohne Rückſicht auf die ganz entgegengeſetzte Natur unſrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache Anlage, dieß mit Glück zu thun, ſo iſt es gewiß nicht die Deutſche mit ihren ſtummen Endungen, und der kargen Einſylbigkeit ihrer Biegungen, ſondern vielmehr die Italiäniſche, die zwar

La Peyrouſe tritt auf als Papageno, nur iſt er ſtatt der Federn am Körper mit über einander gelegten Rudern bedeckt, und hat einen Kopfputz von Segeln. Auf dem Rücken trägt er einen Kaſten, woraus ſeine beiden Frauen Adelaide und Malwina als Polichinellpuppen hervorgucken.]

La Peyrouſe ſingt.

Der Weltumſegler bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa! hopſaſa!
Der Weltumſegler iſt geſandt
Für Kotzebue durch Meer und Land,
Mich auf dem Erdball umzuſehn,
Wo ſeine Stücke vor ſich gehn.
Ihm will ich gerne dienſtbar ſein,
Er gab mir ſchon zwei Weibchen fein.

(pfeift.)

Der Weltumſegler bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa, hopſaſa!
Der Weltumſegler iſt geſandt
Für Kotzebue durch Meer und Land.
Die Weibchen folgen meinem Ruf,
Die Kotzebue ſo weich erſchuf:
Dann ſperr' ich ſie zu meinen Zwei'n
In dieſen lieben Kaſten ein.

(pfeift.)

(Er ſetzt ſeinen Kaſten nieder und ſieht ſich um.)

Aber in aller Welt, wo bin ich denn? Ich muß Nachfrage halten, damit ich nicht gleich anfangs auf die falſche keine Umendungen für die Verhältniſſe (casus) der Hauptwörter und Beiwörter, aber dagegen Geſchlecht und Zahl derſelben, und hauptſächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meiſtens mit offnen Vocalen bezeichnet. Freilich iſt bei uns die Wortfolge noch lange nicht ſo gebunden, wie z. B. in der Franzöſiſchen Sprache; und doch müſſen wir ſogar dieſe um die armſelige Freiheit beneiden, das Adjectiv wenigſtens in vielen Fällen ſowohl nach als vor ſeinem Subſtantiv ſetzen zu dürfen. Aufnehmen können wir ſie nie, weil ſie dem ganzen Syſtem unſrer Wortfolge widerſpricht, worin alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, ſeine Beſtimmungen vor ſich nimmt. Der Verſtand erſtreckt bei uns ſeine Herrſchaft nicht bloß über die gewöhnliche Wortſtellung, worin er die Beſtimmungen nach einer gewiſſen Stufenfolge ordnet, ſondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung vorausſetzen: über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inverſionen. Dieſe laſſen ſich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenſchaftlich ſie auch ſcheinen mögen, ſo iſt es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes geſtellten Begriffs, was ſie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutſchen gerade ſo vielmal umkehren kann, als ſie Wörter enthalten; allein ſie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeſchickten bleibt dabei nach einer beharrlichen Regel beſtimmt. Eben ſo verhält es ſich mit der Inverſion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt. Voß hingegen erlaubt ſich Umſtellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo ſie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben ſollen und können, und grade ſo herauskommen, als ob man im Franzöſiſchen nach der Deutſchen Ordnung ſagen wollte: j'ai à la campagne été, für j'ai été à la campagne.

Wir fangen mit einem einfachen Beiſpiele an. Il. I, 413: Aber Thetis darauf antwortete. Das Umſtandswort darauf iſt eine Beſtimmung des Zeitwortes, und konnte ihm alſo nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelſt einer Inverſion an die Spitze des Satzes (das Aber abgerechnet) geſtellt würde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als: Thetis antwortete darauf, oder: darauf antwortete Thetis. Eben ſo erlaubt als die von Voß erwählte Ordnung wäre es, zu ſagen: antwortete darauf Thetis. Die Verneinung ſteht bei allen übrigen Redetheilen, wozu ſie gehört, voran; das Zeitwort allein fodert ſie hinter ſich. Voß ſtellt ſie häufig vor daſſelbe. Il. X. 235.: nicht darfſt du. Il. I, 468: nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles. Wird dadurch ein beſonderer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn ſie an ihrer natürlichen Stelle ſtünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, ſie ſo voranzuſetzen, weil dadurch das bei dieſer Inverſion dem Zeitwort unentbehrliche es verſchlungen wird; »es mangelte nicht ihr Herz des gemeinſamen Mahles«, wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte, und wegen der Unbeſtimmtheit des vorangehenden Pronomens ſchwächende Umſtellung. Il. I, 592.: Ganz den Tag (fehlerhaft für den ganzen Tag) hinflog ich. So lange der Unterſchied zwiſchen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben iſt, muß es heißen: flog ich hin. Ganz den Tag hinflog ich, iſt nichts beſſer, als: ich anredete ihn, ich auskleidete mich. Voß ordnet oft ſo. Il. XVII, 736: und ſtets nachtobte des Kriegs Wuth. Il. XVIII, 28. 29.:

> Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos,
> Laut mit bekümmerter Seel' aufſchrieen ſie.

Dieſe Verſe enthalten noch ſonſt viel ſprachwidriges. Mägde kann den Artikel nicht entbehren, da das ſie am Ende beſtimmt auf ſie zurückweiſt. Dieſes hat eine rhetoriſche Emphaſe, die gar nicht in Homers Ton iſt. »Zugleich« iſt ein Flickwort, wovon der Text keine Spur hat. Es begünſtigt die durch die Stellung des Patroklos verurſachte Zweideutigkeit. Womit zugleich ſchrieen die Mägde? Natürlich mit dem Patroklos. Aber ſo wollte der Ueberſetzer es nicht verſtanden wiſſen: ſondern Patroklos hatte die Mägde gemeinſchaftlich mit dem Achilleus erbeutet.

Da bei uns manche Zuſammenſetzungen ſowohl trennbar als untrennbar ſeyn können, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man bei der obigen Behandlung derſelben zuweilen nicht unterſcheiden kann, welche von beiden gemeynt ſey. Od. XII, 325.: Aber den ganzen Mond durchſtür[illegible] der Süd. Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder durchſtürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich? —

Il. XVI, 247.:

Unverletzt mir alsdann in die rüſtigen Schiffe gelang' er.

Daß »unverletzt« voran ſteht, iſt eine ſehr erlaubte Inverſion, aber nun mußte auch das Verbum mit dem dahinter geworfenen Nominativ ſogleich folgen. Jetzt iſt es freilich ganz die Ordnung des griechiſchen Verſes. Doch nein! Etwas fehlt noch: θοὰς ἐπὶ νῆας. Warum ging man, da man ſich einmal ſo viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und ſagte: »Unverletzt mir alsdann rüſtigen in die Schiffe gelang' er?« Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leſer zu enträthſeln: Il. XVI, 212.

Feſt wie die Wand ſich füget ein Mann aus gedrängeten Steinen,
Eines erhabenen Saals.

wird er nicht eine Wand, die ſich ſelbſt füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängeten Steinen iſt, herausbringen? Auch ohne das ungeſchickte Flickwort ſich wäre die Stellung noch unleidlich, weil die Wand gar kein Zeichen des Accuſativs an ſich trägt. Füget ſollte wenigſtens, wie im Griechiſchen, unmittelbar vor den Worten: aus gedrängeten Steinen, ſtehen. Auch kann der Genitiv: eines Saals, unmöglich von dem Hauptworte geriſſen werden, das ihn regiert. So muß gleichfalls die Appoſition unmittelbar folgen, ſonſt entſtehen die ſeltſamſten Mißverſtändniſſe. Od. IV, 319 — 321.:

Denn feindſelige Männer umdrängen mich, welche mir immer
Ziegen und Schaf' abſchlachten, und mein ſchwerwandelndes Hornvieh,
Freier der Mutter umher, voll übermüthiges Trotzes.

Im Griechiſchen iſt freilich dieſelbe Ordnung: aber welch ein Unterſchied! Wie deutlich bezeichnen die Endungen εἰλίποδας ἕλικας βοῦς, und μνηστῆρες — ἔχοντες, den Accuſativ und Nominativ! Im Deutſchen kann »mein ſchwerwandelndes Hornvieh« und Freier ſo gut der eine als der andre Caſus ſeyn, und die Stellung könnte hier zu einem lächerlichen Mißverſtande führen. Unzähligemale wird das Beiwort mit dem wiederholten Artikel nach ſeinem Hauptworte geſetzt. Il. XVI, 107.: »Stets vom Schilde beſchwert, dem beweglichen.« Il. XIX, 393: »Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen.« Wo ein beſondrer Nachdruck darauf ruht, läßt es ſich allenfalls vertheidigen, ſonſt aber thut es gerade die Wirkung, als ob man etwas vergeſſen hätte und umkehren müßte, um es zu holen. Il. XVI, 428. folgen ſogar zwei Beiwörter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionsſylbe als Beſchaffenheitswort:

Beide den Habichten gleich, ſcharfklauigen, krummgeſchnabelt.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt unſerer Beurtheilung mit einem Beiſpiele eines gleichſam an allen Gliedmaßen verrenkten Satzes: Il. X, 15.

> Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft'
> er ſich Haare.

Ungern haben wir uns ſo lange bei dem unangenehmen Geſchäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgeſetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muſter ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen konnte, den in ſeinen Originalwerken oft der Genius unſrer Sprache ſelbſt zu beſeelen, und mit harmoniſcher Fülle auszuſtatten ſcheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daß ein Werk von dieſem Umfange, von dieſer Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntniſſen aufs beſte gerüſtet war, und wovon man nach der älteren Odyſſee die ſchönſten Hoffnungen hegen durfte, durch den nachtheiligen Einfluß einiger irrigen Grundſätze mißrathen iſt? Daß eine Ueberſetzung dieſer unſchätzbaren Denkmale des Alterthums, die ſo nahe daran war, ſelbſt die höchſten Foderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beſchaffenheit ſo viel einzelnes vortreffliches enthält, nicht durch Vernachläßigung, ſondern durch verſchwendeten Fleiß, durch überſpanntes Beſtreben nach buchſtäblicher Treue, im ganzen undeutſch, und dem Leſer einen reinen Genuß zu verſchaffen unvermögend geworden? Nur der Beſitz der älteren Ueberſetzung der Odyſſee, für welche Deutſchland nie aufhören ſollte, Voſſen dankbar zu ſeyn, kann uns darüber tröſten. Wenn ſich alles Vorzüglichere, was die zweite vor ihr voraus hat, nicht bloß in Gedanken, ſondern in der Wirklichkeit in ſie übertragen ließe, ohne ihrer Einfalt und Popularität, dieſen liebenswürdigen Zügen des Homeriſchen Geſanges, Abbruch zu thun, ſo hätten wir eine in der ganzen modernen Litteratur einzige Nachbildung eines Claſſikers aufzuweiſen.

Noch eine, bisher unberührt gelaſſene, und zwar eine ſehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Ich geſtehe, daß ich die hier bewieſene Kunſt nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreiſen kann, weil ich überzeugt bin, daß ſie, nächſt jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meiſten dazu beigetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der ſcharfſinnige Verfaſſer der Abhandlung de metris poëtarum Graecorum et Romanorum, Herrmann, äußert dieſelbe Meinung (S. 277). Voß hat ſich nicht nur den Homeriſchen Hexameter überhaupt zum Muſter vorgeſtellt, ſo weit die Verſchiedenheit der Deutſchen und Griechiſchen Metrik es erlaubte, ſondern auch den Gang einzelner Verſe, die jedesmaligen Verhältniſſe der rhythmiſchen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verſe in den andern, und die dadurch beſtimmte Stellung der Einſchnitte, nachzumachen geſucht, und auch in der That erſtaunlich genau nachgemacht. Einem Leſer, der in der Ueberſetzung nichts weiter als den Versbau des Originals ſtudiren wollte, dürfte man ſie ohne Einſchränkung empfehlen, ſo gewiſſenhaft befolgt Voß die Vorſchriften, die er hierüber in der Vorrede zur Ueberſetzung des Virgiliſchen Landgedichtes, und in einer kleinen Schrift über deſſen Ton und Auslegung dargelegt hat. Die Einrichtung dieſer Blätter geſtattet uns keine umſtändliche Prüfung dieſer Grundſätze der metriſchen Nachbildung, die übrigens für die beſonnene, nicht ſelten in Künſtlichkeit ausartende, Kunſt der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule ſehr gut paſſen könnten, ohne auf den Homer anwendbar zu ſeyn. Eben ſo wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des Joniſchen Sängers anlegen. Wir müſſen uns begnügen, in aller Kürze die hauptſächlichen

Geſichtspunkte dieſer Unterſuchung anzudeuten. Zum Glücke haben diejenigen, die ein vortrefflicher Alterthumsforſcher vor kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat, vieles, was hiebei wichtig iſt, über allen Zweifel erhoben.

Homer — oder die Sänger eines gewiſſen Zeitalters, die man unter dieſem collectiven Namen zuſammen zu faſſen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche — Homer ſchrieb ſeine Geſänge nicht. Der erſte Grund zu einer theoretiſchen Grammatik wurde erſt viele Jahrhunderte nach ihm gelegt; und eine theoretiſche Proſodie konnte faſt weniger als irgend ein andrer Theil derſelben vor der Vervollkommnung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche Statt finden, weil dabei alles auf die Zergliederung der Wörter in Sylben, und dieſer in einzelne Laute ankam, die man nur mit Hülfe der Buchſtaben feſthalten, und nach langer Beobachtung über die verſchiedenen Bewegungen der Sprachorgane, als für ſich beſtehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch ſo zarte Gehör nur Maſſen empfängt. Uns will dieſe Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in ſo früher Kindheit bekommen haben, daß wir geneigt ſind, es für etwas zu halten, das ſich von ſelbſt verſteht. Wir müſſen es uns wiederhohlt einprägen, daß der göttliche Homer vermuthlich nicht buchſtabiren konnte, um es nicht bei der erſten Anwendung zu vergeſſen. Das Gehör entſchied alſo damals ganz empiriſch, ohne alle Theorie, über die Sylbenzeit, wahrſcheinlich nicht mit großer Schärfe, weil die Ausſprache ſelbſt, ehe man anfängt, durch ſchriftliche Aufzeichnung ſich Rechenſchaft davon zu geben, in allen Sprachen viel ſchwankendes und unbeſtimmtes zu haben pflegt. Ueberdieß ſind wir ſehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich ſich die Ausſprache der Griechiſchen in dem langen Zeitraume vom Homer bis zum Solon und Piſiſtratus verändert und verfeinert haben mag, welchen Einfluß dieß auf die metriſche Beſchaffenheit jener alten Geſänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmälig und unmerklich vorgenommenen, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müſſen. Da der Text ſpäterhin durch die abglättenden Hände ſo vieler Kritiker ging, die eine Menge orthographiſcher, und bei der freien Mannichfaltigkeit der Homeriſchen Wortformen, auch eine Menge grammatiſcher Mittel wußten, die Proſodie nach den nunmehr gültig gewordenen Regeln zu ſtützen, ſo könnte man ſich eher wundern, daß noch ſo viele bei ſpäteren Dichtern ſelten oder gar nicht vorkommende Freiheiten, als daß ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben ſind. Und zu welchen Schlüſſen über den urſprünglich hiebei aufgewandten Grad von Kunſt und Genauigkeit berechtigt uns dieß alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas ſchriftlich aufzubewahren, folgt weiter, daß das Sylbenmaaß zu Homers Zeit keineswegs bloß ſchmückende Einkleidung, ſinnliche Form des Schönen war, ſondern Hülfsmittel für das Gedächtniß, und alſo eine Sache des Bedürfniſſes. Die Aufmerkſamkeit des Sängers mußte daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet ſeyn, welche die Exiſtenz ſeiner Dichtungen ſicherte, als auf die dabei möglichen Abwechſelungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, ſeine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetiſche Periode mitgerechnet, nur irgend fähig iſt, in der Ilias und Odyſſee erſchöpft ſind, ſo kann das bei Gedichten von dieſem Umfange, wo daſſelbe Sylbenmaaß unter allen Verſchiedenheiten des Inhalts ſo viele tauſend Male wiederhohlt wird, eben ſowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeſchrieben werden. Wir müſſen uns alſo hüten, da künſtelndes Studium zu ſuchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metriſchen Geſetz auf irgend eine Art Genüge geleiſtet zu haben. Selbſt die große Leichtigkeit, womit die damalige Joniſche Sprache, wie ihr ganzer Bau beweiſt, ſich in Hexameter und zwar in wohlklingende Hexameter fügte, mußte den Gedanken einer mühſelig ins Kleine gehenden Beärbeitung entfernen. Wo die gelungenſte Ausführung ſelten etwas mehr koſtet als einen glücklichen erſten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigſten, die ihn erſetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Iſt es glaublich, daß der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz ſinnlichen, ungebildeten Hörer an ſein wunderbares Epos zu feſſeln, noch ein übriges gethan, und nach feinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfänglichkeit bei ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergötzung gehabt hätte, vielmehr mußte ſein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben, nur läßt ſich nicht wohl

Bahn gerathe. He da, iſt niemand hier? (Er ſucht nach allen Seiten und erblickt endlich den Soufleur.) Ah, da ſitzt ein Menſch in der Vertiefung dieſes Verdecks, zwiſchen zwei Lichtern, unverwandt auf ein Buch vor ihm gerichtet, wie der Pilot auf ſeinen Compaß: der lenkt vermuthlich das ganze wunderliche Fahrzeug. — He, guter Freund! helft mir doch aus dem Traume, wo ich hier bin.

Soufleur. Das wißt ihr nicht? Ihr müßt wohl noch nicht weit in der Welt gekommen ſein.

La Peyrouſe. Ich bin um die ganze Welt gereiſt, aber ein ſolcher Ort iſt mir noch nicht vorgekommen.

Soufleur. Es giebt auch nur Einen ſolchen Ort auf der Welt.

La Peyrouſe. Aber wie heißt denn der Ort?

Soufleur. Das Deutſche Theater.

La Peyrouſe. Ah ha, das Deutſche Theater. Seht, ich konnte nicht klug daraus werden, weil Dinge aus den verſchiedenſten Erdſtrichen dicht bei einander ſtehn: hier der peruaniſche Sonnentempel, dort die kamtſchadaliſchen Jurten, hier Brodbaum und Palme, dort Diſteln und Rennthiermoos.

Soufleur. Einfältiger Menſch! darin beſteht ja eben das Deutſche Theater.

La Peyrouſe. Gut, ich bin alſo auf dem Deutſchen Theater. Wie komme ich nun wieder in die wirkliche Welt hinaus?

Soufleur. Immer verkehrter! Du haſt hier die Wirklichkeit viel wirklicher als draußen; die Häuslichkeit häuslicher, die Oekonomie ökonomiſcher, die Biederkeit biederer, und die Deutſchheit deutſcher.

La Peyrouſe. Ich muß dir ſagen, ich habe eine Expedition vor, die allerdings auf das Deutſche Theater denken, daß jede einzelne Welle ihnen Gegenſtand der abſondernden Betrachtung geworden ſey. Die ſtete Wiederholung äußerſt einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geſchmack nicht: wozu hätte die auserleſenſte Mannichfaltigkeit aufgeboten werden ſollen?

Sie iſt indeſſen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebundenen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abſtufungen von Schnelligkeit und Langſamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, ſich nach dem immer wechſelnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den proſodiſchen Maaßſtab anlegt, ſondern durch ununterbrochnes Fortſchreiten am Ende, durch Pauſen in der Mitte der Verſe, wo der Sinn ſie fodert, immer andre und andre rhythmiſche Maſſen bildet, worin das Geſetz ſich verſteckt, ohne aufgehoben worden zu ſeyn. Aber auch für den Vortrag durch Geſang, wozu jene Rhapſodien urſprünglich beſtimmt waren? Wir können uns zwar keine anſchauliche Vorſtellung davon machen, allein wir wiſſen doch, daß dieſer Geſang von einem Inſtrumente begleitet wurde, welches ſich auf eine ſehr enge Tonleiter beſchränkte, und daß er ſyllabiſch war, denn dieß blieb bei einer weit höhern Ausbildung der Muſik griechiſche Sitte. Dürfen wir von Homers Darſtellung ſolcher Gegenſtände auf ihn ſelbſt zurück ſchließen, ſo wird es wahrſcheinlich, daß er ſeine Hexameter nicht recitativiſch, ſondern tactmäßig und zwar die verſchiedenen Verſe in einerlei Tempo geſungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epiſchen Geſange des Demodokus getanzt.

(Od. VIII, 261. u. f.). Auch das Beiſpiel anderer Völker und die allgemeine Geſchichte der Muſik ſpricht für dieſe Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Tactes machte eine gewiſſe Stätigkeit im Vortrag jedes Verſes unvermeidlich, und dadurch mußte denn die Beſchaffenheit der Wortfüße und die Stellung der Abſchnitte, wenn ſie auch nicht ganz verſchwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man ſich einen muſikaliſchen Satz von ſechs Tacten, wo der Aufſchlag immer eine lange Note hat, der Niederſchlag (ausgenommen im letzten Tacte) eine lange oder zwei gleichgeltende kurze haben kann, tauſendmale wiederhohlt: wird an die Stelle der geprieſenen Mannichfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unſer verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher geſagte ſoll die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Homeriſchen Versbaues im geringſten nicht herabſetzen, obgleich das bonus dormitat Homerus auch in dieſem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im Griechiſchen, deſſen Ausſprache wir ſo unvollkommen kennen, anmaaßen dürfen. Als freiwillige Blüthe der Natur betrachtet, verdient dieſe Harmonie faſt mehr Bewunderung, als wenn man ſie für einen ſchwer errungenen Gipfel der Kunſt hält. In Voſſens Ueberſetzung iſt ſie dieſes wirklich, und man ſieht ihr an, daß ſie es iſt. Bei aller Aehnlichkeit ſeines Versbaues mit dem Homeriſchen im einzelnen, die beſonders in Abſicht auf die Glieder der rhythmiſchen Periode bewundernswürdig groß iſt, verbreitet dieß einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermißt den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunſtloſe Leichtigkeit der Joniſchen Muſe. Man fühlt bei dem Genuſſe, daß vieles aufgeopfert, daß große Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um ihn uns zu verſchaffen. Der Versbau in ſeiner älteren Odyſſee iſt zwar lange nicht ſo ſchön, ſo reich und mannichfaltig, aber doch fließend und angenehm, und bei den weit größeren Abweichungen im einzelnen, giebt ihm das täuſchende Gepräge einer kunſtloſen Entſtehung, das er meiſtens trägt, im Ganzen einen mehr Homeriſchen Charakter.

Man ſieht aus Voſſens Art zu überſetzen, daß er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des Griechiſchen Verſes und im Klange der Sylben zu finden glaubt: er hat ihn, und zwar nicht ſelten verſtärkt, zu übertragen geſucht. Ohne wie Johnſon den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten, könnte man doch zweifeln, ob ſich ein ſo beſonnenes und kleinliches Studium bei einer improviſirenden Sängerkunſt annehmen laſſe, wie die war, woraus die Homeriſchen Rhapſodien allmälig hervorgegangen? Ob es nicht eine Zergliederung der äſthetiſchen Eindrücke vorausſetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters paßt, dem die dichteriſche Begeiſterung etwas ſo unerklärliches war, daß es vollen Glauben an einen dabei waltenden göttlichen Einfluß hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenſtandes für abhängig von dem Vorſatze des Sängers hielt? (Od. I, 347—359). Ob endlich das ſinnreiche Anſpielen auf körperliche oder geiſtige Beſchaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Sylben und

Buchſtaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunſt zu halten ſey, als für eine der Naturpoeſie eigene Schönheit? Es verſteht ſich, daß hier weder vom Ausdruck der innern Empfindung in den lyriſchen Weiſen, noch von der allgemeinen Wahl eines Geſetzes der Succeſſionen für das Ganze eines Gedichtes die Rede iſt, wobei die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichſten Inſtinct geleitet worden ſind. Da ſich indeſſen vorausſehen läßt, daß dieſe Meynung ſtarken Widerſpruch finden, und daß vorzüglich, mit Berufung auf das Anſehen des Dionyſius von Halikarnaſſus, der Stein des Siſyphus gegen ſie hergewälzt werden dürfte: ſo behalte ich mir vor, ſie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnüge mich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunſt, mit welcher Voß den Bewegungen des Griechiſchen Verſes Schritt vor Schritt folgt, auf einmal ſichtbar wird. Od. XI, 593—598.

Auch den Siſyfos ſah ich, von ſchrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angeſtemmt, arbeitet' er ſtark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal ſtürzte die Laſt um;
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor.

Man vergleiche das Original. Nur übertreibt die Ueberſetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darin liegen ſoll. Die zweite Zeile hat im Griechiſchen einen hüpfenden daktyliſchen Schluß: ⏑ — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑, hier endigt ſie ſchwerfällig: ⏑ — ⏑ ⏑ — | — — ⏑. Der abſichtliche Uebellaut: von der Au' aufwälzte, iſt ebenfalls weit ſtärker als der Hiatus in: *ἄνω ὤθεσκε.* In der letzten Zeile ſcheint Voß neben der Schnelligkeit auch noch das Getöſe des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchſtaben im geringſten andeutet. Dieß hat ihn dann auf die höchſt unglückliche Zuſammenſetzung »Donnergepolter« gebracht, worin das Gepolter zu unedel, und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperboliſch iſt. Sie ſteht indeſſen ſchon in der älteren Odyſſee. Warum nicht wörtlicher?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tückiſche Marmor.

Der Gang des Verſes wäre ganz derſelbe geblieben. Zwar bleibt noch der Marmor ſtehen, der hier durchaus nicht zu dulden iſt. Gegen die beredte Bewunderung des Dionyſius (*περὶ συνθέσ.* C. 30.), der dieſe Zeile ſo ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu malen, ließe ſich ein anderer Vers von völlig gleicher metriſcher Beſchaffenheit anführen, worin kein Stein hinabrollt, auch nichts ähnliches geſchieht:

αὖτις ἔπειτα | πέδονδε | κυλίνδετο | λᾶας | ἀναιδής
οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' | ἑτοῖμα | προκείμενα | χεῖρας | ἴαλλον.

Doch, wer weiß? Homer hat hier die Behendigkeit, womit ſeine eßluſtigen Helden nach den Speiſen griffen, durch den Gang des Verſes nachahmen wollen.

Mit Recht hat Voß der Mannichfaltigkeit wegen die ſpondeiſchen, im Deutſchen meiſtens trochäiſchen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmiſche Malerei im Originale geſehen, und daher meiſtentheils dieſelben Verſe, wo dieſes ihn hat, damit geſchloſſen, obgleich Homer mehrmals Spondeen ſetzt, wo das Geſetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fodern würde, z. B. Il. II. 764. IV, 74. 500. Auch folgende Beiſpiele von ſpondeiſchen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, Il. VIII. 54. 55. und XII, 128. 131. ,wobei ſich Reime, in den letzten ſogar doppelte Reime eingeſchlichen haben, ſind für die Kenntniß der Homeriſchen Verskunſt wichtig. Eben ſo gut wie den Gang ſolcher Verſe Il. I, 11.:

Οὕνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμησ᾽ ἀρητῆρα,
Drum weil ihm den Chryſes beleidiget, ſeinen Prieſter,

hätte der Ueberſetzer dieß auch nachmachen können. Die Einſylbigen Schlüſſe mit einem Hauptworte, (— ◡ ◡ — | —) die nach Hermann. de metris p. 275. ſowohl das Große und Erhabene auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen ſollen, (ſo zweideutig iſt das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks) hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen. Il. XVI 123.:

— und plötzlich durchflog unlöſchbar umher Glut.

Den einſylbigen Namen des Vaters der Götter und Menſchen ſetzt Homer und ſein Ueberſetzer oft an dieſe nachdrückliche Stelle: Il. I, 508. *μητίετα Ζεῦ*, Ordner der Welt, Zeus; *νεφεληγερέτα Ζεύς*, der Herrſcher im Donnergewölk, Zeus. Schade, daß einem Schweine dieſelbe

Ehre widerfährt! Od, IV. μέγας σῦς, ein borſtenumſtarrt Schwein.

Uebrigens bleibt Voſſens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unſrer Sprache unerreichtes Muſter. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bei uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der matteren Wortfüße (—⏑, ⏑—⏑) wozu die Deutſche Sprache einen großen Hang hat, iſt auf das glücklichſte vermieden, dagegen ſind die edleren und männlicheren (⏑—, ⏑⏑—, ⏑⏑—⏑, —⏑—, —⏑⏑—) überall mit Wahl und ſchöner Abwechſelung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (⏑——, ⏑⏑——, ——⏑, ——⏑⏑) künſtlich eingemiſcht.

Als Probe des ſchönen Versbaues mag folgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue und des Stils faſt ohne Tadel iſt. Il. VI, 466—475.:

Alſo der Held, und hin nach dem Knäblein ſtreckt' er die Arme.
Aber zurück an den Buſen der ſchön gegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der ſtrahlende Hektor,

Legete dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber
Küßte ſein liebes Kind, und wiegt' es ſanft in den Armen;
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den anderen Göttern.

Möchte es doch Voſſen gefallen, wenn er einmal zum Homer zurückkehrt, der zu ſehr der ſeinige geworden iſt, als daß er ihn je überdrüßig werden könnte, die ganze Ueberſetzung in dieſem Geſchmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiſte dieſes ehrwürdigen Alten iſt, hat er durch ſeine ältere Arbeit an der Odyſſee, und durch die Nachbildung ſeines Stils in Originalgedichten dargethan. Daß ſein poetiſcher Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, iſt ſelbſt unter allen abſichtlichen Uebertretungen der Sprachgeſetze in der neueren Ueberſetzung unverkennbar; und in der Louiſe glänzt beides, ſo wie der ſchönſte Versbau ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringſte ungebührliche Freiheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas ſo vollkommenes zu liefern im Stande ſeyn als er, wenn er dieſer entſagte, ſich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leiſten vornähme, und ſich überhaupt lieber den Geiſt des Sängers, als ſeine Kunſt, zum beſtändigen Augenmerk machte.

Anmerkung zum zweiten Abdruck.

1801.

Obige Beurtheilung erregte bei ihrer Erſcheinung im Jahr 1796 einige Aufmerkſamkeit, und fand bei vielen Eingang: vermuthlich weil ſie ihre eigne ſchon vorher gehegte Meinung nur entwickelter ausſprach. Sie bezeichnet daher eine Stelle in der Geſchichte der Aufnahme, welche das Werk in Deutſchland fand, und kann eine Ueberſicht der widerſtrebenden Gewöhnungen geben, die der beharrliche, und ſeine Bemühungen immer ins Große treibende Urheber dabei zu überwinden hatte, und nunmehr wirklich ſchon weit mehr überwunden hat als vor fünf Jahren. Dieß ſind die Gründe, warum ich ſie gänzlich unverändert wieder abdrucken laſſe, wiewohl mein Urtheil über manche Punkte ſich ſeitdem beträchtlich anders beſtimmt hat. Beſonders bei der Behandlung der Deutſchen Sprache und des Versbaues iſt es der Fall. Ich mache es mir zur Pflicht, hier anzuerkennen, daß meine damaligen Einſichten mich nicht in Stand ſetzten, der Meiſterſchaft des würdigen Verfaſſers darin volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich hatte noch keine bedeutenden Verſuche mit poetiſchen Ueberſetzungen aus den Alten angeſtellt; einige wenige haben mich überzeugt, daß manche Freiheiten, die ich für unſtatthaft ausgab, dabei unentbehrlich ſind. Wenn man den Zweck will, muß man auch die Mittel wollen. Das Bedürfniß aber, ächte Ueberſetzungen der alten Dichter zu beſitzen, hat ſich in keiner der neueren Litteraturen entſchiedener offenbart, als in der unſrigen, ſo wie auch keine von ihnen Werke aufzuweiſen hat, die ſich in Geiſt und Form ſo nah an das claſſiſche Alterthum anſchließen, als einige Deutſche. Der Beurtheiler einer poetiſchen Dollmetſchung hat freilich die Rolle des Grammatikers zu ſpielen, der ſeiner Natur nach ein Widerſacher aller Abweichungen vom Herkommen iſt: er ſucht aus Analogien der Sprache zu beweiſen, daß dieſes oder jenes nie als einheimiſch darin Wurzel faſſen könne. Wenn ihn nachher der Erfolg widerlegt, ſo wird er genöthigt, das Beſtrittene ſelbſt in den Umkreis des gültigen Sprachgebrauches aufzunehmen. Ich ſehe mich in manchen Stücken, der Voſſiſchen Ueberſetzung gegenüber, nicht ungern in dieſem Fall: denn die erworbenen grammatiſchen Vorrechte und Freiheiten kommen auch mir als Ueberſetzer und Dichter zu gute. Manche von mir angefochtene Wendungen, Stellungen und Conſtructionen ſind auch keinesweges von Voß zuerſt gebraucht worden: ſie finden ſich bei den beſten Dichtern aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und hatten ſich nur während der Periode, wo man die Poeſie zur Proſa herabzuſtimmen ſuchte, aus unſerer Sprache verloren. Bei der jetzt angefangenen Umbildung derſelben, wodurch jener vernichtenden Richtung entgegengewirkt wird, ſind wir aber berechtigt, nicht nur ſo weit, ſondern bis zu den älteſten Denkmälern unſrer Sprache zurückzukehren, um das brauchbare Veraltete, das noch verſtändlich ſeyn kann, zu erneuern, wobei es ſich zeigen wird, daß wir reicher an einheimiſchen Schätzen ſind, als wir ſelbſt wiſſen. Allein auch bei ſolchen Annäherungen an die alten Sprachen, welche etwas bisher ganz fremdes in die unſrige einführen, das nur nicht geradezu

Bezug hat. Ich will die ſämmtlichen Schauſpiele Kotzebue's in ihrer Heimat aufſuchen.

Soufleur. Jetzt ſcheinſt du beßer unterrichtet: das Deutſche Theater und Kotzebue läuft ſo ziemlich auf eins hinaus.

La Peyrouſe. Ich dachte von Paris, aus dem weiblichen Jakobinerklub, zum Ritter Bayard, dann zum Grafen von Burgund, von da zur Johanna von Montfaucon in der franzöſiſchen Schweiz zu gehn: alsdann nach Deutſchland, wo mir an der Gränze der Menſchenhaß entgegen kommen muß; durch üble Launen, ſilberne Hochzeiten und was weiß ich alles bis zum Dorf im Gebirge; hierauf nach Ungarn, um die Kolonie der Korſen zu begrüßen; alsdann durch Deutſchland zurück, über Holland an den Unglücklichen vorbei, nach England, wo ich außer der humane Society, die einen Menſchen vom Opfertode rettet, beiläufig die Indianer anzutreffen hoffe; dann durch den Kattegat nach Schweden zum Guſtav Waſa, von wo aus mich der Leibkutſcher leicht nach Petersburg fahren könnte, wenn ich nicht gute Gründe hätte dieſen Weg jetzt zu vermeiden. Ich werde alſo die nordöſtliche Durchfahrt ſuchen, um zum Grafen Benjowsky auf Kamtſchatka zu gelangen; von da durch den ruſſiſchen Archipel hinunter zu einer Inſel im Südmeer, wo ich mich ſelbſt aufſuchen werde; hierauf nach Peru, zur Sonnenjungfrau und ihrem Freunde Rolla; durch die magellaniſche Straße an der öſtlichen Küſte von Amerika wieder hinauf bis nach Jamaica, zu den Negerſklaven und ſo nach Europa zurück. Der letzte Theil meiner Reiſe läßt ſich noch nicht beſtimmen, denn unſtreitig wird mein Held unterdeſſen eine Anzahl neuer Schauſpiele fertigen, von denen er vielleicht einige in noch unentdeckte Länder verlegt.

ihrem Baue widerſpricht, haben wir in der Geſchichte das Beiſpiel der Lateiniſchen Sprache für uns, in der die ſo auffallende Anbildung Griechiſcher Kunſt und Eigenthümlichkeit, die anfangs nicht ohne Härten und Widerſetzlichkeit von Seiten der Grammatiker abging, auf das vollkommenſte gelungen iſt. Wir haben ferner das Beiſpiel der Spaniſchen Sprache für uns, in welcher die poetiſche Diction durch die Einführung der Italiäniſchen Sylbenmaaße, die zuerſt ebenfalls dem lebhafteſten Widerſtande begegnete, einen weſentlich verſchiedenen Charakter gewonnen hat. Daß Voſſens Ueberſetzungen der Alten, beſonders die des Homer, theils durch die unerſchütterliche Conſequenz, womit er ſeine Grundſätze in einem immer erweiterten Kreiſe durchführt, theils durch den bloßen Fortgang der Zeit, ſchon um vieles popularer geworden ſind, als ſie anfänglich waren, iſt unverkennbar. So wie die Dichter, welche Originalwerke im Sinne der Alten aufſtellen, auch das ihrige beitragen mögen, ihnen Eingang zu verſchaffen, ſo ſind ſie auf der andern Seite für dieſe gleichſam mächtige Bundesgenoſſen.

Was die Bearbeitung der antiken Sylbenmaaße, beſonders des Hexameters, im Deutſchen betrifft, ſo iſt Voß unſtreitig als der zweite Erfinder anzuſehen, und ſein Verdienſt dabei iſt unüberſehlich groß. Es iſt mir jetzt vollkommen klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei einer Ueberſetzung des Homer nicht mit einer geringeren Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen, als die ſeinige hat. Unſre Nachfolge der alten Metrik ſchreitet, wie ſie mit einer völlig loſen Obſervanz anfing, (ein Umſtand, dem wir es vielleicht hauptſächlich verdanken, daß die Sache bei uns feſten Fuß gefaßt, da die erſten Bearbeiter bei andern modernen Nationen an das Ohr und die Stimmung der Empfänglichkeit ihrer Zeitgenoſſen gleich alles foderten, und daher nichts erlangten; der aber auch, bis Voß auftrat, die unförmlichſten Ausartungen veranlaßt hat,) immer zu größerem Rigorismus fort, und möchte erſt bei einer, der claſſiſchen gleich oder ganz nahe kommenden, Geſetzmäßigkeit einen bleibenden Ruhepunkt finden. Vielleicht iſt die Zeit nicht ſo gar weit entfernt, wo es z. B. nicht mehr erlaubt ſeyn wird, in den Hexameter reine Trochäen aufzunehmenen. Freilich muß es alsdann möglich ſeyn, dieß Geſetz zu beobachten: ein Ziel, welchem uns eine ſolche Maſſe vortrefflicher Hexameter, als Voß beinahe beiſpiellos geliefert hat, denen bei der Umgehung der Schwierigkeiten tauſend und tauſend Vortheile abzulernen ſind, um ein großes näher bringt.

Bei der neuen Ausgabe des Deutſchen Hemer, die wir vielleicht in kurzem zu hoffen haben, muß die ganze Erwartung der Kenner darauf gerichtet ſeyn, ob das Werk in allem, was den Geiſt und Ton, die Naivität und Einfalt des alten Sängers betrifft, gewonnen hat; ob es durch höhere Kunſt wiederum kunſtloſer erſcheint, oder eine fehlerhafte Künſtlichkeit in gleichem Grade oder gar verſtärkt zur Schau trägt; denn daß die wirklichen grammatiſchen Mißgriffe der wiederhohlten Prüfung eines ſo gründlichen Philologen nicht entgangen ſeyn werden, daran iſt kaum zu zweifeln.

Anmerkung
zum dritten Abdruck.
1827.

Die vorſtehende Beurtheilung der Voſſiſchen Ueberſetzung des Homer war meine erſte kritiſche Arbeit von einigem Umfange. Ich hatte ſie mit großer Gewiſſenhaftigkeit vorgenommen, und mehrere Monate auf die Ausarbeitung verwendet. Kaum war ſie erſchienen, ſo empfing ich von vielen Seiten her nicht nur Bezeugungen des Beifalls, ſondern eigentliche Dankſagungen. Dieß kam wohl daher, daß ich den Leuten ins klare geſetzt hatte, wo ſie der Schuh drückte. Die Voſſiſche Ueberſetzung wurde allgemein als ein unübertreffliches Muſter geprieſen, jedoch wollte ſie vielen Leſern, vielleicht zum Theil durch Schuld früherer Gewöhnungen, nicht recht gefallen. Dieſe ſahen ſich nun von der läſtigen Pflicht losgeſprochen, zu bewundern, was ſie nicht genießen konnten. Zwei berühmte Dichter, in deren täglichen Umgange zu leben ich damals das Glück hatte, äußerten ſich im ganzen entſchieden beiſtimmend, wiewohl ſie alles verdienſtliche an Voß gern anzuerkennen pflegten. Das Gewicht eines ſolchen Urtheils könnte man durch die Bemerkung ſchwächen, daß dieſe beiden Dichter ſelbſt den Hexameter ziemlich loſe und nachläßig behandelt, auch die Geſetze der Deutſchen Quantität häufig verletzt haben; welches allerdings nicht zu läugnen iſt. Ueber den dichteriſchen Ausdruck aber, über die Unterſcheidung des freien, geſchmeidigen, leichten, vom ſteifen, ungelenken, ſchwerfälligen, wird man Goethe und Schiller wohl als befugte Richter anerkennen.

Von dem großen Kritiker, den wir für die Geſchichte der Homeriſchen Geſänge und für die Herſtellung eines gereinigten Textes ſo viel, ja ich möchte ſagen, alles verdanken, von Wolf, kamen mir mündliche und briefliche Aeußerungen zu, die weniger günſtig lauteten. Er hatte kurz zuvor Voſſens Ueberſetzung in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Originals vom Jahre 1795 in ſtarken Ausdrücken gelobt. In der Folge iſt er mir durch die That beigetreten, indem er in ſeinen Analecten Bruchſtücke einer neuen Ueberſetzung der Odyſſee mittheilte, die ausgemacht von ſeiner eignen Hand ſind, wiewohl er ſich nicht ausdrücklich dazu bekannte. Dieſe Proben unterſcheiden ſich durch Ton und Farbe des Ausdrucks ſehr merklich von der Voſſiſchen, und zwar iſt gerade das vermieden, was ich an der letztgenannten als unhomeriſch gerügt hatte. Wolf war in ſeinen ſpäteren Jahren karg mit ſchriftlichen Mittheilungen, und mir war es leider nicht vergönnt, durch Unterredungen mit dem ſcharfſinnigen und geiſtreichen Manne meine Anſichten vom claſſiſchen Alterthum zu erweitern und zu berichtigen: doch erhielt ich von ihm in der Folge manche Zeichen des Beifalls für das, was ich über die alten Dichter, namentlich was ich über den Ariſtophanes geſagt hatte.

Daß irgend eine Kritik auf Voß Eindruck machen würde, ſtand nicht zu erwarten. Seine Manier war völlig feſtgeſetzt, und er kümmerte ſich ſo wenig um

Einwendungen, wie ſie auch mit Gründen unterſtützt ſeyn mochten, als jemand, der

In fünf gezottelter Ziegenpelz' Einpolſterung *)

auf ſeinem Lager ruht, von einem rauhen Lüftchen angefochten wird. Daß er aber meinen Tadel ſeinem Gedächtniſſe wohl eingeſchrieben hatte, davon hat er mir lange Jahre nachher den Beweis gegeben. Die ſehr gehäſſigen und, ich muß es nur gerade heraus ſagen, verläumderiſchen Angriffe auf meinen Charakter in ſeiner letzten Schrift, der Anti-Symbolik, ſind mir jetzt ein neuer Bewegungsgrund geweſen, die Beurtheilung des verdeutſchten Homer, ſo wie die dem zweiten Abdruck beigefügte Anmerkung, der gegenwärtigen Sammlung unverändert einzurücken. Man wird daraus ſehn, wie bereit ich war, das Verdienſtliche in Voſſens Arbeiten, was mir jedoch niemals Neigung einflößen konnte, achtungsvoll anzuerkennen. Daß mir dieſe Bereitwilligkeit ſo übel vergolten worden, thut nichts zur Sache. Perſönliche Verhältniſſe ſollen keinen Einfluß auf litterariſche Urtheile haben; ſie dürfen aber auch der Freimüthigkeit nicht in den Weg treten. Ein Kritiker wäre übel daran, wenn dieſer oder jener Schriftſteller nur ſeinen Charakter anfeinden dürfte, um ſich vor fernerem Tadel zu ſichern.

Voß beſaß unermüdlichen Fleiß und ernſte Beharrlichkeit: dieß ſind ſeltne und ſchätzenswerthe Eigenſchaf-

---

*) Ariſtophanes überſetzt von Voß. Die Wolken, Vers 9.

ten, womit ſich viel ausrichten läßt, wenn ſie durch Einſicht geleitet werden; und einen gewiſſen Grad von Einſicht in den techniſchen Theil der Poeſie hatte ſich Voß allerdings erworben. Ein zartes Gefühl und die einſchmeichelnde Gabe der Anmuth hatte ihm die Natur verweigert: keines von beiden erwirbt man im Schweiße ſeines Angeſichts. Bei der mühſeligen Treue in ſeinen Ueberſetzungen der Alten vermißt man überall den linden Hauch der Helleniſchen Muſe, Spiritum Grajae tenuem Camenae. Nach der Beſchaffenheit der überſetzten Werke tritt dieſes Gebrechen mehr oder weniger hervor; in einigen, zum Beiſpiel in den Oden des Horatius und im Ariſtophanes, iſt es bis zum unerträglichen geſteigert.

Die Fortſchritte, die Voß, ſowohl durch ſein Buch über die Zeitmeſſung als ausübend, durch ſeine Behandlung der claſſiſchen Sylbenmaaße, beſonders des Hexameters, (denn mit den übrigen wollte es nicht ſo gut gelingen) in der Deutſchen Metrik bewirkt hat, habe ich von neuem in meiner Indiſchen Bibliothek (I, S. 40 — 46) ins Licht geſetzt, auch in der Kürze beſtimmt, wie weit ich mit ihm einverſtanden bin, und worin meine Anſichten und Foderungen von den ſeinigen abweichen. Bis ich Muße finde, eine lange beabſichtete Abhandlung über den Deutſchen Versbau und die Kunſt der dichteriſchen Nachbildungen auszuführen, darf ich meine Leſer wohl auf die genannte Schrift verweiſen.

Nach einer mäßigen Schätzung hat Voß wenigſtens ſiebzigtauſend Hexameter geſchrieben und drucken laſſen. Welche Fertigkeit er hiebei erwerben mußte, läßt ſich leicht ermeſſen. Indeſſen nimmt man ſeit der erſten vollſtändigen Ausgabe der Homeriſchen Werke, eben keinen weiteren Fortſchritt wahr. Er verſtand ſich ſehr gut auf die nach Regeln beſtimmte Gliederung des Hexameters, weniger auf gefälligen Wohllaut, weswegen viele ſeiner richtig gemeſſenen Verſe durch ſtarke Härten Anſtoß geben. Von Klopſtock her war die Vergünſtigung auf ihn vererbt, dem Hexameter Trochäen ſtatt der Spondeen einzumiſchen, was mit den Geſetzen der alten Metrik durchaus unvereinbar iſt. Voß ſcheint hiebei wohl etwas mangelhaftes geſpürt zu haben, denn er hat die Zahl der Trochäen vermindert, und ſie durch die Worttheilung zu verkleiden geſucht. Als nun die Foderung aufgeſtellt wurde, zuerſt vorläufig von mir in der obigen Anmerkung, dann von Wolf und andern, die Trochäen ganz zu verbannen, ſo nahm Voß hierauf gar keine Rückſicht. Natürlich! Was wäre ſonſt aus ſeinen ſiebzigtauſend Hexametern geworden? Zwar könnte eine nicht unbeträchtliche Anzahl darunter ſogar durch dieſe Muſterung gehen; woraus erhellet, daß Voß einen ſolchen Bau des Hexameters wenigſtens für wünſchenswerth hielt, wiewohl er die durchgängige Beobachtung, als unnöthig oder allzu beſchränkend, ſich nicht vorſchreiben wollte.

Man hat ſeit Klopſtock die Unmöglichkeit vorgeſchützt, Hexameter in unſerer Sprache ohne Trochäen zu Stande zu bringen. Dieſer Einwurf iſt nun durch die That weggeräumt. Ich habe in meinem Gedichte auf Rom einen Verſuch, ſo viel ich weiß, den erſten in Deutſchland, mit dem elegiſchen Diſtichon angeſtellt, wovon daſſelbe gilt wie von dem ungemiſchten heroiſchen Sylbenmaaße *). Später habe ich in einer dem Indiſchen Epos nachgebildeten Dichtung: die Herabkunft der Göttin Ganga, das Gleiche am Hexameter verſucht; wie ich meyne, ohne Härte oder Zwang. Die Länge des Gedichtes von mehr als vierhundert Zeilen erwähne ich nur, weil man wohl behauptet hat, in kurzen Stücken laſſe ſich das ſtrengere Geſetz durch eine mühſame Künſtelei allenfalls beobachten; dieß auf die Dauer durchzuführen, ſey aber unmöglich. Man wird mir die Berufung auf eine eigene Arbeit um ſo eher zu Gute halten, da ich dabei mich bemüht habe, auch in der Sprache den Ton zu treffen, den meines Erachtens ein Ueberſetzer Homers halten muß.

Unter andern nicht haltbaren Gründen, womit Klopſtock die Zulaſſung der Trochäen rechtfertigen wollte, war auch dieſer, daß ohne eine ſolche Vergünſtigung viele Deutſche Wörter, nämlich alle, worin ſich eine von zwei Längen eingefaßte Kürze befindet, vom Hexameter ausgeſchloſſen bleiben müßten. Dieß gilt mehr oder

---

*) Ich freue mich, Anerkennung meiner Bemühungen in einem ſchätzbaren Buche zu finden, das vor mehreren Jahren erſchien und deſſen Verfaſſer bereits geſtorben iſt, das ich aber zufällig erſt jetzt kennen lerne. Metrik von Auguſt Apel. Th. II, S. 41. Sofern das Buch eine Theorie der claſſiſchen Metrik enthält, maaße ich mir kein Urtheil darüber an; in die Deutſche Proſodie aber hat der Verfaſſer gründliche Einſicht bewieſen. Auch über die Punkte, worin Apel von der Voſſiſchen Zeitmeſſung abweicht, bin ich ganz mit ihm einverſtanden.

weniger auch von andern Versarten; es fand ebenfalls in der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache Statt. Wer vermißt aber dieſe Wörter im Homer oder im Virgil? Die Alten beobachteten das Geſetz ſo unverbrüchlich, daß ſie zuweilen widerſpänſtige Perſonennamen gebrochen haben, um die erſte Hälfte in die letzte Stelle des Hexameters zu bringen, an welcher allein der Trochäe ſtehn darf.

Die Schwierigkeit, welche allerdings ſehr groß bleibt, bis man mehr Erfahrung und Uebung erworben hat, wird jedoch durch richtige Ausdehnung des Begriffs der Länge und Beſchränkung des Begriffs der Mittelzeit beträchtlich vermindert. Der vornehmſte Kunſtgriff beſteht darin, ſowohl die tieftonigen, oder ſonſt unvollkommnen Längen, als die wirklich mittelzeitigen Sylben, bald in die Theſis des Spondeen, bald, an gewiſſen Stellen des Verſes, wo der Rhythmus ſie hebt, in die Arſis zu ſchieben, damit das Ohr gehörig gefüllt, und keine trochäiſche Bewegung wahrgenommen werde.

Aus dem obigen geht zur Genüge hervor, daß es, ſchon des Sylbenmaaßes wegen, bei der Voſſiſchen Ueberſetzung des Homer nicht für alle Zukunft ſein Bewenden haben kann. Auch ſind bereits mehrere Proben neuer Verdeutſchungen, mit Beobachtung des ſtrengeren metriſchen Geſetzes, an das Licht getreten: zuerſt von Wolf, dann von den Herren Kannegießer und Schwenck. Die erſten bedürfen meines Lobes nicht; die der beiden letztgenannten Gelehrten empfehle ich angelegentlich der Aufmerkſamkeit der Kenner. Eine ins einzelne gehende, zergliedernde, alle Rückſichten erwägende Vergleichung dieſer Nachbildungen mit der Voſſiſchen und dem Original, würde eben ſo viel Raum erfodern als die vorſtehende Beurtheilung. Theilweiſe habe ich ſie angeſtellt, und möchte unbedenklich nicht wenige Leſearten für vorzüglicher als die Voſſiſchen erklären, wiewohl an Ausdruck und Versbau noch manches ausgeſtellt werden kann. *)

Bei einer Probe iſt dieß gar nicht anders zu erwarten. Völlige Sicherheit und verhältnißmäßige Leichtigkeit, ich ſage es aus eigner Erfahrung, erwirbt man nur im Fortgange einer ſo ſchwierigen Arbeit. Ein kleines vereinzeltes Stück erfodert folglich im Verhältniß einen weit größeren Aufwand von Studium, Mühe und Zeit als das umfaſſende Ganze, beharrlich unternommen, und in ſtätiger Zeitfolge ausgeführt, koſten würde. Möge nur recht bald ein gehörig außgerüſteter neuer Ueberſetzer wenigſtens einem der beiden Homeriſchen Werke ſeine Liebe, ſein Talent und ſeine geſammelte Kraft zuwenden!

Ich befürchte nicht den Vorwurf von meinen Leſern, ich habe ſie, in dieſem und den beiden vorhergehenden Aufſätzen, gewiſſermaaßen zwiſchen meiner erſten, zweiten und dritten Meinung zweifelhaft und und irre gemacht. Man iſt es ſchon gewohnt, über dieſelben litterariſchen

---

*) Seitdem ſind erſchienen: Die Homeriſchen Hymnen, überſetzt von K. Schwenck, 1825; und Die elegiſchen Dichter der Hellenen, nach ihren Ueberreſten überſetzt von Dr. W. E. Weber, 1826. Das metriſche Geſetz wird anerkannt, wiewohl demſelben noch nicht überall völlig Genüge geleiſtet iſt. Die Sache ſcheint demnach ihren guten Fortgang zu haben. Eine gründliche und alle Fälle erſchöpfende Theorie wird den Schwankungen der Ausübung am beſten abhelfen.

Soufleur. Ja du kannſt auf dieſe Art manchen dramatiſchen Meridian um die Erde ziehn. Aber was führſt du da für Marionetten mit dir herum? Willſt du die bei uns einführen?

La Peyrouſe. Es ſind keine andern, als die ihr ſchon habt, meine geliebten Gattinnen, Adelaide und Malwina. Es iſt mir noch erinnerlich, wie heiß mir in meiner Haut ward, als die erſte mich von meiner einſamen Inſel abzuholen kam, und die zweite bei mir ſand. Um nicht wieder in ſolche Noth zu gerathen, habe ich ſie mitgenommen, damit die guten Seelen ſich daran gewöhnen, wenn Natur, Dankbarkeit und Edelmuth mich nöthigen ſollten, ein drittes und viertes Familienbündniß einzugehn.

Soufleur. In der That ſehr vorſichtig. Aber machſt du die Reiſe als bloßer Dilettant? oder in dramaturgiſchen Abſichten? oder gar als Ueberſetzer in's Franzöſiſche?

La Peyrouſe. Ein höherer Zweck beſeelt mich. Ich will alle geiſtigen Kinder Kotzebue's, die zarten Geſchöpfe ſeiner warmen Phantaſie auffordern, ſich für ihren Vater zu verwenden.

Soufleur. Weswegen?

La Peyrouſe. Ihn wo möglich zu retten.

Soufleur. Wovon?

La Peyrouſe. Du weißt alſo nichts von ſeinem Unglück?

Soufleur. Unglück?

La Peyrouſe. Von ſeiner Verbannung nach Sibirien?

Soufleur. Verbannung nach Sibirien? Hilf Himmel! Alſo iſt es wirklich mit ihm dahin gekommen?

La Peyrouſe. Ja, ja es iſt nur allzuwahr. Er machte eine Reiſe nach Rußland, um ſich dieß romantiſche

Erzeugniſſe von verſchiedenen Schriftſtellern ſehr abweichende Urtheile gefällt zu ſehen. Da müſſen ſich die Leſer denn doch nach ihrem eigenen Sinne entſcheiden. Sollte ihnen dieß nun auch einmal mit demſelben Schriftſteller begegnen, ſo wäre der Schaden ſo groß nicht, falls es daher rührt, daß der Schriftſteller wirklich etwas zugelernt hat. Ueberhaupt iſt das Urtheil über dichteriſche Nachbildungen immer in ſo fern ein verwickeltes, als dabei die doppelte Rückſicht auf den Eindruck in der Mutterſprache und auf die Vergleichung mit dem Original vorwaltet. Auch haben Zeitverhältniſſe dabei einigen Einfluß: das bisher geleiſtete giebt uns einen Maaßſtab für die Schätzung des neueſten an die Hand. Indeſſen iſt mein Urtheil über die vorhandene Ueberſetzung des Homer im weſentlichen ſich immer gleich geblieben; nur von einer möglichen erſt noch zu erwartenden Ueberſetzung haben, durch Erfahrung und Uebung in den alten Sylbenmaaßen, meine Begriffe ſich erhöht und erweitert: und vor Kennern würde ich einer Auffoderung, deren Ausführbarkeit durch mein eignes Beiſpiel darzuthun, nicht eben aus dem Wege gehn.

Ich habe anderswo geſagt, (Indiſche Bibliothek, Th. II, S. 255) ein Beurtheiler, der an einer Nachbildung etwas tadelt, müſſe billig zeigen, daß es unter den gegebenen Bedingungen in unſerer Sprache beſſer gemacht werden könne. Der vorſtehende Aufſatz wäre allzu weitläuftig geworden, wenn ich mich dieſer Verpflichtung überall unterzogen hätte. Doch möge wenigſtens Eine der getadelten Stellen als Probe hier ſtehen. Ich wähle dazu die Stelle vom Siſyphus, und überſetze, unbekümmert um die Sylben-

und Buchſtaben-Malerei des Dionyſius, nur beſorgt für einen wohlgeordneten, hebenden und im ganzen ausdrucksvollen Versbau. Siſyphus iſt zugleich ein treffendes Sinnbild für die Mühſeligkeiten eines dichteriſchen Ueberſetzers, dem ſein Unternehmen nie ganz gelingen will.

Ferner den Siſyphus ſchauet' ich dort, in entſetzlichen Plagen,
Wie er ſich müd' arbeitet' an einem gewaltigen Steinblock.
Er nun, gegen die Bürde geſtemmt mit den Händen und Füßen,
Schob bergan zu der Höhe den Steinblock. Aber ſo oft er
Wähnte den Hügel erklommen, zurück trieb große Gewalt ihn,
Wieder zur Ebene rollte der frech ſich empörende Steinblock.
Wieder hinauf dann ſchob er, entgegengelehnt: und der Schweiß floß
Ihm an den Gliedern hinab; ihm wölkte ſich Staub von der Scheitel.

IV.

Die Geſundbrunnen.

Ein Gedicht in vier Geſängen von Neubeck.

1797.

Durch dieſes Gedicht wird die Deutſche Poeſie in einer Gattung bereichert, in welcher unter den Neueren vorzüglich die Engländer eine beträchtliche Anzahl geſchätzter Gedichte beſitzen, die dagegen unter uns noch faſt gar nicht angebaut iſt. Wir unterſcheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu verſinnlichen ſucht, dasjenige, worin irgend eine beſondere Wiſſenſchaft oder Kunſt, oder ein Theil derſelben vorgetragen wird. In jenem, dem philoſophiſchen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch manches aufzuweiſen; hingegen hat ſich unſre lehrende Muſe faſt noch nie zu einem Bunde mit andern Geſchicklichkeiten und Kenntniſſen verſtanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben ſchmücken, ohne auf die höchſte Beſtimmung der menſchlichen Natur Bezug zu haben. Man kann leicht zugeben, was man auch unſtreitig anerkennen muß, daß der Menſch der höchſte Gegenſtand der Kunſt, die lyriſche, epiſche und dramatiſche Poeſie alſo etwas Höheres ſey, ohne jene untergeordnete Gattung zu verwerfen. Auch hat der techniſche oder wiſſenſchaftliche Lehrdichter das Beiſpiel des claſſiſchen Alterthums für ſich, aus welchem ſich unter einer noch weit größeren ehemals vorhandenen Menge ſehr bedeutende Werke der Art gerettet haben, und das dabei den trockenſten, undankbarſten Stoff nicht verſchmähte. Doch ließe ſich gegen das Anſehen dieſer Vorbilder folgendes einwenden. Die Griechiſchen Lehrgedichte zerfallen in zwei Hauptklaſſen. Die älteren: Heſiodus, die alten Gnomiker und Phyſiker u. ſ. w. ſchreiben ſich aus Zeiten her, wo die Proſa noch nicht zum Werkzeuge der ſchriftlichen Mittheilung gebildet worden war. Ehe man ſchrieb, mußte alles, was man aufbewahren wollte, in Verſe gebracht werden. Die poetiſche Form war alſo mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl; und nachher, als ſich die Schreibekunſt ſchon verbreitet hatte, behielt man ſie aus Gewohnheit bei. Die ſpäteren Lehrgedichte der Griechen, an welche die Römiſchen ſich meiſtentheils anſchließen, haben Alexandriniſche Litteratoren zu Urhebern, die ſich nicht ſelten in todten Stoffen am meiſten gefielen, weil dieſe dem Dichter alles verdanken, und ſie folglich ihre gelehrte Kunſt auf die glänzendſte Art dabei an den Tag legen konnten. In jenen alten Werken war es mit der Belehrung ſehr ernſtlich gemeynt, und die Poeſie war Nebenſache; hier hingegen war es bloß um dieſe, und zwar nur um das Künſtlichſte in ihr zu thun, und die

Belehrung blieb nur der ſcheinbare Zweck. Man weiß, daß manche einen Gegenſtand beſungen, den ſie gar nicht anſchaulich durch eignes Studium, ſondern bloß durch eine mittelbare Ueberlieferung nothdürftig kannten, für den ſie alſo kein wahres Intereſſe haben konnten. Allein wo dieſes auch vorhanden iſt, reicht es zur eigentlichen Künſtlerbegeiſterung, die ſich auf ein unbedingtes Bedürfniß unſrer Natur bezieht, noch nicht hin, weil alle bedingten Zwecke nur bedingt intereſſiren. Daher der Mangel an Leben im Ganzen eines Lehrgedichtes bei der ſchönſten Lebendigkeit der einzelnen Beſtandtheile. Wie dürftig werden z. B. in den Faſten des Ovidius die reizenden Mythen und Schilderungen von Feſten, durch den völlig unpoetiſchen, für Herz und Einbildungskraft gleich leeren Begriff eines Kalenders zuſammen gehalten! Es fragt ſich alſo: wie läßt ſich ein bloß logiſch gegebenes Ganzes, nicht allein durch Ausſchmückung der Theile, ſondern auch als Ganzes poetiſch beleben? Da das unbedingte Streben ein Hauptkennzeichen der künſtleriſchen Begeiſterung iſt, und da es außer dem Gegenſtande derſelben, dem Schönen, nur zwei Gegenſtände eines unbedingten Strebens für den Menſchen giebt, nämlich das Wahre und das Gute; ſo läßt ſich denken, daß das Streben nach einem von beiden, die philoſophiſche oder ſittliche Begeiſterung, in dieſem Falle die künſtleriſche vertreten könnte. Die philoſophiſche Begeiſterung kann nur bei Erkenntniſſen Statt finden, welche den Menſchen als Menſchen angehn, alſo auch kein andres als ein philoſophiſches Lehrgedicht beſeelen. Die ſittliche aber erſtreckt ſich auf alle Gegenſtände, bei denen eine Beziehung auf Ideen möglich iſt. Der didaktiſche Stoff könnte alſo, wenn er von ſolcher Beſchaffenheit wäre, im Einzelnen durch ſinnliche Darſtellung, im Ganzen durch eine ſittliche Stimmung des Gemüths, (die man ja nicht mit einem moraliſchen Zwecke verwechſeln muß, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogiſch, ökonomiſch u. ſ. w. häufig ohne jene Stimmung betrieben wird) aus dem unpoetiſchen Gebiete des Verſtandes entrückt werden.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Gedanken, die nur durch flüchtige Winke angedeutet werden konnten, weiter auszuführen und zu begründen. Wir eilen zu ihrer Anwendung auf das vorliegende Gedicht. Die Lehre vom Gebrauche der Mineralwaſſer konnte als ein kleiner Theil der beinahe unermeßlichen Arzneiwiſſenſchaft nur ein ſehr beſchränktes wiſſenſchaftliches Intereſſe haben; der Dichter hat ihr ein freieres, allgemein menſchliches verliehen. Das, wodurch er ſeinen Gegenſtand adelt und gleichſam heiligt, iſt wohlwollender Eifer, als Arzt zum Beſten ſeiner Mitbrüder zu wirken; und dankbare Bewunderung der wohlthätigen Veranſtaltungen der Natur. Dieſe beiden hebenden Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäßig auf ſeiner ganzen Laufbahn: ſie ſind die Seele ſeiner Darſtellung, und verrathen ſich entweder ſtillſchweigend im Tone derſelben, oder werden auch ausgeſprochen, aber dieß nur hier und da mit weiſer Mäßigung. Der Dichter hat ſeinen Stoff mit lieblicher Fülle zu bekleiden und ſich überall, wo er vermöge ſeines Vorſatzes den Schritt hinwenden muß, mit der reichſten ſinnlichen Gegenwart zu umgeben gewußt. Die Schilderung der Brunnen nach ihrer Lage, und das ländliche Leben, welches Brunnen- oder Badegäſte führen ſollen, giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landſchaftsgemälden. Alles widerwärtige und ekelhafte, was bei manchen mediciniſchen Gegenſtänden ſchwer zu umgehen ſeyn möchte, iſt bei dieſem durchaus vermieden. Es iſt immer auf eine ſolche Art von den Heilkräften der Geſundbrunnen die Rede, daß die Krankheiten, denen ſie entgegenwirken, bloß im Allgemeinen bezeichnet werden. Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studium der Meiſterwerke gebildeten reifen Dichtergeiſte, und nähert ſich an nicht wenigen Stellen wirklich dem vollendeten.

Die Anlage iſt, wie es ſich gehört, einfach und lichtvoll. Der erſte Geſang beſchäftigt ſich mit der Entſtehung der Mineralquellen, der zweite mit der Beſchreibung der vornehmſten, welche Deutſchland beſitzt, der dritte und vierte mit Vorſchriften für die Brunnencur. Der naturhiſtoriſche Inhalt des erſten Geſanges iſt durch eine kühne, aber erlaubte, Dichtung ganz ins Wunderbare und Epiſche hinüber geſpielt. Nach der kurzen, in eine lobpreiſende Begrüßung der Hygiea, als ſeiner Muſe, verwebten Ankündigung wendet ſich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei ſeinem Geburtsorte, Arnſtadt in Thüringen, vorbeifließt, um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantiſche Gemälde des von ihr durchſtrömten Thales, und hierauf der Grotte, wo ſie entſpringt. Hier erſcheint ihm die Göttin, und in der Antwort auf ſeine Bitte:

Kühn, o Sterblicher, iſt der Wunſch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erſchaffener jemals
Wandelte; doch dir ſey er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu ſchauen,
Aber den ſchönen Wunſch, hülfreich und tröſtlich den Menſchen,
Gleich den ewigen Göttern, zu ſeyn, erblick' ich im Innern
Deiner unſterblichen Seele.

iſt die ſittliche Stimmung des Dichters ausgedrückt, wovon wir oben ſprachen. Nachdem ſie ihn belehrt, woher überhaupt »die Quellen den Reichthum ihrer Gewäſſer empfahn,« führt ſie ihn in das unterirdiſche Reich der Ströme. Den erſten Gedanken zu dieſer Wanderung gab vielleicht die Geſchichte vom Ariſtäus beim Virgil, auf die auch angeſpielt wird; aber ſie iſt mit lebendiger Kraft und Neuheit durchgeführt. Sie gelangen in das Reich der eiſenhaltigen Quellen. Wie das Waſſer von Eiſentheilchen durchdrungen wird, und dadurch eine ſtärkende Kraft gewinnt, erläutert ein liebliches Gleichniß. Darauf wird die Lehre, daß die fixe Luft das Brauſen und Perlen der Mineralwaſſer verurſacht, in einer edeln und bildlichen Sprache vorgetragen. Der Dichter geht zu einem prachtvollen Lobliede auf das Eiſen über, und gedenkt, nach dem mannichfaltigen Nutzen deſſelben im Kriege, für den Ackerbau und die meiſten Künſte, auch des Compaſſes. Mit einem leichten Uebergange kehrt er von dieſer Epiſode zu den Heilkräften des Eiſens zurück. Die Göttin führt ihn hierauf in das Reich der Salze, die ſich, wie ſie ihn lehrt, nach ihrer Verwandtſchaft anziehen. Nun wird dieſes Naturgeſetz der Anziehung in ſeinem erhabnen Umfange erklärt, und auf die Sympathie ſittlicher Weſen angewandt. Den kräftigſten Schwung der Fantaſie, alle Gewalt der Sprache, den ganzen Zauber männlicher und bedeutender Rhythmen hat der Dichter aufgeboten, um die unterirdiſche Flammenwelt der Vulkane darzuſtellen, an deren Gränze die Göttin ihn zulezt führt, weil die ſchwefelhaltigen und warmen Quellen dort entſtehen. Nach vollbrachter Wanderung ſchließt der Geſang mit einem dankenden Hymnus an die Nymphe.

Wenn der Dichter durch den Anfang des zweiten uns leiſe an Klopſtocks Rückkehr in die Oberwelt im dritten Geſange des Meſſias erinnert, ſo darf er die Vergleichung nicht ſcheuen. Durch den überraſchenden Uebergang von der Freude am Leben, zu den menſchenfreundlichen Geſinnungen des Arztes, und zu der Freude über das Gelingen ſeiner Bemühungen, iſt der Eingang mit dem Tone des Ganzen in Harmonie geſetzt. Die berühmten Quellen der Vorzeit werden von dem Gedichte ausgeſchloſſen, aber indem dieß geſchieht, in tönenden Zeilen verherrlicht. Auch die neueren ausländiſchen Quellen berührt der Dichter nur flüchtig, und beſchränkt ſich auf die wichtigeren Deutſchlands. Hier hat er ſich das Geſchäft ſchwerer gemacht als nöthig war: man verlangt von ſolch einem Verzeichniſſe keine Vollſtändigkeit, und würde manchen Geſundbrunnen nicht vermiſſen, wenn er übergangen wäre. Aber eben in dieſem Theile des Gedichtes hat er ſeine erfinderiſche Gewandtheit bewährt. Er iſt unerſchöpflich an charakteriſtiſchen Zügen, Gemälden, Wendungen, Anſpielungen, epiſodiſchen Verzierungen, und wo durchaus etwas ähnliches wiederkommen mußte, an anders ſchattirten Farben des Ausdrucks, ſo daß er unter der großen Anzahl von Quellen jede auf eine eigenthümliche und anziehende Art preiſet. Bei Pyrmont werden die Alterthümer der Gegend hervorgerufen; beim Carlsbade und Töplitz wird die merkwürdige Entdeckung dieſer Bäder erzählt; von Wisbaden gerühmt, daß die Beſtandtheile des Bodens, welche die Mineralwaſſer ſchwängern, auch den in der Umgegend gebauten Wein veredeln; bei Lauchſtädt werden die Sächſiſchen Schönen, die das Bad gebrauchen, ſchmeichelhaft aufgefodert, der Nymphe einen Kranz zu winden u. ſ. w. Dem Egerbrunnen wird der claſſiſche Name Egeria zugetheilt, und hierauf ein ſinnreiches Wortſpiel gegründet:

Biſt du Hesperiens Thälern entflohn, Egeria? Biſt du
Jene Najade, die, gleich der helfenden Ilithyia,
Einſt anriefen die Mütter der weltbeherrſchenden Roma?
Biſt du ſelber die Göttin Egeria? Oder empfingſt du
Nur den ehrenden Namen von Numa's ernſter Geſpielin?
Wer du auch ſeyſt, dich grüßt mein Lied mit dem herrlichen Namen,
Nennt dich Egeria, Göttin und Helferin, weil du den Heilquell
Hier im blühenden Thal hinſtrömſt zum Segen der Menſchen.

Von einem andern Geſundbrunnen weiß der Dichter mit einer gefälligen Wendung zu rühmen, daß die benachbarten Bauern ihn auch in geſunden Tagen zu trinken pflegen:

Huldiget, Saiten, der Nymphe, die dort in dem ländlichen Flinsberg

Gebiet auf ein paar neue Süjets zu beſehn. Der Monarch ſah eben die Briefe und Flugſchriften durch, welche ſeine höchſtſelige Frau Mutter vom Ritter Zimmermann erhalten hatte, und da fiel ihm Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn in die Hände. Höchſt entrüſtet, daß ein Menſch, der ſich einer ſolchen Schandthat bewußt wäre, es wagen dürfe, die geheiligten Gränzen ſeines Reichs zu überſchreiten, befahl er ihn ohne weiteres nach Kamtſchatka zu transportieren.

Soufleur. Stellte ihm denn der Hofrath Schütz nicht vor, daß er jenes Paſquill, ſo wie die Schrift gegen die Litteratur-Zeitung längſt bereut habe?

La Peyrouſe. Ja wohl, aber der Monarch erwiederte: wer erſt unverſchämt handelt, und hinterdrein niedrig bereut, der iſt vollends ein Elender. Fort mit ihm nach Kamtſchatka!

Soufleur. Mir fällt ein Berg auf die Bruſt. Wenn es nicht widerrufen wird, ſo bin ich ein brodloſer Menſch! — (Er ſteigt aus ſeinem Kaſten.) Jetzt ſollt ihr ſehn, was ich vermag. Ihr nanntet mich tapfer unter den Mauern von Cuzko? auf den Gefilden von Tumibamba? — Poſſen! ich habe noch nie für Kotzebue geſtritten! Für ihn und unter ſeinen Augen! — Ha! ich werde ein Gott ſein.

La Peyrouſe. Wohin? wohin, guter Freund?

Soufleur. Auf, ihr Schrecken der Natur! Donnergebrüll und Sturmgeheul! umgebt mich, daß ich freier athme! daß meine Stimme mit der eurigen kämpfe, und mein Arm ſchneller werde als eure Blitze.

La Peyrouſe. Die Blitze des Donnergebrülls? Du biſt außer dir.

Soufleur. Wen das nicht in Flammen jagt, der iſt

Oft ſich zum fröhlichen Mahl mitſetzt in der Hütte
des Landmanns.

Der Dichter liebt dieſen Quell vorzüglich, weil er ihm die Geneſung ſeiner Freundin verdankt. Bei einem andern ehedem beſuchten, jetzt in Verfall gerathnen läßt er uns die Klage der Nymphe in zarten Tönen vernehmen.

In den beiden folgenden Geſängen werden. die bei einer Brunnencur zu beobachtenden Vorſchriften gegeben, und auch hier ſind die vielfachen Schwierigkeiten glücklich beſiegt. Die Wahl der Jahreszeit und einer geſunden Wohnung, frühes Aufſtehn, Verfahren beim Brunnentrinken, Diät in den Speiſen, die verſchiednen Ergötzungen, welche der Geſundheit am zuträglichſten ſind: zwangloſe Geſellſchaft, unterhaltende Bücher, fröhliches Schauſpiel, Billard oder Ballſpiel, Reiten, Fahren, Spaziergänge oder andre Leibesübungen, Fiſchfang, Botaniſiren, Jagd, (wenn die Brunnencur in den Herbſt fällt) und endlich Tanz: nichts iſt vergeſſen, alles wird »mit des Pindus duftenden Blumen« auf das gefälligſte geſchmückt. Wenn im Vorhergehenden die weſentlichen Vorzüge eines Dichters, mens divinior atque os magna sonaturum, ſich ſchon oft glänzend entfaltet haben, ſo beweiſt der Sänger hier, wie günſtig ihm die landliebenden Muſen jenes molle atque facetum des Virgil gewährt. Nirgends ſinkt er zum Matten oder Proſaiſchen herab; denn daß er manches, was ſich nicht ohne Zwang in Bilder kleiden ließ, freiwillig mit ſchmuckloſer Einfachheit ausdrückt, wie in folgendem Verſe:

Trinke gemach, und wandle dabei! So lautet die Regel.

iſt davon noch ſehr weit verſchieden. Durch ſolche einſachere Stellen werden einige Epiſoden (man weiß, das Lehrgedicht iſt mit Recht der eigentliche Wohnſitz der Epiſoden), in denen die Einbildungskraft ihre blühende Fülle ergießt, noch mehr gehoben. Den Vorſchriften über den Gebrauch der Bäder wird deſſen Geſchichte angeknüpft, und eine Welt von Erinnerungen in den ſtolzeſten Bildern und Rhythmen geweckt.

Einſt in der Jugend der Welt, wo noch ungeſchwächt von der Krankheit
Gliederlöſendem Gift der Menſchen ſchöne Geſchlechter
Blüheten, tauchten Geſunde ſich nur in das ſtärkende Strombad.
Religion und Geſetz gebot den Völkern des Aufgangs
Reinigung, eh ſie zum Mahl ſich lagerten, oder am Altar
Opferten. Jünglinge ſtählten den Arm zur Schlacht in dem Seebad,
Schwammen entgegen dem Strom, abhärtend die nervigen Glieder.
Nach mühſeliger Heldengefahr in Thrinakiens Eiland
Spülte ſich wieder am Thermopyl die Kraft des Herakles
Ab den Staub und den Schweiß, und es kehrte dem badenden Halbgott
Wieder die mächtige Stärke zurück, die Löwen beſiegte.

Nachher empfahlen die Griechiſchen Aerzte, zuerſt Hippokrates, auch Kranken das Bad. Bei den Römern wird die bekannte Geſchichte, daß Auguſtus auf den Rath ſeines Griechiſchen Arztes Antonius Muſa das Bad zu Bajä mit gutem Erfolg gebrauchte, daß eben dieſe Cur bei ſeinem Neffen Marcellus, der bald darauf ſtarb, nicht anſchlug, auf eine ſehr glückliche Weiſe eingeführt:

Als, entarteter ſchon, ſich die ſtolzen Quiriten entnervten,
Bei dem Falernerpokal, und am Buſen ſchlauer Korinnen,
Sendete Muſa's Kunſt den Imperator gen Bajä,
Und in der keuſchen Umarmung der Nymphe krönte Geneſung
Ihn mit ſchönerem Kranz, als Rom ihm gab im Triumphzug.
Tuskiſche Nymphen, warum, ach! flocht die neidiſche Parce,
Euren gefeierten Urnen zur Schmach, zum Jammer der Mutter,
Seinem Marcellus den Kranz aus Zweigen der düſtern Cypreſſe?
Taub iſt, ruft ihr zurück, das Ohr der eiſernen Parce,
Dunkel der Vorſicht Rath, labyrinthiſch die Wege des Schickſals.
Tröſte dich, Schatten des Muſa! Noch heut entſteigen nicht alle
Froh der Geneſung, dem Bad; noch heute bekränzt die Cypreſſe
Selbſt an dem Heiligthum der Najaden die Schläfen des Jünglings,
Und mit Roſen beſtreun ſein Grab nachweinende Mädchen.

Aber das Loos der Vergänglichkeit trifft nicht den Menſchen allein, ſondern alle irdiſchen Dinge. Bajä ſelbſt erfuhr es.

Siehe der Wanderer findet, wo Bajä's Marmorpaläſte
Prangten, geſunkene Trümmer. Sein Laubnetz hänget der Epheu
Um das Gebälk; den Fuß korinthiſcher Säulen umwuchern
Neſſeln und Sandriedgras.

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Blicken auf die Scenen des Alterthums iſt Jetzt und

Vormals, Leben und Erſtorbenheit anmuthig vermählt: es ſind Abbildungen fröhlicher Götterfeſte auf einem Sarkophag. Auch Hadrians Villa iſt dahin; ja ſelbſt der Lorbeerbaum auf Virgils Grabe iſt verdorrt! Mit dieſer Erinnerung an ſein Vorbild nimmt der Dichter den Faden wieder auf.

Der vierte Geſang iſt nicht weniger reich ausgeſtattet als ſeine Vorgänger. Wie reizend iſt, um unter vielen nur eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botaniſirens die Begattung der Pflanzen geſchildert! Das Ganze ſchließt mit einer ſchönen Epiſode von ganz andrer Art als die obige. Der Dichter warnt vor Uebermaaß im Tanz, und vor plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geſchichte eines jungen Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem Geſundbrunnen, vom Tanze erhitzt, ſich in den Garten ſchlich, aus einer Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Zeit und Scene des Vorfalls ſind meiſterhaft zu pathetiſchen Eindrücken benutzt. Das Schrecken und die Trauer ihres Geliebten, die theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der Dichter war ihr Freund) und endlich ihre Grabſchrift laſſen den Stachel der Wehmuth im Herzen zurück.

Von höheren Vorzügen angezogen, haben wir auf den äußern techniſchen Theil des Gedichtes kaum noch einen flüchtigen Blick werfen können. Die Sprache iſt rein und voll, auserleſen, kräftig und würdig. Die Wortſtellungen haben Nachdruck, Schwung, und dennoch ungezwungene Leichtigkeit. Neue Zuſammenſetzungen ſind beſcheiden, nach den Regeln der Analogie und des Wohlklanges, verſucht. Die Beiwörter ſind faſt immer treffend, bedeutungsvoll, maleriſch, tönend, zuweilen neu, ſinnreich und überraſchend glücklich. Vielleicht ſind ſie hier und da mit zu freigebiger Hand ausgeſtreut; aber da ſie die forteilenden oder gehaltenen Tänze des Rhythmus überall heben und tragen helfen, ſo läßt man ſich dieß gern gefallen. Was den Bau des Hexameters betrifft, ſo fanden wir ihn noch in keinem Deutſchen Gedichte, Voſſens Louiſe ausgenommen, in ſolcher Vollkommenheit. Es verſteht ſich, daß hier bloß von demjenigen Hexameter die Rede iſt, wobei die Mannichfaltigkeit und der metriſche Ausdruck immer dem Geſetz der rhythmiſchen Schönheit untergeordnet bleibt: Gränzen, die Klopſtock im Meſſias aus Grundſatz überſchritten hat. Wer Voſſens hexametriſchen Versbau ſtudirt hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck ſich hierin nach ihm gebildet, und ihm vieles abgelernt hat. Auch hat er nicht unterlaſſen, ſeinen Meiſter dankbar zu preiſen. Der wichtigſte Unterſchied möchte ſeyn, daß er die Pauſen des Sinnes häufiger an den Schluß der Zeile ſetzt, ſo daß manchen Stellen die vom Dionyſius ſo ſehr empfohlene metriſche λογοείδεια fehlt. Auch hat er ſich hier und da noch den weiblichen Abſchnitt im vierten Fuße erlaubt, wohl gar die geſetzmäßige Cäſur, deren kein Hexameter entrathen darf, vernachläßigt, und die amphibrachiſche Worttheilung, wodurch der Rhythmus ins weichliche ausartet, nicht genug vermieden.]

Anmerkung
zum dritten Abdrucke.
1827.

Auf Veranlaſſung des vorſtehenden Berichtes wurde von dem Gedichte, welches zwei Jahre zuvor erſchienen aber gänzlich unbekannt geblieben war, eine doppelte neue Ausgabe, die eine davon mit reicher typographiſcher Zierde veranſtaltet. Ich hatte mein Lob, nicht ängſtlich abwägend, gewiſſermaßen in der erſten Freude über eine gemachte Entdeckung niedergeſchrieben, und mir wurde es von nicht wenigen Leſern verdankt, ſie mit dieſer heitern begeiſterten Schilderung der Geſundbrunnen bekannt gemacht zu haben.

Es iſt auffallend, daß die didaktiſche Gattung in Deutſchland ſo wenig die Gunſt des Publicums genießt, während ſie in der Litteratur unſerer Nachbarn eine ſehr bedeutende Stelle einnimmt, und nicht wenige Werke dieſer Art als Muſter eines geſchmackvollen und edeln Vortrags in der Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen Sprache anerkannt und fortwährend ſtudirt werden. Sind wir etwa ſo durchdrungen von der Idee der Poeſie, daß wir nicht dulden mögen, wenn ein Gedicht, als Ganzes betrachtet, nicht für eine freie Schöpfung des Geiſtes gelten kann, und ſich nur in der Ausführung des Einzelnen dichteriſche Sitten angeeignet hat? Oder rührt jene Gleichgültigkeit vielmehr daher, daß bei uns weder die Dichter ſelbſt, noch die Kritiker, noch die Leſer, gewohnt ſind, dem kunſtmäßigen und vollendeten in Sprache und Versbau ihre beſondere Aufmerkſamkeit und Neigung zuzuwenden, und einen von höheren Befriedigungen unabhängigen Genuß darin zu finden? Ich möchte wohl das letzte vermuthen. So viel iſt klar, ohne die ſorgfältigſte Ausbildung kann das Lehrgedicht nicht beſtehen; eben deswegen halte ich den Anbau dieſer Gattung in unſerer Sprache für wünſchenswerth. Das Sylbenmaaß muß hinlänglich bindend ſeyn: es läßt ſich an Engliſchen und Italiäniſchen Beiſpielen wahrnehmen, wie der Gebrauch der reimloſen, bloß nach Accent und Sylbenzahl gemeſſenen Verſe eine Ausartung in das Formloſe veranlaßt. Ehemals hat man bei uns den Alexandriner zu Lehrgedichten verwendet: dieß dürfte jetzt aus vielen Gründen nicht mehr rathſam ſeyn, wiewohl man eine Zeit lang den Alexandriner allzu ausſchließend hat verbannen wollen. Der Hexameter und das elegiſche Diſtichon ſind im Deutſchen für das Lehrgedicht die einzig geeigneten Formen, auf deren Wahl uns auch die Vorbilder der Alten führen. Die höchſte Vollendung kann gefodert werden, da der didaktiſche Dichter einen weit freieren Spielraum hat, als andre, die nach mächtigeren Wirkungen auf Einbildungskraft und Gefühl ſtreben.

V.

Der Wettſtreit der Sprachen.

Ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Geſpräche.

1798.

Vorerinnerung.

Was in den Reden des Deutſchen mit Häkchen bezeichnet iſt, ſind Klopſtocks Säze aus der obengenannten oder früheren Schriften, immer dem Inhalte, zuweilen auch dem Ausdrucke nach. Der dialogiſchen Form wegen mußte in den Reden des Griechen einiges als Behauptung vorgetragen werden, was nur Vermuthung iſt.

Poeſie. Soll ich meinen Augen trauen? Du lebſt alſo wirklich?

Grammatik. Ja, es iſt mir ſelbſt wunderlich dabei zu Muthe. Vor Klopſtocks grammatiſchen Geſprächen war es mir niemals begegnet.

Poeſie. Ganz recht! Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. Derentwegen bin ich eben herbeſchieden. Aber ſage mir, was habe ich mit ihnen zu ſchaffen? Ich trete ja nicht darin auf.

Grammatik. Wie konnteſt du? Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gleichgewicht halten, und daß, wo die Grammatik lebt, die Poeſie todt ſeyn muß?

Poeſie. Wir werden uns alſo auch jetzt freundſchaftlich darum vertragen, und beide mit einem halben Leben zufrieden ſeyn müſſen.

Grammatik. Nach geendigtem Geſchäft will ich dirs ganz abtreten: denn dir kommt das Leben zu, für mich iſt es immer nur ein gezwungener Zuſtand.

Poeſie. Zu dem du dich aber, Klopſtocken zu Gefallen, bequemt haſt.

Grammatik. Er belohnt es mir durch die reichhaltigen Winke, die feinen Bemerkungen, die Auffoderungen zu tieferer Forſchung, die in ſeinem Buch verborgen liegen.

Poeſie. Verborgen allerdings! Habe ich doch auf meinen Wanderungen bis jetzt nie davon gehört. Warum wiſſen denn die Deutſchen kaum, daß ſie ſo etwas beſitzen?

Grammatik. Viel thut wohl die Einkleidung; dann der Grad von Einſicht, der bei dem Leſer vorausgeſetzt wird; die Hauptſache iſt aber, daß es von etwas Deutſchem handelt.

Poeſie. Und doch wird dieſe Sache aus der Fremde, und ſogar aus dem Alterthum her in Anregung gebracht?

Grammatik. Die alten und neuen Sprachen ſind höchlich entrüſtet: ſie behaupten, Klopſtock habe die Vorzüge der ſeinigen weit überſchätzt, und herabwürdigend von ihnen geſprochen.

Poeſie. Und da ſollen wir den Streit ſchlichten. Wie ſchlau ſie doch ſind! Sie befürchteten, wir möchten beide, aus alter Freundſchaft, Klopſtocks Sachwalterinnen werden; um uns zur Unparteilichkeit zu nöthigen, haben ſie uns das Richteramt anvertraut.

Grammatik. Wie iſt mir? Du biſt ja gar nicht, wie ich dich mir aus der Ferne vorgeſtellt habe. Du redeſt ſo ſchlicht.

Poeſie. Ich muß wohl, um mich von der poetiſchen Proſa zu unterſcheiden. Doch ſtill! das ſind vermuthlich die Parteien.

Grammatik. Weswegen kommt ihr? wer ſeyd ihr?

Deutſcher. Die andern um Klopſtock anzuklagen, ich um ihn zu vertheidigen. Wir ſind Repräſentanten unſerer Sprachen.

Grammatik. Warum kommen dieſe nicht ſelbſt?

Deutſcher. Sie glaubten, es würde euch ſo beſſer gefallen. Du, Grammatik, haſt es lieber mit den Begriffen ſelbſt als mit ihrer Scheinbelebung zu thun; und du, Poeſie, hältſt nicht viel auf luſtige Begriffperſonen.

Poeſie. Ich merke, ihr macht die Sitte der Zeit mit: denn das repräſentative Syſtem iſt in den ſchönen Künſten wie in der Politik herrſchend geworden. Iſt kein Repräſentant der Menſchheit unter euch?

Deutſcher. Wir wollen dir nicht ins Amt fallen. Du ſollſt ja Repräſentanten der Menſchheit, und nichts anders als ſolche vorſtellen.

aus dem ewigen Schnee zuſammengeknetet, der auf den Spitzen der Cordilleras ruht.

La Peyrouſe. Guter Mann! dein Hang zu edler Schwärmerei führt dich irre; deine brennende Einbildungskraft leiht den Dingen um dich her ein grelleres Licht. Nur weil du den *Muth haſt*, dich zu opfern, hältſt du dieſes Opfer für *nothwendig*. Wer Kraft zu Heldenthaten in ſich fühlt, der ſchafft ſich ſelbſt Gefahren. Mußt du dich in den Abgrund ſtürzen, ſo lange hier noch der Kaſten ſteht, in welchem du ſitzen kannſt?

Soufleur. Du haſt Recht. Vergieb, ein Soufleur ſollte nie in Leidenſchaft gerathen. Und was würde daraus entſtehn, wenn die Bittenden vor den Monarchen kämen und ihre Rollen nicht auswendig wüßten? Ich werde mehr für Kotzebue's Rettung thun, wenn ich ſitzen bleibe und fleißig zublaſe. (Er ſteigt wieder in den Kaſten.) Wenn du wüßteſt, wie ich ihn liebe!

La Peyrouſe. Er macht dir doch oft das Leben ſauer mit ſeinem kurz geſchraubten Dialog —

Soufleur. Es kommt dann auch nicht darauf an, ob die Perſonen einmal ihre Reden mit einander vertauſchen.

La Peyrouſe. Mit ſeinen Sentenzen —

Soufleur. Ich habe ſie oft in der Eil grade umgekehrt geſagt, und es hat ſie niemand weniger wahr oder ſchön gefunden. Wofür ich ihm aber ewig dankbar bin, das ſind ſeine Anweiſungen für die Komödianten. So eine lange Pauſe, während welcher ein Menſch mit ſich kämpft, ob er eine Semmel eßen ſoll oder nicht, bringt mich wieder zu Odem; und wenn vollends eine Schauſpielerin ſich vor ihrem Gemahl am Boden winden und wimmern muß, ſo hat der Soufleur gute Tage und lacht in's Fäuſtchen.

Poeſie. Da würde ich am Ende ſelbſt nur repräſentirt.

Grammatik. Kommt ſogleich zur Sache, und bringt die einzelnen Punkte der Klage und Vertheidigung nach einer gewiſſen Ordnung vor.

Deutſchheit draußen. Wehrt mirs nicht. Ich wage mein Leben für den ächten Deutſchen Barden. Meine Loſung iſt: Er und über ihn!

Franzoſe. Wie grob! Ich hielt nur die Thür zu, um erſt zu fragen, wer ſie wäre, und ſie ſchleudert mich eine Ecke weit in den Saal hinein.

Grieche. Wer iſt dieſe blonde Gigantin?

Deutſchheit. Ich achte mich höher als euch alle. Nur du biſt meines Grußes werth, Göttin des Geſangs! Biſt groß und gut, ein biedres Deutſches Weib.

Poeſie. O weh! ſie zerdrückt mir die Hand.

Grammatik. Was willſt du hier, Deutſchheit? Ich kenne dich, du haſt mir auch ſchon Unheil genug angerichtet.

Deutſchheit. Er iſt mein Vater. Wer mir von dem ausländiſchen Volke etwas wider ihn und unſre alte Kernſprache ſagt, dem ſoll dieſe ſtarke Fauſt —

Grammatik. Hier wird nicht mit Gewalt geſtritten, ſondern mit Gründen.

Deutſcher. Ich erkenne ſie nicht an, ich habe nichts mit ihr gemein, ſie würde meinen guten Handel verderben.

Poeſie. Schafft ſie hinaus! Die Ungeſchlachte gehört nicht in dieſen gebildeten Kreis.

Deutſchheit. Bei Herrmanns Schatten! —

Franzoſe. O der erſcheint längſt nicht mehr!

Grieche. Die Barbarin! fort mit ihr!

Poeſie. So hätten wir denn wieder Ruhe. Aber ſage mir, Deutſcher, welche Bewandtniß hat es mit der Abſtammung, deren ſie ſich rühmt?

Deutſcher. Es iſt wohl nur eine von ihren Prahlereien, denn du weißt ja: Von ſelbſt weiß niemand, wer ihn gezeuget. Bedenke, daß eine Stunde der überflüſſigen Kraft noch ganz andern Geſchöpfen das Daſeyn gegeben hat. Auch wäre es unbillig, Klopſtocken die Schuld ihres Betragens beizumeſſen. Sie hatte zwar ſchon als Kind etwas von gezierter Männlichkeit und prunkhaftem Biederſinn an ſich, aber erſt durch die Erziehung der Jünger iſt ſie ſo leer und hochtrabend, und endlich wie es den meiſten Menſchen geht, wenn ſie nun recht ins bürgerliche Leben eintreten, platt geworden.

Poeſie. Von den Nachäffern laß uns nicht reden; aber ſelbſt der Urheber hat einen ſchlimmen Mißgriff gethan. Die meiſten Nationen haben das Vorurtheil, ſich höher als alle andern zu halten: wenn nun einmal eine es nicht hat, warum ſoll man es ihr mit Gewalt anſchwatzen? Uebrigens, wie ſtolz auch dies vorſätzliche und unaufhörliche Erinnern an den Werth alles Deutſchen klingt, ſo iſt es doch etwas ſehr demüthiges: denn es ſetzt voraus, das, woran man erinnert, ſey ſo beſchaffen, daß es gar leicht könnte vergeſſen werden.

Deutſcher. Wenn man nun aber ſeine Vorzüge wirklich vergißt?

Poeſie. Es hat damit bei Nationen eben ſo wenig auf ſich, als bei einzelnen Menſchen. Man ſoll ja nicht im Bewußtſeyn ihres Beſitzes unthätig werden. Wenn man nur die Vorzüge nicht vergißt, nach welchen man zu ſtreben hat.

Deutſcher. So wird man uns doch freien Ausdruck unſrer Eigenthümlichkeit erlauben.

Poeſie. Der wird verfehlt, ſo bald man ihn ſich vornimmt. Ueberdieß müßt ihr über euern Charakter erſt mit euch ſelbſt einig werden. Was ihr für Deutſchheit ausgebt, iſt meiſtens, bei Licht beſehn, nur die Nordiſchheit. Ich kann am beſten wiſſen, ob ihr nationale Eigenthümlichkeit habt.

Deutſcher. Freilich keine einſeitig beſchränkte.

Grammatik. Zur Sache. Die Sprache des Griechen hat den Vorrang der Würde und des Alterthums; und Klopſtock macht ſich, eben weil er ſie am meiſten ehrt, faſt immer mit ihr zu thun, um die ſeinige mit ihr zu meſſen. Was er von ihr ſagt, gilt zum Theil die Römiſche mit. Auf die neueren wirft er nur einige ſchnöde Seitenblicke. Der Grieche ſey alſo Wortführer der Klage: die andern mögen ſie bei den Punkten, die auf ſie Bezug haben, unterſtützen; und wenn ihnen beſondere Beleidigungen widerfahren ſind, nachher reden.

Deutſcher. Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.

Grieche. Mir war nichts davon bewußt, ich habe es erſt durch Klopſtock erfahren.

Deutſcher. »Schon Plato hat ja πῦρ und andre ſolche zugleich Griechiſche und altdeutſche Worte aus dem Scythiſchen, dem erſten Quell des Deutſchen, abgeleitet.«

Grieche. Leitet der Philoſoph nicht etwa auch das Wort Ironie aus dem Scythiſchen her? Die Stelle iſt im Kratylus, wo Sokrates die etymologiſche Weisheit eines gewiſſen Euthyphron durch die wunderlichſten und drolligſten Ableitungen, immer unter dem Schein des Ernſtes, zum Beſten giebt. Bei allen unerhörten Gewaltthätigkeiten, die er ſich mit den Wörtern erlaubt, behält er ſich immer noch das Recht vor, wo er ſich gar nicht weiter zu helfen weiß, vorzugeben, ein Wort ſey barbariſchen Urſprungs, und er könne es alſo nicht erklären. Dieß thut er bei πῦρ. Geſetzt aber er ſpräche im Ernſte, ſo bewieſe ſeine Ausſage gerade das Gegentheil von Verwandtſchaft. Denn es wären ja nach ihm nur einige Scythiſche Wörter fremd in das Griechiſche gekommen, und zwar hauptſächlich durch die unter den Barbaren wohnenden Hellenen.

Deutſcher. Ihr verdankt eure erſte Bildung dem Orpheus, »einem Getiſchen Druiden.«

Grieche. Weil er ein Thracier heißt? Wanderte nicht auch der Thracier Thamyris im Peloponneſus umher? Durch jene Benennung wird Orpheus zu einer hiſtoriſchen Perſon gemacht, da er doch bloß eine mythiſche iſt. Die Sage von ihm verdient um ſo weniger Glauben, da ſie nicht ſo alt zu ſeyn ſcheint, als Prieſter ſie ausgaben. Homer kennt ſie nicht.

Deutſcher. »Die Deutſchen bildeten vor Alters viele ihrer Zeitwörter durch Verdoppelung des anfangenden Mitlautes, und hatten einen Dual wie ihr. Sprachen, die ſogar ſolche Sonderbarkeiten gemein haben, wie der Dual iſt, haben überhaupt viel gleiches.«

Grammatik. Die Verdoppelung iſt allerdings eine ſeltnere Eigenheit, die der Römer aber auch mit dem Griechen gemein hat. Der Dual findet ſich in den verſchiedenſten Sprachen; im Hebräiſchen und im Finniſchen. Er iſt dem Urſprung der Geſellſchaften und der Kindheit des menſchlichen Geiſtes ſehr natürlich: je weniger zahlreich jene ſind, deſto häufiger tritt der Fall ein, daß nur zwei zuſammen handeln; und der unmündige Verſtand erhebt ſich durch den Begriff des Paares wie durch eine Stufe zu dem allgemeineren der Vielheit. Die Griechen gaben vielleicht das einzige Beiſpiel einer Sprache, die den Dual auch in der höchſten Ausbildung nicht ablegt; und wer weiß was geſchehn wäre, hätten die Dichter nicht gethan.

Deutſcher. Die Stammväter der Deutſchen und Griechen waren in ihren urſprünglichen Sitzen Nachbarn.

Grieche. Reicht eure Geſchichte bis da hinauf? Homer und Herodot ſagen nichts davon. Doch nimm an, die Pelasger wären von Norden her in mein Vaterland eingewandert: das Volk der Hellenen iſt erſt weit ſpäter durch Abtrennung von jenen entſtanden, und hat zugleich mit dieſer durch unbekannte Urſachen bewirkten Umwandlung eine andre Sprache bekommen. Herodot wagt es nicht, mit Sicherheit zu beſtimmen, welche Sprache die Pelasger geredet; er vermuthet aber eine barbariſche, das heißt, nicht eine durch die Mundart ſondern weſentlich und durchaus von der Helleniſchen verſchiedne. War alſo die Pelasgiſche Sprache mit der Deutſchen verwandt, was folgt daraus für die Helleniſche?

Deutſcher. Durch alles dieß wird die Thatſache nicht umgeſtoßen, daß viele Deutſche Benennungen mit den Griechiſchen auffallend übereinſtimmen.

Grieche. Wenn ihr die ausnehmt, wo eine gewiſſe Beziehung des Zeichens auf den Gegenſtand Statt findet, und die, welche ihr durch Vermittlung der Römer, entweder bei der Niederlaſſung chriſtlicher Prieſter oder ſchon früher erhalten, ſo wird keine beträchtliche Zahl übrig bleiben. Wie viele Namen erhieltet ihr zugleich mit den Dingen! Oder haben die Germanier in ihren uralten Wäldern den *Wein* ſchon mit *Roſen* gekränzt?

Deutſcher. Nein, aber bis zehn gezählt haben ſie doch wohl?

Grieche. Sie nahmen vielleicht mit der Erlernung der Ziffern auch die dazu gehörigen Benennungen großentheils an, und ließen ihre alten dahinten. Ich ſage nur, was ein entſchiedener Zweifler einwenden könnte.

Franzoſe. Es iſt luſtig anzuhören, wenn einer dem andern ſeine Verwandtſchaft im zwanzigſten Grade vorrechnet, die dieſer nicht anerkennen will.

Engländer. Man möchte ihm antworten: ich will glauben, daß ihr mein Vetter ſeyd; aber ich weiß gewiß, daß ich eurer nicht bin.

Grieche. Wir ſtreiten zu lange über die Herkunft. Welcher Verſtändige giebt bei Menſchen und Sprachen etwas darauf, wenn ſie ſich nicht durch Verdienſt bewährt? Hatte eure Sprach gleiche Abſtammung mit der unſrigen, deſto ſchlimmer für euch, da ihr nichts gefälligeres aus ihr gemacht. Doch da ſie in ihrer Kindheit einen milderen Himmel gewohnt war, ſo hat ſie ſich vermuthlich in den feuchten Wildniſſen Germaniens erkältet, und ſeitdem eine heiſere Stimme behalten.

Römer. Die Verwandtſchaft der Lateiniſchen Sprache mit der Griechiſchen war, denke ich, von ganz anderer Art. Und dennoch wäre ſie bei den

Verſen, wie vormals wohl ſie die Faun' und die Seher geſangen,

geblieben, hätte die Siegerin nicht die Erziehung ihrer Ueberwundenen empfangen.

Italiäner. Da das Lateiniſche aus den älteſten Mundarten des Griechiſchen, das Italiäniſche aber aus der Vermiſchung von jenem mit dem Gothiſchen und Longobardiſchen entſtanden iſt, welches Deutſche Sprachen waren, ſo haben ſich ja in uns die beiden Zweige der Familie wieder vereinigt.

Franzoſe. Auch in uns die Franken mit den Lateiniſch gewordenen Galliern. Wir hätten alſo ſämtlich das Vergnügen unter lauter Vettern und Baſen zu ſeyn, den Spanier mit eingeſchloſſen, wiewohl er ſich mit dem Heidenthum etwas gemein gemacht hat.

Deutſcher. »Unſre Sprachen, Grieche, haben auch im Klange viel ähnliches.«

Grieche. Hier erwartete ich dich: ich wollte vorhin ſchon vom Wohlklange anfangen.

Italiäner. Ja, das ſcheint mir auch die Hauptſache.

Deutſcher. Klopſtok giebt eine Menge Beiſpiele von ähnlichen Wörtern, ja ganzen Halbverſen.

Grieche. Selbſt die Richtigkeit der Vergleichung zugeſtanden, behielten wir noch den Vorzug. Denn in den kurzen Sylben, wo wir tönende Vocale haben, ſteht bei euch meiſtens das unbedeutende E. Allein er legt die Deutſche Ausſprache des Griechiſchen zum Grunde. So ſpottet er über Bettinelli, dem man Griechiſche und Deutſche Verſe vorſagte, da er beide Sprachen nicht kannte, und der lauter Deutſches gehört zu haben glaubte. Der arme Bettinelli! Er hatte ja wirklich lauter Deutſche Verſe gehört.

Deutſcher. Weicht denn eure Ausſprache ſo ſehr von unſrer heutigen ab?

Grieche. Mehr als eure Schriftzeichen ausdrücken, und eure Organe nachbilden können. Ich rede nicht vom ungefähren Nachſprechen, ſondern von den Feinheiten, woran Theophraſt nach Jahren des Studiums von einer Attiſchen Gemüſehändlerin als Fremdling erkannt ward.

Deutſcher. Du legſt viel Gewicht auf unmerkliche Schattirungen.

Grieche. Dieſer lebendige Hauch iſt gerade das Eigenthümlichſte im Vortrage der Sprachen, und wie in häßlichen das Abſchreckendſte, ſo in ſchönen der Gipfel ihrer Anmuth.

Italiäner. Er hat Recht! Der Gipfel unſerer Anmuth.

Grieche. Aber wenn wir auch bei den gröberen körperlichen Beſtandtheilen ſtehen bleiben: welche Ausſprache iſt die eurige! Ihr unterſcheidet ϑ nicht von τ; das ſäuſelnde ζ, von dem es zweifelhaft ſeyn konnte, ob es für σδ oder δσ ſtände, ſtoßt ihr auf eure heftige Art heraus; φ und das Römiſche ſ gilt euch gleich, da doch jenes ein ſchmeichelnder Ton, dieſes ein ungeheurer Buchſtabe war; ihr verwechſelt die Diphthongen αι und ει, und die nicht das geringſte mit einander gemein haben, οι und ευ —

Deutſcher. Gut, daß du der Diphthongen erwähnſt! »Ihre nicht ſelten unvermeidliche Häufung iſt ein großer Uebelſtand eurer Sprache. Sie artet dadurch in Rauhigkeit aus. Das οι iſt übelklingend.«

Grieche. Das entſcheideſt du, der du überhaupt im blinden biſt, wie es geklungen hat?

Grammatik. Ich zweifle, daß ihr euch über die Diphthongen je verſtehen werdet. Ueber keinen Punkt der Ausſprache weichen die Völker, ſowohl durch das Urtheil ihres Ohres, als durch die Schreibung, ſo weit von eiander ab.

Römer. In Anſehung des letzten wir ſchon durchgängig von den Griechen. Zur Bezeichnung jedes ihrer Diphthongen ſetzen wir andere Vocale zuſammen als ſie.

Grammatik. Sie ſind nicht einmal darüber einig, was Diphthongen, und was einfache Vocale ſind.

Engländer. So gilt uns das ei des Deutſchen in wine u. ſ. w. für ein langes i.

Römer. Das habt ihr wohl von uns angenommen.

Grammatik. Einige haben Diphthongen, die ſich andre, ohne ſie gehört zu haben, gar nicht würden vorſtellen können.

Franzoſe. So wir oiseau, nuire.

Grammatik. Auch hätte das Zutrauen zu der

Schreibung der Alten nicht ſo weit gehen ſollen, anzunehmen, was ſie auf einerlei Art geſchrieben, ſey in allen Verbindungen auf einerlei Art ausgeſprochen worden, denn die Armuth der Bezeichnung mußte hinter den mannichfaltigen Abſtufungen der Töne zurückbleiben.

Römer. Freilich, wir hatten ſogar für alle Vocale, die lang oder kurz ſeyn können, in beiden Fällen nur dieſelben Buchſtaben. — Und glaubt man, es ſey ohne Grund geweſen, daß wir für das Griechiſche ει bald i bald e ſetzten? Alexandria, Medea.

Grieche. Du hätteſt billig zweifeln ſollen, Deutſcher, ob es etwas ſo breites und vollmundiges, wie eure Doppellaute ſind, überhaupt in unſerer Sprache gegeben habe. Kannſt du dir wohl vorſtellen, wie man zwei Vocale, ohne daß ſie in der Verſchmelzung verlohren gehn, und ein ganz verſchiedenes Gemiſchtes daraus wird, und doch in Einer Sylbe hören läßt?

Deutſcher. Ganz und gar nicht.

Italiåner. Ich ſehr gut: Euro, lauro, mai, voi. In buono wird der letzte Vocal mehr gehört.

Grieche. Der Uebergang des αι, ει, οι, in ᾳ, ῃ, ῳ, wäre bei deiner Ausſprache unerklärlich. Wenn aber das ι dem vorangehenden Vocale leiſer nachhallte, ſo mußte es bei deſſen Verlängerung ganz verſchwinden. Auch die Verwandlung von αυ und ευ in ηυ, und von αυ in ωυ hätte dich auf den Argwohn bringen müſſen, daß dir hier etwas verborgen wäre.

Deutſcher. Aber wenn die Vocale in den Diphthongen ſchon abgeſondert gehört wurden: wozu die Trennungspunkte, wenn eure Dichter ſie in zwei Sylben auflöſen?

La Peyrouſe. Aber wir verſchwatzen die Zeit; ich muß fort.

Soufleur. Nur noch Eine Frage. Wie kommſt du zu der Sendung? Iſt der Gedanke dein eigen? Ich würde ihn dir beneiden.

La Peyrouſe. Die Wahrheit zu geſtehn, ich ruhte mich zwiſchen meinen zwei Familien vom Weltumſegeln aus, und ich wußte von nichts, als unerwartet der Wiener Casperle zu mir herein trat. Der erzählte mir den ganzen Verlauf, ſagte, ſo und ſo müße man es machen, um dem Kotzebue zu helfen, ich ſei am geſchickteſten es in Gang zu bringen, weil ich alle Schliche und Winkel auf dem Erdboden kännte, und bringt mir auch gleich die Maſke, das Pfeifchen und die Melodie dazu mit. Es iſt wahr, fügte der rechtſchaffene Mann hinzu, er thut mir Abbruch, denn ſeit die Leute albern weinen gelernt haben, ſchämen ſie ſich geſcheit zu lachen, und der Tyroler Baſtel ſelbſt muß den Beutel großmüthig à la Kotzebue ziehn, aber er treibt doch ein verwandtes Handwerk mit uns: beim Lichte beſehn, iſt er auch eine Art von Hanswurſt; von den nöthigen Eigenſchaften dazu geht ihm bloß Witz und Vernunft ab.

Soufleur. Der unedle Grobian!

La Peyrouſe. Sage vielmehr der grobe Edelmüthige. Der Charakter ſollte dir doch bekannt ſein. Ich will mich nun auf den Weg machen. Leb wohl, bleib ſtille ſitzen, ich treibe ſie dir hier alle zuſammen.

Soufleur. Wo hinaus denn? Habe ich dir nicht geſagt, daß du hier alles beiſammen haſt? Verſteh doch. Es heißt ja nur, das Stück ſpielt da und da, aber ſie gehn alle auf Einem Boden vor und ſprechen Eine Sprache. Das iſt eben die Kunſt. Gleich vorn in dem

Grieche. Du vergißt immer, daß unſer Ohr auch ſeine Unterſchiede wahrnahm. Selbſt dieſer Umſtand konnte dir jene Vermuthung beſtätigen: denn wie hätten die Dichter trennen dürfen, was ſo, wie durch eure Ausſprache, vereinigt war?

Grammatik. Ueber das Zuſammentreffen der Vocale weichen die Urtheile ab. Einige Völker lieben es, andere halten es für weichlich oder hart, und vermeiden es, wo möglich, durch Herauswerfung.

Römer. Dieß thaten wir. Doch war uns die Weiſe der Griechen in ihrer Sprache nicht zuwider, und unſere Dichter ließen daher Griechiſche Namen ohne Eliſion auf einander folgen.

Italiäner. Wir ſind achtſamer auf den Wohlklang als ihr waret, und unſer Ohr ſtimmt hierin mit dem Griechiſchen überein.

Grieche. Die zuſammentreffenden Vocale müſſen aber nicht gleichſam gegen einander gähnen, ſondern mit Stetigkeit hinüberſchmelzen und dazu gehört unſere Biegſamkeit der Stimme.

Italiäner. Oder unſere.

Grammatik. Aber — ehe die Parteien weiter fortfahren — iſt der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich, und nie auszugleichen? Sage mir, Poeſie, du biſt ja Kennerin des Schönen, giebt es dabei etwas allgemeines, und an ſich gültiges, oder hängt alles von der verſchiedenen Organiſation, Gewöhnung und Uebereinkunft ab, und gilt auch hier das Sprichwort: jedem iſt ſeine Königin ſchön?

Engländer. Oder jedem Narren gefällt ſeine Kappe.

Italiäner. Du ſiehſt ja, Grammatik, daß ſich alle Nationen Europa's vereinigen, unſre Sprache wohlklingend zu finden.

Franzoſe. Für den Geſang.

Italiäner. Was ſich gut ſingt, ſpricht ſich auch gut.

Poeſie. Hierin haſt du nicht unrecht, Italiäner. Aber dein ſelbſtgefälliges Berufen auf jene Anerkennung war wenigſtens ſehr voreilig. Was iſt das heutige Europa gegen den Umfang des Menſchengeſchlechtes in den verſchiedenſten Himmelſtrichen und Zeitaltern? Europäiſcher Geſchmack iſt nur ein erweiterter Nationalgeſchmack. So weit es ſich ohne geiſtige und körperliche Zergliederung thun läßt, Grammatik, will ich deinem Verlangen Genüge leiſten. Ich habe ja die Welt umwandert und umflogen: habe an den ſchönen Ufern des Ganges und Ohio geweilt, die Wüſten Africa's und die Steppen Siberiens beſucht, und mich unter den Nebeln des Schottiſchen Hochlandes, wie unter dem ewig unbewölkten Himmel der Südſee-Hesperiden gelagert. Keinem Volke, wie roh und beſchränkt es ſeyn mochte, verſchmähte ich durch meine Töne die Mühen des Lebens zu lindern.

Franzoſe. Dieß wird zu arg. Sie ſchreibt nur nicht den Feuerländern bel esprit zu.

Poeſie. Ich kenne daher auch die unzähligen Sprachen, welche du niemals geordnet, noch ihnen zur Kenntniß ihrer ſelbſt geholfen haſt. Es giebt allerdings allgemeine Geſetze des Wohlklanges, auf die menſchliche Natur und das Weſen der Töne gegründet.

Deutſcher. Es iſt wir doch lieb, daß man auch darüber etwas a priori wiſſen kann.

Poeſie. Alles was den Sprachorganen leicht wird hervorzubringen, iſt dem Ohr angenehm zu vernehmen. Dieß iſt die nothwendige Wirkung einer ſinnlichen Sympathie. Indeſſen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltſamſten und verworrenſten Bewegungen zu einer gewiſſen Leichtigkeit bringen, und deswegen ſcheinen ſogar die rauheſten Sprachen den Einheimiſchen, von ihnen ſelbſt geſprochen, leidlich. Erſt wenn Fremde dieſelben Laute mit Anſtrengung herauszwingen, wird ihr Ohr beleidigt. Auf der andern Seite kann den Organen bei einer ſolchen Gewöhnung das leichteſte ſchwer fallen: ſie werden durch harte Arbeit zu den ſanfteren Biegungen ungeſchickt; die Fauſt des Tagelöhners kann nicht auf Harmonicaglocken hingleiten. Doch das angegebne Geſetz betrifft mehr die Vermeidung des Mißfälligen als die Hervorbringung deſſen, was ich in den Sprachen liebe und hervorhebe. Das Wohlklingende muß wie alles Schöne einen Gehalt haben, und dieſen bekommt es nur durch einen mannichfaltigen, tönenden und ausdrucksvollen Gebrauch der Stimme. Der Sitz der Stimme iſt, wo nach Homer die Seele wohnt, in der Bruſt. Was nicht aus ihr hervorgeht, iſt nicht Stimme; die Verrichtungen der Zunge, des Gaumens, der Lippen und Zähne beim Sprechen werden erſt durch ihre Begleitung recht hörbar, da ſie ſonſt ein unvernehmliches Geräuſch ſeyn würden. Die Alten haben daher die Selbſtlaute die Stimmigen, (φωνήεντα) wenn es ſolch ein Wort gäbe, oder ſchlechthin die Stimmen (voces) genannt.

Deutſcher. Jenes hat man ehedem durch »die Stimmer« zu verdeutſchen geſucht.

Poeſie. Die Mitlauter hingegen hießen den Griechen die Stimmloſen (*ἄφωνα*). Wenn nun in einer Sprache die ſtimmloſen Buchſtaben herrſchen, und von den Stimmen höchſtens nothdürftig begleitet werden, ſo entſteht nicht nur dieſes, daß das Ohr die gehäuften und oft mit einander ſtreitenden Bewegungen der Organe ungern vernimmt, ſondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräuſch verdunkelt. Geräuſch hat gar nichts muſicaliſches an ſich, nur die Stimme kann ſich zum Geſange erheben; und derjenige Gebrauch der redenden Stimme iſt der ſchönſte, von welchem dieſer Uebergang am leichteſten iſt. Alſo entſchiedene, reine, volle, nicht dumpfe noch ſchleichende Töne. Die natürliche Tonleiter der Vocale werde durch Accente, durch einen belebten Wechſel der Höhe und Tiefe unterſtützt. Wo mehrere unmittelbar folgen, wird es durch dieſe beiden Umſtände entſchieden, ob gefällige Stetigkeit dabei möglich iſt. Aber damit es gegliederte Rede bleibe, und nicht in ein ſingendes Auf- und Abſteigen der Stimme ausarte, müſſen der Regel nach die Vocale durch Bewegungen der Sprachorgane getrennt, und doch auch wieder verknüpft werden: denn während derſelben geht die zur Hervorbringung eines andern Vocals nöthige Erweiterung oder Verengung des Mundes am unmerklichſten vor. Manche einfache Bewegungen vereinigen ſich ohne Schwierigkeit in zuſammengeſetzte; andre Verbindungen ſind widerſpänſtig, noch mehrere ganz unmöglich. Das Ausdrucksvolle und Muſicaliſche der

Stimme beruht auf der Freiheit, flüchtiger über die Töne hinzueilen, oder dabei auszuhalten und zu ſchweben; dieß erlauben die offenen (rosa) am meiſten, weniger die gedehnten, (Lohn) am wenigſten die abgebrochnen, (halten) die daher auch für den Muſiker am wenigſten taugen. Alſo iſt die Anordnung, daß die ſtimmloſen Buchſtaben, und öfter einfache als verbundne, vor den Stimmen hergehn, die ſchönere; ſeltner ſey der Vocal an beiden Seiten mit Conſonanten eingefaßt, oder beſtehe die Sylbe bloß aus jenem. Die Mannichfaltigkeit erfordert jedoch Einmiſchung der weniger ſchönen Folgen und Anordnungen, damit das Ohr nicht durch Wohlklang überſättigt werde. Im Ganzen genommen ſey das Verhältniß der Vocale und Conſonanten ungefähr gleich. Ueberwiegen jene zu merklich, ſo geht der Charakter der Rede verloren; dieſe, ſo hemmt das Geräuſch nicht nur den Ausdruck der Stimme, ſondern zerſtört auch durch die entgegengeſetzten und ſich abſtoßenden Bewegungen der Sprachorgane die fließende Stetigkeit der Töne.

Grammatik. Und warum haben nur ſo wenige Völker ihre Sprachen nach dieſen Geſetzen gebildet?

Poeſie. Wie die Natur den Menſchen berührt, ſo giebt er es ihr zurück. Ein von ſelbſt ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Bruſt hebt ſich dem beſeelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Weſen wird elaſtiſch und expanſiv. Das ſchöne Gemälde der Natur ſteigt in heitern leichten Farben vor ſeinen Blicken auf, und die Bewegungen des Lebens um ihn gleiten in vollen Melodien, nicht verworren oder ſchreiend, vor ſeinem innern

Sinn vorüber. Sein Geiſt ſondert und ordnet die Gegenſtände ſchnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühſelig ihre Merkmahle häufen, um ſie feſtzuhalten. Die Empfindung behält daher den freieſten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche ſeines Daſeyns.

Wende dich in Gedanken von dieſen glücklichen Gefilden weg, und durchſchneide wie jene kühnen Weltumſegler die Zonen bis gegen den Nordpol hin. So wie die Natur karger, der Himmel unfreundlicher wird, ſo weicht die fröhliche Hingegebenheit dem Ernſt und der Sorge. Die Bruſt verengt ſich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuſſe offen, ſind nur zu Kampf und Arbeit geſchärft. Der langſamere Verſtand greift alles ſchwer und gewaltſam an. Der ſchlanke Leib badet ſich nicht mehr leicht bekleidet in der freien Luft, die unförmlichere Geſtalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht ſich der innre Menſch wie der äußre in dumpfe Winterhöhlen.

Wenn nun die Sprache nie aufhört im Ganzen, obſchon nicht in den einzelnen Beſtandtheilen, das zu ſeyn, was ſie in ihrem Urſprunge war: Darſtellung der Gegenſtände, und Verkündigung des Eindrucks den ſie machen; wenn die Stimme aus der Bruſt mehr ausdrückende Geberde, die Verrichtung der Sprachorgane mehr nachahmende Handlung iſt: ſo läßt ſich leicht einſehn, welchen Einfluß die umgebende Welt, außer dem unmittelbaren auf die Organiſation des Ohres und der Werkzeuge der Rede, auf die Art haben muß, wie der Menſch ſeine Sprache bildet. Es kann eine ſo üppige und zerfloßne Sinnlichkeit geben, daß der Geiſt aller

Spannung unfähig wird, und dann verſchwimmt auch die Sprache ohne Haltung in Vocalen, wie die der Otaheitier. Wo die Beweglichkeit der anſchauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in ſchönem Gleichgewichte ſteht, da geht dieß auch in die Sprachen über: ſie fügen ſich, tönend und geflügelt, den Geſetzen des Wohlklanges wie von ſelbſt. So ſind, ich nenne mit Fleiß keine der hier ſtreitenden Sprachen, die Arabiſche und Perſiſche, jene Zierden des Morgenlandes, gebildet, die mir ſo aromatiſche Blüthen zum Opfer bringen; ſo die zarte Sanſkrita oder die Vollendete, zu welcher die Gottheit ſelbſt die Schriftzüge erſann. Je verſchloßner und ungeſtümer die Natur wird, je mehr ſich ihr Bild entfärbt und umnebelt: deſto rauher, verworrner und mühſeliger wird auch die Bezeichnung der Gegenſtände durch ſtimmloſes Geräuſch, wozwiſchen ſich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt. Sehr ſchön hat daher ein Denker die nordiſchen Sprachen Töchter der Noth, die ſüdlichen der Freude genannt.

Franzoſe. Es iſt Rouſſeau.

Deutſcher. Wenn es ſich ſo verhielte wie ſie ſagt, ſo ſtände es ſchlimm um meine Sache. Doch ſie wird nur ein Stück Poeſie vorgebracht haben. Ich muß mir ein Herz faſſen.

Grammatik. Mich dünkt, Poeſie, es fänden ſich manche Ausnahmen von deiner allgemeinen Angabe.

Poeſie. Allerdings. Aber vergiß nicht die vielen Wanderungen der Völker. Eine ſchon fertige Sprache, die ſie unter einen andern Himmelſtrich mitbrachten, konnte zwar abgeändert werden, aber ſich nicht gänzlich verwandeln. Auch haben die Grade der Bildung großen Einfluß.

Grammatik. Dieß weiß ich ſelbſt aus der Geſchichte der Sprachen. Die noch ungezähmte Leidenſchaftlichkeit des Barbaren äußert ſich tönend und laut, aber auf eine ungeſchlachte Art. Ein Uebermaaß der Verfeinerung kann das entgegengeſetzte Aeußerſte hervorbringen, und mit der flüchtigen Oberflächlichkeit der Empfindungen die Töne bis zum Unbedeutenden abſchleifen.

Franzoſe. Ich hoffe nicht, daß ſie mit der letzten Schilderung auf uns ziele.

Grammatik. Vielleicht könnte man dem Charakter der Nationen auch in der Art nachſpüren, wie ſie allmälig zu höherem Wohlklange zu gelangen geſtrebt. Einige ließen Conſonanten weg.

Franzoſe. Dieß thaten wir und die Provenzalen.

Grammatik. Andre ſetzten Vocale hinzu.

Italiäner. Dieß wir und die Spanier meiſtens, doch auch jenes nicht ſelten.

Grieche. Ich kann von dem Verfahren meines Volkes hiebei keine Rechenſchaft geben. In den älteſten Denkmählern finden wir das Helleniſche ſchon wohllautend: es war wohl urſprünglich ſo.

Deutſcher. Und die Pelasger?

Grammatik. Die größte Gefühlloſigkeit des Ohres beweiſt es aber, wenn man zum Beiſpiel bei Aufnahme fremder Wörter das ſchon vorhandne Verhältniß zerſtört, die Conſonanten behält, und kaum nothdürftig Vocale übrig läßt.

Deutſcher. O weh! das ſind wir.

Grieche. Die Poeſie, Deutſcher, hat auch hier bewährt, daß ihr Weſen Wahrheit iſt. Sie hat, ohne es zu wollen, meine Sache geführt, und ich kann mich nun kurz faſſen. Klopſtock hat behauptet, der Klang des Griechiſchen arte nicht ſelten durch gehäufte Diphthongen und übelvereinte Conſonanten in Rauhigkeit, auf der andern Seite durch allzuviele Vocale in Weichheit aus.

Deutſcher. Richtig, und jenes habe unſre Sprache mit eurer gemein, von der letzten ſchlimmeren Ausartung ſey ſie frei.

Grieche. Von den Diphthongen habe ich ſchon genug geſagt. Die harten Zuſammenſtellungen der Conſonanten, die mir Klopſtock vorwirft, ſtehn zu Anfange der Sylben, wo ſie ſehr leidlich ſind, weil das Ohr bey dem darauf folgenden Vocale wieder ausruht.

Deutſcher. Dieß mildert nur, aber es hebt nicht auf.

Grieche. Ueberdieß ſind ſie gar nicht häufig. Jene Milderung gilt auch von den in der Mitte zweier Sylben zuſammentreffenden Conſonanten: der vorangehende und der folgende theilen ſich in ſie. Und was ſind ſie gegen die bei euch vorkommenden? Finde doch im Griechiſchen Wörter wie *Geſichtskreis*.

Deutſcher. Ihr endigt auch oft das Wort mit mehreren Conſonanten.

Grieche. Niemals als vor dem ſchließenden ς mit den wenigen, die ſich leicht damit vereinigen laſſen: ἅλς, ἅψ, φάλαγξ. Klopſtock führt verſchiedene unſtatthafte Beiſpiele von Wörtern an, die wir durch mehr als einen

Mitlaut endigen ſollen; πάντ', βάσκ', ἄμφ'; der Apoſtroph hängt ſie ſo genau mit dem nächſten Worte zuſammen, daß ſie eigentlich gar nicht mehr ſchließen, und daß der letzte Conſonant mit dem anfangenden Vocal des nächſten Wortes ausgeſprochen wird.

Deutſcher. »Wir ſchließen wie ihr am gewöhnlichſten mit dem ſanften N.«

Grieche. Und werdet dadurch einförmig, weil ihr nicht ſo wie wir mancherlei Vocale, ſondern immer das unbedeutende E vorangehn laßt. Doch wir reden jetzt nicht vom Tönenden ſondern vom Fließenden des Wohlklangs. Wir ſchließen außer dem ν, nur noch häufig mit dem ς, und ſelten mit κ und ρ. Ihr ſchließt mit dieſen und mit welchen nicht? Aber nicht nur mit allen einzelnen, ſondern mit dreien, vieren, fünfen: Furcht, ſtürzt, Herbſt, ſtampfſt; auch nach Gelegenheit mit zweyen, die für ſechſe gelten können: Kopf.

Deutſcher. »Dieſe endenden Mitlaute werden von einem Deutſchen ſehr ſchnell ausgeſprochen.«

Grieche. Das iſt Sache der Noth: der vorhergehende Vocal würde ſonſt gänzlich verhallen, ehe man damit fertig wäre. Aber deſto ſchlimmer, denn je mehr ihr eilen müßt, um ſo mehr drängen ſich die ſtreitenden Bewegungen der Organe.

Deutſcher. »Die Ausſprache mildert dergleichen.«

Grieche. Sie kann das Unmögliche nicht. Und wie ſollte ſie es wollen, da ſie gar nicht einmal das Bedürfniß fühlt? Ihr glaubt zum Beiſpiel, ſanft ſey ein ſehr ſanftes Wort, da es doch einem Griechen unerträglich hart geſchienen hätte.

Hauſe wirſt du die Bewohner von Menſchenhaß und Reue finden.

La Peyrouſe (nähert ſich dem Hauſe und lieſt die Inſchrift:) Menſchenliebe und Gemüthsruhe. Das iſt ja gerade das Widerſpiel.

Souffleur. Richtig! das folgte eben auf die erhabne Verſöhnung, die nun auch in eurem Paris ſo viel Thränen hat vergießen machen. Dieß iſt das Haus auf einer Inſel im konſtanzer See, wo Baron Meinau ſeitdem mit ſeiner Familie lebt. Sie haben ihr ſtilles verſchwiegnes Glück über die Hausthüre geſchrieben. Klopfe nur an.

La Peyrouſe. Gut. (Er trägt ſeinen Kaſten vor die Thür und klopft.) Adelaide, du magſt hier nur das Wort führen.

Adelaide. (ruft mit feiner Stimme:) Tugendhafte Eulalia, können Sie ſich einen Augenblick von Ihrem häuslichen Glück abmüßigen?

Eulalia tritt heraus in tiefer Trauer.

Eulalia. Welcher Unglückliche verlangt Troſt von mir? Er kommt nicht vergebens, er darf wenigſtens an meiner Bruſt weinen.

Adelaide. Was ſeh' ich? Iſt Eulalia Wittwe?

Eulalia. Ja gefühlvolle Unbekannte, dieſe Gewänder erreichen nicht den hundertſten Theil von der Farbe meiner innern Stimmung. Seit acht Tagen beweine ich meinen wackern Meinau, und die Art ſeines Todes macht den Verluſt wo möglich noch ſchmerzlicher.

Adelaide. O reden Sie, erzählen Sie! wie ſtarb der Theure?

Eulalia. Die edle Lüge war ſchon der Anfang einer unſeligen Verſtandesverwirrung. Da ſie ſo ungeſchickt mißglückt war, verfiel er in ſichtbaren Trübſinn. Einsmals, als

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutſcher, daß ſich die Sorgfalt der ſüdlichen Völker für den Wohlklang am meiſten auf Wegſchaffung der ſchließenden Conſonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin weniger ekel als die Griechen; wir erlauben: b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beiden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwei Conſonanten nach einander am Ende, und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten alſo ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Grieche. Ich wünſche zu wiſſen, Deutſcher, was deine Voreltern in dieſem Stück für die Verſchönerung ihrer Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvocale, wo ſie vorhanden waren, weggenommen.

Deutſcher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. »Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Conſonanten entſteht. Wörter von ſtarker Bedeutung fodern den ſtarken Klang als Mitausdruck.«

Grieche. Die Darſtellung der Sprache ſollte, wie die des Dichters, wahr und doch verſchönernd ſeyn; ſie bedarf alſo niemals das übelklingende. Glaubſt du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräuſch? Bei den gehäuften Schlußconſonanten hört man nur das letzte.

Franzoſe. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauhigkeit der Conſonanten zu ſetzen, kommt mir ſo vor als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer raſſelnden Rüſtung geſteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck iſt, ſo hat ſich eure Sprach, ſo heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch dieſe Benennung drollig genug charakteriſirt. Sp iſt die Bezeichnung des Beſtandes, der Feſtigkeit, der ruhenden Kraft; Str der angeſtrengten; Spr, der plötzlichlosbrechenden, wie in Springen, Sprützen, Spreizen; alsdann kommt der gedehnte breite Vocal, und endlich ein rauher Hauch. Klopſtock leitet es ja auch ſelbſt von Brechen durch das verſtärkende S ab.

Franzoſe. So daß es alſo ein wahres Losbrechen wäre.

Deutſcher. Eine ſo weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unſre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Grieche. Gut, daß du des Weichlichen erwähnſt: dieſer Punkt blieb mir noch übrig. Die zuſammentreffenden Diphthongen ſollen bei mir Rauhigkeit, die Vocale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie ſtimmt dieß zuſammen; wenn es nicht vor allem auf die Beſchaffenheit der ſich folgenden Vocale ankommt, ob ſie ſtark oder ſanft klingen? Ich denke niemand von euch findet Wörter wie ἄωιος oder οὔατα weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopſtock iſt hierin mit niemanden übler umgegangen als mit meiner Sprache.

Deutſcher. »Sie zerfließt auch beinah, und iſt obendrein einförmig. Ihre Schlußſylben wechſeln meiſtens nur mit den vier Vocalen a, e, i, o.«

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und haſt du ein Recht, mir dieſen Wechſel als Einförmigkeit vorzurücken, da du faſt keinen ſchließenden Vocal als E kennſt?

Deutſcher. »Dieſer Fehler wird durch die einförmige Sylbenzeit noch auffallender; denn deine Endungen ſind faſt immer weiblich.«

Italiäner. Durch die dreierlei Accente (amò, amándo, amábile) werden die Schlußfälle der Wörter mannichfaltig genug. Den weiblichen hört man freilich am ofteſten, aber er fällt weniger auf, weil der Schlußvocal ſich ſo oft in den anfangenden des nächſten Wortes verſchmelzt. Das Vorurtheil, als ob die Weichheit durchgängig in unſrer Sprache herrſchte, hat Rouſſeau ſchon widerlegt, und man muß ſich wundern, dergleichen Behauptungen immer wieder vorgebracht zu ſehn. Wenn ich dir nun zeigte, daß meine Sprache das Starke der Gegenſtände weit beſſer als deine bezeichnet?

Deutſcher. Das wäre!

Italiäner. So hätte ich wohl mehr gethan, als du foderſt oder wünſcheſt. Ich führe dir Wörter an, nenne mir welche von ähnlichen Bedeutungen. Rauco, forte, fracasso, rimbombo, orrore, squarciar, mugghiando, spaventoso.

Deutſcher. Heiſer, ſtark, Getöſe, Wiederhall, Schauer, zerreißen, brüllend, furchtbar.

Italiäner. Guai, crollo, zampa, selvaggio, alpestro, orgoglioso, torbido, abbajar, s'accapriccia, arroncigliò-

Deutſcher. Wehklage, Erſchütterung, Tatze, wild, gebirgig, ſtolz, unruhig, bellen, ſträubt ſich, einhakte.

Franzoſe. Ich kann ihm auch dergleichen aufgeben: écraser, s'écrouler, gouffre, rage, flamboyant, sanglots, foudre, tonnerre.

Deutſcher. Zerſchmettern, einſtürzen, Abgrund, Wuth, flammend, Geſtöhn, Blitz, Donner. — Könnteſt du lange ſo fortfahren?

Franzoſe. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutſchen mit ſeinen meiſtens geräuſchigen aber dumpfen Wörtern ſollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müſſe bei der nachahmenden Bezeichnung das Beſte thun. Ihr glaubt Wunder, wie ſtark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derſelbe Klang macht unſer Herz von den ſüßeſten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzoſe. Wie ſagt ihr das?

Deutſcher. Ehedem die Frauenzimmer oder das Frauenzimmer, jetzt die Frauen, und wenn man auf Franzöſiſche Art über ſie philoſophiren will, die Weiber.

Franzoſe. Da habt ihr einen großen Schritt zur Cultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Perſon unterſcheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzoſe. Ich beſorge, Deutſcher, du haſt Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt aufs Haupt ſchlagen willſt.

Deutſcher. Wie ſo?

Franzoſe. Die ausdruckvollſten ſind doch die, welche die bezeichnete Sache ſelbſt hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: Kopfſchmerz macht Kopfſchmerz, wenn man es ausſpricht, und Pfropf propft einem den Mund zu.

Deutſcher. Auch der Name Liebe erregt was er nennt.

Franzoſe. Dieſes Wort mag ein weißer Rabe im Deutſchen ſeyn, ſonſt würdet ihr nicht ſo viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was ſtreiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kannſt du Verſe wie folgende aufweiſen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,
Simile a un grande e spaventoso tuono,
Aspro concento, orribile armonia
D'alte querele, e d'ululi e di strida
De la misera gente, che peria
Nel fondo per cagion de la sua guida,
Istranamente concordar s'udia
Col fiero suon de la fiamma omicida

Deutſcher. Sogleich.

Poeſie. Ich rathe dir nicht, Deutſcher, dich auf dieſen Wettſtreit einzulaſſen. Du kannſt zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit ſtärkern rythmiſchen Ausdruck ähnlicher Gegenſtände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen ſehr ſchön ſind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beſchaffenheit ihrer

Vocale, beſonders derer in den kurzen Sylben, zu weit nachſteht.

Grieche. So iſt es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwiſchen Vocalen und Conſonanten; ſie gebraucht von den letzten anderthalb Mal mehr als das Griechiſche: ſondern ihre wenigeren Vocale ſind obendrein nicht die rechten. Man kann Verſe, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu ſtoßen, aber faſt nie einen, ohne zu oft von dem E heimgeſucht zu werden.

Deutſcher. Ich konnte es vorausſehn, daß ihr mich von Seiten der Euphomie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie ſchweigt ihr, weil ihr hier meine Ueberlegenheit kennt. Jene iſt, wo der Klang nicht ausdrückt, nur das ſinnlich Angenehme; dieſe das eigentlich Schöne.

Grieche. Ich gebe dir dieß nicht ohne Einſchränkung zu: denn auch im Klange der Sylben und Wörter ſind Verhältniſſe bemerkbar. Aber es ſey, das Sinnliche muß doch immer dem Schönen zur Unterlage dienen: und was hilft eine ſchöne Form an einem widrigen Stoffe?

Italiäner. Zum Beiſpiel eine vortreffliche Muſik auf einem verſtimmten, halb beſaiteten Klavier geſpielt. Man hört da nur die Taſten klappern.

Deutſcher. Weſſen Sprache gar keine beſtimmte Sylbenzeit hat, rede nicht mit. »Die begriffmäßige Beſtimmung der unſrigen, Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechaniſchen.«

Grieche. Den Ausdruck *mechaniſch* muß ich verbitten. Mechaniſch nennt man die todten Kräfte.

Der lebendige Hauch des Vortrags, der jedem Laute seine natürliche Dauer giebt, gehört doch wohl nicht zu diesen? Sinnlich beſtimmt war bei uns die Sylbenzeit: und wird nicht etwas ſinnliches durch einen ſinnlichen Maaßſtab am beſten gemeſſen?

Deutſcher. Auch bei uns iſt die Sylbenmeſſung ſinnlich, aber ſie ſteht unter einem höheren Geſetze und erhält dadurch Bedeutung. So wie der Verſtand über die größere und geringere Wichtigkeit der Begriffe entſchieden hat, ſo vernimmt nun auch das Ohr die Längen und Kürzen.

Grieche. Meine Landsleute hätten bei euern Längen Verſtärkung und Höhe der Stimme, weil ja bei euch der Accent immer auf die Länge fällt, wahrgenommen; aber ſchwerlich das Verhältniß der Dauer zwiſchen unſern Längen und Kürzen. Die Länge war bei uns gleichzeitig mit zwei Kürzen.

Deutſcher. »Das war nun ſo ein Einfall eurer Theoriſten.«

Grieche. Gleichwohl waren dieſem Einfalle gemäß alle unſre Sylbenmaaße erfunden worden, ehe es noch Theoriſten gab. Wie ſollen wir uns verſtehn, wenn du ſolche Sätze nachſprichſt? Fühlſt du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo alles auf die ſinnliche Anſchauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunſtverſtändigen, welche ſie hatten, entſcheidend widerſpricht? Klopſtock mußte bei noch ſo tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er ſich über den ungültigen Geſichtspunkt ſeiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er ſcheint nicht ſelten zu vergeſſen, was er doch alles ſehr gut weiß, daß unſre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte; daß ſie weit ſtärkere muſicaliſche Accente hatte; daß ihr Vortrag weit geſungener und in Verſen weit abgemeſſener war; daß Metrik und Muſik urſprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunſt ſchon verfiel, ſobald an die Stelle des Geſanges Declamation trat; daß ſelbſt dieſe Declamation —

Poeſie. Du ereiferſt dich; ſtreitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig beſtimmten Sylbenzeit an.

Deutſcher. Sie laſſen ſich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erſtaunlichem Umfange ſind. »Unſre Sylbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, ſondern immer dahin, wo er hin gehört.«

Grieche. Und wo gehört er hin?

Deutſcher. Bei einſylbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beiwort, Umſtandswort, manchmal das Fürwort; bei mehrſylbigen auf die Stammſylben. Die Ableitungs- und Biegungsſylben ſind meiſtens kurz.

Grieche. Sage mir, wirken die Wörter als Ganze oder theilweiſe?

Deutſcher. Wie verſtehſt du das?

Grieche. Ich meyne, wenn du etwa das Wort Begleitung hörſt, ob du dir erſt bei der Sylbe Be die Anwendung auf einen Gegenſtand, dann bei gleit den allgemeinen Begriff von geleiten, endlich bei ung eine Handlung denkſt, und ſo aus dieſen Stücken die vollſtändige Vorſtellung von Begleitung zuſammen lieſeſt; oder ob ſie auf einmal, ſobald du das Wort zu Ende gehört haſt, in deine Seele tritt?

Deutſcher. Doch wohl das letzte. Nur ein Sprachkundiger könnte jenes. Die wenigſten Menſchen ſind mit der Uebung ihres Abſonderungsvermögens und mit ihrem Nachdenken über die Sprache weit genug dazu gekommen.

Grieche. Denkt ſich denn etwa der Sprachkundige bei dem Worte *leider* erſt den Begriff von *leid* und dann den Begriff von *er*?

Deutſcher. Schwerlich, denn die Bedeutung der Ableitungsſylbe iſt hier, wenigſtens ohne etymologiſche Unterſuchungen, dunkel. Allein die zuſammengeſetzten Wörter löſet man doch in die einfachen Begriffe auf.

Grieche. Freilich müſſen die, welche man ſich neu zu bilden erlaubt, ohne Schwierigkeit aufgelöſt werden können, um verſtändlich zu ſeyn. Aber ſetze mir doch aus dem Umſtande *Bei* und dem allgemeinen Begriff von *Spiel* das *Beiſpiel* zuſammen. — Die weitere Anwendung wirſt du ſelbſt machen. Wenn der Hörer alſo die Wörter nicht zerſtückt, ſo iſt es für ihn gleichviel, ob der proſodiſche Werth ihrer Beſtandtheile mit dem grammatiſchen übereinſtimmt; denn um dieſe Uebereinſtimmung zu bemerken, müßte er jeden der Beſtandtheile beſonders denken.

Deutſcher. Sie kann auf ihn wirken, ohne daß er ſich ihrer bewußt wird. Seine Aufmerkſamkeit fällt nun von ſelbſt auf das wichtigere.

Grieche. Da das Wort nach ſeinem unmittelbaren Eindruck ein untheilbares Ganzes iſt, ſo findet in dieſer Rückſicht auch in der Wichtigkeit ſeiner Theile gar keine Unterordnung ſtatt.

Deutſcher. »Iſt es nicht im höchſten Grade verſtimmte Sylbenzeit, wenn man zum Beiſpiel in φιληθησοίμην nach der kurzen Stammſylbe vier lange Veränderungsſylben anhören muß?«

Grieche. Man hört die Stammſylbe ja doch hinlänglich mit der Kürze. Seyd ihr ſo ſchwer zu verſtändigen, oder ſo unaufmerkſam, daß ihr ſie nicht unterſcheiden könnt, wenn ihr nicht insbeſondre mit den Ohren darauf geſtoßen werdet?

Deutſcher. »Wenn die Theile ſelbſt des dem Inhalte des Wortes angemeſſenſten Fußes in Anſehung ihrer Länge oder Kürze den Begriffen widerſprechen, ſo bekommt jener dadurch etwas, welches nun nicht mehr ſo recht übereinſtimmt; kurz, der Eindruck des einen wird durch den des andern geſchwächt.«

Grieche. Du ſetzeſt bei dieſem Eindruck außer der ſchon widerlegten Zergliederung des Wortes in ſeine Theilbegriffe, auch das voraus, worüber geſtritten wird: ob nämlich dieſe Eigenheit eurer Sprache ein allgemeingültiges Geſetz zum Grunde hat? ob wichtigere oder unwichtigere Theilbegriffe eines Wortes in einem natürlichen Verhältniſſe zu Längen und Kürzen ſtehn? Dieß ſcheint mir nun gar nicht ſo, ich finde da gar keinen Uebergang. Wenn noch von kurzen und langen Begriffen die Rede wäre! Aber da möchten die Nebenbeſtimmungen oft die weitläuftigſte Erörteich ihn in Gedanken verloren ſitzend fand, fuhr ich mit lindernder Hand über ſeine Stirn, allein er ſchrie laut auf, und mit vieler Mühe entrang ich ihm das Geſtändniß: ich hätte ſeine ſproßenden Geweihe unſanft verletzt.

Adelaide. Unglaubliche Einbildung!

Eulalia. Und wenn nur irgend ein Höcker auf ſeiner Stirn wahrzunehmen geweſen wäre! Es war ein bloßes Spiel der Phantaſie. Die Situation war mir ſo neu! Wie ſollte eine gute Frau ſich benehmen? Wie mußte Eulalia ſich benehmen? — Ein Arzt durfte nicht gerufen werden, weil er ſich ſeines Uebels ſchämte. Indeſſen nahm ſowohl der Wuchs der eingebildeten Geweihe, als die Empfindlichkeit ihrer jüngſten Enden immer zu. Sogar ſeinem alten Freunde, dem Major Horſt, traute er nicht mehr, weil er wußte, daß dieſer die Jagd liebt, und alſo glaubte, er laure beſtändig auf dem Anſtand, um ihn zu ſchießen, ſo daß ich den biedern Mann vor Meinau's argwöhniſchen Blicken in meinem Schlafimmer verbergen mußte.

Adelaide. Unglückliche Eulalia! Nach ſo viel Reue noch ſolche Strafe!

Eulalia. Ich ertrug ſie nicht nur mit ausdauernder Geduld, ich dankte dem Himmel inbrünſtig, daß er mir eine Gelegenheit gab, Meinau's Großmuth einigermaßen zu vergüten. Die Kopfkißen, deren er bald viele und in ungeheurer Größe brauchte, um ſein ſchweres Gewicht darauf ruhen zu laßen, polſterte ich mit eigner Hand. Tag und Nacht verließ ich ſein Bett nur auf wenige Augenblicke, um den troſtloſen Horſt aufzurichten. Wie ich eben von einer ſolchen Abweſenheit zurückkomme — nie werde ich die Schreckensſcene vergeßen — finde ich ihn aus dem Bett geſprungen und mit dem Kopfe gegen die Wand rennend, in der Entfernung rung verlangen. Vielleicht leuchtet dir das willkührliche der Regel mehr ein, wenn ich dir ein Beiſpiel aus deiner Sprache anführe, wo ſie nicht beobachtet iſt.

Deutſcher. Es giebt deren nur wenige.

Grieche. Ihr ſagt lĕbēndĭg: würde das Wort nun deutlicher, nachdrücklicher, ſchöner werden, wenn ihr lēbĕndĭg ſagtet?

Deutſcher. Es iſt überhaupt nicht gut abgeleitet; ein Deutſcher muß bei näherer Betrachtung etwas unſchickliches darin wahrnehmen.

Grieche. Weil es Ausnahme macht. Sonſt, denke ich, könnte eure Sprache aus lauter Wörtern beſtehn, die auf dieſe Art die Länge von den Stammſylben wegverlegten, und ſich ſehr wohl dabei befinden. Es verſteht ſich, daß ſie darnach eingerichtet ſeyn, und die Wörter tönend und vielſylbig verändern müßte.

Deutſcher. Dadurch würde ſie ganz aus ihrem Charakter herausgehn.

Grieche. Allerdings, dieſer Umſtand greift in den innerſten Bau der Sprachen ein. Er hat einen unüberſehbaren Einfluß auf die Wortſtellung, und worauf nicht alles?

Deutſcher. Wir ſind zu ruhig, um einen unverhältnißmäßigen Nachdruck auf das Unwichtigere zu legen, und lieben die Kürze zu ſehr, um es weitläuftig zu bezeichnen.

Römer. Wir waren lakoniſcher als ihr, und hatten doch Ableitungen und Biegungen von mehreren und zum Theil langen Sylben.

Grieche. Was iſt das wichtigere an einem Begriffe? Das nackte Allgemeine, oder die näheren Beſtimmungen, die beſondern Beziehungen, worin man ihn jetzt grade denkt?

Deutſcher. Unſtreitig jenes, weil alles andre ſich daran knüpft.

Grieche. Für den kalten Verſtand, ja; aber auch für die rege Fantaſie, für das beſchäftigte Gemüth des Redenden? Wenn Völker von lebhaftem Geiſt vielſylbig und tönend ableiten, biegen, ſteigern und umenden, ſo ſiehſt du, was man aus eurer kurzen, karglauten und nur nicht ſtummen Art es zu thun, ſchließen muß. Sie hängt mit der begriffmäßigen Sylbenzeit ſo zuſammen, daß man nicht weiß, was Urſache und Wirkung iſt. Sollten die Stammſylben Ton und Länge behalten, ſo durften ſich die hinzugeſetzten freilich nicht ſehr laut machen; aber wären dieſe häufiger ſtark ins Ohr gefallen; ſo hätten jene vielleicht beides verloren.

Deutſcher. Es komme woher es will, ſo bleibt es ein großer Vorzug, daß bei uns die Bewegung der Worte mit ihrem Inhalte immer übereinſtimmt.

Grieche. Mit ihrem Inhalte! Du redeſt wirklich, als ob die proſodiſche Beſchaffenheit des Wortes das Bild und die Empfindung ausdrückte, die es mittheilen ſoll. Hat nicht *ſteigen* und *fallen* denſelben Fuß? Und *pfeilſchnell* den ſchweren Spondeen, *Verzug* den muntern Jamben? Führe dieß durch unzählige Fälle hin, durch. Der Inhalt, welchen die begriffmäßige Sylbenzeit bezeichnet, iſt nicht einmal die logiſche, ſondern nur ungefähr die grammatiſche Form, das Verhältniß des Urſprünglichen und Abgeleiteten. Was kann mit Bezeichnung derſelben für die Darſtellung des Dichters gewonnen ſeyn?

Deutſcher. »Ihr habt Hauptwörter, die ganz unſchicklich aus lauter kurzen Sylben beſtehn.«

Grieche. Der Accent hob ſie hinlänglich. Doch ihr könnt euch die Muſik einer Sprache gar nicht vorſtellen, deren ſtarke Accente von der Quantität getrennt und unabhängig ſind.

Deutſcher. »Ihr laſt oft lange Reihen von Kürzen und Längen ununterbrochen auf einander folgen, was bei unſrer Beſtimmung der Sylbenzeit niemals der Fall ſeyn wird.«

Grieche. In der Poeſie wird dieß ſchon durch die Regel des Sylbenmaaßes beſchränkt; in der Proſa giebt die freiere Wortfolge und der Reichthum an Synonymen Mittel genug an die Hand, es zu vermeiden.

Deutſcher. »Ihr habt einen Ueberreichthum an Spondeen.«

Grieche. Unſre Längen waren weniger lang als eure. Ihr Uebergewicht konnte alſo nicht ſchaden, ſondern diente vielmehr dazu, die allzugroße Flüchtigkeit unſerer Sprache aufzuhalten. Ihr habt dagegen viel zu wenig Spondeen: Klopſtock hat ja ſelbſt dieſen Mangel durch ſein liebliches Klagelied an Sponda verewigt.

Deutſcher. Er hat nachher ſeine Geſinnung verändert, und fragt nicht mehr ſo viel nach den Spondeen.

Grieche. Sponda hat andre Liebhaber gefunden, die der etwas ſtarkgegliederten Schönen ihre Gunſt abzwingen, wenn ſie ſie nicht freiwillig erhalten. Es iſt eine große Unbequemlichkeit bei eurer Beſtimmung der Sylbenzeit, daß mit dem logiſchen Verhältniſſe der Haupt- und Nebenbegriffe auch das Verhältniß der Längen und Kürzen ſo feſtgeſetzt iſt, daß es nur innerhalb ſehr enger Gränzen wechſeln kann.

Deutſcher. Wir haben doch verſchiedne lyriſche Gedichte, wo ungewöhnlich viel Längen oder Kürzen zuſammengeſtellt ſind.

Grieche. Dafür iſt denn auch die am Sinn und an der Sprache verübte Gewaltthätigkeit ſehr ſichtbar.

Poeſie. Ich will es dir nicht verſchweigen, Deutſcher, daß einige von euch, die ſich zu meiner Religion bekennen, manchmal in die Abgötterei des Rhythmusdienſtes verfallen.

Grieche. Und die Opfer, die bei dieſem Dienſte gebracht werden, ſind Holokauſte: niemand kann ſie genießen.

Deutſcher. Wenn dergleichen Verſuche auch mißlingen, ſo ſtellen ſie doch die proſodiſche Beſchaffenheit unſerer Sprache ins Licht, und bringen unſre Verskunſt weiter. Warum hältſt du dich bei dieſen Nebenſachen auf? »Es iſt doch, dünkt mich, ſo etwas, in der epiſchen Versart, der ſchönſten unter allen, die Griechen zu übertreffen.«

Grieche. Der ſchönſten? Das kann ich dir nicht zugeben.

Deutſcher. Deine eignen Landsleute ſagen es ja.

Grieche. Spätere Grammatiker. Könnteſt du ein ſolches Urtheil aus der Zeit anführen, wo lyriſche und dramatiſche Kunſt blühten? Der Hexameter war vollkommen für ſeine Beſtimmung, der tragiſche Trimeter war es eben ſo ſehr für ſeine noch würdigere. Und welch ein Reichthum von muſicaliſchem Zauber liegt in den lyriſchen Sylbenmaaßen und Chören! Ich finde überhaupt bei Klopſtock die Anſicht, den Hexameter für den Gipfel der Griechiſchen Metrik zu halten, da er doch nur ihre allereinfachſte Grundlage war.

Deutſcher. »Der Homeriſche Hexameter iſt wenigſtens der vorzüglichſte unter allen.«

Grieche. Inſofern der Hexameter damals die natürliche Blüthe der Sprache war, konnte kein Späterer dieſe leichte Fülle wieder erreichen, auch bei dem größten Aufwande von Feinheiten der Kunſt, welche Homer noch nicht kannte.

Deutſcher. »Und dennoch iſt an Homers Versbau noch viel zu tadeln. Er übt oft Sylbenzwang aus.«

Grieche. Etwas ganz eignes, daß jemand, der einen Sänger nie gehört hat, ihn nach drei Jahrtauſenden hören lehren will! Klopſtock hat den Homer fleißig geleſen; aber Homer, weißt du, beſtimmte ſeine Rhapſodien eben nicht für den Druck. — Wiſſen wir, wie ſehr ſich die Ausſprache des Griechiſchen in dem, zwiſchen der Entſtehung der Homeriſchen Geſänge und ihrer Aufzeichnung verfloſſenen, Zeitraume verändert hat? Vermuthlich hatte zu jener erſten Zeit der Accent noch einen Einfluß auf die Länge, den er nachher verlor. Endlich mußte in einem Zeitalter, wo die ſchriftliche Bezeichnung noch gar nicht, oder ſehr wenig im

Gebrauch war, das Ohr ohne alle Regeln über die Sylbenmeſſung entſcheiden: und man wundert ſich, daß es auch bei der größten Zartheit nicht immer mit grammatiſcher Genauigkeit entſchied? Es fehlt ſo viel, daß »die andern Dichter auch in der Beobachtung der Sylbenzeit unter Homeren« geweſen wären, daß man vielmehr viele Freiheiten ganz allein bei ihm findet.

Deutſcher. »Homers Hexameter keucht manchmal unter der Spondeenlaſt, und kann kaum fort.«

Grieche. Du beurtheilſt den Griechiſchen Spondeen nach dem Deutſchen. Ich gab dir ſchon vorhin den Grund an, warum unſre Sprache mehr Längen verträgt als eure. Ein Vers von zwölf Sylben, wovon meiſtens acht, häufig neun lang wären, würde im Deutſchen unfehlbar ſchwerfällig ſcheinen. Und doch iſt der Trimeter des Aeſchylus ſo beſchaffen, und verdankt ſeine Größe hauptſächlich dem öfteren Gebrauch der Spondeen.

Deutſcher. »Homers Verſe gehen nicht ſelten ihren Weg für ſich, und laſſen den Inhalt den ſeinigen gehn, oder ſie gehn gar geradezu gegen den Inhalt an.«

Grieche. Wenn nun Homer gar nirgends die Abſicht gehabt hätte, den beſondern Inhalt durch den Gang des Verſes auszudrücken? Wenn dieſer Gedanke ganz außerhalb ſeines Kreiſes lag?

Deutſcher. So hätte er ja Weſen und Zweck des Sylbenmaaßes verkannt. »Sylbenmaaß iſt Mitausdruck durch Bewegung.«

Grieche. Sage mir nur, wie der Deutſche

Hexameter ſich vom Griechiſchen unterſcheidet, und was er dabei gewinnt. Das wird uns auf die Prüfung dieſes Satzes führen.

Deutſcher. »Unſer Hexameter hat den Trochäen zum dritten künſtlichen Fuße angenommen, und verlangt ſogar dieſen merklich öfter als den Spondeen. Er wird dadurch mannichfaltiger, und bekommt faſt den vierten Theil mehr metriſchen Ausdruck. Der Griechiſche hat nur ſiebzehn verſchiedne Wortfüße; der Deutſche, die fünf- und mehrſylbigen nicht mitgerechnet, zwei und zwanzig.«

Grieche. Alſo Mannichfaltigkeit und Ausdruck. Hältſt du Mannichfaltigkeit für etwas unbedingt Gutes?

Deutſcher. Nun freilich, ſie gefällt an ſich.

Grieche. Wäre Mannichfaltigkeit ohne Einſchränkung gut, ſo wäre jedes Sylbenmaaß fehlerhaft: denn jedes ſchränkt die Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Bewegungen ein. Ferner: ſoll der Ausdruck auf die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung, oder auf das Allgemeine gehen?

Deutſcher. Unſtreitig auf jene.

Grieche. Aber kehren die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung in dem Gedicht wieder?

Deutſcher. Nein, ſie ziehen vorbei, und es kommen andre und andre.

Grieche. Allein das Sylbenmaaß iſt ein Geſetz der Wiederkehr. Du ſiehſt alſo, der »Mitausdruck durch Bewegung,« auf dieſe Art ausgelegt, würde niemals darauf führen.

Deutſcher. Was verſtehſt du aber unter dem

Allgemeinen, und wie ſoll es der Dichter metriſch ausdrücken?

Grieche. Weiß etwa einer unter euch Repräſentanten der Sprachen, was epiſch iſt?

Franzoſe. Épique? Poème épique? Das ſollten wir nicht wiſſen?

Deutſcher. Unſre Theoretiker lehren es umſtändlich. Vor allem ſind die Epopöen epiſch.

Grieche. Die nun grade am wenigſten. Dir, Deutſcher, ſollte durch Nachbildungen der Homeriſchen Erzählungsweiſe, die ihr ſeit kurzem erhalten habt, ſchon ein Licht über das bisherige Nichtwiſſen angezündet ſeyn. Was für Gegenſtände weiſt Klopſtock dem metriſchen Ausdrucke an?

Deutſcher. »Erſt die ſinnlichen; hauptſächlich aber gewiſſe Beſchaffenheiten der Empfindung und Leidenſchaft«

Grieche. Der Empfindung und Leidenſchaft weſſen? Des Dichters, oder der von ihm dargeſtellten Perſonen?

Deutſcher. Beides fällt in eins: der Dichter nimmt an ſeinen Perſonen den innigſten Antheil.

Grieche. Wenn nun der epiſche Dichter Herrſchaft genug über ſich ſelbſt beſäße, um von dieſem Antheile nichts zu äußern? Und wenn eben dieſe über die Darſtellung verbreitete Ruhe der Grundcharakter des epiſchen Gedichtes wäre?

Deutſcher. Wie kann es dann gut ſeyn? »In guten Gedichten herrſcht die Leidenſchaft.«

Grieche. Wer das ſagte, dachte wohl nur an lyriſche. — Das Sylbenmaaß ſoll durch das Geſetz ſeiner Wiederkehr den Geiſt der Dichtart ausdrücken; die in dieſen Gränzen freigelaſſene Abwechſelung geſtattet dem Dichter, ſich auch dem Einzelnen durch metriſchen Ausdruck zu nähern. Der Geiſt des Epos iſt der unbeſtimmteſte, umfaſſendſte, ruhigſte: das Geſetz der Wiederkehr durfte alſo ſehr einfach, und der freigelaſſene Spielraum ſehr groß ſeyn. Die ganz individuell beſtimmte Richtung des lyriſchen Gedichts hingegen, die das Einzelne unumſchränkt beherrſcht, erfodert oft ein ſehr verwickeltes Geſetz der Wiederkehr: Strophen, auch wohl Antiſtrophen und Epoden; und hebt die Freiheit der Abwechſelung faſt gänzlich auf. Du wirſt dieß weiter anwenden: die Sache iſt zu weitläuftig, um ſie hier auszuführen. Es könnte doch wohl ſeyn, daß eben die Veränderung, welche eurem Hexameter mehr Mannichfaltigkeit und alſo Fähigkeit gab, das Einzelne auszudrücken, ihn zum Ausdruck der Hauptſache, nämlich des Epiſchen, weniger geſchickt gemacht hätte.

Deutſcher. »Der Trochäe vertritt ja den Spondeen beinahe. Er beſchützte euch vor den übermäßigen Längenreihen, wenn ihr ihn ebenfalls aufnahmt.«

Grieche. Mit der Gleichzeitigkeit der beiden Hälften jedes Fußes, wäre der ruhige, ebenmäßige Rhythmus des Hexameters zerſtört worden.

Deutſcher. Das beruht wieder auf dem Einfall mit der doppelten Dauer der Länge.

Grieche. Nennſt du es auch einen Einfall, wenn jemand Dreiachteltakte zwiſchen Zweivierteltakte einmiſchen wollte, und ein Muſiker ſagte ihm, das ginge nicht?

Deutſcher. Verſe und Muſik ſind auch ſehr verſchieden.

Grieche. Bei euch freilich, unſre Hexameter wurden geſungen. Dieß vergißt Klopſtock auch, wenn er ſeinen, für den Vorleſer ganz richtigen, Unterſchied zwiſchen künſtlichen und Wortfüßen auf uns anwendet, und daraus folgert. Wie die Poeſie überhaupt bei uns weit mehr Gewalt über die Sprache hatte, ſo vermehrte ſie auch ihre ſo ſchon große Stetigkeit; und was ein Abſchnitt des Verſes in ſich ſchloß, wurde gleichſam zu einem einzigen poetiſchen Worte.

Deutſcher. Du verwirfſt alſo unſern Hexameter gänzlich?

Grieche. Nicht doch, ich kann nur nicht zugeben, daß er unſerm vorgezogen werde. Eben weil der Deutſche Vers nur zum Vorleſen beſtimmt iſt, darf ſein Geſetz weniger ſtrenge ſeyn. Ueberdieß hat ja Klopſtock, wo er wollte, und mehrere eurer Dichter haben gezeigt, daß man im Deutſchen Hexameter machen kann, die in Anſehung des Rhythmiſchen, von der Euphonie iſt hier nicht die Rede, unſern ſehr nahe kommen.

Deutſcher. Ich bin zufrieden: du räumſt mir immer noch mehr ein, als alle meine neueren Gegner von ihren Sprachen rühmen können.

Italiäner. O wir haben auch Hexameter aufzuweiſen.

Franzoſe. Wir auch.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. »Ihr habt euch alle bemüht welche zu machen, aber es iſt euch mißlungen.«

jedoch, die ihm ſeine heftige Einbildung nöthig machte. Dabei ſchrie er: kommt ihr mich abzuholen, gehörnte Ungeheuer? Und unter dergleichen ſeltſamen Ausrufungen und gewaltſamen Stößen gab er den Geiſt auf.

Adelaide. Geprüfter Engel!

Eulalia. Er hatte mich wiederholt verſprechen laßen, daß bei Verfertigung des Sarges auf die Auswüchſe ſeiner Stirn Rückſicht genommen werden ſollte. Der Wille des Verewigten war mir heilig. Der Sarg erſchien am obern Ende mit einem Futteral verſehen, das die Form jener Hauptumgebungen nachahmte, und mit Blumenguirlanden umwunden war. Der edle Horſt und ich folgten der Leiche. Reue konnte ich nicht mehr empfinden, aber Menſchenhaß mußte es in der liebendſten Bruſt wecken, daß uns ſtatt mitgeweinter Thränen nur das Geſpött der fühlloſen Menge zu Theil ward.

Soufleur. Ich bin wie verſteinert; der Leichenzug muß hinter meinem Rücken über die Bühne gegangen ſein.

Adelaide. Unter Sonn' und Mond gab es nur Ein ſolches Paar. — Ach theure Eulalia, es giebt Augenblicke, in welchen man Jahre durchlebt; Augenblicke, welche ſchwarze Perücken in graue zu wandeln vermögen, und geſchminkte Wangen plötzlich bleichen. Aber ſolchen Augenblicken muß man aus dem Wege eilen. — Ueberlaßen Sie ſich nicht unthätigem Gram: das Schickſal will ſeine Tücken wieder gut machen, indem es Ihnen die Gelegenheit zu einer guten That zuwirft.

Eulalia. Eine gute That! O ſagen Sie geſchwind! Während wir hier reden, hätte ſie vielleicht ſchon abgethan ſein können.

Adelaide. Ihre Seelenſtärke habe ich eben kennen

Italiäner. Mißlungen? Ich denke, unſere Hexameter könnten den alten wohl ähnlicher werden als eure. Man hat nur keinen Geſchmack daran gefunden.

Poeſie. Ein erſter Verſuch gelingt nie ganz. Wenn die Sachen gleich ſtehen ſollten, ſo müßte in einer gleich günſtigen Epoche der Bildung jener Sprachen ein eben ſo hoher Dichtergeiſt ſeinen Ruhm an die Einführung der alten Sylbenmaaße gewagt haben. Mir ſcheint Klopſtock allzubeſcheiden, ſein eigenes Verdienſt der Sprache zuzurechnen.

Deutſcher. Die andern haben ja gar nicht einmal eine beſtimmte Sylbenzeit.

Poeſie. Kannte man die eurige als ſolche, ſo lange ihr bei den gereimten Sylbenmaaßen verharrtet? Hat nicht Klopſtock ſelbſt ihre Geſetze nur allmälig entdeckt? Hat nicht Hagedorn ſich in einem Briefe an Ebert wegen einer ihm zweifelhaften Quantität erkundigt, über die ihn jetzt jeder Schüler der Proſodie zurechtweiſen kann?

Deutſcher. Es bleibt doch ein Verdienſt der Deutſchen, daß ſie die alten Sylbenmaaße ſo willig aufgenommen.

Poeſie. Du vergißt, welche ſaure Mienen ihr Geſchmack gemacht, ehe er ſich dieſe Medicin hat eingehn laſſen. Die vom Zaune gebrochenen Einwendungen rechne ich mit zu den ſauren Mienen. Es gehörte wirklich Klopſtocks feſte Männlichkeit dazu, um die Sache durchzuſetzen. Ueber ein halbes Jahrhundert iſt es nun her, ſeit der Anfang gemacht wurde; Klopſtock hat gleich damals, und beſonders in den neueſten

Zeiten von großen Dichtern fleißige Nachfolge gefunden: und wie weit iſt es denn nun mit der Popularität der alten Sylbenmaaße?

Deutſcher. So weit, daß es nie wieder rückwärts gehen kann. Auch deswegen nicht, weil wir ein Bedürfniß haben, die Alten in ihrer ächten Geſtalt zu leſen, und uns in eigenen Werken an ihre großen Formen anzuſchließen.

Poeſie. Ueber die anfängliche Abneigung gegen die antiken Sylbenmaaße darf man ſich indeſſen nicht wundern: ihre Verſchiedenheit von den modernen liegt nicht auf der Oberfläche, ſondern iſt in dem weſentlich verſchiednen Charakter der Bildung gegründet. Laß bei den andern Nationen den Sinn für das Antike einmal erwachen, ſo werden ſie in ihren Sprachen die Fähigkeit zu den alten Sylbenmaaßen ſchon hervorzurufen wiſſen, und deine verliert ihr Monopol damit.

Deutſcher. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn das geſchieht: Klopſtocks Name wird immer zuerſt dabei genannt werden.

Römer. Zur Vergeltung dafür, daß er die Römer ohne Umſtände Meiſterer genannt hat, weil ſie die Freiheiten des Griechiſchen Versbaues aus Gründen, die in der Natur ihrer Sprache lagen, enger einſchränkten, mache ich ihm den Ruhm der Erfindung ſtreitig.

Deutſcher. Es kann ihm nur in ſo fern daran liegen, als er es zuerſt auf die rechte Art angefangen und die Erfindung behauptet hat.

Römer. Dem ſey wie ihm wolle, es ſind ſchon vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren Deutſche Hexameter gemacht. Ihr wundert euch? Ich hörte ja erſt, die Geten wären ein Deutſches Volk geweſen.

Deutſcher. Ganz richtig.

Römer. Ovid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langerweile, oder weil er es gar nicht laſſen konnte, Getiſche Verſe:

Sag' ich es? Ach, wie beſchämt! Ich entwarf auch Getiſch ein Büchlein,
Fügte barbariſche Wort' unſeren Weiſen gemäß.

Alſo in Lateiniſchen Sylbenmaaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beifall damit:

Und es gefiel, ja! wünſche mir Glück; ſchon unter den wilden
Horden des Getiſchen Volks werd' ich ein Dichter gerühmt. — —
Als ich das Werk durchleſen der nicht einheimiſchen Muſe,
Als mir das ſchließende Blatt nieder zum Finger gelangt:
Schüttelten alle das Haupt, voll klirrender Pfeile die Köcher,
Während von Getiſchem Mund langes Gemurmel erſcholl.

Deutſcher. Die Geten waren alſo ſchon klüger als die neueren Europäer, die nichts von den alten Sylbenmaaßen wiſſen wollten.

Grieche. Ich komme auf die Kürze. Klopſtock hat ſich beſonders bemüht zu zeigen, ſeine Sprache übertreffe hierin die beiden alten.

Deutſcher. Es iſt ihm auch gelungen. Er hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Ueberſetzung verkürzt, ohne ihnen etwas zu nehmen.

Grieche. Sollen wir die Kürze mit der Elle meſſen, oder nach der Uhr berechnen?

Deutſcher. Wozu dieſe ſpöttiſche Frage?

Grieche. Die Kürze iſt ja etwas ſinnliches: ſie wird alſo im Raume oder in der Zeit wahrzunehmen ſeyn.

Deutſcher. Allerdings in beiden. Du ſiehſt ja, Klopſtocks Verdeutſchungen haben immer weniger Verſe als das Original.

Grieche. Das wäre denn doch eine Art von ſinnlichem Maaßſtabe. Aber er iſt nicht genau genug: welch ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers! Daß ein Deutſcher Hexameter auf dem Papier länger iſt als ein Griechiſcher, fällt in die Augen, und wenn du noch zweifelſt, ſo befrage den Setzer. Um jenen Maaßſtab nach der Zeit näher zu prüfen, müßte der Originaldichter und der Dollmetſcher, jeder ſo geſchwind er könnte, die angeblich verkürzte Stelle herſagen, und man ſähe dann, wer am erſten fertig wäre.

Engländer. Schön, da giebt es Vers-Wettrennen. Ich will gleich eine Wette anſtellen.

Franzoſe. Auf dieſe Art werde ich den Deutſchen auch leicht in der Kürze beſiegen, denn drei von ſeinen Sylben dauern oft länger als ſechs von meinen. Irritabilité, Reizbarkeit.

Deutſcher. Wie kannſt du ſo lächerliche Vorſchläge thun? Je kürzer der Ausdruck, deſto mehr Würde, Nachdruck und alſo auch Langſamkeit erfodert der Vortrag.

Grieche. So geht ja der ganze Vortheil der Kürze, das bischen erſparte Zeit, wieder verloren.

Deutſcher. Du redeſt unmöglich im Ernſt, denn du weißt ſo gut, wie ich, daß »die Kürze wenige Theile durch Worte von ſtarker Bedeutung zuſammenfaßt, und gleich einer großen Lichtmaſſe auf einem Gemälde leuchtet.«

Grieche. Vortrefflich! Das hat ein Meiſter geſagt. Ich wollte dich nur zu dem Geſtändniß bringen, daß man die Kürze nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen einer gewiſſen hervorzubringenden Wirkung ſucht, und daß ſie nicht überall in gleichem Grade hingehört.

Deutſcher. »Sie begünſtigt doch überall das ſchnellere Denken; und der ſchnellere Gedanke iſt lebendiger, hat mehr Kraft!«

Grieche. Schnell und langſam ſind Verhältnißbegriffe, wobei es auf Gewöhnung ankommt. Ihre großen Streiche thut die Kürze nur durch das Ungewöhnliche. Der beſtändige Lakonismus mag eine große ſittliche oder politiſche Eigenthümlichkeit ſeyn, aber er iſt weder etwas dichteriſches noch redneriſches.

Deutſcher. Iſt es nicht erhaben, wenn die Spartaniſche Mutter ihrem Sohne den Schild mit den Worten übergiebt: Den oder auf dem!

Grieche. Weil es das ſchlichte und entſchiedne einer erhabenen Geſinnung ausdrückt. Aber gewiß fiel dieß den Athenern, eben weil ſie vom Morgen bis in den Abend zu plaudern pflegten, ſtärker auf, als den halb ſtummen Spartanern ſelbſt. Der geſellige Menſch liebt zu reden, der Dichter iſt der geſelligſte aller Menſchen. Wenn er nun immer mit den Worten und Sylben geizte, ſo wäre ſeine Freude ja gleich zu Ende.

Deutſcher. Er iſt ſo reich, daß er viel in wenigem geben kann, ohne ſich zu erſchöpfen.

Grieche. Seine Erhebung über die Wirklichkeit ſodert von ihm eben ſo oft Entfaltung als Zuſammendrängung. Der angeſtellte Wettſtreit bewieſe nichts wenn die überſetzten Stellen auch noch viel beträchtlicher in einer Dollmetſchungsmühle zuſammengeſtampft würden. Die alten Dichter wollten ja nicht kürzer ſeyn, als ſie waren. Man müßte ſie nun erſt wieder erwecken, und ihnen geſtatten, aus ihren Verſen Kunſtſtücke der Kürze zu machen.

Deutſcher. Es iſt die Frage, ob ſie daſſelbe kürzer ausdrücken konnten.

Grieche. Nach der Wahl der aus dem Griechiſchen überſetzten Stellen kann es Klopſtocken unmöglich rechter Ernſt damit geweſen ſeyn. Aus dem Homer, und immer aus dem Homer! Homer kennt keine andre Kürze als die der Einfalt, und ihm iſt auch ihre ganze Weitläuftigkeit eigen. Uebrigens iſt ſchöner Ueberfluß der Hauptcharakter ſeines Stils. Galt es bei dem Wettſtreite wirklich eine Entſcheidung: warum wurden nicht Stellen des tragiſchen Dialogs gewählt, wo die Gedanken mit jeder Zeile wie Geſchoſſe hin und wieder fliegen? Oder von jenen Verſen des Aeſchylus, wovon zwei in die Wage gelegt, den ganzen Euripides mit Weib, Kindern, Kephiſophon und Büchern aufwiegen konnten? Oder von jenen gewaltigen Sprüchen des Pindar, womit er ſeiner über ihre Ufer brauſenden Rede auf einmal einen Damm entgegenſetzt? Oder wenigſtens von den gediegenen Sittenſprüchen des Menander?

Römer. Auch die aus dem Römiſchen gewählten Stellen ſind meiſtens Virgiliſche, mit einer gewiſſen Fülle geſchmückte. Und vollends aus dem geſchwätzigen Ovid!

Deutſcher. Doch auch aus Horazens Oden.

Römer. Das bedeutet ſchon mehr. Man muß, denke ich, froh ſeyn, ihn ohne Verkürzung überhaupt nur gut überſetzen zu können.

Deutſcher. Kurz und gut.

Römer. Es möchte kurz und ſchlecht daraus werden. Dieß wäre der Fall, wenn an die Stelle der Anmuth und Leichtigkeit, die ſich beim Horaz mit dem ſinnreichen Nachdruck der Kürze paart, Härte und Dunkelheit träte.

Deutſcher. Klopſtock hat deine Sprache durch die Bedingung des Wettſtreites genug geehrt, Römer. Die Vereinung ſoll ja Siegerin ſeyn, wenn ſie auch die überſetzten Stellen ein wenig verlängern müßte.

Römer. Sie thut es nur Einmal, und wo es nicht nöthig war, bei dieſen Zeilen Virgils:

Ille caput quassans: Non me tua fervida terrent
Verba, ferox, di me terrent, et Juppiter hostis.

Turnus ſchüttelt ſein Haupt: Nicht deine flammenden Worte
Schrecken, Wütender, mich, mich ſchrecken die Götter, und der mir
Zürnet, Jupiter!

Warum nicht:

Schüttelnd das Haupt ſprach jener: Mich ſchreckt dein brauſendes Drohn nicht,
Trotziger! Göttergewalt, und der feindliche Jupiter ſchreckt mich.

Du ſiehſt, die einzelnen Fälle beweiſen weder für noch wider die größere Kürze einer Sprache; es miſcht ſich da zu viel Zufälliges hinein. Man muß auf ihren Bau zurückgehn.

Deutſcher. »Gut, die meinige hat kürzere Worte.«

Engländer. Wenn es darauf ankommt, ſo nehmt es einmal mit mir auf.

Römer. Soll die Sprachkürze dichteriſchen Werth haben, ſo muß ſie der Schönheit nicht Eintrag thun. Das thut aber die Einſylbigkeit. Zur Würde gehört ein gewiſſer Umfang der Wörter. Die Schönheit liebt tönende und durch den Wohlklang beflügelte Vielſylbigkeit. Alles beruht darauf, daß eine Sprache die Theile der Gedanken in große Maſſen zuſammenfaſſen, und daß ſie kühn auslaſſen dürfe.

Deutſcher. Dieß hat Klopſtock ſelbſt dadurch angedeutet, daß er die Vereinung mit Harmoſis und dann mit Ellipſis den Wettſtreit der Kürze halten läßt.

Römer. In beiden Stücken kann es die Deutſche Sprache den alten und beſonders meiner nicht gleich thun. Dieſe iſt noch kürzer als die Griechiſche, weil ſie keinen Artikel und keine Partikeln hat.

Grieche. Die Partikeln verlängern die Sprache wenig, weil ſie ſich ganz an die größeren Wortmaſſen anfügen. Der Artikel iſt erſt ſpäter in unſre Sprache gekommen: Homer hat ihn noch nicht, und unſre Dichter waren daher überhaupt nicht ſo ſehr an ihn gebunden.

Römer. Und weil ſie vieles durch Umendungen der Nennwörter anzeigt, wozu die Griechiſche Beziehungswörter braucht. Das Deutſche hat nun obendrein die unvollſtändige Biegung der Zeitwörter, welche ihm oft doppelte Hülfswörter, und die beſtändige Wiederholung der perſönlichen Fürwörter nöthig macht. Redensarten wie: Ostendite bellum, pacem habebitis! mögt ihr in der Sylbenzahl kürzen; in wie viele Wörter und Wörtchen müßt ihr ſie zerſtücken! Eben die vollſtändige Beſtimmtheit, womit wir die Nebenbegriffe und Verhältniſſe an den Hauptwörtern bezeichnen, macht auch, daß wir viel auslaſſen dürfen, ohne, wie ihr, Zweideutigkeit und Verworrenheit zu befürchten. Dazu kommen nun noch jene zuſammendrängenden Wendungen: der bei euch ſo ſehr beſchränkte Gebrauch des Particips, der abſolute Ablativ u. ſ. w.

Deutſcher. Wir können mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte vereinigen.

Römer. Das iſt etwas. Unſre Sprache hat ſich hierin freilich ſehr eingeſchränkt. Aber du ſiehſt, daß es bei weitem nicht entſcheidet: denn ſonſt könnten wir nicht kürzer als die Griechen ſeyn, die ebenfalls viel zuſammenſetzen.

Franzoſe. Hört endlich auf, ſo langweilig über die Kürze zu ſeyn. Ihr beweiſt, daß es damit weit mehr an den Menſchen als an den Sprachen liegt. Unſere zum Beiſpiel iſt kurz, weil es uns natürlich iſt, uns kurz zu faſſen.

Deutſcher. Oder wenigſtens ſchnell überhin zu gehn.

Franzoſe. Die eurige hingegen iſt lang, weil ihr bedächtig, langſam und ſchwerfällig, mit näheren Beſtimmungen, Einſchränkungen und Gegeneinſchränkungen, Erläuterungen, Einſchaltungen, Bevorwortungen etwaniger Mißverſtändniſſe, und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnt. Ueber die Heiligerömiſchereichdeutſchernationsperioden hat ſich ja euer Fürſprecher ſelbſt luſtig gemacht. Hier laßt ihr euch doch öffentlich als Nation vernehmen. Vergleicht nur einen einzigen Reichstagsſchluß mit einer ganzen Conſtitution von uns.

Deutſcher. Deswegen habt ihr auch beinah ſo viel Conſtitutionen nöthig, als wir Reichstagsſchlüſſe.

Italiäner. Warum wird denn mir Weitſchweifigkeit vorgeworfen? Giebt es einen Deutſchen Dichter, der ſo ſehr Meiſter in der Kürze wäre als Dante? Wir haben auch eine vollſtändigere Biegung der Zeitwörter, und knüpfen oft mehrere Fürwörter an ſie an.

Deutſcher. O ja, ihr ſeyd beſonders in der Proſa allerbewundernswürdigſt kurz! Maravigliosissimamente!

Italiäner. Das iſt nun wieder Sache des Geſchmacks. Wir lieben den Superlativ.

gelernt, und wähle daher keine Umwege, um Ihnen das Härteſte beizubringen. Unſer Kotzebue iſt in die Verbannung nach Siberien geſandt.

Eulalia. Mein Kotzebue? Der Retter meiner Tugend? Der Verſöhner meines Gatten? der mich allen zartfühlenden Weibern zum Vorbild aufgeſtellt hat? — Wenn ich nicht Meinau's Tod überlebt hätte, würden Sie mich hier in Ohnmacht fallen ſehn.

Adelaide. Laßen Sie nur, ich glaube es Ihnen gern.

Eulalia. Aber was iſt zu thun?

Adelaide. Ein Fußfall bei dem Monarchen —

Eulalia. O Fußfälle ſind mein Fach, und wenn ich nur einigen Eindruck auf ſein Herz machen kann, ſo verſtehe ich mich zu allem. — Und du, nunmehr beruhigter Schatte, wirſt mir verzeihn, wenn ich die deinem Andenken gewidmete Farbe ablege, und meine Reize in bunten Schmuck hülle, den mein Herz Lügen ſtraft.

Adelaide. Nicht doch, Eulalia, Sie ſind ja Blondine, Sie können keine überredendere Tracht wählen.

La Peyrouſe. Ja ja, es wird ſchon gehn, Sie ſprechen ja wie ein Engel. Nur friſch auf den Weg! Treten Sie unterdeſſen herein zu meinen Frauen. (Er hebt ſie hinauf in den Kaſten.) Und Ihr, bewillkommet ſie auf's Beſte.

(Die Puppen ſchlagen ihre hölzernen Köpfchen gegen einander, indem ſie mit feinen Stimmen ausrufen: heldenmüthige Adelaide! holde Malwina! tugendhafte Eulalia!)

Gurli ſteckt aus dem gegenüberſtehenden Hauſe den Kopf zum Fenſter hinaus.

Gurli. Was giebt's da? Ah, große und kleine Puppen! das muß Gurli ſehn.

La Peyrouſe. Ei du allerliebſtes muntres Kaninchen, Poeſie. Da Klopſtock einen ſo ungemeinen Werth auf die Kürze legt, warum hat er nicht neben der Bildſamkeit, Bedeutſamkeit und ſo manchen ähnlichen auch die Schweigſamkeit aufgeführt?

Grammatik. Sie konnte ja nicht mitreden, ohne ihren Charakter zu verläugnen.

Poeſie. So hätte ſie wenigſtens, wie die Niobe des Aeſchylus, mit verhülltem Antlitz unter den Streitenden geſeſſen und Ehrfurcht geboten.

Grammatik. Klopſtock ſpielt ſelbſt die Rolle der Schweigſamkeit in dem ganzen Buche. Kaum giebt er Winke, wo man befriedigende Belehrung von ihm wünſcht.

Franzoſe. In den grammatiſchen Geſprächen wird ein Wettſtreit zwiſchen den Sprachen angekündigt, worin ihnen der Vorrang nach der Geſchicklichkeit im Ueberſetzen zuerkannt werden ſoll. Ich proteſtire hiegegen im Namen der meinigen. Es iſt ein bloß nationaler Canon, denn die Deutſchen ſind ja Allerweltsüberſetzer. Wir überſetzen entweder gar nicht, oder nach unſerm eignen Geſchmack.

Deutſcher. Das heißt, ihr paraphraſirt und traveſtirt.

Franzoſe. Wir betrachten einen ausländiſchen Schriftſteller, wie einen Fremden in der Geſellſchaft, der ſich nach unſrer Sitte kleiden und betragen muß, wenn er gefallen ſoll.

Deutſcher. Welche Beſchränktheit iſt es, ſich nur einheimiſches gefallen zu laſſen!

Franzoſe. Die Wirkung der Eigenthümlichkeit und der Bildung. Helleniſirten die Griechen nicht auch alles?

Deutſcher. Bei euch eine Wirkung einſeitiger Eigenthümlichkeit und conventioneller Bildung. Uns iſt eben Bildſamkeit eigenthümlich.

Poeſie. Hüte dich, Deutſcher, dieſe ſchöne Eigenſchaft zu übertreiben. Gränzenloſe Bildſamkeit wäre Charakterloſigkeit.

Grieche. Was ihr im Ueberſetzen leiſten könnt, weiß ich. Indeſſen wollte ich euch doch in wenigen Zeilen allerlei zu rathen aufgeben, und ſehr lebhaft daran erinnern, daß unſre Sprache ihre ganz unnachahmlichen Reize hat. Es verſteht ſich, daß nur das mit gleicher oder beinah gleicher Würde, Kraft und Anmuth nachgebildete überſetzt heißen kann.

Deutſcher. Ich erwarte deine Aufträge.

Grieche. Hier ein paar Verſe des Sophokles:

Ὅτε Μοῖρ' ἀνυμέναιος,
ἄλυρος, ἄχορος, ἀναπέφηνε.

Und folgendes Diſtichon des Hermeſianax:

Μίμνερμος δὲ τὸν ἡδὺν ὅς εὕρετο, πολλὸν ἀνατλὰς,
Ἦχον, καὶ μαλακοῦ πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου.

Es iſt nur eine kleine Probe.

Italiäner. Laß mich auch eine hinzufügen, es ſollen nur einzelne Verſe ſeyn. Von Dante aus der Jugendgeſchichte der Seele:

L'anima semplicetta, che sa nulla;

und vom Arioſt auf den großen Buonarroti:

Michel, più che mortal, Angel divino.

Deutſcher. Nach dieſem Spiel fürchte ich, daß mir der Römer Semibovemque virum semivirumque bovem aufgiebt.

Römer. Sey unbeſorgt, ich habe beſſeres zu wählen: Hier iſt eine Schilderung des Hylas an der Quelle:

Et circumriguo surgebant lilia prato
  Candida purpureis mista papaveribus.
Quae modo decerpens tenero pueriliter ungui,
  Proposito florem praetulit officio.
Et modo formosis incumbens nescius undis
  Errorem blandis tardat imaginibus.

Du haſt die Bedingung, mit faſt gleicher Anmuth, nicht vergeſſen.

Deutſcher. Ich werde die Aufgaben aus den Alten Klopſtocken und Voſſen verlegen. Wir können freilich keine ſolchen Pentameter machen. Dann ſchließe ich auch aus eurer Wahl, daß ihr einen mir unmöglichen Fehler mit übertragen wünſcht.

Grieche. Welchen Fehler?

Deutſcher. Die Abtrennung der Beiwörter von ihren Hauptwörtern, und überhaupt »eure verworſne Wortfolge.«

Grieche. Die Freiheit der Wortfolge, die ſchönſte Frucht von dem vollkommenen Bau unſrer Sprachen, ſoll ein Fehler ſeyn?

Deutſcher. Gut, ich will mit beibehaltner Wortſtellung aus euren Dichtern überſetzen.

Römer. Ich weiß wohl, das Klopſtock, um die Unſchicklichkeit unſerer Wortfolge zu beweiſen, dieſe Probe an einer ſchönen Stelle des Horaz gemacht hat.

Aber was beweiſt ſie? Zuerſt wird in jeder Sprache vieles für natürlich gehalten, was bloß auf der Gewöhnung beruht. Es iſt eben ſo, als wenn jemand aus einer fremden Sprache mit beibehaltenem Geſchlecht der Hauptwörter überſetzte, etwa argenteus Luna und aureus Sol ſagte, und ſich dann über die Wunderlichkeit jener wunderte. Ferner iſt die Sache durch die Uebertragung ins Deutſche durchaus verändert. So wie ihr die Wörter aus den erlaubten Stellen wegrückt, entſteht Zweideutigkeit und Verworrenheit, weil bei euern unvollſtändigen Biegungen die Stellung zu Hülfe kommen muß, um die Verhältniſſe der Wörter zu erkennen, die bei uns auf das deutlichſte an ihnen ſelbſt bezeichnet ſind.

Deutſcher. »Die Wirkung wird geſchwächt, während man die Worte, die hie und da getrennt herum taumeln, mit Zeitverluſte zuſammen ſuchen muß.«

Grieche. Und wer wußte das ! Die Einheimiſchen, die es von Jugend auf ſo gewohnt waren? Ueberdieß fallen unſre tönenden und vielſylbigen Biegungen (du erinnerſt dich deſſen, was ich vorhin von ihrem vielfachen Einfluſſe ſagte) ſtark ins Ohr; das durch die Bedeutung verknüpfte ordnet ſich von ſelbſt auch ſinnlich zuſammen. Eine ſo ängſtliche Wortfolge zu beobachten, wie in eurer und andern neueren Sprachen, wäre bei uns übermäßige Deutlichkeit geweſen, und dieſe iſt für eine ſchnelle Faſſungskraft läſtig und beleidigend.

Deutſcher. Gleichwohl ſcheint ihr ſelbſt das Fehlerhafte gefühlt zu haben. »Ihr Griechen gingt in der Verwerfung der Worte nicht ſo weit als die Römer, und Homer war unter euern Dichtern der enthaltſamſte.«

Grieche. Das brachte die Einfalt ſeines Zeitalters und der Geiſt der Gattung mit ſich. Auf dieſe Art würfeſt du aber der Sprache vor, was die Dichter verſehen hätten. Eine Freiheit iſt ja niemals ein Uebel. Man kann ſich ihrer bedienen, oder auch nicht.

Deutſcher. »Eure verworfne Wortfolge war eine Sache der Noth. Sie iſt vermuthlich bloß daher entſtanden, daß ihr aus lauter Längen oder Kürzen beſtehende Wörter habt, daß alſo die natürliche Ordnung zu viel lange oder kurze Sylben zuſammenbrachte, die des Sylbenmaaßes und in Proſa des Numerus wegen getrennt werden mußten.«

Grieche. Du ſiehſt das als einen Nothbehelf an, was die durchgängige Unabhängigkeit unſrer Poeſie vom Bedürfniſſe auf das ſchönſte beurkundet. Du kennſt doch die orientaliſche Weiſe, mit Blumen Briefe zu ſchreiben? Nimm nun an, die Bedeutung jeder Blume ſei beſtimmt, und ihre Verhältniſſe zu einander ebenfalls; möchteſt du dann den Kranz daraus lieber ſo geflochten ſehen, daß die gleichartigen Blumen beiſammen blieben, oder daß ſie ſich mannichfaltig durchſchlängen? Unſre Strophen, unſre Diſtichen ſind ſolche Kränze; eben durch die Stellung werden ſie zu Ganzen, wo nichts herausgeriſſen werden kann, ohne ſie zu zerſtören. Das Bild, der Gedanke wirkt nun als eine untheilbare, innig vereinigte Maſſe.

Franzoſe. In dem Verdienſt einer natürlichen, dem Verſtande gemäßen, ordentlichen Wortfolge ſind wir dir überlegen, Deutſcher.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. Ihr müßt wohl: man verſtände euch ſonſt gar nicht, da ihr keine Umendungen der Haupt- und Beiwörter habt.

Franzoſe. Du führſt eben das gegen uns an, was der Grieche gegen dich. Ueberhebe dich alſo nicht deiner etwas weniger kargen Wortändrung.

Engländer. Deine Sprache iſt auf halbem Wege ſtehn geblieben. Meine hat nicht nur die Umendungen, ſondern auch die unnützen Geſchlechtsunterſchiede der Haupt- und Beiwörter abgeſchafft; ja ſie conjugirt nur eben zwiſchen den Zähnen. Sie iſt eine Philoſophin.

Deutſcher. Auch eine Dichterin?

Engländer. Sie iſt ſehr kühn und frei, ſo oft ſie will.

Franzoſe. Welches iſt das Geſetz der Deutſchen Wortfolge?

Deutſcher. Sie läßt gewöhnlich das Unbeſtimmtere vorangehn.

Grieche. Damit leiſtet ſie der Einbildungskraft einen ſchlechten Dienſt.

Deutſcher. »Ueberhaupt liebt ſie es, Erwartungen zu erregen: ſie ſetzt daher das Beiwort vor die Benennung, und die Modification vor das Modificirte.«

Franzoſe. Deswegen trennt ſie auch das unmittelbar zuſammen gehörige: das perſönliche Fürwort und Hülfswort vom Zeitworte, dieſes von der Conjunction, wodurch es regiert wird; die trennbaren Präpoſitionen von den Zeitwörtern, womit ſie zuſammengeſetzt ſind u. ſ. w. Das eine ſtellt ſie zu Anfange, das andre zu Ende des Satzes. Kurz, eure Wortfügung gleicht, beſonders in den langen proſaiſchen Perioden, einer Krebsſcheere die ſich langſam und bedächtig öffnet, und dann auf einmal zuſchnappt.

Deutſcher. Du haſt keine Urſache zu ſpotten. Wie gebunden iſt deine poetiſche Wortfolge gegen meine!

Italiäner. Und wiederum die Deutſche gegen meine!

Franzoſe. Ihr könnt nicht einmal wie wir das Beiwort vor oder hinter das Hauptwort ſetzen.

Deutſcher. Wir thun jetzt auch das letzte mit Hülfe des wiederhohlten Artikels.

Poeſie. Man kann einer Sprache eigentlich das nicht anrechnen, wozu nur die Kühnheit einiger Männer von Anſehn ſie allmälig nicht ohne Widerſetzlichkeit gebracht hat. Erinnre dich, Deutſcher, wie gar weniges von poetiſcher Wortſtellung ihr hattet, ehe Klopſtock dichtete.

Engländer. Jetzt habe ich eine beſondere Klage gegen ihn vorzubringen. Er beſchuldigt mich der barbariſchen Sprachmiſcherei: ich nehme Lateiniſche Wörter aus dem eiſernen Zeitalter auf, und ſelbſt aus dem bleiernen der Mönche.

Deutſcher. Es liegt ja am Tage. Er hat auch durch Ueberſetzung einer Stelle Miltons, worin er die Franzöſiſchen und Lateiniſchen Ausdrücke im Deutſchen beibehält, gezeigt, welchen Eindruck das machen muß.

Engländer. Freilich iſt unſre Sprache aus fremdartigen Beſtandtheilen erwachſen, aber ſie ſind ſo verſchmolzen, daß man deren verſchiedenen Urſprung gar nicht einmal bemerkt.

Deutſcher. »Das thut nichts, dadurch wird dem Unedlen der Miſchung nicht abgeholfen.«

Engländer. Hältſt du entkörpern für ein edles Wort?

Deutſcher. Allerdings.

Engländer. Wenn nun jemand, wo es in einem eurer Dichter vorkommt, entkorporiren ſetzte? Oder gar ſtatt, »der Lorbeer krönt ihn,« der Laurusbeer koronirt ihn? Würde dadurch nicht die ganze Sache verändert? Dennoch hat es mit jener Ueberſetzung aus Milton ungefähr dieſe Bewandtniß.

Deutſcher. Die ſpäteren verwerflichen Einmiſchungen der Gelehrten und Weltleute abgerechnet, enthält das Deutſche wenig fremde Wörter. Es iſt eine urſprüngliche und reine Sprache.

Grieche. Das Urſprüngliche iſt mehr, als ich von der Helleniſchen zu rühmen wage.

Römer. Und was das Reine betrifft, ſo weiß ich beſſern Beſcheid zu geben.

Deutſcher. Nun ja, die Ausdrücke, welche auf den Religionsdienſt Bezug haben, brachten freilich die Lateiniſchen Prieſter mit.

Römer. Nicht doch! Ihr könnt ohne unſre Hülfe keine Verſe machen; ihr habt nicht einmal eine einheimiſche Natur.

Grieche. Ich befürchte, Deutſcher, deine Landsleute werden die Ausdrücke aus den fremden, beſonders aus den alten Sprachen nicht los, bis ſie es einmal wie die Kaunier machen.

Deutſcher. Was thaten die Kaunier?

Grieche. Man richtete Tempel fremder Götter bei ihnen auf, gegen die ſie eine Abneigung hatten. Sie bewaffneten ſich alſo einſt ſämtlich, ſchlugen mit ihren Speeren in die Luft, und zogen ſo bis an die Gränze, indem ſie dabei ſagten, ſie trieben die fremden Götter aus.

Franzoſe. Der unwiderſtehliche Hang, der ſich in einer Sprache äußert, aus einer andern zu entlehnen, deutet auf höhere Bildung dieſer. Die Minneſinger borgten ſchon von unſern Provenzalen, und noch jetzt —

Deutſcher. Die wiſſenſchaftlichen Ausdrücke nehmen wir meiſtens von den Römern und Griechen; mit den Namen der geſellſchaftlichen Thorheiten verſehen uns unſre Nachbarn.

Franzoſe. Die feineren Thorheiten und ihre Beobachtung zeugen auch von Bildung: ſie machen das Leben liebenswürdig. Doch nun iſt die Reihe an mir, über die ausgezeichnete Feindſeligkeit zu klagen, daß in den grammatiſchen Geſprächen aus einer einzelnen Grille meiner Sprache eine eigne Perſon, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, gemacht wird —

Grammatik. Was erhebt ſich draußen für ein Geräuſch?

Poeſie. Da tritt eine ſeltſame Figur herein. Wer biſt du?

Grille. Eine mächtige Fee. Ich nenne mich, wie es mir einfällt und es euch beliebt. Oft herrſche ich über dich, Grammatik, und nicht ſelten auch über dich, Poeſie.

Grammatik. Daß wir nicht wüßten.

Grille. Ich komme jetzt nur um euch zu melden, welch ein Unglück bevorſteht, wenn ihr nicht ſchleunigſt dieſe Verſammlung trennt. Die Deutſchheit, entrüſtet über die ihr widerfahrne üble Begegnung, hat Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, und das Gerücht von dem, was hier vorgeht, überall verbreitet. Nun ſind alle in den Grammatiſchen Geſprächen vorkommenden Perſonen und noch andere rege geworden; ſie wollen anklagen, vertheidigen, oder wenigſtens als Zeugen auftreten. Sie ſind zum Theil heftig unter einander entzweit, und wenn ihr nicht ſchnell aufbrecht, ſo werdet ihr dieſen friedlichen Ort zum Schauplatze des allgemeinen Krieges werden ſehn. Der Verſtand und die Vernunft lagen einander in den Haaren: jener behauptete, er ſei einerlei mit der Vernunft, ſie würden nur in der Kantiſchen Philoſophie unterſchieden. Die Kunſtwörterei, die ſich für die Philoſophie ausgab, trat hinzu, und wollte ſich den Ausſpruch darüber anmaaßen. Das Gemüth weinte, Klopſtock habe es für ein ſchlechtes nichts ſagendes Wort erklärt. Dieſe Entſcheidung ſei ihm gewiß nicht aus dem Gemüthe gekommen. Die Einbildungskraft foderte das Urtheil auf, das Buch in Schutz zu nehmen, worin ſie beide eine ſo artige Rolle ſpielen. Das Urtheil war verdrießlich, weil es nur ſchlechthin ſo heißen ſolle, und nicht mehr Urtheilskraft, welchen verlängerten Titel Kant ihm durch ein eignes Buch geſichert; da doch Klopſtock ſelbſt Einbildungskraft ſage. Es kümmre ſich nicht darum, ob bei dem ganzen Handel Urtheil oder Einbildung mehr Kraft beweiſen würde. Ein komm nur herunter. — Mit dieſer könnte ſich Malwina unterhalten, wenn ich's nicht lieber ſelbſt thäte, um mich von der Erzählung der Madam Müller zu erholen.

Gurli (kommt und begafft ihn von allen Seiten.) Du ſiehſt gewiß recht närriſch aus, Männchen, aber du gefällſt mir. Ich will dich heiraten.

La Peyrouſe. Liebe Gurli, das geht nicht, du biſt ja ſchon mit dem Robert verheiratet.

Gurli. Ja, Gurli hat auch ſchon Kinder mit ihm. Sie will mit dir auch Kinder haben.

La Peyrouſe. Wir wollen ſehn. Jetzt gilt's aber kein Kinderſpiel. Unſerm lieben Auguſt von Kotzebue iſt ein Unglück begegnet.

Gurli. Du erſchreckſt mich. Ein Unglück?

La Peyrouſe. Der Monarch hat ihn nach Siberien geſchickt.

Gurli. I, der böſe Menſch! Was ſoll er denn da machen?

La Peyrouſe. Er muß alle Tage eine Anzahl kleine rauhe Dinger fangen, ſonſt kriegt er Schläge.

Gurli. Kleine rauhe Dinger? ha ha ha!

La Peyrouſe. Dabei leidet er Froſt und Hunger.

Gurli (weint.) Der arme Menſch! Ich will ihm gleich meinen Pelz und etwas zu eßen ſchicken.

La Peyrouſe. Liebes Kind, das geht nicht, es iſt viele hundert Meilen weit hin. Das einzige, was du thun kannſt, iſt, daß du bei dem Monarchen für ihn bitteſt.

Gurli. Ja ja, das will ich auch. (Sie klatſcht in die Hände.) Monärchen, will ich ſagen, wenn Gurli dir gut ſein ſoll, ſo mußt du mein Auguſtchen frei laßen. Gurli will dich auch dafür küſſen, Gurli will dich heiraten, wenn du es haben willſt.

berühmter Grammatiker hatte einen Sturm gegen die Grammatiſchen Geſpräche vor, und ſetzte ſich dazu ritterlich auf den Rücken des Sprachgebrauchs. Da der Grammatiker aber etwas ſtark beleibt war, ſo konnte der Sprachgebrauch nicht einmal aufrecht ſtehen, geſchweige denn traben, ſondern er kroch auf allen Vieren. Der Purismus wollte als Vertheidiger auftreten. Die Ausländerei warf ihm vor, er ſey ein Siebenſchläfer, der nur alle halben Jahrhunderte wach werde: zur Zeit der fruchtbringenden Geſellſchaft, unter Gottſched, und jetzt. Klopſtock halte es gar nicht mit ihm: das beweiſe die Gelehrtenrepublik, die Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, endlich die grammatiſchen Geſpräche. Der Purismus erwiederte, man könne es in dergleichen Dingen nicht ſo genau nehmen; ſein Geſchäft werde ihm ſehr ſauer gemacht, er habe ſelbſt noch nicht zu einem Deutſchen Namen gelangen können. Hierauf fragte ihn die Ausländerei, ob er Reinigkeitsengel oder Reinigkeitsteufel heißen wolle? Ihr könnt denken, wie er ergrimmte, nicht ſowohl wegen der Schimpflichkeit des einen Namens, als weil man geglaubt hatte, er wiſſe nicht, daß Engel und Teufel Griechiſch wären. Der Reim war außer ſich über die Verunglimpfungen von Eintönigkeit, von Klinglern, u. ſ. w. Er pflege ſonſt auf dergleichen nur zu antworten: Ich gefalle, thu mir was! Allein jetzt wolle er in einer tiefſinnigen Schutzrede zeigen, wie innig ſein Weſen in die ganze Natur verwebt ſey; reimen ſey vergleichen, und im Vergleichen beſtehe ja alle Poeſie. Der begeiſterte Prophet Mahomed habe ſeinen Offenbarungen durch ihn Eingang verſchafft. Auch bei den Griechen ſey die Rhetorik auf ihn gebaut geweſen; ja ſelbſt in Gedichten habe ihn der Pentameter eher geſucht als verſchmäht. Die Rivarolade, die Paliſſotie, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, und wie ſoll ich ſie alle nennen? ſie kommen mit Macht angezogen. Eilt, ſonſt überraſchen ſie euch!

Grammatik. Um die vielen vorgebrachten Klagen zu prüfen, bedürfen wir ruhigerer Muße. Aber wollen wir nicht ſogleich noch erklären, Poeſie, daß ſich Klopſtock durch Anregung ſo vernachläßigter Unterſuchungen um uns beide verdient gemacht hat?

Poeſie. Von ganzem Herzen.

Grille. Ich ſage euch nochmals, brecht auf!

Grieche. So endigt alſo dieſes grammatiſche Geſpräch wie eine Tragödie des Euripides mit einer langen Erzählung.

Deutſcher. Oder wie ein Ritterſchauſpiel mit Aufruhr und Waffengeklirr.

Grille. Sie haben ſich wirklich ſchrecken laſſen, und mein Zweck iſt erreicht, dieſe Zuſammenkunft zu trennen, wobei ich, ohne daß ſie es wußten, den Vorſitz führte.

Anmerkungen.

1827.

Mit nicht geringem Befremden ſehe ich, daß die beiden Schriften, womit ſich der vorſtehende Aufſatz beſchäftigt, die Fragmente über Sprache und Dichtkunſt (1779 und 80 mit zwei Fortſetzungen) und die grammatiſchen Geſpräche (1794) in der neueſten Ausgabe von Klopſtocks Werken (1823 in 12 Duodezbänden) nicht mit enthalten ſind. Die frühere Sammlung, die er ſelbſt noch veranſtaltet und angeordnet, deren Vollendung er jedoch nicht erlebt hat, umfaßte nur die dichteriſchen Werke. Hier aber iſt die Deutſche Gelehrtenrepublik, es ſind ſogar die hinterlaſſenen Schriften ſeiner erſten Gattin beigefügt worden, welche letzten wohl eher in einem Anhange zu der Lebensgeſchichte Klopſtocks als in der Sammlung ſeiner Werke einen ſchicklichen Platz fänden. Den Grund, warum jene beiden wichtigen Schriften ausgeſchloſſen blieben, kann ich durchaus nicht errathen. Schwerlich war es die Beſorgniß, ſie möchten gegenwärtig nur wenige Leſer anlocken, und noch wenigere feſt halten. Denn dieſe Beſorgniß gilt gewiß, in gleichem wo nicht noch höherem Grade, von der Gelehrtenrepublik und von manchen andern Hervorbringungen Klopſtocks. Worüber möchte man ihn wohl lieber reden hören, als über das, was er während einer vieljährigen Laufbahn ſich zum Gegenſtande ſeines beharrlichſten Nachdenkens und Strebens gewählt hatte: die Eigenthümlichkeit und die Tugenden der Deutſchen

Sprache, ihre dichteriſche Behandlung, und die rhythmiſche Verskunſt? Geſetzt aber auch, Klopſtock hätte ſich hiebei nie zu einem wahrhaft wiſſenſchaftlichen Ueberblick erhoben; geſetzt, ſein Geſichtspunkt wäre ein bloß nationaler, ja ein ganz perſönlicher geweſen, indem er, bei der Verskunſt wenigſtens, die Theorie ſeiner vorausgegangenen Ausübung anpaßte: ſo gründlichen und aus der Tiefe geſchöpften Irrthümern, wie die ſeinigen waren, iſt immer etwas abzulernen. Jedoch, den Inhalt einſtweilen bei Seite geſtellt, die genannten Schriften verdienen wegen des vortrefflichen Vortrags aufbewahrt zu werden. Klopſtock iſt — und der Mangel der Anerkennung macht mich an dieſem Urtheil nicht irre — einer von unſern wenigen Meiſtern im proſaiſchen Stil. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß er in ſeinem Meſſias, und beſonders in ſeinen Oden durch Verkünſtelung, durch abſichtliche Dunkelheit und Verworrenheit, die Gränzen der rechtmäßigen dichteriſchen Freiheit häufig überſchreitet, ſo iſt dagegen ſeine Proſa gediegen, klar, nachdrücklich, und frei von allen fremden Zierrathen, welchen die neuere Rhetorik der Poeſie nur allzu gern abzuborgen pflegt. Sie iſt auch mannichfaltig: der Kenner unſerer Sprache wußte ihre Idiotismen zu eigenthümlichen Wendungen und feineren Beſtimmungen des Ausdrucks ſehr bedeutſam zu benutzen. Freilich gedieh Klopſtocks Meiſterſchaft hierin erſt in ſeinen ſpäteren Jahren zu völliger Reife. Die Schreibart in den ſogenannten Bardieten und in der Gelehrtenrepublik iſt nicht frei von allerlei Zierereien, die um ſo ſchlimmer ſind, weil ſie ganz im Widerſpruche mit den zur Schau getragenen Eigenſchaften ſtehn. Indeſſen liegt der Fehler mehr in der Denkart des Verfaſſers, als in der Ausführung: wäre der angeſtimmte Ton der rechte, ſo wurde ihm die Sprache allerdings dazu ein biegſames Werkzeug.

Klopſtock war mit den großen Geſchichtſchreibern und Rednern des Alterthums vertraut, und von ihrer keuſchen Schönheit durchdrungen. Er ſpricht mit Begeiſterung von Demoſthenes. Eine von ihm überſetzte Stelle aus Xenophons Rückzuge der Zehntauſend, einige aus dem Tacitus, zeigen, was er in Nachbildung der claſſiſchen Proſa hätte leiſten können. Es iſt demnach nicht genug zu beklagen, daß er ſeine, wie mir glaubwürdig verſichert worden iſt, bereits fertig geſchriebene Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges aus unbegreiflichen Bedenklichkeiten der Welt entzogen und verbrannt hat.

Schon in der Gelehrtenrepublik (1774) hatte Klopſtock einige Grundzüge zu einer Deutſchen Grammatik und Proſodie entworfen; aber, nach ſeiner damaligen Weiſe, mit übertriebenem Lakonismus. In ſeinen Fragmenten ließ er ſich zum erſtenmal in einem ſchlichten vertraulichen Lehrvortrage, frei von der bisherigen Sprödigkeit und Anmaaßung, über die Mittel der Dichtkunſt, Sprache und Versbau, ausführlicher vernehmen. Denn zuvor hatte er faſt nur mit Räthſelſprüchen wie aus dunkler Wolke geblitzt, beſonders in einigen Oden über dieſe Gegenſtände. Unter allem aber, was Klopſtock geſchrieben, haben nach meinem Gefühl die grammatiſchen Geſpräche am meiſten Anmuth. Er war ſchon ſiebzig Jahre alt, als er ſie herausgab: die Heiterkeit und empfängliche Regſamkeit eines friſchen Greiſenalters erſcheint darin ungemein liebenswürdig. Zwar hat die Einkleidung etwas grillenhaftes: nicht nur allgemeine Begriffe, ſondern auch Meynungen, ja ſogar einzelne Beſtandtheile der Sprache und Schrift, bis auf die Buchſtaben herunter, werden redend eingeführt. Indeſſen findet man ſich bald in dieſe bunte Geſellſchaft von Scheinperſonen, und wird angenehm überraſcht, ſie ſo charakteriſtiſch in Handlung geſetzt zu ſehen. Das Geſpräch iſt raſch und munter, der reichlich eingeſtreute Scherz oft ſehr drollig, und immer vom beſten geſellſchaftlichen Tone. Ich denke, niemand wird die ſatiriſche Schilderung einiger Lehren Adelungs ohne Lachen leſen können, eine Schilderung, die gleichwohl bis zur Wiederholung der eignen Worte des ſchwerfälligen Grammatikers treu iſt.

Den Fragmenten hatte Klopſtock ſelbſt durch die neue Rechtſchreibung den Eingang in die größere Leſewelt verſperrt; die Geſpräche erſchienen in einem Zeitpunkte, wo ganz andere Gegenſtände die öffentliche Aufmerkſamkeit an ſich riſſen. Beide Schriften ſind deswegen wohl nur von ſolchen Freunden der Dichtkunſt genau beachtet worden, denen die Angelegenheiten der Mutterſprache, ihre Bildung oder Verbildung, wichtig ſind; und deren giebt es in Deutſchland äußerſt wenige. Die Sammlung von Klopſtocks Werken kann nur durch die Hinzufügung beider vollſtändig werden: ſie bedürfen aber eines einſichtsvollen Herausgebers. In den Fragmenten wäre die gewöhnliche Schreibung herzuſtellen, wie Klopſtock ſelbſt ſie nachher wieder beobachtet hat. Die Abhandlung, worin er die Gründe ſeines nicht annehmbaren Vorſchlages darlegt, brauchte dennoch nicht ausgeſchloſſen zu werden, weil ſie gute Bemerkungen über die Ausſprache enthält. Die Leſung der grammatiſchen Geſpräche ließe ſich durch äußere Einrichtungen beim Druck bequemer machen; einige Anſpielungen, vielleicht ſchon damals nicht allgemein verſtändlich, jetzt durch den Verlauf der Zeit noch mehr verdunkelt, wären durch Anmerkungen zu erklären. Ich erinnere noch, für den künftigen Herausgeber, daß ein paar grammatiſche Geſpräche aus der Monatsſchrift: Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks, nachzutragen ſind. Eines darunter enthält eine ſcharfe Kritik der Kantiſchen Terminologie: eine Kritik, die vielleicht jetzt mehr Eingang finden möchte als damals.

Ich hoffe, der vorſtehende Aufſatz wird auch ſolchen Leſern verſtändlich ſeyn, welche die Schriften Klopſtocks, worauf er ſich bezieht, nicht geleſen haben: denn ich habe ſeine Lehren treu dargelegt, meiſtentheils mit Wiederholung ſeiner eignrn Worte. Die Vorzüge unſrer edeln Mutterſprache wollte ich nicht herabſetzen: meine Abſicht war nur, die etwas einſeitige Anpreiſung auf eine richtige, von nationaler Vorliebe freie Schätzung zurückzuführen. Die Grammatik und die Poeſie ſind in dieſem Wettſtreite der Sprachen die Sprecherinnen allgemeiner Wahrheiten; die Stellvertreter der verſchiedenen Nationen führen jeder das Wort für ſeine Sprache und ſeine Litteratur.

Die Geſchichte der Deutſchen Sprache und ihre alten Denkmähler, über Luthers Zeitalter hinaus, hatte Klopſtock kaum mit dem äußerſten Rande der Lippen gekoſtet. Von der jetzt lebenden und üblichen Sprache hingegen war er ein ſehr gefühlvoller Kenner. Ueber die gültigen und ungültigen neuen Wortbildungen, über den Unterſchied des edlen und unedlen Ausdrucks, über die Wichtigkeit der Nebenvorſtellungen, die ſich an gewiſſe Wörter knüpfen, hat er ſehr treffende und feine Bemerkungen vorgetragen, womit ich ganz einverſtanden bin.

Die folgenden Erklärungen und Zuſätze habe ich an den Schluß geſtellt, um den Gang des Geſpräches nicht zu unterbrechen.

S. 182. »Er und über ihn.« — Dieß iſt der ſeltſame Titel eines der Verherrlichung Klopſtocks gewidmeten, nun vergeſſenen Buches von K. F. Cramer. — Die Deutſchheit, wie ſie hier auftritt, bezeichnet nicht die nationale Eigenthümlichkeit, ſondern einen gewiſſen Ton, der in den ſiebziger und achtziger Jahren unter den jüngeren Bewunderern des berühmten Mannes, nicht unveranlaßt von ihm, eingeriſſen war. Unbekannt mit den Urkunden des Deutſchen Ruhmes in der Völkergeſchichte, in den Wiſſenſchaften, der Litteratur und den Künſten, hielt man ſich berechtigt, auf den bloßen Namen eines Deutſchen, ohne eignes Verdienſt, ſtolz zu thun, und auf alles Ausländiſche, ebenfalls ohne Kenntniß, mit Geringſchätzung herabzuſehen. Dieſes ausſchweifende und hohle Weſen, ſo verſchieden von ächter Vaterlandsliebe, hatte damals ſelbſt edlere Naturen angeſteckt: man findet zum Beiſpiel in Fr. Leop. Grafen zu Stolberg Jugendgedichten ſtarke Anklänge davon.

S. 184. »Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.« — Die urſprüngliche Verwandtſchaft der Deutſchen Sprache mit der Griechiſchen ſollte hier nicht im Ernſt beſtritten werden. Ich war davon überzeugt; ich wollte nur zeigen, daß Klopſtocks Beweisgründe nicht durchgängig die beſten ſeyen. Ein wirklich gültiger unter den von ihm angeführten (Gr. Geſpr. S. 81.) iſt jedoch das an einigen Zeitwörtern im Gothiſchen noch vorhandene Augmentum geminationis. Auch die Zahlwörter ſind ein triftiger Beweis, eben deswegen, weil ſie nicht buchſtäblich einerlei, ſondern nach den Geſetzen der Lautverſchiebung verſchieden, bald mit den Griechiſchen, bald mit den Lateiniſchen mehr übereinſtimmen. Nur die ſo oft wiederhohlte Berufung auf die Skythiſchen Wörter beim Plato iſt durchaus zurückzuweiſen. Die Skythen, oder vielmehr die Skoloten des Herodot waren zuverläßig nicht Deutſchen Stammes. Seit ich das Geſpräch ſchrieb, haben wir durch die Entdeckung des Sanskrit, durch manche ſcharfſinnige Unterſuchungen, insbeſondre durch die unſers großen Sprachforſchers Jakob Grimm, eine ganz andre Einſicht in das Weſen dieſer Verwandtſchaft gewonnen. J. Grimm hat allein mehr für die Geſchichte unſerer Sprache und die Aufſtellung ihres Stammbaumes gethan, als alle ſeine Vorgänger in Deutſchland, Holland, England, Dänemark und Scandinavien zuſammengenommen. Niemand alſo, der den heutigen Stand der Wiſſenſchaft kennt, wird die Verwandtſchaft läugnen oder auch nur bezweifeln. Aber ſie beweiſet nichts für die Schönheit und den Wohlklang des Deutſchen. Denn von zwei noch viel näher verwandten Sprachen, ja von zwei Mundarten, kann die eine ſich zum ſchönen und gefälligen bilden, die andre in das übellautende ausarten; und das letzte iſt leider der Deutſchen Sprache ſeit vierzehn Jahrhunderten immerfort begegnet.

S. 185. »Orpheus, ein Getiſcher Druide.« — In dieſen Ausdrucken Klopſtocks ſind ſo viele unhiſtoriſche Zuſammenſtellungen gehäuft, wie nur möglich. Orpheus wird ein Druide genannt, aus einem Thracier zu einem Geten gemacht, und dieß unter der Vorausſetzung, Geten und Gothen ſeyen daſſelbe

Volk. Dürften wir den Orpheus als eine hiſtoriſche Perſon betrachten, ſo war er allerdings ein Lehrer prieſterlicher Geheimniſſe, der im Norden von Hellas ſeine Heimat hatte; aber ſchwerlich kann ihm ein perſönliches Daſeyn geſichert werden. Die kriegeriſchen Sänger und die Prieſter der Gallier hießen Barden und Druiden. Dieſe Namen hatte Klopſtock unerlaubter Weiſe, wiewohl nach dem Beiſpiele vieler Vorgänger, auf die Germanier übertragen. Wenn wir aber dem Julius Cäſar irgend etwas glauben, und er iſt im höchſten Grade glaubwürdig, ſo hatten die Germaniſchen Prieſter mit dem Orden und der Schule der Galliſchen Druiden nichts gemein. Klopſtock, ein Liebhaber, nur in wenigen Stücken ein Kenner unſerer Alterthümer, ſchwankte in Bezug auf die Celtiſche Hypotheſe: wenn er ſeinem natürlichen Gefühle folgte, verwarf er ſie; wenn ihm einmal der Etymolog Wachter zu viel weiß gemacht hatte, glaubte er daran. Die Einerleiheit der Geten und der Gothen iſt auch von vielen Gelehrten behauptet worden. Sie haben ſich dabei auf zwei Scheingründe geſtützt: erſtlich die benachbarten Gegenden, wo die Gothen zuerſt wandernd und erobernd in der Geſchichte auftreten; dann die Verwechſelung der beiden Namen bei Geſchichtſchreibern des fünften und ſechſten Jahrhunderts. Was das erſte betrifft, ſo ſind die Zeiträume verſchieden; wir kennen die früheren mehr nördlichen Wohnſitze der Gothen; wir wiſſen, wann ſie zuerſt über die Donau gegangen ſind, da ſchon Ovid, weit im Süden dieſes Fluſſes, zu Tomi, mitten unter den Geten wohnte. Daß die Gothen nicht ſelten Geten genannt werden, iſt freilich wahr. Aber dieß rührt bloß von einer Sitte der ſpäteren Geſchichtſchreiber und Dichter her: ſie ſuchten eine Zierlichkeit der Schreibart darin, daß ſie alte ſchon den claſſiſchen Autoren geläufige Namen der Völker ſtatt der neueren, erſt durch die Zeitereigniſſe bekannt gewordenen ſetzen, weil dieſe weniger Würde, oder gar etwas barbariſches zu haben ſchienen. So nennen wir wohl auch die Schweizer im redneriſchen und dich-

La Peyrouſe. Damit iſt ihm vielleicht nicht gedient, aber komm nur mit, kleine Unſchuldige.

Gurli. Gleich! Laß mich vorher nur noch einmal in's Haus. Ich muß ein bischen in die Wochen kommen, ich bin aber im Augenblick fertig. (Sie hüpft fort.)

La Peyrouſe. Mit den Weibern geht es von Statten. Ich bin noch niemals ſo geſchwinde geſegelt.

Harrington und **Marwell** kommen, der letzte mit einer halbtodten Katze beſchäftigt.

Marwell. O wenn es mir gelingt dich zu retten, ſo werde ich der Menſchheit meine Schuld bezahlt zu haben glauben. Alle die Semmeln will ich dir geben, nach denen ich mit wehmüthigen Blicken ſchaute.

La Peyrouſe. Die Opfertodten laufen mir von ſelbſt in die Hände. — Meine Herren, rathen Sie! helfen Sie! Sie ſind Engländer, folglich edelmüthig. Ihrem Nationaldichter Kotzebue iſt ein Unglück begegnet.

Harrington. Er iſt alſo in's Waßer gefallen?

Marwell. Er hat alſo Rattengift bekommen?

Harrington. Man muß ihn ſogleich herausziehn und ihm Tobacksklyſtiere geben.

Marwell. Man muß ihm Oel und Mandelmilch einflößen.

La Peyrouſe. Warum ſoll er denn aber in's Waßer gefallen ſein, oder Rattengift bekommen haben? Nein nein, er läuft Gefahr zu erfrieren.

Harrington. Auf den Fall ſind wir noch nicht eingerichtet. Ihr wißt, daß ich Mitglied und jetzt ſogar Präſident der human Society bin. Seit mein Sohn bei'm Baden ertrank, und die Vorſehung mir dieſen dafür aus der Themſe zuſchickte, finde ich es nicht mehr der Mühe werth, teriſchen Stil Helvetier, die Engländer Britten, u. ſ. w., wiewohl die Völker nicht das mindeſte mit einander gemein haben. Wenn die Geten ſchon in früherer Zeit Gothen genannt würden, das möchte etwas mehr beweiſen; aber es geſchieht nirgends.

S. 188. »Verſen, wie vormals wohl« u. ſ. w. — Ein bekannter Vers des Ennius:

Versibu', quos olim Fauni vatesque canebant.

S. 189. »Wich denn eure Ausſprache ſo ſehr von unſrer heutigen ab?« — Es iſt ein recht auffallender Beweis, wie feſtgewurzelt am vaterländiſchen Boden, ja wie landſchaftlich beſchränkt Klopſtocks Anſichten von den Sprachen waren, daß ihm der Zweifel niemals eingefallen iſt, ob denn wohl für die Vergleichung des Wohlklanges unſre Ausſprache des Griechiſchen eine gültige Grundlage ſeyn könne? Ich hätte ihm nicht zugemuthet, die Ausſprache der Neugriechen für die ächte zu halten; denn, in welchem Zeitalter ſie auch aufgekommen ſeyn mag, die Schreibung und der grammatiſche Bau beweiſen unwiderſprechlich, daß eine andre ihr vorherging, welche alle ſchriftlichen Unterſcheidungen, und, bei den Uebergängen, die Verwandtſchaft der Laute genau beobachtete. Und dieſe claſſiſche Ausſprache war wiederum erweislich ſchon eine Abänderung der urſprünglichen, die wir nicht gerade vorhiſtoriſch nennen können, weil ſie vermuthlich noch in der Homeriſchen Zeit, in der Aeoliſchen Mundart noch viel ſpäter lebte. Unſre Erasmiſche Ausſprache ſoll nun jene mittlere claſſiſche vorſtellen; aber ſie thut es auf eine ſehr rohe Weiſe: denn außer dem, was ich an den Conſonanten und Diphthongen gerügt, wird auch die Quantität der Vocale nicht gehörig beobachtet. Hiefür iſt der Sinn zwar auch den Neugriechen wie den meiſten neueren Völkern verloren gegangen.

S. 191 — 198. An dieſer Darlegung der allgemeinen Geſetze des Wohllautes in den Sprachen wüßte ich nichts weſentliches zu verändern; wohl aber hätte ich manches hinzuzufügen, was die ſeitdem erworbene Bekanntſchaft mit dem Vortrage einer größeren Zahl von lebenden Sprachen, und vornämlich mit dem Baue des Sanskrit mich gelehrt hat. Der Einfluß des Klima's auf den Wohllaut iſt bei der Bildung der Mundarten unverkennbar: doch ſcheint dabei die wärmere oder kältere Temperatur weniger einzuwirken, als der Gegenſatz der Gebirgsluft mit der Luft der Ebenen, Niederungen und Seeküſten.

S. 227. »Die begriffmäßige Sylbenzeit der Deutſchen Sprache, Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechaniſchen.« — Klopſtock hat hier zwei ganz verſchiedene und eigentlich incommenſurable Dinge mit einander verglichen: die logiſch-grammatiſche Rangordnung der Sylben in dem Ganzen des Wortes oder des Satzes, welche, nach unſerm Syſtem der Betonung, uns in den Stand ſetzt, etwas den rhythmiſchen Sylbenmaaßen analoges in unſerer Sprache anzuordnen; und die nicht mechaniſche, ſondern muſicaliſche Meſſung der Sylben nach ihren hörbaren Beſtandtheilen, die Quantität. Das Geſetz der Quantität lautet nach dem einfachſten Ausdrucke ſo: Sylben, die einen langen Vocal oder einen Diphthongen enthalten, ſind lang; Sylben mit einem kurzen Vocal ſind kurz; die letzten können aber durch die Poſition lang werden, das heißt, wenn mehr als Ein Conſonant darauf folgt. Dieſes, was Klopſtock als eine beſondre, vielleicht willkührliche Einrichtung der Griechiſchen Sprache, von da in die Lateiniſche übertragen, zu betrachten geneigt war, ſcheint vielmehr ein allgemeines Naturgeſetz zu ſeyn: es iſt die Grundlage der Sanskritiſchen Metrik wie der Griechiſchen. Die Länge hat die doppelte Dauer der Kürze. Dieß nennt Klopſtock, ziemlich verwegen, einen Einfall der Griechiſchen Theoriſten. Er würde doch wohl über ſeine Behauptung etwas ſtutzig geworden ſeyn, wenn er erfahren hätte, daß die altindiſchen Metriker, ohne von den Griechen zu wiſſen, daſſelbe gelehrt haben; daß auch in manchen Indiſchen Sylbenmaaßen (die meiſten ſind, wie die Lyriſchen der Griechen, von beſtimmter Sylbenzahl) unter gewiſſen Bedingungen zwei Kürzen Eine Länge, oder umgekehrt, vertreten dürfen.

Die Geſchichte der Sprachen lehrt uns, daß in einer früheren Epoche die Empfänglichkeit des Gehörs hiefür ſehr rege war, und daß die Quantität nicht nur in der Poeſie ein herrſchendes Princip wurde, ſondern auch in der geſamten grammatiſchen Entwickelung ſich wirkſam bewies.

Wenn nun eine Zerrüttung der Sprachen durch plötzliche Miſchungen eintritt, ſo geht das Gefühl der Quantität mehr oder weniger verloren, die zuvor ſcharfe Unterſcheidung der langen und kurzen Vocale wird ſchwankend, und der Accent reißt in gleichem Grade die Oberherrſchaft an ſich. So iſt es bei den Neugriechen und den Neulateinern, nämlich in den Romaniſchen Sprachen erfolgt. Ohne ein ſolches Ereigniß iſt bei uns und den übrigen Völkern Deutſchen Stammes im Verlauf der Jahrhunderte, aus bisher unerforſchten Urſachen, daſſelbe geſchehen. Denn ausgemacht war es nicht von jeher und urſprünglich ſo. Nach J. Grimms vortrefflicher Abhandlung über das Gothiſche Vocalſyſtem kann niemand mehr bezweifeln, daß die Ausſprache der Gothen wie ihre Schrift die Quantität der Vocale äußerſt genau und folgerecht unterſchied. Ueber die Betonung ſind wir wegen der mangelnden Accente weniger im klaren. Aus dem Otfried entſcheiden zu wollen, dürfte bedenklich ſeyn, weil er fünf Jahrhunderte ſpäter als Ulfilas und in einer andern Mundart ſchrieb, und weil, bei der Beſtimmung ſeines Gedichtes für den Geſang, ſeine Accente mehr muſicaliſcher als grammatiſcher Art zu ſeyn ſcheinen. Da aber das Gothiſche wie das Griechiſche und das Sanskrit vielſylbige Biegungen mit tönenden und zum Theil langen Vocalen hatte, ſo war es faſt unvermeidlich, der Ton mußte von der Stammſylbe wegverlegt werden. Daß das ungelehrte kriegeriſche Volk der Gothen vor anderthalb Jahrtauſenden ſeine wiſſenſchaftlich gebildeten Nachkommen an Feinheit des Gehörs und an zarter Sorgfalt für den Wohllaut unendlich weit übertroffen: dieß mag uns ein Gegenſtand des Erſtaunens ſeyn, aber es läßt ſich nicht läugnen. Die Gothiſche Sprache ſteht, wie in allem, ſo auch in dem Organismus der Laute auf einer ſehr hohen Stufe, und tritt nahe hinan zu den edelſten Hervorbringungen der Vorwelt, dem Griechiſchen und dem Sanskrit. Es beſitzt alle die muſicaliſchen Tugenden, welche das heutige Deutſch zu ſeinem großen Nachtheile eingebüßt hat.

Die Formen der Gothiſchen Poeſie ſind uns unbekannt. Indeſſen liegt es am Tage, daß die Sprache ſich in rhythmiſche Sylbenmaaße, ganz nach den Geſetzen der Griechiſchen Metrik, fügen konnte. Daß es wirklich geſchehen, wird man wenigſtens wahrſcheinlich finden, wenn man folgendes erwägt. Gewöhnlich tritt, wo der Sinn für die Quantität verloren geht, ſogleich der Reim hervor. In der Geſchichte der Deutſchen Poeſie finden wir eine Mittelſtufe, die Allitteration. Dieſe iſt die bindende Form in den älteſten Altſächſiſchen Gedichten, die wir haben. In der Angelſächſiſchen Poeſie hat ſie bis zum Untergange der Sprache beſtanden. Was ging nun der Erfindung der Allitteration voraus? Ich denke, der Rhythmus.

Vielleicht würde ſich Klopſtock weniger eifrig bemüht haben, die bewunderten Vorzüge der claſſiſchen Sprachen herabzuſetzen, und ihre vermeynten Gebrechen (nothwendige Eigenſchaften ſolcher Sprachen, worin die Quantität herrſcht) zu rügen, wenn er eingeſehen hätte, daß der Vorzeit unſrer Sprache dieſe Vorzüge und dieſe vermeynten Gebrechen mit jenen gemein waren.

S. 225. Die überſetzten Verſe des Römiſchen Dichters ſtehen in ſeinen Epist. ex Ponto L. IV, El. 13. Nur zum Scherze ward hier, nach Klopſtocks eigner Vorausſetzung, behauptet, Ovids Getiſche Verſe ſeyen Gothiſche, folglich Deutſche geweſen. Auch außert ſich der verwöhnte Römer ſonſt ſo wenig ſchmeichelhaft für die Geten, daß wir kaum wünſchen können, ſie unter unſere Vorfahren zählen zu müſſen.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli;
Et stolidi Getae verba Latina rident.

Indeſſen bleibt es immer eine merkwürdige Thatſache, daß Ovid es moglich fand, in der unbekannten barbariſchen Sprache der Geten Verſe nach den Geſetzen der claſſiſchen Metrik zu machen.

S. 225. **»Klopſtock hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Ueberſetzung verkürzt.«** — Wiewohl er ſich ſelbſt hiedurch das Ziel dichteriſcher Nachbildungen verrückte, ſo verdienen doch die ſeinigen ſehr beachtet zu werden. Sie ſind friſch und lebendig, und haben eine gewiſſe Anmuth. Vielleicht werden meine Leſer nicht ungern eine berühmte und bewundernswürdig ſchöne Stelle des Virgil in der Klopſtockiſchen und Voſſiſchen Ueberſetzung vergleichen.

Aen. VI, 848 sqq.

Excudent alii spirantia mollius aera;
Credo equidem, vivos ducent de marmore voltus;
Orabunt causas melius, coelique meatus
Describent radio, et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hae tibi erunt artes; pacisque imponere morem,
Parcere subiectis, et debellare superbos.

Klopſtock.

Andere mogen athmendes Erz anmuthiger gießen,
Mögen denn bilden in Paros Stein die Gebehrde des Lebens,
Schöner reden vor dem Gericht, des Himmels Bewegung
Mit dem Zirkel bezeichnen, verkündigen kommende Sterne:
Dein ſey, Romer, daß du die Nationen beherrſcheſt,
(Hier ſey du der Künſtler!) des Friedens Sitte gebieteſt,
Deſſen ſchonſt, der gehorcht, mit dem Stolzen ſiegend es endeſt.

Voß.

Andere gießen vielleicht gerundeter athmende Erze,
Oder entziehn, ich glaub' es, beſeeltere Bildung dem Marmor,
Beſſer kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die Bahnen des Himmels
Zeichnet genauer ihr Stab, und verkündiget Sternen den Aufgang:
Du, o Römer, beherrſche des Erdreichs Völker mit Obmacht;
(Dieß ſey'n Künſte für dich!) du gebeut Anordnung des Friedens;
Demuthsvoller geſchont, und Trotzige niedergekämpfet!

Nach meinen Grundſätzen des Versbaues habe ich dieſe Stelle ſo zu geben verſucht:

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß! anbilden lebendige Züge dem Marmor;
Werden beredſamer ſeyn im Gericht, und die Bahnen des Himmels
Meſſen mit kreiſendem Stab, und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du ſey, Römer! bedacht, weltherrſchende Macht zu verwalten,
(Solcherlei Kunſt ſey dein!) dann friedliche Sitte zu ordnen,
Wer ſich ergab, zu verſchonen, und Trotzige niederzukämpfen.

VI.

Ueber kritiſche Zeitſchriften.

1798.

Deutſchland iſt unſtreitig jetzt die erſte unter den ſchreibenden Mächten Europa's, wenn man auch noch ſo viel darauf abrechnet, daß ſich aus der Anzahl der gedruckten Artikel kein ſicherer Schluß auf die Maſſe des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die Menge von Mitwerbern die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, ſagt man, kommt vom vielen Leſen, und dieß iſt auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſehr richtig; aber darüber hinaus möchte beides in umgekehrtem Verhältniſſe gegen einander ſtehn. Wer viel ſchreibt, hat deſto weniger Zeit zum Leſen. So wie niemand gehört wird, wo alle ſprechen, ſo würde auch, wenn ſich einmal alle Leſer zu Schreibern conſtituirten (eine Revolution, zu der wir keinen ſo großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt) jeder darauf beſchränkt ſeyn, von ſich ſelbſt geleſen zu werden: er würde in ſeiner eignen Perſon

Schriftſteller, Beurtheiler und Publicum, die ganze litterariſche Welt im Kleinen, vorſtellen müſſen. Die damit verknüpfte Langeweile und ſonſtigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeiführen, wo man gar nichts ſchriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu leſen.

Bis dieſer Kreislauf vollendet iſt, bei der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich Viele giebt, die nicht bloß ſchreiben, ſondern mit unter auch leſen, ja ſogar Einige, die bloß leſen ohne zu ſchreiben, iſt das Recenſiren ein nothwendiges Uebel. Man würde ſeine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müſſen, um zu erfahren was und wie geſchrieben worden iſt, wenn es keine Anſtalten gäbe, die darüber amtliche Berichte ertheilen. Die früheſte, kürzeſte und alſo auf gewiſſe Weiſe die beſte aller Recenſionen iſt der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne ſich auf ſeine Nachrichten nicht ſonderlich verlaſſen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich exiſtirt; ein Umſtand, der freilich zuweilen ſchwer genug auszumachen iſt. Es läßt ſich eine Recenſionsanſtalt denken, wobei dieſe Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Meßkatalog beinah gleichen Schritt halten könnte. Man ſchnitte nemlich aus jedem zur Meſſe gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe ſie nebſt den Titeln zuſammendrucken, und ſo wäre die Sache für das halbe Jahr mit Einem Male abgethan. Dieß iſt im Ganzen genommen die Methode der Engliſchen Journaliſten bei bloß litterariſchen Erſcheinungen, die keinen Bezug auf politiſche Parteien haben: ſie pfleg zwar des Wohlſtandes wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu begleiten; aber gewöhnlich ſind dieß nur unweſentliche Zuthaten, die unbeſchadet der Vollſtändigkeit der Recenſionen wegbleiben könnten. Bei der gewiſſenhaften Deutſchen Umſtändlichkeit iſt es auch in den umfaſſendſten Inſtituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verſpätet werden, oder gar unterbleiben ſollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterariſches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal alles fertig recenſirt geweſen wäre; ſie ſind vielmehr wie Menſchen, die nur eben das Kinn über dem Waſſer halten, und wenn ſie einen Augenblick abließen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß iſt auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen iſt, ungeſchriebene Bücher zu recenſiren, was ſonſt Gelegenheit gäbe viel Neues zu ſagen, und das ziemlich trockne Geſchäft ein wenig genialiſch zu machen.

Das Leben iſt kurz und die Bücher ſind lang: was Wunder alſo, wenn man ſich ſo geſchwind mit ihnen abzufinden ſucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leſer kritiſcher Zeitſchriften würden es eine ſehr unbillige Zumuthung finden, erſt die Recenſion und dann noch hinterdrein die Schrift ſelbſt zu leſen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für ſich verſtändliche Abbreviatur von dieſer, und den Recenſenten als einen lebendigen Storchſchnabel, der ihnen die weitläuftigen Umriſſe ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt ſich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja ſelbſt beſchuldigt werden, daß ſie oft bei den Phyſiognomien der

Bücher ſtehn bleiben. Mit einiger Uebung muß man in dieſem Studium wirklich etwas leiſten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben ſchon viel Licht; beſonders aber ſind die Vorreden von unſchätzbarem Werth. Gäbe es litterariſche Reichstage, ſo würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorſchlag zu einem Geſetze geſchehn, daß es erlaubt ſeyn ſolle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu ſchreiben. Zwar wenn alle Schriftſteller ſo redlich und naiv zu Werke gingen, wie Jean Paul, ſo könnte man ſich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherlei Kunſtgriffe der verderbten Welt auch aus dieſem Theile der Schriftſtellerei die Unſchuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfaſſer, oder zu ſeinem Werke! Wer einen Aufmerkſamkeit erregenden erſinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck ſogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die troſtloſe Schwierigkeit neu zu ſeyn, kann gerade hier auch den Beſten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus ſeinem Charakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritiſchen Inſtitute iſt es, daß ſie die verſchiedenartigſten Dinge auf einerlei Fuß behandeln müſſen. Zuerſt die guten Bücher und die ſchlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß ſie gut, und von dieſen, daß ſie ſchlecht ſind. Wie ſehr dieß auch dem heiligen Grundſatze der Gleichheit gemäß ſcheint; ſo kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas überflüſſiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher ſchlecht ſind, bis das etwas andres zu thun, als Menſchen aus dem Waßer zu ziehn.

La Peyrouſe. Da werden Sie ſie wohl manchmal erſt ſelber hineinſtoßen müßen.

Harrington (beiſeit.) Verdammt! den Maxwell hatte ich wirklich ein wenig hineingeſtoßen.

Maxwell (immer mit der Katze beſchäftigt.) Und ich habe, um meinem Vater nachzueifern, eine menſchenliebende Geſellſchaft zu Rettung verunglückter Hunde und Katzen geſtiftet.

Harrington. Herr, wenn Ihr wüßtet, welch Entzücken es iſt, wenn Lebenswärme in den Ertrunkenen zurückkehrt —

Maxwell. Wenn ſolch ein armes Geſchöpf anfängt, das Gift auf allen Wegen von ſich zu geben —

Harrington. Wenn er Gattin, Eltern und Freunde wieder erkennt —

Maxwell. Wenn es wieder Appetit bekömmt, etwas Stärkendes zu genießen —

La Peyrouſe. Aber, meine Herren, dieſe Freude können Sie an Kotzebue nicht erleben: der Monarch hat ihn nach Siberien in die Verbannung geſchickt.

Maxwell. Nach Siberien? was da zu thun? —

Harrington. Man muß eine Geſellſchaft zur Rettung ſiberiſcher Verbannten ſtiften.

Maxwell. Man könnte den Monarchen vielleicht ſelbſt bewegen, Mitglied davon zu werden.

Harrington. Ich eile auf die Börſe, um eine Subſcription zu formieren.

La Peyrouſe. Was meinen Sie, wenn Sie vorſchlügen, ſogleich einen Pelzhandel auf die aleutiſchen In-

Gegentheil erwieſen iſt; ſo wird man ſich bloß mit dem Vortrefflichen beſchäftigen, und das Uebrige mit Stillſchweigen übergehen. Eine ſolche Zeitſchrift haben wir nicht, und ſie würde ſich aus mancherlei Urſachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an, daß alle Bücher gut ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entſtehen. Dieſen demüthigen Grundſatz ſcheint die Allgemeine Deutſche Bibliothek (die das erſte Beiwort wohl nur noch pleonaſtiſch für Gemein führt) im Fache des Geſchmacks zu befolgen, indem ſie bloß bemüht iſt, die armſeligſten Producte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meiſterwerken aber, die den Fortſchritt der Bildung bezeichnen, gar keine Kenntniß nimmt. Man ſieht, daß dieſe Kritik dem Weſen nach viel milder iſt, als man nach ihren finſtern Gebehrden glauben ſollte; daß vielleicht gar eine ſtille Selbſterkenntniß der Recenſenten dabei zum Grunde liegt, die nur ſo die Ueberlegenheit behaupten zu können meynen, welche fälſchlich als das nothwendige Verhältniß zwiſchen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitſchriften, die zuweilen Meiſterſtücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung deſſen beengen, was die Wiſſenſchaft oder die Kunſt weiter bringt. Nachbarlich berühren ſich hier Schriftſteller und Werke, die ſich ewig nicht kennen, ſondern in ganz getrennten Sphären ihr Weſen treiben; alles wird nur durch die Begriffe Buch und Recenſion zuſammen gehalten. Manche Recenſionen ſind die Grabſchriften der angezeigten Bücher; andere können für nichts als Taufſcheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Taufſcheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geſchrei der Antikritiken dazu, ſo hat man ein Concert, worin bei allen Diſſonanzen doch im ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrſcht.

Man hat für das Bedürfniß der verſchiedenen Fächer durch beſondere Zeitſchriften geſorgt; ſelbſt für die unlängſt mit Tode abgegangenen ſchönen Wiſſenſchaften hat man dergleichen geſtiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige ſchon aus der chaotiſchen Maſſe geſondert, was ihn angeht, und der beſchränktere Plan läßt bei dem einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß ſolche Anſtalten bei gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunſt gehört, doch weit weniger befriedigend ſeyn können, als für eigentliche Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einſicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort iſt die Form des Urtheils eben ſo wichtig als der Gehalt; denn ſie iſt gleichſam das Gefäß, worin allein ſich die flüchtige Wahrnehmung auffaſſen läßt. Der Genuß ſchöner Geiſteswerke darf nie ein Geſchäft ſeyn; ſie treffend charakteriſiren, iſt ein ſehr ſchweres, aber es muß nicht als ſolches erſcheinen; und wie iſt dieß anders zu vermeiden als dadurch, daß es nach Luſt und Liebe, und losgeſprochen von dem Zwange äußerer Verhältniſſe, getrieben wird? Sobald man recenſirt, iſt man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in ſeinem eigenen Namen, ſondern als Mitglied einer Körperſchaft. Das Pronomen der erſten Perſon iſt aus ſolchen Zeitſchriften, wo Anonymität die erſte Bedingung iſt, gänzlich verbannt: entweder der pluralis majestatis, oder die abſtracte Sigla: Rec., muß deſſen Stelle vertreten. Wer eigenthümlichen Geiſt hat, muß ihn dem Zweck und Ton der Anſtalt unterordnen; und es fragt ſich, ob durch die Theilnahme an der Würde derſelben die Aufopferung erſetzt werden kann, da es mit einem collectiven Geiſt immer eine verwickelte Bewandtniß hat. Hieraus entſteht gar leicht etwas ſteifes und zunftmäßiges, das mit jener beſeelten Freiheit, welche das gemeinſchaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen iſt, im Widerſpruche ſteht. Ueberdieß liegt in dieſem förmlichen Vortrage ein Anſpruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wiſſenſchaftliche Anwendung wiſſenſchaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keinesweges auf Gegenſtände ausgedehnt werden kann, die erſt in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der inneren Kräfte ihre Beſtimmung erreichen. Ein Kunſtrichter zu ſeyn, nämlich der über Kunſtwerke zu Gericht ſitzt und nach Recht und Geſetz Urtheil ſpricht, iſt etwas eben ſo unſtatthaftes als unerſprießliches und unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von perſönlichen Bedingungen abhängig bleibt, ſo laſſe man ihren Ausdruck ſo individuell, daß heißt ſo frei und lebendig ſeyn wie möglich.

VII.

Beurtheilung einiger Schauſpiele und Romane.

1.

Iffland.

Das Vermächtniß. Die Advocaten. Dienſtpflicht.

1797.

Es wird allgemein anerkannt, daß Iffland den Hauptzweck ſeiner Darſtellungen, die moraliſche Belehrung, ſeit dem Anfange ſeiner Laufbahn unverrückt im Geſichte behalten hat. Bis in ihre kleinſten Theile ſind alle ſeine Werke von dem Beſtreben nach Nützlichkeit durchdrungen, und die Freiheit des Dichters iſt oft, unſtreitig mit Selbſtverläugnung, der ſtrengen Gerechtigkeit des Sittenrichters aufgeopfert worden. Bürgerliche und häusliche Zucht, ſchlichte Rechtſchaffenheit und vernünftige Genügſamkeit ſind uns durch wiederhohlte Contraſte, in vollſtändigen Schattirungen, ja ſelbſt durch eingeſchobene Reden, die unſre öffentlichen Volkslehrer in die ihrigen hätten aufnehmen können, vielfältig ans Herz gelegt. Dabei wußte Iffland das dramatiſche Leben in ſeinen Schauſpielen, wenigſtens durch die Gewandtheit des Dialogs und gewiſſe Charakter ſo gut zu erhalten, daß ſich das Publicum bisher die Predigten beſtens gefallen ließ. So manche auffallende Worte und überraſchende Wendungen wärzten ſie ihm, und erwarben neue Bewunderung, auch wo ſich Iffland nicht allerdings neu zeigte. Denn freilich ſehen wir ihn, der als Schauſpieler die mannichfaltigſten Geſtalten anzunehmen weiß, als Schriftſteller eigentlich nur in einer einzigen. Beſonders ſeit einigen Jahren läßt er ſich, ſo zu ſagen, mit ſtehenden Lettern drucken. Inhalt, Gang, Hauptgedanke und Ausführung im einzelnen, alles ſieht ſich in dem letzten Dutzend ſeiner Stücke ungefähr zum Verwechſeln gleich. Nur wird der urſprüngliche Hang, die Häßlichkeit des Böſen mehr als die Liebenswürdigkeit des Guten ans Licht zu ziehen, immer ſichtbarer. Iffland hat für ſich auch nicht Unrecht, mit künſtleriſchem Wohlgefallen bei ſolchen Schilderungen zu verweilen: ſie ſind diejenigen, welche ihm am beſten glücken. Das Gute erſcheint bei ihm ſtets beſchränkt und unter Bedingungen, oft auf Koſten einer höheren Ausbildung erkauft, ja gerade zu in Begleitung der Einfalt, oder durch übertriebene Reizbarkeit entſtellt, oder durch harte, rauhe, trockne Formen aller Anmuth beraubt. Das Laſter hingegen zeigt ſich ganz unbegränzt. Man hat von jeher die Böſewichter ſehr viel auf unſrer Bühne gebraucht, doch mehrentheils eine Klaſſe aufrichtiger Böſewichter, die durch Kraft oder Leidenſchaft und irgend einen Zuſatz von Sittlichkeit ihre Stelle verdienen, und einigermaaßen ehrlich genannt werden können. Aber Iffland hat das Verderbte mit dem Kraftloſen, das Verworfne mit dem Lächerlichen gepaart. Vielleicht darf man behaupten, daß dieſe Behandlung ſelbſt ſeinen guten Abſichten Eintrag thut. Wer wird nicht mit Widerwillen gegen die menſchliche Natur von dem Schauplatze zurückkehren, wo man ihn mit dem Ekel gegen ihre mögliche Ausartung überſättigt, und eine ſo karge Erholung dagegen gereicht hat? Die Uebung der ſogenannten poetiſchen Gerechtigkeit (welche oft nichts weniger als poetiſch iſt) ſtellt das Uebel nicht wieder her. Der Gute mag ſiegen: die Handlungen und die Demüthigung des Böſen hinterlaſſen einen niederſchlagenden Eindruck, der allen Triumph verbietet, die Einbildungskraft befleckt, und die Flügel der Seele lähmt.

So iſt in dem zuerſt genannten Stücke, das Vermächtniß, die Hauptperſon ein Ungeheuer von Weibe, das ein ganzes Leben und dieſe fünf Aufzüge hindurch einen armen Mann tödlich foltert, um eine Erbſchaft von ihm zu erpreſſen. Ihren Gatten und zwei Schweſtern hat ſie bereits in das Verderben und ins Grab geſtürzt. Ein pedantiſch ſpitzbübiſcher Amtmann ſteht ihr zur Seite. Sehen wir hier mit einer andern Befriedigung den Vorhang fallen, außer der, daß er uns ſchmerzliche Auftritte verbirgt? Wenn das Weib fortfährt, nach denſelben Grundſätzen zu handeln, ſo können wir uns das Stück nicht einmal als geendigt denken. Es giebt der Faden noch genug, womit ſie den gequälten Mann wieder umſtricken kann, da ſie ihm ihr Kind verkauft hat, und das ausgeſtandene Leid ihn mürbe machte. Was iſt nun das Gegengewicht? Ein paar redliche Bauern, ein treuherziger Burſch, der allenfalls einem jedem Herrn brav dienen würde, und ein gekränkter Unſchuldiger, dem es wahrſcheinlich ehemals an Entſchloſſenheit fehlte, und der noch immer zu empſindlich und gereizt der Bosheit gegenüber ſteht. Die Rettung des Kindes iſt das einzige, was Freude machen könnte, wenn die Mutter nicht noch zu fürchten ſtände. Dafür müſſen wir Zeugen ſolcher Scenen ſeyn, daß, wer ſie anſehen kann, ohne daß ſich ſein Innerſtes dabei umwendet, ſich wenigſtens nicht ohne Ziererei weigern darf, einer *Hinrichtung beizuwohnen.* Iſſland hat in dergleichen Fällen noch dazu eine ſchöpferiſche Gewalt und eine launige Fülle, die ſogar dem Abſcheu Bewunderung abnöthigt. Die Hofräthin beſchreibt, wie ſie ihren Schwager einſperren laſſen will: »Angepackt, fortgeführt, eingeſteckt, Ader gelaſſen, eingegeben, angefahren, Diät gehalten, Zugmittel, Brechmittel, wieder Ader gelaſſen, kein Buch, kein Meſſer, keine Schnallen, nicht raſirt, zugeſprochen, das Geld genommen; — in acht Tagen wäre er rein toll geweſen, das muß ich wiſſen.« Der Begriff einer Furie iſt gelinde gegen den, welchen wir uns von einem Weibe machen müſſen, das ſo redet. Die Göttinnen der Rache hatten, ſelbſt wenn ſie hölliſche Qualen verordneten, etwas göttliches, ja etwas menſchliches in ihrer Natur; doch für ein herabgekommenes menſchliches Weſen wie jene Frau, haben wir keine Benennung als die, welche das Verbrechen zugleich mit der tiefſten Verachtung brandmarkt. Ihr Charakter iſt Infamie. Sehr ſonderbar wird an einer andern Stelle das ganze Elend der Art zugeſchrieben, wie die Leute in den Städten heirathen; die Ausführung dieſes Gedankens giebt zwar ein artiges Stück für ſich beſtehender Moral, ſcheint aber ganz und gar nicht hieher zu paſſen. Es dünkt uns übrigens, die Tochter der verſtorbenen Geliebten jenes Unglücklichen hätte, wenn ſie perſönlich aufgetreten wäre, einen wohlthätigen Einfluß auf das Stück haben können.

In den Advocaten haben wir es mit einem Böſewicht zu thun, der von einer Kranken, die ſchon ohne Beſinnung lag, ein Teſtament erſchlichen, und *unmündige Waiſen um ihr rechtmäßiges Erbe gebracht* hat. Um dieſen Betrug zu verbergen, den die Gewiſſensbiſſe eines Sterbenden und die Ehrlichkeit eines Advocaten kund zu machen drohn, ſucht er den Advocaten vor unſern Augen in einer Flaſche Wein zu vergiften. Es iſt nicht einzuſehn, daß es durchaus zu dieſem Aeußerſten kommen mußte, um den Knoten des Stücks zu löſen, deſſen übrige Rollen mit einem ſchwachen gutmüthigen Geheimerath, mit deſſen Vater, einem braven Handwerker, und mit ein paar Frauenzimmern beſetzt ſind, wovon vorzüglich die eine wahre Achtung verdient, und daher in einem Ifflandiſchen Schauſpiele keine gewöhnliche Erſcheinung iſt. Selten erheben ſich die Frauen bei ihm über das Gemeine. Wo ſie gut ſeyn ſollen, ſtößt entweder ihre Paſſivität oder ihre Ueberſpannung Mitleiden ein; oft ſinken ſie noch unter das Gemeine hinab und erregen Widerwillen, oder ſie verlieren ſich ganz ins Unbedeutende. Mlle. Reißmann hingegen zeigt ſich als ein edelmüthiges, ſelbſtändiges Weſen. Nur bringt der Mangel an Selbſtändigkeit in dem Geheimerath, ihr gegenüber, einen deſto ſtärkeren Uebelſtand hervor, da ſie ihm dieſen Mangel ſo deutlich und wiederhohlt vorrückt; und wenn auch dieſe Härte ſie nicht unliebenswürdig machte, ſo würde man doch ihr künftiges Glück in Zweifel ziehen müſſen. Wurde die Schwäche des Geheimerathes nothwendig zur Oekonomie des Stücks erfodert, ſo hätte man ihm dennoch die hülfloſe Aeußerung am Ende des vierten Aufzugs erſparen können, wo er einem Menſchen, der ſich ihm mit keinem Worte nähert, um den Hals fällt, bloß weil dieſer da ſteht. Allein Iffland überhebt die armen Sünder, die er aufführt, gewiß keiner Demüthigung. Er ſcheut ſich nicht, das Ehrgefühl zu zerknicken, um die Zerknirſchung zu vollenden. Wir bitten ihn nicht, einen Mörder wie den Hofrath zu verſchonen; doch wären wir gerne mit ſolchem verſchont geblieben. Iffland ſchreibt freilich keine Komödien, er ſchreibt Schauſpiele: allein auf das wahrhaft Tragiſche iſt doch nichts darin berechnet. Es iſt zu befürchten, das uns eine Vergiftung wie eine gewöhnliche bürgerliche Begebenheit erſcheinen möchte, wenn wir ſie da antreffen, wo wir eine Vorſtellung des alltäglichſten Lebens zu erwarten Urſache haben. Dem Advocat Wellenberger hat Iffland eine große und faſt komiſche Geſchicklichkeit ertheilt, das Gewiſſen eines Verbrechers zu handhaben, ob man gleich die Angſt des Hofraths nicht für reines Gewiſſen halten kann. Jener ſagt ſelbſt zu dieſem: »Hier ſteht

»das Verbrechen, da ſteht der arme Sünder, und hier »ſtehe ich als Richter. — Hiemit knien ſie in dieſem »Augenblick unter mein Schwert;« und nachher ſagt er von ihm: »Er hat vor dem Scharfrichter geſtanden.« Werden die Kraftworte und Denkſprüche der Redlichkeit, womit wir zuletzt nach Hauſe geſchickt werden, dieſen Eindruck vergüten? und iſt es denn wirklich der, deſſen das Publicum ſo dringend bedarf?

Das dritte Schauſpiel, Dienſtpflicht, zeichnet ſich durch die Rolle eines ehrlichen Juden vortheilhaft aus. Es iſt nichts in ihr Caricatur, auch der Edelmuth nicht: das Menſchliche und das Nationale ſind mit wahrer Kunſt in einander verſchmolzen; und, in dem nämlichen Sinne geſpielt, worin die Rolle niedergeſchrieben ward, thut ſie die günſtigſte Wirkung. Bei den andern Perſonen befinden wir uns wiederum unter Bekannten. Ein ſtandhafter, gerechter Mann, ein redlicher Freund, einige Böſewichter und ein Schwächling; aber auch ein edler Fürſt, eine gute Frau und ein Kind, das man mit Vergnügen ſieht, zumal in den letzten Auftritten, welche es durch ſeine Gegenwart mildert. Dem Gerechten könnte man vorwerfen, daß er, wie ſich aus der erſten Frage an ſeinen Sohn ſchließen läßt, dieſen von jeher ſo knabenmäßig behandelt hat, daß er ſich ſelbſt um ſein Vertrauen brachte, woher denn das Unheil entſtand. Der Sohn iſt eben der (wie ihm der Fürſt ins Geſicht ſagt) »Schwäch»ling; einer von den Menſchen ohne Charakter, die »lieber übermorgen zu Grunde gehn, als heute einen »ernſthaften Schritt wagen. — Ihre ſchlimmen Handſeln mit dem Inſtitut zu verbinden? Das würde den Edelmuth Ihrer Nation noch mehr anfeuern.

Harrington. Komm, mein Sohn, laß uns keinen Augenblick verlieren.

Marwell. Dank der Vorſehung, die auch ſiberiſche Verbannte hat werden laßen, um unſern Durſt nach guten Thaten zu ſtillen! — Sie lebt, ſie dehnt ſich. Eine gute Vorbedeutung! (Beide ab.)

La Peyrouſe. Es langweilt mich nur, daß ich die nämliche Geſchichte ſo oft wie ein Bettler wieder erzählen muß. Ich wollte, ich wäre fertig.

Emilie Moorland von Häſchern geführt.

Emilie. Rettet, rettet eine Verläumdete!

La Peyrouſe (zum Soufleur:) Wer iſt die Frau? Gehört ſie auch zu uns? Ich kann ſie an keinem beſondern Zuge herausfinden, ich ſehe nur ein ordinäres biedres deutſches Weib.

Emilie. Das bin ich auch. Mein Ehrgeiz verſteigt ſich nicht höher, als Gattin und Mutter, und Wohlthäterin der Unglücklichen zu ſein, was ich aber äußerſt geheim halte. Ich bin die Frau des Syndicus Moorland.

Soufleur. Das kann ich ihr bezeugen. Aber in welchem Zuſtand! Und wie fängt es an hier zuzugehn! Die Tugend hält die Geſetze nicht mehr in Ordnung.

La Peyrouſe (zu den Häſchern:) Laßet die Verehrungswürdige los.

Ein Häſcher. Für ein gutes Trinkgeld wollen wir ſie euch ſchon überlaßen.

La Peyrouſe. Nun ſo geht. — Sie ſind alſo die Frau des Syndicus Moorland, dem die Verläumder ſo übel mitgeſpielt haben?

»lungen verdienen keine Verachtung, Ihre guten Handlungen keine Achtung. Man kann Sie bedauern, aber »man kann ſich nicht an Sie anſchließen. Man kann »nicht auf Sie rechnen, Sie ſind ein leidendes Weſen. — »Böſewichter bauen nicht auf Sie, gute Menſchen vertrauen Ihnen nicht genug.« — Welche Faſſung ſoll der arme Schauſpieler annehmen, während er eine ſolche Rede anhört? Man glaubt ihn körperlich wegſchwinden zu ſehen, wie er innerlich ganz vernichtet wird, und ſchlägt die Augen nieder wie vor jemanden, der auf der Schandbühne ſteht. Iſt dieß wirklich die Art, wie ein weiſer Mann dem guten, aber ſchwachen, Willen aufzuhelfen ſuchen wird? Sollte man dergleichen Menſchen nicht eher über ihr Daſeyn emporheben, wenn ſie gefallen ſind, um ihnen das Zutrauen zu ſich einzuflößen, ohne welches die Entehrung rettungslos iſt? Das einzige, was dieſer noch vermochte, und wohin der Freund ihn trieb, war, daß er ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießt. Auf dieſe Weiſe endigt das Stück wieder mit einer lebhaften Vergegenwärtigung des menſchlichen Elends. — Der Fürſt iſt in ſeinen Ausdrücken wohl zu empfindſam und zu bildlich. »Nicht »Kriegsrath, mehr — Herzensrath — Gewiſſensrath!« »Die Säle dieſes Schloſſes ſind groß; wenn »Menſchen ſie ausfüllen, die mit Vertrauen zu mir »kommen, dann iſt große Galla, und mein Herz iſt »nie zu eng für ihr Anliegen.« Wenn der Jude ſagt: »Bei dieſem Handel do — den ehrlich Mann »zu rette, ſin mer gelobt hundert von hundert. — Wer »zahlt die? wer? — Der großmächtig Handelsher-

»da drobe« — auf den Himmel deutend — ſo iſt dieß Wort im Geiſte ſeines Standes, ſeiner Bildung, und wird immer mit Beifall aufgenommen werden. Der Fürſt hingegen müßte ſich allgemeiner, feiner und weniger verſinnlicht ausdrücken. Wir wiſſen wohl, daß dieſe Manier des Verfaſſers ſchon oft Wohlgefallen erregt hat; aber es giebt der Gelegenheiten, ſie ſchicklich anzuwenden, in dem Kreiſe, worin er ſich gewöhnlich mit ſeinen Darſtellungen bewegt, ſo viele, daß er ſie um deſto mehr nie in eine Unſchicklichkeit verwandeln, und die gehörige Unterſcheidung dabei beobachten ſollte. Hieher gehören auch die überraſchenden Antworten in Sinnſprüchen, die einen weſentlichen Theil ſeines Dialogs ausmachen, und von denen ſich aus jedem Iffländiſchen Stücke eine Sammlung auffallender Beiſpiele ziehen ließe, welche bei weitem nicht alle getadelt, worunter aber auch viele nicht gelobt werden können. Sie tragen das ihrige zu jener Einförmigkeit bei, worunter endlich ſelbſt der Beifall der Menge erliegen muß. Das Auffallende, wenn es immer wiederkehrt, wird natürlich mehr ermüden, als der nüchternſte Ausdruck. So ſorgfältig Iffland nun auch die Charakter in jedem einzelnen Schauſpiele von einander ſondert, (daß die nämlichen meiſtens wieder zum Vorſchein kommen, iſt etwas anders;) ſo ſtehen ſie doch unter der Herrſchaft einer gemeinſchaftlichen Art zu ſprechen, deren auszeichnendes Merkmal vorzüglich jenes Bildliche iſt, das dem Juden wohl ſtand, und den Fürſten mißkleidet. Nachdrücklich, aber nicht edel, iſt die Sprache immer von dem nächſten Gegenſtande, von den Handthierungen und täglichen Geſchäften entlehnt, oder ſie mahnt das irdiſche Leid und Vergehen an die himmliſche Freude und Wiedervergeltung. Wo der Ton ſich erheben ſoll, geht er in Declamation und Salbung über. Nur wenn die Geſinnung in die Wuth gemeiner Triebe ausbricht, gränzt der Ausdruck wahrhaft an das Genialiſche.

Iffland hat, da er zuerſt als Schriftſteller auftrat, zu ſolchen Foderungen berechtigt, daß es ſchmerzlich fällt, im Lobe rückwärts gehen zu müſſen. Nichts wäre leichter als ihn, ſo oft er erſcheint, mit einer unbedeutenden Erwähnung anerkannter Talente abzufertigen. Allein wer wahres Intereſſe für das Theater hat, wird dieſe Gleichgültigkeit nicht von ſich erlangen können. Wohin iſt dieſer beliebte Schauſpieldichter auf dem erwählten Wege gerathen? Er ſchilderte uns anfangs die Gefahren der Leidenſchaft, die ſchlüpfrige Bahn des Ehrgeizes. Er verſetzte uns in die Mitte achtungswürdiger, vielleicht durch den Fehltritt eines ihrer Mitglieder bekümmerter Familien. Aber er ließ dem tröſtenden, dem beſſern noch die Oberhand. Jetzt zeigt er uns allenthalben nichts als Zerrüttungen, Verſunkenheit, Zwieſpalt, unglückliche Ehen, Verbrechen, die vor Criminalgerichte gehören, herabgewürdigte Naturen, die ihre eigenen Henker ſind. Mit dem Häßlichen und Schlechten will er unſre Einbildungskraft ergötzen; nie läßt er ſeine Perſonen den Kopf über ein gemeines, eingeſchränktes Verdienſt emporheben, damit nur nicht die gehörige Mäßigung überſprungen werde. Er räumt dem Schönen auch nicht das kleinſte Plätzchen ein; ja er nimmt faſt keine andre Leidenſchaft auf, als die aus den niedrigſten

Trieben entſpringt. Wo er Liebe ſchildert, iſt es nur nothdürftig ſo viel, als ſich für einen ordentlichen Haushalt ſchickt. Verſinkt auf dieſe Art die Kunſt an der Hand der geprieſenen Natur nicht endlich in den Schlamm, der ſich freilich auch im Gebiet der letzteren befindet?

Diderot war es, der zuerſt gegen verjährte Angewöhnungen und Conventionen die Rechte der Natur, als des Grundgeſetzes für den dramatiſchen Dichter, zu behaupten ſuchte: allein er machte es nicht zum Zweck ſeiner Schauſpiele, ſchlechten Menſchen das Gewiſſen zu ſchärfen, ſondern edle Gemüther in ihrem Gefühle von der Würde der Menſchheit zu beſtärken. So vortheilhaft er auf der einen Seite theils unmittelbar, theils durch ſeinen Einfluß auf Leſſings Theorie und Ausübung für unſre Bühne gewirkt hat, beſonders um uns der Feſſeln zu entledigen, die eine blinde Nachahmung der Franzoſen den Deutſchen Dichtern angelegt hatte; ſo hat er doch auf der andern Seite zu ſehr verderblichen Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Seine Begriffe von ſittlicher Belehrung, von Natur, von Wahrheit der Darſtellung, von Täuſchung haben ſich unter den Händen ſeiner Nachfolger ſo vergröbert, daß nun der Zuhörer unaufhörlich mit ſeinen bürgerlichen und häuslichen Pflichten unterhalten wird; daß nichts mehr für natürlich gilt, als das Alltägliche und platt Proſaiſche; daß man glaubt, die geringſte verſchönernde Erhöhung hebe die Wahrheit auf. Bei der gänzlichen Ausſchließung der Natur, bei der abſoluten Herrſchaft des Conventionellen und Manierirten, und der daraus entſtehenden Leerheit und Armuth, kurz bei der Verfaſſung des tragiſchen Theaters der Franzoſen wurden doch wenigſtens die Anſprüche der Kunſt rege erhalten, wenn ſie ſchon nicht befriedigt werden konnten. Wir hingegen ſind ſo weit gediehen, daß an unſern gewöhnlichen dramatiſchen Hervorbringungen keine Spur mehr vom Begriffe eines freien, ächten Kunſtwerkes zu entdecken iſt. In dieſer Richtung iſt es faſt nicht möglich, noch weiter vorwärts zu kommen, oder richtiger, noch tiefer hinab zu ſteigen. Vielleicht iſt daher der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man auf dem Theater, wie in andern ſchönen Künſten, nur gewählte Natur durch das Medium erhöhter Darſtellung wird erkennen wollen, und wo Poeſie und Drama nicht mehr für fremdartige, ja entgegengeſetzte, ſondern für unzertrennliche Dinge werden gehalten werden.

2.

Romane und Erzählungen von Friedrich Schulz.

1797.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Meſſe unſre Bücherverzeichniſſe anſchwellen, vollenden die meiſten, ja faſt alle, den Kreislauf ihres unbedeutenden Daſeyns ſo ſchnell, um ſich dann in die Vergeſſenheit und den Schmutz alter Bücher in den Leſebibliotheken zurück zu ziehen, daß der Kunſtrichter ihnen ungeſäumt auf der Ferſe ſeyn muß, wenn er nicht den Verdruß haben will, ſein Urtheil auf eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nicht mehr exiſtirt. Auf der andern Seite wirkt auch der frühzeitigſte und noch ſo gegründete Tadel nur wenig gegen die Verbreitung dieſer loſen Waare unter ſolchen Leſern, auf die dabei eigentlich gerechnet iſt. Der bloß ſinnliche Romanenhunger muß geſtillt werden, ſey es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abſcheu gegen die zweite Leſung auch des geiſtreichſten Buches verbindet ſich eine Genügſamkeit, die ſich ſelbſt das Platte, Abgeſchmackte und Abenteuerliche gefallen läßt, wenn es nur neu ſcheint; und bei der es bloß armſeliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchteſten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit ſechs oder ſieben Jahren ſtemmen ſich alle Recenſenten des heiligen Römiſchen Reichs, die in dieſem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltſamer auf ſie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündniſſen und den Geiſtern iſt vollends gar keine Rettung mehr. Der Ehrgeiz des Schriftſtellers ſowohl als des Beurtheilers, der ſich ſelbſt achtet, muß alſo darauf eingeſchränkt ſeyn, auf den gebildeteren Theil des Publicums zu wirken. Dieſen hatte Fr. Schulz für ſich, ſeit er durch den kleinen Roman Moriz ſeine Laufbahn glänzend eröffnete; dieſem ſind die Verdienſte, die er um unſre Literatur durch Uebertragungen, Bearbeitungen fremder Werke und eigne Dichtungen erworben, noch in zu friſchem Andenken, als daß ſie nicht gern bei einer Ueberſicht derſelben verweilen ſollten.

Es iſt auffallend und ſchon oft bemerkt worden, daß unſre Sprache ſich bis jetzt für den dichteriſchen Gebrauch weit mehr vervollkommt hat, als für den Vortrag in Proſa. Wiederum iſt es den Deutſchen Schriftſtellern im Ganzen immer noch beſſer mit den ernſteren Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fodern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin ſich die Geiſteskräfte ohne Spannung und mühſame Arbeit nur ſpielend entfalten, und wo beſonders ein aufgeweckter Witz freien Raum hat, ſich im günſtigſten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen ſeyn, daß ſich im Franzöſiſchen und ſelbſt im Engliſchen das Geſpräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterſcheidungen führen läßt, die man im Deutſchen nicht auf denſelben Grad zu treiben ſuchen dürfte, ohne in Ziererei und Steifheit zu verfallen. Dieſe letzte Erſcheinung verſteht ſich nach der eben erwähnten ſchon von ſelbſt. Die Kunſt der gewandten und unterhaltenden Schreibart ſteht mit der Gabe der geſelligen Mittheilung in ſehr nahem Bezuge, ja in beſtändiger Wechſelwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, deſto reicher wird dieſe ſich entwickeln, und durch den erhöhten und verfeinerten geſellſchaftlichen Genuß die Geſelligkeit ſelbſt verſtärken. Aber der Schriftſteller, der für die Geſellſchaft bilden will, muß ſelbſt durch ſie gebildet ſeyn: und wie viele, unter dem großen Haufen derer, die in Deutſchland für das Vergnügen der Leſewelt arbeiten, ſind wohl in der Lage geweſen, in den feineren Verhältniſſen des Lebens durch mannichfaltigen und auserleſenen Umgang nur die unbehülfliche Einſeitigkeit ihres Geiſtes abzuſchleifen, geſchweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons ſich ganz zu eigen zu machen? Wie viele ſind nicht im Gefühle ihrer Kraft und Deutſchheit weit entfernt, ſich dieſes Bedürfniſſes nur einmal bewußt zu werden? Fr. Schulz kennt die Welt und die Geſellſchaft; er hat ſich, vorzüglich durch die lebendigen Gemälde, die er von ein paar Hauptſtädten Europa's entworfen, als einen hellen, geiſtvollen und vorurtheilsfreien Beobachter gezeigt; und um dieß ſeyn zu können, muß man unter dem Gewühle verſchiedenartiger Denkarten und Beſtrebungen, die ſich in den Mittelpunkten der Verfeinerung gegen einander reiben und tauſendfältig durchkreuzen, ſich ſelbſt mit Freiheit und Sicherheit bewegen. Dieſe rege Benutzung des wirklichen Lebens bei der ſchon natürlichen Richtung ſeiner Anlagen, als Schriftſteller ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn, verband er mit einem andern Studium, das den Verfaſſern unſrer gewöhnlichen Romane meiſtens eben ſo fremd iſt: nämlich mit einer ausgebreiteten Beleſenheit in der Franzöſiſchen Literatur. Das Talent, gefällig und lebhaft zu erzählen, iſt gewiß nirgends ſo einheimiſch als in ihr. Daß Schulz in dieſer Hinſicht, wie er ſelbſt nicht verſchweigt, ſeinen Vorbildern viel zu danken hat, darf ſeinen Ruhm nicht ſchmälern: denn wer kann zu ſeiner Bildung die Muſter entbehren? Auch iſt es keineswegs eine ängſtliche, dem Genius der Sache nicht angepaßte, Nachahmung, wodurch ſein Vortrag ſich der Franzöſiſchen Manier nähert. Was er ſich davon auf eine freie Art angeeignet, hat unter ſeinen Händen das fremde Anſehen abgelegt. Man kann, ohne im geringſten undeutſch zu werden, das

Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unſre Sprache durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortſtellungen nur allzuſehr ausgeſetzt iſt, mit dem raſchen, flüchtigen Tritte der Franzöſiſchen Proſa vertauſchen. Nichts würde uns im Grunde mehr von den Vorzügen dieſes Muſters entfernen als Gallicismen; denn keine Nation wacht ſorgfältiger über die charakteriſtiſche Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was ſich nicht mit ihrer allgemeinen Beſchaffenheit in Harmonie ſetzen läßt, mit größerer Strenge daraus, als die Franzöſiſche. Dieſe Klippe, auf die man bei dem Beſtreben nach Annäherung ſo leicht geräth, hat Schulz mehrentheils glücklich vermieden. Selbſt wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert ſeltner an ein Original, als die Deutſche Treue, die ſich ſonſt auch im Ueberſetzen bewährt, es mit ſich bringt. Vielleicht iſt es ihm eben dadurch beſſer gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieſer Gattung die Ungezwungenheit ſehr weſentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde ſich im Einzelnen an der Schreibart dieſes geſchmackvollen Schriftſtellers noch manches tadeln laſſen. Beſonders haben wir bei den Werken der Mad. de la Fayette (der Verfaſſerin der Henriette von England, der Zaide und der Prinzeſſin von Cleves;) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in ſeiner Uebertragung vermißt. Blühende Fülle der Rede ſteht ihm weder bei Nachbildungen noch urſprünglichen Darſtellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, ſo wäre es vortheilhafter geweſen, die Anſprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereien des Gefühls den innigſten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die ſtärkſte Verſinnlichung zu finden bemüht iſt, ergreift er mehrmals ſtatt deſſen, dort das Koſtbare, hier das Ueberladene, überſchreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Proſa, ohne den Leſer durch einen ächt dichteriſchen Schwung fortzureißen, der, gegen die gewöhnliche Meynung, neben der größten Einfachheit Statt finden kann. Auch ſind wir auf allerlei kleine Verſehen gegen die Richtigkeit der Sprache geſtoßen; und doch wäre durchgängige grammatiſche Genauigkeit hier deswegen eine ſehr ſchätzbare Tugend geweſen, weil ſie, überall wo wir unſre Sprache auf eine lebendige Weiſe, nicht mit der gemeſſenſten Vorbereitung, behandeln: im Geſpräche, in freien mündlichen Vorträgen, ſogar auf der Bühne, noch ſehr ſelten unter uns iſt.

Da Fr. Schulz ſich bei dem, was unter ſeinen Schriften überſetzt oder bearbeitet iſt, gar nicht an die neueſten Erſcheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloß mechaniſchen, oft in der Litteratur der Sprache ganz unbewanderten Ueberſetzer hinzuziehen pflegt; da er vielmehr Franzöſiſche Originale, die zum Theil ſchon vor geraumer Zeit geſchrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutſchland verbreitet hat: ſo muß billiger Weiſe die hiebei getroffene Wahl auch mit in Anſchlag gebracht werden, wenn ſie glücklich iſt. Freilich ſcheint uns dieß nicht immer in gleichem Maaße der Fall zu ſeyn, und wenn wir bei einigen Erzählungen gern

Emilie. Des nämlichen. Sie brachten uns an den Rand des Verderbens, indem ſie meine nächtliche Mildthätigkeit benutzten. Aber mein Hang zu dieſer Tugend iſt ſo groß, daß ich ſie nicht unterlaßen kann. Jetzt, da ich von einer armen Taglöhnerin zurückkam, die ich von Mitternacht bis gegen Morgen wegen ihrer übermäßigen Erſchöpfung von harter täglicher Arbeit tröſtete, begegne ich den Schaarwächtern, die Unmenſchen halten mich für eine liederliche Weibsperſon und wollen mich in die Wache ſchleppen. Sie wißen vermuthlich wie das ganze Publicum, durch die Schalkhaftigkeit meiner Schweſter Jenny, daß ich ſchwanger bin. Das Schrecken kann mir eine Fehlgeburt zuziehn.

La Peyrouſe. Halten Sie noch ein wenig an ſich, Madam. Sie haben jetzt die beſte Gelegenheit, Ihren Gemahl mit einem geretteten Unglücklichen zum Geburtstag anzubinden. Ihr Freund Kotzebue iſt nach Siberien geſchickt.

Emilie. Ach, werde ich ihn dort auch durch nächtliche Beſuche tröſten können?

La Peyrouſe. Man muß ſich bei dem Monarchen für ihn verwenden.

Emilie. Was meinen Sie, um Mitternacht —

La Peyrouſe. Potz Wetter, da würden Sie ihn ja aus dem erſten Schlafe wecken.

Emilie. Er wird für ſanfte Regungen deſto empfänglicher ſein.

La Peyrouſe. Aber die Schildwachen —

Emilie. Laßen Sie mich machen. Wer die Wohlthätigkeit ſo geheim ausübt, wie ich, weiß am Ende ſchon mit den Nachtwächtern und Schildwachen fertig zu werden. — Wir haben Zeit bis auf den Abend. Ich will nach Haus gehn, und das Negligee, das ich bei meinen nächtlichen anerkennen, daß ſie die Verpflanzung durch ſo geſchickte Hände vollkommen verdienten; ſo müſſen wir hingegen bei andern lebhaft bedauern, daß es ihm nicht öfter gefallen hat, ſeine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geſchäftigkeit zu verſetzen.

Das einzige bedeutende Werk von ſeiner eigenen Erfindung nach dem Moriz iſt die Leopoldine. Sie iſt vor einiger Zeit ins Franzöſiſche übertragen worden, und wird, wie man verſichert, in Frankreich mit vielem Beifall geleſen. Dieß iſt nicht mehr, als zu erwarten ſtand. Eine gewiſſe Feinheit des Verſtandes, die unter den Eigenſchaften, welche zur Hervorbringung dieſes Romans in Thätigkeit geſetzt werden mußten, ſichtbar den Vorſitz führt, iſt ungemein geſchickt, das Wohlgefallen unſrer gewandten Nachbarn zu feſſeln. Auch iſt die Anlage des Ganzen mit Einſicht gedacht und mit Geſchicklichkeit ausgeführt; was Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zuſammenhang der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Spiel geſetzten Mittel, leiſes Vorbereiten und ſtätiges durch alle Stufen hindurchgeführtes Fortſchreiten zur endlichen Entwickelung betrifft, bleibt wenig zu wünſchen übrig: und auf dieſe bloß kunſtgerechten Vollkommenheiten, die von dem eigentlich dichteriſchen Gehalte einer Schöpfung der Einbildungskraft noch weſentlich verſchieden ſind, haben Franzöſiſche Kenner und Kunſtrichter von jeher einen nur allzuhohen Werth gelegt, ſo daß ſie in einer vorzüglich für dieſelben empfänglichen Gattung (der Tragödie) ſich lieber mit leeren Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwas loſer geordnet, ſich gefallen laſſen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Foderungen, welche der Verfaſſer in dieſem Stücke an ſich ſelbſt gemacht hat; allein wir könnten wünſchen, er hätte ſich der epiſchen Freiheiten des Romans (ſo wenig bis jetzt noch deſſen Theorie ergründet iſt, darf man doch wohl im Voraus die Behauptung feſtſtellen: der Roman unterſcheide ſich dem innern Weſen nach, nicht bloß durch Geſtalt und Einkleidung, vom Drama;) in ſtärkerem Maaße bedient, und dadurch ſeiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderiſch er auch geweſen iſt, in die engen Gränzen ſeines Gegenſtandes allen Wechſel zu legen, der ſich irgend anbringen ließ; ſo hat er doch einer gewiſſen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er ſcheint ſich in der That die Sache ſchwerer gemacht zu haben, als nöthig geweſen wäre. Die Bedeutung ſeines fortgehenden Gemäldes hätte ſich wohl in weniger Umriſſe zuſammendrängen laſſen, und die Darſtellung würde freier und ſchöner ſeyn, wenn ſie nicht alles ſo gründlich erſchöpfte. Freilich iſt es keine geringe Kunſt, durch das zu wirken, was man verſchweigt; denn es ſetzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Leſers ſtark genug getroffen habe, um auf ihre Selbſtthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt ſich auch; denn was man ſelbſt gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das geradezu Gegebene. Dieſe Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem entbehrlichen Ueberfluſſe entſpringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns ſchneller und vollkommener mit ſeinen Perſonen bekannt mache, als es durch ihre Erſcheinung in der Wirklichkeit geſchehen würde, aber mehr durch die Art, wie er ſie in Handlung ſetzt, als durch ſeine Betrachtungen über ſie. Mit jenem Mittel begnügt ſich der Verfaſſer auch in Anſehung der übrigen Figuren ſeiner Zuſammenſetzung; nur die Heldin, die durch das Ganze erzählend eingeführt wird, iſt bemüht, nicht allein den Zuſtand ihres Innern in allen Lagen, worin ſie geräth, genau zu ſchildern, ſondern auch ihre Handlungen aus dem Gewebe der geheimſten Anregungen vollſtändig zu erklären. Der Scharfſinn des Leſers wird dadurch vieler Mühe überhoben, außer daß die Erklärungen ſelbſt einigemale ins Spitzfindige oder ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkten, was der Dichter nicht aus der unſichtbaren Welt des innern Menſchen in die ſinnliche hinüberſpielen kann, wollen wir lieber errathen, als es uns ſagen laſſen. Bei einem entgegengeſetzten Verfahren wird nicht bloß der Reiz eingebüßt, der in der lebhafteren Beſchäftigung für den Geiſt liegt; die Darſtellung verliert an und für ſich. Die Umſtändlichkeit des Begriffs verdunkelt die Anſchaulichkeit des Bildes. Die dichteriſche Ausführung eines Charakters ſoll der forſchenden Zergliederung eines Pſychologen Stand halten können: ſie ſoll nicht ſelbſt eine ſolche Zergliederung ſeyn. Dieß heißt den Commentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte über die Lage, den Zuſammenhang und die Wirkſamkeit der Muskeln iſt eine anatomiſche Figur ohne Hautbekleidung vortrefflich; aber welcher Zeichner wird ſie als Gegenſtand des Wohlgefallens aufſtellen?

Erfoderte es indeſſen der Zweck des Verfaſſers durchaus, an ſeinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Umriſſe zu zerſtören, um ſeinen innern Bau und jeden Beſtandtheil der Zuſammenſetzung einzeln darlegen zu können; ſo hätte er immer noch beſſer gethan, dieß Geſchäft in eigner Perſon zu übernehmen, als Leopoldinen Selbſtgeſtändniſſe ſchreiben zu laſſen. Eine Art von Allwiſſenheit gehört zu den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten der Dichtung. Niemand fragt alſo den Dichter, woher er ſeine Kenntniß habe, wenn er auch in das Innerſte der Gemüther dringt. Hingegen iſt es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrſcheinlichkeit, daß Leopoldine die Geſchichte ihrer Kindheit ſo erzählen kann, daß ſie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verſchlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenſchaft zu geben weiß, die dem geübteſten Selbſtbeobachter im Alter der Beſonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart: ſie kann das nicht zurückrufen, was in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewußtſeyn zu kommen. Und welche Bewegungsgründe konnte ſie haben, ihre Geſchichte aufzuzeichnen? Schrieb ſie etwa für den Geliebten, dem wir ſie am Schluſſe in die Arme geführt ſehen? So hätte ſie wenigſtens, der Schönheit zu lieb, die feindſelige Wahrheit hie und da verſchleiern wollen. Mußte ſie ſich nicht ſcheuen, wenn ſie ſo ſchonungslos mit ſich ſelbſt umging, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu laſſen? Oder fühlte ſie gar nicht, in welchem ungünſtigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachſamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verſtellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meynung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erſcheinen müßten? Dieſes würde an der erwachſenen Leopoldine eben die Herzloſigkeit, vollendet und als feſtgeſetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage ſchon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt. Doch hievon abgeſehn, ſo fragt es ſich, ob hier die Eigenſchaften des einzelnen Weſens in einer allgemeineren Beziehung aufgeſtellt ſind, ob Leopoldine überhaupt für ein Bild der erſten Entwickelung der Weiblichkeit gelten ſoll, oder nicht? In jenem Falle, fürchten wir, iſt der Verfaſſer der Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts ſehr zu nahe getreten, und hat wohl gar die Mißgriffe einer verkehrten Erziehung der armen Natur aufgebürdet. Es läßt ſich außerdem mit Grunde bezweifeln, ob dieſe einen verſchiednen Charakter der Geſchlechter im Geiſtigen vor dem Zeitpunkte anerkennt, wo ſie den Keim der abweichenden Beſtimmung körperlich entfaltet? und ob es nicht die ſchädlichen Folgen aller voreiligen Reife nach ſich ziehen muß, wenn männliche oder weibliche Eigenthümlichkeit durch künſtliche Behandlung hervorgelockt wird, wo noch bloß das unbeſtimmte Streben der Kindheit herrſchend ſeyn ſollte? Fr. Schulz ſcheint ſo weit von dieſer Anſicht entfernt zu ſeyn, daß im Moriz wie in der Leopoldine der ſchneidende Gegenſatz der Geſchlechtscharakter noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der ganzen Darſtellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall würde es unbillig ſeyn, der Weiblichkeit die frühere Ausartung des kleinen ſelbſtſüchtigen Geſchöpfes zurechnen zu wollen, da es in der That unter den unnatürlichſten Verhältniſſen aufwächſt. Der Anblick dieſes ſo ungleichen und doch nie geendigten Kampfes zwiſchen der abgelebten und der heranwachſenden Verderbtheit hat etwas peinliches. Der Graf iſt nicht viel werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine köſtliche Eroberung machen. Er ſpielt im Verlauf der ganzen Geſchichte die Rolle eines Siſyphus, der ſich ſelbſt dazu verdammt hat, den Stein bergan zu wälzen; und die unſägliche Geduld, die ſein Egoismus aufwendet, um den Egoismus eines Kindes an ſich zu feſſeln, (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er ſich doch wohl nicht ſchmeicheln?) läßt einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in ſeiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Partei gegen den Erfolg ſeiner durchaus unrechtmäßigen und den Zwecken der Natur zuwider laufenden Bemühungen; allein wie kann man ſich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz intereſſiren, den ſie gar nicht verdient, da ſie ihn jedesmal verläugnet hat, ſo oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichſten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe iſt wirklich (ohne den wohlgerathnen Caricaturzeichnungen der gnädigen Mama und des kleinen Chriſtel, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall originaler Laune iſt, ihr Verdienſt abzuſprechen) die einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluß des frühen Aufenthalts in der Räuberhöle auf ſeine heroiſchen Geſinnungen iſt meiſterhaft dargeſtellt; indeſſen verliert ſich dieſe Schattirung natürlicher Weiſe immer mehr, je länger er außerhalb derſelben gelebt hat; und gegen das Ende iſt er nicht mehr ein Seitenſtück zum Moriz, er iſt der leibhafte Moriz ſelbſt. Gut, daß der Verfaſſer beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten läßt, wo die ungeſtümen Aufwallungen der friſchen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde ſonſt genöthigt geweſen ſeyn, denſelben eine bedeutendere und näher beſtimmte Perſönlichkeit unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu Gegenſtänden zieht, die ihm vorzüglich gelingen, läßt Fr. Schulz in dieſen beiden Romanen ſeine Darſtellungen großentheils im Gebiete der früheſten Jugend, ja des kindiſchen Alters verweilen. Die Geſchichte der Kindheit faßt nicht ſelten große Aufſchlüſſe über das nachherige Leben eines Menſchen in ſich. Sie kann daher auch als Einleitung oder Epiſode in einem Romane unſtreitig ſehr paſſend angebracht werden. Ob es aber die Erwartung des Leſers vollkommen befriedigt, wenn die Geſchichte da abbricht, wo der Menſch erſt anfangen ſoll, mit ſelbſtändiger Kraft ſeinen Weg durch die verwickelteren Verhältniſſe des Lebens zu ſuchen; ob es nicht mehr Anlagen und Andeutungen ſind, als ein vollſtändiger ſittlicher Charakter, was ſich an einem Menſchen offenbart, bevor auch der Charakter ſeines Geiſtes ſich durch natürliche Reiſe und Bildung feſtgeſetzt hat, wollen wir nicht entſcheiden. Iſt es mit dem innern Menſchen nicht wie mit dem Außern, deſſen Schönheit und Vollendung ſich nur an Bildungen erkennen läßt, die ihr volles Wachsthum erreicht haben, weswegen dieſe auch für die bildende Kunſt ein weit höherer Gegenſtand ſind, als die ſchwankenden, von der Natur nur flüchtig entworfenen Züge des Kindes? Die Kindheit hat zwei ganz verſchiedne Seiten, wovon die eine den Verſtand unterhält, die andre das ſittliche Gefühl in Anſpruch nimmt: das Kindiſche und das Kindliche. Mit jenem Namen bezeichnen wir die Contraſte, woraus die ganze Exiſtenz der Kinder zuſammengeſetzt iſt: z. B. die Gewalt ihrer Begehrungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die Kleinheit ihrer Zwecke und der Ernſt, womit ſie dieſe Zwecke betreiben; ihre Nachahmung der Erwachſenen, die ſich hier in verjüngtem Maaßſtabe abgebildet ſehen. Hauptſächlich aber liegt das Komiſche in dem gänzlichen Unbewußtſeyn ihrer eignen Drolligkeit, ſo wie immer ein luſtiger Einfall am ſtärkſten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernſthaft bleibt. Das Kindliche hingegen, gleichſam die reine Menſchheit in der Knoſpe, iſt etwas ſo zartes und einfaches, daß es ſich der dichteriſchen Darſtellung zu entziehen ſcheint, und vielleicht nur mittelbar durch die Rührung, die es in ſinnlich geſtimmten Naturen erregt, anſchaulich gemacht werden kann. Da Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf als das Herz beſchäftigen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Geiſt und Ton ſeiner Dichtungen es gar nicht mit ſich brachte, dieſe Saite auch nur zu berühren. Das beluſtigende im Weſen der Kindheit hat er aber meiſterhaft aufzufaſſen gewußt: ſeine Kinderſcenen ſind eben ſo anziehend als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichſten Farben ausgemalt.

3.

Mode-Romane. Lafontaine.

1798.

Der Punkt, wo die Litteratur das geſellige Leben am unmittelbarſten berührt, iſt der Roman. Bei ihm offenbart ſich daher am auffallendſten der ungeheure Abſtand zwiſchen den Claſſen der leſenden Menge, die man durch den bloß poſtulirten Begriff eines Publicums in eine Einheit zuſammenſchmelzt: hier können die Unternehmungen des Meiſters, deſſen Blick, ſeinem Zeitalter voraus, in gränzenloſe Fernen dringt, dem regſten und vielſeitigſten Streben nach Bildung begegnen; ſo wie eben hier die ſtumpfe Genügſamkeit des Handwerkers, der nur denſelben verworrnen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden verſteht, unaufhörlich für die Sättigung ſchlaffer Leerheit arbeitet. Die geſetzloſe Unbeſtimmtheit, womit dieſe Gattung nach ſo unzähligen Verſuchen immer noch behandelt wird, beſtärkt in dem Glauben, als habe die Kunſt gar keine Foderungen an ſie zu machen, und das eigentliche Geheimniß beſtehe darin, ſich alles zu erlauben; während ſie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationale Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden kann. Wer hält ſich nicht im Stande einen Roman zu ſchreiben? Daß nebſt vielen und wichtigen Erfoderniſſen unter andern auch ein bedeutendes Menſchenleben dazu nöthig iſt, läßt man ſich nicht im Traume einfallen. Wie könnten ſonſt die beliebten Romanenſchreiber ſo fruchtbar, und die fruchtbaren ſo beliebt ſeyn? Nur Einen Roman geſchrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beinahe mit jeder Meſſe wieder erſcheinen, um nicht auf der Liſte der Beliebten ausgeſtrichen zu werden. Ich habe ſogar von Schriftſtellern gehört, welche geſtehn, daß ſie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den ſie noch in ſich tragen, auszuſchütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantaſie mit den zunehmenden Jahren erſtarrt. Wie verſchieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen ſich nicht brüſten, wenn ſie für den Augenblick vor dieſem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erſtarren, ſobald ſie ihn nicht mehr beſtändig warm halten können.

Bei ſo unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf ſeltſame Hülfsmittel verfallen, um die Armuth an ſelbſtändigem Geiſte zu bemänteln, und wirklich iſt auch bis zur roheſten Abgeſchmacktheit nichts unverſucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Geſpenſter zu citiren, und die Rieſengeſtalten einer chimäriſchen Vorzeit aufzurufen, wer ſich ohne Geheimniſſe mit ſchlichten Leidenſchaften behilft, der hält ſchon etwas auf ſich und ſein Publicum. Macht er ſich denn auch mit Charaktern nicht viel zu ſchaffen, wenn ihm nur jene in einer gewiſſen Fülle zu Gebote ſtehn, ſo kann er gewiß ſeyn, den mittleren Durchſchnitt der Leſewelt für ſich zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerliche

Wanderungen zu tragen pflege, mit Sorgfalt bereiten; dann treffe ich Sie hier wieder. Ich kenne Sie zwar nicht, aber nach Ihrer Freigebigkeit und dem Ruderkleide zu ſchließen, ſind Sie ein edler engliſcher Mylord. (ab.)

La Peyrouſe. Nun wahrhaftig! Wenn wir Kotzebue auf keine andre Weiſe losbekommen, ſo geſchieht es dadurch, daß wir den Monarchen herzlich zu lachen machen. Die Närrinnen! dieſe mit ihren Mitternächten, und die Gurli mit dem Heiraten! Ich werde ſie aber doch in mein hölzernes Serail ſetzen. — Weiter. (Er klopft an eine der kamtſchadaliſchen Jurten im Hintergrunde. Der Hettmann der Koſacken kommt heraus, halb betrunken.) Finde ich hier nicht den großen Benjowsky?

Hettmann. Benjowsky? großer Mann? Wenn ich ſage ein großer Mann, ſo verſtehe ich darunter einen Erzhalunken.

La Peyrouſe. Gleichviel was du verſtehſt. Sage mir nur, iſt er nicht hier!

Hettmann. Wieder in Kamtſchatka, Naſe und Ohren aufgeſchlitzt, alle Tage die Knute.

La Peyrouſe. Liegen denn dieſe Jurten nicht in Kamtſchatka?

Hettmann. Einfältiger Kerl, ſiehſt du nicht, daß ſie auf dem Deutſchen Theater liegen? Wenn ich ſage Deutſches Theater —

La Peyrouſe. Alſo im wirklichen eigentlichen Kamtſchatka?

Hettmann. Ganz eigentlich.

La Peyrouſe. Leider! iſt Kotzebue auch nicht bloß nach dem theatraliſchen Kamtſchatka geſchickt.

Hettmann. Iſt, der hingeſchickt? Na, da können ſie einander Geſellſchaft leiſten.

ſchon zu geſittet, für die heitern ruhigen Anſichten ächter Kunſt noch nicht empfänglich, ſtarke Bedürfniſſe der Empfindſamkeit hat.

Solch ein Schriftſteller iſt Lafontaine. Wundern kann man ſich alſo nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul iſt ſchon etwas viel ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit ſo leichten Speiſen, da ſich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, beſonders wenn man ſchon einiges von ihm geleſen hat, und alſo gewiſſe Lieblingsſchilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeigehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die Scenen ſo reichlich, daß er dem geübteren Leſer die Hälfte der Zeit erſpart, obwohl dem Drucker nichts an der Bogenzahl. Man ſollte denken, ſelbſt die oberflächlichſten Liebhaber müßten auf die Länge dieſe ſchwach verkleideten Wiederholungen gewahr werden, und die Gewohnheit, ſich ſelbſt auszuſchreiben, müßte dem Rufe des Schriftſtellers Abbruch thun. Zwar ſollten wir ihn wohl nicht ſo ernſthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne iſt es ſchwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; er ſcheint vielmehr, ſo oft er auch die Ewigkeit als die große Ausſicht hinſtellt, gar ſehr in der Zeitlichkeit befangen zu ſeyn. Um es dabei noch recht bequem zu haben, macht man ſich eine Moral, eine Tugend, eine Unſchuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müſſen: ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man indeſſen Lafontaine auch ſo jovialiſch anſehn will, wie er ſelbſt ſein Thun und Treiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, was für Begriffe von allen jenen Dingen er unter die Leute bringt, und es iſt der Mühe werth zu fragen, worin es liegt, daß er mit ſo viel gutem Willen und Glauben ſittlich zu ſeyn, den ſchon ſo mächtigen Hang zur Erſchlaffung und Paſſivität befördert? Es iſt gewiß, wenn er ſich als Schriftſteller ſtrenger zu betrachten wüßte, ſo würde er auch die menſchliche Natur höher zu halten verſtehn. In ſeinen früheren Sachen ſchien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht iſt, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er ſeine Scenen Gedichte nennen, ja ſie ſogar als Annäherungen zur tragiſchen Dichtkunſt betrachten konnte. Vermuthlich hatte er ſchon damals kein höheres Ideal von dieſer letzten als den »tragiſchen Arnaud« (St. Julien) und verwechſelte mit Poeſie die Art von Feuer, welche die Franzoſen mit dem Ausdruck Verve bezeichnen, und die er in vollem Maaße beſitzt. Feinere Schattirungen deuteten bei allem dem auf Anlagen, von denen man, vorausgeſetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwickelung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenſtück zu den Samnitiſchen Heirathen, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an ſeinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erſte auffallende und nicht zu entſchuldigende Indelicateſſe beging er an Julien in Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg nicht von ſolchen Auswüchſen wie die Begebenheit mit Heloiſen rein erhielt, zeigt, wie ſehr es ihm an Sinn für die Einheit und organiſche Bildung eines Werkes fehlte, und daß er ſich im mindeſten nicht um Zeichnung, ſondern nur um ein üppiges Colorit bekümmerte. Die bloße Leidenſchaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geiſtigen oder ſchön ſinnlichen Zuſatz, liefert ihm dieſes hinlänglich. Er geſteht ſelbſt in der Vorrede zur zweiten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menſchlichen Herzens beleuchte, (in welchem Sinn ſeine ſämtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten) und von dieſer nur ein paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinſte und ſchwächſte aufzufaſſen wußte! Schlimm genug, daß die erſten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen ſind, der ohne Stamm und Frucht ſich nie über eine gewiſſe Höhe erhebt!

Wenn ihn auch ſeine Bekanntſchaft mit den Alten, die er recht angenehm, man möchte ſagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu ſtrengerem Ernſt auffodert, wie in ſeinen neueren Griechiſchen Geſchichten, ſo behandelt er doch alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und ſpart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland ſo wenig wie bei andern Gelegenheiten die Küſſe. Die wechſelnden Farben, das tumultuariſche Leben, ſtehn mit der Würde des Gegenſtandes in ſolchem Streit, daß man wohl ſieht, in wie fern er damit bekannt war. Eben dieſes Farbenſpiel iſt es denn doch, und ſeine blumenreiche Schreibart und ſtrömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachläßigkeit fehlt, was ſchon ſo manchen jungen Buſen erſchüttert hat, und manches ältere Urtheil ſo verwirrt, daß Clara du Pleſſis der Neuen Heloiſe an die Seite geſetzt und, um ſeiner ſchlechteſten Hervorbringungen willen, Lafontaine mit vieler Anmaaßung zum Künſtler geadelt worden iſt (A. L. Z. 98. No. 47). Es muß ihm ſelbſt ein wenig luſtig vorkommen, ſich von Kunſt vorſchwatzen zu hören, da man eher vermuthen ſollte, daß er ſich ſogar bei den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur ſo gefallen, wie ein friſches Mädchen, die weder beſtimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es iſt auch ſchon mehr begegnet, daß die edelſten Geſtalten unbemerkt ſtehn blieben, und ein großes Gedränge um ſolch ein Geſichtchen war, das eben jedermann zuſagte, weil nichts darin zu leſen war, als was jedermann verſteht. Seine Schriftſtellerei iſt recht ſichtlich die unerzogene »Tochter der Natur,« und es wäre ſehr zu wünſchen, daß das Dargeſtellte bei ihm (unter andern der dramatiſche Verſuch jenes Namens) eben ſo viel Natur an ſich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unſittlicher ſeyn, als ſeine Kinderliebſchaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erſte, was ſich im Menſchen regt, das Intereſſe des einen Geſchlechtes für das andre iſt. Wenn ein ſo frühes Verhältniß Statt findet, ſo lehrt die Erfahrung wenigſtens, daß es ſich zuerſt als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Abſonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten beſondre Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündniſſe geſtiftet, ſo trennt eine nachmalige verſchiedne Bildung ſie eben ſo oft wieder, als ſie glücklich oder unglücklich für beide Theile Beſtand behalten. Lafontaine impft der geſunden Natur durch ſeine Vorausſetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd iſt. Wäre es erſt dahin gekommen, daß Kinder bei einer körperlichen Berührung ſo heftig empfänden wie Liſſow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum ſchreiben lernen führt, ſo würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen ſeyn, und Eltern und Aufſeher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unſchuld wie die zarte Blume einer »Schneeflocke iſt, die ein Hauch verzehrt,« (Flaming) ſo muß ſie bei jungen Geſchöpfen durch einen Blick in die meiſten ſeiner Bücher zerſtört werden. In den moraliſchen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Pleſſis, im Werdenberg, allenthalben verlieben ſich die Kinder in einander. Lafontaine iſt ihr wahrer Ovid.

Bedeutend iſt es allerdings, daß er die Liebe ſo oft in die Zeiten der gedankenloſen Kindheit verſetzt. Sie trägt durchgehends bei ihm etwas von dem Charakter ihres Urſprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an ſich, und es läßt ſich genau von ihr ſagen, was er bei Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: »Beide waren jung, das iſt das ganze Geheimniß.« Dieſes Geheimniß auf halbem Wege ſtehn bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß ſeiner Unſchuld aus, deren ſeine Helden, ebenfalls nach einem eigenen Ausdruck von ihm, ſo unbeſchreiblich viel haben. Wenn er bei der geiſtigen Liebe recht fein verfahren und pſychologiſche Einſicht zeigen will, ſo hält er ſich bei Anſpornungen der Eitelkeit, bei jugendlichen Wallungen auf, kurz, er ſetzt ſie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben ſo iſt er, um hohe Unſchuld darzuthun, unerſchöpflich im Ausmalen aller Arten von vertrauten Verhältniſſen und ſinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit ſeyn ſoll, und die ohne Folgen bleiben. Ein Mahler wirft leicht eine ſchwebende Stellung hin, aber laſt es jemand verſuchen, ſie in der Wirklichkeit nachzuahmen, ſo wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieſer angeblichen Unſchuld hat Lafontaine gänzlich das Weſen ſchöner Menſchheit verkannt. Je vollkommner die Organiſation iſt, um ſo ſicherer müſſen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an ſich haben. Fürwahr, ſo ungeſtraft auf ſie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, ſondern eine große Stumpfheit der Sinne, und einen Mangel an Fantaſie, der nichts weniger wie reizend ſeyn möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwieſen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern ſowohl wie Erwachſenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zuſehn mag, und wenn er ſie nicht mehr dabei fühlen läßt, als bei einem freundlichen Kopfnicken. Beide, die Natur und die guten Sitten, haben ſich denn doch bitterlich über ihn zu beſchweren. Solchen Leſern allein macht er es recht, deren Sinn ſich nicht von ſo widerwärtigen Vermiſchungen abwendet, die er in eine ſchmeichelnde Stimmung verſetzt, wo der Lockung kein Widerſtand geleiſtet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beiſpielen nur ſeine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Liſſow in der äußerſten Ungezwungenheit. »Sie bot ihm »die ſchöne Wange zum Morgengruß, er nahm ſie in »Gegenwart ihrer Eltern in die Arme und liebkoſte ihr. »Sie ging, wenn ſie wollte, zu ihm, und ſaß neben ihm »von ſeinem Arm umſchlungen. Kam ihr Vater dazu, »ſo ſetzte er ſich auf die andre Seite und ſchlug ſeinen »Arm gleichfalls um ihren Leib«. Die Zuſchauer müſſen überhaupt oft bei ihm die Heimlichkeiten der Liebe ſanctioniren. Liſſow war ein junger Mann, der Jacobinen nie geſagt hatte, daß ſie ſeine Frau werden könnte. Sie wird uns als das reinſte, erhabenſte Gemüth vorgeſtellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte ſie indeß bei ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wiſſen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erſte überraſchende Geſtändniß der Liebe oder deſſen Folge war, mußte die Bewegungen eines ſo gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkührliche Scheu ſich hinzugeben, iſt Unſchuld, nicht Lafontainens unendliche Argloſigkeit im Hingeben, die ſeine Frauen, er mag ſie nun ſo edel ſchildern als er will, mehr oder weniger zu Gurli's macht. Jacobine treibt ſie ſo weit, daß ſie auch als Liſſows Gattin dem jungen, ſchönen und reichen Maltheſer-Ritter, der ihr Hausfreund war, »die ſchöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er ging«. Wie unverſtändig müßte ein ſittſames Weib ſeyn, um ſich ſo zu betragen! Welche Vorwürfe hätte ſie ſich zu machen, wenn ähnliches Unheil wie bei dieſer Gelegenheit daraus entſteht!

Ein andrer moraliſcher Hebel des Lafontaine iſt die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entſpringen. Nicht, als ob er verſäumte, in Worten die gehörige Doſis Weisheit beizumiſchen; wie er zum Beiſpiel dem Flaming einen alten Grumbach zugeſellt, der mit ſeiner Freigebigkeit haushält: aber er mag noch ſo ſehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu dieſem materiellen Triebe des Gebens; damit lockt er ſeine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber iſt, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freilich weiß er wohl, daß ſonſt noch Heroismus, Thätigkeit, Wiſſenſchaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören kann, aber da er die letzte niemals übt, ſo kommt das alles bei ihm heraus, wie die Beſchreibung von ungeheuern Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Iſt ſo ein Held einmal im Siegen, ſo weiß man auch ſchon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, ſich beherrſchen u. ſ. w. iſt leicht geſagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geſchah, und dann kann Ein Zug mehr werth ſeyn wie hundert. Lafontaine ſcheint aber ſo feſt überzeugt, daß in allen Dingen Viel mehr thut wie Wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten ſeyn darf. Selbſt die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden verſetzt, vermögen ſie nicht zu würzen, und eben ſo wenig ein recht natürliches Konterfei des Menſchen hervorzubringen, als dieſe ein idealiſches.

Im Verlauf ſeiner Schriftſtellerbahn iſt er auf mehrere

Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetiſche Charakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder ſich an fremden Muſtern erwärmt. St. Julien gründet ſich auf den Landprieſter von Wakefield, im Flaming iſt etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerei ſchimmert viel guter Wille den Werther zu machen hindurch, und was das ergötzlichſte iſt: er Jean-Paul-Richteriſirt ſeit kurzem mit dem beſten Anſtande. Iſt gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Coſtum, ſo beweiſt ſie doch, wie viel ſich in dieſer Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, wie die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Capitäns, ſind dafür ganz im Ton Franzöſiſcher Empfindungsart, deren Oberflächlichkeit wenigſtens elektriſ[illegible]unken ſprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es ſein dickſtes Buch iſt. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin ſo in die Breite, und es hat eine Menge Raiſonnement, Satire, Lehre und Beiſpiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müſſen, ſo daß nichts wie der Ueberdruß zurückbleibt. Philoſophie iſt überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die ſtrenge noch die humoriſtiſche. Die Univerſalität, der er hier nachgeht, konnte alſo nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Geſichtspunkt angeben ſollen, aus denen der Philoſoph, oder der geſunde Menſchenverſtand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthuſiasmus ungefähr ſo in Eins zu werfen haben, wie die Vorrede zum Flaming unkritiſche Hypotheſen und kritiſche Philoſophie? Und nun ſeht, wie leichtfertig er ſich dabei ausdrückt. »Hören Sie einmal jemand, der in Rom geweſen iſt! Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Raſerei gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder aus Knochen geformt, das iſt wohl ziemlich einerlei — und findet in Apolls Geſicht Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabenſten Empfindungen. Sollten Sie den Apoll ſelbſt ſehn, ſo würden Sie glauben, der Menſch ſei nicht bei Sinnen geweſen«. Dieſe Anſicht iſt noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu ſeinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leſer folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder gründlichen rechnen werden? »Du ſollſt tugendhaft ſeyn, iſt der ewige Befehl der Vernunft; und du ſollſt glücklich ſeyn, der eben ſo ewige, eben ſo ſtrenge Befehl aller unſrer Gefühle. Dieſe beiden — *Inſtincte unſrer Natur* möchte ich ſie nennen, dieſe beiden Grundtriebe unſrer moraliſchen und fühlenden Natur, dürfen einander nie widerſprechen. Sie ſind gleich herrſchend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beiden großen Lebensſtröme, durch die wir ſind, was wir ſind. Sie wechſeln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird die Quelle unſers Glückes und aus dem unauslöſchlichen Wunſche ſich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl iſt gleichſam der Nachhall des andern: der eine tönt vom Richterſtuhl des Ewigen; der andre ſäuſelt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernieder. Sey tugendhaft! ſey glücklich!

La Peyrouſe. Benjowsky war ja glücklich entkommen. Weswegen iſt er von Neuem verwieſen?

Hettmann. Wegen der dummen Streiche — wenn ich ſage dumme Streiche, ſo verſtehe ich darunter abſcheuliche Spitzbübereien — die er gemacht hat in dem Schauſpiele — den alten Gouverneur für alles Gute ſo zu belügen, zu betrügen und zu mißhandeln, nichts davon zu ſagen, daß er verheiratet iſt, damit nur die Afanaſia in ihn verliebt wird, und dazwiſchen immer die Frau anzurufen, und am Ende noch zu denken, er wäre beſſer wie der Hettmann, weil er uns das angeſchoßne Fräulein da läßt — haſt mich verſtanden? es iſt ein bischen ein confuſer Handel.

La Peyrouſe. Ich verſtehe vollkommen. Und hätte er nun die Afanaſia mitgenommen, was wäre daraus entſtanden, als daß er zwei Frauen hätte, wie ich auch? — Aber kannſt du nichts für den unglücklichen Kotzebue thun? Dauert er dich denn gar nicht?

Hettmann. Ei was! Der alte Gouverneur dauert mich, ich ſelbſt daure mich, daß ſie mich in einen Keller ſperren, aber ſo ein lauſiger —

La Peyrouſe. Du verdankſt ihm doch deine ſchöne Koſacken-Uniform.

Hettmann. Höre, ich will dir was im Vertrauen ſagen. Wenn mich Iffland nicht ſpielte, ſo wäre es mit mir auch nicht viel. Wenn ich ſage, nicht viel, ſo verſtehe ich darunter — gar nichts. (taumelt fort.)

La Peyrouſe. Da iſt nicht viel zu machen. Ich will in ein wärmeres Klima. (Klopft an das Thor des Sonnentempels.)

Der Oberprieſter tritt heraus.

Oberprieſter. Wen ſuchſt du, Fremdling?

»Zwei Töne die zugleich erklingen, und die schönste Harmonie des Weltalls bilden; zwei Ströme aus einer Quelle, die das Paradies einſchließen, und ſich dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern iſt todt, ſchrecklich, abſcheulich. Sey glücklich ohne Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des Menſchen in Trümmer. Sey tugendhaft ohne Glück! und der Thron der Liebe ſtürzt unter dieſem barbariſchen Befehle. Beide gehören ewig zuſammen, die beiden Stämme einer Wurzel. Sie haben Eine Natur, Ein Weſen, und befehlen beide, ohne Gründe anzugeben. Sey glücklich! nur ein Narr fragt, warum. Sey tugendhaft! nur ein Raſender fragt nach der Urſache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andre die moraliſche. Beide machen unſer Weſen aus, eins und unzertrennlich«. Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und iſt nun ſo die gehaltvolle Form deſſen, was er Weisheit nennt. Der glücklichſte Zufall iſt noch die Eile, womit er genöthigt iſt auf den letzten Seiten die Franzöſiſche und die Kantiſche Revolution abzufertigen. Bei Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meiſter auf dieſe Schöpfung geführt haben möchte; denn es iſt nicht zu läugnen, ſie macht zu Anfang eine mehr hündiſche als menſchliche Erſcheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beilegt, nicht ausſöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleichſam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, ſo wie mehrere unſrer komiſchen Schriftſteller, auch Wezel, der dieſe beiden bei weitem überwiegt, oft luſtig anfangen und ſo ernſthaft endigen, daß die Natur der Sache und des Buchs gänzlich umgewandelt wird. Ihr komiſches geht ins betrübte über, denn wer bei Anſprüchen auf beide Gattungen nicht rein komiſch zu ſeyn weiß, erhebt ſich auch nicht bis zum Tragiſchen; und ſo wird Müller trocken, Wezel trübſinnig und Lafontaine convulſiviſch.

So viel ich weiß, zieht ſelbſt das Lafontainiſche Publicum ſeinen St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiſcenzen aus dem Landprieſter von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Phyſiognomie. Die Striche, welche den Charakter ausdrücken ſollen, ſind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter ſich zuſammenhängend. Es war ſehr möglich, daß ein Mann, wie der Landprieſter, ſich mit allen ſeinen kleinen Schwächen ſchilderte. Er hatte grade Ueberlegenheit genug, um mit dem leiſen Spott über ſich ſelbſt, der den Reiz jener Darſtellung ausmacht, das Gemälde zu entwerfen. Aber St. Julien ſteht unter der Herrſchaft einer Schwäche, die kein ſo freies Geſtändniß verträgt, weder was die innere Wahrſcheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein, bis zur Niedrigkeit. Der Landprieſter giebt ſeine Frau für nichts anders als was ſie iſt; St. Julien erklärt die ſeinige für die beſte Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es ſein Beſtreben iſt. In ihrem Charakter ſowohl, wie in dem ſeinigen, iſt auf einer Seite das ſchlechte, was da iſt, zu ſchlecht, auf der andern das Reſultat, was herauskommen ſoll, zu hoch; daraus entſteht ein Misverhältniß, woran ſich die Unächtheit der Erfindung erkennen läßt. Es kann ein Gegenſtand der reifſten Poeſie ſeyn, auch eine ſehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beſchränkung darzuſtellen; aber das erfodert eine Enthaltſamkeit, die Lafontaine freilich nicht kennt, da ſie eben mit zur reifen Poeſie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zum Darſtellen kommen. Wie kindiſch ſind einige von den erſten charakteriſtiſchen Familienſcenen angelegt, wo ſo viel von den Alten und vom Brutus die Rede iſt! Welche überzeugende Argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drei, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwiſchen die ausdrücklichen Berichte, wie ſich ein jeder benahm. Wenn das rechte fehlt, ſo mögt ihr noch ſo viel darüber ſingen und ſagen; glauben mag man, aber ſehen wird man nicht, und der Ueberfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Weſen iſt. Die geheimnißvolle Ankündigung löſt ſich nach und nach in trüben Dunſt auf. Alsdann tritt Adelaide als das »ſeltne Geſchöpf« hervor, die ſich von »ihnen allen durch ihren »Charakter unterſcheidet. Ihr Herz war ein lebender »Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Diamant, ihr offnes Auge war heiter, aber in dieſen »Augen ſpielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es »leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens, es ſchien »über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu »ſehn, und die Thräne, die an den langen Augenwim-

»pern hing, zeigte das Elend, das zwiſchen ihr und der
»Ewigkeit lag. Ihre Stimme war ſanft und ernſt
»triumphirend wie der Halleluja-Geſang der Engel,
»ihre Wange ſtralend von einem ſanften Morgenroth
»u. ſ. w.« So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockenden Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, ſo wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt ſich, wie wenig poetiſchen Sinn dieſe Worte im Hinterhalt haben, und daß ſie höchſtens als eine muſicaliſche Verzierung zu betrachten ſind. Jean Paul muſicirt zuweilen auch ſo; doch iſt es wirklich ſeine Fantaſie die da ſpielt, nicht bloß eine mechaniſche Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Fantaſie, und oft nur allzuſtark;. dieſes ſoll unſer Herz rühren, allein wie nicht jedem Freunde der Muſik die Fertigkeit genügen wird, ſo möchte ſich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung ſetzen laſſen. Den Verſtand hat er nie beſonders in Anſchlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, auf ein ſolches, das weder Kopf noch Sinne hat. Gleichwohl könnte eben der Verſtand, wo er ſich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit deren bloßem Schein zu täuſchen iſt.

Das Ende von St. Julien iſt zu ſchwach, um etwas anders als den frommen Wunſch zu erregen, daß alle unſchuldig Hingerichteten noch einmal auf dieſer Erde ſo lebendig verſammelt werden möchten, wie die Auferſtandenen in dieſer Familiengeſchichte.

Am erſten ließe ſich wohl in Natur und Buhlerei der beſſere Lafontaine wieder finden. Der junge Mann iſt freilich nicht ſo ausgezeichnet, wie er dafür gelten ſoll. Er ſehnt ſich nach dem Lande, er ſchmähet die Stadt, es iſt ihm mit ſeinen Gefühlen zu eng darin. Was ſo einen Menſchen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblaſen. Werthers Leiden gingen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artiger Mädchen gegrübelt haben ſollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küſſen. Warum braucht Lafontaine hier auch ſo zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine ſolche Vergleichung, noch ſo flüchtig, herbeiziehen? Dazu paßt nachher der pathetiſche Ruf des Freundes, der den Eduard Bomſton macht, vollkommen. »Ich befehle dir, Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!« Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von ſeinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenſchaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das bringt die Weltleute gar ſehr aus der Faſſung, und daraus wird ſeine große Ueberlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung ſchlägt ſeine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Charakters bei ihm nieder; darüber kann Lafontaine alſo wieder nicht hinaus. Was aber die beiden Mädchen und ſonſt den Gang der Geſchichte betrifft, ſo iſt Wärme und jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafontaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzählungen vorzüglich werden. Wir haben ſo wenig ausgebildetes darin! Unter dem wenigen erinnert man ſich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen von Anton Wall. Wie viel Anmuth iſt nicht beſonders in ſeiner Antonie!

Meisners Andenken, an deſſen Stelle Lafontaine gleichſam trat, iſt ſchon ziemlich erloſchen. Seine ſteife Eleganz hatte immer etwas todtes an ſich. Er war ſo geziert und koſtbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es iſt ihm nie wie dieſem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verſtand übertraf ihn Meisner leicht; aber es war Verſtand von der trocknen Art, die den Geiſt nicht zu feſſeln vermag. Lieblingsſchriftſteller iſt er dennoch geweſen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das iſt wenig genug, aber immer zu viel für die im ganzen ſo herabziehende Richtung ſeiner Romane, denen es an Poeſie, an Geiſt, ja ſogar an romanhaftem Schwunge fehle.

4.

Romulus von Lafontaine.[1]

1799.

Es ſcheint nicht billig, daß dieſer Romulus im zweiten Bande der Sagen aus dem Alterthum, — eigentlich Sagen in das Alterthum hinein, — nur als Romulus kurz weg angekündigt wird. Da er ſo vieles iſt, deſſen ſich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, ſondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedſam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur Albernheit großmüthig; ſo ſollte dieß auch auf dem Titel angedeutet ſeyn, und das Buch könnte, nach dem Beiſpiele älterer bei unſern ehrenfeſten Vorfahren beliebter Romane, Romuliscus und Romulisca heißen. Zur Vignette die kleinen Zwillingsbrüder, ſtatt der Wölfin von einer Schafmutter geſäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt würden, ſo dächte man gar nicht unter blinden Heiden zu ſeyn. Für die Liebhaber der Rittergeſchichten kommt Ilia nach einer neunzehnjährigen Gefangenſchaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdiſchen Kerker, der, mit den gehörigen Modificationen, ein wahres Burgverließ iſt. Es iſt abſcheulich, wie die Geſchichte die älteſten Römer verläumdet hat: Romulus hat den Remus keineswegen erſchlagen, ſondern dieſer weiche Jüngling hat ſich aus Heroismus und Bruderliebe ſelbſt entleibt. Auch bei dem verrufenen Raube der Sabinerinnen iſt es ſo unſchuldig und liebevoll zugegangen, daß ſich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius iſt und bleibt ein grauſamer Tyrann. Romulus ſelbſt wäre um ein Haar »kein Menſch geworden, weil er kein Sohn ſeyn konnte;« aber er kommt zu einer Familie, »deren Umarmungen mehr werth ſind als alle Heldenthaten der Vorwelt,« er lernt die ſchöne und ſympathetiſch geſtimmte Herſilia kennen, findet ſeine Eltern wieder, und nun ſegnet ſein Blick alle Völker; er lehrt ſeine räuberiſchen Hirten »ihre Eltern zu lieben, allen zu helfen und den Armen wohl zu thun;«

ehe er ſich in eine Schlacht einläßt, bittet er ſeine Feinde »zu bedenken, daß ſie Menſchen ſeyen.« Hierauf erbaut er Rom, und gründet durch die allerweiſeſten Geſetze und Einrichtungen die ſanften Sitten und friedlichen Geſinnungen, wodurch, wie man weiß, dieſer Staat nachher ſo groß wurde. Und das alles, verſteht ſich, ohne die geringſte Einmiſchung von Verſtand, bloß vermittelſt des Herzens. Ja das Herz, in der That, — c'est un merveilleux instrument! wie Boufflers in ſeinem Gedichte darüber ſagt. Und eine unverſiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

5.

Reiſe durch das mittägliche Frankreich, vom Frhrn. von Thümmel.

1799.

Als die beiden erſten Theile dieſer dichteriſchen Reiſe erſchienen waren, bewunderte ſie ein Bibliothekar der ſchönen Wiſſenſchaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht ſtellte, beſonders als ein gerundetes und in ſich beſchloſſenes Ganzes: nicht das geringſte laſſe ſich weder davon noch dazu thun. Drei neue Theile, die einige Jahre nachher dieſem Kunſtrichter zum Poſſen erſchienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber, was meiſtens damit verbunden zu ſeyn pflegt, einen etwas zweideutigen Ruf verſchafften, ließen die Möglichkeit einſehen, daß es noch wohl eine Weile fortgeſetzt werden könne; und das jetzt erſchienene ſechſte Bändchen beſchließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk ſeiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch weit entfernt, in dieſer Art von Gränzenloſigkeit etwas furchtbares zu finden, wird man ſich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Verfaſſer einen Streifzug in der Provenze zu machen, ja wenn hier der Stoff erſchöpft ſeyn ſollte, über das Meer ſetzen, und bis in die Barbarei nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien ſind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen iſt nicht mehr Compoſition, als Zuſammenhang unter den Abenteuern einer wirklichen Reiſe zu ſeyn pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Ausſicht für lange Stunden Weges durch die Haide entſchädigen muß. Dieſe Sorgloſigkeit der Verknüpfung äußert ſich auch in kleineren Theilen: die eingeſtreuten Verſe ſind poetiſche Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein Engliſches steeple-hunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal ſcheint in kleinen Umſtänden etwas nicht richtig zu ſeyn, was dann der Anſchaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrſcheinlichkeiten treiben, im einzelnen aber äußerſt ſorgfältig und genau ſeyn ſollte. — Wie ſich ein Berliniſcher Viſitator und ſeine Nichten beim Anfange ihrer erſten Seefahrt, wodurch ſie einer großen Erbſchaft entgegen reiſen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Ergötzen; allein die Diatriebe des Landedelmanns gegen den guten Geſchmack iſt zugleich eine Sünde dagegen, ſelbſt nach Voltaire's toleranter Erklärung über die Gattungen: denn ſie iſt langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabei: Margot war die erſte Liebe, und dieſe empfindet man nur Einmal.

6.

Ritter Blaubart und der geſtiefelte Kater,

von

Ludwig Tieck.

(In den Volksmährchen von Peter Leberecht.)

1797.

Wer von unſern Leſern hat nicht in ſeiner Kindheit mit unendlichem Behagen und Entſetzen das berühmte Mährchen von Barbe-bleue erzählen hören? Hier hat es ein Dichter gewagt, gewiß ein Dichter im eigentlichen Sinne, ein dichtender Dichter, dieſen unſcheinbaren Stoff zu einer ausführlichen dramatiſchen Darſtellung zu entfalten. Er hat dabei, um dem luſtigen Nichts eine örtliche Wohnung und einen Namen zu geben, die Scene nach Deutſchland verſetzt, und das

La Peyrouſe. Ich will zu Rolla.

Oberprieſter. Meinſt du den urſprünglichen oder den von Sheridan umgearbeiteten? Der letzte iſt auch in einer deutſchen Ueberſetzung zu haben.

La Peyrouſe. Seltſame Frage! Giebt es denn mehr als Einen Rolla? Rolla den Einzigen, das Kind der Sonne, den Feldherrn der Peruaner, den unvergleichlichen Helden muß ich ſprechen.

Oberprieſter. Ja ſo! der iſt todt. Weißt du das noch nicht?

La Peyrouſe. Unterſucht es wohl, ob er auch wirklich todt iſt. Der Vorhang fällt ſo raſch nach ſeinem Falle nieder, man kann nicht wißen —

Oberprieſter. Freilich, es ſind wohl noch andre Dinge möglich geworden.

La Peyrouſe. Vielleicht tritt er in einer zweiten Fortſetzung wieder auf.

Oberprieſter. Wo denkſt du hin, Freund? Das erſte Stück, worin Rolla vorkömmt, war ein Schauſpiel ſchlechtweg, das zweite ein romantiſches Trauerſpiel. Wie könnte ſich der Dichter da noch überbieten? Nein, Rolla iſt und bleibt todt.

La Peyrouſe. Aber Alonſo wird doch leben. Ich brauche die Hülfe eines Helden.

Oberprieſter. Da haſt du dich wieder verrechnet. Dem Alonſo iſt es mit der Heldenſchaft nie rechter Ernſt geweſen, und er hat ſich nunmehr ganz auf die Häuslichkeit begeben. Seit dem letzten Schrecken mit dem Kinde, da es von den Spaniern geſtohlen ward, haben ſich beide Eltern vorgenommen, es nie wieder einen Augenblick allein zu laßen. Die Sonne hat eine ſo muſterhafte Elterlichkeit geſegnet, Deutſche Rittercoſtum gewählt. Aber wenn man ſich etwa nach dieſer Angabe das Buch als einen Ritterroman in Geſprächen beſtens empfohlen ſeyn laſſen ſollte, ſo müſſen wir der Täuſchung vorbeugen. Der Verfaſſer iſt ein wahrer Gegenfüßler unſrer gewappneten ritterlichen Schriftſteller: da dieſe nur darauf arbeiten, das gemeinſte, abgedroſchenſte als höchſt abenteuerlich ja unnatürlich vorzuſtellen, ſo hat er ſich dagegen bemüht, das Wunderbare ſo natürlich und ſchlicht als möglich, gleichſam im Nachtkleide, erſcheinen zu laſſen. Wie leicht wäre hier ein Burgverließ nebſt den beweglichſten Ausrufungen, ein geheimer Orden von Blaubärten, Geiſter u. dgl. m. anzubringen geweſen? Was für verabſcheuungswürdige teufliſche Dinge hätten ſich dem vortrefflichen Böſewicht Blaubart in den Mund legen laſſen? Aber nichts von dem allen. Anfangs könnte man den Ritter für nichts weiter als einen rüſtigen, heirathsluſtigen Krieger halten; daß ſein Bart blau iſt, daß er mit ſeinen beſiegten Feinden übel umſpringt, und es eben in der Art hat, ſeine Weiber aufzuknüpfen, wenn ſie neugierig ſind, kömmt nur ſo gelegentlich und ohne viel Aufhebens an den Tag. Ja wenn ſich die Sitte mit dem Aufhängen rechtfertigen ließe, ſo würde es dem Blaubart durch die nachdrücklichen Gründe gelingen, womit er zu zeigen ſucht, Neugier ſey der Keim der ärgſten Laſter. Dieß iſt in der Natur: nur in den ſchlechten Schauſpielen reden die Tugendhaften von ihren Tugend, und die Böſewichter von ihrer Abſcheulichkeit. Die übrigen Charakter geben ſich ebenfalls nicht für dieſes oder jenes: ſie ſind wie ſie ſind, ohne zu wiſſen, daß es auch anders ſeyn könnte. Die der muntern Agnes, welche Blaubarts Frau wird, zugeſellte Schweſter iſt unaufhörlich mit ihrem abweſenden Geliebten beſchäftigt, während jene nichts von der Liebe begreift, und nur immer zu reiſen und neue Herrlichkeiten zu ſehen wünſcht. Eben ſo artig ſind die drei Brüder der Agnes zuſammengeſtellt: der vernünftige und vorſichtige, der leichtſinnige Abenteurer, und der ſchwermüthig grübelnde. Es iſt gar drollig, wie der letzte in der Sprache des gemeinen Lebens tiefſinnig philoſophirt, und die Andern in das Innre ſeines Gemüths zu führen ſucht, die ihn dann immer nicht verſtehen. Dieſer Hang iſt nicht müßig in dem Gange des Stücks: die Erſcheinung der Brüder in dem entſcheidenden Augenblicke, wo Agnes umgebracht werden ſoll, wird dadurch herbeigeführt; Simon hat nämlich traurige Ahndungen von dem Schickſale ſeiner Schweſter gehabt. Alles was den weſentlichen Theil der Handlung ausmacht, von der Zeit an, wo Blaubart abreiſt und der Agnes die Schlüſſel zurückläßt, mit der Warnung, nicht in das ſiebente Zimmer zu gehen, bis zu ſeiner Rückkehr: wie ihre Neugier von der leiſeſten Anregung allmälig zu einer unwiderſtehlichen Gewalt ſteigt; die Beſchreibung ihres Eintritts in die ſchreckliche Kammer; ihr Zuſtand der höchſten Angſt und erhitzten, zerrütteten Fantaſie; wie ſie dem Blaubart durch ſchlaue Wendungen den Schlüſſel noch einige Zeit vorenthalten will; alles dieß iſt mit Meiſterhand den ächteſten Zügen der Natur nachgezeichnet. Man könnte wünſchen, daß die vorhergehenden Scenen raſcher zu dieſem Ziele eilten, und durch das Wegbleiben einiger faſt nur epiſodiſcher Perſonen hätte das Stück wohl nicht viel eingebüßt. Wir meynen dieß nicht von dem Narren und dem Rathgeber; ſie ſind ein paar Caricaturen, die wir ungern entbehren würden. Der Narr legitimirt ſich durch genialiſche Einfälle, und bezahlt allenfalls mit für den Platz des ſehr weiſen, aber ſehr wenig geſcheidten, Rathgebers. Von beiden gilt, was der Dichter in dem eben ſo gefälligen als ſinnvollen Prolog ſagt:

Wie Schatten auf- und abwärts ſchweben, laßt
Durch Traumgeſtalten euch ergötzen, ſtört
Mit hartem Ernſte nicht die gaukelnden;

und auf die zu große Länge des Stücks möchten wir anwenden, was der Narr von ſeinem Hange zum Plaudern ſagt: »Es iſt doch bald vorbei, wenn man redet; »und da lohnts der Mühe nicht, daß man es ſo genau »nimmt.« In der That wird man beim Leſen durch die klare beſonnene Darſtellung ſo leicht fortgezogen, wie man auf einem gebahnten Wege fährt, deſſen Länge man nicht aus dem häufigen Rütteln abnehmen kann. Hier und da ſind artige Liederchen eingeflochten, und wenn es nicht unerlaubt wäre, von einem Dichter etwas in einer andern Art zu fodern, als er hat leiſten wollen, ſo wünſchten wir, der Verfaſſer hätte ſeinem Talent von dieſer Seite mehr Spielraum gegeben, und auch einen Theil des Dialogs, verſteht ſich mit aller Freiheit, verſificirt.

Wenn Leſern, welche durch die ohnmächtige Ueberſpannung bloß leidenſchaftlicher Darſtellungen verwöhnt ſind, Ton und Weiſe hier zu ruhig und gelinde vorkommen ſollte, ſo kann es dem Verfaſſer ein Beweis ſeyn, daß er ſeine Umriſſe recht rein und einfach gezogen hat. Denn offenbar iſt es nicht Mangel, ſondern überlegte Mäßigung, wenn er nicht grellere Farben aufträgt.

Ueberhaupt ſind aber Kinder im Fache der Mährchen wohl die beſten Kenner, und es iſt eine mißliche Sache ſie Erwachſenen vorzutragen. Dieſe haben meiſtens ſchon zu vielerlei im Kopfe, um ſich einem ganz unbefangenen Spiele der Fantaſie hinzugeben. Sie können ſich nicht vorſtellen, daß es mit dem bloßen einfältigen Mährchen gethan ſey: ſie allegoriſiren es, deuten es, weil ſie meynen, es müſſe durchaus noch etwas dahinter ſtecken. Bei dem zweiten, welches Peter Leberecht, vermuthlich um ſich vor Verantwortung ſicher zu ſtellen, aus dem Italiäniſchen übertragen zu haben vorgibt, ſteckt nun allerdings noch etwas dahinter. Die komiſche Laune, womit dieß aus eben der Quelle geſchöpfte Mährchen dramatiſirt iſt, bleibt nicht in den Schranken des Gegenſtandes ſtehen. Es ſpielt in der wirklichen Welt, ja mitten unter uns, und was nur bei Aufführung des Stücks hinter und vor den Couliſſen, im Parterre und in den Logen merkwürdiges vorgeht, iſt mit auf den Schauplatz gezogen, ſo daß man das Ganze, wenn es nicht zu tiefſinnig klänge, das Schauſpiel eines Schauſpieles nennen könnte. Es iſt zu befürchten, daß es den Theoretikern viel Noth machen wird, die Gattung zu beſtimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel ſieht man ohne tiefe Kennerſchaft ein, daß es eine Poſſe iſt, eine kecke, muthwillige Poſſe, worin der Dichter ſich alle Augenblicke ſelbſt zu unterbrechen und ſein eignes Werk zu zerſtören ſcheint, um nur deſto mehr Spöttereien rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu laſſen. Doch geſchieht dieß mit ſo viel fröhlicher Gutmüthigkeit, daß man es ergötzlich finden müßte, wenn auch Vettern und Baſen lächerlich gemacht ſeyn ſollten. Wer alſo etwa durch die Luſtſpiele, die man auf unſern Theatern giebt, in eine zu ernſthafte Stimmung gerathen iſt, dem können dieſe Thorheiten als ein gutes Gegenmittel dienen. Der Kater iſt für die Hauptrolle anzuſehn: er äußert edle Geſinnungen und iſt doch dabei weltklug, (ſeltne Vereinigung!) überall beweiſt er Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes. Wie rührend wird es geſchildert, daß er, um ſeines Herrn Glück zu machen, ſich die gefangenen Kaninchen am Munde abſpart, die er alsdann dem Könige als ein Geſchenk vom Grafen von Carabas überreicht! Auch der König beträgt ſich mit Würde: man ſehe nur den erhabenen Ausdruck ſeiner Verzweiflung, da das ſehnlich verlangte Kaninchen verbrannt iſt. Die Prinzeſſin iſt Dilettantin in den ſchönen Wiſſenſchaften, und wird dabei von dem Hofgelehrten unterſtützt. Kurz, alle Perſonen bis auf den Popanz Geſetz (den am Ende, da er ſich in eine Maus verwandelt hat, der Kater verzehrt, und Freiheit und Gleichheit proclamirt;) tragen nach Maaßgabe ihres Standes und ihrer Fähigkeiten zu dem Eindrucke des Ganzen bei. Ungeachtet aller dieſer Schönheiten fällt das Stück doch in dem Stücke ſelbſt durch. Schon ehe die Vorſtellung anfängt, erheben ſich die Kenner und Kunſtrichter im Parterre, ſogar die gewöhnlichen Zuſchauer (Yoriks simple travellers) gegen den wunderlichen Anſchlag, ein Kindermährchen aufzuführen. Sie wollen ein Familiengemälde, ein Revolutionsſtück, oder ſonſt etwas der Art ſehen. Mit Mühe beſänftigt man ſie, ihre Ungeduld unterbricht das Stück immer von neuem; nur bei einigen empfindſamen und moraliſchen Stellen wird geklatſcht. Am Ende des zweiten Actes bricht ein großes Ungewitter los: man trommelt und pfeift, der Dichter kommt in Angſt hervorgelaufen, und da nichts helfen will, muß der Beſänftiger mit dem Glockenſpiel aus der Zauberflöte erſt eine Menge unvernünftiger Thiere auf dem Theater, dann die vernünftigen Zuſchauer vor demſelben bezaubern. Zu Anfange des dritten Actes iſt noch alles in großer Verwirrung: der Dichter berathſchlagt mit dem Machiniſten, was zu machen ſey, und beſchwört dieſen, das Stück durch eine glänzende Decoration zu retten; da ſie merken, daß der Vorhang ſchon aufgezogen und dieß alſo vor den Augen aller Zuſchauer geſchehen iſt, laufen ſie beſchämt davon. Nun ſoll der König erſcheinen, man hört ihn aber hinter der Scene rufen: »Nein, ich gehe nicht vor, durchaus nicht; ich kann »es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde.« Die Sachen werden leidlich wieder ins Gleis gebracht, und eine Scene, worin der Hofnarr und Hofgelehrte vor dem Könige förmlich diſputiren, ob das Stück gut oder ſchlecht ſey, wird mit Ruhe angehört. Am Ende muß doch die Decoration mit dem Feuer und Waſſer aus der Zauberflöte, nebſt der Hölle und dem Himmel aus dem Spiegel von Arkadien noch das beſte thun.

Der Hofgelehrte ſchließt mit einer gereimten Lobrede auf die Katzen.

Man ſieht, es geht ziemlich bunt durch einander: wenn es den Verfaſſer nur nicht einmal gereut, ſich und andre unterhalten zu haben! Denn — verſtehn wir ihn anders recht — ſo hätte er ſich ja gar über das Publicum ſelbſt luſtig gemacht. Nun nahm es zwar, wie bekannt, das heilige Volk von Athen ſehr geneigt auf, wenn man es von der Bühne herunter zum Beſten hatte: aber nicht alle Nationen beſitzen in gleichem Grade die Gabe Spaß zu verſtehn; und man will behaupten, es ſey nicht der ausgezeichnetſte und allgemeinſte Vorzug unſerer Landsleute. Dem ſey wie ihm wolle: da das Publicum nicht in Perſon das Empfangene vergelten kann, ſo mögen es die theatraliſchen Dichter, Schauſpieler und Bewunderer thun, mit denen ſich Peter Leberecht beſonders in den Stand des Krieges geſetzt hat. Doch ſey Scherz die Waffe; denn mit Ernſt iſt ſolch ein Poltergeiſt nicht wegzubannen.

Anmerkung.

1827.

Wiewohl man berechtigt iſt, bei dem berühmten Namen meines Freundes Ludwig Tieck etwas bedeutenderes zu erwarten, als eine flüchtige Anzeige von ein paar Jugendſchriften, ſo konnte ich es mir doch nicht verſagen, dieſen Aufſatz hier wieder einzurücken, eben weil er ſo frühzeitig geſchrieben iſt, ehe ich mit dem Verfaſſer in perſönlicher Bekanntſchaft, in Briefwechſel oder irgend einem Verhältniſſe ſtand, ja ehe ich nur ſeinen Namen wußte. Ich freue mich noch jetzt, ich bin gewiſſermaaßen ſtolz darauf, zuerſt in Deutſchland den ſeltenen dichteriſchen Genius begrüßt zu haben, der nachher mein den Zeitgenoſſen verpfändetes Wort, aus ſeiner ſchöpferiſchen Fülle ſey neues und außerordentliches zu erwarten, ſo glänzend gelöſt hat. Bald ſuchte ich ihn auf, er wählte ſeinen Aufenthalt in meiner Nähe, und wie gemeinſchaftliche Begeiſterung für Poeſie und Kunſt, meiſtens auch in den Gegenſtänden der Bewunderung übereinſtimmend, uns zu einander geführt hatte, ſo beſeelte ſie auch unſern Umgang. Der heitre geſellige Kreis gewann durch den Zutritt andrer ſchon berühmter oder ſeitdem berühmt gewordener Freunde eine große Vielſeitigkeit. Die immer erneuerte Betrachtung vollendeter Geiſteswerke war unſre Lieblingsbeſchäftigung; unſre größte Freude, die verkannten oder in Vergeſſenheit gerathenen Urkunden des Genius zu entdecken; ſelbſt der offen ausgeſprochene Widerſtreit der Meynungen wirkte anregend auf den Geiſt. Das meiſte, was wir ſpäter ausgeführt oder nicht ausgeführt haben, wurde in dieſem Zeitraume entworfen. Ich habe ſeitdem in den geiſtreichſten und gebildetſten Kreiſen gelebt, viele der merkwürdigſten Zeitgenoſſen in Deutſchland und im Auslande kennen gelernt: aber jener freien und fruchtbaren Gemeinſchaft der Geiſter in dem hoffnungstrunknen Lebensalter wendet ſich meine Erinnerung noch oft mit Sehnſucht zu, wie denn auch mein Freund dieſes Gefühl in ſeiner Zueignung des Fantaſus ausgedrückt hat.

Tiecks reifere Werke, den Sternbald, die Genoveva, den Octavian, den Fantaſus mit aller darin enthaltenen Mannichfaltigkeit, die Novellen, den leider noch nicht vollendeten Krieg der Cevennen, kann man nicht nach ihrem wahren Werth und Gehalt würdigen, ohne in die innerſten Geheimniſſe der Poeſie einzugehn; und man würde ſich dabei nur ungern entſchließen, die vernachläßigten Anſprüche der dramatiſchen und der metriſchen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des erſten Wurfes zu ſehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künſtler ſich niemals entſchließen konnte, anders als alla prima zu malen. Eine zauberiſche Fantaſie, die bald mit den Farben des Regenbogens bekleidet in ätheriſchen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Ahndungen und in das ſchauerliche Dunkel der Geiſterwelt untertaucht; ein hoher Schwung der Betrachtung neben den leiſen Anklängen ſehnſuchtsvoller Schwermuth; Unerſchöpflichkeit an ſinnreichen Erfindungen; heitrer Witz, der meiſtens nur zwecklos umherzuſchwärmen ſcheint, aber ſo oft er will, ſeinen Gegenſtand ſiegreich trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernſthafte Kriegsrüſtungen; Meiſterſchaft in allen Schattirungen der komiſchen Mimik, ſo fern ſie ſchriftlich aufzufaſſen ſind; ſeine nur allzuſchlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe: dieß ſind die Vorzüge, die, bald die einen bald die andern mehr, in Tiecks Dichtungen glänzen. Ich vergaß noch die Grazie, eine ihm ſo angebohrne Eigenſchaft, daß ſie ſich wie von ſelbſt einſtellt, und daß er ihr nicht entſagen könnte, wenn er auch wollte. Möge nur mein edler Freund ſeine bisherige genialiſche Sorgloſigkeit um das künftige Schickſal ſeiner Hervorbringungen nicht zu weit treiben, und uns bald die verſprochene Sammlung ſeiner Werke ſchenken!

Cora bringt eine erſtaunliche Menge Kinder zur Welt, und Alonſo badet, füttert, wäſcht, wiegt und tänzelt ſie eins um's andre den lieben langen Tag.

La Peyrouſe. So finde ich doch hier noch die ehrwürdigen Prieſter, die heiligen Jungfrauen der Sonne. — Gebet mir geiſtlichen Beiſtand, wenn es am weltlichen gebricht.

Oberprieſter. Davon wäre viel zu ſagen. Der Sonnentempel ſteht zwar noch, er iſt aber, wie andre aufgehobene Klöſter, mit den Fortſchritten der Aufklärung und Vernunft in ein Erziehungs-Inſtitut verwandelt worden.

La Peyrouſe. Wie ſo?

Oberprieſterin. Cora's beſtätigte Verbindung mit Alonſo vernichtete das ſtrenge Geſetz. Die übrigen Sonnenjungfrauen, die ſchon zuvor, wie ihr an Idali und Amazili geſehen habt, auf das lebhafteſte wünſchten Cora's Beiſpiel zu folgen, ließen ſich das nicht zweimal geſagt ſein. Sie thaten alle nichts Böſes, ſie beleidigten alle die Götter nicht, ſie waren alle unſchuldig, aber ehe man ſich's verſah, trugen ſie die Unſchuld nicht mehr im Herzen, ſondern unter dem Herzen. Mir ſelbſt machte die Oberprieſterin Anträge, die ich nicht hart genug war abzuweiſen. Sie zeigte mir den Weg der Natur und Unſchuld; ich erinnerte mich, daß ich ſchon in meiner Jugend darauf gewandelt war, daß aus dieſer Verirrung der große Rolla entſprungen und —

La Peyrouſe. Die prieſterliche Würde mußte der Menſchheit weichen.

Oberprieſter. Bald offenbarten ſich die Wirkungen; der Sonnentempel ſammt den dazu gehörigen Gebäuden glich einem Entbindungshauſe. Meine Oberprieſterin ließ mich holen, und rief, indem ſie mir das neugeborne Kind entge-

VIII.

Rollenhagens
Froſchmeuſeler.

Die Klage über Vernachläßigung des Einheimiſchen und Sucht nach dem Fremden iſt ſo hergebracht unter unſerm Volke, daß ſchon der Urheber des alten Froſchmeuſelers in der Zueignung die Unvollkommenheit ſeiner Schreibart dadurch entſchuldigt:

Wenn diß in unſer Deutſchen Sprachen,
  Unſer Fröſch nicht ſo zierlich machen,
So bitt ich habt mit jhn Geduld,
  Es iſt daran die Landarth ſchuld.
Der Griech vnd auch der Römiſch Mann,
  Schawt das er künſtlich reden kan
Sein angeborne Mutterſprach,
  Vnd helt das für ein groſſe Sach.
Der Deutſch aber leſſet vor allen,
  Was frembd iſt, ſich beſſer gefallen.
Lernt frembde Sprachen, reden, ſchreiben,
  Sein Mutterſprach mus veracht bleiben.

Mit bloßen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht ſonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen ſind faſt immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt alſo fürs erſte nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um ſie einem größeren Kreiſe von Leſern genießbar und annehmlich zu machen. Reinike Fuchs iſt uns vor einer Anzahl Jahre, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch ſo leicht und zierlich behandelt, wiedergegeben, daß ſich ſchwerlich ein Fabelbuch auffinden läßt, das für Kinder und Erwachſene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Forſchmeuſelers verhehlt es nicht, daß er jenes ältere Meiſterſtück ſehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern geſucht. »Wie der Reinike Fuchs,« ſagt er in der Vorrede, »alſo iſt dieß Buch auch geſchrieben und gemeynt.« Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er ſein Vorbild freilich bei weitem nicht erreicht. Im Reinike Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer ſteigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet ſich in einfache Umriſſe, und die Charakter der eingeführten Perſonen ſind ſelbſt in den geringſten Reden und Handlungen meiſterhaft gehalten. Um den luſtigen Scherz, womit ein Griechiſcher Dichter nur einige hundert Verſe hindurch geſpielt hatte, zu einem großen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünſchte, mußte Rollenhagen ſeine Zuflucht zu der epiſchen Freiheit der Epiſoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniß der Theile in ſeinem Werke aufgehoben worden iſt. Erſt im dritten und letzten Buche geht der Krieg der Fröſche und Mäuſe vor ſich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erſt an zu homeriſiren. Das erſte und zweite Buch iſt ganz mit den unendlichen Geſprächen des Königs der Fröſche Baußback, Physignathus, und des Kronprinzen der Mäuſe Bröſeldieb, Psicharpax, ausgefüllt, die nicht ſo lange dauern könnten, wenn nicht dabei eine beſtändige Einſchachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander Statt fände, ſo daß man oft nicht mehr weiß, wer der Erzählende iſt. Hält man ſich indeſſen an das Einzelne, ſo findet man überall eine für den Geſchmack unſers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darſtellung; einen Schatz von geſundem Verſtand, Witz und Erfahrung, von gutgemeynten, gediegenen Lehren und Sprüchen, um die es dem Verfaſſer hauptſächlich zu thun war. Ton und dichteriſche Weiſe ſind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Menſchenalter nach ihm lebte, und ſein Werk zu den Spätlingen der Meiſterſängerkunſt gehört: denn es erſchien gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, und ſchon im erſten Viertel des folgenden wurden durch Opitz und Andre ganz neue Formen und eine verſchiedene Art des Ausdrucks in die Dichtkunſt eingeführt.

IX.

Jakob Balde,

ein Mönch und Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts.

1797.

Herder hat ſowohl in der Vorrede zu ſeiner Terpſichore, als in dem ſchönen Ehrendenkmal, das er ihm noch beſonders geſetzt, Balde's Geiſt mit wenigen, aber treffenden Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüſſe der äußern Lage auf ihn in der Kürze ſehr befriedigend erwogen. Dieſe letzten Rückſichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienſte des Menſchen einen billigen Ausſpruch zu thun. Ueber ſeine Poeſie hingegen ließe ſich gar wohl ein davon unabhängiges Urtheil fällen; ja ſie müßten ſogar gefliſſentlich bei Seite geſtellt werden, wenn es ein reines Kunſturtheil ſeyn ſollte. Die Geſetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten: nichts kann den, der ſich als einen Eingeweihten in deſſen Geheimniſſe, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung losſprechen. Bei

Balde erhalten uns noch überdieß die Sprache, worin er gedichtet, und die dem Alterthum abgeborgten Formen die höchſten Foderungen der Kunſt gegenwärtig. Wenn wir erſt darüber zu einer Entſcheidung gelangt ſind, in wie weit er ihnen Genüge geleiſtet oder nicht, ſo kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter, auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, ſeine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entſchuldigen.

Balde dichtete Lateiniſch. Einer fremden Sprache kann man ſich allerdings, auch für den dichteriſchen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen, (und die Beiſpiele davon ſind nicht ſelten) daß die Vorſtellungen und Empfindungen eben ſo innig mit ihren Zeichen verſchwiſtert und damit eins geworden zu ſeyn ſcheinen, als hätten ſie ſich ſchon beim Erwachen des Bewußtſeyns, an der Quelle des Lebens, zu einander geſellt, und gemeinſchaftlich zum Strome ausgebreitet. Beträchtlich anders verhält es ſich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte iſt. Zwar haben Sprachen, die ſich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht in unſterblichen Denkmalen ſich ſelbſt zu überdauern. Allein das geiſtige Leben, das dieſe Wundergebilde bis in die zarteſten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgemacht werden, nie ſich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks iſt, kann ſich nicht fortbilden: ſie muß bleiben wie ſie iſt, oder ausarten; und dieſe Unveränderlichkeit der, wenn auch noch ſo ſchönen, Züge hat da, wo wir unentlehnten Reiz, urſprüngliche Bewegung erwarten, etwas erſtorbenes. Eben dadurch, daß jede lebende Sprache auf gewiſſe Weiſe unbegränzt und unerſchöpflich iſt, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr und in ihr möglich; ſobald ſie, vollſtändig abgeſchloſſen, überſehen werden kann, muß das eigentliche Geheimniß des dichteriſchen Zaubers wegfallen. Balde ſelbſt ſah wohl ein, daß dem neueren Lateiniſchen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in ſeinem Ausdrucke der treue Wiederhall eines Römiſchen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateiniſch zu reden, neu und eigenthümlich ſeyn will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldene Redensarten der Alten, fertig und glücklich ſpielend, von neuem zuſammen zu würfeln (was er freilich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), ſondern die ganze Kraft eines von ſeinem Gegenſtande erfüllten Gemüths ungeſchwächt in Liedern zu ergießen. Er konnte ſich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beſchränktheit andrer Neueren begnügen laſſen, und nöthigte ohne Bedenken alles, was ihm ſeine gründliche Gelehrſamkeit, ſein umfaſſendes Gedächtniß von Lateiniſchen Ausdrücken darbot, wofern er es für ſeinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, ſich in Horaziſche Weiſen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinſten Beziehungen beruht, wovon ſehr viele nur den Mitlebenden fühlbar ſind: ſo wird unſtreitig manches in Balde's Gedichten auch den geübteſten Sprachkundigen unſrer Tage nicht im Genuſſe ſtören, was ein Metius Tarpa, ſollte er wieder auferſtehen, ſtrenge verdammen würde. Allein da wir den neueren Dichter gleichſam nicht unmittelbar, ſondern durch Dazwiſchenkunſt der alten vernehmen: ſo haben wir auch an dieſen einen Maaßſtab des Urtheils, und müſſen nothwendig Haltung und Harmonie vermiſſen, wenn wir Bruchſtücke aus dem Latein des Plautus oder Catullus mit dem des Statius, Martialis u. ſ. w. verflochten finden. Wie dem auch ſey, es war ein Glück für Balde, daß ihm dieſer Ausweg ins Alterthum offen ſtand. Hätte er nie anders als in ſeiner Mutterſprache geſchrieben; ſo wäre ſein ächter Dichtergeiſt wahrſcheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm ſelbſt immer geſchlummert. Daß ſeine Deutſchen Verſe ſo unfein und niedrig ſind, läßt ſich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zuſtande unſrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus ſeiner beſondern Lage, entſchuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther ſchon früher die Umriſſe der Deutſchen Proſa angegeben; Opitz, Flemming und andre proteſtantiſche Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländiſche Poeſie eröffneten, lebten wie Balde zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Doch für den katholiſchen Geiſtlichen war dieß alles vermuthlich ſo gut als nicht vorhanden. Aus dem Elſaß gebürtig, hatte er gewiß eine fehlerhafte und rauhe Mundart des Deutſchen an ſich, die er in Baiern eben nicht verfeinert haben wird. Auch glaubte er ſich nach der Gemüthsart des Volkes im ſüdlichen Deutſchland, die überhaupt fröhlicher iſt, und handgreifliche Schwänke foderte, bequemen zu müſſen. Man hat ja den Fall öfter gehabt, daß Männer, die von einer geſchmackloſen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernſt und für Anmuth des Ausdrucks erſt mit den alten Sprachen, wo dieſe Vorzüge einheimiſch ſind, einzuathmen ſchienen, und ihn nur in dieſen Sprachen wieder aushauchen konnten.

Ein tiefes, regſames, oft ſchwärmeriſch ungeſtümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus ſtarke und wunderbare Bilder ſich zahllos hervordrängen; ein erfinderiſcher, immer an entfernten Vergleichungen, an überraſchenden Einkleidungen geſchäftiger Witz; ein ſcharfer Verſtand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menſchlichen Verhältniſſe durchſchauend ergreift; große ſittliche Schnellkraft und Selbſtändigkeit; kühne Sicherheit des Geiſtes, welche ſich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahnteſten nicht ſcheut: alle dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Balde's Werken allzu hervorſtechend, als daß man ihn nicht für einen gebohrnen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müßte. Auf der andern Seite erheben ſich nur wenige ſeiner Lieder zu einer fleckenloſen Vollendung; manche werden durch die ſeltſamſten Ausſchweifungen entſtellt. Oft wird ſein Ausdruck durch das Beſtreben nach Kraft und Neuheit hart, geſucht und verworren; die Darſtellung iſt nicht ſelten überſpannt, und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins ungeheure getrieben; ſein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verſchweigen weiß. Von Schonung und dichteriſcher Enthaltſamkeit ſcheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bei ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz abſprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen ſehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichem Kunſtſinn: wenigſtens laſſen viele ſeiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmoniſches Ebenmaaß und zart gehaltene Einheit des Tons vermiſſen. Eine witzelnde Spielerei unterbricht dann und wann den Erguß der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es ſei ihm der heiligſte Ernſt damit geweſen. Die Gränze des Schicklichen überſpringt er oft bis ins Abgeſchmackte hinein.

Vielleicht waren hier alle perſönlichen Anlagen zu einem großen Dichter vorhanden: nur eine dichteriſche Welt und eine dichteriſche Mutterſprache fehlte. Die Summe. der für ſeine Bildung ungünſtigen Umſtände, ob ſie ſich gleich in die wenigen Worten zuſammenfaſſen läßt: »Er war ein Deutſcher Jeſuit und lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Baiern;« war ſo groß, das man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erſtaunen muß. Und wer würde untheilnehmend vorübergehen, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den ſo viele Feſſeln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geſchichte ſeines Lebens, von ihm ſelbſt geſchildert läſe?

Tristibus imperiis spatio retinemur in arcto,
Et curtum male perdimus aevum.

X.

Salomon Geßner,

Landſchaftmaler und Idyllendichter.

1796.

Wenn man Geßners Idyllen geleſen hat, und nun ſieht, wie er in der Vorrede dazu den Theokrit für ſein großes Vorbild erklärt, ſo fällt man wie aus den Wolken. Es iſt zwar bekannt, daß es ihm an hinlänglicher Sprachkenntniß fehlte, um den Griechiſchen Dichter gründlich zu ſtudiren: aber auch ſo, wenn er ihn nur mit einigem Sinne las, wie konnte ihm eine ſo gänzliche Verſchiedenartigkeit entgehn? Fühlte er nicht den unendlichen Abſtand zwiſchen ſchöner Darſtellung individueller Natur mit den localſten Farben, und einer ganz ſelbſtgeſchaffenen Idyllenwelt; zwiſchen naiver Einfalt, die aber weder vor Rohheit noch vor Verderbtheit geſichert iſt, und dadurch deſto reizender wird, und empfindſamer und ſittlicher Idealität, wovon dort keine Spur erſcheint? Er kannte alſo den Theokrit ſo gut wie gar nicht, und leider zeigen ſeine Werke auch keine Spur von Bekanntgen hielt: nicht wahr, eine Mutter iſt doch ein ehrwürdiges Geſchöpf? Ich bejahte es von Herzen, denn wiewohl ein rundes behagliches Weib, iſt ſie doch ſchon ſtark in die Vierzig.

La Peyrouſe. Und die Sonne ſah es geduldig mit an?

Oberprieſter. Wie geſagt, ſie ſegnete unſre Bemühungen mit der Allerzeugenden zu wetteifern. Aus einem unfruchtbaren Bräutigam war ſie plötzlich ein beglückter Vater geworden. Die Fruchtbarkeit der Sonnenjungfrauen war ſo groß, daß bald das fröhliche Gewimmel der Kinder einen kleinen Staat bildete. Er bedurfte einer Leitung, und Cora und Alonſo wurden einſtimmig zu Oberaufſehern dieſes Findelhauſes ernannt.

La Peyrouſe. Ein Philanthropin unter Peruanern! So weit geht die Cultur unſers Jahrhunderts. Wer hätte es hoffen dürfen?

Oberprieſter. Es wäre in der That ſchön, wenn einem armen Oberprieſter das Leben dabei nur nicht ſo ſauer gemacht würde. Alonſo hat von ſeinem Lehrer, Las Caſas, den Grundſatz geerbt, daß durch Freundlichkeit und vernünftige Vorſtellungen alles von den Menſchen zu erlangen iſt. Die Kinder dürfen alſo bei Leibe nicht einmal ſcheel angeſehn werden. Wenn ich des Morgens durch die Gänge des Tempels gehe, ſo ſitzen an allen Ecken Mütter, die ihre Säuglinge reinigen. Beklage ich mich über den üblen Geruch, ſo halten ſie mir die illuminierten Kindertücher entgegen, als ſo viele Freipäſſe, von der Natur unterzeichnet. Die größeren machen ſich nun vollends unnütz. Sie blaſen zum Spaß die ewige Lampe aus, ſpielen mit den goldnen Bildern der Sonne wie mit Kreiſeln, hoſieren um ſchaft mit den Meiſterſtücken der romantiſchen Schäferpoeſie, bei den Italiänern dem Aminta und Pastor fido, und bei den Spaniern vorzüglich der Galatea, aus denen er ſo viel hätte lernen können.

Sein Biograph Hottinger iſt mit der Aufnahme, die Geßner von jeher in Deutſchland gefunden, gar nicht zufrieden, und führt als eine ſiegende Autorität dagegen den außerordentlichen Beifall an, der ihm in Frankreich zu Theil geworden. Vorzüglich unglücklich iſt ſeine Vermuthung, wodurch er dieſe Verſchiedenheit, beſonders in Hinſicht auf den Tod Abels, erklären will. »Das Franzöſiſche Publicum wartet nicht zu, bis ſeine Journaliſten den Ton angeben. Es urtheilt ſelber: und urtheilt, wofern nicht Leidenſchaft und Cabale es mißleiten, richtig und fein. Aber bei einem Publicum von ungebildetem Geſchmacke, und ein ſolches iſt das Deutſche noch immer, wird ein mittelmäßiges Werk ſo ſchnell gehoben, als ein vortreffliches niedergehalten und geſtürzt.« Gerade umgekehrt: in Deutſchland herrſcht die größte Anarchie im Reiche des Geſchmacks, und ſelbſt die gründlichſte Kritik vermag nicht das Schlechte zu unterdrücken, und Meiſterwerke, wenn keine Empfänglichkeit dafür vorhanden iſt, zu empfehlen. Wie kann man ſich nur überreden, daß eine vor dreißig oder vierzig Jahren geſchriebene Recenſion, deren kaum ein paar Litteratoren ſich erinnern, jetzt noch der Schätzung eines Gedichtes, das wirklich vortrefflich wäre, Abbruch thun ſollte? Dagegen iſt es bekannt, welch einen Despotismus des Geſchmacks im ehemaligen Frankreich Paris über die Provinzen, und wiederum wenige den Ton angebende

Köpfe über Paris ausübten. Ueberhaupt befürchten wir, daß auf dieſe Franzöſiſche Bewunderung ein viel zu großes Gewicht gelegt wird. Es könnte leicht ſeyn, daß nicht ſowohl das, was Geßner beſitzt, als was ihm fehlt, ſein Glück bei unſern Nachbarn gemacht hätte. Wann hat man es wohl erlebt, daß ſie einem ausländiſchen Dichter von originaler Energie und kühner Genialität hätten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ihn nur begriffen hätten? Alle Franzöſiſchen Producte in der höhern lyriſchen, der epiſchen und der tragiſchen Poeſie, die Franzöſiſche Sprache ſelbſt, beweiſen, daß ein ſehr witziges und ſinnreiches Volk ohne wahrhaft poetiſchen Geiſt ſeyn kann. Eine einſeitige Empfänglichkeit wirft ſich gewöhnlich mit deſto größerer Gewalt auf ihre Gegenſtände, und hält kein Maaß in der Bewunderung deſſen, was in ihrer Sphäre liegt. Es war ein günſtiger Umſtand für Geßners Ruhm, daß er einen guten Ueberſetzer fand; allein er hatte auch in der That durch Uebertragung ins Franzöſiſche weniger zu verlieren, als die vorzüglichſten Deutſchen Dichter. Sein Ausdruck hat keine nationale Eigenthümlichkeit. Poetiſche Proſa, die nur in einer zu den ſchönen Verhältniſſen der Rhythmik untauglichen Sprache, wie die Franzöſiſche iſt, Feld gewinnen kann, war die urſprüngliche Form ſeiner Dichtungen. Daß Rouſſeau ſo ungemeines Wohlgefallen an den Idyllen finden würde, hätte ſich vorausſehen laſſen; eine ſeltſamere Erſcheinung iſt es, daß der Held der Encyklopädie und der Verfaſſer der Bijoux indiscrets, Diderot, ſo enthuſiaſtiſch dafür eingenommen war. Doch läßt es ſich aus ſeinem Ekel an der conventionellen Künſtlichkeit der Franzöſiſchen Modelitteratur, und auch daraus erklären, daß er künſtleriſche Zwecke nicht für etwas unbedingt Höchſtes hielt, ſondern ſie den ſittlichen unterordnete. Für dieſe ſah er denn in Geßners einfacher Unſchuldswelt einen Spiegel, worin die verfeinerte Verderbniß ihre Häßlichkeit erkennen könnte. Wenn aber Diderot unſern Geßner einen Griechen genannt hat, ſo giebt das keinen ſonderlichen Begriff von ſeiner Kenntniß der Alten. Denn was iſt den Griechen fremder, als dieſe reine, aber zugleich auch ſinnlich unkräftige, Sentimentalität?

Die Schwächen der Geßneriſchen Poeſie geſteht Hottinger zum Theil ein, nimmt aber beinahe wieder zurück, was er geſagt. Es fehlt an Charakteriſtik. Aber dieß iſt nicht alles. Der Verluſt an individueller Mannigfaltigkeit wird nicht hinlänglich durch den Gehalt der Ideale, oder vielmehr des einzigen Schäferideals erſetzt. Jene Harmonie des innern Daſeyns, welches der Wahrheit nach nur die letzte, ſchwer errungene, Vollendung der Menſchheit ſeyn kann, verliert erſtaunlich an Würde und Intereſſe, wenn ſie als ein urſprünglicher Zuſtand, als ein allgemeines Erbtheil der Beſchränktheit dargeſtellt wird. Dieſer Vorwurf trifft alle ſentimentale Schäferpoeſie, wenn ſie nicht zugleich romantiſch iſt, aber die Geßneriſche in ausgezeichnet hohem Grade, eben weil ſeine Welt unſchuldiger, kindlicher und goldner iſt, als die der meiſten vorhergehenden Dichter in dieſem Fache. Gleichwohl hätte auch in einer ſolchen Welt ein weit höherer Grad von Lebendigkeit hervorgebracht werden können, als in Geßners Idyllen. Ganz unverdorbene Neigungen können ſich dennoch durchkreuzen; aber mit dem völlig aufgehobenen Antagonism ſchlummert auch die Theilnahme ſanft ein. Wo ein Geßneriſcher Hirt anfängt zu lieben, da iſt gewöhnlich ſchon die Gegenliebe im voraus beſtellt. Wenn einmal phyſiſche Schwierigkeiten vorkommen, z. B. im Erſten Schiffer, ſo iſt der Dichter ſo beſorgt, ſie zu mildern und auf alle Art zu Hülfe zu eilen, daß doch kein rechter Knoten der Handlung daraus entſteht. An die hohe Kunſt, womit Guarini mitten unter arkadiſchen Darſtellungen den mächtigen Hebel des Schickſals in Bewegung ſetzt, wollen wir gar nicht einmal erinnern.

Wenn man ſieht, daß es in Geßners größeren Gedichten theils an Handlung überhaupt, theils an Einheit und einem auf innerer Nothwendigkeit beruhenden Zuſammenhange der Handlung fehlt; daß in ſeinen Idyllen oft gar kein wahrer Fortſchritt iſt; daß ſich ſelbſt die Empfindung nicht ſelten ohne eigentlich melodiſchen Gang nur hin und her wiegt; daß mehrere Stücke, die er als Idyllen giebt, bei bloßen Naturſchilderungen ſtehen bleiben; wenn man dazu nimmt, daß er auch für die äußere, aber weſentliche, Form der poetiſchen Succeſſionen, für die Verskunſt, kein Geſchick und keinen Sinn gehabt: ſo bietet ſich natürlich der Gedanke dar, er habe ſein eignes Talent mißverſtanden, indem er den Stoff zu ſimultanen Darſtellungen, der in ſeiner Fantaſie lag, auf ſucceſſive verwandte. Auch als Landſchaftmaler blieb er auf gewiſſe Art Idyllendichter, und er hätte es vielleicht nie in einem andern Sinne werden ſollen, als ein Pouſſin oder Berghem es waren. Als Gruppen auf einer Landſchaft betrachtet, ſind ſeine Hirtenfiguren allerliebſt: um der ganze Inhalt eines pragmatiſchen Kunſtwerkes zu ſeyn, haben ſie nicht genug bedeutende, ſelbſtändige Lebendigkeit. Die Anſicht der Quartausgabe mit Kupferſtichen, wo man Geßner den Zeichner mit Geßner dem Dichter vergleichen kann, beſtätigt vielleicht dieß Urtheil. Die lebloſe Natur hält in ſeinen Idyllenlandſchaften der lebenden ungefähr das Gleichgewicht, und dieſe ſcheint jene nicht entbehren zu können, um anziehend zu ſeyn.

Es war alſo keinesweges eine unbillige Verkennung, wenn Geßner in den Litteraturbriefen ein ſtrenges Urtheil erfuhr, wenn ſchon Bodmer nach der Erſcheinung ſeines Daphnis mit Anſpielung auf die ſüßliche Flachheit des Gedichtes dem Verfaſſer ſelbſt den ſchäferlichen Namen ſeines Helden beilegte. Wie viel er in Deutſchland wirklich noch geleſen, oder nach einem von Kindheit an eingeſogenen Glauben aus der Ferne verehrt wird, iſt nicht leicht auszumachen. Das leidet aber keinen Zweifel, daß ſich Geßners Ruhm im Auslande länger erhalten wird, als unter uns. Sobald theils die ächte mimiſche Idylle der Alten, theils die romantiſche Schäferpoeſie der Neueren auf dem Boden unſerer Sprache recht einheimiſch geworden ſeyn wird, kann nicht mehr von ihm die Rede ſeyn. Jene hat man ſchon angefangen aufzuſtellen, wiewohl unter einem ungünſtigen Local; und wenn wir dieſe nicht durch Deutſche Originalwerke bereichern, ſo iſt doch der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man von den ausländiſchen mit Erfolg dichteriſche Nachbildungen wird geben können. Zu örtlichen Schilderungen des Hirtenlebens bieten die ſo eignen, alterthümlichen, einfachen und kecken Sitten der Alphirten, welche Geßner ganz in der Nähe hatte, den reizendſten Stoff dar, deſſen Bearbeitung ihm vielleicht gelungen wäre, da er im Umgange ein ausgezeichnetes mimiſches Talent gezeigt haben ſoll *), wenn ihn nicht eine falſche Anſicht ſeiner Dichtart irre geleitet hätte.

---

*) Von dieſer komiſchen Mimik und der Gabe des genialiſchen Scherzes findet ſich in Geßners Idyllen und Landſchaften nicht die mindeſte Spur; gleichwohl läßt ſich nach den von ſeinem Biographen beigebrachten Anekdoten, nicht bezweifeln, daß er beides wirklich beſeſſen. Ich habe nur eine ganz unſcheinbare, vielleicht bisher von niemanden bemerkte, aber wie mich dünkt, entſcheidende Probe davon entdeckt. Dieß ſind einige mit den Anfangsbuchſtaben von Geßners Namen unterzeichnete Titelvignetten zu der Ausgabe der Ueberſetzung Shakſpeare's von Eſchenburg, welche in Zürich in den Jahren 1775 u. f. erſchienen iſt. Man ſehe die Vignetten zu den beiden Theilen von Heinrich dem vierten und zu den luſtigen Weibern von Windſor. Es iſt nicht möglich, auf zwei Zoll großen, flüchtig ſkizzirten und ſchmutzig radirten Blättern, mehr drollige Charakteriſtik anzubringen. Jedes Figürchen lebt, und verkündigt ſeine ganze Art zu ſeyn. Beſonders iſt die Muſterung, welche Falſtaff mit ſeinen lumpigen Soldaten anſtellt, unvergleichlich. Geßner hat hiedurch bewieſen, daß er ein Meiſter in Caricaturzeichnungen hätte werden können, wenn er gewollt hätte; und es wäre zu wünſchen, daß den großen und koſtbaren Kupferſtichen, die in England zur Verzierung der Werke Shakſpeare's erſchienen ſind, nur ein Funke dieſes Geiſtes inwohnte.

Anm. zum neuen Abdruck.

XI.

Chamfort.

1796.

In der Erwartung, die man häufig und mit Zuverſicht geäußert hat, als müßten die großen politiſchen Begebenheiten in Frankreich eine ſchnelle und durchgängige Umſchaffung der Franzöſiſchen ſchönen Litteratur hervorbringen, liegt unſtreitig viel überſpanntes. Zwar iſt der ſeit jenen verfloſſene Zeitraum bis jetzt noch viel zu kurz und zu unruhig geweſen, um dieſe Erwartung durch die Erfahrung zu widerlegen: aber die Frage iſt nicht von der Art, daß nur die Erfahrung zu ihrer Entſcheidung berechtigen könnte. So ſehr auch der Geſchmack, als ein Theil des Nationalcharakters, oder aufs genaueſte damit zuſammenhängend, den Einflüſſen der politiſchen Verfaſſung unterworfen ſeyn muß: ſo iſt doch dieſe nicht die einzige moraliſche Urſache, welche den Charakter einer Nation beſtimmt, und die phyſiſchen Urſachen beſtehen unwandelbar unter allen Verfaſſungen. Hiezu kommt, daß jede bis auf einen gewiſſen Grad gebildete Sprache ihr Volk mehr beherrſcht, als von ihm beherrſcht wird, und daß vermittelſt einer ſolchen Sprache, die ſich in einer ſchon feſtgeſetzten Form forterbt, entfernte Menſchengeſchlechter ihren Nachkommen eine Erziehung geben, welche oft von dieſen gar nicht wahrgenommen, oft geradezu geläugnet wird, und deſto unfehlbarer wirkt. Da die Franzöſiſche Sprache durch die höchſte Verfeinerung auf eine zierliche Einförmigkeit beſchränkt, und bis zur Schwächung abgeglättet und zugeſpitzt iſt: ſo läßt ſich bei ihr eben ſo wenig als bei einer völlig entwickelten Organiſation, an eine weſentliche Umgeſtaltung denken, die keine Ausartung wäre. So lange aber die Sprache, von der einen Seite das Medium der geiſtigen Empfänglichkeit, von der andern das Werkzeug des Dichtergeiſtes und Witzes, feinere Ausbildungen abgerechnet, dieſelbe bleibt: wie ſollten im Reiche des Geſchmacks höhere Foderungen als bisher gemacht, und wie befriedigt werden können? Wie vieles wird noch geſchehen müſſen, wenn die Franzöſiſche Nation den ſo tief eingewurzelten, und auf gewiſſe Art gegründeten Glauben aufgeben ſoll, daß ſie in jeder Gattung unübertreffliche Muſter der Nachahmung beſitze?

Es giebt indeſſen Arten der Bildung, die nur in beſondern Verhältniſſen des geſelligen Lebens gedeihen, und in Anſehung dieſer kann man ohne Bedenken ſagen, daß in Frankreich eine neue Epoche der Litteratur angefangen hat. Da das nächſte Zeitalter geneigter ſeyn wird, die Eigenthümlichkeiten der geendigten Epoche fremd und klein zu finden, als ſie ausſchweifend zu bewundern, ſo iſt es verdienſtlich, alle noch vorhandenen Schriften, worin ſie ſich ausſpricht, zu ſammeln und auf die Nachwelt zu bringen. Sie können nicht nur wichtige Beiträge zur Sittengeſchichte liefern, ſondern auch durch Vorzüge glänzen, die aus jener erklärt werden müſſen, und die man, wo ſie ſich finden, genießen, aber nicht zurück wünſchen darf, wo ſie ausgeſtorben ſind. Dahin gehört eine gefällige, witzige Frivolität, die nur aus dem Mittelpunkte geſchmackvoller Ueppigkeit hervorgehen kann. Sie war Chamforts Geiſte nichts weniger als fremd; doch hätten wir aller Wahrſcheinlichkeit nach in dem, was von ihm verloren gegangen iſt, vorzüglich in ſeinen Erzählungen und in ſeinen Epiſteln der Ninon, noch mehr Anlaß gefunden, ihn mit Köpfen wie Hamilton und Boufflers zu vergleichen, als in dem Theile dieſer Sammlung, worin er ſeine Kenntniß der Welt und der Menſchen niedergelegt hat, und zwar zuweilen als witziger und ſatiriſcher, aber meiſtens als ernſter Beobachter erſcheint. Seine dichteriſchen Erzeugniſſe zeichnen ihn am wenigſten aus. Sie tragen das allgemeine Nationalgepräge, und die Feſſeln der conventionellen Franzöſiſchen Kunſtregeln haben ſeinem originalen Geiſte wenig freie Bewegung geſtattet. Als Kunſtrichter iſt Chamfort Akademiſt und gläubiger Verehrer des claſſiſchen Zeitalters unter Ludwig dem vierzehnten. In ſeiner Philoſophie, die er immer nur aphoriſtiſch vorträgt, erkennt man den Zeitgenoſſen von Voltaire, Helvetius und den Encyklopädiſten. Aber ſeine Anſichten der Geſellſchaft und des Lebens überhaupt ſind das reine Reſultat ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Erfahrung. Sie wurden erſt nach ſeinem Tode in der Sammlung ſeiner Werke der Welt mitgetheilt, und möchten leicht den anziehendſten Theil ſeines ganzen ſchriftlichen Nachlaſſes ausmachen.

Ein Zug, der Chamfort von vielen witzigen Köpfen ſeiner Zeit unterſcheidet, und den der Herausgeber in das volleſte Licht zu ſtellen bemüht iſt, um ihn dem jetzigen Franzöſiſchen Publicum zu empfehlen, iſt die uneigennützige Wärme, womit ſeine Denkart der neuen Ordnung der Dinge entgegen kam. Der ganze Ton ſeiner Bildung hätte ihn eher davon entfernen müſſen, wenn dieſe Bildung nicht von einem ſehr entſchiedenen Charakter begleitet geweſen wäre, in welchem jede Ueberzeugung ſich zur Triebfeder des Betragens und zur Neigung erhob. Er lebte in der großen Welt; die Art von Glück, welche er gemacht hatte, verdankte er ganz einem litterariſchen Luxus, der nur in einer Verfaſſung der Geſellſchaft Statt finden kann, wo die angeſehenſte Klaſſe das Vorrecht hat, ſich nicht um das Nützliche bekümmern zu dürfen, und daher einen hohen und ausſchließenden Werth auf bloß glänzende Vorzüge legt. Er war in einem Alter, wo man keine neuen Gewohnheiten mehr annimmt, wo die Wünſche und Beſtrebungen der meiſten Menſchen ſich auf ruhigen Beſitz des Erworbenen beſchränken, und wo ihnen alles unwillkommen iſt, was dieſen Beſitz auch nur entfernter Weiſe zu ſtören droht. Dennoch hielt ihn weder Einſeitigkeit, noch Eigennutz, noch Eitelkeit ab, ſeinen Ueberzeugungen eifrig und öffentlich zu huldigen. Mehrere vorher berühmte Schriftſteller haben ſich bloß aus Ehrgeiz an die Altäre, bewäßern die Opferſchalen, und wenn wir in frommer Begeiſterung unſern Morgenhymnus anſtimmen wollen, ſo quäken ſie unaufhörlich dazwiſchen.

La Peyrouſe. Glaube mir, das Gequäk geſunder Kinder iſt der Gottheit willkommener, als eure ſchönſten Geſänge. Die Veränderung iſt meinen Abſichten auch nicht ungünſtig. Man will jetzt den Erziehungsanſtalten beſonders wohl. Eine Proceſſion der Jungfrauen mit ihren ſämmtlichen Kindern wird gewiß für unſern Kotzebue bei dem Monarchen etwas auswirken.

Oberprieſter. Für unſern Kotzebue? Bei welchem Monarchen?

La Peyrouſe. Du ſollſt alles erfahren, Alter, aber es hat Eil. Mache nur Anſtalten zur Proceſſion.

Oberprieſter. Es ſoll gleich geſchehn. Verlaß dich auf das warme Herz, das unter dieſem Gewande noch nicht menſchlich zu ſchlagen verlernt hat. (ab.)

La Peyrouſe (tritt vor die Burg und klopft.) Das Burgthor iſt feſt verſchloßen, und niemand in der Nähe. - Ich muß mich ſchon vernehmen laßen. (pfeift.)

Johanne von Montfaucon erſcheint auf dem Altan.

Johanne. Welcher Ritter oder Knappe bläſt da auf ſeinem Horn, um eingelaßen zu werden?

La Peyrouſe. Es iſt nur mein Pfeifchen, und ich bin weder Ritter noch Knappe, gnädige Frau, ſondern ein Bote.

Johanne. Ich will euch öffnen laßen. Bei uns wird jeder Pilgersmann gaſtfrei beherbergt.

La Peyrouſe. Ich habe keine Zeit mich aufzuhalten, meine Botſchaft iſt mit an euch gerichtet und kürzlich dieſe: Unſer Ahnherr Kotzebue iſt nach Sibirien verbannt, und Ihr ſollt ihn befreien helfen.

die Seite der Revolution geworfen, um ſich eine noch glänzendere Exiſtenz zu verſchaffen, da ſie einſahen, daß ihre bisherige ein Ende nehmen müſſe; Chamfort hingegen ſcheint dabei gar nichts für ſich geſucht zu haben. Er fühlte bei ſeiner ſchwachen Geſundheit keinen Beruf, ſich in die Strudel der politiſchen Thätigkeit zu ſtürzen; aber er blieb unter jedem Wechſel der Begebenheiten ſeinen Grundſätzen treu, und alles, was er für die Revolution ſprach oder ſchrieb, floß aus eignen wahren Geſinnungen. Den ſtärkſten Beweis hievon gab er dadurch, daß er zuletzt ſelbſt ein Opfer ſeiner Freimüthigkeit wurde.

Ueber den damaligen Zuſtand der Franzöſiſchen Litteratur giebt der Bericht, welchen der gelehrte und einſichtsvolle Herausgeber, Ginguené, von Chamforts ſchriftſtelleriſcher Laufbahn erſtattet, manche Aufſchlüſſe. Sonſt aber haben die Schriften, wodurch Chamfort hauptſächlich ſeinen litterariſchen Ruf erwarb, für uns gerade am wenigſten Bedeutung. Sie beſtehen großentheils in theatraliſchen Arbeiten und akademiſchen Preisſchriften, welche ihm im Jahre 1781 eine Stelle in der Franzöſiſchen Akademie verſchafften. Der darauf folgende Zeitraum bis in die erſten Jahre der Revolution war die glücklichſte und glänzendſte Periode ſeines Lebens. Der Graf von Vaudreuil, ein liebenswürdiger Hofmann, der damals in hoher Gunſt ſtand, war Chamforts genauer Freund, und bewog ihn, eine Wohnung in ſeinem Hauſe anzunehmen, wo er, frei von aller Abhängigkeit, bald das Schauſpiel der großen Welt genoß, bald ſich in einen ausgewählteren Zirkel von Freunden zurückzog, bald ruhig ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen nachhing. So wie die politiſche Gährung zunahm, mußten ihn freilich ſeine Meynungen und ſelbſt ſeine Warnungen immer mehr von einem Adel entfernen, der den nahen Fall nicht vorausſah; er trennte ſich daher nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution von Vaudreuil. In den erſten Jahren jenes Zeitraums bildete ſich auch ſeine genaue Freundſchaft mit Mirabeau, die bis zum Tode des letzten fortdauerte. Vielleicht führt den Biographen der Wunſch, ſeinem Freunde politiſche Wichtigkeit beizulegen, zu weit, wenn er behauptet, Chamforts Rath und Leitung habe auf Mirabeau's öffentliche Laufbahn den entſchiedenſten Einfluß gehabt. Zwar ſcheinen die ſeitdem herausgegebenen Briefe Mirabeau's an Chamfort die Behauptung des Biographen zu beſtätigen. Mirabeau eröffnet ſich ſeinem Freunde nicht nur mit großer Innigkeit und unbegränztem Zutrauen; in den ſtärkſten Ausdrücken erkennt er deſſen Ueberlegenheit und das Wohlthätige ſeiner Leitung an. Allein Mirabeau's kühner Geiſt hatte immer Mühe, von dem leidenſchaftlichen Ungeſtüm, wodurch er eben ſo unwiderſtehlich wirkte, nicht zu Verirrungen hingeriſſen zu werden. Er mußte daher einen großen Werth auf die Reife, auf die Gabe der kühleren Beobachtung legen, die Chamfort bloß durch Jahre und Erfahrung vor ihm voraus hatte. Auch gehörte er, wie man vorzüglich aus ſeinen Briefen ſieht, zu den auf eine edle Art verſchwenderiſchen Gemüthern, die Andern aus der Fülle ihrer Vorzüge erſt leihen, was ſie von ihnen zu empfangen ſcheinen. Mirabeau's ausgebreitete Aufmerkſamkeit ſogar auf ſehr untergeordnete Menſchen, um ſie zu ſeinen Zwecken zu benutzen, kann wohl nicht hieher gezogen werden. Chamfort war zu tiefer Menſchenkenner und fühlte ſich zu ſehr, um ein ſolches Verhältniß nicht zu merken und es ſich gefallen zu laſſen. Nur freie, auf Uebereinſtimmung und Gleichheit gegründete Anhänglichkeit konnte ihn bewegen, ſo uneigennützig für Mirabeau zu arbeiten. Er hatte beträchtlichen Antheil an deſſen früheren Werken, und vorzüglich an der Schrift über den Cincinnatus-Orden. Noch in ſpäterer Zeit dauerte dieſe gemeinſchaftliche Wirkſamkeit fort. Chamfort hatte eine Rede über die Abſchaffung der Akademien ausgearbeitet, welche Mirabeau halten ſollte, als ein plötzlicher Tod ihn hinwegraffte. Auch andern Rednern der conſtituirenden Verſammlung ſtand Chamfort mit ſeinem Geiſte und ſeiner Feder bei.

Die ihn betreffenden Folgen der Revolution, welche ihn bald aus gewohntem Ueberfluſſe in die eingeſchränkteſte Lage verſetzten, machten ihn in ſeinem Eifer für ſie nicht irre. Man hat ihm im Journal de Paris nachgerühmt, er habe alle Misbräuche der alten Regierung ſogar an ſich ſelbſt leidenſchaftlich verfolgt. »Er eiferte »gegen die Penſionen, bis er keine mehr hatte; gegen die »Akademien, wovon die Einkünfte ſeine einzige Hülfsquelle geworden waren, bis es keine mehr gab; gegen »alles Weihrauchſtreuen und Liebedienern, bis niemand »mehr ſich um ſein Wohlgefallen bewerben mochte; gegen »den übermäßigen Reichthum, bis er keinen Freund »mehr hatte, der reich genug geweſen wäre, um ihm

»ſeine Kutſche zu leihen, und ihn zum Eſſen einzuladen; er eiferte endlich gegen die Frivolität, gegen »die Schöngeiſterei, gegen die Litteratur ſogar, bis alle »ſeine Bekannten, bloß mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, ſich nicht mehr um ſeine Schriften, »ſeine Schauſpiele, ſeine Unterhaltung bekümmerten.« In den unglücklichen Zeiten, wo die anarchiſche Partei die Oberhand gewann, und mehr und mehr ihre Schreckensregierung gründete, kehrte ſich die kühne Offenherzigkeit ſeiner Reden, die vorher oft von Mund zu Mund gegangen und Sprüchwörter geworden waren, gegen ſie, und ſeine beißenden Einfälle wurden ihm als Staatsverbrechen angerechnet. Den Wahlſpruch: Brüderſchaft oder der Tod! erklärte er: Sey mein Bruder, oder ich ſchlage dich todt! Auch nannte er es die Brüderſchaft Kains und Abels, und da man ihm vorwarf, er wiederhole dieß Wort zu häufig, erwiederte er: »Sie haben »Recht, ich hätte zuweilen zur Abwechſelung ſagen ſollen: »die Brüderſchaft des Eteokles und Polynices.« Die Tyrannei unter Robespierre hat ſich zwar nicht lange genug einwurzeln können, um, trotz allen Spionen, das freie Reden in Paris ſelbſt an öffentlichen Oertern zu verhindern; aber Chamfort war ein zu ausgezeichneter Kopf, um unbemerkt zu bleiben. Die Stelle eines Bibliothekars an der National-Bibliothek, die er noch von Roland hatte, mußte zum Vorwande ſeiner Verhaftung dienen. Man brachte ihn zugleich mit Barthelemy in das Gefängniß der Madelonetten, ließ ihn zwar nach einigen Tagen wieder los, gab ihm aber einen Gendarmen zur Bewachung. Seine Kränklichkeit und das

Bedürfniß beſtändiger Pflege machten ihm ein ungeſundes Gefängniß unerträglich, und als ihm der Gensdarme eine zweite Verhaftung ankündigte, beſchloß er ihr durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Er entfernt ſich unter dem Vorwande Vorbereitungen zu machen, verſchließt ſich in ſein Kabinet, will ſich vor die Stirne ſchießen, aber verletzt nur die Naſe und das eine Auge: hierauf verwundet er ſich an der Kehle, an der Stelle des Herzens, verſucht ſich die Adern zu öffnen, hat aber nicht Kräfte genug zu einem tödlichen Streiche. Man läuft hinzu, ſucht das Blut zu ſtillen, und bringt ihn auf ſein Bett, wo ſein erſtes iſt, daß er eine Erklärung über ſeinen Entſchluß zu ſterben dictirt und unterzeichnet. Sein Freund Ginguené, der herbeieilt, findet ihn zwar in einem fürchterlichen Zuſtande, aber in vollkommener Gemüthsruhe, und ſchon wieder geſtimmt zu ſcherzen. »Was iſt zu thun?« ſagt Chamfort zu ihm: »Da ſehen Sie, was es heißt eine ungeſchickte Hand »haben. Nichts gelingt einem, nicht einmal ſich ſelbſt »umzubringen.« Hierauf erzählt er ihm: »comment il »s'était *perforé* l'oeil et le bas du front au lieu de »s'enfoncer le crâne; puis *charcuité* le col au lieu »de se le couper; et *balafré* la poitrine sans parvenir »à se percer le coeur.« — »Endlich,« fügt er hinzu, »habe ich mich an Seneca erinnert; dem Seneca zu Ehren habe ich mir die Adern öffnen wollen. Aber er »war reich, er hatte alles nach Wunſch, ein warmes »Bad, kurz jede Bequemlichkeit. Ich bin ein armer »Teufel, habe nichts von dem allem; ich habe mir entſetzliche Schmerzen verurſacht, und da bin ich doch

»noch. Aber die Kugel ſitzt im Kopfe, das iſt die Haupt»ſache. Ein wenig früher oder ſpäter macht nichts aus.« — Bald darauf ſtarb Chamfort an den Folgen ſeiner Wunden, und fand im Tode eine Zuflucht vor ferneren Verfolgungen, die ihn ſonſt ohne Zweifel getroffen hätten.

Chamfort gehörte vielleicht zu den Köpfen, die nicht ſo ſehr durch ihre Talente, als durch ihre ganze Perſönlichkeit original ſind, und die man daher mehr an dem, was ſie ſagen, als an dem, was ſie ſchreiben, erkennt. Zu einer ausdauernden Anſtrengung ſcheint er eben nicht gemacht geweſen zu ſeyn. Bei ſeinen früheren Werken, wodurch er ſeinen Ruhm gründete, ſpornte ihn faſt immer ein äußerer Antrieb; und was er nachher geleiſtet, wenigſtens was noch vorhanden iſt, ſcheint großentheils die Frucht augenblicklicher Eingebungen geweſen zu ſeyn. Hiezu kommt, daß er ſich früher als die meiſten Menſchen von Täuſchungen losmachte, und die Eitelkeit vieler Dinge einſah. Daher ſeine Gleichgültigkeit gegen Schriftſtellerruhm. »Iſt es nicht lächerlich,« ſchreibt er einmal vom Lande, wo er ſich hinbegeben hatte, um an den Épitres de Ninon zu arbeiten, wegen deren man ihn drängte, »daß man vernünftig zu leben unternimmt, »um Thorheiten zu ſchreiben?« Der künſtleriſche Genius fühlt ein Bedürfniß der Kunſt, und wenn Chamfort nicht bloß als witziger Kopf den dramatiſchen Dichter machte, ſo ließ er es ſchwerlich bei ſo einzelnen, obgleich gelungnen Verſuchen bewenden. Daß er ſeine Lebensphiloſophie nicht zum ſchriftſtelleriſchen Geſchäft machte, gereicht ihm eher zum Lobe; die liebſte und gefühlteſte Wahrheit theilt man nur mit ſolchen Menſchen gern, von denen man ſicher iſt ganz verſtanden zu werden, und ſcheut ſich am meiſten, ein Gewerbe damit zu treiben.

Unter den akademiſchen Schriften Chamforts verdienen ſeine Lobreden auf Lafontaine und Moliere ausgezeichnet zu werden. Dieſe bei den Franzoſen ſo beliebte und ſo häufig bearbeitete Gattung, (auch das jetzige National-Inſtitut ſcheint die Sitte der Lobſchriften oder Lobreden aufrecht erhalten zu wollen) die unter uns faſt gänzlich vernachläſſigt worden iſt, läßt ſich von mehr als Einer Seite betrachten. Selbſt ein allzu freigebiges Lob, einem Verſtorbenen ertheilt, wird nicht leicht unreiner Triebfedern verdächtig, und es iſt erweckend für Andre, wenn das Andenken des Verdienſtes feierlich geehrt wird. Mag es ſeyn, daß eine Nation in dieſer Gallerie verſchönerter Bildniſſe von Männern, welche ihr angehörten, vor allen Dingen ſich ſelbſt ſucht: ſo iſt doch ſchon viel dadurch gewonnen, daß ihre Eigenliebe ſich an wahrhaft große Namen knüpft, und nicht bei einem verworrenen Vorurtheile von Würde und Ueberlegenheit ſtehen bleibt, das auch der roheſte Barbar haben kann. Der ſtille Lebenslauf eines Denkers oder Künſtlers bietet dem Biographen ſelten eine Reihe auffallender Begebenheiten dar; das ächteſte Leben ſolcher Männer, hat man mit Recht geſagt, iſt in ihren Werken aufbewahrt; aber eine ergründende, ins Einzelne gehende Prüfung und Würdigung findet gewöhnlich nur ſolche Leſer, die das Fach, wozu die Werke gehören, vorzugsweiſe beſchäftigt. Das Éloge, ein Gemiſch aus freier Beurtheilung und biographiſchen Ueberſichten, kann auch

Andre, die mit einer Kunſt oder Wiſſenſchaft nicht vertraut ſind, auf eine anziehende Art von ihrer Lage und ihren Fortſchritten unterrichten, und wenn von Erzeugniſſen der ſchönen Litteratur die Rede iſt, durch beredten Ausdruck des Gefühls ihre Empfänglichkeit anregen. Aus dieſem Beſtreben entſteht nun freilich für den Verfaſſer die Gefahr, an Gründlichkeit zu verlieren, wenn er an Schönheit des Vortrags gewinnt; und die noch ſchlimmere, übertriebne Lobſucht, ohne eindringende Schärfe des Urtheils, durch froſtige Emphaſe des Tons zu verrathen. Gegen die gewöhnliche Meynung, die ſo Viele zu unbilligen Urtheilen verleitet, um die Stärke ihrer Kritik zu beweiſen, iſt es viel leichter, mit Verſtand zu tadeln, als geiſtvoll zu loben. Jenes kann man thun, und doch bei der Außenſeite, gleichſam bei dem techniſchen Gerüſte eines Geiſteswerkes, ſtehen bleiben; dieſes ſetzt voraus, daß man wirklich in das Innere gedrungen, und zugleich Meiſter im Ausdruck ſey, um die dem bloßen Begriffe entfliehende Eigenthümlichkeit des geiſtigen Gepräges zu faſſen.

Chamfort hat es in beiden Lobſchriften in einem nicht gemeinen Grade geleiſtet; und doch möchte die Charakteriſtik Lafontaine's in der Franzöſiſchen Poeſie wohl eine der ſchwerſten Aufgaben dieſer Art ſeyn, wenigſtens ungleich ſchwieriger als die des Moliere. Was der kraftvolle Komiker für ſeine Kunſt gethan, ordnet ſich leichter in große, in die Augen fallende Maſſen; man bewundert an ihm eben ſo ſehr die Erfindung, als die Ausführung; und die Eigenſchaften ſeines Stils gleichen den Zügen einer ſtark gezeichneten Phyſiognomie. Lafontaine's beſcheidne Originalität mußte mit großer Vorſicht vor Uebertreibung anſchaulich gemacht werden. Er hat wenig erfunden, und die wunderbare Zartheit in der Behandlung eines ſcheinbar geringen Stoffs, die naive Liebenswürdigkeit, die Grazie des Unvorbereiteten, (la grace de la soudaineté, nach dem eignen Ausdrucke des Dichters) die kunſtloſe Kunſt: alle dieſe feineren, ſanft verſchmolzenen Vorzüge entziehen ſich einem nicht ſehr gefühlvollen Kunſtrichter während der Unterſuchung. Das Einfachſte leidet am wenigſten handgreifliche Zergliederung. Eine der glücklichſten Zuſammenſtellungen in dem ganzen Aufſatze, unter vielen ſinnreichen Gegenſätzen, iſt es, wenn gegen Voltaire's Vorwurf, Lafontaine habe nicht zu ſchildern verſtanden, die Zeilen, wo dieſer Auroren darſtellt, wie ſie

La tête sur son bras, et son bras sur la nue,
Laisse tomber des fleurs, et ne les répand pas,

zugleich als Widerlegung und als ein Bild der freundlichen und hingegebnen Muſe des Fabeldichters angeführt werden.

Daß in Chamfort's Lobſchrift auf Moliere dieſer für den größten Komiker aller Zeiten und Völker ausgegeben wird, darf von einem Kunſtrichter ſeiner Nation nicht befremden. Bei der unumſchränkten Herrſchaft der äußerlichen Anſtändigkeit über Natur und Genialität, die in der Franzöſiſchen Poetik hergebracht iſt, muß man ſich eher wundern, daß dem Ariſtophanes noch ſo leidlich Gerechtigkeit widerfährt. Die Schilderung von ihm neigt ſich zwar ein wenig zur Caricatur, iſt aber gar nicht verfehlt. Ein Irrthum, wie der, daß die alte Komödie zu Athen nicht unter obrigkeitlichem Schutze geſtanden habe, mochte in Frankreich, ſelbſt vor einer Akademie, wohl ohne Rüge durchſchlüpfen. An der neueren Komödie der Griechen und Römer tadelt es Chamfort, daß darin durch den Gang der Handlung keine beſtimmte Moral gleichſam ausgeſprochen wird. »On ne voit point »qu'une grande idée philosophique, une vérité mâle, »utile à la société, ait présidé à l'ordonnance de leurs »plans.« Als ob nicht eben dadurch die fröhliche Unbefangenheit, der köſtliche Muthwille der komiſchen Darſtellung verloren ginge, und als ob ſie nicht ſchon moraliſch genug wirkte, wenn ſie eine ſchöne Freiheit des Gemüthes in uns nährt! Wenn man, wie Chamfort, die ausdrückliche Moral zu einem Geſichtspunkte der Beurtheilung Moliere's macht, ſo möchte ſein Verdienſt doch ebenfalls in einem zweideutigen Lichte erſcheinen, und die poetiſche Gerechtigkeit manchmal ſehr vermißt werden. Was Rouſſeau in dem Briefe an d'Alembert ſelbſt gegen ſeine geſittetſten Stücke, hauptſächlich gegen den Miſanthropen, in dieſer Hinſicht geſagt hat, und worauf Chamfort anſpielt, möchte ſich dann ſchwerlich widerlegen laſſen. Rouſſeau betrachtet, ohne allen Begriff von ſchöner Kunſt, die Perſonen des Theaters als wirkliche Menſchen, und findet dann ihre Zuſammenſtellung in Moliere's Komödien eben ſo unſittlich, als die menſchliche Geſellſchaft in der Wirklichkeit, deren Bild ſie iſt. Er hat darin gegen jeden Theoriſten Recht, der den unbedingten Werth der Form in Kunſtwerken nicht zu behaupten, und ihr den Stoff nicht

Johanne. Hat der Verräther Laſarra eine neue Tücke angezettelt? Ich glaubte, er würde von meinen Streichen nie wieder aufſtehn.

La Peyrouſe. Laſarra iſt ein höllenmäßiger Böſewicht, der ſeinem Herrn leicht einen Platz in Sibirien verdienen könnte, aber dießmal hat er keine Schuld: der Monarch hat andere Beweggründe gehabt.

Johanne. Ha, ich bin eine freie Schweizer-Ritterin und frage nichts nach Monarchen. Kennſt du das Geſchlecht der Montfaucon? Weißt du, daß ich die letzte meines Stammes bin? Ich werde den Monarchen wenigſtens von hinten durch den Helm hauen.

La Peyrouſe. Ja, wenn ihr nur in Verſen ſprechen
wolltet,
Wie Guſtav Waſa, Bayard und Octavia,
So könntet ihr ihn über's Ohr leicht hau'n.
Johanne. Nein, das verſteh ich nicht.
La Peyrouſe. Ihr ſolltet's billig,
Als ein romantiſch Weib des Mittelalters.

Johanne. Bedenkt doch, daß ich dem ungeachtet eben ſo geheim wohlthätig und modern empfindungsvoll bin als Madam Müller oder Frau Syndicus Moorland.
Damals verſtand auch Kotzebue noch nichts hievon.
Und Verſe ſchienen ihm über die Maßen unnatürlich.
Er iſt ſeitdem erſt auf die Sprünge gekommen.
Doch arbeitet er mich vielleicht noch einmal um.
La Peyrouſe. Wohl, rettet ihn, ſonſt kann es nie
geſchehn.

Johanne. Ich will ſogleich meine Rüſtung anlegen, mit meinen Knappen über die Zugbrücke ziehn, und ausſehn wie Friederike Unzelmann, dann widerſteht mir niemand. (ab.)

ganz zu unterwerfen weiß. Daß die moraliſche Nutzanwendung nicht jener angehöre, iſt daraus klar, daß wahre Begebenheiten ohne alle Zubereitung durch darſtellende Kunſt, ſie in ſich enthalten können; ſie iſt im Drama bloßer Stoff, und zwar eine ſolche Armſeligkeit, daß die ſchlechteſte Sudelei ein Meiſterwerk darin übertreffen kann. Chamfort nimmt dieſe Foderung ſogar in ſeinen Begriff der Komödie auf, der aber weit mehr eine Beſchreibung von Zufälligkeiten iſt, als er ihr Weſen erklärend beſtimmt.

Eine dritte Lobſchrift iſt Chamforts Rede bei ſeiner Aufnahme in die Franzöſiſche Akademie. Sie iſt, um bei den veränderten Zeiten kein Aergerniß zu geben, mit einigen Auslaſſungen abgedruckt. Eine ziemlich unnütze Vorſicht: denn wenn die Nachwelt einmal weiß, daß Chamfort Akademiſt geweſen, ſo kann es ihr auch kein Geheimniß bleiben, daß er bei ſeiner Aufnahme dem Cardinal Richelieu und Ludwig dem Vierzehnten den herkömmlichen Weihrauch geſtreut. Ohne den Zwang der Sitte hätte Chamfort wohl ſchwerlich ſeinen Vorgänger zum Gegenſtande einer Lobrede gewählt: aber dieſe Lobrede iſt darum nicht weniger gelungen. Die Nothwendigkeit, in ſeinem eignen Geiſte Hülfsquellen gegen die Magerkeit des Stoffes zu ſuchen, hat den Redner auf eine ungewöhnliche Höhe gehoben. Lacurne de Sainte-Palaye war weder Dichter, noch Philoſoph, noch Geſchichtſchreiber in dem Sinne, worin das Wort eigentlich hiſtoriſche Kunſt in ſich faßt. Er war ein antiquariſcher Gelehrter: man hat von ihm in der Handſchrift ein Wörterbuch der ältern Franzöſiſchen Sprache, und vierzig Foliobände Materialien zu einem noch viel weitläuftigeren der Franzöſiſchen Alterthümer. Sein einziges bis dahin erſchienenes Werk waren die Abhandlungen über das Ritterthum. Hier weiß Chamfort mit einer geſchickten Wendung in ein fremdes Gebiet zu ſtreifen: man glaubt, er rede von dem Buche über das Ritterthum; und er redet doch eigentlich ſehr geiſtvoll und beredt, mitunter auch philoſophiſch ergründend, von dem Ritterthume ſelbſt, von ſeinem Werth und ſeinen Mängeln. Vortrefflich und ſehr gefällig vorgetragen ſind die Bemerkungen über deſſen Einfluß auf die Wiederbelebung der Poeſie. Hierauf kehrt er zum Sainte-Palaye zurück, und entwirft ein liebenswürdiges Bild von ſeinem Charakter und einem hervorſtechenden Zuge, ſeiner innigen, frühen und bis in das höchſte Alter ununterbrochenen Freundſchaft für einen Zwillingsbruder. Dieſe ſeltene Bruderliebe iſt in hohem Grade wahr und rührend dargeſtellt, und ſelbſt das, was auf den Argwohn der Eingeſchränktheit und bloß inſtinktartigen Angewöhnung führen könnte, hat die Kunſt des Redners, und noch mehr ſein Gefühl, ehrwürdig zu machen gewußt.

Der nächſte Aufſatz, welcher dazu beſtimmt war, im Jahre 1791 von Mirabeau als ein Bericht über die Akademien vor der Nationalverſammlung vorgeleſen zu werden, macht einen ſchneidenden Abſtich gegen den vorhergehenden. Nach einer ſcharfen Prüfung der angeblichen Verdienſte der Franzöſiſchen Akademie trägt der Redner auf ihre Abſchaffung an. Zuerſt wird das, was einzelne Mitglieder für ſich geleiſtet, von den Werken des Collegiums geſondert, womit man es häufig zu verwechſeln pflegte. Dann werden die Geſchäfte der Akademie einzeln durchgegangen: das Wörterbuch der Franzöſiſchen Sprache, die verſprochene und nicht gelieferte Grammatik und Rhetorik, die Reden bei der Aufnahme, die Complimente, welche die Akademie Perſonen des Hofes machen mußte, die Austheilung von Preiſen der Poeſie, die Beredtſamkeit u. ſ. w., auch eines Preiſes der Tugend, womit Leute aus der bedürftigen Claſſe für edle Handlungen belohnt wurden. Alles wird in ſeiner Zweckloſigkeit und Armuth gezeigt, und dieſe lag auch in Anſehung der meiſten Punkte ziemlich offen am Tage. Um den Preis der Tugend zu verwerfen, mußte ſich der Redner zu reinen Begriffen von Sittlichkeit erheben, aber ſie als Wahrheiten des Gefühls ausſprechen: er hat dieß mit edler Wärme, mit hinreißendem Nachdrucke, ganz Mirabeau's würdig gethan. Die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres glaubte er noch kürzer abfertigen zu können; die Académie des Sciences wird gar nicht erwähnt; und der Schluß von der Unnützlichkeit der Franzöſiſchen Akademie auf alle gelehrten Körperſchaften iſt ein wenig übereilt. Für Sprachkunde und Alterthumskunde, für die Naturwiſſenſchaften und die Anwendungen der Mathematik darauf, ſcheinen gelehrte Geſellſchaften, gehörig eingerichtet, ſehr nützlich wirken zu können. Dieſe Fächer erfodern theils mühſame, ſehr ins einzelne gehende Forſchungen, theils Erfahrungen und Verſuche, und den damit verknüpften Aufwand, Reiſen, örtliche Beſichtigungen, u. ſ. w. Für alles dieß wird der vereinzelte Gelehrte durch den Abſatz von Druckſchriften, die nur wenige wiſſenſchaftliche Leſer finden, nicht gehörig entſchädigt; ja er kann dergleichen Arbeiten gar nicht unternehmen, wenn ihm nicht auf andere Weiſe eine ſorgenfreie Muße geſichert iſt *). Der Zunftgeiſt, der ſich bei einer ſolchen Auctorität über die ſchöne Litteratur unfehlbar einſchleicht, und die freie Selbſtthätigkeit des Geiſtes hemmt, iſt dort nicht zu fürchten. Sollte dieſe Gefahr bei dem jetzigen National-Inſtitut vermieden ſeyn, das in der That eine Akademie, und, wo möglich, eine alles umfaſſende iſt? **) Wenigſtens hat der Dichter Deſorgues gewiß

---

*) Die wirklich nützlichen Akademien zugleich mit der unnützen, ja ſchädlichen Franzöſiſchen aufzuheben, war allerdings eine verkehrte Maaßregel. Doch wäre ſie allenfalls gerechtfertigt, wenn man ihre Einkünfte zur Stiftung von Univerſitäten auf den Fuß der beſten im proteſtantiſchen Europa verwendet hätte. Die Akademien ſind ſehr zeitig wieder hergeſtellt worden, weil ſie zum Glanze der Hauptſtadt und zur Repräſentation gehörten. Für den öffentlichen Unterricht hingegen iſt, aus Mangel an Einſicht, meiſtens auch an gutem Willen bei den Gewalthabern, nie etwas umfaſſendes und durchgreifendes geſchehen. Die Franzöſiſche Nation iſt deswegen zu beklagen: ſie gleicht hierin einem Menſchen, der zwar einen reich und geſchmackvoll geſtickten Rock, dabei aber kein Hemd auf dem Leibe hätte. Anm. z. n. Abdruck.

**) Ich habe Franzöſiſche Naturforſcher, die nicht zu der herrſchenden Schule gehörten, Klage führen hören, ſie hätten durch wiederholtes Andringen und öffentliche Auffoderungen niemals erlangen können, daß die Académie des Sciences von ihren Entdeckungen die mindeſte Kenntniß genommen, und etwa eine Commiſion zu deren Prüfung ernannt hätte. Ein Mitglied dieſer Akademie erklärte

Unrecht, wenn er in ſeinem Strafgedichte über den ausgelaſſenen Preis der Poeſie dieſe Vernachläſſigung für ſehr ſchädlich hält *). Muſikaliſche Wettkämpfe (im

---

mir einmal ſo zuverſichtlich, eine noch ſchwebende Streitfrage ſey durch den Ausſpruch ſeines Collegiums Ein für allemal abgethan, daß ich mich veranlaßt fand, ihm zu erwiedern, die Akademie könne keine Wahrheitspatente ertheilen. **Anm. z. n. Abdruck.**

*) Die Franzöſiſche Akademie hätte immerhin aufgehoben bleiben mögen. Während die phyſiſch-mathematiſche und die hiſtoriſch-philologiſche Abtheilung des Inſtituts in Europa die verdiente Achtung genießen, iſt ſie in Paris ſelbſt die Zielſcheibe des öffentlichen Spottes, und dieß hat ſie durch ihre nach der Hofgunſt eingerichteten Wahlen, ihr hohles Complimentirweſen und andre Lächerlichkeiten reichlich verdient. Sie iſt das wahre Uhu's-Neſt aller altfränkiſchen Meynungen in der Litteratur. Erſprießliches hat ſie ſeitdem eben ſo wenig geleiſtet als vorher. Es verſteht ſich, daß man die Arbeiten einzelner Mitglieder von denen der Körperſchaft unterſcheiden muß Der einzige Raynouard hat mehr für die Geſchichte der Sprache und die Alterthümer der einheimiſchen Litteratur gethan, als die ganze Akademie ſeit ihrer Stiftung. Daß das bisherige Wörterbuch unzulänglich ſey, wurde vorlängſt eingeſtanden, und die Akademie hat ſich anheiſchig gemacht, ein neues zu liefern. Aber die Arbeit iſt unglaublich langſam vorgerückt. Sollte dieß Wörterbuch jemals an das Licht treten, ſo wird es vermuthlich nicht viel beſſer ausfallen, als das alte, weil es nach demſelben fehlerhaften Plane entworfen iſt. Ich habe hierüber mehrmals mit dem vormaligen Secretär der Akademie, Suard, geſprochen. Ich behauptete, man müſſe in zwei Hauptſtucken von dem

Griechiſchen Sinne des Wortes) können nur vor einem verſammelten Volke ſchicklich gehalten werden, weil der

---

alten Muſter abweichen: man müſſe für die Bedeutungen der Wörter und ihren Gebrauch in der Verbindung, Stellen aus den beſten Schriftſtellern anführen, und man dürfe die Etymologie nicht ganz ausſchließen. Meine Gründe fanden bei ihm keinen Eingang. Er ſagte: »Wir ſind »Vierzig an der Zahl, wir verſtehen alle unſre Mutterſprache vollkommen; wenn wir bezeugen, dieſes oder jenes ſey gut Franzöſiſch und jenes nicht, ſo muß man uns »aufs Wort glauben; wir brauchen uns auf keine höhere »Auctorität zu berufen.« — Es iſt gleichwohl klar: wenn in ein Muſter-Wörterbuch nur die gangbaren abgenutzten Redensarten aufgenommen werden, ſo muß dieſes immer mehr zur Einförmigkeit und zur zahmen Beſchränktheit führen. Die genialiſchen Redner und Dichter haben kühne Zuſammenſtellungen gewagt, und dadurch die Wörter gewiſſermaaßen neu geſchaffen, und der Armuth der Sprache abgeholfen. Aber dieß will man eben nicht. — Was die Etymologie betrifft, ſo gehört die hypothetiſche und bis zu den entfernteſten Graden der Verwandtſchaft aufſteigende freilich nicht in ein Lexicon, deſſen Hauptzweck iſt, den gegenwärtigen Sprachgebrauch aufzuſtellen. Es giebt aber eine ganz grammatiſche und hiſtoriſche Etymologie, welche oft die Definition des Wortes in ſich faßt, und allein über die Stufenfolge der Bedeutungen Aufſchluß geben kann. Weil es den Akademikern an dieſer Einſicht mangelte, haben ſie oft unglaubliche Fehlgriffe gethan. So haben ſie zum Beiſpiel das ganze Syſtem der Negationen, ein ſo wichtiges Stuck der Grammatik, nicht verſtanden. Es beſteht darin, daß eine kleine Bejahung geſetzt, und durch die verneinende Partikel weggenommen allgemeine Beifall die Beglaubigung eines Künſtlers iſt, der für die gebildete menſchliche Natur überhaupt arbeitet.

---

wird. Je kleiner die Bejahung war, deſto ſtärker fällt nun die Verneinung aus. In dem Dictionnaire de l'Academie wird Rien erklärt durch: néant, nulle chose. Hinterdrein kommt heraus, es bedeute auch Etwas. Das wäre in der That ein wunderliches Wort. Etwas iſt die eigne Bedeutung, die andre bekommt es nur durch die hinzugefügte oder hinzugedachte Verneinung. Es iſt abgeleitet von res, und um dieſes zu errathen, brauchte man eben kein Oedipus zu ſeyn; denn im Provenzaliſchen ſind die Lateiniſchen Formen res, re, rem, noch ganz beibehalten. Die Akademiker ſcheinen ſich aber an den Ausſpruch Moliere's gehalten zu haben:

Et rien, comme tu le sais bien,
Veut dire rien, ou peu de chose.

Bei Jamais iſt die erſte angegebene Bedeutung: niemals; dann: irgend einmal, und endlich: immerfort, allezeit. Man ſieht, das Wort wächſt gewaltig, ungefähr wie in den Puppenſpielen ein kleines Figürchen plötzlich oben einen langen Leib herausſtößt, und in kurzem ein Rieſe wird. Jamais, von iam magis, bedeutet zuvörderſt eine Fortdauer. Solcher Proben ließen ſich viele anführen. Wenn einmal das neue Dictionnaire erſcheint, dann wird man ſehen, ob es jetzt mit der Sprachkunde der Akademiker beſſer ſteht als ehemals. Auf jeden Fall, und dieſe Bemerkung iſt ſchon in Frankreich ſelbſt gemacht worden, muß die Langſamkeit der Ausarbeitung der Vollkommenheit Abbruch thun. Die Franzöſiſche Sprache, die man wohl für völlig feſtgeſetzt ausgegeben hat, entwickelt ſich, wie jede lebende Sprache, nach den Bedürfniſſen des menſchli-

Sie ſetzen daher hohe Bildung und Selbſtändigkeit des öffentlichen Geſchmacks voraus. Die Sitzungen des National-Inſtituts ſind noch lange keine Olympiſchen Spiele.

Außer ein paar kleineren Aufſätzen enthält der erſte Band noch eine Dissertation sur l'imitation de la nature, relativement aux caractères dans les ouvrages dramatiques. Sie erſcheint hier zum erſtenmale gedruckt, und hätte für Chamfort's Ruhm, wenigſtens im Auslande, immerhin unbekannt bleiben mögen. Dieſes äſthetiſche Geſchwätz ohne Grundſätze, ja ohne Beſtimmtheit der Begriffe, mag unter ſeinen Landsleuten immerhin für de la metaphysique appliquée aux beaux-arts gelten: wir Deutſchen können nichts weiter daraus lernen, als daß die Theorie der ſchönen Künſte, und namentlich der Poeſie, in Frankreich noch in der unmündigſten Kindheit iſt. Wie ſollte es anders ſeyn, wenn ſie dabei von der ihrigen ausgehen? Die völlig ſchiefen Anſichten des Griechiſchen und Engliſchen Theaters ſind deswegen ſelbſt von einem ſo guten Kopfe, als

---

chen Geiſtes. Wenn man Gedanken hat, die man zuvor noch nicht gehabt hatte, ſo müſſen auch die Mittel des Ausdrucks herbeigeſchafft werden. Angenommen nun, daß in dem Dictionnaire die letzten Buchſtaben des Alphabets auf der Höhe des Zeitalters ſtehen, ſo werden A und B, vor dreißig Jahren ausgearbeitet, ſchon ins alte Regiſter zurückgetreten ſeyn. Die Franzöſiſche Akademie gleicht jenem Barbier, der ſo langſam raſirte, daß der Bart an der einen Seite wieder wuchs, während er mit der andern beſchäftigt war. Anm. z. n. A

Chamfort war, ſehr begreiflich. Es wird auf Idealität in der Darſtellung der tragiſchen Charakter gedrungen, aber aus ſchwachen Gründen und mit ſo kahlen Angaben der Verhältniſſe zwiſchen gemeiner und ſchöner Natur, zwiſchen dieſer und dem Ideal, daß die Foderungen des Kunſtrichters durch die êtres gigantesques, boursoufflés et chimériques der Franzöſiſchen Tragödie, wie ſie Rouſſeau ohne Umſchweiſe nennt, vollkommen befriedigt werden. Daß ſich Manier in der Kunſt niemals zum wahrhaft Idealiſchen erheben kann, und daß das vermeynte Idealiſche in den Darſtellungen Franzöſiſcher Dichter im höchſten Grade manierirt iſt, ſcheint der Verfaſſer nicht einmal von Ferne zu ahnden.

Chamfort's weitläufige Auszüge aus den Mémoires und der Vie privée du Maréchal de Richelieu können der Leſung dieſer widerwärtigen Bücher überheben, und ſind beſſer dazu gemacht, den wahren Geſichtspunkt für ihren Gegenſtand anzugeben, als der fremde Geiſt, welchen der Herausgeber der erſtgenannten, Soulavie, ihnen untergeſchoben hatte. Dennoch ſcheint Chamfort die tiefe Verworfenheit Richelieu's, dieſes Helden in jeder Gattung von Infamie, nicht völlig abgeſondert von dem Glanze, den ihr die Sage und die Macht der Meynung verlieh, beurtheilt zu haben. Er ſpricht noch von der singularité de son caractère et de sa destinée da ihn doch von keiner Seite etwas anderes merkwürdig macht, als die unermüdliche Unverſchämtheit, womit er die Verdorbenheit ſeines Zeitalters benutzte, von der er ein Denkmal geworden iſt. Sogar »ſein wirkliches Talent, Weiber zu verführen,« gründete ſich mehr auf die verächtliche Schwäche der Ueberwundenen, als auf die Unwiderſtehlichkeit des Siegers, und am meiſten auf den bis zur Raſerei gehenden Hang ſeiner Landsmänninnen, ſich dem Götzen der Mode an den Kopf zu werfen. Und wie leicht war dieſe Eigenſchaft für den zu gewinnen, den Geburt und Zufall begünſtigten! Daß er neben jener Unverſchämtheit wahre Vorzüge beſeſſen, wird man deswegen noch nicht glauben, weil ihn Voltaire »in allen Tönen beſungen hat.« Es ſcheint ſogar zweideutig, ob Richelieu in der »Kunſt, das Laſter zu ſchmücken, ſeine Nebenbuhler übertroffen.« Wir werden weder Witz noch Fröhlichkeit bei ihm gewahr, wie bei ſeinem Vorbilde Hamilton, noch irgend eine Spur von wahrer Anmuth des Geiſtes. Seine Laſter ſtehn in ihrer nackten Häßlichkeit da, und es giebt nicht leicht einen Menſchen, von welchem es ſo offenbar wäre, daß ſich die Menſchlichkeit niemals in ihm geregt hat. Was ihm Chamfort als etwas bemerkenswerthes und eigenthümliches anrechnet: die dreiſte Freimüthigkeit, ſich der Nachwelt zu bekennen, iſt nur ein Zug, der ſeine gänzliche Schamloſigkeit vollendet. Indeſſen iſt hier keiner ausgelaſſen, der Richelieu in das gehörige Licht ſtellt, und jeder wird von Bemerkungen über den Geiſt einer Regierung begleitet, unter welcher ſo etwas an einem Manne von hoher Geburt gut geheißen, ja bewundernd angeſtaunt ward.

Der vierte Theil von Chamfort's Werken enthält luſtige Anekdoten, ſcherzhafte Einfälle, aber auch viele Bemerkungen, Erfahrungen und Lehren, die einer ſehr ernſten Prüfung werth ſind, und nicht wenige, worin

La Peyrouſe (indem er zum Soufleur zurückkehrt.) Nun wäre ich ſo ziemlich mit dem fertig, was im nächſten Umkreiße des Theaters liegt. Wie weiter, mein Freund? Es müßen hinterwärts noch eine Menge ausgepochte oder wenigſtens nicht ſo beliebte Perſonen ſtecken.

Soufleur. Gut, daß du eben bei der Johanne von Montfaucon ſtehen bleibſt. Mir fällt ein Moyen daraus ein, das gute Dienſte leiſten ſoll.

(Er ſteigt aus ſeinem Loche und macht den Kreiß des ganzen Theaters, indem er zu einer Kouliſſe hinein und zur nächſten herausgeht. Dabei ſchlägt er von Zeit zu Zeit mit der Lichtputze an ſein Buch, daß es klirrt.)

Halloh! halloh! Ihr Bühnebewohner! Auf aus der Ruh! Waffnet euch für euren rechtmäßigen Herrn!

(Während deſſen hört man links eine Maultrommel. Rechts antwortet eine andre. Hierauf hört man in weiter Ferne das Lied: Freut euch des Lebens ꝛc. auf der Maultrommel ſpielen. Die Melodie iſt zu finden auf allen Gaſſen.)

Recht ſo! Jene muntern Gaſſenjungen hat uns ein günſtiger Zufall noch erhalten. Willkommen, ihr ſanften vaterländiſchen Töne! Verſcheucht die Sorge um Brod und Amt, und brummt Ruhe in meine Bruſt.

(Beginnt zu ſchlummern. Indeſſen kommen **Gurli**, **Emilia Moorland**, **Harrington** und **Marwell** zurück. Von allen Seiten ſtrömen **edle Menſchen** aus Kotzebue's Stücken herbei. **La Peyrouſe** ſetzt die eben erwähnten Frauenzimmer zu den andern Puppen in ſeinen Kaſten, nimmt dieſen auf den Rücken und ſtellt ſich an die Spitze. Der Sonnentempel öffnet ſich und die **Sonnenjungfrauen** ziehn mit ihren Kindern paarweiſe heraus. **Johanne** in glänzender Rüſtung mit ihren Gewappneten über die Brücke. Auf dieſe folgen die **Negerſklaven**, ausgehungert, zerlumpt, oder nach Befinden der Umſtände ganz nackt, und zerfetzt, mit Ketten und Fußſchellen beladen. Der Schauſpiel-Direktor wird am beſten beurtheilen können, welche von dieſen die Tiefe des Gedankens ſich unter einer leichtſinnigen Art ihn vorzutragen, anziehend verbirgt. Alle erſcheinen jetzt zum erſtenmale. Der Herausgeber erklärt in einem eignen Vorberichte die Entſtehung dieſer Sammlung, und ſein Verfahren bei der Auswahl und Anordnung. Chamfort hatte die Gewohnheit, täglich Aphorismen, worin er die Reſultate ſeines Nachdenkens zuſammenfaßte, Anekdoten und Charakterzüge, die man ihm erzählte oder die er ſelbſt erlebte, witzige Reden von ihm ſelbſt oder von andern, auf Zettel zu ſchreiben, und ſie durch einander geworfen in Mappen aufzubewahren, deren er eine beträchtliche Menge auf ſolche Weiſe angefüllt hatte. Wie von ſeinen übrigen Papieren, ſo wurde auch von dieſen ein großer Theil nach ſeinem Tode entwandt.

Bei der Anordnung iſt der Herausgeber den vorgefundenen Rubriken gefolgt: ſie iſt aber dennoch ziemlich willkührlich. Sonſt iſt dieſes bei weitem der wichtigſte und anziehendſte Theil von Chamfort's Nachlaß.

Ein Syſtem der Moral und Lebensphiloſophie würde ſich ſchwerlich aus dieſen aphoriſtiſchen Bruchſtücken zuſammenbauen laſſen, und vielleicht haben die einzelnen Behauptungen dabei gewonnen, daß Chamfort ſie unbefangen in ihrer ganzen Stärke hinſtellte, ohne ſich darum zu kümmern, ob ſie gegen ſeine zu andrer Zeit gefällten Urtheile über verwandte Gegenſtände anſtießen. Ein ſehr allgemeiner Satz, in welchen unzählige Erfahrungen zuſammengedrängt werden, iſt immer in einem gewiſſen Sinne unwahr: der verſtändige Leſer weiß doch ſchon, wie er ihn zu nehmen hat, und dem Leſer ohne Urtheil kann man durch noch ſo viele ſchwächende Rebenbeſtimmungen die richtige Anwendung nicht beibringen. Chamfort war ſehr weit von dem Irrthume entfernt, die große Welt, die zum Glück der Ausdehnung nach nur die kleine Welt iſt, für das Menſchengeſchecht überhaupt zu halten, obgleich viele ſeiner Sätze, zu wörtlich ausgelegt, veranlaſſen könnten zu glauben, er ſey hierin gewiſſen, bei allem Scharfſinn höchſt einſeitigen Beobachtern ähnlich geweſen. So ſagt er im ſechsten Capitel den Frauen im allgemeinen viel Uebles nach, aber er meynt offenbar nur die Franzöſiſchen Frauen, nur die Pariſiſchen, und unter dieſen nur die von hohem Stande. Mehrere unter den Anekdoten, welche dieſe Seite der Sittenverderbniß nur in ein allzu grelles Licht ſtellen, könnten ihn gegen den Vorwurf der Uebertreibung rechtfertigen, wenn dieſe Anekdoten nicht für den im Weltlaufe Unerfahrenen wiederum etwas unglaubliches hätten. Chamfort gehört nicht zu den einſiedleriſchen Sittenlehrern, die eine Verkehrtheit ſchelten, welche ſie nicht ſelbſt beobachtet haben, und denen in ihrer Ferne nichts deutlich vorſchwebt, als der Widerſpruch zwiſchen dem was iſt und was ſeyn ſollte. Seine Schilderungen der Geſellſchaft ſind nicht bloß dem Gegenſtande, ſondern auch der Perſon des Urhebers nach, ein Erzeugniß der vervollkommten Verfeinerung, und er greift dieſe mit ihren eignen Waffen an. Auf der andern Seite gleicht er keineswegs jenen philoſophirenden Weltmännern, die ihren äußern Erfahrungen eine falſche Allgemeinheit geben, weil ſie dieſelben in ihrem Herzen beſtätigt finden, und die ärgſte Ausartung gewiſſermaaßen in Schutz nehmen, indem ſie behaupten, was gewöhnlich geſchieht, könne gar nicht anders ſeyn. Vor dem entſchiednen Unglauben La Rochefoucault's an alle uneigennützigen Triebfedern, an Liebe und Tugend, bewahrte ihn ſein Gefühl, ob er es gleich in dem Talent, geheime Schwächen auszuſpähen, mit ihm aufnehmen kann. Er verwechſelt niemals die aus fehlerhaften Einrichtungen der Geſellſchaft entſtandene Mißbildung mit der menſchlichen Natur: er vertheidigt dieſe, indem er jener den Krieg macht.

Alles dieß muß dem Verfaſſer als ſein eignes Verdienſt angerechnet werden. Chamfort hatte es gewiß nicht aus den Lehren der Encyklopädiſten geſchöpft; noch weniger aus dem Beiſpiele der damaligen großen Welt: vielmehr hatte ſeine Denkart ſich hinter dem Rücken beider gebildet.

XII.

Ueber
den dramatiſchen Dialog.

1796.

Menſchen will man auf dem Theater ſehn und hören, wirkliche Menſchen, und ſie ſollen ſo genau nachgemacht ſeyn, daß man ſie durch keinen einzigen Zug von den andern außerhalb des Theaters unterſcheiden könne. Nichts weiter? Das ließe ſich wohlfeiler haben, ſollte man denken. Auf Straßen und Märkten begegnen einem ja wirkliche Menſchen zu ganzen Haufen, man kann ihnen faſt nirgerds aus dem Wege gehen: und doch hält man ſie für etwas ſo ſeltenes und ſehenswürdiges, daß man ein eigenes Gebäude errichtet, ein Gerüſt erleuchtet, viele mühſame Anſtalten macht, um etwa ein Dutzend von ihnen vor einer Verſammlung, die aus eben dergleichen beſteht, zur Schau zu ſtellen! Wahrlich, man möchte auf den Verdacht kommen, es wiederfahre bloß deswegen einigen wirklichen Menſchen eine ſo unverdiente Auszeichnung, um den übrigen einen hohen Begriff von ihrer eigenen Wichtigkeit zu geben. — »Nein, ſo iſt es nicht gemeynt: man muß merkwürdige oder unterhaltende Eigenſchaften haben, wenn man dieſer Ehre würdig geachtet werden ſoll.« — Das wäre denn doch ein Umſtand, der die theatraliſchen Perſonen ſtark von den wirklichen, wie ſie ſo gewöhnlich ſind, unterſcheiden würde. Denn jeder geſteht gern ein, mit der gehörigen Ausnahme für ſich ſelbſt, daß er ſie im Ganzen genommen, weder ſehr merkwürdig, noch ſehr unterhaltend findet. Aber auch Menſchen, die eins oder das andre in hohem Grade ſind, ſtellen ſich doch nicht in ihrem ganzen Lebenslaufe ſo dar: es giebt Augenblicke, ja beträchtliche Zeiten, wo der merkwürdige Mann in ſeinem Thun ganz alltäglich ſcheint, und der unterhaltende Kopf zur Langweiligkeit hinabſinkt. Oft entwickeln ſich erſt nach einem fortgeſetzten Umgange die am meiſten charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines Menſchen vollſtändig und entſchieden.

Mit den Perſonen auf der Bühne muß unſre Bekanntſchaft in ein paar kurzen Stunden geſtiftet werden, und ihren höchſten Punkt erreichen. Dazu iſt es nun erfoderlich, daß ſie in mancherlei, und zwar in ſolche Lagen verſetzt werden, die am geſchickteſten ſind, das Weſen ihres Charakters in ein helles Licht zu ſtellen. Wir erlauben dem Dichter daher (und müſſen es, wenn wir nicht, ſelbſt unſre Abſichten durch die Bedingungen, denen wir ihre Ausführung unterwerfen, vereiteln wollen;) eine Verwickelung, eine Anordnung der Ereigniſſe zu erfinden, die dergleichen am beſten herbeiführt, ob wir ſchon ſehr gut wiſſen, daß im wirklichen Leben intereſſante Lagen nie oder faſt nie ſo gedrängt, und von gleichgültigen nicht unterbrochen, auf einander folgen. Aber Lagen ſind nur das entferntere Mittel, Menſchen kennen zu lernen: zunächſt kommt es dabei auf ihr eignes Benehmen an, auf ihre Gebehrden, Reden und Handlungen. Die Gebehrden ſind die Sache des Schauſpielers, nicht des Dichters; ſchon deswegen nicht, weil ihre ſchriftliche Bezeichnung bei den gröberen Merkmalen ſtehen bleiben muß, und von dem feineren Seelenvollen nur dem eine Vorſtellung zu geben vermag, der ſie ſchon hat. Der Dichter darf höchſtens einige Anweiſungen für jenen einſtreuen: eine Rolle wäre unvollkommen ausgeführt, wenn ein guter Schauſpieler aus den Reden und Handlungen nicht hinlänglich einſehen könnte, wie er ſie zu ſpielen hat. *) Worte werden häufig den Thaten entgegengeſetzt, und in einem gewiſſen Sinne mit Recht: in ſo fern ſie nämlich Richtungen der Willenskraft ankündigen, die entweder gar nicht vorhanden ſind, oder doch ohne weitere

---

*) Die ausführlichen theatraliſchen Anweiſungen kommen heraus wie ein Wechſel, welchen der Dichter auf den Schauſpieler ſtellt, weil er ſelbſt nicht zahlen will oder kann. Diderot brachte ſie zuerſt auf: er war dabei noch einigermaaßen zu entſchuldigen, weil er von den Schauſpielern ein ganz andres, weit ungezwungneres Spiel foderte, als das woran ſie gewöhnt waren. Beaumarchais hat es nachgeahmt, Schiller iſt nicht frei davon geblieben, und bei unſern beliebten Dramatikern ging es bis zum Lächerlichen. Ich erinnere mich in einem pathetiſchen Schauſpiele geleſen zu haben: »Er blitzt ihn mit den Augen an, und geht ab.« Anm. z. d. Abdruck.

Wirkungen bleiben. Aber Worte können auch Thaten ſeyn; die größten Dinge wurden nicht ſelten bloß durch Worte verrichtet. So wenig in einem Schauſpiel müſſige Reden geduldet werden dürfen, die ſelbſt nicht Handlung ſind, und die Handlung weder fördern noch aufhalten: ſo wird auf der andern Seite großentheils nur redend gehandelt, und das muß ſo ſeyn, weil wir die ſittlichen Verhältniſſe der Perſonen zu einander, worauf uns alles ankommt, allein vermittelſt gegenſeitiger Mittheilungen ihrer Gedanken, Abſichten, Geſinnungen einſehen können. Müſſen auch Handlungen vorgeſtellt werden, die nicht bloß in dergleichen beſtehen, ſo erhalten ſie gleichwohl erſt durch die vorhergegangnen oder begleitenden Reden ihren dramatiſchen Werth: denn nur dieſe können uns Aufſchlüſſe über die Triebfedern geben, woraus ſie entſprungen ſind.

Am Ende muß alſo doch die ganze Darſtellung der Charakter bloß durch den Dialog bewerkſtelligt werden: alles was mittelbar dazu helfen kann, bleibt ohne Anwendung, wenn der Dichter es nicht in Dialog zu verwandeln weiß. Muß ihm alſo nicht bei Benutzung des einzigen Mittels zu einem ſo großen und ſchwierigen Zwecke eine ähnliche Freiheit verſtattet werden, wie bei der Anlegung des Plans? Darf er nicht, wenn er nur das Weſen des Dialogs ſchont, die zufälligen Beſchaffenheiten ſo einrichten, wie es ihm am vortheilhafteſten dünkt? Darf er dabei nicht, nach dem allgemeinen, nie beſtrittenen Vorrechte der Dichtkunſt, über die Wirklichkeit hinausgehen, wenn ſeine Erdichtungen nur in den Gränzen der Wahrſcheinlichkeit bleiben? Die Verneinung dieſer Fragen möchte aller dramatiſchen Kunſt ein Ende machen.

Zum Weſen des Dialogs gehört zweierlei: augenblickliche Entſtehung der Reden in den Gemüthern der Sprechenden, und Abhängigkeit der Wechſelreden von einander, ſo daß ſie eine Reihe von Wirkungen und Gegenwirkungen ausmachen. Das erſte iſt in dem letzten gewiſſermaaßen mit enthalten: denn ſoll meine Antwort ganz ſo beſchaffen ſeyn, wie die Rede des Andern ſie in mir veranlaſſen muß, ſo kann ich ſie nicht beſtimmt zuvor ausgeſonnen haben, weil ich höchſtens nur muthmaaße, was er ſagen wird. Alles Uebrige iſt beim Dialog zufällig: die Zahl der Perſonen, die Länge der Reden, u. ſ. w. Sogar ein Monolog kann in hohem Grade dialogiſch ſeyn, und er ſollte in einem Schauſpiele nie etwas anders ſcheinen, als was man im gemeinen Leben nennt: »ſich mit ſich ſelbſt beſprechen.« Dabei findet nicht bloß augenblickliche Eingebung Statt, ſondern auch eine Art von Wirkung und Gegenwirkung, indem man ſich gleichſam in zwei Perſonen theilt. Was die Länge betrifft, ſo haben wir Dramen, deren Verfaſſer zu glauben ſcheinen, die Lebhaftigkeit des Dialogs beſtehe darin, daß ihre Perſonen immer nur drei Worte hinter einander ſagen, und ſich gegenſeitig faſt nicht zu Worte kommen laſſen; da doch im wirklichen Leben ſchwerlich ein bedeutendes Geſpräch in ſolchen Brocken zum Vorſchein kommt, und das letzte unter geſitteten Leuten gar nicht hergebracht iſt.

Man kann den Dialog in zwei verſchiednen Bedeutungen vollkommen oder unvollkommen nennen: nämlich insbeſondere als Dialog; dann in allgemeiner Hinſicht nach ſeinem Gehalt und Ausdruck. Mit Unvollkommenheiten der einen und der andern Art iſt er im gemeinen Umgange oft reichlich genug ausgeſteuert, um Verdruß und Langeweile zu erregen. Billig entfernt daher der Dichter alle ſolche, die nicht aus den Charaktern und Lagen der Perſonen entſpringen. Zufällig begegnet es wohl jedem Menſchen, daß er nur mit halbem Ohre hört, und mit halber Beſinnung antwortet; daß er ſich wiederholen laſſen muß, was der Andere geſagt, weil er es nicht begriffen; daß er immer auf daſſelbe zurückkommt, ohne auf die Gründe des Andern zu achten; aber nur an dem Zerſtreuten, dem langſamen Kopfe, dem Hartnäckigen iſt es charakteriſtiſch. Sobald dialogiſche Unvollkommenheiten dieſes ſind, kann man ſie nicht von der dramatiſchen Darſtellung ausſchließen; ſie dürfen ſogar Hauptgegenſtand derſelben werden *). Eben dieß gilt von den Mängeln der Reden, für ſich, außer dem Zuſammenhange des Geſprächs betrachtet. Dagegen darf der Dichter den Reden alle Vorzüge verleihen, welche den Charaktern und Lagen der Perſonen nicht widerſprechen, und er wird dadurch unſere Luſt unfehlbar erhöhen. Finden wir wohl jemals im wirklichen Leben, wenn ſich nicht Eigenliebe ins Spiel miſcht, daß jemand zu treffend, zu lebhaft, zu witzig, zu anſchaulich, zu ſeelenvoll ſpricht? Nur müſſen wir ja keine Spuren von Vorbereitung entdecken, die augenblickliche Eingebung muß immer die Muſe des

---

*) So hat man ein artiges Nachſpiel, le Babillard. Aber von Franzöſiſchen Schauſpielern muß man es aufführen ſehen: hier ſind ſie in ihrem Fache!

Geſprächs bleiben. Sonſt ſagen wir, er rede wie ein Buch, und die vortrefflichſten Dinge, die er vorbringt, können uns keine geſellſchaftliche Unterhaltung mehr gewähren. Einen ſolchen Dialog verwerfen wir, nicht als ob er allzu vollkommen wäre, ſondern weil es gar kein Dialog iſt.

Die Anwendung dieſer letzten Bemerkung auf die dramatiſche Kunſt macht ſich von ſelbſt. Nun fragt ſichs nur: kann Poeſie des Stils die Vollkommenheit des Dialogs in ſeiner beſondern Eigenſchaft vermehren, oder hebt ſie vielmehr ſein Weſen unvermeidlich auf? Es iſt ein grobes aber gewöhnliches Mißverſtändniß, das Geſchmückte und Redneriſche mit dem wahrhaft Poetiſchen für einerlei zu halten: leider wird es durch ſo viele angebliche Gedichte beſtätigt, wo man ſtatt dichteriſcher Kunſt mit rhetoriſchen Künſten abgefunden wird. Nur die anſchaulichſte Bezeichnung der Vorſtellungen, der innigſte Ausdruck der Empfindungen heißt mit Recht poetiſch, und dieß iſt unſrer Natur ſo wenig fremd, daß man es vielmehr in den unvorbereiteten Reden von Menſchen ohne Bildung und Unterricht, wenn ihre Einbildungskraft erhitzt, oder ihr Herz bewegt iſt, oft am auffallendſten wahrnimmt. Aechte Poeſie des Stils iſt daher nichts anders als die unmittelbarſte, natürlichſte Sprache, die wir nämlich reden würden, wenn unſre Natur ſich immer, von zufälligen Einſchränkungen befreit, in ihrer ganzen Kraft und Fülle offenbarte; ſie iſt mehr die Sprache der Seelen als der Zungen. Hieraus folgt, daß der Gebrauch einer ſolchen Sprache den Dialog, in ſo fern er eine Reihe von Wechſelwirkungen iſt, Mißhandlungen das ſchönſte Tableau macht. Der **Souffleur** erwacht von dem Getümmel und ſchließt ſich hinten an.)

La Peyrouſe ſingt nach der Melodie der marſeiller Hymne, wobei der Chor an den gehörigen Stellen einfällt:

Wohlauf, der deutſchen Bühne Kinder!
Der Tag des Ruhmes bricht heran.
Man ſchalt uns oftmals arme Sünder,
Nun zeige jeder was er kann.
Hört ihr der Tadler wilde Horden?
Der Kritiker verruchten Schwarm?
Sie kommen, euch ſogar im Arm
Des lieben Publicums zu morden.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poetenblut düng' unſern platten Grund.

Ha! bebt, Verwegne! und ihr Dichter,
Die niemand heut zu Tag begreift!
Erbebt! ſchon ſeid ihr Böſewichter
Zur Umarbeitung uns gereiſt.
Schauſpiel wird alles, euch zu dämpfen;
Fällt eines aus dem jungen Chor,
So ſchießen neue Pilz' hervor,
Gleich fertig gegen euch zu kämpfen.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poetenblut düng' unſern platten Grund.

(Während dieſes Geſanges marſchiert der ganze Zug zweimal um das Theater. Hierauf kriechen alle nach einander in das Loch des Souffleurs; der Souffleur zuletzt, und bleibt ſitzen. Der Verhang fällt. Man hört noch eine Zeitlang, aber immer ſchwächer, unter der Bühne die Melodie der marſeiller Hymne.)

allerdings vollkommener machen kann. Je geſchickter das Werkzeug der Mittheilung iſt, Gedanken und Gefühle nicht bloß ſo ungefähr nach ihrem Stoff und ihrer allgemeinen Beſchaffenheit anzudeuten, ſondern ihre beſonderſte, eigenthümlichſte Geſtalt darzuſtellen, deſto vollſtändiger verſteht man ſich gegenſeitig, und deſto genauer wird jede Rede der, wodurch ſie veranlaßt worden, entſprechen. Eher könnte es Zweifeln unterworfen ſeyn, ob ſich der poetiſche Ausdruck mit dem zweiten weſentlichen Kennzeichen des Dialogs, der augenblicklichen Entſtehung, verträgt. Ich bemerke hier zuerſt, daß alle Poeſie mehr oder weniger nach den Gattungen Anſprüche darauf macht, für eine zwar ungewöhnliche, aber doch ſchnelle, ungetheilte, ununterbrochene Eingebung, nicht für eine allmälige Hervorbringung gehalten zu werden; daß die letzte, und nicht die leichteſte Kunſt des Dichters darin beſteht, alle Kunſt zu verbergen, und über das tiefſte Studium, die ſorgſamſte Wahl den Anſtand ungezwungener Leichtigkeit zu verbreiten, als hätte er alles nur ſo eben hingegoſſen. Zweitens: wie aus dem Weſen jeder Dichtungsart beſondre Geſetze des Stils herfließen, ſo hat auch das Drama die ſeinigen. Vieles muß darin vermieden werden, was ſchön und vortrefflich wäre, wenn der Dichter es in ſeinem eigenen Namen ſagte. Dramatiſche Schicklichkeit iſt hier die erſte Rückſicht, welcher alle andern nachſtehen müſſen.

Aber nicht genug, daß die poetiſche Behandlung der Wahrheit des Dialogs nicht nothwendig Eintrag thut, ich möchte behaupten, er könne durch ſie noch dialogiſcher gemacht werden. Daß den Redenden das, was ſie ſagen, in demſelben Augenblicke einfällt, erkennen wir an gewiſſen Merkmalen, die in der Wirklichkeit nicht immer in gleichem Maaße vorhanden ſind, zufällig fehlen oder abſichtlich nachgeahmt werden können. Giebt es nicht Menſchen, welche das, was ſich in der That ſo eben in ihnen entwickelt, ſo feierlich und abgemeſſen vortragen, als hätten ſie es zuvor auswendig gelernt, während andre durch Impromtü's überraſchen, worauf ſie drei Tage lang geſonnen haben? Für das Vergnügen der Unterhaltung entſcheidet hiebei der Schein mehr als die Wahrheit; im Drama verſteht es ſich ohnehin ſchon, daß das Anſehen des Unvorbereiteten in den Reden bloßer Schein iſt. Es beruht aber, außer dem Ton und den Gebehrden, die immer ſehr viel thun müſſen, auf allerlei kleinen, in der Bücherſprache nicht erlaubten Freiheiten und Nachläßigkeiten; auf Verſchweigungen und zuweilen ſogar auf einem ſcheinbaren Mangel an Zuſammenhang; auf der Stellung, welche ſo beſchaffen ſeyn muß, wie die Vorſtellungen am natürlichſten nach und durch einander rege werden, nicht wie man ſie nachgehends am vortheilhafteſten anordnen könnte; auf einfachen und geraden Wortfügungen. Künſtlich verflochtene Perioden (die überhaupt mehr der Beredtſamkeit als der Poeſie angehören) verrathen immer eine Art von Vorbereitung: man kann ſie nicht wohl anfangen, ohne zu wiſſen, wie man ſie zum Ende führen will, und dazu muß man ſchon die ganze Reihe von Sätzen, woraus ſie beſtehen, im Zuſammenhange überſchaut haben. Alle dieſe Merkmale muß der Schauſpieldichter Sorge tragen, auch im proſaiſchen Dialog anzubringen.

Behandelt er ihn aber poetiſch, ſo wird er durch die unumſchränktere Gewalt über die Sprache, wodurch die Poeſie alles, was im Menſchen vorgeht, anſchaulicher zu machen geſchickt iſt, in den Stand geſetzt, die Zeichen der unmittelbaren Entſtehung noch entſchiedner hervorzuheben. Schon wegen der ſonſtigen Schönheit und Stärke des Ausdrucks müſſen ſie die Aufmerkſamkeit mehr an ſich ziehn, weil man nicht gewohnt iſt, ſie in ſolcher Geſellſchaft anzutreffen; ſo wie hinwieder jene Vorzüge dadurch, daß ſie freiwillige Gaben des Augenblicks ſcheinen, einen ganz eigenen Zauber gewinnen. Das Sylbenmaaß ſelbſt, wenn es nicht an eine ſteiſe Regelmäßigkeit gebunden iſt, kann durch einen geſchickten Gebrauch die Täuſchung vermehren helfen: kleine Unebenheiten darin, unerwartete Pauſen, dann wieder fortſtrömende Fülle oder ein ſanfter und ſtetiger Fluß, können den Anſtoß, den Stillſtand der Gedanken, die raſche Bewegung des Gemüths oder das Gleichgewicht ſeiner Kräfte einigermaaßen ſinnlich bezeichnen.

»Das Sylbenmaaß! Alſo doch durchaus in Verſen?« Freilich, weil Poeſie des Stils aus Urſachen, welche zu ergründen hier nicht der Ort iſt, ohne geordnete Verhältniſſe der Bewegung gar nicht beſtehen kann. Der wiederkehrende Rhythmus iſt der Pulsſchlag ihres Lebens. Nur dadurch, daß die Sprache ſich dieſe ſinnlichen Feſſeln anlegen läßt und ſie gefällig zu tragen weiß, erkauft ſie die edelſten Vorrechte, die innere höhere Freiheit von allerlei irdiſchen Obliegenheiten. Soll das Sylbenmaaß im Drama nicht Statt finden, ſo muß es ja bei der ſchlichteſten Proſa ſein Bewenden haben. Denn ſonſt wird unvermeidlich eine ſogenannte poetiſche Proſa entſtehen, und poetiſche Proſa iſt nicht nur überhaupt ſehr unpoetiſch, ſondern vollends im höchſten Grade undialogiſch. Sie hat die natürliche Leichtigkeit der Proſa verloren, ohne die künſtliche der Poeſie wieder zu gewinnen, und wird durch ihren Schmuck nur belaſtet, nicht wirklich verſchönert. Ohne Flügel, um ſich kühn in die Lüfte zu heben, und zu anmaaßend für den gewöhnlichen Gang der Menſchenkinder, führt ſie, unbeholfen und ſchwerfällig wie der Vogel Strauß, zwiſchen Fliegen und Laufen über den Erdboden hin.

»Indeſſen bleibt das Sylbenmaaß im Munde dramatiſcher Perſonen immer Erdichtung: und iſt es nicht die unwahrſcheinlichſte, die ſich denken läßt? Wie ſoll man glauben, daß Brutus und Caſſius, als ſie Cäſarn ermordeten, in ihren Reden auf den Wechſel der langen und kurzen Sylben geachtet haben?« Man muß geſtehn, es iſt uns nichts glaublicher, als daß Cäſar, von dem wir wiſſen, daß er vor achtzehn Jahrhunderten auf dem Capitol umgebracht worden, vor unſern Augen zu Paris oder London unter den Dolchen der Verſchwornen fällt. Die angeführten Beiſpiele ſind nicht gleichartig, wird man einwenden: hier braucht ſich der Zuſchauer nur in Gedanken von ſeinem Ort, ſeiner Zeit wegzuverſetzen, dort wird ihm zugemuthet, etwas für wahr zu halten, das von dem ewigen Lauf der Dinge abweicht, und ſchlechthin unmöglich iſt. Wie die Frage eben geſtellt war, würde es ſich freilich ſo verhalten; allein warum ſollte man nicht, eben ſo gut als man jene Römer Engliſch oder Deutſch ſprechen läßt, ihre Reden in eine Sprache überſetzen dürfen, worin ſich alles, was man ſagt, nothwendiger Weiſe und wie von ſelbſt in Verſe ordnet? Und ſolch eine allen menſchlichen Zungen gemeinſchaftliche Mundart iſt ja doch in gewiſſem Betracht die Poeſie. Bei der theatraliſchen Täuſchung, deren eigentliche Art und Gränzen ich übrigens dahin geſtellt ſeyn laſſe, ohne mich auf die Gründe zu berufen, womit Johnſon ihr Daſeyn ſo ſcharf beſtritten hat; bei der theatraliſchen Täuſchung kommt es gar nicht auf jene Wahrſcheinlichkeit an, die man unter mehreren möglichen Erfolgen demjenigen zuſchreibt, welcher die meiſten Gründe für ſich hat, und die ſich in vielen Fällen ſogar arithmetiſch beſtimmen läßt, ſondern auf den ſinnlichen Schein der Wahrheit. Was in jener Bedeutung unwahrſcheinlich, völlig falſch, ja faſt unmöglich iſt, kann dennoch wahr zu ſeyn ſcheinen, wenn nur der Grund der Unmöglichkeit außer dem Kreiſe unſrer Erkenntniß liegt, oder uns geſchickt verſchleiert wird. Mit dem Verſtande unterſucht, muß das Sylbenmaaß freilich für das, was es iſt, nämlich für eine Erdichtung erkannt werden: aber der zergliedernde Verſtand und die Täuſchung vertragen ſich überhaupt nicht zum Beſten mit einander; genug wenn der Eindruck des Sylbenmaaßes auf das Gehör bei einem lebendigen Vortrage ſie nicht zerſtört. Der Versbau mag den Dichter noch ſo viele Mühe gekoſtet haben, wofern ſie gelungen iſt, ſo wird ſie im geringſten nicht mehr hörbar ſeyn, ſondern nur durch Schlüſſe vermuthet werden können. Die Verſe ſind bei ihrer Ausarbeitung nach einer Regel abgemeſſen worden, aber es wäre höchſt fehlerhaft, durch die Art ſie herzuſagen, die Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf dieſe zu lenken. Sie kann fühlbar bleiben, ohne daß man ſich ihrer abgeſondert bewußt wird. Sie ſoll dem Wohlklange nur zur Unterlage dienen, und indem ſie die endloſe Mannichſaltigkeit der Töne bis zum ſchönen Wechſel begränzt, dem Ohr ihre harmoniſchen Vechältniſſe faßlich machen. Wie ſollte der Zuhörer, iſt nur der Inhalt ſo beſchaffen, daß er ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigt, nicht vergeſſen den proſodiſchen Maaßſtab anzulegen, da ihn der Dichtende ſelbſt im Feuer der Empfindung zugleich beobachten und vergeſſen kann? Daß dieß möglich ſey, wird unwiderſprechlich durch das Improviſiren dargethan; ich meyne hier nicht die ſpätere Kunſt der Improviſatoren vom Handwerk, die man eine poetiſche Seiltänzerei nennen könnte, ſondern das natürliche, zum Theil dialogiſche Dichten aus dem Stegreif, das bei mehreren Völkern eine gewöhnliche geſellſchaftliche Ergötzung war oder noch iſt. *)

---

*) Das älteſte mir bekannte und in jedem Betracht der Erwägung ſehr würdige Zeugniß hierüber enthält der angeblich Homeriſche Hymnus auf den Hermes, V. 54–56:

— θεὸς δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν
ἐξ αὐτοσχεδίης πειρώμενος, ἠΰτε κοῦροι
ἡβηταὶ θαλίῃσι παραιβόλα κερτομέουσιν.

— der Gott ſang ſchön zu dem Spiele,
Was ihm der Sinn eingab, ſchnellfertiges, gleichwie am Feſtſchmaus
Jünglinge wohl ſich verſuchen mit neckendem Wechſelgeſange.

Die bekannte Geſchichte vom Caedmon beweiſt, daß bei den Angelſachſen, einem Volke von ſo ſchlichten Sitten, das geſellſchaftliche Improviſiren nach der Mahlzeit ebenfalls üblich war Man vergleiche Rousseau *Dictionnaire de Musique*, Art.

Sehr merkwürdig iſt es, und kann gewiſſermaaßen für einen hiſtoriſchen Beweis gelten, daß der dramatiſche Gebrauch des Sylbenmaaßes unſrer Natur nicht ſogar fremde ſey, daß ſchon in der früheſten Kindheit der theatraliſchen Kunſt die Reden, welche man noch nicht aufſchrieb und auswendig lernte, ſondern aus dem Stegreif erfand, doch ſchon in Verſen, ſo gut oder ſo ſchlecht man ſie zu machen verſtand, hingeſchüttet wurden. *)

Alles obige findet, wie ſich verſteht, nur bei einer ſchicklichen Wahl des Sylbenmaaßes Statt: es muß weder

---

Improviser. »C'est faire et chanter inpromptu des chansons, airs et paroles, qu'on accompagne communément d'une Guitarre ou d'autre pareil instrument. Il n'y a rien de plus commun en Italie, que de voir deux masques se rencontrer, se défier, s'attaquer, se riposter ainsi par des couplets sur le même air, avec une vivacité de dialogue, de chant, d'accompagnement, dont il faut avoir été témoin pour la comprendre.

*) Ausdrücklich ſagt dieß Ariſtoteles (POET. C. IV.) zwar nicht; allein wenn man zwei ſeiner Sätze vergleicht: *Γενομένης οὖν ἀπ' ἀρχῆς αὐτοσχεδιαστικῆς καὶ αὐτὴ (ἡ τραγῳδία) καὶ ἡ κωμῳδία* u. ſ. w. und nachher: *τὸ μὲν γὰρ πρῶτον τετραμέτρῳ ἐχρῶντο*; ſo wird es über allen Zweifel erhoben. Daß es mit den Atellaniſchen Spielen bei ihrem Urſprunge dieſe Bewandtniß gehabt, verſichert Livius, VII, 2. auf die beſtimmteſte Weiſe: Imitari deinde eos iuventus, simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus; hernach: iuventus ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit, quae deinde exodia postea appellata, consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt.

die feierliche Fülle des epiſchen, noch die melodiſchen Schwünge der lyriſchen haben; es muß den gewöhnlichen Schritt der Rede beflügeln, ohne ſich zu auffallend von ihm zu entfernen. Dieſe Eigenſchaften hat der Jambe, der eigentliche dialogiſche Vers, wofür ihn ſchon die Alten rühmen. *) Ariſtoteles bemerkt, daß man im Geſpräch ſehr häufig Jamben einmiſche, aber ſelten Hexameter. Der Trimeter der Alten iſt zwar noch merklich von dem Engliſchen blank verse und unſern fünffüßigen Jamben unterſchieden; aber für die beiden Sprachen leiſten dieſe ungefähr eben das, was jener für die Griechiſche und Römiſche. Um über die dramatiſche Untauglichkeit des Reimes, den das allgemeine Urtheil in England ſchon vor geraumer Zeit, ſpäter bei uns, von der Bühne verbannt hat, gründlich zu entſcheiden, müßte man wohl noch tiefer in ſein Weſen eindringen, als bisher geſchehen. Das iſt offenbar, daß es ſehr fehlerhaft iſt, wenn er der Symmetrie einer eintönigen Versart ſymmetriſch angehängt wird, wie in den Franzöſiſchen Trauerſpielen. Ueberhaupt geben dieſe ziemlich vollſtändige Muſter ab, wie man ſowohl das Sylbenmaaß als die Poeſie des Stils im Drama nicht gebrauchen ſoll; wenn wir ſie anders im Gebiet der Dichtkunſt anerkennen, und nicht lieber gerades Weges in die Schulen der Rhetoren, als ihre Heimat, verweiſen wollen.

---

*) Hunc socci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum sermonibus, et populares
Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

Zuſatz
zum neuen Abdruck.
1827.

Die obigen Bemerkungen ſind aus einem Aufſatze in Schillers Horen: »Etwas über William Shakſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters,« ausgehoben, worin ich, jedoch ohne Nennung meines noch unbekannten Namens, mein Vorhaben, den Shakſpeare zu überſetzen, auf einem Umwege ankündigte. Das Bedürfniß einer Ueberſetzung, worin die dichteriſchen Formen des Originals beibehalten wären, ſchien damals noch nicht ſonderlich gefühlt zu werden. Shakſpeare war ſchon vor langen Jahren, zuerſt von Wieland, dann genauer und vollſtändiger von Eſchenburg, in Proſa übertragen; in dieſer Geſtalt hatte man ihn, freilich außerdem noch mannichfaltig verſtümmelt und verunſtaltet, auf die Bühne gebracht: und ſelbſt in einer ſo unvollkommenen Erſcheinung hatte der hohe Genius ſeine Zaubergewalt bewährt. Auch Bürger blieb in ſeiner Bearbeitung des Macbeth, die Hexengeſänge ausgenommen, bei der Proſa; und noch kurz vor Abfaſſung meines Aufſatzes gab Goethe im Wilhelm Meiſter nicht die leiſeſte Andeutung, als ob man wünſchen könne, in Deutſchland etwas anders als einen proſaiſchen Hamlet aufgeführt zu ſehen. Dieſes war um ſo weniger zu verwundern, da durch Lehre und Ausübung der verſificirte Dialog damals beinahe ganz von unſerer Bühne verbannt zu ſeyn ſchien. Leſſings Vorurtheil gegen den Gebrauch des Sylbenmaaßes im Schauſpiel,

— man kann es nicht anders als ein Vorurtheil nennen, und zwar ein ganz perſönliches Vorurtheil: denn ſeine Gründe galten nur das fehlerhafte Beiſpiel der Franzöſiſchen Tragödie; durch die allgemeine Verwerfung rächte er ſich gewiſſermaaßen für die Pein, welche ſeine mißglückten Anfänge von Trauerſpielen in Alexandrinern ihm verurſacht hatten; — Leſſings Vorurtheil alſo hatte in Deutſchland nur allzu tiefe Wurzeln geſchlagen. Sogar ſo unabhängige und zu freier Meiſterſchaft beſtimmte Geiſter wie Goethe und Schiller konnten ſich bei dem Eintritt in ihre Laufbahn dem Einfluſſe des Zeitgeſchmacks nicht entziehen. Von ihnen ging dieß auf die Schriftſteller vom zweiten Range über, und ſo weiter auf die beliebten Verfertiger von Schauſpielen für den täglichen Verbrauch. Es kam dahin, daß bei dem Entwurfe eines dramatiſchen Werkes, zu welcher Gattung es auch gehören mochte, der proſaiſche Dialog ſchon ohne weiteres vorausgeſetzt, und deſſen Zulänglichkeit für alles gar nicht mehr in Frage geſtellt ward. Freilich hatte, wie es zu gehen pflegt, die Form, oder vielmehr in dieſem Falle die Abweſenheit jeder metriſchen Form auf den Ton der Darſtellung zurückgewirkt: alles wurde möglichſt in die Nähe der gewöhnlichen Wirklichkeit, der einheimiſchen und der heutigen Sitte herangerückt. Sogar da, wo die geſchichtliche Beſchaffenheit des Gegenſtandes dieß nicht ganz geſtattete, wurde dennoch die Proſa beibehalten: in Klopſtocks Bardieten, die Bardengeſänge ausgenommen; im Götz von Berlichingen; im Gerſtenbergs Ugolino und Minona; im Julius von Tarent; im Fauſt vom Maler Müller; in

Zweiter Aufzug.

Das Innere einer kamtſchadaliſchen Jurte.

Der Decorateur wird ſich bemühn, den Geſtank von faulen Fiſchen, Thran, Unrath u. ſ. w. genau nachzuahmen, weil dieß beſonders viel zur Täuſchung beiträgt.

Ein kamtſchadaliſcher Toyon, oder Schulz eines Dorfes, ſitzt mit verſchränkten Armen bei'm Feuer und brummt von Zeit zu Zeit. Plötzlich ſtürzen von oben herein Kotzebue und hinter ihm ein ruſſiſcher Korporal mit einem Stock, beide mit Jagdtaſchen und Flinten. Der Toyon ſpringt auf.

Korporal. Sieh, Kotzebue, ich ehre dich; aber bei meinem und deinem Gott, ich muß dich prügeln!

Kotzebue. Den Tugendhaften kann man prügeln, die Tugend nie.

Toyon. Ei was hat der arme Menſch denn gethan, daß ihr ſo entrüſtet auf ihn ſeid, Herr Korporal?

Korporal. Der Gouverneur hatte ihn bei der Bärenjagd auf einen Poſten geſtellt. Der Bär ließ lange auf ſich warten, endlich kömmt er zum Vorſchein und geht grade auf die Seite los, wo der Kotzebue ſteht. Der feige Burſch, ſtatt auf ihn anzulegen und ihm tüchtig mit dem Meßer den Fang zu geben, nimmt die Beine auf die Schultern und geht ſammt dem Bären durch.

Kotzebue. Die Natur hieß mich ſo handeln, und Kotzebue wird der Natur immer gehorchen. Die Zähne der Medea von Klinger; in Otto von Wittelsbach und ſo vielen andern Ritterſchauſpielen. Der Urheber der falſchen Theorie hatte ſelbſt im Nathan, jedoch nur ganz leiſe, wieder eingelenkt. Bei Goethe eilte das Gefühl des künſtleriſchen Bedürfniſſes dem deutlich gefaßten Vorhaben voran: in die leidenſchaftlichen Scenen des Egmont haben ſich die Jamben eingedrängt, ſind aber auf dem halben Wege zur regelmäßigen Verſification ſtehen geblieben. Man verſichert, die Iphigenia ſey zuerſt auch in Proſa abgefaßt geweſen, und erſt beträchtlich ſpäter in Verſe gebracht. Dieſelbe Umgeſtaltung (daneben allerdings eine noch weſentlichere) nahm der Dichter mit Erwin und Claudine vor. Allein Goethe's reimloſe Jamben, beſonders in der Iphigenia und im Taſſo, können bei der vollendeten Zierlichkeit des Ausdrucks und dem gefälligſten Wohllaut dennoch nicht für Muſter von dem dramatiſchen Gebrauche dieſer Versart gelten. Sie ſind nicht dialogiſch genug; es fehlt darin, was man in der Mahlerei heurté nennt; die Perioden ſchlingen ſich in harmoniſchem Wellengange durch zu viele Zeilen fort. Der Gebrauch des Reimes im Fauſt hingegen, wo er bald kurze Verspaare in Hans-Sachſiſcher Weiſe bindet, bald Jamben von verſchiedener Länge bis zum Alexandriner, mannichfaltig alternirend, begränzt, iſt Goethe's eigner, einzig glücklicher Gedanke, mit einer Meiſterſchaft durchgeführt, die mich in ein immer neues Erſtaunen ſetzt. Die Reime werden gar leicht zu Gemeinplätzen; hier, ſie mögen nun im idealiſchen Gebiet der Sprache daheim ſeyn, oder ins barocke übergehen, ſind ſie immer neu, bedeutſam und gleichſam die Lichtpunkte der Darſtellung. Auch in der Verſification des Fauſt iſt alles unmittelbar und augenblicklich, alles iſt Leben, Charakter, Seele, Geiſt und Zauberei.

Schiller hatte ſich bei ſeinem Don Carlos zuerſt wieder zu einer Art von Versbau bequemt. Aber ſeine Erklärung über die Gründe, die ihn dazu bewogen, war eben ſo unbefriedigend, als die Jamben ſelbſt, beſonders in den Schlußfällen und Cäſuren, nachläßig und locker hingeworfen, oder vielmehr aus einander geſchwemmt ſind.

Die Gewohnheiten der Dichter wirkten wie natürlich auf die Schauſpieler. Eckhof ſcheint die Recitation der tragiſchen Alexandriner in großer Vollkommenheit beſeſſen zu haben: bei der verwandelten Verfaſſung des Theaters ſtarb dieſe Kunſt mit ihm aus. Die ausgezeichneten Schauſpieler des nächſten Zeitraumes, Schröder, Brockmann, dann Fleck und Iffland, fanden die Proſa ſchon im ausſchließlichen Beſitz der Bühne, und waren daher nie veranlaßt, ihrem Gedächtniſſe und ihrer Stimme irgend eine auf den Vortrag von Verſen abzweckende Uebung zuzumuthen. Engel pflanzte Leſſings Lehre fort, er trieb ſie in ſeiner Mimik, wo möglich, noch weiter; (vgl. meine Vorleſungen über Dramat. K. und Litt. III. S. 395.) er ſanctionirte ſie für die Schauſpieler, und Engeln war geraume Zeit die Leitung des Berliniſchen Theaters anvertraut. Nur ein Mann von ſo großem Anſehen, und der die theatraliſche Wirkung ſo ganz in ſeiner Gewalt hatte, wie Schiller, konnte die Wiedereinführung der Verſe durchſetzen. Von jedem Andern hätten damals die Directionen verſificirte und vollends theilweiſe in Reimen abgefaßte Stücke, als eben deswegen unbrauchbar, zurückgeſchoben. Doch mußten ihm noch die Vorübungen auf dem Weimariſchen Theater unter Goethe's Leitung zu Hülfe kommen. Anderswo gebehrdeten die Schauſpieler ſich ſehr wunderlich dabei: ungefähr wie jemand, dem zum erſtenmal ein Ananas dargeboten wird, und der die unbekannte Frucht mit der ſtachlichten Krone voran zum Munde führt. Insbeſondre ſchienen unſre jungen Helden und erſten Liebhaber überzeugt geweſen zu ſeyn, es ſey die Hauptſache bei der Schauſpielkunſt, ſich mit einer ſtattlichen Figur auf den Brettern zu ſpreizen, man müſſe mit ſeiner Perſon bezahlen; die Worte der Rolle ſeyen dabei nur ein nothwendiges Uebel, womit man ſich ſo wohlfeil abfinden dürfe, wie möglich. Sie wußten durchaus keine Vermittlung zwiſchen dem belebten freien Ausdruck und einer erhöhten Recitation zu treffen, und ſuchten alſo das verhaßte Sylbenmaaß ganz zu vernichten. Man fand es ſehr unbequem, genauer auswendig lernen zu müſſen, als es bei der bisherigen platten Proſa nöthig geweſen war. Die Rollen wurden wie Proſa ausgeſchrieben, damit nur der rohe Naturalismus des Vortrags ja nicht geſtört würde. Iffland, ein ſo vortrefflicher Schauſpieler im charakteriſtiſchen Fache, hat niemals die erſten Elemente des Versbaues begriffen. Vergeblich hätte man ſich bemüht ihm ins klare zu ſetzen, daß die Umſtellung einiger Wörter, irgend ein beweglich eingeſchobenes: o Himmel! oder dergleichen, die Ordnung der Verſe zerſtöre. Nur eine eben ſo genialiſche als beſonnene Künſtlerin, Friederike Unzelmann nachherige Bethmann, kam der Neuerung mit Eifer entgegen: ſie ſah darin eine Gelegenheit, ihre Talente von einer neuen Seite zu zeigen; und ohne eines methodiſchen Unterrichtes zu bedürfen, bloß vermöge ihres zarten Sinnes für Wohllaut und Ebenmaaß, wurde ſie auch in der Recitation der Verſe Meiſterin.

Da ſeit dreißig Jahren ſo viel verſificirte Schauſpiele, nicht nur in reimfreien Jamben ſondern auch in mannichfaltigen Reimformen, auf die Deutſche Bühne gebracht worden ſind, ſo hat ohne Zweifel durch Uebung und Erfahrung auch die Schauſpielerkunſt von dieſer Seite gewonnen. Doch artet immer noch zuweilen die Declamation in ein Gepolter aus; und es wird nicht unnütz ſeyn, die Erinnerung Shakſpeare's zu wiederholen, daß ſelbſt im Wirbelwinde der Leidenſchaft eine gewiſſe Mäßigung und Geſchmeidigkeit beibehalten werden müſſe. Die Verſification iſt unläugbar ein akuſtiſches Hülfsmittel. Von Meiſterwerken der dramatiſchen Kunſt darf keine Sylbe verloren gehen. Dieß kann ohne übermäßige Anſtrengung der Stimme geleiſtet werden, durch reine Articulation, richtige Betonung und die Beobachtung der gehörigen Pauſen. Wenn unſre Schauſpieler ſich dieſe Kunſt erſt ganz zu eigen gemacht haben, dann werden wohl auch die häufigen Klagen über die fehlerhafte akuſtiſche Beſchaffenheit der Theater wegfallen. Bei der Neigung unſrer Sprache zur Härte kann Biegſamkeit der Stimme und Gelindigkeit der Ausſprache nicht genug empfohlen werden. Unſre Schauſpielerinnen beſitzen dieſe Eigenſchaften häufiger als unſre Schauſpieler. Weibliche Hauptrollen Shakſpeare's, eine Julia, eine Porcia im Kaufmann von Venedig, habe ich ſchon ſo vollkommen darſtellen ſehen, auch von Seiten der Recitation, als ich es in jener Zeit, wo ich den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, ſchwerlich erwarten durfte.

Dieſer Blick auf die Zeitumſtände und auf die Geſchichte unſers Theaters wird die Leſer des vorſtehenden Aufſatzes, der zwölf Jahre vor der Herausgabe meiner Vorleſungen über dramatiſche Kunſt geſchrieben ward, in den rechten Geſichtspunkt ſtellen. Jetzt habe ich freilich wenig Widerſpruch zu befürchten; damals aber ſtanden ſehr angeſehene Auctoritäten mir entgegen. Die Theorie des proſaiſchen Dialogs zu widerlegen, kann immer noch nicht überflüßig ſcheinen: denn wie ſie von Diderot, Leſſing und Engel gelehrt, von vielen ausgezeichneten Köpfen angenommen worden, ſo könnte ſie auch einmal wieder aufkommen. Das beſte Vorkehrungsmittel dagegen iſt die deutliche Einſicht, warum und wie das Drama verſificirt werden ſoll.

Wenn aber die Anſicht der dramatiſchen Darſtellung und die Verfaſſung des Theaters in Deutſchland ſeit dreißig Jahren ſo beträchtlich verändert iſt, ſo hat gewiß die Bekanntſchaft mit den Werken Shakſpeare's in ihrer ächten Geſtalt dazu beigetragen. Jetzt dürfte es an der Zeit ſeyn, den Gebrauch der Proſa, wenigſtens theilweiſe, wieder zu empfehlen. Shakſpeare hat durch die Einmiſchung proſaiſcher und eigentlich mimiſcher Scenen den dichteriſchen Theil ſeiner Schauſpiele vortrefflich zu heben gewußt; das Beiſpiel des großen Meiſters ſollte auch von dieſer Seite für uns nicht verloren ſeyn.

XIII.

Ueber Shakſpeare's Romeo und Julia.

1797.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß Shakſpeare die dieſem Schauſpiel zum Grunde liegende Geſchichte ſogar in kleinen Beſonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade ſo genommen, wie er ſie vorfand. Auch mir ſcheint dieſer Umſtand merkwürdig, aber in einer andern Hinſicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Anſprüche zu machen, die ganze Macht ſeines Genius auf die Geſtaltung wandte, ſetzte ohne Zweifel das Weſen ſeines Geſchäftes einzig in dieſe, ſonſt hätte er fürchten müſſen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienſt abſprechen. Er hatte alſo feinere, geiſtigere Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, als man gewöhnlich ihm zuzuſchreiben geneigt iſt. Aber auch von der Bildung der Zuſchauer, für die Shakſpeare eine ſo allgemein bekannte und populare Erzählung (denn dieß war ſie damals) dramatiſch bearbeitete, erweckt es eine günſtige Vorſtellung, daß ſie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das Wie als das Was ankam. Vielleicht ließe es ſich aus mancherlei Andeutungen wahrſcheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter, trotz ihrer Unwiſſenheit und einer gewiſſen Rauhheit der Sitten, mehr dichteriſchen Sinn und einen freieren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauſpielen iſt Shakſpeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer ſchlechten Ueberſetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben ſo gewiſſenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig erſonnen zu haben ſcheint, iſt man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder ſie können auch verloren gegangen ſeyn. Ueber dieſen Punkt haben hauptſächlich die neueſten Herausgeber, Steevens und Malone, ſo viele vorher vernachläſſigte Entdeckungen gemacht, daß ſich noch manche erwarten laſſen, wenn mit ihrem forſchenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geſchichte Romeo's und Juliens war aus des Luigi da Porta urſprünglicher Erzählung *) von Bandello,

---

*) Dieß iſt ſie nämlich, in ſo fern ihr keine wahre Geſchichte zum Grunde liegt. Gerolamo della Corte trägt ſie umſtändlich als eine ſolche in ſeinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmal der beiden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab), häufig geſehen zu

Boiſteau und Belleforeſt in ihre Novellenſammlungen aufgenommen worden. Auch hatte man vor Shakſpeare's

---

haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-Dichter eine ſo wunderbare Begebenheit von dem Geſchichtſchreiber werden entlehnt haben, weil der entgegengeſetzte Fall bei dieſem gar zu wenig Urtheil verrathen würde. Dennoch ſcheint es hier wirklich ſo gegangen zu ſeyn; denn Gerolamo della Corte, dem der gelehrte Maffei überhaupt nicht das beſte Lob ertheilt, hat die Geſchichte von Verona bis auf das Jahr 1560 geführt; die Novelle von Luigi da Porta iſt dagegen ſchon früh in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts erſchienen, und ein älteres hiſtoriſches Zeugniß wird ſich ſchwerlich finden. Es fehlt an Quellen für die Veroneſiſche Geſchichte, beſonders in dem Zeitraume, wo das Haus della Scala herrſchte. Muratori klagt (Script. rer. Italic. Vol. VIII.), daß er nichts als eine kurze Chronik von Pariſius de Cereta habe auftreiben können. In der Fortſetzung dieſer Chronik durch einen Ungenannten wird nicht nur von der Geſchichte Romeo's und Juliens (dieß wäre bei der großen Kurze des Berichtes nicht zu verwundern) ſondern auch von den Streitigkeiten der Montecchi und Cappelletti nichts erwähnt. Was aber die hiſtoriſche Authenticität noch weit verdächtiger macht, iſt ein negatives Zeugniß des Dante. Bartolomeo regierte vom Jahr 1301 bis 1304; Dante kam entweder in dem letztgenannten Jahre oder nach andern Angaben im Jahr 1308 nach Verona, und lebte daſelbſt beträchtliche Zeit, von Alboino, beſonders aber von Cangrande, den Brüdern und Nachfolgern des Bartolomeo, begünſtigt. Das traurige Schickſal jener Liebenden hätte alſo noch in ſehr friſchem Andenken ſeyn müſſen, und

Zeit verſchiedene Uebertragungen ins Engliſche. Die welche er, wie nunmehr ausgemacht iſt, wo nicht ausſchließend, vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contayning in it a rare Example of true Constancie etc., und iſt in Verſen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone ſie hinter dem Romeo von neuem abdrucken laſſen, ſo daß nun jeder die Vergleichung anſtellen kann. Shakſpeare hat ſie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts gedehnteres, langweiligeres als dieſe gereimte Hiſtorie, welche

Sein Geiſt, ſo wie der reiche Stein der Weiſen,
In Schönheit umſchuf und in Würdigkeit.

---

wäre gewiß wie die Geſchichte der Franceſca von ihm auf eine oder die andre Art in ſein Gedicht eingeflochten worden, wenn es hiſtoriſchen Grund hätte. Dante kennt auch die beiden Geſchlechter, aber er nennt ſie gemeinſchaftlich als Freunde, wenigſtens beide als gibelliniſch geſinnt, in ſeiner Ermahnung an Kaiſer Albrecht, ſich Italiens anzunehmen. Purg. C. VI.

Vieni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, uom senza cura;
Color gia tristi, e costor con sospetti.

Die Filippeſchi und Monaldi zagen,
Sorgloſer! komm und ſieh, ſchon unterdrückt,
Die Cappelletti und Montecchi klagen.

Die Namen der Familien ſind in der veränderten Engliſchen Schreibung, Capulet und Montague, unverkennbar. So viel ich weiß, iſt dieſe Stelle von niemanden bemerkt, noch gegen die angebliche Feindſchaft, und ſomit gegen die Aechtheit der Geſchichte angeführt worden.

Nur die Freude, dieſe wundervolle Umwandlung deutlicher einzuſehen, kann die Mühſeligkeit vergüten, mehr als dreitauſend ſechs- und ſiebenfüßige Jamben durchzuleſen, die in Anſehung alles deſſen, was uns in dem Schauſpiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt ſind. Mit der trockenſten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schickſale der beiden Liebenden das Herz und die Fantaſie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, ſchwerfälligen Anmaaßungen einer anſchaulich ſchildernden und redneriſchen Erzählung die Theilnahme gänzlich erſtickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieſer geſtaltloſen Maſſe Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält ſich das Gegebene und das, was Shakſpeare daraus gemacht, wie die ungefähre Beſchreibung einer Sache zu der Sache ſelbſt. So iſt aus folgender Angabe:

A courtier, that eche where was highly had in price,
For he was courteous of his speeche and pleasant of devise.
Even as a lyon would emong the lambes be bolde,
Such was emong the bashfull maydes Mercutio to beholde;

und dem Zuſatze, daß beſagter Mercutio von Kindesbeinen an beſtändig kalte Hände gehabt, eine glänzende, mit Witz verſchwenderiſch ausgeſtattete Rolle geworden. Man muß ſtrenge auf dem Begriffe der Schöpfung aus nichts beſtehn, um dieß nicht für eine wahre Schöpfung gelten zu laſſen. Einer Menge feinerer Abweichungen nicht zu gedenken, finden wir auch einige bedeutende klapperten mir vor Froſt von dem langen Stehen, dann machte mir der Bär ſo grimmige Geſichter, und geſticulierte ſo mit den Tatzen, daß ich eine ſchlimme Umarmung befürchten mußte. Sonderbar! Zum Vorwurf macht man mir das, daß ich die unangenehmen Empfindungen fliehe. Ei mein Gott! wer flieht ſie denn nicht?

Korporal. Räſonniere er nicht viel, Herr Präſident, ſonſt werde ich ihm funfzig unangenehme Empfindungen auf den Rucken zählen.

Topon. Nehmt's nicht übel, Herr Korporal, warum gebraucht der Gouverneur den Menſchen auch zur Jagd, dem man es gleich anſieht, daß er nun und nimmermehr dazu taugt. Jeder nach ſeiner Weiſe! Wie er da ſteht, ſoll er eine Kunſt können, mit Geſchichten die er vorſtellt, was meines Bedünkens beinah ſo hübſch ſein muß, wie unſer Bärentanz. Das ſollte ihn der Gouverneur hermachen laßen.

Korporal. Ja, daß ſie denn alle ſo ſchlecht zur Bärenjagd taugten wie er, wenn ſie ſich viel mit ſeinen Geſchichten abgäben. Deswegen iſt er ja eben hergeſchickt, daß er mehr Eiſen in die Knochen kriegt. Bisher iſt nichts an ihm eiſern geweſen, als die Stirn.

Tapon. Na, laßt's gut ſein, Gevatter Korporal, und trinkt einen Schluck Brantewein mit mir.

Korporal. Es mag für dießmal ſo hingehn. (Sie trinken.) Nun, lebt wohl. (ab.)

Kotzebue. Euer Kutka iſt ein weiſer Gott. Er ſetzte einen Menſchen hin, grade da, wo ein Menſch mir am nothwendigſten war.

Topon. Sprich nicht närriſch, guter Freund, die andern ſind auch keine Fiſchottern, und der große Kutka hat mich nicht deinetwegen hergeſetzt. — Ich will aber

Vorfälle von der Erfindung des Dichters, z. B. das Zuſammentreffen und den Zweikampf der beiden Nebenbuhler Paris und Romeo an Juliens Grabe. Geſetzt aber auch, alle Umſtände, bis auf die Klötze, die Capulets Bedienter zur Bereitung des Hochzeitmahles herbeiſchleppt, wären ihm fertig geliefert, und ihre Beibehaltung vorgeſchrieben worden, ſo würde es deſto bewunderungswürdiger ſeyn, daß er mit gebundenen Händen, Buchſtaben in Geiſt, eine handwerksmäßige Pfuſcherei in ein dichteriſches Meiſterwerk umzuzaubern gewußt.

Shakſpeare's gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandenes läßt ſich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meynung erklären, als ob dieß Pflicht ſey, noch weniger aus einem bloßen Bedürfniſſe; denn zuweilen hat er dreiſt genug durch einander geworfen, was ihm in der urſprünglichen Beſchaffenheit untauglich ſchien, und ſeine Erfindſamkeit, beſonders in komiſchen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm ſein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erſchweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung bloß nach Willkühr durchſchweifte? Bedurfte er vielleicht einer äußern Umgränzung, um ſich der Freiheit ſeines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geiſtigeren Entwurf, worin ſich ſeine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zuſammenhängenden Theile durch die Behandlung erſt innere Einheit gewannen? Und dieſe Einheit, wo ſie ſich mit ſcheinbaren Widerſprüchen beiſammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geiſt hervor, dem wir immer neue Geheimniſſe ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke als auf den Romeo. Dieſer iſt voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es ſind keine Räthſel darin zu entziffern. Daß Shakſpeare ſowohl durch die beſtimmte und leicht überſehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme ſondern auch die Neugier ſpannende Verflechtung, den bloß techniſchen Foderungen an den Mechanismus des Drama's hier mehr Genüge geleiſtet hat, als er meiſtens pflegt, iſt ein fremdes und zufälliges Verdienſt: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht dieſe Beſchaffenheit, was ſie ihm zur dramatiſchen Bearbeitung empfahl. Das Zuſammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört ſchon weniger zu den Aeuſſerlichkeiten: ſie folgt dem reißenden Strome der Leidenſchaften. Das Schauſpiel endigt mit dem Morgen des ſechſten Tages, da ſich in der Erzählung alles in langen Zwiſchenräumen hinſchleppt. Doch ſollten wir Shakſpeare'n wohl ſo genau nicht nachrechnen, der dieſe Dinge mit einer heroiſchen Nachläßigkeit treibt, und unter andern die Gräfin Capulet, die im erſten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreißig Jahren iſt, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindſchaft der beiden Familien iſt der Angel, um welchen ſich alles dreht: ſehr richtig hebt alſo die Expoſition mit ihr an. Der Zuſchauer muß ihre Ausbrüche ſelbſt geſehen haben, um zu wiſſen, welch unüberſteigliches Hinderniß ſie für die Vereinigung der Liebenden iſt. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe aber kräftige Repräſentanten: es zeigt, wie weit ſie geht, daß ſelbſt dieſe albernen Geſellen einander nicht begegnen können, ohne ſogleich in Händel zu gerathen. Romeo's Liebe zu Roſalinden macht die andre Hälfte der Expoſition aus. Sie iſt vielen ein Anſtoß geweſen, auch Garrick hat ſie in ſeiner Umarbeitung weggeſchafft. Ich möchte ſie mir nicht nehmen laſſen: ſie iſt gleichſam die Ouvertüre zu der muſikaliſchen Folge von Momenten, die ſich alle aus dem erſten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatiſcher Hinſicht, aber lyriſch genommen (und ſein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeiſterung, die es athmet) unvollſtändig ſeyn, wenn es die Entſtehung ſeiner Leidenſchaft für ſie nicht in ſich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung ſehn? Wie wird ſeine erſte Erſcheinung dadurch gehoben, daß er, ſchon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit geſondert, auf dem geweiheten Boden der Fantaſie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß ſeiner Eltern, ſein unruhiges Schmachten, ſeine verſchloſſene Schwermuth, ſein ſchwärmeriſcher Hang zur Einſamkeit, alles an ihm verkündigt den Günſtling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend iſt wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo ſchwüler Duft die ſchönſten, üppigſten Blüthen umlagert. Wird ſein ſchneller Wankelmuth die Theilnahme von ihm abwenden? Oder ſchließen wir vielmehr von der augenblicklichen Beſiegung des erſten Hanges, der ſchon ſo mächtig ſchien, auf die Allgewalt des neuen Eindrucks? Romeo gehört wenigſtens nicht zu den Flatterhaften, deren Leidenſchaft ſich nur an Hoffnungen erhitzt, und doch in der Befriedigung erkaltet. Ohne Ausſicht auf Erwiederung hingegeben, flieht er die Gelegenheit, ſein Herz auf andre Gegenſtände zu lenken, die ihm Benvolio zu ſuchen anräth; und ohne ein Verhängniß, das ihn mit widerſtrebenden Ahndungen auf den Ball in Capulets Hauſe führt, hätte er noch lange um Roſalinden ſeufzen können. Er ſieht Julien, das Loos ſeines Lebens iſt entſchieden. Jenes war nur willig gehegte Täuſchung, ein Geſicht der Zukunft, der Traum eines ſehnſuchtsvollen Gemüths. Die zartere Innigkeit, der heiligere Ernſt ſeiner zweiten Leidenſchaft, die doch eigentlich ſeine erſte iſt, wird unverkennbar bezeichnet. Dort ſtaunt er über die Widerſprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid ihm noch nicht natürlich ſitzt; hier iſt ſie mit ſeinem Weſen zu ſehr eins geworden, als daß er ſich noch von ihr unterſcheiden könnte. Dort ſchildert er ſeine hoffnungsloſe Pein in ſinnreichen Gegenſätzen; hier bringt ihn die Furcht vor der Trennung zur wildeſten Verzweiflung, ja faſt zum Wahnſinne. Seine Liebe zu Julien ſchwärmt nicht müßig, ſie handelt aus ihm mit dem entſchloſſenſten Nachdrucke. Daß er ſein Leben wagt, um ſie in der Nacht nach dem Balle im Garten zu ſprechen, iſt ein geringes; der Schwierigkeiten, die ſich ſeiner Verbindung mit ihr entgegenſetzen, wird nicht gedacht; wenn ſie nur ſein iſt, bietet er allen Leiden Troz.

Julia durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe ſie den Romeo ſah: es iſt das erſte Entfalten der jungfräulichen Knoſpe. Ihre Wahl iſt ebenfalls augenblicklich:

Amor' al cor gentil ratto s'apprende;
Die Liebe zündet ſchnell in edlen Herzen;

aber ſie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, ſie für nichts weiter als ein unbeſonnenes Mädchen zu halten, die im Gedränge unbeſtimmter Regungen, deren ſie ſich zum erſtenmale bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Man glaubt mit den beiden Liebenden, daß hier keine Verblendung Statt finden kann, daß ihr guter Geiſt ſie einander zuführt. In Juliens Hingebung iſt noch eine göttliche Freiheit ſichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß ſie ſo leicht gewonnen wird: ſie iſt ſo jung und ungekünſtelt, ſie weiß von keiner andern Unſchuld, als ohne Falſch dem Rufe ihres innerſten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückſcheuchen, noch die feinſten Foderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit ſich ſelbſt: ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen, ſondern nur laut, was das ſittſamſte Weſen denken darf. Ohne Rückhalt geſteht ſie ſich die ungeduldige Erwartung, womit ſie am nächſten Abend ihrem Geliebten entgegenſieht, denn ſie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite ſtehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwiſchen ſchüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Fantaſie ergießt ſie ſich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht ſie an, ſowohl dieſen Regungen als der verſtohlnen Vermählung ihren Schleier zu gönnen.

Der früheſte Wunſch der Liebe iſt zu gefallen; er beſeelt auch die erſte Annäherung Romeo's und Juliens beim Tanze. Es iſt unendliche Anmuth über ihre Reden hingehaucht, wie ſie nur aus dem reinſten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß Romeo die Kühnheit ſeiner Bitten unter Bildern der ſchüchternen Anbetung zu verſchleiern! Ein in der Nähe ſo vieler Zeugen geraubter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beiſpiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakſpeare's Zeiten nicht für ein bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freiere Lebensweiſe ſüdlicher Länder, die ihm hier oft vorgeſchwebt hat, ſo daß durch das Ganze hin eine Italiäniſche Luft zu wehen ſcheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Geſpräch ſo vorgeſtellt werden, daß Romeo, wie Julie nach dem Tanz ausruht, an der Rücklehne ihres Sitzes ſteht und ſich ſeitwärts zu ihr hinüber neigt. Gröber kann man wohl nicht mißverſtehen, als der Maler, der auf einem Bilde der Shakspeare's-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil ſie ihn Pilger nennt, indem ſie die liebliche Tändelei ſeiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantiſchen Schwung, und doch iſt auch hier das Bildlichſte und Fantaſiereichſte immer mit der Einfalt verſchwiſtert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche ſüßen Geheimniſſe verräth uns die Allwiſſenheit des Dichters! Nur die verſchwiegene Nacht darf Zeugin dieſer rührenden Klagen, dieſer hohen Betheurungen, dieſer Geſtändniſſe, dieſes Abſchiednehmens und Wiederkommens ſeyn. Die arme Kleine! Wie ſie eilt, den Bund unauflöslich zu knüpfen! — Auch der Schauplatz iſt nichts weniger als gleichgültig. Unter dem heitern Himmel, bei deſſen Anblick Romeo Juliens Augen wohl mit Sternen vergleichen konnte, von den Bäumen umgeben, deren Wipfel der Mond mit Silber ſäumt, ſtehen die Liebenden unter dem näheren Einfluſſe der Natur, und ſind gleichſam von den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft losgeſprochen. Eben ſo wird in der Abſchiedsſcene durch die Nachtigall, die Nachts auf einem Granatbaum ſingt, ein ſüdlicher Frühling herbeigezaubert; und nicht etwan ein Glockenſchlag, ſondern die Stimme der Lerche mahnt ſie an die feindliche Ankunft des Tages.

Eine Lage wie die, worein Julien die Nachricht von dem unglücklichen Zweikampfe und von Romeo's Verbannung verſetzt, ließ ſich ſchwerlich ohne alle Härten und Diſſonanzen darſtellen; indeſſen will ich nicht läugnen, daß Shakſpeare ſie weniger geſpart habe, als unumgänglich nöthig war. Johnſons Tadel: den Perſonen dieſes Stücks, wie bedrängt ſie auch ſeyen, bleibe in ihrer Noth immer noch ein ſinnreicher Einfall übrig, hat vielleicht bei den Ausbrüchen der Verzweiflung Juliens am erſten einigen Schein. Doch glaube ich, bis auf wenige Zeilen, die ich glücklicher Weiſe in meiner Ueberſetzung auslaſſen mußte, weil ſie ganz in Wortſpielen beſtehn, läßt ſich mit richtigen Begriffen von der Wahrheit im Ausdrucke der Empfindungen alles retten. Ich behalte mir darüber eine allgemeine Bemerkung vor.

Romeo's Qual iſt noch zerreißender, weil er mit Unrecht, aber doch natürlicher Weiſe, ſich als ſchuldig anklagen muß. Es entehrt ihn nicht, daß er ſeiner durchaus nicht mehr mächtig iſt. Wer wollte dieß von dem Jünglinge fodern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet, und nur die Amme erbauen wird. Doch vergehen darüber einige Minuten, während welcher der Verzweifelnde ſich ſammeln, und dann auf den bündigeren Troſt horchen kann, daß ihm eine Julia zugeſagt wird, was die Philoſophie nicht vermochte. Romeo's ſanfte Männlichkeit giebt ſich bei andern Gelegenheiten kund. Auch ohne die Vermittlung der Liebe ſcheint er über den Haß hinweg zu ſeyn, und an der Feindſchaft der beiden Familien keinen Antheil zu nehmen. Mit Capulets Tochter verbunden, läßt er ſich von Tybalt auf das ſchnödeſte reizen, ohne es zu ahnden. Er beſitzt Muth genug, um hier feig ſcheinen zu wollen, und nur der Tod des edlen Freundes waffnet ſeinen Arm.

Wenn der Dichter uns von dem ſtürmiſchen Schmerze der Liebenden nichts erließ, ſo iſt es dagegen himmliſch zu ſehen, wie ſich deſſen Ungeſtüm am Morgen darauf in den Entzückungen der Liebe beſänftigt hat, wie dieſe bei dem wehmüthigen Abſchiede zugleich vertrauensvoll und Unglück ahndend aus ihnen ſpricht. Nachher iſt Romeo, obſchon in der Verbannung, nicht mehr niedergeſchlagen; die Hoffnung, die blühende, jugendliche Hoffnung hat ſich ſeiner bemeiſtert; faſt fröhlich wartet er auf Nachricht. Ach! es iſt nur ein letzter Lebensblitz, wie er ſelbſt nachher ſolche Aufwallungen nennt. Was er nun von ſeinem Bedienten hört, verwandelt auch wie ein Blitz ſein Innres: zwei Worte, und er iſt entſchloſſen zum Tode in die Erde hinabzuſteigen, die ihn eben noch ſo ſchwebend trug.

Nach dieſer unerſchütterlichen Entſcheidung iſt eine Rückkehr in ſich ſelbſt nicht am unrechten Orte. Die Berathſchlagung, wie er ſich Gift verſchaffen ſoll, und ſeine Bitterkeit gegen die Welt in dem Geſpräche mit dem Apotheker hat etwas vom Tone des Hamlet. Daß Romeo den Paris an Juliens Grabe treffen muß, iſt eine von den vielen Zuſammenſtellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem ganz eignen ſelbſtgeſchaffnen Daſeyn der Liebenden, wodurch Shakſpeare den unendlichen Abſtand des letzten von jenem anſchaulich macht, und zugleich das Wunderbare der Geſchichte beglaubigt, indem er es mit dem ganz bekannten Laufe der Dinge umgiebt. Der gutgeſinnte Bräutigam, der Julien recht zärtlich geliebt zu haben glaubt, will ein außerordentliches thun: ſeine Empfindung wagt ſich aus ihrem bürgerlichen Kreiſe, wiewohl furchtſam, bis an die Gränze des Romanhaften hin. Und doch, wie anders iſt ſeine Todtenfeier als die des Geliebten! Wie gelaſſen ſtreut er ſeine Blumen! Ich kann daher nicht fragen: war es nöthig, daß dieſe redliche Seele noch hingeopfert wird? daß Romeo zum zweitenmale wider Willen Blut vergießt? Paris gehört zu den Perſonen, die man im Leben lobpreiſt, aber im Tode nicht unmäßig betrauert; im Augenblicke des Sterbens gewinnt er zu allererſt unſre Theilnahme durch die

Bitte, in Juliens Grab gelegt zu werden. Romeo's Edelmuth bricht auch hier wie ein Strahl aus düſtern Wolken hervor, da er über dem durch Unglück mit ihm verbrüderten die letzten Segensworte ſpricht.

Wie Juliens ganzes Weſen Liebe, ſo iſt Treue ihre Tugend. Von dem Augenblicke an, da ſie Romeo's Gattin wird, iſt ihr Schickſal an das ſeinige gefeſſelt; ſie hat den tiefſten Abſcheu gegen alles, was ſie von ihm abwendig machen will, und fürchtet in gleichem Grade die Gefahr entweihet oder ihm entriſſen zu werden. Die tyranniſche Heftigkeit ihres Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern iſt ſehr anſtößig; allein es rettet Julien von dem Kampfe zwiſchen Liebe und kindlicher Geſinnung, der hier gar nicht an ſeiner Stelle geweſen wäre: denn jene ſoll hier nicht als aus ſittlichen Verhältniſſen abgeleitet, und mit Pflichten im Streit, ſondern in ihrer urſprünglichen Reinheit als das erſte Gebot der Natur vorgeſtellt werden. Nach einer ſolchen Begegnung konnte Julia ihre Eltern nicht mehr achten; da ſie gezwungen wird, ſich zu verſtellen, thut ſie es daher mit Feſtigkeit und ohne Gewiſſenszweifel.

Daß zu ihrem furchtbaren Selbſtgeſpräch, ehe ſie den Trank nimmt, die Anlage in der Erzählung ſchon vorhanden war, gereicht wieder zu Shakſpeare's Ruhme. Dieſe oberflächliche Aehnlichkeit des Gemeinſten mit dem Höchſten iſt der Triumph der Kunſt. Mit welcher Ueberlegenheit hat er ein ſolches Wageſtück von Darſtellung beſtanden! Erſt Juliens Schauer ſich allein zu fühlen, faſt ſchon wie im Grabe; das Beſtreben ſich zu faſſen; der künftig für deinen Unterhalt ſorgen, du kannſt alle Tage ein Stück Baumrinde mit Seewolfsfett hier kriegen.

Kotzebue. Mein Dank —

Toyon. Stille! du ſollſt es nicht umſonſt haben. Meine Tochter will gern Deutſch von dir lernen.

Kotzebue. Süße Mühe! Wie wird es mich entzücken, die vaterländiſchen Laute von ihrer kleinen dicken Zunge nachgelallt zu hören.

Toyon. Sie will gern die Ritterromane leſen.

Kotzebue. Daran erkenne ich ein zartes Gemüth. So hoffe ich ihr auch den Slatkajatrava-Saft meiner eigenen Dichtungen einzuflößen.

Toyon ruft in die Scene. Puſeltuſel, biſt du da?

Puſeltuſel kommt aus einer hintern Abtheilung der Jurte.

Puſeltuſel. Mein Vater?

Toyon. Komm her, Mädchen, der deutſche Bärentänzer iſt da.

Puſeltuſel. Ach, bin ich denn auch glatt genug? (Sie greift in ein Gefäß mit Thran und ſtreicht ſich geſchwind eine Handvoll über die Haare.)

Kotzebue. Liebenswürdige Koketterie der Unſchuld!

Toyon. Ich muß in meinen Hundeſtall. Ich laße den Lehrer bei der Schülerin allein und erwarte ihn auf eine Portion gedörrten Fiſch. (ab.)

Puſeltuſel. Hör' einmal, mein lieber Kutzelbutzel, man hat mir geſagt, daß in den Geſchichten, die du vorſtellſt, die Mädchen den Männern nachlaufen. Das gefällt mir.

Kotzebue. Schöne Puſeltuſel, ich habe es auch ſolchen lieben Kindern zu Gefallen gethan.

Puſeltuſel. Ich hätte wohl Luſt dir nachzulaufen.

Kotzebue. Heilige Natur, du verläugneſt dich nirgends.

ſo natürliche Verdacht, und wie ſie ihn mit einer über alles Arge erhabenen Seele von ſich weiſt, größer als jener Held, der wohl nicht ohne ſeine Zuverſicht zur Schau zu tragen die angeblich vergiftete Arzenei austrank; wie dann die Einbildung in Aufruhr geräth, ſo viele Schrecken das zarte Gehirn des Mädchens verwirren, und ſie den Kelch im Taumel hinunterſtürzt, den gelaſſen auszuleeren eine zu männliche Entſchloſſenheit bewieſen hätte.

Ihr Erwachen im Grabe und die wenigen Augenblicke nachher ſchließen ſich, eben durch den Gegenſatz, auf das ſchönſte hier an. Der Schlummer, der ihre Lebensgeiſter ſo lange gefeſſelt hielt, hat den Tumult ihres Blutes geſtillt. Sie ſchlägt die Augen auf wie ein Kind, dem die Mutter etwas verſprach und dem davon geträumt hat, mit voller Beſinnung ſich ſelbſt zurechtweiſend über das Grauenvolle um ſie her. Sie läßt ſich nicht hinreißen von der Stätte zu weichen, wo ſie ihren Geliebten todt ſieht, ſie fragt nicht, ſie weiß damit genug.

Wie eine milde ſorgſame Vorſehung, die jedoch nicht mächtig genug iſt, um dem feindſeligen Zufalle vorzubeugen, ſteht vom Anfange an Bruder Lorenzo in der Mitte der beiden Liebenden. *Kein Heiliger, aber ein Weiſer* in der Mönchskutte, ein würdiger, ſanft nachdenkender Alter, faſt erhaben in ſeiner vertrauten Beſchäftigung mit der lebloſen Natur, und äußerſt anziehend durch ſeine eben ſo genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, die mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt iſt. So liebenswürdig er ſich zeigt, laſſen uns doch ſeine naivſten Aeußerungen noch eine achtungswürdige Gewalt in ſeinem Weſen fühlen. Er hat einen ſchnellen Kopf, ſich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen; muthig in Anſchlägen und Entſchlüſſen, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menſchenfreundlichem Ernſt, und ſetzt ſich ohne Bedenken Gefahren aus, um Gutes zu ſtiften. Wenn er thut, was ſeine jungen Freunde von ihm verlangen, ſo giebt er nicht leidend ihrem Ungeſtüme nach, ſondern ſeiner eignen Ueberzeugung, ſeiner Ehrerbietung vor einer Leidenſchaft wie dieſe, welche ſein Herz erräth, wenn er gleich ihre Herrſchaft nie an ſich ſelbſt erfuhr, oder wenigſtens die geläuterte Atmoſphäre ſeines Daſeyns längſt nicht mehr von Stürmen getrübt wird. Er thut an Julien eine Foderung wie an eine Heldin, ermahnt ſie zur Standhaftigkeit in der Liebe wie an eine Tugend, und ſcheint vorher zu wiſſen, daß er ſich in ihr nicht betrügen wird. Von ſeinem Orden hat er nichts an ſich als ein wenig Verſtellungskunſt und phyſiſche Furchtſamkeit. Indeſſen muß die letzte wohl auch auf Rechnung des Alters kommen. Sie übermannt und verwirrt ihn ſo, daß er in der unglücklichen Nacht auf dem Kirchhof Julien in dem Grabmale allein läßt, was freilich bei ruhiger Beſonnenheit gar nicht zu entſchuldigen wäre. Doch iſt er gleich darauf in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann, freimüthig und Herr ſeiner ſelbſt. Es iſt ſonderbar, daß dieſem Mönche bei allen Gelegenheiten religiöſe Vorſtellungsarten eben ſo weit aus dem Wege liegen, als ihm ſittliche Betrachtungen geläufig ſind. Wie er den verzweifelnden Romeo zu tröſten ſucht, bietet er ihm

Der Trübſal ſüße Milch, Philoſophie; —

und in der That iſt die vortreffliche Rede, die er kurz darauf an ihn hält, eine Predigt aus der bloßen Vernunft. Ein einziges Mal theilt er Anweiſungen auf den Himmel aus, nämlich wie er den troſtloſen Eltern über Juliens vermeynten Tod zuſpricht; alſo bei einem Anlaſſe, wo es ihm nicht Ernſt damit iſt. Man ſieht hieraus, mit welchem dumpfen Sinne Johnſon den Dichter muß geleſen haben, da er meynt, Shakſpeare habe an Julien ein Beiſpiel der beſtraften Heuchelei aufſtellen wollen, weil ſie ihre Streiche meiſtens unter dem Vorwande der Religion ſpiele. Was für Namen ſoll man einer ſo dickhäutigen Fühlloſigkeit geben?

Mercutio iſt nach dem äußern Bau der Fabel eine Nebenperſon. Das Einzige, wodurch er auf eine bedeutende Art in die Handlung eingreift, iſt, daß er durch ſeinen Zweikampf mit Tybalt den des Romeo herbeiführt, (ein Umſtand, den Shakſpeare nicht einmal in der Erzählung vorfand) und dazu bedurfte es keines ſo hervorſtechenden und reichlich begabten Charakters. Aber da es im Geiſte des Ganzen liegt, daß die ſtreitenden Elemente des Lebens, in ihrer höchſten Energie zu einander gemiſcht, ungeſtüm aufbrauſen,

> — wie Feu'r und Pulver
> Im Kuſſe ſich verzehrt;

da das Stück, könnte man ſagen, durchhin eine große Antitheſe iſt, wo Liebe und Haß, das Süßeſte und das Herbeſte, Freudenfeſte und düſtre Ahndungen, liebkoſende Umarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbſtvernichtung unmittelbar beiſammen ſtehen, ſo wird auch Mercutio's fröhlicher Leichtſinn der ſchwermüthigen

Schwärmerei des Romeo in einem großen Sinne zugeſellt und entgegengeſetzt. Mercutio's Witz iſt nicht die kalte Geburt von Beſtrebungen des Verſtandes, ſondern geht aus der unruhigen Keckheit ſeines Gemüths unwillkührlich hervor. Eben das reiche Maaß von Fantaſie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart, einen romantiſchen Hang erzeugt, nimmt im Mercutio unter den Einflüſſen eines hellen Kopfes eine genialiſche Wendung. In beiden iſt ein Gipfel der Lebensfülle ſichtbar, in beiden erſcheint auch die vorüberrauſchende Flüchtigkeit des Köſtlichſten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauſpiel ein ſo zartes Klagelied iſt. Eben ſo wohl wie Romeo iſt Mercutio zu frühzeitigem Tode beſtimmt. Er geht mit ſeinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geiſt verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein Spötter, ein großer Bewunderer der Schönen, wie es ſcheint, obgleich ein verſtockter Ketzer in der Liebe, ſo muthig als muthwillig, ſo bereit mit dem Degen als mit der Zunge zu fechten, wird er durch eine tödliche Wunde nicht aus ſeiner Laune gebracht, und verläßt mit einem Spaße die Welt, in der er ſich über alles luſtig gemacht hat.

Die Rolle der Amme hat Shakſpeare unſtreitig mit Luſt und Behagen ausgeführt: alles an ihr hat eine ſprechende Wahrheit. Wie in ihrem Kopfe die Ideen nach willkührlichen Verknüpfungen durch einander gehn ſo iſt in ihrem Betragen nur der Zuſammenhang der Inconſequenz, und doch weiß ſie ſich eben ſo viel mit ihrem ſchlauen Verſtande als mit ihrer Rechtlichkeit. Sie gehört zu den Seelen, in denen nichts feſt haftet als Vorurtheile, und deren Sittlichkeit immer von dem Wechſel des Augenblicks abhängt. Sie hält eifrig auf ihre Reputation, hat aber dabei ein uneigennütziges Wohlgefallen an Sünden einer gewiſſen Art, und verräth nicht verwerfliche Anlagen zu einer ehrbaren Kupplerin. Es macht ihr eigentlich unendliche Freude, eine Heirathsgeſchichte, das unterhaltendſte, was ſie im Leben weiß, wie einen verbotenen Liebeshandel zu betreiben. Darum rechnet ſie auch Julien die Beſchwerden der Bothſchaft ſo hoch an. Wäre ſie nicht ſo ſehr albern, ſo würde ſie ganz und gar nichts taugen. So aber iſt es doch nur eine ſündhafte Gutmüthigkeit, was ihr den Rath eingiebt: Julia ſolle, um der Bedrängniß zu entgehn, den Romeo verläugnen, und ſich mit Paris vermählen. Daß ihre Treue gegen die Liebenden die Prüfung der Noth nicht beſteht, iſt weſentlich, um Juliens Seelenſtärke vollkommner zu entfalten, da ſie nun bei denen, die ſie zunächſt umgeben, nirgends einen Halt mehr findet, und bei der Ausführung des vom Lorenzo ihr angegebenen Entſchluſſes ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleibt. Wenn auf der andern Seite dieſe Abtrünnigkeit aus wahrer Verderbtheit herrührte, ſo ließe ſich nicht begreifen, wie Julia ſie je zu ihrer Vertrauten hätte machen können. Das kauderwelſche Gemiſch von Gutem und Schlechtem im Gemüth der Amme iſt alſo ihrer Beſtimmung völlig gemäß, und man kann nicht ſagen, daß Shakſpeare den bei ihr aufgewandten Schatz von Menſchenkenntniß verſchwendet habe. Allerdings hätte er mit Wenigerem ausreichen können, allein Freigebigkeit iſt überhaupt ſeine Art, Freigebigkeit mit allem, außer mit dem, was nur bei einem ſparſamen Gebrauche wirken kann. Das Verhältniß ſeiner Kunſt zur Natur erfodert nicht jene ſtrenge Sonderung des Zufälligen vom Nothwendigen, welche ein unterſcheidendes Merkmal der tragiſchen Poeſie der Griechen ausmacht. Das obige gilt auch vom alten Capulet (bei dem die Zugabe von Lächerlichkeit uns zum Theil des ernſteren Unwillens überhebt, den ſein Betragen gegen Julien ſonſt verdient;) und von den übrigen komiſchen Nebenrollen Peters, der Bedienten und Muſikanten. Der geſellige, wohlmeynende, redliche Benvolio, der rohe Tybalt, der feine, geſittete Graf Paris, ſind bloß nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit mit wenigen aber beſtimmten Zügen gezeichnet. Der Prinz iſt grade, wie man ihn ſich wünſchen möchte, ehrenfeſt und ſtattlich. Daß ihn der Augenblick des Bedürfniſſes immer ſo auf den Punkt herbeiruft, iſt eine theatraliſche Freiheit, die nicht nach kleinen Wahrſcheinlichkeiten berechnet werden darf, und den Vortheil gewährt, daß dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft unter dem heftigſten Sturme feindſeliger Leidenſchaften wie die eines Weſens aus einer höheren Ordnung der Dinge wirkt. Die letzte Erſcheinung des Prinzen wird groß und feierlich, weniger durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, als durch ſeine Stellung, der eben vollendeten tragiſchen Begebenheit und den dabei betroffenen Perſonen gegenüber. Nicht bloß mit dem Anſehen eines irdiſchen Richters, ſondern als Wortführer der Weisheit und Menſchlichkeit, verſammelt er das Leiden, die Schuld und die Theilnahme um ſich her, und redet auf eine dieſes ernſten Berufes würdige Art.

Die betrachtende Stille, welche ſein Nachforſchen auf den Sturm der Entſcheidungen folgen läßt, ordnet und bekräftiget den verwirrten Schmerz, und ſein letzter Ausſpruch drückt ihn, gleichſam zur ewigen Grabſchrift der beiden Unglücklichen, mit ehernem Griffel in die Tafel des Gedächtniſſes.

Lorenzo's Erzählung hat den Kunſtrichtern Anſtoß gegeben, weil ſie nur das wiederholt, wovon der Zuſchauer ſchon unterrichtet iſt. »Es iſt ſehr zu beklagen,« ſagt Johnſon, »daß der Dichter den Dialog nicht zugleich mit der Handlung beſchloß.« Ei ja, ſobald die Kataſtrophe da iſt, das heißt, ſobald die gehörige Anzahl Perſonen zum Tode befördert worden, darf der Vorhang nur ohne weitere Umſtände fallen! — Iſt es ein Wunder, daß man bei ſo groben körperlichen Begriffen von der Vollſtändigkeit einer tragiſchen Handlung nichts von Befriedigungen des Gefühls weiß? Hat uns denn der Mönch ſo gar nicht intereſſirt, daß es uns gleichgültig ſeyn könnte, ob die Reinheit ſeiner Geſinnungen verkannt wird? Noch mehr: die Ausſöhnung der beiden Familienhäupter über den Leichen ihrer Kinder, der einzige Balſamtropfe für das zerrißne Herz, wird nur durch ihre Verſtändigung über den Hergang der Begebenheit möglich. Das Unglück der Liebenden iſt nun doch nicht gänzlich verloren; aus dem Haſſe entſprungen, womit das Stück anhebt, wendet es ſich im Kreislaufe der Dinge gegen ſeine Quelle und verſtopft ſie. Aber nicht bloß als nothwendiges Mittel ſind die Ausſagen des Mönches und der beiden Bedienten gerechtfertigt: ſie haben an ſich Werth, indem ſie die zerſtreuten Eindrücke des Geſchehenen auf der traurigen Wahlſtatt in einen einfachen Bericht zuſammenfaſſen.

Man hat gefunden, Shakſpeare habe die Gelegenheit zu einer ſehr pathetiſchen Scene verſäumt, indem er Julien nicht vor Romeo's Tode, in dem Augenblicke wie er das Gift genommen, erwachen läßt. Große Erfindung hätte nicht zu dieſer Abänderung gehört, eben ſo wenig als zu dem entgegengeſetzten Auswege, daß Julia erwacht, ehe er noch ſeinen Tod entſchieden hat, und daß alles glücklich endigt. Indeſſen ſcheint mir Shakſpeare, ſey es aus Treue gegen die Erzählung, welche er zunächſt vor ſich hatte, oder aus überlegter Wahl, das Beſſere getroffen zu haben. Es giebt ein Maaß der Erſchütterung, über welches hinaus alles Hinzugefügte entweder zur Folter wird, oder von dem ſchon durchdrungenen Gemüthe wirkungslos abgleitet. Bei der grauſamen Wiedervereinigung der Liebenden auf einen Augenblick hätte Romeo's Reue über ſeinen vorſchnellen Selbſtmord, Juliens Verzweiflung über die erſt genährte, dann zernichtete Täuſchung, als ſey ſie am Ziele ihrer Wünſche, in Verzerrungen übergehen müſſen. Niemand zweifelt wohl, daß Shakſpeare dieſe mit angemeſſener Stärke darzuſtellen vermochte; aber hier war alles Mildernde willkommen, damit man aus der Wehmuth, der man ſich willig hingiebt, nicht durch allzu peinliche Mißklänge aufgeſchreckt würde. Warum bürdet man dem ſchon ſo ſchuldigen Zufalle noch mehr auf? Warum ſoll der gequälte Romeo nicht ruhig »das Joch feindſeeliger Geſtirne von dem lebensmüden Leibe ſchütteln?« Er hält ſeine Geliebte im Arm, und labt ſich ſterbend mit einem

Wahne ewiger Vermählung. Auch ſie ſucht den Tod im Kuſſe auf ſeinen Lippen. Dieſe letzten Augenblicke müſſen ungetheilt der Zärtlichkeit angehören, damit wir den Gedanken recht feſt halten können, daß die Liebe fortlebt, obgleich die Liebenden untergehen.

Garrick hat dieſe Scene nach dem Glauben: je mehr Jammer, je beſſer! wirklich umgearbeitet; allein ſeine Ausführung wird eben niemanden unglücklich machen: ſie iſt äußerſt ſchwach. Auch das Erwachen Juliens hat er ganz verdorben. Sie erinnert ſich nicht an Lorenzo's Verheißungen, ſondern glaubt, man wolle ſie mit Gewalt dem Paris vermählen, und erkennt den Romeo nicht, der darüber ausruft: »Sie iſt noch nicht wieder bei ſich — der Himmel helfe ihr!« — Ja wohl! und behüte ſie vor ungeſchickten Umarbeitern! Nachher wie der Mönch hereintritt, ſchilt ſie heftig auf ihn, und will ihn gar mit ihrem Dolch erſtechen. Es iſt nur gut, daß ſie ſich bald darauf entleibt, denn da ſie ſo ungebehrdig um ſich ficht, ſo weiß man nicht, wie viel Unheil ſie ſonſt noch angerichtet hätte. Sonderbar, daß ein großer Schauſpieler dem Dichter, den er anbetete, den er ſein halbes Leben hindurch ſtudirt hatte, auf eine ſo verkehrte Art etwas anheften konnte!

Noch verdächtiger wird Garricks Sinn für das Höchſte im Shakſpeare dadurch, daß er es für nöthig hielt, das Stück von dem unnatürlichen, tändelnden Witze zu reinigen, der darin nach ſeiner Meynung dem Ausdrucke der Empfindung untergeſchoben war. Zwar behauptet Johnſon ebenfalls: die pathetiſchen Reden ſeyen immer durch unerwartete Verfälſchungen entſtellt; und das Anſehn dieſer Kunſtrichter mag viele verführt haben, beſonders da ihr Urtheil der allgemeinen Faſſungskraft ſo herablaſſend entgegenkommt. Aechte Poeſie wird ja ſelten recht begriffen, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erſcheint denen unnatürlich, die keinen Funken davon beſitzen. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenſtand in einer beſtimmten Form der Darſtellung gezeigt wird, jeder Theil durch dieß Medium gefärbt ſeyn muß. Man nimmt das Dichteriſche im Drama hiſtoriſch, da es doch eine Bezeichnungsart iſt, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Weſentlichſte der Sache richtiger und lebendiger zur Anſchauung zu bringen dient, als das gewiſſenhafteſte Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innre der Gemüther, daß er ſeinen Perſonen ein vollkommneres Organ der Mittheilung leiht, als ſie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenſchaft ihren Ausdruck hemmt, und das Vermögen der Aeußerung feſſelt, wie lebhaft auch das Verlangen darnach ſeyn mag, ſo darf er dieß Hinderniß aus dem Wege räumen. Nur den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beredten und ſtummen, nach außen hin ſtrebenden oder auf den innern Menſchen ſich concentrirenden Gefühlen hebe er nicht auf. Nie hat der reiche Strom ſeiner Bilder Shakſpeare'n über dieſe Gränze hinweggeriſſen. Wie Romeo den vermeynten Tod Juliens erfährt, ſagt er nichts weiter als:

Iſt es denn ſo? ich biet' euch Troh, ihr Sterne! —

Eben ſo antwortet Julia nach ihrem Erwachen dem

Puſeltuſel. Oder noch beßer, ganz mit dir davon zu laufen.

Kotzebue (beiſeit.) Alles müßte mich trügen, oder ſie liebt mich. Was ſoll ich thun? Wenn es ein Mittel werden könnte, meine Verbannung — Aber nein! Schwebe du mir vor in dieſer gefährlichen Stunde, Bild meiner römiſchen Octavia! Beſchirme mich, daß ich mich nicht wieder mit der bloßen Natur gemein mache, nachdem ich endlich mit Mühe zum Idealiſchen gelangt bin.

Puſeltuſel. Du antworteſt mir nicht, und ſprichſt mit dir ſelber.

Kotzebue. Ich denke darüber nach, wie es möglich wäre mit dir davon zu laufen, und finde kein Mittel.

Puſeltuſel. Das wird ſich ſchon finden, ſei jetzt nur luſtig und lehre mich Deutſch. Wie heißt denn etwa die Naſe, oder die Ohren, oder das Hintertheil?

Kotzebue. Der Steiß.

Puſeltuſel. Der Steiß — der Steiß — Sieh, das weiß ich ſchon. Der Steiß. Was heißt denn: das Hintertheil bewegt ſich hin und her?

Kotzebue. Der Steiß puppert.

Puſeltuſel. Der Steiß puppert. O das iſt ſchön! (Legt die Hand hinter ſich mit einem umgekehrten Seufzer.) Der Steiß puppert. Ich bin eine gelehrige Schülerin, ich fühle was ich lerne.

Kotzebue. Dieſe himmliſche Naivetät, — ich halte es nicht länger aus! — Liebſte Puſeltuſel, ich muß zu deinem Vater in den Hundeſtall wegen der gedörrten Fiſche.

Puſeltuſel. Bleib doch hier, er kommt ja wieder und bringt ſie dir mit.

Kotzebue. Nein, nein, ich muß durchaus fort. (ab.)

Mönche, der ihr das ganze vorgefallne Unglück in der Eil gemeldet, und ſie zu fliehn beredet hat:

> Geh nur, entweich! denn ich will nicht von hinnen. —

Beide Male verräth ſich die Stärke des Gefühls nur in dem Entſchluſſe, wodurch ſich die Freiheit dagegen auflehnt.

Wenn die Liebe ſich der Liebe offenbart, ſo iſt es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von ſeiner Innigkeit dem andern einzuflößen, gleichſam das Bewußtſeyn bis zu ihm zu erweitern. Es verſchmäht dabei die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit ſich eben ſowohl kleiden können, und wagt ſich nicht an das Unausſprechliche; aber es verſteht das Geheimniß, dem einfältigen, ja dem beſcheidenſten Ausdruck eine höhere Seele einzuhauchen. Sollte man dieſe rührende Herzlichkeit in den Geſtändniſſen, den Betheurungen, dem holden Liebesgeflüſter Romeo's und Juliens überſehn können? Julia giebt ſich mit eben ſo kindlicher Offenheit hin, wie Miranda im Sturm, und was ſie ſagt:

> iſt ſchlichte Einfalt,
> Und tändelt mit der Unſchuld ſüßer Liebe.

Allein die Bewunderung, die Vergötterung des geliebten Weſens kann nicht bildlos ſprechen; ſie muß ſich zu den kühnſten Vergleichungen aufſchwingen. Mit dem Zauberſchlage, der das Eine, was ihr vorſchwebt, ausſondert und über die ganze übrige Welt erhebt, hat ſie den Maaßſtab des Wirklichen verlohren, und kann bis an die Gränze der Dinge ſchwärmen, ſo weit die Flügel der Fantaſie ſie nur tragen wollen, ohne ſich einer Verirrung bewußt zu werden. Liebe iſt die Poeſie des Lebens: wie ſollte ſie über ihren Gegenſtand nicht dichten? Je entferntere und ungleichartigere Bilder ſie herbeiruft, deſto ſinnreicher müſſen ihre Gleichniſſe ſcheinen, und was der müßige Witz mühſam ſucht, um zu glänzen, darein verfällt die ausſchweifende Leidenſchaft unwillkührlich. Unbegriffene Widerſprüche liegen im Weſen der Liebe; ſie kann ſich auch bei der ſchönſten Erwiederung nicht in vollkommene Harmonie auflöſen, und iſt daher ſchon an ſich geneigt, ſich antithetiſch zu äußern. Noch natürlicher iſt ihr dieß, ſobald äußerliche Verhältniſſe ſie drängen. Ein Wortſpiel iſt ein Gegenſatz oder eine Vergleichung zwiſchen dem Sinne der Wörter und ihrem Klange; und wie in der Liebe überhaupt das Geiſtige und das Sinnliche ſich innigſt zu verſchmelzen ſtrebt, wie ſie die zarteſten Anſpielungen des einen auf das andre wahrnimmt und ſich daran weidet, ſo kann ſie auch mit Aehnlichkeiten der Töne ahndungsvoll ſpielen.

Man verwirft gewöhnlich alle Wortſpiele als etwas kindiſches und unnatürliches. Iſt das erſte gegründet, ſo kann das zweite nicht ſeyn; und die Erfahrung zeigt allerdings, daß Kinder ſich gern mit den hörbaren Beſtandtheilen der Wörter zu ſchaffen machen, und ſie auf andre Bedeutungen wenden. Die Liebe aber in ihrer unbefangenſten Hingegebenheit verſetzt die Seele bei entwickelten Organen und blühender Lebensfülle auf gewiſſe Weiſe in den Stand der Kindheit zurück. Ohne es zu wollen, habe ich Petrarca's Apologie gemacht, deſſen wunderbare Bilder und Gleichniſſe, immer wiederkehrende Gegenſätze und leiſe myſtiſche Anſpielungen auch ſo vielen Leſern und Kunſtrichtern ein Aergerniß gegeben haben. Seine idealiſche, ätheriſche, im Entſagen ſchwelgende Anbetung Laura's hat nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut gemein, die Romeo'n und Julien für einander zu leben und zu ſterben treibt: aber der Stil ſeiner Poeſie hat viel Aehnlichkeit mit dem Colorit des zärtlichen Ausdrucks in unſerm Schauſpiele.

Ich möchte noch weiter gehn und behaupten, nicht nur den Freuden und der ſüßen Pein einer Leidenſchaft, wie die hier dargeſtellte iſt, welche die äußerſte Entzündbarkeit der Fantaſie vorausſetzt, ſey kühne Bildlichkeit und antithetiſche Wortfülle eigen; auch das niederwerfendſte Leiden, das aus ihr herfließt, der herbeſte Schmerz über Verluſt oder Tod des Geliebten, verläugne in der Art ſich zu äußern ſeinen Urſprung nicht ganz. Aus dieſem Geſichtspunkte, deſſen Richtigkeit ſich durch mancherlei Erfahrungen beſtätigen ließe, betrachte man die Scenen, wo die beiden Liebenden über Romeo's Verbannung außer ſich ſind, und Romeo's letzte Rede: und ſie ſind gerechtfertigt.

Immerhin mag der dramatiſirende Rhetor bei den froſtigen Declamationen, die er an die Stelle der Ergießungen entflammter Leidenſchaft ſetzt, ſich ähnlicher Mittel bedienen: wer irgend Empfänglichkeit hat, oder bei wem Vorurtheile ihr nicht in den Weg treten, der wird nicht in Gefahr ſeyn, jene mit dieſen zu verwechſeln; er hat an der Wirkung einen untrüglichen Prüfſtein. Es laſſen ſich auch Kennzeichen angeben, allein ihre Anwendung auf den beſtimmten Fall fodert immer noch einen Sinn, den man niemanden geben kann. Das weſentlichſte Kennzeichen iſt die Natur der dargeſtellten Empfindungen ſelbſt, ihre Tiefe, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Conſequenz. Ferner wird durch allen declamatoriſchen Pomp das Bildloſe und Abſtracte häufig nur ſchlecht verkleidet: denn nur eine arme Fantaſie, die nicht durch das Bedürfniß des Gefühls in Schwung geſetzt wird, braucht zu dem Vorſatze, geſchmückt zu erſcheinen, ihre Zuflucht zu nehmen; jedoch es iſt ein vergebliches Bemühen, durch den Umweg des todten Begriffs in das Leben zurückkehren zu wollen. Auch wird der Dichter, welcher auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit zu glänzen ſtrebt, die vertrauliche Nachläſſigkeit in den Reden, den Schein augenblicklicher Entſtehung eher vermeiden als ſuchen. Er wird beſorgen, das Unbewußtſeyn der redenden Perſonen, daß ſie etwas außerordentliches ſagen, weil es für ihre Lage höchſt natürlich iſt, möchte den Zuhörer täuſchen, und das Geſuchte ſeinen einzigen Werth verlieren, indem es für leicht gefunden gilt. Im Romeo bietet ſich das Dialogiſche, Freie, aus der Quelle Strömende ſelbſt der bildlichſten und im höchſten Grade antithetiſchen Reden überall dar; es im einzelnen zu entwickeln, würde mich zu weit führen.

Da ich dem Tadel ſo angeſehener Engliſcher Kunſtrichter habe widerſprechen müſſen, ſo freut es mich dagegen, den Ausſpruch eines Deutſchen aufſtellen zu können, der gewiß unbeſtechlich durch falſchen Schimmer und ein Antipode alles Fantaſtiſchen und Ueberſpannten war. Leſſing erklärte Romeo und Julia für das einzige Trauerſpiel, das er kenne, woran die Liebe ſelbſt habe arbeiten helfen. Ich weiß nicht ſchöner zu ſchließen, als mit dieſen einfachen Worten, in denen ſo viel liegt. Ja man darf dieß Gedicht ein harmoniſches Wunder nennen, deſſen Beſtandtheile nur jene himmliſche Gewalt ſo verſchmelzen konnte. Es iſt zugleich bezaubernd ſüß und ſchmerzlich, rein und glühend, zart und ungeſtüm, voll elegiſcher Weichheit und tragiſch erſchütternd.

XIV.

Urtheile, Gedanken und Einfälle
über
Litteratur und Kunſt.
1798.

1.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungsſüchtig und ſtolz auf Selbſtändigkeit; unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geſchickt im tief- oder trübſinnig Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach überſchwenglich in Empfindungen und Anſichten, in ernſthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abſcheu verſchanzt: auf die große Maſſe welcher Litteratur möchten dieſe Züge etwa paſſen?

2.

Die ſchlechten Schriftſteller klagen viel über Tyrannei der Recenſenten; ich glaube, dieſe hätten eher die Klage zu führen. Sie ſollen ſchön, geiſtvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen iſt; und es ſtößt ſich nur an dem kleinen Umſtande der Macht, ſo gingen die Recenſirten eben ſo mit ihnen um, wie Dionyſius mit den Tadlern ſeiner Verſe. Ein Kotzebue hat dieß ja laut bekannt. Auch ließen ſich die neuen Erzeugniſſe von kleinen Dionyſen dieſer Art hinreichend mit den Worten anzeigen: Führt mich wieder in die Latomien.

3.

Wieland hat gemeynt, ſeine beinah ein halbes Jahrhundert umfaſſende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unſerer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geſtändniß eines natürlichen optiſchen Betrugs!

4.

Wie das Lebensmotto des poetiſchen Vagabunden in Claudine von Villabella: »Toll aber klug!« auch der Charakter mancher genialiſcher Werke iſt: ſo ließe ſich der entgegengeſetzte Wahlſpruch auf die geiſtloſe Regelmäßigkeit anwenden: Vernünftig, aber dumm!

5.

Klopſtock iſt ein grammatiſcher Poet, und ein poetiſcher Grammatiker.

6.

Nichts iſt kläglicher, als ſich dem Teufel umſonſt ergeben; zum Beyſpiel ſchlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich ſind.

7.

Manche Theoriſten vergeſſen bei Fragen, wie die über den Gebrauch des Sylbenmaaßes im Drama, allzuſehr, daß die Poeſie überhaupt nur eine ſchöne Lüge iſt, von der es aber dafür auch heißen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

8.

Es giebt auch grammatiſche Myſtiker. Moriz war einer.

9.

Der Dichter kann wenig vom Philoſophen, dieſer aber viel von ihm lernen. Es iſt ſogar zu befürchten, daß die Nachtlampe des Weiſen den irre führen möchte, der gewohnt iſt im Lichte der Offenbarung zu wandeln.

10.

Johannes Müller wirft in ſeiner vaterländiſchen Geſchichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeſchichte; ſeltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

11.

Sollte ſich eine durch Convenienzen gefeſſelte Sprache, wie etwa die Franzöſiſche, nicht durch einen Machtſpruch des allgemeinen Willens republicaniſiren können? Die Herrſchaft der Sprache über die Geiſter iſt offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben ſo wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Urſprung aller Staatsgewalt gelten laſſen kann.

12.

Man erzählt, Klopſtock habe den Franzöſiſchen

Dichter Rouget de Lisle, der ihn beſuchte, mit der Anrede begrüßt: wie er es wage in Deutſchland zu erſcheinen, da ſein Marſeiller Marſch funfzigtauſend braven Deutſchen das Leben gekoſtet? Dieſer Vorwurf war unverdient. Schlug Simſon die Philiſter nicht mit einem Eſelskinnbacken? Hat aber der Marſeiller Marſch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, ſo hat wenigſtens Rouget de Lisle die mörderiſche Gewalt ſeiner Poeſie in dieſem Einen Stücke erſchöpft: mit allen ſeinen übrigen zuſammengenommen, würde man keine Fliege todt ſchlagen.

13.

Der Pariſiſchen ſchönen Welt haben Geßners Idyllen gerade ſo gefallen, wie der an haut goût gewöhnte Gaum ſich manchmal an Milchſpeiſen labt.

14.

Mag es noch ſo gut ſeyn, was jemand vom Katheder herab ſagt: die beſte Freude iſt weg, weil man ihm nicht drein reden darf. Eben ſo mit dem lehrhaften Schriftſteller.

15.

Sie pflegen ſich ſelbſt die Kritik zu nennen. Sie ſchreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Maaßen wäſſericht. Natur, Gefühl, Adel und Größe des Geiſtes ſind für ſie gar nicht vorhanden, und doch thun ſie, als könnten ſie dieſe Dinge vor ihr Richterſtühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen Franzöſiſchen Schönweltsverſemacherei, ſind das äußerſte Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Correctheit gilt ihnen für Tugend. Geſchmack iſt ihr Idol; ein Götze, dem man nur ohne Freude dienen darf. — In dieſem Sinne iſt die Kritik unter uns geraume Zeit hindurch, und nicht ohne großes Anſehen, in einer ſogenannten Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ausgeübt worden.

16.

Es giebt Tage, wo man ſehr glücklich geſtimmt iſt, und leicht neue Entwürfe machen, ſie aber eben ſo wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken ſind es; nur Seelen von Gedanken.

17.

»Ich will einem Narren niemals trauen,« ſagt ein ſehr geſcheidter Narr beim Shakſpeare, »bis ich ſein Gehirn ſehe.« Man möchte dieſe Bedingung des Zutrauens gewiſſen angeblichen Philoſophen zumuthen; was gilts, man fände papier maché, aus Kantiſchen Schriften verfertigt?

18.

Diderot iſt im Fataliſten, in den Verſuchen über die Malerei, und überall wo er recht Diderot iſt, bis zur Unverſchämtheit wahr. Er hat die Natur nicht ſelten im reizenden Nachtkleide überraſcht, er hat ſie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten ſehen.

19.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunſt ſo dringend eingeſchärft worden iſt, ſieht man die Lehrlinge treuherzig hinter dieſem Vogel herlaufen, um ihm,

Puſeltuſel ſieht ihm lange ſchweigend nach, dann geht ſie unruhig auf und nieder. Dann greift ſie nach einem Stück Baumrinde, kaut daran und wirft es wieder weg. Dann nimmt ſie, gedankenvoll, angefangne Beinkleider von Rennthierfell vor ſich, und näht mechaniſch daran. Dann ſeufzt ſie verkehrt, legt die Hand hinter ſich und ſpricht:

Der Steiß puppert! (ab.)

Vor **Benjowsky**'s und **Kotzebue**'s gemeinſchaftlicher Hütte.

Benjowsky tritt auf mit einem Kamm in der Hand.

Benjowsky. Heute wird man in der Sonne auf Schrittſchuhen laufen können. Da ſteht ſie am Firmament, als ob ein Pfuſcher von Arzt ihr alle Wärme auslaxiert hätte.

Kotzebue zu ihm.

Kotzebue. Wie ſteht's? warſt du ſchon auf der Jagd?

Benjowsky. Einen Floh und zwei Läuſe habe ich geknackt. Eine Stunde ſpäter wären ſie erfroren. Da ſieh einmal. (indem er ihm den Kamm hinhält.) Kaum geblutet haben ſie, ein wenig rothes Eis trat aus der Wunde.

Kotzebue. O mein erhabner Freund! Heute bin ich zum erſtenmal in Verſuchung geweſen, mich mit meinem Schickſal auszuſöhnen.

Benjowsky. Wie ſo?

Kotzebue. Kennſt du die Tochter des Toyon?

Benjowsky. Puſeltuſel? Wie ſollte ich ſie nicht kennen? (mit Exaltation.) Ihr Haar gleißt von Thran wie die Tannenbäume vom Herbſtreif, ihre Haut iſt mit einer Kruſte überzogen, wie dieſe Steppen mit Schnee. Von hinten gleicht ſie dem Vulkan von Kalitowa, und von vorn den heißen Schwefelquellen von Apatſchin.

Kotzebue. Ach, ich habe keine Zeit gehabt, ihre körperlichen Reize zu bemerken. Ihr liebreiches Gemüth hat mich ganz hingenommen.

ſo bald ſie etwa nahe genug wären, das Salz der Aeſthetik auf den Schwanz zu ſtreuen.

20.

Moriz liebte den Griechiſchen Gebrauch der geſchlechtloſen Adjective für Abſtracte, und ſuchte etwas geheimnißvolles darin. Man könnte in ſeiner Sprache von der Mythologie und Anthuſa ſagen, daß das Menſchliche dem Heiligen ſich hier überall zu nähern, und das Denkende im Sinnbildlichen ſich wieder zu erkennen ſucht, aber ſich manchmal ſelbſt nicht verſteht.

21.

Das Trugbild einer geweſenen goldnen Zeit iſt eins der größten Hinderniſſe gegen die Annäherung der goldnen Zeit, die noch kommen ſoll. Iſt die goldne Zeit geweſen, ſo war ſie nicht recht golden. Gold kann nicht roſten, oder verwittern: es geht aus allen Vermiſchungen und Zerſetzungen unzerſtörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, ſo mag ſie lieber gar nicht anheben, ſo taugt ſie nur zu Elegien über ihren Verluſt.

22.

Zuweilen nimmt man doch einen Zuſammenhang zwiſchen den getrennten, und oft ſich widerſprechenden Theilen unſrer Bildung gewahr. So ſcheinen die beſſeren Menſchen in unſern moraliſchen Dramen aus den Händen der neueſten Pädagogik zu kommen.

23.

Es giebt Geiſter, denen es bei großer Anſtrengung und beſtimmter Richtung ihrer Kraft an Biegſamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber weniges, und in Gefahr ſeyn, dieſe Lieblingsſätze immer zu wiederholen Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Brett drückt, ohne ihn umzudrehen.

24.

Vielleicht muß man, um einen tranſcendentalen Geſichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern ſeyn. Winkelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemſterhuys hingegen wußte modernen Umfang durch antike Einfachheit ſchön zu beſchränken, und warf von der Höhe ſeiner Bildung, wie von einer freien Gränze, gleich ſeelenvolle Blicke in die alte, und in die neue Welt.

25.

Wie bequem iſt es doch, daß mythologiſche Weſen allerlei bedeuten, was man ſich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen ſpricht, glaubt einen der gutmüthige Leſer im Beſitz der bezeichneten Eigenſchaft. Einer oder der andre von unſern Dichtern wäre ein geſchlagner Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

26.

Dichter ſind doch immer Narciſſe.

27.

Es iſt als wenn die Frauen alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

28

Manche haben es in Hermann und Dorothea als einen großen Mangel an Delicateſſe getadelt, daß der Jüngling ſeiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verſtellter Weiſe den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner guten Eltern zu kommen. Dieſe Kritiker mögen übel mit ihrem Geſinde umgehen.

29.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas neues, ſo läßt ſich etwas neues darüber ſagen.

30.

Gewiſſen Lobrednern der vergangenen Zeiten unſerer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: Wir rühmen uns viel beſſer zu ſeyn denn unſere Väter.

31.

Zum Glück wartet die Poeſie eben ſo wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, ſonſt hätten wir fürs erſte noch keine Hoffnung zu einem Gedicht.

32.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausſchließend geprediget. Man vergißt zu oft, daß dieſe Dinge innig vereinbar ſind, daß in der ſchönen Darſtellung die Natur idealiſch, und das Ideal natürlich ſeyn ſoll.

33.

Es iſt ein grobes, doch immer noch gemeines Mißverſtändniß, daß man glaubt, um ein Ideal darzuſtellen, müſſe ein ſo zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zuſammengepackt, ein ganzes Compendium der Moral in einem Menſchen aufgeſtellt werden; wodurch nichts erlangt wird als Auslöſchung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität ſondern in der Qualität. Grandiſon iſt ein Exempel, und kein Ideal.

34.

Humor iſt gleichſam der Witz der Empfindung. Er darf ſich daher mit Bewußtſeyn äußern: aber er iſt nicht ächt, ſobald man Vorſatz dabei wahrnimmt.

35.

Die Eigenſchaft des dramatiſchen Dichters ſcheint es zu ſeyn, ſich ſelbſt mit freigebiger Großmuth an andere Perſonen zu verlieren; des lyriſchen, mit liebevollem Egoismus alles zu ſich herüber zu ziehn.

36.

Die Mildthätigkeit iſt die ſchmähliche Tugend, die es in Romanen und Schauſpielen immer ausbüßen muß, wenn gemeine Natur zum edlen Charakter erhoben, oder gar, wie in Kotzebue's Stücken, anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden ſoll. Warum benutzt man nicht die wohlthätige Stimmung des Augenblicks, und läßt den Klingelbeutel im Schauſpielhauſe umhergehn?

37.

Noten zu einem Gedicht ſind wie anatomiſche Vorleſungen über einen Braten.

38.

Es heißt, in Engliſchen und Deutſchen Trauerſpielen wären doch ſo viele Verſtöße gegen den Geſchmack. Die Franzöſiſchen ſind nur ein einziger großer Verſtoß. Denn was kann geſchmackwidriger ſeyn, als ganz außerhalb der Natur zu ſchreiben und vorzuſtellen?

39.

Hemſterhuys vereinigt Plato's ſchöne Seherflüge mit dem ſtrengen Ernſt des Syſtematikers. Jacobi hat nicht dieſes harmoniſche Ebenmaaß der Geiſteskräfte, aber deſto freier wirkende Tiefe und Gewalt; den Inſtinct des Göttlichen haben ſie mit einander gemein. Die Dialogen des Hemſterhuys mögen intellectuelle Gedichte heißen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchſtücke voll Originalität, Adel, und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemſterhuys Schwärmerei mächtiger, weil ſie ſich immer in den Gränzen des Schönen ergießt; hingegen ſetzt ſich die Vernunft ſogleich in wehrbaren Stand, wenn ſie die Leidenſchaftlichkeit des gegen ſie eindringenden Gefühls gewahr wird.

40.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftſtellern von Profeſſion herrühren. In Frankreich wird dieſer Stand ſeit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man bloß Schriftſteller war. Noch jetzt regt ſich dieß Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beiſpiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftſtellerei iſt, je nachdem man ſie treibt, eine Infamie, eine Ausſchweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft und eine Tugend.

41.

Die moraliſche Würdigung iſt der äſthetiſchen völlig entgegengeſetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille witzig zu ſeyn, zum Beiſpiel, iſt die Tugend eines Pagliaß. Das Wollen beim Witze darf nur darin beſtehen, daß man die conventionellen Schranken aufhebt, und den Geiſt frei läßt. Am witzigſten aber müßte der ſeyn, der es nicht nur ohne es zu wollen, ſondern wider ſeinen Willen wäre, ſo wie der bourru bienfaisant eigentlich der allergutmüthigſte Charakter iſt.

42.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur ſo viele Ausgeburten der Originalitätsſucht aufzuweiſen als unſre. Es zeigt ſich auch hierin, daß wir Hyperboreer ſind. Bei den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Eſel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er ſich ergötzte.

43.

Schöner Muthwille im Vortrage iſt das Einzige, was die poetiſche Sittlichkeit lüſterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn ſich nicht überſchäumende Fülle der Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausſchweiſen wollen, nicht dem herſchenden Hange der Sinne knechtiſch nachzugeben gewohnt ſeyn. Und doch findet man unter uns meiſtens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichſten; hingegen hat man das ſtärkſte in dieſer Art verziehen, wenn es mit einer fantaſtiſchen Myſtik der Sinnlichkeit umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!

44.

Es giebt verdiente Schriftſteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, ſie aber da fixiren wollten, wo die Kraft ſie ſelbſt verließ. Dieß iſt umſonſt: wer einmal, thöricht oder edel, ſich beſtrebt hat, in den Gang des menſchlichen Geiſtes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er iſt nicht beſſer dran als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts ſetzen will.

45.

Es iſt ein erhabener Geſchmack, immer die Dinge in der zweiten Potenz vorzuziehn. Z. B. Copien von Nachahmungen, Beurtheilungen von Recenſionen, Zuſätze zu Ergänzungen, Commentare zu Noten. Uns Deutſchen iſt er vorzüglich eigen, wo es aufs Verlängern ankommt; den Franzoſen, wo Kürze und Leerheit dadurch begünſtigt wird. Ihr wiſſenſchaftlicher Unterricht pflegt wohl die Abkürzung eines Auszugs zu ſeyn; und das höchſte Product ihrer poetiſchen Kunſt, ihre Tragödie, iſt nur die Formel einer Form.

46.

Die Geſellſchaften der Deutſchen ſind ernſthaft; ihre Komödien und Satiren ſind ernſthaft; ihre Kritik iſt ernſthaft; ihre ganze ſchöne Litteratur iſt ernſthaft. Iſt das Luſtige bei dieſer Nation immer nur unbewußt und unwillkührlich?

47.

Noch ehe Hermann und Dorothea erſchien, verglich man es ſchon mit Voſſens Luiſe; die Erſcheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen ſollen; allein ſie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsſchreiben an das Publicum mit auf den Weg gegeben. Bei der Nachwelt wird es Luiſen empfehlen können, daß ſie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

48.

Man kann ſagen, daß es ein charakteriſtiſches Kennzeichen des dichtenden Genius iſt, viel mehr zu wiſſen, als er weiß, daß er weiß.

49.

Im Stil des ächten Dichters iſt nichts Schmuck, alles nothwendige Hieroglyphe.

50.

Die Poeſie iſt Muſik für das innere Ohr, und Malerei für das innere Auge: aber gedämpfte Muſik, aber verſchwebende Malerei.

51.

Mancher betrachtet Gemälde am liebſten mit verſchloßnen Augen, damit die Fantaſie nicht geſtört werde.

52.

Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich ſagen, daß der Himmel voll Geigen hängt.

53.

Für die ſo oft verfehlte Kunſt, Gemälde mit Worten zu malen, läßt ſich im Allgemeinen wohl keine andre Vorſchrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenſtänden gemäß, aufs mannichfaltigſte zu wechſeln. Manchmal kann der dargeſtellte Augenblick aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen iſt eine faſt mathematiſche Genauigkeit in örtlichen Angaben nöthig. Meiſtens muß der Ton der Beſchreibung das Beſte thun, um den Leſer über das Wie zu verſtändigen. Hierin iſt Diderot Meiſter. Er muſicirt viele Gemälde wie der Abt Vogler.

54.

Darf irgend etwas von Deutſcher Mahlerei im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgeſtellt werden, ſo kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu ſtehn, als der gelehrte Mengs.

55.

Tadelt den beſchränkten Kunſtgeſchmack der Holländer nicht. Fürs erſte wiſſen ſie ganz beſtimmt was ſie wollen. Fürs zweite haben ſie ſich ihre Gattungen ſelbſt erſchaffen. Läßt ſich eins von beiden von der Engliſchen Kunſtliebhaberei rühmen?

56.

Die bildende Kunſt der Griechen iſt ſehr ſchamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankommt. Freilich weiß ſie nichts von einer gewiſſen halben Delicateſſe, und zeigt daher die frechen Lüſte der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muß in ſeiner Art bleiben. Dieſe unbezähmbaren Naturen waren ſchon durch ihre Geſtalt aus der Menſchheit hinausgeſtoßen.

57.

Rubens Anordnung iſt oft dithyrambiſch, während die Geſtalten träge und aus einander geſchwommen bleiben. Das Feuer ſeines Geiſtes kämpft mit der klimatiſchen Schwerfälligkeit. Wenn in ſeinen Gemälden mehr innere Harmonie ſeyn ſollte, mußte er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder ſeyn.

58.

Sich eine Gemäldeausſtellung von einem Diderot beſchreiben laſſen, iſt ein wahrhaft kaiſerlicher Luxus.

59.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemalt, und über die Schönheit geſchrieben.

60.

Peter Laars Bambocciaten ſind Niederländiſche Coloniſten in Italien. Das heißere Klima ſcheint ihr Colorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüſtigere Kraft veredelt zu haben.

Benjowsky. So?

Kotzebue. Ich ſoll ſie im Deutſchen unterrichten, dafür will ſie mir das Leben verſüßen.

Benjowsky. Tod und Teufel! weißt du, daß ich ſie liebe? daß das Mädchen mein iſt?

Kotzebue. Freundſchaft ſtiftet Gemeinſchaft aller Güter.

Benjowsky. Liebe fordert ausſchließlichen Beſitz.

Kotzebue. Die Natur ſpottet ſolcher Forderungen.

Benjowsky. Ehre unterjocht die Natur.

Kotzebue. Ehre unter Verbannten iſt ein läſtiger Ordensſtern auf dem Rocke eines Bettlers.

Benjowsky. Er wird erſt zum Bettlersrocke, wenn man den Stern abreißt.

Kotzebue. Für das eingeſchmelzte Silber könnte man jenen flicken.

Benjowsky. Und dabei in das mürbe Zeug noch mehr Löcher reißen. Doch wir verirren uns in geſuchten Repliken. Kurz und gut, ich bin eiferſüchtig auf dich.

Kotzebue. Ich dächte nicht, daß ich dazu irgend jemanden Urſache geben könnte. Und käme es auch zwiſchen mir und Puſeltuſel zu einer gutmüthigen Vertraulichkeit, ſo wird doch immer die Treue gegen meine römiſch geſinnte Octavia —

Benjowsky. Schweig, da kommt ſie.

Kotzebue. Laß uns recht unbefangen ſein, das gute Mädchen würde ſich kränken, wenn ſie Mißhelligkeiten zwiſchen uns befürchtete.

Puſeltuſel tritt auf.

Puſeltuſel. Ha du närriſcher Kutzelbutzel! Was liefſt du denn auf einmal weg, als wenn der Bär hinter dir wäre? Nun habe ich dich wieder und du ſollſt mir nicht mehr durchgehn. (Sie hält ihn beim Rockſchoß.)

61.

Der Gegenſtand kann die Dimenſionen vergeſſen machen. Man fand es nicht unſchicklich, daß der Olympiſche Jupiter nicht aufſtehen durfte, weil er das Dach eingeſtoßen hätte; und Hercules auf einem geſchnittenen Steine erſcheint noch übermenſchlich groß. Ueber den Gegenſtand können nur verkleinernde Dimenſionen täuſchen. Das Gemeine wird durch eine coloſſale Ausführung gleichſam multiplicirt.

62.

Wir lachen mit Recht über die Chineſen, die beim Anblick Europäiſcher Porträte mit Licht und Schatten, fragten: ob die Perſonen denn wirklich ſo fleckig wären? Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit Rembrandſchem Helldunkel gezeigt, und der in ſeiner Unſchuld gemeynt hätte: ſo male man wohl im Lande der Cimmerier?

63.

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wolluſt als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunſt iſt daher keuſch, ohne Rückſicht auf die Gegenſtände; ſie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Ariſtoteles die Leidenſchaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebei nicht in Betracht: denn in ſchmutzigen Seelen kann ſelbſt eine Veſtalin Begierden erregen.

64.

Gewiſſe Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen ſie erreicht werden, zu herabwürdigend ſind. Wenn nicht einmal ein verſoffener Gaſtwirth, wie Jan Steen, ein Künſtler wird, einem Künſtler kann man nicht zumuthen, ein verſoffener Gaſtwirth zu werden.

65.

Das wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, iſt das Sentimentale. Er hat aber den Leſer, den es irre führen könnte, durch ſeine unvergleichliche Frechheit ſelbſt zurecht gewieſen.

66.

Die einförmigſte und flachſte Natur erzieht am beſten zum Landſchaftmaler. Man denke an den Reichthum der Holländiſchen Kunſt in dieſem Fache. Armuth macht haushälteriſch, es bildet ſich ein genügſamer Sinn, den ſelbſt der leiſeſte Wink höheren Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künſtler dann auf Reiſen romantiſche Scenen kennen lernt, ſo wirken ſie deſto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antitheſen: der größte Maler ſchauerlicher Wüſteneien, Salvator Roſa, war zu Neapel geboren.

67.

Die Alten, ſcheint es, liebten auch in der Miniatur das Unvergängliche. Die Steinſchneidekunſt iſt die Miniatur der Bildnerei.

68.

Die alte Kunſt ſelbſt will nicht ganz wiederkommen, ſo raſtlos auch die Wiſſenſchaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar ſcheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich gerade das, was nur aus dem Leben kommt, und was kein Modell geben kann. Die Schickſale der alten Kunſt indeſſen kommen mit buchſtäblicher Genauigkeit wieder. Es iſt als ſey der Geiſt des Mummius, der ſeine Kennerſchaft an den Korinthiſchen Kunſtſchätzen ſo gewaltig übte, jetzt von den Todten auferſtanden.

69.

Wenn man ſich nicht durch Künſtlernamen und gelehrte Anſpielungen blenden läßt, ſo findet man bei alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunſt ſeltner, als man erwarten ſollte. Pindar kann vor allen der plaſtiſche unter den Dichtern heißen, und der zarte Stil der alten Vaſengemälde erinnert an ſeine Doriſche Weichheit und ſüße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben ſo viel Künſtler charakteriſiren konnte, iſt eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch ſeine Behandlung des Sichtbaren große Maleranlagen, doch hat er mehr Beſtimmtheit der Zeichnung als Perſpective. Es fehlte ihm an Gegenſtänden, dieſen Sinn zu üben: denn die neuere Kunſt war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Malern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Arioſt trifft man auf ſtarke Spuren daß er im blühendſten Zeitalter der Malerei lebte, ſein Geſchmack daran hat ihn bei Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poeſie fortgeriſſen. Bei Goethe iſt dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künſte zuweilen zum Gegenſtande ſeiner Dichtungen, außerdem iſt ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbei gezogen. Die Fülle des ruhigen Beſitzes drängt ſich nicht an den Tag, ſie verheimlicht ſich auch nicht. Alle ſolche Stellen hinweggenommen, würde die Kunſtliebe und Einſicht des Dichters in der Gruppirung ſeiner Figuren, und der einfachen Großheit ſeiner Umriſſe unverkennbar ſeyn.

70.

Welche Vorſtellungen müſſen die Theoriſten gehabt haben, die das Porträt vom Gebiete der eigentlich ſchönen Kunſt ausſchließen! Es iſt gerade, als wollte man es nicht für Poeſie gelten laſſen, wenn ein Dichter ſeine wirkliche Geliebte beſingt. Das Porträt iſt die Grundlage und der Prüfſtein des hiſtoriſchen Gemäldes.

71.

Wenn der Geſchmack der Engländer in der Malerei, wie die mechaniſche Zierlichkeit ihrer Kupferſtiche befürchten läßt, ſich auf dem feſten Lande noch weiter verbreiten ſollte, ſo möchte man darauf antragen, den ohnedieß unſchicklichen Namen: hiſtoriſches Gemälde, abzuſchaffen, und dafür theatraliſches Gemälde einzuführen.

72.

Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelica Kaufmann anzieht, hat ſich bei den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeſchlichen. Ihren Jünglingen fehlt es an

Männlichkeit, und ſie ſcheinen mit weiblichem Reiz gefallen zu wollen. Vielleicht waren ſich die Griechiſchen Malerinnen dieſer Gränze oder Klippe ihres Talentes bewußt. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

73.

Da man jetzt überall moraliſche Nutzanwendungen verlangt, ſo wird man auch die Nützlichkeit der Porträtmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müſſen. Mancher, der ſich an ſeiner Frau ein wenig müde geſehen hat, findet ſeine erſten Regungen vor den reineren Zügen ihres Bildniſſes wieder.

Gedruckt bei C. F. Thormann in Bonn.

Kritiſche Schriften

von

August Wilhelm von Schlegel.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt

des zweiten Theiles.

Seite.

XV. Bürger. 1800. 1
(Charakt. u. Kritiken. B. II.)

XVI. Matthiſſon, Voß und F. W. A. Schmidt. Eine Zuſammenſtellung. 1800.

1. Matthiſſon. 82
2. Voß. Muſenalmanache für 1796, 97 und 1800. 97
3. Vergleichung. 104
(Athenäum. B. III.)

Anmerkung zum neuen Abdruck. 112

XVII. Regulus. Trauerſpiel von Collin, aufgeführt in Berlin im Jahre 1802. 122
(Zeitung für die elegante Welt.)

XVIII. Ueber den Deutſchen Ton. Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt. Im Auguſt 1802. 128
(Zeit. für die elegante Welt.)

XIX.* Die Gemälde. Geſpräch. In Dresden 1798. 145
(Athenäum. B. II.)

Kotzebue. Welch ein natürliches Talent, da meinen Schauſpielen bloß gehört und ſie noch nic geſehn hat.

Benjowsky. Hör', Kleine, weil du ſo lu ſo mache uns einmal deinen allerliebſten Bärentanz

Puſeltuſel. Gern, wenn's euch Spaß mach euch zurecht. (Sie tanzt den kamtſchadaliſchen Tanz mit berden eines Bären, wozu ſie die Muſik ſelber brummt.)

Kotzebue. Au weh! au weh! der Bär gi Ohrfeigen mit den Tatzen. Ich gehe durch.

Benjowsky. Beſinn' dich, halte Stand, ei Puſeltuſel und kein wirklicher Bär.

Kotzebue. Ach — es iſt wahr! — Dieß Ki hatte eine gar zu ſtarke Täuſchung in mir hervorgebr

Puſeltuſel. Brr! Brr! Brr! Ihr albernen G verſteht ihr mich nicht? Ihr müßt die Jäger daz ſtellen.

Kotzebue und **Benjowsky** tanzen mit als Jäger werden in kurzem mit ihr handgemein, und alle ab in di

Der **Toyon** kommt.

Toyon. Meine Tochter und den deutſchen Bäre finde ich beide nicht mehr zu Hauſe; ob ſie etwa hier — Die Hütte iſt verſchloſſen. Heda! niemand da?

Benjowsky am Fenſter. Was willſt du, Alter?

Toyon. Iſt meine Tochter drinnen?

Benjowsky. Ja.

Toyon. Was macht ſie denn?

Benjowsky. Sie lernt Deutſch. Ich repetiere mit ihr, was Kotzebue vorbringt, um der Sache mehr druck zu geben.

Seite.

XX. Ueber Zeichnungen zu Gemälden und John Flaxman's Umriſſe. 1799. 253
(Athenäum. B. II.)
Anmerkung zum neuen Abdruck. 306
XXI. Ueber das Verhältniß der ſchönen Kunſt zur Natur; über Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit; über Stil und Manier. Aus Vorleſungen, gehalten in Berlin im Jahre 1802. 310
(Prometheus. Eine Zeitſchrift. Herausgegeben von Leo von Seckendorf. Wien 1808. Heft. V.)
XXII. Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künſtler. Im Sommer 1805. 337
(Jen. Allg. Litt. Zeitung. 1805. Intelligenz-Blatt. Nr. 120. 121.)
XXIII. Johann von Fieſole. Nachricht von ſeinem Leben, und Beſchreibung ſeines Gemäldes: Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominicus. 371
(Zum erſtenmal gedruckt in Paris 1817. Fol. nebſt funfzehn Blättern, gezeichnet von W. Ternite und geſtochen von Forſell.)
XXIV. Corinna auf dem Vorgebirge Miſeno, nach dem Roman der Frau von Staël. Gemälde von Gérard. 1821. 412
(Morgenblatt. Jahrg. 1822. Kunſtblatt. Nr. 7.)
Anmerkung zum neuen Abdruck. 419

XV.

Bürger.

1800.

Bürgers Nachlaß iſt nun ſeit einigen Jahren der Welt vollſtändig übergeben worden: der Ertrag eines auf manche Weiſe verkümmerten und gedrückten Lebens. Dieſe wehmüthige Betrachtung muß ſich zuvörderſt denen aufdrängen, welche Bürgern näher gekannt haben: die dem vierten Bande ſeiner ſämtlichen Schriften eingerückte Lebensbeſchreibung, die von der Hand der Freundſchaft mit ſchonender Wahrheitsliebe, und in einem milden und menſchlichen Sinne abgefaßt iſt, wird ſie auch bei andern erwecken; ja ſogar den mit allen Umſtänden unbekannten, aber aufmerkſamen Leſer müſſen eine Menge Spuren in den Gedichten ſelbſt darauf führen. Sie wird um ſo trauriger, wenn man bedenkt, daß, nebſt den Folgen früher Gewöhnungen und Schwächen, welche die natürliche und bürgerliche Ordnung der Dinge weit härter als nach ihrem Verhältniſſe zur Sittlichkeit zu beſtrafen pflegt, nebſt der Zerrüttung einer unglücklichen Leidenſchaft, und in den letzten Jahren häuslichen Verdruſſes, gerade ſeine Neigung zur Poeſie und ſeine Beſchäftigung mit ihr es war, was ihn abhielt, ſein zeitliches Wohl entſchloßner und rüſtiger anzubauen; was ſeine Tage verbitterte und wahrſcheinlich verkürzte. Wenige haben die dichteriſche Weihe und ihr Theil Ruhmes um einen ſo theuren Preis gekauft. Auch darf man nicht etwa annehmen, eine anhaltende Erhöhung ſeines innern Daſeyns habe ihm manche äußere Entbehrung vergütet, und er habe im ſorgloſen Beſitze aus der Fülle ſeiner begeiſterten Träume nur gelegentlich einiges feſtgehalten, und durch die Schrift mitgetheilt. Nein, er hat wirklich alles gegeben, was er hatte: der Umfang ſeiner dichteriſchen Sphäre in den vorhandenen Werken bezeichnet uns das ganze Vermögen ſeines Geiſtes, wie den erlangten Grad von Meiſterſchaft. Seine heitern regſamen Momente konnten nur in wenige Brennpunkte zuſammengedrängt eine glänzende Erſcheinung machen, und was ſeinen Gedichten den ausgebreitetſten Beifall verſchafft hat, das Friſche, Geſunde, die energiſche Stimmung, hatte ſich bei ihm aus dem Leben in die Poeſie hinübergerettet, und beurkundet angebohrne Anſprüche an eine ſchönere geiſtige Jugend, die ihm in der Wirklichkeit nie zu Theil ward.

Bürgers Eintritt in ſeine Laufbahn war nicht ohne begünſtigende Umſtände. Ein kühnerer Geiſt regte ſich um dieſe Zeit in unſerer ganzen Litteratur, gleichgeſinnte Freunde begleiteten ihn, und bald kam ihm der Beifall einer jubelnden Menge entgegen, die alles Neue mit der lebhafteſten Theilnahme aufnahm, und für die bei der bisherigen Eingeſchränktheit ſo vieles neu war. Er hielt ſich nicht mit Unrecht für einen von den Befreiern der Natur vom Zwange willkührlicher Regeln, und ward als der Erfinder oder Wiederbeleber ächter Volkspoeſie ohne Widerrede anerkannt. Dieß gab ihm Muth und Sicherheit, wenn er gleich nicht in die trunkenen Hoffnungen Mancher einſtimmen konnte, die nicht nur ohne Theorie und Kritik, ſondern ohne alles gründliche Kunſtſtudium das Höchſte in der Poeſie, als die ihrem wahren Weſen nach nur eine freie Ergießung ſich ſelbſt überlaſſener Originalität ſey, zu ergreifen gedachten. Dagegen wurde er auch zu den Verirrungen, die bald auffallend überhand nahmen, nicht mit fortgeriſſen, und der Einfluß damals herrſchender Anſichten auf ſeine Grundſätze und Ausübung zeigt ſich nur bei einer näheren Prüfung. So viele zuverſichtliche Kraftverheißungen gingen ohne bleibende Spur vorüber, und nachdem die ſogenannte Sturm- und Drangperiode in den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ ſich in den Achtzigern eine gewiſſe Erſchlaffung ſpüren, die durch mancherlei zuſammentreffende Umſtände vermehrt ward. Die Lethargie war ſo unerwecklich, daß ſelbſt das Wiederauftreten jenes großen Geiſtes, welcher zu der vorhergehenden Periode den erſten Anſtoß gegeben hatte, und deſſen Jugendwerke, die auf dem Standpunkte einer umfaſſenden hiſtoriſchen Kritik nur als vorläufige Proteſtationen gegen die Anmaaßungen der conventionellen Theorie erſcheinen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen geweſen waren: daß ſelbſt das Wiederauftreten

Goethe's, ſage ich, in der Geſtalt des reifen, ſelbſtändigen, beſonnenen Künſtlers unmittelbar keine ſichtbare bedeutende Wirkung hervorbrachte. Der Glaube, der in Rückſicht auf die, welche ihn hegen, ſeinen guten Grund zu haben pflegt, das Gebiet der Dichtung ziehe ſich gegen das der Begriffe immer enger zuſammen, jede neue und große Hervorbringung in der Poeſie werde immer ſchwieriger, ja unmöglich: dieſer Glaube verrieth ſich an mancherlei Symptomen als allgemein herrſchend, und Bürger hatte häufige Anwandlungen von dieſem Kleinmuth. Eine Kritik, die ihn noch in den letzten Jahren traf, die Beurtheilung der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung, war eben nicht gemacht, ihn davon zu heilen: ſie drohte ſeinem Ruhme einen gefährlichen Stoß, ohne daß er in ſeinem Innern einen rechten Gegenhalt wider ſie gefunden hätte *). So hatten ſich alle Umſtände zu ſeinem Nach-

---

*) Der anonyme Verfaſſer dieſer Recenſion, welcher ſich gleichwohl leicht errathen ließ, und nicht unbekannt bleiben konnte, war Schiller. Dieß kränkte Bürgern um ſo mehr, weil er für den Dichter der Götter Griechenlandes eine lebhafte Bewunderung gefaßt hatte. Die Recenſion war mit der kalten abgezirkelten Eleganz abgefaßt, welche Schillers damaligen proſaiſchen Schriften eigen war, und in ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung in die äußerſte Erſtorbenheit überging; aber ſie imponirte dem Publicum und Bürgern ſelbſt durch eine gewiſſe Würde, durch den Schein der philoſophiſchen Tiefe, und durch den noch mehr trügeriſchen Schein der Mäßigung. **Anm. zum neuen Abdruck.**

theile gewandt. Zu den allgemeinen Einflüſſen einer einſchläfernden, iſolirenden, ungedeihlichen Zeit nehme man nun insbeſondre den umwölkten Horizont ſeiner weltlichen Ausſichten, Kränklichkeit, Sorgen, und die Nothwendigkeit zu Beſchäftigungen zu greifen, worin er ſich entweder ſeines wenigen Berufs oder ihrer Beſchaffenheit wegen nicht hervorthun konnte, Trennung von alten Freunden und Geiſtesgenoſſen, Mangel an bereichernden und auffodernden Anſchauungen, eine freudenloſe Umgebung ſowohl von Seiten der Natur als des geſelligen Lebens *), endlich das beſtändige Ringen eines beleidigten Selbſtgefühls gegen den Uebermuth von Gelehrten, die ſich in geiſtloſem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet hatten, und mit denen ihn ſein Verhältniß nun einmal zuſammenſtellte **): ſo hat

---

*) Bürger pflegte wohl den Ausruf Hallers in einem ſchwermüthigen Gedichte auf ſich anzuwenden:

> Ja, recht in ſeinem Zorn hat das gerechte Weſen
> Mir dieſen fernen Ort zur Wohnung auserleſen!

Anm. z. n. A.

**) Namen zu nennen, iſt unnöthig: wer das damalige Göttingen gekannt hat, wird ſie leicht ergänzen. Die Thatſache kann ich bezeugen, daß mehrere Profeſſoren der berühmten Univerſität Bürgern mit großer Verachtung begegneten, und von ihm ſprachen wie von einem Ausgeſtoßenen der bürgerlichen Geſellſchaft. Und dieſe Geringſchätzung gründete ſich nicht ſowohl auf einige Umſtände ſeines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen als zu verdammen war; als darauf, daß er die brodloſe Kunſt der Poeſie trieb, und keine Compendien zu ſchreiman alle Züge zu dem traurigſten Bilde, das ſich von dem Leben und dem allmäligen Untergange eines Dichters nur immer entwerfen läßt.

Bürger als Menſch wäre alſo gar leicht gerechtfertigt, wenn er auch mit dem anvertrauten Pfunde ſeines Talents weit weniger gewuchert hätte, als er wirklich

---

ben wußte. Einen Dichter in Göttingen zu dulden, ſchien ganz unerträglich, und in der That paßte es nicht zum beſten. Bei meinem Eintritt in das akademiſche Leben als ein junger Schüler wurde ich ſehr bedenklich gegen den Umgang mit Bürgern gewarnt. Mir aber, einem leidenſchaftlichen Verſemacher von Kindesbeinen an, war nichts angelegener als den Sänger der Lenore kennen zu lernen. Da nun nach einiger Zeit der Umgang lebhafter wurde, bei unſern täglichen Spaziergängen die Poeſie der beſtändige Gegenſtand unſrer Unterredungen war, da Bürger oft ganze Nachmittage bei mir zubrachte, in meinem Zimmer an ſeinen Liedern arbeitete, oder auch ſcherzhafte Aufgaben der Verſification mit mir um die Wette ausführte: ſo hielt man mich für einen ſchon halb verlorenen jungen Menſchen. Heyne nahm an jener engen Denkart keinen Antheil: ſo viel ich weiß, wurde auf ſeine Verwendung Bürger zum Profeſſor befördert, welches Amt ihm jedoch nur neue Qual zuzog. Auch mit einem eben ſo witzigen Kopfe und geiſtreichen Denker als gründlichen Gelehrten, mit Lichtenberg, ſtand Bürger, ohne häufigen Umgang, in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe. Eben ſo mit dem Mathematiker Käſtner. Jedoch zog er ſich von dieſem bei folgender Gelegenheit ein Epigramm zu. Bürgern wurde für den jährlich erſcheinenden Muſenalmanach eine Unzahl ſchlechter Verſe eingeſandt, gethan hat. Allein die Zufälligkeiten, welche die Entſtehung eines Kunſtwerkes umgaben, dürfen nicht in Anſchlag gebracht werden, wenn von einer Beurtheilung nach Kunſtgeſetzen die Rede iſt. Man kann nicht aus Menſchenliebe Beifall zollen, noch aus Mitleiden bewun-

---

die oft der Gegenſtand unſers Scherzes und unſrer Verzweiflung waren. Er klagte darüber in dem »Gebet eines an das Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers:«

Vergieb, o Vater der neun Schweſtern,
Die unter deinem Lorbeer ruhn!
Vergieb es denen, die dich nun
Und immerdar durch Stümperwerke läſtern:
Sie wiſſen ſelbſt nicht was ſie thun.

Dieſes Epigramm taugte freilich nicht viel: bei der gewaltſam herbeigezogenen Anſpielung hatte noch die Ueberſchrift zu Hülfe genommen werden müſſen. Käſtner, der in allem, was auf die Religion Bezug hatte, ſehr ſtrenge geſinnt war, fand darin eine Profanation, und ſchrieb:

Und ſpräch' er auch vom Kreuz herab noch frecher:
Wer fragt darnach? Er iſt der linke Schächer!

Dieſe Zeilen wurden Bürgern in die Hände geſpielt. — »Was iſt zu thun, mein verehrter Freund?« ſagte ich: »Sie werden es ſchon in Geduld hinnehmen müſſen; denn »hier iſt wirklich epigrammatiſcher Witz, und es war »nicht möglich treffender zu erwiedern.« — Worin mir denn Bürger bereitwillig beiſtimmte. Indeſſen wünſchte Käſtner ſeine oft unbedeutenden Verſe wieder in den Muſenalmanach eingerückt zu ſehen, und ſo wurde bald ein Friede vermittelt. Anm. z. n. A.

dern. Es wäre möglich, daß dieſer Baum, in einen andern Boden verſetzt, und bei andrer Witterung, ſeiner Art nach weit beſſere Früchte getragen hätte: aber dieſe Betrachtung kann mich nicht bewegen, den Geſchmack der wirklich getragenen Frucht anders anzugeben, als ich ihn empfinde. Mit dem Hinſtellen für die äußere Anſchauung iſt das Gedicht oder ſonſtige Erzeugniß des Geiſtes von der Perſon des Hervorbringers eben ſo abgelöſt, wie die Frucht, welche genoſſen wird, vom Baume; und wenn gleich die ſämtlichen Gedichte eines Mannes ſeinen poetiſchen Lebenslauf darſtellen, und zuſammen gleichſam eine künſtleriſche Perſon bilden, in welcher ſich die Eigenthümlichkeit der wirklichen mehr oder weniger, unmittelbar oder mittelbar offenbart: ſo müſſen wir ſie doch als Erzeugniſſe der Freiheit, ja der Willkühr, anſehen, und es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob der Dichter ſein Inneres nicht auf ganz andere Weiſe in ſeinen Werken hätte abſpiegeln können, wenn er gewollt hätte.

Das war es wohl eben, was Bürgern in der oben erwähnten Beurtheilung in der Jenaiſchen Litteraturzeitung am empfindlichſten kränkte, daß ſie dieſe Trennung nicht zugab, daß ſo beſtimmt darin ausgeſprochen wurde, was man am Dichter vermiſſe, gehe dem Menſchen ab. Es ward ihm Mangel an Bildung vorgeworfen, in einem Alter, wo man eine ſolche Verſäumniß ſchwerlich mehr nachholt. Dadurch ſpielte der Kritiker die Frage eigentlich in ein ihm fremdes Gebiet. Speculativ und im voraus betrachtet, erſcheint eines Menſchen freie in ihn ſelbſt zurückgehende Thätigkeit als eine Schöpfung aus nichts; hiſtoriſch aber von hinten nach angeſehen, wird ſie zu einem bedingten Gliede in einer Reihe von Urſachen und Wirkungen: und wenn ſich aus jenem Standpunkte alles von ihm fodern läßt, ſo muß man auf dieſem ſchlechthin mit dem vorlieb nehmen, was er wirklich geworden iſt. Ob jemand die äußeren und inneren Anregungen zu einer höheren Ausbildung gehörig benutzt hat? ob nicht, wenn bei ſeinem redlichen Beſtreben noch Rohheit in ihm zurückblieb, urſprüngliche und unüberwindliche Anlagen ihm den weiteren Fortſchritt wehrten? Dieß ſind Fragen, die er in der geheimſten Stille mit ſich auszumachen hat; und die moraliſchen Angelegenheiten eines noch lebenden Menſchen vor das große Publicum zu ziehen, iſt in der That grauſam, wenn ihm auch in der Sache ſelbſt nicht das mindeſte Unrecht geſchähe *). Davor iſt man aber niemals ſicher: denn

---

*) Damals, als ich den obigen Aufſatz ſchrieb, hatte ich Urſache mit Schillers Betragen in ſeinem perſönlichen Verhältniſſe zu mir ſehr unzufrieden zu ſeyn. Dieß machte mich eben zurückhaltend. Auch hielt ich mich nicht für berechtigt, die Schutzmauer der Anonymität zu durchbrechen, wohinter Schiller, ungeachtet der Auffoderung Bürgers ſich zu nennen, verſchanzt geblieben war. Jetzt, nachdem die beiden Gegner ſeit ſo vielen Jahren aus dem Leben geſchieden ſind, ſteht der Freimüthigkeit kein Bedenken im Wege. Schillers Recenſion war meines Erachtens eine nach den Geſetzen der litterariſchen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu, über einige in Bürgers Gedichten ſtehen gebliebene geſunde Derbheiten wie ein Rhadamantus zu

Toyon. Sag' ihr, daß ſie gleich heraus kommt, oder ich will ihr Kamtſchadaliſch lehren.

Benjowsky. Gut! nur nicht ſo hitzig, Alter. (macht das Fenſter wieder zu.)

Ein chineſiſcher Kaufmann Ting-tong tritt auf.

Ting-tong. Mann des Froſtes, laß mich meine Pfeiſe an der deinigen anſtecken. Der Wind hat ſie mir ausgeblaſen, und mir verfriert gleich die Naſe, wenn ſie nicht brennt.

Toyon. Stecke an, ausländiſcher Kahlkopf.

Puſeltuſel kommt mit Benjowsky und Kotzebue heraus.

Puſeltuſel. Du biſt doch nicht böſe, Vater? Ich habe recht viel Deutſch gelernt.

Toyon. Schon gut, artiges Ding; du mußt aber zu rechter Zeit nach Hauſe kommen, um mir bei'm Eſſen aufzuwarten. Seewolfsfett geht vor Deutſch.

Kotzebue. Wer iſt der Fremde?

Toyon. Ting-tong, ein chineſiſcher Kaufmann, der nach den curiliſchen Inſeln handelte, und mit ſeinem Schiff hieher verſchlagen iſt.

Kotzebue. Ein chineſiſcher Kaufmann? Dieſen Charakter habe ich noch in keinem meiner Stücke angebracht. Ich muß ihn näher kennen lernen. Herr Ting-tong, ich freue mich unendlich, mit einer ſo gebildeten Nation bekannt zu werden, als die ihrige iſt, von der Sie gewiß einen würdigen Stellvertreter abgeben. Liebt man in China das Theater eben ſo wie bei uns?

Ting-tong. Die Pfeiſe iſt wieder im Gange. Habt Dank. Ich war am Strande hinuntergegangen, um zu ſehn, ob ich bald ſchiffen könnte. Das Meer iſt voll Eis.

Kotzebue. Liebt man bei Ihnen noch das Steiſe, zwiſchen das Innerſte des Gemüths und ſeine Erſcheinung in einem Kunſtwerke treten Organe und Medien zwiſchen ein, welche die Mittheilung leicht unvollſtändig machen oder entſtellen. Es giebt Menſchen, die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeſte und edelſte wäre; es giebt harthörige Muſiker, die ihre Zuhörer mit häufigem Fortiſſimo heimſuchen, weil ſie nur Piano hören, wenn ſie

---

Gericht zu ſitzen? Der Verfaſſer der Räuber, in deſſen früheren Gedichten und Dramen ſo manche Züge jedes zarte Gefühl verletzen, mußte wiſſen, wie leicht genialiſcher Uebermuth zu wilden Ausſchweifungen fortreißt. Oder war es gerade das Bewußtſeyn dieſer neuerdings mit ihm ſelbſt vorgegangenen Verwandlung, was ihn ſo unerbittlich ſtrenge machte? Und hatte er denn wirklich die alte Haut ſo vollſtändig abgeſtreift, als er damals glaubte? Ueberdieß hat Schiller durch dieſe Beurtheilung nur eine ſchwache Probe ſeiner Kennerſchaft gegeben. Er hätte Bürgern nicht tadeln ſollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verſtand. Wie er das Weſen der Gattung, worin Bürger wenigſtens zuweilen ein vollendeter Meiſter war, begriffen hatte, das zeigen die Balladen, die er ſpäter, wetteifernd mit Goethe, aber gegen den Willen der Minerva dichtete. Es hat hiebei eine Nemeſis gewaltet, und Bürgern iſt, zwar erſt nach ſeinem Tode, die vollſtändigſte Genugthuung zu Theil geworden, indem nun die Vergleichung zwiſchen der Lenore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers zu Taubenhain, den Weibern von Weinsberg, und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus u. ſ. w. angeſtellt werden kann. Anm. z. v. T.

ſchon Forte angeben. Wenn wir uns, ohne über den Urheber richten zu wollen, bloß an das geleiſtete halten, ſo bekommen wir ſtatt eines unbekannten, unergründlichen und ins Unendliche hin beſtimmbaren Subjects, das auf ſich ſelbſt hätte handeln ſollen und können, beſtimmte Objecte, auf die der Dichter gehandelt hat: nämlich ſeine Vorbilder; die poetiſchen Gattungen, wie ſie ſich hiſtoriſch gebildet haben oder durch ihren Begriff unwandelbar feſtgeſetzt ſind; die gewählten Gegenſtände, die ihm vielleicht zum Theil von außen her überliefert wurden; endlich die Sprache und die äußerlichen Formen der Poeſie, die Sylbenmaaße, wie er ſie vorfand und bearbeitete.

Sollte bei einer Prüfung der Bürgeriſchen Gedichte nach dieſen Rückſichten, und ihrer Zuſammenhaltung mit dem unbedingten Maaßſtabe des Kunſtgeſetzes, auch vieles von dem wegfallen müſſen, was Bürger ſich ſelbſt zuſchrieb, und was ihm ſeine mitlebenden Leſer größtentheils bereitwillig zugeſtanden: ſo glaube ich doch den Schatten meines Freundes durch offene Darlegung meiner jetzigen Ueberzeugungen darüber nicht zu kränken. Er iſt jetzt aus dem Reiche ſinnlicher Täuſchungen entrückt, und wenn ſich die Abgeſchiedenen noch um unſre Angelegenheiten bekümmern, ſo liegt ihm unſtreitig das Gedeihen der göttlichen Poeſie überhaupt mehr am Herzen, als die Beiträge ſeines beſchränkten Selbſt, wiewohl er im Leben es vielleicht nie völlig zu dieſer Entäußerung bringen konnte. Zudem iſt es eine vergebliche Hoffnung, einem menſchlichen Werke durch Verſchweigung der Mängel einen höheren Ruhm friſten zu wollen, als der ihm zukommt: vielmehr ſteht zu befürchten, in der Folge möchte mit dem ſo lange eingebildeten Werth, der ſich nicht bewährt gefunden, auch der ächte verkannt und bei Seite geſchoben werden; und es iſt daher in jedem Falle heilſam, die Sichtung zeitig ohne Rückhalt vorzunehmen. Man muß wünſchen, daß Bürgers Gedichte künftig nur nach ihrem reinen Gehalt wirken: da jedoch, wie es ſcheint, unſre Litteratur die ganze Schule möglicher Misverſtändniſſe durchmachen mußte, um zu dem Rechten zu gelangen, ſo iſt ihnen auch die bisherige negative Wirkung, daß ſie hievon ihr Theil getragen, zu Gute zu rechnen.

Bei einem Dichter, wie Bürger, der gar nicht etwa wie ein begünſtigter Liebling der Natur den erſten Anmuthungen folgte, und alles mit fruchtbarer Leichtigkeit hinſchüttete, ſondern meiſtens langſam und mit Mühe, ja nicht ſelten mit ängſtlichem Fleiße ſeine Sachen ausarbeitete und überarbeitete, ſind die leitenden Begriffe bei ſeiner Ausübung der Kunſt von großer Wichtigkeit, um uns über die Urſachen des Gelingens und Verfehlens aufzuklären. Ich finde deren hauptſächlich zwei während ſeines ganzen poetiſchen Lebenslaufes herrſchend: Popularität und Correctheit; obſchon natürlicher Weiſe jener in deſſen erſter Hälfte, dieſer in der letzten mehr hervorſtach. Dazu kam noch in den ſpäteren Jahren, als ihn eine ſtolz verkennende Kritik an ſich ſelbſt irre gemacht hatte, der ihm eigentlich fremde und aufgedrungene Begriff der Idealität. Er hat zwar in einem eignen Spottgedichte (der Vogel Urſelbſt, ſeine Recenſenten und der Genius) ſeinen Unglauben daran erklärt, aber nichts deſto weniger ſich dadurch zu mancherlei Aenderungen und Umſchmelzungen beſtimmen laſſen. Dagegen verließen ihn in dieſer Periode die Begriffe von Originalität und Genialität beinahe gänzlich, auf die er immer nur mißtrauend gefußt hatte, und gleichſam um die Sitte ſeiner Altersgenoſſen mitzumachen, welche darauf, wie auf eine glückliche Karte, ihr ganzes Vermögen wagten. Auf das allgemeine Weſen der Poeſie, auf die Nothwendigkeit und ſtrenge Reinheit der Gattungen, ſogar auf die Anlage eines einzelnen Gedichtes im Ganzen ſcheint er wenig Nachdenken verwendet zu haben.

Den Satz, welchen Bürger ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeiner Gedichte ohne Beweis poſtulirt hatte: Volkspoeſie ſey die vollkommenſte und die einzige wahre; dieſen Satz, folgendermaaßen modificirt: »Popularität eines poetiſchen Werkes iſt das Siegel ſeiner Vollkommenheit;« erkannte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von neuem an, und ſuchte ihn zu begründen. Wenn man das, was er dabei ſagt, um ſeine Meynung mit dem Worte Volk deutlich zu machen, zuſammenfaßt, ſo läuft es auf einen mittleren Durchſchnitt aus allen Ständen hinaus, und zwar in Anſehung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten; denn in Betreff des Angebildeten und Erworbenen giebt es einen ſolchen mittleren Durchſchnitt überhaupt nicht, indem die an wiſſenſchaftlicher und conventioneller Bildung Theil nehmenden, und die davon ausgeſchloßnen Stände gänzlich getrennt bleiben. Nun läßt ſich aber nicht einſehen, warum die Poeſie, der es gegeben iſt, das Höchſte im

Menſchen auszuſprechen, ſich irgend nach der Mittelmäßigkeit bequemen ſollte, ſtatt ſich an die vortrefflichſten und von der Natur am reichſten begabten Geiſter zu wenden, und die übrigen ſorgen zu laſſen, wie ſie mit ihr fertig werden möchten. Bürger verſtand ſich mit dieſer Foderung ſelber nicht recht, und verwechſelte ſie mit dem allerdings erreichbaren Zwecke, den er ſich bei einem großen Theile ſeiner Lieder vorgeſetzt hatte: für Leſer aus verſchiednen Ständen, und namentlich auch aus den unteren und ungelehrten, zugleich zu dichten. Es dürfte auch dazu nicht eben eine ſo bewundernswürdige Herablaſſung nöthig ſeyn, als manche haben vorgeben wollen; denn die Natur theilt Fantaſie und Empfänglichkeit ohne Rückſicht auf hohe oder niedre Geburt aus; conventionelle Cultur wird nur zu den Gattungen erfodert, die Gemälde des feineren geſelligen Lebens aufſtellen; und gelehrte Kenntniſſe können durch die Wahl des Stoffes überflüßig gemacht werden. In dieſem Sinne iſt es ſehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu ſeyn. Allein es läßt ſich wiederum nicht einſehen, warum jeder Dichter und zwar jederzeit es wollen müßte, warum er nicht zum Beiſpiel Leſer ſollte vorausſetzen dürfen, welche die Natur mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet haben, oder mit dem claſſiſchen Alterthume vertraut ſind. Was er an Ausdehnung ſeiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht erſetzen. Wie eng würde die Sphäre der Poeſie begränzt, welche herrliche Erſcheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundſatz allgemein gelten ſollte! Seiner Behauptung: »alle gro-

»ſten Dichter ſeyen Volksdichter geweſen; und was ſie »nicht popular gedichtet, ſey zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergeſſen, oder gar niemals in »die Vorſtellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leſer »aufgenommen worden,« widerſpricht die Geſchichte, wenigſtens der modernen Poeſie, die uns hier zunächſt angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden älteſten Häupter derſelben, ſind auf jede Weiſe, ſowohl nach dem Maaßſtabe der Kenntniſſe als der Geiſteskräfte, ſo unpopular wie möglich. Guarini ferner, der erſte große Verbinder des Antiken und Modernen, iſt keineswegs popular; und Shakſpeare und Cervantes ſcheinen es nur, indem ſie die Menge in ihren meiſten Werken durch raſche Bewegung oder heitre Darſtellung befriedigen und ſie mit einem oberflächlichen Verſtändniſſe täuſchen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen gemeinen Leſern und Zuſchauern verborgen bleibt. Die Frage, in wie fern Homers Rhapſodien urſprünglich volksmäßig waren, oder bloß für die Edlen und Großen geſungen wurden, würde uns hier zu weit führen; allein daß die Troubadours und Minneſänger im Ganzen nicht eigentlich Volksdichter zu nennen ſind, darf ich ohne Bedenken behaupten. Sie übten vielmehr eine adliche und Ritter-Poeſie, auf die Sitten, Anſichten und Empfindungsweiſe des oberſten und damals gebildetſten Standes gebaut. Wir haben von Dichtern aus derſelben Zeit, die ſich um den Beifall der unteren Stände bewarben, noch manches, was mit jener den ſchneidendſten Gegenſatz macht; auch äußert einer und der andre edle Minneſänger keine geringe Verachtung der bürgerlichen und bäuriſchen Lieder.

Wenn Bürger mit ſeiner allgemeinen Foderung der Popularität, die er denn doch vornämlich durch Klarheit und leichte Verſtändlichkeit erklärt, nur das meynte, daß jedes Gedicht dieſe Eigenſchaften in möglichſt hohem Grade nach dem Verhältniſſe ſeines Inhaltes beſitzen ſolle, ſo kann man ſie gern zugeben, bis auf die Ausnahmen, wo ein Schleier von Verworrenheit und Dunkelheit ſelbſt den bezweckten Eindruck hervorbringen hilft, und alſo ein Mittel der Darſtellung wird. Seine Bemerkung ſcheint dann auch nicht überflüßig, da manche unſrer Dichter ganz gewöhnliche Gedanken durch grammatiſche und rhetoriſche Künſtelei zu einem ſchwerfälligen Tiefſinne ungenießbar aufgeſchraubt haben: eine Verkehrtheit, wovon Bürger überall frei blieb. Will man aber behaupten, vollkommne Deutlichkeit ſey das weſentlichſte Erfoderniß zur Volkspoeſie, ſo möchte man mit ihr ganz auf den Irrweg gerathen. Unſer Daſeyn ruhet auf dem Unbegreiflichen, und die Poeſie, die aus deſſen Tiefen hervorgeht, kann dieſes nicht rein auflöſen wollen. Dasjenige Volk, wofür es ſich der Mühe verlohnt zu dichten, hat hierüber wie über vieles die natürlichere Geſinnung beibehalten; alles verſtehen, das heißt mit dem Verſtande begreifen wollen, iſt gewiß ein ſehr unpopulares Begehren. Beiſpiele werden dieß einleuchtender machen. Die Bibel, wie ſie gegenwärtig in den Händen des Volks iſt, wird nur ſehr unvollkommen verſtanden, ja vielfältigſt mißverſtanden, und dennoch iſt ſie ein äußerſt populares Buch. Von unſern neueren Exegeten zum allgemeinen Verſtändniſſe zugerichtet, würde ſie unfehlbar ihre Popularität großentheils einbüßen.

Die alten beſonders katholiſchen Kirchenlieder, voll der kühnſten Allegorie und Myſtik waren und ſind höchſt popular; die neuen bild- und ſchwungloſen, vernünftig gemeynten, und waſſerklaren, die man an ihre Stelle geſetzt hat, ſind es ganz und gar nicht. Und warum ſind ſie es nicht? Weil in ihrer ekeln Einförmigkeit nichts die Aufmerkſamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft, und es in die Mitte desjenigen verſetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Wort, wer für das Volk etwas ſchreiben will, das über deſſen irdiſche Bedürfniſſe hinausgehen ſoll, darf in der weißen Magie, oder in der Kunſt der Offenbarung durch Wort und Zeichen, nicht unerfahren ſeyn.

Bürger wollte nun überdieß nicht bloß ein Volksſänger, ſondern auch ein correcter Dichter ſeyn, und zwar, wie wir ſehen werden, nicht etwa in einigen ſeiner Gedichte volksmäßig und in andern correct, ſondern in denſelben beides zugleich. Da Correctheit aber durchaus ein Schulbegriff iſt, ſo muß dieß, nebſt ſeinen übrigen Vorſtellungen von der Popularität, billig an der ſeinigen Zweifel erregen. Man wende nicht ein, der Erfolg habe dafür entſchieden: Bürger werde überhaupt in einem ausgebreiteteren Kreiſe geleſen, als vielleicht irgend ein Deutſcher Dichter, er habe mit einigen ſeiner Stücke ſogar bei den Ständen Eingang gefunden, die ſonſt nicht zu leſen pflegen. Denn auch dieſe ſind jetzt durch eine einſeitige Aufklärung ſo vielfältig bearbeitet worden, der Einfluß eines unpoetiſchen, alles für den Nutzen erziehenden Zeitalters hat ſich auf ſo manchen Wegen bis zu ihnen erſtreckt, daß ſich von der Popularität bei unſerm jetzigen Volke kein Schluß auf die gültigere bei einem für Naturpoeſie noch nicht verbildeten machen läßt. Gedichte, ſie ſeyen nun für Könige oder Bettler beſtimmt, ſollen kein Beitrag zu einem Noth- und Hülfsbüchlein, ſondern eine freie Ergötzung ſeyn; und die Denkarten und Anſichten, die man als Vorurtheile auszurotten bemüht iſt, möchten gar nahe mit den wunderbaren Dichtungen alter Volkspoeſie zuſammenhängen.

Eine Vergleichung mit dieſer wird alſo die beſten Aufſchlüſſe geben. Die Frage: war Bürger ein Volksdichter? verwandelt ſich demnach in folgende: ſind ſeine Romanzen ächte und unvermiſchte Romanzen? Seine Begriffe von dieſer Dichtart können uns die Prüfung nicht erleichtern: er hat ſie bloß in ſeiner Ausübung niedergelegt; denn daß er bei der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte, was er ſonſt Balladen und Romanzen genannt, unter dem Titel: epiſch-lyriſche Gedichte, zuſammenordnete, darf man nicht zu hoch anrechnen. Werden dieſe Kunſtwörter ſtreng im Sinne der Alten genommen, ſo läßt ſich nichts widerſinnigeres denken; aber ihre Vereinigung ſoll wohl nichts weiter bedeuten, als daß in der Romanze etwas erzählt wird, und daß ſie auch geſungen werden kann: folglich iſt ſie ein epiſch-lyriſches Gedicht. Man ſieht, dieß Stück Theorie iſt wohlfeil zu haben, und Bürger hatte es in der guten Zeit, als noch Engels Theorie der Dichtarten oder gar der Batteux etwas galt, unbeſehens angenommen. Ich will hier nicht entſcheiden, ob ſich die Romanze und die übrigen eigenthümlich modernen Gattungen anders als hiſtoriſch und genetiſch ableiten laſſen, da die neuere oder romantiſche Poeſie ſich nicht wie die claſſiſche unmittelbar aus reinen Kunſtgeſetzen ſtätig entwickelt hat, ſondern unter der Vermittlung aller Zeitumſtände, welche die Wiedergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegenſatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entſtanden iſt. Es wird für unſern Zweck hinreichend ſeyn, die alten Romanzen, die nicht mit Abſicht für das Volk, ſondern unter dem Volke gedichtet wurden, deren Dichter gewiſſermaaßen das Volk im Ganzen war, zu charakteriſiren, wie wir ſie bei den Spaniern, Engländern, Schotten, Dänen und Deutſchen wirklich vorfinden.

Der Name Romanze, der bei den Spaniern wohl zuerſt in dieſer Bedeutung gebraucht worden, iſt ſehr ſprechend. Romance heißt ſoviel als lingua volgare, die neuere Volksſprache, die ſich im Conflict einer barbariſchen mit einer gelehrten und claſſiſch vollendeten endlich gebildet hatte, ſo wie überhaupt aus dieſem Chaos ſtreitender Elemente die romantiſche Geſtaltung des Mittelalters hervorging. Romanze, als Dichtart, iſt eine romantiſche Darſtellung in volksmäßiger Weiſe. Aus dem letzten Punkte mußte in einem Zeitalter, wo alles Leſen ſchon zur gelehrten Bildung gehörte, die Beſtimmung zum leichten Geſange von ſelbſt herfließen, ſo wie auch die Kürze in der Behandlung und die Einfachheit der erzählten Geſchichten, da ſie ſich dem Gedächtniſſe einprägen ſollten. So ſchieden ſich die Romanzen von den umfaſſenderen Romanen, die urſprünglich Ritterbücher waren, und erſt ſpäterhin in Proſa aufgelöſt zu Volksbüchern bearbeitet ſind. Natürlich wurden dazu nicht die Helden, die Verſe, die großen Geſinnungen? Oder iſt man auch ſchon auf den Weg der Natur und Proſa und in das familiäre Fach gekommen?

Tingtong. Es iſt doch erſchrecklich kalt hier.

Kotzebue. Iſt man in Anſehung der weiblichen Sitten ſtrenge, oder ſind dem Dichter einige angenehme Freiheiten erlaubt?

Ting-tong. So viel Pelze man auch überwirft, wird einem doch niemals warm.

Kotzebue. Wie werden die Stücke von Ihren Schauſpieldirectoren honoriert?

Ting-tong. Mir frieren Eiszapfen in den Zwickelbart, wenn ich hier ſtehn bleibe. (ab.)

Toyon. Komm mit, Puſeltuſel. Gehab' dich wohl, Deutſcher. Morgen mußt du meiner Tochter die Lektion in meiner Jurte geben. (ab mit Puſeltuſel.)

Kotzebue. Dieſer Chineſe ſchien ein Mann von feſtem Charakter zu ſein. Ich habe nun ſchon einen ſichern Punkt, wenn ich ſeine Nation darſtellen will.

Benjowsky. Das iſt was Rechtes: wozu willſt du das hier brauchen?

Kotzebue. Höre, die Zeit iſt da, der Augenblick iſt gekommen. (heimlich feierlich.) Seit meiner Ankunft trage ich den großen Entwurf mit mir herum. Heute reifte er ſchnell wie die Kreſſe auf naſſer Wolle. Ting-tong wird das Werkzeug unſrer Rettung.

Benjowsky. Wie meinſt du das?

Kotzebue. Hat er nicht ſein Schiff hier? iſt er nicht auf dem Punkt nach China zurück zu fahren?

Benjowsky. Und da meinſt du, ſoll er uns mitnehmen? Was hätte der Kerl davon?

fremde und unbekannte Gegenſtände herbeigezogen, ſondern ſolche gewählt, die, wenn auch ganz im Gebiete der Fantaſie, doch innerhalb des Horizontes möglicher Anſchauungen lagen: die Romanzen waren durch ihren Inhalt, ſo wie durch die einheimiſchen Accente und Töne, die ſich darin regten, national. Das Ritterweſen bildete in den Ländern, wo es herrſchte, eine gemeinſchaftliche Nationalität, und was darauf Bezug hat, iſt ſich daher überall ähnlich, wiewohl immer noch durch feinere Schattirungen abweichend bezeichnet. Sonſt ſind aber den alten Volksgeſängen die eigenthümlichſten Züge der ganzen Denk- und Empfindungsweiſe jedes Volkes anvertraut, oft mit unauslöſchlichen und die Geſinnung beſtimmenden Erinnerungen innigſt verwebt. So hallten in manchen Spaniſchen Romanzen Scenen aus dem letzten Mohrenkriege ſo rührend wieder, daß es unterſagt ward, ſie zu ſingen, weil ſich dabei eine unbezwingliche Trauer aller Hörer bemächtigte. In andern ſchimmert die ſtille und brennende Liebe, die verwegne Eiferſucht, die fantaſtiſche Galanterie des Caſtilianers unter mohriſchen Namen und in der ſeidnen Pracht des untergegangenen Hofes zu Granada. Es iſt bemerkenswerth, daß in dieſen ſüdlichen Dichtungen nirgends eine Spur von Geſpenſtern oder andern Schreckbildern der Fantaſie anzutreffen iſt, da in den nordiſchen Balladen beſonders der Engländer, Schotten und Dänen alle Schauer der Geiſterwelt kalt und leiſe und um ſo erſchütternder ins Leben hinüber wehen.

Die Darſtellung iſt in den alten Romanzen überhaupt ſummariſch und abgeriſſen: manchmal zählt ſie

Thatſachen und Namen chronikenmäßig auf; aber nie iſt ſie bemüht auch das Wunderbarſte vorzubereiten, noch läßt ſie ſich mit Entwickelung der Triebfedern ein. Jenes beglaubigt, und dieſes bringt, da nichts mit klügelnder Willkühr erfunden, ſondern alles mit der reinſten und kindlichſten Anſchauung aufgefaßt iſt, einen ahndungsvollen Unzuſammenhang hervor, der uns mit unausſprechlichem Zauber feſthält. Keine Rhetorik im Ausdruck der Leidenſchaften, bei deren faſt ſchüchterner Andeutung die rege Handlung um ſo gewaltiger trifft. Ueberhaupt wird man niemals mit der Schilderung der Gegenſtände übertheuert, wenn ich ſo ſagen darf: die Sache giebt ſich ſelbſt ohne Anſpruch und Bewußtſeyn, und nirgends iſt eine Richtung auf den Effect wahrzunehmen. Durch alles dieß ſind die alten Romanzen in der Kühnheit weiſe, in der Ruhe herzlich rührend, im Abenteuerlichen und Fantaſtiſchen natürlich und einfältig, und im ſcheinbar Kindiſchen oft unergründlich tief und göttlich edel. Dem ſorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nur der abſichtsvolle Meiſter zurückkehrt: mit den unſcheinbarſten Mitteln das größte auszurichten. Ein gebildetes Zeitalter betrachtet dieſe Naturerzeugniſſe mit einer Art von Vergnügen, wie es Kenner der Mahlerei an leichten Skizzen und hingeworfenen Gedanken finden, wo man gleichſam die Grundanſchauung eines großen und reichen Kunſtwerks in wenigen geiſtvollen Strichen vor ſich hat. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft dazu erfodert, und ſo begreift ſichs, wie ein Kunſtrichter, dem es gänzlich an der Fähigkeit dazu gebrach, Johnſon, der herrlichen Chevy-Jagd unbelebte Kraftloſigkeit vorwerfen konnte.

Es verſteht ſich, daß das obige nur von den älteſten und eigentlich urſprünglichen Romanzen in ſeinem ganzen Umfange gilt, die ſpäteren, wenn auch ſonſt im Geiſte jener gedichtet, haben doch eine regelmäßigere Ausführlichkeit. Die Spaniſche Romanze wurde nachher zu einer ſehr mannichfaltigen und kunſtreichen Dichtart ausgebildet. Die Engliſchen Balladen hingegen blieben für das Volk beſtimmt, aber ſie ſanken mehr: viele vor Shakſpeare's Zeiten vorhandene ſind ſchon äußerſt flach, weitſchweifig, mit proſaiſchen Auffoderungen zur Theilnahme und Nutzanwendungen verbrämt, wie auch die damaligen Bearbeitungen der beliebten nur in der Sprache veralteten Stücke durchgehends Verwäſſerungen ſind. Nur ſelten ließ ſich damals noch ein wahrhaft romantiſcher Anklang hören. Was Dichter des achtzehnten Jahrhunderts ein Shenſtone, Collins, Mallet, Goldſmith u. ſ. w., als Balladen haben geben wollen, ſeit die Liebhaberei für dieſe Gattung wieder erweckt war, ſind empfindſame Reimereien ohne einen Funken vom Geiſt der alten. Verglichen mit der Ohnmacht und Verkehrtheit dieſer Verſuche bei einer Nation, die an aufbehaltenen einheimiſchen Vorbildern weit reicher iſt, als die unſrige, erſcheint Bürgers Verdienſt um die Wiederherſtellung der ächteren Romanze unermeßlich groß, und es iſt nicht mehr als billig, daß ſeine Leonore in England ein ſolches Erſtaunen erregt, und ſo end- und gränzenloſen Beifall erworben hat.

Es iſt wahr, Bürger verdankt den Engliſchen Balladenſängern und beſonders der Percyſchen Sammlung ſehr viel. Ohne dieſe Anregung wäre er wohl ſchwerlich ſeinen Beruf inne geworden, da das Deutſche, zum Theil ſchätzbare, was ſich in dieſer Art erhalten hat, beim Anfange ſeiner Laufbahn ganz unbekannt war. Nicht weniger als fünf und darunter zwei von Bürgers beliebteſten Balladen, die Entführung und der Bruder Graurock, ſind nach Engliſchen Stücken gearbeitet, und faſt nur frei überſetzt. Ich will ſie ſämtlich durchgehen, und mit den nachgebildeten den Anfang machen, weil ſie beſtimmte Vergleichungspunkte darbieten. Freilich muß das Urtheil dabei ganz anders ausfallen, als im Vergleich mit jenen modernen Vers-Balladen-Krämern.

Die Entführung heißt im Original the Child of Elle, und gehört nicht zu den uralten Balladen, ſondern iſt aus der mittleren Periode, jedoch von ächtem Schrot und Korn. Die Handſchrift, woraus Percy ſie abdrucken ließ, war mangelhaft und verſtümmelt, ſo daß er hier und da hat zu Hülfe kommen müſſen, und namentlich einen neuen Schluß dazu gemacht hat, wo man denn auch, wiewohl er ein vorſichtiger und enthaltſamer, und daher nicht unglücklicher Ergänzer iſt, wenn man leiſe hört, eine etwas empfindſamere Einmiſchung ſpürt. Bei allem dem ſcheint mir das Gedicht in ſeiner Art ſo vortrefflich, daß ich es nicht anders wünſchen kann, und es höchſt bedenklich finden würde, etwas mehr damit vorzunehmen, als eine ſo viel möglich treue Ueberſetzung. Bürger iſt nicht dieſer

Meynung geweſen: er hat, während er alle Hauptzüge der Geſchichte beibehielt, das Colorit, die Weiſe, den ganzen Charakter der Behandlung völlig umgewandelt. Man vergleiche nur ſeine neun erſten Strophen mit den entſprechenden im Engliſchen:

On yonder hill a castle standes,
With walles and towres bedight:
And yonder lives the Child of Elle,
A young and comely Knight.

The Child of Elle to his garden went,
And stood at his garden pale.
When lo! he beheld fair Emmelines page,
Come trippinge downe the dale.

The Child of Elle he hyed him thence,
Y-wis he stoode not stille,
And soone he mette fair Emmelines page
Come climbing up the hille.

Nowe Christe thee save, thou little foot-page,
Now Christe thee save and see!
Oh telle me how does thy ladye gaye,
And what may thy tydinges bee?

My lady shee is all woe-begone,
And the teares they falle from her eyne;
And aye shee laments the deadlye feude
Betweene her house and thine.

And here shee sends thee a silken skarfe
Bedewde with many a teare,
And bids thee sometimes thinke on her,
Who loved thee so deare.

And here shee sends thee a ring of golde
  The last boone thou mayst have,
And biddes thee weare it for her sake,
  When she is layde in grave.

For ah! her gentle heart is broke,
  And in grave soon must she bee,
Sith her father has chose her a new new love,
  And forbidde her to think of thee.

Her father has brought her a carlish Knight,
  Sir John of the north countraye,
And within three dayes shee must him wedde,
  Or he vowes he will her slave.

Now hye thee backe, thou little foot-page,
  And greet thy ladye from mee,
And telle her that I, her owne true love,
  Will dye, or sette her free.

Now hye thee backe, thou little foot-page,
  And let thy fair ladye know,
This night will I bee at her bowre-windowe,
  Betide me weale or woe.

Die erſte Strophe halte ich für einen Zuſatz von Percy, der vielleicht irrig den Anfang vermißte: ſie enthält eine im alten Romanzenſtil ſchon überflüßige Erläuterung, und es kann ſehr gut mit der zweiten anfangen. Das Sylbenmaaß, wenn man es ſo nennen kann, iſt im Original einfach, und loſe gehalten; im Deutſchen ſind die Verſe genau abgemeſſen, die Strophe iſt componirter, und hat den verſtärkten Reiz eines Reims am Schluß jeder Zeile, und zwar in der letzten Hälfte unmittelbar auf einander folgender Reime erhalten. So wird ſchon durch den Klang die raſchere Bewegung, die rüſtigere Leidenſchaft angekündigt, die Bürger bei ſeiner Umarbeitung bezweckte. Dort ſteht der Ritter am Gartenzaun, er verlangt von ſeiner Geliebten zu hören, und eilt dem Boten entgegen; hier wird er von einer Ahndung umhergetrieben, welche die bald darauf kommende üble Botſchaft vorbereiten ſoll, und wobei er ſich in der That etwas ungebehrdig nimmt; ehe noch die Botin ihren Mund öffnet, ſchrickt er zuſammen. Von ſeinem Schreck und Betäubung bei der Nachricht ſelbſt wird dort nicht eine Sylbe erwähnt, hier leſen wir eine rieſenhafte Beſchreibung davon. Dort hat der Vater mit Einem Wort gedroht, ſeine Tochter umzubringen, wenn ſie ſich nicht zu dem für ſie ausgewählten Gemahle bequemt; hier häuft er ausführlich alle Greuel: er will die Tochter »tief ins Burgverließ ſtecken, wo Molch und Unke niſtet, nicht raſten, bis er ihrem Geliebten das Herz ausgeriſſen hat, und ihr das nachſchmeißen.« Dort will der Ritter ſie befreien oder ſterben, hier prahlt er im voraus, er wolle ſie Rieſen gegen Hieb und Stich abgewinnen. Dieſe Vergleichung ließe ſich auch im folgenden durch alle Züge, ja bis in die kleinſten Beſtandtheile jedes Zuges hinein verfolgen, und man wird überall daſſelbe Verhältniß finden. Wenn es heißt, als das Fräulein aus dem Fenſter geſtiegen iſt:

And thrice he clasp'd her to his breste,
  And kist her tenderlie,
The tears that fell from her fair eyes,
  Ranne like the fountaine free.

ſo iſt der Inhalt der letzten Zeilen, die ein ſo ſchönes Bild banger Weiblichkeit geben, ganz weggelaſſen, und die erſten ſind dagegen ſo erweitert:

Ach! was ein Herzen, Mund und Bruſt,
Mit Rang und Drang, voll Angſt und Luſt,
Belauſchten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne.

Wenn die Hofmeiſterin des Fräuleins mit dichteriſcher Unparteilichkeit nach ihren Geſinnungen redend und handelnd eingeführt wird:

All this beheard her own damselle,
In her bed whereas shee lay,
Quoth shee: My lord shall knowe of this,
Soe I shall have golde and fee.

ſo kann der Deutſche Dichter ſein Verdammungsurtheil nicht zurückhalten:

Im nächſten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeiſterin,
Voll Gier nach ſchnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Wenn das Fräulein ſich dort gegen ihren Vater entſchuldigt:

Trust me, but for the carlish knyght,
I never had fled from thee.

ſo platzt ſie hier heraus:

Glaubt, beſter Vater, dieſe Flucht,
Ich hätte nimmer ſie verſucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

ohne zu bedenken, daß jedem feinen Sinne vor ſolchem Ekel ekeln muß. Kurz, in Haupt- und Nebenſachen iſt im Original alles edler und zierlicher: gegen den Junker Plump von Pommerland hat ſelbſt der carlish Knigt of the North countraye noch Anſtand und Würde.

Nach einer ſo durchaus vergröbernden gewaltſamen Parodie kann man ſchwerlich in Abrede ſeyn, daß Bürger hier den beſcheidnen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltſamkeit, das Zarte, Gemüthliche und Leiſe gänzlich verkannte. Wie hätte er ſonſt glauben können, dem Engliſchen Sänger nur etwas und vielleicht nicht ſonderlich viel (S. Vorrede zur erſten Ausg. S. XII.) ſchuldig zu ſeyn, da er ihm in der That mehr als alles ſchuldig iſt? Ich halte mich überzeugt, das ihm ſein Original an vielen Stellen matt und im Ganzen unvollkommen vorkam; er dachte nach dem Grundſatze: Mehr hilft mehr, die geſamte Wirkung zu erhöhen, wenn er jeder einzelnen Regung, ſo viel er konnte, an Heftigkeit zuſetzte; und bei einem großen Haufen von Leſern, die tüchtig getroffen ſeyn wollen, ehe ſie etwas fühlen, verrechnete er ſich allerdings nicht. Damit hoffte er denn auch, wenn alle Glieder feſter in einander griffen, den Zuſammenhang des Ganzen ſtraffer angezogen, und es vollſtändiger motivirt zu haben. Manche meiner Leſer erinnern ſich vielleicht noch, daß ein jetzt in Ruheſtand verſetzter Kunſtrichter das Gedicht in dieſer Hinſicht wirklich als ein Muſter der pragmatiſchen Gattung zergliedert hat: allein einem Kunſtwerke die Tiefe zu geben, welche durch ſolch eine Kritik bis auf den Grund ausgeſchöpft werden kann, iſt eben nicht ſchwer. In den alten Volkspoeſien ſind oft aus Inſtinct, wie in den Werken großer Meiſter mit Abſicht, die innerſten Motive in den Hintergrund geſchoben, und nur hie und da kommt, wie zufällig, etwas davon zum Vorſchein: darin liegt eine ganz andre Art von Verſtand, als in der arithmetiſchen Richtigkeit, die ſich an den Fingern aufzählen läßt. Ueberall, wo Bürger nicht bloß verſtärkt, ſondern verändert und anders geſtellt hat, iſt es nachtheilig geworden. So kamen ihm die Vaſallen im Engliſchen zu plötzlich herbei: er hat ſie vorbereiten wollen, indem er den Ritter ſie vorher zu ſich berufen und von ſeinen Abſichten unterrichten läßt. Dadurch iſt nun die ganze Ueberraſchung aufgehoben; dieſen Hülfstruppen wird eine zu große Wichtigkeit beigelegt, Karl droht zum Ueberfluſſe noch dem alten Baron mit ihnen, was der Engliſche Ritter weislich unterläßt; endlich iſt es klar, wenn die Vaſallen zum erſtenmal auf den bloßen Ton des Horns erſchienen, ſo hätten ſie es das zweitemal ohne beſondere Beſtellung auch gekonnt. Im Engliſchen iſt dadurch, daß der Ritter bei Entführung des Fräuleins ſein Horn umgeſchlungen hat, leiſe aber gerade hinlänglich auf den Erfolg angeſpielt. Von der Feindſchaft der beiden Familien, die im Original gleich in der Rede an den kleinen Boten erwähnt wird, erfährt man dagegen im Deutſchen erſt ganz am Schluſſe etwas, wodurch der Baron zu Anfange mit ſeinen Drohungen als

Kotzebue. Zweifle nicht an der Menſchheit. Er wird dadurch ein Wohlthäter ſeiner Nation. Ich führe das Deutſche Theater in China ein.

Benjowsky. Glaubſt du, daß es dort Beifall finden wird?

Kotzebue. Es kann nicht fehlen. Du weißt wie ich in England aufgenommen bin, und die National-Aehnlichkeit der Engländer mit den Chineſen iſt bekannt genug.

Benjowsky. Wie willſt du aber eine vollzählige Truppe zuſammenbringen?

Kotzebue. Ich fand Landsleute unter den Verwieſenen. Fünf Männer ſchwuren mir. Mit großen Kräften iſt mein Haufe ausgerüſtet. Laute Stimmen — ſtarke Geberden — Wehklagen — Gebrüll der Verzweiflung. Nur eins fehlte noch: ein liebendes Weib, und das fand ich in Puſeltuſel.

Benjowsky. Was? die Kamtſchadalin auf einem deutſchen Theater?

Kotzebue. Sie hat ſchon Deutſch genug von uns gelernt, um ein naives Mädchen vorſtellen zu können. Am meiſten habe ich aber auf uns beide gerechnet. Ich werde die erſten Liebhaber ſpielen und du die Helden, Abenteurer und Böſewichter.

Benjowsky. Du denkſt nicht an meine aufgeſchlitzte Naſe.

Kotzebue. Kleinigkeit! Ich will in allen meinen künftigen Schauſpielen eine Rolle mit einer aufgeſchlitzten Naſe anbringen. — Noch mehr! Du haſt heute Puſeltuſels Talent im Tanze bewundert. So wie dieſer Tanz jetzt iſt, würde ich mich der plumpen Poße ſchämen, wodurch ein ſo edles Thier wie der Bär lächerlich gemacht werden ſoll. Ich muß ein ohne Urſach tobender Unmenſch erſcheint, von dem keine Erweichung des väterlichen Herzens zu erwarten ſteht. Auch in Nebendingen finden ſich mancherlei Unſchicklichkeiten. So läßt z. B. Junker Plump »zu Trudchens Grauſen vorbei die Lanze ſauſen,« da im Original Sir John bloß einen Degen führt. Die Lanze gehörte zu vollſtändigen ſchweren Rüſtungen, in der wir zwar die fabelhaften mit Rieſenkräften begabten Ritter in den alten Romanen weite Reiſen machen ſehen, die aber zum flüchtigen Nachſetzen gar nicht taugte. Ueberdieß, wenn Plump eine Lanze bei ſich hat, ſo ſieht man nicht ein, warum er bei ſeiner unritterlichen Geſinnung nicht gleich unverſehens auf ſeinen Feind damit einrennt, warum er ſich bequemt, vom Pferde zu ſteigen, um mit den Schwertern zu fechten, die nachher gegen alles Coſtum ſogar Säbel genannt werden. Im Engliſchen kommen die Vaſallen über den Hügel geritten, im Deutſchen »durch Korn und Dorn herangeſprengt.« Wie kann man durch Korn und Dorn heranſprengen? Die Vaſallen werden doch nicht ihre eignen oder ihres Herrn Kornfelder niedergeritten haben, was der Ausdruck: durch Korn offenbar ſagt; ſondern ordentlich auf den Wegen und Pfaden dazwiſchen geblieben ſeyn. Und vollends durch Dorn! Dieß möchte unbequem fallen. Der Reim, der allerdings in unſrer Sprache in manchen ſprichwörtlichen Redensarten Begriffe entgegenſtellt und verbindet, hat den Dichter verleitet, und Korn und Dorn iſt nur eine andre Art von Sang und Klang. Bürger hatte eine ſolche Vorliebe für dieſe Formel, daß in dieſer einzigen Romanze außer

Korn und Dorn, noch Laub und Staub, Rang und Drang, Kling und Klang und Ach und Krach vorkömmt.

Ich habe mich mit Fleiß bei dieſem Beiſpiele verweilt, weil es dazu dienen kann, uns mit einemmale von Bürgers Manier die klarſte Vorſtellung zu geben. Denn eine Manier hat er, und zwar eine ſehr auffallende und unverrücklich fegeſetzte, die ſich bei allem Wechſel der Gegenſtände gleich bleibt. Sie iſt derb und zuweilen nicht ohne Rohheit; ſie hat einen großen Anſchein von Kraft, aber es iſt nicht die ruhige ſichere Kraft, ſondern wie mit willkührlicher Spannung hervorgedrängte Muskeln. Ihr größter Fehler iſt wohl die nicht ſelten überflüßige Häßlichkeit der dargeſtellten Sitten: wenn man ſich darüber hinwegſetzt, ſo muß ſie ſich durch Keckheit und Raſchheit im Ausdrucke, im Versbau und im Gange der Erzählung, durch Sauberheit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen. Einfachheit kann man ihr nicht zuſchreiben, vielmehr verſchwendet ſie die materiellſten Reize, und iſt reich an überladenden Ausſchmückungen, da doch nichts der Einfalt des Volksgeſanges mehr zuwider iſt, als ſtatt des ſtillen Zutrauens, die Sache werde für ſich ſchon wirken, ſie durch ein lautes davon gemachtes Aufheben aufzudringen. Dieſer letzte Punkt bezeichnet es hauptſächlich, was einigen Romanzen Bürgers abgeht, oder genauer zu reden, was ſie zu viel haben, um ganz ächte Romanzen zu ſeyn. Er iſt mit einem Wort, immer demagogiſch, aber ſehr oft nicht popular.

Was unſtreitig beitrug, Bürgern über das Fehlerhafte ſeiner Manier zu verblenden, oder ſie vielleicht ganz ſeinem Bewußtſeyn zu entziehen, war die Sicherheit und Meiſterſchaft, womit er ſie ausübte: denn alles, was mit einer gewiſſen Conſequenz durchgeführt iſt, kann aus ſich ſelbſt nicht widerlegt werden. So ſind in der Entführung lauter Unſchicklichkeiten zu einem gewiſſermaaßen ſchicklichen Ganzen zuſammengearbeitet, das Haltung hat und ſeine Wirkung nicht verfehlt. Ich geſtehe gern, daß die Vergleichung mit dem Engliſchen für manches, was ich daran rügte, meinen Blick geſchärft, und bin um ſo weniger durch den Beifall befremdet, den ſie bei ſo vielen Deutſchen Leſern, für welche ſie Original war, gefunden hat und noch findet. Wenn Bürgern dieſe Vergleichung und das Studium ſeiner Vorbilder überhaupt nicht vor dem bewahren konnte, wozu ihn ſeine natürliche Anlage hinzog, ſo muß es dabei in Anſchlag kommen, daß das Medium einer fremden Sprache leicht die Anſicht eines Gedichtes verfälſchen kann. Herder hat die Volkslieder der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetiſchem Schulweſen, jedes treu in ſeinem Charakter übertragen; hier wäre Bürgern das Rechte ſo nahe gerückt worden, daß er es faſt nicht hätte verfehlen können. Aber leider erſchien dieſe in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigenſten Naturlaute mit allſeitiger Empfänglichkeit herausgefühlt ſind, erſt im Jahre 1778, alſo zugleich mit der erſten Ausgabe von Bürgers Gedichten, als ſeine Manier ſchon völlig fertig war. Auch Goethe's meiſte und wichtigſte Romanzen ſind aus ſpäterer Zeit.

Bei den übrigen aus dem Engliſchen entlehnten Balladen können wir uns kürzer faſſen. Dem Friar of orders gray, dem Urbilde des Graurocks und der Pilgerin, iſt die Bearbeitung nicht ſo verderblich geworden, als dem Child of Elle. Die von Bürgern gewählte Liederweiſe iſt nicht mißfällig; allerlei Vertraulichkeiten und dann wieder geſuchte Sonderbarkeiten des Ausdrucks, nebſt Verzierungen wie: Ringellockenhaar und Tauſendthränenguß, findet man freilich auch hier; doch iſt die Nachbildung dem Original näher geblieben, und folgt ihm ſtrophenweiſe nach. Der vornehmſte veränderte Umſtand iſt, daß die Pilgerin ihren Geliebten ſchon im Kloſter vermuthet, da ſie ihn im Engliſchen als Pilger beſchreibt, und nur fragt, ob er an dem heiligen Orte nicht etwa ſeine Andacht verrichtet hat. Dieß ſchien Bürgern den Schluß noch nicht genug vorzubereiten, er ſchildert die Regung des jungen Mönches beim Anblick der von ihm erkannten Geliebten:

Gar wunderſeltſam ihm geſchah,
Und als er ihr ins Auge ſah,
Da ſchlug ſein Herz noch mehr.

und verräth ſomit gleich vorn ſein Geheimniß. Das merkwürdigſte bleibt aber, daß ſeine Wahl überhaupt auf dieſes Stück fiel, welches gar keine alte Ballade, ſondern von Percy aus Bruchſtücken von dergleichen bei Shakſpeare, mit Hinzuſetzung eigner Strophen, ſinnreich genug zuſammengeſtückt iſt. Zwar hat er Zeilen verknüpft, die nimmermehr in demſelben alten Liede geſtanden haben; und um jenes noch ganz zu beſitzen, woraus die verwirrte Ophelia einige Strophen ſingt:

Wie erkenn' ich dein Treu-Lieb
Vor den andern nun? —

»An dem Muſchelhut und Stab,
Und den Sandelſchuhn.« —
Er iſt lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Raſen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein.

möchte man leicht ſeine und ſeines Nachbildners Arbeit und noch viel anderes dazu hingeben. Allein man ſieht doch, was treues Studium thut: an dichteriſchem Talent konnte ſich Percy gewiß nicht mit Bürgern meſſen, und doch hätte dieſer bei einer ähnlichen Aufgabe ſich ſchwerlich mit gleicher Enthaltſamkeit an das Alte anzuſchließen vermocht. Zum Beweiſe, daß Bürgern nicht gerade das ächteſte und einfachſte anſprach, enthält Percy's Sammlung eine wirkliche alte Ballade von ganz ähnlichem Inhalte: ein Geſpräch einer reuigen Pilgerin mit einem Hirten (Gentle herdsman, tell to me); welche ſchon darum weit romantiſcher iſt, weil ſie nicht mit dem Theaterſtreich einer Wiedererkennung endigt, ſondern die Pilgerin ungetröſtet ihre Wallfahrt fortſetzt.

Frau Schnips iſt nach The wanton wife of Bath, der Kaiſer und der Abt nach King John and the Abbot of Canterbury. Beide Originale ſind nicht alt, wie Sprache und Sylbenmaaß ausweiſen, daß letzte nach Percy's Zeugniß ſchon Umarbeitung eines älteren. Sie ſind das, was man im Altdeutſchen einen Schwank nannte; ein Stoff, der bei der gehörigen Behandlung wohl nicht vom Gebiet der Romanze auszuſchließen iſt, ſo wie jeder, der es verſteht, zugeben wird, Lazarillo de Tormes ſey ein romantiſches Buch, wiewohl es lauter luſtige Bettlergeſchichten enthält. In dem Weibe von Bath iſt jedoch eine zwar genialiſch eingekleidete Belehrung zu ſichtbar das Ziel, wodurch es mehr eine religiöſe Fabel wird, in dem Geiſt wie die Legende von Sanct Peter mit der Geis, von dem betrügeriſchen Schneider im Himmelreich, und andre bei unſerm Hans Sachs. Der Gedanke iſt äußerſt keck, und ſchonende Behandlung war daher anzurathen: eine Weisheit, die der Engliſche Dichter unſtreitig bewieſen hat. Bürger, dem der Gedanke nicht gehörte, hat von dem ſeinigen bloß eine verwegene Ausführung hinzugethan.

Daß es auf einen gewiſſen Grad drollig herauskommen muß, wenn man die Patriarchen und Apoſtel niedrige Redensarten führen und wie Kärner fluchen läßt, begreift ſich: aber dem Zwecke iſt es hier ganz fremd, und wäre Bürger dieſem treuer geblieben, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, das zuvor ſchlimm gemachte durch eine angehängte Apologie wieder gut machen zu wollen. Es könnte jemand dem ſcherzhaften Muthwillen das äußerſte für erlaubt halten, und doch manche von den Verſtärkungen und Erweiterungen, womit das Original hier ausgeſtattet iſt, platt und ekelhaft finden. Der poſſenhafte Gebrauch Lateiniſcher Wörter, moderne Titulaturen, Anreden der Perſonen mit Er und Sie, und andre Züge erinnern an den Ton der Prinzeſſin Europa, die weder eine Romanze noch volksmäßig, ſondern bloß gemein iſt, und wo die Verkleidung des Dichters als eines Bänkelſängers in allzu wahre Bänkelſängerei übergeht.

Der Kaiſer und der Abt hat auch mancherlei Zuſätze und Erweiterungen bekommen, doch iſt der gute Humor des Originals ohne Entſtellung übertragen, und manche von den Veränderungen können ſogar Verbeſſerungen genannt werden. Sonderbar iſt es, bei Bürgers gewöhnlicher Sorgfalt für die Wahrſcheinlichkeiten, daß er die Aehnlichkeit des Schäfers mit dem Abt zu erwähnen unterlaſſen hat:

I am like your lordship, as ever may bee;

auch iſt es ein Verſtoß gegen Coſtum und Schicklichkeit, den Abt in ſeiner Bedrängniß mit dem Helden eines neueren Romans (»ein bleicher hohlwangiger Werther«) zu vergleichen.

Graf Walther, im Engliſchen Child Waters, iſt die letzte unter den entlehnten, und überhaupt in der Reihe der Bürgerſchen Romanzen. Es iſt, ungeachtet der etwas vermehrten Strophenzahl, eigentlich nur eine Ueberſetzung, aber freilich eine manierirte. Der Gegenſtand hat etwas Beleidigendes für die Würde des weiblichen Geſchlechtes, als ob die Treue der Männer großmüthige Gabe, die der Frauen aber Pflicht wäre. Nachdem Graf Walter die Liebe oder vielmehr die Unterwürfigkeit ſeiner Geliebten auf die erniedrigendſten Proben geſtellt hat, kann er ihr nichts zum Erſatz anbieten, als worauf ſie ohnehin Anſpruch hatte. Sie war indeſſen von geringem Stande, und nach dem, damals nicht ganz ungegründeten, Glauben des Mittelalters, war Biederkeit und Adel der Geſinnungen an den Adel der Geburt geknüpft *).

---

*) Hiemit ſoll jedoch die damalige Verfaſſung der Geſellſchaft keineswegs gerechtfertigt werden: willkührlich mis-

Das Empörende findet alſo im Geiſt der Zeiten allerdings ſeine Entſchuldigung, und das Zeitalter hätte uns deswegen auch in allem Aeußern gegenwärtig erhalten werden müſſen. Sprache und Versbau ſind zu fleißig ausgeputzt: jene, ungeachtet einiger beibehaltenen Archaïsmen, glänzt gleichſam von Neuheit, und dieſer iſt gegen die loſe Nachläßigkeit des Originals ſtraff und raſch, wiewohl nicht ohne Härten. Gleich die erſte Strophe iſt übel gerathen.

Childe Waters in his stable stoode
  And stroakt his milk-white steede.
To him a fayre yonge ladye came,
  As ever ware womans weede.

---

handelte und verachtete Leibeigene mußten wohl körperlich, geiſtig und ſittlich ausarten. Jene Denkart des Mittelalters iſt aber in dem Sprachgebrauche aller Romaniſchen Sprachen niedergelegt. Villano, vilain, urſprunglich ein Dorfbewohner, wurde für einen Menſchen von rohen Sitten und niedriger Geſinnung gebraucht. Als nachher die Verhältniſſe ſich milderten, kamen andre Namen für den Bauernſtand auf, um ihn durch die vorwaltende Nebenbedeutung nicht zu beleidigen: contadino, paysan. Merkwürdig iſt die Ableitung der Wörter: cattivo, chétif. Sie bedeuteten eigentlich einen Kriegsgefangenen, vom Lateiniſchen captivus, dann einen Sklaven, endlich einen ſchlechten Menſchen und überhaupt alles ſchlechte und verwerfliche. Nur im Spaniſchen und Portugieſiſchen hat ſich die zweite Bedeutung erhalten. Die Normannen haben dieſe Wörter, wo möglich mit verſtärktem Sinn, auch nach England hinübergebracht: villain, caitiff.

Anm. z. u. A.

Graf Walter rief am Marſtallsthor:
Knapp, ſchwemm' und kämm' mein Roß.
Da trat ihn an die ſchönſte Maid,
Die je ein Graf genoß.

Auf die Stallbeſchäftigungen iſt durch Klang, Wendung und veränderten Inhalt der erſten beiden Zeilen viel zu viel Nachdruck gelegt; und wie unfein wird in der letzten das Verhältniß der Schönen mit dem Grafen voraus gemeldet! Im folgenden hat Bürger einen der ſchönſten Züge überſehn, oder mit Fleiß weggelaſſen. Wie die Geliebte neben dem reitenden Grafen durch das Waſſer ſchwimmt, heißt es bei ihm bloß:

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
Hält hoch empor ihr Kinn.

Im Engliſchen ſteht die heilige Jungfrau der Armen bei:

The salt waters bare up her clothes,
Our Ladye bare up her chinne.

Auch das Rudern mit Arm und Bein giebt hier, wo von einem hochſchwangern jungen Weibe in Mannstracht die Rede iſt, ein widerwärtiges Bild. Dieſe Beiſpiele aus vielen von der verminderten Zartheit der Behandlung mögen hinreichen.

Wir kommen jetzt auf Bürgers eigne Romanzen, wo der Gehalt und die Kraft ſeines Geiſtes weit reiner erſcheint, da wir bei der Vergleichung mit fremden Muſtern immer nur auf ſeine Manier, das heißt auf deſſen Beſchränkung, geführt wurden. Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendſte Lenore, die ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern würde. Man hat neuerdings gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend widerlegt worden ſind: es iſt ausgemacht, daß Bürgern, wie er mir ſelbſt auch mehrmals mündlich verſicherte, nichts dabei vorgeſchwebt hat, als einzelne verlohrne Laute eines alten Volksliedes. Hat es in England auch Sagen und Lieder von einer ähnlichen Geſchichte gegeben, ſo iſt dieß ein Beweis mehr, daß die Dichtung in nordiſchen Ländern mit örtlicher Wahrheit einheimiſch iſt. Mit einer ſolchen Erfindung darf man gar nicht einmal aus willkührlichem Vorſatze weiter gehen, als volksmäßiger Glaube und Stimmung der Fantaſie Gewähr leiſtet. Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der koſtbare Ring, wodurch er ſich der Volkspoeſie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. Mit Recht entſtand in Deutſchland bei ihrer Erſcheinung ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünſtigungen der Jugend und Neuheit kamen dem Dichter zu Statten, allein es war auch an ſich ſelbſt ſein glücklichſter und gelungenſter Wurf. Eine Geſchichte, welche die getäuſchten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menſchlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, iſt ohne erkünſteltes Beiwerk, ohne vom Ziel ſchweifende Ausſchmückungen in die regſte Handlung, und faſt ganz in wechſelnde Reden geſetzt, während welcher man die Geſtalten, ohne den Beiſtand ſtörender Schilderungen, ſich bewegen und gebehrden ſieht. In meinen Geiſt hineinlegen, ich muß ihn zu einer edleren Gattung ausarbeiten. Puſeltuſel trägt ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen, das uns zu einem wuchernden Pfunde werden ſoll. Unſtreitig kömmt es mit dem nämlichen Talente zur Welt, und was hindert mich, es meiner liebenswürdigen Lehrerin auch bald gleich zu thun? So ſehn wir uns nächſtens im Stande Bärenfamilien-Ballette zu geben. Denk' dir nun, welche intereſſante Motive! welche rührende Situationen! Erſt wie die beiden Gatten das neugeborne Junge lecken. Der Bär wird von einem Jäger grauſam verwundet, er kann nun nicht mehr für den Unterhalt der Bärin ſorgen, und dieſe iſt in Verzweiflung, wie ſie das Junge anlegt und keine Milch hat. Oder ſie trägt es in ihren Tatzen muthig fort, um es vor den Räubern zu ſchützen; oder ſie hat es einen Augenblick im Walde liegen laßen, findet es nicht wieder und läuft athemlos hin und her — ah, ich erinnere mich, das iſt die Hauptſcene aus Rolla's Tod, ich habe ſie zum zweitenmal erfunden, ſie kann der Wirkung auf die Herzen nie verfehlen.

Benjowsky. Schon gut, das Bärenballett gefällt vielleicht in China. Aber der Toyon läßt Puſeltuſel nicht mitgehn.

Kotzebue. Wie kannſt du dieſen Einwurf machen? Weißt du nicht beßer Beſcheid? Und wenn dich der Verſuch mit des Gouverneurs Tochter abgeſchreckt hat, ſo laße ich deswegen nicht ab, und greife immer wieder zu den nämlichen Mitteln. Schleich' dich nur zu des Toyons Jurte und ſuche ſie vorzubereiten, ich will indeſſen meine Verſchwornen aufrufen, und dann alle ſchleunigſt in den Hafen zu Tingtongs Schiffe. Freiheit und Deutſches Theater ſei unſre Loſung. (Von verſchiedenen Seiten ab.)

dem Ganzen iſt eine einfache und große Anordnung: es gliedert ſich außer der kurzen Einleitung und den Uebergängen in drei Haupttheile, wovon der erſte das heitre Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet, und mit den beiden andern, der wilden Leidenſchaft Lenorens, und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den hebendſten Gegenſatz macht. Dieſe ſtehen einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, ſind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes ſich zeigt, wird ſie immer gewaltſamer und eilender, und zuletzt mit einem Sturm des Grauſens ihrem Untergange entgegen geriſſen. Auch in dem ſchauerlichen Theile iſt alles verſtändig ausgeſpart, und für den Fortgang und Schluß immer etwas zurückbehalten, was eben bei ſolchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit iſt. Denn es iſt ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Geſpenſt verſchwinden zu machen, grade darauf zugehn muß: die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründete Furcht vor nächtlichen Erſcheinungen aus der Geiſterwelt, bezieht ſich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahndung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer ſchreckenden Gegenwart; und mit dieſer kann der Dichter erſt dann die großen Streiche führen, wenn er ſich ſchon durch jene allmälig der Gemüther bemächtigt hat *). Ohne dieſe Vorſicht kann

---

*) Bürger erzählte mir, als er die eben vollendete Lenore ſeinem Freunde, Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg

ein ganzes Füllhorn von Schreckfantomen ausgeſchüttet werden, und es bleibt ohne die mindeſte Wirkung. In der Lenore iſt nichts zu viel: die vorgeführten Geiſtererſcheinungen ſind leicht und luſtig, und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich angreifende. Dabei iſt von dem Rabenhaare an, das ſie zerrauft, jeder Zug bedeutend; der ſchöne Leichtſinn, womit ſie der Geſtalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde luſtige Ton in den Reden des Reiters: alles ſpricht mit der Entſchiedenheit des friſchen Lebens zwiſchen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um ſo mächtiger erſchüttert.

Vielleicht laſſen ſich von den meiſten Eigenheiten, die Bürgers nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigſtens Spuren und Keime auffinden: aber eine werdende Manier, die ſich noch ſchwebend erhält,

---

zum erſtenmal vorgeleſen, habe er gewünſcht, die Wirkung recht zu erproben, und deswegen eine kleine Ueberraſchung vorbereitet. Er hielt nämlich, wie von ungefähr, eine Reitgerte in der Hand, und als er an die Stelle kam:

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel,
Mit ſchlanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel;

ſchlug er damit an eine gegenüber ſtehende Thür. Stolberg, damals ein Jüngling von entzündbarer Einbildungskraft, durch die vorhergehende Schilderung ſchon ganz ergriffen, ſprang hiebei mit Entſetzen auf, als ob die geſchilderte Sache wirklich unter ſeinen Augen vorginge.

Anm. z. n. A.

iſt eigentlich keine, und hier wird ſie durch die Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande gewiſſermaaßen zum Stil erhoben. Die häufigen: Hop hop hop, Hurre hurre, Huſch huſch huſch u. ſ. w. haben am meiſten Anſtoß gegeben. Die altgläubigen Kritiker tadelten ſie nicht mit Unrecht, aber aus dem unſtatthaften Grunde, weil ſie nicht in der Bücherſprache vorkommen; da ſie vielmehr deswegen wegzuwünſchen wären, weil es rhetoriſche Kunſtgriffe ſind, welche die Romanze verwirſt; weil ſie anſchaulich machen ſollen, und nur wie eine unberedte kindiſche Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieſer Interjectionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlaſſen würde, davon kann man ſich an der vortrefflichen Ueberſetzung von Beresford (der beſten unter den Engliſchen, die ich kenne) überzeugen, wo ſie bei aller Treue ohne Schaden weggeblieben ſind. Der ſchlechteſte Vers in der Lenore ſcheint mir demnach folgender:

Hu hu! ein gräßlich Wunder!

Der Dichter hätte in der That ſeine Beſtrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leſer noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieſer Strophe vorgeht, ein gräßliches Wunder iſt.

Daß er die Geſchichte in ſo neue Zeit geſetzt hat, an das Ende des ſiebenjährigen Krieges*), iſt wohl nicht zu

---

*) Die geſchichtlichen Angaben:

Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht;

tadeln: denn, wenn fabelhafte Begebenheiten gern in der Ferne der Zeiten und Oerter geſchehen, ſo nimmt man dagegen ein warnendes Beiſpiel am liebſten aus der Nähe; und es liegt in dem Sinne der Dichtung, daß ſie dieß ſeyn ſoll. Weniger ſchicklich iſt der Umſtand, daß Lenorens Geliebter zu einem Preußiſchen Krieger gemacht wird: dieß führt auf ein proteſtantiſches Land als Scene, worin man durch die Aeußerung der Mutter, er könne wohl in Ungern ſeinen Glauben abgeſchworen haben, beſtärkt wird. Nach dem ganzen Geſpräch zwiſchen ihr und der Tochter hingegen fällt man eher darauf, ſie für katholiſch erzogen zu halten, was auch unſtreitig beſſer paßt. So viel ich weiß, iſt dieſe Mishelligkeit noch nicht bemerkt worden, ſie muß daher wohl nicht ſehr auffallend ſeyn.

Am meiſten Verwandtſchaft mit der Lenore hat der

---

und dann:

> Der König und die Kaiſerin,
> Des langen Haders müde,
> Erweichten ihren harten Sinn,
> Und machten endlich Friede;

könnten unbeſtimmt ſcheinen. Da Friedrich der Große im ſiebenjährigen Kriege mehrere mächtige Gegner hatte, und hier nur die Kaiſerin erwähnt wird, ſo möchte man an ſeine früheren Feldzüge gegen Maria Thereſia denken, wo auch Kriegsvorfälle bei Prag Statt gefunden haben. Aber darauf paßt »der lange Hader« nicht, auch war der Friede mit Rußland ſchon früher geſchloſſen, und mit der Prager Schlacht iſt ohne Zweifel die vom 6ten Mai 1757 gemeynt. Anm. z. n. A.

wilde Jäger, und vielleicht iſt er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenſtand iſt mit ſtrenger Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt; die Erfindung, den guten und böſen Engel in Geſtalt zwei begleitender Reiter erſcheinen zu laſſen, iſt ganz der geſchilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß; die verhängnißvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen ſondert die Momente der Handlung, und läßt zwiſchen ihrer ſtürmenden Eile die Betrachtung zu Athem kommen, die immer ernſter einem nahenden Strafgericht entgegen ſieht. In den erſten beiden Strophen, in dem Gegenſatz des wilden Jagdgetöſes mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienſtes, liegt ſchon der Sinn des Ganzen beſchloſſen, der ſich nachher nur ſtätig entwickelt. Die Darſtellung iſt meiſterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunſtvoll, wenigſtens von einer Kunſt, wobei die ſtudirte Wahl und Ausbildung der Züge zu ſichtbar bleibt. Ueberhaupt, bis auf das ſo ſprechende und gewiſſermaaßen große Sylbenmaaß, das aber nicht faßlich ins Gehör fällt, und am wenigſten ſich einer Melodie anneigt, iſt dem Gedichte eine Gründlichkeit der Ausführung mitgegeben, woran es zu ſchwer trägt, um ganz die Bahn des leichten Volksgeſanges zu fliegen, wiewohl es in der Anlage höchſt popular gedacht iſt. Die Ausrufungen, grellen Tonmalereyen, und was es ſonſt zu viel hat, ohne welches das Weniger mehr ſeyn würde: das verſteht ſich von ſelbſt.

Die beiden Stücke: der Raubgraf und die Weiber von Weinsberg, ſtehen ungefähr auf derſelben Stufe.

Sie ſind munter und drollig, jedoch nicht ohne Anwandlungen von den Späßen, die in der Europa, Herrn Bacchus und der Menagerie der Götter herrſchen, und vielmehr ſtudentenhaft als volksmäßig zu nennen ſind. Die Weiber von Weinsberg nähern ſich noch eher der reinen Romanze, da der Raubgraf durch die weitläuftige Peroration des Schwager Matz, und die Anſpielung auf einen modernen Zeitumſtand am Schluſſe, ein ſeltſam gemiſchtes Ding wird. Die gut gerathene vertrauliche Mimik, womit die Geſchichte epiſodiſch eingeführt iſt, eignete ſich zu einer durchaus verſchiedenen Behandlung. Daß ich es für die Kenner mit Einem Worte ſage: es ſollte eine mimiſche Idylle ſeyn.

Lenardo und Blandine iſt unſtreitig von allen Seiten Bürgers ſchlimmſte Verirrung. Eine üble Vorbedeutung giebt ſchon die hingeworfene Art, womit er in der Vorrede zur erſten Ausgabe »alter Novellen« erwähnt, worin »die Geſchichte unter dem Namen Guiscardo und Gismunda ähnlich vorkomme,« als ob ſeinem Vorbilde nichts abzugewinnen geweſen wäre, außer ungefähr die erſte Grundlage. Jene alte Novelle rührt doch von keinem geringeren Meiſter her als dem Boccaz: beſtimmte Einzelnheiten zeigen bei aller Abweichung unwiderſprechlich, daß Bürger den Decamerone vor Augen gehabt, und man kann ihn alſo nicht von dem Vorwurfe frei ſprechen, für den großen Stil dieſer Erzählung und ihre ſittliche Schönheit ganz unempfindlich geblieben zu ſeyn. Wer ſie in der Urſprache leſen und fühlen kann, (denn keine bisherige Ueberſetzung möchte wohl den Charakter ganz wieder geben), dem muß die Ballade, damit verglichen, zugleich wie ein ungeſtümes Toben und ein kindiſches Lallen gegen die hohe und ruhige Beredſamkeit eines Weiſen erſcheinen. Vom erſten bis zum letzten ſind alle Züge vergröbert, entſtellt, überladen, und ein Schmerz, der von der edelſten Seelenſtärke zeugt, und dem die Fürſtin ihr Leben mit ſtiller tragiſcher Würde hingiebt, iſt in wilde Wuth umgeſchaffen. Die Gismunda des Boccaz iſt ſchon vermählt geweſen, aber bald als Witwe zu ihrem Vater zurückgekehrt, der aus Anhänglichkeit an ſie vermeidet, ſie durch eine zweite Vermählung nochmals von ſich zu entfernen. Die Scham hält ſie ab, ihm darum anzuliegen, ſie meynte beſſer zu thun, wenn ſie ſich unter den Hofleuten und Dienern ihres Vaters einen wackern Liebhaber wählte. Guiscardo war einer der niedern Diener, aber ſie erblickte keinen, der an Sitten höher geweſen. Ihr Verſtändniß befeſtigt ſich unter dem Schutz eines tiefen Geheimniſſes, der Vater iſt es ſelbſt, der es endlich durch einen Zufall entdeckt. Er läßt den Guiscardo gefangen nehmen, und ſtellt ſeine Tochter zur Rede, die nun, ſobald ſie das Schickſal ihres Geliebten inne wird, ſich jede weibliche Wehklage verbietet, und, mit dem Entſchluß der Liebe im Herzen, ihm nur durch die ruhige und ungeheuchelte Darlegung ihrer Antriebe und ihrer Rechte antwortet. Der Vater erkennt das hohe Gemüth ſeiner Tochter, hofft aber durch Strenge ſie zum Gehorſam und zum Gefühl der Ehre zurück zu führen, und läßt den Liebhaber umbringen. Da er ihr durch einen Vertrauten ſein Herz in einem goldnen Gefäße ſendet, hat ſie ſchon den hülfreichen Trank bereitet, und nach einer kurzen Todtenfeier nimmt ſie ihn, legt ſich anſtändig auf ihrem Bette zurecht, drückt das theure Herz an ihre Bruſt, und ſcheidet ſo aus der wehevollen Welt.

Bürgers Blandine kündigt ſich wie ein leichtſinniges Mädchen an, das ohne Jungfräulichkeit der erſten Aufwallung folgt. Alles, was ihr Verhältniß zum Geliebten bezeichnet, iſt grob ausgedrückt, und der Spaniſche Molch iſt gleich bei der Hand, um die Geſchichte auf der einen Seite durch gräßliche Worte zu heben, auf der andern, wahrſcheinlich um ein Theil von der grauſamen That des Vaters auf ſich zu nehmen, der, ob er gleich beim Boccaz ſie ohne ſolche Milderung begeht, dort als der liebendſte und mitleidenswertheſte Vater erſcheint, hier aber ein ſehr gleichgültiger Gegenſtand iſt. Die Unterredung der Liebenden iſt ein Gemiſch von allem, was jemals bei Bürgern als »Geſchwätz der Liebe getrieben« wird; an einer Stelle iſt das Duo in Shakſpeare's Romeo und Julia beim Anbruch des Tages auffallend benutzt; zuletzt artet ſie in eine Tändelei aus, die bedeutend ſeyn ſoll, aber um ſo mißfälliger wird. Der von Bürgern hinzugefügte Aufzug der drei Junker iſt der einzige glückliche Moment im ganzen Gemälde, ſo wie er es uns gegeben hat. Der plötzliche Wahnſinn der Prinzeſſin aber, wie ſie »zuſammenſtürzt und nach Luft ſchnappt, und mit zuckender ſtrebender Kraft ſich wieder dem Boden entrafft,« zeigt auf das ſtärkſte den unbedingten Widerſpruch der beiden Behandlungen. Bürger konnte ſich in der That nicht anders helfen: nach dieſer ungezügelten Anlage mußte ſich die Leidenſchaft toll gebehrden, und mit einem »Juchheiſa Trallah« endigen.

Zu dem Mittel des Wahnſinns zu greifen, mochte er ſich durch Shakſpeare's Anſehn berechtigt halten, deſſen Darſtellungen der Verrücktheit ziemlich verrückt angeprieſen wurden: und ich glaube hier ganz deutlich das Unheil zu ſehen, was die mißkennende Anſicht dieſes Dichters, und die damals herrſchende, leider immer noch nicht ganz erloſchene Zuverſicht, als ſtände das Höchſte der Poeſie durch ein ungebührliches Getobe der Leidenſchaften zu erreichen, auch bei Bürgern angerichtet hatte. Denn ſonſt hätte er ſich nimmermehr eine Ausführung dieſes Wahnſinns erlaubt, die alle Sitte und Grazie unter die Füße tritt. Von ſeiner Blandine, »die zum Sprunge ſingt, und zum Sange ſpringt,« unter Ausrufungen wie:

Weg, Edelgeſindel! Pfui! ſtinkeſt mir an!
Du ſtinkeſt nach ſtinkender Hoffarth mir an!
— — — — —
Und ſpeiet in euer hochadliges Blut.

kann man gewiß nicht rühmen, was Laertes von der Ophelia:

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle ſelbſt,
Macht ſie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Ihr iſt ſo wenig mit der Reihe von Zeichnungen, die ein Dilettant in pſychologiſch-künſtleriſcher Hinſicht nach der Ballade von Augenblick zu Augenblick etwas fratzenmäßig entworfen hat, als mit den unſeligen Nachahmungen, deren keine von Bürgers Romanzen ſo viele nach ſich gezogen, eine unverdiente Schmach widerfahren. Noch näher liegt die Parallele mit der Gismunda des Hogarth. Dieſer hielt das, was ſeine Freunde von dem edlen Stil der Italiäniſchen Geſchichtmaler rühmten, für leere Einbildung: er vermaaß ſich, eben ſo gut zu malen wie Correggio, wählte dazu eine Scene aus dieſer Novelle, und es fiel aus, wie ſichs erwarten ließ. Nach dem Zeugniſſe ſeines Freundes Walpole war Hogarths Heldin Gismunden ähnlich »wie ich dem Herkules,« und ſah aus wie eine heulende aus dem Dienſt gejagte Küchenmagd. So hart wurde der Künſtler für ſeinen Unglauben an eine höhere Gattung als die ſeinige beſtraft! Und ſo ſteht denn auch Bürgers Ballade, in ihrer ganzen Geſtaltung, von der an zu rechnen, die in dem hüpfenden Sylbenmaaße liegt, höchſt manierirt, und alſo in ſeiner ſchlechteſten Manier gearbeitet, als ein Beiſpiel da, daß, wer ein vollendetes Kunſtwerk für rohen Stoff anſieht, aus dem er erſt das Kunſtwerk zu bilden hätte, ſtatt deſſen es unfehlbar auf rohen Stoff zurückführen wird.

In dem Liede vom braven Manne hat der Dichter der biedern herzlichen Freude über eine wackre That Ton und Stimme geliehen, und die Abſicht macht ſeinem Herzen Ehre. Nur daß das Gedicht eine ächte Romanze und wahrhaft volksmäßig ſey, muß ich mehr als bezweifeln, wenn man auch für das letzte noch ſo viele Beweiſe von allgemeinem Beifall anführen möchte. Eine gute That wird ſittliche Vorſätze im Gemüthe rege machen, aber die Fantaſie trifft ſie an und für ſich noch nicht. Dieß hat der Dichter auch gefühlt, und die von ihm beſungene That durch ihre Umgebungen in das Gebiet des Romantiſchen und Wunderbaren zu heben geſucht: und indem er den möglichſten Nachdruck auf die

Der Hafen. In einiger Entfernung ſieht man ein ſegelfertiges Schiff liegen. Matroſen geſchäftig mit Ballen u. ſ. w.

Ting-tong ſitzt unter einem Zelte, raucht und trinkt Thee.

Tingtong. Nun, Leute, habt ihr die Sachen gehörig eingepackt?

Matroſe. Ja, Herr, es iſt alles zur Abfahrt bereit.

Ting-tong. So will ich in das Boot ſteigen, und ihr müßt mich ſo geſchwind hinüberrudern, wie der Stock des Mandarinen auf dem Rücken hin und her geht. (will fort.)

Kotzebue mit fünf Verwieſenen tritt auf.

Kotzebue. Halt einen Augenblick, edelmüthiger Ting-tong! Du kannſt dir ein Verdienſt um die Menſchheit erwerben. Nimm mich und dieſe meine Unglücksgefährten mit nach China.

Ting-tong. Was heißt Menſchheit? Heißt Menſchheit Koſtgeld? Kann ich mir ein Verdienſt mit eurem Koſtgelde erwerben?

Kotzebue. Wir haben hier Zobelfelle bei uns, die wir als Tribut hätten entrichten müßen, nun können ſie aber dienen, deinen anſehnlichen Bauch zu füttern.

Ting-tong (nimmt die Zobelfelle). Ja, die ſind gut, es iſt erſchrecklich kalt, aber es iſt noch immer nicht viel.

Kotzebue. Wir wollen dir auch zu deiner Unterhaltung Komödie vorſpielen. Ich bringe das Deutſche Theater mit nach China.

Ting-tong. So? Wir haben ſelbſt ein Theater, und wohl ein beßeres als ihr.

Kotzebue. Ich will mich nicht rühmen, allein was für Vorzüge euer Theater auch beſitzen mag, ſo darf ich doch behaupten, daß ich es ihm im Rührenden zuvorthue, denn ich rühre alles um, was im Himmel und auf der Erde iſt.

Furchtbarkeit des Eisganges, auf das Dringende der Gefahr, auf die lange vergeblich geſpannte Erwartung eines Retters legen will, verbreitet er ſich in geſchmückten Schilderungen und rhetoriſchen Wendungen, die in der Romanze durchaus unſtatthaft ſind. Zu den letzten rechne ich die wiederhohlten: »O braver Mann! braver Mann! zeige dich!« und: »O Retter! Retter! komm geſchwind!« das Betheuern: »beim höchſten Gott!« der Graf ſey brav geweſen, u. ſ. w.; vor allem aber, das viele Reden des Liedes von ſich und mit ſich ſelbſt, das Rühmen des Dichters von dem Liede, ſeine Auffoderungen und Fragen an ſelbiges, die kein Ende nehmen. Mir däucht, wenn das Lied in allem Ernſte voll von dem bravon Manne geweſen wäre, ſo hätte es gar nicht weiter an ſich denken müſſen. Jede wahrhaft begeiſterte Darſtellung verliert ſich in ihrem Gegenſtande. Zudem führt dieſes Selbſtbewußtſeyn, dieſe Wichtigkeit auf die Vermuthung, es ſey bei dem Vortrage ein Aufwand von Künſtlichkeit und Zurüſtungen gemacht, der ſich weder mit dem Vertrauen auf die Sache, noch mit der Einfalt des ächten Volksliedes verträgt. Dieſes iſt gleichſam nur die Sache ſelbſt auf dem kürzeſten Wege aus einer Sage in eine Melodie umgewandelt: das Lied wird ſich alſo nicht der Sache ausdrücklich entgegenſtellen. Die urſprünglichſten Volksgeſänge hat, wie oben bemerkt wurde, das Volk gewiſſermaaßen ſelbſt gedichtet; wo der Dichter als Perſon hervortritt, da iſt ſchon die Gränze der künſtlichen Poeſie. Ich wäre neugierig, eine wahre alte Romanze zu ſehen, deren Sänger ſo viel und mit ſolchem Pomp von ſich und ſeinem Liede ſpräche, als in dem Liede vom braven Manne geſchieht. Wenn einmal eine ſolche Erwähnung vorkommt, ſo wird ſie dem Gedichte nur als Anhang außerhalb der Darſtellung und in den ſchlichteſten Ausdrücken mitgegeben. So in dem ganz romanzenartigen alten Liede von den HH. drei Königen, zu Anfange:

Ich lag in einer Nacht und ſchlief,
Mir träumt, wie mir König David rief,
Daß ich ſollt dichten und reimen,
Von heiligen dreien Königen ein neues Lied;
Sie liegen zu Cölln am Rheine.

und nun folgt gleich die Geſchichte. Oder in einer andern Ballade *) am Schluß:

Wer iſts, der uns dies Liedlein ſang?
So frei iſt es geſungen.
Das haben drei Jungfräulein gethan
Zu Wien in Oeſterreiche.

Ferner, was den Inhalt betrifft, ſo iſt es ein unkünſtleriſches Beginnen, eine gute Handlung als ſolche darſtellen zu wollen; denn das, was eigentlich ihren ſittlichen Werth ausmacht, die Reinheit der Bewegungsgründe, kann auf keine Weiſe zur Erſcheinung kommen. Es iſt aber auch der unverfälſchten geraden Geſinnung des Volkes gar nicht gemäß. Das Bekanntmachen ſogenannter edler Handlungen durch die Zeitungen, die

---

*) Eſchenburg theilt ſie aus ſeinem gelehrten Vorrathe mit: Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. S. 467. u. f.

dafür ertheilten Ehrenbezeugungen oder gar darauf geſetzten Preiſe, alles dieß ſind Mißgeburten einer leidigen Aufklärung. Ich will nicht ſo übel von unſerm Zeitalter denken, nicht zu glauben, daß eine Menge viel beſſerer Handlungen geſchehen, als die unſre albernen Volksſchriftſteller aufzeichnen. Dem Staate liegt es ob, dem Bürger, der z. B. einem andern das Leben gerettet, eine Corona civica zu verehren: allein dieß iſt ganz etwas anders, es iſt eine Belohnung für den ihm geleiſteten Dienſt, wobei die über allen Lohn erhabene Sittlichkeit des Thäters dahin geſtellt bleibt.

Jede Anſtalt iſt unſittlich, die es zweideutig macht, ob ſich in ein wohlthuendes Beſtreben nicht eitle Ruhmſucht miſchte. Der wahrhaft tugendhafte Menſch, der ſo innig fühlt, daß das Beſte, was er thun kann, nur ſeine Schuldigkeit iſt, wird bei dem gethanen nicht ſelbſtgefällig verweilen, und ſich vornämlich allem Schaugepränge damit entziehen. Die chriſtliche Geſinnung vollends, die wohl noch immer die popularſte iſt, bringt es mit ſich, wenn man Urſache zur Zufriedenheit mit ſich zu haben glaubt, ſich in ſeinem Innern zu demüthigen, damit nicht der Stolz auf das vollbrachte Gute die gefährlichſte Verſuchung werde.

Eine kleine Inconſequenz iſt es, daß der Dichter ſo oft wiederhohlt erklärt, er wolle einen einzelnen Menſchen, einen Zeitgenoſſen verherrlichen, und doch alle örtlichen Beſtimmungen wegläßt, woran man ihn erkennen könnte. Es würde, wie mir ſcheint, auch poetiſch weit vortheilhafter ſeyn, wenn der Fluß und der Schauplatz der Ueberſchwemmung, das Vaterland und der Name des Retters angegeben wäre. Der Grund des Verſchweigens liegt freilich in der Erzählung ſelbſt:

So rief er, mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

Der Bauer entzog ſich ſchnell der Dankbarkeit und Bewunderung, man hat vielleicht nicht einmal ſeinen Namen erfahren; er hätte ſich eine öffentliche Lobpreiſung gewiß eben ſo verbeten wie den Lohn des Grafen. Dieſer wahrhaft große Zug krönt ſeine Handlung; und da Bürger das, was ihre Sittlichkeit beglaubigt, ſo gut gefühlt und ausgedrückt hat, ſo iſt es zu beklagen, daß er die That nicht den Thäter hat loben laſſen, ohne zu ſagen, zu melden und anzukündigen, daß er ſie herrlich preiſen wolle. Man mache den Verſuch, mit Weglaſſung aller Strophen und Zeilen, welche Declamation enthalten, die bloße Erzählung herauszuheben: man wird nicht nur die Entbehrlichkeit jener Einſchiebſel einleuchtend, ſondern auch die Wirkung der Geſchichte um vieles erhöht finden. Beſonders hat alles, was den Bauer und ſeine That darſtellt, den Ton der gediegenſten Biederkeit: und es iſt keine Frage, daß bei einem etwas anders gerückten Geſichtspunkte (das Irrige der jetzigen Behandlung liegt ſchon zum Theil in der Ueberſchrift) ein vortreffliches Gedicht daraus hätte werden können.

Wir ſehen dieß gleich an der Romanze: die Kuh oder Frau Magdalis, durch ein Beiſpiel beſtätigt. Der Inhalt iſt hier ebenfalls eine edle Handlung, und zwar von geringerem Belange, eine bloße Handlung der Mildthätigkeit. Allein der Nachdruck iſt auch gar nicht auf ſie gelegt: ſie kommt erſt ganz am Ende zum Vorſchein, nicht während ſie geſchieht, ſondern ſchon geſchehen: und wir werden zuerſt auf die überraſchende und ſinnreiche Art gelenkt, womit die Wohlthat erwieſen worden iſt. Die Nachrede, womit der Dichter ſie begleitet, iſt ſchmucklos, und enthält nur das Nöthige, um die Geſchichte als wahr zu beurkunden. Vorn führt er uns mit der naivſten Wahrheit in die Beſchränktheit einer Glückslage hinein, wo der Verluſt einer Kuh zum großen und unüberwindlichen Leiden wird. Daß die arme Witwe bei dem Brüllen im Stalle ſich vor einem böſen Geiſte ängſtigt, giebt der Sache etwas wunderbares, und iſt doch eben ſo natürlich, als ihre verdoppelte Freude beim Anblick der Kuh rührend. Es iſt alles aus dem Stoffe gemacht, was daraus werden konnte, ohne Prunk und Künſtelei; das Ganze iſt durchaus liebenswürdig und gemüthlich.

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain wird unfehlbar jedes empfängliche Herz erſchüttern, aber leider mit peinigenden Gefühlen, gegen die nur derbe Nerven geſtählt ſeyn möchten.

Das Gedicht hat eine moraliſche Tendenz, in dem Sinne wie unſere bürgerlichen Familiengemälde: und wie dieſe zum romantiſchen Schauſpiel, ſo verhält es ſich ungefähr zur wahren Romanze. Das Drückende dieſer Rückſicht liegt gar nicht darin, daß überhaupt ein beſtraftes Verbrechen zur Warnung aufgeſtellt wird: dieß geſchieht ja auch in der Lenore und im wilden Jäger. Freilich werden die Vergehen beider als Frevel gegen den Himmel, und die Strafe als ein übernatürliches Verhängniß vorgeſtellt, wodurch die Dichtung einen weit kühneren Charakter bekömmt. Allein es giebt nicht wenige alte Romanzen, welche Mordgeſchichten enthalten, und mit der natürlichen oder bürgerlichen Beſtrafung endigen, und nichts deſto weniger vollkommen romantiſch ſind. Die genaue pſychologiſche Entwicklung der Motive, womit der Fortſchritt der unglücklichen Verführten vom erſten Fehltritt bis zum Verbrechen begleitet wird, iſt es, was weder ein heitres noch ein ernſt erhebendes Bild des Lebens aufkommen läßt. Die Acten zum Criminalproceß der Kindermörderin ſind in dem Gedichte vollſtändig dargelegt: daß er, bei allem, was ſie entſchuldigt, dennoch mit ihrer ungemilderten Verdammung endigt, während der niederträchtige Verführer und der brutale Vater (denn an Häßlichkeit der Sitten iſt nichts geſpart) frei ausgehen, iſt empörend, und ſtellt uns die höchſte Widerrechtlichkeit und Verkehrtheit ſo mancher bürgerlichen Einrichtung vor Augen. Des menſchlichen Elendes haben wir leider zu viel in der Wirklichkeit, um in der Poeſie noch damit behelligt zu werden. Ich ſehe wohl, daß Bürger, vielleicht mehr aus einem bewußtloſen Triebe als mit Ueberlegung, überall zu der Region hinſtrebt, wovon ihn die einmal genommene und nunmehr unabänderliche Richtung ausſchloß, und in ſo fern iſt dieß Gedicht lehrreicher als manches andre. Einige haben vorzüglich die Schilderung der Schwangerſchaft bewundert, mir ſcheinen die anfangenden Strophen das meiſterhafteſte zu ſeyn. Auch die auf Unſchuld anſpielende Wahl des Namens Taubenhain iſt glücklich, und die wiederum auf Namen und Sache anſpielende Geſtalt der Geiſtererſcheinungen:

Da raſſelt, da flattert und ſträubet es ſich,
Wie gegen den Falken die Taube.

gehört zu den zarteren Geheimniſſen der Poeſie.

Das Lied von der Treue iſt aus einem alten und vielfach wiederhohlten Fabliau genommen. Da die Geſchichte bloß auf einen beißenden Spott gegen die weibliche Treue hinausläuft, ſo ſollte ſie entweder kurz als witzige Anekdote erzählt werden, oder in einer größeren Compoſition der Ironie dienen, wie wir ſie wirklich in den Roman vom Triſtan eingeflochten ſehen, der ganz auf die höchſte Treue der Liebenden gebaut iſt. Wenigſtens fühlt man ſehr entſchieden, daß Bürgers Romanze keinen rechten Schluß hat. Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hat bei der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes unter dem Namen Schön Klärchen (Muſenalmanach von Voß und Göckingk. 1781.) mit einer glücklicheren Wendung geendet, überhaupt eine weit anmuthigere Erzählung daraus gemacht, wiewohl nicht im reinen Ton der Ballade, aber ſo duftig und roſenfarben gehalten, daß der helle Leichtſinn uns noch zierlich daraus anſpricht, und der herzliche Kummer des Betrogenen wie eine kindliche Klage. Es iſt alles beſſer zuſammengewebt: die drei Däniſchen Doggen erſcheinen nicht erſt mit der Kataſtrophe zugleich, ſie ſind ſchon als Schön Klärchens Gefolge bekannt, ſamt dem getigerten Spanier, den ſie auf der Jagd zu reiten pflegte; und wie viel artiger nimmt ſich der Liebhaber aus, der ihr, wie ſie mit ihm davon zieht, Lieder und Mährchen vorſagt, (ein Zug der ſich ſo hübſch zu dieſem leichten Handel ſchickt) als der ſchwere Junker vom Steine. Für die

Wahl der Romanzen-Form läßt ſich zwar das Lied vom Knaben mit dem Mantel anführen, ebenfalls ein Fabliau und eine Satyre auf die weibliche Treue: allein in dieſer alten Ballade iſt die ganze Darſtellung ſcherzhaft, und es wartet nicht wie hier alles auf eine einzige epigrammatiſche Spitze. Bürgers Behandlung thut ſich durch nichts ſonderlich hervor. Auf der einen Seite der »Donnergaloppſchlag des Hufs« und »die Stürme der Naſe,« auf der andern:

Herr Junker, was haun wir das Leder uns wund?
Wir haun, als hackten wir Fleiſch zur Bank;

bezeichnen die beiden Endpunkte ſeiner Manier; nämlich eine unpopulare Künſtlichkeit der Darſtellung, und dann wieder Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht volksmäßigen, negativ, ſondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden ſollte.

Wir haben jetzt die größeren Romanzen ſämtlich durchgegangen, es iſt aber noch eine Anzahl kleinerer Stücke zurück, die zum Theil romanzenartig, zum Theil Lieder im Volkstone ſind, und worunter die meiſten, wie mich dünkt, nicht leicht zu ſehr gelobt werden können. Sie ſind eigenthümlich ohne Bizarrerie, und frei und leicht wie aus voller geſunder Bruſt geſungen. Dahin gehören gleich die von Minne redenden Lieder, die mit den alten Minneſingern nichts gemein haben, aber ein heiteres von Bürgern ſelbſt entworfenes Bild des Minneſingers darbieten. In des armen Suschens Traum iſt der ſo natürliche volksmäßige Glaube an ſinnbildliche Deutung der Träume rührend benutzt: die Folge und Verknüpfung der Bilder iſt wirklich träumeriſch, und das Pathetiſche anſpruchlos. Der Ritter und ſein Liebchen drückt ſchon im Gange des Sylbenmaaßes treuloſen Leichtſinn aus: das Abgeriſſene des Anfangs und wie der Ritter unbekehrt davon geht, ohne daß eine weitere Auflöſung erfolgt, iſt im Geiſte der ächteſten Romanze. Eben ſo Schön Suschen; es läßt ſich nicht beſcheidner, ſinniger und zierlicher über die Wandelbarkeit der Liebe ſcherzen. Dem Liebeszauber iſt gar nicht zu widerſtehen, ſo lebendig gaukelt er in dem muntern Liede, bei dem man gleich die Melodie mit zu hören glaubt, wenn man es nur lieſt. Das Ständchen und Trautel ſind gefällige Weiſen, das Schwanenlied und Molly's Werth von der naivſten Innigkeit. Das Mädel, das ich meyne, (denn ich bleibe bei dem Mädel, und kann mich nicht zu der Holden bekehren) blüht in friſchen Farben: da der Dichter ſie hinterdrein noch duftiger verblaſen wollte, hat die Einheit des Tons darunter gelitten. Zu den Fragen und wiederholenden Antworten, überhaupt zu der tändelnden Einfalt, womit ſinnlicher Liebreiz als ein Wunderwerk des Schöpfers geprieſen wird, paßte der Ausruf: »der liebe Gott! der hat's gethan,« vollkommen.

Die Elemente ſind ein religiöſer Volksgeſang und Naturhymnus voll höherer Weihe und Offenbarungsgabe. Das Heiligſte iſt ganz in die Nähe gerückt, die myſtiſche Symbolik der Natur in allgemeine menſchliche Gefühle überſetzt, und nicht unbefugt hat der Sänger Ausſprüche aus der heiligen Schrift entlehnt. Ich glaube, Luther würde dieß Gedicht für ein würdiges Kirchenlied anerkannt haben. Untreue über alles iſt ein ſüßes Liebesgekoſe: kindlich aus einem Nichts geſponnen, zart empfunden, fantaſtiſch erſonnen, und romantiſch ausgeführt. Es muß erfreuen, daß die muntere Laune den Dichter auch in den letzten Jahren nicht verließ. Das Hummellied, Sinnenliebe, Lied, (Ausgabe von 1796. Th. II. S. 266.) der wohlgeſinnte Liebhaber, und Sinnesänderung, alle von der zierlichſten Schalkheit und zuweilen von einer markigen aber unverdorbenen Lüſternheit beſeelt, ſind angenehme Beweiſe davon. Ich kann nicht umhin dieſe kleinen Sachen im Range weit über manche berühmtere zu ſtellen: das Maaß des Kunſtwerthes wird nicht durch den äußeren Umfang und den Inhalt begränzt; und ſogar ein Spinnerlied, das ganz leiſtet, was es ſoll, wie das Bürgeriſche, iſt nichts geringes.

Doch muß ich erinnern, daß ich unter den obigen Stücken die früheren in ihrer urſprünglichen Geſtalt meyne, ſo wie ich auch bei den vielerlei Veränderungen, die Bürger mit ſeinen übrigen lyriſchen Gedichten vorgenommen hat, faſt durchgängig für die alten Leſearten ſtimmen würde. Zuweilen iſt die Umarbeitung ſo entſtellend, daß der Liebhaber, der die poſthume Ausgabe aufſchlägt, ſeine vormaligen Lieblinge kaum wieder erkennen wird. Ich glaube, die Herſtellung des Beſſeren würde keine Verletzung der Rechte des Dichters ſeyn, der zwar mit ſeinen Hervorbringungen nach Willkühr ſchalten, aber nichts einmal Gegebenes zurücknehmen kann. Konnte doch Taſſo, der mit den Correcturen ins Große ging, ſein umgearbeitetes mit mühſam demonſtrirten Vorzügen ausgeſtattetes Jeruſalem nicht durchſetzen!

Ting-tong. Biſt du auch einer von den Möhrrübenköpfen, deren König letzthin unſerm Kaiſer den Tribut geſchickt hat?

Kotzebue. Ein Engländer meinſt du? Ja — nein — gewiſſermaßen — ich bin wenigſtens ein engliſcher Schauſpieldichter.

Ting-tong. Es iſt gut, ich will euch mitnehmen. — (beiſeit.) Ich laße die Narren in China für Geld ſehn, da ſollen ſie mir die Koſt reichlich wieder einbringen. — Nun ſteigt nur in das Boot.

Kotzebue. Verziehe noch einen Augenblick: ich erwarte einen Freund und eine Geliebte, die ſich mit uns retten wollen; ſie bringt noch mehr Zobelfelle mit.

Benjowsky kommt mit **Puſeltuſel**, die er feſt am Arme gefaßt hat. Hinter ihnen der **Toyon**, der ſeine Tochter am Rock zurückzuziehen verſucht.

Kotzebue. O weh! wir ſind entdeckt! Nun ſteht uns noch ein harter Kampf der Natur und Liebe bevor. (Er faßt Puſeltuſel am andern Arm, ſie zerren ſie einigemal auf dem Theater herum.)

Toyon ruft indeſſen. Präſident Kotzebue! wenn du glaubſt, daß man dem großen Kutka das Maul mit Blut, und den Leib mit Thran ſchmieren muß, ſo höre mich! Ich habe dir nie etwas zu Leide gethan! ich habe dir die Prügel des Korporals erſpart! ich habe dir Baumrinde zu eßen gegeben! Laß mir meine Tochter! — Präſident Kotzebue, wenn du glaubſt, daß man dem großen Kutka das Maul mit Blut und den Leib mit Thran ſchmieren muß, ſo höre mich. Was willſt du mit Puſeltuſel? Siehe wir haben ſie ſchon zum Wiſchhader gezerrt: gieb mir meinen Wiſchhader von Tochter wieder!

Zu nicht wenigen Veränderungen hat Bürgern das Bemühen bewogen, die ihm vorgerückte Verſäumniß des Idealiſchen nachzuholen; dazu gehören z. B. verſchiedene im Hohen Liede. Da ſich dieß auch auf Gedichte erſtreckte, die bisher recht gut ohne dergleichen fertig geworden waren, ſo ſind darin die Idealität und die Volksmäßigkeit ins Gedränge mit einander gerathen: die letzte, als im wohlhergebrachten Beſitz, hat nicht ganz weichen wollen, und ſo ſchieben ſie ſich wie zwei Perſonen auf einem zu ſchmalen Sitze hin und her. An dem Mädel, nunmehr der Holden, die ich meyne, hat man das deutlichſte Beiſpiel davon. Der Minneſinger hat nunmehr den dritten Namen bekommen; er hieß in der zweiten Ausgabe: der Liebesdichter, und jetzt: Lieb' und Lob der Schönen. Das gute Ständchen: »Trallyrum larum, höre mich!« iſt ebenfalls ein etwas idealiſirtes Ständchen geworden. Bei weitem die meiſten Veränderungen rühren jedoch von dem Streben nach Corrrectheit her. Noch von andern fällt es ſchwer, irgend einen Grund zu entdecken, und man kann ſie mit nichts anderm vergleichen, als mit dem willkührlichen Wundreiben der geſunden Haut. Wenn man in der älteſten Ausgabe lieſt:

Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich
Lieb und werth ein bischen hielteſt,
Und von dem, was ich für dich,
Nur ein Hunderttheilchen fühlteſt,
Daß dein Danken meinem Gruß
Halben Wegs entgegen käme,
Und dein Mund den Wechſelkuß
Gerne gäb' und wiedernähme:

Dann, o Himmel, außer ſich
Würde ganz mein Herz zerlodern!
Leib und Leben könnt' ich dich
Nicht vergebens laſſen fodern! —
  Gegengunſt erhöhet Gunſt,
Liebe nähret Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunſt,
Was ein Aſchenfünkchen bliebe.

ſo begreift man nicht, was dieß harmloſe artige Liedchen ſo ſchweres verſchulden konnte, das ihm folgende Ummodelung ſeiner drei erſten Strophen zuzog:

  Wenn, o Mädchen, wenn dein Blut
Reger dir am Herzen wühlte;
Wenn dieß Herz von meiner Glut
Nur die leiſe Wärme fühlte;
  Wenn dein ſchöner Herzensdank
Meiner Liebe Gruß empfinge;
Und dir willig ohne Zwang
Kuß um Kuß vom Munde ginge:
  O dann würde meine Bruſt
Ihre Flammen nicht mehr faſſen;
Alles könnt' ich dann mit Luſt,
Leib und Leben könnt' ich laſſen.

Aehnliche Beiſpiele ſind die vierte Strophe des Winterliedes, die erſte und zweite des Schwanenliedes, jetzt der Liebeskranke genannt, und die erſte des Gedichtes an Adonide, jetzt an Molly. Ich unternähme allenfalls, auch in den befremdlichſten Fällen die Gründe zu errathen, die Bürgern geleitet haben mögen; und noch weniger ſollte es mir ſchwer fallen, die Vorzüge der alten und die Mängel der neuen Leſearten aufzuzählen. Allein ich kann mich unmöglich zu dieſer Erörterung entſchließen, und laſſe es auf die Gunſt meiner Leſer ankommen, ob ſie mich dazu im Stande halten wollen. Wie unerfreulich und trocken es ausfällt, wenn man ſich vornimmt, dergleichen mit erſchöpfender Gründlichkeit abzuhandeln, zeigt uns Bürgers »Rechenſchaft über die Veränderungen in der Nachfeier der Venus.« Er hat darin über die vier erſten Zeilen des Gedichtes oder den Refrain mehr als vierzig eng bedruckte Seiten, einige kleine Epiſoden mit eingerechnet, geſchrieben. Da das Reſultat nun nichts weniger als befriedigend ausfällt, ſo ließe ſich leicht ein mäßiger Band zur Widerlegung ſchreiben, welchen dann Bürger, oder wer ſeine Sache verföchte, mit einem noch ſtärkeren beantworten müßte; in dieſer Progreſſion könnte es ins Endloſe fortgehen, und ſo brächten zwei Menſchen (die Leſer, wenn deren welche aushielten, noch nicht einmal in Anſchlag gebracht) ihr Leben vortrefflich mit vier Verſen hin. Nein, in dieſer Art von Kritik will ich gern jenen Rabbinern den Vorrang gönnen, welche genau wußten, wie oft jeder Buchſtabe und jedes Tüttelchen im geſamten alten Teſtament vorkomme. Lieber will ich die Sache an der Quelle angreifen, woraus die einzelnen mit den Gedichten vorgenommenen Veränderungen, und Bürgers mühſeliges Schreiben darüber hergefloſſen; und ſomit komme ich auf den ſchon anfangs berührten Einfluß, den ſeine Begriffe von der Correctheit auf ſeine Ausübung gehabt haben. Wenn Bürger als ſtrenger Kritiker auftritt, und zwar gegen ſich ſelbſt, ſo möchte dieß bei vielen ein großes Anſehn haben, beſonders da man gewohnt war, ihn als einen originalen und genialiſchen Dichter, und als einen Befreier der Poeſie von willkührlichen Conventionen zu betrachten. Allein es wird ſich zeigen, daß während er von den Altgläubigen in der Poetik als ein arger Ketzer verſchrieen ward, der alte Glaube ihm ſelbſt weit mehr als billig anhing.

Correct kommt von corrigiren her, und demnach lautet dann das Hauptaxiom dieſer gebenedeiten Dogmatik: durch corrigiren werden die Gedichte correct. Umgekehrt: wenn ſie nicht ſchon im Mutterleibe correct waren, ſo werden ſie auf dieſem Wege nimmermehr dazu gelangen. Pope ſagt, die letzte und größte Kunſt ſey das Ausſtreichen, und für einen Menſchen wie er, der immer nur Verſe und niemals ein Gedicht hervorgebracht hat, mag es hingehen; ſonſt aber ſollte man denken, es wäre eine viel größere Kunſt, nichts hinzuſchreiben, was man wieder auszuſtreichen braucht. Jene Sätze mußten zu einem ſehr allgemein verbreiteten Vorurtheile werden, weil die meiſten Menſchen von der organiſchen Entſtehung eines Kunſtwerkes nicht den mindeſten Begriff, und an deſſen Einheit und Untheilbarkeit keinen Glauben haben; weil es ihnen an Fähigkeit und Uebung gebricht, es als Ganzes zu betrachten. Vollends geiſtloſe Kritiker (welches zwar ein Widerſpruch im Beiworte iſt) laſſen ſich für die Correctheit todtſchlagen; ſie iſt ihr eins und alles, und wenn man ſie ihnen nähme, würden ſie ſchlechterdings nichts mehr zu ſagen wiſſen.

Es giebt allerdings in der Poeſie Geiſt und Buchſtaben, einen ſchaffenden und einen ausführenden Theil.

Ein Gedicht kann nur unter beſtimmten Bedingungen zum äußerlichen Daſeyn gelangen, und in ſo fern es dieſe in Uebereinſtimmung mit dem Innern, und ohne Widerſpruch unter einander, erfüllt, kann es correct heißen. Niemand darf auf den Namen eines Künſtlers Anſpruch machen, der nicht in dieſer Technik Meiſter iſt. Allein ſie geht zuvörderſt auf das Große und Ganze, Reinheit der Dichtart, Anordnung, Gliederbau und Verhältniß, und betrachtet das Einzelne immer in Beziehung auf jenes. Die correcten Kritiker hingegen bleiben an lauter Einzelnheiten hängen, außer wo ihnen etwa ein arithmetiſcher Begriff überliefert iſt, wie die drei Einheiten, welche deswegen auch ihr Lieblingsthema wurden. Diction und Versbau iſt ihre Loſung, und wenn ſie denn nur dieſe letzten Capitel der Poetik recht begriffen hätten! Aber was iſt ihnen fremder als philoſophiſche Grammatik, Studium der eignen Sprache aus den Quellen, und die Wiſſenſchaft der Metrik? Erbarmenswürdig iſt es, wenn z. B. Ramler immer noch als der Held der Correctheit aufgeſtellt wird, der all ſein Leben lang nicht hat lernen können einen ordentlichen Hexameter zu machen; der von Gedichten anderer immerfort die unpaſſendſten, matteſten und übellautendſten Veränderungen aufgedrungen hat; dem man endlich in ſeinen eignen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bei dem nächſten Herkommen ſtehen bleibt, nachweiſen könnte.

Es thut mir leid, jenen dürftigen Begriff von Correctheit, der ſich bloß auf Diction und Versbau beſchränkt, auch bei Bürgern wieder zu finden. Er hat ſich zu deutlich darüber erklärt, um Zweifel übrig zu laſſen. Er ſetzt in der ſchon angeführten Rechenſchaft Form und Stoff eines Gedichtes einander entgegen. Unter Stoff verſteht er den geiſtigen Gehalt. Dieſer Ausdruck iſt nicht ſchicklich: der geiſtige Gehalt iſt kein bloßer Stoff, der durch die äußere Darſtellung erſt geformt werden müßte; er iſt ſelbſt ſchon Form, wovon die äußere Form nur der getreue Abdruck ſeyn ſoll. Was Bürger über die Unerſchöpflichkeit der äſthetiſchen Ideen ſagt, das einzige in dem Aufſatze, was von einer höheren Anſicht der Poeſie zeugt, iſt aus Kants Kritik der Urtheilskraft entlehnt. Dieß hat ſeine Richtigkeit: es giebt Foderungen an ein Kunſtwerk, die keine Gränze kennen, und die es nur gradweiſe befriedigen kann; und dann giebt es wiederum Geſetze, die es entweder erfüllt oder übertritt. Dieſe Geſetze erſtrecken ſich aber auf weit weſentlichere und tiefer eingreifende Punkte, als die Einzelnheiten der Diction und des Versbaues ſind. Bürger iſt nicht dieſer Meynung geweſen, oder er hatte vielmehr damals vergeſſen, was ihm ſein beſſerer Genius ſonſt darüber eingegeben. »Das Gebiet der Formen«, ſagt er, »erſtreckt ſich nicht weiter, als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verſes und die Möglichkeit des Reimes, vermittelſt welcher man poetiſch darſtellt.« Und man halte dieß nicht etwa für eine übereilte Aeußerung, welcher der Inhalt ſeiner Bemerkungen widerſpräche. »Ich hoffe«, ſagt er von der jetzigen Geſtalt der Nachtfeier, »jeder Vers wird die ſtrengſte Prüfung der poetiſchen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Anſehung des poetiſchen Geiſtes, der den todten Buchſtaden beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgeſetzt zu ſeyn.« Als ob ſich der poetiſche Geiſt auch ſo in einzelnen Zeilen offenbarte! Als ob es nicht ſehr möglich wäre, bei dem in der Welt vorhandenen Vorrath von Verſen, ohne allen poetiſchen Geiſt, nur mit Verſtand und Geſchick, Verſe zuſammenzuſetzen, denen man, für ſich betrachtet, den Namen ſchöner Verſe nicht verweigern dürfte!

Daß Bürger ſich mit ſeinen Correcturen beſonders an die Nachtfeier der Venus gehalten, iſt ganz in der Ordnung: denn dieſes Gedicht, wie er es dem Lateiniſchen frei nachgebildet, war vom Anfange an zum Corrigiren eingerichtet, und kann für nichts weiter gelten als ein phraſeologiſches Studium. Von dem Original, über deſſen Zeitalter und Urheber die gelehrteſten Philologen verſchiedner Meynung ſind, und worein, in der Geſtalt, wie wir es haben, unter barbariſchen Spuren doch manches aus ächteren Quellen des claſſiſchen Alterthums gefloſſen ſeyn mag, redet Bürger ſelbſt nicht mit ſonderlicher Ehrerbietung. Demungeachtet betreffen, einige gleich zuerſt angeordnete Umſtellungen ausgenommen, alle nachherigen Veränderungen nicht Anlage, Charakter, Haltung und Bedeutung des Ganzen, ſondern bloß einzelne Bilder, Wörter, Laute und Sylben. Um nur ein paar Beiſpiele zu geben, ſo iſt es ihm niemals eingefallen, daß die Stelle von der Venus als Mutter des Ahnherrn und Schutzgöttin des Römiſchen Volkes bloß örtliche Wahrheit und ein nationales Intereſſe hat, daß ſie bei einem für uns noch gültigen ſymboliſchen Gebrauche der Mythologie durchaus wegfallen mußte. Ferner, da der Römiſche Dichter ſich erſt in den vier letzten Zeilen mit Vorwürfen über ſein bisheriges Schweigen und mit Anmahnungen, in den allgemeinen Jubel mit einzuſtimmen, erwähnt, ſo hat Bürger dieß beibehalten, aber zweimal vorher den Geſang und die Leier ſo feierlich hervorgehoben, als ob der Dichter einem Chor vorſänge, und den Widerſpruch darin nimmer bemerkt. Von den Eintheilungen in Vorgeſang, Weihgeſang und Lobgeſang mag ich gar nicht einmal reden. Und bei dieſer Gedankenloſigkeit über die Ausbildung des Ganzen meynte Bürger dennoch mit der letzten ausgeputzten Geſtalt des Gedichtes einen Kanon für die Poeſie aufzuſtellen, wie der des Polyklet für die Bildnerei geweſen. Das iſt gerade, als hätte Polyklet ſeinen Kanon nicht durch die Vollkommenheit der Proportionen, ſondern durch fleißiges Poliren der Bronze zu Stande bringen wollen. Ja er hoffte, dieſes Gedicht ſollte vermögend ſeyn, die Sprache auf mehrere Jahrhunderte zu fixiren, »ſoweit es nämlich in Deutſche Diction und Vers-Mechanik vermittelſt ewig ſchöner Gedanken und Bilder hineingriffe.« Den beſchränkenden Zuſatz verſtehe ich nicht recht, denn da in der Sprache alles zuſammenhängt, ſo möchte ſie ſchwerlich theilweiſe zu fixiren ſeyn. Aber zu welchem Minimum mußte ihm die unendliche Fülle und der ewige Wandel des menſchlichen Geiſtes, der auch nur in Einer Sprache ſich regt und bewegt, zuſammengeſchrumpft ſeyn, um dergleichen Wirkungen von einem Gedichte zu erwarten, das bei geringem äußern Umfange, auf das glimpflichſte geſagt, leer iſt, und nichts von dem beſitzt, was die Gemüther in allen ihren Tiefen ergreift und ſich unauslöſchlich einprägt.

Bei den Zweifelsknoten, zwiſchen denen ſich Bürger mühſelig herumwindet, hätte er oft nur die Frage um einen Schritt weiter zurückführen dürfen, um zu ſehen, daß ſie ganz anders geſtellt werden müſſe, und um dann auch eine ganz verſchiedene Antwort auszumitteln. Gleich anfangs erzählt er das lächerliche Unglück, welches ihm mit dem Refrain begegnete, den er auf keine Weiſe ſich und andern völlig recht machen konnte, der, je öfter er ihn umſchmolz, um ſo übler gerieth, ſo daß er endlich genöthigt war, durch einen Machtſpruch Einhalt zu thun. Ich glaube es wohl: er hätte noch zwanzigtauſend ſolche Refrains machen können, ohne einen vollkommen guten darunter zu finden; die Aufgabe gehört ihrer Natur nach zu den unmöglichen. Der Refrain des Originals, der in einem einzigen Tetrameter beſteht, ſoll in die doppelte Länge ausgedehnt werden, dabei findet keine Erweiterung des Inhalts Statt, und die Schmückung des Ausdrucks will Bürger ſelbſt mit gutem Grunde möglichſt vermieden wiſſen. Wie ſoll das in aller Welt ohne Zerren und Künſtelei zugehn? Ueberdieß verurſacht der ſo verlängerte Refrain nothwendig ein Mißverhältniß: er trennt die Abſätze des Gedichtes viel weiter von einander, und eben ſo oft wiederhohlt, wie ihn Bürger wirklich gebraucht hat, nimmt er doppelt ſo viel Raum ein, wie im Original. Aber wenn der Refrain in zwei kürzere, einem Tetrameter gleichgeltende Zeilen überſetzt worden wäre, ſo hätten dieſe ohne Reim bleiben müſſen. Allerdings: es fragt ſich eben, ob es überhaupt räthlich war, das Pervigilium auch bei einer freien Nachbildung in gereimte Verſe zu übertragen?

Zwar ſcheint keine gereimte Versart größere Aehnlichkeit mit den trochäiſchen Tetrametern zu haben, als unſre ſogenannten vierfüßigen Trochäen mit alternirenden männlichen und weiblichen Reimen. Allein ſie verketten immer vier Zeilen zu einer kleinen Strophe, da in dem antiken Sylbenmaaße Vers auf Vers unaufhaltſam fortgeht. Alsdann trennt auch der weibliche Reim die erſte Zeile weit beſtimmter von der zweiten, als der Abſchnitt die beiden Hälften des Tetrameters, der eben wegen ſeiner Länge bei dem leichten Rhythmus raſch zum Ende eilt. Bei uns hat jenes Sylbenmaaß daher den ſanfteſten und ruhigſten Liederton, da hingegen die Griechiſchen Kunſtrichter dem choreiſchen Tetrameter den beweglichſten und leidenſchaftlichſten Gang zuſchreiben. Dieſer ſtimmt auch im Original ſehr gut zu dem Ausdruck trunkener Freude und allgemeinen Taumels bei der Wiederbelebung der Natur, worin allein ich einen Hauch vom Geiſte des claſſiſchen Alterthums zu fühlen glaube. Durch die Hauptzierde der Bürgeriſchen Nachbildung, die Reime, iſt der Charakter des Gedichtes nicht nur verändert, ſondern es iſt eigentlich charakterlos geworden.

Ohne das hätte die Wahl der Bilder und Züge unmöglich eine ſolche Breite gehabt. Wie ſchon geſagt: durch Corrigiren war hier wenigſtens für das Ganze nichts zu verderben; im Einzelnen iſt es häufig geſchehen, wie ſich leicht zeigen ließe, wenn für unſern Zweck nicht der Beweis hinreichte, daß Bürger bei der Beſchränkung ſeiner Kritik auf Diction und Versbau, ſelbſt über dieſe Punkte nicht auf die Grundſätze zurückging, und aus irrigen Vorderſätzen ſchloß. So nimmt er bei

Benjowsky. Der Alte dauert mich, wir wollen wieder edelmüthig ſein und ſie ihm da laßen.

Kotzebue. Das wäre ich gewiß ſo gern wie du, aber es iſt durchaus unmöglich. Wo nehmen wir eine andere prima donna her? Und die Bärenfamilien-Ballette.

Ting-tong. Nun, wie lange ſoll das Gezerre dauern?

Ein kamtſchadaliſcher **Hund** kommt athemlos gelaufen.

Benjowsky. Sieh, ſieh, was will die Beſtie?

Toyon. Sprich ehrerbietiger, er kommt gewiß als Kourier. Durch das Gebiet der Koriaken hindurch braucht man Rennthiere dazu, und von unſrer Gränze an verrichten es Hunde.

Hunde. Wau wau! Kotzebau! Du biſt frei! Der Monarch hat begnadigt! Kannſt zurückreiſen. Die Freu — eude, das Lau — Lau — Lau — Laufen — ich gebe den Geiſt au — au — au — auf. (ſtirbt.)

Kotzebue. O Freude! Entzücken über meine Befreiung! Mußtet ihr durch den Tod dieſes meines gefühlvollen Retters verbittert werden, der wie jener ſiegverkündende Spartaner entſeelt vor mir da liegt? — Armer kleiner Hund! Wenn mir das Alter Ruhe ſchenkt, ſoll einſt dein Bild, in Marmor ausgehauen, meinen Garten zieren, und die Vorſehung durch deinen Anblick mich zu immer neuem Danke wecken. (er läßt Puſeltuſel los, die er bis dahin immer feſt gehalten.) Da haſt du ſie, alter Vater! — Octavia! meine Tragödie! — Fort in's Vaterland!

Toyon. Kutka ſegne dich, deutſcher Bärentänzer! Kutka ſegne dich! (Mit Puſeltuſel ab.)

Ting-tong. Du willſt nun alſo nicht mit nach China fahren?

den metriſchen Bemerkungen gar keine Rückſicht auf den Gegenſatz der gereimten und rhythmiſchen Versarten. Nicht ſelten liegt der Satz im Hinterhalte, die Poeſie ſolle keine Freiheiten der Sprache vor der Poeſie voraus haben: eine oft genug wiederhohlte und eingeſchärfte Meynung, die aber von Leuten aufgebracht iſt, welche Poeſie und Proſa als entgegengeſetzte und unabhängige Weſen in ihrem Kopfe nicht vereinbaren konnten, und deswegen, da man der Proſa zum nächſten Gebrauch doch nicht wohl entrathen kann, lieber die Poeſie aufheben wollten. Meiſtens aber rügt er Verſehen gegen die logiſch-grammatiſche Genauigkeit, die nur durch eine ängſtliche Zergliederung merkbar werden, auf welche die Poeſie, als eine Kunſt des ſchönen Scheines, gar nicht eingerichtet zu ſeyn braucht. Es giebt zwar in ihr ſowohl Miniaturen als Decorationsmalereien, aber für die mikroſkopiſche Betrachtungsart iſt keines ihrer Werke beſtimmt, und ein Gedicht, welches dem Leſer Muße und Luſt dazu ließe, könnte ſchon desfalls keinen Werth haben. Und doch iſt Bürger ſeiner Sache dabei ſo gewiß, daß er den Vorwurf der Kleinlichkeit und Pedanterei mit folgendem Ausſpruche abweiſt: »Ich verkündige allen denen, die es noch nicht wiſſen, ein großes und wahres Wort: Ohne dieſe Sylbenſtecherei darf kein äſthetiſches Werk auf Leben und Unſterblichkeit rechnen.« Die Geſchichte der Poeſie muß ihm, als er dieſes ſchrieb, gar nicht gegenwärtig geweſen ſeyn. Oder haben etwa Homer, Pindar, Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes dieſe Sylbenſtecherei geübt? Und um aus der modernen Poeſie nur Ein Beiſpiel anzuführen, wer war weiter von ihr entfernt als Shakſpeare? Ja wie läßt ſich bei den Altengliſchen Volksliedern, die Bürgern zu ſeinen ſchönſten Hervorbringungen die Anregung gaben, und alſo hoffentlich noch leben, nur daran denken? Dagegen ſind manche, ſogar auf die Nachwelt gekommene Werke der Alexandriniſchen Dichter, die in dieſer Sylbenſtecherei keine gemeine Meiſterſchaft beſaßen, doch nicht am Leben. In der neueren Poeſie kann man diejenigen, welche ſie mit beſonderm Fleiße getrieben, und dennoch nie, außer im Wahne eines verkehrten Geſchmacks gelebt haben, zu hellen Haufen aufzählen. Bürger verkannte ſich ſelbſt und ſeinen Werth mit dieſer ängſtlichen Sorge um die kleinen Aeußerlichkeiten der Poeſie, worauf man den Spruch des Evangeliums anwenden kann: Ihr ſollt nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heiden. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen.

Ich habe im obigen Bürgers Maximen über Correctheit und ſein Verfahren beim Ausbeſſern lebhaft beſtritten: eine wider ihn ausfallende Entſcheidung würde indeſſen zu ſeinem Vortheil gereichen, indem ſie ihn von ſo vielem ungerechten Tadel ſeiner ſelbſt und von den ertödtenden Correcturen befreite. Es thut weh, zu ſehen, wie Bürger z. B. bei Molly's Werth (S. 501 u. f.) gegen ſein eignes Fleiſch wüthet, und Ausdrücke matt und gemein ſchilt, die nur dem Tone der Geſinnungen gemäß einfältig und naiv ſind; wie er ſelbſt in einem Gedichte von nicht mehr als drei Strophen Veränderungen ohne

Rückſicht auf das Ganze vornimmt, und ſo aus einem ſüßen herzigen Liede ein ſteifes verzwängtes Unding herausbringt, an dem nichts mehr zu erkennen und zu fühlen iſt. Glücklicher Weiſe ſind die Romanzen von allem ſolchen Ungemach verſchont geblieben. Bürger mochte wohl einſehen, daß ſein allgemeines rhetoriſches Ideal einer guten reinen Schreibart (dem er bei den lyriſchen Gedichten unbedingt opferte, da doch nichts unter der Rubrik rhetoriſcher Fehler aufgeführt werden kann, was nicht in der Poeſie an ſeiner Stelle gut wäre;) hier nicht anwendbar ſey, ohne alles umzuſtoßen. Daß indeſſen in den meiſten Romanzen viel und oft ausgeſtrichen worden, ehe ſie öffentlich erſchienen, iſt gewiß, und daß ſie zum Theil beſſer, nämlich ungekünſtelter und freier von Manier würden ausgefallen ſeyn, wenn frühere Leſearten ſtehen geblieben wären, nur zu wahrſcheinlich.

Die kritiſchen Aufſätze und Veränderungen, womit wir uns bisher beſchäftigt haben, ſind zwar aus Bürgers letzter Periode; allein in der Vorrede zur zweiten Ausgabe kommen ſchon ſtarke Aeußerungen über ſeine abſondernde Anſicht des techniſchen Theils der Poeſie vor; und in der Vorrede zur erſten verräth ſich der grammatiſche Hang wenigſtens durch die eigne ſo hitzig verfochtene Orthographie. Wenn man ferner bedenkt, daß die Nachtfeier der Venus, ſein früheſtes, und das hohe Lied, eines ſeiner ſpäteſten Werke, ungefähr nach derſelben Idee der Tadelloſigkeit und einer abſoluten Vollkommenheit der Diction und des Versbaues, da es doch nur eine relative giebt, ausgefügt und durchgearbeitet ſind:

ſo kann man ſchwerlich zweifeln, daß die Maximen der Correctheit während ſeiner ganzen Laufbahn großen Einfluß gehabt haben.

Die Erwähnung des hohen Liedes führt mich auf einige ſeiner geliebten Molly gewidmete lyriſche Stücke, die noch zurück ſind. Ihr dichteriſcher Werth iſt aber ſo mit der Verworrenheit wirklicher Verhältniſſe verwebt, daß ſie keine reine Kunſtbeurtheilung zulaſſen. Man kann zum Theil die himmliſchen Zeilen im Blümchen Wunderhold auf ſie anwenden:

> Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
> Zu Sang und Klang gebaut,
> Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
> Zu ſtürmiſch und zu laut.

Beſonders iſt die »Elegie, als Molly ſich losreißen wollte«, ein wahrer Nothruf der Leidenſchaft, wobei das Mitgefühl jeden Tadel erſtickt. Dagegen iſt das Hohe Lied durch die Ausführung ein kaltes Prachtſtück geworden, wiewohl die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage durchblickt. Man muß es der Zeit anheim ſtellen, ob ſie dieſen blendenden Farbenputz und Firniß mit ihrer magiſchen Nachdunkelung genugſam überziehn wird, um es die Nachwelt für etwas andres halten zu laſſen.

Bürger hat das Verdienſt, das bei uns gänzlich vergeſſene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben. Indeſſen zeigt ſowohl ſeine Behandlung deſſelben, als was er in der Vorrede darüber ſagt, daß er die Gattung nicht aus der Betrachtung ihres wahren Weſens begriffen hatte. Alles läuft bei ihm auf die Merkmale der Kleinheit, Niedlichkeit und Glätte hinaus, durch welche Foderungen die antithetiſche Symmetrie und unveränderliche Architektonik des Sonetts durchaus nicht erklärbar wird. Er nennt es »eine bequeme Form, allerlei poetiſchen Stoff von kleinerm Umfange, womit man ſonſt nichts anzufangen weiß, auf eine ſehr gefällige Art an den Mann zu bringen; einen ſchicklichen Rahm um kleine Gemälde jeder Art; eine artige Einfaſſung zu allerlei Beſcherungen für Freunde und Freundinnen;« und ich befürchte, daß dieſe loſe, diminutive und alſo dem obigen zufolge ſonettähnliche Vorſtellung vom Sonett immer noch nicht ganz außer Umlauf geſetzt iſt. Das Beiſpiel der großen Italiäniſchen und Spaniſchen Meiſter belehrt uns, daß für das Sonett nichts zu groß, ſtark und majeſtätiſch ſey, was ſich nur irgend nach materiellen Bedingungen des Raumes darein fügen will. Ja, es fodert ſeiner Natur nach die möglichſte Fülle und Gedrängtheit, und Bürgers Sonette ſcheinen mir nicht genug gediegnen Gedankengehalt zu haben, um dem Nachdruck ihrer Form ganz zu entſprechen. Auch die bei den meiſten getroffene Wahl der fünffüßigen Trochäen ſtatt der eilfſylbigen Verſe oder ſogenannten Jamben, worin er fleißige Nachfolge gefunden, iſt ein Fehlgriff; was jedoch nur aus der Theorie des Sonettes, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ſich einleuchtend darthun läßt.

Es iſt nun noch übrig, etwas von Bürgers Ueberſetzungen und dem Charakter ſeiner Proſa zu ſagen. Unter jenen iſt ſeine Arbeit am Homer die wichtigſte: er hat ſie früh unternommen und lange dabei ausgeharrt. Ueber ſein erſtes Vorhaben, die Ilias zu jambiſiren, hat er ſelbſt in der Folge das nöthige geſagt. Die Gründe, womit er es in jugendlichem Eifer vertheidigte, können jetzt, nach den Fortſchritten unſerer Sprache in der rhythmiſchen Verskunſt, und nach der Entwickelung richtigerer Begriffe vom epiſchen Gedicht, niemanden mehr aufhalten: doch iſt es intereſſant zu ſehen, wie damals Punkte zweifelhaft ſchienen, über die der Erfolg nun ſo ſiegreich entſchieden hat, und welche Stufen die poetiſche Ueberſetzungskunſt durchgehen mußte, um auf die jetzige zu gelangen. Auch die jambiſchen Proben ſind für das Studium der Sprache und um zu ſehen, wie ſich Bürger bei einer ſolchen Aufgabe aus dem Handel gezogen, immer noch lehrreich.

Bei der hexametriſchen Ueberſetzung hatte er ſich eine beiſpielloſe Treue vorgeſetzt, und dieß redliche Streben, da ſonſt Entäußerung von ſeinen Eigenheiten eben nicht ſeine Sache war, iſt nicht unbelohnt geblieben; unter allem, was er poetiſch nachgebildet, iſt nichts ſo frei von Manier, und ſein langer Umgang mit dem Sänger hat ihm manches von ſeiner traulichen und naiven Weiſe zu eigen gemacht. Hätte Bürger Fertigkeit und Ausdauer genug gehabt, das Ganze zu beendigen und aufzuſtellen, ſo würde man ſeine Ilias neben die ältere Odyſſee von Voß geſetzt haben, und ihm wären durch die Uebung die Kräfte gewachſen, noch fernerhin mit ſeinem alten Freunde zu wetteifern; da er jetzt an der Voßiſchen Ilias und umgearbeiteten Odyſſee Nebenbuhler von zu großer Ueberlegenheit bekam, wodurch ſeine Bruchſtücke, die ohnehin als ſolche nur eine bedenkliche Exiſtenz haben, ganz in den Schatten zurückgedrängt wurden.

Aelter als ſeine homeriſchen Hexameter ſind die in einem frei überſetzten Stücke des vierten Buchs der Aeneide, welche für die damalige Zeit (1777), wo es mit der Bearbeitung der alten Sylbenmaaße faſt rückgängig werden wollte, allerdings zu loben ſind. Die gelehrte Ausbildung des Originals ſowohl in der Diction als im Versbaue, beſonders in den Uebergängen der Sätze aus einem Hexameter in den andern, darf man nicht erwarten; auch fehlt es nicht an Ueberladungen und Manieren, doch zieht ein gewiſſer Schwung und leichte Fülle den Leſer fort. Wie Bürger aus der Epiſode der Dido durch eigne Zuſätze ein für ſich beſtehendes epiſches Gedicht hätte machen wollen, ſehe ich nicht wohl ein; ſeine Aeußerung darüber war wohl nicht ſo ernſtlich gemeynt.

Auch Proben einer Ueberſetzung von Oſſians Gedichten finden ſich in der Sammlung. Ich ſehe die Meynung ſich immer erneuern, die Bürger ebenfalls hegte, daß dieß ein ſchweres Unternehmen ſey; ich, für mein Theil, begreife nicht, wie man es anfangen wollte, den Oſſian anders als gut zu überſetzen. Wenn man mich aber fragt: ob ſo etwas verdient überſetzt zu werden? ſo antworte ich dreiſt wie Macduff: Nein, nicht zu leben! Indeſſen ſtände von dieſem empfindſamen, geſtaltloſen, zuſammengeborgten, modernen Machwerk, über deſſen abſoluten Unwerth ich mich nicht ſtark genug auszudrücken weiß, dennoch vielleicht ein Gebrauch zu machen. Da, wie es ſcheint, in unſerm Zeitalter jeder poetiſche Jüngling die ſentimentale Melancholie einmal zu überſtehen hat, ſo ſchlage ich vor, wie man jetzt ſtatt der Kinderblattern mit den Kuhpocken abkömmt, ſie künftig mit dem Oſſian einzuimpfen; das Uebel wird auf dieſe Art am unſchädlichſten und am wenigſten anhaltend ſeyn.

Bürgers Arbeit am Macbeth hat Celebrität erlangt, und doch iſt ſie die mislungenſte unter allen. Bei den Hexengeſängen erwartete man ihn in ſeinem eignen Fach, und er war es ſo ſehr, daß ſie manierirter ausgefallen ſind als ſein manierirteſtes. Shakſpeare hat auch hier ſeine gewöhnliche Mäßigung und Enthaltſamkeit geübt, man ſieht, daß er die Zauberinnen, ohne den Volksglauben zu verlaſſen, der Würde einer tragiſchen Darſtellung leiſe anzunähern ſuchte. In der Uebertragung iſt alles ins Scheußliche und Fratzenhafte getrieben. Zwei Zeilen reichen zum Beweiſe hin.

Round about the cauldron go;
In the poison'd entrails throw.

Trippelt, trappelt, Tritt und Trott,
Rund um unſern Zauberpott!
Werft hinein den Hexenplunder.

Wo iſt im Original nur eine Spur von der kindiſchen Tonmalerei des erſten Verſes? Und wie verrucht müßten ſich die Hexen auf dem Theater gebehrden, um den Worten mit ihren Bewegungen zu entſprechen? Nach dem Zauberpott zu urtheilen, müſſen ſie aus Niederſachſen gebürtig ſeyn. Aber wenn wir auch den Hexenplunder fahren laſſen, kommen wir mit dem übrigen nicht beſſer fort. Es leiſtet durchaus nicht, was es als proſaiſche Ueberſetzung leiſten könnte. Bei vielen Kraftausdrücken, und ſchwächenden Ausrufungen, die pathetiſch ſeyn ſollen, iſt der Dialog nicht ſelten in platte Vertraulichkeit ausgeartet. Die Unſchicklichkeit aller mit dem Schauſpiel vorgenommenen Veränderungen, der Auslaſſungen, Umſtellungen und verſchieden vertheilten Reden, nach der Strenge zu rügen, würde unbillig ſeyn, da Bürger ſich ſo beſcheiden darüber erklärt, und bei der Bearbeitung durch einen fremden Antrieb geleitet ward. Wie ſeine eignen Zuſätze beſchaffen ſind, kann jeder bei der Vergleichung ſehen. So viel erhellet aus allem, und es dient zur Beſtätigung des bei Gelegenheit von Lenardo und Blandine bemerkten, daß Bürger ſich zu keiner reinen und ruhigen Anſicht des Shakſpeare erhoben hatte.

Bellin, ein Fragment, nach dem Giocondo des Arioſt, mußte freilich Fragment bleiben: denn wo hätte es nach dieſem Anfange mit dem Ganzen hinausgewollt? Im Arioſt iſt die Geſchichte, wie ſichs für eine ſolche Novelle in Verſen gehört, mit geiſtreicher Kürze erzählt; hier verliert ſich der Erzähler nach einer ſchon zu weitläuftigen Vorrede ſogleich wieder in endloſe Abſchweifungen, macht den Bellin, ſeinen Giocondo, ohne allen erdenklichen Zweck zu einem Dichter, und läßt den Lombardiſchen König über die ungerechte Verachtung der Poeten und der Poeſie, endlich ſogar über eine obſcure Provinzial-Zeitſchrift Dinge ſagen, die, Gott weiß wie dahin gehören mögen. Es iſt ein ſprechendes Beiſpiel, wie ſorglos Bürger über Plan und Anlage eines

Gedichtes ſeyn konnte, während ihn die Ausputzung des Einzelnen bis ins feinſte hinein beſchäftigte. Denn ſehr ſauber gearbeitet ſind die Stanzen wirklich: ſie verdienen bei den Studien über den Gebrauch dieſer Versart zum Scherzhaften und Drolligen in Betrachtung zu kommen. Nur wäre ihnen mehr Freiheit und Wechſel zu wünſchen; ſogar der Abſchnitt nach der vierten Sylbe iſt immer beobachtet, der als Regel bei fünffüßigen, nicht mit längeren und kürzeren Verſen untermiſchten Jamben eine ganz unnütze und nachtheilige Feſſel iſt.

Pope's Brief der Heloiſe an Abelard iſt in der Nachbildung ohne eigentlichen Zuſatz faſt um das Doppelte verlängert, was bei der einmal gewählten Versart unvermeidlich war Die ſpruchreiche Kürze des Originals, die unter dem Pomp der Declamationen ſeinen beſten Reiz ausmacht, iſt in elegiſche Weichheit verwandelt. Die fünffüßigen Trochäen, die überhaupt nur in wenig Fällen zu empfehlen ſind, machen bei einem ſo langen Gedicht ein ermüdendes Geſchleppe. In fünffüßigen gereimten Jamben ließe ſich ſchwerlich Couplet um Couplet geben; eher in Alexandrinern, die aber den Charakter ſchwächen würden. Das Gedicht ſoll eine Heroide ſeyn, und wenn es nur im Geiſte dieſer antiken Untergattung gedichtet wäre, ſo müßte ſichs in elegiſchen Diſtichen ſchicklich überſetzen laſſen. Da das aber nicht iſt, und ſich ſonſt kein paſſendes Sylbenmaaß dazu finden will, und auch ſonſt noch allerlei, ſo müſſen wir ſchon ſehen, wie wir uns im Deutſchen ohne ſelbiges behelfen.

Die Königin von Golkonde iſt das fantaſieloſe aber witzige Mährchen von Boufflers in freie gereimte

Kotzebue. Nein, mich erwartet ein ſchöneres Looß. Gieb uns die Zobelfelle wieder.

Ting-tong. Sie ſollen dienen meinen anſehnlichen Bauch zu füttern. (Steigt mit ſeinen Leuten in das Boot und ab.)

Kotzebue. Nun lebt wohl, Gefährten meines Unglücks! Lebt recht wohl und vergnügt.

Benjowsky und die Verwieſenen. Wie? du willſt uns hier im Elende verlaßen? — Du nimmſt uns nicht mit? — Es iſt abſcheulich.

Kotzebue. Ja, meine Freunde, mit der Verſchwörung iſt es nun aus, und ich werde der getreueſte Unterthan des Monarchen. Bleibet im Lande und nähret euch redlich.

Benjowsky. Auch mich, deinen Buſenfreund?

Kotzebue. Für dich kann ich vielleicht etwas thun, mir fällt eben eine Auskunft ein. Du ſiehſt, der Hund da iſt verreckt, niemand weiß es, ich will dich ſtatt ſeiner dem Monarchen vorſtellen, und für dich um eine Belohnung anhalten. Du haſt einen Pelz von Hundsfell an, wer nicht ſchon einen Argwohn hat, wird nicht darauf fallen, daß du ein Menſch biſt.

Benjowsky. Da ich einmal deine Creatur bin, muß ich mir alles gefallen laßen.

Kotzebue. Komm! ich eile in die Arme meiner Octavia! (Alle ab.)

Die Scene verwandelt ſich, und ſtellt das ruſſiſche Reich, ſowohl den aſiatiſchen als europäiſchen Theil vor.

Ein Triumphwagen, daneben der Leibkutſcher, zu ihm Kotzebue und Benjowsky als Hund.

Leibkutſcher. Ach, mein beſter Herr, da ſind Sie ja! Ich hörte, daß Sie in die Verbannung gerathen wä-

Verſe gebracht, nicht ohne manchen Verluſt, wie ſchon irgendwo ein Beurtheiler durch eine umſtändliche Vergleichung gezeigt hat. Wie mich dünkt, hat Bürger dabei einen Verſuch gemacht, Wielands Manier mit der ſeinigen zu vereinbaren.

Seine proſaiſchen Aufſätze beſtehen faſt nur in Vor- und Nachreden, und zwar meiſtens in geharniſchten: in dieſer Gattung hat er etwas gethan. Wenn er noch ſo ruhig und gehalten anfängt, ſo überfällt ihn, ehe man ſichs verſieht, plötzlich eine heftige ärgerliche Stimmung; ja er kann kaum eine rechtfertigende Anmerkung ohne dieſe widerwärtige Polemik zu Ende führen, worin ihn nur ſeine Lage entſchuldigt. Seine früheſten und ſpäteſten Aufſätze ſcheinen mir am beſten geſchrieben; in denen aus der mittleren Epoche geſellten ſich noch die üblen Sitten der Zeit dazu. Daß das rhetoriſche Ideal nicht vor manierirten Eigenheiten ſchützt, davon ſieht man an allen ein Beiſpiel: ſie ſind mit dem größten Fleiß durchgearbeitet, und doch iſt Bürgers Manier wo möglich noch ſtärker darin ausgedrückt als in ſeinen Gedichten; ſie erſcheinen faſt durchgehends geſucht, bald in neuen Wörtern und Wendungen, bald in veralteten, und ſelbſt in der Einfachheit anmaaßend.

Das Reſultat unſrer Prüfung, wenn wir es mit Uebergehung der nicht probehaltigen Nebenſachen zuſammenfaſſen, wäre etwa folgendes: Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfaſſender Fantaſie, von mehr biedrer und treuherziger als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen beſonders in der grammatiſchen Technik, als von tiefem Verſtand im

Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede als in der höheren lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theil ſeiner Hervorbringungen ächter Volksdichter, deſſen Kunſtſtil wo ihn nicht Grundſätze und Gewöhnungen hindern, ſich ganz aus der Manier zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit, ſeltner Größe hat.

XVI.

Matthiſſon, Voß und F. W. A. Schmidt.

Eine Zuſammenſtellung.

1800.

1.

Matthiſſon.

Von dem Lieblinge unſerer ſchwärmeriſchen Freundinnen der empfindſamen Landſchaftmalerei iſt kürzlich dreierlei erſchienen: Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts, Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu ſeinen Gedichten.

Vielleicht giebt es auch für die Poeſie einen Lapidarſtil, in welchem ſich eine ſo große Maſſe, wie die wichtigſten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formloſigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inſchrift zuſammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Ueberſicht eines Jahrtauſends dabei im Sinne haben. Von zufällig und perſönlich beſtimmten Eindrücken des Augenblicks dabei ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinaus kann, die Geſchichte eines Reiches ſchreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus überſehen wollen. Das Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts entſpricht daher ſeinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politiſchen Factionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabei erlittenen Schmach Deutſchlands redet. Machen dieſe partialen Begebenheiten der letzten Jahre das Jahrhundert aus? Und geſetzt, ſie könnten es vertreten, ſo giebt es doch wohl für ſie im Zuſammenhang der Bildungsgeſchichte des geſammten Menſchengeſchlechtes noch einen ganz andern Geſichtspunkt; und ein Geiſt, der ſich zu dieſem erheben kann, wird ſchwerlich bei dem einſeitigen Jammern über phyſiſche Leiden ſtehen bleiben.

Es ſcheint überhaupt mißlich, dichteriſche Kunſtnamen aus der Bildnerei zu entlehnen: ſoll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, ſo läßt er offenbar die klarſte und ruhigſte Darſtellung eines Gegenſtandes erwarten, am wenigſten lyriſche oder lyriſch ſeyn ſollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Alſo auch hierin hat der Verfaſſer nur eine verworrene Vorſtellung von ſeiner eignen Abſicht gehabt. Sein Gedicht iſt eine ſogenannte Ode, und zwar nach Ramleriſchem Zuſchnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabei am meiſten vorgeſchwebt, und da dieſe einer der wenigen ſchönen jugendlichen Blicke von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiſte war, ſo wäre die Wahl des Vorbildes an ſich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein paar einzelne Strophen. Dann tritt auch jenes Gedicht mit weniger Anmaaßung auf, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerſpricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künſtelei und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Africa bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Raſ't furchtbar der Zerſtörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Rieſendamm bis zu den Katakomben
Parthenope's, die Saat.

Wie ſoll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, ſondern geographiſche curiosa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, ſo großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele ſonſt bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zephyr, der uns kühlt, ein Todesröcheln
Auf ſeinem Fittig trägt.

— Als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte geweſen wäre!*) — ſondern weil ein jeder Vers, der uns, ſtatt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaaßende Koſtbarkeit oder Ziererei auf ſeinem ſchwerfälligen Fittig trägt. Eben ſo hohler Wortklang iſt der patriotiſche Aufruf an die Deutſchen, zu welchem ſchließlich noch die Geiſter der Helden bemüht werden, bei welcher Gelegenheit der Verfaſſer auch den Trumpf der altfränkiſchen Vorſtellungen über das Verhältniß der Deutſchen und Franzoſen, die Schlacht bei Roßbach, glücklich ausſpielt. Kurz, vom Jahrhundert finden wir bloß unbeſtimmte Allgemeinheiten, von einem Sarkophage hat das Gedicht die Eigenſchaft an ſich, daß es todtes und nicht lebendiges verwahrt, und zum Basrelief fehlen ihm nur Figuren und Stil; die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt iſt, ſtellt geglätteten Marmor weit beſſer vor.

---

*) Dieſen unaufhörlichen Wechſel von Geburt und Tod hat

Mit eben ſolcher typographiſchen Pracht, und noch mit Vignetten verziert, erſcheinen Alins Abenteuer. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht ſchrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt ſteht, muß es ſich auf die unausbleibliche Verwunderung des Leſers beziehn; nach dem Gedichte zugekehrt, hätte ihre

---

ſchon Lucretius auf eine wahrhaft erhabene Weiſe ausgedrückt:

miscetur funere vagor,
Quem pueri tollunt, visentes luminis oras;
Nec nox ulla diem, neque noctem aurora, sequuta est,
Quae non audierit, mixtos vagitibus, aegros
Ploratus, Mortis comites, et Funeris atri.

verſteinernde Kraft deſſen Beſchaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeiſt Ariel kündigt fälſchlich eine recht leichte hingegaukelte Dichtung an: ſie iſt aber ehrlicher als ſie ſelbſt weiß, indem ſie es durch ihre ungemeine Geſchraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht ſoll, ſo viel wir haben entdecken können, ein ſpaßhaftes Mährchen ſeyn: aber der Himmel weiß, was für ein Mährchen und was für Spaß! Ein Mährchen ohne Verwickelung und Auflöſung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darſtellung; und erzwungener, froſtiger, feierlich-ernſthafter, unluſtiger Spaß ohne Geiſt und Gehalt. Spaßhaft wird dem Leſer gewiß nicht zu Muth, der dieſe Abenteuer mit der Vorausſetzung zur Hand nimmt, es müſſe in einem angeblichen Kunſtwerke doch irgend ein Sinn, ein Zuſammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden ſeyn.

Alin, ein ſpaniſcher Ritter, verrichtet in Africa eine Menge ganz ernſthafter Heldenthaten, und zeigt ſich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkühr plötzlich nach Egypten führt, ſo geräth der Verfaſſer, bei Gelegenheit daß der Held ſich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine Erzählung ſeiner litterariſchen Laufbahn hinein, wobei Alin immer durch ſpitzfindige Gelehrſamkeit oder verkehrten Geſchmack lächerlich erſcheinen ſoll. Dann wird der Faden ſeiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen: Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuſcript endigt das vom Erzähler ſelbſt eingeſtandene Einerlei der

Geſchichte, die eigentlich keine iſt. Doch es iſt unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müſſen wir ein paar Proben herſetzen. Der Anfang lautet ſo:

Früh, bei des Morgenſterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß:
Laut wieherte, zum guten Zeichen,
Dreimal ſein Andaluſiſch Roß.

Gleich den Aleiden und Rinalden,
Grüßt' er, mit ſeinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerſt erſchien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokko,
Der Kaiſerſtadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiſte,
Dem ſchmelzenden Sirenenton,
Eilt' er, gewarnt vom beſſern Geiſte,
In ſauſendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderherden ſchirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte ſeine ſtolzbethürmte
Granitne Felſenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,
Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In ſiedend Bergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter, durch Cytherens Gnade
Mit Roſen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum ſtillen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verſchäfert,
Oft mit Sonett und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeſchläfert,
Zu beſſerm Zeitvertreib in Stahl.
— — — — — — — — — —

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß geſpundet,
Er auf dem nächſten Strom' ins Meer. u. ſ. w.

Folgendes ſind Stücke aus dem litterariſchen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippſchaft bis zum jüngſten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch Staunen! als, vom Erſtlingspiepen
Der Brut im Ei, ſein Preistractat
Verherrlicht durch Bodoni's Typen
Ans Licht in Salamanca trat.

Des Paradoxen großer Prieſter,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germaniſchen Torniſter
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühſt du, rief er, hier ſo ſpärlich,
O Zauberblume des Genie's?
In Füſſe zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Clariſſa, Triſtram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportiren,
Bemannt ſich die Fregatte ſchon.

Hier dulden wir nur Mönchsgeſichter,
Der Humpen Klang, des Turney's Kampf,
Geſpenſterklubb, vermummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt' er ungezogen,
Als, bei der Muſen Weihgeſang,
Sich königlich zum Sternenbogen
Ein Rieſenadler, Göthe, ſchwang.

Wer ſchnöder Gleißner Myſtik haßte,
Wer Garve, Mendelſohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obſcurant.

Er läſterte der Vorwelt Schätze
Im Vatican und Capitol, u. ſ. w.
— — — — — — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay;
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon ſey.

ren, und da ging ich hin zum Monarchen und habe Sie losgebeten. Nun wollte ich Sie auch ſelbſt in die Reſidenz fahren.

Kotzebue. Habe Dank, du kommſt gelegen. Es iſt die Art edler Gemüther, ihre Wohlthaten nicht unvollendet zu laßen. (Sie ſteigen ein.)

Leibkutſcher (indem er auf den Bock ſteigt.) Nun geben Sie Acht, ich will ein bischen ſcharf fahren, in einem Umſehn ſind wir dort. (fährt.)

Kotzebue. So lebt denn wohl, ihr gutmüthigen Kamtſchadalen! Ihr ſeid noch unverdorben, eure einzigen Schwächen ſind Faulheit, Schmutz und Freſſerei. — Sieh, dort iſt ja ſchon die nordöſtliche Durchfahrt. Das Eismeer ſieht recht ſchön blank aus, und da hinten, däucht mir, ſehe ich auch die Stange vom Nordpol hervorragen. Ich muß doch geſchwind noch einige Thränen in den See Baikal weinen. — Warum hält er denn an? Ha ha, der Thorſchreiber von Irkutzk fragt um meinen Namen und Charakter. Nun nähern wir uns ſchon der cultivierten Welt. Hör' er einmal, mein Freund, kann er mir nicht etwa die neueſten Blätter der allgemeinen Litteraturzeitung geben? Ich wollte mir im Wagen die Zeit damit vertreiben.

Thorſchreiber. Ja, ich habe ſie eben vom Poſtmeiſter erhalten, da ſind ſie. Der Monarch hat befohlen Ihnen auf dieſer Reiſe allen möglichen Vorſchub zu leiſten, ſo wird dieſer Vorſchub wohl mit dazu gehören.

Kotzebue. Nur zu, Kutſcher! — Ich ſuche eine ehrenvolle Recenſion meiner neueſten Schauſpiele vom Hofrath Schütz ſelber, die ich immer noch nicht finde. — Wenn ſie nicht bald kömmt, werde ich wieder anfangen auf die Re-

Die Luſt am Nackten zu verwürzen,
Moderniſirte, ſehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieſes Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;

— — — — — — — — — —

Sprach zu des Coliſeums Mauern:
Zerfleiſchter Chriſten Todesruhm,
Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und ſtürzte ſie zu Bauſtoff um;

Löſt' am Gebälke die Verkröpfung,
Durch ein Decret, vom Künſtlerbann,
Und predigte, bis zur Erſchöpfung,
Im Volkston gegen Winkelmann;

Kam oft geſpornt, recht ſansküllottiſch,
Zu Ball, Concert und Pikenik,
Den deutſchen Dreher walzt' er ſchottiſch,
Und gähnte frech bei Glucks Muſik;

Pries auf Luteziens Theater
Den Gang des griechiſchen Kothurns,
Und ſchaute voll entbrannter Krater,
Den Mond! O nein! den Ring Saturns. u.ſ.w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geſchmack am Franzöſiſchen Trauerſpiel mit ſeinen aſtronomiſchen Träumereien durch ein Und verknüpft iſt, kann ein Bild von Zuſammenhange des Ganzen abgeben. Wie ſtimmt es zuſammen, daß der Bewunderer der ehemaligen Franzöſiſchen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die Deutſchen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelſohn Frömmler nennt, aus abergläubiſchem Eifer die Denkmäler des Alterthums ſchändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Perſon zuſammengehäuft werden ſollen, ſo iſt auch das gänzlich verfehlt: wer ſetzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben ſo ſind die gelehrten Anſpielungen zum Theil veraltet: wo iſt z. B. noch von der Einſchachtelungs-Theorie die Rede? Dazwiſchen ſtehen nun ganz erlaubte und ehrbare Unterſuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas taugliches darüber geſchrieben hätte. Man ſieht alſo von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man damit die erſten Abenteuer zuſammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungeſalzen wären, ſo wird man faſt verſucht zu glauben, das Ganze ſey nicht buchſtäblich zu nehmen, es ſtecke irgend eine allegoriſche Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unbillige Zumuthung wäre, ſich an einer ſolchen Einkleidung derſelben den Kopf zu zerbrechen, ſo müßte doch irgendwo ein Endchen vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es alſo ſcheint, als wollte die voranſtehende Sphinx ſo etwas glauben machen, bleiben wir dabei, daß das Geheimniß des Mährchens wie mancher Orden darin beſteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft fantaſtiſch iſt, wird freilich eben dadurch wieder ſymboliſch: es entſteht dann ein beſtändiges aber unbeſtimmtes Anſpielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den größten Theil ſeines Reizes verlieren würde. Das iſt der Fall bei Goethe's Mährchen, wo der Wechſel der heiterſten vorüberziehenden Erſcheinungen von geiſtigen Anklängen wie von einer unſichtbaren Muſik begleitet wird. Hat der Verfaſſer etwas ähnliches im Sinne gehabt, ſo wäre er auf den ſchlimmſten Abweg gerathen. Die Anſpielungen ſind derb genug ausgeſchrieben, nur die Bilder erſcheinen nicht. Statt daß dort die Fantaſie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künſtelei unbeholfen auf den Stelzen harter Verſe und ſeltſamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Anſprüche auf Satyre betrifft, ſo machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Commentars mit erdichteten Namen wiederkömmt, es bis zum Ueberfluſſe klar, daß es dem Verfaſſer niemals eingefallen iſt, der Witz müſſe auf etwas gehen. Dieſe zum Theil obendrein erborgten Einfälle ſtehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bei allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Correcten geprieſen hat, und wer ein poetiſches Naturaliencabinet hält, mag ſogleich dieſem Petrefactum von Fratzen ohne Fantaſie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialiſcher Tollheit einen ausgezeichneten Platz darin anweiſen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß ſie ſich Fehler wie dieſe nicht ohne große Mühſeligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch ſaurer gehabt als der Leſer und ſelbſt als der Vorleſer, dem doch manchmal von »des Wortsſchwalls Katarakte« die Zähne knacken möchten, und dieß Mährchen iſt wohl eben ſo wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechſelt.

Wenn man ſich nun unter Matthiſſons früheren Arbeiten nach etwas umſieht, das als Uebergang ein ſolches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, ſo bietet ſich in dem Nachtrage, der großentheils in den Schilleriſchen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderſt die Sehnſucht nach Rom dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in der ganzen Manier, dieſelbe überladene Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, daſſelbe Haſchen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künſtlichkeit zuſammengebracht ſind, ſogar bei der großen Verſchiedenheit der Gattung und des Gegenſtandes daſſelbe Sylbenmaaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in dem gänzlichen Mangel an Zuſammenhang, Reihenfolge und Fortſchritt. Eben ſo wie man die Abenteuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf ſtellen könnte, iſt auch die Sehnſucht nach Rom ein bloßer Cento von Erinnerungen, wo man gar nicht ſieht, wie eine die andre anregt, und die ſich eben ſo gut ganz anders hätten ſtellen laſſen. Indeſſen weil die geſchilderten Gegenſtände doch alle in Rom befindlich ſind oder waren, und von ſelbſt unter gewiſſe Rubriken fallen, ſo tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetiſche. Hingegen im Alin, wo ſich der Dichter ohne einen ſolchen fremden Halt ins weite gewagt, hat er völlig die Tramontane verloren, und man kann ohne Bedenken ſagen, daß, wer einmal ſo etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß iſt nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren ſteht: als pſychologiſche Erſcheinung muß es aus dieſen erklärt werden; kritiſch betrachtet kann es Licht über ſie verbreiten. Zwar ſoll und kann eine mißlungene Hervorbringung dem Verdienſte beſſerer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierirte Ausartung, wenn ſie aufs äußerſte gediehen iſt, die Spuren und Keime derſelben Manier da entdecken laſſen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche Matthiſſons Ruhm hauptſächlich gegründet haben, ſind von der landſchaftlichen Gattung. Sie ſchildern theils ausgezeichnet ſchöne Gegenden, oder wo dieß nicht der Fall iſt, leiht ihnen doch die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerſchein. Außerdem iſt das Neue, was ſie günſtig von der meiſten bisherigen beſchreibenden Poeſie unterſcheidet, der Gebrauch lyriſcher in Strophen abgetheilter Sylbenmaaße. Zwar hatte ſchon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geſchildert, aber dieſe waren bei ihrem Umfange mehr auf das rhetoriſch Didaktiſche und Sentenziöſe eingerichtet. Die fortgehenden reimloſen Versarten begünſtigten bei Thomſon und Kleiſt die urſprüngliche Formloſigkeit der Gattung, und trieben ſie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerſcheinungen herum. Die engere metriſche Begränzung ladet von ſelbſt dazu ein, ein landſchaftliches Gemählde abzuſondern und muſikaliſche

Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philoſophiſcher Beurtheiler die Ausübung des Dichters mit ſeiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinſtimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bei der Betrachtung als bei der Hervorbringung aufgewandt worden ſeyn. Wenigſtens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Abſicht des Dichters, wenn er die Sylbenmaaße ſo willkührlich und unpaſſend wählt, z. B. eine Alpenreiſe in dreifüßigen Jamben beſchreibt. In andern Stücken iſt die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyriſirt, um zu dem Gebrauche ſelbſt einer leichten Liederſtrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genferſee, das nur in einer ähnlichen Epoche des correct ſentimentalen Geſchmacks eben ſo berühmt werden konnte als Gray's Elegie auf einem Kirchhofe, iſt durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeſchoben ſind, noch weniger als anfangs. Wie paſſen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rouſſeau's Heloiſe zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus der Urgeſchichte des Erdbodens? Die empfindſame Mattigkeit des Schluſſes hat man ſchon öfters gerügt; aber ſo viel ich mich erinnere, iſt es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüſtenei in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen ſo lachenden Anblick zu contraſtiren, und die Hauptzüge dieſer. Schilderung aus Johannes Müllers Geſchichte der Schweiz (1 B. S. 3 u. 4) entlehnt ſcheinen: nur daß die Proſa des Geſchichtſchreibers viel größer und bedeutender darſtellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und ſchöne Zeilen. Dieſe haben ſein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meiſten Leſer ſich nie dazu erheben, irgend eine geiſtige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es ſonſt der Bemerkung entgehen können, daß Matthiſſon ſelbſt in den kleinſten Compoſitionen nicht Ton und Colorit zu halten weiß?

In dem Liede: die neue Heilige, finden ſich folgende Erwähnungen unmittelbar nach einander: Pygmalion, eine Göttin, Anſpielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geiſtergruß, ein Irrlicht das nachher zum Heiligenſcheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Iſt es wohl möglich, in ſieben kurzen Strophen die Fantaſie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andere zu hetzen? So beginnt »der letzte Troſt« mit der Schilderung einer düſtern Nacht, von allen nordiſchen Schauern begleitet, die dem Dichter, ſchon wunderlich genug, die Schmerzen der Sehnſucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwei Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen ſondern ſtillſtehenden Gemählde ſo neblicht und ſtockfinſter war;) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe iſt er auf einmal glücklich von der Unſterblichkeit überzeugt. Welche Pſychologie ſoll dieß erklären? Und wenn ſo etwas nicht incorrect zu heißen verdient, was ſoll dann den Namen führen?

2.

Voß.

Muſenalmanache für 1796, 97 und 1800.

Der Herausgeber hat dieſe Sammlungen mit einer beträchtlichen Anzahl von Liedern in der ſchon bekannten Weiſe ausgeſtattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn nicht kennen: aber gerade dieſes unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreiſe giebt einen Aufſchluß, denn es iſt ein Kennzeichen der ſchon in Verhärtung übergegangenen Manier. Einige Stücke ernſteren Inhalts nähern ſich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leiſten ſollen, denen es freilich an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt. Die Geſinnung darin iſt löblich, der Gedanke aber und die ganze Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe geht nicht über den Horizont des gemeinen Menſchenverſtandes hinaus. Andre ſind in einer fremden Perſon gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Näherin erzählt Schalkheiten, womit ſich eine unſchuldige Liebſchaft anſpinnt, ein Bauerburſch ſagt einer waſſertragenden Magd allerlei artiges, und dergleichen mehr. Das Lied iſt zu eigentlicher Mimik nicht die geſchickteſte Form, wenigſtens muß alsdann der muſikaliſche Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimiſchen erſetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn ſich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienſtlich das Ergreifen der gemeinſten Naturen in ihrer ganzen Beſchränktheit im Zuſammenhange eines Romans oder Schauſpiels ſeyn kann, ſo wenig ſagt es uns zu, wo ſie für ſich allein etwas bedeuten ſollen; in einem lyriſchen Gedichte erwarten wir ſchöne oder wenigſtens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen ſeyn ſollte, ſo müßte man nicht, ſowohl in der Klarheit der eingeführten Perſonen über ſich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Der größte Theil der Lieder bezieht ſich auf Familienfeſte, und würde, mit den bisherigen derſelben Art zuſammengetragen, ein ziemlich vollſtändiges ökonomiſch-poetiſches, nicht gerade Noth- und Hülfs-, aber doch Luſt- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Einige darunter beſingen einen feineren Naturgenuß; viele haben dagegen ein körperliches Gewicht, und es wird fleißig darin gegeſſen und getrunken. Es iſt gut, daß für die Haushaltung geſorgt werde: nur die Muſen müſſen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu ſeyn, wenn ſie ſich mit dem alltäglichen Treiben des Menſchen ſo gemein machen, da ſie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beſtändig zu verſinken geneigt iſt, bewahren ſollten. Ein Familienfeſt, wie das in »dem Agneswerder« geſchilderte, mochte recht artig ſeyn, wenn es durch eine geiſtvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch ſonſt, als durch Sprache und Verſification, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von außen gegeben iſt, und die Bilder bloß, an den Faden einer gleichgültigen Aufzählung gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbeſondre zum lyriſchen Ganzen? Der Verfaſſer ſcheint hier und in ähnlichen Fällen den weſentlichen Unterſchied zwiſchen

Natur und Kunſt, den unermeßlichen Abſtand von gemeiner Wirklichkeit bis zu ſchöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern ſieht man in der Roſenfeier eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geiſtigeres Bedürfniß ſeinen Lebensgenuß erfinderiſch zu ſchmücken wußte:

In ambroſiſchem Roſenkranze
Trank Anakreon ſingend auf.
Roſen kränzten den Held zum Tanze;
Roſen flocht er nach Kampf und Strauß.
Roſ', auch Götteraltären,
Roſ', auch heiligen Chören,
Gabſt du Kränz' um den Opferſchmaus.

und man läßt ſich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen ſeyn ſollte. Die Ode »vor den Braten« (Alm. v. 96. S. 75.) iſt dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poeſie. Der Titel iſt noch zu allgemein; er ſollte lauten, wie die umſtändlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: »Zu ſingen, bevor man einen gebratenen Haſen verzehrt, der nicht auf der Jagd erſchoſſen, ſondern von einem Bauern todtgeſchlagen worden.« Dieſer letzte Umſtand macht obigen Braten zu einer dichteriſchen Behandlung noch um viels untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte ſorgfältig zu entziehn; und was iſt geſchickter, alle Eßluſt zu verſcheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man eſſen ſoll, in der Todesangſt gequiekt hat? Um dergleichen Geſellſchaftslieder noch entſchiedener aus dem Gebiete der ſchönen Kunſt zu verweicenſenten zu ſchimpfen. — Das iſt wahr, die Reſidenz nimmt ſich majeſtätiſch aus. — Kutſcher, laß uns im **Schleendorn** abtreten. Als ich das letztemal hier war, wohnte ich im **Römiſchen Kaiſer**. Meine Frau war mit mir — ich werde nie wieder im **Römiſchen Kaiſer** abtreten.

Leibkutſcher. Steigen Sie nur aus, lieber Herr, wir ſind hier grade vor dem **Schleendorn**. (Sie ſteigen aus, der Triumphwagen wird in die Remiſe gezogen.)

Anmerkung. Es bleibt dem Schauſpieler überlaßen, die faſt allzu kurze Scene einſtweilen, bis die eignen Reiſebemerkungen des Herrn von Kotzebue herauskommen, aus der **Flucht nach Paris** zu erweitern.

Zimmer im Pallaſt.

Der **Monarch**, **Kotzebue** und **Benjowsky** als Hund.

Monarch. Es iſt mir lieb, Sie geſund wieder hier zu ſehn. Der alte Leibkutſcher meines höchſtſeligen Vaters hat mir vorgeſtellt, daß Sie meiner Freigebigkeit zu Ehren ein ſchlechtes Schauſpiel verfertigt haben, und Sie ſehen, ich weiß dieſe Aufopferung zu ſchätzen. Wegen des Bahrdt will man mir ſagen, daß ſich ein andrer Ihres Zeichens A. v. K. bedient habe. Wie es mit dem Vorgeben auch ſei, ſo will ich Gnade für Recht ergehn laßen. Sie haben vielleicht auf jeden Fall ſchon genug dafür gebüßt.

Kotzebue. Wenn ich Ew. Majeſtät alle meine Empfindungen ausdrücken könnte — die Dankbarkeit — die Reue — die Zerknirſchung — die Unterthänigkeit —

Monarch. Außerdem iſt auch ein wunderlicher Aufzug von Menſchen, von einer Art von trocknem Hanswurſt angeführt, bei mir geweſen, um ſich für Sie zu verwenden. Dieſe Leute nannten ſich Ihre Kinder, und waren, wie ich erfuhr, lauter Perſonen aus ihren Schauſpielen. Allein die ſen, frage man ſich nur: welches Maaß von Geiſt und Bildung man wohl in geſelligen Kreiſen vorausſetzen dürfte, die dadurch nicht herab, ſondern heraufgeſtimmt werden, und wo ſie keine Mittheilungen von beſſerem Gehalt verdrängen ſollten? Durch Künſteleien der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur ſchlecht verkleidet. In folgenden Verſen zum Beiſpiel:

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch ſein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom Drillig
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme ſchwellt:
Dorthin, Brüder, dorthin troll' er,
Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverletzern,
Krähn und Ueberkrähn!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verſtehn!

macht es einen widrigen Contraſt, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und ſeltne Reime, denen der Verfaſſer überall nachjagt, gezwängt zu ſehen. Ob »Krähn und Ueberkrähn« Infinitive oder Subſtantive im Plural ſeyn ſollen? Manche der Voſſiſchen Stücke ſind ganz aus entſtellenden Zügen, unedeln Bildern und gezwungenen oder niedrigen Ausdrücken zuſammengeſetzt, z. B. der gute Wirth, und Vaterfreude.

Der Frauentanz ſcheint hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu ſeyn: die groben ſinnlichen Auffoderungen der Mädchen an ihre Burſche, (ſo nennen ſie ihre Tänzer) verſtoßen eben ſo ſehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabſehen, weil nur ſie »das Männchen« mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geſchweige denn veredelter Weiblichkeit.

Welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmauſe ſeine Bitten vorträgt:

Frau, du biſt ſo gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feſte;
Daß die lieben Gäſte
Uns nicht mißverſtehn,
Barhaupt mich zu ſehn.

oder wenn es in der Merzfeier heißt:

Klingt, und ſtecke Wein den Drillig;
Unſre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der »bunten Reihe« die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernſt mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird?

Das iſt ein wahres Wort,
Was uns die Alten lehren;
Wir brummten noch als Bären
Durch düſtre Wälder fort;
Wenn nicht die Weiblein uns gezüchtet,
Und uns geſtellt und aufgerichtet.

Des Bären Weiblein leckt
Die ungeformten Klumpen,
Die zwar als Bären plumpen,
Doch regſam und geſtreckt.
Selbſt aufrecht lernt ein Bärchen wandern,
Und ſteigt nach Honig, wie wir andern.

Der Enthuſiasmus des Eſſens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigene fromme Ergießungen aus:

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang!
Ob wie voll bis oben ſchütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch iſt immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die ſchön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

— — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen!
Kaum ſind Hände g'nug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelſchmaus für alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied geſungen wird, und man ſieht nicht, was ſich gegen eine ſo ſchweſterlich angebotene Begleitung einwenden ließe.

Wo die Darſtellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verſchwendet, ſondern ſich einem idealiſchen Bilde nähert, wie in dem Roſenkranz und der Schläferin, fehlt doch ein gewiſſes Etwas, jener zauberiſche Duft, der alles lieblich verſchmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas höherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und ſicher ſie auch ſey, iſt immer noch zu ſichtbar. Gäbe es, außer der Kunſt, noch ein Handwerk der Poeſie, ſo würde Voſſens Liedern der erſte Rang nicht abzuſtreiten ſeyn. Hierin verhalten ſie ſich zu den Schmidtſchen, bei aller Aehnlichkeit der Gegenſtände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte Engliſche Manufacturwaaren zu ſchlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in dieſe Studien eingeht, kann Voſſens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemiſch aus Erneuerung altdeutſcher Wörter und Wendungen, aus Niederſächſiſchem Provinzialismus und gelehrter Ummodelung iſt;) und der Sylbenmaaße immer lehrreich ſeyn. So hat er in der Schläferin die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutſchen ſelten, und ſeit den älteren Dichtern, zum Beiſpiel Weckherlin, ſehr aus der Acht gelaſſen ſind, mit Erfolg durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger ſeyn, wenn ſie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechſelten.

3.

Vergleichung.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den Voſſiſchen und Schmidtſchen Liedern iſt einleuchtend genug: bei manchen gehört ſchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim erſten Vorleſen zu entſcheiden, von wem ſie ſind. Ich glaube, es würde ſich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Voß, und unter der Reiſe Schmidt läſe. Der Unterſchied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: ſo wird z. B. bei den Voſſiſchen Feſten meiſtens jubilirt, daß es etwas ſo gutes zu eſſen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut ſich hingegen, das er nichts beſſeres hat, ihm hat das Schickſal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armſeligkeit beſchieden. — Paradoxer könnte es ſcheinen, wenn Mathiſſon mit beiden zuſammengeſtellt wird. Von Schmidt ſteht er durch die Gegenſtände am weiteſten ab, und doch kann man Spuren genug aufweiſen, daß bei einer Vertauſchung des ganzen Kreiſes der Anſchauungen, wenn ſich dieß Experiment machen ließe, ungefähr daſſelbe herausgekommen wäre. In Matthiſſons Kinderiahren ſind viele Züge ganz im Schmidtſchen Geſchmack:

Den Tag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;

Die alten Eichenſtümpfe
Am ſchilfumrauſchten Moor,
Die blaue Waſſernymphe,
Gewiegt am ſchlanken Rohr;
— — — — — — — —
Die Schule, dumpf und düſter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien; u. ſ. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169.) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüſch.

ſo iſt hierin ſo viel Matthiſſon, als möglicher Weiſe in zwei Zeilen ſeyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole' Grau verſchmelzen
Allgemach des Abends Roſengluthen,
Schwebend im Gewäſſer, deſſen Fluthen
Sanfter ſich ans Muſchelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß: vom Pelzen
Junger Apfelſtämm' und Kirſchenruthen,
Raſt' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüſch von Haſelnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durſt und Hunger
Hol uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglaſe.

Klapp' ein Tiſchchen auf in dieſem Graſe;
Daß wir fröhlich unſre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im erſten Quartett Matthiſſons überladene Eleganz und fleißige Landſchaftpinſelei, im zweiten Voſſens häuslicher Behaglichkeit, und in den beiden Terzetten ſeine ſelbſteigene Lobpreiſung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines ſolchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiſſon, aber gewiß nicht Voß fähig geweſen;*) und Mißgriffe, wie das Geſchlepp der fünffüßigen Trochäen bei lauter weiblichen Reimen (nur Einmal hat Bürger dieſe unſelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines ſolchen Stoffes in die gebundene Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der concentrirende Gipfel des Ganzen ſeyn ſoll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgeſpeiſt wird: das ſind Unglücksfälle, die dem Märkiſchen Dichter allein begegnen.

Die allen dreien gemeinſchaftliche Jagd nach ſeltenen Reimen iſt eine hervorſtehende Ecke, wobei man die Verwandtſchaft der Manieren auf der That ertappen, und das ſcheinbar Abweichende auf innre Uebereinſtimmung zurückführen kann. Unſtreitig können dergleichen Reime ſelbſt im edlen Stil von ſehr guter Wirkung ſeyn, wenn ſie ſelbſt edel und wohlklingend ſind, die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle ſtehen. Wiederum wirft der ſcherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt ſich zum Scheine von ihm beherrſchen, weil die poetiſche Form auf dieſe Art ſich ſelbſt drollig ironirt. Führt aber der Reim in einem ernſthaften Gedichte ganz ernſtlich das Regiment, brüſtet er ſich mit ſeiner Seltenheit, und mit nichts als ſeiner Seltenheit, wie bei Matthiſſon, Voß und Schmidt ſo häufig der Fall iſt; ſo fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundſätzen ausgeſprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten iſt ein Mittel zum Verſemachen; das Verſemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerlei wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von allem iſt. Eben ſo mit den Spracherweiterungen: ſie ſind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung der ihm vorſchwebenden Schattirung. Wo ſie an ſich Zweck werden, da fallen ſo verſchiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunſtwörter der Landwirthſchaft bei Voß und Schmidt, und die klaſſiſchen und artiſtiſchen Namen, die geſuchten Zuſammenſetzungen bei Matthiſſon, in poetiſcher Hinſicht in Eine Klaſſe.

---

*) Ich habe hier zu viel geſagt, und ſehe mich genöthigt, es zurückzunehmen. Auch in Voſſens Liedern fehlt es oft an Haltung. Man lege zum Beiſpiel folgende Zeile einem einigermaaßen in der Dichterſprache bewanderten Leſer vor:

> Unterm Einklang ſeliger Vereinung.

und gebe zu rathen auf, wovon hier die Rede iſt? Vermuthlich wird er antworten: von der Harmonie der Sphären. Nun ſteht aber die Zeile folgendergeſtalt im Zuſammenhange:

> Lieblich drehe der Tanz im Pantoffellande
> Mann und Weib herum, daß der Boden knakt
> Unterm Einklang ſeliger Vereinung.

Um das obige über die Verwandtſchaft und Abweichung der Manieren anſchaulicher zu machen, als es durch die umſtändlichſte Entwickelung werden könnte, ſey mir die Fiction eines Wettgeſanges zwiſchen den drei Dichtern erlaubt, wo jeder, durch das Medium gemeinſchaftlicher Reime, aber in einem ihm beſonders angemeſſenen Sylbenmaaße, dem Inhalte nach ſeine Eigenthümlichkeit behaupten ſoll.

Wettgeſang.

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott gebs!
Matth. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.
Schm. Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich Dutzendweis.
Matth. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tuſch' ich hin mit ſauberem Fleiß.
Schm. Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus mir ſich und Anapäſt.
Matth. In labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Aſbeſt.
Schm. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matth. Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schm. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matth. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schm. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß. Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſey leckeres dem beſcheert.
Matth. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schm. Ja, ein Biederherz wird hoch verehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen dammelt.

Voß. Paß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matth. Dich grüß' ich, Rieſen-Coliſeum
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schm. Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Fiekchen, komm und ſing mir ein Tedeum.

Voß. Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matth. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.
Schm. Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

Voß. Bei des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matth. Umeiſ't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß Sie es iſt.
Schm. Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebts Puppen und Dukatenkacker.

Wahrheit zu geſtehn, ſie ſchienen mir eben nicht gemacht, um außer dem Theater Glück zu machen, und wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo bringen Sie künftig verſtändigere Perſonen in Ihren Stücken an, und die die Schicklichkeit beßer zu beobachten wißen.

Kotzebue. Ew. Majeſtät Winke ſind für mich Befehle. Dürfte ich unterthänigſt der Gnade Ew. Majeſtät dieſen Hund empfehlen, der mit ſolchem Eifer als Kourier auf ſeinen eigenen Beinen zu mir geritten iſt, um Ew. Majeſtät Befehl zu meiner Befreiung zu überbringen, daß er beinahe den Athem zugleich mit ſeiner Botſchaft aufgegeben hätte.

Monarch. Es kann ihm eine kleine Penſion ausgeſetzt werden, füttern Sie ihn unterdeſſen nur gut. Um Ihre Freude vollkommen zu machen, ſollen Sie hier Ihre geliebte Octavia ſehn. Gehn Sie, ich überlaße Sie dem Entzücken dieſes Anblicks. (ab.)

Das Theater ſtellt das Innre eines ſchön decorierten Schauſpielhauſes vor, das ſich allmälich mit Zuſchauern füllt.

Kotzebue kommt herein und ſetzt ſich im Parterre zwiſchen Böttiger und Falk.

Böttiger. Laßen Sie ſich meine innigſte Freude darüber bezeugen, mein theurer Herr Präſident, daß Sie den deutſchen Muſen wieder gegeben ſind.

Falk. Wir haben aufrichtigen Antheil an Ihrem Schickſal genommen.

Böttiger. Man muß dem Theater und der Menſchheit zu ſeiner neueſten Wendung Glück wünſchen.

Falk. Um Verzeihung, mein Liebſter, kommen Sie wirklich aus dem eigentlichen Siberien?

Kotzebue. Ich weiß nicht anders.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matth. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schm. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'ſch.
Matth. Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schm. Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matth. Der Freundſchaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schm. Und für mich iſts kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des Teutoniſchen Urgeſchmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verſtündeſt!
Da gebrichts, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in ſtolzen Hexamétern?
Aber was ich ſinge, glaube mirs,
Klingt harmoniſch Micheln ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triſtig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüſtig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh,
Matthiſſon! Doch deine Basreliefſer,
Die am Sarge ſprießen in die Höh:
Iſt das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklaſſiſch wird durch weiſe Sichtung
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich-nützliche Verrichtung.

Anmerkung

zum neuen Abdruck.

Der obige Aufſatz iſt aus dem Athenäum abgedruckt, ſonſt unverändert, nur ſind in dem Abſchnitt von Voß einige Stellen aus einer früheren Beurtheilung in der Jenaiſchen Allg. Litteratur-Zeitung eingeſchaltet. Wer ſich die Mühe geben will, jene Beurtheilung ganz zu leſen, und die Gedichte damit zu vergleichen, der wird finden, daß ich gern jede Handhabe zum Loben ergriff, um den unerlaßlichen Tadel zu mildern, hingegen manche gute Gelegenheit zum Scherzen unbenutzt ließ. Ich verweilte bei den Liedern ernſteren Inhalts, ich rühmte die Geſinnung und Denkart, die ſich darin kund giebt. Dieſes, jetzt wiederhohlt, würde nur wie Spott herauskommen, nachdem Voß durch ſeine proſaiſchen Schriften einen für ihn ſelbſt ſo nachtheiligen Commentar dazu gegeben hat. Er hatte eine ganz einzige Gabe, jede Sache die er verfocht, auch die beſte, durch ſeine Perſönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer; den Weltbürgerſinn wie ein Kleinſtädter; die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter; die künſtleriſche und geſellige Bildung der Griechen endlich, wie ein nordiſcher Barbar.

Durch ein paar Zeilen, die man ohne Anſtoß leſen kann, ließ ich mich ſchon beſtechen, die Schläferin unter die idealiſchen Stücke zu zählen.

Du rothwangige Schläferin
Ruhſt ſo lieblich im Klee,
Nicht Arkadiens Schäferin
Ruhte lieblicher je!

Gleich darauf heißt es aber:

Fremd, wie Böhmen und Spanien,
Sah das Mädchen mich an.
Unter Blüthencaſtanien
Stand ich lauſchend, und ſann.

In der erſten Zeile ſind zwei ſprüchwörtliche Redensarten zuſammengeknätet; die eine: »Das ſind ihm Böhmiſche Dörfer;« die andre: »Dieß oder jenes kommt einem Spaniſch vor.« Die erſte iſt wohl daher abzuleiten, daß in den Böhmiſchen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die Böhmiſche, ſo daß der Deutſche ſich da nicht mehr verſtändigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die ſtrenge Kriegszucht Anlaß geben, welche der Herzog von Alba auch unter den Deutſchen Truppen einführen wollte. Ich finde den Ausdruck ſchon bei einem Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die doppelte Fremdheit läßt ſich nun aber auf den Vers ſelbſt zurück wenden; und wenn eine andre Leſeart ſtände, etwa:

Wie ein Löw' aus Hyrkanien,

oder:

Wie die Muſen Uranien,

oder:

Wie ein Türk' in Albanien,

oder:

Kühn wie einſt Luſitanien,

oder:

Wie am Feſt Ephiphanien,

oder:

Wie das Land Akarnanien,

oder:

Wie Muſarion Phanien,

oder mit geringerer Sorgfalt für die Reinheit des Reims:

Wie der Falk unter Kranichen;

ſo würde es, denke ich, den Leſern weder viel Böhmiſcher noch viel Spaniſcher vorkommen, als wie es jetzt lautet.

Bei dem Liede vor dem Braten muß ich einen Irrthum berichtigen: ich habe es buchſtäblich genommen, da es doch nach der Abſicht des Dichters allegoriſch verſtanden werden ſollte. Man urtheile, ob ich zu entſchuldigen war!

Sey willkommen, edler Haſe,
Ehrenſchmuck der Tafel heut!
Nimmer duckſt du mehr im Graſe,
Alle wir mit vollem Glaſe
Läuten dir ein Feſtgeläut!

Ha! dich fing der gute Bauer,
Dem du oft den Kohl geraubt.
Abends ſtand er auf der Lauer:
»Komm nur, ſprach er, meynſt du, Schlauer,
»Was dem Reh, ſey dir erlaubt?«

Hirſch' und Rehe können graſen,
Wo nur was zu graſen iſt;

Wenn ſie auch mein Korn durchraſen!
Anders, wenn ein Schelm von Haſen
Mir den Winterkohl zerſrißt!

»Endlich hält dich ſchlauen Rammler
»Feſt am Hinterlauf die Schnur!
»Ah du, wackrer Kräuterſammler,
»Streckſt die Löffel? Sey kein Dammler!
»Du mußt her! Ja quieke nur!

»Drohn auch Brüch' und Nackenſchläge,
»Wenn dich hier der Förſter ſpürt;
»Was er droht, hat gute Wege!
»Stöhl' er ſelbſt mir im Gehege,
»Traun, er würde ſelbſt geſchnürt!«

In der Ausgabe von 1802 (Th. V, S. 31) legte Voß zuerſt eine Anſpielung in die veränderte Ueberſchrift: Das Wildrecht. Dann gab er in den Anmerkungen einen geheimnißvollen Wink, und zugleich eine Weiſung für die Beurtheiler:

> »Um den Haſen war es wohl weniger zu thun, als
> »um etwas anders, das manchem in der Haſenlaune
> »entging.«

Ach freilich! freilich! Ich bin unbegreiflich verblendet geweſen, hier nichts zu wittern; und das kam daher, daß ich in der Haſenlaune war. Jetzt geht mir endlich ein Licht des Verſtändniſſes auf. Es ſollte eine Satire auf den Adel ſeyn, welchen Voß, wie bekannt, nicht auf republicaniſche, ſondern auf bäuriſche Weiſe haßte; und die Moral der Fabel iſt: wenn ein übermüthiger Edelmann den Bürger in ſeinen Rechten angreiſt, ihm in ſein Gehege kommt, ſo gelten die Vorrechte des Standes, die Jagdgeſetze, nichts mehr, und der Bürger kann ſich ſelbſt ſeine Genugthuung nehmen. Hiegegen iſt nichts einzuwenden: wird aber dadurch die gewählte Einkleidung geſchmackvoller?

Da einige der angeführten Beiſpiele an das Unglaubliche gränzen, ſo muß ich der Urkundlichkeit wegen bemerken, daß ſie ſämtlich aus den Muſen-Almanachen genommen ſind. Dieſe habe ich jetzt nicht zur Hand, aber für die wörtliche Genauigkeit ſtehe ich ein. Auch wird man die meiſten beurtheilten Stücke, ſo ziemlich unverändert, in der Ausgabe der Sämtlichen Gedichte vom J. 1802 wiederfinden. Nur vermiſſe ich in dem Frauentanz »das Männchen, das mit zu Bett genommen werden ſoll;« es iſt aber noch genug ſtehen geblieben, um das gleiche Urtheil zu begründen. Hingegen in der Auswahl der letzten Hand vom J. 1825 ſind viele der getadelten Stücke ausgeſchloſſen worden, und dieß verdient allerdings bemerkt zu werden. Hätte die Kritik und Parodie jener Gemeinheiten doch alſo nachgewirkt? Wäre der Verfaſſer nach einem Viertel-Jahrhundert in ſich gegangen? Wenn Voß nachgab, ſo hatte der Gegner gewiß Recht.

Die Kartoffelernte iſt jedoch auch der Auswahl mit eingerückt, und dieß, fürchte ich, hat Goethe verſchuldet, indem er ſie gegen den ſchon kund gewordenen Spott recht ausdrücklich in Schutz nahm, und den Sänger des Liedes bei ſeiner Denkart beſtärkte. Ich muß mich hier gegen ein Mißverſtändniß verwahren. Ich habe nicht behauptet, daß eine Kartoffelernte überhaupt nicht beſungen werden dürfe. Jede wohlthätige Fruchtbarkeit der Natur ſoll im Menſchen ein dankbares Gefühl erregen, und hat es auch von jeher gethan. Daher das Opfern der Erſtlinge, die Dankfeſte u. ſ. w. — Erntefeſte ſind alſo allerdings ein würdiger Gegenſtand für die Poeſie. Sie ſind es um ſo mehr, je weniger das Eingeerntete bloß dem rohen Bedürfniſſe der Sättigung dient. Deswegen iſt die Weinleſe vorzüglich dichteriſch, weil der Saft der Trauben, ohne ein Bedürfniß zu ſeyn, heitern Lebensgenuß verſchafft. Die Alten haben auch das Nützliche, das Getreide, den Oelbaum, in ihrer Mythologie verherrlicht. Sie verbanden aber mit der Erfindung des Ackerbaues den Begriff der Stiftung eines geſelligen und geſetzlichen Lebens. Wir haben keinen Triptolemus, der, wie jener Liebling der Ceres das Getreide, auf ſeinem geflügelten Wagen die Kartoffeln allen Völkern der Erde zugeführt hätte. Es war auch nicht wohl thunlich, weil ſie nur andre Arten der Anpflanzung vertreten, wobei dem Oekonomen zuſteht zu erörtern, ob nicht etwas nützlicheres darüber verabſäumt wird.

In dieſer Hinſicht ſcheint mir die einſeitige Hervorhebung der Kartoffeln eine Ungerechtigkeit gegen die Buchweizengrütze zu ſeyn, die ja auch in ſehr unfruchtbarem Boden gedeiht. Der Mais oder türkiſche Waizen hat auf gleiche Ehre Anſpruch zu machen: der daraus bereitete Brei, die polenta, iſt die vornehmſte, beinahe die einzige Nahrung der Landleute in Ober-Italien. Auf dem Theater in Mailand hörte ich einmal den Harlekin den Ausdruck Polenta-Verwüſter als ein Synonym

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10481/027

für Menſch nicht ohne Wirkung gebrauchen. Volete far morire questo povero distruggitor di polenta? rief er als Advocat den Richtern mit beweglicher Stimme zu. — Es iſt niederſchlagend, das Menſchengeſchlecht als einen Haufen lebender Geſchöpfe betrachten zu müſſen, für welche ſchon durch die Ausſicht auf nothdürftige Befriedigung des Hungers eine ſchwere Bekümmerniß weggeräumt wird. Und dennoch verhält es ſich ſo: alle Erfindungen des Gewerbfleißes, der Weltverkehr der Nationen, die zur Wiſſenſchaft gewordene Kunſt der Staatsverwaltung, haben bisher noch keine dauerhafte Sicherheit gegen die Gefahr einer Hungersnoth gewährt.

Als Schildwache vor dem Garten der Poeſie, vor dieſen königlichen Tuilerien, wo niemand mit einem Wamms, Schurz und Mütze, oder mit Handwerksgeräth ſpazieren gehen darf, würde ich aus perſönlicher Zuneigung die Kartoffeln gern durchpaſſiren laſſen, wenn ich nicht befürchtete, die Rumfordſchen Suppen, die Holzſparöſen, die Runkelrüben, die Stallfütterung, und andres dergleichen nützliches Volk möchten ſich gleich hintennach eindrängen, und es möchte mir alsdann unmöglich fallen, ſie mit dem Flintenkolben abzuwehren.

Wo hat aber Goethe die Kartoffelernte gelobt? werden die meiſten meiner Leſer fragen. Man ſehe die Beurtheilung der Voſſiſchen Gedichte in der Jenaiſchen Allg. Litteratur-Zeitung. (1804, April. Nr. 91 u. 92.) Daß ſie von dem großen Dichter herrührt, weiß ich nicht aus zuverläßigen Nachrichten: ich ſage es vermuthungsweiſe, und auf meine eigne Gefahr. Die Anonymität läßt ſich ſchwerlich behaupten, wo jeder Zug die

Falk. Da könnten Sie wohl recht genaue Nachrichten von der Grauſamkeit geben, womit den Verwieſenen begegnet wird, damit man etwas derb darauf ſticheln könnte. Ich bin auf dergleichen verſeſſen wie ein Falk.

Kotzebue. Um Verzeihung, damit kann ich nicht aufwarten. Wie würde es mein Herz zeichnen, zu der Verunglimpfung einer Anſtalt meines erhabenſten Wohlthäters die Hand zu bieten.

Falk. Sehn Sie, mein Liebſter, es iſt nur wegen meines Taſchenbuchs. Die berliner Charité iſt auf einen beßern Fuß geſetzt, Suwarow iſt todt, mit dem Geſandtenmorde war es auch gleich aus. Da habe ich mich denn dießmal in der Noth an die Lucinde und das Athenäum gemacht.

Kotzebue. Sie werden hiebei keine Anſprüche auf Originalität machen.

Falk. O ich bin über dieſen Punkt überhaupt nicht delikat, ich erkenne gern an, was ich Ihrem Eſel verdanke. Ich habe dabei nur etwas in's Niederträchtige gehn müßen, deshalb wünſche ich das nächſtemal recht erhaben, gleichſam als ein Retter der Menſchheit aufzutreten. Zudem wollen mir jetzt einige Kritiker die beſten Schwungfedern ausziehn, und ich bin in Gefahr bald ein ruppiger Falk oder gar eine Krähe zu werden, wenn ich mich nicht zuſammen nehme. Alſo bitte ich recht ſehr um einiges ſiberiſche Elend, damit ich im nächſten Taſchenbuch darüber ſcherzen kann.

Kotzebue. Wiederholen Sie lieber den Inhalt des gegenwärtigen, ſo liefre ich Ihnen vielleicht ſelbſt Beiträge.

Falk. Wie Sie meinen. Man hat mich freilich auf eine eclatante Weiſe dabei unterſtützt. Nachdem über einige Jahrgänge eine Pauſe eingetreten war, iſt von dem neueſten

Hand des Meiſters verräth; und ſo wird es wohl erlaubt ſeyn, hier eine wenig bekannte aber ſehr anziehende litterariſche Anekdote zu berühren. Man erzählte damals, Voß habe Goethe'n, welcher die Herausgabe der genannten kritiſchen Zeitſchrift einige Zeit lang leitete, um eine Recenſion von ſeiner Hand wiederhohlt und dringend angelegen; als ſie nun nach begreiflichen Zögerungen endlich erſchien, ſey er vor Freude außer ſich geweſen, während doch keinem gewitzigten Leſer die Ironie darin entgehen konnte. Ob ſich dieſe Ironie wider den Willen des Beurtheilers von ſelbſt eingefunden, indem er wohlwollend alles zum Beſten kehrte, oder ob eine ſelbſtbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauſcht, das laſſe ich unentſchieden. Nach dem Zeitpunkte der Abfaſſung iſt mir das letzte wahrſcheinlicher. Wie dem auch ſey: jeder Leſer, der die Voſſiſchen Gedichte kennt, und den Verfaſſer in ſeiner häuslichen Umgebung geſehen hat, wird das dort aufgeſtellte, idealiſirte und dennoch ſo ſprechend ähnliche Bildniß von ihm bewundern müſſen. Nur zuweilen geht die Schmeichelei des gefälligen Pinſels zu weit; und wo das Wort zart vorkommt, wird man wohl überall einen Druckfehler für zähe annehmen dürfen.

In der Auswahl vom J. 1825 ſind, außer vielen Gedichten, auch die Anmerkungen weggeblieben, die eine wahre Curioſität der früheren Ausgabe ſind. Dem Biographen Voſſens ſind ſie wegen mancher darin enthaltenen Anekdoten und Charakterzüge unentbehrlich. Dem Sprachkenner darf ich von den etymologiſchen Artikeln eine ungemeine Beluſtigung verſprechen. Die Worterklärungen werfen Licht auf den Sprachgebrauch des

Dichters überhaupt, und insbeſondere auf ſeine Ueberſetzungen. Zum Beiſpiel in dem Dorfpfaffen (nach Swift, wo ich nicht irre, aber vergröbert) lieſt man folgende Verſe:

Ein rundes Weib, — — — —
Das, wenn dirs früh im Magen wabbelt,
Kirſchbrantwein ſchenkt und wenig kabbelt;

und hiezu die Anmerkung:

»Wabbeln von weben, ſich ſchwach bewegen; hier von
»Uebelkeit; das vermehrte quabbeln wird von zitterndem
»Fette, Moorgrunde, Gallert gebraucht.«

Dieß findet nun ſeine Anwendung auf die leichtfertigen Beſchwörungen Mercutio's an den Romeo bei Roſalindens Reizen:

I conjure thee by Rosaline's bright eyes;
By her high forehead, and her scarlet lip,
By her fine foot, straight leg, and quivering thigh;

welche in der Ueberſetzung folgendermaaßen lauten:

Bei Roſalina's klaren Aeugelein,
Dem hohen Vorkopf, und dem Scharlachmund,
Dem drallen Fuß, Streckbein und Quabbelſchooß.

Hinweg davon! So hätte Oſtade die Mediceiſche Venus gemalt.

Da der Wettgeſang bereits unter meinen Gedichten abgedruckt iſt, ſo gedachte ich erſt, als eine neue Zugabe, die Parallelſtellen aus den drei Originalen beizufügen. Um Beweiſe meiner Treue und ſogar meiner Mäßigung wäre ich nicht verlegen geweſen. Wenn es zum Beiſpiel heißt:

> Mag der muckende Krittler mucken!
> Fort doch walzet die Melodie;

ſo finden ſich als Vorbilder:

> Was, ob fern ein Blaffer blafft,
> Ob ein Flunkrer flunkert?
> Was, ob fern ein Pfaffe pfafft,
> Und ein Junker junkert?

und:

> Dem Mucker ruft er zu:
> Was, Mucker, muckeſt du? u. ſ. w.

Aber die Mühſeligkeit nicht einmal gerechnet, fürchtete ich, zu ſehr in eine Aehnlichkeit mit den ſchwerfälligen Holländiſchen Ausgaben der Claſſiker hinein zu gerathen. Und dann, die Wahrheit zu ſagen, erwarte ich auch für meine litterariſchen Scherzgedichte einen Commentator von der Nachwelt.

XVII.

Regulus.

Trauerſpiel von Collin,

aufgeführt in Berlin im Jahre 1802.

Für den Regulus waren von Wien her große Erwartungen erregt worden; er hatte dort ſchon im vorigen Herbſte bedeutende Senſation gemacht. Die Empfänglichkeit für ſolch ein Stück macht dem Geſchmack des Wiener Publicums von einer gewiſſen Seite Ehre: ſie deutet auf das Bedürfniß, welches jetzt überall rege wird, ſich aus dem engen Kreiſe der bisherigen dramatiſchen Vorſtellungen hinaus in das Gebiet der Geſchichte und der Vorzeit zu wagen. Es iſt erquicklich, einmal wieder große Namen, das herrliche Rom auf unſerer Bühne nennen zu hören. Daß dabei die bis jetzt ſo wenig geübte Schärfe der Unterſcheidung fehlt, darf nicht befremden. Dann freilich iſt der Regulus keineswegs, wie man gerühmt hat, ein Meiſterwerk eines bisher noch unbekannten Autors, ſondern er hat vielmehr ganz die Art einer Schulübung: wo ein junger Mann, was er in den alten Geſchichtſchreibern geleſen und ſich wohl

Univ. Bibl.
München

gemerkt hat, beſtens wieder anzubringen ſucht. Der Verfaſſer iſt in Anſehung der dramatiſchen Kunſt noch lange nicht auf dem rechten Wege, oder vielmehr, er iſt auf gar keinem Wege: die Halbheit und das ſchwankende ſeiner Manier drängt ſich dem erſten Blicke auf. Er ſcheint es ſich ſelbſt nicht recht klar gemacht zu haben, ob er etwas im Sinn der Griechiſchen Tragödie, oder des Franzöſiſchen Trauerſpiels dichten wolle; dazwiſchen iſt ihm manches aus der Form von Shakeſpeare's hiſtoriſchen Dramen eingefloſſen; ja ſogar aus den nächſten und trübſten Quellen hat er geſchöpft, indem er unläugbar die Octavia des Hrn. v. Kotzebue, wo nicht beſtimmt nachahmte, doch vor Augen hatte.

Aus der letzten Richtung ſcheint beſonders der Widerſpruch in der Behandlung entſprungen zu ſeyn, daß er auf Simplicität Anſpruch macht und auf Effect Verzicht zu leiſten ſcheint, und daß er dennoch nach Effecten haſcht. Warum liegt gleich zu Anfange Attilia mit ihren ſchlafenden Kindern auf der Treppe? Dieſe Nacht hat gar nichts ſo Entſcheidendes; die Kinder werden auf den kalten Stufen den Schnupfen bekommen; da ſie vorgiebt, ſie ſo außerordentlich zu lieben, hätte ſie, wie eine verſtändige Mutter, ſie ordentlich zu Bette bringen ſollen. Nach einem ſo kläglichen Anfange prophezeiht man ſich gleich viel Beläſtigung von dieſen armen Geſchöpfen: und ſo trifft es denn auch zu, man muß ſie das Stück hindurch bis zum Ueberdruß ſehen. Es ſind eigentlich dieſelben alten und wohlbekannten Kinder aus Menſchenhaß und Reue, welche durch verſchiedene Stücke hindurch bis in die Octavia gewandert ſind, und ſich endlich auch in den Regulus gezogen haben; nur iſt der ältere, Serran, ein wenig aus dem Zeuge gewachſen, und in die ſogenannten Lümmeljahre getreten. Das Motiv, ein hartes Männerherz durch die unvermuthete Erſcheinung der Kinder zu erweichen, welches in Menſchenhaß und Reue Glück gemacht hatte, und in der Octavia froſtig wiederhohlt iſt, wird hier ebenfalls in der Scene zwiſchen Attilia und Regulus angebracht. Daß aber die Mutter den älteſten ſchon mündigen Sohn hartnäckig zum Ungehorſam gegen ſeinen Vater hetzt, um dieſen wider ſeinen Dank und Willen zu befreien, iſt eine Probe von der neuen überaus edelmüthigen Sittlichkeit, die alle Gerechtigkeit und Schicklichkeit unter die Füße tritt, und in ſo vielen Schauſpielen der letzten Jahre mit wahrem Bekehrungseifer gepredigt worden iſt. Und doch ſchürzt gerade dieſer Punkt den Hauptknoten, indem Publius, der älteſte Sohn des Regulus, als Tribun des Volkes ſein Veto ſpricht, und dadurch dem Entſchluſſe des Helden, unausgelöſt in die Gefangenſchaft zurück zu kehren, Hinderniſſe in den Weg legt.

Der zweite Act, der ganz im Senate ſpielt, wo der Conſul Metellus den Vorſitz führt, Regulus nebſt dem Carthagiſchen Geſandten Bodoſtor erſcheint, und über die Auswechſelung der Gefangenen unterhandelt wird, beſticht und ſöhnt beinah mit dem Stücke aus. Er zeigt recht auffallend die Majeſtät eines freien Gemeinweſens, die Würde der Oeffentlichkeit, und überhaupt das Gewicht großer Staatsangelegenheiten, wenn ſie nur ohne fremden Schmuck rein geſchichtlich auf die Bühne gebracht werden.

Der dritte Act ſinkt wiederum ſehr: er zeigt uns den Regulus von den Ueberredungen Bodoſters, und nachher ſeiner Frau nebſt Familie, bearbeitet; und er beweiſt wahren Heroismus, indem er nicht am Ende aus Langerweile nachgiebt. Bodoſtor, deſſen barbariſche Rohheit, im Senat ausbrechend, eine ſo gute Wirkung that, wird hier ganz zahm: er ſpinnt ein weit hergeholtes Geſpräch mit dem Regulus an, über den Vorzug des Weltbürgerſinnes vor dem Patriotismus. Außerdem daß ſeine Rede trivial iſt, ſieht man ihr ſogleich an, wo ſie ſich herſchreibt, nämlich aus Rouſſeau's Schriften. Nicht leicht haben wir etwas treffender gefunden, als den Anfang von der Antwort des Regulus der dem Carthager erwiedert:

Wohl hätteſt du die lange Rede dir
Erſparen mögen.

Nur Schade, daß dergleichen Aeußerungen nicht hin und wieder in dem Stück vorkommen, ſo hätte es die Kritik über ſich gleich in ſich ſelbſt getragen.

Der vierte Act ſchleppt ſich dürftig fort in Unterredungen des Conſul Metellus mit zwei Senatoren von entgegengeſetzten Geſinnungen; dann erfolgt ein mörderiſcher Ueberfall des jungen Publius, welchen der Conſul durch ſeine ruhige Faſſung vereitelt. Der Dolch, womit dieß ausgeführt werden ſoll, iſt der zweite im Stück; mit dem erſten bedroht Attilia, dem Regulus gegenüber, ihr eigenes Leben; den dritten zuckt Regulus im fünften Act auf ſich ſelbſt; doch wir irren uns, dieſes iſt eben der, welchen er der Attilia entwinden mußte, um als Sklav in Feſſeln dennoch einen bei der Hand zu haben.

Wenn das nicht Theaterſtreiche im übeln Sinn des Wortes ſind, ſo wiſſen wir nicht, was man ſo nennen könnte. Die Erſcheinung der Attilia im fünften Act, die, nachdem ſie ſich durch das ganze Stück hin unverſtändig genug gebehrdet, nun vollends im Verſtande verwirrt geworden, iſt noch das Mißlungenſte, Erborgteſte und Unſchicklichſte von allem. Dagegen wird einem bei der Volksverſammlung, wo die Sache ſich letztlich entſcheidet, wo der Conſul, Regulus ſelbſt und ſein Sohn, der Tribun, die erhöhete Bühne beſteigen und Reden an das Volk halten, wieder wohl; es gilt davon zum Theil, was vom zweiten Act. Ein ſchöner Moment iſt das Gebet des Conſuls am Altare Jupiters, und der Ruf der Rache gegen Carthago beſchließt das Ganze auf eine nachdrückliche und erhabene Art.

Manche haben die Mängel des Stücks auf den Stoff geſchoben; allein für den ächten Künſtler giebt es eigentlich weder günſtige noch ungünſtige Stoffe; alles kommt auf die Art an, wie der Gegenſtand genommen wird. Shakſpeare's Darſtellungsart Römiſcher Geſchichten ſcheint der Verfaſſer gar nicht gehörig ſtudirt, wenigſtens gewiß nicht recht verſtanden zu haben. Die Gemeinheit und Unmündigkeit im Thun des rohen Haufens iſt im Regulus dem Shakſpeare nachgemacht; bei dieſem hängt ſie mit der tiefen oft unergründlichen Ironie in der ganzen Darſtellung zuſammen, dort iſt es eine ungehörige und ſtörende Einmiſchung. Aus dem Catilina des Ben Jonſon wäre auch wohl noch manches zu lernen geweſen, ſogar aus den Römiſchen Stücken Voltaire's: denn in dieſen Franzöſiſchen Trauerſpielen iſt doch eine Kunſt der Anordnung und ein ſtrafferes Zuſammenhalten, was wir hier gänzlich vermiſſen. Auch die Reden durften, da das Ganze ſeiner Natur nach eine rhetoriſche Richtung hat, weit gedrängter und prächtiger ſeyn: mit einigen Sentenzen aus dem Seneca iſt es noch lange nicht gethan. Um den Römiſchen Geiſt recht hervortreten zu laſſen, müßte eine mehr ſtoiſche Anſicht der Dinge (welcher denn freilich die Familien-Quälerei beträchtlich würde weichen müſſen) zugleich mit dem nachdrücklichſten Lakonismus durchgehends herrſchend gemacht ſeyn. Die Reden ſind faſt immer zu lang, häufig zu ſchwach; die Verſe ohne Schwung, die Sprache nicht voll und würdig genug; der erzmodernen Phraſen, die an das letzte Jahrzehend erinnern, ſtatt nach Rom zu verſetzen, nicht zu gedenken.

XVIII.

Ueber den Deutſchen Jon.

Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.

Im Auguſt 1802.

Sie fodern mich auf, mein hochgeehrteſter Herr, über eine in Ihrer Zeitung entſtandene Fehde, die meinen Jon betrifft, etwas zu ſagen; und die Aufmerkſamkeit, welche Sie der Erſcheinung dieſes Schauſpiels durch Einrückung intereſſanter Aufſätze darüber (worunter noch der letzte über die Berliniſche Darſtellung mir beſonders belehrend war,) gewidmet haben, verbindet mich zu dieſer Erwiederung. Doch weiß ich nicht, ob ich dabei Ihren Erwartungen Genüge leiſten werde. Denn zuvörderſt werde ich mich wohl hüten, den Handel, der durch eine beiläufige Erwähnung des Stücks in der Nachricht über die Weimariſche Aufführung in Nr. 7, dann ſogleich eine ehrenvolle Anzeige und koſtſpieliger Auszug in der allgemeinen Litteraturzeitung erſchienen, wobei ſogar jene früheren, ohne damit auf die Ergänzungsblätter des neuen Jahrhunderts zu warten, kürzlich berührt wurden. Das Taſchenbuch wird jetzt mit Induſtrie betrieben, jedennoch ſorgte ich gern in etwas dabei für meine Ehre. Ich will es mir noch überlegen, mein Liebſter.

Böttiger. Endlich bin ich ſo glücklich, Sie auch einmal habhaft zu werden, mein theurer Herr Präſident. Ich habe Ihnen ſehr wichtige Dinge anzutragen. Sie wißen, welches Unheil gewiſſe revolutionäre Köpfe in unſerer Litteratur anrichten.

Kotzebue. Die Litteratur kümmert mich ſonſt eigentlich nicht; dieſes habe ich aber zufällig in Erfahrung gebracht.

Böttiger. Dem muß man mit Eifer ſteuern, und deshalb habe ich mich mit meinem Freund Merkel verbunden. Er iſt der Markurius und ich bin der Merkurius. Wenn er nun alles Vortreffliche herunterreißt und ich alles Mittelmäßige anpreiſe, ſo werden wir in kurzem die gute Sache beträchtlich fördern.

Kotzebue. Ganz gewiß, ſollte ich denken. Das müßen Sie am beſten verſtehn.

Böttiger. Das iſt es auch nicht, was ich eigentlich ſagen wollte. Mein geiſtliches Amt, meine Mode- und andern Journale können meinen raſtlos thätigen Geiſt immer noch nicht ganz ausfüllen. Da ich mich nun aus beſondern Gründen auf eigne Werke nicht einlaße, ſo bin ich meines Zeichens ein Bewunderer und Entwickler.

Kotzebue. Ich kenne Ihr Talent in dieſem Fache.

Böttiger. Da gebricht es denn manchmal an Gegenſtänden. Die beiden Dichter in der Loge hinter uns ſind einen ausführlicheren Bericht über das Schauſpiel, der gewiſſermaaßen gegen jenen Aufſatz gerichtet war, in Nr. 41, und endlich einen Angriff auf dieſen Bericht in Nr. 90 und 91, etwas verwickelt geworden iſt, ins Klare zu ſetzen; vielmehr ſoll es mir lieb ſeyn, wenn die Leſer, welche kein ſelbſtändiges Urtheil haben, erſt noch recht verwirrt werden. Ich finde nichts unterhaltender, als über etwas, das man gemacht hat, ſich kreuzende Meynungen zu hören. Dann muß ich mich ausdrücklich gegen alles Vertheidigen des Jon vertheidigen, den ich vielmehr durch die öffentliche Ausſtellung allem Preis gegeben habe, was ihm widerfahren mag. Man hat mir und meinen Freunden den Vorwurf gemacht, daß wir einander loben. Das hat auch ſeine Richtigkeit, ſteht aber nicht zu ändern, weil wir uns gleich vom Anfange geſcheidte Freunde gewählt haben, deren Arbeiten man in allewege loben kann und muß. Noch hat uns jedoch niemand nachſagen können, daß wir ſo kleinmüthig wären, etwas als Kunſtwerk aufgeſtelltes zu vertheidigen, und ich will nicht der Erſte ſeyn, der dieſe Schmach auf unſern Kreis ladet.

Erlauben Sie mir, ehe ich zur Sache komme, der Kürze halben die Verfaſſer von Nro. 7, Nr. 41, und Nr. 90 und 91, mit A. B. C. zu bezeichnen. Ich, der ich ihre Bemerkungen zuſammen zu buchſtabiren ſuche, ſtelle folglich den Abcſchüler vor, und Sie den Abclehrer, indem Sie mir auf die Finger ſehen, ob ich es auch recht mache.

C. behauptet, B. habe mich auf eine verkehrte und mir nachtheilige Weiſe gelobt; mir aber ſcheint C. ſelbſt mancherlei nachtheiliges unter günſtigem Anſchein zu verſtehen zu geben. Hat alſo C. über B. und habe ich über C. Recht, ſo komme ich zwiſchen dem unwillkührlichen und dem verſteckten Tadel in die Klemme. Doch es macht nichts aus; laſſen Sie den Jon nur erſt gedruckt ſeyn, ſo wird es noch beſſer kommen. Wenn auch die Jenaiſche Litteratur-Zeitung und andre Blätter der bisher meiſtens befolgten Maaßregel, über meine Schriften zu ſchweigen, treu bleiben, ſo iſt doch Hr. G. M. in der Welt, der ſich gewiß (oder meine ganze Zuverſicht auf ihn trügt mich) bei dieſer Gelegenheit mit einigem Aerger und Schimpfen in Unkoſten ſetzt. Ferner haben wir den Hrn. B., von dem, als profeſſionirtem Weimariſchem Theaterkenner, und weil es ins Fach der Antiquitäten einſchlägt, zu erwarten ſteht, daß er ſich der Sache annehmen werde.

Indem Sie mir das Wort, und zwar als das letzte in Ihrer Zeitung zu ſprechende zuſchieben, verweigern Sie es gewiſſermaaßen B., dem es doch, wie mir däucht, allerdings zukäme. Sie werden es alſo billig finden, daß ich B's Sache zu führen übernehme, und in ſo fern bekomme ich es mit A. und C. zu thun. Daß dieß wirklich zwei verſchiedene Perſonen ſind, ſteht nirgends ausdrücklich geſchrieben, und wenn ich ſie als eine und dieſelbe annähme, ſo hätte ich einen Gegner weniger. Allein dieſe Hypotheſe iſt gar nicht wahrſcheinlich. Denn warum ließe C., wenn er mit A. eins wäre, es ſo unbeſtimmt, ob der Aufſatz Nr. 7. von ihm ſelbſt herrührt? Ferner: C. kennt den Euripides und ſcheint ihn im Originale geleſen zu haben, A. hingegen weiß kein Griechiſch; ich wette mein Griechiſch daran, daß er keines weiß; ja er hatte, da er den Aufſatz ſchrieb, zuverläßig nicht einmal die ſchlechte Bothe'ſche Ueberſetzung des Griechiſchen Jon geleſen. Er verräth ſich mit dem Ausdrucke: »Außer der Fabel, die unſtreitig aus dem Stück dieſes Namens von Euripides genommen iſt, u. ſ. w.«; denn unſtreitig ſagt man von Dingen, über die nicht geſtritten werden ſoll, wenn ſie ſchon Gegenſtand eines möglichen Streites ſind. Wäre er ſeiner Sache ganz gewiß geweſen, wie er es nach Leſung des Euripides ſeyn mußte, ſo hätte er die Entlehnung der Fabel ſchlechthin als entſchiedene Thatſache erwähnt. Wenn alſo A. mit C. einerlei iſt, ſo hat er ſich ſeitdem erſt auf das Griechiſche und den Euripides gelegt: dieß würde begreiflich machen, warum er ſeine Erklärungen gegen Nr. 41 ſo lange verſchob; auch würde es mit der Bemerkung übereinſtimmen, daß man das friſch gelernte gemeiniglich mit der größten Zuverſicht wieder anbringt; und wenn man die furchtſame Unbeſtimmtheit in den Aeußerungen über das Stück bei A. mit der Entſchiedenheit bei C. vergleicht, müßte man ſich wundern, daß das Griechiſchlernen plötzlich ſo viel Herz macht. Aber eben hieraus, ſo wie aus dem ganz verſchiedenen Charakter der Schreibart, ſchließe ich auf die Verſchiedenheit der Verfaſſer, die ich, wenn es nicht zu weitläuftig wäre, kritiſch darthun wollte; und nehme ſie im Folgenden als erwieſen an.

C. beſchuldigt B., ſich zu der übernommenen Rolle zugedrängt zu haben. Wir bitten ihn hierauf, zuvörderſt vor ſeiner eignen Thür zu kehren. A. hat ſich ja in ſeinem eignen Namen nicht beklagt; wenn alſo C.

für ihn ins Feld rückt, ſo hätte er ausdrücklich erwähnen ſollen, er ſey beauftragt, die A. widerfahrne Beleidigung auszufechten; ſonſt könnte B. antworten: Was geht es dich an? Laß A. ſich ſelber ſtellen. Ja ihm bliebe dieſe Ausrede ſelbſt nach jener Erwähnung; denn wenn man eine Ehrenſache mit einem artigen Cavalier auszumachen hat, braucht man es, wie mir ſcheint, keineswegs zuzugeben, daß einem ſtatt deſſen ein berühmter Haudegen auf den Leib geſchickt wird. Jedoch, den Auftrag und ſeine Gültigkeit einmal zuzugeben, behaupte ich immer noch, daß C. darüber hinausgegangen ſeyn muß. Denn A. meynt es mit dem Stücke gut, er geht nur zu flüchtig darüber hin, um ſich von wegen des Griechiſchen und der Bothe'ſchen Ueberſetzung nicht voreilig zu verſtricken; ſchwerlich hat er auch deshalb ſeine Geſinnungen verändert, weil B., indem er meinen Jon lobt, etwas an ſeinem Aufſatze rügt. C. hingegen meynt es mit dem Stücke nicht zum beſten, wie ich nachher zeigen werde. B. wird ferner von C. beſchuldigt, die Gelegenheit, gegen A's Aufſatz zu ſchreiben, bloß vom Zaune, nämlich von der Ueberſchrift gebrochen zu haben; der Aufſatz ſelbſt enthalte gar keine Bemerkungen über das Stück, und die ungenügenden und unrichtigen, welche B. daran rügt, ſeyen eine bloße Vorſpiegelung von ihm, um die ſeinigen an den Mann zu bringen. Dieſer Behauptung muß ich widerſprechen. Die Ueberſchrift lautete: »Jon, ein Schauſpiel nach dem Euripides.« Was heißt Nach in ſolchem Falle? Zuweilen eine Ueberſetzung, öfter eine freie Ueberſetzung, noch öfter eine freie Ueberſetzung nebſt Bearbeitung, das heißt meiſtens, mit Verbeſſerungen durch Johann Ballhorn. So iſt unter Nach gewöhnlich Unter zu verſtehen, und ich weiß nicht, welche Präpoſition, neben oder außer, über oder hinter dem Euripides, mir nicht lieber wäre als ſo ein verwünſchtes Nach. Die Ueberſchrift alſo, die man berechtigt iſt, mit zu einem Aufſatze zu rechnen, wie den Titel zum Buch, konnte B., wenn er ſich für das Stück intereſſirte, ſchon hinreichend veranlaſſen, gegen A. zu ſchreiben. Denn ſagte dieſer gar nichts weiter darüber, ſo trat natürlich die populare und hergebrachte Auslegung von »Nach dem Euripides« ein. Aber A. ſagt allerdings in dem Aufſatze noch etwas, was dieſe zu beſtätigen ſcheint: »Außer der Fabel, die *unſtreitig* aus dem Stück dieſes Namens von Euripides genommen iſt, gehört die Bearbeitung faſt durchgehends dem Verfaſſer.« *Faſt durchgehends*, alſo doch nicht ganz; alſo iſt noch ein Stück von dem Stücke des Euripides geblieben, woran der neue Autor ſein Stück von einem neuen Stücke angeſtückt hat. Der Himmel helfe ihnen beiden, und gebe, daß die alten und neuen Lappen gut zuſammen halten mögen! Ein poetiſches Werk iſt ein untheilbares Ganzes, das in Einem Geiſte empfangen und von Einem Hauche beſeelt ſeyn muß: eine Bearbeitung, die ſich theilweiſe als dem einen und dem andern Autor zugehörig unterſcheiden läßt, iſt demnach nothwendig Flickwerk; und es hilft dem neuen Autor nichts, daß ſie ihm faſt durchgehends gehört, vielmehr würde daraus nur hervorgehn, daß er den Euripides außerordentlich ſtark durch Johann Ballhorn verbeſſert habe. A. fährt fort: »faſt durchgehends

»dem Verfaſſer, deren man fünf bis ſechs verſchiedne »von ſehr ungleichen Eigenſchaften genannt hat.« — Von ſehr ungleichen Eigenſchaften! Das will ich glauben: wo ſollte auch die Gleichheit unter der Menge herkommen? Zugegeben, daß die Eigenſchaften nicht auf den Charakter gehen ſollen, und daß es lauter rechtſchaffene Leute geweſen ſeyn mögen, denen man den Jon zuſchrieb, ſo waren doch unſtreitig einige darunter, in deren Haut ich nicht ſtecken möchte, weil man nicht ſo in der Geſchwindigkeit fünf bis ſechs ordentliche Dichter zuſammen bringt. Wenn jedem bei einem Werk, deſſen Urheber man nicht weiß, gleich eine große Anzahl Menſchen einfällt, denen er es gern zutraut, das iſt gewiß kein gutes Zeichen; und bemerken Sie, daß A. gar kein Urtheil hinzufügt, in wie fern er dieſe Gerüchte für verſtändig oder unverſtändig hält; daß er vielmehr mit einer Abſtractionsgabe von der Erwähnung des Stückes wegeilt, die es ſchwer findet, dieſes und die Vorſtellung an Einem Abend zu überſehen: da ja doch das Stück eben das Vorgeſtellte iſt, und jeder erhöhte Grad von Aufmerkſamkeit, welcher der Vorſtellung gewidmet wird, der Einſicht in die Beſchaffenheit des Stückes ſelbſt zu Gute kommen muß. Je mehr ich es überlege, je zweideutiger erſcheinen mir A's Aeußerungen; ich möchte beinah meine Meynung, daß A. es gut mit dem Jon meyne, zurücknehmen, und A. und C. wären ſonach doch beſſer mit einander einverſtanden, als ich anfänglich gedacht.

Bei ſo bewandten Umſtänden muß mir alſo doppelt daran liegen, in B. nicht nur einen aufrichtigen, ſondern auch einen einſichtsvollen Freund zu finden, und ich werde mir ihn nicht ſo geſchwind verdächtig machen laſſen. C. wirft B. vor, mich auf eine Weiſe gelobt zu haben, daß ich unmöglich damit zufrieden ſeyn könne. Ich bin aber damit zufrieden: ſomit wäre dieſer Einwurf abgethan. B's ganzer Aufſatz laufe auf den Beweis der Originalität und auf die Vergleichung mit dem Euripides hinaus. Ganz recht! dieß ſind auch die beiden Punkte, worauf es bei der Frage über den Werth meines Jon ankömmt. Original oder Johann Ballhorn, aus dieſer Alternative kommen wir einmal nicht heraus. Iſt nun der Deutſche Jon zwar ein andrer, aber ein vielleicht ſchlechterer, oder wenigſtens nicht beſſerer als der Griechiſche, ſo hätte es bei dieſem immer ſein Bewenden haben mögen, und die Aufführbarkeit für unſre Bühnen wäre an jenem nur ein geringes Verdienſt. Ich kann alſo ſchon nicht umhin einzugeſtehen, daß ich wirklich die Abſicht gehabt, es beſſer als Euripides zu machen. Dieß wird hoffentlich kein Frevel ſeyn, da ein klaſſiſcher Dichter aus dem goldnen Zeitalter unſrer Litteratur, auf deſſen Autorität man ſich alſo mit Sicherheit berufen kann, Wieland, bei ſeiner Alceſte nach eigner Ausſage dieſelbe Abſicht gehabt hat. Aber ich werde mich wohl hüten, mir merken zu laſſen als glaubte ich, es wäre mir damit gelungen: wenn ich ſonſt Luſt dazu hätte, würde mich eben die Erinnerung an Wieland warnen. Dieſer gedachte ſeiner Sache auch ſehr gewiß zu ſeyn, und ſetzte ſie in einer Reihe Briefen im Merkur umſtändlich aus einander; aber ihm wurde durch Goethe's Götter, Helden und Wieland das Bad ſchön geſegnet. Deswegen überlaſſe ich dieß, ſo wie die Entſcheidung über die Originalität den Kennern, indem es mir mit der Führung des Beweiſes leicht beſſer gelingen könnte als ich ſelbſt wollte: nämlich zu zeigen, daß nicht bloß der Ion ein Original-Schauſpiel, ſondern ich ſelbſt ein Original ſey. Das folgende will ich daher bloß für B. gegen C. erinnert haben.

Bei der Frage über die Originalität eines Kunſtwerkes ſcheint es mir einzig darauf anzukommen, ob das Ganze deſſelben nach einer eigenthümlichen Idee wiederum urſprünglich entworfen iſt. Die Benutzung fremdartiger Elemente bei der Bearbeitung, wofern ſie nur organiſch aſſimilirt, nicht bloß mechaniſch zuſammengefügt ſind, thut dabei keinen Eintrag; ſonſt könnte überhaupt kein Gedicht original ſeyn, weil es ja immer in einer durch frühere Dichter gebildeten Sprache geſchrieben wird, und Bilder und Wendungen aus dem öffentlichen Schatz der poetiſchen Diction darin gebraucht werden müſſen. Iſt das Werk wahrhaft ein Ganzes, ſo ſind auch alle Einzelnheiten nur relativ zu nehmen, und ſo werden die aus der Vorarbeit eines Andern benutzten in dem Zuſammenhange eine ganz andre Bedeutung erhalten. Daß dieſes mit dem, was man aus dem Euripideiſchen Ion mehr oder weniger ähnlich in dem meinigen wiederfindet, (wovon ſich ein weit längeres Verzeichniß geben ließe, als das, welches C. giebt; welche Uebereinſtimmung in Umſtänden, Zügen, ſogar einzelnen beinah ganz beibehaltenen Reden und Verſen, ich ja auch keineswegs geheim zu halten hoffen konnte, da der Euripides oder im Nothfalle die Bothe'ſche Ueberſetzung allen und jeden Zuſchauern und Leſern zur Vergleichung vorliegt;) daß dieſes, ſage ich, der Fall ſey, hat B. behaupten wollen, indem er ſagt: »Die zerſtreuten poetiſchen Partien im Euripides ſeyen theils »durch Erfindung, theils durch Ummodelung des Alten »zum Ganzen eines wahrhaften Kunſtwerkes verbunden.« Die andere Aeußerung von ihm: »in dem deutſchen Jon »gehöre nichts als die Fabel dem Euripides«, widerſpricht dem gar nicht, ſo lange man meine oben dargelegte Anſicht des Originalen gelten laſſen muß: denn aus ihr folget, daß alle poetiſchen Elemente, ſie mögen ſich vorfinden, wo ſie wollen, dem gehören, der ſie gehörig zu organiſiren weiß.

Auch hierüber wäre mithin B. gerechtfertigt, wenn er nur darin Recht hat, daß im Deutſchen Jon eine ächte poetiſche Einheit ſey, (worüber mir, wie geſagt, keine Stimme zukommt,) und daß ſie in dem Griechiſchen fehle. Dagegen wird aber Euripides von C. in Schutz genommen, und dieß iſt die letzte Verſchanzung, worin wir den Gegner anzugreifen haben. B's allgemeine dieß betreffende Tiraden, ſagt er, ſeyen heut zu Tage trivial. — Es könnte immerhin nöthig ſeyn, ſchon oft geſagte Wahrheiten bei einer beſtimmten Gelegenheit in Erinnerung zu bringen: allein wodurch und ſeit wann iſt denn jene Würdigung des Euripides, die ihn unermeßlich tief unter die beiden älteren Tragiker herabſetzt, trivial geworden? Seit Ariſtophanes iſt, ſoviel ich weiß, Friedrich Schlegel der erſte Schriftſteller, bei dem ſie ſich wiederfindet, da der ſchönen Sentenzen wegen, und nach dem zum Theil mir zu vornehm; Iffland hat es mit einem Mal ſatt gekriegt: wenn Sie ſich nun ein wenig von mir entwickeln ließen?

Kotzebue. Sie müßen aber aufrichtig mit mir umgehn, und ſich meiner niemals ſchämen.

Böttiger. Wem ich mich einmal widme, der kann auf meine Devotion zählen. Ich behalte mir es vor, in der Folge eine Entwicklung Ihres dramatiſchen Genies zu ſchreiben; aber für jetzt, dächte ich, fienge man mit dem neueſten an. Das Manuſcript der Octavia —

Kotzebue. Sie ſollen es haben.

Böttiger. Sie machen mich unausſprechlich glücklich. Nun will ich gleich morgen mit dem früheſten zu bewundern anfangen.

Falk. Hören Sie noch ein Wort, mein Liebſter. Wie mache ich es wohl, um etwas von meinen dramatiſchen Arbeiten auf's Theater zu bringen? Bis jetzt habe ich es noch nicht bewerkſtelligen können. Sie wißen doch die Mittel und Wege.

Kotzebue. Geben Sie mir etwas von Ihren Verſuchen, ich ſtutze es ein wenig zu und nehme es auf meinen Namen.

Falk. Ja — ſo — das wäre denn doch —

Der Vorhang wird aufgezogen, man ſpielt die Octavia.

Kotzebue ſieht ſich während der Vorſtellung immer häufiger und ängſtlicher nach der Loge um, worin die beiden Dichter ſitzen.

Zu Böttiger:

Sagen Sie mir, könnte ich nicht in jene Loge hinauf kommen?

Böttiger. Mir ſind ziemlich alle Wege in dieſem Hauſe bekannt, allein von hieraus führt ſchlechterdings keiner treten, um gültig zu ſeyn, mit den künſtleriſchen Bedingungen zuſammenſtimmen.

Die Schmeichelei gegen Athen in dem Jon des Euripides iſt am Ende handgreiflich genug; aber berechtigte ſie ihn zur Auflöſung des Zuſammenhangs, zur Verletzung der ſittlichen Verhältniſſe zwiſchen den Perſonen, indem eine fortgeſetzte Lüge des angenommenen Sohnes gegen den Vater, der Gattin gegen ihren Mann ſanctionirt, und dieſer dadurch ohne alle Schuld gleichſam aus dem Bunde der zutrauenden Liebe ausgeſtoßen wird? Die Abſicht, Athen zu verherrlichen, iſt auch in den Eumeniden des Aeſchylus, und dem zweiten Oedipus des Sophokles ſehr hervorleuchtend: allein wo haben ſie ſich deswegen ſo etwas erlaubt? Wie beſteht vielmehr ihre Verherrlichung eben darin, Athen als das geſetzmäßigſte Land zu bezeichnen, in welchem Vernunft und Sitte längſt über die blinde Gewalt die Oberhand gewonnen haben! Wenn es denn dem Xuthus als einem Fremdlinge ſo übel ergehen mußte, und es mit zum Atheniſchen Patriotismus gehörte, einem mit einer Athenerin verheiratheten Ausländer es ja zu verheimlichen, wenn die Frau etwa vor der Ehe ein Kind gehabt hatte, ſo hätte Euripides dieſe patriotiſche Maxime auch nicht durch Aufführung ſeines Stücks verrathen ſollen: die zufällig gegenwärtigen Ausländer konnten ſich eine ſchöne Warnung mit nach Hauſe nehmen. Wenn, nach C., alles auf die Einſetzung des Jon als Erben in ſein mütterliches Königshaus ankommt, ſo iſt es deſto wichtiger, ihn noch nach der Offenbarung ſeines wahren Urſprungs vom Xuthus anerkennen zu laſſen; denn wenn dieſer, der ja doch die königliche Gewalt in Händen hat, nachher dahinter kommt, (und er muß gewiß dahinter kommen,) ſo iſt der Jon nicht ſicher davor, aus dem Hauſe geworfen zu werden, welches für den künftigen, vom Schickſal erkohrenen Stammvater ſo vieler Könige und Völker ein ſchlimmer Umſtand wäre.

Wie ich durch obiges gezeigt zu haben glaube, daß der Schluß des Stücks weder poetiſch und ſittlich (dieß fällt hier zuſammen) noch ſelbſt hiſtoriſch befriedigend iſt, ſo muß ich nicht nur allen Tadel B's unterſchreiben, ſondern ich kann noch vieles hinzufügen. Die geringe Bedeutung und Müßigkeit des Chors nicht zu erwähnen, die man ſchon gewohnt iſt, finde ich die doppelte Göttererſcheinung des Merkur zu Anfange, um Alles im voraus zu erzählen und die Mühe einer wohl vertheilten Expoſition zu ſparen, und der Minerva am Schluß, um mit den Athenern ſchön zu thun, lahme Behelfe und entbehrliche Krücken. Sie bewirken überdieß, daß man das ganze Stück hindurch in Delphi iſt, ohne recht von dieſer Gegenwart durchdrungen zu werden, denn Apollo iſt, wie es ſcheint, nicht zu Hauſe. Da hat es Aeſchylus ganz anders verſtanden! Die erſten Scenen der Eumeniden haben, möchte ich ſagen, mehr Delphi in ihrem kleinen Finger, als das Drama des Euripides in ſeinem ganzen Leibe. Ferner: die weitläuftige Rede des Jon über die Schwierigkeiten des politiſchen Lebens in einer Republik, da doch hier von der Führung des Königthums die Rede iſt; die weitläuftige ausmalende Erzählung im Munde eines Boten, der eben die Kreuſa in voller Angſt aufſucht, um ſie vor der Verfolgung des Volkes, das ſie ſteinigen will, zu warnen; die Unſchicklichkeit, den Xuthus unter dem Vorwand eines neuen Opfers von dem Gaſtmale zu entfernen, wobei ihm vor allen der Vorſitz zukam; die Unwahrſcheinlichkeit, daß ihm der Anſchlag auf Ions Leben, wovon das ganze Delphiſche Volk Zeuge geweſen war, und ſomit der Grund von Kreuſa's und Ions Verſöhnung, des letzten wahrer Urſprung, verborgen bleiben ſoll: dieſe Dinge und viele andere, finde ich ſo ſchlecht, ja zum Theil ſo abgeſchmackt, daß ich glaube, man braucht noch gar kein beſonderer Meiſter zu ſeyn, um es beträchtlich beſſer zu machen. Mit einem Worte, das Stück hat, wie die meiſten von Euripides, wunderſchöne Theile, iſt aber im Ganzen locker und liederlich gearbeitet.

C. findet es in B's Lobe beſonders nachtheilig für mich, daß ich die Fabel zu einem allgemein menſchlichen Familiengemälde umgearbeitet habe; doch gibt er Winke, daß ich dieß in der That in einem gewiſſen Grade gethan. Sey es Lob oder Tadel, ſo gebe ich die Sache gleich zu, und laſſe mich keineswegs durch den Ekelnamen Familiengemälde beſtürzt machen. Leſſing hat dieß Wort bei Gelegenheit eines langweiligen Stückes von Gellert zuerſt für eine dramatiſche Gattung gebraucht. Er meynte eigentlich ein Familienporträt damit, worauf die Aehnlichkeiten einer wirklichen Familie ohne Handlung und ohne weiteres Intereſſe getroffen ſind. Spätere Schriftſteller eigneten ſich dieſen Namen für ihre Compoſitionen zu, und verſtanden unter Gemälde, Darſtellung. Warum ſollte ſich die Poeſie nicht das bürgerlich-häusliche Leben zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen wählen dürfen?

Deswegen iſt die Benennung Familiengemälde nicht herabgekommen, ſondern weil man fand, daß die Verfaſſer derſelben meiſtens keinen poetiſchen Standpunkt dafür gefunden hatten. Die Albernheiten, welche man in unſerm Zeitalter mit dem Familienweſen getrieben hat, können das nicht aufheben, daß alles Menſchliche von der Familie aus, und auf ſie zurückgeht. In der Griechiſchen Poeſie iſt die Odyſſee das älteſte Familiengemälde, und ſind es der Agamemnon, die Elektra, und andere Tragödien etwa nicht? Ich war mir recht gut bewußt, daß ich im Jon nur ein heroiſches Familiengemälde aufſtellen konnte, und ich hätte meinen Vortheil ſchlecht verſtanden, wenn ich nicht auf kindliche und mütterliche Liebe einen ſtarken Nachdruck gelegt hätte. Ich ſehe wohl ein, daß ſich auch die hiſtoriſche Seite der Fabel auf den Punkt eines allgemeinen Intereſſe's hätte führen laſſen; dann hätte Jon den Joniſchen Stamm, ſeine Mutter Athen, der Alte das Atheniſche gemeine Volk u. ſ. w. repräſentiren müſſen. Dieß glaube ich auch angedeutet zu haben, nur iſt es zu ſolchem Zwecke nicht genug hervorgehoben. Die Familie wäre alsdann mehr allegoriſirt, doch mußte immer ihren unmittelbaren Verhältniſſen Genüge geſchehen. Iſt denn der hiſtoriſche Geſichtspunkt, welchem Euripides dieſe aufgeopfert haben ſoll, bei ihm wirklich ſo die Hauptſache? Mich dünkt, dazu müßte ſein Stück noch ganz anders eingerichtet ſeyn.

Die wahrhaft und ohne Zwang beobachtete Einheit des Ortes und Stätigkeit der Zeit ſcheint mir bei einem in Griechiſchem Sinne gedachten Drama gar nicht ſo ſehr Nebenſache, wie C. gegen B., der ſie am Deutſchen Jon gerühmt hatte, annimmt. Ich glaube vielmehr, daß ſich das Weſen der Sache ſehr bedeutend noch in dieſer Aeuſſerlichkeit offenbaren kann; doch ich müßte zu weitläuftig werden, um dieß näher zu entwickeln. So viel ich B's Aufſatz durchleſe, kann ich nicht finden, daß er das Verdienſt des neuen Jon weit mehr im Sittlichen als im Poetiſchen ſuche, und es alſo, wie C. ſagt, an beſchränkte Begriffe halte. Allein das Erſte könnte der Fall ſeyn, ohne daß das Zweite daraus folgen würde. Ich antworte hier eben ſo wie auf die Erwähnung des Familiengemäldes: muß denn darum, weil einige Schriftſteller die Poeſie herabgewürdigt haben, eine enge und dürftige Moral durch ſie auf verkehrte Weiſe zu predigen, das Sittliche und Poetiſche als getrennt und entgegengeſetzt betrachtet werden? Erreicht nicht der Dichter einen groſſen Theil ſeiner Wirkung durch das Spiel ſittlicher Regungen, die er aus der Tiefe der Gemüther hervorruft? Und iſt nicht ächte ſtrenge Sittlichkeit die innerſte Seele der Tragödie insbeſondere? — Da ich höre, daß hie und da Ehrbarkeits-Pedanten manches im Jon haben anſtößig finden wollen, ſo will ich nur bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich mir etwas damit weiß, dieſen Gegenſtand durchaus mit ſolcher Reinheit und Schonung jedes ſittlichen Gefühls behandelt zu haben.

Aber ſehen Sie, ſo geht es, wenn man die Feder in der Hand hat, und ſich ihr überläßt. Mit Scherz fing ich an, und mit dem ſtrengſten Ernſte ſchlieſſe ich. Und dieß in einer Zeitung für die elegante Welt! Mir fällt dabei die Warnung aus dem Sommernachtstraum ein: Einen Löwen, Gott behüte uns! unter Damen zu bringen, das iſt etwas entſetzliches. Ich breche alſo geſchwind ab, und ſollte C. noch nicht befriedigt ſeyn, ſo überlaſſe ich es B., wo es auch ſey, den Handel für ſich weiter zu führen. Er bedarf meiner dabei nicht: er ſcheint mir zu denen zu gehören, die, wie man ſagt, Haare auf den Zähnen haben, und ſo wird er ſich ſchon zu vertheidigen wiſſen.

XIX.

Die Gemälde.

Geſpräch.

In Dresden 1798.

Louiſe. Sie gehen ſo gedankenvoll unter den Antiken auf und ab, Waller; dichten Sie etwa einen Hymnus auf die alten Götter?

Waller. Ich weiß nicht, wie es zugeht; ſo oft ich in dieſen Saal trete, fühle ich mich zur Rückkehr in mein Innres eingeladen, und bin unter den jungen Künſtlern, die hier arbeiten, auch wohl unter dem Gewühl begaffender Fremden, wie in der tiefſten Einſamkeit.

Louiſe. Es iſt der Nachahmungstrieb, lieber Freund; Sie wollen ſelbſt zur Bildſäule werden.

Waller. Unandächtige! Ihr Spott trifft näher an die Wahrheit als Sie glauben. Müſſen Sie nicht geſtehn, daß ſich viele Menſchen nicht wenig dünken, die doch herzlich ſchlechte Statuen abgeben würden?

Louiſe. Ganz gewiß; und ich habe mir oft das Unheil gedacht, wenn plötzlich ein Perſeus mit dem verſteinernden Meduſenhaupte in unſre Schauſpielhäuſer oder Tanzſäle träte.

Waller. Das gäbe Gruppen von Bernini, oder noch ſchlimmere. Für ſo viele Gebehrden und Bewegungen iſt die Dauer eines Augenblicks ſchon zu lang: für beſtändig feſtgehalten, erſcheinen ſie in ihrer ganzen Blöße und Unwürdigkeit. Auch über das Unvollendete der Geſtalt täuſcht das Leben: aber die Bildnerei iſt Wahrheit und über alle Täuſchung erhaben. Ihre Schöpfungen ſind wie Geiſter, die ihre äußere Hülle überall durchdrungen, und deren Umgränzung ihrem eignen Weſen gemäß geordnet haben; ſie können nun in dieſer ſelbſtgebildeten Welt mit ruhigem genügendem Daſeyn beharren. Es iſt eine ſichtbare ewige Seligkeit.

Louiſe. Die ich Ihnen für jetzt noch gönne. Sie rufen beinahe wie jener Prophet in der Wüſte: Ich ſage euch, Gott könnte dem Abraham aus dieſen Steinen Kinder erwecken. Aber was Sie ſagten, gilt nur von den Olympiern, die ſchon ihren eignen Himmel haben; wo ſollen in dem Ihrigen die muthwilligen Faune Platz finden, die bacchantiſchen Tänzerinnen, die kämpfenden Ringer und Fechter, die Helden, die ſich in Todesnoth gegen umwindende Schlangen wehren?

Waller. Vergeſſen Sie nicht, daß von keiner ſittlichen, ſondern von natürlicher Vollendung die Rede iſt, die in der Durchbildung von innen heraus, in der Ausſchließung des Zufälligen, in der durchgängigen Bedeutſamkeit der Geſtalt, und in der Uebereinſtimmung der beſeelenden Kraft mit ſich ſelbſt, beſteht. Was die augenblicklichen, mitunter ſehr gewaltſamen Handlungen betrifft, ſo ſind ſie immer den Formen untergeordnet, und nur als die angemeſſenſte Entfaltung derſelben konnten ſie verdienen gewählt zu werden.

Louiſe. Alſo geben Sie doch zu, daß die Bildnerei auch den Augenblick verewigen darf?

Waller. Sie unterwirft ihn ihren Geſetzen, damit er deſſen würdig ſey.

Louiſe. Und wodurch wird er das?

Waller. Durch Vollendung.

Louiſe. Wie ſollte die in einem entfliehenden Theile der Zeit Statt finden können?

Waller. Eben ſo gut wie in einem beſchränkten Theile des Raums. Die Bewegung muß, ſo zu ſagen, eben ſo hoch und rein organiſirt ſeyn, als das Körpergebilde, das ſich in ihr darſtellt. Maaß, Verhältniß und Gleichgewicht müſſen ihr Streben immer wieder in ſich zurückdrängen, ſo wie die ſtrenge Richtigkeit des Umriſſes ſeine Weichheit. Bemerken Sie, daß ſelbſt die gewaltigſte Kraftäußerung von einer völlig ruhigen Stellung nur dem Grade, nicht der Art nach verſchieden iſt. Zur bloßen Haltung des Körpers beim Stehen oder Sitzen ſind Muskeln in Wirkſamkeit: der Geſunde fühlt es freilich nicht, aber er kann es an dem ermattenden Kranken beobachten; der Schlafende liegt anders als der Todte. Das Leben iſt von der Bewegung nicht zu trennen: durchaus ruhende Formen würden todt ſeyn.

Louiſe. Und da die Bildhauerkunſt in einem ſo ſchweren Stoffe arbeitet, ſo muß ſie ſich allerdings an das Lebendige halten, ſonſt würden die Todten ihre Todten begraben.

Waller. Alle Plaſtik iſt entweder organiſch oder geometriſch, das heißt, ſie läßt in den hervorgebrachten Formen eine beſeelte Einheit erkennen, oder mißt ſie nach regelmäßigen ergründlichen Verhältniſſen ab. Die geometriſche Plaſtik iſt die Architektur.

Louiſe. Sie gerathen mir in die Metaphyſik der Künſte hinein, womit ich nichts zu thun habe. Ich muß nur mit einem Zweifel kommen, um Sie davon abzuhalten. Daß die lebloſen Nebenwerke, welche bloß den Figuren dienen, als Sitze, Stämme zum Anlehnen und dergleichen, den Kreis der Bildnerei nicht erweitern können, begreife ich wohl. Allein wo wollen Sie bei Ihrer organiſchen Plaſtik mit den Gewändern hin, die uns ja die Formen zum Theil verbergen, und worin doch ein großer Theil der Vortrefflichkeit liegt?

Waller. Die Griechen haben mehr als irgend ein Volk die Würde des Körpers vor ſeiner Bekleidung erkannt. Nichts verhüllen, ſagt ein Römiſcher Schriftſteller, iſt Griechiſche Sitte; und es wäre eine anziehende Unterſuchung, in wie fern dieſe Denkart der Kunſt aufgeholfen hat, oder wiederum von den Künſtlern begünſtigt worden iſt. Dieſe mußten ſich aber doch bei vielen Gegenſtänden der Schicklichkeit fügen, und man muß ſie nur loben, daß ſie aus der Noth eine Tugend zu machen gewußt und die Gewänder ſo meiſterhaft behandelt haben.

dahin. Sie müßten erſt ganz aus dem Hauſe hinaus, und zu einer andern Thür wieder herein.

(Man applaudiert ſtark bei einem Hexameter am Schluß einer Scene.)

Kotzebue. Ich will doch lieber nur hier ſitzen bleiben.

Ein Zuſchauer hinter ihnen. Es wäre auch die Frage, wie Sie empfangen würden. Sehn Sie nicht wie der Eine gähnt? Er wird ſich die Kinnbacken müßen einrichten laßen. Und der Andre iſt vor Langerweile ganz blaß geworden.

Kotzebue ſtellt ſich als hörte er es nicht.

Böttiger ihm in's Ohr. Das iſt gewiß auch einer von der bewußten Partei. Man iſt ihre Ungezogenheiten ſchon gewohnt.

Die Octavia iſt zu Ende. Der Vorhang fällt. Lautes Geklatſch.

Ein Schauſpieler tritt vor und kündigt an: Morgen werden wir die Ehre haben die heutige Vorſtellung zu wiederholen. Als Nachſpiel: Kotzebue's Rettung, oder der tugendhafte Verbannte, ein empfindſam romantiſches Schauſpiel in zwei Akten. Wiederholtes Geklatſch. Alle ab.

* * *

Louiſe. Für einen Seher antworten Sie dießmal nicht ſonderlich, lieber Waller. Erinnern Sie ſich des naiven Ausrufs jener morgenländiſchen Schönen, als eine Europäerin ihr im Reifrocke einen Beſuch machte: Biſt Du das alles ſelbſt? Bei einer ſchön bekleideten Griechiſchen Statue wäre die Frage nicht mehr lächerlich. Sie iſt wirklich ganz ſie ſelbſt, und die Bekleidung kaum von der Perſon zu unterſcheiden. Nicht nur zeichnet ſich der Bau der Glieder durch das anſchmiegende Gewand hindurch, ſondern in ſeinem Wurf und Fall, ſeinen Flächen und Falten drückt ſich der Charakter der Figur aus, und der beſeelende Geiſt iſt bis auf die Oberfläche der nächſten Umgebungen gedrungen. Sehen Sie nur die mehr als lebensgroße weibliche Geſtalt dort, die man gewöhnlich Veſtalin nennt. Wie das ſchlichtere Obergewand ihr vom Haupte auf die Schultern und auf das faltige Kleid herunterfällt! Unter dem rechten Ellbogen iſt es etwas hinaufgezogen, er ruht in der Höhlung und die Hand greift oben an den Saum des Tuches. Dann geht es umgeſchlagen über die linke Bruſt herauf, und fällt von der Schulter hinab, unten wickelt ſich die Hand darein. Welch eine heilige Anmuth, welche ſittſame Würde iſt in dieſer Stellung und Tracht! Konnte eins ohne das andre ſeyn? Konnte ſich die innere Reinheit anders als in einer Umhüllung der Sitte und des Anſtandes zurückhaltend zeigen?

Waller. Ich laſſe mir Ihre Zurechtweiſung gefallen, da ſie die Schönheiten einer Lieblingsſtatue ſo ins Licht ſtellt. So könnte die Göttin der Treue oder der Zucht in ihrem Schleier gleichſam ruhen. Bemerken

Sie auch die ſchöne Senkung des Hauptes. Man hat ſie bei den Götterſtatuen ſo erklären wollen, als neigten ſie ſich den Gebeten der Sterblichen entgegen. Sie ſehen aber an dem Haarputze, den anliegenden Locken, die von der Stirn zurückgehn, ſo wie am Geſicht ſelbſt, daß dieſes das Bildniß einer Matrone und keine Göttin iſt. Mir ſcheint vielmehr, die alten Künſtler haben den obern Theil des Geſichtes auch durch die Stellung vor dem Untertheil wollen vortreten laſſen, ſo wie ſie ihn ſchon durch die Bildung des Profiles herrſchend gemacht hatten.

Louiſe. Es giebt den Statuen ein contemplatives Anſehen: ſie halten den Zuſchauern durch ihr Beiſpiel vor, wie ſie genoſſen zu werden verlangen. Ich bin aber heute gar nicht contemplativ geſtimmt, ſondern geſellig und zum Plaudern. Kommen Sie, laſſen Sie uns unſern Reinhold begrüßen: er zeichnet dort unten nach dem herrlichen Rumpf des Ringers. Eben iſt er aufgeſtanden. — Wie gehts, lieber Reinhold? Sie ſcheinen verdrießlich.

Reinhold. Die Zeichnung will nicht nach meinem Sinne gerathen.

Louiſe. Es geht Ihnen, wie Wallern auch mitunter, wenn er ſich an den Pindar oder Sophokles wagt. Er hat zum Ueberſetzen nur Deutſche Worte, Töne und Rhythmen, Sie nur ſchwarze Kreide.

Reinhold. Ach, wenn meine Zeichnung eine Ueberſetzung wäre! Sie iſt kaum ein dürftiger Auszug, deren man hundert verſchiedene machen könnte. Will ich alles übertragen, was ich an den Umriſſen wahrnehme, ſo fällt es bei dieſem Maaßſtabe leicht ins kleinliche; und mit jeder Partie, die ich in größere Maſſen zuſammenſchmelze, geht etwas von der Bedeutung verloren. Dann ſind die Uebergänge ſo leiſe, die Ein- und Ausbiegungen, die Flächen, Wölbungen und Vertiefungen, alles das flieht und verfolgt einander, daß man niemals ſicher iſt, die rechte Richtung zu haben.

Louiſe. Sie haben Recht, das iſt ſehr mühſelig. Wenn Sie ein Gemälde copiren, da können Sie recht herzhaft auf der Palette eintunken, und auf einmal einen großen Fleck überſtreichen, wie wir es alle Tage auf der Gallerie geſchehen ſehn.

Reinhold. Sie wollen mich nur necken. Sie wiſſen zu gut, daß die Tinten ſich eben ſo unmerklich und unendlich abſtufen, als die Umriſſe ſich verlaufen.

Louiſe. Es mag ſeyn, daß die Schwierigkeiten der Hervorbringung für beide Künſte gleich groß ſind; aber das geben Sie mir doch zu, daß die Bildnerei für den Betrachter die ſprödere Schweſter iſt. Die Malerei macht es einem leichter, ſie zu genießen, ſie ſpricht ſo unmittelbarer in unſre Sinnenwelt hinein.

Reinhold. Ja, was nennen Sie ſo etwa genießen?

Louiſe. Mich der ſchönen Darſtellungen erfreuen, mich daran ſättigen, ſie ganz in mich aufnehmen.

Reinhold. Das reicht lange nicht hin, um ein Bild gründlich zu beurtheilen, geſchweige denn um ihm abzuſehn, wie man ſelbſt etwas machen ſoll.

Louiſe. Was Sie da nennen, ſind ja Geſchäfte, lieber Reinhold. Legt der Künſtler ſich ſelbſt ein ſo ſchweres Geſchäft auf, bloß um Andern wieder das Leben ſauer zu machen? Man ſoll ſich ohne Mühe ergötzen, das iſt ja die Abſicht.

Reinhold. Aber es muß einen doch ärgern, wenn Leute, die nicht einen Strich zu machen im Stande ſind, herumgehen, und die größten Meiſter keck durch einander tadeln. Hier vermiſſen ſie dieß; jenes ſollte ſo ſeyn, und wenn es nach ihnen ginge, kämen arge Mißgeburten heraus.

Louiſe. Ich merke, Sie hätten nicht übel Luſt, uns beim Eintritt in einen Kunſtſaal immer einen kleinen Maulkorb vorhängen zu laſſen. Ihnen ſind alſo die Fremden die liebſten, die mit offnen Naſen und Ohren ſich ſtumm durch die Gallerie hindurchſtaunen?

Reinhold. Immer noch lieber als die, welche beſtändig darauf geſpannt ſind, etwas Sinnreiches und Auffallendes zu ſagen, und um dieß vorzubringen, ſich gar nicht die Zeit gönnen, ordentlich zu ſehn.

Louiſe. Allerdings, die ſind unleidlich. Sie werden mich doch nicht darunter rechnen, weil ich gern über Kunſtwerke ſchwatze? Ich ſehe, ich bemerke anhaltend und wiederhohlt; ich ſammle die Eindrücke in aller Andacht und Stille: aber dann muß ich ſie innerlich in Worte überſetzen. Dadurch beſtimme ich ſie mir erſt recht, dadurch halte ich ſie feſt, und dieſe Worte ſuchen dann natürlich den Ausweg in die Luſt.

Reinhold. Sie thun alles auf eine ſo artige Weiſe, daß man Ihnen nichts verbieten kann. Wenn Ihre Bemerkungen nur nicht als ein eigentliches Urtheil gelten ſollen.

Waller. Das trockene Urtheilen wollen wir gern den Kunſtverſtändigen überlaſſen. Allein wir werden doch das Recht haben, Eindrücke mitzutheilen, die unſer eigenes Werk ſind?

Reinhold. Eigenes Werk? wie ſo? Sie wären alſo willkührlich?

Waller. Selbſtthätigkeit iſt noch weſentlich von Willkühr unterſchieden. Eine Wirkſamkeit kann nach der gegebenen Anregung nothwendig, und doch unſer eigen ſeyn. Daraus, daß die Eindrücke eines Kunſtwerkes bei verſchiedenen Perſonen an Reichthum und Tiefe und Zartheit ſo erſtaunlich weit von einander abſtehen, leuchtet es ein, wie viel auf das ankommt, was der Betrachter mit hinzubringt.

Reinhold. Ihre philoſophiſchen Sätze verſtehe ich nicht zu prüfen. Aber das weiß ich gewiß: der Eindruck iſt nur ein Schatten von dem Gemälde oder der Statue; und wie unvollkommen bezeichnen wieder Worte den Eindruck! Das Rechte kann man gar nicht nennen.

Waller. Die Sprache vermag, wie Sie es nehmen wollen, alles oder nichts.

Reinhold. Ja, die Sprache pfuſchert an allen Dingen herum: ſie iſt wie ein Menſch, der ſich dafür ausgiebt, von allem Beſcheid zu wiſſen, und darüber oberflächlich wird.

Waller. Läſtern Sie nicht die große Schöpferin der Dinge, die einmal in der Seele des erſten Menſchen rief: es werde Licht, und es ward Licht. Das einzelne Wort thut es freilich nicht, eben ſo wenig als der Zauber der Malerei in den abgeſonderten Farben auf Ihrer Palette liegt. Aber aus der Verbindung und Zuſammenſtellung der Worte gehen nicht nur Geſtalten hervor: die Rede giebt ihnen auch ein Colorit und kann ſtärker oder ſanfter beleuchten.

Louiſe. Brav! Dießmal reden Sie ganz nach meinem Herzen.

Waller. Freilich muß ſie, um hierin die höchſte Vollkommenheit zu erreichen, auch die Töne mit Wahl zuſammenſtellen, und die Bewegungen nach Geſetzen ordnen.

Louiſe. O weh! es ſoll alſo förmlich gedichtet ſeyn. Mit den Sylbenmaaßen habe ich mich niemals abgegeben.

Reinhold. Nun, Waller, zeichnen Sie mir doch einmal den verwünſchten Ringer da mit Worten ab, da ich ſchon mit meiner Kreide ſo ſehr den Kürzeren gegen ihn ziehe.

Waller. Sie verſtehn mich unrecht, beſter Freund. Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein ſinnlicher Abdruck leiſten kann. Ich ſage bloß, daß ſie fähig iſt, den Geiſt eines Werkes der bildenden Kunſt lebendig zu faſſen und darzuſtellen.

Reinhold. Dieſer ſogenannte Geiſt iſt immer nicht die Sache ſelbſt.

Waller. Machen Sie es nicht wie ein berühmter Philoſoph, der ſich die Auslegung ſeiner Schriften nach dem Geiſte geradezu verbittet, und nach dem Buchſtaben verſtanden ſeyn will. Für manche Künſtler wäre die Vorkehrung freilich unnütz, denn ſie haben bloß den Buchſtaben der Kunſt.

Louiſe. Lieber ſtarrſinniger Reinhold, wie Sie ſich dagegen ſetzen, daß man Statuen und Gemälde, die für ſich ewig ſtumm ſind, auch einmal reden lehren will! Wie ſoll man ſich denn mit ihnen beſchäftigen?

Reinhold. Sie unermüdlich ſtudiren, und dann ſelbſt etwas gutes hervorbringen.

Louiſe. So arbeitete ja der Künſtler immer nur für den Künſtler; eine Gemäldeſammlung würde auf die andere gepfropft, und die Kunſt fände, wie es leider oft der Fall iſt, in ihrem eigenen Gebiete den Urſprung und das Ziel ihres Daſeyns. Nein, mein Freund, Gemeinſchaft und geſellige Wechſelberührung iſt die Hauptſache.

Waller. Sehr wahr! Es iſt mit den geiſtigen Reichthümern wie mit dem Gelde. Was hilft es, viel zu haben und es in den Kaſten zu verſchließen? Für die wahre Wohlhabenheit kommt alles darauf an, daß es vielfach und raſch circulirt.

Louiſe. Und ſo ſollte man die Künſte einander nähern und Uebergänge aus einer in die andere ſuchen. Bildſäulen belebten ſich vielleicht zu Gemälden, (verſtehen Sie mich recht, es ſollte eine Verwandlung von Grund aus ſeyn, nicht wie manche Schüler ihre ſteinernen Akademien in ein Bild bringen;) Gemälde würden zu Gedichten, Gedichte zu Muſiken; und wer weiß?

ſo eine feierliche Kirchenmuſik ſtiege auf einmal wieder als ein Tempel in die Luft.

Waller. Es wäre nicht das erſte Mal. Sie treffen, ohne daran zu denken, auf die Fabel vom Amphion, die der wackre Z. ſo gern hat, weil er zugleich die Baukunſt und die Muſik übt.

Louiſe. Für alle Künſte, wie ſie heißen mögen, iſt nun doch die Sprache das allgemeine Organ der Mittheilung; daß ich bei Wallers Gleichniß ſtehen bleibe, die gangbare Münze, worein alle geiſtigen Güter umgeſetzt werden können. Alſo plaudern muß man, plaudern! — aber mich dünkt, unſer Geſpräch fängt an im Kreiſe herumzugehen. Kommen Sie, Reinhold, Ihr Portefeuille zu! Sie werden heute doch nicht mehr an dem Ringer arbeiten. Laſſen ſie uns ins Freie hinaus, in das Gebüſch; und weil Sie ſo ſehr für das Ausüben, für das Hervorbringen ſind, ſo wollen wir nicht länger vom Plaudern über Kunſtwerke plaudern, ſondern ich will Ihnen etwas ſchon fertig Geplaudertes zum Beſten geben.

Reinhold. Ei, das wäre! Da bin ich gleich dabei. Sie wiſſen, ich bin kein großer Leſer, aber wenn man mir vorleſen will, und mit ſo gefälliger Stimme —

Louiſe. Schade was für die Stimme! Es iſt nur weil Sie unterdeſſen bequem mit dem Bleiſtift oder der Feder etwas auf das Papier krizeln können, was Ihnen zu laſſen unmöglich iſt.

Waller. Ich bin erſtaunt; liebe Louiſe. Sie haben mir ja nichts von Ihrem Unternehmen merken laſſen, außer daß Sie von der Gallerie immer ſo gedankenvoll nach Hauſe gingen, wie jemand, der eine Beſtellung hat, und um ſie nicht zu vergeſſen, ſie ſich in einem fort wiederhohlt.

Louiſe. Sie glauben alſo, man müſſe Sie bei allem zu Rathe ziehn. Gehen wir, ich erzähle Ihnen den Anlaß unterwegs. — Sie wiſſen, meine Schweſter Amalie hatte gehofft, dießmal nach Dresden mitreiſen zu können; es traten Hinderniſſe ein, und ſie band es mir beim Abſchiede auf die Seele, ihr etwas von meinem hieſigen Genuſſe mitzubringen. Da bin ich nun recht treu zu Werke gegangen. Ich bin mißtrauiſch gegen meine Flüchtigkeit geweſen, ich habe die Fantaſie unter das Auge gefangen genommen, und mich ſo recht in die Bilder hineinzuſehen bemüht. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich nicht in Gefahr war, durch den Gebrauch der privilegirten Kunſtwörter Amalien unverſtändlich zu werden. Es erſchallt hier zwar genug um mich her von impasto, von Halbtinten, von Carnation, von Pyramidalgruppen, von Contrapoſt, von beaux accidens de lumière und ſo weiter, daß ich wohl einige dieſer Ausdrücke hätte erhaſchen können: aber mir iſt, als würde mir durch ſie das wieder verdunkelt, was ich an ſich klar genug erkenne.

Waller. Einige davon ſagen nichts mehr als die Ausdrücke des gemeinen Lebens; andere gehen darauf aus, den Geiſt der Kunſt (mit Ihrer Erlaubniß, Reinhold!) auf mechaniſche Griffe herunterzuſetzen.

Reinhold. Jedem Handwerk wird ja ſeine beſondere Sprache vergönnt. Es ſind doch nützliche Abbreviaturen, womit man ſich am geſchwindeſten verſtändigen kann.

Waller. Nur werden ſie gar zu oft gemißbraucht, um damit den Kenner zu ſpielen, da ſie nichts weiter beweiſen, als daß einer den Buchſtaben des Buchſtabens inne hat.

Louiſe. Die Beſchreibungen von dem Höchſten und Göttlichſten, die ſolche zungenfertige, achſelzuckende Kenner geben, ſind in der That Skelette, todtgeſchlagene Bilder, in der Vorrathskammer ihrer dürren Köpfe in den Rauch gehängt.

Waller. Genug von ihnen. Haben Sie bei Ihren Darſtellungen kein Vorbild vor Augen gehabt?

Louiſe. Nicht daß ich wüßte.

Waller. Kennen Sie Diderots Salon de peinture?

Louiſe. Ob ich das kenne? Ich habe mir aber ſeine durch und durch geiſtvollen Schilderungen jetzt mit Fleiß entfernt. Ihm iſt es nicht um eine treue und einfache Auffaſſung, ſondern um Reiz und Unterhaltung zu thun. Er buhlt um Beifall mit ſeinem Feuer, ſeinem leichten Geſellſchaftstone, ſelbſt mit ſeiner brusquerie. Ferner iſt es etwas ganz anderes: einige der vorzüglichſten Gemälde in einer der erſten Sammlungen, oder eine Ausſtellung beſchreiben, wo reines und unreines neben einander ſteht, und vielleicht unter dem ganzen Haufen kein einziges Kunſtwerk vom erſten Range befindlich iſt. Da iſt der rittermäßige Ton ſchon eher erlaubt; Diderot hat doch die Lobſprüche wohl noch zu ſehr verſchwendet, und unter den vielen Wendungen, womit

Feſtgeſang
deutſcher Schauſpielerinnen
bei
Kotzebue's Rückkehr.

Allerliebſter Kotzebue!
Hatten wir doch keine Ruh,
Da man dich von uns genommen,
Bis du endlich wiederkommen.
Ach, wir waren ſehr betrübt,
Denn wir ſind in dich verliebt.
Nun willkommen, Liebſter, du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wir Verlaßnen, wärſt du hin,
Hätten's kläglichen Gewinn:
Shakſpeare, Goethe, Schiller ſpielen
Mit unmenſchlichen Gefühlen,
Und der Jamben harte Noth,
Die wir haſſen in den Tod.
Davon retteſt uns nur du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

er das Schlechte abzuweiſen weiß, muß man ihm einige witzige Ungezogenheiten ſchon zu Gute halten.

Waller. Ich glaube mit Ihnen, daß die Züge ſeiner Feder weniger vergänglich ſeyn werden, als die geſchilderten Werke des Pinſels und des Meißels.

Louiſe. Daß ich Ihnen auch ein Urtheil abfodere: was halten Sie von Forſters Kunſtbeſchreibungen in ſeinen Anſichten?

Waller. Es ſind eigentlich Anſichten, intereſſante aber ſehr perſönliche. Wäre der Kunſtſinn des edlen Mannes eben ſo ſcharf geweſen, als ſein ſittliches Gefühl regſam und zart, ſo hätte er alle Foderungen befriedigt. So aber verwechſelt er oft dieſes mit jenem, ja es ſcheint bei ihm nie zu einer rechten Abſonderung gekommen zu ſeyn. Er ſucht die Würde des Gegenſtandes, und vergißt darüber [illegible] Verdienſt der Behandlung. Deßwegen wird er zuweilen unbillig gegen Niederländiſche Meiſter, wo das letzte vorwaltet. Manchmal hat er indeſſen einen liebevollen Enthuſiasmus mit viel Seele ausgeſprochen.

Louiſe. Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſchon zu der Abſtraction gediehen wäre, keine Vorliebe für den edleren Gegenſtand zu hegen, und die Poeſie der Darſtellung am Gemeinen mit eben der Luſt aufzufinden. Ich hatte ja die Wahl. Sie werden nicht böſe ſeyn, wenn ich Sie am meiſten in den Italiäniſchen Saal führe.

Reinhold. Hier, dächte ich, ließen wir uns nieder: wir können keinen bequemeren und anmuthigeren Sitz finden. Vor uns der ruhige Fluß; jenſeits erhebt ſich hinter dem grünen Ufer die Ebne in leiſen Wellen, dort unten ſpiegelt ſich die Stadt mit der Kuppel der Frauenkirche im Waſſer, oberhalb ziehn ſich Nebenhügel dicht an der Krümmung hin, mit Landhäuſern beſäet und oben mit Nadelholz bedeckt.

Louiſe. Ich bin es gern zufrieden. Setzen wir uns, wir werden hier ungeſtört ſeyn. Im Angeſicht dieſer lachenden Gegend hören Sie vielleicht um ſo lieber ein paar Beſchreibungen von Landſchaften, die ich Ihnen gleich zu Anfange geben will.

Waller. Wenn die Malerei nur nicht gerade in dieſem Fache gegen die Größe der Natur am meiſten verlöre! Alle Landſchaftmalerei iſt doch nur eine Art von Miniatur.

Reinhold. Weswegen ſollte ſie? Miniatur beſteht darin, wenn ein Gegenſtand klein und dabei mit einer Deutlichkeit in ſeinen Theilen abgebildet wird, die ſie nicht haben könnten, wenn die Verkleinerung von der Entfernung herrührte. Dieß braucht der Landſchaftmaler ſo wenig zu thun, daß es vielmehr allen Zauber zerſtört, wenn er es ſich zu Schulden kommen läßt.

Waller. Aber wie muß er einen weiten Horizont, ein hohes Gebirge, den gränzenloſen Ocean auf ſeiner Leinwand zuſammendrängen!

Reinhold. Es drängt ſich von ſelbſt zuſammen. Blicken Sie nur durch eine kleine Fenſterſcheibe oder durch die hohle Hand ins Freie hinaus, und welche Menge von großen Gegenſtänden wird Ihr Auge umfaſſen!

Waller. Dennoch giebt mir das Bild nie den

Eindruck einer furchtbaren und unermeßlichen Größe wie der Gegenſtand in der Natur.

Reinhold. Weil ſie uns da ſo umgeben, oder wir uns ihnen ſo nähern können, daß ſie von allen Seiten über den Sehwinkel hinausgehen und das Auge erſt allmälig ihre ganze Ausdehnung durchläuft. Dicht unter herabdrohenden Felſenmaſſen haben wir freilich den Maaßſtab unſrer eignen Kleinheit ſehr bei der Hand.

Louiſe. Sie haben Recht: es iſt ordentlich ſchauerlich, daß die Welt ſo groß iſt. Wenn ich Abends den geſtirnten Himmel ſehe, und mir die erſtaunlichen Entfernungen denke, ſo wird mir zu Muthe, wie jemanden, der auf einem kleinen Kahn mitten auf dem weiten Meere ſchwebt.

Reinhold. Sie denken die Entfernungen auch nur, Sie ſehen ſie nicht. Die Malerei unternimmt ja nicht die Gegenſtände abzubilden wie ſie ſind, ſondern wie ſie erſcheinen. Wie groß erſcheint denn die Landſchaft vor uns? Ihre Antwort würde hier noch ziemlich richtig ausfallen, nicht weil Sie den Umfang wirklich ſehen, ſondern weil Sie ihn hiſtoriſch wiſſen. Die Entfernung der Stadt haben wir ungefähr mit den Füßen ausgemeſſen, und am äußerſten Horizont bemerken wir die viereckigen Felſen vom Königſtein und Lilienſtein. Aber wie groß erſcheint der Himmel? wie groß das Meer? Das Auge an ſich kennt nur die ſcheinbare Größe der Gegenſtände in ihrem Verhältniſſe unter einander: ein naher Raubvogel, der ein entferntes Wölkchen verdeckt, iſt ihm eben ſo groß. Auf die Entfernungen ſchließen wir nur aus den gedämpfterern Farben und verlohrneren Umriſſen; und ſo berechnen wir die wahre Größe, indem wir nahe bekannte Gegenſtände, einen Baum, eine menſchliche Figur, als Maaßſtab zu Hülfe nehmen. Dergleichen ſetzt der Landſchafter in den Vorgrund hin.

Waller. Muß dieſe Gegenſtände aber doch ſchon beträchtlich verkleinern.

Reinhold. So entfernt er ſie auch zugleich; nur etwa einigen Kräutern und Blumen ganz am Rande des Bildes giebt er ihre volle Beſtimmtheit. Da in dieſem Zweige der Kunſt die Luftperſpectiv vorzüglich zu Hauſe iſt, ſo hat ſie das Mittel ganz in ihrer Gewalt, auf einem kleinen Raume das Große groß darzuſtellen. Es läßt ſich ſogar denken, daß ſie in das Coloſſaliſche überginge.

Louiſe. Laſſen Sie ihn, Reinhold. Er hat es gegen die Landſchaftmalerei, weil die Alten wenig daraus gemacht haben, und weil er die beſchreibende Poeſie verabſcheut. Vielleicht kommt in den folgenden Beſchreibungen etwas vor, was dienen kann, ihn zu widerlegen.

»Ich ſah drei Landſchaften neben einander, von **Salvator Roſa**, **Claude Lorrain** und **Ruisdael**. Die erſte iſt eine beſchränkte Gegend von Bäumen, Waſſer und Geſtein. Keine hohen Felſen: rechter Hand nur lehnt ſich eine bewachſene Maſſe von Stein ſanft hinauf; durch das mittlere Geſträuch hin wird eine Andeutung in die Ferne ſichtbar. Mehr rechts vertieft ſich das Waſſer in die Büſche hinein; ein großer Stein tritt von der linken Seite (nämlich des Zuſchauers, nicht des Bildes; ſo werde ich die Ausdrücke rechts und links in dem folgenden immer gebrauchen;) hell hervor. Auf dieſem ſtehn und ſitzen im Geſpräch begriffen drei Männer, wahrhaft ſprechende Figuren. Aber gleichſam wie die erſte Geſtalt auf dem Bilde zeichnet ſich vor den Bäumen zur Linken ein ſtarker unbelaubter Stamm aus. Er ſtrebt wie ein herrſchendes Weſen in die Höhe und Breite: man glaubt beſeelte Kraft in ihm wirken zu ſehen, und die Männer unter ſeinen Aeſten ſtehn wie ſeine Diener da. Die Farben ihrer Kleidung ſtimmen mit denen des Stammes und den hellen Partien des Geſteins überein; ſie gehn ins gelbliche und graue, ſo daß das Schönſte und Charakteriſtiſche des Bildes wie erleuchtet ausſieht. Alles iſt auch hier des Geiſtes voll, alles iſt rege. Die Bäume haben kein ruhiges Laub: die Luft ſcheint es zu zerreißen, und in lang hinſtrebende Partien zu theilen. Doch tobt kein Ungeſtüm an dieſem einſamen Orte; das ſtille Blau des Himmels blickt hinter den grauen Wolken hervor, und die Bewegung, die ich erblicke, iſt erhabnes Leben, nicht wildes Gemüth. Auf andern Landſchaften kann man ſich vielleicht abgeſonderter in die Oede verlieren; haſt du dich hier einheimiſch gemacht, ſo biſt du in der Geſellſchaft einer begeiſterten Seele. Es iſt, als führten die wunderbaren menſchlichen Geſtalten zur näheren Gemeinſchaft mit ihr: die romantiſche Stellung und Tracht, wiewohl dieſe nur einfache Landleute oder Bewohner der Wildniß ankündigt, der Ort wo ſie ſich bereden, alles macht die bedeutendſte Gegenwart. Nicht der Zufall hat ſie verſammelt, ſie ſind eins mit dem Ganzen, und vollenden den beſtimmten Ausdruck, den ſelbſt der oberflächliche Beobachter nicht verkennen wird. Wen auch Landſchaftſtücke ſonſt gleichgültig ließen, auf den würde dieſes noch die Wirkung eines hiſtoriſchen Gemäldes machen können, wie die Muſik wenigſtens zu irgend einem großen Text.

Claude Lorrain's Einbildungskraft iſt gemäßigter und in der ſchönen Wahrheit daheim. Sein warmer lichter Himmel, ſeine feuchten bewachſenen Felſen, über denen der Duft der Vegetation ſchwebt, ſind in ihrer Gattung wie die Farbengebung des Tizian. Das Stück, von welchem die Rede iſt, ſtellt eine wirkliche Gegend bei Neapel vor. Man ſieht Ischia und Capri über den Horizont hervorragen. Zwei hohe Felſenpartien treten von der Rechten ins Meer hinein, und das Meer im Schatten zwiſchen ſie. Dahinter iſt die Stadt nebſt Hafen und Schiffen angedeutet. Dicht vor dem Bilde verliert ſich die Ferne, man wird kaum die Spur des Pinſels gewahr: in der gehörigen Weite zeigt ſie ſich eben ſo treu und zweifelhaft, wie das Auge ſie in der Wirklichkeit abreicht. Auf der linken Seite des ſchmalen Vorgrundes ſtehen ein paar himmelhohe Bäume, die das Ganze für den erſten Blick ſo ſchön einſchließen. Hinter dem Vorgebirge erhebt ſich wie eine Wolke der Gipfel des Veſuv, deſſen unterirdiſche Flammen vor der Morgenſonne erblaſſen. Sie leuchtet mit ſanftem Schein um die Felſen her. Keine lichtgeſäumten Gewölke; es iſt reiner Glanz, nur vom Hauch der Frühe gemildert, und der Körper ſelbſt eben ſichtbar, der ihn ausſtrömt. Unbeſchreiblich harmoniſch vermiſcht er ſich mit dem grünlichen Meer. worauf auch der Nebel noch ruht, kaum gefärbt von dem Strahle, welchen die Sonnenſcheibe herüberſendet. Die ganze Luft iſt mitgemalt: kein Gegenſtand ſteht nackt da, ihr durchſichtiger Schleier iſt über ihn geworfen. Man ſieht in die Vertiefung zwiſchen die Felſen, oder auf die weite Meeresfläche hinaus: der Geſichtspunkt iſt überall gleich vortheilhaft. Es iſt aber in der Natur dieſer Landſchaft, daß man in ſie hinausblickt, ohne in und auf ihr zu wohnen. Sie bedürfte daher keine Figuren zu ihrer Belebung. Eine ſolche Ferne ſcheint doch niemals einſam, das Leben des Unbeſeelten webet über ihr, das wiederum Seele aus ſich ſelber ſchafft. Da Claude keine Figuren malte, ſo hat Allegrini den Vorgrund mit einer Gruppe verziert, wo Acis und Galatea liebkoſend zuſammen ruhn; auf dem Vorgebirge liegt der eiferſüchtige Polyphem. Das Zelt von violetter Farbe, welches die Liebenden ſchirmt, und ihre hellen Gewänder ziehn doch das Auge zu ſehr an ſich, und ſtören anfangs die ſüße Ruhe, die über die Landſchaft ausgegoſſen iſt. Denn man muß ſich keinesweges einen prahlenden Sonnenaufgang dabei denken. Das Auge wird im Vorgrunde durch die Schatten, worin dieſer und die Felſen ruhn, geſchont, und in der Ferne durch die ſtille Behandlung des glänzenden. Man entdeckt nicht einmal die Sonnenſcheibe ſogleich, und der Tag ſcheint erſt höher herauf, indem man vor dem Bilde ſteht.

Wie ganz anders iſt Ruisdael, und doch wie vortrefflich, ſelbſt in ſeiner Beſchränktheit! Hier iſt eins ſeiner größeren Stücke, eine durchſichtige Baumgegend auf waſſerreichem Moorgrunde. Jeder Stamm ſondert ſich von dem andern, und weicht bis zu der fernen Helle, unter dem Laubwerk hin, zurück. Eine glänzende Wolke, halb hinter den Wipfeln der Bäume verſteckt, wirft die herrlichſten Wiederſcheine zwiſchen ſie auf den Boden hinunter, welche das breite Gewäſſer des Vorgrundes nochmals in einen dunkeln Spiegel aufnimmt. Dieſes iſt mit Pflanzen und Geſträuch durchwachſen, die ſeine Schatten vertiefen, und zugleich durch die Reflexion der kleinſten wie der großen Gegenſtände ganz durchſichtig machen. Die vorderen Stämme heben ſich um ſo mehr hervor, weil es meiſtens Buchen mit weißer Rinde ſind; der anſehnlichſte darunter iſt völlig nackt, und ſtellt ſich, beſonders wo er oben herunter ſchräg abgeſpalten iſt, ſehr täuſchend dar. Die durch Verſchiedenheit der Töne äußerſt mannichfaltigen Baumpartien ſind mit ſo viel Freiheit als Fleiß gearbeitet. In einigen bräuneren Tinten zeigt ſich der nahende Herbſt. Das Laub ſelbſt hat wenig Abwechſelung. Ruisdael kannte nur eine einſeitige Natur, allein in dieſer hat er eine Wahrheit, die jedesmal innig aus ihm ſelbſt hervorzugehen ſcheint. Was er darſtellt, iſt oft ſchauerlich oder dürftig; die Behandlung läßt uns aber bei ihm an Oertern verweilen, wo wir uns in der Wirklichkeit nicht wohl befänden. Er zieht dabei die Gegenſtände ſo nahe an ſich heran wie möglich, und läßt nur ſelten eine Ausflucht in die Ferne zu, ihnen zu entkommen. Wo ſeine Schatten nicht nachgedunkelt haben, die auf manchen ſeiner Bilder undurchdringlich ſind, iſt ſein Grün von großer Wahrheit, und wie aus den friſcheſten Quellen getränkt. Hier iſt es zugleich gefällig und dieſer ſanftere Ton erſtreckt ſich bis auf den Himmel, den er ſonſt meiſtens aus dem neblichten Norden nimmt. Ueberhaupt ſchwimmt das Ganze in naſſer Klarheit, und wenn von ungefähr ein Sonnenblick darauf fällt, wird es in Magie verwandelt. Eine Hirſchjagd belebt den Schauplatz, oder vielmehr ſie ſoll es thun. Adrian van der Velde hat die Figuren darauf geſetzt, und ſie ſind nicht ganz mit dem übrigen durch die nächſten Wirkungen verbunden. Der Jäger, der am Ufer hinſprengt, macht ſich gut. Der Hirſch aber, welcher durch das Waſſer ſetzt, und die Hunde ihm nach, laſſen hier keine Bewegung zurück, die eine wahre Schönheit hinzugefügt hätte, und ſpiegeln ſich ganz beſtimmt in ruhiger Fläche. Freilich wird man dieſen Mangel nur ſpät gewahr in dem harmoniſchen Bilde, vor dem man mit Wohlgefallen und Bewunderung verweilt, ob Ruisdael gleich nicht ſo lieblich die Sinne bezaubert wie Claude, noch ſo lebendig zum Geiſte redet wie Salvator.«

Sind Sie ausgeſöhnt, Waller?

Waller. Mir däucht, Sie erheben die Darſtellung zu ſehr gegen die Natur, da Sie doch durch Ihre Schilderung jene zum Theil wieder in dieſe verwandeln.

Louiſe. Das letzte iſt wahr: ſeit ich mich mit dieſen Dingen viel beſchäftige, ſehe ich eine wirkliche Gegend mehr als Gemälde, und ein Landſchaftſtück ſuche ich mir zu einer wahren Ausſicht zu machen. Aber wie können Sie mir das erſte vorwerfen, da Sie immer davon ausgehen, der menſchliche Geiſt ſchreibe der umgebenden Welt ſein Geſetz vor, und ſchaffe und modle ſie nach ſich.

Reinhold. Ich muß Louiſen vertheidigen. Es verſteht ſich von ſelbſt, lieber Freund, und wir geben es gleich zu, daß die Kunſt als bloße Abſchrift der Natur gegen das ewige Regen und Weben derſelben unendlich zurückſtehen müßte. Eben deswegen ſoll ſie den Abgang durch etwas von weſentlich verſchiedener Art erſetzen. Der Künſtler kann die landſchaftliche Natur nur durch Wahl und Zuſammenſtellung verbeſſern, nicht an ſich erhöhen. Dagegen leiht er dem Anſchauer ſeinen erhöhten Sinn für ſie, oder vielmehr er ſtellt den allgemeinen Sinn her, wie er urſprünglich beſchaffen iſt. Er lehrt uns ſehen. Drollig genug, daß man es in dem Grade verlernen kann! Aber wann ſieht man auch einmal um des Sehens willen? Es geſchieht immer in andern Geſchäften. Man rühmt den Sinn des Auges als den edelſten, und den Verſtändigen mag er es deswegen ſeyn, weil er zur Erkenntniß ſo behülflich iſt, dem großen Haufen gewiß nur wegen ſeiner Brauchbarkeit in der Haushaltung. Es iſt uns gar nicht darum zu thun, wie die Dinge erſcheinen, ſondern wie ſie ſind: das heißt, wie ſie ſich greifen und handhaben laſſen. Wir begnügen uns, jeden Gegenſtand, jedes zu einer Gattung gehörige Einzelweſen immer wieder zu erkennen, und die wirklichen Veränderungen wahrzunehmen, die damit vorgehn, ohne auf die tau-

Du biſt unſrer Herzen Mann,
Der uns recht errathen kann.
Reden, Thränen kannſt du ſchreiben,
Wie wir ſie zu Hauſe treiben,
Daß wir bei der Lampen Schein
Glauben, ganz wir ſelbſt zu ſein.
Das kann niemand ſo wie du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wird die ſchwangre Frau geneckt,
Von der Schwägerin entdeckt;
Hat die Kora nichts verbrochen,
Muß ſie nächſtens gleich in Wochen:
Das verſtehen wir ſo gut,
Ja das rührt uns Muth und Blut.
Rühr' denn immer, rühre du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wie du weißt, uns ſelbſt kommt oft
Gute Hoffnung unverhofft.
Aber deine Gurli's machen
Wir auch ſo geſtalter Sachen,
Und im tändelnd zarten Schritt
Spielt die kleine Hoffnung mit.
Bald wirſt ihr Gevatter du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Quält die Madam Müller ſich,
Das iſt freilich wunderlich:

ſend verſchiedenen Anſichten zu achten, unter denen ſie ſich uns darbieten. Von der erſten Kindheit an verbinden wir mit dem Gebrauch des Auges Wahrnehmungen andrer Sinne und eine Menge Schlüſſe, die uns ſo geläufig werden, daß wir alles unmittelbar zu ſehen glauben. Im Grunde ſind wir uns aber deſſen, was uns umgiebt, ſo lange es beim Gewöhnlichen ſtehen bleibt, mehr bewußt, in ſo fern wir es wiſſen, als in ſo fern wir es ſehen.

Waller. Mit dem Gehör geht es im Ganzen eben ſo zu. Die Anlage zum Maler und Muſiker liegt alſo wohl darin, daß man von Jugend auf dieſe Sinne nicht bloß wie Hausthiere zähmen und abrichten läßt, ſondern neben der nützlichen Anwendung ihre freie Thätigkeit und die Luſt daran behauptet.

Louiſe. Ja ja, der Geruch iſt am Ende der edelſte und am meiſten dichteriſche Sinn, weil er weniger dem Bedürfniſſe dient. Seine lieblichen dunkeln Anregungen ſcheinen mir am nächſten mit den Zaubereien der Fantaſie zuſammenzuhängen: der Duft einer Orangenblüthe verſetzt mich in die glückſeligen Inſeln.

Reinhold. Wenn meine Bemerkungen richtig ſind, ſo wiſſen wir auch, was wir von dem Urtheile derer zu halten haben, welche die Färbung und Beleuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erſt erſcheinen, zu untergeordneten Theilen der Malerei, oder wohl gar zu unweſentlichen Reizen derſelben herabſetzen. Sie iſt ja eigentlich die Kunſt des Scheines, wie die Bildnerei die Kunſt der Formen; und wenn ich nicht fürchtete, in Ihre philoſophiſchen unausführbaren Foderungen hineinzugerathen, Waller, ſo möchte ich ſagen, ſie ſoll den Schein idealiſiren. In der Wirklichkeit gewöhnen wir uns, über ihn weg, oder durch ihn hindurch zu ſehen: wir vernichten ihn gewiſſermaßen unaufhörlich. Der Mahler giebt ihm einen Körper, ein ſelbſtändiges Daſeyn außer unſerm Organ: er macht uns das Medium alles Sichtbaren ſelbſt zum Gegenſtande. Wir ſollen alſo bei dem Schein verweilen, und wie kann er dieß verdienen, wenn er nicht auf das bedeutendſte und wohlgefälligſte gewählt und dargeſtellt wird?

Waller. Die Malerei ſoll alſo täuſchen?

Reinhold. Nicht doch: auch bei der kunſtvollſten Nachahmung iſt ſie ſchon dadurch vor dieſem Abwege geſichert, daß es ihr an einer wahren Lichttinte fehlt.

Louiſe. Haben Sie die durchſichtigen Mondſcheinlandſchaften ſchon vergeſſen, womit wir uns manchmal unterhielten? Die ſind doch mit wahrem Lichte gemalt.

Reinhold. Dafür ſind ſie auch keine Kunſtwerke, ſondern nur eine artige Gaukelei.

Waller. Aber die Täuſchungen, die, wie man bezeugt, wirklich durch Gemälde hervorgebracht worden ſind?

Reinhold. Sie fanden vermuthlich nur bei beſondern Veranſtaltungen und auf einen Augenblick Statt. Am empfänglichſten dafür werden entweder ſolche ſeyn, die ihre Sinne blindlings gebrauchen, ohne ſich im mindeſten Rechenſchaft davon zu geben; oder im Gegentheil die Meiſter im Sehen, deren Einbildungskraft immer auf die Erſcheinung gerichtet iſt.

Louiſe. Auf die Art hätte die Fabel vom Zeuris und Parrhaſius, daß ſie mit ihren gemalten Sachen die unvernünftigen Thiere betrogen haben, demnächſt aber einer den andern, einen recht feinen Sinn.

Waller. Bei der Abſtraction, worin Sie das Weſen der Malerei faſſen, und der Ausdehnung, mit der Sie ihre Gränzen beſtimmen, nehmen Sie auch wohl das Stillleben in Schutz?

Reinhold. Ganz gewiß.

Waller. Und machen die Landſchaftmalerei zur höchſten Gattung, weil in ihr das bloße Phänomen eine ſo wichtige Rolle ſpielt?

Reinhold. Vielleicht. Indeſſen halte ich überhaupt nichts von ſolchen Rangſtreitigkeiten.

Waller. Man ſieht aber doch, daß die Landſchafter, wo ſie können, über ihre Gattung hinaufſtreben. Sie bevölkern die Scene nicht nur mit Figuren, ſie bringen Geſchichten darauf an; und wenn ſie dazu ſelbſt nicht genug zu zeichnen wiſſen, ſo laſſen ſie dergleichen von andern hinſetzen. — Als ob ich Ihre Vorliebe für den Salvator Roſa nicht gemerkt hätte, Louiſe, die Sie eben darum hegen, weil er die Natur bloß wie eine Schrift braucht, in deren großen Zügen er ſeine Gedanken hinwirft. Wenn ein Satyriker zum Landſchaftmaler gemacht iſt, ſo werden Idyllendichter ſich wohl mit Glück im Schlachtenmalen verſuchen.

Louiſe. Ich geſtehe, wenn man mir ſagte, dieſe Landſchaft rühre von einem Dichter her, ſo würde ich nicht auf einen Idyllendichter rathen, jedoch auch ſchwerlich auf einen Satyriker, vielmehr auf einen feurigen Lyriker, und das iſt Salvator vielleicht in ſeinen Satyren. Wenn der Maler, wie Reinhold ſagt, dem Scheine einen Körper giebt, ſo muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und dieß darf doch wohl ſeine eigne ſeyn.

Reinhold. Allerdings kann der Landſchaftmaler zu willkührlich in die Natur hineindichten. Allein es iſt ein weſentlicher Mangel, wenn man der Darſtellung ſogleich auf den Grund ſieht, wenn ſich der Schein in die bezeichneten Gegenſtände gleichſam verliert.

Louiſe. Da Sie mir das eigentliche Kritiſiren verboten haben, ſo freue ich mich, daß ich auf ein Beiſpiel zu ihrer Kritik geſtoßen bin. Hören Sie nur.

«Eine große Landſchaft von Hackert, vier bis fünf Fuß hoch und etwa ſechs Fuß breit, worauf eine Gegend von ſehr weitem Umkreiſe bei Neapel abgebildet iſt. So wie du davor ſtehſt, vergiſſeſt du bald die Malerei, und befindeſt dich in einem entzückenden Lande. Du ſiehſt auf dem braunen Vorgrunde, der von dem nächſten Boden durch einen großen hinter ihm verborgenen Zwiſchenraum abgeſchnitten iſt. Ein weiter Kreis von Hügeln thut ſich auf, die ſich von einer Seite höher hinan lehnen und ringsum anmuthig heben und ſenken; die Augen ruhen auf einem ſtillen See aus, den jene in ihrem blühenden reichen Schooß eingeſchloſſen halten, und der gleichſam wieder das Auge der Landſchaft iſt. Jenſeits der

Hügel zeigt ſich, da der Standpunkt ziemlich hoch angenommen worden, eine angebaute Ebene, mit leichten Erhöhungen und Dörfern. Ein Streif des Meeres ſcheidet das Land vom Horizont, über den der Gipfel einer vulcaniſchen Inſel hervorragt und Schiffe ſichtbar ſind. Der heiterſte Himmel mit wenigem Gewölk füllt den weiten obern Raum aus. Zu beiden Seiten des Vorgrundes erheben ſich hohe Bäume; die zur Linken auf Felſenſtücken, zwiſchen denen ſich ein mit Fuhrwerk und Menſchen beſetzter Weg hineinzieht. Die Hügel ſind mit Gebüſch und Reben, lieblichen Anpflanzungen und Wohnungen jeder Gattung überdeckt; zur Linken zeichnet ſich eine größere Burg aus. Dieſe Fülle von einzelnen Wahrnehmungen können keine Worte aufzählen, da kaum die Augen deren mächtig werden. Alles iſt mit großer Leichtigkeit und einem zugleich flüchtigen und genauen Pinſel dargeſtellt: nicht die Thüre in der Ecke eines Weinbergs, die offen ſteht und auf die Mauer daneben Schatten wirft, iſt weggelaſſen, und alles durch den Duft einer glänzenden Helle in einander gewebt. Der Wiederſchein der Gegenſtände im klaren See wird zum Theil noch von der Sonne erleuchtet: der Himmel geht in einem etwas tieferen Azur aus dieſem Bade hervor. Die großen Bäume ſind voll und kräftig hingeworfen; der zur linken Hand erſcheint nur zu röthlich, ſamt den Felſen darunter, die in Dietrichſchem Geſchmack behandelt ſind. Die weite Ferne iſt täuſchend. Der Ton der Hauptpartie weicht beträchtlich vom Vorgrunde ab, und geht ſchon ins Graue über. Nach mehreren Landſchaften von Hackert könnte dieß, ſo wie der hohe Standpunkt, Gewohnheit bei ihm ſeyn: hier unterbricht es indeſſen die Harmonie nicht. Alle Farben des Bildes ſind wie ſein Himmel, ſanft und freundlich, nicht ſtark aufgetragen, aber auch nicht durchſichtig, ſo daß man ſie eher für gouache als für Oel anſehen möchte. Kein Lüftchen regt die Blätter oder kräuſelt die Wellen; die ſüdliche Heiterkeit iſt überall ausgedrückt.

Woher kommt es aber, daß dieß blendende Gemälde in ſeiner weiten Ausdehnung dennoch keinen Eindruck von Größe und erhabenem Reiz macht, und nur wie ein leichter Syrenengeſang in die Wirklichkeit lockt, die es wiederzugeben verſucht? Ich glaube, weil es ſie nach Art einer camera obscura wiedergiebt: das Große in einer ſaubern Verkleinerung. Es wirkt weniger als die Natur vermag, und doch nicht genug als Kunſt. Vielleicht giebt es Gegenden auf der Erde, die zu üppig für die Darſtellung ſind, welche ſich gern Beſchränkungen gefallen läßt, um dann erſt, wie über ihren Umfang hinaus, unendlich zu werden. Auch ließe ſich denken, daß ein Künſtler dieſen Reichthum in einfachere Maſſen auffaßte, und durch das, was er anzudeuten unterließe, das Schönſte in der Wirklichkeit erſt in das Große für die Kunſt verwandelte. So viel iſt gewiß, Claude Lorrain, der in der nämlichen Natur lebte und malte, iſt in einem edleren Stil mit ihr umgegangen. Und dann hat Hackerts Landſchaft noch einen weſentlichen Mangel: der Schatten im Ganzen fehlt. Alles ſteht in ſchimmerndem Licht und reinen Farben da.

Reinhold. Das Kritiſiren laſſen Sie ſich denn doch nicht gänzlich unterſagen, Louiſe.

Waller. Wie billig. Wir können nicht charakteriſiren, ohne daß darin auf gewiſſe Weiſe ein Urtheil enthalten wäre. — Ich geſtehe, die Beſchreibung hat mir größere Sehnſucht nach dem See von Salerno erregt, (denn dieſer iſt, wie ich höre, der Mittelpunkt der Ausſicht;) als nach dem Gemälde, das ich noch nicht Gelegenheit hatte zu ſehen.

Louiſe. Jetzt müſſen ſie mir nach Deutſchland zurück folgen, und zwar zu unſern ehrenfeſten Vorfahren. Ich habe ein altes Porträtſtück beſchrieben.

Waller. Das Porträt ſollte vorzüglich ein Deutſches Talent ſeyn, da wir eine ſo treue Nation ſind.

Louiſe. Keinen Spott! Es giebt eine knechtiſche und eine freigeſinnte, edle Treue, wovon Sie ein Beiſpiel ſehen ſollen.

»Die gute alte Zeit, wo ein Familiengemälde noch ein Denkmal der Frömmigkeit, nicht der Eitelkeit ſeyn durfte! Sie war des weiſen Künſtlers werth, der ſeine Perſonen nicht mit fremden Zierlichkeiten verkleidete, ſondern ihre eigne Sitte und Art ausdrückte, und ſie wahrhaft auf die Nachwelt brachte. So hat Holbein einen Bürgermeiſter von Baſel, Jacob Meyer, mit den Seinigen gemalt, wie alle ſich der Mutter Gottes und dem Jeſuskinde weihen. Dieſe ſteht in der Mitte unter einer Blende, zu ihrer Rechten kniet der Vater mit zwei Söhnen, zur Linken die Schwiegermutter, Frau und Tochter. Der Vater, zunächſt an der Jungfrau, nach ihr hin, doch etwas mehr vorwärts gewandt; wie es ſcheint, (denn er wird großentheils verdeckt) auf beiden Knien liegend. Seine Kleidung iſt ſchwarz mit Pelz gefüttert. Der Kopf mit dem kurz abgeſchnittenen dunkeln Haar drückt ſich in den Nacken, das Kinn tritt vor, die gehobenen Hände greifen feſt in einander. In ſeinen Gebehrden iſt eine kräftige Inbrunſt, ohne alle Frömmelei und Abgeſchiedenheit von der Welt. Man ſieht wohl, er faßt dieſe heilige Pflicht ſo herzhaft an wie jede irdiſche, und der biedre, wackre Bürger trägt die rüſtige Thätigkeit ſeines Lebens in ſeine Andacht über, zugleich mit aller Würde, die ihn begleitet, wenn er zu Rathe ſitzt. Es iſt ein herrliches unbekümmertes Zutrauen in dem Kopfe; das Gebet ſcheint die geſunde natürliche Farbe noch ein wenig erhöht zu haben. Kein Zug iſt ſchlaff; ſie drücken alle das wohl und recht gemeynte der Handlung aus, ohne daß doch einer überflüſſig angeſtrengt würde. Dieß giebt ihm ein ſchönes Gleichgewicht, und eben das wahre Anſehen von ſchlichter bürgerlicher Kraft, welches dadurch noch verſtärkt und ſelbſt veredelt wird, daß der Kopf nicht durch die Kleidung vom Körper getrennt, ſondern der ganze Hals ſichtbar iſt. Er hat ganz denſelben Charakter wie das Geſicht, und iſt mit ſeinen wenigen leiſen Falten, die der Völligkeit mehr wie dem Alter zu gehören ſcheinen, auch ſo kernhaft gemalt. Wäre er verdeckt, ſo könnte es ausſehn, als ob der Nachdruck des Kopfes gleichſam aus der Kleidung hervorgepreßt wäre; nun gewinnt er ein weit freieres und männlicheres Anſehen. Vor dem Vater kniet ein artiger Knabe, von zehn bis zwölf Jahren vielleicht, in einem hellbräunlichen weiten

Rock, mit purpurnen Sammtſtreifen, die mit goldnen Knöpfen geſchmückt und befeſtigt ſind. Er lauſcht ſeitwärts weg, auf den kleineren Bruder hin, den er, die eine Hand loſe auf ſeiner Schulter, die andre an ſeiner Bruſt, ſtehend vor ſich hält. Sein Auge iſt beinahe trübe gegen des Vaters glänzend ſchwarzes, aber der Mund iſt ſchön und bedeutend; der Kopf ſehr länglich, das helle ſtarke Haar, im Nacken abgeſchnitten, umſchließt das Geſicht in ziemlich geraden Linien und Ecken. Das blonde krausköpfige Bübchen ſteht dagegen, ganz ſeiner holden kindlichen Natur überlaſſen, nackt vorn auf dem Bilde, es hält den linken Arm mit der offnen Hand niederwärts ausgeſtreckt, und blickt ebenfalls nach der Seite hinunter. Sein Körper iſt äußerſt lieblich, zart und rund gehalten bei der großen Beſtimmtheit der Zeichnung, das Geſichtchen recht ſchalkhaft, und ſo macht es den artigſten Contraſt gegen die Uebrigen, wie eine reizende Blume in einem nützlichen Garten. Es iſt eben ſo ſehr außer der Familiengruppe, wie das Jeſuskind, dem es an Schönheit aber überlegen iſt. — Die weibliche Seite iſt dieſes Mal nicht die annehmlichſte: hier offenbart es ſich, daß die mit ſo viel Selbſtändigkeit und Liebe dargeſtellte Einfalt der Sitten nicht ſchön und natürlich, ſondern eine altväteriſche Eingeſchränktheit war, die für dieſen Theil der Familie nothwendig in das Klöſterliche übergehen mußte. Hier ſehen wir keine Hausmutter mit blühenden Töchtern, ſondern zwei Nonnen von geſetzten Jahren. Die ältere kniet nächſt der Blende, aber etwas weiter zurück als der Vater gegenüber. Von ihrem Geſicht iſt nur ein kleines Dreieck ſichtbar:

die weiſſen leinenen Tücher, die ſie um den Kopf gebunden hat, ſchneiden ſich auf der Wange, ſchräg vom Kinne herauf und vom Auge herunter. Unter dem Auge feine Fältchen. Die nämliche Tracht läßt bei ihrer Tochter doch mehr von dem Geſicht ſehen: das Tuch geht nur unter dem Kinne durch, und auf der Stirn liegt ein durchſichtiger Streif. Beider Kleidung iſt ſchwarz, am Kragen mit Pelzwerk gefüttert: alles iſt dicht und ſchwer eingehüllt, bis auf die Fingerſpitzen, die den Roſenkranz zählen. Auch im Geſicht der letzten iſt keine gegenwärtige Regung zu bemerken, doch ſchaut ſie verſtändig aus groſſen braunen Augen. Man ſieht wohl, daß dieſe das Hausweſen angelegentlicher betreibt, als ſelbſt den Dienſt der Heiligen. Die Tochter ſieht man ganz im Profil, nach damaliger Weiſe koſtbar geſchmückt, weiß mit Gold, die Aermel ſorgfältig bis auf die Knöchel der Hand gefaltet und gepufft, um den Hals ein geſtickter ſteifer Kragen, der Kopfputz ſehr künſtlich in Perlen und Filagran gearbeitet, an der Seite iſt eine Flechte von braunem Haar darum her gebogen. Sie hat eine helle zarte Geſichtsfarbe, und macht darin, wie in der Pracht des Putzes, dem ſehr länglichen Kopf und matteren Augen das Gegenſtück des Bruders. Nur ihre Stellung iſt ungeſchickter: auf beiden Knien liegend, den Leib vorgebogen, den Kopf geneigt, die Schultern zurück. Sie betet am Roſenkranz, und ſieht, die Wahrheit zu ſagen, dabei etwas langweilig und etwas albern vor ſich hin: man weiß nicht, ob es die Albernheit der Langenweile, oder die Langeweile der Albernheit iſt. Sie gleicht einer Blüthe, die in harter Schale verſchloſſen

Längſt vergaßen wir das Wißen
Von ſo ängſtlichem Gewiſſen;
Aber Unſchuld, Sünd' und Reu
Steht doch gar zu hübſch und frei.
Fallend lehrſt gefallen du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Ach die Afanaſia,
Wie berückt ſie den Papa!
„Laß Franzöſ'ſch mich lernen, bitte!“
Und wie dann le coeur palpite!
Doch zuletzt kann ſie nicht fort,
Hier Papa, und Liebſter dort;
Der giebt ſie zurück aus Tu —
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Bleibe nur auf dieſer Spur
Der natürlichſten Natur.
Soll dein Schauſpiel farbig ſchillern,
Gar zuletzt in Reimen trillern,
Sammt dem jambiſchen Geplärr:
Sieh, ſo pocht dich das Parterr.
Liebſter, das nicht wieder thu,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

gehalten wird, bis die Jahreszeit vergeht, in der ſie ſich entfalten könnte. Aber wie wahr und treu ſo recht das eigenſte dieſer Beſchränkungen ergriffen iſt, und wie die Mutter Gottes nun mit höherem freierem Weſen dagegen erſcheint, in holdſeliger Pracht eine demüthige geiſtliche Königin! Ihre Ergebung iſt liebevoll, ihre Züchtigkeit milde, ſie ſenkt den Blick anmuthig, und die volle Wölbung der Augenlieder läßt ſeelenvolle Augen unter ihnen vermuthen. Der Mund iſt von großer Lieblichkeit, unter den Augen aber fehlt dieſe: es iſt da wie eine leere Stelle, wo ſie verflogen wäre. Sie trägt auf dem Haupt eine reiche Krone, deren ſchmale Bogen wie Blenden jeder ein Heiligenbild, künſtlich in Gold gearbeitet, enthalten; die aber etwas zurückgeſchoben, die hohe reine Stirn ganz erkennen läßt. Ihr blondes Haar fließt anfangs beinahe ſchlicht, nachher in dünnen Wellen über die Schultern hinab. Ihre Kleidung iſt ein dunkelgrüner Mantel, wovon wenig zu ſehen, über einem noch dunkleren grünen Gewande, das faſt wie ſchwarz ausſieht, und von einem vorn geknüpften rothen Bande umgürtet wird. An den Armen, vom Ellbogen an, kommt ein Unterkleid von Goldſtoff zum Vorſchein. Sie hält das Kind hinter den ſtill über einander gelegten wunderſchönen Händen, an denen die Finger unbeſchreiblich zart auslaufen, und die Grübchen die feinſte ja ſeelenvollſte Bewegung ausdrücken. Die rechte ſieht man ganz ausgeſtreckt bis auf den Daumen, von der linken unterwärts einige Finger, und dahinter die Beine des Kindes; das dreifache Fleiſch iſt durch die Abſtufung der Schatten vortrefflich geſondert. Ich halte dieſe Maria nicht für ein Porträt, ſie ſcheint vielmehr aus der Idee gemalt zu ſeyn. Sie iſt aber keine Italiäniſche Mädonna, ſondern eine Deutſche Liebe Frau, zu der ſolche Frauen wie die neben ihr knieenden mit Zuverſicht beten können. In dem Jeſus iſt nichts hohes, auch nichts fröhliches, aber eine rührende Kindlichkeit. Er lehnt ſein Köpfchen auf der einen Hand an den Hals der Mutter, als ſuchte er, faſt überdrüſſig, ſeine liebſte Zuflucht auf; die andre iſt wie zum Segnen ausgeſtreckt, und erſcheint daher verkürzt; der ganze Körper aber nach Verhältniß der übrigen Figuren, die alle unter Lebensgröße ſind, ſehr klein.

Der bewundernswürdige Fleiß in den Beiwerken iſt nicht zerſtreuend: die viereckigen Zierrathen des unten liegenden orientaliſchen Teppichs ſind durch eine große Falte gebrochen, und eben weil alle Verzierungen, auch an der Kleidung, ſo ſehr ins kleine gehn, zeichnen ſich die Züge und Umriſſe des menſchlichen Antlitzes viel beſtimmter und reiner daneben ab, als etwa bei überflüſſigem Prunk fliegender Gewänder und hingeworfener Falten. Der Ton des Ganzen nähert ſich ſchon ziemlich dem Harmoniſchen. Die Geſichtsfarben ſind durchaus wahr, und beſonders am männlichen Theil der Familie ſchön nach dem Alter unterſchieden. Die Köpfe der älteren Frauen ſtechen gegen die bläulich weißen Tücher nur ein wenig zu braun ab. Immer wird der erſte Blick weniger anziehen als die nahe Unterſuchung, die mit zunehmender Liebe an dieſes Bild feſſelt. Holbein bewährt ſich darin ganz als den beſonnenen Meiſter von eben ſo einſichtsvollem, klarem und ruhigem

Geiſte als kunſtgeübter Hand, der das Schöne erkannte und ausdrückte, jedoch auch dem minder Schönen treu oblag, um es durch die innige Wahrheit zu adeln; und das alles ohne Anmaaßung und Geräuſch.»

Reinhold. Die Erinnerung an die Zeit, wo wir auf dem Wege waren, eine ächte einheimiſche Kunſt zu bekommen, wenn ungünſtige Umſtände und die Sucht des Fremden es nicht verhindert hätten, macht mich immer recht wehmüthig. Haben Sie Dank, daß Sie mit ſo ehrerbietiger Bewunderung bei dem alten Holbein verweilten. Sie haben in der That ein Bild von ihm gewählt, woraus man ihn ganz kennen lernen kann.

Louiſe. Nicht wahr? Sie hätten mir ſo viel Ruhe und Gründlichkeit gar nicht zugetraut.

Waller. Ich weiß nicht, warum uns Holbein ſo ſehr alt vorkommt, da er doch gerade in der blühendſten Periode der Italiäniſchen Kunſt lebte. Bei ſeinem Vorgänger Albrecht Dürer, der auch ein älterer Zeitgenoſſe Raphaels war, iſt dieß in noch weit höherem Grade der Fall. Iſt es den Deutſchen Malern etwa ergangen, wie dem Weibe und den Töchtern des Baſeler Bürgermeiſters?

Reinhold. So gar alterthümlich finde ich das Anſehen von Holbeins Werken nicht: ſie ſtehen darin ungefähr auf derſelben Stufe mit denen des Leonardo da Vinci, der freilich erſt als Greis das neue Künſtlergeſchlecht aufblühen ſah. Auch in der Art des Fleißes ſind ſie zu vergleichen. Stellen Sie nur das Bildniß eines Mailändiſchen Herzogs von Leonardo, und Holbeins Heinrich den Achten von England neben einander.

Louiſe. Still von Leonardo! Sie möchten mir vorweg nehmen, was ich von ihm ſagen will. Vorher noch einige andre Beſchreibungen.

Waller. Sie ſparen das Liebſte bis zuletzt.

Louiſe. Ich bin Kind genug dazu.

»Es giebt unter den chriſtlichen Sagen manche Gegenſtände für den Maler, die eben durch ihre Einfachheit reich ſind, weil er ſie ſich denken kann, wie er will. So iſt bei der Flucht nach Egypten, und der Ruhe während derſelben nichts vorgeſchrieben, als die holde Mutter und das Kind, ihren alten väterlichen Freund, und allenfalls den dienſtbaren Gefährten, den Eſel, unter freiem Himmel zu verſammeln. Keine Handlung, die künſtlich gruppirt werden müßte, und doch eine Situation, die ſo ſchön gruppirt werden kann. Ferdinand Boll und Treviſani haben ſie in einem ganz verſchiedenen Sinne genommen. Der erſte ſtellt eine Landſchaft vor, wo alles erſtorben ſcheint, und das Grün der wenigen breitblättrigen Pflanzen und des Buſchwerkes ſich in ein trocknes Braun verwandelt hat. Grau oder braun iſt der Ton überhaupt; keine einzige friſche Farbe erquickt das durſtige Auge. Am Fuß eines Felſen ſitzt die erſchöpfte Familie. Die Züge der Mutter haben der Angſt und dem Hunger nachgegeben, ihre bleichen Wangen ſind eingefallen, der Mund ſchließt ſich nicht mehr, die Augenlieder ſinken herab. Sie ſtützt den Arm auf eine Stufe des Felſen, und den müden ſeitwärts gebogenen Kopf in die kraftloſe Hand. Er iſt mit einem weißen Tuche ſo umwunden, als ob dieſes eher Schmerzen lindern als ſchmücken ſollte. In der

Lage ihres Körpers iſt nicht die mindeſte Anſtrengung zu bemerken: von allen Bedürfniſſen ſcheint das der Ruhe allein ſchmerzlich befriedigt. Sie blickt zum Kinde hinab, das ganz eingewindelt auf einem länglichen Kiſſen in ihrem Schooße eingeſchlummert iſt, eine welkende Blüthe, abgefallen von der mütterlichen Bruſt, deren Quellen verſiegt ſind, und die auch durch ihre Form nicht an die frohe Schönheit glücklicher Tage erinnert. Von der ziemlich ſchweren Kleidung umſchloſſen, iſt die Bruſt nur zur Hälfte durchſichtig bedeckt. Sie ſollte es ganz ſeyn. Das kahle Köpfchen des Kindes ruht in zu ähnlicher Rundung daneben. Ihr andrer Arm iſt über das Kind hingeſtreckt, um es zu halten. Die rothen ſammtnen Aermel, die bis zur Hand reichen, ſind verblichen, wie die Farben der übrigen Gewänder von Sonne und Staub angegriffen, was mit der äußerſten Wahrheit ausgedrückt iſt. Joſeph ſitzt höher am Felſen hin, ſo daß ſeine Geſtalt über der Mutter hervorragt, und er das traurige Schauſpiel mit gerade vor ſich hin geſenktem Haupte überſieht. Es iſt ein jüdiſches Geſicht, eine hohe bleiche Stirn, deren Ecken ſehr weit hinaufgehn. Die äußere Kraft ſcheint ihn, ſo krank er iſt, weniger verlaſſen zu haben als die innere: in den Zügen des Geſichts iſt die Unthätigkeit der Verzweiflung; die Hände haben noch Regſamkeit, wenn nur etwas da wäre, was ſie ergreifen könnten, um die Mutter damit zu laben. Den Korb zur Seite füllt kein Vorrath weiter als Tücher, und der Krug hat kein Waſſer mehr. In der Ferne erſcheint eine Brücke, aber vielleicht iſt der Bach ausgetrocknet. Von der Felſenſeite des Vorgrundes dehnt der Eſel ſeinen geduldigen Hals hervor, und nagt an dem hölzernen Sattel, der ihm als Krippe hingeſtellt iſt, woraus einzelne Halme Stroh hervorragen. Alles iſt das treue Bild menſchlicher Noth, kein göttlicher Funke darin, der ſie erhebt, kein Leuchten der Hoffnung, das ſie mildert. Der mitleidige Blick wendet ſich weg, bis er durch Ueberlegung beſänftigt wiederkehrt, um die vollkommne Wahrheit in dieſer Darſtellung der leidenden irdiſchen Natur zu bewundern.

Treviſani hat ſie mit fröhlichem Muth über das Bedürfniß weggehoben. Seine Landſchaft ſchon iſt gefällig erfunden: zur Rechten vorn ein hohes Fußgeſtell mit dem Untertheil einer zerbrochnen Statue, die freilich nicht in Egypten ſondern in Griechenland zu Hauſe iſt; dahinter ein Palmbaum, links in der Ferne eine Brücke. In der Mitte erhebt ſich ein prächtiger Baum, und nimmt Marien in ſeinen Schatten auf: ſie ſitzt mit über einander geſchlagenen ausgeſtreckten Füßen, als dem ſymboliſchen Zeichen ihres Ausruhens; ſonſt bei weitem nicht ſo natürlich und bequem als dort die arme Mutter, was ſie auch gar nicht nöthig zu haben ſcheint. Sorglos und beſcheiden mit niedergeſenktem Blick ergötzt ſie ſich an dem Kinde, das ſeitwärts von ihrem Schooße mit Händen und Füßen begierig vorſtrebend herunter will zu den beiden Engeln, die auf einem Stein vor ihm knien. Sie hat ein hübſches liebliches Geſicht; der Schleier wirft einen Schatten über das eine Auge hin, das um ſo reizender darunter hervorblickt. Sie hält mit der einen Hand das nackte Kind in der Mitte des Leibchens feſt, mit der andern zieht ſie viel zu zierlich mit ſpitzen Fingern ein weißes Tuch neben ihrem Gewande in die Höhe. Nimmt man dieſe Hand weg, ſo macht die Mutter mit den drei Genien ein ſehr anmuthiges Bild. Das Roth und Blau ihrer Kleidung iſt ſanft verſchmolzen. Die ſüße Begierde des Kindes lächelt einen an. Joſeph ſteht im Profil, in einfärbigem braunem Gewande, und ſieht mit aufgehobnen Händen und Geſicht an dem Baume hinauf, der eine Fülle von Engeln wie himmliſche Früchte trägt. Durch eine lichte Stelle des Wipfels fällt ein Schein auf den Umriß ſeines Kopfes und Bartes, der ſich dadurch in der blauen Luft gleich einem halben Monde zeichnet. Auch dieß iſt ein Spiel, aber man iſt geneigt, es der freundlichen Laune des Malers nachzuſehen. Die Engel zeigen ſich in den mannichfaltigſten Wendungen, einige kommen noch durch die Lüfte und bringen Aehren und dergleichen herbei: ſie bevölkern den Baum wie paradieſiſche Vögel; denkt man ſie ſich ſingend, wie man es bei ihrer Lebendigkeit wohl könnte, ſo wird aus dem Gemälde ein rauſchendes Allegro; die Ruhe verſchwindet ganz, die Flucht wird nur durch das Reiſebündel angedeutet, und der Eſel erſcheint bloß in der Ferne, wo ihn ein ſchalkhaftes geflügeltes Bübchen auf die Weide führt. Die gemeine Wahrheit, die ſterbliche Sorge iſt davon, aber gewiß iſt das Ganze weit poetiſcher gedacht, wenn es gleich keinen großen Charakter hat. Maria iſt nicht die göttliche Mutter, ſie iſt eine reizende Nymphe, dort ein mühebeladnes Weib. Wie ſchön und edel ließe ſich dieſe Lücke ausfüllen!

Hier iſt eine gar zierliche Anbetung der Könige, auch dem Maaßſtabe nach, denn die vorderſten Figuren ſind nur etwa fünf Zoll hoch. Welche ausdrucksvollen netten Köpſchen und welche artige Anordnung! Maria ſitzt linker Hand auf den Stufen ihrer gleich einem Tempel verzierten Wohnung; Joſeph kniet tiefer neben ihr. Er lehnt ſich auf ſeinen Stab nach ihr hin und beſchaut das Kind auf ihrem Schooß, als überließe er ſich zum erſten Male ſeinem Ergötzen an ihm, und finge an Zutrauen zu gewinnen. Zwei Könige ſind in etwas ſteifen Mänteln vor den Stufen nieder gekniet; der ſchwarze ſteht noch, und wartet mit vollen Händen bis die Reihe an ihn kömmt. Es iſt oft der Fall dieſer Könige, daß ſie kindiſcher ausſehn wie das Kindlein ſelbſt: aber hier ſchickt ſich ihre unmündige Weisheit recht zu dem kleinen embryoniſchen Jeſus, der aber doch Ausdruck hat, und die Hände mit Verwunderung und Freude erhebt. Im Geſicht des Schwarzen iſt die Andacht am gutherzigſten und verwundrungsvollſten. Weiter rechts hinter ihnen ſtehn zwei wackre Figuren von Männern, wovon der eine dem andern die Sache bedeutet: man könnte ſie für ein paar Armeniſche Kaufleute halten, deren Geſpräch nicht ſowohl heilige als koſtbare Dinge beträfe. Sie haben Hüte auf mit platten Köpfen, vorn weit hinaus in die Höhe gehendem Rand und einzelner Feder, eine kurz geſchürzte Kleidung wie eine weitläuftige Weſte mit Aermeln, und ſtellen ſich maleriſch dar. Ihnen folgt ein ſchöner andächtiger Jüngling mit geſenktem und entblößtem Haupte, die gefalteten Hände bis vor die Bruſt erhoben, ebenfalls in rother Weſte, die Beine nackt. Er gehört nicht bloß zum Gefolge, ſein eignes Herz hat ihn gehen heißen. Nach ihm vermehrt und verengt ſich das Getümmel der Dienerſchaft und des Gepäckes, Menſchen und Pferde bunt durch einander. Kein Kopf iſt ohne Ausdruck; entweder der Neugier nach dem, was da kommen ſoll, oder mit gegenwärtiger Handlung und Geſpräch beſchäftigt. Der ſchöne Jüngling allein geht ſtill vor ſich hin. — Der Zug überhaupt zeigt ſich im Profile, doch mit abwechſelnden Wendungen. Vier oder fünf Pferde werden in der gedrängten Gruppe ſichtbar, vorn ein weißes in der Verkürzung, auf dem ein Mann mit einem Turban ſich halb vom Rücken her zeigt; andre ſtehen ihm entgegen. Alle Umriſſe ſind ſcharf und ſtrenge, keine Luft auf dem Bilde, keine Hauptlichter und Schatten, die das Ganze rundeten, und die Farben in einander webten; aber eine feine herrliche Ausmalung, beſonders der Köpfe. Mariens regelmäßiges Antlitz ſagt am wenigſten und bekümmert ſich nicht. Die beiden Hirten hinter ihr ſind dafür voll bedeutender Bewunderung und Liebe, und die ſchlanke Geſtalt des jüngeren höchſt anmuthig gewendet. Am linken Rande ſehen einige Thiere hervor, um die Herberge zu bezeichnen. Das Gebäude iſt dunkelgrau, daneben ſteht ein harter hellbrauner Fels, der ſich in die Landſchaft hineinzieht. Der Vorgrund wird durch blaues Waſſer von der Ferne getrennt, in dieſer erſcheint der vordere Streif braun, und Stadt und Berge dahinter ohne weiteren Uebergang in ſtarrem Blau. Man erblickt rechts das Ende der Karavane, die erſt um das Waſſer herumziehen ſoll: hier iſt ein Kameel mit angebracht, von ſo dürftiger furchtſamer Geſtalt, daß ſich einſehen läßt, warum der Maler ſich nicht in den Vorgrund damit wagte. Von Bäumen ſind nur einzelne Zweige da, ſelbſt die Blätter daran einzeln gemalt, und jedem von dieſen ein Licht mit wirklichem Golde aufgeſetzt, dergleichen auch über das Ganze ausgeſtreut ſind, vom Stern über der Hütte an. Ein goldnes Lichtlein aus der Kindheit der Kunſt möchte man dieſes wunderbare Bild nennen. Es iſt von Pietro Perugino, dem Meiſter Raphaels.

Unter vielen vortrefflichen Gemälden erſcheint mir keines ſo maleriſch, und das auf eine ſo edle Weiſe, als der Abraham des Andrea del Sarto. Abraham ſteht hinter dem niedrigen, ſchräg in das Bild hinein geſtellten Opferſteine oder Altar. Sein Kopf iſt zurück nach oben gewendet, woher der Engel kommt. Den rechten Arm ſtreckt er mit dem Meſſer aus, um das Opfer zu vollbringen; der linke reicht über die Bruſt hin, hinter dem Kopfe des Sohnes weg, und hält dieſem die gebundenen Hände auf dem Rücken zuſammen, im Begriff nachzulaſſen. Das linke Bein hat mit einem Schritt zur Seite feſt auf der Erde Wurzel gefaßt, und berührt in dieſer Richtung unter dem Knie die Spitze des Steines. Das andre iſt zum Theil hinter dieſem und dem Knaben verborgen. Er trägt ein violetgraues Unterkleid mit weitläuftigen hinaufgeſchobenen Aermeln, die nur die Hände unbedeckt laſſen. Darüber ein Gewand von ſchönem gelblichem Roth, auch in einer mehr regelmäßigen Form; es umgiebt den Rücken, und hat

Ode.

Im Bahrdt warſt du bemüht, den niedern Haufen
Mit Zoten und Paſquillen zu erkaufen:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Drauf ſchriebſt du, noch gebrandmarkt von dem Tadel,
Ein Buch für den durch dich vermehrten Adel:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Du läufſt von deinem todeskranken Weibe,
Und dienſt damit der Welt zum Zeitvertreibe:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Dann höhnſt du in Paris der Zeiten Streben,
Den Staat zu Recht und Freiheit zu erheben;
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Gleich gelten dir im Schauſpiel alle Mittel,
Sind deine Pfeile ſtumpf, ſo helfen Knittel:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Doch willſt du, blind, nach jedem Ziele rennen,
Und wagſt es, neben Shakſpeare dich zu nennen:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

weite Oeffnungen, woraus die Arme hervorgehen, am Halſe ſchlägt es ſich um wie zu einem Kragen, fügt ſich auf der Bruſt zuſammen, und iſt nach hinten zu hinaufgeſchürzt. Die Beine zeichnen ſich durch die graue Kleidung hindurch, vom Knie an ſind ſie bloß, und die Füße in Sandalen. Der Knabe iſt nackt. Er kniet mit dem linken Beine auf den Altar, mit dem rechten ſteht er auf der Erde. Das Geſicht dreht ſich nach vorn, mit dem angſtvollen Auge ſchaut er gerade aus. Da die ganze Handlung hinter ſeinem Rücken vorgeht, ahndet er mehr als daß er es wüßte. Zwar iſt der Mund vom Schrecken weit geöffnet, und die Augenbrauen ſpannen ſich in der Ecke nach der Naſe zu ſtark hinauf: aber die edeln Züge bleiben dabei unentſtellt. Der Unterleib iſt von der Furcht eigezogen, ohne krampfhafte Zuckung: da er die Hände auf dem Rücken hat, wird der ſchöne Körper in weichem Schatten völlig ſichtbar. Die vorgedrängten Schultern ſind von einem unbeſchreiblich lieblichen und wehmüthigen Ausdruck; der Rücken ſteht in dieſer Lage ein wenig über den vordern Arm hervor, und dieß vollendet gleichſam die Todesangſt. Keine kalte vollkommene Zeichnung nur: ſie iſt in das warme Leben übergegangen. Schmerz und Schönheit halten ſich rührend die Wage, und der himmliſche Knabe zerreißt das Herz nicht, da der Bote von oben her ſchon als ein rettender jüngerer Bruder in der Luft ſchwebt, und das Ohr und Auge des Vaters nun erreicht. Noch hat Abraham die Worte nicht verſtanden. Er blickt in die Höhe, wie von dem Werk aufgeſchreckt, das er mit Kraft und Verzweifelung unternommen hat; eine Spur von Unwillen veredelt ſein Antlitz. Er hat graue Haare (am Barte ſind ſie faſt weiß) ohne ein Greis zu ſeyn. Die herrlichſte Gewalt des Mannes zeichnet ſich in ſeiner Geſtalt, in den Sehnen des Halſes und der Hand die das Meſſer faßt. Der linke Arm, der dunkel über das rothe Gewand hinreicht, und der andre, der in einiger Verkürzung daraus hervorgeht, machen eine bewunderswürdige Wirkung, da beide ſchöne Farben ſich abſchneiden, ohne grell gegen einander abzuſtechen. Das einzige vielleicht, was an der kräftigen Figur weniger würdig erſcheint, iſt das mit zu ſichtbarem Nachdruck von ihr ab geſtellte linke Bein. Der Körper des Knaben iſt beſcheiden gefärbt, ein wenig blaß gehalten, als wenn das unſchuldige Blut, das vergoſſen werden ſoll, zurückgetreten wäre; doch keine ſteinerne Behandlung. Der Engel füllt den kleinen Raum zwiſchen dem Kopfe des Abraham und der obern Ecke des Bildes aus, und iſt ein geflügeltes Kind, das gute Bothſchaft bringt. Man könnte ihn ſich größer und ernſter denken: der maleriſche Contraſt gewinnt aber durch die Verſchiedenheit der drei Figuren. Die Landſchaft im Hintergrunde kann nur für einen bunten Holzſchnitt gelten.

Andrea del Sarto hat Abraham als den Laokoon des Chriſtenthums vorgeſtellt. Nicht daß ihm bloß bei der Zeichnung des Iſaak die Söhne Laokoons gegenwärtig geweſen ſeyn möchten: nein, dem Gedanken und dem Geiſte nach. Dieſer iſt nicht der fromme Abraham im langen Gewande, welcher dem Gott der Liebe mit ſchmerzenvoller Ergebung das Liebſte zum Opfer bringt. Der Glaube iſt mächtig in ihm, weil er ſelber mächtig iſt. Die Kraft hat den Gehorſam in ihm geſchaffen.«

Reinhold. Wiſſen Sie, daß Sie da ein ſehr berühmtes Bild beſchrieben haben, deſſen Geſchichte auch ungemein merkwürdig iſt?*)

Louiſe. Das kümmert mich nicht, wenn ich nur darin nicht irrte, es für ein hohes Meiſterwerk zu halten.

Reinhold. Andrea malte es, um Franz den erſten von Frankreich auszuſöhnen, der aufgebracht gegen ihn war, weil er, unter dem Vorwande, Gemälde für ihn einzukaufen, Summen von ihm mitgenommen hatte, in Florenz aber aus Liebe zu ſeiner Gattin alles vergaß, das Geld ausgab, und nun gar nicht nach

---

*) Nachdem es durch die Hände verſchiedener Beſitzer gegangen war, kam es aus der Gallerie von Modena nach Dresden. In den Verzeichniſſen der von der Franzöſiſchen Republik eroberten Kunſtwerke wird auch die Opferung Iſaaks von Andrea del Sarto mit aufgeführt. Man ſehe das, welches der General Pommereul als Anhang zu ſeiner Ueberſetzung der Schrift des Milizia, De l'art de voir dans les beaux arts, geliefert hat. Dieſes Stück iſt eine Copie, welche der König Auguſt III. in Italien erſtand, um ſich von der Aechtheit des Modeneſiſchen zu verſichern, aber ſie ſogleich bei der Vergleichung verwarf. Beim ſiebenjährigen Kriege kam ſie in Preußiſche Hände, und ſo in das Cabinet des Erbſtatthalters, aus welchem der Irrthum in die Franzöſiſchen Angaben übergegangen iſt. Vielleicht wünſchen die Kunſtfreunde, daß dieſe noch mehr dergleichen enthalten möchten.

Frankreich zurückkam, da ihn der König doch auf die liebreichſte Weiſe zu feſſeln geſucht hatte. Ich bin überzeugt, Franz, deſſen großen Sinn für die Kunſt kein Franzöſiſcher König nach ihm gehabt hat, hätte dem Anblick des rührenden Iſaaks nicht widerſtehen können. Allein es kam nicht dazu, und Andrea ſtarb darüber. Vaſari beſchreibt das Gemälde umſtändlich mit den ſtärkſten Lobſprüchen, und hat auch den Charakter des Abraham eben ſo gefaßt wie Sie: der lebendige Glaube und die Standhaftigkeit, die ihn bereitwillig gemacht, ohne Zagen ſeinen eigenen Sohn umzubringen, ſey in dem Greiſe göttlich ausgedrückt. Aber wie haben Sie es wagen können, die Landſchaft ſo gering zu behandeln, von der Vaſari ſagt: ſie ſey ſo vortrefflich gemacht, daß die wirkliche, wo die Geſchichte vorging, weder ſchöner noch anders ſeyn konnte?

Louiſe. Wenn unſer eins auf die Art urtheilte, ſo würden wir es, mit Erlaubniß, ein wenig albern finden.

Reinhold. Ei nun, Vaſari war freilich eben ſo wenig ein philoſophiſcher Kunſtrichter, als ein kritiſcher Hiſtoriker: er meynt es jedoch ehrlich und eifrig; da begegnet es ihm dann mitunter, der Queere zu loben Daß er nicht wußte, was zu einer guten Landſchaft gehört, kann ihn übrigens in ſeinem Zeitalter eben ſo wenig herabſetzen, als ſeinen Meiſter Andrea, daß er die Luftperſpective nicht in höherem Grade beſaß. Dieſe Gattung wurde ſpäter ausgebildet: Tizian hatte erſt den Grund zur Landſchaftmalerei gelegt.

Louiſe. Es iſt mir lieb, wenn ich bei Gelegenheit ein Stückchen Kunſtgeſchichte erfahre. Sie ſollen zum Dank eine angenehme Ermahnung zur Buße in drei Capiteln hören.

»Welch ein anmuthsvolles Bild iſt die Magdalena der katholiſchen Sage, zu der die Schrift nur wenige Züge angiebt! So jugendliche Sünde, ſo liebliche Reue, und die ſich in vielfachen Schattirungan ausdrücken läßt. Ich ſehe da drei Magdalenen, und in jeder eine beſondre Geſchichte. Dieſe von Franceschini hat das leidenſchaftlichſte Gemüth, und wohl manches Vergehen gegen ſich ſelber zu büßen, aber man ſieht es doch dem holden Geſicht an, daß ſie nichts damit gewollt hat als Leben und Glück. Sie iſt ermattet von der erſten Bewegung über die Predigt des Heilandes, die endlich einmal in der fröhlichen Welt ſie zum Nachdenken gebracht hat. So mag ſie nach Hauſe gekommen ſeyn, ihre Dienerinnen ihr entgegen, vielleicht mit neuem Schmuck und Botſchaften, die ſie alle von ſich weiſt, und ſich in heißen Thränen auf einen Seſſel wirft. Die Frauen haben ſich um ſie her geſtellt, und ſind ganz mit ihr beſchäftigt. Sie hat das reiche Gewand ſchon gelöſet und ablegen wollen: es bedeckt nur noch die untere Hälfte des Körpers. Perlen und Kleinodien, die ſie abgeriſſen hat, liegen zu ihren Füßen. Sie wendet ſich mit dem Kopfe hinauf, nach der älteren Freundin, die neben ihrem Seſſel ſteht und ihr zuredet. Ihre Augen blicken dieſe flehend an, ihr Mund ſpricht: Kannſt du mir nicht helfen aus dieſem Labyrinth? weißt du nicht, was ich thun ſoll, um die Noth in meiner Bruſt zu ſtillen? Auf die obere Hälfte des Geſichts fällt der

Schatten von dem hinter ihr ſtehenden Mädchen: er verdunkelt es freilich ein wenig, aber man freut ſich, daß das Licht die getrübten ſchönen Augen nicht blendet. Die hellen Haare rollen lang hinab und ſchmiegen ſich um und hinter die Arme; ſie laſſen daher Hals und Bruſt frei, und geben ihr kein zerrüttetes Anſehen. Der linke Arm ruht nachläßig im Schooß; auf der rechten Seite, von der ſich die ganze Figur zeigt, hängt der Arm wie bei völliger Ohnmacht herunter, und ſie wird von einem jungen Mädchen unterſtützt, das ſich zu ihr herumbeugt. Eine allerliebſte Figur, die nur zu ſehr im Schatten ſteht; aber das artige Köpfchen tritt hervor, und fragt mit gefühlvoller Neugierde: Was ſoll dieß bedeuten? was fehlt meiner ſchönen Gebieterin? wie kann man ſich ſo kränken? — Bei dem mittleren Mädchen, die ſich von oben herunter über den Stuhl neigt, iſt ein ähnlicher Ausdruck, nur iſt ſie neugieriger und gleichgültiger zugleich, ſie verwundert ſich mehr bei weniger Theilnahme. Beide ſind in nymphenhaftem Koſtum hübſch gekleidet, die Alte aber in einem braunen Mantel, der über den Kopf herunterhängt. Sie mag die Amme oder Pflegerin geweſen ſeyn, und ſieht anſtändig und recht achtungswürdig aus. Jetzt ermahnt ſie mit ſanften Worten ohne zu ſchmeicheln; ihre linke Hand deutet abwärts, vielleicht auf die Huld des himmliſchen Lehrers; ſie ſcheint dem bisherigen Wandel eher mit Strenge zugeſehen zu haben, und zu denken: Es iſt gut, daß du dieſe Schmerzen leideſt. — So bindet ſich die Gruppe durch eine vortreffliche Harmonie der Stellungen und des Ausdrucks, wo bei das Colorit nicht in Betrachtung kommt, da es in ein todtes Grau fällt, und der Grund ſo ſehr nachgeſchwärzt hat, daß man nur mit Mühe die Umriſſe darin unterſcheidet. Dieß iſt beſonders ein Verluſt bei dem niedlichen Mädchen. Der Mohr, welcher in der andern Ecke halb auf der Erde liegt, und in der Verwirrung den weggeworfenen Schmuck zu erbeuten ſucht, möchte ſich immerhin mit den ſchwarzen Tinten vermiſchen: der Einfall iſt doch mehr drollig als ſchicklich. Auch über die Geißel ſehe ich gern hinweg, die der Magdalena ein wenig zu frühzeitig in die Hand gegeben worden. Man muß ſie ſymboliſch nehmen. Die Buße iſt ſo lebhaft in ihr, wie es die Freude an der Welt war.

Batoni's Büßende lockt durch die ſüßeſten Farben von weitem ſchon an: ſie iſt ganz Gemälde und wenig Geſchichte. Ein blühendes Mädchen, die ſich in eine ſanfte Zerknirſchung des Herzens hineingeträumt und im Stillen artig dazu bereitet hat. Sie liegt am Eingange einer Grotte, im vollen Licht, das von der linken Seite auf ſie fällt. Der dunkle Hintergrund bleibt doch ganz in Harmonie mit der hellen Geſtalt; eine kleine Oeffnung oder perſpectiviſche Durchſicht ins Freie unterbricht die braune Felsmaſſe, die ſie einfaßt. Ihre Lage iſt ſchräg nach der Linken hervor, auf der Hüfte und dem Arm ruhend, mit welchem ſie ſich auf einen Stein legt. Sie neigt den Kopf zu ihrer Linken auf den Buſen hinab, der andre Arm geht etwas unter der Bruſt her, die Hände treffen zuſammen und falten die roſigen Finger leicht in einander. Ihre Augen ſind auf ein Buch gerichtet, das nach der Mitte des Bildes zu an einen Todtenkopf gelehnt iſt. Ob der innere Sinn aber nicht ein wenig dabei umherflattert? Wie auserleſen ſie noch in der Einſamkeit ihre Kleidung geordnet hat! Das klare Hemde bedeckt nur die linke Schulter, von der rechten iſt es bis unter den Arm und die eine Bruſt herabgezogen, und am linken Arm hoch hinaufgeſtreiſt. Ein himmelblaues Gewand liegt oben loſe um ſie her gebreitet, daß ihre Arme noch weißer und weicher hervortreten, und den harten Stein nicht berühren mögen; dann ſchließt es feſt um die Hüften und bis zu den Füßen hinab an den Körper, deſſen Lage ſo freilich mehr gewählt als natürlich erſcheint. Man zweifelt, ob ſie es darin lange wird aushalten können, beſonders mit dem aufgeſtützten Arme, der eben ſchon durch den Druck der Laſt, und weil das blaue Gewand hie und da die reinen Umriſſe verſteckt, ganz in Schlangenlinien zum Vorſchein kommt. Sehr gefällig iſt aber die Neigung des Kopfes und die zurücktretende Schulter, hinter welche das blonde Haar hinabgeht, und ſie dem hellſten Licht ausſetzt. Ja es läßt ſich nichts reizenderes und durchſichtigeres denken als dieſe Theile überhaupt, von da, wo die Röthe der Wange in Weiß gleichſam verfliegt und das zarte Ohr ſich anſchließt, wie auch der Uebergang zum Halſe, bis zu der leiſen Vertiefung, welche die Schulter von der Bruſt ſcheidet. Das Haar geht aus der Stirn zurück, fällt aber in ſchweren ſeidenen Ringeln zur Linken zwiſchen Arm und Bruſt herunter; ein Theil davon wirft einen Schatten auf den Arm: alles in ſorgfältiger Nachläſſigkeit. Das Geſicht iſt lieblich in ſeinem verkürzten Profil, nur ein wenig leer; eine tiefe Regung hat es niemals getrübt. Die Sündlichkeit ſcheint oberflächlich, und die Bekehrung vielleicht vergeblich. Wovon ſollte ſie ſich auch bekehren? Von dem unſchuldigen Wohlgefallen an ſich ſelber? Sie fährt fort zu ſündigen: der Todtenkopf iſt zwar da, aber es ſprießen Blumen an ihm auf, und die Grotte wird bald ihr Putzgemach werden. Ihre ganze Stellung iſt die einer Narciſſa, welche ſich im Bache ſpiegelt.

Dieſe beiden Bilder ſind in Lebensgröße. Correggio's Magdalena hat nur einen Fuß in der Höhe und gegen anderthalb in der Breite, allein er hat wohl nie etwas in einem größeren Style gemalt, ſchon was das bloße Machwerk betrifft. Und außerdem hat er ihr nicht Anmuth allein gegeben: nein! ſie iſt die eigentlich ſchöne Seele, die der zufällige Irrthum früher Jugendzeit nicht hat entſtellen können. Unbekümmert liegt ſie im tiefen Gebüſch, wahrhaft einſam, keine andre Gegenwart ahndend, als den Gegenſtand ihrer ernſtlichen Betrachtungen. Die Richtung ihres Körpers iſt die nämliche, wie auf dem vorhergehenden Bilde, nur daß ſie geradezu auf dem Leibe ruht; das Licht fällt ebenfalls von der Linken auf ihr blondes Haupt, jedoch nicht blendend: ſie iſt ganz wie in der Obhut ſanfter Schatten. Mit dem rechten Arme ſtützt ſie den Kopf, die Hand greift in das weiche Haar, das um ſie herausquillt, der kleine Finger iſt ein wenig darin umgebogen, die andern ſieht man nicht; jener thut die zarteſte Wirkung. Sie weiß nichts davon, ſie gedenkt ihrer Reize nicht mehr. Wie ſie ſich zum Buche hinabneigt, das ſie ganz natürlich im andern Arm hält, und es mit der Hand oben umfaßt, werden ihre niedergeſchlagenen vollen Augenlieder und langen Wimpern beſchattet; man glaubt die Spur von Thränen in dem dunklen Rande zu erblicken. Sie hat geweint, heiß wie ein Kind, das von bitterm Schmerz überwältigt wurde, und nun anfängt ſich eben kindlich zu beruhigen. Darauf deutet auch der holdſelige Mund; es iſt eine Bewegung darin, die in Frieden übergeht. Wie rein und verſchmolzen ſind die übrigen Züge und das edle Oval des Antlitzes! Rechts wallen die ſchönen Haare in ihrer Fülle herunter. Schultern und Arme ſind bis zum Buſen unbedeckt, aber wie ſittſam! Das dunkelblaue Gewand geht über den Kopf, daß eben ein ſchmaler Streif davon ſichtbar wird, und iſt ſo von hinten herum, unter den Armen hin, leicht bis zu den Füßen zuſammengeſchlagen. Ein beſcheidener Umriß den Rücken hinab zeichnet ſich in den dunkeln Hintergrund, die weißen Füße erhellen die grüne Finſterniß ein wenig. Wie ſanft der Boden ſie zu tragen ſcheint! Sie kann nicht anders liegen, es iſt nichts zurecht gemachtes an der ganzen Geſtalt, nicht der leiſeſte Anſpruch.«

Reinhold. Kennen Sie Mengs Beſchreibung dieſer letzten Magdalena?

Louiſe. O ja! Sie enthält alles, was den Maler angeht, und was ich übergehen mußte, weil ich es nicht verſtehe, und weil gerade dabei Worte ohne den Anblick nicht helfen. Ich habe Ihnen alſo nicht genug geſagt?

Reinhold. Ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß das nicht artiſtiſche Schildern von Ge-

Der Spruch: Volks Stimme, Gottes Stimm'; dir heißt er:
Klatſcht nur die Gallerie, ſo bin ich Meiſter:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Doch rügt ein Kenner deiner Werke Schwächen,
So nennſt du's Neid, und Hochmuth und Verbrechen:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Du wähneſt der Natur recht liebzukoſen,
Wenn du die Menſchheit bloß giebſt ohne Hoſen:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Prahlſt dann mit Edelmuthes Purpurlappen,
Und machſt zu Kronen deine Narrenkappen:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

* * *

mälden doch in ſo fern einſeitig wird, als es immer hauptſächlich vom Ausdrucke ausgeht und ausgehen muß.

Louiſe. Freilich muß ich mich an den innern Menſchen wenden, wenn ich ſeine Einbildungskraft dazu anregen will, ein noch nicht geſehenes Kunſtwerk in ſich zu erſchaffen. Was ſchadet es auch? Ich kann das Mittel doch nicht wieder zum Zweck machen wollen. Bei einem ächten Kunſtwerke kann ich es mir nicht anders denken, als daß die ganze Darſtellung nach ihrem Gegenſtande beſtimmt wird, daß alſo Farbengebung und Helldunkel durch innige Beziehungen mit der Handlung dem Charakter der Zeichnung und dem Ausdrucke zuſammenhängt. Und vielleicht war nie ein Künſtler harmoniſcher als Correggio.

Reinhold. Sie glauben alſo, was er nur durch die mühſamſte Behandlung erreichte, indem er die Kupfertafel immer von neuem überdeckte, und dann die Unebenheiten wieder abſchliff, daß die Farben ſo kunſtlos hingegoſſen ſcheinen, wie die Magdalena ſelbſt; dieß habe Correggio als Mittel des wahrſten Ausdrucks geſucht?

Louiſe. Der Abſicht war er ſich vielleicht nicht bewußt. Ich finde aber auch in ſeinen andern Gemälden eben dieſe innere Uebereinſtimmung. Der ſogenannte heilige Georg, wo um die Madonna auf dem Thron, die ziemlich leichtfertig drein blickt, Petrus der Märtyrer, Johannes der Täufer, der heilige Geminianus, Sankt Georg und Kinder verſammelt ſind, die mit ſeinen Waffen ſpielen, iſt ein wahres Concert der Freundlichkeit, und wird von eben ſo ſchmeichelnden Harmonien des Helldunkels begleitet. Durch ſeinen Zauber ründen ſich die Körper, treten vor und zurück, ohne die Hülfe tiefer Schatten und hebender Hintergründe. Ein freundliches Licht durchſpielt frei und ungehindert die Räume zwiſchen ihnen, bis ganz nach hinten. In dem Bilde, welches als Gelübde für die Errettung von einer Peſt aufgeſtellt ſeyn ſoll, wo der heilige Rochus krank und ermattet ſchläft, und der ſchöne Jüngling Sebaſtian von dem Baume, wo er angebunden iſt, um von Pfeilen durchbohrt zu werden, zur Madonna hinauf fleht, taucht ſich die brennende Glorie um ſie her, und mit ihr die herabſchwebenden Engel in ſchwärzere Wolken und dichter geworfene Schatten hinunter. Eben ſo ſcheint mir in ſeiner Nacht das Licht ganz einzig gemacht, um die Armuth und Einfalt der umgebenden Gegenſtände wunderbar zu erleuchten.

Waller. Seine Magdalena iſt gewiß nicht bloß ein Wunder der Malerei, ſondern auch von Seiten des zarten und innigen Ausdrucks die ſchönſte, und die wahre Grazie der Reue. Warum ſagten Sie nicht ein Wort von der des Mengs?

Louiſe. Von dieſem unbedeutenden Jugendwerke? Laſſen wir die auf ihrem Sopha ſitzen und ihre ewig lange Rolle durchleſen, oder wenigſtens mit zierlichen Fingern halten. Sie iſt eben ſo wenig hingeriſſen aber nicht ſo naiv als ein Italiäniſches Mädchen, von dem man mir erzählt hat, die in einer geiſtlichen Komödie, welche geringe Leute unter ſich aufführten, die Rolle der Magdalena ſpielte. Sie kommt gerührt aus der

Predigt des Heilandes, legt ihren Schmuck ab, nimmt ihren Spiegel zur Hand, und ſtößt tauſend Verwünſchungen gegen ihn aus. Als dieſe zu Ende ſind, legt ſie ihn wieder ſorgfältig auf einen Stuhl. Es entſteht ein allgemeines Gelächter, ſie läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen und ſagt gegen das Parterre: »Ich weiß wohl, meine Herren, daß es in der Geſchichte anders iſt; ſie muß den Spiegel an die Erde werfen, aber wir haben ihn von der Marcheſa da drüben in dem großen Hauſe geliehen, ich durfte ihn alſo nicht zerbrechen.«

Waller. Ich erwähnte die Magdalena von Mengs wirklich nur zum Scherze, und ihrer vielen blonden Haare wegen. Weswegen müſſen nur alle Magdalenen blond ſeyn? Iſt es wahr, was ein Engliſcher Dichter ſagt:

Bereuen iſt die Tugend ſchwacher Seelen;

ſo iſt das ja recht ſchmählich für die Blondinen.

Louiſe. Eine ſchöne unchriſtliche Sentenz! Als ob nicht Fallen und Vergebung erlangen der ganze Sinn des liebevollſten Glaubens wäre, der je der menſchlichen Schwäche entgegen kam. Magdalena muß daher unter den Heiligen einen ſehr hohen Rang einnehmen: ſie iſt die Bajadere der chriſtlichen Sage. Doch genug von ihr! Man verfällt ſo leicht in einen leichtſinnigen Ton, wenn man von dieſen fair penitents ſpricht. Hier iſt etwas für den Ernſt und das Nachdenken.

»Hat es jemals ein Porträt auf die ewige Dauer gegeben, ſo iſt es dieß eines Herzogs von Mailand, von Leonardo da Vinci. Ein alter und herrlicher

Herzog. Er ſteht in ſeiner vollen Breite da, ohne Wendung und Künſtelei. Das Bildniß geht bis unter die Hände. Der Grund iſt ein dunkelgrüner Vorhang, die Kleidung ſchwarz mit Stickereien in eben der Farbe, um den Hals und vorn herunter mit Pelz beſetzt, auf der Weſte und längs den Aermeln goldne Knöpfe. An einer goldnen Kette hängt unter der Bruſt ein Medaillon. Die Aermel weit, vom Ellbogen an aufgeſchlitzt, wodurch das weiße Hemde bauſchig zum Vorſchein kömmt. Auf dem Kopf hat er ein ſchwarzes flaches Hütchen oder Barett, mit Edelſteinen geſchmückt. Von den Haaren iſt nichts zu ſehen, außer wo ſie ſich am Ohr in den Bart verlieren. Dieſer ſpielt in ſonderbar regelmäßigen Streifen vom Hellbraunen faſt Röthlichem ins Weiße. Ueber der Lippe iſt er braun. Da durch den Hut ein wenig von der Stirn abgenommen wird, macht ſich das Geſicht mit dem Bart wie ein längliches Viereck, das unbeweglich auf den ſtattlichen Schultern ruht. So unbeweglich muß man auch dieſes Geſicht und das ganze Werk anſchauen. Es iſt die Frage, ob der Kopf je in der Jugend ſchön zu nennen geweſen wäre, allein die Jahre, die würdig behaupteten Würden, und lange Erfahrungen haben ihm eine ſchöne Bedeutung gegeben. Der Hauptausdruck iſt Klugheit und bewährte Kraft. Die Augen ſind von ſcharfem Blick und Schnitt, nicht groß, die Augenlieder haben ſich über die äußern Winkel hingedrückt. Die feinen Falten um das Auge, zwiſchen den flach gewölbten Augenbrauen und der Stirn, wie kommen ſie in ihrer weltklugen Schrift mit dem fein gezeichneten Munde überein! Die Unterlippe tritt etwas ſtärker wie die obere hervor, und iſt voll ſchlauer Bedächtigkeit. Mit einem unmerklichen Uebergange fängt der Bart an, und verſteckt keinen Zug; er verſchönert nur die von der Zeit durchgearbeiteten Wangen. Alles einzelne iſt ſo treu, und der Charakter ſteht doch im Großen da. So bedeutend wie der Mund geſchloſſen iſt, ſind es auch die Hände, und die ſchickliche Biegung und Feſtigkeit der Arme zeichnet ſich durch den weitläuftigen Aermel nachdrücklich aus, wie überall der ſtarke Körperbau, der von keinem überflüſſigen Fleiſch beſchwert iſt. Er faßt mit der linken Hand, die der lederne Handſchuh bedeckt, den prächtigen Dolch, den er im Gürtel trägt, und drückt ihn ein wenig hinunter. Dieß iſt eine zarte, vornehme, und doch alte väterliche Hand, die man um ihrer ſelbſt und der trefflichen Malerei willen küſſen möchte. Denn alles iſt mit unermüdlichem Pinſel ausgeführt, keinem ſolchen, der nach den Kleinigkeiten der Oberfläche haſcht; dem Pinſel des Leonardo ſieht man es an, daß er raſtlos nach der Wahrheit gräbt, und ſie von innen heraus an das Licht bringt, ſo daß ſein tiefſinniger Fleiß das Gemüth mit Ehrfurcht erfüllt.

Es befindet ſich noch eine Herodias hier, welche ihm zugeſchrieben wird. Verglichen mit dem Bildniſſe des Herzogs iſt ſie vielleicht nicht für eine Arbeit deſſelben Meiſters zu halten. Die Malerei iſt weniger ausführlich und doch kälter; auch in der Zeichnung fehlt es, und beſonders ſind die Hände gegen jene des Herzogs wie von Holz anzuſehen. Dennoch bleibt ſie eine merkwürdige Schöpfung, und wie ſie mir erſcheint, miſcht ſich darin auf ein ſonderbare Weiſe das Beſchränkte des Porträts mit einer originalen Idee. Sie hat die ruhige Stellung, die dem bloßen Bildniß gegeben zu werden pflegt, und eine prachtvolle Kleidung aus Leonardo's Zeiten. Mit beiden Händen hält ſie die Schüſſel mit dem Haupte des Johannes in den Schatten zum Rande des Bildes hinunter. Ihr Kopf iſt ein wenig zur rechten nach dem Lichte gewendet, und zur nämlichen Seite hinab geſenkt, ſo daß ſich nur der Schatten, der von der linken Schläfe ab die Wange umgiebt, ſtärker auszeichnet; und die ſtille Verachtung im Antlitz dadurch unterſtützt wird. Ein ovaler hoher Kopf und ſtreng regelmäßige Züge, gewölbte Augenbrauen und volle Augen, eine gerade Naſe mit breitem Rücken, ein unergründlicher ſchön gezeichneter Mund, deſſen Lippen es nicht der Mühe werth achten ſich zu öffnen. Der Blick geht links nach der Seite hin, von der ſie ſich abwendet. Die Winkel des Mundes ſenken ſich unmerklich hinab. Das Kinn ſcheint von großer Feſtigkeit, und zugleich wie alle übrigen Umriſſe und Rundungen, auch die Breite des Halſes, in voller Reife, jedoch ohne ſchmeichelnde Ausbildung. Wie an einer Bildſäule zeigt ſich in den reinen Hauptzügen der Charakter; eine faſt grauſame Gefühlloſigkeit, von Schwermuth gemildert. Dazu kommt der ſchwere Stoff der Kleidung, die ſie ſo einhüllt, daß nur der Hals bis auf die Hälfte der Bruſt ſichtbar iſt, und ſich keine weiche Form abzeichnet, die auch mit den unerbittlichen Zügen in Widerſpruch ſtehen würde. Der Farbenton iſt dunkel, ſelbſt am rothen Vorhang des Hintergrundes. Das Grün der Kleidung mit den halben rothen Aermeln ſticht wenig hervor. Das Haar ſcheitelt ſich, und hängt in einzelnen künſtlich gekräuſelten Ringeln am Hals und den Schultern hinab. Eine Schnur mit einem Schlößchen von Rubin geht gerade um den Kopf, und durchſchneidet oben die Stirn. Die Wangen ſind ohne Farbe, es ſey daß ſie verflogen iſt, oder urſprünglich durch dieſen Marmor kein Blut geſchimmert hat. Faſt iſt die Behandlung des Fleiſches lebendiger in dem lebloſen ſehr ſchönen Haupte des Johannes, über welches Tod und tiefe Schatten ausgegoſſen ſind, ohne andre blutige Merkmale.

So ernſt wie die Herodias hier abgebildet ſteht, iſt ſie nicht die leichtherzige Tochter, die vor dem Vater tanzte, ſie iſt die Mutter ſelbſt, die der heilige Seher durch ſeine Erinnerungen gegen ihre Verbindung mit dem Bruder ihres Mannes beleidigt hat: kein Weib von kleinen rachſüchtigen Leidenſchaften zwar, ſondern eine Königin, die trauernd und verachtend das nothwendige Opfer empfangen hat.«

Waller. Für eine Copie iſt dieß Gemälde wenigſtens nicht zu halten, wenn es auch nur von einem Schüler des Leonardo herrühren ſollte. In einer andern Herodias im Pallaſt Barberini hat er ganz die leichtſinnigſte Gefühlloſigkeit abgebildet. Vielleicht iſt dieſe hier dieſelbe, welche nach der Angabe ſeines Biographen Dufresne der Cardinal Richelieu beſaß. Ich bin mit Ihnen über den ungewöhnlichen Sinn einverſtanden, in welchem ſie dargeſtellt iſt. Den Charakter des Mannes, welchen das Bildniß vorſtellt, haben Sie vermuthlich zu günſtig gefaßt. Iſt es ein Herzog von Mailand, wie die Angaben lauten, *) ſo kann Leonardo keinen andern in ſolchem Alter gemalt haben als den Ludovico Maria Sforza, mit dem Beinamen il Moro.

---

*) In den gangbaren Verzeichniſſen nämlich. In dem Recueil d'estampes des principaux tableaux de la Galerie de Dresde wird geſagt: in dem Inventarium der Gallerie von Modena habe ſich über die Perſon weiter keine Nachricht gefunden, es werde bloß als das Bildniß eines alten Mannes angegeben; nach einer leichten Aehnlichkeit hätten einige Franz den erſten darin zu erkennen geglaubt, eine Meynung, der ſchon die Chronologie widerſpreche, weil Leonardo den König nur jung gekannt; da das Gemälde aus ſeiner beſten Zeit ſey, wo er in Mailand gearbeitet habe, ſo möchte es Francesco Sforza, oder ein andrer Fürſt aus ſeinem Hauſe ſeyn. Doch wird dieß für eine bloße Vermuthung ausgegeben. Francesco Sforza, der erſte Herzog aus dieſer Familie, ſtarb ſchon im Jahr 1466, wo Leonardo noch ein ganz junger Mann war; und in ſo fern widerſpricht alſo die Geſchichte. Der Sohn des Ludovico Maria, Francesco, wuchs in Leonardo's letzten Lebensjahren erſt heran. In der Historia delle vite de Duchi e Duchesse di Milano, con i loro veri Ritratti, compendiosamente descritte da Antonio Campo finde ich ein Porträt des Ludovico Maria, aber viel jünger, ohne Bart und in Profil, ſo daß ſich nicht ſicher über die Abweichung oder Uebereinſtimmung der Züge entſcheiden läßt. Auf jeden Fall ſtellt das obige Porträt, nach der koſtbaren Kleidung und ſelbſt nach der Haltung zu urtheilen, einen Mann von großer Bedeutung vor.

Dieſer berief ihn nach Mailand, wo er lange für ihn arbeitete. Es wird keiner früheren Reiſe dahin erwähnt; und die Söhne des Ludovico Maria, welche Leonardo, nach Vaſari's Bericht, zugleich mit ihm und ihrer Mutter Beatrix in einem Familiengemälde abbildete, waren damals viel zu jung. Jener war ein ehrgeiziger, ſtaatskluger Uſurpator, der ſeinen Neffen und Mündel, den jungen Johann Galeazzo, von der Regierung verdrängt, und wie man ihm allgemein Schuld gab, vergiftet hatte. Er ſpielte eine bedeutende Rolle in den damaligen Händeln großer Mächte, und brachte durch ſeine verfängliche Politik vielerlei Unglück über Italien, bis dieſe Politik ihn endlich ſelbſt verſtrickte, ſo daß er Mailand an Ludwig den Zwölften verlor, und in Franzöſiſche Gefangenſchaft gerieth.

Louiſe. Er mußte doch alſo nach Ihrer Beſchreibung ein Mann von nicht gemeinen Eigenſchaften ſeyn. Auch hat die ungerechte Herrſchſucht in der Wirklichkeit kein ſo furchtbares Geſicht wie die Tyrannen in ſchlechten Tragödien, und Leonardo durfte ſeinem Beſchützer wohl ohne Schmeichelei den ritterlichen edeln Anſtand geben, der mit zur Politik des Zeitalters gehörte.

Waller. Uebrigens iſt man beim Leonardo nicht in Gefahr einen zu tiefen Sinn in ſeine Werke zu legen. Er dachte ſich gewiß immer noch viel mehr, als er auszuführen im Stande war. Dieſe Ueberlegenheit des Urtheils über das ausübende Vermögen giebt er ſelbſt als Kennzeichen des ächten Künſtlers an.

Reinhold. Man kann ſagen, daß ihn die Liebe, zur Kunſt in der Wiſſenſchaft zum Entdecker gemacht hat; und daß er die Kunſt ſo liebte, weil er in ihr das tief erforſchte an den Tag legen konnte. Was er nicht alles ſchon gewußt hat, und bei dem damaligen Zuſtande der Naturwiſſenſchaften!

Waller. Der alte ſinnende Einſiedler mit ſeinem langgewachſenen Haar und Bart! Wenn ich in ſeiner Schrift leſe, kommt er mir vor, wie der Wahrſager Tireſias, der unter den Schatten der Unterwelt allein verſtändig umherwandelte.

Reinhold. In der That hat er vieles gleichſam prophezeit, was erſt viel ſpäter möglich gemacht worden iſt. Er verliert ſich ſo ganz in ſeinem Gegenſtande, und niemand warnt kräftiger vor einem ungültigen Einfluſſe der Perſon des Künſtlers auf ſeine Darſtellung. Sein großes Streben war, ſo allgemein und ſo urſprünglich zu ſeyn wie die Natur. Bei Tage ſuchte er ſie auf der That zu ertappen, ſowohl in den Gebehrden leidenſchaftlicher Menſchen, die er unbeachtet beobachtete, als in den unmerklichſten optiſchen Täuſchungen und den Phänomenen der Luftperſpective; und in der Stille und Dunkelheit der Nacht ging er mit ſeiner Fantaſie zu Rathe.

Waller. Das wunderbare iſt, daß dieſe, bei allen excentriſchen Flügen die er ihr erlaubt, wie man an ſeinen Erfindungen von ungeheuern Beſtien und menſchlichen Mißgeſtalten ſieht, ſich doch unter der Leitung ſeines grübelnden Kopfes gewöhnt hatte, gründlich und ſyſtematiſch zu Werke zu gehen. So findet ſich in ſeinem Buche eine Anzeichnung, wie eine Schlacht gemacht werden könnte, wo er dieſe große Erſcheinung

Das thieriſche Publicum.

Romanze.

Von dem neuen Orpheus ſing' ich,
Der wie jener Argonaute,
Nur mit ſeiner Kunſt bewaffnet
Wilde Wüſten hat durchlaufen.

Zwar er ſingt nur ſchlecht und heiſer,
Läßt auch keine Saiten rauſchen;
Doch Schauſpiele kann er machen,
Schöne Schauſpiel', viele Tauſend.

Eh man eine Hand umdreht,
Springen ſie aus ſeinem Haupte,
Schüttelt er ſie aus den Aermeln,
Und ſein Herz iſt ihre Trauſe.

Durch Siberiens Steppen ziehend,
Macht' er ſie zum Schauſpielhauſe,
Sich zur Komödianten-Truppe,
Die Couliſſ' aus jedem Strauche.

Und er hatte (ſeht, ſo darf man
Auf die hohe Kunſt vertrauen)
Bald ein Publicum gebildet,
Das ihn mit Entzücken ſchaute.

auf eine höchſt merkwürdige Art, wenn ich ſo ſagen darf, conſtruirt. Er fängt an mit dem erregten Dampf und Staube, und der verſchiedenen Behandlung beider nach ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit; handelt dann von der Beleuchtung durch das Feuer des Geſchützes, und ſo ſteigt er von dem Allgemeinſten bis in die Tiefen des Getümmels, zu den Gebehrden und Lagen einzelner Streitenden hinab. Auch hier ſpürt er überall der Verkettung von Urſachen und Wirkungen nach, und nicht der kleinſte Umſtand, bis auf die tiefer eingedrückten Fußſtapfen in dem Boden, der durch Vermiſchung des Staubes und Blutes ſchlüpfrig geworden iſt, entgeht ihm, wenn ein ſolcher Umſtand beitragen kann, in der Darſtellung die ergreifendſte Gegenwart und Ueberzeugung hervorzubringen. Und man glaube nicht etwa, weil er wie eine bloß überſchauende Intelligenz zuvörderſt nach den Geſetzen der Erſcheinung forſcht, er würde in der Gruppirung, den Bewegungen und dem Ausdrucke der Figuren kalt geweſen ſeyn. Daß er hier das Leidenſchaftlichſte eben ſo ergründete, wie in ruhigen Abbildungen das Charakteriſtiſche, zeigen ſeine Angaben der einzelnen furchtbaren Vorfälle.

Reinhold. Noch mehr die Gruppe von vier Reitern, die um eine Fahne kämpfen: das einzige Stück was von ſeinem Carton für den großen Saal des Rathhauſes in Florenz auf die Nachwelt gekommen iſt, wiewohl in einer entſtellenden Abſchrift. Der Gedanke, die Wirkungen des Geſchützes und den Pulverdampf, welcher das Schauſpiel einer Schlacht zum Theil verhüllt, zu der wilden Verworrenheit der Darſtellung zu benutzen, iſt viel ſpäter von Cerquozzi, dem Bourguignon, Wouwermann und andern in hohem Grade ausgebildet worden, aber auch wieder in Manier und Willkühr ausgeartet. Und dann Schlachten als Staffeleiſtücke! Leonardo dachte ſich gewiß die Wände eines großen Saales damit bedeckt, die Figuren in Lebensgröße. Man darf ſich kaum vorſtellen, mit welcher niederwerfenden Gewalt ein ſolches Stück, in ſeiner Idee ausgeführt, wirken würde.

Waller. Hinweg von dieſem Rieſenbilde! Seine großartige Mikrologie ließ ihn nicht zur vollſtändigen Ausführung von ſo etwas kommen, und es iſt vielleicht gut, damit man nicht in der Bewunderung eines allumfaſſenden Menſchen ausſchweife. Er hätte einer immer erneuerten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für ſeine Gedanken; der Tod riß ihren labyrinthiſchen Faden ab. Bei ihm hielt das Streben nach der Wahrheit mit dem Kunſttriebe nicht nur gleichen Schritt: beides hatte ſich gegenſeitig durchdrungen und war eins geworden. Sein Forſchungsgeiſt war durchaus romantiſch, bizarr und mit Poeſie tingirt; und er befolgte hinwieder die Foderungen der Kunſt mit der Strenge der Wiſſenſchaft oder der Pflicht. In ſeinen Werken ſowohl als in ſeinem Leben leſen wir den Wahlſpruch:

Vogli sempre poter quel, che tu debbi.

Louiſe. Schön, lieber Waller! Meine Vorleſung konnte nicht beſſer beſchloſſen werden als mit Ihrer begeiſterten Lobrede auf den ehrwürdigen Patriarchen.

Reinhold. Sie ſind alſo am Ende Ihrer geſchriebenen Gallerie?

Louiſe. Für jetzt, ja.

Reinhold. Da muß Ihre Schweſter ſich gegen die Schätze, die wir täglich vor Augen haben, mit wenigem genügen laſſen, ungeachtet Ihres Fleißes und Ihrer Liebe.

Louiſe. Ich konnte gar nicht unternehmen, ihr mehr zu geben als einige Proben des Ausgezeichnetſten.

Reinhold. Auch ſo bleiben große Lücken. Sie haben nichts von Paul Veroneſe, von Carracci, von Rubens. —

Louiſe. Es iſt wahr, manche Dinge ſind wie nicht vorhanden für mich. Vor den Bildern von Rubens gehe ich immer vorbei.

Waller. Sie rufen doch von weit genug her. Ich kann Ihnen mit ein paar Beſchreibungen aushelfen, die ich in dieſen Tagen zu meiner eigenen Erinnerung aufſetzte, eben von ſolchen Stücken, zu denen Sie ſich vielleicht nicht entſchließen würden.

Louiſe. Deſto beſſer, der Mannichfaltigkeit wegen. Laſſen Sie doch hören.

Waller. Wenn Sie ſich wollen gefallen laſſen, ein wenig herabzuſteigen, recht gern. Ich habe ſie hier in der Schreibtafel.

»Eine Satyrn- und eine Tigerfamilie, die zuſammen Weinleſe halten, von Rubens. Jene beſteht aus dem Vater und zwei Buben, dieſe aus der Tigerin und drei ganz kleinen ſaugenden Jungen; ſie bilden eine leicht überſehbare Gruppe. Der Vater iſt zu alt: über vierzig Jahre hinaus ziemt es niemanden ein Satyr zu ſeyn, und dieſer bekommt, glaube ich, ſchon graue Haare. Doch iſt in ſeinen grinſenden Mienen, in den Muskeln des braunen Körpers, und in der Bewegung der ins blaue fallenden Beine, die bis auf den geſpaltenen Fuß mehr denen eines Pferdes als eines Bockes gleichen, große Kraft. Er hat ein rauhes Fell um den Rücken und über den linken Arm geworfen, wovon nur die innere glatte Seite, die ſich aufſchlägt, der Fleiſchfarbe daneben zu ähnlich iſt, und dadurch eine widrige Wirkung macht. Links auf einem Felſenſtücke ſitzend, vor einem von Reben üppig umrankten Baume, der den größten Theil des Grundes einnimmt, drückt er mit beiden Händen abgeriſſene Trauben aus. Die gewöhnliche Satyrngebehrde, die Beine an die Schenkel in die Höhe zu ziehen, bezeichnet hier nicht die thieriſche Begierde: es iſt die Ungeſchicklichkeit eines rohen Körpers, der das zu einer Verrichtung nöthige Glied nicht allein wirken laſſen kann. Die Hufe helfen auf ihre Weiſe mit keltern. Der eine tritt auf den Rücken der vorn liegenden Tigerin. Hinter dieſer kauzt der älteſte Bube, den man nur bis an die Schenkel ſieht; er hält dem Vater eine Schale unter, aber ſein Kopf iſt noch mehr als ſein Leib vorgedrängt, um den herunterſpritzenden Traubenſaft unterwegs aufzufangen. Man ſieht wohl, daß es reichlich zugeht: der Vater wehrt es ihm nicht, er ſcheint ſich nicht einmal über die Ungezogenheit ſeines Söhnchens zu verwundern. Da der feiſte Knabe ſo blond iſt und ſo weißes Fleiſch hat, ſollte er ſich billig keiner ſo ungeſtümen Gierigkeit überlaſſen; man ſieht den bräunlicheren Bruder weiter rechts hinter ihm lieber, weil er nicht ſo bloß thieriſch ſeine Traube verzehrt, ſondern aus den grauen Augen ſchalkhaft dazu lacht.

Wiewohl hier nichts vom Taumel eines Bacchanals iſt, wo die ſüße Gewalt des trunkenen Gottes ſelbſt Leoparden bändigt, ſo findet man doch die nackten Knaben ſo ſorglos neben dem furchtbaren Thiere nicht unwahrſcheinlich. Jene Naturen ſind wild genug, um die wildeſten zu zähmen und geſellig mit ihnen zu leben. Die Tigerin liegt auf ihrer rechten Seite, den Kopf nach dem alten Satyr, den Rücken nach den jungen Faunen zu gekehrt. Der Bauch zeigt die feineren weißen Haare; das rechte Hinterbein iſt aufgehoben, damit die unförmlichen Kleinen an die Zitzen kommen können, und der Schweif darunter gekrümmt; das linke tritt auf, am rechten ſieht man die weichgefütterte Tatze, womit ſie unhörbar und deſto ſchrecklicher auf den Raub ſchleicht. Die Vorderpfoten ſind über einander geſchlagen, mit der unteren quetſcht ſie einen Zweig mit einigen Trauben: auch ſie iſt bei der ſchwelgeriſchen Ernte nicht leer ausgegangen. Der Kopf lauſcht über die Vorderbeine hin mit behaglich zugedrückten Augen, worin man doch die Wuth entdeckt, die daraus hervorblitzen würde, wenn ſie plötzlich gereizt aufſpränge. An der ganzen Art der Ruhe verräth ſich, wie wohl ihr das Säugen thut; ſie liegt ſo bequem in ihrem weiten gleißenden Felle. Rubens regelloſe Zeichnung iſt für die unbeſtimmteren Formen wie geſchaffen. Ein ſtrengerer Umriß würde den Charakter der behendeſten Geſchmeidigkeit verdunkeln, welcher eben darin liegt, daß das Fell über die gewaltigen Muskeln nicht ſtraff geſpannt iſt. Auch ließen die Streifen und Flecke des farbigen Pelzes der Willkühr ſeines Meiſterpinſels freien Spielraum, und er war dabei nicht in Gefahr, das Colorit zu überladen. Vielleicht iſt ihm daher nichts ſo gelungen, als die Darſtellung der großen Raubthiere. Ueberhaupt verräth er viel Sinn und Liebhaberei für das Wilde: er bringt es auch da an, wo es nicht hingehört, oder nur als dichteriſche Licenz entſchuldigt werden kann. Seine prächtigen Pferde ſcheinen oft Löwenſeelen zu haben, und es wäre nur zu wünſchen, daß man eben das von ſeinen Göttern rühmen dürfte. Andre Male läßt er uns Schauſpiele des Römiſchen Circus ſehen; hier hat er ſich gemäßigt und die Wildheit in der friedlichſten Lage leiſe durchſchimmern laſſen: beides wie aus der Natur geſtohlen.

Die obige Bemerkung finde ich gleich an dem daneben hängenden Bilde deſſelben Meiſters beſtätigt, das unter dem Namen Quos ego berühmt iſt. Eine Anſpielung auf die Virgiliſche Scene, worin dieſe gebietenden Worte vorkommen, verherrlicht mit mythologiſchem Aufwande die Seefahrt des Cardinals Ferdinand von Oeſterreich von Spanien nach Italien. Aber wie hat die keuſche Dichtung in dieſem üppigen Boden gewuchert! Virgil würde ſich ſchwerlich in einer ſolchen Nachbildung wieder erkennen, die halb eine überſpannende Parodie, halb (wie Mengs ſich bei einer andern Gelegenheit über Rubens ausdrückt) Ueberſetzung ins Flamändiſche iſt. Auf einem großen Muſchelwagen, von Seeroſſen gezogen, fährt Neptun von der linken herein. Die Kraft ſeiner Muskeln iſt nicht durch Göttlichkeit gemäßigt, vielmehr ſchweift ſie in Umriſſen aus.

die der Natur oder der Fantaſie zu voreilig, nur noch als Entwurf, entſchlüpft zu ſeyn ſcheinen. In dem Kopfe iſt dagegen der ohnmächtige Zorn eines ganz gemeinen Menſchen: was ſage ich? — eines alten Weibes. Die zerwehten greiſen Haare werden auch der Sache nicht den Ausſchlag geben. Man wundert ſich, daß er durch das Alter nicht mehr zur Vernunft gekommen iſt. Warum ſchreitet er nur in einer ſolchen Fechterſtellung weit aus, und hält den Dreizack in der Rechten, als wollte er damit ſo recht ins Meer hineingabeln? Lenkte er ſtatt deſſen noch ſeine Roſſe, die verwirrt über einander poltern, aber dafür auch mit den aufgeriſſnen Augen und Naſenlöchern, deren Odem die See erhitzen müßte, eine herrliche Theatererſcheinung machen. Man weiß wirklich nicht, ob er Getümmel erregen oder beſänftigen will; und ſieht man auf den blaſenden Triton vor ihm her, auf die wilden Roſſe, die empörten Wellen rings herum, den Sturm im Gemüth des Gottes wie in ſeinem fliegenden Gewand und Haar, ſo muß man jenes glauben. Die entfliehenden Winde oben betragen ſich geſitteter mit ihren in Flügelgeſtalt ausgeſtreckten Armen und Beinen, und die Schiffe in der Ferne ſegeln ganz ruhig, nicht etwa ſchräg gelehnt, und im aufſpritzenden Schaume halb vergraben. Kurz, Neptun ſtillt einen Sturm, der noch gar nicht vorhanden war, ſo wie Rubens einen unnützen erregt. Das Auge kann am meiſten auf drei Nereiden ausruhen, die vorn vor dem Muſchelwagen die linke Ecke ausfüllen; eigentlich ausfällen, denn ſie ſind nach der Erfahrung gemacht, daß wohlbeleibte Perſonen am beſten ſchwimmen können. Sie umfaſſen ſich und tauchen vorwärts unter: ſie ſind zu blond und phlegmatiſch, um an dem Unheile Theil zu nehmen. Auch iſt ihr Fleiſch nicht ſo mit Röthe geſättigt, wie gewöhlich bei Rubens, es fällt vielmehr ins weißliche, als wäre das Element, welches ſie bewohnen, eingedrungen. Ein Uebel, das der Fantaſie des Malers ebenfalls begegnet ſeyn möchte.

Eine artige und ſchön geputzte Prinzeſſin iſt auf einer Spazierfahrt begriffen geweſen. Eine geflochtene Kiſte, im Schilf des Ufers ſchwimmend, hat ihre Aufmerkſamkeit erregt; ſie iſt abgeſtiegen und ſteht, von ihrem Gefolge umringt, unter Bäumen auf einer Erhöhung am Ufer. Das Käſtchen iſt ſchon herausgeholt, man hat es geöffnet, und o Wunder! ein ſchönes geſundes Kind ſtreckt aus dem Tuche, worein es gewickelt war, den Begleiterinnen der Prinzeſſin die Arme entgegen. Sie überreichen es ihr: ſie ſteht in Ueberlegung, ob ſie den Fündling in ihren Schutz an- und aufnehmen ſoll; während die vertrauteſte von ihren Geſpielinnen ihr zuredet, erwarten die Andern neugierig den Ausgang. Dieß iſt ungefähr die Geſchichte, welche Paul Veroneſe aber nicht ſo ſchlicht vorträgt, ſondern nach ſeiner Weiſe bizarr, modig und doch romantiſch zu verzieren, und in einer üppigen Anordnung auszubreiten gewußt hat. Auf der linken Seite machen die dicht ſtehenden Bäume den Hintergrund aus, der näher vortritt; rechts eine hellere Ferne; eine Brücke mit großen Schwibbogen, unter welchen die längs dem Fluſſe hingebauten Häuſer ſichtbar ſind. Der Fluß zieht ſich ſchräg nach der rechten Seite hin, und fließt vermuthlich mit einer Krümmung, tiefer als das Bild ſich erſtreckt, vor der Scene der Handlung vorbei. Aus einer großen Entfernung läuft die Schweſter des Kindes athemlos und baarfuß herzu. In der rechten Ecke werden zwei Figuren halb durch den untern Rand abgeſchnitten: eine Magd, die den leeren Korb hält, und ein Trabant in alter Schweizertracht, der vom Rücken her geſehen wird, aber durch die Wendung nach der Prinzeſſin hinauf den Kopf im Profil zeigt. Ein zweiter Trabant ſteht über ihnen an einem Baum und guckt nach dem Korbe hinunter. Sein rothes Wamms mit ſchrägen Einſchnitten nach Art eines Panzers, unter welchem grüne aufgeſchlagene Schöße des Rocks hervorkommen, ſeine wunderliche Mütze, und eine große Hellebarde geben ihm ein ſtattliches Anſehen, das zu ſeinem biedern und kräftigen Geſichte wohl ſteht. Mit dem Kinde ſind zwei Frauen beſchäftigt: eine erfahrne Alte, vielleicht die Amme der Prinzeſſin, faßt die Zipfel des Tuchs, worin das Kind noch liegt, und ſieht fragend nach jener hin; ein junges Fräulein hält es auf den Armen, und hat ſich der Prinzeſſin gegenüber auf ein Knie niedergelaſſen. Dieſe ſteht mit dem Kopf und Körper nach vorn gewandt; die linke Hand an der Hüfte geſtützt, mit der rechten auf die Schulter ihrer Freundin ſich lehnend. Sie iſt die Hauptfigur des Bildes, aber die andre die anziehendſte. Die Prinzeſſin iſt nur vornehm, zierlich und geſittet; das Fräulein verwendet gefällig und liebreich eine ſittſame Beredſamkeit für den kleinen Schützling. Zwiſchen jener und der Alten neigen ſich ein paar weibliche Köpfe im Schatten nach dem allerliebſten Knaben — einem Gegenſtande, der für jetzt eigentlich noch über ihre Sphäre iſt — mit mädchenhafter Theilnahme hin. In den Kleidungen iſt elegante Pracht und Mannichfaltigkeit der ſchönen Stoffe angebracht, und die Mode maleriſch benutzt. Das Mädchen mit dem Kinde hat weite und lange vorn anſchließende Aermel von ſchmalgeſtreifter weiß und grauer Leinwand; das Obergewand von fleiſchfarbenem Atlas iſt in bauſchigen Falten zurückgeſteckt, und läßt an dem knieenden Beine ein Unterkleid von eben jenem Zeuge ſehen. Die Prinzeſſin trägt ein Kleid von weißem Stoff mit goldnen Blamen oder Schnörkeln geſtickt, das ſie mit der linken Hand an der Hüfte hinaufzieht, und dadurch das Unterkleid von grünlichem Moor ſichtbar werden läßt. Die Form des Schnürleibes iſt etwas ſteif, und ſein Ausſchnitt an der Bruſt viereckig, was durch zwei Feſtons von Perlen unter demſelben wenig gemildert wird. Deſto vortheilhafter für die Freundin neben ihr in einem Kleide von röthlichem Taft, mit braunen weit von einander entfernten Streifen. Ihr linker Arm iſt vor der Prinzeſſin her mit einer redenden Gebehrde ausgeſtreckt, die rechte Hand nimmt einen weißen atlaſſenen Rock über jenem Kleide auf, und bringt darin eine üppige Unordnung von Falten hervor. Sie erſcheint von der Seite: die Biegung des Leibes vorwärts und ein breiter Kragen von weißem Atlas, der in Feſtons ausgeſchnitten von Bruſt und Schultern herunterfällt, verbergen das Mißfällige der Schnürbruſt; ein zarter

Aufrecht ſaßen weiße Haſen,
Klatſchten mit den Vorderklauen,
Daß man wirklich unſre Logen
Erſten Rangs zu ſehen glaubte.

Zobel brachten ihre Pelze,
Die Entree nur zu erkaufen;
Gern hätt' er ſie freigegeben,
Wenn er's nicht nothwendig brauchte.

Seufzend, daß ſein Pflichttribut
Nicht ſo edle That erlaubte,
Zog er ganz gelind ihr Fell ab,
Ließ ſie dann großmüthig laufen.

Voll Empfindung murrten Bären
In des Nordwinds hohles Sauſen;
Mancher Fuchs haart ſich vor Rührung,
War er gleich nicht in der Mauſe.

Ja der Kamtſchadalen Hunde
Horchten vor dem Schlitten kauzend,
Unbeweglich, wenn ihr Herr ſie
Peitſcht, und mit den Zügeln zauſet.

Auch die Kamtſchadalen luden
Ihn in ihre Winterklauſen,
Hörten aufmerkſam die Dramen,
Während ihre Fraun ſie lauſten.

Thun die Beſtien das dort hinten,
Wo ein ew'ger Nebel grauet:
O ſo laßt euch nicht beſchämen,
Thiere unſrer deutſchen Auen!

und blühender Buſen, worauf ein Medaillon ruht, hebt ſich ſo reizend daraus hervor, daß er allen Zwang unnatürlicher Trachten vergeſſen macht. Keine regelmäßige Schönheit: das Profil mit etwas auswärts gebogener Naſe und einem kleinem Unterkinn iſt niedlich und aufgeweckt. Das blonde Haar beinahe in Griechiſchem Geſchmack eng zuſammengefaßt, und ſeine Flechten auf dem Wirbel gedreht und befeſtigt. So auch bei den übrigen, nur daß die Prinzeſſin eine Krone trägt. Die Köpfchen werden durch den einfachen Putz um ſo kleiner, und dieß giebt den Geſtalten überhaupt ein ſchlankeres Anſehen. Die Geſichtsfarbe der Frauen iſt zart und geſund, ohne im mindeſten geſchminkt zu ſeyn; eher iſt die Röthe zu ſehr geſpart. Der verkürzte Körper des Kindes hat die wärmſte Fleiſchfarbe. Pauls gewohnte Freigebigkeit in Gewändern erſtreckt ſich bis auf das Tuch, worin das Kind liegt: es iſt mit breiten Frangen beſetzt. Die koſtbaren metallnen Zierrathen des Phaetons, der aus dem Schatten der Bäume hervorſchimmert, vermehren die Pracht; vor ihm kommen die braunen Pferdeköpfe mit weißen Bläſſen zum Vorſchein, der eine zwiſchen der Prinzeſſin und dem Fräulein, der zweite dieſer zur Rechten. Die Entfernung und den Plan, worauf man ſich die Pferde denken muß, um ſie an der Stelle in ſolcher Größe und Entfernung von einander zu ſehn, mag der Maler ſelbſt rechtfertigen. Seine grillenhafte Fantaſie hat ſich ganz vorn linker Hand noch eine eigne Ergötzlichkeit geſtattet: ein verwünſchter Mohrenzwerg in einer ſammetnen purpurnen Pagenkleidung thut ſehr geſchäftigt mit zwei Jagdhunden, die er an der Koppel hält. Seine ſeltſame Phyſiognomie und Mütze zeichnet ſich ſo grell wie möglich auf dem weißen Atlasrocke des Fräuleins. Dieß kann für einen verſchlungenen Namenszug gelten, wodurch ſich der Urheber des Gemäldes ſelbſt angiebt.

Auch Pouſſin hat ſich eben ſo unverkennbar angegeben, aber auf eine ganz andre Art, als er die Ausſetzung deſſelben Kindes darſtellte, das dort gefunden wird. Die Perſonen, welche den kleinen Moſes dem Nil anvertrauen, nehmen näheren Antheil an ſeinem Schickſal, als die, welche ihn zufällig entdecken: dieſen Augenblick umgiebt eine glänzende geräuſchvolle Gegenwart, jenen erfüllt eine ſtille aber innige Handlung. Ein höchſt verletzbares Geſchöpf wird von der, die es am zärtlichſten liebt, einem unſichern Element übergeben, um es menſchlichen Verfolgungen zu entziehen. Dieſe Lage der Mutter, ihre hoffende Beſorgniß, ihre zweifelnde Vorahndung, und den Muth, zu dem ſie geängſtigt worden iſt, läßt Pouſſin uns in ihrer Stellung und Gebehrde fühlen. Doch bleibt ihr ſchönes Profil unentſtellt von dieſen Regungen. Das Auge iſt auf den Säugling gerichtet, der zu ihren Füßen in die Kiſte gelegt wird, der Mund unmerklich geöffnet; ſie wagt nicht einmal laut zu ſeufzen. Die Arme nicht ganz ausgeſtreckt, nur von dem Ellbogen an emporgehoben, und die wenig gekrümmten Finger beider Hände von einander entfernt: ſie begleitet damit ſo natürlich die Bewegungen des Gegenſtandes, den ſie nun ſchon nicht mehr erreicht, damit er nirgends anſtoßen ſoll. Vor ihr iſt ein Knecht, bis auf ein rothes Tuch um die Hüften unbekleidet, damit beſchäftigt, das Kind in der Kiſte zu verwahren. Er kniet vortrefflich, er ſtreckt die Hände nach der Kiſte wacker aus, die Handlung ſeines ausgearbeiteten und edlen Körpers iſt mehr als akademiſch: ſolche Figuren ſieht man auf alten Basreliefs Dienſte bei Opfern verrichten. Hinter der Mutter eine weibliche Geſtalt, wie die beiden eben geſchilderten im Profil und von ihrer rechten Seite zu ſehen. Sie hält die umgewandte Hand vor der Stirn und ſchaut umher. Ihre Gewänder werden ſo unordentlich nach vorn und auseinander geweht, daß man zuerſt nicht begreift, weswegen ſie ſich auf einer ſo windigen Anhöhe aufhält, bis man ſich erinnert, daß es die Schweſter des Kindes iſt, welche in der Entfernung wachen muß, damit ſeine Ausſetzung nicht bemerkt werde. Dieſe Entfernung ſchließt man aus der Verkleinerung, weniger aus den gedämpfteren Farben, denn die der vorderen Gegenſtände ſind ſchon matt und dumpf. Sie tritt daher zu nahe an die Mutter heran, und macht für eine Nebenperſon zu viel Lärm. Die Zweideutigkeit dieſer Figur wird auf den erſten Anblick dadurch noch mehr vermehrt, daß ihr Haarputz und ihr kurzes unter der Bruſt gegürtetes Obergewand und das untere, das ſich ſeitwärts an den Knieen öffnet, etwas von der leichtgeſchürzten Diana hat, ſo daß man ſie für eine allegoriſche Gottheit halten könnte, wie den alten nackten Flußgott, der, auf der vorderſten Fläche liegend, beinahe die ganze Breite des Bildes einnimmt. Er lehnt ſich mit der Linken auf ein

Felsſtück, hinter welchem der Strom ſich verliert; die rechte greift an das nachläßig angezogene linke Knie, der rechte Schenkel iſt ausgeſtreckt, und wie der Rücken in ſeiner ganzen Länge ſichtbar. Ein Füllhorn auf dem Boden neben ihm bezeichnet den befruchtenden Nil. Er ſieht der Handlung, die an ſeinem Ufer vorgeht, in majeſtätiſcher Ruhe zu. Seine Formen ſind groß, aber für lebendiges Fleiſch zu hart und trocken, der Körper erſcheint daher mit ſeiner braunrothen Farbe eher hölzern, als ſteinern; und doch wäre das letzte noch am erſten zu ertragen geweſen. Als Bildſäule möchte der Alte immer da liegen, als wirklicher Flußgott verdirbt er eigentlich die ganze Geſchichte: das Kind wird nun nicht mehr den fühlloſen Wellen, ſondern einem göttlichen Pflegevater anvertraut, der ſchlimmer ſeyn müßte, als er ausſieht, wenn er nicht gehörige Sorge dafür tragen wollte. Auf einem Basrelief, wo das Waſſer nicht, wie auf einem Gemälde ausgedrückt werden kann, läßt man ſich einen ſolchen Flußgott zur Bezeichnung der Scene als eine nothwendige Licenz gefallen: hier hat Pouſſin dadurch vollends ſein Bild zu einem gemalten Basrelief gemacht, dem es ſich ſchon durch die geringe Rundung der Körper und den Mangel an Abſtufung der Farben nähert. In dieſen iſt die größte Einförmigkeit: die Kleidung der Mutter iſt blau und roth, die Kleidung der Tochter roth und blau, und das Fleiſch ſcheint faſt aus derſelben Miſchung erſchaffen zu ſeyn, welche zu dem rothen Zeuge gedient hat. Rechts ſind Gebäude ohne alle Verzierungen der Griechiſchen Baukunſt mit ſchlichten Mauern und Gewölben; links kömmt die Prinzeſſin mit ihrem Gefolge ganz von weitem herzu, am Horizont ſieht man ein paar grell erleuchtete Pyramiden: alles kleinlich und ohne Wirkung.

Daß die Sache in Aegypten vorgeht, iſt alſo hinlänglich außer Zweifel geſetzt: aber bei allem dem kann man der gerühmten Gelehrſamkeit Pouſſins im Coſtum hier nichts weiter zugeſtehen, als daß er es beinahe ſo gut wie Paul Veroneſe beobachtet hat. Bei dieſem iſt alles modern, aber alles aus einem Stücke; bei jenem iſt alles antiquariſch, allein es paßt nicht zu einander. Mutter und Tochter ſind der Kleidung nach ziemlich Griechiſch, der Flußgott iſt wahrlich weder Aegyptiſch noch Hebräiſch, ſondern Griechiſch, und bei einer Geſchichte, wo Jehovah's unmittelbare Vorſehung eintritt, noch obendrein erzheidniſch. Das Füllhorn iſt auch Griechiſch. Eigentlich iſt es doch ein Glück, daß der Maler auf halbem Wege ſtehen blieb, und zufrieden war, wenn eine alte Geſchichte antik ausſah. Ein andrer, der das Studium des Coſtums (auf welches die Franzöſiſchen Kunſtrichter, die darin mit Pouſſin ſympathiſiren, eine ſo lächerliche Wichtigkeit legen) noch ſtrenger verfolgte, könnte der Tochter Pharao's die Phyſiognomie einer Mumie geben. Soll aber einmal etwas fremdes ſich eindrängen dürfen, ſo iſt es wohl eben ſo erlaubt, eine Bibliſche Geſchichte im Venetianiſchen Dialekt zu erzählen, als die ganze Welt durch eine Griechiſche Brille zu ſehen. Das Einheimiſche und Neue iſt uns näher, lebendiger, luſtiger; Paul malte friſch, was er ſah und erlebte, Pouſſin ſchöpfte mühſam aus alten Denkmälern und Büchern. Jener hätte vielleicht ſeine fantaſtiſche Jovialität eingebüßt, wenn er die Kunſt ſo ernſt hätte treiben wollen; dieſer konnte ſich ſchwerlich über ſeine klaſſiſche Kälte erheben, wenn er ſich auch geſelliger ins Leben hineinwagte, und nicht mehr nach feſſelnden Vorbildern, ſondern nach eigner Luſt und Liebe darzuſtellen verſuchte. Er verſtand ſich beſſer darauf, was zur Würde des Menſchen, Paul was zum Glanz und der Herrlichkeit der Malerei gehört. Der letzte blieb zu ſehr bei der Oberfläche ſtehen: es war ihm weniger um den Ausdruck, als um die Geſtalt, und weniger um die Geſtalt, als um die Kleidung zu thun. Aber wie er auch kleidete! Er iſt doch noch mehr als ein Maler für putzliebende Damen: die gleichwohl von ſeinen Trachten, ob ſie ſchon drittehalb hundert Jahr alt ſind, manches benutzen könnten. Wenn man den ſteifen Anzug von Tizians Frauen mit ſeinen Kleidungen vergleicht, ſo muß man entweder annehmen, daß die Mode, die damals noch nicht ſo veränderlich herrſchte, in einem kurzen Zeitraume um ein beträchtliches geſchmackvoller geworden war, oder daß Paul Veroneſe ihre Reize mit einem andern maleriſchen Geiſt auffaßte.«

Reinhold. Ei, ei! wie ſtehts mit dem Verſprechen nicht eigentlich Urtheile zu fällen? Gegen Waller waren Sie darin noch beſcheiden, Louiſe.

Louiſe. Er hat ſich das bei ſeiner kritiſchen Profeſſion ſo angewöhnt. Indeſſen geht er doch in ſo fern nicht über ſeine Befugniß hinaus, als ſeine Bemerkungen und ſein Tadel des Rubens und des Pouſſin meiſtens das betreffen, was in den Kunſtbüchern ſelbſt der poetiſche Theil genannt wird.

Waller. Hier ſind noch ein paar kleinere Stücke, wo möglich ganz Beſchreibung.

»Joſeph und Potiphars Frau von Cignani. Beide Figuren nur bis zu den Knieen: der enge Raum des achteckigen Bildes iſt ſchicklich gewählt, um die Bedrängniß des keuſchen Jünglings in einer ſolchen Nähe fühlbar zu machen. Potiphars Frau ſitzt links auf Polſtern eines Ruhbettes, ihr Oberleib unbekleidet; über den Hüften umgiebt ſie loſe ein bläuliches mit goldnen Blumen geſticktes Gewand, und zieht ſich um das rechte ſichtbare Knie anſchließender zuſammen. Ihr vorgebeugter Leib nähert ſich dieſem; beide Arme ſind ganz ausgeſtreckt: der linke hinter Joſeph kommt an ſeiner linken Schulter nur mit den Fingern, welche ſie halten, zum Vorſchein; der rechte greift in ſeinen rothen Mantel über dem dunkelblauen Gewande, der aber ſchon heruntergefallen nur noch über einem Arme hängt. Das Nackte an ihr iſt üppig, aber nicht von ſchönen Formen, die Brüſte zeigen ſich in einer ungünſtigen Lage, durch die heftigen Bewegungen der Arme zuſammengedrängt. Im Taumel der Begierde vergißt ſie ſogar der Sorge für ihren Reiz, worauf ſie ſich ſonſt, nach dem buhleriſchen Geſichte zu urtheilen, wohl verſteht. Eine entſchiedene kecke Brunette, keine Spur von weiblicher Scheu, die ſie zurückhalten könnte; ſie iſt ganz auf ihren entfliehenden Raub gerichtet. Ihr ſchwarzes, nicht lockiges Haar iſt vorn geſcheitelt, und hinten zuſammen gebunden, eine breite goldene Schnur durchſchlingt es ein paarmal. Die aufgeworfene Naſe, das runde vortretende Kinn, die ſtarken Lippen des geöffneten

Mundes, alles deutet auf jugendliche kühne Sinnlichkeit, und in dieſer Rückſicht konnte Joſeph nicht ſchlimmer verſucht werden. Wie ſchön ſtechen ſeine edlen ſeelenvollen Züge gegen die ihrigen ab! Er lehnt ſich zurück, um ihrem Arm zu entgehen; ſein Geſicht iſt nach ſeiner linken Schulter in den Schatten gewandt, in welchen auch ſeine braunen Locken wie von ihr wegfliegen. Die heiligen keuſchen Augen ſind über ſich gen Himmel gekehrt, der Stern tritt unter das obere Augenlied. Der Mund öffnet ſich, aber nur zu einem ſanften ächzenden Ruf, und ladet um ſo beredter zu Liebkoſungen ein, gegen die er um Hülfe fleht. Die Arme, bis zum Ellbogen bloß, hält er vor, die Hände mit den geöffneten Fingern ſieht man beide von der innern Seite über dem Kopfe der Frau. Auch das iſt zart gedacht, daß er die Verführerin nicht mit körperlicher Gewalt zurückſtößt. Die Hände wollen ſie nicht berühren, und ihre Bewegung iſt nur das bildliche Entfernen einer verabſcheuten Vorſtellung. So ringt eine ſchöne Seele, die in Gefahr kommt, ihr theuerſtes zu verlieren. Ein Schlagſchatten, welchen der eine Arm auf den untern Theil des zurückgebogenen Geſichtes wirft, vollendet den rührenden Ausdruck, und überredet uns, daß bloße Wirkungen und Spiele des Lichtes Gedanken eines theilnehmenden Weſens ſind, welches die Gegenſtände umſchwebt.«

»Ein jugendlich männlicher Kopf voll Ruhe und Würde: das Haar vom ſchönſten Braun, oben geſcheitelt, aber vorn nicht von gleicher Länge, tritt hier und da unregelmäßig in die Ebene, wenig gewölbte Stirn herein, und fließt an beiden Seiten des länglichen, doch geräumigen Geſichtes auf die Schultern hinab; große braune Augen von offnem, feſtem, lichtem Blick, über die ſich die vom aufgeſchlagenen Augenliede gebildete Linie in ungewöhnlicher Entfernung ſchön gebogen herumzieht; über ihnen Schatten durch die Vertiefung unter den Augenbrauen; dieſe nicht ſtark, welches die Majeſtät vermindert, aber auch nicht ſchlicht anliegend, ſondern von etwas ſtrebendem und ungleichem Haar, und alſo auch nicht von einem leidenden Charakter; die Naſe mit einer kleinen Einbiegung an die Stirn gefügt, der Naſenrücken breit, doch rundet er ſich an beiden Seiten; der Zwiſchenraum von da bis zur Oberlippe klein und nicht ſehr nach innen ausgeſchweift; die Lippen voll, der Mund in einer ziemlich geraden Linie geſchloſſen, die beſchattete Vertiefung über dem Kinn ſehr kräftig, der Bart mit hellerem und krauſerem Haar angeflogen; alle Züge groß und in ihrer Großheit ſtill geordnet; ein hoher einfältiger Beruf, keine ſchwermüthige Vorahndung von Leiden, ſondern die weiſeſte, heiterſte, überſchauendſte Faſſung; viel von einem Sohne Jupiters und doch auch etwas von einem Juden: das iſt der Chriſtuskopf des Hannibal Carracci.«

Louiſe. Der Schluß Ihrer Beſchreibung blieb mir kein Räthſel, ich erkannte darnach das Bild viel früher. Das iſt wirklich der Chriſtus des Hannibal Carracci, aber ich kann nicht ſagen: es iſt ganz der meinige.

Waller. Und warum nicht ?

Louiſe. Es iſt der ſchönſte den ich jemals geſehn habe, aber doch fehlt ihm der Brennpunkt, wo die höchſte Kraft und Duldſamkeit zuſammentreffen; und bis ich den finde, werde ich vielleicht die Darſtellung dieſes Ideals für unmöglich halten.

Waller. Sie ſind der Meynung Forſters?

Louiſe. Aus weniger ſubtilen Gründen vielleicht. Die Aufgabe iſt aber wirklich ſubtil, der mancherlei Localbedingungen wegen, unter denen der Gott Menſch war, oder unter denen wir ihn ſo denken. Die Ruhe in Carracci's Kopf iſt herrlich, aber doch mit zu viel Weichheit verbunden. Er hat mehr von dem Jünger als von dem Meiſter. Ein hoher einfältiger Beruf liegt in ihm, wie ſie mit Recht ſagen, aber es iſt der: die weiſe Lehre zu faſſen und wiederum auszuſtreuen, und an der Bruſt des Meiſters zu ruhn. — Doch wir wollen dieſen unendlichen Streit nicht weiter führen. Geben Sie mir Ihre Papiere; ich nehme alles mit, und kann nun um ſo eher Feierabend machen.

Waller. Und von dem Raphael wollen Sie ſchweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang ſtehen ſah?

Louiſe. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bei mir nicht allemal von dem über, deſſen das Herz voll iſt. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuſchreiben, und doch iſt mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit mir hinwegnehmen ſollte. Aber wie ſoll man der Sprache mächtig werden, um das Höchſte des Aus-

Da er nun die Orpheus-Züge
Mit der Heimat Ruh vertauſchet,
Stimm' auf ſeine Weiſe jedes
In das allgemeine Jauchzen.

Geht er in den Wald ſpazieren,
Neue Stücke auszuklauben,
In dramat'ſchen Selbſtgeſprächen
Mußt du, Kuckuck, ihn belauſchen.

In des Einerleies Wechſel
Und im ſel'gen Selbſtvertrauen
Ganz ſein Abbild, grüß' ihn, Kuckuck,
Mit des eignen Namens Laute.

Zwitſchert, Spatzen! Raben krächzet!
Wo er geht, ſteht, liegt und kauert:
Nur die Lerch' und Nachtigall
Schweigen ſchüchtern, wo er hauſet.

Wenn er in des Schlummers Armen
Vom Theater-Lärm verſchnaufet:
Steigt von allen Nachbarsdächern,
Katzen, nieder, und miauet!

Katzen, Kotzebue zu Ehren
Reinigt pruſtend eure Schnauzen:
Serenaten, herzzerbrechend,
Stimmt dann lauter an und lauter.

Und wie alte Komödianten
In der allertiefſten Trauer,
Windet euch, als plagt' euch Grimmen
Recht im Innern der Kaldaunen.

druckes wiederzugeben? Das wirkt ſo unmittelbar und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit daſteht, und gar nicht anders als es iſt, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingeſtanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem gefeierten Namen bei Ihnen, daß Sie einige Umſtände machen, und ſich nicht ſo getroſt mittheilen, wie ein Menſch doch über alles thun darf, wovon er verdient, daß es ihm lieb iſt?

Louiſe. Es kann ſeyn, und ich habe ſchon gewünſcht, überall nicht zu wiſſen, dieſes Bild ſey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müſſen. In der Reihe der andern Gemälde habe ich es niemals geſehen, weil es immer unten für die Schüler auf der Staffelei ſtand: aber wie es ſich ſchon durch die einfache Zuſammenſetzung der drei großen Figuren unterſcheiden müßte für den erſten Blick! In beiden Sälen iſt nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verſtändlicheres, ſelbſt für das ganz unkünſtleriſche Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt ſeyn, der ſich in den Sinn des Malers oder der Malerei überhaupt zu verſetzen weiß; aber hier trifft eben das erſte und letzte zuſammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen zu, wo nicht für Raphael überhaupt, doch für dieſes Bild von ihm.

Louiſe. Liegt es nicht darin, daß die Geſtalten ſo einzeln daſtehen, jede für ſich geltend? Das Auge ruht dazwiſchen aus, und hat nichts zu ſondern, nichts willkührlich angenommenes ſich klar zu machen. Und doch ſind ſie innig verbunden, ſelbſt für den erſten augenblicklichen Eindruck: denn, ſagt! wer würde ſich nicht gern neben dieſen knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louiſe; in der Begeiſterung vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann ſie doch ein jeder nach ſeiner Weiſe haben.

Louiſe. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, das ſie trägt, iſt ein Gott: denn ſo hat noch niemals ein Kind ausgeſehen. Sie hingegen iſt nur das Höchſte von menſchlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß ſie den Sohn ſo ſtill, ſo ohne ſichtbare Regung von Entzücken oder Selbſtgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es iſt auch nichts ätheriſches an ihr, alles gediegen und körperlich. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt ſie ſchreitend auf die Wolken, und ſchwebt nicht in der Glorie, in die ſich ihre große Geſtalt hinzeichnet. Der Kopf ganz gerade aus, und eben ſo die Blicke. Das Oval des Geſichtes iſt oben ziemlich breit, die braunen Augen weit aus einander, die Stirn klein, das Haar ſchlicht geſcheitelt, — aber nein! ich kann das nicht einzeln und phyſiognomiſch deuten.

Waller. Sie, ſollen auch nicht; ſagen Sie, was Ihnen einfällt.

Louiſe. Das ſcheint mir vortrefflich, daß man ſie oben nicht ganz im Freien ſieht: der Schleier, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen iſt, dient ihr gleichſam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieſer Seite ſehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grunde hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Geſtalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louiſe. Der umgebende Schleier ſtimmt auch mit der Beſcheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber ſie läßt ſich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, ſichtbar bleibt, beſonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid feſt anſchließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleier an, bis, wo er ſich an den Füßen aus einander ſchlägt, und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorſchein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht ſelbſt geſehen hätte, würde es mir doch ſchwer werden.

Louiſe. Laſſen Sie nur! Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erſt in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, ſelbſt daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand ſie verſteckt, iſt nicht umſonſt: man ſieht die Geſtalt beſtimmter und ſie erſcheint menſchlicher.

Waller. Nach meinem Gefühl auch majeſtätiſcher,

Louiſe. Ja, eben weil es eine ſo reine Erſcheinung iſt, die nicht Menſchen mit dem, was nach ihrer Meynung Ehrfurcht fodert, ausgeſchmückt haben, ſondern die in ihrer eigenen Natur daſteht. Denken Sie nun, wie groß ſie das Kind auf dem Schleier trägt, ſo daß es oberhalb frei bleibt und nur die Enden unter ihm zuſammen genommen ſind. Sie faßt mit der Rechten unter deſſen rechten Arm, die Linke unterſtützt das rechte Bein, das über das andre hinüber geſchlagen iſt und an welches die Linke des Kindes greift, nicht ſpielend wie Kinder thun, ſondern in der Ruhe welche vollbracht hat. Es ſitzt nach vorn gewendet und ſcheint nichts zu wollen, aber was es einſt wird wollen können, iſt unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles iſt bereits geſchehen, und es zeigt ſich nur auf dem Arm der Mutter der Erde wieder, wie es ſie zuerſt betrat. Die Formen ſind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder ſtark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrſchen die Welt. Der Mund iſt beſonders ernſt, ſehr geſchweift, beide Enden der Lippen ziehen ſich herunter. Dieſer fremde Zug an einem Kinde giebt ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporſtrebend den Kopf umgiebt. Die Augen ſcheinen zwei unbewegliche Sterne; ſie liegen tief, die Stirn iſt voll Nachdenken. Und doch kann man nicht ſagen, dieſer Knabe iſt ſchon ein Mann. Es iſt keine Ueberreife, aber Uebermenſchlichkeit. Denn ſo weit ſich das Göttliche in kindiſcher Hülle offenbaren kann, iſt es hier geſchehn, und ich kann mir den Mann zu dieſem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Iſt das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Chriſtuskopf für unmöglich halten?

Louiſe. Ja ich geſtehe Ihnen, ich ſehe den Erlöſer der Welt am liebſten als Kind. Das Geheimniß der Vermiſchung beider Naturen ſcheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am beſten gelöſet, die ſo gränzenlos in ihrem Weſen wie begränzt iſt.

Waller. Faſt möchte ich Ihrer Meynung werden.

Louiſe. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zuſammen. Welch ein erhabenes Daſeyn, und ganz allein durch das bloße Daſeyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte ſagen, auch ohne Beleuchtung: ein geſchloßnes Helldunkel iſt wenigſtens nicht da, keine Magie der Erſcheinung.

Reinhold. Es iſt aber doch in den kräftigſten Farben, und ganz in Raphaels herrlichſter Weiſe gemalt.

Louiſe. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beinah ohne Kolorit beſtehen können? Wirklich iſt dieſes ſo, daß ich es nicht anders wünſchen mag. Ich liebe das bräunliche daran und den Roſt der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louiſe. Sey's was es wolle, ich laſſe mir ſelbſt die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben als es iſt. Denn worin bei ihr die wahre Zartheit liegt, das iſt die Reinheit und Keuſchheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichſam nur dadurch gereift ſcheint, daß ſie für ewig feſtgehalten wurde, und dieſes dringt eben in der ganz irdiſchen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, ſelbſt wenn es noch vollkommner ſeyn könnte.

Louiſe. Iſt es nicht genug, wenn etwas ſo vollkommen iſt, daß man es bis zu dieſem Grade lieben muß? Wenigſtens können Sie mir die Schwachheit geſtatten. Aber ſtören Sie mich nicht. Ich wollte ſagen, daß eine ſolche Gegenwart doch gar nichts als ſich ſelber bedarf, daß die bloße Geſtalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe iſt nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkoſend, das Kind weiß nichts von ſeiner Mutter. Die Mutter iſt da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in dieſem heiligen Dienſte erſcheint ſie vor der anbetenden Welt, ſo groß wie ſie ihn im Himmel verwaltet, von wannen ſie wieder herabgekommen iſt. Sie iſt ohne Leidenſchaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenſchaft ſchweigen. Wie ich hinaufgeſtiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu ſchauen, kann ich nicht läugnen, es iſt ein ſanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen ſind naß geworden.

Waller. Ihre Bewunderung geht in gläubige Schwärmerei über.

Louiſe. Wie dann und wann bei den Götterbildern der Alten. Es iſt keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Hierophant iſt. Sagen Sie, Reinhold, iſt nicht das ganze

Bild wie ein Tempel gebaut? Die beiden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektoniſche Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen ſich wirklich in einiger Entfernung wie zwei Dreiecke aus, die ein ſchmales Oval zwiſchen ſich tragen. Sie ſind vor der Jungfrau einander ſo nahe gegenüber, daß ihr Gewand ſie eben zu berühren ſcheint. Die Köpfe ſtehen ungefähr der Mitte der Hauptgeſtalt gleich. Die drei Figuren zuſammen bilden wieder ein größeres Dreieck, welchem oben ein von beiden Seiten ſchräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die hart von einander abgeſchnittnen Farben noch auffallender gemacht. Am härteſten ſteht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen ſeine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum ſichtbar angedeutet ſind, bläulich wird; der ſchwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht, zeichnen ſich doch weniger ſtark aus. Die beiden Heiligen ſinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bei.

Louiſe. Wiſſen Sie, wie mir überhaupt die zwei knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt ſein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er ſeine Linke betheuernd auf die Bruſt legt, und die Rechte zum Bilde herausſtreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und dieſe Hände ſind vortrefflich gezeichnet.

Louiſe. Die junge Heilige, die ſo innig und anmuthig die Hände auf der Bruſt zuſammenfaltet, wendet ihr Geſicht mit geſenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vordern Schulter herum. Sie iſt zu ſchüchtern, um hinaufzuſchauen, zu demüthig und auch mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Der Alte iſt kühner als Mann und als Greis: wohin ſein Sinn ſteht, dahin blickt ſein Auge; auch ſcheint er für andre und nicht für ſich ſelbſt zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigene Seelenheil. Sie hat ein ſehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünſche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch iſt ſie nicht das Vorzüglichſte auf dem Bilde.

Louiſe. Eins muß ja wohl zurückſtehen, obwohl ich es nicht gewahr werde und nicht wiſſen will. Lieber laſſen Sie mich von den himmliſchen Kindern ſprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das iſt nun die kindliche und die engliſche Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: ſie betrachten nur in ihrem wonnevollen unſchuldigen Sinn. Der älteſte wieder anders wie der jüngere. Er ſchaut über ſich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in ſein ſüßes trunkenes Auge, man ſieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit ſchon, welche der Kleine kindlich anſtaunet, der mit ſeinen runden Wangen auf beiden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, liebe Freundin, es giebt viele Engel, die geiſtiger noch und geiſtlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel ſind: aber ſo irdiſch und himmliſch zugleich ſind mir noch keine vorgekommen.

Louiſe. Es iſt wahr, ſie ſind Kinder der Erde in bunten Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg ſind. Der Größere iſt ſanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen ſträubt ſich das Haar ſo trotzig um das volle Geſichtchen. Man kann ſie nicht ohne Verlangen anſehen, aber dann leitet der älteſte mit ſeinem ſinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heiterer nur, denn alles, was kindlich iſt, erheitert ja die Seele.

Waller. Und ſo wäre der Kreislauf Ihrer Betrachtung vollbracht, und wenn ich Sie nicht mit einem Vorſchlage unterbreche, fangen Sie ihn von neuem an. Sie ſind unvermerkt in einen ſolchen Strom der Schilderung hineingerathen, daß Sie nichts weiter zu thun haben, als das Geſagte zu Hauſe niederzuſchreiben, damit Ihre Schweſter den Raphael nicht vermiſſe.

Louiſe. Wenn es mir nur unter der Feder nicht wieder erkaltet.

Waller. Ich habe für mein Theil darauf geſonnen, ihm auf eine andere Weiſe beizukommen.

Louiſe. So? Da iſt gewiß etwas von Poeſie dabei: mir däucht, Sie ſpielten vorhin darauf an.

Waller. Das Verhältniß der bildenden Künſte zur Poeſie hat mich oft beſchäftigt. Sie entlehnen Ideen von ihr, um ſich über die nähere Wirklichkeit wegzuſchwingen, und legen dagegen der umherſchweifenden Einbildungskraft beſtimmte Erſcheinungen unter. Ohne gegenſeitigen Einfluß würden ſie alltäglich und knechtiſch, und die Poeſie zu einem unkörperlichen Fantom werden.

Louiſe. Was ſie bei manchen Dichtern und manchen Leſern ſchon allzuſehr iſt.

Waller. Gut! ſie ſoll immer Führerin der bildenden Künſte ſeyn, die ihr wieder als Dollmetſcherinnen dienen müſſen. Nun ſind uns aber die Gegenſtände, welche der modernen Malerei in ihrem großen Zeitalter und auch nachher angewieſen wurden, ſo fremd geworden, daß ſie ſelbſt der Poeſie zu ihrer Dollmetſcherin bedarf.

Louiſe. Allerdings haben die Proteſtanten im allgemeinen für manche katholiſche Vorſtellungsarten einen etwas proſaiſchen Geſichtspunkt.

Waller. Der Katholik hat ihn auch, wenn er ſeine Religion nicht liberal und menſchlich behandelt. Wir müſſen uns erſt bewußt ſeyn, daß wir etwas ſelbſt in uns erſchaffen, ehe wir uns erlauben, es durch ein dichteriſches Spiel zu veredeln. Ein ſchöner Gottesdienſt kann nie Aberglaube ſeyn: aber die prieſterliche Zaubermacht wird dadurch am ſtärkſten bewährt, daß ſie den Menſchen das Häßliche, Lächerliche, Armſelige in Heiliges verwandelt.

Sagt, wenn Nachbarn ſchelten, daß ihr
Nur den Zeitgeſchmack behauptet,
Daß das weinerliche Drama
Die Kritik euch nie ſoll rauben.

Auch ihr muntern Thiere, die ihr
Zu der Mühle zieht in Haufen,
Die vor eleganten Leuten
Ich mir nicht zu nennen traue;

Wenn ihr, eurer Säck' entladen,
Trabt vorbei vor ſeinem Hauſe,
Haltet ſtill, und guckt hinauf,
Streckt die Hälſe lang und jauchzet.

Gleich als ſprächt ihr: Schreib doch Bücher,
Die uns recht die Ohren krauen,
Von Hyperboreer-Eſeln;
Ja, Bruder und Vertrauter!

Louiſe. Es wäre alſo ſchon Liberalität von den Päbſten und andern kirchlichen Häuptern geweſen, wenn ſie die Talente großer Künſtler zur Auszierung der Tempel aufboten?

Waller. Unſtreitig; ſie war aber durch den allgemeinen Pomp des Ceremoniendienſtes viel früher vorbereitet. Auf jeden Fall verdanken wir ihr einige von den eigenthümlichſten Schöpfungen der modernen Kunſt. Ich habe es oft beklagen hören, daß die großen Maler immerfort Madonnen, heilige Familien, Apoſtel, Heilige, Himmelfahrten und ſo weiter gemalt. Nach meinem Bedünken iſt es vielmehr ein unſchätzbarer Vortheil, einen beſtimmten mythiſchen Kreis zu haben, wo die Gegenſtände ſchon bekannt und von lange her maleriſch organiſirt ſind, und die Aufmerkſamkeit ſich daher um ſo ungetheilter auf die Behandlung richten kann.

Reinhold. Indeſſen ſehen wir, daß die heutigen Künſtler Himmel und Erde bewegen, um aus dieſer Beſchränkung herauszukommen. Sie verſteigen ſich in die klaſſiſche Mythologie und Geſchichte, oder plagen ſich mit Allegorie, oder, wenn ſie recht nordiſche Naturen ſind, laſſen gar die Geiſter Oſſians im Nebel erſcheinen.

Waller. Das erſte thaten die Meiſter der ſchönſten Periode auch zuweilen zur Abwechſelung; doch blieb die Religion mit ihren Geſchichten immer ihre Hauptbeſchäftigung, ſo wie ſie ihnen faſt ausſchließend Beſchäftigung gab. Man hat es noch nicht erlebt, daß die große Geſchichtmalerei in einem proteſtantiſchen Lande recht geblüht hätte.

Reinhold. Der politiſche Enthuſiasmus müßte ihr dann irgendwo ein neues weites Feld und eine ruhmvolle öffentliche Beſtimmung öffnen.

Waller. Sie würde freilich dadurch aus der Verlegenheit gezogen, meiſtens für ein gelehrteres Privatintereſſe zu arbeiten, welches niemals popular werden kann. Allein das Nationalgefühl und die ſtolze Erinnerung an vollbrachte große Thaten werden nie etwas übermenſchliches erſinnen. Wenn der Künſtler auf dieſes alſo nicht ganz Verzicht thun will, ſo iſt er auf die Alternative reducirt, die Ideale einer ausgeſtorbenen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Perſonen eines noch beſtehenden und wirkenden Glaubens fortbildend zu huldigen. Ich habe dieſen Glauben, und die daran geknüpften Ueberlieferungen und Sagen als ſchöne freie Dichtung zu nehmen verſucht, und mir nicht gerade einzelne Gamälde, aber hergebrachte Gegenſtände dazu gewählt. Die Poeſie beweiſet auf dieſem Wege der Malerei ihre Dankbarkeit, und es würde ſie ſelbſt vielleicht nicht gereuen, wenn ſie darauf fortginge.

Louiſe. Sehen Sie, Reinhold! Die Verwandlung von Gemälden in Gedichte, wovon ich ſagte. Laſſen Sie uns doch hören, Waller.

Waller.

Der engliſche Gruß.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkohr,
Doch ſtilles Sehnen iſt ihr Seelenweide.

Da ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor;
Denn ſeine Stirn iſt Morgenroth der Freude.
Gegrüßt, Maria! tönt ſein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.
Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen!

Chriſti Geburt.

»Mein ſüßes Kindlein, wüßt' ich Dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh am Buſen warm;
Die Nacht iſt dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten dich in dieſe Krippe legen.«
So ſprach Maria; draußen rief's dagegen:
»Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebohrnen Segen.«
Das Dach empfängt ſie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entſtrahlt des kleinen Heilands Angeſicht.
Sie ſtehn, ſie ſchaun, ſie jubeln, preiſen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Die H. H. drei Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit ſtrebten wir ſeit langen Jahren,
Doch wandern wir in unſern Silberhaaren;
Ein ſchöner Stern iſt vor uns her geflogen.
Nun ſteht er winkend ſtill am Himmelsbogen:
Den Fürſten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was haſt Du, kleines Bethlehem, erfahren!
Dir iſt der Herr vor allen hoch gewogen.

Holdſelig Kind, laß auf den Knie'n Dich grüßen!
Womit die Sonne unſre Heimat ſegnet,
Das bringen wir, obſchon geringe Gaben.
Gold, Weihrauch, Myrrhen liegen Dir zu Füßen,
Die Weisheit iſt uns ſichtbarlich begegnet,
Willſt Du uns nur mit Einem Blicke laben.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu geſtaltet,
Gebenedeite! haſt Du ihr gegeben.
Du darfſt Dein Aug' als Unvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.
Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das ſpielend ſich auf Deinem Schooß entfaltet.
Mehr Lieb' als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genoſſen feurige Gebehrde,
Dem Jeſus zarte Händ' entgegen breitet.
Der braungelockte Knabe ſcheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich Deiner würdig werde?
Gern ſterb' ich, wenn ich Dir den Weg bereitet.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.
Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts niedres kann ihn an die Erde ketten;
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.
Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.

Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
Ach, gegen dich, wie bin ich ſtreng' und wild!

MATER DOLOROSA.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.
Er ſieht voll Huld, die ihn hinaus begleitet,
Der Treuen Schaar in namenloſem Bangen:
Sie ſchaun auf ihn mit ſchmerzlichem Verlangen,
Was noch ſein Wink für Tröſtung ihnen deutet.
Der Mutter Antlitz blaßt in Todesſchauer,
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Ihr ſtummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.
Kein ſterblich Weib erfuhr ſo tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einſt das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie iſt mir? Wonne blinkt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen:
Ich ſeh' den Vater bei dem theuern Sohne.
Hinan! hinan! auf daß ich bei euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft und einſt empfaht die Krone.
Und wie ſie ſo aus Welt' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.
Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun [illegible] an der Liebe Bronnen.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feier,
Und Heil'ge beten, wo Dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! Dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, der Sphären Leier.
Dein Geiſt blickt ſichtbar göttlich durch den Schleier
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreier.
O Jungfrau! Tochter deß, den Du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo ſelbſt ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.
Dein Leben hat das Leben neu beſeelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Iſt unauflöslich uns durch Dich vermählet.

Louiſe. Ach, da haben wir endlich unſern Raphael!

Reinhold. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie nicht bei dem vorletzten Sonett an die Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni zu Düſſeldorf, und bei Johannes dem Täufer an den ebenfalls dort befindlichen gedacht hätten, der bald dem Andrea del Sarto, bald dem Raphael zugeſchrieben wird.

Louiſe. Und bei der Geburt Chriſti hatten Sie gewiß Correggio's Nacht vor Augen. Aber wie konnten Sie in dieſer poetiſchen Gallerie die holde Magdalena auslaſſen?

Waller. Ich habe ſie nicht vergeſſen, allein ich wollte ſie nicht gerade zu in jene heilige Reihe ſtellen. Bemerkten Sie doch ſelbſt vorher, daß man über dieſen Gegenſtand ſo leicht frivol wird.

In unbewahrter Jugend friſcher Blüthe
Riß Magdalena ihre Schönheit hin;
Den edlen Geiſt berückt ein weicher Sinn,
Daß ſie in ungeweihten Flammen glühte.
Sie hört den Heiland, und die ernſte Güte,
Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu ſeinen Füßen ſinkt die Sünderin,
Mit tief zerriſſenem ſchmachtenden Gemüthe.
Entblößt vom Schmucke liebt ſie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.
Ja, fromme Huldin! flieh in Wüſtenei'n
Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen:
Denn ſonſt bethört noch deine Reu' die Herzen.

Louiſe. Bis zur letzten Zeile haben Sie ſich ſtrenge gehalten; und wer weiß, wenn das Sonett nicht einen Schluß hätte haben müſſen, Sie wären ohne alle Weltlichkeit durchgeſchlüpft. — Müßte ſich nicht viel dergleichen und von größerem Umfange zur Verherrlichung der heiligen Geſchichte und der Legenden dichten laſſen?

Waller. Wer ſoll es thun? In Deutſchland wohnen der Katholicismus und die Poeſie eben nicht unter Einem Dache beiſammen. Proteſtantiſche Dichter haben ſich zwar in England und Deutſchland zum Theil mit ausgezeichnetem Geiſte an Gegenſtände ihres Glaubens gewagt; allein nach der Natur der Sache konnte es ſelbſt einem Milton, einem Klopſtock damit nicht recht gelingen. Durch die Reformation wurde das erneute Chriſtenthum von ſeiner Vorzeit abgeſchieden, und eine mythiſche Welt hinter ihm vernichtet. Auf gewiſſe Weiſe wiederholte ſich, was bei Verdrängung des Heidenthums durch das urſprüngliche Chriſtenthum geſchehen war. Wie den erſten Chriſten die ſchönſten Werke der Griechiſchen Kunſt als Werkzeuge des Aberglaubens ein Gräuel waren, ſo verbannten die ſtrengeren Reformatoren alle bildlichen Darſtellungen aus den Kirchen: ſie hatten die Ausartung des Bilderdienſtes in Idolatrie bekämpft, und wollten jedem Rückfalle vorbeugen. Erſt nach einem langen Zeitraume konnten proteſtantiſche Dichter aufſtehen, nun fanden ſie ſich von aller volksmäßigen Sage verlaſſen, und griffen nach wunderbaren Dichtungen in die nüchterne Luft. Bei der Verſchmähung der Sinnlichkeit, welche im Geiſte ihres Syſtems liegt, mußten ſie dabei faſt unvermeidlich ins überſchwengliche verfallen, und die wahre kindliche Myſtik überfliegen.

Louiſe. Was machen Sie da, Reinhold? Sie haben gewiß einmal wieder eine von ihren Abweſenheiten.

Reinhold. Ich habe nur ein paar Ideen flüchtig ſkizzirt, die mir bei den Gedichten einfielen. Hier iſt eine Verkündigung Mariä für Sie, und da ein heiliger Johannes für Waller. Sie werden ſich das ſchon zueignen.

Louiſe. Wie ſo?

Waller. Nun, das begreift ſich: ſymboliſch. Das Vorgefühl der Mütterlichkeit iſt gewiß für jedes zarte weibliche Herz ein verkündigender Engel.

Louiſe. Und ein junger Dichter und Schwärmer, der ſich weder in den Wiſſenſchaften noch bürgerlichen Verhältniſſen einzunften laſſen will, bleibt immer die Stimme eines Predigers in der Wüſte.

Waller. Daß Sie ſich nur nicht zu eifrig dem Dienſt der Antike widmen, Reinhold, und mir ja die katholiſchen Ueberlieferungen recht in Ehren halten. Als Maler haben Sie mehr Urſache damit zufrieden zu ſeyn, wie mit der Griechiſchen Mythologie.

Reinhold. Das wäre!

Waller. In dieſer hat Ihre Kunſt durchaus keinen Schutzgott.

Louiſe. Das iſt wahr: keine einzige Muſe malt, und ſo viele muſiciren.

Waller. Sie müſſen wohl, wenn die Muſik von ihnen den Namen führen ſoll. Apollo iſt für die Dichter, der hinkende Vulcan für die mechaniſchen Künſte, Minerva für die weiblichen Arbeiten; die bildenden Künſte gehen immer leer aus.

Reinhold. Dieß kommt wohl daher, daß ſie viel ſpäter aufblühten als Poeſie und Muſik, da ſchon alle Götter vertheilt waren.

Waller. Auch ſolche Heroen haben ſie nicht, wie Orpheus, Linus, Amphion und andre. Der einzige, den man nennen kann, iſt Dädalus, und dieſer gilt nur für die Bildner, nicht für die Maler. Welch einen würdigen Schutzheiligen haben ſie dagegen an dem Evangeliſten Lucas!

Reinhold. Und auch das iſt nicht wenig werth, daß wir wiſſen, er hat die Bildniſſe der Jungfrau, Chriſti und der Apoſtel nach dem Leben genommen, und der Nachwelt überliefert.

Waller. Es deutet die Richtung der neueren Kunſt auf individuellen menſchlichen Charakter ſo ſchön an. Niemanden konnte es einfallen, daß der Olympiſche Jupiter dem Phidias geſeſſen habe.

Louiſe. Aber Homer ſah ihn doch gewiß von der Joniſchen Küſte herüber auf dem wolkigen Gipfel des Olymp ſitzen.

Waller. Damit ich das Geſchenk Ihrer Skizze mit etwas erwiedre, lieber Freund, hören Sie meine Legende von Ihrem Schutzpatron.

Sanct Lucas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu malen.
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fuhr vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

»O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!

Kotzebue's Reiſebeſchreibung.

Die Welt bin ich umreiſ't: laßt euch erzählen,
Ihr Förderr der Cultur und Philanthropen!
Es wird dabei nicht an Erbauung fehlen.
Man ſandte mich, wie einſt zum Vieh Aeſopen,
Zu Völkern, welche Meiners nennt mongoliſch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.
Doch glaubten dieſe Heiden, ächt katholiſch,
An meines Univerſal-Geiſts Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apoſtoliſch.
Da bot ich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Myſterien
Von meiner Muſ' in ewige Verwahrung.
Wie ich zuerſt gekommen nach Siberien,
Iſt ſchwer zu ſagen: nicht verweilen will ich
Bei ſolchen allzukitzlichen Materien.
Mir war's beinah, als gieng' ich nicht freiwillig,
Doch freier Will' iſt Wahn der Philoſophen;
Drum gilt's für meine edle That doch billig.
Ich lag in der Kibitke, wie im Koſen
In ſich gehüllt das Thier des Epikurus,
Abwartend meines Schickſals Kataſtrophen.

Wie hoch geſegnet wär ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!« —

Sie ſprach darauf demüthiglich:
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt;
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

»Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht,
Doch laß es andre ſchauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wann du der Erde lang' entflohſt,
Vor deinem Bild zu beten.
Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis
Sie droben zu vertreten.« —

Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuern Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.

Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, dich zu malen.
Von dieſen Händen aufgeſtellt,
Soll vor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte. —

Sanct Lucas legt ans Werk die Hand,
Vor ſeiner Tafel unverwandt,
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jeſuskind des Malers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht;
Er legt den Pinſel nieder.

Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis alles wohl getrocknet iſt,
Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage ſind entflohn,
Da klopft von neuem Lucas ſchon
An ihre Hüttenpforte.
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut,
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher,
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet.
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltauſendfältig conterfeit
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.

Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sanct Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Der ſtellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder Himmel an,
Ein jugendlicher Engel.

Reinhold. Tauſend Dank! Und die erſte Madonna, die mir gelingt, ſoll dem heiligen Lucas und dem heiligen Raphael gemeinſchaftlich geweihet ſeyn.

XX.

Ueber Zeichnungen zu Gedichten
und
John Flaxman's Umriſſe.

1799.

Nichts iſt gewöhnlicher unter uns als Kupferblätter und Blättchen zu Gedichten, beſonders zu Schauſpielen und Romanen, theils zu den Ausgaben derſelben, theils zu Taſchenbüchern in den kleinſten Formaten. In ſolchen embryoniſchen Geburten erſchöpft ſich die Kunſt, und bringt ſelten etwas reiferes und ausgewachſenes hervor. Dieſer Geſchmack iſt wohl ſchwerlich irgendwo ſo herrſchend geworden, und hat ſich zu einer Art von Syſtem ſo ausgebildet, als in Deutſchland. Den Italiänern liegt ein größerer Maaßſtab für Kunſtwerke zu nahe, als daß das Zwerghafte und Kleinliche viel Eingang bei ihnen finden könnte. Die Engländer haben die Verzierungen mit Kupfern, wie überhaupt den typographiſchen Luxus, mehr ins große getrieben, und beſtechen wenigſtens durch mechaniſche Sauberkeit und Eleganz das Auge.

Aber wer wird unſern Kupferblättchen eine ſo verwerfliche Abſicht Schuld geben, ſchnöde wie ſie meiſtens hingekratzt ſind? Dann die ungünſtige Oktavform. Skizzen darin zu machen, wäre ein gutes Studium zu ſolchen Altarblättern, wo der Maler wenig Breite hat, und in eine unverhältnißmäßige Höhe gehen muß. Und endlich: was ſtellen ſie gewöhnlich zur Schau? Figuren und Scenen, die einem gebildeten Menſchen in der Wirklichkeit ſehr gleichgültig ſeyn müßten, oder denen er gern aus dem Wege ginge, wenn es wegen ihrer unendlichen Alltäglichkeit nur möglich wäre. In der That, es wird darauf gerechnet, daß bei weitem die Meiſten, für welche dieſe Arbeiten beſtimmt ſind, in ihrem Leben kein ordentliches Kunſtwerk geſehen haben: denn wiewohl manche Stadt Deutſchlands herrliche Schätze der Kunſt verwahrt, ſo reiſen die Deutſchen doch ſelbſt in ihrem Vaterlande zu wenig, um dieſe Gelegenheit zu benutzen. Wie müßte einem zu Muthe werden, der in ſeiner demüthigen Abgeſchiedenheit jenes Gekritzel in den Almanachen immer für die edle Zeichen- und Malerkunſt gehalten hätte, und nun auf einmal in eine Gallerie, oder auch nur in ein Zimmer voll großer und ſchöner Kupferſtiche träte! — Aber ſoll nicht Kunſtſinn und Kunſtliebe einſtweilen durch kleine Reize angeregt werden? — Der dürftige Bücherzierrath iſt dazu ungefähr eben ſo tauglich, als Heiligenbilder, aus Marcipan gebacken, die Kinder zur Frömmigkeit vorzubereiten.

Das iſt die eine Seite der Sache. Wenn man aber bedenkt, an was für Bücher und Dichtungen (wofern ſie ſo heißen können) die Zeichner der Kupferſtiche größtentheils gebunden ſind, ſo wird man ſie nicht nur entſchuldigen, ſondern finden, daß ſie die traurigſten Aufgaben oft mit ungemeiner Geſchicklichkeit ausgeführt haben. Menſchenkenntniß, Pſychologie und Moral waren die herrſchenden und anerkannten Principien, beſonders des Romans. Neuerdings hat es verlauten wollen, die Poeſie wäre eine ſchöne Kunſt, und die Romane gehörten ſo zu ſagen mit zur Poeſie. Da ſind nun manche Beurtheiler in Verlegenheit, die jene alte Loſung des Lobſpruches nur noch in den Bart hinzumurmeln wagen, und doch ſchlechterdings nicht wiſſen, was an einem Roman zu loben ſeyn kann, wenn es nicht die Menſchenkenntniß, die Pſychologie und die Moral iſt. Auch giebt es noch viele edle Gemüther, die den unnützen Genuß des Schönen und Geiſtreichen entweder für ſündlich halten, oder gar keinen Begriff davon haben. Was blieb alſo den Zeichnern übrig, als mit den Schriftſtellern in ihrer eignen Gattung zu wetteifern? Und welche Wunder von Pſychologie haben ſie in den engſten Raum zuſammengedrängt! Einem zollhohen Figürchen konnte man ſeine ganze Erziehung anſehen, alles was es im Leben gethan und gelitten hatte. Hier konnte man recht eigentlich ſagen, daß die geheimſten Triebfedern der menſchlichen Seele auf der Breite eines Haares ſchweben. Zweifelt noch jemand, daß die Tugend glücklich, das Laſter aber höchſt elend macht? Man hält ihm ein Taſchenbuch entgegen, worin der Kupferſtecher die irdiſche Laufbahn beider in einer Folge von Blättchen verzeichnet hat. Nach Art der poetiſchen Gerechtigkeit wurde eine ſchreckliche Grabſtichel-Gerechtigkeit gehandhabt. Wir haben Kupferſtiche zur Clariſſa erhalten, wo die alte Kupplerin auf dem Todbette wirklich ſchon in ein Ungeheuer verwandelt ſcheint. Bloß die Höllenfahrt fehlt noch. Mit Unrecht: denn von allen Argumenten gegen das Laſter bleibt das von den hölliſchen Flammen immer das entſcheidendſte.

Freilich haben unſre Zeichner bei dieſer unkünſtleriſchen Richtung eine frühere, ausländiſche, und alſo um ſo anſehnlichere Autorität für ſich: ich meyne Hogarth. Die ausſchweifende Schätzung dieſes berühmten Mannes in ſeinem Vaterlande darf uns nicht über den wahren Werth ſeiner Werke verblenden. Die engliſche Nation hat ſo wenig große einheimiſche Talente in den zeichnenden Künſten aufzuweiſen, daß ſie auf die wenigen natürlich einen deſto ſtärkeren Nachdruck legt. Sein künſtleriſches Unvermögen, ſeine Blindheit für das Höchſte unter dem Sichtbaren, das Schöne, hat Hogarth ſelbſt durch ſeine angebliche Zergliederung der Schönheit unwiderleglich dargethan. Man könnte übrigens zugeben, er ſey ein ausgezeichneter Kopf geweſen, und ihn doch für einen herzlich ſchlechten Maler halten. Der geiſtvolle Walpole, der, bei aller Vorliebe für Hogarth, ſehr wohl einſah, wo es ihm fehlt, ſcheint ihm noch zu viel zuzugeſtehen, wenn er ihn mehr für einen Komödienſchreiber mit dem Pinſel als für einen Maler angeſehen wiſſen will. Komödien ſollten luſtig ſeyn. In Hogarth's Bildern iſt alles häßlich und unpoetiſch, oft die ekelhafteſte Anatomie moraliſcher Verweſung. Keine leichte Jovialität, nichts von jener abſoluten Willkühr, die den darſtellenden Geiſt über die Unſittlichkeit und Niedrigkeit des Dargeſtellten in eine reinere Region erhebt, und die ſcherzende Frechheit der alten Komödie ſo großartig macht *). Man [illegible] [illegible] mühſam [illegible] Abſichten und Anſpielungen, man weiſt uns mit Fingern darauf

---

*) Obiges Urtheil über Hogarth hatte ich nach ſorgfältiger und wiederhohlter Betrachtung der Kupferſtiche gefällt. Außerhalb England wird vielleicht kein einziges Originalbild dieſes Malers aufbewahrt. Seitdem hatte ich Gelegenheit, davon eine ſo große Menge zu ſehen, als man ſelten beiſammen ſieht, weil die einzelnen Stücke in Privat-Sammlungen, zum Theil auf Landſitzen zerſtreut ſind. Im Frühling des Jahres 1814 hatten ſich die Liebhaber und Beſitzer vereinigt, ihre Bilder auf einige Zeit herzuleihen, ſolchergeſtalt eine Hogarthiſche Gallerie zu bilden, und dem Londoner Publicum den Zutritt zu dieſer Ausſtellung zu öffnen. Ich gerieth in Erſtaunen. So gar ſchlecht hatte ich mir die Farbengebung doch nicht vorgeſtellt. Die Farben ſind buntſcheckig und dabei kraftlos; alles iſt flach und ohne Rundung. Bei dieſer Bewandtniß der Sache wird den Malereien Hogarth's durch die Uebertragung in einen Kupferſtich eigentlich geſchmeichelt. Um den berühmten Maler, deſſen Bilder in England, ſo zu ſagen, mit Gold aufgewogen werden, ja nicht Unrecht zu thun, muß ich von dem allgemeinen Urtheil über den Geiſt ſeiner Compoſitionen einige wenige Blätter ausnehmen, z. B. die herumziehenden Komödianten in einer Scheune, den Muſiker in Verzweiflung, in welchen wirklich ausnahmsweiſe komiſche Laune ſich kund giebt.

Anm. z. n. Abdruck.

hin, damit wir es auch ja merken, was hier zu bewundern iſt. Ich für mein Theil, wenn ich Witz beſäße, und zwar ſolchen, der nicht erſt durch einen Vorſatz herausgedrückt zu werden braucht, ſondern eine überſtrömende Ader, die ſich in gleichſam elektriſchen Schlägen ihrer Fluth entladet, ſo wollte ich ihn ſchon beſſer anwenden, als zu einem weitläuftigen Commentar über die ſchwerfällige ſatiriſche Proſa des Engliſchen Malers. Doch das Commentiren haben die Deutſchen nun einmal in der Art, ſelbſt die witzigen *).

---

*) Hier möge Platz finden, was ich kurz darauf über Lichtenbergs Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche ſagte. »Seit in dem vorhergehenden Aufſatze die den Hogarth betreffende Stelle geſchrieben ward, hat Deutſchland an dem Erklärer ſeiner Bilder einen der ſinnreichſten Schriftſteller verloren. Er hatte gerade eine ſchalkhafte Note mitten durchgeſchnitten, als die Parce ſeinen Lebensfaden entzwei ſchnitt, und man kann gewiß nicht ſagen, daß er ſeinen Witz und ſeine liebenswürdige Laune überlebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferſtiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der Hogarthiſchen Gattung; der erſt ſeit Lichtenbergs Tode erſchienene Text dazu zeigt dagegen um ſo ausgezeichneter die Feinheit, womit er ſie liberaliſirt, die Bereitwilligkeit aus eigenen Mitteln zuzubüßen, wo ihn ſein Committent im Stiche läßt, die Kunſt der Wendungen und Uebergänge, um ſeine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freilich können unter ſolchen Umſtänden ſeine Einfälle nicht immer das Anſehen freiwilliger und augenblicklicher Entſtehung haben, ſie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergehohlte und Verworrene.

Und ſah zum Firmament wie Palinurus,
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen,
Und bald ſtand über meinem Haupt Arkturus.
Zum Himmel führen leider! keine Treppen,
Sonſt hätt' ich mich als Pol-Stern aufgeſchwungen,
Statt mich im Jammerthal herumzuſchleppen.
Ich war am Ziel, des Schickſals Grimm bezwungen,
Frei konnt' ich nun das ſchöne Land bereiſen,
Wo noch kein Muſenſohn hindurch gedrungen.
Mag es mit harter Decke ſich beeiſen,
Taugt's nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleiſen.
Rennthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil ihr dieſe Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß, ſie zu ſchildern, bitten.
Ein Rennthier heißt's, weil es entſetzlich rennet;
Die Stränge macht man feſt an ſeiner Stirne,
Die ehern iſt, und keine Schwäche kennet.
Wie gegen ſie der ſchärfſte Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit ſtattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachſen ihr Gehirne.
Und Schellen, an des Thieres Hörnern hangend,
Ertönen, wenn es aufſpringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
Was es auch frißt, ſo bleibt es dünn und hager,
Hat immer Luſt, doch keine Kraft, zu buhlen,
Vor allem aber ſind die Schenkel mager.
Sie ſpitzen fein ſich, (o in welchen Schulen
Erlernte dieß Natur zu unſerm Horte?)
Und enden in geſchnittne Federſpulen.

Hogarth wurde Vorbild und zum Theil Quelle für die unzähligen Caricaturenzeichner, die ſich vor dem Fehler der moraliſchen Zwecke ziemlich zu hüten wiſſen. Da ſie für die Volksbeluſtigung arbeiten, ſo bemühen ſie ſich beſtens komiſch zu ſeyn, und wenn das Behagen an einer Laune dazu hinreicht, ſo kann [illegible] gewiß. Leider ſind aber ihre Ausgeburten großentheils plumpe Einfälle, mit plumper Hand ausgeführt: man muß eben den Ergötzlichkeiten des Geiſtes nur zur Erleichterung der Verdauung obliegen, um ſie witzig zu finden. In Frankreich erzeugte zu Anfange der Revolution die damals noch herrſchende Anglomanie ebenfalls Caricaturen; ich erinnere mich einiger, die von Seiten

---

Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth ſo viel geliehen, daß man bei einem Urtheil über dieſen wohl auf ſeiner Hut ſeyn muß, die Grundfäden von dem feineren Einſchlage des Auslegers zu unterſcheiden. Wer die Fortſetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte ſich ſelbſt ſogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maaßregel, die wenn man ſie nicht recht durchzuſetzen weiß, dazu führt, von andern für das gerade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerlei unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein ſelbſt anzapfen, nicht bloß wie ein Böttiger das leere Faß vor ſich hinrollen, worin ſo oft die angeblich litterariſche Thätigkeit beſteht.« —

Das Lezte bezieht ſich auf eine angekündigte Fortſetzung von anderer Hand. Man gab mir damals Schuld, ich hätte durch einem leichten Scherz die ganze Unternehmung vereitelt. Das wäre doch eine Wirkung geweſen!

Anm. z. n. Abdruck.

des Einfalls leicht die meiſten Engliſchen aufwiegen mochten.

Bei den Zeichnungen zu Dichtern ſind die Engländer in den neueſten Zeiten aus der Hogarthiſchen pſychologiſchen Gattung in das entgegengeſetzte Aeußerſte gegangen. Flache Manier iſt überhaupt das Weſen ihrer modiſchen Kunſt, und Effekt ihr Ziel. Weit entfernt, die Züge zu einem individuellen Charakter hundert Originalen in der Natur abzulauſchen, haben viele Engliſche Maler im Sinne und in der Hand nur ein einziges Geſicht, daß bloß nach Maaßgabe des Alters und Geſchlechts ein wenig modiſicirt wird, oder auch wenn ein Tyrann vorkommt, der die Augenbraunen ſtark herunterziehen muß. Wie man verſichert, iſt die theatraliſche Darſtellung Shakſpeare's in England jetzt ſehr manierirt: aber die Kupferſtich-Gallerie zum Shakſpeare überagirt wirklich den Acteur. Es giebt auch Deutſche Sachen in dieſem Geſchmack. Andern, z. B. den Scenen aus dem Toolin von Kininger und John, thäte man Unrecht, ſie anders als mit den beſſeren Engliſchen Kunſtarbeiten zu vergleichen.

Im Ganzen bleibt es aber bei der einmal genommenen Wendung, und ich habe die gegründete Klage führen hören: die Gedichte würden durch begleitende Kupferſtiche proſaiſch; eine Gefahr, wovor freilich die ſogenannten beliebten Romane geſichert ſind. Aber wie mißglückt es meiſtens, wenn einmal die Reihe, Scenen in die Taſchenbücher zu liefern, auch ſolche Dichtungen trifft, die nicht bloß den zärtlichen Herzen gelten! Was ſoll man dazu ſagen, wenn Chodowiecky in Hermann und Dorothea nichts als Ochſenköpfe und aufgeworfene Naſen ſehe? Die Grazien einer gewiſſen Philine auf dem Sopha ſcheinen mir an einem ganz andern Ort zu Hauſe zu ſeyn, als im Wilhelm Meiſter; nur daß man ſelbſt in den Winkeln einer verfeinerten großen Stadt noch mehr äußere Anſtändigkeit erwarten dürfte.

Auch was die Wahl der Scenen betrifft, ſieht man in dieſem Fache ganz eingelernte Zeichner nicht ſelten im Blinden tappen. Einige glauben nicht fehl treffen zu können, wenn ſie nur eine edle Handlung wählen. Schon Hagedorn, der ſonſt im Praktiſchen ſo einſichtsvoll iſt, giebt dieſen Rath, und ſucht mit ſolchen ſentimentalen Grundſätzen dem derben aber wahrhaft künſtleriſchen Realismus der Niederländiſchen Maler zu begegnen, die ſich bei dem Gewühl eines Jahrmarktes, einer Bauernhochzeit, oder eines Strandes, wo Waaren abgeladen werden, um alle großmüthigen Aufopferungen in der Welt nichts kümmern. Und mit Recht! Denn wenn ſich eine edle Handlung malen ließe, ſo wäre es eben keine edle Handlung. Die Schwierigkeit, das Eigenthümliche des Gedichtes darzuſtellen, verleitet andre Male dazu, etwas ganz unbedeutendes herauszugreifen. In einem Taſchenbuchsblättchen zu Voſſens Luiſe läuft ſie am Arme ihres Bräutigams, um den Kahn zu erreichen, worauf ihnen der Vater zuruft: »Ehrbar, Kinder, und ſacht!« Allerdings, die laufende Atalanta mit dem Hippomenes wäre ein ſchöner Gegenſtand für den Maler: warum nicht auch Luiſe Blum mit dem Candidaten Walter? Den kleinen Grafen kann man ſich als Amor hinterdrein ſtolpernd denken.

Eigen iſt es, daß die Kupferſtich-Liebhaberei ſich ſo beſonders auf den Roman gerichtet hat. Und nicht bloß unter uns: auch auf Engliſchen Blättern ſieht man Lotte im Werther Butterbrodt ſchneiden. Bei keiner Dichtart iſt doch die Sache ſo bedenklich, als gerade bei dieſer. Daß ſie gewöhnlich das Coſtum des Tages fodert, (ein Umſtand, wegen deſſen der Dichter ſich auch vor allzu beſtimmter Angabe der Kleidungen zu hüten hat, und nur das erwähnen darf, was in der Mode ewig und allgemein gültig iſt, wie blaßrothe Schleifen, weiße Negligé's, Strohhüte und dergleichen;) und daß die ſo bald veralteten Trachten hernach eine Störung verurſachen, iſt noch das geringſte. Ein Roman könnte vortrefflich ſeyn, und keinen einzigen tauglichen Moment für die maleriſche Darſtellung enthalten. Es würde hingegen keine ſonderliche Tiefe verrathen, wenn ſich alles darin ſichtbar machen ließe. Gerade das bedeutendſte kann oft in der äußeren Erſcheinung am wenigſten mit Evidenz hervortreten. Der Roman iſt beſtimmt, die zarteren Geheimniſſe des Lebens, die nie vollſtändig ausgeſprochen werden können, in reizenden Sinnbildern errathen zu laſſen. Die Poeſie ſchmiegt ſich hier vertraulich an die Wirklichkeit an, und haucht ihr eine höhere Seele ein. Es iſt nicht mehr die bloße Wirklichkeit, aber ſie ſoll es noch ſcheinen. Es giebt keine Brücke, die den bildenden Künſtler aus ſeinem Gebiet in den Mittelpunkt einer ſolchen Dichtung hinüberführen könnte, und ſo ſollte er ſich auch für zu gut halten, an ihren äußerſten Gränzen herumzuſchleichen.

Wo der Dichter dem Zeichner eigentlich die Hand bietet, wo beſtimmter Umriß und Gruppirung für die Fantaſie iſt, wo ſich ſchöne kräftige Geſtalten, nicht von zweifelhafter oder verwickelter Deutung, in idealiſchem Coſtum entſchieden bewegen: da wird der Wink ſelten verſtanden und benutzt. Welch eine Reihe von Bildern ließen ſich nach Goethe's neuem Pauſias und ſeinem Blumenmädchen entwerfen! Das Getümmel des Gaſtmals könnte von der ruhigeren Gruppe des Sängers und ſeiner Geliebten eingefaßt werden, wie er von ihren Blumenketten umſtrickt ihr zu Füßen ſitzt; und ſelbſt in dieſer Gruppe würde der erfindſame Blick eine Mannichfaltigkeit von Wendungen und Abſtufungen ſehen, die ohne Wiederholung in mehreren Bildern entfaltet werden könnte. Nur auf ſo gar winzigen Blättchen müßte es nicht geſchehen, das verſteht ſich: von dieſen und für dieſe iſt kein Heil zu hoffen, und man möchte ſie alſo nur ein für allemal den Kinderfibeln überlaſſen.

Daß das Gedicht des Zeichners über das Werk des Dichters nicht vollſtändig verſtanden werden kann, ohne daß man ſich an dieſes erinnert, iſt wohl kein hinreichender Grund, die Gattung ganz zu verwerfen. Ein ſcharſinniger Kenner hat vor kurzem auf die ſo oft vernachläßigte Foderung gedrungen, daß jedes Kunſtwerk ſich ſelbſt ganz ausſprechen ſolle, und treffend die Wahl ſolcher Gegenſtände gerügt, bei denen gerade das, worauf ihre Wirkung beruht, erſt von dem Beſchauer hinzugedacht und in das Bild hinein gelegt werden muß. Aber die Freiheit, manchen Umſtand als bekannt vorauszuſetzen, auf den er nur anſpielen kann, wird doch dem Künſtler bleiben müſſen, wenn er nicht gar zu enge eingeſchränkt werden ſoll. Ein ſolcher Kreis von Mythen oder Legenden iſt dann als das gemeinſchaftliche Gedicht eines Volkes oder Zeitalters zu betrachten, womit man die Bekanntſchaft jedem Einzelnen zumuthet. Eben jener Kunſtrichter hat den Begriff eines Cyklus von Gemälden ſehr belehrend ins Licht geſetzt, und gibt zu, daß in der cykliſchen Form Auftritte vorkommen dürfen, die erſt durch vorhergehende oder folgende ihre volle Deutung erhalten. Da, wo nicht unabhängige und ausgeführte Werke aufgeſtellt werden ſollen, ſondern wo eine Kunſt nur einen Theil ihrer Mittel gebraucht, um ſich mit einer andern zu verbrüdern, erſtreckt ſich die Befugniß natürlich noch weiter. Warum ſollte es nicht eine pittoreske Begleitung der Poeſie, nach Art der muſikaliſchen, geben können? Je ſtätiger ſie wäre, je liebevoller der Zeichner das Ganze des Gedichts umfaßte, deſto kühner dürfte er auch werden, deſto mehr ſich mit ganzer Seele auf die Seite werfen, wo er reich und mächtig iſt, und den Dichter für das Uebrige ſorgen laſſen. So erhielte man das ſeltene aber entzückende Schauſpiel des Zuſammenwirkens zweier Künſte, in Eintracht und ohne Dienſtbarkeit. Der bildende Künſtler gäbe uns ein neues Organ den Dichter zu fühlen, und dieſer dollmetſchte wiederum in ſeiner hohen Mundart die reizende Chifferſprache der Linien und Formen.

Ein Engliſcher Bildhauer, John Flaxman, hat dieſen Gedanken in zahlreichen Sammlungen von Umriſſen zu Dante's göttlicher Komödie, zur Ilias und Odyſſee, und zu den Tragödien des Aeſchylus, mit ſo viel Verſtand, Geiſt, und klaſſiſchem Schönheitsſinne ausgeführt, daß man ihn in ſeiner Gattung Erfinder nennen, und wünſchen muß, er möge bald glückliche und ſelbſtändige Nachfolger darin finden. Dieſe Werke führten mich durch den Gegenſatz mit der herrſchenden einheimiſchen Praxis auf obige Betrachtungen. Leider ſind ſie in Deutſchland ſo ſelten, und ſollen es nunmehr auch in Rom geworden ſeyn, daß ich bei dieſem Aufſatze nicht auf Leſer rechnen darf, die ſchon damit bekannt wären. Meine Abſicht kann alſo auch nicht ſeyn, zum Genuß der Beſchauung einzuladen, die mich ſo oft im Zauberkreiſe des Künſtlers gefangen hielt, und die einzelnen Compoſitionen gemeinſchaftlich mit meinem Leſer durchzugehen. Ich muß mich damit begnügen, ſie im allgemeinen zu charakteriſiren, ſo viel es ſich thun läßt, und meine Bemerkungen über die ganze Gattung mitzutheilen.

Zuvörderſt ſcheint mir für die maleriſche Begleitung eines Dichters der bloße Umriß viel bequemer und brauchbarer als die ausgefüllte Zeichnung. Bei dem ökonomiſchen Empfehlungsgrunde, daß ſo viel Arbeit und Koſten erſpart werden, will ich mich nicht weiter aufhalten, ob er gleich keinesweges unbedeutend wäre, wenn man in dieſer Art etwas erhebliches für die möglichſte Verbreitung eines beſſeren Geſchmacks unternehmen wollte. Wie unnütz wird ſo manches Buch durch wenig geleckte Blätter in punktirter Manier vertheuert, die man ſich im Augenblick müde geſehen hat! Der weſentliche Vortheil iſt aber der, daß die bildende Kunſt, je mehr ſie bei den erſten leichten Andeutungen ſtehen bleibt, auf eine der Poeſie analogere Weiſe wirkt.

Ihre Zeichen werden faſt Hieroglyphen, wie die des Dichters; die Fantaſie wird aufgefodert zu ergänzen, und nach der empfangenen Anregung ſelbſtändig fortzubilden, ſtatt daß das ausgeführte Gemälde ſie durch entgegen kommende Befriedigung gefangen nimmt. Die Bemerkung iſt nicht neu: ſchon Hemſterhuys hat den großen Reiz flüchtig entworfener Skizzen dadurch erklärt. So wie die Worte des Dichters eigentlich Beſchwörungsformeln für Leben und Schönheit ſind, denen man nach ihren Beſtandtheilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, ſo kommt es einem bei dem gelungenen Umriß wie eine wahre Zauberei vor, daß in wenigen und zarten Strichen ſo viel Seele wohnen kann. Zwar muß man ſeine Fantaſie ſchon maleriſch geübt und vollſtändige Kunſtwerke viel geſehen haben, um dieſe Sprache geläufig leſen zu können. Daher iſt auch die Liebhaberei für bloße Contourzeichnungen ungleich ſeltner. Vielen iſt die Licht- und Schattentinte des Kupferſtichs ſchon eine zu ſtarke Abſtraction: ſie möchten ihn, wie Kinder, illuminirt haben, weil ſie ſich einen blauen oder grünen Rock nicht anders vorſtellen können, als wenn ſie ihn vor Augen ſehen.

Doch dieß iſt nicht alles. Was der Zeichner aus der Poeſie für ſich nehmen kann, ſind eigentlich die in Handlung geſetzten Weſen, die er nach ihrem Charakter geſtaltet. Den Grund, worauf ſie ſich bewegen, gibt der Dichter nur ſo viel an, als gerade nöthig iſt, weil die Stärke ſeiner Darſtellung gar nicht im Gleichzeitigen und Beharrenden liegt. In der ausgeführten Zeichnung aber wird Scene und Umgebung mit eben der Beſtimmheit abgebildet, wie die Figuren ſelbſt, und zwar nach den Bedürfniſſen der Beleuchtung und Perſpective. Die Aufmerkſamkeit des Betrachters wird alſo auf die Theile zerſtreut, die weit mittelbarer vom Dichter veranlaßt ſind, als die rein characteriſtiſchen Züge in den Umriſſen der bewegten Gruppen. Dieß iſt der Punkt, wo die Strahlen der beiden Künſte einander kreuzen und jenſeits deſſen ſie wieder divergiren. Zeichnung kann man der Poeſie gewiſſermaaßen zuſchreiben, aber weder Helldunkel noch Farbengebung anders als in metaphoriſcher Bedeutung. Nur die descriptive poetry etwa gibt ſich mit Luftperſpectiv ab, und es iſt ihr ſo damit gelungen, daß das Nächſte wie das Entfernteſte in gleich unbeſtimmter und haltungsloſer Dämmerung verſchwimmt. Es begreift ſich auch, wie viel freiere Hand ſelbſt für die Anordnung und Gruppirung der Figuren der Zeichner behält, wenn er das Local nur ganz leicht und wie ſymboliſch andeuten darf. Endlich wird die Fantaſie ſie viel dreiſter zu den vorhergehenden und nachfolgenden Handlungen begleiten, als wo ihr die Schranken eines völlig decorirten Schauplatzes entgegenſtehen.

Alle dieſe Vortheile hat Flaxman meiſterhaft benutzt. Keine überflüßigen Striche, auch nichts von jenen Schwungzügen, die bloß zur Verbindung dienen, und die man ſich bei flüchtigen Entwürfen erlaubt, oder auch wohl, um ihr Feuer zu beweiſen, mit Fleiß anbringt. Alles iſt mit dem wenigſten gemacht; ſeine Umriſſe vereinigen die bedeutſame Keckheit des erſten Gedankens mit der Sorgfalt und Zierlichkeit einer ausgeführten Behandlung. Er ſchreibt den menſchlichen Körper in ſeinen verſchiedenſten Beſtimmungen und Anſichten mit Sicherheit hin, ohne ſich dabei, wie meiſtens die fertigen Schreiber, Schnörkel an den Buchſtaben angewöhnt zu haben.

Ferner in der Wahl der Dichter ſowohl als der einzelnen Gegenſtände aus ihnen, zeigt der Künſtler ein richtiges Urtheil, und, wenn man ſo ſagen darf, ein plaſtiſches Dichtergefühl. Zwar iſt mit dieſen dreien keinesweges der Kreis derer geſchloſſen, die einer pittoresken Begleitung fähig ſind; noch auch mit den gelieferten Skizzen der ganze Reichthum an Scenen, welche ſie darbieten, erſchöpft: aber günſtigere Dichter für ein ſolches Unternehmen konnte er doch ſchwerlich finden; und er hat ſo gewählt, daß er bei jedem etwas in einem eigenen Stil leiſten konnte. Aus dem Homer Gegenſtände zu Gemälden zu nehmen, iſt vielfältig mit antiquariſcher und artiſtiſcher Wärme empfohlen worden. Daß Homer, nach Winkelmanns Ausdruck, nicht in Bildern ſpricht, ſondern fortſchreitende Bilder gibt, fühlten gewiß auch die Alten, wie unter anderm die Anekdote von der Idee des Phidias zum Olympiſchen Jupiter zeigt. Unter den Tragikern verdiente Aeſchylus unſtreitig den Vorrang, wenn die ſtrenge Hoheit der idealiſchen Bühne der Griechen ſichtbar gemacht werden ſollte. Darſtellungen aus den Tragödien des Sophokles hätten ſich mehr dem milderen gemäßigteren Stil der Homeriſchen nähern müſſen. Was den Dante betrifft, ſo war das bekanntlich ſchon Michelangelo's Wahl, und Flaxman fand alſo den Gedanken dazu in der Kunſtgeſchichte aufgezeichnet. Allein an einem Engli-

Damit nun kritzelt's leicht verwehte Worte
Auf jene weißen Flächen unermüdlich,
So kommt man raſch von ein- zum andern Orte.
Ich fuhr umher, bemüht die Völker friedlich
Und ſanft, wie Manco Capac einſt, zu bilden,
Die an Geſtalt und Sitten unterſchiedlich.
Erſt, an den werkeltägiſchen Gefilden
Fand ich die naturaliſchen Klotzaken,
Die alle Kunſt verſchmähn, gleich weiſen Wilden.
Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken,
Die haben ſich um meinen Bahrdt gerißen,
Auch ſaßen mir die Schmutzken auf den Hacken.
Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregiſſen,
Die tragen voll Humanität den Buſen,
Auf volle Thränen-Eimer ſtets beflißen.
Nächſt ihnen wohnen dann die Tugenduſen,
Ein edles Volk; wie konnt' ich beide rühren
Durch Niederkunften meiner zarten Muſen!
Sie haben die Quergiſen und Plattkiren
Zu Bundsgenoßen, wider die Phantaſten,
Die bloß nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
Wer glaubt es? den Quergiſen ſtand der Kaſten
Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
Die Hand verdrehten ſie, wenn ſie was faßten.
Sein ſchräges Aug ließ der Plattkire blinken,
Mich mit gepletſchter Naſe freundlich drückend,
Daß ich vor Inbrunſt glaubte hinzuſinken.
Wie war es mir, dem Menſchenfreund, beglückend,
Mein Herz zu tauſchen da mit all- und jeden!
Kein Beifall war mir jemals ſo entzückend.

ſchen Künſtler beweiſet es doch eine ungewöhnlich hohe Bildung, daß er, da er einmal einen modernen chriſtlichen Dichter wählen wollte, nicht bei ſeinem angebeteten Landsmann Milton ſtehen blieb, ſondern den nach der gemeinen Meynung finſtern und auf die geſchmackloſeſte Art wunderlichen Italiäner vorzog. Dem unbefangenen Urtheil iſt es allerdings einleuchtend, wie weit hier Milton, der das Chriſtenthum klaſſiſch idealiren wollte, gegen den großen Hierophanten des Katholicismus zurückſtehen muß. Die Figuren, womit Milton den Maler verſieht, laſſen ſich in einem Augenblick überſehen: die heilige Dreieinigkeit, deren Perſonen jedoch aus dem kindlichen Anthropomorphismus ſchon ſehr ins formloſe erweitert ſind; Adam und Eva mit ihrem langen Mantel von blonden Haaren; die Engel und Teufel, nicht wie die Tradition ſie gegeben, ſondern wie der Dichter nach eigenen Begriffen ſie umgeſtaltet hat, und ein paar allegoriſche Ungeheuer. Dante hingegen, bald der Raphael und bald der Michelangelo der Poeſie, wie ſeine Viſion überhaupt nichts geringeres als das Univerſum umfaßt, ſo ſtellt er auch eine vollſtändige Gallerie aller menſchlichen und göttlichen Charakter auf.

Zu jeder der vier Sammlungen macht ein Titelblatt, mit bedeutenden Sinnbildern geziert, den Eingang. Bei der göttlichen Komödie geht das Bruſtbild des Dichters aus Wolken hervor, unter ihm die verkleinerte Mißgeſtalt Lucifers, oberhalb ein Engel des Lichtes mit verbreiteten Fittigen und gehobenen Armen, Sterne zur Rechten und Linken. Dante iſt wie immer mit dem

Lorbeerkranze über der Florentiniſchen Mütze vorgeſtellt, mit ſinnender Miene, den Zeigefinger der rechten Hand an die Stirne gelegt. Der ſtete Hang zum Grübeln und die Kämpfe eines mühevollen Lebens haben auf dieſem Geſichte das Gepräge urſprünglicher Sonderbarkeit mit noch tieferen Furchen eingegraben: es iſt eins von jenen, deren Aehnlichkeit nicht leicht verfehlt wird. Der Zeichner hatte zwar das Recht, es etwas jugendlicher zu halten: denn nach der Dichtung fällt Dante's Wanderung durch die Geiſterreiche in ſein fünf und dreißigſtes Jahr. Er hat aber mit Bedacht mehr das Alter gewählt, in welchem Dante wirklich dichtete, und dadurch nicht bloß den Gegenſatz mit der Jugend Virgils und Beatricens gewonnen. Den Urheber des geheimnißvollen Werkes denkt man ſich unwillkührlich mit den Zügen ernſter Jahre: in dieſen Zügen erſcheint das Ringen nach heiligender Wahrheit, das ihn begeiſterte, aber noch nicht von den irdiſchen Mühſalen zur Vollendung hindurchgedrungen iſt.

Daß die Figuren Dante's und ſeiner Begleiter, erſt des Virgil, dann der Beatrice, nach der Natur der Sache ſo häufig wiederkommen müſſen, weil an ihre Fortſchritte alles übrige gereiht iſt, könnte eine große Unbequemlichkeit ſcheinen. Flarman hat ſie jedoch, ohne den Reichthum ſeiner Erfindung erſchöpfen zu laſſen, überwunden und zu den Vortheilen, die darin liegen, vortrefflich benutzt. Dieſe ſchon bekannten Perſonen, als Zeugen der dargeſtellten Scenen, laſſen uns leichter die Deutung einer jeden finden: wir erblicken die Gegenſtände wie in dem Gedichte ſelbſt durch die Vermittlung ihres Handelns und Betrachtens; die erſtaunensvolle Theilnahme, die naivere Gemüthsbewegung iſt immer die des Dante, ruhiger und doch nicht weniger bedeutend ſteht der höhere Führer daneben. Das Coſtum der beiden Dichter, die Römiſche Toga, und der Mantel über einer anſchließenden Kleidung, welches in Dante's Zeitalter die bürgerliche Tracht war, ließ ſich ſehr gut brauchen: bis an das Kinn eingehüllt, ſcheinen dieſe Wanderer oft die andringenden Schrecken von ſich abhalten zu wollen, und nur die Lorbeerkränze verrathen, in welchem Sinne ſie ſolche Oerter der Qual beſuchen. Auf vielen Blättern ſind ſie Hauptfiguren, andre Male nur klein im Hintergrunde angegeben, und außer den epiſodiſch erzählten Geſchichten, wobei ſie nicht vorkommen, hat der Zeichner ſie von manchen Höllenſcenen, wobei ſie gegenwärtig ſind, durch den engeren Raum, den er umfaßt, mit Recht ausgeſchloſſen, weil es ihm nur darum zu thun war, eine Gruppe in ihrer ganzen Kraft hervorzuheben. Da Virgil ſeinen Freund erſt gegen Ende des Purgatorio verläßt, ſo will es etwas ſagen, daß die beiden immer charakteriſtiſch und doch mit beſtändiger Abwechſelung erſcheinen, die ſich wie ungeſucht darbietet. Mehrmals bildet ſchon ihr bloßes vereintes Fortſchreiten eine ſprechende Gegenwart.

In Beatricens Geſtalt iſt die verklärte Geliebte und die Heilige verſchmolzen: die himmliſche Weisheit hat die Mienen einer zarten Jungfrau, der gegenüber die Runzeln in Dante's Geſicht ſich erheitern. Ein Schleier wallt ihr hinten vom Haupte bis zu den Füßen herab und verbindet ſich mit dem Kleide, das um Bruſt und Arme anſchließt, ſich dann erweitert, und unten fliegend in Falten bricht, da hingegen der ganze Wurf jener männlichen Gewänder durch ein paar ſtarke Striche beſtimmt wird. Auf ähnliche Art wie Beatrice ſind auch die andern weiblichen Weſen des Himmels: Matilda, die natürlichen und chriſtlichen Tugenden, und ſelbſt einmal die Jungfrau Maria, gekleidet; nur bleibt zuweilen der Schleier weg, und die Haare fliegen oder ſind in einen Wirbel gebunden. Dieſe Tracht iſt eine glückliche Auskunft zwiſchen dem Bedürfniß der Zeichnung und den Foderungen des Coſtums, welches für Sitten und Geiſt eines Zeitalters ſehr malend ſeyn kann, und es hier wirklich iſt: ohne nonnenhafte Verhüllung drückt ſich eine ſo eigne Jungfräulichkeit darin aus; unmöglich könnte man eine Griechiſch drappirte Frau für eine ſolche Grazie der Religion erkennen. Die ſchlanken Körper entfernen jeden irdiſchen Begriff, und die Formen zeichnen ſich, zum Beiſpiel bei dem Tanz der Tugenden um den ſymboliſchen Wagen, auf das beſcheidenſte hindurch.

Wenn von Wundern der Leidenſchaft und des Pathos die Rede iſt, ſo wird Ugolino genannt: eine von den Darſtellungen, die eigentlich weit über die Sphäre der Poeſie hinauswirken, weil menſchliches Gefühl die einzige Bedingung iſt, um aufs tiefſte von ihr erſchüttert zu werden. Hier erwarten wir daher unſern Künſtler, und nicht vergeblich. Man kennt den Ugolino von Reynolds aus dem Kupferſtiche: es iſt ein alter Mann, der hungert, aber es iſt nicht Ugolino. Ohne die große Kluft zwiſchen einem ausgeführten Gemälde und einer Skizze zu vergeſſen, kann man doch wohl ſagen, daß Flarman eine viel höhere Anſicht der Geſchichte gefaßt hat. Das erſte Blatt ſtellt die Gefangennehmung des Grafen und ſeiner Söhne vor. Er ſteht in der Mitte ganz nach vorn, an jeder Seite hat ihn ein bewaffneter Feind am Kragen und an den Knöcheln der Hände gepackt, die er zuſammenballt. Auch in dieſer Lage ſieht man den mächtigen, herrſchenden, unerſchütterlichen Mann; die Knaben vor ihm, die ſich brüderlich an einander ſchließen, ſind nach Alter und Leidenſchaft abgeſtuft: der eine niedergeſchlagen, der andre verzweifelnd, der dritte ergrimmt, der kleinſte kindiſch weinend. Die rechts andringenden rauhen Krieger zeigen uns die Gewaltthätigkeit jener kraftvollen Zeiten, der Erzbiſchof Ruggieri, der links herumſchleicht, die mönchiſche Einmiſchung in die bürgerlichen Parteiungen. Das zweite Blatt geht gleich zum andern Ende des Trauerſpiels im Kerker über:

Ich rief die Todten noch drei Tage lang,
Und tappte, blind ſchon, über jeder Leiche.

Die Söhne liegen neben einander ausgeſtreckt, der Vater über ihnen auf ſeinen Armen, in der Verkürzung, doch ſo, daß das Geſicht mit den erloſchenen offenen Augen, ganz ſichtbar, die furchtbare Mitte der Gruppe ausmacht.

Die Scene, wie Franceſca da Polenta mit ihrem Verwandten Paolo im Lanzelot lieſt, und eine Stelle des Buches den Liebenden zum erſten Kuſſe hinreißt, iſt mit äußerſter Zartheit behandelt. Franceſca iſt ganz

Liebe, Sittſamkeit, Hingebung und ſchüchterner Widerſtand. Daß ihr Gemahl ſie gleich jetzt belauſcht, und alſo der Augenblick des erſten gegenſeitigen Geſtändniſſes mit der unglücklichen Entdeckung zuſammenfällt, war eine nothwendige Abweichung von der Geſchichte, weil den liebenswürdigen Verirrten ſelbſt ihre Schuld, die ſchon den Moment der Verführung mit bangen Ahndungen umgiebt, nicht angeſehen werden durfte: die Compoſition nähert ſich alſo der Abſicht des Dichters von einer andern Seite wieder um ſo mehr. Wie pathetiſch iſt das nächſte Blatt! Die beiden Geliebten als nackte Schatten, abgewandt, weinend und im Begriff vom Sturm weggewirbelt zu werden; Francesca hält die Hand vors Geſicht, aber der Schleier ihrer langen Haare bedeckt nicht die zarte Bildung; Dante liegt vorn, vor Mitleid in Ohnmacht gefallen, hinter ihm kniet Virgil, der ihn mit wehmüthiger Miene anblickt. So oft die Darſtellungen des Inferno ein Aeußerſtes im Ausdruck und den Bewegungen erfodern, hat der Künſtler es immer erreicht, ohne es über die Gränze der Wahrheit mit Anmaaßung hervorzudrängen; mit dem Dichter einverſtanden, bei welchem das Leiden eben durch das genaue Maaß unermeßlich wird, und der uns ganz in ſeiner Gewalt hat, wenn er beſchreibt, der Jammer beim Eintritte in die Hölle ſey ſo geweſen, —

Daß ich zu Anfang drüber weinen mußte.

Die ſtarre Art, wie Dante auf dem eben erwähnten Blatt in ſeiner ganzen Länge daliegt, die Arme rücklings hinter dem Haupte ausgeſtreckt, hat auf den erſten Blick etwas ſeltſames, beim zweiten etwas großes: und ſo hat der Künſtler immer, wo er den Sinnen nicht ſchmeicheln konnte, den Erſatz der Hoheit geſucht. Nur die Gebehrde des im Sarge aufrecht ſitzenden Farinata möchte noch ruhiger und trotzender ſeyn; vielleicht wäre ihm unter dem Grabtuche beſſer ein Harniſch gegeben. Auch der Mantuaner Sordello, der entzückt ſeyn ſoll im Virgil einen Landsmann zu finden, umarmt ihn etwas zu ſchläfrig.

Da die Geiſter der Abgeſchiednen in der Hölle und in der Büßungswelt meiſtens als menſchliche Geſtalten ohne Bekleidung vorgeſtellt werden, ſo gab es reichlich Gelegenheit, Zeichnung des Nackten, zum Theil in gewaltſamen Stellungen und ſchweren Verkürzungen, anzubringen. Freilich mußte das Nackte, um zu paſſen, mehr nervig und mager, als blühend und auserleſen ſeyn; allein der aufmerkſame Künſtler hat überall der Mißgeſtalt ſo wenig Gebiet einzuräumen geſucht wie möglich, und oft mit geringen Verdrehungen oder Zügen, die das Anatomiſche mehr auf die Oberfläche bringen, der dargeſtellten Qual ihr Recht erwieſen. Dante hat durch dieſe Bilder der Strafe ſowohl, als durch die Ungeheuer, welche die Hölle bevölkern, dem Zeichner manchmal etwas zu rathen aufgegeben; das Wageſtück, einen Verdammten ſeinen abgehauenen Kopf a guisa di lanterna in der Hand halten zu laſſen, möchte nicht jeder beſtehn, ohne daß er ſtatt des Furchtbaren das Lächerliche ergriffe.

In Anſehung der Teufel hat Dante nicht, wie Milton, ſeinen maleriſchen Componiſten in die Verlegenheit geſetzt, eine edle, ja majeſtätiſche Bosheit (man verſtehe wohl: nicht etwa feindſelige Leidenſchaften von einem großen Charakter, was ſehr thunlich iſt, ſondern Verworfenheit mit dieſem vereinigt;) ſchildern zu ſollen. Er verſenkt ſie vielmehr in das Thieriſche, und gibt ihnen die Keckheit originaler und mit ſich einſtimmiger Naturen, was Flarman beſonders in den Malebranche meiſterhaft ausgedrückt und ſie dabei ſehr mannichfaltig charakteriſirt hat. Lucifers Scheußlichkeit war einmal nicht zu mildern, und wenn der Künſtler auch dieſe Aufgabe nicht übergehen wollte, ſo that er wohl, jeden Gedanken an ein menſchliches Geſicht zu entfernen: denn nur durch unwillkührlich angeſtellte Vergleichungen drängt ſich das Mißgeſtaltete uns in eine widerliche Nähe auf.

Zweimal kommt in der göttlichen Komödie die Erzählung vor, daß ſich ein Abgeſandter des Himmels und der Hölle beim Tode eines Menſchen um den Beſitz ſeiner Seele ſtreiten, und beidemale iſt ſie in dieſer Sammlung ſkizzirt. Das eine Mal zieht der gute Engel den Abgeſchiedenen an beiden Händen zum Himmel empor, und der Böſe ſchleicht mit hämiſchen Fratzen beſiegt davon. Auf dem andern Blatte liegt Graf Guido von Monteſeltro, der nach einem ränkevollen Leben ſich als Franciscaner hatte einkleiden laſſen, todt in der Mönchskutte mit eingedrücktem Kopf auf einem härnen Lager, von der Seite der Füße her ſchwebt Sanct Franciscus herzu, gegenüber hat der ſchwarze Cherub dem Todten ein Knie auf die Bruſt geſetzt, ſtreckt über ihm ſchwebend die Krallen weit vor, und ſchreit gegen den Heiligen auf: Nol portar! non mi far torto! Die Zuſammenſetzung iſt neu und kühn gedacht, und die ſtille Bedenklichkeit des Heiligen, die habſüchtige Haſt ſeines Gegners, und die nun unbeweglich gewordene Heuchelei des Verſtorbenen unvergleichlich contraſtirt.

Man hat häufig den Dante, und mit ihm den Michelangelo, aus den gewöhnlichen oberflächlichen Gründen getadelt, daß ſie heidniſche Mythologie unter katholiſche Vorſtellungsarten gemiſcht; während das tiefere Gefühl einen großen Zuſammenhang ahndet, und ſie rechtfertigt. Es gehört mit zu den Myſterien der Hölle, die Fantome einer blinden Vorwelt, in ſchreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzuſtellen. Ueberdieß mochte Dante immerhin aus dem klaſſiſchen Alterthume entlehnen wollen: es iſt damit, als wenn er ſich für einen Nachahmer Virgils ausgibt, welches ihm niemand glaubt; ſo bald jene Bilder in die Seltſamkeit ſeines Geiſtes wie eingetaucht ſind, treten ſie auch als einheimiſche in ſeine Welt ein. Unſerm Künſtler iſt dieß nicht entgangen, er hat die mythologiſchen Figuren durch ein ähnliches Medium gehen laſſen, und den Charon, Cerberus, die Furien, die Centauren u. ſ. w. ganz anders behandelt, als er bei einem antiken Gegenſtande gethan haben würde. Bei der nähern Betrachtung ſeiner Homeriſchen und Aeſchyliſchen Umriſſe werden wir ſehen, welche Enthaltung dieß von ihm war, und wie ganz er ſeinem Dichter hingegeben ſeyn mußte, um etwas, das klaſſiſche Namen trägt, nicht im reinſten Sinne des Alterthums auszuführen.

Im Paradiso fand er Veranlaſſung, ſeine Stärke in ſchwebenden Geſtalten zu zeigen: und mit welcher Leichtigkeit ſchweben ſie und ſchwingen ſie ſich! Die Geſetze der Schwere ſcheinen wirklich für dieſe ätheriſchen Körper aufgehoben zu ſeyn. Bei der Darſtellung der Engel hat er mehrentheils die ältere Weiſe der chriſtlichen Malerei vorgezogen, ſie mit lang herabwallenden Kleidern und großen Fittigen abzubilden; zu nackten oder von wenig Gewand umflatterten Knaben mit Amorflügeln wurden ſie, wie man weiß, erſt ſpäterhin nach der Idee der Griechiſchen Genien und Liebesgötter gemacht. Dieß läßt ſich allerdings als Anſpielung auf einen Stand der Unſchuld, wobei gar nicht an Geſchlecht gedacht wird, ſehr gut vertheidigen; mit der ſtrengen kirchlichen Sitte, mit den keuſchen Entzückungen eines chriſtlichen Himmels ſtimmt die andere Vorſtellungsart unſtreitig beſſer überein. Die Engel ſind wie himmliſche Chorknaben bei jenem ewigen Gottesdienſte zu betrachten, die alſo auch feierlich gekleidet ſeyn müſſen. Der Künſtler hat ihnen ganz die liebliche fromme Beſchränktheit gegeben, womit ſie in der heiligen Schrift und Sage ihre Botſchaften verrichten, und die über dem Beſtreben, ihre Natur durch Umfang der Kräfte und Gedanken ins erſtaunliche zu erhöhen, in vielen neueren Dichtungen verloren gegangen iſt. Einige Male erſcheinen ſie ohne Flügel, aber in Gewändern, die noch unterhalb der Füße in Falten fliegen, unter denen der ſchlanke Körper, bis auf die Theile worin der geiſtige Ausdruck wohnt, das Geſicht und die entzückt verbreiteten oder über die Bruſt gefalteten Arme, faſt verſchwindet; ſo daß ſie auf ein paar Blättern, wo ſie einen zahlreichen Kreis in lauter ähnlichen Stellungen ſchließen, gleichſam wie hingehauchte Seufzer der innigſten

Viel Liebes thaten mir die Dummojeden,
Anmaßungslos und ohn' damit zu prahlen,
Auch die Wiſchwaſchen prieſen meine Reden.
Geiſtreicher ſind jedoch die Lahmſchädalen,
Sie fühlten meiner Späße feine Spitze,
Dann ſah ich ihre breiten Backen ſtrahlen.
Sie haben ſich mit einem großen Schlitze
Den Mund erweitert, um voll aus zu lachen,
So weit geht die Liebhaberei zum Witze.
Allein was ſoll ich viele Worte machen?
Denn von Nowaja-Semla bis Irkutzkoi
Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
Sie ſandten Boten aus nach Y-a-kutzkoi,
Für mich ein Ehrendenkmal auszuſinnen,
Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
Die treuen Moduinen wohnen drinnen,
Sie wird die Pyramiden überleben,
Am Irwiſch-Fluße prangen ihre Zinnen.
Die Bücharei dehnt gränzenlos und eben
Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren,
Auch liegt die große Sündarei daneben.
Und Alle, die Kotzbutzkoi ſahn, erfuhren,
Daß ſie die Zauberkraft von meinem Namen
Umſchuf zu theatraliſchen Naturen.
Was auf den Gaßen vorgieng, ward zu Dramen,
Das ganze Klatſchpack ſah und ſpielte Schauſpiel,
Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
Trieb man die Schweine durch, ſo war's ein Sauſpiel,
Es häuften ſo ſich die Theaterſtreiche,
Daß keiner aus der Täuſchung je herausfiel.

und demuthvollſten Andacht die Glorie in der Mitte umſchweben.

Da im Paradiso und zum Theil ſchon im Purgatorio zuweilen lange Stellen mit Geſprächen über theologiſche Gegenſtände angefüllt ſind, ſo hat ſich der Zeichner, der einmal das Gedicht Geſang für Geſang begleiten wollte, freiere Hand gelaſſen: was figürlich und myſtiſch zu nehmen iſt, ſinnlich vorgeſtellt, oder auch wohl ein bloß epiſodiſches Bild, eine Metapher, zum unabhängigen Gegenſtande ausgebildet. Seine Entwürfe ſind dann nicht ſowohl Compoſitionen der angeführten Zeilen des Dichters, als eigene durch ſie veranlaßte pittoreske Fantaſien, und als ſolche zu beurtheilen. Zu der erſten Art gehört es, wenn der Geiſt des Foreſe, dem die inbrünſtigen Gebete ſeiner hinterlaſſenen Wittwe Nella dazu verhalfen, ſchneller durch die Kreiſe der Büßung hindurch zu gelangen, vor der niedergeworfenen Beterin ſichtlich gen Himmel ſteigt. Auf einem andern Blatte treibt ein koloſſales Gerippe, wovon nur der Kopf und eine Hand ſichtbar iſt, Kinder mit den unbefangenſten Gebehrden durch die Luft ſchwebend vor ſich her; dieß ſind »die harmloſen Kleinen, die der Zahn des Todes gebiſſen, ehe ſie von der menſchlichen Schuld gereinigt wurden.« (Purg. C. VII, v. 31 — 34.). Der Ausdruck »von den guten Geiſtern, die thätig geweſen ſind, damit Ehre und Ruhm ihnen nachfolge«, (Parad. C. VI, v. 112 — 114.) iſt hier etwas zu wörtlich genommen, indem hinter einer Schaar von Seligen die Ehre als ein gekröntes Weib mit Sternenkränzen über dem Haupt und in den gehobenen

Händen, und zunächſt an ihr die hergebrachte Figur der Fama ſchwebt. Ein einziges Mal verſtehe ich die Anſpielung gar nicht, die der Zeichner im Sinne hatte, und vermuthe einen Mißverſtand: das Bild des Heilandes als Knaben mit der Weltkugel in der Hand und auf die Schlange tretend, ſteht im Sternbilde des Löwen, und ſoll ſich auf Paradiso C. XVI. 37. 38. beziehen. Hingegen das gleich vorhergehende Stück: eine Mutter mit dem neugeborenen Knäbchen in den Armen, zu deren Lager die Jungfrau Maria ſegnend hinzu ſchwebt, was ſich aus einem ſehr entfernten Wink des Dichters entwickelt hat, gehört unter die zarteſten Bilder der ganzen Sammlung.

Von den heitern Geſichten gegen Ende des Purgatorio an zieht ſich ein Strom von Licht, von Verklärung und Glorie durch Dante's Gedicht, der immer voller und ſtrömender wird, und in deſſen Urquell der geblendete Seher ſich zuletzt verliert. Ein in irdiſche Farben getauchter Pinſel kann bei dergleichen wenig ausrichten, und wie muß ſich vollends der Zeichner dabei beſcheiden, der nur Linien hat! Die Malerei kann nicht zum Wetteifer in die Schranken treten wollen, wo die Darſtellung der unbegränzten Poeſie ſelbſt eigentlich ein beſtändiges Erliegen unter ihrem Gegenſtande iſt. Mit dem Aufſchwung in jede lichtere Sphäre verklärt ſich Beatricens Schönheit, und wird ſo überſchwenglich, daß der ſterbliche Geliebte ihr Lachen nicht ertragen, ſondern »wie Semele in Aſche niederfallen« würde, da er doch ſchon bei dem erſten Zurückſchlagen des Schleiers vor ihren Augen im irdiſchen Paradieſe ausgerufen hatte:

O Strahlen ewiger lebend'ger Helle!
Wer kann ſo blaß ſich in Parnaſſus Schatten,
Und trank ſo tief Apollo's reine Quelle,
Daß ſein Gemüth nicht ſchiene zu ermatten
Bei dem Bemühn zu ſagen, wie ihr waret,
Wo euch die Himmel tönend überſchatten,
Nun hüllenlos den Lüften offenbaret?

Das einzige Mittel, welches dem zeichnenden Künſtler hiebei bleibt, iſt der Ausdruck menſchlicher Geſichter, und in dieſem Spiegel weiß uns Flarman manches erblicken zu laſſen, was er nicht unmittelbar zeigen kann. Die Seligen und Engel ſind ſtill entzückt, und die Mienen der Betrachtenden ſprechen:

Ich fühle ſo von Liebe mich durchdrungen,
Daß ich zuvor noch nie ein Ding gekannt,
Das mit ſo ſüßen Banden mich umſchlungen

Doch hat er ſich auch mitzuzeichnen bequemt, wie die Geiſter als Sternenkränze ſich um Dante her bewegen; wie in der Mitte eines aus ſolchen Sternen beſtehenden Kreuzes das Bild Chriſti ſtrahlt, und die Geſtalten der Seligen ſich in verſchiedene Buchſtaben zuſammen drängen, die etwas heiliges bedeuten: was denn freilich Umriß vom Umriſſe bleibt, weil die ſchwarzen Striche nicht ſcintilliren. Er hat indeſſen dadurch zu verſtehen gegeben, daß er den Juwelenſchmuck, womit Dante ſeinen Himmel ausſtattet, nicht ſo kindiſch finde, als er vielen in ihrer Weisheit vorkommen möchte. Das Höchſte und Feſtlichſte der himmliſchen Freuden kann nur durch Licht und Farbenſpiel verſinnlicht werden, denn eben durch dieſe hängt unſere Erde mit den ätheriſchen

Regionen zuſammen, und deswegen geht das Symboliſche darin ins Unendliche hinaus. Jede Organiſation hingegen, auch die edelſte, iſt an ihren Wohnort gebunden, und Ausdruck der Beſchränkung auf gewiſſe Zwecke. Wo aber keine organiſche Bildung iſt, da muß mathematiſche Regelmäßigkeit eintreten, wenn die Erſcheinung nicht formlos werden ſoll. Geometriſche Figuren ſind wiederum einer myſtiſchen Beziehung fähig, weil bei ihnen die Anſchauung mit dem Begriffe eins iſt, und dieſer jene ganz erſchöpft; man hat noch kein beſſeres Sinnbild als das Dreieck für die Dreieinigkeit finden können, und der Zirkel wird immer das Ewige und in ſich Vollendete bedeuten. Dante's Viſionen endigen mit einem Anſchauen der unbegreiflichen Gottheit, welches er mit dem Nachſinnen über die Quadratur des Zirkels vergleicht. — Er baut den Himmel, in den er ſich aufſchwingt, nach beſchränkteren Begriffen vom Weltſyſtem, als die unſrigen ſind, und eben darum geordneter und ſchöner. Zwar lag dabei Wiſſenſchaft zum Grunde: nämlich theils die Weltlehre des Ariſtoteles, die aber rational ſeyn wollte, und folglich die Regelmäßigkeit des Ganzen umfaßte; theils die ältere Aſtronomie, die ſchon Mythologie, d. h. poetiſches Coſtum der Natur, geworden war. Wenn eine gelehrte und zurecht gewieſene Einbildungskraft die neueren Erweiterungen der Sternkunde in die Dichtung hinübertrug, ſo geſchah dieſer kein ſonderlicher Dienſt damit. Denn für die Beobachtung iſt die Natur jederzeit unendlich; und wie ſie ſich neue Welten unterwirft, dehnen ſich immer von neuem jenſeits dieſer Welten unermeßliche Gebiete aus, woraus unſere Unwiſſenheit uns als Unordnung und Geſetzloſigkeit zurückkommt. Mit chaotiſcher Größe iſt es aber in der Poeſie nicht gethan: eine harmoniſche Erſcheinung iſt das erſte und letzte. Nur wenn die Sphären ſich um die Erde wie um ihren Mittelpunkt drehen, und der königliche Mantel des blauen Gewölbes ſie als letzte Gränze umfaßt, erklingen ſie in melodiſchen Tönen; und der Himmel der Seligen iſt eben der, nach welchem das Kind die Händchen ausſtreckt, um die Sterne wie ein goldnes Spielzeug zu greifen.

Noch dürfen wir ein paar Blätter nicht übergehn, worauf Ideen jener Religion, welche durch das Ganze hin webt und waltet, perſönlich ſichtbar gemacht ſind: die drei chriſtlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, als Titelblatt zum Purgatorio; die heilige Kirche zwiſchen Sanct Franciscus und Sanct Dominicus als Führern und Stützen; die ſtreitende Kirche, einen Cherub mit flammendem Schwert an jeder Seite, die zu ihren Füßen zwei Ungeheuer, den Satan und das Fleiſch, niederſtürzen, während ſie in Nonnentracht Augen und Hände zum inbrünſtigen Gebet gen Himmel wendet. Das eigentlichſte Lob dieſer Bilder iſt, daß man weder katholiſcher noch Danteſker ſeyn kann, als ſie ſind. Und dieß liegt keineswegs bloß darin, daß der Künſtler ſich die hieher gehörige Symbolik zu eigen gemacht hat, ſondern im Stil der Compoſition ſelbſt. Die ſteife Symmetrie auf den Bildern der Maler aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert rechnet man mit Grund der damaligen Kindheit der Kunſt zu, allein es iſt darin doch unläugbar eine Beziehung auf die religiöſen Gegenſtände, denen dieſe Männer meiſtens oblagen; ich möchte behaupten, ſie hätten es deswegen in dieſem Punkte beſſer getroffen als manche ſpätere, weil ihre Religion mit ihrer Kunſt auf derſelben Stufe ſtand. Zu der naiven demüthigen Frömmigkeit gehören gerade und viereckte Bewegungen des Körpers, den ja die Gebräuche dieſes Gottesdienſtes gänzlich unterjochen ſollen; und jede heilige Geſchichte oder Situation wird als ein feierlicher Akt gedacht, der ſtrenge Zucht und einfältige Ordnung erfodert. Mit einiger Milderung haben daher auch Maler aus den beſten Zeiten dieſe Symmetrie angebracht, wie zum Beiſpiel auf einem vortrefflichen Bilde von Bagnacavallo in der Dresdener Gallerie, vier Apoſtel und Heilige vor dem Thron der Madonna mit völlig parallelen Köpfen neben einander ſtehn. Man verſuche nur, in die Flarmaniſchen Stücke, wovon hier die Rede iſt, eine zierlichere Mannichfaltigkeit der Anordnung zu bringen, und man wird unfehlbar ihren großen Charakter, ja ihre ganze Bedeutung zerſtören. Welche unwiderſtehliche drei: die Santa Chiesa, zu ihrer Rechten der klöſterliche Weltüberwinder San Francesco von Aſſiſi, zur Linken der cherubiſch erleuchtete Domenico! Mit wie feinem Urtheile iſt hier der Mönch Franciscus, der Streiter für den Glauben, ganz anders abgebildet, als dort der friedliche Heilige am Todtenbett ſeines Ordensbruders! Eben ſo erſcheint die Kirche auf dem Blatt, wo wir ihre furchtbaren Triumphe erblicken, in weiblicher Andacht und Wehrloſigkeit; hier hingegen im vollen prieſterlichen Ornat, mit unverrückter heiliger

Miene und Haltung. Gern beſchriebe ich noch, wie die wiederhohlte Handlung, daß ein Engel dem Virgil und Dante ein myſtiſches Thor zum Hinaufſteigen auf den Berg der Büßung öffnet, durch den einſichtsvollen Gebrauch der Symmetrie beidemale feierlich, und doch wieder nach den zarteſten Beziehungen verſchieden charakteriſirt iſt: aber ich reiße mich los, um zu den übrigen Sammlungen zu kommen.

Hier befinden wir uns plötzlich in einer ganz andern Welt, und müſſen die Vielſeitigkeit des Künſtlers bewundern, der mit gleicher Liebe und gleichem Glück ſich in beide warf, und jedes ſo rein in ſeiner Art zu erhalten weiß. Mehr kann man wahrlich von einem geiſtvollen Manne nicht verlangen, als daß er in ſeiner Sinnesart und ſeinem Geſchmack entweder recht entſchieden modern, oder recht entſchieden antik ſey. Leider giebt es, ſeit begeiſterte Kunſtrichter das klaſſiſche Alterthum gepredigt haben, ſo viel halbe Weſen, die nicht ſind was ſie ſollen, und nicht ſeyn können was ſie wollen. Es ſind die Mäuſe der Kunſt und Poeſie, die bei dem großen Kampfe zwiſchen den Erd- und Luftbewohnern zur entgegengeſetzten Partei übergingen, und zum Dank dafür Fledermäuſe geworden ſind. — Nach dem Anblick dieſer Umriſſe kann man nicht umhin, Flaxman für einen gelehrten Kenner der Klaſſiker zu halten, der mit den Griechiſchen Dichtern in ihrer Sprache vertraut ſey; und wenn ſich nachher bei genauerer Unterſuchung hiegegen einige Zweifel regen, ſo wird es deſto erſtaunlicher, daß er ſie ſo gefaßt: man könnte alsdann ſeine Umriſſe zum Homer eine Rücküberſetzung aus Pope's

Verkleidung in das Aechtgriechiſche und Heroiſche nennen, aus eigenmächtiger Befugniß des Künſtlerſinnes ohne grammatiſche Beihülfe vollbracht. Allerdings iſt die klaſſiſche Bildung ein großes untheilbares Ganzes: durch den vollkommenen Beſitz einer Seite davon muß einem alſo auch der Zugang zu den übrigen geöffnet werden. Wer die alten Dichter recht verſteht, (man verſtehe, was eigentlich Verſtehen heißt) dem müſſen auch für die bildende Kunſt der Alten die Augen aufgehn; und umgekehrt hat ſich unſer Künſtler durch tiefes und liebevolles Studium der Antike mit den Dichtern in eine nähere Berührung geſetzt, als durch moderniſirende Ueberſetzungen hätte geſchehen können. Seit Spence's Polymetis hat man ſich viel damit abgegeben, die Schriften und Kunſtwerke der Alten gegenſeitig aus einander erklären zu wollen. Allein man hielt ſich zu ſehr an das Einzelne, nahm Anſpielungen und Beziehungen wahr, wo keine ſind, und vergaß beſonders die ewigen Gränzen, welche die verſchiedenen Künſte ſcheiden. Die Vergleichung kann nur dahin gehn, daß die Aeußerungen der verſchiedenartigſten Anlagen bei ſtrenger Begränzung dennoch durch ein gemeinſchaftliches Streben beſeelt werden. In dieſer Art hat Winkelmann einige große Blicke gethan; er war dem Genius der bildenden Kunſt und dem Genius der Poeſie zugleich auf die Spur gekommen.

Wenn Flaxman auch die alten Sprachen nicht beſaß, ſo iſt er doch in ſo fern mit wahrer Gelehrſamkeit verfahren, daß er in Beobachtung des Coſtums ſogar bis in das Auserleſene und ſelten Vorkommende hineingeht, ſo daß ſich über ſeine Blätter ſehr artige antiquariſche Vorleſungen müßten halten laſſen. Wer es noch nicht weiß, erfährt hier anſchaulich: warum die Achäer beim Homer die ſchön geſchienten heißen; daß man ſich die Trojaner mit phrygiſchen Mützen vorzuſtellen hat; welches die Form des Delphiſchen Dreifußes war; wie die Griechiſchen Stallknechte das Haar der Pferde auf der Stirn zuſammenbanden, damit ein Ampyx daraus wurde, und dergleichen mehr; die unzähligen reizenden Formen von allerlei Hausgeräth, die Trachten und weiblichen Kopfputze nicht zu erwähnen. Wir ſind jetzt ſolche Freunde von Moden, daß wir uns ſogar um die Moden bekümmern, die vor einigen tauſend Jahren im Gange waren; und in einer Zeitſchrift, welche den neueſten gewidmet iſt, uns dann und wann zu einem Beſuche im Ankleidezimmer einer Römerin abmüßigen; damit es deſto anſtändiger ſey, laſſen wir es eine alte (eine bejahrte oder eine antike?) Römerin ſeyn. Niemand zeigt im Punkte des Gräciſirens mehr guten Willen als die heutigen Franzoſen: man weiß, daß die Pariſerinnen die Aufopferung ſo weit getrieben, daß ſie beinahe φαινομήριδες wurden, um nur den Spartanerinnen zu gleichen. Dieß iſt um ſo verdienſtlicher, da im Ganzen die antiquariſchen Kenntniſſe der Republik aus Barthelemy's Anacharſis, der Reiſe, nicht eines jungen Scythen, ſondern eines alten Pariſers, nach Griechenland geſchöpft ſind. Die bisherigen Verſuche von Olympiſchen Spielen u. ſ. w. ſind freilich auch darnach ausgefallen; man dürfte ſich manchmal an das antike Gaſtmal im Peregrine Pickle erinnern. Schade nur, daß dem Entſchluſſe, das klaſſiſche Alterthum nicht bloß müßig zu vergöttern, ſondern es aufzuwecken und in das wirkliche Leben einzuführen, immer verwünſchte kleine Umſtände in den Weg treten, die allen Enthuſiasmus dämpfen! So habe ich klagen hören, daß in einem ſehr geſchmackvoll decorirten Hauſe die Herren bei der Aſſemblee ſich häufig an den Stühlen mit ſtark vor- und hinterwärts geſchweiften Füßen die Schienbeine zerſtießen, und bei gewiſſen Coëffures à la Grecque ſollen viel häßliche Hälſe zum Vorſchein gekommen ſeyn.

Genug, Flaxman hat für Antiquitäts-Dilettanten auf das reichlichſte geſorgt. Um nur ein Beiſpiel zu geben: auf dem Blatt, wo Penelope das Geſchoß des Ulyſſes herbeiträgt, ſind die zechenden Freier ganz leicht in der Ferne angegeben; doch unterſcheidet man, daß ſie die Trinkſchalen mit dem Daum durch einen Henkelring geſteckt halten, und mit der übrigen Hand unterſtützen. Und dieß war gerade die Art wie Leute von gutem Tone bei fröhlichen Gelagen tranken; das Gefäß konnte nachher an dem Ringe hinter die Hand herumgeſchwenkt werden, wie auf einigen Vaſengemälden zu ſehen iſt.

Etwas weit höheres als antiquariſche Belehrung gewähren indeß dieſe Compoſitionen dem Betrachter, der ohne gelehrte Bekanntſchaft mit den Alten in den Sinn ihrer Dichter eingeweiht zu werden wünſcht, indem ſie deren Darſtellungen mit Bildern Griechiſcher Sitte und Kunſt umgeben. Selbſt das geringſte Nebenwerk bekommt in dieſer Rückſicht einen ganz andern Werth. Der Menſch ſucht überhaupt die Gegenſtände, die er

Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
Gemüth die edlen Thaten ſchon gebraten
In dem dramatiſchen Schlaraffenreiche.
Ich ruht' und ſah, wie wohl es mir gerathen,
Da ſcholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
Sankt Kotzebue! du ſtreuteſt Menſchheits-Saaten;
Drum ſei geehrt bei allem Erdenvolke.
Jetzt ſahſt du apokalyptiſche Viſionen
Von deinem Ruhm in allegor'ſcher Wolke.
Deutſchland hegt die unzähl'gen Nationen,
Die du beſuchſt, im heimiſchen Reviere;
Hier iſt Kotzbutzkoi, und hier ſollſt du wohnen!
Da wacht' ich auf; die Spuren der Rennthiere,
Zum Zeichen, daß ich ich nur gereiſt im Schlummer,
Sah ich noch ſtehn auf manchem Ries Papiere,
Und ſchickt' es gleich zum Druck an Gotthelf Kummer.

Anmerkung. Da ſich der Verfaßer des obigen Gedichts, ich weiß nicht aus welchem Grunde erlaubt hat, die Orthographie vieler Namen von Oertern und Völkern willkürlich zu verändern, woraus in der Folge geographiſche Irrungen entſtehen könnten, ſo wird es dienlich ſein, die richtigeren Benennungen hier hinzuzufügen. Werkeltägiſchen Gefilden, Werchoturiſchen; naturaliſchen Klotzaken, uraliſchen Koſaken; Zotiaken, Oſtiaken; Schmutzken, Tſchutſchken; Zähregiſſen, Tſcheremiſſen; Tugendbuſen, Tunguſen; Quergiſen, Kirgiſen; Plattkiren, Baſchkiren; Dummojeden, Samojeden; Wiſchwaſchen, Tſchuwaſchen; Lahmſchädalen, Kamtſchadalen; Poaskutzkoi, Jakutzkoi; Moduinen, Morduinen; Irwiſch-Fluß, der Fluß Irtiſch; Bücharei, Bucharei; Sündarei, Songarei, Klatſchpack, Kaptſchack. Die Stadt Kotzbutzkoi finden wir auf den neueſten Karten noch nicht angezeigt.

handhabt, nach ſich zu bilden; er thut dieß um ſo mehr, je freier und ſelbſtändiger er wirkt: wie alldurchathmend der Geiſt der Helleniſchen Bildung war, davon laſſen ſich die Spuren bis in die geringſten Anticaglien hinein verfolgen, und die Ehrerbietung vor dieſen Ueberbleibſeln hat daher auch eine ſehr ernſte Seite. Es wäre ein ſinnreicher Verſuch, irgend ein antikes Geräth mit Verzierungen und allerlei Bilderwerk, einen Sarkophag, eine Vaſe, vorzunehmen, und in der Vorausſetzung als ob nur dieß Eine Stück von einem Volke zeugte, deſſen Andenken ſonſt gänzlich untergegangen wäre, zu ſehn, wie weit ſich die Schlüſſe daraus auf den Grad und die Art der Cultur treiben ließen. Aber nicht bloß den Umgebungen des Menſchen war dieß Gepräge aufgedrückt: auch im Charakter der Formen und des Ausdrucks, den uns die aufbewahrten Kunſtwerke darſtellen, erſcheint die edle Nationalität; denn wie ſehr die Kunſt wählen, erhöhen und umbilden mochte, ſo mußte ſie doch den Boden der Sitte und eigenthümlichen Denkart unter ſich haben.

Der Sinn der Worte beſtimmt ſich nach den Anſchauungen, die man ihnen unterzulegen gewohnt iſt; wir ſind alſo in beſtändiger Gefahr, die Worte der Griechiſchen Dichter, wenn wir ſie grammatiſch noch ſo genau verſtehn, etwas ganz anderes gelten zu laſſen, als ſie ihnen und ihren Hörern galten. Das einzige Mittel hiegegen iſt, unſere Fantaſie auf den Flügeln der alten bildenden Kunſt zu ihnen emporzuheben, und es iſt des beſten Dankes werth, wenn ein geiſtvoller neuerer Künſtler uns hiezu hülfreiche Hand bietet. Aber wie? wird man einwenden: ſind dieſe Abbildungen wahrhaft Homeriſch? Mit ſo zierlicher Pracht, ſo üppig zartem Geſchmack wären die Kleidungen, Waffen, Wagen und Pferdegeſchirre, die Geräthſchaften jeder Art bei den hauptumlockten Achäern und roſſezähmenden Troern ausgearbeitet und verziert geweſen? Schlief Penelope auf einem ſolchen Bett, und erleuchtete ſie ihr Gemach mit ſolchen Kandelabern? Und endlich: ſind die Figuren nicht viel zu idealiſch? Hat das Nackte der Körper nicht viel zu ſehr die feine und doch kraftvolle Gewandtheit, welche die Hellenen ſich erſt lange nachher durch Gymnaſtik gaben, und paßt dieß zu der ungeheuern rohen Stärke der Kämpfer um Troja? — Das iſt keine Frage: wenn man zur Erläuterung die oben genannten Dinge und überhaupt die Erzeugniſſe der mechaniſchen Künſte, welche beim Homer vorkommen, ſo genau ſichs nach der Beſchreibung thun läßt, abbilden wollte, ſo würde es ganz anders ausfallen. Was aber die handelnden Heroen und Götter ſelbſt betrifft, ſo wird uns wohl niemand ſagen, wie ſie im Kopfe Homers oder der Homeriſchen Sänger ausgeſehen haben. Wir können uns allenfalls begnügen, wenn unſre Fantaſie die Rhapſodien des Alten mit ſolchen Bildern begleitet, wie ſie einem gebildeten Griechen aus den Zeiten der blühenden Kunſt dabei gegenwärtig waren. Dahin ſtreben nun gerade Flarmans Umriſſe. Für den, welcher den Homer nur immer als begeiſterten Naturſohn, als Barden wilder Völkerſtämme fühlt, könnten ſie ein gutes Gegenmittel ſeyn, ihn auch einmal an die unnachahmliche Schönheit, Ausbildung und Harmonie ſeines Epos zu erinnern. Ein vollendeter Stil der Poeſie kann nur durch einen eben ſo vollendeten Stil der bildenden Kunſt ausgedrückt werden.

Wie übrigens in Homers Zeitalter der Zuſtand der mechaniſchen Künſte, und die erſten Verſuche in ſchönen Künſten beſchaffen geweſen, hat man wohl noch nicht gehörig durch Ausſcheidung des Hiſtoriſchen in ſeinen Beſchreibungen ausgemacht. Man würde dabei auf Punkte treffen, wo die Frage ſehr verwickelt aber wichtig wird: ob die Dichtung Anläſſe von der Wirklichkeit genommen oder ihr ganz und gar vorausgeeilt? Daß bei ſolcher Rohheit in vielen Stücken, bei der Eingeſchränktheit der Bedürfniſſe, ein ſo großer Nachdruck auf Zierlichkeit in Weberei, Metallarbeiten u. ſ. w. gelegt wird, iſt ein charakteriſtiſcher Zug, der dahin deutet, daß aus Homers Achäern Hellenen werden ſollten. Auch von körperlicher Schönheit iſt viel die Rede, ſchon regen ſich die Anfänge der Gymnaſtik, und es iſt nicht zu überſehen, daß Achilles, der ſtärkſte unter allen aufgeführten Helden, der ſchnellfüßige heißt.

Eine etwas andre Bewandtniß hat es mit der Art den Aeſchylus aufzufaſſen, deſſen Darſtellungen urſprünglich für eine ſichtbare Erſcheinung auf der Bühne beſtimmt waren. Wie die idealiſche Schauſpielkunſt der Griechen auf der einen Seite der Muſik verſchwiſtert war, ſo ſtrebte ſie auf der andern mit den plaſtiſchen Künſten gleichen Schritt zu halten, und es iſt wohl klar, daß die Griechen auf dem Theater immer lieber etwas von dem Leben und der Leidenſchaft als von der Größe und Schönheit der Geſtalten und Bewegungen aufopferten. Gewiß kann man ſich den Anblick ihrer Tragödien nicht leicht zu herrlich und majeſtätiſch vorſtellen; allein wenn wir auch beſſer in Stand geſetzt wären, einen anſchaulichen Begriff davon zu geben, ſo könnte man dem Zeichner doch nicht rathen, daß er dieß zu ſeinem Ziel machte. Wir würden den Dichter erſt aus der zweiten Hand empfangen, wenn er ihn durch das Medium der theatraliſchen Darſtellung zu componiren verſuchte; und da jede dieſer Künſte durch ihre verſchiedenen Mittel und Zwecke oft weit von der andern abweichen muß, ſo würde er ſich unnöthiger Weiſe den Beſchränkungen beider unterwerfen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der moderne Künſtler dasjenige in ſeinen Bildern, was uns in die Heroenwelt des Homer und Aeſchylus verſetzt, nicht aus der Luft greifen, oder aus eignen Mitteln hervorbringen konnte. Man erwartet ſchon ein vertrautes Studium der Antike darin zu erkennen. Flaxman hat dieſes aber nicht bloß in dem Umfange getrieben, wo es ihn als Bildhauer beſonders anging; vielmehr wird man bei ſeinen Umriſſen an nichts ſo ſehr erinnert als an die Bilder auf den Griechiſchen (ehedem Etruskiſch genannten) Vaſen. Doch halte man dieß ja nicht für eine blinde oder knechtiſche Nachahmung. Zwar kann es nicht fehlen, daß unter der großen Menge von Figuren nicht hie und da eine eigentliche Reminiſcenz vorkommen ſollte; allein im Ganzen hat Flaxman ſich den Stil der Vaſengemälde ſelbſtändig angeeignet, und nach ſeinen Bedürfniſſen mit Verſtand und Eigenthümlichkeit modificirt. Unſtreitig giebt es viele Punkte, worin ihnen der Zeichner von Umriſſen beſſer folgen kann, als den Statuen und Basreliefs, namentlich im Wurf der Gewänder und der Anordnung und dem Putz der Haare. Was in der Natur durch die Leichtigkeit des Stoffes, durch das wechſelnde Spiel der Bewegungen, auch wohl der Farben reizend iſt, wird der Sculptur zur Maſſe: ſie muß es alſo durch Form adeln, und die Umgebungen ſich bedeutſamer an den Körper anſchließen laſſen; bauſchige Falten und fliegende Wimpel von Stein hat ſich nur der fehlerhafte Geſchmack neuerer Bildhauer erlaubt. Schon eine gewiſſe Weitläuftigkeit der Zuthaten, auch wo die Beſchaffenheit des Stoffes ſich weniger widerſetzt, und der Körper nicht dadurch verſteckt wird, würde an einer Statue leicht unverhältnißmäßig ſcheinen; z. B. die gewaltigen Helmbüſche auf unſern Umriſſen, wodurch die Figuren nur deſto ſchlanker werden. Bei dem in den Vaſengemälden häufig vorkommenden und hier daraus entlehnten weiblichen Kopfputze, wo das Haar unten am Ende des Haarwuchſes durch ein Band oder eine feſtere Stütze getragen, oder ſonſt verhindert wird auf den Hals herabzufallen, geht es oft flammenartig ſo weit hinterwärts hinaus, als ich mich nicht erinnere, es an irgend einer alten Statue geſehen zu haben. — Auch für mancherlei Verzierungen und Nebenwerke waren die Vaſen vortrefflich zu benutzen. Beſonders ſind die ſchönen Stickereien an den Gewändern, womit ſich die Sculptur natürlich nicht abgiebt, dort zu Hauſe. Allein Flaxman hat ſich mit Recht gehütet, dieſe Dinge völlig mit der Ausführlichkeit zu behandeln, wie ſeine Vorbilder thun: denn es iſt ein doppelter Umſtand zu bemerken, welcher die Gattung jener von der ſeinigen unterſcheidet. Zuvörderſt iſt es der ſeltnere Fall, daß uns die Vaſen Gegenſtände darbieten, wobei es einzig auf Ausdruck und Haltung ankommt; meiſtens ſind feſtliche Vorſtellungen auf ihnen angebracht, die auf Gebräuche, Einweihungen, Siege in heiligen Spielen Bezug haben. Dabei ſind folglich dieſe Dinge: Kränze, Geſchmeide, geſtickte Gewänder, Gefäße, Altäre u. ſ. w. etwas weſentliches, was, nebſt der häufigen Wahl der eben aufkeimenden Jugendblüthe in männlichen und weiblichen Geſtalten, zu der üppigen Zartheit des Stils beiträgt, und Doriſche Sitte zu charakteriſiren ſcheint. Dann ſind auch die Abbildungen auf den Vaſen nicht bloße Umriſſe, ſondern wirklich Gemälde, obgleich meiſtens monochromatiſche, wo in die rothe Farbe, welche den äußerſten Umriß ausfüllt, wieder ſtark mit ſchwarz hineingearbeitet werden darf, ohne daß ein Mißverhältniß entſtünde. Einen bedeutenden Unterſchied macht es noch, daß auf den Vaſen mehrentheils die ſtarken Verkürzungen vermieden und die Geſichter ins Profil gekehrt ſind. Schwerlich findet man auf irgend einer Vaſe eine Verkürzung, wie die hineinwärts jagenden Roſſe des Achill, auf dem Blatte, wo er den Hektor ſchleift, oder eine ſo gerundete Gruppe wie die drei Töchter des Pandareus, die ſich, von den Harpyen verfolgt, feſt mit den Armen umſchlingen. Wo es für den Gegenſtand vortheilhaft war, hat Flaxman maleriſch gruppirt und die Figuren auf verſchiedene Plane geſtellt; oft aber die dem Basrelief eigne Compoſition angewandt, daß mehrere Figuren auf demſelden Plane hinter oder gegen einander ſtehen, jede ganz für ſich gilt, und kein Hintergrund vertieft wird. Hierin iſt auch Symmetrie, aber von einer ganz andern Art als die beim Dante erwähnte: es iſt die gebildete Einfachheit eines Geſchmacks, der ſich nicht im unnütz ſchwierigen gefällt, ſondern mit den leichteſten Mitteln gerade zum Ziele geht. Hat die Handlung etwas gleichförmiges, ſo wird, wie mich dünkt, der Eindruck durch eine geordnete Wiederholung ruhiger und größer in die Seele gebracht. Man nehme z. B. das Blatt, wo Elektra mit drei Choephoren ein Trankopfer zum Grabe ihres Vaters trägt: alle gehen im Profil in gleicher Entfernung hinter einander, weinend, mit ähnlichen Gebehrden, nur Elektra tiefer gebeugt. Eben ſo iſt die Scene angeordnet, wo Eteokles und Polynices todt herbeigetragen werden: voran der Herold, dann die beiden Leichen, jede auf den Achſeln von zwei Kriegern getragen, hierauf in kleinen Entfernungen Antigone und Iſmene, entgürtet, mit aufgelöſtem Haar und die Hände ringend, endlich eine weibliche Perſon, die den Chor vorſtellt.

Da die Vaſengemälde aus einer ganz andern Kunſtſchule und andern Zeiten herrühren als die auf uns gekommenen alten Statuen, ſo weichen auch die Vorſtellungsarten der Götter manchmal ſehr ab: Flaxman hat ſich daher in Coſtum und Charakter an das uns bekanntere Herkömmliche gehalten, und z. B. dem Apollo immer die Haarſchleife über der Stirn, die Schlankheit in den Hüſten u. ſ. w. gegeben, womit wir ihn zu ſehen gewohnt ſind; auf den Vaſengemälden könnten wir ihn bloß für einen mit Lorbeer bekränzten weichen Jüngling halten. Andere Gottheiten, wie Pallas, Iris, ſind nicht zu verwechſeln. Hingegen das Luftſchreiten der Götter, das mit den Bildern Homers weit beſſer übereinſtimmt als Fliegen oder Schweben, und eben durch das Seltſame des Anblicks ſo erſtaunlich bedeutungsvoll für ihre unwiderſtehlich ſchnelle Wirkſamkeit wird, hat der Künſtler den Vaſen abgeſehen. So ſtellt er Apoll und Diana vor, wie ſie die Menſchen mit ihren ſanften Geſchoſſen umbringen. Und wie herrlich führt Mercur die Seelen der Freier in die Unterwelt! Den Caduceus in der Linken auf die Schulter zurückgelehnt, die Rechte in die kurze Chlamys gewickelt, die ſich dadurch an den rechten Schenkel ſtraff anzieht, und den linken gewaltig ausſchreitenden unbedeckt läßt, iſt er das Bild des behendeſten Boten; und die Schatten, die hinter ihm, in Mäntel vermummt, mit ſtraubigem Haar und verwildertem Blick in die ſchauerlichen Regionen gedrängt hineinſchweben, machen damit einen ſchönen Contraſt. Das Luftſchreiten iſt auch an den Götterpferden bemerklich gemacht: ihre Hufe ſchlagen hinten ohne Gegenhalt weit aus, vorn ſind ſie ſtark angezogen. So auf dem Blatte, wo Pallas und Juno auf einer Quadrige zum Thor des Olympus hinausjagen, das ihnen die voranſchwebenden Horen öffnen; auf dem nächſten treten die ausgeſpannten Pferde, von den Horen wieder in den Stall geführt, auf die Wolken mehr wie auf feſten Boden, und die leichten Mädchen zwiſchen den ſich bäumenden Roſſen bilden eine reizende Gruppe. Die Pferde ſind übrigens im Ganzen auf den Vaſengemälden nicht eben das vorzüglichſte: ein heutiger Pferdekenner würde ſowohl gegen ihre Proportionen als die Art, die Beine zu ſetzen, manches einzuwenden haben. Unſer Künſtler hat daraus den Schnitt der geſtutzten Mähnen und die Art des Geſchirres genommen, in der Zeichnung ſelbſt aber hält er ein gewiſſes Mittel, ſo daß das fremde Anſehen der Thiere mit zu dem antiken Götter- und Heldencoſtum zu gehören ſcheint.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich an den einzelnen Darſtellungen die Zartheit des Sinnes, womit Ruhe und lebendige Wahrheit, das Heroiſche und das Anmuthige verſchmolzen iſt, näher entwickeln wollte, und muß mich an wenigen Beiſpielen begnügen. Ein ſehr gefälliges Bild macht die Scene zwiſchen Venus, Helena und dem aus der Schlacht entkommenen Paris. Der verführeriſche Weichling liegt in der Phrygiſchen Mütze zugedeckt auf dem Lager, und lauſcht, den Arm auf das Polſter gelehnt, auf den Ausgang der Unterhandlung zwiſchen jenen beiden. Neben der reich bekleideten Helena ſteht Venus nackt auf einem Wölkchen, neigt den Kopf anmuthig überredend zu ihr hinab, und legt ihr die linke Hand auf die Schulter. Helena ſteht nach vorn, mit eben dieſer Schulter vom Paris abgewandt, nach welchem ſie jedoch über die Achſel hinſieht; die Finger der rechten Hand an der Wange, überlegt ſie mit züchtig lüſterner Miene. Nicht weniger zart iſt die andere Hälfte der Geſchichte gedacht: der wackere Hektor tritt in voller Rüſtung, den Schild auf den Rücken geworfen, herein, und redet ſeinen Bruder beſtrafend an; am anderen Ende ſitzt Helena im Seſſel zurückgelehnt, und giebt ihrem Schwager in der Stille Recht. Der ſchöne Paris, bis auf die Sohlen und die Phrygiſche Mütze nackt, ſteht in der Mitte, auf den Bogen geſtützt, den er eben geglättet hat, und hört die Vorwürfe mit geſenktem Haupte an. Das Naive und Drollige in manchen Homeriſchen Erzählungen muß der Künſtler ganz im richtigen Sinne gefühlt haben, ſo leiſe giebt er es an, ohne dem Edlen Abbruch zu thun. Wie außer ſich vor Beſtürzung und Schmerz iſt die verwundete Venus, die von der Iris an beiden Händen zum Olymp gehoben wird, während Mars, ebenfalls verwundet, ſeitwärts ſitzt! Gerade ſo verzweifelt eine ſchöne Göttin, die man in den Finger geritzt hat. Nachher, wie die für Troja kämpfenden Götter luftſchreitend wider ihre Gegner ziehen, und in dem regen Gewühl vorn Diana und Apollo den Bogen ſpannen und Mars die Lanze ſchwingt, iſt Venus durch Schaden gewitzigt, und hält ſich ganz im Hintertreffen. — Eine ungemein artige Gruppe iſt die, wo Eurynome und Thetis, jene ganz nackt, gegen einander knieend den kleinen vom Himmel herabgeſchleuderten Vulcan auf ihren Armen halten; der alte Ocean ſitzt koloſſaliſch in der Ferne dahinter, mit lang fließendem Bart und einem Kranze von Seethier-Köpfen.

Ganz eigen iſt die Zeichnung von der Leukothea gedacht, die dem Ulyſſes ihre Binde giebt; nicht genau nach der Geſchichte, allein die Vortheile der Abweichung fallen ſogleich in die Augen. Dort ſetzt ſich die Göttin auf den Rand des Fahrzeuges nieder, worin Ulyſſes noch ſchifft. Hier iſt es ſchon zertrümmert, und er

Abſchied.

Den Bahrdt, den du geſchoren,
Wirft man in deinen Bart.
Dich ſcheren wär' verloren,
Wie waſchen an dem Mohren,
Denn ewig ſtehn die Ohren
Dir lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.
O wärſt du nie geboren!
Wie zauſt man dir den Bart!

Du wollteſt Eſel bohren,
Doch wirſt du überbohrt.
Das ſind die Hyperboren,
Die ſich's zur Luſt erkoren,
Die Häupter anzubohren,
Die, ſo wie deins beohrt,
Mit Lorbeern ſich umflort.
O wärſt du nie geboren!
Wie wirſt du überbohrt!

ſchwimmt rücklings, einen Balken umarmend. Sie iſt in gerader Richtung aus dem Meer empor geſtiegen, ohne Bekleidung, die Schenkel und Beine an einander geſchloſſen, nur die Spitzen der Füße ſind noch in das Waſſer eingetaucht. Mit beiden über dem Haupte erhobenen Armen löſet ſie das mehrmals um ihre Haare, die zum Theil ſchon an beiden Seiten bis unter die Hüften flattern, gewundene Band. Ob κρήδεμνον dieſes bedeuten könne, und es alsdann nicht vielmehr ἀναδέσμη heißen müßte, mag der Künſtler mit den Philologen ausmachen. In der Abbildung der Scylla iſt die Idee des Dichters zuverläßig nicht getroffen, ſie ſoll bei ihm offenbar ganz thieriſches Ungeheuer ſeyn, mit ſechs Köpfen und langen Drachenhälſen. Hier iſt ſie menſchlich und zwar männlich gebildet, drei Geſichter ſind ſichtbar, und vier Arme, in deren jedem ſie einen zappelnden Gefährten des Ulyſſes hält; unterhalb des Leibes gehn aus gewundenen Schweifen eines Seethiers bellende Hundsköpfe hervor, die, wie man weiß, ein neuer Zuſatz ſind. Indeſſen iſt die Geſtalt immer geſchickter zuſammengeſetzt, als man ſie zuweilen ſieht, und vielleicht iſt das am meiſten zu tadeln, daß der Zeichner ſich überhaupt darauf eingelaſſen hat; denn auch treu nach dem Homer genommen, gäbe es immer nur einen abſcheulichen Meerdrachen. In andern ähnlichen Fällen hat er ſich vorſichtiger herausgezogen: der hundertarmige Briareus, von der Thetis zu Jupiters Schutz heraufgerufen, der, vollſtändig vorgeſtellt, wie eine Indiſche Gottheit ausſehen würde, kommt hier erſt mit dem rieſenhaften Kopfe aus der Erde hervor und greiſt vorläufig nur noch mit ſechs Händen an die Kluſt, die er ſich öffnet. Die andringenden Haufen der Schatten, welche den Ulyſſes fürchten laſſen, die Gorgo werde erſcheinen, ſind zwar gräßliche Larven, aber von mannichfaltigem und furchtbarem Ausdruck. — Man kann keine ſprechendere Gebehrde ſehen, als die der Nymphe Lampetie, wie ſie dem Sonnengotte den Verluſt ſeiner geliebten Heerden ankündigt. Sie ſchwebt hinzu, ihr Geſicht iſt gegen ihn in die Höhe gerichtet, die ſtarren Arme hinter das Haupt zurückgeſchlagen, während der Gott, beſtürzt nach ihr umgewandt, die Zügel der Pferde plötzlich bis gegen die Schultern anzieht. In den Scenen zwiſchen Ulyſſes und dem göttlichen Sauhirten, und dann der Penelope, entſpricht der milde, erfreulich rührende Ausdruck jener ſtillen Anhänglichkeit an häusliche Verbindungen, welche die ganze Odyſſee beſeelt: beſonders iſt Penelope, die zu dem lange bezweifelten Gemahl hinantritt und ihn, die Hand um ſeinen Kopf gebogen, zum erſtenmal umarmt, ein anmuthig ſittiges Weib.

Ich weiß nicht ob ich mich irre, wenn ich, ſo ſehr alle vier Sammlungen in Einem Geiſte gearbeitet ſind, die Umriſſe zum Aeſchylus für die vorzüglichſten halte, die der Künſtler vielleicht durch die vorhergehenden Studien geübt, zuletzt unternahm. Es giebt ihnen ſchon einigen Vorzug, daß die Platten, deren Format übrigens nicht bei allen daſſelbe iſt, ſondern ſich nach den Bedürfniſſen der Anordnung richtet, die größten ſind. Die Geſtalten des Aeſchylus gehen eigentlich alle über Lebensgröße hinaus; man kann ſagen, daß er, wie

Sophokles die Heroen und Heroinen, die Götter am beſten dargeſtellt habe, und unter dieſen zwar die alten: die Titanen, wie Prometheus und die Eumeniden. Jener ſcheint mir auf dem letzten der zu dieſer Tragödie gehörigen Umriſſen im größten Charakter gerathen zu ſeyn: die unbezwingliche Kraft iſt nicht durch übermäßige Schwellung der Muskeln, ſondern durch ihre Derbheit und ſcharfe Bezeichnung erreicht. Mercur iſt eben nach der letzten vergeblichen Botſchaft weggeflogen, Prometheus erwartet mit drohend herumgewandtem Geſichte das Ungewitter; ſein Trotz, der die geſpreizten Glieder, ungeachtet der Ketten, gewaltſam aufregt und die Fäuſte ballt, wird durch die weiche Troſtloſigkeit und Angſt der zu ſeinen Füßen zuſammengeſchmiegten Oceaniden noch mehr gehoben. Hiezu paſſen die etwas volleren Formen, welche der Künſtler den nackten oder halbbekleideten Nymphen gegeben hat, um ihr Element anzuzeigen, ſo wie auch ein paar von ihnen auf dem Blatt, wo ſie herzufliegen, die Arme faſt wie zum Schwimmen bewegen. Die Flügel, die ſie haben, ſtehen zwar beim Aeſchylus: warum müſſen es aber gerade Schmetterlingsflügel ſeyn? Vielleicht um eigentliche große Fittige zu vermeiden? Die Ankunft des Ocean auf dem Greif nimmt ſich ſo ſchön und würdig aus, daß man nicht fragt, ob die Abſicht des Dichters genau befolgt iſt, bei dem das Thier ein vierfüßiger ſchnellgeflügelter Vogel heißt. Hier iſt es als ein Bewohner der See mit Floſſen gebildet: die Klauen an den Tatzen, wovon die eine zum Fortſchreiten durch die Luft gehoben, die andere mächtig niedergedrückt iſt, ſind durch eine

Schwimmhaut verbunden, der Hals biegt ſich ſchwanenartig, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Pferdes. Der Ocean ſitzt nachläßig hingelehnt auf ſeinem Rücken, nach Art der Flußgötter, in der Linken das an der Schulter ruhende Ruder, die Füße ſind durch den gewundenen Schweif des Thieres geſteckt.

Es iſt eine von Flaxmans gewöhnlichen Feinheiten, daß die Gottheiten im Tempel zu Argos, wohin ſich die Danaiden geflüchtet, im älteren Stil der Sculptur mit ſteif geordneten Locken und Flechten abgebildet ſind. An den Danaiden als Aegyptierinnen iſt durch Phyſiognomie und Tracht, durch die eckigen Zierathen und Streifen der Zeuge, durch wunderlich gekräuſelte oder ganz ſchlichte Haare, wovon ein ſtarker Streif hinter dem Ohr hinunter vor die Schulter fällt, das Ausländiſche und Barbariſche ſehr gut ausgedrückt. Zwar konnte dieß dem Zeichner nicht entgehen: der Dichter hat einen ſolchen Nachdruck darauf gelegt, daß es ihm vielmehr zum Verdienſt anzurechnen iſt, wenn er nicht übertrieb. Der König Pelasgus ſagt zu den Danaiden, da ſie ihm erklärt haben, ihr Geſchlecht ſtamme aus Argos ab:

Unglaublich lautets, fremde Jungfraun! meinem Ohr,
Daß ihr mit uns ſollt ſproſſen aus Argeier Stamm.
Denn nach dem Anſehn ſeyd ihr Weibern Libyens
Vielmehr vergleichbar, keineswegs einheimiſchen.
Auch Neilos etwa möchte ſolch Gewächs erziehn;
Dergleichen Weſen prägt den Frauenbildungen
In Kypros Eiland Zeugekraft der Männer auf.
So ſollen Inderinnen auf berittener
Kameele Rücken weit umherziehn, deren Land
Angränzend fernhin bei den Aethiopen liegt.

Den männerloſen ſtarken Amazonen auch,
Wofern ihr Bogen führtet, möcht' ich euch gar ſehr
Vergleichen. Darum thut mir das belehrend kund,
Wie eure Herkunft, euer Sam' Argeiiſch ſey.

Es iſt eine von den Stellen, wobei man den koloſſaliſchen Kothurn des Aeſchylus lächelnd bewundern kann, der im Tragiſchen eben ſo naiv iſt, wie Homer im Epos. Ausdruck und Gegenſatz iſt vortrefflich auf dem Bilde, wo der Aegyptiſche Herold eins von den Mädchen bei den Haaren wegſchleifen will, und der edle König mit halbgezognem Schwert herbeieilt und ihm zuruft:

Du höhnſt, Barbar! Hellenen mit zu keckem Muth.

Bei der ſonſt feurigen und doch einfachen Compoſition vom Schwur der ſieben Helden gegen Thebe, hat einmal ein moderner Gebrauch zu feſt in der Einbildungskraft des Künſtlers gehaftet, als daß er den Irrthum hätte wahrnehmen ſollen. Sie ſtehen nämlich in ihrer Rüſtung und mit Schilden gegen einander, drei an einer, vier an der andern Seite des geſchlachteten Stiers, und halten alle den Daum und die nächſten zwei Finger in die Höhe, welches gewiß nicht die Griechiſche Weiſe zu ſchwören war. Nach dem Aeſchylus ſcheint es, als hätten ſie beim Schwur die Hand in das Blut des Opferthieres getaucht; ſollten Hände erhoben werden, ſo mußten es wenigſtens beide ſeyn, wie beim Beten. Auch iſt der Dichter offenbar mißverſtanden, wenn Apollo an dem Zweikampf der Brüder Antheil nimmt, und den Bogen gegen Polynices ſpannt: dieß ſoll ſich auf V. 806 - 808 gründen.

Die Scenen aus dem Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden ſind ganz in ernſten Sinne dieſer großen tragiſchen Verkettung gezeichnet. Auf die feſtliche Rückkehr Agamemnons wirft Caſſandra neben ihm auf der Quadrige einen Schatten trüber Ahndung; nachher ſteht Clytämneſtra mit dem Beil als erhabene Verbrecherin unerſchüttert hinter der Leiche ihres in das Badegewand verwickelten Gemahls, dem zu beiden Seiten der Chor trauernd kniet; da hingegen Oreſtes den Zoll der Menſchlichkeit für ſeine Gräuelthat bezahlt, und mit Entſetzen flüchtet. Die Schlußſcene aus den Eumeniden krönt das Ganze. An der einen Seite ſitzen die alten ſchweigenden Richter auf ihrem Thron; vor ihnen ſteht Oreſtes, noch in ſchwermüthiger Stellung; vor dieſem Athene und weiter hineinwärts Apollo. Jene redet den Eumeniden gegenüber zu: ſie iſt die Weisheit und Ueberredung in ſchöner weiblicher Geſtalt, welcher ſelbſt die Töchter der Nacht nicht widerſtehen können, und ſich mit geſenkten Fackeln, wie über ihre eigenen gemilderten Geſinnungen verwundert, zum friedlichen Abzuge anſchicken. — Aus den Perſern iſt kein einziger von den auf dem Theater vorkommenden Auftritten behandelt. Die Gegenſtände ſind: ein Traumgeſicht der Atoſſa; ein Gefecht, wo Perſiſche Krieger von einem Berge hinabgeſtürzt werden; dann die gebeugte und knieende Aſia mit den zerbrochenen Inſignien ihrer Herrlichkeit. Sonſt ſind noch auf verſchiedenen Blättern zu den andern Tragödien bloße dichteriſche Bilder und Anſpielungen, wie beim Dante, zu pittoresken Fantaſien entfaltet.

Wenn man andere Dichter des Alterthums auf ähnliche Weiſe mit Zeichnungen begleiten wollte, ſo würden beſonders Pindars Oden unüberſehlich viele Veranlaſſungen zu der zuletzt erwähnten Gattung geben; doch kommen ja auch viele ausführlich erzählte Mythen und Geſchichten bei ihm vor. Dann iſt Sophokles und Euripides noch unberührt, und der herrliche Ariſtophanes, für den mit genialiſch entworfenen Bildern eine ganz neue Epoche des Verſtändniſſes anheben würde. Die Vaſengemälde, die eine Menge komiſche Maskenfiguren enthalten, würden hiezu wiederum ein weſentliches Studium ſeyn. Ohne noch zu den ſpäteren Dichtern der Griechen und zu den Römern herabzuſteigen, welch ein unermeßliches Feld für den Künſtler, der ſich berufen fühlte, mit Flarman zu wetteifern! Auch in den von ihm geſchmückten Gedichten iſt noch etwas mehr als Nachleſe zu halten: ich will hier nur als Beiſpiel erinnern, daß unter den Umriſſen zur Ilias der berühmte Abſchied der Andromache von Hektor fehlt.

Indem ich lebhaft wünſche, daß uns bald ein Deutſcher Künſtler mit eben ſo ſchönen Einladungen zum Genuß der alten Poeſie beſchenken möge, und mich freuen würde, wenn dieſer Aufſatz etwas beitrüge die Aufmerkſamkeit dahin zu lenken, kann ich nicht vergeſſen, daß die Dichter auch das ihrige thun müſſen, ihre Vorbilder bei uns einheimiſch zu machen, und daß unter andern, bei allen Fortſchritten in dieſem Fache, poetiſche Ueberſetzungen, woraus der Deutſche Leſer die ſämtlichen Dramatiker der Griechen und den Pindar nach Würden könnte ſchätzen lernen, zu den Aufgaben gehören, die immer noch ihren Meiſter ſuchen.

Anmerkung

zum neuen Abdruck.

Mein frühzeitig über Flaxman's Umriſſe gefälltes Urtheil iſt ſeitdem durch die Europäiſche Meynung beſtätigt worden. Vielfältig in Nachſtichen verbreitet, haben ſie in Italien, England, Deutſchland und Frankreich allgemeinen Beifall gefunden. Bei meinem Aufenthalt in London vor vier Jahren hatte ich das Glück, den vortrefflichen Künſtler noch perſönlich kennen zu lernen, durch deſſen Tod England im vorigen Jahre eine ſeiner Zierden verloren hat. Der ſchwächliche Mann, von gebrechlichem Körperbau, aber von ungemein liebenswürdigen Sitten, empfing mich auf das freundlichſte. Ich fand ihn in ſeiner Werkſtätte mit großen Bildhauer-Arbeiten beſchäftigt, beſonders für Grabmonumente, womit man ſeit einiger Zeit angefangen hat, die vorhin ganz leere St. Pauls-Kirche zu bevölkern. Dieſe beſondern Aufträge, vielleicht auch der fromme Hang ſeines Gemüthes, entfernten ihn in ſeiner ſpäteren Lebenszeit von mythologiſchen Gegenſtänden, dem eigentlichen Gebiet des Bildners.

In ſeiner Jugend hatte er unternommen, für einen der ausgezeichnetſten Kunſtkenner Englands, Herrn Thomas Hope, den Torſo von Belvedere zu copiren und zu ergänzen. Hebe ſollte neben dem vergötterten Hercules ſtehen und ihm die Nektarſchale reichen, während er, den linken Arm auf ihre Schulter gelehnt, entzückt zu ihr hinaufſchauend, mit der rechten Hand die Schale empfängt. Dieß iſt der Gedanke, der ſich mir, ohne daß ich von Flaxman's Vorhaben wußte, bei Betrachtung jenes erhabenen Bruchſtückes, jedesmal aufgedrängt hat. Wie viel unbefriedigende und verkehrte Vermuthungen darüber vorgebracht worden, iſt bekannt. Zu einer Gruppe hat die Figur augenſcheinlich gehört, und ſchwerlich läßt ſich eine ſchicklichere ausſinnen. Flaxman ſagte mir jedoch, er habe die Unternehmung aufgegeben, weil er ſich überzeugt, ſeine Ergänzung ſey nicht die richtige. Wie dem auch ſey, es bleibt immer eine herrliche Aufgabe, werth, daß unſre gelehrteſten Künſtler ſich darüber berathen mögen.

Zwei Gegenſtände aus dem claſſiſchen Alterthume hat Flaxman noch in den letzten Jahren behandelt: er hat eine Reihe von Umriſſen zum Heſiodus gegeben, und den Schild des Achilles in halberhobener Arbeit ausgeführt. Von den erſten ſchenkte er mir ein Exemplar mit Einzeichnung ſeines Namens: ſie ſind mir nun ein theures Andenken. Es war ihm angelegen, daß ich ſeinen Schild ſehen ſollte: er begleitete mich deswegen in die City zu dem Goldſchmid und Juwelier der Krone, wo das Werk, nach ſeinem Modell in vergoldetem Silber ausgearbeitet, aufgeſtellt war. Es iſt auf ſolche Art dreimal wiederhohlt worden: für den König, den Herzog von York und den Herzog von Wellington. Ich hatte nicht Muße, die reiche, glänzende und höchſt belebte Compoſition mit der Homeriſchen Beſchreibung im einzelnen zu vergleichen; auch war es hier ja nicht um eine antiquariſche Reſtauration zu thun, dergleichen mehrere Gelehrte und zuletzt Quatremère de

Quincy verſucht haben: ſondern der Künſtler hatte ſeiner Einbildungskraft freien Lauf gelaſſen.

Ob die Heſiodiſchen Umriſſe gleichen Ruhm mit den früheren erwerben werden, läßt ſich bezweifeln, ohne daß man darum zugeben müßte, daß ſie den Blättern zum Homer und Aeſchylus an wahrem Gehalt nachſtehen. Denn zuvörderſt iſt Heſiodus weder ſo popular als die zwei genannten Dichter, noch ſo günſtig für eine maleriſche Begleitung. Ferner iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Kupferſtichen bemerklich. An Thomas Piroli hatte Flaxman für den Dante, Homer und Aeſchylus einen geübten Kupferſtecher gefunden, der allenfalls aus eigner Wiſſenſchaft den Unbeſtimmtheiten des Originals nachhelfen konnte, weswegen ſeine Blätter ſich wie dreiſte Federzeichnungen ausnehmen. Der Engliſche Kupferſtecher hingegen hat mit furchtſamer Hand die Striche nachgezeichnet, zuweilen wohl die flüchtigen Andeutungen nicht ganz richtig aufgefaßt. Deswegen kommen ſtarke Verzeichnungen vor: aber Correctheit kann von einem erſten Entwurfe nicht gefodert werden, noch für ſich allein ihn hinreichend empfehlen, da man hier andre Eigenſchaften ſucht. Der dichteriſche Sinn, die eigenthümliche Auffaſſung, kühne und gelungene Gruppirungen, endlich ſo viel Geiſt in einer ſo leichten körperlichen Umhüllung, empfehlen dieſe Bilderreihe in gleichem Grade wie die vorigen; und über alles iſt eine ſinnige Naivität, eine ätheriſche Grazie hingehaucht.

Bei dem Rückblicke auf die Zeit, wo ich den vorſtehenden Aufſatz abfaßte, empfinde ich eine wahre Befriedigung und lebhafte Freude. Welche Fortſchritte ſind

Anhang.

Bücher, welche demnächſt in demſelben Verlage erſcheinen werden.

ABC, güldnes, der dramatiſchen Kunſt; oder leicht faßliche und unfehlbare Regeln zur Verfertigung beliebter Dramen, von A. von Kotzebue aus ſeiner vieljährigen Praxis an's Licht geſtellt.

Abhandlung über die gewöhnlichſten Schauſpielerkrankheiten, welche der gegenwärtige Theatergeſchmack hervorbringt, als Thränenfiſteln, Fallſucht u. ſ. w.

Andachts- und Erbauungsbuch für gefühlvolle Sünderinnen, aus Hrn. von Kotzebue's Schriften geſammelt, von Pornophilos.

Erſtunken und erlogen, oder kurze und bündige Widerlegung der der Allgem. Litt. Zeitung gemachten Vorwürfe.

Plan zu einer Lumpen- und Löſchpapier-Ausgabe der ſammtlichen bisherigen und künftigen Werke des Präſidenten von Kotzebue, in einigen hundert Bänden, zum Beſten der geringeren Stände.

Verbannungen, die drei unverdienten, eines Paſquillanten, Dramaturgen und vermeinten politiſchen Schriftſtellers.

Verſuch über die Mittel, unſre mimiſchen Künſtler wieder zu Komödianten zu bilden.

Witz, der in Säcken nachgeſchleppte, oder neuer unveränderter Abdruck des *nicht witzigen* Hyperboreiſchen Eſels, nebſt der *nicht witzigen* Recenſion deſſelben in der A. L. Z., der *witzigen* Antikritik des Paſtor Kanzelmann und Küſter Wachtelmann, und der *witzig findenden* Replik des Recenſenten.

ſeitdem gemacht worden! Welche Bahn hat die Deutſche Kunſt durchmeſſen! Und gerade der Gattung, welche ich empfahl, der maleriſchen Begleitung der Dichter, haben ſehr ausgezeichnete Talente ihre Neigung zugewendet. Ich erwähne hier vor allen andern die Blätter meines genialiſchen Freundes Cornelius zu dem Liede der Nibelungen und zum Fauſt. Jene bezeichnen einen doppelten Fortſchritt: denn auch das herrliche Denkmal unſrer alten Heldenſage war damals noch faſt niemanden bekannt oder zugänglich. Die Zeichnungen zum Fauſt ſind ein groß gedachter und tiefſinniger Commentar zu der originalſten Schöpfung unſers großen Dichters, neben welchem man gern die ſchwerfälligen hohlen Grübeleien, welche ohne alle praktiſche Einſicht in die Poeſie über den Fauſt bis zum Ueberdruſſe geſchrieben worden ſind, dem Dichter und dem Maler als ein Holokauſt verbrennen möchte. Aber der Werth ſolcher Leiſtungen läßt ſich nicht in einem Anhange und vorübergehend gehörig ſchätzen: ich habe mir längſt vorgeſetzt, ihnen eine eigne Betrachtung zu widmen.

XXI.

Ueber das Verhältniß
der
ſchönen Kunſt zur Natur;
über
Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit;
über
Stil und Manier.

Aus Vorleſungen, gehalten in Berlin im Jahre 1802.

Ariſtoteles hatte als Thatſache den Satz aufgeſtellt, die ſchönen Künſte ſeyen nachahmend. Dieß war richtig, in ſo fern damit geſagt ſeyn ſollte, es komme etwas nachahmendes in ihnen vor: unrichtig aber, wenn es bedeutete, wie Ariſtoteles es wirklich nahm, die Nachahmung mache ihr ganzes Weſen aus. Ueberdieß wurde Architectur und Redekunſt ſchon dadurch ausgeſchloſſen, die auch Ariſtoteles nicht in den Kreis jener Künſte zu ziehen ſcheint, wie Viele nach ihm aus demſelben Grunde.

Neuere Theoriſten haben dieſen Satz nun in folgenden verwandelt: die ſchöne Kunſt ſoll die Natur nachahmen.

Bei Natur wird oft nichts weiter gedacht, als das ohne Zuthun menſchlicher Kunſt Vorhandene. Wenn man nun zu dieſem verneinenden Begriff der Natur einen eben ſo leidenden Begriff vom Nachahmen hinzufügt, ſo daß es ein bloßes Nachmachen, Copiren, Wiederholen bedeutet, ſo wäre die ganze Kunſt in der That ein brodloſes Unternehmen. Man ſieht nicht ein, da die Natur einmal vorhanden iſt, warum man ſich quälen ſollte, ein zweites, jenem ganz ähnliches, Exemplar von ihr in der Kunſt zu Stande zu bringen, das für die Befriedigung unſers Geiſtes nichts voraus hätte, als etwa die Bequemlichkeit des Genuſſes. So beſtände z. B. der Vorzug eines gemalten Baumes vor einem wirklichen darin, daß ſich keine Raupen und anderes Ungeziefer daran ſetzen, wie die Bewohner der Nordholländiſchen Dörfer in der That die kleinen Höfe an ihren Häuſern der Reinlichkeit wegen nicht mit wahren Bäumen bepflanzen, ſondern ſich begnügen, auf die Wände umher Bäume, Hecken und Lauben zu malen, die ſich überdieß auch im Winter grün erhalten. Die Landſchaftmalerei würde demnach bloß dazu dienen, im Zimmer gleichſam eine Natur im Auszuge um ſich zu haben, wobei man froh wäre, die gebirgigen Gegenden anzuſehen, ohne jedoch der rauheren Witterung ausgeſetzt zu ſeyn, und klettern zu müſſen. Mir fällt dabei die Reiſenatur des Prinzen in Goethe's Triumph der Empfindſamkeit ein.

Aber man ſtelle ſich, wie man will, ſo kann man höchſtens zwei der bildenden Künſte, die Malerei und die Sculptur, in dieſem Sinne zur bloßen Nachahmung der Natur machen; die Erſcheinungen der übrigen bringt man auf keine Weiſe heraus. Denn man halte die Muſik für Nachahmung des Naturausdrucks der Empfindungen durch Laute, oder laſſe ſie dem Geſänge der Vögel abgelernt ſeyn, wie die Chineſen erzählen, einer ihrer Kaiſer habe einsmals ein Concert von Singvögeln vernommen, und nach dem Muſter deſſelben das erſte menſchliche Concert veranſtaltet: ſo wird man daraus nimmer das Erfoderniß des Taktes, des regelmäßigen Rhythmus ableiten, noch ſeine Entſtehung begreiflich machen können. Eben ſo iſt es mit dem Sylbenmaaße in der Poeſie: es iſt etwas durchaus idealiſches, und der Natur auf keine Weiſe abgeborgt. So kommt man dahin, dieſe Dinge für außerweſentliche Zierrathen zu halten, und erklärt, einer willkührlichen Meynung zu lieb, dasjenige, worin ſeit undenklichen Zeiten die Menſchen unter allen Himmelsſtrichen übereingekommen ſind, für zufällig und ungültig, woraus denn die verkehrteſten Regeln herfließen.

Einige haben doch gemerkt, obiger Grundſatz ſey gar zu unbeſtimmt; ſie haben befürchtet, die Kunſt möchte ſich, wenn man ihr dieſe Breite gäbe, in das Gleichgültige und Widerwärtige verlieren; ſie ſagen deswegen: die Kunſt ſoll die ſchöne Natur, oder ſie ſoll die Natur ins Schöne nachahmen. Dieß heißt recht, einen von Pontius an Pilatus weiſen. Denn entweder ahmt man die Natur nach, wie man ſie vorfindet, ſo wird ſie vielleicht nicht ſchön ausfallen; oder man bildet ſie ſchön, ſo iſt es keine Nachahmung mehr. Warum ſagen ſie nicht gleich: Die Kunſt ſoll das Schöne darſtellen; und laſſen die Natur ganz aus dem Spiele? So wäre man der Quälerei los, daß die Kunſterſcheinungen zur Natur in dieſem Sinne umgedeutet werden müſſen; was nicht ohne die äußerſte Gewaltthätigkeit möglich iſt.

Da es der beſte Beweis iſt, etwas ſey gut nachgemacht, wenn man die vorgeſtellte Sache für die wirkliche halten kann, ſo fließt aus dem grob verſtandenen Grundſatze der Nachahmung natürlich her: daß man ſich in der Kunſt die Täuſchung zum Ziel ſetzen müſſe, und daß alles, was die Täuſchung ſtört, fehlerhaft ſey. Den ſpielenden Schein, welchen die ächte Kunſt ſucht, und welchem ſich das bezauberte Gemüth freiwillig hingiebt, wiewohl es ſich der Erdichtung ſehr gut bewußt iſt; worüber es auch auf Augenblicke, ſo wie über bloß innere Vorſtellungen, die nähere Gegenwart ganz vergeſſen kann; — dieſen ſpielenden Schein, ſage ich, hat man mit dem eigentlichen Irrthum verwechſelt, mit der gänzlich leidenden Berückung, die dem Geiſte alle Freiheit der Betrachtung rauben würde, indem die geglaubte Wirklichkeit des Dargeſtellten nun ernſthaft auf ihn eindränge. Auf ſolche Weiſe täuſchte Leonardo ſeinen eigenen Vater, dem er zum Scherz verſprochen hatte, ihm ein Schild für das Haus ſeines Pächters zu mahlen. Er hatte hiezu ſeine bewundernswürdige Meduſa insgeheim vollendet, deren giftigen Aushauch man wirklich gemalt zu ſehen glaubt, wie der abgehauene Kopf von verdorrten Kräutern, Schlangen, Kröten und allerlei ekelm Gewürm umgeben, auf dem Boden liegt. Nun ſtellte er ſie in einem gedämpften Lichte auf die Staffelei, und lud ſeinen Vater ein, das fertige Schild in Augenſchein zu nehmen. Ser Piero da Vinci, beim Eintritt von Entſetzen ergriffen, nahm die Flucht vor dem Ungeheuer, bis ihm ſein Sohn lachend zurief: dieß ſey ja eben das beſtellte Schild.

Dieſer Grundſatz der Täuſchung iſt dem Weſen ächter Kunſt ſo fremd, daß er faſt nur auf die Malerei und die Poeſie, mit Schauſpielkunſt verbunden, hat angewandt werden können. Geſang und Tanz bedürfen einer feſtgeſetzten Kunſtform, der Rhythmus erinnert jeden Augenblick daran, daß ſie nur freie umbildende Darſtellungen vom natürlichen Ausdruck der Gemüthsbewegungen ſind; man kann ihnen nicht ohne die größte Verwirrung der Begriffe eigentliche Täuſchung zuſchreiben. Die Sculptur thut anerkannter Maaßen auf Täuſchung Verzicht. Wenn Täuſchung den Werth eines Kunſtwerkes beſtimmte, ſo müßte es erlaubt ſeyn, Statuen anzuſtreichen, und eine Wachsfigur mit natürlichen Haaren, und vielleicht den wahren Kleidern der vorgeſtellten Perſon, wäre der beſten Statue von ihr vorzuziehen *). Wenn man auch nicht ſo weit ging, hat man

---

*) Man hat dieſe Kunſt oder Künſtelei zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Die modigen Perückenmacher in Paris ſtellen weibliche Wachsbilder mit geſchmackvollem Haar- und Kleiderputz aus, wobei ein Kurzſichtiger wohl in Gefahr iſt, der artigen Perſon, die in ſo buhleriſcher Stellung hinter dem Fenſter ſteht, liebäugelnde Blicke

gleichwohl der Sculptur zuweilen angerathen, der Täuſchung zu lieb, wenigſtens nicht koloſſal zu bilden. Wenn man die Kunſt einmal ſo anſieht, ſo darf man wenigſtens nicht über den Menſchen lachen, der ein Bruſtbild nicht ähnlich fand, weil die Perſon ja Hände und Füße habe.

Bei der Malerei hat es eher einigen Schein, doch kann ſie auch keine eigentliche Täuſchung bezwecken wollen, da ſie kein wahres Licht hat, ſondern nur durch einen geſchickten Gebrauch der weißen und durch die Abſtufungen der übrigen Farben die Beleuchtung zu bezeichnen vermag. Zum Behuf der Täuſchung müßte dem alſo durch anderweitige Vorkehrungen abgeholfen werden, wie z. B. in einem Panorama geſchieht, oder wenn man eine Mondſchein-Landſchaft durchſichtig erleuchtet. Die Frage jener Chineſen beim Anblick Engliſcher Bildniſſe: ob die Perſonen denn wirklich ſo fleckig wären, als ſie durch Licht und Schatten erſchienen, kann uns aufmerkſam darauf machen, daß Gemälde nicht eigentlich täuſchen, daß Einſicht und Gewöhnung dazu gehört, um die Wahrheit des Scheins in ihnen zu finden.

Am meiſten Unheil hat dieſer Grundſatz in der dramatiſchen Poeſie und in der von ihr abhängigen Schauſpielkunſt angerichtet.

Man ſieht an obigen Beiſpielen, wie es immer ins Tändelnde oder Widerwärtige ausartet, wenn man mit

---

zuzuwerfen, und wenn er ſich einbildet, ſie habe ihm gewinkt, den einſeitigen Liebeshandel noch ein paar Tage lang fortzuſetzen.

der Täuſchung Ernſt macht. Wir erinnern uns hiebei der luſtigen Geſchichte von einem Künſtler im alten Rom, der natürlich wie ein Schwein grunzen konnte; (in den Fabeln des Phädrus) ein Bauer wollte ihn vermittelſt eines unter dem Mantel verſteckten wahren Schweines übertreffen, ward aber ausgepfiffen, und beſchämte nun, indem er es hervorzog, die getäuſchten Kenner. Wer weiß, dieſe hatten doch ſo Unrecht nicht, jenen vorzuziehen, nur leiteten ſie ihr Vergnügen aus der falſchen Quelle der Täuſchung her, da es vielmehr daher rühren mochte, daß eine menſchliche Stimme die eines Thieres charakteriſtiſch, jedoch immer noch kennbar nachahmte.

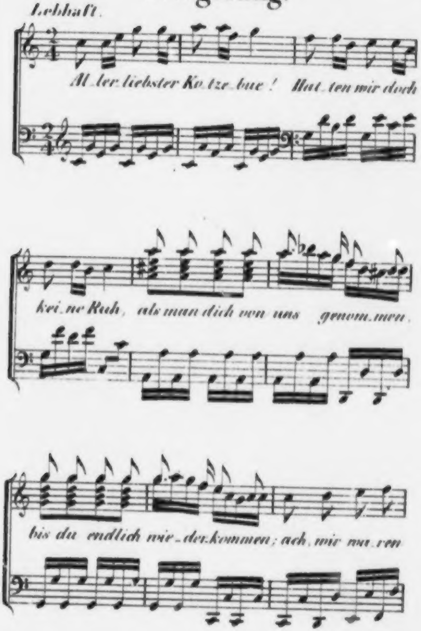
Mit der Täuſchung iſt die Foderung der Wahrſcheinlichkeit nahe verwandt, welche hauptſächlich an die Poeſie, vor allem an die dramatiſche gemacht worden, und dahin geführt hat, alles Kühne, Große, Wunderbare und Außerordentliche daraus. zu verbannen, und das Gemeine, Alltägliche für den wahren Gegenſtand derſelben auszugeben. Ganz verkehrter Weiſe. Die eigentliche Wahrſcheinlichkeit beruht auf Berechnungen des Verſtandes, die auf ein ſchönes Kunſtwerk nicht anzuwenden ſind; in der Poeſie kann von keiner andern die Rede ſeyn, als daß etwas wahr ſcheine; und wahr ſcheinen kann ſehr wohl auch, was nimmer wahr werden mag. Es kommt nur darauf an, daß ein Dichter uns durch den Zauber ſeiner Darſtellung in eine fremde Welt zu verſetzen wiſſe, ſo kann er alsdann in ihr nach ſeinen eignen Geſetzen ſchalten.

In einem andern Sinne nennt man auch das Natur, was im Menſchen von ſelbſt und ohne Anſtrengung zum Vorſchein kommt, im Gegenſatz mit dem künſtlich angebildeten. Dieſe Natur hat man der Kunſt auf eine doppelte Art empfohlen: in Betreff der dargeſtellten Menſchen, und in Betreff der Perſon des Künſtlers. Bei den übrigen Künſten leuchtet es zu ſehr ein, daß deren Ausübung, wegen ihrer durchaus künſtlichen Mittel, ein gründliches methodiſches Studium erfodert; ſo hat denn dieſer ſchlimme Rath, ſich blindlings ſeinen Anlagen, und einer wilden Begeiſterung zu nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich kunſtloſen Ergießungen zu überlaſſen, am meiſten in der Poeſie auf Irrwege geführt. Dieſem Grundſatze der Natürlichkeit, welcher eigentlich die Kunſt ganz aufhebt, ſteht als das entgegengeſetzte Aeußerſte gegenüber der Grundſatz der Künſtlichkeit, welcher eine Hervorbringung der Kunſt bloß nach dem Maaße der darin auf der Oberfläche erſcheinenden Geſchicklichkeit und Mühe ſchätzt. Er lautet demnach: die überwundene Schwierigkeit ſey die Hauptquelle des Vergnügens an ſchönen Geiſteswerken; deswegen ſey z. B. ein Trauerſpiel in gereimten Verſen, und worin es möglich gemacht worden, eine Handlung in einem einzigen Zimmer innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Stunden vorgehen zu laſſen, eine gar bewundernswürdige Sache. Dergleichen Ausſprüche zeigen aufs klarſte die herrſchende Beſchränktheit und Stümperhaftigkeit in der Ausübung der Kunſt; denn einem Meiſter, der das Große und Weſentliche unter ſich gebracht hat, muß die Erfüllung der mechaniſchen Bedingungen nur eine Kleinigkeit ſeyn. Entweder die Schwierigkeit wird dem Werke noch angemerkt, ſo iſt ſie nicht recht überwunden; oder ſie iſt vollkommen überwunden, ſo ergiebt ſie ſich nicht mehr aus deſſen Betrachtung, ſondern es kann nun von Kennern aus eigner Erfahrung auf ſie geſchloſſen werden, welches gar nicht mit zum Kunſtgenuſſe gehört. Boileau hat ſich nicht geſchämt, die Poeſie mit der Kunſt zu vergleichen, Hirſekörner durch ein enges Loch zu werfen, und er hat der ſeinigen allerdings damit Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenn ſie aber überhaupt nichts weiter wäre, ſo verdienten die Poeten nur auf eben die Weiſe belohnt zu werden, wie vom Alexander jener Mann belohnt ward, der ſich ihm durch die überwundene Schwierigkeit der Hirſekörner empfehlen wollte.

Was die Natürlichkeit in Anſehung der dargeſtellten Perſonen betrifft, ſo hat es ſeine Richtigkeit, daß die Darſtellung Wahrheit und Tiefe haben muß, welches durch die Steifheit conventioneller Formen ganz unmöglich gemacht wird. Von dieſen müſſen ſie alſo entkleidet werden. Jedoch hat die Foderung der Natürlichkeit bei Ausſtattung der Perſonen mit ausgezeichneten Eigenſchaften viel zu ſehr beſchränkt; im beſten Falle hat man das Naive und Einfache, meiſtens das Gemeine und Platte ergriffen.

Das Natürliche wird gewöhnlich nicht nach der Menſchheit im Allgemeinen, wie ſie ſich unter verſchiedenen Himmelsſtrichen in verſchiedenen Zeitaltern geſtaltet hat, beurtheilt, ſondern nach der einſeitigen Nationalität in einem verwöhnten Zeitalter, wo oft das Unnatürlichſte natürlich geworden ſeyn kann. Der Geizige findet die Freigebigkeit, der Feige die Tapferkeit unna-

Festgesang.


Lebhaft.
Al_ler.liebster Ko_tze_bue! Hat_ten wir doch
kei_ne Ruh, als man dich von uns genom_men,
bis du endlich wie_der.kommen; ach, wir wa_ren

türlich, und ſo muß einer völlig unpoetiſcher Nation ſchon alles wahrhaft Poetiſche unnatürlich vorkommen, wie man es denn auch bei den Franzoſen erlebt. Sie führen trotz dem, daß ſie einen ſo großen Nachdruck auf den Grundſatz der Künſtlichkeit legen, auch den Grundſatz der Natürlichkeit beſtändig im Munde. Was ihnen natürlich ſcheinen ſoll, muß Klarheit und Beſtimmtheit haben, dabei aber nüchtern ſeyn. Sie können ſogar die kalte vernünftelnde Rhetorik der Leidenſchaft in ihren Trauerſpielen natürlich finden, wenn ſie nur bild- und fantaſielos iſt; im entgegengeſetzten Falle würde ſie ihnen bei der größten Wahrheit als übertriebner Bombaſt vorkommen.

Durch die gröbſte Verwirrung aller Begriffe hat man das, was Form, Mittel der Darſtellung iſt, mit zu ihrem Inhalte gerechnet, und es z. B. für unnatürlich erklärt, wenn die Perſonen im Drama in Verſen reden, als ob der Dichter im Sinne hätte, lauter improviſirende Poeten aufzuführen, und der poetiſche Stil nicht auf die Bedeutung des Werkes im Ganzen ginge. So Diderot, und Andere nach ſeinem Beiſpiel. Was man gegen die Oper als eine unſchickliche und verwerfliche Gattung eingewandt, läßt ſich meiſtens auf dieſen unſtatthaften Grund zurück führen.

Wenn man aus dieſer ſubjectivſten Verengung das Wort Natur wieder zum Inbegriff aller Dinge erweitert, ſo leuchtet freilich ein, daß die Kunſt ihre Gegenſtände aus dem Gebiete der Natur hernehmen muß; denn es giebt alsdann eben nichts andres. Die Fantaſie kann in ihren kühnen Flügen zwar übernatürlich, aber niemals außernatürlich werden. Die Beſtandtheile ihrer

Schöpfungen, wie ſie auch durch ihre wunderbare Thätigkeit verwandelt ſeyn mögen, müſſen immer aus einer vorhandenen Wirklichkeit entlehnt ſeyn. In dieſem Sinne braucht man aber gar nicht der Kunſt vorzuſchreiben, daß ſie die Natur nachahmen ſoll, ſondern ſie muß es; es hat gar keine Gefahr, daß ſie etwas anders können wird. Der Satz würde daher richtiger lauten: die Kunſt muß Natur bilden; wo er alsdann bloße Thatſache und berichtigter Ausdruck von dem des Ariſtoteles wäre.

Wenn man ſagt, der Künſtler ſoll die Natur ſtudiren, er ſoll ſie beſtändig vor Augen haben u. ſ. w., welches übrigens ſehr empfehlungswürdige Vorſchriften ſind, ſo verſteht man unter Natur wieder nicht die Geſamtheit der Dinge, ſondern beſtimmte einzelne Gegenſtände der Außenwelt. Wie kommen dieſe nun dazu, mit einem ſo würdigen Namen belegt zu werden? Unſtreitig, weil ſich in ihrer Erſcheinung allgemeine Naturgeſetze offenbaren. Man ſagt von einer gemalten Kleidertracht, die doch ein Werk menſchlicher Hände iſt, ſie ſey nach der Natur gemacht, wenn in ihrem Faltenwurf die Geſetze der Schwere, wie ſie ſich nach der beſondern Beſchaffenheit des Zeuges und ſeiner Lage am Körper äußern, und wenn in ihrer Färbung die Geſetze der Lichtvertheilung beobachtet ſind. Allein das Wort Natur hat auch hier wieder ſehr irre geführt, als ob das einzelne Naturding ſchon das abſolute Vorbild, das unübertreffliche, ja das unerreichbare für den menſchlichen Geiſt wäre. Sehr vortreffliche Künſtler haben dieſen Wahn durch ihr Anſehen beſtätiget. Gerade weil ſie die beſtimmteſte Anſchauung hatten, und die Unerſchöpflichkeit jeder Erſcheinung innigſt fühlten, glaubten ſie den vorbildlichen Gegenſtand nur auf unvollkommene Weiſe, ſonſt unverwandelt in ihr Werk aufgenommen zu haben. Eben weil ihnen die Thätigkeit, wodurch er, gänzlich umgebildet, erſt zu einem paſſenden Theile ihrer Darſtellung ward, ſo natürlich war, wurden ſie ſich dieſer Thätigkeit nicht bewußt, und ſchrieben alles Verdienſt der Natur zu. Daß dem ſo ſey, davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man ſich nur an die entgegengeſetzten Aeußerſten erinnert, wie z. B. ein Raphael, und wie ein mikroſkopiſcher Inſektenmaler die Natur vor Augen hat, oder ein Denner, der die Menſchen um nichts beſſer als mikroſkopiſche Inſekten nachpinſelt. Durch bloßes Nachahmen, Copiren, wird man immer gegen die Natur den Kürzeren ziehen; die Kunſt muß alſo etwas anderes wollen, um dieſen Nachtheil zu vergüten, und das iſt eine Heraushebung des Bedeutſamen in der Erſcheinung, mit Uebergehung der ſtörenden Zufälligkeiten.

Die todte und empiriſche Anſicht von der Welt iſt, daß die äußeren Dinge ſind; die philoſophiſche, daß alles in ewigem Werden, in einer unaufhörlichen Schöpfung begriffen iſt: worauf uns ſchon eine Menge Erſcheinungen im gemeinen Leben gleichſam hinſtoßen. Von uralten Zeiten her hat demnach der Menſch dieſe in allem wirkſame Kraft der Hervorbringung zur Einheit einer Idee zuſammengefaßt, und das iſt die Natur im eigentlichen und höchſten Sinne. In keiner einzelnen Hervorbringung kann dieſe allgemeine Schöpferkraft erlöſchen, allein wir können ſie nie it dem äußern Sinne gewahr werden; am beſtimmſten erkennen wir ſie von dem Punkte aus, wo wir lbſt unſern Antheil daran in uns tragen: als orga- ſche Weſen, und nach den Graden der Verwandtſchaft nderer Organiſationen mit der unſrigen. Die geſamte Natur iſt ebenfalls organiſirt, aber das ſehen wir nicht; ſie iſt eine Intelligenz wie wir, das ahnden wir nur, und gelangen erſt durch Speculation zur klaren Einſicht. Wird nun Natur in dieſer würdigſten Bedeutung genommen, nicht als eine Maſſe von Hervorbringungen, ſondern als das Hervorbringende ſelbſt; und der Ausdruck Nachahmung in dem edleren Sinne, wo es nicht heißt, die Aeußerlichkeiten eines Menſchen nachäffen, ſondern ſich die Weiſe ſeines Handelns zu eigen machen; ſo iſt nichts mehr gegen den Grundſatz einzuwenden, noch zu ihm hinzuzufügen: die Kunſt ſoll die Natur nachahmen. Das heißt nämlich, ſie ſoll, wie die Natur ſelbſtändig ſchaffend, organiſirt und organiſirend, lebendige Werke bilden, die nicht erſt durch einen fremden Mechanismus, wie etwa eine Penduhr, ſondern durch eine inwohnende Kraft, wie das Sonnenſyſtem, beweglich ſind, und vollendet in ſich ſelbſt zurückkehren. Auf dieſe Weiſe hat Prometheus die Natur nachgeahmt, als er den Menſchen aus irdiſchem Thon formte, und ihn durch einen von der Sonne entwendeten Funken belebte. In dieſem höchſten Sinne hat, ſo viel ich weiß, nur ein einziger Schriftſteller den Grundſatz der Nachahmung für die Künſte ausdrücklich aufgeſtellt. Es iſt Moritz in ſeiner vortrefflichen kleinen Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen *). Die Mängel dieſer Schrift rühren daher, daß Moritz, bei ſeinem wahrhaft ſpeculativen Geiſte, in der damaligen Philoſophie gar keinen Anhalt fand, und ſich daher einſiedleriſch in myſtiſchen Irrgängen verlor. Er beſchreibt das Schöne als das in ſich Vollendete, was als ein für ſich beſtehendes Ganzes von unſrer Einbildungskraft umfaßt werden kann. Nun ſey aber der große Zuſammenhang der ganzen Natur, der über das Maaß unſrer Anſchauung hinausgeht, das einzig wahre, für ſich beſtehende Ganze; jedes einzelne Ganze in ihm ſey wegen der unauflöslichen Verkettung der Dinge nur eingebildet; aber es müſſe ſich dennoch, als Ganzes betrachtet, jenem großen Ganzen in unſerer Vorſtellung ähnlich, und nach eben den ewigen feſten Regeln bilden, nach welchen dieſes ſich von allen Seiten auf ſeinen Mittelpunkt ſtützet, und auf ſeinem eignem Daſeyn ruht. Jedes ſchöne Ganze aus der Hand des bildenden Künſtlers ſey daher im Kleinen ein Abdruck des höchſten Schönen im großen Ganzen der Natur. Vortrefflich! Sowohl die im Schönen liegende Beziehung auf das Unendliche, als das Streben der Kunſt nach innerer Vollendung iſt hiedurch auf das glücklichſte ausgedrückt.

Wo ſoll aber der Künſtler ſeine erhabene Meiſterin, die ſchaffende Natur, finden, um ſich mit ihr gleichſam zu berathen, da ſie in keiner äußeren Erſcheinung enthal-

---

*) Seit dieſes geſchrieben wurde, Schelling in ſeiner verehrten und geiſtreichen Rede über das Verhältniß der bildenden Kunſt zu der Natur.

ten iſt? In ſeinem eigenen Innern, im Mittelpunkte ſeines Weſens durch geiſtige Anſchauung kann er es nur, oder nirgends. Die Aſtrologen haben den Menſchen Mikrokosmus, die kleine Welt, genannt, was ſich philoſophiſch ſehr gut rechtfertigen läßt. Denn wegen der durchgängigen Wechſelbeſtimmung aller Dinge iſt jeder Atom Spiegel des Weltalls. Der Menſch iſt aber das erſte uns bekannte Weſen, das nicht bloß für eine fremde Intelligenz Spiegel des Weltalls wäre, ſondern, weil ſeine Thätigkeit in ſich zurückgeht, es auch für ſich ſelbſt ſeyn kann. Die Klarheit nun, der Nachdruck, die Fülle, die Allſeitigkeit, womit ſich das Weltall in einem menſchlichen Geiſte abſpiegelt, und womit ſich wiederum dieſes Abſpiegeln in ihm ſpiegelt, beſtimmt den Grad ſeiner Genialität, und ſetzt ihn in den Stand, eine Welt in der Welt zu bilden.

Man könnte die Kunſt daher auch definiren als die durch das Medium eines vollendeten Geiſtes hindurchgegangene, für unſere Betrachtung verklärte und zuſammengedrängte Natur. Der Grundſatz der Nachahmung, wie er gewöhnlich ganz empiriſch genommen wird, läßt ſich alſo geradezu umkehren. Die Kunſt ſoll die Natur nachahmen: heißt mit andern Worten: die Natur (die einzelnen Naturdinge) iſt in der Kunſt Norm für den Menſchen. Dieſem Satz iſt geradezu entgegengeſetzt der wahre: der Menſch iſt in der Kunſt Norm der Natur.

Die äußerſt wichtigen Begriffe von Manier und Stil ſtehen mit dem Verhältniſſe zwiſchen Natur und Kunſt in genauem Bezug. Dieſe Ausdrücke ſind zuerſt in den bildenden Künſten üblich geweſen, von da hat man angefangen, ſie auf die übrigen Künſte zu übertragen; mit Recht, denn man kann eine ſehr gute Anwendung von ihnen machen.

Wir wollen mit der Manier, als dem leichteren Begriffe, anfangen. Zuweilen braucht man dieſes Wort in einem lobenden Sinne; man ſagt z. B. von einem Gemälde, es ſey in einer großen Manier ausgeführt. Alsdann bedeutet es ſo viel als Stil und Charakter überhaupt. Gewöhnlich ſoll es aber den Werth eines Kunſtwerkes herabſetzen, wenn man Manier darin findet; dieß iſt immer der Fall, wenn man es manierirt nennt. Manierirt heißt eine Darſtellung, wenn Manier darin als herrſchend wahrgenommen wird; und der höchſte Grad des Manierirten iſt es, wenn das Weſen der Sache darüber gänzlich verloren geht, und alles ſich in bloße Manieren auflöſet.

Manieren heißen im gemeinen Leben Arten des äußerlichen Betragens, in ſo fern ſie Gewohnheit geworden ſind. Man ſieht alſo leicht, daß Manier im obigen Sinne eine fehlerhafte Angewöhnung des Künſtlers bedeutet, die entweder in ſeiner Weiſe der Ausführung und Behandlung, oder ſchon in der Art, ſeine Gegenſtände in der Idee zu faſſen, liegen kann. Das Manierirte iſt alſo eine unerlaubte Einmiſchung der darſtellenden Perſon und ihrer beſondern Beſchaffenheiten in die künſtleriſche Darſtellung.

Nach dieſer Beſchreibung ſollte man die Manier, die ſich oft ſo vorlaut aufdrängt, für etwas poſitives halten, und ſo könnte man das entgegengeſetzte, den

Stil, bloß verneinend erklären, als die gänzliche Abweſenheit der Manier; ſo wie immer ein Beiſchmack am Waſſer getadelt wird, da die Reinheit des Waſſers ſich daran zeigt, daß es eigentlich gar keinen Geſchmack hat. Es würde hieraus folgen, daß es nur einen einzigen Stil geben könne. Dennoch hört man die Kenner der Kunſt von verſchiedenen Stilen reden, und zwar ſoll man an dem Stile eines Werkes, ſo gut wie an der Manier das Zeitalter, woraus es ſich herſchreibt, oder gar ſeinen beſtimmten Urheber erkennen. Es fragt ſich nun: mit welchem Rechte dieß geſchieht? ob man entweder die Behauptung mehrerer Stile, oder dieſe bloß verneinende Anſicht vom Stil fahren laſſen muß, oder wie ſich beides mit einander verträgt?

Wenn wir uns auf einen höheren Geſichtspunkt ſtellen, ſo erkennen wir wohl, daß das Individuelle aus dem Allgemeinen durch Beſchränkung und Entgegenſetzung ſich bildet. In der Kunſt alſo, die als etwas allgemeines für Alle gültiges betrachtet werden muß, wäre die Hinzufügung des Individuellen, Perſönlichen, vielmehr beſchränkend und negativ, und die Enthaltung davon das Poſitive, die Erweiterung der Kunſt zu ihrem wahren Umfange.

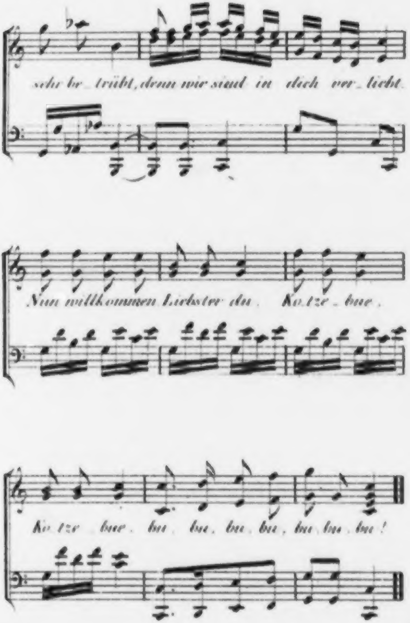
Allein wir ſind nun einmal Individuen, werden als ſolche geboren, und können nicht aufhören, es zu ſeyn, Es iſt folglich ein beſtimmtes Verhältniß in unſern Anlagen, vermöge deſſen uns gewiſſe Handlungsweiſen am leichteſten und angemeſſenſten ſind; durch die Wiederholung derſelben müſſen Gewöhnungen und beſondere Neigungen entſtehen, die ſich in Werken, welche aus

dem Innerſten unſers Weſens hervorgehen ſollen, w
die der ſchönen Kunſt ſind, nothwendig mehr oder w
niger abdrücken werden Wir ſehen die Dinge dur
aus nicht, wie ſie an ſich ſind, ſondern nach ihrem V
hältniſſe zu uns, welches natürlich durch unſre ga
Perſönlichkeit beſtimmt wird. Wie iſt es mögli
in der Kunſt nicht manierirt zu ſeyn, ja nur zu merk
daß wir eine Manier an uns haben?

Dadurch, daß wir nicht bloß Individuen, ſond
auch Menſchen ſind, d. h. etwas Feſtes, ſich ſelbſt Be-
ſtimmendes und allgemein Gültiges in uns tragen,
welches wir wie an einen Maaßſtab das Veränderli
zufällig Beſtimmte und ausſchließend Eigenthümliche
halten vermögend ſind. So, wie die Sittlichkeit von u
fodert, unſere ſelbſtiſchen Triebe aus Gehorſam geg
ein höheres Geſetz zu bezähmen, ſo wird die künſtl
ſche Tugend (virtù, wie ja auch die Italiäner
vollendete Kunſtfertigkeit nennen) darin beſtehen,
ſich der Künſtler, den Geſetzen des Schönen und
Darſtellung zu lieb, ſeiner Individualität zu entäuß
weiß, daß er ſich ſeinem Werke gleichſam unterw
und ſo ſieht man ein, wie, wo nicht gänzliche Re
von allen perſönlichen Einflüſſen, doch eine Annähe
an Vollendung Statt finden kann, welche den Be
ter des Kunſtwerkes keine Manier mehr darin erk
laſſen wird.

Von dieſer Seite wird alſo Erhebung über da
nierirte durch eine Maxime des Willens möglich.
die Wirkung einer ſolchen reicht nicht bis dahin,
aus der unüberſteiglichen Beſchränktheit unſerer

niſſe herrührt. — Der Gegenſtand der Kunſt, wie wir geſehen haben, iſt nothwendig Natur. Die Idee der Natur haben wir in uns, aber in der hiſtoriſchen Erkenntniß durch Erfahrung bleibt ſie für uns unüberſehbar und unerſchöpflich. Da wir nun das, was wir in uns tragen, die Idee, den Geiſt, die Poeſie eines Werkes, nur durch beſtimmte äußere Erſcheinungen feſthalten können, ſo wird auch an dieſen die Mangelhaftigkeit unſerer Naturerkenntniß, ſowohl was ihren Umfang, als ihre Tiefe betrifft, bemerkt werden. Die Wiſſenſchaft des Malers iſt die Beobachtung des Sichtbaren: der eine hat es darin weiter gebracht in Anſehung der Erſcheinungen von Farben und Licht und Schatten, der andere in Anſehung der Formen, beſonders organiſirter Körper; jeder thut ſich alſo in dem entſprechenden Theile der Kunſt hervor, und wird den andern in ſelbigem für manierirt erklären; und vor dem allſehenden Auge der Natur würde wahrſcheinlich keiner von beiden auch in dem, was er am beſten verſteht, als frei von Manier beſtehen. Vollkommene Naturwahrheit iſt, mit Einem Worte, nicht zu erreichen möglich, und die Kunſt ſoll ſie nicht einmal ſuchen wollen, weil ſie über dieſem Suchen ihren eigenen höheren Zweck unfehlbar aus den Augen verliert. Die Natur als Gegenſtand der Darſtellung iſt für die Kunſt nur Mittel zu ihren Offenbarungen; durch jenes Beſtreben würde ſie die Natur zum letzten Ziel der Darſtellung erheben, und im beſten Falle, wenn es noch ſo ſehr damit gelänge, wieder in bloße Natur übergehen, da ſie doch eine durchgängige Umbildung derſelben nach Geſetzen des menſchlichen Geiſtes ſeyn ſoll.


sehr be_trübt, denn wir sind in dich ver_liebt.
Nun willkommen Liebster du. Ko_tze_bue.
Ko_tze_bue. bu, bu, bu, bu, bu, bu, bu!

Zwiſchen der Kunſt und Natur ſteht alſo nothwendig etwas mitten inne, was ſie aus einander hält. Dieſes heißt Manier, wenn es ein gefärbtes oder trübes Medium iſt, welches auf alle dargeſtellten Gegenſtände einen falſchen Schein wirft; Stil, wenn es den Rechten beider, ſowohl der Kunſt als der Natur, nicht zu nahe tritt: welches nicht anders möglich iſt, als durch die dem Werke ſelbſt gleich eingeprägte Erklärung, es ſey nicht Natur, und wolle ſich nicht dafür ausgeben. Freiheit von Manier iſt alſo nur dadurch möglich, daß man einen Stil hat; nicht, wie Viele gemeynt haben, durch völliges Uebergehen in die Natur, bis zur ununterſcheidbaren Einerleiheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier mit dem Worte Stil noch etwas anderes meynen, als bloße Abweſenheit der Manier, ſonſt würde der Satz identiſch ſeyn und gar nichts ſagen; ſondern Stil iſt eine Verwandlung der individuellen unvermeidlichen Beſchränktheit in freiwillige Beſchränkung nach einem Kunſtprincip. Winkelmann hat darüber einen äußerſt treffenden Ausdruck, indem er den Stil ein Syſtem der Kunſt nennt. Er redet von einem Grundſatze des hohen Stils und ſagt: »Der ältere Stil war auf ein »Syſtema gebaut, welches aus Regeln beſtand, die von »der Natur genommen waren, und ſich nachher von derſelben entfernt hatten und idealiſch geworden waren. »Man arbeitete mehr nach der Vorſchrift dieſer Regeln, »als nach der Natur, die nachzuahmen war, denn die »Kunſt hatte ſich ihre eigene Natur gebildet. Ueber dieſes angenommene Syſtema erhoben ſich die Verbeſſerer »der Kunſt, und näherten ſich mehr der Wahrheit der

»Natur.« Wir wollen nicht alles prüfen, was in dieſen Worten liegt, beſonders das von den aus der Natur hergenommenen und idealiſch gewordenen Regeln, ſondern nur bemerken, daß auch nach der Annäherung an die Wahrheit der Natur die Kunſt ſich wieder ihre eigene Natur bildete, daß dieſes immer von der ächten Kunſt gilt, nur in einem mehr oder weniger auffallenden Sinne. — Stil wäre alſo ein Syſtem der Kunſt, aus einem wahren Grundſatze abgeleitet; Manier im Gegentheil eine ſubjective Meynung, ein Vorurtheil, praktiſch ausgedrückt.

Es tritt jedoch von neuem der Zweifel ein, wie es mehr als Einen Stil geben kann, da das Wahre nur eins iſt. Wir müſſen uns zuvörderſt erinnern, daß die Kunſt ein unendliches Ganzes, eine Idee iſt, in deren vollſtändigem Beſitz kein einzelner Menſch ſeyn kann: ſie läßt ſich alſo auch von ſehr verſchiedenen Seiten faſſen, ohne daß ihr wahres Weſen darum verfehlt werden müßte. Und diejenige Anſicht von ihr, welche jeder Künſtler nach ſeiner Eigenthümlichkeit von ihr haben kann, gleichſam die Grundanſchauung ſeiner Kunſtwelt, iſt das Princip, welches ſich, mit Freiheit und Bewußtſeyn entwickelt, zum praktiſchen Syſteme, zum Stile bildet. Ferner: die Kunſt geht, wie die Natur, vermöge ihres innern Organismus in ſtreng geſonderte und entgegengeſetzte Sphären aus einander; mit andern Worten: es gibt verſchiedene Künſte, deren jede ein andres Princip der Darſtellung, folglich auch ſchon für ſich, ohne Rückſicht auf die Ausübenden, einen eigenen Stil hat. Es gibt einen plaſtiſchen und einen pittoresken, einen muſikaliſchen und einen poetiſchen Stil. Sind in einer dieſer Künſte durch ihr Weſen verſchiedene Sphären nothwendig voraus beſtimmt, d. h. gibt es darin Gattungen, ſo haben auch dieſe ihre eignen Stile, wie es z. B. in der Poeſie einen epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Stil gibt, die einander entgegengeſetzt ſind, und doch alle aus dem Weſen der Poeſie abgeleitet werden können. Endlich entwickelt ſich die Kunſt als etwas von Menſchen zu Verwirklichendes nur allmälig in der Zeit: dieſes geſchieht unſtreitig nach gewiſſen Geſetzen, wenn wir ſie ſchon nicht immer in einem beſchränkten Zeitraume nachweiſen können. Wo wir aber eine Kunſtmaſſe als geſchloſſenes Ganzes überſehen, und die Geſetzmäßigkeit in ihrem Fortgange wahrnehmen, da ſind wir berechtigt, ſie auch durch Bezeichnung der verſchiedenen Epochen mit der Benennung Stil anzudeuten. Stil heißt alsdann eine nothwendige Stufe in der Entwickelung der Kunſt. Daher kann es, ſo genommen, auch unvollkommene Stile geben: ſie ſind es nur abgeſondert angeſehen, hiſtoriſch betrachtet ſehen wir in ihnen die folgende oder die vorhergehende Stufe zugleich mit; ſie können ſomit nicht für bloße Manieren, das hieße für zufällige Epiſoden in der Geſchichte ausgegeben werden.

Auch in der Geſetzmäßigkeit der Kunſtbildung geht die Natur in große Gegenſätze aus einander, wie wir es an der Geſchichte der antiken Kunſt und der modernen ſehen, die aber freilich erſt angefangen, und in der wir mitbegriffen ſind, ſo daß wir nur eine ſehr unvollkommene Einſicht und Ueberſicht davon haben, und ſie mehr errathen müſſen als ſie wiſſen können. Das Verworrene und Chaotiſche des erſten Anblicks, könnte jemanden, deſſen Geiſt mit den einfachen großen Muſtern des klaſſiſchen Alterthums angefüllt, und an ihre Vergleichung gewöhnt wäre, leicht zu der Behauptung verleiten, es gebe in der neuen Kunſt keine beſtimmten Bildungsſtufen oder Stile; ſo wie der ganz entgegengeſetzte Charakter derſelben, die nach den Grundſätzen der alten Kunſt irrationalen Gattungen u. ſ. w., die modernen Dichter und Künſtler hätten eigentlich keinen Stil, ſondern bloß Manieren. Dieſe wirklich aufgeſtellte Behauptung muß aber bei näherer Prüfung durchaus zurückgenommen werden, und es wird unſer Augenmerk ſeyn, ſowohl der modernen als antiken Kunſt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Wer kann z. B. läugnen, daß Shakſpeare einen Stil hat, ein Syſtem ſeines Kunſtfaches, und zwar ein erſtaunenswürdig gründliches und tiefgedachtes, das in der Anwendung nach Maaßgabe der verſchiedenen Gegenſtände ſeiner Dramen ſich auf das mannigfaltigſte abändert? Ja man kann auch das Geſetzmäßige in dem Gange des Künſtlerlebens, ſeine verſchiedenen Epochen oder Stile, ſehr gut angeben. Calderon kann uns als Beiſpiel eines von dem Shakſpeareſchen ganz verſchiednen, jedoch eben ſo vollendeten Stiles im romantiſchen Drama dienen.

Das Urtheil über Stil und Manier, beſonders über den Punkt, wo jener in dieſe, das Allgemeine in Beſonderes übergeht, gehört zu den ſchwierigſten Punkten der Kennerſchaft, und eben um ſich dieſe anzumaaßen, werden dieſe Worte ſo häufig gebraucht und nicht ſelten verkehrt angebracht. Ich will noch auf die beſondere Schicklichkeit des beiden zum Grunde liegenden Bildes aufmerkſam machen. Maniera kommt offenbar von manus her, und bedeutet urſprünglich die Führung der Hände. Dieſe gehören mit zu unſrer Perſon, und es können ſich alſo dabei leicht körperliche Gewöhnungen einſchleichen. Stilus hingegen iſt der Griffel, womit die Alten in Wachstafeln ſchrieben: dieſer gehört nicht mit zu uns, ſondern er iſt das Werkzeug unſrer freien Thätigkeit. Die Beſchaffenheit des Griffels beſtimmt freilich die Beſchaffenheit unſrer Züge, aber wir haben ihn ſelbſt gewählt, und könnten ihn mit einem andern vertauſchen.

Wenn man die ſchaffende Natur als die große Weltkünſtlerin, beſonders in Hervorbringung der organiſchen Naturen, betrachtet, ſo kann man ihr auch einen Stil und Manieren zuſchreiben, und vielleicht ließe ſich von dieſem Standpunkte aus die häufig aufgeworfene Streitfrage entſcheiden, ob es von der menſchlichen Schönheit bloß nationale Urbilder gebe, oder ob etwas darin allgemein gültig ſey. Die Bilder eines Malers, in welchen beſtändig dieſelben Köpfe, Verhältniſſe der Glieder, Hände und Füße u. ſ. w. wiederkommen, erkennen wir ſogleich ohne Bedenken für manierirt, weil wir ſehen, daß er aus perſönlicher Dürftigkeit den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Natur ungebührlich geſchmälert hat. Dieſe offenbart in der Geſamtheit ihrer Hervorbringungen unendliche Fülle und Abwechſelung, theilweiſe betrachtet aber beſchränkt ſie ſich oft bis zu einer auffallenden Einförmigkeit, ſowohl in dem Charakter der verſchiedenen Organiſationen, als beſonders innerhalb der menſchlichen Gattung: ſie bildet nicht nur ſehr einſeitige National-Phyſiognomien, ſondern ſogar Mißgeſtalten, wie Kröpfe und dergleichen, werden in manchen Gegenden allgemein. In ſolchen engeren Kreiſen können wir allerdings die Natur manierirt ſchelten; denn ſo nennen wir es, wenn ein fremdartiger ſtörender Zuſatz in das Kunſtproduct mit aufgenommen iſt, welches rein ſeyn ſollte. Der Charakter organiſcher Naturen iſt, Urſache und Wirkung von ſich ſelbſt zu ſeyn: ein ſcharfſinniger Philoſoph hat ſie mit Wirbeln oder Strudeln in dem allgemeinen Strome von Urſachen und Wirkungen verglichen. Sie können jedoch nicht ohne eine umgebende unorganiſche Welt beſtehen, und ſind genöthigt, beſtändig fremde Einflüſſe in ſich aufzunehmen. Soll nun die Freiheit der Selbſtbeſtimmung, die am Menſchen, als der vollkommenſten Organiſation, welche wir kennen, im höchſten Grade erſcheint, nicht geſtört werden, ſondern den weiteſten Spielraum behalten, ſo müſſen ſich die auf ihn einwirkenden Kräfte ins Gleichgewicht ſetzen, und da die beiden Hauptfactoren des organiſchen Lebens Sonne und Erde ſind, ſo wird dieß in den gemäßigten Himmelſtrichen ſeyn, wo ſich anerkannter Maaßen die ſchönſten Menſchenbildungen finden. Winkelmann hat dieſe Schlußfolge eingeſehen, aber ſie verworren ausgedrückt: »Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, je »mehr ſie ſich ihren äußerſten Enden nähert, und ent»weder mit der Hitze oder mit der Kälte ſtreitet, wo ſie »dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife

»Gewächſe von aller Art hervorbringt. Denn eine Blume verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibet ſie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem verſchloſſenen finſtern Orte. Regelmäßiger aber bildet die Natur, je näher ſie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt gehet, unter einem gemäßigten Himmel. Folglich ſind unſere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, welche von der regelmäßigſten Bildung genommen ſind, richtiger, als welche Völker bilden können, die, um mich des Gedankens eines neueren Dichters zu bedienen von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb entſtellet ſind.« — Die Geſetze, nach welchen ſich die menſchliche Bildung klimatiſch beſtimmt, ſind hiemit freilich noch nicht erſchöpft. Die Beſchaffenheit des Erdkörpers polariſirt ſich nicht bloß nördlich und ſüdlich, ſondern auch öſtlich und weſtlich, und auch in dieſer Rückſicht ſcheinen die ſchönſten Bildungen innerhalb einer gewiſſen Breite gefunden zu werden. So möchten auch in der ſüdlichen Halbkugel, die vermöge der Polarität weit mehr Waſſer als Land enthält, wo dieß Statt findet, z. B. auf den Südſeeinſeln, die ſchönſten Bildungen ſich weit näher am Aequator finden, als in der nördlichen Halbkugel, u. ſ. w.

Genug, wo die Natur die menſchliche Geſtalt ſchön bildet, hat ſie in derſelben einen Stil, d. h. die Beſchränkung der möglichen Mannigfaltigkeit beruht auf einem, der menſchlichen Organiſation inwohnenden, nicht ihr fremden Princip; der Charakter der Menſchheit ſpricht ſich da am reinſten aus. Es giebt alſo auch in der menſchlichen Schönheit etwas allgemein geltendes, wenn es ſchon von jenen manierirt gebildeten Nationen nicht anerkannt wird. Das darf uns nicht irren: machen es doch die Manieriſten in der Kunſt mit dem einfachen Stile der großen Meiſter eben ſo. Es begreift ſich, daß Nationen, die aus einer ſolchen einſeitigen, ihnen von der Natur aufgezwungenen National-Phyſiognomie nicht hinaus können, in der bildenden Kunſt, deren höchſter Gegenſtand die menſchliche Geſtalt iſt, keine ſonderlichen Fortſchritte machen mögen, auch gar keine Anmuthung dazu haben; daß hingegen dieſelbe unter einer von dieſer Seite ſo begünſtigten Nation, wie die Griechen waren, ganz vorzugsweiſe gedeihen mußte. Man hat gewöhnlich die Gymnaſtik als eine Haupturſache von dem Flor der bildenden Künſte bei den Griechen angeſehen; mir ſcheinen vielmehr beide aus derſelben Quelle hergefloſſene Wirkungen zu ſeyn. Aus eben dem Grunde, warum die Griechen die Vollkommenheit der Plaſtik erfanden, mußten ſie auch die Gymnaſtik erfinden, welche allen ihren Bewegungen die höchſte Freiheit und Harmonie gab; ſie halfen dadurch den ſtark angedeuteten Abſichten der Natur nur nach.

XXII.

Schreiben an Goethe
über
einige Arbeiten in Rom lebender Künſtler.

Im Sommer 1805.

Eine Nachricht von den jetzt in Rom lebenden Künſtlern und ihren Arbeiten wird ſich an die ſo lichtvolle Ueberſicht von der Kunſtgeſchichte der letzten Epoche, welche Sie, mein verehrteſter Freund, Winkelmann's Briefen zugegeben, vielleicht nicht unwillkommen anſchließen. Nur Vollſtändigkeit kann ich dabei nicht verſprechen: die Aufmerkſamkeit des Reiſenden iſt in Rom unter ſo verſchiedene Gegenſtände vertheilt, und es geht ſo viel Zeit damit hin, ſich erſt über alles zurecht zu fragen, daß man leicht auch bedeutende Künſtler überſehen oder verſäumen könnte. Es hat bisher an einem Vereinigungspunkt für dieſen Zweck gefehlt; ein Mangel, welchem jetzt durch eine jährliche Ausſtellung abgeholfen werden ſoll. Der Pabſt hat auf Canova's und Camoccini's Vorſtellungen in einer Kirche am Corſo ein

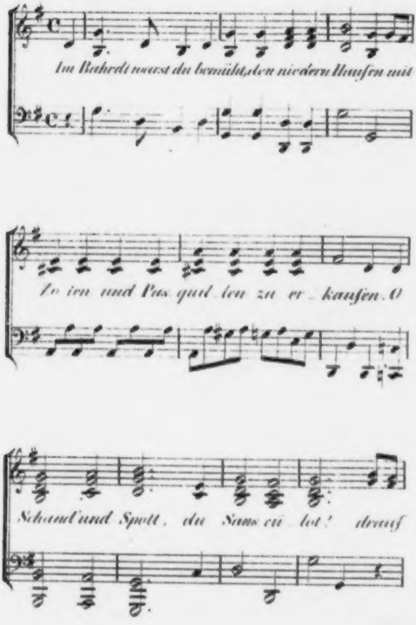
Local dazu bewilliget, und der wackere Canova hat ſeinen Gehalt zu deſſen Einrichtung ausgeſetzt, bis es in Stand geſetzt ſeyn wird.

Außer der großen Bequemlichkeit für Fremde und überhaupt für alle Kunſtliebhaber, kann dieß noch ſonſt manche gute Wirkungen haben, und in Rom dürften Ausſtellungen zuſammenkommen, wie ſchwerlich eine andere Hauptſtadt Europa's, ſelbſt Paris nicht ausgenommen, zu liefern im Stande iſt; theils wegen des Zuſammenfluſſes von Künſtlern aus verſchiedenen Ländern, theils weil ſie ſich dort in einer günſtigeren Lage für freie Hervorbringung befinden als anderswo. Es iſt gleichſam der poetiſche Theil ihrer Laufbahn, ehe die bürgerlichen Verhältniſſe und manche andere Einflüſſe ſie herabſtimmend berührt haben, weswegen es auch nicht ſelten begegnet, daß Künſtler die in Rom erregten Erwartungen nachher nicht befriedigen.

Im übrigen Italien ſind Ausſtellungen, ſo viel mir bekannt geworden, nicht ſonderlich üblich, und es dürfte wenig frommen, ſie zu vervielfältigen. Eine in Mailand, den Krönungsfeierlichkeiten zu Ehren, veranſtaltete Ausſtellung, die ich auf der Rückreiſe ſah, war wenigſtens ſo beſchaffen, daß ſie mich über manches dieſer Art in Deutſchland erlebte ſehr getröſtet hat.

Canova hat vielleicht unter allen jetzt lebenden Künſtlern in ganz Europa den ausgebreitetſten Ruhm und die anſehnlichſten Beſtellungen. Dieß ſetzt ihn in den Stand, die äußerlichen Veranſtaltungen zur Ausübung ſeiner Kunſt ins Große zu treiben, was für den Bildhauer unendlich wichtig iſt.

Ode.


Im Bahrdt warst du bemüht, den niedern Haufen mit
Zo ten und Pas quil len zu er kaufen. O
Schand' und Spott, du Sans cu lot! drauf

Seine koloſſale Statue von Bonaparte iſt im Marmor ſchon ſehr weit vorgerückt, es fehlt ihr nur die letzte Hand. Sie iſt nackt, die eine Hand hält einen Speer, die andere eine Weltkugel. In der Stellung und ruhigen Würde möchte dem Künſtler der Pompejus im Palaſt Spada am meiſten vorgeſchwebt haben: mir ſcheint es eines ſeiner vorzüglichſten Werke. Der Kopf iſt durch Gipsabgüſſe ſchon auswärts bekannt, und unter allen Bildniſſen Bonaparte's leicht das gelungenſte, wenn man ſich über den Grad und die Art von Aehnlichkeit beſcheidet, welche eine koloſſale Porträt-Statue haben ſoll. Andere Künſtler haben ſichtbar genug auf eine Aehnlichkeit mit Caeſar hingearbeitet; bei Canova gräciſirt die Phyſiognomie vielmehr, und erregt den Gedanken an Alexander. Man ſagte, die Büſte ſey in Frankreich für officiell erklärt worden, ſie ſolle nämlich bei Münzen und dergleichen künftig zum Muſter dienen. Es wäre wenigſtens dankbar, ſeinen Abbildner als Lyſippus anzuerkennen *).

Die Statuen für das Mauſoleum der Erzherzogin waren eben fertig, und wurden eingepackt; der Künſtler wollte zur Aufſtellung nach Wien reiſen. Dieß iſt eine weitläuftige Compoſition, die, wo ich nicht irre, ſchon im Kupferſtiche vorläufig dem Publicum mitgetheilt wor-

---

*) Dieſer Umſtand gab mir Veranlaſſung zu folgenden Epigramm auf Napoleon:

Tu viens de déclarer Canova ton Lysippe:
Mais qui te reconnait pour le fils de Philippe?

Anm. z. n. Abdruck.

den iſt. Sie ſtellt einen feierlichen Zug vor, wie im Begriff in die Gruftpyramide einzutreten, um den Aſchenkrug der Princeſſin beizuſetzen. Eine weibliche Figur trägt die Urne, in trauernder Stellung darüber geneigt; die Wohlthätigkeit führt einen Greis herbei; Kinder ſchließen ſich an; ein jugendlicher Genius lehnt ſich trauernd auf einen Löwen, u. ſ. w. Die Gruppen ſollen durch Blumengehänge mit einander verknüpft werden, welches nicht ſehr plaſtiſche Mittel allerdings unentbehrlich ſeyn dürfte, um das Ganze einigermaaßen zuſammenzuhalten. Der Anlaß zu zarteren Schönheiten und einer gewiſſen einſchmeichelnden Weichheit, die Canova ſo gut in ſeiner Gewalt hat, iſt mannichfaltig benutzt; der Genius in der That ein ſehr anmuthiges Bild. Ueber die maleriſche Wirkung, auf welche es doch durchaus abgeſehen iſt, wird ſich erſt an Ort und Stelle urtheilen laſſen. Aber in der Erfindung, die vermuthlich wegen ihrer Neuheit und des rührenden Eindrucks einer Leichenfeier am meiſten bewundert werden wird, liegt eine unſtatthafte Vermiſchung des Dargeſtellten mit dem Wirklichen. Es iſt im Grunde daſſelbe, was an dem widerwärtigen Grabmale zu Hindelbank bei Bern, wo die Mutter, mit ihrem Kinde im Arm, als auferſtehend ſich unter dem zerborſtenen Leichenſteine hervordrängt, ſo vielfältig geprieſen worden. Etwas ganz ähnliches iſt der Tod als Skelett am Monumente Pabſt Alexanders des Siebenten von Bernini, der die Decke des Sarges über ſich mühſam in die Höhe ſchlägt, als ob er den Pabſt mit Ungeduld in ſeinem Reich erwartete, was jetzt jedermann einverſtanden iſt, ſcheußlich zu finden. Alles nur augenblicklich gültige Vorſtellungen, Einfälle, die nun ſo verſteinert worden. Dieſe Beiſpiele ſind merkwürdig; ſie beweiſen, wie die Neueren bei dem Beſtreben, die Alten in immer reinerem Sinn nachzuahmen, durch einen faſt unwiderſtehlichen Hang zur Täuſchung, zur eigentlichen buchſtäblichen Täuſchung hingezogen werden. Bei der Sculptur, welche dieſes Mittel ganz entſchieden verwirft, iſt dieß am auffallendſten. Oft iſt es nur ein ſcheinbar geringes Schwanken über die von den Griechen nie verkannten Gränzen, was unſere neueren Künſtler ganz aus ihrem eigenthümlichen Gebiete herauswirft. Hätte Canova das wirkliche Monument auf einem daran angebrachten Basrelief verkleinert, nebſt dem eintretenden Leichenzuge, abgebildet: ſo würde ich den Gedanken untadelich und ſogar ſehr beifallswerth finden.

Eben vor meiner Abreiſe hatte er das Modell in Thon zu einer koloſſalen Gruppe fertig: Theſeus, der einen Centauren erlegt. Ein Werk von großem Umfange, denn es iſt an 17 bis 18 Palmen hoch, und unten an der Baſe eben ſo breit. Man muß ſich freuen, einen Künſtler in der Lage zu ſehen, ſo etwas ohne beſondere Auffoderung unternehmen zu können; und man kann die Kunſterfahrenheit und die Vereinigung von Mitteln, welche auch nur zu einem mäßigen Gelingen erforderlich iſt, nicht ohne Achtung bedenken. Ich meyne, daß dieſes Werk die übrigen, welche Canova im Fache des Starken und Gewaltſamen verſucht hat, ſowohl den Hercules mit dem Lichas, als die beiden Fauſtkämpfer, bei weitem übertrifft. Am Hercules iſt der unverhältnißmäßige Kraftaufwand für eine ſo leichte That, und dann die gezwungene und verdrehte Art, wie er den Knaben ſchleudert, ſchon oft getadelt worden. Der Akt der beiden Fauſtkämpfer iſt gemäßigter, weil ſie eben in der Vorbereitung und Erwartung des Angriffes vorgeſtellt ſind. Sämtlich aber haben dieſe Figuren, ungeachtet der angeſchwellten Muskeln, ſtatt derben Fleiſches, etwas ſpeckiges, was ſie weichlich macht, und mir von einer mißverſtandenen Nachahmung des Torſo herzurühren ſcheint. Die Zeichnung des Theſeus iſt ſtrenger, und die Stellung, wiewohl äußerſt gewaltſam, frei und natürlich. Der Centaur iſt ſchon durch die Ueberlegenheit ſeines Gegners mit dem Pferdeleibe auf den Boden niedergedrückt, (was den Vortheil hat, eine ſtörende Stütze zu erſparen); und ſtrebt nur mit den Hinterbeinen noch aufzukommen. Theſeus, ihm gegenüber, hat ihm das eine Knie gegen den Menſchenleib geſtemmt, ihn mit der Linken bei der Gurgel gepackt, und die hoch erhobene Rechte hohlt aus, um ihm mit der Keule den Kopf einzuſchmettern. Der Centaur greift mit ſeiner Rechten abwehrend an Theſeus Arm, die andere iſt krampfhaft mit geſpreizten Fingern auf den Boden gedrückt, und ſchien mir unverhältnißmäßig groß, wenn man auch der rohen Natur des Halbthieres noch ſo viel zugiebt. Dem Theſeus dient kein Baumſtamm oder dergleichen etwas zur Stütze, ſondern ein vom linken Oberarm herunterhängendes, wie vom Winde oder der Bewegung gegen den hinten ausgeſtreckten Fuß zurückgetriebenes Gewand. Dieſes ſchon einmal beim Perſeus angebrachte Mittel ſcheint hier nicht beſonders glücklich: eine ſo ſchwerfällige Drapperie müßte durch die heftige Bewegung längſt herunter gefallen ſeyn, oder ihr hinderlich werden. Doch vermiſſe ich an der Behandlung eher Schonung als Kraft. Der eingedrückte Leib, die zugepreßte Gurgel des Centauren ſind peinlich anzuſehen. Ein Kampf, ſo dargeſtellt, daß das Erliegen des einen Theils unmittelbar vorhergeſehen wird, iſt ein grauſamer Gegenſtand, wofern es nicht ein Ungeheuer iſt, welches erliegt. Ein Griechiſcher Künſtler hätte daher vermuthlich die menſchliche Hälfte der Centauren-Natur mehr dem Anblicke entzogen, und den Angriff auf die thieriſche gerichtet ſeyn laſſen.

Einen Palamedes, das Gegenſtück zu dem Perſeus, der im Pio-Clementiniſchen Muſeum in der Niſche des Apollo von Belvedere aufgeſtellt iſt, eben ſo kalt und fade wie dieſer, aber noch ſteifer, indem er das Schwert mit den an der Scheide verzeichneten Ziffern, welche ihn charakteriſiren ſollten, am Arme hielt, wie unſere Soldaten ihr Gewehr, habe ich noch vor ſeinem Untergange geſehen. Er hat ſich ſelbſt gerichtet. Eine ungewöhnlich ſtarke Ueberſchwemmung der Tiber zu Anfang des Jahres hatte auch in der Werkſtätte des Künſtlers große Verwüſtung angerichtet; die Bretter, welche dieſer Statue zur Unterlage dienten, waren gefault, ohne daß man es bemerkt hatte; geraume Zeit nachher ſtürzte Palamedes um, und hätte beinahe an ſeinem daneben ſtehenden Meiſter ein Parricidium verübt.

Bei der Vergleichung der ſämtlichen ſo verſchiedenartigen Werke Canova's unter einander glaube ich einen Widerſtreit zwiſchen ſeiner natürlichen Reigung und dem durch den Anblick der Antike erregten Wetteifer zu bemerken. Jene ohne dieſen hätte ihn vielleicht ganz auf den Abweg des Sentimentalen geführt. Zur Beſtätigung führe ich ein in Venedig befindliches Jugendwerk an, Dädalus und Icarus, wo er in dem über die Maaßen verſchrumpften Alten das: Et pariae tremuere manus, hat ausdrücken wollen; der Knabe hingegen mit eitler Selbſtgefälligkeit ſich nach den angebundenen Fittigen umſieht. An einer büßenden, etwas abgehärmten Magdalena, mit hängenden Haaren, auf ihren Beinen wie vom Knieen ausruhend, und in beiden Händen ein quer über die Schenkel gelegtes Kreuz haltend, welche eben in Marmor ausgeführt ward, fand ich einen Rückfall in dieſelbe Manier. Das Empfindſame in der Erfindung zum Monument der Erzherzogin habe ich oben bemerkt. In den Werken, wo der Künſtler nach dem Vorgange der Alten das kräftigſte körperliche Leben hat ergreifen wollen, iſt er, eben weil ihm dieſes fremd war, ins Empörende und Schonungsloſe ausgeſchweift. Die Sculptur ſollte kaum ein Rehböckchen ſo übel behandeln, als in der Gruppe des Hercules dem mit dem Kopfe zur Erde hängenden, an einem Beine und den Haaren geſchleuderten kleinen Lichas widerfährt. Den beiden Fauſtkämpfern kann nichts Schlimmeres begegnen, als wenn man ihre gelehrte Bedeutung erklärt. Denn wie kann man ſichs denken, daß der eine dem andern mit einem Fauſtſchlage den Bauch aufreißen will, ohne ſich mit Schauder wegzuwenden? Die glücklichſte Mittelclaſſe machen diejenigen Werke aus, welche Schönheit der Formen in erſter Jugendlichkeit darbieten: der Genius auf dem Grabe des Pabſtes Rezzonico und an dem der Erzherzogin, Venus und Adonis in Neapel, Hebe (nur etwas zu tänzermäßig), und beſonders die berühmte Gruppe von Amor und Pſyche. Doch auch dieſe unterſcheidet eine gerührtere, ſchmachtendere Zärtlichkeit von ähnlichen Darſtellungen der Alten, bei denen das ſinnliche Gefühl der blühenden Glieder ſolche Figuren wie mit berauſchender Lebensfülle durchſtrömt und durchathmet.

Ich habe einen vortrefflichen Alterthumskenner ſagen hören, Canova's Manier ſey bei aller anſcheinenden Aehnlichkeit weiter vom Stil der Antike entfernt, als die Manier des Bernini. Die Rechtfertigung dieſes Urtheils will ich keineswegs über mich nehmen, doch wird es weniger befremden, wenn man es gehörig verſteht. Freilich kann die Flamänderei des Bernini niemals wieder kommen, und unſer Zeitalter fodert, ſtatt jener unverhohlen lüſternen Reize, die Beſtechung ſittſamerer Weichlichkeit. Doch, wenn wir gerecht ſeyn wollen, können wir dieſem ausſchweifenden, aber reichen Geiſte eben ſo wenig die Erregung zarterer Rührungen, als die Erfindung ſinnreicher Gedanken abſprechen, nur daß er damit faſt immer ſeine Kunſt aus ihrer Sphäre hinausrückte, wovon hier eben die Rede iſt. Wenn Bernini die Finger des Pluto ſich ganz in das weiche Fleiſch Proſerpinens eindrücken läßt, ſo iſt dieſe Entſtellung der Form, dem Schein des Lebens zu gefallen, allerdings nicht ſonderlich plaſtiſch. Aber iſt es viel anders, dem Fleiſch eine gelbliche Wachstinte zu geben, dagegen die Drapperie im ſtarren Weiß des Marmors zu laſſen, damit ſie ungefähr wie feine Wäſche gegen eine weiße Haut abſteche? Elaſtiſche Weichheit iſt doch eine Eigenſchaft, welche die Plaſtik mit andeuten ſoll, und nur das Uebermaaß iſt tadelnswerth; die Nachahmung der Fleiſchfarbe hingegen nähert ſich den Anſprüchen der Wachsfiguren. Man führe hiegegen nicht etwa die vergoldeten Haare, die goldenen, oder aus verſchiedenem Stein verfertigten Gewänder u. dgl. an antiken Statuen an: es war damit keineswegs auf täuſchende Nachahmung abgeſehen, ſondern es ſollte bloß eine Andeutung ſeyn, daß die Nachbildung in eine andere Sphäre übergehe.

Das vielfältige Schwanken im Gange der neueren Bildhauerei iſt unſtreitig daher entſtanden, daß, nach Anerkennung der Antike als Kanon, die Beſtrebungen nach Unabhängigkeit von ihr ſich immer unter anderen Verkleidungen wieder eingeſtellt haben. Wäre eine eigenthümlich moderne, und dennoch ächte Bildhauerei möglich, ſo hätten die Florentiner ſie gewiß erfunden, deren Schule, von Donatello und Ghiberti an, die vortrefflichſten Bildner in Erz und Stein aufzuweiſen hat. Allein da ſelbſt das, was Michel Angelo geleiſtet, nur perſönliche Ausnahme geblieben iſt, und keine neue Bahn gebrochen hat: ſo wird wohl jeder künftige Verſuch nur von neuem darthun, daß hier kein anderer Weg übrig bleibt, als ſich ganz an die Alten in der Wahl der Gegenſtände ſowohl, als in dem Geiſt der Behandlung anzuſchließen, und auf ihrem eigenen Boden mit ihnen zu wetteifern.

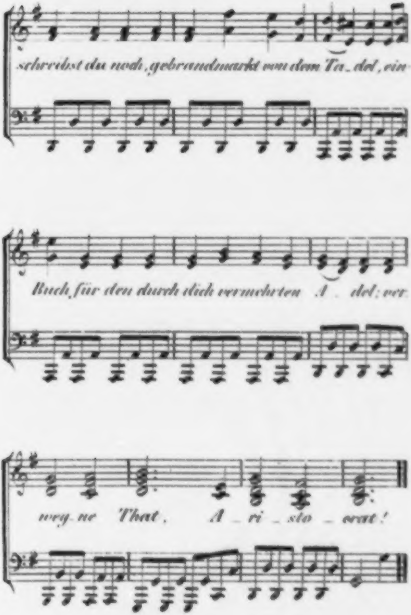
Ich freue mich, einen jungen Künſtler nennen zu können, der, mit den herrlichſten Anlagen begabt, dieſe Laufbahn betritt; und den wir uns gewiſſermaaßen zueignen dürfen, da er, wiewohl eine Däne von Geburt, wie ein Deutſcher unſere Sprache redet, und ganz Deutſche Bildung beſitzt. Es iſt Thorwaldſen. Vor einigen Jahren war er ſchon im Begriff, Rom zu verlaſſen, ohne ſeine eignen Kräfte kennen gelernt zu haben, und ohne Andern bekannt geworden zu ſeyn, als das Modell eines Jaſons über Lebensgröße, das er unternahm, die Aufmerkſamkeit aller Künſtler und Kenner in der vortheihafteſten Art auf ihn richtete. Seitdem haben ſich die Beſtellungen ſo angehäuft, daß in ſeiner Werkſtätte vier Statuen in Marmor in der Arbeit waren, verſchiedene Copien antiker Köpfe und Bruſtbilder nach dem Leben nicht zu erwähnen.

Thorwaldſens Jaſon iſt in der That des Bildes würdig, das uns Pindar von ihm entwirft, wie er, der ſchönſte der Menſchen, zu ſeinem faſt erblindeten Vater hineintritt, und ihn mit Freude überſchüttet. Er hat über dem linken Arm das Vließ hängen, in der Rechten den Speer, den Helm auf dem Haupte, übrigens iſt er nackt. Durch die edle Geſtalt iſt ruhige gleichgewogene Kraft ohne Anſtrengung hingegoſſen; in der Stellung iſt eine, ich möchte ſagen, gymnaſtiſche Grazie; und in dem Ausdruck der ganzen Figur liegt jene ſtolze Unbekümmertheit, jenes dem heroiſchen Zeitalter eigene Unbewußtſeyn der Größe und Vortrefflichkeit.

Vier kleine Statuen, etwa zwei Drittel Lebensgröße, die eine gemeinſchaftliche Beſtimmung haben:

ein Bacchus, ein Ganymedes, eine Venus und ein Apoll, hat der Künſtler dem gemäß entworfen. Der Apoll iſt als der Muſengott vorgeſtellt, aber auf eine Art, wie wir, ſo viel ich weiß, keine antike Statue haben. Er hält mit der linken Hand die Leyer über dem Dreifuß, in der Rechten das Plectrum, er iſt nach dieſer Seite herumgewandt; man ſieht deutlich in dem etwas geſenkten Haupte das Nachſinnen, und daß er ſchon geſpielt hat, und ausruhend auf neue Lieder ſinnt. Der Kopf hat am meiſten Aehnlichkeit mit dem ſchönen im Palaſt Giuſtiniani, der einen ſo geiſtigen ſchwermüthig ſinnenden Ausdruck hat, und deſſen Stirn von der weit vorgehenden Haarſchleife anmuthig beſchattet wird. Die Venus hält den Apfel mit einer etwas zu geſuchten Zierlichkeit der Stellung in die Höhe, was vielleicht ſchwer zu vermeiden iſt, wenn man nicht geradezu die Mediceiſche Venus wiederhohlen will. Doch iſt ſie in den Formen, beſonders vom Rücken her, von ungemeiner Schönheit. Ein Basrelief, die Wegführung der Briſeis vom Achilles, beweiſet, daß Thorwaldſen auch im dramatiſchen Theile der Kunſt in den Geiſt der Alten eingedrungen iſt, und Pathos und Ruhe weislich zu vertheilen verſteht. Nur der Schmerz des Achilles iſt zu convulſiviſch ausgedrückt, nicht dem Homer gemäß; dieß iſt die einzige mir bekannte Figur von ihm, die einen modernen Anſtrich hat.

Als Gegenſtück des Hercules und Lichas von Canova, der in der Villa des reichen Kaufmanns Marcheſe Torlonia aufgeſtellt werden ſoll, hat dieſer (ſolchergeſtalt der Chigi unſerer Tage) bei Thorwaldſen eine


schreibst du noch, gebrandmarkt von dem Ta_del, ein
Buch für den durch dich vermehrten A _ del; ver
weg_ne That, A _ ri _ sto _ crat!

koloſſale Gruppe beſtellt, mit freigelaſſenen Wahl des Gegenſtandes, über welche der Künſtler noch nicht mit ſich einig war. Vielleicht unternimmt er ebenfalls einen Centaurenkampf. Die Zuſammenſtellung wird in jedem Fall ſehr merkwürdig ſeyn.

In der Franzöſiſchen Akademie ſtudiren fünf Bildhauer: Marin, Mouton, Calamare, Milhomme und Dupaty. Alle haben Verdienſt, der ſchwächſte darunter iſt vielleicht der letztgenannte, ein Sohn des durch Briefe über Italien bekannten Präſidenten Dupaty. Nur als Beiſpiel fehlgegriffener Wahl und Behandlung führe ich einen Philoktetes von ihm an, der das wunde Bein auf einen Felſen ſtützt, und ſchmerzlich darauf herunterſieht. Es leidet keinen Zweifel, daß ſich Philoktetes, wund, hinkend, ermattet vom mühſeligen Gehen, mager und mit wüſtem Haar, ſehr unglücklich, ja bejammernswürdig vorſtellen läßt. Aber es fragt ſich nur, ob es rathſam iſt, wenn nicht der Ausdruck der Seelengröße im Dulden Erſatz dafür darbietet; und das iſt hier nicht der Fall, denn Philoktetes erſcheint nothwendig ganz niedergebeugt: nur der Tragiker kann uns ſeine heldenmüthige Ausdauer zeigen, und wie er ſich nach überſtandenem Anfalle der Schmerzen wieder ermannt.

Bedeutende Meiſterſchaft in der Zeichnung und Gruppirung bewies das Modell eines Theſeus, der eine beſiegte Amazone entführt, in Lebensgröße, von Mouton. Solche Gegenſtände, wenn ſie nicht als lüſterne Bilder behandelt werden dürfen, wie zwiſchen Faunen und Nymphen, ſind mißlich, und Berniniſchen Motiven ausgeſetzt: denn ergiebt ſich die weibliche Figur in ihr

Schickſal, ſo bedurfte es keiner Gewalt; das gewaltſame Sträuben macht meiſtens ihre Lage nur noch ſchlimmer. Der Künſtler hat ſich geſchickt genug herausgeholfen. Die Amazone ſcheint muthlos über den Verluſt ihrer Waffen, ſie ſitzt abgewandt auf der linken Schulter des Helden, der mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit und Kühnheit, zugleich beſorgt ſeinen Raub zu ſichern und ihn doch nicht zu verletzen, im Fortſchreiten nach ihr umſchaut, und mit der Rechten eine ihrer Hände hält; ſein linker Arm um ihr Bein geſchlungen, iſt etwas gewagt, doch erregt dieß in der edlen Behandlung keine unwürdigen Nebengedanken. Die Gruppe iſt für die Betrachtung von allen Seiten künſtlich geordnet.

Vorzüglich haben mir die Arbeiten von Marin gefallen. Eine ſtehende nackte Venus oder Nymphe, die, wie aus dem Bade gekommen, mit emporgehobenen Händen ihre Haare trocknet und ordnet, iſt von ſehr ſchönen Formen, und voll natürlicher Grazie in der Stellung. Liebliche Naivetät iſt der Charakter einer ebenfalls nackten ſitzenden jugendlichen Heldenfigur. Daß es den Attributen nach Fenelons Telemach, und nicht der Telemachus der Odyſſee ſeyn ſoll, muß man einem Franzöſiſchen Künſtler zu Gute halten. Schon völlig im Marmor ausgeführt war ein Basrelief zum Denkmal einer Frau von Beaumont, Tochter des Miniſters Montmorin, die nach dem Verluſte aller ihrer nächſten Verwandten (zum Theil als Opfer der Revolution,) in Rom ſtarb. Auftrag und Gedanke dazu iſt von ihrem Freunde Chateaubriand. Die Sterbende iſt auf ihrem

Lager vorgeſtellt, ſie deutet mit der einen Hand hinauf, über ihr ſind in fünf runden Vertiefungen flach gehaltene Profile des Vaters, der Brüder u. ſ. w. angebracht; um anzudeuten, daß dieſe Trauer die Urſache ihres Todes geweſen, ſtehen in dem Raume dazwiſchen die Worte: Quia non sunt*). Kleinere Inſchriften im Kreiſe um die Bildniſſe herum ſollten, nebſt den Namen der Perſonen, die Zeit und Art ihres unglücklichen Todes anzeigen, es traten aber andere als künſtleriſche Bedenklichkeiten hiegegen ein: vielleicht zum Vortheil des Werkes, worin ſo viel Schrift den reinen Eindruck der figürlichen Darſtellung ſtören müßte. Es wäre vortheilhafter geweſen, durch Cypreſſenguirlanden und andere um die Medaillons angebrachte Sinnbilder im Allgemeinen ſie als Bildniſſe Verſtorbener zu bezeichnen. Auch die als Worte der Sterbenden eingemiſchte Schrift will ich nicht gegen die ſtrengen Kunſtregeln vertheidigen: doch hat der Gedanke etwas einfach Rührendes, und man erkennt darin den eben ſo gefühlvollen als geiſtreichen Verfaſſer des Génie du christianisme. Der Künſtler hat mit Zartheit ausgeführt, die Gebehrde iſt ſprechend, und die Ermattung des Hinſterbens ohne Entſtellung ausgedrückt. Dieß Monument ſoll in einer Capelle der Kirche S. Luigi de' Francesi, dem des Cardinals Bernis gegenüber, aufgeſtellt werden.

---

*) Dieſe, freilich nicht in claſſiſchem Latein abgefaßte, Inſchrift iſt aus der Vulgata *Jerem.* XXXI, 15. entlehnt, als eine Anſpielung auf die Wehklage der Rahel um ihre Kinder.

Ich gehe zur Malerei über. Unter den Italiäniſchen Künſtlern hat ſich Camoccini, ein liebenswürdiger, noch ſehr junger Mann, als Hiſtorienmaler ausgebreiteten Ruf erworben, und bekleidet die Stelle eines Malers der Peterskirche. Was Correctheit im beſſeren Sinne zu heißen verdient, muß man ihm in ausgezeichnet hohem Grade zugeſtehen. Seine Zeichnung iſt beſtimmt und richtig, der Charakter der Figuren edel, das Colorit kräftig und heiter ohne Härte, die Drapperien ſind wohl verſtanden, und die Farben der Gewänder gut gewählt, das Coſtum iſt gelehrt beobachtet, auch die Gruppirung meiſtens glücklich; endlich, was die Compoſition im Ganzen betrifft, ſo iſt ſie ſchicklich und mit gründlich überlegten Motiven entworfen. Unter allen dieſen Vorzügen ſpürt man freilich eine etwas ſparſame Ader der Erfindung; ein Mangel, welchem der Künſtler durch unabläßige Studien jeder Art abzuhelfen bemüht iſt. Vollendet habe ich von ihm ein großes Gemälde, den Tod der Virginia, geſehen. Die Ermordung des Caeſar, ein Gegenſtand, den er ſchon einmal im Großen ausgeführt, wurde jetzt von ihm mit kleinen Figuren gemalt. Dann für die Peterskirche Chriſtus mit dem ungläubigen Thomas. In der Ermordung Caeſars will ich nur als Beiſpiel von feiner und richtiger Charakteriſtik die Art bemerken, wie Caſſius und Brutus contraſtirt ſind: wie jenen Wuth und perſönlicher Haß beſeelt, dieſer aber, abgewandt, gleichſam Scham über die nothwendige Handlung empfindet. Eben ſo ſchön iſt es, daß die ſterbende Virginia noch aus kindlicher Gewohnheit das Gewand ihres Vaters faßt. Die Architectur, welche hier das Forum verziert, iſt freilich ein ſtarker Verſtoß gegen das Coſtum, was ich nicht als Tadel anführe, ſondern bloß, um bemerklich zu machen, daß ſelbſt dieſe gelehrten Beobachter des Coſtums und der hiſtoriſchen Wahrheit, die ſich nicht erlauben würden, Caeſarn anders als nach ſeinen Büſten abzubilden, durch die Erfoderniſſe ihrer Kunſt zu Abweichungen genöthigt werden. Dieſe zu prächtige Architectur ſchien mir aber auch gegen die Perſpective zu fehlen, indem die Gebäude, gegen ſehr entfernte und abgeſchwächte Gruppen des Volks vor ihnen, zu nahe herantreten.

Aus dem Geſagten wird die Verwandtſchaft der Werke Camoccini's mit der neueſten Franzöſiſchen Schule (auch in der Wahl der Gegenſtände, worauf ich nachher zurückkommen werde) ſchon einleuchten. Er hat nur mehr natürliche Harmonie, und eine gewiſſe ſüdliche Milde vor ihr voraus. Daß dieſe Wendung des Talents nicht bloß zufällig ſey, ſondern vom Geiſte des Zeitalters veranlaßt werde, wie ich weiter unten zu entwickeln verſuchen will, beſtätiget unter andern das Beiſpiel Benvenuti's, eines Malers von ungefähr gleicher Stärke mit Camoccini, der jetzt in Florenz lebt, und ganz denſelben Weg, wie der letztgenannte, eingeſchlagen hat.

Von Landi rühmte man ein auswärts befindliches Kirchenſtück. Ich habe von ihm nur eine liegende weibliche Figur geſehen, nach der Idee der ſogenannten Venus-Bilder von Tizian, die aber das Unglück hatte, bei der beabſichtigten Lüſternheit kalt und geleckt ausgefallen zu ſeyn. Sonſt iſt er ein geſchätzter Porträtmaler. Doch glaube ich nicht, daß Rom unter den Italiäniſchen Künſtlern in dieſem Fache einen aufzuweiſen hat, der es dem Appiani in Mailand gleich thäte. Von dieſem ſah ich das Bildniß Monti's, des anerkannt erſten unter den jetzt lebenden Italiäniſchen Dichtern; äußerſt charakteriſtiſch belebt durch den begeiſterten Blick, womit er ſeinen hinreißenden Vortrag der Poeſie begleitet.

An Malern iſt die Franzöſiſche Akademie nicht ſo reich als an Bildhauern. Guerin hielt ſich in Rom auf, war aber mehr mit dem Studium fremder, als der Hervorbringung eigener Werke beſchäftiget. Doch hatte er ein idylliſches Bild nach unſerm Geßner angefangen, wo eine Hirtin zwei jungen Hirten, die neben einem Grabmale ſitzen, die Geſchichte des Mannes erzählt, deſſen Andenken es gewidmet iſt. Ländliche Einfalt, Unſchuld und Grazie auszudrücken, iſt dem Künſtler in der That ſehr gut gelungen. Dabei eine wahrhaft maleriſche Behandlung, in dem mannichfaltigen Grün, der Wirkung der Schlagſchatten, und den unter die Bäume, worunter die Hirten ſitzen, durchſpielenden Sonnenſtrahlen. Ich geſtehe, daß mir dieſes Bild von Guerin's Talenten einen vortheilhafteren Begriff gegeben hat, als der Kupferſtich nach ſeinem ſo gerühmten Marcus Sextus, welcher auf den erſten Blick allerdings einen ſtarken Eindruck machen kann, aber die Prüfung nicht aushält. Die beiden Hauptfiguren durchſchneiden ſich unangenehm in rechten Winkeln, die Beleuchtung mit dunkeln Maſſen und weißen Rändern, und nicht gehörig begründeten grellen Reflexen, iſt erkünſtelt und unrichtig, und die ſtarre Unbeweglichkeit des Schmerzes im Marcus Sextus von dem ſchon nicht ſonderlich zu rühmenden Ugolino des Reynolds entlehnt.

Harriet, ein junger talentvoller Mann, hatte ein ungeheuer weitläuftiges Gemälde von Horatius Cocles angefangen, und zwar verdient die Art, wie er daran arbeitete, erwähnt zu werden, weil es die von David in ſeiner Schule eingeführte ſeyn ſoll. Er hatte nicht alles gleichmäßig angelegt, um mit wiederhohlter Rückkehr zu den verſchiedenen Theilen ſie gemeinſchaftlich der Vollendung entgegenzuführen, ſondern er malte jede einzelne Figur gleich ganz aus, ehe er das übrige angefangen, und hatte ſo eben das unterſte Stockwerk, oder die unterſte Menſchenſchichte ſeines Bildes fertig, die den Rückzug einiger Römer über den Fluß durch Schwimmen oder in Kähnen vorſtellt. Ich habe über die Wange eines im Kahn ſitzenden Soldaten eine Thräne des Unwillens und der Scham über ſeine gezwungene Unthätigkeit derb und rund herabrollen ſehen, während Horatius Cocles, dem zu Ehren ſie fließt, nur noch in ein paar Kreideſtreichen oben auf der grundirten Leinwand exiſtirte. Es iſt faſt luſtig zu denken, wie weit dieſes iſolirende Verfahren im Vertrauen auf praktiſche Fertigkeit und vorläufiges Berechnen getrieben werden könnte; die Augen einer Figur werden vielleicht ſchon den vollen Ausdruck einer Leidenſchaft zeigen, während der Mann erſt noch ſeine Naſe erwartet. Seyen die ausdrückenden Gebehrden der einzelnen Figuren noch ſo gut erſonnen, ſo wird ihnen das Gleichgewicht gegenſeitiger Beziehung und das unmittelbare Eingreifen fehlen, ſo wie einer Scene auf dem Theater, wo jeder

Schauſpieler gut für ſich, aber ohne Rückſicht auf die anderen ſpielt. Vom Colorit will ich gar nicht einmal reden: jedermann weiß, wie das Auge alle Farben relativ beurtheilt, und wie eine, allein betrachtet, energiſche Tinte durch eine andere abgeſchwächt wird, wie ſie ſich wechſelweiſe hell oder dunkel machen. Und welche Abſtraction gehört dazu, z. B. Reflere von einem noch nicht vorhandenen Gegenſtande mitzumalen! Man führe nicht das Verfahren beim Frescomalen an, denn die gründlichen Meiſter haben dabei nie anders, als nach Cartons gearbeitet, und dann würde ſich die Oelmalerei durch Nachahmung dieſes Verfahrens eines ihrer eigenthümlichſten Vorzüge entäußern, der in der unmerklicheren Verſchmelzung der Tinten und in der ſanfteren Haltung liegt. Die eben beſchriebene Methode iſt merkwürdig, weil ſie ein Beiſpiel giebt, wie den Franzoſen der Begriff allſeitiger und unendlicher Wechſelbeſtimmung in einem Kunſtwerke fehlt. Sie ſind in der Naturwiſſenſchaft, wie in der Kunſt, ausſchließend für den Mechanismus, und eigentliche Antiorganiker.

Uebrigens hat Harriet Beſtimmtheit und Nachdruck in der Zeichnung, Fülle und Kühnheit in der Erfindung, und er geht mehr auf das Starke und Mächtige, als Camoccini. Nicht leicht wird ſich das Franzöſiſche Kunſtbeſtreben von einer vortheilhafteren Seite zeigen können, als an ſolch einem Beiſpiele; ſo wie man hingegen an dem Entellus eines andern Zöglinges der Akademie die Caricatur davon ſah. Entellus, rieſenmäßig, überherkulest den Herkules; der verwundete Dares, der weggeführt wird, erſcheint wie ein Kind dagegen, wiewohl ohne Abſchwächung, welche die Ferne bezeichnete; das Fleiſch von beiden ziegelroth; der Stier, den Entellus eben erſchlagen will, iſt mit einem faſt kaiſerlichen Purpurmantel verziert, und da er in der Verkürzung hat vorgeſtellt werden ſollen, gräulich verzeichnet; alles das ohne Luftperſpective und andere Erfoderniſſe der Malerei. Eben ſo entſetzlich für die Augen, ich weiß nicht, ob mit Entſchädigung für den Geiſt, war eine Lucretia von einem jungen Spanier, Namens Materaſſi, der, von Paris kommend, ſein Werk im Palaſt des Spaniſchen Geſandten ausgeſtellt hatte. Das Fleiſch war grünlich bronzirt, die Gewänder eben ſo viele ſtarre Flecken von verſchiedenen Farben in dem Bilde; die pathetiſchen Motive wurden dem Zuſchauer ſchülerhaft zugezählt: alles dieß mit großen Anſprüchen auf einen ſtrengen heroiſchen Stil, welcher Harmonie und dergleichen gemeine Reize verſchmäht.

Auch in ſolchen verunglückten Hervorbringungen wird man jedoch, wie mich dünkt, noch mehr Gehalt erkennen, als in den charakterloſen Manufacturwaaren der Engliſchen Schule, in der eigentlich die Nebler und Schwebler zu Hauſe ſind. Mir ſcheint die Richtung der Franzöſiſchen Schule, im Ganzen genommen, das Reſultat von dem Anſtoße zu ſeyn, welchen Mengs und Winkelmann dem Studium der Kunſt gegeben, nebſt der Art, wie der beſondere Nationalcharakter dieſe Einwirkung modificiren mußte. Dieß könnte befremden, weil es unſtreitig das neulich aufgekommene Beſtreben nach Beſtimmtheit und Strenge iſt, was unſern Mengs in den Schatten zurückgedrängt hat, und Schuld iſt, daß er vielleicht noch unter ſeinem Werth geſchätzt wird. Eine nähere Entwickelung wird es vielleicht einleuchtend machen.

Zuvörderſt iſt es unläugbar, daß es den Franzoſen mit der Sculptur weit beſſer gelingt, als mit der Malerei. Die eingeſchärfte Nachahmung der Antike, welche in dieſer ſo viel Unheil angerichtet, konnte dort nur heilſam wirken. Auch iſt die Sphäre des Bildhauers beſchränkter, und wenn einmal gewiſſe Maximen begriffen ſind, und ſich feſt eingeprägt haben: ſo iſt er den Verirrungen weniger ausgeſetzt. Auf den Theil, welchen die Malerei mit der Sculptur gemein hat, die Zeichnung, haben die Franzoſen die größte Sorgfalt gewendet, und wenn man bedenkt, wie es damit vor David beſchaffen war, ſehr beträchtliche Fortſchritte gemacht. Colorit und Helldunkel ſind mehr das Muſikaliſche in der Malerei; und für das Muſikaliſche fehlt es dieſer Nation ſowohl in der Muſik ſelbſt, als in der Poeſie, gänzlich an Sinn.

Winkelmann betrachtete die Schönheit mit hoher Begeiſterung; Mengs wollte ſie mit maleriſchem Zauber umkleiden, daher ſeine beabſichtigte Vereinigung des Correggio mit der Antike. Ein ſcharfer ſondernder Verſtand faßt von der Schönheit hauptſächlich die Seite, die ſich unter ſeine Gerichtsbarkeit ziehen läßt: alſo Vollkommenheit des Baues und Bedeutſamkeit der Lineamente. Hierin läge alſo nur allgemeines und nichts national eingenthümliches. Allein die Franzoſen ſind ein Volk, deſſen Exiſtenz gar ſehr der äußeren Erſcheinung zugewandt iſt. Das Talent, ihre Perſon mit

Anhang.

Anſtand und gefällig darzuſtellen, wird man ihnen nicht abſprechen: daher ihre Vorzüge in der Schauſpielerkunſt, und ihre unbeſtrittene Ueberlegenheit in der Tanzkunſt. Eben dieß macht einzig ihren Beruf für die bildende Kunſt aus. Der Ausdruck in ihren dramatiſchen Gemälden hat Energie und Gewandtheit, nur fehlt es an Innerlichkeit, an tiefem Gemüth.

Aber die Lehre von Winkelmann und Mengs, Schönheit und das Idealiſche ſey der Hauptzweck der bildenden Kunſt, muß unfehlbar auf die Wahl mythologiſcher Gegenſtände, und auf Behandlung der chriſtlichen, wenn ſie aufgegeben wird, im Sinne jener führen; und dennoch ſehen wir, daß die Franzoſen und die ihrem Geiſte verwandten Kunſtgenoſſen mit Vorliebe hiſtoriſche Gegenſtände, beſonders Römiſche, wählen. Dieß erklärt ſich ſehr gut daraus, daß ſie die Poeſie und Kunſt faſt immer rhetoriſch ausüben, d. h. durch etwas anderes zu wirken ſuchen, als durch Poeſie und Kunſt allein. Auf religiöſe Stimmung iſt aber weder bei dem Künſtler noch bei ſeinen Zuſchauern zu hoffen; die klaſſiſche Mythologie erſcheint fade und abgenutzt, wenn man ſie nicht durch tiefere Symbolik neu zu ſchaffen weiß. Was verſpricht alſo eine mächtigere Wirkung, als das Andenken großer wirklich geſchehener Thaten, politiſche Würde, patriotiſche Geſinnungen? Welches alles die Malerei freilich nur ſehr mittelbar andeuten kann. Ueberdieß kann die Darſtellung der Römiſchen Geſchichte leicht ins Declamatoriſche gewandt werden, weswegen ſie in den Schulreden ſo beliebt iſt. Die Franzöſiſche Kunſt hat ſich von jeher, abwechſelnd mit dem Geſchmack der Putzzimmer, nach dieſer Seite geneigt. Le Brun erzählte die Thaten Alexanders des Großen ungefähr in dem pomphaften Tone ſeiner Geſchichtſchreiber; Pouſſins Tod des Germanicus u. ſ. w. ſind bekannt. Auch die gelehrte Genauigkeit im Coſtum, die ſchon der letztgenannte beabſichtigte, iſt keineswegs die poetiſche Wahrſcheinlichkeit, ſondern die Foderung eines von Fantaſie entblößten Verſtandes.

Endlich iſt Ehrgeiz weit häufiger die Triebfeder der Franzöſiſchen Künſtler, als Liebe zur Sache; und wo dieß der Fall iſt, muß alle Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft eben da endigen, wo die innerſten Myſterien der Kunſt anfangen, welche ſich nur einer liebevollen Begeiſterung offenbaren.

Unter den Deutſchen Malern fange ich mit Angelica Kaufmann an, die immer noch mit heiterem Sinn und ungeſchwächten Kräften in ihrer Sphäre thätig iſt. Ihre Porträte genießen den gewohnten Beifall: ſie ſind lebhaft colorirt, mit Geſchmack gekleidet, und ähnlich, wiewohl mit einer gefälligen Abglättung des charakteriſtiſchen, wie ſich unſere Zeitgenoſſen gern abgebildet ſehen, da ſie nicht gerne durch zu viel Charakter beleidigen wollen. In ihren Compoſitionen iſt ein Wiederſchein poetiſcher Ideen, freilich ungefähr wie der des Sonnenlichtes im Monde, keuſch und rein, aber nicht zu hell leuchtend, und noch weniger erwärmend. Es könnte lehrreich ſeyn, an ihren Werken den doppelten Einfluß einer mitgetheilten Richtung auf das Idealiſche und auf dichteriſche Unabhängigkeit, und dann der Bedürfniſſe eines romanliebenden und empfindſamen Zeitalters zu entwickeln. Denn oft ſind Hervorbringungen des Geiſtes bedeutender durch das, was ſie veranlaßt und beſtimmt hat, als an ſich ſelbſt.

Einen vortrefflicher jungen Maler, Schick, aus dem Würtembergiſchen, nenne ich recht im Gegenſatze mit den obigen Bemerkungen über die Franzöſiſche Schule. Er hat zwar in Paris ſtudirt, ſich aber von allem dortigen Einfluſſe losgemacht, und geht ſeinen eignen Weg. Man ſieht es ſeinen Werken gleich an, daß ſeine Neigung ihn mit fruchtbarer Betrachtung zu Raphael und den anderen alten Meiſtern gewendet, und man ſpürt eine wohlthätige Beruhigung nach dem Gelärme der neumodiſchen Rhetorik. Sein Fleiß beſteht nicht in der Qual des Modells, der Befragung des Gliedermanns über jede Falte u. ſ. w., ſondern es iſt die beharrliche Wirkſamkeit einer mit maleriſchem Stoffe angefüllten Phantaſie, welche das in der Natur mit Liebe empfangene mit gleicher Liebe nachzubilden ſtrebt. Seine Zeichnung iſt richtig und männlich, ohne übertriebene Härte; der Ausdruck ſeiner Figuren niemals vorlaut, ſondern beſcheiden und innig; ſeine Fleiſchfarbe iſt wahr, was auch unter den gerühmten Coloriſten unſerer Zeit ein ſeltener Vorzug iſt; in den Gewändern hat er ſich beſonders die Logen Raphaels zum Muſter genommen, wo die Annahme ſchillernder Stoffe von der Verbindlichkeit entledigt, durch ſtarre Maſſen der Hauptfarben das Auge ſtörend auf einzelne Theile zu ziehen; ſein Colorit blendet nicht durch ſtarken Auftrag und auffallende Gegenſätze, ſondern es iſt zwar heiter und kräftig, aber in ſanfter Harmonie. Seine Verfahrungsart iſt gerade die umgekehrte von der des Harriet: er kehrt wiederhohlt zu den verſchiedenen Theilen ſeines Gemäldes zurück, läßt ſich ſelbſt nach dem jedesmaligen Eindruck beſtimmen, und ſtimmt nicht nur die Tinten nach einander, ſondern auch in Anordnung, Stellung, Bekleidung und den Zügen der Figuren macht er eine Menge pentimenti. Er hatte bei meiner Abreiſe von Rom eine große Compoſition, Noah's erſtes Opfer, der Vollendung nahe gebracht. Ich kann nicht umhin, an dieſem Beiſpiele die Vortrefflichkeit der bibliſchen und überhaupt der chriſtlichen Gegenſtände im Vorbeigehen zu berühren, die mir für die Malerei eben ſo ewig und unerſchöpflich ſcheinen, als die der klaſſiſchen Mythologie es für die Sculptur ſind, ja in ihrer geheimnißvollen Heiligkeit noch unergründlicher. Welch ein umfaſſendes und bedeutſames Bild des menſchlichen Lebens ſtellt uns Noah's Austritt aus der Arche vor! Das Ende einer zerſtörenden Naturrevolution, womit überall die Geſchichte anhebt; das Familienleben, und darin der Staat im Keime; das väterliche Anſehen auf Erden als der Wiederſchein des göttlichen; ein Altar das erſte Gebäude; Gebet und Opfer, als die Grundlage der Religion, und in der verheißenden Erſcheinung der Gottheit das Sinnbild aller Offenbarung; auf der andern Seite das Verhältniß des Menſchen zu der ihm zugeordneten Thierwelt, als überlegene Vorſorge und Herrſchaft, aber ohne die Natur in der freudigen Freiheit und Mannichfaltigkeit ihrer Hervorbringungen zu ſtören; endlich die weite Ausſicht auf Land und Meer, als den künftigen Schauplatz menſchlicher Thätigkeit. Ich kann den Künſtler nicht ſtärker loben, als wenn ich ſage, daß er dieſe Würde und ſinnbildliche Fülle ſeines Stoffes gar wohl gefühlt, und alles, ohne doch methodiſch zu werden, gehörig angedeutet hat. Hier kommt auch einmal, zur Erquikkung des Gemüths, die aus unſeren heutigen Gemälden gänzlich verſchwundene Andacht wieder zum Vorſchein. In den Engeln iſt dieſes Gefühl voll ätheriſcher Glut; in den Menſchen nach Maaßgabe des Alters und Geſchlechtes inbrünſtiger oder reſignirter, ehrerbietiger oder kindlich zutraulicher. Die zwei älteſten Söhne ſind eben noch mit dem Schlachten des Widders beſchäftiget, ein liebliches junges Weib reicht Früchte auf den Altar: dieſe ſind noch nicht von der Erſcheinung hinter ihnen getroffen worden; die zarteſte von den Frauen, leichter als die anderen gekleidet, kniet mit ihrem Gatten hinter ihr, von der Glorie geblendet; die älteſte Tochter wird von ernſterem Entzücken gleichſam zum Himmel emporgehoben; die Mutter betet demüthig; Noah nimmt mit entgegengeſtreckten Armen die himmliſche Verheißung in Empfang. Zu ihm wendet ſich Gott Vater in ähnlicher Geſtalt, aber durch Großheit der Formen und Majeſtät unterſchieden. Die nach der Sitte der alten Maler bekleideten Engel, von denen Gott Vater in lichtem Gedränge umſchwebt wird, ſchweben wirklich, wozu man freilich kein Modell ſitzen oder ſtehen laſſen kann. Einige Köpfe der Frauen und Engel ſind mit ſorgfältig ausgeführten Blumenkränzen geziert, wie ſie der kindlichen Unſchuld ſo lieblich ſtehen. Die aus der Arche wandelnden und fliegenden Thiere freuen ſich, nach ihrem verſchiedenen Charakter, ihrer neuen Freiheit und des wiederkehrenden Sonnenlichtes: alles iſt auch in dieſen Gruppen voller Sinn. Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich alle einzelnen Schönheiten entwickeln wollte. Ueberdieß wird das Gemälde bald in Deutſchland beurtheilt werden können, da es der Kurfürſt von Würtemberg beſtellt hat. An dem Bildniſſe einer Dame, mit einem Kinde auf dem Schooß, hat Schick gezeigt, daß er auch das Individuelle gründlich zu charakteriſiren verſteht, ohne grelle Uebertreibung und ohne fade Abglättung. Stellung und Gebehrden ſind ohne Anmaaßung, ruhig und dennoch beſeelt. Der Künſtler ſucht das Maleriſche nicht, wie manche Zeitgenoſſen, in einem geſucht ſorgloſen Hin- und Durcheinanderwerfen, ſondern in der klarſten, ich möchte ſagen, contemplativſten Anordnung und Umgränzung.

Erſt ſeit ein paar Jahren ſtudirt dieſer, durch wahren Beruf zu ſeiner Kunſt getriebene, Maler in Rom. Ich wünſche ihm einen möglichſt verlängerten Aufenthalt daſelbſt, und die Gelegenheit, etwas Großes in Fresco zu unternehmen, wozu er eine beſondere Neigung hat.

Die Landſchaftmalerei hat aus anderen Gründen, als die Sculptur und Geſchichtmalerei, einen Hauptſitz in Rom: nämlich wegen der ſüdlichen Natur, die hier durch das nahe an einander gränzen ſtolzer, wiewohl unfruchtbarer, Fülle der Vegetation in Epheu, Fenchel u. ſ. w., und gänzlicher Wüſtheit noch anziehender wird; und dann wegen des Ueberfluſſes an ſchönen Ruinen. Freilich zieht dieß auch häufig die Beſchränkung auf das bloße Copiren wirklicher Ausſichten nach ſich: man beſtellt Landſchaften, wie man Reiſebeſchreibungen lieſt. In dieſem treu nachbildenden Fache, jedoch mit der Wahl der glücklichſten Punkte, wird beſonders ein Italiäner, Giuntotardi, geſchätzt, der in Aquarellfarben arbeitet. Eben dieſer Manier bedient ſich Kayſermann, ein Schweizer, der jedoch ſeine Abbildungen Römiſcher Scenen, beſonders alter Architectur, mit etwas fabrikmäßigem Fleiße zu betreiben ſchien. Gmelin iſt ein verdienſtvoller Landſchaftzeichner, und ſticht ſehr ſchätzbare Blätter nach Claude Lorrain. Denis und Ducros, hielten ſich an einer anderen Quelle von Naturſchönheiten, in Neapel, auf. Denis malt in Oel Ausſichten vom Neapolitaniſchen Meerbuſen u. dgl., nur mit erdichteten Vorgründen. Seine Manier hat viel Aehnlichkeit mit der Hackertſchen: einen gewiſſen bräunlichen Ton der Vordergründe hat er mit ihr gemein; auch den Kunſtgriff, durch eine dahinter liegende verſteckte Tiefe gleich in eine weitere Ferne mit graueren Tinten überzuſpringen. Er hatte ſich auch an Nachtſtücke vom Ausbruche des Veſuvs gewagt. Ducros benutzt ſeine Reiſen in Unteritalien, Sicilien und Malta zu großen, und durch Neuheit reizenden Compoſitionen in Aquarellfarben von Ruinen, See- und Felſenpartieen.

Unter den freien dichtenden Landſchaftern iſt Reinhard in Deutſchland ſchon lange rühmlichſt bekannt. Seine Stärke iſt der Baumſchlag, welchem er eine Beſtimmtheit giebt, wie ſie beinahe in der Natur ſelbſt nicht Statt findet, da man doch in Landſchaften immer eine gewiſſe Entfernung bei einer mittleren Schärfe des Geſichtes annimmt. Ich vermiſſe nur bei den Landſchaften von ihm, die ich geſehen, jenen zauberiſchen Duft eines ſüdlichen Himmels, der uns ſo milde von Claude Lorrains Gemälden anweht; überhaupt, was in eine muſikaliſche Stimmung verſetzt. Kaum ſollte man es glauben, daß es dieſelben Gegenden ſind, wo ſich jener große Maler begeiſtert hatte, und wo Reinhard die Elemente ſeiner Darſtellungen hernimmt: Albano, Frascati, Tivoli, und weiter hinein die Sabiniſchen Gebirge. Reinhard zieht die Römiſchen Gegenden denen um Neapel vor; natürlich: weil Seeausſichten und Fernen in lieblicher Himmelsklarheit eben nicht ſeine Sache ſind, und der Baumwuchs dort eher mangelhaft als ausgezeichnet iſt. Die Schweiz hat er noch nicht bereiſet, und dieß iſt vielleicht für ſeine Kunſt zu beklagen. Denn ich ſollte denken, wenn er die Scene mehr nach Norden verlegte, in eine ernſtere und rauhere Natur: ſo würde mehr Harmonie zwiſchen den Gegenſtänden und dem Geiſte ſeiner, in ſo ſeltenem Grade kräftigen und gediegenen Behandlung zu ſpüren ſeyn.

Koch, ein Tiroler, zeigt in ſeinen Landſchaften, ebenfalls in Oel gemalt, eine vorzügliche Gabe, den Charakter verſchiedener Himmelſtriche und Landesarten zu ergreifen oder zu imaginiren. Man werfe mir nicht ein, daß auf dem letzten Wege die vollkommene Wahrheit nicht zu erreichen ſtehe. Denn was man nicht mit der Einbildungskraft durchdrungen und vergeiſtiget, hat man ſelbſt mit leiblichen Augen nicht recht geſehen, geſetzt auch, man hätte die ganze Flora einer Gegend bis auf die Pilze in ſein Studirheft geſammelt. Weit eher, als durch eine

Arbeit des Gedächtniſſes wird es gelingen, die nicht auf Begriffe zu bringende, nur zu fühlende Einheit eines großen Ganzen anſchaulich zu machen, wenn die Fantaſie nach einigen gegebenen Hauptzügen das übrige in ſich ausmalt. Iſt die Kunſt überhaupt etwas anderes, als die Mittheilung eines tieferen, geiſtigeren Sehens, wobei das Aeußerliche und einzeln Wirkliche mehr oder weniger unweſentlich wird? Zur Poeſie der Landſchaftmalerei gehört unſtreitig die Darſtellung der Harmonie in den Hervorbringungen und Erſcheinungen der Natur unter gewiſſen Umſtänden.

Aber dieß iſt keine Sache der fantaſieloſen Erfahrung, und ich glaube, ein Künſtler könnte recht gut den richtigen Eindruck von Landſchaften des Orients geben, ohne dort geweſen zu ſeyn. Von Koch habe ich Landſchaften geſehen, die den Charakter des Klima's ſowohl von Italien als der Schweiz treffend ausdrückten. Seine Fantaſie führte ihn aber mit glücklichem Erfolge noch weiter in die poetiſchen Regionen hinaus. Der Eindruck, den dichtende Landſchaftmaler bezwecken, iſt ſeiner Natur nach muſikaliſch; deßwegen haben ſie meiſtens der unvermeidlichen Unbeſtimmtheit dieſes Eindrucks mehr Richtung zu geben, gleichſam einen Hauptton anzuſtimmen geſucht. Dazu dienten ihnen die beigefügten Figuren; und die, welche auf das Idealiſche gingen, wie Claude Lorrain und Caspar Pouſſin, nahmen dazu gern mythologiſche, und mit Recht. Wenn aber der Landſchafter ſeine Figuren nicht ſelbſt erfindet und ausführt, ſo können ſie unmöglich bedeutend genug ausfallen.

Von Hannibal Carracci haben wir dagegen einige Landſchaften (in der Gallerie Doria), wo die Staffirung ſich zur Würde der hiſtoriſchen Darſtellung erhebt, und der landſchaftlichen mehr das Gleichgewicht hält. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Gattung mehr angebaut würde. Koch hat einige ſehr beifallswerthe Verſuche darin gemacht, unter anderen Ruth und Boas, in einer reichen orientaliſchen Fruchtgegend, wo alles mit der Aernte beſchäftiget iſt; dann den Anfall der raſenden Bachantinnen auf den Orpheus. Die Landſchaft iſt recht zur Scene für ſolch eine That geſchaffen: zackige Felſen, ein ſchäumender reißender Bergſtrom, wilde und vom Sturm zerriſſene Bäume, ein düſterer Himmel; alles giebt die Vorſtellung einer ſchauerlichen Einöde in Thracien.

Ein verwandtes Streben zeigte ſich in den Arbeiten eines Engländers, Wallis, des einzigen in Rom lebenden Künſtlers von dieſer Nation, da die politiſchen Verhältniſſe für ſie, als Fremde, den Aufenthalt dort bedenklich machen; Wallis aber hat ſich ganz in Rom niedergelaſſen. Beſonders haben mir einige Oſſianiſche Landſchaften von ihm in der Sammlung Mylord Briſtol's gefallen: der nordiſche Nebelhimmel und ein wildes Jägerland ſchien mir darin treffend für den Dichter bezeichnet. Vielleicht ſollte man nach dem Oſſian gar nicht anders malen als ſo, denn zu eigentlichen hiſtoriſchen Gemälden haben ſeine Darſtellungen nicht Haltung genug. Auch wiegt ja dieſer Dichter die, welche ihn lieben, in eine ſchwebende Träumerei, etwa wie eine Mondſchein-Landſchaft. — In Gemälden ſüdlicher Natur hat des Wallis Pinſel lachende Heiterkeit und ſorg-

fältige Ausführung, eher möchte es ihm zuweilen an Wärme fehlen. Eine weitläuftige Compoſition, mit Ausſicht auf den Tiber und weitere Fernen, worauf die Abholung des Cincinnatus vom Pfluge vorgeſtellt iſt, ſchien mir bei vielen Schönheiten nicht ganz die Farbe dieſes Gegenſtandes zu tragen, ſondern zu geſchmückt und glänzend zu ſeyn; man denkt ſich bei ſolchem bäuriſchen Fleiß eine beſchränktere und rauhere Umgebung.

In einem Theile der maleriſchen Kunſtfertigkeiten, der jetzt doppelt wichtig iſt, da ſo viele unerſetzliche Gemälde von ihrer Stelle gerückt, andere ganz aus dem bekannten Geſichtskreiſe verſchwunden ſind, noch andere verwitternd ihrem Untergange entgegeneilen; ich meyne, im Copiren nach den alten Meiſtern, iſt mir nichts Ausgezeichnetes vorgekommen. Wohl habe ich vielfältig junge Künſtler in den Stanzen und Galerien ihres eigenen Studiums halber zeichnen und malen ſehen, auch wird viel Handel mit ſauber gearbeiteten Miniaturen nach der Farneſina, der Aurora von Guido und Guercino u. ſ. w. getrieben; aber ich habe nicht erfahren, daß ſich ein Künſtler, wie unſer vortrefflicher Buri, dieſem Fache beſonders widmete, und Copieen lieferte, wie die ſeinige in Oel von der Raphaeliſchen Madonna in Dresden, oder in Aquarell von einigen Bildern Leonardo's. Ich geſtehe, daß ich bei dem Anblick der Modestia e Vanità von dem letztgenannten im Palaſt Barberini, welches Bild ſehr nachgedunkelt hat, und nur mühſam hinter Glas geſehen wird, dann bei Jupiter und Juno von Carracci im Palaſt Farneſe, mit lebhafter Dankbarkeit an den Künſtler gedacht habe, der mich im voraus den ganzen Werth dieſer Werke ſo gut hatte kennen lehren. Zu Parma traf ich einen ſchätzbaren Maler, Lucatelli, beſchäftigt, die Genien der Jagd von Correggio im Speiſeſaal des Kloſters der Benedictinerinnen, der lange wegen der Clauſur unzugänglich war, nun aber ſchon im Kupferſtiche von Bodoni bekannt gemacht worden, für den Kaiſer von Frankreich in Oel zu copiren.

XXIII.

Johann von Fieſole.

Nachricht von ſeinem Leben, und Beſchreibung ſeines Gemäldes: Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominicus.

Zum erſtenmal gedruckt in Paris 1817 Fol. nebſt funfzehn Blättern, gezeichnet von W. Ternite und geſtochen von Forſell.

Der Sinn und die Neigung für die ältere Malerei, welche ſich ſeit einiger Zeit beſonders in Deutſchland wieder geregt haben, laſſen mich eine günſtige Aufnahme der folgenden Blätter hoffen. Johann von Fieſole nimmt unter den Herſtellern und Förderern der Kunſt, welche den großen Meiſtern des ſechszehnten Jahrhunderts vorangegangen ſind, eine bedeutende Stelle ein; und das Gemälde, wovon die vorliegenden Kupferſtiche eine ſo getreue Vorſtellung geben, als es durch bloße Umriſſe ſich thun läßt, iſt unſtreitig eines ſeiner vorzüglichſten und merkwürdigſten Werke.

Meinem Zwecke, den Beſchauer in den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, wird es nicht fremd ſeyn, wenn ich einige Züge aus der Lebensgeſchichte des Malers in Erinnerung bringe; denn was von vielen Künſtlern in einem gewiſſen Grade gilt, läßt ſich von ihm mit vollkommenſter Wahrheit behaupten: ſeine Bilder ſind ein Spiegel ſeines Lebens und ſeiner Geſinnung.

Man weiß wenig von den früheren und weltlichen Lebensumſtänden dieſes Mannes, deren Einfluß er ſelbſt aufhob, ſo viel an ihm lag, indem er ſich frühzeitig einem geiſtlichen Berufe ergab. Er ward im Jahre 1387 in Mugello, einer Landſchaft des Florentiniſchen Gebiets, gebohren; ſein weltlicher Name ſoll Santi Toſini geweſen ſeyn [*]. Im Jahre 1407, alſo im ein und zwanzigſten ſeines Alters, trat er in den Prediger-Orden der Dominicaner, wo er den Namen des Bruders Johannes, und von dem Kloſter, in welchem er eingekleidet war, den Beinamen von Fieſole erhielt [**]. Schon in früher Jugend hatte er angefangen die Kunſt zu üben. Sein älterer Bruder war Miniaturmaler, und in Gemeinſchaft mit dieſem hat er nach damaliger Weiſe verſchiedene Chorbücher fleißig mit kleinen Bildern ausgeziert, welche noch gegenwärtig in Florenz aufbewahrt werden. Dieſe erſte Richtung ſeines künſtleriſchen Vermögens iſt auch an ſeinen nachherigen Werken ſichtbar geblieben, in dem reichlichen Gebrauch der Vergoldung, in der Behandlung der Farben und in der unendlichen Sorgfalt, womit er ſogar die kleinſten Zierrathen ausführte. Vaſari nennt keinen andern Lehrer des Johannes, und vielleicht hat er auch keinen gehabt, ſondern nur die Handgriffe der Miniatur von ſeinem Bruder, die der Fresco-Malerei von irgend einem andern Meiſter erlernt, übrigens aber ſich in Ausübung der Kunſt einer treuen Beobachtung der ſichtbaren Welt, und den Eingebungen ſeines eignen Gemüthes überlaſſen. Neuere machen den Gherardo Starnina zum Meiſter des Johann von Fieſole. Allein ich ſehe nicht, auf welches gültige Zeugniß ſich dieſe Angabe gründen könnte; denn Vaſari ſchweigt nicht nur hievon, ſondern ſagt ausdrücklich, Starnina habe außer dem Maſolino da Panicale keinen Schüler von irgend bedeutendem Verdienſt gebildet. Was Vaſari in der Lebensbeſchreibung Maſaccio's meldet, Johann von Fieſole habe ſich durch Betrachtung ſeiner Bilder vervollkommnet, hat an ſich geringe Wahrſcheinlichkeit, und möchte durch die Vergleichung ihrer Werke ſchwerlich beſtätigt werden. Maſaccio war funfzehn Jahre jünger, und ehe er zu einiger Reife in der Kunſt gedieh, mußte ſich die Verfahrungsweiſe des Johann von Fieſole ſchon völlig feſtgeſetzt haben. Auch lag es wohl nicht in der Sinnesart des letztgenannten, nach den neuen gewiſſermaaßen weltlichen Erfindungen ſeiner Zeitgenoſſen umher zu forſchen. Er ging in klöſterlicher Abgeſchiedenheit ſeine ſtille Bahn fort, und war auch in der Kunſt genügſam mit den Gaben, welche ihm der Himmel ver-

---

[*] Etruria Pittrice, T. I, No. XVII.

[**] Lanzi Storia Pittorica dell' Italia. Bassano, 1809. T. I. p. 60, 61.

---

*) Etruria Pittrice I. ..

lichen und zu entfalten vergönnt hatte. Deswegen änderte er, wie Vaſari berichtet, nicht gern an ſeinen Bildern, ſondern beharrte bei ſeinen erſten Gedanken, weil er meynte, ſo ſey es der Wille Gottes geweſen. Lanzi bemerkt mit Recht, daß man meiſtens in den Bildern des Johann von Fieſole mehr von der alten Weiſe des Giotto ſpüre, als in denen der meiſten damaligen Maler. An Wiſſenſchaft war ihm unſtreitig Maſaccio überlegen, und deswegen hat er einen allgemeineren Ruhm erworben; denn ſeine Gemälde, beſonders die der Carmeliten-Kirche zu Florenz, wurden eine wahre Schule für die folgenden Maler.

Der Eintritt in den geiſtlichen Stand war für Johann von Fieſole kein Hinderniß, in der Ausübung ſeiner Kunſt fortzufahren. Der Orden der Dominicaner hatte ſeit ſeiner Stiftung nicht nur viele Lehrer der Theologie hervorgebracht, ſondern er begünſtigte auch unter ſeinen Mitgliedern die Erwerbung oder Ausübung weltlicher Wiſſenſchaften und Fertigkeiten. Mönche des Sanct-Marcus-Kloſters zu Florenz waren die Baumeiſter verſchiedener ſchöner Kirchen dieſer Stadt, und ihre Layenbrüder dienten dabei als Handwerker. Später malte in eben dieſem Kloſter Fra Bartholomeo den größten Theil ſeiner erhabenen Gemälde.

So wie Johann von Fieſole die Kunſt ausübte, war ſie auch ein wahrer Gottesdienſt. Er widmete ſie ausſchließlich geheiligten Darſtellungen, und hatte dabei nicht einen eitlen Ruhm, noch ein flüchtiges Ergötzen, ſondern die Erbauung und Freude der Gläubigen vor Augen, wenn ſie die Gegenſtände ihrer Verehrung in ſchöner Geſtalt, in koſtbarem Schmuck, und mit dem Ausdruck der Seligkeit im Geſicht erblicken würden. Er pflegte ſein Gemüth durch Gebet zu reinigen und zu erheben, ehe er den Pinſel zur Hand nahm, und oft hat er vor dem Bilde des Gekreuzigten, während er es malte, Thränen vergoſſen. Er war fleißig, und hat viele und dennoch ſehr ausgeführte Bilder geliefert; jedem, der ihn um ein Gemälde anging, wollte er gern willfahren, und pflegte zu antworten, man ſolle nur die Erlaubniß des Priors auswirken, an ihm werde es nachher nicht fehlen. Der Ertrag ſeiner Arbeiten wurde zu mildthätigen Gaben verwandt.

Ungeachtet der Beſcheidenheit, ja Demuth des Johann von Fieſole wurde ſein Verdienſt dennoch frühzeitig anerkannt und hervorgezogen. Cosmus von Medicis, der Vater des Vaterlandes, ſchätzte ihn, und trug ihm die Ausführung weitläuftiger Frescogemälde im Sanct-Marcus-Kloſter auf, wobei er Gelegenheit hatte, die würdigſten Männer ſeines Ordens zu verherrlichen. Er ſtellte einen Baum vor, neben deſſen Stamme der heilige Dominicus ſtand: an den Zweigen hingen in runden Rahmen die Bildniſſe ſeiner ausgezeichnetſten Nachfolger, welche die Ordensbrüder von entlegenen Orten herbeigeſchafft hatten. Nachher verzierte er mit ſeinen Gemälden verſchiedene Kirchen in mehreren Städten Italiens; unter andern in Cortona und Orvieto. Der Pabſt Nicolaus der Fünfte berief ihn nach Rom, und ließ ihn im Vatican die Capellen des heiligen Laurentius und des Sacramentes malen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ihn der Pabſt häufig, und ging vertraulich mit ihm um; die Einfalt, Demuth und Frömmigkeit des kunſtreichen Mannes erwarben ihm die Liebe des Pabſtes; und als während dieſer Zeit das Erzbisthum in Florenz erledigt ward, ſo wollte ihn Nicolaus mit dieſer Würde bekleiden. Kaum hatte Johann dieſes erfahren, als er den Pabſt inſtändig bat, ihn deſſen zu überheben: er fühle ſich nicht berufen, ein ganzes Volk zu regieren, er ſey gewohnt zu gehorchen, nicht andere zu lenken, bei welcher Lebensweiſe auch die Gefahr des Irrthums geringer ſey. Hierauf nannte er als den würdigſten einen andern Mönch des Prediger-Ordens, Fra Antonio, welcher dann auf ſeinen Vorſchlag zur erzbiſchöflichen Würde erhoben ward, und ſie löblich verwaltete.

In ſolchen Geſinnungen lebte Johann von Fieſole, mit ſtillem Gemüthe unabläßig darauf gerichtet, die Schönheit der geiſtigen Welt ſichtbar aufzufaſſen, durch ſtrenge Mäßigkeit ſich zur Betrachtung vorbereitend, mit wenigem genügſam, geduldig und vertragſam unter ſeinen Ordensbrüdern, ein Tröſter der Armen, ein Freund aller Menſchen. Er ſtarb im acht und ſechzigſten Jahre ſeines Alters (1451) in Rom, und ward nach ſeinem Tode ſelig geſprochen, und durch die Beinamen: der ſelige Bruder Johannes (Beato Fra Giovanni), und der engliſche Bruder (Fra Angelico), geehrt. Sein Bildniß zeigt uns einen würdigen Greis mit kahlem Haupte, die gewölbte bilderreiche Stirn und das große Auge betrachtend geſenkt, voll milden Ernſtes, und ohne irgend eine Miſchung von Trübſinn oder düſterer Strenge.

Bei der klöſterlichen Abgeſchiedenheit, worin Johann von Fiſole lebte, und da er aus der Malerei zwar ſeinen zweiten Beruf, aber doch kein eigentliches Gewerbe machte, darf es uns nicht wundern, daß er keine große Anzahl von Schülern erzogen. Baldinucci hat von ihm gewiſſermaaßen die Venetianiſche Schule ableiten wollen, indem Johann von Fieſole der Lehrer des Gentile da Fabbriano geweſen ſeyn ſoll, welcher wiederum Meiſter des Jakob Bellini ward. Lanzi erinnert hiegegen, daß es ſich nicht mit der Zeitrechnung vertrage. Der einzige unbeſtrittene Schüler unſers Meiſters, von dem man noch Werke kennt, iſt Benozzo Gozzoli; deſſen zahlreiche und verhältnißmäßig wohl erhaltene Gemälde die Hauptzierde des Campo Santo in Piſa ſind. Die heitere Farbenpracht des Johann von Fieſole, ſo wie ſeine erfindſame Mannichfaltigkeit in architektoniſchen Hintergründen, wovon wir auf den Nebenbildern des vorliegenden Gemäldes Proben im kleinen ſehen, konnte Benozzo Gozzoli unter der hohen Säulenlaube des Piſaniſchen Kirchhofes nach einem großen Maaßſtabe entfalten, und hat es beſonders in der Vorſtellung des Babyloniſchen Thurmbaues wunderwürdig gethan. Auch die Wahrheit, und man könnte ſagen, die ungeſchminkte Aufrichtigkeit in den Gebehrden der Handelnden hat er von ſeinen Meiſter geerbt, in der Anmuth und zarten Gemüthlichkeit hat er ihn vielleicht nicht ganz erreicht.

Nur weniges von den Werken des Johann von Fieſole iſt im Kupferſtich erſchienen. Mir iſt nichts bekannt geworden, außer einem ſchlecht geſtochenen Blatte in der Etruria Pittrice *) und der Capelle Nicolaus des Fünften in Umriſſen **), welches aber nur eine rohe Arbeit iſt. Dieſe Vernachläßigung iſt begreiflich. Bei ihrem Aufkommen war die Kupferſtecher-Kunſt vorzugsweiſe auf die Werke der großen gleichzeitigen Meiſter gerichtet, und nachher wurde das Verdienſt der älteren Maler gänzlich verkannt. Obige Capelle war dergeſtalt in Vergeſſenheit gerathen, daß die Schlüſſel dazu fehlten, und Bottari, der Römiſche Herausgeber des Vaſari (im Jahr 1769) bemerkt, er habe, um die Bilder zu betrachten, zum Fenſter hineinſteigen müſſen.

Das vorliegende Gemälde iſt im königlichen Muſeum zu Paris befindlich, wo es zuerſt unter einer Sammlung von Bildern aus verſchiedenen alten Schulen zu Anfang des Jahres 1815 nur auf kurze Zeit öffentlich ausgeſtellt wurde ***). Seit den Einbußen, welche das Muſeum erlitten, hat es in der Galerie

---

*) T. I, No. XVII.

**) Le Pitture della Capella di Nicolo V, opere del beato Giovanni Angelico da Fiesole esistenti nel Vaticano. Disegnate ed incise a contorni da Francesco Giangiacomo Romano. In 16 rami. Rome 1810. fol.

***) Notice des Tableaux des écoles primitives de l'Italie, de l'Allemagne, et de plusieurs autres Tableaux de différentes écoles, exposés dans le grand salon du Musée Royal, Paris 1815. p. 40—45.

An Bacchidion.

Ich liebte dich, du lächelnde Sirene!
Nun lebe wohl! nun lieb' ich dich nicht mehr.
Ha! brauche nur die Lockung ſüßer Töne!
Kalt iſt mein Sinn, und taub iſt mein Gehör.
Kaum hab' ich kühn den Arm erhoben,
So iſt dein ſchlaues Netz wie leichte Spreu zerſtoben. —

Ein Sohn Apolls iſt der, den du gehöhnet,
Ein Sohn Apolls, im Saitenſpiel geübt!
Für dich nur hätte ſein Geſang getönet,
Bacchidion, hätt'ſt du ihn treu geliebt.
Doch jetzt verbirg dich, fleuch mit Eile!
Mein Bogen droht, und horch! im Köcher klirren Pfeile.

Vernehme dann mein Lied wen eine Schlange,
Wie dieſe hier, umwindet! Bei'm Apoll,
Ich will ſie zeichnen, daß der Männer Wange
Bei ihrem Namen zornig glühen ſoll!
Sie zeichnen, daß mit kaltem Schrecken
Die Jungfrau'n, wo ſie geht, ihr Angeſicht verſtecken! —

des Louvre ſelbſt Platz gefunden. Ehemals zierte es die Sanct-Dominicus-Kirche zu Fieſole, und Vaſari beſchreibt es folgendergeſtalt:

»Aber unter allen Werken, welche Fra Giovanni ans Licht gebracht, übertraf er ſich ſelbſt, und bewies ſeine hohe Vortrefflichkeit und Einſicht in die Kunſt an einer Tafel, welche in derſelben Kirche (San Domenico di Fiesole) neben der Thüre, wenn man hineintritt zur Linken, befindlich iſt. Auf ſelbiger Tafel krönt Jeſus Chriſtus Unſere Liebe Frau, in mitten eines Chores von Engeln, und unter einer unendlichen Menge von Heiligen, ſo Männern als Frauen, welche ſo zahlreich und ſo wohl ausgeführt ſind, in ſo mannichfaltigen Stellungen, und mit ſo verſchiedenem Ausdruck der Köpfe, daß man unglaubliche Freude und Süßigkeit bei ihrem Anblick empfindet; ja es ſcheint, als wenn dieſelbigen Geiſter im Himmel nicht anders ſeyn könnten, oder vielmehr, wenn ſie Körper hätten, müßten ſie ſo geſtaltet ſeyn. Denn alle dieſe heiligen Männer und Frauen ſind nicht bloß lebendig, mit zarten und ſüßen Gebehrden abgebildet, ſondern die ganze Färbung des Werkes ſcheint von der Hand eines Heiligen oder Engels zu ſeyn, wie ſie denn auch wirklich iſt; weßhalb mit gutem Grunde dieſer fromme Ordensbruder allezeit Frate Giovanni Angelico benannt worden iſt. Ferner die Geſchichten von Unſerer Lieben Frauen, und dem heiligen Dominicus, die im untern Rahmen des Bildes ſtehen, ſind in ihrer Art göttlich, und ich für mein Theil kann verſichern, ich ſehe dieſes Werk niemals, ohne daß es mir als ein

»neues Weſen erſcheint, und ich ſcheide davon, ohne »mich je erſättigen zu können.«

Ich habe dieſe ſo richtig gefühlte Beſchreibung aus dem Buche, welches immer die Grundlage der Italiäniſchen Kunſtgeſchichte während der großen Jahrhunderte bleibt, in einer wörtlich genauen Uebertragung hergeſetzt, zuvörderſt weil ſie alle Zweifel über den Urheber und die Aechtheit des Bildes wegräumt; dann weil ſie beweiſet, daß es einen ſehr hohen Rang unter den Werken des Johannes einnimmt. Denn Vaſari hatte dieſe faſt ſämtlich vor Augen, und zwar noch in ihrer völligen Friſche, ehe ſie durch den Verlauf der Zeit und Verwahrloſung beſchädigt oder gar zerſtört waren. Die Geſchichten von der Mutter Gottes, deren Vaſari erwähnt, beſchränken ſich freilich auf die am Grabe des Heilandes ſitzende Jungfrau, auf dem vierten kleinen Bilde. Dieß darf uns nicht irren: es iſt eine von den nicht ganz genauen Angaben, deren dem Vaſari ſo manche entſchlüpft ſind, ohne daß dadurch der Werth ſeines Buches weſentlich vermindert würde.

Das Bild iſt in ſeiner größten Höhe 6½ Pariſer Fuß hoch. Unſere Leſer werden ſich einen anſchaulichen Begriff von der Größe des Ganzen machen können, wenn wir bemerken, daß die Köpfe auf den beſondern Blättern, und die kleineren Bilder genau nach dem Maaße des Urbildes geſtochen ſind. Die Tafel, worauf es gemalt, iſt aus drei Stücken zuſammengefügt, und ganz vergoldet geweſen. Auf dieſem Goldgrunde ſind die mit Eyerweiß angefeuchteten Waſſerfarben aufgetragen, denn das Bild iſt vor Verbreitung der Oelmalerei in Italien verfertigt. Die Heiligenſcheine und die übrigen beträchtlichen goldenen Zierrathen an den Gewändern ſind ausgeſpart, und auf dieſe Art kommt der Goldgrund vielfältig zum Vorſchein. Der verſchwenderiſche Gebrauch des Goldes, welchen die ältere Malerei von den Moſaiken der Griechiſchen Kirche überkommen hatte, und wodurch der Maler hier den Glanz des himmliſchen Lichtes vorzuſtellen gedachte, bewirkt auf den erſten Anblick, es iſt nicht zu läugnen, eine befremdliche Störung. Der obere Raum zu beiden Seiten des Thrones, wo allein die freie Luft zum Vorſchein kommt, iſt dunkelblau; alsdann folgen in dichtem Gedränge die Engel und Heiligen bis auf den Vordergrund hinunter. Jeder Kopf iſt aber durch den Heiligenſchein, welcher ihn rings umgiebt, abgeſondert; dieſe Unterbrechung gönnt dem Auge nirgends Ruhe, und neben dieſem ſonnigen Glanze des Goldes erſcheinen die übrigen Farben, wie heiter ſie auch an den Geſichtern, wie prächtig an den Gewändern ſeyn mögen, gewiſſermaaßen nur als Schatten. Die Heiligenſcheine ſind auf eigene Weiſe behandelt: die Zierrathen davon ſind nämlich vermittelſt metallener zirkelrunder Formen dem Goldgrunde eingeprägt: man bemerkt deutlich die Vertiefungen in der Oberfläche des Holzes; und einige größere dergeſtalt eingedrückte Vertiefungen ſind wiederum mit Farben ausgefüllt, um Sapphire, Rubinen, und andere Edelgeſteine nachzuahmen, dergleichen man den irdiſchen Kronen einzufügen pflegte. Die Verſchiedenheit der Muſter zeigt, daß der Künſtler ſich nicht mit einer einzigen Form begnügte, ſondern eine Menge gebrauchte, ſo daß dieſer der Malerei fremde Schmuck einen beträchtlichen Aufwand von Mühe und Vorkehrungen erfodert haben muß. Die Glorie erſcheint demnach nicht als ein ſchmaler ätheriſcher Lichtkreis, der die Scheitel wagerecht oder ſchräg umgiebt, ſich mit dem Haupte bewegt, und alſo auch den gleichen Verkürzungen wie alles übrige ſichtbare unterworfen iſt; ſondern, wie auch die Köpfe vorwärts, rückwärts oder ſeitwärts geneigt ſeyn mögen, der Heiligenſchein ſteht immer ſenkrecht, und umgiebt ſie mit einem breiten goldnen Kreiſe, innerhalb deſſen der Goldgrund bis an die Umriſſe der Geſichter tritt.

Was die Farben betrifft, ſo haben wir Urſache zu glauben, daß ſie beträchtlich ausgeblaßt ſind, nicht etwa durch irgend eine beſondere Beſchädigung, ſondern bloß vermöge der Wirkung der Zeit und der urſprünglichen Miſchung der Beſtandtheile. Einige Engelsköpfe zunächſt am Throne, welche ſich zufällig friſcher als die übrigen erhalten haben, geben uns einen Maaßſtab für die Wärme und Kraft des Malers in der Färbung des Fleiſches. So wie aber die Farben jetzt in ihrer Geſamtheit daſtehen, nehmen ſie ſich einigermaaßen grell aus, ohne doch recht kräftig zu ſeyn. Dieß rührt von der eigenthümlichen Behandlung her: der Künſtler hat durchaus die Wirkung der Wiederſcheine nicht gekannt, oder ſie wenigſtens nicht in ſeine Nachahmung aufgenommen. Die verſchiedenen Farben der Gewänder ſtehen neben einander, ohne von ihren Umgebungen Einflüſſe zu empfangen, oder ſie ihnen zurückzugeben. Sie behaupten ſich überall in ihrer Reinheit:

die Schatten ſind nicht durch Trübung, durch Verſetzung mit Schwarz oder Braun hervorgebracht, ſondern blos durch Verdickung deſſelben Pigments; die ſtärkſten Lichter ſind mit Weiß aufgehöht, aber um alle Härte zu vermeiden, iſt dieſes Weiß mit äußerſt feinen Pinſelſtrichen wie ſchraffirt aufgetragen. Man muß den Künſtler bewundern, welcher dennoch ſeinen Geſtalten ſo viel Rundung zu geben wußte; allein die frühe Gewöhnung des Miniaturmalers, im alten Sinne des Wortes, iſt darin nicht zu verkennen.

Die Anordnung iſt ſehr verſtändig: ſie vereinigt jene Symmetrie, welche den Eindruck einer feierlichen Handlung gewährt, mit lebendiger Fülle und Mannichfaltigkeit; der Künſtler hat dabei gründliche Kenntniß der Linien-Perſpective bewieſen. Das Gerüſte des Ganzen iſt architektoniſch. Es ſtellt eine die ganze Breite des Gemäldes einnehmende und zu beiden Seiten ins unbeſtimmte hin zu verlängernde Stiege von neun Stufen vor: dieſe Stiege führt zu dem in der Mitte befindlichen Throne hinauf, welcher oben eine ſechseckige Fläche bildet. Die drei zurücktretenden Seiten des Thrones ſind von reich bekleideten Wänden umgeben, die drei vorſpringenden Seiten von einem Thronhimmel mit Gothiſchen Spitzbogen überwölbt. Zu dieſem Thron führt ein gleichfalls dreiſeitiger Vorſprung der Treppe, deſſen vordere Seite den großen Seitenflügeln parallel dem Beſchauer gerade gegenüber liegt, während die Nebenſeiten rechts und links ſchräg ablaufen. Der winklichte Ausſchnitt des Gemäldes am oberen Rande ſtimmt hiemit überein: man darf dieſe Linie nur in Gedanken vorwärts neigen, ſo hat man die Form des ganzen Baues.

Der Maler hat den Geſichtspunkt gegen die Gewohnheit ſeiner Zeit niedrig angenommen, denn der Horizont des Bildes läuft an dem untern Rande der vorſpringenden Treppe hin. Die architektoniſche Vorausſetzung gab ihm das Mittel an die Hand, ſeine Geſtalten im engſten Gedränge dennoch ſtufenweiſe über einander erhöht gehörig erſcheinen zu laſſen. Die Engel ſtehen oben zu beiden Seiten des Thrones, auf den Stufen hinabwärts ſind Erzväter, Apoſtel und Heilige geordnet; den Vordergrund, ein Eſtrich vor der Treppe, nehmen knieende Heilige ein. Nur die vorſpringenden Stiegen, aus geädertem Marmor von verſchiedenen Farben, ſind leer von theilnehmenden Zuſchauern gelaſſen: hier iſt bloß die Jungfrau zu dem Sitze ihres Sohnes ſeitwärts hinangeſtiegen. Auf ſolche Art iſt die Haupthandlung gehörig abgeſondert und eingefaßt; nichts ſtört hier den hinanſtrebenden Blick des Betrachters, und der Künſtler hat zugleich ſorgfältig Rechenſchaft davon abgelegt, wie die umher verſammelten gemalten Zeugen ungehindert der Krönungsfeier zuſchauen können, welche den Gegenſtand des allgemeinen Entzückens ausmacht.

Wenn wir uns nun zu den einzelnen Geſtalten wenden, ſo müſſen wir zuvörderſt die Erfindſamkeit des Künſtlers bewundern, der bei einem Gegenſtande, wobei eigentlich keine Entgegenſetzung der Charakter Statt findet, und ein verwandter Ausdruck der liebevollen Freude und ſtillen Seligkeit auf allen Geſichtern erſodert wird, eine ſo große Mannichfaltigkeit innerhalb der Gränzen des Würdigen und Schönen zu erſchaffen wußte. Man wird nicht ſagen können, daß irgend ein Kopf den andern wiederhole. Und dieſe Mannichfaltigkeit erſtreckt ſich nicht bloß auf die Züge und den ſeelenvollen Blick, ſondern auch auf den Wuchs und die Anordnung der Haare, und auf den Bartwurf, welcher meiſtens von ungemeiner Schönheit iſt; endlich auf die Gebehrden und Stellungen. Durch die Anordnung des Ganzen hatte der Maler ſich den Vortheil geſichert, Geſtalten in allen Richtungen, ganz von vorn, ſeitwärts gewandt, und vom Rücken her zeichnen zu können, während ſie doch alle auf die Haupthandlung im Mittelpunkte gerichtet ſind.

Die Augen ſind immer beſeelt und von großer Klarheit, aber nicht immer ganz richtig gezeichnet: der Augenſtern erſcheint an Profilköpfen mit einer breiteren Rundung als er billig haben ſollte. Hüten wir uns jedoch, dieſes ſofort der Unkunde des Malers beizumeſſen. Wir können vortreffliche geſchnittene Steine aus der Zeit der erſten Römiſchen Kaiſer anführen, woran ſich derſelbe Fehler, oder wenn man lieber will, dieſelbe Licenz in Abbildung des Auges bemerken läßt. Es iſt als ob Johann von Fieſole ſich nicht gern entſchloſſen hätte, den Augenſtern in einer Verkürzung zu malen, wodurch er ſeine Durchſichtigkeit und Empfänglichkeit für das Licht großentheils einbüßt.

Der Ton der Fleiſchfarbe hat viel Wahrheit, und wenn man auf die Wirkung des Verbleichens Rückſicht nimmt, ſo muß ſie urſprünglich auch von großer Wärme geweſen ſeyn. Die jugendlichen und weiblichen Hände ſind von ſehr zierlichen Formen; die Hände ſind durchgehends in ungezwungenen und zum Theil ſprechenden Bewegungen vorgeſtellt. Nur die Linke der heiligen Magdalena, welche das Salbengefäß hält, iſt nicht zum glücklichſten gerathen. Auf den erſten Blick glaubt man, das Gefäß müſſe herunter fallen, bis man ſich erinnert, daß der Geſichtspunkt beträchtlich tiefer liegt.

Die Zeichnung des Nackten iſt nicht die Stärke unſers Meiſters. Der Leib des Heilandes auf dem kleinen Bilde der Auferſtehung iſt mager und hölzern; etwas freier und lebendiger, wiewohl ſchmächtig, ſehen wir dieſelbe Geſtalt auf dem Bilde der Geißelung am Gewande des heiligen Nikolaus. Die damals üblichen Gegenſtände der Malerei machten dem Künſtler nur in wenigen Fällen die Aufgabe unbekleidete Körper darzuſtellen; die Sitten und Kleidertrachten waren der Beobachtung der Natur in dieſem Stücke nicht günſtig; einen Geiſtlichen entfernten vollends ſeine Begriffe von Zucht und Sittſamkeit hievon, und eigne Veranſtaltungen für die Kunſt, um jenem Mangel abzuhelfen, gab es noch nicht. Die Wiſſenſchaft der Anatomie iſt dem Johann von Fieſole völlig fremd geblieben; an den wenigen nackten Theilen, die er uns zeigt, dem Geſichte, dem Halſe, den Händen, hat er treulich beobachtet und nachgeahmt, was auf der Oberfläche erſcheint: aber man kann nicht ſagen, daß ſeine Zeichnung von den Werkzeugen der Bewegung, die unter der Haut verſteckt liegen, und dem innern Bau der Theile eine beſtimmte Rechenſchaft ablege. Auf dem ganzen Hauptbilde findet ſich kein unbekleideter Arm, ja was noch auffallender iſt, weder ein bekleideter noch unbekleideter Fuß.

Dagegen beſaß Johann von Fieſole eine große Meiſterſchaft in den Gewändern. Die Stoffe ſind zwar nicht durch ihren eigenthümlichen Glanz und ihre Art das Licht einzuſaugen und zurückzuwerfen, wohl aber durch ihren Fall und den Bruch der Falten, von dem ätheriſchen Schleier der Jungfrau an, bis zu dem ſchweren damaſtenen Mantel des heiligen Nikolaus, gehörig unterſchieden. Die königlichen, biſchöflichen und geiſtlichen Ordens-Gewänder haben in der Fülle eine gewiſſe majeſtätiſche Einfachheit; die weibliche Bekleidung, und beſonders die der Engel aus leichteren Stoffen gewebt, iſt anmuthig geordnet. Die langen Gewänder der Engel ſind gegürtet, aber dergeſtalt, daß ein Ueberſchlag den Gürtel verbirgt: hiedurch wird die Einförmigkeit der gleichmäßig herabwallenden Falten vermieden, und die Schlankheit der Geſtalten hervorgehoben. Ueberhaupt iſt in dem Faltenwurf nirgends etwas ſteifes oder ängſtlich zurecht gelegtes: alles iſt durch die gegenwärtige oder vorhergehende Bewegung beſtimmt. Auch finden ſich keine von jenen ſtörenden Querfalten, welche den Gang der Glieder unterbrechen.

Beſchauer, welche an die Darſtellungen der neueren Malerei gewöhnt ſind, werden vielleicht dem Maler einen Vorwurf daraus machen, daß er eine Handlung, welche im Mittelpunkte des Empyreums gedacht werden muß, auf ſo irdiſche Weiſe abgebildet: eine ſteinerne Schaubühne; keine ſchwebenden oder fliegenden Geſtalten; alle ganz körperlich, ſitzend, ſtehend oder knieend, den Geſetzen der Schwere unterworfen; bloß die Beleuchtung eines gewöhnlichen Tages; nirgends ein Ausblick in die Glorien des Himmels. Ein Dichter, wie Dante, kann freilich ſeine Hörer zu immer leuchtenderen Sphären hinauf entrücken; die verklärten Geſtalten durch umhüllende Ausſtrahlungen hindurch zeichnen, und zuletzt alles in einem Ocean von Licht verfließen laſſen: denn das innere geiſtige Auge kennt keine Blendung. Der Maler hingegen, der für den ſinnlichen Blick arbeitet, welchen Schwung auch ſeine Einbildungskraft nehme, wird ſchwerlich den irdiſchen Vorausſetzungen entgehen können. Das Licht auf der Tafel kann nur durch den Gegenſatz der Schatten fühlbar gemacht werden. Die Geſtalt erſcheint nur durch Farbe, und alle Farbe iſt Trübung des Lichtes; ſobald die Figuren nicht in ſchwebender Bewegung ſind, ſobald ſie ruhen, erfodern ſie eine Unterlage: dazu hat man in den ätheriſchen Regionen Wolken erſonnen. Aber auch die Wolken gehören der Atmoſphäre des Erdkreiſes an; ſchon bis zu den Gipfeln der höchſten Berge erheben ſie ſich nicht, und der Himmel ſtrahlt dort in tiefem ewig ungetrübtem Blau. Vielleicht iſt es alſo beſſer, wenn der Maler ſich auf den Kampf mit ungleichen Waffen gar nicht einläßt, und nicht erzielen will, was ihm dennoch unerreichbar bleibt. Die alten Maler zogen überhaupt nicht gern in das Gebiet ihrer Kunſt, was nicht eine beſtimmte Form hat. Sie wiſſen nichts von Luftperſpective, und ſchildern die Gegenſtände der Fernen nicht in verſchwimmender Dämmerung, ſondern nur verkleinert, ſonſt eben ſo deutlich und ſtrenge umgränzt wie das nahe liegende. Sie malen

Ich irrte durch entleg'ne Myrtenhaine
Zu einem mooßumkränzten Silberbach.
Ich warf mich hin bei Hespers blaßem Scheine;
Mein Auge ſchlich des Baches Wellen nach;
Ich ſank in halben Schlummer nieder
Und lauſcht' im Arm der Ruh auf Nachtigallenlieder.

Da ſah ich in der Büſche grünen Hallen
Ein junges Weib voll Liebreiz ſich ergehn;
Ich ſah das Weib mit frohem Wohlgefallen,
Und konnte mich an ihr nicht müde ſehn.
Ich warb um einen ihrer Blicke;
Sie merkt' es, und entfloh mit anmuthsvoller Tücke.

Es ſchlug mein Herz; ich ſprang empor vom Sitze,
Und ſuchte lang umſonſt im düſtern Hain:
Doch plötzlich kam ſie, gleich dem raſchen Blitze,
Zu mir heran, und lud mich freundlich ein.
Noch ſchüchtern halb, und halb verwegen,
Naht' ich mich ihrem Kuß; mir kam ihr Kuß entgegen.

Ihr Himmliſchen! wie ich mit heißen Zügen
Den dargebotnen Wonnebecher trank!
Sie ließ mein Haupt an ihre Bruſt ſich ſchmiegen,
Und ſah mich an, als wär' ſie liebekrank;
An meinen Lippen, meinen Wangen,
Fühlt' ich den wärmſten Mund, wie feſtgezaubert, hangen.

Aus meinem Herzen ſprühten tauſend Funken
Der Inbrunſt durch mein wildempörtes Blut,
Aus meinem Herzen, das ich wonnetrunken

keine Maſſen von grünem Laube, ſondern einzelne Zweige und Blätter; geben dem mannichfaltigen Wuchſe der Bäume gern eine gewiſſe Regelmäßigkeit, und wählen am liebſten ſolche, denen ſie ſchon in der Natur eigen iſt, wie die Palme und Cypreſſe.

In der Art nun, wie Johann von Fieſole eine ſo hohe und geheimnißvolle Handlung gefaßt hat, offenbart ſich jene kindliche Sinnesart, welche die himmliſchen Dinge auf menſchliche Weiſe begreift: eine Sinnesart, welche in der Herablaſſung, womit ſich die heilige Schrift vertraulicher Gleichniſſe bedient, ihre Rechtfertigung findet. Alles iſt nach der Art einer Krönung unter Sterblichen gedacht. Eine hohe und dennoch demüthige Fürſtin, die Kaiſerin des Himmels, wie unſere Dichter des Mittelalters ſie nannten, wird nach langer Entfernung aus ihrer Heimath von ihrem geliebten und liebenden Sohne empfangen, und zu gleicher Würde mit ihm erhoben. Der Thron iſt verziert wie der eines ſterblichen Monarchen; nur die neun Stufen dürften eine Anſpielung auf die Zahl der himmliſchen Sphären ſeyn. Die bewährteſten und geehrteſten Diener des Reiches ſtehen umher als Zeugen, in ehrerbietiger Freude und Erwartung, oder auch ſich unter einander über das frohe Ereigniß beſprechend. Eine frohe Muſik begleitet und verkündigt den feierlichen Augenblick.

Die Jungfrau kniet auf der oberſten Stufe vor dem Thron, vorwärts geneigt, die ſchönen Hände über der nur leiſe angedeuteten weiblichen Bruſt gefaltet, mit derſelben innigen und liebevollen Ergebung, womit ſie die erſte Botſchaft des Engels empfing. Nichts geht über die Zartheit und Anmuth dieſer hingehauchten Geſtalt, über die Klarheit des unſchuldigen Hauptes. Sie iſt mit königlichem Schmuck angethan: ein luſtiger Schleier fällt beſcheiden auf ihre Stirn, läßt aber die blonden Haarflechten durchſcheinen, und verhüllt nicht die Form des Kopfes. Der rothe Leibrock kommt nur an den Aermeln zum Vorſchein; über dieſem trägt ſie ein weites blaues Gewand, das, an den Seiten offen, die Arme frei läßt; dann den königlichen Mantel, der von den Schultern bis über die Füße herabwallt, und violett oder purpurn geweſen, aber leider ſehr verblichen iſt.

Der Heiland hat ſich zur Linken des Thrones geſetzt, um ſeiner Mutter den Platz zu ſeiner Rechten frei zu laſſen. Er iſt nach hergebrachter Weiſe mit einem rothen Leibrock und blauen Mantel bekleidet. An den Aermeln kommt blaues Unterfutter zum Vorſchein; unter dem aufgeſchlagnen Mantel Grauwerk, welches zwar unvollkommen ausgedrückt, aber an der ſchichtenweiſe helleren und dunkleren Farbe erkennbar iſt. Dergleichen bemerkt man auch unter dem Obergewande der Jungfrau. Es iſt hiebei nicht an das irdiſche Bedürfniß einer warmen Bekleidung zu denken, ſondern Pelzwerk gehörte im Mittelalter, ohne Rückſicht auf die Jahreszeit, zum feſtlichen Schmuck: dieß beweiſen viele Miniaturen in den Ritterbüchern, und wo ſonſt die damaligen Trachten dargeſtellt werden.

Die Geſtalt des Heilandes iſt nicht in gleichem Grade gelungen wie die der Maria; man möchte jener etwas mehr Kraft und Jugend wünſchen: die Spuren des menſchlichen Leidens ſcheinen in den Geſichtszügen noch nicht ganz verwiſcht zu ſeyn. In dem ganzen Weſen Jeſu iſt etwas väterliches, und es fällt ſchwer, ihn ſich als Sohn zu denken. Er hält die Krone beſonnen auf beiden Händen, um ſie ſo ſanft als möglich auf das geliebte Haupt herabzuſenken.

Der Engel ſind zu jeder Seite des Thrones zwölf, wenn man die mitzählt, welche von den vorn ſtehenden faſt ganz verdeckt werden. Sie ſind alle als Knaben, ſchon dem Jünglingsalter nahe, mit lockigem Haar, langen wallenden Gewändern, und großen purpurnen Fittigen vorgeſtellt. Ueber der Scheitel haben ſie ein rothes Flämmchen. Einen einzigen ausgenommen, der zur Rechten des Thrones anbetend ſteht, ſind die übrigen, deren Handlungen ſich wahrnehmen laſſen, insgeſamt damit beſchäftigt, den feſtlichen Augenblick durch Muſik zu feiern und zu verkündigen. Die, welche auf Blaſe-Inſtrumenten ſpielen, ſtehen weiter zurück: zwei lange Poſaunen erheben ſich zu beiden Seiten des Thrones in die azurne Luft; andre durchkreuzen ſich in verſchiedenen Richtungen, um anzudeuten, daß der durchdringende Poſaunenſchall den Gegenſtand des allgemeinen Jubels in alle Fernen und Richtungen des Himmels verbreiten ſoll. Es iſt unverkennbar, daß einige von dieſen Engeln ſowohl durch die dunklere Farbe und das krauſere Haar, als durch die geſchwollenen Lippen und die etwas eingedrückte Naſe als Mohrenknaben bezeichnet ſind. Dieſer ſeltſame Gedanke ſcheint durch eine Sitte des irdiſchen Lebens veranlaßt, da man bei öffentlichen Aufzügen die lärmende Muſik der Pauken und

Trompeten, um ſie deſto auffallender zu machen, wohl durch Menſchen aus fremden Welttheilen ausüben läßt. Die edelſten und ſchönſten Geſichtszüge hat der Maler für diejenigen Engel aufgeſpart, welche auf allerlei Saitenſpiel eine ſanftere Muſik anſtimmen. Vier von ihnen ſind im Kupferſtich auf beſondern Blättern wiederhohlt: lauter Knabengeſtalten voll lieblicher Unbefangenheit und ſeliger Unſchuld. Sie rühren die Saiten mit einer anmuthigen Nachläßigkeit, als wäre Harmonie ihre eigne Natur; der letzte, welcher eine Art von Geige ſpielt, und etwas hineinwärts gewandt iſt, ſcheint wie freudetrunken und verliebt in die Töne, welche er ſeinem Inſtrumente entlockt. Ihre ganz ſichtbaren Gewänder ſind von vorzüglich heiteren Farben: hellblau und hellroth, zu jeder Seite des Thrones in umgekehrter Ordnung.

Außer den Blaſe-Inſtrumenten beſteht das Concert aus einer kleinen Orgel, einem Tamburin, einer Handtrommel, zwei Cithern und zwei Geigen von verſchiedener Form. Es iſt zu verwundern, daß der Maler nicht ein Saiten-Inſtrument angebracht hat, welches Lateiniſch psalterium, von unſern alten Dichtern Rotten genannt wird, und häufig in Abbildungen aus dem Mittelalter vorkommt. Vielleicht war es damals ſchon aus dem Gebrauch gekommen.

Der verſammelten Heiligen ſind zur Linken des Beſchauers achtzehn, zur Rechten zwei und zwanzig: unter dieſen letzteren ſind aber zwei weibliche Geſtalten ſo verdeckt, daß nur der Mund und ein Theil der Wangen der einen zwiſchen der heiligen Catharina und Agnes, von der andern Hals und Kinn hinter der heiligen

Agnes, zum Vorſchein kommt. Sie laſſen ſich alſo nicht näher beſtimmen, werden nur mit Mühe bemerkt, und ſcheinen bloß zur Ausfüllung des leeren Raumes da zu ſeyn. Man ſieht, der Maler hat keine ängſtliche Symmetrie in dem lebendigen Gedränge beobachtet.

Den Zug eröffnen gleichſam zu oberſt auf den Stufen zwei Männer des alten Bundes: rechts vom Throne Moſes, bejahrt und mit dem Ernſt des Geſetzgebers, gegenüber David mit der Königskrone, und begeiſtert erhobenem Blick. Ohne Zweifel hat uns Johann von Fieſole durch die Wahl dieſer beiden das Weſen des geſamten alten Bundes, das Geſetz und die Propheten, vergegenwärtigen wollen. Eben ſo ſtehen, zunächſt bei jenen, die beiden vornehmſten Gründer der chriſtlichen Kirche, die Apoſtel Petrus und Paulus, einander gegenüber. Auch die übrigen Lehrer des neuen Bundes ſind mit Sinn geordnet, jeder hat ſein eigenthümliches Gepräge; da jedoch die Geſtalten einander zum Theil verdecken, und die hergebrachten Attribute nicht immer beigefügt werden konnten, ſo hat der Maler die Inſchriften auf den Heiligenſcheinen zu Hülfe genommen, um ſie kenntlich zu machen. Zur Linken des Beſchauers ſteht ganz oben, vor dem Moſes, Johannes der Täufer, zunächſt an ihm Petrus mit ſeinen Schlüſſeln, hinter dieſem Andreas mit dem ſchrägen Kreuz; eine Stufe weiter unten Bartholomäus, ebenfalls mit dem Werkzeuge ſeines Märterthums in der Hand, vor ihm der jüngere Jacobus, und voran der Evangeliſt Johannes, mit wallendem weißem Haar und Bart, in den Händen ein aufgeſchlagenes Buch und eine Feder, in ehrwürdigem Greiſenalter, als in welchem er ſein Evangelium und das Buch der Enthüllung abgefaßt. Unter dieſem ſteht Sanct-Marcus mit einem Buch, und vor ihm Simon der Prediger. Dann folgen Kirchenlehrer und Heilige der ſpäteren Jahrhunderte.

Auf der andern Seite ſteht hinter David der Apoſtel Matthias, Thaddäus hinter dem heiligen Paulus; eine Stufe niedriger voran der ältere Jacobus, als Wanderer mit ſeinem Pilgerſtabe; hinter ihm Philippus und der Evangeliſt Matthäus, und damit endigt hier die Reihe der Apoſtel.

Wir gehen zur untern Hälfte des Bildes auf der linken Seite des Beſchauers über. Der Maler hat natürlich den Stifter ſeines Ordens beſonders hervorgehoben. Der heilige Dominicus ſteht voran, in ſeinem Ordensgewande, das aber hier in der Verklärung mit goldenen Sternen beſäet iſt; ein Stern ſchwebt über ſeiner Scheitel; in der Linken hält er einen Lilienzweig, in der Rechten ein aufgeſchlagenes Buch, worin man auf Lateiniſch ſein geiſtliches Vermächtniß, nämlich die letzte Ermahnung des Sterbenden an ſeine Schüler, und eine Anrufung dieſer an ihren Schutzheiligen lieſet *). Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt eine feurige entzückte Andacht. Dieſelben Züge kommen auf allen

---

*) Mit Wegnahme der Unregelmäßigkeiten, welche theils aus der damals üblichen Schreibung, theils aus der Italiäniſchen Ausſprache einzelner Buchſtaben entſprungen ſind, lauten die Worte folgendermaaßen:

den kleinen Bildern genau ſo wieder, und wir dürfen verſichert ſeyn, das wahrhafte Bildniß des heiligen Dominicus, oder wenigſtens das zur Zeit des Johann von Fieſole für ächt geltende vor uns zu ſehen. Hinter ihm ſteht der heilige Auguſtinus, durch ſeine Tracht als Biſchof, durch die Feder als Kirchenlehrer kenntlich gemacht. Auf dem vorderen Raume knieend folgen auf einander vom Rande gegen die Mitte zu: der heilige Benedictus, Carolus Magnus, Thomas von Aquino, Sanct-Antoninus, Sanct-Franciscus, Sanct-Nicolaus, und eine ſiebente Geſtalt, die man nur vom Rücken her ſieht, und die wir aus Mangel an Attributen nicht zu benennen wiſſen: die Feder ſcheint einen Kirchenlehrer zu bezeichnen. Die geiſtlichen Ordens-Stifter ſind in der Tracht ihrer Regel, jedoch mit goldenen Zierrathen abgebildet. Nach der Italiäniſchen Ueberlieferung ſollen die Köpfe des heiligen Antoninus, des Franciscus von Aſſiſi und des Thomas von Aquino ebenfalls von wahr-

---

Haec sunt, quae vobis tantum, filii carissimi, haereditario jure possidenda relinquo: Caritatem habete, humilitatem servate, paupertatem voluntariam possidete.

* * *

O spem miram, quam dedisti
Mortis hora te flentibus,
Dum post mortem promisisti
Te profuturum fratribus.
Imple, pater, quae dixisti,
Nos tuis iuvans precibus:
Quantum signis claruisti
In aegrorum corporibus.

Nobis gratia facias Christi,
Aegris mederi moribus.
Imple, pater, quae dixisti,
Nos tuis iuvans precibus,
Quantum signis claruisti
In aegrorum corporibus.

haften Bildniſſen entnommen ſeyn. Wir haben keinen Grund dieß zu bezweifeln, da Vaſari bezeugt, Johann von Fieſole habe auf mehreren ſeiner Werke die Bildniſſe wirklicher ſowohl lebender als verſtorbener Menſchen angebracht; und es erhöhet den hiſtoriſchen Werth ſeines Gemäldes.

Die Stickereien auf dem Obergewande Carls des Großen erſcheinen auf unſerm Kupferſtiche als Bienen, im Original ſind ſie aber ein freier blumenartiger Zierrath. Wir bemerken dieß nur, damit man nicht etwa dem Maler eine Gelehrſamkeit zuſchreibe, die er nicht beſaß, oder ſich wohl gar auf ihn als einen Zeugen berufe: da man in neueren Zeiten behauptet hat, goldene Bienen ſeyen das Merkzeichen der älteſten Fränkiſchen Könige geweſen, woraus mit der Zeit die Lilien entſtanden. Die Krone iſt mit Lilien verziert. Die drei am Kragen des kaiſerlichen Mantels herabhängenden Kronen ſollen ohne Zweifel die Kaiſerliche, die Fränkiſche und die Italiäniſche bedeuten.

Der heilige Thomas von Aquino hält ein aufgeſchlagenes Buch, worin auf dem einen Blatte der Ambroſianiſche Lobgeſang, auf dem andern Verſe aus einem Pſalme ſtehen. Auf der Bruſt trägt er ein Kreuz in einer Strahlenkrone; das Buch ſtrahlt ebenfalls Licht nach allen Seiten aus.

Der heilige Nikolaus iſt mit der Pracht vorgeſtellt, die einem morgenländiſchen Biſchofe, und einem Heiligen gebührt, von welchem Wunder der Freigebigkeit erzählt werden. Die ſchweren Stoffe ſeiner faltigen Gewänder ſind grün, vielleicht als die Farbe der Hoffnung; auch die großen Blumen-Schnörkel, womit ſie ganz durchwirkt ſind, nur in verſchiedenen Abſchattungen derſelben Farbe. Die goldnen Kugeln am Boden neben ihm ſind eine Anſpielung auf die drei Beutel Goldes, die er einem armen Edelmann zuwarf, um deſſen drei Töchter auszuſtatten, welche dieſer eben der Verführung Preis zu geben im Begriffe war. Beſondere Bewunderung verdienen die kleinen Bilder, die auf dem Mittelſtreif des biſchöflichen Mantels geſtickt ſind, und die Paſſion des Heilandes vorſtellen. Der Maler hat ſeine Gedankenfülle in geiſtreichen Entwürfen bis zur Verſchwendung bewährt; jede dieſer Gruppen in ihrem engen Raume enthält den Keim eines vortrefflich geordneten Gemäldes. Auf dem unterſten Bilde, wo die Figuren in den Falten halb verlohren gehen, ſind dennoch die in Schlaf verſunkenen Jünger, und der am Oelberg betende Heiland mit natürlichen Gebehrden geſchildert. Hierauf folgen der Judaskuß, die Verſpottung unter der Dornenkrone, die Geißelung, und oben die Auferſtehung. Die Henkersknechte in dem Bilde der Geißelung ſind meiſterlich charakteriſirt. Die pöbelhafte Gebehrde des einen, der ein Knie gegen die Hüfte des Heilandes ſtemmt, um die Bande ſchärfer anzuziehen, dürfte einem neueren Maler vielleicht zu gewagt ſcheinen; aber ſie iſt eben ſo keck gedacht, als frei und lebendig ausgeführt.

Rechts auf den unteren Stufen ſtehen drei Märtyrer mit Palmenzweigen in den Händen: zu oberſt Sanct Petrus Dominicanus, ein Schüler des heiligen Dominicus, mit noch blutrünſtigem Haupte; vor ihm der heilige Laurentius mit ſeinem Roſt, dann der heilige Stephanus; hinter ihnen Sanct-Georg, ganz gepanzert, und die Linke im Eiſenhandſchuh auf ſeinen Schild geſtützt: bieder und ehrenfeſt wie ein chriſtlicher und ritterlicher Krieger, ſonſt eben nicht mit dem Aeußern heldenmäßiger Kraft ausgeſtattet.

Auf dem vorderen Raume knieend ſind an dieſer Seite die weiblichen Heiligen ſittſam verſammelt, wie auch in irdiſchen Tempeln die frommen Frauen einen abgeſonderten Raum einnehmen. Außer den zwei faſt ganz verdeckten Geſtalten, deren wir oben erwähnten, wiſſen wir drei von ihnen nicht zu benennen: am Rande eine gekrönte Jungfrau mit einem Pfeil, dann noch zwei ſchöne jugendliche Köpfe hinter den andern: die bekannten ſind Agnes, Catharina, Clara, Cäcilia und Magdalena. Die heilige Agnes hegt ihr Lamm zärtlich in den übereinander gelegten Händen; ihr offner Mantel iſt durch den Gürtel gezogen, und bildet ſchöne Falten; ſie iſt beſcheiden horchend zur heiligen Catharina hinübergewandt. Dieſe, auf ihr Rad geſtützt, ſcheint über die frohe Begebenheit begeiſtert geſprochen zu haben: ihr Blick iſt voll ſchmelzenden Entzückens, die Augenſterne halb von dem oberen Augenliede verdeckt. Die heilige Anna, in der ihr eigenthümlichen Nonnentracht, hält die Hände mit freudigem Erſtaunen erhoben: der zurückgeſchlagene Sonnenſchleier fällt auf ihre Schultern herab, ein weißes Tuch umgiebt ihren Hals bis an das Kinn, und verſteckt ihre Haare. Die heilige Cäcilia iſt mit einem wunderſchönen Roſenkranze geſchmückt, vermuthlich in Anſpielung darauf, daß ſie gerade an

An ihr's gepreſſ't mit niegefühlter Glut;
Und Seuſzer, zart und innig, riefen
Ihr klagendes Gegirr' aus meiner Seele Tiefen.

Sie gab mir viel: o hätt' ich mehr gefodert,
Und Thränen, Fleh'n und Ungeſtüm gebraucht!
Mein Geiſt, ich ſchwör's, er wäre mir entlodert,
Vor Uebermaß der Freuden ausgehaucht,
Hätt' ich, was Liebe nur verlangen
Und geben kann, von ihr in dieſer Stund' empfangen.

Wie Luna ſich, bei'm Weh'n der Morgenkühle,
Aus ihres Schäfers treuen Armen wand,
So floh ſie jetzt nach langgepflog'nem Spiele,
Und drückt' im Flieh'n wehmüthig mir die Hand.
Doch ihrer Küſſe Geiſter wallten
Um meine Phantaſie in holden Traumgeſtalten.

Es labte ſich am Gaukeln dieſer Träume
Mein Herz, von Ahndung und Erinnrung voll,
Als plötzlich eine Stimme durch die Bäume,
„Ermanne dich, erwache, Jüngling!“ ſcholl.
Gleich einem neblichten Geſtirne
Erſchien mein Genius mit grambewölkter Stirne.

„Auf, ſäume nicht an dieſer Stätte! fliehe,
„Eh dich zu feſt die Zauberin beſtrickt!
„Du wähnſt, daß Lieb' in ihrem Buſen glühe?
„Nur dein zu ſpotten, hat ſie dich beglückt!
„Sie lügt nur zärtliche Gefühle,
„Und was ihr Liebe heißt, ſind bubleriſche Spiele.

ihrem Hochzeittage jene himmliſche Harmonie vernahm, welche ſie zur Entſagung auf irdiſches Glück begeiſterte. Die heilige Magdalena, ganz vom Rücken her abgebildet, iſt durch die aufgelöſten blonden Haare und das Salbengefäß kenntlich; doch iſt ihre Stellung nicht zufällig oder unbedeutend: ſie ſcheint, unbekümmert um alles übrige, mit inbrünſtiger Andacht dem Throne des Heilandes zugewandt zu ſeyn.

Ob die Wahl der vorgeſtellten Heiligen ganz von dem Künſtler abgehangen, oder ob ihm dabei die beſondere Andacht ſeiner Kloſterbrüder manches vorgeſchrieben, läßt ſich nicht mit Gewißheit ausmachen; doch iſt das letzte wahrſcheinlich. So lange die Kunſt für den Gottesdienſt arbeitete, war dieß ja meiſtens der Fall, auch bei den Werken der größten Meiſter. Mengs hat über dieſe Art von Gegenſtänden, wo Heilige des alten und neuen Bundes, der Kirchengeſchichte und der Legende, um die Jungfrau anbetend verſammelt ſind, das treffende geſagt, und den ungeſchickten Einwurf zurückgewieſen, daß dieſe Heiligen ja in verſchiedenen Jahrhunderten, und lange vor oder nach der Jungfrau Maria gelebt. Der Schauplatz iſt nicht auf Erden, im Himmel giebt es keine Zeitrechnung. Die Handlungen der Gottheit ſind ewig, und gar wohl konnten alſo die ſeligen Geiſter der Frommen aus den verſchiedenſten Zeitaltern in einer himmliſchen Viſion als Zeugen einer Begebenheit erſcheinen, welche ſich unmittelbar an die Himmelfahrt Mariä anſchließt.

Bei den kleinen Bildern im unteren Rahmen fällt freilich die Störung der häufigen Vergoldungen weg, ſie erſcheinen aber dennoch in einer gewiſſen Entfernung fleckig, weil der Maler die örtlichen Farben überall auf das treueſte nachgeahmt, ihre Gegenſätze aber nicht durch die Wiederſcheine und das Helldunkel in Uebereinſtimmung zu bringen gewußt hat. Dazu kommen die vielen ſchwarzen und weißen Ordenskleider des Dominicus und ſeiner Schüler, deren Harmonie mit dem übrigen auch für den geſchickteſten Coloriſten eine ſchwierige Aufgabe ſeyn dürfte. Je mehr man aber dieſe Bilder aus der Nähe betrachtet, deſto mehr muß man ſie bewundern. Die mannichfaltigen Hintergründe haben nicht bloß das Verdienſt einer richtigen Linear-Perſpective, ſondern es iſt darin eine Wirkung des Zurücktretens und der Vertiefung; die Anordnung iſt vortrefflich; die Handlung iſt jedesmal auf das klarſte und ſinnigſte gefaßt; die Gebehrden der Theilnehmer ſind eben ſo lebendig als natürlich, und der Ausdruck der Geſichter hat das eigenthümlichſte Gepräge nach den Altern, Ständen und Gemüthslagen der Handelnden.

Das erſte Bild zu unſrer Linken hat Bezug auf die Stiftung des Prediger-Ordens *). Als Dominicus im Jahr 1215 dem Pabſt Innocentius dem Dritten den Plan zu ſeinem neuen Orden vorlegte, fand er ihn einigermaaßen ſchwierig. In der folgenden Nacht aber ſchien dem Pabſt in einem Traum die Kirche des Laterans

---

*) Man vergleiche über dieſe und die folgenden Geſchichten insbeſondre: Vita Sancti Dominici Confessoris, scripta per Theodoricum de Appoldia. Acta Sanctorum, Mensis Augusti, T. I, p. 562 sqq.

Einſturz zu drohen: er ſahe dieß mit Bekümmerniß und Schrecken, als Dominicus herbeieilte, und den wankenden Bau ſtützte. Innocentius der Dritte, getroffen von der ſinnbildlichen Bedeutung ſeines Traumes, bezeugte ſich nun ſehr willig, die Unternehmung des frommen Eiferers, als der Kirche heilſam, auf alle Weiſe zu begünſtigen. Da dieſes wundervolle Geſicht die große Beſtimmung des Heiligen prophetiſch verkündigte, ſo wird die Reihe der Geſchichten ſchicklich damit eröffnet.

Der Pabſt liegt ſchlafend in der Engelsburg. Der Einfalt des Zeitalters wird man es verzeihen, daß er auch im Bette mit den Zeichen ſeiner Würde, der dreifachen Krone, einem geſtickten Mantel und zahlreichen Ringen an den Fingern angethan iſt. Uebrigens iſt die Lage des ruhig ſchlafenden natürlich und voll Anmuth: die Linke ſtützt das jugendliche Haupt, die rechte iſt gegen das Bett gedrückt; in dem ganzen Weſen des Pabſtes iſt eine gewiſſe majeſtätiſche Unſchuld.

Dominicus, voller Bekümmerniß, aber zugleich voller Entſchloſſenheit, ſtürzt ſich dem vorwärts geſenkten Vordergiebel des Laterans entgegen, um die wankenden Pfeiler zu ſtützen. Die Mauer hat einen Riß wie vom Erdbeben; auch der Thurm der Engelsburg, vermuthlich treu nach dem damaligen Zuſtande des Gebäudes abgebildet, iſt gefliſſentlich etwas ſchief geneigt.

Das zweite Bild zeigt uns das Innere der alten Sanct-Peters-Kirche nach Byzantiniſcher Bauart, mit ſchlanken einander nahe ſtehenden Säulen, welche runde Schwibbogen tragen. Als der Heilige nach erlangter

Beſtätigung ſeines Prediger-Ordens in der Sanct-Peters-Kirche betete, erſchienen ihm die Apoſtel Paulus und Petrus, und reichten ihm, jener ein Buch, dieſer einen Stab, als Sinnbilder des Predigerthumes und der Wanderungen in fremde Länder. Sanct Dominicus, knieend, erhebt den Blick und die Hände voll Inbrunſt um die Gaben zu empfangen, welche die vortrefflich ſchwebenden Apoſtel ihm mit der einen Hand hinabreichen, während die andre ſegnend erhoben iſt. Sie ſcheinen zu ſagen, wie die Legende berichtet: »Geh' und predige! Gott hat dich zu dieſem Berufe erkohren.« Der den Dominicus begleitende Mönch, ebenfalls knieend, iſt abwärts gewandt, ſo daß er die Erſcheinung nicht gewahr wird, und ruhig fortbetet.

Das dritte Bild ſchildert ein Wunder, welches Dominicus in Rom verrichtet haben ſoll. Die Namen der Perſonen, die es betraf, der Schauplatz des Vorganges, endlich Zeit und Stunde, werden beſtimmt angegeben *). Ein junger edler Römer, Namens Napoleon, Neffe des Cardinals Stefano di Foſſa-Nova, hatte einen heftigen Sturz vom Pferde gethan, und war für todt weggetragen worden. Der heilige Dominicus befand ſich im Capitel eines von ihm neu eingerichteten Nonnen-Kloſters, mit dem Kardinal, der bei der plötzlich erhaltenen Nachricht ihm ohnmächtig in die Arme fiel. Auf die Ermahnung ſeines Ordensbruders Tancred verwandte ſich der Heilige im Gebet für die

---

*) La Vie de Saint-Dominique, etc. Par le R. P. Touron, p. 223, 224.

Rettung des jungen Mannes. Er feierte die Meſſe, und bei Erhebung der Hoſtie ſah man ihn in einer Entzückung, welche die Erhörung ſeines Gebets anzukündigen ſchien. Hierauf trat er zu dem Ritter, der mit zerſchlagenen Gliedern da lag, und hieß ihn im Namen Jeſu Chriſti aufſtehen, welches zum Erſtaunen aller Anweſenden geſchah.

Das Bild ſtellt, nach hergebrachter Freiheit, zwei verſchiedene Augenblicke vor. An der linken Ecke ſieht man das Vordertheil des empörten Pferdes, welches ſtampfend mit einem Huf den Kopf des abgeworfenen Reiters zerſchmettert. Der übrige Schauplatz iſt ein Kreuzgang des Kloſters. Der junge Mann, noch in der Tracht, worin er geritten, einer Art von Goller, woran man blutige Flecken bemerkt, freudig zum Leben erwachend, ſtreckt die Hände ſeinem Retter entgegen. Die ſegnende Gebehrde des Wunderthäters iſt voll unausſprechlicher Würde, und zugleich voller Milde und Demuth: er ſcheint ſich ſelbſt nur als das Werkzeug einer höheren Kraft zu erkennen. Neben ihm ſteht der bejahrte Cardinal; aber unter allen Zuſchauern, deren Gemüthsbewegungen ſo ſprechend ausgedrückt ſind, zieht ein zartes Mägdlein, die Schweſter oder Geliebte des Todtgeglaubten, unſern Blick auf ſich. So könnte die Dankbarkeit perſönlich abgebildet werden. Noch müſſen wir den Mann bemerken, welcher neben dem Ritter ſteht: ſeine Tracht, die Mütze und der vorn geſchloſſene Mantel, machen ihn als den Arzt kenntlich. Seine Aufmerkſamkeit iſt, ohne Beimiſchung andrer Gemüthsbewegungen, einzig auf das Wiedererwachen des Geneſenen gerichtet. Er erſtaunt, möchten wir ſagen, mit Kenntniß der Sache, und in ſo höherem Grade, weil er die Wunden zuvor unterſucht und tödlich befunden hatte. Die Frau neben ihm hingegen ſcheint von der Gewalt andächtiger Eindrücke, welche ſie erfährt, ganz überwältigt zu ſeyn: ihr Blick erhebt ſich, über den Ritter hin, nur ſchüchtern gegen die Heiligen. Man könnte ſie für die Mutter des jungen Mannes halten, aber die Zeugen dieſer Geſchichte erwähnen keines näheren Verwandten als des Oheims; ſie verſichern dagegen ausdrücklich, daß die Aebtiſſinn des Kloſters gegenwärtig geweſen; und dafür laſſen uns der Schleier und das weite Gewand dieſe fromme Frau erkennen.

Auf dem vierten Bilde ſchaut der auferſtandne Heiland, zwiſchen Sinnbildern ſeiner Paſſion im Sarge aufgerichtet, mitleidig auf ſeine Mutter und den geliebten Jünger herab, welche noch trauernd an ſeinem Grabe ſitzen. Der Körper des Heilandes iſt nach einem weit größeren Maaßſtabe abgebildet, als die beiden menſchlichen Geſtalten.

Das fünfte Bild iſt wieder in zwei Hälften getheilt. Zur Linken ſieht man einen Platz vor einer Kirche. Der heilige Dominicus, von einem ſeiner Schüler begleitet, übergiebt einem Abgeordneten der Albigenſer ein Buch, worin er mit Nachdruck ein Bekenntniß der chriſtlichen Wahrheiten abgelegt, und die Lehre ihrer Secte widerlegt hatte. Zur Rechten ſieht man das Innere eines Hauſes: verſchiedene Albigenſer ſind um ein Feuer verſammelt, und haben das Buch hineingeworfen. Nach der Legende ſoll es, während eine Schrift, welche die ketzeriſchen Lehren enthielt, augenblicklich von demſelben Feuer verzehrt ward, dreimal wieder aus den Flammen emporgeſprungen, und zuletzt unverſehrt geblieben ſeyn. Die Häupter hätten es möglichſt geheim gehalten, aber ein redlicher Zeuge habe das Wunder eingeſtanden. Auf dem Bilde iſt das Buch durch die ihm inwohnende Kraft über dem Feuer ſchwebend vorgeſtellt. Derſelbe Mann, der es aus den Händen des heiligen Dominicus empfangen, ſteht betroffen da; neben ihm betet ein ſchon Bekehrter; einige der andern ſcheinen zu berathen, wie dem Nachtheil, den dieß Wunderzeichen ihrer Sache bringen könnte, vorzubeugen ſey. Die Albigenſer ſind in fremden Trachten vorgeſtellt, mit ſeltſamen Mützen, welche zum Theil einem Turban gleichen, als hätten ſie mit dem Glauben ihrer Väter zugleich die Sitten ihrer Landesgenoſſen und der übrigen Chriſtenheit abgeſchworen.

Das ſechste Bild ſchildert die freiwillige Armuth, worin der heilige Dominicus lebte, und ſein Vertrauen auf die Vorſehung. In dem zahlreich beſetzten Kloſter in Rom, ſo lautet die Geſchichte, ſetzte er ſich häufig mit ſeinen Ordensbrüdern zu Tiſch, und ſprach den Segen, ohne daß die nöthige Nahrung vorhanden war. Zuweilen ſchien der geringe Vorrath ſich zu vervielfältigen, oder das Fehlende wurde unerwartet, oft auf eine wunderbare und unbegreifliche Art, herbeigeſchafft. Hier theilen zwei Engel Brodte unter die armen Mönche aus. Die dienſtbaren himmliſchen Knaben verrichten ihr Amt mit eigner Anmuth, gleichſam wie verſtohlen, als ſolle niemand wahrnehmen, von welcher Hand die Wohlthat kam. Der Maler hat uns dadurch anſchaulich gemacht, daß die Engel den ſterblichen Augen unſichtbar ſind. Sehr drollig iſt die behagliche Bewunderung des Layenbruders von gemeinen Zügen, welcher eine nach Italiäniſcher Art mit Stroh umwundene Weinflaſche hereinbringt. Denn nach der Legende war auch der Wein auf das Wort des Heiligen aus einem Waſſerbrunnen geſchöpft worden.

Auf dem ſiebenten Bilde ſehen wir den heiligen Dominicus ſterbend in ſeiner Zelle. Mit dem Ausdruck liebevoller Ergebung im Geſichte, wiewohl von tödlicher Mattigkeit überwältigt, hat er ſich im Bett aufgerichtet, um ſeine Schüler zu ſegnen, und ihnen die letzte Ermahnung zu ertheilen. Sie ſtehen umher in verwirrten Gemüthsbewegungen. Seine Worte ſind der Tafel eingeſchrieben, es ſind dieſelben, welche das aufgeſchlagene Buch auf dem großen Bilde enthält. Oben iſt eine Ausſicht ins freie, und hier erblickt man die Erfüllung einer Viſion, welche ein abweſender Ordensbruder, der Prior des Dominicaner-Kloſters in Brixen, an eben dem Tage und in eben der Stunde ſah, wo ſein geiſtlicher Lehrer verſchied. Er ſah nämlich zwei Leitern vom Himmel hernieder gelaſſen, deren obere Enden der Heiland und die Jungfrau Maria hielten: Engel ſchwebten auf dieſen Leitern auf und nieder; unten ſtand ein Thron oder Stuhl dazwiſchen, auf welchem die verklärte Geſtalt des Heiligen ſaß, und ſo wie die Leitern wieder gen Himmel entrückt wurden, ſchwebte auch der Thron mit ihnen empor. Der Maler hat, den Umſtand mit dem Throne ausgenommen, die Ueberlieferung genau befolgt, welche wir beim Theodorich von Appolda finden. Seine

Engel, wie ätheriſche Weſen nur leicht angedeutet, ſchweben unvergleichlich.

Gemälde ſind wie Gedichte zu betrachten; man muß ſich in die Sinnesart ihrer Urheber verſetzen. Wir haben daher die ſechs Vorſtellungen aus dem Leben des Dominicus aus derſelben Quelle zu erklären geſucht, woraus der Maler ſelbſt ſie geſchöpft hatte, nämlich aus der Legende. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß es hiebei auf keine Weiſe die Abſicht ſeyn konnte, den Spanier Dominicus Guzman gegen die Anklagen neuerer Geſchichtſchreiber wegen der von ihm ſelbſt ausgeübten oder veranlaßten Verfolgungen zu vertheidigen. Johann von Fieſole arbeitete zunächſt für ſeine Zeitgenoſſen, deren Glauben er theilte; und wie ungemein groß die Verehrung jenes Ordensſtifters im ganzen Mittelalter war, dafür geben uns unter andern die begeiſterten Lobſprüche des Dante einen Maaßſtab. Er ſagt vom heiligen Franciscus und vom heiligen Dominicus:

L'un fu tutto Serafico in ardore;
L'altro, per sapienza, in terra fue
Di Cherubica luce uno splendore.

Der eine war Seraphiſch ganz entbronnen;
Der andre war durch Weisheit auf der Erden
Ein Wiederſchein der lichten Cherub-Sonnen.

Das Werk, welches wir ſo eben durchgegangen haben, ſetzt uns, auch ohne die Zuſammenſtellung mit andern Gemälden deſſelben Meiſters, völlig in Stand, ein allgemeines Urtheil über ihn zu fällen. Johann von Fieſole hat im ganzen die Tugenden und Mängel ſeiner Zeitgenoſſen mit ihnen gemein. Im Verſtändniß der maleriſchen Wirkung und in manchen wiſſenſchaftlichen Theilen iſt er vielleicht aus Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weiſe einigermaaßen zurückgeblieben. Seine eigenthümlichen Vorzüge ſind Süßigkeit, Zartheit und Anmuth. Seine Einbildungskraft nimmt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet des Außerordentlichen und Wunderbaren, wie zum Beiſpiel die des Orgagna; aber nirgends auch wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht der Erfindung gewahr. Seine Kunſt iſt eine ergiebige Quellader, die gleichmäßig, ohne Ungeſtüm und ohne Zwang, einem liebevollen, durch Andacht und Beſchaulichkeit geläuterten Gemüthe entfließt.

Wegen der Anmuth hat Lanzi Johann von Fieſole den Guido der älteren Malerei genannt. Dieß iſt unſtreitig als ein großer Lobſpruch gemeynt, und die Bewunderer der gefälligen und oberflächlichen Manier des Guido werden vielleicht ihren Liebling dadurch gekränkt finden. Wer aber in der Kunſt überall auf das urſprüngliche und tiefgefühlte geht, dürfte dieſe Vergleichung weder als treffend noch als befriedigend anerkennen.

Wiewohl Gelindigkeit und Anmuth den Johann von Fieſole beſonders auszeichnen, ſo ſind doch dieſe Eigenſchaften keineswegeges dem Geiſte der Florentiniſchen Schule überhaupt fremd. Ich nehme hier Anlaß, einen Ausſpruch Winkelmanns zu berichtigen, welcher behauptet *), den Toscaniſchen Künſtlern ſey von

---

*) Geſchichte der Kunſt, Buch III. Cap. 3, §. 15.

„Aus eines Andern Armen kam ſie; wiße!
„Geraubt war jenem alles, was ſie gab;
„Ein Meineid rief in jedem ihrer Küſſe
„Den Zorn der Götter auf ihr Haupt herab;
„Indeſſen jener Wahnberauſchte
„Des Weibes Treue nicht um eine Welt vertauſchte.

„Jetzt lächelt ſie, wie im April die Sonne
„Dem Wanderer, ihm wieder; und er girrt,
„Von ihr umarmt, und trinkt den Quell der Wonne,
„Der bald ein Thränenquell ihm werden wird;
„Indes ſie mit gelungnen Ränken
„Sich brüſtet und ſich ſpornt, auf neuen Raub zu denken.

„So mag ſie denn nur buhlen, mag nur flattern,
„Bis ihre feilen Reizungen verblüh'n!
„Du aber mußt, wie vor dem Gift der Nattern,
„Vor ihres Mundes heißem Hauche fliehn;
„Du mußt, und rißen deine Nerven
„Vor wildem Schmerz, ihr Bild zu Boden werfen.“

Ich ſprach: ‚Du Himmliſcher! ſieh mich entſchloßen,
‚Was dein Befehl mich weislich lehrt, zu thun.
‚Doch ſag', muß ewig einſam und verſchloßen
‚In meiner Bruſt der Triebe ſchönſter ruhn,
‚Der ſich hervorzudrängen trachtet,
‚Und ſtets nach reiner Luſt, nach Seelenliebe ſchmachtet?

‚Weilt nirgends unter ſterblichen Geſchlechtern,
‚Seit ſie die goldne Zeit verſchwinden ſah'n,
‚Die Unſchuld mehr? wird von den Erdentöchtern

den Etruskern ein harter, gewaltſamer und übertriebener Styl angeerbt. Die Zuſammenſtellung iſt ſchon an ſich ſehr willkührlich, denn die heutigen Toscaner haben mit dem vor beinahe zweitauſend Jahren erloſchenen Volk der Etrusker nichts gemein, als die Landſchaft, welche ſie bewohnen. Nun frage ich weiter: auf wen unter den älteren Toscaniſchen Künſtlern paßt denn dieſes Urtheil? Auf den Ghiberti? auf den Maſaccio? auf den Johann von Fieſole? auf den Benozzo Gozzoli? Gewiß auf keinen von dieſen. Und unter den Meiſtern des großen Jahrhunderts: auf den Leonardo da Vinci? auf den Andrea del Sarto? auf den Fra Bartolomeo? Eben ſo wenig. Wer bleibt alſo übrig? Michel Angelo, und einzig auf dieſen zielt auch das Urtheil Winkelmanns. Aber es iſt ganz verkehrt, nach dem Michel Angelo die geſamte Toscaniſche Schule characteriſiren zu wollen. Dieſer große Mann wich von allen ſeinen Vorgängern ab, er ging ſeine eigene Bahn, und glich nur ſich ſelbſt; auch hat er viele unglückliche Nachahmer, aber keinen ächten Nachfolger gehabt. Daß es, wenn man Eine Figur des Michel Angelo geſehen, ſo gut ſey, als ob man ſie alle geſehen hätte, dürfte doch dem vortrefflichen Winkelmann, welcher ſich aber oft von Vorurtheilen beherrſchen ließ, etwas ſchwer gefallen ſeyn, im Angeſicht der ſixtiniſchen Capelle zu rechtfertigen.

Obige Vergleichung hinkt alſo mehr als billig; aber alle unmittelbaren Vergleichungen zwiſchen der Kunſt der Alten und der Neueren werden mehr oder weniger dieſen Fehler haben. Denn beide ſind in ihrem innerſten Weſen nicht nur verſchieden, ſondern entgegengeſetzt, und können daher nicht mit einem gemeinſchaftlichen Maaßſtabe gemeſſen werden. Die Kunſt der Griechen ging vom Körper aus, die der Neueren von der Seele. In den Darſtellungen der Griechen war der menſchliche Körper ſchon mit aller Vollkommenheit ſeines Baues ausgeſtattet, alle körperlichen Bewegungen und Kraftäußerungen wurden auf das nachdrücklichſte nachgeahmt, ehe die Seele ſich im Geſicht verkündigte. Ja auch diejenige Würde und Schönheit der Köpfe, welche unabhängig vom Ausdrucke auf den Verhältniſſen der Theile beruht, wurde von den Griechen vergleichungsweiſe ſehr ſpät entdeckt. Bei den alten chriſtlichen Malern hingegen iſt der Körper unvollkommen entworfen, und gleichſam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während ſich ſchon in der Mannichfaltigkeit der Phyſiognomien die zartgefühlteſten Unterſcheidungen offenbaren, und während es ihnen gelang, eigentlich die Schönheit der Seele zu malen. Dieſe Künſtler ſahen die Welt mit einem andern geiſtigeren Auge an, ſie hatten aber auch ein weſentlich verändertes Menſchengeſchlecht vor ſich. In der Darſtellung der Körper ſind die Neueren nur durch Nachahmung der Alten vortrefflich geworden. Der Kunſtgeſchichte liegt es ob zu zeigen, wie die Verſchiedenheit der Religionen dieſe entgegengeſetzten Richtungen bewirkt hat. Je weiter wir ſowohl in der Kunſt der Alten als der Neueren zurückgehen, deſto mehr finden wir ſie ausſchließend dem Gottesdienſte gewidmet, und durch Religionsbegriffe beſtimmt. Mit dem Fortgange der Zeiten iſt die Kunſt immer weltlicher geworden, und dieſes pflegt eigentlich ihr Verfall zu ſeyn. In unſerm Zeitalter hat man die Kunſt bloß durch weltliche Antriebe und Anſichten zu heben geſucht, welches aber nimmermehr gelingen kann. Alle Wiſſenſchaft, alle Beobachtung der wirklichen Dinge reicht nicht hin, um ſich zu eigenthümlichen und wahrhaften Schöpfungen zu erheben. Der Künſtler muß eine höhere Weihung empfangen, ſey es nun, wie bei den Griechen, in der Sphäre der lebendigen Naturkräfte, oder wie bei den alten chriſtlichen Malern, in dem geiſtigen Reiche der Wiedergeburt des innern Menſchen. Die Kunſt als ein Wiederſchein des göttlichen in der ſichtbaren Welt, iſt eine Angelegenheit und ein Bedürfniß der Menſchheit, an welche, nach dem Ausdruck Dante's von ſeinem Gedicht:

— il poema sacro,
Al quale ha posto mano e cielo e terra, —

Himmel und Erde Hand anlegen müſſen, wenn ſie gedeihen ſoll.

XXIV.

Corinna auf dem Vorgebirge Miſeno,

nach dem Roman der Frau von Staël.

Gemälde von Gérard.

10′ breit und 8′ hoch.

1821.

Gérard, wiewohl der erſte jetzt lebende Maler Frankreichs, ſteht außerhalb der Franzöſiſchen Schule, und, man darf wohl ſagen, über ihr. Er verſteht mit ſeltener Gewandtheit des Geiſtes zugleich die höheren Geſetze der Kunſt zu erfüllen, und die Foderungen des Zeitgeſchmacks zu befriedigen. Der rauſchende Beifall, den ſeine Werke in ganz Europa erwerben, darf ihn um die Dauerhaftigkeit ſeines Ruhmes nicht beſorgt machen.

Eben deßwegen wird dieſer große Künſtler, in nicht geringerem Umfange wie Tizian und Vandyk in ihrer Zeit, als Porträtmaler in Anſpruch genommen. Wechſelsweiſe begehren von ſeinem Pinſel, die Majeſtät eine würdige Erſcheinung im Glanz ihrer Attribute, der Ruhm treffende Charakteriſtik energiſcher Eigenſchaften, die Schönheit ein dauerndes Denkmal ihrer flüchtigen Blüthe. Im Frühlinge des Jahres 1814 war bei ihm eine Galerie Europäiſcher Bildniſſe zu ſehen: es ſchien beinahe, als hätten die verbündeten Monarchen und ihre Feldherrn auch in der Werkſtätte des Künſtlers dem Kaiſer Napoleon und ſeiner Dynaſtie einen unerwarteten Beſuch gemacht.

Dieſe gehäuften Anfoderungen, dieſe zuweilen ſehr bindenden Aufgaben, wobei der Künſtler nur ſein Talent der Auffaſſung, ſeinen Geſchmack in der Anordnung, und ſeine Meiſterſchaft in den ausübenden Theilen der Malerei bewähren kann, laſſen ihm zu wenig Muße, um den Eingebungen ſeines Genius in vollkommener Freiheit zu folgen. Die Anzahl ſeiner hiſtoriſchen Gemälde iſt im Verhältniſſe zu der Menge ſeiner Porträte nicht ſehr groß, und man möchte die Ader geiſtreicher Erfindung, die ſich in jenen offenbart, häufiger ihre unerſchöpfte Fülle ausſtrömen ſehen.

Im Jahre 1817 verdunkelte Gérard durch ſeinen Einzug Heinrichs des Vierten in Paris eine ganze Ausſtellung. Es iſt eine reiche und majeſtätiſche Compoſition, worin die maleriſche Wirkung aus der hiſtoriſchen und dramatiſchen Bedeutſamkeit wie von ſelbſt hervorzugehen ſcheint.

Als ich im Herbſt 1820 Paris wieder beſuchte, legte er eben die letzte Hand an das bezaubernde Werk wovon ich eine einigermaaßen anſchauliche Beſchreibung zu geben verſuchen will; er verſtattete mir den Genuß wiederhohlter Betrachtung, ehe es noch ſeine Werkſtätte verlaſſen hatte.

Ich bemerke zuvörderſt die äußerſt glückliche Wahl des Gegenſtandes. Niemanden, der ſeit einer Reihe von Jahren die öffentliche Ausſtellungen in den Hauptſitzen der Kunſt beſucht hat, kann es entgangen ſeyn, daß die Maler um Stoff zu umfaſſenden Compoſitionen im edlen Stile verlegen ſind. Die geiſtlichen Gegenſtände ſchienen durch ſo viele große Maler erſchöpft zu ſeyn, oder man hat ſie wohl für ſchlechthin ungünſtig erklärt, (auch unter uns iſt dieſe Lehre, wiewohl vergeblich, gepredigt worden) weil der Sinn dafür erloſchen war. Die Mythologie war fade geworden, weil man in dem vorhergehenden Zeitalter einen ſolchen Haufen manierirter Grazien und Liebesgötter erlebt hatte. Da hat man ſich denn in die proſaiſche Geſchichte geworfen, und zwar, wegen des vermeintlich ungünſtigen Coſtums im Mittelalter und der neueren Zeit, (wofern nicht etwa die Verherrlichung von Zeitbegebenheiten anbefohlen wurde) vorzugsweiſe in die alte Geſchichte. Hiebei ſind die Maler mancher Schulen auf einen rhetoriſchen Abweg gerathen, indem ſie glaubten, großmüthige Handlungen oder gar nachdrückliche Reden als ſolche malen zu können. Sie haben Stoiker dargeſtellt, auf ſtoiſche Weiſe, d. h. mit Verzichtleiſtung auf alle Bezauberungen der Fantaſie, auf alle eigenthümlichen Reize der Malerei; ſo daß nicht geringer Stoicismus dazu gehört, ſolchen Werken Geſchmack abzugewinnen.

Man hat den Malern öfters empfohlen ſich an Dichter anzuſchließen; aber zur Verſtändlichkeit ſolcher Darſtellungen wird erfodert, daß der Dichter allgemein bekannt ſey, welches unter den Alten beinahe nur von Homer und Virgil ſich rühmen läßt. Manche neuere

Litteraturen haben keine wahrhaft maleriſchen Dichter; und zum Auslande ſeine Zuflucht zu nehmen, zum Beiſpiel in Frankreich aus dem Dante oder Taſſo zu malen, iſt bedenklich. Die eigenthümlichen Dichtungen des Zeitalters, die aus der heutigen geſelligen Verfaſſung geſchöpft ſind, und ſich an die Denkart und das Gefühl der Zeitgenoſſen wenden, die Romane, können große Verdienſte haben, ohne der Malerei einen günſtigen Stoff darzubieten.

Gérard hat eine ſeltene Ausnahme mit reifem Urtheil herausgegriffen. Corinna, ein allgemein geleſener Roman, das Lieblings-Handbuch Aller, die nach Italien reiſen, iſt in der That maleriſch angelegt; zwar nicht in allen Theilen, aber in vielen Auftritten, und beſonders in der Zeichnung der Heldin, welche entſchieden hervortretende Züge und zugleich eine idealiſche Haltung hat. In dem ganzen Buche möchte aber wiederum (den Feierzug auf das Kapitol etwa ausgenommen) keine andere Scene ſich ſo für die maleriſche Darſtellung eignen, als die hier gewählte, wie Corinna auf dem Capo Miſeno ihre augenblickliche Eingebung in einen erhabenen Hymnus ergießt.

Die Wunder der Natur und die Trümmer der alten Kunſt, die Zauber der Gegenwart, und die Erinnerungen der Vorzeit, welche ihr Geſang abwechſelnd preiſt, umgeben ſie. Sie ſitzt auf bemooßten Steinen, welche ein Reſt ehemaliger Form für Ruinen erkennen läßt; hinter dem erhöhten Vordergrunde erblickt man den Meerbuſen von Neapel, eingefaßt durch die Berge von Sorrento und den dampfenden Veſuv. Die Handlung iſt auch ohne vorgängige Leſung des Romans vollkommen verſtändlich: man ſieht eine begeiſterte Sängerin, die entzückt von dem großen Schauſpiele, ihre Stimme ertönen läßt, und ſtaunende Hörer um ſich her verſammelt. Indeſſen hat der Künſtler ſich ganz genau an die Erzählung gehalten, und jeden Wink der Verfaſſerin benuzt. Die Geſtalt der Corinna iſt voll erhabener Anmuth, die Formen des Nackens, der Schulter und des Arms ſind mächtig, voll blühender Lebensfülle, und dennoch weiblich; die Carnation gefliſſentlich mehr warm als zart. Die kühne Wendung, der Wurf der Gewänder, alles von den geſcheitelten Stirnlocken bis zu den Fußſohlen, iſt ſeelenvoll, und erſcheint als Wirkung ſelbſtvergeſſener Hingeriſſenheit. Die Tracht hat der Künſtler mit unübertrefflich feinem Sinn angeordnet: es iſt nichts darin, was der Convention oder der Mode angehörte, aber auch nichts, was beiden widerſpräche; eben ſo wie Corinna in dem Roman nicht aus der geſellſchaftlichen Sphäre hinaustritt, worin ſie geboren und erzogen iſt, ſondern ſich nur durch Genialität des Geiſtes und Gemüthes darüber erhebt. Sie iſt hier ganz im Sinne der Dichtung dargeſtellt, als eine idealiſche Zeitgenoſſin, als eine Muſe der Mitwelt, deren Tracht ſo wie die Form ihrer Leier an die Griechiſche Dichterin, die Freundin Pindars, erinnern darf, deren Namen ſie trägt.

Das Gewand iſt gelblich weiß, der Ueberwurf roth mit goldenen Randverzierungen, die Binde im ſchwarzen Haar, ſo wie der Gürtel, von einem gelben ins goldfarbige ſchillernden Stoffe. Dieſe warmen Tinten tragen dazu bei, die Hauptfigur noch mehr auf dem dunkeln Hintergrunde hervorzuheben. Ein heiteres Licht der Begeiſterung ſtrahlt gleichſam von ihr aus, während der ſinkende Tag, der mit Gewitterwolken beladene Himmel, der dampfende Krater, das bewegte Meer, eine trübe und ſtürmiſche Zukunft ahndungsvoll ankündigen.

In den Geſichtszügen, vorzüglich in dem emporgewandten Blick, iſt eine Anſpielung auf perſönliche Aehnlichkeit unverkennbar, welche dem Künſtler gar wohl verſtattet, ja wir möchten ſagen, durch die Erwartung der Betrachtenden im voraus angedeutet war. Von dem epiſchen oder dramatiſchen Dichter mag es nach der Strenge gefodert werden, daß er in den dargeſtellten Charaktern ſich ſeiner ſelbſt ganz zu entäußern wiſſe; aber bei einem Roman, von weiblicher Hand entworfen, ſetzt man ſchon voraus, daß die Dichterin eigene Geſinnungen unter fremdem Namen ausgeſprochen, daß ſie das herrliche Geſchöpf ihrer Einbildungskraft aus der Tiefe ihres eigenen Herzens begabt haben wird; und in dieſem unauflöslichen und geheimnißvollen Gemiſch des Wahren und Erdichteten liegt eben ein wunderbarer Reiz.

Es geht mir bei der Beſchreibung des Gemäldes, wie oft bei der Betrachtung; es fällt ſchwer, den Blick von der Hauptfigur abzuwenden. Corinna iſt in der That das Bild ſelbſt: die übrigen Perſonen ſind nur Umgebung, ſind nur da, um einen Gegenſatz zu bilden, und wurden alſo gefliſſentlich untergeordnet. Aber die Verhältniſſe ſind mit großem Verſtande mannichfaltig abgeſtuft. Oswald zunächſt, erſcheint von einer Leidenſchaft beherrſcht, womit er ſelbſt nicht recht einverſtanden iſt: den Blick unverwandt auf die Sängerin geheftet, und dennoch ſchwermüthig in ſich ſelbſt verſunken: weiter zurück zwei junge Engländerinnen, kindlich, gutmüthig, unbefangen, empfänglich für die Gaben des Genius, ohne ſie zu beneiden, ohne zu ahnden, wie theuer ſie ihrer Beſitzerin zu ſtehen kommen: es ſind Vorbilder zur Lucilie; auf der andern Seite ein bejahrter Engländer, allem Anſehen nach ein Schiffskapitän: ein ernſter, bedächtiger, wohlwollender Mann, nur nicht ſonderlich zum Bewundern geneigt, nicht einmal leicht in Verwunderung zu ſetzen; endlich ein Albaneſer, der unter ſeiner ſchüchternen, faſt jungfräulichen Haltung wohl etwas mehr Wildheit verrathen dürfte. Die Bäuerin, welche das Landvolk herbeiruft, um das Wunder mit anzuſehen, erinnert an gewiſſe Raphaeliſche Motive.

In einer verkleinerten Copie, welche der Künſtler für Ludwig XVIII ausgeführt hat, iſt noch in der einen Ecke des Vorgrundes, vor dem Albaneſer und der Bäuerin tiefer unten ſitzend, ein aufhorchender Lazarone hinzugekommen. Dieſe Figur iſt meiſterhaft: man muß in Begleitung ſolcher Leute den Veſuv erſtiegen haben, um das ganze Verdienſt dieſer geiſtreichen Charakteriſtik zu fühlen. Auf Muſik und Poeſie mag der Lazarone ſich leicht beſſer verſtehen, als die zuhörenden Engländer: ſeine Aufmerkſamkeit iſt geſpannt, ſein Erſtaunen beſonnen; man ſieht, wie der Strahl der dichteriſchen Sonne in die gemeine Natur hineinblitzt, ohne ſie dennoch ſittlich adeln zu können. Freilich wäre es gewagt geweſen, eine ſo unedle Geſtalt in den Vordergrund zu rücken, wenn ſie nicht im Schatten ſäße, wo ſie nur durch Reflexe beleuchtet wird.

‚Sich keine mir mit Schweſterliebe nah'n?
‚Und reifen zarter Treue Früchte
‚Nur in Elyſium, am hellen Sonnenlichte?‘

Ich ſprach es weinend. — „Sei getroſt! kein Weſen
„Seufzt unerhört nach Labung und Genuß.
„Hoff' einſt von deiner Sehnſucht zu geneſen!
„Erwarte ſtill des Schickſals hohen Schluß!“
Kaum rief er's noch, als in die Lüfte
Sein Schimmer ſchon zerfloß, wie Regenbogendüfte.

Die Abendbeleuchtung des Ganzen iſt vortrefflich gewählt, und harmoniſch ausgeführt; Corinna und die Figuren des mittleren Planes werden dadurch von unten her halb in den Schatten geſtellt, ſo daß das Licht auf den Haupttheil des Gemäldes beſchränkt iſt, und die günſtigſte Wirkung thut.

Anmerkung.

Die obige Beſchreibung erſchien zuerſt im Kunſtblatte des Morgenblattes, und war von einem kleinen jedoch wohlgerathenen Umriſſe nach dem Staffelei-Bilde begleitet, welchen einer unſerer gelehrteſten Kunſtkenner, mein Freund Sulpiz Boiſſerée, zu dieſem Zwecke in Paris beſorgt hatte. Ich freue mich, die Leſer jetzt auf eine weit ausführlichere und vollkommnere Nachbildung des Meiſterwerkes verweiſen zu können: ein großes lithographiſches Blatt von Aubry-Lecomte. Das Helldunkel, mit energiſchem Contraſt der ſtärkſten Licht- und Schattenpartien und mit vermittelnden Gradationen, iſt ſehr wohl verſtanden; die punktirte Behandlung der Köpfe, Hände und Arme iſt ungemein ſauber; die Schraffirungen an den Drapperien und andern Stoffen ſind dagegen keck und mannichfaltig; das Wollige an den Strichen, was ſich bei der Lithographie ſo leicht einſtellt, iſt vermieden; die Localtinten ſind angedeutet, ſo fern es möglich war, ohne der Harmonie des Ganzen zu ſchaden. Vielleicht iſt die Weichheit des markigen Pinſels nicht ganz erreicht, und einige Umriſſe, zum Beiſpiel an dem nackten Arm der Corinna, und beſonders an den Fingern der Hand etwas zu ſtrenge gehalten. Herr Baron Gérard ſchreibt mir bei Ueberſendung eines der erſten Abdrücke, den ich ſeiner Güte verdanke: Permettez moi de profiter du retour de Votre savant ami pour prendre la liberté de Vous adresser une épreuve d'une lithographie qu'on vient d'exécuter. C'est à l'Allemagne que l'on doit la découverte de la lithographie; Vous jugerez sur cette épreuve, quel parti les François ont su tirer jusqu'ici de ce procédé appliqué à la figure: car on regarde généralement cette pièce comme la meilleure production en ce genre. —

Da wir in Deutſchland weder das Original dieſes unvergleichlichen Werkes, noch eine Copie von der Hand des Meiſters ſelbſt beſitzen, wiewohl dieſer durch einen kunſtliebenden Deutſchen Prinzen zu deſſen Ausführung aufgefodert ward, ſo wird es allen Kunſtfreunden willkommen ſeyn, daß ſie ſich eine ſo treue Vergegenwärtigung und einen ſo reichhaltigen Erſatz der unmittelbaren Betrachtung verſchaffen können.

Gedruckt bei E. F. Thormann in Bonn.

RÉFLEXIONS

SUR L'ÉTUDE DES LANGUES ASIATIQUES.

◆

RÉFLEXIONS
SUR L'ÉTUDE DES LANGUES ASIATIQUES

ADRESSÉES

A

SIR JAMES MACKINTOSH,

SUIVIES D'UNE LETTRE

A

M. HORACE HAYMAN WILSON,

ANCIEN SECRÉTAIRE DE LA SOCIÉTÉ ASIATIQUE A CALCUTTA, ÉLU
PROFESSEUR A OXFORD.

PAR

A. W. DE SCHLEGEL,

PROFESSEUR A L'UNIVERSITÉ ROYALE DE BONN, COMMANDEUR DE L'ORDRE
DES GUELPHES, CHEVALIER DES ORDRES DE L'AIGLE ROUGE, DE ST WLADIMIR,
DE WASA, ET DE LA LÉGION D'HONNEUR; MEMBRE DE L'ACADÉMIE ROYALE
DES SCIENCES A BERLIN; MEMBRE CORRESPONDANT ET HONORAIRE DE L'ACA-
DÉMIE IMPÉRIALE A ST. PETERSBOURG, DE L'ACADÉMIE ROYALE A MUNICH,
DE LA SOCIÉTÉ ROYALE A GOETTINGUE; DES SOCIÉTÉS ASIATIQUES DE CAL-
CUTTA, DE PARIS ET DE LONDRES; DE LA SOCIÉTÉ LITTÉRAIRE DE BOMBAY,
DE LA SOCIÉTÉ ROYALE DE LITTÉRATURE A LONDRES; ET DE L'ACADÉMIE
ROYALE DES BEAUX-ARTS A BERLIN.

A BONN,
CHEZ ED. WEBER, LIBRAIRE;
A PARIS,
CHEZ N. MAZE, LIBRAIRE
RUE DE SEINE ST. GERMAIN, N°. 31.
1832.

22 D

BIBLIO
REG
MONA

De l'imprimerie de Charles Georgi à Bonn.

PRÉFACE.

Il y a déjà plus d'un an que l'essai que je présente aujourd'hui au public, était achevé : des causes accidentelles en ont retardé l'impression. L'automne dernier je l'envoyai de Paris à cet illustre savant à qui je l'avais adressé : il le lut, l'approuva et me témoigna le désir de le voir imprimé à Londres. Au commencement de Février j'eus le bonheur de revoir Sir James Mackintosh et de jouir pour la dernière fois du charme de son entretien. Je quittai Londres, inquiet de sa santé chancelante, et faisant des voeux pour son rétablissement. Peu de temps après, de retour chez moi, je fus frappé douloureusement par la nouvelle de sa mort. L'Angleterre a perdu un vertueux citoyen; la littérature un historien profond et philosophique; la jurisprudence un réformateur éclairé; le parlement, un orateur dont l'éloquence empruntait toute sa force à la raison et à la justice; l'humanité enfin, un défenseur zélé de ses droits et de ses intérêts. Il était éminemment Anglais par son patriotisme, et cosmopolite par l'absence des préjugés nationaux. Je l'avais admiré avant de le connaître personnellement, j'étais fier de son amitié, et je ne cesserai jamais de le regretter. Dans toutes nos entrevues, en Angleterre, en France, en Suisse, et lorsqu'il vint passer quelques jours chez moi sur les bords du Rhin, il me témoigna toujours la même bienveillance. Il animait mes études, par la vivacité

Kleomenes an Chariton.

Eine blinkende Phiale,
Vollgeſchöpft in Delphi's Quellenthale,
Gieb für meinen Trauten mir, Apoll,
Süßen Lobes ſchäumend voll!

Süßen Lobes, das ſein Herz belebe,
Das ihm ſchmeichelnd um die Sinne ſchwebe,
Süßen Lobes, wie Apoll es giebt,
Iſt er werth, den meine Seele liebt;

Dem ich ſchon mit Sehnſucht angehangen,
Eh mein Arm ihn noch umfangen,
Eh mein Mund den Gruß ihm bot
„Dein und treu bis in den Tod!“

Eh noch milde, wie des Weſtes Fächeln,
Mir entgegen kam ſein Lächeln;
Eh ſein Blick voll Seelenglut
Brüderlich auf meinem Blick geruht.

Götterliebling! alle Charitinnen
Leiten dich bei jeglichem Beginnen;
Dich erzog mit mütterlichem Sinn
Suada ſelbſt, die Herzenslenkerin;

Lehrte dich das zauberiſche Flüſtern,
Welches kühner Liebe heiſcht,
Mit der Schüchternheit verſchwiſtern,
Die der Spröden Hochmuth täuſcht.

de l'intérêt avec lequel il accueillait mes communications, et par les vues neuves et ingénieuses qu'il y apportait. J'ai été ambitieux d'associer mon nom au sien. Son approbation semblait garantir le succès de mon écrit; elle m'autorise à le consacrer, comme un hommage bien sincère, à sa mémoire chérie.

J'ai rédigé ces Réflexions en français, parce qu'elles sont destinées particulièrement au public anglais, parmi lequel la connaissance de la langue française est bien plus répandue que celle de la langue allemande. La négociation entamée par Sir James Mackintosh avec un des principaux libraires de Londres pour l'engager à se charger de la publication, ne conduisit à aucun résultat. Le libraire pensa qu'un écrit en langue étrangère, sur un sujet fort éloigné des lieux communs de la littérature du jour, ne trouverait pas un nombre suffisant de lecteurs en Angleterre. Ne jugeant pas à propos de m'exposer à d'autres refus semblables, je repris mon manuscrit, je résolus d'en garder la propriété, et de le faire imprimer sur le continent. Le libraire avait probablement raison en supposant que mon nom et ma manière de traiter le sujet, ne suffiraient pas pour commander l'attention du public anglais; mais j'ose dire, qu'il se trompait en affirmant que ce public ne s'intéresse que médiocrement aux questions indiennes. Cela décélerait un manque de lumières, impossible à supposer chez une grande nation, où toutes les affaires de la communauté sont discutées publiquement. Mais s'il y avait en Angleterre des hommes assez attachés à la glèbe de l'industrie pour ne voir dans la possession de l'empire de l'Inde qu'un intérêt purement mercantile; pour considérer une nation de plus de cent millions d'ames, sujette au sceptre britannique, comme *la vache d'abondance* qu'on n'a qu'à traire, sans se soucier autrement de son bien-être; on pourrait leur appliquer avec raison ces vers d'Horace:

Impiger extremos curris mercator ad Indos,
Per mare pauperiem fugiens, per saxa, per ignes:
Discere, et audire, et meliori credere non vis?

Les enquêtes ordonnées par le Parlement prouvent déjà, la discussion parlementaire sur le renouvellement du privilége de la Compagnie des Indes prouvera encore davantage, que les hommes d'état en Angleterre ont des vues plus larges et plus élevées. Ils savent qu'une bonne administration est le seul moyen de consolider un empire lointain et d'une étendue vraiment effrayante; que l'on ne saurait bien administrer sans connaître non seulement l'état matériel de la population, mais la partie morale et intellectuelle de sa civilisation, sa religion, ses lois, ses usages; et qu'enfin la langue sanscrite et l'ancienne littérature indienne est la clé de tout cela; qu'elle est en même temps la source de la plupart des langues modernes, dont la connaissance est si nécessaire aux administrateurs. A peine arrivé à Londres, j'obtins la preuve la plus flatteuse que l'importance d'un genre d'étude qui prépare, même indirectement, de pareils résultats, est apprécié avec une parfaite justesse au sommet de l'ordre social.

Mes remarques sur le plan du Comité des traductions ont été ébauchées immédiatement après la publication du Prospectus. Ce ne fût que plus tard que j'eus connaissance du jugement que M. *Silvestre de Sacy* en avait porté dans le Journal des Savans (Juin 1830, p. 370). Je vis avec satisfaction, que l'opinion de ce grand orientaliste était d'accord avec la mienne et qu'il avait signalé les mêmes inconvéniens. Dans l'exécution, le plan du Comité s'est modifié jusqu'à un certain point. Un livre traduit de l'arménien a été imprimé; la traduction d'un livre japonais est annoncée. Ces deux langues étaient omises dans le Prospectus. Des versions latines seront admises, à ce que je viens d'apprendre. Quelques-uns des savans auxquels le Comité s'est adressé, se sont chargés spontanément des soins de la critique philologique qu'on ne leur avait point demandés. Sous ce rapport la traduction des voyages d'Ibn Batuta par M. *Lee*, et celle de l'Algèbre de Mohammed Ben Musa par M. *Rosen* se distinguent avantageusement. Néanmoins, dans le catalogue des livres déjà imprimés, sous presse, ou dont la publication se prépare, je vois des articles à l'égard desquels mes objections subsistent dans toute leur force. A quoi bon, traduire des morceaux du Mahâ-Bhârata d'après la traduction persanne? Quelle authenticité peut avoir une traduction du Shah Nameh, faite d'après l'édition de Calcutta ou d'après un seul manuscrit quelconque? Si le Comité fait un choix judicieux des livres à traduire; s'il prend pour règle générale de ne jamais publier une traduction d'un ouvrage encore inédit, sans la faire accompagner du texte original, soigneusement corrigé moyennant la collation des manuscrits; s'il ne confie ce travail qu'à de véritables philologues: c'est à ces conditions seulement que son activité pourra devenir utile.

Dans la réclamation en faveur des Indianistes du Continent, provoquée par M. Wilson, j'espère m'être renfermé dans les bornes d'une défense légitime, et je me flatte de trouver des arbitres équitables à Oxford même, je dirais presque, surtout à Oxford.

Bonn, *au mois de Juillet* 1832.

RÉFLEXIONS
SUR L'ÉTUDE DES LANGUES ASIATIQUES
ADRESSÉES

À

SIR JAMES MACKINTOSH.

Permettez-moi, mon illustre ami, de vous communiquer quelques réflexions sur l'état actuel de l'étude des langues et des littératures asiatiques, et sur les moyens de faire avancer cette étude, si intéressante, si indispensable pour compléter l'histoire de l'esprit humain, et spécialement pour votre pays, si importante par son utilité pratique.

Je ne connais personne en Angleterre, à l'examen de qui je soumettrais plus volontiers mes pensées qu'au vôtre. Nos entretiens m'ont souvent fourni l'occasion d'admirer votre vaste savoir, l'universalité de votre esprit, et ce coup d'oeil philosophique que vous apportez aux divers sujets de vos méditations.

Quoique des fonctions plus importantes, pendant votre séjour dans l'Inde, ne vous ayent pas laissé le loisir de vous occuper des langues du pays, vous avez toujours témoigné un vif intérêt pour les recherches concernant l'histoire, les antiquités, les religions et les littératures de l'Asie. Vous avez fondé la société littéraire de Bombay, si avantageusement connue en Europe par un nombre de dissertations fort estimables; vous avez enfin pris une part active à l'établissement de la Société asiatique de Londres.

Cette société m'a fait l'honneur de me nommer l'un de ses membres étrangers. J'ignore quels droits la société confère à ses associés, puisque les statuts ne s'énoncent pas là-dessus. Je sais seulement que dans vos assemblées générales le président, le directeur et les membres du conseil ont seuls la parole; les autres souscripteurs ne votent que silencieusement par boules blanches et noires. Je suis loin de contester la sagesse de cette loi lacédémonienne sur la taciturnité obligée du peuple dans une république. Aussi n'est-ce pas en ma qualité de membre étranger que je vais manifester mon opinion; mais comme simple lecteur, comme une fraction infiniment petite du public; enfin comme amateur de cette branche d'érudition dont la société s'occupe. J'examinerai des pièces publiées par la voie de l'impression, sur lesquelles chaque lecteur peut dire son avis, au risque de se tromper, de trahir son ignorance, et d'être réfuté et réduit à l'absurde, s'il y a lieu.

Votre nation aime la franchise dans les discussions, et l'on traite chez vous en pleine liberté des questions qui touchent de très-près aux intérêts de la vie. Ici il ne s'agit que d'un genre d'études peu populaire, et cultivé par un petit nombre de savans. S'il m'arrivait donc de dire des choses qui pourraient blesser l'amour-propre de quelques personnes très-respectables; de les dire, parce que je les crois vraies; je suis sûr que vous me le pardonneriez, aussi bien que le public, en présence duquel je prends la liberté de m'entretenir avec vous. Ainsi je ne m'effraye pas de la hardiesse de mes opinions, et j'entre en matière sans autre préliminaire.

Il s'est formé en 1828 dans le sein de la Société Asiatique de Londres une association particulière qui se nomme le Comité des traductions orientales. Par des souscriptions annuelles on a formé un fonds, dont la destination est de payer non seulement les frais d'impression des traductions que le Comité aurait approuvées, mais de récompenser les auteurs d'une manière honorable.

Rien de plus utile au premier aspect. Les traductions sont un moyen de mettre les productions littéraires et scientifiques de l'Asie à la portée d'une foule de lecteurs éclairés quoiqu'ils ne soyent pas savans; elles peuvent être lues par des personnes qui n'ont ni le loisir, ni la volonté, ni peut-être le talent d'apprendre des langues d'un accès difficile. Ces traductions serviront donc à répandre les lumières, à rectifier les idées, souvent si erronées, qu'on se forme en Europe, du caractère et du degré de civilisation des nations asiatiques. Comme la possession d'un vaste empire dans l'Inde entraîne un système très-compliqué de relations extérieures, les hommes d'état en Angleterre doivent avoir une connaissance parfaite de l'état moral et intellectuel des peuples déjà soumis au sceptre britannique et confiés à leur administration, afin de ne pas prendre de fausses mesures avec la volonté la plus sincère de faire le bien. Ils doivent aussi connaître la force et l'organisation intérieure des états indépendans, voisins ou autrement mis en contact avec les intérêts de l'Angleterre. Ainsi donc les connaissances communiquées par des traductions pourront avoir une influence majeure même sur les décisions les plus importantes de la politique, et par là sur la gloire et la prospérité de l'empire britannique.

Malgré tout cela, je soutiens que les encouragemens offerts exclusivement aux traductions, bien loin de faire avancer l'étude méthodique et vraiment scientifique des langues orientales, tendent à y nuire, et doivent exercer une influence d'autant plus pernicieuse que les projets du Comité se réalisent dans une plus grande étendue, Or si cette étude fondamentale est négligée, je dis plus, si la philologie asiatique n'est pas perfectionnée à un point infiniment supérieur à ce qui a été fait jusqu'ici, il est impossible d'obtenir de bonnes traductions.

Un grand nombre d'Anglais, résidant dans l'Asie, y trouvent l'occasion d'acquérir une connaissance usuelle, suffisante pour leurs affaires et leurs rapports avec les naturels du pays, mais nullement savante, d'une ou de plusieurs langues orientales. En Angleterre on ne manquera donc pas d'hommes qui, n'étant pas des savans de profession, et ne se

Ja, noch darfſt du mit der Weisheit hadern,
Muth der Jugend ſchwillt in deinen Adern,
Deiner Scheitel ziemt ein Roſenkranz,
Und die Horen laden dich zum Tanz!

Lauſche noch in Paphos Myrtenlauben
Dem Gegirr von Venus Tauben!
Irre, frei von Zwang und Band,
Durch des Reizes und der Anmuth Land!

Mag doch manche flatterhaft dich ſchelten!
Welcher Zauber feßelt das Gefühl?
Amors Macht beherrſcht die Welten,
Und verliebte Schwüre ſind ihm Spiel.

Freundſchaft nur entzündet reines Feuer,
Ewig wie der Veſta Glut:
Hüllet nicht, beſorgt vor Wankelmuth,
Liebe ſich ſo gern in ihren Schleier?

Kennſt du das Geſtirn der Tyndariden?
Längſt ſchon ruht das Heldenpaar im Frieden,
Aber ihren nie zertrennten Bund
Macht der Himmel ſelbſt noch kund.

Dieß Geſtirn ſoll unſre Bahn erhellen,
Unſer Führer ſein in Sturm und Wellen,
Unſre Luſt in linder Sommernacht,
Wenn es hell am blauen Himmel lacht.

doutant pas des exigences de la critique philologique, entreprendront des traductions, pour se faire une réputation facile d'auteur, sans posséder les connaissances, le talent et surtout la scrupuleuse exactitude, nécessaires pour approcher dans ce genre de la perfection autant qu'il est possible. Le Comité, de son côté, manquera de temps et de patience, pour examiner en détail le mérite des manuscrits offerts; pour ne pas rester inactif, il employera ses fonds disponibles à leur impression; et l'Angleterre sera inondée d'une foule de traductions plus ou moins imparfaites, lesquelles à leur tour formeront une barrière contre ceux qui voudraient pénétrer jusqu'aux originaux.

Je me plais à reconnaître le zèle bienveillant des fondateurs de cette institution, et la libéralité des souscripteurs, parmi lesquels on remarque avec plaisir plusieurs des noms les plus illustres de votre pays. Mais le *Prospectus**) porte des traces évidentes de la précipitation avec laquelle il a été rédigé. En entreprenant d'établir une grande manufacture de traductions, on n'a pensé d'abord qu'à la matière première, et à la main d'œuvre, et l'on a perdu de vue la partie intellectuelle.

La difficulté et le mérite des traductions varient à l'infini, selon le génie des langues, la distance des siècles et des nationalités, et la nature des ouvrages même. Il est des livres, dont un interprète ordinaire, un traducteur juré, tel que ceux qu'on employe dans les cours de justice et les bureaux de la diplomatie, serait capable de rédiger une traduction tolérablement exacte. Mais dès qu'il s'agit de rendre la substance et d'exprimer en même temps les formes d'une composition inspirée par le génie poétique, oratoire ou philosophique; de produire sur l'esprit, le cœur et l'imagination des impressions semblables à celles qu'éprouve un lecteur de l'original, familiarisé avec la langue: dès lors, dis-je, le traducteur doit sentir une inspiration analogue, il lui faut du génie, au moins imitatif, et l'opération mécanique de substituer des mots à d'autres mots, d'après les indications d'un dictionnaire, ne lui sert de rien.

---

*) Voyez l'Appendice sous la lettre A.

En lisant avec attention le Prospectus, je me trouve d'abord arrêté par un doute. Les langues dans lesquelles doivent être écrits les livres, dont on demande des traductions, y sont énumérées, et je me réserve quelques remarques sur cette énumération. Mais il n'est dit nulle part en quelle langue ces livres doivent être traduits. Cependant le mot de traduction, pris isolément et sans aucune épithète qui le détermine plus spécialement, ne signifie pas le transport d'un texte quelconque dans la langue anglaise. Les savans étrangers demanderont donc naturellement, si le Comité se propose de ne point admettre au concours des traductions faites dans quelque autre langue européenne, par exemple en latin ou en français? Je présume que l'allemand est exclu de prime abord. J'ose affirmer en effet que l'allemand possède de grands avantages pour y faire des traductions bien caractérisées et ressemblantes d'originaux composés dans plusieurs langues orientales, parce que c'est une langue infiniment riche et flexible, et qu'elle jouit de la liberte précieuse de pouvoir former de nouveaux mots au moyen de la composition. L'allemand a aussi son rayon où il est répandu hors du pays natal. Toutefois je trouve que le Comité serait en son plein droit en récusant des traductions allemandes, puisqu'il y a très-peu de personnes en Angleterre qui lisent avec facilité cette langue. En général, quoique nous soyons une nation nombreuse et passablement savante, nous sommes toujours ignorés dans l'occident et le midi de l'Europe, et nous avons de quoi nous en consoler.

Mais il en est tout autrement de la langue française, justement admirée pour sa haute perfection sociale. La prose y est cultivée avec un soin extrême: elle se recommande par la clarté, la concision et l'élégance. D'ailleurs, cette langue est fort répandue chez ceux qui ont reçu une éducation distinguée, et l'on peut dire que lorsqu'un ouvrage asiatique a été bien traduit en français, il est par là même communiqué à l'Europe entière.

L'aptitude des deux langues, anglaise et française, me semble être à peu près égale. L'une et l'autre est encombrée d'un train de mots auxiliaires de toute espèce, l'une et l'autre possède peu de mots composés, et sera, par conséquent, souvent réduite à la paraphrase; l'une et l'autre, comme toutes les langues analytiques, est restreinte dans l'arrangement des mots, à l'ordre logique; la faculté des inversions, si significatives et si pleines de charme dans le style des auteurs classiques, soit en vers, soit en prose, y est extrêmement limitée. La conjugaison française est plus riche, plus sonore et mieux caractérisée que ces pauvres restes de la conjugaison saxonne que l'anglais a sauvés du naufrage. L'une et l'autre langue manque de déclinaisons; dans l'anglais en outre la distinction des genres s'est effacée: circonstance fâcheuse qui décolore sensiblement la diction poétique.

Le latin, depuis trois siècles, est en possession d'être la langue universelle de communication entre les savans de l'Europe. D'ailleurs c'est une langue compacte et synthétique, c'est-à-dire qu'au moyen des inflexions elle exprime en un seul mot des notions accessoires et des relations variables, combinées avec l'idée principale; c'est là un avantage immense. D'autre part elle n'abonde pas en termes composés: ce manque a souvent gêné les savans modernes qui se sont attachés à rendre en latin les poètes grecs, si riches en épithètes pittoresques. Le latin, par sa structure, ne se refusait pas absolument à ces combinaisons neuves et hardies; mais l'esprit des Romains n'y était guère porté, parce qu'ils accordaient peu à l'empire de l'imagination. Ils craignaient de s'écarter trop de l'usage reçu, non seulement dans leurs discours publics, mais même dans la poésie; et les auteurs du siècle d'Auguste, qui ont fixé le style, rejetèrent la plupart des mots composés, employés par leurs prédécesseurs. Nous les retrouvons dans Lucrèce, et dans les fragmens d'Ennius, de Pacuvius et autres anciens poëtes. Dans la préface de mon édition de la Bhagavad-Gîtâ j'ai pesé les avantages et les inconvéniens du latin; je crois pouvoir en recommander décidément l'emploi pour le sanscrit. Dans la traduction de la Bhagavad-Gîtâ que j'ai publiée il y a huit ans, et dans celle du Râmâyana qui va paraître, je me suis efforcé de conserver le caractère et les couleurs de l'original, sans trop pécher contre la pureté classique. Il appartient au connaisseurs des deux littératures, de juger si j'y ai réussi.

D'après ces considérations, il serait désirable, je pense, que le Comité voulût bien déclarer formellement, si son intention est d'accorder aux traductions faites en français et en latin la même faveur qu'aux traductions anglaises. Une décision négative exclurait à peu près tous les savans du continent de la coopération. Cependant, pour l'exécution d'un projet aussi vaste, il ne serait peut-être pas de trop de chercher des auxiliaires dans l'Europe entière. Dans le second Rapport annuel pour l'an 1829 en effet sont nommés plusieurs savans du continent, qui ont promis leurs coopération. Mais il n'est pas dit si leurs traductions doivent être imprimées dans la langue dans laquelle ils pourront ou voudront les rédiger, ou si on veut les traduire de nouveau en anglais. C'est une opération à laquelle l'exactitude ne gagnerait guère.

Dans le quatrième paragraphe le rédacteur du Prospectus insiste sur l'utilité des livres théologiques écrits en syriaque dans les premiers siècles du Christianisme, pour la critique du texte biblique. Il ne me vient pas dans l'esprit de contester cette utilité; mais il est évident que, dans une pareille recherche, il faut recourir aux originaux, qu'il faut même les examiner avec le soin le plus minutieux, et que des traductions y seraient hors de propos. Aussi je vois qu'il n'est question que de collation de manuscrits. S'il en est ainsi, comment tout ce paragraphe trouve-t-il sa place dans un plan pour faire imprimer des traductions?

Je m'étonne de voir passée sous silence dans cette énumération la langue arménienne. Le peu que nous connaissons de la littérature de ce peuple, fait supposer qu'il y aurait des découvertes intéressantes à faire. La Chronique d'Eusèbe complète, retrouvée dans une traduction arménienne et publiée en latin par l'abbé Angelo Mai en est un exemple célèbre. L'importance de l'historien Moyse de Chorène est bien reconnue. Une congrégation de religieux arméniens à Venise publie actuellement une collection des historiens de leur pays. Voilà donc de la matière traduisible *).

Vient ensuite dans le cinquième paragraphe un magnifique éloge de la littérature arabe et

---

*) Le second Rapport du Comité annonce au public une traduction de l'histoire de Vartan, roi d'Arménie, par Mr. Neumann. Ainsi l'oubli du Prospectus a été réparé.

personne. — „En fait de littérature élégante, „et particulièrement dans les ouvrages de fic„tion, ils n'ont peut-être jamais été surpassés; „et en étudiant ceux de leurs ouvrages qui ont „déjà été imprimés dans quelque langue euro„péenne, l'on doit regretter, qu'un si petit nom„bre de ces livres, si bien calculés pour donner „du plaisir, ayent été traduits." —

J'avoue, cela me paraît un peu exagéré. Comment ose-t-on comparer la poésie de ces nations dont les facultés intellectuelles furent offusquées par la profession de l'Islamisme, à ce monde enchanté de la mythologie grecque, qui forme la base de la poésie des anciens; à ces modèles parfaits d'un goût chaste et pur, d'un noble enthousiasme, d'un sentiment délicat des convenances; à cette diction majestueuse et suave, à cette harmonie ravissante; à ces belles proportions, enfin à cet équilibre admirable de toutes les facultés humaines, librement développées avec une égale vigueur, qui brillent dans les productions originales des deux littératures classiques?

La doctrine de Mahomet a étouffé les beaux-arts, au moins la sculpture et la peinture, jusque dans leur germe; et la poésie n'a échappé qu'à peine à ce même fléau. Les Arabes n'ont pas produit un seul poème épique, l'art dramatique leur est resté inconnu; il ne reste donc que le genre sentencieux et lyrique. Celui-ci est passionné et fougueux, mais il tourne dans un cercle d'idées infiniment étroit. Cela peut charmer les ennuis d'un Bedouin traversant le désert à dos de chameau, mais des lecteurs européens se lasseront bientôt d'une nourriture aussi aride.

En général, les Arabes n'ont jamais fait preuve du génie d'invention. Dans les sciences, pendant le court espace de temps qu'ils les ont cultivées, pour ainsi dire en dépit du Prophète, ils ont été les écoliers, les tradùcteurs et les imitateurs de nations plus éclairées et plus ingénieuses qu'eux, principalement des Grecs et des Indiens.

On m'opposera peut-être comme un exemple frappant du talent des Arabes pour les fictions, les Mille et une nuits. Mais j'ai soutenu et je soutiens encore que la majeure partie de ces contes charmans, celle qui a fait la fortune du livre en Europe, est d'invention indienne. Jusqu'ici j'ai à peine effleuré les preuves qui se présentent en foule *); je me propose de traiter ce sujet plus à fond. Les journaux nous ont appris que M. Silvestre de Sacy, dans un discours lu dernièrement à l'Institut, a revendiqué l'invention de ces contes pour les Arabes. L'autorité de ce célèbre orientaliste est d'un grand poids; cette fois-ci elle est en contradiction avec le témoignage formel de Massoudi **). Je ne connais pas encore

---

*) Dans l'Almanac Royal de Berlin pour l'an 1829, p. 73.

**) Feu M. Langlès a cité le premier cet historien dans son édition des voyages de Sindbad le marin, en français et en arabe, Paris 1814; dans la préface pag. IX, X. M. de Hammer a rapporté plus au long le passage en question, dans l'avant-propos des supplémens aux Mille et une Nuits, publiés d'après un males argumens de M. Silvestre de Sacy, mais je doute qu'ils me fassent changer d'avis.

La littérature arabe a tellement vécu d'emprunts que les plagiats commencent avec le Coran même. Au moins les Houris du paradis de Mahomet ressemblent prodigieusement aux Apsarases de la mythologie brahmanique; et cet arbre merveilleux appelé *Touba*, qui fournit tout ce que désirent les bien-heureux, a été bien plus anciennement imaginé par les Indiens, et désigné sous le nom de *Calpa-vricsha*.

La poésie des Persans est plus riche et plus variée que celle des Arabes. Ils ont un grand poème national, dirai-je épique ou romanesque? ils ont des romans pleins de sentimentalité; ils ont des morceaux lyriques, où respire l'enivrement de la volupté. Mais leur littérature est aussi tombée dans de grands écarts; le goût maniéré y domine. La prose a usurpé les ornemens les plus ambitieux de la poésie. Voyez par exemple le BAHAR-DANUSH traduit par Mr. *Jonathan Scott*. C'est encore un assez joli conte d'invention indienne, d'après l'aveu de l'auteur même. Mais il est tellement noyé dans des paroles oiseuses et surchargé des fleurs de la rhétorique, que l'on a toute la peine du monde à suivre le fil de la narration. Les comparaisons louches, les métaphores arbitraires et capricieuses y abondent. C'est d'une fadeur sucrée, telle que la lecture

---

nuscrit égyptien. Le livre de Massoudi date de l'an 936 de l'ère chrétienne.

d'un petit nombre de pages suffit pour donner des nausées. Il n'est sorte d'inepties, de puérilités, de lieux communs rebattus, dont on n'y trouve des exemples*). Si c'est là de la belle prose,

---

*) Bahar-Danush; *or, the garden of knowledge. An oriental Romance. Translated from the Persic of Einaiut Oollah. By* Jonathan Scott, *Persian Secretary to the late Governor General of Bengal, Warren Hastings, etc. In three Volumes. Shrewsbury* 1799. — Vol. 1. Pag. 1. ,,*The decipherers of the Talismans of the treasures of Mystery, and acquainted* ,,*with the paths of the recesses of Secrecy, having* ,,*explored this lately-discovered Manuscript in the records of ancient time, have thus impressed it on the* ,,*pages of Narration. — In days of yore, there reigned in the extensive and populous empire of Hindoostan, emblematic of paradise, a Sovereign who, like* ,,*the universe-illumining Sun, comprized the world* ,,*within the beams of his dominion; and who, by* ,,*the rays of the lamp of his impartial justice, enlightened the gloom of the earth. From the superiority* ,,*of his aspiring genius, he placed the foot of contempt* ,,*on the head of the Bears; and, from conscious pride* ,,*in his own power and dignity, regarded contemporary monarchs as groveling in the caves of non-existence. The azure skies wore the ring of subjection,* ,,*etc. etc.*" — A ces derniers mots le traducteur met en note, que des boucles d'oreilles sont portées dans l'orient par les esclaves, comme une marque de servitude. C'est certainement une erreur. Dans l'Inde les guerriers, les rois, les dieux même en portent. L'auteur a désigné sans doute ces anneaux de fer qu'on passe par les naseaux des buffles et des taureaux pour les dompter. Toute cette tirade, comme l'on voit,

Adonis.

Als einſt im fernen ſtillen Thale
Cythere Myrrhas Sohn erblickt,
Da ward' ihr Herz zum erſtenmale
Durch ſterbliche Geſtalt entzückt.
Nachläßig kam ſie hergegangen,
Und ſprach zu ihm mit ſüßem Ton.
Ein wunderliebliches Verlangen
Ergriff den ſchüchternen Adon.

Göttinnen faßen kühne Schlüße,
Wenn Lieb' in ihrem Innern glüht;
Sie ſorgen, daß die Zeit der Küſſe
Bei Zierereien nicht entflieht.
Sie ſchwebt, ſobald mit mildem Fluge
Der Tag in Thetis' Schooß entflohn,
Herab mit ihrem Tauberzuge,
Und raubt den ſchlummernden Adon.

Die Tauben flattern durch die Lüfte
Und langen an in Paphos' Hain.
Hier laden friſche Balſamdüfte
Sie unter Roſenlauben ein.
Kaum ſcheucht der Glanz der Morgenſtunde
Den Gott des Schlafs, bekränzt mit Mohn,
So weckt ein Kuß von Venus Munde
Den frohbezauberten Adon.

j'entreprends d'en dicter sans interruption, en me promenant, dans mon bain, à cheval, à table, en voiture, en prenant le thé, dans mon lit, je dirais presque pendant mon sommeil. Mais je ne veux pas aujourd'hui monter la cavale vigoureuse de la critique, descendue de la noble race de l'étalon alexandrin Aristarque, pour combattre la tribu fanfaronne du mauvais goût, marchant sous l'étendard de l'afféterie. Fermement assis entre les arçons de la raison, appuyé sur les étriers d'argumens solides, je suis sûr en effet de tenir tête à l'ennemi; mais en poursuivant trop obstinément les fuyards avec les flèches de la dérision, je pourrais facilement m'égarer dans les déserts sablonneux de la prolixité, et alors je vous retiendrais

---

n'est autre chose, que le commencement ordinaire des contes de Fées: Il y avait autrefois un roi et une reine, etc. — Pag. 83. „*She rushed towards her husband*, *intending to dispatch the infortunate man*, „*and to pour out the wine of life from the bowl* „*of his existence on the ground of destruction.*" — Pag. 119. „*Another courtier thus introduced the following heart-ravishing charmer of history on the sopha of relation.*" — Pag. 149. „*When the Aflatoon* „*of day*, *the sun*, *ascended from the vat of the east*, „*etc.*" — Aflatoon est une corruption du nom de Platon. L'auteur a confondu Platon avec Diogène, ou il a cru que c'était l'usage général des philosophes grecs de coucher dans un tonneau. En voilà assez, je pense: j'ai pris ces passages au hasard, et je ne les garantis pas pour être les plus brillans en fait d'absurdité.

peut-être malgré moi, vous, mon digne ami, qui êtes accouru sur le dromadaire de l'attention pour m'accompagner, vous, dont Allah veuille soigner la prospérité; je vous retiendrais peut-être, dis-je, auprès du puits saumâtre des bâillemens, sous les tentes ténébreuses de l'ennui.

Les admirateurs des deux littératures dont je viens de parler, m'objecteront que, ne connaissant pas les langues, je ne suis pas juge compétent des beautés sur lesquelles ils s'extasient. Je conviendrai de tout ce que l'on voudra. Les poésies arabes et persannes, lues dans l'original, sont ravissantes; soit. Mais alors un autre doute s'élève: ce charme peut-il se transmettre dans une traduction anglaise ou européenne quelconque? Il est reconnu que tout chef-d'oeuvre poétique perd beaucoup à être traduit en prose. Mais la perte est plus ou moins grande selon les genres. Dans la poésie épique et dramatique une traduction en prose conserve au moins la marche de l'action, la peinture des mœurs, des passions et des caractères, quoiqu'il soit peu agréable d'entendre le rhapsode moderne d'une tradition antique échanger le langage des dieux contre celui des hommes, ou de voir la tragédie paraître sur la scène, dépouillée du cothurne et de tout son costume majestueux. Dans la poésie morale et philosophique la pensée reste, quoique le tour de la phrase, n'étant plus resserré dans le cadre d'un distique ou d'un couplet, perde beaucoup de son élégance et de sa symétrie sentencieuse. Mais ces émotions fugitives, ce délire momentané, auxquels s'abandonne le poète lyrique, s'évanouissent comme un rêve avec l'harmonie des sons qui en étaient l'ame et la vie. Cet esprit volatil qu'on a voulu transvaser par un procédé grossier, s'est évaporé, et il ne reste plus que le *caput mortuum* du poème. Ensuite il ne suffit pas qu'une production poétique soit traduite en vers quelconques, il faut encore que la mesure, le retour des consonances, et la structure des strophes soyent analogues aux formes de l'original. Pope a versifié l'Iliade et l'Odyssée d'une manière assurément fort élégante; cependant tout le monde convient aujourd'hui que sa traduction est très-peu homérique. Or, le système de versification établi dans la langue anglaise, est totalement différent de la prosodie et de l'art métrique des Arabes et des Persans. En admettant malgré tout cela la possibilité d'une imitation parfaite, l'on concevra pourtant, que de pareilles traductions ne sauraient être faites à la hâte, ni commandées en bloc. Supposons qu'un auteur doué de tout le talent nécessaire, entreprît de mettre le poème de Firdousi en beaux vers anglais: combien d'années lui faudra-t-il pour achever ce travail?

Les Arabes, poussés par leurs spéculations mercantiles aux voyages lointains, ayant été de tout temps de hardis navigateurs, dès les premiers siècles du Califat ont été fort loin dans l'Asie, dans l'Afrique et dans les mers environnantes. Ils sont peut-être parvenus jusqu'à des contrées où des voyageurs européens n'ont pas encore pénétré de nos jours. On peut donc espérer des renseignemens importans de la part de leurs geographes, et le petit nombre d'entre eux qu'on a publiés jusqu'ici, répond à cette attente. D'ailleurs les livres de ce genre sont comparativement faciles à traduire, parce que le style en est simple, et qu'ils traitent d'objets matériels. La difficulté principale est dans les noms écrits sans ponctuation.

Il existe peut-être des historiens mahométans exempts de ce fanatisme stupide qui aveugle généralement ceux qui professent cette religion. Mais en est-il qui ayent su concevoir un ordre social autre que le despotisme le plus absolu? En rendant justice à leur bonne foi, il faut toujours se méfier de leur jugement. La littérature arabe ne date que de l'Hégire, la littérature persanne de quatre siècles plus tard: les géographes et les historiens de ces deux nations ne peuvent donc nous enseigner sur l'état des pays, les migrations des peuples, les changemens de dynastie, les conquêtes et autres révolutions des états, rien qui remonte au delà du moyen âge. Car, quel que soit le poids de leur témoignage en ce qui concerne les événemens contemporains, et les temps voisins de leur époque: lorsqu'ils se mêlent de parler de l'antiquité, ils ne débitent que des hypothèses absurdes et des chimères*). À cet égard

---

*) On ne supçonnera pas M. Sylvestre de Sacy d'une prévention défavorable aux historiens arabes qu'il connaît si bien. Voici le jugement qu'il en porte dans son Avertissement à la *Relation de l'Egypte par Abd-allatif*, p. IX. ,,Entre les diverses contrées qui ont

Mahomet leur a laissé un bel exemple: voyez comme il confond les temps et les lieux, comme il dénature tout dans les traditions hébraïques! L'historien *Mirkhond* dit dans certaine occasion: „Les uns racontent le fait de la manière susdite; d'autres avec des circonstances entièrement différentes. Allah sait, lesquels des deux disent la

---

,,fait partie de l'empire des Musulmans, il n'en est peut-être aucune qui ait autant exercé la plume des écrivains arabes que l'Egypte. Histoire politique et religieuse, géographie, antiquités, histoire littéraire, singularités naturelles, climat, culture, administration, économie publique et domestique de l'Egypte; il n'est aucune de ces parties intéressantes qui concourent à former l'histoire d'un pays et celle de ses habitans, qui n'ait été traitée par divers auteurs de cette nation. Il ne faut pas néanmoins se faire illusion sur ce grand nombre d'ouvrages qui sembleraient devoir nous procurer une connaissance parfaite de l'Egypte, à toutes les époques du moyen âge et des temps modernes: parmi les écrivains dont les travaux sont parvenus jusqu' à nous, les uns, plus amis du merveilleux que du vrai, ont consacré la plus grande partie de leurs veilles à recueillir des fables puériles, des contes absurdes, des traditions dans lesquelles à peine peut-on reconnaître pour fondement une vérité historique; ils n'ont été rebutés dans leur travail, ni par les anachronismes les plus palpables, ni par les contradictions les plus révoltantes; l'expérience journalière qui semblait devoir leur ouvrir les yeux sur le ridicule et la fausseté de ces légendes qui couvraient l'Egypte de talismans et la peuplaient de génies et de fées, ne leur a servi de rien contre les illusions d'une aveugle crédulité."

„vérité.“ Voilà le *nec plus ultra* de la critique historique des Mahométans.

Après les développemens du Prospectus sur l'Asie antérieure, tout le reste de ce vaste continent est expédié dans un seul paragraphe. — „Le „Comité ne se propose pas de borner ses opéra„tions à des ouvrages écrits en Arabe, Persan et „Syriaque; il a l'intention de faire traduire et de „publier des ouvrages classiques et intéressans en „Sanscrit, Chinois, Pali, Cingalais et Birmane; „dans les langues du Tibet, de la Tartarie et de „la Turquie; dans le Malais et autres dialectes de „l'archipel oriental; et dans les nombreux dia„lectes de l'Indoustan et de la péninsule méri„dionale de l'Inde.“

Dans cette énumération les deux nations, sans contredit les plus savantes et les plus ingénieuses de l'Asie entière, les Indiens et les Chinois, font une bien pauvre figure. Elles sont confondues dans la foule des peuples barbares ou semi-barbares, et presque rangées sur la même ligne avec les Horaforas et les Papouas: car enfin ces races d'hommes habitent l'archipel oriental. Les commencemens de la civilisation indienne et chinoise, poussée à un si grand raffinement social et scientifique, se perdent dans la nuit de l'antiquité la plus reculée. Cette civilisation est toute originale, il est impossible de démontrer que des étrangers, et de déterminer lesquels, ont été les premiers maitres des Indiens et des Chinois dans les arts de la vie; tandis que nous avons des preuves historiques de leur immense influence au dehors.

Dans le Tibet, dans la presqu'île au-delà du Gange, dans l'île de Ceylan et de Java, les premiers germes de la civilisation ont été apportés par des missionnaires bouddhistes venus de l'Inde. Il est probable qu'avant cette époque ces pays n'ont pas même eu l'usage de l'écriture, puisque tous les alphabets dont on s'y sert, sont dérivés du Dévanâgari. On a trouvé des brahmanes dans l'île de Bali à côté de Java; et j'ai prouvé ailleurs*), par des argumens décisifs ce me semble, qu'outre les missionnaires bouddhistes, il est arrivé dans l'île de Java, à une époque très éloignée, des colons professant le culte brahmanique; des hommes savans et lettrés qui parlaient le sanscrit le plus pur, lequel a passé presque sans altération dans le *Kawi*, l'ancien langage poétique des Javanais; tout comme les fictions du Mahâ-Bhârata se sont naturalisées dans cette île, si éloignée de d'Indoustan proprement dit. D'un autre côté un voyageur moderne a découvert des débris de la mythologie indienne chez les Calmouques sur les bords du Wolga **). L'ascendant politique et littéraire de la Chine s'est fait sentir principalement dans les pays que le Dr. Leyden désignait par le nom d'Indo-Chinois, et dans l'Asie centrale. Les Chinois ont transporté au-delà des mers leur civilisation dans le Japon: pays dont l'oubli dans l'énumération du Prospectus est vraiment inconcevable. L'Inde y a exercé une influence moins immédiate par l'introduction du Bouddhisme, qui sans doute y a passé de la Chine.

---

*) Voyez ma Bibliothèque Indienne, Vol. 1. p. 400 - 425.

**) V. les *Excursions nomades* de Bergmann.

Les littératures sanscrite et chinoise, dans des genres différens et fortement contrastés, sont l'une et l'autre au premier rang et hors de ligne. Rien de ce qui existe dans le reste de l'Asie peut y être comparé pour l'antiquité, la richesse et la valeur intrinsèque des ouvrages.

Après tout ce qui a été dit par plusieurs écrivains anglais justement célèbres, après tout ce qu'ils ont communiqué au public par des indications générales, par des extraits ou même par des traductions, il serait superflu de parler ici au long du mérite de la littérature indienne: de caractériser la beauté et la structure admirable du sanscrit, son aptitude aux emplois les plus nobles que l'homme puisse faire du don divin de la parole; la perfection de l'écriture, par où il se distingue si avantageusement des langues dites Sémitiques; les livres sacrés et canoniques des Brahmanes; la pureté primitive de leur doctrine, corrompue postérieurement par la superstition et la supercherie; leur antique législation civile et religieuse, dont les bases inébranlables depuis un nombre inconnu de siècles ont résisté au laps du temps et au choc des invasions étrangères; les systèmes de metaphysique, dont les spéculations sont si anciennement indigènes dans l'Inde, que la langue même en est profondément empreinte; la mythologie, ce labyrinthe de fictions merveilleuses, mélange bizarre, toujours curieux, quelquefois sublime, d'idées cosmogoniques, d'allégories, et de traditions héroïques; la poésie, où brille une sensibilité délicate, une grande élasticité morale, un essor constant de l'imagination vers les régions idéales; la poésie dont on peut suivre le développement au travers de tous les styles, depuis la simplicité patriarcale jusqu'aux raffinemens les plus artificiels, dans le genre épique, dramatique, lyrique, épigrammatique et sentencieux; l'invention ingénieuse des apologues et des contes amusans; enfin les progrès faits dans les sciences exactes, dans l'arithmétique, l'algèbre et l'astronomie. Plusieurs branches du savoir indien sont encore entièrement inconnues, par exemple les traités sur la médecine et les arts mécaniques.

Dans cette littérature si riche et si variée, il y a pourtant une grande lacune : c'est l'histoire. Quelle que soit la cause de cette omission, il n'existe pas d'annales régulières d'une date fort ancienne, ni de récits exacts et circonstanciés des événemens politiques, dont le souvenir, s'ils ne sont pas tombés dans l'oubli, semble s'être transformé en mythologie. La seule exception que l'on connaisse jusqu'ici, c'est ce livre que les habitans de Cachemire présentèrent à l'empereur Acbar, et dont on a retrouvé quelques manuscrits. Il est réservé à la sagacité et à la critique historique des savans européens, de combler ce vuide, et de refaire, autant que cela est encore possible, l'histoire de l'Inde, en combinant les témoignages des anciens, les annales des Bouddhistes, les monumens et inscriptions, et les notices éparses dans les livres sanscrits d'un autre genre.

Quant aux Chinois, je laisse à M. *Abel-Rémusat* le soin de les venger de l'injure qui leur a été faite dans le Prospectus. Je me bornerai à une seule remarque. Si l'on fait valoir avec raison l'utilité des géographes et des historiens arabes, sous ce rapport les auteurs chinois méritent au moins une égale attention. Les Chinois n'ont point de mythologie; ils laissent en blanc les époques anciennes de leur histoire qu'ils ne savent pas remplir de faits avérés. Ce dédain des traditions fabuleuses, que Voltaire louait comme un trait de sagesse, provient peut-être d'un manque d'imagination; mais en revanche cette sobriété d'esprit donne un grand poids à leur témoignage. Les historiens d'une nation qui possède un registre chronologique d'un genre de phénomènes que les naturalistes européens ont révoqué en doute jusque vers la fin du dix-huitième siècle, je veux dire des aërolithes, tombés dans l'empire de la Chine, registre constaté par les procès-verbaux des autorités locales, et remontant jusqu'au commencement du septième siècle avant notre ère*); les historiens d'une telle nation, dis-je, méritent toute espèce de confiance, lorsqu'il s'agit d'un fait matériel. Les livres chinois sont remplis de notices sur l'Asie centrale, sur l'Inde et sur l'Archipel oriental. *Deguignes* a éclairci par des autorités chinoises l'histoire de la migration des Huns, et l'irruption des Indo-Scythes qui renversa l'empire

---

*) Rémusat *Melanges asiatiques* T. I, p. 184 — 209.

Sie liegen Arm um Arm geſchlungen
Und aufgelöſt in Liebesglut.
Sie ſtärkt durch matte Weigerungen
Des unerfahrnen Lieblings Muth.
Der Gürtel iſt in's Gras gefallen,
Ihr Brautbett iſt ein Raſenthron,
Den Brautchor ſingen Nachtigallen
Dem hochbeſeligten Adon.

Bei'm Hauch des Weſt's auf Roſen liegen,
Und an der wolluſtheißen Bruſt
Der ſchönſten Göttin ſich zu neigen,
Iſt mehr als Elyſäer-Luſt.
Und dich kann dieſe Luſt ermüden?
Nach wenig Tagen fliehſt du ſchon
Die Lieb' und ihren weichen Frieden?
Ach! unbeſonnener Adon!

Mag Venus noch ſo zärtlich hadern,
Daß ſie ihr Schäfer treulos flieht;
Umſonſt! ſo lang' in ſeinen Adern
Die ungeſtüme Streitluſt glüht.
Er folgt der Spur der Wölf' und Tiger,
Gewaffnet wie Latonens Sohn,
Und wer erkennt im raſchen Krieger
Noch jenen lächelnden Adon?

Ihr Nymphen! ſeid ihm nah mit Schutze!
Sein Pfeil trifft keine feige Brut;
Er ſcherzt, aus edlem Männertrutze,
Mit wilder Ungeheuer Wuth.

de Bactrie. MM *Abel-Rémusat* et *Klaproth* ont puisé à la même source un grand nombre de renseignemens importans. La seule circonstance qui semblerait devoir diminuer l'utilité des auteurs chinois dans l'histoire et la géographie de l'Asie, c'est l'altération des noms propres, causée par une prononciation défectueuse et par leur système d'écriture, qui les force à décomposer les noms étrangers en autant de mots qu'il y a de syllabes ou même de consonnes. Toutefois, avec une critique judicieuse et circonspecte, on peut se flatter de déterminer avec certitude les objets et les personnes qu'ils ont voulu désigner.

Après ce coup d'œil rapide des langues énumérées dans le Prospectus, je reviens aux traductions à faire. Personne ne contestera que deux conditions ne soyent indispensables pour traduire quelque livre que ce soit: il faut savoir la langue dans laquelle il est écrit, et il faut être en possession de l'original. Ces conditions ne sont pas toujours aussi faciles à remplir que le Comité semble le présumer. Je me bornerai à quelques développemens relatifs au sanscrit, dont je puis parler en connaissance de cause.

Toute langue, tant soit peu riche et savamment cultivée, offre un sujet en quelque sorte inépuisable au travail de la mémoire et de l'esprit. Cela s'applique même à la langue maternelle. Le lexicographe le plus laborieux, après avoir achevé son ouvrage, y trouvera encore des découvertes à faire. Heureusement une connaissance aussi universelle et parfaite n'est pas nécessaire; autrement la condition serait presqu'impossible à remplir. Il suffit que le traducteur soit versé dans le département de la langue, auquel appartient le livre qu'il entreprend d'expliquer.

D'autre part une facilité purement de routine, telle que les hommes les moins instruits peuvent l'acquérir pendant un long séjour à l'étranger par leur commerce journalier avec les naturels du pays, est insuffisante pour bien traduire un livre écrit dans le plus humble idiome populaire de l'Inde moderne. Le sanscrit, étant une langue éteinte, uniquement consignée dans les livres anciens et dans les discours des savans, ne saurait être appris de cette manière: il faut absolument une instruction méthodique, il faut avant tout de bons livres élémentaires.

Le professeur des langues orientales à Cambridge, M. *Lee*[*]), dans sa lettre adressée à mon digne et respectable ami, *Sir Alexandre Johnston*, passe en revue les grammaires et les dictionnaires des langues arabe et persanne qu'on a publiés jusqu'ici. Il trouve tous ces livres plus ou moins défectueux sous différens rapports; il indique d'autres moyens, spécialement les commentaires des scoliastes, auxquels il faudrait recourir pour arriver à une parfaite intelligence des auteurs originaux; et il conclut de là que l'œuvre des traductions demande encore de grands préparatifs. S'il en est ainsi de ces deux langues, cultivées depuis deux siècles par tant d'éminens philologues européens, pourra-t-on s'étonner, que nous ne soyons pas plus avancés dans le sanscrit, dont on a commencé à peine depuis vingt cinq ans à rendre l'étude accessible par des livres imprimés? Je me hasarderai à imiter l'exemple du célèbre orientaliste de Cambridge, avec infiniment moins d'autorité sans doute, mais avec une égale bonne foi. Si je suis conduit à critiquer, certes ce ne sera pas pour déprécier le mérite de ceux de vos compatriotes, qui se sont distingués les premiers dans une entreprise aussi ardue, et à qui l'Europe doit tant de reconnaissance. Par la force des choses, il est impossible d'éviter toutes les imperfections dans les premiers essais. Il faut bien d'efforts combinés pour poser les fondemens et élever l'édifice d'un nouvel ensemble de connaissances.

---

*) Voyez l'APPENDICE sous la lettre B.

Nous avons déjà un nombre considérable de grammaires sanscrites. Il ne peut plus être question de celle du *Père Paulin*, quoiqu'elle n'ait paru qu'un an avant celle de M. *Colebrooke*. On sait que le P. Paulin s'est prévalu des manuscrits du *Père Hanxleden*, jésuite allemand, et missionnaire dans la péninsule vers le milieu du dix-septième siècle. Les progrès que ce missionnaire avait fait dans le sanscrit, méritent assurément des éloges, si l'on considère l'époque où il a vécu, son isolement et sa position à l'extrémité méridionale de l'Inde. Le P. Paulin, souvent plein de morgue, était pourtant bien pénétré de la difficulté de cette langue qu'il enseignait sans la savoir. „C'est

„une admirable astuce du diable, dit-il, d'avoir „engagé les anciens philosophes Brahmanes à former „une langue si riche et si compliquée, afin de „mieux cacher leurs dogmes religieux et leurs „mystères, non seulement aux yeux du vulgaire, „mais même à des hommes doués d'une certaine „sagacité." En définitive le diable y a perdu sa peine, puisque voilà le mystère dévoilé. On pourrait, ce me semble, opposer au Père Paulin le dilemme suivant: si la doctrine des anciens Brahmanes était bonne, il serait injurieux de les croire inspirés par le Démon; si elle était mauvaise, il devait plutôt leur suggérer une langue simple et facile, pour la répandre chez tous les peuples du monde.

Dans cette grammaire les lettres malabares sont employées pour le petit nombre de mots originaux qui ne sont pas transcrits en latin. Depuis on a introduit avec grande raison dans l'enseignement du sanscrit le caractère Dêvanâgari, et nous avons vu paraître successivement depuis 1805 les grammaires de MM. *Colebrooke*, *Carey*, *Wilkins*, *Forster*, *Yates*, *Frank* et *Bopp* *). La plupart de ces livres élémentaires peuvent être consultés avec avantage sur tel ou tel point; tous pris ensemble laissent encore beaucoup à désirer.

---

*) *A Grammar of the Sanscrit Language. By* H. T. Colebrooke, *Esq. Vol. I. Calcutta* 1805. *fol.* — *A Grammar of the Sungskrit Language, composed from the works of the most esteemed Grammarians. To which are added examples for the exercise of the student and a complete List of the Dhatoos or Roots. By* W. Carey, *teacher of the Sungskrit, Bengalee and Maratta Languages, in the College of Fort-William. Serampore* 1806. 4. — *A Grammar of the Sanskrita*

Les grammaires de MM. *Colebrooke* et *Forster* sont restées incomplètes. M. Colebrooke fut gêné par un obstacle typographique. Les premiers caractères dêvanâgaris qu'on avait fait graver et fondre à Calcutta, étaient d'une grosseur si informe, qu'il n'eût pas pu mettre un nombre suffisant d'exemples sans grossir le volume outre mesure. Ce grand savant avait fait une étude profonde des anciens grammairiens indiens, à commencer par *Pânini*; il a voulu transmettre à l'Europe leur doctrine tout entière, sans en excepter les subtilités superflues. „J'ai pensé, dit-il, qu'il était praticable de composer une grammaire d'après le „même système, qui pût être aisément comprise „par un étudiant anglais du sanscrit. Sans croire „que j'y ai réussi, je persiste à penser que cela „est praticable." — Je reviendrai sur cette question.

La grammaire de M. *Carey* forme un volume de plus de mille pages grand in quarto. Ce n'est

---

Language by Charles Wilkins. *London* 1808. 4. — *An Essay on the principles of Sanskrit Grammar P. I. By* H. P. Forster. Calcutta 1810. 4. — *A Grammar of the Sanscrit Language, on a new Plan. By* William Yates. *Calcutta* 1820. 8. — *Grammatica Sanscrita. Nunc primum in Germania edidit* Othmarus Frank, *ph. Dr. etc. Wirceburgi* 1823. 4. — *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von* Franz Bopp. *Berlin*. 1827. 4. -- Fr. Bopp *Grammatica Critica linguae Sanscritae. Fasciculus prior. Berolini* 1829. 8.

pas un ouvrage dont le plan ait été conçu dans l'esprit de l'auteur: ce sont des notes prises sous la dictée d'un Pandit qui, en donnant ses leçons, a suivi la méthode et la terminologie d'un grammairien moderne *Vôpadêva*. Cela va bien, aussi souvent que M. Carey a compris son *Pandit*; lorsque le Pandit n'a pas su s'expliquer assez clairement, M. Carey de son côté devient inintelligible. Dans l'explication des phrases sanscrites il y a d'étranges méprises.

La grammaire de M. *Wilkins* est à une distance immense de là. L'auteur s'était approprié par la pensée tout ce qu'il avait appris; par la simplicité, la clarté et l'élégance de son style il a su répandre du charme sur une étude très sèche en elle même; il a su rapprocher du cercle des idées européennes la structure d'une langue qui, sous quelques rapports, dépasse notre imagination, sans en effacer les traits caractéristiques. Un tel livre élémentaire est fait pour inspirer aux écoliers le goût du sanscrit et pour leur faciliter les premiers progrès. Les nombreuses fautes d'impression qui se sont glissées même dans les paradigmes, peuvent être facilement corrigées par un maître habile.

M. *Forster* a cru devoir rédiger la presque-totalité de son livre en forme de tableaux, dont l'usage devient fort compliqué par un grand nombre de renvois en chiffres. Une partie de ces tableaux paraît superflue, si les règles générales sont bien expliquées; une autre partie appartient plutôt au dictionnaire qu'à la grammaire.

M. *Yates* a voulu traiter la langue la plus savamment organisée que nous connaissions après le grec, comme un idiome vulgaire. Il devait naturellement échouer dans une tentative aussi mal imaginée. Il a ôté la précision et laissé subsister l'obscurité. J'ai parlé ailleurs plus en détail de ce livre, et j'ai démontré que l'auteur n'a pas su expliquer les phrases sanscrites les plus simples *).

La grammaire de M. *Frank* est défigurée par des caractères Dèvanâgari mal lithographiés, écrite dans un latin scolastique, et surchargée d'une méthaphysique confuse; elle ne rachète ces inconvéniens par aucun avantage réel.

M. *Bopp* s'est occupé avec prédilection de l'analyse comparative des langues: il a donné sur ce sujet plusieurs traités, dont l'un écrit en anglais **), remplis d'aperçus fins et ingénieux. Sa grammaire est exacte et methodique; on ne saurait le blâmer d'avoir essayé de montrer comment les formes variées du sanscrit découlent de certains principes fondamentaux. Mais dans les recherches sur l'unité primitive des langues d'une même famille, lorsque nous essayons de nous faire une idée de leur formation graduelle, et de remonter à une époque de l'antiquité dont il n'existe point de monumens écrits, nous sommes sur un autre terrain que quand il s'agit des règles positives d'une langue fixée par l'usage depuis un temps immémorial. À mon avis, M. Bopp a un peu trop confondu les deux genres: il accorde trop de place à ses idées favorites et même à ses hypothèses. Les nombreuses innovations qu'il a introduites, ne seront probablement pas approuvées par ceux qui pensent que dans un langue anciennement cultivée et fixée, il faut respecter l'usage et les autorités classiques.

---

*) Bibliothèque Indienne, Vol. II. p. 11 — 19.

**) *Annals of oriental litterature. London* 1824. *P. I. Analytical comparison of the Sanscrit, Greek, Latin, and Teutonic Languages, shewing the original identity of their grammatical structure. By* F. Bopp.

La partie la moins satisfaisante dans toutes ces grammaires c'est la syntaxe: MM. Colebrooke et Bopp ne sont pas arrivés jusque-là; et chez les autres le petit nombre de pages réservées à ce chapitre, peut à peine mériter ce nom. Cependant la syntaxe est d'une importance majeure dans l'interprétation et la critique des textes.

La grammaire, dans l'opinion des Brahmanes, occupe un rang très-élevé parmi les sciences humaines. Ils la mettent dans un rapport immédiat avec la théologie, à cause de son utilité pour bien comprendre leurs saintes écritures, et pour préserver de toute corruption ce dépôt sacré. Ils considèrent le sanscrit même comme une révélation. Sans quitter le point de vue profane d'une origine naturelle, on doit leur accorder qu'un organe aussi parfait de la pensée et de toutes les jouissances intellectuelles, est une noble prérogative. L'histoire nous fait voir, que chez plusieurs nations possédant des langues pareilles, l'heureux instinct qui avait présidé à leur formation, s'est perdu ensuite, et que les langues ont dégénéré. Les anciens sages de l'Inde ont pensé qu'il ne fallait pas abandonner le sanscrit aux caprices variables et à la négligence du vulgaire. Ils l'ont enseigné de bonne heure par les modèles et les préceptes, et ils ont réussi à le fixer sans en gêner le développement régulier moyennant la dérivation et la composition des mots. Ils ont approfondi la théorie de ces deux moyens d'enrichir leur langue, tandis que les grammairiens grecs ne se sont pas seulement doutés que cela fût possible. La grammaire a été si anciennement cultivée dans l'Inde que les fondateurs de cette science, *Pánini*, *Cátyáyana* et *Patanjali*, sont devenus des personnages mythologiques. Pânini passe pour le plus ancien; en y regardant de près, on voit pourtant qu'il a eu des prédécesseurs, puisqu'il cite dans ses aphorismes huit autres grammairiens. M. Colebrooke pense que les écrits de quelques-uns d'entr'eux, peut-être de tous, existent encore. Mais ceux que j'ai nommés sont les oracles du langage classique. „Si leurs opinions sur quelques „points diffèrent, dit M. Colebrooke, on peut opter, „mais s'ils sont d'accord, il faut se soumettre à leur „autorité." Cependant on irait peut-être trop loin en disant que, dans aucun cas, il n'est permis de les contredire. Ils sont des témoins irrécusables sur des questions de fait; mais une partie de leur doctrine est spéculative: par exemple l'étymologie, dès qu'elle dépasse le cercle des analogies grammaticales. Ils savaient parfaitement leur langue maternelle, mais ils n'en connaissaient pas d'autre;

nous savons moins bien le sanscrit, mais nous pouvons le comparer avec d'autres langues, et rectifier par là nos vues générales.

Néanmoins M. Bopp, dans la préface de l'édition allemande de sa grammaire, congédie formellement les grammairiens nationaux du sanscrit; il soutient qu'après ce qui en a été extrait déjà, ils ne peuvent plus rien nous apprendre. C'est une grande erreur, je n'hésite pas à le dire. Je pense au contraire que, pour marcher d'un pas assuré dans la critique des textes, il faut être suffisamment initié dans le système des principaux grammairiens indiens, pour savoir les consulter au besoin. M. Colebrooke l'a pensé de même: c'est d'après ses ordres que deux ouvrages importans, les *Aphorismes* de Pânini, avec un extrait des commentaires, et la *Siddhânta-Caumudî*, ont été imprimés à Calcutta. Sans doute, la méthode de ces grammairiens diffère totalement de celle à laquelle nous sommes habitués; elle est fort abstruse. Mais en revanche ils se distinguent par une briéveté et une précision admirables, par l'esprit scientifique dans la recherche des principes, et par l'exactitude scrupuleuse qu'ils mettent à constater le fait de l'usage. Outre la terminologie ordinaire puisée dans la langue même, et appropriée seulement à un emploi spécial, Pânini et ses successeurs ont imaginé un autre système de termes techniques. Ce sont des mots fictifs, des signes abrégés, qu'on peut comparer à ceux de l'algèbre. Il faut en avoir la clé, sans quoi les Aphorismes de Pânini ressemblent à des énigmes plus obscures

O, ſeht mit aufgeſträubten Borſten
Ihm ſeitwärts jenen Eber drohn!
Hört nah und fern es durch die Forſten
Erſchallen: blutend liegt Adon!

So ſchallt's und ächzt bis zu den Grüften,
Wo Venus ſehnend ſein gedenkt,
Wo ſie für ihn mit Nardendüften
Ihr goldumflochtnes Haar beſprengt.
Sie ſpringt empor vom Ruhebette,
Wie bei des Hifthorns rauhem Ton
Die Hindin aus der Lagerſtätte;
Und ſucht, und ruft Adon! Adon!

Dem aber quillt ſein Blut am Hügel,
Und mit dem Blut entquillt ſein Schmerz,
Und kälter weht des Todes Flügel,
Schon an ſein ängſtlich athmend Herz.
Sie findet ihn, fällt bei ihm nieder,
Kaum wird ihr noch ein Kuß zum Lohn,
So flieht ſein Geiſt die holden Glieder.
O, klagt um Venus und Adon.

que les oracles de Bacis; de même qu'un écolier qui ne sait que les élémens de l'arithmétique, ne comprendra rien aux formules algébriques.

Quel que soit notre jugement sur cette méthode, nous ne pouvons pas vouloir l'ignorer. Les commentateurs indigènes sont nécessaires pour l'intelligence des livres difficiles, et les commentateurs, dans tout ce qui a rapport à la grammaire, se servent de ces termes techniques. On voudra bien arriver finalement à la lecture des *Védas*, de ce monument mémorable de l'antiquité, source première de la doctrine brahmanique. Or les Védas sont écrits dans un langage suranné, dont les licences qui se trouvent par-ci par-là chez les plus anciens poètes épiques, ne sont qu'un dernier reste. Pânini marque dans un grand détail la différence du style sacré et de l'usage profane. Outre que la connaissance en est nécessaire pour la critique et l'explication des Védas, ces formes vieillies sont intéressantes pour la théorie générale et la comparaison des langues. Quelques-unes sont de vraies déviations, des irrégularités que l'instinct grammatical a rejetées plus tard; d'autres fois la forme des mots et les inflexions anciennes sont plus rapprochées de celles qu'on trouve dans des langues affiliées, et concourent à prouver leur unité primitive.

Les règles de l'accentuation ont été laissées de côté par tous les grammairiens européens du sanscrit. Aujourd'hui dans les écoles des Brahmanes on prononce les vers des anciens textes uniquement d'après la quantité des syllabes, avec une récitation monotone. Mais jadis le sanscrit a été accentué comme toutes les langues vivantes, et cette accentuation nécessairement a dû avoir de l'influence sur la formation de la langue. Pâṇini en donne les règles qui ne sont pas faciles à comprendre, parce que les accents ne se trouvent écrits nulle part.

Ces raisons, auxquelles je pourrais ajouter plusieurs autres, suffiront pour montrer combien l'étude des anciens grammairiens indigènes est importante. Mais elle est d'un abord très-difficile. Les deux ouvrages que je viens de nommer, ne sont accompagnés d'aucun mot anglais depuis le titre jusqu'à l'errata; leur extérieur même est rébutant: c'est un labyrinthe où l'on perd son temps à chercher des éclaircissemens sur telle ou telle matière. Ainsi que tous les livres sanscrits imprimés à Calcutta d'après les ordres de M. Colebrooke, et exécutés par le libraire *Bâbou-Râma*, ce ne sont pas des éditions comme nous l'entendons, ce sont des manuscrits multipliés par l'impression.

Une introduction générale à l'étude des grammairiens originaux serait donc un ouvrage fort utile à entreprendre. Pour remplir son but elle devra contenir: 1) une analyse de leur méthode, éclaircie par des exemples; 2) un catalogue de tous les termes techniques avec leur définition, arrangé par ordre alphabétique; 3) la terminologie par signes abrégés et formules, expliquée dans le plus grand détail; 4) un répertoire de toutes les séries de mots sujets à une règle particulière, lesquelles sont désignées par le premier mot, placé arbitrairement à la tête en y ajoutant *et caetera*.

Je passe aux dictionnaires. Dans la lexicographie comme dans tant d'autres parties, M. Colebrooke a le premier frayé le chemin par son excellente édition de l'*Amara-Cosha*. En lisant le compte rendu dans la préface, en voyant les préparatifs qu'il avait faits, les amples matériaux qu'il avait rassemblés, on est frappé de l'immensité du travail; en examinant l'ouvrage, on admire l'esprit scientifique et la critique judicieuse qui a présidé à l'exécution. Il n'y a qu'une chose à regretter: c'est que M. Colebrooke dans ses notes ait presque renchéri sur le laconisme d'*Amara-Sinha*. Cet auteur s'est servi d'une méthode ingénieuse, pour indiquer sans ambiguité en même temps le genre des noms et la forme de leur déclinaison, en s'épargnant les longueurs et la répetition fastidieuse des mêmes expressions, masculin, féminin, neutre etc. Il a resserré l'explication de cette méthode dans l'espace de huit vers, placés à la tête du premier chapitre. L'éditeur a passé sous silence ces huit vers, qui sont pourtant la clé de tout le reste; il fait de même à l'égard des autres passages du même genre. Enfin il a extrait toute la substance du livre, il a fait même davantage, en ajoutant beaucoup de notes tirées des commentateurs; mais il n'a nulle part enseigné l'analyse du texte, par laquelle il est parvenu au résultat. Si les étudians savent remplir cette lacune, on pourra les féliciter de leurs progrès. Les expressions employées dans l'original pour définir les mots difficiles, ou ceux dont la signification varie, sont exclues du registre, et cette singulière omission a souvent passé dans le dictionnaire de M. Wilson.

L'édition de M. Colebrooke ne se trouvant plus dans la librairie, une réimpression serait fort désirable. Il n'y aurait presque rien à changer aux notes du premier éditeur; il y aurait seulement des additions à faire; et nos moyens typographiques facilitent un arrangement plus commode. Il faut toujours revenir aux sources, et l'Amara-Cosha est un livre classique. Ces admirables définitions rédigées en peu de mots, dont il est rempli, nous initient mieux à la véritable acception d'un terme, que tout ce qu'on en pourrait dire dans une langue européenne.

Onze ans après l'Amara-Cosha, le dictionnaire de M. *Wilson* fut publié à Calcutta. C'était encore un grand pas de fait dans l'étude du sanscrit. L'auteur dans sa préface rend compte de l'assistance qu'il a eue, de ses matériaux et de ses procédés. Dès la fondation du collége de Fort William on avait commencé à faire compiler par des savans du pays un dictionnaire alphabétique, extrait de tous les vocabulaires qu'on avait pu rassembler. Ce dictionnaire, destiné à l'usage des étudians anglais, resta en manuscrit. M. Wilson fit là-dessus un premier travail: mais il ne tarda pas à voir qu'il fallait refondre tout l'ouvrage, et compulser de nouveau les lexicographes originaux dont il était tiré. Il eut des Pandits pour collaborateurs: cependant il resta seul chargé de la rédaction en langue anglaise, et c'était une tâche immense. J'ai parlé en détail de cet ouvrage important dans ma Bibliothèque Indienne, et je puis ici me référer à cet article. Ce qu'il y a de défectueux dans le dictionnaire de M. Wilson, est en grande partie une conséquence presque inévitable du plan arrêté d'avance, lequel cependant à cette époque était peut-être le seul qu'il fût possible de suivre. Tout le mérite de l'exécution lui appartient; et ce mérite suffit pour assurer à son nom une célébrité du premier rang parmi les fondateurs de la philologie indianiste.

Ce dictionnaire est d'abord extrêmement incomplet. Les omissions sont quelquefois inconcevables: par exemple on y cherche en vain le mot *iha*, qui signifie *ici*, adverbe de lieu, de l'usage le plus fréquent. Le croirait-on? Dans le glossaire bengalique de M. *Haughton* on trouve plusieurs mots sanscrits, parfaitement classiques, qui sont omis dans le grand dictionnaire. Dans la grammaire bengalique du même auteur les nombres cardinaux et ordinaux sont aussi énumérés beaucoup plus complètement. La *Bhagavad-Gîtâ* ne contient que quatorze cents vers: j'ai sous les yeux une table alphabétique fort exacte de ce poème; il y a cinq cents articles bien comptés qui manquent dans le dictionnaire. Dans ce calcul je ne fais pas entrer les mots qui, pour ainsi dire, n'ont qu'une existence passagère. De ce nombre sont tous les composés agrégatifs, l'un des idiotismes les plus singuliers de la langue sanscrite; ensuite ces compositions d'une longueur démesurée, qui dans cette langue tiennent lieu des phrases incidentes et des périodes complexes, auxquelles sa structure ne se prête guère. Cela irait à l'infini; d'ailleurs il n'est pas nécessaire d'accorder une place à des mots dont la signification est déterminée par la combinaison et l'arrangement de leurs élémens simples: la connaissance de ces élémens et les règles de la grammaire suffisent pour les comprendre. M. Wilson dit avec raison que le lexicographe ne peut pas suivre la licence effrénée des poètes dans tous ses écarts. Mais beaucoup de mots dérivés et composés prennent un sens que leur forme et leurs élémens ne laissent pas deviner. Ensuite on veut connaître toute la richesse d'une langue; et enfin un dictionnaire est destiné à faciliter l'étude, à aider la mémoire et à suppléer au travail de la pensée.

J'ai cité l'exemple d'un poème, philosophique en effet, mais d'un style antique et simple. J'en pourrai citer d'autres. Qu'y a-t-il de plus fondamental que la loi de Manou? Bien que je ne saurais évaluer au juste le nombre des mots qui s'y trouvent, et qui sont omis dans le dictionnaire, j'ose affirmer qu'il est très considérable. Il en est de même dans d'autres branches. Voyez la traduction de l'algèbre de *Bhâscara* et de *Brahmagupta* par M. Colebrooke: la plupart des termes appartenant à cette science et à l'arithmétique, qu'il a marqués et expliqués dans les notes avec son exactitude habituelle, ou manquent entièrement dans le dictionnaire, ou du moins leur signification technique n'y est pas spécifiée. L'astronomie a un côté populaire, c'est-à-dire tout ce qui tient à la mythologie ou à l'astrologie; celle-là est assez bien soignée. Mais le dictionnaire contient peu de termes astronomiques d'un ordre plus relevé. L'omission ou la réception semble dépendre du hasard. Le nom de l'équateur a été reçu; celui de l'écliptique ne jouit pas du même honneur.

Ces omissions ne doivent pas être mises sur le compte de M. Wilson, pourvu qu'il ait épuisé dans ses extraits le contenu des vocabulaires, ce qu'il a fait certainement, autant qu'on en peut juger par ceux qui ont été imprimés. On demandera donc avec étonnement, comment les lexicographes indiens ont pu laisser de pareilles lacunes? C'est qu'ils travaillaient de mémoire; qu'ils arrangeaint leurs recueils généralement par ordre de matières, et ne se servaient que dans quelques portions d'un ordre alphabétique assez imparfait; qu'ils se soumettaient aux entraves de la versification, et affectaient une brièveté extrême, leurs traités étant destinés à être appris par cœur par les écoliers. Comme leur but principal était d'enseigner à parler et à écrire correctement le sanscrit, ils se sont attachés de préférence aux mots d'un emploi rare, à ceux dont le genre, la déclinaison et le sens pouvaient paraître douteux; ils ont laissé de côté ce qui était familier à leurs compatriotes, mais qui pour nous a grandement besoin d'explication.

Ainsi donc le rédacteur anglais est pleinement justifié; les glossateurs indiens ont leur excuse: mais un dictionnaire aussi incomplet n'en laisse pas moins souvent dans l'embarras le traducteur et l'éditeur d'un texte sanscrit.

Les articles concernant les termes *polysémantiques* sont particulièrement peu satisfaisans: la rédaction de ces sortes d'articles est pourtant la pierre de touche d'un bon dictionnaire. Il faut d'abord chercher la signification primitive ou fondamentale du mot, à laquelle toutes les autres doivent être ramenées comme à leur contre commun; il faut observer l'affinité des idées, et retracer le passage graduel et nuancé de l'une à l'autre; il faut expliquer les transitions brusques et inattendues: ce sont pour la plupart des expressions originairement figurées et devenues peu à peu des mots propres, lorsque la métaphore ou l'allusion qui leur avait donné naissance, a été oblitérée par le temps. Quelquefois une seule série ne suffit pas: il faut revenir plusieurs fois à la tige commune, pour suivre les ramifications divergentes. Dans le dictionnaire de M. Wilson les significations les plus diverses et même disparates sont entassées sans aucune méthode; la signification primitive est confondue dans la foule, ou elle arrive la dernière de toutes*). Ces imperfections proviennent encore de ce qu'on s'est borné à copier les glossateurs originaux. Ceux-ci, gênés par la versification, n'ont pas même aspiré à l'ordre logique: c'est le nombre et la quantité des syllabes qui détermine l'arrangement des significations indiquées. Leur énumération à perte de vue est vraiment effrayante. L'écolier se demandera: comment démêler l'acception du mot dans tel ou tel passage parmi des métamorphoses aussi arbitraires? En général, la confusion se debrouille à mesure que l'on examine de plus près; lorsqu'on a saisi le point central et les chaînons intermédiaires, ce qui avait d'abord paru inexplicable, devient simple et naturel. Plusieurs transitions sont néanmoins de nature à exiger une profonde connaissance de la mythologie indienne, de la métaphysique des Brahmanes et de toute leur manière de voir, pour en concevoir la possibilité.

---

*) Cela ressemble à un Dictionnaire anglais, où l'on trouverait des articles rédigés de la manière suivante:

Fox. 1. Un célèbre homme d'état et orateur parlementaire.

La partie étymologique aussi a besoin d'une réforme. J'approuve fort que M. Wilson ait désigné les dérivations régulières par les formules de Pânini, mais il a oublié d'en donner la clé. Il fallait mettre en tête du dictionnaire une table où ces formules fussent expliquées, en distinguant les lettres efficientes des quiescentes, et en indiquant par quelle raison celles-ci ont été ajoutées.

Les grammairiens indiens, comme l'on sait, soutiennent que tous les mots sanscrits sont dé-

---

2. Un homme rusé et perfide.

3. Un petit quadrupède carnassier, très-dangereux pour les basses-cours.

rivés des verbes primitifs, ou plutôt de certaines syllabes qui servent de base à toutes les inflexions de chaque verbe; que nous appelons *racines* d'après l'exemple des grammairiens arabes et hébreux, (car les Grecs n'ont pas même conçu cette idée) et que les Indiens nomment *dhâtu*, c'est-à-dire *le minerai*. Leur doctrine est incontestable à l'égard de la plus grande partie des noms substantifs et adjectifs; mais il reste dans le creuset une masse considérable de mots refractaires à ce genre d'analyse; et c'est là où commence l'étymologie conjecturale. M. Wilson donne en général la dérivation des mots sans citer aucune autorité, ce qui ferait soupçonner qu'il n'existe pas d'autorité classique, et qu'elle a été fournie par les Pandits d'aujourd'hui. Dans ce cas-là des étymologies évidemment absurdes et chimériques comme il y en a baucoup, ne méritent aucune attention, et je serais d'avis de les rayer tout simplement. Si, au contraire, elles sont un héritage des anciens grammairiens, les égaremens même de leur théorie sont un fait curieux à connaître. Gardons nous cependant de rejeter sans examen, à cause de leur apparence paradoxale, des étymologies peut-être authentiques. Les racines du sanscrit et des autres langues de la même famille ont quelque chose de mystérieux; elles sont singulièrement vagues pour l'intellect, mais concrètes et individuellement circonscrites pour l'imagination; et leur fécondité tient en grande partie à la réunion de ces deux qualités. Dans un âge du monde fort éloigné de nous, la marche de

Frühlingslied
eines kranken und ſchwermüthigen Mädchens.

Ihr, kommt, gelinde Lüfte,
Mir Seufzer wegzuwehn!
Ihr ſollt mir, Blumendüfte,
Das matte Herz erhöhn.
Ja! dich will ich genießen,
Du holder Gott des Mais,
Und mit Geſang dich grüßen
In der Geſpielen Kreiß.

Ich will, mit Blüthenzweigen
An Bruſt und Locken, gehn,
In alle Thäler ſteigen,
Wo ſpäte Veilchen ſtehn;
Will euch die Arme geben,
Wo ihr in Tänzen ſchwebt,
Und wo euch wärm'res Leben
In jeder Ader ſtrebt.

Wißt, Mädchen, wenig Wochen,
So iſt der Lenz vorbei.
Und Keinem ward's verſprochen,
Er ſeh' ihn einſt auf's neu.

l'esprit humain aussi était différente. Mais on peut hardiment prononcer qu'une étymologie est fausse, quand, pour arriver au résultat, il a fallu torturer les élémens matériels de la racine prétendue, et admettre des mutations, suppressions ou additions de lettres qui sortent de toutes les analogies connues.

M. Wilson a disséminé dans son dictionnaire les racines des verbes, en les soumettant au même ordre alphabétique avec le reste. Les vocabulaires indiens ne contiennent que les noms substantifs et adjectifs, les adverbes et les particules; les racines sont rassemblées dans des catalogues particuliers. Il serait peut-être à propos d'adopter cette méthode, et de diviser le dictionnaire en deux parties, dont l'une contiendrait exclusivement les verbes primitifs avec leur cortège de compositions et dérivations verbales, la seconde toutes les autres classes de mots. La réunion des racines en un seul corps donne lieu à une foule de rapprochemens que l'on perd de vue par leur dispersion. D'ailleurs, un ordre alphabétique un peu différent de celui que nous employons communément, est préférable. Beaucoup d'analogies entre les verbes sont déterminées par la lettre finale, soit voyelle, soit consonne: il est donc avantageux de placer ensemble toutes les racines qui se terminent par la même lettre, et de n'employer les initiales que comme un principe secondaire de l'arrangement alphabétique. Cela est pratiqué dans le catalogue de *Vôpadêva* que M. Carey a traduit et fait imprimer à la fin de sa grammaire. M. Wilkins dans ses Radicaux de la langue sanscrite, extraits principalement du catalogue de *Kâçinâtha* et accompagnés de quelques notes, a suivi un ordre moins commode. Il faut l'avouer, rien n'est plus éloigné de ce que nous exigeons d'un bon dictionnaire que ces tables des racines, rédigées par les grammairiens indiens. La syllabe radicale est combinée avec des lettres indicatives, qui marquent les particularités de la conjugaison et de certaines formes dérivatives; le sens est exprimé par un ou plusieurs substantifs: et voilà tout. Que dirait-on d'un dictionnaire grec ou latin, où les verbes composés avec des prépositions fussent omis? Or le sanscrit, pouvant se passer des prepositions pour le régime des substantifs, les employe présque exclusivement et en grande abondance dans la composition avec les verbes et autres mots dérivés. Dans ces trois langues les prépositions ont une vertu merveilleuse pour modifier non seulement la signification d'un verbe simple, mais pour la retourner en sens contraire d'une manière que l'usage a fixée, mais que l'on ne saurait deviner; et c'est en quoi consiste une grande partie de leurs richesses. M. Colebrooke avait communiqué son travail sur les racines, imprimé seulement en partie dans sa grammaire, à M. Wilson qui, dans un petit nombre d'articles, a expliqué quelques combinaisons; mais il a laissé de côté beaucoup d'autres non moins importantes. M. *Rosen*, appelé depuis comme professeur à l'université de Londres, s'est attaché à compléter l'énumération des verbes composés, et à définir plus exactement leur sens, en citant des passages où ils sont employés. Son dictionnaire des racines sanscrites est un des livres élémentaires les plus utiles que nous ayons. Mais ses matériaux étaient peu abondans, et souvent il n'a pu consulter que des textes incorrects; dans une nouvelle édition ce jeune savant distingué trouvera beaucoup d'additions et quelques corrections à faire.

J'ai dit plus haut que, pour le premier essai d'un dictionnaire, aucun autre plan n'était praticable que celui qu'on a suivi: c'est-à-dire de chercher les mots là, où ils étaient déjà réunis en masse, dans les vocabulaires. Sans leur secours il eût fallu au moins ajourner indéfiniment l'exécution. On aurait pu parcourir des milliers de volumes, sans rencontrer dans le texte des auteurs les mots qui ne sont pas d'un usage général: puisque, selon le sujet et le style des livres, certaines expressions reviennent sans cesse, d'autres sont entièrement exclues. Ensuite on n'aurait peut-être pas eu des moyens suffisans pour en déterminer le sens d'après un petit nombre de passages. Désormais il faut fouiller dans les ouvrages classiques même, pour découvrir les trésors encore inconnus de la langue sanscrite: les textes, avec le secours des scoliastes, fourniront des supplémens plus volumineux qu'on ne l'imagine. Dès à présent on pourrait entreprendre de donner une édition corrigée et considérablement augmentée du dictionnaire de M. Wilson. Mais pour en rédiger un vraiment complet, et dont les articles eussent les mêmes développemens que dans le dictionnaire latin de *Forcellini*, la critique et l'art de l'interprétation ne me semblent pas encore avoir suffisamment préparé les voyes. D'ailleurs cela dépasserait les forces d'un seul homme, il faudrait le travail persévérant de plusieurs savans.

J'arrive à la seconde condition indispensable pour un traducteur, outre la connaissance de la langue : c'est qu'il doit être en possession de l'original. Comment? me dira-t-on: n'avons nous pas entre les mains un manuscrit de l'ouvrage en question? Oui, vous avez un manuscrit, très-probablement défiguré dans beaucoup d'endroits par la négligence et l'ignorance des copistes. Car il n'est rien de plus rare que des manuscrits corrects; ceux qui ont été corrigés dans l'Inde même par des lecteurs savans, méritent le plus de confiance. Lorsque ces fautes altèrent le texte sans pécher directement contre la langue et le bon sens, vous ne les soupçonnerez pas seulement, à moins que vous ne soyez doué d'une rare sagacité, et consommé dans la connaissance de la syntaxe et de la versification. Il y a d'autres fautes plus palpables; et comme on ne saurait traduire ce qui est inintelligible, vous serez forcé de faire des corrections conjecturales. Or cela est contraire aux règles de la saine critique: l'on ne doit recourir à ce remède extrême que lorsque tous les manuscrits qu'on aura pu confronter, ne fournissent point de leçon meilleure.

Ce n'est pas tout. Comment savez vous que le manuscrit tombé par hasard entre vos mains, contient l'ouvrage tel que l'auteur l'avait composé? Qu'il n'est pas mutilé dans quelques parties, interpolé dans d'autres? Comment savez-vous enfin que le tout est bien réellement le livre que vous vous proposez de traduire, et non pas l'œuvre d'un imposteur qui en aurait faussement affiché le titre?

Chez des nations où l'art de l'imprimerie est inconnu, où pendant une longue suite de siècles les exemplaires des livres ne sont multipliés que par des copies faites à la main, la littérature est toujours exposée à l'altération des anciens textes et aux fraudes littéraires. Si les chefs-d'œuvre de l'ancienne Grèce nous sont parvenus dans leur forme authentique, nous en sommes redevables aux philologues d'Alexandrie, dont les éditions soigneusement corrigées ont servi de modèles. Mais malgré leur canon classique, combien d'ouvrages apocryphes ont eu cours depuis, sous des noms supposés?

Dans les antiquités indiennes nous avons des exemples récens d'erreurs très-graves repandues par des impostures. Un employé français, revenant de Pondichéry, remit à *Voltaire* la traduction d'un livre sanscrit sous le titre du Yajour-Véda. Voltaire la déposa à la bibliothèque du roi. Plus tard M. *de Sainte-Croix* la publia avec une longue introduction. Certes, personne n'accuse Voltaire d'avoir été trop crédule; M. de Sainte-Croix a fait preuve d'érudition et de jugement dans son examen de l'histoire d'Alexandre-le-Grand: néanmoins tous les deux y ont été attrapés. Ils n'ont pas mis en doute que l'ouvrage ne fût un livre canonique des Brahmanes, ils ont seulement différé sur la date plus ou moins ancienne qu'il fallait lui assigner. Maintenant il est constaté que c'est la production d'un missionnaire, probablement de *Roberto de' Nobili*, dont il faut admirer le talent pour faire des vers sanscrits. M. *Ellis* pense que l'auteur n'a voulu que réfuter la doctrine des Brahmanes en imitant le style de leurs anciens sages, et qu'il est innocent de la fraude, le titre de Yajour-Vêda ayant été ajouté postérieurement*).

Tout le monde sait comment le Colonel *Wilford* fut entraîné dans un vaste labyrinthe d'erreurs par des manuscrits falsifiés. Après qu'il eut découvert la mystification, il n'en publia pas moins ses Essais, et la Société Asiatique de Calcutta permit qu'ils parussent sous ses auspices: c'était, ce me semble, pousser la tolérance un peu trop loin. Il en est résulté que les défenseurs de systèmes chimériques sur l'antiquité continuent toujours de prendre leurs argumens dans cet arsénal de l'illusion.

Sir William Jones se montra trop crédule dans cette occasion comme dans plusieurs autres. Il ajouta foi aux forgeries du Pandit de Wilford,

---

*) *Asiatic Researches Vol. XIV. Account of a Discovery of modern imitation of the Védas, with Remarks on the genuine Works. By* Francis Ellis, *Esq.* — J'en ai rendu compte dans ma Bibl. Ind. Vol. II. p. 50 — 56.

comme on le voit par une note jointe à la dissertation de celui-ci, insérée dans le troisième Volume des Recherches Asiatiques. Dans les mémoires sur la vie de Sir William (Ed. in 8. Vol. II. p 249) Lord Teignmouth a cité cette note, qui contient la traduction d'un prétendu fragment du *Padma-Purána*, où l'histoire de Noé et de ses fils est racontée sous des noms en apparence sanscrits, forgés de manière à être pris pour un déguisement des noms hébraïques. Sur une imposture aussi grossière Sir Wm. Jones bâtit ensuite des châteaux de cartes. C'est un procédé inconcevable de la part de l'éditeur de ses œuvres, de ne pas avoir averti ses lecteurs que tout ce beau morceau est apocryphe, de l'aveu même, postérieurement publié, de Wilford. (Voyez As. Res. Vol. VIII, Lond. ed. 8. p. 254.) Pour la gloire de S. W. Jones il eût mieux valu supprimer cette note. Mais on voudrait en vain cacher au public, que ce savant, doué de si rares talents, manquait totalement de critique historique. Il reçut sans méfiance, il accueillit même avec enthousiasme les traditions contenues dans le *Dabistán*, livre persan moderne, écrit dans l'intention de revendiquer pour la Perse la prééminence sur l'Inde à l'égard de l'antiquité des révélations religieuses. Sur son autorité, la dynastie des Mahabadiens, qui ne sont autre chose que les quatorze Manous, passés et futurs, de la mythologie brahmanique, s'est glissée dans l'histoire universelle de notre *Jean de Müller*, historien éloquent mais trop peu sceptique. Le *Desátir*, intimément lié au Dabistân, est une forgerie encore plus raffinée: il est écrit dans une langue prétendue ancienne, mais fabriquée à plaisir*)

Il existe d'autres variations dans les manuscrits que l'on ne peut qualifier d'imposture, mais qu'il n'en est pas moins essentiel pour un traducteur de connaitre. Qu'y a-t-il de plus célèbre dans l'Inde que le Râmâyana de Vâlmiki? On devait supposer, et l'on a supposé, que tous les manuscrits portant ce titre, contiennent le même ouvrage. Il n'en est rien. La rédaction de l'école bengalique et celle des commentateurs s'accordent en général dans la marche de la narration, mais elles diffèrent presque dans tous les détails, tellement qu'on ne trouve qu'un petit nombre de vers parfaitement identiques dans l'une et l'autre. J'ai constaté ce fait par la confrontation de douze manuscrits; dans la préface de mon édition j'ai discuté à fond les causes probables de cette discordance, et l'ancienneté relative de la tradition des deux écoles. Il existe en outre des manuscrits dont le texte n'est conforme ni à l'une

---

*) Comparez les articles de M. *Silvestre de Sacy* dans le Journal des Savans pour l'an 1821, et le traité sur l'authenticité du Desâtir, par M. *Will. Erskine*, inséré dans le second Volume des Transactions de la Société littéraire de Bombay. Ces deux savans judicieux sont d'accord dans leurs résultats, sans que celui qui a écrit postérieurement, ait eu connaissance du travail de son prédécesseur. Je remarque en passant, que les mots sanscrits cités par M. Erskine, ne sont pas corrects, soit à l'égard de l'orthographe, soit de la signification.

ni à l'autre. Ces manuscrits offrent une infinité de variations, de déplacemens, d'omissions et d'additions. Au milieu de ce désaccord dans les détails, il y a un accord dans le fond qui atteste l'antiquité et l'authenticité du poème. On peut le comparer à un vieux chêne, dont toutes les branches, précisément à cause de sa vétusté, sont enlacées par des plantes parasites.

Le *Shâh - Nameh* est le monument le plus ancien et le plus remarquable de la littérature persanne. Des connaisseurs m'assurent que les manuscrits varient très-considérablement. Jusqu'à ce qu'on ait vérifié l'étendue et l'importance de ces variantes par la collation d'un grand nombre de manuscrits, et constitué le texte selon les règles de la critique*), une traduction serait une entreprise hasardée, inutile, et peut-être nuisible.

M. Colebrooke remarque avec raison que les commentaires, surtout ceux qui répètent le texte mot à mot, en interposant la glose, sont la meilleure garantie de l'authenticité des livres sanscrits. Je ne veux pas pousser le scepticisme trop

---

*) En écrivant ces lignes j'ignorais que ce travail est déjà fait en grande partie. Un jeune orientaliste allemand, M. *Mohl*, actuellement à Paris, se prépare depuis plusieurs années à publier une edition complète du Shâh - Nameh. Il m'a dit que les variantes sont presque innombrables, quoique tous les manuscrits qu'il a pu confronter, appartiennent à la rédaction du poème repandue chez les Mahométans. Il présume que les exemplaires des Parsis présentent des variations encore plus essentielles.

loin, en disant que le texte et le commentaire pourraient être falsifiés dans les passages correspondans, sans rompre l'accord entre l'un et l'autre. Mais pour employer les commentaires comme un contrôle de la correction des textes, il faut les confronter à chaque pas, et ce n'est pas chose facile. Car il en est des commentaires comme des grammaires originales: ils sont souvent fort abstrus. On en a imprimés quelques-uns à Calcutta, mais aucun savant européen ne s'est occupé du soin de les expliquer. De nouveaux commentaires sur des scoliastes déjà assez lourds, cela semble conduire à une prolixité intolérable. Aussi ce n'est pas ce que je demande. Il suffirait d'une introduction générale à leur méthode, où des échantillons de chaque genre fussent donnés et analysés en détail.

Les commentateurs citent souvent les leçons différentes qui existaient déjà de leur temps. Nous ne sommes nullement asservis à leur choix. En général, je ne voudrais pas leur accorder une autorité irréfragable. Ce qui a empêché les savans indiens, malgré leur sagacité prodigieuse, d'exercer l'art de la critique philologique avec la même perfection que l'ont fait les grecs d'Alexandrie, c'est leur foi trop implicite aux traditions reçues, à laquelle leur religion les a habitués. Tel commentateur eût peut-être craint de commettre une profanation, en corrigeant une leçon manifestement corrompue dans un livre sacré.

Je crois avoir démontré par tout ceci, que le traducteur d'un livre sanscrit, arabe ou persan,

Hör ich's, wann Philomele
Am Todtenhügel ſingt,
Und dann des Hörers Seele
Mit ſüßem Gram durchdringt?

Werd' ich vom Blüthenregen,
Den meiner Gruft, gemiſcht
Mit Thränen und mit Segen
Die Freundin weiht, erfriſcht?
Nein! tändelnd müßt ihr koſen,
Mit Blumen froh geſchmückt,
Eh' eurer Wangen Roſen
Die Hand des Todes pflückt. —

Ihr ſchweigt bei meinen Fragen
Und euer Blick iſt naß!
Ihr könnt's mir offen ſagen:
Was meint ihr, Lieben, was?
Jüngſt ſah ich in der Quelle
Mein Antlitz etwas blaß,
Mein Auge nicht ſo helle:
Ihr Lieben, meint ihr das?

Wenn ich euch ſonſt genahet,
So hüpftet ihr heran,
Und rieft mir zu und ſahet
Mich heiter lächelnd an,
In jenen Kinderzeiten,
Die wir ſo hingeſpielt,
Auf die wir Wonne ſtreuten,
Die nun mein Geiſt nicht fühlt.

dont il n'existe point encore d'édition imprimée et corrigée avec le plus grand soin, est nécessairement poussé à se charger du travail que ferait un éditeur judicieux: à confronter les manuscrits, à compulser les commentaires, à faire enfin des corrections conjecturales. Pense-t-on qu'un philologue, capable de ce travail, consentira à se présenter dans l'humble attitude d'un interprète pour le commun des lecteurs?

Les seules littératures asiatiques, auxquelles ces observations ne s'appliquent pas, sont celles des Chinois et des Japonais, parce que l'imprimerie anciennement inventée en Chine et transportée de là au Japon, y a été employée à conserver et à répandre les livres classiques. Des éditions soignées par des réunions de lettrés chinois, publiées même par ordre du gouvernement, ne laissent rien à désirer sous le rapport de l'authenticité. La critique n'a que faire aux textes de Confucius, de Laocius, de Mencius, mais en revanche l'art de interprétation trouvera de quoi s'exercer.

Aussi long-temps qu'il n'existe pas de bonne édition imprimée d'un ouvrage, le traducteur travaille, pour ainsi dire, dans les ténèbres. Il peut faire des fautes tout à son aise, il est à peu près sûr de ne les pas voir relevées. Le seul moyen d'examiner une traduction, est de la comparer avec l'original. Il n'y a de dépôts considérables de manuscrits orientaux que dans quelques capitales et universités. Les juges compétens qui séjournent ailleurs, à moins qu'ils ne fassent des voyages exprès, ne sont point à portée de fouiller dans ces dépôts. Je ne les blâmerais pas non plus, s'ils pensaient qu'ils peuvent mieux employer leur temps qu'à corriger des thèmes mal faits.

Mais le Comité des traductions orientales a l'intention de rémédier en partie à cet inconvénient. On lit dans le dixième paragraphe du Prospectus: „*Ces* traductions seront quelquefois „accompagnées des textes originaux et des éclair„cissemens qui seront jugés nécessaires. En pu„bliant *occasionnellement* le texte original, on se „propose de multiplier les exemplaires d'ouvrages „rares, et de procurer aux étudians à un prix „modéré des exemplaires corrects d'ouvrages asia„tiques, auxquels autrement ils n'auraient pas „accès."

Voilà un renversement de l'ordre naturel et de toutes les idées reçues. Les hellénistes ont toujours considéré les versions latines, dont ils avaient coûtume d'accompagner leurs éditions des auteurs grecs, comme un accessoire très-subordonné au soin de constituer le texte: ici la traduction est le principal, et le texte l'accessoire. C'est mettre la charrue devant les bœufs. Pense-t-on que des éditions correctes puissent se faire d'elles-mêmes, sans éditeur? Qu'il suffise de livrer le manuscrit le premier venu aux imprimeurs et à un prote ordinaire? Et cela, quand il s'agit d'ouvrages anciens, écrits dans les langues les plus difficiles, si imparfaitement connues aux Européens!

Il serait superflu de prouver longuement que la publication de textes originaux a infiniment plus besoin d'encouragemens publics et de secours pécuniaires que les traductions. Dans les entreprises du premier genre le travail est plus pénible, les frais de l'impression sont beaucoup plus considérables, à cause des difficultés typographiques; le débit est nécessairement très-limité, l'éditeur ne devant compter que sur les connaisseurs et les bibliothèques publiques. Le traducteur au contraire, pour peu que l'ouvrage qu'il communique soit curieux, peut espérer d'attirer des lecteurs, qui désirent s'instruire sans se donner de la peine, et qui, à cette condition, n'y regardent pas de si près, si l'instruction ainsi acquise est bien solide.

La nécessité des encouragemens fut sentie dès le commencement de ce siècle par l'administration de l'empire britannique dans l'Inde. Les textes sanscrits, arabes, persans, les livres écrits dans les idiomes populaires de l'Inde, aussi bien que les ouvrages élémentaires, en général presque tout ce qui a été imprimé en fait de littérature orientale à Calcutta et à Serampore, fut entrepris d'après l'invitation et moyennant les secours pécuniaires du gouvernement; presque tout fut destiné en premier lieu à l'instruction de la jeunesse anglaise. Le Marquis de *Wellesley*, par la fondation du collège de Fort William, laquelle éprouva d'abord tant d'opposition de la part des Directeurs de la Compagnie, et fut plus tard imitée par eux, a puissamment contribué à élargir la sphère des connaissances européennes, et cela seul suffirait pour éterniser la mémoire de son administration, glorieuse à tant d'autres titres. Il est vrai qu'un concours de circonstances extraordinaires favorisait sa grande et belle entreprise. L'illustre *Warren Hastings* avait donné la première impulsion; c'est sous ses auspices que les vétérans de la philologie indienne, MM. *Halhed* et *Wilkins* ont entrepris leurs premiers travaux. Le zèle éclairé et philantropique de *Sir William Jones* se communiqua à d'autres, la fondation de la Société Asiatique excita une noble émulation, et l'on vit des hommes placés dans les plus hautes stations de l'ordre administratif et judiciaire, condescendre à devenir les disciples des Brahmanes.

Cette glorieuse époque est-elle passée? Je ne sais; mais je crains bien que la première ardeur ne se soit un peu refroidie chez vos compatriotes.

Quoiqu'il en soit, les textes sanscrits qui ont trouvé un éditeur anglais, sont en très petit nombre. L'*Amara-Cosha* de M. *Colebrooke*, le *Hitôpadêsa* de M. *Carey*, suivi des Centuries de *Bhartri-Hari*; et les deux premiers livres du *Râmâyana*, de M. *Carey* et *Marshman*, ont été publiés à Serampore; le *Nuage messager* de M. *Wilson*, et un traité de jurisprudence sur les héritages, accompagné d'une traduction par M. *Wynch*, à Calcutta; enfin à Londres le *Hitopadêsa* sans nom d'éditeur, et l'édition de la loi de *Manou* par M. *Haughton*: voilà tout ce qui est venu à ma connaissance.

Il existe en effet outre cela plusieurs volumes sanscrits imprimés à Calcutta, mais ils constituent une autre classe. Ce ne sont pas des éditions, comme je l'ai dit plus haut, ce sont des manuscrits multipliés. Aucun Européen n'a mis la main à l'œuvre: le soin en a été abandonné aux Pandits et aux ouvriers du pays. D'abord ces livres sont défigurés, comme presque tout ce qui est sorti des presses de Calcutta, par tous les défauts imaginables en fait de typographie: du papier gris, de l'encre pâle, des lettres mal gravées, mal fondues, mal agencées; les traits au-dessus et au-dessous de la ligne qui expriment les voyelles, déplacés ou entièrement effacés. Les livres imprimés en petits caractères et en lettres bengaliques sont à peu près illisibles. L'usage en est fort incommode, parce qu'ils sont dépourvus de ces arrangemens matériels qui aident le lecteur à s'orienter, et facilitent le coup d'œil de l'ensemble. Ensuite ils sont en général extrêmement incorrects. L'errata de la grammaire de Pânini, par exemple, occupe quarante deux pages; il s'en faut qu'il soit complet: et cela dans un livre où l'exactitude dans chaque lettre est essentielle! Encore est-ce un acte de probité de corriger les fautes d'impression à la fin du volume; souvent cela a été négligé. Toutefois dans la disette actuelle de livres sanscrits, au défaut de véritables éditions, ces impressions de Calcutta ont une utilité temporaire, parce qu'il est plus facile de se les procurer en Europe que d'acquérir des manuscrits. La plupart ont été exécutées par ordre de M. Colebrooke*). Nous avons des grammaires, des vocabulaires, plusieurs traités de jurisprudence, et des poèmes, principalement du nombre de ceux auxquels, à cause de leur excellence réputée, les lettrés modernes de l'Inde ont donné de titre des six grands poèmes. La dernière partie de ce choix n'est peut-être pas la plus heureuse. Je doute que les lecteurs européens partagent l'admiration des Pandits, qui porte sur l'artifice de la diction et de la versification. Ce sont souvent des raffinemens, des tours de force poétiques, sous lesquels se cache une grande stérilité d'invention. Tous ces poèmes ont besoin de commentaires pour les lecteurs nationaux même, et c'est déjà un mauvais signe. Je préfère décidément l'ancienne poésie sentencieuse et epique. Sous le point de vue philosophique elle est infiniment plus intéressante. Le Râmâyana et le Mahâ-Bhârata sont des monumens d'une antiquité vénérable. Mais abstraction faite de la valeur que cela leur donne, j'y trouve des choses sublimes, d'autres pleines de charme et de grace, une fécondité inépuisable de l'imagination, l'attrait du merveilleux, de nobles caractères, des situations passionnées, et je ne sais quelle candeur sainte et ingénue dans les mœurs qui y sont peintes. Le style en est simple, quelquefois négligé et diffus. Je pense que ce dernier défaut doit en grande partie être attribué à la tradition orale, aux rhapsodes et aux interpolateurs. Entre ces deux siècles de la poésie indienne si fortement contrastés, il y a un genre intermédiaire: se sont les compositions théâtrales. Jusqu'ici le seul drame de Sacontalâ a été publié dans l'original *), quoique

---

*) Depuis le retour en Europe de ce savant, pendant plusieurs années, aucun texte sanscrit n'était sorti des presses de Calcutta: mais elles ont repris leur activité par les soins du Comité de l'instruction publique. Ce Comité m'a fait l'honneur de m'adresser un envoi de livres sanscrits et persans, imprimés depuis 1827, sous ses auspices. Ces publications servent toujours à augmenter notre mobilier philologique; la typographie aussi est un peu mieux soignée. Au reste il ne faut pas s'attendre à ce que les Pandits fassent jamais des éditions qui puissent satisfaire les savans européens,

---

*) *La réconnaissance de* SACOUNTALÂ, drame sanscrit et pracrit de CÂLIDÂSA, publié pour la première fois, en original etc. par A. L. CHÉZY. Paris 1830. 4. — Le célèbre éditeur a joint à cette belle impression, exécutée avec un grand luxe typographique, des notes dictées par le bon goût et remplies d'un sentiment exquis des beautés poétiques, ainsi qu'une traduction élégante, que je n'ai pas encore eu le loisir de comparer en détail avec celle de Sir W. Jones. Il est à regretter seulement qu'il n'ait eu qu'un seul manuscrit à sa disposition. En faisant imprimer à la suite du drame l'épisode du Mahâ-Bharata où le même sujet est traité, M. de Chézy a mis les lecteurs en état d'admirer l'art de Kâlidâsa, et la fécondité d'invention avec laquelle il a su tirer d'une histoire touchante, mais fort simple, tous les incidens variés de son drame, et la peinture fine et ingénieuse de tant de divers caractères. — Dernièrement trois autre drames, *Mrichchhakati*, *Vicramôrvasî* et *Mâlati-Mâdhava* ont été

les traductions ayent excité une vive curiosité. On a également laissé de côté les livres de métaphysique, d'astronomie, de mathématique et de médecine.

Il y a plus de vingt ans que M. Wilkins, réunissant les talents d'un artiste au savoir d'un érudit, a gravé lui même des caractères Dévanâgaris d'une élégance remarquable. Il ne se laissa pas décourager par un incendie qui détruisit une partie de son travail. C'est à son zèle et à sa persévérance que l'Angleterre doit la possession d'une imprimerie indienne. Depuis ce temps-là, deux volumes de textes sanscrits ont été publiés à Londres, le Hitôpadêsa et la loi de Manou. Il y a un troisième, le *Nalus* de M. *Bopp*, mais il ne compte pas, puisque c'est l'entreprise d'un étranger. Vous voyez que, si les choses continuent à marcher dans cette proportion, un amateur de la littérature indienne peut se flatter de réunir dans sa bibliothèque en cent ans d'ici douze volumes sanscrits, publiés par vos compatriotes résidant en Angleterre.

Les livres, que je viens de nommer, furent destinés spécialement au collége de Hayleybury. L'édition de la loi de Manou donnée par M. Haughton, est excellente. Le texte est d'une rare correction, et les soins que cela exige, ne peuvent

---

imprimés à Calcutta. Les deux derniers n'étaient pas encore arrivés à Londres au mois de Mars 1832, quoiqu'ils se trouvassent déjà plusieurs mois auparavant chez un libraire à Paris.

être appréciés que par ceux qui en ont fait l'expérience. Dans les notes plusieurs variantes sont judicieusement discutées. Je regrette seulement que M. Haughton n'ait pas séparé les mots, autant que le permettent les règles de la jonction des lettres. Cette continuité fatigue la vue, et pour l'écolier augmente la difficulté*). Toutefois M. Haughton, en écrivant les mots sans intervalle, était en son bon droit, puisque c'est l'usage des manuscrits. Mais la conversion du point qui indique la nasale mobile (*anusvâra*) en la lettre analogue à la consonne suivante, déguise plus que toute autre chose la fin des mots; elle n'est propre qu'à l'écriture bengalique, d'où Babou-Râma l'a fort mal à propos transportée dans les caractères Dêvanâgaris.

L'édition du Hitôpadêsa, donnée par M. Carey, est remplie de fautes. L'éditeur anonyme de celle de Londres en a corrigé quelques-unes, mais il a introduit une foule de nouvelles fautes. C'est vraiment l'étable d'Augias. L'on ne pourra pas mettre cela sur le compte des imprimeurs. J'ai entre les mains une analyse grammaticale des douze premières pages du Hitôpadêsa, imprimée à l'usage des étudians de Hayleybury: l'éditeur s'y efforce vainement d'expliquer des leçons vicieuses, et il décèle par là son ignorance.

---

*) Ces inconvéniens sont évités dans une réimpression correcte et élégante de cet ouvrage important, que nous devons aux soins d'un jeune savant français, M. *Loiseleur Deslongchamps*.

Rien n'est plus essentiel pour l'instruction élémentaire dans une langue savante, que d'avoir des textes corrects. Dans le cas contraire, de deux suites fâcheuses il en arrivera l'une: ou les écoliers se tracasseront inutilement la tête, ou ils perdront le tact de l'exactitude grammaticale, sans laquelle il est impossible de faire le moindre progrès.

Conjointement avec mon savant collaborateur, le Dr. *Lassen*, j'ai entrepris de donner une édition correcte du Hitôpadêsa. Je me suis mis en devoir de faire hommage d'un exemplaire à l'honorable Cour des Directeurs de l'honorable Compagnie des Indes Orientales, et j'ai pris la liberté de leur adresser quelques observations sur l'étude du sanscrit. Dans leur réponse*) Messieurs les Directeurs, avec des ménagemens pleins d'urbanité, me donnent à entendre que j'ai fait là un travail bien superflu. Ils m'informent, qu'ayant jugé eux-mêmes le Hitôpadêsa un bon livre d'école, ils ont eu soin d'en faire imprimer une édition, dont il existe encore un grand nombre d'exemplaires. — Hélas oui! je le savais, et je plains fort les étudians réduits à apprendre une des langues les plus difficiles avec des moyens aussi peu appropriés au but. L'honorable Cour des Directeurs est un corps administratif; l'érudition et la philologie ne sont pas leur affaire. Néanmoins je me garderai bien de soupçonner qu'ils n'ayent

---

*) Voyez l'APPENDICE sous la lettre C.

Wie Lämmchen auf der Weide
Fand damals uns der Tag
In wechſelhafter Freude
Auf grünen Hügeln wach.
Erſt von den Scherzen müde,
Voll güldner Phantaſei'n,
Gieng man zum Schlaf; und Friede
Gieng mit zur Wohnung ein.

Am Geburtstage einer Freundin.

Nein, klage nie die Flucht der Jahre!
Sie raubt den Zaubergürtel nicht,
Den dir das Edle, Schöne, Wahre
Um anſpruchsloſe Reize flicht.
Es welkt ſo manche Lebensblume;
Was lieblich duftet, blühet zart:
Doch in der Anmuth Heiligthume
Wird die Unſterbliche bewahrt.

* * *

pas une idée bien claire de la différence qu'il y a entre une bonne édition et une mauvaise du même livre. Mais le moyen d'admettre qu'une édition entreprise par un simple particulier, par un étranger, soit meilleure que celle qui a paru sous les auspices et par ordre d'une autorité constituée!

Ils se pourrait que les deux éditions du Râmâyana et les trois du Hitôpadêsa faites à Serampore, à Londres et à Bonn, quoique très-dissemblables, fussent mauvaises les unes et les autres; mais il n'est guère possible qu'elles soyent également bonnes. Le nouvel éditeur d'un texte, publié déjà une ou plusieurs fois, déclare par le fait qu'il à trouvé le travail de ses prédécesseurs imparfait: pourquoi donc ne le dirait-il pas explicitement? J'en ai parlé dans les préfaces sans détour, et de manière à provoquer un examen sévère de mon propre travail. Mais je ne me flatte pas d'obtenir en Angleterre l'honneur d'un tel examen, puisque dans vos journaux littéraires on n'accorde point de place à la philologie orientale.

Si ce que j'ai avancé sur le Hitôpadêsa de Londres, est fondé, il en résulterait que le collége de Hayleybury, pendant l'espace de plus de vingt ans qu'il existe, n'a pas encore été suffisamment pourvu de bons livres d'école pour l'enseignement du sanscrit. La loi de Manou est beaucoup trop difficile pour les premiers rudimens; les écoliers doivent avoir fait des progrès considérables pour la comprendre. Le Hitôpadêsa dans sa totalité n'est pas non plus aussi facile qu'on se l'est imaginé; il y a des sentences tirées des drames, de Bhartri-Hari et d'autres poètes comparativement modernes, dont le style raffiné et énigmatique est fort loin de l'antique simplicité. Mais c'est précisément la variété des styles qui recommande ce livre. D'après mon expérience rien n'est mieux adapté aux premiers exercices des écoliers, que l'ancienne poésie épique, le Râmâyana et le Mahâ-Bhârata. Il serait bon aussi d'avoir une Chrestomathie pour la première instruction, un recueil de morceaux choisis, arrangés selon les différens dégrés de difficulté, et accompagnés d'une analyse détaillée. Un tel livre serait d'un grand secours pour les écoliers et, en cas de besoin, pour les instituteurs.

Peut-être ne considère-t-on la connaissance du sanscrit que comme un article de luxe dans l'instruction des jeunes Anglais qui se vouent à une carrière dans l'Inde. On aurait tort. Celui qui a solidement appris le sanscrit, arrivé dans le pays, acquerra avec facilité tel idiome populaire qu'il voudra; puisque ces idiomes (au moins les plus importans, et ceux qui sont parlés dans tout le nord de l'Inde) ne sont que du sanscrit désorganisé, c'est-à-dire dépouillé de ses inflexions. Par exemple, dans le glossaire bengalique de M. Haughton, sur douze cents mots, plus de mille sont du sanscrit pur, une centaine du sanscrit altéré; il ne reste donc qu'un alliage peu considérable de mots empruntés au persan, à l'arabe et à plusieurs autres langues. Le dialecte hindostanique, à ce que je crois, s'est éloigné davantage de son origine. Celui qui ignore le sanscrit, devra fatiguer sa mémoire en apprenant tous ces mots un à un, au lieu que la grammaire sanscrite fait connaitre systématiquement leur formation et leur dépendance mutuelle.

Revenons aux traductions. Je vais passer en revue quelques-unes, pour examiner jusqu'à quel point elles nous ont avancé dans la connaissance des antiquités et des littératures asiatiques.

On pourrait faire une histoire assez plaisante des traductions, en recueillant les bévues les plus frappantes qui ont été faites dans ce genre. Les traductions entreprises par des hommes très-mal préparés pour ce travail, formeraient un autre chapitre de cette histoire.

Anquetil Duperron entreprit de traduire les livres sacrés des Parsis, sans savoir les langues Zende et Pehlvie. Il y a apparence que le *Destour* qui lui dicta sa traduction, les ignorait de même, qu'il savait seulement par tradition que le texte devait signifier telle ou telle chose. Depuis la publication du *Zend-Avesta* d'Anquetil, on s'est disputé à perte de vue sur l'authenticité et l'antiquité de ces prétendus livres de Zoroastre. On aurait pu s'épargner cette peine: ceux qui affirmaient, Anquetil à leur tête, et ceux qui niaient, marchaient également dans les ténèbres*). Je serais disposé à me ranger du côté

---

*) J'excepte volontiers la dissertation de M. *Will. Erskine*, sur les livres sacrés et la religion des Parsis, insérée dans le second volume des Transactions de la

des sceptiques; mais il est plus prudent de suspendre son jugement: d'autant plus que le travail entrepris par M. *Eugène Burnouf* fait espérer qu'on y verra bientôt un peu plus clair. M. Burnouf, avantageusement connu par son essai sur la paléographie du *Pali*, fait lithographier en entier le magnifique manuscrit du *Vendidad*, apporté par Anquetil; il se propose de procéder ensuite méthodiquement au déchiffrement, à l'analyse grammaticale et à l'interprétation. Une traduction en sanscrit, qui doit avoir été faite il y a plus de trois siècles, déposée aussi par Anquetil à la bibliothèque du Roi, sera sans doute d'un grand secours. Cette traduction est attribuée à un prêtre Parsi, appelé *Nariosengh*. Le nom (*Nara-Sinha*) semble indiquer un Hindou professant le culte brahmanique; mais d'après les échantillons donnés par M. Burnouf, la traduction est écrite dans un sanscrit si peu classique, qu'on accordera volontiers au traducteur sa qualité d'étranger. Toutefois c'est une recherche fort épineuse. Il est difficile de se former une idée parfaitement juste d'une langue dont il ne reste qu'un seul livre. Ce sont cependant les formes et la structure du *Zend* qui doivent fixer notre opinion sur le Zend-Avesta. Est-ce l'œuvre de Zoroastre même, qui nous aurait été transmise

---

Société de Bombay. C'est la discussion du sujet la plus lumineuse que je connaisse; sans avoir approfondi la langue des originaux on ne peut guère aller plus loin.

sans altération au travers des siècles? Ou les écrits de ce législateur ont-ils été restaurés et refondus à l'époque des Sassanides? Cela ne manque pas de probabilité, puisque sous l'empire des Parthes le culte ancien semble avoir été oblitéré, ou du moins négligé par les dominateurs. L'autel avec le feu sacré ne reparaît que sur les médailles des Sassanides. Lorsque les adorateurs du feu se réfugièrent dans le Guzerate devant la persécution fanatique des Mahométans, ont-ils pu emporter leurs livres sacres? Ou leurs prêtres les ont-ils refaits de mémoire, peut-être à une époque où ils avaient déjà quelques notions de la métaphysique indienne? — Les manuscrits du Zend-Avesta, trouvés en Perse, à eux seuls, ne sont pas une preuve décisive du contraire: il se pourrait que les Guèbres du Guzerate les eussent apportés à leurs anciens compatriotes. À quel pays et à quelle époque appartient le Zend? Aucune langue ancienne a-t-elle jamais porté ce nom? Ou n'est-il qu'une corruption du mot sanscrit *chhandas*, l'un des noms les plus usités des Védas?

La solution de ces problèmes n'intéresse pas seulement l'histoire des religions, elle est fort importante pour l'analyse comparée des langues. Dans le Persan moderne, quoique ce soit une langue très-contractée et à traits effacés, l'analogie avec le sanscrit dans les racines et dans les restes d'inflexion ne saurait se méconnaître. Le peu que nous savons, par les noms propres et quelques autres indications, du langage des Mèdes et des Perses sous la dynastie des Achéménides, porte à croire, qu'il était alors très-rapproché du sanscrit. D'ailleurs Hérodote atteste que cette nation se donnait à elle-même un nom, que nous retrouvons dans les livres sanscrits comme le nom propre ou, si l'on veut, comme le titre d'honneur des Hindous*). D'après ces données, le Zend de-

---

*) HERODOT. VI, 62. „Les Mèdes furent appelés jadis par „tout le monde *Arii* (*Ἄριοι*)." En sanscrit *árya* signifie *honestus*, *nobilis*. L'Inde proprement dite est nommée *Arya-âvarta*, c'est-à-dire le pays des Aryas. — Selon la définition de MANOU (Chap. II., verset 22.) Arya-âvarta est la contrée située entre les monts Vindhya et les montagnes neigées (Himavat) depuis l'océan oriental jusqu'à l'océan occidental. Comparez l'AMARA-COSHA. L. II, C. I, sl. 8. De même que les anciens Grecs divisaient le genre humain en Hellènes et Barbares, les Indiens opposent aux Aryas, c'est-à-dire à leur propre nation, les Mlêchhas. Dans une inscription sanscrite, gravée sur l'aiguille de Firuz-Shah et datée de l'an 1220 de l'ère de Vicramâditya, un roi de l'Inde est loué pour avoir extirpé les Barbares, et fait en sorte qu'*Arya-âvarta* mérita de nouveau son nom. As. Res. Vol. VII, p. 175. — Hérodote remarque aussi que tous les noms Persans se terminent en *s*. J'ai démontré ailleurs (Bibl. Ind. Vol. II, p. 308 — 313.) que cela ne peut s'appliquer qu'au nominatif masculin, et que c'est une conformité frappante de l'ancienne langue des Perses avec la grammaire du sanscrit, du grec, du latin et du gothique. Je me propose de faire voir par une analyse des noms persans de cette époque, que non seulement leurs élémens se retrouvent souvent dans le sanscrit, mais que la composition aussi est conforme aux règles de la grammaire sanscrite.

vrait occuper la place intermédiaire entre la langue de Darius Hystaspe et le Persan de Firdousi. La recherche en devient d'autant plus délicate: il faudra discerner les rassemblances du zend et du sanscrit qui pourraient être factices et d'emprunt, d'avec les conformités héréditaires.

Dans un âge avancé, Anquetil publia son *Oupnek'hat.* L'histoire de cette traduction est curieuse. Elle nous vient d'un prince de la dynastie mogole, Dara Shukoh, le fils aîné et l'héritier présomptif du Sultan Shâh Jehân. Son noble caractère et sa fin tragique sont connus: il fut assassiné par son frère Aurengzebe. Dara, poussé par un ardent désir de connaître ce que les livres sacrés de divers peuples ont enseigné sur l'Etre suprême, se fit expliquer la loi de Moyse, les psaumes et l'évangile; mais il ne fut pas encore satisfait. Ayant eu connaissance des Vêdas, il rassembla les savans et les ascètes de Benarès pour les expliquer; il laissa de côté le rituel et les cérémonies, et fit mettre en persan les *Upanishads* ou méditations théologiques. Les traducteurs n'ont pas su se débarrasser de leurs idées mahométanes: ils disent que Brahma, Vishnou et Siva répondent exactement aux anges Gabriel, Michel et Rafaël. (OUPN. T. I, p. 10; et T. II, p. 208.) En général, ils paraissent avoir eu peu de pénétration, mais ils ont travaillé en conscience. Désespérant de pouvoir exprimer dans leur langue les termes sanscrits de métaphysique, ils les ont laissé subsister, horriblement défigurés par l'écriture et la prononciation persanne. Anquetil a poussé le scrupule plus loin: il a conservé en outre un grand nombre de mots persans et arabes, enfin il les a entremêlés d'un latin de sa façon, auquel Cicéron n'aurait rien compris. Tout cela forme un triple galimathias. Ce serait, je pense, un moyen infaillible de devenir fou, si quelqu'un s'obstinait à vouloir comprendre ces deux gros volumes. Les seuls intervalles lucides que j'y trouve, ce sont les passages où je crois deviner les expressions de l'original.*)

---

*) L'ouvrage d'Anquetil étant très-peu connu, on pourrait croire ma description exagérée, si je ne donnais pas quelques échantillons. Voici le connencement de la préface du traducteur persan.

OUM

Vox pes (*fundamentum*) *est, sicut secretum antiquum,*
Toῦ In nomine Dei miseratoris, misericordis.

„Laus *dzati* (*enti*) quod, vox pes τοῦ *bismillah* (*in* „*nomine Dei*) in omnibus libris *samavi* (*coelestibus*), „e secretis antiquis eius est; et *alham um alketab* (*inspi*„*ratio primae souratae*) quod in *Koran madjid* (*glo*„*rioso*), designatio (*illius*) cum *esm* (*nomine*) supremo „eius est, et cuncti *malaïek* (legati Dei, *angeli*), et „libri *samavi* ex *anbia* ve *aolia* (*a prophetis et amicis* „*Dei emissi*); et omne (*id omne*) comprehensum in „hoc *esm* (*nomine*) est."

Je crois entrevoir à travers ce brouillard que le traducteur persan a dit une chose fort simple. Comme les Mahométans mettent en tête de tous leurs livres religieux les mots: Au nom de Dieu, de même les Hindous commencent par le monosyllabe mystérieux OM, qui signifie également l'être suprême, et qu'ils envisagent comme un sujet inépuisable de méditations.

Voilà où le manque de critique et de méthode, et une tróp grande présomption, ont conduit un homme qui assurément ne manquait ni de capacité ni de persévérance. Dans sa jeunesse Anquetil, animé d'une noble ardeur, passa aux Indes malgré tous les obstacles: il se fit soldat pour aller chercher les révélations d'un ancien prophète. Vers la fin de sa vie, indigné des alternatives d'anarchie et de tyrannie qu'il voyait autour de lui, dédaignant de flatter le pouvoir

---

On trouve T. II, p. 206. l'analyse de ce même mot: ,,Athria ut *Oum* dixit, dixit: quod; ab omni ,,primum (*prius*), ipsum hoc nomen productum faciens ,,(*creator*) dixit: et *maschghouli*, ipsum hoc nomen ,,est: cum ipso hoc nomine (*ipsi huic nomini, de illo* ,,*meditans*) τὸν *maschghouli* oportet facere. — — Hoc ,,nomen quatuor pedes quod habet, pes primus eius, ,,*matraï* primum; id est litera, quod *akar* sit: et in ,,τῷ *akar*, totus hic mundus *nasout* (*humanitatis*, *terrae*), ,,et (liber) *Rak Beid*, cum omnibus *aiit* (hoc) comprehensum est: et *Brahma*, et *Veschn*, *deiouta*, oï ,,*mokel* huius *akar* sunt: et illud *akar*, *a* est; quod, ,,*alef* cum *fateh* (*apertum*) sit: et mensura eius *Kaïtri* ,,nomen habet: et ignis primus, quod ipse hic ignis ,,apparens sit, in eo est." — Ceux qui ont lu Manou s'apercevront facilement que c'est une explication symbolique du premier élément de ce mot sacré, des trois dont il se compose (a, u, m) lesquels ensemble ne forment qu'un son indivisible.

Sans aucun doute la traduction d'Anquetil est plus obscure que celle de l'interprète persan, et celle-ci doit l'être plus que l'original. S'il survenait un troisième traducteur, qui embrouillât de nouveau le livre d'Anquetil, où conduirait cette progression?

pour obtenir des récompenses bien méritées, vieux, pauvre et isolé, il supporta toutes les privations, sans se laisser détourner de ses travaux savans; il trouva son unique consolation dans les idées religieuses. Enfin c'était un véritable *Sannyâsî*, à cela près qu'une seule passion avait survécu à sa résignation universelle: je veux dire sa haine contre les Anglais. À la fin d'un livre rempli de spéculations abstruses, arrive un petit projet tendant à chasser vos compatriotes des Indes. (T. I, p. 725-727.) Anquetil prétend que ce serait chose très-facile: ainsi tenez vous pour avertis. Je crois que S. W. Jones, par sa lettre adressée à l'éditeur du Zend-Avesta, a été la cause de cette hostilité. En effet, il y a de quoi allumer une haine de trente ans de durée. Cette lettre, spirituellement écrite dans le genre de Voltaire, est d'une pétulance extrême: les sarcasmes sont dirigés autant contre Zoroastre que contre Anquetil. À cet égard S. W. Jones s'est retracté par le fait: il a compris dans son âge mûr que les antiques législations religieuses, les différens cultes, les superstitions même, méritent l'attention d'un philosophe; et il a donné tous les soins imaginables à sa traduction de la loi de Manou.

C'est une de celles que nous pouvons maintenant comparer avec le texte, et cette épreuve en fait ressortir le mérite. Elle est en général d'une grande fidélité; elle tombe quelquefois dans la paraphrase: mais c'était presque inévitable, vu la briéveté des sentences mesurées de l'original. Le coloris du style est surtout admirable: il

Impromptü
bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel.

An Madame S. M.

Endlich wird auch mir das Glück zu Theil,
Holde Dichterin, dich zu befragen,
Ach, mein Herz hat dir ſo viel zu ſagen,
Und es iſt nicht für die Langeweil.

Aengſtlich ſah ich deine große Eil,
Dich nach Hauſe von uns wegzutragen:
Ich verzehrte mich in ſtillen Klagen
Und verzagte faſt an meinem Heil.

Höre denn! doch thu zuvor den Schwur
Bei den Grazien und Muſen zwölfen,
Bei der Tugend, Schönheit und Natur:

So Apollo ſtets dir möge helfen,
Woll'ſt du Wahrheit mir verkünden nur. —
Liebſt du mehr die Sylfen oder Elfen?

respire en même temps la majesté législative, et je ne sais quelle simplicité sainte et patriarcale. Nous sommes transportés, comme par enchantement, dans les siècles, les mœurs, et la sphère d'idées, qui ont concouru à mettre en vigueur ces lois religieuses et sociales, lesquelles à leur tour ont dominé une grande nation pendant des milliers d'années.

Ce fut le dernier travail de Sir William Jones: peu de temps après qu'il eut paru, ses vertus et ses talents furent enlevés par une mort prématurée à sa patrie, à l'Inde, et l'on peut dire, à l'humanité. Il avait alors séjourné à Calcutta pendant dix ans, et il avait constamment étudié le sanscrit. J'ai vu, non sans attendrissement, par les notes marginales de sa main dans plusieurs manuscrits qui lui ont appartenu, qu'à l'époque où il jeta ces notes sur le papier, il avait encore à lutter contre beaucoup de difficultés. En entreprenant de faire connaître à l'Europe l'antique législateur de l'Inde, il ne négligea aucune des précautions de la critique. Il avait confronté plusieurs manuscrits et consulté les commentateurs; il fut assisté par un savant brahmane, qui fit la condition expresse de ne pas être nommé, de peur de se compromettre auprès des membres intolérans de son ordre. C'est probablement à ces études communes que se rapporte une anecdote debitée par le missionnaire Baptiste *Ward:*
„Sir William Jones, *dit-on,* pour complaire à son
„Pandit, avait la coutume d'étudier les Sâstres avec
„l'image d'une divinité indienne placée sur sa

„table;“ d'où feu M. Ward conclut charitablement que cet homme si respectable avait fait de grands pas vers le paganisme. On regrette de ne pas trouver dans la biographie rédigée par Lord Teignmouth plus de détails sur les études de Sir W. Jones. Autant que je puis voir, il a eu successivement trois maîtres de langue sanscrite. Il nomme lui-même *Râmalôchana* dans la préface de Sacontalâ. Le colonel Polier dit que *Râmachandra*, un Cshatriya natif de Lahore, professant la religion des Sikhs, le même qui lui donna des leçons de mythologie et de théologie brahmanique; avait été précédement l'instituteur de son savant ami *). Puisque le colonel Polier était revenu en Europe dès 1789, Râmachandra aura été le premier maître, Râmalôchana le second, et le troisième est resté anonyme.

Sir William avait donné en premier lieu sa traduction de *Sacontalá* qui n'est en général qu'une imitation très-libre. Il en est de même du *Gîta-Gôvinda*, dont l'original a paru plus tard à Calcutta. Il eût été en effet impossible d'exprimer littéralement tous ces raffinemens d'une diction trop richement ornée, sans parler encore de l'ar-

---

*) Sir W. Jones dans son traité sur l'antiquité du Zodiaque indien parle de ses entretiens avec *Râmachandra*, alors agé de quatre-vingts ans; mais il ne dit pas expressément que ce savant lui ait enseigné le sanscrit. Le traité en question ne porte pas de date, il doit avoir été écrit entre 1787 — 90, puisqu'il se trouve dans le Vol. II. des Recherches Asiatiques.

tifice de la versification, des rimes, des consonances et des allittérations continuelles dans l'intérieur des vers, dont le Gita-Gôvinda est surchargé. La lecture de ces deux pièces en anglais est délicieuse: l'on ne demande pas davantage.

La traduction du Hitôpadèsa, insérée dans les œuvres de Sir William, est un ouvrage posthume. Je présume qu'il l'a faite dans les premiers temps, seulement pour s'exercer et sans l'intention de la publier; et je parierais bien que cette fois-ci ni Râmachandra ni Râmalôchana n'ont été consultés. Dans une lettre datée du 8. Septembre 1786, et insérée dans les Mémoires sur sa vie, que Lord Teignmouth a mis à la tête de ses œuvres *), Sir W. Jones dit qu'il s'occupe de la lecture du Hitôpadèsa. Il n'y avait alors qu'un an depuis qu'il eut commencé l'étude du sanscrit. Il s'y croyait pourtant déjà passablement affermi: eh bien! c'était une illusion. Sa traduction fourmille des contresens les plus étranges. En 1787 M. Wilkins, dès lors connu par sa belle traduction de la Bhagavad-Gitâ, rédigée à Benarès dans le siège principal de l'érudition brahmanique, publia en Angleterre sa traduction du Hitôpadèsa. Ce livre charmant de fables et de sentences a vraiment joué de malheur: les éditions et les traductions lui sont devenues également funestes. M Wilkins et S. W. Jones ont l'un et l'autre eu l'imprudence de ne con-

---

*) Vol. II. p. 99 de l'édition in 8.

sulter qu'un seul manuscrit; et ce manuscrit était fautif, incomplet, et dérangé dans plusieurs endroits. Mais dans les passages où les traducteurs ont suivi évidemment les mêmes leçons, ils ne sont guère plus d'accord. Quelquefois on peut corriger l'un par l'autre; souvent ils ont tous les deux manqué le sens de différentes manières. Je n'ai garde d'en faire un reproche à ces hommes célèbres: j'en conclus seulement que leur entreprise était prématurée, et qu'ils manquaient des secours nécessaires pour y réussir. Cependant il vaut la peine de constater le fait*), parce que c'est un avertissement salutaire pour les journaliers de la philologie orientale qui, avec une connaissance superficielle des langues, se croyent en état de traduire tout ce qui leur tombe sous la main. Pense-t-on qu'ils éviteront les écueils, où deux auteurs d'un talent si éminent ont échoué?

Dans la préface de mon Râmâyana, j'ai parlé de l'édition des deux premiers livres de ce poème héroïque, que MM. W. Carey et J. Marshman ont publiée à Serampore, et qu'ils ont accompagnée d'une traduction et de quelques notes. Il serait donc hors de prospos de revenir à la charge. Toutefois, si l'on m'accuse d'avoir traité mes devanciers avec trop de rigueur, je suis prêt à donner en détail la preuve de ce que j'ai avancé. Les éditeurs ne se doutent pas seulement de la critique philologique: on dirait qu'ils n'ont jamais entendu prononcer le nom de cet art.

---

*) Voyez l'Appendice sous la lettre D.

M. Colebrooke a traduit deux traités d'algèbre, et deux de jurisprudence : ce sont des livres du genre le plus difficile. Un seul a été imprimé a Calcutta dans l'original. C'est la Mitácsharà, dont M. Colebrooke à tiré la section qui concerne les héritages. J'ai donc pu faire la comparaison. L'on ne saurait trop admirer la précision du traducteur, et son habileté à débrouiller la dialectique du jurisconsulte indien. Il est presque superflu de dire que les traductions de M. Colebrooke aussi bien, que ses extraits et ses dissertations sur l'histoire des sciences, méritent une confiance implicite. Mais les ouvrages en question confirment ma thèse. Je soutiens que la critique du texte doit précéder l'entreprise d'une traduction, et M. Colebrooke a rempli tous les devoirs de l'éditeur le plus érudit et le plus judicieux. Il a extrait les commentateurs ; il marque la différence de leurs opinions sur des passages obscurs ou ambigus ; il relève les variantes du texte ; aussi ses notes sont elles remplies d'expressions et de phrases sanscrites. Si M. Colebrooke avait jugé à propos de donner l'original en entier avec la traduction, il est clair, qu'il n'aurait eu aucun nouveau travail à faire, et nous en serions plus avancés.

Réunissant des qualités qui, prises séparément, sont déjà bien rares : un talent prodigieux pour les langues, et une grande profondeur dans les sciences exactes et positives, M. Colebrooke semble ne pas se douter des besoins de ceux de ses lecteurs qui ne sont pas doués d'autant de pénétration. En écartant les développemens superflus, il en omet quelquefois de très-nécessaires. On ne peut jamais se plaindre de sa prolixité, mais quelquefois de son silence. J'en ai fait l'observation à l'égard de l'Amara-Côsha; ses dissertations sur l'astronomie offrent d'autres exemples de ce laconisme*).

Traduire et expliquer n'est pas toujours la même chose. Il y a tel genre de livres, où une traduction littérale et, pour ainsi dire, interlinéaire deviendrait absolument inintelligible. Il faut donc s'écarter des mots pour se rapprocher du sens. Cela peut aller au point que l'écolier croira voir un abime entre l'original et la traduction: c'est au commentateur à jeter un pont. Il faut analyser les mots et la construction des phrases, de manière que les lecteurs qui possèdent les élémens de la langue puissent se convaincre par eux mêmes, que le traducteur a rendu le vrai sens de l'original.

Ce genre de notes en effet n'est nécessaire que pour les étudians qui veulent se servir des traductions pour arriver à l'intelligence des originaux. Mais les lecteurs étrangers à l'étude des langues, auront aussi besoin de notes explicatives d'un autre genre, c'est-à-dire de celles qui se rapportent aux choses, sans quoi il leur sera impossible de bien comprendre le contenu des livres asiatiques. Les peuples de l'Asie, par mille raisons, ont un cercle d'idées, un horison intellectuel, bien différent des habitudes européenes. Leurs auteurs parlent souvent de choses dont nous, du moins nous autres qui n'avons pas été en Asie, ne saurions nous faire une idée claire, faute d'expérience. Ce besoin de commentaires se fait sentir dans presque tous les livres sanscrits. La poésie la plus populaire, celle des anciennes épopées, contient pourtant une foule d'allusions à la mythologie, à des usages, à des cérémonies religieuses, qui ne seront pas toujours présens à la mémoire d'un lecteur même assez instruit. Leur méthode de traiter les sciences, est fort abstraite, comme je l'ai déjà remarqué. On dirait que leurs auteurs, soit théologiens, metaphysiciens, jurisconsultes, mathématiciens, astronomes, grammairiens, ont voulu faire exprès des livres difficiles; et je crois entrevoir le but de ce mystère dont il s'enveloppent.

---

*) Voyez l'Appendice sous la lettre E.

Les Brahmanes ne connaissent pas l'hiérarchie, devenue si dominante chez les Bouddhistes; ils n'admettent point de dignités ecclésiastiques: le savoir seul peut fonder une différence de rang entre des hommes qui se croyent égaux par la naissance. Leur religion et leur législation religieuse semblent avoir manqué de tout temps d'une autorité centrale, toujours renouvelée et toujours vivante, d'où toutes les décisions eussent pu émaner, afin de maintenir une unité parfaite dans la doctrine et dans le rituel. Il est vrai qu'ils avaient une prétendue révélation écrite; mais ces livres sacrés, dans leur antique et vénérable obscurité, admettaient bien d'interprétations différentes. L'auteur de la Bhagavad-Gîtâ l'indique assez clairement, quoique d'une manière voilée, en disant que les Védas entre les mains d'un prêtre habile, ressemblent à un puits qui ne manque jamais d'eau pour tous les emplois imaginables. (*Leçon II*, *distique* 46.) Or les Brahmanes ne tenaient point de conciles, dont les canons eussent fixé dans toute l'étendue de leur église la seule interprétation légitime et orthodoxe. D'ailleurs il est manifeste que différens textes des Védas se contredisent. Les Védantistes qui partent de l'axiome que les livres inspirés doivent contenir la vraie philosophie, ont nié ces contradictions, comme de raison. Lorsque nous connaîtrons les Védas en entier, nous pourrons apprécier les tours de force qu'il leur a fallu employer pour arriver à un résultat arrêté d'avance. De tout cela il devait résulter une grande multiplicité de sectes: aussi l'Inde en fourmille. Le seul contrepoids contre le caprice et la versatilité des opinions humaines se trouve dans la discipline ecclésiastique concernant l'instruction. C'est là ce qui, au milieu de tant de variations, a maintenu une certaine unité fondamentale. L'étude de la théologie était la dernière initiation du jeune Brahmane, et la plus importante de toutes. L'enseignement fut considéré comme une adoption spirituelle. La loi de Manou inculque aux disciples le plus profond respect pour leurs précepteurs, et la piété filiale envers eux, comme un des devoirs les plus sacrés. On n'abandonne pas facilement les dogmes qu'on a reçus dans la jeunesse comme des oracles de la bouche d'un vieillard vénérable. C'est ainsi que se formait un lien indissoluble, une chaîne intellectuelle entre les générations qui se succédaient, moyennant quoi les doctrines d'une école pouvaient se conserver sans altération au travers des siècles

Les philosophes et les savans de l'Inde semblent avoir transporté le système des théologiens, chacun dans sa partie. On dirait qu'ils ont voulu mettre l'écolier dans la dépendance de son maître, et empêcher qu'il ne pût, sans le secours de celui-ci, trouver l'entrée au sanctuaire de la science. Si tel a été en effet leur but, il faut avouer que leurs ouvrages y sont admirablement adaptés. Il est probable que l'on se sera longtemps fié à la seule tradition orale pour communiquer les éclaircissemens nécessaires. A mesure qu'on s'eloignait de l'antiquité, l'on a senti davantage le besoin de commentaires écrits. Peut-être on s'y est pris quelquefois trop tard, lorsque la tradition primitive était déjà perdue. Cette supposition est permise, lorsque les différens commentateurs ne s'accordent pas sur le sens d'un passage, comme cela arrive souvent aux glossateurs de la loi de Manou. Les commentaires se sont accumulés dans les temps modernes, lesquels, stériles en fait d'invention, n'ont eu guère d'autre fécondité que celle-là.

Si donc les Indiens de nos jours ont eux-mêmes besoin de commentaires pour lire avec fruit leurs anciens ouvrages, comment pourrions nous nous en passer?

Ceux qui, uniquement occupés de connaissances applicables, goûtent peu les recherches historiques et philologiques, seront d'avis qu'on pourrait s'épargner ces longueurs, en donnant de simples extraits au lieu de traductions; et que de tels extraits seraient parfaitement suffisans, au moins dans les sciences exactes et naturelles: puisqu'il est évident que, dans tout ce qui appartient à ces sciences, l'Europe moderne a surpassé infiniment les peuples asiatiques et l'antiquité en général.

Il est vrai qu'un savant, également versé dans les langues et dans la science dont il s'agit, en ne donnant que les résultats, sans suivre l'auteur de l'ouvrage original dans les routes, souvent tortueuses, qu'il a prises pour y arriver, en élaguant tout ce qui ne lui paraîtrait pas solide et réel, pourrait éviter l'obscurité par l'ordre des matières, par une méthode simplifiée, et par une rédaction adaptée aux habitudes des lecteurs européens.

Mais d'abord, ce que j'ai dit des traductions d'ouvrages inédits, qu'il est impossible d'en constater l'exactitude, s'applique également aux extraits, *et même à plus forte raison. Car dans une* traduction, les traits de l'original étant moins éffacés, l'on pourra juger s'ils offrent encore une ressemblance générale avec le génie d'ailleurs connu d'une nation et d'un siècle. Cette pierre de touche nous manque pour un extrait; il faut donc le recevoir de confiance, et les annales de l'érudition prouvent assez, qu'une pareille confiance a souvent été accordée trop légèrement. Ensuite l'extrait, ne pouvant être donné d'une

Glückwunſch

eines jungen Mädchens am Hochzeittage ihrer Tante.

Mit glühenden Wangen
Und klopfender Bruſt
Kommt Guſtel gegangen
Und hüpfet vor Luſt.
Ach, herzige Tante!
Da Freunde, Bekannte,
Geſchwiſter, Verwandte,
Da alle die Deinen,
Mit Wünſchen erſcheinen,
So hör' auch die meinen!
Mög' immer das Band,
Das heut' dich umwand,
Wie Blumen in Lenzen
Geſchlungen zu Kränzen
Dir blühen und glänzen.
Ein heiterer Sinn
War ſtets dein Gewinn:
So ſei dir gegeben
Ein fröhliches Leben,
Leicht fließen und ſchweben
Die Tage dir hin.
Das wünſcht' ich für dich;
Nun wünſch' ich für mich:

manière satisfaisante que d'après un texte authentique, complet et correct, le même travail de critique philologique, qu'on a droit d'exiger de l'éditeur d'un original, doit avoir précédé. Je citerai comme des modèles d'extraits bien faits, les traités de M. Colebrooke sur l'astronomie des Indiens, et sur leurs différens systèmes de philosophie. Mais si ce grand savant avait laissé au public le choix entre une édition d'un seul ouvrage, accompagnée de ses explications, et un résumé succinct d'une foule de livres, tel qu'il l'à donné: j'aurais voté sans hésiter pour le premier travail, comme infiniment plus propre à élargir notre horison intellectuel.

Dans l'histoire des sciences l'on ne cherche point des connaissances spéciales et positives, dont on est déjà en possession ou censé l'être; ce qui rend cette étude si attrayante, c'est l'histoire de l'esprit humain, qu'on y voit se developper sous mille formes individuelles. Dans la physique expérimentale et l'astronomie, personne ne conteste l'immense supériorité de l'Europe moderne sur tous les temps précédens: il n'est pas besoin de faire de gros livres pour la prouver. Est-il digne d'un esprit vraiment éclairé, de se targuer du savoir de son siècle vis-à-vis de l'antiquité? On dirait cependant que feu M. *Delambre*, dans son Histoire de l'astronomie ancienne, n'a eu autre chose en vue que cette pauvre satisfaction de l'amour-propre. Son unique résultat est, que l'astronomie des anciens était peu de chose. A peine fait-il une exception en faveur des Grecs;

mais il est particulièrement acharné contre les Indiens. On aurait pu lui demander: si cela ne vaut pas la peine, pourquoi donc vous en occupez-vous? Peut-on oublier que, dans la science comme ailleurs, le premier pas de fait est la moitié du chemin; que l'état actuel de la science est le produit des travaux de plusieurs nations, accumulés pendant une longue suite de siècles; et qu'il a fallu du génie pour découvrir des vérités que tous les écoliers savent aujourd'hui par cœur? L'Astronomie, après avoir été long-temps stationnaire, a pris un nouvel essor par les vues lumineuses des Copernic, des Kepler, des Newton; le reste a été opéré par le perfectionnement des instrumens et des méthodes du calcul analytique. Sans doute, celui qui porte un chronomètre dans sa poche, pourra savoir plus exactement l'heure qu'il est, que ceux qui n'ont que des montres ordinaires, ou qui n'en ont pas du tout: mais serait-ce un juste motif de s'enorgueillir?

C'est assurément un des faits les plus curieux dans l'histoire de la civilisation, de voir l'astronomie si anciennement cultivée. En vain M. Delambre voudrait-il expliquer ce fait, comme tant d'autres savans l'ont essayé avant lui, par l'utilité pratique de l'astronomie pour l'agriculture et la navigation. Cela n'aurait jamais produit autre chose qu'un calendrier de paysan, tel que Hésiode nous le donne. D'ailleurs la navigation des anciens est restée très-imparfaite: en général ils chassaient les côtes tant qu'ils pouvaient, parce qu'ils ne savaient pas s'orienter en pleine mer. Enfin, les peuples à nous connus qui, dans l'antiquité, se sont le plus assidûment appliqués à l'astronomie, les Egyptiens, les Chaldéens et les Indiens*), n'étaient point navigateurs. Quelque peu considérables que fussent les progrès, il a fallu un travail persévérant pour y arriver. C'était donc un autre but, un intérêt plus idéal qui porta ces peuples à la contemplation de la voûte azurée, et à l'observation constante du mouvement des corps célestes, comme Ovide le dit dans ces vers ravissans:

Felices animos, quibus haec cognoscere primis,
Inque domos superas scandere, cura fuit!

Je me suis permis une digression sur ce sujet, parce qu'il fournit un exemple frappant des découvertes auxquelles peut conduire la connaissance des langues, et l'étude des ouvrages originaux. La dissertation que M. Colebrooke a mise en tête de sa traduction de Brahmagupta et de Bhâscara fut publiée en 1817, dans la même année avec

---

*) A l'égard de ceux-ci, cela ne doit pas être pris à la rigueur. La loi enjoint en effet aux Brahmanes de ne jamais quitter la terre sainte, et c'étaient pourtant les Brahmanes qui étudiaient principalement l'astronomie. Les marchands peuvent voyager sans scrupule, et la loi de Manou fait mention d'hommes expérimentés dans la navigation de l'océan. (*Chap. VIII. dist.* 157.) Pour un but important les Brahmanes aussi se sont embarqués quelquefois: leurs colonies dans les îles de Java et de Bali le prouvent incontestablement. Voyez ma Bibliothèque Ind. T. I. p. 400-425.

l'histoire de l'astronomie ancienne par Delambre; le douzième volume des Recherches Asiatiques, imprimé à Calcutta en 1816, et contenant la dissertation de M. Colebrooke sur les notions des astronomes indiens concernant la précession des équinoxes, n'était peut-être pas encore arrivé en Europe: de sorte que Delambre n'a pu connaître ni l'une ni l'autre. Ainsi plusieurs assertions de ce calculateur qui s'était constitué historien sans vocation*), se sont trouvé réfutées à l'instant même où il les mit en avant avec tant de confiance et de morgue. M. Colebrooke a pesé avec

---

*) Delambre savait très-mal même le grec. Pour s'en convaincre, on n'a qu'à voir comme les passages grecs qu'il était dans le cas de citer, sont défigurés dans son livre, imprimé cependant sous les yeux de l'auteur. Mais il ignorait non seulement les langues, sa logique aussi est fort mauvaise. En parlant de certaines tables indiennes qui indiquent les mouvemens moyens des planètes, et qu'il s'efforce de faire passer pour très-modernes, il dit: „Il est permis de supçonner que ,,les Indiens, qui n'ont jamais attaché une importance ,,bien grande aux planètes, se sont ici un peu aidés des ,,travaux des Perses et des Arabes." — Comment Delambre pouvait il savoir que les Indiens n'ont jamais attaché une importance bien grande aux planètes? Nous pouvons facilement prouver le contraire: un seul passage du Râmâyana suffit. Voyez *Livre I*, *Chap.* 19 de mon édition. Le poète, en parlant de la naissance de Râmas, donne l'horoscope de son héros. C'était le neuvième jour du mois Chaitra, sous la maison lunaire consacrée à Aditi, cinq planètes étaient dans leur point de culmination, etc. etc. Ce passage se

cette circonspection, ce calme, cette impartialité qui le caractérisent, les prétentions des Grecs, des Arabes et des Indiens au titre d'inventeurs de l'algèbre, ainsi que les probabilités de communications scientifiques, qui peuvent avoir eu lieu entre ces nations. Désormais il n'est plus permis de parler d'emprunts que les Indiens auraient faits aux Arabes. Telle est l'obstination des préjugés, qu'on a voulu faire honneur aux Arabes de la propagation de leur savoir dans l'Inde, sans les consulter et malgré eux; puisque leurs historiens avouent franchement, qu'en fait de mathématiques et d'astronomie ils ont été les disciples des Indiens et plus tard des Grecs. Afin d'étayer son hypothèse ou plutôt celle de Montucla,

---

retrouve sans la moindre altération dans les nombreux manuscrits du Râmâyana que j'ai pu confronter: l'on ne saurait en contester ni l'authenticité, ni l'antiquité. Je laisse aux astronomes le soin d'examiner ce passage, dont on pourrait peut-être tirer des données chronologiques. Que ce fût l'astrologie qui dirigea d'abord l'attention des astronomes indiens vers le mouvement des planètes, peu importe.

Une partie vraiment amusante de l'ouvrage de Delambre, c'est son analyse de quelques passages des poètes grecs et latins. Il faut voir comme il les gourmande, surtout Ovide dans son histoire de Phaëton, pour avoir usé de leurs privilége, en transformant des notions scientifiques en images sensibles, et en les embellissant par les fictions de la mythologie. Il joue absolument le rôle de ce mathematicien qui, après avoir entendu réciter un beau poëme, dont tous les auditeurs furent ravis, demanda froidement: Qu'est ce que cela prouve?

Delambre s'est ingénié pour ramener tout aux temps modernes; beaucoup de points de chronologie littéraire qu'il avait proclamés comme irrévocablement décidés, sont rectifiés par M. Colebrooke.

Aryabhatta enseigna dans l'Inde la rotation diurne de la terre autour de son axe, peut-être en même temps avec Ecphantus, Heraclide du Pont, Aristarque de Samos et Nicétas de Syracuse, peut-être quelques siècles plus tard. Il est nullement probable que cette doctrine qui fit peu de fortune en Grèce, parce qu'elle heurte de front les apparences, ait été transportée de là dans l'orient. L'on ne saurait donc contester à Aryabhatta l'originalité de ses idées. M. Colebrooke n'a pu connaître cet auteur, n'ayant pas réussi dans ses efforts pour se procurer un manuscrit de ses œuvres. Toutefois elles ne semblent pas être perdues. Dans le catalogue des manuscrits du Colonel *Mackenzie*, je vois cité un commentaire sur quelques chapitres de son ouvrage, et un autre commentaire, attribué à Aryabhatta même, sur le Sûrya - Siddhânta *). Ces indications méritent d'être examinées de plus près.

Qu'y aurait-il de plus intéressant que de voir la gloire de cet homme de génie, ensevelie

---

*) *Mackenzie Collection. By H. H. Wilson.* Vol. I, p. 119. *The sútras or rules of the Súrya-Siddhánta by Aryabhatta.* — p. 121. No. XIII. *Aryabhatta-vyákhyána. A commentary on the Kála-Kriyá and Góladhyáya-pádas of Aryabhatta.*

dans l'oubli depuis tant de siècles, resuscitée par une édition de ses œuvres?

Je présume que la plupart de vos compatriotes ne seront pas très-curieux de connaître la métaphysique des solitaires qui ont médité ou rêvé jadis sur les rives du Gange. Mais puisqu'il existe encore quelques admirateurs de Platon et d'Aristote, quoique ces philosophes ayent vécu il y a plus de deux mille ans, je me flatte qu'on me pardonnera de reporter mon admiration encore quelques siècles plus haut sur les anciens sages de l'Inde. Cependant je n'ai garde de me brouiller avec une foule de nos contemporains, en disant toute ma pensée sur le mérite relatif des philosophes anciens et modernes, et sur l'étrange abus qu'on fait du nom de philosophie, en l'attachant à un amas confus de faits réels ou imaginaires, qu'on prétend avoir vérifiés par l'expérience. Or, à mon avis, la philosophie commence precisément là où l'expérience a son dernier terme.

M. Colebrooke a donné une notice exacte et assez détaillée de plusieurs systèmes de métaphysique, enseignés dans les écoles principales de l'Inde. Mais si l'on disait: „En voilà assez de „ces rêves et de ces subtilités! Maintenant on peut „se passer des originaux, et on doit les mettre „entièrement de coté"; — je ne saurais me ranger à cet avis. A l'égard du fond de la doctrine, nous ne pouvons pas nous attendre à voir paraitre rien d'absolument nouveau. Toutes les voyes que l'esprit humain peut tenter pour resoudre le grand et unique problème de l'univers, ont été pratiquées dès la plus haute antiquité. Le caractère d'un philosophe décide de la direction que prendra sa pensée; mais son génie se manifeste par la forme dont il sait la revêtir.

La philosophie est sujette à une imperfection, qui lui est inhérente et presque invincible, parce qu'elle tient à la nature des signes dont elle doit se servir. Le géomètre peut rendre visibles et, pour ainsi dire, palpables les objets de ses démonstrations. Le métaphysicien, s'occupant de choses invisibles et insaisissables aux sens, ne peut faire qu'un appel à l'activité intellectuelle de ceux à qui il s'adresse. Les mots qu'il emprunte au langage de la vie commune, ont tous un alliage de sensualité, dont il s'efforce de les dépouiller. Il change donc l'acception des mots, il définit: mais la définition qu'il donne, est nécessairement composée d'autres mots, sujets aux même vague et à la même ambiguité que le terme qu'il voudrait expliquer. Dans quelques écoles, pour remédier à cet inconvénient, on a eu recours au raffinement des abstractions; dans d'autres, surtout dans l'antiquité, on a mis en jeu l'imagination créatrice; on a employé un style figuré et emblématique, pour exprimer, pour faire deviner au moins, ce qui est ineffable. C'est ainsi que Pythagore donnait à ses disciples silencieux des oracles, dont une méditation concentrée pouvait seule leur révéler le mystère; c'est ainsi que Platon, après avoir fait la part du doute et du raisonnement dans la discussion dialoguée, devient poète contemplateur, et s'élance d'un beau vol dans les régions idéales. Ce genre ne ferait pas fortune dans l'Europe moderne; aussi ce serait une entreprise hasardée de vouloir l'imiter. Sans l'impulsion d'un enthousiasme réel cela finirait comme le vol d'Icare; car, selon un ancien proverbe, il ne faut pas croire que tous ceux qui secouent le thyrse, soyent inspirés par Bacchus.

Les philosophes indiens nous fournissent des exemples de l'un et de l'autre genre, selon la différence des temps et des écoles. A en juger par les échantillons que nous connaissons, les auteurs des méditations religieuses (*upanishad*) qui forment une portion des Védas, se sont abandonnés à cette contemplation inspirée et divinatoire que je viens de décrire. La *Bhagavad-Gitâ* en est un grand modèle. Si l'étude du sanscrit ne m'eût valu que la satisfaction de pouvoir lire ce merveilleux poème dans l'original, je me serais trouvé amplement dédommagé de toutes mes peines. C'est une sublime réunion du génie poétique et philosophique. Je rappelle ici avec plaisir les paroles spirituelles, que Warren Hastings a dites à ce sujet*). Puisque quelques écrivains s'attachent à dégrader le caractère moral et intellectuel des Indiens, proclamons-le à haute voix: leurs anciens sages ont parlé aussi dignement de l'Être suprême que le permet la faiblesse des facultés

---

*) Dans une lettre adressée à Nathaniel Smith, Esq. placée en tête de la traduction de la Bhagavad-Gitâ par M. *Wilkins*.

humaines; ils ont conçu la possibilité d'une union intime de l'ame avec la divinité; ils ont enseigné la morale la plus pure, et la charité universelle.

La philosophie dans l'Inde remonte à une haute antiquité. Dans le premier livre du Râmâyana on trouve la description d'un sacrifice du cheval. Le poète dit que, dans les intervalles entre les cérémonies réligieuses, les Brahmanes rassemblés tenaient des disputes de métaphysique, ambitieux de remporter la victoire, par leur éloquence et par la subtilité de leurs argumens. La langue sanscrite elle même porte l'empreinte de cette tournure spéculative des esprits. Ailleurs on a emprunté des expressions usuelles, pour les transformer en termes techniques; ici des mots qui doivent évidemment leur origine à des doctrines spéculatives, ont passé dans le langage populaire. Les égaremens de la raison humaine aussi ont commencé de très-bonne heure, comme le prouve le discours de Jâvâli dans le Râmâyana (*Livre II*, *Chap.* 108.). Ce Brahmane professe, quoique d'une manière feinte, un système d'incrédulité et d'égoïsme moral. Manou (*Chap. II*, *dist.* 11.) blâme ceux qui se prévalent d'argumens tirés de la métaphysique pour attaquer l'autorité des livres sacrés. Cependant, malgré l'ascendant des prêtres, la liberté de la pensée, sans laquelle toute spéculation philosophique est étouffée dans son germe, n'a point été gênée dans l'Inde. Ces doctrines négatives et hérétiques ont pu être enseignées, et se sont propagées dans plusieurs écoles.

Das niedlichſte Blümchen,
Ein artiges Mühmchen.
Wie will ich mich freun,
Sie lieben und herzen,
Mit ihr ſpielen und ſcherzen,
Und Schweſter ihr ſein.

An Bürger.

Es tönten die erſten zerſtreuten Klänge
Des göttlichſten der Liebesgeſänge
Von deinem Munde mir in's Ohr
Da lauſcht' ich, wie an Aganippen
Auf jeden Hauch von Phöbus Lippen
Der hohen Pierinnen Chor.

Nun aber ſollen, ihr ewigen Götter!
All' dieſe Töne, wie die Blätter
Der hochbegeiſterten Jungfrau, verwehn?
Nein! ſammle deines Geiſtes Stärke,
Um über deiner Jugend Werke
Hellglänzend dieſes zu erhöhn!

O könnt' ich ſchweben auf Adlersſchwingen!
Ich wollte zum hohen Olympus dringen,
Und Nektar dort entwenden für dich;
Ich wollte dich mit Nektar tränken,
Und Kraft in deine Adern ſenken,
Bis dieſe matte Kälte wich.

L'on ne saurait absoudre les Brahmanes de leurs cruelles persécutions contre les Bouddhistes. Le fanatisme en fut le prétexte; mais, comme cela se voit dans la plupart des guerres religieuses, des intérêts purement terrestres paraissent avoir été le véritable motif des instigateurs. En abolissant la distinction des castes, les Bouddhistes amenaient une révolution dans l'ordre social. D'après des vues générales on serait porté à applaudir à une réforme, qui tendait à détruire des priviléges révoltans. Mais, pour porter ses fruits, elle devait être accompagnée de nouvelles institutions politiques: faute de quoi le renversement des seules barrières contre l'abus du pouvoir royal; la destruction d'une double aristocratie, sacerdotale et guerrière, ne pouvait tourner qu'au profit du despotisme. La religion de Bouddha renchérit presque sur celle des Brahmanes, en inculquant la douceur des mœurs et des principes d'humanité: on n'en voit pas moins dans les pays bouddhistes, particulièrement dans la presqu'île au delà du Gange, toutes les horreurs de la tyrannie.

En passant en revue les diverses branches de la littérature indienne, je me flatte d'avoir fait sentir leur importance, et l'attrait varié qu'elles présentent. Je me suis attaché à prouver que l'étude des originaux, la collation des manuscrits et autres recherches laborieuses, doivent avoir précédé, afin que des traductions, des extraits, des résumés, puissent être entrepris avec succès, et reçus de confiance par le public éclairé. J'ai insisté en particulier là-dessus, parce que ce principe, ce me semble, n'est pas assez reconnu chez vos compatriotes. On l'a même negligé dans un genre où tout dépend de l'exactitude la plus minutieuse: je veux dire l'explication des anciennes inscriptions. En feuilletant les volumes des Recherches Asiatiques, vous verrez que l'on s'est souvent contenté de donner une traduction; d'autrefois le déchiffrement d'un Pandit en caractères modernes, qui souvent ont été défigurés par le graveur. Tout cela n'a pas d'authenticité suffisante: il faut des facsimiles, des calques ou, s'il est possible, des empreintes en plâtre. Quelques traits à demi effacés peuvent faire une différence essentielle. Sir W. Jones a cru lire dans une inscription sur l'aiguille de Firoz Shah la date 123 de l'ère de Vicramâditya; M. Colebrooke affirme que dans la seconde copie le nombre très-distinctement écrit est 1220[*]). L'inscription est donc de mille ans moins ancienne qu'on ne l'avait d'abord supposé. Tandis que le système alphabétique est toujours resté le même, la forme des caractères employés pour le sanscrit a prodigieusement varié selon les temps et les lieux, ce qui souvent rend le déchiffrement difficile. Les explications des Pandits ne meritent pas grande confiance, parce qu'en général ils ne sont pas voyageurs, et par conséquent n'ont pas eu l'occasion de voir beaucoup de monumens. Ce n'est qu'avec le secours d'une nombreuse collection de calques ou d'empreintes d'inscriptions, provenant de toutes les parties de l'Inde, qu'on pourra approfondir la paléographie indienne, et en tirer des éclaircissemens importans pour l'histoire et la chronologie.

---

[*]) *Asiatic Researches*, edition de Londres, Vol. I, p. 379. et Vol. VII. p. 175.

J'ai avancé ailleurs, et je ne m'en dédis pas, que la connaissance de l'Inde ancienne et moderne, répandue en Europe, a reçu des accroissemens plus considérables dans ces dernières cinquante années, que pendant les vingt et un siècles qui s'étaient écoulés depuis Alexandre le Grand. C'est à vos compatriotes que nous les devons. Néanmoins, combien reste-t-il à faire! Quel vaste champ s'ouvre à l'industrie intellectuelle de l'Europe! La moisson est ample: ne manquera-t-on pas de moissonneurs?

L'étude du sanscrit a été importée en Europe par les Anglais; sur le continent elle fut retardée par le système continental de Bonaparte, qui gênait toutes les communications, même purement littéraires. En France et en Allemagne le succès ultérieur de cette étude me paraît assuré, puisque j'y vois rivaliser de zèle plusieurs savans d'un mérite distingué. En est-il de même en Angleterre? Je l'ignore. Les universités d'Oxford et de Cambridge ne se sont pas encore occupées, que je sache, de ce nouveau genre d'érudition*). Les

---

*) Lorsque j'écrivis ces lignes, il était déjà connu que le feu Lieut. Col. *Boden* avait doté une chaire de littérature sanscrite à Oxford. Mais la généreuse intention

Bayerische

colléges de Calcutta et de Hayleybury, fondés exclusivement pour l'instruction des jeunes Anglais, appelés à des fonctions administratives dans l'Inde, atteignent leur but, si les étudians y acquièrent les premiers élémens des langues savantes: du sanscrit, de l'arabe, du persan; et une connaissance usuelle des dialectes modernes, du bengalique, de l'indostanique etc. Ces idiomes, dont la connaissance est si utile pour les affaires, sous le point de vue scientifique, n'occupent qu'un rang très-subalterne. Parmi les Anglais qui résident en Asie, plusieurs employent noblement le peu de loisir que leur laissent les fonctions de leurs charges, à recueillir des connaissances historiques et géographiques, des observations sur les mœurs ou des découvertes d'histoire naturelle. Chaque année l'on voit paraître en Angleterre des ouvrages intéressans sur l'Inde moderne. Mais l'Inde ancienne est moins avantageusement partagée. Je crois avoir démontré que l'étude des langues est la seule base solide de toutes les recherches qui ont rapport à l'antiquité, et cette étude ne peut être perfectionnée que par des savans de profession. L'art de la critique philologique est trop difficile pour être exercé en passant. Si quelquefois des militaires, des administrateurs, des hommes d'état, ont été en même temps des érudits, comme nous en avons vu de

---

du donateur n'avait pas encore été réalisée, et semblait même rencontrer des obstacles. L'élection d'un professeur n'a eu lieu que dans le mois de Mars 1832.

glorieux exemples, c'est une exception trop rare pour que l'on doive y compter.

Dans les recherches historiques sur une antiquité enveloppée d'épaisses ténèbres, une teinte légère de la connaissance des langues savantes, non seulement n'est pas utile; elle est nuisible et dangereuse, en ce qu'elle inspire trop de présomption à ceux qui la possèdent. Ils se croyent en état de décider de prime abord des questions ardues, pour la solution desquelles il faut encore de grands préparatifs. Autrefois les voyageurs se bornaient à rapporter ce qu'ils avaient observé eux-mêmes et ce que les naturels du pays leur avaient raconté; aujourd'hui on veut pousser plus avant, souvent sans en avoir les moyens. Depuis que l'exemple de Sir W. Jones, et l'institution de la Société Asiatique à Calcutta ont excité l'émulation, c'est devenu la mode d'avoir des idées neuves et originales sur l'Inde ancienne. A côté des découvertes réelles et des progrès véritables, il y a eu un débordement de nouvelles erreurs. Pour me servir d'une fiction d'Homère, ce palais enchanté de l'antiquité a deux portes, l'une de corne et l'autre d'ivoire. La première a peu d'apparence; les avenues en sont désertes; elle ne s'ouvre que rarement, de sorte que les battans crient sur leurs gonds rouillés. C'est par là que sortent les vues profondes, les véritables découvertes, résultats d'une investigation savante et judicieuse. La porte d'ivoire, d'un éclat éblouissant, et ornée de sculptures bizarres, est assiégée par le public, empressé d'accueillir les rêves creux, les fausses théories, les hypothèses arbitraires, qui en sortent en foule. Ces fantômes légers et aériens, qu'un souffle du vent pourrait dissiper, s'avancent d'un pas assuré, et se vantent souvent d'une illustre origine. Vainement on se flatterait qu'après que la vérité est sortie par l'autre porte, les illusions cesseraient enfin de l'offusquer.

Je m'en vais donner des exemples, et je commencerai par une question de détail qui cependant a exercé beaucoup de plumes. Les témoignages des anciens, parvenus jusqu'à nous, n'indiquent que d'une manière vague, et même contradictoire le site de la capitale des Prasiens, *Palibothra*, où Megasthène résida comme ambassadeur. On a vu paraître cinq fausses Palibothra, situées à Allahabad, à Canoge, au confluent du Gange avec le Brahmapoutra, à Râjamahal et à Bhagalpur, dont quelques unes doivent le jour à des auteurs célèbres: à d'Anville, à Robertson, à Gibbon et au baron de Sainte-Croix; les deux dernières ont été imaginées par le Col. Franklin et le Col. Wilford. La vraie Palibothra fut retrouvée par Rennel, près de Patna, au dessous du confluent du Sôna et du Gange. Tous les auteurs que j'ai cités, excepté le premier, ont écrit postérieurement, et n'en ont pas moins soutenu leur opinion erronée. Les deux noms du fleuve Sona, consignés dans le dictionnaire d'Amara-Sinha, et plusieurs passages d'un drame indien, dont la scène est a Palibothra même, (en sanscrit *Pataliputra*) confirment la conjecture du savant géographe, et décident la question une fois pour toutes*). Lorsqu'il s'agit d'un fait, un témoignage positif et authentique vaut mieux que mille raisonnemens.

L'on ne saurait nier que le spirituel Sir W. Jones n'ait fait passer par la porte d'ivoire plusieurs illusions favorites, parées de tous les ornemens d'une éloquence académique. Sa compa-

---

*) J'ai discuté les difficultés dans ma Bibliothèque Indienne, Vol. II. p. 394. Arrien dit, sans doute d'après Mégasthène, que Palibothra est située au confluent du Gange et de l'Erannoboas. Sir W. Jones a remarqué avec beaucoup de sagacité qu'Erannoboas est le nom sanscrit *Hiranyavâha*, hellénisé selon le goût des Grecs. Or, Amara-Sinha donne ce dernier nom comme synonyme de Sôna. Si le texte de Pline n'est pas corrompu, ce naturaliste a donc eu tort de faire de ces deux noms deux fleuves différens. — Robertson essaye de soutenir l'opinion de d'Anville contre Rennel. Une fausse ressemblance de deux mots très-différens l'a trompé. Il avait appris que le site d'Allahabad était appelé *Praeg*; il crut reconnaître l'ancien nom des *Prasii*. Mais *Praeg* est contracté de *Prayâga*, c'est-à-dire, confluent, et par excellence le confluent du Yamunâ (*Jumna*) et du Gange. Le vrai original du nom des *Prasii* est *prâchya*, les orientaux. — Gibbon a été singulièrement distrait dans cette occasion. Il déclare (Chap. 57, note 6.) que Canoge est l'ancienne Palibothra, et au même instant il cite les avis différens de d'Anville et de Rennel, comme s'ils étaient d'accord avec le sien. — Le Colonel Franklin a publié plusieurs écrits en faveur de son hypothèse insoutenable; il n'en était pas encore revenu, lorsque l'évêque Heber lui fit une visite. M. Wilson parle de cette question avec une parfaite justesse. *Hindu Theatre*, Vol. III, p. 12.

raison des dieux de l'Inde avec ceux de la Grèce et de l'Italie, à côté de quelques aperçus heureux, est tellement remplie d'assertions mal fondées, la mythologie y est traitée avec si peu de critique, qu'il y a de quoi jeter de la confusion dans toutes les recherches sur l'histoire du Polythéisme. J'ai déjà parlé de la foi que Sir W. Jones prodigua à deux livres apocryphes, le Dabistan et le Désatir. Une autre erreur très-grave est, d'avoir voulu, contre toutes les probabilités, transformer Bouddha en Ethiopien*), tandis qu'une tradition digne de foi et vraiment historique, fixe sa naissance à *Gayâ* dans la province de *Magadha*, appelée aujourd'hui Behar, ou plutôt *Vihâra*, d'après le nom classique des temples bouddhistes.

Ulysse fut terrifié en voyant fondre sur lui des troupes innombrables d'ombres; il craignit que Proserpine ne lui envoyât l'horrible tête de Gorgone, et il se retira précipitamment des enfers. Les hypothèses chimériques du colonel Wilford, sortant en foule par la porte d'ivoire, me font éprouver une impression pareille. Quelles étranges figures! D'abord le Nil, l'Egypte, Sémiramis, ensuite les îles sacrées de l'ouest, c'est-à-dire la Grande-Brétagne et l'Irlande en personne: tout cela retrouvé dans de vieux livres sanscrits! La marche est fermée par *Parasou-Râma* identifié avec Persée, parce que l'un porte une hache, l'autre un contelas en forme de faucille. Wilford a été mystifié, cela était arrivé à d'autres avant lui. En lisant les citations de *Holwell*, je ne saurais douter qu'on ne lui ait fourni des textes falsifiés, tels qu'il les désirait. Ces écrits sont imprimés et conservés dans les bibliothèques. Le commun des lecteurs ignore que les systèmes qu'ils enseignent, ont été réfutés, ou ne méritent pas de l'être; et des auteurs sans critique et sans savoir solide vont toujours puiser à de pareilles sources.

---

*) As. Res. Vol. I, p. 427. et 428, dans le troisième Discours anniversaire du Président. Comparez Rémusat Mélanges Asiatiques T. I, p. 102.

On peut classer les principales fausses routes qui ont été suivies. Autrefois il y avait chez vous une secte assez nombreuse de *Croyans*, qui admettaient comme des réalités les fictions les plus extravagantes de la mythologie brahmanique. Ces fictions cependant ne reposent que sur une *optique inverse*, si je puis m'exprimer ainsi. Les objets éloignés de nous se rapetissent à nos yeux; l'éloignement dans le temps, au contraire, agrandit tout: les personnages, les événemens et la durée des époques. Chez tous les peuples qui n'ont point d'annales régulières et authentiques, c'est la source du merveilleux dans leurs anciennes traditions. Chez les Indiens cette exagération dépasse toutes les bornes, précisément parce que l'Histoire n'est jamais venue y mettre ordre.

Aujourd'hui la secte des *Croyans* est presque éteinte chez vous; elle est remplacée par celle des *Négatifs*. On s'est jeté, comme cela arrive, dans l'extrême opposé: on a tout révoqué en doute; on a parlé de la civilisation de l'Inde, comme si elle datait d'hier ou d'avant-hier. Des lecteurs peu instruits prennent cela pour de la sagacité; mais, au fait, un auteur peut trahir son manque de tact et de discernement aussi bien en doutant et en niant, que par une trop grande crédulité. Si les *Modernistes* se flattent d'avoir inventé un système tout nouveau et original, ils se trompent: il y a un siècle que leur hypothèse fut mise en avant par *Bayer*, de l'académie de St. Petersbourg. Bayer était un antiquaire savant et, en général, judicieux: mais dans cette circonstance, il s'est singulièrement fourvoyé, par l'observation d'un fait isolé. Il avait remarqué que les noms sanscrits des nombres ressemblent aux noms grecs. Il en conclut que les Indiens devaient avoir reçu des Grecs établis dans la Bactrie, tout ce qu'ils possèdent en fait d'arts et de sciences, y compris les élémens de l'arithmétique. Les Grecs ont toujours eu une manière détestable de chiffrer; Bayer ne pouvait pas nier, que les Indiens n'eussent inventé l'admirable système décimal: il dit qu'ils ont rencontré cela par hasard, comme une poule aveugle trouve quelquefois un grain d'orge. Avec un peu plus d'attention, il aurait remarqué, que parmi les noms sanscrits des nombres, quelques-uns sont plus rapprochés du latin que du grec, et cependant les Romains n'ont jamais été en contact immédiat avec les Indiens. Ces ressemblances sont primitives, ainsi qu'une infinité d'autres bien plus étonnantes. C'est aujourd'hui un fait aussi avéré que quoi que ce soit dans l'histoire du genre humain, que les langues parlées par une multitude de peuples anciens et mo-

Doch mir ward nichts als dieſe Leier,
Und in der Bruſt ein unſterbliches Feuer,
Das heiß für alles Schöne glüht.
Die Leier hab' ich dir geſpielet,
Und habe bald mich ſtolz gefühlet;
Denn dir gefiel mein ſchüchtern Lied.

Sag', kann ein Ton von mir dich freuen?
So will ich alle Geſänge dir weihen,
Die meiner Leier verliehen ſind.
Ich will, gelagert unter Roſen,
Von holden Abenteuern koſen,
Und preiſen Venus goldenes Kind.

Und ſind mir dann alle die Weiſen gelungen,
Und haben die Saiten dann ausgeklungen,
Und iſt mein Köcher ganz geleert:
Dann mußt auch du mit Orpheus-Händen
Die Saiten ſchlagen, das vollenden,
Wornach mein Sinn und Herz begehrt.

Dann werd' ich ſinnend, voll Entzücken,
Nach deiner Dichterſtirne blicken,
Und jeden Nachhall in mich ziehn.
Zerſchmettern werd' ich meine Leier:
Doch meines Buſens ſtarkes Feuer
Soll, weil ich lebe, nie verglühn!

dernes, depuis les bords de l'océan méridional jusqu'aux confins de la zone glaciale en Scandinavie, sont toutes issues d'une même souche. Mais du temps de Bayer l'analyse comparée des langues n'était pas encore découverte.

Une troisième secte d'antiquaires indianistes n'a eu que trop de succès: ce sont les *Bouddhomanes*. Ils soutiennent que le Bouddhisme est plus ancien que le Brahmanisme; que le premier a été jadis la religion générale de l'Inde, et que les Brahmanes sont des intrus et des usurpateurs modernes. C'est tout aussi raisonnable, que si l'on disait que les juifs sont des apostats de l'Islamisme, et que leurs Rabbins ont substitué la loi de Moyse à l'Alcoran. Les Bouddhistes eux-mêmes, ayant une chronologie assez bien constatée, ne prétendent pas à cette priorité, et les emprunts qu'ils ont faits à la doctrine et au culte des Brahmanes, sont manifestes. Ils n'ont pas même détrôné les dieux brahmaniques, ils ont seulement placé leur prophète au dessus de tous. En vain M. Colebrooke a-t-il eu la condescendance de réfuter les Bouddhomanes par des argumens invincibles*): ils reviennent toujours à la charge, sans entrer dans la discussion. Ce qui a pu donner quelque apparence à cette hypothèse pour des observateurs superficiels, c'est que le Bouddhisme s'est en effet propagé dans l'Inde pendant nombre de siècles. Dans quelques provinces il semble avoir oblitéré

---

*) As. Res. Vol. IX. *Observations on the Jains*, p. 299-302.

entièrement la religion des Brahmanes; de sorte que ceux-ci n'ont pu rétablir leur autorité qu'après l'expulsion des Bouddhistes, à une époque comparativement moderne. Dans ces provinces il existe donc beaucoup de monumens du Bouddhisme, qui prouvent que les prêtres de cette religion, en renonçant au privilège de la naissance, ont su se dédommager, et qu'ils ont acquis de grandes richesses par des donations pieuses. Mais les Bouddhomanes ne laissent absolument rien aux Brahmanes: pour peu qu'une figure sculptée soit assise les jambes croisées, à leurs yeux c'est infailliblement un Bouddha. Je les invite à lire l'excellent traité de M. Erskine sur les marques distinctives qui caractérisent les temples de l'un et de l'autre culte.

Je ne m'arrêterai point à la secte des *Peintres en noir*. C'est ainsi que je désigne les auteurs qui décrivent une nation de plus de cent millions d'ames, les descendans de ces mêmes Indiens, que les Grecs appellèrent les plus justes des humains, comme un tas de scélérats, de lâches et d'imbéciles. Il serait étrange que les invasions de conquérans barbares, répétées depuis huit siècles et accompagnées de grandes devastations; le despotisme mahométan et l'influence de cet exemple sur les souverains de race hindoue; enfin les horreurs commises par les Européens, n'eussent pas détérioré l'état social dans l'Inde. Néanmoins, les témoignages les plus honorables ont été rendus solennellement devant le parlement britannique au caractère et au mœurs de la génération actuelle.

Pour décréditer ces témoignages, un écrivain de cette classe a trouvé un merveilleux subterfuge: il dit que pour bien connaître l'Inde, il ne faut jamais avoir séjourné dans le pays. Au reste, les *Peintres en noir* sont peu aimables: ils ont fait des livres lourds et ennuyeux; je suis fâché de voir des missionnaires parmi les adhérens de cette secte.

Il résulte de tout ceci que des recherches profondes et scientifiques sont nécessaires, non seulement pour augmenter nos connaissances, mais aussi pour opposer une digue au débordement des erreurs et des préjugés.

Dans un pays tel que l'Angleterre, où tant de carrières honorables et avantageuses sont ouvertes au talent et à l'activité intelligente, un genre d'érudition, apprécié par très-peu de personnes, regardé avec indifférence par le public, n'obtenant aucun encouragement de la part du gouvernement, ni aucune récompense publique: un tel genre d'érudition, dis-je, court le risque d'être entièrement abandonné. Supposons que, pour prévenir ce danger, on eût fondé à Londres une Académie, destinée uniquement à cultiver et à perfectionner l'étude de la philologie, de l'histoire et des antiquités asiatiques; une Académie, s'entend, suffisamment dotée pour assurer le sort de ses membres, et pour subvenir aux frais des publications coûteuses; pourvue d'une imprimerie polyglotte, et de tous les secours de l'érudition: examinons maintenant, si une telle réunion de savans serait condamnée à l'oisiveté parce qu'elle ne trouverait plus rien à faire; ou si, au contraire, pour répondre au but de son institution, elle aurait des travaux immenses à entreprendre, dont l'achévement exigerait une longue suite d'années? Je me bornerai à donner une esquisse légère de ceux qui se rapportent à l'Inde; les autres contrées asiatiques, l'Arabie, la Perse, le Tibet, la Chine, la presqu'île au delà du Gange et l'Archipel indien, fourniront une variété infinie d'objets à l'activité de vos Académiciens.

Je parcourrai les différens départemens, en partant toujours de la philologie, comme de la base de tout le reste.

Lexicographie. Il est urgent de faire une nouvelle édition du Dictionnaire de M. Wilson, puisque cet ouvrage indispensable à l'étude du sanscrit ne se trouve plus dans la librairie, soit que l'édition entière ait été épuisée, ou que les exemplaires qui en restent, ayent été retenus à Calcutta, afin de n'en pas manquer dans la suite. Cette édition pourra être considérablement augmentée, en mettant à profit les matériaux, dont nous sommes déjà en possession; j'ai indiqué en général les corrections à faire.

Il serait bon d'employer le latin concurremment avec l'anglais dans l'explication des termes. Cela aurait de grands avantages sous le rapport de la précision, et ne souffrirait aucune difficulté, puisqu'il est à présumer que tous les académiciens orientalistes seront versés aussi dans la littérature classique, qui est la véritable gymnastique de l'esprit pour un philologue.

Un *Trésor de la langue sanscrite* est une entreprise de longue haleine. Accordons à trois ou quatre savans, réunis en comité, dix ans pour la collection des matériaux, et dix autres années pour la rédaction. Afin de découvrir toutes les richesses poétiques et scientifiques de cette langue étonnante, il faudra fouiller dans des centaines de volumes inédits; transcrire les définitions données par les commentateurs et les grammairiens; comparer les passages où un terme obscur est employé, pour en saisir la signification, et même les nuances fugitives.

Bibliographie. La collection de manuscrits conservés dans la Bibliothèque de la Compagnie des Indes orientales, est riche et magnifique. Il n'en existe point encore de catalogue imprimé. J'y ai vu des catalogues partiels tellement incorrects, qu'on a de la peine à s'y reconnaître. Mais des catalogues qui indiquent seulement le titre général, que les copistes ont coûtume de mettre à la fin de l'ouvrage, ne suffisent pas. Des catalogues raisonnés, dans le genre de ceux que les académiciens français ont publié de la Bibliothèque Royale, seraient d'une grande utilité. Il faudrait suivre la division d'un ouvrage par livres et chapitres, lesquels souvent portent des titres spéciaux, et indiquer succinctement les matières qui y sont traitées. Des échantillons judicieusement choisis, donneraient une idée générale du style et de l'esprit de la composition.

Il est essentiel de faire attention à la date des manuscrits, marquée souvent à la fin du livre ou de ses divisions principales avec une grande exactitude. Une fausse date, ajoutée postérieurement, serait facilement reconnue par la différence de l'écriture. Le copiste, tout joyeux d'avoir achevé son pénible travail, y joint d'ordinaire des exclamations pieuses, et des vœux pour le bonheur de tout le monde. Quelquefois il fait l'aveu naïf de sa bonne foi et de son ignorance par le verset suivant: „Tel que j'ai eu le livre sous les „yeux, tel je l'ai copié; qu'il soit correct ou in„correct, il n'y a pas de ma faute." — Je crains bien que les Pandits, qu'on charge à Calcutta de l'impression de textes sanscrits, n'ayent souvent suivi la même maxime.

Au défaut de dates expresses, l'antiquité d'un manuscrit peut être estimée à peu près par la forme des caractères et plusieurs autres indices. En général, les manuscrits sanscrits ne sont pas fort anciens. On en connaît la cause. Les matériaux, le papier et les feuilles de palmier, sont bien moins durables que le parchemin, et en outre fort exposés au dégâts des insectes dans le climat de l'Inde. Des manuscrits qui datent de trois siècles sont déjà fort rares, je n'en connais que trois ou quatre qui remontent au delà *).

---

*) J'ai moi-même réuni et rangé à Oxford dans la Bibliothèque Radcliffienne les feuillets épars d'un manuscrit entièrement négligé et ignoré du *Sri-Bhagavata-Pourâna*, dont les dates répondent à l'an de J. C. 1405-7. Le colonel Tod, investigateur éclairé des antiquités asiatiques, possède aussi plusieurs manuscrits

Mais la diversité des provinces d'où proviennent les copies du même ouvrage, supplée en quelque façon à l'antiquité. Des textes conservés sans altération, en traversant de si grandes distances, et qui présentent un parfait accord entre les exemplaires du Cachemire ou du Népal d'une part, et de la péninsule de l'autre, sont probablement authentiques.

Dans les ouvrages scientifiques et dans les commentaires, des auteurs plus anciens sont cités fréquemment. En notant soigneusement ces citations, on parviendra peu à peu à former un répertoire de la littérature sanscrite, dans lequel rien de vraiment important ne soit omis. Ces citations fourniront en même temps des données pour une *Chronologie relative*, dont il faut souvent se contenter dans l'histoire littéraire de l'Inde, aussi bien que dans son histoire politique.

En voyant les trésors, accumulés dans la Bibliothèque de la Compagnie, beaucoup de person-

---

fort anciens. Dans le catalogue des manuscrits sanscrits de la Bibliothèque Royale de Paris, rédigé par feu M. Alexandre Hamilton, un exemplaire du *Sâhitya-Darpana* est rapporté à l'an 949 de l'ère appelée Sâka, 1027 de J. C. J'ai examiné ce manuscrit : l'identité de l'écriture et la pâleur de l'encre m'ont convaincu qu'il n'y a aucune fraude dans la date. C'est une donnée fort importante pour la chronologie littéraire : car l'auteur de ce livre enseigne l'art de la composition poétique et oratoire par des exemples, extraits d'une foule d'ouvrages déjà célèbres de son temps.

nes penseront peut-être, qu'il serait superflu de les augmenter encore. Mais on ne peut jamais avoir trop de manuscrits, ni même assez. Ces richesses sont grandes, mais inégales: la comparaison du catalogue avec une revue générale de la littérature sanscrite fera connaître les lacunes. L'attention des philologues indianistes ne s'est pas encore dirigée vers les traités de médecine, qui doivent exister en grand nombre. Il ne se trouve absolument rien de relatif à cette science dans la bibliothèque de Paris. Dans le catalogue des livres que Sir W. Jones a légués à la Société Royale à Londres, un seul manuscrit est indiqué comme traitant de la matière médicale. Les collections du Colonel Mackenzie et de Sir Robert Chambers contiennent quelques livres de médecine. Les Indiens doivent avoir écrit une multitude de traités sur les arts et métiers, *Silpa-Sástra*, puisqu'un Pandit bien instruit, dans une esquisse de toutes les sciences cultivées dans son pays, dit que cette théorie se subdivise en soixante quatre parties, selon le nombre des arts (*As. Res. vol. I, p.* 341.). Sir W. Jones croyait les Silpa-Sástra perdus: des recherches plus étendues en feront peut-être retrouver quelques-uns. Quelle que soit la supériorité des manufactures européennes sous beaucoup de rapports, l'on ne saurait nier que plusieurs peuples asiatiques n'ayent atteint depuis un temps immémorial dans quelques productions de l'art une certaine perfection, difficile à imiter même en Europe. Ensuite ils sont restés stationnaires; voilà ce qui les sépare de la civilisation progressive des Européens. Ctésias vante déjà la trempe des lames de l'Inde, reconnue excellente de nos jours; il décrit un parfum merveilleux, apporté de ce pays: c'était sans doute l'essence de roses. J'ai fait voir ailleurs que probablement les Indiens, et non pas les Chinois, ont inventé la culture des vers à soye.

Jusqu'ici, dans la publication de textes sanscrits, ont s'est laissé guider, ou par la célébrité populaire, qui est toujours d'un grand poids, lorsque la superstition n'y entre pour rien, ou par le jugement des Pandits, avec lequel le nôtre pourrait bien ne pas s'accorder toujours. Après avoir passé en revue toute la littérature sanscrite, on pourra procéder plus systématiquement, et faire dans chaque genre un choix sévère des ouvrages les plus anciens et les plus marquans par leur originalité et leur valeur intrinsèque. Assurément, les Académiciens ne manqueront pas de travail, s'ils veulent donner des éditions aussi soignées que celles que nous possédons de la plupart des auteurs classiques. Il faudra souvent, pour bien expliquer la substance d'un texte, que le philologue s'associe avec un savant versé dans la science dont il s'agit: un mathématicien, un astronome, un médecin ou un botaniste.

Puisque j'ai parlé des richesses que l'Angleterre possède en fait de manuscrits orientaux, permettez-moi de soumettre à votre jugement une observation sur l'emploi qu'on en fait. C'est la règle générale chez vous de ne jamais laisser sortir les manuscrits des bibliothèques publiques.

Cela diminue de beaucoup leur utilité. Les bibliothèques ne sont ouvertes que pendant un temps limité, et ceux qui veulent y étudier, sont sujets à beaucoup de distractions et d'interruptions; au lieu que, si l'on a un manuscrit chez soi, on peut continuer à toutes les heures le travail long et pénible de le collationner ou copier. On craint sans doute que des manuscrits précieux pourraient être égarés, ou soustraits à dessein, ou mutilés par méchanceté. Mais la poussière, l'humidité, la moisissure et les insectes rongeurs, sont bien plus dangereux pour ces antiquités de l'érudition, que la négligence et la mauvaise foi des savans. Il y a peu d'exemples dans l'histoire littéraire de vols commis sur de pareils objets. Le grand philologue Gérard Vossius emporta furtivement de Suède le fameux *Codex argenteus:* mais il prétendait qu'il s'était emparé seulement d'un gage pour obtenir le payement d'une somme que la reine Christine lui devait. Je ne dis pas qu'il faille accorder sa confiance à tout le monde; mais je pense que la réputation d'un savant connu en Europe, est une garantie suffisante. Je dois ici un tribut de reconnaissance à la France pour son hospitalité envers les savans étrangers. Ce que je propose, se fait à Paris avec la plus grande libéralité. Sir W. Jones était de mon avis: car en léguant ses manuscrits à la Société Royale, il y met la condition expresse, qu'ils doivent être prêtés à tout homme studieux qui les demandera *).

---

*) Voyez ses Oeuvres, Vol. XIII, p. 599. Dans la lettre

Der Entfernten.

1. Sonett.

O wie ſoll ich Kunde zu ihr bringen,
Kunde dieſer ruheloſen Pein,
Von der Holden ſo getrennt zu ſein,
Da Gefahren lauernd mich umringen.

Hüll' ich, der Entfernten ſie zu ſingen,
In den Flor der Heimlichkeit mich ein:
Ach! ſo achtet ſie wohl ſchwerlich mein,
Und vergebens muß mein Lied erklingen.

Doch getroſt! Zerriß nicht, als ſie ſchied,
Laut ihr Schwur die Pauſe ſtummer Schmerzen:
„Mann, du wohneſt ewig mir im Herzen“?

Dieſem Herzen braucheſt du, o Lied,
Des Verhüllten Namen nicht zu nennen:
An der Stimme wird es ihn erkennen.

Paléographie. J'ai déjà parlé de l'insuffisance de ce qui a été fait jusqu'ici, et des précautions qu'il faut prendre pour arriver au déchiffrement et à l'explication des inscriptions anciennes. Depuis qu'on a cherché, un grand nombre de découvertes ont été faites. Le zèle intelligent des autorités locales, disséminées dans ce vaste empire britannique de l'Inde, fournira les moyens de former avec le temps un Corps d'inscriptions sanscrites, tel que le *Corps d'inscriptions grecques* qui se publie aujourd'hui sous les auspices et aux frais de l'académie de Berlin. Un recueil complet de ce genre jettera un nouveau jour sur beaucoup de points obscurs de l'histoire.

Géographie ancienne et moderne. Les descriptions de la presque-totalité de l'Inde soumise à la domination immédiate de l'Angleterre, publiées par des voyageurs et des administrateurs, ne laissent rien à désirer. Tout ce que nous comprenons sous le nom dè *statistique*, c'est à dire la population, les différentes classes d'habitans, les productions du pays, l'agriculture, l'industrie manufacturière, le commerce, a été décrit dans un si grand détail et avec tant d'exactitude, en partie d'après des documens officiels, que plusieurs pays de l'Europe sont moins bien connus sous le

---

adressée à Sir Joseph Banks, il dit : „*You will deposit them in the Royal Society, so that they may be „lent out, without difficulty, to any studious men who „may apply for them.*"

rapport de l'économie politique. Les travaux des ingénieurs anglais, entrepris pour perfectionner la géographie exacte, celle qui a pour base les observations astronomiques et les opérations de la géométrie appliquée, ont mérité et obtenu l'admiration de l'Europe. On a pénétré jusqu'aux vraies sources du Gange, on a mesuré les cimes les plus élevées des monts Himâlaya. Néanmoins les meilleures cartes anglaises de l'Inde sont entachées d'un défaut essentiel: c'est la confusion qui règne dans les noms des provinces, des districts, des montagnes, des rivières, des villes et des villages. Chaque géographe les écrit à sa guise, et d'une façon tout à fait arbitraire. Je ne crois pas dire trop, en affirmant que tel nom s'écrit de six manières différentes. On s'est fié à l'oreille, en apprenant les noms de la bouche des naturels du pays; mais l'oreille saisit mal les sons d'une langue inconnue. Ensuite on a voulu exprimer ces sons par la valeur que les lettres latines ont dans la langue anglaise: et c'est là une entreprise impossible et contradictoire en elle-même. L'orthographe ou plutôt la *scoliographie* anglaise n'a rien à démêler avec la prononciation; elle est historique, elle désigne la prononciation d'un autre temps, altérée depuis. Beaucoup de lettres ne sont pas prononcées du tout; plusieurs consonnes ont un son différent selon les mots où elles sont employées. Deux voyelles homogènes signifient souvent une voyelle différente, et des voyelles simples une diphthongue; d'autres diphthongues ou voyelles longues sont exprimées par la réunion d'une voyelle et d'une semi consonne. D'ailleurs la langue anglaise d'aujourd'hui abonde en voyelles voilées qui n'ont pas de place bien fixe dans l'échelle musicale des sons articulés. Dans les cartes des pays européens, gravées en Angleterre, on conserve les noms tels que chaque nation les écrit, quoiqu'il soit sûr que les Anglais qui ignorent les langues de ces nations, les prononceront mal. En Asie on a voulu peindre à l'œil la prononciation moderne et populaire, mais sans méthode quelconque : de là tant de variations et de corruptions. Sir W. Jones jugea la question si importante, qu'il débuta par un traité sur l'orthographe des noms asiatiques. Son excellente méthode a été adoptée par tous les savans indianistes : il serait temps de l'introduire enfin dans la géographie. Le système de Sir William est également applicable à l'arabe, au persan et au sanscrit; et par conséquent aux idiomes actuellement usités dans les différentes provinces de l'Inde : puisque dans tous ces idiomes on employe ou une écriture dérivée de l'alphabet sanscrit, ou les lettres arabes et persannes, avec des notes diacritiques, comme cela se pratique dans l'indostanique et le malais. Il faut donc constater d'abord, si le nom est sanscrit, arabe, persan ou mixte, ou s'il appartient à un dialecte populaire. Ensuite il faut l'exprimer regulièrement en lettres latines, sans se soucier d'une prononciation contractée ou autrement vicieuse. Les noms sanscrits sont généralement sonores et significatifs, et c'est un secours pour la mémoire, de connaitre leur signification. L'auteur d'un ouvrage fort utile, M. Walter Hamilton, a senti cela: mais les explications qu'il donne, ne sont pas toujours correctes. La réforme que je propose, ne serait pas sans utilité dans les affaires; on m'assure que les noms défigurés causent beaucoup d'équivoques, et que les lettres quelquefois n'arrivent pas à leur adresse.

La géographie ancienne de l'Inde offre des problèmes assez compliqués. *D'Anville* a publié un traité particulier sur cette matière: il n'en est pas moins tombé dans des erreurs très-graves, consignées dans sa carte. Entr'autres il a méconnu le véritable Indus qui longe la frontière occidentale du Cachemire; il a pris pour l'Indus le fleuve qui traverse ce pays: c'est l'Hydaspe des anciens. Cela cause un deplacement dans tous les fleuves du Panjab, que *Malte-Brun* a rectifié. Notre géographe *Reichard* a corrigé dans sa carte quelques fautes, mais il en introduit de nouvelles. Les témoignages des auteurs classiques ne peuvent être éclaircis que par la connaissance du sanscrit, et par les passages d'anciens auteurs indiens, où les mêmes objets géographiques sont mentionnés. C'est ce que j'ai essayé de faire en comparant les noms grecs avec les noms sanscrits des cinq fleuves du Panjab; le professeur *Lassen* a commenté une description de cette contrée qui se trouve dans le Mahâ-Bhârata, et en a tiré des éclaircissemens sur l'expédition d'Alexandre le Grand*).

---

*) *Ind. Bibl.* II, p. 295-308, et Lassen *de Pentapotamia Indica.*

Les deux sources de la géographie ancienne de l'Inde, c'est à dire les relations des étrangers, et les noms géographiques indiqués par les auteurs du pays, doivent d'abord être considérées séparément, ensuite il faut chercher leur coïncidence. Plusieurs points ont déjà été constatés, mais il reste beaucoup à faire. Des noms qui ne sont accompagnés d'aucune indication du site, ne nous instruisent guère. Il faut faire attention aux descriptions de voyages à l'intérieur, qui se trouvent dans le Râmâyana et le Mahâ-Bhârata. Nous ne consulterons pas les poëtes mythologiques sur le reste du globe, dont ils se sont formé des idées chimériques; cependant ils paraissent avoir assez bien connu lès peuples au Nord-Ouest de l'Inde. Hérodote dit que les Perses désignaient par le nom de *Sacæ* tous les Scythes, c'est à dire les tribus nomades de l'Asie centrale à l'Est de la mer caspienne, d'où elles étendirent leurs conquêtes au nord du Pont Euxin; les poëtes indiens leur donnent le même nom: c'est un accord remarquable. Cosmas surnommé l'Indopleuste, les voyageurs et les historiens arabes, et peut-être les auteurs chinois; fourniront quelques matériaux pour la géographie de l'Inde pendant le moyen age.

Monumens d'architecture. Ces monumens peuvent être envisagés sous le double point de vue de l'historien et de l'artiste. C'est comme ouvrages de l'art qu'ils ont particulièrement excité la curiosité des amateurs. Les voyageurs ont été frappés d'étonnement, en voyant ces temples souterrains dont les colonnes soutiennent des montagnes; ces chapelles *monolithes* façonnées sur la place même, et attachées encore à la roche maternelle qui leur sert de base; ces flancs de rochers taillés régulièrement, pour être peuplés de groupes gigantesques qui représentent les merveilles de la mythologie. Tout le monde connaît les recueils de gravures magnifiques publiés par des artistes anglais. Beaucoup de livres d'un intérêt plus général, comme l'histoire de Java par Sir Th. St. Raffles, celle de Râjasthâna par le Col. Tod, sont aussi ornés de dessins d'édifices anciens et modernes. Les artistes visent naturellement à l'effet pittoresque; d'ailleurs il y a un plaisir mélancolique à contempler des ruines, surtout lorsqu'elles sont à demi cachées par des plantes parasites, et que la nature toujours vivante et productive a repris son ascendant sur l'œuvre de l'homme. La pensée se dirige vers la fragilité des destinées humaines, vers ces générations qui se remplacent et qui, malgré tous leurs efforts, ne peuvent parvenir à laisser sur la terre une trace durable de leur existence. Tel spectateur est ravi à la vue d'un édifice en décombres, dont le goût peut-être n'eût pas été satisfait, s'il avait pu le voir debout dans sa splendeur primitive. Mais l'architecte ou l'historien de l'art ne s'arrête pas à l'état actuel; il tâche de pénétrer le plan de l'ouvrage, d'apprécier le développement des arts mécaniques employés à l'exécution; et le degré de perfection que les nations ont atteint à chaque époque. Il faut donc essayer des restaurations: il faut reproduire, autant que cela est possible, ce que le temps a défait. Des dessins pittoresques où l'architecture souvent n'est que l'accessoire d'un paysage, ne suffisent pas. Pour devenir vraiment instructifs, de tels dessins doivent être accompagnés de mesures exactes, de plans, d'élevations, de façades, de profils et de coupes. Avouons que jusqu'à présent l'architecture des Egyptiens a été traitée plus savamment que celle des Indiens. Je n'entre pas ici dans un parallèle de l'une et de l'autre, ni dans une discussion sur les principes de la belle architecture. Je dirai seulement que nulle part un goût exclusif n'est plus déplacé. Il y a certaines règles fondamentales dont la violation décèle toujours la barbarie; mais au reste les styles le plus diversement caractérisés peuvent avoir droit à une égale admiration. Tantôt c'est la chaste élégance, la simplicité majestueuse qui nous charme; tantôt la profusion d'ornemens variés, capricieux même, mais toujours subordonnés à l'harmonie de l'ensemble. Puisque l'Europe moderne est stérile en conceptions originales, et qu'en fait d'architecture nous sommes éclectiques par nécessité, soyons au moins imitateurs cosmopolites.

L'idée d'une antiquité incalculable entoure les ruines les plus effacées d'un certain prestige qui plait à l'imagination. L'opinion générale assigne peut-être un rang plus élevé aux monumens de l'Egypte qu'à ceux de l'Inde, uniquement parce que l'antiquité de ces derniers est plus contestable. Si Hérodote n'avait pas décrit en détail les pyramides, le labyrinthe et les temples les plus remarquables de l'Egypte, il se trouverait probablement des *Modernistes*, qui voudraient faire bâtir tout cela sous les empereurs romains et byzantins. Je ne vois en effet aucune raison qui dût nous empêcher d'admettre que les Indiens ayent cultivé l'architecture aussi anciennement que les Egyptiens. Au contraire, l'analogie générale est favorable à cette supposition. Les peuples nomades ne sauraient avoir l'idée de construire des édifices durables; mais nous voyons par l'exemple des Grecs du temps d'Homère, des Babyloniens, des Perses, des Etrusques, que les peuples agricoles, dans un état de civilisation encore très-imparfait, ont déjà cultivé l'architecture, non seulement en exécutant des travaux d'utilité publique, mais aussi en érigeant des édifices destinés à augmenter la dignité du culte, ou à étaler la magnificence du gouvernement. Mais il ne s'ensuit pas que les monumens de l'Inde, dont les ruines subsistent encore, soyent aussi anciens que ceux de l'Egypte. Le climat de la vallée du Nil est extrêmement favorable à la conservation des édifices. La sècheresse de l'air durcit les pierres; les tremblemens de terre y sont fort rares; il n'y a ni saison pluvieuse, ni pluie; la végétation s'arrète donc au limites de l'inondation du Nil: hors de là elle n'est que faiblement alimentée par la rosée. Sir Th. St. Raffles remarque la rapidité avec laquelle les monumens de l'île de Java se degradent par la fécondité désordonnée de la nature végétale. Les plantes y poussent leurs racines dans les moindres interstices, et finissent par faire crouler les murs, les voûtes et les plafonds. Les temples de Java cependant n'ont été abandonnés que depuis l'introduction du Mahométisme, vers la fin du quinzième siècle; quelques siècles encore, et il n'en restera plus que des décombres informes. Je suis porté à croire que les architectes de l'Inde méridionale ont cherché si souvent un refuge dans le sein des rochers, précisément à cause des dangers, auxquels un édifice en plein air, quelque solidement qu'il soit construit en pierres de taille, est exposé dans ce climat. La plus ancienne description d'un temple souterrain, est celle de Bardesanès; cet auteur était contemporain de l'empereur Antonin, surnommé Eliogabale: son témoignage ne remonte donc qu'au commencement du troisième siècle de notre ère.

Dans la portion de l'Inde la plus anciennement cultivée, dans les plaines arrosées par le Gange, à cause du grand éloignement des carrières, on aura bâti en briques comme à Babylone, et de tels matériaux ne résistent guère au temps.

Les monumens d'architecture forment, pour ainsi dire, une histoire figurée des religions qui ont successivement été dominantes dans diverses parties de l'Inde. Les Brahmanes, les Bouddhistes et les Jaïnas ont adopté un style différent pour les édifices consacrés à leurs cultes respectifs; ensuite les conquérans mahométans ont déployé l'élégance la plus recherchée de l'architecture moresque. Les statues colossales entièrement nues, que l'on attribue aux Jaïnas, m'avaient donné une idée défavorable de leur goût. Mais leurs anciens temples ont de quoi plaire par une certaine originalité fantasque*).

La sculpture ancienne des Indiens a été traitée avec bien moins de soin et d'égard que leur architecture. Les temples sont en général remplis d'une multitude de figures sculptées: des statues sont adossées aux piliers, assises autour des chapiteaux, ou placées dans des niches; les parois à l'intérieur et à l'extérieur sont couverts de reliefs. Dans des vues d'un édifice en ruines ces détails sont perdus, par la nécessité de réduire les dimensions, ou sacrifiés à l'effet pittoresque. Des groupes intéressans sont montrés en raccourci, ou rejetés dans le lointain ou à l'ombre, ou cachés par les objets intermédiaires, et aperçus seulement par échappées de vue. Dans les dessins où les sculptures sont représentées séparément, les graveurs anglais ont souvent voulu embellir et flatter le goût de leurs compatriotes: ils ont effacé le caractère et la physiognomie nationale. Des voyageurs, peu exercés au dessin, ont tracé à la hâte des esquisses, qui auraient dû rester dans leur portefeuille, ne méritant pas les honneurs de la gravure, ni même de la lithographie;

---

*) Le colonel Tod dans son intéressant ouvrage, a donné deux gravures d'anciens temples des Jaïnas. Le lieutenant colonel Hunter Blair m'a montré plusieurs dessins d'édifices appartenant au même culte. Ce sont des découvertes infiniment curieuses.

2. Sonett.

Du mein Heil, mein Leben, meine Seele,
Süßes Weſen, von des Himmels Macht
Darum, dünkt mir, nur hervorgebracht,
Daß dich Liebe ganz mir anvermähle!

Welcher meiner todeswerthen Fehle
Bannte mich in dieſen Sclavenſchacht,
Wo ich fern von dir, in öder Nacht,
Ohne Licht und Wärme mich zerquäle?

O warum entbehret mein Geſicht
Jenen Strahl aus deinem Himmelsauge,
Den ich dürftig nur im Geiſte ſauge?

Und die Lippe, welche ſingt und ſpricht,
Daß ich kaum ihr nachzulallen tauge,
O warum erquickt ſie mich denn nicht?

et qui néanmoins ont été insérés dans des descriptions de voyages et dans les mémoires des sociétés asiatiques. Les musées et les collections formées par des particuliers, ne contiennent pour la plupart que de petits objets de sculpture indienne, et très-peu de morceaux d'une certaine grandeur, qui ayent appartenu aux monumens publics du culte. Parmi les petites idoles en bronze, j'en ai vu plusieurs d'un mérite considérable. Feu M. *Denon* possédait un Vishnou, dont il admirait avec raison le fini et le dessin moëlleux. Il est à présumer que ces idoles sont des copies réduites des statues qu'on adorait dans les temples principaux. D'autres sont informes, et visiblement fabriqués par des ouvriers ignorans, pour la dévotion journalière du menu peuple. Mais pense-t-on que ces petits Dieux Lares, auxquels la rustique Phidyle d'Horace offrait quelques grains de blé et de sel, ayent eu meilleure façon? Que dirait-on, si des connaisseurs asiatiques s'arrogeaient le droit de juger les progrès des beaux-arts en Europe d'après les images de saints, qui se vendent aux paysans dans nos foires?

En sculpture, les dimensions sont fort essentielles; les figures colossales sont la pierre de touche du savoir des artistes. Nous autres Européens qui n'avons pas visité l'Asie, nous ne pourrons juger en connaissance de cause, que lorsqu'on aura moulé en plâtre quelques-uns des grands morceaux les mieux conservés dans les temples les plus célèbres de l'Inde. Cela n'entraînerait pas des frais exorbitans; on a fait bien davantage pour les monumens égyptiens. Les antiquaires, je n'en doute pas, rejetteront avec dédain l'idée d'une comparaison entre la sculpture de ces deux nations. Je n'ai garde de les contredire, s'ils professent un profond respect, de l'admiration même, pour la sculpture des Egyptiens; je les invite seulement à suspendre leur jugement, aussi long-temps que celle des Indiens leur sera si imparfaitement connue.

Je terminerai cet article par quelques observations sur le *style hiératique*. La sculpture est née du polythéisme. Dans l'origine elle a été exercée pour fournir des objets visibles au culte; chez plusieurs nations elle est restée toujours asservie au sacerdoce. Cette alliance de l'art avec la religion fut utile aux artistes pour acquérir de l'expérience dans la partie mécanique, par les grands travaux qu'exigeait la magnificence des temples; mais elle entrava ensuite le développement intellectuel. La figure sous laquelle les dieux furent adorés, avait été fixée dans l'enfance de l'art. L'imagination eut recours à l'allégorie, pour s'élever, dans l'anthropomorphisme même, au-dessus de l'humanité. Les bras multipliés exprimaient la puissance; des ailes, agencées aux épaules, la rapidité; on fit un mélange monstrueux de la figure humaine avec des têtes ou autres parties empruntées à certaines espèces d'animaux. D'ailleurs on donna à quelques divinités un air menaçant, pour inspirer l'épouvante aux méchans. Enfin l'on ne saurait imaginer rien de si hideux, de si difforme, de si ridicule même, qui n'ait été adoré par quelque peuple polythéiste. Il ne faut pas s'étonner que des nations spirituelles, qui possédaient déjà une belle poésie, ne s'en soyent pas choquées: car dès qu'un objet est sanctifié, la juridiction du goût ne s'y étend plus. Les prêtres doivent déclarer que la religion, dont ils sont les hiérophantes, est en tout point immuable. Ceux de l'Egypte affirmaient, d'après le témoignage de Platon, que leurs divinités avaient été peintes et sculptées depuis dix mille ans selon le même type. Cela ne doit pas être pris à la lettre: mais au moins on ne souffrait aucun changement brusque, aucune déviation apparente; les perfectionnemens de l'art furent introduits, pour ainsi dire, à la dérobée. Les artistes égyptiens ont approfondi la science des proportions, ils ont indiqué correctement les muscles, mais dans la roideur des attitudes le style hiératique s'est toujours maintenu.

La sculpture des Grecs aussi est restée stationnaire pendant des siècles, parce qu'elle n'était pas libre; elle a pris son noble essor par une double émancipation. Des génies hardis ont d'abord secoué le joug des prêtres, et ensuite celui des poètes, en violant le costume homérique, et en modifiant la mythologie selon les besoins de l'art.

Si l'on veut donc juger avec équité les monumens de sculpture indienne, il ne faut jamais oublier qu'ils appartiennent tous au style hiératique. Quels progrès les anciens sculpteurs, employés par les Brahmanes, ont ils fait, malgré la gêne que leur imposait la superstition? Voilà la question. La correction du dessin, l'entente du mouvement musculaire, ne saurait être examinée que sur les grands originaux. Je pense qu'ils ont mis beaucoup d'expression dans les groupes passionnés, et quelquefois de la grace dans les attitudes paisibles.

J'ai envisagé les monumens d'architecture et de sculpture sous le point de vue de l'art; mais les temples et les sujets mythologiques, sont bien plus importans encore pour l'histoire des cultes; et sous ce rapport les problèmes qui restent à résoudre, pourront suffisamment exercer la sagacité des savans.

L'histoire naturelle n'est pas du domaine de la philologie, elle a pourtant quelques points de contact avec la connaissance de la littérature sanscrite. La botanique a été cultivée avec prédilection; les noms sanscrits d'un grand nombre de plantes ont été constatés, ce qui sera fort utile à l'intelligence des livres de médecine. Il n'en est pas de même de la zoologie; je doute que toutes les espèces d'oiseaux et de quadrupèdes qui portent des noms particuliers dans la langue classique, ayent été vérifiées. La *minéralogie* et la *géologie*, long-temps négligées, ont enfin excité la curiosité des amateurs de ces sciences: le dernier volume des Recherches Asiatiques en fait foi.

Les anciens Indiens n'ont jamais été de savans naturalistes. Mais les traditions populaires ne sont pas toujours à dédaigner; elles peuvent être fondées sur des faits, quoiqu'en partie défigurés par le goût du merveilleux. Tel passage d'un ancien poète pourra mettre un naturaliste sur la trace d'une découverte à faire.

Je termine ici ces reflexions, déjà trop longtemps continuées. En traçant un vaste plan pour les travaux d'autrui, je ne dois pas oublier ceux que j'ai entrepris moi-même. Si je les négligeais, je serai d'autant moins excusable, qu'ayant le bonheur de servir un gouvernement qui encourage tous les progrès de la science, quelqu'éloignés qu'ils soyent d'une application immédiate, je jouis de ce loisir littéraire, que je souhaite à vos futurs académiciens. Je ne me flatte pas d'avoir épuisé mon sujet, je ne l'ai pas même essayé; mais je crains bien d'avoir abusé de votre patience. Vous me le pardonnerez en faveur de mon zèle désinteressé. Veuillez agréer, *my dear Sir*, l'hommage de mon admiration, et de mon dévouement respectueux.

LETTRE

À

M. HORACE HAYMAN WILSON,

ANCIEN SECRÉTAIRE DE LA SOCIÉTÉ ASIATIQUE À CALCUTTA,
ÉLU PROFESSEUR À L'UNIVERSITÉ D'OXFORD.

◆

Monsieur,

En lisant votre *Mémoire concernant la littérature sanscrite en Angleterre* *), j'ai éprouvé, je l'avoue, une sensation pénible. Depuis nombre d'années j'avais eu l'avantage d'entretenir avec vous des relations littéraires. Je m'étais mis en devoir de vous envoyer tout ce que je publiais en fait de littérature sanscrite, et de votre côté, vous m'aviez fait l'honneur de citer quelquefois ma Bibliothèque Indienne. J'ai consacré dans cet ouvrage périodique un article fort étendu à votre Dictionnaire, et si j'ai été conduit à le critiquer sous quelques rapports, je l'ai fait, j'espère, avec tous les égards que les savans se doivent mutuellement. Tout à coup je me vois attaqué par vous, et avec une hostilité des plus acharnées. Toutefois, j'ai trouvé un adoucissement à mon chagrin dans la généralité de votre sentence de condamnation. Je me vois au moins en bonne compagnie: enveloppé dans la même disgrace avec MM. *de Chézy*, *Bopp*, *W. de Humboldt*, *Eugène Burnouf*, *Lassen*, *Rosen*, *Loiseleur Deslongchamps*, *Rückert*, *Ewald*, etc., je partage volontiers le sort de tant d'hommes de mérite. Vous déclarez que tous les Indianistes du Continent sont des ignorans, qui connaissent à peine les rudimens de la grammaire; et ce qui est pire, que ce sont des ignorans présomptueux qui, n'étant que des écoliers, se sont érigés en maîtres et ont entrepris des travaux au-dessus de leurs forces. Vous ne leur faites pas ce dernier reproche expressément, mais c'est la conséquence immédiate de votre assertion.

---

*) Voyez l'Appendice sous la lettre F.

La plus grande franchise dans les jugemens littéraires est non seulement de droit, elle est fort avantageuse aux progrès des sciences. Néanmoins, lorsqu'on croit devoir prononcer une sentence rigoureuse, il paraît équitable de la motiver, et de la faire précéder d'un examen détaillé. C'est particulièrement le cas, quand il s'agit d'un genre d'érudition, cultivé par un très-petit nombre de personnes: où par conséquent la masse des lecteurs peut se laisser imposer par l'autorité d'un nom. Vous ne vous êtes pas borné à blâmer tel ou tel ouvrage; vous dépréciez indistinctement tous les travaux des Indianistes du Continent; encore votre dédain ne s'arrête pas là: il s'adresse directement aux auteurs de ces travaux. Vous prononcez vos arrêts comme du haut du trépied,

Auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.

Du alte ſtolze Rom, die, was der Erdkreiß faßt,
Zum Prunk herbeigeſchleppt vom Rheine, wie vom Nile;
Die du des Herrſchers Kraft, des Herrſchers Hochgefühle
Auf deiner Werke Stirn ſo hell geſtempelt haſt.

Trophä'n, die ihr dem Blick des Tages wißen laßt,
Daß Menſchenwitz und Fleiß mit Elementen ſpiele!
Du Circus, wo vordem Barbaren, bei'm Gewühle
Des rohen Volks, ihr Blut zum Scherze hingepraßt!

Ihr alle habt umſonſt Unſterblichkeit gefodert;
Ihr, die ihr ſchon vorlängſt, wie eure Schöpfer modert
Ihr, die der Säclen Grimm in's Nichts darnieder ſchmiß!

Weil denn der Zeiten Zahn Granit und Stahl zerwühlet,
Was klag' ich, daß nun auch mein grauer Flaus ihn fühlet,
Den ich zwei Jahre trug, der heut am Aermel riß?

et jamais oracle plus foudroyant n'est sorti même de la grotte souterraine de Trophonius.

Vous direz peut-être, Monsieur, que l'on n'est pas en droit de vous demander compte d'une lettre confidentielle. Mais votre Mémoire était destiné à être mis sous les yeux de tous les membres de la Convocation d'Oxford; le feu Evêque de Calcutta a recommandé de le faire circuler le plus largement possible. Ce Mémoire doit donc être considéré comme un imprimé, livré au public; et en lui donnant une plus grande publicité par ma réimpression, je ne crois pas commettre une indiscrétion. Je ne veux point supposer que votre intention ait été de donner aux membres de cette célèbre Université une idée défavorable des Indianistes du Continent, sans que ceux-ci, dont la réputation y périclite, en eussent rien appris. Ce serait faire tort à votre délicatesse.

Les statuts de l'ordre de Marie Thérèse portent, qu'un militaire qui veut devenir chevalier, doit citer ses faits d'armes, et produire des témoins. Je vois que le même usage est établi à l'égard des candidats qui ambitionnent une chaire à Oxford. Pour un savant modeste c'est assurément une fâcheuse nécessité de devoir parler de soi, et vanter ou faire vanter son propre mérite. Mais dans votre position, Monsieur, ne pouviez vous pas éviter de le faire aux dépens d'autrui? Il me semble que vos titres étaient assez valables sans cela. Tout cet alinéa qui nous concerne, est un épisode, un hors-d'œuvre dans un projet d'enseignement. Vous commencez par poser en principe que c'est une qualité indispensable dans le premier professeur de langue sanscrite, d'en avoir acquis la connaissance dans l'Inde. N'aurait-il pas été à propos de placer ici en marge un signe typographique, usité dans les vieux livres, et servant à diriger l'attention vers un point principal: c'est à dire, une petite main avec le doigt indicateur étendu? Que de concurrens exclus par l'admission de votre principe! Vous avez craint apparemment que les électeurs pourraient bien appeler à cette chaire quelque étranger. Sous ce rapport vous pouviez être tranquille. Pour ma part, je puis vous assurer qu'on n'a pas pensé à moi, et que je n'y ai pas pensé non plus. Si j'avais pu avoir quelque influence sur cette élection, je l'aurais employée tout entière en faveur de M. Haughton, par les motifs développés dans une lettre que je lui ai adressée, et qu'il a fait imprimer parmi tant d'autres témoignages honorables que des savans distingués lui ont donnés.

Le reste de cet alinéa est destiné à prouver votre principe; mais la démonstration est peu satisfaisante. Quand même on vous accorderait que tous les Indianistes du Continent actuellement existans „sont incapables de communiquer des notions complètes et exactes de la littérature classique des Hindous, de leur poésie, de leur mythologie, et de leur science": s'ensuit-il qu'un Anglais, un Français ou un Allemand ne puisse pas acquérir ces connaissances sans quitter l'Europe? Cela aurait pu se soutenir il y a trente ans, mais aujourd'hui tout est changé. Les livres imprimés où l'on peut puiser une partie de ces connaissances, sont à notre disposition; il existe aussi à Londres et à Paris de riches dépôts de manuscrits; la seule chose dont il faille se passer, quand on n'a pas de vocation pour aller aux grandes Indes, ce sont les leçons des savans indigènes. Or, quelque utiles que puissent être, sous plusieurs rapports, leurs communications orales, on sait de reste qu'il faut les recevoir avec une grande circonspection. Dès qu'il s'agit de s'élever à des considérations générales, et d'assigner à l'Inde ancienne sa place dans une histoire philosophique du genre humain, nous ne consulterons plus les Pandits, parce que les points de comparaison leur manquent. Le siège de la critique historique et philologique est en Europe; nous avons vu des exemples qu'on la perd facilement de vue en Asie. Feu M. Alexandre Hamilton, qui fut en effet le premier professeur de langue sanscrite en Angleterre, remplissait la condition d'avoir acquis ses connaissances dans l'Inde. Il en possédait d'assez étendues en fait de bibliographie, comme le prouve son catalogue de la Bibliothèque royale à Paris. Mais son édition du Hitôpadèsa et son analyse des premières pages de ce livre, décèlent sa faiblesse dans la partie élémentaire, que vous dédaignez si fort, et qui est pourtant la base de tout le reste.

Puisque vous m'avez fait l'honneur de parler de mes travaux, permettez-moi d'en dire aussi quelques mots de mon côté. Vous dites „*que je*

„*ne me suis pas hasardé* à rien traduire qui n'eût „été traduit auparavant par des savans anglais.“ — Par ma Comparaison de quelques passages du Hitôpadêsa dans les deux traductions existantes (voyez l'Appendice sous la lettre D) vous pourrez vous convaincre que je me hasarde à traduire tout autrement que mes prédécesseurs, et des prédécesseurs célèbres, ce qui, à mon avis, est bien plus aventureux que de traduire ce qui ne l'a point encore été. — Au reste je suis très-disposé, Monsieur, à profiter des lumières de mes devanciers. Dans une entreprise ardue l'on ne saurait s'entourer de trop de secours. Je n'ai pas eu la prétention de mettre au jour quelque chose d'entièrement neuf, et de passer d'abord aux problèmes les plus abstrus de la littérature sanscrite. J'ai pensé qu'il fallait marcher pas à pas, et que ce qu'il y avait de plus utile à faire pour le moment, c'était de donner des éditions correctes de quelques ouvrages importans et fondamentaux, qui cependant ne fussent pas trop difficiles. J'ai choisi à cet effet la Bhagavad-Gità, le Râmâyana et le Hitôpadêsa. Jusqu'ici je n'ai pu faire paraître que ma traduction du premier de ces livres. Dans la préface j'ai rendu justice à celle de M. Wilkins. Mais à parler exactement: ce poème si remarquable était-il traduit en entier? M. Wilkins avait laissé en sanscrit beaucoup de termes de métaphysique, que j'ai essayé de rendre en latin. Mon attention était dirigée principalement vers la correction du texte. J'ai corrigé, d'après les manuscrits, les fautes de l'édition de

Calcutta qui sont au nombre de plus de soixante dans un poëme de sept cent distiques. Il m'est échappé aussi quelques erreurs: je les corrigerai dans une seconde édition que je prépare. Heureusement le texte de ce livre révéré ayant été conservé avec des soins scrupuleux, est d'une rare pureté et authenticité; il n'y avait pas lieu à la critique conjecturale. Un seul passage à la fin du poëme m'a paru exiger une émendation. M. Bopp, dans le Journal des Savans de Gœttingue en réconnut d'abord la justesse. La corruption est si ancienne que le commentateur Sridhara-Svâmin a déjà eu sous les yeux la leçon vicieuse, qu'il s'efforce vainement de justifier. La plupart des manuscrits la donnent également. J'ai cependant retrouvé mon émendation dans deux manuscrits, dont l'un, provenant du Népal, est conservé dans la bibliothèque de la Compagnie des Indes Orientales, l'autre est en ma possession. Vous pourrez voir quelques autres exemples de conjectures autorisées par des manuscrits, dans les notes que M. Haughton a jointes à son édition de la Loi de Manou (p. 334, 339 et 340) dans celle de M. Loiseleur Deslongchamps (p. 366) et dans la seconde édition de l'épisode de Nalus par M. Bopp (p. 220). Dans la philologie classique, lorsque des émendations, proposées par conjecture, sont confirmées par des manuscrits collationnés postérieurement, on regarde cela comme une preuve de familiarité avec le génie de la langue et le style des auteurs. N'accorderiez-vous pas la même faveur aux Indianistes?

Apparemment, Monsieur, vous envisagez les devoirs d'un éditeur de textes sanscrits tout autrement que moi. Je pense qu'il faut y appliquer dans toute leur rigueur les principes de la critique philologique. Je ne fais rien imprimer sans l'avoir examiné à plusieurs reprises, avec toute l'attention dont je suis capable; je pèse, pour ainsi dire, chaque mot et chaque syllabe. Je ne néglige aucun manuscrit auquel je puis avoir accès, quoique l'expérience ne m'ait que trop bien appris, que la plupart ont été faits par des copistes ignorans, qui ne comprenaient pas ce qu'ils écrivaient. Quelquefois un manuscrit très-fautif fournit un secours inattendu, et la diversité des fautes même peut mettre sur la trace de la vraie leçon. Il y a des corrections tellement évidentes, qu'on peut les mettre hardiment dans le texte; celles qui sont moins sures, peuvent être reservées pour les notes; et quand on n'a rien de plausible à proposer, il faut au moins marquer le passage comme suspect. Dans l'ancienne poésie épique on rencontre parfois des inflexions, des formes dérivatives et des constructions qui semblent être contraires aux règles de la grammaire: mais avant de les rejeter, il faut examiner si ce ne sont pas des licences, des archaïsmes, autorisés par les grammairiens et les scoliastes, sous le nom *ârsha*, c'est à dire *l'usage des anciens sages.*

Dans la préface de mon Râmâyana j'ai rendu un compte général de mon travail de critique sur ce poëme. Dans le commentaire du Hitôpadèsa que j'ai publié conjointement avec M. *Lassen*, celui-ci s'est chargé de la tâche laborieuse de citer toutes les variantes, de développer les motifs de notre choix et de nos émendations, enfin d'éclaircir les phrases obscures ou douteuses par des passages parallèles. Il a marqué aussi nos erreurs: nous jouons à jeu découvert. De tels développemens ne seraient pas toujours praticables, mais nous avons pensé qu'il était utile d'en donner une fois l'exemple.

Voilà la route que M. Colebrooke a tracée le premier pour la philologie sanscrite. Parmi vos compatriotes M. Haughton est le seul, à ma connaissance, qui ait marché sur ses traces. Chez les Indianistes du Continent ces principes sont généralement réconnus, quoique l'application n'en soit pas toujours également heureuse.

Vous au contraire, Monsieur, habitué comme vous l'êtes à commander le travail subalterne des Pandits, vous ne semblez guère avoir médité sur la nécessité de ces minuties; vous les croyez peut-être au dessous de la dignité d'un homme qui, par son vaste savoir, embrasse toute la littérature sanscrite. Quant à moi, j'aimerais mieux passer pour un éplucheur de syllabes, que de gâter par ma négligence des textes importans, de précieux monumens de l'antiquité.

Le seul ouvrage sanscrit, imprimé en entier, qui porte votre nom comme éditeur, est le *Mêghadoûta*. Mais ici l'original n'est qu'un accessoire de votre imitation libre en vers rimés. Dans vos notes vous relevez le mérite poétique de ce petit morceau gracieux, vous rendez sensible la propriété des images par la description des phénomènes naturels sous le ciel de l'Inde, vous expliquez les allusions géographiques et mythologiques, enfin vous citez des passages analogues des poëtes classiques et anglais. Mais vous ne vous êtes pas engagé dans l'analyse de ces constructions tortueuses, de ces longs mots composés, qui peuvent arrêter un lecteur assez exercé. Vous avez procuré une jouissance aux amateurs de la poésie descriptive, mais vous n'avez nullement facilité l'intelligence de l'original. Votre étude du Mêghadoûta n'a pas non plus profité à votre dictionnaire, publié six ans plus tard : beaucoup de termes dont le poëte se sert, y sont omis. Vous traduisez (strophe 48) *indranîla* par *saphir*. C'est la vraie signification, le nom même l'indique. Comment se fait-il que cette même pierre *indranîla*, dans votre dictionnaire, soit devenue une *émeraude ?* Vous citez à tort l'autorité de Hêmachandra : cette fois-ci votre Pandit a lu bien négligemment le lexicographe.

Le Nuage Messager de Câlidâsa, ayant été l'objet d'une admiration peut-être excessive, a trouvé de nombreux commentateurs, dont vous pouviez consulter les explications. Je présume que le soin de l'impression a été confié à *Bâbou-Râma*, à ce Pandit, employé autrefois par M. Colebrooke, qui sur le titre de ses éditions se nomme naïvement *l'ingénieux Bâbou-Râma*. Au moins on y réconnaît son orthographe toute particulière, les mots enchevêtrés par la transformation inutile du *visarga* en sifflante devant les sifflantes, et de l'*anusvâra* final en la nasale qui correspond à la consonne suivante. Cependant je vous préviens qu'il s'est glissé, aussi-bien dans le poème que dans les vers sanscrits cités par vous, plusieurs fautes qui ne sont pas indiquées dans l'errata. Deux points de trop dans la seconde ligne de la deuxième strophe dérangent toute une construction. Le vague de votre traduction versifiée ne permet pas toujours de démêler jusqu'à quel point vous avez saisi la pensée du poète; mais les passages en petit nombre que vous avez traduits littéralement en prose, ne sont pas exempts de méprises. Vous dites (p. 44) que *le nuage est d'un rouge foncé, par le reflèt des roses de la Chine, abondantes en cette saison.* Demandez aux opticiens, si cela est possible. Toutes les roses de Pestum et de la vallée de Jéricho n'y suffiraient pas. Aussi Câlidâsa ne s'est-il pas rendu coupable d'une pareille exagération. Il dit que le nuage reçoit le reflèt du soleil couchant, coloré comme les roses de cette espèce, fraichement écloses.

सांध्यं तेजः प्रतिनवजपापुष्परक्तं दधानः ।

C'est un phénomène que les poètes de tous les pays, à commencer par Homère, ont décrit mille fois.

Mais il y aurait des erreurs plus graves dans votre édition, publiée en 1813, que la date les excuserait. Je prendrai pour mesure de votre manière d'entendre la critique et l'interprétation des textes, l'ESSAI SUR L'HISTOIRE SANSCRITE DE CACHEMIRE, imprimé en 1825 dans le XV. Vol. des Recherches Asiatiques. Cet ouvrage, dont on doit la première connaissance à l'extrait d'Aboulfazel, avait depuis long-temps attiré l'attention des savans. Quelle qu'en soit la valeur intrinsèque, il est fort curieux, parce qu'il est unique en son genre. La première partie, la *Râja-Taringinî* (ou plutôt *Tarangini?*) qui remonte jusqu'aux temps héroïques, et dont l'auteur, écrivant au milieu du douzième siècle de notre ère, assure avoir suivi des autorités plus anciennes, doit être la plus intéressante, et vous auriez rendu un grand service à ceux qui s'occupent de recherches sur l'histoire ancienne de l'Asie, en publiant l'original en entier. Mais vous avez jugé cela impraticable, parce que les trois manuscrits que vous aviez entre vos mains, sont tous très-fautifs. Outre ces copies vous étiez cependant en possession de plusieurs ouvrages persans, contenant des traductions ou des extraits de l'histoire de Cachemire, qui, malgré leur inexactitude, comme vous le remarquez vous même, peuvent quelquefois servir à constater les leçons de l'original. En vous laissant décourager si vite, vous avez manqué une belle occasion de faire briller votre sagacité. C'est précisément le triomphe d'un critique consommé dans son art, de savoir rétablir un texte tolérablement correct avec des matériaux défectueux.

Les vers peu nombreux que vous avez donnés en original, fourmillent en effet de fausses leçons. J'ignore si elles se trouvent toutes dans tous vos manuscrits, ou si elles se sont introduites pendant

Die Tiroler.

Tragiſche Scene.

Tiroler.
Sag', Weib! haſt bei dem fremden Herrn geſchlafen?
Tirolerin.
Ach ja! Mit Wehmuth muß ich dir's geſtehn.
Tiroler.
Erſt machten die Franzoſen mich zum Sclaven,
Zum Hahnrei nun: es iſt nicht auszuſtehn!
Tirolerin.
Du darfſt mich, lieber Mann, ſo hart nicht ſtrafen;
Es iſt vielleicht kein dutzend Mal geſchehn.
Tiroler.
Nicht heißen will ich ein tiroler Jäger,
Erſchieß' ich nicht den Kerl mit eigner Hand.
Tirolerin.
Des Nachbars Liſel nahm den Trommelſchläger;
Mein Liebſter iſt des Marſchalls Adjutant.
Du haſt dich, wahrlich, meiner nicht zu ſchämen,
Denn meine Tugend hielt ſich manches Jahr.
Verſuch' es nur, mich in dein Bett zu nehmen;
Du findeſt ganz mich wieder, wie ich war.
Tiroler.
Nein, ſag' ich, nein! Daß ich dich nicht zerbläue!
Erprobe jetzt des Adjutanten Treue!

l'impression exécutée sous vos yeux. La dernière supposition serait encore moins favorable à l'éditeur que la première. Plusieurs de ces fautes sont palpables, et la correction eût été très-facile. Néanmoins vous n'en avez proposé aucune ; vous n'avez pas seulement averti vos lecteurs que le passage est corrompu ; sans votre déclaration préalable sur la qualité des manuscrits, on pourrait croire que vous ne vous en êtes pas aperçu.

Examinons quelques-uns de ces vers défigurés, et voyons si nous ne pourront pas les rehabiliter jusqu'à un certain point sans le secours des manuscrits. — P. 114 :

तस्मिनसवरे वौद्ध्धाऽपि प्रज्वलितां ययुः ।

Le न् final du pronòm devait être doublé, parce qu'il est précédé d'une voyelle brève et suivi d'une autre voyelle; असवर् est un mot inouï, il faut transposer les lettres : अवसर् ; le nom des Bouddhistes est doublement corrompu : il y a un व au lieu d'un ब, et dans la seconde syllabe un ध de trop. Le second hémistiche n'a que sept syllabes ; cela vient de ce que vous avez élidé mal à propos l'A initial de la particule : les règles de la grammaire, aussi bien que celles de la versification, en exigent le rétablissement. प्रज्वलितां est au moins un mot suspect, dont il faudrait prouver la réalité par des exemples authentiques. Il faut lire sans doute प्रज्वलतां ; c'est le substantif abstrait, régulièrement dérivé de l'adjectif प्रज्वल qui se trouvé marqué dans votre dictionnaire. Voilà six fautes dans un seul vers, qui doit être lu ainsi :

तस्मिन्नवसरे बौद्धा अपि प्रज्वलतां ययुः ।

Votre traduction n'est pas exacte: „*In that time* „*the Bauddhas maintained the ascendancy.*“ Vous n'avez pas saisi la force de la particule; le verbe aussi marque un mouvement, un progrès. L'historien dit: „à cette époque les Bouddhistes parvin„rent encore davantage à la supériorité.“

Dans le distique suivant vous avez décliné क्रिया au masculin, ce qui est impossible:

क्रियान्नीलपुराणोक्तानच्छिन्दन्नागमद्विषः

Il faut mettre ou l'accusatif du singulier, ou le véritable accusatif du pluriel:

क्रिया नीलपुराणोक्ता अच्छिन्दन्नागमद्विषः ।

Le concours de voyelles dans la césure qui en résulte, n'a rien d'irrégulier. Il en est comme dans le premier vers, tel que je l'ai rétabli. D'après une règle générale la synalèphe n'a pas lieu, lorsqu'un *visarga* a été élagué. P. 110:

ते तुरुष्कान्वयोद्भूता ऽपि पुण्याश्रया नृपाः ।
शुष्कलेत्रादिदेशेषु मठचैत्यादि चक्रिरे ॥
प्राज्ये राज्यक्षणे तेषां प्रायः कश्मीरमण्डलम् ।
भोज्यमास्ते स्म बौद्धानां प्रव्रज्योर्जिततेजसाम् ॥
तदा भगवतः शाक्यसिंहस्य परिनिर्वृते ।
अस्मिन् महीलोकधातौ सार्धं वर्षशतं ह्यगात् ॥
बोधिसत्त्वश्च देशे ऽस्मिन्नेकभूमीश्वरो ऽभूत् ।
स च नागार्जुनः श्रीमान् षडर्हद्वनसंश्रयी ॥

Parmi les huit vers cités, il y en a deux de mutilés. Dans le premier il faut rétablir अपि au lieu de ऽपि, par les mêmes raisons qui s'appliquent aux deux passages précédens; dans le septième, où l'élision de l'A initial est régulière, il faut mettre l'imparfait ऽभवत् au lieu de l'aoriste ऽभूत्. Je crois qu'on peut laisser passer le premier vers du second distique, en admettant que le style de l'auteur n'était pas tout-à-fait classique. Dans le vers suivant, au lieu de न nous écrirons स्म, particule qui communique au présent du verbe précédent la signification du prétérit; et nous rétablirons le nom des Bouddhistes, corrompu en वौडुनां au lieu de बौद्धनां. Dans le premier vers du troisième distique vous trouvez nécessaire de changer पुर en परि. Un prêtre Barmane doit être bon juge des termes théologiques du Bouddhisme; si celui que vous avez consulté, n'avait pas rejeté la leçon du texte, j'aurais cru quelle pouvait se soutenir. Parmi les significations de पुर vous donnez dans votre Dictionnaire celle de *corps*; ainsi पुर्निर्वृति serait la délivrance de l'ame du corps terrestre. — „The term *puranirvrité* should be *parinirvrité*, „the sixth case of *parinirvriti*.“ Le sixième cas ou le génitif prend un *visarga*; il fallait donc écrire dans la note et dans le texte: *parinirvritéh*, परिनिर्वृतेः । — Ensuite, comment voulez-vous faire entrer le génitif dans la construction? Elle exige l'ablatif, qui s'employe ici comme l'ablatif latin avec la préposition *ab*. Dans cette déclinaison en effet ces deux cas ne se distinguent pas par la forme: c'est ce qui vous a fait prendre le change. Le premier hémistiche du vers suivant semble avoir besoin d'un remède que je ne sais pas lui administrer. P. 97.

भ्रष्टद्व्यधिकामब्दशताद्वविंशतिं नृपाः ।
अपोषन्नभो काश्मीरान् आनन्दाद्याः कलौ युगे ॥
भारतं द्वापरान्ते भूदायेति विमोहिताः ।
केचिदेतां मृषा तेषां कालसंख्यां प्रचक्रिरे ॥

[illegible] वर्षं संख्याय भूभुजां ।
भुक्तकालगणनैः शेषो [illegible] परिवर्जितात् ॥
शतेषु षट्सु सार्धेषु त्र्यधिकेषु च भूतले ।
कलेर्गतेषु वर्षाणामभवन् कुरुपाण्डवाः ॥
लौकिकेऽब्दे चतुर्विंशे शककालस्य सांप्रतं ।
सप्तत्याभ्यधिकं यातं सहस्रं परिवत्सराः ॥
प्रायस्तृतीयगोनन्दादारभ्य शरदां तदा ।
द्वे सहस्रे गते त्रिंशदधिकं च शतत्रयं ॥
वर्षाणां द्वादशशती षष्टिः षड्भिश्च संयुता ।
भूभुजां कालसंख्यायां तद्द्वापञ्चाशतो मता ॥
ऋक्षादृक्षं शतेनाब्दैर्यात्सु चित्रशिखण्डिषु ।
तच्चारे संहिताकारैरेवं दत्तोत्र निर्णयः ॥
आसन्मघासु मुनयः शासति पृथ्वीं युधिष्ठिरे नृपतौ ।
षड्द्विकपञ्चद्वियुतः शककालस्तस्य राज्ञश्च ॥

Ce passage est fort important, parce que l'auteur y expose son système chronologique; mais il est assez compliqué. A la fin du troisième distique vous traduisez परिवर्जितात् par: „*abandoning that computation.*“ Ces mots ne peuvent pas signifier cela; d'ailleurs ce serait un enjambement. Le mot विवर्जित qui ne se trouve pas dans votre Dictionnaire, s'employe souvent de la soustraction. Si on garde l'ablatif, il faut le joindre avec काल et le pronom se rapporterait à कलि. Mais si on le met au nominatif, ce que je crois préférable, परिवर्जितः, il serait l'épithète de शेषः, et alors on pourrait rapporter le pronom au mot वर्षं dans le vers précédent. La construction reste toujours un peu embarrassée.

Je laisse de côté quelques leçons douteuses, et je m'arrête au huitième distique. Le premier hémistiche est défiguré par deux fautes monstrueuses, qu'on peut cependant corriger avec une parfaite certitude. Il faut lire: ऋक्षादृक्षं शतेनाब्दैः । Je ne comprends pas तच्चारे au commencement du second vers. Vous ne donnez dans votre Dictionnaire que deux significations de ce mot, dont aucune ne peut s'appliquer ici. Puisque les vers suivans sont une citation du fameux Astronome *Várdha-Mihira*, il est naturel de supposer que l'historien aura nommé le titre de l'ouvrage dont ces vers sont tirés, c'est à dire *Várdhí-Sanhitá*. Ensuite *kára* se dit en effet de l'auteur d'un livre, par exemple *tíká-kára*, commentateur. Mais comme il s'agit ici d'un astronome dont l'autorité est d'un grand poids, le mot *áchárya*, maître, instituteur, semble être plus convenable. C'est ainsi qu'un astronome grec est appelé *yavanáchárya*. Le pluriel employé pour un seul auteur ne doit pas nous arrêter: c'est une marque de respect. Je propose donc de lire:

ऋक्षादृक्षं शतेनाब्दैर्यात्सु चित्रशिखण्डिषु ।
वाराहीसंहिताचार्यैरेवं दत्तोऽत्र निर्णयः ।

et je traduis: „Puisque la constellation des Sept „Sages passe d'une maison lunaire à l'autre en cent „ans, l'auteur de la Várâhi-Sanhitá donne la „confirmation de ce calcul de la manière suivante."

Les Sept Sages sont, comme l'on sait, les étoiles principales de la grande Ourse. Calhana parle de ce prétendu mouvement, que les anciens astronomes de l'Inde attribuaient à cette constellation, et que M. Colebrooke a discuté à fond.

Vous traduisez: „*Confirmation of the date is* „*derivable from the calculation made by astrono-*

„mical writers of the motion of the seven Rishis, „which goes from star to star (i. e. performs a „complete revolution) in 100 *years.“* Les mots *from star to star* ne présentent point de sens clair. En effet le mot *ricsha* signifie aussi en général étoile, constellation; mais ici il est synonyme de *nacshatra*, maison lunaire. C'est ainsi que Varâha-Mihira l'a employé dans un vers cité par M. Colebrooke, qui contient la même doctrine. Les mots que vous avez mis en parenthèse renferment une erreur matérielle. Puisque, d'après cette théorie, les Sept Sages séjournent cent ans dans chaque maison lunaire, leur révolution ne s'accomplit que dans 2700 ans, et c'est ce que *Sâkalya* enseigne expressément.

Je remarque en passant, qu'aucun des trois calculs chronologiques dont vous avez fait suivre ce passage, ne s'accorde parfaitement avec les données de Calhana. Cela vient de ce que vous y avez mêlé un élément hétérogène, à l'égard duquel vous n'êtes pas d'accord avec vous même. Vous donnez la date de votre dissertation, écrite en 1820; vous la réduisez à l'an du Cali-Youga et à l'an du Sâca 1744. Mais l'an 1820 de notre ère coïncide avec Sâca 1742; et dans la supposition de Calhana, le Cali-Youga aurait commencé 3101 avant J. C.; l'an 1820 serait donc 4919 de cette époque. Rectifiez ces chiffres, et vous verrez qu'il n'y a aucune erreur dans les calculs de l'historien.

Vous vous écartez encore bien avantage de votre auteur dans votre table chronologique p. 81

et 82; mais n'ayant pas le moyen de vérifier les causes de ce désaccord, je reviens à mes observations grammaticales.

L'ouvrage de Calhana étant versifié, je fus surpris de trouver à la page 34 une ligne qui ne peut se reduire à aucune mesure connue:

क्रूरः कल्कान्तिकारिभिः संधिमतिः शूले समारोप्य विपाटितः ।

Ce sont *disjecti membra poetae.* En transposant le premier mot, j'y ai retrouvé un vers régulier avec le second hémistiche du vers précédent:

— — — — कल्कान्तिकारिभिः ।
क्रूरः संधिमतिः शूले समारोप्य विपाटितः ॥

P. 20:

अथावहदशोकाख्यः सत्यसंधो वसुंधरां ।
यः शान्तवृजिनो राजा प्रपन्नो जिनशासनं ॥

„*Then the prince Asóka, the lover of truth, ob-„tained the earth; who sinning in subdued affec-„tions, produced the Jina Sásana.*" P. 19 vous dites, en vous référant à ce passage: „*It appears „that this prince did not introduce, but invented „or originated the Jina Sásana.*" Je ne comprends rien à votre traduction. Dites-nous, de grace, comment on pèche en subjuguant ses affections? Les moralistes indiens inculquent au contraire la nécessité de tenir ses sens et ses passions dans la sujétion, pour être en état de remplir ses devoirs. Et que veut dire: „il produisit ou inventa le *Jina Sásana*", c'est à dire la doctrine de Bouddha? Asóka aurait donc été identique avec le fondateur de cette religion? *Jina* est donné par Amara-Sinha comme un synonyme de Bouddha, et c'est ainsi qu'il doit s'entendre à cette époque de l'histoire. La secte moderne des Jaïnas à hérité des Bouddhistes même son nom. D'ou viennent ces contresens? De l'oubli de la grammaire. Le mot composé शान्तवृजिनः appartient à la classe *Bahuvrîhi*, et doit être analysé ainsi: शान्तानि वृजिनानि यस्य सः । Comme participe, शान्त signifie *apaisé*, comme adjectif, *tranquille*, mais il se dit aussi d'un feu éteint. Ensuite vous avez pris le participe passif प्रपन्नः dans un sens actif, ce qui est impossible; mais il peut être neutre ou réfléchi. Je traduis donc:

„Ensuite un roi appelé Asôka, loyal dans ses „engagemens, gouverna le pays; lequel, ayant effacé „ses péchés, se convertit à la doctrine des Jinas.“

Ce distique est parfaitement correct, et ne présente aucune difficulté grammaticale; mais j'y vois une grande difficulté historique. Comment cela s'accorde-t-il avec ce que l'historien raconte de ce même prince, qu'il obtint par ses austérités religieuses la faveur de Siva qui lui accorda un fils, destiné à chasser les Barbares? Et si Calhana professait le culte brahmanique, comment pouvait-il louer la sainteté d'un prince apostat? Ou s'était-il fait une loi de l'impartialité historique? — On pourrait soupçonner que le texte eût été falsifié à dessein, et qu'un adhérent de la secte des *Jinas* eût substitué ce mot à un autre qui exprimait la foi orthodoxe, par exemple *Sruti*. Cependant *Aboulfazel* a déjà lu la même chose dans la traduction persanne, faite par ordre de l'empereur Acbar *).

---

*) Dans la traduction de *Gladwin* (Ayeen Akbery Vol

Dans le distique suivant:

पुत्रैः संजनिते देहे स तदुचितकर्मो नृपः ।
तपःसंतोषितात्लेभे भूतेशात् सुकृतीसुतं ॥

vous avez pris les dernières cinq syllabes pour un mot composé, en traduisant: *an excellent son.* Cela serait contraire aux règles de la composition, trop connues pour qu'il soit nécessaire de les rappeler ici. Il faut détacher les mots, et appliquer l'épithète au père.

P. 21.

बोधिसत्त्वैकशरणाः कांक्षंत्यल्पसः स्वयं ।
लोके भ्रान्तो लोकनाथाद्रागभ्य केचन ॥
ते हन्तव गतक्लेशान् बोधिसत्त्वावलोकि तान् ।
घातके ऽपि न कुप्यंति क्षमया चांतकुर्वते ॥
बोधिं स्वस्यैव नेच्छन्ति ते विशुद्धगोपताः ।

Le participe féminin कांक्षंत्यः doit être mis au masculin: कांक्षंतः, le *visarga* de हन्तवः au lieu d'être élagué, doit être transformé. Je ne vois pas par quoi pourraient être régis les deux accusatifs suivans, et je pense qu'il faut les changer en nominatifs. La dernière syllabe de ce vers est mal à propos détachée des précédentes, avec lesquelles elle ne forme qu'un seul mot. Dans le cinquième

---

II, 179) on lit; „*Ashowg* (Asôka) *established*, *during* „*his reign*, *the Brahminy rites*, *and substituted in their* „*stead those of Jyen.*" Comme les deux choses sont contradictoires, *established* est probablement une faute d'impression, au lieu de *abolished*. Cette traduction de *Gladwin* est faite avec une telle négligence et incapacité, que rien ne doit nous étonner. D'autre part M. Colebrooke ne dit pas un mot de l'apostasie d'Asôka. As. Res. Vol. IX, p. 294.

vers चेष्टन्ति n'est point une forme légitime: il faut mettre चेष्टन्ते. Voyez votre dictionnaire sous l'article चेष्.

„*Those who are Bodhisatwas trusting to the* „*one great refuge, are desirous of the destruction* „*of darkness; they proceed in the universe of the* „*Lord, from the Lord of the universe, and are* „*not wroth sinfully at the distresses inflicted on* „*animal nature unpervaded by waking truth, but* „*alleviate them by patience. Those who seek to* „*understand themselves, they are strenuous in* „*bearing all.*"

Cette traduction est en partie fausse, en partie inintelligible. Vous avez pris le premier mot pour un *dvandva* ou composé agrégatif, et c'est un *tatpurusha*, qu'il faut analyser ainsi: बोधिसत्त्वे ou बोधिसत्त्वमेकं शरणं येषां ते । Vous traduisez l'absolutif आरभ्य par: *they proceed;* il signifie *à commencer par.* D'où avez vous pris les souffrances de la nature animale? गतक्लेश signifie au contraire celui dont les souffirances sont passées. Vous prenez अवबोधित dans un sens négatif. Je ne me rappelle pas d'avoir jamais rencontré ce mot dans un auteur brahmanique; probablement il appartient au style des théologiens bouddhistes. La liaison semble exiger un autre sens. Dans le premier hémistiche du quatrième vers vous avez pris पापाय pour un adverbe: *sinfully;* tandis que c'est un substantif au datif, exprimant l'objet de la colère.

Ces vers sont une exhortation à la tolérance envers les Bouddhistes, adressée au roi Jalôca par une voix céleste. Vous dites que cette divi-

Tirolerin.

So muß ich denn allein in's Lager gehn,
In's Hauptquartier, wo die Soldaten ſtehn.
Geſchieht mir da Gewalt an Ehr' und Leibe,
So biſt du einzig an dem Unheil Schuld.
(ab.)

Tiroler.

Ja doch! Gewalt an einem ſolchen Weibe!
Du fändeſt wohl darein dich in Geduld.
(Zu ſeinen Waffengefährten, die ſich unterdeſſen verſammelt haben.)
Auf, Brüder, auf! die Freiheit zu erkämpfen,
Und der Franzoſen Buhlerſchaft zu dämpfen.
Nun blaſ't! Entflammt den kriegeriſchen Zorn!
An Hörnern fehlt's nicht: jeder trägt ſein Horn.
(Marſch von Waldhörnern, wobei die ganze Schaar ausrückt.
Hierauf Wechſelchöre hinter der Scene.)

Erſter Chor.

(ſpielt die Melodie des alten Jägerliedes: Le bon roi Dagobert.)

Madame Dagobert
Aimait un jeune homme bien vert.
Le grand saint Eloi
Lui dit: o mon Roi,
Vous étes cocu;
J'en suis convaincu!
Eh bien! lui dit le Roi,
Il en est bien d'autres que moi.

Zweiter Chor. (nach Shakſpeare.)

Erſte Stimme.

Was kriegt der, der die Gems erlegt?

Zweite Stimme.

Ihr ledern Kleid und Horn er trägt.

nité qualifia le roi lui-même de *Bôdhisatwa*. Étant adonné au culte de Siva, il en aurait peut-être été peu flatté; mais dans les vers cités je n'en vois pas la trace. Le terme *Bôdhisatwa* est bien connu dans tous les pays bouddhistes. Il signifie un successeur, un réprésentant de Bouddha et, d'après les élémens du mot, un Contemplatif parfait. On ne peut traduire qu'en hésitant un passage qui pourrait bien cacher encore d'autres fautes que celles qui sont à la surface. Cependant la teneur générale de ce discours est claire. La divinité dit que les adhérens de Bouddha et de ses successeurs sont des gens fort paisibles, qui ne font du mal à personne, qui supportent même les injures, et sont portés à la vie contemplative. L'on accorde à une voix miraculeuse un peu de galimathias, mais la dose que vous y avez mise, est trop forte.

Vous avez cité quelques autres textes, dont vous pouviez sans doute consulter de bons manuscrits; ils n'en sont pas plus corrects. Dans les six vers du *Mahâ-Bhârata*, cités p. 12, il y a deux fautes d'orthographe. Dans ce vers isolé du même poème :

वदा विद्वन्सः पाण्डु कर्मं सत्त्व न भावं ।

outre une ou deux fautes d'orthographe, le dernier hémistiche est mal scandé : une syllabe longue est absolument inadmissible dans la cinquième place. De plus, par cette fausse leçon, la particule इति est perdue, qui est nécessaire ici pour marquer la fin d'un discours. On verra cela plus clairement, en mettant ce vers dans sa liaison :

ऊचुः केचिन्न तस्यैते तस्यैव इति चापरे ।
तदा चिरं मृतः पाण्डुः कथं तस्येति चापरे ॥

L'apparition des cinq fils de Pândou dans la capitale, mit le peuple en grand émoi. „Les uns disaient : „ce ne sont pas ses fils;“ d'autres: „ils le „sont; d'autres encore: „comment le seraient-ils, „puisque Pândou est mort depuis long-temps?“

Dans cette sentence de *Vrihaspati* citée à la page 44:

महापातकयुक्तोऽपि न त्रिंशं कर्मार्हति ।
निर्दम्भलोभमोपहृतं तस्य पुत्रान्नराधिपः ॥

il faut lire à la fin du troisième hémistiche मोपहृतानि, pour rétablir la versification. Tout cet hémistiche est un composé agrégatif, mis au pluriel, quoique chaque élément doive être entendu au singulier. Le dernier mot manque dans votre dictionnaire.

Si mes observations ne sont pas fondées, il vous sera facile de les réfuter. Mais si elles le sont, je demande, si des textes imprimés avec cette négligence, peuvent nous avancer dans l'étude du sanscrit? Les fautes que j'ai relevées, se trouvent dans 37 vers de la Râja-Taringini, les seuls que vous ayez cités. Que ferait-on d'une édition complète de ce livre, où les fautes seraient dans la même proportion avec le nombre total des vers? Et quelle confiance peut inspirer un extrait un original aussi mal lu, et aussi mal compris?

Je ne m'occuperai pas pour le moment de la partie historique de votre Essai, quoique j'aye une infinité d'objections à faire contre vos conclusions et vos hypothèses. Mais, à mon avis, rien n'est plus superflu que d'écrire des dissertations, sans avoir sur quoi disserter. Avant tout il faut constater, ce que Calhana a effectivement écrit; ensuite il faut nous assurer que nous l'avons bien compris. Si nos moyens actuels n'y suffisent pas, il faut ajourner: on découvrira peut-être de meilleurs manuscrits; il doit en exister en Cachemire. Ce n'est qu'après avoir rempli les deux conditions indiquées, qu'on peut examiner à quel point cet historien est digne de foi; où commence la partie vraiment historique de son recit, c'est-à-dire l'époque depuis laquelle les événemens ont été consignés par écrit par des contemporains; si, dans l'époque antérieure, on peut reconnaître quelques faits véritables, déguisés seulement par la fiction et le merveilleux; quel est le rapport des traditions Cachemiriennes avec celles des autres peuples de l'Inde, surtout avec les deux poëmes héroïques, le Râmâyana et le Mahâ-Bhârata; si le récit de Calhana, concernant la propagation du Bouddhisme en Cachemire à différentes époques, s'accorde ou non, avec la chronologie et les annales des Bouddhistes; quels sont les point de contact entre l'histoire de Cachemire et celle des pays voisins, etc. etc. Vous vous êtes mis en peine pour réduire le nombre d'années que Calhana assigne à chaque époque et à chaque règne, afin de le mettre d'accord avec la chronologie vulgaire de l'occident, chronologie factice et imaginée par les harmonistes de l'histoire sacrée et profane. C'était, selon moi, une œuvre surérogatoire. Après tant de vains essais de faire entrer les traditions divergentes des anciens peuples dans ce lit de Procruste, on devrait à la fin s'en désister. De tels systèmes sont des toiles d'araignée, qu'un bon coup de balai de la critique historique enlève en un instant. Mais quand je vois que vous prenez le chapitre en tête du Mahâ-Bhârata, intitulé *Anukramanikâ*, c'est-à-dire Sommaire, Table des matières, pour le vrai poème original, et tout le reste pour une amplification postérieure*); que vous nous faites venir le premier Bouddha de la Tartarie**),

---

*) Page 12 dans la première note.

**) Page 85 et 84 dans la note. — Parmi les épithètes de Bouddha en langue sanscrite, recueillies dans un livre tibétain, se trouve celle de *suvarna-chhavi*, de couleur dorée. L'or est jaune, les Tartares sont jaunes: donc Bouddha est venu de la Tartarie. Avec autant de raison on pourrait conclure de l'épithète Homérique *χρυσῆ Ἀφροδίτη*, que la Venus des Grecs était de race tartare. Remarquez encore que *chhavi* ne signifie pas proprement *couleur*, mais *éclat*, *splendeur*. V. Am. Co. L'épithète se rapporte sans doute à l'auréole qu'on donne aux images de Bouddha. Je serais curieux de savoir, où S. W. Jones a pris que les Hindous attribuent à Bouddha un teint entre le blanc et l'incarnat. (As. Res. Vol. II, p. 32.) Je crains bien que ce ne soit une méprise, ou une donnée apocryphe. Selon M. Wilson, les épithètes de Bouddha, tirées d'un vocabulaire chinois, et communiquées par M. *Abel-Rémusat*, confirment son origine tartare. Ces épithètes, telles qu'elles sont écrites dans les Mines de l'Orient (Vol. IV, p. 187 — 201.) ont besoin de fortes corrections. Rétablies en sanscrit pur, et bien expliquées, elles fournissent au contraire de nouvelles preuves, que et autres hypothèses semblables: je désespère que nous puissions jamais nous entendre dans une discussion historique de ce genre.

Vous nous reprochez, Monsieur, de n'avoir qu'une lecture peu étendue dans la littérature sanscrite. J'en conviens volontiers pour ma part. Vous concevez, qu'une manière de lire aussi scrupuleuse ou, si vous voulez, pointilleuse que la mienne, exige du temps. Je pense que pour s'orienter dans une sphère intellectuelle, aussi neuve pour nous, aussi différente de celle où nous avons puisé toutes nos idées, il vaut mieux étudier à fond un petit nombre d'ouvrages importans, les lire et relire sans cesse, que de parcourir superficiellement beaucoup de volumes. Par l'habitude d'esquiver les difficultés, de deviner au lieu d'analyser, et de se contenter d'un à peu près, on court risque de faire entièrement fausse route. D'ailleurs, les richesses de la littérature sanscrite sont si immenses, que la lecture la plus étendue dont un homme laborieux soit capable, ne peut en embrasser qu'une très-petite portion. Même lorsque nous aurons de plus grandes facilités, il faudra que les savans qui la cultivent, s'en partagent, pour ainsi dire, les divers départemens.

Dans l'instruction primaire, la méthode analytique mérite non seulement la préférence, mais elle est absolument indispensable. Vous avez senti,

---

le législateur religieux, ainsi décrit, n'a pu naître qu'au centre de l'Inde la plus classique.

Monsieur, que la position d'un professeur de sanscrit est tout autre que celle d'un professeur de grec ou de latin. Celui-ci, n'ayant à faire qu'à des écoliers déjà préparés, peut se borner à montrer l'art de l'interprétation et de la critique, appliqué à quelques auteurs difficiles, et donner son soin principal à des cours de littérature générale, d'antiquités, de mythologie et d'histoire des beaux-arts. Un professeur de sanscrit au contraire doit condescendre à enseigner les premiers élémens, puisque les étudians arrivent à l'université sans avoir eu l'occasion de les apprendre. Il doit les examiner après chaque leçon, comme vous le remarquez fort bien. Mais cela ne suffit pas: aussitôt qu'ils ont compris les principes de la grammaire, qu'on peut simplifier, en laissant d'abord de côté ce qui n'est pas d'une utilité pratique, les écoliers doivent eux-mêmes mettre la main à l'œuvre, en s'exerçant à expliquer un texte avec le secours du dictionnaire et de la grammaire, mais sans se fier à une traduction déjà faite. Il ne faut pas passer outre, avant qu'ils n'ayent su analyser chaque mot et chaque phrase d'après les règles de l'inflexion, de la dérivation, de la composition, et de la syntaxe. Après avoir lu ainsi quelques ouvrages ou portions d'ouvrages, qu'on aura eu soin de choisir selon les différens dégrés de difficulté, ils seront en état de faire leur chemin ultérieur sans le secours d'un maitre, pourvu qu'ils ayent du talent et de la persévérance; s'ils n'en ont pas, on fera mieux de leur déconseiller toute cette étude. Voilà la méthode d'après laquelle j'ai enseigné le sanscrit depuis dix ans, et j'ose dire, avec quelque succès.

A l'égard du choix des livres, je ne suis pas tout à fait d'accord avec vous. Vous nommez le *Raghou-Vansa*, la loi de *Manou*, le *Râmâyana* et la *Mahâ-Bhârata*. Vous avez interverti l'ordre naturel. Il faut commencer par l'ancienne poésie épique. C'est ce qu'il y a de plus facile et en même temps de plus attrayant. Les constructions sont simples, la narration est coulante et lumineuse. Après avoir purgé ces deux poèmes merveilleux des fausses leçons et des vers interpolés, il y restera encore des nœuds, peut-être quelques-uns d'insolubles, puisque les scoliastes ont déjà tâtonné. Mais ces passages sont comparativement peu nombreux. Il en est comme d'Homère qu'on employe avec raison dans les rudimens du grec.

Vous excluez de votre plan le *Hitôpadêsa*. Je suis de l'avis contraire. M. Colebrooke l'était aussi, puisque c'est d'après ses conseils, que l'édition de Serampore fut faite pour l'usage du Collége de Fort William.

D'abord le Hitôpadêsa nous offre un rare exemple de prose sanscrite. Celle des livres scientifiques est hérissée de difficultés, et ne peut être abordée que plus tard. Ici la prose est simple et animée: elle est toute en récit ou en dialogue. Ensuite ces contes ingénieux sont un tableau vivant des mœurs; rien n'est mieux fait pour donner une idée de la vie sociale dans l'Inde. Les sentences enfin offrent une grande variété de styles, depuis le plus simple jusqu'au plus compliqué; c'est encore un avantage. On peut laisser de côté celles qui paraîtront trop difficiles, sans que cela nuise à la liaison.

Vous ne nommez pas la *Bhagavad-Gîtâ*. Elle est cependant tellement à part du reste du Mâha-Bhârata, qu'elle peut à peine être comprise sous ce nom général. Ce livre sublime contient de la métaphysique, mais la manière dont elle y est enseignée, respire la simplicité grandiose du siècle épique.

La loi de *Manou* est un livre fondamental, mais la lecture en est austère. Le laconisme du style législatif cause de l'obscurité; une seule sentence exige quelquefois de longues explications. En revanche, lorsqu'un étudiant du sanscrit se se a bien pénétré de l'esprit de cette législation, et qu'il en aura imprimé les détails dans sa mémoire, il possédera la clé de tout le reste.

Vous accordez dans votre plan une place au *Raghou-Vansa*. Je ne sais pas s'il la mérite. Je n'ai pas encore eu l'occasion de lire ce poëme en entier; mais le morceau qu'en a publié M. Loiseleur-Deslongchamps, *la mort du jeune hermite*, est bien froid et bien sec, à côté de la manière dont ce sujet a été traité par Vâlmîki. Ce même récit, mis dans la bouche de Dasaratha mourant, produit un effet irrésistible. Dans le genre pathétique, je ne connais en aucune langue rien de supérieur à ce morceau du Râmâyana.

En général, je ne partage pas entièrement l'admiration des littérateurs modernes de l'Inde pour les *six grands poëmes*. Il y a, en effet, un étonnant artifice dans la diction: c'est un tissu aussi subtil que des dentelles. Ce sont des jeux d'esprit qui ne parlent pas à l'ame. Les poètes, à mon avis, ont abusé de la merveilleuse flexibilité de leur langue, surtout de la facilité de former des mots composés. Leurs ouvrages ont été appréciés d'après le principe de la difficulté vaincue; leur lecture aussi offre beaucoup de difficultés: mais, je doute qu'il vaille la peine de les vaincre.

Si l'on veut étendre le cours académique à des livres plus difficiles, je recommanderai plutôt la poésie sentencieuse dont les énigmes sont courtes et renferment un fonds de pensée: par exemple les sentences de *Bhartri-Hari;* ou la poésie dramatique, surtout cette ravissante *Sacontalá*, le plus parfait parmi les drames indiens jusqu'ici connus.

En passant en revue les éditions des livres sanscrits que vous jugez propres à être employés dans l'enseignement, vous n'examinez pas, si elles sont correctes ou non, bien ou mal faites; vous vous arrêtez uniquement à leur prix plus ou moins élevé. Je conçois, que le premier soin d'un régent de village doit être de fournir à ses petits élèves rustiques des exemplaires de l'Abecedaire et du Catéchisme à bon marché. Mais quand une nouvelle chaire a été fondée pour un but important, à la magnifique université d'Oxford, dans la riche Angleterre, cette considération me parait on ne peut pas plus mesquine. Je l'avoue, j'ai ri de bon cœur de vos doléances sur la cherté de mon Râmâyana. Eh, Monsieur, si je n'avais pas honte de parler des sacrifices pécuniaires que j'ai faits pour faciliter l'étude du sanscrit, je vous dirais, qu'il est bien plus dispendieux de faire imprimer à ses frais, outre les dépenses occasionnées par les travaux préparatoires, un ouvrage volumineux, avec l'exécution typographique la plus soignée, que d'en acheter un exemplaire. Je n'ai pas pensé à faire un livre d'école; j'ai voulu présenter à l'Europe savante un monument vénérable de l'antiquité, sous un extérieur conforme à sa dignité.

Chaque étude exige certains moyens: ceux qui ne les ont pas doivent s'en désister, à moins que l'état n'y pourvoye dans son propre intérêt. La Grammaire de M. Wilkins est chère aussi; votre Dictionnaire est plus cher encore: cependant vos élèves ne pourront faire aucun progrès sans avoir ces livres, qu'ils doivent consulter à chaque instant. En général, par des raisons fort simples, les livres imprimés en entier ou en partie dans les caractères originaux des langues asiatiques, sont plus chers que ceux où l'on n'employe que nos caractères ordinaires. Vous pourrez vous en convaincre, en parcourant le Catalogue publié annuellement par les libraires de la Compagnie des Indes. Néanmoins les ouvrages du premier genre, exécutés en France ou en Allemagne, se vendent à un prix comparativement plus modique que ceux qu'on imprime en Angleterre. Vous remarquez que les livres sanscrits imprimés à Calcutta, pourraient être fournis à un prix raison-

Erſte Stimme.

Drum ſingt ihn heim:
Ohn' allen Zorn trag' du das Horn!
Ein Helmſchmuck war's, eh du gebor'n.

(Da capo im Chor.)

Erſte Stimme.

Dein's Vaters Vater führt' es.

Zweite Stimme.

Und deinen Vater ziert' es.

Alle.

Das Horn, das Horn, das wackre Horn
Iſt nicht ein Ding zu Spott und Zorn.

(Die Muſik verliert ſich in der Ferne.)

nable, si le droit d'importation ne les renchérissait pas. Cet impôt barbare sur les livres étrangers, qui existe encore en Angleterre, s'étend donc aussi aux livres imprimés dans l'empire britannique en Asie? C'est un fait curieux à connaître.

Mais laissons là ces détails de ménage, pour nous occuper de la qualité des éditions. Vous ne faites pas mention de celles de Serampore, quoique le Hitôpadêsa et deux volumes du Râmâyana (le I^{er} et le III^{ème}) se trouvent encore dans la librairie. Vous semblez avoir senti qu'elles sont trop fautives pour entrer en ligne de compte. J'ai caractérisé les éditions de Calcutta dans ma lettre à Sir James Mackintosh. Mais à part leurs inconvéniens, le choix des ouvrages a été tel, qu'on ne saurait les employer dans un cours élémentaire. Quand j'ai fait réimprimer la Bhagavad-Gitâ, la première édition était déjà épuisée. La première édition de la Loi de Manou l'est aussi depuis long-temps. M. Rosen a examiné dans le Journal Asiatique de Londres la seconde, dont le premier volume est nouvellement arrivé en Europe; il a prouvé qu'elle est inférieure pour la correction aux excellentes éditions de MM. Haughton et Loiseleur-Deslongchamps.

Vous nous annoncez un Mahâ-Bhârata complet, entrepris à Calcutta. D'après les morceaux qu'ont fait imprimer MM. Frank', de Chézy et Bopp, j'ai conçu l'opinion que le texte de ce poëme a besoin d'un grand travail de critique, principalement pour élaguer les vers interpolés, qui ne sont que des répétitions mal déguisées, et pour remettre à leur place les vers dérangés. Les éditeurs de Calcutta feront-ils ce travail, dont les scoliastes même n'ont pas senti la nécessité? Les savans seront bien aise d'avoir le tout, ne fut ce qu'un manuscrit vulgaire, qui n'aurait fait que passer, peut-être à son détriment, par les mains d'un compositeur et d'un prote. Mais ce poëme est trop long pour être expliqué en entier dans un cours académique. M. Bopp fit un choix excellent en publiant l'épisode de Nalus. C'est une composition délicieuse: rien n'est plus propre à donner aux écoliers le goût de la poésie sanscrite. Je regrette seulement que M. Bopp ait introduit dans la seconde édition, corrigée d'ailleurs en plusieurs endroits, sa méthode de séparer ou plutôt de déchirer les mots, qui en rend la lecture très-pénible.

Le Raghou-Vansa, imprimé aux frais du Comité des traductions, va paraître prochainement. Un jeune savant allemand qui a suivi les cours de M. Bopp et les miens, M. *Stenzler*, s'est chargé de ce travail.

Vous vous proposez d'établir une imprimerie sanscrite à Oxford. Je souhaite sincèrement que ce projet soit réalisé. Vous contribuerez ainsi pour votre part à réfuter le reproche, qu'on a fait trop souvent à cette illustre résidence de l'érudition, qu'elle n'aime pas à élargir sa sphère, et n'est guère favorable aux progrès des lumières. Vous trouverez dans la Bibliothèque Ratcliffienne quelques manuscrits précieux, dont personne n'avait connaissance, et que j'y ai découverts il y a huit ans.

Mais l'établissement d'une imprimerie et sa mise en activité exige du temps. En attendant il faudra vous contenter des livres déjà publiés. Vous verrez qu'à une exception près, les seules éditions qu'on puisse employer avec avantage dans l'enseignement, ont été fournies par les Indianistes du Continent, et vous serez assez équitable pour avouer que vous leur avez quelque obligation.

J'en suis désolé pour vous, Monsieur: si vous n'avez pas commis une injustice, vous avez au moins fait un acte de haute imprudence. Votre réputation vous précédait en Europe; à votre arrivée, vous étiez sûr d'être reçu à bras ouverts par tous ceux qui cultivent les mêmes lettres que vous: car enfin le dictionnaire qui porte votre nom, tel qu'il est, nous a été fort utile à tous. Maintenant tout est changé: la morgue provoque naturellement la censure. Toutefois, ne craignez rien de la part de nous autres vétérans. Nous devons imiter l'impassibilité de ces Brahmanes dont nous admirons les sages maximes. Nous nous rappelons que Visvâmitra perdit tout le fruit de ses pénitences pour s'être laissé entrainer à un mouvement de colère, quoique la provocation fût assez forte. Ma lettre à Sir James Mackintosh était écrite avant que je n'eusse reçu votre déclaration de guerre; cependant je n'ai rien changé à l'article qui vous concerne. Mais je ne vous réponds pas de nos jeunes Indianistes: ils sont aussi fougueux que zélés pour leur étude, et pourraient être tentés de venger leurs anciens maîtres. Si vous publiez quelque ouvrage, on sera à l'affût de vos méprises: et qui n'en commet pas? Si, au contraire, vous ne publiez rien, on dira qu'en partant de Calcutta, vous avez oublié d'embarquer votre savoir. Croyez-moi, faites votre paix le plutôt et le mieux que vous pourrez; je vous offre mes bons offices comme médiateur.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de ma considération très-distinguée.

Bonn au mois de Mai 1832.

A. W. de Schlegel.

APPENDICE.

A.

PROSPECTUS

OF A

Plan for translating and publishing such interesting and valuable Works on Eastern History, Science, and Belles-Lettres as are still in MS. in the Libraries of the Universities, the British Museum, and the East-India House, and in other Collections, in Asia and Africa as well as in Europe; and for providing Funds to carry this object into execution

1. The extensive and valuable collections of Oriental MSS. which are deposited in our public and private libraries, have long attracted the attention of the learned of this and other countries; and it has been suggested that some means, offering a reasonable prospect of success, may be devised, by which the public may be put in possession of all that is valuable in Eastern literature, and an opportunity be presented for shewing that this country is not at present backward in contributing to the advancement of Oriental learning, in which she has long held the foremost rank. The interesting relations, moreover, in which this country stands with the East, affording as they do the best opportunities for carrying such a project into effect, and at the same time promising both to England and its Eastern pos-

sessions the most beneficial results, may be mentioned as additional motives for engaging in such an undertaking.

2. The advantages likely to be derived from a more extensive cultivation of Oriental literature in this country may be considered as applicable to Biblical Criticism, Ecclesiastical and General History, Biography, Belles-Lettres, the Arts and Sciences, and Geography.

3. With reference to Biblical Criticism and Ecclesiastical History, we know that our Scriptures, particulary those of the Old Testament, abound in modes of expression, and allusions to customs, in many cases imperfectly understood in Europe, but still prevailing in the East. That light confessedly derived from the Arabic and other sister dialects of the Hebrew, has been thrown on the text of Scripture by the Rabbinical and other commentators, few will deny; yet volumes on Arabic Grammar, Rhetoric, and the more ancient productions of the Arabian poets, which approach most nearly in style and sentiments to some parts of the Hebrew Bible, still lie in MS. in our libraries, either entirely neglected, or at best accessible to few.

4. In the Syriac language, which approximates still nearer than the Arabic to the Hebrew in its form and modes of expression, there are in our libraries unpublished Grammars and Dictionaries, and even Commentaries on the Scriptures, written by the Bishops and other learned members of the Oriental churches, together with MS. works of the greatest value to Divines, on Ecclesiastical History and Divinity, composed by the fathers of the Syrian and Arabian churches. The collection also of the late Mr. Rich, now placed in the British Museum by the liberality of Parliament, contains perhaps the most valuable MSS. of the Syriac Scriptures now in existence; and it is of the greatest importance to Biblical criticism that a collation of them should be made and published.

5. Perhaps no people possess more extensive stores of History, Biography, and Polite Literature, than the Arabs and Persians. The accounts which their historical and bio-

graphical works contain of their own and the surrounding countries, are necessarily the principal sources from which information can be obtained relative to the history of those regions, and of the extraordinary persons to whom they have given birth. Their histories of the Crusades in particular, which furnish the most authentic details on this interesting subject, will always amuse and instruct the general reader, while they furnish materials of the greatest importance to the historian. In Polite Literature, and especially in works of fiction, they have perhaps never been excelled, and in studying such of their works in Belles-Lettres as have been already printed in any European language, regret must be felt that but few of these books, which are so well calculated to afford us pleasure, have been translated.

6. Whatever may be our present superiority over Asia in the arts and sciences, it cannot be uninteresting to the inquiring mind to recur to the sources from which we derived the first elements of our knowledge. In this respect Asia must be recognized as the elder sister and instructress of Europe; and although the hordes of barbarians, which poured forth like a torrent from her north-western regions, effectually extinguished the light which she at first imparted, yet we are indebted to the Mohammedan courts of Cordova, Grenada, and Seville, for its restoration, as it is to them that Europe owes the rudiments of many of her now highly cultivated arts and sciences.

7. From Asiatic works on the Mathematics and Medicine perhaps much light is not now to be expected. To trace the progress of these sciences, however, under the Caliphat, when science had declined among the Greeks, cannot be uninteresting to the philosopher. And as many of the most celebrated of the Greek authors were translated into Arabic, under the patronage of the court of Bagdad, it is not improbable that some long-lost Greek works may be discovered in an Arabian dress, as was the case with the treatise on Conic Sections by Apollonius Pergaeus brought to Europe by Golius, and translated by Halley.

8. From the mercantile pursuits of the Arabs, foreign countries were explored, and commercial establishments formed by them, at an early period of their history; and it is anticipated that accounts of their travels may be discovered, not less interesting than those of Ibn Batuta, noticed by Mr. Burckhardt, and of which some specimens have been published by Kosegarten and Apetz, or of the two Mohammedans who visited India and China in the ninth century, translated and published by the learned Renaudot.

9. But while the literature of the East in general is highly worthy of our notice, that of British India has an especial claim to our regard. The possession of a more intimate acquaintance with the History, Geography, Statistics, Laws, and Usages of that portion of our Empire, must be productive of good both to the governors and the governed; and to procure means for obtaining information on these subjects is one of the principal designs of this Prospectus.

10. The object proposed is, to publish, free of expense to the Authors, translations of the whole or parts of such works in the Oriental languages as the Oriental Translation Committee shall approve. These translations are generally to be accompanied by the original texts printed separately, and such illustrations as may be considered necessary. By the publication of the original text it is intended to multiply copies of such works as are scarce, and to furnish students at a moderate expense with correct copies of the best Asiatic works, to which they might not otherwise have access.

11. It is not intended to confine the operations of the Committee to works in the Arabic, Persian, and Syriac languages; it is their intention to translate and publish standard and interesting works in Sanscrit, Chinese, Pali, Cingalese, and Burmese; in the languages of Thibet, Tartary, and Turkey; in the Malayan, and other dialects of the Eastern Archipelago; and in the numerous dialects of Hindustan, and the southern peninsula of India.

12. It cannot be expected that the publication of Oriental texts and translations can be effected to any considerable

Auf das Landleben meines Freundes L.

1827.

Mein rechtsgelehrter Freund iſt endlich doch der Stadt,
Der Conſultation und der Proceſſe ſatt.
Ganz ländlich wandert er hinaus zu ſeinem Garten;
Er will des Obſtes dort und der Gemüſe warten.
Als er das Gut gekauft, beſucht' ich ihn einmal:
Vom Grünen ganz umringt fand ich den Gartenſaal;
Doch war's ein Exemplar dickleibiger Pandekten,
Die, an Tapeten ſtatt, die Wände rings bedeckten.
Wie ſehr entzückte mich der blumenreiche Lenz!
Hier ſah ich die Natur, da die Jurisprudenz.
Der Saal iſt nun verziert und das Papier bemalet,
Doch ſo, daß noch hindurch die alte Druckſchrift ſtrahlet.
Da geht der Gartenfreund im Grünen ab und auf,
Und lieſ't Papinian und Ulpian im Lauf.
Wer ihn zu Rathe zog, ſei immer außer Sorgen:
Er bringt vom Land zurück uns neuen Ausſpruch morgen.

(Anmerkung. Den Gartenſaal zieren türkiſche Figuren und Scenen, auf die zur Tapezierung verwandten Schriften eines juriſtiſchen Praktikers aufgemalt. Schlegel bemerkte, es ſei den Türken doch nicht ganz gelungen, das römiſche Recht zu verdrängen.)

extent, by the efforts of individuals, for none but a public body can command the funds, or furnish the literary means necessary for such an undertaking. The Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, which was instituted for the advancement of Oriental literature, is the only Institution in this country to which the public can look with any prospect of success for the accomplishment of such a project; and the Council of that Society have expressed their willingness to co-operate in the execution of the plan which it is the object of this Prospectus to make known. They have subscribed largely from their funds; have recommended a Committee, consisting of individuals well known for their zeal and attainments in Eastern literature, to superintend the editing, translating, and printing of the works that are to be published; and have granted the use of their house for the transaction of the business of the Committee: — thus affording the best proofs of their readiness to promote the proposed object, and the strongest guarantee to the public that such works as may be recommended for publication will be executed in a manner that will render them worthy of the patronage that is now solicited.

13. For the purpose of directing the attention of Scholars to the literature of the East, and encouraging translations, the Oriental Translation Committee will give annually, for such works or portions of works as they consider deserving of distinction, four rewards in money, in sums of from L. S. 50 to L. S. 100 each, and four gold medals of the value of fifteen guineas each, inscribed with the names of the individuals to whom they are presented. Translators whose works are approved, will be entitled to either description of reward, unless they expressly limit their views to the medals. The rewards and medals will be conferred at the Annual Meeting; and success on one occasion will not disqualify for receiving rewards or medals at future anniversaries. Any Member of the Committee who sends a work for approval, whether with a view to obtaining a reward or medal, or merely to have it printed at the Committee's expense, is to cease

to act on the Committee until a decision is given on his work.

14. The Oriental Translation Committee now appeal to the liberality of the public for such pecuniary aid as will enable them to effect the objects proposed in this Prospectus. The sums contributed will be appropriated exclusively to the execution of the plan above detailed, and the accounts will be examined, and a report made annually to the Subscribers of the application of the Funds, by an Auditor, who is to be elected by and from the body of the Subscribers. A report of the progress made in translating and printing during the year will also be made to the Subscribers annually, and notices will be given of such works as the Committee may intend to print at the expense of the Funds contributed by the Subscribers.

15. The terms of subscription are, that every individual or institution subscribing Ten Guineas or upwards annually, will be entitled to one fine-paper copy of every work translated, printed, and published by the Committee, with the name of the individual or institution subscribing printed on the back of the title-page. Individuals or Institutions subscribing Five Guineas annually, will be entitled to any of the works published by the Committee to the amount of their subscription, at half the price paid for them by Non-subscribers. The remaining copies, after a certain number has been given to the Translator or Editor for presentation, will be disposed of by the Committee in such a manner as they may consider most conducive to their objects, and to the advancement of Oriental literature.

16. The Committee propose to open communications with the Literary Societies, the British Governors and Consuls, and learned individuals in Asia and Africa, for the purpose of procuring scarce and valuable Oriental MSS. They also intend to communicate with the Oriental scholars in this and other countries, for the purpose of bringing to light texts and translations of valuable Oriental works, which may now lie in MS. in public and private libraries; and thus,

by every available means, to endeavour to preserve what might otherwise be irrecoverably lost, and to make known original works and translations which might otherwise never meet the public eye.

17. The Committee confidently expect that valuable translations will be obtained from Asia, as they feel assured that many civil and military officers residing there have hitherto been deterred from translating Oriental works by their having no opportunity for publishing the result of their labours in England. As that opportunity is now offered, it is hoped that they will be stimulated by the desire of improvement in the Asiatic languages, and the prospect of acquiring celebrity in Europe, to make translations and avail themselves of the means of publication presented in this Prospectus. For the purpose of obtaining Translations and Subscriptions from Asia, learned men in India, Ceylon, Penang, China, etc. will be invited to form themselves into Corresponding Committees.

18. The willingness already evinced to further this design, induces the Committee to entertain the most lively hopes of success. From the list of distinguished names prefixed and appended to this Prospectus they have the greatest encouragement to proceed, and have every reason to expect that the execution of the plan will be materially assisted by the British Universities.

19. It is requested that those individuals who are willing to become subscribers to the Oriental Translation Fund will send their names and addresses to the Secretary, Mr. William Huttmann, at the House of the Royal Asiatic Society, Nr. 14, Grafton Street, Bond Street, London; and that they will inform him where their subscriptions will be paid. Subscriptions will also be received by such Houses of Agency as may be nominated by the Corresponding Committees in Asia.

B.

Copy of a Letter from the rev. Professor Lee to Sir Alexander Johnston, Knt.

London, April 17, 1827.

Dear Sir:

I now proceed to lay before you a more detailed account of what I believe ought to be done, and what, I think, the Royal Asiatic Society can do, towards improving the state of Oriental literature in this country. But, perhaps, it will be best to state, in the first place, the situation in which we now are, and then to proceed to suggest the remedy. I shall be particular on the Arabic and Persic only, because the detail would be too long to do so in every case; and I shall begin with the Arabic. In this department, then, a tolerable grammar has never yet made its appearance in this country. The work of Richardson is meagre in the extreme, and better calculated to set the learner out wrong, and to keep him so, than to benefit him in acquiring the Arabic language. The admirable works of Colonel Baillie and Mr. Lumsden are unfinished, and likely to remain so. In this case the learner must have recourse either to the *Grammaire Arabe* of M. de Sacy, or to one of the grammars published in Latin by the Catholic missionaries; in the latter of which, however, he will have the mortification to find very great defects, and, in some cases, views on the subject quite foreign to the genius of that language. M. de Sacy has supplied many of the deficiences, and corrected many of the errors of preceding writers on Arabic grammar, but valuable as his work is, it leaves something to be desired through the omission of the prosody, and his paradigm of the verb does not quite agree with the views of the Arabian grammarians. In the Latin grammar of Guadagnoli, indeed, a prosody is to be found, but this is full of mistakes, as Clarke has shewn. If he have recourse to the work of Mr. Gladwin on this subject, he will here find endless difficulties. The only work of much value on this subject, is the little book published by Clarke at Oxford, about 150 years ago. But this requires the greatest stretch of attention to understand the rules, and of principles nothing is said. It is surely much to be regretted, that we have no good elementary work of this kind in English: and still more so to find that there is not the least prospect of having one, until some step be taken, either by the Royal Asiatic Society, or some other body capable of bearing the expenses incident to such an undertaking.

In the next place, what have we in lexicography? If we except the lexicons of Golius and Castell, we have nothing we can recommend as a general dictionary. Wilmet, indeed, has compiled a very useful work for a few particular books: but then that work is scarce, not to insist on its uselessness in a general way. 'But this objection will go in a great degree against the lexicons of Golius, Castell, the Kamoos, and the Soorah; for in these we find scarcely one of the terms of art, without which hardly a single book in Arabic can be made out. Were it necessary here to go into the detail, I could shew, that scarcely a translator is to be named, from Pococke down to the present day, who has not had his labor greatly increased through the omission of technical terms in those dictionaries. This remark extends to every science, to works on theology, and even to the commonest expressions in use among the Arabians. Again, let a man take any book of poetry, or of proverbial expressions, such as the work of Meidani, and try his hand with any of the dictionaries just mentioned. I have no doubt he will make out a sense; but, very likely, a sense quite different from that intended by the author. If Meninski is substituted for these lexicographers, then I believe he would find himself infinitely more bewildered. Here we have nothing to point out the construction of the verbs, the several conjugations in which they are found, or the senses they bear in these conjugations. Many of the words are erroneously explained: and in every case we have a ,,rudis indigestaque ,,moles.'' Dr. Wilkins's edition of Richardson's Persian and Arabic dictionary is a very great improvement of that work, but I venture to suggest it would be best to have separate dictionaries of each. That few should be found to understand the Arabic and Persic, with helps like these, is certainly not to be wondered at; the wonder is, how any thing has been made out. The French and German literati have felt this in all its weight, and have very properly betaken themselves to the scholiasts and vocabularies containing the terms of art, and to the native grammarians and commentators on grammar, and hence have found, what they could find nowhere else, their progress to be solid and delightful.

In the next place, what can we be said to know of Oriental history, I mean Arabic and Persian, if we except the works of Pococke, Reiske and a few others? In the Persian, not so much as one historian has yet been printed or translated: and yet our libraries abound with the most valuable works, reserved only for worms'-meat, or to go back into their native element the dust! The histories of Persia, its dynasties and wars, of Hindustan, of Tartary, and other adjacent countries, are shewn in our libraries, just as ,,our rarer monsters are,'' merely to excite the surprise of the ignorant.

Then, of Arabian and Persian poetry, and the belles-lettres, how much do we know? We have, indeed, a few elegant extracts printed at Calcutta, for which the Honorable East-India Company deserves the thanks of the country, but how are they to be made out? Will any one attempt to make out the Deewan of Motanabbi, or of Khájah Háfiz, with the assistance of the dictionaries of Golius, etc.? If he does, I will only say, he will attempt to do that, in which no one ever yet did or ever shall, succeed; and of this, after a short trial, I think he will be perfectly convinced. If he means to do any thing likely to satisfy himself, or to benefit mankind, he must recur to the native commentaries, or, which is nearly the same thing, he must have a learned native at his elbow. But suppose an individual hardy enough to get through all these difficulties, and to publish the result of his labors for the benefit of others; suppose him to have labored for years, to translate some valuable and interesting work, and then suppose him to print it for the benefit of mankind: what must now be his mortification to find, that he can perhaps sell six copies; and that he must labor for years to pay the debts he has contracted in printing and publishing his book? If a man will suppose this, he will suppose nothing more than has more than once taken place, and which will perhaps induce him to believe, that few individuals will ever think of laboring to his extent, and fewer still of giving to the world the result of their labors.

What has here been stated with reference to Arabian and Persian literature few will perhaps undertake to deny; and if so, when we consider our connections with the East, particulary in a mercantile point of view, I think all must be convinced, that there exists a necessity, that something should be done on a more liberal scale than has hitherto been attempted.

C.

Letter to the Honorable Court of Directors of the Honorable East-India Company.

Honorable Sirs,

I had, six years ago, the honor of presenting you with a copy of my edition of the celebrated Indian philosophical poem, entitled Bhagavad-Gîtâ, the first book ever printed on the continent of Europe in the Sanscrit language and in the original Dêvanâgari character.

The first Volume of my edition of the Râmâyana, the most ancient epic poem of India, has just been published, and I have charged my bookseller to transmit to you the number of copies, for which I was honored with your subscription. I have, in a Prospectus, printed in London, and in the Latin preface prefixed to the first volume of the text, shown the importance of this work, and the extensive researches it involves.

I rejoice at having the present fresh opportunity of testifying my respect for your honorable body by offering you a Copy of my edition of the Hitôpâdêsa, an ingenious collection of fables and moral sentences, which has served as a class-book in the colleges both of Fort William and Haylebury, and is, indeed, eminently adapted to that purpose, when the teacher has a correct edition to assist him.

Since the beginning of this century encouragements have been granted, partly by your Honorable Court, and partly by the government at Calcutta, to the study of the Sanscrit language, in order to form civil as well as military servants of the Company, who, by having acquired a knowledge of the vernacular Indian dialects, might no longer be reduced to depend on the aid of native interpreters. What originally was intended for a particular object only, has turned to the profit of science. Several learned Englishmen in India, and, more recently, some among the scholars of France and Germany, attracted solely by the historical and philosophical interest of the subject, have devoted themselves to the study of Sanscrit literature; and you cannot but contemplate with satisfaction, how your intentions have been seconded by an union of talent and erudition, independent of your own immediate influence.

Much still remains to be done. The elementary books, particularly the Dictionary, stand greatly in need of improvement, which can be prepared only by the publication of a greater number of Sanscrit books, edited according to the principles of sound criticism, and accompanied with such aids as are requisite for their being thoroughly understood.

Those, who would deny that the study of Sanscrit is useful for young Englishmen, destined for any branch of the public service in India, would only betray their own ignorance. The Sanscrit language is and can never cease to be, the key to the ancient legislation and religion, to the manners and customs of India. The modern provincial languages, which are mostly derived from that source, offer indeed only few difficulties in their structure. It is, however, impossible to acquire them to any degree of perfection, without having previously been imbued with the national genius, which is indelibly impressed on the parent tongue, one of the most admirable productions of human intellect.

Proud of the approbation of a magnanimous sovereign, and encouraged by a Government friendly to the promotion of letters, I offer you these reflections, and the results of my labors, only from a wish of expressing publicly my high sense of what you and your predecessors have done for the advancement of science.

I have the honor to be with the greatest respect,

Honorable Sirs,

Your obedient humble servant

A. W. Schlegel.

To Professor Schlegel, etc.

East India House
the 11. February 1830.

Sir,

I am commanded by the Court of Directors of the East India Company to return to you their best acknowledgements for the Copy that you have been so obliging as to present to them of the first part of your edition of the Hitopadesa, to which they have great satisfaction in assigning a place in the Company's library, and I am to request that the Court may be furnished with ten copies of this edition when complete.

With regard to the favorable opinion which you express of the adaptation of a correct edition of this Work as a Class Book in the East India College, I am directed to acquaint you, that the Court have already acted upon a similar impression, having caused a large number of copies to be printed especially for that purpose, many of which still remain.

I have the honor to be,

Sir,

Your most obedient humble servant

P. Auber.

Verſchiedene Lesarten.

Viertes Buch.

Rhythmiſche Gedichte.

Die Kunſt der Griechen S. 5. V. 3. in neuen Fl. a. — V. 9. Mit ſtill deutendem Sinn, Goethe, manch Wundergebild, a. b. — S. 6. V. 19. Sah Latona a. b. — V. 22. Einer göttlichen Br. a. b. — V. 27. Wiedergeborner a. b. c. — Begeiſtrung a. — V. 38. Berg im alten a. — S. 7. V. 57. Aphroditens a. b.

Neoptolemus an Diokles. S. 16. V. 79. Dich, Salvador, begrüßten a. — S. 17. Nach V. 86 folgen in a dieſe drei Diſtichen:

Sah ich nun wieder der Völker Gewerb; am vergoldeten Tempel
Hohl, weißbärtig, zerlumpt, hungrige Wilde geſtreckt,
Dumpf andächtig den Raub vom eigenen Schweiß anſtarrend;
Vor des Gekreuzigten Bild Menſchen verhandelt wie Vieh:
Dann ergrimmt' ich in mir dem Looß der verrathenen Menſchheit.
Löſt ſich der Fluch dir nie, frevelnd und leidend Geſchlecht?

S. 20. V. 178. Andre Z. a. — Statt der V. 182...188 „Aber in's Chaos — gegen das Hohe genannt.“ ſtehen in a dieſe:

Stark aus dem Chaos keimt göttlicher Samen empor.
Kämpfe werden vollbracht, es geſchehn unſterbliche Thaten,
Mancher Curius, kühn, ſprang in die gähnende Kluft.
Viele kommen herab, mit herrlichen Wunden gezieret,
Schreiten der alten Welt ſtolze Heroen ſie zu,
Und entriſſe der Tod des Leibes entgleitenden Schmuck nicht,
Trotziger Freiheit Hut noch in die Stirne gedrückt.

V. 189. Andre a. — V. 193. 194. „Doch wer — Kraft“ lauten in a:

Aber es iſt doch Troſt, ohnmächtig wie ſchwirrende Träume
Noch zu gedenken des Siegs und der gebietenden Kraft.

D.

COMPARAISON

DE QUELQUES PASSAGES DU HITOPADESA DANS LA TRADUCTION DE S. W. JONES ET DANS CELLE DE M. WILKINS.

Afin que les connaisseurs du sanscrit puissent examiner eux-mêmes, je citerai les vers correspondans de l'original d'après l'édition de Bonn par le numéro des distiques, et d'après l'édition de Londres par page et ligne. En ajoutant aux deux traductions précédentes l'explication du même distique comme je l'entends, je tâcherai d'expliquer la pensée d'une manière intelligible pour des lecteurs européens, sans m'astreindre à traduire littéralement.

Bonn. Prooem. sl. 3. — Lond. p. 1, l. 5, 6.

S. W. Jones, p. 4. (de l'édition in 8.):

„*The learned man may fix his thoughts on science and* „*wealth, as if he were never to grow old or to die; but* „*when death seizes him by the locks, he must then practise* „*virtue.*"

Comment un homme peut-il pratiquer la vertu, quand la mort l'a saisi par les cheveux? De plus, c'est une très-mauvaise morale: le poëte semblerait conseiller de différer le repentir à l'article de la mort. Mais il est innocent; M. Wilkins le justifie. P. 2.:

„*The wise man should study the acquisition of science* „*and riches, as if he were not subject to sickness and death;* „*but to the duties of religion he should attend, as if death* „*had seized him by the hair.*"

Cela répond assez bien au texte: il faut seulement substituer la vieillesse à la maladie. La dernière partie de cette noble sentence montre clairement que le poète n'entend parler que des moyens légitimes d'acquérir de la fortune. L'antithèse est fondée sur ce que l'idée de la fragilité de la vie humaine paralyse souvent les efforts des hommes pour obtenir des choses qui ne peuvent améliorer leur état qu'ici bas; tandis que, d'autre part, c'est l'oubli de la mort qui leur fait négliger le salut éternel.

Bonn. Proœm. sl. 7. Lond. p. 2. l. 1. 2.

S. W Jones *p. 4.* ,,*As a fresh earthen vessel is form-*,,*ed by the potter*, *and* (*education si nothing else*) *thus we* ,,*may say are children formed here below to morality.*"

M. Wilkins s'est rapproché davantage de l'original : ,,*As* ,,*the impressions made upon a new vessel are not easily to* ,,*be effaced; so here youth are taught Prudence through the* ,,*allurement of fable.*"

Le mot *sanskâra*, exprimant en général un perfectionnement, est susceptible de plusieurs explications : il peut signifier ici la forme élégante donnée au vase, ou les ornemens en relief imprimés à la surface, ou le vernis; peut-être enfin une substance odoriférante pétrie avec l'argile. Car *sanskâra* s'employe aussi de l'assaisonnement des mets. Le participe *lagna*, intimément lié, incorporé, me porte à préférer cette explication. Je traduis donc : ,,Parce que le parfum dont un nouveau vase a été imprégné, ne peut jamais ,,s'altérer : pour cette raison la morale est enseignée ici (dans ,,ce livre) aux enfans, sous le déguisement de la fable." —

Le poète compare l'enfance à une argile molle qui reçoit facilement toutes les impressions, et les conserve ensuite, lorsqu'elle s'est durcie. Ces vers ont fait croire que le Hitôpadêsa devait être très-facile, puisqu'il était destiné à l'age le plus tendre. Les fables en effet sont faites pour amuser vivement les enfans; mais comprendront-ils toutes ces sentences qui supposent souvent une observation si fine et si maligne de la nature humaine et des rapports sociaux? J'en doute fort. Je pense qu'il y a de l'artifice dans la modestie apparente de l'auteur : il se propose un humble but; il donne comme une chose tout innocente son livre, rempli d'ironie et des traits les plus hardis de la satire. Il n'épargne rien: il se moque de l'hypocrisie des faux dévots, de l'ineptie des brahmanes, de la superstition du vulgaire. Les deux derniers livres surtout sont une parodie continuelle de la politique des rois, de leurs guerres capricieuses et de leurs paix plâtrées; une peinture de leur orgueil, de leur indolence et de leur nullité à coté d'un ministre actif et habile. Les femmes aussi ne sont point ménagées, et les enfans n'ont que faire des anecdotes scandaleuses sur leur compte, qui figureraient à merveille dans le Decameron.

Bonn. Proœm. sl. 13. Lond. p. 2. l. 18, 19.

S. W. Jones *pag.* 7. „*A son is born, and the family* „*is increased; but in this revolving world, who dies with-* „*out having been born?*“

Il est très-sûr que par la naissance d'un enfant le nombre des individus d'une famille est augmenté; très-sûr aussi, qu'on ne peut pas mourir sans être né: mais à quoi bon nous enseigner des choses pareilles? M. Wilkins (p. 4.) traduit mieux:

„*He is truly born, by whose birth his generation is ex-* „*alted; or else, who is there in this transitory life, who* „*being dead, is not born again?*“

Le texte porte: — „Celui-là est vraiment né, par la „naissance de qui sa famille acquiert un nouvel éclat. Au- „trement, dans le mouvement circulaire de ce monde, quel „mort ne renaît pas?“ —

Cela fait allusion à la metempsycose. Les êtres créés renaissent toujours, mais dans une condition et avec des qualités conformes au mérite de leurs actions dans une vie précédente.

Bonn. Proœm. sl. 18. Lond. p. 3. l. 4, 5.

S. W. Jones p. 7: „*The continual acquisition of wealth;* „*freedom from disease; a beloved wife, with tender speech,* „*an obedient son, and learning, producing riches, these are* „*the six felicities of living creatures.*“

M. Wilkins p. 4: „*An influx of riches, and constan*

„*health; a wife who is dear to one, and one who is of kind*
„*and gentle speech; a child who is obedient, and useful*
„*knowledge, are, my son, the six pleasures of life.*"

S. W. Jones ne s'est pas aperçu que son énumération était incomplète, et qu'il n'y a là que cinq felicités au lieux de six. M. Wilkins met en effet six articles, mais il donne à son homme heureux deux femmes, dont l'une soit chère à son mari, et l'autre d'un langage caressant. L'une est de trop. Le texte avait ici besoin d'une correction que j'ai faite, et qui ne consiste que dans une seule lettre: *priyas'-cha* au lieu de *priyâ-cha.* Les indiens sont très-sensibles aux charmes de l'amitié: le poète n'a pu oublier parmi les biens principaux de la vie la possession d'un ami.

Bonn. Proœm. sl. 41. Lond. p. 5, l. 5, 6.

Il est dit dans ce distique, qu'un morceau de verre commun par le voisinage de l'or acquiert l'éclat d'une émeraude. S. W. Jones y a substitué un *rubis*, M. Wilkins une *topaze.* Cependant le mot sanscrit *maracata* pouvait leur rappeler le vrai sens, puisque le nom grec de l'émeraude en est évidemment emprunté. Pour trouver l'image juste, il faut admettre que le poète a eu en vue du verre d'une couleur bleuâtre.

Bonn. Lib. I, sl. 7. 8. Lond. p. 8. l. 1 — 4.

M. Wilkins p. 17: „*The study of what is ordained,*
„*charity, mortifications of the flesh, and sacrifices, fortitude,*
„*forgiveness, rectitude, and modesty, form the true way,*
„*and are recorded the eight-fold division of our duty.*

„*Of these the first class, consisting of four is attended to*
„*for the sake of here-after; and the latter class of four,*
„*presideth in every great mind.*"

S. W. Jones a omis ce passage. Le texte porte:

„Le sacrifice, la lecture des livres sacrés, les aumônes,
„la penitence; la verité, la constance, la patience, le dés-
„intéressement: c'est ainsi qu'on a défini la bonne voie, em-
„brassant huit espèces de vertus. Les quatre vertus de la
„première classe peuvent être exercées aussi par hypocrisie;
„mais les quatre de la seconde n'ont leur siège que dans les
„grandes ames."

M. Wilkins a manqué entièrement le sens du second distique, qui cependant est d'une haute importance. C'est une preuve que l'ascendant des prêtres n'a pas opprimé dans l'Inde la liberté de la pensée.

Bonn. Lib. I, sl. 57. Lond. p. 12. l. 17, 18.

S. W. Jones p. 18: „*The souls of such as desire to „promote the justice of a state, and to please God are fit „objects of preservation; when such a soul is corrupted, what „will it not corrupt? When it is preserved pure, what will „it not preserve?*"

M. Wilkins p. 25: „*Our lives are for the purposes „of religion, labour, love, and salvation. If these are de„stroyed, what is not lost? If these are preserved, what „is not preserved?*"

Croirait-on que les deux traducteurs ont eu en vue la même sentence? Cela est pourtant positivement sûr. Pour bien saisir le sens, il faut se rappeler que les philosophes indiens comptent trois objets principaux de toute activité humaine: le plaisir ou l'agréable, l'utile, et le bien moral. Dans plusieurs systèmes on ajoute un quatrième: l'émancipation finale. Selon la doctrine de ces philosophes, les récompenses que la vertu obtient dans l'autre monde, sont limitées: le terme étant expiré, le cercle de la metempsycose recommence. Ils placent donc le bien suprême dans la cessation de l'existence individuelle par l'union intime de l'ame avec la divinité. La Bhagavad-Gîtâ ne traite que des moyens d'arriver à cette béatitude. Voici le vrai sens de la sentence en question:

„La vie est la condition indispensable pour obtenir l'a„gréable, l'utile, la vertu et l'émancipation finale. Celui „qui détruit sa vie, n'a-t-il pas tout détruit? Celui qui „la sauve, n'a-t-il pas tout sauvé?"

C'est un sophisme, comme on voit, pour prouver qu'il ne faut jamais sacrifier sa vie par générosité ou par devoir. Aussi cette sentence est elle du nombre de celles, que l'auteur ne met en avant que pour les réfuter ensuite.

Bonn. Lib. I, sl. 96. Lond. p. 31, l. 6 — 9.

M. Wilkins p. 69: „*To a hero of a sound mind, what „is his own, and what a foreign country? Wherever he „halteth, that place is acquired by the splendor of his arms. „He quencheth his thirst with the blood of the royal elephant, even in the forest which the lion teareth up with „his teeth, and his claws the weapons of his feet.*“

Les naturalistes seront fort étonnés d'apprendre que les lions déracinent des arbres avec leurs dents et leurs griffes. On demandera aussi, quels étaient les héros de race humaine qui avaient coûtume de boire du sang d'éléphant? S. W. Jones a evité une partie de ces méprises. P. 46:

„*What is the business of a valiant and wise man? „What other country can he know, but that which he has „subdued by the strength of his arm?*“

„*In the forest of which a lion armed with teeth, claws „and a tremendous tail, becomes possessor; even there he „quenches his thirst with the blood of the princely elephant „whom he has slain.*“

Je traduis: „Qu'importe à un homme courageux son „pays natal ou une terre étrangère? Vers quel pays qu'il „tourne ses pas, il l'assujetit par la vigueur de son bras. — „Tel le lion, armé de ses dents, de ses griffes et de sa queue, „dans chaque forêt où il pénètre, étanche sa soif dans le sang „des éléphants, chefs de la troupe, qu'il a tués.“

Bonn. Lib. I, sl. 131. Lond. p. 27, l. 13 — 14.

M. Wilkins p. 60: „*When a man is in indigence, picking „herbs is his philosophy, the enjoyment of his wife his only „commerce, and vassalage his food.*“

Le texte porte: „L'érudition qui affecte les fleurs de la „rhétorique, l'amour sensuel acheté à prix d'argent, et une „subsistance sujette au caprice d'autrui: ce sont trois choses, „qui dégradent les hommes.“

On reconnaît encore les traits effacés de l'original dans la traduction de S. W. Jones p. 48: „*Superficial knowledge, „pleasure dearly purchased; and subsistance at the will of „another; these three are the disgrace of mankind.*“

Bonn. Lib. II. sl. 71. Lond. p. 50. l. 18 — 21.

M. Wilkins p. 112: „*If a gem be discovered at the „feet, which is worthy to be worn in an ornament of gold, „and it doth not complain, and it doth not also appear „with splendour, he who placed it there is to be spoken to.*"

Le traducteur met en note: „*And it doth not complain.* „*In this expression the allegory seems to be carried too far.*"

Dans la supposition de M. Wilkins sa critique pourrait paraître juste: mais heureusement le poète ne dit rien de semblable. Voici la sentence:

„Lorsqu'un joyau digne d'être entouré d'ornemens d'or, „est enchâssé dans de l'étain, il ne rend pas un son clair, „il ne brille pas non plus, et le blâme en retombe sur celui „qui l'a si mal employé."

S. W. Jones p. 79 a bien saisi le sens en général, mais il a substitué le cuivre à l'étaing.

Bonn. Lib. II, sl. 83. Lond. p. 55. l. 11 — 12.

M. Wilkins p. 119: „*Wisdom is of more consequence „than strength. The want of it is a state of misery. The „Dindima proclaimeth this, sounding:" The miserable are de„feated.*"

Le traducteur met ensuite en note: „*Dindima, a small „drum, which it is supposed Siva, the destroying angel, „will sound on the last day, when all things shall be dis„solved.*"

Je serais curieux d'apprendre, dans quel livre M. Wilkins a trouvé, que les destructions périodiques du monde enseignées par les théologiens et les philosophes de l'Inde, comme par les stoiciens, sont annoncées au son d'un tambour de basque. En effet il y a dans l'original un tambour; mais il n'y a ni dernier jugement, ni misérables, ni défaite. Le texte porte:

„L'intelligence assurément vaut mieux que la force. „C'est faute d'intelligence que les éléphants son réduits à un „tel état. — Le son même du tambourin, dont joue un con„ducteur d'éléphant, semble proclamer cette vérité."

Il paraît qu'on fesait marcher en mesure les éléphants au son d'un instrument; et l'on ne peut guère citer une preuve plus frappante qu'un animal aussi fort et aussi sauvage a été complettement asservi.

S. W. Jones traduit, p. 85. „*Wisdom is greater than* „*strength; by not possessing it, the condition of the elephant* „*is such, that even the drum sounds, proclaiming that the* „*elephant is beaten by his driver.*“

Le reste est assez exact, mais il y a une méprise dans la dernière phrase. On n'a pas coutûme de battre les éléphants: cela produirait peu d'effet, parce qu'ils ont la peau très-dure et épaisse. On les gouverne avec un instrument (ankus'a) armé d'une pointe de fer pour les pousser, et d'un crochet pour les arrêter.

Bonn. Lib. II, sl. 91. Lond. p. 55. l. 13 — 14.

M. Wilkins p. 125: „*The rich man spendeth like* „*Vais'ravana**), *who squandereth according to his inclinations,* „*his income immediately without regard to its amount.*“

S. W. Jones p. 89: „*He who perceives not the trea-* „*sure that is quickly amassed, and consumes it at his plea-* „*sure, most certainly would reduce it to nothing, if he were* „*as rich as Vais'ravana.*“

Le texte porte: „Celui qui néglige le plus mince revenu, „et dépense à sa fantaisie, cet homme, fût-il l'égal du dieu „Cuvera en fait de richesse, devient un mendiant.“

Bonn. Lib. II, sl. 125. 126. Lond. p. 63 l. 16. 17.

S. W. Jones p. 103: „*He who is beloved, and com-* „*mits faults, is nevertheless beloved; but that body is cloathed* „*with many crimes, for which there is no regard.*“

Le texte porte: „Celui que nous chérissons, nous reste „cher, quoiqu'il nous cause des inconvéniens. Chacun choye „son propre corps comme un favori, quoiqu'il soit accablé „d'une foule d'infirmites.“

M. *Wilkins* a omis cette sentence, mais il donne la suivante, qui en est comme une variation. P. 145: „*He* „*who is dear to one, is dear even in the very commission*

---

*) Cuvera, Plutus

„*of a fault. When the materials of a house are burnt,* „*upon whose fire falleth disgrace?*“

On devinera difficilement la pensée du poète, que S. W. Jones a mieux rendue, p. 103: „*He who is dear, though* „*he do unpleasant things, continues dear. Though an excel*„*lent house be burnt, yet who doth not venerate fire?*“

Cela fait allusion aux feux sacrés qu'entretiennent les brahmanes et en général les hommes des classes supérieures, initiés aux rites religieux.

Bonn. Lib. II, sl. 148. Lond. p. 67. l. 17. 18.

M. Wilkins p. 155: „*The unfortunate man who posses*„*seth splendor from the glory of him on whom he dependeth,* „*will find it as fatal as a foul collyrium put into the eye by* „*the hand of imprudence.*“

S. W. Jones a corrigé la méprise. P. 110:

„*Many a bad man receives lustre from the goodness of his* „*protector, like the black powder rubbed on the eye of a* „*beautiful woman.*“

Seulement l'expression n'est pas exacte. Le collyre en question, article bien connu de la toilette des femmes indiennes, n'est pas frotté sur l'œil, mais appliqué avec un pinceau au bord des paupières.

Bonn. Lib. III, sl. 7. Lond. p. 74. l. 1, 2.

S. W. Jones p. 121: „*Sometimes lenity is the grace of* „*a man, but before victory is gained, violence becomes him.*“

M. Wilkins p. 172: „*An occasional dress to a man is as* „*forgiveness and modesty to a woman. Courage, when sur*„*rounded, is like being captive amongst men endued with cle*„*mency.*“

Le texte porte: „Dans d'autres occasions la patience „sied bien à un homme, comme la modestie à une femme; „mais quand on est insulté, la bravoure est à propos, comme „l'effronterie dans l'amour sensuel.“

Les derniers mots rappellent certains vers d'Ovide, qu'il est superflu de citer.

Bonn. Lib. III, sl. 41. Lond. p. 81. l. 10. 11.

S. W. Jones p. 133: „*A great stone is not raised, by*

,,*men without labour: but if a man can attain great success* ,,*with little efforts, the fruit of his virtue is great.*"

M. Wilkins p. 191: ,,*Not more easily is a house sup-* ,,*ported by mankind with a prop, than great achievements* ,,*from trifling means. This is the great fruit of councils.*"

Le traducteur met en note: ,,*The original is* grîvâ *the* ,,*neck, which the translator has presumed to be a mistake* ,,*for* griba (⏑ ⏑) *a house.*"

Cette correction ne saurait être admise, parce quelle est contraire aux règles de la versification. La leçon que M. Wilkins a trouvée ou cru trouver dans son exemplaire est en effet fausse, mais il faut substituer *grâvâ*, une pierre. Le texte porte:

,,Une pierre n'est pas aussi aisément soulevée avec les ,,mains qu'avec un levier. D'un petit artifice il résulte un ,,grand succès; c'est là l'avantage d'un projet bien conçu."

Bonn. Lib. III. sl. 44. Lond. p. 81. l. 15. 16.

S. W. Jones p. 135: ,,*A great King should fear his ene-* ,,*mies at a distance: but when near, act with valour. In the* ,,*midst of danger, it is a dreadful crime to be inactive.*"

M. Wilkins p. 191: ,,*When the quality of bravery* ,,*is near, a great man's terrors are at a distance. In the* ,,*hour of misfortune such a great man overcometh bravery.*"

Le texte porte: ,,C'est le caractère d'un grand homme ,,d'être timide, lorsque le danger est encore éloigné; héroïque, ,,lorsqu'il approche. Dans les revers un grand homme trouve ,,sa ressource dans l'intrépidité."

Bonn. Lib. IV, sl. 101. Lond. p. 116. l. 7 — 10.

M. Wilkins p. 282: ,,*A wary goose having been once* ,,*deceived by an enemy, whilst sitting in a very thick shade,* ,,*in a lake, looking after the lotus plant, no more regardeth* ,,*the cooling flower which is distressed by the appearance of* ,,*day, and afraid of the stars. Thus it is with the people* ,,*of this world; having been once deceived, they suspect deceit* ,,*in truth itself.*"

Voilà encore un singulier trait d'histoire naturelle! Si le lotus se cache pendant le jour, et en même temps a peur

Die Silbenmaße. 1. Der Hexameter. S. 32. Z. 9. Rhythmiſcher Flut a. — Z. 11. entrieſeln a. — S. 34. 3. Der Jambe. Z. 7. lehrte drauf Ar. a. — 4. Der Choliambe Z. 2. die immerfort mitſprechen, ob's gleich ſchlecht fort will, a.

Fünftes Buch.

Jon.

S. 119. Z. 3. argloſes a.

Sechſtes Buch.

Scherzhafte Gedichte u. ſ. w.

Schillers Lob der Frauen. S. 173. Z. 1. Wir konnten ja die Männer nie entbehren. al. — Z. 2. willſt du uns, ſie al.

Wettgeſang dreier Poeten. S. 194. Z. 10. mit zartem Fleiß a. b. — S. 195. Z. 2. Jambus oft mir und a. b. — S. 198. Z. 2. und feſt wie M. a. und glatt wie M. b.

Triolet. S. 200. Z. 6. Ich wies dir neulich das Sonett: a.

Wechſel der Dynaſtie. S. 231. Z. 21. es viel von a.

Siebentes Buch.

Ehrenpforte.

Epigramme.

S. 274. die Ueberſchrift in b.: Verzeichniß von Kotzebue's Schauſpielen.

Das thieriſche Publicum. S. 335. Z. 3. das drame larmoyant. a.

Reiſebeſchreibung. S. 338. Z. 15. Und weinen mehr, als andre Völker piſſen. a.

Anhang.

Kleomenes an Chariton. S. 350. Z. 19. mit treuem Mutterſinn a. — S. 351. Z. 1. Ha, a. — Z. 15. 16. nicht ſo gern in ihren Schleier Liebe ſich, beſorgt vor Wankelmuth? a. — Z. 18. Längſt entſchlief a. — Z. 19. Doch der Biedern treuen Bund a. — Z. 23 Luſt bei kühler a.

An Bürger. S. 360. Z. 24. Bis deine a.

des étoiles, cette belle plante doit être continuellement fort mal à son aise. Mais c'est tout le contraire: le lotus s'épanouit pendant la nuit, il semble jouir du clair de lune: c'est pourquoi les poètes indiens appellent la lune l'ami du lotus. Cette sentence, mieux rendue par S. W. Jones, est un peu maniérée:

„Un cygne imprudent qui, pendant la nuit, voulant attraper une tige de lotus, a souvent été trompé par le reflèt des étoiles sur le lac, même de jour n'ose plus mordre à la fleur blanche du lotus, craignant toujours que ce ne soit une étoile. C'est ainsi que les hommes, intimidés par la perfidie, soupçonnent de la ruse même dans la bonne foi."

Je pourrais multiplier facilement les exemples; mais ceux que j'ai choisis parmi une foule d'autres, suffiront pour justifier mon assertion. La plupart des méprises se trouvent dans les sentences, il y a en cependant aussi dans la prose. L'auteur du Hitôpadésa employe souvent dans le dialogue les expressions *svagatam* et *prakâsam* (*à part* et *haut*) termes empruntés à l'art dramatique; on voit à la page 148 que M. Wilkins ne les a pas comprises. Le même traducteur a transformé un vautour en un chacal, ce qui dénature toute la fable, et viole les vraisemblances matérielles, qui doivent être observées même dans ce genre. En revanche S. W. Jones a substitué ailleurs un vieux cerf à un lièvre. Ce vieux cerf qui ne se trouve nulle part dans le Hitôpadêsa, s'est glissé dans la dissertation de M. *Wilson* sur le *Panchatantra* *). Cela fait présumer que le savant auteur, en comparant ces deux collections de fables, au lieu de compulser l'original du Hitôpadêsa, s'est contenté de consulter une traduction, sur laquelle il n'y a aucun fond à faire.

Je le répète, les traducteurs sont excusés par le manque de secours suffisans. La seule chose qui m'étonne, c'est que des hommes d'autant d'esprit ayent pu se persuader que les

---

*) *Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland Vol. I. Analytical account of the Pancha-Tantra* p. 163.

Indiens auraient admiré comme les oracles de la sagesse des sentences telles qu'ils les ont faites.

M. *Wilson* regrette dans la dissertation citée (p. 156) que l'on n'ait pas d'abord donné la préférence au Panchatantra, pour le faire connaître au public européen; maintenant, dit-il, après les deux traductions du Hitôpadêsa, une traduction du premier ne serait qu'une œuvre surérogatoire. Je pense au contraire, qu'il serait bon d'avoir des éditions correctes et de bonnes traductions de l'un et de l'autre livre. Si j'avais pu me procurer un manuscrit du Panchatantra, j'aurais bien su en tirer parti pour la critique du texte de son successeur. Ces livres ingénieux sont importans, parce qu'ils contiennent une anthologie de sentences extraites d'ouvrages qui, en très-grande partie, nous sont encore inconnus. Le Panchatantra pourra même servir à éclaircir l'histoire de la littérature indienne. Puisque la date la plus récente qu'on puisse assigner à sa composition (le cinquième siècle de notre ère) est constatée, il en résulte que les ouvrages dont les sentences sont tirées, ont existé antérieurement.

Après les preuves que j'ai données, les lecteurs ne douteront plus qu'une traduction du Hitôpadêsa, en même temps fidèle et élégante, ne parût un livre tout nouveau; la réputation de l'auteur ou plutôt des auteurs, fortement compromise par tant de malentendus, tant d'expressions louches, tant de phrases inintelligibles, en serait réhabilitée.

E.

Explication d'une énigme.

Dans les *Recherches Asiatiques* Vol. XII, page 231 de l'édition de Calcutta, M. Colebrooke cite un auteur qui dit que le nombre des jours sidéraux compris dans la grande époque, appelée Calpa, est : 1,582,236,450,000. Il donne le texte même, dont les mots qui répondent à ce nombre, signifient littéralement : *quatre espaces vides* (ou zéros), *cinq*, *Véda*, *goût*, *feu*, *jumeaux*, *aile*, *huit*, *flèche*, *lune*. Tout ces mots sont réunis en un seul composé agrégatif.

Qu'on se figure maintenant l'embarras des écoliers interpellés pour expliquer comment cette bigarrure fait precisément un trillion, cinq cents quatre-vingt-deux billions, deux cents trente six millions, et quatre cents cinquante mille. La chose est pourtant bien sure, il ne peut y avoir erreur. Voici le mot de l'énigme. Les mathématiciens indiens ont une méthode d'exprimer les chiffres par des noms restreints à un certain nombre d'objets. Ils commencent à la droite par les unités, et remontent vers les chiffres d'un ordre supérieur. Cela a l'air d'une puérilité, il y a pourtant là-dessous un but raisonnable. On a voulu se prémunir contre l'altération des chiffres qui se glisse si facilement dans les livres copiés à la main. Quand le traité était rédigé en vers, comme c'est un ancien usage dans l'Inde d'employer la versification même dans des livres scientifiques, la garantie en devenait d'autant plus forte.

Voici l'explication. Les deux premiers termes, étant des chiffres sans déguisement, n'en ont pas besoin. *Véda;* ces livres sacrés sont au nombre de *quatre.* *Goût;* on en compte six espèces principales: le doux, l'amer, le salé, l'aigre, le poignant et l'astringent. *Feu* signifie *trois*, par rapport aux trois feux sacrés que les brahmanes entretiennent. *Jumeaux*, *aile*, signifient naturellement *deux*; le dernier mot est employé aussi pour les deux moitiés d'une lunaison. *Flèche* signifie *cinq*; ce sont les cinq flèches du dieu de l'amour, dont les pointes sont armées de fleurs. Ces flèches sont un emblème des cinq sens par lesquels l'amour pénètre dans l'ame. *Lune* est *un*, parce qu'il n'y a qu'une seule lune.

On voit cependant qu'il y a là-dedans quelque chose de conventionnel. Par exemple, le mot de goût, chez les Indiens comme chez nous, est employé aussi métaphoriquement, pour les différentes impressions que produit la poésie. Alors l'énumération varie de huit à dix. Il faut donc savoir que, lorsque ce mot est substitué a un chiffre, l'on doit entendre le goût matériel.

Un autre auteur cité par M. Colebrooke, exprime le même nombre de la manière suivante: *quaternaire de zéros*, *flèche*, *océan*, *goût*, *qualité*, *jumeaux*, *deux*, *Vasu*, *jour lunaire.* Je peux me dispenser d'expliquer les termes qui se trouvent dans l'exemple précédant. *Océan* signifie *quatre*; apparemment à cause d'une division d'après les quatre points cardinaux: l'océan oriental, occidental, méridional et septentrional. *Qualité* signifie *trois*; selon les philosophes indiens trois qualités dominent dans toute la nature: la qualité bonne ou essentielle, la qualité passionnée et la qualité ténébreuse. *Vasu* est le nom d'une espèce de divinités subalternes, dont on compte *huit.* *Jour lunaire* est substitué à deux chiffres: il signifie *quinze*, parce que l'on compte autant de jours lunaires dans une demi-lunaison. C'est l'ancienne division d'un mois dans le calendrier des Indiens, aussi bien que dans celui des Etrusques et des Romains. Elle nous est familière sous le nom des *Ides.*

Ce que j'ai remarqué à l'égard du mot *goût* peut aussi s'appliquer à *l'océan.* Il pourrait désigner le nombre sept, puisque les poètes, dans leur cosmogonie, ont imaginé sept océans, contenant autant de fluides différents: de l'eau salée, du lait, etc. Voyez l'Amara-Cosha p. 53, et la note de M. Colebrooke.

D'autres exemples, moins compliqués en effet, de cette manière d'exprimer les chiffres, se trouvent dans la même dissertation; ils ne sont expliqués nulle part.

F.

SANSCRIT PROFESSORSHIP.

Extract of a Letter from the late Bishop of Calcutta to the Principal of Magdalen, dated May 31st, 1831:

,,His (Mr. Wilson's) eminent fitness to discharge the
,,duties of the new Professorship, and his distinct perception
,,what those duties are, and how they may be accomplished,
,,are evidenced in a paper I sent home by the hands of Dr.
,,Roy to Dr. Burton of Christ Church. *I could wish this*
,,*valuable paper, which was drawn up at my request, to*
,,*be circulated widely.*"

The following is the Paper alluded to, and calculated as it is to place M. Wilson's claims in so favourable a point of view, his friends in Oxford regret extremely that it was out of their power to make it public sooner, as it was not placed with the rest of the Testimonials in the Registrar's room, and only appeared in print on Friday last. — *Oxford, March*, 8, 1832.

Memorandum respecting Sanscrit Literature in England. To be presented to the Rev. the Regius Professor of Divinity at Oxford, from the Bishop of Calcutta.

It is not easy to define a course of Sanscrit Study at either of the Universities without being conversant with the usual practices of those Institutions, and the manner in which similar courses are commonly held. It would be also necessary to estimate the time that might be devoted to Sanscrit study, the description and number of persons by whom it would be cultivated, and the means which might be available for the furtherance of the acquirement. Even if these were ascertained, the mode of communicating instruction, as well as the success with which it might be imparted, would mainly depend upon the talents of the Teacher.

I should think it an indispensable requisite in the first Professor of the Sanscrit Language, that he had acquired his knowledge in India. It is true that considerable proficiency has been attained by some learned men on the Continent, but it is evident from their publications that their reading has been very limited, and that they are far from possessing any degree of conversancy with the great body of Sanscrit Literature. Their knowledge is, in fact, of the most elementary kind, and restricted to the grammar of the language. The publications of Bopp are chiefly of this description; and Schlegel has not ventured in translation beyond those works which have been previously translated by English Scholars. With the different departments of Hindu classical literature, with any one of them in a variety of details, and even with its grammar as studied in India, they are unfamiliar; and they must be very incompetent therefore to prepare a Student for this country, or even where general information only is sought, to convey comprehensive and correct notions of the classical writings of the Hindus, of their poetry, mythology, philosophy, and science.

Supposing then a qualified Professor to have been appointed, I presume the plan he would be expected to adopt would be the delivery of public Lectures. The character of these Lectures will necessarily depend upon the object which is proposed for them. If they are intended to be subservient to general knowledge, and to communicate to persons not purposing to engage deeply in the study, or not having leisure for the pursuit, comprehensive views of the language, literature, philosophy, and religion of the Hindus, they must embrace every department of Sanscrit composition, commencing with the structure of the language, its rhetoric, poetry, and drama; its mythology, and mythological history, as exhibited in the Ramáyan, Mahabharat, and eighteen Purános; its philosophy, as explained in the different schools, Vedanta, Sankhya, etc.; and its ritual, as defined in the Tantras and the Vedas. To do this will be no easy task; and there is no person in Europe, except Mr. Colebrooke, who could attempt it with the slightest prospect of success.

If, however, instruction in the language alone be the object to be kept in view, the Lecturer will have to confine himself to the elements of the Sanscrit tongue, its grammar, syntax, and prosody: to explain these satisfactorily, however, he should be familiar not only with the grammars compiled by European scholars as Wilkins, etc. but with the original grammars read by the Pundits, the Sútras of Panini, the Siddhánta Kaumudi, and Mugdhabodha; for although it is by no means advisable to teach the grammar after those systems, they alone furnish a clue to the intricacies of Sanscrit grammar, without which it is not easy to make a profitable use even of modern European compilations. It will also be necessary to combine the principles of the grammar with their application, and to illustrate them by the aid of some Sanscrit works of an easy and useful description.

An elementary course of this kind should also embrace two parts, with a view to ascertain that what has been taught has been learned. At short intervals therefore, between every two or three Lectures, or even oftener if necessary, there should be a Class Lecture, in which the Students should undergo an examination, and repeat to the Professor what they had retained of his instructions assisted by the private study of those works to which their attention had been directed. That considerable trouble would devolve upon the Teacher in this case is unquestionable; but I conceive it to be the only plan upon which Sanscrit scholars can be reared. What time a course of this nature would occupy, or how far it is compatible with academical usage, I cannot pretend to say. In the established studies of the Universities, the duties of the Professor are lightened by the aid which the Students derive from their respective Tutors; but upon the introduction of Sanscrit no such assistance would be procurable. The Professor must be prepared, therefore, to act in both capacities, as far as the reasonable apportionment of his time and the extent of his talents will allow. After the study has been established, it will no doubt be found that some of the Students will be qualified to act as Tutors, and the Lectures of the Professor may then take a more discursive range.

Whether the study of Sanscrit be prosecuted by the means of public Lectures, or private Tuition, books will be indispensable; and in England these are procurable only at a heavy cost and to a limited extent. Probably some copies of Wilkins's grammar are to be had, but it is an expensive book, and, although the best grammar extant, admits of much improvement. The first edition of my Dictionary is exhausted, but some copies of the edition now in progress will probably be purchasable. There is no such thing as an introductory reading book; the Hitopadesa used for this purpose is objectionable in many points, but especially as a book intended for beginners, as it contains numerous passages of extreme difficulty. It will be necessary, therefore, to compile a new work as an elementary class-book. When some facility has been acquired, the Student may read the *Raghuvansa*, *Menu*, the *Ramayan*, and *Mahabharat*, all which will have been printed; the two first and last in India, the third by Schlegel on the Continent. The books printed in Calcutta might be furnished at very reasonable prices, if the cost was not enhanced by the heavy duty at home. The *Ramayana* is likely to be a very expensive book. An edition of *Menu* has also been published in England, but it is very costly. There are also English and Continental editions of the *Hitopadesa*. In this country many useful books have been published, or are in course of publication; but the supply of these in Europe is, for the reason I have stated, expensive, and it is also precarious; and it would be injudicious, as well as unbecoming the character of the University, to be wholly dependent upon India for Sanscrit publications.

One of the first things to be done therefore is to establish a Printing Press at the University. It will probably not be a very expensive branch of the Establishment, as compositors and Correctors will multiply with a steady demand for them. There is no want of manuscripts in England: more and better are procurable there, perhaps, than in India; and it would be no ungrateful part of the Professor's duty, I apprehend, to prepare them for printing, and conduct them through the press. He would soon, no doubt, obtain valuable assistance in his editorial functions from some of the most qualified of his *élèves*.

As far as tuition and books therefore are the essential conditions of proficiency in Sanscrit, I should think that they might be provided, although not without some trouble and expense. Some time also must necessarily elapse before they could be brought into full operation; but there need be little fear of success, if proper care be taken in their first provision, and liberal encouragement be given to their progress. Another important consideration, however, is the extent to which Sanscrit will be studied.

As long as the study of Sanscrit is not obligatory upon any individual, — as long as it is a mere matter of enlightened curiosity, — as long as it holds out no prospect of emolument or distinction, it is not probable that it will be extensively prosecuted. Other and more essential acquirements will necessarily engross the interest and ambition of the Students at the Universities. If it is wished, therefore, to render the study of Sanscrit attractive, some advantage more substantial than literary information must be attached to it. The establishment of a Press may, perhaps, furnish one source of encouragement, in the employment it may afford to correctors. Possibly also some Scholarships may in time be endowed. Could some knowledge of Sanscrit, however, be

Verbeßerungen.

Zum erſten Bande:

S. 33. f. Das Gedicht „Der welke Kranz“ von Friedrich Schlegel (ſ. deſſen Gedichte 1809. S. 41. Sämmtl. Werke, Wien 1823. Bd. VIII. S. 118. f.) fand ſich handſchriftlich unter unedierten Gedichten A. W. Schlegels in deſſen Nachlaß, und iſt nur aus Verſehen auch in die vorliegende gedruckte Sammlung gerathen. S. X. Z. 12. v. o. lies: a) Morgenblatt 1807. Nr. 134. S. 334. b) Poet. W. I. S. 231. f. S. X. am Schluß ſetze hinzu: Morgenblatt 1813. Nr. 173. S. 692. [Hier hat Vers 7. „Der Wohlklang wohnt“ und V. 11. „Die hohen redenden Geſtalten“.] S. 46. Z. 4. v. u. lies: „Sieh! S. 68. Z. 2. v. u. lies: Opfer' uns S. 90. Z. 10. v. o. lies: Seinen, S. 108. Z. 9. v. u. lies: wohlgeborne S. 190. Z. 4. v. o. lies: Gebürgen. S. 352. Z. 1. v. u. lies: Amarantenlaub' S. 379. Z. 2. lies: Die Jugend, die mein Haupt ſo ſtolz gekrönet, Das Komma iſt weggefallen hinter folgenden Wörtern: klagen (S. 114. Z. 13.), verſehrt (S. 114. Z. 6. v. u.), ſah'n (S. 119. Z. 12. v. u.), Pfeil (S. 175. Z. 5.), Cither (S. 209. Z. 14.), Leben (S. 255. Z. 1.), verrathen (S. 260, Z. 8.), geſpiegelt (S. 268. Z. 8. v. u.). Ein Punkt ſollte ſtehen hinter den Wörtern: behaupten (S. 119. Z. 5. v. u.), Hügeln (S. 155. Z. 8.); ein Ausrufungszeichen hinter dem Worte Thaten (S. 356. Z. 3. v. u.).

made a condition of an Indian Chaplaincy, an inducement of a powerful character would at once be held out. There will be no great hardship in insisting upon such a qualification wher due facilities are afforded for its attainment; and it is highly desirable, on various accounts, that it should be possessed by Clergymen who intend to visit India. With a few distinguished exceptions, the regular Clergy have left the acquirement of the Oriental languages, particularly Sanscrit and its derivative dialects, to the industry of Sectarian Missionaries. Independent of some little loss of credit thereby suffered, they have not possessed equal fitness for some of the duties that devolve npon them in this country. They have been unable to communicate freely with the Hindus, and have consequently failed to exercise that influence over them which it is likely they might enjoy to a much greater extent than any description of Missionaries. In Bengal, the better order of Hindus regard the Missionaries with feelings of inveterate animosity, whilst they invariably express a high respect for the Clergymen of the Established Church. They cannot avoid seeing that the latter are held in higher estimation by the European Society, and that they cannot be reproached with practices which not unfrequently degrade the Missionary character in the eyes of the Natives. Did the regular Clergy add to their personal respectability a reputation for scholarship in Indian literature, and particulary in that literature which the Hindus themselves consider as classical and sacred, consequences of the most important and beneficial nature might be confidently predicted.

Sept. 17, 1830.

H. H. WILSON.

⁂ M. Wilson is on his voyage home, and is expected to arrive in the course of the ensuing month.

March. 8, 1832.

TABLE DES MATIÈRES.

Pag.

Réflexions sur l'étude des langues asiatiques, adressées à Sir James Mackintosh 1

Lettre à M. Horace H. Wilson, ancien secrétaire de la Société Asiatique à Calcutta, élu professeur à l'université d'Oxford 131

APPENDICE.

A. *Prospectus of a plan for translating and publishing such interesting and valuable works on Eastern History, Sciences, and Belles-Lettres as are etc.* . 171

B. *Copy of a letter of the Rev. Professor Lee to Sir Alexander Johnston, Knt.* 178

C. *Letter to the Honorable Court of Directors of the East-India Company* 182

D. *Comparaison de quelques passages du Hitôpadêsa dans la traduction de S. W. Jones et dans celle de M. Wilkins* 185

E. *Explication d'une énigme* 197

F. *Sanscrit Professorship* 200

ERRATUM.

ERRATUM.

P. 146, ligne 26. Ce vers sanscrit a été réimprimé exactement comme il se lit dans les *Recherches Asiatiques*, mais on a oublié d'y faire une correction nécessaire. Au lieu de षडर्द्ध्यन il faut lire: षडर्द्ध्येन.

ESSAIS

LITTÉRAIRES ET HISTORIQUES.

ESSAIS

LITTÉRAIRES ET HISTORIQUES

PAR

A. W. DE SCHLEGEL

PROFESSEUR DE LITTÉRATURE ET DE L'HISTOIRE DES BEAUX-ARTS A
L'UNIVERSITÉ ROYALE DE BONN; DIRECTEUR DU MUSÉE DES ANTIQUITÉS
RHÉNANES; CHEVALIER DE L'ORDRE DE L'AIGLE ROUGE 3e CL. AVEC
LE NŒUD; COMMANDEUR DE L'ORDRE BRITANNIQUE ET HANOVRIEN DES
GUELPHES; CHEVALIER DES ORDRES DE ST. WLADIMIR, DE WASA ET
DE LA LÉGION D'HONNEUR; MEMBRE ORDINAIRE DE L'ACADÉMIE ROYALE
DES SCIENCES A BERLIN; MEMBRE HONORAIRE DE L'ACADÉMIE IMPÉRIALE
A ST. PETERSBOURG, DE L'ACAD. R. A MUNICH, DE L'ACAD. R. DES
BEAUX-ARTS A BERLIN, DES SOCIÉTÉS ASIATIQUES DE CALCUTTA,
DE PARIS ET DE LONDRES, ETC. ETC.

BONN.
CHEZ EDOUARD WEBER, LIBRAIRE.
1842.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Zum zweiten Bande:

S. 19. Z. 9. v. u. lies: Gruft. S. 25. Z. 9. v. o. lies: die granitene S. 54. Z. 7. v. o. lies: Abkunft? S. 77. Z. 13. v. u. lies: hinzugeben. S. 107. Z. 4. v. o. lies: Vor Delphi ward S. 223. Z. 3. v. o. lies: DOUBLÉ, DOUBLE. S. 244. Z. 13. v. u. lies: der zweiten S. 250. Z. 9. v. u. lies: Wie S. 252. Z. 3. v. o. lies: ſpricht? S. 265. Z. 4. v. o. porterthicken'd S. 272. Z. 2. v. u. lies: Zuſammenhang S. 282. Z. 15. v. o. lies: human S. 288. Z. 14. v. u. lies: zimmer S. 336. Z. 4. v. o. lies: Ihr Fördrer der Kultur

Manche andre Druckunziemlichkeiten, insbeſondere daß nicht ſelten s ſſ und ß, c und k mit einander verwechſelt, auch im Gebrauche der verlängernden h, a und e, ſo wie in dem der großen Anfangsbuchſtaben nicht die gehörige Gleichförmigkeit beobachtet worden iſt, und andre kleine Anſtößigkeiten ähnlicher Art wolle der geneigte Leſer mit der Entfernung des Herausgebers (der ſie freilich wohl auch nicht alle vermieden haben würde) vom Druckorte entſchuldigen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig

AVANT-PROPOS.

Les essais que je présente au public en ce moment ont été écrits en différents pays à diverses époques, et imprimés de même séparément, l'un en Suède, un autre en Italie, le reste en France et en Angleterre. On ne les trouve que difficilement; soit que la première édition ait été épuisée ou qu'elle ne soit pas entrée dans la librairie. Quelques pièces aussi ont paru dans des journaux qui, comme l'on sait, passent avec le jour et n'ont point de lendemain: de sorte que ces écrits ballottés en l'air faute de lest, sans être des oracles, sont aussi dispersés que les feuilles de la Sibylle.

Je les ai réunis en un seul volume, ayant en vue principalement de me rappeler au souvenir de quelques personnes qui m'ont autrefois temoigné une approbation bienveillante.

Ces personnes sont aujourd'hui en très-petit nombre, puisque j'ai eu le malheur de survivre à presque tous mes amis. Je ne me flatte point d'acquérir beaucoup de nouveaux lecteurs: la jeune génération ne me connaît pas encore, et le public en général semble m'avoir oublié, du moins le public allemand; car je sais que dans plusieurs contrées européennes et même au-delà de l'Atlantique mon nom est encore vivant. Il y aurait de l'ingratitude de ma part à ne le pas reconnaître.

Les premiers entre ces écrits (le plus ancien date de 35 ans) ont été composés pendant une vie de distractions sociales et de voyages, au milieu desquels mon intérêt fut absorbé par les événements décisifs du jour, de sorte que je n'avais ni la tranquillité d'esprit ni le loisir nécessaires pour entreprendre un ouvrage de longue haleine. Les suivants ne sont que des épisodes, des délassements que j'accordais de temps en temps à mes travaux de critique philologique relatifs à l'Inde. Je ne les donne que comme des essais: mais je puis assurer que ces résumés ont été précédés de sérieuses études. Si, malgré cela, ils ne répondent pas à l'attente, l'inconvénient sera moindre à raison de leur peu d'étendue. La variété des matières que j'ai traitées pourra peut-être suppléer à l'insuffisance de l'exécution. J'ai voulu épargner aux connaisseurs qui seraient curieux de lire tel ou tel article, la peine de le chercher au loin, et aider les bibliographes à compléter leur catalogue. En aucun cas il n'y a grand mal à augmenter d'un modeste volume le nombre des livres existants qui se comptent aujourd'hui par millions. Les écrivains de métier qui font crier journellement leur marchandise dans la foire littéraire, deviennent importuns; mais en général, les livres de leur nature sont patients, et attendent en silence qu'on les lise.

Il me sera permis de rappeler brièvement les circonstances qui ont occasionné ces écrits et le but immédiat que je me proposais en les rédigeant. Cela servira à placer les lecteurs dans le point de vue d'où je peux espérer d'être jugé équitablement.

Sous le titre *Du système continental*, j'ai fait une esquisse rapide des moyens par lesquels Bonaparte est parvenu à étendre sa domination éphémère sur la majeure partie de l'Europe.

La ruse et la perfidie, ses deux talents les plus éminents, l'avaient servi jusqu'alors à merveille. Au mois de septembre 1812 il semblait être monté au faîte de toutes les grandeurs. Après les batailles de Smolensko et de Borodino il fit sans résistance son entrée à Moscou, objet de son ambition la plus audacieuse. Là, il a pu, sur la plate-forme du clocher de la cathédrale, contempler le palais des Czars et les mille coupoles dorées, argentées, bronzées de cette antique et superbe cité. Il a pu, avec un orgueil sans bornes, fouler aux pieds l'Europe, dans sa folle persuasion déjà subjugée à jamais; il a pu enfin, en promenant ses regards sur les plaines qui s'étendent à perte de vue vers tous les points de l'horizon, aspirer à l'Asie. Mais là aussi le terme fatal de ses succès était marqué d'avance. Là son front, rebelle à la justice, fut frappé d'un foudre céleste, déguisé en conflagration de la capitale conquise.

Après d'immenses détours, devenus indispensables pour atteindre le terme du voyage en ce moment de crise; après avoir échappé comme par miracle au péril imminent d'un naufrage dans le Golfe Bothnique: nous eûmes le bonheur (les personnes illustres dont la sûreté était mon premier soin, et moi, à leur suite) nous eûmes le bonheur, dis-je, d'aborder vers la fin de septembre à Stockholm, et d'y respirer librement.

Le prince royal de Suède s'ouvrit d'abord à moi avec une entière confiance au sujet de ses vues politiques. Il avait devancé de bien loin l'opinion du pays; son entrevue avec l'empereur Alexandre avait eu lieu plusieurs semaines auparavant. La nation suédoise, d'ailleurs si éclairée, était mal instruite de l'état du continent, la vérité ne pouvant pas percer au dehors à cause du blocus rigoureux des côtes de la Baltique. Par suite de l'imprudente levée de boucliers de Gustave IV la Suède avait essuyé des revers très-graves et perdu définitivement la Finlande. Une grande aversion contre toute opposition active aux projets de Napoléon était donc naturelle et jusqu'à un certain point excusable chez ceux qui n'étaient pas placés assez haut pour voir juste. On avait cru Napoléon invincible jusqu'aux désastres de sa campagne en Russie; et même après ce premier coup porté les appréhensions d'un retour de la fortune étaient telles que le seul libraire pourvu d'une imprimerie française, ne voulut point accepter l'offre de mon manuscrit sans une déclaration formelle du gouvernement qu'il en approuvait l'impression. Sollicité par le Prince Royal, encouragé par les premiers diplomates et hommes d'état, j'entrepris de rectifier les notions erronées encore trop répandues en Suède, et j'y employai les derniers mois de l'année. Je veux bien l'avouer: je fus animé à ce travail par un motif plus individuel et plus pressant; c'était l'indignation excitée en moi par l'asservissement de l'Allemagne. J'avais séjourné pendant nombre d'années dans l'empire français et les pays qui en dépendaient. L'amitié, qui seule m'y retenait, m'avait imposé le devoir de la réserve la plus circonspecte pour ne pas aggraver les ignobles persécutions de Napoléon, auxquelles une femme illustre et magnanime était en butte, uniquement parce qu'au milieu de la servilité générale, elle n'avait pas voulu s'abaisser à l'adulation. Néanmoins je devins suspect au pouvoir. Au printemps de l'an 1811, ayant été dénoncé comme anti-français par le préfet de Genève, M. de Cappelle, qui, depuis, a figuré tristement dans le ministère Polignac, je fus chassé de France par un arrêté du ministre de la police Savary, au printemps de 1811. Je me retirai en Suisse qui, étant toute aux ordres de Bonaparte, ne pouvait m'offrir qu'un asyle précaire. Pendant l'année que je demeurais à Berne les bontés de l'ambassadeur d'Autriche pour moi, me rassuraient en m'ouvrant la perspective d'un autre refuge où j'étais sûr de trouver un bon accueil.

Mon mémoire parut à Stockholm au commencement de février 1813, en français et dans une traduction suédoise. Il fut sans délai réimprimé à Londres et traduit en anglais; en Allemagne on fit plusieurs éditions de l'original et plusieurs nouvelles traductions. Ces feuilles volantes se répandirent rapidement à mesure que la retraite des troupes françaises affranchissait quelques portions du territoire occupé.

Dans la réimpression actuelle je n'ai rien ajouté, mais j'ai jugé à propos de retrancher le morceau relatif à la Suède en particulier, les considérations qu'il contient n'étant que d'un intérêt local et temporaire. La Suède a pris le parti qui convenait le mieux à sa dignité aussi bien qu'aux maximes d'une saine politique; elle en a retiré les avantages durables que j'annonçai dès-lors.

Le reste n'est qu'un abrégé historique; ce sont des faits dont l'exactitude pourrait au besoin être prouvée par des actes officiels. Mon récit s'arrête au commencement de la guerre contre la Russie; j'en ai d'ailleurs exclu soigneusement les événements militaires. Je n'ai point aspiré à l'éloquence La campagne de l'an 1812 avait révélé au monde dans la nation russe, outre la bravoure renommée depuis longtemps, d'autres nobles qualités trop ignorées jusqu'alors. Bonaparte y échoua malgré ses premiers succès par l'inflexible résistance morale qu'il rencontra. Mais il préparait une nouvelle lutte non moins terrible en Allemagne Avant l'ouverture de la campagne la glorieuse résurrection de la Prusse s'annonçait déjà sous d'heureux auspices: c'était la brillante aurore du plus beau jour. L'espérance revivait dans tous les cœurs; mais, assurément, l'imagination la plus hardie n'eût osé présager alors ce que l'Europe étonnée a vu se déployer pendant cette année et les deux suivantes: une exaltation si pure, si spontanée, si universelle; un dévouement, un héroïsme, dont les exemples sont infiniment rares dans l'histoire ancienne et moderne. Malgré sa défense désespérée, Bonaparte a été terrassé par deux antagonistes dont il niait l'existence: la vertu et le patriotisme.

Le *Tableau de l'Empire français en* 1813 est encore une esquisse: ce qui lui donne quelque prix, c'est qu'il est tiré des pièces authentiques auxquelles il a servi d'introduction. Le général Czernicheff détaché de l'armée du Nord, à la tête d'un corps de troupes légères, depuis la reprise des hostilités manœuvrait sur les derrières de l'ennemi et lui coupait les communications. Ayant conçu le projet aventureux de prendre Cassel, alors la capitale du royaume de Westfalie, il l'exécuta avec une rare habileté; il combina ses marches si savamment que le roi Jérôme n'avait point été averti de son approche: il fut réveillé en sursaut par les coups de canon tirés pour briser les portes de la ville. M. de Czernicheff expédia les malles des courriers pris en chemin au quartier-général de l'armée du Nord où je me trouvais. Le Prince Royal de Suède me chargea d'examiner ces papiers, et de publier ceux dont la connaissance pouvait être utile aux alliés. Les mouvements des armées avant et après la bataille de Leipsic furent si rapides, que je ne pus trouver le repos nécessaire au travail de trier ces grosses liasses qu'en arrivant à Gœttingue au commencement de novembre. Le choix que j'en avais fait a été imprimé deux fois, à Hanovre et à Londres; les curieux pourront donc se procurer facilement ce petit volume. J'ose leur promettre une lecture amusante: il y a quelques morceaux piquants, intermèdes comiques du grand drame.

Ces dépêches et lettres particulières sont des matériaux pour l'histoire, ai-je dit; mais je doute que personne en ait profité. Cela ne m'étonnerait point: la plupart des biographes de Napoléon ne se soucient pas de bons matériaux; les pièces authentiques les gênent, leur dessein étant de déguiser la vérité. Ses exploits militaires ont été verifiés, les exagérations de ses bulletins ont été réduites à leur juste valeur par les chefs et officiers qui l'ont combattu. La partie la moins connue de ses actes c'est le régime intérieur sous sa domination; ce n'est qu'en séjournant en France à cette époque, qu'on pouvait apprendre les détails de son despotisme ombrageux. En général, son histoire après un quart de siècle semble avoir passé en mythologie. C'est le domaine des demi-dieux: aussi lui a-t-on décrété des apothéoses. Il y aurait trop à dire sur cette bizarre fantaisie; c'est pourquoi je n'en veux pas parler.

*

J'ai composé en France la *Comparaison des deux Phèdres;* la première édition imprimée à Paris en 1807 a été épuisée. C'était une expérience que je m'amusais à faire sur l'opinion littéraire, sachant d'avance qu'un orage épouvantable éclaterait contre moi, ce qui ne tarda pas d'arriver. En France, depuis la révolution, le goût a varié selon les phases de l'ordre ou du désordre social. Cependant la république n'a pas duré assez longtemps pour produire un nouveau genre de tragédies, destinées à inculquer la haine des rois, comme Chénier en avait donné le ton. Mais toutes les pièces de théâtre devaient être purgées des titres malsonnants à des oreilles républicaines. J'ai vu représenter dans le temps un opéra: *Raoul sire de Créquy*, dont le héros fut transformé en *citoyen de Créquy*. On n'aurait pas fait comprendre à un parterre patriotique, que Raoul n'était point de ces Sires criminels, mais un pauvre sire, châtelain dans un village. Bonaparte, aussitôt après son avénement, ordonna

d'admirer derechef le siècle de Louis XIV: et le public, ayant obéi sur des points bien autrement importants, fut obséquieux dans son admiration. Un certain abbé Geoffroi qui rédigeait alors le feuilleton du théâtre dans le *Journal de l'Empire*, était un vrai cerbère à la porte du goût classique. En voyant ma brochure, cet abbé s'écria d'un ton goguenard: »Voici »un Allemand qui ose blâmer Racine et qui, »néanmoins, montre assez d'esprit pour qu'il »faille engager la discussion avec lui: c'est fort »drôle!« Un autre collaborateur du même journal, Dussault, dit: »M. Schlegel se donne »l'air de n'en vouloir qu'à Racine; mais au fond »il veut déprécier toute la littérature française.« C'était me faire tort: j'y admire beaucoup de choses, et quelques-unes me semblent inimitables. D'autres honneurs encore me furent décernés: une princesse polonaise, grande admiratrice du poëte tragique, foula ma brochure aux pieds, comme François I avait foulé la *Divine Comédie* qu'il se faisait expliquer par Annibal Caro, lorsqu'il fut arrivé à ce passage où le Dante fait dire à Hugues Capet qu'il a été le fils d'un boucher parisien. Je reçus les surnoms: le détracteur de Racine; le Caligula ou le Domitien (c'est tout un) de la littérature française. Ce n'est pas mon usage de répondre aux attaques littéraires; autrement il m'eût études solitaires furent brusquement interrompues et je me hâtai de rapporter les précieux manuscrits qu'on m'avait confiés, à la Bibliothèque Royale qui, pendant cent jours, allait redevenir Impériale. Je n'avais alors, à défaut d'un interprète des troubadours, point d'autre ressource que ma propre divination. Revenu à Paris j'eus connaissance des premiers volumes publiés par M. Raynouard, et je fus tout joyeux d'avoir acquis un si puissant allié. Je mis donc en ordre mes *Observations*, enrichies des siennes, et les fis imprimer en 1818. Cependant le public intelligent était bien exigu. M. Raynouard me dit un jour qu'il ne comptait que cinq personnes en France qui sussent le provençal classique, en ajoutant qu'il me comprenait dans ce nombre. M. de Rochegude y figurait sans doute au premier rang; mais son *Parnasse* et son *Glossaire Occitaniens* n'avaient pas encore paru.

Mes *Observations* sont rédigées de façon que toutes les personnes généralement instruites et d'un esprit cultivé puissent les comprendre parfaitement sans savoir même les éléments de la langue provençale. J'ai rejeté dans les notes à la fin du mémoire tous les détails de grammaire; j'y ai développé aussi mes objections contre plusieurs thèses particulières de l'auteur. Des notes fréquentes et prolixes au bas de chaque page distraient le lecteur et ne lui permettent pas de suivre la série des arguments, ni la narration des faits. Avec mon arrangement, ceux qui voudront entrer en matière pourront, après avoir lu le texte, trouver à loisir tous les éclaircissements qu'ils désirent. Les citations sont souvent un vain étalage qu'un pédant érudit emprunte à l'autre, sans les avoir vérifiées lui même. Mais dans un sujet si neuf il fallait bien fournir mes preuves.

Entre M. Raynouard et moi il est resté un dissentiment fondamental, malgré notre accord sur beaucoup de points. Il soutenait l'universalité primitive du provençal dans toutes les anciennes provinces romaines; il se croyait en droit précisément à cause de cela de désigner cet idiome par le nom trop générique de langue romane. Il voulait en dériver l'italien, l'espagnol et le portugais, entre lesquelles langues et le latin il n'y a point eu d'intermédiaire. Je crois avoir réfuté solidement cette hypothèse, mais je n'ai pas réussi à désabuser M. Raynouard. C'était l'enfant gâté de son érudition; il a employé à l'étayer tout le sixième volume de son ouvrage, et je crains bien qu'une supposition aussi fausse ne l'ait fait biaiser dans le plan de son *Lexique roman*, qu'il eût mieux valu nommer Dictionnaire de la langue d'oc. En général, M. Raynouard était bon grammairien, mais l'étymologie n'était pas son fort.

A quoi bon, dira-t-on, ces disputes prolongées, si, à la fin, chacun des deux combattants reste de son avis? La persistance dans une opinion erronée dont on a été l'inventeur, est naturelle et fort innocente, pourvu qu'on ne se mette pas en colère, comme le docteur aristotélicien de Molière, sur la forme ou la figure d'un chapeau. La discussion amène des investigations plus approfondies; ensuite il surviendra des juges impartiaux dont l'amour-propre ne sera pas en jeu, et le vrai finira par être reconnu tôt ou tard.

Ce genre d'érudition n'est pas resté stationnaire en France. M. Raynouard a eu un digne successeur en la personne de M. Fauriel dont les recherches se lient à ses travaux et les complètent jusqu'à un certain point. Feu M. Raynouard avait choisi pour son département la base de toute étude philologique, la grammaire, et la poésie individuelle, c'est-à-dire lyrique. M. Fauriel s'est élancé dans un champ plus vaste, celui des romans chevaleresques. Il ne les a pas considérés isolément ce qui ne conduit à rien; il a étendu sa vue sur l'ensemble. Il classe ces romans selon les fictions fondées sur quelque tradition populaire, ou purement imaginatives qui s'y développent; ensuite il forme méthodiquement dans chaque classe des séries, de sorte que l'on puisse saisir la totalité d'un seul coup d'œil. Les originaux aussi bien que les traductions en langue provençale ayant été perdus à peu d'exceptions près, il faut recourir aux romanciers français du nord, et aux poëtes presque contemporains qui ont naturalisé en Allemagne un grand nombre de ces romans par des imitations versifiées. M. Fauriel possède la connaissance, bien rare en France, de ces dernières. Le double phénomène de la chevalerie et des fictions qui en offrent un portrait naïf ou idéal, avait souvent été l'objet de mes méditations, sans que j'en eusse parlé autrement en public que dans mon cours habituel de poésie allemande du moyen âge. Les leçons de mon ancien ami, M. Fauriel, données à la Faculté des lettres et publiées ensuite, me surprirent donc d'autant plus agréablement que je ne savais pas qu'il eût dirigé ses recherches toujours profondes et ingénieuses de ce côté. Au milieu d'autres occupations je profitai avec empressement de cette occasion de communiquer aux connaisseurs quelques-unes de mes idées, placées pour ainsi dire en regard de celles de l'auteur dont je pouvais adopter une grande partie. Je transmis mon mémoire au *Journal des Débats* dans les feuilles duquel il parut successivement, divisé en cinq articles.

(1833—34). Une telle division n'est pas favorable à une déduction compliquée dont les parties sont étroitement liées entre elles. M. Fauriel ne s'est pas encore prononcé, que je sache, sur la divergence de nos opinions concernant quelques points. Il a publié dans l'intervalle un ouvrage important, *l'Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains.* M. Fauriel prépare un second ouvrage, destiné à faire suite au premier; cet ouvrage contiendra l'époque féodale et ramènera nécessairement l'historien à la chevalerie avec son cortége obligé: les chants des troubadours et les romans.

L'article suivant, retardé accidentellement, a trouvé place dans la *Revue des deux mondes.* (1836, Août.) Les efforts d'un écrivailleur obscur pour rabaisser les génies les plus originaux dont la littérature italienne s'honore, au niveau des factieux secrètement associés aujourd'hui pour le renversement des états, m'avaient rempli d'une vive indignation. En justifiant le Dante, Pétrarque et Boccace, j'ai pu faire ressortir en même temps le mérite de ces grands hommes comme censeurs hardis des désordres dans l'église à commencer par les chefs.

Mon investigation *de l'origine des Hindous* a été imprimée dans les *Transactions de la Société royale de littérature du Royaume* *uni.* (Vol. II, P. 11. Londres 1834.) Ces recueils in-quarto se distribuent aux membres de la Société, mais ils sont presque inconnus hors de l'Angleterre. La question que j'ai traitée remonte vers la plus haute antiquité, et touche par plusieurs points à l'histoire primitive du genre humain.

Dans le dernier article j'ai fait précéder ma lettre à M. Silvestre de Sacy d'une notice incomplète, seulement pour mettre les lecteurs au fait de l'état de la controverse, lorsque le célèbre orientaliste la prit en main. Dans son mémoire feu M. de Sacy parla d'un ton si décisif et, pour trancher le mot, avec tant de morgue, comme s'il avait coulé à fond la question, de sorte que personne n'oserait plus refuser aux Arabes l'invention des Mille et une Nuits. J'ai pourtant eu cette hardiesse. L'académicien ne m'a pas répondu, mais il a fini par faire imprimer ma lettre dans le *Nouveau Journal Asiatique* de Paris. Par cette voie elle est parvenue à Calcutta, et y a fait une certaine sensation parmi les Anglais versés plus ou moins dans les littératures orientales. Il s'est trouvé aussi un opposant qui ignore tout ce qui a été débattu en Europe, et dont le principal argument semble être la possession d'un volumineux manuscrit arabe. J'ai lieu de croire que la plupart des indianistes sont de mon avis; mais l'analyse du livre litigieux, et la confrontation des autres recueils de contes notoirement indiens peut seule mettre un terme à ces divagations.

On ne m'a guère reproché d'importuner le public en parlant de moi. Si je me suis départi cette fois-ci de mon habitude, si j'ai exposé les motifs qui m'ont engagé à prendre la plume, et les moyens que j'avais préparés de traiter des sujets si hétérogènes; si j'ai rappelé les situations personnelles où je me suis trouvé pendant une vie qui ne fut pas toujours celle d'un savant sédentaire, partagé entre sa chaire de professeur et son cabinet d'étude: j'espère qu'on y verra plutôt une apologie qu'une prétention. Ces Essais sont comme des jalons plantés de distance en distance le long de ma carrière littéraire, vers la fin de laquelle je dois m'avouer à moi-même que j'ai beaucoup entrepris, et achevé peu de chose.

BONN, *au mois de mars* 1842.

August Wilhelm von Schlegel's

Poetiſche Ueberſetzungen
und
Nachbildungen
nebſt
Erläuterungen und Abhandlungen.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Erſter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

TABLE DES MATIÈRES.

Page

1. Du système continental 1
Stockholm, au mois de Février 1813.

2. Tableau de l'état politique et moral de l'empire français en 1813 71
Dépêches et lettres interceptées par des partis détachés de l'armée combinée du nord de l'Allemagne. Hanovre, au mois de Février 1814, et Londres chez J. Murray 1814.

3. Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide 85
Paris 1807.

4. Lettre sur les chevaux de bronze de la basilique de St. Marc a Venise 171
Florence 1816.

5. Observations sur la langue et la littérature provençales 211
Paris 1818.

6. De l'origine des romans de chevalerie . 341
Journal des Débats, 1833. 22 Oct. 14 Nov. 31 Déc. 1834. 21 et 22 Janvier.

7. Le Dante, Pétrarque et Boccace, justifiés de l'imputation d'hérésie et d'une conspiration tendant au renversement du Saint-Siége . 407
Revue des deux mondes, 1836. Août.

Page
8. De l'origine des Hindous 439
Transactions of the royal Society of litterature of the united Kingdom. London 1835.
9. Les Mille et une nuits, recueil de contes originairement indiens 519
1. Notice littéraire et bibliographique . 521
2. Lettre à M. Silvestre de Sacy . . 537
Nouveau Journal asiatique de Paris.

ERRATA.

Page 67, ligne 9. *Au lien* lisez: Au lieu
— 114, — 10. *rien ne se soit* — rien se soit
— 124, — 16. *invoquand* — invoquant
— 206, — 18. *le coursiers* — les coursiers
— 244, — 5. *ne sont par* — ne sont pas
— 406, — 28. *rechaussé* — rehaussé
— 467, — 28. *lé pays* — le pays
— 480. — 11. *et lui revendiquer* — et revendiquer

DU
SYSTÈME
CONTINENTAL.

PRÉFACE.

Les événements marchent avec une telle rapidité, que dans le court espace de temps qui s'est écoulé depuis que j'ai commencé de rédiger l'écrit qu'on va lire, l'Europe a changé de face. Si le changement avait eu lieu en sens inverse, les faits consignés dans ces pages n'en seraient pas moins vrais; mais plusieurs lecteurs n'auraient peut-être pas trouvé aussi convaincantes les inductions que j'en ai tirées. Les grands principes de la justice ne sauraient être altérés par les événements terrestres, aussi peu que les nuages qui cachent le soleil, peuvent en éteindre la lumière immortelle. Cependant le succès est un argument d'une force merveilleuse pour la multitude. Si Napoléon fût parvenu à faire signer à Moscou une paix telle qu'il se flattait de la dicter, on n'aurait pas manqué de raisonneurs qui eussent trouvé que ses demandes avant la guerre étaient, au fond, justes et modérées, et qui eussent hautement condamné l'imprudence de la Russie de ne pas avoir cédé d'avance. Mais Napoléon a été malheureux dans une agression injuste: cela est impardonnable aux yeux même de ses apologistes. Le prestige de sa fortune est dissipé, sa réputation de grand capitaine est fortement entamée. En effet, pour oser soutenir que dans cette campagne il n'a pas manqué de la prévoyance d'un général médiocrement expérimenté, il faut être un de ses flatteurs officiels. Un grand coup a été porté à la puissance de Napoléon; mais il a survécu à sa défaite, il s'est échappé seul, en abandonnant ses soldats au milieu de toutes les horreurs imaginables, il se proclame bien portant, quand pour l'honneur de l'humanité il devrait se feindre malade de chagrin et de remords. La force ouverte ayant échoué, l'imposture redouble d'efforts. Au défaut de l'artillerie perdue, on tire aujourd'hui à coups de gazettes. On parle avec emphase de la Grande Armée, on la déclare toujours victorieuse, tandis qu'elle n'existe plus. Cette armée, la plus nombreuse et la mieux équipée qu'on ait vue depuis des siècles, ne peut pas élever la voix pour accuser son chef, dont l'aveugle présomption a fait périr misérablement tant de braves: mais les vastes plaines de la Russie et de la Pologne couvertes de ses cadavres glacés, parlent assez haut. On rejette la nécessité d'immenses levées sur la défection d'un général allié: quinze mille Prussiens qui n'ont plus voulu combattre pour l'oppression de leur propre pays et de leur souverain, doivent être remplacés par 350,000 Français. On nous peint la France entière empressée à prendre les armes pour défendre son monarque bénin, hélas! si cruellement troublé dans son existence pacifique. On veut effrayer les peuples par la férocité du soldat russe: à entendre les journaux français, les Russes se précipitent du fond de l'Asie sur le monde civilisé, pour y introduire l'anthropophagie. C'est ainsi que les nourrices font taire les enfants par des terreurs imaginaires. Heureusement l'on sait que le soldat russe, terrible dans les combats, est religieux, soumis à ses chefs, accoutumé à une stricte discipline et reconnaissant de tous les bons traitements qu'il éprouve. On effraie les Français par l'idee d'un démembrement projeté. Mais tous les hommes éclairés en Europe et en France même savent, que personne n'en veut à la France, mais uniquement à l'esprit de conquête de son dominateur. Que la nation française, après tant de tourmentes et d'expériences funestes, se constitue enfin selon ses vœux; qu'elle se renferme dans les limites naturelles de sa puissance: elle n'a qu'à vouloir, pour obtenir une paix honorable et solide, et pour jouir de tous les avantages dont son gouvernement seul l'a privée jusqu'ici.

Les nations, asservies au joug de Napoléon, ont manifesté dans cette occasion leurs sentiments d'une manière non équivoque. Les souverains n'ont qu'à seconder l'impulsion donnée par le glorieux exemple de la Russie, pour ressaisir tous leurs droits. Les piéges dont nous venons de parler, sont grossiers et usés; mais il y a des artifices plus subtils à craindre. Ce sont les intrigues employées dans les cours de l'Europe, pour les amuser par des négociations, pour réveiller d'anciennes rivalités, pour désunir les alliés, et pour les détourner par des offres trompeuses du véritable but de la guerre. Un historien profond a dit: „Le secret du despotisme, c'est de faire en sorte que chacun ne voie que son intérêt particulier, et que personne ne pense à la chose publique.” Il en est des états comme des individus: le secret de la monarchie universelle, c'est d'éteindre le zèle pour le bien-être général par l'égoisme calculateur de chaque état. L'esprit public européen, nous l'espérons, se ranimera à de si puissants appels, et les nations recouvreront leur indépendance.

STOCKHOLM *au mois de Janvier 1813.*

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Dritter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

6 D/64/1150

DU
SYSTÈME CONTINENTAL.

En voyageant, soit dans les provinces nouvellement incorporées à l'Empire français, soit dans les pays qui sont tombés sous sa dépendance, on peut facilement se convaincre, que les peuples ont un sentiment très-juste de leur situation. Une voix unanime de regrets pour le passé, de plaintes sur le présent, d'anxiété sur l'avenir s'élève de partout. Il n'est point de paysan assez ignorant, pour ne pas connaître le véritable et unique auteur des maux qui accablent sa patrie, pour prendre le change ou pour entretenir même le moindre doute là-dessus. Il n'y a point de chaumière en Europe, quelque pauvre, quelqu' isolée qu'elle soit, où le nom de Bonaparte n'ait pénétré: mais depuis des siecles aucun homme n'avait acquis une célébrité aussi sinistre.

Dans l'ancienne France l'opinion, quoiqu'au fond la même, se manifeste avec plus de réserve et d'hésitation. D'abord la langue qu'on y parle, place les habitants plus immédiatement sous la surveillance de la police centrale, pour laquelle les langues étrangères sont encore un obstacle. Ensuite on y compare l'état actuel non pas avec les paisibles douceurs du dix-huitième siècle, mais avec les tourmentes de la Révolution qui en ont effacé le souvenir. Aux espérances si souvent trompées d'une grande réforme dans l'ordre social ont succédé l'incrédulité et l'apathie à ce sujet. Beaucoup de personnes, peut-être de bonne foi, attribuent à Napoléon le retour du repos et de l'ordre dans l'intérieur; on veut oublier que les fureurs révolutionnaires avaient cessé longtemps avant son avénement, et qu'il remplaça un gouvernement plutôt faible et vacillant qu'oppressif. On menace les Français du retour de la *terreur*, si cet homme ne veillait plus sur leurs destinées. Etrange sophisme! Par une crainte chimérique on pense convertir en bienfaits les maux les plus graves. La terreur révolutionnaire marchait à front découvert: elle provoquait la résistance et, par sa nature même, ne pouvait durer longtemps. Aujourd'hui c'est aussi la terreur, mais c'est une terreur à la sourdine qui énerve le courage en déguisant le danger. C'est le chef-d'œuvre de la politique de Napoléon, d'avoir su donner un air de stabilité à un état vraiment violent et insupportable.

Néanmoins, en France même on n'entend guère l'éloge de Bonaparte, que dans la bouche de ses serviteurs, des suppôts de sa puissance, de ceux qui jouissent par lui des plus grands avantages, et qui tremblent pour leur sureté personnelle, s'il était renversé. Il n'est plus réduit, comme au commencement de sa carrière, à acheter le silence des orateurs et des écrivains hardis; mais il paie encore très-cher la parole: ce concert de louanges ampoulées qu'il a soin de faire retentir d'un bout de son vaste empire à l'autre, coûte annuellement des millions à ses sujets. Le Corps législatif et le Sénat, les seuls débris de formes républicaines qu'il ait laissé subsister, sont devenus des assemblées oisives d'approbateurs. C'est le *Conservatoire impérial* de la flatterie: c'est là qu'au bruit des fanfares d'une mauvaise rhétorique on annonce à la nation chaque loi onéreuse, chaque surcharge aux impôts, chaque levée d'hommes sur une population épuisée, comme autant d'institutions sublimes; chaque nouvelle guerre qui va désoler l'humanité, comme un acte de pacification universelle. Mais le peuple est sourd à ces voix fastidieuses; il dédaigne la pourpre de gloire dont on veut couvrir sa misère; il est profondément indifférent à la chose publique, et tous ceux qui n'aspirent pas aux places, se renferment dans le cercle de leurs affaires domestiques.

En me proposant de développer la nature et les suites du Système Continental, j'aurais presque honte d'insister sur des vérités généralement reconnues, s'il n'existait pas des pays, où il est encore possible de se faire illusion sur ses véritables intérêts, parce qu'on n'a été que de loin spectateur des événements, et qu'on n'a pas encore fait la funeste expérience de ce système, ou en d'autres termes de la domination de Bonaparte. Sur le continent européen la Suède seule est aujourd'hui dans cette heureuse position. Elle a fait des pertes, mais elle a conservé son indépendance; le choix de ses relations politiques est libre jusqu'à present: bientôt il pourrait ne l'être plus. Le moment est décisif pour sa liberté, sa gloire et sa prospérité future.

Je m'abstiendrai de juger ici le caractère de cet homme, dont les succès ont étonné le monde. Les déclamations éloquentes sont à leur place, lorsqu'il s'agit d'exciter les passions; mais dans l'examen réfléchi d'un sujet politique il ne faut rien exagérer, rien avancer vaguement; il faut s'en tenir à la simple évidence des faits. Quels que soient les motifs qui font agir Napoléon: une ambition démesurée, ou l'impérieuse nécessité de sa situation qui ne lui permet plus de reculer, ni même de s'arrêter; les résultats de ses actions sont toujours les mêmes. Admettons qu'il ne travaille que pour la paix et le bonheur du genre humain: il faudra convenir toutefois, qu'il ne s'y entend pas du tout. Depuis qu'il tient les rênes du pouvoir, des guerres terribles se sont constamment renouvelées, et les sources de la prospérité publique sont taries dans tous les pays soumis à son influence. Puisque, malgré cela, pendant tant d'années il a toujours invariablement suivi les mêmes maximes, il serait absurde d'imaginer qu'il s'en désistera jamais.

Un coup d'œil rapide, jeté sur les événements qui ont précédé l'élévation de Bonaparte, et sur l'état de l'Europe à cette époque, suffira pour montrer qu'il s'est emparé de l'autorité suprême sous les auspices les plus favorables à un règne pacifique et réparateur.

Les guerres provoquées par la première effervescence de la Révolution, ne durèrent que peu d'années; une coalition qui embrassait la moitié de l'Europe, fut dissoute peu à peu, et à petit bruit. La Prusse s'en retira la première dès le printemps de l'an 1795, et pacifia le nord de l'Allemagne par sa ligne de neutralité. La Hollande conquise, reçut en même temps la forme de gouvernement et les conditions de paix que lui dicta la France. Les rois d'Espagne, de Sardaigne, des deux Siciles, suivirent l'exemple de la Prusse, en faisant des paix séparées; l'Espagne renouvela même son ancienne alliance avec la France. Plusieurs princes d'Allemagne et d'Italie furent forcés d'acheter chèrement leur repos, sans trop savoir s'ils avaient été en guerre avec la France ou non. Enfin en 1797 il ne restait plus d'autres combattants que l'Angleterre et l'Autriche: l'Angleterre négociait, et l'Autriche finit par signer le traité de Campo-Formio. Mais bientôt le Directoire suscita gratuitement de nouvelles guerres. Il attaqua la Suisse, que Robespierre même avait respectée; il chassa le roi de Sardaigne des états qui lui restaient sur terre ferme, emmena le Pape captif, mit la cour de Naples en fuite, et érigea toute l'Italie en républiques; il consentit à l'expédition d'Egypte, pour laquelle Bonaparte avait convoité le trésor de Berne; il donna par là l'éveil à la Turquie et un nouveau motif de guerre à l'Angleterre. Tous ces envahissements, faits dans une seule année, rompirent le congrès de Rastadt; la Russie, qui jusqu'alors n'avait distribué que des espérances, entra enfin activement dans la coalition, et la campagne des Autrichiens et des Russes réunis en 1799 arracha l'Italie entière aux armes françaises, plus vite qu'elle n'avait été conquise.

Jamais depuis le commencement de la guerre la situation militaire de la France n'avait été aussi mauvaise. Les flatteurs de Bonaparte n'ont pas manqué d'attribuer à son retour d'Egypte le salut de la république française: sa coutume a toujours été de s'approprier des succès préparés par autrui. Les révolutions qui eurent lieu dans l'intérieur même du Directoire, avaient désorganisé les armées et causé leurs revers. Un homme, appelé depuis à de plus hautes destinées, par son génie et son activité parvint à réformer dans le département de la guerre pendant un ministère de deux mois, le désordre, les dilapidations et les abus de toute espèce qui étaient à leur comble. Les armées furent renforcées, pourvues de tout ce qui leur manquait et, pour ainsi dire, créées de nouveau; c'est ainsi que le Général Bernadotte assura, comme administrateur, les victoires qu'il savait remporter comme guerrier. Par suite de ce rétablissement de la force armée, les Anglais furent repoussés de la Hollande, Masséna reprit en Suisse l'offensive contre les Russes, et Moreau put tenir tête aux Autrichiens en Italie, avant que Bonaparte eût fait autre chose pou la république que de s'emparer du pouvoir

L'Empereur Paul avait secouru l'Autriche par générosité, bientôt mécontent de ses procédés, il s'en sépara; de nouveau réduite à ses propres forces déjà épuisées, les succès brillants de Moreau et de Bonaparte en 1800 la contraignirent à signer la paix de Lunéville au commencement de l'année suivante. L'Angleterre, après la cession de la Belgique, ayant perdu l'espoir de conserver cette province à l'Autriche, comme le lui faisaient désirer ses intérêts maritimes; tranquillisée par la reprise de l'Egypte sur ses possessions orientales, consentit un an plus tard à la paix la plus extraordinaire qu'on pût faire après une guerre pareille. Toujours victorieuse sur mer, toujours conquérante dans les deux Indes, elle reconnut toutes les acquisitions de la France en Europe, et rendit à peu près toutes les siennes dans les trois autres parties du monde, sans compensation quelconque.

Le sort des armes dans les guerres terminées par cette pacification générale avait souvent varié, mais en définitive le résultat était avantageux à la France au delà de ce que les espérances les plus exaltées de ses partisans leur auraient pu faire concevoir dix ans auparavant. Elle acquit Avignon et le comtat Venaissin, enclavés dans son territoire; en Italie, la Savoie, Nice et Monaco; Genève, Mulhausen et l'évêché de Basle, démembrés de la Suisse; en Allemagne tous les états d'outre-Rhin de l'Empire depuis l'Alsace et la Lorraine jusqu'aux frontières de la Hollande; les Pays-Bas autrichiens, avec la Flandre hollandaise et les autres possessions des Provinces-Unies qui s'y trouvaient enclavées: elle eut l'embouchure de l'Escaut, le Rhin, le Jura et les Alpes pour frontières. Cet agrandissement immense qui augmentait presque d'un quart la population de l'ancien royaume, n'était pas le plus important des avantages remportés. La considération militaire de la France qui avait baissé sous les derniers règnes, était remontée aussi haut ou même plus haut qu'elle n'avait été dans les temps heureux de Louis XIV. L'Espagne était aussi attachée à la république française, qu'elle l'avait été à la monarchie. Les nouveaux gouvernements de la Hollande, de la Suisse, et de la république cisalpine et ligurienne, étaient entièrement dévoués à la puissance qui les avait créés, et sans le soutien de laquelle ils devaient rentrer dans le néant. Ces républiques formaient autant de boulevards autour de la république-mère. En un mot, la France avait tout ce qu'il lui fallait pour sa gloire, le complément de ses ressources, et sa sécurité à venir. Sa prépondérance sur le continent européen était telle, qu'on devait douter dès lors, s'il pouvait encore être question d'un système d'équilibre, et s'il y avait d'autre garantie contre sa domination universelle que sa propre modération.

Dix ans d'expériences réitérées avaient extrêmement découragé les anciens gouvernements de toute tentative pour réparer par la force les pertes essuyées. La guerre depuis la Révolution avait pris un caractère tout différent de celui qu'elle portait dans le siècle passé. Elle était, ce qu'on n'avait plus vu en Europe depuis l'extinction des guerres religieuses, une guerre d'opinions. Mais dans les guerres que causa la Réformation, les deux partis étaient inspirés par un enthousiasme égal, l'un pour la défense du culte établi, l'autre pour celle des nouvelles doctrines. Dans les guerres de la Révolution, au contraire, cette élasticité morale que donne une foi implicite quelconque, ne se manifesta que parmi les guerriers républicains; tandis que les troupes des anciens souverains se battaient comme d'ordinaire par devoir et par point d'honneur. Ceux qui gouvernaient la France, pouvaient, au nom de la liberté, exiger des sacrifices immenses; ils disposaient entièrement des personnes et des propriétés. Les gouvernements coalisés n'avaient que leurs moyens ordinaires, encore devaient-ils en user avec beaucoup de ménagement, pour ne pas augmenter la fermentation sourde qui menaçait leurs états des explosions les plus violentes. L'abolition de tous les abus, le règne de la justice, de la raison et de l'humanité, voilà ce que la France se promettait d'abord à elle même, et bientôt à l'univers entier. Les peuples croyaient donc partout que l'époque était venue où ils seraient délivrés de toutes leurs charges; partout des philanthropes, peu versés dans l'histoire et observateurs superficiels de la nature humaine, rêvaient un nouveau siècle d'or; partout des intrigants sous le masque philosophique préludaient au rôle de démagogues. Les gouvernements qui jusqu'alors avaient passé pour les plus libres, furent décriés comme despotiques, uniquement parce que le temps les avait sanctionnés. L'excellence reconnue d'une constitution, qui avait fait ses preuves historiques, ne garantissait pas un pays du vertige révolutionnaire. Non seulement la Hollande et la Suisse furent bouleversées par une faction; non seulement les Irlandais mécontents conspirèrent pour livrer leur patrie à la France; en Angleterre même il existait un parti qui annonçait hautement le projet de refondre la constitution dans le creuset de la théorie. Ce qu'il y avait de plus effrayant, c'est que les idées chimériques et les passions réelles produisaient partout le même délire, à quelque époque qu'on leur donnât pour la première fois un libre essor. Lorsqu'en France on était déjà revenu des premières erreurs, chaque nouvelle république débutait toujours de même. Longtemps après qu'en France les acteurs primitifs du grand drame de la Révolution eurent disparu de la scène, en Italie et en Suisse des marionnettes démocratiques se démenaient sur leurs petits tréteaux, pour imiter ces rôles usés. Les opinions révolutionnaires dans notre siècle semblent être pour les nations ce que sont pour les individus ces maladies contagieuses, dont chacun porte le germe en soi, et qu'il faut avoir eues une fois dans sa vie, pour en être guéri radicalement.

Outre cette opposition populaire, que les souverains devaient redouter chez eux, les événements des dix dernières années avaient décelé les vices

inhérents aux coalitions et leur insuffisance pour des circonstances aussi extraordinaires. Les cabinets qui soutenaient l'ancien droit des gens en Europe, avaient aussi conservé leurs vieilles habitudes. Ils mettaient la perfection de la diplomatie dans la finesse: ils auraient eu honte de ne pas avoir toujours des arrière-pensées secrètes, de ne pas viser à un but ultérieur, outre celui pour lequel on travaillait ouvertement. Le système de l'équilibre appelait les états à une surveillance mutuelle: de petites ruses pratiquées pour masquer aux autres puissances des vues d'agrandissement, étaient jusqu'à un certain point innocentes dans cette époque paisible qui précédait la Révolution; cela ne pouvait jamais mener fort loin. Tout avait changé de face, et l'on ne pouvait pas encore se convaincre qu'il ne s'agissait point du plus ou du moins, mais du tout; qu'il ne fallait penser à quoi que ce soit, hors le danger commun; et qu'une politique désintéressée, franche et loyale pouvait seule sauver l'indépendance de l'Europe. Les succès d'une des puissances coalisées excitaient la jalousie des autres; les revers qui en frappaient une en particulier, étaient vus avec indifférence ou même avec satisfaction par ses anciennes rivales. On se rapprochait avec méfiance, on se séparait avec aigreur.

Les anciens gouvernements du continent qui étaient restés debout malgré le double choc des armes et des doctrines françaises, avaient donc le plus grand intérêt au maintien de la paix, la plus grande aversion pour la guerre; pendant trois ans

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10482/028

aucun d'eux ne put se résoudre à la recommencer, quoique Bonaparte, comme nous allons voir, leur en fournît tous les motifs imaginables.

D'un autre côté la France avait un besoin extrême de la paix avec l'Angleterre. Ses colonies étaient en grande partie ou perdues ou dévastées, son industrie manufacturière et son commerce étaient ruinés; en effet les actes et décrets de ses propres législateurs y avaient contribué autant que la guerre maritime. Cependant, comme la puissance navale de la France avait constamment baissé depuis la Révolution, comme la marine de la Hollande et celle de l'Espagne, depuis qu'elles étaient devenues ses alliées, n'avaient éprouvé que des revers: un long repos sur mer était le seul moyen de réparer ces pertes.

Malgré cela, la paix d'Amiens ne dura guère plus qu'une année. Les négociations qui précédèrent la rupture, sont connues de tout le monde: elles rappellent l'observation d'un ancien historien, qu'il faut soigneusement distinguer les vraies causes d'une guerre de ses prétextes ou des motifs allégués. La restitution des stériles rochers de Malte à l'ordre de St. Jean, exigée d'un côté, refusée de l'autre, semble en elle-même être un objet trop insignifiant pour contrebalancer les maux et les dangers d'une guerre entre deux puissances aussi formidables en différents genres. Mais on se proposait des vues ultérieures dans la possession de cette île. L'Angleterre voulait s'assurer une station dans la méditerranée, en cas que ses vaisseaux fussent de nouveau exclus des ports d'Italie; elle soupçonnait les projets de Bonaparte sur l'Égypte et le Levant, pour lesquels Malte était le point de départ. Nous ne déciderons pas, si l'Angleterre avait raison dans la forme, en soutenant qu'elle n'avait promis l'évacuation que conditionnellement; elle avait certainement raison dans le fond. On a remarqué que le gouvernement anglais après des guerres glorieuses fait souvent de mauvaises paix, parce que le ministère qui conclut la paix, est autre que celui qui avait conseillé et conduit la guerre. La paix d'Amiens était évidemment du nombre des mauvaises, et l'on se hâta de réparer l'imprudence commise. Dès lors il était facile de voir que le danger pour l'Angleterre n'était pas dans la guerre mais dans la paix; que Bonaparte ne considérait celle-ci que comme une trève utile pour augmenter et exercer sa marine; que si l'Angleterre le laissait faire, il exploiterait les ressources immenses de la France agrandie et de ses dépendances, par tous les ressorts du pouvoir absolu et avec cette prodigieuse activité qui lui est propre; qu'il créerait ainsi en peu d'années une force maritime capable de tenir tête à celle de l'Angleterre, et qu'alors elle se verrait menacée d'une invasion dans ses foyers.

Les projets de Bonaparte n'avaient qu'une certitude morale, mais ses actions, pendant le court intervalle de la paix, étaient plus que suffisantes pour justifier la reprise des hostilités de la part du gouvernement anglais. Bonaparte s'est toujours vanté d'avoir fait des paix modérées, et il faut en convenir jusqu'à un certain point: c'est un des plus habiles calculs de sa politique. Des conditions trop dures pourraient pousser un adversaire à demi terrassé à la résolution de se battre à toute outrance plutôt que de céder, résolution qui est le seul moyen de salut contre un ennemi tel que lui. Mais lorsqu'un gouvernement, après de grands revers, se trouve replacé dans une situation comparativement supportable, le souvenir des dangers passés, la conviction de son affaiblissement, le fait consentir à tout ce qui ne concerne pas immédiatement son existence. Ainsi Bonaparte réserve les plus riches moissons de ses guerres pour le loisir de la paix. Aussitôt les armes posées (celles de l'adversaire s'entend, car il ne pose jamais les siennes) il procède à des actes qui de façon ou d'autre étendent sa domination. Il a l'air de dire à chacun des états qui se sont opposés à lui sans succès: »Vous êtes trop heureux que je vous laisse »tranquilles maintenant; prenez garde à ne pas »vous mêler des affaires d'autrui; à l'exception de »ce que je vous ai laissé par le dernier traité, »tout le reste de l'Europe m'est échu en partage, »et la moindre objection contre ce droit incon»testable sera reçue comme une déclaration de »guerre.« — Les puissances du continent comprirent fort bien ce langage; pour acheter un court répit, elles supportèrent sans murmure que Bonaparte accumulât de nouveaux moyens d'agression, et furent écrasées successivement. Voilà l'histoire des dix dernières années.

L'Angleterre était très-éloignée d'acquiescer à ce principe d'envahissements sans terme; elle protesta contre l'occupation du Piémont, de Parme et Plaisance, et de l'île d'Elbe; elle considérait le séjour prolongé des garnisons françaises en Hollande, un nouvel envoi de troupes en Suisse, comme des infractions faites à l'indépendance de ces républiques, garantie par le traité de Lunéville. Quant à la Hollande, la prévoyance du ministère britannique a été pleinement justifiée par les événements postérieurs. Après avoir longtemps vexé et violenté les Suisses, le Premier Consul consentit enfin à leur rendre une constitution à peu près telle qu'ils se la seraient donnée eux-mêmes, si on les avait laissé faire. Mais il voulut qu'ils la tinssent de sa main, et il prit le titre de Médiateur de la Suisse, comme s'il avait prévenu une guerre civile, tandis que toute la nation était unanime contre le gouvernement helvétique, institué par le Directoire français. Le Valais fut dès lors détaché de la confédération, occupé militairement, et désigné par la route du Simplon pour être incorporé à la France, comme il l'a été depuis.

Quoi qu'il en soit de l'origine de cette seconde guerre, l'Angleterre la continue depuis près de dix ans avec des succès toujours croissants, mérités par une persévérance héroïque, que l'histoire saura faire valoir, en la mettant en contraste avec la soumission des deux tiers de l'Europe. C'est là l'ennemi, devant lequel l'étoile de Napoléon pâlit: c'est l'Angleterre qui foudroya ses flottes près d'Abonkir et de Trafalgar, qui arrêta le cours de ses conquêtes en Égypte, en Sicile, en Portugal et en Espagne.

Bonaparte se rattacha d'abord à son ancien projet favori, celui d'une descente. Il y dépensa des sommes énormes, il s'en occupa plus de deux ans, et ne se désista de l'entreprise, que lorsqu'il se fut convaincu de son impossibilité absolue. Après tant de pompeuses proclamations, il aurait même été fort embarrassé de lever son camp de Boulogne, sans avoir rien effectué, si la guerre d'Autriche ne lui en eût fourni un prétexte. L'Angleterre a retiré de ces démonstrations l'avantage d'avoir fortifié ses côtes, qu'une trop grande confiance dans ses murs flottants de bois lui faisait négliger auparavant. Une descente ne pourrait s'effectuer que sous la protection d'une flotte capable de se mesurer avec les escadres anglaises dans la Manche; et après tant d'échecs essuyés, le pavillon français a presque disparu de toutes les mers du globe: les amiraux anglais d'aujourd'hui doivent envier l'immortel Nelson qui trouvait encore des ennemis à combattre. La supériorité de la marine anglaise en nombre et en manœuvres est telle, que leurs antagonistes croient avoir remporté un triomphe, lorsqu'une de leurs escadres s'est échappée d'un port et en a atteint heureusement un autre en se glissant le long de la côte.

En vain Bonaparte disposait-il au commencement de la guerre des ports de la France agrandie par la Belgique, de la Hollande et de l'Espagne: en vain s'est-il emparé ensuite de ceux de l'Italie, de la Dalmatie et de plusieurs au nord de l'Allemagne; en vain fait-il construire nombre de vaisseaux de guerre sur tous les anciens et les nouveaux chantiers; en vain a-t-il établi une conscription maritime: aussi longtemps que les Anglais continuent la guerre sans interruption, qu'ils ne se lassent pas de bloquer tous les ports importants, ils n'ont rien à craindre; les marins français ne peuvent pas se former faute d'expérience, et ces immenses préparatifs sont comme des écoles de natation à sec.

L'armement en course ne pouvait faire un mal considérable à l'Angleterre dans les mers de l'Europe que pendant les premières années de la guerre; dans les autres parties du monde les corsaires n'étaient à craindre qu'aussi longtemps que la France avait encore des colonies. Mais elle a perdu successivement toutes les siennes et celles de la Hollande, même celles qui semblaient être le plus à l'abri d'une attaque, de sorte que les conquêtes sur elle dans ce genre sont épuisées.

Bonaparte fut donc réduit à faire au commerce et à la navigation des Anglais une guerre purement négative, en excluant leurs vaisseaux et leurs marchandises des ports de la France et des pays sous son influence. Il prêchait cette mesure dès 1800, comme un moyen infaillible de forcer l'Angleterre à demander la paix sous des conditions qui mettraient un terme à sa prépondérance navale; mais alors il n'était pas encore assès puissant pour ne pas reconnaître des neutres. En 1806 il publia enfin le fameux décret de Berlin, et depuis il n'a jamais cessé d'exécuter avec plus de rigueur et d'étendue ce qu'il appelle *le système continental.* Il a déclaré que les règlements prohibitifs qu'il jugeait à propos d'adopter pour ses propres sujets, étaient obligatoires pour tous les gouvernements du continent européen, et il ne leur laisse plus d'autre choix que de rompre toute relation commerciale avec l'Angleterre, ou d'être traités comme ennemis de la France. Je montrerai l'injustice, l'absurdité et les suites funestes de ce système, après avoir tracé rapidement la marche des guerres, qui depuis 1805 n'ont presque plus cessé de désoler l'Europe.

Pendant plus de quatre ans après le traité de Lunéville la paix du continent ne fut point troublée. On pourrait s'étonner de sa longue durée, si l'on ne réfléchissait pas à l'immense travail que Bonaparte avait à faire dans l'intérieur. Il avait su réunir sur sa tête le double héritage de la république française et de l'ancienne monarchie, mais il ne pouvait entrer en pleine possession que peu à peu. Il fallait affermir son autorité, découvrir et punir les conspirations, amalgamer les débris de tous les partis, et par des récompenses offertes à tous les confondre dans une égale servilité. Il existait encore une opinion en France: il fallait, pour ainsi dire, faire virer de bord la pensée humaine, et la rejeter en arrière dans une direction tout opposée à celle qu'elle avait suivie jusqu'alors au milieu des orages; cela demandait des manœuvres compliquées. Après avoir fait la contre-révolution des choses, il fallait faire celle des mots, et tel républicain, défenseur zélé de l'autorité la plus arbitraire exercée de par la liberté et l'égalité, se révoltait encore au seul nom de Roi. Bonaparte eut soin d'envelopper ce nom dans celui d'Empereur, mais pour produire un certain prestige, il avait besoin du cortége complet de la royauté. Il y eut donc une résurrection générale de tout ce qu'on croyait avoir enterré pour toujours; les titres, les cérémonies, les costumes de cour, les décorations, les phrases surannées même, dont les rois se servaient dans leurs lettres, sortirent tout poudreux de leurs tombes, et après tant de constitutions passagères, la France reçut pour seule constitution permanente *l'Étiquette impériale.*

Au milieu de ces occupations domestiques, Bonaparte ne se refusait rien de ce qui pouvait être à sa convenance au dehors. Il mit les dispositions pacifiques de l'Autriche et de la Prusse aux épreuves les plus rudes. Un simple aperçu chronologique de tous les actes de violence que Bonaparte se permit pendant la paix, suffira pour faire connaître le véritable agresseur.

En 1802 au mois de septembre un arrêté du Premier Consul dépouille le Roi de Sardaigne

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Der Dichter über ſich ſelbſt. 3

I. Aus dem Indiſchen.

An den Dichter des Ramayana. 7
(Rhein. Odeon. Coblenz 1836. 12⁰. S. 9.)
Die Herabkunft der Göttin Ganga. (Ramayana I. Sect. 32…35.)
(Ind. Biblioth. Eine Zeitſchr. v. A. W. v. Schlegel. Bonn 1820. 8⁰. S. 28…96.)
Vorerinnerungen. 8
Von dem epiſchen Silbenmaße der Indier. 16
Vom deutſchen Hexameter. 19
Von der Schreibung und Ausſprache der indiſchen Namen. . 25
Die Herabkunft der Göttin Ganga:
Erſter Geſang. 29
Zweiter Geſang. 36
Anmerkungen. 44
Der heilſame Rath. Hitopadeſa.
Einleitung. 61
Erſtes Buch bis zum 13. Spruche. 70
(Die Sprüche 3…5 der Einleitung ſind mitgetheilt in der Ind. Biblioth. Bd. 3. Heft 1. S. 113., die Sprüche der Einleit. No. 3. 4. 35. 37…39. 48. und Buch I. No. 5…8. 145. in dem Rhein. Odeon. Cobl. 1836. S. 10…12.)

des états qui lui restaient encore en Italie; un sénatus-consulte ordonne la réunion définitive du Piémont à la France. Au mois d'octobre, après la mort de l'Infant Duc, les duchés de Parme et de Plaisance sont réunis de la même façon. On se fondait sur une cession faite secrètement d'avance par la cour de Madrid. Mais cette cession était nulle, puisque l'Autriche avait des droits éventuels sur ces duchés à l'extinction de la branche des Bourbons qui en était investie.

Par ces réunions la France dépassait les Alpes, l'une des limites naturelles qu'elle s'était prescrites solennellement à elle-même, pour tranquilliser l'Europe.

En 1803 au mois de Mai et de Juin, immédiatement après que la guerre maritime eut éclaté de nouveau, Bonaparte fait marcher un corps d'armée en Allemagne, occupe le Hanovre et le fait administrer pour son compte. George III avait déclaré la guerre comme roi de la Grande-Bretagne, et non pas comme électeur d'Hanovre. Depuis la neutralité du nord, il n'avait tiré aucun corps de troupes de ses états héréditaires en Allemagne pour servir contre la France. Celle-ci dans la guerre d'Amérique n'avait jamais imaginé d'attaquer le Hanovre; le grand Frédéric ne l'aurait pas souffert. La Prusse qui avait garanti le nord de l'Allemagne pendant toute la guerre de la Révolution, était particulièrement intéressée à ne pas laisser entrer une armée française au cœur de ses états. Le ministère hanovrien réclama sa protection: elle fut refusée.

L'invasion du Hanovre était une violation manifeste de la paix avec l'Empire germanique. L'empereur François II, comme chef de l'Allemagne, était donc autorisé à s'y opposer, à faire déclarer la guerre d'Empire et à repousser la force par la force, si les protestations restaient sans effet. L'Autriche ne fit aucune démarche.

L'Angleterre, voyant que la neutralité de l'Empire n'était pas respectée, par une juste représaille bloqua l'Elbe et le Weser: ainsi l'Allemagne, délaissée par les deux puissances qui seules pouvaient la protéger, devint le théâtre des hostilités par terre et par mer.

En 1804 au mois de Mars, Bonaparte fit enlever par un détachement de troupes le duc d'Enghien sur le territoire de l'électeur de Bade. Je ne m'arrêterai pas ici à cet attentat sous d'autres rapports; je l'envisage uniquement comme infraction faite à la paix. En supposant même que le descendant de l'illustre Condé pût être un sujet de Bonaparte et coupable envers lui, celui-ci devait s'adresser au souverain, dans les états duquel le duc séjournait, et demander qu'on le livrât. Si l'observation de ces formes avait donné au duc d'Enghien le temps de s'évader, le but prétendu, c'est à dire, d'écarter du voisinage de la France un homme dangereux, aurait été de même obtenu. Plusieurs gouvernements, il est vrai, étendent la garantie de sûreté personnelle qu'ils doivent aux gouvernés, au point de ne livrer jamais qui que ce soit; un étranger, une fois reçu dans le pays, ne peut plus y être poursuivi pour des crimes qu'il a commis ailleurs. Veut-on par là favoriser des individus indignes d'une telle protection? Non, certes: c'est un noble privilége accordé au sol même, comme le droit d'asyle dans les temples, respecté chez tant de nations, était un hommage rendu à la sainteté du lieu. Il est beau de dire à tous les hommes: Quand même le plus puissant monarque de la terre serait votre ennemi, touchez à nos frontières sacrées, et vous n'avez plus rien à craindre.

Si une force armée avait enlevé sur le territoire pacifique d'Allemagne l'individu le plus obscur et le plus criminel, c'eût été toujours un acte d'hostilité qui demandait réparation. Mais les circonstances de cette catastrophe étaient tellement atroces, que Bonaparte semblait par là déclarer hautement à toutes les nations civilisées son mépris du droit des gens et son intention de fouler aux pieds le genre humain.

Quel contraste entre cette barbare conduite de Bonaparte envers le petit-fils du grand Condé, et la générosité d'un général, l'émule de Napoléon dans la gloire militaire, mais présentant d'ailleurs sous tous les rapports le plus parfait contraste avec lui! Le duc d'Enghien vint secrètement à Paris pendant l'été de 1799. Bonaparte était encore en Égypte, le gouvernement républicain n'avait plus de force, et le parti des Bourbons espérait se relever. Le ministre de la guerre, le général Bernadotte, attirait alors les regards tant par l'éclat de sa renommée, que par cette décision rapide dans les occasions périlleuses, qui est le vrai caractère des hommes destinés à jouer un grand rôle. Le duc d'Enghien lui confia par un ami commun son séjour à Paris, et lui fit offrir en même temps l'épée de Connétable, s'il voulait rétablir les Bourbons sur le trône. »Je ne puis servir leur cause,« répondit le Général Bernadotte, »mon honneur me lie à »la volonté de la nation française; mais puisque le »descendant d'un héros, mais puisqu'un homme s'est »confié à moi, il ne lui en arrivera point de mal. »Que le duc d'Enghien parte donc à l'instant: car »son secret en trois jours ne pourrait plus être le »mien, et je le devrais à la patrie.« — C'est ainsi qu'un cœur vraiment magnanime trouve toujours le moyen de concilier les devoirs en apparence les plus opposés.

Toute réclamation aurait été tardive pour sauver ce prince infortuné; la Prusse et l'Autriche n'en firent aucune. La Suède et la Russie exhortèrent en vain la Diète à ressentir l'outrage fait à l'Empire. Cette affaire d'honneur sur laquelle il n'y avait pas à délibérer, fut faiblement mise en délibération et bientôt entièrement assoupie.

Par un sénatus-consulte du 18 Mai 1804 Bonaparte se fit proclamer Empereur: cette nouvelle dignité fut reconnue sans difficulté par les cours de Vienne et de Berlin.

En 1805 au mois de Mars, Bonaparte, depuis le commencement de 1802 élu président de la république cisalpine, se déclara roi d'Italie. C'en était donc fait, non seulement de l'indépendance de cette république, garantie par le traité de Lunéville, et qui n'avait jamais été que nominale, mais de son existence même. La république cisalpine, à ce que disaient les gazettes, commit ce suicide politique, poussée par une passion irrésistible pour son bienfaiteur; il était à prévoir qu'il saurait inspirer bientôt aux autres républiques à sa portée un amour tout aussi peu mesuré.

Comme on avait déterré la couronne de fer des anciens rois lombards, il aurait été naturel et convenable de renouveler aussi le nom du royaume de Lombardie. Mais la république cisalpine avait déjà pris le nom de république italienne: transformée en monarchie elle eut le titre de royaume d'Italie. Cette dénomination plus vaste que son objet semblait être choisie exprès pour annoncer aux états encore indépendants de l'Italie leur sort futur.

L'Autriche différa de reconnaître Bonaparte en sa qualité de roi d'Italie, et c'est ce qui l'irrita principalement contre elle.

Au mois de Juin, Bonaparte anéantit les républiques de Gènes et de Lucques et les incorpora à l'empire français. S'il se fût emparé du Piémont, de Parme et de Plaisance, de Gènes et de Lucques au profit de la république cisalpine, son procédé n'en aurait pas été plus juste, mais il aurait au moins satisfait le vœu des patriotes italiens, qui espéraient la régénération de l'Italie de sa réunion en un seul corps. En incorporant ces états à la France, il décela qu'il ne reconnaissait point d'autres bornes à ce vaste empire que celles de ses conquêtes, et qu'il voulait le transformer en monarchie universelle.

La guerre éclata en automne 1805. D'après les données précédentes il sera facile de juger s'il y avait autre chose à reprocher à l'Autriche que sa trop longue patience. Il est curieux de voir à quels misérables prétextes Bonaparte a recours dans son manifeste (c'est à dire dans son discours au sénat) pour colorer son agression. Il impute à l'Autriche des vues ambitieuses; mais il faut chercher avec un microscope les agrandissements dont il se plaint. Encore est-il forcé de convenir que l'Autriche avait fait ses acquisitions en vertu d'anciens droits constitutionnels ou par des cessions. Avec une rare impudence ou une amère dérision, il lui reproche entre autres, comme un envahissement dangereux pour la Suisse; de s'être fait céder Meinau, petite île dans le lac de Constance qui peut avoir une lieue de tour, et dont la possession aurait pu tenter tout au plus un amateur de beaux sites, pour y établir un jardin anglais.

Au commencement de la guerre les troupes françaises stationnées dans le Hanovre traversèrent la Hesse pour rejoindre la grande armée. L'électeur de Hesse offrit au roi de Prusse de s'opposer à leur passage, pourvu qu'il lui promît de le soutenir dans cette démarche. Le roi de Prusse, l'en découragea. Peu de jours après, ces mêmes troupes passèrent par les états prussiens en Franconie.

Le roi de Prusse, au lieu de prendre les armes sur le champ, négocia, se laissa amuser par des assurances d'amitié et des promesses fallacieuses, et n'obtint aucune satisfaction de la violation de son territoire.

Cette guerre courte mais désastreuse pour l'Autriche, fut terminée par la paix de Presbourg. Dans celle de Lunéville elle avait obtenu des dédommagements pour ses provinces perdues, quoique pas équivalents à beaucoup près. Maintenant il lui fallut céder toutes ses possessions en Souabe, le Tirol son grand boulevard, l'état de Venise et la Dalmatie venitienne, sans autre compensation que l'archevêché de Salzbourg, qu'un prince de la maison d'Autriche possédait déjà.

Au commencement de la guerre les princes de l'Empire étaient en paix avec la France, mais ils n'étaient pas ses alliés, ni ne pouvaient l'être contre l'empereur d'Allemagne et contre leurs coétats, autant qu'il existait une constitution germanique. Ceux du nord restèrent neutres sous la sauvegarde de la Prusse; ceux du midi attendaient les événements. L'Autriche avait fait marcher des troupes en Bavière: cette mesure indispensable pour défendre ses provinces avancées fut prise du plein consentement de l'électeur, qui demanda seulement qu'on lui ménageât une apparence de neutralité, comme la cour de Vienne l'a prouvé par sa correspondance avec celle de Munich. Ensuite la Bavière, voyant la fortune se déclarer pour les Français, se rangea sous leurs drapeaux, les électeurs de Wurtemberg et de Bade suivirent son exemple. Alors on vit les Allemands s'entr'égorger, non pas dans une guerre civile, car ils n'avaient aucun sujet de débats, mais uniquement pour les intérêts d'une domination étrangère. On vit des princes allemands faire une guerre impie à leur Empereur, qui les avait défendus si souvent contre les invasions de la France, en épuisant les trésors et la population de ses états héréditaires. Aussi furent-ils richement récompensés: Bonaparte leur distribua les dépouilles de leur ancien bienfaiteur, et à peine roi lui-même, il nomma rois les électeurs de Bavière et de Wurtemberg.

Quelques grandes que fussent les pertes auxquelles l'Autriche se soumit par le traité de Presbourg, elles n'étaient rien en comparaison des suites ultérieures. La cour de Naples, forcée depuis longtemps de payer tribut à la France et d'en supporter les troupes sur son territoire, à la faveur de cette nouvelle coalition fit un faible effort pour secouer le joug. Délaissée par ses alliés sur terre ferme, exposée à tout le courroux du vainqueur, elle n'eut ni les moyens ni le courage de lui tenir tête, et s'enfuit en Sicile, asyle que les secours anglais lui conservèrent. Deux frères de Bonaparte furent déclarés, l'un au mois de Mars 1806 roi de Naples, l'autre au mois de Juin roi de Hollande. La nomination de ces rois ne différait que pour la forme de l'incorporation des pays qui leur furent donnés, à l'empire français. Par une loi de famille, publiée en même temps, Bonaparte s'arrogea une tutelle absolue sur ses frères et autres collatéraux. En vertu de cette loi la qualité de prince du sang de la dynastie Napoléon impliquait une minorité éternelle; le premier devoir d'un roi de nouvelle création était l'obéissance servile envers son maître. Cette couronne, ce cercle radieux dont Bonaparte semblait vouloir ceindre le front de ses frères ou de ses alliés, n'était que le dernier anneau d'une chaîne, dont il tenait l'autre bout, et qu'il pouvait resserrer à volonté; et les déclamations figurées des philosophes contre les rois comme *esclaves couronnés*, furent littéralement vérifiées.

L'Empire germanique avait encore été reconnu par la paix de Presbourg; cependant Bonaparte laissait toujours ses armées en Allemagne pour y protéger toutes les violences commises par des princes de l'Empire même contre leurs coétats; il encourageait les déprédations des forts contre les faibles, des satellites de sa domination contre les individus loyaux et fidèles à leur patrie. Les dépouilles des villes impériales, de l'ordre équestre, de petits princes pacifiques, en général d'états qui n'avaient ni pu ni voulu faire la guerre à la France, servirent à cimenter la *Confédération rhénane:* on ne pouvait y entrer, sans avoir pris le bien de son voisin. C'est dans ce temps là qu'un libraire allemand, au milieu de cette prétendue paix, au sein de sa patrie, fut fusillé par ordre d'une commission militaire française, pour avoir osé imprimer que l'Allemagne était avilie: étrange manière de réfuter son assertion!

Au mois d'Août parut enfin l'acte fondamental de la *Confédération rhénane*. En mettant de côté les règlements constitutionnels, qui ne furent jamais exécutés, ce n'était au fond autre chose qu'un pacte mutuel, par lequel Bonaparte garantissait aux princes les usurpations faites sous ses auspices; ceux-ci en revanche lui livraient la propriété et la vie de leurs sujets, en promettant de l'aider à faire toutes les guerres d'agression qu'il pourrait encore méditer.

Les membres de la confédération annullèrent de leur propre chef leurs obligations envers l'Empire, en vertu desquelles ils tenaient leurs fiefs. L'Empereur d'Autriche vînt au devant de cette démarche en résignant pour sa personne la dignité de chef électif de l'Empire, et tous les droits qui y étaient attachés. Le traité de Presbourg reconnaissait ces droits, mais pour les maintenir il aurait fallu entreprendre une nouvelle guerre. La Prusse depuis 1795 avait séparé sa cause d'avec celle de l'Empire germanique; elle avait donné l'exemple dangereux des paix particulières. Les princes ecclésiastiques, les seuls qui fussent sincèrement attachés à la cause germanique, avaient cessé d'exister par les sécularisations; chez la plupart des autres princes les sacrifices de l'Autriche pour l'Empire pendant la longue guerre de la Révolution, n'avaient rencontré qu'ingratitude ou froideur. Le monarque autrichien déposa donc volontairement cette antique couronne, de l'aveu de l'Europe entière la pre-

Seite

Aus Bhartri-hari:
I. Lebensrichtungen. 73
(Rhein. Odeon. a. a. O.)
II. Zwei Epigramme. . . . . —
(Ind. Biblioth. II. S. 474.)
III. Der nächtliche Beſuch. . . . . —
(Rhein. Odeon. a. a. O. S. 9.)
Indiſche Erzählungen:
(Ind. Biblioth. II. S. 259...283.)
I. Die vier Harthörigen. 78
II. Die vier einfältigen Brahmanen. 81

II. Aus dem Griechiſchen.

Homeros:
Iliade. Erſter Geſang V. 1...16. 101
Odyſſee. Eilfter Geſang V. 593...600. Siſyphos. . . 102
(Krit. Schriften. I. S. 163.)
Elegiker:
Vorerinnerung. (Von [A. W. und] Friedrich Schlegel) . 103
(Athenäum I. 1. S. 107...111.)
Bruchſtücke der älteſten Elegie:
(Europa. Zeitſchr. herausg. v. Friedr. Schlegel. Bd. I. Stück 2. Ff. a. M. 1804. 8°. S. 119.)
1. Von Mimnermos. 107
A. (cf. Brunck, Analecta vett. poetar. Graecor. I. p. 60. No. I.)
B. (cf. ibid. p. 65. No. IV.)
2. Von Solon. . . . . —
A. Antwort auf das vorige. (cf. ibid. p. 64. sq. No. II.)
B. (cf. ibid. p. 65. No. IV.)
3. Von Theognis. V. 935...38. 995 f. 1047...52. 108
4. Von Meleager. Vertheidigung der Lykambiden gegen Archilochos. (cf. Brunck, Anall. I. p. 34. No. CXIX.) . —
5. Skolion. (cf. ibid. p. 158. No. XVIII.) 109

mière en dignité, et qui depuis cinq siècles avait illustré la maison d'Habsbourg. On se rappelle avec attendrissement que l'équité et la sollicitude paternelle pour les opprimés signalèrent les derniers actes de l'autorité impériale. Il était facile de blâmer la débilité de la constitution germanique, pendant qu'elle existait encore, mais il a fallu une triste expérience pour faire connaître toute l'étendue des maux que sa chute devait entraîner pour l'Allemagne et l'Europe.

Le danger devenait de plus en plus imminent pour la Prusse. Son roi respectable avait été longtemps entouré de funestes illusions: elles furent enfin dissipées, mais trop tard. On ne cessait de vanter ses dispositions pacifiques comme le comble de la sagesse politique, on lui persuadait qu'en persistant dans sa neutralité, il tiendrait à la fin la balance de l'équilibre européen; et Bonaparte était un des flatteurs les plus empressés de ce monarque qu'il appelait son allié naturel. La Prusse était intacte: les sécularisations l'avaient amplement dédommagée de la perte de ses provinces d'outre-Rhin. En y ajoutant sa part au dernier partage de la Pologne, on verra qu'elle était plus forte en population et en moyens de toute espèce qu'elle ne l'avait jamais été du temps de Fréderic II. Mais celui-ci aurait prévenu, au lieu d'attendre; il n'aurait pas cru que les affaires du midi de l'Allemagne lui fussent étrangères; il n'aurait pas laissé refouler l'Autriche dans ses états héréditaires derrière l'Inn, et d'un commun accord avec elle il aurait reconstruit une digue assez forte pour arrêter les débordements de l'ambition.

Ce qui fut sur-tout funeste à la Prusse, c'était la confiance dans ses anciens succès. Depuis onze ans ses institutions civiles et militaires n'avaient pas été mises à l'épreuve; elle ne s'appercevait pas de leur insuffisance après tant de changements opérés en Europe. En général, voilà le danger dont les neutres sont menacés: l'inactivité pendant ces grandes luttes qui mettent en jeu tous les ressorts de la nature humaine, diminue l'énergie des gouvernements et des nations. On dit que les neutres doivent rester les plus forts, parce que les combattants s'affaiblissent mutuellement. C'est un faux raisonnement: la force des états se compose beaucoup moins des masses, que du mouvement qu'on sait leur imprimer par le patriotisme et le point d'honneur militaire.

Le ministère prussien ne prouva que trop, combien il était éloigné de tout projet hostile, en se prêtant aux propositions les plus insidieuses du cabinet de St. Cloud. En mettant de côté la violation de son territoire, la Prusse consentit à céder des provinces qu'elle possédait de bon droit, et à recevoir en échange l'électorat de Hanovre, qu'en effet des troupes françaises avaient occupé, mais sur lequel le roi d'Angleterre n'avait nullement abdiqué ses droits. Pour comble de duplicité Bonaparte négociait sa paix avec le gouvernement britannique en offrant de rendre le Hanovre pendant qu'il invitait la Prusse à en prendre possession. Ainsi au moment où il allait fondre sur elle, il eut soin de la compromettre avec l'Angleterre. Pour la tranquilliser sur la confédération du Rhin, il lui proposa de former une *Ligue du Nord*, avec les états allemands qui n'étaient pas encore compris dans la première. Mais lorsque le roi de Prusse voulut effectuer cette ligue, Bonaparte en excepta les villes anséatiques; il ajouta que sa tendresse pour l'indépendance des peuples lui imposait le devoir de protéger tous ceux qui refuseraient de se confédérer. En attendant, les armées françaises restaient toujours en Allemagne et se rapprochaient des frontières prussiennes; les armements indispensables à la Prusse pour ne pas se livrer sans défense, furent considérés comme des hostilités: la guerre éclata donc.

L'électeur de Hesse, craignant que son pays n'en devînt le théâtre, demanda aux puissances belligérantes de pouvoir rester neutre. Sa proposition fut accueillie avec empressement dans le quartier général français, avec froideur dans celui du roi de Prusse. Quinze jours après avoir reconnu la neutralité de l'électeur, Bonaparte victorieux, n'ayant plus de motif de le craindre, le dépouilla de tous ses états, en aggravant cet arrêt foudroyant par les imputations les plus odieuses. Leçon mémorable pour les neutres! L'électeur de Saxe qui, d'abord allié volontaire de la Prusse, tourna ensuite ses armes contre elle, sans qu'elle eût aucun autre tort que son malheur, fut récompensé par le titre de roi et le duché de Varsovie.

La neutralité est un attentat aux yeux de Bonaparte, parce que c'est un acte d'indépendance; la défection au contraire mérite d'être encouragée: d'ailleurs une démarche qui nuit à la considération d'un souverain, est toujours l'initiative d'une liaison intime avec cet homme, pour lequel l'estime est une gêne.

Nous ne faisons pas ici l'histoire des guerres de Napoléon, nous esquissons plutôt celle de ses paix. Il suffira donc de rappeler les suites immédiates de la paix de Tilsit. La fondation du nouveau royaume de Westphalie pour la dynastie Napoléon; l'accession de la plupart des princes du nord de l'Allemagne à la confédération rhénane; le duché de Varsovie, noyau du rétablissement futur de la Pologne entière, épouvantail toujours mobile entre les mains de son inventeur, et qu'il pourrait tourner à volonté contre la Russie ou l'Autriche; le rétablissement de la république de Dantzick, dont l'indépendance fut garantie, mais dont la sujétion permanente était à prévoir, puisqu'elle fournissait à la France un port sur la Baltique et une grande place d'armes; enfin des routes militaires réservées aux armées françaises à travers les états prussiens, de sorte que désormais aucune barrière jusqu'aux frontières russes n'arrêtait plus leur marche: voilà les conditions auxquelles le cabinet de St. Petersbourg souscrivit dans une heure fatale!

Ce traité fut conclu au milieu de l'été 1807: avant la fin de cette année Bonaparte avait envahi deux royaumes, celui de Portugal et d'Etrurie; il avait si bien enveloppé de ses filets une troisième grande monarchie, l'Espagne, qu'il se croyait déjà sûr de sa capture.

L'occupation du Portugal, royaume tributaire de la France depuis sa paix faite en 1801, avait pour prétexte l'admission des vaisseaux anglais dans ses ports. Tandis que le gouvernement français tâchait de rassurer le Prince Régent, et de lui faire accroire que les troupes, entrées dans son royaume, ne devaient que garder les côtes; qu'il serait toujours respecté comme souverain de Portugal, pourvu qu'il commît des hostilités contre l'Angleterre: le gouvernement britannique éclaira la cour de Lisbonne sur ses véritables intérêts, et l'engagea à s'embarquer pour le Brésil. Bonaparte déclara, selon la phrase consacrée, *que la maison de Bragance avait cessé de régner*; mais il en avint tout autrement. Elle aurait en effet cessé de régner, si elle était restée: elle serait condamnée à traîner une existence captive à la discrétion de l'usurpateur. Son honorable fuite vers un autre hémisphère prouva que les partis extrêmes sont les plus prudents à prendre avec un tel ennemi. Le jour où le prince du Brésil fit voile de Lisbonne, fut l'ère d'une nouvelle splendeur pour cette monarchie anciennement glorieuse et conquérante, mais tombée en décadence depuis deux siècles. Le Brésil est vivifié par la résidence de la cour, par les richesses et les nouveaux habitants, qui y ont afflué; le Portugal a été reconquis pour son légitime souverain par ces Anglais qu'on accuse d'abandonner leurs alliés; et les troupes portugaises aguerries et animées d'un enthousiasme nouveau, aident à délivrer l'Espagne, et pourront bientôt paraître sur les frontières de la France.

L'Espagne depuis onze ans, à son grand détriment, était l'alliée la plus fidèle et la plus dévouée de la France. Le gouvernement français disposait à son gré des armées, des flottes et des trésors de cette monarchie. La cour de Madrid poussa la complaisance jusqu'à permettre aux troupes destinées pour le Portugal le passage sur son territoire. Ce fut là le signal de sa perte. Tout le monde sait par quelles machinations la famille royale fut d'abord divisée entre elle, ensuite attirée à Bayonne, et comment on extorqua l'abdication de Ferdinand VII, en ne lui laissant point d'autre choix que de signer ou de mourir. Dans cet exemple les alliés de Bonaparte devaient voir l'image du sort qu'il leur préparait, et dont le plus grand zèle pour le servir, le dévouement le plus absolu à ses volontés ne saurait les garantir. Mais cet allié exterminateur se fiait à leur illusions, à leur pusillanimité, et sur-tout à leur situation précaire, puisque non seulement les rois de nouvelle création, mais aussi les anciens princes confédérés n'avaient plus d'autre appui que lui, leurs véritables droits s'étant perdus dans leurs titres usurpés. Après les procédés de Bonaparte en Espagne, personne ne pouvait plus se flatter qu'il se bornerait même aux envahissements utiles aux intérêts de sa domination; il se montra déterminé à sacrifier les souverains et les peuples aux caprices de sa vanité. Depuis longtemps l'Espagne était un royaume à son usage; le gouvernement ne faisait qu'en exploiter les ressources pour son compte: toute cette possession aussi commode que profitable, il la risqua pour la gloriole de sa dynastie, pour placer un Bonaparte sur ce trône, occupé après les illustres descendants des Goths par les maisons de Habsbourg et de Bourbon. En admettant qu'il était facile de se méprendre sur le caractère des Espagnols, il faudra toujours convenir que cette entreprise était mal calculée sous tous les rapports. On ne devait pas compter sur un assentiment général de la nation à un changement opéré par une violence à peine voilée; outre les membres de la famille royale, prisonniers en France, il existait plusieurs prétendants au trône d'Espagne: pour y affermir un roi intrus, il fallait donc entretenir constamment une armée française dans cette péninsule, où les Anglais pouvaient de tous les côtés porter des secours aux mécontents. D'ailleurs il était clair que les colonies s'émanciperaient à cette occasion, et que l'or des mines du Potosi et du Mexique cesserait de refluer dans la métropole, et par là en France.

Mais ce qu'il y a de plus curieux dans cette transaction de Bayonne, c'est que Bonaparte y manifesta ses véritables opinions sur les droits des peuples, dont cet *empereur républicain* s'était si souvent déclaré le protecteur. Il traita la nation espagnole comme un troupeau de bêtes, que son propriétaire peut vendre à qui bon lui semble, pour une rente viagère. Quand bien même la cession de Ferdinand VII en faveur de la dynastie Napoléon eût été volontaire, elle n'aurait eu aucune validité sans le consentement de la nation. Il en est tout autrement des propriétés particulières et des prérogatives politiques. La souveraineté héréditaire est un droit purement personnel, et par conséquent elle n'est transmissible que dans l'ordre établi de succession. Si cet ordre est rompu par l'extinction ou l'exclusion d'une famille régnante, la nation dispose du trône vacant. Certes, Bonaparte est bien intéressé à reconnaître ce droit éventuel d'élection: car en vertu de quel autre titre que d'un simulacre d'élection populaire prétend-il être souverain de France?

Il y a près de cinq ans que les premiers paysans insurgés furent massacrés à Madrid: pendant ces cinq ans l'Espagne a été le tombeau des troupes françaises et alliées, elle à été le gouffre des trésors de Napoléon, et son asservissement est moins avancé aujourd'hui que jamais. Cette belle contrée, si favorisée par la nature, a été dévastée au point de présenter dans beaucoup d'endroits l'aspect d'un désert; la fleur de la jeunesse espagnole a été moissonnée, ou languit dans une dure captivité; et tout cela, pour que Joseph Bonaparte. qui était déjà en possession tranquille du trône de Naples, vint (sans doute bien malgré lui) remplacer Ferdinand VII sur le trône d'Espagne! Peut-on douter que ce jeune prince, dont les facultés étaient engourdies par une éducation étroite, si on l'avait laissé régner, se serait mis implicitement sous la tutelle de son puissant allié, et que celui-ci, en le guidant par ses conseils, eût pu réformer les abus de ce gouvernement, rendre à la nation espagnole son ancienne prospérité, et s'en faire adorer?

Après ce résumé général des événements depuis la paix de Presbourg, il n'y a rien de particulier à ajouter sur les causes de la dernière guerre d'Autriche en 1809. Je ne voudrais pas précisément renvoyer au manifeste autrichien ceux de mes lecteurs qui ne seraient pas encore convaincus de la justice et de la nécessité de cette guerre. Entre autres inconvénients qu'entraînaient les paix par lesquelles on reconnaissait la légitimité des nouvelles autorités françaises, on s'était mis presque dans l'impossibilité de faire de bons manifestes. Les plumes aussi bien que les épées étaient émoussées par le souvenir d'une soumission trop facile aux circonstances. Ce qui n'était pas sans exemple, n'était pas sans probabilité: et la crainte secrète, qu'on pourrait être forcé d'y revenir, imposait des ménagements et des réticences. Il n'y avait qu'un seul bon manifeste à faire, c'était de jeter le gant pour un combat à outrance, de dire: »Nous avons »dans les paix précédentes transigé avec nos intérêts les plus pressants et nos devoirs les plus sacrés: cet homme dont nous avons, contre notre

»conviction, reconnu tous les droits usurpés, à qui »nous avons permis de s'asseoir parmi nous, sou»verains légitimes, cet homme n'a ni foi, ni loi: »nous en attestons l'univers. Quoique beaucoup »moins puissants que lui, nous armons de nouveau, »parce qu'il ne nous laisse point d'autre choix que »d'attendre qu'il vienne nous exterminer, ou de le »prévenir.« – Il est aisé de remarquer que depuis la Révolution chaque nouvelle guerre contre la France fut commencée avec des désavantages infiniment plus grands que la précédente; et à mesure que le danger s'accroissait, l'espérance des secours était diminuée. Bonaparte a eu soin de compromettre de plus en plus les puissances les unes avec les autres. La Prusse était restée spectatrice indifférente des revers de l'Autriche en 1805; l'année suivante l'Autriche le fut à son tour de ceux de la Prusse. Les petites portions de la Pologne prussienne que la Russie reçut par le traité de Tilsit, pouvaient être considérées comme un dédommagement des frais de la guerre. En 1809 la Russie, vivement pressée par la France de prendre une part active à la guerre, ne fit qu'une démonstration, mais à la paix elle accepta une partie considérable de la Gallicie. Aujourd'hui et la Prusse et l'Autriche fournissent des contingents contre elle, et en contribuant efficacement à l'accabler, se préparent, en cas de réussite, Dieu sait quel avenir.

Tout ce que nous venons de dire sur les suites funestes de la neutralité, des paix prématurées,

Inhaltsverzeichniß.

6. Bruchſtück des Phanokles.
(Athenäum. I. 1. S. 111...115.)
A. Vorbemerkung. . . . .
B. Liebe des Orpheus zum Kalais. (cf. Brunck, A
p. 414. sq.) . . . .
C. Diſtichen. (cf. ibid. p. 415.) . . . . . .
7. Bruchſtück des Hermeſianax, nebſt Einleitun
Anmerkungen. (cf. Athenaeus, XIII. p. 597.) .
8. Das Bad der Pallas von Kallimachos (cf. Brunck
I. p. 451...455.) nebſt Einleitung und Anmerkun
(Anm. Die Stücke 6...8 ſind von Aug. Wilh. und
Schlegel gemeinſam bearbeitet; erſterem gehören vorzu
die Ueberſetzungen, letzterem die Einleitungen und litterarge
lichen Bemerkungen an. Vgl. Friedr. Schlegels ſämmtl.
Bd. IV. Wien 1822. 8°. S. 40. ff.)
Lyriſches:
Sapphos Gebet an Aphrodite. (cf. Brunck, Anall. I. p. 5
Des Pindaros erſte pythiſche Siegeshymne. . . .
Drama:
Aeſchylos:
Eumeniden. V. 1...229 (234). nebſt Vorbemerkung
(Jen. Allg. Lit. Zeit. 1804. No. 48. 49. Spalte 382. ff.)
Schutzgenoſſinnen. V. 277...290. . . . . . .
(Athenäum II. S. 243. Krit. Schr. II. S. 302. f.)
Sophokles Oedipus auf Kolonos. V. 1...116. 1586...
Ariſtophanes:
Fröſche. V. 814...829. Chorgeſang. . . . . .
Acharner. V. 393...488. nebſt Vorbemerkung. .
(Vorleſ. über dramat. Kunſt u. Litteratur. Bd. I.)
Idylle:
(Athenäum 1800. Bd. III. St. 2. S. 216...236. Anm.
hier gilt das oben zu No. 6...8. der Elegiker Angemer
Theokritos:
1. Die Spindel. (Idyll. 28. cf. Brunck, Anall. I. p. 2
2. Liebesgeſpräch. (Idyll. 27. cf. Brunck, I. c. p. 270...
Bion: Achilleus und Deidamia. (Idyll. 8. cf. Brunck
p. 260. sq.) . . . .

des coopérations plus ou moins directes avec la France, n'a nullement pour but de blâmer les anciens gouvernements, auxquels nous portons le plus grand respect. Leur situation depuis la Révolution et surtout depuis l'avénement de Bonaparte, a été en effet toute nouvelle et infiniment embarrassante. Le premier ébranlement de grands revers inattendus précipitait la conclusion de la paix; pour la conserver, il fallait complaire en tout à Bonaparte: l'avoir pour ennemi était un danger imminent; son amitié est infailliblement pernicieuse, mais elle ne l'est qu'à la longue, et il ne négligeait rien pour fasciner les yeux de ceux qu'il caressait en méditant leur perte. Il est à souhaiter que les puissances continentales s'accordent mutuellement une amnistie plénière pour tout ce qui s'est passé sous cette maligne influence, aussitôt que l'une d'elles donne des preuves qu'elle veut fortement sa propre indépendance garantie par l'affranchissement de l'Europe.

Le gouvernement autrichien en 1809, après avoir fait un appel solennel au patriotisme de ses peuples, ne montra point de persévérance. Il se priva par là de la faculté d'avoir recours de nouveau aux moyens extraordinaires, et ce refroidissement de l'opinion était un mal bien plus essentiel que la perte de quelques provinces. L'Autriche perdit par la paix de Schœnbrunn la frontière de l'Inn, Salzbourg, une portion de la Gallicie, le Littoral, des morceaux de la Carinthie, de la Carniole et de la Croatie; toutefois ces dernières provinces seules, sous le nom des Provinces illyriennes, furent cédées immédiatement à l'Empire français; le reste était pour ses alliés. Mais qu'importait un district de plus ou de moins, lorsque les proportions étaient déjà si prodigieusement altérées entre les deux empires? Pendant la guerre même Napoléon incorpora à la France l'Etat ecclésiastique, en dépouillant l'église qu'il affectait de reconnaître, et le vénérable vieillard qui avait cru remplir une mission de paix en posant la couronne sur sa tête. Bientôt après il déposa son frère, le roi de Hollande, pour n'avoir pas été assez bon douanier dans le système prohibitif qui réduisait ses sujets à la mendicité. La nation hollandaise, jadis le modèle des vertus républicaines, conquérante dans les deux Indes, rivale de l'Angleterre, était tellement déchue, qu'on osa lui dire à la face de l'Europe, qu'habitant un terrain qui n'était qu'une alluvion des fleuves français ou devenus français, elle devait de bon droit être incorporée à la France. C'est, je crois, la première fois qu'on ait employé les hypothèses de la géologie comme des arguments en politique.

Ensuite furent réunies les villes anséatiques, ces républiques toujours pacifiques, depuis longtemps pressurées par la France qui leur avait vendu cher une protection momentanée; les côtes de l'Allemagne depuis l'embouchure de l'Ems jusqu'à celle de la Trave; et une grande étendue de territoire dans l'intérieur, composée en partie des états hanovriens du roi d'Angleterre, en partie de ceux d'autres princes, contre lesquels la France n'avait jamais eu le moindre sujet de plainte. Deux préfectures furent enlevées au royaume de Westphalie, sans que le frère de Napoléon en eût été prévenu autrement que par le décret inséré dans le Moniteur.

Voilà donc ce monstrueux système fédéral, où tout s'achemine rapidement vers la monarchie universelle. Tout autre arrangement n'est que provisoire, le terme final est toujours la réunion au grand empire. La même politique que Bonaparte exerçait dès 1797 en Italie, faisant et défaisant des républiques éphémères, il l'exerce aujourd'hui sur une plus grande échelle, et avec des formes despotiques. Les nations régies sous l'influence française, peuvent apprendre ce qu'elles valent aux yeux du maître de leurs maîtres, en méditant ces paroles que Bonaparte dit à son jeune neveu en l'investissant du grand-duché de Berg: »Souvenez-»vous toujours que vos premiers devoirs sont en-»vers *moi*, les seconds envers la France, les troi-»sièmes envers le peuple confié à votre gouver-»nement.« Les exemples de la famille des Bourbons détrônée en Espagne, et de Louis Bonaparte destitué en Hollande, enseignent aux princes confédérés, qu'on a beau être allié dévoué, qu'on a beau appartenir par les liens du sang à la nouvelle dynastie, que rien ne peut préserver de la destinée commune. Les plus favorisés peuvent tout au plus espérer de la part de Napoléon la politesse de Polyphème. Ulysse ayant offert à celui-ci un vase rempli d'un vin précieux: »Mon ami,« lui dit le cyclope reconnaissant, »je te mangerai le »dernier parmi tes compagnons.«

Après la dernière défaite de l'Autriche, après le changement opéré dans le système politique de cette puissance par le mariage formé entre une princesse autrichienne et Napoléon, toute espérance avait disparu pour le continent européen de pouvoir secouer le joug, aussi longtemps que la Russie resterait d'accord avec la France. Heureusement pour le monde, Bonaparte, aveuglé par son orgueil, fit un grand mécompte en rompant une paix qui lui était si utile, et en s'attaquant à cette monarchie, dont la force armée ne l'avait combattu que comme auxiliaire et loin de ses frontières.

Trois fois la Russie était intervenue dans les coalitions contre la France, et toujours d'une manière désintéressée et généreuse. Paul I avait été désarmé par les flatteries du Premier Consul; il fallait une hypocrisie plus profonde pour captiver Alexandre, ce souverain aussi humain que magnanime, que dès 1805 l'Allemagne accueillait comme son futur libérateur. Napoléon parvint à lui persuader que l'opiniâtreté des Anglais à maintenir leur prépondérance maritime était la cause unique de tous les maux du monde civilisé; que la France, ayant perdu ses colonies, sa navigation, et la plus grande partie de son commerce, avait été poussée malgré elle aux agrandissements; qu'il fallait conquérir la liberté des mers sur l'Angleterre, en excluant sévèrement ses vaisseaux et ses marchandises des ports de l'Europe; qu'alors ce qu'il pouvait y avoir d'onéreux dans le système continental, cesserait de soi-même, et que toutes les occupations industrielles prendraient un nouvel essor, tandis que la paix générale serait garantie par l'union des deux puissances prépondérantes.

Depuis nombre d'années les déclamateurs aux gages de Bonaparte avaient annoncé comme résultat prochain des mesures prohibitives contre l'Angleterre la stagnation de son commerce, la ruine de ses manufactures, la misère du peuple, la banqueroute publique, l'insurrection et le renversement de l'état. Rien de tout cela ne s'était vérifié: Bonaparte avait lui-même un peu amorti les espérances exagérées, en renvoyant cette catastrophe à trente ans de distance. Quelque bien qu'on crût avoir gardé les côtes par une nuée de douaniers, on découvrit qu'une grande quantité de marchandises anglaises s'était glissée sur le continent, et dans la France même. On fit partout des visites domiciliaires, on confisqua les denrées coloniales, et on brûla les produits des manufactures. Tandis qu'on célébrait avec une pompe ridicule ces *auto-da-fé* commerciaux, Bonaparte, pour couvrir le déficit de ses finances, causé par l'inactivité des douanes, entr'ouvrit lui-même ses ports en donnant des licences aux vaisseaux anglais, c'est à dire, qu'il s'empara de la contrebande comme d'un monopole impérial. La Russie aurait donc eu droit de se plaindre de ce que la France rompait la première ses engagements; elle aurait eu mille autres griefs à articuler. Elle n'en fit rien, elle se contenta de rétablir sous pavillon neutre une faible partie de ses anciennes relations commerciales, après avoir pendant plusieurs années continué le sacrifice énorme et infructueux de son commerce extérieur. Du reste elle attendait dans une attitude calme et imposante l'agression la plus effrontément injuste.

Bonaparte n'a point publié de manifeste sur cette guerre, il se fie trop à son bonheur, pour en appeler encore à la justice. Cependant, de son propre aveu, son unique motif est l'admission des vaisseaux anglais et des marchandises anglaises dans les ports de la Russie. Cette lutte terrible entre les Russes seuls d'un côté, et de l'autre une cohue de nations, comme on n'en a pas vu depuis des siècles réunie sous les mêmes drapeaux: des Allemands et des Italiens de toutes les dénominations; des Hollandais et des Croates, devenus sujets français; des Suisses; des Portugais et des Espagnols, arrachés à leur patrie; cette guerre dévastatrice qui entraîne la jeunesse de l'Europe occidentale vers les confins de l'Asie; cette ligue sainte — la postérité le croira-t-elle? — s'annonce au monde comme une croisade contre le sucre et le café, contre les percales et les mousselines. Peut-on se moquer ainsi du genre humain? Et jusques à quand les peuples les plus éclairés se sacrifieront-ils patiemment, pour charmer les ennuis, flatter la vanité, assouvir la soif de domination d'un seul homme?

Mais peut-être objectera-t-on à tout ce que nous venons de développer, que si la politique de la France est oppressive, celle de l'Angleterre ne l'est pas moins, et que son despotisme maritime est tout aussi contraire au bien-être des autres nations que l'esprit de conquêtes qui anime le gouvernement français. Les assertions les plus dénuées de fondement, sans cesse répétées avec assurance, inculquées avec emphase, finissent par faire impression sur les esprits irréfléchis, dont l'inertie se repose dans les idées vagues. Nous allons donc examiner ce que signifie ce cri banal de *la liberté des mers*, nous prouverons qu'il ne présente aucun sens précis; et que, s'il est possible de tyranniser l'océan, ce n'est pas l'Angleterre, c'est plutôt la France qui essaye de le faire, autant que le lui permet son impuissance maritime.

L'Angleterre possède aujourd'hui les plus grandes forces navales dont on ait jamais vu l'exemple, de sorte que celles de tous les autres états mises ensemble ne balanceraient pas les siennes. Si c'est là un mal, c'est un de ceux que les dernières vingt années ont attiré à l'Europe; car dans la guerre d'Amérique les marines réunies de la France, de l'Espagne et de la Hollande donnèrent assez à faire à l'Angleterre, et elle respecta la neutralité armée des trois puissances maritimes du Nord, quoiqu' elle fût extrêmement contraire à ses intérêts. L'équilibre ne saurait être rétabli que par une longue paix, pendant laquelle l'Angleterre désarmerait, tandis que la navigation marchande formerait les marins des autres nations.

Supposons une paix universelle sur mer. Personne, je pense, n'a jamais accusé les Anglais d'entraver ou de vexer en temps de paix le moins du monde la navigation de qui que ce soit. Personne aussi ne leur a reproché de ne pas observer envers leurs ennemis les lois de la guerre, sanctionnées parmi les nations civilisées. C'est donc seulement sur leur conduite envers les neutres que roule toute la question.

Pour juger à fond cette matière, il ne faut pas perdre de vue la nature de la guerre maritime. Elle se fait principalement pour les intérêts du commerce; elle deviendrait tout à fait illusoire, s'il n'était par permis d'attaquer par tous les moyens la navigation commerciale de l'ennemi. C'est ce qui a autorisé l'usage de s'emparer de toutes les propriétés particulières des sujets ennemis, exposées sur mer, ou même de les détruire, ce qui dans les guerres sur terre ferme est réprouvé comme une barbarie.

De deux puissances belligérantes sur mer la plus faible sera toujours naturellement portée à favoriser les neutres, qui peuvent lui rendre les services les plus importants. Ses vaisseaux marchands sont-ils confinés dans ses ports, faute d'escadres assez nombreuses pour les protéger? Les neutres deviennent ses commissionnaires: ils font le transport des marchandises entre la mère patrie et ses colonies; si on le leur demande, entre les deux pays ennemis même; et les sujets de la puissance qui a recours à eux, ne perdent par cet expédient que les profits du fret, en conservant ceux du commerce.

Ce serait donc un excellent métier que celui de neutre dans une guerre maritime, si les puissances belligérantes étaient les dupes de ces prétendus droits de neutralité, au point de n'y mettre aucune restriction. Leurs flottes se morfondraient dans des croisières infructueuses, tout au plus elles livreraient quelque combat à l'ennemi pour l'honneur de leur pavillon: mais tous les profits de la guerre seraient pour des états qui n'en auraient pas voulu partager les risques.

Il est inutile, pour éclaircir cette matière, de remonter aux principes du droit naturel, dont les décisions sont souvent vagues sans le concours du droit positif fondé sur des traités, et surtout insuffisantes pour des relations aussi compliquées que celles du commerce entre les nations civilisées. Les droits de la neutralité ne pourront donc être limités que par le conflit entre les désavantages des ménagements réciproques et ceux d'une rupture. Pour les puissances belligérantes il s'agira de savoir s'ils doivent préférer la guerre déguisée que leur font les neutres, à une guerre ouverte; pour les états neutres, s'il vaut mieux soumettre leur navigation à quelque gêne, ou l'exposer tout entière.

On accorde généralement aux belligérants maritimes le droit d'empêcher l'importation de contrebande de guerre chez l'ennemi, et celui de bloquer un ou plusieurs de ses ports, ce qui en cas de contravention implique la confiscation des bâtiments neutres. Il ne s'est élevé de dispute que sur le droit d'enlever des propriétés ennemies sur les vaisseaux neutres et par conséquent de les visiter, et sur le blocus des côtes.

Pendant la guerre d'Amérique *la Neutralité Armée* proclama le principe »que le pavillon couvre la marchandise.« L'Angleterre ne reconnaîtra jamais ce principe, et elle a raison de ne pas le faire. Cette prétention, poussée à la rigueur, non seulement mettrait les puissances belligérantes à la discrétion des gouvernements neutres pour ce qui regarde la contrebande de guerre, mais elle pourrait servir à conduire dans des vaisseaux de transport neutres des troupes de débarquement en pleine sécurité jusque sur les côtes ennemies.

Le blocus d'une côte ne diffère en rien de celui d'un port que par l'étendue de la mesure. Si on a les moyens de la prendre, pourquoi n'en aurait-on pas le droit? S'il est difficile de bloquer aussi rigoureusement toute une côte qu'un seul port, les vaisseaux neutres rompront le blocus à leur propre risque.

Voyant ses côtes bloquées, Bonaparte par le décret de Berlin déclara les îles britanniques elles-mêmes en blocus, comme dans une rixe on renvoie une injure à celui qui l'a proférée. Le gouvernement anglais pouvait mépriser cette menace fanfaronne, puisqu'il aurait fallu des forces navales immenses pour la réaliser, et que celles

Seite
Ueber das Idyll. 169
Des Theokritos Grabſchrift auf den Jambendichter Hipponax. (cf. Brunck, l. c. I. p. 382. No. XX.) 174
(Europa. Bd. I. St. 2. S. 120.)

III. Aus dem Lateiniſchen.

Lucretius:
A. Buch I. V. 1...9. 177
B. - - - 710...735. . . . . —
C. - II. 597...641. 178
(Vgl. Friedr. Schlegels Geſch. der Poeſie der Griechen u. Römer. Berl. 1798. 8°. S. 7. ff. oder Werke III. S. 15. ff.)
[Buch II. V. 535...539. ſ. die Nachträge.]
Catullus. (LXI. al. LXIII. V. 1...18. ed. Lachm. 39. 5...22.) Attis.. 180
Virgilius. Aeneïde. VI. 847...853. 181
(Krit. Schr. I. S. 257.)
Horatius:
Ode 6 des dritten Buches. Schlußſtrophe. . . . . . . —
Brief an die Piſonen. V. 391...401. 182
(Vgl. Friedr. Schlegel a. a. O. S. 5. Werke S. 13. f.)
Propertius: Anfang der erſten Elegie. . . . . —
Ovidius:
A. Liebesgedichte. Erſten Buches fünfte Elegie. 183
B. Die Kunſt zu lieben. Buch I. V. 1...6. Buch III. V. 775 f. 785 f. 184
C. Klagelieder. Elegie 3. V. 75. . . . . —
D. Briefe aus dem Pontus. Buch IV. Brief 13. V. 19...22. 33...36. 185
(Athenäum I. 1. S. 50. Krit. Schr. I. S. 224.)
An Lyda. Nach dem lateiniſchen Liede Lydia bella puella. . 186
(Muſenalmanach. Götting. 1789. 16°. S. 140...142.)
Hymnen nach dem Lateiniſchen:
(Muſenalmanach v. A. W. Schlegel u. L. Tieck. Tübing. 1802. 12°. S. 212...220.)
1. Die vor Liebe ſterbende Maria. 188
2. Die Himmelfahrt der Jungfrau. 189
3. Vom jüngſten Gericht. 191

que commandait la France étaient à peu près nulles. Si c'était une représaille, elle ne tombait que sur les neutres, et elle était une violation de leurs droits infiniment plus forte que tout ce que l'Angleterre s'était jamais permis. Bonaparte déclarait à tous les états maritimes: »Je n'ai pas un seul »vaisseau de guerre en mer, pour empêcher que »vos bâtiments n'aillent en Angleterre; mais je vous »le défends. Je ne puis empêcher les vaisseaux »anglais de sortir et de naviguer librement sur »toutes les mers; mais je vous ordonne de les »exclure de vos ports. Si vous ne vous interdisez »pas tout commerce avec l'Angleterre, c'en »est fait de vous: je vous attaque et je ne poserai »les armes que lorsque vos côtes seront gardées »par mes propres douaniers.«

Ce n'est pas tout. Comme il y avait des états maritimes, que Bonaparte ne pouvait pas atteindre par la voie de terre ferme, entre autres l'Amérique, il fit exprès pour ceux-là une ordonnance qui porte: aussitôt qu'un bâtiment neutre aura été visité par des vaisseaux de guerre anglais, qu'il aura relâché par leur ordre dans un port d'Angleterre et payé des droits, son pavillon est *dénationalisé*, et partout où on le saisira il sera déclaré de bonne prise.

Ainsi Bonaparte punit les neutres de leur faiblesse qui les met hors d'état de s'opposer aux prétentions du gouvernement britannique. Pour motiver cette horrible injustice, il dit que chaque état a le devoir de maintenir son indépendance.

Oui, sans doute: mais c'est un devoir qu'il a envers lui-même, et non pas envers vous; qui vous donne le droit d'en demander compte? D'ailleurs, une obligation ne va jamais au-delà de la possibilité.

De tout ceci il résulte que, si l'Angleterre quelquefois traite durement les neutres, Bonaparte ne souffre absolument pas qu'on le soit, et qu'il détruit, autant qu'il est en lui, jusqu'à l'ombre des droits de la neutralité. La violence de ses procédés étant telle, pendant que ses escadres sont bloquées dans ses ports: que ferait-il, s'il était le plus puissant sur mer?

Le ministère français ne cesse de proclamer *la liberté des mers* comme le but sublime du système continental; c'est le mot de ralliement à chaque nouvelle guerre. Néanmoins dans toutes les négociations avec l'Angleterre, ce même ministère n'a pas seulement fait le compliment aux neutres de proposer pour l'avenir une stipulation en leur faveur.

Depuis vingt ans on a inondé l'Europe de déclamations et de calomnies contre le gouvernement britannique; depuis dix ans les journaux et autres écrits politiques publiés en Angleterre sont de la contrebande en France et dans tous les pays soumis à son influence; on défigure les faits en ne donnant que des extraits mutilés des gazettes de l'opposition. Peu s'en faut, que de même qu'on a mis dans le nouveau catéchisme français une leçon sur les droits sacrés de la dynastie Napoléon, on n'y ait inséré comme un article de foi, que les Anglais sont *les tyrans des mers et les éternels ennemis du continent.* Nous venons de réfuter la première de ces imputations; la seconde disparaîtra devant l'examen des véritables rapports de l'Angleterre avec l'Europe.

On qualifie les Anglais de nation marchande. Cela peut se dire en ce sens que le commerce est une des bases principales de leur richesse et de leur puissance, et que par conséquent dans les transactions publiques leur gouvernement ne doit pas perdre de vue les avantages commerciaux; mais cela est faux de toute fausseté, si l'on prétend soutenir que le commerce soit leur occupation exclusive, leur unique ressource, et qu'il n'entre pas d'autres matériaux dans l'admirable structure de leur prospérité nationale.

Le métier de marchand, exercé dans une sphère bornée, par incapacité ou aversion pour d'autres occupations, avec un désir de gain disproportionné aux moyens, produit l'esprit mercantile, justement condamné, comme égoïste et contraire à une manière de penser noble et désintéressée. Mais lorsque le commerce ce fait en grand par une nation grande et éclairée, dont les institutions sociales sont le chef-d'œuvre de la raison et de l'expérience; chez laquelle les sciences et les lettres, les arts mécaniques et l'agriculture, loin d'être négligées, se perfectionnent à mesure que les spéculations commerciales s'étendent: alors le commerce conduit nécessairement à des vues libérales, et rend cosmopolite. Non seulement, pour être florissant, il a besoin de paix et de liberté; mais un peuple commerçant par excellence est intéressé à ce que les autres jouissent aussi de ces biens. La guerre enlève des bras au travail, en même temps qu'elle consume une quantité de productions: elle appauvrit donc, d'ordinaire, les deux états belligérants, toujours au moins l'un d'eux. La liberté, le règne de lois équitables, à l'exclusion de tout acte arbitraire, garantit la propriété, et c'est sur cette garantie que repose le crédit public et particulier. Peut-on croire qu'une nation commerçante se réjouisse de l'oppression et de la ruine de celles, avec qui elle fait le commerce? Elle ne trouverait plus de marchés; un pays pauvre n'a rien à vendre, et n'a pas de quoi acheter. De petits marchands peuvent être jaloux les uns des autres, vouloir s'emparer d'un monopole, accaparer des marchandises, enfin employer tous les moyens pour surfaire; et la politique de quelques états s'est souvent ressentie de ces vices du métier. Mais de tels artifices ne sauraient profiter à la longue: dans les relations commerciales des états comme des individus rien n'est durable que ce qui est volontaire dans toute la force du terme, et fondé sur des avantages mutuels. Lorsqu'une nation a gagné les devants dans la plupart des branches de l'industrie humaine; que sa navigation aussi sûre que hardie embrasse le globe, et pratique les vastes voies de l'Océan comme des canaux dans l'intérieur; que les productions les plus précieuses de tous les climats affluent dans ses ports, aussi bien que les matières premières les plus communes; qu'elle possède l'art de centupler la valeur de celles-ci, en les façonnant avec une solidité, un fini et une élégance achevée, et que le perfectionnement du mécanisme épargnant la main-d'œuvre, lui permet de donner ses productions manufacturières comparativement à très-bon marché: alors tous les progrès de la civilisation, soit en étendue, soit en intensité, sont autant d'augmentations de son capital. C'est avec le surplus du travail productif sur la consommation dans l'intérieur, qu'un peuple se procure des marchandises étrangères; et plus il aura d'objets à vendre, plus il en pourra et voudra acheter. Le goût des commodités de la vie, des jouissances du luxe, de tous les embellissements extérieurs de l'existence, peut se répandre dans toutes les classes, se multiplier et varier à l'infini; on ne saurait assigner un terme à ses raffinements. Une nation qui sait satisfaire ce goût par mille moyens au dégré le plus éminent, ne peut que gagner aux accroissements de la population et de l'aisance chez les autres.

L'expérience de plusieurs années semble prouver que l'Angleterre, à la rigueur, peut se passer de l'Europe, quoique ce ne soit pas sans gêne et sans privations. Les trois autres parties du monde sont plus ouvertes que jamais à ses spéculations mercantiles, à ses établissements coloniaux, à ses conquêtes même, s'il en faut pour soutenir les uns et les autres. Nous ne prétendons pas nier que les relations européennes ne soient très-importantes pour l'Angleterre, mais elles ne le sont qu'autant que l'Europe reste ce qu'elle a été jusqu'ici: le merveilleux foyer de lumières et de perfectibilité intellectuelle, qui a concentré dans un espace comparativement petit et peu favorisé de la nature, la population la plus nombreuse, la plus active et la plus puissante par l'ascendant de la pensée. Mais si, par ce nivellement affreux dont tous les états sont menacés, l'élan des caractères nationaux allait s'éteindre dans une uniformité machinale; si le despotisme le plus insolent et le plus illibéral plongeait l'Europe dans la misère et la barbarie, elle ne serait plus qu'un coin chétif de notre globe, dont il ne vaudrait pas la peine de s'occuper: et l'Angleterre, restant à flot comme l'Arche au milieu du déluge, trouverait d'amples dédommagements, en dirigeant tous ses efforts vers ces vastes et superbes contrées de l'Asie où la civilisation est devenue stationnaire par sa vétusté; vers d'autres vierges encore, en Afrique, en Amérique et dans l'Océan pacifique, où la nature prodigue n'attend que la main ordonnatrice de l'homme. N'oublions pas qu'il existe déjà une Europe au delà de l'Océan; nos langues, nos mœurs, nos lumières y ont été transportées; cette Europe transatlantique n'est qu'ébauchée, parce qu'elle a été négligée ou mal administrée: la partie devenue indépendante s'est développée avec une étonnante rapidité. S'il n'y a pas quelque heureux retour pour nous autres Européens, bientôt la jeunesse vigoureuse de la nouvelle Europe pourra faire honte à la décrépitude de la mère patrie. Dans plusieurs pays confédérés de la France des projets d'émigration vers l'autre hémisphère sont traités comme un crime d'état, tandis que le gouvernement anglais par la sagesse de ses lois en peu d'années a transformé un lieu de déportation pour des criminels en colonie florissante. Peut-on méconnaître ce que de tels symptômes nous annoncent?

Bien loin que l'Angleterre puisse trouver son compte à fomenter les troubles et perpétuer les dissensions du continent, elle est intéressée à ce que l'Europe, après vingt années de déchirements, jouisse enfin de la paix, mais d'une paix garantie par la stabilité des gouvernements, et le rétablissement des barrières de l'indépendance de chaque état. Qu'on ne dise pas que le ministère anglais suit une politique à part des intérêts de la nation: cela est rendu impossible par la constitution britannique, en vertu de laquelle le gouvernement doit toujours céder aux vœux de la majorité éclairée. L'Angleterre continue la guerre avec des sacrifices immenses, elle pourrait acheter sa paix par un seul trait de plume, en signant le système actuel d'oppression comme le nouveau code de droit public européen. Il en résulterait le plus grand découragement pour les puissances qui sont encore debout, et pour les peuples qu'en dépit d'eux leurs princes ont enchaînés au char de triomphe de l'usurpateur universel. L'Angleterre, restée étrangère à tout projet de conquête en Europe, malgré les occasions séduisantes qui se sont présentées, a toujours été fidèle à ses engagements, toujours zélée pour secourir ceux de ses alliés qui ne se sont pas abandonnés eux-mêmes. Comme elle le doit, elle combat d'abord pour son propre salut; mais convenons avec candeur qu'elle combat aussi avec un noble dévouement pour la cause européenne.

Les administrateurs de Bonaparte, comme défenseurs officiels de cet anathème général contre le commerce anglais, soutiennent qu'il doit tourner à l'avantage du commerce intérieur, et de l'industrie agricole et manufacturière du continent; ils se fondent sur ce que l'Angleterre a elle même une quantité de lois prohibitives sur l'importation de l'étranger. Il faut d'abord remarquer que l'exportation aussi est anéantie par le système continental, puisque celle pour l'Angleterre est interdite par le décret de blocus, et qu'il n'y a point de marine pour protéger le reste de la navigation des pays qui sont en état d'hostilité contre elle. Le transport par terre à de grandes distances est tellement coûteux qu'il rend le débit de beaucoup d'espèces de productions absolument impossible, et les canaux qui doivent suppléer à la navigation extérieure, ne sont jusqu'ici que de magnifiques projets. Ensuite les mesures prohibitives à l'égard de l'importation, prises avec les précautions et les modifications convenables, peuvent avoir un bon effet, lorsque dans un pays il y a déjà un mouvement progressif d'industrie et de prospérité.

Car il est clair qu'il faut des capitaux disponibles ou du moins des épargnes pour améliorer l'agriculture et l'exploitation des productions naturelles, pour fonder des manufactures et les perfectionner; rien de tout cela ne se fait sans de grandes avances. Mais quand les villes maritimes naguère si opulentes sont totalement ruinées par la fermeture de leurs ports, quand toute espèce d'industrie est écrasée par le poids des impôts, quand la guerre moins économe de la vie humaine que jamais, fait continuellement des saignées à la population, et enlève chaque année une grande partie de la jeunesse aux travaux utiles: alors la prohibition subite et générale des importations auxquelles on s'était habitué depuis longtemps, ne peut conduire qu'à des résultats fâcheux. Les manufactures indigènes, délivrées de la concurrence, fourniront des marchandises chères et de mauvaise qualité; une cherté artificielle et disproportionnée avec les moyens d'acquérir, s'étendra sur toutes les denrées; ne pouvant plus atteindre aux jouissances accoutumées, tout le monde se résignera aux privations; le défaut de consommation diminuera la recette des impôts indirects, et forcera le gouvernement d'en rehausser le tarif, ou, s'il est possible, d'en inventer de nouveaux; la misère et la dépopulation augmenteront dans une progression effrayante. Aussi la France et tous les pays soumis à son régime s'appauvrissent-ils à vue d'œil. Que l'on compare la Hollande d'aujourd'hui avec ce qu'elle était avant 1795! Après tout ce qu'elle avait souffert, la réunion à la France lui a porté le dernier coup par la banqueroute publique, car c'est ainsi qu'il faut nommer la réduction de la dette nationale au tiers consolidé, non pas à raison des capitaux, mais des intérêts. Dix-huit ans ont suffi pour dissiper les richesses accumulées par la sagesse et l'énergie politique, par l'économie et l'activité commerciale pendant plus de deux siècles. Le nord de l'Allemagne, en général plus distingué par une culture soignée que par la fertilité du sol, avait acquis un haut degré d'aisance par des administrations éclairées et une longue paix. Depuis quarante ans ce pays n'avait été le théâtre d'aucune guerre, il resta tranquille même pendant celles de la Révolution jusqu'en 1806. Les villes anséatiques étaient plus florissantes que jamais, parce que le commerce expulsé de la Hollande s'y réfugia en grande partie. Dans l'espace de six années, à compter de la guerre de Prusse, ou de neuf depuis l'occupation du Hanovre, tout le nord de l'Allemagne a été ruiné de fond en comble. Un calculateur exact s'est attaché à prouver que, malgré la prétendue prospérité des finances, dont les ministres de Napoléon font parade, un déficit existe dans ses recettes, qu'il est constamment forcé de combler par des entreprises guerrières: n'osant pas diminuer son état militaire, et ne pouvant pas l'entretenir avec les moyens de son propre trésor. Quoi qu'il en soit, il est certain, que non seulement il a régularisé et perfectionné au plus haut point l'art de faire subsister ses troupes aux dé-

Seite

Diſtichon eines Theologen, vielleicht Steigers, nebſt Ueberſetzung 194

(Anm. Auf Veranlaßung folgender Ueberſetzungen deſſelben Diſtichons von Näke:

Wer ſieht ohne die Sonne die Sonn'? Und ſollt' er die Gottheit
Ohne die Gottheit ſehn? Wundere länger dich nicht.

oder in Alexandrinern:

Gott ſieht man nur durch Gott. Das kannſt du nicht verſtehn?
Wer kann, ſo frag' ich dich, Sonn' ohne Sonne ſehn?)

Charles Dryden. Das Labyrinth. 194

(Horatio Walpoles hiſtor. Schriften, überſ. v. A. W. Schlegel. Lpz. 1800. 8°. S. 399. f.)

IV. Aus dem Italiäniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen.

Zueignung an die Dichter von A. W. v. Schlegel 197

(Blumenſträuße. Berlin 1804. 16°. S. 226. f.)

Aus dem Italiäniſchen.

Dante:

Ueber die göttliche Komödie. 199

(Verbeßerte Ausgabe des Aufſatzes in [Bürgers] Akademie der ſchönen Redekünſte. [1791.] 8°. Bd. 1. St. 3. S. 239…292.

Die Hölle. 230

(Verbeßerte Ausgabe der Aufſätze und Ueberſetzungen in der angef. Akademie. S. 293…301., in Beckers Taſchenb. zum geſelligen Vergnügen. 1794. S. 206…11. u. in den Horen von Schiller. Jahrg. 1795. St. 3. S. 22…69. St. 4. S. 1…13. St. 7. S. 31…49. St. 8. S. 35…74.)

Die Büßungswelt. 343

(Der 1. 6. 9. 27. 30. Geſang in den Erholungen, herausgeg. von W. G. Becker. 1796. 3. Bdchn. S. 237…255.)

Das Himmelreich. 362

(Der 1. 2. 21. 33. Geſang in Beckers Erholungen. 1797. 1. Bdchn. S. 177…193. Der 30. Geſang in Beckers Taſchenb. zum geſell. Vergnügen f. 1797. S. 221…233.)

pens de l'ennemi; mais même dans les intervalles de paix il ne les laisse guère rentrer en France. Les alliés les plus heureux sont ceux dans les états desquels des armées nombreuses ne font que passer; d'autres doivent pourvoir à tous leurs besoins et même à leur luxe pendant un long séjour. Surtout il a soin d'avoir toujours quelque pays en réserve, principalement livré aux exactions, jusqu'à ce que son sort soit définitivement fixé: quand il n'y a absolument plus rien à extorquer, alors il le réunit au grand Empire, ou en fait généreusement don à quelque allié. Les heureux habitants de la Suède qui n'ont jamais vu une armée de Bonaparte inonder le sol de leur patrie, ne sauraient s'imaginer ce que coûtent de tels amis: tel petit district de l'Allemagne peut en fournir des détails et des comptes bien constatés, dont le montant en effet dépasse toute croyance.

Les partisans opiniâtres de Napoléon diront encore, que ces maux passagers proviennent de la résistance à ses grands desseins régénérateurs, et que les peuples n'ont à s'en prendre qu'à leurs anciens gouvernements; mais qu'une fois bien lié au système fédéral de la France, on a l'avantage de voir la guerre loin de ses frontières, et qu'à l'ombre de cette puissante protection, l'on répare bien vite ses pertes. Mais le moyen de respirer à côté d'une ambition aussi infatigable? Napoléon demande à ses alliés comme à ses sujets, de l'argent et des hommes, et encore des hommes et de l'argent. Ses demandes ne sont point mesurées sur leurs moyens, mais sur ses besoins, toujours urgents et toujours exorbitants. Il n'est pas dans son caractère de rien ménager pour en assurer la durée: il ne connaît point d'avenir au delà de sa prochaine entreprise.

Les princes confédérés sont donc obligés d'avoir constamment sur pied un état militaire hors de proportion avec la population et les revenus de leurs états. Au lieu que les troupes de Bonaparte vivent à discrétion chez eux, ils restent chargés de la solde de leurs troupes et de tous les frais, lorsque ces troupes sont employées dans les guerres les plus lointaines, et qui ne concernent en rien leur patrie. Les contingents de chaque état confédéré sont fixés en apparence: à quoi cela sert-il, quand la volonté du maître suffit pour les faire doubler ou tripler? Ensuite il n'est pas stipulé que les auxiliaires fourniront un certain nombre d'hommes une fois pour toutes pendant chaque guerre; au contraire, à mesure que le fer ennemi moissonne les soldats, que les maladies sous un ciel étranger les enlèvent, il faut remplir les lacunes: et comme on est de préférence prodigue des auxiliaires, c'est un gouffre, dont la vaste profondeur engloutit tout sans qu'il y paraisse.

Comme cette alliance offensive entre le grand Empire et des états du second et troisième rang est toute aux dépens de ceux-ci, toute à l'avantage du puissant, on ne saurait permettre aux peuples d'avoir un suffrage dans leurs propres affaires. Par conséquent les rois vassaux doivent être aussi absolus chez eux que leur maître l'est en France, et Napoléon les a rendus tels.

Depuis Louis XIV les Français étaient accoutumés à donner le ton en Europe. L'éclat de ce règne, célèbre dans la littérature comme dans les armes; l'universalité de la langue française qui date de là; la politesse animée de leurs manières: tout concourait à faire rendre à la France par toute l'Europe l'hommage volontaire de l'imitation. Cet ascendant européen, devenu frivole sous la Régence et sous Louis XV, introduisant partout dans le grand monde l'incrédulité religieuse et morale aussi facilement que des coiffures et des coupes d'habits, fut néanmoins très-avantageux au succès de la Révolution. La France voulut alors donner à l'Europe, au monde entier, des modes parisiennes en politique: et le moyen, de ne pas accepter avec extase des constitutions façonnées dans la résidence du bon goût! Que les formes du gouvernement doivent être adaptées au caractère, aux facultés, aux habitudes de chaque nation, aux circonstances locales de chaque pays; qu'aucune transition subite et non préparée ne saurait produire un effet durable: ces vérités tellement évidentes, qu'elles frappent le simple bon sens, furent méconnues par les missionnaires de la propagande révolutionnaire. Ils voulaient communiquer au genre humain entier les bénédictions de leur nouvel ordre ou désordre social, avant de les avoir goûtées eux-mêmes. D'abord on convoquait partout de Assemblées nationales; ensuite le

Directoire du Luxembourg enfanta de petits directoires, cisalpin, batave et helvétique; plus tard il y eut un Président ou un Grand-pensionnaire à l'instar du Premier Consul: enfin aujourd'hui il faut partout une monarchie absolue et, si faire se peut, la dynastie Napoléon. Ce phénomène était jusqu'ici inconnu en Europe: les monarchies qui passaient pour les moins limitées l'étaient encore de mille manières: par l'influence de la noblesse et du clergé; par d'anciens usages qu'on n'osait pas enfreindre; par l'émulation de libéralité qui dans le dix-huitième siècle existait parmi tous les gouvernements; par la force de l'opinion européenne, enfin par la liberté de la presse qui, si elle était opprimée quelque part, se réfugiait dans l'état voisin. En France les niveleurs au nom de l'égalité républicaine ont déblayé le chemin pour le despotisme; rien que le trône ne s'élève au-dessus de la poussière; les nouvelles prérogatives et distinctions de rang ne sont que des fantômes que leur inventeur peut faire rentrer dans le néant. Le régime de Bonaparte se compose en général de deux éléments: l'un, ce sont des mesures révolutionnaires rendues permanentes par une exécution méthodique; l'autre, les abus de l'ancienne royauté, ressuscités et multipliés. Il y avait une Bastille en France: il en a érigé huit; tout est dans cette proportion. On s'est scandalisé du luxe de l'ancienne cour; elle était modeste, comparée au faste de la nouvelle. Les rois de sa création l'ont imité à cet égard: sentant bien qu'ils manquent de dignité morale, ils croyent imposer au vulgaire par la pompe extérieure.

Résumons. Les suites infaillibles du système continental pour chaque état qui s'y livre, sont: la ruine du commerce et de l'industrie; des impôts accablants; le renversement de toutes les formes constitutionnelles; des guerres interminables pour le compte d'autrui, aussi dispendieuses que meurtrières; des armées devenues étrangères à leur patrie, et toutes prêtes à tourner leurs armes contre leurs concitoyens; des princes incapables de protéger, doués d'un pouvoir sans bornes pour opprimer leurs sujets, et tremblant à leur tour devant le maître; enfin au milieu de la terreur, de la misère, de l'ignominie, l'obligation d'ériger des arcs de triomphe, et de chanter les hymnes de l'adulation.

TABLEAU
DE L'ÉTAT POLITIQUE ET MORAL
DE L'EMPIRE FRANÇAIS
EN 1813,

TRACÉ D'APRÈS LES DÉPÊCHES ET LETTRES INTERCEPTÉES
PAR DES PARTIS DÉTACHÉS DE L'ARMÉE COMBINÉE DU
NORD DE L'ALLEMAGNE.

TABLEAU

DE L'EMPIRE FRANÇAIS EN 1813.

Les troupes légères qui devancent au loin les armées des alliés, ont enlevé pendant cette campagne un nombre considérable d'estafettes et de courriers ennemis. On sait que les Cosaques ont un talent particulier pour ce genre de captures, et que surtout le célèbre général Czernicheff, avant de devenir le quartier-maître général de l'empereur Napoléon dans sa retraite de Leipsick jusqu'à Mayence, s'était déjà constitué son archiviste.

Les pièces qu'on présente au public, ont été choisies parmi une grande quantité d'autres papiers moins intéressants. La majeure partie provient de la prise d'une seule estafette expédiée de Paris au quartier général de Dresde. La moisson n'en est pas moins riche, et nous ne croyons pas trop dire en affirmant que ces pièces forment un tableau assez complet de l'état moral de la France et des pays soumis à son régime, à l'époque où elles furent écrites.

Ce recueil n'est donc pas destiné à satisfaire seulement une curiosité oisive, il contient des éclaircissements précieux pour les hommes d'état, des matériaux pour l'historien futur de la crise actuelle.

L'éditeur répond de l'exacte authenticité. Les dépêches officielles sont données en entier. On a eu soin de marquer toutes les omissions qu'on a cru devoir faire dans les lettres particulières; mais ces omissions n'altèrent jamais le sens de ce qu'on a jugé convenable de communiquer au public.

Assurément, on ne fait pas tort au gouvernement de Bonaparte, en le faisant connaître par ses propres actes. Paré de tous ses atours, environné de formes ménagées, il paraîtra peut-être à des lecteurs peu initiés moins formidable que dans l'affreuse réalité. Lorsque le despotisme s'est introduit au milieu d'une civilisation très-raffinée, il ne faut pas s'attendre à le voir parler comme font les tyrans dans les tragédies. Au contraire, il marche doucement avec des semelles de feutre; la réserve et le mystère sont ses caractères essentiels; il y a une infinité de choses sous-entendues et qui ne sont jamais articulées, même par ses agents les plus affidés. La rudesse des formes est réservée pour les malheureux; pour les laboureurs hors d'état d'acquitter d'énormes impôts; pour les conscrits qu'on traîne sur les grands chemins, enchaînés et attachés à la file; pour les habitants des côtes ou des frontières qui, dans l'anéantissement du commerce et de l'industrie, ont essayé d'éluder les règlements rigoureux des douanes.

Les prisons regorgent de détenus, mais leurs gémissements ne sauraient percer au travers des murs épais de leurs cachots. On serait criminel de s'intéresser aux souffrances de ses concitoyens, victimes du despotisme, et cette personnalité qu'on est forcé d'affecter pour sa propre sûreté, devient souvent une habitude réelle. Dans les classes supérieures, et surtout dans l'atmosphère de la cour, tout se passe en politesses: le serpent n'en est pas moins caché sous les fleurs. La méfiance du tyran ne connaît point de bornes. Il fait non seulement surveiller les actions et les paroles d'un bout de son vaste empire à l'autre; il voudrait encore pénétrer les pensées secrètes de tout le monde, à commencer par les membres de sa propre famille, et il emploie toutes les ruses, même les plus viles, pour en saisir quelques indices.

Napoléon fait espionner son frère Joseph dans sa retraite a Morfontaine, et le ministre de la police trouve nécessaire de transmettre en chiffres le résultat de son espionnage. Le même ministre est chargé de faire un rapport journalier sur tout ce qui se passe chez l'Impératrice. En effet, il n'a trouvé rien que de fort innocent à rapporter de cette auguste princesse; mais le cadre est là, pour le remplir d'une autre manière, si le moindre soupçon était suscité contre ses sentiments politiques. D'un autre côté, nous voyons la reine de Naples se plaindre à son mari de ce qu'un de ses courriers lui a caché des dépêches; et une dépêche confidentielle d'un ministre napolitain, né

Seite
Ballate. (Poichè saziar non posso gli occhi miei.) . . . 382
(Blumenſträuße. S. 3.)
Canzone. (Donna pietosa e di novella etate.) 383
(Ebendaſ. S. 4...8.)
Zwei Sonette. (Un di si venne a me Melancolia und Deh peregrini che pensosi andate.) 387. 388
(Ebendaſ. S. 9. f.)

français, écrite au roi à l'insu de la reine, nous donne l'explication de ce phénomène, et nous fait entrevoir des projets enveloppés encore d'un profond mystère. Voilà l'intimité et la confiance qui règnent dans cette nouvelle dynastie. Par sa loi de famille Bonaparte a voulu faire de ses frères et de tous ses parents ses premiers esclaves: il a pensé les dédommager par des couronnes; mais avec un peu de caractère, plus on est investi d'une puissance apparente, plus une servitude réelle doit paraître insupportable. Deux des frères de Bonaparte ont préféré la vie privée à la royauté possédée sous de telles conditions; un troisième ne semble pas mécontent d'être descendu d'un trône où il n'a jamais joui d'un moment de tranquillité. Il est à prévoir que Bonaparte dans les revers trouvera tout aussi peu d'appuis fermes dans sa famille, qu'il n'en a trouvé auprès de ses alliés forcés.

Les lettres des deux grands dignitaires de l'empire, ci-devant Consuls adjoints du Premier Consul, sont remarquables par leur nullité et par le ton obséquieux qui y règne. Dans le moment le plus critique, ils paient leur maître de phrases contournées, au lieu de lui dire des vérités salutaires. Ces titulaires des grandes dignités sont comme des caryatides, adossées au trône pour le décorer, mais qui ne serviraient aucunement à le soutenir, s'il venait à être ébranlé.

Dans la malle il ne s'est point trouvé de lettre du Vice-Grand-Électeur, prince de Benevent.

Ce silence n'est pas accidentel. On sait ce qui s'est passé entre l'empereur et son ancien confident.

En général, les employés français ont, sous le régime actuel, contracté une telle habitude de servilité, quils n'osent s'expliquer franchement envers leurs supérieurs sur les dangers de l'état. Nous voyons des envoyés auprès des cours étrangères, tâcher de tranquilliser le ministre des relations extérieures sur les dispositions de ces cours, quand ils devraient l'alarmer. Le ministre de la police qui, sans doute, a le plus ample privilége, tout en exposant à l'empereur Napoléon un déplorable état de choses, s'efforce de trouver des réflexions et des expressions adoucissantes.

On connaîtra par les pièces suivantes quelle est la nature de cette régence, instituée avec tant de pompe. Le travail des ministres sur les affaires de service ordinaire est soumis à la signature de l'Impératrice et Reine Régente, d'après la délibération du conseil. Mais tout ce qui sort de la ligne habituelle est réservé pour la décision de l'empereur. Cette princesse n'est pas même munie de la faculté d'accorder une petite pension à un pauvre évêque. Il n'est pas étonnant que le ministre de la guerre continue sa correspondance directe avec l'empereur, puisque la guerre actuelle a été le motif d'instituer une régence. Mais le ministre de la police aussi met son travail tout entier sous les yeux de l'empereur, tandis que l'inspection de cette partie devrait essentiellement appartenir aux attributions de la Régente. Il est clair que le ministre de la police n'a communiqué qu'une petite partie de son travail au conseil, puisque l'Archi-Chancelier dit que les affaires présentées par ce ministre ne sont susceptibles ni de remarques ni d'observations. Or la dépêche du ministre de la police que nous sommes à même de lire, fournit matière à une infinité de remarques.

La police générale et secrète est le palladium du despotisme, c'est l'arche du Seigneur, à laquelle personne n'ose toucher. Napoléon, que l'on pourrait croire occupé tout entier d'une guerre terrible, veut savoir toutes les minuties qui se passent dans quelque coin de son empire. La conscience de ses propres actions grossit les objets aux yeux du despote. Un colporteur de chétives estampes, débitant l'image du Pape enchaîné à des villageois ignorants dans un département des frontières, aurait peut-être suffi pour troubler Bonaparte au fin fond de l'Allemagne et à la tête de ses armées, si nos Cosaques n'avaient pas soulagé Sa Majesté Impériale et Royale de cette inquiétude, en retenant la paquet.

Le ministre de la police qui espionne tout le monde, qui fait ouvrir les lettres adressées aux maréchaux de l'empire, pour y trouver quelque chose de suspect, est espionné à son tour; et un agent secret, probablement ignoré de lui, envoie à un secrétaire intime de l'empereur un rapport de police, destiné à contrôler le sien.

Cette police si redoutable a cependant aussi sa partie élégante. Elle a des gens de lettres à ses gages, pour faire de l'esprit sur les sujets de conversation des salons de Paris, sur les anecdotes de littérature et de société. Ces agréables bagatelles, destinées à amuser le terrible Napoléon au milieu des camps, lui ont été envoyées à Dresde, et sans doute aussi à Moscou. On peut donc supposer que Sa Majesté revenue de l'une et de l'autre de ces villes à Paris, quoique du reste en assez mauvais état, ne s'est pas trouvée trop en arrière de la mode et du bon ton.

Le tableau des prisons de Paris fait frémir: plus de cinq mille individus y sont détenus. En décomptant les femmes et les enfants de la population de Paris, évaluée à 550,000 ames, on trouvera que sur cinquante hommes au moins un est en prison.

On objectera peut-être que ces détenus sont en grande partie transférés des départements dans les prisons de Paris. Certainement on ne transfère pas ceux qui sont arrêtés pour des délits ordinaires. Il en faut donc conclure, ou qu'il languit dans les prisons de Paris un grand nombre de prisonniers d'état, c'est-à-dire d'honnêtes gens suspects au gouvernement; ou que le nombre des délits ordinaires augmente à un point effrayant, par la misère du peuple, par l'éducation négligée, et par l'absence de morale et de religion dans les classes inférieures

Comparons à ce tableau des prisons, l'état de la force armée dans l'intérieur. Il résulte du rapport du général Hulin, commandant de la place de Paris et de la première division militaire, qu'il ne se trouvait dans cette division, laquelle comprend Paris et plusieurs départements, guère plus de 2000 soldats disponibles, les gendarmes y compris. A quel fil fragile Bonaparte a-t-il suspendu la tranquillité de l'état, et la sûreté de son gouvernement! Ou ses moyens militaires sont entièrement épuisés par son obstination à faire face à des entreprises insensées au dehors, ou il pense avec une témérité inouïe que les propos des Parisiens ne se transformeront jamais en actions.

Un état des dépôts de la garde impériale nous montre que le recrutement en est devenu extrêmement difficile. Sur le nombre assigné de 12,000 hommes, 1,555 n'ont pu être fournis par les départements, faute d'hommes qui eussent les qualités requises, 538 ont déserté avant l'incorporation, et 360 après avoir été incorporés. Où ces déserteurs se sauvent-ils? Certainement pas au dehors. Il doit donc exister dans l'intérieur des moyens de se soustraire aux poursuites de la gendarmerie. On voit par là, quelle est aujourd'hui en France l'aversion contre le service militaire, puisque la garde est cependant un corps favorisé.

Il ne se trouve point de rapport général sur l'état des finances. Mais les indications du ministre de la police suffisent pour en déceler la détresse. Les besoins les plus urgents, les fournitures militaires, ne peuvent pas être payées en argent comptant, elles sont en grande partie soldées en annuités, c'est-à-dire qu'au lieu de payer, le gouvernement contracte une nouvelle dette pour l'état. Le grand déficit dans les finances impériales, caché jusqu'ici par de pompeux rapports publiés chaque année, mais dénoncé depuis longtemps par des calculateurs profonds, va enfin éclater. Ce déficit n'a été couvert que par les recettes extérieures; ces recettes sont taries par les revers de la guerre. Les armées françaises, repoussées de tous côtés dans l'intérieur, vont être entièrement à la charge du pays, et sur la frontière d'Espagne on éprouve déjà la difficulté de pourvoir à la subsistance des troupes. Il est vrai que le nombre prodigieux de tués, et de prisonniers faits aux armées françaises en Allemagne, facilite beaucoup ce soin à l'empereur Napoléon, jusqu'à ce que les nouvelles levées soient formées.

On a laissé de côté un grand nombre de pièces relatives au service militaire, parce que les détails qu'elles contiennent, ont perdu leur intérêt, même pour les gens du métier, par la retraite de l'ennemi au delà du Rhin.

Dans les rapports du ministre de la guerre, la proclamation du Prince Royal de Suède attirera sans doute l'attention. Cette belle et noble proclamation, adressée à l'armée combinée du nord de l'Allemagne, au commencement de la campagne, a été réimprimée en Angleterre, envoyée à Lord Wellington, distribuée sur la frontière des Pyrénées, saisie par le maréchal Soult et envoyée au ministre de la guerre, enfin transmise par celui-ci au quartier général à Dresde; par un hasard singulier elle se retrouve entre nos mains, après avoir, pour ainsi dire, fait le tour du monde. Des lettres des agents secrets de l'ennemi, adressées aux généraux français, marquent une inquiétude particulière sur le quartier général du Prince Royal de Suède, et sur toutes ses démarches. Cela est naturel. Les adhérents de Bonaparte n'ignorent pas que ce prince a conservé le droit de parler à la nation française, et que ses paroles ne sauraient manquer d'inspirer de la confiance, aussitôt qu'il pourra se faire entendre.

Quant aux lettres particulières, on ne doit pas s'étonner de n'y pas trouver énoncées des opinions plus hardies sur le gouvernement. Tout le monde est prévenu en France que les lettres sont sujettes à être ouvertes, tout le monde est donc sur ses gardes. Les gens en place et les employés des bureaux se servent des cachets officiels, même pour leur lettres particulières, souvent ils mettent leur nom sur l'enveloppe, pour épargner à la police la peine de les ouvrir.

Par les soins du ministre de la police nous sommes en possession de lettres de l'intérieur, qui sans cela ne nous auraient pas été accessibles. Les extraits qu'il envoie à l'empereur Napoléon, montrent combien peu de chose il faut pour paraître suspect et procurer à une lettre l'honneur d'être mise sous les yeux de Sa Majesté Impériale.

Cette surveillance exercée sur les correspondances, réunie à la censure la plus rigoureuse de tout ce qui s'imprime en France, et à la prohibition des journaux étrangers, retient les Français dans une ignorance absolue de tous les faits qui pourraient les intéresser. Lorsque ces barrières qui isolent la France au milieu de l'Europe, et qui coupent toute communication libre dans l'intérieur, auront été rompues, la nation française éprouvera la sensation d'un homme qui, ayant été longtemps enfermé dans une prison ténébreuse, est tout à coup ramené au grand jour.

Dans les lettres envoyées de Paris au grand quartier général de l'armée française, il y a beaucoup de choses qui font honneur et aux personnes qui les ont écrites, et à celles à qui elles sont adressées. Nous nous sommes refusés avec peine à insérer dans ce recueil des épanchements de tendresse conjugale et maternelle qui plairaient dans un roman. On voit que plusieurs généraux et officiers français qui peut-être ne se sont guère fait aimer en Allemagne, sont extrêmement aimés dans leurs familles. Tant mieux pour eux; les Allemands leur souhaiteront de bon cœur toutes les douceurs de la vie domestique, pourvu qu'ils ne reviennent plus troubler la leur.

Quel tableau de désolation dans les familles que celui que présentent ces lettres! Ce ne sont que des femmes éplorées, des épouses, des mères, qui ont déjà éprouvé des pertes cruelles, ou qui tremblent d'en apprendre à l'arrivée de chaque courrier! Sans doute, les femmes sensibles de tous les pays s'inquiètent pour leurs époux, leurs fils, leurs frères, exposés aux dangers de la guerre; elles pleurent ceux qui périssent au champ d'honneur. Mais le noble motif d'une guerre, et le sentiment d'avoir offert un sacrifice à la patrie, fournissent des consolations puissantes, même pour la perte de ce qu'on a de plus cher au monde. Dans les journaux allemands on a vu telle mère annoncer la mort de tous ses fils, tués dans cette seule campagne, avec une élévation d'ame et une fermeté dans la douleur, dignes d'une mère spartiate. En France on n'envisage plus la guerre que comme une calamité physique sans terme et sans aucun but moral. On soupire après la paix, mais sans l'espérer. Voilà la seule chose qu'on se permette d'exprimer dans les lettres: on ne désigne pas l'auteur de tant de maux, on le connaît trop bien.

Puisse la publication des pièces suivantes contribuer à hâter le moment de cette paix tant desirée, à laquelle le caprice atroce d'un seul homme met obstacle! Eclairés sur leur situation, les Français doivent enfin être convaincus de la nécessité d'opposer une forte volonté nationale à un gouvernement usurpateur, s'ils ne veulent pas tous finir par en être les victimes.

COMPARAISON

ENTRE LA

PHÈDRE DE RACINE

ET CELLE

D'EURIPIDE.

August Wilhelm v. Schlegels

Poetiſche Ueberſetzungen

und

Nachbildungen.

COMPARAISON

DES DEUX PHÈDRES.

Racine est le poëte favori des Français, et Phèdre est l'une de ses pièces les plus admirées. On jouit sans comparer, et l'on se persuade facilement que l'objet de notre prédilection est incomparable. Les lecteurs français surtout s'attachent de préférence aux détails de la diction et de la versification: ils ne relèvent que de beaux morceaux, dans des ouvrages qui devraient être sentis et jugés dans leur ensemble. Un parallèle avec une pièce écrite sur le même sujet dans une autre langue, peut donc être utile, en ce qu'il donne à l'attention une direction tout opposée. Les beautés du style et de la versification, dans des langues différentes, ne peuvent se comparer entre elles; ainsi la comparaison doit tomber nécessairement sur les caractères et leurs rapports mutuels, sur l'art de conduire l'action et sur l'esprit de la composition en général.

Le sentiment complet de la langue du poëte n'est pas nécessaire pour l'examen de ces derniers points, auxquels je me bornerai exclusivement. On pourra donc écouter là-dessus un étranger et opposer des arguments aux siens; mais on ne saurait le récuser d'avance comme incompétent. Quand même, d'après son point de vue, il se croirait obligé, dans la comparaison des deux Phèdres, d'accorder la préférence à celle d'Euripide; les admirateurs de Racine n'auraient pas lieu d'en être choqués, puisque cela ne concerne nullement l'objet principal de leur admiration, c'est-à-dire les inimitables beautés d'une diction poétique et harmonieuse. J'ai d'autant moins hésité à publier les réflexions suivantes, que deux savants français fort estimables, le Père Brumoi et l'abbé Batteux, le premier dans son *Théâtre des Grecs*, le second dans les *Mémoires de l'Académie royale des inscriptions et belles-lettres*, ont traité ce sujet à peu près dans le même sens. Cependant leur comparaison est beaucoup moins développée que la mienne. Si j'ai cru pouvoir ajouter quelque chose de nouveau à leurs remarques judicieuses, c'est parce que la théorie des beaux-arts et de la poésie et l'étude du génie de l'antiquité ont fait des progrès depuis le temps où ils écrivaient, et parce que la connaissance des autres théâtres modernes m'a donné l'occasion de réfléchir beaucoup sur l'art dramatique. J'ai tâché du moins de distinguer ce qui constitue son essence, d'avec les convenances, les habitudes, les préjugés même de tel siècle ou de telle nation, qui le bornent et le modifient de mille manières.

Il se trouve dans les diverses littératures des ouvrages qui, bien qu'ils portent le même nom et soient censés appartenir au même genre, sont d'une nature si hétérogène et sont placés dans des sphères tellement différentes, que tous les efforts pour les comparer par leurs qualités essentielles seraient vains. C'est ce que nous n'avons pas à craindre dans l'essai que nous nous proposons; du moins si l'opinion établie est fondée. Car la prétention ordinaire des littérateurs français, c'est que le théâtre de leur nation, et surtout le théâtre tragique, repose sur les mêmes principes que celui des Grecs, et qu'il en est comme la continuation, quoiqu'il soit infiniment plus parfait. Cependant les auteurs dramatiques français se sont vus lancés dans cette rivalité peu à peu, et d'abord presque sans le vouloir. Corneille soupçonnait à peine l'excellence du théâtre grec, il ne pensait pas à l'imiter; il avait en vue, principalement au début de sa carrière, des modèles espagnols qui sont aussi loin qu'il est possible du genre grec. À la fin, voyant que la Poétique d'Aristote jouissait, de même que tous les autres écrits de ce philosophe, d'une autorité souveraine, Corneille se mit à démontrer après coup que ses pièces étaient ordonnées selon les règles d'Aristote, et s'acquitta de cette tâche tant bien que mal par des interprétations forcées. Il y aurait parfaitement réussi, que cela ne prouverait pas la ressemblance de ses compositions avec la tragédie grecque, dont Aristote n'a pas du tout saisi le véritable génie; si toutefois on peut le considérer comme l'auteur de cette poétique, dont le texte est fort corrompu, et qui n'est qu'un fragment d'un extrait mal fait de l'ouvrage original. Racine, quoiqu'il connût fort bien les poëtes grecs et qu'il en profitât souvent, a suivi pourtant en général la pratique du théâtre, telle qu'il la trouva établie. Si dans ses deux dernières pièces il a introduit des chœurs, c'est plutôt une occasion particulière qui l'y a engagé, que le désir de se rapprocher des usages de la scène grecque. Voltaire, avec une connaissance médiocre des anciens, a essayé le premier de donner une théorie de la tragédie antique. Il s'explique amplement dans ses préfaces sur les moyens de s'en rapprocher et de réformer par là le théâtre français. Dans sa Mérope, il a, pour ainsi dire, voulu refaire une tragédie grecque perdue. Il serait curieux de montrer que, malgré tout cela, il n'y a rien de plus dissemblable, de plus diamétralement opposé, que la tragédie grecque et la tragédie française; cette opinion ne serait peut-être pas très-difficile à soutenir, si on allait au fond des choses sans se laisser tromper par quelques conformités extérieures et accidentelles.

Mais, en laissant cela de côté, il n'y a point d'inconvénient à comparer une pièce d'un auteur français avec celle d'un auteur grec, quand le premier lui-même reconnaît celle-ci pour son modèle, quand il avoue y avoir puisé les principales beautés de la sienne, et qu'ainsi il a voulu seulement adapter un ouvrage qu'il admirait, aux mœurs de son siècle, au goût de sa nation. En cas que cette obligation l'eût poussé à gâter et à rapetisser la pièce originale, il serait encore jusqu'à un certain point personnellement excusable, parce qu'il pourrait avoir agi contre sa conviction. Toujours le poëte, surtout le poëte dramatique, est modifié par le public; aucun génie ne saurait se soustraire entièrement à l'influence de ce qui l'entoure: mais j'observerai qu'en général nous jugeons le mérite d'un poëte solidairement avec celui de sa langue, de sa nation et de son siècle; nous ne demandons pas comment il s'est formé, mais ce qu'il est devenu. Ainsi, sachant d'un côté qu'Euripide a été le poëte favori de ses contemporains, admettant de l'autre, comme nous le devons certainement, que Racine était l'auteur le plus habile et le plus exercé dans la pratique du théâtre français, et qu'il réunissait dans la culture de son esprit les traits les plus saillants et les plus raffinés du siècle de Louis XIV; notre parallèle de l'original et de l'imitation contiendra nécessairement un jugement indirect sur la valeur comparative du siècle d'Euripide et de celui de Racine. Mais quel qu'en soit le résultat, gardons nous bien de tirer de la comparaison de deux pièces isolées, une conclusion générale sur la préférence à accorder à la littérature tragique de l'une des deux nations. Racine est le poëte tragique le plus estimé du théâtre français; il est peut-être le plus parfait. Euripide n'était ni l'un ni l'autre, par rapport à ses rivaux dans la même carrière. Je n'ignore pas que la plupart des écrivains modernes, et surtout des français, lui assignent le premier rang parmi les tragiques grecs. Ils se fondent, je crois, sur le mot d'Aristote qui appelle Euripide le plus tragique des poëtes. Cela signifie seulement qu'il porte le plus à l'émotion de la pitié, qu'il présente le tableau des calamités les plus accablantes et les plus universelles (comme dans les Troyennes), mais point du tout qu'il est le poëte tragique le plus accompli. Et l'eût-il voulu dire, l'autorité d'Aristote ne devrait pas nous en imposer. La persécution infatigable d'Aristophane seule suffit pour nous convaincre que beaucoup de contemporains apercevaient dans l'objet de la faveur publique la dégénération de l'art. La proposition de Platon d'éconduire poliment les poëtes dramatiques hors de sa république, *parce que*, dit-il, *ils accordent trop aux écarts de la passion et trop peu à la fermeté d'une volonté morale, et qu'ils rendent les hommes efféminés par les plaintes excessives dans le malheur, mises dans la bouche de leurs héros*; cette proposition se rapporte principalement à Euripide et aux poëtes qui composaient dans le même esprit: car certes, appliquée, par exemple, au Prométhée d'Eschyle, ç'eût été le reproche le plus mal fondé. Nous avons perdu une quantité de poëtes tragiques grecs, d'une excellence peut-être égale ou presque égale aux trois seuls dont quelques ouvrages nous soient parvenus : cependant dans ceux-ci nous pouvons clairement distinguer les époques principales de l'art tragique, depuis son origine jusqu'à sa chute. Le style d'Eschyle est grand, sévère et souvent dur ; le style de Sophocle est d'une proportion et d'une harmonie parfaite celui d'Euripide, enfin, est brillant, mais désordonné dans sa facilité surabondante : il tombe souvent dans un goût maniéré. Je ne parle pas ici de style dans le sens de la rhétorique ; mais j'emploie ce terme de la même façon que l'on s'en sert dans les arts du dessin. Comme en Grèce aucune circonstance accidentelle n'a interrompu ni altéré le développement des beaux-arts, on y remarque dans leur marche régulière les plus grandes analogies. Eschyle est le Phidias de l'art tragique, Sophocle en est le Polyclète ; et cette époque de la sculpture où elle commençait à s'écarter de sa destination primitive et à donner dans le pittoresque, où elle s'attachait plus à saisir toutes les nuances du mouvement et de la vie, qu'à s'élever au beau idéal des formes, époque qui paraît avoir commencé par Lysippe, répond à la poésie d'Euripide. Dans celui-ci, les traits caractéristiques de la tragédie grecque sont déjà effacés en partie ; enfin, c'est le déclin et non pas la perfection. Euripide est un auteur fort inégal, soit dans ses différentes pièces, soit dans leurs diverses parties : tantôt il est d'une beauté ravissante ; d'autres fois il a, pour ainsi dire, une veine vulgaire.

Je conviens cependant qu'Hippolyte est une de ses meilleures pièces parmi celles qui nous restent.

Le sujet des deux tragédies est l'amour incestueux de Phèdre pour son beau-fils Hippolyte, et la catastrophe que cet amour amène. Toute passion, quand elle est suffisamment forte et accompagnée de grandeur d'ame, peut devenir tragique: nous connaissons une tragédie sublime, l'Ajax de Sophocle, dont l'unique mobile est la honte. Néanmoins, les poëtes tragiques grecs des deux premières époques paraissent avoir exclu entièrement l'amour de leurs compositions, ou tout au plus l'y avoir introduit d'une manière subordonnée et épisodique. La raison en est claire: la tragédie étant principalement destinée à faire ressortir la dignité de la nature humaine, ne pouvait guère se servir de l'amour, parce qu'il tient aux sens que l'homme a en commun avec les animaux. L'antiquité, franche en tout, déguisait beaucoup moins cette partie de l'amour que les nations modernes, chez qui la galanterie chevaleresque et les mœurs du Nord en général ont introduit un culte plus respectueux pour les femmes, et chez qui l'enthousiasme du sentiment s'efforce, ou de subjuguer les sens, ou de les purifier par sa mystérieuse alliance. C'est pourquoi l'amour devenu romantique peut et doit jouer un beaucoup plus grand rôle dans nos compositions sérieuses et mélancoliques, que dans celles des anciens, où cette passion se montre avec des caractères purement naturels, tels que les produit le Midi. Mais quelque délicat que soit l'amour, tant qu'il est innocent et heureux, il ne fournit que le sujet d'une idylle. Pour s'élever à la hauteur tragique, il faut qu'il paraisse causé par une fatalité irrésistible, et par conséquent qu'il s'éloigne du cours ordinaire des choses, qu'il soit en lutte avec de grands obstacles physiques et moraux, et qu'il entraîne des suites funestes. Tout cela se trouve réuni dans la passion de Phèdre pour Hippolyte. Supposons un peuple chez lequel les lois permettraient à une belle-mère d'épouser son beau-fils: le sujet ne sera plus tragique. Dégageons cette préférence donnée à un jeune homme sur son père, préférence qui, dès qu'elle n'inspire point d'horreur, risque de devenir ridicule; dégageons-la encore davantage de toutes les répugnances de la nature et des liens du devoir; supposons un homme d'un certain âge qui fait la cour à une femme sans obtenir du retour, tandis que cette femme réussit tout aussi mal dans les avances qu'elle fait à son fils: et la situation sera tout-à-fait comique.

Il est donc de la plus haute importance, pour l'effet et la dignité de la tragédie, de marquer fortement combien la passion de Phèdre est criminelle, et de tenir l'horreur de l'inceste toujours présente à l'imagination du spectateur. La sévérité morale coïncide à cet égard avec le besoin poétique. Nous verrons tout à l'heure lequel des deux poëtes a le mieux su satisfaire à l'une et à l'autre.

La tragédie d'Euripide a pour titre *Hippolyte* (l'épithète de *stéphanéphore*, c'est-à-dire por-

teur d'une couronne de fleurs, a été ajoutée seulement pour la distinguer d'une autre du même nom); et en effet toute la composition tend à célébrer la vertu de ce jeune héros, et à émouvoir sur son malheureux sort, dont Phèdre n'est que l'instrument. Elle a cessé de vivre vers le milieu de la pièce, sans que pour cela l'intérêt se refroidisse le moins du monde; même les scènes les plus pathétiques viennent après. La pièce de Racine, au contraire, porte, dans les premières éditions, le titre de *Phèdre et Hippolyte :* ensuite on a omis entièrement ce dernier nom, et avec raison; car Hippolyte, ainsi que tout ce qui le concerne, est effacé et pâli, tandis que le poëte a employé toute la magie de son pinceau pour prêter à son héroïne des grâces et des qualités séduisantes, malgré un égarement aussi monstrueux.

Dans Euripide, tout est traité par grandes masses; point de ces incidents minutieux qui éparpillent l'attention, et empêchent le spectateur d'apercevoir d'un coup d'œil tous les rapports. L'ordonnance du rôle de Phèdre est de la plus grande simplicité; elle n'a qu'une seule entrée, et reste en scène jusqu'au moment où elle se retire dans son palais pour se donner la mort. Elle ne parle point à Hippolyte, qui ne lui adresse pas non plus la parole, quoiqu'ils soient en présence; elle ne voit point Thésée, qui ne revient qu'après qu'elle a péri; surtout elle ne se mêle pas d'affaires d'état. Tous ses aveux se passent entre elle, sa nourrice, et, selon la coutume grecque, le chœur composé de jeunes femmes trézéniennes. Cela est conforme à son état, et l'on peut ajouter, tout à fait conforme à la sévère pudeur. Phèdre doit fuir l'œil des hommes; ce n'est que dans l'ame compatissante des femmes que peut s'épancher son cœur blessé à mort. Si, après que son funeste secret lui est échappé, surtout après qu'Hippolyte l'a su, elle peut encore se relever pour agir avec présence d'esprit, pour former des projets, pour tramer des intrigues; elle n'était donc pas à l'extrémité quand elle a succombé, et sa seule excuse lui est ôtée.

La Phèdre d'Euripide paraît d'abord mourante; elle est portée sur un lit de repos, entourée de ses femmes qui la soignent, précédée de sa nourrice, dont les plaintes sur les maux de la vie humaine, inspirées par la vieillesse, font un contraste touchant avec les gémissements de la jeunesse languissante, atteinte d'un mal auquel elle seule est exposée. Il est difficile de donner à ceux qui ne connaissent pas le grec une idée de la beauté de ce passage: il est écrit dans cette mesure qui, dans les tragédies grecques, occupe la place intermédiaire entre le dialogue et les morceaux lyriques, c'est-à-dire chantés. Surtout quand Phèdre s'abandonne aux égarements de son imagination, ce sont des accents brisés qui, en même temps qu'ils respirent la langueur et la volupté, font déjà pressentir le frisson mortel qui doit bientôt glacer les membres de la malheureuse victime. Sur les instances du chœur, la nourrice fait les plus grands efforts pour arracher à Phèdre l'aveu de la cause secrète de sa maladie. Elle y réussit par ses supplications pathétiques, et s'en va désespérée et comme résolue à n'y pas survivre. Phèdre reste seule avec le chœur et lui parle pour sa justification. Son discours est rempli de pudeur et de noblesse; il ne pèche que par le défaut ordinaire d'Euripide, de trop moraliser. La nourrice revient, elle a changé d'avis; elle emploie toutes les consolations, toutes les excuses prises de la fragilité humaine: mais Phèdre les repousse constamment. Enfin, elle s'en va sous prétexte qu'elle connaît des moyens magiques de guérir la passion de sa maîtresse. Celle-ci lui enjoint expressément de ne pas dire à Hippolyte un mot de ses aveux. Après un chœur ravissant sur la pernicieuse puissance de l'amour, Phèdre entend une altercation qui s'élève dans l'intérieur du palais, entre Hippolyte et sa nourrice. Elle devine tout de suite ce que c'est, et se juge perdue. Peu après, Hippolyte, dans la plus haute indignation, arrive suivi de la nourrice; il passe auprès de Phèdre, qui est toujours sur son lit de repos, sans lui parler, sans paraître la remarquer; il invoque le ciel et la terre contre l'horreur de ce qu'il a entendu; il repousse la nourrice suppliante qui lui rappelle le serment qu'il a fait de garder le silence; il se répand en invectives amères contre les femmes en général; il part enfin pour quitter une demeure où il ne peut rester sans se croire souillé à ses propres yeux, et pour n'y revenir qu'avec son père. Phèdre n'hésite pas un instant sur le parti qu'elle doit prendre. Elle comble sa nourrice de malédictions; elle repousse ses conseils quand celle-ci veut lui persuader que son mal n'est pas sans remède: après avoir fait jurer au chœur de ne la point trahir, elle sort, en indiquant le projet qu'elle a formé pour sauver son honneur et surtout l'honneur de ses enfants qui dépend du sien, et pour se venger des dédains d'Hippolyte.

Dans la pièce de Racine, la première scène où Phèdre paraît est prise en entier du grec; elle n'en est, pour ainsi dire, qu'un extrait, qu'un sommaire, qui, considéré seul, est encore très-beau, mais qui devient sec et maigre à côté de l'original. Les plaintes de Phèdre, les symptômes de sa langueur, les égarements de son imagination, sa répugnance à confier sa passion, tout cela est beaucoup plus développé dans Euripide. Racine lui est redevable de ses vers le plus admirés, et même ses changements ne sont pas toujours heureux. Dans ceux-ci:

> Que ces vains ornements, que ces voiles me pèsent!
> Quelle importune main, en formant tous ces nœuds,
> A pris soin sur mon front d'assember mes cheveux?

il suppose que Phèdre s'est parée, apparemment dans le dessein de rencontrer Hippolyte. La Phèdre grecque est trop malade pour cela: elle demande uniquement qu'on détache le lien de ses cheveux, parce que tout lui cause de la douleur. Ces vers:

Dieux! que ne suis-je assise à l'ombre des forêts!
Quand pourrai-je, au travers d'une noble poussière,
Suivre de l'œil un char fuyant dans la carrière?

sont l'abrégé de plusieurs strophes d'Euripide, où Phèdre désire, tantôt, puiser de l'eau à la source qui jaillit du rocher, tantôt, animer les montagnes sauvages par le tumulte de la chasse, tantôt, conduire de jeunes coursiers dans la carrière. Combien mal à propos le vers suivant a-t-il été conservé de l'original:

Dans quels égarements l'amour jeta ma mère!

L'habitude rendait les Grecs moins sensibles à ce que leur mythologie pouvait avoir de trop extravagant; et en général tout ce qui tient en quelque façon aux traditions religieuses ne blesse plus. Mais pour des spectateurs modernes, ou cette allusion est perdue, ou s'ils la comprennent, elle doit choquer excessivement. D'ailleurs, Racine tâche d'écarter le plus qu'il peut l'idée que la passion de Phèdre est incestueuse, et la comparaison avec les amours infâmes de Pasiphaé, la rapproche de tout ce qui est le plus contraire à la nature.

La fausse nouvelle de la mort de Thésée, par laquelle Panope interrompt l'entretien de Phèdre et d'OEnone, est le principal incident que Racine ait inventé: c'est le pivot de son intrigue. Je montrerai dans la suite combien elle place Thésée désavantageusement, mais elle a aussi de graves inconvénients pour les autres personnages. C'est une situation embarrassante que d'être bien aise de la mort de quelqu'un à qui on était lié de fort près, et que l'on devrait regretter selon la morale établie et l'opinion générale: on ne peut guère échapper au reproche, ou de la dureté, ou de l'hypocrisie. Un homme qui est au comble de la joie d'avoir hérité d'un riche parent, et qui affecte de s'affliger de sa mort, présente une situation fort comique. À la vérité, le deuil que Phèdre porte pour son époux n'est pas long; il se renferme dans ce seul mot, *Ciel!* OEnone lui développe tout de suite impudemment combien cet accident est heureux pour son union avec Hippolyte:

> Vivez: vous n'avez plus de reproche à vous faire.

Je pense pourtant que toutes les ames bien nées sentent des remords, quand une personne à qui elles étaient attachées par des liens sacrés et envers laquelle elles ont eu des torts, vient à mourir, parce qu'alors ces torts sont irréparables.

> Votre flamme devient une flamme ordinaire.

Une flamme ordinaire! Tant mieux pour Phèdre si c'était vrai, et mille fois tant pis pour le poete. Mais je ne sais pas où OEnone a pris sa logique:

> Thésée, en expirant, vient de rompre les nœuds
> Qui faisaient tout le crime et l'horreur de vos feux.

Si c'était un inceste auparavant, c'en est certainement encore un; si ce n'était point un inceste, ce n'était donc qu'une passion vulgairement vicieuse, qui ne méritait pas d'être annoncée comme l'effet du courroux céleste, et encore moins de faire le sujet d'une tragédie. Quoi qu'il en soit, Phèdre écoute les propos d'OEnone avec complaisance, elle consent à parler à Hippolyte, prenant son fils pour prétexte, mais avec des pensées bien plus coupables.

On admire beaucoup la seconde scène où Phèdre paraît, celle de la déclaration: sans doute les discours de l'héroïne sont très-éloquents, mais cela ne doit pas aveugler sur leur inconvenance, et sur le manque absolu de délicatesse qui y règne. Une femme qui pense à se remarier au moment où son mari vient de mourir, est jugée peu délicate; une femme qui déclare la première son amour à un jeune homme, se place dans une attitude peu convenable à son sexe: mais que dira-t-on d'une femme qui, ayant eu pour époux un héros presque divin, à peine instruite de sa mort, court séduire son fils vertueux, repousse les espérances que nourrit celui-ci que son père pourrait vivre encore, dégrade vis-à-vis de lui sa mémoire glorieuse *), et prétend continuer seulement la tendresse conjugale, parce que le fils ressemble au père, tandis que l'ombre de cet époux, qu'elle a voulu outrager par l'adultère et l'inceste, devrait la persécuter comme une furie **)? Qu'importe qu'elle prenne d'abord pour prétexte un soin inquiet du sort de son fils, qu'elle sache inventer des tournures ingénieuses et même touchantes, pour

---

*) M. de Laharpe nomme cela *un tour adroit.*

**) *L'épouse du mort déclare son amour au fils du mort.* Expression frappante de l'abbé Batteux.

exprimer ses sentiments d'une manière très-pure en apparence et qui lui ménage une retraite en cas de refus! Parce qu'elle a de la grâce, de l'éloquence et de l'habileté, en est-elle moins effrontée? Pense-t-on excuser tout cela par l'excès de sa passion? Mais la passion, fût-elle montée jusqu'à la frénésie, doit encore porter l'empreinte d'une ame originairement noble, pour laquelle certains procédés restent toujours impossibles, à moins qu'on ne veuille nous présenter une image dégradée de l'humanité; ce qui certainement n'était point l'intention du poëte, puisqu'il tâche de rendre Phèdre aussi séduisante qu'il le peut. Si la poésie est l'art de farder le vice, je conviens que cette scène mérite de grands éloges, car la plupart des lecteurs ne reconnaîtront pas, sous la politesse des formes et l'élégance des vers, ce qui, sans ce déguisement, les aurait choqués au plus haut point.

Sans doute les caractères passionnés ont de grands priviléges dans la poésie, et le vif intérêt qu'ils inspirent est même, à quelques égards, un sentiment moral. Le délire de la passion ressemble à l'exaltation de la vertu, en ce qu'il rend incapable des calculs d'intérêt personnel, qu'il fait braver tous les dangers et sacrifier tous les avantages. On pardonne à l'être égaré par la passion de causer les malheurs d'autrui, pourvu qu'il ne se ménage pas lui-même: c'est donc plutôt le moment que choisit Phèdre, la présence d'esprit qu'elle montre, la précaution qu'elle emploie pour ne pas se compromettre, enfin ce n'est pas le trop, mais le trop peu de passion, que je blâme dans la première partie de sa déclaration. Elle touche vraiment lorsque dans son dernier discours elle abandonne tout artifice.

> Ah cruel! tu m'as trop entendue!
> Je t'en ai dit assez pour te tirer d'erreur.
> Hé bien! connais donc Phèdre et toute sa fureur:
> J'aime, etc.

Car alors elle se perd irrévocablement pour exhaler enfin cet amour, qu'elle n'est plus la maîtresse de contenir, et qui la remplit tout entière comme une ame nouvelle qui aurait subjugué la sienne.

Je ne m'arrête pas aux détails de cette scène: je ne ferai qu'une observation sur les vers suivants, qui passent pour être d'une beauté extraordinaire:

> On ne voit point deux fois le rivage des morts,
> Seigneur: puisque Thésée a vu les sombres bords,
> En vain vous espérez qu'un Dieu vous le renvoie;
> Et l'avare Achéron ne lâche point sa proie.

Toute cette pompe est prodiguée sur une tautologie, car ces vers ne disent autre chose, sinon que *si Thésée est mort, il ne vit plus.* C'est à Hippolyte que des vaisseaux ont apporté la nouvelle de la mort de son père, Phèdre n'en a eu depuis aucune confirmation. Sans doute, si Thésée a péri, il ne reviendra point; mais il s'agit justement de savoir si ce rapport est fondé. On voit bien que c'est l'extrême envie que Phèdre a de savoir son époux mort, et d'en convaincre son beau-fils, qui lui fait tenir ce propos vide de sens.

Ensuite le poëte, par l'emploi des phrases mythologiques, s'est engagé dans une étrange inconséquence.

On ne voit point deux fois le rivage des morts.

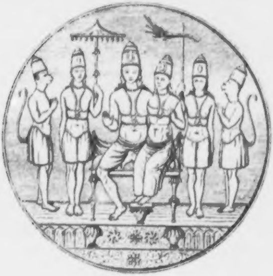
Cependant Hercule l'avait vu de son vivant, et Thésée avait imité en cela son frère d'armes. Phèdre dit elle-même l'instant d'après :

Je l'aime, non point tel que l'ont vu les enfers,
Volage adorateur de mille objets divers,
Qui va du Dieu des morts déshonorer la couche.

Il est donc prouvé par l'exemple de Thésée même qu'on peut voir deux fois le rivage des morts, et que l'avare Achéron lâche quelquefois sa proie. Faut-il dire encore que le désir de croire son époux mort fait oublier à Phèdre qu'il est revenu déjà une fois du séjour des ombres, et qu'ensuite le désir de le déprécier lui fait oublier qu'elle réfute son assertion précédente?

La Phèdre de Racine ne se rebute pas au premier mauvais accueil; elle revient à la charge. Nous la voyons au commencement du troisième acte qui envoie Œnone vers Hippolyte, et qui lui recommande avant tout de le tenter par l'appât de la couronne d'Athènes. Avec une passion purement sensuelle, on peut être indifférent sur le choix des moyens qui procurent la possession de l'objet aimé; mais Phèdre a montré de l'enthousiasme pour le caractère d'Hippolyte : elle ne devrait donc être satisfaite que d'un véritable retour de sentiment. En outre, elle est peu tendre envers son fils, pour lequel elle affecte tant de soin,

Koſmopolit der Kunſt und Poeſie,
Verkündigt' ich in allen Formen ſie.
Shakſpeare, der Genius der Britten, fand
Durch mich in Deutſchland noch ein Vaterland.
Im neuen Indien thront Britannia ſtark:
Im alten ſuch' ich alter Weisheit Mark.
Des Ramas Thaten zog ich an das Licht,
Wovon Valmikis ſo erhaben ſpricht.
Drum ſiegl' ich mit des Helden Siegelring,
Den ich zum Lohn für mein Bemüh'n empfing.



en lui donnant non seulement son frère pour beau-père, pour tuteur et pour régent, mais en voulant investir Hippolyte de la dignité royale. Une ame délicate aimera mieux paraître blâmable qu'être hypocrite, en employant comme prétexte un sentiment qui lui devrait être sacré. OEnone revient et annonce le retour de Thésée. Les premiers discours de Phèdre ont assez de dignité, aussi sont-ils tirés en grande partie d'Euripide, et ce qu'elle dit sur l'honneur de ses enfants en est presque traduit. Seulement au lieu des vers suivants :

> Mourons. De tant d'horreurs qu'un trépas me délivre.
> Est-ce un malheur si grand que de cesser de vivre?
> La mort aux malheureux ne cause point d'effroi.

le premier mot seul aurait mieux valu. Tout le reste est de trop. En s'exhortant au suicide par ces réflexions générales, Phèdre trahit une faible résolution de l'exécuter. Ensuite, lorsqu'OEnone, pour engager Phèdre à accuser Hippolyte la première, lui demande :

> De quel œil voyez-vous ce prince audacieux?

Phèdre répond :

> Je le vois comme un monstre effroyable à mes yeux.

Elle avait exprimé le moment auparavant la tendresse la plus humble et la plus abandonnée, elle disait à OEnone :

> Presse, pleure, gémis, peins-lui Phèdre mourante;
> Ne rougis point de prendre une voix suppliante,
> Je t'avoûrai de tout.

Qu'est-ce qu'Hippolyte a fait depuis pour mériter cette haine? Est-ce sa faute si Thésée vit encore? Il est vrai, il y a une possibilité qu'il soit indiscret, mais il n'en a donné aucun signe; au contraire, il a montré une grande réserve dans la scène de la déclaration. Il faudra donc dire qu'elle abhorre Hippolyte, parce que dans ce moment elle le considère comme l'auteur de sa passion, dont l'horreur la frappe beaucoup plus depuis qu'elle sait que Thésée est en vie et de retour. Toutefois, cette rétractation non motivée de ses sentiments fait soupçonner que la peur exerce un prodigieux empire sur l'ame de Phèdre. Il y aurait eu plus de noblesse à répondre: Je ne l'adore pas moins, quoiqu'il ait le pouvoir de me plonger dans la honte et dans le désespoir. — Ne doit-on pas croire que Phèdre a résisté pendant quelque temps à sa passion, comme dangereuse et non pas comme criminelle, et qu'elle s'y est livrée aussitôt que par la mort de Thésée elle croyait pouvoir le faire en pleine sécurité? Racine lui-même, qui devait savoir lire dans l'ame de son héroïne, convient dans la préface »qu'elle n'aurait jamais osé faire une »déclaration d'amour, tant qu'elle aurait cru que »son mari était vivant.« Le discours qu'elle adresse à celui-ci à son arrivée:

> Arrêtez, Thésée,
> Et ne profanez point des transports si charmants:
> Je ne mérite plus ces doux empressements;
> Vous êtes offensé. La Fortune jalouse
> N'a pas en votre absence épargné votre épouse.
> Indigne de vous plaire et de vous approcher,
> Je ne dois désormais songer qu'à me cacher.

ce discours artificieusement ambigu, par lequel Phèdre paraît s'accuser elle-même, tandis qu'elle prépare les calomnies d'OEnone contre Hippolyte, la fait connaître comme une femme intrigante qui transige avec la conscience de son déshonneur.

La scène de la jalousie est généralement considérée comme le triomphe du rôle de Phèdre. Cette scène fait certainement éprouver une grande émotion: en voyant une personne exposée à des souffrances aussi cruelles que celles qui mettent Phèdre hors d'elle-même, on oublie tout ce qui peut avoir inspiré de l'aversion contre elle. L'exécution des détails est brillante; les plaintes égarées de l'héroïne sont pleines de verve et d'une éloquence vraiment poétique. Mais n'oublions pas à quel prix tout cela est acheté. Il fallait introduire le fade personnage d'Aricie; il fallait de plus rendre Hippolyte amoureux, ce qui dénature son caractère et le range dans la classe nombreuse des héros soupirants et galants de la tragédie française. Parmi les plus beaux vers, il s'en est glissé un qui est inconvenant. Phèdre dit d'Hippolyte et d'Aricie:

Dans le fond des forêts allaient-ils se cacher?

Racine, qui nous fait trop souvent ressouvenir de la cour de France, a-t-il voulu donner dans ce passage un échantillon du costume grec? Ne savait-il pas combien les femmes grecques vivaient retirées, qu'elles ne quittaient guère leurs appartements sans être voilées et accompagnées? Et une jeune fille, une princesse, la vertueuse Aricie, aurait donné rendez-vous à son amant dans des lieux écartés des habitations humaines!

La mort de Phèdre est tardive, sans aucun mérite de courage, sans aucune dignité; c'est un spectacle pénible par les traitements humiliants qu'elle éprouve. Dès le premier acte, elle assure qu'elle veut se laisser mourir; mais elle revit à la nouvelle de la mort de son mari. Au second acte, elle tire l'épée d'Hippolyte pour se percer le sein, mais ce n'est qu'une démonstration théâtrale. Au troisième, elle dit à OEnone: *Mourons!* et elle n'en fait rien. Elle revient, au quatrième, demander grâce pour Hippolyte; elle s'en désiste en apprenant qu'il aime Aricie, et, après avoir exhalé ses fureurs jalouses, elle dit à OEnone:

Va, laisse-moi le soin de mon sort déplorable.

Là-dessus elle prend en effet du poison, mais ce poison est d'une telle lenteur qu'on n'entend parler de son effet qu'à la fin du cinquième acte. Si la nécessité tragique exige que l'on peigne des caractères criminels en les rendant d'une certaine façon intéressants, qu'ils soient au moins d'une trempe forte, qu'une faiblesse et une vacillation continuelle ne les mettent pas au-dessous des situations où leurs propres passions effrénées les ont engagés. Qu'y a-t-il de pis que d'être audacieux pour le crime et pusillanime pour ses suites? C'est bien au repentir de Phèdre que l'on peut appliquer ce vers de Dryden:

Repentance is the virtue of weak souls.
Le repentir est la vertu des ames faibles.

Irrésolue entre la vengeance et la justice, elle se décide toujours mal à propos. Elle n'a pas le courage d'accuser Hippolyte directement; mais elle laisse faire OEnone. Lorsque Thésée est irrité au point de ne vouloir rien entendre, elle sent des remords et va lui parler en faveur de son fils; cependant assez faiblement. À peine Thésée a-t-il dit un mot de l'amour d'Hippolyte pour Aricie, qu'elle ne respire plus que la vengeance. Enfin, après avoir pris le poison, elle retourne encore une fois au repentir, sans aucun nouveau motif quelconque; quand il est trop tard pour sauver Hippolyte, elle vient perdre sa renommée et celle de ses enfants, pour laquelle elle prétendait en partie avoir consenti à la trame ourdie contre lui.

La Phèdre d'Euripide, avant de se tuer, écrit une lettre dans laquelle elle accuse Hippolyte de l'avoir déshonorée par la force. Il fallait bien qu'elle poussât son accusation jusque-là: si l'attentat eût été prévenu, elle n'aurait plus eu de motif pour le suicide. Elle n'en croit pas moins son honneur sauvé, parce que l'essence de l'honneur réside dans une volonté qui n'a jamais été souillée. Racine s'applaudit d'avoir borné l'accusation contre Hippolyte à un dessein criminel. »J'ai voulu, dit-il, »épargner à Thésée une confusion qui l'aurait pu »rendre moins agréable aux spectateurs.« Je ne sais pas si l'erreur de Thésée, quand il croit sa femme déshonorée, aurait pu nuire à sa dignité aux yeux des spectateurs français. Mais le cas est bien différent dans les deux tragédies. Chez Euripide, on n'apprend la fausse accusation que lorsque Phèdre est déjà morte; la lettre qui la contient est trouvée attachée à sa main, et devient fatale à Hippolyte. Voilà sans doute une action atroce: mais avant que le spectateur l'apprenne, la femme coupable a déjà fait justice d'elle-même. Son motif principal est de sauver son propre honneur et celui de ses enfants; et elle a le caractère assez énergique pour vouloir les moyens en voulant le but. Aussi les dédains d'Hippolyte envers sa belle-mère sont-ils infiniment plus forts que dans Racine, où tout se passe en politesses entre ces personnes royales. L'Hippolyte d'Euripide témoigne une indignation sans bornes en présence de Phèdre; il la traite comme la dernière des créatures. La résolution de Phèdre de se donner la mort, est rapide comme l'éclair; on peut supposer que s'il y avait eu plus d'intervalle jusqu'à l'exécution, la première effervescence du ressentiment se serait calmée, et qu'elle aurait reculé devant sa funeste calomnie. Toutefois son action nous donne plutôt la mesure de son désespoir, que de ce qu'elle aurait été capable de faire dans un état moins violent.

C'est cependant d'après ce trait de la Phèdre grecque, que Racine, malgré tout ce que je viens de développer, se flatte d'avoir rendu la sienne moins odieuse. Il dit dans la préface: »J'ai même »pris soin de la rendre un peu moins odieuse »qu'elle n'est dans les tragédies des anciens, où »elle se résout d'elle-même à accuser Hippolyte.

»J'ai cru que la calomnie avait quelque chose de »trop bas et de trop noir pour la mettre dans la »bouche d'une princesse qui a d'ailleurs des sen»timents si nobles et si vertueux. Cette bassesse »m'a paru plus convenable à une nourrice qui »pouvait avoir des inclinations serviles, et qui né»anmoins n'entreprend cette fausse accusation que »pour sauver la vie et l'honneur de sa maîtresse. »Phèdre n'y donne les mains que parce qu'elle »est dans une agitation d'esprit qui la met hors »d'elle-même; et elle vient un moment après dans »le dessein de justifier l'innocence et de déclarer »la vérité.« Je ne m'arrête pas à cette manière de courtisan de rejeter les bassesses dont on peut avoir besoin dans une tragédie, sur les personnages d'un rang inférieur: mais Racine avait-il donc oublié cette maxime triviale du droit et de la morale, que chacun est censé avoir fait lui-même ce qu'il a fait faire par un autre? et Phèdre ne dit-elle pas clairement à OEnone:

Fais ce que tu voudras, je m'abandonne à toi.

Il est vrai que la première proposition d'accuser Hippolyte vient de sa confidente; mais toute la résistance de Phèdre se borne à ce vers:

Moi, que j'ose opprimer et noircir l'innocence!

qui ne se rapporte qu'à sa répugnance pour prendre elle-même la parole dans cette accusation. De plus, ne compte-t-on pour rien le discours avec lequel elle reçoit Thésée, ce discours d'autant plus révoltant qu'il décèle plus de présence d'esprit? Si la Phèdre de Racine agit moins directement que celle d'Euripide, ce qu'elle fait doit être tout autrement apprécié, parce qu'elle est encore loin du dernier terme du désespoir. Ce qu'il y a de pire, c'est que dans ce procédé elle est visiblement inspirée par la peur, tandis que la Phèdre grecque n'a plus rien à craindre. Celle-ci entraîne Hippolyte dans l'abîme où elle s'est jetée la première.

Un autre trait fort odieux de la Phèdre de Racine, c'est sa conduite envers sa confidente. Le caractère d'OEnone, pour le dire en passant, est dessiné de façon à n'y rien reconnaître; il n'a aucune cohérence. Elle entend avec horreur le premier aveu de sa maîtresse. Quelques instants plus tard, sur la nouvelle de la mort de Thésée, rien ne lui paraît plus facile et plus simple que l'union de Phèdre avec son beau-fils. Après la déclaration, elle donne les conseils les plus salutaires à Phèdre, elle l'exhorte à retourner à la vertu; et tout de suite, ayant appris le retour de Thésée, elle s'offre d'elle-même pour accuser Hippolyte, tout en disant qu'elle en sent quelques remords. Enfin, dans la scène de la jalousie, lorsqu'il y a vraiment un entassement d'impossibilités qui s'opposeraient aux désirs de Phèdre, si elle les nourrissait encore, l'amour d'Hippolyte pour Aricie, sa première répugnance pour sa belle-mère, accrue par son ressentiment d'une accusation mensongère, la présence de Thésée et sa surveillance excitée par le désordre qu'il a trouvé dans sa famille: alors, dans cette situation désespérée, OEnone conseille à sa maîtresse de ne point se gêner dans ses sentiments, et de considérer son amour comme une faiblesse humaine très-excusable, et même autorisée par l'exemple des dieux. Après ce discours, qui est extrait d'Euripide mais étrangement déplacé, et qui doit plutôt paraître absurde que dangereux, Phèdre accable OEnone des reproches les plus violents, et ces reproches ne sont qu'à demi-mérités. *Chère OEnone,* a-t-elle dit au commencement de la scène; et à présent, sans que rien ne se soit passé depuis, elle l'appelle un monstre exécrable. La nourrice, dans la pièce grecque, a des torts bien plus graves; toutes les paroles de séduction sont venues d'elle, elle a parlé à Hippolyte sans le consentement de sa maîtresse: cependant celle-ci ne se sert pas d'un terme aussi dur. »Puisses-tu périr, dit-elle, ainsi que tous ceux »qui s'empressent de servir malhonnêtement leurs »amis malgré eux!« Et ensuite: »Cesse de parler, »car auparavant aussi tu ne m'as pas bien conseil»lée et tu as entrepris le mal: mais va-t-en loin »de mes regards, et prends soin de toi-même; pour »moi, je saurai disposer honorablement de mon »sort«. Combien cela est plus modéré et plus noble que toutes les invectives de la Phèdre française! Cependant, on peut encore excuser celle-ci dans la scène de la jalousie, parce qu'elle est dans la fureur du désespoir. Ce qui la condamne entièrement, c'est la manière dont elle rejette, dans sa dernière confession, sa faute sur sa confidente. OEnone s'est déjà donné la mort. Il est lâche d'accuser une personne qui ne peut plus se défendre.

La détestable Œnone a conduit tout le reste.

Cela n'est pas vrai, puisque Phèdre a déclaré elle-même sa passion.

Elle a craint qu'Hippolyte, instruit de ma fureur,
Ne découvrît un feu qui lui faisait horreur.
La perfide, abusant de ma faiblesse extrême,
S'est hâtée à vos yeux de l'accuser lui-même.

En cela Phèdre était au moins sa complice.

Elle s'en est punie, et, fuyant mon courroux,
A cherché dans les flots un supplice trop doux.

Un supplice trop doux! Quelle atrocité de parler ainsi d'une personne qui a soigné son enfance et qui lui a été fidèlement dévouée toute sa vie! Si Œnone s'est rendue criminelle, elle ne l'a fait que par attachement pour sa maîtresse, ce qui est un sentiment bien autrement désintéressé qu'un amour incestueux.

Passons à Hippolyte. La critique qu'on a le plus souvent répétée contre la pièce française, porte sur l'altération de ce caractère. Je me tiens pour assuré que Racine ne s'est fait aucun scrupule à cet égard. Il suppose dans la préface, comme une chose claire par elle-même, que c'est le caractère de Phèdre qui a fait le succès de la pièce d'Euripide. Ignorait-il que la beauté idéale du héros dont la tragédie porte le nom, et sa touchante destinée, en forment l'objet principal, et que Phèdre n'est pour ainsi dire que comme le mal nécessaire dans cette composition? La muse de Racine était la galanterie; il n'a écrit la plupart de ses tragédies que pour y peindre des femmes

aimables et surtout des femmes tendres, et les impressions qu'elles font sur le cœur des hommes. Qu'avait-il affaire d'un jeune héros qui n'est pas amoureux, qui ne se soucie point des femmes, qui repousse les avances de sa belle-mère, uniquement par sévérité de mœurs, et non pas parce qu'un autre sentiment l'occupe? Racine suivit donc à cet égard la maxime que son rival Pradon énonce si naïvement dans l'épître dédicatoire de sa Phèdre à la duchesse de Bouillon. »Ne vous étonnez »pas, madame, dit-il, si Hippolyte vous paraît dépouillé de cette fierté farouche et de cette insensibilité qui lui était si naturelle; mais en aurait-il »pu conserver auprès des charmes de Votre Altesse? Enfin, si les anciens nous l'ont dépeint »comme il était à Trézène, du moins il paraîtra »comme il a dû être à Paris; et, n'en déplaise à »toute l'antiquité, ce jeune héros aurait eu mauvaise grâce de venir tout hérissé des épines du »grec dans une cour aussi galante que la nôtre.« Cela veut dire: Il faut travestir les héros de la poésie ancienne, parce qu'ils sont trop rustres pour qu'on puisse les peindre au naturel dans un siècle si délicat et si raffiné. Lorsqu'en lisant la Phèdre de Pradon l'on se rappelle quel prodigieux succès cette pièce ridiculement plate a eu de son temps, de préférence à la Phèdre de Racine, succès trop longtemps soutenu pour avoir été l'ouvrage d'une cabale, l'on ne saurait douter que ce qui a nui à Racine auprès de ses contemporains n'ait été d'avoir encore trop conservé de la simplicité et de la hardiesse antiques. Pradon, ayant réussi à réduire à une petite intrigue de boudoirs ce sujet dont la force et l'étrange nature se refusent aux raffinements maniérés, remporta la pluralité des suffrages, dans ce siècle tant vanté pour la pureté de son goût et la grandeur de ses pensées.

Quoique d'une tout autre manière, Racine nous donne cependant aussi, à la place du véritable Hippolyte, un prince fort bien élevé, fort poli, observant toutes les convenances, rempli de sentiments honnêtes, respectueusement amoureux, mais du reste insignifiant, sans élan et sans originalité. À la vérité, il fait parler Hippolyte, ainsi que les autres personnages, de sa rudesse, de son humeur farouche, de son éducation dans les forêts, de son goût exclusif pour la chasse et les exercices guerriers; mais ce sont des discours qui ne tirent pas à conséquence, et qui sont démentis par sa conduite réelle. Ses manières et même ses sentiments ne le distinguent en rien des autres princes galants de Racine.

Ce n'est pas tout. Dans la poésie tout est relatif: une partie de la composition relève ou déprime l'autre. La règle des contrastes est bien connue; elle s'applique à tous les beaux-arts. Le poëte français, en dénaturant et émoussant le caractère d'Hippolyte, a détruit le beau contraste qui existait entre lui et Phèdre. Pour mettre en plein jour les égarements d'une passion voluptueuse et criminelle, il fallait leur opposer le calme imperturbable et l'austère pureté d'une ame virginale.

L'on ne fait pas grande preuve de vertu en résistant aux séductions d'une femme, quand on en aime une autre. L'Hippolyte de Racine n'est pas seulement amoureux, mais il l'est aussi, comme la reine, en opposition avec des devoirs qu'il respecte, puisqu'il sait qu'il n'obtiendra pas le consentement de son père. La passion d'Hippolyte, quoique fort innocente en soi, n'est pas moins que celle de Phèdre délivrée d'une grande contrainte par la mort supposée de Thésée: ils profitent tous les deux de cette nouvelle, Phèdre pour déclarer son amour à Hippolyte, et Hippolyte pour déclarer le sien à Aricie. Il n'y manque autre chose, sinon que le grave Thésée soit aussi de son côté engagé dans un amour illicite, et il y échappe à peine. Théramène l'en soupçonne: mais pour cette fois-ci il a aidé seulement son ami à enlever une femme. Ces doublures, ces répétitions affaiblies, causent une fatigante monotonie: c'est le moyen de décolorer les objets les uns par les autres, et de ne laisser rien de saillant. Il est vrai que l'intérêt n'est pas divisé, parce que la passion de Phèdre par sa violence l'emporte de beaucoup sur les sentiments mutuels d'Hippolyte et d'Aricie, mais en revanche ceux-ci sont réduits à une fadeur complète.

Quant à l'Hippolyte d'Euripide, il a une teinte si divine que, pour le sentir dignement, il faut pour ainsi dire être initié dans les mystères de la beauté, avoir respiré l'air de la Grèce. Rappelez-vous ce que l'antiquité nous a transmis de plus accompli parmi les images d'une jeunesse héroïque: les Dioscures de Monte-Cavallo, le Méléagre et l'Apollon du Vatican. Le caractère d'Hippolyte occupe dans la poésie à peu près la même place que ces statues dans la sculpture. Winckelmann dit qu'à l'aspect de ces êtres sublimes, *notre ame prend elle-même une disposition surnaturelle, que notre poitrine se dilate*, qu'une partie de leur existence si forte et si harmonieuse paraît passer dans nous. J'éprouve quelque chose de pareil en contemplant Hippolyte tel qu'Euripide l'a peint. On peut remarquer dans plusieurs beautés idéales de l'antique, que les anciens voulant créer une image perfectionnée de la nature humaine, ont fondu des nuances du caractère d'un sexe avec celui de l'autre: que Junon, Pallas, Diane, ont une majesté, une sévérité mâle; qu'Apollon, Mercure, Bacchus, au contraire, ont quelque chose de la grâce et de la douceur des femmes. De même nous voyons dans la beauté héroïque et vierge d'Hippolyte l'image de sa mère l'amazone et le reflet de Diane dans un mortel.

Il paraît d'abord rayonnant de jeunesse et de vigueur, jouissant en sécurité d'une vie expansive et surabondante. Il vient de la chasse avec ses nombreux compagnons qui, à son exemple, entonnent un hymne à Diane, la plus belle des vierges qui habitent l'Olympe. Il s'approche ensuite de la statue de la déesse, pour lui offrir une couronne tressée, par ses propres mains, de fleurs choisies dans une prairie sacrée que jamais le fer ni les troupeaux n'ont osé violer, et où il n'est permis d'en cueillir qu'à des êtres purs, c'est-à-dire vertueux par penchant. »Accepte, dit-il, ô maîtresse souveraine, pour tes cheveux dorés, ce »lien qu'une main pieuse te présente. À moi seul »parmi les mortels il est accordé d'être ton com»pagnon, et de jouir de nos entretiens mutuels; »car j'entends ta voix, quoique mon œil ne te voie »pas. Puissé-je terminer ma vie comme je l'ai com»mencée!« Il est si heureux qu'il n'a point d'autre souhait à former que celui-là. C'est un contraste fort bien entendu avec la terrible catastrophe qui le menace. L'Hippolyte de Racine, au contraire, est abattu et embarrassé dès la première scène, n'osant pas s'abandonner à son sentiment pour Aricie.

L'Hippolyte d'Euripide étant décrit comme inaccessible aux attraits de l'amour, pourrait être jugé dur et insensible, si le poëte n'avait pas prévenu ce reproche en commençant par peindre son intimité mystérieuse avec la chaste déesse. C'est donc uniquement parce qu'un enthousiasme plus pur et plus noble remplit toute son ame, que les séductions terrestres n'ont point de pouvoir sur lui. Un fidèle serviteur l'exhorte à honorer également la statue de Vénus, qui est placée vis-à-vis de celle de Diane. Il s'y refuse, dédaignant une déesse dont le culte lui paraît contraire à la vertu, et il rentre dans le palais sans la saluer. Voilà la cause de son malheur, elle est tout à fait conforme à la manière des anciens de voir les choses humaines. Ils croyaient qu'il n'y a rien de plus dangereux pour l'homme que le trop de confiance en ses propres forces, l'insouciance et l'orgueil du bonheur. Leurs divinités n'étant que les puissances personnifiées de la nature physique, intellectuelle et morale, l'homme qui en osait négliger une, qui ne s'avouait pas humblement soumis à l'influence de toutes, méconnoissait donc ses véritables rapports. Si les dons que la déesse de l'amour offre aux mortels, et en général à tous les êtres animés, ne touchaient pas Hippolyte, il devait pourtant avoir de l'indulgence pour ceux qui succombent à leur attrait. S'il eût montré quelque pitié pour l'état de Phèdre mourante, si, tout en la fuyant et lui ôtant l'espérance de réussir, il l'eût rassurée sur la crainte de voir sa honte révélée, peut-être n'aurait-elle pas été poussée par le désespoir à l'accuser et à le perdre. C'est ainsi qu'on peut presque toujours réduire l'intervention des dieux à l'enchaînement des causes naturelles; mais il ne faut recourir à cela que pour justifier la fiction, et non pas pour la détruire.

Du reste, après le prologue de Vénus, cet appareil de la chasse, ces chants d'allégresse, cette offrande à Diane, ouvrent la scène d'une manière animée et magnifique, bien autrement que la froide conversation entre Hippolyte et Théramène. Je prévois l'objection qu'on va me faire que cela ressemble à une ouverture d'opéra. Si l'opéra ne se distinguait de la plupart des tragédies régulières qu'en nous faisant voir une quantité de choses qui sont seulement racontées dans celles-ci, il en serait très-fort à louer. Je ne citerai pas les vers si connus d'Horace, qui appuient cette opinion. Ce qui constitue les bases d'un sujet dramatique doit avant tout être présenté bien clairement aux yeux des spectateurs; et, puisque l'enthousiasme exclusif d'Hippolyte pour Diane, ses dédains pour Vénus et le ressentiment de la déesse, sont le mobile de tout ce qui arrive; le poëte a montré une parfaite intelligence de son art, en commençant par faire ressortir ces diverses circonstances, et en plaçant en vue les deux puissances rivales qui se disputent la destinée du héros. C'est méconnaître toutes les régles de la proportion dramatique que de nous faire voir des effets dont les causes sont absentes, et connues seulement par des narrations qui font peu d'impression sur l'esprit des spectateurs. On se contente beaucoup plus volontiers du simple récit d'un événement que l'on a vu préparer devant ses yeux. Je crois pouvoir assurer que les poëtes grecs ont presque toujours agi d'après cette maxime. Au théâtre français, souvent les causes, aussi bien que leurs effets, ne sont mises qu'en récit.

J'ai déjà parlé de la seconde scène d'Hippolyte, celle où il revient après que la nourrice s'est faite médiatrice auprès de lui. Je ne doute pas qu'elle ne paraisse dure à la plupart des lecteurs modernes: car en effet Hippolyte n'y garde aucun ménagement pour Phèdre, qui est présente et dans un état qui pourrait inspirer de la pitié. L'art des réticences et des déguisements dont nous avons tant besoin pour cacher à nos propres yeux combien la corruption universelle est hideuse, était beaucoup moins cultivé dans la vie sociale des Grecs. Leur commerce était franc; il n'y avait point entre eux cette barrière du cérémonial et de la gêne mutuelle qui cachent l'homme à l'homme. Ensuite Euripide a voulu peindre une grande élasticité morale qui repousse le vice avec une violence tout à fait involontaire. Hippolyte et sa belle-mère dans la pièce de Racine sont sur le pied de l'étiquette; ils se font des visites de devoir: de là on ne passe pas si facilement à se laisser aller aux impressions naturelles; par conséquent, Hippolyte, quand il s'aperçoit de la passion dénaturée de Phèdre, répond avec politesse et retenue. Mais la manière dont aussitôt après il maîtrise ses impressions lorsqu'il se trouve seul avec son ami intime Théramène, convient plus à l'âge mûr d'un homme du monde qu'à la jeunesse fougueuse d'un héros. Dans la scène d'Euripide dont je parle, se trouve ce vers fameux: *Ma langue a fait le serment, mais non pas mon ame;* vers dont Aristophane a tant raillé le poète, et dans lequel, en effet, la restriction mentale des casuistes parait anticipée. Mais on conçoit qu'il est facile de donner une interprétation odieuse à un passage, en le prenant isolément. Certes, Euripide, dans cette tragédie, n'a rien voulu insinuer contre l'autorité du serment, puisque Hippolyte périt plutôt que de trahir le sien. Il a voulu montrer son héros tellement pénétré d'horreur pour ce qu'il vient d'entendre, que dans le premier instant le serment même qu'il a prêté de garder le silence, ne lui paraît plus obligatoire. À la fin de la scène, il s'est déjà calmé, il dit à la nourrice: »Sache, ô »femme, que ma piété seule te sauve; car si je »n'étais pas enchaîné par des serments sacrés, rien »ne m'aurait empêché de découvrir ceci à mon »père.«

Hippolyte dans Euripide ne paraît devant son père qu'après l'accusation, ce qui rend leur entrevue beaucoup plus frappante. Dans Racine, au contraire, il entre avec Thésée au troisième acte, et reste auprès de lui après le départ de la reine. Il débute par des paroles de mauvais augure pour sa défense, en s'appelant *le tremblant Hippolyte.* Pourquoi trembler avec le sentiment de son innocence, n'étant encore accusé de rien et ne devant pas craindre de l'être? Son amour pour Aricie, désapprouvé par son père, pourrait seul en être le motif; mais dans le moment où il se donne cette humble épithète, il n'y pense pas, car il demande seulement à être éloigné de Phèdre. La scène de Racine qui répond à la scène grecque où Thésée bannit sons fils, et qui peut être comparée à celle-ci dans ses détails, c'est-à-dire la seconde du quatrième acte, paraît bien faible auprès de l'original, surtout si l'on en retranche plusieurs vers extraits ou traduits d'Euripide. Ce n'est pas que le poète français n'ait assez prodigué la rage et les injures. La véritable énergie est plus voisine de la douceur que l'emportement sans force. Dans la poésie aussi bien que dans la sculpture des anciens, il règne encore, même dans les situations les plus violentes, une certaine modération qui provient de la magnanimité. Ces âmes énergiques, a dit un grand connaisseur de l'antiquité, ressemblent à la mer, dont le fond reste toujours calme, quoique la surface soit agitée par des orages. Le Thésée de Racine dit à son fils, avant de l'avoir écouté:

> Monstre qu'a trop longtemps épargné le tonnerre,
> Reste impur des brigands dont j'ai purgé la terre!

Il menace de le tuer de ses propres mains, s'il ne craignait pas de se souiller; il adresse, en présence de son fils, à Neptune, sa malédiction rhétoriquement amplifiée. Le Thésée d'Euripide ne fait rien de tout cela, mais ses paroles sont empreintes d'un chagrin amer d'avoir été trompé par l'hypocrisie de son fils; il se borne au bannissement, et il n'en prononce la sentence qu'à la fin d'un discours dans lequel il démasque la fausse vertu d'Hippolyte, et expose les preuves incontestables de son crime. La malédiction a été prononcée dans le premier accès de colère, avant l'arrivée du fils. Ce qui nuit plus qu'autre chose à la scène de Racine, c'est qu'Hippolyte passe tout de suite de sa défense, pleine de dignité et d'énergie en elle-même, à l'aveu de son amour pour Aricie. Il ne devrait point avoir de pardon à demander à son père, pour qu'on ne pût pas soupçonner que c'est par ce motif, et non par respect filial, qu'il sup-

I.

Aus dem Indiſchen.

porte patiemment toutes les injures dont il est accablé; dans le moment surtout où le sort du père et du fils se décide, il ne devrait pas être question d'un intérêt aussi subalterne.

Dans Euripide, Hippolyte, sur la nouvelle de l'arrivée de son père et de la consternation que le suicide de Phèdre a répandue dans la maison, accourt du lieu de sa retraite. Il voit sa belle-mère morte; Thésée gardant le silence, il a le temps de lui adresser des paroles affectueuses sur ce malheur inattendu. Les premières insinuations ténébreuses de son père le troublent; mais lorsqu'il a entendu son accusation et la terrible sentence, reprenant toute sa tranquillité, il répond par un discours d'une éloquence admirable et rempli du courage de l'innocence. »Vois-tu ce ciel »et cette terre? dit-il: ils ne contiennent point, »quoi que tu puisses dire, d'homme plus vertueux »que moi.« C'est-là où Racine a puisé l'idée de ce vers tant vanté:

Le jour n'est pas plus pur que le fond de mon cœur.

Ensuite, après avoir montré toute l'invraisemblance de l'accusation, il finit par les serments les plus solennels. Dans le reste de la scène, Hippolyte montre un mélange extrêmement touchant d'une fierté inflexible et d'un attendrissement profond, pas autant sur son malheur que sur la persécution que subit l'innocence dans sa personne. D'abord il paraît vouloir irriter son père, il lui dit; »Mon »père, ta conduite m'étonne; car si tu étais le fils »et que je fusse le père, je t'aurais tué et non pas

»puni par l'exil, si tu avais osé attenter à mon »épouse.« Bientôt il revient à le prier de différer, pour que le temps éclaircisse le fait, et de consulter les devins. Tenté de rétorquer l'accusation contre la femme coupable, il s'écrie: »O Dieux! n'ouvrirai-je donc pas la bouche, quand vous me perdez, vous que je révère? Mais non: je n'obéirais »pas aux lois consacrées; je romprais témérairement les serments que j'ai faits.« Il invoque les témoins muets, les murs du palais; il s'adresse à l'ombre de sa mère: il n'a pas honte de pleurer d'être tant méconnu. Mais quand le père ordonne à ses serviteurs de le chasser de force, il déclare qu'ils ne s'approcheront de lui qu'aux dépens de leur vie. Enfin il dit un adieu pathétique à sa patrie, en invoquand sa déesse chérie, et en priant ses compagnons de le suivre jusqu'à la frontière dans sa fuite douloureuse.

Les anciens avaient plus que nous un sentiment religieux de la vie. Ils s'arrêtaient à ses époques décisives, soit heureuses, soit malheureuses, en jetant un regard contemplatif sur le passé et l'avenir; ils célébraient ces époques avec une certaine solennité. De plus, ils ne confondaient jamais l'héroïsme avec l'insensibilité; ils croyaient qu'à côté de la magnanimité, il restait encore assez d'espace pour la douleur. Comment veut-on que l'injuste condamnation de l'Hippolyte de Racine touche les spectateurs, puisqu'il n'en est pas ému lui-même? La malédiction de son père devrait lui faire dresser les cheveux sur la tête; il devrait avant tout le conjurer de la rétracter: au lieu de cela, il ne paraît y faire aucune attention; il répond avec assez de sang-froid sur l'accusation de Phèdre; on dirait qu'il ne croit guère en Neptune. La seule partie du dialogue où il y ait du mouvement est la suivante.

HIPPOLYTE.
Quel temps à mon exil, quel lieu prescrivez-vous?
THÉSÉE.
Fusses-tu par-delà les colonnes d'Alcide,
Je me croirais encor trop voisin d'un perfide.
HIPPOLYTE.
Chargé du crime affreux dont vous me soupçonnez,
Quels amis me plaindront quand vous m'abandonnez?
THÉSÉE.
Va chercher des amis dont l'estime funeste
Honore l'adultère, applaudisse à l'inceste;
Des traîtres, des ingrats, sans honneur et sans loi,
Dignes de protéger un méchant tel que toi.

Ces vers sont d'une rare beauté; mais les idées sont prises d'Euripide. Enfin, Hippolyte part d'une manière tout-à-fait humiliante et désavantageuse, sans repliquer un mot à la menace de Thésée de le faire chasser honteusement, comme s'il avait peur qu'elle ne fût exécutée.

Je conçois cependant pourquoi l'Hippolyte moderne est si apathique sur la sentence de son exil: c'est qu'il a un projet en tête, fondé sur cet exil même. Il veut engager Aricie à fuir avec lui et à l'épouser; il veut lui susciter de puissants protecteurs chez l'étranger, et, qui sait? faire la guerre à son père en faveur des prétentions d'Aricie au trône d'Athènes. Le passage suivant peut à peine s'expliquer autrement:

> De puissants défenseurs prendront notre querelle;
> Argos nous tend les bras, et Sparte nous appelle:
> À nos amis communs portons nos justes cris;
> Ne souffrons pas que Phèdre, assemblant nos débris,
> Du trône paternel nous chasse l'un et l'autre,
> Et promette à son fils ma dépouille et la vôtre.

Certes l'Hippolyte d'Euripide, quoique plus réfractaire dans ses propos, n'aurait jamais conçu une pensée pareille. Mais donnons à ces mots l'interprétation la plus ménagée; supposons que ce n'est qu'après la mort de son père qu'Hippolyte veut réclamer l'héritage d'Aricie et le sien: en tout cas, quand même la scène entre lui et Thésée aurait produit quelque attendrissement, on est parfaitement tranquille sur Hippolyte, puisqu'il a si bien pris son parti de sa disgrâce.

> L'occasion est belle, il la faut embrasser,

dit-il; en effet il est exilé, mais il ne sera plus gêné dans son mariage. Chez Euripide, la terrible catastrophe est annoncée sans qu'on ait revu Hippolyte depuis ses touchants adieux; ce qui rend l'effet beaucoup plus frappant.

Le récit de Théramène peut être considéré comme une traduction libre ou une imitation du grec. Le mérite principal du poëte moderne consiste dans la beauté des vers et de la diction, et j'ai prévenu d'avance que je ne m'occuperai point de cette partie que je laisse aux critiques français.

Je ferai observer seulement que les ornements poétiques sont beaucoup plus prodigués dans le morceau de Racine, que dans l'original. Il y a une grande différence entre une narration exacte, circonstanciée, et par là même pittoresque, conçue dans un style noble, mais simple, qui est supposé le langage naturel des personnages tragiques, et un récit pompeux, surchargé d'exagérations déclamatoires. Celui d'Euripide est du premier genre: il n'y a rien de trop. Tout tend à faire voir comment est arrivé ce malheur inévitable. D'ailleurs ce n'est qu'un simple esclave qui fait son rapport à Thésée; et celui-ci, croyant toujours son fils coupable, n'a donné aucun signe de résipiscence à la première nouvelle. Le récit de Racine figurerait bien dans un poëme épique; mais il sort de la ligne dramatique. Il est déplacé dans la bouche de Théramène, que la perte de son ami ne devait pas rendre si éloquent vis-à-vis d'un père déjà attendri sur le sort de son fils, et confus de l'avoir injustement condamné. La malheureuse Aricie vient encore refroidir ce récit comme tout le reste. Hippolyte, dans ses dernières paroles, est beaucoup plus occupé d'elle que de son père, et du souhait que son innocence soit reconnue par lui; et un appendice de la narration nous apprend qu'Aricie est tombée évanouie sur le corps de son amant. Voilà bien de quoi s'attendrir au moment où l'on est pénétré des funestes et irrévocables destinées de l'innocence et de la vertu! Le poëte, il est vrai, ne pouvait pas éviter de faire mention d'Aricie dans cette circonstance, mais c'est une nouvelle preuve de l'inconvénient qu'il y avait à placer ce faible rôle entre des intérêts supérieurs.

Dans Racine, on ne revoit plus Hippolyte: dans Euripide, il est rapporté mourant sur la scène; et puisque sa piété, sa tendresse filiale et sa magnanimité se montrent alors au grand jour, je me réserve de parler de ce morceau, le plus beau, le plus pathétique de toute la tragédie, lorsque je comparerai le but et l'impression générale des deux compositions.

Il nous reste encore à examiner le caractère de Thésée, celui de tous que Racine a le plus maltraité. Pour que la situation où il se trouve ne nuisît pas à la dignité d'un héros aussi fameux, pour que la passion criminelle de Phèdre, ses efforts pour séduire Hippolyte, et l'attentat supposé de celui-ci fussent sentis dans toute leur horreur, il fallait peindre Thésée respectable comme époux et comme père, et ne pas laisser effacer ces sacrés caractères par ses propres vices. Racine a fait tout le contraire. Dès la première scène Théramène se permet une conjecture injurieuse sur la cause de son absence:

Qui sait même, qui sait si le roi votre père
Veut que de son absence on sache le mystère?
Et si, lorsqu'avec vous nous tremblons pour ses jours,
Tranquille, et nous cachant de nouvelles amours,
Ce héros n'attend point qu'une amante abusée....

Hippolyte, après avoir interrompu son ami par un prétendu respect pour son père, n'en revient pas moins à blâmer sur ce même point la conduite de Thésée :

> Mais quand tu récitais des faits moins glorieux,
> Sa foi partout offerte, et reçue en cent lieux ;
> Hélène à ses parents dans Sparte dérobée ;
> Salamine témoin des pleurs de Péribée ;
> Tant d'autres dont les noms lui sont même échappés,
> Trop crédules esprits que sa flamme a trompés !
> Ariane aux rochers contant ses injustices ;
> Phèdre enlevée enfin sous de meilleurs auspices......

Ce catalogue de femmes séduites et abandonnées ne finit pas; cependant Hippolyte y a prudemment omis sa propre mère. Il moralise fort bien; mais il pouvait se proposer une conduite sage, sans rappeler les écarts de son père, sur lesquels sa naissance même devait l'engager à jeter un voile. Cependant Théramène manque encore beaucoup plus à toutes les convenances dans sa réponse. Il exhorte son élève à se livrer à un penchant que celui-ci croit devoir combattre par respect pour son père :

> Ah seigneur! si votre heure est une fois marquée,
> Le ciel de nos raisons ne sait point s'informer.
> Thésée ouvre vos yeux en voulant les fermer ;
> Et sa haine, irritant une flamme rebelle,
> Prête à son ennemie une grâce nouvelle.
> Enfin, d'un chaste amour pourquoi vous effrayer ?
> S'il a quelque douceur, n'osez-vous l'essayer ?

On voit que cette cour est en train de devenir galante, puisque les gouverneurs y prêchent aux jeunes princes le fatalisme amoureux.

En croirez-vous toujours un farouche scrupule?
Craint-on de s'égarer sur les traces d'Hercule?

Théramène ne pouvait point citer d'exemple plus malheureusement choisi, pour autoriser un amour timide et délicat. *Les traces d'Hercule* en ce genre pourraient mener loin: ce héros débuta par les cinquante filles de Thespius; fut, en habits de femme, esclave d'Omphale; mit une ville à feu et à sang pour enlever Iole, et finit par être victime de la jalousie fondée de Déjanire.

Quels courages Vénus n'a-t-elle pas domptés?
Vous-même, où seriez-vous, vous qui la combattez,
Si toujours Antiope à ses lois opposée,
D'une pudique ardeur n'eût brûlé pour Thésée?

Ces vers avaient peut-être pour but de compléter la liste des amours de Thésée; mais tout cet argument est ridicule, et surtout cette tournure: *Vous-même, où seriez-vous?* me paraît digne de Pradon.

Ismène parle de l'absence de Thésée dans le même sens que Théramène:

On dit que, ravisseur d'une amante nouvelle,
Les flots ont englouti cet époux infidèle.

Phèdre ne l'épargne pas davantage:

Oui, prince, je languis, je brûle pour Thésée:
Je l'aime, non point tel que l'ont vu les enfers,
Volage adorateur de mille objets divers,
Qui va du dieu des morts déshonorer la couche....

Un homme qui a commis tant d'infidélités, doit avec raison craindre des représailles dans le mariage. Si l'on croit justifier Racine en disant qu'il n'a fait autre chose en cela que suivre la mythologie, je réponds que, même chez les Grecs où la mythologie tenait à la religion, le droit n'a jamais été contesté aux poëtes dramatiques de l'altérer, à plus forte raison d'en voiler quelques parties et de les soustraire à l'attention des spectateurs. Que nous fait ici la vie précédente de Thésée? Nous l'oublierons facilement si la maladresse du poëte ne nous y ramène pas, et nous jugerons le héros tel qu'il se montre dans la pièce. Sans se prévaloir de la morale du siècle héroïque, peu sévère à cet égard, Euripide a soigneusement écarté toute allusion aux amours de Thésée, excepté celle qu'il ne pouvait pas éviter, en faisant mention de la naissance illégitime d'Hippolyte.

Dans les deux pièces Thésée est d'abord absent; mais dans le grec, la cause en est digne et simple : c'est un voyage saint, entrepris pour consulter un oracle, ou pour célébrer une fête dans un temple étranger. Racine fait du premier législateur d'Athènes un roi vagabond qui court le monde sans que personne sache où il est; on le soupçonne même, telle est sa réputation, d'être à la poursuite d'une intrigue amoureuse. Ce soupçon n'est pas injuste, car Thésée en revenant avoue qu'il a voulu aider un ami à enlever la femme d'un autre roi, qu'il a échoué et failli périr dans cette entreprise :

Je n'avais qu'un ami. Son imprudente flamme
Du tyran de l'Épire allait ravir la femme.

Je servais à regret ses desseins amoureux,
Mais le sort irrité nous aveuglait tous deux.
Le tyran m'a surpris sans défense et sans armes.
J'ai vu Pirithoüs, triste objet de mes larmes,
Livré par ce barbare à des monstres cruels
Qu'il nourrissait du sang des malheureux mortels.
Moi-même il m'enferma dans des cavernes sombres,
Lieux profonds et voisins de l'empire des ombres.
Les Dieux, après six mois, enfin m'ont regardé:
J'ai su tromper les yeux par qui j'étais gardé.
D'un perfide ennemi j'ai purgé la nature:
À ses monstres lui-même a servi de pâture.

Il se peut que le roi d'Epire ait été un tyran; mais dans le fait rapporté, le droit était tout à fait de son côté. Pirithoüs et son ami n'eurent que ce qu'ils avaient mérité, et pour cette fois les chevaux carnivores furent bien employés. Il est curieux de voir un aventurier usurper le langage d'un champion de la justice; mais il y a encore plus de niaiserie que de jactance au fond de ce récit magnifique.

Le tyran m'a surpris sans défense et sans armes.

Ne savait-il pas que dans de pareilles entreprises il faut être sur ses gardes?

Moi-même il m'enferma dans des cavernes sombres,
Lieux profonds et voisins de l'empire des ombres.

Si le compagnon d'Hercule a encouru cette disgrâce par sa propre faute, qu'est-ce qui l'engage à en faire l'aveu devant son fils? En général ce motif de l'absence de Thésée est très-mal imaginé L'autorité de la mythologie n'excuse rien; il faut que le poëte fasse un choix judicieux entre les

traditions fabuleuses; car souvent même elles se contredisent. La croyance des Athéniens, qui rendaient des honneurs divins à Thésee comme à leur héros tutélaire, était sans doute très-différente de celle que rapporte Virgile dans sa description des tourments de l'enfer:

— — — — Sedet æternumque sedebit
Infelix Theseus.

J'ai déjà observé l'inconvénient qu'entraîne le bruit de la mort de Thésée. Tout le monde était fort aise de cette nouvelle, tout le monde est consterné par son retour: il est le trouble-fête universel. Pour tout accueil Phèdre le quitte froidement après quelques phrases obscures; Hippolyte, au moment de l'arrivée de son père, lui demande la permission de partir de Trézène; OEnone s'explique enfin plus clairement par une dénonciation mensongère. Mais qui peut compatir à la confusion de Thésée? Il n'est que juste que celui qui a quitté sa famille pour mettre le désordre dans celle d'autrui, à son retour trouve chez lui le même désordre.

Combien l'arrivée du roi dans Euripide est plus digne! Il vient la tête couronnée de feuilles, costume de ceux qui faisaient un voyage saint. Ce signe de fête qu'il jette loin de lui quand il apprend la funeste nouvelle, forme un beau contraste avec la consternation qu'il trouve répandue dans son palais. Son inquiétude avant de savoir ce qui est arrivé, sa désolation en apprenant la mort de Phèdre, et à l'aspect douloureux de son corps inanimé, le font connaître comme le plus tendre des pères et des époux. Ses lamentations sont les simples accents de la nature, sans éloquence recherchée, et d'autant plus touchants. »Ce »sont les ténèbres, dit-il, les ténèbres souterraines »que je veux habiter désormais. Je veux me plon»ger dans l'ombre de la mort, malheureux que je »suis, privé de ta douce intimité.« Et ensuite: »Ma maison est déserte, mes enfants sont orphelins. »Tu m'as quitté, tu m'as quitté, ô la plus chérie »des femmes, et la meilleure qu'aient vue le soleil »et l'astre qui éclaire la nuit!« Il aperçoit enfin la lettre attachée à la main de Phèdre, il suppose qu'elle contient la prière de rester veuf en faveur de ses enfants. »Sois tranquille, infortunée! s'é»crie-t-il: jamais aucune femme n'entrera dans la »maison et le lit nuptial de Thésée.« Y a-t-il rien de plus touchant que cette tendre sollicitude qui sanctionne d'avance les dernières volontés d'une épouse, à l'instant même où celle-ci l'a trompé par une horrible calomnie contre son beau-fils?

Comparons la conduite des deux Thésées à l'égard de la condamnation d'Hippolyte. La présomption contre celui-ci est en effet extrêmement forte dans Euripide. Phèdre s'est tuée de désespoir, une lettre de sa main accuse son beau-fils d'être la cause de son suicide. Thésée ne saurait imaginer quel motif elle pouvait avoir pour inventer en mourant un affreux mensonge, puisque sa mort même parait attester la pureté de ses sentiments. Cependant il est coupable de précipitation en refusant d'attendre les éclaircissements du temps. Mais le Thésée de Racine agit absolument comme un insensé. Phèdre est en vie; elle emploie une personne subalterne pour accuser Hippolyte, et Thésée ne l'oblige pas à s'expliquer elle-même. Quand son fils, connu autrefois pour vertueux, proteste de son innocence, il ne confronte pas l'accusatrice avec l'accusé, ce qui aurait infailliblement révélé la vérité par le trouble de la femme coupable. Hippolyte assure qu'il aime Aricie, et Thésée n'examine point si cet aveu est sincère. Phèdre vient demander la grâce de son beau-fils, et, au lieu de l'écouter, il court au temple de Neptune, presser l'accomplissement de sa malédiction. L'épée d'Hippolyte laissée entre les mains de Phèdre, invention que Racine a empruntée de Sénèque, ne fournit qu'une faible excuse d'un aveuglement aussi inconcevable.

Le Thésée d'Euripide, puisqu'il revoit son fils mourant, a quelques moyens de réparation, en lui montrant son profond repentir et toute l'étendue de son désespoir. Le Thésée de Racine n'a que des paroles infructueuses qui, d'ailleurs, sont trop froides pour réconcilier le moins du monde les spectateurs avec lui.

Nous avons vu par l'examen précédent que le poëte moderne a altéré les caractères principaux; qu'il les a dégradés non-seulement dans leur valeur morale, mais qu'il a même affaibli l'énergie et la grandeur qui est compatible avec le crime, et surtout, qu'il les a dépouillés de cette beauté idéale qui fait le charme des chefs-d'œuvre antiques, et semble nous introduire au milieu d'une race de mortels plus noble et presque divine. Voyons maintenant quel rapport existe entre les deux pièces pour le but et l'impression générale.

Racine est extrêmement satisfait de la moralité de cette tragédie. »Ce que je puis assurer »dit-il, c'est que je n'en ai point faite où la vertu »soit plus mise en jour que dans celle-ci. Les »moindres fautes y sont sévèrement punies; la seule »pensée du crime y est regardée avec autant d'hor»reur que le crime même; les faiblesses de l'amour »y passent pour de vraies faiblesses; les passions »n'y sont présentées aux yeux que pour montrer »tout le désordre dont elles sont cause; et le vice »y est peint partout avec des couleurs qui en font »connaître et haïr la difformité.« Cette dernière assertion n'est aucunement fondée, au contraire Racine a rendu sa Phèdre aussi séduisante qu'il a pu. Dans la déclaration de son amour, il a voilé par la délicatessa des formes ce que cette démarche a de contraire à la pudeur; il a émoussé le reproche d'une atroce calomnie en le partageant artificieusement entre la confidente qui ne s'en charge que par dévouement, et la maîtresse qui ne fait que consentir sans agir elle-même. Dans Euripide le crime est beaucoup plus franc dans ses démarches, aussi bien dans la médiation de la nourrice auprès d'Hippolyte, que dans l'accusation de Phèdre. Ce que Racine vante en premier lieu, c'est ce qu'on appelle communément la justice poétique, chose triviale et très-facile à établir dans une tragédie où tout se passe au gré du poëte. Cette doctrine que toujours les méchants sont punis, et les bons récompensés dans cette vie, est absolument erronée; mais fût-il possible de la persuader aux hommes par des fictions dramatiques, elle serait plutôt nuisible qu'utile à la vraie morale. Car la morale douce de l'amour, c'est-à-dire de la bienveillance universelle, aussi bien que la morale austère du devoir, reprouve tous les motifs intéressés. L'homme vertueux, ce n'est pas celui qui fait le bien parce qu'il espère en recueillir des avantages pour lui, mais qui le fait, quoique menacé de la souffrance, de la persécution, et peut-être d'une mort cruelle. Les punitions et les récompenses terrestres ne servent qu'à dominer des êtres dont le sens moral est encore engourdi, ou en d'autres mots, chez qui la voix de la conscience ne se fait pas entendre; elles peuvent fonder des habitudes qui ressemblent extérieurement à la vertu, mais qui n'ont rien de commun avec son essence. Nous voyons souvent le méchant prospérer pendant une longue carrière: inaccessible aux remords, indifférent à l'estime des hommes, ne sentant aucun besoin des jouissances que les sentiments nobles peuvent seuls donner, il arrive au terme sans avoir éprouvé le moindre revers. Si, toutefois, l'on voulait soutenir que l'ordre des choses amène des punitions et des récompenses dans cette vie, il faudrait bien se contenter d'une réaction tardive du sort, de cette peine *au pied boiteux*, *qui quitte rare-*

ment le scélérat qu'elle poursuit. Si l'on fait cette concession, le principe de la justice poétique n'en sera pas plus admissible dans le système dramatique français, dont les règles exigent une stricte observation des vraisemblances, et restreignent en même temps l'action d'une tragédie à la durée d'un seul jour. Je demande donc, si ce n'est pas choquer toutes les vraisemblances, que de nous représenter les actions humaines les plus importantes, punies et récompensées dans un si court espace de temps?

Mais admettons pour un moment le principe, réduisons la poésie à jouer le rôle de la justice criminelle. Pour qu'elle le joue bien, il faut du moins que les peines soient proportionnées aux délits, et que les bons ne soient pas enveloppés dans la même catastrophe avec les méchants. Examinons à cet égard la pièce de Racine. Phèdre, par son indulgence pour sa passion criminelle et par son consentement à une calomnie atroce, a sans doute mérité sa mort violente et désespérée; OEnone de même. Thésée a mérité la perte d'un fils vertueux, par la précipitation qui lui fait oublier tous les devoirs d'un juge équitable. Mais Hippolyte, l'innocent, le vertueux Hippolyte, qu'a-t-il commis de si grave qui doive lui attirer une mort prématurée dans les tourments les plus affreux? »J'ai cru, dit Racine, lui devoir donner quelque »faiblesse qui le rendrait un peu coupable envers »son père, sans pourtant lui rien ôter de cette »grandeur d'ame avec laquelle il épargne l'honneur

»de Phèdre et se laisse opprimer sans l'accuser. »J'appelle faiblesse la passion qu'il ressent malgré »lui pour Aricie, qui est la fille et la sœur des »ennemis mortels de son père.« Mais le sentiment est involontaire; Hippolyte ne cède au sien que lorsqu'il croit son père mort; et quand il propose à Aricie de fuir avec lui et de l'épouser, Thésée a en effet renoncé, par le bannissement perpétuel de son fils, à l'autorité paternelle qu'il pouvait avoir sur son mariage. Et Aricie, parce qu'elle répond à un sentiment honorable et se soustrait à l'oppression injuste de Thésée, a-t-elle mérité d'être punie par la perte de ce qu'elle a de plus cher sur la terre?

Les innocents sont donc punis aussi sévèrement que les coupables. Ce n'est pas tout. Ces derniers sont entraînés dans l'abîme, non pas par leurs mauvaises actions, mais par leurs bons mouvements. OEnone se tue pénétrée de repentir d'avoir contribué à perdre sa maîtresse, et de douleur de s'être attiré son exécration: moins dévouée, elle pouvait très-probablement se sauver. Phèdre, avec une conscience plus endurcie et des sentiments plus haineux contre celui qui l'avait dédaignée, pouvait survivre à Hippolyte, dont la mort écarte tout danger que la vérité ne soit révélée, et paraît sanctionner la sentence de Thésée par la vengeance céleste: elle pouvait continuer de jouir de l'affection de son époux et d'une réputation intacte. Hippolyte même, si dans sa défense il ne s'était pas abstenu, par délicatesse, d'accuser directement sa belle-mère, pouvait peut-être ébranler son père, et lui donner le temps de s'éclaircir. Que dis je! s'il s'était laissé séduire par Phèdre, une liaison si contraire à la nature pouvait vraisemblablement rester cachée à tous les yeux, et l'on en aperçoit la punition au plus dans un lointain très-vague. En général, pour éviter les malheurs de ce monde, le froid calcul et la prudence mènent beaucoup plus loin que la stricte vertu.

Convenons que la morale de la pièce que Racine croit si rigoureuse, examinée selon le principe qu'il pose lui-même, est au moins fort équivoque. Je le répète, la soi-disant justice poétique n'est point du tout essentielle à une bonne tragédie, quoiqu'elle puisse y être observée accidentellement. Ce n'est pas que la poésie ne doive agir toujours de concert avec la morale, mais c'est un lien bien moins grossier qui l'unit à celle-ci, c'est d'une manière bien plus sublime qu'elle doit épurer les sentiments des hommes. Je ne blâmerai pas la pièce de Phèdre parce que le vertueux y périt avec le criminel; mais comme cela est un spectacle très-douloureux, je m'attends à des dédommagements qui rétablissent l'equilibre dans l'ame. Voyons si ces dédommagements s'y trouvent en effet, et si l'on peut quitter cette tragédie avec la satisfaction que doit produire l'impression générale d'un ouvrage de l'art quelconque, même du genre le plus sérieux et le plus austère.

Ceci me conduit à des réflexions générales sur le but et la nature de la tragédie: question souvent traitée, le plus souvent mal résolue, et qui à la vérité n'est pas si facile à résoudre. Il y a de quoi s'étonner que nous, êtres naturellement compatissants, entourés des malheurs réels de la vie qui nous touchent, et auxquels nous ne pouvons pas remédier, nous voulions encore nous contrister par la représentation de maux imaginaires. Répondra-t-on que nous y trouvons plaisir par la comparaison de notre état tranquille avec les bouleversements causés par les passions, comme on regarde du rivage une tempête sur mer avec le sentiment de la sécurité? Cette comparaison si connue de Lucrèce:

Suave, mari magno turbantibus æquora ventis, etc.

s'applique fort bien, comme Lucrèce l'a voulu, à un philosophe qui, croyant être parvenu à cette conviction stable qui accompagne l'évidence, contemple avec tranquillité les agitations du doute et de l'erreur; mais elle ne convient nullement au spectateur sensible d'une tragédie. Celui-ci, s'il s'intéresse fortement aux personnages tragiques, ne fera point de retour sur lui-même, ou s'il ne s'oublie pas, c'est un signe qu'il s'y intéresse peu, et que la tragédie manque son effet. Dira-t-on que c'est le besoin de nous tirer de l'engourdissement de la vie habituelle par des émotions vives, quelles qu'elles soient, qui a produit l'art tragique? Je conviens que ce besoin existe; il a donné naissance aux combats d'animaux, spectacle favori chez plusieurs nations: les Romains ont même poussé ce goût jusqu'à voir avec plaisir des hommes se battre à outrance entre eux ou avec des bêtes féroces; mais ces hommes, c'étaient des criminels ou des esclaves auxquels on n'accordait pas les droits de l'humanité. Et nous qui sommes moins endurcis qu'eux, nous, portés à des plaisirs plus délicats, tout en n'admettant sur la scène tragique que des caractères exaltés, voudrions-nous que ces demi-dieux, ces héros descendissent dans l'arène sanglante de la tragédie, comme de vils gladiateurs, uniquement pour ébranler nos nerfs par leurs souffrances? Non, ce n'est pas le spectacle de la souffrance qui fait l'attrait d'une tragédie, ni des jeux du cirque, ni même des combats d'animaux; car dans ces derniers on voit se déployer l'agilité, la force et le courage, enfin des qualités qui ont déjà de l'analogie avec les facultés intellectuelles et morales de l'homme. Je crois que ce qui, dans une belle tragédie, fait ressortir une certaine satisfaction du fond de notre sympathie avec les situations violentes et les peines représentées, c'est, ou le sentiment de la dignité de la nature humaine, éveillé dans nous par de grands modèles, ou la trace d'un ordre de choses surnaturel, imprimée et comme mystérieusement révélée dans la marche en apparence irrégulière des événements, ou la réunion de ces deux causes.

La force et la résistance donnent l'une la mesure de l'autre. C'est le besoin qui fait déployer toutes les ressources. Dans les grands malheurs une ame noble et énergique découvre au fond d'elle-même et met en œuvre ce dépôt de senti-

An den Dichter des Ramayana.

Heil Valmikis, dem Waldſänger,
der zum Wipfel der Poeſie
Nachtigallgleich ſich aufſchwingend
immer „Ramas, o Ramas!“ girrt.

ments invincibles que le ciel paraît y avoir placés pour ces occasions là; elle découvre alors qu'en dépit des bornes d'une existence passagère, elle touche à l'infini. Les coups de la douleur, en frappant cette ame courageusement concentrée dans elle-même, en font jaillir l'étincelle divine. C'est pourquoi la tragédie, celui de tous les genres qui aspire le plus à l'idéal dans les caractères, est et doit être remplie de situations difficiles, de collisions compliquées entre le devoir et la passion, ou entre différentes passions, ou entre différents devoirs; de revers imprévus, de terribles catastrophes. Sénèque dit qu'un grand homme luttant contre l'adversité est un spectacle digne des dieux, et si cette sentence paraît dure au premier abord, plusieurs tragédies antiques peuvent nous en faire saisir le véritable sens. La poésie tragique peut s'écarter de ces sublimes modèles de deux manières: tantôt, en peignant superficiellement la douleur par une froide déclamation et non pas par ses accents naturels, en ne lui laissant porter que des atteintes légères et qui ne pénètrent pas jusqu'au centre de l'existence, en étouffant sa première expression par un héroïsme prodigué, qui dès-lors ne terrasse plus qu'un ennemi chimérique; tantôt, en tâchant de produire un attendrissement efféminé, qui amollit l'ame au lieu de lui donner une trempe plus forte. Le premier défaut est souvent celui de Corneille, presque toujours celui d'Alfieri: les plus anciens exemples du second se trouvent dans Euripide; Métastase en est rempli; en général, les poëtes modernes y sont fort sujets par la pente universelle de leur siècle.

Mais la partie de l'art tragique dans laquelle les modernes ont le plus péché, parce qu'ils n'avaient point d'idées claires et fixes sur la nature et le but de la tragédie, c'est la tendance générale qui doit se manifester dans l'ensemble. On a cherché les marques distinctives de ce genre dans des circonstances absolument accidentelles, comme le dénoûment malheureux ou la dignité royale des personnages. La définition la plus reçue est qu'une tragédie est la représentation sérieuse, et dialoguée dans un style élevé, d'une action une, complète et capable d'inspirer la terreur et la pitié. On croit l'action complète quand on trouve à la fin de la pièce un point de repos souvent assez précaire pour l'imagination ou le sentiment. Quant à l'unité d'action, ce terme est très-vague. L'action tragique se compose nécessairement d'une multitude d'actions partielles; on peut donc la resserrer ou l'étendre à volonté: car une série d'actions occasionnées les unes par les autres, quelque prolongée qu'elle soit, pourra toujours être rassemblée sous un seul point de vue, et désignée par un seul nom. Mais sans insister davantage là-dessus, je ferai observer qu'un personnage dramatique n'agit pas seulement, mais qu'il éprouve à son tour l'influence des actions d'autrui, lesquelles ne dépendent pas de lui; sous ce point de vue, on peut considérer ce qui se passe dans une tragédie comme une suite d'événements, tout aussi bien que comme une suite d'actions. En un mot, la scène tragique nous présente, non-seulement les caractères humains, mais encore les destinées humaines. Et qu'est-ce qui réglera ces destinées dans la fiction du poëte tragique? Veut-on que ce soit le hasard, c'est-à-dire qu'il n'y ait aucune règle quelconque? Je vois bien qu'une quantité de tragédies sont faites ainsi: on serait fort embarrassé d'y découvrir une tendance inhérente à la nature de la chose même, et un autre but que celui de produire à l'aventure des émotions souvent discordantes entre elles. Mais je crois que la marche des événements doit se lier à une pensée; que c'est là ce qui constitue la véritable unité d'une tragédie. Ce n'est point une théorie faite en l'air; je me fonde sur l'exemple des Grecs, dont les tragédies représentent généralement une pensée unique bien clairement énoncée, et tellement dominante qu'elle est, pour ainsi dire, l'ame et le génie de tout le genre.

Ce principe invisible, cette pensée fondamentale et motrice dans la tragédie grecque, c'est la fatalité. Elle était comprise dans la croyance religieuse des anciens; on pouvait s'attendre à des faveurs ou à des hostilités de la part des dieux, suivant qu'on se les était rendus propices ou contraires: mais ces êtres finis, quoique puissants, n'étaient pas les souverains arbitres du sort des humains; ils obéissaient eux-mêmes à une destinée aussi inévitable qu'inconcevable, et n'étaient souvent que les aveugles ministres de ses décrets. Cette doctrine peu consolante, puisqu'elle ne fournit à l'homme vertueux aucune assurance qu'il soit placé sous la protection spéciale de la divinité, peut jeter dans un abattement total les caractères pusillanimes: mais elle donne un nouveau ressort aux ames fortes, en les obligeant à se replier sur elles-mêmes, et à ne plus compter que sur leurs propres moyens; elle leur inspire la ferme résolution de supporter le mieux qu'il sera possible ce qui est sans remède, et d'opposer au coup fatal une conscience pure et un courage inflexible. C'est à l'influence de cette doctrine qu'il faut attribuer le génie éminemment tragique des poëtes grecs à l'époque où la raison sociale étant parvenue à sa maturité, les opinions religieuses étaient encore en pleine vigueur.

Les Romains, avec des institutions plus sévères et une morale plus stoïque, n'ont cependant jamais montré un génie original dans la tragédie. L'on pourrait croire que cela vient uniquement de ce que le développement de leur littérature ne coïncide pas avec l'intégrité des mœurs républicaines. Cependant leurs plus anciens poëtes, qui ne faisaient que traduire des pièces grecques, vivaient du temps des guerres puniques. Il y a une raison plus profonde à donner de ce manque d'une tragédie vraiment nationale chez les Romains: c'est qu'ils avaient transporté le tragique dans l'histoire du monde. Arbitres du sort des peuples, ils y jouaient le rôle de cette fatalité destructive qui préside aux tragédies grecques; ils avaient vu crouler tous les empires, et enfin leur propre liberté, par la même pente fatale. Les rois enchaînés et menés en triomphe, les frappaient bien plus immédiatement par le spectacle des terribles vicissitudes humaines, que ne pouvait faire la catastrophe d'une tragédie. Blasés sur les merveilles de la fable tragique des Grecs, ils voulurent renchérir sur leurs modèles, et tombèrent dans des déclamations ampoulées.

La fatalité est directement opposée à notre croyance religieuse; le christianisme lui a substitué l'idée de la providence. Il pourrait donc être mis en doute si un poëte chrétien, en voulant faire passer dans ses ouvrages la manière de voir qui est en rapport avec sa religion, ne se trouverait pas dans l'impossibilité de composer une véritable tragédie, et si la poésie tragique, création de l'homme abandonné à ses propres forces, ne disparait pas, comme les autres fantômes nocturnes d'une imagination superstitieuse, devant l'aurore de la révélation. Il faudrait répondre par l'affirmative, si la religion nous enseignait que la providence fait constamment prospérer les bons et punit toujours les méchants dans cette vie. Mais les voies de la providence sont impénétrables, il n'y a qu'une piété inspirée qui puisse en saisir les traces: tout ce que nous savons, c'est qu'une félicité éternelle dédommagera l'homme religieux de ses souffrances terrestres; que, dans le grand combat entre le bien et le mal qui se renouvelle sans cesse dans ce monde, le bien doit triompher finalement, et que tout doit aboutir à la gloire de Dieu. Un tel ordre de choses admet donc une infinité de situations où l'héroïsme religieux, quoique modifié autrement que celui de la simple vertu naturelle, peut se déployer dans toute sa force; il admet les événements les plus pathétiques, bien que leur ensemble fasse entrevoir, comme dans une sphère plus élevée, une pensée consolante.

Le système tragique des Grecs est fondé sur un développement de la morale, presque entièrement indépendant de la religion. La dignité de l'homme y est maintenue comme en dépit de l'ordre surnaturel des choses: la liberté morale dispute à la fatale nécessité, qui est supposée gouverner le monde, un sanctuaire intime dans l'ame; et quand la nature humaine est trop faible pour remporter dans ce combat une complète victoire, on lui ménage du moins une honorable retraite. L'idée de la providence n'est devenue une opinion populaire que depuis l'introduction du christianisme; mais les anciens les plus éclairés en ont eu des lueurs, comme de plusieurs autres vérités révélées. La terreur domine dans les tragédies d'Eschyle, et la fatalité y plane au-dessus des mortels dans tout son sinistre éclat. Cependant Agamemnon, les Choéphores et les Euménides, ces trois pièces d'Eschyle qui composent une *trilogie* (c'est-à-dire une suite de tragédies destinées à être réunies dans la représentation), quoique, considérées isolément, elles soient tout à fait conformes au système de la fatalité, prises ensemble, laissent apercevoir quelque chose qui ressemble à la providence. Dans la première pièce, Agamemnon est immolé par Clytemnestre: c'est une vengeance du sacrifice d'Iphigénie, lequel, à son tour, lui avait été imposé parce qu'il avait involontairement offensé Diane. Dans la seconde, Oreste venge son père en assassinant sa mère. Cette suite de vengeances, en même temps justes et criminelles, pourrait se prolonger à l'infini, si, dans la troisième pièce, la sagesse divine, sous la forme de Minerve, n'y mettait pas un terme et ne rétablissait l'équilibre moral, en faisant absoudre, par un tribunal, Oreste, après qu'il eut expié sa révolte contre la nature par la longue persécution des Furies. Dans Prométhée enchaîné, nous voyons un être divin, le bienfaiteur du genre humain, opprimé par la tyrannie du sort: mais il est probable que la seconde tragédie d'Eschyle sur ce sujet, Prométhée délivré, servait à adoucir un peu l'impression terrible que laisse la première.

Dans les différentes pièces de Sophocle, il se trouve des gradations encore plus remarquables à l'égard de la rigueur avec laquelle la fatalité y règne. Sa tragédie d'OEdipe Roi semble écrite exprès pour inculquer ce dogme, pour faire connaître la nature de la fatalité par l'exemple le plus complet et le plus frappant. Un homme est destiné à commettre les crimes les plus atroces:

toutes les précautions que prennent ses parents dès sa naissance, celles qu'il prend ensuite lui-même, ne servent qu'à amener l'accomplissement des oracles. La même fatalité l'entraîne enfin à la découverte de ces crimes longtemps ignorés: du haut d'une vie glorieuse et pure en apparence, il est plongé sans ressource dans l'opprobre et dans un affreux désespoir. Mais dans OEdipe à Colone, nous voyons ce même homme, un vieillard aveugle, pauvre, banni, errant sur la terre, trouver enfin un lieu de repos, où il est délivré de cette malédiction céleste qui a si longtemps pesé sur sa tête: nous le voyons dans ses derniers moments exerçant l'autorité paternelle contre un fils dénaturé, entouré de la tendresse de ses filles, protégé et honoré par un illustre héros, enfin sanctifié par une mort miraculeuse et solennelle; et la tombe de celui dont on détournait avec horreur le regard pendant sa vie, devient une bénédiction pour le pays qui la conserve. Les dieux qui ont choisi cet innocent pour offrir un exemple de l'aveuglement des mortels, lui doivent et lui accordent cette réparation d'honneur à la face du monde. C'est encore la fatalité: mais elle a déposé son aspect terrible pour se montrer douce et équitable; c'est la fatalité déguisée en providence. En général, Sophocle, quoique ses ouvrages respirent la grandeur, la grâce et la simplicité antiques, est peut-être de tous les poëtes grecs celui dont les sentiments ont le plus d'analogie avec l'esprit de notre religion.

Dans Euripide, on peut distinctement apercevoir un double personnage: le poëte, dont les productions étaient consacrées à une solennité religieuse et qui, étant sous la protection de la religion, devait la respecter à son tour; d'autre part le sophiste à prétentions philosophiques, qui, au milieu des merveilles fabuleuses, liées à la religion, dans lesquelles il devait puiser les sujets de ses pièces, tâchait de glisser ses doutes et ses opinions d'esprit fort. Dans ce temps, la poésie tragique, soit par le relâchement des mœurs, soit par l'influence des doctrines philosophiques, commençait à s'altérer. Euripide a souvent des scènes qui s'approchent beaucoup du drame bourgeois, ou même de la haute comédie: il fait entrer dans son tableau de la vie héroïque la morale de la vie sociale de ses contemporains; il préfère assez souvent l'attendrissement efféminé au pathétique mâle; il court après les effets brillants et sacrifie le tout à la partie. Avec tous ces défauts, c'est un poëte d'une admirable facilité et d'un génie éminemment aimable et séduisant.

Comme les modernes, en vertu de leur religion, ont une manière de voir les rapports moraux et la destinée de l'homme, très-opposée à celle des anciens, il n'est pas étonnant qu'en voulant imiter la tragédie antique ils se soient plus attachés aux formes qu'à la base sur laquelle repose tout ce superbe édifice. Nous ne remarquons dans Euripide que de la vacillation: mais les modernes souvent manquent décidément de tendance générale:

ils naviguent sans boussole sur la vaste mer des combinaisons tragiques possibles. Quand ils ont traité des sujets mythologiques, ces fictions nous ayant été transmises, modifiées par les poëtes anciens dans le sens de la fatalité, celle-ci s'est introduite quelquefois dans leurs compositions, sans qu'ils en aient eu l'intention, peut-être même à leur insu. D'autres fois, quelque idée de compensation, ou même de providence, paraît dans leurs ouvrages; mais isolément, à la surface, et sans qu'elle soit identifiée avec le tout. Mais le plus souvent, lorsqu'ils ont rencontré une fiction ou un fait historique quelconque qui paraît leur offrir des situations pathétiques et une catastrophe frappante, et qu'ils sont parvenus à l'arranger dans le cadre usité des cinq actes, en observant l'unité de temps, de lieu, et les autres convenances théâtrales, ils croient avoir rempli leur tâche, sans se soucier d'un but ultérieur.

Les idées chrétiennes peuvent cependant fournir à la tragédie une base aussi sublime et bien plus consolante que celle que les anciens tiraient de leur religion. L'essai en a été fait : les poëtes espagnols ont composé beaucoup de pièces chrétiennes; Calderon surtout, dont l'inspiration était toute religieuse, a donné des chefs-d'œuvre dans ce genre, pour l'appréciation desquels, à la vérité, il faut entrer dans le système dramatique admis au théâtre espagnol. La tragédie chrétienne n'est pas étrangère non plus à la scène française. Sans parler de Polyeucte, d'Esther et d'Athalie, que leur

Die Herabkunft der Göttin Ganga.

Vorerinnerungen.

Unter der Ueberſchrift „Indiſche Dichtungen“ bin ich geſonnen, nach und nach eine Reihe von Darſtellungen aus der indiſchen Mythologie zu geben. Ueber dieſe fehlt es zwar nicht an Lehrbüchern. Aber theils ſind ſie nicht, wenigſtens nicht unmittelbar, aus den ächteſten Quellen geſchöpft; theils haben die Verfaßer ſich nicht damit begnügt, die Sache einfach vorzulegen, wie ſie iſt, ſondern ſie haben Fremdartiges eingemiſcht: unſtatthafte Vergleichungen mit der ägyptiſchen, griechiſchen und italiſchen Götterlehre; Muthmaßungen über den Urſprung, die allmäliche Entwickelung und den Zuſammenhang der indiſchen Mythen, welche für jezt noch viel zu voreilig ſind; endlich allegoriſche Deutungen, nämlich ſolche, zu denen die Befugniß nicht in dem Weſen der Fabeln ſelbſt liegt.

Aechte Quellen nenne ich die heiligen Bücher oder Veda's, die Geſetze des Manus, die beiden Heldengedichte von den Thaten des Ramas, und von dem Kriege der Geſchlechter Kuru und Pandu, auch in verſchiedenem Maße die

sujet rangé dans cette classe, je crois qu'Alzire peut mériter le titre d'une tragédie chrétienne. L'orgueil oppressif et la dureté de Gusman paraissent devoir aliéner du christianisme les esprits des Péruviens, et produisent cet effet sur Zamore; les malheurs que ces mêmes défauts attirent à Gusman, et qu'il considère comme un châtiment du ciel, lui font manifester dans ses derniers moments des sentiments généreux et charitables: ce miracle opéré par la religion convertit Zamore, et par son moyen sans doute tous ses adhérents. Voilà donc un enchaînement de causes et d'effets où même les imperfections humaines tournent finalement au service de la religion.

Je conçois un troisième système tragique, dont l'exemple a été donné par le seul Shakespeare; ce poëte à intentions profondes, qu'on a singulièrement méconnu en le prenant pour un génie sauvage, produisant aveuglément des ouvrages incohérents. J'appellerai Hamlet une tragédie philosophique ou, pour mieux dire, sceptique. Elle a été inspirée par une méditation profonde sur les destinées humaines, et elle l'inspire à son tour. L'ame ne pouvant acquiescer à aucune conviction, cherche vainement à sortir du labyrinthe par une autre issue que par l'idée du néant universel. La marche à dessein lente, embarrassée et quelquefois rétrograde de l'action, est l'emblème de l'hésitation intellectuelle qui est l'essence du poëme: c'est une réflexion non terminée et interminable sur le but de l'existence, une réflexion dont la mort tranche enfin le nœud gordien. Ce genre de tragique est peut-être le plus sombre de tous: car la nature humaine demande à s'appuyer fermement sur une persuasion quelconque; l'irrésolution de la raison lui répugne, et il faut que les ressorts moraux soient extrêmement relâchés, pour que l'homme puisse se complaire dans un scepticisme apathique sur les vérités qui devraient l'intéresser le plus. La tragédie de Lear a beaucoup d'analogie avec celle de Hamlet: elle est même plus forte dans le même genre. Ce qui est exprimé par toute cette composition n'est plus le doute, c'est le désespoir de pouvoir découvrir dans les voies de ce monde ténébreux le moindre vestige d'une idée consolante. Ce tableau gigantesque nous présente un bouleversement du monde moral, tel qu'il paraît menacer du retour du chaos; ce n'est pas une tragédie individuelle; elle embrasse le genre humain. Macbeth, au contraire, est écrit dans le système de la tragédie ancienne, malgré l'extrême disparité des formes. La fatalité y règne; nous y retrouvons même ces prédictions qui deviennent la cause de l'événement qu'elles annoncent, ces oracles perfides qui, tout en s'accomplissant à la lettre, trompent l'espérance de celui qui s'y est fié.

Après cette discussion épisodique, mais qui contribuera, j'espère, à rendre plus claires les observations que je vais faire, je rentre dans mon sujet. Dans la pièce d'Euripide que nous avons analysée, la partie de la fatalité est très-bien ordonnée. D'abord il assigne à des événements aussi extraordinaires une cause surnaturelle; la colère de Vénus en est le mobile, et pour preuve qu'aucune prévoyance humaine n'aurait pu les prévenir, la déesse les annonce dans le prologue. Ces prologues, qui instruisent le spectateur d'avance de ce qui va se passer sous ses yeux, et dont Euripide seul, parmi les tragiques grecs, a fait usage, sont fort contraires à notre goût: sans vouloir les justifier, je remarquerai seulement que la tragédie grecque ne connaissait guère l'intrigue, et qu'un poëte dramatique aurait tort de compter beaucoup sur l'attrait de la curiosité, puisque cet attrait est usé dès la première représentation. Du reste Euripide pouvait avoir besoin de ces prologues pour familiariser les spectateurs avec ses fictions, parce qu'il se permettait d'altérer la mythologie dans des points fort essentiels. Quoi qu'il en soit, Phèdre est reconnue pour être une victime de la haine fatale de Vénus, puisque cette déesse déclare elle-même qu'elle l'enflamme d'une passion criminelle, uniquement pour se venger d'Hippolyte. Phèdre ainsi devient plutôt l'objet de la pitié que de l'indignation des spectateurs. Racine l'a bien senti: il fait parler sa Phèdre plusieurs fois de la colère de Vénus contre elle et toute sa famille; mais comme cette colère n'est point expliquée, et que Phèdre pouvait bien la supposer dirigée contre elle, seulement pour son excuse, cela ne fait qu'une faible impression.

Quoique l'Hippolyte d'Euripide s'attire le courroux de Vénus jusqu'à un certain point par sa propre faute, c'est-à-dire parce qu'il néglige le culte extérieur de cette déesse, il y a néanmoins de la fatalité dans son malheur. Vénus est blessée aussi de son indifférence pour les plaisirs de l'amour, qui provient de ce qu'il y a de plus original et de plus intime dans le caractère d'Hippolyte: cette chaste pureté de l'ame qui le rend l'adorateur enthousiaste et le favori de Diane. Cependant la protection spéciale de cette dernière ne peut le sauver de sa perte; car, comme Diane le dit exprès, aucune divinité n'osait contrarier les vues d'une autre à l'égard d'un mortel. C'est donc par la rivalité nécessaire et éternelle entre ces deux déesses opposées, qu'Hippolyte périt. Il y a encore de la fatalité dans ces trois demandes accordées d'avance par Neptune à Thésée, sans doute avec l'intention de l'exaucer miraculeusement pour son propre bonheur. Voilà la seule influence surnaturelle que Racine ait conservée. Il pensait apparemment que la mythologie ancienne n'étant pas un objet de notre croyance, il fallait, en la traitant, mettre de l'économie dans l'usage du merveilleux. Mais un miracle isolé se concilie plus difficilement l'imagination, que tout un ordre de choses où les miracles sont habituels. Du reste le malheur d'Hippolyte dans la pièce française n'arrive assurément pas par la colère de Vénus, puisqu'il lui rend hommage par son amour pour Aricie. Aussi Racine a-t-il cru devoir le rendre un peu coupable envers son père par cette faiblesse, afin de ne pas choquer le sentiment par l'infortune d'un jeune héros parfaitement vertueux; intention manquée, comme je l'ai montré plus haut. Il dit: »Pour ce qui est du personnage d'Hippolyte, j'avais remarqué dans les anciens qu'on reprochait »à Euripide de l'avoir représenté comme un philosophe exempt de toute imperfection; ce qui »faisait que la mort de ce jeune prince causait »beaucoup plus d'indignation que de pitié.« Cette critique contre Euripide est tout à fait injuste. Il est vrai qu'il a doué Hippolyte de toutes les vertus morales; mais enfin il lui fait traiter Vénus avec dédain, et cela seul doit le perdre. Car, selon les anciens, il ne suffisait pas d'être vertueux pour plaire aux dieux: on leur supposait des passions humaines; il fallait donc mettre du soin à les flatter personnellement. C'est à cette doctrine religieuse que les censeurs devaient s'en prendre, et non pas au poëte.

Cependant dans les deux tragédies l'innocence périt également par un supplice affreux, comme foudroyée par la vengeance divine: chez Euripide, sous la domination de la fatalité; chez Racine, dans un ordre de choses où semblerait plutôt régner la providence, puisqu'il prétend y avoir établi de justes dispensations. Voyons quels adoucissements les deux poëtes ont mis à cette terrible catastrophe, pour apaiser la sensibilité révoltée du spectateur, et lui laisser, au lieu d'une impression pénible, un souvenir cher et attendrissant.

Voici la marche d'Euripide. Thésée croyant encore son fils coupable, raffermi même dans sa persuasion par la rapidité avec laquelle Neptune l'a exaucé, écoute le récit de son désastre avec une attitude ferme, quoique les entrailles d'un père commencent à s'émouvoir en lui. Il ordonne qu'on apporte devant ses yeux Hippolyte blessé à mort. Alors Diane paraît: elle appelle Thésée, elle lui révèle l'innocence, la piété de son fils et la trame à laquelle il a succombé; elle lui reproche, sans ménagement quelconque, le sort funeste et irréparable d'Hippolyte. Ses paroles, empreintes d'une majesté sévère, et qui, avec une brièveté admirable, rapprochent de notre imagination le tableau des événements passés, sont autant de coups de poignard pour Thésée: il est anéanti, il n'a que des exclamations de désespoir pour toute réponse. La déesse ajoute à la fin, comme excuse et consolation, que Vénus courroucée a voulu ce malheur, et a plongé Thésée dans un aveuglement involontaire. Sur ces entrefaites, Hippolyte est apporté par ses compagnons. Il faut se rappeler ici la construction des théâtres anciens, où le *proscenium* était fort large, de sorte que des acteurs, qui ne venaient pas du fond, mais d'un des côtés, étaient vus de loin, et avaient besoin de quelque temps pour arriver au milieu de la scène. Ce temps se passe en gémissements et en plaintes déchirantes, que l'excès de la douleur arrache à l'intrépide Hippolyte. Il supplie ses compagnons de le porter doucement, parce que chaque secousse renouvelle ses tourments: il demande une épée pour les finir; il invoque la mort. Lorsque le triste cortége est arrivé devant le palais, et que le brancard sur lequel on apporte Hippolyte est posé à terre, Diane s'approche de lui, et il se passe entre eux et Thésée une scène que je vais traduire en entier.

* * *

DIANE.

Ô malheureux! dans quelle calamité as-tu été enveloppé! La noblesse de ton ame t'a perdu.

HIPPOLYTE.

Ô souffle divin! quoique dans les douleurs, je t'ai senti et je suis soulagé. — Sachez que la déesse Diane est dans cette enceinte.

DIANE.

Oui, malheureux, la divinité la plus amie est près de toi.

HIPPOLYTE.

Vois-tu, ma souveraine, l'état déplorable où je suis?

DIANE.

Je le vois; mais les larmes sont interdites à mes yeux.

HIPPOLYTE.

Tu n'as plus ton chasseur, ton fidèle serviteur....

DIANE.

Hélas, non! tu péris bien cruellement.

HIPPOLYTE.

Ni le conducteur de tes coursiers, ni le gardien de tes images.

DIANE.

La perfide Vénus a ourdi cette trame.

HIPPOLYTE.

Ah! Je reconnais enfin la déesse qui m'anéantit.

DIANE.

Elle était blessée de tes dédains, et haïssait la sagesse.

HIPPOLYTE.

Je le comprends ; Vénus nous a perdu tous les trois.

DIANE.

Vous tous : toi, ton père et son épouse.

HIPPOLYTE.

Je gémis aussi sur l'infortune de mon père.

DIANE.

Il fut trompé par les desseins d'une divinité.

HIPPOLYTE.

Ô mon père, que tu es malheureux de cet événement !

THÉSÉE.

C'en est fait de moi, mon enfant, toute la joie de ma vie est détruite.

HIPPOLYTE.

Je pleure bien plus ton erreur que mon sort.

THÉSÉE.

Que ne puis-je mourir à ta place, mon enfant!

HIPPOLYTE.

O dons amers de ton père Neptune!

THÉSÉE.

Plût au ciel que je n'eusse jamais prononcé de tels vœux!

HIPPOLYTE.

Eh quoi? tu m'aurais peut-être tué toi-même dans ton courroux.

THÉSÉE.

Oui, les Dieux avaient égaré ma raison.

HIPPOLYTE.

Hélas! la race humaine est donc sous la malédiction des Dieux.

DIANE.

Calme-toi, car la colère de Vénus offensée, quoi qu'elle fasse, ne peut plus t'atteindre au sein des ténèbres souterraines; ta piété et tes sentiments vertueux te protègent. Je te vengerai sur elle de ma propre main, en frappant de cet arc infaillible le mortel qu'elle chérira le plus. Mais toi, infortuné, pour les peines que tu souffres, je t'accorderai les plus grands honneurs dans la ville de Trézène. Dans les siècles à venir, les jeunes filles avant leurs noces couperont leur chevelure en ton honneur, te vouant leur deuil profond et leurs larmes. L'accord mélodieux de voix virginales te célébrera toujours, et l'amour mémorable de Phèdre pour toi ne tombera jamais dans l'oubli. Mais toi, fils du vieillard Égée, prends ton fils dans tes bras, et serre le contre ton cœur: car tu l'as perdu involontairement; il est naturel que les hommes pèchent quand les Dieux les induisent en erreur. Et toi, Hippolyte, je t'exhorte à ne point détester ton père; car c'est ta destinée qui t'a fait périr. Reçois mon dernier salut. Il ne m'est pas permis de voir les morts, ni de souiller mon regard par des exhalaisons mortelles; et déjà je te vois approcher du moment fatal.

HIPPOLYTE.

Salut à toi aussi, vierge bienheureuse, et puisses-tu quitter sans peine notre longue intimité! Je fais ma paix avec mon père, puisque tu le veux; car de tout temps j'ai obéi à tes paroles. (*Diane s'éloigne.*) Ah! ah! déjà les ténèbres se répandent sur mes yeux. Prends-moi dans tes bras, mon père, et soutiens mes membres brisés.

THÉSÉE.

Hélas, mon enfant! quelle douleur tu me prépares!

HIPPOLYTE.

C'en est fait de moi; je vois les portes de l'enfer.

THÉSÉE.

Et tu laisses mon ame chargée d'un crime?

HIPPOLYTE.

Non assurément, puisque je t'acquitte de ce meurtre.

THÉSÉE.

Que dis-tu? tu me décharges du sang versé?

HIPPOLYTE.

J'en atteste Diane et son arc invincible.

übrigen Sagen (Purana's); dann die alten Denkmale der Bildnerei. Dieſe werden aber durch jene erſt recht verſtändlich, auch fehlt es noch ſehr an genauen und charakteriſtiſchen Abbildungen.

Die mündlichen Mittheilungen der jetztlebenden indiſchen Gelehrten und Prieſter, beſonders wenn ſie in europäiſchen Sprachen ſtattfinden, welche dem Ideenkreiße des Alt-Indiſchen ſo fremd ſind, müßen unvermeidlich manchen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt ſein. Alles kömmt dabei auf die Perſönlichkeit an. Wem iſt nicht das warnende Beiſpiel Wilfords bekannt? Aber auch die Gelehrſamkeit und Redlichkeit des Mittheilenden vorausgeſetzt, ſo kann dennoch der in Indien ſo vielfach verbreitete Sectengeiſt die Aechtheit der Mittheilungen verfälſchen, und den europäiſchen Lehrling auf Irrbahnen führen.

Man wird demnach wohl thun, denke ich, wenn man in das Alterthum eindringen, und die indiſche Mythologie in ihrer urſprünglichen Geſtalt kennen lernen will, ſich fürs erſte ausſchließend an die ſchriftlichen Denkmale, und zwar an die aus dem erzväterlichen Zeitraume zu halten, und von da zu den ſteinernen Denkmalen überzugehn.

Eine ächtere Quelle kann es nicht geben als die, aus welcher die folgende Darſtellung geſchöpft iſt. Die Verherrlichung des Flußes Ganges durch einen ihm zugeſchriebenen himmliſchen Urſprung habe ich genau mit allen Umſtänden dem Ramayana nacherzählt, wo der weiſe Visvamitras ſeinen jungen Freund Ramas von einer Begebenheit unterrichtet, die deſſen Ahnen zu hohem und wundervollem Ruhme gereicht. Das erſte Buch des Ramayana iſt voll von dergleichen koſmogoniſchen und theogoniſchen Epiſoden. Der Mahabharata, von welchem ich bisher nur noch einzelne

THÉSÉE.

Enfant chéri, que tu te montres généreux envers ton père!

HIPPOLYTE.

Adieu donc, mon père! mille fois adieu!

THÉSÉE.

Ah, que ton ame est bonne et pieuse!

HIPPOLYTE.

Prie les Dieux de t'accorder des fils tels que moi.

THÉSÉE.

Ne m'abandonne pas, mon enfant, fais encore quelque effort.

HIPPOLYTE.

Tous mes efforts sont finis; je me meurs, mon père. Voile à l'instant mon visage de ton manteau. (*Il meurt.*)

THÉSÉE.

Ô Athènes, illusre contrée de Pallas, de quel homme es-tu privée! Infortuné que je suis! ô Vénus, je me ressouviendrai éternellement de tes coups!

⁂

Telle est cette scène imparfaitement traduite et dépouillée du charme de la diction et de l'harmonie des vers. Je n'en connais point de plus touchante dans aucune tragédie ancienne ou moderne: tout y paraît simple et naturel; cependant l'art des contrastes y est admirablement employé. Nous voyons la majesté immortelle auprès de la jeunesse expirante, les déchirements du repentir auprès des émotions d'une ame pure. Diane montre pour les maux des humains toute la pitié qui est compatible avec son essence divine; mais il y a néanmoins dans ses paroles je ne sais quelle empreinte d'une sérénité céleste. À l'approche de la déesse tutélaire les douleurs d'Hippolyte s'apaisent: il se meurt; mais il ne souffre plus. Elle sanctifie par sa présence la dernière heure de son favori, et son départ annonce solennellement ce moment mystérieux qui nous attend tous, et dont personne ne sait se former une idée. Le jeune héros, en quittant une si belle vie, n'en regrette pas les jouissances terrestres: c'est le culte de Diane qui était son plus cher partage; c'est pour son père qu'il s'afflige. Quelle douceur, quelle noblesse, quelle piété filiale dans tout ce qu'il dit à Thésée! Il faudra bien convenir ici que les anciens ont quelquefois deviné les sentiments chrétiens; c'est-à-dire, ce qu'il y a de plus aimant, de plus pur et de plus sublime dans l'ame. Enfin, et c'est l'essentiel pour l'impression totale que produit cette tragédie, la dure fatalité est adoucie autant qu'il était possible. Hippolyte mourant est entouré de toutes les consolations imaginables: son père, repentant et désespéré, lui montre une tendresse sans bornes; une déesse le soulage, le plaint et lui promet les honneurs immortels d'un héros; image aussi vivante de la félicité éternelle obtenue en échange d'une existence passagère, que la religion des anciens pouvait l'admettre.

Qu'est-ce que Racine a mis à la place de tant de beautés? Rien, absolument rien. Dans sa pièce, Hippolyte meurt sans savoir si son innocence sera jamais reconnue, sans revoir même Aricie, et plein d'inquiétude sur le sort de son amante. Phèdre, en mourant, lui fait réparation d'honneur; Thésée se repent de son injustice: mais tout cela est tardif, et en outre faiblement énoncé. Il est vrai, le poëte ne nous rend pas témoins des souffrances d'Hippolyte et de sa mort, qui n'est mise qu'en récit; il nous affecte donc beaucoup moins fortement: mais le fond de la chose, c'est-à-dire l'affreux sort de l'innocence, reste le même. Les anciens avaient peut-être des nerfs moins délicats que nous, mais certainement une sensibilité plus vraie et plus naturelle: ils voulaient bien, dans les ouvrages de l'art, se livrer à la pénible sympathie pour la douleur physique, pourvu qu'il y eût une compensation morale. Je crains que les modernes qui ont traité les sujets tragiques tirés de l'antiquité, ne les aient rendus souvent plus choquants et plus atroces dans le fond, en même temps qu'ils en affaiblissaient l'effet et polissaient la surface.

Sans doute Racine, par égard pour les convenances théâtrales exigées de son temps, n'a pas osé introduire sur la scène un homme mourant de ses blessures; ce que pourtant, après lui, d'autres poëtes français se sont permis: beaucoup moins a-t-il osé faire paraître une déesse, de peur qu'un tel miracle visible ne devînt ridicule. Cela prouve seulement quel désavantage il y a pour le poëte à tirer son sujet d'un monde merveilleux, dont les fictions ont perdu leur vie et leur réalité pour les spectateurs actuels, à moins qu'ils ne veuillent l'y suivre de bonne volonté et avec une imagination docile. Dira-t-on, pour justifier Racine, qu'Hippolyte, dans toute la pièce, n'inspire qu'un intérêt médiocre, que tout est absorbé par l'intérêt pour Phèdre, et que la mort de celle-ci est la véritable catastrophe? Je ne crois pas que le sujet ait gagné à être retourné ainsi; mais, en tout cas, l'ayant pris dans ce sens, le pompeux récit de Théramène n'est plus qu'un hors-d'œuvre: au lieu de renchérir sur la mort horrible d'Hippolyte, il fallait en affaiblir l'impression; il valait peut-être mieux laisser son sort dans le vague. C'est trop peu dire, il n'y avait aucune nécessité de le faire mourir. Phèdre pouvait se tuer, persuadée que la malédiction de Thésée pousserait Hippolyte à sa perte: Thésée pouvait être éclairé à temps sur l'innocence de son fils; il pouvait révoquer ses vœux adressés à Neptune. Hippolyte pouvait revenir sur la scène, s'étant vu sauvé au moment où il croyait périr; il pouvait se réconcilier avec son père après la mort de la femme coupable. Aricie pouvait être unie à son amant, et on aurait vu l'amour vertueux récompensé, tandis que l'amour criminel eût été puni. Si la beauté principale de la pièce consiste dans le rôle de Phèdre, comme on en convient, cela n'aurait pu lui nuire aucunement. Après toutes les émotions causées par sa passion, le dénoûment aurait été plus satisfaisant, les impressions en général plus harmonieuses, et le but moral de l'auteur mieux rempli. Les anciens se sont permis des déviations de la mythologie établie, tout aussi grandes; et les droits d'un poëte moderne, à cet égard, sont encore plus étendus, parce que les traditions de la fable ne sont plus des articles de foi.

Je termine ici ma comparaison des deux pièces, et je laisse au lecteur à juger si l'assertion de M. de Laharpe est fondée, que *Racine a partout substitué les plus grandes beautés aux plus grands défauts*. Quels que soient les argumens que l'on veuille opposer au résultat de mon examen, je souhaite qu'il puisse mener à des pensées, fécondes pour l'art dramatique, sur le différent esprit de la tragédie grecque et de la tragédie française.

◆

LETTRE

AUX ÉDITEURS DE LA BIBLIOTHÈQUE
ITALIENNE À MILAN,

SUR LES CHEVAUX DE BRONZE

DE LA BASILIQUE DE ST. MARC À VENISE.

MESSIEURS,

Vous avez annoncé dans l'avant-propos de la Bibliothèque Italienne l'intention vraiment libérale d'insérer dans ce journal les objections qui vous seraient présentées contre les opinions énoncées par les auteurs des différents articles. Je prends donc la liberté de vous communiquer quelques observations concernant l'écrit de M. le comte Cicognara sur les fameux chevaux de bronze de la basilique de St. Marc, dont Venise se voit de nouveau embellie par les soins paternels de l'empereur d'Autriche. M. de Cicognara est d'avis que ces chevaux n'aient point été transportés de la Grèce à Rome, mais exécutés dans cette capitale même du temps de Néron. Cette opinion n'est pas neuve, elle a été développée par le commentateur des statues de Saint-Marc, Zanetti, quoique d'une manière moins positive. Il se peut qu'elle soit fondée, mais M. de Cicognara l'appuie sur des arguments qui ne sauraient être admis, et que cependant l'auteur de l'extrait dans le premier cahier de la Bibliothèque Italienne a laissé passer comme valables.

Les Grecs n'érigeaient point d'arcs de triomphe, dit M. de Cicognara, donc ils n'avaient point d'emploi pour des quadriges de bronze, tandis que les Romains surmontaient d'ordinaire les arcs de triomphe, si fréquents chez eux, de chars attelés de quatre chevaux de front, comme l'attestent les médailles.

Soit: les Grecs, tant que dura leur indépendance, n'érigèrent point d'arcs de triomphe à la gloire des vainqueurs, puisque l'usage du triomphe leur était étranger. Cependant ils bâtissaient sans doute de beaux portails aux places publiques et aux enceintes sacrées. Mais laissons de côté les arcs de triomphe; ne dirait-on pas, d'après le raisonnement de M. de Cicognara, que les quadriges eussent été affectés exclusivement à ce genre d'édifices? Il y avait des emplacements convenables pour ce magnifique ornement sur les temples et autres monuments publics. D'ailleurs un quadrige n'était pas nécessairement l'accessoire d'un édifice: il pouvait être placé tout simplement sur un piédestal comme une statue équestre; et je prouverai qu'on voyait en Grèce beaucoup de quadriges ainsi isolés.

Dans les temples grecs d'une certaine grandeur on ménageait souvent un plan horizontal derrière le sommet du fronton, pour y placer une statue. Une Victoire dorée brillait sur le faîte du temple de Jupiter à Olympie. En ce moment je ne me rappelle point d'exemple grec d'un quadrige placé de cette manière. Néanmoins l'existence de cet usage dans l'antiquité ne saurait être contestée.

Déjà Tarquin l'Ancien fit surmonter le temple de Jupiter Capitolin d'un quadrige en terre cuite. Tarquin, selon Tite-Live, était grec d'origine, et sans entrer ici dans la question de savoir si son père, le corinthien Damaratus, a été le premier à introduire les arts du dessin en Etrurie, il faut admettre, je pense, que les Etrusques ont eu des communications actives avec la Sicile et la Grande Grèce, et que leurs artistes, employés par Tarquin, auront imité les Grecs dans cet ornement comme dans beaucoup d'autres choses. *)

---

*) Des recherches plus approfondies m'ont convaincu que toute cette histoire est apocryphe, et qu'elle doit son origine à la vanité de quelque auteur grec. (Voir les *Annales littéraires de Heidelberg*. 1816, No. 48.) Tarquin qui portait le nom de sa ville natale, fut élu roi de Rome, en 617 avant J. C. étant déjà d'un age-mûr. Cela fait remonter l'arrivée de Damaratus en Etrurie vers le milieu du septième siecle avant notre ère. Or à cette époque les beaux-arts étaient à peine ébauchés en Grèce; et l'on peut raisonnablement douter laquelle des deux nations, étrusque ou grecque, était le plus en mesure de devenir l'institutrice de l'autre. Selon Pline, Damaratus aurait amené avec lui deux artistes habiles dans la plastique, qu'il nomme Euchir et Eugrammus, c'est à dire Bonnemain et Bondessein. On voit d'abord que ce sont des noms inventés à plaisir. Je ne nie point que les Etrusques n'aient adopté plusieurs usages grecs. Entre autres l'introduction de la mythologie héroïque des Grecs, prouvée aussi bien par des ouvrages de l'art que par des témoignages positifs, est un fait des plus curieux. Mais dans les beaux-

Stücke kenne, iſt es ohne Zweifel ebenfalls. Aus dieſen beiden Werken allein würde ſich ſchon eine reichhaltige Folge indiſcher Mythen zuſammenſtellen laßen.

Die Mythologie iſt ihrem Weſen nach Poeſie, und ein dichteriſcher Vortrag iſt alſo dabei ganz an ſeiner Stelle. Zugleich werden die Leſer auf dieſe Weiſe den Geiſt des alten indiſchen Epos kennen lernen, der mit dem Charakter ihrer Mythologie in der innigſten Wechſelbeziehung ſteht.

Sir William Jones hat Gegenſtände der indiſchen Mythologie lyriſch beſungen. Aber hiebei wird die Bekanntſchaft damit ſchon vorausgeſetzt, da die Gattung nicht viel mehr als flüchtige Anſpielungen in raſchen Uebergängen erlaubt. Die Geſtalten der indiſchen Götterwelt erſcheinen in dieſen Hymnen unter allſeitiger Beleuchtung, mit der ganzen Fülle ihres bunten Schmuckes ausgeſtattet, und vielleicht in einem allzu blendenden Lichte.

Die einfache und ruhig entfaltende epiſche Darſtellungsweiſe ſchien mir am beſten für die Belehrung geeignet. Ich habe es den Leſern dabei ſo leicht als möglich zu machen, und ihnen alle mühſelige Arbeit des Gedächtniſſes zu erſparen geſucht. Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit bei dem erſten Eintritt in das Labyrinth der indiſchen Mythologie verurſacht die Vielnamigkeit der Götter, welche noch viel weiter geht als bei den Griechen. Dieſe Namen ſind ſämmtlich bedeutſam, und haben den Vorzug vor manchen griechiſchen, daß ſie aus der Sprache ſelbſt ſich mit Zuverläßigkeit erklären, und den Kundigen ſogleich verſtändlich ſind. Sie erinnern an die theogoniſchen Verwandtſchaften, an Eigenſchaften, Attribute, Thaten der Gottheiten; und ein Unterricht über die indiſche Götterlehre ließe ſich bequem an die Deutung der Namen knüpfen, wie ſie zum Beiſpiel im Amara-

Le célèbre quadrige conduit par le Soleil, que Lysippe avait fait pour les Rhodiens, couronnait probablement la cime du temple de cette divinité. On ne saurait le supposer placé dans l'intérieur; et quel emplacement plus digne de ce char lumineux que celui où il semblait, pour ainsi dire, planer dans les airs?

Le tombeau de Mausole se terminait par une pyramide qui, se rétrécissant de gradin en gradin, laissait en haut un espace quarré, où se trouvait un quadrige de marbre, ouvrage de Pythis. Le massif de cette pyramide pouvait facilement porter le poids énorme de quatre chevaux de pierre, peut-être de grandeur colossale; mais sur les temples on aura préféré les chars de bronze à cause de leur légèreté.

L'art de jeter des chevaux en bronze fut cultivé en Grèce de très-bonne heure. Je puis citer deux chars de cette matière antérieurs au siècle de Périclès, c'est à dire, à cette époque décisive où les artistes grecs commencèrent à rivaliser entre eux de grandeur dans leurs conceptions, et les peuples de la Grèce de magnificence dans leurs projets d'embellissements sacrés et profanes.

---

arts les Etrusques ont maintenu longtemps un caractère original. Horace cite, parmi les objets de luxe très-recherchés par les riches, les figurines étrusques (*Tyrrhena sigilla*), quoique Rome abondât alors en chefs-d'œuvre grecs. Si ces figurines ressemblaient au Mars du Musée de Florence (Micali T. XXI.), je ne m'en étonne point.

Hérodote parle d'un quadrige de bronze, attelé de quatre juments, qui était placé à Athènes près de l'entrée des Propylées à gauche. Les Athéniens y avaient consacré la dîme de la rançon des prisonniers faits dans une guerre contre les Béotiens et les Chalcidéens. Cette guerre eut lieu dans la $68^{\text{ème}}$ Olympiade, ce qui nous donne à peu près la date de l'ouvrage.

Le char de Cléosthène, vainqueur aux jeux olympiques dans la $66^{\text{ème}}$ Olympiade, devait être du même temps, ou même un peu plus ancien. On y avait observé l'antique usage de mettre des inscriptions sur les statues mêmes: les noms des chevaux étaient gravés sur leurs flancs. Pausanias n'indique pas la matière dont ce quadrige était formé, mais puisqu'il était l'ouvrage d'Ageladas, maitre de Myron et de Polyclète, il aura été sans doute de bronze.

Veut-on des exemples de quadriges qui n'appartenaient à aucun édifice, et qu'on avait posés sur un simple piédestal? À en juger d'après les expressions d'Hérodote et de Pausanias, le char ci-dessus mentionné, placé à l'entrée des Propylées, était de ce nombre. Évidemment tous les chars des vainqueurs aux jeux olympiques et pythiques, ou d'autres personnes mémorables, placés dans l'Altis, c'est à dire le bois sacré de Jupiter à Olympie, et dans l'enceinte sacrée à Delphes, doivent être rangés dans cette classe. Dans la description de Pausanias je n'en compte pas moins de sept à Olympie, dont quatre de bronze, et deux à Delphes. Cependant Pausanias passe sous silence beaucoup d'objets, et ne parle que des ouvrages d'artistes renommés, ou de monuments qui lui donnaient lieu d'éclaircir quelque circonstance historique.

Ces faits prouvent déjà que les quadriges de bronze n'étaient rien moins que rares en Grèce. Mais en parcourant les notices que nous fournit Pline, on voit encore bien autre chose. Il ne cite pas moins de sept *statuaires* ou artistes qui travaillaient en bronze, tous célèbres pour la beauté de leurs biges et de leurs quadriges: à la tête de tous Calamis, contemporain de Phidias, ensuite Aristide, l'élève de Polyclète, Euphranor, Menogène, Lysippe, son fils Euthycrate, et Pyromaque. Tous ces artistes ont fleuri dans la grande époque de l'art, c'est-à-dire depuis la 80ème jusqu'à la 120ème Olympiade. Pline désigne en particulier quelques-uns de leurs ouvrages dans ce genre par les statues qui étaient placées sur les chars; mais la plupart du temps il en parle au pluriel: ils ont fait des biges et des quadriges. Il résulte de tout ceci que le nombre des ouvrages de cette espèce était extrêmement considérable en Grèce, en Sicile, dans toutes les contrées peuplées par des colonies grecques, et gouvernées ensuite par les successeurs d'Alexandre. Après la conquête, ces pays furent dépouillés par les Romains à plusieurs reprises; après Auguste, Néron enleva encore beaucoup de statues à la Grèce. Il est donc infiniment vraisemblable que parmi ces trophées on aura transporté à Rome aussi des quadriges de bronze.

Je passe à l'examen d'un autre argument. On remarque de fortes traces de dorure sur les chevaux de Venise, et les Grecs, dit M. de Cicognara, ne doraient pas leurs statues de bronze.

Quand même on voudrait admettre le fait, cet argument n'en serait pas plus concluant. Les Romains, par leur goût habituel pour la magnificence, ont pu faire dorer ces chevaux, après les avoir transportés dans leur capitale, quoiqu'ils ne l'eussent pas été dans leur emplacement primitif en Grèce.

M. de Cicognara semble blâmer la dorure comme une faute de goût. La sculpture, il est vrai, considérée dans son essence, ne doit pas fasciner les yeux par la variété des couleurs et l'éclat des matières précieuses. Elle doit se borner à l'imitation des belles formes, et pour les faire ressortir davantage, elle doit se servir de matières d'une teinte unie, et dont les reflets, en éblouissant, n'empêchent pas de bien discerner les contours. Mais l'art, même en Grèce, ne fut pas toujours pratiqué conformément à la théorie. Nous savons maintenant par les fragments découverts à Égine, que les Grecs ont d'abord commencé par peindre les vêtements, les armures, les yeux, et peut-être les lèvres de leurs statues, au moins dans cette ancienne école de l'art, désignée par le terme de *style éginéen*. Ensuite le grand Phidias se plut à composer des figures colossales, dont la chair était d'ivoire, la chevelure et la draperie d'or massif; dans les yeux l'artiste imita même la couleur de l'iris et de la prunelle par des pierres précieuses. Ce n'est que vers le temps de Praxitèle que la sculpture, dédaignant les ornements étrangers, osa se présenter dans la lice, nue et parée de sa seule beauté, pour lutter contre la nature. Mais il y eut toujours des exceptions à cette règle. L'assertion, que les Grecs n'ont jamais doré leurs statues, est si peu fondée, qu'on peut alléguer plusieurs exemples du contraire. Je viens de citer la Victoire de bronze doré sur le temple de Jupiter Olympien. Je suis porté à croire, que la simple dorure des bronzes était tellement commune en Grèce, que les auteurs qui en parlent, ne se donnent pas seulement la peine de les désigner autrement que comme des statues d'airain, parce qu'une pareille dorure ne rendait guère l'objet plus précieux. Il me semble que le terme *ἐπίχρυσος*, dont Pausanias se sert plusieurs fois, ne veut pas dire *doré*, comme nous l'entendons, mais *couvert de plaques minces d'or battu.* *) Cela est évident par un passage de Pausanias, où il parle d'une statue de Minerve de bronze doré, que les Athéniens avaient offerte en don à l'Apollon de Delphes, placée sur un palmier également de bronze. Pausanias vit la surface d'or endom-

---

*) C'est incontestablement dans ce sens qu'Hérodote emploie les termes *ἐπίχρυσος* et *ἐπάργυρος*, Lib. IX. c. 80.

magée en plusieurs endroits. On débitait à Delphes un récit miraculeux d'une nuée de corbeaux, qui étaient venus fondre sur cette statue, et l'avaient déchirée à coups de bec, comme pour annoncer un événement funeste. Mais Pausanias suppose que des voleurs auraient fait ce dégât. Or une simple dorure amalgamée par un procédé chimique avec la surface du bronze, ne pouvait être un appât suffisant pour engager des voleurs à une entreprise aussi périlleuse, surtout à Delphes, où il y avait tant de choses plus précieuses à voler: c'étaient donc des plaques d'or qui tentèrent leur avarice et qu'ils s'efforcèrent d'arracher. D'après cela je crois que la Victoire sur le temple de Jupiter à Olympie, et la statue de Phryné dans l'enceinte sacrée de Delphes, étaient également couvertes d'or, et non pas simplement dorées. Phryné, en offrant son portrait en don, voulut sans doute en même temps étaler sa beauté, les richesses acquises par ses charmes, et le talent de son amant; et Praxitèle dut en cette occasion complaire à sa maîtresse, soit par le choix de la matière, (car cet artiste ne travaillait que rarement en bronze, et moins heureusement qu'en marbre) soit par une parure étrangère à son art.

Néron fut blâmé pour avoir fait couvrir d'or une statue d'Alexandre adolescent de la main de Lysippe. On trouva que le charme de l'art était détruit par la magnificence: on enleva l'or, et Pline vit les cicatrices et les égratignures que cette opération avait laissées dans le bronze. Il n'aurait pas pu s'exprimer ainsi, ce me semble, sur une simple dorure, qui n'altère en rien les contours. Mais quoiqu'il en soit, il n'en est pas moins prouvé par les exemples cités, que les Grecs doraient quelquefois les statues de bronze, et même dans les plus beaux temps de l'art, puisque le portrait de Phryné était de Praxitèle, et que la statue de Minerve sur le palmier existait lors de l'expédition des Athéniens en Sicile.

Je ne vois pas ce qu'on pourrait objecter sous le rapport du goût à la dorure des bronzes, si ce n'est l'éclat métallique; car du reste la teinte de l'or est belle et unie, et de plus elle a l'avantage d'être inaltérable. Or le cuivre encore neuf est pareillement luisant, et d'une couleur rougeâtre beaucoup moins agréable. Cette teinte douce et foncée, cette belle patine, qui plaît dans les bronzes antiques et dans les bronzes modernes déjà vieillis, l'airain ne la prend que peu à peu par le contact de l'air, et quelquefois il la prend inégalement. Pline dit, qu'anciennement les statuaires grecs mêlaient souvent de l'argent et même de l'or avec le cuivre employé à fondre des statues. Ils le faisaient probablement pour rendre le métal plus fusible en lui conservant sa ductilité, peut-être aussi pour le garantir du verd de gris, et pour obtenir une plus belle teinte. Après une telle profusion de matières précieuses dans la composition du métal, on se sera sans doute épargné la dorure. Mais on pouvait avoir un motif particulier de l'employer pour les quadriges, puisqu'ils étaient souvent destinés à être vus à distance. *) Je conviens qu'on ne saurait guère regarder fixement, sans être ébloui, un quadrige doré sur le faîte d'un édifice sous un soleil ardent en plein midi. Je l'ai mille fois éprouvé en observant les chevaux de Venise à Paris sur l'arc de triomphe des Tuileries, où ils étaient exposés aux reflets croisés d'un grand char et de deux Victoires dorées. Mais cet inconvénient est racheté par l'effet magique que produit la dorure aux heures du lever et du coucher du soleil.

M. de Cicognara tire une autre induction des imperfections de la fonte, qu'il a remarquées sur les corps de ces chevaux, pour les attribuer au règne de Néron. Selon Pline l'art de jeter en bronze était totalement perdu à l'époque où il écrivait, ainsi cet art devait être sur son déclin dès la génération précédente. Observons cependant que l'art de jeter en bronze peut être facilement perdu faute de pratique, et facilement recouvré par l'exercice. Car l'habileté dans ce métier ne tient en rien au génie des beaux-arts, mais à une suite de procédés mécaniques qu'enseigne l'expérience. On a recommencé à jeter très-bien en bronze après le temps de Pline, comme le prouve la statue équestre de Marc-Aurèle. Je ne crois

---

*) Je ne serais pas étonné, que l'épithète *χρυσάρματος*, que Pindare donne si souvent aux divinités, eût été suggérée à l'imagination du poëte par la vue de ces chars réellement dorés.

pas, qu'on puisse fondre aucun ouvrage de bronze d'une grandeur considérable si parfaitement, qu'en sortant du moule il n'ait pas besoin d'être retouché çà et là. On n'a qu'à voir ce que dit à ce sujet Benvenuto Cellini, qui était pourtant un artiste expérimenté. Les chevaux en question sont de cuivre presque pur, qui entre moins facilement en fusion que lorsqu'il est mêlé d'étain ou de zink. Quelques creux restés dans le corps après le jet ne doivent donc pas surprendre. M. de Cicognara dit lui-même, que le jet des têtes et des jambes est parfait, ainsi cet ouvrage peut être considéré comme excellent, aussi sous le rapport de la fonte.

Enfin M. de Cicognara appuie sa thèse sur le caractère des chevaux de Venise, lequel, selon lui, ne ressemble pas au caractère des chevaux véritablement grecs: ils sont charnus et ont les formes arrondies, tandis que les derniers étaient secs et sveltes et avaient la croupe assez anguleuse, comme on le voit par les bas-reliefs du Parthénon. Mais ces bas-reliefs sont du temps de Phidias: on pourrait douter, si leurs formes ne tenaient pas autant aux principes sévères de l'art à cette époque, qu'à la nature des chevaux qu'on imitait. Par l'examen de ces mêmes médailles de Syracuse, que M. de Cicognara allègue en sa faveur, ce doute s'est transformé pour moi en certitude. À mesure que ces médailles portent les marques d'une plus haute antiquité, la maigreur des formes est plus exagérée; dans toutes celles qui n'ont pas encore l'oméga dans la légende

ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ, l'on peut compter sur des chevaux décharnés. J'ai vu une médaille de cette espèce, dont la tête de Proserpine tient encore de la roideur égyptienne: les deux chevaux du char avec leurs jambes longues et effilées ressemblent absolument à des mules affamées. En revanche les médailles syracusaines, dont le type annonce la perfection de l'art, nous montrent aussi des chevaux pleins de feu et en même temps mieux nourris. La collection de la Galerie de Florence possède un superbe exemplaire d'un grand médaillon de Syracuse, décrit par Eckhel, (*Doctrina numor. veter. P. 1. V. 1. p. 242 in fin. et 243.*) d'un admirable type, dont le relief fort saillant permet d'apercevoir parfaitement l'embonpoint des chevaux du quadrige. L'épaisseur et le port du cou, le volume du corps, la croupe arrondie, tout enfin est dans le genre de ceux de Venise, excepté que la médaille nous montre les chevaux lancés au gelop. On voit donc clairement, que la maigreur ne doit pas être attribuée à la nature imitée, mais au style de l'art qui, avant d'arriver à un dessin moelleux, caractérisait avec effort, et détaillait péniblement les ressorts du mouvement dans les corps organisés. En rapportant le médaillon, que je viens de décrire, aux derniers temps de l'indépendance de Syracuse, comme je pense qu'on doit le faire, il appartiendra toujours au siècle qui a suivi celui d'Alexandre le Grand: ainsi l'on ne saurait le récuser sous le rapport de l'originalité et de la pureté du style.

Koſcha, aber bei weitem nicht vollſtändig aufgezählt ſind. Der indiſchen Poeſie ſchaffen dieſe tönenden und prächtigen Beiwörter eine reiche Zierde: es wird unaufhörlich damit gewechſelt, aber nicht gerade immer mit beſonderer Beziehung auf die Stelle wo ſie vorkommen, ſondern nach Willkür. Für den Leſer, welchem die Bedeutung der Namen nicht bekannt und gegenwärtig iſt, bleiben ſie ein leerer Schall, und können, bis man ſie dem Gedächtniſſe mit Mühe eingeprägt hat, nur verwirrend wirken. Ich habe mich daher an die bekannteſten und gewöhnlichſten gehalten. Allgemeine Benennungen, z. B. die Namen der verſchiedenen Ordnungen übermenſchlicher Weſen, habe ich ſo viel möglich überſetzt, und mich dabei nicht geſcheut, dem klaſſiſchen Alterthume Ausdrücke abzuborgen. Denn wiewohl ich vor der Hand alle in's Einzelne gehenden, und auf den Beweis eines geſchichtlichen Zuſammenhanges abzielenden Vergleichungen ablehnen muß, ſo liegt doch die allgemeine Aehnlichkeit zwiſchen den Mythologien aller Zonen und Menſchengeſchlechter am Tage. Es iſt immer die ihrem Weſen nach unwandelbare, wiewohl in ihren Erſcheinungen vielgeſtaltige Natur, abgeſpiegelt in dem menſchlichen Geiſte, dem überall dieſelben Ahndungen, Bedürfniſſe und Strebungen eingeboren ſind, welche ſich auf einer gewiſſen Stufe der Entwickelung mehr oder weniger kräftig und ſchöpferiſch ausgeſprochen haben.

Was ich hier gebe, iſt keine Ueberſetzung, ſondern eine freie Nachbildung. Alle dichteriſchen Ueberſetzungen ſind nur unvollkommene Annäherungen. Die Annäherung kann durch die Unnachahmlichkeit und Unerreichbarkeit des Originals in eine ſo weite Ferne verwieſen werden, daß man dann wohl beßer thut, die Sache gar nicht zu unternehmen. Die indiſche Sprache ſcheint mir, ohne alle Rückſicht auf Gehalt

Les chevaux de la frise du Parthénon sont en effet secs, musculeux et d'une chair compacte: mais étant d'un relief très-peu saillant, nous ne pouvons pas juger de leur épaisseur comme s'ils étaient de ronde bosse. Xénophon, dans son livre sur l'équitation, veut qu'un bon cheval ait le portrail large, les épaules épaisses, les hanches larges et charnues, et que les jambes ne soient pas trop rapprochées. Il est vrai que les préceptes de Xénophon tendent à former des chevaux de guerre, et non pas des chevaux de course. Mais aussi dans les chevaux grecs destinés à la course de chars, l'on ne doit pas se figurer la maigreur efflanquée, la taille élancée et étroite des chevaux de course anglais. Un attelage de quatre chevaux de front, et la forme du stade qui exigeait des tours fréquents, devaient nécessairement rallentir la course, de sorte qu'on pouvait y employer des chevaux bien nourris et de proportions un peu fortes, comme en Hollande on fait courir au trot les chevaux frisons. Les artistes, en faisant des quadriges en l'honneur des vainqueurs aux jeux olympiques, auront sans doute pris pour modèles les coursiers victorieux. Or on voyait concourir à Olympie et dans les autres jeux de la Grèce, des chevaux venus de la Sicile, de Cyrène en Afrique, des îles, enfin d'Épire et de Macédoine; par conséquent les artistes étaient appelés à imiter des chevaux de races bien différentes.

Pour les chevaux de Venise, je ne pense pas même qu'il faille les considérer comme des chevaux de course. Ce sont des étalons, et c'étaient d'ordinaire des juments qu'on dressait à la course de chars. Sophocle, dans sa fameuse description des jeux pythiques, parle toujours des coursiers au féminin; Pindare de même, le peu de fois qu'il indique le sexe des chevaux. Hérodote aussi cite deux attelages de quatre juments qui avaient remporté trois prix successifs aux jeux olympiques. Je n'oserais pourtant pas faire de cela une règle générale: les noms des chevaux du char de Cléosthène sont masculins. Ce qui est plus important à remarquer, c'est que les chevaux de Venise marchent au pas et d'une allure fort calme. On voit sur les vases, les médailles et les pierres gravées une foule de quadriges dont les chevaux se dressent sur les pieds de derrière, comme pour s'élancer au galop. Les Grecs aimaient à faire caracoler les chevaux; on les dressait exprès à cela; ce n'est que dans cette attitude, dit Xénophon, qu'un cheval déploie toute sa beauté. En conséquence je présume que les chevaux de course étaient d'ordinaire figurés bondissant et partant au galop. Le bronze s'y prêtait d'autant plus facilement que le devant du corps n'avait pas besoin d'un support aussi lourd que dans le marbre.

D'après tout cela il parait que les chevaux de Venise ne doivent pas être pris pour des chevaux de course, mais plutôt pour des chevaux de parade, tels qu'on les employait dans les entrées solennelles et les pompes sacrées. Sous ce point de vue on ne saurait assurément blâmer leurs proportions comme trop lourdes.

L'auteur de l'extrait inséré dans la Bibliothèque Italienne traite d'ineptie la supposition de quelques antiquaires français qui ont pensé que les chevaux de Venise pourraient bien être de Lysippe. J'ignore par qui cette thèse a été soutenue, mais je suis fort éloigné d'y voir rien d'absurde. Ce serait une autre affaire, si l'on voulait attribuer cet ouvrage à Calamis: il n'est pas travaillé dans un goût assez austère pour cela.

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

Le style de Lysippe, au contraire, était animé, facile, élégant; ce beau génie brillait par la vérité de son imitation. Pour affirmer positivement que ces chevaux ne peuvent pas être de la main de Lysippe, ou sortis de son école, il faudrait posséder quelque ouvrage avéré de ce maître, et être à même de le comparer avec celui dont il s'agit. Mais nous ne pouvons nous former une idée des œuvres de Lysippe que par des données générales. Celles-ci au moins ne sont pas contraires à la supposition contestée, et les circonstances historiques lui sont extrêmement favorables. Tout le monde sait que les Venitiens ont trouvé ces chevaux à Constantinople dans l'Hippodrome, lors de la prise de cette ville en 1204. Une ancienne tradition, car il n'existe point de témoignage positif, porte que Constantin les y avait fait transporter de Rome. Du temps de cet empereur on ne savait plus rien faire de bon, on avait perdu le tact des beaux-arts, mais l'admiration des siècles passés pouvait encore diriger le choix parmi les ouvrages existants. Pense-t-on qu'un empereur absolu et qui n'était en rien gêné ni par les droits des villes, ni par le respect pour les propriétés sacrées des divinités payennes, n'aura pas pris ce qu'il y avait de meilleur en ce genre, pour embellir une des plus magnifiques places de sa nouvelle capitale? On sait que même la statue de Jupiter Olympien a été transportée à Constantinople. Un quadrige ordinaire et qui n'eût pas été l'ouvrage d'un maître renommé, n'aurait pas valu la peine d'être apporté de si loin. Rome n'avait encore subi les ravages d'aucune invasion; les conquérants républicains et ensuite les empereurs avaient à l'envi enrichi cette ville aux dépens de la Grèce. Les incendies peuvent avoir consumé quelque chose; mais il paraît que c'est précisément après le grand incendie que Néron envoya son commissaire Craton en Grèce pour enlever de nouveau les plus beaux ouvrages de l'art. Pline se plaint que dans son temps la foule des chefs-d'œuvre accumulés à Rome nuisait à leur juste appréciation. Ceux de Lysippe étaient particulièrement exposés à être transportés en Italie, parce qu'il avait beaucoup travaillé pour Alexandre le Grand; or la Macédoine, ayant été conquise par la force des armes, fut traitée avec moins de ménagement que beaucoup de villes de la Grèce, subjuguées graduellement sous le prétexte de l'alliance et de la protection. Aussi Quintus Metellus, surnommé le Macédonien, apporta-t-il à Rome les vingt-cinq statues équestres de Lysippe, érigées à la mémoire des cavaliers qui avaient péri au passage du Granique, tandis que Cajus Cassius, en dépouillant l'île de Rhodes, n'osa pas enlever aux Rhodiens le char du Soleil du même maître. Mais il y avait certainement à Rome d'autres quadriges de Lysippe, l'artiste le plus fécond et, après Calamis, le plus célèbre dans ce genre. Si le char doré du Soleil, posé par Auguste sur le temple d'Apollon Palatin, —

Auro Solis erat supra fastigia currus, —

n'était pas de la main de Lysippe, il aura été l'ouvrage de quelque autre artiste du premier rang, ainsi que les bœufs de bronze autour de l'autel, qui étaient de Myron.

Dire que les chevaux de Venise ont été travaillés à Rome du temps de Néron, c'est au fond une assertion très-hasardée, parce qu'elle énonce, sans témoignage quelconque, un fait positif et particulier. Je pense que cette notion, répandue parmi les antiquaires, doit son origine uniquement à une médaille de cet empereur, dont le revers porte un quadrige sur un arc de triomphe. On voit d'abord combien cet argument est faible et précaire. Sans doute, la médaille rappelle un arc de triomphe érigé avec son ornement habituel en l'honneur de Néron: mais s'ensuit-il que ce quadrige ait été jeté en bronze à Rome exprès pour cela, et que ce soit précisément le même que nous avons? Le commentateur des statues de St. Marc va jusqu'à citer comme un trait particulier de ressemblance les crinières coupées des chevaux. Mais cet usage, quoiqu'il ne remonte pas jusqu'au temps d'Homère, a été de bonne heure très-répandu chez les anciens: les chevaux de la frise du Parthénon ont également la crinière coupée et arrangée en crête, et cela se voit sans cesse dans les monuments antiques.

Quoiqu'il en soit, si l'opinion de M. de Cicognara est fondée, il n'en faudra pas moins attribuer les chevaux de Venise à quelque artiste grec établi à Rome. Je ferai ici une observation générale sur l'histoire des arts. C'est à tort, ce me semble, qu'on y parle d'ouvrages romains en opposition avec ceux des Grecs. Les Romains, à quelques exceptions près, n'ont jamais exercé les beaux-arts, ils n'en avaient pas le talent, ainsi qu'ils le reconnaissent eux-mêmes:

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo equidem, vivos ducent de marmore voltus.

Ils n'ont fait autre chose que dépouiller la Grece d'abord, ensuite faire travailler pour eux des artistes grecs ou formés à une école grecque. Ces artistes ne pouvaient plus s'élever aussi haut que ceux de la Grèce encore indépendante, parce que la sublime époque du génie créateur était passée dans les arts comme dans la poésie; parce que l'émulation et l'amour de la patrie ne les animaient plus; parce qu'à Rome ils n'avaient pas comme en Grèce le peuple le plus sensible au beau pour spectateur et juge; parce qu'enfin ils vivaient dans une situation subalterne. Cependant ils avaient toujours encore les grands modèles sous leurs yeux. Plus on leur accordait de considération, et plus ils se rapprochaient de l'ancienne perfection, ainsi qu'on le voit sous Adrien qui lui-même par ses mœurs et ses goûts appartenait presque à la Grèce. Il ne s'agit donc pas de distinguer les œuvres également originales de deux nations différentes, comme par exemple celles des Égyptiens et des Grecs, mais de distinguer les diverses époques de l'art chez une même nation: celle de l'originalité et celle de l'imitation bonne ou mauvaise. On peut diviser l'histoire des arts chez les Grecs en quatre époques: la première s'étend depuis la naissance des arts jusque vers le siècle de Periclès; la seconde depuis Phidias jusqu'à la 120$^{\text{ème}}$ Olympiade. Ensuite il y eut un long intervalle, et les beaux-arts ne recommencèrent à fleurir en Grèce que vers la 155$^{\text{ème}}$ Olympiade; voilà la troisième époque, fort estimable encore, selon Pline, mais inférieure à la précédente. Vient enfin l'époque des empereurs romains qui se prolonge jusqu'à la décadence des arts. La troisième époque et la premiere partie de la quatrième doivent avoir été par rapport à la seconde à peu près ce qu'est l'école des Carraches, comparée à celles de Raphaël et de ses contemporains. Il sera toujours bien difficile de distinguer, par le style seulement, les ouvrages faits en Grèce après la 155$^{\text{ème}}$ Olympiade, de ceux faits à Rome sous les premiers empereurs, à moins que quelque circonstance étrangère à l'art ne vienne à notre secours, comme par exemple à l'égard des bustes qui représentent des personnages historiques.

Il serait vraiment surprenant que de tant de chefs-d'œuvre des grands artistes grecs de la seconde époque, entassés dans l'ancienne Rome, dans ses environs, et dans les maisons de campagne des seigneurs romains, rien, absolument rien ne fût parvenu jusqu'à nos jours. Jadis on était trop porté à reconnaître quelque illustre original dans chaque morceau antique d'une certaine valeur; aujourd'hui, ce me semble, on donne dans l'excès contraire. Autrefois l'on avait admis tout bonnement que les colosses de Monte Cavallo étaient l'ouvrage, l'un de Phidias et l'autre de Praxitèle, c'est à dire de deux artistes qui n'étaient pas contemporains, et formaient contraste autant par leur goût et leur génie que par le genre qu'ils cultivaient de préférence. D'autre part le savant auteur du Musée Pio-Clémentin, l'abbé Visconti, conteste à ces figures héroïques l'honneur d'avoir été sculptées en Grèce; il pense qu'on n'aurait pas transporté des statues aussi colossales. Quel argument! comme si les Romains n'avaient pas embarqué des obélisques! D'ailleurs ces colosses sont de marbre de Thasos, et les blocs dont ils ont été formés, étaient nécessairement beaucoup plus lourds que les statues déjà terminées. Le style en est assurément assez grandiose, pour ne pas déshonorer le siècle d'Alexandre le Grand.

L'on a déjà rendu accessibles aux connaisseurs plusieurs productions originales, trouvées en Grèce, qui appartiennent aux deux premières époques de l'art, et auxquelles on peut assigner une date assez précise : les sculptures d'Athènes apportées à Londres par Lord Elgin, celles d'Égine et de Phigalie, découvertes nouvellement par une société de voyageurs. À mesure que ces découvertes se multiplieront, l'histoire de l'art pourra marcher avec plus d'assurance.

On sortirait de la circonspection que nous imposent nos connaissances imparfaites, en voulant attribuer le quadrige venitien précisément à tel ou tel maître ; cependant je me flatte d'avoir établi avec quelque probabilité que cette noble production, inappréciable parce qu'elle est l'unique de son espèce qui nous reste, pourrait bien provenir de quelque artiste distingué, contemporain d'Alexandre le Grand ou de ses premiers successeurs.

En soumettant ces réflexions à votre jugement, j'ai l'honneur d'être avec la considération la plus distinguée,

MESSIEURS,

Florence, en Mai 1816.

Votre très-humble et très-obéissant
serviteur
A. W. DE SCHLEGEL.

APPENDICE.

En même temps que moi, un Grec savant de Corcyre qui séjournait alors à Venise, M. Mustoxidi, avait été engagé par la même occasion à traiter le même sujet. Son mémoire fut publié un peu plus tard que ma lettre, au mois de Juin 1816, sous le titre:

> *Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di* Andrea Mustoxidi Corcirese. *Padova* 1816.

Je n'eus l'avantage de le lire qu'après mon retour à Milan, où l'auteur m'avait fait l'honneur de m'adresser un exemplaire. Quoiqu'ainsi nous n'eussions eu, ni l'un ni l'autre, aucune connaissance du travail d'un concurrent, nous nous trouvâmes être d'accord sur le point principal: je veux dire, le rejet de cette assertion, si souvent répétée sans preuve, que le quadrige en question aurait été fait à Rome du temps de Néron, et destiné d'abord à être placé sur un arc de triomphe que cet empereur s'était fait ériger.

Le comte de Cicognara qui, par son histoire de la sculpture au moyen age, s'était acquis une certaine réputation de connaisseur, voyant son programme attaqué de deux côtés, ne jugea pas à propos de répondre, et céda ainsi le champ de bataille à ses adversaires. À vrai dire, il n'était

und Form der Schriften, ein ſolches unerreichbares und unnachahmliches Original zu ſein. Sie geht in Wortbildungen, Fügungen und Stellungen noch viel weiter als die griechiſche über alles hinaus, was die deutſche Sprache zu leiſten vermag. Dazu kommt der unendliche Reichthum an wohllautenden und bedeutſamen Synonymen, bei Gegenſtänden, wo wir immer an denſelben Ausdruck gebunden ſind. Die Anmuth wird alſo auf jeden Fall verloren gehen: und was iſt eine dichteriſche Form ohne Anmuth anders, als der Buchſtabe eines Geſetzes, in welchem der Geiſt noch nicht durch freie Ausübung ſich offenbaren kann.

Wörtliche Ueberſetzungen, mit genauer Nachahmung der metriſchen Form, mochten und mögen für einzelne Proben zweckmäßig ſein, um den Leſern einigermaßen eine Vorſtellung von dem Tone des Originals zu geben, ſo wie man etwa ein Facſimile von einer Handſchrift in Kupfer ſtechen läßt. Für erzählende Gedichte von größerem Umfange würde ich aber dieſe Verfahrungsweiſe nicht empfehlen: ich beſorge, die indiſche Poeſie möchte dabei allzu ſehr in Nachtheil geſetzt werden. Dem Epos iſt ſeinem Weſen nach eine gewiſſe Wortfülle eigen: alles darin Erwähnte will in ſeiner Art geprieſen ſein, wozu auch immer Raum und Ruhe genug vorhanden iſt. Allein das indiſche Epos überſchreitet hierin bei weitem die griechiſche Mäßigung, ungefähr in demſelben Grade, wie die Vegetation Indiens üppiger iſt als die des ſüdlichen Europa. Indeſſen in einer ſo geflügelten und wohllautenden Sprache, die in ihren Wortbildungen unerſchöpflich mannichfaltig iſt, wo überdieß jeder Ausdruck eine örtliche Farbe an ſich trägt, und uns in entlegene Zonen, in ferne Zeitalter verſetzt, wird man dieſe unermüdlich wiederkehrenden Rhythmen niemals überdrüßig;

guère possible de réfuter les arguments que nous lui avions opposés. La controverse pourrait donc être regardée comme décidée une fois pour toutes, si l'on ne savait pas par une triste expérience que les vieilles erreurs, quelque bien qu'on les ait coulées à fond, après quelque temps ne laissent pas de surgir de nouveau.

Pour moi, je fus conduit à ma conclusion par des considérations générales puisées dans l'histoire de l'art, et je me bornais à revendiquer pour ce chef-d'œuvre sa véritable patrie et le beau siècle dont il porte le caractère. Je laissais donc passer sans examen deux autres suppositions gratuites: l'une, que le quadrige en question dans un temps quelconque eût existé à Rome; l'autre, que l'empereur Constantin l'aurait de là transporté à Byzance. M. Mustoxidi, ayant pris une autre marche, put arriver à des résultats plus positifs et plus spéciaux. Il compulsa les historiens byzantins: il n'en trouva pas moins de quatre dont le témoignage unanime porte que ces chevaux ont été amenés de l'île de Chios à Constantinople par ordre de Théodose II, dans la première moitié du cinquième siècle. Ils étaient placés à l'entrée de l'hippodrome sur la plate-forme construite au dessus des voûtes d'où les chars s'élançaient par des portes cochères dans le stade. Les princes et les magistrats qui présidaient aux jeux de course, siégeaient sur cette plate-forme, aux deux extrémités de laquelle, à ce qu'il paraît, les chevaux étaient rangés deux à deux, comme l'exigeait la symétrie. L'ornement était convenable, mais il eût été plus riche, s'il y avait eu deux quadriges complets. On serait tenté d'en conclure que les grands monuments de ce genre d'un bon travail étaient alors devenus déjà fort rares dans l'empire d'Orient: car, en dételant les chevaux et en les distribuant sur un assez long espace, on détruisit la beauté de l'ensemble, et détourna cet ouvrage de sa destination primitive. Quoiqu'il en soit, deux des auteurs cités, ayant écrit avant la prise de Constantinople par les Latins en 1204, les ont vus encore en place. Ce sont Papias, auteur d'une topographie de la capitale, composée vers le milieu du onzième siècle, et un anonyme qui a dédié son ouvrage à l'empereur Alexius Comnène, ce qui fixe son age sur les confins du siècle suivant. M. Mustoxidi remarque qu'ils n'ont pu être dans l'erreur, puisque tous les monuments publics à Constantinople portaient sur leur base des inscriptions qui en indiquaient le fondateur et la provenance. Les deux autres auteurs, Nicétas Acominatus et Codinus, ont écrit postérieurement à la catastrophe, le dernier même trois siècles plus tard; mais ils auront suivi sans doute des autorités plus anciennes.

Dans le sac de Constantinople, si funeste aux restes de l'antiquité, notre quadrige étant resté intact comme par miracle, échut en partage aux Venitiens. L'année suivante (1205.) Marino Zeno alors podestat de Byzance, le fit passer à Venise. Mais il parait que l'excellence du travail n'était pas encore suffisamment reconnue, puisque le Sénat permit au patron de la galère qui avait transporté ces chevaux, d'en garder pour lui un pied accidentellement cassé dans la traversée, lequel fut ensuite restauré par un ouvrier ordinaire.

À Venise ils furent d'abord placés devant l'arsenal où Pétrarque les vit en 1364, comme il résulte de la description animée et élégante qu'il en donne dans une de ses lettres:

> *Locus est, ubi quatuor illi aenei et aurati equi stant, antiqui operis, ac praeclari, quisquis ille fuerit, artificis, ex alto paene vivis adhinnientes et pedibus obstrepentes.*

Ce n'est donc qu'après cette époque, l'on ne sait pas au juste quand, qu'ils furent posés sur le grand portail de l'église de St. Marc. Là, ils sont restés jusqu'à ce que la rapacité de la France révolutionnaire se fût étendue même aux chefs-d'œuvre des arts. Bonaparte, dans son traité avec le pape, donna le premier l'exemple de cette barbarie, dont les alliés ont fait justice, en rendant à chaque pays ce qui lui appartenait, et en sanctionnant comme un principe de droit public européen que dans aucune guerre les objets de science et d'art, les bibliothèques, les collections d'histoire naturelle, les galeries de tableaux, les musées d'antiques, les monuments historiques ne doivent être enlevés.

Les habitants de Chios, d'une île commerçante, il est vrai, et fertile, mais très-petite, n'ont pu fournir les frais d'un travail si dispendieux, entrepris uniquement pour orner leur demeure, que dans un temps de prospérité, et pendant qu'ils avaient encore conservé leur indépendance. Ainsi la certitude du fait que cet ouvrage provient de Chios, nous ramène aussi au grand siècle des beaux-arts auquel je l'avais assigné à cause de son excellence.

M. Mustoxidi énumère bon nombre d'artistes natifs de Chios qui ont fleuri avant la 120ème olympiade. Mais il remarque judicieusement qu'on ne doit pas chercher parmi eux seuls l'auteur du quadrige. Les talents des artistes grecs appartenaient à leur nation entière, disséminée en tant de contrées, et non pas à leur ville natale exclusivement. Les exemples d'artistes invités de fort loin pour exécuter un grand travail, sont trop fréquents et trop connus pour qu'il soit besoin d'en citer quelques-uns. Le statuaire employé à Chios doit se trouver probablement parmi les artistes, renommés pour la beauté de leurs chevaux, dont nous connaissons les noms. Cette partie de l'art est si difficile, elle exige de si grandes études, que des hommes de talent n'avaient pas tort de s'y vouer de préférence. On ne cite point de bœufs de Lysippe, ni de chevaux de Myron.

J'ai hasardé la conjecture que notre quadrige pourrait bien être l'œuvre de Lysippe ou d'un de ses élèves. Si l'on m'objectait que les chevaux ne sont pas assez fougueux pour convenir à cet artiste dont Properce dit :

Gloria Lysippo est animosa effingere signa;

je répondrais par ces paroles de Pline:

Fecit et quadrigas multorum generum.

(Hist. Nat. Lib. XXXIV, Cap. XIX, §. 15.)

Cela ne saurait être rapporté aux formes du char qui n'était qu'un accessoire: les diverses allures et physionomies des chevaux pouvaient seules mériter le nom de genres différents. On les représentait tantôt caracolant et se cabrant avec la tête jetée en l'air; tantôt lancés au galop; tantôt en pleine course à bride abattue; tantôt enfin marchant au pas, comme l'attelage du quadrige venitien. Le trot n'est guère favorable à l'artiste, parce que les mouvements des jambes de devant sont trop anguleux; aussi ne le voit-on que sur les vases peints et les médailles du vieux style. Lysippe aura varié selon les convenances et le caractère du monument.

On peut pardonner aux antiquaires leur ignorance en fait de technologie, pourvu qu'ils veuillent consulter les maîtres expérimentés dans les métiers qui doivent concourir à l'achèvement d'un ouvrage de l'art, au lieu de débiter au hasard leurs propres idées absurdes. Mais Zanetti, et notre Winkelmann qui a eu le malheur de le répéter, ont vraiment abusé du privilége de l'érudition en affirmant que la fonte de chacun de ces chevaux s'est faite en deux moitiés, divisées par une ligne tirée tout le long du corps depuis la tête jusqu'à la queue. Ce procédé inouï dans le jet des bronzes, sans parler des autres inconvenients, aurait rendu nécessaire une énorme soudure sur le dos et au dessous du ventre, dont cependant on n'aperçoit pas la moindre trace. M. de Cicognara a eu l'occasion de rectifier cette erreur par un fait positif. Dans le trajet, une des têtes avec le cou s'était détachée. On a pu voir alors que le jet est en effet composé de deux pièces, dont l'une comprend la tête et l'encolure jusqu'aux épaules, et l'autre tout le reste du corps ainsi que les jambes. L'agencement est habilement masqué par un large bandeau qui descend à droite et à gauche de l'extrêmité inférieure de la crinière, et tombe sur le milieu du poitrail. Les têtes des vis employés à ajuster les deux morceaux qui s'engagent l'un dans l'autre, sont façonnées en ornements du bandeau dont la partie supérieure a été jetée dans le même moule avec le cou. C'est la seule pièce du harnais qui reste, quoiqu'il y en ait eu, sans doute, d'autres exécutées en metal forgé, peut-être en argent.

Après avoir extrait la substance du savant mémoire de M. Mustoxidi, il me reste encore, pour compléter nos communes recherches, à discuter quelques points intéressants d'archéologie, auxquels je n'ai pu toucher qu'en passant lors de la première publication de ma lettre.

Nous avons vu que les Grecs, aussi bien que les Romains, goûtaient fort la dorure des bronzes, et qu'ils l'appliquaient même à des figures de grande dimension. Je ne m'arrête pas ici à la toreutique; c'était un autre genre: elle travaillait principalement en ivoire et en or massif, dont les plaques forgées devaient être assez épaisses pour conserver leurs formes sans autre soutien que la charpente intérieure de la statue colossale. Les Grecs semblent avoir cessé de bonne heure de cultiver la toreutique en grand: la diminution des richesses publiques en a peut-être été la cause. Les deux ouvrages les plus parfaits de ce genre, la Pallas du Parthénon et le Jupiter Olympien, étaient de Phidias. Mais plus on désirait de voir briller l'éclat de l'or partout, autour des temples, dans les palais et même dans les maisons des particuliers, plus il fallait aviser aux moyens de couvrir la plus grande surface possible avec le moindre poids d'or. C'est là la dorure proprement dite. Les amateurs de l'antiquité seront curieux de savoir quels procédés les anciens y ont employés, et s'ils ont connu tous les perfectionnements de la metallurgie moderne.

Un chimiste français, chargé d'analyser quelques fragments pour déterminer la pureté ou l'alliage du métal, lorsque ce groupe eut été amené à Paris, n'y a pas trouvé les indices de l'or suffisants pour en rien conclure concernant la manière dont la dorure aura été opérée. Ces bronzes sont les seuls, que je sache, qui aient eu l'avantage de rester toujours en plein air, sans être jamais enfouis sous terre, depuis qu'ils sont sortis de l'atelier de l'artiste jusqu'à nos jours. Or il est à présumer que la dorure des bronzes qu'on pourra découvrir dans les fouilles aura complétement disparu par l'effet de l'humidité souterraine.

Ainsi donc, puisque les monuments ne nous fournissent point d'éclaircissements, il faut recourir aux témoignages des auteurs anciens.

Pline (Lib. XXXIII, Cap. 32 et 41.) distingue deux espèces de vif-argent qu'il nomme, l'une *argentum vivum*, l'autre avec un nom grec *hydrargyros*. La première est le vif-argent natif qui coule spontanément d'une veine metallique, et que nos métallurges nomment aussi le mercure vierge. *L'hydrargyre*, au contraire, se trouve lié dans un minerai dit *minium*, dont on le dégage par l'action du feu dans un creuset. Ce *minium* est indubitablement le cinabre des modernes; mais le naturaliste a cru à tort, que l'hydrargyre était inférieur au vif-argent natif, tandis que les qualités de l'une et de l'autre espèce sont absolument identiques. Il résulte néanmoins de ce passage de Pline, ainsi que d'un autre de Dioscoride, que les anciens connaissaient la propriété du mercure de s'évaporer par la chaleur; mais il ne s'ensuit pas qu'ils aient appliqué cette connaissance à la dorure au feu. Quelquefois la théorie devance d'assez loin la pratique; plus souvent le contraire est arrivé, comme le prouvent des inventions faites dans la plus haute antiquité: on ignorait le principe de certains procédés par lesquels on obtenait des produits tellement parfaits que la science n'y a rien pu ajouter. Dans un chapitre précédent, Pline parle en effet de l'emploi du vif-argent dans la dorure des bronzes, mais on l'employait à froid. On induisait les feuilles d'or en dessous de mercure, afin de les attacher par ce moyen à la surface du bronze. Il avertit expressément qu'il ne faut pas prendre des feuilles trop minces, parce qu'autrement le mercure, en y pénétrant, ternit l'éclat de l'or et lui donne une couleur pâle et plombée. Pour éviter cet inconvenient et en même temps épargner l'or, les doreurs avaient inventé une fraude: ils substituaient au mercure le blanc d'œuf. Cette substance ne pouvant servir que comme un gluten à fixer des feuilles extrêmement minces (*bracteas pertenues*), cela devait former une dorure tres-fragile.

De savants chimistes que j'ai consultés, m'ont exprimé unanimement leur opinion que, sous le ciel méridional de la Grèce et de l'Italie, la chaleur des rayons du soleil à laquelle les statues de bronze étaient exposées dans les places publiques ou sur le faite des édifices, suffisait pour faire évaporer le mercure au travers de l'or, en sorte que cela aurait produit avec le temps un amalgame aussi indissoluble que l'action immédiate d'un feu artificiel. Ensuite les bronzes ne pouvaient plus se dédorer, autrement que par l'effet d'une friction mécanique occasionnée par une cause quelconque, telle que la poussière, le vent et les pluies. En tout cas les chevaux de Venise doivent avoir été dorés fort solidement, soit au feu, soit à froid, puisqu'ils ont merveilleusement bien conservé leur parure. Pétrarque, il y a cinq siècles, les nomme encore dorés, quoiqu'il les eût vus à distance, sur leur emplacement élevé (*ex alto*). Ces restes ont disparu depuis; aujourd'hui l'on n'y voit que du bronze, à moins de les examiner de fort près et l'œil armé d'une loupe.

Ce noble monument a vraiment joué de malheur, en ce qu'il a fourni matière à tant d'assertions fausses, de jugements injustes et de remarques absurdes. Les crinières coupées n'y ont pu échapper non plus que tout le reste. La méprise de Zanetti dont j'ai fait mention, (page 190 et 191) est inconcevable: il a pris la règle commune pour une exception rare. L'usage d'écourter les crinières et de ne laisser subsister qu'un bout des crins suffisant pour être redressé en forme de crête, était fort répandu chez les Grecs et les Romains, sans qu'on puisse affirmer pourtant qu'il ait été strictement universel.

Winkelmann a cité un passage de l'Alceste d'Euripide comme preuve qu'on laissait aux chevaux thessaliens leur crinière naturelle. Admète ordonne un grand deuil pour son épouse: il veut qu'on coupe même, en signe de l'affliction générale, la crinière des chevaux. Toutefois, l'on peut douter s'il ne faut pas entendre ici les crins tondus tout près du cou. Car l'arrangement décrit était encore une espèce de parure: il rappelait la crête des casques. Xenophon interdit de rien enlever; il recommande au contraire de nourrir les crins de la queue, de la crinière, et même cette touffe qui pousse entre les oreilles et tombe naturellement sur le front et jusqu'aux yeux du cheval. Mais il paraît que son opinion là-dessus,

man vernimmt alles gern, was im Deutſchen, dieſer Vorzüge beraubt, leicht als Weitſchweifigkeit und Wiederholung mißfallen könnte. Ich will auch die Mängel der indiſchen Poeſie nicht verſchweigen. Sie iſt, wenigſtens die alt-epiſche, durchaus eine prieſterliche Poeſie, ſo wie hingegen die homeriſchen Geſänge, unabhängig von prieſterlichem Einfluße, für den Kriegerſtand gedichtet ſind. Dieß letzte hat auch ſeine Nachtheile gehabt: wer würde in der Ilias nicht gern einen Theil von den ſo genau beſchriebenen Verwundungen und Todesarten unbekannter Streiter entbehren? Im indiſchen Epos hingegen wird alles, was die heiligen Gebräuche und Ceremonien, oder den Vorrang des Prieſterſtammes betrifft, mit einer zuweilen läſtigen Umſtändlichkeit behandelt. Auch auf die Förmlichkeiten gegenſeitiger Ehrenbezeugungen, womit prieſterliche Zucht das Leben aller Stände, wie mit wohlthätigen Schranken, umgeben hatte, wird ein großes Gewicht gelegt. Aber alles dieß auf Uebereinkunft Gegründete fällt weg, ſo bald die Leidenſchaften rege werden: dann ſpricht die Natur aus der Tiefe des Gemüths; und zwar mit einer Gewalt und Schnellkraft, wovon nichts Anderes einen Begriff geben kann.

In der vorliegenden Erzählung habe ich nicht nöthig gefunden, die Urſchrift weit aus den Augen zu verlieren. In andern Fällen würde ich mir weit größere Abweichungen erlauben, Zuſammenziehungen und Erweiterungen, um den Geſammt-Eindruck wiederzugeben.

Die Gunſt, welche eine dichteriſche Einkleidung gewinnen mag, mit allem beſcheidenen und ſchicklichen Schmuck ausgeſtattet, welchen ich ihr zu geben vermochte, muß vielleicht jetzt beſonders für die indiſche Mythologie in Anſpruch genommen werden. Weiſe Menſchen- und Völker-Kenner

comme dans plusieurs autres choses, n'a pas prévalu auprès de ses compatriotes, puisque les chevaux antiques représentés sur les bas-reliefs et les médailles, portent la plupart la coiffure artificielle, qu'on donnait également aux chevaux de selle et d'attelage. Les groupes équestres au-dessus de grandeur naturelle que nous avons hérités de l'antiquité, sont peu nombreux. Les plus remarquables, ceux de Monte Cavallo, et la statue équestre de Marc-Aurèle confirment l'usage général. Les chevaux des deux Balbus, trouvés dans les fouilles de Pompeï, font exception. Ils portent leur crinière dans l'état naturel, quoiqu'elle soit trop pleine et qu'il ait fallu, à cause de cela, la distribuer à droite et à gauche. Sur la superbe mosaïque du même musée, le cheval que monte Alexandre, ainsi que ceux des autres guerriers, soit Macedoniens, soit Perses, sont conformes au costume grec; mais le coursiers attelés au char de Darius contrastent avec le reste par leurs crinières flottantes. Les chevaux du char de Titus parmi les bas-reliefs de son arc de triomphe en fournissent un autre exemple, mémorable parce qu'il est historique. L'artiste aura, sans doute, copié fidèlement l'attelage amené du pays conquis, avec lequel cet empereur avait fait son entrée triomphale.

Il y a lieu de s'étonner que les Grecs aient voulu dépouiller le plus noble animal de tous ceux que l'homme s'est associés, d'une parure naturelle dont Homère (Iliad. VI, 505—511.) avait déjà si bien senti la beauté, et qui, d'ailleurs, peut être d'une grande utilité au cavalier. Si ce n'était qu'une fantaisie, une affaire de goût, on ne saurait dire au moins que c'eût été une mode passagère, puisque cela se voit répété sur des monuments de toutes les époques. Je crois en deviner le motif. La forme de la crinière varie beaucoup selon les races. Les chevaux qui ont l'encolure chargée, dont la partie charnue qui dessine le contour du cou, se termine par une arête large, poussent une crinière épaisse et touffue. Le crin roide, continuellement brouillé par les secousses de la tête, se refuse au peigne et couvre en désordre le cou des deux côtés, ce qui donne un air lourd et ignoble à tout le devant du corps. Il existe encore en Angleterre et en Hollande une race de petits chevaux, (*pony*, *hitte*,) dont on coupe la crinière de la même façon, sans avoir consulté, je pense, les modèles antiques. À Rome, du temps d'Auguste, une race semblable de chevaux nains, également tondus, propres à traîner des voitures légères, étaient un article de luxe, comme nous l'apprennent deux passages, l'un de Properce:

Huc mea detonsis avecta est Cynthia mannis;

et l'autre d'Horace:

Arat Falerni mille fundi ingera,
Et Appiam mannis terit.

À ce qu'il paraît, on les faisait venir d'Espagne.

Les nobles races, au contraire, connues aujourd'hui en Europe et distinguées principalement par l'encolure de cygne, ont une crinière souple et déliée qui se jette facilement d'un côté du cou. Le poil du corps est naturellement en rapport avec la qualité des crins: il est court et lisse, et ne couvre que legèrement une peau élastique qui accuse le jeu des muscles et, pour peu que le généreux quadrupède soit échauffé, le gonflement des veines. Avec de tels chevaux l'arrangement de la crinière à la grecque serait non-seulement désavantageux, il serait impraticable. Les crins peu abondants qui poussent sur une étroite lisière, ne sont pas assez roides pour se dresser en crête.

Sur les variétés infinies de chevaux produites ou favorisées par le climat, par le sol, par la nourriture, enfin par l'éducation que l'homme leur donne: la race, pour ainsi dire la généalogie, exerce toujours une influence prépondérante. Un cheval arabe de pur sang est incontestablement le type le plus parfait de l'espèce: ses vertus égalent l'élégance de ses formes. Or, les Grecs ayant recherché le beau en tout genre, comment expliquer que, parmi tant d'ouvrages antiques de toutes les dimensions où des chevaux sont sculptés, peints ou figurés autrement, par exemple sur les médailles et les pierres gravées, on ne rencontre nulle part, que je sache, les traits caractéristique de cette belle race? Les Grecs l'ont-ils ignorée? ou ne l'ont ils pas estimée à sa juste valeur? Les Ioniens avaient, dès le temps de Psammetique, des colonies commerciales sur la côte d'Égypte; la Cyrénaïque y confinait aussi, et les successeurs d'Alexandre ont regné en Égypte et en Syrie, les deux pays limitrophes de l'Arabie. Ainsi l'on dirait qu'ils eussent pu se procurer facilement des chevaux de cette contrée. Mais les Arabes, protégés par leurs déserts, plus ou moins indépendants, semblent avoir vécu longtemps, au milieu de leurs voisins, dans un obscur isolement. Seulement après les conquêtes de Mahomet et la propagation de l'Islamisme, la gloire des hommes et des chevaux arabes s'est répandue dans les trois parties du monde, et les uns et les autres y ont laissé une nombreuse postérité.

De bonne heure les Grecs se sont efforcés d'élever de bons chevaux et d'en perfectionner la race; ils ont institué les jeux de course, principalement dans ce but. Jusqu'à quel point y ont-ils réussi à diverses époques? C'est une question curieuse, importante même pour l'histoire des guerres. Afin de l'éclaircir, il faudra combiner les renseignements que fournissent les anciens auteurs, avec l'examen des monuments sous le point de vue des modèles que les statuaires ont eus devant les yeux. Quand même leurs chevaux ne plairaient point aux connaisseurs actuels, on n'a rien à reprocher à l'artiste, pourvu qu'il ait bien saisi le caractère de son original, et su conserver cette unité, cet accord des parties du corps entre elles, que l'on découvre même dans les œuvres imparfaites de la nature. Des archéologues qui n'étaient ni bons écuyers ni profonds naturalistes et, de plus, prévenus souvent d'une admiration superstitieuse pour l'antiquité, ont traité cette matière bien superficiellement. C'est un travail à faire. Un savant à qui nous devons un ouvrage excellent sur l'histoire naturelle du cheval et la variété des races, feu M. D'Alton, possédait une rare réunion de tous les talents nécessaires pour l'entreprendre avec succès, si ses autres travaux lui en avaient laissé le loisir.

Puisque nous connaissons d'autres races de chevaux, et de meilleures que les Grecs, il ne serait pas raisonnable de les prendre implicitement pour guides dans cette partie de l'art. Il est sans doute loisible à un statuaire de nos jours, appelé à traiter un sujet de mythologie ou d'histoire ancienne, d'introduire dans une pompe militaire les crinières coupées; mais s'il s'était borné pour tout le reste à imiter l'imitation, à en copier même les défauts, au lieu de faire des études d'après nature, c'eût été se donner l'air antique à trop peu de frais. Les haras, les écuries royales, le manège et les manœuvres de la cavalerie, seront toujours la meilleure école pour un Lysippe moderne.

OBSERVATIONS

SUR LA LANGUE

ET

LA LITTÉRATURE PROVENÇALES.

OBSERVATIONS
SUR LA LANGUE
ET
LA LITTÉRATURE PROVENÇALES.

Les travaux de M. Raynouard sont destinés à remplir une grande lacune dans l'histoire littéraire du moyen âge. Tout le monde parlait des troubadours, et personne ne les connaissait. Il fallait donc naturellement s'attendre à ce qui est arrivé: c'est qu'on en a parlé à tort et à travers. Mais bientôt les littérateurs qui entreprendront de traiter ce sujet si important pour les origines de la poésie moderne n'auront plus d'excuse, s'ils ne font pas mieux que leurs devanciers.

Dans ces derniers temps, les efforts de plusieurs savants estimables ont contribué à éclaircir les antiquités de la langue et de la littérature françaises. Mais si quelques-uns, comme M. de Sainte-Palaye 1), se sont sérieusement occupés de la littérature provençale avant M. Raynouard, personne au moins n'a communiqué au public les résultats de ses études. Un si long oubli est d'autant plus surprenant, que cette littérature doit intéresser non seulement les savants français, mais aussi ceux d'Espagne et d'Italie [2]), parce que plusieurs troubadours célèbres sont nés dans leur pays, et que la poésie provençale, s'étant développée la première et ayant été fort répandue au dehors, n'a pu manquer d'avoir une grande influence sur la formation de la poésie espagnole. L'idiome provençal paraît avoir été parlé jadis dans quelques parties de l'Italie supérieure; il existe encore comme langue vivante, sauf les altérations amenées par tant de siècles, en Catalogne, dans le royaume de Valence et dans les îles baléares, aussi bien que dans la France méridionale.

M. Raynouard a commencé le premier à défricher ce champ inculte. La tâche qu'il a entreprise, à lui seul, est si vaste et si difficile, qu'on dirait qu'elle eût suffi pour occuper une réunion de plusieurs savants pendant un nombre considérable d'années. Mais ce n'est pas d'hier qu'il s'y est préparé: ce qu'il donne au public est mûri par une longue étude; tous ses matériaux sont prêts; et, avec l'activité qu'il met à son travail, on peut espérer de le voir avancer rapidement, et d'être bientôt en possession de l'ensemble qui offrira un cours complet de littérature provençale.

Les écrits que nous avons sous les yeux [3]) servent d'introduction. Dans le premier, l'auteur remonte à l'origine de la langue romane, en rassemblant toutes les traces éparses qui nous en restent. Dans le second, il la saisit, pour ainsi dire, au moment même d'une formation plus régulière, et analyse les monuments les plus anciens conservés jusqu'à nos jours. Dans la grammaire enfin il développe les inflexions, les règles, les idiotismes de cette langue, telle qu'elle a été parlée et écrite à son époque la plus florissante, c'est-à-dire dans les douzième et treizième siècles.

Le second volume de ce recueil, sous le titre de *Monuments de la langue romane*, contiendra les plus anciens textes originaux, soit en vers, soit en prose, accompagnés d'une traduction et de notes. Dans le troisième, qui s'imprime actuellement, et qui paraîtra en même temps avec le second, seront réunies les poésies amoureuses des troubadours; dans la première moitié du quatrième, les *sirventès* et les *tensons*: en général, les pièces satiriques, politiques, morales et religieuses. La seconde moitié de ce volume renfermera les variantes, les vies des poëtes, telles qu'elles se trouvent dans les manuscrits, et quelques morceaux que l'éditeur n'a pas jugé à propos de placer dans les recueils précédents. Dans le cinquième volume, un tableau comparatif des langues de l'Europe latine, et d'autres recherches philologiques serviront d'introduction à un glossaire de la langue romane, réservé pour les derniers volumes.

L'érudition de M. Raynouard est aussi étendue que solide; mais ce qui est bien plus admirable encore, c'est la critique lumineuse, la méthode vraiment philosophique qu'il apporte dans

unter den Engländern, ein Sir William Jones, ein Robertſon, ein Maurice, haben das Große und Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen gefühlt, und in einem menſchlichen und philoſophiſchen Sinne darüber geſprochen. Jetzt aber iſt eine Partei aufgekommen, welche es ſich zum eigentlichen Geſchäfte macht, nicht nur den heutigen ziemlich entarteten Götterdienſt der Indier, ſondern auch die alte Grundlage, worauf er ruhet, mit den gehäßigſten und ſchwärzeſten Farben zu ſchildern. Dieß iſt beſonders von einigen engliſchen Miſſionaren geſchehen. Der Zweck iſt klar. Da es mit der Ueberredung nicht ſonderlich gelingen will, ich weiß nicht durch weſſen Schuld, ſo möchte man bei dem Bekehrungsgeſchäfte gern den weltlichen Arm zu Hülfe rufen. Das compelle intrare, wenigſtens mittelbar durch Verbote und Hemmungen, iſt ſchon im Parlamente in Anregung gebracht, aber verdientermaßen zurückgewieſen worden. Wen es vergnügt, ein paar Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum ſchimpfen zu hören, der mag das Buch von Ward*) leſen, welches jedoch in England viele Leſer zu finden ſcheint, wiewohl der Verfaßer nebenher in ſeinem eigenen Fache, in der Theologie, nicht mehr Stärke verräth, als in der Philoſophie. Was dieſe ehrlichen Miſſionare wollen, iſt ganz leicht zu bewerkſtelligen, nicht eben ſchwerer, als es ſein möchte, die griechiſche Mythologie, dieſe reizende Bezauberung der Welt, als ein Gewebe ſinnloſer, widerwärtiger, ja abſcheulicher Abgeſchmacktheiten vorzuſtellen, wie es ja auch häufig geſchehen iſt. Man darf nur die wunderbar kühnen Schöpfungen

---

*) A View of the History, Literature and Religion of the Hindoos. In II Vol. By the Rev. W. Ward, one of the Baptist missionaries at Serampore. 3d. Ed. London 1817.

toutes ses recherches. Il n'avance rien sans avoir les preuves à la main; il remonte toujours aux sources, et il les connaît toutes. C'est là le véritable moyen de résoudre les problèmes historiques des temps obscurs, et de couper court à tous ces raisonnements vagues sur ce qui aurait pu être; raisonnements fort commodes, sans doute, pour déguiser l'ignorance de l'historien, mais inutiles et même nuisibles au lecteur pour la connaissance de ce qui a été.

Tous ceux qui ont eu la curiosité de fouiller eux-mêmes dans les manuscrits provençaux, seront d'accord avec moi, j'en suis persuadé, sur les immenses difficultés que M. Raynouard a eu à vaincre. On est arrêté à chaque pas dans la lecture de ces manuscrits, par des traits indistincts ou à demi effacés, par les abréviations, par le manque de fixité dans l'orthographe; enfin, par l'absence totale de ponctuation, souvent même par l'omission des intervalles entre les mots, ou par la séparation d'un seul mot en deux portions. Mais je suppose qu'on les ait exactement déchiffrés: ce n'est rien encore: il s'agit de les comprendre. La poésie, en général, n'est pas ce qu'il y a de plus facile dans une langue; les chants des troubadours sont souvent composés avec un artifice très-recherché, dans un style extrêmement concis, énigmatique à dessein et rempli d'allusions à des faits inconnus, à des mœurs qui nous sont étrangères. Le tour de la pensée même, l'expression des sentiments, y portent les couleurs et le costume d'un siècle éloigné où il faut se transporter en idée. Et, pour faciliter l'intelligence de pareilles poésies, restes peu nombreux d'une langue qu'on a cessé de cultiver depuis tant de siècles, on n'avait jusqu'ici ni grammaire ni dictionnaire de cette langue; on n'avait pour tout secours que l'analogie des autres idiomes dérivés du latin, analogie souvent trompeuse; car, quoique la langue romane soit, pour ainsi dire, la fille aînée de la langue latine, et qu'elle ait de grands traits de ressemblance avec ses sœurs cadettes, les langues française, italienne, portugaise et espagnole, surtout avec la dernière, elle a aussi beaucoup d'idiotismes, et les mots latins y sont souvent détournés de leur sens primitif d'une façon particulière.

Au premier abord, j'en parle d'après ma propre expérience, on désespère de saisir un fil pour se guider dans ce labyrinthe. On est tenté de s'en prendre de l'imperfection de ses propres connaissances à la langue elle-même, et de croire qu'elle est capricieuse, irrégulière, rebelle à toute analogie. C'est cependant une opinion fort erronée: M. Raynouard a clairement démontré le contraire. Il a porté un grand jour dans cette obscurité; il a débrouillé par sa sagacité une confusion apparente; et désormais, lorsqu'on aura suivi attentivement sa marche, on aura déjà surmonté la plupart des obstacles.

Une certaine sécheresse est inséparable des discussions grammaticales; cependant M. Raynouard l'a évitée autant qu'il était possible par l'esprit philosophique qu'il met dans son analyse, et par l'élévation de son point de vue. À n'en juger que par le volume qu'elle occupe, on pourrait croire sa grammaire diffuse; elle est au contraire rédigée avec une concision parfaite. La plus grande partie de ses pages est remplie de citations de textes originaux qui servent en même temps d'exemples et de preuves aux règles grammaticales. M. Raynouard fournit ainsi à ses lecteurs le moyen d'examiner eux-mêmes, et de se convaincre de la justesse de ses observations. Ces nombreux fragments de poésie provençale, accompagnés de traductions littérales, familiarisent avec les constructions de cette langue, et préparent à la lecture des troubadours. Avec le secours de la grammaire et du glossaire que M. Raynouard se propose de donner, la plupart de leurs chansons, surtout de leurs chansons amoureuses, n'auront plus besoin de commentaire. Plusieurs poésies, nommément celles qui renferment des allusions historiques, ne pourront pas s'en passer; d'autres encore, par exemple quelques morceaux d'Arnaud Daniel et de Marcabrus, resteront peut-être toujours indéchiffrables, même pour des savants aussi versés dans la langue romane et aussi consommés dans l'art de la critique philologique que l'est M. Raynouard.

Mais à quoi bon, dira-t-on peut-être, tout cet échafaudage d'une érudition fastidieuse? Ne pourrait-on pas traduire librement en prose les meilleurs morceaux des troubadours, donner des extraits de quelques autres, et vouer tout le reste à l'oubli, par ménagement pour la mémoire de nos honorables aïeux? L'essai en a été fait, et avec un succès déplorable. Il y a sans doute des ouvrages poétiques qui, sans éprouver une perte considérable, peuvent être transportés dans d'autres langues, pourvu que la traduction soit au moins élégamment versifiée. Plus un ouvrage est le produit d'une imitation ambitieuse, mais stérile, d'un art devenu mécanisme; plus il tourne dans le cercle des magnifiques lieux communs et d'une phraséologie savamment factice, moins il risque à être traduit: car les équivalents de ces choses se trouvent abondamment dans toutes les littératures cultivées. Mais l'empreinte originale, non-seulement des œuvres accomplies du génie, mais encore d'un art naissant, est difficile à conserver dans des traductions. Je pense qu'il serait impossible d'imiter avec une heureuse fidélité les poésies provençales, même dans les langues de la même famille, peut-être autant à cause de leur bizarrerie que de leur grâce naïve. On ne saurait considérer les chants des troubadours comme les effusions spontanées d'une nature encore toute sauvage. Il y a de l'art, souvent même un art fort ingénieux; surtout un système compliqué de versification, une variété et une abondance dans l'emploi des rimes qui n'ont été égalées dans aucune langue moderne. Les troubadours appelaient eux-mêmes cet ensemble de poésie et de musique auquel ils exerçaient leurs talents, une science; mais c'était la *science gaie*.

Elle n'était point puisée à la source des livres, ni des modèles réputés classiques; elle leur était inspirée uniquement par leur instinct poétique et par le désir de plaire à leurs contemporains. Le siècle où ils vivaient n'était nullement savant ni philosophique, mais robuste, indiscipliné, guerrier, aventureux même. Il y avait des contrastes frappants: d'un côté, une noble délicatesse dans les sentiments, un raffinement élégant dans les manières des classes supérieures; de l'autre, de fortes ombres de licence, de rudesse et d'ignorance dans l'ensemble de l'ordre social. Les poésies d'un tel temps, principalement celles qui tiennent de plus près à l'inspiration du moment et à la vie individuelle, les poésies lyriques, ne ressemblent point aux fleurs usuelles de nos jardins littéraires, mais bien plutôt à ces plantes alpines qui ne sauraient être transportées hors de leur sol natal et de la température du ciel qui leur est propre. Pour voir fleurir la rose des Alpes, il faut gravir des montagnes. Pour jouir de ces chants qui ont charmé tant d'illustres souverains, tant de preux chevaliers, tant de dames célèbres par leur beauté et leur grâce, qui ont eu tant de vogue, non-seulement dans tout le midi de l'Europe, mais partout où brillait la chevalerie, et jusque dans la terre sainte; pour jouir de ces chants, dis-je, il faut écouter les troubadours eux-mêmes, et s'efforcer de comprendre leur langage. Vous ne voulez pas vous donner cette peine? Eh bien, vous êtes condamné à lire les traductions de l'abbé Millot.

Deux grands poëtes du quatorzième siècle, le Dante et Pétrarque, ont parlé des troubadours avec une haute estime. La langue provençale leur était presque aussi familière que leur langue maternelle, surtout à Pétrarque, qui a passé une grande partie de sa vie dans la France méridionale. Les chants des troubadours étaient encore animés alors par l'accompagnement de ces mêmes airs de musique pour lesquels ils avaient été composés primitivement, et qui faisaient ressortir l'harmonie de ces strophes si artistement tissues. Le Dante et Pétrarque n'étaient point, dans leurs poésies amoureuses, imitateurs des troubadours, comme on l'a faussement prétendu à l'égard du dernier 4); ils étaient plutôt les rivaux de leur gloire. On ne saurait attribuer non plus leur goût pour les troubadours à cette prédilection qu'ont souvent les artistes pour leurs prédécesseurs dans le même genre, inférieurs en talent; car la poésie italienne, devenue adulte tout-à-coup par les créations du Dante et de Pétrarque, différait dès-lors de la poésie provençale autant par ses caractères essentiels que par les formes de la versification. Leur suffrage doit donc être d'un grand poids sous tous les rapports. Mais ces mêmes littérateurs qui, après avoir lu péniblement et mal compris trois ou quatre morceaux des troubadours, ont porté contre eux des sentences rigoureuses, ne demanderont pas mieux que de nous défaire aussi l'éclat de ces immortels génies, et de déprécier la valeur de leurs productions sublimes. Il sera temps de discuter le mérite poétique des troubadours, quand on pourra lire leurs œuvres principales dans une édition correcte et accompagnée de tout ce qui sert à en faciliter l'intelligence, telle enfin que M. Raynouard nous la promet. Mais les hommes instruits dans l'histoire tomberont d'accord que les poésies provençales contiennent un trésor de souvenirs nationaux. Quelques troubadours sont les ancêtres de familles qui occupent encore aujourd'hui un rang distingué en France [5]), d'autres appartiennent à des familles éteintes, mais jadis illustres et puissantes; plusieurs, comme Bertrand de Born et Folquet de Marseille, ont joué un rôle important dans les événements politiques de leur temps; plusieurs d'entre eux ont parlé de ces mêmes événements dont ils furent les témoins, souvent peut-être avec une partialité passionnée, mais toujours avec une franchise énergique; tous fournissent des peintures vivantes des mœurs de leur siècle, soit à dessein dans leurs pièces morales et satiriques, soit à leur insu, par l'expression naïve de leurs sentiments et de leurs pensées. Ce qui décolore l'histoire du moyen âge, c'est que les chroniqueurs contemporains ont généralement écrit en latin. Or, il est presque impossible de transporter dans une langue morte et savante les traits individuels les plus caractéristiques. Tout ce qui nous est transmis dans les idiomes populaires de ce temps-là, est donc fort précieux pour nous les faire connaître intimement: c'est comme si l'on entendait les hommes marquants d'alors nous parler eux-mêmes. Ce qu'on appelle dans l'histoire l'esprit des temps, dit un auteur allemand du premier rang, n'est d'ordinaire que l'esprit de l'écrivain moderne qui réfléchit une image altérée des siècles passés. Il n'a point encore paru en France d'historien qui ait su peindre le moyen âge d'une manière vraiment dramatique, c'est-à-dire en mettant en scène les hommes tels qu'ils étaient, entourés de l'atmosphère des idées alors dominantes, sans leur suggérer des motifs étrangers à leur nature, sans analyser leurs caractères par des réflexions banales soi-disant philosophiques, et sans vouloir arriver au secret de l'existence individuelle par le détour du raisonnement. Si cet historien se trouve, il saura tirer bon parti des matériaux que lui aura préparés le savant éditeur des troubadours. Il y puisera les teintes locales les plus vraies et les plus frappantes de son tableau.

Quand même les poésies provençales ne contiendraient que quelques détails historiques, inconnus d'ailleurs, encore faudrait-il recourir aux textes originaux; car, dans tout ce qui doit servir de preuves en fait d'histoire, l'on ne saurait se contenter de traductions. On s'est bien donné la peine d'imprimer avec une scrupuleuse exactitude, même de faire graver des diplômes écrits dans un latin barbare, et de les commenter amplement. Au moyen de ces diplômes, la critique historique a constaté des faits que l'on n'aurait pu découvrir par aucune autre voie. Les poésies provençales exigent une étude infiniment moins pénible, et offrent dans leur ensemble une récolte plus abondante de connaissances détaillées du moyen âge.

Ensuite l'étude de la langue provençale est très-curieuse en elle-même, sous le triple rapport de la théorie générale des langues; de l'étymologie de la langue française et des autres idiomes dérivés du latin; enfin, de ses propres beautés et de ses qualités distinctives.

Le premier point de vue tient à un sujet si vaste, que je dois me borner ici à l'effleurer légèrement.

Les langues qui sont parlées encore aujourd'hui et qui ont été parlées jadis chez les différents peuples de notre globe, se divisent en trois classes: les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes, et les langues à inflexions ⁶).

Les langues de la première classe n'ont qu'une seule espèce de mots, incapables de recevoir aucun développement ni aucune modification. On pourrait dire que tous les mots y sont des racines, mais des racines stériles qui ne produisent ni plantes ni arbres. Il n'y a dans ces langues ni déclinaisons, ni conjugaisons, ni mots dérivés, ni mots composés autrement que par simple juxtaposition, et toute la syntaxe consiste à placer les éléments inflexibles du langage les uns à côté des autres. De telles langues doivent présenter de grands obstacles au développement des facultés intellectuelles; leur donner une culture littéraire ou scientifique quelconque, semble être un tour de force; et si la langue chinoise présente ce phénomène, peut-être n'a-t-il pu être réalisé qu'à l'aide d'une écriture syllabique très-artificiellement compliquée, et qui supplée en quelque façon à la pauvreté primitive du langage.

Le caractère distinctif des affixes est, qu'ils servent à exprimer les idées accessoires et les rapports, en s'attachant à d'autres mots, mais que, pris isolément, ils renferment encore un sens complet. Les langues, dont le système grammatical est fondé sur les affixes, peuvent avoir de certains avantages, malgré leurs imperfections 7). Je pense, cependant, qu'il faut assigner le premier rang aux langues à inflexions. On pourrait leur attribuer une espèce d'organisme, parce qu'elles renferment un principe vital de développement et d'accroissement, et qu'elles ont seules, si je puis m'exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde. Le merveilleux artifice de ces langues consiste à former une immense variété de mots, et à marquer la liaison des idées que ces mots désignent, moyennant un assez petit nombre de syllabes qui, considérées séparément, n'ont point de signification, mais qui déterminent avec précision le sens du mot auquel elles sont jointes. En modifiant les lettres radicales, et en ajoutant aux racines des syllabes dérivatives, on forme des mots dérivés de diverses espèces, et des dérivés des dérivés. On compose des mots de plusieurs racines pour exprimer les idées complexes. Ensuite on décline les substantifs, les adjectifs et les pro-

einer neu erwachten und ſtaunenden Einbildungskraft, dieſe Schöpfungen, die in Indien wie in Aegypten, nach Alexander von Humboldts ſinnreichem Ausdrucke, den untergegangenen Thiergeſchlechtern der telluriſchen Urwelt zu vergleichen ſind, mit dem Maßſtabe des heutigen und geſtrigen gemeinen Menſchenverſtandes meßen; was begeiſterte Anſchauung ausgeſprochen, nach äußeren Wahrſcheinlichkeiten berechnen; das koſmogoniſch- und phyſiſch-Gemeinte bürgerlich-moraliſch beurtheilen; das Auffallende fremder Sitte und Denkart, die immer allen beſchränkten Menſchen lächerlich vorkommt, hervorheben; endlich das Hohe und Zarte durch niedrige und rohe Ausdrücke herabwürdigen: ſo iſt die Sache abgethan. Freilich wird man auf dieſem Wege niemals dahin gelangen, den Urſprung dieſes dichteriſchen Glaubens, dieſer wahr geglaubten Dichtungen, welche auf manche jetzt verdunkelte Seite der menſchlichen Natur ein ſo helles Licht werfen, zu begreifen, und die hieroglyphiſchen Ueberlieferungen der Vorwelt geſchichtlich und philoſophiſch zu entziffern.

Auch unter uns hat neuerdings ein Mann vom größten Anſehen einen harten Bann über die indiſche Götterlehre ausgeſprochen, jedoch mehr im Sinne eines vom Heidenthum zum Iſlam bekehrten, als eines methodiſtiſchen Predigers. Indeſſen Brahma und die übrigen mögen ihre Sache ſelbſt führen, indem ſie in ihrer wahren Geſtalt auftreten. Was aber dieſer neue Zelot Allahs und ſeines Propheten eben ſo aburtheilend über die bildende Kunſt der Indier, über das weltberühmte Fabelbuch Hitopadeſa, und über das Schachſpiel, eine indiſche Erfindung, vorträgt, das werden wir Gelegenheit finden in der Folge dieſer Blätter zu prüfen.

noms, par genres, par nombres et par cas; on conjugue les verbes par voix, par modes, par temps, par nombres et par personnes, en employant de même des désinences et quelquefois des augments qui, séparément, ne signifient rien. Cette méthode procure l'avantage d'énoncer en un seul mot l'idée principale, souvent déjà très-modifiée et très-complexe, avec tout son cortége d'idées accessoires et de relations variables.

Les langues à inflexions se subdivisent en deux genres, que j'appellerai les *langues synthétiques* et les *langues analytiques*. J'entends par langues analytiques celles qui sont astreintes à l'emploi de l'article devant les substantifs, et des pronoms personnels devant les verbes; qui ont recours aux verbes auxiliaires dans la conjugaison; qui suppléent par des prépositions aux désinences des cas qui leur manquent; qui expriment les degrés de comparaison des adjectifs par des adverbes, et ainsi du reste. Les langues synthétiques sont celles qui se passent de tous ces moyens de circonlocution.

L'origine des langues synthétiques se perd dans la nuit des temps; les langues analytiques, au contraire, sont de création moderne: toutes celles que nous connaissons, sont nées de la décomposition des langues synthétiques [8]).

La ligne de division entre les deux genres n'est pas tranchée. Les langues où prédomine le système synthétique ont cependant adopté, sous quelques rapports particuliers, la méthode des langues analytiques; et celles-ci, formées des matériaux que leur fournissent les langues synthétiques, ont naturellement conservé quelques traits de ressemblance avec elles.

Les langues grecque et latine sont des modèles du genre synthétique, dont on a depuis longtemps étudié et admiré les beautés. De nos jours, l'on a commencé à connaître en Europe une langue encore plus strictement synthétique: c'est la langue sacrée des Indiens, le Sanscrit. Le système grammatical de cette langue est construit, pour ainsi dire, sur une échelle plus grande; elle dépasse, particulièrement dans la faculté de former des mots composés, tout ce que nous avions connu jusqu'ici.

En Europe, les langues dérivées du latin, et l'anglais, ont une grammaire toute analytique, et les littératures de ces belles langues, cultivées avec tant de soins et de succès, nous montrent à peu près le degré de perfection dont ce genre est susceptible. Les langues germaniques forment une classe intermédiaire: synthétiques dans leur origine et conservant toujours une certaine puissance de synthèse, elles penchent fortement vers les formes analytiques.

J'ai ici une observation à faire qui ne paraîtra pas indifférente à ceux qui savent que l'histoire des langues est celle de l'esprit humain. Quand les langues synthétiques ont été fixées de bonne heure par des livres qui servaient de modèles, et par une instruction régulière, elles sont restées telles; mais quand elles ont été abandonnées à elles-mêmes et soumises aux fluctuations de toutes les choses humaines, elles ont montré une tendance naturelle à devenir analytiques, même sans avoir été modifiées par le mélange d'aucune langue étrangère.

On voit, par exemple, en lisant avec attention les deux auteurs grecs les plus anciens, Homère et Hésiode, que la langue grecque primitivement n'a point eu d'articles. L'usage s'en est introduit ensuite jusqu'au pléonasme, et ce changement s'est opéré dans l'intervalle entre le siècle d'Homère et d'Hésiode, et celui des premiers écrivains en prose. Depuis ce temps la langue grecque, ayant eu une littérature qui formait la base de l'éducation, a conservé ses formes synthétiques jusqu'à l'époque où elle a subi une espèce de décomposition par le déclin et la chute de l'empire byzantin, et s'est transformée en grec moderne.

Le plus ancien monument écrit de l'allemand est la version gothique de l'Évangile, attribuée à Ulfilas. Elle a quatorze siècles de date; et cependant nous y reconnaissons les traits de notre langue maternelle. La grammaire y a des formes très-simples, mais toutes synthétiques: des désinences marquées pour les déclinaisons et les conjugaisons; un véritable passif; un emploi très-limité des articles 9); point de pronoms personnels devant les verbes; à peine quelques légères traces de l'emploi de verbes auxiliaires.

Depuis Ulfilas, la langue allemande n'a été entièrement négligée dans aucun temps; mais, pendant tout le moyen âge, elle ne reçut point une culture savante et grammaticale. Le projet conçu par Charlemagne de rédiger une grammaire de l'allemand, sa langue maternelle, et de la faire enseigner régulièrement dans les écoles, resta sans exécution [10]). Les poésies nationales furent transmises de vive voix d'une génération à l'autre. Les livres écrits jusqu'au douzième siècle, pour la plupart des ouvrages théologiques, ensuite des poëmes de chevalerie, étaient trop peu nombreux, et surtout trop peu répandus, pour exercer une grande influence. Dans le treizième siècle seulement on a commencé à se servir de l'allemand dans les actes publics et dans la législation. Ainsi donc, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'ère littéraire de l'Allemagne, c'est-à-dire jusqu'à l'invention de l'imprimerie et à la réformation, notre langue n'étant fixée par aucun moyen artificiel, a eu pleine liberté de suivre son cours naturel; et les progrès qu'elle a faits dans cet intervalle vers les formes analytiques, en perdant une partie de ses anciens modes de synthèse, sont immenses.

Mais cette transition au système analytique s'opère bien plus rapidement et, pour ainsi dire, par secousses, lorsque, par l'effet de la conquête, il existe un conflit entre deux langues, celle des conquérants et celle des anciens habitants du pays. Voilà ce qui a eu lieu dans les provinces de l'empire occidental, conquises par les peuples germaniques, et en Angleterre lors de l'invasion des Normands. De la lutte prolongée de deux langues, dont l'une était celle de la grande masse de la population, l'autre celle de la nation prépondérante, et de l'amalgame final des langues et des peuples, sont issus le provençal, l'italien, l'espagnol, le portugais, le français et l'anglais.

On pourrait dire que, dans les langues modernes de l'Europe méridionale, le fond est latin, et la forme germanique; mais cet énoncé aurait plus d'apparence que de solidité. Le fond de ces langues est en effet latin, à l'exception des mots allemands qui s'y sont introduits dès l'origine, et dont le nombre monte, sinon à des milliers, au moins à des centaines. Dans l'espagnol et le portugais l'on doit encore décompter les mots arabes. Mais, pour soutenir dans toute son étendue cette thèse que la forme est germanique, il faudrait partir d'une comparaison avec la grammaire actuelle de l'allemand. Or, pour déterminer au juste l'influence que les dialectes germaniques peuvent avoir eue sur la formation des langues latines mixtes, il faut examiner ces dialectes dans l'état où ils étaient pendant les premiers siècles après la conquête. Les plus anciens monuments écrits de la langue francique datent du huitième et du neuvième siècle. Le dialecte y est fort différent de celui d'Ulfilas, mais les formes grammaticales se rapprochent encore beaucoup des siennes [11]). L'on ne peut donc considérer la grammaire analytique comme une invention déjà toute faite, qui aurait été simplement adaptée à la langue latine. Au contraire, cette grammaire s'est développée simultanément, et peut-être plutôt dans les pays de langue romane que dans les pays de langue théotisque pure. Et voici la plus grande singularité que nous présente la formation des langues latines mixtes: du concours de deux langues qui toutes les deux avaient une grammaire synthétique, sont nées des langues dans lesquelles le système analytique a pris le plus grand développement. Comment ce changement s'est-il opéré? M. Raynouard, dans ses *Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane*, nous en donne une explication très-satisfaisante: il a suivi la marche de l'esprit humain dans cette époque mémorable, en penseur et en historien érudit tout ensemble. J'avais préparé depuis plusieurs années les matériaux d'un *Essai historique sur la formation de la langue française*: je suis charmé d'avoir été prévenu. Les recherches de M. Raynouard m'ont fourni beaucoup de lumières: elles ôtent à mes observations une partie de leur nouveauté, mais elles ne les rendent peut-être pas entièrement inutiles. Car je me propose de traiter le sujet dans une plus grande étendue, et de donner, autant que cela est possible, l'histoire des diverses langues qui ont été parlées simultanément ou successivement dans les Gaules, dans le pays compris entre les Pyrénées et le Rhin. D'ailleurs je ne suis pas d'accord avec M. Raynouard sur plusieurs points qui demandent à être discutés plus à fond que je ne le puis faire en ce moment.

Le latin avait déjà été fort altéré, avant le renversement de l'empire occidental, par l'introduction d'un immense nombre d'étrangers, dans l'armée et même dans les premières charges de l'état. Combien de consuls barbares les fastes de la Rome impériale ne comptent-ils pas! Après la chute de l'empire, l'étude littéraire de la langue latine, si soignée autrefois dans toutes les provinces occidentales, fut totalement négligée. M. Raynouard dit: »Le mélange de ces peuples qui renonçaient à leur idiome grossier, et adoptaient »l'idiome des vaincus, par la nécessité d'entretenir »les rapports religieux, civils et domestiques, ne »pouvait qu'être funeste à la langue latine. La »décadence fut rapide.« Je ne saurais me ranger de l'avis de l'auteur à l'égard du premier point. D'abord cet idiome n'était pas si grossier, comme le prouve l'excellente traduction de l'Évangile par Ulfilas [12]. Ensuite ces peuples guerriers et peu littéraires étaient fort attachés à leur langue, quelle qu'elle fût, aux souvenirs nationaux, aux chants héroïques qu'elle leur transmettait. Théodoric le Grand envoya à Clovis un chantre goth, qui savait réciter les antiques exploits de sa nation [13]. Les Goths et les Lombards en Italie, les Suèves, les Vandales [14] et les Goths en Espagne, les Goths et les Bourguignons dans le midi des Gaules, les Francs dans le nord, n'ont commencé à oublier leur langue maternelle que plusieurs siècles après la conquête. Spécialement les Francs, établis dans les Gaules, ont conservé la langue francique ou théotisque sous les deux premières dynasties, et n'ont cessé de la parler qu'après la séparation définitive des empires de France et d'Allemagne, c'est-à-dire au commencement du dixième siècle. Or, à cette époque, la langue romane était déjà toute formée. Je réserve, pour l'écrit que je viens d'annoncer, les preuves de mon assertion, contraire à ce que presque tous les historiens français ont avancé.

Les conquérants barbares (ils adoptèrent eux-mêmes ce nom qu'ils croyaient honorable, puisqu'il signifiait l'opposé de romain) trouvant dans les pays conquis une population toute latine, ou, selon l'expression du temps, *romaine*, furent en effet forcés d'apprendre aussi le latin pour se faire entendre, mais ils le parlaient en général fort incorrectement; surtout il ne savaient pas manier ces inflexions savantes, sur lesquelles repose toute la construction latine. Les Romains, c'est-à-dire les habitants des provinces, à force d'entendre mal parler leur langue, en oublièrent à leur tour les règles, et imitèrent la jargon de leurs nouveaux maîtres. Les désinences variables, étant employées arbitrairement, ne servaient plus qu'à embrouiller les phrases; on finit donc par les supprimer et par tronquer les mots. Voilà ce qui distingue les dialectes romans, dès leur origine, de la latinité même la plus hérissée de barbarismes. Mais ces désinences supprimées servaient à marquer d'une manière très-sensible la construction des phrases, et la liaison des idées; il fallait donc y substituer une autre méthode, et c'est ce qui donna naissance à la grammaire analytique.

M. Raynouard admire avec raison cet instinct grammatical qui, du sein de la confusion même, sut tirer de nouveaux moyens de clarté; cette ingénieuse industrie de l'homme par laquelle il parvint à se forger, pour exprimer ses pensées, un nouvel instrument avec les matériaux de l'ancien qui s'était, pour ainsi dire, brisé entre ses mains. Il me semble cependant que M. Raynouard exalte un peu trop les avantages des langues analytiques. Plusieurs théoriciens ont comparé le mérite relatif des langues anciennes et modernes, et Adam Smith donne la préférence aux langues modernes. Je l'avoue, les langues anciennes, sous la plupart des rapports, me paraissent bien supérieures. Le meilleur éloge qu'on puisse faire des langues modernes, c'est qu'elles sont parfaitement adaptées aux besoins actuels de l'esprit humain dont elles ont, sans aucun doute, modifié la direction.

Un brillant avantage des langues anciennes, c'est la grande liberté dont elles jouissaient dans l'arrangement des mots. La logique était satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentuées: ainsi, en variant les phrases à l'infini, en entrelaçant les mots avec un goût exquis, le prosateur éloquent, le poète inspiré, pouvaient s'adresser à l'imagination et à la sensibilité avec un charme toujours nouveau. Les langues modernes, au contraire, sont sévèrement assujetties à la marche logique, parce qu'ayant perdu une grande partie des inflexions, elles doivent indiquer les rapports des idées par la place même que les mots occupent dans la phrase. Ainsi une infinité d'inversions, familières aux langues anciennes, sont devenues absolument impossibles; encore faut-il employer le petit nombre d'inversions qui sont permises, avec une grande sobriété: car les inversions étant contraires au système général, deviennent facilement prétentieuses et affectées. Les langues modernes, faute de déclinaisons, distinguent le sujet du régime par leur place avant et après le verbe. Les anciens mettaient le régime avant le verbe, et le verbe avant le sujet, dans les locutions les plus usuelles comme dans le style le plus élevé. L'Odyssée d'Homère et les Annales de Tacite commencent également par une inversion toute simple, et cependant inimitable dans les langues analytiques.

M. l'abbé Sicard, que ses travaux méritoires ont engagé à méditer beaucoup sur la nature des langues, m'a communiqué à ce sujet une observation fort intéressante. Il enseigne à ses élèves sourds-muets l'emploi des signes selon l'ordre logique. Mais lorsque, dans les heures de délassement, ils communiquent entre eux par la même voie, ils arrangent les mots de leur langage muet d'une tout autre manière: ils se rapprochent de la construction latine sans la connaître, et ils font les inversions les plus hardies. Ne pourrait-on pas en conclure que ces inversions, que nous considérons comme des ornements de rhétorique, sont

Von dem epiſchen Silbenmaße der Indier.

Die indiſche Sprache befolgt in der Zeitmeßung der Silben dieſelben Geſetze wie die griechiſche. Die langen Vocale, ſämmtlich durch Schriftzeichen von den kurzen gleiches Namens unterſchieden, und die Diphthongen machen eine Silbe lang; Silben mit einem kurzen Vocal, auf welche nur Ein Conſonant folgt, ſind kurz; durch die Poſition bekommen ſie ebenfalls die Länge.

So weit ich die indiſche Metrik kenne, habe ich nicht wahrgenommen, daß es erlaubt wäre, Füße von ungleicher Silbenzahl einander vertreten zu laßen, ſondern die Silbenmaße ſind zugleich an eine beſtimmte Silbenzahl gebunden, wie es bei den Griechen nur in der meliſchen Poeſie ſtatt findet.

Das älteſte, einfachſte und am allgemeinſten verbreitete Silbenmaß iſt der Slokas, ein Diſtichon, aus zwei ſechzehnſilbigen Verſen beſtehend, welche nach der achten Silbe einen Abſchnitt haben. Nach unſerer Bezeichnungsweiſe iſt das Schema folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – – ⏒ || ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – ⏑ ⏒,
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – – ⏒ || ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – ⏑ ⏒.

Die erſten vier Silben jedes Versgliedes ſind an keine Regel gebunden; die zweite Hälfte hingegen iſt unabänderlich beſtimmt, nur mit der Einſchränkung, daß die letzte Silbe das allgemeine Vorrecht der Schlußſilben genießt. In dem zweiten Halbverſe erinnere ich mich nicht, jemals eine Abweichung von dem obigen Schema gefunden zu haben. Zuweilen, jedoch äußerſt ſelten, ſchließt der erſte Halbvers mit einem andern vierſilbigen Fuße.

plus naturelles que nous ne pensons, parce que nous avons contracté une habitude opposée? Disons-en autant des langues synthétiques en général. Elles appartiennent à une autre phase de l'intelligence humaine: il s'y manifeste une action plus simultanée, une impulsion plus immédiate de toutes les facultés de l'ame que dans nos langues analytiques. À celles-ci préside le raisonnement, agissant plus à part des autres facultés, et se rendant par conséquent mieux compte de ses propres opérations. Je pense qu'en comparant le génie de l'antiquité avec l'esprit des temps modernes, on observera une opposition semblable à celle qui existe entre les langues. Les grandes synthèses créatrices sont dues à la plus haute antiquité: l'analyse perfectionnée était réservée aux temps modernes.

Je reviens à mon sujet. Les plus anciens monuments des autres langues dérivées du latin remontent tout au plus au douzième siècle. Il s'est conservé des écrits en langue romane d'une date de beaucoup antérieure. M. Raynouard a le mérite de les avoir rassemblés et en partie découverts ou retrouvés. D'après ces restes précieux, il expose d'une manière fort intéressante la formation graduelle de la langue romane, et fait, pour ainsi dire, assister ses lecteurs à ce curieux spectacle.

C'est une invention en quelque façon négative, que celle qui a produit les grammaires analytiques, et la méthode uniformément suivie à cet égard peut se réduire à un seul principe. On dépouille certains mots de leur énergie significative, on ne leur laisse qu'une valeur nominale, pour leur donner un cours plus général et les faire entrer dans la partie élémentaire de la langue. Ces mots deviennent une espèce de papier-monnaie destiné à faciliter la circulation. Par exemple, un pronom démonstratif quelconque se transforme en article. Le pronom démonstratif dirige l'attention vers un objet dont il annonce la présence réelle; comme article, il indique seulement que le mot qu'il précède est un substantif. Le nombre *un*, en perdant son rang numérique, devient l'article indéfini. Un verbe qui signifie la possession, en s'attachant à un autre verbe comme auxiliaire, n'exprime plus que la possession idéale du temps passé. En espagnol, le verbe latin HABERE a si bien perdu sa signification réelle, que, pour exprimer l'idée de la possession, il a fallu recourir au verbe TENERE, qui en présente une image sensible. En portugais, au contraire, ce dernier exprime le temps passé comme verbe auxiliaire. Ce que nous devons ou voulons faire est toujours dans l'avenir; c'est pourquoi, dans plusieurs langues, les verbes *devoir* et *vouloir*, comme auxiliaires, indiquent le futur. Le verbe substantif remplit deux fonctions très-différentes; il exprime l'existence réelle ou seulement une affirmation logique, l'accord entre le sujet et l'attribut: déjà, dans les langues synthétiques, il devient quelquefois verbe auxiliaire: l'exemple de ce dernier emploi a été donné par la grammaire latine aux langues modernes. Mais il y a dans celles-ci une autre invention, c'est d'avoir réduit le verbe STARE, qui exprime un mode particulier d'existence, à signifier seulement *être* d'une manière abstraite. Quelques portions du verbe substantif en français, comme en italien et en espagnol, sont dérivées de cette racine [15]). On a tort de ne parler que de verbes auxiliaires; il se trouve, dans les langues analytiques, des mots auxiliaires de plusieurs espèces, pronoms, prépositions, adverbes. À cet égard, la formation d'une nouvelle grammaire peut paraître ingénieuse; mais, d'un autre côté, elle trahit l'incapacité de comprendre tout ce que renfermait un mot latin. On se croyait obligé d'entasser plusieurs mots, quand un seul suffisait pour exprimer la même idée. Au lieu d'ALIQUIS, on disait ALIQUIS-UNUS; au lieu de QUISQUE, QUISQUE-UNUS: ce qui s'est contracté ensuite en *aucun, chacun; assez* ne dit pas plus que SATIS, cependant il est formé de AD-SATIS; *dedans* signifie INTUS, mais il est formé de DE-DE-INTUS. Il y a une foule d'exemples de cette espèce, qui ne laissent pas de sentir un peu la barbarie.

La langue romane étant le premier essai en son genre, s'est, sous plusieurs rapports, arrêtée à moitié chemin dans le passage de la grammaire synthétique à la grammaire analytique. On n'avait pas encore appris à observer toutes les précautions nécessaires pour obtenir la même clarté que le latin doit aux inflexions, lorsque ces inflexions étaient ou tronquées ou omises. C'est là ce qui forme le caractère distinctif de la langue romane. Il en est résulté des avantages et des inconvénients: cette langue est d'une brièveté étonnante; mais elle pèche quelquefois par l'obscurité.

La conjugaison ne marque plus aussi distinctement les personnes que dans le latin; cependant les pronoms personnels sont, la plupart du temps, supprimés dans la langue romane. L'article défini y est employé; mais l'article indéfini n'est encore guère d'usage. Souvent aussi des conjonctions, indispensables à la liaison des phrases dans les langues modernes, sont omises. Toutes les autres langues de même origine ont entièrement abandonné les déclinaisons latines, excepté dans quelques pronoms; elles n'ont conservé qu'une marque du pluriel pour les substantifs, une marque du genre et du nombre pour les adjectifs. La langue romane a sauvé un reste, mais un reste très-imparfait de déclinaison. Au singulier, les substantifs se terminent en *s* au nominatif; dans les cas obliques, cet *s* est supprimé. Le nominatif du pluriel, au contraire, n'a point de *s*, et les cas obliques en ont un. L'ignorance de cette règle suffit pour engager dans des difficultés inextricables le lecteur de poésies provençales. On voit les mêmes mots écrits tantôt sans *s*, tantôt avec un *s*, aussi bien au singulier qu'au pluriel; on ne sait point assigner de cause à cette variation, et l'on est constamment sujet à confondre les nombres entre eux et le régime avec le sujet. M. Raynouard a développé ce point de grammaire romane avec une grande précision, et en a expliqué l'origine d'une manière probable par l'analogie avec la seconde déclinaison latine. Toutefois cette règle n'était pas inconnue: Bastero, dans sa *Crusca Provenzale*, la donne d'après un ancien grammairien provençal, *Ugon Faidit* 16). Mais les littérateurs qui ont transcrit et imprimé quelques morceaux des troubadours, paraissent en effet l'avoir ignorée 17).

On distinguait donc en roman le régime du sujet par la désinence; mais, pour distinguer le régime direct du régime indirect, ou, pour me servir d'une expression plus connue, l'accusatif du génitif, du datif et de l'ablatif, on eut recours, comme dans les autres langues dérivées du latin, aux deux prépositions DE et AD. Dans la langue romane cependant on n'a pas toujours senti la nécessité de la préposition *de*, et M. Raynouard a rassemblé quelques exemples de phrases où elle se trouve supprimée. Le texte roman si souvent commenté du serment de 842, prononcé par deux souverains carolingiens et leurs peuples respectifs, commence par ces mots: *Pro Deo amur*, qui, retraduits en latin, signifient PRO DEI AMORE, pour l'amour de Dieu. Il paraît que très-anciennement on usait aussi en français de cette licence. J'en trouve un exemple dans le nom de la *Fête-Dieu*, FESTA DEI, nom qui est probablement resté sans altération, parce qu'il désignait une chose sacrée.

Le futur des verbes dans la langue romane, aussi bien que dans les autres langues de la même famille, n'est pas dérivé du futur latin; il n'est pas simple non plus, comme il le paraît d'abord; M. Raynouard montre évidemment que dans toutes les conjugaisons il est régulièrement composé de l'infinitif du verbe, et du présent du verbe auxiliaire *avoir*. Dans les écrits provençaux, le verbe auxiliaire est encore assez fréquemment séparé du verbe principal par d'autres mots intercalés. Cette observation est originairement due à l'abbé Regnier, d'après lequel M. de Sainte-Palaye l'a citée 18). Voilà une déviation de la langue mère dont l'uniformité est surprenante. Mais pourquoi le futur des langues romanes n'est-il pas dérivé du futur latin, comme les autres temps simples le sont de leurs temps correspondants? Je tâcherai de l'expliquer. D'abord par l'altération des désinences, le futur des deux premières conjugaisons, AMABO, DOCEBO, aurait été sujet à se confondre avec l'imparfait dérivé de AMABAM, DOCEBAM. Le futur de la troisième et de la quatrième conjugaison, n'étant en latin qu'une nuance différente du présent du subjonctif, était exposé à la même ambiguité. Ensuite je pense que les peuples germaniques ne savaient pas s'approprier le futur simple des latins, parce que, par une bizarrerie extraordinaire, ils n'en avaient point dans leur propre langue. Ulfilas, et Notker encore, traduisent constamment les futurs qui se trouvent dans le texte de l'Évangile et des Psaumes, par le temps présent. Mais quelquefois ils ont essayé de former un futur composé avec l'infinitif et plusieurs verbes auxiliaires, entre autres celui d'*avoir* 19). L'allemand, le hollandais, l'anglais, et le reste des langues de cette famille, emploient aujourd'hui d'autres verbes auxiliaires pour former le futur. Ainsi c'est précisément le plus ancien germanisme qui s'est introduit dans tous les dialectes romans. Il y a plusieurs exemples de cela. Tout le système des négations en français est un ancien idiotisme germanique. Le pronom personnel indéfini *on*, formé du substantif *homme*, en est un autre 20). Je remarque cela en passant, pour m'opposer à la thèse de M. Raynouard que la grammaire théotisque n'ait exercé aucune influence sur les dialectes romans. Cela serait croyable, si, comme il le suppose, les peuples conquérants avaient tout de suite abandonné leur langue. Mais puisqu'ils ils ont, pendant nombre de siècles, continué de parler les deux langues, il serait étrange qu'ils n'eussent pas fait passer les locutions de l'une dans l'autre.

Cette influence des barbares sur la formation des nouvelles langues est encore visible dans l'oubli total où sont tombés plusieurs mots latins. Les Romains avaient été anciennement un peuple très-belliqueux; cependant le nom latin de la guerre, BELLUM, n'a pu survivre à la chute de l'empire. Les dérivés, *belliqueux*, *belligérant*, ont été introduits dans les temps modernes par imitation des auteurs latins. Mais dans les langues populaires le nom barbare *guerra* 21), guerre, est seul resté, parce qu'alors les conquérants de race germanique faisaient exclusivement le métier des armes.

Cet exemple entre mille montre combien l'étymologie est significative pour l'histoire des nations.

M. Raynouard suppose que quelques parties du verbe roman *aver*, avoir, nommément le singulier du présent, *ai*, *as*, *a*, et la première personne du prétérit simple, *aig* ou *aic*, n'ont pas été pris du latin, mais du verbe gothique AIGAN. Le savant étymologiste suédois, Ihre, avait déjà fait la même conjecture [22]). Je ne saurais être de l'avis de ces deux savants. On trouve dans les manuscrits quelquefois l'aspiration du verbe latin, *ha*, il a. À la place de *aig*, j'eus, on a dit aussi *agui*, ce qui vient manifestement de *habui*. Les lettres G et C sont introduites en roman assez arbitrairement dans des verbes où elles ne sont point radicales; par exemple: *cug*, je pense, de *cuidar*; *aug*, j'ouis, de *auzir*, etc. *Aguès*, j'eusse, est formé de HABUISSEM de la même manière que *tenguès* de TENUISSEM. *Ai* n'est pas plus différent de HABEO, que *fai* de FACIO, *sai* de SAPIO, *vei* de VIDEO, *dei* de DEBEO. Les mots qui étaient d'un très-fréquent usage, ont subi les plus grandes altérations. Par la même raison, plusieurs noms de saints ont été étrangement défigurés, parce qu'ils étaient constamment dans la bouche du peuple. Beaucoup de particules et de pronoms ont aussi été altérés et contractés d'une manière étonnante. Qui reconnaîtrait encore dans le mot français *même* le SEMETIPSE latin, dont M. Raynouard le dérive avec de fort bonnes preuves? Ces mots, qui reviennent sans cesse dans le langage populaire, ressemblent à la petite monnaie d'argent: elle perd son empreinte à force de passer d'une main à l'autre, tandis que les gros écus la conservent. Cependant dans les langues primitives et restées pures, lors même qu'elles ne sont par fixées par l'écriture, ces altérations sont moindres, parce que les nations qui parlent ces langues en ont un certain tact étymologique, et n'ôtent pas volontiers aux mots leurs lettres caractéristiques; mais, dans l'origine des langues mixtes, ce tact étymologique se perd, et les altérations deviennent fort capricieuses. Ceci nous explique en partie comment des langues si douces ont pu se former du latin dont les désinences en consonnes sont assez dures, et de l'ancien théotisque, qui avait des désinences sonores, mais beaucoup d'âpreté dans le concours des consonnes, et plus encore dans les aspirations. On ne tenait pas à une parfaite ressemblance avec les langues mères, qu'on oubliait graduellement de part et d'autre, et l'on avait d'autant plus de latitude pour éviter tout ce qui était pénible à prononcer. Sous un ciel favorable au sentiment musical, tel que celui d'Italie, il en est résulté des soins délicats d'euphonie que peu de langues ont égalés.

En exposant la formation des substantifs et adjectifs romans, M. Raynouard veut les dériver de l'accusatif latin. Je n'en vois pas la raison: il me paraît difficile le prouver que *caritat* vient plutôt de CARITATEM que de CARITATE. Les langues dérivées du latin ont suivi différentes analogies à cet égard. Toutes, excepté le français, ont conservé le nominatif singulier des féminins en A : l'italien forme le pluriel de ces mêmes féminins et des noms de la seconde déclinaison, du nominatif latin: *le rose*, de ROSÆ; *i venti*, de VENTI, etc.; l'espagnol, au contraire, a conservé l'accusatif; la langue romane a fait de même à l'égard des féminins, *rosas*, *donnas*. Mais il est incontestable que, dans l'italien, la plupart des mots de la troisième déclinaison au singulier sont formés de l'ablatif latin; *vergine*, par exemple, est l'ablatif latin VIRGINE en autant de lettres. M. Raynouard le nie en conséquence d'une thèse plus générale que je vais examiner tout à l'heure. À l'égard des substantifs latins dont le nominatif est irrégulier, et qui s'accroissent d'une syllabe dans les cas obliques, toutes les langues dérivées du latin ont donné la préférence à un cas oblique quelconque. Et pourquoi? Parce que tous les cas obliques, pris ensemble, étant d'un usage plus fréquent que le nominatif, la forme du substantif commune à tous ces cas s'était mieux imprimée dans la mémoire de ceux qui ne savaient pas le latin d'une manière savante. Puisque nous voyons par les diplômes qu'à cette époque, même en s'efforçant d'écrire le latin régulier, on employait les cas à tort et à travers, disons que le peuple, qui parlait la langue vulgaire, ne savait pas trop exactement quel cas latin en particulier il tronquait en rejetant les finales.

M. Raynouard emploie le nom de *langue ro-*

Dieſes Silbenmaß mag dem Gedächtniſſe gute Hülfe leiſten, ein Zweck, der bei der älteſten Metrik allerdings in Betrachtung kam. Auch läßt ſich deſſen Anordnung wohl aus allgemeinen Gründen begreifen. Für die Mannichfaltigkeit iſt durch die Freilaßung der erſten Hälfte jedes Versgliedes geſorgt; der Eindruck einer regelmäßigen Wiederkehr hingegen wird durch die Beſtimmtheit der letzten Hälfte geſichert. Die Versglieder ſind in der Silbenzahl einander gleich, durch den Charakter der ſchließenden Füße einander entgegengeſetzt; und auch hierin iſt die Anordnung zweckmäßig, indem der Antiſpaſt am Schluße des erſten Versgliedes einen unruhigen und aufregenden Rhythmus hat, der zweite Päon hingegen dem Verſe einen gelinden Schlußfall giebt. Da die gepaarten Verſe meiſtens durch den Sinn zu einem Ganzen abgerundet ſind, ſo bleibt der Eindruck der Symmetrie der vorwaltende. Die Füße, Versglieder, Verſe und Diſtichen gehen alle in gleichen Silbenzahlen, und in einer ſtätigen Verdoppelung fort.

In den Proben, welche mein Bruder und nach ihm Herr Bopp gegeben haben, iſt das metriſche Geſetz nicht durchgängig beobachtet. Auch iſt dieß nicht ohne Schwierigkeit, beſonders in Abſicht auf den Schluß des erſten Versgliedes mit dem Antiſpaſt oder erſten Epitrit. Wie genau man aber auch hierin ſein möchte, ſo würde doch immer ein Theil der Mannichfaltigkeit im Deutſchen verloren gehen, weil die indiſche Sprache mit der griechiſchen die Eigenſchaft gemein hat, Längen und Kürzen nach einander in's Unbeſtimmte anhäufen zu können, die deutſche hingegen hierin ſehr beſchränkt iſt. Wir können nicht leicht einen Satz mit mehr als zwei Kürzen anheben; mit dreien nur wenn der ſchon erwartete Rhythmus die Silben beflügelt; niemals

mane d'une manière générale et absolue. Il n'en admet qu'une seule. Il soutient que, lors de l'altération du latin, cette langue, telle qu'il nous la fait connaître, a été parlée d'abord dans toute l'étendue de l'empire occidental, et que ce n'est que plusieurs siècles après cette époque que, dans les différentes provinces, l'italien, l'espagnol, le portugais et le français ont commencé à prendre leur caractère particulier. Il considère donc la langue romane comme un intermédiaire entre le latin et les diverses langues modernes qui en dérivent. Je l'avoue, sur ce point ses arguments ne m'ont pas convaincu.

Arrêtons-nous d'abord à ce nom de langue romane. M. Raynouard en donne une grammaire; M. Roquefort a publié un glossaire qui porte également pour titre: *Glossaire de la langue romane.* J'ouvre les deux livres, et je vois qu'il s'agit d'idiomes essentiellement différents: la grammaire se rapporte à la langue des troubadours; le glossaire, au vieux français parlé, au nord de la Loire seulement, pendant les douzième, treizième et quatorzième siècles. Lequel de ces deux savants a donc eu tort ou raison d'employer le nom de langue romane? Ils ont eu raison l'un et l'autre; mais ce nom est générique, et demande des déterminations ultérieures. Nous avons vu que les conquérants de l'empire occidental appelaient Romains les habitants de toutes les provinces indistinctement. En conséquence, l'idiome populaire reçut partout le même nom de *roman.* Ce nom fut transféré même aux poésies et aux livres composés en langue vulgaire, et les romans français de chevalerie en prirent leur dénomination, aussi bien que les romances espagnoles 23). Lorsque les auteurs latins du moyen âge parlent de LINGUA ROMANA, ils peuvent donc entendre par là des dialectes fort différents, selon l'époque et la province où ils vivaient 24). Ensuite, quand ces dialectes furent cultivés littérairement, ils prirent le nom des provinces qui étaient le siége principal de leur correction et de leur élégance: langue provençale, langue toscane, langue castillane. Il y a quelque difficulté à bien désigner la langue des troubadours. Les noms de langue provençale, limousine, catalane, qu'on lui a donnés, sont trop étroits, parce qu'ils n'embrassent qu'une des provinces où elle était indigène, et qu'elle avait un territoire beaucoup plus vaste. D'un autre côté, le nom de langue romane est trop indéfini.

M. Raynouard a prouvé jusqu'à l'évidence que l'origine des dialectes romans est beaucoup plus ancienne qu'on ne l'a supposée communément. Il en trouve des traces non équivoques dès le commencement du septième siècle. Il me semble aussi avoir établi, avec une grande probabilité, que le dialecte qui s'est conservé jusqu'à nos jours dans le midi de la France, a été jadis commun à la France entière. Il n'y a point de difficulté à admettre cela. Le français, même le plus ancien que l'on connaisse, est à une distance beaucoup plus grande du latin que le provençal. Le français paraît donc devoir son origine à une seconde altération du langage populaire, après la première, qui avait été causée par l'établissement des Goths, des Bourguignons et des Francs dans les Gaules. Mais à quelles causes faut-il attribuer cette seconde altération? C'est une question assez problématique. Je pense que l'établissement des Normands dans une province du nord de la France, et l'autorité de leurs princes, étendue successivement sur les provinces voisines, y a puissamment contribué. Quoi qu'il en soit, la séparation des deux dialectes a dû commencer de fort bonne heure, probablement dès le dixième siècle; car, bien que le dialecte du nord s'éloigne en général beaucoup plus du latin que le dialecte du midi, il a cependant conservé avec la langue mère quelques traits de ressemblance, qui sont déjà effacés dans les plus anciens écrits provençaux. L'orthographe française, et cette orthographe nous peint l'ancienne prononciation, a conservé, par exemple, dans les verbes, le T final des troisièmes personnes du pluriel. On écrit en français : ils entendent, INTENDENT, et en provençal, *entenden*. Les plus anciens manuscrits provençaux offrent encore quelquefois cette consonne finale; mais l'usage général la supprime.

Selon M. Raynouard, l'Italie et les Espagnes auraient aussi éprouvé une semblable révolution, en vertu de laquelle la langue romane, parlée partout dans ces pays telle qu'elle s'était formée en France, se serait transformée en italien, en espagnol et en portugais. Il est difficile de lui opposer des preuves positives, parce qu'on a commencé fort tard à écrire ces langues, et que leurs plus anciens monuments ne remontent, comme je l'ai dit, qu'au treizième siècle, ou tout au plus à la dernière moitié du douzième. Or, d'après la supposition de M. Raynouard, le second changement dans les idiomes de ces pays aurait eu lieu beaucoup plus tôt. Mais cette hypothèse est contraire aux analogies que nous pouvons observer dans l'histoire des langues. Celles qui sont nées de la corruption d'une autre langue s'éloignent toujours davantage de leur original par le seul laps du temps, jusqu'à ce que la culture littéraire les fixe. Cependant l'italien et l'espagnol sont bien visiblement plus près du latin que le provençal. Dans celui-ci, les mots latins sont d'ordinaire tronqués de la dernière syllabe, tandis que, dans l'italien et l'espagnol, on a seulement retranché les consonnes finales, en conservant les voyelles qui les précèdent. Mais M. Raynouard veut que ces voyelles aient été ajoutées plus tard, par voie d'adoucissement. Soit: cela est même incontestable à l'égard des mots qui ont une syllabe de plus que dans le latin. De INTENDENT on a d'abord fait *intendon* et puis *intendono*. Mais aussi à l'égard des lettres intérieures des mots, l'espagnol et l'italien ressemblent beaucoup plus au latin que le provençal. Un seul exemple peut suffire. L'imparfait du verbe *tener* est en provençal *tenia*, en toscan *teneva*; ce qui, à la dernière lettre près, est le latin TENEBAT. Cependant, dans la supposition de M. Raynouard, on aurait dit anciennement en Toscane comme en Provence, *tenia*, et la forme *teneva* se serait introduite postérieurement. Les langues ne reviennent point sur leurs pas. Comment le peuple, après avoir oublié le latin pendant une longue suite de générations, l'aurait-il deviné tout à coup de nouveau, et s'en serait-il rapproché sans avoir aucun motif de changer d'habitude? Les seuls hommes qui sussent le latin, les ecclésiastiques, ne donnaient alors aucun soin à la langue vulgaire. Quand même ils l'auraient fait, cela ne sauverait pas l'hypothèse de M. Raynouard. L'influence des savants et des poëtes peut introduire quelques mots dans une langue; mais elle ne saurait y opérer des changements qui en affectent les éléments, et traversent, pour ainsi dire, toute la grammaire et tout le dictionnaire.

On m'objectera peut-être que le français d'aujourd'hui est, à quelques égards, plus latin que celui du moyen âge: j'en conviens, et cela s'explique naturellement. Depuis la renaissance des lettres, au seizième siècle, une foule de savants, versés dans la littérature classique, ont écrit des livres français. Ils ont puisé dans les langues anciennes beaucoup d'expressions qui manquaient au langage usuel, et celui-ci a éprouvé ensuite la réaction du style des livres. Souvent on trouve dans le français deux mots dérivés de la même racine, et l'on peut être sûr que le mot altéré, soit dans la forme, soit dans le sens, est anciennement français, et que le mot resté du latin pur, date des temps modernes [25]). Les savants ont aussi quelquefois réglé l'orthographe d'après l'étymologie; cependant ils n'ont pu changer ni la prononciation, ni les formes grammaticales de la langue populaire. Les changements dont je viens de parler se sont répandus par le secours de l'imprimerie; car, dans le moyen âge, l'influence des livres était restreinte à une sphère très-bornée.

Je passerai en revue quelques-unes des preuves que M. Raynouard allègue en faveur de l'ancienneté de la langue romane, et de son identité primitive dans toutes les provinces de l'empire occidental.

»Notre historien Aimoin rapporte un fait bien »plus difficile à expliquer:

»Justinien, dit-il, devient empereur. Aussitôt »il rassemble une armée contre les barbares; il »part, leur livre bataille, les met en fuite, et il a »le plaisir de faire leur roi prisonnier; l'ayant fait »asseoir à côté de lui sur un trône, il lui com»mande de restituer les provinces enlevées à l'em»pire. Le roi répond: *je ne les donnerai point:* »NON, INQUIT, DABO; à quoi Justinien réplique: »*tu les donneras*, DARAS [26]).«

Si ce fait était bien attesté, il prouverait que la langue romane existait dès le temps de Justinien, avec tous ses idiotismes, et notamment avec la formation singulière du futur que nous avons expliquée plus haut. Mais quelle autorité peut avoir ce qu'un auteur franc, du dixième siècle, rapporte d'un empereur byzantin du sixième? Le récit d'Aimoin est apocryphe, et ne prouve que l'ignorance de l'historien, qui se figurait l'empire oriental et l'empereur Justinien, d'après l'image de son pays et de son temps. La langue de communication générale dans l'empire byzantin était le grec; c'était aussi la langue de la cour, quoique dans les actes publics on eût conservé l'emploi du latin. S'il existait alors une langue romane, ce que je ne crois pas, Justinien n'avait aucun motif pour l'apprendre. Ce qu'il y a de plus étrange encore dans le récit d'Aimoin, c'est que le roi barbare (le grand monarque de Perse Nouchirvan, si l'histoire était vraie) parle en latin régulier, et que l'empereur lui répond en langue vulgaire. On voit que toute cette anecdote a été inventée en faveur de la puérile étymologie du nom de Dara, place frontière voisine de Nisibis, érigée en forteresse par l'empereur Anastase, et non pas par Justinien.

»Vers la fin du sixième siècle, Commentiolus, »général de l'empereur Maurice, faisait la guerre »contre Chagan, roi des Huns. L'armée de Com»mentiolus étant en marche pendant la nuit, tout »à coup un mulet renversa sa charge. Le soldat »à qui appartenait ce bagage était déjà très-éloigné; »ses compagnons le rappelèrent à cris réitérés: »*Torna, torna, fratre, retorna.*

»Entendant cet avis de retourner, les troupes »de Commentiolus crurent être surprises par l'en»nemi, et s'enfuirent en répétant tumultuairement

»les mêmes cris. Le bruit en parvint jusqu'à l'armée »de Chagan, et elle en prit une telle épouvante, qu'aussitôt elle s'abandonna à la fuite la plus précipitée.

»Ainsi ces deux armées fuyaient en même »temps, sans que l'une ni l'autre fût poursuivie.

»Les historiens qui ont transmis le souvenir »de cet événement, et qui ont conservé en lettres »grecques les paroles que prononçaient les sol»dats de Commentiolus, assurent que ces mots, »*torna, torna, fratre, retorna,* étaient de la lan»gue de leur pays.

»Si ces légers vestiges de l'idiome roman, »trouvés dans des lieux et dans des temps si éloi»gnés, nous offrent quelque intérêt, combien cet »intérêt augmentera-t-il, quand nous pourrons »croire que ces guerriers étaient Francs, ou Goths, »habitant les provinces méridionales de la France?«

Voilà positivement la plus ancienne trace de la langue romane. Elle est bien légère: elle consiste uniquement dans la terminaison *fratre*, au lieu du vocatif latin FRATER, car *torna* est l'impératif régulier d'un verbe admis dans la basse latinité. Mais ces soldats étaient certainement des Romains de quelque province occidentale 27), et non pas des Francs ou des Goths, comme suppose M. Raynouard. S'ils avaient été des Francs, ils auraient dit: »*Irwenda, bruodher!*« Comment admettre que des Francs, dans le sixième siècle, eussent parlé entre eux une langue étrangère, quand nous voyons que le théotisque était la langue maternelle de Louis le Debonnaire? 28)

M. Raynouard cite une ordonnance latine donnée en 734 par un roi maure de Coimbre, en faveur de ses sujets chrétiens. Cette pièce est infiniment remarquable sous tous les rapports. Alboacem, fils de Mahomet-Alhamar, fils de Tarif, se disant constitué par Allah dominateur du peuple de Nazareth, fut pourtant assez libéral pour accorder à ses sujets chrétiens des juges de leur propre nation, pour permettre la célébration de la messe à huis clos, et pour prendre sous sa protection spéciale les moines de Lorbano, pourvu qu'ils voulussent bien ne pas dire du mal d'Allah et de Mahomet. Ce diplôme prouve que la langue vulgaire en Portugal était déjà fort corrompue à cette époque, puisqu' Alboacem, pour rédiger son ordonnance, ne trouva qu'un secrétaire qui, au lieu de latin, écrivait un étrange jargon. M. Raynouard extrait de ce texte plusieurs mots qui coïncident avec le provençal, comme encore aujourd'hui beaucoup de mots espagnols et portugais ressemblent aux mots correspondants de la langue provençale. Au reste, le même diplôme fournit un argument de la plus grande force, contre l'hypothèse de M. Raynouard sur l'identité primitive des dialectes romans dans tout l'empire occidental. Car il y a plusieurs mots qui sont du portugais tout pur et n'ont rien de commun avec le provençal: *matar*, tuer; *juzgo* 29), jugement, justice, formé de JUDICIUM. *Bispi de christianis non maledicant reges Maurorum, sin, moriantur.* »Les évêques des »chrétiens ne doivent pas maudire les rois maures;

«sinon, ils seront punis de mort.» Le même mot latin ou plutôt grec, EPISCOPUS, était donc dès-lors devenu, dans la bouche du peuple, ***bispo***, comme on dit encore aujourd'hui en Portugal, tandis qu'en Provence il se transforma en *vesque*. Quel contraste entre les dialectes, et de si bonne heure!

»Sous le règne de Charlemagne, un Espagnol, »malade pour s'être imprudemment baigné dans »l'Èbre, visitait les églises de France, d'Italie et »d'Allemagne, implorant sa guérison. Il arrive jusqu'à Fulde dans la Hesse, au tombeau de sainte »Liobe.

»Le malade obtint sa guérison; un prêtre l'interrogea, et l'Espagnol lui répondit.

»Comment purent-ils s'entendre?

»C'est, dit l'historien contemporain, que le »prêtre, parce qu'il était Italien, connaissait la langue de l'Espagnol: *Quoniam linguæ ejus, eo »quod esset Italus, notitiam habebat.*«

Cela prouve-t-il que le dialecte du pèlerin espagnol et celui du prêtre italien fussent absolument les mêmes? Nullement. Un Espagnol et un Italien parviennent encore aujourd'hui à s'entendre passablement sans interprète; à plus forte raison, ils le pouvaient alors, quand les langues vulgaires des deux pays étaient beaucoup plus rapprochées du latin.

Je le répète, M. Raynouard a fort bien prouvé l'ancienneté des dialectes romans, mais non pas leur identité dans les diverses provinces. Il faut convenir cependant que la langue dont il s'occupe

mit vieren. Längen laßen ſich zwar in beträchtlicher Zahl zuſammenſtellen, aber nicht häufig ohne Zwang in der Wortſtellung, und ohne Gefahr für den Wohllaut. Ich glaube daher nicht, daß dieſes Silbenmaß in unſerer Sprache Wurzel faßen kann. Am erſten dürfte es bei Denkſprüchen gelingen, und vielleicht ließen ſich die des Hitopadeſa mit Glück ſo übertragen. Im Ganzen genommen aber kommt es uns bei den lehrenden Werken der Indier ſo ſehr auf den Sinn an, und es iſt ſo ſchwer, auch ohne jedes bindende Geſetz in irgend einer andern Sprache ihn richtig zu treffen, daß die metriſche Nachbildung ſchwerlich für die unvermeidlichen Aufopferungen auf der andern Seite Erſatz leiſten möchte.

Der Slokas hat bei den Indiern dieſelbe Breite der Beſtimmung wie der Hexameter bei den Griechen: ſie gebrauchen ihn nicht nur zur erzählenden Darſtellung, ſondern auch zur lehrenden Gattung: die alten Heldengedichte, die Geſetze des Manus, zum Theil auch die Veda's ſind darin abgefaßt.

Dieſes Silbenmaß hat den gehörigen Umfang, und eine gewiſſe ruhige Würde. Aber wenn es erlaubt wäre, ſo verſchiedenartige Dinge an einander zu meßen, ſo würde ich ohne Bedenken eingeſtehn, daß der Hexameter mir ein weit größeres Meiſterſtück der rhythmiſchen Kunſt zu ſein ſcheint als der Slokas. Die mythiſchen Erzählungen von der Erfindung dieſer beiden alten Silbenmaße haben Aehnlichkeit mit einander, und bilden dennoch einen Gegenſatz. Die Nymphen, welche dem Apollo, als er ſeinen Bogen auf den Drachen Python ſpannte, den erſten Hexameter aufmunternd zuriefen, hatten eine höhere Eingebung, als der weiſe Einſiedler Valmikis, da er einen Reiher durch einen Pfeilſchuß plötzlich fallen ſah, das Weibchen um ihren blutigen Gatten

et qu'il veut représenter comme universelle, a eu jadis un territoire bien plus étendu qu'aujourd'hui, non seulement dans le nord de la France, mais aussi dans plusieurs parties de l'Espagne et peut-être de l'Italie 30). Le provençal, le limousin, le catalan, formaient un seul dialecte central dans l'Europe latine. Depuis que ce dialecte a été condamné à n'être plus qu'un patois, les langues dominantes qui l'environnent, le français, l'italien et l'espagnol ont dû constamment gagner du terrain, soit en remplaçant l'ancien langage du pays, soit en l'altérant. L'ascendant du castillan est très-visible dans les écrivains catalans modernes, par exemple dans les poésies d'Ausias March. M. Fevre, savant Genevois, a communiqué à M. Raynouard les manuscrits théologiques vaudois du Piémont, conservés à la bibliothèque de Genève, et ces manuscrits du douzième siècle sont en provençal pur. Mais ces poésies religieuses ont-elles été composées dans le Piémont même, comme paraît l'admettre M. Raynouard, ou furent-elles transmises aux Vaudois par les Albigeois? C'est une question historique à éclaircir.

Dans l'Europe latine, quatre langues sont aujourd'hui littérairement cultivées: l'italien, l'espagnol, le portugais et le français; une cinquième, le provençal, l'a été jadis. Outre ces langues, il existe, en deçà et au delà des Alpes et des Pyrénées, une variété infinie de dialectes et de patois, dont quelques-uns ont fourni des essais poétiques, mais dont la plupart n'ont jamais été écrits, et ne peuvent être appris que sur les lieux où ils sont indigènes. Après treize siècles révolus depuis la chute de l'empire occidental, ces idiomes divers ont encore conservé une affinité étonnante, parce qu'ils ont été formés partout à peu près avec les mêmes matériaux, et en suivant une méthode analogue. Mais la conformité a dû être plus grande dans les premiers temps, puisque les variations ont été produites par des causes locales, dont l'action s'est accumulée avec les siècles. On ne s'étonne point de voir les dialectes passer par gradations nuancées les uns dans les autres; mais quelquefois la ligne de démarcation est tranchée: en Italie surtout on trouve souvent un jargon informe tout à côté d'un langage élégant. Cela est difficile à expliquer, faute de données historiques suffisantes: nous ignorons avec quel degré de pureté le latin se parlait dans les différentes provinces de l'empire, dans quelle proportion la masse des conquérants barbares s'est distribuée dans le pays, et à quel point ils ont vécu séparés, ou entremêlés avec les anciens habitants 31). D'ailleurs les conquérants germaniques ne sont pas les seuls étrangers survenus. Pendant le déclin de l'empire romain, beaucoup de colonies de différentes nations y ont été établies, pour repeupler des contrées devenues désertes par l'effet des invasions 32). D'autres colonies ont été admises depuis la conquête. Constantin-le-Grand établit dans les provinces de l'empire 300,000 Sarmates réfugiés auprès de lui, dont une partie cultivait du temps d'Ausone des champs aux environs de Saverne en Alsace. Un village du Poitou, Tifauge, conserve le nom des Taifaliens, peuple probablement tartare, venu du fond de l'Asie. Childebert III a fait une ordonnance relativement aux Saxons qui venaient à la foire de Saint-Denis. Ces Saxons demeuraient aux environs de Bayeux et de Nantes. Un prince langobarde de Benevent a reçu une colonie de 60,000 Bulgares dans sa principauté. La population des pays de l'Europe latine est infiniment plus mélangée, la généalogie des nations infiniment plus compliquée, qu'on ne l'imagine d'ordinaire.

Les différences des langues dérivées du latin peuvent se réduire à quelques points principaux : l'altération des sons; les formes grammaticales; le choix des mots latins, latins-barbares, théotisques et autres qui sont restés en usage; enfin la manière dont les mots tirés du latin classique ont été détournés de leur sens primitif. Rien de tout cela n'est dû au hasard; et si l'on savait assigner à ces variations leurs véritables causes, nous connaîtrions l'histoire des peuples, leur vie privée dans les temps passés, bien autrement que les livres d'histoire ne peuvent nous l'apprendre.

L'altération des consonnes et des voyelles dont se composent les mots latins, tient en grande partie à la prononciation, et la prononciation est soumise aux influences du climat. Ces influences se conçoivent fort bien en théorie, mais elles nous échappent quand nous essayons de les détailler.

On sait que les montagnards ont, en général, un accent plus rude que les habitants des plaines et des côtes. Mais comment expliquer, par exemple, les ressemblances que le dialecte de Gènes offre avec le portugais, et qu'on ne saurait attribuer assurément ni à la communication des peuples, ni à l'imitation réciproque?

Ce qui fait contraster davantage entre elles les langues latines mixtes, c'est précisément le matériel des mots: le choix et la combinaison des consonnes et des voyelles qui souvent paraissent être les mêmes dans l'écriture, et diffèrent pourtant à l'oreille; la prédilection pour certains sons, la prosodie et l'accent. Les analogies dans tout le reste sont d'autant plus surprenantes que, depuis le renversement de l'empire romain, l'Europe occidentale et méridionale n'a jamais formé une seule monarchie; qu'elle a été, au contraire, morcelée en une quantité de petits états indépendants. Ces analogies s'expliqueraient facilement, si l'on admettait avec M. Raynouard que, pendant les premiers siècles, la langue populaire eût été partout la même. Mais nous avons vu quels faits et quels arguments s'opposent à cette hypothèse. Au reste, on n'a pas besoin d'y recourir. Les mêmes facultés, les mêmes besoins, agissant dans des circonstances pareilles, ont produit des grammaires analogues. Dans le choix des mots latins universellement conservés ou condamnés, dans l'altération de leur sens, on reconnaît souvent l'influence du clergé, d'une classe d'hommes qui, à peu près seuls, continuèrent pendant le moyen âge à parler et à écrire le latin régulier, et qui furent chargés de l'adapter au culte et à la législation 33).

L'utilité du provençal pour l'étymologie du français est évidente. Si l'on veut découvrir l'origine obscure d'un mot, il faut examiner les diverses formes qu'il a prises dans la suite des siècles. L'on arrive ainsi au plus ancien français. De là l'on doit passer à la langue romane, et souvent par la seule confrontation de la forme du mot dans cette langue, la question se trouvera résolue, parce que le provençal a beaucoup mieux conservé les lettres caractéristiques que le français 34). S'il reste encore des doutes, il faut remonter plus haut, au latin barbare et aux idiomes théotisques. Je me borne ici à cette seule observation. Dans mon essai sur la formation de la langue française, je réfuterai les hypothèses exclusives qu'on a mises au jour sur l'étymologie du français, et je tâcherai de poser pour cette étude des principes qui puissent lui assurer une marche historique, et la tirer des divagations conjecturales, causes du mépris où elle est tombée.

Si, par un autre concours d'événements, par l'établissement du centre de la monarchie dans le midi, le provençal fût resté ou devenu la langue dominante en France, si cette belle langue se fût maintenue au même degré de faveur dont elle jouissait autrefois, jusqu'à la renaissance des lettres et l'invention de l'imprimerie, et qu'elle eût reçu alors une culture plus savante, la littérature nationale eût pris un tout autre caractère. Le provençal du temps classique réunit, jusqu'à un certain point, la rapidité légère du français avec les teintes chaudes et l'harmonie sonore des langues du midi. Sous le rapport musical, on pourrait désirer cependant qu'il y eût moins de monosyllabes et moins de consonnes finales. Si toutes les lettres écrites étaient prononcées, et elles l'étaient indubitablement, le provençal ne devait pas être exempt de rudesse; mais c'était une langue flexible, et qui prêtait beaucoup à l'harmonie imitative: on aperçoit une douceur insinuante dans les poésies amoureuses, et d'autre part, dans les chants guerriers de Bertrand de Born, on croit entendre le fracas des armes. Arnaud Daniel a souvent fait exprès des vers durs, mais qui étonnent par la brièveté des sentences.

Un défaut du provençal qui lui est commun avec le français, c'est l'abondance des homonymes. Peut-être distinguait-on en partie ces homonymes par des nuances de prononciation: et tout ce qui nous embarrasse dans la langue écrite, ne serait alors qu'un vice de l'orthographe. Mais on ne saurait rejeter sur l'orthographe le manque de fixité et une certaine fluctuation entre plusieurs formes du même mot, que l'on aperçoit dans le provençal; défaut des langues dont la formation n'est pas encore achevée. C'est un mal, pour une langue, d'être fixée à un point qui mette obstacle à tout développement ultérieur; mais quand elle n'est pas suffisamment fixée dans la partie élémentaire, il en résulte d'autres inconvénients. Ces petits mots de liaison qui remplissent les intervalles entre les mots essentiels, doivent attirer l'attention le moins possible: or, s'ils varient sans cesse, ils vous distraient; il est donc utile qu'ils soient toujours les mêmes. Mais, dans le provençal, il y a trois ou quatre formes différentes, quelquefois davantage, pour les articles, les pronoms personnels et possessifs, et une foule de particules qui reviennent à chaque instant. Les anomalies des verbes aussi sont très-grandes. On ne saurait blâmer une langue d'avoir un certain nombre de verbes anomaux: trop de régularité deviendrait monotone. Cependant il suffit bien d'une seule anomalie pour chaque inflexion d'un verbe; en provençal, on trouvé assez souvent deux ou trois manières différentes, toutes anomales, de former la même personne du même temps. Cette multiplicité superflue rend une langue plus difficile à apprendre, sans que la peine soit rachetée par une véritable perfection. Le seul avantage qui en résulte, est la facilité de la versification: aussi les troubadours ont-ils exécuté des tours de force en ce genre, qu'on imiterait difficilement dans aucune autre langue.

M. Raynouard, en composant sa grammaire, ne s'est nulle part appuyé de l'autorité des anciens grammairiens provençaux: il prouve toutes les règles par les textes originaux du temps classique, et elles en ont d'autant plus d'authenticité. Il serait cependant curieux de connaître comment on envisageait, du temps même des troubadours, la théorie de leur langue et la partie grammaticale de l'art poétique. Les passages que Bastero allègue du *Donatus provincialis* d'Ugo Faidit, et de l'*Art de bien trouver* de Raimond Vidal, ne m'en donnent pas une trop mauvaise idée. Ces écrits sont assez courts: ils mériteraient peut-être que l'éditeur des troubadours leur accordât une place parmi les vieux morceaux en prose qu'il va publier.

Par le seul fait de la grammaire de M. Raynouard, l'étude de la littérature provençale est déjà plus avancée maintenant que celle de l'ancienne poésie française; car il n'existe point de grammaire du français tel qu'on l'écrivait au treizième siècle: M. Raynouard serait plus en état de la donner que personne.

Je n'ai trouvé d'objections à faire que sur quelques points de détail [35]). Dans le plan général de la grammaire, il me semble qu'on aurait pu désirer un chapitre sur la prononciation et l'orthographe; mais M. Raynouard se propose de publier un traité sur la versification, à laquelle ces deux sujets sont liés de près: ainsi, cette omission pourra facilement être réparée.

Bastero a traité de la prononciation, mais d'une manière confuse et diffuse, comme de tout le reste. Il embrouille une matière simple en s'obstinant à comparer la prononciation provençale avec la prononciation toscane. La méthode la plus facile de définir les sons, soit simples, soit composés, qu'expriment les lettres, c'est d'indiquer leurs équivalents dans plusieurs autres langues dont la prononciation est connue. Les lecteurs de la grammaire romane, aussi bien les étrangers, que les Français des provinces septentrionales qui n'ont point séjourné dans le midi, pourraient être induits en erreur en jugeant la prononciation du provençal d'après celle du français moderne.

M. Raynouard rapporte en partie les variations de l'orthographe dans les manuscrits des troubadours, aux diversités de la prononciation, qu'il suppose avoir eu lieu dans les différentes provinces. J'objecte à cela que ces manières différentes d'écrire le même mot se rencontrent souvent non-seulement dans le même manuscrit, mais aussi dans la même pièce de vers. Je distingue deux espèces de variations dans l'orthographe. Quelques-unes marquent en effet des prononciations différentes; je crois cependant que ces différences n'étaient pas locales, mais admises partout où l'on parlait la même langue, et je les attribue à cette fluctuation dans les formes du provençal, dont je viens de parler. Ainsi, le même poëte disait tantôt *chantar* et tantôt *cantar*, tantôt *dous* et tantôt *dolz*, se rapprochant ainsi à volonté du français ou des langues méridionales; et cette latitude se comprend par la position centrale du provençal et par son manque de fixité.

D'autres irrégularités de l'orthographe ne sont que des essais variés d'exprimer le même son. Dans l'origine des idiomes romans, le mélange des nations avait introduit des consonnes, des voyelles et des diphthongues, étrangères au latin classique. L'alphabet romain, adapté à ces idiomes, se trouva donc défectueux: il fallut recourir à des combinaisons pour suppléer à sa pauvreté. De là vient que, dans chacune des langues dérivées du latin, depuis que leur orthographe est fixée, le même son est souvent exprimé d'une manière différente: par exemple, le L mouillé, en français par *ill*, en italien par *gli*, en espagnol simplement par *ll*, en portugais par *lh*; le *n* mouillé, en français et en italien par *gn*, en espagnol par *ñ*, en portugais par *nh*. Dans le moyen âge, il n'existait point encore de méthode, et le copiste provençal écrivait à son gré: *salvaie*, *salvage*, *salvatie*, *salvatge*; c'était cependant toujours le même son, c'est-à-dire le *ge* prononcé à l'italienne, et redoublé entre deux voyelles, comme dans *selvaggio*.

En conséquence de cette observation, je pense qu'on pourrait se permettre de régler l'orthographe des troubadours, c'est-à-dire de choisir parmi les variations des manuscrits une seule manière d'écrire les mêmes mots et les mêmes sons, en préférant celle qui rappelle le mieux l'étymologie. Je pense aussi qu'on pourrait employer avec avantage les accents, soit pour diriger la prononciation, soit pour distinguer les homonymes. Une seule petite marque orthographique que M. Raynouard admet, l'apostrophe, devient un moyen prodigieux de clarté dans une langue remplie d'élisions. M. Raynouard a trouvé des inconvénients

jammern hörte, und von tiefem Mitleiden getroffen, ſeine Verwünſchungen gegen den Jäger in vier gleichgemeßenen Gliedern ausſprach.

Ich bin nicht beſorgt vor dem Einwurfe, es ſei eine fremdartige Verkleidung, wenn ich indiſche Dichtungen in deutſchen Hexametern nacherzähle. Der Hexameter iſt keine örtliche, viel weniger eine zufällige Erfindung: er iſt eine unſterbliche und allgemein gültige Form für alle Sprachen, die vermöge ihres Baues ihn ſich aneignen können. Sein weſentliches Verdienſt beſteht eben darin, daß er in ſeinem Wechſel und ſeiner Einheit der rhythmiſche Ausdruck vom Geiſte des Epos iſt. Was aber dieſen betrifft, ſo ſtimmt darin das indiſche Heldengedicht unter allen abweichenden Aeußerlichkeiten vollkommen mit dem griechiſchen überein; und die Grundgeſetze der epiſchen Darſtellungsweiſe würden ſich eben ſo gut am Ramayana entwickeln laßen, als an der Ilias.

Vom deutſchen Hexameter.

Ich habe in dem folgenden Gedicht den Hexameter mit der größten Sorgfalt und, ſo weit meine Einſicht reicht, nach den ſtrengſten Geſetzen ſowohl der alten Metrik, als der deutſchen Proſodie behandelt; und nach dieſem Maßſtabe wünſche ich meinen Verſuch von Kennern beurtheilt zu ſehn. Ich ſage, von Kennern: denn ich bemerke leider wohl, daß in unſern öffentlichen Blättern häufig Leute in Sachen des Silbenmaßes das Wort führen, welche noch nicht die erſten Anfangsgründe der deutſchen oder irgend einer Verskunſt inne haben.

à s'écarter davantage des manuscrits, et il en est meilleur juge que moi; mais nous sommes d'accord au moins sur la nécessité d'une grande exactitude dans ces détails en apparence minutieux. Un texte original perd toute sa valeur avec son authenticité. Pour faire avancer la philologie du moyen âge, il faut y appliquer les principes de la philologie classique.

Les nombreuses citations de vers provençaux dans la grammaire de M. Raynouard font voir ce qu'on peut se promettre de son édition des troubadours sous le rapport de la correction: jusqu'ici, presque tous ceux qui se sont mêlés d'imprimer des morceaux et des fragments de poésie provençale, Jean de Notre-Dame, Tassoni, Crescimbeni, les ont défigurés en cumulant les fautes des manuscrits et leurs propres erreurs; et les littérateurs modernes, au lieu de corriger leurs prédécesseurs, ont renchéri sur eux à cet égard. M. Raynouard a consulté les meilleurs manuscrits existants; il en a comparé plusieurs qui contiennent les mêmes pièces; et, lorsque tous ces manuscrits s'accordent dans une fausse leçon, il est en mesure d'y suppléer par des émendations. Ensuite il accompagne les phrases citées, soit en vers, soit en prose, d'une traduction littérale. Le français ne se prête guère à ce genre de traductions, et je crains bien que les lecteurs ne trouvent quelquefois celles de M. Raynouard obscures à force de fidélité. Toutefois elles sont exactes 36), et l'auteur s'y montre aussi bon interprète qu'il est habile restaurateur du texte.

Il faut ajourner les recherches générales sur la littérature des troubadours jusqu'au moment où l'édition de M. Raynouard les aura rendus accessibles au public. J'indiquerai seulement quelques points sur lesquels l'attention pourra se diriger alors.

La versification des poésies provençales mérite d'être examinée à fond. Elle est importante pour la théorie de cet art, à cause de ses singularités et des raffinements dans l'emploi des rimes, dans leur entrelacement, dans leur continuité ou leur retour après de longs intervalles. Parmi les littérateurs modernes, M. Ginguené est le seul qui se soit donné quelque peine pour en connaître les règles. Mais ce savant estimable n'y a pas trop bien réussi : il paraît avoir mal compté les syllabes des vers. La versification provençale participe au système qui, depuis, a prévalu en France, mais sous quelques rapports elle se rapproche de la versification italienne. Les troubadours ont rarement fait usage du vers alexandrin ; ils se sont arrêtés d'ordinaire au vers de dix syllabes, ou de onze, en comptant la rime féminine. Ce vers est devenu la mesure héroïque des Italiens, à l'exclusion de l'alexandrin. La raison en est évidente. L'italien a la faculté de fondre en une seule syllabe, sans élision, la voyelle finale et la voyelle ou même la diphthongue initiale du mot suivant. Loin d'éviter cela, on le recherche dans la poésie italienne comme une beauté. Ces syllabes, doublées par le concours des voyelles, rendent les vers plus serrés et plus sonores, et donnent au rhythme une vibration vigoureuse. Dans les vers provençaux, la fréquence des syllabes accentuées et la grande liberté de contraction produisent un effet semblable. En français, l'élision se borne à l'e muet; il est inévitable d'élever souvent cette voyelle, qui à peine en est une, au rang d'une syllabe: ainsi l'on a trouvé que les vers de dix syllabes n'avaient pas assez de poids ni d'étendue pour les sujets majestueux, et il a fallu recourir au vers alexandrin, mesure défectueuse à cause de la symétrie monotone des hémistiches. En provençal les rimes masculines sont fortement caractérisées par les consonnes finales, toutes prononcées, et les rimes féminines se terminent par des voyelles sonores, quoiqu'elles ne soient pas aussi variées que dans l'italien et l'espagnol.

Comme les chansons, les tensons et les sirventès étaient également destinés à être chantés, il serait intéressant de connaître le rapport entre l'ordonnance des strophes et la composition musicale. L'un des manuscrits de la bibliothèque royale (n°. 2701) contient des airs de musique en assez grand nombre. Il est à désirer que M. Raynouard veuille en donner quelques-uns, en les faisant transposer par une main savante dans la notation actuelle.

L'invention d'une variété infinie de strophes; l'observation exacte de la mesure dans des vers souvent très-nombreux de longueur inégale, liés ensemble par le retour régulier de rimes croisées de mille manières; tous ces soins délicats pour l'harmonie font d'autant plus d'honneur à l'oreille musicale des troubadours que beaucoup d'entre eux ne savaient probablement ni lire ni écrire. Il est vrai que Bernard de Ventadour imagine d'écrire à sa dame, puisqu'elle sait lire, mais aussi le remarque-t-il comme une chose qui lui fait grand honneur 37). Un illustre chevalier et l'un des plus aimables poëtes allemands du treizième siècle, Ulric de Lichtenstein, a fait le roman de ses amours, en y insérant les chansons qui se rapportent à chaque situation. Il raconte naïvement qu'il fut réduit à garder une lettre de sa dame pendant six semaines sur son cœur sans pouvoir la lire, vu que son secrétaire était absent. Nos chantres d'amour (*Minnesinger*) peuvent être mis en parallèle avec les troubadours à beaucoup d'égards. Un manuscrit de la bibliothèque royale de France, contenant un ample recueil de leurs poésies, est orné de miniatures qui sont curieuses, parce qu'elles peignent le costume, et représentent une scène de la vie de chaque poëte. Jamais on n'y voit les poëtes écrivant eux-mêmes, ils dictent toujours. Un secrétaire écrit d'abord la première ébauche avec un poinçon sur des tablettes enduites de cire à la manière romaine; ensuite les vers sont mis au net sur un rouleau de parchemin. Je présume que les troubadours faisaient de même. Beaucoup de leurs poésies n'ont peut-être jamais été écrites, mais seulement confiées à la mémoire; c'est pourquoi les plus anciennes ne nous sont pas parvenues.

MM. Ginguené et Sismondi veulent faire naître la poésie provençale de l'imitation des Arabes d'Espagne. C'est la doctrine du père Andrès qu'ils ont reproduite. Ce savant Espagnol voulait de cette manière revendiquer pour sa patrie la gloire d'avoir donné la première impulsion aux troubadours. Cette hypothèse pourra paraître facile à soutenir à ceux qui ne connaissent ni la poésie provençale ni la poésie arabe; elle devient plus épineuse quand on connaît l'une ou l'autre, et je pense qu'après les avoir approfondies toutes les deux, on abandonnera volontiers une supposition aussi précaire. Je l'avoue, dans tout ce que j'ai lu sur ce sujet, je n'ai pas vu l'ombre d'une preuve; et il en faudrait de fort bonnes pour me persuader que l'inspiration d'une poésie toute fondée sur l'adoration des femmes et sur la plus grande liberté dans leur existence sociale, ait été prise chez un peuple où les femmes étaient des esclaves soigneusement enfermées; et que les chevaliers chrétiens aient été chercher des maîtres parmi les infidèles qu'ils combattaient à outrance. Dans les plus anciens romans de Charlemagne qui étaient en vogue dès le douzième siècle, les rois et les guerriers maures sont peints comme des espèces de monstres, animés contre la foi chrétienne d'une fureur diabolique. Il s'est trouvé aussi des savants qui ont dérivé des Arabes la chevalerie, l'architecture gothique, et que sais-je encore? C'est, ce me semble, mettre la charrue devant les bœufs. Par l'effet d'un long voisinage avec les chrétiens dans la péninsule des Pyrénées; ensuite par l'effet des croisades, les Arabes se sont rapprochés des mœurs européennes à quelques égards, particulièrement dans leur façon de faire la guerre. D'autre part, ils ont communiqué à l'Europe occidentale quelques connaissances en mathématiques, en médecine, en chimie, et leur absurde traduction d'Aristote. Mais les sectateurs de Mahomet n'ont jamais eu la moindre influence sur rien de ce qui constitue le génie original du moyen âge.

Que peut-on alléguer pour nous faire »reconnaître, comme dit M. Ginguené, dans la poésie »arabe, la mère et la maîtresse commune de l'espagnole et de la provençale?« Les Arabes auraient-ils par hasard inventé l'amour? Non, mais ils ont inventé la rime, dit-on. Ils l'ont inventée, comme beaucoup d'autres peuples, chacun pour soi. Le goût pour la rime est dans la nature, et repose sur un principe musical; les éléments de ces consonnances se trouvent plus ou moins dans toutes les langues; ils ressortent davantage dans celles où la prosodie ne détermine pas suffisamment la quantité des syllabes. Car la poésie exige dans l'ordonnance du langage une symétrie sensible à l'oreille, cela est de son essence: si le vers n'est pas assez marqué par le retour des mêmes pieds et des mêmes rhythmes, il le sera par le retour des mêmes sons. Après qu'on eut perdu le sentiment des vers mesurés par les syllabes longues et brèves, on fit des vers rimés en latin. Je n'examine point ici dans quelle langue européenne la rime a été employée le plus anciennement. La poésie des peuples germaniques a été originairement assujettie à la règle de l'allitération, c'est-à-dire d'une consonnance des lettres initiales. En Angleterre, la rime ne s'est introduite qu'après la conquête, mais en Allemagne nous la voyons parfaitement établie dans le neuvième siècle. La paraphrase théotisque ou francique de l'Évangile par Otfrid est écrite en vers rimés. Et, afin qu'on ne dise pas que c'était là l'œuvre d'un moine savant, et non pas l'usage populaire, le chant de victoire des Francs, après une défaite des Normands à la même époque, est aussi composé en vers rimés, quoique moins régulièrement [38]). Otfrid dit qu'il souhaite substituer sa poésie sacrée aux chants d'amour dont une veuve pieuse avait été scandalisée [39]). Voilà de quoi nous dispenser des Arabes. Il y a des témoignages infiniment plus anciens sur les poésies héroïques des peuples du Nord, il y a des traces nombreuses de ces poésies dont les fictions se sont même souvent introduites dans l'histoire; mais ce sont les poésies amoureuses qui nous intéressent ici. Il est tout simple de supposer que les descendants des conquérants de l'empire romain, établis dans les Gaules, continuèrent à chanter l'amour et la guerre dans leur propre langue, aussi longtemps qu'ils en conservèrent l'usage, et qu'ensuite ils essayèrent de faire de même en langue romane. À mesure que les mœurs s'adoucirent par la galanterie chevaleresque, cet art, d'abord grossier, fut cultivé avec plus de soin. Dans les plus anciens morceaux des troubadours qui nous soient parvenus, la régularité des formes est telle que beaucoup d'essais moins parfaits doivent les avoir précédés.

On cite encore, comme des traits frappants de ressemblance entre la poésie provençale et celle des Arabes, les refrains, les tensons ou disputes poétiques, et l'usage des troubadours de soutenir les mêmes rimes dans toute l'étendue d'une pièce de vers.

La langue provençale invitait les poètes à continuer de chanter sur les mêmes rimes, puisque les mêmes désinences sont communes à une infinité de mots. Cette conformité de toutes les strophes d'une chanson, était un grand secours pour la mémoire, et les ménestrels devaient savoir par cœur beaucoup de vers. Cependant il s'en faut que cette règle soit généralement observée: souvent toutes les strophes contiennent en effet les mêmes rimes, mais elles reviennent à tour de rôle dans un autre ordre; souvent aussi chaque strophe a des rimes différentes.

Les refrains sont dans la nature de la poésie lyrique; on en trouve chez les anciens, principalement dans les idylles où ils ont imité les chants populaires. Lorsque l'ame, surtout dans une disposition mélancolique, est fortement préoccupée d'une seule image, d'une seule pensée, cette image, cette pensée se mêle à toutes les autres et leur communique sa teinte. Pour peindre un semblable état de l'ame, il n'est rien de plus naturel que de faire revenir les mêmes paroles, avec la même cadence musicale, après des intervalles fixés par la mesure lyrique. Cela peut devenir une manière conventionnelle, et paraît l'être devenu chez les Persans et les Arabes. Mais chez les troubadours les refrains sont assez rares.

Les luttes poétiques entre deux antagonistes qui se répondent sur la même mesure, ont eu lieu partout où les facilités de la versification permettaient d'improviser, et où une vivacité mobile de l'imagination invitait à exercer cet art. Les idylles de Théocrite sont remplies de ces luttes, dont l'idée est prise dans les mœurs des pâtres de la Sicile. Les traditions scandinaves en offrent une foule d'exemples; et, pour citer un exemple moderne, en Italie les gens du peuple se raillent dans le carnaval par des couplets qu'ils improvisent en s'accompagnant de la guitare, et celui qu'on attaque répond sur le même air. Je ne sais pas si les tensons des troubadours ont été en effet improvisés tels que nous les avons; mais ils sont au moins l'imitation d'un combat entre deux improvisateurs.

Ne connaissant point la poésie arabe, je me suis borné aux arguments négatifs déduits de l'improbabilité de la chose en elle-même et du manque absolu de preuves. Sans doute, dans l'histoire de la civilisation, il faut suivre avec soin les traces des communications qui ont eu lieu entre différents peuples; mais il faut bien se garder de confondre les analogies qui ont leur source dans la nature humaine, avec les ressemblances produites par l'imitation. Si vous refusez la puissance créatrice à l'homme presque dans tous les siècles et dans tous les pays; si vous faites, pour ainsi dire, la généalogie de toute activité intellectuelle, vous rendez la première invention d'autant plus inconcevable, et vous avez créé une difficulté au lieu d'en résoudre une. Tous les peuples bien doués ont eu le besoin et le goût de la poésie; elle s'est développée partout où les circonstances ont été propices. Passe encore de recourir aux étrangers pour les arts du dessin; mais la poésie tient de plus près aux impressions intimes que produit la langue maternelle; elle est toujours nulle et factice, quand elle n'est pas nationale.

M. Raynouard a retrouvé un poëme en langue romane, reconnu pour antérieur à l'an 1000, aussi bien par le langage que par les caractères du manuscrit. Le sujet de ce poëme sur Boèce est tiré d'un livre latin et traité dans un esprit religieux; il est écrit en vers rimés de dix syllabes: on y trouve donc déjà la même mesure, qui devint ensuite dominante dans l'Europe méridionale. Cette découverte donne le coup de grâce à l'hypothèse arabe du père Andrès; car il fixe l'ère de la poésie provençale à la prise de Tolède en 1085, où, selon lui, des chevaliers du midi de France auraient appris à connaître la poésie des Maures.

Il paraît que ce savant n'est pas aussi fier que l'était Sancho Panza de sa qualité de *vieux*

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können. Sein Weſen wird dadurch zerſtört: denn es iſt ein allgemeines Geſetz, daß in den Silbenmaßen, welche nicht nach Dipodien, ſondern nach einzelnen Füßen gemeßen werden, nur Füße von gleicher Dauer an die Stelle des vorwaltenden Fußes treten dürfen.

Schon vor einer Anzahl Jahre habe ich in meinem Gedichte Rom den Verſuch gemacht, die Trochäen ganz vom Hexameter und Pentameter auszuſchließen. Dieß iſt, wie ich höre, von Einigen übel vermerkt worden, wie diejenigen, welche nicht geſonnen ſind die Faſten zu halten, ſich wohl an denen zu ärgern pflegen, die den alten Gebrauch genau beobachten. Der Beifall eines ausübenden Kenners der lateiniſchen Poeſie, der mir die Ehre erzeigt hat, jenes Gedicht und noch eine andre Elegie von mir mit großer Zierlichkeit in lateiniſche Diſtichen zu übertragen*), iſt mir, in Betreff dieſes Punktes, ſehr erfreulich geweſen.

Eine merkwürdige Mittheilung enthält der erſte Band der Analekten von Wolf: Proben einer neuen Ueberſetzung der Odyſſee, in Hexametern ohne Trochäen, nebſt Anmerkungen voll belehrender Winke über griechiſche und deutſche Metrik. Wer der ungenannte Verfaßer dieſer Bruchſtücke iſt, das kann einem aufmerkſamen Leſer nicht zweifelhaft ſein. Deutſche Hexameter von einem Meiſter der philologiſchen Kritik, der gewohnt war, das Lateiniſche als ſeine Mutterſprache zu ſchreiben, ſind ſchon in dieſer Rückſicht ein an-

---

*) Herr Profeſſor Fuß in Lüttich. Er äußert ſich darüber in der Vorrede zu der Nachbildung eines Gedichtes von Schiller. Ambulatio, elegia Fred. Schiller, e Germanica in Latinam linguam translata a J. D. Fuss. Colon. Agripp. 1820.

chrétien, puisqu'il considère les Maures comme ses compatriotes, et qu'il veut les ériger en maîtres des Espagnols dans la poésie comme dans tout le reste. Il n'entre pas dans mon sujet de réfuter en détail ce qu'il dit là-dessus [40]). Je remarquerai seulement qu'il n'y a rien d'aussi anti-arabe que le plus ancien poëme espagnol, celui du Cid: c'est une épopée toute chrétienne et chevaleresque. La romance espagnole est en effet une imitation des chants du peuple maure; mais elle est comparativement bien moderne: son origine ne remonte peut-être guère au-delà de la conquête du royaume de Grenade.

Voici une autre question, particulièrement intéressante pour mes compatriotes: nos *Minnesinger* ont-ils imité les troubadours ou non? On pourra en décider quand les œuvres de ceux-ci seront connues; celles de nos poëtes du moyen âge sont imprimées depuis longtemps. Les troubadours ont pour eux l'ancienneté, puisque ce genre de poésie n'a commencé chez nous que sous Frédéric-Barberousse. Cependant je n'ai presque rien vu dans nos poëtes qui annonçât l'imitation, et je pense que des impulsions pareilles ont produit des phénomènes analogues. Les poëtes des deux pays s'accordent à mettre un grand artifice dans l'emploi des rimes et l'ordonnance des strophes; néanmoins la versification des nôtres suit d'autres règles que celle des troubadours. L'amour, le culte des femmes, le printemps, le chant des rossignols, les fleurs, quelquefois la chevalerie et la guerre, sont les sujets communs à tous les deux; mais un autre caractère domine dans l'expression des mêmes sentiments. Le parallèle des troubadours avec les chantres d'amour, leur contemporains en Allemagne, pourrait être fait d'une manière piquante.

Quand je soutiens l'originalité de notre poésie du moyen âge, je ne veux parler que du genre lyrique. Les romans français de chevalerie ont eu un grand succès sur la rive droite du Rhin: ils ont été imités plus ou moins librement par nos poëtes du treizième siècle. Mais, à côté de ces fictions étrangères, nous avons en abondance des poésies héroïques indigènes, fondées sur les plus anciennes traditions nationales.

L'on cite parmi les protecteurs des troubadours l'empereur Frédéric-Barberousse. Jean de Notre-Dame lui attribue un couplet en langue provençale. M. Ginguené reproche à Voltaire de s'être trompé en donnant Frédéric II pour auteur de ces vers: je crois, au contraire, que Voltaire a rectifié une erreur. Nous n'avons point d'autres garants de ce petit fait que les anciens biographes des troubadours, auteurs du quatorzième siècle, dont les récits ne sont que trop souvent suspects. Si ce couplet, assez insignifiant, est en effet d'un empereur allemand, il ne peut avoir été fait que par Frédéric II. Frédéric-Barberousse ne savait qu'imparfaitement la langue romane, et il ne l'aimait pas; d'ailleurs, ces vers ne sont pas dans son caractère. Mais Frédéric II était né en Sicile; il a passé sa vie dans des pays de langue romane, et il accueillait tous les divertissements favoris de son siècle. Au reste, les princes de la maison de Hohenstaufen, quoiqu'ils régnassent en Italie, ont toujours conservé de la prédilection pour leur langue maternelle. Nous avons des chansons d'amour composées en allemand par l'empereur Henri VI et par l'infortuné Conradin. Mainfroi, fils naturel de Frédéric II, était tellement passionné pour la poésie nationale, qu'au fond de l'Italie et à la veille d'être attaqué par Charles d'Anjou, il avait son camp rempli de ménétriers et de poëtes allemands, dont les chants amoureux contrastaient avec le bruit des armes et la trompette guerrière.

Les recueils publiés par M. Raynouard donneront matière à des recherches sur la littérature provençale perdue. Il est certain que ce qui nous en reste n'est que la moindre partie. Jean de Notre-Dame fait mention de beaucoup d'ouvrages des troubadours, d'après leurs anciens biographes; mais, dans cette énumération, je ne vois point de romans de chevalerie; car il paraît que le récit des amours d'*André de France*, composé par Pons de Brueil, n'en était pas un. L'histoire de cet homme, devenu éperdument amoureux de la reine de France, qu'il n'avait jamais vue, doit avoir été plutôt un roman dans l'acception moderne de ce mot; la peinture d'une passion malheureuse sans mélange d'aventures chevaleresques. Cependant il y a eu des romans de chevalerie en langue provençale. On en connaît encore trois aujourd'hui: le roman de *Jaufre* et celui de *Gerard de Roussillon*, en vers, et *Philomena*, en prose. D'après un passage du Dante, il paraîtrait qu'Arnaud Daniel avait composé des romans:

Versi d'amore, e prose di romanzi
Soverchiò tutti.

Toutefois, il se pourrait que le Dante eût compris sous la dénomination de romans, tous les écrits quelconques composés en langue vulgaire. Les troubadeurs font souvent allusion aux fictions chevaleresques: mais il ne s'ensuit pas qu'ils les aient lues ou entendu réciter dans leur langue; ils pouvaient les connaître par les originaux français. Je crois cependant que la plupart des romans de chevalerie, composés d'abord en français, ont été traduits ou imités en langue provençale. Dans un fameux passage de son poëme, le Dante fait dire à Francesca da Rimini:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lanciotto, come amor lo strinse. etc.

En quelle langue Francesca lisait-elle l'histoire de Lancelot? On n'a aucune connaissance de traductions aussi anciennes des romans de chevalerie en italien. Le français était alors peu connu en Italie, le provençal en revanche y était fort répandu. Il est donc probable que le livre dont le charme séducteur devint si funeste aux deux amants, était écrit en cette langue.

On à pu facilement traduire en provençal les romans de chevalerie français; ce n'est pas là le point essentiel de la question. Mais il serait intéressant de savoir si le midi de la France a produit des fictions originales en ce genre. La vraie pépinière des romans de chevalerie, c'étaient la Normandie et les provinces voisines. Les traditions fabuleuses d'Artus et de la Table ronde ont été rapportées d'Angleterre par les Normands établis en ce pays par la conquête. Le grand mérite des romans de chevalerie est dans l'invention: un merveilleux gigantesque, des situations frappantes, des caractères fortement tracés, une grande profondeur, une noble persévérance dans les sentiments passionnés des principaux acteurs, voilà ce qui distingue ces poëmes, remarquables par leur puissante réaction sur l'esprit du moyen âge dont ils étaient le reflet. Ce mérite de la fiction est encore peu connu en France, parce que le comte de Tressan et d'autres littérateurs, en donnant des extraits des romans de chevalerie, ne sont presque jamais remontés aux véritables originaux. Les romans versifiés des douzième et treizième siècles sont déjà fort imparfaits dans l'exécution; ils rebutent par les longueurs d'un style lâche et trop peu élevé au-dessus de la prose. Il faut, comme les amateurs de médailles, savoir reconnaître la belle empreinte sous cette rouille. Le défaut général des romans de chevalerie est une narration traînante, défaut qui devient insupportable dans les romans en prose, composés vers le quinzième siècle. Il y a dans ces gros *in folio* tant de coups d'épée et de lance, que le chevalier le plus insatiable en fait de combats devait y trouver de quoi se satisfaire pendant toute sa vie. Les fictions originales y sont fort altérées aussi, ou du moins noyées dans la multiplicité des aventures.

Je crois qu'on ne saurait refuser aux poëtes du midi l'invention de plusieurs fables chevaleresques, quoique le nord de la France ait été plus fécond en ce genre; et je vais faire connaître le nom d'un romancier provençal dont aucun souvenir, que je sache, ne s'est conservé en France. Wolfram d'Eschenbach, poëte allemand, célèbre au commencement du treizième siècle, a composé deux romans intitulés: *Parcival* et *Titurel*, qui font suite l'un à l'autre. Ces romans sont restés fameux en Allemagne jusqu'au seizième siècle [41]). Eschenbach déclare expressément qu'il prend pour guide *Kiot le Provençal*; il réprouve la narration de Chrétien de Troyes qui, selon lui, a falsifié l'histoire.

À mesure que la langue française devint prépondérante, on cessa de copier les manuscrits provençaux, on négligea ceux qui existaient, et le reste paraît avoir été consumé dans les troubles religieux du seizième siècle [42]).

Je termine ici mes observations, qui n'ont d'autre but que d'attirer l'attention du public sur une entreprise littéraire de la plus grande importance, sous le rapport de la philologie et de l'histoire du moyen âge. M. Raynouard, si célèbre comme poëte, si honorablement connu comme citoyen, a obtenu dans ses laborieuses recherches les encouragements d'un gouvernement, protecteur de toutes les études solides; il a mérité la reconnaissance, non seulement de ses compatriotes, mais de l'Europe savante. À une époque où tous les esprits sont tournés vers de nouvelles idées, il est peut-être particulièrement utile de réveiller le souvenir d'un passé déjà éloigné. Tout le monde se croit en état de juger les anciens temps d'après des connaissances superficielles; les bien connaître, est tout autrement difficile. Le moyen le plus sûr de ne tirer aucun parti de l'histoire, c'est d'y porter un esprit d'hostilité. Si nous dédaignons nos ancêtres, prenons garde que la postérité ne nous le rende.

NOTES.

NOTE 1.

PAGE 213, LIGNE 15.

On sait que M. de Sainte-Palaye, après avoir employé de longues années à former des recueils relatifs à la connaissance des antiquités littéraires et historiques de la France, étant arrivé à un âge fort avancé, se vit hors d'état de rédiger lui-même ses immenses matériaux. C'est avec les notices et les traductions fournies par lui que l'abbé Millot, qui n'était rien moins que savant dans cette partie, composa son *Histoire littéraire des troubadours*, ouvrage très-médiocre. Le zèle de M. de Sainte-Palaye est infiniment louable; mais plusieurs indices me font douter qu'il ait possédé le talent philologique nécessaire pour rétablir les textes originaux, si toutefois il en a eu le projet.

NOTE 2.

PAGE 214, LIGNE 4.

Le cardinal Bembo avait écrit les Vies des troubadours; mais son travail n'a jamais été publié. La biographie de ces poëtes exigerait des recherches profondes pour avoir une véritable valeur historique; mais on peut aussi la faire à peu de frais, en se bornant à copier les notices qui nous ont été transmises par leurs anciens biographes. Cela ne suppose même qu'une connaissance très-legère de l'ancien langage, puisque la prose de ces notices est extrêmement simple et facile. Le cardinal Bembo possédait un beau manuscrit de poésies provençales qui, depuis, a passé dans la bibliothèque du Vatican, et ensuite à Paris (*Cod.* 3204). Le célèbre poète Tassoni parcourut les œuvres des troubadours, uniquement pour examiner s'il s'y trouvait des passages imités par Pétrarque. Il convient lui-même qu'il n'avait pas une connaissance approfondie de leur langue. Crescimbeni a traduit les Vies des poëtes provençaux par Jean de Notre-Dame, en y ajoutant des notes et quelques morceaux de poésie extraits des manuscrits de Florence, et traduits par Salvini. Cette traduction est remplie de contre-sens; dans une chanson de Gaucelm Faidit, les mots *Maracdes fis* sont laissés en blanc comme inintelligibles. On voit bien que Salvini et Crescimbeni n'étaient pas de grands OEdipes: ces mots signifient *émeraude fine*. Aussi Salvini se plaint-il de l'obscurité impénétrable de l'ancien provençal. (CONSIDERAZIONI CRITICHE, etc. L. II, cap. 9.) Les éditeurs du Dante et de Pétrarque n'ont jamais pu venir à bout de corriger quelques vers en langue provençale insérés dans leurs œuvres, et défigurés par les copistes: tellement la connaissance de cette langue a été perdue en Italie.

De tous les savants qu'on pouvait consulter jusqu'ici sur la littérature provençale, Don Antonio Bastero est incontestablement celui qui s'y entendait le mieux sous le rapport grammatical et philologique. Il avait l'avantage d'être Catalan; et il paraît que, parmi les provinces où l'on a parlé jadis la langue des troubadours, c'est en Catalogne qu'elle a été le moins altérée. Bastero, envoyé à Rome pour les affaires du chapitre de

Girone, dont il était chanoine, eut l'occasion d'étudier les manuscrits du Vatican et ensuite ceux de Florence; mais le plan de son ouvrage, écrit en italien (LA CRUSCA PROVENZALE. ROMA, 1724), est mal conçu: on ne voit pas trop s'il a voulu traiter l'histoire littéraire des troubadours, ou publier leurs œuvres, ou composer une grammaire et un dictionnaire de leur langue. Aussi cet ouvrage est-il resté incomplet: l'auteur n'est guère arrivé au-delà de la préface, qui contient des notices précieuses, quoique noyées dans une prolixité insupportable.

NOTE 3.

PAGE 214, LIGNE 28.

I. *Recherches sur l'ancienneté de la langue romane.* II. *Éléments de la grammaire de la langue romane avant l'an 1000, précédés de recherches sur l'origine et la formation de cette langue.* III. *Grammaire romane, ou grammaire de la langue des troubadours.* Ces trois écrits sont réunis en un seul volume, sous le titre: *Choix des poésies originales des troubadours*, T. I. Paris, 1816.

* Feu M. Raynouard a continué depuis 1816 ses travaux jusqu'au terme de sa vie laborieuse avec le même zèle infatigable. Le premier volume ci-dessus indiqué a été suivi de cinq autres qui contiennent, outre ce que le titre général annonce, plusieurs dissertations historiques et grammaticales, relatives au même sujet. Plus tard, l'auteur a commencé à publier une seconde série sous le titre: *Nouveau choix des poésies originales des troubadours*, dont le tome deuxième contient la première partie de son *Lexique roman*, qu'il nomme aussi: «Dictionnaire de la langue des trouba-

ziehender Gegenſtand. Hier iſt aber durch That und Lehre die Sache wirklich gefördert, und es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß dieſe Mittheilungen fortgeſetzt werden mögen. Gegen eine oder die andere Kleinigkeit, die Beſtimmungen der deutſchen Silbenzeit betreffend, hätte ich vielleicht Einwendungen zu machen. In den Grundſätzen aber bin ich ganz mit dem Verfaßer einverſtanden, und beſtrebe mich, auf derſelben Bahn fortzugehn.

Die Behandlung der alten Silbenmaße iſt in Deutſchland nur ſehr allmählich und unter manchen Rückſchritten vervollkommt worden. Seit der erſte Geſang des Meſſias zum erſtenmal erſchien, ſind nun beinahe achtzig Jahre verfloßen. Vielleicht war es gut, daß man die Sache nicht ſogleich auf die rechte Weiſe unternahm: denn hätte man die Geſetze der alten Metrik damals ſtrenge durchgeführt, ſo würden vielleicht die griechiſchen Silbenmaße, als unſerm Ohr allzu fremd, bei uns eben ſo wenig Eingang gefunden haben, als bei anderen neueren Völkern. Aber Klopſtock faßte den Hexameter anfangs nur aus dem Geſichtspunkte der nach Accenten gemeßenen Versarten, an die man bisher gewöhnt war; es ſchien ihm hinreichend, die Arſis jedes Fußes mit einer betonten Silbe auszufüllen; um das Gewicht der Theſis war er ganz unbekümmert. Nachher ſtellte er eine Theorie des Hexameters auf, um ſeine Praxis zu retten, machte aus der Noth eine Tugend, und gab die Aufnahme der Trochäen für eine Verſchönerung aus, weil ſie der Mannichfaltigkeit und dem rhythmiſchen Ausdrucke einen weit größeren Spielraum verſtatte. Klopſtock hatte in der That einen ſehr regen, wahrhaft künſtleriſchen Sinn für die nachahmende und ausdrucksvolle Bedeutſamkeit der Rhythmen; nicht ſo für ihre regelmäßige Wiederkehr und den

dours, comparée avec les autres langues de l'Europe latine.» Ce volume ne comprend que les trois premières lettres de l'alphabet. On voit donc que la plus grande partie du travail est encore à faire. Mais M. Raynouard a sans doute laissé d'abondants matériaux à son continuateur. Il faut espérer que le savant qui se chargera de cette tâche en saura tirer bon parti, en imitant l'exactitude et la méthode lumineuse de son prédécesseur.

Pour compléter ce catalogue, il faut y ajouter plusieurs articles du *Journal des savants*, entre autres celui, dans lequel M. Raynouard m'a fait l'honneur de parler de mes Observations.

NOTE 4.

PAGE 221, LIGNE 14.

Voyez sur cette question *Tassoni Considerazioni sopra le rime di Petrarca. Modena*, 1609, dans la préface. À la fin du commentaire sur les poésies amoureuses de Pétrarque, Tassoni dit avec sa manière brusque: *Le poesie de' Provenzali non hanno che fare con quelle di Petrarca, e faccian pur ceffo i Francesi a lor senno.* Il paraît avoir cité exactement tous les vers des troubadours, dans lesquels il trouvait quelque rapport avec tel ou tel passage de Pétrarque, et ces ressemblances se bornent à des phrases, des tournures et des images qui ne prouvent aucunement l'imitation, parce qu'elles sont, pour ainsi dire, un bien communal des poëtes de tous les pays. La preuve la plus spécieuse qu'on ait alléguée des plagiats de Pétrarque est un sonnet d'un poëte valencien, Mossen Jordi, qui répond mot pour mot au beau sonnet de Pétrarque:

Pace non trovo, e non ho da far guerra.

Voyez *Bastero Crusca Prov.* p. 16. Mais cette citation a tout l'air d'une supercherie. Je pense que quelque poëte valencien a imité Pétrarque, et qu'ensuite on s'est permis d'attribuer à ce morceau une plus haute antiquité qu'il n'a véritablement.

NOTE 5.

PAGE 222, LIGNE 10.

Deux pairs de France, M. le comte de Blacas-d'Aulps et M. le comte de Castellane, comptent parmi leurs ancêtres des troubadours connus sous les noms de *Blacas*, *Blacasset* et *Boniface de Castellane*.

* Dans les sirventès on trouve un grand nombre de noms propres, non-seulement de princes contemporains, mais aussi de familles nobles qui ont marqué dans l'histoire. Dans l'un de ses nombreux sirventès Bertrand de Born fait un portrait satirique assez plaisant d'un *Talairan*, frère du comte de Périgord. (*Choix* etc. IV, p. 142.)

NOTE 6.

PAGE 224, LIGNE 17.

Cette classification fondamentale des langues a été développée par mon frère Frédéric de Schlegel, dans son ouvrage *sur la langue et l'antique philosophie des Indiens*, dont la première partie a été traduite en français à la suite du traité d'Adam Smith *sur l'origine des langues*.

NOTE 7.

PAGE 225, LIGNE 12.

Toutes les langues indigènes de l'Amérique semblent appartenir à cette seconde classe. M. Alexandre de Humboldt, dans la description de son *Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent*, donne le résultat de ses recherches sur ces langues; il fait connaître leur singulière nature par des observations ingénieuses. Quoique le but principal de ce célèbre voyageur fût l'avancement des sciences naturelles, l'universalité de ses connaissances et l'infatigable activité de son esprit lui ont fourni les moyens de recueillir aussi tout ce qui peut intéresser l'historien et le philosophe.

M. de Humboldt l'aîné a publié en allemand un mémoire très-intéressant sur la langue basque. Cette langue, reste des idiomes indigènes de l'ancienne Ibérie, est également caractérisée par les affixes.

N'ayant jamais étudié les langues dites *sémitiques*, si importantes par le rôle qu'elles jouent dans l'histoire du genre humain, je n'ose rien affirmer sur la manière dont il faut les classer. Si elles n'appartiennent pas en entier à la seconde classe, au moins leur structure diffère essentiellement de celle des langues les plus cultivées de la troisième, c'est-à-dire du grec, du latin et du sanscrit.

Une question fort ardue, et que je n'entamerai pas ici, c'est de savoir si les langues peuvent, ou non, graduellement changer de nature, et passer de la première classe à la seconde et de la seconde à la troisième. S'il était possible de répondre à cette question par des faits d'une certaine évidence, une foule de problèmes relatifs aux origines de la civilisation se trouveraient par-là même résolus.

NOTE 8.

PAGE 226, LIGNE 26.

Afin qu'on ne croie pas que j'érige en règle générale un fait isolé, je remarquerai que le même phénomène, que l'on peut observer en Europe, se retrouve en Asie. La propagation du mahométisme et les conquêtes des Mogols y ont produit des effets semblables à ceux qui furent amenés en Europe par la chute de l'empire romain et l'invasion des barbares. Les anciennes langues savantes et synthétiques de la Perse et de l'Inde, le zend et le sanscrit, ont été remplacées par des langues mixtes, dont la grammaire est extrêmement simplifiée au moyen des mots auxiliaires. Dans l'Inde, il y a un grand nombre d'idiomes d'origine moderne, dont le fond est du sanscrit altéré et tronqué, avec un mélange de mots arabes, persans, ou puisés dans d'autres dialectes populaires. Le sanscrit, étudié seulement dans les livres anciens, n'est plus que la langue de communication générale entre les savants, ainsi que le latin l'était en Europe dans le seizième siècle. Le persan moderne, sous quelques rapports, peut être comparé à l'anglais : la grammaire de ces deux langues est infiniment simple ; l'une et l'autre sont composées de deux éléments hétérogènes imparfaitement amalgamés : le persan du zend et de l'arabe, l'anglais de l'anglo-saxon, du vieux français et du latin.

NOTE 9.

PAGE 228, LIGNE 27.

M. Raynouard dit (*Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane*, p. 45) : »Les Goths »et les Francs avaient dans leur langue l'usage des ar»ticles.« Cela demande de grandes restrictions pour être exact. D'abord, dans le seul livre en langue gothique qui nous reste, dans l'Évangile d'Ulfilas, on n'aperçoit pas la plus légère trace de l'article indéfini, devenu indispensable dans nos langues modernes; ensuite l'article défini aussi est omis une infinité de fois dans des passages où il se trouve dans le texte grec, et où l'usage actuel l'exigerait impérieusement. Ulfilas a traduit avec une fidélité si littérale, que, lorsqu'il supprime les articles du texte, on peut admettre que l'usage de sa langue ne les comportait absolument pas. Ce qui me confirme encore plus dans la supposition que c'est par une espèce d'hellénisme qu'Ulfilas emploie les articles, c'est de voir que les poésies anglo-saxonnes et scandinaves en sont totalement dépourvues. Or, la poésie, et surtout la poésie populaire, conserve en général mieux le caractère primitif d'une langue que la prose. Dans les plus anciens écrits franciques, l'usage de l'article défini s'est déjà introduit plus ou moins; mais ces écrits ne remontent qu'au neuvième siècle.

NOTE 10.

PAGE 229, LIGNE 6.

Eginhart. Vita Karoli Magni. «*Inchoavit et grammaticam patrii sermonis. Mensibus etiam juxta propriam linguam nomina imposuit.*» Eginhart donne ensuite ces noms allemands des mois, inventés par Charlemagne, dont quelques-uns sont encore aujourd'hui en usage.

NOTE 11.

PAGE 230, LIGNE 28.

Entre autres, dans Otfrid et les auteurs franciques de l'époque carolingienne, l'emploi des verbes auxiliaires pour former, soit le prétérit, soit le futur, est encore extrêmement rare.

NOTE 12.

PAGE 232, LIGNE 19.

Il est constaté qu'Ulfilas a traduit d'après le texte grec et non d'après la version latine. Sa traduction est tellement littérale, que, pour peu qu'elle s'éloigne de l'original, on peut être sûr que le traducteur a eu devant les yeux une autre leçon que la nôtre; et, d'après les expressions dont il se sert, l'on peut même deviner quelles étaient ces variantes. Les fragments de l'Évangile en langue gothique étant par conséquent d'un aussi grand intérêt pour l'histoire du texte sacré que sous le rapport philologique, beaucoup de savants en Angleterre, en Suède, en Hollande et en Allemagne (Junius, Stjernhjelm, Lambert ten Kate, Hickes, Benzel, Lye, Ihre, Wachter, Zahn, etc.), les ont commentés. La grammaire gothique a été examinée avec le plus grand soin, et l'on y a trouvé une parfaite régularité et des analogies suivies avec exactitude. À cet égard, la langue gothique est bien supérieure aux autres dialectes de la même famille, à l'exception de l'anglo-saxon, qui fut savamment cultivé depuis Alfred-le-Grand. Au neuvième siècle encore, Otfrid, moine de Weissembourg en Alsace, dans la préface de sa paraphrase versifiée de l'Évangile en langue francique, se plaint de la négligence de ses compatriotes et de la nature réfractaire de sa langue, qui était, à ce qu'il dit, *inculta et indisciplinabilis, atque insueta capi regulari freno grammaticae artis.* Dans l'Évangile d'Ulfilas, au contraire, on est étonné de voir la perfection atteinte, pour ainsi dire, d'un seul jet. J'attribue cela en partie aux talents philologiques des prêtres grecs qui convertirent les Goths à la religion chrétienne. Ces prêtres, emmenés captifs chez eux après la défaite de l'empereur Décius, ayant appris la langue gothique, aidèrent sans doute le traducteur de leurs lumières. Ce fut d'ailleurs un grand avantage pour la langue gothique d'avoir adopté un alphabet inventé exprès, et si conforme aux besoins de la prononciation, que tous les sons simples, entre autres le *TH* et le *WH* des Anglais, y sont exprimés par une seule lettre. Sous ce rapport, on peut dire que les Goths écrivaient déjà leur langue mieux que nous n'écrivons la nôtre.

Plus tard, les autres peuples germaniques adoptèrent l'écriture latine. Les seuls Anglo-Saxons y ont ajouté quelques lettres nouvelles. Les auteurs franciques ne trouvant pas de signes dans l'alphabet latin pour exprimer les sons particuliers à leur langue, essayèrent d'exprimer ces sons en combinant de diverses manières plusieurs lettres latines; ce qui a causé des variations continuelles dans l'orthographe, et donné à leur manière d'écrire un air barbare.

Quoique ces peuples belliqueux ne fissent point de livres et se contentassent de confier leurs poésies à la mémoire, il me paraît incontestable qu'ils ont connu l'art de l'écriture avant l'invasion de l'empire romain. On trouve dans leurs langues des expressions originales relatives à cet art, tandis qu'ils auraient appris le nom avec la chose, si les Grecs et les Romains avaient été leurs premiers maîtres. L'alphabet d'Ulfilas semble être composé de caractères grecs, latins et runiques. Un poete, qui a écrit vers la fin du sixième siècle, Venantius Fortunatus, dit:

Barbara fraxineis pingatur RUNA *tabellis.*

Fortunatus était né en Italie, et devint évêque en France: il ne pouvait guère avoir en vue d'autres peuples que les Goths ou les Francs. Or, à cette époque, les Goths, aussi bien ceux d'Italie que ceux d'Espagne, se servaient généralement du caractère d'Ulfilas. Ainsi, ce que dit Fortunatus de l'usage des runes se rapporte probablement aux Francs. Dans l'exorde du plus ancien texte de la loi salique, il est dit clairement que quatre législateurs, élus par la nation, l'ont décrétée dans les temps antérieurs à la conversion des Francs. Un savant historien, Adrien de Valois (Rer. Francic. Lib. III, p. 119), a vainement attaqué l'authenticité de cet exorde. Une grande partie de la loi salique consiste en chiffres qui servent à déterminer les amendes pour chaque délit. Comment une telle loi aurait-elle pu être transmise par la tradition orale? Elle était donc écrite, sans doute en caractères runiques, avant la conquête des Gaules; et le texte que nous avons est une traduction de cet original, faite, comme on le voit au premier coup d'œil, par un Franc qui avait très-mal appris le latin.

Il paraît que, dans la suite, les prêtres chrétiens ont proscrit les runes comme servant aux superstitions païennes.

NOTE 13.

PAGE 232, LIGNE 24.

Cassiodore (Liv. II, epist. 42) écrit à Clovis au nom de son maître : *Citharœdum etiam, arte sua doctum, pariter destinavimus expetitum, qui ore manibusque consona voce cantando, gloriam vestræ potestatis oblectet: quem ideo fore credimus gratum, quia ad vos eum judicastis magnopere dirigendum.*

Je n'accumulerai point ici les témoignages qui prouvent, à commencer par celui de Tacite, combien les peuples germaniques aimaient de tout temps la poésie, surtout la poésie héroïque qui leur retraçait les exploits de leurs ancêtres. Il est surprenant de voir jusqu'à quelle distance de temps et de lieux des souvenirs nationaux se sont propagés. Ermanaric, roi des Goths au quatrième siècle, après avoir conquis un vaste empire entre la mer Noire et la mer Baltique, périt à un âge fort avancé dans l'invasion des Huns: il se tua de désespoir de ne pas pouvoir leur résister. Sa fin tragique devint le sujet d'un poëme qui se chantait en Allemagne encore dans le treizième siècle. Ce récit a trouvé son chemin jusqu'en Islande, et on le retrouve parmi les merveilles gigantesques de l'Edda. La gloire de Théodoric le Grand a été célébrée sous le nom de Dieteric de Berne; au seizième siècle encore, ce nom vivait en Allemagne dans la bouche du peuple. Nos paysans, en suivant la charrue, chantaient les combats de Dieteric contre les géants; et c'est sans doute pour se conformer aux idées du temps, qu'on a placé la statue de ce héros, redevenu fabuleux, auprès du tombeau de l'empereur Maximilien à Inspruck parmi celles de ses illustres ancêtres.

Les textes originaux de tant de compositions héroïques sont perdus, malgré le soin que Charlemagne prit de leur conservation: mais nous pouvons indiquer encore en grande partie les sujets que nos anciens chantres y avaient traités. La fiction s'est introduite dans l'histoire: Jornandès et Paulus Diaconus sont remplis de récits puisés dans les poésies nationales. Les savants modernes souvent n'ont su dire autre chose, sinon que tel ou tel événement, rapporté par un historien du moyen âge, est fabuleux et contraire aux faits constatés. Il fallait expliquer comment des historiens qui, presque toujours, font preuve de bonne foi et quelquefois de bon sens, ont pu raconter des choses aussi incroyables. Le mot de l'énigme est que les récits en question sont des extraits de poésies populaires en mauvaise prose latine. L'historien était imbu de l'opinion de ses compatriotes, qui croyaient tout de bon aux fictions héroïques, dans lesquelles il y avait en effet un fond de vérité.

Cette observation n'est pas étrangère à l'ancienne histoire de France. On trouve même dans Grégoire de Tours quelques-uns de ces récits poétiques; on en trouve un plus grand nombre dans Frédegaire. Toute la narration de la conquête du royaume de Thuringe par Théodoric I, roi d'Austrasie, telle que la donne Witichind, historien saxon du dixième siècle, est tirée d'un poëme épique.

NOTE 14.

PAGE 232, LIGNE 26.

On suppose d'ordinaire que les Vandales ont peu séjourné en Espagne; et l'on considère cette nation comme entièrement éteinte après la défaite de Gelimer. S'il en eût été ainsi, comment les Arabes, lors de leur invasion, eussent-ils nommé toute l'Espagne *Andalousie*, d'après le nom des Vandales? Il est donc probable qu'une partie des Vandales est restée en Espagne lorsque leurs compatriotes passèrent en Afrique; peut-être aussi les restes des Vandales africains repassèrent-ils la mer après la destruction de leur empire par Bélisaire. Les écrivains anglo-saxons et nos poëtes

wohlgegliederten Bau der Verſe. Wiewohl daher die meiſten der ſeinigen nicht für gute Hexameter, ja überhaupt nicht für Hexameter gelten können, ſo verdienen ſie dennoch die aufmerkſamſte Betrachtung. Klopſtocks erſte Nachahmer ergriffen nur die regelloſe Willkür, ohne die ſorgfältige Wahl, wodurch er ſich ſelbſt gebunden hatte, zu ahnden; und ſo wurde es um ein Beträchtliches leichter, aber auch in demſelben Grade unerſprießlicher, deutſche Hexameter zu ſchreiben, als deutſche Proſa.

Seitdem haben wir von vortrefflichen Dichtern Hexameter und Pentameter bekommen, die zwar durch Beobachtung der Cäſur etwas beßer gegliedert ſind, jedoch an ſchwachen Rhythmen und an Verſtößen gegen die deutſche Zeitmeßung einen unglücklichen Ueberfluß haben: wobei uns aber der geiſtreiche Gehalt für die Mängel der metriſchen Ausführung nachſichtig macht. Auf der andern Seite haben wir ſchon in großer Menge Hexameter, die, bis auf die freilich verminderte Zulaßung der Trochäen, ganz richtig gemeßen und eingetheilt ſind; aber

Die Grazien ſind leider ausgeblieben,

und die Härten in der Sprache, der Mangel an Gelindigkeit und fließendem Wohllaut, geſtatten keinen ungeſtörten Genuß des beßer beobachteten Rhythmus.

Die deutſche Quantität iſt anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechſelt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopſtock die unbetonten oder tieftonigen Längen anerkennen, und wurde der erſte Begründer unſerer Prosodie, indem er entdeckte, daß die Länge und Kürze der Silben bei uns von ihrem grammatiſchen Range, und der Selbſtändigkeit ihrer Bedeutung abhängig ſei. Die Schrift von Voß über die Zeitmeßung enthält viele ſchätzbare Bemerkungen;

du moyen âge appellent souvent la mer Méditerranée *Wendil-sec*, la mer des Vandales.

C'est aussi une erreur de croire que les Goths d'Italie aient été exterminés ou expulsés après les victoires de Bélisaire et de Narsès; ils ont toujours continué d'habiter le pays, quoiqu'ils eussent cessé d'y être la nation dominante. La même remarque s'applique aux Ostrogoths en Provence, aux Visigoths dans le Languedoc; ils sont demeurés en France, après que les rois des Francs eurent étendu leur domination jusqu'aux Alpes et aux Pyrénées.

Les Bourguignons parlaient à peu près le même dialecte que les Goths. Ces deux peuples étaient répandus dans la moitié des Gaules: ainsi, la langue gothique doit être principalement consultée sur l'étymologie du français. Plusieurs mots de la langue romane et même du français moderne sont du gothique pur, sans compter les noms propres restés en usage et altérés seulement dans la prononciation.

NOTE 15.

PAGE 238, LIGNE 7.

Cette double dérivation du verbe substantif est frappante dans l'italien *stava*, *stato*, etc. Dans le français, elle est plus obscurcie par les contractions: cependant *être*, *étois*, *été* (anciennement *estre*, *estois*, *esté*), ne viennent pas de ESSE, mais de STARE. Il n'est pas rare de voir que le verbe substantif s'étant trouvé défectif, on a eu recours à deux racines différentes pour en compléter les temps et les modes. Il en est ainsi dans le latin et dans l'allemand. Mais c'est un trait particulier à la langue romane d'avoir deux verbes substantifs complets, l'un dérivé de ESSE, et l'autre de STARE.

NOTE 16.

PAGE 240, LIGNE 6.

Bastero Crusca prov. p. 139 et 140. Ugon Faidit dit: «*E non se pot conosser ni triar l'accusatius del nominatiu, sinò que per sò, que 'l nominatius singulars, quan es masculis, vol S en la fin; e li altri cas no 'l volen. E 'l nominatius plurals no 'l vol, e tuit li autre cas volen lo en lo plural.*» Viennent ensuite les exceptions qui sont assez bien indiquées, quoiqu'en abrégé. Raimond Vidal enseigne la même règle dans son Art de la poésie provençale. M. Raynouard parle (Gramm. Rom. p. 9) de ces deux écrits, et indique comme le seul manuscrit connu du premier, du Donatus Provincialis, celui qu'on voit à la bibliothèque Laurenziana. J'en ai trouvé un autre plus moderne dans la bibliothèque Ambrosiana à Milan.

NOTE 17.

PAGE 240, LIGNE 9.

Une strophe de la fameuse chanson que le roi Richard Cœur-de-Lion composa dans sa captivité, m'en fournit un exemple.

Or sápchon ben miei hom e miei baron,
Englès, Norman, Peytavin e Gascon,
Qu' ieu non ai ja si paubre companhon,
Que per aver lo laissès en prison.

«Que mes hommes liges et mes barons, Anglais, Normands, Poitevins et Gascons, sachent donc bien, que je n'ai point de compagnon si pauvre, que je le laissasse en prison, pour épargner mon bien.» Tous les éditeurs, à commencer par Jean de Notre-Dame jusqu'à MM. Ginguené et Sismondi inclusivement, ont fait imprimer les premiers vers de la manière suivante:

Or sápchon ben mos homs et mos barons
Englès, Normans, Peytavins et Gascons.

Cette leçon détruit la rime; ce qui doit la faire condamner au premier coup d'œil. Mais les éditeurs, en ajoutant des s aux noms des nations, ont cru les mettre au pluriel, et ils en ont fait au contraire des singuliers. *Englès* ne change pas de terminaison; les autres substantifs, *hom, baron, Norman*, etc., sont au nominatif du pluriel; *companhon* et *prison* n'ont point de s, parce qu'ils sont à l'accusatif du singulier.

NOTE 18.

PAGE 241, LIGNE 10.

Voyez *Mém. de l'Acad. des inscriptions et belles-lettres*, Tom. XXIV. *Remarques sur la langue française des douzième et treizième siècles, comparée avec les langues provençale, italienne et espagnole, des mêmes siècles, par M. de la Curne de Sainte-Palaye*, p. 684.
«Je finis par une observation grammaticale peu impor-
»tante en elle-même, mais qui servira d'une nouvelle
»preuve à la conformité des langues française, italienne
»et espagnole, et justifiera encore la remarque d'un de
»nos plus célèbres grammairiens sur la formation de
»notre futur. Elle se fait, suivant l'abbé Regnier (*Gramm.
»franç.*, p. 368 et suiv.), par la jonction ou réunion
»du temps présent du verbe auxiliaire *avoir*, et de
»l'infinitif: *j'aimerai, tu aimeras, il aimera*. . . . . . .
»Il fait l'application du même principe aux verbes ita-
»liens et espagnols, à quoi j'ajouterai que la formation
»du futur imparfait du subjonctif *j'aimerais*, se fait pa-

reillement de la jonction de l'infinitif avec l'imparfait de l'indicatif du verbe *avoir*, que l'on a syncopé, et dont on n'a conservé que la finale. La manière de former ce temps a été la même dans les cinq langues qui composent le descort de Rambaut de Vaqueiras; et nos Provençaux nous font sentir encore mieux que les autres la pratique de cette règle dans leur grammaire. Souvent ils ont, entre les deux verbes qui forment leur futur, inséré un article, un pronom ou autre particule, et quelquefois plusieurs, comme s'ils eussent prévu qu'on pourrait un jour confondre le verbe principal avec le verbe auxiliaire qui compose ces temps. J'en rapporterai ici plusieurs exemples que j'ai recueillis en lisant les ouvrages de nos anciens Provençaux. *Comptar vos ai*, je vous compterai; *dar vos n'ai*, je vous en donnerai; *dir vos ai*, je vous dirai; *donar lo us ai*, je vous le donnerai.»

NOTE 19.

PAGE 242, LIGNE 1.

Ulfilas, *Evang. Joh.* VI, 7. ITA SILBA VISSA, THATEI HABAIDA TAUJAN; *quia ipse sciebat, quid* ESSET FACTURUS. Ibid. 71. SA AUK HABAIDA INA GALEVJAN; *is enim* ERAT *eum* TRADITURUS. Ibid. XII, 26. THARUH SA ANDBAHTS MEINS VISAN HABAITH; *ibi et minister meus* ERIT. Dans les deux premiers exemples, Ulfilas exprime, au moyen du verbe auxiliaire, un futur paraphrastique du texte grec; mais, dans le dernier passage, il y a le futur simple, *ἔσται*. VISAN HABAITH, littéralement retraduit en latin, ferait *esse habet*, absolument comme *sera*. Le futur du verbe substantif est le même en provençal et en français: *serai*, *seras*, *sera*;

sa formation, d'après la règle de M. Raynouard, a cependant besoin d'être expliquée. Par un barbarisme de la basse latinité, on a dit *essere* au lieu de ESSE, pour se conformer à la terminaison ordinaire des infinitifs latins; *essere* ensuite a été contracté en *ser*; et le futur est composé de cet infinitif et du présent du verbe auxiliaire: *ser-ai*, *ser-as*, *ser-a*.

NOTE 20.

PAGE 242, LIGNE 12.

En provençal, le substantif *homme* et le pronom personnel indéfini s'écrivent de la même manière, *hom* ou *om*. En allemand, *man* fait également les deux fonctions. Aujourd'hui l'on distingue par l'orthographe le substantif du pronom: *Mann*, l'homme, *man*, on; autrefois l'un et l'autre s'écrivaient de même, *man*. Cet usage est fort ancien; on le trouve établi chez les auteurs du neuvième siècle; mais je ne saurais citer aucun exemple plus authentique, ni, pour ainsi dire, plus illustre que celui qui est contenu dans le serment de 842. Je mettrai les deux phrases correspondantes en regard:

Si cum om per dreit son fradra salvar dift.
So so MAN *mit rehtu sinan bruodher* . , . . *scal*.

Au reste, je pense que la formule théotisque de ce serment est l'original, et la formule romane la traduction; mais je n'entreprendrais pas de le prouver, puisqu'un tel aperçu ne peut se fonder que sur des nuances fugitives.

NOTE 21.

PAGE 242, LIGNE 29.

Voyez *Scherzii Glossarium Germanicum medii ævi*, *ed. Oberlin.* s. v. WERRA; et *Schilteri Thesaur. Antiquit. Teutonic.* T. III, in *Glossario* s. v. WERRUS. En général, la lettre *w* au commencement des mots théotisques, dans les langues romanes, s'est transformée en GU ou en G. Ainsi, l'on a fait *guerra* de WERRA, comme des noms propres WALTHAR, WIDO, en italien *Gualtieri*, *Guido*, en français *Gauthier*, *Gui*, etc. Il y avait, comme de raison, dans les langues germaniques, plusieurs mots pour désigner la guerre: WIG, URLUG; mais WERRA semble avoir prévalu dans les langues mixtes, précisément parce que c'était le terme le plus populaire; car WERRA signifiait proprement querelle, rixe. Ce mot a été officiellement employé par Charles-le-Chauve dans ses capitulaires, Tit. XXIII, Cap. 15: *Rixas et dissensiones*, *seu seditiones*, *quas vulgus* WERRAS *vocat.* WERRA a été confondu mal à propos, par quelques étymologistes, avec WERE, qui signifie arme, défense. Ce dernier mot n'a rien à faire avec la dérivation de *guerre*.

NOTE 22.

PAGE 243, LIGNE 9.

Voyez *Ihre Glossarium Suio-Gothicum*, in Proœm., p. xxxvi. «Dum autem verba auxiliaria nomino, «facere non possum, quin, quæ heic disseruntur, iis «exemplo propositis, ulterius confirmem. Alterum ho«rum est *avoir*, quod a latino *habere* ortum esse, nemo «ignorat; sed an item *j'ai*, *tu as*, *il a*? Mirum certe «foret, si ab *habet* non nisi unica litterula superstes «remaneret, dum ceteræ linguæ europeæ hanc vocem «pene invariatam servant. Germ. *ich habe*. Sueth. *jag* «*hafwer*. Angl. *I have*. It. *io habbia*, etc. Unde vero «factum sit, ut Galli usque adeo devii sint, si quæratur, scire convenit, apud veteres Westrogothos, eorum «in loquendo magistros, duo fuisse verba synonyma, «quæ promiscue usurpantur, *haban* et *aigan*, quorum «illud Latinorum *habeo*, hoc Graecorum ἔχειν cognatione attingit: utrumque vero in orbe gothico pro «verbo auxiliari adhibitum fuisse, sic, ut ab Islandica «dialecto exemplum afferam, etc.»

Ihre s'est trompé à l'égard de l'italien, en prenant le subjonctif pour l'indicatif; il a ignoré que, dans l'italien et l'espagnol, le présent de l'indicatif au singulier est tout aussi contracté qu'en français. Le verbe gothique AIGAN se retrouve en effet dans les autres dialectes de la même famille: en francique EIGON; en anglo-saxon, AGAN. Mais le verbe synonyme HABAN est le seul qui soit resté en usage. Ce dernier, comme on voit, est absolument identique avec le latin. Le présent de ce verbe offre un exemple frappant de l'affinité qui existe entre le latin et les langues germaniques, non seulement à l'égard des racines, mais aussi à l'égard des inflexions.

		Latin.	*Gothique.*
Sing.	1.	Habeo.	HABA, HABAU.
	2.	Habes.	HABAIS.
	3.	Habet.	HABAITH.
Plur.	1.	Habemus.	HABAM.
	2.	Habetis.	HABAID.
	3.	Habent.	HABAND.

En vertu de cette affinité, plusieurs mots des langues romanes pourraient être aussi naturellement dérivés d'une racine gothique ou francique que d'une racine latine. Par exemple :

Provençal.	*Latin.*	*Gothique.*
Aiga, l'eau.	Aqua.	AHVA.
Auzir, ouir.	Audire.	HAUSJAN.

Ne pourrait-on pas admettre que le souvenir des deux langues mères se soit quelquefois confondu dans l'esprit de ceux qui parlaient les nouvelles langues vulgaires? Au moins les mots qui se trouvaient également dans les deux langues, ne devaient pas être exposés à tomber dans l'oubli. La ligne de démarcation est difficile à tracer : dans le doute, je préférerais toujours la dérivation latine. En français, *mourir*, *mort*, viennent de MORI, MORS, MORT-IS; mais *meurtre*, quoiqu'il soit si rapproché des mots précédents par le sens et par la composition des lettres, vient du gothique MAURTHR.

NOTE 23.

PAGE 287, LIGNE 4.

On nommait *romans* indistinctement tous les livres écrits en langue vulgaire. Un poëme sur la passion de la Sainte-Vierge est appelé ainsi :

Aquests romans es acabatz ;
Nostre senhér en sia lausatz.

»Ce roman est achevé; notre Seigneur en soit loué.« Chez les troubadours, *romansar* signifie chanter, célébrer par des poésies populaires.

Gauselms Andreus qu'om románsa,
Non trais anc tan greu martire
Per la reina de Fránsa,
Com eu per lei cui desire.

«Gauselm André qu'on chante partout, n'éprouva jamais un aussi pénible martyre pour la reine de France, que moi pour celle que je désire.»

NOTE 24.

PAGE 247, LIGNE 8.

M. Raynouard suppose que *lingua romana* signifie toujours la langue vulgaire; je pense qu'on a quelquefois employé cette expression pour le latin régulier. Cela n'est pas étonnant, puisque les peuples germaniques appelaient Romains tous les habitants des provinces de l'empire occidental, et que, lors de la conquête, ces habitants parlaient latin. Fortunatus loue le roi Charibert de sa parfaite connaissance du latin :

Cum sis progenitus clara de gente Sicamber,
Floret in eloquio lingua Latina *tuo.*
Qualis es in propria docto sermone loquela,
Qui nos ROMANO *vincis in eloquio?*

La leçon *Romanos*, dans le dernier vers, qu'on trouve chez BOUQUET, SCRIPT. RER. FRANC. T. II, est évidemment fausse, mais quand on voudrait la défendre, cela ne changerait rien à la chose. Je remarque, en passant, que ces vers suffisent pour réfuter les historiens qui prétendent que les rois mérovingiens ont abandonné, tout de suite après Clovis, l'usage de leur langue maternelle.

Eginhart dit, dans sa Vie de Charlemagne : «En tibi librum præclarissimi et maximi viri memoriam continentem, in quo præter illius facta non est quod admireris, nisi forte quod homo barbarus, et *romana locutione* perparum exercitatus, aliquid me decenter aut commode *latine* scribere posse putaverim.» Ici *romana locutio* signifie, sans contredit, le latin régulier; car la connaissance de la langue romane n'aurait pu avancer Eginhart en rien pour la correction du style latin. M. Raynouard (*Recherches sur l'ancienneté de la L. R., p.* 18) fait sur ce passage l'observation suivante: «Si Eginhard, secrétaire et chancelier de Charlemagne, «manifeste des craintes sur son style latin, s'il se nomme «barbare, c'est que la langue latine n'étant point parlée «vulgairement à la cour, il n'avait pas la certitude que «son style fût exempt de fautes. En effet, la langue «francique était la langue vulgaire à Aix-la-Chapelle et «dans le nord de l'empire, tandis qu'à Paris et dans le «midi de l'empire la langue vulgaire c'était l'idiome ro«man.» Je ne saurois être d'accord avec M. Raynouard sur cette explication. En se nommant *homo barbarus*, Eginhart ne veut dire autre chose, sinon qu'il était Franc et non pas Romain. Sans doute à Aix-la-Chapelle il n'y avait qu'une seule langue vulgaire, le francique; mais je crois pouvoir prouver que, dans la partie latine de l'empire de Charlemagne, il existait deux langues vulgaires, l'une romane, l'autre théotisque. Chaque nation parlait la sienne: les descendants des anciens habitants la première; les Francs, les Goths, les Bourguignons et les Langobardes, un dialecte de la seconde. Cependant il devait y avoir beaucoup d'individus qui sussent les deux langues. Mais les excuses d'Eginhart n'ont rien à faire avec les langues vulgaires; elles se rapportent uniquement à l'importance qu'on attachait, de son temps, à la correction classique. La grammaire latine avait été entièrement négligée avant Charlemagne; il en renouvela l'enseignement. Il y avait à sa cour des savants anglo-saxons qui parlaient et écrivaient le latin avec une grande élégance. Ainsi

doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Silben, die unter verſchiedenen Bedingungen lang oder kurz werden können, viel enger beſchränken. So ſcheinen mir alle Zeitwörter in einer einſilbigen Biegung, ſogar die Hülfswörter, immer lang zu bleiben. Auch die Regel, daß alle einſilbigen Wörter, die durch die Declination zu zweiſilbigen anwachſen, lang ſind, leidet nur äußerſt wenige Ausnahmen, wie z. B. die des unbeſtimmten Artikels und einiger Fürwörter.

Wo das grammatiſche Geſetz nicht unbedingt entſcheidet, bei den mittelzeitigen Silben, da macht der hörbare Gehalt, der bei den Griechen und Römern allein die Quantität beſtimmt, auch bei uns ſeinen Einfluß ſehr merklich geltend. Ich glaube demnach, daß man unter Wörtern derſelben Klaſſe, z. B. den Conjunctionen und Präpoſitionen einen Unterſchied machen muß. Gern möchte ich an den Stellen, wo Kürzen gefordert werden, ſo viel möglich die Diphthongen und ſtark gedehnten Vocale, ſo wie den Zuſammenſtoß widerſtrebender und den Vortrag hemmender Conſonanten vermeiden. Welche Arten der Poſition aber in unſerer Sprache auf die vorhergehende Silbe verlängernd zurückwirken, das würde eine eigne Erörterung fordern.

Freilich bleibt immer ein Unterſchied zwiſchen den überall gültigen Längen, und ſolchen, die im Hexameter nur für die Theſis der Spondeen taugen, oder nur unter gewiſſen Vorausſetzungen ſich in die Arſis bringen laßen. Unſer ganzes proſodiſches Syſtem iſt eigenthümlich, und darf nicht aus dem Geſichtspunkte fremder Sprachen beurtheilt werden. Da einige mechaniſche Regeln nicht ausreichen, ſondern die Stellung der Wörter und Silben, der logiſche oder emphatiſche Nachdruck, endlich der in einer Versart vorwaltende und

Eginhart s'attend à trouver des juges sévères, et il s'exprime avec modestie, quoiqu'il eût fait d'assez bonnes études latines.

NOTE 25.

PAGE 251, LIGNE 2.

Voici quelques exemples de ces doubles dérivations, dont l'une est ancienne et populaire, l'autre savante et moderne.

Ancien français.	*Latin.*	*Français moderne.*
Chose.	Causa.	Cause.
Façon.	Factio.	Faction.
Quête.	Quæstio.	Question.
Caillou.	Calculus.	Calcul.
Rançon.	Redemptio.	Rédemption, etc.

NOTE 26.

PAGE 251, LIGNE 25.

AIMOIN. Lib. II, 5. »Nec multum fluxerat temporis, cum imperator Iustinus expeditionem paravit adversus regem Persidis: sed in ipso belli apparatu morbo præventus, anno assumpti imperii octavo est defunctus. Consensu senatus totiusque simul exercitus Augustus efficitur Iustinianus, qui nihil moratus, collecto exercitu contra barbaros est profectus, et commissa pugna, fugatisque hostibus, regem se eorum cepisse gavisus est. Quem in solio regni iuxta se sedere fecit, et ut provincias, quas Romanis eripuerat, sibi restitueret imperavit. Cui ille, non, inquit, dabo. Ad hæc Iustinianus respondit: DARAS. Pro cuius novitate sermonis civitas eo loci constructa est, cui DARAS nomen est. Rex autem Persidis, licet non volunta-

«rius, omnia restituit, quæ Romani fuerant iuris, sicque «in regnum suum est redire permissus. Iustinianus quoque Augustus cum magno triumpho Constantinopolim «est regressus.»

Je n'ai pas besoin de faire remarquer combien ce récit, dans toutes ses parties, est contraire à l'histoire.

NOTE 27.

PAGE 253, LIGNE 25.

Je ne nie point qu'il n'ait pu se trouver des soldats goths ou francs dans l'armée de Commentiolus. L'armée byzantine, en général, offrait une bigarrure de diverses nations. Il y avait beaucoup de Huns, il y avait même des Perses. Les Grecs, amollis par le despotisme et par les effets de leur vieille civilisation, cherchaient des troupes mercenaires chez tous les peuples guerriers qui avoisinaient l'empire. Mais précisément à l'époque à laquelle se rapporte le fait en question, les empereurs d'Orient tiraient une partie de leurs meilleures troupes de l'Afrique latine reconquise par Bélisaire. Les mots d'ordre dans l'armée byzantine ne se donnaient pas en grec, mais en latin; et, parmi ces termes de commandement, se trouve le mot TORNA, dont M. Raynouard conteste la latinité.

NOTE 28.

PAGE 253, LIGNE 31.

Ce roi pieux, mais quelquefois sujet à la superstition, étant sur son lit de mort, se crut assailli par les démons, et s'écria plusieurs fois: hus! hus! ce qui veut dire: sortez! loin de moi! *Freber. Script. rer. German.*, T. I, in VITA LUDOVICI PII, §. 19. *Conversa* *facie in sinistram partem, indignando quodammodo, virtute quanta potuit dixit :* HUZ, HUZ, *quod significat, foras, foras.* Comme adverbe, ce mot francique s'écrit d'ordinaire UZ ; l'aspiration sert peut-être à le transformer en interjection, si ce n'est une erreur du copiste.

Louis-le-Débonnaire avait reçu une éducation savante : d'après le témoignage de son biographe Thegannus, il lisait le grec, il parlait latin avec autant de facilité que sa langue maternelle. Cependant il ne négligea point cette dernière. Il fit traduire en allemand l'Écriture sainte. *Du Chesne, Script. rer. Franc.* T. II, p. 220. *Cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi notitiam haberent, eius* (Ludovici) *studio atque imperii tempore, sed Dei omnipotentia atque inchoantia, mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suae ditioni subditus theudisca loquens lingua, eiusdem divinae lectionis nihilominus notionem acceperit. Praecepit enim cuidam, uni de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut Vetus ac Novum Testamentum in germanicam linguam poetice transferre studeret.* C'était donc, comme on voit, plutôt une paraphrase qu'une traduction. Il en existe peut-être encore une partie, c'est-à-dire l'Harmonie des Évangiles, dont un manuscrit se trouve en Angleterre dans la bibliothèque cottonienne, et un autre à Munich. M. Gley, ecclésiastique français, auteur d'un estimable essai sur la langue francique, a pris copie de ce dernier manuscrit à Bamberg, où on le conservait autrefois. Il a rapporté sa copie en France, et en a fait don à la bibliothèque de l'Institut. L'ouvrage en question date indubitablement de la première moitié du neuvième siècle : le dialecte dans lequel il a été écrit tient le milieu entre le saxon et le francique ; ce qui augmente la probabilité que ce soit la paraphrase faite par ordre de Louis-le-Débonnaire, puisqu'il se servit d'un poète saxon. Voyez des extraits du manuscrit cottonien dans *Hickes. Thes. Ling. Septentr.* T. I. Grammatica Franco-Theotisca, Cap. 22.

NOTE 29.

PAGE 254, LIGNE 29.

Juzgo n'est plus en usage; mais le verbe qui en dérive, *juzgar*, juger, s'est conservé dans l'espagnol moderne. En provençal, ce même verbe s'écrit *jutjar.*

NOTE 30.

PAGE 256, LIGNE 5.

Les patois qu'on parle aujourd'hui en Savoie et dans le pays de Vaud qui en faisait autrefois partie, dans le Bas-Valais et dans quelques districts du canton de Fribourg, sont des dialectes de l'ancien provençal. Je crois que le patois de la partie méridionale des Grisons et du Tyrol doit être rangé dans la même classe, quoiqu'on ait voulu le dériver de la langue des Etrusques. Tous ces pays que je viens de nommer avoisinent l'Italie; mais j'ai beaucoup de peine à croire que jamais, dans aucun district de l'Italie proprement dite, l'idiome vulgaire ait été un dialecte du provençal. Le Dante écrivait il y a cinq siècles: cependant, dans son traité latin De vulgari eloquio, il assigne déjà à la langue italienne la même étendue de territoire qu'elle occupe aujourd'hui. Il dit expressément que Sordel de Mantoue, célèbre parmi les troubadours, a fait ses vers dans un autre idiome que celui de sa ville natale. L. I, cap. 15. *Sordellus de Mantua. . . . qui tantus eloquentiæ vir existens non solum in poetando, sed quomodolibet loquendo patrium vulgare deseruit.* Dans le même chapitre, il dit qu'on parle mal à Turin et à Alexandrie; mais il nomme pourtant ces villes dans sa revue des dialectes italiens. Le témoignage du Dante est irrécusable en tout ce qui concerne l'Italie; il ne pouvait se tromper à cet égard, quelles que soient ses erreurs dans ce qu'il dit sur le reste de l'Europe latine. Il n'admet que trois langues dérivées du latin, qu'il désigne d'après la particule affirmative: *langue d'oil*, *langue d'oc* et *langue de si*. La dernière est l'italien. Ainsi* le Dante a complétement ignoré l'existence de la langue castillane, puisqu'il étend sur toute l'Espagne le domaine de la langue d'oc, c'est-à-dire du provençal ou du catalan. L. 1, cap. 8. *Nam alii Oc, alii Oil, alii Si affirmando loquuntur, utputa Hispani, Franci et Latini. — — — Istorum vero proferentes Oc, meridionalis Europae tenent partem occidentalem, a Januensium finibus incipientes. Qui autem Si dicunt, a praedictis finibus orientalem tenent: videlicet usque ad promontorium illud Italiae, quâ sinus Adriatici maris incipit, et Siciliam; sed loquentes Oil quodammodo septentrionales sunt respectu istorum: nam ab oriente Alamanos habent et a Septentrione; ab occidente Anglico mari vallati sunt, et montibus* Aragoniae *terminati; a meridie quoque Provincialibus et* Apennini *devexione clauduntur.*

J'ai copié en entier la partie géographique de ce passage remarquable, parce que le traité du Dante, cité sans cesse par les érudits d'Italie dans leur disputes sur la prééminence du dialecte toscan, est peu connu ailleurs. J'ai marqué deux leçons suspectes. La première est facile à corriger: au lieu de *Aragoniae* il faut mettre *Alverniae*, les montagnes d'Auvergne. Les Apennins sont tout à fait hors de place ici; on ne remédierait pas même à la faute du copiste en y substituant les Alpes; car, à cette époque, la langue d'Oil touchait tout au plus au Jura.

Tout ce que je puis donc admettre, c'est que les classes supérieures en Lombardie employaient alors le provençal comme moyen de communication générale, de même que les personnes bien élevées y apprennent aujourd'hui l'italien régulier. Ce que le Dante dit de Sordel, qu'il parlait toujours le provençal, s'accorde avec cette supposition. Nous avons des pièces de vers d'un Cigala, d'un Doria, et de Bonifaci Calvo, tous les trois Génois; de Bertolomé Zorgi, Venitien: ils n'auraient pas chanté en langue provençale s'ils n'avaient pu espérer de trouver un auditoire parmi leurs compatriotes.

NOTE 31.

PAGE 257, LIGNE 22.

On rencontre aux environs de Paris une trace curieuse de la séparation où vivaient souvent les deux nations jusqu'à ce qu'elles fussent fondues en une seule. Il y a deux villages, dont l'un s'appelle Romainville et l'autre Franconville. Peut-on douter que ces villages aient reçu leurs noms des Romains et des Francs qui habitaient exclusivement l'un et l'autre? Remarquez encore que Franconville est un mot hybride, dont la première moitié est formée selon la grammaire francique; car FRANCONO est le génitiv pluriel de FRANCO. Otfrid dit dans sa dédicace à un roi carolingien:

So FRANKONO KUNING SCAL.
Sicuti Francorum rex debet.

NOTE 32.

PAGE 257, LIGNE 27.

La différence qui existe entre les anciennes frontières de l'empire occidental et les limites actuelles des langues dérivées du latin, est une circonstance fort remarquable, et qui, ce me semble, n'a pas fixé autant qu'elle le mérite l'attention de la plupart des historiens modernes. Dès le temps des premiers empereurs, la domination romaine s'étendait jusqu'au Rhin et au Danube; et les cinq siècles qui se sont écoulés depuis Auguste jusqu'à la chute de l'empire, étaient bien plus que suffisants pour faire adopter aux peuples assujettis, qui se trouvaient compris dans cette circonscription, la langue aussi bien que les mœurs de leurs maîtres, et pour faire tomber dans l'oubli les idiomes divers que ces peuples avaient parlés dans leur état d'indépendance. Quand les gouvernements ne s'en mêlent pas, plusieurs langues peuvent coexister longtemps dans le même pays; mais les grands gouvernements, dont le centre est en même temps un foyer de lumières et d'activité intellectuelle, ont des moyens immenses pour répandre une langue et la rendre universelle dans un vaste empire; et jamais aucune nation n'a mieux entendu cet art que les Romains. Si la langue basque a pu se conserver dans le nord de l'Espagne, c'est que les ancêtres des Basques, les Cantabres, ont toujours maintenu leur indépendance. La Grande-Bretagne est la seule province de l'empire occidental où la langue des peuples indigènes ne se soit pas éteinte; mais cette province était située à l'extrémité de l'empire; elle fut la dernière conquise et la première abandonnée. D'autres causes, qu'il serait trop long de développer ici, ont contribué à la conservation de la langue nationale; elle s'est réfugiée, avec les restes des Bretons, dans le pays de Galles et la Cornouaille; de là elle a été apportée par eux dans la Basse-Bretagne. Toutefois, n'en déplaise aux antiquaires celtiques, bien loin de conserver sa pureté primitive, le bas-breton paraît être fortement mélangé de latin corrompu. Quoi qu'il en soit, lors de l'invasion des Barbares on parlait le latin, et seulement le latin, dans les Gaules jusqu'aux bords du Rhin, et dans les provinces au nord des Alpes jusqu'aux bords du Danube. Aujourd'hui, le territoire qu'occupent les langues romanes, est beaucoup moins étendu. À quelques exceptions près, les Alpes, les bassins des lacs de Genève et de Neuchâtel, les Vosges et les Ardennes, en forment les limites: de là jusqu'à la rive gauche du Rhin et à la rive droite du Danube, il reste une large lisière où l'on parle des dialectes flamands, allemands et esclavons. Partout où les conquérants ont vécu entremêlés avec les anciens habitants, il s'est formé un idiome roman quelconque. Il est donc clair que, dans toutes les provinces frontières de l'empire occidental, la population a été entièrement renouvelée, soit que les sujets romains aient péri dans les ravages de l'invasion, ou qu'ils aient émigré, ou qu'ils aient été expulsés par les conquérants. Ainsi l'état actuel des langues nous enseigne, concernant la destruction de l'empire occidental, beaucoup de faits que les notices imparfaites et sommaires des historiens contemporains nous laissent ignorer. Ce serait un travail intéressant à faire que de tracer en détail la ligne de démarcation entre les langues, telle qu'elle a été dans le moyen âge, et telle qu'elle est aujourd'hui, et d'examiner les patois limitrophes. Les limites des langues romanes étaient jadis encore plus resserrées qu'elles ne sont maintenant: l'italien n'a pas dépassé les Alpes; mais la langue française a considérablement gagné du territoire depuis quelques siècles sur la frontière du nord et de l'est.

NOTE 33.

PAGE 260, LIGNE 3.

Dans toutes les langues dérivées du latin, le mot *verbum* a disparu dans son acception ordinaire. La théologie avait donné à ce mot un sens mystérieux; on craignit sans doute de le profaner en l'employant aux usages journaliers de la vie. On y a substitué partout le même mot, PARABOLA, qui est devenu en français *parole*, en italien *parola*, en provençal *paraula*, en espagnol *palabra*, en portugais *palavra*. Ce mot, d'origine grecque, n'a pu être puisé que dans l'Évangile, où il signifie une similitude, une allégorie. Ainsi il a fallu en étendre arbitrairement la signification, pour désigner le langage humain en général. On ne saurait méconnaître l'influence sacerdotale dans le rejet universel de l'expression classique, et dans le choix également universel d'une autre, prise dans la latinité chrétienne. Comme terme grammatical, le mot *verbum*, verbe, n'a été introduit que dans les temps modernes.

NOTE 34.

PAGE 260, LIGNE 14.

Voici des exemples. Ménage, à l'article *Malotru*, passe en revue plusieurs étymologies de ce mot, entre autres aussi la véritable, et puis il s'arrête à une fausse, *male instructus*; étymologie que M. Roquefort a répétée. On trouve, en vieux français, *malaustru*; en provençal *astrux*, heureux; *malastrux*, *desastrux*, malheureux. Ces mots viennent manifestement de *astrosus*, *male astrosus*, *disastrosus*, et rappellent les superstitions astrologiques, puisqu'ils signifient proprement: né sous une bonne ou mauvaise étoile. Le mot *malotru* étant d'un usage familier, s'est altéré; *désastreux*, n'employé que dans le style noble, a conservé la forme latine.

Ménage dérive *choisir* de COLLIGERE. Il ne pouvoit pas plus mal deviner. Le mot dérivé de COLLIGERE est bien connu, c'est *cueillir*. On trouve dans le vieux français *chausir*; dans le provençal également, mais aussi *causir*. Gauselm Faidit, d'après les deux manuscrits nos. 3204 et 7225 de la bibliothèque royale, dit:

Mais sola lei, qu'amors m'a faig causir.

Ce mot est théotisque. Ulfilas: KIUSAN ou KUSAN, *eligere*; au prétérit, KAUS. Voyez les Glossaires de Junius et de Zahn. Cette racine se retrouve dans tous les anciens dialectes germaniques: en francique, KIUSAN, CHIUSAN; en anglo-saxon, CEOSAN, etc. L'éditeur du Dictionnaire de Ménage, Jault, a donné cette étymologie, mais sans citer les formes du mot *choisir* dans le vieux français et dans le provençal, par lesquelles la chose est constatée jusqu'à l'évidence.

Il est dommage que M. Roquefort, dans la partie étymologique de son Glossaire de la langue romane, ait pris pour guide Barbazan, dont le Glossaire, n'ayant pas été imprimé, se conserve en manuscrit à la bibliothèque de l'Arsenal. Ce savant vouloit dériver le français exclusivement du latin. La thèse n'est pas soutenable, si l'on se borne au latin classique; si l'on com-

alſo ſchon erwartete Rhythmus, bei uns einen ſo großen Einfluß auf die Quantität haben, ſo erfordert ſie allerdings gründliche Erlernung und Uebung des Gehörs. Wenn man aber dieſe im Ernſt daran wenden will, ſo werden die Klagen über Unbeſtimmtheit und Willkür bald wegfallen.

Von den weſentlichen Geſetzen des Hexameters darf freilich nichts nachgelaßen werden: allein dieſes Silbenmaß iſt ſeiner Art nach biegſam und vielſeitig. Schon bei der flüchtigſten Betrachtung fällt es in die Augen, wie verſchieden der lateiniſche Hexameter von dem griechiſchen iſt. Was die Römer in Bezug auf ihre Sprache thaten, dürfen wir ebenfalls nach den Bedürfniſſen der unſrigen thun. Doch müßen wir uns weit mehr an das griechiſche Vorbild anſchließen, als an das römiſche, und wenn wir von jenem abweichen, ſo lenken wir nach der entgegengeſetzten Seite aus. Die Römer gebrauchten den Spondeus weit häufiger als die Griechen; wir werden dem Daktylus noch um etwas mehr das Uebergewicht geben müßen. Nächſt der bedeutſamen und wohlklingenden Mannichfaltigkeit in dem Verhältniſſe und der Folge der Füße, beruht die Schönheit des Hexameters hauptſächlich auf der Cäſur, den untergeordneten Einſchnitten, und den Wortfüßen. Auch hierin ſchließen wir uns an die Griechen an; nur in wenigen Punkten möchte ich mich auf das Anſehen der lateiniſchen Dichter berufen. Der durch eine Pauſe des Sinnes bezeichnete weibliche Abſchnitt in dem Daktylus der vierten Stelle iſt durchaus unſtatthaft; aber beim Homer fällt auch äußerſt ſelten eine Theilung der Worte an dieſe Stelle, ſondern die beiden Kürzen gehören untrennbar zu der vorhergehenden oder nachfolgenden Länge. Bei den lateiniſchen Dichtern iſt dieſe Theilung häufiger, und zuweilen, wie in dem äußerſt lieblichen ‘ubi mollis

prend sous le nom de latin aussi le latin barbare, cela devient jusqu'à un certain point une dispute de mots; car la basse latinité fourmille de termes puisés dans les idiomes théotisques. Mais, à en juger d'après les citations de M. Roquefort, Barbazan ne savait pas même se servir à propos du latin pour étayer son système, et manquait absolument de tact étymologique.

Ménage avait une grande érudition; et cependant, sous le rapport particulier de son entreprise, ses connaissances étaient incomplètes. Il avait une teinte des langues germaniques modernes; mais il n'en connaissait pas les anciens dialectes, qui doivent être consultés de préférence; il était très-versé dans les vieux livres français des quinzième et seizième siècles; mais il n'était guère remonté au-delà; de son temps, on s'était encore peu appliqué à compulser les plus anciens manuscrits du moyen âge. Ménage avait entièrement négligé les troubadours: les citations peu nombreuses de vers provençaux dans la seconde édition de son dictionnaire sont dues à Caseneuve. La méthode de Ménage, de former des séries de mots imaginaires pour combler l'intervalle entre la prétendue racine et le mot dérivé: cette méthode est tout à fait inadmissible. On s'en est moqué avec raison; mais on n'a peut-être pas toujours rendu justice à la sagacité dont ce savant fait souvent preuve.

Depuis nombre d'années, M. de Pougens a préparé un grand travail étymologique; et M. de Pougens possède beaucoup de connaissances qui manquaient à Ménage. Le *Trésor des origines de la langue française*, dont l'auteur a eu la bonté de me communiquer quelques articles en manuscrit, est presque un répertoire universel d'étymologie: car, d'une part, M. de Pougens rapporte les opinions de ses prédécesseurs; de l'autre, il ne s'arrête pas à la langue dont chaque mot français est immédiatement dérivé: il remonte aux langues les plus anciennes dont nous ayons connaissance. L'évidence des étymologies vraiment historiques est peut-être compromise, si on les range sur la même ligne avec des étymologies hypothétiques, et qui se lient à des question plus générales sur l'affiliation des langues. Toutefois la comparaison d'un grand nombre de langues entre elles offre souvent des rapprochements curieux. L'entreprise de M. de Pougens est d'autant plus méritoire, qu'ayant eu le malheur de perdre la vue de bonne heure, il lui a fallu une persévérance et un amour de l'étude à toute épreuve pour achever un travail de cette espèce.

NOTE 35.

PAGE 263, LIGNE 18.

GRAMMAIRE ROMANE, p. 15. M. Raynouard donne comme des formes de l'article masculin au datif du singulier AL, EL, A LO; mais EL ne saurait être admis dans cette classe, puisqu'il est contracté de EN EL, tandis que la préposition A est toujours la marque distinctive du datif. On dit en vieux français de la même manière ès au lieu de *en les*: *ès jours*, *ès arts*, etc. Cet *el* cause quelquefois de l'obscurité dans les troubadours, puisque dans l'ancienne manière d'écrire, il se confond avec le nominatif. Je proposerais de le distinguer par l'orthographe: *el païs*, le pays, et *é 'l païs*, dans le pays.

P. 84. M. Raynouard donne SE comme le nominatif du pronom réfléchi, et il le traduit par *il*, *elle*. Cela paraît contraire à toute analogie. Le pronom réfléchi n'a point de nominatif, ni dans le latin, ni dans les langues qui en sont dérivées; ce pronom, de sa nature, ne peut en avoir, puisqu'il exprime toujours une réaction sur le sujet. Ce que M. Raynouard prend pour le nominatif, est à mon avis un véritable datif (le *dativus commodi* des grammairiens latins) employé par pléonasme, comme il l'est quelquefois en latin, et plus souvent en italien. Par exemple: *si no 'l* SE *vol entendre*. M. Raynouard traduit ici SE par *elle*; je retraduirais littéralement en latin: *si non illud* SIBI *vult intendere*. J'en dis autant de ME, que M. Raynouard compte parmi les formes du nominatif du premier pronom personnel: IEU, EU, ME, MI, je, moi. MI est quelquefois mis comme substantif, ainsi que *moi* en français; mais je n'ai point trouvé d'exemple où ME ne dût être rendu par le datif, en admettant le pléonasme.

P. 91. M. Raynouard nomme pronoms affixes ME, MI, TE, TI, SE, SI, quand ils perdent leur voyelle. Ce nom ne me semble pas approprié à la chose. Les affixes sont attachés aux mots qui les précèdent par une relation grammaticale; mais ici la qualité du mot précédent est indifférente, et la liaison est purement euphonique. L'usage des élisions est si fréquent dans le provençal, que la voyelle des pronoms en question s'élide souvent, même quand le mot suivant commence par une consonne, pourvu que le mot précédent se termine par une voyelle: par exemple, NO-S' CÒVÉ, au lieu de NO SE CÒVÉ, *il ne convient pas*; de même VOS se transforme en US, et NOS en NS, pour être prononcé avec la voyelle précédente. Tout cela n'affecte pas la nature des pronoms, et aurait trouvé, ce me semble, plus naturellement sa place dans le chapitre des élisions.

En passant en revue les particules de diverses espèces, M. Raynouard a oublié la plus célèbre de toutes, la particule affirmative oc, dont la langue provençale a pris le nom de langue d'oc. L'étymologie que Ménage donne de ce mot, est peu satisfaisante: il y a lieu à de nouveaux éclaircissements.

M. Raynouard, avec raison, n'entre pas dans des discussions étymologiques qui doivent être réservées pour le glossaire. Quelquefois, lorsque l'étymologie est évidente, il a mis le mot latin en regard, en distinguant les lettres élidées par des italiques. Cette méthode abrégée est fort à recommander.

La préposition romane AB, qui signifie *avec*, et dont ce dernier mot paraît être formé, présente une singularité. Ayant un sens tout opposé à celui de la préposition latine AB, et des prépositions synonymes dans les langues germaniques (en gothique AF, en francique AB, ABA), elle ne saurait en être dérivée. M. Raynouard dit, p. 250: »Il serait difficile d'expliquer d'où vient »cette préposition. Ce qu'on peut dire de plus satisfaisant, c'est que d'AB, racine d'*habere*, la langue romane a fait une préposition qui désigne la possession, »l'adhérence, la manière, etc.« Il y a beaucoup d'exemples que des substantifs, des adjectifs, etc., soient devenus des prépositions; mais je n'en connais aucun où une préposition ait été formée de la racine d'un verbe, dépouillée des syllabes d'inflexion. Je pense que AB est contracté du latin *apud*; il s'écrit quelquefois AP. On aura ensuite ajouté une terminaison adverbiale à cette préposition, et l'on aura dit *avec* d'après l'analogie d'*illec*, mot fort usité dans le vieux français. De la même manière on a fait de la préposition latine SINE (en provençal *senes*, sans) un adverbe *senuec*, qui s'employait autrefois comme le pendant d'*avec*. Mais je ne donne cette étymologie que comme une conjecture, et je conviens que le mot *avec* est un de ceux dont l'origine est très-difficile à expliquer.

M. Raynouard propose deux étymologies de *gaire*, guère; *gran re*, en roman, beaucoup; ou *gar*, en théotisque, entièrement. La dernière me semble être la seule vraie; dans l'italien *guari*, qui répond à *gaire* et à *guère*, la racine est conservée presque sans changement.

Parmi les particules explétives destinées à être jointes à la négation, la langue provençale en a une, *ges* ou *gens*, qui n'a pas passé dans le français. M. Raynouard, p. 333, la dérive du latin GENS. Je pense que le mot roman vient du théotisque *ganz*, entièrement. Je ferai observer, en passant, que tous les mots qui servent de complément à la négation, *pas*, *point*, *rien*, *jamais*, etc., ont primitivement, et à part la négation précédente, un sens affirmatif. C'est ce qui n'a pas été reconnu par les auteurs du Dictionnaire de l'Académie française, et en conséquence tous les articles relatifs à ces mots sont rédigés d'une manière très-défectueuse.

NOTE 36.

PAGE 266, LIGNE 29.

M. Raynouard traduit constamment *lausengier* et *lausenjador* par médisant. Cependant ces mots, d'après leur formation, ne sauraient signifier autre chose que flatteur, adulateur. En provençal, *lauzar* du latin LAUDARE, louer, *lauzenja*, louange, flatterie; en italien, *lusinga*, *lusingar*; en espagnol, *lisonja*, *lisonjear*. Sans doute, les flatteurs sont d'ordinaire aussi médisants, et les troubadours s'en plaignent sans cesse; mais c'est là une liaison morale entre les idées, et non pas le sens littéral. De même M. Raynouard traduit, p. 74, *devinadors* par calomniateurs, tandis que ce mot désigne des espions, des observateurs malveillants.

J'ai une remarque semblable à faire sur les mots *volpil* et *volpillatge*, que M. Raynouard traduit par lâche et lâcheté. Caseneuve avait déjà traduit de même: voyez l'article COUARD dans la seconde édition du dictionnaire de Ménage. Cependant *volpil* vient de VULPECULA, et, comme substantif, signifie un *renard*, ainsi que *goupil* en vieux français. Or, cet animal, dans toutes les fables et chez tous les peuples du monde, est plus renommé pour sa ruse que pour sa lâcheté. Ainsi *volpil* est métaphoriquement rusé, *volpillatge*, ruse, perfidie. C'était considéré comme une injure très-grave chez les peuples germaniques d'appeler quelqu'un renard: selon la loi salique, on payait cent vingt deniers d'amende pour se l'être permis. Un passage de Grégoire de Tours prouve que c'est bien sous le rapport de la ruse qu'on entendait cette injure. HIST. L. VIII, cap. 6. *Multas eis perfidias et periuria exprobravit, vocans eos sæpius vulpes ingeniosas.* Il est vrai que *volpil* est mis quelquefois par les troubadours en opposition avec *arditz*, hardi. Ce trait est caractéristique. Les anciens chevaliers étaient si habitués à combattre leurs ennemis de front, qu'ils envisageaient l'emploi de la ruse comme un signe certain de lâcheté.

P. 15. *Metge querrai al mieu albir.*

M. Raynouard traduit: *Médecin je chercherai au mien chagrin*; mais *albir* ou *arbir*, du latin ARBITRIUM, signifie jugement, opinion, avis. Le poëte désire trouver un médecin qui puisse guérir son jugement, c'est-à-dire le délivrer de son illusion.

P. 291. M. Raynouard donne comme synonymes *unca*, *oncas*, onceques, dérivés de USQUAM, et *oan*, *ogan*, *onguan*. Ces derniers mots signifient, à mon avis, *dans l'année actuelle* (de HODIE et ANNUS), en opposition avec *antan*, l'année passée. Ces mots se retrouvent dans l'espagnol, *ogaño*, *antaño*.

J'aurais des doutes à proposer sur plusieurs passages traduits par M. Raynouard ; mais comme les vers cités dans la Grammaire romane sont détachés de leur liaison, il est quelquefois difficile de deviner la pensée du poete.

NOTE 37.

PAGE 269, LIGNE 8.

Puois messagier no 'l trametrai,
Ni à mi dire no-s' cové,
Negun conseill de mi non sai ;
Mas d'una ren mi conort bé.
ELLA SAP LETRAS ET ENTEN,
Et agrada me que escria
Los motz, e s' à lei plasia,
Legis los al mieu salvamen.

BERNARD DE VENTADOUR.

»Puisque je ne lui enverrai point de messager, et »qu'il ne convient pas que je lui parle moi-même, je »ne sais quel conseil prendre; mais une chose me console bien. Elle sait les lettres et les entend; et il me »semble bon que j'écrive les vers, afin qu'elle, s'il lui »plaisait, les lût pour mon salut.»

NOTE 38.

PAGE 272, LIGNE 14.

Voyez Schilter. Thesaur. Antiquit. Teuton. T. I. *Epinikion rhythmo Teutonico Ludovico regi acclamatum, cum Nortmannos anno DCCCLXXXIII vicisset.* Le savant Mabillon trouva ce chant de victoire dans un couvent à Saint-Amand, et en envoya une copie à Schilter: le manuscrit original s'est ensuite perdu. Probablement la copie n'était pas exacte; ce qui rend plusieurs passages difficiles à expliquer. Les circonstances historiques auxquelles cette pièce de vers fait allusion, offrent quelque ambiguité. Deux rois contemporains du nom de Louis ont régné, l'un en Allemagne, l'autre en France: Louis de Germanie, fils de Louis-le-Germanique; et Louis III, fils de Louis-le-Bègue, petit-fils de Charles-le-Chauve. Ils étaient proches parents; ils avaient l'un et l'autre deux frères nommés Carloman et Charles; les historiens attribuent à l'un et à l'autre une victoire sur les Normands, remportée à peu près dans le même temps. Après avoir examiné les notices peu abondantes fournies par les anciennes chroniques, Schilter se décide pour Louis III, roi de France, comme le héros de ce chant de victoire. Si les raisons de Schilter sont concluantes (et je pense que le lieu même où le manuscrit a été trouvé, leur donne encore plus de poids), ce précieux morceau de poésie populaire, où respirent une noble fierté et une piété loyale, fournit une preuve que les Francs établis dans le royaume de France n'avaient pas encore oublié leur langue maternelle vers la fin du neuvième siècle. De tous les antiquaires français à moi connus qui ont traité cette question, Bonamy s'est, à mon avis, rapproché le plus de la vérité. Voyez MÉM. DE L'ACAD. DES INSCR. ET B. L. T. XXIV. *Dissertation sur les causes de la cessation de la langue tudesque en France, et sur le système de gouvernement sous le règne de Charlemagne et de ses successeurs, par M. Bonamy.* Mais ce savant prétend que les seigneurs francs aient seuls conservé à cette époque l'usage de leur langue, parce qu'ils avaient des relations féodales aussi bien en Allemagne qu'en France; que les Francs des classes inférieures, au contraire, ne parlaient déjà plus que la langue romane. Or, il est évident que le chant de victoire en question a été composé non pas pour les chefs seuls, mais pour tous les guerriers qui avaient combattu les Normands.

NOTE 39.

PAGE 272, LIGNE 17.

Otfrid dit, dans sa dédicace latine à Liutbert, archevêque de Mayence: *Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum, eorumque sanctitatem* LAICORUM CANTUS *inquietaret obscœnus, a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus, maximeque cuiusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis, nomine Iudith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum huius cantus lectionis* LUDUM SECULARIUM VOCUM *deleret, et in evangeliorum propria lingua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum noverint declinare*, etc.

NOTE 40.

PAGE 276, LIGNE 5.

Le père Andrès avoue assez naïvement qu'on ne trouve dans les troubadours aucune trace de littérature araba. Dell' origine e de' progressi d'ogni letteratura, P. I, cap. XI. *Egli è vero che nelle composizioni de' Provenzali non si scorge vestigio d'arabica erudizione, ne v' è segno alcuno d'essersi formati i provenzali poeti su le poesie degli Arabi, ma non si ravvisa neppure che fossero più versati nell' opere de' Greci e de' Latini, ne si vede uso alcuno delle favole greche e dell' antica mitologia.* A l'égard de ce dernier point, le père Andrès se trompe. Il n'est pas étonnant que les allusions mythologiques soient rares chez les troubadours, puisque l'étude des auteurs classiques était fort peu cultivée de leur temps; cependant j'ai trouvé deux allusions de cette espèce dans les chansons d'un seul poëte, Bernard de Ventadour.

Choix des poésies etc. T. III, p. 48 et 50. Je les donne d'après mes copies inédites dont les leçons m'ont paru préférables à celles de M. Raynouard. L'une à la lance d'Achille:

Jà sa bella boca rizenz
Non cugei baisan mi trais;
Quar ab un douz baisar m'aucis,
Si ab autre no m'er guirenz.
Qu'atretals m'es per semblansa,
Com de Pélëus la lansa,
Que de su colp non podi' hom guerir,
Se autra vez non s'en fezès ferir.

«Certes, je ne pensais pas que sa belle bouche riante »m'eût trahi en me baisant. Car elle m'a occis avec »un doux baiser, si elle ne me guérit pas avec un autre. »Ce baiser me semble être pareil à la lance de Pélée »dont le coup ne se pouvait guérir, à moins qu'on ne »s'en fit férir une seconde fois.» Ailleurs le poëte compare l'enchantement qu'il éprouve à celui de Narcisse:

amaracus illum' der Gelindigkeit des Rhythmus günſtig. Wir können ſie nicht wohl vermeiden, auch wenn bei den Worttheilungen, wie billig, die enklitiſchen Wörtchen zu ihrem Hauptworte gezogen werden. Der Kenner in Wolfs Analekten ſcheint einen durch den Sinn bezeichneten Einſchnitt nach der erſten Kürze des Daktylus in der fünften Stelle ganz zu verwerfen. Aus dem Homer weiß ich zwar kein Beiſpiel dieſer Art anzuführen; bei den Römern iſt der Fall aber nicht gar ſelten, daß der Sinn hier nicht nur eine merkliche Pauſe fordert, ſondern daß mit den drei letzten Silben des Hexameters ſogar ein neuer Satz anhebt. Ich habe es mir daher ebenfalls erlaubt.

Doch genug und ſchon zu viel über die metriſche Behandlung. Ich wollte nur durch einige flüchtige Andeutungen in einem allzu ſehr vernachläßigten Fache die Aufmerkſamkeit anregen.

Von der Schreibung und Ausſprache der indiſchen Namen.

Da in dieſen Blättern ſehr viele indiſche Namen und Wörter vorkommen werden, ſo ſcheint es mir rathſam, gleich hier die nöthigen Erinnerungen vorauszuſenden.

Ich befolge die von William Jones zuerſt vorgeſchlagene, von Colebrooke und Wilkins näher beſtimmte Schreibung der indiſchen Laute mit lateiniſchen Buchſtaben. An einem andern Orte*) habe ich die Gründe vorgelegt, warum ich es nicht für rathſam halte, dieſe Schreibung nach der

---

*) Heidelberg. Jahrbücher der Litteratur. 1815. Nr. 58.

Anc non agui de mi poder,
Ni non fui mieus, dès-l'or' en sai
Que-m' laisset en sos oillz vezer,
En un miraill que mout mi plai.
Mirails! puois me mirei en te,
M'an mort li sospir de preon:
Qu'aissi-m' perdei, com perdet se
Lo bel Narcissus en la fon.

»Jamais je n'eus pouvoir sur moi-même, ni ne fus à moi, dès le moment qu'elle me laissa regarder en ses yeux, en un miroir qui me plaît fort. Miroir! depuis que je me suis miré en toi, les soupirs profonds me font mourir: car je m'y suis perdu comme le beau Narcisse se perdit dans la fontaine.« Ces deux strophes charmantes et faciles à comprendre, peuvent rendre sensible ce que j'ai dit sur la difficulté de conserver la grâce des troubadours dans une traduction quelconque.

NOTE 41.

PAGE 281, LIGNE 15.

Ces deux romans de chevalerie ont été imprimés l'an 1477. Cette édition est devenue extrêmement rare; on la cite parmi les curiosités bibliographiques, quoiqu'elle ait peu de valeur intrinsèque, ayant été faite par des éditeurs qui n'entendaient plus le langage vieilli de ces poëmes. Le *Parcival* a été imprimé de nouveau d'après un manuscrit; le *Titurel* le sera sans doute prochainement, puisqu'en Allemagne, ainsi qu'en Angleterre, on rivalise de zèle pour tirer de l'oubli les anciens monuments de la poésie nationale. J'ai parlé en détail de cette remarquable fiction dans les Annales littéraires de Heidelberg, 1811, n°. 68.

NOTE 42.

PAGE 281, LIGNE 27.

A la fin de sa grammaire, M. Raynouard indique les manuscrits provençaux qu'il a pu consulter, soit dans l'original, soit sur des copies; mais, quoiqu'il n'ait rien négligé pour réunir un aussi grand nombre de manuscrits qu'il était possible d'en trouver, je crois qu'il en existe encore quelques-uns dont il n'a pas fait mention. Tiraboschi (Stor. della Lett. ital. T. IX, p. 48.) parle d'un recueil de poésies provençales conservé dans la bibliothèque Nani à Venise: *Codice di poesie provenzali che contiene* 176 *canzoni e che fù scritto nel* 1268.

M. de Sainte-Palaye n'a copié dans la bibliothèque Ambrosiana qu'un seul manuscrit, n°. 71. J'en ai trouvé un autre marqué: Cod. Ms. in-fol. D. 465. Ce volume, il est vrai, ne contient que des copies faites dans le seizième siècle, d'après des manuscrits plus anciens: mais comme les originaux peuvent être perdus, il sera toujours utile de le compulser.

Il serait étonnant qu'il n'y eût aucun manuscrit des troubadours en Espagne, puisque leur langue y a été si répandue, et que les rois d'Aragon ont eu beaucoup de goût pour leurs poésies. Les bibliothèques de ce pays ont été peu exploitées, de sorte qu'on peut espérer d'y faire encore des découvertes.

L'entreprise de M. Raynouard doit engager tous les savants qui président à des bibliothèques où il pourrait exister quelque manuscrit inconnu jusqu'ici, à faire des recherches à cet égard. On ne saurait trouver une meilleure occasion de faire valoir un manuscrit provençal, qu'en le communiquant à l'éditeur des troubadours.

APPENDICE AUX NOTES.

J'ai souvent été dans le cas de combattre les opinions de M. Raynouard, et j'espère l'avoir fait avec tout le respect dû à son profond savoir et à sa longue expérience de notre étude commune. J'ai eu soin d'exposer mes motifs : si je n'avais pas soutenu mon opposition par des arguments décisifs, son autorité l'aurait emporté sur mon avis dans l'esprit des lecteurs. Concernant un seul point j'ai négligé de le faire, et je vais maintenant reparer mon oubli.

M. Raynouard écrit constamment *sirvente* ; j'ai, au contraire, écrit à bon escient dans la première édition de mes Observations, *sirventès*, et j'ai soigneusement conservé cette orthographe dans la réimpression. (Voyez ci-dessus p. 215 et 287.) Cela pourra paraître une minutie grammaticale ; il ne s'agit pourtant de rien moins que de rétablir le vrai nom d'un genre original, propre à la poésie provençale et, sous le rapport historique, le plus intéressant de tous.

Longtemps avant M. Raynouard l'abbé Millot avait écrit *sirvente*, probablement comme il l'avait lu dans les manuscrits de M. de Sainte-Palaye. Plus tard, mais avant la publication des travaux du grammairien provençal par excellence, MM. Ginguené, Roquefort, Sismondi, et je ne sais qui encore, ont fait de même. Enfin, l'Académie Française dans la 6me édition de son Dictionnaire (en 1835), la première authentique après celle de 1762, ouvrage médité et retravaillé pendant de longues années, a inséré un article sur le SIRVENTE. Voilà donc contre moi une nuée d'autorités présumées savantes, dont l'une souveraine. Eh bien! je n'en suis nullement effrayé, et je persiste à soutenir que ce nom n'est ni français ni provençal; qu'il n'a jamais existé sous cette forme à l'époque classique de la littérature du midi; qu'il a été forgé au hasard par quelques littérateurs modernes et très-modernes, contrairement à la grammaire des deux langues.

La méprise des autres auteurs que j'ai nommés, ne m'étonne point: ils ont fait bien d'autres bévues. Mais qu'un grammairien consommé tel que M. Raynouard, ne se soit pas aperçu de son erreur en faisant imprimer avec une scrupuleuse exactitude tant de textes, dont un seul suffisait pour faire condamner l'usage vicieux: cela serait inconcevable, si l'on ne mettait pas en ligne de compte la force de l'habitude.

En voyant écrit *Sirvente*, tous les lecteurs français ou habitués à la prononciation française regarderont infailliblement la voyelle finale comme un E muet, et placeront l'accent sur la pénultième syllabe, ce qui dénature le mot encore plus que la suppression de la consonne.

Mon point de départ est la règle générale concernant la déclinaison des substantifs masculins que j'ai expliquée précédemment (OBSERVATIONS, p. 240, et *Notes* 16, 17.), combinée avec la règle exceptionnelle que M. Raynouard (GRAMM. ROM. p. 123) donne en ces termes: «Les substantifs qui originairement se terminent en *s* le conservent dans tous les cas, soit au singulier, soit au pluriel.»

Pour prouver que le *s* est une partie intégrante du mot et n'appartient point à la déclinaison, je n'ai qu'à produire des textes où *sirventès* soit écrit de même, lorsqu'il est employé au singulier comme régime, et au pluriel comme sujet. Voici des exemples du singulier dans un cas oblique quelconque.

Au génitif. Choix *des poésies* etc. T. IV, p. 148. Bertrand de Born:

> *D'un* SIRVENTÈS *no-m' cal far longor ganda,*
> *Tal talent ai qu'el diga e que l'espanda.*

»Il ne me chaut pas de faire un plus long délai d'un sirventès, telle est l'envie que j'ai de le dire et de le répandre.«

Choix etc. T. IV, p. 197. Pierre de la Caravane:

> *D'un* SIRVENTÈS *faire*
> *Es mos pessamens.*

»Ma pensée s'occupe d'un sirventès à faire.«

À l'accusatif. Choix etc. T. V, p. 80. La biographie en prose de Bertrand de Born:

> *E d'aquestas razós fetz aquest* SIRVENTÈS.

»Et par ces raisons il fit ce sirventès.«

Choix etc. T. IV, p. 222. Bernard de Lamanon:

> *Un* SIRVENTÈS *farai ses alegratge.*

»Je ferai un sirventès sans allégresse.«

Choix etc. T. IV, p. 167. Bertrand de Born:

> *Adoncs vuelh un* SIRVENTÈS *far*
> *Tal qu'el coms Richartz l'entenda.*

»Alors je veux faire un sirventès tel que le comte Richard l'entende.«

Les exemples de ce mot à l'accusatif du singulier abondent tellement, soit dans les pièces de vers, soit dans la prose des biographes, qui je puis me dispenser d'en citer davantage. Au pluriel, le nominatif seul nous intéresse; mais il est d'un emploi assez rare: je n'en ai trouvé qu'un seul exemple. Choix etc. T. V, p. 156. Garins d'Apchier:

E ill malvaz sirventès
Que vos aug far e dir
Me tornan en azir.

»Et les mauvais sirventès que je vous entends faire et »réciter, me mettent en colère.«

On trouve aussi le nominatif et le vocatif du singulier et les cas obliques du pluriel, que nous pouvons laisser de côté, parce que, considérés à part, leur consonne finale pourrait être attribuée à la déclinaison. Il est frappant toutefois, que, dans toutes les constructions possibles, le mot se présente toujours sous la même forme, ce qui justifie la conclusion qu'il est invariable. Je passe à la preuve de ma seconde thèse étroitement liée à la première. J'ai soutenu que la dernière syllabe est accentuée. On m'objectera que, les manuscrits manquant absolument d'accents, ce n'est qu'une supposition arbitraire. Mais sur ce point, comme sur beaucoup d'autres, la versification supplée à la notation imparfaite des sons selon l'ancienne orthographe. *Sirventès* est employé comme rime masculine; or la rime ne peut tomber que sur une syllabe accentuée, c'est de son essence. La rime féminine qui étend la consonnance sur deux syllabes, exige de même l'accent sur la pénultième. Dès qu'on voit le mot en question placé à la fin du vers, on peut être sûr de trouver une ou plusieurs rimes correspondantes dans le cours de la strophe. Les exemples sont assez fréquents. Choix etc. T. IV, p. 202. Guillem Figueiras:

Jà de far un nov SIRVENTÈS
No quier autre ensenhador,
Que ieu ai tan vist e APRÈS
Ben e mal e sen e follor,
Qu'ieu conosc blasme e lauzor.

«Pour faire un nouveau sirventès, je ne veux point d'autre instituteur que moi-même, puisque j'ai tant vu le bien et le mal, et la raison et la folie, que je connais le blâme et l'éloge.»

CHOIX etc. T. V, p. 74. BERTRAND DE LAMANON :

Puis chanson far no m'agensa,
Farai un nov SIRVENTÈS
Qu'er de l'afar de Proënsa,
E trametrai l' als FRANCÈS.

«Puisque je n'ai pas envie de faire une chanson, je ferai un nouveau sirventès qui traitera de l'affaire de Provence, et je le transmettrai aux Français.»

CHOIX etc. T. IV, p. 205. BERNARD DE ROVENAC :

D'un SIRVENTÈS *m'es grans voluntatz préza,*
Ricx homes flacx, e no sai que-us DISSÈS;
Quar jà lauzor no-y auria ben méza,
Ni-us aus blasmar, e val pauc SIRVENTÈS
Que laüza quan blasmar deuria;
Però sitôt vos par follia,
À me platz mais que-us blasme dizén ver,
Que si mentén vos dizia plazer.

Amdos los reys an una cauz' empréza
Selh d'Aragó et aiselh dels Englès,
Que no sia per elhs terra deféza
Ni fasson mal ad home qu'el lur fès;

E fan mercé e cortezia:
Quar al rey que conquér Suria
Laisson en patz lor fieus del tot tener.
Nostre senher lur en deu grat saber.

»Il m'a pris une grande volonté d'un sirventès, hom»mes puissants et lâches, et je ne sais que vous dire. »Car la louange n'y serait pas bien placée et je n'ose »pas vous blâmer; et un sirventès qui loue quand il »devrait blâmer, vaut peu de chose. Cependant, quoi»que cela vous paraisse une folie, j'aime mieux vous »blâmer en disant vrai, que si, en mentant, je disais »ce qui vous fait plaisir.

»Les deux rois, celui d'Aragon et celui des Anglais, »ont entrepris une même cause: qu'aucune terre ne soit »par eux défendue, et qu'ils ne fassent point de mal à un »homme qui leur en eût fait; ils lui disent plutôt merci »et le traitent avec courtoisie; car ils laissent au roi »qui conquiert la Syrie la pleine possession de tous »leurs fiefs. Notre Seigneur leur en doit savoir bon gré.«

Il se trouve encore plusieurs passages où sirventès forme une rime masculine, mais je les omets, ceux que j'ai cités étant plus que suffisants.

Examinons maintenant l'étymologie de ce nom fameux: elle est curieuse sous le rapport littéraire, et en même temps l'analyse des éléments dont le mot se compose, fournira une preuve subsidiaire de mon assertion.

Sirventès vient de *servir.* Ce verbe en provençal change dans plusieurs inflexions la voyelle de la première syllabe en i. Le participe présent ou actif est sirvent, *servant.* Il peut devenir substantif, et signifie alors un serviteur. Choix etc. T. I, p. 255. Blacasset:

Aqui veirém manz SIRVENTZ *peceiatz,*
Manz cavals mortz, manz cavaliers nafratz.

«Là nous verrons maints serviteurs mis en pièces, maints »chevaux tués, maints cavaliers blessés.» Les *servants* sont ici les serfs qui suivaient leurs seigneurs à la guerre, en combattant à pied.

SIRVENTÈS se décompose donc en *sirvent-ès*. La première partie appartient à la racine, la seconde est une terminaison dérivative qui marque la convenance, la conformité, un rapport spécial avec le substantif précédent. Ainsi CORTÈS, *cort-ès*, en français, courtois, exprime les qualités qui conviennent à un homme de cour : la politesse, l'élégance, la galanterie. Moyennant la même terminaison l'on a formé une quantité de noms servant à désigner le lieu natal : *Francès*, *Englès*, *Aragonès*, *Genoès*, *Barsalonès*, *Marseillès*, *Guianès*, un habitant de la Guienne, *Poillès*, un habitant de la Pouille, etc. La plupart de ces mots se retrouvent en français, seulement la terminaison y est changée en *-ois*, anciennement prononcée avec le plein son de la diphthongue, adoucie depuis et devenue *-ais* ; plusieurs mots ont cependant conservé la diphthongue forte, et la consonne finale ne manque jamais ni aux uns ni aux autres.

Ainsi, appliqué à l'art poétique, sirventès signifie primitivement une pièce de vers composée pour complaire à un patron, roi, prince ou grand seigneur, par son serviteur, le poëte. On trouvera peut-être cette étymologie en contradiction avec la nature du genre, puisque les sirventès sont mal famés comme des satires personnelles et virulentes. Mais ils ne sont pas tous satiriques : parfois l'éloge y est mêlé au blâme. Quelques-uns même traitent des sujets entièrement différents; telle est la complainte sur la mort de Saint-Louis, que l'auteur nomme néanmoins un sirventès. (Choix, etc. T. V, p. 55.) Bertrand de Born déclare qu'il en a fait un à la prière d'un roi.

Les chansons sont d'ordinaire suivies d'un envoi qui repète la mesure et les rimes des vers qui terminent la strophe précédente. Mais les chantres d'amour ne désignent la dame de leurs pensées que par un nom idéal; ils n'osent pas non plus lui envoyer publiquement des messages: il fallait s'attirer une attention favorable par des voies détournées. Les auteurs des sirventès, au contraire, dans leurs envois, nomment le patron ou l'ami auquel ils dédient leur composition; ils la lui transmettent par un messager dépêché exprès, souvent à de grandes distances. Le fameux Sordel de Mantoue adresse au roi d'Aragon une satire sur la dépravation du siècle, en y joignant l'éloge de ce souverain. Bertrand de Born exhorte son menestrel Papiol à faire diligence et à ne point craindre le vent ni la gelée. L'auteur de la complainte sur la mort de Saint-Louis, charge son menestrel Cotellet de la réciter à un seigneur Othon qui, dit-il, vous donnera un roussin pour votre retour. C'était donc un courrier à pied.

Nous ne supposerons pas que les grands seigneurs d'alors aient été assez vertueux pour inviter les poëtes à censurer sévèrement leur propre conduite; mais ils pouvaient voir avec satisfaction un portrait chargé de leurs rivaux. Un auteur qui attaquait des hommes puissants avait besoin d'un protecteur. Cependant il s'en faut, que tous les sirventès soient terminés par des compliments. Souvent les traits mordants reviennent dans l'envoi même. Bertrand de Born, après avoir

Geltung der Buchſtaben im Deutſchen abzuändern. Zu merken iſt dabei Folgendes: v iſt unſer w, y unſer Jod, s immer geſchärft wie unſer ß; sh iſt unſer ſch; j ein uns fehlender Gaumenlaut, das ge, gi der Italiäner; ch der ſtärkere Gaumenlaut, den wir, da er doch einfach iſt, ungeſchickt genug durch vier Buchſtaben, tſch, zu bezeichnen verſucht haben. Das kurze a wird flüchtig ausgeſprochen, es vertritt zugleich die Stelle des griechiſchen ε und ο; ê und ô ſind immer gedehnt wie η und ω. Die Hauche nach den Conſonanten verſchmelzen nicht mit ihnen, wie etwa in dem engliſchen th, ſondern ſie begleiten ſie nur: wir können ſie ſchwerlich recht hörbar machen.

Diejenigen Leſer, denen die Namen ſchon aus andern Werken über die indiſche Mythologie bekannt ſind, werden hier in den Endungen eine Abweichung von der gewöhnlichen Schreibung bemerken, die ich geflißentlich durchgeführt habe. Die indiſchen Sprachlehrer erkennen eine abſolute Form der Nennwörter an, die allen Biegungen zum Grunde liegt, oft aber mit keiner einzigen übereinſtimmt, und nur in Zuſammenſetzungen zum Vorſchein kommt. Die europäiſchen Gelehrten haben die Namen in dieſer abſoluten Form aufgefaßt, z. B. Viſhnu, Siva. Freilich hat man dieß nicht immer befolgt, ſonſt müßte es Brahman und nicht Brahma heißen. Hieraus entſteht der Nachtheil, daß man unter den insgemein auf Vocale ausgehenden Namen die männlichen nicht von den weiblichen unterſcheiden kann. Das ſchließende a der weiblichen Namen iſt zwar immer lang, wie bei den Griechen in der doriſchen Mundart, aber unſre Ausſprache vernachläßigt dieſen Unterſchied. Das Zeichen des Nominativs im männlichen Geſchlechte iſt meiſtens ein s, welches in einen ſchließenden Hauch (visarga) über-

accablé de ridicule ses nombreux ennemis, leur dit par dérision:

Senhors, dieus vos salv e vos gart
E vos aiut' e vos valha,
Ab sol que-m' digats a 'n Richart
So qu'el pau dits a la gralha.

«Messeigneurs, que Dieu vous soit en aide et vous »fasse prospérer de toutes les façons, pourvu que vous »veuillez dire de ma part au seigneur Richard (depuis »roi d'Angleterre) ce que le paon disait à la corneille.»

Le même chevalier, le plus audacieux et le plus caustique de tous les troubadours, a fait un sirventès pour se raccommoder, dit-il, avec le roi d'Aragon. Ensuite il rapporte sur son compte des anecdotes scandaleuses, toujours dans un but amical, afin qu'il se corrige; et il finit ainsi:

Voill sapcha 'l reys et aprenda
De son grat, e fassa chantar
Mon SIRVENTÈS *al rey Navar,*
E per Castelha l'estenda.

«Je veux que le roi sache mon sirventès, qu'il l'apprenne »de son gré, qu'il le fasse chanter devant le roi de Na»varre, et le répande en Castille.» Le roi d'Aragon n'aura eu garde de faire les commissions du poete, mais Bertrand de Born aura certainement su trouver d'autres voies pour faire parvenir cette pièce à sa destination. Il en résulte un fait important: c'est que la poésie provençale avait de la vogue non-seulement dans cette partie de l'Espagne qui appartenait alors à la langue d'oc, mais qu'on la comprenait aussi en Castille, le lieu natal et le siège d'un idiome tout différent.

Nous avons vu que dans un sirventès dont j'ai cité les deux premières strophes, Bernard de Rovenac fait à deux rois (Alfonse II d'Aragon, et Richard I d'Angleterre.) les reproches les plus vifs, de ce qu'ils n'entreprennent pas une croisade pour reconquérir la Syrie envahie par Saladin. Il les pique d'honneur en les accusant de manquer de courage; et cette pièce, il la leur adresse directement. Dans le préambule d'un sirventès GUILLEM DE FIGUEIRAS dit:

No-m' laisserai per paor
Qu'un SIRVENTÈS *non labor*
En SERVIZI *dels clergatz.*

«Je ne me laisserai pas empêcher par la peur de composer un *sirventès* au *service* des cléricaux.» Il est évident par l'emploi ironique de l'expression *service* que le poete connaissait bien la vraie signification du nom de son genre: c'est presque un jeu de mots. Après avoir fait un tableau hideux des vices et de l'hypocrisie des prêtres, et de leur esprit de persécution, il finit ainsi:

Vai, SIRVENTÈS, *ten ta via*,
E dī m' à falsa clerzia
Qu' aicel es mortz qui-s' met en son poder,
Qu'à Tolosa en sab hom ben lo ver.

«Va, sirventès, suis ton chemin et dis pour moi au »faux clergé, que celui qui se met en son pouvoir, est »un homme mort. À Toulouse on en sait bien la »vérité.» On voit que le poëte prend parti pour les Albigeois. Nous avons de lui une invective foudroyante contre la cour de Rome. Jamais les troubadours ne font preuve de plus de courage que lorsqu'ils sont inspirés par un zèle religieux.

Je crains bien que cette longue discussion grammaticale et étymologique n'ait causé de l'ennui à ceux de mes lecteurs qui ne sont pas philologues par goût ou par profession. Il m'a été impossible de l'abréger. Il fallait une démonstration complète, pour corriger un abus enraciné et faire éliminer du Dictionnaire de l'Académie et de tous les autres un mot informe, forgé par l'ignorance. D'ailleurs, jusqu'ici toutes les autorités contemporaines m'ont été contraires, à l'exception de l'autorité très-respectable de M. de Rochegude qui seul, que je sache, dans son Glossaire Occitanien donne les vraies formes: SIRVENTES, SIRVENTESC et SIRVENTESCA; mais sans y ajouter aucune explication.

On voudra peut-être excuser le barbarisme des littérateurs, en disant qu'ils ont seulement voulu donner un air français à un terme technique étranger, sans porter atteinte à l'authenticité. On s'est bien permis de défigurer le nom des poëtes et de dire troubadour au lieu de *trobadòr*. Je pense qu'on aurait mieux fait de conserver ce noble son qui marque la supériorité musicale de l'ancien idiome du midi. La formation n'est pas correcte, mais elle peut se défendre par quelques analogies de mots empruntés au provençal. (Par exemple *cavalcadour* de *cavalcadòr*). De plus, l'usage est déjà ancien, introduit, je crois, par Nostradamus. Mais qui donc à enrichi la langue française du *sirvente*, si ce n'est l'abbé Millot? Voilà une autorité bien imposante! Je ne conçois pas, en quoi sirvente serait plus français que sirventès; mais je soutiens que le mot original est devenu méconnaissable par la suppression de la consonne finale, et par la substitution de l'*e* muet et de le *n* nasal, sons inconnus au provençal. Que si l'on voulait naturaliser ce mot en France, on n'avait pas besoin de se mettre en frais d'invention: la chose était toute faite, très-anciennement, il y a du moins cinq siècles. Les poëtes du nord, que je ne voudrais pas tous nommer Picards, comme fait Borel, en imitant leurs confrères du midi, se sont approprié aussi les termes de l'art: pour sirventès ils ont dit *servantois*. (Voyez Borel *Trésor de recherches et d'antiquités gauloises et françoises*. 1665). Cette transposition est parfaite; car le participe provençal *sirvent* devient en français *servant*, et les deux terminaisons se répondent, ainsi que je l'ai prouvé ci-dessus. On peut dire la même chose de la forme italienne *serventèse*, que le Dante a employée.

L'exemple d'un seul mot nous a fait connaitre l'importance, je dirai presque la nécessité des accents. Si les premiers éditeurs les avaient apposés aux textes avec justesse ce qui, en effet, présuppose une étude particulière, la méprise eût été impossible. Dans nos entretiens, j'ai plusieurs fois demandé à M. Raynouard un chapitre sur la prononciation ancienne et classique du provençal, mais il n'a jamais voulu entamer cette matière, quoiqu'il fût né dans le pays. M. de Rochegude, dans la préface de son Glossaire Occitanien, donne là-dessus quelques indications utiles, et qui le seraient encore davantage, s'il était entré dans plus de détails. Le patois actuel ne serait pas un guide bien sûr: il doit avoir été corrompu par les envahissements de la langue dominante. Je pense qu'on peut tirer beaucoup d'inductions certaines de la versification, surtout concernant les syllabes accentuées. La comparaison de l'espagnol et de l'Italien fournit aussi des lumières. Je recommande fort aux éditeurs futurs l'emploi de tous les signes diacritiques qui sont usités dans l'orthographe française : les accents, le tiret, le tréma et l'apostrophe. En modifiant et étendant leur usage selon la nature de la langue, ces signes deviendraient un moyen prodigieux de clarté.

J'ai parlé d'éditeurs futurs. Il est à souhaiter que les poésies lyriques des troubadours en trouvent bientôt qui, en marchant sur les traces de MM. Raynouard et de Rochegude sous le rapport de la critique philologique, sachent suppléer ce que ces savants ont laissé de côté. Dans les deux recueils, le Choix des poésies originales et le Parnasse Occitanien, les textes sont dépourvus de tout ce qui pourrait en faciliter l'intelligence : d'analyses grammaticales, de traductions, de notes. Or les chansons amoureuses, en général le genre le plus facile, ont néanmoins besoin quelquefois d'explications, et les sirventès ne peuvent pas se passer d'un commentaire historique. Si l'on veut attirer à cette lecture piquante les hommes de goût et d'un esprit cultivé, il faut leur préparer toutes les facilités. C'est la vocation trop souvent méconnue des érudits d'épargner aux autres les difficultés qu'ils ont surmontées eux-mêmes.

* * *

DE L'ORIGINE

DES ROMANS DE CHEVALERIE.

DE L'ORIGINE

DES ROMANS DE CHEVALERIE.

Parmi toutes les productions originales du moyen âge, aucun genre n'a obtenu des succès plus brillants, plus universels et plus durables que les romans de chevalerie. Composés en France pendant les douzième et treizième siècles, ils n'étaient point destinés primitivement à la lecture solitaire: ils furent chantés ou récités par des conteurs de métier à toutes les cours et dans tous les châteaux. De bonne heure ils passèrent en Allemagne. Avant la fin du douzième siècle plusieurs des poëtes les plus distingués de ce pays, pour la plupart eux-mêmes gentilshommes et chevaliers, commencèrent à les traduire en vers. Ces auteurs avouent franchement que l'invention ne leur appartient pas, mais quelques-uns semblent avoir embelli les originaux qu'ils imitaient librement. Enfin le succès fut tel, que les romans apportés du pays d'outre-Rhin éclipsèrent en Allemagne, du moins auprès des hautes classes de la société, les poésies épiques indigènes, quoique celles-ci fussent fortement empreintes du caractère national, et qu'elles eussent de profondes racines dans des traditions historiques qui remontent jusqu'au temps d'Attila et de la chute de l'Empire occidental.

Quelques passages du Dante prouvent qu'à la fin du treizième siècle, les romans étaient une lecture favorite en Italie. Il signale la puissance séductrice de ces aventures amoureuses, peintes aves tant de hardiesse et de naïveté. Tout adonné que ce grand poëte était aux études les plus abstruses, son imagination était familiarisée avec ces fictions, et il leur emprunte volontiers des images.

A cette époque une grande portion de l'Espagne parlait un idiome analogue au provençal, de sorte que les romans rédigés en cette langue, pouvaient y être compris sans le secours des traductions. Les Normands de France transportèrent dans la Grande-Bretagne les premiers germes de ces fictions par lesquelles Charlemagne fut déguisé en héros fabuleux. Ils y apprirent d'autres noms, d'autres souvenirs populaires des anciens Bretons, qui donnèrent lieu ensuite à d'immenses développements. Les successeurs des conquérants conservèrent longtemps leur langue maternelle en pays saxon : ils étaient auditeurs ou lecteurs passionnés des romans français, dont plusieurs furent composés sous les auspices des rois d'Angleterre et des seigneurs anglo-normands. Mais de ce côté aussi la renommée chevaleresque franchit bientôt les limites de la langue romane. La langue saxonne, opprimée et jetée dans une espèce de léthargie par le choc de la conquête, se réveilla, pour ainsi dire, transformée en langue anglaise, et aussitôt elle fut employée à versifier les romans français. Cela eut lieu non-seulement dans l'Angleterre proprement dite, mais fort avant dans l'Écosse.

Dans le Nord, la mythologie païenne, à laquelle s'attachaient tant de souvenirs héroïques, puisque tous les rois du Danemarck et de la Scandinavie prétendaient descendre de leur dieu guerrier Odin, avait survécu, comme par miracle, à l'introduction tardive du christianisme. Les Danois, les Suédois, les Norwégiens et les Islandais avaient une telle abondance de traditions nationales, qu'on aurait pu présumer qu'ils ne se soucieraient guère des fictions étrangères. Mais tout le contraire est arrivé. Après avoir épuisé le Nord et l'Allemagne, l'industrie des conteurs de métier, généralement Islandais, se dirigea vers les romans français, qu'ils traduisirent en langue scandinave. Les bibliothèques royales de Stockholm et de Copenhague conservent en manuscrit un nombre immense de ces traductions. Je ne crois pas qu'aucun roman de quelque célébrité y manque; peut-être on y retrouvera même des romans dont les originaux sont perdus.

En France, dans les quatorzième et quinzième siècles, le langage des vieux romans versifiés ayant vieilli de manière à les rendre inintelligibles pour le commun des lecteurs, on y fit un nouveau tra-

geht, der dann noch andere Verwandlungen erleidet; vor gewiſſen Buchſtaben tritt aber das urſprüngliche s wieder hervor. Dadurch, daß ich die Namen im Nominativ auffaße, werden die männlichen beßer von den weiblichen unterſchieden, und gewinnen zugleich ein mehr klaſſiſches Anſehen. Die weiblichen Namen nehmen auch zuweilen im Nominativ ein s ein, jedoch niemals nach dem langen â.

In der Scanſion der Namen habe ich mir einige Abweichungen von der Quantität in der Urſprache erlauben müßen, weil ſonſt manche gar nicht in einen Hexameter zu bringen geweſen wären. Ich habe dabei beſonders den Wohlklang zu Rathe gezogen. Da uns die Ableitung fremder Namen nicht bekannt oder gegenwärtig iſt, ſo gewinnt bei ihrer Ausſprache der hörbare Gehalt der Silben die Oberhand. Freilich hat auch die Gewohnheit der Tonſtellung großen Einfluß. Ungern legen wir den Accent auf die letzte Silbe eines dreiſilbigen Namens, weil wir in unſerer Sprache nur äußerſt wenig ſo betonte Wörter haben. Beſonders will dieß unſerm Ohr nicht zuſagen, wenn die letzte Silbe auf einen offenen Vocal ausgeht; die Deutſchen werden ſich z. B. niemals gewöhnen, Potosi (◡◡–) zu ſagen, wie es heißen ſollte. Stärker reißt in ausländiſchen Wörtern die Poſition den Accent an ſich: Element, Elephant, Amaranth, Horizont u. ſ. w. ſind vollkommene Anapäſte, deren erſte Silbe nur durch den trochäiſchen Rhythmus einigermaßen verlängert werden kann. In zweiſilbigen Namen habe ich den Ton und mit ihm die Länge auf die erſte Silbe gelegt; in dreiſilbigen ebenfalls, wenn ich nicht einen beſondern Grund hatte, beides auf die zweite zu verlegen; in vierſilbigen habe ich die dritte Silbe betont, wenn dort eine Poſition ſtattfindet, ſonſt die drittletzte. Die der be-

vail : on les mit en prose. Il eût été heureux qu'on se fût borné à cela. Mais on a voulu les amplifier; ne sachant pas tirer des développements du sujet même, on y a mêlé une foule d'aventures étrangères, monotones à force d'être extravagantes; et souvent les traits saillants de la fiction primitive sont comme noyés dans ces accessoires. Toutefois, ces in-folio, d'une prolixité à notre avis insupportable, ne laissaient pas d'avoir de leur temps une grande vogue; autrement on ne leur aurait pas appliqué tout de suite l'invention de l'imprimerie.

Ces romans en prose devinrent à leur tour les modèles des romans espagnols du seizième siècle, à la tête desquels on place d'ordinaire *Amadis de Gaule*. La prolixité et le volume énorme étaient déjà de rigueur; ils étaient fort nombreux, comme on peut s'en convaincre par le recensement de la bibliothèque de Don Quichotte. Ce sont des livres devenus aujourd'hui très-rares; alors ils étaient répandus et fort populaires. Cervantès lui-même les avait lus assidûment, comme le prouve sa parodie continuelle et détaillée. Il ne faut pas s'imaginer non plus que sa satire ingénieuse ait extirpé en Espagne tout à coup la passion de cette lecture. Un demi-siècle plus tard, Caldéron mit en scène plusieurs sujets chevaleresques, en leur prodiguant tout l'éclat éblouissant de sa poésie méridionale. Tels sont le *Pont de Mantible*, tiré du roman de Ferabras, et le comte *Lucanor*, héros d'un roman espagnol.

A l'époque classique de la littérature italienne, toute une série de poëtes, Pulci, Boyardo, l'Arioste, les deux Tasses, et beaucoup d'autres moins célèbres, prirent à tâche de rendre aux romanciers prosateurs, les seuls qui leur fussent connus, une forme poétique. Ils y employèrent l'octave, mesure éminemment propre à l'épopée. L'Arioste obtint et conserva la palme par l'élégance de son style, par la vigueur et la flexibilité de sa versification, par sa verve joyeuse, enfin par toutes les vertus d'un excellent narrateur. Mais ces poëtes prenaient les anciens romans plutôt pour affiche que pour base : ils les traitaient fort arbitrairement; un mélange d'ironie et même de burlesque semblait être devenu un élément essentiel du genre. L'Arioste a imité les romans en prose dans sa manière de conduire plusieurs aventures de front, et de les raconter à bâton rompu; mais c'était aussi un artifice pour cacher le manque d'un plan médité d'avance: il vivait au jour le jour. L'on ne saurait se dissimuler que ses personnages n'inspirent qu'un intérêt médiocre. Tout le fracas de son siége de Paris ne vaut pas la défaite de Roncevaux et le retentissement du cor de Roland. Ses récits sont comme des airs de bravoure, chantés par un grand virtuose. On les admire sans être ému, tandis que les anciennes mélodies nationales, simples et presque sauvages, vont tout droit à l'âme.

Au milieu de ces phases diverses de la littérature chevaleresque, on avait entièrement perdu de vue les originaux. Quelques hommes de lettres du dernier siècle ont essayé d'en donner une idée au public contemporain; mais ils étaient fort mal préparés pour ce travail. Ils ne savaient pas se débarrasser des petitesses d'un goût factice, afin de reconnaitre le mérite poétique sous la rouille du temps; ils ignoraient le vieux langage; ils n'osaient pas aborder les manuscrits. Ils furent donc réduits à prendre ce qu'une vue superficielle du sujet leur offrait. Un seul trait suffira pour faire connaitre le manque total de critique avec lequel le comte de Tressan a compilé sa bibliothèque des romans. Il existe un livre, imprimé dans le seizième siècle, et intitulé *le Nouveau Tristan*. L'auteur déclare expressément dans la préface qu'un grand seigneur l'a engagé à déguiser sous des noms anciens et illustres les aventures qui lui étaient arrivées personnellement. Eh bien! cela n'a pas empêché le comte de Tressan de donner un extrait de ce livre, comme si c'était le véritable roman de *Tristan*.

En Angleterre et en Allemagne, on a commencé à s'occuper plus sérieusement de la poésie épique du moyen âge. En France, M. Fauriel est le premier qui ait appliqué à ce sujet la critique historique. Ce littérateur connait tout ce que des savants étrangers ont mis au jour, il sait en tirer parti: mais dans les détails relatifs à son pays, il a été dans le cas de se frayer lui-même son chemin. Dans un écrit de peu d'étendue, que M. Fauriel vient de publier,*) il a fait preuve d'une vaste érudition et d'une rare sagacité. Si nous voulions communiquer à nos lecteurs toutes les découvertes intéressantes, tous les aperçus fins, tous les rapprochements entre l'histoire politique ou sociale et l'histoire littéraire, resserrés dans ses discours, il faudrait en transcrire la majeure partie. Nous invitons tous ceux qui ne veulent pas rester étrangers à ces recherches curieuses et vraiment nationales, à lire et même à étudier l'écrit de M. Fauriel. Nous nous bornerons ici à en indiquer les principaux résultats. Ils sont, pour la plupart, évidents ou du moins très-vraisemblables; quelques-uns fournissent matière à une discussion ultérieure. L'auteur saura peut-être résoudre nos doutes et nos objections.

Jusqu'ici, comme on se plaisait à célébrer les poëtes du moyen âge sans les connaître, on avait, pour ainsi dire, partagé les différents genres de poésie entre *la langue d'oïl* et *la langue d'oc*, entre le nord et le midi de la France. Dans la poésie lyrique, la priorité de temps et la supériorité de talent et d'art appartiennent incontestablement aux Provençaux. En revanche, c'est aux poëtes français du nord exclusivement qu'on faisait honneur de l'invention des romans et des fabliaux. Quelques savants ont soutenu, non sans une certaine apparence de vérité, que la Normandie en particulier doit être considérée comme le

---

*) *De l'origine de l'Épopée chevaleresque du moyen âge.* Par M. Fauriel. Paris 1832.

vrai berceau des romans de chevalerie. Je remarque en passant que la distinction si souvent répétée entre les *trouvères* et les *troubadours* est nulle, et fondée sur une méprise. C'est le même mot dans deux cas différents. Les mots latins terminés en *ator*, et ceux de la basse latinité, formés d'après la même analogie, prennent en provençal au nominatif la terminaison *aire*, et dans les cas obliques *ador*. On disait donc : *emperaires, emperador; trobaires, trobador*; et en vieux français tout de même: *emperere, emperor; trovere, trovcor*. Le mot *trobar*, trouver, employé ici dans le sens d'inventer, est d'origine allemande.

Maintenant M. Fauriel réclame pour les Provençaux l'invention et le premier développement de la plupart des romans de chevalerie. Il appuie par des arguments d'une grande force cette thèse, si contraire à l'opinion jusqu'ici généralement reçue.

Cette opinion, en effet, avait été adoptée sans un examen approfondi : elle était fondée sur une circonstance accidentelle. Il existe un nombre prodigieux de romans de chevalerie en vieux français, en partie dans des manuscrits d'une date assez ancienne. Les romans provençaux, au contraire, à quelques exceptions près, sont perdus. Le sort des deux littératures a été bien différent. Les livres écrits en langue provençale, ont disparu, soit par l'effet lent et insensible du dédain et de l'oubli, soit dans des catastrophes violentes, telles que la croisade contre les Albigeois, et les guerres religieuses du seizième siècle. Il est à croire que quelques manuscrits qui avaient échappé à ce naufrage, auront été égarés ou détruits au commencement de la révolution, par la suppression des monastères et la dilapidation de leurs bibliothèques.

Avant la publication des excellents travaux de M. Raynouard, la thèse de M. Fauriel aurait paru tout à fait paradoxale. Aujourd'hui les lecteurs instruits de l'état actuel des recherches sur cette matière, sont déjà mieux préparés à un examen impartial.

M. Raynouard, lorsqu'il donna sa Revue générale des monuments encore existants de l'ancienne langue romane, ne connaissait que trois romans de chevalerie provençaux, conservés en entier dans les bibliothèques de France: *Gérard de Vienne ou de Roussillon*, *Jaufré* et *Philoména*, les deux premiers en vers, le troisième en prose. Dernièrement un quatrième, *Ferabras*, a été découvert en Allemagne, et publié à Berlin par les soins d'un célèbre helléniste. Un cinquième, trouvé à Turin, *Blandin de Cornouailles*, reste inédit, ainsi que les trois premiers. M. Raynouard a recueilli les allusions à des romans, éparses dans les poésies des troubadours. Ces romans se montent à une vingtaine. En outre, les mêmes troubadours nomment une foule de personnages romanesques, dont quelques-uns semblent avoir figuré dans des romans non compris dans ce catalogue. M. Fauriel a formé un recueil plus complet. En excluant les fictions liées aux deux grands cycles, il évalue à cent les romans dont quelque personnage est nommé par les troubadours. Nous invitons M. Fauriel à communiquer au public textuellement les passages en question. Si ce sont aujourd'hui des énigmes, ils pourront dans la suite conduire à des découvertes littéraires.

Les troubadours n'auraient pas fait de pareilles allusions, souvent très-fugitives, s'ils n'avaient pu présumer que l'histoire fût bien connue à leurs auditeurs. Cela suffit donc pour prouver qu'il existait beaucoup de romans en langue provençale, et même de fort bonne heure, c'est-à-dire dans le douzième siècle. Mais la question de l'originalité ne saurait être décidée par ce moyen. Lesquelles des deux, des rédactions provençales et françaises, sont-elles des originaux ou des traductions? Je serais porté à croire qu'un échange littéraire a eu lieu entre les deux moitiés de la France; que quelques fictions ont passé du midi au nord, d'autres du nord au midi. Mais M. Fauriel veut que la France méridionale, féconde en créations poétiques, ait toujours donné à ses voisins, et qu'elle n'en ait jamais rien reçu. N'étant pas placés dans l'alternative, ou d'adopter en entier son système, ou de le rejeter de même, nous allons en examiner un à un les points les plus essentiels.

Les romans de chevalerie les plus renommés se groupent autour de deux centres, et forment deux séries distinctes, que M. Fauriel appelle *le cycle carolingien*, et *le cycle d'Artus et de la Table-Ronde*. Chacun des deux a ses subdivisions, selon lesquelles on peut classer naturellement les romans des deux familles.

Ces deux espèces de compositions, quoique confondues sous un nom commun, sont fortement contrastées par le caractère de la fiction, par les formes de la versification, par leur destination primitive au chant et à la récitation publique ou à la lecture, par leur différents degrés de popularité, enfin par leurs rapports avec des souvenirs historiques et nationaux d'une part, et de l'autre par une sphère purement idéale. Toutes ces différences feraient présumer une diversité d'origine, quand même il n'y en aurait point de preuves positives.

Les romans carolingiens sont les plus anciens. La chevalerie qu'on y voit peinte est tout autre que celle de la Table-Ronde. Certains éléments de la chevalerie sont de la plus haute antiquité chez les peuples germaniques. Tels sont les principes généraux d'honneur et de loyauté, l'horreur de la ruse, la guerre considérée comme un combat singulier où l'on aurait honte de remporter la victoire autrement qu'à armes égales. Dans le douzième siècle, la chevalerie prit un nouveau développement : elle devint un art et une science. Les femmes qui, jusqu'alors, avaient vécu plus retirées, commencèrent à présider non-seulement aux fêtes, mais aux exercices d'armes, c'est-à-dire aux *bouhourds*, à ces joûtes journalières et tumultueuses dont on ne se lassait jamais, et aux tournois célébrés plus solennellement. C'était pour obtenir leurs applaudissements que les chevaliers faisaient les plus grands efforts. Les relations sociales s'adoucirent, entre égaux du moins, et tous les gentilshommes se regardaient comme tels. On évita avec soin tout ce qui aurait pu paraître grossier ou vulgaire dans les manières et les discours. Une recherche d'élégance s'étendit à tout : nous voyons, par mille traits, que les chevaliers étaient autant préoccupés de leur parure et de celle de leur destrier, que de la bonté de leur heaume, de leur haubert, et de leur épée.

Tandis que la cour d'Artus est le miroir de la parfaite chevalerie, on voit que les romans carolingiens ont été composés, ébauchés du moins, à une époque où cette institution n'avait pas encore reçu son dernier perfectionnement. Il n'y a pas trace de courtoisie ni de galanterie envers les dames; l'amour y joue tout au plus un rôle subordonné, et il est traité sans délicatesse. Les mœurs et le ton social sont d'une âpreté extrême. Cette rusticité primitive des paladins de Charlemagne n'est pas encore entièrement effacée dans l'Arioste, quoique longtemps avant lui les romans de la Table-Ronde eussent fortement réagi sur les versions rajeunies des romans de l'autre classe.

Toutefois, un intervalle assez court suffirait pour expliquer ce phénomène, car il est certain qu'après la première croisade les mœurs et les idées des peuples occidentaux ont changé très-rapidement. Mais M. Fauriel soutient que, bien antérieurement à l'époque qu'on assigne d'ordinaire aux romans les plus anciens, les éléments de ces fictions ont existé sous la forme de chants populaires, contenant un simple récit d'une aventure isolée, et propagés d'une génération à l'autre seulement par la tradition orale; que, plus tard, ces chants furent mis par écrit, liés ensemble par les transitions nécessaires, et enfin, moyennant de nouveaux développements, rédigés en corps de romans.

Tout cela est très-vraisemblable et conforme à nos données sur l'état primitif de la poésie épique chez d'autres nations. Un témoignage historique vient à l'appui, de cette supposition. Au commencement de la bataille de Hastings (en 1066), le chantre belliqueux Taillefer entonna le chant de Roland et de Roncevaux. Je ne vois pas que M. Fauriel ait cité ce trait qui, en effet, ne semble pas favorable à son hypothèse concernant l'origine provençale, mais qui ne lui est pas non plus directement contraire. Ce fait prouve seulement que les fictions relatives à Charlemagne, si elles sont nées dans le Midi, ont passé de bonne heure dans le Nord, et spécialement chez les Normands, les derniers venus de tous les conquérants étrangers établis dans les Gaules, mais qui, alors, étaient déjà naturalisés Français.

Lorsqu'il s'agit d'expliquer les commencements de la poésie épique en pays roman, il ne faudrait pas perdre de vue, ce me semble, les habitudes nationales des peuples de race teutonique qui,

tonten Silbe vorangehende oder nachfolgende trägt aus dem oben angeführten Grunde die Länge gar wohl, wenn ſie das Ohr gehörig ausfüllt. Daſſelbe gilt ja auch von den griechiſchen Namen.

Der Vers wird die von mir angenommene Scanſion ausweiſen: doch habe ich ſie zum Ueberfluße in den Anmerkungen nebſt der urſprünglichen Quantität beigefügt; auch die Bedeutung, ſofern ſie mir zuverläßig iſt, und den Sinn der Dichtung aufzuklären dient.

Anm. des Herausg. Deutſche Ueberſetzungen einzelner Theile der Ramayana des Walmiki:

Friedr. Schlegel, Ueber die Sprache u. Weish. der Indier. 1808. S. 231...271. (Werke. Wien 1823. IX. S. 229...261.) Ueberſ. der beiden erſten Kapitel des erſten Buchs in indiſchen Sloken.

C. A. Semler, Der Kampf des Atikaya, ein Fragm. aus dem indiſchen Heldengedicht Ramayana, aus dem Engl. überſ. in Zeitung für die eleg. Welt. 1816. Nr. 179...181. (cit. bei Adelung Lit. des Sanſcr. 2te Ausg. S. 232.)

Fr. Bopp, Visvamitras Büßungen; in Conjugationsſyſt. der Sanskritſpr. 1816. S. 159...233.

O. Wilmans, Die Erzählung von Ryſhyaçringa, nach Schlegels Ausg. in Stanzen überſ, im Magazin f. d. Litt. d. Auslandes. 1834. Nr. 138. (cit. bei Adelung a. a. O. S. 233.)

Ad. Holtzmann, Bruchſtücke aus Walmiki's Ramayana. Carlsr. 1841. 8. (Auszug aus B. II. Kap. 1...64.)

— — Rama. Ein ind. Gedicht nach Walmiki. Deutſch (in Sloken) von Ad. H. 2. verm. Aufl. Ebendaſ. 1843. 8. (Bearbeitung des 2. Buches.)

Alb. Höfer, Indiſche Gedichte (Lpz. 1844.) Th. II. S. 35...75. enthält Ueberſ. der Herabkunft der Ganga.

Magazin für Litteratur des Auslandes. 1845. Riſhhyaçringa.

successivement, ont envahi les provinces de l'Empire Romain. La Gaule fut occupée en Guienne et dans le Languedoc par les Visigoths, en Provence par les Ostrogoths, vers le Jura par les Bourguignons, au Nord par les Francs. Ces derniers obtinrent, par degrés, la domination universelle. Mais bien loin d'expulser leurs rivaux, ils leur accordaient presque les mêmes droits qu'à leurs compatriotes. Tous ces peuples parlaient la langue *theudisque* en différents dialectes, et leurs descendants continuèrent de la parler entre eux, au moins quatre siècles après la conquête, quoique dans leurs rapports avec les Romains subjugués, ils fussent forcés d'employer le latin rustique.

Tacite atteste la haute antiquité de la poésie épique chez les Germains. Les Goths possédaient une littérature épique fort riche, quoique non écrite, presque à l'instar des Grecs, dit Jornandès. Les Francs plus sauvages avaient au contraire négligé leurs souvenirs nationaux. Il est remarquable que la généalogie des Mérovingiens soit si courte et si tronquée, tandis que Théodoric-le-Grand pouvait énumérer ses ancêtres jusqu'à la dix-septième génération. Clovis semble avoir reconnu la supériorité des Goths dans l'art poétique; il pria Théodoric de lui envoyer un chantre de sa nation, qui sût réciter les hauts faits du temps jadis. Après la conquête, des événements postérieurs furent célébrés par de nouveaux chants composés en langue theudisque, au fond du pays latin.

Tels étaient les poëmes que Charlemagne ordonna de mettre par écrit, et qu'il faisait chanter pendant ses repas. Louis-le-Débonnaire, qui n'aimait pas la poésie profane, engagea un poëte saxon à paraphraser en vers l'Évangile, et cet ouvrage existe encore. Les chants héroïques sont perdus; mais on en trouve des extraits tronqués dans les chroniqueurs de cette époque. Au milieu d'une narration simple et sommaire, on rencontre parfois une aventure merveilleuse, apocryphe, en contradiction avec les faits authentiques. On serait tenté de se demander: Qu'est-il arrivé à notre historien? Ce n'est plus le même homme. — On ne peut expliquer cé phénomêne bizarre, qu'en admettant que l'auteur avait eu vue un poëme national, auquel, par une erreur alors commune, il ajoutait une foi implicite.

L'histoire des Langobardes, par Warnefride, est remplie de semblables récits; il y en a dans Frédégaire et ses continuateurs. Les aventures de Childeric, son exil, son séjour en Thuringe et la passion de la reine Basine pour lui, sont romanesques sans être incroyables. Cependant je crois que Grégoire de Tours a déjà puisé son récit dans la tradition poétique. Frédégaire y ajoute un nouveau trait, les visions de Childéric pendant la nuit de ses noces. C'est une satire ingénieuse, sous forme de prophétie, sur le déclin de la dynastie mérovingienne et sur l'anarchie qui désolait la France sous des rois faibles, avant que les maires du palais se fussent emparés du pouvoir. Cela nous indique l'âge de ce morceau. Les intrigues secrètes, entamées par un ambassadeur de Clovis avec la pieuse et rusée Clotilde (*Gesta Francorum*, c. XI-XIII) sont aussi tirées d'un chant populaire. C'est un conte plaisant qui prouve, ainsi que le précédent, que les Francs savaient assez bien s'égayer aux dépens de leurs princes. Witikind de Corbey, auteur du dixième siècle, met à la tête de son ouvrage une histoire apocryphe de la destruction du royaume de Thuringe. C'était le sujet d'un poëme saxon, dans lequel un roi Mérovingien, Théodoric Ier d'Austrasie, jouait le rôle principal.

Lorsqu'enfin la fusion des deux populations distinctes, romaine et barbare, qui jusque là avaient coexisté en France sans se mêler le moins du monde, eut été opérée par l'adoption générale de la langue romane, les anciennes poésies nationales furent ensevelies dans un commun oubli avec la langue theudisque, dans laquelle elles étaient composées. Mais la postérité de ces peuples belliqueux qui avaient imposé leurs noms à différentes parties des Gaules: les Francs à la France dans le sens le plus restreint du mot; les Bourguignons aux deux Bourgognes, duché et comté; les Goths à la Guyenne, *Gothia, Gozia, Gothiana*: leur postérité, dis-je, conservait toujours les mêmes besoins de l'imagination. Il était donc naturel que, dès-lors, ces besoins fussent satisfaits par de nouveaux chants héroïques en langue romane. Je ne dis pas que ces chants aient été l'œuvre de la classe guerrière, mais ils furent composés principalement pour elle, selon ses idées, ses penchants, ses souvenirs.

D'accord en général avec M. Fauriel sur la haute antiquité des commencements de la poésie épique en langue vulgaire, nous pensons néanmoins que la date qu'il leur assigne, c'est-à-dire le milieu du neuvième siècle, est anticipée de près de cent ans. À cette époque la langue theudisque était bien loin encore d'être éteinte dans le pays roman. Cela n'a eu lieu qu'après la séparation définitive de la France et de l'Allemagne, et en partie par l'effet de cette séparation.

Supposons que les premiers essais de chants épiques en langue vulgaire nous fussent parvenus dans des manuscrits contemporains, le seul examen des textes ne nous éclairerait pas sur leur lieu de naissance. Le fragment du *Poëme sur Boèce*, antérieur à l'an 1000, est écrit incontestablement dans le même idiome que l'on a, plus tard, appelé langue provençale, limousine ou catalane. Mais est-il bien sûr que ce poëme ait été composé dans le midi de la France? Je pense que non. Au neuvième siècle et au-delà, le même idiome, à de légères nuances près, était répandu dans toute l'étendue des Gaules. À cet égard, les preuves alléguées par M. Raynouard sont parfaitement satisfaisantes, quoiqu'elles ne puissent pas s'appliquer, comme il le voudrait, à la Toscane et à la Castille. La divergence des dialectes du Nord doit avoir augmenté graduellement. La prononciation des mots latins, tronqués seulement dans l'ancien idiome roman, fut fortement altérée; de nouvelles formations grammaticales survinrent. Tout cela demandait du temps, et il ne peut guère être question d'une langue française, entièrement distincte de la langue provençale, avant le commencement du onzième siècle.

Nous suivrons M. Fauriel dans sa classification lumineuse des romans du premier cycle, afin de présenter ensuite séparément nos observations sur chaque classe.

Pag. 120. »Les fictions les plus célèbres des »romanciers *carlovingiens**) ont pour base quatre »événements, ou, pour mieux dire, quatre séries »d'événements capitaux:

»1°. L'enfance et la jeunesse de Charlemagne, »dont les romanciers et les poëtes populaires s'em-

---

*) L'auteur écrit ainsi, mais cette forme est incorrecte, et n'a été occasionnée que par la trompeuse analogie des Mérovingiens. Dans les anciens idiomes germaniques on formait des noms patronymiques avec les syllabes ING et UNG en les attachant au nom du chef de leur famille. Ainsi de *Carol-us* on faisait CAROLINGI (Voyez le Glossaire de Du Cange sous l'article KAROLINGI), de *Lothar-ius* LOTHARINGI. Ensuite on désigna de la même façon le pays où ils régnaient: Carolingia, Lotharingia. Le premier nom, la France proprement dite, se trouve chez nos vieux chroniqueurs sous la forme contractée de *Kerlingen*. Le second s'est maintenu en usage jusqu'à nos jours, quoique fort altéré dans les lettres: LOTHARINGIA, *Lorraine*.

»parèrent comme d'un thème mystérieux, qui leur »était abandonné par les chroniqueurs, lesquels »n'en surent rien ou n'en voulurent rien dire;

»2°. Des expéditions de tout point fabuleu»ses de Charlemagne devenu roi, expéditions ayant »pour objet la conquête des reliques de la pas»sion de Jésus-Christ, d'abord sur les Musulmans »de la Terre-Sainte, puis sur ceux de l'Espagne;

»3°. L'expédition historique du même monar»que contre ces derniers, expédition terminée par »le fameux désastre de Roncevaux;

»4°. Enfin, les guerres diverses à la suite »desquelles les chrétiens de la Gaule conquirent »sur les Sarrasins la Provence, la Septimanie, Nar»bonne et la Catalogne; guerres attribuées par »anachronisme, à Charlemagne et à Louis-le-Dé»bonnaire.«

Il faut ajouter une cinquième classe dont l'auteur parle ailleurs: ce sont les guerres attribuées à Charlemagne contre des vassaux rebelles.

Nous donnons gain de cause à M. Fauriel, et de prime abord, pour la troisième et la quatrième classe, autant à l'égard de l'origine provençale, que de la date ancienne qu'il leur assigne.

Les Maures d'Espagne étaient parvenus à envahir une portion de la France méridionale. Charles-Martel arrêta le cours impétueux de leurs conquêtes, mais sans les décourager. Il fallut encore souvent les combattre sous les deux règnes suivants, et Charlemagne ayant passé les Pyrénées, essuya un grand échec. Ces invasions, ces dangers si imminents, ces guerres et les dévastations qu'elles entraînaient, ont dû laisser de profonds souvenirs dans les contrées qui en avaient été le théâtre. Rien de plus naturel que de supposer que ces événements aient été célébrés d'abord par des chants populaires. Il est même croyable que la tradition, toute teinte de merveilleux qu'elle est, aura transmis d'une génération à l'autre quelques particularités vraies, dont les historiens du temps, si avares de détails, ne disent rien. Dans les romans, tous les autres exploits de Charlemagne plus importants et plus heureux, ses guerres contre les Slaves et les Avares, contre les princes bavarois et langobardes, et sa longue lutte avec les indomptables Saxons, sont complètement ignorés. Il n'y est question que d'expéditions contre les Sarrasins et des vassaux rebelles; ces dernières lui sont même faussement attribuées. La fiction tourne donc tout entière autour de ce que le peuple pouvait savoir de lui à l'une des extrémités de son empire. Au reste Charlemagne, sous plusieurs rapports, y est visiblement confondu avec Charles-Martel et Charles-le-Chauve.

Les romans de la quatrième classe qui se rapportent à *Guillaume-au-court-Nez* (diversement appelé Guillaume de Narbonne, Saint-Guillaume, et par le romancier allemand, Guillaume d'Orange) et de sa famille, ont un fondement historique. Guillaume-le-Pieux, duc d'Aquitaine, sous Charlemagne, fit avec des succès quelquefois balancés, mais toujours avec gloire, la guerre aux

Sarrasins. Après une vie agitée, il se retira dans un couvent fondé par lui, et fut déclaré saint.

M. Fauriel prouve par un passage de sa biographie qu'il existait des chants populaires en son honneur dès le dixième siècle. Ensuite il fait voir que le roman, tel qu'il est dans la rédaction française, doit avoir été composé sous les auspices d'une princesse protectrice des troubadours, d'Ermengarde, fille d'Aymeric II, vicomte de Narbonne, et que l'auteur, pour la flatter, a donné ces noms au père et à la mère de Guillaume. Il n'y a donc aucun motif pour contester à la Provence soit les premiers éléments de ce poëme, soit la forme perfectionnée sous laquelle nous le connaissons. Toutefois il est certain qu'au commencement du treizième siècle, on en avait déjà fait une traduction française. L'imitateur allemand, *Wolfram d'Eschenbach* dit qu'il est redevable de la connaissance de cette belle aventure au landgrave Hermann de Thuringe (mort en 1215) et tout indique que le livre dont son patron lui permit l'usage, était écrit en français.

Les fictions concernant la naissance et la jeunesse de Charlemagne, son enlèvement de la princesse sarrasine Galiane, sont dans le goût de la chevalerie errante et amoureuse, ce qui indique leur époque. Une expédition de ce même monarque en Palestine semblerait n'avoir pu être imaginée qu'après la première croisade. La patrie de ces deux espèces de romans est au moins douteuse.

Deux romans de la cinquième classe qui se rapporte aux guerres des rois carolingiens contre des vassaux réfractaires, nous sont parvenus : *les quatre fils Aymon* et *Gérard de Roussillon* ou *de Vienne;* le premier seulement en français, le second dans les deux langues. Le texte provençal est encore inédit; l'éditeur de Ferabras a fait imprimer quatre mille vers d'un des Gérard français; car M. Fauriel nous apprend qu'il y en a trois versions différentes.

Le héros de ce roman est un personnage historique. Gérard, d'abord dépouillé par Charles-le-Chauve, redevenu duc de Bourgogne, puissant en Provence comme tuteur d'un prince imbécile, eut à soutenir de longues guerres contre Charles-le-Chauve, qui se terminèrent par sa défaite. Dans le roman, Charles-Martel est substitué à Charles-le-Chauve, et cet énorme anachronisme semble appartenir à l'auteur même, et non pas à quelque scribe ignorant, puisque le troubadour Pierre Cardinal joint ensemble les deux noms de Charles-Martel et de Gérard. Mais dans le texte français, Charlemagne, avec son cortége ordinaire de paladins, se présente comme l'adversaire de Gérard. Ce changement en suppose bien d'autres, à moins que le romancier provençal, par un autre anachronisme, n'ait transformé Roland, le neveu de Charlemagne, et ses frères d'armes, en contemporains de son aïeul.

Les amours de Gérard et de la prétendue reine ou impératrice, épouse anonyme de Charles-

Martel, semblent être un accessoire, ajouté postérieurement à la fable principale. On y reconnaît une faible imitation de Tristan et de Lancelot.

J'ignore si le roman des *quatre fils Aymon* a eu quelque fondement historique. Quand même il n'y en aurait aucune trace dans les historiens de la dynastie carolingienne, cela ne serait pas une preuve positive du contraire; car nos matériaux pour l'histoire de cette époque sont fort incomplets.

Ce livre a obtenu une immense popularité. Traduit en allemand d'après la rédaction française en prose dès le seizième siècle, il se réimprime toujours et se vend dans les foires. En effet, il semble destiné à un public qui, avant tout, demande à être frappé par des merveilles et des situations fortes, sans examiner de trop près par quels moyens elles sont amenées, et dont le goût robuste ne se choque de rien. L'invention n'y est nullement ingénieuse: on se lasse de ces combats éternels qui ne décident rien. Les mœurs sont d'une rudesse extrême; c'est tout le contraire de la courtoisie. Les personnages ressemblent à des figures en bois, grossièrement ébauchées: *properanti falce dolati.*

Il est arrivé à Charlemagne une chose singulière. D'ordinaire la fiction se plaît à exalter ses héros; mais lui, il est bien autrement grand dans l'histoire que dans la tradition fabuleuse. D'une part, en effet, la gloire de Charles-Martel a été absorbée par la sienne; mais, de l'autre, il est

Die Herabkunft der Göttin Ganga.

Erſter Geſang.

Vormals herrſcht' in Ayodhya ein Fürſt preiswürdiges Namens,
Sagaras; dieſem Gerechten verlieh nicht Kinder des Ehbetts
Doppelter Bund; ſehnſüchtig begehrt' er, Kinder zu ſchauen.
Seine Genoßin zuerſt ward Keſini, Tochter Vidarbhas,
Wahrhaft, frommes Gemüths; dann Sumatis ferner das andre
Traute Gemahl, des Garudas, des Königes aller Gefieder,
Schweſter, an Wuchs und Geſtalt die geprieſenſte ſterblicher Frauen.
Buße zu thun zog einſt ſammt beiden er hin zu dem Berge
Himavan, ob er die Gunſt der Unſterblichen möchte gewinnen,
In Waldhütten am Fels, von des dort einſiedelnden Bhrigus
Eigenem Namen benannt. Als nun Ein Hundert der Jahre
Jen' in Gebet vollbracht und in Büßungen, wurde der Seher
Ihnen geneigt, und gewährte dem pilgernden König die Segnung.
Alſo zu Sagaras ſprach dieß Wort der untrügliche Bhrigus:
Ja, ſie gedeiht, Andächt'ger! die herrliche Kindererzeugung,
So du begehrſt: auch ſtrahlt glorreich dein Nam' in die Nachwelt.
Einen Erzeugten gebiert, Stammhalter zu ſein des Geſchlechtes,
Eine dir, Löwe der Menſchen! und ſechs Myriaden die Andre.
Innig erfreut nun wandten ſich hin zu dem Seher des Königs
Beide Gemahlinnen, ſprachen, in Demuth faltend die Hände:

dégradé au niveau de ses imbécilles successeurs. Nulle part cependant il ne joue un rôle aussi pitoyable que dans le roman des *Quatre fils Aymon.* Entêté, capricieux, plein de velléités tyranniques quoique sans énergie, il parle à tout propos de faire pendre, écarteler, brûler vif; ensuite, ou il manque de moyens pour exécuter ses menaces, ou ses paladins, plus raisonnables et surtout plus généreux que lui, s'y opposent. Il est vindicatif au point de faire noyer le bon cheval Bayard; mais cela même ne lui réussit pas. Ses amis aussi bien que ses adversaires lui disent de grosses injures, et il les mérite bien.

Le roman de *Ferabras* est plus piquant et moins prolixe que le précédent; le texte provençal ne va guère au-delà de cinq mille vers alexandrins en tirades monorimes. Un de mes collègues très-versé dans la langue provençale, M. Diez, a soutenu que c'est une traduction du français, reconnaissable à de fréquents gallicismes que le traducteur se serait permis principalement pour pouvoir conserver les mêmes séries de rimes. Cette observation me semble fondée; mais pour la rendre évidente, il faudrait entrer dans des détails de grammaire. S'il en est ainsi, ce serait une forte présomption contre la trop grande étendue que M. Fauriel donne à sa thèse.

Ce livre aussi a été fort populaire dans plusieurs pays. En France, le nom du héros est devenu proverbial; et qui ne connait pas le baume de *Ferabras*, dont D. Quichotte croyait posséder la recette? Le sujet est une guerre imaginaire contre les Sarrasins; ce roman appartient donc à la deuxième classe. Selon M. Fauriel, le poëte aurait décrit une expédition contre les Maures d'Espagne; mais je serais vraiment fort embarrassé de fixer la scène de l'action. Charlemagne rassemble son armée, marche à grandes journées, entre en pays païen, prend Constantinople et passe outre. Il établit son camp près de la montagne Marimonda, séparée de la capitale ennemie par un fleuve ou bras de mer sur lequel est jeté le pont gigantesque de Mantible. Le monarque sarrasin est Balan, amiral d'Espagne; mais son fils Ferabras porte le titre d'Alexandrie, un autre Turc celui de Damiette. Tantôt l'on croirait être en Palestine, tantôt en Égypte, tantôt en Espagne ou sur la côte méridionale de France. Telle est la géographie confuse et chimérique des romanciers. La résidence de l'amiral, située près de la mer, est appelée *Agrimonia*, ailleurs *Agrimore*: serait-ce *Aigues-Mortes* dont les environs ont été occupés longtemps par les Maures?

Puisqu'il s'y agit de reconquérir des reliques, la couronne d'épines, les clous, la pointe de lance, c'est donc, d'après les idées du temps, une guerre religieuse. Cependant elle est racontée d'une manière assez mondaine. Les chevaliers sont en effet aussi pieux que vaillants: ils récitent souvent des prières, ils font leur profession de foi; mais les passions vont leur train à côté de cette piété. Quelquefois il y a un mélange du sacré et du profane, qu'on n'oserait se permettre aujourd'hui; alors personne n'y entendait malice. Roland et le duc Naymes ont entrepris de passer le pont de Mantible; ils savent qu'un géant le garde et demande un péage exorbitant. Roland veut forcer le passage, mais son vieil ami s'y oppose, et soutient que la ruse seule pourra réussir. »S'il plaît »à Dieu, dit-il, et à sa mère que nous devons »adorer, je lui dirai tant de mensonges, que nous »pourrons bien passer.« La sœur de Ferabras, la belle et courageuse Floripès, s'étant prise d'amour à la première vue pour un chevalier français, Gui de Bourgogne, délivre les paladins captifs confiés à sa garde; elle les aide à s'emparer d'une tour imprenable où ils se défendent à outrance. Elle leur remet aussi les reliques qu'elle a volées à son père. Elle est toute prête à se convertir et à se faire baptiser, à condition toujours qu'on lui donne Gui de Bourgogne pour époux. Après la défaite de l'amiral, la princesse sarrasine, pour recevoir le baptême, est déshabillée jusqu'à la ceinture en présence de tout *le baronage de France,* frappé de sa rare beauté. Le poëte provençal se contente de quelques lignes; mais le romancier prosateur entre dans des détails indiscrets sur les charmes de Floripès, et dit à la fin: »L'empereur lui-même, tout vieux qu'il était, ne »put se défendre de certaines pensées.« Voilà, certes, une cérémonie bien édifiante!

Le roman de Roncevaux est d'une autre trempe: il respire un enthousiasme, en même temps héroïque et religieux. On y voit ce zèle aveugle, cette puissance magique de deux bandes croisées, ce sublime et fatal égarement des esprits, enfin tout ce mélange d'idées bizarres et de sentiments exaltés, qui ont mis aux prises l'Europe et l'Asie, et inondé de sang la Terre-Sainte.

M. Fauriel parle avec un grand dédain de la *Chronique de Turpin*. C'est une légende, on ne saurait en disconvenir, écrite dans l'esprit monacal, en mauvaise prose latine. Mais sous ce travestissement on découvre néanmoins des éléments poétiques. Par une conjecture bien hasardée, quelques savants ont cru reconnaître sous le masque du faux Turpin le Pape Calixte II. La patrie de l'auteur se trahit par le soin extrême qu'il met à glorifier le tombeau de Saint-Jacques à Compostelle. En examinant de près, on trouvera aussi des indices du temps où il a composé son livre. Nous n'y voyons pas la source primitive du *Roman de Roncevaux:* c'est au contraire un résumé de chants populaires déjà répandus, avec des applications édifiantes. L'auteur fait allusion au roman de *Charlemagne* et de *Galafré;* il cite les chants composés à la gloire d'*Oëllus* (en provençal probablement *Huelh*, contracté d'*Odilo*), comte de Nantes; héros inconnu aujourd'hui, mais dont le nom altéré pourrait bien désigner Eudes (*Odo*), duc d'Aquitaine sous Charles-Martel.

Ainsi donc le prétendu Turpin n'est pas l'inventeur de la fable principale. Il y aura ajouté seulement les visions, les miracles et la dispute théologique entre Ferragus et Roland: sur ce point nous sommes d'accord. Mais M. Fauriel me semble combattre l'évidence même, quand il nie que les prêtres et les ordres religieux aient eu la moindre influence sur le caractère et la tendance du Roman de Roncevaux, qu'ils l'aient mis en vogue à l'époque des croisades, et employé comme un moyen d'animer le zèle des fidèles. On connaîtrait mal la nature du fanatisme, si l'on pensait que le récit d'un grand désastre éprouvé dans une guerre contre les Sarrasins eût été de nature à décourager. Les exhortations que le clergé adressait aux souverains, aux chevaliers et aux peuples, peuvent se résumer en ces termes: »Allez venger les injures de Dieu, et conquérir le »Saint-Sépulcre. Si vous êtes victorieux, vous ob»tiendrez un riche butin, des terres seigneuriales, »et beaucoup de gloire; si vous succombez, vous »serez des martyrs, et purifiés de tous vos péchés, »vous entrerez tout droit au Paradis, comme Roland, »Olivier et leur frères d'armes.« — On sait de reste quel effet cela produisit.

Le premier essai pour introduire la littérature chevaleresque en Allemagne est une traduction du Roman de Roncevaux. Cet ouvrage, dont le style déjà suranné à la fin du treizième siècle, fut refondu alors par un auteur appelé Stricker. Le seul exemplaire complet de l'ancienne traduction qui existe, se trouve dans la bibliothèque de Heidelberg. (*Cod. Palat. olim Vatican. N°. CXII.*) L'épilogue dont je vais donner un extrait est copié d'après ce manuscrit. La versification imparfaite et les formes du langage prouvent qu'il est antérieur à l'époque où la poésie allemande fut artistement cultivée par les *Minnesinger*, ce qui n'a eu lieu que depuis les dernières vingt années du douzième siècle. L'auteur était un prêtre qui, à la fin du livre, se nomme lui-même *le prêtre Conrad*. Il dit que son patron, le duc Henri, dont il vante la piété et les exploits, conformément au desir de son épouse, fille d'un roi puissant, avait fait venir l'original français de *Carolingie* (c'est ainsi qu'on désignait la France proprement dite, en opposition avec la *Lotharingie* ou Lorraine); que lui Conrad, l'a translaté d'abord en latin, et versifié ensuite en allemand. Ce duc Henri était, en toute apparence, Henri-le-Lion, duc de Bavière et de Brunswick, qui avait épousé Mathilde Plantagenet, fille de Henri II d'Angleterre. Cette princesse pouvait sans doute lire l'original, puisque le français était sa langue maternelle. Henri-le-Lion a régné en Bavière depuis 1156 jusqu'en 1180, lorsqu'il perdit ce duché par une seconde proscription. Nous avons vu que la traduction doit avoir été faite précisément à cette époque.

Ce fait nous fournit une donnée chronologique; il prouve l'importance qu'on attachait à ce livre; enfin, nous voyons par cet exemple que les prêtres ne sont point restés étrangers à la littérature chevaleresque.

Malgré la déclaration expresse que les romanciers ont coutume de mettre dans leurs préambules, M. Fauriel repousse la supposition qu'ils aient jamais puisé à des sources latines. Il a raison, je crois, de regarder comme une simple formule cet appel à l'autorité d'un livre composé par quelque personnage grave, contemporain et témoin des événements, lequel livre aurait été retrouvé sous le maître-autel de l'abbaye de Saint-Denis. Les jongleurs ou rhapsodes ambulants ne voulaient pas avoir l'air de débiter des fables, seulement pour amuser le monde ; ils tâchaient de se concilier la foi de leurs auditeurs; et il fallait une forte dose de crédulité ou de bons garants pour faire recevoir leurs récits comme une histoire véridique. Nous avons mis de côté Turpin: sera-t-il aussi facile de se débarrasser de *Geoffroi de Monmouth?* La chronique de celui-ci est généralement considérée comme la source primitive des romans de la Table-Ronde, dont nous allons examiner l'origine et le développement, afin de déterminer la part qui en revient aux poëtes français du nord et aux Provençaux.

Les romans carolingiens, comme nous avons vu, ont tous une base historique. Plusieurs personnages réels y sont introduits sous leur nom propre et avec des traits assez ressemblants aux portraits qu'en ont faits les historiens. Les récits, quelque fabuleux qu'ils soient, conservent cependant quelque analogie avec des événements véritables. D'ailleurs ils présentent plus ou moins un intérêt national, puisqu'il s'agit ou de repousser les agressions des Maures d'Espagne, ou de défendre l'indépendance des grands vassaux contre les envahissements de la royauté. Les fictions du premier genre acquirent un nouvel attrait par les croisades; on y voyait dans le passé le temps présent et l'avenir. La dynastie de Hugues-Capet trouva la monarchie déjà toute démembrée; le conflit entre le pouvoir souverain et le patriotisme provincial se renouvela donc constamment. On peut croire que les princes feudataires et leurs adhérents, en écoutant le récit de luttes semblables qui avaient eu lieu sous la dynastie précédente, se mettaient volontiers à la place de Gérard de Roussillon ou de Renaud de Montauban, et prenaient parti avec les romanciers contre les rois, peints comme les oppresseurs.

Il en est tout autrement des romans de la Table-Ronde: il n'y a rien d'historique, ni surtout de national. La poésie épique, en effet, quand même elle traite des sujets de pure invention, aime à prendre le costume de la vérité, en donnant, comme dit Shakspeare, »à un rien aérien une habitation fixe et un nom.« Il se peut qu'il y ait eu au sixième siècle un chef breton, appelé *Artus* ou *Arthur*, et qu'il ait combattu vaillamment les Saxons, quoique nous ne connaissions aucun témoignage digne de foi en faveur de son existence; mais le héros de la tradition galloise n'a rien de commun avec l'Artus des romans, monarque puissant, dont la cour magnifique était l'école de la courtoisie et de l'honneur chevaleresque. En tout cas, quels qu'aient été ses exploits, leur succès ne regardait pas la France; ils avaient eu aussi peu d'influence sur sa destinée que s'ils s'étaient passés à l'autre extrémité du globe.

Le véritable but et le sujet général des romans de la Table-Ronde étant une peinture idéale de la chevalerie, telle qu'on ne la voyait point encore dans les romans carolingiens, il fallut d'abord accorder aux poëtes un grand anachronisme. Les derniers raffinements de cette institution étaient d'origine toute moderne: ils dataient du même siècle que les romans, destinés à en rehausser l'éclat. Or, le choix d'un sujet pris dans l'histoire contemporaine aurait gêné l'essor de la fiction: cela n'aurait produit que des poëmes historiques, tels que ceux qu'on a composés sur la première croisade. La dynastie carolingienne avait fourni sa carrière poétique, les mœurs de cette époque étaient fixées; elle ne pouvait plus revêtir un nouveau costume. Il eût donc fallu remonter plus haut dans l'histoire de France; mais le souvenir des rois mérovingiens était entièrement effacé. Aussi bien la plupart d'entre eux ne méritaient guère d'être célébrés par les poëtes, ces hérauts de la gloire populaire. Dans les premiers temps leur histoire rebute par des atrocités accumulées; on croit voir revivre la famille d'Atrée et de Thyeste. C'étaient des barbares, façonnés extérieurement par une civilisation dépravée, dont l'appât leur fut offert par des adulateurs romains. Ensuite l'opposition nationale des Francs les fit tomber dans la nullité; il ne leur restait plus rien de royal que leur longue chevelure blonde, et des bœufs blancs pour les traîner, plutôt en femmes qu'en guerriers, au champ de Mars ou de Mai. Il y eut cependant quelques exceptions honorables auxquelles l'affection des Francs semble s'être attachée d'autant plus fortement, qu'elles étaient plus rares. Sigebert I^er^, roi d'Austrasie, sous le nom légèrement altéré de Sigefroi (*Sifrid*), contracté de Sigefrid, est devenu le héros favori de la tradition allemande. La reine Brunehaut aussi y joue un rôle brillant; la poésie a saisi son portrait dans sa première jeunesse. Brunhilde est une vierge amazone: nouvelle Hippolyte, rebelle à l'amour, et subjuguée par un nouveau Thésée. Mais en France tous ces souvenirs avaient partagé le sort de la langue theudisque. Ainsi un poète français du XII^e^ siècle, très-versé dans l'histoire de son pays, aurait pu être embarrassé d'y trouver un centre, autour duquel devaient graviter toutes les merveilles de la chevalerie. Il fallut donc sortir du cercle national. Mais comment se fait-il que le choix ne soit tombé sur aucun de ces noms illustres que l'Espagne, l'Allemagne et l'Italie, offraient à l'envi? Qu'on ait été déterrer dans un coin de la Grande-Bretagne un roitelet, inconnu jusqu'alors au monde entier, excepté aux pâtres qui erraient dans les montagnes stériles du pays de Galles? Cela demande une explication que j'essaierai de donner, après avoir suivi M. Fauriel dans sa recherche sur l'origine des romans dont il s'agit.

Wer, Brachmane, von uns ſoll Mutter des einzigen Sohns ſein?
Welche von beiden gebiert die unzähligen? Dieß zu erfahren
Wünſchen wir ſehr: ſag' an, Brachman', und verkünde die Wahrheit!
Auf die vernommene Red' antwortete jenen der Weiſe:
Jede von euch kann Einen allein, kann viele gebären,
Söhne gewaltiger Kraft; euch iſt ja verſtattet die Willkür.
Alſo vertheilt einmüthig die Segnungen unter einander.
Wie er das Wort ausſprach, der Prophet, ſo thaten die Frauen.
Keſini wählte, die Aelt're, zuerſt vor Sagaras Antlitz,
Einen zu bringen, den Sohn, Stammhalter der kommenden Erben;
Sumatis nahm ſich, zufrieden, die ſechs Zehntauſend der Söhne.
Dreimal wandelte dann rechtshin um den Weiſen der König,
Neigend das Haupt, und begab ſamt beiden Gemahlinnen heim ſich.
Als der Erfüllung Zeit in des Jahrs Kreißlaufe herankam,
Brachte den Erſtlingsſohn dem Gemahl, Aſamanjas mit Namen,
Keſini; ferner gebar dann Sumatis, fruchtbaren Schoßes,
Wunder zu ſchaun! vielkernig den flaſchengeſtalteten Kürbis.
Als ſie die Schal' aufbrachen des Kürbiſſes, regten hervor ſich
Sechs Zehntauſend der Söhne, wie kaum aufſproßende Keime.
Dieſe bewahrten in Krügen geläuterten Oeles die Ammen,
Nährten ſie auf: ſpät wuchſen heran zu der Jugend die Knäblein.
Doch, wie die Zeit fortſchritt, in der Schönheit Füll' aufblühend,
Waren dem Vater ein Heer ſie von ſechs Myriaden der Helden.
Jener ſofort, Aſamanjas, des Sagaras erſter Erzeugter,
Artete wilden Gemüths. Stets haſchet' er Kinder und warf ſie
Hin in Sarayu's Flut, hohnlachend der Qual der Erſäuften.
Alſo zu Sünd' und zu Frevel gekehrt, feindſelig den Guten,
Ward er den Bürgern ein Graun; drum wies ſein Vater hinweg ihn,
Fern von des Reichs Hauptſitze, der mild obwaltende Herrſcher.
Dieſes Verſtoßenen Sohn hieß Anſuman, würdig des hohen

À quelle occasion, par quelle voie et par quel motif le nom d'Artus, jadis si obscur, depuis si célèbre, a-t-il été introduit en France? À mon avis, c'est là toute la question que M. Fauriel juge si complexe. Écartons d'abord une difficulté dans laquelle il s'est engagé volontairement, en assignant aux romans de la Table-Ronde une plus haute antiquité que celle qui leur appartient de droit. »J'ai la conviction, dit-il, et j'espère prouver ailleurs que, vers 1150, quelques-uns des »plus célèbres romans de la Table-Ronde étaient »déjà très-répandus, très-populaires, et par conséquent déjà d'une certaine ancienneté. Dans un »roman carolingien qui est certainement l'un des »plus anciens, l'un de ceux dont on peut, avec »toute vraisemblance, mettre la composition dans la »première moitié du douzième siècle; dans ce roman, dis-je, il est fait allusion à un roman ayant »pour sujet une expédition du roi Arthur.«

Pour apprécier cet argument à sa juste valeur, il faudrait avoir sous les yeux non-seulement les textes, mais le *fac-simile* des manuscrits où ils se trouvent. Il est bien connu que les copistes des romans ne s'astreignaient pas à une fidélité littérale. Ils ont changé l'orthographe et rajeuni les formes du langage; ils se sont permis aussi d'y mettre du leur. Les manuscrits antérieurs à la fin du treizième siècle passent déjà pour fort anciens. En attendant des preuves plus concluantes, nous attribuerons donc ces allusions, soit à des copistes interpolateurs, soit aux auteurs qui ont sans cesse remanié les originaux des romans carolingiens.

D'ailleurs, sur ce point M. Fauriel semble être en désaccord avec lui-même. Pag. 102: »Pour »ce qui est de l'ancienneté, je crois avoir montré »clairement que les romans carolingiens ont dû »précéder de beaucoup ceux du cycle breton, et »renferment à la fois et plus de vestiges et des »vestiges plus marqués de l'état primitif de l'épo»pée romanesque.« Nos lecteurs se rappelleront ce que nous avons dit à l'appui de cette thèse: c'est un des résultats le plus solidement établis.

Il y a deux recueils de traditions bretonnes, prétendues ou réelles: les *Triades historiques*, écrites en gallois, et la Chronique latine de *Geoffroi de Monmouth*.

M. Fauriel, après un examen détaillé des premières, tire les conclusions suivantes: »1°. Dans »tout ce qu'elles ont d'ancien, de national et de »vraiment traditionnel, les triades et les poésies »dont il s'agit, n'ont aucun rapport avec les romans »en question, et n'ont pu en fournir ni la matière »ni le type poétique; 2°. Tout ce qui, dans ces »mêmes triades, renferme une allusion positive »à des romans de la Table-Ronde, est d'une date »postérieure à ces romans, en suppose l'existence »et la connaissance, en est non pas la source, »mais au contraire, la dérivation et la suite.«

Nous pourrions donc, dans la discussion qui nous occupe, laisser entièrement de côté ces triades. Ce qui m'engage à en parler, c'est la confiance que M. Fauriel leur accorde et l'importance qu'il y attache. »Les triades des Bretons, dit-il, »sont *un monument historique*, peut-être unique »en son genre. Plusieurs des notices qu'elles ren»ferment, remontent à la plus haute antiquité; el»les paraissent être ou les débris de monuments »perdus aujourd'hui, ou la mise par écrit tardive »de traditions nationales qui se seraient conservées »oralement pendant des siècles. etc. etc.«

De telles paroles, échappées à un écrivain judicieux, sévère investigateur de la vérité cachée, sont des armes fournies aux défenseurs de toutes les chimères celtiques. M. Thierry aussi, à l'entrée de son excellent ouvrage sur la conquête de l'Angleterre par les Normands, a quitté les seuls guides sûrs dans l'obscurité des origines bretonnes, Jules-César et Tacite, pour courir après les feux follets d'une tradition postiche. L'on ne saurait protester assez énergiquement contre une telle invasion de rêveries et de données apocryphes dans le domaine de l'histoire.

Chaque triade est un assemblage de trois noms de personnes ou de lieux, ou de trois événements rangés sous une catégorie commune. Ces catégories sont souvent insignifiantes, d'autres fois bizarres et à peine intelligibles. La plupart des triades se bornent à cette énumération; les récits circonstanciés, joints à quelques-unes, sont puérils, incohérents, en contradiction flagrante avec l'histoire authentique. Un but patriotique et politique a présidé à la rédaction de ces pages. Les auteurs ont voulu prouver que le sol de la Grande-Bretagne tout entière appartient aux Gallois. Ils auraient raison, s'il ne fallait pas admettre dans le droit des gens la prescription comme titre légal d'une propriété acquise jadis par une occupation violente. Une haine furibonde et impuissante contre les Anglo-Saxons se manifeste partout et s'exhale en calomnies. Le conte de la passion de Vortigern pour Rowena, fille de Hengist, de sa trahison et de l'assassinat des chefs bretons dans la plaine de Salisbury, se trouve déjà chez Nennius; il n'en devient pas plus vrai, mais l'auteur des triades 45 et 46 de l'édition de M. Probert, accuse les Saxons d'antropophagie. Un Breton appelé Georgi Garwhoyd, avait été régalé à la cour du roi Edelfled de chair humaine; il la goûta si fort qu'il n'en voulut plus manger d'autre. Le roi Edelfled exigeait journellement des Bretons un tribut de deux jeunes filles, la nuit pour son lit et le lendemain pour sa table. Georgi l'imita là dedans; seulement, comme il était chrétien, il prenait quatre victimes le samedi, afin de n'en pas tuer le dimanche. Le traducteur met gravement en note: »Que dirons-nous de ce *fait?*« Nous dirons que c'est un mensonge des plus impudents, lequel en même temps décèle l'ignorance de l'inventeur. Il n'y a jamais eu un roi Anglo-Saxon appelé Edelfled, et pour une bonne raison: *Ethelflæd* est essentiellement un nom de femme.

La reine Yseult se trouve rangée, comme de raison, parmi les trois femmes impudiques, et Tristan, le modèle de grâce chevaleresque, est du nombre des *trois porchers puissants de l'île de Bretagne*. Il avait envoyé le porcher du roi Marc vers la reine Yseult pour un message d'amour. En attendant, il garda lui-même les cochons royaux, et il les garda si bien, que le roi voisin Artus ne put jamais parvenir à lui voler un seul pourceau. Par combien de bouches vulgaires le roman de Tristan doit-il avoir passé avant d'arriver à ce point de dégradation!

Ces traits appartiennent-ils aux bardes gallois? j'aime à croire que non. Nous n'avons aucun moyen de juger de leur talent, puisque les poésies débitées sous les noms de Taliessin, d'Aneurin, etc., sont évidemment des inventions modernes. Les bardes ont été cruellement exterminés par Edouard I^er^. Gardons-nous d'accabler leur mémoire d'un pareil opprobre.

Les bardes gallois, cependant, n'ont aucun droit à être regardés comme les successeurs immédiats de ces bardes celtiques dont Lucain dit:

Plurima securi fudistis carmina Bardi.

Assurément, après quatre siècles de domination romaine, il n'y avait plus de bardes dans la Grande-Bretagne. À l'époque où les légions romaines abandonnèrent cette province, les Bretons étaient un peuple à demi civilisé, et complètement abâtardi. Le désespoir leur rendit de l'énergie. Ils retournèrent à la barbarie; c'était un progrès. Leur imagination même semble être redevenue vagabonde comme leur vie, et sauvage comme leurs montagnes. Les Saxons avaient leurs *scops*, les Danois leurs *scaldes*: l'institution des bardes dans le pays de Galles ne serait-elle pas imitée de ces deux nations voisines? Un auteur du douzième siècle, *Gyraldus Cambrensis*, nous informe que la versification galloise avait pour principe l'allitération des consonnes initiales. Or, les plus anciennes poésies saxonnes et scandinaves sont versifiées de cette manière.

Quoi qu'il en soit, si les Gallois avaient en effet possédé dans la tradition poétique des annales de leur gloire, seulement depuis l'époque où la Grande-Bretagne devint une province romaine, auraient-ils oublié la reine Boadicée? Qu'y a-t-il de plus digne d'être célébré par une épopée, que la révolte et la fin tragique de cette héroïne de l'indépendance bretonne? Il est question de Boadicée dans deux triades (18, 35), mais comment? Elle est accusée d'avoir livré Caractacus aux Romains, lâche forfait dont la reine Cartismandua s'est rendue coupable. On voit que l'auteur avait mal lu Tacite, et n'en conservait qu'un souvenir confus. Tacite n'est pas du petit nombre d'auteurs latins connus pendant le moyen âge: ces deux triades sont donc postérieures à la première édition de ses œuvres.

D'après ces échantillons, je me crois autorisé à soutenir que les triades sont une fantaisie de quelques clercs gallois du quatorzième au seizième siècle. C'étaient de bons patriotes, Bretons s'entend; antiquaires passionnés et ignorants; c'étaient enfin des celtomanes, dont les préjugés avaient étrangement offusqué les facultés intellectuelles.

Passons à Geoffroi de Monmouth. Cet auteur a fourni, selon l'opinion générale, la matière première aux romanciers de la Table-Ronde, mais M. Fauriel lui conteste cet honneur. Je signalerai d'abord une erreur qu'il importe d'écarter. M. Fauriel dit que Walter-Mapes a traduit en gallois la chronique de Geoffroi. Walter-Mapes, nommé archidiacre à Oxford en 1197, est bien connu. C'était un prêtre joyeux et facétieux, dont les poésies latines en vers rimés sont pleines de plaisanteries du meilleur goût. Aucun des bibliographes que j'ai pu consulter ne lui attribue une chronique galloise, et une œuvre aussi gratuite ne ressemble guère à un homme de son humeur. Une conformité accidentelle de nom et de titre aura occasionné cette méprise. Geoffroi de Monmouth déclare, dans le préambule et à la fin de son ouvrage, achevé en 1138, que Walter, archidiacre à Oxford, lui a fourni un livre apporté du continent, en langue bretonne, c'est-à-dire en bas-breton, livre déjà fort ancien et écrit d'un beau style (*perpulchris orationibus*), dont le sien n'est qu'une traduction.

Si, sur ce point, Geoffroi, par exception, avait dit la vérité, nous n'aurions pas grand'chose à opposer à un antiquaire novice qui, dernièrement, a qualifié les romans de la Table-Ronde d'épopées celtiques et, peu s'en faut, druidiques. Mais il est impossible d'admettre l'assertion du chroniqueur. Un ouvrage historique de cette étendue présupposerait toute une littérature bas-bretonne. Par qui et pour qui cette littérature aurait-elle été cultivée? Pour les paysans serfs de *Bretagne bretonnant* (pour me servir de l'expression de Froissart), lesquels ne savaient pas lire? Car, certainement, les clercs et les gentilshommes du pays se servaient de la langue latine ou romane. Et ces manuscrits, déjà fort anciens au douzième siècle, que sont-ils devenus? Pas un seul ne s'est donc conservé. Il paraît qu'on n'a jamais essayé avant le dix-huitième siècle d'adapter les lettres latines aux sons barbares de ce jargon mixte. Il serait superflu, je pense, de démontrer ici en détail, combien l'histoire très-simple et fort insignifiante des Bretons armoricains a été falsifiée par les celtomanes tant gallois que français.

Je conclus donc que l'appel de Geoffroi de Monmouth à l'autorité d'un livre ancien, écrit en bas-breton, est un mensonge. C'est même le mensonge fondamental; c'est la pierre angulaire sur laquelle il a érigé tout un édifice d'impostures. M. Fauriel dit: »La preuve la plus forte et »la plus directe que, bien antérieurement aux »chroniques citées (il ne peut être question que »de celle de Geoffroi), les traditions bretonnes »relatives au roi Arthur avaient déjà été le sujet »de beaucoup de fictions, et de fictions du type »chevaleresque, c'est la manière dont ces mêmes »chroniques parlent de ce même roi. Elles n'en

»parlent pas longuement, mais tout ce qu'elles en »disent ou en indiquent, est fable et merveille. »Ce n'est plus le petit chef des Bretons siluriens, »soutenant contre les Saxons une guerre dont les »chances ne sont pas pour lui, usurpant les privilèges des bardes; c'est le héros des héros qui, à »douze ans, a déjà conquis l'Irlande, l'Islande et la Suède, qui, un peu plus tard, conquiert l'une après l'autre toutes les parties de la Gaule. C'est le roi »que tous les autres prennent pour modèle; c'est »le chef des chevaliers et le miroir de la chevalerie. En un mot, c'est sinon précisément l'Arthur des romans, du moins quelque chose qui y »ressemble, qui en approche et dont on peut aisément faire ce dernier.»

Je ne suis pas frappé, je l'avoue, de la force de cet argument. Puisque les exploits d'Artus sont imaginaires, il faut bien que quelqu'un les ait imaginés. Pourquoi n'aurait-ce pas été Geoffroi de Monmouth, plutôt que des romanciers antérieurs, dont l'existence n'est rien moins que prouvée? Les fictions de la poésie épique, prises pour de l'histoire, deviennent des erreurs. Mais il s'en faut que tous les récits apocryphes aient une origine aussi noble: de tout temps il y a eu des menteurs en prose.

Il est vrai que Geoffroi, dans les chapitres qui concernent Artus, prend un nouvel essor. Son audace ne connaît plus de bornes: c'est un dithyrambe de fanfaronnades. Aussi les romanciers postérieurs en ont-ils sagement retranché une bonne partie. Il leur suffisait que la cour d'Artus fût le rendez-vous de tous les chevaliers les plus distingués: les conquêtes et les grandes expéditions avaient fait place aux aventures individuelles.

En confrontant les passages d'Orose, de Gildas, de Nennius, de Bède, de Paul Warnefride, que Geoffroi de Monmouth a eus en vue, avec ses amplifications, nous pouvons nous faire une idée exacte de sa manière de procéder. Nennius avait déjà raconté des prouesses incroyables d'Artus, si toutefois ce passage est authentique; car on sait que le texte de ce mauvais historien est fortement interpolé. Mais pourquoi n'admettrait-on pas qu'une partie des récits de Geoffroi a été puisée dans la tradition orale des Gallois? Les peuples déchus, dépouillés, chassés de leurs anciennes habitations, aiment à rêver une gloire et une prospérité passées qui n'ont jamais existé. C'est une consolation qu'il serait injuste de leur envier. Puisque les Gallois entretenaient *l'espérance bretonne* qu'Artus n'était pas mort, qu'il existait sous la forme d'un corbeau, et qu'un jour il les ramènerait triomphants dans les plaines fertiles de la Grande-Bretagne, ils ont très-bien pu, outre ses guerres contre les Saxons, lui attribuer des conquêtes impossibles. On voit, par l'itinéraire de *Gyraldus le Cambrien*, qui visita le pays de Galles en 1188, que c'était un sol fécond en fables extravagantes. Cet auteur crédule rapporte néanmoins une anecdote qui renferme la satire la plus sanglante contre l'historien des Bretons. Un homme était tourmenté, pour

Heldengeblüts, der Lebendigen Freund, holdſeliger Rede.
Auf ihm ruhte das Erbe, des Reichs zukünftige Hoffnung.
Wieder in anderer Zeit ſann Sagaras ſolcherlei Rath aus.
Ich will opfern! gedacht' er, und ſprach zu den lehrenden Prieſtern:
Wie vollbring' ich den hehrſten der Opfergebräuche, die Roßweih?
Jene, verſammelt im Rath, Wohlkundige heiliger Satzung,
Lehrten ihn jegliches nun; und die Roßweih wurde beſchloßen.
Auf der geſegneten Flur, wo nordwärts weiß in den Himmel
Himavan ragt, der Gebirge gewaltigſter, Schwäher des Sivas,
Südwärts Vindhias dann: wo beide ſie gegen einander
Ueber die Erd' hinſchaun, wetteifernde Gipfel erhebend,
Dort in dem tugendbegabeten Land, Gottſeliger Wohnſitz,
Hatte das Opfer beſtellt der erhabene Herrſcher Ayodhya's.
Anſuman aber, der Held, pfeilſendende, wagengeübte,
Auf großväterlich Wort, ward Führer des heiligen Roſſes.
Während ſie dort oblagen, mit Fleiß, vorweihenden Bräuchen,
Aus dem zerrißenen Boden herauf fuhr eine gewalt'ge
Schlang', an Geſtalt ganz ähnlich dem ſiebengehaupteten Endlos,
Jener unſterblichen Schlange, dem Bett des entſchlummerten Viſhnus,
Schnell riß dieſe hinab das umwundene Roß in den Abgrund.
Alle die opfernden Prieſter, geſchreckt von dem Wunderereigniß,
Eilten zu Sagaras hin; laut huben ſie klagende Red' an:
Einer in Schlangengeſtalt hat dein ſchon göttergeweihtes
Roß dir geraubt. Auf, tödte den Dieb! bring wieder das Roß her!
Denn dieß wär' in dem Opfer ein Bruch, uns allen zum Unheil.
König! bewirke mit Macht, daß nicht in dem Opfer ein Bruch ſei.
Als in der Aelteſten Rath dieß Wort der Beherrſcher erwogen,
Rief er die ſechs Zehntauſend der Söhne herbei, und begann ſo:
Nicht von dämoniſchen Rieſen, und nicht von des Erebus Schlangen

ses péchés, par des visions infernales. Surtout, lorsque quelqu'un mentait, il voyait les démons se trémousser sur sa langue. L'Évangile, appliqué sur sa poitrine, faisait disparaître les visions; mais chaque fois qu'on y plaçait la chronique de Geoffroi de Monmouth, cela excitait un sabbat épouvantable.

Né à Monmouth, sur la frontière du pays de Galles, Geoffroi a pu en connaître la langue. Cependant, ce qui me rend son savoir suspect, c'est la stérilité de son invention en fait de noms gallois. Pour remplir sa longue liste de rois depuis les temps troyens jusqu'à la fin du septième siècle de notre ère, il a recours à toute espèce de noms, même grecs. Il a fabriqué ses deux derniers rois bretons, Cadwalla et Cadwalladre, d'un seul nom saxon. *Ceadwalla*, roi de Wessex, s'étant converti, fit un pèlerinage à Rome pour être baptisé de la main du Pape; il y mourut peu de jours après. Cadwalladre se retire de même dans la ville sainte, mais en désespoir de cause, voyant son pays ravagé par la peste et la famine, et sachant par les prophéties de Merlin que le terme fatal de la puissance bretonne était arrivé. Voilà une retraite honorable, fort bien imaginée pour tous ceux qui n'avaient pas le Bède.

Geoffroi était un imposteur audacieux, habile, assez savant même pour son temps; car, certes, aujourd'hui on ne lui passerait ni ses consuls romains, Gabius et Porsenna, ni mille autres bévues. Il savait que, pour en imposer, il faut parler avec assurance; il raconte les événements comme s'il en eût été témoin oculaire; il connaît les discours prononcés dans telle occasion; il possède la correspondance de Brutus, arrière-petit-fils d'Énée, et de Pandrasus, roi des Grecs. C'est un conteur amusant: la manière dont il fait ériger le monument de Stonehenge par le savoir magique de Merlin, est vraiment ingénieuse. Les prophéties de ce fils d'incube firent grande impression: l'évêque de Lincoln qui, en vertu de son état, aurait dû les abhorrer comme une œuvre du démon, en fut extrêmement curieux. Enfin, Geoffroi jugeait parfaitement son public, dont la crédulité et la passion pour les merveilles inconnues lui ont assuré le succès le plus complet. Ce fut en vain qu'un demi-siècle plus tard Guillaume de Newbridge, historien judicieux, démasqua l'imposture. On continua de lire le livre de Geoffroi et d'y croire. Hall et Holinshed admirent dans leurs chroniques ses rois troyen-bretons, et grâces leur en soient rendues, puisqu'ils ont par là fourni à Shakspeare le sujet de deux de ses compositions les plus admirables, *le Roi Lear* et *Cymbeline*.

Geoffroi de Monmouth aurait pu se mettre en frais d'invention, seulement par ambition littéraire, mais il avait des motifs plus particuliers. Une conquête est toujours illustrée par la gloire antique du pays conquis. Il était donc naturel que les Normands, peu savants d'ailleurs, aussitôt établis en Angleterre, s'informassent de ce qui s'y était passé jadis. L'histoire des Anglo-Saxons leur offrait de belles pages, mais ils n'en voulurent point entendre parler. Ils avaient d'abord conçu un souverain mépris pour une nation subjugée par une seule bataille.

Les conspirations et les révoltes que leur oppression ne tarda pas à provoquer, firent succéder au mépris la haine, et ce sentiment dut s'accroître avec leur propre tyrannie. Ils avaient pris en aversion les mœurs et la langue de leurs nouveaux sujets. Un évêque anglais fut éconduit comme un rustre de la cour de Guillaume-le-Conquérant, pour ne pas savoir parler le français. Entre les Gallois, au contraire, et les Normands il n'y eut, pendant les premiers règnes, aucun rapport hostile; c'était un peuple trop faible pour donner ombrage, chez lequel, d'ailleurs, il n'y avait ni butin à prendre, ni terres productives à envahir. Les Gallois furent subjugués beaucoup plus tard, parce qu'ils exerçaient des brigandages sur la frontière anglaise. On savait que les Bretons jadis avaient repoussé Jules-César; c'était un grand titre de gloire; on apprit chez eux qu'ils avaient opposé une longue résistance aux Saxons, et que leur roi Artus avait remporté les dernières victoires; cela suffisait pour rendre sa mémoire chère aux Normands.

Geoffroi dédia son ouvrage à Robert, duc de Glocester, fils naturel de Henri I; c'était un prince vaillant et ambitieux, qui peu de temps après se mit à la tête d'une insurrection contre le roi usurpateur Étienne, et le fit prisonnier. L'historien ne néglige aucune occasion d'illustrer la résidence de son patron, et les anciens ducs de Glocester. Il en imagine un, nommé Eldol, qui se sauve du massacre des chefs bretons, tramé par Hengist, et tue soixante-dix Saxons avec un pieu. Robert n'est pas non plus oublié dans les prophéties de Merlin; c'est le lion de Glocester qui doit fouler aux pieds le sanglier de Totness. La capitale d'Artus, selon les indications de Geoffroi et peut-être de la tradition bretonne, se trouvait même dans les domaines de Robert. C'était Caerlion (*Castrum legionum*), dans le comté gallois de Glamorgan, dont sa femme était héritière. Il paraît que des restes d'édifices romains rendaient croyable l'ancienne magnificence de cette ville.

Henri II chargea maître Wace de Jersey de mettre toute cette histoire bretonne en vers français. C'est le roman de Brut, achevé en 1155, et encore inédit. Ce doit être un sujet de surprise pour tout lecteur attentif, de voir que M. Fauriel ne fait nulle part mention de ce livre si important dans la littérature romanesque.

Un petit-fils de Henri II, prétendant infortuné au trône d'Angleterre, reçut dans le baptême le nom d'Arthur: nom inusité jusqu'alors, non-seulement dans sa famille, mais dans tout le pays.

Comment, d'après tout cela, ne pas reconnaître que les Normands ont introduit en France, et mis en vogue, le nom d'Artus; et que la Normandie, prise dans le sens le plus large, a été le pays natal des romans de la Table-Ronde? Je ne nie point que les poëtes provençaux ne se soient emparés très-vite d'un aussi beau sujet. Cela peut avoir eu lieu d'autant plus facilement que, de ce côté, l'unité de gouvernement formait un point de contact entre le nord et le midi de la France. Depuis le mariage de Henri II avec Eléonore de Guyenne, en 1152, les souverains anglo-normands régnaient en France sur des pays de langue d'*oïl* et de langue d'*oc*. Ils devaient donc encourager aussi bien les poëtes du midi que ceux du nord; et ils l'ont fait. L'on sait avec quelle faveur Richard Cœur-de-Lion accueillait les troubadours pendant son séjour en Poitou, avant son avénement.

Ajoutons à cela que les Normands ont de bonne heure cultivé la poésie épique populaire. Maître Wace affirme que, dans son enfance, il avait entendu des jongleurs chanter l'histoire de Guillaume Longue-Épée. (*Roman de Rou*, p. I, vers 2108.) Nous avons vu que le chant de Roland anima les guerriers à la bataille de Hastings. Après la victoire, les barons louèrent les prouesses de leur duc, en disant que

Pois Roland ne pois Olivier
N'out en terre tel chevalier.

Trois ducs de Normandie ont successivement porté le nom de Richard. Dans le roman de *Ferabras*, dont nous avons parlé, un Richard de Normandie est introduit par anachronisme, et peint avec une faveur particulière. Il se dévoue à un message périlleux, afin de délivrer les paladins assiégés; un miracle le sauve. La rivière Flagot arrête son cours; un cerf blanc paraît sur le rivage et lui montre le gué par où il doit passer. Ces beaux traits sont visiblement l'œuvre d'un poëte normand.

J'observerai cependant, pour restreindre mon assertion dans de justes limites, que le terme, *un roman de la Table-Ronde*, est un peu vague. La cour d'Artus est comme un rendez-vous de chasse où aboutissent toutes les percées d'une vaste forêt. Ses exploits sont d'ordinaire rejetés dans le lointain: il n'a plus rien à faire que d'être l'arbitre des litiges d'honneur, et de distribuer des champions aux demoiselles désolées. Plusieurs fictions, toutes individuelles dans leur origine, pourraient donc avoir été comprises plus tard dans ce cercle brillant.

Tel est le roman biographique de Tristan. Dans l'une des anciennes versions allemandes, Artus ne paraît point sur la scène, dans l'autre il est introduit d'une manière épisodique; de sorte qu'on pourrait très-bien se passer de lui.

Ce charmant poëme vaut la peine qu'on se le dispute: c'est le chef-d'œuvre des romans d'amour. »Il n'est pas aisé aujourd'hui de se faire »une idée du succès et de la renommée de cet »ouvrage à l'époque de son apparition, et pendant »tout le reste du moyen âge.« Afin d'éclaircir la question de savoir si l'invention appartient à un poëte provençal ou français, réglons d'abord la chronologie des diverses rédactions que nous en connaissons.

Sir Walter Scott a publié un *Tristan* en vieux anglais, sous le nom de *sir Thomas d'Erceldoune*. M. Fauriel, d'accord avec l'éditeur, place la composition de cet ouvrage vers 1260, et considère maître *Godefroy de Strasbourg* comme un imitateur du poëte écossais.

Le *Tristan* anglais ne doit point être attribué à Thomas d'Erceldoune, puisque le romancier déclare avoir appris l'histoire de la bouche de celui-ci. Les formes du langage et la versification (des stances mal adaptées à la narration, mais artistement tissues en vers très-courts à rimes redoublées) caractérisent ce poëme, à mon avis, comme une production du siècle suivant. Mais quand même nous voudrions admettre la date de l'éditeur, il ne serait pourtant pas permis d'identifier Thomas d'Erceldoune avec ce *Thomas de Bretagne* que maître Godefroy cite comme son autorité pour l'*Histoire de Tristan*. D'abord les deux versions ne se ressemblent nullement: le savant éditeur du *Tristan* allemand, M. de Groote, a fait voir combien les noms et les circonstances varient. Ensuite la chronologie s'y oppose. Le travail de maître Godefroy fut interrompu par sa mort dont nous ignorons la date précise. Mais son ouvrage, ainsi que le texte de ses deux continuateurs, offre assez d'indications indirectes, pour en fixer la composition avant 1225.

Ecoutons le vieux romancier lui-même: son témoignage est fort important, et fournit des éclaircissements inattendus sur l'histoire de la littérature romanesque. »Beaucoup d'auteurs, dit maître

»Godefroy, ont écrit la vie de Tristan, mais ils »ne l'ont pas fait conformément à la vérité. C'est »ce qu'affirme Thomas de Bretagne, *maître ès aventures*, qui, ayant puisé dans des livres bretons, »a fait connaître la vie de tous les princes de »son pays. Là-dessus j'ai commencé à fouiller »dans des livres, *tant romans que latins*, jusqu'à »ce que j'aie trouvé enfin la vraie tradition, telle »que Thomas me l'avait indiquée.«

Il existait donc, dès le commencement du treizième siècle, un grand nombre de livres sur Tristan, et sa vie était racontée de différentes manières. Il est clair que l'ouvrage de Thomas de Bretagne, aujourd'hui perdu, était autre chose qu'un roman sur ce seul sujet; car, dans ce cas, maître Godefroy n'aurait pas eu besoin de chercher ultérieurement. C'était probablement une chronique, écrite en latin, peut-être fondée sur des traditions populaires, et moins fabuleuse que celle de Geoffroi de Monmouth. La scène du roman de Tristan se passe dans la Cornouaille, où quelques restes de la nation bretonne ont trouvé une retraite, comme leurs compatriotes dans le pays de Galles, et ont continué longtemps à y parler leur langue. Dans une histoire des princes de ce pays, il a dû être question du roi Marc et de son neveu Tristan. Un trait du roman s'accorde avec des probabilités historiques: Tristan délivre la Cornouaille d'un tribut qu'elle était forcée de payer au roi d'Irlande. Les Danois établis sur la côte orientale de cette île y formèrent un royaume assez puissant pour infester la Grande-Bretagne par leurs expéditions maritimes. Dans le roman, le roi d'Irlande Gormon (*Gorm*), porte un nom vraiment scandinave. La trop séduisante Yseult, quoique née en Irlande, aurait donc été une princesse danoise. Aussi fut-elle surnommée *la blonde*.

De toutes les rédactions de Tristan à moi connues, celle de Godefroy de Strasbourg est incomparablement la plus belle. Je suis porté à la regarder aussi comme la plus originale; car dans les œuvres du génie, le premier jet est d'ordinaire le plus heureux. Les imitateurs et les plagiaires, ambitieux d'amplifier et de se donner un air d'originalité, souvent ne font que gâter la conception primitive. Il serait injuste de ranger Chrétien de Troyes dans cette classe, autrement qu'en pleine connaissance de cause, quoiqu'il soit probable que plusieurs changements peu avantageux dans l'histoire de Tristan proviennent de lui.

Dans la version allemande, contre l'usage des romanciers, la géographie est assez correcte. Le poëte connaît la position relative de la côte de France, de la Cornouaille, du reste de la Grande-Bretagne et de l'Irlande; il nomme même les ports de Dublin et de Wexford: seulement il se permet d'allonger ou d'abréger les navigations selon sa convenance. Tristan y porte le surnom de *Parmenie* qu'on chercherait en vain sur la carte; ailleurs celui de *Léonois*, peut-être de Lions-la-Forêt. Sa principauté est voisine de la Bretagne armoricaine; il est donc, dans le fait, souverain de la Normandie. Tout cela nous indique comme inventeur, un poëte du nord de la France, et même un sujet des princes Anglo-Normands, familiarisé avec les contrées d'outre-mer. Néanmoins, ce roman a été traduit ou imité en langue provençale dix ou vingt ans avant 1173, puisque le comte Rambaud d'Orange, mort dans cette année à l'âge de cinquante ans, en parle plusieurs fois. Les allusions de ce troubadour s'accordent parfaitement avec le récit de Godefroy de Strasbourg. Une autre citation du roman de Tristan, par Bernard de Ventadour, nous ramène vers la même époque. Elle se trouve dans une chanson dédiée à Eléonore de Guyenne, où le poëte exprime son chagrin d'être resté en France loin de sa protectrice. Cette pièce, que je vois à regret omise dans le recueil de M. Raynouard, doit avoir été écrite peu de temps après l'avénement de Henri II à la couronne.

Pour revenir au roi Artus, avant la conquête de l'Angleterre par les Normands, ni son nom, ni celui de sa capitale, n'a pu être connu des Français et, à plus forte raison, des Provençaux. Geoffroi de Monmouth, les Triades et Gyraldus, d'un commun accord, désignent Caerlion comme cette fameuse résidence. Dans les romans, c'est d'ordinaire Caridol ou Cardeuil, ce que plusieurs savants ont pris pour une corruption de Carlisle, anciennement Caer-Luel, en Cumberland. Bientôt cependant le héros, avec tout son cortége, fut transporté en France; on le voit tenir sa cour à

Wurde das herrliche Opfer geheimſucht; ſolches erkenn' ich
Leicht: denn kleiner Gefahr vorbeugeten ſicher die Weiſen,
Welche nach heiliger Satzung untadelich alles geordnet.
Irgend ein Gott raubt' alſo in Schlangengeſtalt mir das Roß weg;
Unſerem Werk abhold, weil ſchon er begonnen die Vorweih'
Sah, nicht duldet' er wohl, daß fehllos bliebe das Opfer.
Wer's nun ſei, auch berg' ihn der Flut Schoß oder die Hölle:
Findet ihn! ſchlagt! bringt wieder das Roß, ihr Söhne, mir! Heil euch!

Erſt durchwandert die Erde, die wellenumkränzete, ringsum;
Grabt dann auf, nicht ruhet, bevor ihr gefunden den Renner.
Jeglicher klüfte den Boden, ſo weit aushöhlend, wie Eine
Raſte ſich ſtreckt, zu erſpähen den Roßdieb, meinem Geheiß treu.
Ich, mit dem Enkel indes und der Schaar ſchriftkundiger Prieſter,
Bleib' in der Vorweih Stand, bis wann ihr gefunden den Renner.
Auf mir laſtet ein Opfer, das fehlſchlug, — Söhne, bedenket!
Heil euch! — eh' das entwendete Roß nicht wieder zurückkommt.
Durch anmahnende Worte des Sagaras alſo getrieben,
Freudiges Muths, aufmachten die Söhne ſich. Als ſie die Erde
Ganz durchwandert, und immer die Spur von dem Roß ungeſehn blieb,

Gruben ſie ein in die Tiefe, ſo weit jedweder, wie Eine
Raſte ſich ſtreckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen.
Und durchwühlt von den Schaufeln und Hau'n, Dreizacken und Aexten,

Stöhnte die Erde vor Qual: dumpf ſcholl aus Klüften des Abgrunds

Wehausruf und Geheul von den ſeelausathmenden Weſen,
Schlangen, Titanen und Rieſen, die dort in der Finſterniß wohnen.
Sechs Zehntauſend der Raſten entlang, voll Grimms, unermüdlich,

Nantes. Le double emploi du mot *Bretagne* se prêtait à ce déplacement, et les romanciers ont su ménager de l'espace pour une foule de royaumes entre Poitou et le canal de la Manche. Les temps ainsi que les lieux deviennent élastiques au gré de la fiction. L'hiver aurait opposé un fâcheux obstacle à la quête des aventures, aussi les saisons ne semblent-elles point varier. Wolfram d'Eschenbach appelle assez plaisamment Artus un homme printanier, parce que sa cour se tient toujours sous des tentes magnifiques, entourées de prés émaillés de fleurs, et que la Pentecôte y dure pendant toute l'année.

M. Fauriel caractérise avec une parfaite justesse les deux classes de romans de la Table-Ronde: ceux qu'on peut appeler mondains, dans lesquels la vaillance, la courtoisie et la galanterie dominent seules; et les romans mystérieux qui célèbrent les miracles du Graal, et l'ordre de chevalerie préposé à sa garde. Toutefois, la division n'est pas tranchée: les compositions de la seconde classe ont aussi leur partie mondaine, empruntée à la première; c'est une nouvelle série de fictions, entée sur celles de la Table-Ronde.

Les chevaliers du Graal jouissent de privilèges surnaturels, mais ils sont soumis au vœu de chasteté, et la moindre violation de ce vœu, ne fût-elle commise qu'en pensée, est punie rigoureusement, non pas par un jugement humain, mais par la puissance de cette sainte relique, envers laquelle ils ont manqué à leur devoir. C'est une peinture idéale de l'ordre des Templiers, comme les romans d'Artus le sont de la chevalerie en général. Ce n'est pas là une conjecture; le but des inventeurs est évident, et dans le *Perceval* allemand, les gardiens du Graal sont souvent nommés Templiers en toutes lettres. Il est donc naturel de supposer que les hommes puissants de cet ordre auront accordé une faveur spéciale à des fictions si bien calculées pour donner une haute idée de la sainteté de leur vocation, et que ces fictions se seront développées sous leurs auspices. M. Fauriel fait valoir plusieurs circonstances qui forment en effet une présomption assez forte en faveur de l'origine provençale des romans du Graal. Les premiers établissements européens des Templiers furent fondés aux environs des Pyrénées, et là aussi, autant qu'on peut voir à travers les brouillards de la géographie romanesque, est situé ce Mont-Sauvage (*Mont-Salvatge*) sur lequel était bâti le temple mystérieux, destiné à la conservation du Graal. La scène est principalement dans le midi de la France et au delà des Pyrénées. Perceval est surnommé à tort *le Gallois*; d'après l'intention du poëte, il était né en Galice. Le mot ethnique est en provençal *Gallicx*, et la ressemblance des noms aura donné lieu à cette équivoque. Les habitants des côtes de la Méditerranée avaient des relations habituelles avec le Levant, auxquelles les provinces de l'intérieur et du nord ne participaient point, et nous voyons que l'horizon des romanciers s'est considérablement élargi du côté de l'Asie. L'auteur du *Perceval* allemand rend un compte assez exact du *Baruc de Baldac*, c'est-à-dire du calife de Bagdad. Il sait que c'était un monarque puissant, et en même temps le pape des mahométans. Un chevalier chrétien, célébré dans ce roman, ne se fait point scrupule d'entrer au service du calife. Cet adoucissement du fanatisme fougueux, qu'on voit dans les romans de Charlemagne, fut un effet lent et graduel des croisades. Après une longue lutte, dont les succès sont balancés par une égale bravoure des deux côtés, des guerriers apprennent toujours à s'estimer mutuellement, quelle que soit la différence des religions.

L'histoire de Perceval occupe une place importante parmi les fictions qui concernent le Graal. Il existe un roman français de ce nom, composé par Chrétien de Troyes, et une rédaction allemande dont l'auteur est Wolfram d'Eschenbach, poëte célèbre, que nous avons déjà cité plusieurs fois. Ce dernier ouvrage doit avoir été écrit entre 1195 et 1205. Wolfram connaît l'ouvrage de Chrétien de Troyes, mais il le réprouve formellement; il accuse cet auteur d'avoir falsifié l'histoire. Il cite plusieurs fois comme son garant, le provençal Kyot (Guyot); il affirme expressément que cette aventure a été apportée de la Provence en pays allemand. Néanmoins, le dernier éditeur des œuvres de Wolfram, a soutenu que son original était français. Cela est possible; nous voyons des exemples d'une pareille préférence, donnée à un idiome voisin de la même famille, dans l'histoire littéraire de l'Espagne et du Portugal. Mais il faut au moins supposer des motifs particuliers qui eussent pu déterminer un poëte provençal du XII^e siècle, à renoncer aux avantages de sa langue maternelle, déjà si cultivée et si répandue. Une expression du poëte allemand, semblerait prouver, au premier abord, qu'il en a été ainsi. »Si mon talent ne m'abandonne pas, dit Wolfram (page 202), je continuerai de raconter en allemand, ce que Kyot a dit de cette aventure *en français.*« À cette époque, les mots *France* et *Français*, en effet, sont souvent employés dans un sens limité, de sorte que la France signifie seulement les pays immédiatement soumis au Roi, et que les Normands, les Bourguignons, les Provençaux, etc., sont distingués des Français. Cependant on leur donnait quelquefois la même étendue qu'aujourd'hui. Wolfram lui-même appelle souvent Guillaume d'Orange un Français, quoiqu'il fût bien certainement provençal.

J'avais cru reconnaître des formes provençales dans les noms de personnes et de lieux mentionnés dans le Perceval allemand; mais sur ce point aussi, j'ai été contredit par l'éditeur, M. Lachmann de l'académie royale de Berlin. L'examen de cette question exigerait des détails minutieux de grammaire et, malgré cela, ne conduirait peut-être pas à un résultat positif. Dans les deux idiomes, les noms propres sont sujets à beaucoup de variations; plusieurs ne se distinguent point, ou tout au plus par de légères nuances. La valeur ordinaire des lettres en allemand ne suffisait pas pour exprimer tous les sons étrangers; l'orthographe devenait donc en quelque façon arbitraire, et les copistes l'ont corrompue encore davantage. Il est à remarquer que la suprématie de la langue française dans toute l'étendue du royaume, n'a pu effacer dans les noms géographiques toutes les traces du dialecte populaire. La *Dalfinat* est devenu Dauphiné, mais le *Comtat* d'Avignon s'est maintenu, comme si c'était autre chose qu'un comté ordinaire. Dans les romans beaucoup de noms, en passant de la langue d'oc à la langue d'oïl, ou en ordre inverse, se sont modifiés selon la prononciation de chacun des deux idiomes; d'autres, surtout les noms inventés à plaisir, qui n'étaient point dérivés ou composés de mots connus, sont restés sans altération.

Wolfram a composé un autre roman, ordinairement appelé le *Titurel*, qui embrasse l'histoire générale des gardiens du Graal. Cet ouvrage a joui d'une grande réputation pendant les quatorzième et quinzième siècles, ainsi que le prouvent les copies manuscrites magnifiquement ornées qui existent encore, et les honneurs de l'impression qu'il obtint, conjointement avec le *Perceval*, en 1477. Par la découverte d'un fragment plus ancien, il a été constaté que ce roman ne nous est pas parvenu tel qu'il était sorti des mains de l'auteur; qu'il a été retravaillé, afin d'astreindre la versification à des règles plus sévères, et interposé dans la seconde moitié du treizième siècle. On a même conjecturé que la plus grande partie de cet ouvrage, jusqu'à présent généralement attribué à Wolfram d'Eschenbach, était dû à son continuateur.

Quoi qu'il en soit, le provençal Guyot a fourni les matériaux de ces deux romans. Puisque Wolfram connaissait les deux rédactions du *Perceval,* données par Guyot et Chrétien de Troyes, et que le dernier de ces poëtes était contemporain du romancier allemand, il est naturel d'en conclure que l'ouvrage de Guyot a été composé plus tôt, et que le *Perceval* de Chrétien n'en est qu'une imitation altérée. M. Fauriel dit: »J'ai trouvé chez »les troubadours cinq ou six allusions qui ont rapport au *Perceval,* et qui, par une singularité peut-être assez frappante, ce me semble, comprennent »les cinq ou six situations les plus notables, d'après la rédaction de Wolfram d'Eschenbach.« Cela est parfaitement juste à l'égard des trois passages rapportés par M. Raynouard. Pour épuiser cette discussion, il faudrait mieux connaître le *Perceval* de Chrétien de Troyes, dont l'*Histoire littéraire de la France* ne donne qu'un extrait bien superficiel.

Il nous reste un témoignage important à examiner: c'est celui du *Dante.* Il dit (Purgat. XXVI, v. 118) en parlant du fameux troubadour Arnaud Daniel: »En poésies amoureuses, et dans la prose »des romans, il fut supérieur à tous; laissez dire »les hommes sans discernement, qui croient que »le poëte limousin (Guiraud de Borneil) le surpasse.«

Arnaud Daniel est mal famé chez les critiques modernes, à cause de son style bizarre et énigmatique, et de sa recherche des rimes difficiles. On pourrait soupçonner que ces défauts même lui ont gagné la prédilection du Dante. Mais peut-être n'a-t-il pas toujours écrit de cette manière, et les copistes ont seulement inséré de préférence dans leurs recueils ces tours de force poétiques. Il est certain du moins que, s'il avait composé ses romans dans le même style, il n'aurait pu obtenir aucun succès, et il aurait vraiment ressemblé au portrait qu'il fait de lui-même au sujet d'un amour sans espoir: »Je suis Arnaud qui amasse »l'air, qui chasse le lièvre avec le bœuf, et qui »nage contre le torrent.«

D'ailleurs, le Dante nous apprend que les romans d'Arnaud étaient écrits en prose. Or, tout ce qui nous reste en prose provençale est d'une grande simplicité. Il est donc croyable que cet esprit original aura adopté en ce genre un système tout opposé à celui qui l'avait égaré dans la poésie lyrique, et que, renonçant à une vaine recherche et aux tours capricieux, il se sera fié uniquement à l'attrait des situations pour inspirer de l'intérêt. Puisque les plus anciens romans étaient généralement versifiés, il a pu avoir l'ambition de se distinguer de ses devanciers par la nouveauté de la forme. Son exemple a trouvé des imitateurs: *Philoména*, une légende romanesque que M. Raynouard place avant la fin du douzième siècle, est écrite en prose provençale.

Guiraud de Borneil obtint le titre de maître des troubadours. Il s'était d'abord appliqué à rimer difficilement, et à s'exprimer par énigmes; mais il changea ensuite de manière, et visa aux succès populaires. »Ce qui me rejouit le plus, dit-il, c'est d'entendre chanter mes vers par les jeunes filles qui vont puiser de l'eau à la fontaine.« Sur quatre-vingt-dix pièces sous son nom que les manuscrits de Paris renferment, MM. Raynouard et de Rochegude n'en ont donné que huit qui sont en effet gracieuses.

Mais que le Dante ait eu tort ou raison de préférer Arnaud à son rival, peu importe. Ce qui mérite toute notte attention, c'est ce qu'il nous apprend sans le vouloir. Guiraud de Borneil avait donc aussi écrit des romans; autrement sous ce rapport on n'aurait pas pu le comparer à Arnaud; beaucoup d'autres avaient fait de même, puisque le Dante dit: *il les surpassa tous*, et qu'il place sur la même ligne les chants d'amour et les romans, comme les deux genres également cultivés par les troubadours. Nous voyons par là que la moitié de leur histoire littéraire est perdue, aussi bien que la plupart de leurs œuvres. Il est devenu impossible aujourd'hui de remplir cette lacune: il faut nous contenter du fait général, prouvé par des témoignages positifs, et les inductions les plus légitimes.

On serait curieux de savoir quels étaient les romans composés par Arnaud Daniel. M. Raynouard lui attribue *Lancelot du Lac*. Si cette assertion était fondée, il n'y aurait plus lieu de s'étonner de la grande célébrité du troubadour. Mais je crains bien que M. Raynouard n'ait été induit en erreur par l'inexactitude d'un littérateur allemand. Aucun témoignage authentique du treizième siècle n'a été produit, que je sache.

Vu la grande variété des matières sur lesquelles les discours de M. Fauriel offrent des vues neuves et intéressantes, nous avons dû nous borner strictement à la recherche de l'origine et de la filiation des fictions chevaleresques. La richesse de la littérature provençale en ce genre ne saurait être contestée. En général, les romanciers du midi ont aussi pour eux la priorité du temps. M. Raynouard, dont l'opinion en cette matière est d'un grand poids, pense que le roman provençal encore existant de Gérard de Roussillon date au plus tard du commencement du douzième siècle. L'on ne connaît aucun roman, ni fragment de roman, en vieux français, d'une égale antiquité. Les romans carolingiens portent beaucoup de marques intrinsèques de leur sol natal. À l'égard des romans de la Table-Ronde, nous avons cru devoir accorder l'initiative, mais seulement l'initiative, aux poëtes du nord de la France, et nommément aux Normands. Au reste, les romanciers et les *novellaires* des deux grandes divisions du pays se sont connus réciproquement, ils se sont traduits ou imités, ils ont rivalisé entre eux, en donnant une nouvelle tournure à des fictions déjà connues; et ces communications littéraires ont eu lieu avec une rapidité étonnante.

J'apprends que M. Fauriel a déjà été attaqué avec aigreur, pour avoir exalté trop exclusivement les Provençaux. Cela est fâcheux. Je ne conçois rien, je l'avoue, à cette partialité de province. Dans quelle partie de la France actuelle, dans lequel des deux idiomes qui la partageaient jadis, le génie inventif des poëtes s'est-il manifesté davantage? Qu'importe? Leur gloire est une propriété nationale. D'ailleurs, quand il s'agit d'un sujet de critique historique, il n'est point de moyen plus sûr de manquer la vérité, que de se passionner.

Nous trouverons une autre occasion de parler des travaux philologiques et historiques qui restent à faire pour approfondir ces monuments littéraires du moyen âge, garantir leur authenticité, les placer dans leur véritable jour, et les rendre de plus en plus accessibles aux hommes éclairés qui veulent y étudier l'histoire des mœurs et le génie des siècles.

N O T E

CONCERNANT LA SOURCE DES FICTIONS DU GRAAL.

Je m'aperçois qu'en citant ci-dessus (p. 399) un passage du Perceval allemand, j'ai sauté quelques mots; et cette omission pourrait m'être imputée à mauvaise foi par les défenseurs de l'influence arabe que j'ai traités un peu lestement dans mes Observations. Wolfram déclare que Guyot le Provençal est son garant; Guyot de son côté en a cité un autre plus fabuleux. Il avait vu cette aventure, *écrite en païen*. Or dans l'Europe

Bis in der Höll' Abgründe zerklüfteten jene die
Hierhin ſchwärmend und dort, bis ganz ſie das
Eiland Jambu's gehöhlet, des Königes Sagaras
Aber die Götter anjetzt, ſammt allen Gandharven,
Häuptern der rieſigen Schlangen, ſie wendeten ſinnen
Zum Allvater ſich hin. Muthlos, mit bekümmertem
Neigten ſie ſich dem Erhabnen, und ſprachen die zagend
Hör', o Brahma! Die Erde, bebirgt und beſtrömt un
Mit Eilanden beſä't, wird jetzt von des Sagaras
Ganz durchgraben, ſo weit ſie ſich ſtreckt; und die
ſchaffen
Mit eindringenden Streichen entſetzliche Weſenvert
Hier iſt, rufen ſie, hier der Entwender des Roſſes!
Unſeres Werks! Jetzt finden wir ihn! So tödten
Weſen der unteren Welt, die gewaltigen Sagara
Dir, Allmächtiger, ziemt, Einhalt zu berathen, be
Deine Lebendigen alle, die Roßaufſucher, vertilgen
Aber der hoh' Allvater, ſobald er die Bitte v
Welche die Götter geſammt hinſtammelten, bange
Welterſchütternden Kraft, ſprach jenen das tröſtlic
Wiſhnus, der Weiſe, mir gleich, nennt ſein die Ernähr
Seine Genoßin; er ſelbſt, des Heil, Majeſtät und
Kapilas Leib annehmend, beſchirmt er die Erde
Sein Zornfeuer, entbrannt, wird bald aufzehren
Söhne: mir ſagt das Gemüth, ſchon ſah er der Erde
Vom Weitſchauenden iſt der Verwegenen Ende b
Als ſie die Red' Allvaters gehört, hochfreudig
Kehrten die Götter, die Dreißig-und-drei, von woher
Aber indes ſcholl laut der geſpaltenen Erde Getö
Unter der Grabenden Hand, als kämpften die fün
Als ſie die Erde, die ganz durchgrabene, völlig

chrétienne on ne connaissait alors point d'autres païens que les Mahométans (très-improprement dits ainsi), ni d'autre langue païenne que l'arabe. Ailleurs (p. 219) Wolfram donne des explications plus détaillées. Guyot avait trouvé ce livre en écriture païenne à Tolède, égaré parmi d'autres vieux volumes. Il parvint à le déchiffrer en vertu de sa foi, sans le secours de la nécromancie. L'auteur de ce livre était Flégetanis, de race israélite par les femmes, et même un descendant de Salomon. Mais son père était païen et adorait un veau (le bœuf Apis). Il naquit dans une antiquité reculée, longtemps avant que le baptême fut institué pour le salut des ames. Flégetanis devint un savant astronome et astrologue. Ayant lu dans les étoiles le nom mystérieux du Graal, il en écrivit toute l'histoire. Les gardiens de ce saint joyau avaient d'abord été des êtres surnaturels qui retournèrent au ciel en laissant sur la terre cette relique, cachée jusqu'à ce qu'elle fut confiée à la garde de quelques chevaliers contemporains d'Artus. Flégetanis, clairement désigné comme un sage de l'ancienne Égypte, doit donc avoir écrit cette histoire en sa qualité de prophète. Si les fauteurs des origines arabes avaient connu ce témoignage, ils l'auraient fait sonner fort haut. Pour moi, tout en trouvant la fiction ingénieuse et même, selon les idées du temps, savamment combinée, je la regarde comme le préambule obligé des romanciers: l'appel à l'autorité d'un ancien livre. Seulement ici cet appel est rechaussé par l'éclat des merveilles en raison de la sainteté du sujet. Du reste je crois à la réalité du livre de Flégetanis, comme je crois à l'histoire de Don Quichotte rédigée, avant Cervantès, en langue arabe par Cide Hamete Benengeli.

LE DANTE,

PÉTRARQUE ET BOCCACE,

JUSTIFIÉS

DE L'IMPUTATION D'HÉRÉSIE ET D'UNE
CONSPIRATION TENDANT AU RENVERSEMENT
DU SAINT-SIÈGE.

LE DANTE,
PÉTRARQUE ET BOCCACE,

JUSTIFIÉS

DE L'IMPUTATION D'HÉRÉSIE ET D'UNE CONSPIRATION TENDANT AU RENVERSEMENT DU SAINT-SIÈGE.

Le livre qui contient cette imputation méritait de n'être point passé sous silence, ne fût-ce que pour la singularité de sa destinée. C'est l'œuvre d'un Napolitain, expatrié à la suite des événements politiques, qui a trouvé en Angleterre, non-seulement un asile, mais un emploi honorable, ayant été nommé professeur à l'université de Londres. *) Un livre italien, sur un sujet qui n'intéresse que l'Italie, publié en Angleterre, est comme un enfant nouveau-né exposé dans un désert: on saurait difficilement imaginer un moyen plus sûr pour empêcher qu'il ne trouvât des lecteurs. Aucun libraire anglais n'a voulu s'en charger. Les frais de l'impression ont été fournis par un généreux protecteur auquel l'ouvrage est dédié.

Néanmoins il a été mis à l'*index*. Ce n'est pas cette sentence qui nous étonne: la dixième

---

*) Rossetti *sullo spirito antipapale che produsse la riforma*, *e sulla segreta influenza ch' esercitò nella letteratura d'Europa*, *e specialmente d'Italia*, *come risulta da molti suoi classici*, *massime da Dante*, *Petrarca e Boccaccio*. Londra 1832.

partie de ce qu'il contient, eût suffi pour la lui attirer. Mais comment la censure romaine a-t-elle été informée de l'existence de ce livre? On ignore généralement en Italie ce qui s'imprime au-delà des Alpes; à peine la France fait-elle exception. Il faut donc que quelques exemplaires se soient glissés furtivement ou accidentellement à travers tant de barrières qui s'opposent en Italie à l'introduction de livres étrangers, pour peu qu'ils paraissent suspects.

Parmi les compatriotes de l'auteur, ceux qui ont eu un sort semblable au sien, et qui partagent ses opinions politiques, accueilleront peut-être son hypothèse comme une espèce de consolation; mais, assurément, elle n'aura point de succès auprès des admirateurs désintéressés de la poésie italienne, qui n'ont aucun motif pour faire des rapprochements forcés entre les auteurs du XIV^e siècle et les événements de notre temps.

Qu'il se soit manifesté pendant tout le moyen âge en diverses contrées de l'Europe un esprit d'opposition très-prononcé, souvent très-hardi, contre les usurpations pontificales et la corruption des mœurs du clergé, c'est un fait si universellement connu, si bien constaté, qu'il est superflu de vouloir le prouver de nouveau. M. Rossetti, dans son premier chapitre, intitulé: *Du langage ouvert contre Rome*, dit là-dessus des choses qui sont vraies, mais rien moins que neuves. Dès le second chapitre, *du langage secret contre Rome*, il commence à développer son hypothèse qui remplit tout le reste du volume. Il soutient qu'il existait dans les XIV^e^ et XV^e^ siècles une vaste association secrète, répandue dans toute l'Italie; qu'elle se rattachait à la secte des Albigeois; que son but était le renversement du saint-siége et une réforme radicale dans l'église, telle que les protestants l'ont opérée dans le XVI^e^ siècle; que les membres de cette association avaient inventé un langage de convention, par lequel ils pouvaient se reconnaître et se communiquer leurs pensées, sans que leurs compatriotes non initiés, et surtout sans que les autorités ecclésiastiques s'en aperçussent; que Dante, Pétrarque et Boccace, ainsi qu'une foule d'autres poëtes et auteurs en prose, leurs contemporains, leurs imitateurs et successeurs, étaient affiliés à cette secte; enfin que tous leurs ouvrages ont été composés dans le but de préparer l'accomplissement des grands projets que l'association méditait, et qu'ils sont écrits dans un style à double entente, ayant un sens patent et un sens mystérieux.

Voilà une étrange découverte. Nous croyions jusqu'ici que ces génies originaux, les patriarches de la littérature italienne, avaient eu une véritable vocation poétique, et qu'inspirés par les muses, ils avaient parlé le langage des dieux. Point du tout: M. Rossetti nous apprend que tout cela, d'un bout à l'autre, n'est qu'un jargon de bohémien.

Mais ce qui est plus étrange encore, c'est de voir la conviction inébranlable de M. Rossetti; son zèle pour propager sa chimère; l'importance qu'il y attache; sa colère contre ceux qui l'ont contredit à l'occasion de son Commentaire sur la *Divine Comédie;* et le dévouement avec lequel il se prépare (en pleine sécurité de ne jamais être mis à l'épreuve) à devenir le martyr de ses prophéties apocryphes sur le passé.

M. Rossetti a fait des frais considérables de lecture. Il a compulsé, toujours dans le but de trouver la confirmation de son hypothèse, non-seulement Dante, Pétrarque et Boccace, mais aussi Cecco d'Ascoli, Cino da Pistoia, Francesco Barberini, Fazio degli Uberti, Federigo Frezzi, etc., etc. Il ne se borne pas à cela: il y mêle l'ordre des templiers, des rose-croix, des francs-maçons, les visions de Swedenborg, la doctrine exotérique et ésotérique des philosophes grecs, les mystères d'Eleusis, et, peu s'en faut, les hiéroglyphes des prêtres égyptiens. De la plupart des choses que nous venons d'énumérer, l'auteur s'est formé une idée tout aussi fausse que de l'ancienne poésie italienne. À côté de cet étalage d'une érudition indigeste et superficielle, la verbosité, trop commune chez les savants de son pays, n'y manque pas non plus. Ce lourd volume, d'une impression serrée, est une marqueterie de citations de toute espèce, d'explications et de notes prolixes, entremêlées de déclamations ampoulées; le tout formant une lecture passablement fastidieuse.

M. Rossetti croit avoir accumulé les preuves; nous n'en avons pas trouvé une seule qui pût soutenir l'examen d'une saine critique. Car en quoi consistent ces prétendues preuves? ce sont des passages torturés pour en tirer un sens caché que personne n'y a jamais soupçonné. Avec cette manière d'interpréter, on pourra faire dire à un auteur, ou plutôt lui faire indiquer par énigmes, tout ce que l'on voudra.

Les associations ont été fréquentes dans le moyen âge, parce qu'on cherchait des garanties particulières au milieu de l'anarchie et des violences du pouvoir qui troublaient alternativement l'ordre social. Mais ces associations étaient généralement publiques. Ce siècle fier, franc, simple et énergique à l'excès, dédaignait la dissimulation et ne savait pas s'y prêter.

Les deux fameuses factions politiques qui divisaient alors toute l'Italie, et souvent les citoyens d'une même république, ne sauraient être rangées même dans la classe des associations publiques. Une association suppose toujours des engagements formels, des statuts, un régime intérieur, chargé de diriger les délibérations, de préparer et d'employer les moyens d'action. Rien de tout cela n'existait chez les Guelfes et les Gibelins. Le nom de l'empereur et du pape était le cri de ralliement pour des hommes qui ne s'étaient ligués que d'une façon temporaire; et sous des drapeaux qui portaient d'une part l'aigle de l'empire, de l'autre, les clés de Saint-Pierre, chacun combattait pour sa propre indépendance ou sa propre ambition.

L'association antipapale que M. Rossetti suppose, n'avait donc rien de commun avec les

Gibelins, puisque, selon lui, elle était dirigée contre l'autorité spirituelle du souverain pontife, et qu'il identifie ces sectaires avec les Albigeois ou Vaudois. Ceux-ci, dès le XII^e^ siècle, ont, en effet, trouvé en Italie quelques adhérents qui furent appelés Patarins. En 1233, ils furent persécutés et livrés au supplice dans plusieurs villes de la Lombardie. Plus tard il n'en est plus question. Cette tentative était donc antérieure à l'époque de la littérature italienne qui ne commence que vers la fin du XIII^e^ siècle. Les Vaudois du Piémont seuls ont pu passer inaperçus dans leur retraite montueuse, et conserver la simplicité de l'église primitive jusqu'à nos jours, malgré les nouvelles persécutions qu'ils essuyèrent en 1480 et encore en 1655. Leurs colons, envoyés au fond de la Calabre, eurent un sort plus malheureux. Il est superflu de faire remarquer que ces pâtres montagnards n'ont pu avoir aucune influence sur une littérature qu'ils ignoraient.

Quoi qu'il en soit de la propagation de la secte des Vaudois, de sa durée ou de son extinction dans le reste de l'Italie; en supposant même, avec M. Rossetti, que les membres de l'association secrète eussent eu absolument les mêmes opinions, il y a une différence essentielle qui met ceux-ci à une distance immense des premiers. Les Albigeois et les Vaudois professaient franchement leurs convictions; en hommes vertueux, ils vivaient selon leur foi et ils mouraient pour elle. Les associés, au contraire, se cachaient soigneusement, et dissimulaient au point d'observer les pratiques religieuses qu'ils condamnaient intérieurement, ce que les Vaudois eussent regardé comme une profanation.

L'association, en effet, a gardé merveilleusement bien son secret, puisque, après tant de siècles, M. Rossetti est le premier à le découvrir. Elle a pris un excellent moyen pour cela: elle n'a ni agi ni parlé. Je me trompe: elle a su en même temps se taire et parler; elle a parlé, bavardé même, d'une manière inintelligible pour tout le monde, excepté pour les affiliés. Or, ceux-ci n'avaient pas besoin d'être persuadés, et les autres lisaient sans y entendre malice. Ils croyaient lire des chants amoureux, respirant un sentiment pur et idéal, et ils n'apercevaient pas le venin de l'hérésie. Dans quel but tant de poëtes (car aucun de cette époque n'échappe à la diligence de M. Rossetti) auraient-ils mis leur esprit à la torture pour inventer et mettre en vers tant de déguisements de la même thèse? Car en admettant comme vraies les incroyables interprétations de M. Rossetti, il n'y a rien dans ces passages occultes qui ait pu servir à fortifier même une opinion déjà adoptée: ils n'auraient jamais été que des énigmes oiseuses.

On rapporte que le barbier du roi Midas, après que celui-ci eut subi une métamorphose fâcheuse, craignant que son secret ne l'étouffât, pour se soulager dit à voix basse entre les roseaux d'un étang: »Le roi Midas a des oreilles d'âne!« L'as-

Traten ſie hin zu dem Vater, die Sagarasſöhn', und begannen:
Ganz durchgraben die Erde, ſo weit hin reichet ihr Umfang,
Haben wir; haben getödtet die Schaar inwohnender Mächte,
Götter, Titanen und Rieſen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dennoch weder das Roß aufſpüren wir, weder den Roßdieb.
Heil Dir, Herr! Was ſollen wir thun? Wohl Rathes bedarf es.
Auf die vernommene Red' antwortete zornig der Herrſcher:
Grabt ohn' Ablaß fort! dringt ein in die Tiefen der Erde,
Kehrt nicht wieder, bevor es geglückt, und gefunden der Roßdieb.
Auf die gebietende Rede des Sagaras ſtürzten die Söhne,
Alle die ſechs Zehntauſend, hinab in der Höll' Abgründe.
Als dort unten ſie ferner die Gäng' aushöhleten, ſah'n ſie,
Groß, gleich einem Gebirge, der Weltregion Elephanten,
Ihn, Viruparas genannt, des Haupt die bewaldete Erde
Trägt, voll mancherlei Lande, mit mancherlei Städten gezieret.
Wann der Koloſs-Elephant, zur Erleichterung, müde der Laſt nun
Schüttelt das Haupt, dann wird Erdbeben geſpürt von den Menſchen.
Grüßend umwandelten dieſen, der Weltregion Grundpfeiler,
Rechtshin feierlich jene, die ein in die Hölle gedrungen.
Drauf, da erſt ſie gegraben gen Oſt hin, gruben ſie ſüdwärts:
Dort auch ſah'n ſie, im Süden, der Weltregion Elephanten,
Groß, gleich einem Gebirg, das erhabene Thier Mahapadmas,
Welches die Erd' auf der Scheitel emporträgt; Staunen ergriff ſie.
Grüßend umwandelten dieſen die ſechs Zehntauſend der Söhne
Sagaras, gruben ſodann weſtwärts zu dem Rande der Welt hin.
Dort auch ſah'n ſie, im Weſten, der Weltregion Elephanten,
Groß, in Gebirges Geſtalt, Saumanaſas; jene Heroen
Wandelten grüßend umher, und erfragten das ſtätige Wohlſein.
Als ſie von da fortgruben, und nordwärts wendeten, ſah'n ſie,

sociation en question ressemble fort à ce barbier. Cependant l'issue fut différente. Les roseaux grandis et agités par le vent, l'année suivante, répétèrent les mêmes paroles. Ainsi, le barbier eut la satisfaction de voir le secret éventé, sans qu'on pût l'accuser d'indiscrétion. Les associés, au contraire, selon M. Rossetti, ont sans cessé murmuré entre les dents: »Le pape est l'antechrist!« sans que jamais aucun écho se soit réveillé qui ait rendu leur doctrine populaire.

M. Rossetti a voulu prévenir une objection qui se présente naturellement. Les chefs de l'église, pendant tout ce temps, ne se sont-ils pas aperçus qu'on les insultait, et qu'on voulait détruire leur autorité? Oh! oui, dit-il, ils comprenaient fort bien, mais ils ont jugé plus prudent de ne pas avoir l'air de comprendre. Ainsi tout s'est passé en politesses: on a ri sous cape des deux côtés, et la nation seule a été dupe.

En effet, si l'association était telle que M. Rossetti la peint, les chefs de l'église auraient eu raison de la mépriser. Un seul homme de la trempe de Savonarola était plus redoutable que des milliers d'adversaires aussi puérils et aussi pusillanimes.

L'encouragement des superstitions profitables, le trafic des indulgences, les artifices pour enrichir l'église déjà beaucoup trop opulente, la corruption des mœurs du clergé, et principalement de la cour de Rome, l'ambition mondaine, le népotisme et la vie scandaleuse das papes eux-mêmes, en un mot, ce que les associés devaient abhorrer le plus: tout cela pendant deux siècles, non-seulement allait son train ordinaire, mais empirait de plus en plus, sans que les initiés de la secte aient jamais osé paraître au grand jour, sans qu'ils aient fait la moindre tentative de rallier les peuples autour d'eux. Qui peut croire à une association nombreuse, couvrant l'Italie entière comme d'un réseau, comptant dans ses rangs les hommes les plus distingués par leurs talents, et qui néanmoins n'aurait donné aucun signe de vie, si ce n'est par de pitoyables quolibets?

M. Rossetti attribue à cette association une grande influence sur la réforme du XVI^e^ siècle. Mais comme il s'arrête en-deçà de cette époque, nous pouvons nous dispenser de le réfuter d'avance. Il est contraire aux règles de la logique de chercher une cause éloignée, obscure et plus que douteuse, quand les causes rapprochées, manifestes et puissantes, suffisent pour expliquer un événement. La réforme de Luther a produit un grand retentissement en Europe. L'Italie n'a pu rester étrangère à cette secousse; mais elle l'a éprouvée plus tard que d'autres pays voisins de l'Allemagne. D'ailleurs, a-t-on jamais ouï dire que les protestants italiens aient fait dériver leurs doctrines d'une ancienne société secrète? Leurs oracles avoués étaient Luther, Melanchthon, Zuingle, Calvin et autres réformateurs, avec lesquels ils étaient en correspondance.

À l'époque même où l'insurrection religieuse éclata en Allemagne, on était occupé en Italie de tout autre chose. Les beaux-arts avaient atteint leur apogée. On achevait à Rome le temple le plus vaste et le plus magnifique qui ait jamais été érigé en l'honneur d'aucun culte. Michel-Ange et Raphaël rivalisaient de génie pour embellir les pompes et célébrer les triomphes de l'église romaine. Personne ne semblait se douter que sa domination fût ébranlée jusque dans les fondements.

Dans plusieurs écrivains italiens de la première moitié du XVI^e siècle (par exemple dans Machiavel), il est facile de reconnaître, à des symptômes non équivoques, un esprit bien différent de celui des réformateurs: un scepticisme universel, accompagné, comme cela arrive d'ordinaire, d'une profonde indifférence pour tout ce qui concerne la religion, que ces auteurs ne regardaient que comme un instrument politique.

Tout le monde sait que Dante et Pétrarque ont signalé sans ménagement la corruption de la cour de Rome et d'Avignon et les abus du régime ecclésiastique, mais personne n'avait encore soupçonné que, même dans leur pensée la plus intime, ils se fussent séparés de l'église catholique, ou qu'ils en eussent rejeté les dogmes. Ce que nous disons de ces grands hommes n'a pas pour but de rétablir leur réputation d'orthodoxie; c'est comme poëtes qu'il nous importe de les justifier, et d'effacer la flétrissure que M. Rossetti tâche d'imprimer à leur front.

En parlant de Dante, il s'écrie: »Assurément, la religion, cette fille de Dieu, ne sera pas moins sainte, lorsqu'on aura démontré qu'une muse tremblante, afin de se rendre invulnérable, a été engagée par la peur à se couvrir de ses vêtements.« — Que veulent dire ces phrases contournées, si ce n'est que la peur a rendu le poète hypocrite? La muse de Dante *tremblante!* Dites donc plutôt *foudroyante!* Il a composé son grand poëme sous le poids d'une sentence de mort, banni de Florence, dépouillé de son patrimoine, errant d'un asile précaire à l'autre; il l'a publié de son vivant, quoique ce poëme fût de nature à lui attirer l'inimitié de beaucoup d'hommes puissants, et surtout des dignitaires de l'église. Il regrettait amèrement sa patrie; il espérait encore que l'admiration due à son ouvrage ferait révoquer les sentences portées contre lui, et qu'il serait couronné de laurier dans le même baptistère où il avait été tenu sur les fonts. Néanmoins, a-t-il flatté ou seulement ménagé les Florentins? Ne leur dit-il pas les vérités les plus sévères? Et cette ame si fière qui grandissait dans l'adversité, cette ame en même temps si pieuse, si contemplative, aurait profané volontairement par un mensonge continuel le double sanctuaire de la religion et de la poésie!

M. Rossetti, pour étayer son système d'amphibologie, rappelle la nature allégorique et l'obscurité de la *Divine Comédie.*

L'obscurité de Dante provient de son extrême laconisme, d'un langage souvent suranné et varié par des licences très-fortes, de mille allusions à des détails historiques et biographiques, aujourd'hui peu connus, ou entièrement oblitérés; d'une sphère scientifique différente de la nôtre, qui se composait de la physique et de la métaphysique d'Aristote, comme on l'entendait alors, de l'astronomie de Ptolémée et de la théologie des docteurs de l'église, tels que saint Thomas d'Aquin et saint Bonaventure; quelquefois aussi de la bizarrerie de cet esprit solitaire qui, en tout, dans les expressions, les métaphores et les comparaisons, évitait les sentiers battus. Mais il n'y a jamais cette obscurité vague qui naît de la confusion des idées et du style. Quand on a pénétré le sens, on tient quelque chose de substantiel. Au reste, les passages restés ou devenus inexplicables sont peu nombreux. Ils le seraient moins encore, si les anciens commentateurs avaient apporté à leur travail plus de critique. À cet égard les commentateurs modernes ont l'avantage; mais ils sont moins familiarisés avec la manière de penser du poëte et de ses contemporains. Dante aspirait à l'universalité du savoir: pour le juger équitablement, il faut connaître la pauvreté de ses matériaux, source de ses erreurs.

Le moyen âge avait un goût dominant pour l'allégorie. Plus tard on la voit encore figurer dans la peinture, et la composition dramatique a commencé par là. La personnification d'une idée générale ou abstraite n'a rien d'équivoque; mais en poésie, malgré sa clarté, elle est toujours un peu froide. Pour qu'on croie à la réalité d'un être idéal, il faut qu'il prenne des traits individuels; c'est ce qui est arrivé dans la mythologie. La plupart des divinités de la Grèce étaient primitivement des symboles des puissances naturelles ou des facultés de l'ame; mais ce n'étaient pas des personnifications inventées exprès par la réflexion; c'étaient plutôt les créations spontanées d'une imagination jeune, pour laquelle tout était animé dans la nature. Ensuite la tradition fit l'histoire de ces divinités, et par là les transforma en individus. De même Dante, dans ses personnifications, a tellement fondu ensemble la partie idéale et le caractère individuel, qu'il n'est plus possible de les séparer. Le voyageur qui traverse les trois régions où les ames séjournent selon leur état moral, est l'homme naturel; mais c'est aussi lui, le poëte, Dante Alighieri, avec toutes ses particularités biographiques. Virgile figure la raison non éclairée par la révélation: mais c'est aussi le poëte latin que tout le moyen âge a vénéré comme un grand sage. Béatrice représente la science des choses divines: mais c'est aussi Béatrice Portinari, dont la chaste beauté avait fait sur Dante, dès sa première jeunesse, une impression profonde. Qu'y a-t-il donc de si inconcevable dans cette combinaison? Le beau est un reflet des perfections divines dans le monde visible, et, selon la fiction platonique, une admiration pure fait pousser les ailes dont l'ame a besoin pour s'élever vers les régions célestes.

Quelques allégories spéciales ont été fort débattues, et les commentateurs n'ont pu s'accorder sur leur sens. Cela prouve qu'elles n'étaient pas heureusement imaginées; mais on peut les laisser de côté sans que cela nuise à l'ensemble.

Les visions, à la fin du Purgatoire (chant XXXII), où Dante a emprunté des images de l'Apocalypse, se rapportent aux intrigues et aux querelles de Boniface VIII et de Philippe-le-Bel, et à la translation du saint-siége à Avignon. Le poëte a dû se servir ici de formes prophétiques, parce que ces événements sont postérieurs à l'époque de son voyage idéal, c'est-à-dire à l'an 1300. Néanmoins l'allégorie est très-claire: tous les commentateurs l'ont comprise.

On peut attribuer à Dante un *esprit antipapal* dans le sens que nous venons d'indiquer; mais si l'on entend par là le rejet d'une autorité centrale et suprême dans l'église, et le désir de renverser le saint-siége, rien n'était plus éloigné de sa pensée. À cet égard, le discours prêté à saint Pierre (*Parad.* XVII) est décisif. La sainteté de l'institution en elle-même est maintenue, malgré l'horrible dépravation où elle était tombée. Tout ce morceau est sublime. La lumière céleste qui renferme l'ame de l'apôtre rougit d'indignation; les cieux se colorent; c'est une éclipse comme au moment de la mort du Sauveur, pendant que ces paroles foudroyantes se font entendre: »Celui qui, sur la terre, usurpe ma place, ma place, dis-je, vacante en la présence du fils de Dieu, a fait de mon cimetière un cloaque de sang et de souillure, de sorte que l'esprit pervers, précipité du haut des cieux, se complaît là-bas.« Ces vers désignent Boniface VIII. Dans la suite du discours, l'apôtre signale d'avance la conduite criminelle des premiers papes d'Avignon, Clément V et Jean XXII, en la faisant contraster avec la sainteté de ses premiers successeurs, devenus martyrs de la foi.

Nous demandons s'il est humainement possible de dire des choses plus fortes et plus hardies? Certes, ces paroles n'ont pas retenti seulement en Italie; la cour d'Avignon, où siégeait alors Jean XXII, a dû en frémir. Le grand homme qui osa parler ainsi, qu'avait-il à cacher? Est-il croyable que, pour laisser deviner sa pensée à quelques confidents, il ait habillé en logogriphes et en acrostiches ce qu'il avait proclamé avec une voix de tonnerre sur la place publique?

Le même argument s'applique à Pétrarque. Lui aussi a parlé sans détour et attaqué de front les pontifes de son temps. Dans ses lettres, il fait la peinture la plus hideuse de la cour d'Avignon. Ces lettres, dit M. Rossetti, n'ont été rendues publiques qu'après sa mort. Comme nous savons que les lettres de Pétrarque étaient fort admirées et passaient de main en main, cela aurait besoin d'être prouvé; mais nous n'insistons pas. M. Rossetti croit avoir trouvé un grand appui à son hypothèse dans les églogues latines de Pétrarque, composées à l'imitation de Virgile. Dans la sixième, saint Pierre et Clément VI sont mis en scène en costume de pasteurs, sous les noms de Pamphile et de Mition. Dans la septième, la nymphe *Épy*, amante du pape, représente la ville d'Avignon. À cette occasion, M. Rossetti nous donne un échantillon de son érudition grecque: »*Epy, semiradice di Epylogo et Epycuro, indica quella città epicurea in ristretto, in epilogo.*« Nous renvoyons le savant professeur aux écoliers de collége, les premiers venus, qui auront peut-être la malice de lui faire accroire que son orthographe est correcte et son étymologie excellente. Ce n'est pourtant pas une énigme de sphinx: *Aipy* signifie escarpé; c'est, comme on voit, une allusion au site d'Avignon. Dans une de ses lettres, Pétrarque dit: *In rupe horrida tristis sedet Avennio olim; nunc pontifex maximus Romanus, propriis sedibus desertis, obstante, ut arbitror, naturâ, caput orbis efficere nititur, oblitus Laterani et Silvestri.* Cependant Pétrarque a fait une faute de grec, en ne mettant pas ce mot au féminin: *Aipeia, Æpea;* mais alors la langue grecque n'était pas encore accessible à tous: il avait fait de vains efforts pour l'apprendre.

Je m'étonne que M. Rossetti n'ait pas fait mention de la seconde églogue qui se rapporte à un événement déjà éloigné, à la mort de l'empereur Henri VII (en 1313), dont le nom (*Arrigo*) n'est que légèrement altéré en *Argus*, afin de lui donner un air classique. Ici, M. Rossetti aurait pu surprendre Pétrarque, pour ainsi dire, en flagrant délit, puisqu'il nous apprend que les sectaires non-seulement mettaient le nom de cet empereur en chiffres et en anagrammes, ce qui leur était bien loisible, mais qu'ils le déifiaient et le mettaient à la place de Dieu et du Christ. Il est naturel que les Gibelins aient déploré la mort prématurée de Henri VII; mais de la part des sectaires cet hommage profane eût été bien gratuit. L'empereur serait-il par hasard venu en Italie pour faire triompher la secte sur l'église romaine?

Le costume pastoral est un voile léger et transparent. Si Clément VI et ses cardinaux n'ont pas su le soulever, il faut les plaindre d'avoir eu si peu de pénétration. Le poëte a voulu être deviné, et il l'a été. On trouve une partie de ces allusions expliquée dans l'histoire littéraire d'Italie, de Ginguené.

Mais si Pétrarque, qui était chanoine et attaché aux deux frères Colonna, l'évêque de Lombès et le cardinal, a cru devoir garder quelques ménagements dans ses églogues, il a rejeté loin de lui toute réserve dans les quatre fameux sonnets (XCI, CV, CVI, CVII). Ces sonnets, admirables pour la noble indignation qui les a dictés et pour leur mâle éloquence, sont de la même force que le passage de Dante. La cour pontificale y est appelée l'avare, l'impie Babylone, qui a comblé la mesure du courroux divin; c'est un nid de trahisons, l'école de l'erreur, le temple de l'hérésie; elle est asservie à tous les vices, à l'ivresse, à la débauche, et Belzébuth assiste en personne aux fêtes voluptueuses qui s'y donnent. Le poëte an-

Prangend mit herrlichem Leib, Himapanduras, Träger der Erde;
Dieſen begrüßten ſie auch rechtshin mit gewohnter Umwandlung.
Weiter die Erd' aushöhlend, die ſechs Zehntauſend der Söhne,
Strebten ſie dann Nordoſt, der geprieſenen Weltregion, zu.
Grimmiges Muths, ſchnellkräftig, zerklüfteten ganz ſie den Abgrund.
Dort nun ſah'n ſie, geſtaltet wie Kapilas, Viſhnus den Ew'gen,
Und nicht fern von dem Gotte das weidende Roß auf dem Anger.
Alle die Helden nunmehr, unermeßlicher Freude gewähret,
Weil ſie den Räuber des Roſſes erkannt, zornflammenden Auges,
Rannten ihn an, Grabſchaufeln und Eiſengeräth in den Händen,
Allerlei Baumſtämm' auch, ſammt zackigen Trümmern der Felſen.
„Steh! ſteh!“ riefen ſie aus: „Du biſt's, der unſern geweihten
Renner geraubt; Treuloſer! erkenn' uns, Sagaras Söhne!“
Kapilas aber, ſobald er die trotzige Rede vernommen,
Mächtiges Zornes entbrannt, der Unendliche, ſchnob mit den Nüſtern:
Stracks da lagen in Aſche des Sagaras Söhne verwandelt.

nonce, en style prophétique, une catastrophe qui ne tarda pas d'arriver par le schisme et la déposition de trois papes au concile de Constance. Ces lignes offrent quelque obscurité; mais certes l'objet de tant de malédictions est désigné clairement.

Ces sonnets, bien autrement populaires que des vers latins, ont été publiés du vivant de Pétrarque; ses poésies italiennes étant rangées par ordre chronologique, on peut en déterminer l'époque précise.

Pétrarque était dans une position plus favorable que Dante: son immense célébrité lui servait de garantie. Il était l'oracle des savants, l'idole des admirateurs de la belle poésie, le confident, l'ami de plusieurs princes, et l'orgueil de sa nation. La vérité, dite courageusement, a aussi sa puissance: ses sonnets ont eu un libre cours en Italie, et la censure tardive du concile de Trente n'a produit aucun effet.

Le sujet doit paraître épuisé par ces quatre sonnets: tout ce qu'on pourrait ajouter ne serait que redites. Mais M. Rossetti ne se contente pas de cela. Quand le poète exalte de mille manières la beauté, la grace et la vertu de Laure, c'est toujours le jargon des sectaires, et cela s'applique à tous les chantres de l'amour. La Béatrice de Dante est la secte; la Selvaggia de Cino da Pistoia est la secte; la Laure de Pétrarque est la secte; la Fiammetta de Boccace est la secte; bref, la secte est la bien-aimée de tout le monde.

Remercions-la, quelque hérétique qu'elle fût, d'avoir servi d'occasion à tant de beaux vers.

Pour mettre en évidence son hypothèse, M. Rossetti n'a pas su trouver de meilleur moyen que de faire imprimer les passages cités avec une bigarrure d'italiques et de majuscules. Il s'attache particulièrement au mot lumière (LUCE) comme à l'un des plus suspects. Nous lui aurions conseillé de l'encre dorée, pour rendre plus sensible aux yeux du lecteur l'éclat du grand mystère. Quelques pentagrammes aussi auraient été à propos; les encadrements des chiffres de Henri VII, donnés page 291 et 292, sont quelque chose d'approchant.

On perdrait son temps à réfuter en détail de pareilles disparates. Nous nous bornerons à une observation générale. La poésie lyrique en Italie a commencé par la métaphysique du sentiment, et malheureusement cette métaphysique porte l'empreinte de l'école scolastique. Les sonnets et les *canzoni* des plus anciens poëtes italiens ne parlent ni aux sens ni à l'ame, parce qu'il n'y a ni volupté ni passion. C'est un sentiment trop volatilisé pour exciter la sympathie: on peut douter quelquefois qu'il ait eu un objet corporel. À l'égard de Dante et de Pétrarque, ce doute deviendrait absurde. Dans les poésies lyriques du premier il y a encore des restes de l'ancienne subtilité, mais souvent aussi il est l'historien naïf d'émotions vraies et profondes, par exemple dans la vision de la mort de Béatrice, qu'il eut pendant une maladie. Pétrarque a éclipsé ses devanciers, non-seulement par le charme du style et de la versification, mais parce qu'il réunit une ardeur passionnée avec la pureté des sentiments les plus exaltés, et la courtoisie chevaleresque des troubadours avec la profondeur d'un solitaire contemplatif.

Passons à Boccace. Cet écrivain a composé un grand nombre d'ouvrages dont la plupart ne sont plus que des antiquités littéraires, quelques-uns même des raretés bibliographiques. D'une part, il faisait le métier de savant; de l'autre, il cultivait la gaie science du nouvelliste et du romancier; et les prétentions du philologue ont eu souvent une influence nuisible sur les inspirations du poëte. L'on ne saurait nier qu'il n'ait quelquefois méconnu sa vocation et fait fausse route. Versificateur médiocre, il a fait, sans y prendre garde, une infinité de vers faibles, ce qui n'était plus pardonnable après Pétrarque. Son ambition, comme prosateur, était de façonner le beau parler toscan aux périodes de Cicéron; dans le genre descriptif et pathétique, il a rendu son style traînant par l'emploi multiplié des participes et des phrases incidentes, tandis que rien n'est plus gracieux que son imitation du dialogue familier. L'ouvrage qui lui a coûté visiblement les plus grands efforts, le *Filocopo*, est aussi celui dans lequel il a le plus complètement échoué. Une seule de ses compositions, le Décaméron, a eu un succès populaire et européen. Boccace a beau en parler comme d'une folie de sa jeunesse (folie tardive, puisqu'il avait quarante ans lorsque le Décaméron parut), c'est son titre de gloire. En accordant qu'une partie des applaudissements qu'il obtint était due à des attraits étrangers à l'art et au talent, en désapprouvant même ces attraits, il me semble qu'on peut encore y trouver de quoi justifier une admiration sans alliage. Mais il ne s'agit point ici d'apprécier le mérite littéraire; nous n'avons qu'à examiner les prétendus indices d'une association secrète.

M. Rossetti s'obstine à vouloir trouver, dans les autres écrits de Boccace, le jargon d'un sectaire occulte qui n'y est pas, tandis que dans le Décaméron l'esprit antipapal est à la surface.

Boccace démasque l'hypocrisie; il se moque de la superstition, de la crédulité du vulgaire et de la supercherie des prêtres; il parle d'un ton goguenard de beaucoup de pratiques de dévotion prescrites par l'autorité ecclésiastique; il passe en revue le clergé, tant séculier que monastique, sans oublier aucune classe, depuis la cour de Rome jusqu'au curé de village; il ne censure pas avec austérité, comme l'avaient fait Dante et Pétrarque, les infractions faites au vœu de chasteté: il les *peint avec les détails les plus comiques.*

Les quatre premières nouvelles sont comme une ouverture d'opéra, où le compositeur fait pressentir tous les motifs qui vont se déployer dans le corps de l'ouvrage. D'abord, nous avons le sieur Chapelet, grand scélérat, déclaré saint moyennant une fausse confession. Vient ensuite le juif Abraham et son ami chrétien, un riche marchand de Paris, qui met tout en œuvre pour le convertir. L'honnête juif dit qu'avant de prendre une résolution, il veut visiter la capitale de la chrétienté, projet dont son ami s'efforce vainement de le détourner. Abraham revient de Rome, et dit, au grand étonnement du marchand, qui avait déjà désespéré de sa conversion: »Maintenant je me ferai baptiser; car une religion aussi mal gouvernée, qui néanmoins se maintient, doit avoir une origine surnaturelle.« C'est une apologie ingénieuse de l'auteur, qui déclare par là qu'en peignant les vices des mauvais ministres de la religion, il n'a pas voulu porter atteinte au respect qui est dû à elle-même. La troisième nouvelle est la plus hardie de toutes. Saladin consulte un sage juif sur le mérite relatif des trois religions qui se partageaient le monde alors connu; le juif se tire habilement d'affaire par la parabole des trois anneaux, dont l'application range sur un pied d'égalité la loi judaïque, chrétienne et mahométane. Lessing en a fait usage dans un drame destiné à recommander la tolérance universelle, et c'est là l'interprétation la plus favorable qu'on puisse donner de cette parabole. *Dans la sixième nouvelle de cette journée,* Boccace attaque les inquisiteurs dominicains, en peignant leur espionnage, leurs chicanes et leur vénalité. Ensuite, quelque variée que soit la scène de ses contes, il ne donne jamais un long répit aux prêtres et aux moines. Nous y voyons paraître un honnête mais simple confesseur, qui, à son insu, fait les messages d'amour d'une dame; puis vient le voyage du riche fermier Ferondo dans le purgatoire; le cordelier Albert, déguisé en ange Gabriel; le sermon du frère Ciboule, tout rempli de pélerinages fabuleux et de reliques bouffonnes, chef-d'œuvre de parodie, et bien d'autres contes encore qu'il est plus convenable de ne pas indiquer davantage.

On peut blâmer Boccace, non sans raison, de n'avoir pas mis de bornes à sa témérité et à sa pétulance; mais, assurément, rien n'était plus éloigné de son caractère que la réserve et la dissimulation. Faisant assez bravement la guerre pour son propre compte, qu'avait-il besoin de se liguer avec une armée de sectaires poltrons? Ce joyeux compagnon était-il d'humeur à se laisser mystifier par des marchands de mystères impénétrables? L'amour, et un amour rien moins que platonique, l'ambition d'auteur, enfin, l'étude de la littérature classique, dont il poussait l'admiration jusqu'à l'idolâtrie, ont occupé tour à tour sa vie, et ne laissaient point de place pour l'esprit de secte.

La conversion de Boccace, dont ses biographes parlent, n'a rien de commun avec la question qui nous occupe. Le chartreux qui vint le visiter, lorsqu'il avait près de cinquante ans, ne voulait pas convaincre de la foi catholique le sectaire, le patarin, l'hérétique; il voulait rappeler le mondain à une vie régulière et aux méditations religieuses. Le but était louable, mais les moyens employés, une prophétie et une vision miraculeuse, furent désapprouvés par le sage et pieux Pétrarque. Boccace, qui s'était tant moqué des gens de bonne foi qui croient aux faux miracles, avait un peu mérité l'humiliation d'en être effrayé à son tour. L'effet ne paraît pas avoir été durable : on n'en voit aucune trace dans ses écrits, dont les plus importants, d'ailleurs, sont antérieurs à cette époque.

Dante et Pétrarque étaient de profonds théologiens, et ont été reconnus pour tels par beaucoup de savants de l'église catholique ; Boccace, au contraire, n'a jamais fait d'études sérieuses en ce genre. Ces trois écrivains ont été appelés souvent les précurseurs de la réformation ; mais cette épithète, pour être juste, a besoin d'être bien définie.

Dans l'entreprise des réformateurs du XVIe siècle, il y a deux choses parfaitement distinctes. D'abord, ils ne réclamaient que l'abolition des abus et le rétablissement de la discipline ecclésiastique. Ils furent poussés à la controverse par la nécessité de se défendre contre l'accusation d'hérésie ; ils se déterminèrent enfin à rejeter la tradition postérieure aux premiers siècles du christianisme, et à s'en tenir uniquement au texte des saintes Écritures. Sous le premier point de vue seulement, Dante et Pétrarque peuvent être assimilés aux réformateurs. Si, ensuite, l'on entend par précurseurs ceux qui accélèrent l'époque d'un événement, il serait difficile, pour ne pas dire impossible, de prouver leur influence. Les œuvres latines de Pétrarque ayant été imprimées avant la fin du xv^e siècle, ont pu être étudiées par les savants allemands. Dante, au contraire, fort négligé à cette époque en Italie même, était complétement inconnu au-delà des Alpes. Le Décaméron a été traduit en plusieurs langues, il a été lu avec avidité pendant le xvi^e siècle, parce que les satires qu'il contient répondaient à l'opinion populaire.

Les Albigeois, à tous égards, doivent être regardés en réalité comme précurseurs de la réforme. Albigeois, Vaudois, Patarins, ces noms ne sont que des distinctions géographiques; l'historien des Vaudois, le vénérable pasteur *Léger*, atteste qu'ils étaient tous de la même communion. Puisque M. Rossetti affirme si audacieusement que les trois fondateurs de la littérature italienne étaient des Patarins, il importe de rectifier les notions qu'il donne sur ceux-ci. Les Albigeois ont été indignement calomniés: c'est l'accompagnement obligé d'une persécution injuste. Leurs ennemis, ayant réussi à les exterminer, ont pu défigurer leur doctrine à volonté; ils en ont fait des manichéens. Je ne m'étonne point que les écrivains italiens depuis Villani jusqu'à Muratori aient répété le mot d'ordre; mais je vois à regret un historien protestant *) reproduire une assertion déjà contredite par Bayle et bien d'autres auteurs

---

*) SISMONDI, *Histoire des républiques italiennes*, Tome II, pag. 352—354.

graves. Les livres qui servaient à l'instruction religieuse chez les Albigeois ont péri avec eux; mais ceux des Vaudois existent en partie, et cela revient au même. Léger en avait communiqué quelques pièces; M. Raynouard a fait imprimer en entier LA NOBLA LEYCZON (de 1100), comme un des plus anciens monuments de la langue romane. Ce sont les seuls documents sur lesquels leurs doctrines doivent être jugées. Bossuet en révoquait en doute l'authenticité ou même l'existence. Son objection est vaine: les documents sont là, tellement authentiques, que les formes du langage attestent leur haute antiquité. Qu'on lise, qu'on examine: je défie le plus habile inquisiteur d'en extorquer la moindre trace de manichéisme. C'est la foi chrétienne dans toute sa simplicité primitive. Cependant j'y vois aussi ce qui a attiré aux Vaudois tant de persécutions, entre autres un passage remarquable sur la confession des agonisants, et les dons faits à l'église *pro remedio animæ* *). En traitant de manichéens les Patarins, M. Rossetti n'a fait que répéter sans examen une vieille erreur; mais les mystères qu'il leur attribue, et la complicité des poëtes avec eux, sont de son invention.

D'autre part, il confond sans cesse les Gibelins avec ces sectaires supposés, et, pour rendre spécieuse cette combinaison, il croit pouvoir tirer un grand parti du traité latin de *la Monarchie*.

---

*) RAYNOUARD, *Troubadours*, tom. II, pag. 94—96.

Il n'est pas bien sûr que celui qui passe sous le nom de Dante, soit de lui: mais nous l'acceptons comme tel. La doctrine contenue dans ce traité n'appartient pas exclusivement à Dante: elle avait été mise en vogue par les jurisconsultes; elle était si peu secrète, que les professeurs de Bologne l'enseignaient publiquement en chaire. L'empereur est le pendant du pape: au premier appartient la suprématie sur le temporel, comme au pape sur le spirituel. Tous les états de la chrétienté relèvent de l'empereur; les rois, au lieu de vider leurs querelles par les armes, doivent les porter à son tribunal, etc. Cette théorie doit paraître absurde aujourd'hui, parce qu'elle attribue au chef électif de la nation germanique, considéré comme le vrai successeur des anciens empereurs romains, des droits qui ne sont pas fondés dans l'histoire, et que, d'ailleurs, il n'avait pas la puissance de faire valoir et accepter. Mais dans un temps où les papes s'arrogeaient le droit de déposer les rois, et de disposer des royaumes, c'était l'unique moyen d'opposition, d'une opposition, notez-le bien, toute politique, et nullement religieuse. Dante dit à la fin du traité: »Je ne soutiens pas que l'empereur soit en tout indépendant du pontife romain; César doit à saint Pierre la même vénération qu'un fils aîné doit à son père.« M. Rossetti s'est bien gardé de citer ce passage; il y a de quoi ruiner son système de fond en comble.

Selon lui, Dante a dévoilé son dessein pro-

Zweiter Geſang.

Sagaras nun, wahrnehmend, wie lang' ausblieben die Söhne,
Hieß herrufen den Enkel, und ſprach zu dem herrlichen Jüngling:
Du biſt kundig und kühn, und der Vorzeit Helden vergleichbar;
Forſche den Wandel der Oheim' aus, und des Roſſes Entwender.
Groß ſind, weißt du, und ſtark die der Erd' inwohnenden Weſen;
Drum zu der Wehr nimm Bogen und Schwert. Kind, wenn du die Oheim'
Aus da geſpürt, und erſchlagen der Roßweih feindlichen Störer,
Siegreich kehre zurück, mein Opfergelübde zu löſen.
Anſuman aber, gemahnt von dem traulichen Wort des Erzeugers,
Greifend zu Bogen und Schwert, hinwandelte, flüchtiges Trittes,
Unter der Erde den Weg, von der Oheim' Armen gegraben.
Dort nun ſah er zum erſten das Laſtthier, welches verehren
Götter, Titanen und Rieſen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dreimal wandelt' um dieſen, der Weltregion Elephanten,
Rechtshin grüßend der Held, und erfragte das ſtätige Wohlſein,
Wegen der Oheim' auch ſich erkundigend, wegen des Roßdiebs.
Aber der Weltregion Elephant, von verſtändigen Sinnen,
Auf die vernommene Red' antwortete ſolchergeſtalt ihm:
Sohn Aſamanjas! du kehrſt bald ſiegreich heim mit dem Roſſe.
Durch des Rede belehrt, fuhr Anſuman fort, in der Ordnung

fane dans les deux premiers vers d'une épitaphe latine. Voici le corps du délit:

Iura monarchiæ, superos, Phlegethonta, lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque.

Des lecteurs confiants n'y verront d'abord qu'une énumération des œuvres de Dante, de l'opuscule en question, et des trois parties de *la Divine Comédie.* Mais notre subtil interprète démontre que Dante a composé son grand poëme uniquement dans le but de faire ressortir les droits de la monarchie; ensuite, *les droits de la monarchie,* cela signifie le triomphe de la secte, le renversement du saint-siége, et je ne sais quels autres mystères d'iniquité. Il faudrait, avant tout, s'assurer que ces détestables hexamètres, rimés dans le goût monacal et pleins d'expressions louches, sont de la main de Dante, ce que je nie positivement. Je pourrais appuyer ma négation de preuves très-fortes, si je ne craignais pas d'avoir épuisé la patience du lecteur.

À cette occasion, trouvant inconcevable que tout le monde ait entendu *la Divine Comédie* autrement que lui, M. Rossetti s'écrie: »Quel est donc ce charme, ce talisman? Et à présent, le charme est-il rompu? Le talisman est-il brisé? Il a duré, il dure et il durera toujours; et celui qui a perdu son temps à écrire ces pages, ou ne sera pas lu, ou sera regardé comme un fanatique, qui voit ce qui n'existe nulle part ailleurs que dans son cerveau démonté, et prend ses fausses idées pour des arguments et des raisons.« C'est un triste pronostic que l'auteur se fait à lui-même: nous n'avons garde de le contredire. Oui, cela est déjà arrivé, cela arrive en ce moment, et cela pourra parfois arriver encore. Bientôt l'oubli lui accordera une trêve indéfinie; son livre sera relégué dans quelques bibliothèques à côté des Goropius Becanus et des Olaüs Rudbeckius. — M. Rossetti continue: »Peut-être même l'auteur sera détesté comme un impie, ennemi de l'église catholique, qui, non content de l'être, s'efforce de faire paraître tels les plus illustres écrivains.« Cela pourrait arriver aussi, surtout si l'on usait envers lui de représailles, en ne tenant aucun compte de ses déclarations expresses. Mais cela ne nous regarde plus: nous n'avons affaire qu'à l'historien sans discernement, et au littérateur dépourvu du sentiment de la poésie. Une Revue anglaise (*Foreign Review*), en parlant du commentaire sur *la Divine Comédie*, a employé des formes plus acerbes; nous n'avons pas voulu franchir les bornes de la critique littéraire. Après avoir rempli cette tâche pénible, hâtons-nous de rafraîchir notre imagination et de reposer nos yeux de tant d'anagrammes, en contemplant les dessins spirituels et presque aériens de l'aimable Flaxman: ce que nous conseillons aussi au lecteur.

DE L'ORIGINE
DES HINDOUS.

DE L'ORIGINE DES HINDOUS.

CHAPITRE I.

Définition du nom de Hindou.

Je dis à dessein, *de l'origine des Hindous*, et non pas *des Indiens*, parce que ce dernier nom a été employé par les anciens et les modernes dans un sens si vague, qu'il pourrait facilement donner lieu à des malentendus, et que, dans la question qui va nous occuper, il est important de déterminer le peuple dont il s'agit, avec la plus grande précision possible.

Le nom de Hindou est persan, et inconnu à la nation même qu'il désigne. Il est pourtant dérivé d'un mot sanscrit. *Sindhus* est le véritable nom du fleuve que nous nommons *Indus*, d'après l'exemple des anciens. L'analyse de la langue *Zende*, dans laquelle sont écrits les livres sacrés des Parsis, attribués à Zoroastre, a déjà fait voir que, dans les mots identiques avec le sanscrit, l'aspiration est habituellement substituée à une *S* initiale. En omettant l'aspiration, et en changeant la voyelle finale, les Grecs en ont formé leur nom *Indoi* (Ἰνδοι).

En persan moderne, *hindou* signifie *noir*; mais il paraît que cette signification n'est qu'une application plus générale du nom propre, l'Inde étant considérée par les Persans comme le pays des hommes noirs.

Le nom du fleuve *Sindhus* qui, chez les Indiens même, s'est communiqué à une partie du pays qu'il parcourt, est fort ancien. Si l'on en demande une preuve, outre celle que fournissent les plus anciens auteurs de l'Inde, on n'a qu'à consulter le géographe Ptolemée qui l'a écrit très-exactement en lettres grecques (Σίνθος). Le mot *sindôn*, qu'Hérodote emploie pour des étoffes de coton, provenant de l'Inde, doit en être dérivé.

Ce même historien* comprend sous le nom *Indoi* les peuples qui habitaient sur la rive droite de l'Indus, peut-être les ancêtres des Baloutches d'aujourd'hui, ainsi que d'autres au nord des montagnes dans la Tartarie. Il ne semble guère avoir connu les véritables Hindous.

Les modernes, en suivant l'exemple des anciens, ont considéré la presqu'île au delà du Gange comme une portion de l'Inde. Ils ont, par conséquent, compris sous le nom d'Indiens les habitants d'Ava, de Pégou, de Siam, lesquels n'ont rien de commun avec les Hindous. En général, les Grecs étendaient le nom de l'Inde jusqu'à l'extrémité orientale de l'Asie.

Tout le monde sait par quelle singulière méprise Christophe Colomb fut conduit à donner aux indigènes de l'Amérique, et des îles adjacentes, le nom d'Indiens. L'erreur fut bientôt reconnue, mais l'usage s'est maintenu jusqu'à nos jours.

Nous excluons du nom de Hindous tous les peuples qui n'habitent pas le pays renfermé entre les monts Himâlaya, l'Indus, et l'océan méridional. Mais il s'en faut que tous les habitants de cette vaste contrée doivent être compris sous cette dénomination. Je ne parle pas ici des colons nouvellement arrivés, ni des intrus, tels que les Maures ou marchands arabes, attirés par le commerce; les Guèbres, qui ont trouvé dans le Guzerate un refuge contre les persécutions religieuses éprouvées dans leur patrie; les Patanes ou Afghanes, les Mongoles, et les Persans, venus à la suite des conquérants; enfin, les descendants des Portugais, soit de sang pur, soit métis. Il est constaté aujourd'hui qu'il existe dans l'Inde des peuplades totalément distinctes des Hindous par la race et, en toute apparence, plus anciennement indigènes que ceux-ci mêmes.

CHAPITRE II.

Anciennes migrations des peuples.

La question de l'origine d'une nation peut être prise dans le sens géographique, ou dans le sens généalogique; et la solution, pour être complète, doit embrasser les deux points de vue.

Sous le premier rapport l'on demande, d'où sont venus les ancêtres de la nation dont il s'agit?

quel pays ont-ils habité auparavant? par quel chemin sont-ils arrivés, par terre, ou par mer? et à quelle époque cette migration a-t-elle eu lieu?

On sera naturellement porté à s'adresser d'abord à la tradition populaire; mais il se pourrait bien que les investigateurs de ce côté n'obtinssent point de réponse du tout, ou des réponses fausses. Un peuple illettré, n'ayant pas l'usage de l'écriture, devenu sédentaire après une longue et pénible migration, peut facilement dans quelques siècles en perdre le souvenir; ou s'il en reste quelques traces, il ne saura pas indiquer avec précision le point de départ, puisqu'il faudrait pour cela posséder une connaissance générale de la forme des continents et des mers. Des peuples encore sauvages ont souvent émigré, poussés par la nécessité, soit pour éviter un voisin plus puissant qu'eux, soit pour trouver un sol moins stérile et une nourriture plus abondante. C'est tout au plus s'ils savaient s'orienter à peu près selon les quatre points cardinaux; ils se sont laissé guider par le hasard, en tournant les difficultés inattendues qu'ils rencontraient dans leur marche, et ils n'ont su mesurer les distances que par leur fatigue et la durée du voyage.

Il se peut donc que les peuples aient été de bonne foi quand ils répondaient aux étrangers qui les questionnaient sur ce point: Nos ancêtres ne sont pas venus d'ailleurs; ils ont de tout temps habité ce pays; ils y sont nés. Mais ils peuvent avoir cru aussi qu'une possession immémoriale garantissait mieux leur droit à la propriété exclusive du sol, que l'aveu d'une conquête. Les historiens et les philosophes grecs ne faisaient aucune difficulté d'admettre de pareilles prétentions: ils appelaient de tels peuples des *Autochthones*. Il leur paraissait tout simple, que le même développement des forces naturelles eût produit des hommes primitifs dans un grand nombre de pays. Nous ne pourrons pas aussi facilement acquiescer à cette hypothèse, ni consentir à multiplier arbitrairement les Autochthones. Car en laissant de côté le dogme qui ne doit jamais exercer la moindre influence sur une recherche purement historique, il est contraire aux maximes d'une saine logique d'admettre sans nécessité absolue un fait qui sort entièrement de la constitution actuelle de la nature.

D'ailleurs, nous connaissons une foule d'exemples de migrations plus étonnantes que celles qu'on avait réputées fabuleuses, et qui, néanmoins, sont bien constatées. Quoique les navigateurs et les voyageurs de l'ancien monde, aussi bien que les modernes, aient trouvé presque toutes les terres, tant soit peu habitables, déjà occupées par une population plus ou moins clair-semée, nous avons tout lieu de croire qu'à une époque inconnue les différentes parties du globe ont été successivement peuplées par des colons venus de quelques contrées centrales. Nous avons, enfin, un moyen de retracer l'origine des nations, et

Kreiſend herum, zu befragen die übrigen Welt-Elephanten.
Von den verſtändigen Thieren geſammt, Grundpfeilern der Erde,
Ward er geehrt. „Heim bringſt du das Roß!“ ſo ſprachen ſie alle.
Nach dem erweckenden Wort hinwandelt' er, flüchtiges Trittes,
Wo ſie, die Oheim' alle, von Aſch' Ein Haufe nur, lagen.
Jammer befiel dort plötzlich den Sohn Aſamanjas: er weinte,
Laut wehklagend, um jener entſetzliches Todesverhängniß.
Unfern dort auch ſah er das weidende Roß auf dem Anger.
Aber der Löwe der Menſchen begehrt' erſt, trauerbeklommen,
Sein Trankopfer zu ſpenden des Königes Söhnen mit Waßer,
Ueber die Aſche geſprengt; doch nirgend ein Waßerbehälter
Zeigte ſich ihm. Ausſendend den Scharfblick rings in die Weite,
Sah er den Herrn der Gefieder, der Oheim' Ahn von der Mutter,
Groß, gleich einem Gebirge, des Viſhnus geflügeltes Fuhrwerk.
Der nun ſprach zu dem Helden das Wort, der erhabne Garudas:
Klag' nicht, Löwe der Menſchen! Der Welt Heil wollt' ihr Verderben.
Jene Beherzeten traf des unendlichen Kapilas Flamme.
Doch kein irdiſches Waßer geziemt es ſich ihnen zu ſpenden,
Kundiger Held! Wohl kennſt du des Himavan älteſte Tochter,
Ganga; von deren Gewäßer die Spend' ausgieße den Todten.
Sie, Weltreinigerin, ſpreng' all die verbrannten Gebeine.
Siehe! die Aſche, genetzt von der heiligen Ganga, der Welt Zier,
Wird ſie empor in den Himmel, die ſechs Zehntauſend der Söhne,
Ziehn. Du, führe die Ganga vom Göttergebiet zu der Erde.
Heil Dir! Wenn du vermagſt, wirk' aus die Herabkunft Ganga's!
Greife das Roß, du geſegneter Held; dann kehre zur Heimat!
Dein großväterlich Opfer zu endigen iſt dir beſchieden.
Anſuman aber, ſobald er das Wort des Garudas vernommen,
Faßte das Roß, ſchnellrüſtig, und wandte ſich dann zu der Rückkehr.
Noch in der Vorweih Stand' antraf er den König, und that ihm

de les ramener à une souche commune, qui manquait totalement aux anciens, et dont je parlerai bientôt plus en détail: c'est l'analyse comparée des langues.

Tacite, ce grand historien et mauvais antiquaire, en appliquant la même méthode que nous suivons, parle assez raisonnablement de la première population de la Grande-Bretagne. Il en dérive les divers éléments de colons venus des Gaules, de l'Espagne, et de la Germanie [1]). Mais il considère, par des raisons bien futiles, les Germains comme des Autochthones [2]). Nous ne saurions douter que leurs ancêtres ne soient venus de l'Asie; et nous trouverons de puissants arguments à l'appui de cette supposition, même dans nos recherches sur l'Inde.

De même que le souvenir de migrations réelles a souvent été oblitéré, quelquefois aussi on a mis en avant des migrations imaginaires, et les peuples auxquels on les attribuait y ont ajouté

---

1) Iulii Agricolae Vita, cap. xi.

2) De Moribus Germanorum, cap. ii. „*Ipsos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos: quia nec terra olim, sed classibus advehebantur, qui mutare sedes quærebant; et immensus ultra, utque sic dixerim, adversus Oceanus raris ab orbe nostro navibus aditur. Quis porro, præter periculum horridi et ignoti maris, Asia, aut Africa, aut Italia relicta, Germaniam peteret — informem terris, asperam cælo, tristem cultu adspectuque — nisi si patria sit?*“

foi, lorsque la fiction flattait leur orgueil national par une parenté illustre. C'est ainsi que les Grecs ont forgé aux Romains leur origine troyenne, laquelle, sous les premiers Césars, devint un article de foi politique. Pour rivaliser avec les Romains, on a fait conduire les Francs sur les rives du Rhin par Franco, fils de Priam. D'autres peuples germaniques furent dérivés de Macédoniens, compagnons d'Alexandre le Grand; les Bavarois étaient venus de l'Armenie, etc. etc. Les conquérants de l'empire occidental étaient trop ignorants pour inventer de pareilles absurdités: ce sont les moines, leurs premiers historiens, qui les ont imaginées. Néanmoins, ces origines, prises au hasard dans l'histoire ancienne, aiñsi que celles qui se rattachent à la table des descendants de Noé, ont eu cours pendant tout le moyen âge; il n'y a pas longtemps que la critique les a bannies pour toujours du domaine de l'histoire.

Quelquefois une migration est incontestable, mais il peut y avoir de l'ambiguité dans la direction qu'elle a prise. Les antiquaires scandinaves ont généralement fait venir de leur pays tous les Goths qui ont conquis des provinces romaines, en s'appuyant d'une tradition obscure et fabuleuse, rapportée par Jornandès. Aujourd'hui il est à peu près avéré, de l'aveu même de quelques savants suédois 3), que les ancêtres des Goths con-

---

3) Voyez la dissertation judicieuse de M. GRÄBERG DI HEMSO, écrite en italien, et intitulée, *Su la falsità dell'*

quérants n'ont jamais habité la Scandinavie, et qu'au contraire une portion des Goths, vers la même époque où la masse de leur nation se porta vers l'occident et le midi, a passé la mer Baltique, et s'est établie en Suède. Tacite, qui écrivait un siècle après l'ère chrétienne, ne connaît point de Goths en Scandinavie, mais seulement des *Svions*, dont le nom est identique avec celui que les Suédois se donnent encore aujourd'hui.

Puisqu'une migration qui se rapporte à des temps comparativement modernes, et qui s'est faite, pour ainsi dire, dans notre voisinage, est enveloppée de tant d'obscurité, on ne sera pas étonné qu'il faille se contenter de probabilités, quand il s'agit de définir la mère patrie d'une nation située à l'extrémité de l'horizon du monde connu aux anciens; d'une nation que les premières lueurs historiques, auxquelles nous puissions atteindre, nous présentent déjà comme parvenue à un haut degré de culture intellectuelle et sociale.

CHAPITRE III.

Examen de la tradition nationale des Hindous.

Si nous consultons maintenant la tradition des Hindous, consignée dans les anciens livres sanscrits, nous voyons qu'elle désigne la contrée située sur

---

origine Scandinava data ai popoli detti barbari chi distrussero l'Impero di Roma. Pisa, 1815.

les deux rives du Gange comme le berceau de leur nation. C'est là la terre sainte que le Dieu créateur, selon eux, assigna au peuple élu, aux patriarches duquel il révéla le vrai culte. Si nous voulions donc nous exprimer à la manière des anciens, il faudrait dire que les Indiens prétendent être des Autochthones. Nous verrons bientôt des raisons décisives pour ne pas ajouter foi à cette assertion. Toutefois, il pourrait y avoir cela de vrai, que les Hindous n'ont pris ce caractère particulier qui les distingue de toutes les autres nations, qu'après s'être établis dans le pays indiqué; que c'est là que se sont developpées les idées religieuses qui ont déterminé leurs moeurs, leur ordre social, et toute leur culture intellectuelle. Si nous demandons ensuite, de quel côté sont venus les colons de race hindoue qui ont graduellement peuplé cette vaste contrée, les mêmes traditions, d'accord sur un point important, nous fournissent quelques lumières. Le nord de l'Inde est constamment désigné comme le siége primitif du culte brahmanique. »Le pays situé entre les chaînes des montagnes Himâlaya et Vindhya,« dit la loi de Manou, »depuis l'océan oriental jusqu'à l'océan occidental, est appelé par les sages *Ârya-âvarta*;« c'est à dire, la demeure des hommes respectables. Ârya, *honestus*, est le nom propre des Hindous, ou, si l'on veut, un titre d'honneur qu'ils se sont donné en opposition avec les *Mléchhas*, c'est à dire les barbares. Sous cette dernière dénomination sont compris tous les peuples qui n'observent pas la loi brahmanique. L'orgueil national inspira aux anciens Grecs la même division inégale du genre humain en Hellènes et en barbares. Les Égyptiens de leur côté déclaraient que les Grecs étaient impurs, parce qu'ils n'observaient pas les mêmes règles qu'eux en fait de nourriture; et la façon de penser des Hindous est fondée sur le même principe.

La définition que je viens de citer, exclut positivement le Décan et la Péninsule; assez exacte dans le reste, elle laisse quelque vague du côté de l'occident, puisque les monts Himâlaya, en se terminant au nord de Cashmir, sont séparés de la côte de l'océan occidental par le cours de l'Indus, dans toute sa longueur. Mais d'autres données nous font voir assez clairement, qu'il faut étendre Arya-âvarta jusqu'à la rive gauche de ce fleuve.

Le même texte donne les subdivisions suivantes. Le pays situé à l'orient de la perte du fleuve Sarasvatî, et à l'occident du confluent du Gange et du Yamouna (par corruption *Jumna*), est la *contrée du milieu.* L'espace compris entre le Sarasvatî et le Drishadvatî est le siége de Brahma, ou, ce qui revient au même, de la révélation. Je n'ai pas pu découvrir quel est ce dernier fleuve. Le pays limitrophe de celui-ci au nord est le séjour des sages qui ont cultivé la théologie; il comprend plusieurs états, entre autres la terre des Courous, la scène principale du Mahâ-Bhârata, aux environs de Delhi. Toute autorité en matière de religion et de culte dérive de ces deux pays-là. Le législateur semble accorder plus de latitude à la contrée adaptée aux sacrifices : elle s'étend aussi loin que l'antilope noire erre librement dans les forêts. Il appartient aux naturalistes de définir les limites entre lesquelles se trouve cette espèce sauvage.

Manou, cet antique législateur, est considéré en même temps comme le père du genre humain, dont plusieurs noms (*manuja, mânava, manushya*) sont des patronymiques, dérivés du sien. D'après la tradition, il doit avoir vécu au centre du pays défini dans le code qui porte son nom. Le Râmâyana lui attribue expressément la fondation de la ville d'Ayôdhya, aujourdhui par corruption *Oude*, située au nord du Gange, sur les rives du Sarayou, vulgairement appelé Goggrah. Le même poëme donne une généalogie des anciens rois de ce pays ; il place Icshvâcou, fils de Manou, à la tête de la dynastie dont était issu le héros Râma. De Manou la généalogie remonte par l'intermédiaire de trois patriarches, êtres allégoriques, au dieu créateur Brahmâ, qui lui même est la première manifestation de l'être invisible et infini.

Ainsi la tradition nie bien décidément toute migration antérieure : elle déclare la possession du pays depuis le commencement du genre humain.

Pour développer avec quelque probabilité notre supposition contraire, il faut jeter un coup d'œil sur la position géographique de l'Inde. Cette vaste et belle contrée présente la forme d'un rhomboïde, ou d'une losange irrégulière. Aux deux extrémités du long diamètre sont, au nord le Cashmir, au midi le cap Comorin. L'embouchure de l'Indus, et le *delta* du Gange, confondu avec celui du Megna, ou plutôt le fond du golfe de Bengale, forment les deux angles latéraux. Les faces tournées vers le sud-est et le sud-ouest sont entourées de l'océan méridional. Au nord-est ce sont les monts Himâlaya qui marquent la limite; au nord-ouest c'est l'Indus.

De notre temps on s'est beaucoup appuyé en politique sur la théorie des frontières naturelles: on a été jusqu'à faire valoir comme un motif juste et raisonnable de faire la guerre, le besoin qu'un état éprouverait de se compléter, d'arriver à une démarcation prétendue immuable, et à je ne sais quelle intégrité idéale. La vraie circonscription naturelle, c'est l'homogénéité nationale qui se manifeste par la langue, les mœurs, et le caractère. Cette conformité se maintient malgré la division d'une même nation entre plusieurs états. Là où elle n'existe pas, elle n'est pas facilement produite par la conquête et l'action d'un pouvoir central, à moins que d'autres causes morales et intellectuelles, telles que la religion et la littérature, n'y joignent leur influence. Des mers d'une grande étendue, des chaînes de hautes montagnes séparent en effet les nations; les grands fleuves peuvent servir de barrière militaire, surtout dans un état encore imparfait de l'art de la guerre. Mais, en général, les fleuves sont un moyen de communication entre les peuples riverains à droite et à gauche; et il faut de la violence de la part du gouvernement, il faut des douanes, des prohibitions, pour mettre obstacle à ces relations habituelles.

En accordant, toutefois, une certaine réalité à l'idée des frontières naturelles, l'on ne saurait disconvenir que les limites de l'Inde ne soient fortement tracées par la main de la nature, de manière à la séparer entièrement du grand continent de l'Asie. C'est un pays à part, prédestiné au développement original d'une nationalité individuelle qui, en effet, distingue les Hindous de tous les autres peuples du globe, *toto divisos orbe*. En même temps la vaste étendue de ce pays, et ses subdivisions naturelles, contrariaient la formation d'un seul grand empire, et favorisaient la division d'un même peuple en plusieurs états, et un système de politique intérieure.

La mer qui baigne les deux côtes méridionales, n'est point parsemée d'îles propres à faciliter le passage à un autre continent, comme la mer Égée entre l'Asie Mineure et la Grèce. L'île de Ceylan n'y fait pas exception: elle n'est séparée de la pointe de la péninsule que par un détroit dont un récif d'écueils à fleur d'eau occupe presque toute la largeur, et semble prouver son ancienne cohésion avec le continent. Au nord les Himâlaya, les plus hautes montagnes jusqu'ici connues de la terre, opposent une barrière insurmontable à la marche d'une armée, et à plus forte raison à la migration de colons pacifiques, qui doivent emmener avec eux leurs femmes et leurs enfants, leurs troupeaux et bêtes de somme. Les Alpes ont été rendues praticables: c'est un triomphe de l'art européen, qui n'a été complètement remporté que dans notre siècle; et cependant les Alpes ne sont qu'une bagatelle en comparaison des Himâlaya. L'escarpement des rochers, la profondeur des précipices, l'impétuosité des torrents, ensuite les neiges et les glaces éternelles, le froid excessif, l'air raréfié qui gêne la respiration à ces immenses hauteurs, devaient décourager les mortels les plus hardis: quand même ils auraient pu deviner que ces roches stériles et inabordables, ces murailles colossales, dentelées de créneaux d'une blancheur éblouissante, qui bordaient leur horizon au midi, cachaient derrière elles un ciel délicieux et une terre toujours verdoyante.

On n'a qu'à lire la description du passage de M. Moorcroft au lac *Manasarôvara* [4]), et celle des voyages entrepris par des ingénieurs anglais, pour pénétrer jusqu'aux sources du Gange et du Yamouna, lesquelles sont cependant situées sur le revers méridional des Himâlaya, pour se faire une idée des difficultés. Dans une partie moins élevée de la chaîne, l'industrie commerciale a pratiqué quelques défilés entre le pays de Népal et le Tibet. Le *yak*, ou bœuf grognant, garanti du froid par son épaisse fourrure, et habitué à marcher sur des sentiers rocailleux, est la seule bête de somme qu'on y puisse employer; néanmoins il fait souvent des chutes, et se perd dans les ravins. Vers l'orient les Himâlaya s'abaissent graduellement et se terminent, on ne sait pas au juste où, à une distance considérable du golfe de Bengale; mais les montagnes sont remplacées par des forêts impénétrables, par d'autres rangées de collines, et par les marais à l'embouchure du Gange et du Megna.

---

[4]) C'est ainsi que ce nom s'écrit communément; mais en Sanscrit correct c'est *Mánasa-Sarôvara*. *Sarôvara*, lac principal, n'est qu'un titre ajouté au nom propre *Mánasa*, spirituel, dérivé de *manas*, *μένος*, *mens*; parce que Brahmâ doit avoir créé ce lac par la seule pensée. Voyez mon édition du *Râmâyana*, lib. I. cap. XXVI. 8, 9. Dans ce même passage le poëte dit que le fleuve Sarayou (*Goggrah*) en découle. M. Moorcroft n'a pu découvrir aucune issue de ce lac: mais ses recherches étaient incomplètes: et il n'est pas encore bien constaté, que je sache, si cette tradition sur la source du Sarayou est vraie, ou si c'est une erreur de la mythologie géographique.

Le côté occidental de l'Inde semble être plus ouvert, puisque dans cette énorme distance du Cashmir au delta de l'Indus, les limites ne sont marquées que par ce fleuve. Mais l'Indus, dans la partie supérieure de son cours, n'est pas navigable, à cause de sa rapidité, et des cataractes qu'il franchit; d'ailleurs sa rive droite est flanquée de montagnes qui sont un embranchement du Paropamisus des anciens. Vers la mer il forme des marais, ou il en est entouré; plus dans l'intérieur, et bien au delà du confluent des cinq fleuves réunis, il est bordé de déserts sablonneux.

Kund des Geſchäftshergang, nicht minder das Wort des Garudas.
Sagaras, als er des Enkels entſetzenerregende Botſchaft
Hatte gehört, vollbrachte die Roßweih, jeglicher Satzung,
Jeglicher Sitte gemäß; drauf wandt' er ſich heim zu des Reiches
Hauptſitz, opfergelöſt, voll Segnungen: doch die Herabkunft
Ganga's wußte der Fürſt durch keinerlei Rath zu bewirken.
Lang' umkreiſende Zeit blieb rathlos Sagaras, dreimal
Zehn Jahrtauſende waltend des Reichs; dann gieng er gen Himmel.
Als er gehorcht dem Geſetze der Zeit, da riefen die Völker
Anſuman aus, den Gerechten; er ward ein gewaltiger König.
Aber ein Sohn wuchs dieſem heran, ſein Name Dvilipas;
Des Fürſorge vertraut' er das Reich: einſiedleriſch wählt' er
Einen der wonnigen Gipfel des Himavan, Buße zu üben.
Anſuman dort, den Unſterblichen gleich, durchlauchtiges Glanzes,
Sehnſuchtsvoll, zu bewirken der heiligen Ganga Herabkunft,
Uebte der Büßungen viel, doch nicht ward ſein die Gewährung.
Nach Jahrtauſenden dreißig und zwei, ſeit fromm in des Waldes
Einſiedlei er gewohnt, gieng ein zu dem Himmel der König.
Dann der belobte Dvilipas, belehrt von der Ahnen Verhängniß,
Wußte, bekümmertes Muths, doch keinerlei Rath zu erſinnen.
Wie kommt Ganga herab? wie ſoll Trankopfer ich jenen
Spenden, und wie ſie erlöſen von dort? So dacht' er beſtändig.
Ihm, des frommes Gemüth andächtigen Pflichten geweiht war,
Wurde geboren ein Erbe, Bhagirathas hieß er mit Namen.
Dreimal zehn Jahrtauſende nun obwaltete ſeinem
Reich der belobte Dvilipas, verrichtete mancherlei Opfer;
Doch es erſchien kein triftiger Rath zu der Ahnen Erlöſung.
Krankend gehorcht' er zuletzt dem Geſetze der Zeit; zu des Indras
Himmliſcher Welt gieng ein, ſein Thun einerntend, der König,
Als er zuvor zu dem Reiche Bhagirathas hatte geſalbet.
Dieſer, der fürſtliche Weiſe, dem Heil obliegende, blieb nun

Jusque là, depuis l'endroit où il commence à traverser la plaine, près d'Attock, il reste un intervalle où le passage offre plus de facilité. Aussi c'est de ce côté que l'Inde de tout temps a été entamée par les conquérants étrangers: par Sémiramis, si son expédition Indienne, rapportée par Ctésias, et jusqu'ici suspecte comme fabuleuse, est authentique, ainsi que je penche à la croire après la découverte des monuments de la ville qui porte le nom de cette reine conquérante dans la Haute Arménie; par Alexandre le Grand, Seleucus, et les rois grecs de la Bactriane; par les Indo-Scythes, ou peuples nomades qui un siècle avant notre ère envahirent quelques provinces; par Mahmoud le Gaznevide; par les Afghanes, les Mongoles, et les Persans sous Nadir Shah.

Toutes les probabilités se réunissent donc en faveur de la présomption que les ancêtres des Hindous seraient venus du même côté; présomption que nous verrons fortifiée d'arguments d'un autre genre. Le Panjab aurait, par conséquent, été le premier pays occupé par les colons. Toutefois, la tradition ne le célèbre point comme une terre classique. Au contraire, dans un passage du Mahâ-Bhârata que M. Lassen a publié et commenté, 5) ses habitants sont peints comme moins purs et moins corrects dans leurs usages que les vrais Aryas, étant peut-être corrompus par le voisinage

---

5) Lassen *de Pentapotamia Indica.* Bonnæ, 1827.

des barbares. Cela porte à croire que, seulement après que les colons se furent répandus dans les plaines du Gange, leur culte, et l'ordre social qui en dépend, aura pris une forme permanente. C'est là que la plus ancienne tradition s'arrête et se fixe, comme on a pu le voir par les sentences de Manou citées plus haut. J'y ajouterai un autre trait puisé dans la mythologie. Les Hindous sont reconnaissants envers la nature, et très-sensibles à la beauté de ses phénomènes même sauvages, tels que les cataractes, les glaciers, les volcans. Ils ont donc voué avec raison une grande vénération à ce fleuve majestueux, qui baigne les murs de leurs villes, porte leurs vaisseaux, et fertilise leurs campagnes par ses inondations régulières. Mais la superstition attribue à ses eaux des vertus plus mystérieuses: on l'emploie de préférence dans toutes les cérémonies. De pieux pélerins vont visiter sa source à Gangôtri, ou, s'ils ne peuvent achever ce voyage aventureux, ses débouchés inférieurs de la région montueuse, son confluent avec le Yamouna et autres fleuves: ils en rapportent une cruche remplie d'eau, comme un trésor précieux. Une libation de ses ondes sacrées rejouit les Mânes; une ablution purifie les vivants de toute souillure; même ceux que ses tourbillons engloutissent, sont estimés heureux, parce que leur ame sanctifiée monte tout droit au ciel. La nymphe du Gange, la déesse *Ganga*, est la fille ainée du roi des montagnes, c'est à dire du Himavat ou Himâlaya; l'épouse de Siva, l'héroïque Dourga, est sa sœur. [6]) C'est un fleuve céleste, qui n'est descendu sur la terre et même jusqu'aux enfers, que par une suite de miracles, dont Vâlmîki a fait un récit ravissant. Le Sindhus, au contraire, le plus grand fleuve de l'Inde après le Gange, roule des flots obscurs à travers des contrées barbares. Il n'a point de parenté dans le ciel d'Indra; aucun pélerin ne le visite; aucun poëte ne l'a chanté.

Nous avons examiné jusqu'ici l'origine des Hindous sous le rapport géographique. Sans nous hasarder à determiner le pays dont leurs ancêtres sont partis, nous avons tâché de faire admettre comme probable, qu'ils sont entrés par le Panjab; que de là ils ont continué leur migration vers le sud-est, et qu'ils ont occupé le plus anciennement le bassin du Gange et de ses fleuves tributaires entre les monts Himâlaya et Vindhya, avant de se répandre vers le midi.

---

6) Si l'on avait eu plutôt connaissance de cette généalogie qui, au fond, n'est que l'énoncé poétique d'un fait naturel, on aurait pu s'épargner cette erreur géographique, qui s'est si longtemps maintenue sur toutes nos cartes, où l'on voit le Gange venir du fond du Tibet, et après un long circuit se frayer le chemin à travers une gorge imaginaire du Himâlaya.

CHAPITRE IV.

Diversité des races humaines.

Je passe maintenant au côté généalogique de la question. Il consiste à demander: à quelle race d'hommes appartient la nation dont il s'agit? et à quelle famille de peuples?

Les races se reconnaissent à des caractères physiologiques, universels, ou du moins prédominants chez une masse d'hommes, et tellement constants, qu'ils se transmettent d'une génération à l'autre; les familles de peuples se reconnaissant à l'analogie des langues, qui prouve une communauté d'origine. Une seule race peut contenir plusieurs familles de peuples; mais il est impossible que les membres d'une même famille appartiennent à des races différentes.

La question concernant les races, de savoir si leur diversité est originaire, ou si ces variétés dans l'éspèce sont nées de l'influence du climat, a été agitée bien des fois dans le siècle passé et jusqu'à nos jours, non-seulement avec vivacité, mais avec acrimonie; parce que, de part et d'autre, des arrière-pensées se mêlaient à cette dispute. On attaquait et l'on défendait au fond autre chose que ce qui semblait être l'objet immédiat de l'attaque et de la défense. Des thèses hasardées et fondées sur des observations superficielles, furent répoussées par un genre d'autorités, qui ne sauraient être admises dans une recherche purement physiologique et historique. Dans la chaleur de la dispute les antagonistes de l'unité primitive ont été jusqu'à soutenir que les hommes blancs, les nègres, et les indigènes de l'Amérique, sont des espèces différentes, ce qui est contraire à tous les principes de la zoologie.

L'Europe moderne peut se vanter de posséder pour la première fois une connaissance qui a manqué à l'antiquité savante et éclairée, qui manque encore aujourd'hui aux nations les plus policées des autres parties du monde, à moins qu'elles n'aient reçu des communications européennes: je veux dire, la connaissance complète du globe terrestre et de ses habitants.

Cette connaissance, et le grand perfectionnement des sciences exactes et naturelles, caractérisent l'Europe moderne, et forment la base de sa supériorité. Dans tout le reste elle a eu des devanciers, et il a fallu qu'elle se contentât de rivaliser plus ou moins heureusement avec les Grecs et les Romains, dont elle a hérité les richesses intellectuelles.

Les anciens savaient, comme nous, que la terre est un globe, planant dans le vuide; les astronomes d'Alexandrie, avec des instruments très-imparfaits, entreprirent d'en mesurer la circonférence. Mais le monde habitable à eux connu était extrêmement circonscrit. Il ne s'est pas encore écoulé quatre siècles, depuis que cet horizon si étroit a été graduellement élargi, d'abord par la navigation autour de l'Afrique et le passage maritime à l'Inde; ensuite par la découverte d'un nouveau continent au delà de l'Océan Atlantique, et d'un autre océan plus vaste entre l'Asie et l'Amérique. L'entreprise, jadis regardée comme impossible, de mesurer la circonférence du globe à force de voiles, de revenir au point de départ sans jamais rebrousser chemin, a été exécutée tant de fois avec succès, qu'un tour du monde n'est plus qu'un événement ordinaire, qui excite à peine la curiosité de quelques amateurs. Les mers ont été parcourues dans toutes les directions, dans toutes les zones, et même fort avant dans les régions glaciales. L'étendue et la configuration des grands continents, ainsi que la situation des îles, sont connues et déterminées par les moyens scientifiques que nous fournissent l'astronomie, la géométrie, et les instruments perfectionnés. Les découvertes importantes sont épuisées; une petite île inhabitée dans l'Océan Pacifique, qui aurait échappé à la vigilance de tant de croiseurs précédents, est une trouvaille pour un navigateur.

L'on peut affirmer que le contour est en général correct et même précis, à l'exceptions de quelque vague qui reste aux extrémités. Mais pour ombrer ce dessin et le colorier au naturel dans toutes ses parties, il reste encore une infinité de recherches à faire, principalement dans l'intérieur des grands continents, par rapport soit à la géographie, soit à l'ethnographie.

Toutefois, en joignant aux connaissances positives les inductions probables, nos moyens sont suffisants pour entreprendre de passer la revue du genre humain, et de classer systématiquement les populations si fortement contrastées qui occupent le globe.

Assurément, la recherche sur le caractère essentiel et l'origine des races, est une des plus intéressantes qui puissent exercer la sagacité du philosophe, de l'historien, et du naturaliste. Mais la solution en est difficile, d'autant plus qu'elle se complique avec d'autres questions également problématiques, et qui, de même, ont été traitées bien souvent sous l'influence d'une polémique passionnée. Quel était l'état primitif de l'homme? Quelle est la durée passée du genre humain? Depuis son existence, la surface du globe a-t-elle subi de grands changements, soit par des révolutions subites et violentes, soit par le refroidissement graduel de la température? Voilà des questions auxquelles il faut appliquer l'examen le plus calme et le plus impartial; et après avoir employé à les éclaircir tous les moyens que nos connaissances actuelles nous fournissent, les esprits les plus sages finiront peut-être par douter, et par avouer leur ignorance.

L'école de philosophie dominante dans le dix-huitième siècle, il faut l'avouer, n'avait pas cette circonspection. C'est pourquoi les découvertes importantes en fait de géographie, déjà faites de son temps, ne lui ont guère profité. Toute négative qu'était cette école, elle aimait mieux bâtir des systèmes en l'air, que de s'engager dans la carrière laborieuse des observations naturelles, et des études historiques et philologiques. Aussi ce siècle a-t-il vu éclore une foule de théories, sur l'état de nature, sur l'origine des langues, sur les commencements et la marche de la civilisation; théories sans base réelle, et qui ne nous avancent pas d'un seul pas, lorsque nous tâchons de pénétrer plus avant dans une antiquité inconnue.

Combien n'a-t-on pas raisonné et déraisonné sur l'influence du climat, non-seulement sur le physique de l'homme, mais sur ses qualités intellectuelles et morales, et même sur sa constitution sociale! Et comment caractérisait-on les climats! Le midi et le nord, le froid et le chaud. Voilà une distinction bien grossière pour une chose aussi complexe, aussi nuancée, et souvent aussi indéfinissable. Si l'on entend par climat l'ensemble de toutes les causes matérielles qui affectent directement ou indirectement les habitants d'un pays, il faudra convenir qu'elles peuvent produire des modifications très-sensibles sur leur tempérament et leur constitution corporelle. Mais il s'agit de constater, si ces causes sont suffisantes pour effacer le caractère distinctif d'une race, et pour y substituer un caractère différent.

Toutes les expériences qui ont été faites sur des colons transplantés en des climats fortement contrastés avec celui de la mère patrie, semblent décider cette question dans la négative. Les créoles Européens, dans toutes les parties du monde, ont conservé leur physionomie nationale. Dans la zone torride, leur teint s'est bruni: voilà tout, à moins qu'il n'y ait eu mélange de sang et croisement de races. Il est un genre d'expériences d'une date bien plus ancienne en faveur de la même conclusion: c'est le voisinage de peuples de races différentes, depuis des temps immémoriaux, où cependant la ligne de démarcation n'en est pas moins restée tranchée. Les Lapons sont voisins des Suédois; il est probable que leurs ancêtres ont anciennement habité plus vers le midi, et qu'ils ont occupé, si non la Scandinavie entière, au moins une grande partie. Les colons de race germanique, plus courageux et plus robustes que ce peuple faible et inoffensif, l'ont constamment repoussé vers les régions glaciales. Si les Lapons sont devenus ce qu'ils sont par l'effet du climat, les Suédois, en empiétant sur leur territoire, auraient risqué de se transformer en Lapons, ce qui pourtant n'est point arrivé.

En général, les défenseurs de l'unité généalogique prise à la lettre, par le même motif et dans le même système d'opinions, n'ont accordé au genre humain qu'une très-courte durée dans le passé. Il ont rendu par là leur thèse plus difficile à soutenir. Car il est naturel de présumer, qu'il a fallu l'action des mêmes causes physiques, accumulée pendant des milliers d'années, pour produire un caractère de race tellement permanent, que quelques siècles passés sous des influences contraires n'y ont opéré aucun changement, ou l'ont, tout au plus, légèrement effleuré. La force de cette objection serait cependant affaiblie, si l'on pouvait admettre la comparaison entre le genre humain et un individu, entre les âges du monde et ceux de la vie humaine. L'enfance est flexible en tout sens; l'homme adulte ne change plus. Ainsi la divergence des races aurait pu s'effectuer rapidement dans les premiers temps, quoiqu'elle soit devenue, plus tard, un caractère indélébile.

Il me paraîtrait hors de propos de traiter ici à fond cette controverse. Sans rien préjuger, j'ai seulement voulu définir les points principaux sur lesquels elle roule, et en donner une notice littéraire.

Pour la question qui nous occupe, il suffit que les races soient aussi anciennes que l'histoire, et cela est incontestable. Les témoignages les plus anciens nous décrivent l'Afrique intérieure comme le pays des hommes noirs. Sur des monuments égyptiens, qui datent de quinze cents ou de deux mille ans avant notre ère, on voit des portraits de nègres, parfaitement ressemblants à ceux d'aujourd'hui. Les Égyptiens y sont fortement contrastés avec cette race étrangère, soit par la couleur, soit par la taille, et surtout par le profil des têtes. Ils sont peints en rouge; mais il ne s'ensuit pas qu'ils aient appartenu à une race cuivrée. Il ne faut pas oublier que leur peinture était monochrome, et ne pouvait exprimer autrement la carnation rembrunie par l'effet d'un ciel brûlant.

Kinderverwaiſt: ſehnſüchtig begehret' er, Kinder zu ſchauen.
Alſo den Räthen vertraut' er das Reich: um der Ganga Herabkunft
Eiferig, ſtand viel Bußen er aus, an dem Fels Gokarnas;
Stand mit erhobenen Armen, umher fünf Feuer im Sommer
(Eins nach jeglicher Weltregion, und die Sonne das fünfte),
Schlief beim Froſt in dem Schnee, ohn' Obdach während der Regen,
Aß abwelkendes Laub, ſtets bändigend Sinnen und Seele.
Als Jahrtauſende nun in der furchtbaren Buße verfloßen,
Wurde geneigt ihm Brahma, der oberſte Herr der Geſchöpfe.
Jetzt, herwandelnd vom Himmel, umringt von den göttlichen Schaaren,
Naht' Allvater, und ſprach dieß Wort zu dem büßenden Herrſcher:
Siehe geneigt mich dir, o Bhagirathas! Wähle, du frommer
König, ein Segengeſchenk für die wohldurchbüßete Buße.
  Drauf antwortete jener dem Welt-Allvater, der hohe
Herrſcher Bhagirathas, demuthsvoll, mit gefalteten Händen:
  Wenn du geneigt, Hochheiliger, biſt; wenn Buße Gedeihn bringt:
Mögen des Sagaras Söhne von mir Trankopfer empfangen!
Sei der Beherzeten Aſche genetzt von den Fluten der Ganga.
Daß ſie, die Urgroßväter geſammt, in den Himmel hinaufgehn!
Schenk' auch Erben, o Herr! daß nicht abſterbe mir unſer
Stamm! Irvakus Geſchlechte verleih' ſolch herrlichen Segen!
  Aber der Welt-Allvater, des Königes Bitte vernehmend,
Redet' ihn an, holdſelig, mit ſanft wohllautender Stimme:
  Dein großherziger Wunſch, o Bhagirathas, Wagengeübter,
Sei dir gewährt! Neu ſchaffeſt du Heil Irvakus Geſchlechte.
Ganga, die älteſte Tochter des Himavan, aber zu tragen,
Muß erſt Sivas jedoch einwilligen. Wenn ſie herabfällt,
Wäre die Erde zu ſchwach, den gewaltigen Sturz zu beſtehen.

Sur ces mêmes monuments les nations asiatiques, vaincues par Sésostris, sont très-distinctement caractérisées. Il en est de même des figures sculptées sur les ruines de Persépolis, qui se rapportent à une époque moins ancienne. Lisez la description des Huns dans l'histoire de Jornandès: c'est un portrait vivant des Calmouques.

CHAPITRE V.

Caractère physiologique des Hindous.

Platon affirme que, depuis dix mille ans (mais glissons sur la chronologie, et disons, depuis des temps immémoriaux), les Égyptiens avaient figuré leurs dieux d'après le même type, et que leurs prêtres n'en permettaient pas la moindre altération. Si les Brahmanes ont suivi le même principe, comme il y a tout lieu de croire, nous pouvons espérer de retracer la physionomie hindoue à une époque fort ancienne. Quelques écrivains ont révoqué en doute, à tort ce me semble, la haute antiquité de ces rochers façonnés en temples, de ces montagnes creusées, de tous ces merveilleux monuments d'architecture dans l'Inde, dont la plupart n'ont attiré l'attention des voyageurs que depuis peu. Mais sous le point de vue dont nous les envisageons, la date inconnue de leur construction devient à peu près indifférente; car les sculptures qui s'y trouvent attachées, seront en tout cas des imitations de sculptures plus anciennes. Il n'importe guère non plus qu'elles représentent des sujets mythologiques ou historiques, puisque l'on sait que les nations ont généralement formé les dieux à leur image. Seulement dans l'enfance de l'art, où le type a été fixé, les artistes ont cru atteindre à l'idéal, en exagérant les traits qui passaient pour des beautés. Les petites idoles en bronze, destinées au culte domestique, sont, à leur tour, des copies réduites des statues adorées dans les temples. L'on peut donc, dans des ouvrages modernes de l'art, contempler l'ancien type de la physionomie nationale. Je parle toujours des idoles provenant de l'Inde proprement dite. Dans l'île de Java les divinités brahmaniques, par complaisance pour leur nouveaux adorateurs, ont souvent adopté la physionomie malaie, comme le prouve la collection très-curieuse d'originaux, rapportée par feu Sir Stamford Raffles. Les idoles de l'Asie centrale, où tant de sujets mythologiques originairement indiens ont été introduits par les Bouddhistes, sont devenues Mongoles, et horriblement enlaidies.

Les peintres hindous imitent la nature avec tant de fidélité, et même avec une naïveté si spirituelle et si pleine d'expression, qu'on peut très-bien, moyennant leurs portraits, se former une idée juste de la physionomie nationale, sans avoir été dans le pays; et cette physionomie est la même que l'on reconnaît déjà dans les plus anciens ouvrages de l'art. Le visage d'une forme ovale, le front élevé et dominant les parties inférieures; les pommettes des joues effacées; les yeux placés horizontalement, grands, quoique voilés par d'épaisses paupières bordées de longs cils, et surtout bien fendus; un nez saillant et souvent aquilin, dont l'arête est bien marquée, les ailes rapprochées et s'élargissant peu, l'ouverture des narines tournée vers en bas; les deux rangées de dents placées verticalement l'une au dessus de l'autre; la bouche petite, délicatement tracée, et bordée de lèvres modiquement gonflées; le menton arrondi; enfin, des cheveux noirs, longs, soyeux et ondoyants, mais non crépus; chez les hommes à l'age viril, une barbe touffue qui, si elle n'est pas coupée, pousse jusqu'à une grande longueur; ajoutez à cela une taille svelte, surtout chez les femmes, une belle proportion entre la hauteur des jambes et des cuisses, et la partie du corps comprise entre les épaules et les hanches; des mains et des pieds d'une élégance remarquable: tels sont les traits qui rangent les Hindous incontestablement dans la race d'hommes à laquelle appartiennent les Persans, les Arabes, les habitants de l'Asie antérieure, et de l'Europe; tels sont les traits qui, d'autre part, les séparent de leurs voisins vers le nord, l'orient et le midi; des Tibétains, des Mongoles, des Pégouans, des Siamois et des Chinois, enfin des Malais et des autres tribus qui peuplent l'Archipel indien et l'Océanique.

Ceux qui n'ont pas fait une étude particulière de ces matières, objecteront peut-être que, de cette façon, les Hindous seraient classés dans la race blanche, tandis qu'ils sont noirs. En effet, ce sont des locutions populaires et familièrement employées: les sujets noirs de S. M. Britannique à Calcutta; et à Madras la ville noire, c'est-à-dire le quartier habité exclusivement par les indigènes. Mais, à parler exactement, les Hindous ne sont pas noirs comme les nègres; ils sont seulement très-basanés; et cette teinte foncée varie beaucoup selon les provinces qu'ils habitent, le genre de vie qu'ils mènent, les classes sociales, et les sexes. On a remarqué que les Brahmanes du Malabar, d'un des pays les plus chauds de l'Inde, ont conservé une teinte fort claire. Dans la partie septentrionale les femmes d'un rang supérieur, qui ne sont jamais halées par le soleil, brillent même, si l'on peut s'en fier aux portraits, d'un bel incarnat, et ne sont pas plus brunettes que les beautés de l'Europe méridionale. En général, la couleur de la race blanche, qu'il faudrait plutôt, pour s'exprimer avec exactitude, appeler la race à peau transparente, est infiniment plus sujette à se modifier, tant par l'effet d'une chaleur passagère que par l'action constante du climat, que ne l'est la couleur des autres races, noire, cuivrée, jaune, et brune ou olivâtre. D'ailleurs, la couleur est un caractère trop superficiel pour servir à classifier les races. Ce n'est que la dernière ramification des phénomènes produits par la diversité de l'organisation intérieure. Vainement un philosophe célèbre, *Kant*, a-t-il essayé de faire de la couleur le caractère essentiel, et de ramener les races, classées d'après ce principe, *à priori* à l'unité primitive. Il a été réfuté victorieusement par *George Forster*, le jeune compagnon de Cook dans son second voyage autour du monde. C'est *Blumenbach*, le Nestor de nos naturalistes qui a fait les recherches les plus profondes et les plus scientifiques sur ces variétés dans l'espèce humaine, et qui, en même temps, a mis le plus de circonspection dans l'énoncé des résultats. Blumenbach prend avec raison pour base de la distinction des races, la structure et les dimensions du crâne, et son agencement aux vertèbres du cou. Car il est évident que la forme du crâne même, qui ne se durcit que graduellement dans l'embryon et l'enfant nouveau né, est déterminée par le développement du cerveau, de cet organe matériel de la pensée; ensuite la partie osseuse de la tête détermine, à son tour, la figure, la position, et les proportions des parties charnues. Or le visage est le siége visible de l'humanité: c'est là où l'activité de toutes les facultés intellectuelles trouve une expression. C'est, comme Cicéron l'a si bien remarqué, le caractère distinctif de l'homme, et qui, même dans son apparence extérieure, le place à une distance infinie de toutes les espèces animales. Blumenbach a formé le premier une riche collection de crânes, provenant de toutes les parties du globe et d'un grand nombre de nations. En combinant la forme du crâne avec les autres différences physiologiques, il divise le genre humain en cinq races principales. Il range les

Hindous dans celle que j'ai désignée auparavant, et qu'il appelle la race caucasienne; tant à cause de la position centrale de cette chaîne de montagnes, que parce que sur son revers méridional, en Géorgie et en Circassie, le type de la race se trouve dans une rare perfection. La dénomination pourrait paraître arbitraire; mais peu importe, pourvu que la classification soit juste.

La décision du grand naturaliste est pleinement confirmée par le résultat des recherches sur l'affiliation des langues, dont je parlerai bientôt.

Mais ici s'élève une nouvelle question: les Hindous sont-ils de race pure ou mixte? On a contesté, en effet, aux anciens Hindous la pureté de leur sang dont ils sont si fiers; on a étayé cette thèse par la division en castes, et par la condition servile où se trouve la dernière des quatre, celle des *Soudras*. Une telle dégradation de la grande masse du peuple, disait-on, n'a pu s'introduire qu'à la suite d'une conquête. Les deux ou même les trois castes supérieures seraient donc, dans cette supposition, la postérité des conquérants; et les deux castes inférieures, où la quatrième seulement, seraient les descendants du peuple subjugué. Cependant l'histoire nous offre en foule des exemples d'inégalités tout aussi choquantes, et qui néanmoins se sont introduites par des changements graduels et intérieurs dans l'ordre social, sans bouleversement subit et violent. En Europe le servage, l'état du laboureur attaché à la glebe, a existé pendant le moyen age, non-seulement dans les provinces anciennement romaines, où l'on pourrait le rapporter à la conquête, mais dans des pays dont la population est incontestablement homogène. C'est la nature qu'il faut accuser en premier lieu de l'inégalité parmi les hommes, puisque les individus naissent très-inégalement doués de facultés physiques et morales. Dans la formation de la société des hommes intelligents, courageux, actifs, persévérants, ont obtenu des avantages, parce qu'ils se rendaient utiles ou même nécessaires à leurs concitoyens; ils ont ensuite usurpé des priviléges; leurs descendants, placés dans une situation avantageuse, n'ont plus eu besoin de la même énergie pour s'y maintenir; et la classe opprimée a fini par se résigner à sa situation, comme à un arrêt de la destinée, surtout lorsque quelque opinion religieuse s'y joignait. Cela suffit pour faire concevoir comment la division par castes, et la dégradation de la dernière, a pu naître au sein d'une même nation. Mais la nature de la langue sanscrite, et son ancienne universalité dans tout le nord de l'Inde, fournit une preuve positive de la pureté du sang Hindou.

CHAPITRE VI.

Sauvages indigènes de l'Inde.

Quoique, par les raisons que je viens de développer, nous ne saurions admettre que la nation des Hindous se soit formée par la fusion de deux peuples, appartenant à des familles et peut-être à des races différentes, d'un peuple conquérant et d'un peuple subjugué; il paraît que leurs ancêtres n'ont point été les premiers occupants du pays; qu'ils y ont déjà trouvé des habitants plus anciennement indigènes. Il existe encore aujourd'hui, dans l'Inde septentrionale, dans quelques districts montueux où la nature oppose de grands obstacles au défrichement et à la culture des terres, des tribus de chasseurs sauvages. Sans culte régulier, n'ayant pour toute religion que quelques superstitions confuses, ne reconnaissant nullement la loi brahmanique, ils vivent du produit de la chasse, ou de racines et de fruits sauvages; ils mangent même les viandes les plus impures. Presque nus, mais armés de flèches, de lances et de massues, ils sortent de temps en temps de leurs repaires inaccessibles, et commettent des déprédations chez leurs voisins dans la plaine. Pour acheter la sécurité, les Anglais, tout puissants qu'ils sont, ont quelquefois consenti à payer de petites pensions à leurs chefs, ce qui cependant est un tribut déguisé sous un autre nom. Le besoin de se procurer certaines denrées qui leur manquent, par exemple du sel, a pu seul engager ces sauvages à faire un petit trafic d'échange. Ces premiers rudiments de la civilisation leur auront été communiqués par des aventuriers hindous, expulsés de leur caste. Tels sont les Bhils dans les provinces de Malva et de Candeish, les Coulies dans le Guzerate, les Gondes en Gundvâna, et les Coukies, au de-là du Gange, dans la chaîne de montagnes qui borde le district de Chittagong. 7) On trouve des détails sur leurs mœurs et sur leur manière de vivre dans les Recherches Asiatiques, et tant d'autres descriptions de l'Inde dont nous sommes redevables aux observateurs anglais. Sir John Malcolm a tracé un tableau fort intéressant des Bhils (*Bheels*). Ces peuplades appartiennent à une race totalement différente de celle des Hindous. Ils sont noirs en effet, et leur front applati, leur chevelure laineuse, leur nez écrasé, leur figure et leur taille, les caractérisent comme des nègres asiatiques.

Il n'est aucunement probable que des sauvages mal armés, et comparativement peu nombreux, aient pu pénétrer jusqu'au centre du pays, après qu'il eut été cultivé, peuplé, et défendu par une nation exercée aux arts de la paix et de la guerre. Il faut donc admettre que les Hindous, en arrivant à une époque inconnue, auront déjà trouvé une population d'indigènes, population faible, sans doute, comme l'est toujours celle des

---

7) Plusieurs de ces tribus semblent avoir porté le même nom depuis nombre de siècles. Hémachandra, auteur du 12e siècle, nomme les Bhils (*Bhilla*) dans son dictionnaire. Amara-Sinha, lexicographe bien plus ancien, nomme une espèce de sauvages *Poulindas*. Ptolemée les connait, et leur donne l'épithète *ἀγριοφάγοι*. Je ne retrouve les Poulindas dans aucune description moderne de l'Inde.

peuples chasseurs, disséminée dans les vastes forêts primitives; qu'ils l'auront repoussée dans les montagnes, ou refoulée vers le midi. Il résulte également de leur existence actuelle, que les colons de race hindoue n'ont pas fait une guerre d'extermination à des voisins aussi incommodes; qu'ils ne les ont pas non plus convertis par la force, ni réduits en esclavage: deux choses qui, d'ordinaire, se suivent de près. Les tribus restées dans le nord ont fini par être complétement isolées et enclavées dans les états policés. Je ne m'étonne pas que les broussailles stériles et les forêts de Gundvâna leur aient offert un refuge; mais il s'en trouve une peuplade qui ne porte pas de nom particulier, sur les montagnes de Rajamahal, dans le district de Boglipore. Des sauvages près des rives du Gange, au centre d'un des pays les plus fertiles, les plus peuplés, et les mieux cultivés de la terre! Voilà un fait bien remarquable.

Beaucoup de faits de l'histoire ancienne et moderne semblent prouver qu'il existe des différences indestructibles dans les dispositions naturelles des races humaines: qu'il y a eu des peuples sages et inventifs, qui se sont humanisés spontanément, ou n'ont jamais été sauvages; d'autres peuples dociles, et capables de se former par l'instruction législative et industrielle que les premiers leur apportaient; et enfin, des peuples qui repoussent tout ordre social mieux réglé comme une gêne insupportable. Le contact de la civili-

Keinem, o König, geläng' es gewiß, wie dem Dreizackführer.
Als er geſprochen das Wort, und erklärt ſein Wollen der Ganga,
Kehrte gen Himmel der Schöpfer der Welt mit den göttlichen Schaaren.

Aber Bhagirathas nun hub an auf's neue die Büßung,
Ließ in den Boden der Erd' einwurzeln die vorderſte Fußzeh;
Beide die Arme geſtreckt, ſchlaflos, von der Luft ſich ernährend,
Stand er, die Nacht wie den Tag, ſtarr, Baumſtamm-ähnlich, ein Jahr lang.
Als voll wurde das Jahr mit den kreiſenden Monaten, red'te
Sivas ihn an, Er, Uma's Gemahl, der Lebendigen Pfleger:
Siehe geneigt mich dir: was ſoll ich, o Held, dir gewähren?
Und der geprieſene König, Bhagirathas, ſagte dagegen:
Trage die Ganga, o Herr! Nimm auf der entſtürzenden Andrang!
Auf die vernommene Red' antwortete ferner der Gott ihm:
Sei es! Ich will dem Geſuch einwilligen, will mit dem Haupte
Jen' aufnehmen, die Tochter des Königes aller Gebirge.
Sprach's, und erſtieg, der Gebieter, des Himavan Gipfel, und ſagte:
„Falle herab!" zu der Ganga, der himmelumwallenden Stromflut.
Auf das vernommene Wort ward grimmvoll Ganga gemuthet.
Rieſengeſtalt annehmend, und kaum aushaltbare Schnelle,
Stürzte ſie jetzt vom Himmel herab zu dem Haupte des Sivas.
Denn ſie gedachte, die Göttin, die ſchwer zu ertragende Ganga:
Bis in die Höll' eindring' ich, mit meinem Gewog' ihn erfaßend.
Als er den Trotz wahrnahm, ward grimmvoll Sivas, und hegte
Heimlichen Rath, ſie zu fangen, der Gott mit geaugeter Stirne.
Jene, die heilige, fiel auf Sankaras heilige Scheitel.
Gleich dort ward ſie beſtrickt im Geflecht langlockiges Haares,
Aehnlich den waldigen Höhen des Himavan: nimmer und nimmer
Konnte, mit Macht anſtrebend, hinab ſie gelangen zur Erde;

sation semble même leur devenir pernicieux, parce qu'ils n'en saisissent que le mauvais côté. C'est ainsi que les indigènes de l'Amérique septentrionale n'ont rien appris des Européens que l'usage des armes à feu et de l'eau de vie. Constamment refoulés dans l'intérieur, à mesure que les colons défrichent le pays, ils ont déjà fort diminué, et il est à prévoir qu'ils s'éteindront entièrement.

Un témoignage qu'on doit regarder comme historique, quoiqu'il se trouve dans un poëme merveilleux, vient à l'appui de ce que j'ai dit sur l'ancien établissement de ces tribus de chasseurs dans l'Inde. Le Râmâyana place au midi du royaume d'Ayodhya, sur le Gange au-dessus de son confluent avec le Yamouna, un roi des chasseurs, des *Nishâdas*. Il est le vassal du roi d'Ayodhya, le gardien de sa frontière, et l'ami du héros Râma. Il reçoit hospitalièrement celui-ci et son frère cadet: mais il ne peut leur offrir que des viandes fraîches et séchées, des fruits et des racines sauvages, »parce que,« dit-il expressément, »il n'y a pas d'agriculture dans mon domaine.« Ce chef des chasseurs leur sert ensuite de guide à travers les vastes forêts situées vers le midi.

Il est à remarquer que ce terme de *Nishâda*, chasseur, étant injurieux chez les Hindous, est appliqué aussi aux individus réprouvés et expulsés de toutes les castes, et à leurs descendants, dont le nom propre est *Chandâla*. En Europe on les appelle *Parias;* c'est un nom moderne, usité seulement sur la côte du Malabar. Ils ont cela de commun avec les tribus sauvages, qu'ils se nourissent en partie de la chasse, et mangent des viandes impures. Mais le mot Chandâla n'est jamais appliqué aux Nishâdas : il est clair que ceux-ci sont des peuples originairement chasseurs.

Ce même Râmâyana, le plus ancien poëme épique en langue sanscrite, nous fait connaître dans le nord un nombre de royaumes florissants, très-populeux, et parfaitement policés. Au contraire, vers le midi que Râma parcourt dans son exil jusqu'à l'extrémité de la péninsule, tout est encore inculte. Les forêts impénétrables ne sont peuplées que de tigres, d'ours, d'éléphants, de buffles, de sangliers, d'antilopes, et d'innombrables troupeaux de singes. Par-ci par-là seulement le héros rencontre les hermitages de quelques pieux anachorètes. Voilà encore des traits historiques. Ces hermites, entourés de leurs disciples, sont des missionnaires; la tradition nomme *Agastya*, qui joue personnellement un rôle dans le Râmâayna, comme celui qui le premier aurait propagé dans le midi la foi et la loi brahmaniques.

J'ai soutenu que la race hindoue dans le nord était anciennement restée pure; depuis huit siècles les invasions ont pu amener quelque mélange de sang parmi ceux qui sont devenus Mahométans, car les autres se marient toujours entre eux; mais cela est peu considérable. J'ai avancé la conjecture, qu'une partie des habitants primitifs aurait été refoulée vers le midi par les colons de race hindoue. Dans la péninsule on ne trouve point de ces peuplades enclavées, restées indépendantes et sauvages. Mais, en revanche, une fusion de deux peuples de race différente pourrait bien y avoir eu lieu, à la suite de la conversion et de colonies arrivées du nord. Tout cela se rapporte à des temps fort anciens et antérieurs à l'histoire, puisque les géographes grecs indiquent déjà des noms sanscrits sur ces côtes, et même dans l'île de Ceylon.

Je pense que l'examen approfondi des langues modernes, qui se parlent aujourd'hui dans les diverses parties de l'Inde, changera cette hypothèse en certitude. Dans les dialectes populaires du nord, tels que le Bengâli et le Hindoustanique, la langue classique forme la base. Ce sont des mots sanscrits, peu ou point altérés, qui ont seulement perdu leurs inflexions; les mots étrangers, persans, arabes, ou autres, sont proportionnellement en petit nombre. Dans les idiomes du midi c'est le contraire: le fond est essentiellement différent; le mélange de mots sanscrits s'y est introduit par l'influence du culte et de la littérature. Des travaux de grammaire et de lexicographie ont déjà été faits, principalement par les missionnaires chrétiens, sur la langue du Carnatic, sur le Telinga, et le Tamoul. Mais les langues des tribus sauvages du nord restent à examiner. Il serait curieux de constater, si elles sont identiques ou non, pour le fond et la forme, avec les idiomes que je viens de nommer; et si, dans le premier cas, la langue mère commune est répandue au de-là de l'Inde, par exemple, dans le grand Archipel. Ce n'est pas chose facile d'acquérir une connaissance exacte de langues qui n'ont jamais été écrites. On pourra se procurer des vocabulaires; mais la construction est l'essentiel; et pour l'apprendre il faudrait se résoudre à habiter longtemps chez ces barbares.

CHAPITRE VII.

L'analyse comparée des langues appliquée à l'histoire.

Nous avons défini la race des Hindous: nous avons vu que, quoique placés à l'extrémité de la ligne, ils appartiennent à celle qu'on est en droit d'appeler la plus noble, puisqu'elle s'est illustrée dans l'histoire plus que toutes les autres prises ensemble, par les perfectionnements de l'ordre social; par les inventions utiles et les découvertes scientifiques; enfin, par des productions intellectuelles qui portent le sceau du génie, dans la philosophie, la poésie, l'éloquence et les beaux-arts. Nous déterminerons maintenant la famille de peuples dont ils sont une partie intégrante, en nous laissant guider dans cette recherche par l'étude comparée des langues.

On peut dire que cette étude, traitée méthodiquement, est une science toute de nouvelle création; et il est à présumer, qu'à cause de cela même, elle n'est pas encore appréciée par tout le monde à sa juste valeur.

L'étymologie est mal famée, comme une science futile, arbitraire dans ses procédés, équivoque, incertaine ou manifestement erronée dans ses résultats qui, lors même qu'ils seraient certains, ne paraîtraient que des minuties oiseuses.

Je ne disconviens point que l'analyse comparée des langues ne soit une espèce d'étymologie: néanmoins, j'espère la délivrer de cet opprobre, et lui revendiquer sa dignité.

Il faut que le danger de faire fausse route dans ce labyrinthe soit bien grand, et l'attrait de s'y engager, bien puissant; puisque nous voyons que des hommes savants, et d'un esprit distingué, ont été fort malheureux en fait d'étymologie, et ont mis en avant des hypothèses chimériques et même ridicules. C'est qu'ils n'avaient point le fil d'Ariane; qu'ils manquaient de principes qui les dirigeassent dans leur marche; et qu'ils ne s'étaient pas rendu compte assez clairement de la nature de leur entreprise.

Il y a trois genres d'étymologie bien distincts, quoiqu'ils aient été souvent confondus mal à propos: l'étymologie grammaticale, historique, et philosophique.

L'étymologie grammaticale explique la dérivation des mots dans le sein de la langue même; l'étymologie historique dérive une langue moderne d'une ou de plusieurs langues plus anciennes; l'étymologie philosophique enfin prétend remonter à l'origine absolue des langues, en expliquant leur formation par les lois, d'après lesquelles doit avoir agi la faculté générale du langage, inhérente à la nature humaine.

Je ne m'arrête point à cette dernière, parce qu'elle n'a rien de commun avec nos recherches actuelles; et je puis me dispenser de motiver mon scepticisme à l'égard de la possibilité d'une pareille science.

L'étymologie grammaticale est facile et parfaitement démontrable dans la sphère des analogies; c'est à dire, lorsqu'il existe des séries de mots, ou du moins quelques-uns, dérivés d'autres mots de la même langue, d'après la même méthode, et avec la même modification du sens. Elles devient hypothétique lorsque ces analogies disparaissent. Les étymologistes de cette classe souvent n'ont pas fait cette distinction; en général, ils ont manqué de méthode. Ils devaient d'abord fixer le système dérivatif de la langue qu'ils analysaient: c'st à dire, déterminer les changements qui s'opèrent dans les éléments d'un mot, afin de le faire passer à une autre catégorie grammaticale; les lettres ou syllabes qui y sont jointes, et la manière dont elles sont agencées. Or les grammairiens grecs et latins n'ont jamais tenté cette entreprise; ils ne se sont pas même doutés qu'elle fût possible. Mais le défaut principal des étymologistes anciens et modernes, c'est de n'avoir pas su s'arrêter à temps. Il existe des mots qui se refusent à toute analyse ultérieure, et auxquels il ne faut pas faire violence. On a voulu tout dériver : et de quoi? De rien. Il suffit de parcourir l'ouvrage de Varron sur la langue latine pour se faire une idée de la confusion qui en résulte. Ce sont les atomes d'Épicure qui se meuvent au hasard. Des dérivations sans terme finissent inévitablement par tourner en cercle, et tel mot pourra devenir le père de son trisaïeul.

Ces étymologistes infatigables ont oublié dans l'objet de leur recherche deux grandes catégories, la forme et la matière. La forme des langues qui en ont une (car il y a des langues presque informes) consiste dans les inflexions des noms et des verbes, les affixes et préfixes, les modes de la dérivation et de la composition, enfin, l'arrangement des mots pour les combiner en phrases. La matière, ce sont les racines. La notion des racines, méconnue par les grammairiens de l'occident, a été cultivée de préférence par ceux de l'Asie. Dans l'hébreu, l'arabe et le sanscrit, les verbes simples et primitifs sont également considérés comme les seules racines. Le caractère constitutif est donc le même, quoique le nombre et la qualité des éléments qui peuvent ou doivent entrer dans une racine, soient différemment déterminés dans chacune de ces langues. Le principe que tout doit être dérivé des racines, a été suivi peut-être trop rigoureusement; car il se pourrait qu'il existât des dérivés de racines perdues, et que des mots, appartenant à quelque langue étrangère, eussent été introduits; ce qui est arrivé même aux langues les plus pures.

Je passe à l'étymologie historique. Elle est en général facile, et marche d'un pas assuré, lorsque la formation récente de la langue dont il s'agit est constatée, qu'on peut en fixer l'époque, et que les langues dont la fusion y a concouru, sont également connues. Tels sont les principaux idiomes répandus dans l'occident de l'Europe, les langues romanes et l'anglais. Néanmoins les etymologistes y ont souvent échoué, parce qu'ils ont mieux aimé se livrer à des conjectures que de consulter les anciens documents écrits; et qu'ils ont pris les mots isolément, au lieu d'embrasser la totalité, et de commencer par l'investigation des lois générales qui ont présidé à la nouvelle formation.

Mais l'étymologie historique a été appliquée aussi à des langues dont l'origine se perd dans la nuit des temps. C'est ainsi qu'on a voulu dériver le latin du grec. Voyez l'ouvrage d'un grand philologue, le dictionnaire latin de Gerhard Vossius: vous y trouverez en foule des exemples de toutes les erreurs où l'on peut tomber en ce genre. De quel droit prétendait-il dériver le latin du grec? L'histoire et la tradition attestent, aurait répondu Vossius, que les grecs ont fondé beaucoup de colonies en Italie. Oui: mais les colonies qui remontent aux temps mythologiques, sont manifestement fausses, et n'ont été imaginées que fort tard. Les colonies vraiment historiques en Sicile et sur les côtes de l'Italie inférieure, n'ont pu produire un changement universel et fondamental dans les idiomes du pays. On parlait grec et osque, l'un à côté de l'autre, et l'influence mutuelle s'est bornée à quelques communications de détail. Nous possédons des écrits en langue grecque d'une date bien plus ancienne qu'en langue latine. Cela est vrai encore: mais c'est le hasard qui nous a conservé le texte d'Homère, sauf les altérations qu'il a subies; et un hasard contraire a fait périr les lois de Numa. Les conformités du latin avec le grec ressortent de la manière la plus frappante, lorsque on le confronte avec le dialecte éolien: c'est Quintilien qui le premier a fait cette remarque judicieuse. Or le dialecte éolien est celui où les formes primitives se sont le mieux conservées. Ce dialecte nous retrace dans la prononciation, dans les inflexions, et souvent dans les mots, ce qui était suranné et tombé en désuétude dans le style classique qui s'est fixé d'après les modèles athéniens.

On aurait donc, avec un droit égal au moins, pu entreprendre de dériver le grec du latin. Mais la véritable relation entre ces deux langues n'est pas celle de mère et de fille; ce sont des langues sœurs.

Les mêmes observations s'appliquent aux tentatives faites par plusieurs savants de dériver les langues germaniques du latin et du grec. Les Germains n'ont jamais été subjugués par les Romains; ils n'ont été mis en contact que fort tard avec les provinces occidentales de l'empire; plus tard encore avec les provinces orientales, où la langue grecque était devenue dominante. Le voisinage, le commerce, le service militaire dans les légions, enfin et surtout, la conversion à la religion chrétienne, ont introduit un certain nombre de mots grecs et latins dans les langues germaniques; mais ces mots n'en affectent nullement le fond, et sont faciles à reconnaître. Le vin et la rose portent un nom latin d'un bout de l'Europe à l'autre; c'est que le mot est venu avec la chose. Mais, certes, les Germains n'ont pas consulté les Romains pour savoir comment il fallait appeler père et mère, frère et sœur; ni comment il fallait compter un, deux, trois, et ainsi du reste.

L'origine de toutes ces langues est inconnue; elles ont des racines profondes dans une antiquité antérieure à l'histoire. C'est donc un préjugé, un point de vue individuel, qui a engagé les savants à donner la préférence à l'une sur l'autre comme source étymologique. Cela me rappelle un enfant qui, ayant appris le français avant le latin, chaque fois qu'il rencontrait dans cette dernière langue un mot dont la ressemblance le frappait, s'écria: Ah, cela vient surement du français!

Il y avait donc au fond de ces essais étymologiques un aperçu vrai; mais la route qu'on suivait, et les conséquences qu'on tirait des conformités remarquées, étaient fausses. C'étaient des lueurs éparses, que l'on ne savait pas réunir en un seul faisceau de lumière, parce que des nuages

Auch kein Ausweg zeigte ſich ihr von den Flechtengewinden.
Alſo der Jahr' Unzahl in des Haars labyrinthiſchen Gängen
Irrte die Göttin umher. Dieß ſahe Bhagirathas, wandte
Wieder zur Bußqual ſich, und befriediget wurde der Gott nun.
Frei ließ Sivas die Ganga hinab ſich ergießen in Vindu's
See: der entlaßenen Schooß ausſendete ſieben der Ströme.
Hladini, Pavani auch, dann Nalini ferner, die dreie
Wandelten oſtwärts hin, heilflutende Adern der Ganga.
Sita, Sucharus ſodann, und der mächtige Sindhus, die Dreie
Wandelten hin zu der Weſtregion, glückſelige Waßer.
Endlich der ſiebente zog dem Bhagirathas nach von den Strömen.
Jener, der fürſtliche Weiſe, beſtieg ſein ſtrahlend Geſchirr jetzt:
Wie er voranſchritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden.
Erſt von dem Himmel zur Scheitel des Sankaras, dann zu der Erde
Stürzte ſie nieder, die laut auftoſende Flut katarakte.
Rings von den Schwärmen der Fiſche zugleich, Schildkröten, Delphinen,
Fallenden oder geſallnen, erſchien buntfarbig die Erde.
Aber die himmliſchen Weiſen, Gandharven und Genien alle
Lockte das Schauſpiel her, aus ihren ätheriſchen Sitzen.
Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt, Elephanten und Roßen,
Oder in ſchwankender Sänften Umſchirmungen, kamen die Götter,
Dieß Weltwunder begierig zu ſchaun, die Herabkunſt Ganga's.
Um den erlauchten Verein ſchien hell von des Edelgeſchmeides
Funkeln der Himmel, entwölkt, als leuchteten hundert der Sonnen.
Von der Delphin' und der Fiſche Geſchwärm, Krokodilen und Schlangen
Ward durchblitzet die Luft; und der hochaufbrauſenden Schäume
Schwingungen, tauſenderlei ſich begegnende, deckten den Himmel,
Wie in der Schwül' ausziehn weißwolkige Schaaren der Schwäne.
Hier jetzt raſch hinwallte die Flut, dort wand ſie ſich krümmend,

épais interceptaient encore à notre vue le point central, d'où tous ces rayons partent dans des directions divergentes. La connaissance du sanscrit, acquise depuis moins d'un demi-siècle, a dissipé ces ténèbres. S'il est vrai ce que disait un grand philosophe, qui en même temps était un érudit d'un vaste savoir, Leibnitz, »que rien ne jette un plus grand jour sur l'origine cachée des peuples que la comparaison des langues;« (et cela est d'une vérité évidente,) j'ose affirmer que cette découverte, réservée à nos jours, fait époque dans les recherches sur l'antiquité, et même sur l'histoire primitive du genre humain. Qui aurait pu imaginer d'avance qu'on trouverait sur les rives du Gange une langue ancienne, décelant encore, par des traits caractéristiques, une communauté d'origine avec des idiomes qui se parlent sur les confins de la mer glaciale, en Scandinavie et en Islande?

Cette découverte peut se comparer à une autre de la même importance, faite dernièrement dans l'histoire naturelle: je veux parler de l'anatomie des espèces animales, qui n'existent plus, qui appartiennent à une autre époque de la création terrestre, et qu'on a nommées antédiluviennes, dans la supposition qu'elles auraient péri dans une catastrophe violente de notre globe. De tout temps on a trouvé des ossements fossiles, mais sans y faire attention; quelquefois l'on y a rattaché des contes puérils; quand ils frappaient par leurs dimensions colossales, ils passaient dans l'opinion populaire pour des squelettes de géants. Mais aussitôt que l'œil observateur du génie scientifique se fut dirigé de ce côté, les découvertes se multiplièrent, et devinrent suffisantes pour déterminer les caractères anatomiques, par lesquels les espèces perdues se rapprochent en même temps et se distinguent des espèces les plus analogues parmi celles qui existent encore. L'art fut enseigné de refaire le corps entier, moyennant quelques membres épars; de dessiner même sur le squelette le contour extérieur de l'animal; de faire ainsi des portraits d'originaux qui avaient appartenu à un autre âge du monde, et de ressusciter, non-seulement pour la science, mais pour l'imagination, une création anéantie.

De même, on avait remarqué depuis longtemps quelques ressemblances isolées et superficielles entre des langues auxquelles on ne connaissait aucun lien historique. Mais on se bornait à un étonnement stérile, ou, si l'on essayait d'expliquer ce phénomène, on mettait en avant de fausses hypothèses. La connaissance du sanscrit mit un terme à ce tâtonnement. Cette langue, cultivée au plus haut point, et fixée dans une antiquité éloignée, appartenant à une nation de l'Asie méridionale, placée hors de la sphère de notre histoire ancienne: cette langue, dis-je, offrit au premier abord tant de coïncidences avec toutes les autres langues déjà connues de la même famille, que cela provoqua un examen plus approfondi. On apprit à discerner les analogies déguisées par des dissemblances à la surface; à les découvrir surtout dans ces portions déliées de la structure des langues qui ressemblent à la ramification des veines et des nerfs dans le corps animal. Sans doute, la grammaire usuelle est chargée d'expliquer le mécanisme de chaque langue dont elle s'occupe spécialement; mais elle le fait uniquement dans un but d'utilité pratique; elle ne considère les formes existantes et légitimées par l'usage, que comme un moyen d'exprimer correctement et intelligiblement sa pensée. L'analyse comparée des langues doit aussi commencer par la grammaire, et non pas par des vocabulaires. Mais c'est une grammaire d'un ordre supérieur; elle doit devenir historique, autant que cela est possible, en suivant l'ordre inverse des temps; elle doit distinguer dans les changements qui se sont opérés au sein d'une même langue à diverses époques, les perturbations accidentelles, des lois d'un développement organique. La connaissance de ces lois, et l'analogie des langues, lui fournissent les moyens de remonter à une époque antérieure aux documents écrits, de deviner un type ancien plus original, et de s'approcher ainsi de l'identité primitive des langues issues d'une même souche.

Les travaux que je viens de décrire, jusqu'ici n'ont été qu'ébauchés; les exagérations et les théories arbitraires ne nous manquent pas non plus; mais en général on est dans la bonne voie.

Les langues dont le droit d'être rangées dans la même famille est déjà suffisamment constaté, sont: le sanscrit, le persan, le grec, et le latin, les langues germaniques, lettiques, et esclavonnes.

Cette grande affiliation serait moins surprenante, elle cesserait même entièrement de l'être, si l'on pouvait se flatter de ramener à une langue mère, commune au genre humain, toutes celles qui se parlent encore aujourd'hui dans les différentes parties du globe, et les langues éteintes dont il nous reste quelques vestiges. Mais cela est impossible; impossible, dis-je, par des moyens raisonnables, que puisse avouer une saine critique. Non-seulement les langues des races différentes sont entièrement hétérogènes, et n'ont rien de commun entre elles, soit pour la matière, soit pour la forme, que ce qu'exige le besoin de se faire comprendre par ses semblables; mais dans la même race on distingue plusieurs familles de langues, aussi étrangères l'une à l'autre par leur système grammatical et la masse des mots, que les membres d'une même famille sont étroitement liés entre eux. Depuis longtemps les orientalistes ont reconnu l'affinité mutuelle de l'hebreu, du chaldéen, du syriaque et de l'arabe, et les ont compris sous le nom général de langues sémitiques ou araméennes. Elles sont à part de la famille indo-germanique. Aucun tour de force étymologique ne peut les ramener à une origine commune: les vains efforts des hellénistes hébraïsants sont condamnés pour toujours. Les langues sémitiques, moins parfaites d'ailleurs, ont été moins instructives pour l'étude comparée des langues, que celles qui nous occupent, parce qu'elles étaient circonscrites dans un cercle beaucoup plus étroit, avant que la langue arabe eût fait fortune par la propagation de l'Islamisme.

La comparaison entre les langues d'une même famille, pour être méthodique, doit commencer par ce qu'il y de plus subtil, et néanmoins de plus essentiel: par les formes grammaticales qui se retrouvent partout, sans avoir nulle part une existence indépendante; la déclinaison des noms substantifs et adjectifs; la conjugaison des verbes; certains mots élémentaires, d'une signification vague et peu spécifiée, mais d'un emploi continuel, tels que les pronoms, les prépositions, et autres particules, et le verbe substantif; enfin, les noms de quelques idées pour lesquelles la société même la plus inculte ne saurait se passer d'expressions, tels que les nombres primaires et les plus proches dégrés de parenté. On passera ensuite aux racines, et on reservera les mots dérivés pour la fin. Comme la doctrine des racines n'a point été appliquée à toutes ces langues, il faudra imiter la méthode des grammairiens indiens, et dépouiller les verbes primitifs de leurs accessoires, et des modifications qu'ils recoivent par la conjugaison, pour en retrouver le véritable thème qui sert de base à toutes les inflexions et formations dérivées.

Les conformités sont étonnantes; elles le sont surtout, parce qu'elles entrent dans les moindres détails, et jusque dans les anomalies. C'est un phénomène curieux de voir cette inconcevable ténacité dans des idiotismes qui sembleraient ne devoir être que des caprices passagers. La partie la plus volatile des langues, la prononciation aussi, a fait preuve de constance: au milieu des mutations de lettres, qui cependant sont soumises à certaines lois, les voyelles, longues ou brèves, ont souvent conservé leur quantité.

D'autre part, la disparité est grande; les distances que les langues ont parcourues dans leur développement individuel, sont immenses. Après avoir épuisé toutes les analogies, même les plus cachées, il reste encore dans chacune de ces langues une portion qui n'est plus susceptible d'être comparée avec aucune des autres langues de la même famille. Il faut donc admettre comme causes de cette incommensurabilité partielle deux principes opposés: l'oubli et l'invention. L'oubli de formes et de mots jadis usités, n'est que trop manifeste dans les langues dont nous connaissons de près l'histoire; souvent il a beaucoup nui à leur richesse et à leur beauté. L'oubli doit survenir toujours à la suite d'un mouvement rétrograde dans la civilisation; à mesure que la sphère intellectuelle se retrécit, une génération, redevenue ignorante et barbare, répudie des expressions désormais superflues. Quant à l'invention je n'y vois pas de difficulté non plus, puisque, pour comprendre l'origine absolue des langues, nous n'avons d'autre choix que de recourir à un miracle, ou d'accorder à l'homme un instinct inventeur du langage.

Parmi les causes de la diversité l'on peut admettre aussi l'alliage, occasionné par le contact avec des peuples étrangers. Mais cet alliage doit avoir été graduel et insensible; car des faits nombreux prouvent que, lorsqu'une fusion de deux langues s'opère par un conflit subit et violent à la suite d'une conquête, elles se désorganisent mutuellement; que la langue nouvelle, sortie de cet amalgame, perd toujours une partie des formes et des inflexions que possédaient les deux langues mères, et qu'elle doit y suppléer par des circonlocutions, c'est à dire, par des mots auxiliaires de toute espèce. Une structure grammaticale savante et compacte est, par conséquent, une preuve infaillible de la pureté d'une langue.

Je me suis efforcé de traiter cette matière abstruse avec autant de clarté qu'il est possible de le faire, sans citer des exemples. Or les exemples seraient ici un vain étalage d'érudition, puisque leur authenticité ne saurait être vérifiée que par la connaissance des langues; et que la plupart de celles dont il s'agit, placées hors du cercle d'une éducation classique, ne deviennent un objet d'étude que pour un petit nombre de savants.

Les découvertes inattendues et, pour ainsi dire, paradoxales, provoquent le scepticisme; c'est même un surveillant utile, afin que l'examen se fasse en conscience. Je ne m'étonnerais donc pas, que mon exposé reveillât dans l'esprit de quelques-uns de mes lecteurs le souvenir d'une hypothèse qui a eu de la vogue dans le siècle passé, et qui, quoiqu'elle ait été très-solidement réfutée, ne laisse pas d'être reproduite de temps en temps, et de trouver encore des amateurs. Je veux parler de l'hypothèse celtique. Les *Celtomanes* soutenaient en effet, comme nous, une grande affiliation de langues et de peuples; mais comment? D'abord ils peuplaient toute l'Europe ancienne de Celtes, en dépit des témoignages exprès de tous les historiens classiques. Ils crurent avoir retrouvé dans le jargon corrompu d'une petite peuplade bretonne, dans un coin de la France, la véritable langue des anciens Celtes, qui s'est éteinte très-rapidement après la conquête de Jules César; ils prétendirent dériver de ce jargon les langues latine et grecque, aussi bien que l'allemande, et beaucoup d'autres encore. C'étaient des tours de force étymologiques de toute espèce, des rapprochements bizarres et arbitraires; mais l'édifice, érigé avec ces matériaux, dut nécessairement s'écrouler, parce que la clé de la voûte y manquait. Il faut avoir parcouru les écrits des Pezron, des Pelloutier, des Court de Gebelin, des Lebrigant, et de tant d'autres Celtomanes, qui ont enfanté ces chimères, pour se figurer au juste leur manque de méthode, de critique historique, et de tact philologique. Notre marche étant en tout point opposée à la leur, nous protestons de plein droit contre un parallèle injurieux.

CHAPITRE VIII.

Revue des langues affiliées au sanscrit.

Je passerai maintenant en revue les langues et les peuples dont j'ai fait l'énumération; mais le sujet est si vaste, que je dois me borner à quelques remarques générales.

Le sanscrit.

Quoique notre intention ne soit pas de dériver aucune des langues en question de l'autre, néanmoins le sanscrit est éminemment propre à devenir le point central de toutes les comparaisons à faire. Il a été fixé dans une antiquité fort éloignée par des ouvrages qui, jouissant d'une autorité sacrée, et servant de modèles, ont mis un terme à l'instabilité de l'usage. Ces anciens documents écrits existent; étant composés en vers, ils ont conservé la nature polysyllabique des mots, les consonnes caractéristiques, les voyelles sonores, et les terminaisons significatives. En tout, l'empreinte originale y est fortement prononcée. Mais le sanscrit n'a pas seulement été cultivé par son emploi aux plus nobles objets de la pensée; la théorie aussi en a été développée de bonne heure, et les grammairiens indiens sont probablement les plus anciens du monde. Rappelons nous que la grammaire, comme science, était encore inconnue aux Grecs dans le siècle de Platon et d'Aristote.

Le persan.

Le persan d'aujourd'hui est une idiome de formation moderne; le plus ancien livre, le Shah-Nameh de Firdousi, ne date que de huit siècles. Cette langue est née de la conquête des Arabes, et de l'introduction violente de l'Islamisme. C'est donc une langue mixte, fortement imprégnée d'arabe; mais la partie nationale, toute contractée, tronquée, et dépouillée de ses inflexions qu'elle est, offre encore des ressemblances frappantes avec le sanscrit. Il est donc à présumer que l'affinité aura été jadis beaucoup plus grande; et cette présomption est justifiée par les recherches historiques sur cette langue qui a subi tant de révolutions. On sait à quel point le fanatisme aveugle des Mahométans a sévi contre la littérature sacrée et profane des Perses. Néanmoins, le zèle des adorateurs du feu a sauvé de la destruction générale les livres attribués à Zoroastre. Ils existent tant chez les Guèbres en Perse que chez les Parsis du Guzerate; mais tels que nous les avons, ils ont probablement été recomposés sous les premiers Sassanides. Car cette dynastie avait été précédée d'une époque barbare; de la domination des Parthes, qui, étant de race semi-scythique, negligèrent le culte national, et favorisèrent les mœurs étrangères. Un linguiste du premier ordre, M. Eugène Burnouf, a fait lithographier, d'après un beau manuscrit, une portion du *Zend-Avesta*, le *Vendidad*. Son commentaire sur le Yaçna est le fruit d'un immense travail. La langue zende, dans laquelle ce

Breitete glatt ſich umher, dann floß ſie gelinde, gelinde,
Bald dann rollten die Wellen ſich übergewälzt um einander,
Bald auch ſprudelt' empor, bald plätſcherte nieder die Stromflut.
Erſt zu der Scheitel des Sivas geſtürzt, von der Scheitel zur Erde,
Schimmerte hell, durchſichtig, entſündigend, jenes Gewäßer.
Und die Gandharven und Weiſen, der irdiſchen Fluren Bewohner:
„Sivas-entfloßener Thau iſt reinigend!“ dachten ſie jetzo,
Tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch längſt hatte vom Himmel
Hin zu der Erde gebannt, wer dort die Beſprengungen vornahm,
Ward, alsbald von der Sünde gereiniget, wieder des Heils froh,
Und ſo durft' er, gelöſt, eingehn zu den himmliſchen Welten.
Alles Geſchöpf ſah jubelnd die Näh' des ätheriſchen Waßers,
Alle mit Ganga's Flut ſich Beſprengenden wurden entſündigt.
Aber der weiſe Bhagirathas nun, ſein ſtrahlend Geſchirr ſtets
Zügelend, eilte voran; ihm nach ſtets wandelte Ganga.
Götter und himmliſche Weiſe, zugleich die Titanen, die Rieſen,
Auch die Gandharven und Genien all, Roßhäupter und Schlangen,
Ferner die buhlenden Nymphen geſammt: des Bhagirathas Wagen
Folgten ſie nach, und der Ganga; mit ihnen das Wild der Gewäßer.
Wo hinlenkte Bhagirathas nun, da wandelte Ganga
Nach, die Entſündigerin, die Erkorene unter den Strömen.
Aber ſie kamen vorbei an des opfernden Heiligen Jahnus
Sitz: des Opferbezirk ward wild von der Ganga beflutet.
Als er den frevelnden Trotz wahrnahm, da zürnete Jahnus,
Daß er die Waßer des Stroms ganz eintrank, Wunder zu ſchauen.
Deſſen erſchraken die Götter, zuſammt den Gandharven und Weiſen,
Ehrten den Heiligen hoch, ankündigend ihm die Verheißung,

livre est composé, a conservé beaucoup de formes grammaticales analogues au sanscrit; et c'est principalement par le secours de cette dernière langue qu'on doit arriver à une explication méthodique des textes. M. Bopp, dans sa *Grammaire Comparée*, dont la première partie vient de paraître, a commencé à donner une analyse exacte et détaillée des inflexions du zend. Nous pouvons donc espérer de parvenir par les efforts réunis de plusieurs savants à comprendre bientôt les livres sacrés des Parsis, mieux que les Mobeds et Destours de Bombay eux-mêmes, qui n'en connaissent le contenu que par une tradition assez vague.

Il ne nous reste que quelques traces éparses de la langue des Perses sous la dynastie des Achéménides, c'est à dire sous les rois depuis Cyrus jusqu'au dernier Darius: ce sont les noms propres, quelques mots, et les inscriptions cunéiformes, au déchiffrement desquelles la sagacité de M. Lassen a fait faire un grand pas. Ces vestiges suffisent pour constater une affinité intime avec le sanscrit. Tel nom persan pourrait également bien appartenir aux deux langues. Dans d'autres nous reconnaissons au moins l'un des deux éléments dont ils se composent pour du sanscrit pur. 8)

---

8) Le nom de *Mithradate*, fréquent chez les anciens Perses, et généralement adopté par les rois de Pont qui descendaient des Achéménides, signifie »donné par le soleil,« et répond au grec *'Ηλιόδοτος*. Mithras

Mais comment se fait-il donc, objectera-t-on, que les anciens Persans ne se soient pas doutés de cette parenté nationale? Je réponds que les deux nations avaient été séparées par un immense intervalle, en toute apparence pendant une longue suite de siècles. Originairement le siége des Mèdes et des Perses (deux noms par lesquels les Grecs désignaient le même peuple) a été vers l'occident, sur les confins de l'Assyrie; la conquête a étendu leur empire jusque vers les bords de l'Indus. Mais le grand roi n'a jamais compté parmi ses sujets des peuples véritablement Hindous. La revue des armées persanes le prouve suffisamment; les éléphants, encore en très-petit nombre, paraissent pour la première fois dans la bataille d'Arbèle.

---

est un nom bien connu du soleil, adoré comme une divinité. En sanscrit ce serait *Mitradattas.* La terminaison *ασπης* signifie *cheval;* en sanscrit *açvas.* Une foule de noms Grecs se terminent de la même manière par *ἵππος.* *Hystaspe* (Gushtasp), l'un du petit nombre de noms anciens qui se sont conservés dans la tradition populaire des Persans modernes, semble faire allusion au hennissement d'un cheval. Le nom que portaient plusieurs rois de Cappadoce, qui se glorifiaient de la même origine que ceux de Pont, *Ariarathe*, signifie »monté sur un char glorieux;« en sanscrit, *âryarathas.* Cela se rapporte à l'emploi des chars dans la guerre. Voyez ma *Bibliothèque indienne*, tom. II. pp. 308—313; et mes *Réflexions sur l'étude des langues asiat.* p. 70.

Les derniers Achéménides ont eu des relations diplomatiques avec les princes voisins dans la Panjab; ils en ont reçu des présents d'honneur, selon l'usage oriental: voilà tout.

Pour peu que la déviation de deux langues, primitivement identiques, dépasse la limite des dialectes, elles sont complétement déguisées aux yeux du vulgaire; et ceux avec lesquels on ne peut s'entendre que par le secours d'un interprète, sont des étrangers. Mais les deux nations nous ont laissé, à leur insu, la preuve la plus forte de leur parenté, reconnue ou non. »Les Mèdes furent appelés jadis par tout le monde *Arioi,*« dit Hérodote. Or c'est là précisément, comme nous l'avons vu, le nom classique des Hindous. La Perse tout entière a été indubitablement appelée *Ariana,* d'après le nom de la nation, quoique les géographes grecs restreignent ce nom à quelques provinces orientales. La preuve en est dans les livres de Zoroastre, où on lit *Airaiênê.* Le nom moderne *Irân* n'en est qu'une contraction; toutefois il est déjà inscrit de la même manière sur les médailles des Sassanides, dont les légendes sont en Pahlavi.

Le grec et le latin.

On a souvent compris l'un et l'autre sous la dénomination commune de langues pelasgiques. La valeur historique du nom des Pelasges est une espèce d'énigme; mais s'il ne doit marquer rien de plus précis que l'époque la plus ancienne de la Grèce et de l'Italie, dont la tradition même ne retrace qu'un souvenir confus, il n'y a rien à objecter.

La nation des Hellènes occupait une contrée montueuse et resserrée entre deux mers, coupée par des golfes et se terminant en presqu'île; ensuite les îles de la mer Égée, et les côtes de l'Asie Mineure. Elle a toujours été divisée en petits états, sujette aux migrations, et répandue au dehors par des colonies. Tout cela semble avoir opéré de grands changements dans la langue grecque, dont l'étymologie est effectivement plus compliquée que celle du latin. Sous quelques rapports, par exemple dans la conjugaison des verbes et dans les prépositions, elle ressemble de plus près au sanscrit qu'aucune autre langue; mais elle a beaucoup de particularités anomales. La prose classique ne s'est fixée que dans le cinquième siècle avant notre ère. Les poëmes d'Homère sont un monument bien plus ancien; mais il est certain que, d'abord communiqués seulement par la tradition orale, ils ont été mis par écrit fort tard, et que, dans l'intervalle, la prononciation avait changé. Moyennant les dialectes et certaines analogies, il est possible de remonter à des formes plus anciennes que celles que nous offre notre texte homérique. Plusieurs savants anglais l'ont essayé; en rétablissant, par exemple, une lettre éliminée partout, qui répondait au W anglais, et s'appelait vau ou digamme. Chose remarquable! rétablissez cette lettre dans les mots qui l'ont perdue par une prononciation émoussée, et vous aurez très-souvent la forme sanscrite. [9]).

À l'exception des Étrusques, les anciens peuples indigènes de l'Italie, les Ombriens, les Sabins et les Samnites, les Volsques, les Apuliens, les Sicules, ont tous parlé en différents dialectes une même langue qui, dans le midi, portait le nom général de langue osque. Parmi ces idiomes le latin semble avoir été la moyenne proportionnelle. Les autres sont restés incultes; le latin même n'a été cultivé littérairement que fort tard. De ce long abandon chez un peuple ignorant et guerrier, peu sensible au beau, tel que les Romains étaient pendant les trois premiers siècles de la république, il est resté à leur langue je ne sais quoi de rustique; perfectionnée selon des modèles grecs, elle se distingue par une brièveté majestueuse, et une mâle simplicité. La prononciation s'était endurcie par les contractions et la suppression de beaucoup de voyelles finales. Les formes sont

---

9) Je me bornerai à un seul exemple. Dans le troisième vers de l'Odyssée:

Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα, καὶ νόον ἔγνω,

il faut rétablir deux digammes, et écrire *FIΔE FAΣTEA*. Ces mots se retrouvent l'un et l'autre dans le sanscrit. Le verbe *vid*, savoir, répond en outre au latin *videre*, et au gothique *vait*, *vitum*. *Vâstu* en sanscrit signifie une habitation. Le célèbre helléniste Wolf a fait la remarque que dans ce passage il faut entendre par *ἄστεα*, non pas des villes, mais simplement des habitations.

peu compliquées. Pour la richesse le latin n'est pas comparable au grec, avec lequel son rapport a toujours été reconnu; j'ai rectifié précédemment l'idée qu'on s'en était formée.

Les langues germaniques.

Dans ce vaste système d'affiliation, elles constituent à elles seules une nombreuse famille. Elles sont extrêmement instructives pour l'étude comparée des langues, parce qu'ayant été abandonnées à un libre développement, et répandues sur une immense étendue de pays, elles ont varié à l'infini chez les différents peuples, et chez le même peuple à différentes époques, en conservant toujours la physionomie nationale. En fait d'antiquité et de multiplicité de ses documents, la langue germanique a l'avantage sur tous les idiomes de l'Europe moderne. Le plus ancien, l'Évangile d'Ulfilas, date de quatorze siècles. Je peux me référer ici à un excellent ouvrage d'un savant allemand où cette matière est traitée à fond, c'est la *Grammaire Germanique* de Jacob Grimm. Sous ce simple titre l'auteur embrasse en même temps l'histoire et la théorie. Il passe en revue le gothique, le saxon dans ses deux branches, anglo-saxonne et continentale, le francique ou haut-allemand, le flamand, le frison, le danois, et le scandinave. Il expose les changements survenus dans chaque pays et à chaque époque, en suivant les fils les plus déliés de l'analogie. De ce tableau grammatical et étymologique résulte un fait curieux, et tellement contraire aux opinions reçues, qu'on refuserait d'y croire, si les preuves n'étaient pas irréfragables; c'est que les langues savamment organisées dans l'origine, si elles ne sont pas fixées artificiellement par des écrits modèles, loin de se perfectionner, se dégradent et se déforment, sans avoir éprouvé des secousses violentes, par le seul laps du temps. Le génie créateur, l'instinct inventif qui avait présidé à la première formation, fait place à une routine aveugle et à la négligence de l'emploi usuel. Il est bien entendu toutefois que les langues doivent toujours suffire aux besoins intellectuels des nations qui les parlent. Lors donc qu'une langue longtemps abandonnée aux caprices du hasard, et redevenue sauvage, est enfin employée à la culture des lettres et des sciences, on supplée aux formes et aux expressions perdues, qu'il est impossible de recouvrer, par un nouveau système grammatical, par des mots auxiliaires, par une construction analytique, par des circonlocutions, et des emprunts. Voilà ce qui est arrivé dans une grande partie de l'Europe moderne.

La forme la plus ancienne de la langue germanique, la gothique, est aussi la plus parfaite. Les Goths, ce peuple guerrier, et décrié comme barbare, — qui le croirait, si les preuves n'étaient pas là? — ont été doués d'un tact très-délicat pour tout ce qui constitue la beauté d'une langue, la régularité dans la variété; ils ont distingué les nuances les plus fines, ils ont eu même l'oreille très-musicale. Il ne nous reste d'eux qu'un seul livre, la traduction de l'Évangile Que dirions-nous, si nous pouvions connaître leurs poëmes héroïques dont parle Jornandès? Le gothique possédait des avantages que nous envions aujourd'hui aux langues du midi; les mots polysyllabes, les terminaisons en voyelles sonores.

Dans la comparaison des langues germaniques avec le sanscrit, le grec, et le latin, il faut prendre pour base le gothique, autant que cela se peut faire, puisque nous n'en avons qu'un fragment; il faut ensuite recourir aux idiomes les plus rapprochés, qui sont le saxon et le francique. Le système gothique des voyelles et des diphthongues offre une ressemblance remarquable à celui du sanscrit. Dans l'anglo-saxon les voyelles ont déjà perdu leur timbre; elles sont comme voilées par l'effet d'un ciel nébuleux. Les consonnes, dans le gothique et dans les autres idiomes germaniques, ont éprouvé des mutations successives, qui sont restées étrangères au grec et au latin. Mais ces mutations sont régulières; elles suivent des lois constantes, difficiles peut-être à découvrir, puisque tous les étymologistes jusqu'à notre temps semblent les avoir ignorées, mais faciles à vérifier aussitôt que l'on a été mis sur la trace.*) À quelques égards, par exemple dans la declinaison prono-

---

*) Voyez le tableau du changement régulier des consonnes gothiques comparativement à celles du sanscrit, que j'avois expliqué dans une lettre adressée à M. Eugène Burnouf, insérée par lui dans son *Comment. sur le Yaçna*, p. CLXII.

minale, le gothique est plus voisin du sanscrit que le grec même.

Les langues lettiques.

Les peuples qui appartiennent à cette famille, sont les Lithuaniens, les Lettes en Livonie, les Coures en Courlande, et les anciens Prussiens, dont la nationalité s'est éteinte. À l'exception de quelques chansons populaires, il n'éxiste point de documents fort anciens de ces langues; les traductions de l'Écriture, et autres livres destinés à l'instruction religieuse, ne datent que de la Réforme. Quelques savants ont fait des grammaires et des dictionnaires, uniquement dans le but d'une utilité locale. Depuis peu l'attention des connaisseurs s'est dirigée vers ces langues, ils y ont découvert avec surprise les analogies les plus frappantes et les plus détaillées avec le sanscrit. C'est un grand titre de noblesse pour des idiomes restés aussi obscurs, et même aussi opprimés. Les langues changent naturellement; ces changements deviennent plus rapides à mesure que la vie des nations qui les parlent est plus animée, et que celles-ci éprouvent les vicissitudes du sort par les migrations, les guerres, les conquêtes, la réunion ou la division des états; enfin, par de nouveaux éléments de civilisation. D'autre part des mœurs simples, une vie monotone, peu de commerce avec les étrangers, peuvent garantir une langue des altérations, et la maintenir pendant une suite de siècles au même point sans le secours d'une littérature. C'est ce qui semble être arrivé aux langues lettiques. Il est avéré aujourd'hui que les anciens ont désigné ces peuples par le nom des *Sarmates*, nom qu'on a faussement appliqué autrefois aux Esclavons. Les peuples lettiques n'ont jamais joué un grand rôle dans l'histoire; ils semblent avoir été repoussés vers le nord par des tribus germaniques, remplacées ensuite à leur tour par les peuples slaves. Ils sont restés long-temps fidèles au culte de leurs pères; le christianisme n'a été introduit chez eux que vers la fin du moyen age, par le fer et le feu, et malheureusement une affreuse servitude est venue à sa suite.

Les langues esclavonnes ou slaves.

Elles composent une nombreuse famille dont les membres sont étroitement liés entre eux, de sorte que plusieurs idiomes qui portent des noms particuliers, pourraient être qualifiés encore de dialectes. Une certaine parenté, surtout avec le latin et le sanscrit, ne saurait être méconnue; mais l'intervalle qui sépare les langues esclavonnes de celles que je viens d'énumérer, est beaucoup plus grand que les distances où celles-ci sont placées les unes des autres. L'alliage scythique semble être aussi très-considérable; et cela s'explique par le séjour prolongé de la nation esclavonne en Asie, dans le voisinage des hordes nomades qui en parcourent les steppes. Car les Slaves sont incontestablement, à l'exception des Avares et des Hongrois, les colons les derniers

Daß in der Zukunft Ganga ihm töchterlich ſolle gehören.
Alſo beſänftiget, ließ er die Flut ausrinnen vom Ohre.
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathas Ankunft,
Ehret' ihn nach der Gebühr, gieng dann zu dem Opferbezirk hin.
Drum heißt Jahnavi noch, und Erzeugete Jahnus die Göttin.
Und dem Bhagirathas nun nachwandelte wiederum Ganga
An die Geſtade des Meers, dann tauchte die Herrliche nieder
Bis in der Höll' Abgrund, zu des heiligen Werks Vollendung.
Was ſein Ringen erſtrebt, das wurde dem fürſtlichen Weiſen
Jetzo gewährt: froh ſah er die aſcheverwandelten Ahnen.
Aber ſobald die verklärende Flut die Gebeine der Todten
Hatte beſpült, aufſtiegen entſündiget alle gen Himmel.
Jenem erſchien itzt Brahma, der Welt Herr, ſprach zu dem König:
Löwe der Menſchen, du haſt dein urgroßväterlich Ahnvolk,
Alle die ſechs Zehntauſend, des Sagaras Söhne, gelöſet.
Ewig unwandelbar ſteht dieß fluteinſammelnde Weltmeer,
Welches in Zukunft ſoll nach Sagaras Namen benannt ſein.
Siehe! ſo lang' hier ſtehet das Weltmer, bleiben die Söhne
Sagaras alle, den Göttern geſellt, Einwohner des Himmels.
Dieſe, die Göttin des Stroms, ſoll älteſte Tochter dir heißen,
Soll ja Bhagirathi ſein, drei Welten bekannt mit dem Namen.
Erſt Dreipfadige heißt ſie: die himmliſchen Weiſen ertheilten
Alſo den Namen ihr jetzt, weil durch drei Welten ſie wandelt,
Weil ſie den Himmel, die Erd', und der Höll' Abgründe beſtrömet;
Ganga, zum andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde;
Drittens Bhagirathi dann: Du gabſt ihr das kindliche Beiwort.
Wiße! ſo lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt,
Wird ſich unwandelbar auch dein Ruhm in die Welten verbreiten.
Hier ausgieße den Vätern geſammt von dem Waßer die Spende,
Herrſcher des Volks! glückſelig erfüll' dein hohes Gelübde.
Nicht dein herrlicher Ahnherr ſelbſt, groß unter den Frommen,

arrivés en Europe. Ils n'ont guère paru sur la scène de l'histoire que vers la fin du cinquième siècle. Dans cette grande migration qui précéda et suivit la chute de l'empire occidental, ils marchèrent sur les traces des conquérants de race germanique, et occupèrent les pays abandonnés par ceux-ci, à mesure qu'ils se portaient sur les provinces romaines de l'occident et du midi. Toujours poussant en avant, ils ont occupé une bonne moitié de l'Allemagne. Mais alors une réaction eut lieu dès le commencement du moyen age, et les provinces *wendes* (c'est ainsi que les Allemands appelaient généralement les Slaves) furent peu à peu, par la conquête et la colonisation, revendiquées à la nationalité allemande.

Il se pourrait que cette revue rapide ne fût pas complète; si de nouvelles découvertes venaient à se joindre à celles qui sont déjà faites, on saurait les classer, et les ranger à leur propre place.

NOTE I.

Ce n'est qu'après avoir achevé mon mémoire que j'ai eu connaissance d'un écrit, intitulé: *The Eastern origin of the Celtic Nations proved by a comparaison of their dialects with the Sanskrit, Greek, Latin, and Teutonic languages.* By James Cowles Prichard. Oxford, 1831.

L'auteur, déjà connu sur le continent comme un écrivain spirituel et ingénieux, réclame pour les langues celtiques une place dans la famille indo-germanique. Cette matière est curieuse et neuve; neuve, dis-je, puisque tout ce que les Celtomanes ont mis en avant doit être considéré comme non avenu, et que, d'ailleurs, la question a changé de face depuis la connaissance du sanscrit. Le champion d'une cause si souvent mal défendue et presque désespérée, devait entrer en lice armé de toutes pièces. Aussi M. Prichard a-t-il fait des frais considérables d'érudition, en fouillant dans un certain nombre de grammaires et de dictionnaires. Je vois dans son mémoire beaucoup de sanscrit, de grec, de latin, de gothique; mais j'y trouve, je l'avoue, trop peu d'irlandais et de gallois. Ce sont les deux dialectes auxquels M. Prichard a borné son parallèle, peut-être avec raison. Ce qu'on peut recueillir aujourd'hui d'habitants illettrés de ces pays, .qui parlent leur langue maternelle par habitude, et baragouinent l'Anglais par nécessité, est suspect de corruption; ce que les hommes à système ont mis en avant, n'inspire pas non plus une entière confiance. Il faut donc recourir, tant qu'on peut, aux anciens documents écrits, dont l'antiquité a probablement été exagérée. De quelle date sont les manuscrits? La certitude ne va que jusque là; le reste est conjectural. Plusieurs de ces documents n'ont pas encore été compulsés et publiés. En toute apparence, les gloses qui se trouvent dans quelques manuscrits latins, apportés sur le continent par des missionaires irlandais, entre le septième et le dixième siècle, sont les plus anciens restes de cette langue. Le savant *Eckhardt*, élève de Leibnitz, en a donné quelques échantillons. *Commentarii de rebus Franciæ Orientalis*, *tom.* I. *pp.* 452—3, 847—53.

L'alphabet latin a été bien ou mal appliqué à ces idiomes. Il est donc essentiel d'en expliquer le système phonétique, et de determiner la valeur de chaque lettre

Le coup-d'œil le plus rapide, jeté sur l'histoire de la Grande-Bretagne et de l'Irlande, suffit pour faire présumer, que les dialectes anciennement indigènes qui ont échappé à tant de conquêtes et dominations étrangères, ont dû éprouver de fortes altérations. L'établissement des Romains dans tout le midi de l'île britannique jusqu'au mur d'Adrien, a duré plus de trois siècles. C'est un sujet d'étonnement que pendant ce long espace de temps l'idiome national n'ait pas entièrement fait place à la langue latine, comme il est arrivé dans tout le reste de l'empire occidental. Mais on est en droit de supposer que les Bretons du cinquième siècle parlaient un jargon fortement entremêlé de latin corrompu ; et cette supposition est confirmée par le nom que les Saxons ont donné au pays dont les Bretons conservèrent la possession exclusive. Car les conquérants de race teutonique ont généralement nommé *Wales* tous les peuples qui parlaient une langue romane quelconque.

Les Anglo-Saxons n'ont pas réussi à subjuguer la Grande-Brétagne tout entière jusqu'aux limites de l'ancienne province romaine ; les Bretons ont trouvé un refuge dans les montagnes de la Cambrie, et à l'extrémité sud-ouest de l'île. Or le voisinage de deux peuples ennemis, même leurs guerres fréquentes, ne suffisent pas pour opérer une grande altération dans leurs langues. Mais les Bretons n'ont pas émigré tous à la fois; ils ont vécu en grand nombre et pendant plusieurs générations parmi les Saxons dans un état de servage, avant de quitter leurs anciens foyers. L'influence aura été réciproque; sans doute, il s'est glissé aussi des mots bretons dans l'Anglo-Saxon. Si un mot n'a ni racine ni parenté dans cette langue, s'il ne se retrouve dans aucun des autres idiomes germaniques, si d'autre part il n'est pas emprunté au latin, on peut hardiment reconnaître son origine celtique.

Ces observations ne s'appliquent point à l'Irlande, qui n'a jamais été entamée ni par les Romains ni par les Saxons. Cependant l'introduction du culte chrétien, l'influence puissante d'un clergé savamment appliqué aux lettres latines, ensuite la fondation de trois royaumes danois sur la côte orientale de cette île; ces circonstances combinées, dis-je, ont dû altérer la pureté primitive de l'idiome indigène. Avant la fin du onzième siècle des conquérants Normands introduisirent leur langue romane dans la Grande-Brétagne. Leurs successeurs ont subjugué l'Irlande aussi bien que le pays de Galles. Peut-on se figurer qu'un gouvernement étranger, et l'établissement de nombreux colons anglais, pendant le cours de plusieurs siècles, n'aient pas produit de grands changements?

Je conclus de tout ceci que la ressemblance entre un certain nombre de mots réputés gallois ou irlandais, et des mots latins, romans, saxons, scandinaves, ne peut nullement prouver une affinité primitive avec la famille indo-germanique. Il en est autrement des conformités avec le grec et le sanscrit. M. Prichard n'a pas manqué d'en citer des exemples. Mais pour examiner en détail la légitimité de tous ces rapprochements, il faudrait écrire une dissertation plus longue que la sienne.

Après ces déductions, l'identité de quelques formes grammaticales serait, à mon avis, la preuve la plus concluante. Toutefois, puisque les inflexions sont fort tronquées, qu'il n'y a presque pas de déclinaison, et que la conjugaison s'effectue en grande partie par des mots auxiliaires, on pourrait supposer que ces restes d'une organisation plus parfaite n'eussent appartenu qu'à l'un des éléments divers, celtique, belgique, et, peut-être, ibérien, dont la fusion antérieure à l'époque historique aurait produit ces idiomes. En pesant bien ce que Jules-César dit de l'origine des Belges, en combinant ce témoignage avec celui de Tacite, on sera conduit à conjecturer, que dès lors le breton et le scotique ou hibernien n'étaient pas du celtique pur, mais que c'étaient des langues mixtes. Je ne pense pas que personne veuille sérieusement regarder comme authentiques les traditions concernant une antiquité fabuleuse, contenues dans les Triades Bretonnes; cependant elles donneraient à peu près le même résultat.

Je ne me hasarde point à nier positivement la thèse de M. Prichard; mais je crois que, pour l'établir solidement, il faudrait des recherches plus exactes, plus étendues, et surtout plus historiques.

NOTE II.

Depuis que j'ai écrit la note ci-dessus, un livre a été publié sur la même matière que M. Prichard avait traitée quelques années auparavant. Je ne dois pas passer sous silence ce travail important, d'autant moins que l'auteur m'a fait l'honneur de m'adresser plusieurs lettres, insérées dans le Journal asiatique de Paris. C'est un savant genevois, M. Adolphe Pictet, appartenant à une famille avantageusement connue dans la république des lettres. M. Pictet est en effet entré en lice armé de toutes pièces. Aussi a-t-il déjà remporté une victoire, son mémoire intitulé: *De l'affinité des langues celtiques avec le sanscrit* (Paris 1837), ayant été couronné par l'Académie des inscriptions et belles-lettres. En se bornant à la comparaison avec le sanscrit, en procédant avec beaucoup de circonspection et en suivant la vraie méthode, je me plais à le reconnaitre, M. Pictet a écarté en partie les motifs de mon scepticisme. Au fond je n'ai rien à retracter: car je n'ai pas nié positivement toute parenté entre la famille indo-germanique et les langues celtiques; seulement, après avoir entendu le plaidoyer de M. Prichard, j'ai écrit sur ma tablette: AMPLIUS.

Je me déclare incompétent pour connaître de la question générale, parce que les langues dont il s'agit, sont restées étrangères à mes études linguistiques. Néanmoins, il me sera permis de faire à M. Pictet quelques objections de détail.

Pour relever l'importance de ses recherches, ce savant affirme que les anciens monuments écrits des idiomes celtique renferment une partie des origines de la langue française. Cette thèse aurait besoin d'être prouvée par des exemples non équivoques. Je n'en connais point. Je ne disconviens pas, qu'il n'y ait quelques mots celtiques en très-petit nombre dans le français actuel; mais ils ont passé par le latin. Car lors de la conquête des Gaules par les Goths, les Bourguignons et les Francs l'ancienne langues était déjà complétement éteinte. *Leuca*, une mesure de distance qui se trouve dans Ammien et quelques inscriptions, est devenu *lieue*, tandis que *locus* s'est transformé en *lieu*.

La propension aux origines celtiques est le péché originel des étymologistes français, même de ceux qui, en général, se sont formé des idées saines sur la formation de leur langue. Dans son Lexique roman feu M. Raynouard dit à l'article BRUELH, BROILL: «Muratori a tenté sans succès d'expliquer l'origine de ce

»mot. Il paraît venir de la langue des anciens habitants des Gaules, puisque dans un capitulaire de Charlemagne on lit: *Lucos nostros quos vulgus* BROGILOS *vocat.*« Qu'entendait l'auteur par les anciens habitants? Sans doutes les Celtes, en comparaison desquels les conquérants étaient des nouveaux venus. Mais sa conclusion est à rebours du bon sens. Puisque Charlemagne a employé ce mot dans un capitulaire, il est donc indubitablement francique. Tous les mots barbares qui se trouvent dans les lois rédigées en latin des Francs Saliques et Ripuaires, des Bourguignons, des Bavarois et des Langobardes, ont été pris dans la langue de chacun de ces peuples; c'est un axiome. Quant au mot roman BRUELH nous n'avons pas besoin de le chercher bien loin. Consultez les glossaires théotisques de Wachter et d'Oberlin. Dans l'allemand moderne ce mot ne s'est maintenu que dans des noms propres. Il y a plusieurs châteaux et bourgs appelés BRUHL, conformément à leur site dans un pays boisé. Une ancienne famille noble porte le même nom. L'emploi métaphorique des verbes dérivés: *brouiller*, *débrouiller*, *embrouiller*, fait allusion à la difficulté de pénétrer dans un taillis épais. *Breuil* est encore aujourd'hui un terme technique. Depuis Charlemagne ce mot a donc conservé sa forme et sa signification également intactes en Allemagne, en France et en Italie.

C'est ainsi que les étymologies celtiques s'évanouissent comme des rêves dès qu'on les serre de près.

M. Pictet repousse, je crois avec raison, les rapprochements qu'on a faits entre le mot *gaëlique* qui désigne la langue des Irlandais et des Écossais, et le pays de *Galles* et les *Gallois*. Ces derniers noms ne semblent être qu'une prononciation altérée de *Wales* et *Welsh*. Dans la chronique saxonne on lit à chaque page *walas* ou *wealas* et quelquefois *Brit-walas*. Les conquérants nommaient ainsi tous les Bretons. Ce mot signifie des étrangers qui parlent latin. C'était l'usage des conquérants de race germanique d'appeler ainsi indistinctement tous les peuples devenus latins sous la domination romaine. Un poëte allemand du treizième siècle énumère les trois grandes divisions de la population européenne en ces mots : *Deutsche*, *Walen*, *Wenden*, c'est à dire, les peuples germaniques, romans et slaves. Encore aujourd'hui l'adjectif *welsch* s'applique également à nos voisins de langue romane, soit français, soit italiens. Il en résulte que les Bretons lors de l'invasion des Anglo-Saxons parlaient le latin concurremment avec leur idiome national ; et cette circonstance n'est pas favorable à l'originalité et à la pureté du *cymrique* actuel.

CHAPITRE IX.

Résultats.

En admettant que l'affiliation des langues justifie la conclusion (et d'après ma conviction elle la justifiera d'autant plus qu'elle sera examinée plus à fond) que toutes ces familles de peuples sont issues de la même souche; que leurs ancêtres, à une époque quelconque, ont appartenu à une seule nation, qui s'est divisée et subdivisée dans sa propagation successive; la question se présente naturellement, de savoir quel a été le siège primordial de cette nation mère? Il n'est nullement vraisemblable que les migrations qui ont peuplé une si grande partie du globe, auraient commencé à l'extrémité méridionale, et de là se seraient dirigées constamment vers le nord-ouest. Tout concourt au contraire pour nous faire croire, que les colonies sont parties d'une contrée centrale dans des directions divergentes. Dans cette supposition, les distances que les colons ont eu à parcourir jusqu'à leur établissement définitif, deviennent moins grandes; les changements de climat auxquels ils s'exposaient, moins brusques; et plusieurs peuples émigrés auront sans doute fait un échange avantageux par rapport à la fertilité du sol, et à la température de l'air. Et cette contrée centrale, où pourrions-nous la chercher, si ce n'est dans l'intérieur du grand continent, aux environs et à l'orient de la Mer Caspienne? On n'objectera pas que ce pays est occupé aujourd'hui par des peuples de race différente; à combien de pays n'est-il pas arrivé de changer totalement d'habitants? La féconde mère patrie de tant d'essaims de colons, dispersés au loin, pouvait être redevenue déserte précisément à cause de cela. On n'objectera pas non plus les déserts dont sont entrecoupées dans la Transoxiane les portions fertiles, encore très-belles. Il est probable que, depuis le commencement de l'histoire la nature du pays a changé, qu'il était anciennement plus favorable à la culture et à la population. Plusieurs voyageurs ont remarqué le dessèchement des eaux qui le fertilisaient jadis. Les plus anciens témoignages nos indiquent la Bactriane comme le siége

Wurde des Wunſches gewährt; auch Anſuman, jener Gerechte,
Strahlende, flehet' um Ganga: die Sehnſucht blieb unerfüllt ihm.
Dann der belobte Dvilipas, ein Held, in des Kriegergeſchlechtes
Tugenden feſt, andächtig, ein Vorbild fürſtlicher Weiſen,
Er, dein Vater: umſonſt war all ſein Ringen und Streben.
Ewiger Ruhm wird dein: Du haſt das Gelübde gelöſet.
Dir nur iſt ſie gelungen, o Held! die Herabkunft Ganga's.
Sie wird immer den Frommen der Heiligung großer Altar ſein.
Deines Geſchlechts Vorahnen geſammt ausgieße die Spende,
Stets auch bade dich ſelbſt in der Flut: ſo lebe gereinigt,
Herrlichſter unter den Menſchen, und ernte der Tugenden Frucht ein.
Segen mit Dir! Ich kehre zurück zu den himmliſchen Welten.
Als er geſprochen das Wort, der erhabene Welt-Allvater,
Gieng er deſſelbigen Weges, von wannen er kam, zu den Himmeln.
Aber Bhagirathas nun vollendete jenen die Spende,
Wie es die Satzung heiſcht, den geprieſenen Sagaras-Söhnen.
Selber gereiniget dann, heim kehret' er wieder zu ſeiner
Herrſchaft Sitze, bedacht ſein erbliches Reich zu regieren.
All ſein Volk, voll Jubels, begrüßte des Königes Einzug,
Lebte getroſt, friedſelig, beſchwerlos, gütergeſegnet.

Anmerkungen.

Die Gelehrten werden entſchuldigen, wenn ſie hier manches ihnen ſchon Bekannte wiederfinden; ich wünſche, bei einem Gedicht beſonders, den Bedürfniſſen aller gebildeten Leſer entgegen zu kommen. Uebrigens beſchränke ich mich auf das zum Verſtändniß unmittelbare Dienliche: mit allgemeinen Betrachtungen über den Geiſt und Gehalt der ganzen Dichtung will ich den Denkern für jetzt nicht vorgreifen.

d'une haute civilisation. Dans mon hypothèse, les ancêtres des Persans et des Hindous auraient donc émigré de là vers le sud-ouest et le sud-est; ceux des peuples européens vers l'occident et le nord.

L'opinion de Tacite, qui soutient que les plus anciennes migrations se sont faites par mer, est aussi contraire à la raison qu'à l'histoire. Car pour passer par mer à des contrées lointaines, il faut avoir un grand nombre de vaisseaux, des provisions en abondance, en un mot, une foule de choses qui présupposent une industrie perfectionnée. Il paraît que les colonies maritimes des Phéniciens et des Grecs étaient seules présentes à l'esprit du grand historien. Mais ces colonies, comparativement modernes, n'entrent pas en ligne de compte, quand il s'agit d'expliquer la première population des grands continents. De vastes mers opposent un obstacle invincible aux migrations des peuples qui, venant de l'intérieur, ignorent absolument l'art de la navigation. Mais des mers de peu de largeur et parsemées d'îles, peuvent être traversées, et l'ont été souvent par des peuples qui, comme marins, y faisaient leur coup d'essai; tout de même que les grands fleuves ont été passés des milliers d'années avant l'invention des ponts. D'après cela je pense que les peuples, dans leurs migrations de l'Asie vers l'Europe, ont suivi deux grandes routes. L'une, toute continentale, longe le nord du Pont-Euxin; l'autre, entremêlée de passages par mer, traverse l'Asie

Mineure, la mer Egée ou l'Hellespont, la Thrace, l'Illyrie, et la Mer Adriatique. C'est indubitablement par cette voie que la Grèce et l'Italie ont reçu leurs colons. Nous avons tout lieu de croire que plusieurs peuples restés dans l'Asie Mineure, d'autres établis au nord de la Grèce, appartenaient à la même famille pelasgique. La langue grecque devint universelle dans ces contrées par suite des conquêtes d'Alexandre le Grand, et finit par oblitérer tous les idiomes indigènes; mais quelques vestiges de la langue phrygienne, lycienne, et autres, et la répétition de quelques noms géographiques, concourent avec les traditions mythologiques et les témoignages d'Homère, à confirmer cette conjecture.

L'autre route a servi à peupler le nord de l'Europe. Je penche à croire que les peuples lettiques sont au nombre de ses plus anciens habitants, et qu'ils ont quitté l'Asie avant les Germains, quoique ceux-ci du temps de Jules-César fussent déjà établis depuis les rives du Rhin jusqu'à des régions inconnues. Dans les temps historiques comme dans l'antiquité, les steppes du Don et du Wolga, les plaines immenses de l'Ucraine, et celles qui bordent le cours inférieur du Danube, ont donné passage à des hordes nomades, qui, de temps en temps, sont sorties du fond de l'Asie pour dévaster l'occident et le midi. C'est par là que sont venus les Cimmériens, les Scythes, les Huns, les Avares, les Hongrois ou Magyares, et les Mongoles. La plupart de ces hordes n'étaient point de race caucasienne; il faut chercher leur mère patrie à l'orient de la Bactriane dans la Tartarie chinoise. Ces inondations subites de la barbarie, ces conquêtes dévastatrices, n'ont presque jamais conduit à un établissement durable; elles doivent être soigneusement distinguées des migrations de peuples agricoles qui, les premiers, ont défriché le sol, et transformé souvent des déserts sauvages en un paradis terrestre.

Jusqu'ici nous n'avons envisagé les langues que comme un moyen de dessiner correctement l'arbre généalogique des nations, et de déterminer les degrés de parenté collatérale. Mais les conformités de ces mêmes langues, examinées en détail, pourraient bien conduire à découvrir les traditions, les idées, et les arts utiles, que les colons ont apportés de leur mère patrie commune dans leurs nouvelles habitations, et elles serviraient à repandre un nouveau jour sur les commencements de la civilisation.

LES

MILLE ET UNE NUITS,

RECUEIL DE CONTES

ORIGINAIREMENT INDIENS.

LES MILLE ET UNE NUITS.

I.

NOTICE
LITTÉRAIRE ET BIBLIOGRAPHIQUE.

Un siècle et au-delà s'est écoulé depuis que la collection de contes orientaux célèbre sous le nom des *Mille et une nuits* a été introduite pour la première fois à la connaissance du public européen par la traduction française de Galland. Ce livre eut d'abord une grande vogue, et le succès s'en est constamment maintenu, ou a été même en croissant jusqu'à nos jours. Une foule d'éditions se sont succédées, des traductions en plusieurs langues ont été faites; des poëtes distingués ont mis en vers quelques-uns de ces contes; d'autres ont été revêtus d'une forme dramatique. C'est surtout pour la scène mobile et brillante de l'opéra que les contes de fées semblaient être faits comme exprès: souvent il n'y avait autre chose à faire que de rendre visibles les merveilles rapportées, sans changer rien d'essentiel à la fiction. Enfin de nombreuses imitations plus ou moins déguisées ont prouvé l'ascendant du génie oriental sur les littératures européennes.

Il est heureux que Galland ait mis de côté dans cette entreprise l'érudition qu'il possédait réellement. S'il avait joint à sa traduction des dissertations et des notes savantes, s'il avait, comme les traducteurs orientalistes affectent de le faire fort mal à propos, hérissé le texte de termes arabes qui surchargent la mémoire et souvent choquent l'oreille: son ouvrage serait peut-être resté enseveli dans la poussière des bibliothèques sans qu'un homme d'esprit se fût avisé d'en découvrir le mérite. Mais Galland avait été engagé dans son travail par les sollicitations d'une dame: il n'eut d'autre pensée que de faire un livre amusant et populaire, et il y réussit complétement. Il ne s'attacha donc pas à traduire avec une fidélité scrupuleuse. À en juger sur un échantillon donné par M. Caussin de Perceval (*Édition de* 1806. *Tome* VIII, *Préface* p. XXXVI) qui a mis une traduction littérale en regard du commencement de celle de Galland, celui-ci aurait plutôt paraphrasé que traduit. M. Caussin de Perceval remarque que la brièveté de l'original tourne quelquefois à la sécheresse: fidèlement conservée elle eût pu devenir obscure et énigmatique. D'un autre côté, Galland n'a pas eu l'ambition d'y mettre du sien: il a senti que les fleurs de la rhétorique nuisent plutôt à l'effet d'un récit d'événements qui piquent la curiosité et frappent l'imagination, qu'elles ne le relèvent. Son style est parfois un peu

Univ. Bibl.
München

diffus et entremêlé de tournures surannées; mais il est clair, facile et coulant, et sa simplicité naïve ne laisse pas d'avoir une certaine grâce.

Galland a, de plus, agi judicieusement en supprimant quelques contes licencieux. Les conteurs des anciens fabliaux, Boccace, l'Arioste, la reine de Navarre et La Fontaine avaient fait sous ce rapport au genre des contes et des nouvelles une réputation assez équivoque. L'attrait d'une narration spirituelle, il est vrai, l'emporte sur toutes les censures. Boccace a triomphé d'un décret du concile de Trente; personne ne veut de l'édition reformée, et les censeurs pourtant n'ont ôté que la moitié du scandale: ils ont sauvé la chasteté des capucins, en laissant subsister ce qui blesse les mœurs.

Un narrateur, peintre satirique des mœurs, a besoin de formes hardies, dont l'emploi ne prouve rien contre la moralité de son but, et un poëte a le droit de limiter le cercle de ses lecteurs. Quoi qu'il en soit, Galland, par sa sage circonspection, a garanti aux Mille et une nuits le précieux avantage de passer pour une lecture innocente que l'on peut accorder sans inconvénient à des personnes de tous les âges et de l'un et l'autre sexe. Il avait à cet égard une difficulté à surmonter dès le commencement. Le premier conte est un peu scabreux, mais puisqu'il sert d'introduction et de cadre à tout le reste, il était impossible de l'omettre. Le traducteur a si bien su ménager les termes, que la pruderie même ne s'en est pas effarouchée.

Pendant longtemps les Mille et une nuits ne devinrent point un objet de recherches savantes. Aucun article ne leur est consacré dans la Bibliothèque orientale d'Herbelot, quoique Galland lui-même eût une part considérable à la rédaction de ce répertoire. On ne songea pas à se procurer plusieurs manuscrits pour les confronter et vérifier jusqu'à quel point ils s'accordaient, soit dans l'ensemble soit dans les détails. Sans s'informer du nom de l'auteur ni du siècle où il aurait vécu, ni de tout ce qui concerne l'origine et l'histoire du livre, l'on se contenta de réimprimer la traduction de Galland, et même avec assez de négligence.

Depuis trente ans seulement les Mille et une nuits ont trouvé des éditeurs orientalistes qui se sont donné la peine de revoir la traduction sur le texte original. On a été chercher des manuscrits dans le levant, et avec les matériaux qu'ils fournissent, on a complété le travail de Galland. Diverses continuations tirées de cette source, ont été données successivement par MM. Caussin de Perceval, Jonathan Scott, Gauttier, de Hammer et les éditeurs de Breslau, et l'on assure enfin le public qu'il est nanti de la totalité de l'ouvrage. Nous verrons bientôt que ces suppléments, en rendant ce recueil plus volumineux, n'en ont pas au même dégré augmenté la valeur.

Au milieu de ces soins philologiques deux questions, dont la solution jetterait un grand jour sur l'histoire de la littérature arabe, et peut-être de quelques autres littératures asiatiques, n'ont été jusqu'ici que légèrement effleurées. Dans quel temps les Mille et une nuits ont elles été composées? et quelle est la véritable patrie de ces fictions?

Galland découvrit l'existence des Mille et une nuits par un hasard, et même par une méprise. Il avait traduit les voyages *de Sindbad le marin;* sur le point de les publier, en les dédiant à la Marquise d'O, qui en avait fort goûté la lecture, il apprit que ces contes étaient tirés d'un recueil prodigieux de contes semblables. Il tâcha de se procurer ce recueil en Syrie, et le manuscrit qu'il obtint, contenait en effet une partie de ce qu'il cherchait. Mais Galland avait été mal informé. Les voyages de Sindbad le marin constituent un livre à part et n'ont pu être insérés dans les Mille et une nuits, que d'une manière arbitraire. Ils ne se trouvent point dans le manuscrit qui fut apporté à Galland, ni dans plusieurs autres. Cependant le traducteur ne voulut pas avoir perdu son travail, et il assigna une place à cette histoire parmi le reste.

Il dit dans sa préface: »On ignore le nom »de l'auteur d'un si grand ouvrage; mais vraisem»blablement il n'est pas tout d'une main; car com»ment pourra-t-on croire qu'un seul homme ait »eu l'imagination assez fertile pour suffire à tant »de fictions?« Il faut se ranger de cet avis, lorsqu'il est question de l'inventeur, quoique l'on puisse admettre comme très-possible qu'un seul

Der Stoff dieſer Erzählung iſt aus dem Ramayana genommen, Book I. Sect. 32…35. Sie beträgt in der Urſchrift etwas über zweihundert Slokas oder vierhundert Verſe. Die Geſchichte iſt verſchiedentlich erzählt worden; wie natürlich, mit manchen Abweichungen und weiterer Ausführung der einzelnen Umſtände. (S. Ward Vol. I. p. 265 u. f.) Ein beſonderes Buch eines Sagengedichts führt ſeinen Namen von dieſer Flußgöttin, es dürfte aber ſchwerlich an Alter und Aechtheit dem Ramayana zu vergleichen ſein.

Der Göttin Ganga. (Ganga, –◡, Gangâ, ––.) Die Gottheiten der Berge ſind bei den Indiern insgemein männlich; die der Flüße mit wenigen Ausnahmen weiblich, wie es bei den Alten nur die Nymphen der Quellen waren. Die Griechen haben den Namen, durch Hinzufügung einer männlichen Endung, und Verwandlung des â in η nach der ioniſchen Mundart, Γάγγης, ſonſt mit getreuer Auffaßung, ihrer Sprache angeeignet. Das n in Gangâ iſt eben auch das naſale, welches die Griechen durch das erſte Gamma ausdrücken.

Erſter Geſang.

Vers 1. Ayodhya, ◡–◡, (Ayôdhyâ, ◡––,) die Unüberwindliche. Dieſe in den Heldenſagen als der Königsſitz des Ramas ſo berühmte Stadt führt noch den alten Namen, und giebt ihn einer Landſchaft, im nördlichen Indien am rechten Ufer des Ganges, oſtwärts von Bahar. Nur iſt Ayodhya durch die Flüchtigkeit der neueren Ausſprache in Aude, nach der engliſchen Schreibung Oude, verkürzt. Die Einwohner zeichnen ſich noch jetzt als ein edler und kriegeriſcher Stamm aus. Die Ruinen von Ayodhya in der Nähe von Fyzabad, der Hauptſtadt der mahomedaniſchen Beherrſcher, beweiſen ihre vormalige Größe, wiewohl die aus Backſteinen erbauten Häuſer in formloſe Haufen zuſammen geſunken ſind. S. Hamilton, East India Gazetteer, unter OUDE.

V. 2. Sagaras, –◡◡, Sagaras, ◡◡◡. Das Geſchlecht der Könige von Ayodhya, aus welchem ſpäter Daſarathas und ſein Sohn Ramas abſtammten, wird häufig nach dem erſten Stammvater Irvakus benannt. Vielleicht wird es bequem ſein, hier gleich den Stammbaum der in dieſem Gedichte erwähnten Nachkommen des Sagaras zu überſehen.

homme ait été le compilateur de l'ouvrage dans la plus vaste étendue. À l'argument énoncé par Galland nous en ajouterons un autre bien plus décisif. La grande inégalité de ces contes, les contrastes frappants qu'offrent leur caractère poétique et la nationalité qui s'y manifeste, fournissent une preuve interne et incontestable de la pluralité des auteurs.

Toutefois le problème se représente de nouveau dans toute sa force. Celui qui a inventé le premier conte qui sert d'encadrement à tout le reste, et peut-être la première série de contes qui s'y rattache immédiatement, doit être reconnu pour l'auteur primitif des Mille et une nuits. Or qui était-ce et dans quel temps a-t-il vécu?

Mr. Caussin de Perceval, professeur de langue arabe à Paris, a hasardé là-dessus une conjecture que nous rapporterons dans ses propres expressions. Après avoir parlé du manuscrit de Galland qui a passé dans la bibliothèque du roi de France, il ajoute: (T. VIII. p. VII—IX.) »Il paraît assez »clairement par là, 1°. que ce manuscrit renferme »le texte original de l'ouvrage, texte qui a été »altéré et corrompu dans les manuscrits plus mo»dernes; 2°. que l'âge de ce manuscrit se rap»proche beaucoup du temps où l'ouvrage a été »composé; et comme le caractère de l'écriture »paraît avoir plus de deux cents ans d'antiquité, »on pourrait, d'après ces seules données, penser »avec assez de probabilité que l'ouvrage a été »composé dans le milieu du seizième siècle; mais

»une note qui se trouve dans un de ces volumes, »lève tous les doutes à cet égard, et nous fait »connaître avec certitude, et l'âge du manuscrit, »et le temps où l'ouvrage a été composé. Par le »contenu de cette note, on voit qu'elle a été écrite »du temps même de l'auteur. Or, cette note est »datée de l'an 955 de l'hégire, dout le commen»cement tombe au 10 février 1548 de l'ère vul»gaire; d'où il suit que l'invention des Mille et »une nuits ne remonte pas beaucoup au-delà de »cette époque. Cette note se trouve dans le der»nier des trois volumes manuscrits des Mille et une »nuits qui ont appartenu à M. Galland f. 20 *verso* »au bas de la page. L'écriture en est fine et »assez difficile à déchiffrer. En voici le contenu:

»Ce charmant livre a été lu par N., fils de »N., écrivain (Kateb) à Tripoli, qui fait des vœux »pour que l'auteur vive long-temps. Ce dix du »mois de *rabi premier*, l'an 955 de l'hégire.

»Une note à peu près pareille et de la même »écriture, qui se trouve à la fin du volume pré»cédent, est datée de l'an 973 de l'hégire, 1565 »de l'ère vulgaire.«

Voilà des conclusions un peu précipitées. Nous reconnaissons dans la note marginale le pieux usage des Mahométans qui, lorsqu'ils nomment un auteur musulman, ajoutent à son nom quelque bon souhait ou quelque prière en sa faveur: »Allah veuille lui accorder sa miséricorde, Allah veuille améliorer son état etc.« Il paraît donc que l'écrivain anonyme de la note supposait l'auteur des Mille et une nuits en vie, autrement il lui aurait souhaité les joies du paradis. Mais le nomme-t-il? Dit-il qu'il l'a connu personnellement? Que savons nous, si ce n'était pas un ignorant qui, en lisant un livre écrit de fraîche date s'imaginait avoir entre les mains le manuscrit autographe de l'auteur? s'il n'a pas confondu le dernier continuateur ou même le réformateur du style arabe avec l'auteur primitif? Nous verrons tantôt jusqu'à quel point le professeur orientaliste s'est laissé induire en erreur, puisqu'il est constaté par des témoignages tout autrement authentiques qu'un griffonnage marginal, que les Mille et une nuits ont existé six siècles avant l'époque qu'il assigne à leur origine.

M. Caussin de Perceval tâche d'étayer sa supposition par un autre argument tout aussi faible que le premier. Il remarque la ressemblance entre le conte d'introduction et celui de Joconde dans le Roland furieux: il en conclut que l'auteur des Mille et une nuits doit l'avoir emprunté à l'Arioste. Effectivement l'histoire des deux frères Schahzenan et Schahriar, ressemble à celle de Gioconde et du roi de Lombardie; mais le dénouement diffère totalement. Dans le récit de l'Arioste les deux amis se consolent de l'infidélité de leurs femmes en prenant leur revanche: exempts de jalousie ils ne pensent qu'à jouir, sans prétendre à une possession exclusive; ces libertins sont à la fin trompés par une jeune villageoise qu'ils avaient crue la créature la plus simple du monde.

Dans le conte oriental au contraire une seule expérience, mais en effet une expérience merveilleuse et surnaturelle, suffit pour convaincre les deux princes qu'ils ont partagé seulement le sort commun des hommes: c'est de voir que la maîtresse d'un génie formidable qui la tient enfermée au fond de la mer dans une caisse de verre, a malgré cela trouvé moyen de lui faire cent infidélités bien comptées. Ensuite la jalousie du Sultan Schahriar devient plus ombrageuse et il prend une résolution cruelle, digne d'un despote d'Asie: résolution qui donne lieu au dévouement et à l'artifice de Scheherezade. Ainsi donc la ressemblance ne porte sur rien de ce qui sert d'encadrement aux Mille et une nuits. Mais la ressemblance, fût-elle plus parfaite, autoriserait seulement à conclure que les deux narrateurs ont puisé à une source commune.

L'Arioste, comme l'on sait, n'était pas scrupuleux à l'égard des emprunts. Il devait probablement ce conte satirique contre la vertu des femmes, ainsi que plusieurs épisodes dont il a entrelacé son admirable poëme, à quelque ancien conteur de fabliaux. D'ailleurs on a de la peine à se figurer un Arabe du seizième siècle lisant en Syrie un poëte italien dont la célébrité n'avait pas encore eu le temps de se propager au dehors: car la première édition complète du Roland furieux parut en 1530. Irons-nous chercher parmi les Mahométans du levant des admirateurs d'Homère ou des disciples de Platon? Les Arabes, il est vrai, lorsqu'ils eurent fait des conquêtes brillantes et que la première fureur du fanatisme fut un peu évaporée, commencèrent à convoiter les productions littéraires d'autres nations plus policées qu'eux, en dépit du mépris barbare de leur prophète pour les arts et les sciences. Ils ont traduit à cette époque des livres du grec, de l'ancien persan et du sanscrit. Encore est-il probable qu'ils auront employé le secours d'interprètes pour exécuter ces mauvaises traductions. Cette curiosité, peu naturelle à des adhérents de l'Islamisme, n'a été que de courte durée: les Arabes, sous le joug des Turcs, sont retombés dans l'ignorance. S'il y en a de savants, ils le sont tout au plus dans la littérature d'autres nations mahométanes, des Persans et des Turcs.

Nous nous sommes arrêtés peut-être trop longtemps à réfuter l'opinion de M. Caussin de Perceval, puisque depuis qu'il l'a publiée deux points ont été constatés de la manière la plus positive: 1°. que les Mille et une nuits sont bien plus anciennes; 2°. que pour le fond et les parties principales de l'ouvrage, elles ne sont pas d'origine arabe.

Feu M. Langlès, savant aussi distingué par la bienveillance avec laquelle il favorisait les recherches érudites d'autrui, que par l'étendue de ses connaissances bibliographiques et historiques sur l'Asie, a été le premier que nous sachions (dans son édition des voyages de Sind-bâd le marin, en français et en arabe, publiée à Paris en

1814) à citer un passage remarquable de Maçoudi, historien arabe, dont on loue l'exactitude et la circonspection. Dans un livre, écrit en l'an 936 de l'ère chrétienne, cet auteur dit selon la traduction de M. Langlès:

»Quant aux livres qu'on nous a apportés, »et qu'on nous a traduits du persan, de l'in»dien, du grec, et à la manière dont ils ont »été composés, nous avons déjà fait mention, par »exemple, de l'ouvrage intitulé (en persan) *Hézâr* »*âfsanèh* (les Mille contes), dont la paraphrase »arabe, faite d'après le texte persan, est intitulée »*Alef-khirâfèt:* or *khirâfèt* est le synonyme du »mot persan *âfsanèh*, et l'on désigne communé»ment ce livre sous le titre d'*Alef teïlèt* (Mille »et une nuits). C'est l'histoire du roi, du vézyr »et de ses deux filles, dont l'une se nomme *Chyr*»*zâd*, et l'autre *Dyn-âzâd*. Nous avons aussi »parlé du livre de *Tseqyl* et de *Chymâs*, et des »anecdotes qu'il contient relativement au roi de »l'Inde et à son vézyr; enfin, du livre de *Sind-bâd* »et autres ouvrages du même genre.«

Mr. de Hammer cite le même passage de Maçoudi plus au long. Nous ne déciderons pas à qui des deux, de lui ou de M. Langlès, appartient le mérite de la découverte. La préface du célèbre orientaliste de Vienne a paru neuf ans plus tard que celle de M. Langlès, mais elle avait été écrite longtemps avant d'être imprimée.

Le témoignage de Maçoudi est fortifié par un autre du fameux poëte persan Firdousi qui, dans le prologue de son *Schah-nameh*, nomme le poëte *Rasti* comme auteur du *Hésâr-Efsanéh*. Rasti était son contemporain et vivait aussi à la cour de Mahmud le Ghaznevide. On a voulu y trouver une contradiction, et supposer une interpolation dans le texte de Maçoudi. Mais il n'y a pas lieu. Firdousi, écrivant au commencement du onzième siècle, a très-bien pu attribuer un ouvrage plus ancien à son contemporain Rasti, parce que celui-ci l'avait versifié et revêtu d'une nouvelle forme. C'est ainsi que l'entend M. de Hammer.

Maçoudi dit dans un autre passage de son livre, cité par le même savant, que ses compatriotes ont commencé à traduire des livres étrangers sous le règne du Calife *Mamoun* (A. D. 833.) Il parle des Mille et une nuits comme d'un ouvrage déjà très-répandu. C'est donc de neuf cents à mille ans que date la première traduction arabe de ce livre.

Que les Arabes aient traduit à cette époque des livres grecs et persans, cela ne doit pas nous surprendre, puisque depuis longtemps ils avaient conquis la Perse entière et nombre de provinces de l'Empire byzantin. Mais ce qu'il y a de vraiment frappant c'est que Maçoudi, plus d'un demi siècle avant Mahmud le Ghaznevide, le premier conquérant mahométan qui ait envahi une partie de l'Inde, fasse mention de livres indiens traduits en arabe. Ce n'est pas tout que de connaître les témoignages historiques : il faut savoir en tirer parti. Les conséquences qui découlent tout naturellement de celui de Maçoudi, sont fort importantes pour éclaircir beaucoup d'autres sujets que celui que nous traitons actuellement. Nous invitons ceux qui, sans aucune base raisonnable de leur scepticisme, par un singulier esprit de contradiction, prétendent assigner à toutes les productions littéraires de l'Inde une époque toute récente, d'y réfléchir un peu.

Maçoudi convient franchement que l'invention des Mille et une nuits et d'autres contes du même genre n'appartient pas aux Arabes. Mais en mettant plusieurs nations en concurrence, il nous laisse indécis sur leur véritable patrie. On ne reclamera guère pour les Grecs dans leur époque classique. Mais nous connaissons plusieurs livres de la littérature byzantine, qui contiennent des fictions semblables. Heureusement pour prévenir toute ambiguité les traducteurs grecs eux-mêmes les rapportent à une source orientale.

M. Langlès, dans sa préface aux Voyages de Sindbâd penche pour les Persans; MM. Gaultier et de Hammer se sont déclarés en faveur des Indiens. Mais ils ne donnent leur opinion que comme une conjecture probable. Nous espérons fournir les preuves les plus évidentes, que le fond des Mille et une nuits est d'invention indienne.

Toutes les éditions de ce livre portent jusqu'ici le titre *de contes arabes,* tandis que, pour parler exactement, il fallait dire: *Contes traduits de l'Arabe.* Ensuite les éditeurs nous disent que cette lecture est fort instructive, puisqu'elle nous fait connaître à fond les mœurs, les usages et le caractère des Arabes; et que l'on y trouve amplement de quoi admirer le génie inventif de cette illustre nation.

La vérité est, que les Arabes dans aucun temps n'ont été doués du génie inventif: toute leur histoire l'atteste. À commencer par Mahomet: y eut-il jamais faux prophète plus grand plagiaire? Il empruntait ses prétendues révélations de partout, puisant alternativement dans la loi de Moïse, dans quelques traditions nationales, dans l'Évangile et les évangiles apocryphes; dans les rêves des Talmudistes, dans les opinions de certaines sectes chrétiennes, peut-être même dans les doctrines de Zoroastre, et malgré son horreur pour le polythéisme, dans celles des Brahmanes. Mahomet interdit sévèrement à ses sectateurs l'usage du vin et des liqueurs fortes: c'était de toute antiquité un point de religion chez les Indiens, et chez les Indiens seuls. Les Houris de son Paradis sont copiées d'après les Apsarases, c'est-à-dire les danseuses célestes du séjour d'Indras. L'arbre Touba, célébré dans les traditions mahométanes comme l'un des principaux ornements du paradis, quoique dans le Koran il ne soit que légèrement indiqué, est évidemment le *kalpa-vriksha*, l'arbre des souhaits de la mythologie indienne. Il est maintenant reconnu que plusieurs découvertes scientifiques qu'on attribuait autrefois aux Arabes, par exemple le système décimal des chiffres, ne leur appartiennent pas. Ils ne possèdent aucun poëme épique, composé à la gloire de leurs antiques héros, comme le Schah-nameh des Persans. On a cru jusqu'ici qu'ils avaient fait preuve d'une imagination féconde et de conceptions ingénieuses dans un genre plus frivole, celui des contes inventés à plaisir: mais là aussi nous allons démontrer qu'ils n'ont été que des traducteurs médiocres.

Si nos vues sont justes, l'éloge que les éditeurs des Mille et une nuits, MM. Jonathan Scott, Gauttier et de Hammer font de cet ouvrage, en affirmant qu'il présente un tableau vivant du caractère, de l'esprit et des usages de la nation arabe, doit être fortement modifié. L'on pourrait s'attendre plutôt à y trouver une peinture des mœurs indiennes. Nous ne disconviendrons pas que les premiers traducteurs arabes de ces contes n'aient déployé une certaine habileté à les adapter au costume national. Leur zèle pour l'Islamisme les a engagés à effacer soigneusement tout ce qui portait une teinte païenne. Toutefois les idées et les institutions sociales découlant d'une religion toute opposée, étaient souvent si fortement empreintes dans le fond même de la fiction que, pour la conserver, il a fallu en venir à des accommodements. Il faudra donc user d'une grande circonspection pour ne pas puiser à cette source, considérée comme historique, des notions erronées.

En général, on s'est trop habitué à prendre les nations orientales en masse. De là tant de jugements vagues et superficiels, portés sur le génie et le goût oriental, la poésie et la littérature

Erſte Gemahlin. Zweite Gemahlin.
Keſini. ‿ **Sagaras.** ‿ Sumatis.
| |
Aſamanjas. 60,000 Söhne ohne Nachkommenſchaft.
|
Anſuman.
|
Dvilipas.
|
Bhagirathas.

V. 2. 3. Es iſt bekannt, daß die Kinderloſigkeit bei den Indiern als ein großer Unſegen betrachtet wird, und nichts iſt häufiger in den alten Gedichten als Gelübde, Opfer, fromme Uebungen, um ſich davon zu löſen. Doch richtet ſich das Verlangen beſonders auf Söhne, weil nur dieſe den Dienſt der Manen für ihre Väter verrichten können. Daſarathas, zu Anfange des Ramayana, betrachtet ſich noch als kinderlos, wiewohl man nachher erfährt, daß er eine ſchon vermählte Tochter hat.

V. 4. **Keſini**, –⌣⌣. Kêsini, –⌣–. Die Schöngelockte, εὐπλόκαμος.

V. 4. **Vidarbhas**, ⌣–⌣, wie im Indiſchen. Ein König, der einem Reiche des ſüdlichen Indiens ſeinen Namen gegeben, worüber das Nähere bei dem Gedichte vom Nalas.

V. 5. **Sumatis**, –⌣⌣. Sumatis, ⌣⌣⌣. Die Wohlgeſinnte, εὔμητις.

V. 6. **Garudas**, ⌣–⌣. Garudas, ⌣⌣⌣. Die Dichter beſchreiben ihn als einen rieſenhaften Adler, Geier oder Kranich, auf welchem Viſhnus mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Lüfte fährt. In den Abbildungen aber iſt er der menſchlichen Geſtalt oft ſo ſehr angenähert, daß nur leichte Spuren von dem Vogel übrig bleiben.

V. 9. **Hymavan**, –⌣⌣. In der abſoluten Form Hymavat, im nom. masc. Hymavân, ⌣⌣–. Der Schneeige, Winterliche. Hyma iſt das griechiſche χεῖμα, das lateiniſche hiems. Die Neueren nennen dieſes Gebirge, das Indien im Norden begrenzt, häufig Hymalaya (der Aufenthalt des Schnees), mit abgekürzter Ausſprache **Hymaleh**; in den Dichtern erinnere ich mich nicht eben dieſe Benen-

orientales. On a fait des parallèles entre les psaumes et les prophètes des Hébreux, et la poésie lyrique des Arabes. Un auteur anglais (WOOD *on the original genius of Homer*) s'est imaginé reconnaître dans les mœurs des Turcs qu'il avait vus dans l'Asie Mineure, celles des héros d'Homère. Beau compliment à faire aux anciens Grecs! Même les nations de l'Asie antérieure, les Turcs, d'origine tartare, les Arabes, les Persans, sont caractérisées par des traits bien distinctifs.

Allez au-delà de l'Indus, et vous trouverez un autre monde; au-delà du Gange, il en est de même. Qu'est-ce que les Persans, tels qu'ils étaient originairement, ont de commun avec les Arabes? les Indiens avec les Persans? les Chinois avec les Indiens?

Dans le fait, la ressemblance principale de tous ces peuples entre eux, c'est qu'ils ne sont pas des Européens. Nous conviendrons cependant qu'il y a des ressemblances particulières, occasionnées par le climat: mais celles-là ne concernent que le matériel de la vie.

NOTE.

Cette notice resta inachevée et par conséquent inédite. Mais mes *Réflexions sur l'étude des langues asiatiques* (Bonn 1832) m'ayant ramené au même sujet, j'en ai dit quelques mots. »On m'opposera peut-être comme »un exemple frappant du talent des Arabes pour les »fictions les Mille et une nuits. Mais j'ai soutenu et je »soutiens encore que la majeure partie de ces contes

»charmants, celle qui a fait la fortune du livre en Europe, est d'invention indienne. Jusqu'ici j'ai à peine »effleuré les preuves qui se présentent en foule; je me »propose de traiter ce sujet plus à fond. Les jour»naux nous ont appris que M. Silvestre de Sacy, dans »un discours lu dernièrement à l'Institut, a revendiqué »l'invention de ces contes pour les Arabes. L'autorité »de ce célèbre orientaliste est d'un grand poids; cette fois»ci elle est en contradiction avec le témoignage formel »de Maçoudi. Je ne connais pas encore les arguments »de M. de Sacy: mais je doute qu'ils me fassent chan»ger d'avis.«

Je me mis en devoir de présenter au savant académicien un livre dans lequel je l'avais contredit; en revanche, il eut la bonté de m'envoyer un exemplaire de son Mémoire, tiré à part avant la publication dans les volumes de l'Académie, ce qui donna lieu à ma réponse.

2.

LETTRE

À M. SILVESTRE DE SACY,

PAIR DE FRANCE, MEMBRE DE L'INSTITUT etc.

Monsieur,

Je viens de recevoir la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser le 1^er^ Décembre, avec votre envoi, dont je vous suis infiniment reconnaissant. Je ne m'étais point flatté que mes Réflexions pussent mériter votre attention. Il y a nombre d'années que j'ai commencé un essai sur les Mille et une nuits, et autres contes orientaux. Ce travail en est resté là: la lecture de votre Mémoire m'a donné une nouvelle envie de le reprendre avec des recherches plus approfondies. Il est toujours glorieux de tenir tête à un illustre adversaire, dût-on même essuyer une défaite. D'ailleurs, c'est une belle matière disputable; et quoique le sujet puisse paraître frivole à un observateur superficiel, il touche à plusieurs points importants de l'histoire des littératures, des mœurs et des croyances religieuses.

Mon opinion s'était formée indépendamment du témoignage de Maçoudi dont je n'eus connaissance que plus tard; les doutes que vous élevez sur l'authenticité de ce passage n'ont donc pu la changer. Je serais presque bien aise que vos arguments, à cet égard, fussent reconnus pour invincibles: car, après avoir renvoyé les auxiliaires, l'on est d'autant plus à même d'éprouver la force de ses propres troupes.

Néanmoins, Monsieur, je vois avec une grande satisfaction que mon opinion n'est pas en tout point opposée à la vôtre. Vous réfutez l'hypothèse de M. Caussin de Perceval; j'avais fait de même dans mon essai inédit. Seulement vous avez fait grâce à ce savant de sa supposition la plus incroyable, c'est-à-dire que l'auteur primitif des Mille et une nuits aurait emprunté à l'Arioste l'histoire de Joconde. Un Arabe du seizième siècle, versé dans la littérature classique des Italiens et lisant au fin fond de la Syrie Roland furieux, un livre que tout vrai croyant doit avoir en horreur, cela est difficile à imaginer. En outre, cela aurait eu lieu avant 1548, et la première édition complète de Roland furieux date de 1530. La célébrité de cet ouvrage ne s'était pas encore répandue au-delà de l'Italie, et il n'en existait aucune traduction.

Ces deux thèses que vous réfutez: 1) le livre dont parle Maçoudi est absolument identique pour le contenu et le style avec celui que nous avons; 2) c'est une traduction littérale et fidèle dans tous les détails, d'un livre indien ou persan; — ne sauraient soutenir l'examen d'une critique sévère. Mais MM. Langlès et de Hammer ont-ils en effet émis cette opinion? Pour ma part, je suis si éloigné de réclamer la totalité pour l'Inde que je protesterais plutôt, si on voulait lui en faire cadeau. J'ai dit dans l'Almanac royal de Berlin (1829.) que j'entreprendrais de distinguer, seulement par le caractère de la fiction, les contes originairement Arabes, Persans et Indiens, et j'ai indiqué quelques marques distinctives. Mais je pense que l'encadrement et le fond de la plupart des contes de fées proprement dits, ainsi que plusieurs contes plaisants et à intrigue, sont d'invention indienne parce que tout cela ressemble prodigieusement à des compositions sanscrites que nous connaissons. Tels sont les trente-deux contes des statues magiques autour du trône de Vicramàditya, les vingt-cinq contes de la carcasse possédée, et les soixante-dix contes du perroquet. (*Sinhásana-dva-*

trinçatî, *Vêtâla-panchavinçatî* et *Suka-saptatî*.) Parmi les apologues du Hitôpadêça il y a aussi des contes de fées et des fabliaux, mais on y voit particulièrement l'artifice de l'emboîtement.

Les Mahométans rigoureux ont dû voir, ce me semble, d'un mauvais œil la publication des Mille et une nuits, que ce fût un original ou une imitation. Car, il faut l'avouer, lorsqu'on a peuplé le monde d'une telle foule d'êtres surnaturels et puissants de diverses espèces, il n'y a plus qu'un pas à faire pour arriver au polythéisme. Les premiers rédacteurs ont donc dû éviter de trop choquer les vrais croyants. Ils auront élagué soigneusement l'intervention des dieux. Mais ils ne pouvaient pas ôter les demi-dieux et toute cette démonologie, parce qu'elle était la source féconde du merveilleux.

L'intervention fréquente des dieux dans les originaux n'est pas une supposition gratuite. Parmi les contes insérés par M. Gauttier, il y en a un où Vishnou paraît en personne. (Tome I, p. 133.) Dans le même conte, le brahmane Padmanâbha porte un nom vraiment classique: c'est une épithète de Vishnou; le brahmane qui donna des leçons au pasteur hollandais Roger, s'appelait ainsi. Ce qui est dit du sanscrit, (p. 122) que c'est la langue des mages des Indes, de Siam et de la Chine, semblerait erroné; mais cela est vrai par rapport au rituel des Bouddhistes, transporté à la Chine en sanscrit pur, et à Siam en pali qui n'en est qu'un dialecte. Ces traits d'érudition m'étonnent de la part d'un rédacteur turc ou arabe qui, au reste, y a fait des changements bien absurdes: un brahmane qui vient sans motif à Damas, et qui se lie d'amitié avec un cabarétier, ce qui lui aurait fait perdre sa caste, etc. Le conte est mauvais, je voudrais pouvoir le récuser: mais je suis forcé d'admettre qu'il a passé de la bouche ou du livret d'un conteur indien en Syrie, en Turquie, en Égypte, et que sais-je? peut-être à Tunis, à Fez et à Maroc.

Si vous voulez prendre la peine, Monsieur, de comparer l'histoire de Vîravara dans le troisième livre du Hitôpadêça avec le second conte du livre du perroquet (*Touti-Nameh*), vous verrez comment un musulman orthodoxe gâte un beau conte pour en effacer les traces du polythéisme. Cette histoire se retrouve encore dans les vingt-cinq contes de la carcasse possédée; ainsi nous l'avons trois fois en langue sanscrite. Les conteurs indiens aussi se sont pillés les uns les autres; ou ils ont cru que des fabliaux populaires et favoris leur appartenaient à tous en commun.

Que les imitateurs arabes aient traité l'original fort arbitrairement, qu'ils l'aient adapté, tant bien que mal, aux idées de leurs compatriotes, cela va sans dire. En effet, il ne fallait pas un grand effort d'esprit pour substituer l'Alcoran aux Vêdas; Salomon fils de David à Visvâmitra fils de Gâdhi, ou à quelque autre saint miraculeux de la mythologie brahmanique; Bagdad à Ujjayinî; enfin Haroun-Alrachid à Vicramâditya. Le rédacteur moderne qui, le premier, a inséré le nom de ce Calife, au moins aurait dû effacer les deux premiers mots du livre: »*Les chroniques des Sassaniens*,« avec lesquels toutes les mentions de l'islamisme forment un anachronisme palpable.

Vous citez dans le conte du pêcheur les hommes de quatre religions différentes, changés en poissons d'autant de couleurs. Cette substitution n'est pas trop maladroite, mais j'y ai reconnu d'abord les quatre castes de l'Inde. Comme le mot sanscrit pour caste, *varna*, signifie en même temps couleur, dans ma supposition la métamorphose était préparée par un jeu de mots.

Le médecin Douban empoisonne le roi moyennant un manuscrit. Dans l'Inde, en effet, pour prévenir les ravages des fourmis blanches, on induit souvent les manuscrits d'orpiment jaune qui est un poison violent. Il y a plusieurs manuscrits de cette espèce à la bibliothèque du Roi. Cela se pratique-t-il également en pays de langue arabe? —

Les Mille et une nuits se composent de matériaux fort hétérogènes; l'interpolation est manifeste. Le cadre, étant trop large, s'y prêtait. Il ne s'agit que de tenir toujours en suspens la curiosité du Sultan. Pour peu que le premier inventeur ait été habile dans son métier, il se sera imposé la condition de lier tous les contes les uns aux autres. Dès que le fil de la narration eut été rompu, à chaque point où une nouvelle série commence, la porte fut ouverte à toutes les interpolations, qui n'ont pas manqué d'arriver.

Galland a suivi le mauvais exemple de ses prédécesseurs asiatiques en intercalant Sindbâd le marin. Ce livre n'a rien à démêler ni avec l'Inde ni avec les Mille et une nuits. Les fictions, si tant est qu'elles méritent ce nom, y sont puisées principalement à des sources grecques, ainsi que celles de plusieurs voyages merveilleux, répandus fort anciennement dans l'occident, tels que la Légende de St. Brandanus, le duc Ernest de Souabe, etc. M. Gauttier a inséré le Dolopatos, ouvrage ancien et incontestablement d'origine indienne: mais c'est un Dolopatos horriblement falsifié. M. de Hammer a déterré en Égypte des anecdotes la plupart plates et de mauvais goût. Il est difficile de prévoir où cela finira, mais on peut être assuré d'avance que l'édition la plus volumineuse des Mille et une nuits, sera aussi la plus mauvaise.

Vous voyez donc, Monsieur, que je suis entièrement de votre avis sur la valeur des nouvelles additions.

Le génie de l'invention est bien rare; le talent de développer, de varier, d'orner même, est beaucoup plus commun. L'histoire littéraire des contes amusants en fait foi. Ce n'est qu'une longue suite de plagiats. Souvent on a découvert l'origine d'une fiction non seulement fort loin du pays où elle s'était présentée d'abord à nous, mais aussi à l'intervalle d'un grand nombre de siècles. Entre deux pays la question de l'originalité ou de l'imitation peut être douteuse; mais la chronologie, bien constatée, est décisive.

À mon avis, le récit que le Vizir fait à Scheherezade, pour la détourner de son projet, le premier après celui de l'encadrement, est un des plus jolis contes de tout le recueil. Eh bien! tous les traits saillants de cette fiction: — la faculté d'entendre le langage des animaux, la condition qui y est attachée, l'éclat de rire, le caprice de la femme; — sont déjà dans le Râmâyana. Voyez l'édition de Serampore Vol. II, p. 352—354; le même récit se trouve sans variante dans la mienne, Lib. II, cap. XXXV. 17—24.

Je crains de vous avoir importuné, Monsieur: je m'aperçois que j'ai commencé d'écrire une dissertation au lieu d'une lettre. J'espère que mon motif m'excusera à vos yeux. Je voudrais vous persuader que, si je persiste dans mon opinion, après avoir eu connaissance de la vôtre, ce n'est pas par une prévention aveugle.

Veuillez agréer, Monsieur, l'hommage de mon respect et de la considération très-distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être etc. etc.

Bonn, 20. Janvier 1833.

De l'imprimerie de Charles Georgi à Bonn

nung gefunden zu haben: ſie eignete ſich wohl nicht ſo gut zur Perſonification. Verſchiedene Stellen des Hymavan ſind noch jetzt das Ziel vieler Pilgerfahrten.

V. 10. *Bhrigus*, —◡. Bhrigus, ◡◡. Bhrigus führt einen großen Namen unter den mythologiſchen Weiſen. Ihm werden verſchiedene Abſtammungen zugeſchrieben: mittelbar oder unmittelbar vom Brahma; meiſtens aber heißt er ein Sohn des Manus, der durch ihn ſeine Geſetze offenbart. (S. Jones Institutes of Menu. Chapt. 1, 59. 60.) Bhrigus als Appellativ bedeutet auch einen ſteilen Abſturz, und hiemit ſcheint in der Urſchrift ein Wortſpiel beabſichtigt zu ſein, das einige Dunkelheit verurſacht. Freilich wohnt Bhrigus eigentlich im Himmel, man mochte aber an dieſem Berge, wohin ſich Sagaras begab, ſeine Orakelſprüche und Segnungen beſonders erwarten.

V. 18. *Löwe der Menſchen.* Die Namen der edelſten und ſtärkſten Thiergattungen, des Tigers, Löwen und Stieres, werden oft mit dem Namen des Menſchen zuſammengeſetzt, um einen hohen Vorrang zu bezeichnen; und zwar nicht bloß in Hinſicht der kriegeriſchen Eigenſchaften, ſondern auch Weiſe und Heilige werden ſo angeredet. Wir können nur den Löwen gebrauchen; der Tiger würde uns falſche Nebenvorſtellungen geben, die ihm in der indiſchen Sprache ganz fremd ſind.

V. 20. *Faltend die Hände.* Wir verſtehen unter gefalteten Händen meiſtens verſchränkte. Die Indier legen aber beim Gebet und ſonſt als Zeichen der Ehrerbietung die Hände ausgeſtreckt vor der Bruſt zuſammen, ſo wie man es häufig auf den Bildern ſieht. So war auch wohl bei uns die alte Sitte, die man an ſo vielen betenden Figuren auf chriſtlichen Grabmälern findet; der Ausdruck *falten*, ſchlicht zuſammenlegen, führt uns eben dahin.

Min hende ich valde,
Mit triuwen al gernde uf ir fueße,

ſagt einer von unſern Minneſingern.

V. 21. *Brachmane*, ——◡. Unſre Weiſe, *Brahminen* oder gar *Braminen* zu ſchreiben, iſt ganz falſch, und vermuthlich zuerſt durch die franzöſiſchen Miſſionare aufgekommen. Aber in Bramins lautet das i wie e, wodurch man das kurze a hat ausdrücken wollen. Dieſer Name iſt wieder ein Beiſpiel, daß die

Spaniſches Theater.

Herausgegeben

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Zweite Ausgabe,

beſorgt von

Eduard Böcking.

Erſter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

201

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schauſpiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Überſetzt

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Zweite Ausgabe,

beſorgt von

Eduard Böcking.

Erſter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

2 o Exeg 29 el

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite.

Über das ſpaniſche Theater VII

Numancia des Cervantes (Bruchſtück) XXV

Über allen Zauber Liebe 1
El mayor encanto Amor. Fiesta que se representó á sus Magestades en los Estanques de Buen-Retiro. (Comedias del celebre Poeta Español Don Pedro *Calderon* de la Barca etc., que saca á luz Don Juan Fernandez de *Apontes.* Madrid 1760. T. V.)

Die Schärpe und die Blume 155
La Vanda y la flor. (T. V.)

Die Locken Abſalons (Bruchſtück) 307

Die Amazonen (Bruchſtück) 323

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Über das ſpaniſche Theater.

(Aus (a=) „Europa.“ Eine Zeitſchrift. Herausg. v. Friedr. Schlegel. 1. Bd. 2. Stück. Frankf. 1803. 8° S. 72 … 87. (b=) Zum Theil umgearbeitet in die Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur. 2. Ausg. Bd. III. S. 338 ff. [14. Vorleſ.])

Die Reichthümer der ſpaniſchen Bühne ſind bis zur Sprüchwörtlichkeit angeprieſen worden, auch iſt es unter den franzöſiſchen, italiäniſchen, engliſchen und deutſchen Theaterſchriftſtellern*) mehr oder weniger Sitte geweſen, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, meiſtens ohne ſie anzugeben. Unter uns hat man durch Überſetzungen theils aus dem Franzöſiſchen**), theils unmittelbar aus den Originalen ſelbſt, für nähere Bekanntſchaft ſorgen wollen. Man hat dabei aber die Wahl faſt einzig auf das Fach der Intriguen-Luſtſpiele beſchränkt, und, da doch ſämmtliche ſpaniſche Schauſpiele verſificiert ſind, die Entremeses und die aus der neueſten Zeit ausgenommen, alles in Proſa aufgelöſt, vieles nur auszugsweiſe gegeben, indem man es ſich wohl gar zum Verdienſt anrechnete, allen ſogenannten poetiſchen Schmuck ſorgfältig wegzuſchaffen. Bei dieſem Verfahren konnte nur das materielle Gerüſte der urſprünglichen Werke übrig bleiben: das ſchöne Colorit mußte mit den Formen der Ausführung verloren gehen. Daß Überſetzer, welche ſolchergeſtalt einen gänzlichen Mangel an Urtheil über dichteriſche Vorzüge bewährten, ſich nicht auf das Vortrefflichſte unter der ganzen Menge gerichtet haben werden, läßt ſich ſchon von ſelbſt ermeſſen. Auch macht dieſe Gattung, wiewohl ſich in der Erfindung unzähliger ſolcher Intriguen, dergleichen andere Theater-Litteraturen kaum wenige aufzuweiſen haben, ein bewundernswürdiger Scharfſinn zeigt, dennoch keineswegs die ſchätzbarſte Seite des ſpaniſchen Theaters aus*). Vielmehr offenbart die dramatiſche Kunſt der Spanier erſt in denen Schauſpielen, die in einem höheren Sinne romantiſch genannt werden können, auf das glänzendſte ihre einheimiſchen und eigenthümlichen Schönheiten, mit denen ich in dem Gebiete, der mir bis jetzt bekannten Poeſie wenigſtens, nichts zu vergleichen weiß.

---

*) unter den italiäniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Dramatikern. b.

**) aus Linguets Überſetzungen. Note aus b.

Es wird alſo nicht zu viel geſagt ſein, wenn ich behaupte, das ſpaniſche Theater ſei dem Publikum noch ſo gut wie gänzlich unbekannt; und ich ſchmeichle mir, meinem Unternehmen, eine Anzahl der vorzüglichſten Meiſterwerke deſſelben nach meiner Weiſe zu übertragen, welche mich eben veranlaßt, dieſe vorläufigen Bemerkungen mitzutheilen, werde es nicht an Neuheit und Intereſſe fehlen.

---

*) deſſen Eigenthümlichkeit ſich in der Behandlung wunderbarer mythologiſcher oder ritterlicher Fabeln oder hiſtoriſcher Gegenſtände weit glänzender zeigt. h.

Meine Abſicht kann hier nicht ſein, eine kritiſche Geſchichte des ſpaniſchen Theaters zu geben, welche ſchwierige und weitläuftige Arbeit ich mir für die Zukunft vorbehalte, wenn ich meine Studien dazu erſt noch beträchtlich werde erweitert haben*); noch ſelbſt den Calderon, welcher mir ohne Nebenbuhler, ja ſelbſt ohne einen ſolchen Mitbewerber, der auch nur in weiter Entfernung die zweite Stelle nach ihm einnehmen könnte, der erſte unter allen dramatiſchen Dichtern der Spanier ſcheint**), zu charakteriſieren: eine gleichfalls nicht geringe Aufgabe; ſondern ich will nur ſuchen, meine Leſer durch Mittheilung des Reſultats ſelbſtgemachter Erfahrungen auf einem kürzeren Wege einigermaßen zu orientieren, als ich mich ſelbſt allmälig habe orientieren müßen. Da die Litteratoren ſich meiſtens mit bloß verwirrenden Namenverzeichnißen der Stücke und ihrer Verfaßer begnügen, die an-

---

*) Auch in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur (2. Ausg. 14. Vorleſ.) beabſichtigte der Verfaßer eine ſolche Geſchichte nicht, die er leider nie ausgeführt hat. Unſere Litteratur kann ſich aber jetzt eines, hoffentlich bald vollſtändigen Werkes über die ſpaniſche dramatiſche Kunſt und Litteratur rühmen, wie es die ſpaniſche ſelbſt nicht beſitzt: Geſchichte der dram. Kunſt u. Lit. in Spanien, von Adolph Friedr. von Schack. Berlin 1845. 8° bis jetzt 2 Bde.

Anm. des Herausg.

**) Sehr abweichend urtheilt bekanntlich Simonde Sismondi: Die Litteratur des ſüdl. Europas. Deutſch von L. Hain. Bd. II. Lpz. 1819. 8° Kap. 33. 34. Vgl. S. 212 daſ. A. d. H.

Griechen die von den Indiern ſelbſt vernommenen Worte ſo genau auffaßten, als es ſich mit ihrem Alphabet thun ließ. Es findet ſich im Indiſchen eine doppelte Form: Brahman, wie der Gott ſelbſt, und patronymiſch abgeleitet Brâhmana, im nom. sing. Brâhmanas; ſo findet ſich auch *Βραχμάν*, und wiederum *Βραχμανοί*. Da die Griechen keinen Hauch vor einem Conſonanten hatten, ſo haben ſie das h ganz richtig durch ihr χ ausgedrückt. Die erſte indiſche Form verlängert die zweite Silbe in manchen Biegungen, z. B. acc. sing. Brahmânam. Die Leſer werden wohl fühlen, warum ich in einem Gedicht die Schreibung der Alten vorgezogen. Auch Camoens ſchreibt:

> BRACHMANES sam os seus Religiosos,
> Nome' antigo, e de grande preeminencia.

V. 32. Eine übliche Ehrenbezeugung, mehrmals im Kreiße um eine Perſon herumzugehen, die rechte Seite ihr zugewandt, und die Hände vor der Bruſt ausgeſtreckt zuſammengelegt.

V. 35. Aſamanjas, ◡◡–◡, wie im Indiſchen. Der Ungehörige, Ausſchweifende. Da die Indier ſo große Sorge tragen, ihren Kindern glückbedeutende Namen zu geben, ſo muß man wohl annehmen, daß er dieſen Beinamen erſt von ſeiner Aufführung bekommen.

V. 37. Den flaſchengeſtalteten Kürbis. Es ſcheint dieſer Sage eine Etymologie oder ein Wortſpiel zum Grunde zu liegen: Ikshvâku, der Name, den das ganze Geſchlecht führt, heißt ein Kürbis. Hier wird zwar ein anderes Wort gebraucht: tumba, aber die Bedeutung iſt dieſelbe, cucurbita lagenaria. Wem übrigens dieſer Kürbis gar zu lächerlich vorkommt, der mag ihn zu den Eiern der Leda hinlegen. Dieſe Erwähnung ſteht hier, nur um zu erinnern, daß es bloß Wirkung der Gewohnheit iſt, wenn uns die Seltſamkeiten der griechiſchen Mythologie nicht mehr auffallen.

V. 40. Geläuterten Oeles. Im Original ausgeklärte Butter. Ob gewiſſe Begriffe und Namen in der Poeſie für edel oder unedel gelten, das hängt zuweilen von Nebenvorſtellungen ab. Die ausgeklärte flüſſige Butter leiſtet den Indiern bei den Opfergebräuchen und auch zur Nahrung dieſelben Dienſte, wie den Alten das Oliven-Oel. Dieſes ſcheint kein Erzeugniß des indiſchen Bodens, wenigſtens kein bisher angebautes, zu ſein. Oel zum Brennen in Lampen wird aus andern Pflanzen gepreßt.

maßlichen Kunſtrichter aber ſich auf der negativen Seite halten, in der romantiſchen Poeſie eben das Nichtromantiſche ſuchen, oder im beſten Falle das, was bei den Alten weit vollkommener anzutreffen iſt, ſo habe ich dabei niemand, als mich ſelbſt, zum Führer gehabt.

Die älteſten bedeutenden Nachrichten und Urtheile über das ſpaniſche Theater finden ſich in den Schriften des Cervantes, hauptſächlich im Don Quixote in dem Geſpräche mit dem Canonicus, in der Vorrede zu ſeinen ſpäteren Schauſpielen, in der Reiſe auf den Parnaß, dann auch an andern Stellen zerſtreut. Er hatte in ſeiner Jugend noch die Anfänge deſſelben erlebt, und war berechtigt ſich als einen der Stifter anzuſehen, da er in ſeiner früheren Epoche 20 bis 30 Stücke*) mit großem Beifall auf die Bühne gebracht hatte**). Lope de Vega folgte ihm darin nach, und verdrängte ihn durch größere Fruchtbarkeit und glänzendere Effecte***); ein Umſtand, der bei der Unzufriedenheit des Cervantes mit der Richtung des öffentlichen Geſchmacks und der Verfaßung des Theaters in ſeinem höheren Alter allerdings in Anſchlag gebracht werden muß. Dann, ſcheint es, war in ſeinem poetiſchen Gemüthe noch ein proſaiſcher Winkel übrig geblieben, von welchem aus er das Streben nach dem Wunderbaren und die Kühnheit phantaſtiſcher Spiele als der Wahrſcheinlichkeit und Natur entgegen verwarf; nach der Autorität der Alten auf reinere

---

*) (ſo nachlaßig redet er [Cervantes ſelbſt] davon.) b.

**) Vgl. v. Schack Bd. I. S. 310 . . . 363. A. d. H.

***) Vgl. v. Schack Bd. II. S. 132 . . . 416. A. d. H.

Sonderung der Gattungen drang, da doch die romantiſche Kunſt alle Elemente der Poeſie in ihren Werken zu verſchmelzen ſucht; und nicht weniger als wahre Verſtöße gegen die Schicklichkeit den raſchen Wechſel von Zeiten und Örtern rügte, wovon das romantiſche Drama gern einen Theil ſeines bunten Farbenzaubers herleiht, da das klaſſiſche hingegen durch wirkliche oder ſcheinbare Stätigkeit der Zeit, durch Feßelung an einen einzigen Ort dieſe Äußerlichkeiten möglichſt zu vernichten ſucht. Es iſt merkwürdig, daß auch Lope ſeine Rechte verkannte, und eingeſtand, er ſchreibe ſeine Stücke gegen die ihm wohl bekannten Regeln auf dieſe vielfältig angefochtene Art nur um der Menge zu gefallen. Daß er dieſe beſonders bedachte, hat allerdings ſeine Richtigkeit; jedoch bleibt er unter allen populären und beliebten Theaterſchriftſtellern, die je gelebt haben, einer der außerordentlichſten, und verdiente wohl vom Cervantes ein Wunder der Natur genannt zu werden.

Von den Stücken, welche der letztgenannte aus der Epoche vor Erſcheinung des Lope, ja zum Theil gleichzeitig mit dieſem als die vorzüglichſten nennt, möchte wohl das meiſte ſelbſt in Spanien ſchwer anzutreffen ſein, da ſo vieles nur für die Bühne geſchrieben, und nicht in Druck gegeben ward, wie es ja mit Cervantes älteren Schauſpielen der Fall geweſen, wovon erſt vor wenigen Jahren zwei aus dem Manuſcript herausgegeben worden ſind. Dieſe beweiſen allerdings ein hohes und eigenthümliches Streben in ſeiner dramatiſchen Laufbahn. Zwar trägt das eine, die Lebensart in Algier (el trato de Argel), vermuthlich die früheſte Arbeit des Dichters, durch das Übergewicht der Erzählung, die Magerkeit des Ganzen und die mangelnde Evidenz und Hervorhebung der Figuren und Situationen noch Spuren der damaligen Kindheit der dramatiſchen Kunſt in Spanien an ſich; das andere aber, die Zerſtörung von Numancia, ſteht ganz auf der Höhe des tragiſchen Kothurns, und macht in der bewußtloſen und ungeſuchten Annäherung an die antike Reinheit und Größe in der ganzen Geſchichte der neueren Poeſie eine faſt einzige Erſcheinung. Doch es iſt ſchon an anderen Orten von dieſem Meiſterwerke im Allgemeinen die Rede geweſen, um ſo eher kann ich eine nähere Charakteriſtik deſſelben auf andere Gelegenheit verſparen*).

In beiden Stücken iſt ein ſinnreicher, und in der Numancia ein erhabener Gebrauch von allegoriſchen Figuren gemacht, deren Einführung auf dem Theater (wo ſie ganz gegen die Meinung der meiſten Kritiker einzig an ihrer Stelle ſind) ſo wie die Eintheilung in drei Acte, welche nachher unverbrüchliche Obſervanz wurde, Cervantes erfunden zu haben bezeugt.

Kurz vor ſeinem Tode, im Jahre 1615, gab er acht Schauſpiele**) und eben ſo viel kleinere Zwiſchenſpiele in Druck, weil er ſie nicht nach Wunſch auf die Bühne hatte bringen können. Die abgeſchmackte Hypotheſe des neueren

---

*) Ich füge aus Schlegels Nachlaß die Überſetzung der Eröffnungsſcene dieſer die Vorrede des Überſetzers vertretenden Abhandlung bei.
D. Herausg.

**) v. Schack Bd. I. S. 352 ff. ſtimmt ſehr mit Schlegel, den er nicht nennt, überein. Anm. d. H.

Herausgebers (im Jahre 1749), ſie ſeien Parodien und Satiren auf den verderbten Zeitgeſchmack, verdient keine Widerlegung: unter dieſer Vorausſetzung wären ſie das Verfehlteſte, was ſich denken läßt; einen ſolchen Zweck würde Cervantes ganz anders durch ein einziges Stück, aber dann auf eine durchaus nicht mißverſtändliche und weit beluſtigendere Art zu erreichen gewußt haben. Es ſind vielmehr ſpätere Arbeiten, in denen er ſich wider ſeine Überzeugung dem Zeitgeſchmack durch buntere Mannigfaltigkeit, wunderbare Anlagen und Theaterſtreiche zu fügen ſuchte. Allein es ſcheint, er ſahe die Oberflächlichkeit der Compoſition für die Hauptbedingung des allgemeinen Beifalls an; wenigſtens iſt ſie meiſtens ſo locker und loſe, daß von einem ähnlichen Leichtſinn in ſeinen proſaiſchen Werken nirgends ein Beiſpiel iſt: und da er ſich alſo zum Theil ſeiner eigenthümlichen Vorzüge entäußerte, ſo darf es uns nicht wundern, daß es ihm nicht gelang, den Lope auf deſſen eigenem Gebiet zu übertreffen. Zwar ſind zwei von dieſen Stücken, die Chriſtenſclaven in Algier (los baños de Argel), eine Umarbeitung jenes früheren, und das Labyrinth der Liebe, ſogar vortrefflich zu nennen; alle enthalten ſo viel ſchöne und geiſtreiche Züge, daß man, wenn man ſie für ſich allein betrachtet (auch ohne auf die Numancia Rückſicht zu nehmen), geneigt iſt, die unter den ſpaniſchen Kritikern ziemlich allgemeine Meinung, Cervantes habe kein dramatiſches Talent gehabt, für ein bloßes Vorurtheil zu halten. Vergleicht man ſie aber nur mit den Stücken des Lope, oder vergegenwärtigt man ſich die höheren Forderungen, wozu

Calderon ſein Theater-Publikum gewöhnte, ſo läßt ſich dieß Urtheil bedingter Weiſe rechtfertigen. Man kann im Ganzen wohl eingeſtehen, daß ſich der Geiſt dieſes Dichters mehr zum Epiſchen, im weiteren Sinne für die erzählende Darſtellungsform genommen, neigte, und daß die beſcheidene Gelindigkeit, womit er die Gemüther anzuregen liebt, nicht zur Benutzung des Augenblicks und raſchen Gedrängtheit paßt, welche auf dem Theater einheimiſch iſt. Sieht man wieder auf das draſtiſche Pathos in der Numancia, ſo muß man es faſt nur für zufällig halten, daß Cervantes ſich dieſer Gattung nicht ganz gewidmet, und darin Raum gefunden, alle Seiten ſeines erfinderiſchen Geiſtes zu entfalten.

Im Studium des Lope iſt man in Deutſchland wegen des Mangels an ſpaniſchen Büchern ſehr beſchränkt. Es giebt keine Sammlung ſeiner ſämmtlichen, faſt über Glauben zahlreichen Stücke*), und von den einzelnen meiſtens ſehr incorrekten Abdrücken findet man kaum in den größten Bibliotheken eine beträchtliche Anzahl beiſammen. Indeſſen kann man es durch ein Dutzend derſelben ſchon ziemlich weit in der Bekanntſchaft mit ihm bringen, und darf nicht beſorgen, das Charakteriſtiſche darunter verfehlt zu haben, indem er in ſeinen einzelnen Hervorbringungen nicht durch Erſchwingung ungewöhnlicher Höhe, oder durch Darlegung unbekannter Tiefen ſeines Gemüths überraſcht. Unſtreitig erſcheint dieſer bald zu ſehr vergötterte, bald zu ſehr herabgewürdigte Vielſchreiber hier im

---

*) Verzeichniſſe giebt v. Schack Bd. II. S. 690 . . . 705.
A. d. H.

vortheilhafteſten Lichte, da das Theater zur Ablegung ſeiner drei Hauptfehler, Mangel an Zuſammenhang, Weitſchweifigkeit und Pedanterei *), die beſte Schule war. In einigen ſeiner Stücke, beſonders den hiſtoriſchen, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen (z. B. der König Wamba, die Jugendſtreiche des Bernardo del Carpio, die Zinnen von Toro u. ſ. w.) herrſcht eine gewiße Roheit der Darſtellung, die aber gar nicht ohne Charakter iſt, und abſichtlich für die Gegenſtände gewählt zu ſein ſcheint; in anderen, welche Sitten der damaligen Zeit ſchildern (wie z. B. die aufgeweckte Toledanerin **), die ſchöne Häßliche u. a.), zeigt ſich ſchon eine ſehr gebildete Geſelligkeit. Alle enthalten neben wahrhaft intereſſanten Situationen unvergleichliche Späße, und vielleicht ſind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn ſie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch auf unſerer heutigen Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel ſind ungefähr die nämlichen: verſchwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung, und vernachläßigte Ausführung. Sie gleichen den Gruppen, die ein geiſtreicher Skizziſt ohne alle Vorbereitung, ohne ſich nur die gehörige Zeit zu nehmen, auf das Papier hinkritzelt, wo ungeachtet dieſes eilfertigen Leichtſinnes jeder Strich Leben und Bedeutung hat. Außer der ſorgfältigen Bildung fehlt es Lope's Werken nur an Tiefe, und an jenen feineren Beziehungen, welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.

---

*) Weitſchweifigkeit und unnütz ausgekramte Gelehrſamkeit. b.

**) die muntere Toledanerin b. [la gallarda Toledana].

Wenn es bei dem Bisherigen, nämlich den Werken des Lope und ſeiner vorzüglicheren Zeitgenoßen*), ein Bewenden gehabt hätte, ſo müßte man an dem ſpaniſchen Theater mehr den großen Entwurf und die verſprechenden Anlagen, als eine Reife der Vollendung loben, wie ſie z. B. der einzige Shakeſpeare dem engliſchen gab. Allein Don Pedro Calderon de la Barca trat auf, ein eben ſo fruchtbarer Kopf, eben ſo fleißiger Schriftſteller als Lope, und ein ganz anderer Dichter; ein Dichter, wenn es je einen gegeben hat. In weit höherem Grade erneuerte ſich das Wunder der Natur, der allgemeine enthuſiaſtiſche Beifall und die Beherrſchung der Bühne. Die Lebensjahre des Calderon halten gleichen Schritt mit denen des ſiebzehnten Jahrhunderts: er war folglich 16 Jahre alt, als Cervantes, und 35, als Lope ſtarb. Da er von ſeinem 14ten bis zum 81ſten Jahre, in welchem er ſtarb, dramatiſche Arbeiten geliefert, ſo vertheilt ſich freilich die Summe von 120 Stücken (wovon jedoch die, ſo viel ich weiß, vollſtändigſte Ausgabe von Apontes nur 108 enthält) auf einen langen Zeitraum; allein außerdem hat er noch gegen 100 geiſtliche allegoriſche Akte und eben ſo viel kleinere Nachſpiele geſchrieben, die übrigen Gedichte und proſaiſchen Schriften nicht zu erwähnen. Es iſt mir nicht bekannt, wie viel von dieſen und den Saynetes**) gedruckt iſt; von den Autos Sacramentales kenne ich eine Ausgabe, die nur 72 nebſt ihren, aber nicht immer von ihm ſelbſt herrührenden, Prologen enthält.

---

*) eines Guillen de Caſtro, Montalban, Molina, Matos-Fragoſo u. a. b. Vgl. v. Schack Bd. II. S. 417 ff. A. d. H.

**) ſcherzhaften Zwiſchenſpielen. b.

Bei dieſem faſt unüberſehbaren Überfluße wird es unglaublich ſcheinen, daß ſich darunter nichts auf's Gerathewohl Hingeworfenes befindet, ſondern alles nach ſicheren conſequenten Maximen mit den tiefſten künſtleriſchen Abſichten in vollkommener Meiſterſchaft ausgearbeitet iſt; ſo daß auch nicht eine verwahrloſte Zeile aus ſeiner Feder gefloßen, und doch iſt es ſo. Freilich zweifle ich nicht, daß viele Leſer dieſen Dichter nicht gleich bei der erſten Bekanntſchaft ganz faßen werden, wie es auch mir begegnete, daß ich anfangs das für Manier hielt, was ich nachher als den reinſten und potenzierteſten Stil des Romantiſchtheatraliſchen erkannte. Wenn man aber einmal den Eingang in dieß Labyrinth phantaſtiſcher Bezauberungen gefunden hat, ſo hält es ſchwer, den Ausgang zu finden; man wird unerſättlich, und findet hundert und mehr Stücke immer noch wenig.

Calderon hat überall das, was ſeinen Vorgängern ſchon für Form galt, wieder zum Stoff gemacht; ihm konnte nirgends weniger, als die edelſte und feinſte Blüthe genügen. Daher kommt es, daß er ſich in manchen Ausdrücken, Bildern, Vergleichungen, ja ſelbſt in einzelnen Spielen der Situation wiederholt, da er ſonſt zu reich war, um von ſich ſelbſt, geſchweige von Andern, borgen zu dürfen. Die Erſcheinung auf der Bühne iſt ihm alles*); aber dieſe ſonſt beſchränkende Rückſicht wird bei ihm durchaus poſitiv. Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effect ſo zu poetiſieren gewußt hätte, der zugleich ſo materiell energiſch und ſo ätheriſch wäre.

---

*) iſt ihm das erſte. b.

Seine Schauſpiele zerfallen in 4 Hauptklaßen: Darſtellungen heiliger Geſchichten aus der Schrift und Legende; hiſtoriſche; mythiſche oder aus andern phantaſtiſchen Stoffen gebildete*); endlich bürgerliche, oder ich möchte lieber ſagen, ritterliche, — nach damaligen Sitten, welche die Spanier de capa y espada nennen, weil ſie in der bekannten ſpaniſchen Tracht mit Mantel und Degen aufgeführt wurden**).

Hiſtoriſch im ſtrengeren Sinne ſind nur die auf einheimiſche Geſchichte gegründeten Stücke. Die ſpaniſche Vorzeit hat Calderon oft ſehr wahr und objectiv ergriffen; ſonſt aber hatte er eine zu entſchiedene, ich möchte ſagen brennende Nationalität, um ſich in irgend eine andere zu verſetzen; höchſtens in das, was ſich zur Sonne hinneigt, den Süden und Orient; aber nicht in das klaſſiſche Alterthum, noch auch in das nördliche Europa. Solche Stoffe hat er daher ganz phantaſtiſch genommen; wie ihm überhaupt die griechiſche Mythologie ein liebliches Märchen, und die römiſche Geſchichte eine majeſtätiſche Hyperbel iſt.

Auf der anderen Seite müßen die heiligen Darſtellungen gewißermaßen zu den hiſtoriſchen gerechnet werden: denn, wiewohl mit reicher Dichtung umgeben, wie das immer bei Calderon der Fall iſt, drücken ſie doch meiſtens den Charakter der Geſchichte oder Legende ſehr gut aus: ich nenne in dieſer Hinſicht nur die Söhne Davids und das Purgatorium des heil. Patricius; zuweilen vereinigt ſich auch das Heilige mit dem Nationalen, wie in dem Urſprunge, Verluſt und der Wiederherſtellung des Muttergottesbildes zu Toledo. Jedoch unterſcheiden ſich dieſe von den übrigen hiſtoriſchen durch die oft bedeutend hervortretende Allegorie und den religiöſen Enthuſiasmus, kraft deſſen Calderon in den geiſtlichen Acten*) das allegoriſch dargeſtellte Univerſum gleichſam in purpurnen Liebes-Flammen glühen läßt**). Auch hier ſchon geht dieſe geiſtige Sonne in der Sibylle des Orients im entfernteſten Oſten auf, und in der Aurora in Copacavanna (einem Thal in Peru, deſſen Entdeckung, Eroberung und Bekehrung darin geſchildert wird) taucht ſie ſich in dem ſtillen Ocean unter.

---

*) mythologiſche oder aus anderen erdichteten Stoffen gebildete. b.

**) S. jetzt v. Schack Geſch. der dram. Litt. II. S. 96 ff.
A. d. H.

Ich glaube eine beſondere Verehrung des Cervantes bei'm Calderon zu bemerken, und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo hat er im Gebrauch der Allegorie, z. B. in der Art, wie er in dem letztgenannten Stücke die Abgötterei einführt, jenen ſehr vor Augen gehabt.

Was die Gegenſtände betrifft, welche ich die phantaſti-

---

*) in den geiſtlichen Aufzügen, die zur Feier des Frohnleichnamsfeſtes beſtimmt waren. b.

**) In b. folgt eine ganz von dem Folgenden abweichende Auseinanderſetzung.

V. 46. Sarayu, ⏑ – –. Sarayû, ⏑ ⏑ –. Ein Fluß, der an der Stadt Oude vorbeifließt, heutzutage aber häufig ſeinen Namen an den mit ihm vereinigten Goggrah verliert. S. Hamilton E. I. Gaz. unter Goggrah.

V. 50. Anſuman, – ⏑ ⏑, Ansumân, – ⏑ –. Der Strahlende.

V. 55. Die Roßweih. Das Pferdeopfer, aswamêdha. Wegen der vielen einweihenden Gebräuche habe ich geglaubt, es ſchicklich die Roßweih benennen zu können. Dieſes Opfer wurde als ein ſehr ſchwieriges Unternehmen betrachtet, theils wegen Beobachtung der Ceremonien, theils wegen des großen Aufwandes, den die prächtige Bewirthung vieler Tauſende von Gäſten erforderte. Hier iſt die Sache nur im allgemeinen berührt; am Eingange des Ramayana findet ſich eine ausführliche Beſchreibung, die uns Anlaß zu Vergleichungen mit den ſcandinaviſchen Pferdeopfern geben wird.

V. 59. Schwäher des Sivas. Die jüngere Schweſter der Ganga, Uma, war dem Sivas vermählt. Unter vielen andern Namen heißt ſie auch Pârvati, die Tochter des Berges.

V. 60. Vindhias, – ⏑ ⏑. Im Indiſchen zweiſilbig, Vindhyas. Ich habe des Wohlklanges wegen das y in ſeinen Vocal aufgelöſt. Das Vindhya-Gebirge ſtreift von Oſten nach Weſten, ungefähr in der Linie des Wendekreißes hin, und macht die große Scheidung zwiſchen dem nördlichen Indien und der ſüdlichen Halbinſel. Wir müßen annehmen, daß das Opfer an der weſtlichen Gränze des Reiches von Ayodhya, etwa in der Ebene beim Zuſammenfluß des Sarayu und Ganges, gefeiert wurde, wo die beiden Gebirge am nächſten zuſammen rücken, und ohne Zweifel beide geſehen werden können, ungefähr wie in der Lombardei die Alpen und Apenninen, wiewohl ſie noch in ziemlicher Entfernung von einander bleiben.

V. 62. Dort in dem tugendbegabeten Lande. Dieſer Lobſpruch wird nicht auf ganz Indien ausgedehnt, ſondern beſtimmt auf die von den beiden großen Gebirgen eingeſchloßene Landſchaft beſchränkt. (S. Amara Cosha. B. II. Chap. I, Sl. 8.) So wird alſo dem nördlichen Indien vor dem ſüdlichen entſchieden der Vorrang in Hinſicht auf ſittliche Bildung zugeſchrieben.

V. 68. Dem ſiebengehaupteten Endlos. Indiſch Anantas, zuſammengeſezt aus dem verneinenden a mit angehängtem n, und anta, das Ende; gothiſch andi, fränkiſch enti.

ſchen genannt habe, ſo ſind ſie zum Theil aus alter Mythologie, aus Ritterbüchern und aus unbekannten Romanen entlehnt; oft ſcheinen nur geringe Veranlaßungen daher genommen, und viele ganz von Grund aus erfunden zu ſein. Doch darüber kann nur das Studium der Quellen entſcheiden, welches bei'm Calderon nicht weniger wichtig als bei'm Shakeſpeare ſein dürfte, aber ſich ſchwerlich anders, als in Spanien ſelbſt, anſtellen läßt.

Die Schauſpiele in modernen Sitten enthalten die feinſte Geſelligkeit in dem gewagten, aber edlen Spiele der Liebe, der Ehre, der Eiferſucht und der Intrigue. Es iſt immer noch etwas anderes, als die ſinnreiche Verwickelung, irgend ein Zauber der Phantaſie, was in ihnen feßelt, und darin bleibt Calderon unter ſo vielen glänzenden Mitbewerbern in dieſem Fache meines Bedünkens einzig. Bloß von der letzten Seite iſt er unſerer Bühne nicht ganz fremd: aber durch welche groben Hände und ungeſchickten Bemühungen haben ſeine Stücke zu ihr heruntergearbeitet werden müßen! Wie die Franzoſen in ſolchen Fallen zu Werke gehen, weiß man; die Italiäner mögen es etwas beßer gemeint haben; jedoch kann ich in dieſer Hinſicht den ſonſt vortrefflichen Gozzi gar nicht loben, der hier verräth, daß er gegen einen ſolchen Meiſter nur ein Naturaliſt und Dilettant war. Von den deutſchen Bearbeitern will ich nicht reden: ſie haben zum Theil nicht einmal die Quelle gekannt; ſo hat Herr Meyer in ſeinen Beiträgen, der vaterländiſchen Bühne gewidmet, Calderons Luſtſpiel: „Peor está que estaba“ unter dem Titel: „der Schutzgeiſt“

nach einem vermeintlichen italiäniſchen Original gegeben, welches ſchon Herr Ruprecht Becker in ſeinen Schauſpielen nach ſpaniſchen Plänen aus dem Original ſo bearbeitet hatte.

Dieß wären ungefähr die erſten Außenlinien zu einer Überſicht des ſpaniſchen Theaters. Verſchiedene Dichter, die zwiſchen Lope und Calderon fallen, kenne ich noch nicht genug, um über ſie mit Sicherheit reden zu können, z. B. den Moreto, welchen die Spanier wegen ſeiner ſcharfſinnig erfundenen Intriguen el conceptuoso nennen. Mit Calderons Tode muß man wohl die Epoche des ſpaniſchen Theaters, wenigſtens diejenige, wovon in einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie die Rede ſein kann, ſchließen, die dennoch, vom Cervantes an gerechnet, etwan ein Jahrhundert gedauert hat. Was innerhalb dieſer Periode für's Theater geſchrieben und gedruckt iſt, verdient, glaube ich, ohne Ausnahme Aufmerkſamkeit; man wird nicht leicht etwas ganz ſchlechtes darunter finden. Von einem ziemlich unbekannten Autor, Matos-Fragoſo, iſt mir unter andern ein Stück, die cataloniſche Corſarin, vorgekommen, das ich bewundernswürdig fand. Späterhin dagegen äußert ſich ein ausgemachter Verfall; aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts habe ich Stücke geleſen, die unter aller Kritik ſchlecht ſind, indem darin die alte Obſervanz, deren Sinn völlig verloren gegangen, mit Beſtrebungen, es den Ausländern nachzuthun, vermengt iſt. Jetzt iſt nach allem, was man von dorther hört, der franzöſiſche Einfluß vorwaltend, ſowohl der älteren Schule, als der Diderot'ſchen, die überall im Auslande mehr Glück machen mußte, als in Frankreich ſelbſt; ja man hat einiges von unſeren ausſchließend beliebten Tagesſtücken übertragen, und in Madrid auf die Bühne gebracht, folglich auch dieſes edle Volk zum Zeugen, ja zum Theilnehmer unſeres eigenen unſäglichen theatraliſchen Elendes gewonnen, welches letzte einem heutigen deutſchen Patrioten erwünſcht ſein muß, denn, mit in derſelben Anſteckung befangen, merken die Ausländer unſere Schmach nicht.

Bei ſo bewandten Umſtänden darf man ſich nicht wundern, daß es in Spanien Ton werden will, ihr älteres glorreiches Theater, und vor allem den Calderon nicht mehr recht anzuerkennen. Die Kritik der Correctheit ohne Sinn für Poeſie greift unter den daſigen Gelehrten mehr und mehr um ſich, die Abhandlung der Akademiker über den Don Quixote giebt einen Beweis davon ab, und führt auf die Bemerkung, daß dergleichen Vorurtheile, wenn ſie einmal in Köpfe hineingerathen, welche ſchon durch ihre angeſtammte Naiionalität zu etwas beßerem beſtimmt waren, ſich deſto gründlicher darin feſtkeilen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß meine Leſer auch bei unſern einheimiſchen Litteratoren (z. B. Blankenburg in den Anm. zu Sulzers Wörterbuch) die gerade entgegengeſetzten Urtheile über das ſpaniſche Theater finden können; da ich mich aber fortdauernd mit den ſogenannten Kunſtrichtern in dieſem Verhältniße befinde, ſo werden diejenigen, denen meine ſonſtigen Anſichten bekannt ſind, ſich vorläufig für die eine oder die andere Seite entſcheiden können.

Wer die romantiſche Poeſie in ihrem Zuſammenhange ſtudiert, wird, wie ich hoffe, mit mir über die Wichtigkeit des ſpaniſchen Theaters, über die Stelle, die es einnimmt, und über den merkwürdigen und ergänzenden Gegenſatz, den es mit dem engliſchen (d. h. Shakeſpeare und einigen älteren Zeitgenoßen) bildet, übereinſtimmen: denn es dürfte ſich zeigen, daß unſere ächteren romantiſchen Dramatiker eben die Mitte und Vereinigung beider ſuchen müßen.

Calderon hat noch geblüht, als das Zeitalter Ludwigs XIV. ſchon zu graſſieren anfieng, und iſt folglich als der letzte Gipfel der romantiſchen Poeſie zu betrachten; es iſt in ihm alle Pracht derſelben verſchwendet, ſo wie man bei einem Feuerwerke die bunteſten Farben, die glänzendſten Lichter und wunderlichen Figuren der feurigen Springbrunnen und Kreiße für eine letzte Exploſion aufzuſparen pflegt.

Es iſt ſchwer, wenn man ſich einen ſolchen Lieblingsdichter erwählt hat, nicht alles andere darüber zu vergeßen. Doch, denke ich, wenn mich der Beifall des Publikums unterſtützt, nach und nach auch das Vorzüglichſte von Cervantes, einige auserleſene Stücke von Lope, von Moreto und Andern zu geben*). Meine Hauptbemühung iſt zwar auf den Calderon gerichtet; ich werde ſeine Stücke nie mit denen von Andern in demſelben Bande zuſammenſtellen, und ſie durch einen zweiten Titel abſondern. Auch habe ich mir bei Übertragung derſelben die ſtrengſten Geſetze vorgeſchrieben, da ich überzeugt bin, daß er auch die Silbenmaße mit dem größten Verſtande gewählt und behandelt hat. Ich überſetze alſo durchaus in dieſelben Versarten mit Reimen oder Aſſonanzen, wähle die letzten ſo analog als möglich, und führe ſie eben ſo lange durch. Bei Stücken anderer Verfaßer wird eine nähere Betrachtung ausweiſen, ob Vertauſchung der gereimten Verſe (worauf bei der ungemeinen Leichtigkeit im Spaniſchen zu reimen zuweilen kein beſonderer Nachdruck gelegt wird) mit reimloſen Jamben, oder gar eingemiſchte Proſa, und hier und da Abkürzung dem Zwecke vollſtändig entſprechen, und ſie ſogar in einem vortheilhafteren Lichte zeigen kann; denn ſonſt denke ich mich eben nicht als einen Freund der ſogenannten freien Ueberſetzungen bewährt zu haben.

---

*) Leider iſt die Ausführung dieſes Vorſatzes unterblieben.

A. d. H.

Über die 3 Stücke des Calderon, welche der erſte Band enthält, werde ich nach der Erſcheinung deſſelben in dieſen Blättern ſprechen *).

*) Auch dieß iſt nicht geſchehen. A. d. H.

Numancia des Cervantes.

Bruchſtück.

Eröffnungsſcene.

Scipio.

Zu einer drückenden und ſchweren Pflicht
Hat mich der römiſche Senat verpflichtet,
Die ſo mich plagt mit ängſtendem Gewicht,
Daß ſie ſchon längſt mir die Geduld vernichtet.
Ein Krieg, der ſich verwirrt und fördert nicht,
Und ſchon ſo manchen Römer hingerichtet:
Wer wünſchet nicht, daß er ein End' erlange?
Wem wär nicht, ihn zu erneuern, bange?

Jugurtha.

Wem, Sipio, ward das Glück, der Muth verlieh'n,
Die beiſpiellos in dir beſchloßen liegen?
Mit dieſer beiden kann dir nicht entflieh'n
Der Sieg und der Triumph in dieſem Kriege.

Scipio.

Wenn Stärk' und Weisheit mit einander zieh'n,
Muß ſich der höchſte Berg der Eb'ne fügen;
Doch wilde Kraft, in Thorenhand gegeben,
Kann Eb'nes ſelbſt zu ſteiler Höh' erheben.
Doch iſt nicht Noth, ſo viel ich mag erſehen,
Die Wuth des gegenwärt'gen Heers zu hemmen,
Das ganz vergaß des Ruhms und der Trophäen,
Um in der Wolluſt nur berauſcht zu ſchlemmen.
Darauf muß einzig jetzt mein Streben gehen,
Durch meine Zucht die Ausartung zu dämmen;
Denn wer zuvor verbeßert ſeine Freunde,
Wird ſchneller überwinden ſeine Feinde.
He, Marius!

Marius.

Gebieter?

Scipio.

Ohne Weilen
Verkünd' im ganzen Heer von meiner Hand,
Es ſoll hierher, ſich zu verſammeln, eilen
Der Krieger Schaar von jedem Rang und Stand;
Denn kurze Mahnung ihnen zu ertheilen
Iſt mein Entſchluß.

Marius.

Ich mach' ihn gleich bekannt.

Scipio.

Geh', dringend iſt's, daß Alle bald erfahren
Den neuen Anſchlag und ihr alt Verfahren.

Jugurtha.

Du glaubſt nicht, Herr, wie dein Soldat dich ehrt,
Leicht kannſt du ihn durch Furcht und Liebe leiten.
Und weil dein Ruhm und auserkorner Werth
Von einem Pol zum andern ſich verbreiten,
Wenn die Trompete ſchmetternd ruft, begehrt
In deinem Dienſt ein jeder gern zu ſtreiten,
Und hofft, es werde ſeinem Muth gerathen,
Was übertrifft die fabelhaften Thaten.

Scipio.

Vor allem thut es Noth hinwegzuſchaffen
Das Laſter, das im ganzen Lager ſchweift;
Die Ehre hat mit ihnen nichts zu ſchaffen,
So lang' der wilde Taumel ſie ergreift.
Ja, bieten wir dem Unheil nicht die Waffen,
Und dulden, daß es immer voller reift,
So wird das Laſter, uns zum Widerſtande,
Gewalt'ger als die Feind' in dieſem Lande.

Kund von unſers Feldherrn wegen
Wird gemacht, daß ſich in Wehr
Männiglich vom ganzen Heer
Auf dem Hauptplatz ſtellen mögen.

V. 69. **Dem Bett des entſchlummerten Viſhnus.** Dieſer Gott wird häufig ſchlummernd auf dem Ocean vorgeſtellt: er ruht auf einem ausgefalteten Lotos, getragen von den Windungen jener Schlange, deren Häupter über ihm einen Baldachin bilden. Auf dieſe Weiſe iſt auf einer kleinen Inſel im Ganges, the rock of Jehangiri genannt, ſein koloſſales Bild in dem Granitfels ausgehauen. (S. Wilkins Anmerkungen zum Hitôpadêsa, p. 295.) Die Schlange **Anantas** iſt durch ihre vielen Köpfe ausgezeichnet; ſonſt finden ſich aber einfache Schlangen dieſer Art, in andern Beſtimmungen, an den indiſchen Götterbildern. Es ſcheint durchaus dieſelbe Gattung zu ſein, wie die Schlange *οὐραῖος*, die unaufhörlich an den ägyptiſchen Denkmalen wieder kommt.

V. 75. **In dem Opfer ein Bruch.** Es war ein allgemeiner Glaube bei den Indiern, daß ein Opfer, wobei etwas verfehlt wird, dem Unternehmer ſelbſt zum Verderben gereiche. Da die Prieſter die einzigen Richter darüber waren, ob alles den heiligen Anordnungen gemäß (rite) vollbracht werden ſei, ſo mußte ihnen dieß eine faſt unbegrenzte Herrſchaft über die Gemüther ſichern. Hier in dem Gedicht bildet dieſer Umſtand eben den dramatiſchen Knoten.

V. 79. **Von dämoniſchen Rieſen.** Bei der erſten Erwähnung der Rieſen habe ich dieſes Beiwort für zweckmäßig gehalten, um zu erinnern, daß nicht körperliche Menſchen von übergroßer Statur darunter verſtanden werden dürfen, wie etwa die Rieſen mit eiſernen Stangen in unſern alten Heldenſagen, ſondern geiſtige Weſen, mit magiſchen Kräften begabt. Sie heißen Nachtwanderer, erſcheinen und verſchwinden, und wechſeln ihre Geſtalt nach Belieben. Doch ſcheinen ſie eines dauerhafteren und verkörperten irdiſchen Daſeins fähig zu ſein, wie z. B. der Rieſe Ravanas die Inſel Ceylon als König beherrſcht. Der allgemeine Name iſt Rakshas, und verlängert Râkshasa; ſie ſind männlich und weiblich, aber in beiden Fällen bleibt der erſte Name im Neutrum, was, wie mich dünkt, eben die Zweideutigkeit ihres Weſens ausdrückt. So heißt es in den Nibelungen: **ein wildez getwerch.**

V. 79. **Des Erebus Schlangen.** Die Schlangen haben ihre eigne Stadt in der Unterwelt, Bhôgavati genannt. (S. Ramay. B. I. sect. 5, sl. 25.)

Dieß bei Strafe, daß wer nicht
Bei der Muſterung erſchienen,
Nicht mehr würdig ſei, zu dienen,
Und entlaßen ſeiner Pflicht.

Jugurtha.

Ich gebe zu, Herr, daß des Zügels Strenge
Dem Kriegerſtand, der ausgeartet, nützt,
Daß man nur ſo die ausgelaß'ne Menge
Vor ihrem eignen Untergang beſchützt.
Es kommt die Kraft des Heeres in's Gedränge,
Wenn ſie ſich nicht auf Zucht und Ordnung ſtützt;
Vergeblich wird es ſonſt, mit großen Zahlen
Gemalter Fahnen und Geſchwader prahlen.

Scipio.

Wie ihr in munterm Waffenſchmuck euch ſchaart,
Keck von Geberden und den Blick voll Glut,
Erkenn' ich, Freunde, noch die Römer-Art,
Denn Römiſch nenn' ich tapfern Männermuth.
Doch nach den Händen, die ſo weiß und zart,
Und nach der Wangen milchgemiſchtem Blut
Scheint ihr wohl in Britannien fern erzeugt
Und von flamänd'ſchen Müttern aufgeſäugt.
Ihr Freunde, dieß Verſäumen und Vergeßen
Von allem, was euch ziemet zu vollbringen,
Erhebt den Feind von ſeinem Fall indeſſen,
Und hindert unſer rühmliches Gelingen.

XXXI

An dieſen Mauern läßt es ſich ermeßen,
Die felſenfeſt noch ſtets die Stadt umringen,
Wie eure Schaaren träge kaum ſich rühren,
Und bloß von römiſchen den Namen führen.
Dünkt es euch, Kinder, recht und gut zu ſein,
Daß vor dem Namen Roms die Welt erbebet,
Derweil ihr in Hiſpanien hier allein
Ihn in das Nichts hinabzuziehen ſtrebet?
Welch eine fremde Schlaffheit drang ſich ein,
Und was iſt Schuld, daß ihr euch hin ihr gebet?
Ich achte ſie aus Trägheit nur geboren,
Die aller Tapferkeit den Tod geſchworen.
Kein dauernd Bündniß kann in Liebesbrunſt
Je mit dem Mars die zarte Venus ſchließen:
Sie freut an Feſten ſich, er an der Kunſt,
Die wild verwüſten lehrt und Blut vergießen.
Drum bleibe jetzt dahinten Cypris' Gunſt,
Das Lager muß ſich ihrem Sohn verſchließen;
Denn übel mag in Kriegsgezelten hauſen
Wer frohe Mahle liebt und üppig Schmauſen.
Glaubt ihr, es ſei des Widders eh'rne Spitze,
Was einzig nur die Mauern niederſtreckt?
Daß man des Sieges Sicherheit beſitze,
Wenn Wehr und Mannſchaft nur das Feld bedeckt?
Was ſind ſie ohne muth'ge Klugheit nütze,
Die allem verbaut, doch vor nichts erſchreckt?
Nicht mit Geſchwadern iſt der Sieg zu kaufen,
Noch minder mit des Kriegsgeräthes Haufen.

XXXII

Wenn ſich ein Heer, es ſei auch noch ſo klein,
Der kriegeriſchen Ordnung will bequemen,
So ſtrahlt es herrlich, wie der Sonne Schein,
Und ihm gelingt ein jedes Unternehmen;
Doch, faßt auch eine Welt ſein Umfang ein,
Wenn ſich in Schlaffheit ſeine Kräfte lähmen,
So hält es keinen Augenblick mehr Stand
Der kühnern Bruſt und der geübtern Hand.

Über allen Zauber Liebe.

(El mayor encanto Amor.)

Perſonen:

Ulyſſes.
Antiſtes,
Archelaus,
Polydor,
Timantes,
Florus,
Leporell,
Klarin,
Gefährten des Ulyſſes.
Lyſidas, Prinz von Toſcana.
Arſidas, Prinz von Trinakrien.
Brutamonte, ein Rieſe.
Schatten des Achilles.
Circe.
Kaſimira,
Chloris,
Thiſbe,
Sirene,
Florida,
ihre Fräulein.
Aſträa,
Lydia,
Dienerinnen.
Iris,
Galathea,
Nymphen.
Wilde Thiere, Tritonen und Sirenen.
Gefolge.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Akt.

Gebirg und Wald am Ufer des Meeres.

Es wird eine Trompete geblaſen, hierauf kommt ein Schiff zum Vorſchein; auf demſelben Ulyſſes, Antiſtes, Archelaus, Polyder, Timantes, Florus, Leporell, Klarin und Andere.

Antiſtes.

Vergebens, daß wir ſtreben,
In die Gewalt des Schickſals hingegeben,
Dem Element entgegen!

Archelaus.

Heut fällt uns an mit mörderiſchen Schlägen
Der Wind' und Wellen Toben.

Timantes.

Den Fockmaſt auf!

Polyder.

Das Segeltau vom Kloben!

Florus.

Schon droh'n Orkane von gewalt'ger Stärke.

Antiſtes.

Friſch auf!

Leporell.

Zum Maſtkorb!

Klarin.

Auf am Takelwerke!

Ulyſſes.

O Zeus, Monarch der Götter,
Der du die Bucht beſchäumſt in düſterm Wetter!
Zu weihn gelob' ich deiner Macht Altäre,
Beſänftigſt du das Zürnen dieſer Meere.

Antiſtes.

Wie kannſt du, Gott Neptun,
Juno zum Trotz, den Griechen Leides thun?

Archelaus.

Entſetzlich ſchießt vom Himmel
Der Blitz' und Wetterſtrahlen wild Gewimmel.

Klarin.

Mit Hülfe, großer Bacchus, mir erſcheine!
Nicht ſterb' im Waßer, wer gelebt im Weine!

Leporell.

Laß Gnade, heil'ger Momus, mich erwerben,
Den, der als Fleiſch gelebt, als Fiſch nicht ſterben!

Timantes.

Heut wird die Flut uns Armen
Zum eiſ'gen Grabmal.

Alle.

Himmel, hab' Erbarmen!

Polydor.

Es ſcheint, daß ſie vernommen,
Wie wir gewehklagt und geächzt beklommen,
Da ſchon die Winde ſchweigen.

Archelaus.

Die Elemente ſchon ſich friedlich zeigen.

Antiſtes.

Und zu noch größerm Glücke,
Denn nie allein kommt ſeine Gunſt und Tücke,
Seht! eben jetzt begonnte
Der Gipfel eines Bergs am Horizonte
Vor uns empor zu ſteigen.

Timantes.

Seht im Gewölk ſich ſchon die Küſten zeigen.

Alle.

Land! Land!

Ulyſſes.

Bei jener Spitze,
Dem Angel zwiſchen Meer und Wolkenſitze,
Legt an.

Polydor.

Der Schnabel lief ſchon bis zum Strande.

Archelaus.

Zu Lande geh' nun alles Volk!

Alle.

Zu Lande!

Antiſtes.

Der Seeſturm iſt beſtanden.

V. 83. Irgend ein Gott. Im Ramayana wird nicht geſagt, wer denn eigentlich das Roß geraubt. Nach andern Erzählungen war es Indras, der Gott des Firmaments, aus Eiferſucht über die gelungenen Opfer des Sagaras.

V. 91. Raſte. Dieſes Wort habe ich dem Ulfilas abgeborgt, und glaube, es könnte mit Vortheil in der Poeſie gebraucht werden, weil Meile theils römiſchen Urſprungs iſt, theils wegen des gemeinen Gebrauchs einen zu proſaiſchen Anſtrich hat. Die indiſche Meile heißt Yôjanam, und beträgt achttauſend Klafter.

V. 104. Titanen. So habe ich am ſchicklichſten die gleichbedeutenden Namen Asura, Dânava und Daitya überſetzen zu können geglaubt, da ihnen Kriege gegen die Götter, und zwar gleich im Anbeginn der Dinge, zugeſchrieben werden.

V. 108. Eiland Jambu's. In der mythiſchen Geographie der Indier entweder Indien allein, oder das geſammte feſte Land, womit es zuſammenhängt. S. Wilford on the sacred Isles in the west (Asiat. Res. Vol. VIII. p. 291—299.), auf den ich mich übrigens ungern berufe, weil er, bei dem allgemeinen Geſtändniß der erlittenen Myſtification, doch die Gränze nicht genau angegeben, wo der Irrthum anhebt.

V. 109. Gandharven, die himmliſchen Muſiker, männliche und weibliche. Deswegen laßen ſie ſich nicht als Muſen bezeichnen, wiewohl alle Muſenkünſte unter ihrer Obhut ſtehn.

V. 110. Häuptern der rieſigen Schlangen. Die Häupter oder Könige der Schlangen ſind der oben erwähnte Anantas oder Sêshas, dann Vâsukis, Takshakas, Sankhas, u. ſ. w. Die Schlangen erſcheinen in der indiſchen Mythologie nicht durchgehends als feindſelige Weſen, noch ausſchließend in die Unterwelt gebannt.

V. 127. Kapilas, ◡◡, eine göttliche Verkörperung des allgegenwärtigen Viſhnus, über die ich für jetzt keine nähere Aufklärung zu geben weiß. An den Philoſophen Kapilas iſt hier nicht zu denken. Nach der vorliegenden Dichtung möchte man das unterirdiſche Feuer der Vulkane darunter verſtehen.

V. 132. Die Dreißig-und-Drei. Dieß ſind Götter von untergeordnetem Range, die folgendermaßen aufgezählt werden: acht Vaſus, eilf Rudras, zwölf Aditjas und Aſwini und Kumaras. Der oberen Götter zählt man dreizehn, nach denen auch der Himmel

Ulyſſes.

Der Schiffbruch iſt beſiegt.

Alle.

Nun landen! landen!

Das Schiff landet und Alle ſteigen aus.

Ulyſſes.

Es grüßt wer die Kryſtallen
Der ſalz'gen Bahn gewohnt war zu durchwallen,
Den Boden ehrerbietig,
Wenn er ſchiffbruchig ſich und wankelmüthig
Entriß der wankelmuth'gen See Beſchwerde.

Antiſtes.

Heil ſei, und nochmals Heil dir, Mutter Erde!

Archelaus.

Wir fleh'n dich, einzuſangen
Der Inbrunſt Zoll von Lippen und von Augen.

Klarin.

Vom Meer viel leiden mußt' ich:
Das Meer iſt zwar geſalzen, doch nicht luſtig.

Leporell.

Daß dieſes folgt, auf keine Weiſe wußt' ich,
Denn ich bin nicht geſalzen, und doch luſtig.

Ulyſſes.

Welch eines Landes Küſte
Mag dieß nur ſein?

Timantes.

Wer unter uns wohl wüßte
Antwort hierauf zu ſagen,
Da wir, ſeit ſo viel Jahren ſtets verſchlagen,

Auf fernen Meeren, in entlegnen Zonen,
Ohn' Angelſtern und Bahn und Kompaß wohnen?
Polyder.
Noch hat ſich unſer Unglück nicht geendet,
Denn dieß Gebirg, zu dem du dich gewendet,
Scheint, um darauf zu hauſen,
Zu wüſt verworren, und erregt nur Grauſen.
Antiſtes.
Es zeigen dieſe Fluren
Auch nicht den kleinſten Reſt von Menſchen-Spuren.
Archelaus.
Man ſieht ſie nur gefurcht von tauſend Quellen,
Worin, ſo ſcheint mir's, nach den heiſern Wellen
Mit trübem Schlamm beſudelt,
Vom Lethe ein verlorner Ausfluß ſprudelt.
Leporell.
Wir ſind hier, muß ich ſorgen,
Noch ſchlimmer als beim Polyphem geborgen.
Florus.
Was man vernimmt in dieſen Waldrevieren,
Iſt drohendes Geheul von wilden Thieren.
Timantes.
Und ſchau'n wir an der traur'gen Bäume Gipfel,
So ſchmückt die grünen Wipfel
Kein lieblich bunt Gefieder,
Nur nächt'ge Vögel krächzen draus hernieder.
Archelaus.
Und aufgehängt an Aeſten ſind zu ſehen
Von Krieg und Jagd zertrümmerte Trophäen.

Polydor.

Ich ſah kein Land je düſtrer.

Florus.

Keines rauher.

Antiſtes.

Rings iſt nur Graun.

Archelaus.

Nur Schreck.

Timantes.

Nur Zauberſchauer.

Leporell.

Betäubt bin ich, die Zeichen all zu ſchauen;
Glaubſt du mir wohl auf's Wort, daß mir will grauen?

Klarin.

Ich glaub' es ohne Scherzen,
Schließ' ich auf dein's von meinem eignen Herzen.

Alle ab, außer Ulyſſes und Klarin.

Ulyſſes.

Verlaßen von den andern
Laß weiter hier hinein uns beide wandern.
Welch ein Gebüſch ſeltſam verſchlungner Irren
Betreten wir!

Klarin.

Uns mehr noch zu verwirren
Seh' ich, aus ſeiner dunkeln Tiefe, Haufen
Von wilden Thieren uns entgegen laufen,
Das wüſte Heer in rohen
Unordentlichen Reihen uns bedrohen;

Und ſchon uns zu beſtürmen
Nah'n ſie.

Ulyſſes.

O Noth! Einander zu beſchirmen
Laß uns bereit ſein. — Doch was ſoll ich denken?
Sie thun nur nicht das mind'ſte uns zu kränken,
Demüthig und beſiegt nach der Gebehrde,
Wirft jedes mit der Bruſt ſich an die Erde.

Es kommen Thiere und thun das in der Rede Beſchriebene.

Und der Monarch von allen,
Der Leu, gekrönt von ſeiner Mähne Wallen,
Will, aufgerichtet, uns mit Freundes-Winken
Bald nach der See, bald nach den Felſen winken.
O Thier von edlen Thaten,
Uneingeſchränkter Fürſt volkreicher Staaten!
Willſt du nicht ſagen, wenn du hin zum Strande
Mir winkſt, daß ich vom Lande
Wegeilen, nicht mehr ſtreifen ſoll im Holze,
Wo du den Hof hältſt? Seht, er neigt das ſtolze
Ehrwürd'ge Haupt der Frage,
Mit Schmeichelei'n bekräft'gend was ich ſage.
Laß uns dem Wort des Schickſals denn uns fügen,
Denn ein gekröntes Thier wird niemals lügen.
Ruf' die Gefährten alle
Herbei mit lautem Schalle,
Daß wir uns zu den Meeren
Dankbar hinweg von den Gefahren kehren.

Klarin.

Ihr, des Ulyß Genoßen,
Die ihr euch in die Barbarei ergoßen
Von dieſen Zauberſchluften,
Kommt all' hervor aus den barbar'ſchen Klüften!

Ulyſſes.

Zum Meer zurück, zum Meer! Denn dieſe Thiere,
Derweil ſein Ruf erſchallt durch die Reviere,
Sie wollen dienſtbar traur'ge Warnung ſagen,
Woll'n klagen, doch ſie brullen ſtatt zu klagen.

Klarin.

Sieh nun mit zahmem Lärmen,
Uns nochmals winkend, ſie von dannen ſchwärmen.

Ulyſſes.

Ich bin beſtürzt.

Klarin.

Und ich muß ſehr mich grämen.

Ulyſſes.

Welch Land, ihr Götter!

Antiſtes kommt fliehend zurück.

Antiſtes.

Hör', es zu vernehmen.
Wir, Ulyſſes, dein Geſchwader,
Drangen ein in dieß Gebirge,
Um ſein Innres zu erforſchen,
Seine Mitte zu erprufen,
Da wir dachten, daß der Himmel,
Nach des Meers untreuem Glücke,

Eine Zuflucht uns vergönnte,
Einen Hafen für die Müden.
Aber ach! Gefahr iſt Herrſcher
Wie im Meer, ſo an der Küſte;
Denn zu Lande, wie zu Waßer
Hat Gefahr ihr Reich gegründet.
Dort beweiſt ſie es, gekrönt
Mit ſo vieler Schiffe Trümmern;
Hier beweiſt ſie's, unvermeidlich
Mit ſo mancher Noth umgürtet.
Freilich weder Meer noch Land
Haben dieſe Schuld zu büßen,
Denn der Menſch, zu Land und Waßer,
Trägt Gefahren im Gemüte.
In den bunten Labyrinthen,
Die, wie ein geſchickter Künſtler,
Langer Zeit Verſäumniß baute,
Ohne Sorg' und ohne Mühe,
Streiften wir durch dieſe Berge,
Bis wir hinter ihren Schlüften
Einen reichen Pallaſt ſahen,
Mit ſo eitler Pracht hochmüthig,
Daß den Lüften er im Wege
Stehend, und die Berge drückend,
Ringsum jenen eine Wolke,
Und ein Felſen dieſen dünkte;
Denn er ſchien mit ſeinen Enden
Beide Aeußerſten zu rühren,
Doch nicht in der Mitte wohnte

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10483/029

Tugend, waren ſie ſchon ſündig.
Höflich waren wir bedacht
Seine Schwelle zu begrüßen,
Und da kaum die halben Worte
Echo von der Lipp' entführte,
Thaten ſchön verſchlungne Chöre
Holder Nymphen auf die Thüren,
Und es ſchien ihr Blick und Weſen
Sanft und ſchmeichelnd zu verkünden,
Der Empfang bei ihnen ſollte
Troſt verleihen unſern Uebeln,
Eine Lind'rung unſern Qualen,
Einen Hafen unſern Stürmen.
Unſre Wünſche logen: aber
Wann wohl redten wahr die Wünſche?
Hinter jenen ſah'n wir kommen,
Ganz wie Phöbus, wenn er gülden
Im Geleit der Morgenſterne
Aufgeht aus dem Thor der Frühe,
Eine Frau von ſolcher Schönheit,
Daß uns in der Blindheit dünkte,
Sie ſei wohl der Neid Dianens,
Der Schutzgöttin dieſer Wüſten.
Wer wir wären, fragt' uns alſo
Dieſe nun, und da ſie flüchtig
Die Geſchicht' erfahren hatte
Unſres widerwärt'gen Glückes,
Hieß ſie ihren Fräulein gleich,
Voll betrügeriſcher Güte,

Uns die edelſten Getränke
Darzureichen, und begrüßte
Mit verbindlichen Gebräuchen
Höflich uns wie eine Fürſtin.
Kaum nun, daß von ihren Tränken
Unſer Mund das Gift berührte,
So drang's auch zum Herzen hin;
Augenblicklich, unverzüglich
Fiengen an verwirrt zu raſen
Alle, die davon geſchlürfet.
So von dem, was ſie geweſen,
Wurden ihre Sinn' entrücket,
Daß die Trunkenheit nicht bloß
Die Beſinnung hielt umdüſtert,
Als den geiſt'gen Theil des Weſens,
Sondern auch der Körper ſpürt' es,
Indem nach und nach erlöſchend,
Die zum Ebenmaß gefügten
Glieder die Geſtalt vertauſchten.
Wer ſah je ſo ſeltne Künſte?
Wer ſah ſolchen fremden Zauber?
Wer ſah ſolch ein magiſch Wirken?
Und wer ſah, daß, mit den höchſten
Reizen eine Frau geſchmücket,
Um aus Menſchen Vieh zu machen,
Noch ein andres Mittel übte,
Da zu dieſen Umwandlungen
Ja der Schönheit Gift genüget?
Dieſer war, vom Fell bedeckt,

Schon ein Thier, jedoch vernünftig;
Ein verſtänd'ges Ungeheuer
Jener in gefleckter Hülle;
Der war eine ſchupp'ge Schlange,
Der mit Stacheln ausgerüſtet,
Der ein noch unrein'res Vieh;
Und da alle ſich bemühten
Menſchentöne vorzubringen,
Wurde draus ein dumpf Gebrüſſe.
Hierauf ſprach die Zaub'rin alſo:
Heute, feige Griechen, müßt ihr
Sehn, auf welche Weiſe Circe,
So viel ihre Schwelle rühren,
Alle Reiſenden behandelt.
Ich, weil ich das Wort geführet,
Noch begriffen im Erzählen
Unſres unbeſtänd'gen Glückes,
Hatte drum den Kelch zum Munde
Nicht gebracht, und, gleiches fürchtend,
Eilt' ich, ohne daß auf mich
Circe achtete, zu flüchten.
Denn es weiß ja einzig der ſich
Zu befrein vom ungeſtümen
Gift der Schönheit wer die Lippen
Ihr entzieht, ſie zu berühren.
Dieſes nun iſt mir begegnet,
Und ich komm', es zu verkünden,
Daß wir flieh'n vor dieſer Sphinx;
Doch wo kann des Himmels Güte

die Wohnung der Dreizehn genannt wird. Doch es iſt hier nicht der Ort, die Hierarchie der indiſchen Olympe genau zu entwickeln.

V. 139. **Vampire.** Im Original Pisâchas. Sie ſind feindſelige Weſen, lüſtern nach Fleiſch und Blut lebendiger Kreaturen (Ramay. B. I. Sect. 26, Sl. 19.), und büßen ihre grauſame Luſt an Weibern im Zuſtande des Schlafs, der Trunkenheit und des Wahnſinnes. (Jones Instit. of Menu. Chap. III. §. 21 und 34.) An einer andern Stelle hat S. W. Jones vermuthlich (ich kann die Urſchrift jetzt nicht vergleichen) Pisâchas durch blood-thirsty savages überſetzt. (Instit. Chap. I, §. 37.)

V. 139. **Hydern.** Dieſen Ausdruck habe ich von den engliſchen Ueberſetzern angenommen, die ihn gebrauchen, wo zwei Benennungen für Schlangen beiſammen ſtehn. Er wird durch die Vielköpfigkeit der Schlangen an den indiſchen Denkmalen gerechtfertigt.

V. 148. Hier werden nur vier Elephanten aufgeführt, welche an den Cardinalpunkten die Erde tragen. Der Amara-Koſha zählt deren acht, nämlich vier in den mittleren Gegenden, Südoſt u. ſ. w. Sie entſprechen eben ſo vielen Gottheiten, den Beſchützern der acht Abtheilungen des Horizonts. Bemerkenswerth iſt es aber, daß die Elephanten der Weltgegenden hier ganz andere Namen führen, als die im Amara-Koſha angegebenen.

V. 149. **Viruparas,** ◡◡–◡. Virûpâxas, ◡––◡, oder genauer Virûpâkshas. (Der Buchſtabe, den Wilkins durch ksh ausdrückt, iſt der einzige Doppelbuchſtabe, der im Alphabet mitaufgeführt wird. Er entſpricht in ſo fern dem lateiniſchen x, und ich habe mir erlaubt, dieſes zu gebrauchen, um das Fremde jener Zuſammenſtellung zu vermeiden. Uebrigens iſt keine Irrung dabei zu beſorgen: die Indier haben zwar drei verſchiedene Ziſchlaute, aber auf k folgt nie ein anderer als der mittlere, sh, unſer ſch.) Viruparas heißt: mit verdrehten oder entſtellten Augen; es iſt auch ein Beiname des Sivas, wegen des dritten Auges auf der Stirn.

V. 157. **Mahapadmas,** ◡◡–◡, Mahâpadmas, ◡––◡. Mahapadmas heißt buchſtäblich Groß-Lotos, zugleich aber iſt es eine Zahlbezeichnung für 100,000,000,000.

V. 162. **Saumanaſas,** ––◡◡, Saumanasas, –◡◡◡. Der Name iſt patronymiſch gebildet von sumanas, wohlgemuth, welches aber auch ein allgemeiner Name der Götter iſt.

Uns vor einer Frau, die Schönheit
Mit der Klugheit paart, beſchützen?

Ulyſſes.

O der Venus harte Gottheit!
Wann wird dir die Rache g'nügen
An den Griechen? Wann doch endlich
Mäßigt ſich ein göttlich Zürnen?

Antiſtes.

Laßt uns nicht von Jammerklagen
Die Gelegenheit entrücken,
Die wir haben, uns zu retten:
Fliehen wir zum Meer zurücke.

Ulyſſes.

Wie? wir ſollten die Gefährten
In der Noth verlaßen dürfen?

Klarin.

Herr, für ſie iſt's keine Eindrung,
Wenn wir uns in Unglück ſtürzen.

Ulyſſes.

Juno, wenn zum Trotz dir Venus
Böſes an den Griechen übet,
Wie läß'ſt du ſie unvertheidigt,
Nicht um deine Schmach bekümmert?
O gedenke, daß, vom Paris
Einſt beleidigt, du dem Wüten
Unſres Schwerts vertraut die Rache!
O gedenke, daß wir ſtürmend
Troja nur für dich entflammt,
Deſſen Brand, noch nicht gekühlet,

Unter rauchenden Ruinen
Immer in der Aſche glühet!
Wenn wir denn, weil wir dich rächten,
So viel Übel dulden müßen,
Leih' uns wider Venus Gottheit,
Schöne Juno, deine Hülfe.

Hebeen. Hierauf erſcheint Iris auf einem Regenbogen, und hinter der Szene wird geſungen.

Geſang.

Ihren ſchönen Bogen ſpreitet
Iris, Nymphe leichter Lüfte,
Und zerreißt, der Juno Botin,
Farbig die azurne Hülle.

Iris ſingt.

Ihr Wort erfüll' ich,
Und die Fittige ſchlagend
Theil' ich die Lüfte.

Ulyſſes.

Linie du von Schnee und Purpur,
Wolk' in Feu'r und Roſen blühend,
Grün und roth und gelb, uns blendet
Deiner Wiederſcheine Glühen.

Antiſtes.

Was läuft für ein ſchöner Streif
Durch des Himmels weite Bühne,
Als Panier des Friedens!

Ulyſſes.

Schwebend
Zeigt ſich eine Nymphe drüber,

Abgeſandte der Göttinnen,
Zweier Elemente Fürſtin.
Iris, ſchönſte Nymphe, wenn mich
Deine Antwort ſoll begünſt'gen:
Was zu ſuchen kommſt du, Frohe?
Oder was zu fliehn, Betrübte?

Iris ſingt.

O du nie beſiegter Grieche,
Immer achtſam auf dein Glücke,
Sinnet die hierher mich ſandte,
Juno, wie ſie dich beſchütze.
Dieſes Zweiglein, das ich bringe,
Prangend mit der Blumen Fülle,
Wird dich wider Circe's Gift
Heut als Gegenmittel rüſten.

Sie läßt einen Strauß fallen.

Rühre damit ihren Zauber,
Und er wird verſchwinden müßen,
Wenn dich nicht die Liebe feßelt;
Da ich dieſes dir verkündet,
Ihr Wort erfüll' ich,
Und die Fittige ſchlagend
Theil' ich die Lüfte.

Die ganze Begleitung fällt ein.

Und die Fittige ſchlagend
Theil' ich die Lüfte.

Wiederum Hoboen, und der Regenbogen mit der Nymphe verſchwindet.

Ulyſſes.

Holder Athemzug der Juno,
Laß ſo ſchleunig nicht verglühen
Solches Prachtgeleit von Sternen,
Solchen Pomp von Himmelsblüthen!
Warte noch, halt inne, weile,
Daß die Bruſt dir opfern dürfe
Thränen, um ſie mitzunehmen
Zum Beweis des Dankgefühles.

Klarin.

Schon die ausgeſtreuten Lichter
Wieder faltet und verhüllt ſie,
Bis ſie ſich dem Aug' entzogen
In dem weiten Plan der Lüfte.

Ulyſſes.

Nun hab' ich die Zaubereien
Circe's ferner nicht zu fürchten,
Da das Schickſal ſo mir beiſteht,
So der Himmel mich begünſtigt.
Führe mich zu ihrer Wohnung,
Dort ſollſt du mich ihre Künſte
Seh'n beſiegen, und befreit
Der Gefährten Schaar entführen.

Antiſtes.

Es bedarf nicht, ſie zu ſuchen,
Denn ſchon, deine Noth begrüßend,

Kommt ſie ſelbſt, umringt von froher
Spielender und Sänger Zügen.

Sänger und Muſikanten kommen ſpielend voran, hierauf **Circe**, **Kaſimira**, **Thiſbe**, **Chloris**, **Aſträa** mit einem Gefäß auf einer Unterſchale, und **Lybia** mit einem Handtuch.

Geſang.

In beglückter Stunde kommen
Möge zum Pallaſt der Circe
Der unüberwund'ne Streiter,
Der glorreiche Held Ulyſſes.

Circe.

In beglückter Stunde kommen
Möge heut zu dieſem ſchönen
Pallaſt von den Griechenſöhnen
Der geprieſenſte, willkommen
Süßem Gaſtrecht aufgenommen,
Wo er nach beſtand'nen Proben,
Die Bewirthung möge loben,
Triumphierend nun am Strand
Ueber Meeres Unbeſtand
Und der Winde wildes Toben.
Glücklich alſo ſei'n die Stunden,
Wo er dieſe See befuhr;
Glücklich, wo auf meiner Flur
Eine Zuflucht er gefunden.
Glücklich nun der Müh' entbunden,
Geb' er nach dem Siege Raum
Sel'ger Ruhe holdem Traum,
Der ſo kühn gekämpft zur Steuer

Dem kryſtallnen Ungeheuer,
Allezeit beſchuppt mit Schaum.
Dankbar für der Götter Gnaden,
Wünſch ich Glück mir, da ich weiß,
Daß zu meines Lebens Preis
Sie mir ſolchen Gaſt geladen.
Und ſo, nahend den Geſtaden,
Werf' ich mich zu deinen Füßen,
Und entwende von dem ſüßen
Waldgefieder Wirbelſchall,
Von dem Bach gemeß'nen Fall,
Dich melodiſch zu begrüßen.
Und weil wer das Meer durchglitten,
Wie ihn auch Gefahr bedroht,
Stets am meiſten klagt die Noth
Von dem Durſt, den er gelitten,
(Giebt es Durſt in Waßers Mitten?)
Huld'gend allen deinen Winken,
Laß' ich dir im Becher blinken,
Daß die Sorge mög' erſcheinen,
Die ich heg' um dich, den reinen
Nektar, den die Götter trinken.
Trink' ohn' alles Zagen nun,
Trink' und kling' auf Jovis Ehre,
Auf die Schonheit der Cythere,
Auf der Juno weiſes Thun,
Mavors Waffen, des Neptun
Fluten, Cynthias keuſche Triebe,
Floras blum'ges Lenzgetriebe,

Phöbus' Glanz; und, ſie zu preiſen
All' in eins mit neuen Weiſen,
Trink' und kling' dem Gott der Liebe.

Ulyſſes.

Reizendſte der Jägerinnen,
Die den dunkeln Horizont
Dieſes Berges neu beſonnt,
Da die Nacht erſt floh von hinnen,
Als zu den erquickten Sinnen
Du, ſein Licht, dich wollteſt neigen;
Wohl, empfange ganz dein eigen
Einen Wanderer der Flut,
Dem das Leiden ſanft und gut,
Dem das Glück ſich hart will zeigen.
Dieſes Schiff, das Zuflucht nimmt,
Hier am Strand, dem Durſt erliegend,
Dieſer Fiſch, in Wellen fliegend,
Vogel, der in Lüften ſchwimmt,
Deiner Gottheit nun beſtimmt,
Trägt ſchon ſeiner Weihung Stempel,
Als ein Opfer ohn' Exempel;
Denn hier bleibt es immerdar,
Zierde deinem Hochaltar,
Und Trophäe deinem Tempel.

Lybia und Aſträa treten zu ihm.

Dieſen Nektar, zugetrunken
Meiner Ankunft, nehm' ich an,
Doch, in einen blöden Wahn
Und in Ehrfurcht ganz verſunken,

Rühr' ich nicht, von Freude trunken,
Was mir deine Huld will zollen;
Andre beß're Lippen ſollen
Erſt hinweg den Frevel nippen:
Sieh' wie, eher als die Lippen,
Blumen dir Beſcheid thun wollen!

Er ſteckt den Strauß in das Gefäß, und es kommt Feuer heraus.

Aſträa.

Waßer iſt in Feu'r entbrannt.

Lydia.

Darf ich glauben was ich ſehe?

Circe.

Wer, erzürnter Himmel, wehe!
Wer hat mehr als ich erkannt?

Ulyſſes.

Einer höher'n Gottheit Hand
Ließ den Zauber dir verderben;
Und nun will ich Rach' erwerben,
Magin, für ſo Vieler Qual:
Alſobald ſoll dieſer Stahl
Sich in deinem Purpur färben.

Circe.

Ob ich wohl verdient den Tod,
Dennoch flehe zagend an,
Denn es iſt kein Sieg dem Mann
Eines Weibes Todesnoth.
Tapfern Muthes Machtgebot
Übt nicht Mord an meinem Leben;
Willig iſt's dir hingegeben:

Doppelt ſicher bin ich jetzt,
Daß dein Stahl mich nicht verletzt,
Als ein Weib, und als ergeben.

Ulyſſes.

Leben ſei dir denn gewährt:
Als ergeben und als Weib,
Will ich ſchonen deinen Leib;
Doch eh friedlich dieſes Schwert
Wieder in die Scheide kehrt,
Muß ich die Gefährten ſehen.

Circe.

Dieß und mehr noch ſoll geſchehen.
Hör', vernünftig Vieh im Wald!
In die vorige Geſtalt
Sollt ihr wieder übergehen.

Alle Gefährten des Ulyſſes kommen, einer nach dem anderen.

Timantes.

Wie hat's mich nur ſo verwandelt,
Was im Traume mich betraf?

Polydor.

Bin ich nicht im tiefſten Schlaf
Als ein Löw' umhergewandelt?

Florus.

Fremd mir ſelbſt hab' ich gehandelt:
Welch ein Wahnſinn riß mich fort?

Archelaus.

Himmel, Dank! ich ſehe dort
Deiner Au'n azurnen Schein.

Leporell.
Ich, bei Gott! ich war ein Schwein,
Und ich bin's noch immerfort.
Circe.
Frei ſieh' deine Schaaren hier.
Ulyſſes.
Freunde, nun kein Zögern! auf!
Richtet zu dem Schiff den Lauf.
Timantes.
Laß uns, Herr, zu Füßen dir
Danken für dieß Glück!
Circe.
Bei mir
Siehſt du nun ſo ſicher dich:
Drum verlaß nicht wieder mich,
Bis ich ruh'ger könnt' erkunden,
Wer es war, der überwunden
Meine Zauber.
Ulyſſes.
Höre!
Circe.
Sprich.
Ulyſſes.
Wenn, ſo vieles zu berichten,
Hinreicht Eines Menſchen Odem:
Griechenland iſt meine Heimat,
Und Ulyſſes heiß' ich dorten.
Zwar geneigt den Wißenſchaften,
Bin ich in das Feld gezogen;

V. 163. Und erfragten das ſtätige Wohlſein. Die übliche Höflichkeits-Formel, ſich nach dem Befinden zu erkundigen, wird von den Indiern auch auf die Götterwelt übertragen.

V. 165. Himapanduras, ◡◡–◡◡, wie im Indiſchen; Himapânduras, ſchneeweiß. Die Beziehung dieſes Namens auf die Weltgegend, wo der Elephant ſteht, iſt klar; zugleich werden wir an die als eine Seltenheit geſchätzte Spielart der weißen Elephanten erinnert.

V. 168. Der geprieſenen Weltregion. Der Vorrang dieſer Weltgegend gründet ſich wohl darauf, daß ſie unter dem beſonderen Schutze des Sivas, eines der drei oberſten Götter ſteht.

Zweiter Geſang.

V. 30. Sein Trankopfer zu ſpenden. Der Dienſt der Manen iſt ein Hauptſtück in der indiſchen Religion. Libationen mit Waßer für die abgeſchiedenen Väter werden von den Frommen bei jedem Bade verrichtet. S. Ramay. B. I. Sect. 2, Sl. 11. Sect. 30, Sl. 31.

V. 33. Der Oheim' Ahn von der Mutter. S. Geſ. 1, V. 6. 7. Garudas war der mütterliche Oheim der Söhne des Sagaras. Ich habe den Ausdruck Ahn um ſo eher brauchen zu dürfen geglaubt, da die Indier die Oheime mit zu den Vätern rechnen, denen man kindliche Ehrerbietung ſchuldig iſt.

V. 57. 58. Dreimal zehn Jahrtauſende. Jenes umgekehrte Geſetz der Optik, daß die Gegenſtände der Vorzeit, je entfernter, zu einer deſto größeren Ausdehnung anwachſen, findet bei den Indiern in einem höheren Grade Statt, wie vielleicht bei irgend einem andern Volke. Ihre ungeheuern mythiſchen Zeitangaben ſind bekannt, und das Lebensalter ihrer heroiſchen Patriarchen ſteht damit in Verhältniß. Doch ſcheint darin eine allmähliche Abnahme Statt zu finden: Ramas, ein ſpäterer Abkömmling des Sagaras, regiert nach Vollbringung ſeiner jugendlichen Thaten nur eilftauſend Jahr. S. Ramay. B. I. Sect. 1, Sl. 114.

V. 61. Dvilipas, ◡–◡, wie im Indiſchen, Dvilipas.

V. 74. Bhagirathas, ◡–◡◡, wie im Indiſchen, Bhagirathas.

Und man mußt' an mir des Degens
Und der Feder Eintracht loben.
Troja ward von mir belagert,
Troja ward von mir erobert:
Laß mich ſeinen Fall nicht ſchildern,
G'nug, daß Venus' Thränen floßen.
Erbe ward ich von den Waffen
Des Achilles, denn ſie ſollten,
Wenn auch einen nicht ſo tapfern,
Doch ſo edlen Herrn bekommen.
Ich vertraute mich dem Meere,
Nach der Heimat eilend, wo ich
Statt des krieg'riſchen Getöſes
Auserwählte Gunſt nun hoffte.
Doch mich täuſchte meine Hoffnung,
Meine Liebe log, es trogen
Meine Wünſche: o wie leicht
Hat der Menſch ſein Glück erſonnen!
Venus, auf die Griechen zürnend,
Sucht mein Schickſal mißzuordnen;
Obwohl Göttin, iſt ſie Weib doch,
Und läßt nicht von altem Grolle.
Auf that ſie der Winde Kerker,
Raſch mir waren ſie zum Hohne,
Da für meines Wunſches Eile
Selbſt die Winde langſam flogen;
Die, mit ihrem zorn'gen Angriff,
Brachen meine reiche Flotte,
Und in der Verwirrung gieng

Mir der Angelſtern verloren.
Ich lebt' als ein Gaſt Neptuns
An ſechs Jahr, und auf der Wogen
Salz'ger Flur, wie ich vermute,
Hab' ich rings die Welt umzogen.
Zwiſchen Scylla und Charybdis
Sah ich mich, und war im Golfe
Der Sirenen wie ein eh'rner
Baſiliſk dem ſüßen Tone.
Zu dem Fuß des Lilybäums
Kam ich, das dem Himmel trotzet
Rieſenhaft, und wie ein thürmend
Blumgerüſte ſich erhoben;
Wo ich elender Geſang'ner
Polyphems ward, des Cyklopen,
Und mein Leben aus den Banden
Losgekauft mit ſeinem Tode,
Rache nehmend wegen Acis,
Jenes edlen Jünglings Looße,
Und der ſchönen Galatea,
Nereus Tochter und der Doris,
Die in's Meer als eines Felſen
Thränen in zwei Quellen rollen,
Da ich — aber ſolcher edlen
That muß ich mehr Ehre zollen,
Als ſie durch Erzählung ſchmälern,
Wähnend, ſie ſei dir verborgen.
Dieß nur ſag' ich: da wir ſicher
Seiner grimm'gen Wuth entronnen,

Hießen wir, getäuſcht, der Winde
Widerwärtig Thun willkommen;
Denn ſie waren ſo erbittert,
Daß ſie dahin fort mich zogen,
Wo mir eines Weibes Härte
Mehr als eines Mannes drohte.
Denn wir ſind nun hier, wo du
Magiſches Verwandeln ordneſt,
Wie es jammernd ſagen mögen
Dieſes Wild und dieſe Forſten.
Und ſo, da mich ſicher ſtellt
Der erhabne Schutz der obern
Götter, fang' ich an von neuem,
Deiner Grauſamkeit entflohen,
Zu zerſchellen die Kryſtallen
Jenes Meers, das auf der Wogen
Schultern mich als Fremdling trug
So viel Jahre lang: entrolle,
Fliegender Delphin im Hafen,
Falk, der auf den Strand geſchwommen,
Deine Schwingen, um auf's neue
Durch die Silberflut zu ſtoßen,
Mit dem Bauch ſie zu beſchäumen,
Mit dem Kiel ſie kraus zu locken.
So vertraue nun das Schiff ſich
Windes Willkür und den Wogen:
Mög' es denn dahin mich tragen,
Wo die hohen Götter wollen.

Circe.
Redneriſcher Grieche, den
Dieſer Fels von Schnee und Eiſe,
Dieß kryſtallene Gebirge,
Dieſer Spiegel-Felder Weite,
Als ſchiffbrüch'gen Gaſt gehegt
So viel Jahr': da nach den Streichen
Des Geſchicks du hier gelandet,
Durch der Blumen Macht vertheidigt,
Deren ſchönem Gegengift,
Göttlicher Beſchwörung, weichen
Alle tödlich ſtarken Gifte,
Alle mag'ſchen Zaubereien:
Nicht ſo bald auf's neu' des Meeres
Krauſes Haar zu kämmen eile,
Welches, greis und rauh verworren,
Schön iſt mit nachläß'gem Reize;
Laß die Wellen ſich erholen,
Und dieß Fahrzeug, das an Seilen
Liegt im Schutze zweier Berge,
Gönn' ihm, daß, ſich dankbar zeigend
Für die Schickung, für das Mitleid,
So der Himmel ihm erweiſet,
Schmeichelnd nur und nicht mühſelig
Es die Fitt'ge reg' aus Leinen,
Während du dich wieder herſtellſt
Von den überſtandnen Leiden,
Die zu dieſen ſtolzen Bergen
Von der Bahn dich ließen ſchweifen.

Und damit du ſeh'ſt, welch furchtbar
Weſen dir hat müßen weichen,
Will ich dir Bericht von mir
Dieſen Augenblick ertheilen.
Jene hell entbrannte Fackel,
Die von ihrem ſtrahlenreichen
Wagen hoch am Himmel leuchtet,
Und die Welt im Kreiß umſchreibet;
Der Planet, der allzeit wandelt
Mit lebendig ſchönem Scheine
Im Geleit des Tags, ihn darf ich
Meinen lichten Vater heißen.
Ich wuchs als Medea's Muhme
In Theſſalien auf: wir beide
Wurden ſeiner Künſte mächtig,
Seiner Wißenſchaften Meiſter.
Denn es bildet' uns ein großer
Magier, ſorgſam unterweiſend,
Zu der Welt gelehrten Wundern,
Weiſen Muſtern unſrer Zeiten.
Oft ja ſah man, daß den Frauen,
Wenn ſie ſich mit Ernſt befleißet
Auf Gelehrtheit oder Waffen,
Selbſt die Männer mußten weichen.
Sie daher, vom Neid getrieben,
Sehend unſre kühnen Geiſter,
Sehend unſern feinen Sinn,
Damit wir uns nicht bemeiſtern
Aller Herrſchaft, haben Degen,

Haben Bücher uns geweigert;
Nicht erzähl' ich dir, daß ich
Hab' erlernt mit edlem Eifer
Mathematik, deren Grund
Die Philoſophie erweiſet;
Nicht ſag' ich, daß ich am Himmel
Meße ſein gedoppelt Kreißen,
Eins natürlich, eins erzwungen,
Beide in einander greifend;
Nicht ſag' ich, daß ich die Sonne
In dem ſchnellen Lauf begleite,
Der ſich aufrollt, wie ein wechſelnd
Lichtes Buch von Wiederſcheinen;
Nicht ſag' ich, daß ich des Mondes
Glanz betrachte, den nicht eignen,
Da nur eine Gabe jener
Bald ihn arm macht, bald bereichert.
Nicht ſag' ich, daß die Geſtirne,
Sei'n ſie feſt nun oder ſchweifend,
An dem blauen Blatt des Himmels
Mir Buchſtaben ſind: dieß einzig,
Daß ſolch Forſchen, obwohl edel,
Nicht war würdig meines Geiſtes,
Denn mich mußt' auf höh're Dinge
Des Gemüthes Ehrgeiz treiben.
Ich verſteh' der Vögel Singen,
Und der wilden Thiere Schreien,
So daß ſie für mich vernehmlich
Warnen oder prophezeien.

Wie viel durch die Luft Gefieder
Gleich lebend'gen Sträußen eilen,
So verkündend, daß ſie bringen
Mit ſich allen Schmuck des Maies:
Lauter Zeilen ſind's für mich,
Ohne Schrift und ohne Zeichen.
Dann die Harmonie der Blumen,
Die natürlich nur erſcheinet
In anmuth'gen Labyrinthen,
Daß ſie künſtlich ſei, wohl weiß ich,
Ein Gepräg, worin der Himmel
Sprüche ſeltnen Raths ertheilet.
An der Hände Linien pfleg' ich
Die Chiromantie zu treiben,
Wenn ich in den welken Runzeln
Eines Menſchen Ziel von weitem
Schaue; die Geomantie
In der Erde, wenn ich ſchreibe
Auf ihr meine Charaktere;
Und in ihr üb' ich ingleichen
Die Pyromantie, indem ich
Sich aufthun die Eingeweide
Ihres Centrums, ihrer Tiefe,
Und die Todten ächzend heiße
Ausgebären, die dann ſprechen,
Meinem Bann Gehorſam leiſtend.
Doch was Wunder, da vor mir
Ich die Hölle ſelbſt zuweilen
Unterwürfig zittern ſahe,

Wenn ich ängſtel' ihre Geiſter?
Aber warum dich ermüden?
Warum meine Herrlichkeiten
Wiederholen, da ich alle
Faßen kann in einer einz'gen?
Auf daß ich mich beßer könnte
Den entworf'nen Planen weihen,
Kam ich nach Trinakrien, wo ich,
Hier in dem entlegnen Kreiſe
Des Ätna und Lilybäum
Mir Palläſte ſtolz bekleide,
Liebliche Gebüſche pflanze,
Und der Wildniß Zier verleihe.
Hier nun als die räuberiſche
Fürſtin dieſer Felſenreihen
Nehm' ich zum Tribut das Leben
Aller Wanderer, die ſcheiternd
Auf dem Meere, dem verſchloßnen
Sund von flüß'gem Schnee und Eiſe,
Den Beſchlüßen ihres Schickſals
Kühnlich offne Bahn bereitet.
Und damit noch mehr mein Reich
Selten ſei und unvergleichlich,
Sind die wilden Thier' und Bäume
Mir Vaſallen und Leibeigne:
Denn die Bäum' und wilden Thiere
Leben hier mit höherm Geiſte,
Sintemal vernünft'ge Bäume
Menſchen ſind in Pflanzen-Keimen.

Die bin ich; und muß ſich ſchon
Meinem Ruf die Sonne neigen,
Meinen Wink der Mond belauſchen,
Fügt ſich unterwürfig meinem
Hauch die ganze holde Schaar
Der Geſtirn' und Himmelszeichen;
Weiß ich ſchon, daß ich den Himmel,
Wann ich will, mit Dunſt verſchlei're,
Blitze ſchleudre, aus der Wolken
Schooße Hagel treib' und Steine,
Daß ich Berge mach' erzittern,
Der Gebäude Mauern reißen,
Schwanken dieſes ganze Meer,
Und des Abgrunds Tiefen kreiſen;
Endlich daß ich Menſchen wandle
In Geſtalten ohne freien
Willen, ſo daß dort die Felſen
Obeliſken ſind den einen,
Da die Stämme Gräber andern,
Oder Höhlen eine Heimat:
So werf' ich mich dir zu Füßen,
Gern mich deiner Größe neigend,
Und als Weib fleh' ich dich an
Als Gebiet'rin von dir heiſch' ich,
Als Monarchin dir befehl' ich,
Und erſuche dich als Weiſe,
Gehe nicht von hier, ſo lange
Bis du deines Schickſals Streiche
Haſt beſiegt, das dich gezwungen,

Irrend und verfolgt zu treiben
Hier herum auf dieſen Meeren.
Wen'ge Tage bei mir weile;
Du wirſt ſehn, wie ich, die Härte
Zum Wohlwollen ganz erweichet,
Mich nun freue dich zu pflegen,
Dir zu dienen mich befleiße.
Phlegra ſei von heute an
Nicht mehr wild, nicht mehr ein feindlich
Wohnhaus des Saturn, von rothem
Blut gefärbt zu allen Zeiten;
Sondern Amors und der Venus
Hain, ein Paradies voll Reize,
Wo man lauter Freude finde,
Lauter Labung, lauter Schmeicheln,
Lauter Ruh und lauter Frieden.
Und verlang' nicht mehr Beweiſe
Meiner Güt', als daß der erſte
Ankömmling du heute ſeieſt,
Hier in dieſen Bergen, dem ich
Irgend milde Blicke zeige;
Den ich irgend gern vernehme,
Dem ich irgend Beiſtand leiſte,
Irgend Sehnen nach ihm fühle,
Und die ganze Seel' ihm neige.

Ulyſſes.

Ich wär' nicht Ulyſſes, da ich
Kam in dieſe Wüſteneien,
Wenn ich nicht, ſo Viele Zauber

V. 78, 79. Zu des Indras himmliſcher Welt. Der Himmel des Indras iſt insbeſondre die Belohnung thätiger Tugenden. Eine höhere Seligkeit wird in der Welt des Viſhnus und Brahma der frommen Beſchaulichkeit zu Theil.

V. 84. Gokarnas, ––◡, im Indiſchen eben ſo. Ohne Zweifel in dem Gebirge Himavan, und vermuthlich nahe bei der Quelle des Ganges. Der Name bedeutet Kuh-Ohr.

V. 88. Aß abwelkendes Laub. Die gewöhnliche Nahrung frommer Einſiedler beſteht in Wurzeln und Früchten. Ein beſonderer Grad der Heiligkeit iſt es, ſich bloß von welkem Laub zu nähren, um auch kein Pflanzenleben zu verletzen.

V. 102. Irvakus, ––◡, Ixvakus, oder genauer Ikshvâkus, eben ſo. Vgl. die Anm. z. Geſ. 1, V. 37.

V. 110. Dem Dreizackführer. Der Dreizack iſt dem Sivas ausſchließend eigen. Er führt ihn zwar nicht in allen Abbildungen, aber doch ſehr häufig.

V. 118. Uma, –◡, Umâ, –◡.

V. 133. Der Gott mit geaugeter Stirne. Trinayanas, Dreiäugig, τριόφθαλμος, τριώπης. Das dritte Auge befindet ſich mitten auf der Stirne, und zwar in ſenkrechter Richtung. Meiſtens iſt es an den Bildern des Sivas nur leicht angedeutet, ſo daß es keine Entſtellung verurſacht, wie etwa das gemalte Zeichen, das die beſondern Anhänger dieſes Gottes tragen.

V. 134. Sankaras, –◡◡, Sankaras, eben ſo. Ein Name des Sivas.

V. 135. Im Geflecht langlockiges Haares. Dieſer Kopfputz des Sivas, langes, feſt um die Scheitel und darüber hinaus gewundenes Haar, heißt Jata, und iſt die eigenthümliche Tracht der Büßer. Der Name iſt von den vielfaſerigen Wurzeln der Pflanzen übertragen.

V. 140. Irrte die Göttin umher. Häufig ſieht man an den Bildern des Sivas, in Anſpielung auf dieſe Dichtung, oben aus ſeinen Haarflechten den Kopf der Ganga, verhältnißmäßig ſehr klein, hervorragen.

V. 142. In Bindu's See. Ueber dieſen mythiſchen See finde ich keine Nachweiſung.

V. 144. Hladini, –◡◡, Hlâdini, –◡–, Pavani, –◡◡, Pâvani, –◡–; Nalini, –◡◡, Nalini, ◡◡–.

Hier gefangen hält, befreite.
Heute will ich dieſer Sphinx
Mich als Ödipus beweiſen.

Antiſtes.

Laß dich ihre Liebkoſungen
Nicht berücken, Herr! Ihr Schmeicheln
Iſt verſtellt.

Leporell.

Flieh'n wir von hinnen.

Circe.

Was ſagſt du, Ulyſs?

Ulyſſes.

Ich zweifle,
Daß für edel könne gelten,
Wer ſich dankbar nicht erzeiget,
Und ich muß mir grauſam ſein,
Um verbindlich dir zu ſcheinen.

Kaſimira.

Wehe dir! du weißt noch nicht,
Was dein Unternehmen heißet.

Circe.

Bitte denn dafür zum Willkomm
Eine Gunſt.

Ulyſſes.

So bitt' ich einzig,
Daß zwei Bäume hier, die heute
Mich bewegten zum Mitleiden,
Weil mein Degen Schuld geweſen,
Daß ſich ihre Qual geſteigert,

Zur Vergeltung deſſen, wieder
Hergeſtellt dem Lichte ſeien.

Circe.

Jener Baum war Flerida
Göttergleich an Schönheit, eine
Meiner Fräulein und Vertraute.
Sie ergab der Lieb' ihr freies
Herz, nach einem Jüngling ſchmachtend;
Lyſidas von Namen heißt er,
Und iſt Erbe von Toſcana:
Welcher, dieſes Meer bereiſend,
Stieg an's Land, und weil vermeſſen
Sie die Zuflucht nun entheiligt
Meines Pallaſts, ſo in Bäume
Liegen ſie verwandelt beide.
Denn ob ich, ein Ungeheuer,
Jeder Unthat mich erdreiſte,
Gelten die Vergehn der Liebe
Dennoch für Vergehn mir einzig;
So daß Arſidas, ein Jüngling
Voller Muth, und der glorreiche
Fürſt Trinakriens, deſſen Zepter
Ich hier dieß Gebirg entreiße,
Da ich wußt', er ſei gekommen
Angelockt von meinen Reizen,
Nichts, als lebend heimzukehren,
Konnt' als höchſte Gunſt erreichen.
Aber weil dieß deine erſte
Bitt' iſt, darf ich ſie nicht weigern:

Flerida ſoll ihren Banden
Sich mit Lyſidas entreißen.

Zwei Bäume öffnen ſich, und Flerida und Lyſidas treten heraus.

Lyſidas.

Dumpf das Gemüt, des Geiſtes Kraft verglommen,
Die Vernunft blind, gefeßelt das Beſinnen,
Das Herz ohnmächtig und betäubt die Sinnen,
Die Zunge ſtumm, der Athem bang beklommen;
Verſtand, Gedächtniß, Wille ganz verſchwommen,
War ich lebend'ge Leich' im Stamm da drinnen.
Du nahmſt mir das Gefühl durch dein Beginnen:
Warum haſt du nicht auch den Schmerz genommen?
War Flerida zu lieben, ach! Verbrechen:
Ich leb' in ihr; ſo lang' ich mein geblieben,
Strebſt du umſonſt der Triebe Macht zu brechen.
Glaub' nicht, ich wiße, weil ich Baum war, (lieben
Doch ſelbſt die Bäume) mein Geſtirn zu ſchwächen:
Du, obwohl weiſer, wirſt durch deins getrieben.

Flerida.

Ein ſproßend, ſinnlich und vernünftig Leben
Läßt Himmelsgunſt im Menſchen ſich verbinden;
Im muntern Thier nur Sproßen und Empfinden;
Dem Baum, der Blum' iſt Wachsthum nur gegeben.
Drei Seelen ſind's: ließ nun dein feindlich Streben
Zwei, weil ich Lyſidas geliebt, mir ſchwinden,
So willſt du deß vergeblich mich entbinden.
Denn noch als Baum bleibt Seele mir zum Leben.

Nicht alle Liebe konnt' in mir behaupten
Das Theil, ſo du gewollt, daß übrig bliebe,
Jedoch, was nur die ſtillern Kräft' erlaubten.
Zum Baum verwandelt, wandl' ich nicht die Triebe,
Wenn Zauber nicht die Seele ganz mir raubten,
So raubſt du auch nicht meine ganze Liebe.

Circe.

Dankbar ſeid für euer Leben
Dieſem Gaſt, der mich begleitet,
Und vor meinen Züchtigungen
Lebt forthin geſichert beide,
Wofern ihr von eurer Liebe
Nicht die kleinſte Spur wollt zeigen.

Lyſidas.

Stets, Ulyſs, zu deinen Füßen
Will ich meinen Dank dir weih'n.

Flerida.

Und bekennen will ich ſtets,
Dieſes Leben ſei das Deine.

Circe.

Wohl! damit ſogleich beginnen
Einzuſtimmen in die Feier
Rings die Berge, rings die Thäler,
Rings das Meer und rings die Weite:
Singt von Neuem, und zurück
Sollt ihr ihn und mich geleiten.

Geſang.

In beglückter Stunde kommen
Möge zum Pallaſt der Circe,

Kriegesdonner den Trojanern,
Der verſtänd'ge Held Ulyſſes.
In beglückter Stunde kommen —

Arſidas tritt auf.

Arſidas.

Nicht komm' in beglückter Stunde
Er, den meine Schmach bereichert,
Noch ſei, was ſo vieler Grab war,
Heute Rettung einem einz'gen.
Wer auf dieſen Meeren kam,
Mög' am Land Bedrängniß leiden,
Strauchelnd über ſeinen Schatten
Der Gefahr entgegen eilen.
Die harmoniſchen Accente,
Die ihn grüßen, mild und heiter,
Müßen zornig um ſich ſtimmen
Zu wehklagenden und heiſern
Trauerliedern vom Kayſter,
Ihm Tragödien prophezeiend.
Nein, nicht recht iſt's, daß ein Grieche,
Solch ein fremder Landdurchſtreicher,
Hier die Sitte plötzlich änd're
Der gewohnten Grauſamkeiten.
Seit wann pflegſt du, ſchöne Circe,
Mit ſo ſchmeichleriſcher Feier,
Mit ſo frohen Zurüſtungen,
Mit ſo hohen Luſtbarkeiten,
Einen Fremdling zu begrüßen,
Den Empfang ihm zu bereiten,

Ohne daß dieß Meer, die Felſen
Ihn in ihren Abgrund reißen,
Oder er zum Thier verwildert,
Oder auch zum Baum erſteinet,
Seine Wohnung hab' auf Felſen,
Und in Höhlen ſeine Heimat?
Herrſcher von Trinakrien bin ich,
Nicht verſchlagen, noch geſcheitert,
Landet' ich in dieſem Hafen;
Denn ich kam, gelockt von meiner
Neigung, daß du dieß auch hätteſt
Meiner Freiheit zuzuſchreiben;
Denn der liebt nicht, der nur liebet,
Weil Gewalt ſich ſein bemeiſtert,
Und das iſt kein Opfer, nein,
Das man nicht freiwillig reichet.
Und ſeit ich hier im Gebirge
Leb' in deinem Anſchau'n einzig,
Dank' ich deiner Grauſamkeit,
Dank' ich deiner Härte keine
Handlung, wofür ich mich hätte
Froh erkenntlich dir zu zeigen,
So daß ich von deinen Zaubern
Frei auf dieſen Fluren weile,
Bloß um für ſo viele Schmerzen
Das Gefühl mir nicht zu weigern.
Alſo waren's nur wir zwei,
Die ſich jemals hier befreiten,
Ulyſſes und ich, daß jetzo

Alles enden muß mit meiner
Schmach, denn wenn du uns zur Schonung
Haſt erwählt, war's von uns beiden
Bloß zu ſeiner Luſt Ulyſſes,
Arſidas zu ſeinem Leide.

Ulyſſes.

Wohl, wenn neidiſch auf mein Glück,
Wenn von meinem Looß beleidigt, —

Circe.

Schweig, o Arſidas! Erkennſt du,
Daß ich Leben dir verleihe,
Weil ich keine größre Rache
Nehmen kann, du ſelber weißt es,
Als am Leben dich zu laſſen
Mit Gefühl begabt zum Leiden;
So geſtehſt du ein durch Klagen,
Daß ich, was ich will, erreiche;
Und ſo, daß du immer klageſt,
Soll die Urſach immer bleiben.
Singet! ſinget! und du komm,
Ulyſſes, an meine Seite.

Leporell zu Klarin.

Vom Gefolg die Circelinchen
Sind nicht übel alle beide.

Klarin zu Leporell

Da bedarf's kein Kartenmiſchen.
Ich will unbeſeh'ns zugreifen.

Aſträa für ſich.

Man hat mir geſagt, die Griechen

Wären häßlich und gar feindlich,
Und ſie ſind ſo häßlich weder,
Noch ſo feindlich, wie ich meinte.

Lyſidas.

Dank der Liebe, daß mir wieder,
Flerida, dein Blick erſcheinet!

Flerida.

Dank ſei, Lyſidas, der Liebe,
Daß ich wieder leb' als deine!

Circe beiſeit.

Nun beſiegt ihn meine Schönheit,
Da er's meiner Kunſt vereitelt,

Ulyſſes beiſeit.

Ich befreie von der Wilden,
Geb' ich Liebe vor, dieß Eiland.

Arſidas.

Nur die Eiferſucht noch fehlte,
Nun iſt voll das Maaß der Leiden.

Geſang.

In beglückter Stunde kommen
Möge zum Pallaſt der Circe
Der unüberwund'ne Streiter,
Der glorreiche Held Ulyſſes.

Zweiter Akt.

Garten vor dem Pallaſt der Circe.

Chloris, Flerida, Thiſbe, Kaſimira, Aſträa und Lybia kommen von verſchiedenen Seiten, und indem ſie ſich der Thür des Pallaſtes nähern, tritt Circe weinend heraus.

Lybia.
Fürſtin, welch ein Leid iſt dieſes?
Aſträa.
Woher, Fürſtin, dieſes Grämen?
Chloris.
Du haſt Thränen in den Augen?
Flerida.
Du kannſt klagen? du kannſt ächzen?
Thiſbe.
Welch ein Anlaß konnte nur
Solche Schmerzen dir erregen?
Kaſimira.
Mittheilung geheimer Uebel
Kann ſie lindern, wo nicht hemmen.

Circe.

Wer Grund hat ſich zu beklagen,
O wie der durch Klagen fehlet!
Die Gerechtigkeit der Klage
Macht, daß ſüß die Leiden werden.
Ich nun liebe meine Trauer,
Halte ſie in höherm Werthe,
Als daß ich durch Wiederholung
Suchen ſollte ſie zu ſchwachen.
Laßt allein mich.

Aſträa.

Hörſt du's, Lybia?

Lybia.

Ja, ſo ziemlich gut, Aſträa.

Aſträa.

Amor wolle, die Verwandlung
Mag nicht das ſein, was ich denke.

Lybia.

Amor woll' es, wenn du etwa
Jenes, was wir wollen, denkeſt;
Denn wenn Liebe dieß verurſacht,
Und ſie kommt dahin, nun ſelber
Sich verliebt zu ſehn, ſo wird ſie —

Aſträa.

Was?

Lybia.

Gewiſſensfreiheit geben.

Aſträa.

Ich wär' froh, herauszukommen

V. 146. Sita, –◡, Sitâ, ––; Sucharus, ◡–◡, Suchaxus oder genauer Suchakshus, eben ſo; Sindhus, –◡, wie im Indiſchen.

V. 143 — 147. Es wäre wichtig für die mythiſche Geographie der Indier, wenn man die ſechs Flüße, die mit dem Ganges demſelben See entſtrömen ſollen, zuverläßig beſtimmen könnte. Vermuthlich findet ſich doch etwas in den Commentatoren, aber die engliſchen Herausgeber laßen uns, nach ihrer Gewohnheit, hier durchaus im Stiche. Sie begnügen ſich damit, die Namen zu deuten, was freilich ſehr leicht war. Dieſe Namen ſind ganz allgemein, und führen auf keine weitere Spur: Hládini, die Erfreuende; Pâvani, die Reinigende; Nalini, die Lotosreiche; Suchaxus, die Schönäugige; Sitâ, die Weiße. In obiger Ordnung folgen ſie im Original auf einander. Ich weiß nicht, wie die Herausgeber ſagen können, der ſechſte Strom, Sindhus, ſei wahrſcheinlich unſer Indus. Nichts kann gewiſſer ſein. Dieß iſt ja der eigne Name des Flußes, den er bis auf den heutigen Tag wie vor Alters führt. Zum Ueberfluß iſt noch dazu geſetzt mahânadi, der große Strom. Das ſcheint mir ausgemacht, daß bei den fünf übrigen Namen durchaus nicht an Flüße der dieſſeitigen Halbinſel Indiens zu denken iſt. Wären dieſe gemeint, ſo würden ſie wie der Ganges und Sindhus mit ihren geſchichtlichen Namen bezeichnet ſein. Die auf dem Himavan entſpringenden gehören zum Flußgebiete der beiden Hauptflüße, und denen, die ihre Quelle auf dem Vindhya oder dem weſtlichen Küſtengebirge haben, konnte der Dichter keine gemeinſchaftliche Quelle mit dem Ganges zuſchreiben. Auch ſind dieſe Ströme nicht bedeutend genug, um als Weltflüße mit dem Ganges in gleichen Rang geſetzt zu werden. Endlich lehnt ſich die Ordnung dagegen auf, worin die Flüße aufgeführt ſind: erſtlich die öſtlichen, dann die weſtlichen, unter dieſen der Sindhus zuletzt, nach ihm wird ſogleich der Ganges genannt. Wie mich dünkt, müßen wir uns von der Quelle des Ganges links im Kreiße herum wenden, um mit einiger Wahrſcheinlichkeit die fünf großen Flüße auszumitteln, die im Horizont der indiſchen Erdkunde liegen mochten. Da nur die beiden Richtungen nach Oſt und Weſt genannt ſind, nicht die nach Norden und Süden, ſo müßen jene mit einer gewiſſen Breite verſtanden werden, wie denn auch der Sindhus wirklich nach Südweſten

Aus ſo ſtrenger Ordensregel
Als die Ehre iſt. Diana
Läßt doch prangen unter Menſchen
Ihr Veſtalen-Chor; wir aber,
Unter Ungeheuern, leben
Als unmenſchlich wilde Jungfrau'n.

Lybia.

Schweig, daß ſie uns nicht vernehme.

Die Fräulein und Dienerinnen gehen ab.

Circe.

Flerida, geh nicht mit fort:
Dich hab' ich allein zu ſprechen,
Darum mußt du bei mir bleiben.

Flerida kehrt um.

Flerida für ſich.

Sicher will ſie mir verhängen
Härt're Strafe noch, o Himmel!
Als im harten Stamm mich quälte,
Weil mit Lyſidas vorhin
Ich geſprochen.

Circe.

Hör' und merke.
Dieſer Griech', Ulyſſes, den
Jenes See-Unthier im Meere
Ohne Zweifel eingeſogen,
Um am Land' ihn auszuwerfen;
Er, der in die Macht der Winde
Hingegeben, in bedrängtem
Glücksſtand, ſo verſchlagen wurde,

Daß er nahte dieſen Wäldern;
Er, der eine höh're Gottheit
Mitgebracht zu ſeiner Wehre,
Da er, meiner Zauber ſpottend,
Ihre Kraft deſpotiſch dämpfet;
Er, der meinen Einladungen
Sich verbindlich zugewendet,
Wo er jezt in der Zerſtreuung
Lebt, ſein Griechenland vergeſſend:
Hat, als wär mein Leben Troja,
So viel Feu'r gebracht in deſſen
Sitz, daß ich befürcht', es muß
Bald in Aſche ſich verzehren;
Und mit Grund wohl, wie ich ſchon
In verborg'nen Flammen brenne:
Jeder Hauch iſt ein Vulkan,
Ein Ätna der Seufzer jeder.
Ja, ich liebe, jedoch lieb' ich
So bedacht auf meine Ehre,
Daß Ulyſſes, meiner Liebe
Gegenſtand, ſie nicht ſoll merken.
Wundern wirſt du dich, daß ich
Die ſo ſtolz dein Lieben ſchmähte,
Meines jezt dir anvertraue:
Aber die Verwundrung wäre
Thöricht, denn der ſtärkſte Grund,
Der Anlaß, der nie verfehlet
Uns in eine Schuld zu ſtürzen,
Iſt es, ſie zuvor zu ſchelten;

Und weil einem Schuldgenoſſen
Ein Vergehen zu erzählen
Minder uns beſchämt, ſo wollt' ich
Mir erſparen dieß Beſchämen,
Und, damit mich's minder koſte,
Der vertrau'n, die jenes kennet.
Meine Flerida, ich liebe:
Deine Schmach ſich an mir rächen.
Wollte doch der hohe Zeus,
Daß in fühllos Pflanzenleben
Meines du verwandeln könnteſt!
Dankbar wollt' ich es erkennen.
Hätt' ich damals, was die Liebe
Sei, gewußt, viel lieber hätt' ich
Dich, als nicht verliebt und todt,
Lebend und verliebt geſehen.
Weil es denn ſo weit gekommen
Iſt mit mir, und du verſteheſt
Was die Lieb' iſt, hoff' ich, ſollſt
Du zu einer Liſt mir helfen.
Und zwar iſt es dieß: damit ich
Mich mit ihm kann unterreden,
Ohne daß er wiß', ich ſei es,
Mußt, in ihn verliebt dich ſtellend,
Du bei Tag' ihn zärtlich reizen,
Und wenn du ihn dann begehreſt
In der Nacht zu ſprechen, will ich
Mich mit deinem Namen decken;
So wird doch mein Rang, mein Stolz,

Meine Würde, meine Ehre,
Meine Sittſamkeit, mein Anſtand
Nicht gefährdet, und —
Flerida.
Bedenke,
Daß du zwei koſtbare Proben
So mit mir meinſt anzuſtellen.
Lyſidas lieb' ich, und du
Zwingſt mit grauſamen Befehlen,
Fürſtin, mich, es zu verſchleiern;
Und verliebt ſoll ich mich ſtellen
In Ulyſs, den ich nicht liebe.
Kann ich doppelt mich beherrſchen,
Zu vergeßen den Geliebten,
Und zu lieben den Vergeßnen?
Andre Fräulein haſt du ja,
Neigungen mit dir zu wechſeln:
Einem Sinn g'nügt Eine Sorge.
Circe.
Dieſes iſt mein Grund ja eben,
Denn ich weiß, wo einmal Liebe
Eingekehrt, läßt in der Seele
Sie für keine neue Sorge
Raum; drum handelt der bedächtig,
Wer die ſein'ge ihr vertraut,
Weil, verliebt ſchon, es zu werden,
Sie dabei Gefahr nicht läuft.
Keine Eiferſucht erregen
Wirſt du mir, wie jede Andre

Würde thun, wenn ich dich ſehe
Mit Ulyſs; denn deine Liebe
Wird für alles ein mir ſtehen.
Dieß mußt du ins Werk mir richten.
Aber welch ein Lärm?

Flerida.

Es nähern
Zwei Bediente ſich; ſie haben,
Scheint es, mit einander Händel.

Circe.

Tritt zurück, ich will nicht, daß man
Mich zu allen Stunden ſehe,
Laß uns lauſchen hier, was ſie
Hinter meinem Rücken ſprechen.

Sie ziehen ſich zurück.

Leporell und Klarin kommen.

Leporell.

Ja, kein beßer Leben führt' ich,
Sag' ich dir, in meinem Leben.

Klarin.

Das behaupteſt du?

Leporell.

Ja freilich,
Und es giebt kein Land auf Erden
Wie Trinakrien, und an Schönheit
Und Gemüth ein wahrer Engel
Iſt die Circe.

Klarin.

Biſt du toll?

Leporell.
Sag' mir, hält ſie ihre Gäſte
Nicht wie Prinzen?
Klarin.
Das iſt ſicher,
Doch befänden wir weit beßer
Als in ihrem Pallaſt uns
Irgend in 'ner griech'ſchen Schenke.
Leporell.
Eßen wir nicht unvergleichlich?
Klarin.
Nein, da giebt's kein gutes Eßen,
Wo ich keinen Bißen ſchlucke,
Ohne daß ich denk', ich werde
Gleich zum Schweine.
Leporell.
Das iſt wahrlich
Nicht ſo übel, wie du denkeſt.
Denn ich war es, und befand mich
Gar nicht ſchlimm dabei; deswegen
Immer, wenn ich jetzo Schweine
Unrein und verwahrloſt ſehe,
So entſchuld'ge ich's; ſie ſparen
Sich viel unnütz läſtig Weſen.
Eines nur: wer findet ſo
Überall bereit ſein Bette?
Klarin.
Auf das Bette kommt's nicht an:
Jeder Gauner ſchläft ja beßer

Ohne Sorgen auf der Streu,
Als ein Herr, den ſie bedrängen,
Auf dem goldverzierten Lager.

Leporell.

Wo ſieht man wohl ſchön're Gärten?

Klarin.

Werd' ich auch nach Gärten fragen?

Leporell.

Jetzo hab' ich dich; wo träfeſt
Du wohl zwei ſo hübſche Kinder
An, wie Lydien und Aſträen?

Klarin.

Wenn du dieſe Saite rührſt,
Muß ich gleich beſiegt mich geben;
Doch nicht nehmen laß' ich mir's,
Circe ſei ein greulich Weſen,
Zauberin und Nekromantin,
Eine Hexe und Beſeß'ne,
Alp' und Drud', und daß ich ſchließlich
Sie mit einemmal abfert'ge,
Unholdin mit Ungethümen,
Und Koboldin mit Geſpenſtern.

Circe leiſe.

Länger kann ich's nicht erdulden,
Anzuhören ſolches Schmähen.

Flerida leiſe.

Laß nicht merken, daß du's hörteſt.

Klarin.

Circe iſt —

Circe vortretend.
Was?
Klarin.
'ne Prinzeſſin,
Und wer's anders ſagt, dem will ich,
Um das Lügen ihn zu lehren,
Gleich zweitauſend Prügel reichen.
Dich, wenn du dich unterſteheſt
Von den edlen Donnen Circen
Hinter'm Rücken ſchlecht zu reden,
Will ich, —
Leporell.
Wer hat ſchlecht geſprochen
Hier als du?
Klarin.
Das wär' das Rechte:
Du ſchiebſt mir's nun zu?
Circe.
Genug!
Leporell.
Ich —
Circe.
Schon gut!
Klarin beiſeit.
Der Himmel gebe,
Daß ſie nicht das Andre hörte!
Leporell.
Solcher Lüge Glauben ſchenken!

Circe.

Ich erkenne wohl die Wahrheit.
Jetzt müßt ihr euch fortbegeben,
Und es ſoll ſchon meine Strafe
Heut mich an der Zunge rächen,
Die mich ſchmähte.

Klarin.

Ja, ſo iſt es
Billig.

Leporell.

Muß mir das begegnen?

Leporell ab.

Circe.

Dir, zum Lohne, weil du heut
So mein Thun gewollt verfechten,
Geb' ich einen Schatz, damit du
Reich nach Griechenland heimkehreſt.
In dem Dickicht des Gebirges
Ruf', die Stimme laut erhebend,
Dreimal nur den Brutamonte,
Und er wird dir Antwort geben.

Klarin.

Tauſendmal küß' ich die Füße
Dir, denn du bewährſt dich herrlich.
Jeder hüte ſeine Zunge!
Wie giebt's nur ſchmähſücht'ge Menſchen?

ab.

Flerida.

Den, der dich vertheidigt, Fürſtin,

Strafſt du, wie? und der dich ſchmähet
Den belohnſt du?

Circe.

Wie ich lohne,
Wirſt du, wenn es Zeit iſt, ſehen.

Aſträa kommt.

Aſträa.

Zum Beſuch aus ſeinen Zimmern
Kommt Ulyſs.

Circe.

Und jetzt erheben
Zwiſchen Lieb' und ſtolzer Hoheit
Sich die ſchlaueſten Gefechte:
Die ich will beſiegen laßen,
Darf ich für beſiegt nicht geben.

Ulyſſes mit ſeinen Gefährten, und Lyſidas kommen.

Ulyſſes für ſich.

Furchtſamkeit befällt mich Armen,
Wenn ich Circe'n mich will nähern,
Die ich muß als ſchön bewundern,
Und bewundern als verſtändig.
Wer ſich wen'ger doch verlaßen
Hätt' auf ſich, wer doch nicht hätte
Sich ſo ſchlau gedünkt im Bleiben!
Jetzo, ſchlau dadurch gefeßelt,
Sie vergeßen iſt unmöglich,
Und ſie lieben iſt vergebens.

Circe.

Hier in dieſem ſchönen Garten,

fließt. In der angegebenen Ordnung ſtellt ſich nun zuerſt der Brahmaputtra dar, der auf demſelben Gebirge mit dem Ganges, nur an dem entgegengeſetzten Abhange, entſpringt. Allein ich bezweifle, daß dem Brahmaputtra hier eine Stelle eingeräumt werden könne. Da er an ſeinem Ausfluß mit dem Delta des Ganges zuſammen trifft, wird er unſtreitig mit zu deſſen Flußgebiete gerechnet. Auch wäre wohl ſchwerlich ſein indiſch-mythologiſcher Name (Sohn des Brahma) verſchwiegen, am wenigſten mit einem weiblichen vertauſcht werden. Demnächſt kommen die beiden Hauptflüße der jenſeitigen Halbinſel an die Reihe, der Iravaddi, und der Fluß von Camboja, oder der von Siam, wie ſich nun, nach Aufklärung der noch beſtehenden geographiſchen Ungewißheiten (S. Malte-Brun, Géographie universelle T. IV. p. 170.) der Vorrang zwiſchen den beiden letzten entſcheiden mag. Hierauf folgt der große Fluß von China, der Yantſe-Kiang, oder blaue Fluß. Damit wäre die Zahl der öſtlichen Flüße erſchöpft, wenn wir in der jenſeitigen Halbinſel zwei mitrechnen wollen; wenn nur Einem eine Stelle eingeräumt wird, ſo käme noch der zweite chineſiſche Fluß, der Ho-ang-ho, an die Reihe. Unter den beiden weſtlichen Flüßen außer dem Sindhus laßen ſich ſchwerlich andre verſtehen, als der Jaxartes und Oxus der Alten.

Wem fallen nicht bei dieſen ſieben Geſchwiſterſtrömen die vier vielgedeuteten Flüße des Paradieſes ein? Der mythiſchen Anſicht, Flüßen, die in verſchiedenen Richtungen in verſchiedene Meere ausſtrömen, eine gemeinſchaftliche Quelle anzuweiſen, liegt doch eine gewiſſe Naturwahrheit zum Grunde. Die Quellen ſind oft ſehr nahe bei einander, nur an verſchiedenen Abhängen eines Gebirges oder einer hohen Bergfläche. In demſelben Sinne könnte man den Rhein, die Rhone, und die Donau, (wenn man den Inn als den Hauptfluß betrachtet) aus Einer Quelle ableiten. Die Quelle des Ganges hat vielleicht nie ein Sterblicher geſehen, da ſie hinter ungeheuern Maſſen von Schnee verſteckt liegt. Daß ſie aber auf unſern bisherigen Landcharten in eine viel zu weite Entfernung gerückt wird, iſt nach den neueſten Beobachtungen ausgemacht. (S. As. Res. T. XI. p. 429...563. und Hamilton E. I. Gaz. in dem Artikel GANGES.) Der See Bindus deutet vielleicht auf eine Ueberlieferung, daß in dem hohen Gebirgskeßel von Tibet vor Zeiten ein großer See ge-

Wo der Frühling als die Stände
Seines Reichs beruft die Blumen,
Um der Roſ' als Oberherrin
Ihre Huldigung zu leiſten,
Die mit Venus Blut gefärbet
Prangt im königlichen Purpur:
Wart' ich dein, o Zierd' und Ehre
Griechenlandes! bis die Stunde
Einer Jagd in Nordgehegen
Kommt, die uns ergötzen ſoll,
Wann der Sonne Glut ſich mäßigt,
Mit Muſik und Feſtlichkeiten
Dem vom Vaterland' Entfernten
Unterhaltend aufzuheitern
Seiner Heimat Angedenken.

Ulyſſes.

Schönſte Circe, die ſo zwiefach
Reizend und verſtändig glänzet,
Daß ſie nicht den Witz bedürfte,
Oder Schönheit könnt' entbehren:
An mein Leben brauchteſt du
Nicht ſo viele Huld zu wenden,
Um zu deinen Füßen dankbar
Mich auf ewig hinzuwerfen.
Wem vergönnt iſt, deine Schönheit
Anzubeten, —

Circe.

Halt! bedenke!
Dieß verbindliche Erwiedern

Darf kein Freiheitsbrief dir werden,
(Nein, Ulyſs!) der Ehrerbietung
Schranken mir zu übertreten.
Denn ein Andres iſt's, dich gaſtfrei
Auf nach deinem Werthe nehmen,
Und ein Ohr der Liebe leihen.

Ulyſſes.

Ich auch würd', es zu begehren,
Nimmer wagen; doch ein andres
Iſt der Hofesſitte Werben,
Und das Werben des Verliebten.

Circe beiſeit.

Wollte Gott, das ſeine wär' es! —
Laßt uns hier auf dem gewirkten
Teppich, den der Mai gewebet
Aus ſo mannichfalt'gen Farben,
Dem als Baldachin der rege
Wipfel eines Lorbeers dient,
Lieblich ab die Sonne wehren.
Jeder nehme ſeinen Platz,
Und du ſollſt hieher dich ſetzen.

Ulyſſes.

Wieder zu mißfallen fürcht' ich.

Circe.

Die Verſtellung einzufädeln,
Flerida, fang' an.

Die Frauen und Herren nehmen ihre Plätze. **Ulyſſes** ſetzt ſich neben **Circe**, an ſeiner anderen Seite ſetzt ſich **Flerida**.

Flerida leiſe zum Ulyſs.
Hieher
Setz' ich mich, damit ihr merken
Sollt, Ulyſſes, wie für euch
Ich geſinnt bin.

Lyſidas für ſich.
Dieß zu ſehen,
Muß mein Aug' erleben, Himmel?
Flerida, die dicht ſich neben
Den Ulyſſes ſetzt, und flüſtert?
Himmel, laß Geduld mich hegen!

Antiſtes.
Wenn Ulyſs den Schmeicheleien
Sich ergiebt, ſo iſt's geſchehen
Um uns Arme: niemals wieder
Werden wir zur Heimat kehren.
geht ab.

Geſang.
Zeuge meiner Herzensklage
Soll allein das Schweigen ſein:
Kaum faßt meine ganze Pein
Alles das, was ich nicht ſage.

Arſidas tritt auf.

Arſidas.
Wenn ſein Unglück anzuſchauen
Stets ein Armer noch beſeßen
Hat die Freiheit, weil der Gram
Keinem noch das Thor verſperrte:
Nicht verwundert ſei, daß ich ſie

Nehm', und tret' in deine Gärten,
Um die Eiferſucht zu weiden
Näher ihren Gegenſtänden.
Circe.
Nicht Genugthuung dem Argwohn
Geb' ich, doch ich ſehe gerne
Hier als Zeugen dich, damit du
Sie erlangſt, auch ungegeben.
Arſidas.
Wohl, da dem ſo iſt, und ſchon
Dir Ulyſſes ſitzt zur Rechten,
Als Erkorner, laß die Linke
Als Verworfnen ein mich nehmen.
Circe.
Da wir hier der Mittagsſtunden
Hitze zuzubringen denken:
Um durch Übungen des Scharfſinns
Unterhaltung zu gewähren,
Flerida, thu' eine Frage,
Die dann jeder ſoll verfechten.
Flerida für ſich.
Was mir widerfahren, ſag' ich,
Damit Lyſidas es merke.
laut.
Niſen hegt für Doris Liebe,
Und ſie bergen heißt ihn Doris;
Silvio wurde kalt für Chloris,
Und ſie will, daß er die Triebe
Spielen ſoll, als ob er liebe.

Niken, welcher liebt, ſoll ſchweigen;
Silvio ſoll verliebt ſich zeigen
Ohne Lieb': in beiden Fällen,
Beim Verſtellen oder Stellen,
Weſſen Müh' wird höher ſteigen?

Ulyſſes.

Schwerer acht' ich, daß es ſei,
Wahrer Liebe Schein vernichten.

Arſidas.

Ohne Liebe Lieb' erdichten,
Iſt die ſchwerſte Heuchelei.

Kaſimira.

Dieſer Meinung ſtimm' ich bei.

Archelaus.

Und ich will die andre wählen.

Chloris.

Wer kann ſein Gefühl verhehlen?

Lyſidas.

Wer kann ſich als liebend ſtellen?

Thiſbe.

Schwerer iſt es, ſich verſtellen.

Timantes.

Wer ſich ſtellt, wird minder fehlen.

Ulyſſes.

Wer der Liebe Macht empfunden
Trägt (wie keinem iſt verborgen,
Der da liebt) die wachen Sorgen
In der Bruſt zu allen Stunden.
Wer nicht liebt darf, deß entbunden,

Sich vergeßen, bis zum Stellen
Zeit und Ort ſich will geſellen.
Trifft nun, ſein Gemüt zu theilen,
Jenen immer, den zuweilen,
So iſt's mehr, ſich zu verſtellen.

Arſidas.

Dieß, wenn wir es recht ermeßen,
Muß zu mir den Sieg ja lenken.
Liebe führt ihr Angedenken
Mit ſich, leerer Schein Vergeßen.
Drum wer liebet wird durch deßen
Mahnung, was er fühlt, berichtet;
Wer ſich ſtellt, muß ſtets gerichtet
Auf den flücht'gen Anlaß ſein,
Und ihm giebt es niemand ein:
Drum thut mehr wer Lieb' erdichtet.

Ulyſſes.

Dem, der nur zu lieben ſcheint,
Muß es auch zwar Sorge bringen,
Denn ſich ſtellen iſt ein Ringen,
Doch ein Ringen ohne Feind.
Doch wer liebt und ſich's verneint
Seine Liebe darzuſtellen,
Muß, wie ſtürmiſche Rebellen,
Manch Gefühl in ſich bezähmen;
Jenem ſich nur eins bequemen:
Drum iſt's mehr, ſich zu verſtellen.

Arſidas.

Stärkere Gefühle lüget,

Als wer, wenn ihn innre Plagen
Grauſam drängen, hemmt die Klagen,
Wer durch Schein der Leiden trüget.
Selbſt die Wahrheit nicht genüget:
Oft zum Glauben uns verpflichtet,
Wenn ſie ſich auf Liebe richtet,
Des Schauſpielers ſeltne Kunſt,
Und nicht des Verliebten Brunſt:
Drum thut mehr wer Lieb' erdichtet.

Ulyſſes.

So denk' ich.

Arſidas.

So ich dagegen.

Sie ſtehen auf, und legen die Hand an den Degen.

Circe.

Was iſt das? Wie redet ihr
So vor meinen Augen hier?
Streit des Witzes beizulegen,
Nein, das ziemet nicht dem Degen.
Und, die Zweifel zu entfalten,
Die in dieſer Frag' enthalten,
Will ich drum, daß wir ſogleich
Statt des Degens raſchem Streich
Uns an die Erfahrung halten.
Da Ulyſs, von Liebe frei,
Sie verbergen ſchwerer achtet:
Arſidas, der liebend ſchmachtet,
Meint, ſie zu erdichten ſei
Mehr, ſo fällt mir dieſes bei,

Um den Zweifel aufzuhellen:
Zeigt euch mir in beiden Fällen
Friedlich heut, und laßt mich richten;
Du, Ulyſſes, ſollſt erdichten,
Du dich, Arſidas, verſtellen.
Dem, der ſich bei dieſen Proben
Beſſer zu benehmen weiß,
Iſt ein reich Juwel als Preis
Dieſes Streites aufgehoben.

Arſidas.

Ich kann den Vertrag nicht loben,
Welcher heiſcht, daß meine Liebe
Berge die entflammten Triebe;
Und Ulyſs darf nichts erdichten,
Denn er dichtet's ja mit nichten,
Wenn er liebt, daß er dich liebe.

Circe.

Dieß iſt eiferſücht'ger Wahn,
Und ſo ſei's.

Ulyſſes.

Ich ſtelle mich
Von nun an verliebt in dich.

Circe beiſeit.

Öffne mir der Himmel Bahn,
Dem Geſtändniß ſo zu nah'n!

Arſidas.

Ich, von jetzo an, verhehle
Wie ich lieb', um dem Befehle
Nachzukommen.

Circe.
Auf die Art
Hab' ich beiden offenbart
Das Verlangen meiner Seele.
Flerida.
Da du Eine Sorge haſt
Jedem zugetheilt, o ſage,
Wie ich Arme beid' ertrage,
Da bei ſolcher Herzenslaſt
Viele Sorgen Eine faßt?
Circe.
Wenn du beid' ertragen mußt,
Wer gab dir zu wißen Luſt,
Welche Sorge mehr mag quälen?
Brauchteſt du doch nicht zu wählen,
Wie du ſelbſt zuvor gewußt.
Arſidas.
Circe geht: und ob ich Schmerzen
Fern der harten Schönen leide,
Folg' ich nicht, denn ſo verkleide
Ich die Lieb' in meinem Herzen.
Ulyſſes.
Circe flieht: ſollt' ich verſcherzen
Alle Gunſt, nach muß ich ſtreben,
Meine Lieb' ihr kund zu geben.
Circe.
Sag', Ulyſs, wohin?
Ulyſſes.
Zu dir,

Meiner Sonne: ſteh' in mir
Deine Sonnenwende; Leben
Hoff' ich nur von deinem Strahl,
Und ſo folg' ich meinem Hort.

Circe.

Arſidas, komm du mit fort.

Arſidas.

O verzeih'! das nächſte Mal:
Jetzo lockt mich andre Wahl.

ab.

Circe.

Schön, wie ſie mein Wink verpflichtet,
Iſt der erſte Gang verrichtet.
Dieß Vergeßen, dieſe Liebe,
O wär' eins aus wahrem Triebe,
Und das andre nicht erdichtet!

Alle gehen ab, außer Flerida, die den Ulyſſes zurückhält.

Flerida.

Hör', Ulyſs.

Ulyſſes.

Sag' dein Begehren.

Flerida.

Dir ſo dankbar iſt mein Leben
Seinem Retter hingegeben,
Daß, bis ich dir kann erklären,
Jetzt für dich Gefühle nähren
Sei mein einziges Beginnen,
Dieſe keine Ruh gewinnen;
Denn mich leitet die Erwägung,

weſen. Hoffentlich haben wir noch manche Aufſchlüße über die myſtiſch-geographiſchen Weltanſichten der Indier aus ihren alten Schriften zu erwarten: bis dahin verſparen wir alles Uebrige, denn auf die wilfordſchen Ergebniſſe läßt ſich durchaus nicht fußen.

V. 149. Beſtieg ſein ſtrahlend Geſchirr jetzt. Es iſt ſehr ſchön, daß der fromme Büßer nun plötzlich in ſeiner urſprünglichen Heldengeſtalt auftritt. Vorbereitet war es. Vgl. V. 105. Hier kommt auch die prophetiſche Bedeutung des Namens zum Vorſchein. Bhagirathas heißt der glückliche Wagenlenker, *εὐάρματος*.

V. 155. Genien. Hier ſind im Original zwei Ordnungen von Weſen genannt, Yaksha's und Siddha's, die ich oft erwähnt, aber noch nirgends nach ihren Attributen, Kräften, Beſchäftigungen anſchaulich geſchildert finde. Doch über die erſten enthält der Meghaduta Vieles, da in dieſem Gedicht ein Weſen dieſer Ordnung die redende Perſon iſt. Auch S. W. Jones hat, wie ich glaube, einen von dieſen Namen, oder beide, durch benevolent genii überſetzt. S. Inst. of Menu. Chap. I, §. 37.

V. 157. Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt. Dieſes iſt von den Sitten des Götterdienſtes entlehnt. Bei vielen Tempeln befinden ſich ungeheuer große, hohe und vielrädrige Wagen. Dieſe, ſchon an ſich prächtig, werden bei Feſten mit Flaggen und Kränzen bunt verziert, das verehrte Bild wird darauf geſtellt, Hunderte von Menſchen ziehen den Wagen in Proceſſion umher,. viele Tauſende begleiten ihn jubelnd.

V. 157. Elephanten und Roſſen. Den meiſten oberen Gottheiten ſind beſondere Thiere zugeeignet, auf welchem ſie ſitzend vorgeſtellt werden: dem Viſhnus der Adler Garudas, dem Sivas der Stier, ſeiner Gemahlin Durga der Tiger, dem Ganeſas ſogar eine Ratte, u. ſ. w. Hier aber iſt die Schilderung mehr im allgemeinen nach der Weiſe entworfen, wie die Großen der Erde zu reiſen pflegen, auf Elephanten, zu Pferde, oder im Palankin. Nur dem Indras wird ausdrücklich ein Elephant beigelegt; Suryas, der Sonnengott, fährt auf einem Wagen gezogen von ſieben Roſſen, oder von einem Roſſe mit ſieben Häuptern. Ich erinnere mich nicht, daß irgend eine Gottheit zu Pferde reitend vorkäme.

V. 165. Weißwolkige Schaaren der Schwäne. In der Urſchrift Gänſe, ein Vogel, der in der indiſchen Poeſie einen

An des Dankes inn'ger Regung
Wird man rechte Treu erſt innen.

Ulyſſes.

Da das Leid, das dich bezwungen,
Jedes Herz erweichen mußte,
Kann ich ſagen, eh' ich's wußte,
Hatte Mitleid mich durchdrungen;
Darum, was mir dort gelungen,
Als ich dich zurück an's Licht
Rief, war allgemeine Pflicht;
Nicht zu danken haſt du mir
Was ich that; denn, fremd noch dir,
Wußt' ich, wem ich's thäte, nicht.
Jetzo ſollteſt du dem Streben
Meiner Wünſche Dank verleih'n:
Denn ganz Leben möcht' ich ſein,
Um dich ſchöner zu beleben.

Flerida.

Schmeichelei'n nur kann ich geben:
Dürfen nach des Siegs Trophäen
Meine Arm' umſchlingend gehen, —
Beiſeit.
Ich erſtaune über mich.

Wie ſie im Begriff ſind ſich zu umarmen, erſcheinen **Circe** und **Lyſidas** an verſchiedenen Seiten.

Lyſidas für ſich.

Was erblick', o Himmel, ich?

Circe für ſich.

Was, ihr Götter, muß ich ſehen?

Lyſidas für ſich.
Vom Ulyſs werd' ich bedroht,
Der mir Tod und Leben giebt?
Circe für ſich.
Zwar ſich ſtellen als verliebt,
Doch nicht ſo, war mein Gebot.
Lyſidas für ſich.
Eiferſucht bringt mir den Tod.
Circe für ſich.
Doch worüber darf ich klagen?
Lyſidas für ſich.
Himmel! nur zu neuen Plagen
Gab Ulyſſes mir das Leben:
Eiferſucht zugleich mir geben,
Heißt ja dennoch, mich erſchlagen.
Flerida
die unterdeſſen heimlich mit Ulyſſes geſprochen.
Dieſe Nacht, wie ich dir ſage,
Will ich im entlegnen Garten,
Der an's Meer ſtößt, deiner warten,
Weil was ich im Buſen trage
Ihm nur zu vertrau'n ich wage.
Ulyſſes.
Zürne nicht mir, Flerida,
Wenn ich nicht mit freud'gem Ja
Dem Befehle mich kann neigen;
Lieb' aus Höflichkeit bezeigen,
Wäre größ're Kränkung ja.
Circe'n ſoll ich mich zu lieben

Stellen, und wo blieb' die Kunſt,
Wenn ich mich von andrer Gunſt
Reizen ließ' zu neuen Trieben?
Laß dir Offenheit gelieben:
Andre Wünſche dir zu weih'n
Dacht' ich, doch du mußt verzeih'n;
In dem Leiden, das ich trage,
Zeuge meiner Herzensklage
Soll allein das Schweigen ſein.

ab.

Flerida.

Kein Erwiedern, kein Geſtehen
Konnte beßer mir gefallen,
Denn ich bin wohl unter allen
Frau'n die erſte, die verſchmähen
Sich mit Freuden lernte ſehen.

Lyſidas beiſeit.

Was zögr' ich? Doch ach! ihr nah
Steht die harte Circe da.
Meine Klagen vorzubringen
Muß zu andrer Zeit gelingen.

Flerida.

Biſt du hier, Gebiet'rin?

Circe.

Ja.

Flerida.

Wohl, ſo ſahſt du angefangen
Schon was mir befohlen war.

Circe.
Ja, du biſt hinaus ſogar
Über meinen Wunſch gegangen.
Flerida.
Zärtlich wollt' ich mein Verlangen —
Ach! — ſo gut ich wußte, zeigen.
Circe.
Laß dein allzu zärtlich Neigen,
Flerida, ich ſterb' aus Liebe;
Zwar ich hieß dich ihre Triebe,
Doch ſo lebhaft nicht, bezeigen.
Ich, ſchon bei den erſten Streichen
Von Verwirrung heimgeſucht,
Will nicht falſche Eiferſucht,
Die der wahren möchte gleichen.
Laß die ſchmeichleriſchen Zeichen,
Denn du machſt, daß ich verzage:
Dieſer Marter, die ich trage,
Will ich keine Worte leih'n;
Kaum faßt meine ganze Pein
Alles das, was ich nicht ſage.
ab.

Flerida.
Welche tolle Neckerei?
Giebt es hier noch mehr Verdruß,
Den dieß Spiel mir bringen muß?
Lyſidas vortretend.
Ja, ich fehle noch dabei,
Schöne Flerida; doch ſei

Sorglos, daß ich mich beklage:
Nein, zu meiner Straf' und Plage,
Weil ich dieſes red' und ſehe,
Sei die Wüſt', in die ich gehe,
Zeuge meiner Herzensklage.

Flerida.

Lyſidas, wenn du vernommen,
Was ich ſagt' Ulyſſen hier,
Mußt du das, was Circe mir,
Gleichfalls haben wahrgenommen.
Heiß den Kummer nicht willkommen,
Um dem Troſt kein Ohr zu leih'n.
Schweigend muß den falſchen Schein
Dieſer Blick dir ſchon entwirren:
Nicht ſo mächtig zum Verwirren
Soll allein das Schweigen ſein.

Lyſidas.

Wem den Muth die Leiden rauben,
Wenn ſich ihm mit gleichen Gründen
Gut und Schlimmes will verkünden,
Kann er nur das Schlimme glauben.
Flerida, du mußt erlauben
Mich von beidem zu befrei'n,
Was mir ſonſt wird tödlich ſein;
Dieß Gebirg will ich verlaßen,
Das, wie viel es mag umfaßen,
Kaum faßt meine ganze Pein.

Flerida.

Hör'! vernimm! — Ihm nachzuſchicken,

Himmel ach! was ſoll noch taugen
Meinem Gram, da ſelbſt die Augen
Ihn nicht halten, die mit Blicken
Sonſt die Eiferſucht umſtricken?
Ob ich ihm zu folgen wage?
Hemmen muß ich meine Klage,
Denn ich weiß, es faßt nicht Eine
Von den Qualen, die ich weine,
Alles das, was ich nicht ſage.

ab.

Waldiges Bergthal.

Klarin tritt auf.

Klarin.

Die beweg'ne ſchöne Circe
(Denn die Frau'n, die ſich am beſten
Auf die Welt verſtehn, ſind wahrlich
Leichter oft zu hintergehen)
Hat mir dankbarlich geſagt,
Herzugehn in dieſe Berge,
Und wenn ich mich einſam fände,
Brutamont' aus voller Kehle
Nur zu ſchrei'n, ſo würd' alsbald mir
Selb'ger Brutamonte, wer es
Sein mag, große Schätze bringen.
Hier iſt's gut: was zögr' ich länger?
Brutamonte! — Keine Antwort.
Brutamonte! — Will's nicht helfen?
Und zum dritt- und letztenmale,
Brutamonte!

Brutamonte tritt auf.

Brutamonte.

Dein Begehren?

Klarin.

Nichts mit dir zu thun zu haben,
Wenn es irgend möglich wäre.

Brutamonte.

Doch du riefſt mich, und ich weiß ſchon
Was ich ſoll; der Botſchaft wegen,
Die ich an dich habe.

Klarin.

Sag',
Hat denn keine Edelknäbchen
Sonſt, als dich, die Dame Circe,
Die's manierlicher beſtellten?
Sechs bis ſieben Ellen kürzer
Wäre mir genug geweſen.

Brutamonte.

Sie bedient zu Pomp und Pracht ſich
Meiner, der ich vom Geſchlechte
Der Cyklopen ſtamm', und hoffe,
Eh' der Griechen Schaar die Gegend
Wiederum verläßt, an allen
Polyphems Tod noch zu rächen.

Zwei Thiere ziehen einen Kaſten herbei.

Klarin.

Nichts zu rächen giebt's an mir,
Ich rührt' ihn nicht an, und hegte
Allezeit vor ihm, bei'm Himmel,

Solche Furcht, wie jetzo eben.
Weiß ich doch kein beßer Gleichniß,
Sie zu ſchildern nach der Stärke.

Brutamonte.

Dieſer Kaſten iſt für dich,
Nimm ihn.

Klarin.

Gut.

Brutamonte.

Und dank's von Herzen
Circe'n nur, daß der Gehorſam
Mir gebunden hält die Hände,
Daß ich nicht an einem Arme
In die Luſt dich ſchleudr' und werfe
Drüben dich in's Meer hinunter.

Klarin.

Ei! der Ballſchlag wäre prächtig.
Doch wie ſchön ich möchte ſpringen,
Wer wird wieder her mich prellen?

Brutamonte.

Und wenn's das nicht wäre, wüßt' ich
Schon was andres.

Klarin.

Was?

Brutamonte.

Ich fräße
Dich auf einen Biß.

Klarin.
Und kaum
Würd' ich Einen Zahn dir letzen.

Brutamonte.
O käm' nur der Tag, der mir
Solche Freiheit bringt!

Klarin.
O käm' er
Niemals, gienge ſich die Füße
Durch, und bliebe unterweges!

Brutamonte.
Nimm den Kaſten, und du findeſt
Mehr wohl drin, als du begehreſt.

Klarin.
Nur ein Mittel möcht' ich finden,
Um dich wieder los zu werden.

Brutamonte.
Gut, ich geh' ſchon.

Klarin.
Du thuſt wohl. —
Was für höfliche, bequeme
Rieſen hat man hier zu Lande,
Die ſich ganz geſchwind empfehlen,
Wenn ſie etwa die Geſellſchaft
Stören!

Brutamonte.
Und ſo oft du mich
Rufen wirſt, —

Klarin.

Nun?

Brutamonte.

Komm' ich wieder,
Dich zu ſeh'n, in dieſe Gegend.

ab.

Klarin.

Ich will ihm die Müh' erſparen,
Wenn ich's irgend kann umgehen.
Iſt er fort? Es ſcheint wohl, ja;
Doch es ſcheint noch nicht im Ernſte.
Aber was ſoll ich mich fürchten?
Iſt er, zahm und unterthänig,
Doch ein Neuling unter Rieſen.
Und weil mir der Schatz beſcheeret,
Bring' ihn wer da will: was ſoll ich
Mir darum den Kopf zerbrechen?
Alſo friſch nur auf den Kaſten!
Hier ſeh' ich den Schlüßel ſtecken.
Sicherlich giebt's Diamanten
Drinnen wie die Fauſt groß, Perlen
Wie die Nüß', und böhm'ſche Steine
Wie die Kugeln bei den Kegeln.

Er macht den Kaſten auf, und es kommt eine Duenna heraus.

Ei, was muß ich ſehn?

Duenna.

Du ſiehſt
Eine arme Jungfer, welche
Als Kundſchafterin zu dienen,

edlen Namen führt, und für klug und anmuthig gilt. Ob die Gänſe in dem dortigen Klima wirklich anders ſind, oder ob nur die Einbildungskraft der Dichter, in Bezug auf dieſes Thier, eine andre Wendung genommen hat als die unſrige, laße ich dahingeſtellt ſein. Die Gänſe ſind Anwohner des Ganges (Ramay. B. I. Sect. 30, Sl. 30.), und mögen als Zugvögel in ſo großen Schaaren ausziehn, daß ſie weiße Wolken am Himmel zu bilden ſcheinen. Dieſes geſchieht *in der Schwüle*, d. h. in der Jahrszeit, welche unmittelbar auf die Regenmonate folgt.

V. 172. *Der irdiſchen Fluren Bewohner.* Nicht als ob dieß ihr gewöhnlicher Wohnſitz wäre, ſondern hier ſind ſolche Grandharven und himmliſche Weiſen zu verſtehen, welche für irgend ein Vergehen auf eine Zeitlang zur Erde verbannt ſind. Der Meghaduta iſt ein Klagelied eines auf ſolche Weiſe verbannten Yakſhas.

V. 183. *Roßhäupter.* Im Indiſchen Kinnara, zuweilen Kimpurusha. Beides bedeutet Etwas von einem Menſchen, nämlich weil ſie die menſchliche Geſtalt nicht vollſtändig haben. Doch heißen ſie auch beſtimmt Turangavadana, Pferdegeſichter. Sie gehören zum Gefolge des Gottes der Reichthümer, Kuveras. Eine Abbildung habe ich noch nicht angetroffen.

V. 184. *Die buhlenden Nymphen.* Die Apſaraſen, die Tanzerinnen des Himmels, in ihren Sitten den irdiſchen Tänzerinnen, den bekannten Bayaderen, ähnlich. Ihrer ſind ſechs hundert Millionen, aber die vornehmſten unter ihnen, Urvaſi, Rambha, u. ſ. w., werden von den indiſchen Dichtern als Urbilder der Schönheit und Anmuth aufgeführt, wie die Chariten bei den Griechen.

V. 210. Sâgaras, —◡◡, iſt ein üblicher Name des Meeres, der hier patronymiſch von Sagaras, ◡◡◡, abgeleitet wird. In der vorhergehenden Erzählung graben die Sagariden offenbar unterirdiſche Gänge aus; das Meer wird ſchon vorausgeſetzt: wie könnte ſonſt die Erde die Wellenumkränzte genannt werden? In andern Erwähnungen der Geſchichte wird aber ausdrücklich geſagt, daß die Sagariden das Bett des Oceans ausgegraben, und daß die Ganga dieſes erſt ausgefüllt. (Ramay. B. I. Sect. 5, Sl. 3. und Sect. 36, Sl. 2.) Hierin liegt freilich ein Widerſpruch, der jedoch ganz natürlich iſt bei einer Dichtung, welche die Erſchaffung deſſen ſchildern ſoll,

Und, was du von Circe'n redeſt,
Auszuplaudern, Auftrag hat,
Immer horchend mitzugehen.
Weil ich horchen ſoll, ſo bin ich
In Duennen-Tracht geſendet.

Klarin.

Feiner Schatz vom Trödel mag mir
In ſothanem Kaſten ſtecken:
'ne Duenna, erſt ein Rieſe?
Eins nur ſcheint hier noch zu fehlen,
Um das Triumfigurat
Voll zu machen von angeh'nden
Rittern; einen Zwerg vermiß' ich.

Duenna.

Wenn dir daran liegt, zu heben
Iſt der Mangel. — Brunelillo!
Komm ſogleich!

Es kommt ein Zwerg heraus.

Zwerg.

Was zu Befehle,
Donna Brianda?

Klarin.

Woher kommſt du,
Lebend Sonnenſtäubchen? Rede!

Zwerg.

Hier aus meinem Haus; der Kaſten
Iſt's, worin du mich beſtändig
Auf dem Rücken tragen mußt.

Klarin.

Und wie hat mit einem Zwerge
'ne Duenna Platz da drinnen,
Da ſchon eins von dieſen Weſen
In der weiten Welt nicht Platz hat?

Duenna.

Brunelillo, kommen Menſchen,
Die uns ja nicht ſehen dürfen. —
Hört ihr da! klappt zu das Käſtchen,
Und ſchließt ab.

Zwerg.

Circe befiehlt euch,
Auf den Schultern uns zu ſchleppen;
Was ihr redet, ſoll'n wir hören.

Duenna.

Ja und mehr noch, als ihr redet.

Sie begeben ſich in den Kaſten und verſchwinden.

Klarin.

Lieben Herrn, was muß mit mir
Vorgehn? Was ſind das für Schätze?
Seht, Potz Jupiter! ſie beide
Sich in ihr Gehäuſe bergen.
Hier, bei Gott! iſt eine Fallthür.
Aber nein: im Kaſten ſeh' ich
Nichts, wo ſie verſchwinden könnten.
Was thu' ich in ſolcher Klemme?
Wenn ich Circe'n nicht gehorche
Bei der Strafe, die ſie ſendet,
Läd't ſie härtere mir auf,

Wenn es härt're noch kann geben,
Als den Kaſten ſchleppen. Nun
Hab' ich's klärlich eingeſehen,
Weßhalb ſie der Rieſe brachte,
Und die Thiere von der Stärke;
Denn ſolch eine ſchwere Laſt
Wie 'ne Duenna iſt, zu ſchleppen,
Das iſt nur für einen Rieſen
Und zwei Beſtien auszuſtehen.
Wer will Zwerg' und Duennen kaufen
So wie Nadelbrief' und Kämme?

Leporell kommt.

Leporell.

Mußte Circe dem Klarin
Glauben, und das von mir denken?
Her floh ich in dieß Gebirge,
Und die Götter mögen geben,
Daß ich finde, vor der Strafe,
Die mein wartet, wo mich bergen.
Jetzt ſinnt ſie zu dieſer Stunde,
Wie ſie mich verwand'le, weil' ich,
In des Waldes Ungeziefer,
In Gewürme dieſer Quellen.
Doch da ſteht Klarin, und hier
Schickt es ſich, daß ich mich räche.
Mich freut's, dich, Klarin, zu finden.

Klarin.

Nimmermehr kann es ſo ſehr dich
Freuen, wie es mir zur Laſt iſt.

Leporell.

Denn den Tod will ich dir geben.

Klarin.

Und ich will dir Leben ſchaffen.

Leporell.

Auf was Art und Weiſe?

Klarin.

Merke!

Circe, mir verbunden, bietet
Mir in dieſem Kaſten Schätze,
Und ich will damit nun gern
Wieder dich zufrieden ſtellen.
Denn, wenn dieß der Lohn ſoll ſein,
Leporell, für's gute Sprechen,
Wird der Lohn, den du verdieneſt,
Dir zu Theil, wenn ich dir's gebe.
Kannſt du mich zu mehr verpflichten,
Als ihn ganz dir abzutreten?
Nimm den Kaſten.

Leporell.

Nein, ich will nicht,
Daß du ganz mir ihn ſollſt ſchenken.
Weil du's wieder gut willſt machen,
Theilen wir zu gleichen Hälften.

Klarin.

So magſt du die Duenna kriegen,
Ich den Zwerg.

Leporell.

Mit dieſen Reden
Sag', was meinſt du?

Klarin.

Ja ich weiß nicht,
Mach' nur auf, ſo wirſt du ſehen.

Er ſetzt den Kaſten an eine andere Stelle, und Leporell öffnet ihn.

Leporell.

Setz' ihn her, — ſchon iſt er offen:
Was für herrliche Juwelen!

Klarin.

Herrliche Juwelen ſind es,
Für den Teufel mitzunehmen.

Leporell.

indem er die Sachen herausnimmt, die er nennt.

Dieſes Kettchen wähl' ich mir,
Jenes da behalt du ſelber.

Klarin.

Ke — was?

Leporell.

Kettchen. Dann der Phönix
Hier von Diamanten ferner
Iſt für mich, und von Smaragden
Grün hier blitzend die Sirene
Laß' ich dir.

Klarin.

Bei'm hohen Himmel!
Diamanten ſoll es geben,
Wo erſt Duennen? 's iſt unmöglich!

Leporell.

Daß du mich nicht geizig nennen
Magſt, mein Freund, laß' ich's dabei,
Und den Reſt mußt du dir nehmen.
beiſeit.
Wer ließ' wohl ſich nicht zufrieden
Stellen durch dergleichen Schätze?
Lybien geh' ich nun zu ſuchen,
Und ihr, was ſie wünſcht, zu ſchenken.
ab.

Klarin.

Nun, ich bin betrunken wahrlich,
Oder träume dieß und jenes,
Oder hab' den Kopf verloren,
Oder muß groß Leid erleben,
Oder ſprach von Circe'n übel,
Daß, wo ich nur Zwerg' und Duennen,
Er Juwelen finden konnte!
Doch ich hab' ſie klar geſehen,
Und, wofern es ihrer giebt,
Will ich, was ich kann, mir nehmen.

Die Duenna kommt nur mit halbem Leibe heraus.

Duenna.

Herr, ſag' doch dem Brunelillo
Euer Edlen, daß bei'm Nähen
Er mich läßt in Frieden.

Der Zwerg kommt heraus.

Zwerg.

Herr,

Sag' es ihr doch Euer Edlen,
Daß ſie mir mein Veſperbrod
Nicht beleckt.

Duenna.

Du lügſt.

Zwerg.

Du ſelber.

Sie klopfen ſich und verſchwinden.

Klarin.

Ei, was muß mir widerfahren?
Helfet mir, ihr Götter! helfet!
Brachte dieß mir Brutamonte?

Brutamonte tritt auf.

Brutamonte.

Was befiehlſt du?

Klarin.

Wie doch ſämmtlich
Die Familie ſo gehorſam!
Wie ſie kommen ſo behende,
Wenn man ruft! Herr Brutamonte,
Welchem Jupiter gewähre,
Wie es ſeiner Rieſenſchaft
Zukömmt, alles Heil und Segen:
Nach Beſichtigung des Kaſtens
Bitt' ich, ihn nur mitzunehmen.
Solch lebend'gen Hausrath halten
Überlaß' ich großen Herren,
Denn ich brauche keine Leute,
Die nichts nutz ſind, und nur eſſen.

Brutamonte.

Ruft man dazu einen Mann,
Wie ich bin? So wahr ich lebe,
Schlag' ich ihn —

Klarin.

Todt, wird er ſagen.

Brutamonte.

Kurz und klein, wenn's ihm begegnet,
Wieder mich zu rufen.

Klarin.

Niemals.

Brutamonte

Ja bei'm Jupiter! ich werf' ihn
In die Luft mit einem Tritt,
Daß, wenn er zum Firmamente
Kommt, er todt vor Hunger ſein ſoll,
Und, wenn je zurück zur Erde,
Aufgefreſſen von den Vögeln.

ab.

Klarin.

Ei, das wär' ein Tritt zu nennen!
Wo beſtellt man ſolche Tritte?
Was ſoll ich nur thun, bei'm Wetter!
Zwiſchen dieſen dreien Feinden
Meines Leibes?

Leporell kommt zurück mit Lydia und Aſträa.

Leporell.

Nur ſo eben

Ließ ich hier bei ſeinem Schatze
Ihn zurück.

Aſträa.

Ihm zuzuſprechen,
Iſt es Zeit, jetzt da er reich iſt.
Lydia, laß' uns zu ihm gehen.

Lydia.

Seht ihn dort. Klarin! was giebt's?

Leporell.

Seufzeſt du?

Aſträa.

Was haſt du?

Klarin.

Erſtlich
'ne Duenna, dann 'nen Zwerg,
Dann 'nen Rieſen.

Aſträa.

Sprich! gieb Rede,
Was dieß vorſtellt?

Klarin.

Dieß ſtellt vor:
Die Duenna ſoll mich quälen,
Und der Zwerg mir Segen bringen,
Und der Rieſe mich zum Henker.

Aſträa.

Biſt du toll?

Klarin.

O wollte Gott!

Aſträa.

Welche Art iſt das zu reden?
Leporell weiß Lydien anders
Anzureden, anzubeten;
Denn er ſchenkt' ihr ein Juwel,
Und du willſt mir keines geben
Von ſo vielen.

Klarin.

Laß, Aſträa,
Und berühr' nichts von Juwelen!
Ich muß mich von Sinnen thun,
Wenn du davon weiter redeſt.

Stimmen hinter der Scene.

Hieher! hieher!

Circe hinter der Scene.

Kühner Reiher,
Steig', bis du dich zum beſeelten
Stern von Federn umgeſtalteſt!

Aſträa.

Das iſt Circe, die ſich nähert,
Und ſie ſoll mich nicht erblicken.

Leporell.

Zeus befohlen für beſtändig!

Aſträa, Lydia und Leporell ab.

Circe tritt auf.

Circe.

Ich verlor mich vom Gefolge,
Ob Ulyſs mir folgt, zu ſehen;
Ließ an einen Baum gebunden

was man gleichwohl nicht umhin kann, ſich als von jeher vorhanden vorzuſtellen.

V. 214. Bhagirathi, ⏑–⏑⏑. Im Indiſchen iſt die Quantität der erſten Silbe verändert: Bhâgîrathi, ––⏑⏑, wie gewöhnlich bei den patronymiſchen Ableitungen.

V. 214. Drei Welten bekannt. Die drei Welten werden unaufhörlich erwähnt: was ſich zuerſt darbietet, Erde, Himmel und Hölle, wird hier durch das Folgende (V. 217.) beſtätigt. Zuweilen dürfte aber doch die Eintheilung anders gemeint ſein. Viſhnus, verkörpert als Zwerg, plötzlich in's Unermeßliche angewachſen, durchmißt mit drei Schritten, mit dem erſten die Erde, mit dem zweiten das Firmament, mit dem dritten den Himmel, und ſtellt dadurch dieſe drei Welten wieder unter die Herrſchaft des Indras. (Ramay. B. I. Chap. 27, Sl. 24...26.) Den Gottheiten der Winde werden drei Welten zum Durchſtreifen angewieſen: die Welt des Brahma, die des Indras, und endlich die Regionen des Horizonts. (Ramay. B. I. Chap. 37, Sl. 28. und 33.) Die drei Welten können auch einen philoſophiſchen Sinn haben. (S. Fr. Schlegel, über die Sprache und Weish. d. Ind. S. 304.)

V. 215. Dreipfadige, Tripathagâ. Es tritt hier der merkwürdige und ſeltne Fall ein, daß in einem dreifach zuſammengeſetzten indiſchen Worte alle drei Beſtandtheile ſich als deutſch wieder erkennen laßen. Tri, drei (gothiſch THRI), patha, der Pfad (fränkiſch pad, angelſächſiſch path), und gâ, von der Wurzel gam, gehen. (Altdeutſch gan, woher das Präteritum gie; gieng, gegangen, der Gang, ſind von dem alten fränkiſchen Infinitiv gangan abzuleiten, ſchon beim Ulfilas GAGGAN; und dieſer Infinitiv ſcheint aus Verdoppelung der Stammſilbe entſtanden zu ſein.)

V. 218. Ganga benannt von dem Gange zur Erde. Das Wortſpiel des Originals ließ ſich im Deutſchen einigermaßen wiedergeben, doch hat es im Indiſchen eine doppelte Beziehung. Sect. 35, Sl. 53.:

Gangêti (Gangâ-iti) gamanâd bhûmêh khyâtâ „Ganga, ſo heißt ſie von dem Gange auf die Erde;“ und Sl. 55.:

Dvitîyan châpi Gangêti gân-gatâyâh, „ihr zweiter Name iſt ferner Ganga, als der zur Erde gegangenen.“ Gâm iſt der Accuſativ von gô, die Kuh. Doch wird im Amara-Koſha, wo ſonſt die viel-

Meinen unterthän'gen Zephyr,
Den ich müde macht', und warte
Unter dieſen Pappelſtämmen.
Wer ſteht da?

Klarin.

Ein Einfaltspinſel,
Ein Grützkopf, ein Tapps, ein Flegel,
Ein Hans-Narr, ein dummer Teufel,
Ein was nur beliebt Eu'r Edeln.
Schirmt vor Duennen mich, um alles!
Und vor groß- und kleinen Menſchen,
Würd' ich auch dafür zum Affen.

Circe.

Wenn du willſt, das ſollſt du werden.

Klarin.

Nicht ſo ſchnell, wenn's euch beliebt,
Wollet mich bei'm Worte nehmen.

Circe.

Und, daß du mir mehr verdankeſt,
Als die ſonſt mein Wort verkehret,
Will ich machen, daß du Stimme
Und Verſtand behältſt. Nun gehe
Fort von hier!

Klarin.

So ernſtlich hab' ich's
Nicht gemeint.

Circe.

Verweil' nicht länger!

beiſeit.

Bis er einen Spiegel antrifft,
Soll er ſo verwandelt gehen.

Klarin.

Willſt du mich zum Affen machen,
Laß mich nur die Gunſt erwerben,
Daß er von der hübſchen Art ſei:
Munter, luſtig, nicht ſo ſchläfrig. —
Menſchen=Affen dort, bald wird es
Mehr von eurer Gattung geben.

ab.

Ulyſſes tritt auf.

Ulyſſes.

Dir ſtrebt' ich nachzufliegen,
Doch mußte meines Roſſes Kraft erliegen,
Wiewohl, damit wir leichter auf dich ſpüren,
Du im Geleit den lichten Tag willſt führen.

Circe.

Vom Jagen abgemattet
Sucht' ich den Ort hier, angenehm beſchattet.
Was haſt du eingefangen?

Ulyſſes.

Ein (weh mir!) kühn aufſteigendes Verlangen,
Das mit gewagten Flügen
Hindrang bis zu des Himmels Wolkenzügen,
Wo nah des Feuers Sitze
So mit der Eil' der Blitze
Verſengt ſein ganz Gefieder,
Aufſtieg als Wunſch, als Schmetterling fiel nieder.

Circe.
Ich fragte, was bei'm Beizen du gefangen?
Ulyſſes.
Darauf erwiedr' ich: einer Sorge Bangen.
Circe.
Wie kannſt du meinen Fragen
Mit Doppelſinn Antwort zu geben wagen?
Ulyſſes.
Weil ich gedacht, weß du mich jetzt beſchuldigt,
Das wäre ſchon zuvor bei dir entſchuldigt.
Circe.
Ach ja! denn mir entfiel —
Ulyſſes beiſeit.
Ich bin von Sinnen.
Circe.
Der heut'ge Streit.
Ulyſſes beiſeit.
Auch ich hatt' ihn nicht innen.
Circe.
Was ſagſt du?
Ulyſſes.
Daß ich deshalb mich vermeſſen.
Circe.
Deshalb?
Ulyſſes.
Ja.
Circe beiſeit.
O verwünſcht der Streit! — Indeſſen,

Da wir zum Scherz nur dieſe Sprache wählen,
Erzähl' bloß von der Jagd.

Ulyſſes.

Ich will erzählen.
Kaum daß du uns verlaßen, ſtieg ein Reiher
Aus rings umbüſchtem Weiher,
Des holden Blumenlenzes klarem Spiegel,
Empor, der bald mit ſtolz geſchwungnem Flügel
So hoch zum Himmel ſtrebte,
Daß er zugleich als Wolk' und Vogel ſchwebte,
Und zwiſchen Wind und Feuer
(O wär' ſein Athem mein!) mit gleichem Steuer
Sich mitten inne hielt, daß mit den Schwingen,
In der kryſtallnen Sphär' und in der droben,
Gefrierend und verſenget,
Wie er ſie bald geſenket, bald erhoben,
Er ſo gemeßen zwiſchen beiden hänget,
Daß ſie nur die geringſte Neigung brauchen,
Sich hier in Luft, und dort in Feu'r zu tauchen.
Als Hieroglyph' erklären
Mußt' ich den Reiher zwiſchen beiden Sphären,
Von einem, der bald kühn, bald feig, ſich mühet,
Zugleich erſtarrt und glühet,
Und zwiſchen Luft und Feuer ſich muß ſchlagen.

Circe.

Doch dieß iſt nicht vom Jagen.

Ulyſſes.

Es iſt von meinen Qualen,
Die mir zum Theil ein Falkenjagen malen.

Circe.
Ich wär' beleidigt, daß du darauf zieleſt,
Wenn ich nicht wüßt', Ulyſs, daß du nur ſpieleſt.
Ulyſſes beiſeit.
O wollt' es Zeus!
Circe beiſeit.
O wollte
Der Himmel, daß er's wahrhaft meinen ſollte! —
Und weil wir beide hier allein uns ſehen,
Fahr' ohne Spielen fort.
Ulyſſes.
Gleich ſoll's geſchehen.
Der Reiher war zum Punkt beinah entſchwunden,
Als meine Hand, die Schnüre losgebunden,
Die ihm die Haube halten,
Ließ einen Geierfalken ſich entfalten,
Dem, des Gefang'nen Ungeduld zu ſchmeicheln,
Mit Federn ich die Federn mußte ſtreicheln,
Indeſſen er, von Hunger hingerißen,
Pickt an des Glöckchens Blech mit ſcharfen Bißen.
Kaum ſah er ſich dem Licht zurückgegeben
Nebſt einem andern, als die zwei ſich heben,
Den leeren Raum durchſtreifen,
Worin des Tages Sonnenſtäubchen ſchweifen,
Des Windes Regionen kühn durchmeßen,
Und mit gleich regem Streite
Der grade ſtößt und der geht in die Weite.
Das glüh'nde Schiff indeſſen,
Denn jetzo war ein glüh'ndes Schiff der Reiher,

Der mit der Segel Schnelle
Durchfurcht des leichtern Elementes Welle,
Strebt eifrig ſelbſt zu werden ſein Befreier,
Obwohl er ſchifft alleine,
Sein Schnabel Vordertheil, Ruder die Beine,
Die Fitt'ge Segel, und der Schweif das Steuer.
Du armer Reiher, ſagt' ich, kämpfſt vergebens
Mit zweien Gegnern; wohl, wohl meines Lebens
Bild nenn' ich dich, ſo hier und dort umfangen
Von drängendem Verlangen.

Circe.

Jetzt iſt dir die Entſchuldigung vernichtet,
Du fehlſt, es ſei nun, oder nicht, erdichtet.

Ulyſſes.

Ich ſtellte mich nicht recht als der Verliebte,
Wenn ich bei'm erſten Wink Gehorſam übte.
Vor dem zwiefachen Dringen
Zog er nun ein die Segel oder Schwingen,
Und, ſeinen Kopf der einen unterſchmiegend,
Ließ er ſich fallen, ſeinem Glück erliegend,
Senkrecht herab; man ſahe
Ihn niederwirbeln aus der hohen Ferne
Gleich einem feur'gen Sterne,
Und die zwei Geierfalken ſtets ihm nahe.
O du! biſt du mein Vorbild der Gedanken,
So halt' ſie auch in Schranken!
Laß', warnend, keine Hoffnung mich erfüllen,
Wenn mir dein Schickſal meines muß enthüllen.

Circe.

Obwohl erdichtet, muß mein Mißvergnügen
Es dennoch jetzo rügen.
Wenn, ein erdichtet Streben
Zu zeigen, ich zuvor dir aufgegeben,
So hatt' ich jetzt, da wir allein, befohlen,
Es nicht zu thun.

Ulyſſes.

So ſag' ich unverhehlen,
Gebieterin, da doch mich deine Strafen,
War es nun wahrhaft, war's erdichtet, trafen:
So werde jetzt als wahrhaft das gerichtet,
Was nur erdichtet war, ſofern erdichtet.

Circe.

Wie, ſprich, kannſt du nicht zweifeln
So zu erwiedern?

Ulyſſes.

Weil ich muß verzweifeln.

Circe.

Du kannſt vor meinen Ohren
Vermeſſen ſo —

Ulyſſes.

Weil ich ganz bin verloren.

Circe.

Mit Reden auf mich zielen?

Ulyſſes.

Weil ich ſoll Liebe ſpielen.

Circe.

So war auch dieß auf der Erdichtung Seite?

Ulyſſes.

Nicht doch, Gebieterin.

Circe beiſeit.

O wohl dem Streite! —
Ulyſs, ob dein Erkühnen,
Beſtraft, dir zwar als Warnung ſollte dienen,
Verſtell' ich jetzo mich, daß niemand merke
Was vorfiel: weil, bemüht wie es mir folge,
Sich nähert mein Gefolge;
Und die Erdichtung bleibt in ihrer Stärke.

Arſidas, die Gefährten des Ulyſſes, außer Klarin, und die Fräulein der Circe kommen.

Arſidas für ſich.

Obwohl gekränkte Rechte
Mein Herz mit meiner Eiferſucht gern rächte,
Doch will ich, was ich weiß, nicht merken laßen.
Allein wie kann ſich ein Verſchmähter faßen?
Umkehren jetzt, verriethe meine Schmerzen,
Und ich will leicht mit meinen Qualen ſcherzen. —
Ich folgte mit den Damen dir zur Stelle,
Gebieterin, am blum'gen Rand der Quelle,
Durch deren Schmelz wir deinen Sitz erfuhren,
Da ſie uns wies in Blumen deine Spuren.

Circe.

Ich bin vorausgegangen,
Am hier beſtellten Tiſch euch zu empfangen.

Leporell.

Wie ich die Seel' erfriſche
An dieſem Wort: zu Tiſche!

Doch will ſich unter Blumen, unter Zweigen
Mir noch kein Schenktiſch zeigen;
Auch ſeh' ich nicht in häuslichen Geſchäften
Die Dienerſchaft aus allen ihren Kräften
Trepp' auf und nieder eilen.

Circe.

Wollt ihr euch rings auf Sitzen hier vertheilen,
Damit wir ſo in off'nem Felde ſpeiſen,
Und ſehn, wie man uns auf verſchiedne Weiſen
Die Schüßeln angerichtet? —
He! bringt den Tiſch!

Leporell.

Sag' mir, an wen gerichtet
Iſt dein Befehl?

Circe.

An den, der mich vernommen.

Es ſteigt aus dem Boden eine zierlich angeordnete und erleuchtete Tafel empor; Ulyſſes, Circe, Arſidas und die Ubrigen ſetzen ſich umher auf den Boden.

Leporell.

Ein hübſcher Tiſch, mein Treu! iſt angekommen.
Wär's wohl erlaubt, daß ich die Frage thäte:
Wie lang' iſt's her, ſeit man den Tiſch da ſä'te?

Circe.

Wohlan, ſpielt auf und ſingt! und es beginne
Dem ein- und andern Sinne
Ergötzen mit den Speiſen und den Stimmen,
Die tönend in den leichten Zephyr'n ſchwimmen.

Muſik.

Geſang.

Nicht des Vaterlands gedenkend,
Im Pallaſt der hohen Circe,
Wenn der lebt, wer liebend lebet,
Lebt der tapferſte der Griechen.

Man hört Trommeln hinter der Scene, und **Lybia** tritt auf.

Circe.

Doch was iſt es, das ich höre?

Ulyſſes.

Doch was ſcholl zu meinen Ohren?

Flerida.

Was, o Himmel! muß ich ſehen?

Arſidas.

Was, o Himmel! wird vernommen?

Circe.

Welch Getös der Waffen, welcher
Kriegeriſche Lärm, welch Toben
Macht das Licht der Sonn' erblinden,
Und betäubt das Echo donnernd?

Lybia.

Jener grimm'ge Rieſenſohn,
Jener wilde Brutamonte,
Den du, Herrin, hältſt gefangen
Als den Wächter deiner holden
Gärten, auf daß niemand raube
Ihrer Äpfel Frucht aus Golde,
Drob beleidigt, daß die Griechen
Milder Fried' und wonnevolle
Ruh' in deinem Pallaſt pfleget,

deutigen Wörter mit Fleiß geſammelt ſind, nicht angemerkt, daß gô auch die Erde bedeute. Man könnte daher glauben, der Dichter habe, um das Wortſpiel herauszubringen, dem Sinne des Wortes Gewalt angethan. Aber man findet gâm auch ſonſt, wiewohl ſelten, für die Erde gebraucht. (S. Ramay. B. I. Sect. 40, Sl. 19.) Freilich iſt es mir noch in keiner andern Biegung vorgekommen als eben in dieſem Accuſativ, gâm, der ſo genau mit dem doriſchen *γᾶν* übereinſtimmt. Daß der Name der Kuh als des allgemeinen Sinnbildes der Fruchtbarkeit, auch auf die Erde angewendet wird, darf uns nicht befremden. An den bekannten Waſſerfall des Ganges, gômukha, das Kuhmaul, ſo genannt, weil man in den Felſen, zwiſchen welchen der Strom hervorſtürzt, dieſe Geſtalt zu ſehen geglaubt, iſt hier zuverläſſig nicht zu denken.

Sich vergeßend und die vor'gen
Thaten, da ſie Mörder wurden
Polyphems, der furchtbar drohend
Unhold unter Menſchen war,
Oder Menſch unter Unholden,
Hat als deines Reichs Rebelle,
Rache allen abzufordern,
Aufgemahnt vom Lilybäum
All die mächtigen Cyklopen,
Die, der Sonn' unächte Söhne,
Jetzo leben ihr zum Trotze;
Und nach Phlegra hergeleitet
Durch den ſchlauen Brutamonte,
Zieh'n ſie in Geſchwadern wider
Dich, die ſie nur roh geformet,
Als ob man die Felſen ſchweifen
Säh', die Bergebirge kommen,
Ja es ſcheint, wie wenn die Berge
Einer von dem andern rollten,
Daß bei dem Geräuſch, dem dumpfen
Stöhnen, dem Geſchrei, die Sonne
Sich verdunkelt, und des Himmels
Achſen krachend eingebrochen.

Circe.

Wehe mir! was für Gefahren,
Was für große Nöthen droh'n mir!

Ulyſſes.

Meine Waffen! Ich allein
Will hinaus, und ihnen trotzen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Arſidas.
Fürchte nichts, an deiner Seite
Schirm' ich dich vor ihrer Rotte.
Ulyſſes.
Denn es ſind für meinen Muth
Wenig noch ſo viel Cyklopen.

Ulyſſes geht nach dem Eingange zu, Arſidas nähert ſich der Circe.

Arſidas.
Denn vor deinen Augen ſterbend,
Hätt' ich Leben mir erworben.
Leporell.
Das, was iſt, und was man ißt,
Das ſind ganz dieſelben Worte;
Doch weil Lärm iſt, ißt man nicht,
Und die Mahlzeit geht verloren.
Circe.
Haltet inne! haltet inne!
Denn dieß tobende Bedrohen
Iſt nur ein Verſuch geweſen,
Nur geweſen eine Probe,
Um zu ſehen, von euch zweien
Wer für ſein Gefühl bei ſolcher
Dringenden Gefahr ſich edler,
Heldenmüt'ger dargeboten;
Drum ließ ich in Luftgefilden
Sich fantaſt'ſche Schaaren formen.
Arſidas.
Wohl, wenn's ein Verſuch geweſen,

So bin ich's, der ſich die Krone
Siegend nimmt, und der, o Circe,
Deine ſchöne Huld gewonnen;
Weil Ulyſs, indem er rannte
Zu den Waffen ſo heroiſch,
Sich als Liebender zu zeigen
Unterließ, we[illegible]ei der Noth er
Nicht geeilt zu ſeiner Dame,
Wie ein Liebender es ſollte.

Ulyſſes.

Daß ich zu den Waffen rannte,
Läugn' ich nicht; doch nimmer folget,
Daß ein dringender Gefühl
Dort den Liebenden gezogen:
Wenn ich zu den Waffen greife,
So ergreif' ich ja der Holden
Sie zum Schutz.

Arſidas.

Bei ſchnellem Verfall
Iſt der Geiſt zu ſehr betroffen,
Um das zweite zu erwägen;
Was zuerſt, hat er erkoren.
Du liefſt hin zu deinen Waffen,
Drum verlorſt du ſchon.

Ulyſſes.

Auf ſolche
Weiſ' auch du: wenn du mir vorrückſt,
Daß ich wenig Lieb' erprobet,
Weil ich nicht zu Circe'n ſei

Hingeeilt, wirſt du getroffen
Durch denſelben Grund; denn du
Eilteſt hin, trotz dem Verbote,
Dich als Liebender zu zeigen.

Arſidas.

Wenn ich die Geſetze hoher
Ritterſchaft beachte, [illegible]
Damen ſchützen mir befohlen,
Und ſo ſtand ich als ein Ritter,
Nicht als Liebender zum Horte
Circe's.

Ulyſſes.

Das Geſetz des Krieges
Heißt, wenn Waffenruf erſchallen,
Schleunig zu den Waffen greifen.
So umfaßt', an Muth heroiſch,
Krieger, Ritter und Verliebter,
Alles ich in Einer Sorge.

Arſidas.

Ja, ich weiß, Beredſamkeit
Macht dich immer glänzen, ſonſten
Hätt'ſt du nicht ererbt Achillens
Harniſch von getriebnem Golde;
Da als Preis des Muthes haben
Ihn der Telamonier ſollte.

Ulyſſes.

Tapfrer Muth hat ihn verdient,
Du ſollſt ſehn, ob das gegolten,

Wenn vor dieſer Stimm' im Grimme
Phlegra in die Luft zerſtoben.

Arſidas.

Von dem Feuer meiner Augen
Eh zu Aſche brennen ſoll es,
Auf daß zu den zwei Vulkanen
Von Trinakrien mehre kommen.

Circe.

Was ſoll das? Vor meinen Augen;
Wie? die Degen ſo gezogen?

Arſidas.

Deine Würde mag verzeihen.

Ulyſſes.

Mir verzeihe deine Hoheit.

Arſidas.

Eiferſucht kennt keine Würde.

Ulyſſes.

Keine Hoheit der Getroffne.

Leporell.

Nie erlebt' ich eine Mahlzeit,
Die nicht eben ſo geſchloßen.

Ulyſſes.

Hier für Griechenland!

Arſidas.

Und hier
Für Trinakrien! Ob du wohl mich
Hier allein ſiehſt, ſind Vaſallen
Dieſe Thiere mir und Forſten:

Wildes Menſchenvieh Trinakriens,
Komm zu deines Königs Herde!

Alle wilden Thiere kommen, und ſtellen ſich an die Seite des Arſidas; die Griechen an die Seite des Ulyſſes.

Ulyſſes.

Obwohl deinem Ruf ſich beßer,
Als dem Echo des [illegible]ſchen
Orpheus, Thier' und Stämme rühren,
Will ich, unter ſie mit Morden
Wütend, dieß Gebirge ſäubern,
Stamm für Stamm, um Herd' für Herde.

Sie fechten.

Klarin kommt als Affe.

Klarin.

Zwiſchen Griechen hier und Thieren,
Seh' ich, wird verwirrt gefochten.
Wem ich beiſteh', weiß ich nicht,
Bin Partei ja hier und dorten,
Da ich eines Theils als Grieche,
Andern Theils als Affe komme.

Circe.

Weil ich euch mit meinem Rufen
Nicht kann halten, ſoll's mein drohend
Zaubern thun. Die Lüft', umhüllet
Mit pechſchwarzen Dämpfen, ſollen
Eine zweite Nacht erſcheinen;
Und im Aufruhr ganz verloren
Aus dem Schooß der Wolken Blitze
Zahllos werden ausgeboren;

Sonn' und Mond, ſie ſollen denken,
Wenn ſie ſich ſo bald erſtorben
Heute ſeh'n, daß ſie verfehlet
Ihre Bahn am Himmelsbogen,
Oder daß vor meinem Hauche
Von der Erd' ihr Licht erloſchen.

Blitz und Donner, die Bühne verfinſtert ſich und ſie fechten in der Dunkelheit.

Arſidas.

Sag', Ulyſſes, wo du biſt?

Ulyſſes.

Sieh' mich mit dem Schwert antworten.

Allgemeines Handgemenge.

Florus.

Welche Noth!

Kaſimira.

Welch blinder Abgrund!

Archelaus.

Welches Weh!

Chloris.

Welch traurig Toben!

Antiſtes.

Welche Nacht!

Klarin.

He! ſind wir Griechen,
Oder, Herr'n, was ſind wir ſonſten?

Leporell.

Unterdes, daß alle ſtreiten,
Einer auf den andern polternd, —

Klarin.
Unterdes, daß jeder ſuchet
Eine Weiſe, zu entkommen, —

Leporell.
Halte ich mich an die Mahlzeit.

Klarin.
Hab' ich mir den Tiſch erkoren.

Sie ſpringen auf den Tiſch, und fallen einer dem andern in die Arme.

Leporell.
Doch was iſt das hier? Ein Löwe
Packt mich an.

Klarin.
Was iſt hier oben?
Angepackt hat mich ein Rieſe.

Circe.
Alles ſink' und ſei zerſtoben,
Und die Trennung ſtifte Frieden!

Klarin.
Wir geh'n unter mit dem Boden.

Der Tiſch verſinkt mit den beiden Luſtigmachern darauf, und mit dem Gefecht und Ungewitter zerſtreuen ſich alle.

Dritter Akt.

Garten am Ufer des Meeres.

Antiſtes, Archelaus, Polydor, Florus, Timantes und Leporell treten auf.

Antiſtes.

Ob ihr gleich ſchon alle wißet,
Woran meine Stimm' euch mahnen
Will, doch hört mich, da nicht ſelten
In ſo großer Drangſal Jammer
Mehr wohl als die eigne Einſicht,
Fremde Worte Eingang fanden:
Denn, in Wahrheit, niemand iſt
Richter in der eignen Sache.
Bloßgeſtellt dem Zürnen immer,
Immer bloßgeſtellt dem Raſen
Eines allzuſtrengen Schickſals,
Kamen wir nach mannichfalt'gem
Glückeswechſel, vom Verhängniß
Fortgeſchleppt, an dieß Geſtade
Phlegra's, in Trinakriens Reiche

Freigelaßene Vaſallen.
Hier gab gegen alle Gifte
Jener Wilden und Tyrannin
Juno uns zum Gegenmittel
Blumen, gold- und purpurfarbig,
Welche Iris bracht', im Bogen
Krokus und Karmin entfaltend.
So ſah'n wir uns ihrer Feßeln
Los: und als Ulyſſes dachte
Wieder auf die See, von uns
Schon als Vaterland betrachtet,
Überredete das Schmeicheln
Circe's, welche, da ſie ſahe,
Daß ihr tödlich Gift nicht g'nügte,
Giftigere Ränk' aufwandte,
Unſern Führer, daß er hier
Bleiben möchte ein'ge Tage,
Zur Erholung von des Windes
Wankelmuth, ſo oft erfahren.
Er, auf ſeine Vorſicht bauend,
Denkend, daß er Freiheit Allen
Schaffen wolle, ſo viel ihrer
Im gebirgig rauhen Lande
Hier barbar'ſche Feßeln dulden,
Blieb: und nun der wunderbaren
Schönheit Circe's hingegeben,
Lebt er ohne weit're Plane.
Wer wird glauben, daß den Helden,
Deſſen Schickung widerſtanden

Der heilſame Rath.*)

Einleitung.

Heil dem Sivas!

1. Wackerm Bemühn Gedeihn gebe
jener Gott mit dem Haargeflecht,
Dem, wie ein Streif vom Schaum Ganga's,
die Mondſichel am Haupte glänzt!

2. Wer den *Heilſamen Rath* anhört,
dem wird zierlicher Sprüche Reiz,
Mannigfaltiger Red' Anmuth,
Klugheitslehre zugleich zu Theil.

3. Gleichwie unſterblich, nie alternd,
wirb um Güter und Wißenſchaft;
Als faßte ſchon am Haupthaare
dich der Tod, übe Tugend aus.

4. Von allen Gütern heißt wahrhaft
das vornehmſte die Wißenſchaft,
Als nicht käuflich, vor Raub ſicher,
jederzeit unerſchöpflich auch.

---

*) Anm. d. H. Eine proſaiſche deutſche Ueberſetzung der indiſchen Fabelſammlung **Hitopadesa**, d. i. heilſamer Rath, nach der Sanskrit-Ausgabe Schlegels und Laſſens hat jüngſt Max Müller (Leipzig, bei Brockhaus 1844. 12°.) geliefert, deren erſte 17 Seiten der hier mitgetheilten ſchlegelſchen Ueberſetzung entſprechen.

Solchem Wißen, ſolchem Zauber,
Eine Schönheit konnt' entwaffnen?
Aber Alle werden's glauben,
Alle, denn das ſeh'n wohl Alle,
Eine Schönheit, eine Liebe
Sei der Seele Gift zu achten.
Hingegeben nun der Liebe
Haben ſie ſich offenbaret,
Von der Nacht an, daß die Degen
Bei dem Streit Beweiſe waren,
Und die dichten, düſtern, grauen
Wolken Frieden mußten ſchaffen,
So daß Arſidas, gekränkt,
Voll von eiferſücht'gem Raſen,
Sich entfernt an ſeinen Hof,
Sinnend, wie es ſcheint, auf Rache;
Während ohne Sorg' Ulyſſes
Bloß auf ſeine Luſt bedacht iſt,
Immer in den Armen Circe's,
Und umringt von ihren Damen,
In Akademie'n der Liebe,
Bällen, Feſten, Spiel und Tanze.
Uns daher verloren ſehend,
Einen Anſchlag nun erſann ich,
Den Vergeßnen ſeiner Ehre,
Seines Ruhmes aufzumahnen;
Und zwar weil er jenen Tag,
Als der Ruf erſcholl der Waffen,
Liebe ganz vergaß, und nach

Der Trompet' und Trommel rannte;
Laßet uns zu allen Stunden
Von dem Schiff, das am Geſtade
Ankernd liegt, ein Kriegsgetöſe
Wie zum Gruß für Circe machen,
Welches ihm als hoher Aufruf
Der Vergeßenheit erſchalle,
Als Sirene, deren heller
Laut die Sinne nimmt gefangen.
Polydor.
Du ſprichſt wohl: ich will der erſte
Sein, der noch am heut'gen Abend
Den Verſuch macht.
Timantes.
Wohl, ſo iſt es
Zeit nun: denn Ulyſſes wandelt
Jetzt durch dieſe holden Gärten,
Die Narciſſe von Smaragden
Sind und, in ſich ſelbſt verliebt,
Im Gewäßer ſich betrachten.
Archelaus.
Ich will's ſein, der von der See her
Anſtellt das Getös der Waffen,
Und Antiſtes bleib' indeſſen
Hier, um Circe'n anzuſagen,
Unſrer Mannſchaft Gruß nur ſei es.
Leporell.
Darf ein Schwur hervor ſich wagen,
Wo ſo viel und hoch betheuert

Wird, ſo ſchwör' ich bei'm Monarchen
Aller Götter, ihr thut übel,
Dieſen Anſchlag zu verhandeln.

Florus.

Sag', warum?

Leporell.

Weil Circe beßer,
Als wir ſelber, weiß die Sprache,
Die geführt wird hier, und leicht
Nimmt ſie an uns allen Rache.
Spiegelt euch doch am Klarin,
Er ſprach ſchlimm von ihr, ſie ſtrafte
Zornig ihn; was mit ihm wurde,
Wo er iſt, kann niemand ſagen.

Florus.

Hier iſt lauter Furcht.

Leporell.

's iſt ſicher.

Archelaus.

Laßt ihn, glaubt nicht ſeinem Warnen,
Und geh'n wir zu unſerm Zweck.

Alle.

Geh'n wir.

Alle ab, außer Leporell.

Leporell.

Geh'n Eur' Edlen alle
Nur; ich bleibe hier, und treibe
Einen mir weit wicht'gern Handel.
Denn von allen Thieren, welche

Hier umher im Felde wandern,
Fangen möcht' ich irgend ein's,
Um's nach Griechenland zu ſchaffen,
Wenn's einmal beliebt den Göttern,
Uns zu retten aus Trinakrien.
Schon ein einz'ges würde dort
Eine unſchätzbare Waare
Sein, denn, bloß um es zu ſehen,
Käm' ganz Griechenland zuſammen,
Weiß ich ſicherlich, und ſo
Wär' ich ſicher Geld zu machen.
Dieſer Tage hier herum
Sah ich ſpringen einen Affen,
Und mir Fratzen und Geſichter
Immer zieh'n, den möcht' ich haſchen.
In der Abſicht führ' ich dieſen
Strick bei mir, ihn feſt zu packen,
Wo ich ihn nur ſeh'; es ſcheint,
Daß er poſſenhaft und zahm iſt.

Klarin als Affe kommt.

Klarin.

Irr' ich nicht, ſo waren eben
Die Gefährten hier verſammelt,
Zwar, ſeit ich ein Aff' geworden,
Find' ich leicht, wo ich auch wand're,
Mir Gefährten: nun durch Zeichen
Sag' ich ihnen, doch zu machen,
Daß mich Circe frei läßt, weil ich
Satt das Affenweſen habe.

Leporell.

Seht, da iſt er! ſitzen ſoll
Dieſe Schling' ihm gleich am Halſe.
Jetzo iſt es Zeit: was zögr' ich?
Was hält mich? was macht mir bange?
Sagt man doch, nichts fängt ſich leichter
Als ein Aff': das wiſſen alle,
Die gefangen hier zugegen.
Du entgehſt nicht meinen Krallen.

Er wirft ihm eine Schlinge um den Hals.

Klarin.

Ach, du würgſt mich, Leporell!
Nicht am Hals mußt du mich packen.

Leporell.

Wie du auch Geſichter ſchneideſt,
Kommſt nicht los.

Klarin.

Welch eigne Sache,
Daß ich für mich red', und ſpüre
Seel' und Sinn und die Gedanken,
Und nur Worte vorzubringen
Nicht im Stande bin bei Andern!
Ich bin's, Leporell, ſo ſieh' doch!

Leporell.

Seht ihn ſpringen! ſeht ihn tanzen!
Kann ich doch nach Griechenland
Nichts ſo Rares bringen, wahrlich!
Ja, Herr Aff', von heute an
Werden wir nun Kameraden,

Da hilft nichts als ſich gedulden,
Und hübſch mitgehn.
Klarin.
Red' ich, laß' ich's,
Er vernimmt mich doch nicht.
Leporell.
Welche
Männchen er nur macht! wie artig!
Aſträa und Lybia kommen.
Lybia.
All den Tag ſieht man dich nicht,
Leporell: ſag', wo du ſtackeſt?
Leporell.
Auf die Affenjagd geweſen
Bin ich: 's iſt kein übles Jagen.
Den da fieng ich.
Lybia.
Ei welch niedlich
Äffchen!
Leporell.
Hans, mach' deine Fratzen.
Lybia.
Was mit ihm zu machen denkſt du?
Leporell.
Liebes Kind, nach unſerm Lande
Soll er mit; dort ſoll er mir
Klimpern lernen die Guitarre,
Und ſoll tanzen auf dem Seile,
Und ſoll Purzelbäume ſchlagen.

Klarin.
Auf dem Seil und Purzelbäume?
Das nur fehlt mir noch wahrhaftig!
Aſträa.
Sag' mir, Leporell, wo blieb
Nur Klarin?
Klarin.
Hier.
Aſträa.
Weg da, Affe!
Leporell.
Seit dem Tag, da er zurückblieb,
Mit Juwelen ſo beladen, —
Klarin.
Möchte ſo dir Glück beſcheert ſein!
Leporell.
Sah ich ihn nicht, kann nicht ſagen,
Was nur mit ihm ward.
Klarin.
Ich wohl!
Aſträa.
Geiz verſcheucht ihn.
Klarin.
's iſt zum Raſen.
Lybia.
Circe kommt in dieſe Gegend.
Leporell.
Drum, wenn etwa ſie des Affen

Fang verdrießen ſollte, geh' ich.
Komm, Hans! du mußt mit mir wandern.

Klarin.

Wenn er mich erwürgt, was thu' ich?

Leporell.

O wie gut will ich ihn halten!

Alle ab.

Ulyſſes, Circe und ihre Fräulein treten auf.

Circe.

Hier an dieſer grünen Stelle,
Wo man von dem blum'gen Rande
Beide glänzende Gefilde
Überſchaut, der See, des Landes,
Solchen Gegenſatz im Schönen,
Und ſo ſchön im Gegenſatze,
Daß der Blick verlegen zweifelt,
Welches Gras iſt, welches Waßer;
Weil in Buchten hier von Blumen,
Dort in Wäldern von Smaragden,
Sich in gleichen Wellen heben
Wie die Schäume, ſo die Matten,
Bei des Südwinds regen Seufzern
Und der Lüfte lindem Athem:
Kannſt du von der Jagd Ermüdung
Jetzo ruh'n in meinen Armen,
Mein Ulyſſes.

Ulyſſes.

Du ſprichſt wohl:
Nur in ihnen Ruhe haben

Kann die Seele; denn ſie einzig
Sind das Ziel für ihr Verlangen.
Circe.
Bei all dieſen Zärtlichkeiten
Fürcht' ich doch mich hintergangen.
Ulyſſes.
Warum?
Circe.
Weil ich denk', es währt noch
Die Erdichtung, die wir hatten.
Ulyſſes.
Niemals war ſie es für mich.
Circe.
Wer verſichert mir's?
Ulyſſes.
Mein Bangen.
Circe.
Wer ſagt mir's?
Ulyſſes.
Mein innig Sehnen.
Circe.
Es iſt Trug.
Ulyſſes.
Nein, laut're Wahrheit.
Circe.
O wer das doch wüßt', Ulyſſes!
Ulyſſes.
Höre, Circe, und erfahr' es.
Eine Gottheit, entflammt von Rachverlangen,

Die wider Zeus und Juno ſich darf ſtellen,
Gaſtfreundin dieſes Staats von eiſ'gen Wellen,
In dieſer Flut von Silber einſt empfangen,
Ließ manches Jahr mich nach der Heimat bangen,
Ließ immer höher die Gefahren ſchwellen,
Und, meinem Leben ſich'rer nachzuſtellen,
Durch Sturm an deine Schwelle mich gelangen.
Doch naht' ich dieſer ſorglos, ſo geleitet,
Daß ich geſchirmt vor Grau'n, vor Schauern bliebe,
Die du ringsum auf Land und Meer verbreitet.
Dem Zauber ſiegt' ich ob, nicht ſanfterm Triebe;
Die Liebe that was er mir nicht bereitet:
Drum über allen Zauber iſt die Liebe.

Circe.

Mit all dieſer Zärtlichkeit
Kannſt du mir die Schuld nicht zahlen,
Denn noch größer war die meine.

Ulyſſes.

Sag', wie ſo?

Circe.

Hör' und erfahr' es.
Rachgierig, grauſam, nichts dir zu verhehlen,
Trotz Göttinnen von ſchmeichleriſcher Milde,
Monarchin dieſes Staats von ſeltnem Wilde,
Gebiet'rin dieſer Flut von Menſchenſeelen,
Lebt' ich: und, ganz Barbarin mich zu ſtählen,
Warf keinen aus das Meer an dieß Gefilde,
Den unter falſchem Namen, fremdem Bilde,
Blut'ge Magie nicht wußte zu entſeelen.

5. Wie zum Meer ſelbſt ein Bach hinführt,
ſo den Mann ſeine Wißenſchaft
Zu des erhabnen Herrn Umgang,
der ihm ferner zum Heil gereicht.

6. Wißenſchaft giebt's der Lehrbücher,
dann der Waffen; und jede nützt.
Im Alter wird zum Spott dieſe:
jene bleibt immer hochgeehrt.

7. Der Wohlgeruch vergeht niemals,
der in friſche Gefäße drang:
Drum wird, in Fabeln hier ſpielend,
Kindern die Sittenlehr' erzählt.

8. Der Freunde Wahl, die Entzweiung,
der Krieg ferner, der Friede dann,
Wird, geſchöpft aus den Fünf Büchern
und aus andern, beſchrieben hier.

Am Ufer des Ganges liegt eine Stadt, die den Namen Pataliputra führt. Da regierte ein mit allen Herrſchertugenden begabter König, Namens Sudarſanas. Als dieſer Fürſt einsmals auf den Söller ſeines Pallaſtes geſtiegen war, hörte er jemanden, der auf der Straße vorübergieng, die folgenden beiden Doppelverſe herſagen:

9. Blind iſt, welchem die Lehr' abgeht,
die viel Zweifel zu löſen hilft,
Worin die Welt ſich abſpiegelt,
auch das Verborgne klar erſcheint.

Du kamſt, dich wollt' ich mörderiſch bekriegen;
Doch ſah ich bald, wie meine Kunſt zerſtiebe,
Und ward beſiegt, da ich gedacht zu ſiegen.
So ließ mein Zauber, ſcheu vor höherm Triebe,
Dem Liebeszauber meine Bruſt erliegen:
Drum über allen Zauber iſt die Liebe.

Ulyſſes entſchläft, und Lybia tritt auf.

Lybia.

Die Muſik, die du zu machen
Haſt befohlen, iſt bereit,
Fürſtin.

Circe.

Nicht zu dieſer Zeit
Singet, denn nach langem Wachen
Muß Ulyſſes ſich beſiegt
Von des Morpheus Gottheit ſehen,
Des ertödtenden Trophäen
Jede Kraft in ihm erliegt.
So iſt er im Schooß begraben
Jenes abgezehrten Schatten,
Der als Ruh' und als Ermatten
Schrecken kann zugleich und laben.
Flößet, Blumen, Waldgefieder,
Zu verſüßen ſeine Träume,
Still' ins rege Laub der Bäume;
Unterbrecht die Liebeslieder!
Rauſchen laße die Kryſtallen
Keiner dieſer Bäche! Schweigend
Rinnet hin, ihr Quellen, zeigend

Mit gehorſam leiſem Wallen,
Wie die Lieb' in mir beſchaffen;
Und mit redneriſcher Stille
Sagt, wie ſeine Ruh' mein Wille
Heilig achte.

Hinter der Scene.

Waffen! Waffen!

Trommeln und Trompeten von derſelben Seite her.

Circe.

Was iſt das? Welch Übertreten
Meines Winks mit lautem Schwärmen?

Ulyſſes erwachend.

Krieg verkündigt dieſer Lärmen,
Krieg verkünd'gen die Trompeten;
Götter, was werd' ich gewahr?
Wurde ſo, die edlen Geiſter
Feßelnd, träger Schlaf mein Meiſter?
Ach ich bin nicht der ich war!
Daß, zu weicher Luſt verwöhnt,
(Wehe mir!) ich ſo verweile,
Und nicht nach dem Echo eile,
Welches krieg'riſch ernſt ertönt.
Circe, o verzeih! da hier
Krieg und Wuth entbrennt: wie bliebe
Ich wohl in dem Arm der Liebe?

Circe.

Halt! vernimm mich! — Wehe mir!
Wer blies die Trompete da?

Antiſtes tritt auf.

Antiſtes.

Dir bedacht zu huld'gen war
Mit dem Gruß der Unſern Schaar,
Da ſie dich vom Meer her ſah.

Ulyſſes.

Zögern gilt nicht länger hier:
Waffen weckten mich, und jene
Krieger-lockende Sirene
Traf die tiefſte Seele mir.

Circe.

Mäßigt dieſe wilden Triebe,
Singet, ſingt von Liebe noch!

Muſik von der andern Seite.

Geſang.

Bleib', Ulyſſes! iſt ja doch
Über allen Zauber Liebe.

Ulyſſes.

Welche Stimmen holder Lieder
Hör' ich in den Lüften wallen,
Deren tönend Wiederhallen
Süßer Neid dem Waldgefieder?
Wie ſo wohl mir Liebe tönet!
Schöne Circe, wie empfang'ne
Huld von dir all die vergang'ne
Pein und Noth ſo leicht verſöhnet!
Schon folg' ich dem ſanftern Triebe.

Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.

Waffen! Waffen!

Ulyſſes.
Kann ich weilen?
Waffen rufen mich: nacheilen
Muß ich ihnen.

Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!

Ulyſſes.
Wie ſo ſüß im Wiederholen
Dieſe Schmeicheltöne ſchweben!

Antiſtes.
Koſtet' es mir auch das Leben,
Reden muß ich unverholen.
Held Ulyſſes, nie beſiegt!
Wie, ſo achtlos dieſes Rufes
Der Trompete deines Rufes,
Ein in weiche Ruh' gewiegt,
Liegſt du taub da? Welch Erſchlaffen
Iſt dieß, ſo der Liebe eigen,
Dich zu weih'n ruhmloſem Schweigen?
Hör' die Stimmen!

Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.
Waffen! Waffen!

Ulyſſes.
Ja, Antiſtes, du haſt Recht!
Meine Sinne, blind und taub,
Waren ſchnöder Trägheit Raub.
Nun ihr Stimmen, da ihr ſprecht
Aufgebot zum Heldenſtande,
Reiß' ich meiner Bande Laſt.

Circe.
Waren ſie denn ſo verhaßt
Dir, Ulyſſes, meine Bande?
Wie, da meiner Arm' Umſchlingen
Neid den Blumen muß erregen,
Kannſt du andre Neigung hegen?
So zerreißen meine Schlingen?
Glaubt' ich, daß ſo leicht zerſtiebe
Für ſo viele Huld dein Danken?
Hör' in Blättern, Blumen wanken
Dieſe Stimmen: —
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Antiſtes.
Schweiget nicht, ihr kühner'n Triebe!
Circe.
Land und Meer ſoll Lieb' erſchaffen.
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.
Waffen! Waffen!
Waffen! Waffen!
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Ulyſſes.
Waffen dort und Liebe hier
Hör' ich, und, den Streit zu dämpfen,
Muß ich mit mir ſelber kämpfen,
Schütze kaum mich ſelbſt vor mir.

Antiſtes.
Dieß iſt Ehre.
Ulyſſes.
Du ſprichſt wohl.
Alles ſtürmt die Ehre nieder.
Circe.
Dieß iſt Wonne.
Ulyſſes.
Du auch wieder,
Schöne Circe, ſprichſt ſo wohl.
Circe.
Der Genuß iſt ſüßes Streben.
Ulyſſes.
Du haſt Recht.
Antiſtes.
Das Triumphieren
Kann mit höh'rer Glorie zieren.
Ulyſſes.
Recht muß ich dir gleichfalls geben.
Antiſtes.
Da dich Lieb' und kühn're Triebe
Rufen, mußt du auf dich raffen.
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.
Waffen! Waffen!
Circe.
Sag', wer hat geſiegt?

Ulyſſes.

Die Liebe,
Denn wie ſollt' es möglich ſein,
Daß mich andrer Hang umſtrickte,
Wo ich deinen Reiz erblickte?
Dir muß ich als Sklav mich weih'n,
Dich anbeten iſt für mich
Schönſter Ruhm, mein höchſtes Streben,
Dir im Angedenken leben.
Tauſendmal beglückt war ich
Seit dem Tag, da holde Triebe
Zu erwerben mir gelungen.

Circe.

Kommt, Geſpielen, und geſungen:
Über allen Zauber Liebe!
Geh' du mit; und wo eu'r Mahnen,
Griechen, noch uns unterbricht!
Seid mir dankbar, daß ich nicht
In den Flammen und Vulkanen
Meines Zornes euch verbrannt.

Antiſtes.

Weh uns allen, weh! denn hier
Hülflos ſterben müßen wir,
So gefangen und verbannt.
Ja, in dieſem Grab' erſchlaffen
So viel griech'ſche Heldentriebe.

ab.

Geſang.

Über allen Zauber Liebe.

Alle gehen ſingend ab; von der anderen Seite hört man Waffenlarm, und den Arſidas hinter der Scene rufen.

Arſidas.

Kämpfe! Kämpfe! Waffen! Waffen!

Circe mit ihren Fräulein kommt zurück.

Circe.

Was iſt dieß? da ich geboten
Eben, daß verſtummend heute
Sich Metall und Trommelſtäbe
Wiederholt zu lärmen ſcheuen,
Wagt ihr es auf's Neu', ihr Knechte,
Wagt, ihr Feigen, es auf's Neue,
Daß das Erz gezwungen klaget,
Daß geſchlag'ne Felle ſeufzen?

Flerida tritt auf.

Flerida.

Dieſes wiederholte Schmettern,
Das mit kriegeriſchem Dräuen,
Die Gebirge rings erſchütternd,
Wanken macht des Himmels Säulen,
War nicht eine Liſt der Griechen:
Mehr Gefahr und Abenteuer,
Mehr Verwirrungen und Nöthen,
Mehr des Unglücks, mehr der Gräuel,
Will der Himmel, daß uns dieſe
Zurüſtungen ſoll'n bedeuten.
Arſidas, der deine Schönheit

Lang' geliebt mit ſolcher Treue,
Nun gekränkt durch dein Verſchmähen,
Und durch deinen Hohn verſcheuchet,
Seit du länger deine Liebe,
Zum Ulyſſes nicht geleugnet:
Als bei jenem Zwiſte Frieden
Stiftete das Wetterleuchten,
Gieng an ſeinen Hof; von dort,
Da ihn Liebe zwang, ein Äußerſt
Mit dem andern zu vertauſchen,
Wie's die Menſchen thun ſo häufig,
Kommt er, dieß Gebirg anfeindend,
Jetzt, und dieſes Meer bedräuend;
Wohl mit Recht, da deſſen Wellen,
Von der ſchweren Laſt erſeufzend,
Ehrgeiz hegen, übermüthig
Sich zu Felſen aufzubäumen,
Da ſie ſehn von fern in ihrer
Salzkryſtallen blauen Räumen
Flüchtige Vulkane ſchweifen,
Ein beweglich Phlegra ſteuern,
Einen tragbar'n Ätna laufen,
Ein Trinakrien irrend kreuzen.
Lyſidas, von mir gekränkt,
Glaubend, daß ich ihm die Treue
Mit Ulyſs verletzt, (den Grund
Weißt du, warum ich's geheuchelt)
Iſt Gefährt' ihm: denn er hofft
So von hier mich zu erbeuten,

Da der Eiferſucht und Liebe
Mißmuth ſich vor niemand ſcheuet.
Ich weiß alles, denn dort ſitzend
Auf der Spitze, die als Säule
Über Land und Meer hervorragt,
Der ſich Thal und Wellen beugen,
Sah ich, wie die bunten Wölkchen
Fern an dunkler Himmelsbläue
Schatten uns zu malen pflegen
Bald von Gärten, bald Gebäuden,
Erſt verworren die Erſcheinung,
Die, vom Späherblick gedeutet,
Ein Gemiſch von Wellen, Schiffen,
Zweifelhaft dem Auge däuchte;
Bis, da ihre mächt'ge Flotte
Mehr zum Hafen hingeſteuert,
Ich vor ihrer Schnäbel Furchen
Sich erheben ſah und kräuſeln
Weißen Schaum, der an der Fluten
Wie gewäſſert blauem Zeuge
Schöne Stickerei von Silber
Bildet, die umher geſtreuet
Ohne Ordnung, um ſo ſchöner
Iſt mit kunſtlos reichen Säumen.
Jetzt im Hafen angelandet,
Laſſen, los vom Tauwerk, ſäuſeln
Ihre weißen Leinen-Fitt'ge,
Meer zugleich und Lüfte räumend,
Dieſe Fiſche, dieſe Vögel,

10. Jugend, Fülle der Glücksgüter,
hoher Rang, Unbeſonnenheit:
Wenn ſchon jedes allein irrführt,
wie viel mehr, wo die viere ſind?

Der König, als er dieſe Sprüche gehört hatte, wurde von Bekümmerniß darüber erfüllt, daß ſeine Söhne, in den Lehrbüchern noch unerfahren, immerfort von der rechten Bahn abwichen, und der Belehrung keine Folge leiſteten. Er bedachte:

11. Was hilft es, einen Sohn zeugen,
der nicht fromm und verſtändig iſt?
Was hilft ein Auge, das blöd' iſt?
Plage ſchafft ſolch ein Auge nur.

12. Geſtorben; nicht erzeugt; thöricht:
was iſt beßer? Die erſten zwei.
Einmal nur ſchaffen Gram jene;
aber der letzte, Tag für Tag.

13. Geboren heißt nur der wahrhaft,
der zum Ruhm ſein Geſchlecht erhebt.
Welcher Todt', in der Welt Kreißlauf,
würde wohl nicht geboren ſonſt?

14. Wer nicht ſchon als ein Kind eifrig
ſich einſchreibt in der Tugend Buch,
Der löſt, die ihn gebar, nicht von
dem Fluch, kinderverwaiſt zu ſein.

15. Der, deſſen Trieb ſich nie kund giebt,
durch Mild', Andacht und Heldenmuth,
Durch Wißenſchaft oder Erwerb,
iſt nur Auswurf vom Mutterſchooß.

Ob ſie dieß, ob jen's bedeuten.
Ohn' erſt zu begrüßen, ſprangen
Sie an's Land und wurden ſchleunig
Nun zu griech'ſchen Pferden, ſchwanger
Ganz von kriegeriſchem Zeuge,
Da, Vulkane der Gewäßer,
Ausgebaren ihre Bäuche
Grimm und Blitze, die den Strand
Augenblicklich überhäuften.
Wohl kannt' ich, wie ſie bewaffnet
Ausgeſtiegen, beide Häupter,
Und in kaum vernomm'nen Lauten,
Die die Ferne halb zerſtreute,
Hört' ich Arſidas, der ſagte:
Enden muß der Zauber heute
Dieſer Magin, meinem Muth
Muß ſich dieß Gebirge beugen,
Das Trinakriens unterjochter
Atlas war. — Da ich bedräuet
Von ſo viel Gefahr dich ſah,
Kam ich, dir's zu melden, ſchleunig.
Rüſte denn zur Gegenwehr dich,
Wenn nur Gegenwehr zu ſteuern
Hinreicht ſolcher blut'gen Rache
Zweier eiferſücht'gen Freunde.

Circe.

Schweige, ſchweige, ſprich nicht weiter!
Und kein krieg'riſches Geräuſche
Komme zu Ulyſſes Ohren,

Den ich hier in ſüßen Träumen
Tief begraben will verlaßen,
Daß der Krieges=Abenteuer
Glanz ihm nie zu mir die Liebe
Aus der Seele möge ſcheuchen;
Ich zieh' aus mit euch allein,
Stolz der Feinde Macht zu beugen,
Und du ſollſt mein Feldherr ſein:
Fürchte nicht, daß dir's an Leuten
Fehlen wird; denn bilden meine
Krieger gleich ein kleines Häufchen,
Reiſ'ge Heere ſtell' ich auf
In der Luftgefilde Räumen,
Die mit Ordnungen des Fußvolks
Und Geſchwadern leichter Reiter
In fantaſtiſchen Gefechten,
Nachgeahmten Zügen, täuſchen.
Und daß nicht lebend'ge Schaaren
Fehlen unter ſo viel Träumen,
Zieht ihr Alle aus, gewaffnet
Mit diamantnen Schilden heute:
Leget ab den Schmuck der Venus,
Kleidet euch nach Mars' Gebräuchen.

Kaſimira.

Was dieß Leben, dieſe Bruſt
Nur vermag, biet' ich mit Freuden.

Chloris.

Ja, die Männer ſoll'n erkennen,
Was der Frauen Muth bedeutet.

Sirene.
Meine ſtolze Tapferkeit
Soll die Sonne heut bezeugen.

Thiſbe.
Nach den Proben unſrer Macht,
Soll die Welt ſie nicht mehr leugnen.

Aſträa.
Jedesmal, daß du mich anſiehſt,
Werd' ich dir wie Pallas däuchen.

Lybia.
Ich wie Venus, da du Mars
Sehen wirſt vor mir ſich beugen.

Circe.
Ruft zum Kampf in dieſem Zutrau'n.

Kaſimira.
Tönen laßt geſpannte Häute.

Chloris.
Die Trompet' erweck' das Echo.

Sirene.
Und das Erz, geſchlagen, heule.

Thiſbe.
Alles lod're auf in Flammen.

Aſträa.
Ganz Trinakrien ſpeie Feuer.

Lybia.
Himmel, Meer und Erde zittre
Vor der Waffen wildem Gräuel.

Flerida.

Circe, dieſer Berg' und Meere
Wunder, leb' in Sieg und Freuden!

Circe.

Daß ſie zu Ulyſſes Armen,
Den jetzt dumpfer Schlaf betäubet,
Reich an Beute wiederkehre,
Standhaft in verliebter Treue.

Alle ab.

Auf einem Berge.

Arſidas und Lyſidas mit ihren Truppen treten auf.

Arſidas.

Von dieſes Berges Spitze,
Der kühn ſich naht der Sonne lichtem Sitze,
Und, glorreich ſtolz erhoben,
Vom Strahlendiadem die Stirn umwoben,
Ein kaum vom Blick umfaßter,
Den Dom des Mondes tragender Pilaſter,
In Gewölk von Topaſen und Rubinen
Iſt Circe's Königspallaſt dort erſchienen.
Wohlauf denn, ihr Soldaten,
Muthig, beherzt, erhitzt auf tapfre Thaten!
Die ihr dem Himmel glaubtet,
Und meiner Eiferſucht Anſpruch behauptet:
Heut muß das Unheil ſterben,
Des Ungeheurs Gedächtniß heut verderben;
Vom Joch Trinakriens Fluren loszukaufen,
Sei Phlegra Grabmal ihr und Scheiterhaufen.

Laßt den Gefang'nen allen,
Die mag'ſchem Zauber hier ins Netz gefallen,
Uns Freiheit wiedergeben:
Sie ſoll'n hinfort recht todt ſein oder leben.
Laßt aus bedrängtem Stande
Uns muth'ge Retter ſein dem Vaterlande;
Und ſichern vor Gefahren, die hier drohien,
Den Wanderer, den ſcheiternden Piloten,
Der ſonſt, als Leichnam in den dunkeln Grüften,
Mehr Sturm, als auf der Flut, fand in den Schlüften,
Da nirgends ihm vergönnten, ſich zu bergen,
Berge von Waßer und ein Meer von Bergen.
Und du, vor deſſen Drohen,
O tapfrer Lyſidas! der Tod geflohen,
Heut wirſt du Flerida nach Würden retten
Aus der Tyrannin ungerechten Ketten;
Oder an ihr dich rächen,
Wenn Eiferſucht die Liebe ſo kann ſchwächen.

Lyſidas.

Arſidas, kühner Streiter,
Trinakriens Fürſt! Nicht eiferſüchtig weiter
Komm' ich der Rache wegen,
Denn Eiferſucht kann ich um nichts nicht hegen,
Seitdem ich weiß, erdichtet
War jene Liebe, nur auf Liſt gerichtet,
Die Flerida Ulyſſen einſt bewieſen,
Weil jener Sphinx Befehl ſie angewieſen.
Nicht eiferſüchtig, voll von meinem Lieben,
Komm' ich vielmehr, von kühnem Zorn getrieben,

Zur Löſung Flerida's, die, hold zu ſchauen,
Des Himmels Blum' iſt, und ein Stern der Auen.
Und ſo nun ganz der deine,
Schwör' ich bei dieſes ſchönen Lichtballs Reine,
Der, angeſchaut, uns blendet,
Nicht angeſchaut, uns allen Helle ſendet:
Bei dir bleib' ich, bis deinem Grimm zum Raube
Der Zauberhain der Liebe liegt im Staube,
Wo, damit jede Macht an ihm zerſtiebe,
Jetzt über allen Zauber herrſcht die Liebe;
Wie auch auf ſeinen lenzbemalten Flächen
Der Südwind brauſ' und Äſt' und Wipfel brechen.

Arſidas.

Der Krieg der Lieb' und Eiferſucht wird Schrecken
Dem Himmel ſelbſt erwecken.

Stimmen hinter der Scene.

Auf an Trinakriens Seite!

Lyſidas.

Von dort wird uns erwiedert.

Hinter der Scene.

Auf zum Streite!

Ein Soldat.

Ach Herr! laß es dir klagen,
Du führſt uns in den Tod.

Arſidas.

Was willſt du ſagen?

Soldat.

Du ſprachſt, es ſei mit Waffen
Und Mannſchaft nichts in dieſem Wald zu ſchaffen;

Und kaum gelandet hatten
Noch deine Truppen, als im dunkeln Schatten
Sie dort gelagert ſahen
Fußvolk und Reiter, die bei unſerm Nahen
Den Eintritt uns verwehrten
In das Gebirg.

Arſidas.

Nein, fürchtet nichts, Gefährten!
Denn dieſe ungeſchlachten
Gebilde ſind Fantome nur zu achten,
Ihr Wüthen nicht zu ſcheuen;
Denn ihre Streiche ſind nur eitles Dräuen,
Das, zögernd ausgetheilet,
Nur Spuren zeichnend in den Lüften weilet.

Lyſidas.

Seht ſo die Feigen zagen,
Daß, immer drohend, ſie doch niemals ſchlagen.

Soldat.

Wie ſo, da ſchon, die Sonn' umhüllt von Wettern,
Sie Donner ausgebären, Blitze ſchmettern?

Arſidas.

Mir ſei's zuerſt gelungen,
In dieſe Wildniß ſtolzen Muths gedrungen,
Das Grau'n hinwegzuſchaffen.

Lyſidas.

Wir alle folgen dir.

Alle.

Auf zu den Waffen!

Arſidas.

Ha, ſchlauer Grieche! nun durch Rednerkünſte,
Komm, um zu löſchen dieſe Feuersbrünſte.

Circe und ihre Frauen kommen mit bloßen Degen.

Circe.

Er kommt nicht, aber ich, denn ſeine Sinnen
Zu ſtören iſt zu ruhmlos ſolch Beginnen.

Aſträa.

Nicht einer bleib' am Leben!

Flerida.

Kein Liebender, der Rache will erſtreben,
Ohn' Eiferſucht.

Lyſidas.

Du kränkſt mich, wie ich kränke,
Da ich des Ruhms mehr als der Liebe denke.

Circe.

Kein Haupt ſei heut beſchirmet
Vor unſrer Waffen Beilen: ſtürmet!

Alle.

Stürmet!

Arſidas.

In ſolchen harten Kämpfen
Muß ſich die Ehrfurcht vor der Schönheit dämpfen. —

Gefecht.

Bald, Circe, mehrſt du deiner Macht Trophäen.

Lybia.

O wie ſo brav laß' ich mich fechtend ſehen!

Die Männer ziehen ſich zurück; die Frauen verfolgen ſie.

Garten am Ufer des Meeres.

Leporell kommt mit Klarin als Affen.

Leporell.

Da uns Circe ließ allein,
Und wir bei verſchloß'nen Thüren
Ungeſtört uns können rühren,
Wird die beſte Zeit wohl ſein
Zur Lection, Herr Aff', ich dächte.
Erſt das Rad zu ſchlagen, was
Ich ihn lehrte, mach' er das. –

Klarin ſchlägt ein Rad.

So, recht brav! das iſt das rechte.

Klarin.

Daß mir das begegnen muß,
Daß ich ohne Ruh und Raſten
Muß radſchlagen oder faſten!
Bringt das Schwatzen nicht Verdruß!

Leporell.

Nun, Hans! munter bei der Hand!

Klarin.

Ich kann nichts dawider ſagen:
Faſten oder Rad geſchlagen

Schlägt ein Rad.

Leporell.

Meiner Treu, recht hübſch gewandt!
Jetzt, damit Eu'r Edlen mich,
Fehlt mir juſt ein beßrer Mann,
Beim Anzieh'n bedienen kann:
Nimm den Spiegel, und zerbrich

Mir ihn nicht, 's iſt feine Waare;
Und nun fix mir nach!

Klarin.

Begaffen
Kann ich jetzo mich als Affen:
Daß ich ſolche Schmach erfahre! —
Hilf mir, heil'ger Jupiter,
Welche Schnauze!

Indem er ſich in dem Spiegel betrachtet, fällt ihm die Affentracht ab.

Leporell.

Wer ſprach hier?

Klarin.

Wer ſoll ſprechen, außer mir?

Leporell.

Sag', Klarin, wo kommſt du her?

Klarin.

Ich Klarin? Schön! Mußt' ich doch
Affe ſein.

Leporell.

An welchem Ort
Steckteſt — doch der Aff' iſt fort!

Klarin.

Da giebt's viel zu wundern noch.

Leporell.

Weißt du, wo der Affe ſich
Hin verkrochen, der hier war?

Klarin.

Ich bin's.

16. Ein wohlbegabter ſchafft Freude,
hundert thörichte Söhne nicht:
So wie Ein Mond die Nacht aufhellt,
aller Geſtirne Schaaren nicht.

17. Wer, wallfahrtend zu Heilſtätten,
irgendwo ſchwere Buße that,
Dem wird ein Sohn heranwachſen,
fromm, gehorſam, beſcheidnen Sinns.

Denn es iſt ein wahrer Spruch:

18. Hinreichend Einkommen; dabei Geſundheit;
ein Freund; ein liebkoſendes Weib zur Gattin.
Ein wackrer Sohn; nützlicher Kunſt Gewerbe:
das ſind die ſechs Güter des Lebens, König!

19. Wozu viel Söhne, gleich Scheffeln,
leer, die den Speicher füllen nur?
Einer gnügt, ſeines Stamms Pfeiler,
der den Vater verherrlichet.

20. Ein wüſter Vater iſt feind uns;
feind die Mutter, die Buhler ſucht;
Feind iſt die eitle Ehgattin;
feind auch ein unerzogner Sohn.

21. Gift iſt unausgeübt Wiſſen;
unverdaut iſt die Speiſe Gift;
Gift dem Armen das Hofleben;
Gift dem Alten ein junges Weib.

Leporell.

Neckſt du mich noch gar?
Nach dem Affen fragt' ich dich.

Klarin.

Ich bin's.

Antiſtes und die übrigen **Gefährten** kommen mit einer Waffenrüſtung.

Antiſtes.

Wer iſt hier?

Klarin.

Wir zwei.

Leporell.

Daß der Affe mir entkommen
Mußte, weil Klarin gekommen!
Zeit und Müh' iſt hin dabei.

Antiſtes.

Sag' mir, Leporell, nur, wo
Iſt —

Leporell.

Der Aff'? Ach, der iſt fort!

Antiſtes.

Nein, Ulyſſes mein' ich.

Klarin.

Dort.

Man ſieht einen Thron und auf demſelben den **Ulyſſes** ſchlafend.

Antiſtes.

Naht euch alle nur. Da ſo,
Einſam jedem Aug' entzogen,

Hier Ulyſſen Circe ließ,
Als ſich eine Flotte wies,
Und ſie hin zum Meer geflogen:
So iſt jetzt die rechte Zeit
Ihm der Freiheit Weg zu bahnen,
Und weil wir ihn nicht ermahnen
Dürfen mit dem Ruf zum Streit,
So ſei heut als Kriegstrompete
Ihm Achill's Harniſch gebracht.
Laßt ihn da, wenn er erwacht,
Daß der gleich vor's Aug' ihm trete.

Timantes.

Schweigend halt' ihm dieſer vor
Jene Schlachten, wo der Held
Siegreich auf dem blut'gen Feld
Sich des Lorbeers Schmuck erkor.
Die Vergeſſenheit ſoll weichen,
Der er lange war zum Raube.

Archelaus.

Wer dem Ruf nicht glaubte, glaube
Nun des Muthes Ehrenzeichen.

Sie legen die Waffenrüſtung zu ſeinen Füßen.

Polydor.

Ihr Trophä'n, die in der Aſchen
Troja immer noch beweinet,
Die ihr um ſo heller ſcheinet,
Von Trojaner Blut gewaſchen!
Sprecht für euch, und ſeid nicht Willens
Hier, von ſchnöder Lieb' umdunkelt,

Einzuroſten, da ihr funkelt
Von der todten Glut Achillens.

Alle ab.

Ulyſſes erwachend.

Eine ſchwere Schlafſucht war es,
Die bis jetzt mich hielt gebunden;
Weder Schlummer, weder Leben,
Nein, ein tödtliches Verdumpfen
Aller Sinne, welche, träge,
Nicht ſich regen, noch auch ruhen,
Sondern Dämm'rungen der Seele
Zwiſchen Helle ſind und Dunkel.
Wer iſt hier? Ich bin allein,
Und wie konnt' ich nur Sekunden
Ohne Circe'n leben? Wohl
Ohne Licht ſich fühlen mußte
Jeder Sinn, denn ohne Sonne
Bleibt der ganze Himmel dunkel.
Circe! Circe! Meine Herrin!
Wie ſo ſchlecht die Trennung dulden
Läßt dein Bild mich! Doch was ſeh' ich?
Prangend neben meinem Fuße
Liegt Achill's getrieb'ner Harniſch,
Träg', vergeßen, ohne Nutzen.
Billig liegt er da, zu zeigen
Wie die Lieb' ihn überwunden,
Wie zum zweitenmal an mir
Amor ſich mit Mars beluſtigt.
Allzu ſpät willſt du, vergeß'ne

Siegstrophäe meines Muthes,
Wider mich mir beiſtehn; kommſt du
Wider mich mir auch zum Schutze,
Doch häng' ich in dieſem Tempel
Heut dich auf; da bleibt verſunken
Im Vergeßen dein Gedächtniß.

Stimmen von unten.

Keine Schmach den Waffen thue.

Ulyſſes.

Welche Stimm' iſt das, die mich
Mit ſo neuem Grau'n durchdrungen?

Man hört gedämpfte Trommeln und Blaſe-Inſtrumente.

Welcher nach gedämpfte Hörner
Traur'ge Leichenfeier rufen?
Wer bewirkt dieß?

Stimmen von unten.

Der zu rächen
Kommt was du an ihm verſchuldet.

Ulyſſes.

Hab' ich, um zu ſchau'n, zu horchen,
Aug' und Ohr, ſo iſt erklungen
In dem innern Schooß der Erde
Dieſe Stimme, und ſie duldet
Nicht mehr deren laſtend Antlitz
Auf ſich mit den ſtarren Runzeln:
Denn ſie öffnet, um zu klagen,
Einen Schlund, und aus dem Schlunde
Speit ſie Dampf- und Feuer-Wolken,

Indem in der Tiefe drunten
Gegen ihren Brauch die Wolken
Ihrer Blitze Werkſtatt ſuchen.

Es öffnet ſich ein Schlund, woraus Feuer kommt.

Höher noch ſteigt das Entſetzen:
Traurig hebt aus ſeiner Grube
Sich ein Grab, ein Chaos bildend
Von Geflimmer und von Dunſte.

Ein Grabmal ſteigt auf, in demſelben **Achilles**, mit einem Schleier verhüllt.

O du, der in leichter Aſche,
Die der Wind ſogar läßt ruhen,
Liegſt in dieſem Grabmal, ſage:
Wer biſt du?

Achilles.

Um zu erkunden,
Wer ich bin, die ſchwarze Hülle
Lüft', und ſchau' mein Antlitz drunter. —
Kennſt du mich?

Ulyſſes.

Wenn von den Zügen
Noch mich finden läßt die Spuren
Deines Angeſichtes Bläſſe,
Die kein Blick ſieht ohne Wunder,
Und dein ſtarres Beingeripp,
Das auch ſo entſtellt noch funkelt,
Biſt Achilles du, Achilles.

Achilles.

Ja, ſein Geiſt, der hochberufne,

Der aus Elyſäer-Feldern,
Wo ihm ew'ge Wohnung wurde,
Wiederum zurück gefahren
Auf dem ſchwärzlich grünen Fluße
Acheron, geſchmolz'nen Schwefels
Und Salpeters zähem Pfuhle.
Meine Waffen fordr' ich wieder,
Daß nicht Lieb', als überwunden,
Ihres Tempels Raub ſie achte,
Träg, vergeßen, ohne Nutzen;
Denn es wollen nicht die Götter,
Daß ſie andre Herrſchaft dulden,
Sondern neben mir im Grabe
Uberdauern manch Jahrhundert.
Und du, nun ſo weib'ſcher Grieche,
Der du hier, im ſüßen Buhlen
Deiner Liebe, ſchwarze Schatten
Um ſo vielen Glanz geſchlungen,
Halt nicht in verliebtem Zauber
Sie gefeßelt und umwunden!
Nein, entreiße dich der Liebe
Magiſchen Beängſtigungen,
Flieh' Trinakrien, und des Meeres
Blaue Spiegelbahn beſuchend
Fahre nach der Winde Willkür
Hin auf ſeinen eb'nen Fluren.
Denn der Götter Rath beſchloß,
Daß du wiederum ſie ſucheſt,
Bis du dem erloſch'nen Altar

Meines Grabmals nahſt mit Gruße,
Und dort dieſe Waffen aufhängſt.
Zweifle nicht an dieſer Kunde,
Willſt du nicht, daß laut ein Blitz,
Daß ein Donner furchtbar rufend
Es von Neuem dir befehle:
Wann zu leuchtenden Geburten
Seine Aſch' empor geſtoben,
Eh ſie lodert, ſtickt im Dunſte.

Er verſchwindet.

Ulyſſes.

Weile noch, erſtarrter Leichnam,
Der mit Schauern mich durchdrungen!
Daß ich hingeſtreckt mein Wort dir
Gebe, — alles iſt verſunken.
Schwere Einbildungen waren's,
Die im Traum ſich vor mir huben;
Aber, obwohl nur geträumt,
Muß ich glauben dieſer Kunde.

Die ſämmtlichen Gefährten kommen.

Antiſtes.

Herr, was iſt?

Timantes.

Was haſt du?

Polydor.

Welcher
Verfall ſtörte deine Ruhe?

Archelaus.

Warum rufſt du in die Lüfte?

Florus.

Wie bemeiſtert dein die Furcht ſich?

Leporell.

Daß der Affe ſich nicht ſehn läßt,
Wie ich auch den Berg durchſuchte!

Antiſtes.

Wovor graut dir?

Klarin.

Wovor zagſt du?

Leporell.

Vor wem wendeſt du zur Flucht dich?

Ulyſſes.

Vor mir ſelbſt.

Antiſtes.

Was iſt dir? Sage!

Ulyſſes.

Jetzo nichts, doch war ein Wunder.
Ach, ihr Freunde! Zeit iſt's endlich,
Mich des größten Zaubers Truge
Zu entzieh'n, und über Liebe
Zu begeh'n des Muths Triumphe.
Sagt, wo iſt, wohin enteilte
Circe?

Antiſtes.

Dort hinaus zum Ufer,
Seit ſie hier uns ließ, zu ſehen
Welche Schiff' in jenen Buchten
Ankernd liegen.

Ulyſſes.
Wohl, indeſſen
Daß ſie wähnt ohn' allen Kummer,
Die Bezauberung der Liebe
Daure ſtandhaft mir im Buſen:
Laßt uns an der andern Seite,
Wo das Meer ſtets brandend ſprudelt
Um die hohen Berg', auf denen
Wolken als ihr Turban ruhen,
Fort; und kein Getös zu machen,
Daß ſie uns nicht merke, hurtig,
Nicht das Schiff, das Boot nur nehmen,
Und darin —

Antiſtes.
Sag's ohne Kummer.

Ulyſſes.
Flieh'n von hier, denn flieh'n iſt heut
Eine That des Heldenmuthes,
Da der Liebe Zauber einzig
Wer ſie flieht, hat überwunden.

Antiſtes.
Laß dir Thränen Antwort ſagen.

Ulyſſes.
Schöne Juno, nun entſchuld'ge,
Daß mir über allen Zauber
Liebe galt, da deine Blumen
Tauſend Zauber mir beſiegten,
Und nur dieß allein mißlungen.

Leporell.
Alſo geh' ich ohne Affen.

Klarin.
Zweifle nicht, ich war es, Bruder.
alle ab.

Circe und ihre Fräulein kommen in feierlichem Zuge, und führen Arſidas und Lyſidas gefangen mit ſich.

Circe.
Laßt begrüßen meinen Pallaſt
Die vom Hauch beſeelten Zinken,
Die Trompeten und die Trommeln,
Anzukünd'gen mit den Stimmen,
Daß heut, Arſidas mit ſeinem
Lyſidas beſiegend, Circe,
Mit Trophä'n bekränzt, zurückkehrt
In die Arme des Ulyſſes.

Arſidas.
Circe, nicht will ich bekennen,
Daß du tapfer mich beſiegteſt,
Wohl als Magin, da mein Volk du
Mit Erſcheinungen bezwingeſt;
Denn ſie fliehen vor den Heeren,
Die du auf den Schein gebildet.

Lyſidas.
Da ich deiner Macht die holde
Flerida nur zu entziehen
Kam, wie konnt' ich mich vertheid'gen,
Wenn ſie ſelbſt mich will bezwingen?

22 Keinem hilft ſeines Stamms Adel;
eigner Thatkraft bedarf er doch.
Was hilft des Bogenrohrs Glätte?
Spannen muß ihn der Sehne Kraft.

23. Ach, Söhnchen! daß du nichts lernteſt,
weil du die Nächte durchgeſchwärmt!
Drum in der Weiſen Kreiß ſinkſt du
tief hinab, wie ein Ochs im Sumpf.

Wie ſollen nun dieſe meine Söhne zur Tugend ausgebildet werden?

24. Schlaf, Speiſ' und Trank, Furcht, der Geſchlechter Paarung,
das Alles iſt Menſchen gemein und Thieren.
Die Tugend giebt jenen allein den Vorrang:
drum ſind dem Vieh ähnlich die Tugendloſen.

25. Wer nicht Eins dieſer Ding' anſtrebt:
Reichthum, Luſt, Tugend, ew'ges Heil;
Dem bleibt ſeine Geburt zwecklos,
wie die Zitzen am Hals des Bocks.

Denn was man wohl zu ſagen pflegt:

26. Des Lebens Dauer, Glücksgüter,
Wißenſchaft, Werke, Todesart:
Beſtimmt ſind dieſe fünf Dinge
Sterblichen ſchon im Mutterſchooß.

Ferner:

27. Vorherbeſtimmte Zuſtände
müßen dulden die Hohen ſelbſt:
Der blauhalſige Gott Nacktheit,
Viſhnu ſein Rieſenſchlangenbett.

Circe.
Wohl, biſt du durch ſie gefangen,
Wirſt du frei durch ſie auch wieder.
Komm aus dieſen reichen Gärten,
Nie beſiegter Griech' Ulyſſes!
Tritt der Lieb' und Eiferſucht
Bald gefall'nen Pomp danieder.
Sieh', wie ich, glorreiche Preiſe
Mit dem Siege mir gewinnend,
Wiederkehr' in deine Arme
Zum Triumph.
Es wird eine Zinke geblaſen.
Doch weh' der Liebe!
Welch verſtimmtes Horn, metall'ne
Schlange war's, die eben ziſchte
Durch die Luft?

Flerida.
Vom Meere, Fürſtin,
Scholl der Laut.

Lybia.
Und von der Griechen
Schiff durchmißt das Boot, vom Lande
Stoßend, ſchon der See Gefilde.

Aſträa.
Und Ulyß, vom Boot her, redet;
Höre, was er an dich richtet.

Ulyſſes hinter der Scene.
Felſige Gebirge Phlegras,
Deren Höhe mit dem Himmel

Wettſtreit wagt, da mit den Sternen
Stolz ſich meßen eure Spitzen!
Ich war eurer Gift' Erobrer,
Der ſich euren Labyrinthen
Als beglückter Theſeus, eurer
Sphinx als Ödipus bewieſen.
Die Vernunft hat mich befrei't
Von dem größten Zauber Liebe,
Mir vertauſchend jenen Pallaſt
Mit den Fluren Amphitrites.

Stimmen hinter der Scene.

Gute Schiffahrt!

Flerida.

Gute Schiffahrt,
Wiederholen alle Winde.

Circe.

Höre, griechiſcher Tyrann!
Weile, krieg'riſcher Ulyſſes!
Zu dir redet ja nicht grauſam,
Nein, beſeelt von Liebe, Circe.
Da ich ſiegreich dir Triumphe,
Stolz darauf zu treten, bringe:
Willſt du, daß ich überwunden
Weinen ſoll, demüthig wimmern?
Vernimm! — Doch weh' der Liebe!
Nicht weinen muß, noch klagen, wen du flieheſt;
Sonſt geben dir, die Reiſe zu beſchleun'gen,
Die Augen Waßer, Winde meine Seufzer.

Flerida.
Fürſtin, du beklagſt umſonſt dich,
Da dir taub und hart Ulyſſes,
Auf dem Boot, mit Segeln, Rudern,
Wie auf flücht'gem Roß, entrinnet.
Lybia.
Schon iſt es ein unſichtbares
Pünktchen, dem Geſicht entſchwindend.
Aſträa.
Zwiſchen Waßer ſchon und Wolken,
Scheint es kaum ein klein Gefieder.
Circe.
Arſidas, du biſt gerochen!
Aber nein, ich irr', ich irre:
Einen Unglückſel'gen ſehen,
Iſt des Edlen Rache nimmer.
Biſt du es, ſo färb' in meinem
Rothen Blute dieſe Klinge,
Denn nicht Rach' iſt's, nein, Erbarmen,
Den Verlornen umzubringen.
Und das thu', eh in der Ferne
Dort der Falk, der Bahnen ziehet
Durch die Wellen, der Delphin,
Der durchmißt der Luft Gefilde,
Jenes Roß, das leicht entgleitet,
Jener Fels, der ſich regieret,
Jene Klippe, die umherſchwimmt,
Unſerm Blick ſich ganz entziehet;
Denn zu ſpät, wann er entſchwunden,

Käm' des edlen Stahls Beginnen:
Keinen andern Tod bedarf es
Dann, als mich verlaßen finden.
Vernimm! doch weh' der Liebe!
Nicht weinen muß, noch ſeufzen, wen du flieheſt:
Sonſt geben dir, die Reiſe zu beſchleun'gen,
Die Augen Waßer, Winde meine Seufzer. —
Doch warum den Himmeln klag' ich?
Bin ich nicht die Magin Circe?
Kann ich Rach' an dem nicht nehmen,
Der mich ſchmäht und überwindet?
Dieſe Meer' in Aufruhr ſollen
Mit dem Himmel ſich zu miſchen
Streben; denn trägt er ſchon bei ſich,
Um vor Zauber ihn zu ſichern,
Jenen Blumenſtrauß der Juno,
Den gebracht vom Himmel Iris:
Nicht vor Stürmen auf der See
Wird der Blumen Schmelz ihn ſchirmen.
Feuer ſoll das Waßer hauchen,
Flammen dieſe Fluten wirbeln.

Es kommt Feuer aus dem Waßer.

Dieſes blaue Eſtrich brenne,
Die laſurenen Gefilde
Soll'n von Blitzen Saaten ſcheinen,
Welche feur'ge Halme ſchießen,
Um zu ſeh'n, ob's eine Gottheit
Giebt, die ſo viel Sturm ihm lindre.

Das Meer erheitert ſich, und es erſcheint auf demſelben in einem Triumphwagen, von zwei Delphinen gezogen, Galathea, viele Tritonen und Sirenen mit muſikaliſchen Inſtrumenten um ſie her.

Galathea.

Wohl giebt's eine ſolch', und eine,
Die, das Meer erheiternd, friedlich,
Seine Sphären ihn durchzieh'n läßt.

Circe.

Wer biſt du, die dort erſchienen,
Hoch im Wagen des Triumphes,
Aus der feuchten Kammern Tiefe,
Aufzuheitern meines Zornes
Unaufhaltſames Ergrimmen?

Galathea.

Ich, die in dem ſchönen Wagen,
Welchen zwei Delphine ziehen,
Von Sirenen und Tritonen
So begleitet nahte, wiße:
Galathea bin ich, Doris
Und des mächt'gen Meer-Gebieters
Nereus Kind; die Acis, jenen
Unglückſel'gen Jüngling, liebend,
Durch barbar'ſche Eiferſucht
Fiel des Polyphem, des grimm'gen
Ungeheu'rs, der unſrer Hochzeit
Süßes Brautgemach vernichtet
Mit geworf'nem Fels, ſeitdem
Als Grabhügel auf uns liegend;

Deſſen Pyramide ſtets noch
Blut erpreßt aus unſern Gliedern,
Welches, unſern Tod beweinend,
In Kryſtallen ſich ergießet.
An dem bäur'ſchen Rieſenſohn
Schaffte Rache mir Ulyſſes,
Wofür nun zum Dank mein Mund
Sich verwandt' zu ſeinem Schirme;
Ich erbat die See-Gottheiten
Des Neptun, der Amphitrite,
Daß ſie ſänftigten die Meere,
So daß ſie ein klarer Spiegel
Würden für die Sonn', indeſſen
Sie der Griechen Schaar beſchiffte.
Drum vergönnten ſie das Meer
Mir, als ihrer Wellen Nymphe,
Zu durchzieh'n, und alles Feuer,
Was du drin erregt, zu ſtillen;
Und ſo ſtreift mein raſcher Wagen
Durch der Wellen Glas und Silber,
Und läßt ſie, mit ſchönem Schaume,
Von den Rädern leicht durchglitten
Sich wie Silberfaden kräuſeln,
Und wie Glas in Splittern blinken.

Circe.

Wenn du Gottheit biſt des Meeres,
Magſt du mir die Macht entziehen
Dort, nicht auf dem Land'; und kann ich
Nicht mich rächen an dem Flieh'nden,

An mir kann ich's: dieſer Pallaſt,
Welchen magiſch Kunſt gebildet,
Sei, in Staub hinweg geſchwunden,
Durch ein einzig Wort vernichtet.
Stürze denn ſein ſchöner Prachtbau
Ein in Trümmern, tief erniedert;
Seine Berge, ſeine Gärten
Sei'n fortan beeiſte Wildniß,
Und an ſeine Stelle trete
Nun ein feuerſpei'nder Gipfel,
Der den Mond in Flammen ſetze,
Und die Sonn' in Dampf verfinſtre.

Der Pallaſt der Circe verſinkt, und an ſeiner Stelle erſcheint der Ätna, welcher Feuer ſpeit.

Aſträa.
Welch entſetzliche Verwirrung!

Lybia.
Welch ein Abſcheu allen Blicken!

Flerida.
Flieh'n wir, Lybia!

Lybia.
Flieh', Aſträa!

Beide ab.

Aſträa.
Wo nur können wir uns ſichern?

ab.

Circe.
Alle Geiſter, die mir knechtiſch,
Unterjocht, gebunden, dienten,

Sollen jetzt, die Lüfte ſchwärzend,
Flieh'n zu ihrer grauſen Tiefe.
Ich, weil über meinen Zauber
Ich die Liebe muß erkennen,
Da ihn, den ſie nicht bezwungen,
Liebe wußte zu bezwingen:
Will auch ſterben, und es folge
Traur'ge Nacht auf mein Verſinken.

Sie verſinkt.

Galathea.

Da nun ſorgenlos das Meer,
Wo beglückt enteilt Ulyſſes,
Sieht des feſten Landes Stürme:
So verkünde ſeine Siege
Denn das Meer durch Feſtlichkeiten,
Und mit Luſt und frohem Spiele
Laßt Tritonen und Sirenen
Anmuthsvolle Reihen ſchlingen;
Da das Waßer ſo beglückt war
Unter dieſer Nacht Gewittern,
Daß es durfte Bühne werden
Zweier Sonnen, die der Dichter,
Demuthsvoll auch ſonſt ſie ehrend,
Zu verzeihn die Mängel bittet.

Ein Ballet von Tritonen und Sirenen macht den Beſchluß.

Die Schärpe und die Blume.

(La vanda y la flor.)

Oder auch:

28. Was nicht ſein ſoll, geſchieht niemals;
und was ſein ſoll, geſchieht gewiß.
Nehmt doch dieß Arzeneimittel,
jeglicher Sorge Gegengift.

Das ſind nur die aus Trägheit herrührenden Redensarten einiger Leute, die jede Mühe ſcheuen. Denn:

29. An des Schickſals Gewalt glaubend,
Muß doch jeder ſich ſelbſt bemühn.
Ohn' eigne Müh' gewinnt niemand
nährend Oel aus dem Seſamum.

30. Dem Mann, der rüſtig ſtrebt, geſellt ſich Lakſhmi;*)
Der Faule ſpricht: „das Schickſal muß es geben."
Drum kämpfe mit dem Schickſal! ſtrebe männlich!
Mißlingt es dann, ſo biſt du nicht zu tadeln.

31. So wie ein Wagen nicht fortrollt,
nur geſtützt auf ein einzig Rad,
So führt, ohne des Manns Thatkraft,
nicht das Schickſal allein zum Ziel.

32. Schickſal iſt, wie der Spruch lautet,
was man vor der Geburt gethan;
Deshalb muß man ſich anſtrengen,
unermüdet, mit eigner Kraft.

33. Wie aus dem rohen Thonklumpen,
was ihm einfällt, ein Töpfer dreht,
So des früheren Thuns Erbtheil
zu benutzen vermag der Menſch.

---

*) Glücksgöttin.

Perſonen:

Enrico.
Der Herzog von Florenz.
Octavio, in Dienſten des Herzogs.
Fabio.
Ponlevi, Enrico's Bedienter.
Liſida,
Chloris, } Töchter des Fabio.
Niſe, ihre Muhme.
Celia, Kammerjungfer.
Muſikanten und anderes Gefolge.

Erſter Akt.

Luſtgarten.

Enrico und Ponlevi kommen in Reiſekleidern.

Ponlevi.
Nichts ſo ſchönes giebt es doch,
Als ſein Land nach weiten Flügen
Wiederſehn!
Enrico.
Solch ein Vergnügen
Fühlt' ich nie im Leben noch.
Ponlevi.
Und ich niemals mehr Verdruß,
Daß man, nach ſo langem Treiben,
Nun im Angeſichte bleiben
Von Florenz noch endlich muß,
Ohne, was es Neues giebt,
Zu erfahren!
Enrico.
Dieß zu meiden
Zögr' ich eben.

Ponlevi.
Ich kann's leiden,
Daß dir das nun ſo beliebt.
Denn zu fürchten iſt genug,
Donna Trennung unter Damen
Von ſo zweifelhaftem Namen:
Wer nichts wißen will, iſt klug.
Aber reden kannſt du dreiſt
Mit mir, was vom Herzen geht;
Denn ich weiß, wie's mit dir ſteht.

Enrico.
Wohl! ſo höre, was du weißt.
Ich ſah Liſida, die holde,
Chloris Schweſter, es iſt wahr.

Ponlevi.
Und ich weiß ſchon, ganz und gar
Lebt dein Will' in ihrem Solde.

Enrico.
Aber da ſie Schweſtern ſind,
Spröde Liebespfeil' und Flammen,
Die man öffentlich beiſammen,
Und am Fenſter immer find't:
Sucht' ich anfangs zu verkleiden,
Welcher meine Zärtlichkeit
Die Bewerbungen geweiht,
Und es wurde von den beiden
Chloris für mich eingenommen.
Hätt' ich Chloris nachgeſchmachtet,
Hätte ſie mein nicht geachtet:

Drum iſt's klar, ſo mußt' es kommen.
Liſida liebt' ich, deswegen
Schwiegen für mich ihre Triebe:
Stets die Looſe tauſcht ja Liebe.
Chloris, ach! kam mir entgegen,
Und ich will hier übergehn,
Wie ihr Vater Fabio dieß
Merkt' und ſich empfindlich wies;
Höre weiter, was geſchehn.
Mir verſchloß ihr Gunſtbezeigen
Jeden Weg der Liebe nun,
Wie in treuem Grabe ruhn
Ließ ich ſie in meinem Schweigen.
Da mich ſeiner Sitte Pflicht,
Einer Dame nie zu brechen,
Chloris nicht ließ widerſprechen;
Und ich auch die andre nicht
Suchen durfte zu gewinnen,
Denn da ihre Schweſter ſich
Früher ſchon erklärt für mich,
War's ein hoffnungslos Beginnen:
Theils verzagt und theils verbindlich,
Schlecht belohnt, verwirrt, betrübt,
Nur in Liſida verliebt,
Nicht für Chloris' Gunſt empfindlich,
Blick' ich die an, jene wähnend,
Werb' um die, für jene ſchmachtend,
Folge der, nach jener trachtend,
Suche die, nach der mich ſehnend.

Und ſo, mit getheilten Trieben,
Doch mit ungetheilten Leiden,
Kann ich Liſida nicht meiden,
Kann ich Chloris nimmer lieben.

Ponlevi.

Mich, bei Gott, ſollt' es nicht kränken,
Wenn ich deinen Platz verträte.

Enrico.

Nun, was thät'ſt du?

Ponlevi.

Was ich thäte?
Liebe würd' ich beiden ſchenken.
Wollte Liſida mich lieben,
Wär' ich Liſida's ganz eigen;
Wollte Chloris hart ſich zeigen,
Würde Chloris gleich vertrieben.
Denn nichts auf der Erde giebt
Einem Mann bei andern Frauen
Mehr Verdienſt, Ruhm und Vertrauen,
Als daß eine ſchon ihn liebt.

Liſida, Chloris, Niſe und Celia kommen verſchleiert.

Chloris.

Wie ſo lieblich ſteht im Freien
Dieſer Blumenhof des Lenzen!

Liſida.

Bunte Farben, friſches Glänzen
Sieht man ſchon die Hand des Maien
Allen Gegenſtänden leihen.

Enrico.
Still gieb Acht, wer ſich uns näh're.
Chloris.
Glaubt ihr, daß die grüne Sphäre
Hier frühmorgens ſchöner prange,
Als bei Sonnenuntergange
Sie ſich zeigt?
Niſe.
Und alſo wäre
Keine beß're Tageszeit,
Um ſie zu genießen?
Chloris.
Doch;
Immer ward Auroren noch
Dieſer Ruhm und Preis geweiht.
Niſe.
Muhm', ein Irrthum iſt's, verzeiht,
Sie zu krönen; meinem Sinn
Dünkt die Nacht die Königin.
Enrico.
Kränkt Auroren nicht an Rechten,
Fräulein! ich muß ſie verfechten,
Weil ich hold den Damen bin.
Und wie ſollte man entziehn
Huld'gung einer Schönen dürfen,
Von der alle Düfte ſchlürfen
Nelk', Orangen und Jasmin?
Göttlich Licht, nur ihr verliehn,
Schwebt dem Tag beherrſchend vor,

Bringt den Auen muntern Flor,
Schafft den Blumen friſche Färbung,
Iſt die Zeit der Liebeswerbung,
Weckt der Waldgefieder Chor.
Sagt, iſt's recht, daß man verſchmäht
Solche Gaben?

Chloris für ſich.

Weh' mir! ah!
Iſt das nicht Enrico? Ja.

Liſida für ſich.

Augen, was iſt's, das ihr ſeht?
Er iſt's, doch eu'r Sehnen ſpäht
Hoffnungslos; warum nicht ruhn
Laßt ihr mich? Mein Herz mag nun
Nun der blinde Gott entſeelen!

Chloris zu Niſe.

Rede du, um zu verhehlen,
Wer wir ſind.

Niſe.

Das will ich thun.
Den Quixote der Aurore,
Was hilft's, daß bei'm erſten Blinken
Ihre Thränen wünſcht zu trinken
Jede Blum' im ganzen Flore?
Daß ſie tritt aus goldnem Thore,
Und die Erd' in Perlen gleißen
Läßt, die dann, ihr zu entreißen,
Sonne ſaugt und Weſtwind weht?

Kann doch, wer ſo früh aufſteht,
Keine große Dame heißen.

Enrice.

Früh aufſtehn, wo Haine rauſchen,
Schön im farbigen Gedränge,
Und ſo mit der Blumen Menge
Der Geſtirne Schaar vertauſchen,
Schickt ſich wohl, um zu belauſchen
Ihres Hirten ſüße Schmerzen.
Früh aufſtehn zu ſolchen Scherzen
Zeigt, wie inn'ge Treu' ſich ſehne.
Minder Dame wäre jene,
Schliefe ſie mit Lieb' im Herzen.

Niſe.

Wohl, ſo mag ſie denn nur frühe
Aufſtehn, und bei'm erſten Strahl
Suchen ihrer Liebe Wahl;
Mit mehr Luſt und minder Mühe
Will ich der, wofür ich glühe,
Mich am heitren Abend freuen;
Und es ſollen mich nicht reuen
Ihre Morgen: denn allein
Für den Pöbel mag es ſein,
Frühes Aufſtehn nicht zu ſcheuen.

Geräuſch hinter der Scene.

Aber welch ein Lärm war hier?

Celia.

Fährt des Herzogs Kutſche da
Eben vor.

Enrico.
Des Herzogs?
Celia.
Ja.
Chloris.
Drum, am beſten ſteigen wir
Wieder ein. — Bleibt, Cavalier,
Und verzeiht.
Liſida.
Warum die Eil?
Sage mir!
Chloris.
Es ſoll ihm, weil
Er uns nachkommt, mich zu ſehen,
Die Gelegenheit entgehen.
Enrico.
Da durch Zufall mir zu Theil
Ward, was ſeine Wünſch' erſpähten,
Will ich meine Dienſt' euch bieten,
Die Beſorgniß zu verhüten,
Die bei ſeiner Näh' betreten
Euch gemacht: ihn zu verſpäten
Will ich ihm entgegen eilen,
Und begrüßend ihn verweilen,
Unterdes erreicht ihr dort
Eure Kutſch', und macht euch fort.
Chloris.
Dank dafür ſoll euch ertheilen
Dieſe Schärpe; laßt ſie mich

34. Wenn auch offen ein Schatz daliegt,
wie am Palmbaum die Krähe fand,
Wo du ſelbſt nicht die Hand anlegſt,
beut das Schickſal umſonſt ihn dar.

35. Durch Müh' gelingt ein Vorhaben,
durch unthätige Wünſche nicht:
In des ſchlafenden Leu'n Rachen
laufen Gazellen nicht hinein.

36. Durch elterlicher Zucht Sorgfalt
wird zur Tugend das Kind gewöhnt;
Erſt aus der Mutter Schooß fallend
iſt ein Sohn nicht ſogleich gelehrt.

Deswegen ſagt man auch mit Recht:

37. Mutter und Vater ſind Feinde,
welche den Knaben nicht erziehn;
Wie bei Schwänen ein Rohrdommel,
Nimmt er am Hofe dann ſich aus.

38. Mit Jugend und Geſtalt prangend,
hohen Ahnen entſproßen auch,
Der Unwißende gleicht dennoch
dem geruchloſen Tulpenbaum.

39. Auch ein Thor kann am Hof glänzen,
prächtig mit Kleidern aufgeſtutzt.
So lang' er nicht den Mund aufthut,
glänzen kann er ſo lange wohl.

Nachdem der König dieß alles überlegt hatte, veranſtaltete er eine Verſammlung der Weiſen, und ſagte zu ihnen:

Als Glückwunſch der Rückkehr geben,
Welche neu beſeelt mein Leben.

Enrico.

Glücklich preiſt eu'r Diener ſich,
Aber wüßt' ich nur, wem ich —

Chloris.

Heut unmöglich.

Chloris und Niſe ab.

Liſida beiſeit.

Jetzt, o Himmel!
Muß ich wieder im Getümmel
Aller Angſt und Kränkung ſchwanken;
Meine Lippen ſind nicht Schranken
Für der Regungen Gewimmel.
Doch verſchleiert kann ich ihr
Wieder Eiferſucht erregen;
Sie ſoll, thöricht und verwegen,
Fühlen, was ſie that an mir. —
Beide, Herr, erkennen wir,
Welch ein eifriges Beſtreben
Scheint für uns euch zu beleben;
Und mit gleichem Dank, wenn ſie
Euch die Schärpe da verlieh,
Will ich dieſe Blum' euch geben.

Sie giebt ihm eine Blume.

Enrico.

Bleibt!

Liſida.

Nicht nachzugehn begehrt,
Wenn ihr mich nicht wollt verletzen.

Liſida ab.

Enrico.

Mehr muß mich's in Zweifel ſetzen,
Um ſo mehr ihr euch erklärt.

Ponlevi zu Celia.

Euch ſei noch zu gehn verwehrt.

Enrico.

Ich muß hin zum Herzog gehen;
Wer ſie ſind, ſuch' auszuſpähen.

ab.

Ponlevi.

Wenn der Schleier mich die Kleine
Recht als Zofe läßt für's eine,
Andern Theils als Mädchen ſehen,
So iſt, was ſie weiß, mein eigen.

Celia.

Gebt das auf, mein Herr vom Hofe!
Denn als Mädchen und als Zofe
Könnt' ich einem Eh'mann zeigen,
Wie er dulden ſoll und ſchweigen.

Ponlevi.

Wie verdreht ſie mir's geſchwind!
Doch da Sankt Discret, mein Kind,
Nie als Feſttag wird gehalten,
Fang' nur an damit zu ſchalten,

Sag', wer deine Fräulein ſind;
Und nimm —
Celia.
Große Höflichkeit!
Ponlevi.
Um die Müh' an mich zu wenden, —
Celia.
Nun, was?
Ponlevi.
Den Bericht zu enden,
Nimm dir zum Verſchnaufen Zeit.
Celia.
Schön Geſchenk!
Ponlevi.
Wie allezeit
Man von meiner Hand erhält.
Celia.
Gut, da du mir freigeſtellt,
Zeit zu nehmen zum Verſchnaufen,
Nehm' ich ſie, —
Ponlevi.
Wozu?
Celia.
Zum Laufen.
ab.
Ponlevi.
O Karthäuſer-Zofe! Gelt,
Sie entſchlüpft mir, wie der Blitz.
Und ich ruf' in meinem Schmerz:

Haltet ſie, Götter! ſie entführt mein Herz.
Aber, bei Lakaien-Witz!
Ich will nicht um den Beſitz
Ihrer Neuigkeiten kommen.
Hör' ich nicht den Herzog kommen?
Nach will ich der Schelmin fliegen.
Eine Zofe und verſchwiegen,
Das ward niemals noch vernommen.

ab.

Der Herzog tritt auf mit Enrico, Octavio und Gefolge.

Enrico.

Laß' mich nochmals deine Hand
Küßen.

Herzog.

Und den Willkomm geben
Laß' mich nochmals dir, Enrico.

Enrico.

Wer ſo mit erhöh'ten Ehren,
Herr, ſich ſieht zu deinen Füßen,
Über denen ſtolz die Sphäre
Einer hellern Sonne ruht,
Muß ſich wohl bewillkommt ſchätzen.

Fabio tritt auf.

Fabio.

Ich kam her, dich hier zu ſuchen,
Denn wie dürft' ich mich entfernen,
Ohne deine Hand zu küßen?

Herzog.

Glücklich, daß Enrico eben

Ankommt; da mir ſeine Rückkehr
Deiner Näh' Verluſt erſetzet.

Fabio beiſeit.

Nein, ein Unglück iſt's für mich.
Da er in Florenz bleibt, werd' ich
In Neapel nicht vor Argwohn
Sicher ſein; allein am Ende
Bleibt doch Chloris meine Tochter,
Und vereitelt all' ihr Wähnen.

ab.

Herzog.

Wie befand'ſt du dich in Spanien?

Enrico.

So wie einer, der ſein Leben,
Herr, in deinem Dienſt verbringt.
Doch in dieſem Zeitpunkt hatt' ich,
Wenn auch nicht in deinen Dienſten,
Die Entfernung wohl verwendet.

Herzog.

Wie ſo?

Enrico.

Herr, ich fand ganz Spanien
Voll von Jubel und von Feſten,
Wodurch es mit edlem Eifer
Seine Lieb' und Treu' bewährte.

Herzog.

Wohl hat eher als die Zunge
Das Verlangen ſchon erkläret,
Was der Grund ſo vielen Jubels

War: die Huldigung des erſten
Balthaſar, des Kron-Infanten,
Der von ſeinen hohen Eltern,
Sohn der Morgenröth' und Sonne,
Licht und Schönheit mög' ererben.
Und da die Gelegenheit
Nichts verſäumt für die Geſchäfte
Deiner Sendung, magſt du immer
Mich zerſtreu'n nach der verfehlten;
Da mich eine Dame herzog,
Und ich ſie nicht fand, entſchäd'ge
Mich für den Verdruß, Enrico.

Enrico.

Woll' Eu'r Hoheit denn vernehmen.
Von dem hochbeglückten Tage,
Wo in der Verklärung Feſte
Allgemein die röm'ſche Kirche
Gottes Huldigung begehet,
Und des Himmels Reich entbietet,
War ein kleiner Abriß jene
Huldigung des jungen Prinzen.
Wenn die Kön'ge unter Menſchen
Götter ſind nach unſerm Glauben,
Muß es hohe Deutung lehren,
Daß den Tag, wo Gott der Himmel
Huldigt, Balthaſarn die Erde.
Nun an dem beglückten Tage
Gieng die Dämmerung im Nebel
Grauer Schatten, und Aurora

Auf, von Wolken dicht umgeben;
Sie that nicht der Sonne Thor auf,
Das Geleit der Morgenſterne
Gab kaum Spuren ihrer Schönheit;
Und ob andre mal des Wetters
Graue Einhüllung dem Zufall
Möchte zugeſchrieben werden:
Nicht durch Zufall heut geſchah es,
Nein, nach höheren Befehlen.
Laß hier eine Lücke leer
Für die Urſach, denn ich werde
Noch zurück, ſie auszufüllen,
Kommen vor dem Schluß der Rede.
In dem königlichen Dome
Jenes Ober-Kirchenlehrers,
Der die Frömmigkeit, den Eifer
Zeigt an allen Erdenweſen,
Ward die größte Fei'r bereitet,
Die die Sonn' auf ihrem Wege
Sah, von wo im Meer ſie aufgeht,
Bis ſie untergeht im Meere.
An dem Fuß des Hauptaltars
Hob ſich eine Bühn', als Stelle,
Für die Huldigung geräumig,
Und zur linken Hand derſelben
War der Vorhang der Monarchen,
Aber nein, ich nenn' es beßer
Gold- und Perlenmutter-Wolke,
Denn wie die drei Purpurblätter

Ihre Hüll' entfaltet, ſah man
Licht und Majeſtät ſie glänzen,
Strahlen gebend, gleich dem Golde,
Gleich der Perlenmutter, Perlen.
Aus dem Pallaſt trat der König,
Sich zur Königin geſellend,
Mit dem Prinzen, dem gehuldigt
Ward; ihn führten an den Händen
Seine Onkel, die Infanten.
Niemals ſahe man umkränzet
Mit mehr Strahlen noch den Frühling,
Nie den Mond noch mit mehr Sternen,
Als die ſchöne Lilie Frankreichs
Von der Schönheit ganz umgeben
Ihrer Damen, die noch prangten,
War es gleich in ihrer Nähe.
Seinen Platz nahm nun der König
Bei der Königin zur Rechten,
Hinter ihnen die Infanten,
Und in einem kleinen Seßel
Saß der Kronprinz vor den beiden;
Hierauf an den Stufen ſelber,
An der linken Seite hatten
Die Prälaten ihre Stelle.
Hinter den drei Abgeſandten
Von Rom, Frankreich und Venedig,
Folgten die vom hohen Rathe;
Hierauf an dem andern Ende
Erſt die Granden, dann die Titul,

Dann der Reiche Stellvertreter.
Niemand nenn' ich, da das Schmeicheln
Hier Beleidigung nur wäre.
Würd'ger Maßen war der heil'gen
Firmelung Gebrauch die erſte
Ceremonie bei der Feier.
Die der Huld'gung anzuheben,
Kam hierauf, mit Würde zierlich,
Edel mit beſcheidnem Weſen,
Und in allem liebenswürdig,
Mit Bezeugungen der Ehre,
Wie die Pflicht ſie heiſcht, Don Karlos,
Treu' zu ſchwören ſeinem Neffen.
Dieſem folgte dann Fernando;
Und da Spanien hoch ſich ſchätzet
Als katholiſch, wie man beide
Sah zugleich zur Huld'gung treten,
Dieſen mit dem Stahl umgürtet,
Den im heil'gen Diademe,
Glaubt' ich ganz erfüllt von Zungen
Es alſo zu hören reden:
O du glücklich Reich, o nochmals
Glücklich ſei'ſt du, und ohn' Ende,
Worin Wißenſchaft und Waffen
Als die erſten Glorien gelten!
Laßen wir auf dieſem Punkt
Nun die Ceremonien ſtehen,
Und hinaus, wo wie ein heller
Regenbogen ſchon Madrid

Wartet, ſeine Straßen deckend
Mit der prangendſten Verwirrung,
Dem verwirrendſten Gepränge,
Meere bildend und Gefilde
Mit den Trachten und den Federn.
Schon begann des Aufbruchs Zeichen
Den Begleitenden zu geben
Eine kriegriſche Muſik
Vieler Zinken und Trompeten.
In der Ordnung, wie ſie ſaßen,
Fieng der Zug ſich zu erheben
Wieder an, bis wo der Kön'gin
Kutſche kam an ihrer Stelle.
Etwas weiter vorwärts kamen
Die Infanten erſt zu Pferde
Neben ihr, und dicht am Schlage
Ritt der König; laß die Rede
Hier verſtummen, und die Lücke,
Die ich ließ, als ich bemerkte,
Daß die Sonn' ausblieb, das Frühroth
Nicht erſchien, die Morgenſterne
Nicht vom Tage Nachricht gaben,
Noch die ſchönen Lichter glänzen
Ließ die Nacht: ruf' jetzt die Lücke
Dir zurück, ſie zu ergänzen.
Du wirſt ſehn, es war kein Zufall
Dieß Verſäumen, nein, nothwendig.
Denn in Karlos und Fernando
Prangen die zwei Morgenſterne,

Ehrwürdige Weiſe, hört mich an! Wo werde ich einen Mann finden,

40. Der, durch ſittliche Vorſchriften,
meiner Söhne, die immerfort
Ab von der graden Bahn ſchweifen,
Wiedergeburt bewirken kann?

Denn

41. In Gold gefaßte Glasperlen
nehmen an der Smaragde Glanz;
So bildet auch zum Witz Umgang
kluger Männer die Thoren aus.

42. In der Niedrigen Umgange
wird das Gemüth erniedrigt ſtets;
Mit den Gleichen ſich gleich bleibt es,
ſteigt mit Höheren höher auf.

Ein großer Weiſer, Namens Wiſhnuſarman, der den Gehalt aller ſittlichen Lehrbücher inne hatte, erwiederte hierauf wie ein anderer Brihaspatis: Hoher Herr! Dieſe Prinzen ſind aus einem edeln Geſchlecht entſproßen; es wird daher nicht ſchwer ſein, ihnen die Sittenlehre faßlich zu machen. Denn

43. Müh', verwendet am Werthloſen,
kann nicht fruchten. Der Kranich lernt
Durch tauſendfache Müh' niemals,
wie der Sittich beredt zu ſein.

44. Ausgeartete Nachkommen
giebt es von ſolchen Ahnen nicht.
Wird aus einer Rubingrube
jemals ſchlechter Kryſtall erzeugt?

Sie der Sonne ſchöne Brüder,
Die in ihrem Strahl ſich nähren.
Aus fuhr an Aurorens Stelle,
Sie an Schönheit übertreffend,
Iſabell' in goldnem Wagen,
Ganz beſä't von Amoretten;
Und, wenn es Aurorens Amt iſt,
Blumen geben, wenn ihr Lächeln
Blumen zeugt: der Lilie Frankreichs
Prachtgeleit ſind Blumen eben;
Und wenn, ſeine Sphär' erleuchten,
Ziemt dem vierten der Planeten,
War Planet der vierte Philipp,
Über dieſem Himmel ſchwebend.
Kind Aurorens und der Sonne,
Zog der heiterſte der Sterne,
Von Kryſtallen rings umſchirmet,
Eingefaßt von Spiegelflächen.
Wenn vor jenen, die der Sonne
Morgenſterne ſelbſt beſchämen;
Wenn vor ihr, die mit Auroren
Blume gegen Blume wettet;
Wenn vor ihm, der Strahl um Strahl
Weiß der Sonne Glanz zu ſchwächen;
Endlich, wenn vor ſolchem Stern,
Der zur Sonne ſich verkläret,
Die des Himmels ſchwache Schatten,
Stummer Pomp, erloſch'ne Helle
Dießmal ſchienen, war's kein Zufall,

Der ſie dem Vergleich entwendet,
Sondern Vorſatz, da aus Furcht ſie
Oder aus Beſchämung fehlten.
Doch Allegorie bei Seite,
Laß' mich den Bericht verlängern,
Philipps Anſtand dir zu ſchildern,
Das Geſchick, das kühne Weſen,
Womit er ſein Pferd regierte.
Wenn in mir nur dieß Beſtreben
Wahrheit iſt, nicht Schmeichelei,
Schein' es immerhin das letzte.
Ein nicht leicht zu zähmend Roß,
Röthlich braun von Haar und Mähnen,
War der thieriſche Monarch,
Der, wenn braun die Sonn' ihn brennet,
Ihren Ungeſtüm entſchuldigt,
Da er, ſo gefärbt, bewähret,
Daß es Fleiß kann bei der Hitze,
Schönheit in der Wildheit geben.
Er erſchien ſo ſtolzen Muthes,
Daß ſein Stolz ſchon zu erkennen
Gab, er fühle ſich gar wohl
Eines ganzen Himmels Träger,
Unter Thieren ein Gebirge,
Ein Atlas, begabt mit Leben.
Wie ſoll ich es dir beſchreiben,
Wie verachtend und wie kräftig,
Ohne ſich um ſie zu kümmern,
Er die Stein' im Geh'n zerſchmettert?

Dieß allein kann ich dir ſagen,
Daß ich jetzt erkannt', es hege
Feu'r in ſeinem Schooß Madrid;
Da, wo irgend mochten treffen
Seine Hufe, man von Funken
Sich ein Chaos ſah erheben.
Und wie, wer das Feu'r berühret,
Raſch zurückzieht mit den Händen,
So ſah man das muth'ge Roß
Seine Huf' in ſolcher Schnelle
Wieder heben vor dem Feuer,
Von den Hufen ſelbſt erreget,
Daß, die Furcht zur Zierde machend,
Es kaum einen niederſetzte,
Immer in der Luft ſich haltend
Mit den Sprüngen und Kurbetten.
Gleich gewaltig in der Thierwelt
Wie in der vernünft'gen herrſchend,
Wußte ſolch Geſchöpf der König
Nach des Zügels Wink zu lenken.
Sag' ich, daß er nach der Zinken
Und Trompeten Klang von ferne
Es ließ tanzen nach dem Takt
Vom Gebiß, das Schaum erregte?
Nein, dieß ward ſchon oft geſagt.
Sag' ich, daß mit ſeinem Pferde
War aus Einem Stück der Reiter?
Nein, das wär' hier unanſtändig.
Daß ſie einem Weltkreiß glichen,

Meer der Schaum, der Körper Erde,
Luſt die Seel', und Feu'r der Fuß?
Nein, denn der Vergleich wär' tändelnd.
Sag' ich, daß als edler Reiter,
Sporn und Stiefeln angeleget,
Seine Achtſamkeit am Schlage,
In den Bügeln ſeine Stärke,
Kühn geſtützt den Arm, die Hand
Tief dem Zügel ſich bequemend,
Schräg den Mantel umgeworfen,
Schlank den Leib, die Blicke rege,
Stattlich er durchritt die Straßen,
An der Kön'gin Schlag gefeßelt?
Ja, denn ohne Schmuck dieß ſagen,
Schildert ihn am allerbeſten.
Und glaub' nicht, wenn ich an Philipp
Dir die Reiterkunſt erhebe,
Daß ich ſchmeichle; denn es kann
Keine Ritterübung geben
Der Gewandtheit, die er nicht
Zur Bewunderung beſäße.
In der Reitbahn iſt er Meiſter,
So geübt auf beiden Sätteln,
Daß ihn niemand übertrifft.
Wenn er fechtend führt den Degen,
Übt er aus mit ſcharfer Klinge
Was ihn das Rapier gelehret.
In der Jagd, des Krieges treuem
Abbild, iſt er ſo behende,

Daß ſein Feuerrohr verzeichnet
Was nur fliegt und läuft auf Erden.
Mit dem Pinſel weiß er zweiter
Schöpfer der Natur zu werden;
Und die lieblichſten Akkorde
Der Muſik hat er erſpähet.
Ja, es giebt von allen Künſten
Keine, die er nicht verſtände,
Und zwar hat ihn mühlos alle
Seine Trefflichkeit gelehret.
O, ſo woll' ihm denn des Glücks
Oder Himmels Gunſt gewähren,
Da ſie ihm vergönnt, zu ſeh'n
Huld'gen mit ſo viel ergeb'ner
Treue ſeinem ſchönen Prinzen
Von Aſturien, daß ihn ſehe
Bald als Kriegesgott das Feld,
Die Rebellen niederwerfend
Unter ſeinen Heldentritten,
Das Panier der Kirch' erhebend;
Auf daß alles enden möge
Ihm zum Ruhm, und uns zum Segen!

Herzog.

Viele Freude mir gewähret
Hätt', Enrico, dein Bericht,
Hätt' er nur mein Herz beſchweret
Von dem Gram gefunden nicht,
Der es eben jetzt verzehret.
Doch da man nie unterläßt

Antwort auf ſolch eine Frage,
Daß ich nicht bei dir im Neſt
Bleibe, ſo hör' eine Klage,
Als Erwied'rung auf ein Feſt.
Ich weiß nicht, wie ich beginne,
Weh' mir! doch, damit du inne
Werdeſt, wie es in mir ſteht,
Höre lieber ein Sonett,
Das ich ſchrieb in dieſem Sinne.
  Mein Buſen war ein kalter Berg zu nennen,
    Den ſchon mit Schnee die Jahre krönend zieren;
    Des Herzens Aſchen ließen kaum von ihren
    Vormal'gen Flammen noch die Spur erkennen.
  Ein ſchöner Strahl mit himmliſchem Entbrennen
    Drang zu der Mine heimlichſten Revieren:
    Das Feu'r, im Schnee entzündet, mußte frieren,
    Der Schnee, im Feu'r gefrierend, mußte brennen.
  Ein Ätna meiner Lieb' und Qual nun, ruhten
    Die Aſchen nicht in mir, von neuem Sehnen
    Die Bruſt entbrannt, ließ ich die Augen fluten.
  Belebter Berg! Vulkan voll blindem Wähnen!
    Biſt du ganz Feu'r, wie zollſt du Waßerfluten?
    Doch gleichfalls Feuer ſind der Liebe Thränen.

Enrico.

Herr, mit goldnem Schlüßel zwar
Willſt du mir dein Herz aufſchließen.
Doch aus dem Sonett, 's iſt wahr,
Kann ich, daß du liebeſt, ſchließen;
Wen du liebſt, iſt mir nicht klar.

O verſchweig' mir nichts hiebei,
Laß mich wißen, wer es ſei.

Herzog.

Du kennſt wohl den Gegenſtand,
Und ich glaubt', auch ungenannt,
Fiel er dir von ſelber bei.

Enrico.

Mir?

Herzog.

Ja, der, die ich erwähle,
Kommt an Schönheit keine nah.

Enrico.

Wie, daß ich ſie nur verfehle?

Herzog.

Fabio hat zwei Töchter ja.

Ponlevi beiſeit.

Das traf meinem Herrn die Seele.

Enrico beiſeit.

Was iſt's, Himmel! das mir droht?
Hat er Liſida gemeint
Oder Chloris! Schnellen Tod
Bring' mir Eiferſucht! — Mir ſcheint
Immer deiner Herzensnoth
Gegenſtand noch zweifelhaft.
Kann ich, ob ſie Chloris ſchafft,
Oder Liſida, entwirren?

Herzog.

Nur im Zweifeln liegt dein Irren.
Wer, ſieht er in voller Kraft

Eine Roſe bei 'ner Blume,
Einen Stern bei einer Roſe,
Zweifelt, was mit höherm Ruhme
Theil hat an der Schönheit Looße,
An der Herzen Eigenthume?
Liſida —

Enrico beiſeit.

Ach!

Herzog.

Gleicht der frühen
Blume, Chloris voll'res Blühen
Roſen.

Enrico.

Ja, — beiſeit. Wer würd' es glauben!
Meiner Dame Ruhm zu rauben,
Hör' ich freudig ſein Bemühen.

Herzog.

Chloris iſt's, zu der getrieben,
Thränen mir und Gram nur blieben.

Enrico.

Gram und Thränen nur erwerben,
Heißt nicht lieben, ſondern ſterben.

Herzog.

Giebt es Sterben ſonſt als Lieben?

Octavio.

Herr, ich habe deine Klagen
Schweigend angehört, um nicht
Dieſen Troſt dir zu verſagen;
Doch mir ſcheint, es widerſpricht

Chloris dir durch ihr Betragen.
Wenn, von Werbungen gedrängt,
Minder hart als dir verbunden,
Sie den Zutritt nicht beengt;
Wenn ſie zu des Tages Stunden
Zeilen deiner Hand empfängt,
Und zu Nacht, mein Fürſt, bereit
Deinen Wunſch zu treffen immer,
Mit gefäll'ger Höflichkeit
Zur Akademie ihr Zimmer
Für der Liebe Fragen weiht:
Warum jene Klag' erheben?
Feſtigkeit macht Berge eben,
Und ich weiß, was dieß bedeute:
Hört dich eine Schöne heute,
Wird ſie morgen Antwort geben.

Herzog.

Wie wir wenig uns verſtehen,
Freund! Wer weiſe liebt, wird ſehen,
Ihm ſei beßer, Gunſt entweder
Oder auch Verſchmäh'n, als weder
Gunſt zu finden, noch Verſchmähen;
Weil kein Zuſtand mehr beſchwert,
Als wenn Liebe keins gewährt,
Weder Gunſt, ſie zu genießen,
Noch Verſchmäh'n, uns zu verdrießen.
Wer Verſchmäh'n und Gunſt entbehrt,
Kann im Leiden nicht verzagen,
Noch ſich dreiſt zu freuen wagen.

Kein Gefühl, das mehr erniedert,
Als aus Höflichkeit erwiedert
Seine Liebe zu ertragen!
ab.

Enrico.
O der Liebe Tyrannei!

Octavio.
Beßer ſagen, was ſie ſei,
Wollt' ich wohl: denn meine Schmerzen
Lieb' ich, ſtänd' auch meinem Herzen
Ohne ſie zu leben frei.

Enrico.
Alſo wollt auch ihr geſtehen,
Daß ihr liebt?

Octavio.
Wer zuſieht ſpielen,
Pflegt für deſſen Theil zu ſtehen,
Und ſieht ungern ihn verſpielen,
Dem zur Seit' er zugeſehen.
Spielen und verſpielen ſah
Ich den Herzog: ſo geſchah
Mir wie ihm; mich traf ein Strahl
Jenes Sternes.

Enrico.
Eure Wahl
Iſt im ſelben Hauſe?

Octavio.
Ja.

Ich unternehme es daher in dem Zeitraum
Monaten deine Söhne mit den ſittlichen Vorſchr
lich bekannt zu machen. Der König erwiederte

45. Ein Wurm, am Blumenkranz haftend,
ſteigt zu der Edeln Scheitel auf;
Götterrangs wird ein Stein theilhaft,
der von Großen geheiligt ward.

46. Wie auf des Orients Berge
Dunkles glänzt in der Sonne Näh',
So wird ſelbſt der Geburt Dunkel
aufgehellt durch der Weiſen Näh'.

47. Wer Tugend kennt und Laſter, übt die Tug
Doch leicht verderbt ihn Umgang mit den
Der Flüße Lauf beginnt mit ſüßem Waßer;
Vermiſcht dem Weltmeer, werden ſie untrin

Deswegen übertrage ich Euer Ehrwürden
über die Ausbildung dieſer meiner Söhne durch
Erkenntniß. — Nachdem der König ſo geſproch
übergab er dem Viſhnuſarman mit großen Ehren
ſeine Söhne. Als nun einsmals die Prinzen
dem Söller des Pallaſtes ihrem Lehrer gegenüber
der Weiſe zu gelegener Zeit ſo zu reden an:

48. Sinnreicher Poeſie Vortrag
kürzt die Stunden Verſtändiger;
Schlaf iſt des Thorenvolks Kurzweil,
wüſtes Gelag und Zänkerei.

Ponlevi beiſeit.
Schlug ihm fehl der eine Knote,
Bleibt der andre mind'ſtens doch,
Denn ihm ſteht nun zu Gebote
Kampf der Lieb' und Freundſchaft noch.
Enrico beiſeit.
Daß mir ſolch ein Unglück drohte! —
Iſt von Chloris' Angeſicht
Eine Dämm'rung eure Wonne,
So ward, erſt nur Sternenlicht,
Liſida euch nun zur Sonne.
Octavio.
Ach mein Freund, ſie iſt es nicht!
Enrico beiſeit.
Segne Gott dich für dieß Wort.
Ponlevi beiſeit.
Auch nicht die? Da gieng von Neuem
Uns der zweite Knote fort.
Octavio.
Hört! denn euch, als meinem treuen
Freund, ſei nichts geheim hinfort.
Enrico.
Ihr kennt mich, als euch ergeben.
Octavio.
Eine Muhme ſah ich neben
Jenen Schweſtern, einen Engel,
Der mit Schönheit ohne Mängel
Prangt von Haupt zu Fuß; ſie leben
All' in einem Haus beiſammen:

Schön, daß übermenſchlich faſt
Sie vom Himmel ſcheint zu ſtammen,
Iſt der allzu holde Gaſt
Nun der Himmel meiner Flammen.
Doch ich will ihr Lob verſchieben;
Eurer Freundſchaft mög's belieben,
Daß ihr ſagt, wenn wir ſie ſehen,
Ich ſoll ab vom Lieben ſtehen,
Um noch inn'ger ſie zu lieben.
ab.

Enrico.

Hör' es gleich, wenn du's verlangſt. —
Sahſt du zweimal meine Angſt,
Ponlevi?

Ponlevi.

Ich ſah von fern,
Wie du für den Freund und Herrn
Zwiſchen Lieb' und Freundſchaft rangſt:
Daß du Selbſtgeſpräche mußt
Halten lernen, und der Bruſt
Regungen zu allen Stunden
Wohl zu Rathe ziehn.

Enrico.

Verſchwunden
Iſt mein Kummer nun in Luſt.

Ponlevi.

Gut, ſo laß dir offenbaren:
Erſt im Schleier jene zwei,

Dann die mit dir red'te, waren
Juſt die oberwähnten drei.

Enrico.

Sag', von wem haſt du's erfahren?

Ponlevi.

Ihre Zofe, voller Reu,
Daß ſie erſt von Zofen-Art
Abfiel ohne Scham und Scheu,
Hat's nachher mir offenbart.

Enrico.

Sag' mir denn, bei aller Treu,
Wer die Schärpe mir geſchenkt,
Wer die Blume?

Ponlevi.

Ja, ihr denkt,
Daß ich alles müßte wißen.

Enrico.

So iſt mir mein Glück entrißen,
Und in neue Noth verſenkt.
Denn ich weiß nicht, welches Pfand
Ich verſchmäh'n ſoll, oder ſchätzen.

Ponlevi.

Wißen ſollſt du's; laß gewandt
Meine Kunſt daran mich ſetzen.
Heut noch geh' ich, um galant
Sie zu grüßen deinetwegen,
Thu', als wär' mir nichts bewußt.
Wo ſich Liebes-Stürme regen,

Muß der mächt'ge Zug der Bruſt
Sich in Mienen offen legen.

Enrico.

Willſt du auf die Fahrt dich wagen,
Wirſt du wenigſtens mir ſagen,
Daß von zweien mir die Hand
Liſida's das eine Pfand
Gab, und mehr will ich nicht fragen.
Wenn das eine Gift mir droht,
Kann das andre Heil mir geben;
Und ſo ſichert, ohne Noth,
Meinen Tod entweder Leben,
Oder auch mein Leben Tod.

Beide ab.

Garten am Hauſe Fabio's.

Niſe und Chloris treten auf.

Niſe.

Hier, wo gelinde fallen
Und murmeln läßt der Springbrunn die Kryſtallen,
Vertraue, theure Muhme,
Dein Lieben meiner Liebe Heiligthume.

Chloris.

Enrico muß vor allen
(Hier blieb ich, Niſe) in Florenz gefallen:
An Muth, Verſtand und Adel,
Wofern der Ruf nicht lügt, ganz ohne Tadel.
Ich ſage nicht, daß ich ſchon angefangen
Verliebt zu ſein in ihn, noch auch Verlangen
Gehegt, er wär' es wieder;

Nur, wenn er's würde, war mir's nicht zuwider.
Indem ich ſo nun lebte,
Und zwiſchen Lieben und Vergeßen ſchwebte,
Mußt' auf die Aſche rühren
Der blinde Gott, die Flammen anzuſchüren.
Was ſag' ich dir, wie dankbar ihm ergeben
Erwiederte mein Leben
Mit manchen Gaben, Pfändern zarter Herzen?
Denn du weißt alles, weißt du meine Schmerzen.
Nach dieſem ſüßen Zwange
Erfolgte dann Abweſenheit auf lange,
Seit welcher mir, verliebt,
Der Herzog, wie du weißt, Beſuche giebt;
Und mag nur nicht, um treu an dem zu handeln,
Sich ſeine Lieb' in's Gegentheil verwandeln!

Liſida tritt auf.

Liſida.

6 Es darf die dunkle Nacht
Nicht neiden mehr der Frühe ſchöne Pracht,
Da ihre Schatten glühen
Von helleren Auroren, ſchönern Frühen.

Ponlevi kommt.

Ponlevi.

Wenn ein neulich Angekomm'ner,
Dem die Scham nicht iſt gegeben,
Sich die Freiheit nehmen darf,
Sich beliebig einzudrängen,
Reicht mir eure drei Pantoffeln,
Um zu küßen unterthänig

Die drei goldverbrämten Vaſen
Von drei Säulen zarten Schnees.

Chloris leiſe zu Niſe.

Muhme, wer iſt dieſer Narr?

Niſe leiſe.

Der Bediente des Entfernten.

Chloris leiſe.

Ich verſtehe.

Liſida beiſeit.

Herz, wir müßen,
Wie's dein Looß iſt, uns verſtellen. —
Ponlevi, wie ſteht's mit dir?

Ponlevi.

Friſch und frohen Muthes ſteht es,
Fräulein, jetzt mit ihm.

Liſida.

Mit wem?

Ponlevi.

Ei, mit meinem Herrn. Dem gelten
Deine Fragen doch; um mich
Kümmerſt du dich wohl nur wenig.
Du brauchſt nicht erſt hoch zu ſteigen,
Wie die Falken.

Liſida.

Du kommſt eben
Boshaft wieder, wie du giengeſt.

Ponlevi.

Tugend iſt nicht zu verlernen.

Chloris.
Spanien iſt ein gutes Land?
Ponlevi.
Es iſt überaus vortrefflich.
Chloris.
Schöne Damen?
Ponlevi.
Nicht mit Einer
Hat er in dem Jahr geredet.
Chloris.
Wer?
Ponlevi.
Mein Herr, denn ſeinethalben
Willſt du doch dich ſicher ſtellen.
Mach' doch nicht ſo weite Kreiſe,
Denn die Reitbahn iſt zu enge.
Niſe.
Dieſer Menſch iſt gar nicht übel
Von Geſchmack.
Ponlevi.
Nein, ganz vortrefflich,
Da er dich ja liebt.
Niſe.
Mich auch?
Ponlevi.
Ja.
Niſe.
Da er mich nie geſehen?

Ponlevi.

Das iſt eben hübſch; dich lieben,
Wenn er dich geſeh'n, was wär' es?
Aber blind geboren, weiß ich,
Liebt er dich ganz unbeſehens.

Chloris.

Gilt das, ſag', mit Einer Bosheit
Alle drei uns abzufert'gen?

Ponlevi.

Ja, mein Herr hat mir befohlen,
Allen tröſtlich zuzureden.
Denn er iſt ſo voller Sorgfalt,
Er führt Duplicat-Geſchenke,
Falls ihm eins verloren gienge.
Ich, gehorſam dem Befehle,
Sag' euch drum: Deum de Deo,
Welches heißt: der oder denen.

Celia kommt.

Celia.

Der Herzog iſt an der Thür.

Chloris.

O wie läſtig!

Celia.

Mit ihm melden
Sich Octavio und Enrico.

Chloris.

Dank der Liebe, ganz gelegen

Kommt doch der Beſuch des Herzogs
Manchmal. — Bitt' ihn, einzutreten.

Der Herzog, Octavio und Enrico treten ein, und es werden Lichter gebracht.

Eure Hoheit wird die Kühle
Beſſer hier genießen können.

Herzog.

Liebe will nicht Wahl mir gönnen,
Keine Freiheit die Gefühle.
Da ich nur die Nahe fühle
Deiner Schönheit, weiß ich nimmer,
Ob es Garten iſt, ob Zimmer,
Wo ich bin: denn ich erkläre,
Himmel dünkt mir jede Sphäre,
Bei ſo holder Sonne Schimmer.

Der Herzog ſetzt ſich auf einen Lehnſtuhl, Chloris auf einen andern, und die Damen zu beiden Seiten.

Octavio.

Die iſt's, die mein Herz entführt.
Dünkt ſie euch, Enrico, ſchön?

Enrico.

Wohl zum Stern muß ſie erhöh'n
So viel Anmuth, als ſie ziert,
Da ſie eu'r Gemüt regiert.

Octavio.

Günſtig iſt mir Zeit und Ort,
Und ſo ſag' ich ihr ein Wort.

Enrico.
Ich, als Fremder, hoffe keine
Gunſt für mich.

Liſida.
Wer böt' euch ſeine,
Der, Enrico, weiß, ſofort
Werde Eiferſucht ſich regen?

Enrico.
Jemand, den dieß ſollte freu'n.

Liſida.
Einbildung wollt' ich zerſtreu'n,
Eiferſucht nicht ſelber hegen.

Enrico.
Ich verſteh' euch nicht.

Liſida.
Erregen
Wollt' ihr die, ſtatt mich zu rächen.
Laßt hievon die Schärpe ſprechen.

Enrico.
Seht ihr nicht die Blume blüh'n,
Die mich krönt?

Liſida.
Ihr hoffend Grün
Mußt' in Eiferſucht ſich brechen.

Chloris beiſeit.
Welche Blum' iſt das? Weh' mir!
Sie war Liſida's: die beiden
Laßen mich den Tod erleiden.

Darum will ich zu Eurer Hoheiten Ergötzung eine artige Geſchichte von der Krähe, der Schildkröte und andern Thieren erzählen. Die Prinzen ſagten: Erzähle, Meiſter! Viſhnuſarman ſprach: Wohlan, ſo hört! Für jetzt will ich die Wahl der Freunde vortragen, wovon dieß der erſte Spruch iſt:

Erſtes Buch.

Die Wahl der Freunde.

1. Schwach und an Mitteln arm, helfen
ſinnige Freunde doch geſchwind,
Wie es uns durch die That darthun
Krähe, Schildkröte, Reh' und Maus.

Die Prinzen fragten: Wie war das? Viſhnuſarman erzählte.

An dem Ufer des Flußes Godavari ſteht ein großer Salmali-Baum, in deſſen Krone die Vögel, von allen Himmelsgegenden herbeifliegend, ſich bei Nacht aufhalten. Einsmals nun, gegen Ende der Nacht, als eben der Mond, der himmliſche Liebhaber der weißen Lotus-Blume, ſich auf den Gipfel des weſtlichen Gebirges hinabſenkte, erwachte eine Krähe, mit Namen Leichtfittig, und ſah einen Jäger gleich einem zweiten Todesgott heranſchreiten. Wie ſie ihn erblickte, dachte ſie: Heute früh begegnet mir ſogleich ein unerwünſchter Anblick. Ich weiß nicht, welches widerwärtige Ereigniß er mir ankündigt. So ſagte ſie, und floh beſtürzt weiter weg, ſo wie er näher herankam. Denn

Herzog.

Was verſtört euch denn ſo hier?

Chloris.

Nichts.

Herzog.

Wonach dort ſehet ihr?

Chloris beiſeit.

Arge Folter! gift'ger Stich!
Nach Enrico wandt' ich mich,
Herr, um als neu angekommen
Ihn zu heißen hier willkommen.

Enrico.

Und auf Anlaß wartet' ich,
Um den Handkuß euch zu geben.

Liſida beiſeit.

Herz, wie hältſt du aus in mir?

Chloris.

Wohl ſieht man's euch an, daß ihr
Kommt vom Hofe Spaniens eben,
Ganz vom Schmuck der Gunſt umgeben.

Enrico.

Saht ihr ſchon?

Chloris.

Ich legt' auf's Spähen
Mich, und daß ich falſch geſehen,
Glaub' ich nicht.

Enrico.

Was ſahet ihr?

Chloris.

Eurer Bruſt, des Hutes Zier,
Schärp' und Blume, ſind Trophäen.

Enrico.

Zufall iſt nicht Gunſt.

Niſe.

Jedoch
Wär's nun ſo: von beiden Gaben
Welche wird den Vorzug haben?

Enrico zu ſich.

Wie ſoll ich verbindlich doch
Beiden drauf erwiedern?

Chloris.

Noch
Keine Antwort?

Enrico.

Was zu ſagen
Weiß ich wohl; doch kann ſo fragen
Wer ſelbſt liebt? Womit mich heute
Eine Dam' im Schlei'r erfreute,
Hat den Preis davon getragen.

Chloris beiſeit.

Er hat mich erkannt zuvor. —
Wenn's nun zwei geweſen wären?

Enrico beiſeit.

Muß ich mich durchaus erklären? —
Von der, die mein Herz erkor,
Zieh' ich auch die Gabe vor.

Chloris.
Und woran wird die erkannt,
Die den Vorzug hat entwandt,
Um den beide ſich bewarben?
Enrico.
Die vollkomm'nere der Farben
Nenn' euch das geliebte Pfand.
Niſe.
Da von Lieb' und Sprödigkeit
Fragen ſtets, womit wir ſpielten,
Hier den Herzog unterhielten,
So entſcheide gleich ein Streit
Die vollkomm'nere.
Enrico.
Die Zeit
So mit fremder Gunſt verderben,
Würd' in eignem Liebeswerben
Ja den Herzog ſtören.
Herzog.
Mich
Wird's erfreu'n.
Enrico beiſeit.
Nicht ſo ſag' ich.
Chloris.
Soll, wie ſich die Gaben färben,
Seines Herzens Wahl uns zeigen,
Sind es gleich Zufälligkeiten,
Dünkt mich, von den beiden Seiten,
Iſt dem Blau der Vorzug eigen.

Liſida.

Soll der Seele zärtlich Neigen
Eine Farb' uns offenbaren,
So wähl' ich das Grün.

Enrico.

Erfahren
Werd' ich froh bei dieſem Streit
Deines Geiſtes Trefflichkeit.
Fahre fort!

Liſida.

Fort will ich fahren.
In der grünen Farbe glänzen,
Iſt die erſte Wahl der Welt,
Und was lieblich dar ſie ſtellt;
Grün iſt ja die Tracht des Lenzen,
Und man ſieht, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, dann in grünen Wiegen
Bunt gefärbt die Blumen liegen,
Welche Sterne ſind den Lüften.

Chloris.

Dieß iſt doch nur ird'ſche Feier,
Die erbleichend muß verblühn.
Kleidet ſich die Erd' in Grün,
So ſchmückt Blau den Himmel freier;
Frühling iſt ſein blauer Schleier,
Lichter Blumen der Azuren.
Wo zeigt nun der Abkunft Spuren

Stolzer prangendes Gewimmel?
Hier der Fluren Blumenhimmel,
Dort des Himmels Sternenfluren?

Liſida.

Dieſe Farbe ſchwebt im Scheine
Nur dem Auge vor; in Wahrheit
Iſt der Himmel nichts als Klarheit
Und erträgt der Farben keine.
Drum iſt ſeiner Sphären Reine
Mit erlog'nem Blau umfangen,
Und die Erde darf verlangen,
Daß hierin der Preis ſie kröne:
Täuſchend nur iſt jene Schöne,
Und ſie zeigt ein wahrhaft Prangen.

Chloris.

Keine Farbe, gern bekennen
Will ich's, iſt des Himmels Blau,
Weil ich hierauf eben bau',
Daß ſie beßer ſei zu nennen.
Wär' es nicht von ihm zu trennen,
Wär' die Wahl nicht Gunſt geweſen;
Da er es zuerſt erleſen,
Ward es billig vorgezogen,
Weil es beßer, ſelbſt erlogen,
Als der andern wahres Weſen.

Liſida.

Grün ſagt Hoffnung, und es weichen
Alle Liebesgüter der,
Wie es kann bezeugen wer

Keine hegt, noch kann erreichen.
Blau ſagt Eiferſucht, das Zeichen
Aller Stürme von Gefühlen,
Die im Buſen raſtlos wühlen;
Kann es denn der Liebe frommen,
In des Himmels Farbe kommen,
Und die Qual der Hölle fühlen?

Chloris.

Wenig Dank von ſeiner Lieben
Kommt dem zu, dem Hoffnung blüht;
Doch wer eiferſüchtig glüht,
Hat die Lieb' in Erz geſchrieben.
Wer beharrt, auch dann zu lieben,
Wenn ihn Eiferſucht getroffen,
Legt ſein hohes Streben offen,
Das Unmögliches verſucht;
Denn ihn läßt der Eiferſucht
Hölle niemals Gunſt mehr hoffen.

Liſida.

Hoffen darf ergeb'ne Pflicht.

Chloris.

Eiferſucht gereicht zum Ruhme
Klugem Sinn.

Liſida.

Grün iſt die Blume.

Chloris.

Und iſt blau die Schärpe nicht?

Liſida.

Wohl, giebt das ihr mehr Gewicht?

Chloris.
Und das jener?
Liſida.
Glaub' nicht, mein
Sei die Blume.
Chloris.
Noch auch mein
Iſt die Schärpe.
Beide ſtehen auf.
Liſida.
Wär' ſie das, —
Chloris.
Nun, was dann?
Liſida.
Ich weiß nicht was.
Herzog.
Laßt den Streit geendet ſein.
Das darf nicht den Frieden ſtören,
Was man nur zum Spiel erſann.
Geht nicht fort!
Liſida.
Ich muß, ich kann
Nicht mehr Albernheiten hören.
ab.
Chloris.
Laß' dich nicht den Wahn bethören,
Sie erlaßen würd' ich dir;
Und ſo mag, zu fliehn von hier
Eure Hoheit mir geſtatten.
ab.

Herzog.
Schönen kommt ihr Recht zu ſtatten.

Enrico.
Was doch nur begegnet mir?

Herzog.
Glücklich müßt im Lieben ſein
Ihr, Enrico; da euch Zeichen
Ihrer Gunſt die einen reichen,
Andre ſich darum entzwei'n.

Enrico.
Dieß that ihre Farb' allein,
Nicht mein Glück.

Herzog.
O ſtrenge Acht!

ab.

Octavio.
Seltſam Looß!

ab.

Niſe.
In Liebestracht
Will der Neid verborgen ſchleichen.

ab.

Enrico.
Schärpe, du thuſt Wunderzeichen!
Blume, du haſt große Macht!

ab.

Zweiter Akt.

Garten.

Enrico und Ponlevi treten auf.

Ponlevi.
Du ſcheinſt überaus zufrieden.
Enrico.
Ich bin über alles glücklich,
Und in ihres Glückes Farbe
Kleiden ſtets ſich die Gemüter.
Ponlevi.
Gilt's ſo viel, wenn eine Dame
Sagt: „Ich werd' euch ſprechen müſſen,
Geht, Enrico, durch den Garten?"
Enrico.
Liſida wird, wie ich fürchte,
Mein Bewerben mir verweiſen;
Weil, ſeit ſich der Wettſtreit über
Schärp' und Blume, für die Hoffnung
Und die Eiferſucht, entzündet,

Mit erklärter Lieb' ich mich
Ihrem Glanz zu nah'n erkühne.

Liſida und Celia treten auf.

Liſida.

Enrico!

Enrico.

Wohl nicht umſonſt
Weicht der Sonnengott zurücke,
Da er ſeine Früh' umkränzet
Sieht von Licht: er glaubt, er müße,
In der Zeit geirrt ſich haben,
Da er aufgeht ohne Frühe.

Liſida.

Nicht mit Schmeichelei'n, Enrico,
Krönet eurer Bruſt Gefühle,
Denn die Wahrheit, wie das Schweigen,
Iſt niemals um Putz bekümmert.
Und um gleich die Mißdeutungen
Meiner Abſicht zu verhüten,
Hört mich aufmerkſam, ihr beiden
Zieht euch unterdes zurücke.

Ponlevi und Celia ab.

Eh, Enrico, ihr nach Spanien
Giengt, (wohl iſt mir's im Gemüte,
Weil ſich Kränkungen der Seele,
Wie in Erz, der Bruſt eindrücken)
Ganz erklärt Chloris' Geliebter —

Enrico.

Haltet inne, denn ich wünſchte,

2. Zum Kummer tauſend Anläße,
hundert Anläße auch zur Angſt
Treffen den Thoren alltäglich,
aber nicht den Verſtändigen.

So ergeht es unfehlbar Leuten, die ganz auf die ſinnlichen Dinge gerichtet ſind:

3. So oft einer vom Schlaf aufwacht,
muß er denken: Es droht Gefahr!
Tod, Krankheit oder Leidweſen:
was bricht heut' über mich herein?

Hierauf ſtreute der Jäger Reiskörner aus, und ſpannte ſein Netz auf; dann verſteckte er ſich, und wartete in der Nähe. Zu derſelben Zeit flatterte ein Taubenkönig, Namens Bunthals, mit ſeinem Gefolge in der Luft herum, und bemerkte die Reiskörner. Da der Taubenkönig die Tauben nach den Reiskörnern lüſtern ſah, ſagte er zu ihnen: Woher kommt hier in dem menſchenleeren Walde ein ſolcher Ueberfluß an Reiskörnern? Das muß erſt unterſucht werden. Indeſſen ſehe ich darin nichts Erſprießliches. Durch dieſe Lüſternheit nach Reiskörnern pflegt es uns häufig eben ſo zu ergehen,

4. Wie, durch Begier des Armbandes
in den tiefen Moraſt verlockt,
Jener Wandrer vom treuloſen
Tiger gepackt, den Tod erlitt.

Die Tauben fragten: Wie war das? Bunthals erzählte:

Wenn man eingeſteht durch Schweigen,
Nicht, daß meines eingeſtünde.
Nein, es war die ſchöne Sonne
Chloris nicht, die mich entzündet,
Leuchtender Magnet den Augen;
Dieſe tranken, ewig dürſtend,
Einer hellern Sonne Strahlen,
Eines hellern Brandes Gluhen.

Liſida.

Wie wagt ihr, mir abzuläugnen
Was mir meine Augen bürgen?

Enrico.

Daß ihr es geſehen, läugn' ich.

Liſida.

War't ihr Schatten ihrer Thüre
Nicht mit Auf- und Abgehn?

Enrico.

Ja.

Liſida.

Fand der Morgen als Statüe
Der Terraſſ' euch nicht?

Enrico.

's iſt wahr.

Liſida.

Schriebt ihr nicht an ſie?

Enrico.

Ich müßte
Lügen, läugnet' ich's.

Liſida.
Verlieh euch
Nicht die Nacht die dunkle Hülle
Zu verliebtem Raub?
Enrico.
Ich ſprach ſie
Manchmal, wenn die Nacht uns ſchützte.
Liſida.
Iſt nicht dieſe Schärpe ihre?
Enrico.
Sie war's, denk' ich.
Liſida.
Was bedürft' es
Mehr? Wenn ſehen, ſprechen, ſchreiben,
Wenn mit ihrer Schärp' euch ſchmücken,
Wenn nachgehn und ſich beſtreben,
Noch nicht lieben heißt, ſo wüßt' ich
Gern, Enrico, wie es hieße;
Laßt nicht läng're Zeit mich grübeln
Über ſolche leichte Sache.
Enrico.
Sag' ein Beiſpiel euch die Gründe.
Der verſchmitzte Jäger, welcher
In des Fluges Ungeſtüme
Ein Atom von Federn wählt
Zum behenden Ziel der Schüße:
Zielt nicht dahin, wo der Raub
Sich ihm zeigt, weil er ergründet,
Sich den Wind zinsbar zu machen,

Müß' er erſt den Wind betrügen.
Der ſinnreiche Steuermann,
Der dem Meer, dem wilden, wüſten
Ungeheuer der Natur,
Joch hat angelegt und Zügel,
Richtet nicht des Schiffes Schnabel
Auf den Hafen, den er wünſchet;
Hin und her die Flut durchkreuzend
Landet er, und täuſcht ihr Stürmen.
Der Feldherr, der eine Feſtung
Einzunehmen ſucht, läßt früher
Lärm vor einer andern ſchlagen;
So mit krieg'riſchem Getümmel
Täuſchet er den Platz, der ihn,
Schlecht auf die Gefahr gerüſtet,
Nicht erwartet, und die Stärke
Wird der Klugheit unterwürfig.
Dann die Mine, die ein Centrum
Sich erſchuf in Erden-Schlünden,
Ein Vulkan von Menſchenhänden,
Ein Veſuv, den man erkünſtelt:
Nicht da, wo ihr ſchwang'rer Schooß
Ungeheuren Grau'ns Abgründe
Birgt, vollbringt ſie ihre Wirkung;
Sondern, ſelbſt das Feu'r betrügend,
Fängt ſie's hier, gebiert es dort
Iſt hier Blitz und Donner drüben.
Iſt nun meine Lieb' ein Jäger
In der Region der Lüfte;

Ein unſtäter Steuermann
In den Meeren ihres Glückes;
Ein ſiegreicher Feldherr, Kriege
Ihrer Eiferſucht zu führen;
Iſt ſie Feuer in des vollen
Buſens Mine, ſchlimm zu hüten:
Wundert's dich, daß ſie verſteckte
So viel liebende Gefühle?
Dieſe Schärpe ſei dir Zeuge,
Damit ich als Min', als kühner
Steuermann, Feldherr und Jäger,
In Feu'r, Waßer, Erd' und Lüften,
Beute, Hafen, Sieg und Schanze
Fang', erreich', erlang', und ſtürze.

Er giebt ihr die Schärpe

Liſida.

Sicher denkt ihr, leicht geſchmeichelt
Werde ſo mein Mißvergnügen
Die von euch erlitt'ne Kränkung
Mit der eurigen vergüten.
Nein, Enrico, meinem Stolze
Kann es nimmermehr genügen,
Nur geliebt zu ſein aus Rache,
Um Verſchmähung vorzuſchützen.
Wer mich lieben will, der liebe
Meinetwillen mich, und wünſche
Weiter nichts bei meiner Liebe,
Als mich lieben. Wenn ihr früher,
Da ihr, als Geliebter Chloris',

Ihres Körpers Seel' euch dünktet,
Gegen mich erklärt euch hättet,
Dann vielleicht, Enrico, würd' ich
Mit nicht undankbarer Treue,
Mit nicht grauſamem Gemüte,
Mit nicht abgeneigten Augen,
Eu'r Bemüh'n — allein ich füge
Nichts hinzu, genug ſchon ſagt' ich;
Und um alles abzukürzen:
Wenn ihr euch begünſtigt ſähet,
Glaub' ich, daß ich eure Wünſche
Würd' erhören, aber nicht
Des Verſtoß'nen; denn mich dünket,
Das, was eine andre, lieben,
Sei nach Frauenehre rühmlich,
Schmach, was eine andre aufgiebt.
Darum ſucht nur keine Hülfe,
Wenn ihr euch, Enrico, rathen
Laßt von mir; denn ich befürchte,
Statt des Übels bringt das Mittel
Euch den Tod, und wer am Übel
Sterben kann, der wäre thöricht,
Wenn er an dem Mittel ſtürbe.

Enrico.

Geht nicht fort! verweilt noch! hört mich!

Liſida.

Was ſagt ihr?

Enrico.

Des Himmels Güte —

Ponlevi und Celia kommen zurück.

Ponlevi.

Chloris kommt, verſchieb' es jetzt,
Güte dir zu thun mit Schwüren.

Enrico.

Bis ſie fort iſt, decke mich
Der Jasmin hier.

Liſida.

Wie? ſo fürchtet
Ihr, daß ſie bei mir euch ſehe?

Enrico.

Nein, euch zu beſchweren fürcht' ich,
Darum bloß wollt' ich mich bergen.
Aber, da es euch nicht kümmert,
Gilt es mir auch gleich, und ſo
Bleib' ich: wie ich für euch glühe,
Mag nur Chloris immer ſehen.

Liſida.

So macht ihr ſie eiferſüchtig?
Nein, ihr ſollt nicht bei mir bleiben.

Enrico.

Wenn ich nicht mich berge, zürnt ihr,
Und wenn ich mich berge, gleichfalls.
Was denn ſoll ich thun?

Liſida.

Dieß müßt ihr
Weder, noch auch jen's.

Enrico.

Was denn?

Liſida.

Geh'n.

Enrico.

Das will ich.

Liſida.

Halt! ihr dürfet
Nicht mit ſolcher Eil' es thun,
Sondern langſam, denn ich wünſche,—

Enrico.

Sagt mir!

Liſida.

Daß ihr zwar, Enrico,
Euch zurückzieht, doch nicht flüchtet.

Enrico.

Ihr ſollt ſehn, daß ich ſo gehe,
Mich gehorſam euch zu fügen.

Indem er den Hut abnimmt, fällt ihm die Blume ab.

Ponlevi.

Zum Turniere wär's der Eingang,
Gäb's hier Schranken und Gerüſte.

Chloris und Niſe kommen, Enrico geht bei ihnen vorüber, indem er eine Verbeugung macht; und es gehen von der einen Seite Liſida mit Celia, von der anderen Enrico und Ponlevi zu gleicher Zeit ab.

Chloris.

Niſe, was ich ſehen muß!
Niſe, was den Blicken droht!

Niſe.

Deine Eiferſucht und Noth,

Deine Qual und dein Verdruß.
Doch, wenn ich ein Mittel wüßte,
Das zu Liſida die Liebe
Dem Enrico ganz vertriebe,
Und das ſchlau dich ſichern müßte:
Sage, Chloris, mir von Herzen,
Was du dazu würdeſt ſagen?

Chloris.

Daß du meineſt, zu verjagen
So viel Ernſt mit deinen Scherzen.

Niſe.

Was die ſchönſte Nelke haucht
In des Gartens friſche Lüfte,
Iſt's, woraus die Natter Gifte,
Und die Biene Honig ſaugt.

indem ſie die Blume findet und aufhebt.

Mit der grünen Blume hier,
Die, als man den Hut geruhte
Abzunehmen, von dem Hute
Fiel ſothanem Cavalier,
Werd' ein gleiches denn verſucht:
Ihrer Farbe Glanz verdiene
Honigſaft der Liebesbiene,
Gift der Natter Eiferſucht;
Nimm, ſteck' ſie an deine Haube.

Chloris.

Die, warum der Streit geſchah,
Iſt's; ſie kommt von Liſida.

Niſe.

Feſt an dieſe Blume glaube,
Und an meine Sorge nun,
Und thu' alles, was ich ſage.

Chloris.

Da ich gänzlich ſchon verzage,
Muß ich freilich alles thun.

Niſe.

Wohl! die erſte Lehre ſei,
Wie auch deines Herzens Regung
Eiferſucht bringt in Bewegung,
Zu geſteh'n auf keinerlei
Weiſe, daß du ſie empfindeſt;
Scheine nichts daraus zu machen,
Und zu dem Verdruß zu lachen.

Chloris.

Wunderlich, was du erfindeſt!

Niſe.

Selbſt Enrico's Lieb' empfehlen
Mußt du dann der Schweſter bald.

Chloris.

Ich?

Niſe.

Ja, aber dergeſtalt,
Daß — ich will dir's bald erzählen,
Denn er kommt.

Chloris.

Der Arge, der!

Niſe.
Hier tritt die Verſtellung ein.
Sprichſt du ihn, ſo muß es ſein,
Als ob's jemand andres wär'.

Enrico kommt zurück.

Enrico.
Suchend lauf' ich her in Eil,
Wo die Blume mir entfiel.

Chloris.
Duld' ich der Verſtellung Spiel?

Niſe.
Dich verſtellen, ſonſt kein Heil!

Chloris.
Don Enrico, wohin geht's?
Sagt.

Enrico.
Wer Blumen wünſcht zu hegen,
Dem kommt wohl der Lenz entgegen.
Man beſuchte Gärten ſtets,
Nicht weil man der Blumen Zier
Da zurückzulaſſen dachte,
Nein, zu holen; ich nur brachte
Die Orangenblüthe hier.

Chloris.
Ich verſteh' nicht was ihr meint.
Doch was andres zu erlangen,
Seid ihr ſchlau zurückgegangen
Mit der Blume, wie es ſcheint.
Lebt wohl.

Ich war Zeuge des Vorfalls, als ich einmal in der ſüdlichen Wildniß umherſtreifte. Ein alter Tiger, der ſich gebadet hatte, und Kuſa-Gras in der Pfote hielt, lag an einem Teich und rief: He, ihr Wanderer! nehmt dieſes goldne Armband in Empfang. Aus Furcht wollte aber niemand von allen, welche dieſe Rede hörten, ſich in ſeine Nähe wagen. Ein Wanderer, von Habſucht gereizt, ſtellte folgende Ueberlegung an: Das käme mir freilich wohl zu Statten. Aber bei einer ſolchen Lebensgefahr iſt es nicht rathſam, etwas zu unternehmen. Denn

5. Vom Böſen Gutes annehmen,
das kann nimmer zum Heil gedeihn.
Wo ſich ein nahes Gift beimiſcht,
wird ſelbſt Nektar ein Todestrank.

Zwar treten überall bei dem Erwerb von Reichthümern Gefahren ein, wie man zu ſagen pflegt:

6. Wen Gefahren zurückhalten,
der ſteigt nimmer zum Glück empor;
Doch wer Gefahren Trotz bietet,
ſteigt empor, wenn er leben bleibt.

Ich will alſo die Sache zuvor unterſuchen. — Hierauf ſagte er laut: Wo iſt dein Armband? Der Tiger ſtreckte die Pfote aus und zeigte es ihm. Der Wanderer ſagte: Wie kann man zu dir Grauſamen Zutrauen faßen? Der Tiger antwortete: Höre, du einfältiger Wanderer! Vormals in den Tagen meiner Jugend habe ich allerdings einen ſehr böſen Wandel geführt. Zur Strafe für den Mord vieler Rinder und Menſchen verlor ich meine Söhne und meine

Enrico.
Schöne Chloris, ſeht —

Liſida kommt zurück.

Liſida.
Daß Chloris die Schärpe ſehe,
Kehr' ich um, und wie ich ſtehe
Mit Enrico, — doch ſie geht
Mit der Roſe.

Enrico.
Wie dieß holde
Morgenroth, das ſich als Flecken
An der Sonne läßt entdecken
Bei der Stirne Schnee und Golde,
Dort nicht fand die rechte Stelle;
Und da Dornen ſonſt die Pracht
Dieſer Roſe ſchön bewacht,
Laßt ſie nicht der Strahlen Helle
Jetzt bewachen, nur daß ich
Nie ſie wieder ſoll erlangen.
Denn man wagt wohl daran ſich,
Was von Dornen iſt umfangen,
Nicht von Strahlen, ſicherlich.
Nehmt ſie ab, vor eurem Fuß
Sei ſie meiner Hand Trophäe.

Liſida.
Daß ich all dieß hör' und ſehe!

Niſe.
Liſida ſah dich.

Chloris.
Was muß
Ich nun thun?
Niſe.
Sie bei ihm laßen.
Chloris.
Bei ihm laßen ſoll ich ſie?
Niſe.
Dich verſtellt, ſonſt heilſt du nie!
Chloris.
Lebt wohl.
Sie machen ihm Verbeugungen.
Niſe.
An die Blume faßen
Mußt du im Verbeigehn.
Chloris.
Freilich
Laß' ich ihr die ſeh'n an mir.
Doch ich ſeh' die Schärp' an ihr.
Niſe.
Zieh' zurück, doch flieh' nicht eilig.
Chloris.
Liebe heißt mich folgen, Muhme.
Niſe.
Thu', was meine Kunſt verſchreibt.
Chloris.
Daß ſie mit der Schärpe bleibt!

Liſida.

Daß ſie weggeht mit der Blume!

Chloris und Niſe gehen langſam ab, und Chloris zeigt der Liſida die Blume, dieſe ihr die Schärpe.

Enrico.

Sah man je ſolch grauſam Looß?

Liſida.

Schnöder Ritter und Verräther,
Eitler, Flüchtiger, Unſtäter,
Aller Lieb' und Treue los!
Was für Liebes-Gründe habt
Ihr nun noch? Euch dient's zum Ruhme,
Da ihr Chloris gabt die Blume,
Daß ihr mir die Schärpe gabt.

Enrico.

Hör', —

Liſida.

Was willſt du noch mich plagen?

Enrico.

Sieh', —

Liſida.

Was ſoll ich noch erwägen,
Da, ſie ſich zu Füßen legen,
Du ihr hießeſt?

Enrico.

Dir zu ſagen,
That ich's, dort wollt' ich ſie nehmen,
Aber nicht von ihrer Haube.

Liſida.
Daß ich ſolche Lüge glaube,
Willſt du, ohne dich zu ſchämen?

Enrico.
Wahrheit ſag' ich jederzeit.

Liſida.
Wollte das der Himmel geben!

Enrico.
Meiner Liebe Tod und Leben
Steht bei deiner Grauſamkeit.

Liſida.
Wohl! ſie ſterbe, wenn zu retten
Sie der Himmel nicht verſucht.

Enrico.
Ungerechte Eiferſucht!

Liſida.
Ungerechter Liebe Ketten!

Beide ab.

Zimmer im Pallaſt.

Der Herzog mit einem Briefe in der Hand, und Octavio treten auf.

Herzog.
Es fehlte dieß Verweigern
Bloß meiner Liebe noch, die Qual zu ſteigern.

Octavio.
Kein Mittel, das ſie lindert?

Herzog.
Octavio, nein! weil es der Himmel hindert,
Muß jeder Troſt gebrechen.

Octavio.

Der Liebesgott will an der Macht ſich rächen,
Und macht uns ſtolz bekannt,
Ein Blitz ſei jeder Pfeil von ſeiner Hand,
Da er, wie Blitze, pflegt in wilden Wettern
Hohes zu treffen, Gipfel zu zerſchmettern.

Herzog.

Vielmehr, Octavio, will er, wie die Feigen,
An dem Beſiegten ſeine Stärke zeigen.
Ein Thurm, der, hoch erhoben,
Die ſchwere Laſt der Jahre muß erproben,
So daß er, halb verwittert,
Nicht mehr Gebäude, ſchon Ruine, zittert,
Iſt ein unwürdig Ziel dem Pfeil der Flammen,
Der Mauern ſtürzt und Zinnen bricht zuſammen.

Octavio.

Nein, Herr, nicht ſo zerrüttet
Halt' das Gebäude noch, daß losgekittet
Es länger nicht das Nagen
Vom gift'gen Zahn der Tage könnt' ertragen,
Dafür, daß dir die Zeit Täuſchung erſpare,
Sind ehr'ne Baſiliſken noch die Jahre.

Herzog.

Zu ſpät kommt das Bereuen.

Octavio.

Dich tröſten möcht' ich, oder dich zerſtreuen.

Herzog.

Wer trat herein?

Octavio.
Enrico iſt im Saale.

Herzog.
Wer ſonſt?

Octavio.
Sein Diener, dem du andre Male
Die Freiheit haſt ertheilet
Zu kommen.

Herzog.
Es iſt wahr, ſein Scherz zertheilet
Mir den Verdruß. Doch geh', denn ſprechen eben
Wollt' ich Enrico.

Enrico und Ponlevi kommen.

Octavio für ſich.
Meiner Wünſche Streben,
Niſe zu ſeh'n die Freiheit, iſt gewonnen.
Flieg', Liebe! wie man Flügel dir erſonnen.
ab.

Herzog für ſich.
Wie vielerlei erwägt doch traur'ge Muße!

Ponlevi.
Woll' Eure Hoheit gnädiglich zum Kuße
Mich mit dem Fuß begaben,
Den ſie am nächſten bei der Hand wird haben.

Herzog.
Mir ſteht der Sinn, noch nie am Grame kränker,
Heut nicht auf Spaß.

Ponlevi.
So geh' ich nur zum Henker,

Denn Späß' und Weiber wollen
Geleg'ne Zeit, wenn ſie vergnügen ſollen.

ab.

Herzog.

Bis jetzt, ſo lang' mich Chloris nicht vermieden,
Verlieh die Liebe Friſt, mein Stern mir Frieden,
Da ich des Tags mich nährte
Mit Täuſchungen, die ſie mir Nachts gewährte.
Doch heut, damit geweigert
Der Troſt mir würd', und höher noch geſteigert
Mein Kummer, meine Pein und mein Verlangen,
Hör' dieſen Brief, den ich von ihr empfangen.

er lieſt.

„Gnädiger Herr,

„Die häufigen Beſuche Ew. Hoheit haben
„mehr als eine übelwollende Bemerkung veranlaßt, und in
„der Abweſenheit meines Vaters wird das, was ihm einmal
„zur Ehre gereicht, ihm doppelt zum Nachtheil angerechnet.
„Ich erwarte ihn bald zurück, und erſuche daher Ew. Hoheit,
„mich in Anſehung ihrer Beſuche zu entſchuldigen.“

Nicht weiter! Dieſer Ausſpruch, dieß Verſtoßen
Hat der Geduld den Boden eingeſtoßen,
Ich muß es dir geſtehen.
Mehr warf allein mich nieder dieß Verſchmähen
Als alle Härten, die ich ſchon erfahren,
Die ſüße Bande meiner Liebe waren.
Du mußt nun meinem Looße
Für dieſes Übel, dieſe gränzenloſe
Bekümmerniß, Enrico, Hülf' ertheilen,

Und mich auf einmal tödten oder heilen.
Ich muß durch dich erfahren,
Was Chloris ſinnt; die Bruſt der Undankbaren
Sollſt zu erſpäh'n das Mittel du vernehmen:
Denn Lieb' iſt Krieg, und übt in Stratagemen.
Du kennſt die ſchöne Niſe,
Der Chloris Muhme: ganz Ein Herz iſt dieſe
Mit ihr; und willſt du Liebeswerbung zeigen,
Und öffentlich um ihre Huld dich neigen,
So zweifl' ich nicht, bald biſt du wohl gelitten,
Da du verſtändig biſt, und fein von Sitten,
Weil, wenn ein Antrag auf Vermählung geht,
Den Zutritt leicht ein Mädchen zugeſteht.
Wenn du nun ſo zu lenken
Die Muhme weißt mit Liebe, mit Geſchenken
Die Dienerin, dann ſieh, ob dir's gelinge,
Daß ihr die Min' im Schnee des Buſens ſpringe,
Von einer Gegenmine Schnee ergründet,
Die raſch im Augenblick ihr Feu'r entzündet.
So giebt dann Schnee und Feuer
Der Liebe Licht, zu meiner Ruhe Steuer.

Enrico.

Herr, wiewohl heut mein Hoffen
Gelegenheit zu deinem Dienſt getroffen,
So würd' Octavio leichter doch von Niſen
Nach deiner Liebe Wunſch zurecht gewieſen.

Herzog.

Wollt' ich auf ihn hier bauen,
So würd ich mich Octavio anvertrauen;

Doch da ich's dir geſagt,
Wünſch' ich durch dich, was ich beſorg', erfragt,
Und nicht durch ihn.

Enrico.

Mein Fürſt, ich will's erfahren
Von Liſida.

Herzog.

Ich will mir grade ſparen,
Daß Liſida es merke.
Denn da an Geiſt und Schönheit ihre Stärke
Die Schweſtern immer ſtreitig
Sich machen, wollen ſie ſich gegenſeitig
Verdunkeln, und mein eiferſüchtig Bangen
Wird mit Verdacht ihr Zeugniß nur empfangen.

Enrico.

Da ich's nicht kann umgehen,
Will ich dir eine Schwierigkeit geſtehen:
Octavio wirbt um Niſe, ihn wird's kränken.

Herzog.

Mehr als Octavio mußt du mich bedenken.

Enrico.

Mein Fürſt, ich werbe ſelbſt um eine Dame
Als Gattin: edel iſt ihr Ruf und Name;
Und dieſen Anſpruch müßt' ich dann verlieren.
Erlaubt mir drum, —

Herzog.

Von kind'ſcher Furcht regieren
Läß'ſt du dich, mir zu lieb dem Mißvergnügen
Einer Dam', eines Freund's dich nicht zu fügen,

Die nach des Spieles Ende
Dir danken werden, daß es ſo ſich wende.
Doch gilt dieß mehr als ich: erkaufen will ich
Nicht meine Luſt auf deine Koſten billig.

Enrico.

Herr, —

Herzog.

Sage mir kein Wort.

Enrico.

Nicht dir den Dienſt zu weigern —

Herzog.

Fahr' nicht fort.

Enrico.

Bemerkt' ich, —

Herzog.

Laß mich nichts mehr ſeh'n, noch hören.

Enrico.

Herr, meinen Eifer möcht' ich dir beſchwören.

Herzog.

Nur kind'ſche Liebe, kind'ſche Freundſchaft brachten
Dich dahin, meinen Wunſch für nichts zu achten.

ab.

Enrico.

Wer ſah von feſtern Schlingen
In aller Welt verworr'ner ſich umſchlingen,
Als mich mit Treue, Freundſchaft, Liebes-Banden
Ein Fürſt, ein Freund und eine Dam' umwanden?
Um Niſe nicht zu werben,
Das hieße mit dem Herzog es verderben;

Gattin, und ward meiner ganzen Familie beraubt. Da rieth mir jemand, ich ſollte Almoſen geben und andre gute Werke verrichten. Seitdem nehme ich beſtändig Waſchungen vor, und bin mildthätig. Ueberdieß bin ich alt, die Klauen und Zähne ſind mir ausgefallen. Wie ſollte ich alſo kein Zutrauen verdienen?

7. Opfer, Schriftleſen, Almoſen,
Buße, Treu', Feſtigkeit, Geduld,
Uneigennutz: die acht Stücke
heißen der Tugend Inbegriff.

8. Das erſte Doppelpaar üben
Manche vielleicht aus Heuchelei,
Das zweite Doppelpaar aber
wohnt in erhab'nen Seelen nur.

Dem ungeachtet iſt das in der Welt verbreitete Gerücht, daß die Tiger Menſchen freßen, ſchwer zu widerlegen.

9. Die Welt iſt voll von Nachſprechern,
rühmt als Muſter der Frömmigkeit
Brahmanen, die ein Rind ſchlachten,
oder auch Kupplerinnen wohl.

Auch ich habe die heiligen Geſetzbücher geleſen. Höre!

10. Wie dein Leben dir ſelbſt lieb iſt,
denke, ſo iſt es Andern auch:
Wer fremdes Wohl und Weh mitfühlt,
wird barmherzig mit Allen ſein.

Mit dem Octavio wieder, wenn ich's thäte;
Dann iſt ſie Chloris' Muhm', und dieſer trete
Ich auch zu nah; ſag' ich die Wahrheit ihnen,
So brech' ich das Vertrau'n; will ich's verdienen,
Muß ich Liſida wagen,
Wenn meinen Dienſt ſie Niſen anzutragen
Bemüht mich ſieht: ſo kränk' ich alle dieſe,
Octavio, Chloris, Liſida und Niſe.
Doch, warum überwunden
Reich' ich dem Unglück ſchon die Hand gebunden?
Dem Herzog dienen, nicht Octavio kränken,
Auf Niſe's Ruf und Chloris' Rechte denken,
Nicht Liſida bekümmern: ich beſchwöre,
Bei'm Himmel! viel; — o güt'ger Himmel, höre!

ab.

Garten.

Liſida und Celia treten auf.

Liſida.

Du haſt ihn geſeh'n?

Celia.

Ganz nah.

Liſida.

Alſo fiel vom Hut die Blume
Dem Enrico, und die Muhme
Nahm ſie auf für Chloris?

Celia.

Ja,
Denn ich blieb im Garten ſteh'n,
Und derweil ich tolle Fratzen

Seinen Diener hörte ſchwatzen,
Sah ich alles, wie's geſcheh'n.
Laß dir jetzt die Nachricht geben,
Auf der Stelle konnt' ich's nicht.

Liſida.

Glaub' ich, was ein Zeuge ſpricht,
Eiferſucht, wenn es mein Leben
Gilt? Ja, denn wie könnt' es ſein,
Daß, ohn' erſt mit ihm zu reden,
Ihr Bericht in all und jedem
Trifft mit ſeinem überein?
Ein Betrübter glaubt mit Fug
Das, wofür ſein Wünſchen ſpricht:
Wär' es auch die Wahrheit nicht,
Daß ſie's ſein kann, iſt genug.
Ach, zu ſpät empfang'nes Licht!
Celia, jetzt fühl' ich mit Bangen,
Wie ich grauſam umgegangen:
Gott, warum glaubt' ich ihm nicht?
So erſpart' ich all' das Kränken
Ihm, womit er mich verließ.
Doch gut machen will ich dieß:
Wart' auf mich.

Celia.

Du mußt bedenken,
Was zu thun.

Liſida.

Vor allen Dingen
Schreib' ich ihm verſöhnte Zeilen.

Liebe Celia, du mußt eilen,
Sie ihm heute noch zu bringen.
Seine Freude wird dir malen,
In der ganzen Seel' Erguß,
Daß nach Wolken und Verdruß
Lieb' und Sonne heller ſtrahlen.
ab.

Ponlevi kommt.

Ponlevi.

Kaum nur hab' ich, harte Celia,
Meinen Herrn im Schloß gelaßen,
Sieh', ſo komm' ich auch ſchon wieder,
Wie ein Blitz, von den galanten,
Und umarme wie der Blitz dich.

Celia.

Ohne ſprechen gleich umarmen?

Ponlevi.

Ich verſtehe von der Liebe
Wen'ger Theorie, als Praxis.

Celia.

Schlimm genug. — O weh! da kommt
Chloris, ſie ſpaziert im Garten.
Sieht ſie dich, bin ich des Todes.

Ponlevi.

Ei, mich von ihr ſeh'n zu laßen,
Macht mir das erſt Luſt. Doch ſag',
Was ich thun ſoll?

Celia.
Birg im Schatten
Dieſer Büſche dich.

Ponlevi.
Vor Schrecken
Kann ich weichen nicht, noch wanken,
Gleich wie ein Komödien-König,
Wenn im Hauſe ſeiner Dame
Ihn bei ihr ein Vater findet,
Wackelnd und mit langem Barte.

Er verſteckt ſich.

Chloris und Niſe treten auf.

Chloris.
Was machſt du hier, Celia?

Celia.
Ich
Steh' hier eben, und erwarte
Aus dem Cabinet mein Fräulein
Liſida.

Chloris.
Da brinnen warte.

Celia ab.

Beſte Muhme! Niſe! Freundin!
Ach, du fühlſt nicht meine Qualen,
Da du mich ſo lang' verließeſt.

Niſe.
Durch die Fenſter dieſes Gartens
War ich mit Octavio eben
Im Geſpräch.

Chloris.

In dieſem Falle,
Da er *dich* liebt, du ihn wieder,
Muß ich mir's gefallen laßen.

Riſe.

Weder liebend, noch vergeßend,
Such' ich ihn ſo hinzuhalten.
Doch wie ſteht's um die Lection,
Sag', bei dir?

Chloris.

Ich habe lange
Sie ſtudiert, und kann die Zeit,
Sie zu nutzen kaum erwarten.

Liſida kommt mit einem Billet in der Hand, welches ſie verſteckt, da ſie die beiden ſieht.

Liſida.

War nicht eben Celia hier?

Chloris.

Eben hat ſie hier geſtanden,
Und ich hieß ſie dorthin geh'n.

Riſe.

Ich will geh'n, um ihr zu ſagen,
Daß ſie kommt. — leiſe. Jetzt iſt geleg'ne
Zeit, du bleibſt hier in den Schranken,
Weg die Eiferſucht zu täuſchen.

ab.

Chloris.

Liſida, ſo bleib' doch, warte!
Ich hab' viel mit dir zu reden.

Liſida.

Daß ich viel zu hören habe,
Iſt daraus die klare Folg'rung.
Fang' an.

Ponlevi für ſich.

Nun giebt's große Schlachten.

Chloris.

Liſida, wir ſind allein,
Uns verſchwiſtern enge Bande,
Und als Schweſter und als Freundin
Will ich dir mein Herz entfalten.
Zwei Jahr' iſt es, du entſinnſt dich
Wohl noch, daß in meinem Garten
Lebende Statüe Enrico
War, ſo lebend, daß die Pflanzen
Mehr der Thränen ſeinen Augen,
Als der Frühe Seufzern dankten.
Er gieng fort, und da der Himmel
Uns ſo flatterhaft geſchaffen,
Daß der Tag der Liebe oft
Schon Vorabend iſt des Wandels,
So ließ bald von dem, was kaum
Gluth'nde Kohle war, die Aſche,
Da der Trennung Lüfte wehten,
Sinken die erloſch'ne Flamme.
Hierauf warb um mich der Herzog,
Welchem zwar mein Ruf, mein Name
Widerſtand, doch nicht ſo ſehr,
Daß nicht ſo viel aufgewandter

Eifer, ſo viel Zärtlichkeiten,
Ein'gen Eindruck auf mich machten.
Seit, zurückgekehrt, Enrico
Mich geliebt vom Herzog ſahe,
Sei es Eiferſucht nun, oder
Daß dadurch die Lieb' erwachte,
Will er gegen mein Verſchmähen
Rache ſich mit dir verſchaffen.
Zeuge ſei der Garten dir,
Wo er mir, trotz ſeinem Bangen,
Mein Mißfallen zu vermeiden,
Weil du jene Schärpe hatteſt,
Dieſe Blume dafür gab,
Seiner Hoffnung Bilderſprache.
Biſt du Freundin mir und Schweſter,
Wie ich ſagte, kommt zu ſtatten
Dir ein Theil von meinem Glücke,
Wie du mitfühlſt meine Plagen:
O ſo thu' etwas für mich!
Lieb' Enrico recht, bezahle
Mit wahrhafter Lieb' und Treue,
Falſcher Treu' und Liebe Gaben.
Dadurch wird zur Eiferſucht
Minder Grund der Herzog haben,
Sicherheit Enrico, nicht
Aus der Gunſt bei ihm zu fallen,
Frieden ich, du einen Freier,
Minder Noth, mehr Glück wir alle.

Liſida beiſeit.

Sie denkt Fallen mir zu legen,
Und geht ſelbſt in ihre Falle! —
Wahrlich, Chloris, da ich ſah',
Daß du ſo viel Anſtalt machteſt
Mit Vorreden, Einleitungen,
Dacht' ich, es wär' was Gewalt'ges,
Was ich für dich ſollte thun.
Alſo, Schweſter, das iſt alles:
Einen Mann betrügen? Giebt's
Denn was Leichtres? Was bedarf es,
Als mein Frauenrecht zu kennen?
Wozu mir's noch aufgetragen?
Doch es ſei, um mir zu dienen,
Will ich, ob ich ſchon nicht dachte
Jemals mehr mit ihm zu reden,
Thun, was du von mir verlangeſt.
Von heut an ſollſt du mit ihm
Von der Nacht mich bis zum Tage,
Und von früh ſeh'n bis zur Nacht.
Eh die Sonn' in deren Schatten
Sich erneut, die goldnen Schwingen
Aufgelöſt im Silberbrande,
Will ich meinen Brief ihm ſchicken,
Um ihn dringendſt einzuladen
Zu mir her; und mit ihm reden
Will ich ſo, daß du für wahren
Ernſt es ſelber halten ſollſt,
Oder mind'ſtens nicht errathen

An der Art der Zärtlichkeiten,
Ob ſie aus Verſtellung kamen.
Willſt du mehr?

Chloris.

O nicht ſo viel.

Ponlevi.

Das Komplot, mein Treu! iſt artig,
Den Enrico ſo zu äffen.
All' mein' Tage! Weil ſie ſchwatzen,
Mach' ich ſtill mich fort, ich berſte
Vor Begierd', es ihm zu ſagen.

Während die Schweſtern leiſe mit einander reden, ſchleicht ſich **Ponlevi** hinter ihnen hinaus.

Liſida.

Sorge nicht, du kannſt auf mich
Bau'n.

Chloris.

So lebe wohl! — beiſeit. Was that ich?
Rach' aus Liebe ſei verwünſcht,
Und verwünſcht die Lieb' aus Rache! ab.

Liſida.

Hieß' Chloris mich, mit Lieb' Enrico hegen,
Damit er ihr ſo eher möcht' entſagen,
So würd' ich ihrer Liebe Wahn beklagen,
Und ſchmerzlich meiner Liebe Schmach erwägen.
Hofft aber Chloris, auf ſo ſeltnen Wegen
So ſeltnen Bund der Treue zu zerſchlagen,
So wär' ich thöricht, dieſes Spiel zu wagen,
So gieng' ich thöricht der Gefahr entgegen.

Und weil der Roſe Pfand, das ſie gewonnen
Zu haben rühmt, und heimlich mußte rauben,
Den Faden zeigt, den Chloris fein geſponnen:
Soll Eiferſucht kein Zweifeln ſich erlauben;
Denn wer nur einmal eine Lüg' erſonnen,
Bei dem verliert die Wahrheit allen Glauben.

Enrico und Ponlevi kommen.

Enrico.

Menſch, das lügſt du mir.

Ponlevi.

Ich lüge
Nichts.

Enrico.

Das gienge vor?

Ponlevi.

So ſag' ich.

Enrico.

Chloris, ſprich, will mich vergeßen,
Liſida mit Trug mich fangen?

Ponlevi.

Ja, ſo iſt's, Herr, ſie ſind beide
Spitzbübinnen ohne Maßen.

Enrico.

Ich will ſeh'n.

Ponlevi.

Wie das?

Enrico.

Ich ſpreche
Liſida: im Zorn verlaßen

11. Wer im Geben und Abſchlagen,
Feindſchaft und Liebe, Luſt und Schmerz,
Andre dem eignen Selbſt gleichſtellt,
handelt wie es dem Manne ziemt.

12. Wer jedes fremde Weib Müttern,
einer Erdſcholle fremdes Gut,
Alle Weſen ſich ſelbſt gleichſtellt,
ſieht die Welt wie ein Weiſer an.

Denn ſo heißt es:

13. Den Armen, junger Held, hilf du!
widme dein Gut dem Herrſcher nicht!
Kranke bedürfen Arzneien:
wozu ſollen Geſunden ſie?

……

145. Des Lebens gift'ger Baum bietet
zweierlei ſüße Früchte doch:
Edelgeſinnter Freund' Umgang,
und der Dichtung Ambroſia.

Hat ſie mich vorhin, und find' ich
Ihre Härte nun verwandelt,
Ohne daß ich ihr genugthat,
So iſt's wahr.

Ponlevi.

Dazu erwarte
Einen Brief, den ſie will ſchreiben.

Enrico.

Wie hätt' ich Geduld ſo lange?

Liſida.

Sei, Enrico, mir willkommen!
Scheint es doch, zu dir gelangte
Schon des Herzens Ruf, und wollte
Die Entfernung Lügen ſtrafen,
Die uns trennte.

Enrico.

Was noch zögr' ich? —
Halt, Sirene! Undankbare!
Schnödes Krokodil, halt inne!
Weinend willſt du Tod mir ſchaffen,
Und nicht minder, wenn du ſingeſt.
Wohl bezeugt es dein Verwandeln:
Heut, mir Eiferſucht verweinend,
Gabſt du mir den Tod, Tyrannin!
Eben heut mir Gunſt vorſingend,
Giebſt du Tod mir auch. Verlaß' mich!
Magſt du weinen oder ſingen,
Nie kann ich mich ſicher halten.

Liſida.
Nicht verſtellt war erſt mein Weinen,
Noch, Enrico, iſt mein Lachen
Jetzo falſch: im Herzen wurden
Beide Regungen empfangen.
Wenn ich Eiferſucht erſt weinte,
Sing' ich jetzt, der Liebe dankend,
Und enthülltem Wahn, weil eben
Celia, die verſteckt geſtanden,
Meinen Wahn zerſtreut; und ſo
Lockt dich weder in die Arme
Der Sirene falſche Stimme,
Noch mit falſchen Thränen ſchaden
Will das Krokodil dir; einzig
Klagt und ſingt in dieſen Schatten
Liebe, gleich beſtändig immer,
Mag ſie ſingen oder klagen.

Enrico.
Denkſt du denn, daß ich nicht wüßte,
Bloß erheuchelt ſei die Sprache,
Die du führſt?

Liſida.
Und wär' erheuchelt
Auch ein Brief, den ich dir ſandte?
Sie giebt ihm den Brief.

Enrico.
Schweige, nur ein Zeuge mehr
Iſt der Brief, um meine Qualen
Zu erhöh'n bei der Entdeckung,

Weil du Chloris angetragen,
Daß du mir ihn ſchreiben wollteſt.
Dieß iſt abgeredte Karte,
Liebe nicht.

Liſida.

Wer hat ſo ſchleunig —

Ponlevi.

Jetzo muß ich mit zum Tanze.

Liſida.

Dir gemeldet, was wir beide
Hier gered't?

Ponlevi.

Was gilt's? Nun platzen
Über mir die Regenwolken.

Enrico.

Das that Ponlevi, der alles
Heimlich lauſchend angehört,
Was Chloris und du verhandelt
Wider mich voll ungerechter
Tyrannei.

Ponlevi.

Ich habe wahrlich
Nichts geſagt; mein Herr lügt, Fräulein;
Denn ich habe von dem allen,
Was er ſagt, kein Wort geſprochen.

Liſida.

auf Ponlevi zugehend, der ſich immer vor ihr zurückzieht.

Fürchte nichts, ſag' nur: wo war es
Daß wir ſprachen?

Ponlevi.
Wenn du ſelber
Es durchaus befiehlſt zu ſagen,
So war's hier.
Liſida.
Wie lang' iſt's her?
Ponlevi.
Einen Augenblick.
Liſida.
Nun hab' ich
Schon genug. Wenn ich nicht weggieng,
Und hier nichts geſchrieben habe,
So iſt's klar: der Grund war folglich
Nicht das, was mir Chloris ſagte,
Sondern mein gehob'ner Irrthum.
Ponlevi.
Förmlicher Beweis des Satzes.
Enrico.
Daß ich alſo glauben ſoll,
Daß du mir die Wahrheit ſageſt,
Und bei deiner Schweſter heuchelſt?
Liſida.
Sah'ſt du niemals eine Tafel,
Die in einem Licht uns Züge
Von vollkomm'ner Schönheit malet,
Und im andern Licht ein Schreckbild,
Weil ſie das Gepräg' empfangen
Von der hohen Kunſt des Pinſels
Widerſprechender Geſtalten?

So iſt meine Lieb', in Chloris
Licht, als Schreckbild auch geſtaltet,
In Enrico's Licht vollkomm'ner
Schönheit gleich, denn ſo gewaltig
Iſt der Abſtand im Gemüte
Von erlog'ner Lieb' und wahrer.

Enrico.

Ich weiß nicht, welch einen Zauber
Deine Worte für mich haben,
Daß ich wider Wißen glaube.
Laß' mich dir zu Füßen dankend
Die entſproß'nen Blumen küßen,
Daß ich nicht zertret'ne ſage.

Liſida.

Sind dir nicht die Arme näher?

Enrico.

Ihre Sphär' iſt zu erhaben.

Chloris und Niſe kommen.

Chloris zu Niſe.

Wir ſind unrecht hier gekommen.

Liſida.

Um uns vor dem läſt'gen Paare
Ruh' zu ſchaffen, mach' dich los,
Bis ſie erſt vorbei gegangen,
Und komm wieder.

Enrico.

Gut, das will ich.

ab.

Liſida.

Schweſter, nun, du magſt mir danken:
Ich umarmt' ihn, — kann ich mehr? —
Um zu thun, was du verlangteſt.

ab.

Chloris.

Ach, du brachteſt mich um's Leben,
Niſe! du nahmſt mir die Waffen,
Und gabſt meiner Feindin Mittel
In die Hand, mich todt zu martern.

Niſe.

Du haſt Recht, mit *dem* Betruge
Lief mir's übel ab; doch warte,
Ob ein andrer anſchlägt: haſt du
Kein Papier in deiner Taſche?

Chloris.

Keins als dieſes da, es iſt
Eine Rechnung.

Niſe.

Laß' mich machen,
Dieß reicht hin. Geh', und belauſche
Den Erfolg im Hinterhalte.
Ponlevi!

Chloris ab.

Ponlevi.

Mein gnäd'ges Fräulein?

Niſe.

Hör' mich an.

Ponlevi.
Was willſt du haben?

Riſe.
Das.

Sie giebt ihm Ohrfeigen.

Ponlevi.
Ach, du erdroßelſt mich.

Riſe.
Schurke, trittſt du ſo zu nahe
Meiner Achtung?

Ponlevi.
Welcher Achtung?

Riſe.
Mir das bieten! Wie? du wagſt es
Mit der Frechheit?

Ponlevi.
Ich dir bieten?

Riſe.
Böſ'wicht, ſchweig!

Sie giebt ihm wieder Ohrfeigen.

Ponlevi.
Ach, es erſchlagen
Mit zehn Perlenmutter-Spitzen
Mich zehn Dolch' aus Alabaſter!

Riſe.
Du mir?

Sie zerreißt das Papier.

Liſida kommt.

Liſida.

Welch ein Lärm iſt hier?

Was gab's, Muhme?

Niſe.

Gar nichts gab es. —

Schurke! Kuppler! pack dich hurtig,
Eh du aus dem Fenſter wanderſt,
In mehr Bißchen, als geſteckte
Schmetterlinge rings hier flattern
Von dem Brief, den du beſtellt haſt.

Ponlevi.

Ich?

Niſe.

Wirſt du ein Wort noch ſagen?
Pack dich!

Ponlevi.

Wolle —

Niſe.

Nichts erwiedert!

Ponlevi.

Doch der Himmel, daß —

Niſe.

Still! pack dich!

Ponlevi.

Gut, das will ich. — Meine Herren,
Was im Kopf hat dieſe Dame.

ab.

Liſida.

Soll ich wißen, was geweſen?

Niſe.

Dieſer Schurke durfte ſagen
Mir in's Angeſicht, ſein Herr —

Liſida.

Sprich nur.

Niſe.

Hab' ihm aufgetragen,
Dieſen Brief mir zu beſtellen.
Da bei Chloris nicht verfangen
Will die Eiferſucht auf dich,
Richtet er auf mich die Plane.

Liſida beiſeit.

Dieß iſt wieder eine Liſt,
Damit muß ſie nichts erlangen.

Sie hebt die Stückchen Papier auf.

Niſe.

Sag', was machſt du da?

Liſida.

Ich ſuche
Das zerriß'ne Blatt zuſammen.

Niſe.

Zu was Ende?

Liſida.

Zu dem Ende,
Niſe, wenn du die entfall'ne
Blum' Enrico's, als die ſeine,
Auf von dieſem Boden laſeſt,
Um an Chloris ſie zu geben,

Such' ich dieß Papier zuſammen
Eben aus demſelben Grunde.

Niſe beiſeit.

Jeſus, was ich dieſer Tage
Für ein Unglück hab' im Lügen!

Liſida lieſt die Stückchen.

Dahier ſteht: gebranntes Waßer;
Hier: ein friſches Ei; und hier:
Sublimat in Pulvern; laß' es
Gut ſein! das klingt mehr nach Spott,
Als nach einem Liebeshandel.
Wenn Enrico ſo für Mittel
Sorgt, dir das Geſicht zu waſchen,
Muß er wohl nicht hübſch dich finden,
Niſe.

Niſe.

Ei, Papierchen flattern
In der Luft herum: der Wind
Führt eins weg, und bringt ein andres.
Dieß mag wohl nicht von demſelben
Sein, das ich zerriß.

Liſida.

Wohl mag es.
Sieh', wie übel dir gelingen
Deine Liſten, deine Plane!

Niſe.

Was für Plane? was für Liſten?

Liſida.

Dieſe.

Aus Bhartri-hari.

Lebensrichtungen.

Der lebt geiſtlich, entſagt Allem;
jener taumelt im Weltgewühl;
Dieſer weiht ſich dem Dienſt Amors:
mannigfach iſt der Menſchen Sinn.

Zwei Epigramme.

1.

Wohn' an der Ganga Stromfluten,
Sünd' entrückenden, quellenden;
Oder an zarter Bruſt Hügeln,
Sinn' entzückenden, ſchwellenden.

2.

Bei der Lampe, des Heerds Flamme,
bei Mond-, Sternen- und Sonnen-Schein,
Fern von des Mädchens Reh-Augen
liegt die Welt mir in Finſterniß.

Der nächtliche Beſuch.

Die Holde ſchleicht wankenden Tritts dem Trauten zu,
Sie ſucht der Baumwipfel geheimſte Schatten auf,
Vom Buſen reißt bebend die Hand den Schleier weg,
Und birgt des Monds ſpähendem Strahl ihr Angeſicht.

Niſe.

Zwing' mich nicht zu ſagen,
Daß, wer weiß wie lang', Enrico
Schon mir ſein verliebtes Schmachten
Vorbringt, mir den Hof macht, ſchreibt,
Kurz mich plagt auf alle Arten.
Leicht könnt' ich dich wo verſtecken,
Und dich ſelbſt belauſchen laßen,
Wie er zärtlich iſt.

Liſida.

Ich will
Bloß, ohn' alle weit're Rache,
Daß du lügſt, dich überführen.
Er kommt wieder: hier erwarten
Will ich hinter den Jasminen,
Was er ſchreiben wird und ſagen.

Niſe.

Jeſus! Liſida, du mußt mich
Nicht ſogleich bei'm Worte faßen.
Siehſt du nicht, daß ich nur ſcherze?

Liſida.

Lerne, mir was weis zu machen.

Niſe.

Bloß dich necken wollt' ich ja,
Weiter iſt es nichts, wahrhaftig.

Liſida.

Seh'n will ich's, bei ja und nein.

Sie verſteckt ſich.

Niſe.

Giebt's wohl eine ſchlimm're Lage?
Fängt mich doch mit meiner Lüge
Liſida wie in der Falle;
Denn im Leben hatt' Enrico
Keine Silbe mir zu ſagen.

Quinte

Enrico und Ponlevi.

Ponlevi.

Nun, wie oft noch lenken wir
Zu dem Garten unſre Schritte?

Enrico.

Hier wohnt meines Lebens Mitte,
Weichen kann ich nicht von ihr.

Chloris kommt, und bleibt vorn in der Couliſſe ſtehen.

Chloris.

Sie behorchen will ich hier.

Niſe.

Hier belauſch' ich jedes Wort.

Enrico.

Liſida muß meiner dort
Warten.

Ponlevi.

Iſt es denn nicht dieſe?
Nein, das iſt die ſchöne Niſe.

Niſe.

Ohn' ein Wörtchen geht er fort.

Enrico für ſich.

Ach Gott! Niſe iſt allein,
Niemand ſieht mich, und ich könnte,

Wenn's der Liebe Furcht vergönnte,
Nun dem Herzog dienſtbar ſein,
Und die Mine zieh'n. Zum Schein
Liebe bei ihr anzubringen,
Doch geheim vor allen Dingen,
Gilt's; vor Liſida verborgen
Bin ich hier: was darf ich ſorgen?
Ja, ich hoff', es ſoll gelingen. —
Paradieſes-Engel hier
In des Gartens Heiligthume!
Da du Wächter biſt und Blume,
Schutz zugleich und blüh'nde Zier:
Birg das feur'ge Schwert vor mir!
Mild're deiner Sonne Licht!
Höre, was Entzücken ſpricht,
Hör' ſie an die ſcheuen Triebe,
Als die Huldigung der Liebe,
Wenn auch als die mein'ge nicht.

Niſe.

Wie, was hör' ich?

Chloris.

Weh' mir! ah!

Liſida.

Daß ſie meinen Tod bewieſe,
Wollt' ich ſelbſt.

Ponlevi.

Dieß iſt ja Niſe,
Herr, nicht Liſida.

Enrico.
Ich ſah,
Und ich mußte lieben; ja,
Von der Zeit war Seel' und Leben
Blindlings an dich hingegeben.
Dieſe ſchneeige Geſtalt,
Doch von Feuers Hauch umwallt,
Iſt die Sphär', um die ſie ſchweben.
Meiner Liebe Streben war
Gleich, wie ſie ſich dir bewieſe.

Ponlevi.
Herr, gieb Acht! dieß iſt ja Niſe.

Enrico.
Ich kann ſeh'n, ich nehm' es wahr.

Liſida.
Er meint alles ſo, fürwahr!
Niſe thront in ſeinem Herzen.

Chloris.
Himmel, welche neue Schmerzen!
Nun will er um Niſe werben?

Ponlevi.
Er liebt Niſe jetzt zum Sterben.

Niſe beiſeit.
Seine Lieb' iſt mehr als Scherzen.
Kann ſich's wunderlicher fügen?
Was ich nur zum Spaß erfunden,
Wird im Ernſte wahr befunden.
Ich muß nun nur fortbetrügen.

Enrico.

Mag mein Tod an mir denn rügen,
Was des Lebens Wahn verſah.

Niſe.

Nein, in meinem Leben ſah
Ich noch niemand ſo verliebt.
Habt ihr Chloris nicht geliebt
Ein'ge Zeit, Enrico?

Enrico.

Ja,
Ihr gehuldigt hab' ich zwar.

Chloris für ſich.

Undankbarer!

Niſe.

Eure Liebe
Wandt' auf Liſida die Triebe
Bald darauf?

Enrico.

Ihr eigen war
Meine Freiheit; dieß iſt wahr.

Liſida für ſich.

Grauſamer!

Niſe.

Und ich vermehre
Nun die Zahl mit gleicher Ehre.

Enrico.

Euch bin ich der treuſte Diener.

Niſe.

Gab's je einen Florentiner,
Der mehr Portugieſe wäre?

Enrico.

Haltet nicht für minder ächt,
Weil ich zweien ſchon gehuldigt,
Meine Liebe.

Niſe.

Wie entſchuldigt
Ihr den Fehler?

Enrico.

Mit mehr Recht
Hieß' es ein Verdienſt. Wann ſchwächt
Sich die Achtung wohl deswegen
Für ein Buch, Gemälde, Degen,
Weil der Künſtler andre Werke
Schon gemacht? Nein, Werth und Stärke
Pflegt ja ihnen zuzulegen
Die Erfahrung. Und ſo giebt
Es mehr Anſpruch meiner Liebe,
Da ich wandt' auf euch die Triebe,
Daß ich andre ſchon geliebt;
Nicht, weil ich mehr Wahl geübt,
Denn Gewalt war dieſes; nein!
Sondern Einer ſollt' allein
Jetzt geweiht, mein Glück, mein Leben,
Das vollkommen wieder geben,
Was ich lernte bei den zwei'n.

Chloris.

Dieß zu ſeh'n!

Liſida.

Dieß anzuhören!

Niſe.

indem ſie **Liſida** bei der Hand nimmt, und mit ihr bis dahin kommt, wo **Chloris** ſteht.

Auf ſo viel Sophiſterei,
Liebe Muhm', antworte frei;
Kann ſie wohl für mich gehören?

Liſida zu Enrico.

Suche nun mich zu bethören!

Ponlevi.

Daß uns die ſo fangen hier!

Enrico.

Helf' mir Gott!

Niſe zu Chloris.

Nun hätten wir
Uns geſichert.

Chloris.

Nicht zu ſehr.

Niſe.

Nun, was fehlt denn jetzt noch?

Chloris.

Wer
Sichert künftig mich vor dir?
Wenn die einen Sorgen ruh'n,
Schaffſt du neues Ungemach.

ab.

Niſe.

Seiner Liebe bracht' ich Schmach,
Und mehr hatt' ich nicht zu thun.

ab.

Liſida.

Was erwiederſt du mir nun?
Du bleibſt ſtumm?

Enrico.

Ich kann nicht ſprechen.

Liſida.

Gieb mir Gründe.

Enrico.

Sie gebrechen.

Liſida.

Sinn' auf was.

Enrico.

Ich weiß nicht was.

Liſida.

Täuſche mich.

Enrico.

Wie könnt' ich das?

Liſida.

Sprich!

Enrico.

Ich darf mich nicht erfrechen.

Liſida.

Wes war nun die Falſchheit?

Enrico.

Mein.

Liſida.
Und wer blieb der Wahrheit nah?
Enrico.
Ich.
Liſida.
So war dieß Lüge?
Enrico.
Ja.
Liſida.
Alſo haſt du Ausflucht?
Enrico.
Nein.
Liſida.
Fällt denn kein Betrug dir ein?
Enrico.
Ächte Treue kennt ihn nimmer.
Ponlevi.
Herr, ich ſagte dir ja immer,
Die zu lieben ſei der Ort
Nicht der rechte; doch mein Wort
Galt dir nichts.
Liſida.
Leid' ein ſo ſchlimmer,
Falſcher Buhler jede Qual!
Enrico.
Nichts wird meine Treu je beugen.
Liſida.
Sag', was ſoll mir ſie bezeugen?

Enrico.

Schweigen und des Herzens Wahl.

Liſida.

Du biſt flüchtig.

Enrico.

Ich bin Stahl.

Liſida.

Eiferſucht bringt mich von Sinnen.

Enrico.

Weiß es doch ſo ſchlau zu ſpinnen
Der durchtrieb'ne, kleine Gott,
Daß er Liebe macht zum Spott,
Und zur Schmach ein treu Beginnen!

Beide ab.

Indiſche Erzählungen.

I.

Die vier Harthörigen.

Ein Schäfer, der mit Taubheit behaftet war, hütete ſeine Herde in geringer Entfernung von ſeinem Dorfe; wiewohl die Mittagsſtunde heranrückte, hatte ihm ſeine Frau das Frühſtück noch nicht gebracht. Er getraute ſich nicht ſeine Schafe zu verlaßen, weil er fürchtete, während ſeiner Abweſenheit möchte ihnen irgend ein Unfall zuſtoßen. Nachdem er noch einige Zeit gewartet, entſchloß er ſich jedoch, vom Hunger gedrängt, zu folgendem Auswege.

Ein Flurſchütze war damit beſchäftigt, an dem Ufer eines in der Nähe vorbeifließenden Baches Gras für ſeine Kuh zu mähen. Der Schäfer begab ſich zu ihm, wiewohl mit einigem Widerwillen: denn die Leute dieſes Gewerbes ſind zwar als Wächter des öffentlichen und Privat-Eigenthumes angeſtellt, um jeden Diebſtahl zu verhüten; ſie pflegen aber ſelbſt meiſtens große Spitzbuben zu ſein. Er bat den Flurſchützen, während der kurzen Zeit, die er brauchen würde, um zu Hauſe zu frühſtücken, ein wachſames Auge auf

Dritter Akt.

Nacht. Straße vor Fabio's Hauſe.

Der Herzog, Enrico, Ponlevi und ein Sänger treten auf.

Herzog.
Keine Macht beſiegt die Liebe.
Enrico.
Eins, ſagt man, hat helfen ſollen.
Herzog.
Was denn?
Enrico.
Sie beſiegen wollen.
Mir däucht, Garcilaſo ſchriebe
Dieß dawider vor.
Herzog.
Die Triebe
Dadurch rathen abzulenken,
Iſt, wie wenn man Liebe ſenken
In Vergeßen heißt; ſtatt deßen
Iſt ein Mittel das Vergeßen,
Um von neuem zu gedenken.

Enrico.
Wenn uns dann, ſie zu bekriegen,
Lieb' an ſich erinnern muß,
Iſt zu ſiegen der Entſchluß
Auch der Anfang, um zu ſiegen.
Zwar, da, hier nicht zu erliegen,
Wir ja das, worauf das Wollen
Hin ſich neigt, vergeßen ſollen,
So iſt in uns ſelbſt der Streit;
Und es liegt die Schwierigkeit
Nicht im Siegen, nur im Wollen.

Herzog.
Du haſt Recht. Doch ſage mir,
Wie gelang's mit Niſe dir?

Enrico.
Schlecht Gehör fand mein Bewerben, —
beiſeit — O wie wahr! ſie ließ mich ſterben. —
Denn da Fabio wieder hier,
Und ſein Haus neu eingerichtet,
Kann ich ſie nicht ſeh'n noch ſprechen.

Herzog.
Fahre fort, um ſo zu ſchwächen
Dieſen Brand, der mich vernichtet.
Wird als Wahrheit mir berichtet,
Was ich fürchte, wohl, alsdann
Weiß ich, daß ich ſiegen kann,
Weil ich ſiegen wollen werde.

Enrico.
Jetzt, Herr, hat es viel Beſchwerde.

Herzog.

Fabio iſt ein ſtrenger Mann.

Enrico.

Horch, hier auf der Gallerie
Hör' ich jemand ſich bewegen.

Herzog.

Dort auch ſcheint ſich was zu regen:
Wer es iſt, Enrico, ſieh'.

Chloris und Niſe erſcheinen an einem Fenſter, Liſida und Celia an einem andern.

Enrico.

Nun kommt's darauf an, — und wie
Sollen wir's, mein Fürſt, erſpäh'n,
Wo wohl Chloris möchte ſteh'n?

Herzog.

Theilen wir uns dort und hier;
Dann uns treffen können wir,
Und uns melden, wen wir ſeh'n.

Enrico.

Gut, und daß ich's gleich erfülle,
Wend' ich hierher mich.

Herzog.

Und ich
Dorthin; — doch verweile dich,
Denn man ſtimmt da in der Hülle
Nächt'ger Dunkelheit und Stille
Eine Harfe.

Chloris.

Dieſe Thränen

Lindre, Niſe; gleich Sirenen
Laß' im Liebes-Meer dich hören.

Liſida.

Singe, Celia, und beſchwören
Wirſt du dieß mein tödlich Sehnen.

Enrico.

Einen Sänger hab' ich hier,
Falls wir auf die Gondel giengen,
Mitgebracht; wenn jene ſingen,
Singt er mit, beliebt es dir.

Herzog.

Gut.

Ponlevi.

So ſei denn auch von mir
Ausdruck deiner Pein verſucht.

Enrico.

Sing', ob etwan in die Flucht
Ich des Himmels Stürme triebe.

Herzog.

Singe mir etwas von Liebe.

Liſida.

Singe mir von Eiferſucht.

Chloris.

Singe mir von Traurigkeit.

Enrico.

Singe mir von Luſt und Wonne.
Wiße die entfloh'ne Sonne,
Ohne ſie ſei ſchön're Zeit.

Der Sänger ſingt.

Liebe! Liebe! deine Macht
Bändigt Reiche, bricht Geſetze;
Mehr als aller Kön'ge Schätze,
Haſt du unter dich gebracht.

Celia ſingt.

Eiferſucht! dem, der dich kennt,
Wandelt ſich in Sucht der Eifer,
Weil ihn von des Neides Geifer
Nur ein einz'ger Laut noch trennt.

Ponlevi ſingt.

Glück! nicht Einem treu und hold,
Wer mag deine Launen zügeln?
Male nur dein Rad mit Flügeln,
Denn es fliegt mehr, als es rollt.

Niſe ſingt.

O Vernunft! Vernunft! wie lange
Wird die Liebe dich beſiegen,
Da die Freuden ſchnell entfliegen,
Wie ſie nah'n mit trägem Gange?

Herzog.

Laß' dich nicht von ihnen ſtören.

Liſida.

Laß' nicht ab zu ſingen, nein.

Enrico.

Fahre fort, ſag' meine Pein.

Chloris.

Sing', ich bin entzückt zu hören.

Der Sänger ſingt.
Wird mir jemals Gunſt ertheilt?
Celia ſingt.
Darf ich wieder Hoffnung faßen?
Ponlevi ſingt.
Wird mein Unglück mich verlaßen?
Niſe ſingt.
Wird der Liebe Schmerz geheilt?
Herzog.
Singe nur, ſingt man auch dort.
Liſida.
Schweige nicht, obwohl ſie ſingen.
Enrico.
Laß den Ton mein Leid bezwingen.
Chloris.
Schweige nicht, ſing' lieblich fort.
Alle vier ſingen.
Glück, Vernunft, Lieb', Eiferſucht,
Alles muß den Wechſel dulden:
Die Vernunft erliegt den Jahren,
Und es ſinkt das Glück im Fluge.
Liebe iſt ein Feuer,
Eiferſucht ihr Zunder;
Doch die Luſt ermattet,
Liebe wankt im Buſen.
Herzog.
Da in Lüften deine Stimme,
Schöne Niſe, ſanft verhallet,

Laß' ihr doch für meine Hoffnung
Eine Botſchaft übertragen.

Chloris.

Sag' nicht, daß ich's bin; der Herzog
Iſt's, er ſoll nicht mit mir ſchwatzen.

Niſe.

Nein, vertrau' ſie Eure Hoheit
Nicht ſo flücht'gem Aufenthalte;
Eure Heimat iſt ein Buſen,
Wo eu'r Bild vergöttert waltet.

Herzog.

Spräche ſo die Dame, welche
Euch begleitet, über alles
Wär' ich glücklich.

Niſe.

Nicht ſo ſehr,
Die ihr fälſchlich dafür haltet,
Iſt von mir ein Kammermädchen.

Herzog.

So? wollt ihr ſie ſprechen laßen?

Niſe.

Sie iſt ſtumm, und kann nicht ſprechen.

Herzog.

Wohl, nur nicht des Herzens Sprache.

Liſida,

die indeßen leiſe mit Enrico geſprochen.

Übel ſtimmt dieß zärtlich Thun
Mit ſo manchem Flatterhaften.

Enrice.

Nein, vielmehr ſtimmt dieß Gefühl
Überein mit anderm wahren.

Liſida.

Was mein Auge ſieht, das glaubt es.

Enrice.

Giebt's nicht Brillen, die verwandeln?

Liſida.

O das iſt unmöglich, wenn ſie
So vollkomm'ne Gläſer haben.

Enrice.

Die vollkommenſten betrügen.

Herzog.

Ich bin gleich zurück hier; wartet:
Ich muß dort nach jemand ſeh'n. —
Hör', Enrice!

Enrice.

Herr?

Herzog.

Nicht wanken
Will von ihrer Strenge Chloris;
Denn ſie will nicht rathen laßen,
Daß ſie neben Niſe ſteht.

Enrice.

Was ſoll ich nun thun?

Herzog.

Zum andern
Fenſter, wünſch' ich, daß du geheſt;
Und da uns zwei gleiche Plane

Beide hergeführt, daß du
Ein Geſpräch mit Niſe halteſt,
Oder ich mit Chloris: ſorge,
Da mir eins ſo ſchlecht gerathen,
Daß wir beides nicht verlieren.
Sie iſt dort, geh' hin: denn alles
Kommt mir darauf an, du weißt es.

Enrico.

Wer war je in ſolchem Falle?

Chloris tritt an das Fenſter der Liſida.

Chloris.

Liſida?

Liſida.

Was iſt? Was ſoll ich?

Chloris.

Drüben ſteht der Herzog wartend,
Und will mich durchaus erſpähen.
Er ſah unſre zwei Geſtalten:
Willſt du wohl, damit er denke,
Ich wär's nicht, hinüber wandern?

Liſida.

Wenn du her kommſt um zu wißen,
Wer hier bei mir iſt, erfahren
Sollſt du das: es iſt Enrico,
Und damit ich Platz dir mache,
Geh' ich.

Chloris.

Das nicht.

Liſida für ſich.

Ich will geh'n,
Doch um ſonſt was aus zu machen:
Ob die Gläſer, ob die Augen
Lügen, ein für allemale.

Ponlevi.

Ich, bei dieſer Dunkelrunde
Für den Krieg der Serenaten,
Unter all' den andern Pâren
Muß allein hier unpaar wandern,
Wenn ich nicht Monſieur von Schlaf
Rufe, ſich zu mir zu halten.

Er legt ſich zum Schlafen nieder.

Octavio tritt auf, und nimmt die Stelle ein, auf welcher Ponlevi ſtand.

Octavio.

Wenn die Eiferſucht nicht Ruhe
Gönnt bei Einem Gegenſtande,
Kann der, dem ſie ſich verdoppeln,
Einen Augenblick ſie haben?

Herzog.

Komm doch!

Enrico beiſeit.

Daß mich dazu nöthigt
Eines Mächt'gen Liebeshandel!

Herzog.

Was verweilſt du?

Enrico.

Ich ſah jemand.

ſeine Herde zu haben, und verſprach, bei ſeiner Zurückkunft ihn reichlich für die übernommene Mühe zu belohnen.

Der Flurſchütze, der eben ſo taub war als der Schäfer, antwortete mit Heftigkeit und in einem zornigen Tone: „Was haſt du für ein Recht an das Gras, das ich hier mähe? Muß meine Kuh hungern, damit deine Schafe ſich nach Belieben mäſten können? Mache dich fort, und laß mich in Frieden!“ — Er begleitete dieſe Anrede mit einer ausdrucksvollen Geberde der Hand, welche der Schäfer als ein Zeichen der Einwilligung in den gethanen Vorſchlag auslegte.

Dieſer lief alſo eilig in das Dorf, entſchloßen ſeine Frau ſo nachdrücklich zu züchtigen, daß ſie ſich in Zukunft eine ſolche Nachläßigkeit nicht wieder ſollte zu Schulden kommen laßen. Als er ſich aber ſeinem Hauſe näherte, ſah er, daß ſie auf der Thürſchwelle lag, und ſich in heftigen Zuckungen am Boden wälzte. Sie hatte nämlich eine allzugroße Menge roher Bohnen gegeßen, ſich eine Unverdaulichkeit zugezogen, und litt an gewaltigem Bauchgrimmen.

Der Zorn des Schäfers wurde durch den Anblick der Leiden ſeiner armen Frau beſänftigt, wiewohl er nicht ohne Ungeduld bedachte, daß die Nothwendigkeit ihr Beiſtand zu leiſten, und ſein Frühſtück nun ſelbſt zuzubereiten, ihn viel längere Zeit von ſeiner Herde entfernt halten würde, als er anfangs gedacht hatte. Denn er verließ ſich eigentlich gar wenig auf die Redlichkeit des Flurſchützen, dem er unterdeſſen ſeine Herde anvertraut hatte. Deswegen beeilte er ſich ſo ſehr als möglich. Sobald er wieder bei ſeinen Schafen war, welche in geringer Entferung von dem Orte, wo er ſie verlaßen hatte, ruhig weideten, ſo ließ er es ſeine erſte Sorge ſein, ſie genau zu überzählen; er war außer ſich vor Freuden, als er ſich überzeugt hatte, daß kein einziges Stück

Herzog.
Habe daraus nur kein Arges,
Es iſt Ponlevi, er ſtand
Immer dort im Hinterhalte.
Enrico beiſeit.
Eine Göttin zu betrügen,
Himmel, leih' mir falſche Sprache!
Chloris.
Dank dem Himmel, daß ich Ruhe
Vor des Herzogs Reden habe.
Herzog.
Nein, er kommt, euch aufzuſuchen,
Wo ihr ſeid.
Chloris.
Welch ſonderbarer
Zufall! das, womit ich eben
Mich vor ihm zu ſichern dachte,
Liefert mich ihm aus, und zwingt mich,
In's Geſpräch mich einzulaßen.
Enrico.
Ich bin hier, nun ſtärke mich
Die Gewißheit, daß mich grade
Liſida nicht hört; vom Herzog
Wird ſie dort ja unterhalten.
Schönſte Niſe, —
Octavio.
Sagt er Niſe?
Enrico.
Da magnetiſch deine ſanfte

Stimm' heranlockt, was nur lebet,
So daß, dieſer Schwelle nahend,
Mit den Felſen wilde Thiere,
Vögel mit den Blumen wandeln:
Gönne Raum den leiſen Wünſchen,
Die dein ſüßer Ton einladet
An dem Gifte hier zu ſterben,
Das ſie mit den Lüften tranken.

Liſida.

Was iſt's, Himmel, das ich höre?
Iſt er dazu nachgegangen,
Meinem Leben nachzuſtellen?

Octavio.

Falſcher Freund und undankbarer
Liebender! Er ſoll's, bei'm Himmel!
Mit dem Leben mir bezahlen.

ab.

Enrico.

Wollt ihr prüfen, ob mein Leiden
Wahr iſt, könnt ihr's leicht erfahren.

Liſida.

Nicht ſo leicht, da dieß, Enrico,
Eben noch bei einer andern
Eure Wahrheit war. Nun ſeht,
Ob die Gläſer wohl verwandeln.

Enrico.

Liſida —

Liſida.

Sprich nur nicht weiter.

Enrico.
O bei'm Himmel —
Liſida.
Nicht zu ſchaffen
Mach' dir mit Entſchuldigungen;
Du mußt mich für immer laßen.
Enrico.
Hör' nur, — allein was ſeh' ich?
Man ſchließt auf die Thür' vom Garten.
Herr!
Herzog.
Was iſt?
Enrico.
Aus Fabio's Hauſe
Kommt ein Menſch heraus.
Chloris.
Mein Vater
Iſt es; eh er euch bemerkt,
Herr, entfernt euch von der Straße.
Herzog.
Es iſt Fabio; komm, Enrico,
Und vermumme dich im Mantel;
Er darf mich nicht kennen.
Enrico.
Hilft da
Das Vermummen und Verlarven,
Wenn, was ihm die Nacht verſchwiegen,
Doch der Tag ihm muß verrathen?
Der Herzog und Enrico ab.

Fabio tritt auf.

Fabio.

Schlecht empfängſt du mich, o Heimat!
Treff' ich gleich zuerſt, am Tage,
Wo ich deine Schwelle rühre,
Meinen Kummer, meine Plagen?
Ein Verdacht auf den Enrico
Wegen Chloris, den ich hatte,
Eh' er noch nach Spanien reiſte,
Rief von Mailand dieſer Tage
Mich nach Haus: ich muß den Stifter
Dieſer Unordnung erfahren.
Doch ſie haben mich bemerkt,
Und ſchon räumten ſie die Straße.
Wüßt' ich doch nur wer ſie ſind!

Er ſtolpert über Ponlevi.

Ponlevi.

Wer da?

Fabio.

Wer iſt hier?

Ponlevi.

Ich ſage,
Herr, es iſt ſchon ſpät, hör' auf
Noch mehr tolles Zeug zu ſchwatzen,
Mit der Liſida, der Niſe
Und der Chloris; komm, und machen
Wir uns fort.

Fabio.

Dich umzubringen.

Ponlevi.

Jemine! und welch ein langer
Würd'ger Bart! Iſt dir vom Schrecken
So geſchwind der Bart gewachſen?

Fabio.

Sag', bei wem biſt du Bedienter?

Ponlevi.

Das iſt eine leichte Sache:
Bei'm Enrico.

Fabio.

Welche feſſelt
Deinen Herrn von den drei Damen?

Ponlevi.

Alle.

Fabio.

Dieſer Menſch iſt närriſch.
Sag' mir, welche liebt er?

Ponlevi.

Alle.

Fabio.

Rede ſteh': um welche wirbt er?

Ponlevi.

Um ſie all'; ihr könnt das ſparen,
Keine geht davon herunter;
Denn er liebt in drei Geſtalten,
Im praeterito, praesenti
Und futuro.

Fabio.

Du verdankeſt

Meiner Würde bloß dein Leben;
Denn es ziemt nicht meinem Stahle
Mit ſo ſchnödem Blut ſich färben.

Ponlevi.

Manchmal ſchnödes Blut zu haben
Iſt nicht übel.

Fabio.

Geh', Geſelle!
Pack' dich!

Ponlevi.

Nach des Herrn Gefallen.
ab.

Fabio.

Auf des Herzogs Gunſt ſich trügend
Wagt Enrico, meinem Namen
Solche Flecke anzuhängen
Auf unwürd'ge Art, und da ſich
Mein Verdacht vor ſeiner Reiſe
In Gewißheit jetzt verwandelt,
Müßen wir dem Unheil ſteuern.
Bei ſolch einem ſchweren Grame
Giebt's zwei Wege: den der Klugheit
Und des Muths; für gleich zu achten
Sind ſie beide, und ſo wähl' ich
Den der Klugheit erſt. Ich klage
Die Beleidigung dem Herzog;
Wenn ich damit nichts erlange,
Dann bau' ich auf meinen Muth,
Ungeſchwächt noch von den Jahren. ab.

Zimmer im Pallaſt.

Octavio und Enrico treten auf.

Octavio.

Euch, Enrico, ſucht' ich eben.

Enrico.

Wohl, mein Freund, was wollet ihr?

Octavio.

Gebt nicht mehr den Namen mir,
Denn ich mag ihn euch nicht geben.
Nicht ein Freund iſt wer im Streicheln
Wunden beibringt, im Umfangen
Mordet, wie die falſchen Schlangen,
Die verſtecken unter Schmeicheln,
Was ſie Giftiges beginnen.
Ihr ſeid fremd der Freundſchaft Bunde,
Denn ihr ſchmeichelt mit dem Munde,
Und ihr mordet mit den Sinnen.

Enrico.

Zeuge meinem edlen Muthe
Soll der Himmel ſeyn, die Welt
Richter! Und ich weiß, man hält
Einmal Freunden was zu Gute;
Darum habt ihr ſchon vernommen
Aus der Antwort, daß ich's bin:
Dieſes eine Mal gieng hin,
Laßt es nicht zum zweiten kommen.

Octavio.

Doch; denn ohne daß ihr achtet
Das Geheimniß meiner Triebe.

Wißend daß ich Niſe liebe,
Daß mein Herz für Niſe ſchmachtet:
Dürft ihr treulos, um ſie mir
Abzuwenden, werben, lieben;
Habt des Tags an ſie geſchrieben,
Und des Nachts gered't mit ihr.

Enrico.

Zwar, Octavio, kann ich nicht
Läugnen was ihr, wie ihr ſagt,
Habt geſehn, gehört, erfragt;
Noch kann ich darüber Licht
Euch ertheilen, das vielleicht
Mich bei euch entſchuld'gen würde:
Aber ſolcher Schmähung Bürde
Trag' ich nicht von euch ſo leicht.
Dadurch fühl' ich mich beleidigt,
Und wenn ihr, ſo wie ihr glaubtet,
Gegen mich eu'r Recht behauptet,
Wird auch mein's von mir vertheidigt.
Da wir uns im Schloß befinden,
Iſt dieß meiner Freundſchaft Wort.

Octavio.

Gut, Enrico, nennt den Ort,
Wo ihr wollt, daß wir uns finden.

Enrico.

Sei's. —

Der Herzog kommt mit Ponlevi.

Herzog.

Was giebt es hier?

Enrico.

Es war
Nichts mein Fürſt.

Herzog beiſeit.

Heftig bewegt
Sind ſie; meine Lieb' erregt
Dieſe Störung offenbar,
Und ich muß vor Schaden wachen. —
He, Octavio!

Octavio.

Herr?

Herzog.

O geht,
Holt mein Pult mir, und verſeht
Es mit allen Schreibeſachen. —
(zu Ponlevi.) Und geh't ihr hinaus einmal.

Octavio.

Sagt, wie ſteh'n denn nun wir beide?

Enrico.

Daß ich euch wohin beſcheide.

Octavio.

Lebt wohl.

ab.

Enrico zu Ponlevi.

Wart' auf mich im Saal.

Ponlevi ab.

Herzog.

Sag', Enrico, was geſcheh'n.

Enrico.

Ein Verdruß iſt ausgebrütet,
Den man leider nicht verhütet,
Herr, wiewohl vorausgeſehen.

Herzog.

Weiß er ſchon? Ich muß bedacht
Alſo ſein, euch zu vertragen.

Enrico.

Nicht doch, Herr, in Ehrenklagen
Iſt kein guter Arzt die Macht.

Fabio tritt auf.

Fabio für ſich.

Bei ihm iſt Enrico bloß. —
Kann ich, Herr, dich ſprechen?

Herzog.

Ja.
Wart' indes, Enrico, da.

Enrico.

Ihm zu ſchreiben, komm' ich los.

ab.

Fabio.

Um zu klagen meine Bürden,
Kann mir nichts genugſam taugen,
Als wenn Thränen meiner Augen
Zungen meiner Seele würden.

Herzog.

Will mir neue Sorg' erſcheinen?
Sag', was haſt du?

fehlte. „Der Flurſchütze, rief er aus, iſt doch ein braver Mann, die Perle der Leute ſeines Standes! Ich habe ihm eine Belohnung verſprochen: er verdient wohl ſie zu empfangen.“ —

Der Schäfer hatte in ſeiner Herde ein lahmes Schaf, das aber ſonſt geſund und fett war. Er nahm es auf die Schulter, trug es zu dem Flurſchützen hin und ſagte: „Du haſt während meiner Abweſenheit meine Herde treulich gehütet: ſieh! hier iſt ein Schaf, das ich dir ſchenken will.“

Der Flurſchütze, als er das lahme Schaf ſah, rief mit großer Lebhaftigkeit aus: „Was beſchuldigſt du mich doch, ich hätte deinem Schafe das Bein zerbrochen? Ich kann ſchwören, daß ich, ſeit du weg wareſt, keinen Schritt von der Stelle gethan habe, wo ich jetzt ſtehe. Ich bin deiner Herde gar nicht einmal nahe gekommen.“ —

„Das Schaf iſt geſund und fett, erwiderte der Schäfer: du kannſt es ſchlachten, und dir und den deinigen etwas damit zu Gute thun.“ —

„Ich habe dir ſchon geſagt, antwortete der Flurſchütze, daß ich von deinen Schafen weit weg geblieben bin, und doch beſchuldigſt du mich immerfort, ich hätte dir dieſes lahm geſchlagen. Packe dich, oder ich verſetze dir eins!“ — Und bei dieſen Worten machte er Anſtalt ſeine Drohung ins Werk zu ſtellen.

Der Schäfer, der ſich ſo ungerechter Weiſe bedroht ſah, ohne daß er den Grund errathen konnte, machte ſich ebenfalls auf die Gegenwehr gefaßt. Sie waren eben im Begriffe handgemein zu werden, als ein Mann zu Pferde zufällig bei ihnen vorbeikam. Sie hielten ihn an, der Schäfer griff dem Pferde in die Zügel, und ſagte zu dem Reiter: „Ich bitte euch, hört uns einen Augenblick an, und entſcheidet, ob

Fabio.

Herr, Verdruß
Hab' ich, habe Ehr', und muß,
Weil ich Ehre habe, weinen.
Denn es wird ſo ſtrenger Bann
Mit der Ehr' uns aufgegeben,
Daß man weder glücklich leben
Ohne ſie, noch mit ihr, kann.
Herr, zwei Töchter hat mein Haus.

Herzog beiſeit.

Himmel! ſicher kommt er hier,
Weil er wider mich bei mir
Klagen will, und ſpäh'te aus
Meine Liebe. — Wohl bekannt
Iſt mir's, daß vor allem Läſtern
Stets im Glanz der ſchönen Schweſtern
Euer Ruf ſich ſicher fand.

Fabio.

Nicht ſo ſehr, daß auf dieß Licht
Nicht ein Mächt'ger Schatten würfe.

Herzog beiſeit.

Er erklärt ſich mehr. — Es dürfe
Euer edles Herz ſich nicht
Allzu leicht dem Argwohn öffnen.

Fabio.

Sollt' ich, ſchlecht berichtet, wagen
Euch zu Füßen, Herr, zu klagen?
Hört mich an, laßt euch eröffnen,
Daß Enrico, auf den Schwingen

Eurer Gunſt, durch ihre Proben
Jeder Rückſicht überheben,
Meinem Hauſe Schmach will bringen
Mit verkehrtem Liebes-Tändeln.

Herzog beiſeit.

Gut! doch daß er ihn verklagt,
Hat mich noch nicht losgeſagt,
Da ich Schuld an ſeinen Händeln.

Fabio.

Dieſes Unheil abzuſtellen
Bitt' ich euch.

Herzog.

Ihr kommt entrüſtet,
Schlecht berichtet; wenn ihr wüßtet,
Was ich weiß aus ſich'ren Quellen,
Würdet ihr ihn nicht verklagen.
Wo er wirbt um eine Dame,
Leidet nicht eu'r Ruf und Name.

Fabio.

Herr, ich muß euch nochmals ſagen,
Ich komm' nicht ununterrichtet.
Wenn ich weiß, daß vor der Reiſe
Er in Chloris' Dienſt und Kreiße
Jede Huldigung verpflichtet;
Wenn ich weiß, daß er beharret
Seit der Rückkehr, gleich ergeben,
Weil bei Tag und Nacht mein Streben
Argus meines Hauſes ward:
Sagt, wie könnt' ich mich betrügen?

Daß ich, wider meine Ehre
Selber zeugend, mich beſchwere,
Muß euch zur Gewißheit g'nügen.

Herzog.

Was ſagt ihr?

Fabio.

Daß Chloris die
Iſt, um die er wirbt.

Herzog.

Weh' mir! —
Eh' er weggereiſt von hier?

Fabio.

Ja.

Herzog beiſeit.

Was hör' ich? Himmel! ſie!

Fabio.

Und da deine Gunſt allein
Den Enrico höher ſtellt,
So laß', wenn es dir gefällt,
Schleunig die Vermählung ſein,
Sonſt wirſt du mich des entbinden,
Was zuerſt mir obgelegen,
Und ich muß auf andern Wegen
Die verlorne Ehre finden.

Herzog beiſeit.

Welch ein tödtlich Schauſpiel ſaugen,
Welche giſt'ge Kränkung nippen
Mußt' ich ohne meine Lippen?
Mußt' ich ohne meine Augen?

Ich erinn're mich, daß ich
Ausfuhr, ihm entgegen: ja,
Denn ich weiß, ich fand ihn da,
Und den Abend floh ſie mich.
Gleich hierauf trug ſich die Frage
Über Schärp' und Blume zu.
O welch gut Gedächtniß du,
Liebe, haſt! O ſchweig' nur, ſage
Nicht, daß ſie dann bald mir ſchrieb,
Die Beſuch' ihr zu erſparen:
Denn es muß mir offenbaren,
Daß ſein Kommen mich vertrieb.

Fabio.

Läßt du dich ſo wenig ein
Auf mein Leid, die bittern Klagen,
Daß du nicht darauf zu ſagen
Eine Silbe würdigſt?

Herzog.

Nein,
Nein doch, Fabio! Jetzt kann ich
Keine Red' und Antwort finden,
Ich kann nichts, als nur empfinden.

Fabio.

Wohl denn, ſo beruf' ich mich
Auf des Adels Muth und Recht.

Enrico und Ponlevi kommen und ſprechen leiſe mit einander.

Enrico.

Suche mir Octavio auf,
Und beſtell' den Brief ihm; lauf'!

Ponlevi.
An Octavio ſagſt du?
Enrico.
Recht.
Herzog beiſeit.
's iſt Enrico, mir iſt bange
Vor mir ſelbſt, gleich loszubrechen,
Und wir dürfen hier nicht ſprechen,
Darum flieh' ich aus dem Drange
Meiner Schmerzen.
Enrico.
So ergrimmt,
Herr? was hat ſich zugetragen?
Herzog.
Ich will dir's nachher ſchon ſagen.
ab.

Ponlevi.
Wie er gegen uns ſich nimmt!
Enrico.
Sag', was iſt dieß, Fabio?
Fabio.
Ich
Weiß es nicht; könnt' ich's erfahren,
Würd' ich ſelbſt mir's offenbaren:
Es verwirrt mich ſo wie dich.
ab.

Ponlevi.
Warnt' ich, Chloris nicht zu lieben,
Dich nicht immer, weil ich wußte,

Daß dir's Unheil bringen mußte,
Das nun auch nicht ausgeblieben?
Doch, ich ſeh' Octavio gehen,
Ich beſtell' ihm gleich den Brief.

ab.

Enrico.
Ach! wer hat ſich je ſo tief
In Verwirrung noch geſehen?

Celia kommt verſchleiert.

Celia.
Bis ich ihn gefunden, ſchlich ich
Mich herein mit blei'rnen Sohlen,
Daß ich nicht mit woll'nen ſage.
Pſt!

Enrico.
Für mich?

Celia.
Ja.

Enrico.
Gut, ich horche
Schon.

Celia.
Mein Fräulein —

Enrico.
Beſte Celia!

Celia.
Schickt euch dieſen Brief.

Enrico.
Ich lebe

Mein Geſchick, käm' er auch voll
Von Verdruß, Vorwürfen, Zorne.
Der vergißt uns nicht wer unſrer
Denkt, ſei's auch zu harten Worten.

er lieſt. „Ich muß meinen Kränkungen einige Genugthuung verſchaffen, und dieſe ſoll darin beſtehen, ſie euch zu ſagen. Begebt euch ſogleich auf den Spaziergang, ich werde mich auf dem Luſtſchloße des Herzogs einſtellen, wo ihr ſie werdet anhören und ich ſie ſagen können.“

Faſt denſelben Ort und Stunde,
Wo ich den Octavio ford're,
Hat mir Liſida beſtimmt,
Denn ich ſchrieb, ich wollt' im Holze
Bei dem Luſtſchloß ihn erwarten.
Wiederum bin ich betroffen:
Soll ich mich bei ihr entſchuld'gen?
Nein, das hieß' ihr neue Sorge
Schaffen, und da ihr die Störung
Meines Glückes bleibt verborgen,
Geh' nur Liſida ſpazieren,
Beßer iſt's: denn wie es komme,
Übel oder gut, ſo darf ich
Mich genug entſchuldigt hoffen. —
Liebe Celia, ſag': ich eile,
Wie mir Liſida befohlen.

Ponlevi kommt.

Ponlevi.

Statt des Briefs an den Octavio,
Hab' ich dieſen da bekommen;

Bei'm Hereingehn gab ihn mir
Ein mir unbekannter Bote.
Doch was ſeh' ich? iſt das nicht
Celia, meine Auserkorne?

Celia.

Ich beſtell' es.

Enrico.

Höre, Celia!

Celia.

Was befiehlſt du?

Enrico.

Wart' noch dorten! —
(beiſeit.) Da den Herzog wider mich
Zorn und Mißtrau'n eingenommen,
Weil ich nicht in Chloris' Bruſt
Die verliebten Wünſch' erforſchet,
Werde mir mit goldnem Schlüßel
Das Geheimniß aufgeſchloßen;
Die Gelegenheit iſt günſtig. —
Herzens-Celia meines Troſtes!
Bei dir ſteht anjeßt mein Leben,
Glück und Ruh', und darf ich hoffen,
Dann ſei, was ich bin und habe,
Dir zu Füßen dargeboten.

Celia.

Mit ſo vielen Liebkoſungen
Redeſt du mit mir?

Ponlevi.

Nun vollends!

Auch an Celia Artigkeiten?
Dieß nur fehlt' ihm, ſammt und ſonders
All' in Fabio's Haus zu lieben.

Celia.

Ich verſteh' nicht, was ihr fordert.

Enrico.

Nimm den Demant, der ein Stral
Des Apoll iſt, Sohn der Sonne,
Obwohl Stein.

Celia.

Ich nehm' ihn, Herr,
Um als grob nicht zu verſtoßen.

Ponlevi.

O du undankbare Celia!
Wär'ſt du grob, gleich einem Klotze,
Und nur nicht nehmſüchtig.

Enrico.

Glaub',
Du biſt meines Lebens hohe
Herrin, Celia.

Celia.

Schon erklärt' ich,
Daß ich dein ſei.

Ponlevi.

Ich bin zornig.
Dein ſagt ſie vor meinen Augen!
Dein ſagt ſie vor meinen Ohren!
Ich ermord' ihn, aber nein!
Denn er iſt mein Herr; betroffen

Steh' ich zwiſchen Lieb' und Ehre
Hier als Narr und dort als Toller.

Enrico.

Sag' mir, da, wie einem Hausdieb,
Celia, dir ja nichts verbergen
Bleiben kann im ganzen Hauſe,
Was geſchieht, —

Ponlevi.

Dir auch nicht vollends.

Enrico.

Doch wer ſprach da?

Ponlevi.

Das bin ich.

Enrico.

Warte dort!

Ponlevi.

Ei, feine Poſſen!

Er tritt beiſeit, und Enrico fährt fort mit Celia leiſe zu reden.

Enrico.

Wer iſt's, der um Chloris wirbt?
Der beglückte Vorgezog'ne,
Der verdient, daß man den Herzog
Seinethalb verſchmäht? Bekomm' ich
Hierin Licht durch deine Hülfe, —

Celia.

Brich hier ab, in kurzen Worten
Sag' ich dir: ich bin in Dienſten
Liſida's; mich hat's verdroßen,
Da ich mit dem Liebesbrief

in dem Streite, worin ihr uns begriffen findet, das Unrecht auf meiner Seite iſt. Ich bringe dieſem Menſchen für einen kleinen Dienſt, den er mir geleiſtet hat, ein Schaf zum Geſchenk; und für allen Dank will er mich mit Schlägen anfallen.“ —

Der Flurſchütze nahm ſeinerſeits das Wort und ſagte: „Dieſer Tölpel von Schäfer hat die Unverſchämtheit mich zu beſchuldigen, ich hätte einem ſeiner Schafe das Bein zerbrochen, da ich doch ſeiner Herde nicht einmal zu nahe gekommen bin.“ —

Der Mann, den ſie zum Schiedsrichter genommen hatten, war noch tauber als beide, und hatte von allem, was ſie ihm vortrugen, nicht ein einziges Wort gehört. — „Ich muß geſtehn, daß das Pferd mir nicht gehört. Ich habe es an der Landſtraße gefunden, wo es jemand hatte ſtehen laßen; ich war in Eile, und habe mich darauf geſetzt, um geſchwinder fortzukommen. Gehört es euch? So nehmt es wieder, und laßt mich meine Reiſe fortſetzen: ich habe keine Zeit zu verlieren.“ —

Der Schäfer und der Flurſchütze hatten, jeder ſeinerſeits, ſich in den Kopf geſetzt, der Mann zu Pferde gebe ſeinem Gegner Recht. Sie fiengen alſo an, noch ſtärker als zuvor gegen einander zu ſchreien, und verwünſchten beide gemeinſchaftlich den erwählten Schiedsrichter, den ſie unverholen der Ungerechtigkeit beſchuldigten.

In dieſem Augenblicke kam ein alter Brahmane vorbei, der ihnen der rechte Mann zu ſein ſchien, um ihren Streit zu ſchlichten. Sie hielten ihn alſo auf, und baten ihn, ſie einen Augenblick anzuhören: hierauf trugen ſie ihm ihre Händel vor, indem ſie alle drei zugleich ſprachen, und begehrten, er ſolle entſcheiden, wer von ihnen Unrecht habe.

Zu dir komm' als ihre Botin,
Daß du Eiferſucht um and're
Willſt beruh'gen: ſchöne Sorge
Um Verſöhnung!

ab.

Enrico.

Hör'! — Nun wahrlich!
Sucht der Ehrenpunkt der Zofe
Gar mit Eiferſucht mich heim?

Ponlevi.

Und ich auch, wir ſammt und ſonders.
Mächt'ger König von den Cyprern!
Aller Treu' und Glaubensloſer!
Fürſt der Krethi und der Plethi!
Haupt der lang und kurz Geſcher'nen!
Bricht man einem wackern Diener
So ſein Wort und die gelobte
Treue? Sagt' ich dir — o Himmel!
Mich erſticken meine Worte! —
Dazu, daß ich Celia liebe,
Daß ich Celia auserkoren?

Enrico.

Nun, ſo wahr ich lebe, Schurke,
Von der Spitze bis zum Knopfe
Soll mein Degen —

Ponlevi.

Schwöre nicht!
Alles hab' ich ausgeforſchet,

Sah es an mit meinen Augen,
Hört' es an mit meinen Ohren.

Enrico.

Mit der Röthe deines Blutes
Überfirnißt, dich durchbohren,
Schweigſt du nicht.

Ponlevi.

Mit Eiferſucht
Schweigen? Wie? wo? warum ſoll ich?

Enrico.

Auf die Probe die Geduld
So zu ſtellen!

Ponlevi.

Auf die Probe
Unſre Mädchen ſo zu ſtellen!

Enrico.

Hör' nun auf, Verrückter! Toller!

Ponlevi.

So bericht' ich: deinen Brief
Hat Octavio angenommen,
Und als ich zurück kam, fand ich
Vorn im Saale einen Boten,
Der für dich mir dieſen gab.

ab.

Enrico.

Ich entſieg'le voller Sorgen,
Denn ich bin des Unglücks Midas,
Wie es jener war vom Golde!

er lieſt. „Ich ſagte euch meinen Entſchluß nicht, als ich euch ſprach, um eure Genugthuung nicht anzuhören; und da es keine mehr giebt, wenn man ſich im Felde trifft, ſo warte ich hinter dem Luſtſchloße des Herzogs; an dem Bache, der es vom Holze trennt, will ich euch ſprechen; Gott befohlen!“

/8

Daß das Schickſal wider Einen
Unglückſel'gen ſich verſchworen
Mit ſo viel gehäuften Schlägen!
Laßt mich ſeh'n, wie ich ſie ordne.
Ich beſcheide den Octavio
Erſtlich nach des Herzogs Holze;
Liſida mich auf das Luſtſchloß;
Ferner: Fabio nah bei'm Schloße,
Wo ein hurt'ger Bach davon
Einen Wald von Ulmen ſondert.
Jetzo gilt nicht mehr der Brief
Liſida's, ich darf nicht folgen
Meiner Liebe, da die Ehre
Ganz in Anſpruch mich genommen.
Hab' ich den Octavio ſelbſt,
So hat Fabio mich gefordert,
Ganz zugleich, mit gleicher Klage.
Wie mich jener unerſchrocken,
So erwart' ich muthig dieſen.
Was iſt dringender befohlen:
Wen ich fordre, dem mich ſtellen,
Oder dem, der mich gefordert?
Grund für ſich hat beides wohl,
Denn es giebt in Ehren-Proben

Manche ſchwierige Probleme,
Die, ſo oder ſo verfochten,
Das Duell gelehrt entſcheidet;
Und verſchied'ne Rechte kommen
Dem zu, welcher mich entbietet,
Und dem, welchen ich entboten.
Den, den ich gefordert, treffen,
Heißt genug thun meinem Zorne;
Den, der mich, dem Zorn des andern.
Aber dieß iſt fehlgeſchloßen,
Denn der ſein'ge wird mein eigner,
Da er mich vermeßen fordert.
Meine Rechte gegen einen,
Weil ich das Duell begonnen,
Gelten gegen mich dem andern,
Der mit mir es angehoben.
Dem, den ich gefordert, fehlen,
Heißt im Argwohn des gebroch'nen
Wortes gegen mich ihn laßen,
Da er ihm ſich unverſchrocken
Stellen wird; noch darf ich mich
Dem nicht ſtellen, der mich fordert,
Da er mich erwartet, meines
Muths gewiß: ich kann nicht wollen
Einen nach dem andern meiden.
Da ich mich nicht kann verdoppeln,
Zwei Vergnügen zu beſtreiten:
Sag', o Glück! wie ſoll, wie ſoll ich
Doppeltem Verdruß' genügen?

Wie, der Störung nun entronnen,
Soll mir das Entſetzen leiſten,
Was nicht das Vergnügen konnte?
Seh' ich auf den Grund, ſo ſind,
Ohne ein'gen, beide zornig,
Wegen Chloris, wegen Niſe,
Da ich dennoch weder Chloris
Liebe, noch um Niſe ſchmachte.
Wer, o güt'ger Himmel! ſollt' es
Glauben, daß, da ich verliebt bin,
Zwei mir eiferſüchtig drohen,
Und um meine Dame keiner?
Dieß allein dient mir zum Troſte.
Und für dieſes Glück allein
Sei mein Schickſal losgeſprochen
Wegen alles andern Unglücks;
Trifft mich's gleich in Einem Odem,
Daß ſich Fabio hart erklärt,
Daß Octavio ſchmähend tobet,
Daß, auf meine Treu erbittert,
Sich der Herzog mir entzogen;
Daß Chloris, zuvor getäuſcht,
Jetzt beweint was ſie verloren;
Daß es Niſe fühlt, wie liſtig
Meine Liebe ſie verſpottet;
Daß von falſchen Einbildungen
Liſida iſt eingenommen;
Daß mich Celia ſelbſt beleidigt,
Und ſogar ein Narr, ein Toller

Um ſie ſpielt den Eiferſücht'gen:
Alles will ich meinem Looße,
Frei von Eiferſucht, vergeben,
Um ſo mehr, da ich erſonnen
Einen Ausweg eben jetzt,
Beiden Kämpfern, die mich fordern,
Stolz und muthig zu genügen.
Viel hab' ich mir vorgenommen,
Doch ich will's vollenden, ſonſt
Mag der güt'ge Himmel wollen,
Daß mit mir ein Ende nehmen
Unmuth, Rache, Wuth des Zornes,
Kränkungen, Beleidigungen,
Klagen, Schelten, ſchmäh'ndes Toben,
Pein, Verwirrung, Raſereien,
Schattenbilder, Grillen, Sorgen,
Wahn und endlich Eiferſucht,
Worin alles liegt beſchloßen.

Gehölz.

Fabio tritt auf.

Fabio.

Hier dieſes Waldes Grüne
Sei auserſeh'n zu meines Schickſals Bühne.
Der Herzog ſoll es wißen,
Daß Fabio ſeiner Kränkung ſich entrißen
Ohn' ihn; hier will ich mit Enrico fechten,
Nicht mit dem Stahl bewehrt, mit meinen Rechten.

Geräuſch hab' ich vernommen
Dorthin: es ſind zwei Frau'n, die wohl gekommen,
Am Schloß hier zu ſpazieren,
Das ſchon April und Mai wetteifernd zieren.

Enrico tritt auf.

Enrico.

Verzeih't, wenn ich geſäumt.

Fabio.

Es ſäumt für keinen
Der Tod, auch dem nicht, dem er ſoll erſcheinen.
Zwar wart' ich ſchon ein Weilchen euretwegen,
Um euch zu zeigen —

Enrico.

Haltet noch den Degen!
Zu offen iſt der Wald hier, wo wir ſtehen:
Laßt tiefer uns hineingeh'n.

Fabio.

Laßt uns gehen.

Beide ab.

Anderer Theil des Gehölzes.

Octavio tritt auf.

Octavio.

Man ſage nicht von kühnem tapfern Blute
Zeug' irgend was mehr, als mit freiem Muthe
Dem Feind entgegen ſehen;
Ich ſage nicht, ihn im Gefecht beſtehen:

Da herrſcht der Zufall, ſondern daß am meiſten
Wir im Erwarten, nicht im Fechten leiſten. —
Man kommt: Enrico iſt's; er hat den Fabio
Bei ſich.

Enrico und Fabio kommen.

Fabio beiſeit.

So wahr ich leb', iſt dort Octavio,
Als des Enrico Freund,
Im Hinterhalt. Verräther!

Octavio beiſeit.

Arger Feind!
Ich konnt' euch hier allein, Enrico, hoffen.

Fabio.

Ich dacht', ich hätt' allein euch angetroffen.

Octavio.

Mit Fabio nicht zur Seite.

Fabio.

Nicht mit Octavio als Genoß im Streite.

Octavio.

Doch fechtet nur ihr Beiden, wie ihr wollt.

Fabio.

Doch fechtet nur ihr Beiden, und ihr ſollt
Beherzt mich finden.

Octavio.

Ich will euch beſtehen.

Enrico.

Hört! Wie allein ich komme, ſollt ihr ſehen.
An dieſem Platze ſchrieb ich euch, Octavio,

Wollt' ich euch ſeh'n; indeßen ſchrieb mir Fabio
Zu gleicher Zeit das Gleiche.
Ich im Gedränge ſo verwirrter Streiche
Beſtürzt, betäubt, verblendet,
Da Ein Cartel von mir an den geſendet,
Von dem an mich war, wollte
Nicht Richter ſein, wohin zuerſt ich ſollte.
Ich wollt' euch hier vereinen;
Nun urtheilt: konnt' ich mehr allein erſcheinen?
Seht, gegen wen ich mich zuerſt nun wehre;
Zwei ſeid ihr, ich allein, und ihr habt Ehre.

Der Herzog tritt auf.

Herzog.

Wo iſt hier Enrico?

Enrico.

Hier.

Herzog.

Glücklich über mein Verhoffen
Iſt's, daß ich dich angetroffen. —
Habt im Schloß zu bleiben ihr
Nicht Befehl heut?

Enrico.

Gönne mir
Zur Entſchuldigung des Falles —

Herzog.

Es iſt gut, ich weiß ſchon alles,
Und ich will, dadurch verletzt,
Dem, der mich ſo wenig ſchätzt,
Schon beweiſen, mir mißfall' es.

Octavio.

Herr, —

Herzog.

Genug!

Enrico.

Glaub' ſicherlich —

Herzog.

Nichts mehr!

Fabio.

Ich —

Herzog.

Euch trifft dabei
Größ're Schuld noch; bleibt ihr zwei.
Du allein begleite mich.

ab.

Enrico.

Schatten deines Lichts bin ich.

ab.

Octavio.

Kann die Gunſt ſo viel gewähren?

Fabio.

Steht dem Mächt'gen nicht zu wehren?

Octavio.

Üble Tage!

Fabio.

Schlimme Sache.

Octavio.

Eiferſucht entbehrt die Rache.

Der Brahmane, der eben ſo taub war als die übrigen, erwiederte: „Ja, ja! ich merke wohl: meine Frau hat euch abgeſchickt, um meine Abreiſe zu verhindern. Ihr wollt mich überreden zu ihr zurückzukehren, aber mein Entſchluß iſt gefaßt, ihr mögt nur eure Reden ſparen. Kennt ihr ſie, meine Frau? Sie iſt ein eingefleiſchter Teufel! Es iſt mir unmöglich noch länger mit einer ſolchen Furie zu leben! Seit ich ſie zu meinem Unglücke geheiratet habe, hat ſie mich zu mehr Sünden angereizt, als ich in hundert Wiedergeburten abbüßen kann. Ich gehe jetzt auf eine Pilgerfahrt nach Kaſi: in dieſer hochheiligen Stadt will ich mich in den ſegensreichen Fluten des Ganges baden, um mich von den unzähligen Sünden zu reinigen, wozu ihre Bosheit mich gedrängt hat. Ich bin entſchloßen, in fremden Ländern von Almoſen zu leben, und niemals wieder zu meiner Frau zurückzukehren.“

Während ſie alle ſo gegen einander ſchrieen, ohne ſich verſtehen zu können, erblickte der Reiter in der Ferne Leute, die mit ſtarken Schritten näher kamen. Er fürchtete, es möchten die Eigenthümer des Pferdes ſein, das er entwendet hatte: er ſtieg alſo in aller Eile ab, und machte ſich aus dem Staube.

Der Schäfer bedachte, daß es ſchon ſpät gegen Abend wurde: er machte ſich alſo ohne weiteres Zögern auf den Weg zu ſeiner Herde, die mittlerweile ziemlich weit fortgewandert war. Unterwegs konnte er nicht umhin, gegen die Schiedsrichter zu fluchen: er war innerlich empört darüber, daß es gar keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gebe. Uebrigens ſchrieb er die Verdrießlichkeiten, die ihn den ganzen Tag über verfolgt hatten, dem Umſtande zu, daß früh morgens eine Schlange vor ihm über den Weg gekrochen war.

Fabio.

Ehre muß die Rach' entbehren.

Beide ab.

Zimmer im Luſtſchloße.

Liſida und Celia treten auf.

Liſida.

Ich kam in des Herzogs Wohnung
Bis in's letzte Zimmer her,
Und vor meinem Vater halt' ich
Dennoch immer noch nicht recht
Uns geſichert hier. Der Gärtner,
Der ſich eben nur entfernt,
Um zu ſeh'n, was vorgefallen,
Wie mit Frauen-Nöthen ſtets
Schlichte Bauern Mitleid haben,
Iſt ein freundlicher Geſell.
Er bleibt lang'.

Celia.

Nicht gar zu lange,
Schon hör' ich den Schlüßel dreh'n
Von der Gallerie, und jetzo
Seh' ich jemand kommen.

Liſida.

Wen?

Celia.

Den Enrico mit dem Herzog.

17 Okt.

Twelfe

Liſida.

Ach ich Arme! was er denkt,
Trifft er mich in ſeinen Zimmern
So verkleidet eingeſperrt?
Daß der Himmel wider mich
Auch ſo unerbittlich ſtreng
Alles läßt zuſammentreffen!

Celia.

Was zu thun?

Liſida.

Ein Kabinet
Iſt das hier; ſieh', es iſt offen;
Da hinein laß ſchnell uns geh'n,
Celia. Sie geh'n wohl vorüber,
Und dieß bringt Gewinn mir mehr
Als Verluſt, denn ich verſchiebe
Meine Zweifel bis nachher.

Sie gehen in das Kabinet und ſchließen die Thüre hinter ſich zu.

Der Herzog und **Enrico** treten auf.

Duell

Enrico.

Was haſt du nur wider mich,
Daß du ſo erbittert, Herr,
Wie es ſcheint, in das geheimſte
Deiner Zimmer mit mir gehſt?

Herzog.

Ich will ſeh'n, ob auch verſchloſſen
Iſt dahier das Kabinet.

Ja. — Wir ſind allein, Enrico,
Und geleg'ne Zeit iſt jetzt,
Mir zu offenbaren, was
Dir gelungen zu erſpäh'n
Über Chloris' Liebſchaft; ſage:
Wer iſt ihr Geliebter? wer?

Enrico.

Ob ich Niſe'n gleich gehuldigt,
Nachzukommen dem Befehl,
Den du gabſt, erfuhr ich nichts.

Herzog.

Aber ich weiß deſto mehr.

Enrico.

Und hat Chloris einen Günſtling?

Herzog.

Ja, Enrico.

Enrico.

Weißt du, wer?

Herzog.

Ein Treuloſer, ein Verräther.

Enrico.

Wenn ich wüßte, wer es wär',
Brächt' ich ihn, bei'm Himmel! um.

Herzog.

Nein, das ſoll durch mich geſcheh'n.
Weil die Macht bei Ehrenklagen
Nicht als guter Arzt verfährt,
Wird die Tapferkeit es beſſer;

Ihre Weiſ' entſcheide denn.
Zieh', du Schnöder, deinen Degen,
Und ſeh' zu, wie du dich wehrſt:
Wir ſind hier Mann gegen Mann,
Da wir beid' allein uns ſeh'n.

Er zieht

Enrico.

O mein Fürſt, mein Fürſt, halt' inne!
Laß mich dir zu Füßen fleh'n,
Mich nicht eher umzubringen,
Bis du mir, warum, erklärt.

Herzog.

Weil, da Chloris die Geliebte
War, bevor du von hier weg
Noch nach Spanien giengſt, da ich
Meine Liebe dir erzählt,
Du's geläugnet, und die dein'ge
Mir aus Hinterliſt verhehlet.

Enrico.

Halt' zurück den Arm, den Degen,
Halt' zurück die Stimme, Herr,
Die noch mehr mich ſchmerzt: die Wahrheit
Sollſt du wiſſen.

Herzog.

Sag' ſie denn.

Enrico,

Liſida hab' ich geliebt,
Herr, ſeit ich zu allererſt

Sie geſeh'n; Chloris, vielleicht,
Mein zu ſpotten, ließ indeß
Nach von ihrem ſpröden Stolz.
Ich erwiedert' ihr nicht mehr
Als verbindlich, denn ich liebte
Chloris nie mit rechtem Ernſt.

Herzog.

Niemals liebteſt du ſie?

Enrico.

Nein.

Herzog.

Wohl! beleidigt müßen denn
Meine Dam' und ich nothwendig
Zürnen; denn du haſt, wofern
Du ſie liebteſt, mich beleidigt:
Liebteſt du ſie nicht gleich ſehr.

Enrico.

Zeugen wolle mir der Himmel,
Daß der Ort es mir verwehrt,
Dich zu flieh'n.

Herzog.

Es wär' vergeblich.

Enrico.

Meine Treu' beſchwör' es, wär'
Ein Balkon dieß Gitterfenſter,
Stürzt' ich mich hinunter jetzt.

Herzog.

Und ich würde nach mich ſtürzen.

Enrico.

indem er den Degen zieht und immer zurücktritt, bis er mit dem Rücken gegen die Thür des Kabinets lehnt.

Was ich konnte, that ich: ſtets
Zog ich mich vor dir zurück,
Bis ich an der Wand hier ſteh'.
Und bei Gott und dieſem Kreuz
Schwör' ich, daß ich nicht zur Wehr,
Nein, bloß dazu zog; mehr weichen
Kann ich nicht.

Herzog.

Dieß wollt' ich ſeh'n,
Daß du in der Hand den Degen
Hielteſt; jetzo gilt's im Ernſt.

Enrico.

indem die Frauen die Thür des Kabinets öffnen, ihn einlaſſen, und hinter ihm wieder abſchließen.

O der Himmel ſchützt mein Leben!
Wie? warum? das weiß nur er.

Herzog.

Ja bei'm Himmel! es ſind Leute
Drinnen da: ich renne jetzt
Ein die Thür; mit Händen, Füßen
Spreng' ich ſie in Stucke ſchnell.

Er ſchlagt mit dem Dolche an die Thür.

Liſida von innen.

Gärtnerleute hier vom Luſtſchloß!
Kommt geſchwind zu Hülfe! brecht

Alle Thüren auf! der Herzog
Bringt Enrico um.

Herzog.

Geſchenkt
Sei dir Glück und Heil vom Himmel!
Dieſe Stimm' iſt Liſida's.

Fabio hinter der Scene.

Brecht die Thüren auf! Laßt alle
Uns hinein!

Herzog.

Da jetzt nicht mehr
Mich der Muth vermag zu rächen,
Räche der Verſtand mich: recht
Sann ich's aus.

Fabio, Chloris, Octavio, Niſe und Ponlevi kommen.

vite

Fabio.

Nun iſt ja offen:
Was geht vor?

Herzog.

Was wird geſcheh'n?
Eurem Zorn Genüg', und eurer
Eiferſucht zugleich. — Wie ſehr
Freut mich's, meine Göttin Chloris,
Daß ihr euch hier eben trefft!

Chloris.

Ich verließ hier Liſida
Bei'm Spaziergang, gnäd'ger Herr,
Weil, den Abend zuzubringen,

Sie das Luſtſchloß hier gewählt,
Und ich hole ſie.

Herzog.

Zum Glückwunſch
Kommt ihr billig eben her,
Denn ihr ſeht ſie ſchon verlobt.

Fabio.

Schon verlobt, mein Fürſt? mit wem?

Herzog.

Mit Enrico, denn ihr dachtet
Irrig, Fabio, Chloris wär's,
Die Enrico liebte, aber
Liſida war es vielmehr.
Die Ausforderung erfuhr ich
Von dem Diener da.

Ponlevi.

Ernennt
Mich zu eurem Redenier.

Herzog.

Und derweil ich ſie gehemmt,
Hieß ich ihn in dieſem Garten
Bleiben, damit unterdes
Euer Zorn nicht ſtören möchte,
Was ganz eures Beifalls werth.

Chloris beiſeit.

Weh' mir! ich verlor Enrico.

Riſe.

Nichts will uns von Statten geh'n.

Herzog.

Kommt heraus, Enrico! kommt,
Schöne Liſida! hieher,
Um des Fabio Hand zu küßen.

Liſida und Enrico kommen aus dem Kabinet.

Enrico.

Doch zu deinen Füßen erſt.

Liſida.

Ew'ger Lorbeer möge krönen
Deine Stirn, mein hoher Herr.

Fabio.

Ob ich wohl hieran nicht glaube,
Steht's mir an zu glauben: denn
Ich begegne bei der Menge
Dem Verdacht, wenn ſie vermählt
Schon ihn ſeh'n mit meiner Tochter:
Deine Huld hat dieß gewährt.

Herzog.

Dieſen Frieden zu beſtät'gen,
Reich' Octavio Hand und Herz
Niſe'n; denn die ſchöne Chloris
Iſt es allzuſehr, daß wer
Sie verdiente. (beiſeit.) Wohl, Tyrannin,
Hab' ich mich an dir gerächt.

Chloris

Werde jeder durch den Aufſchluß
Des Erfolges denn belehrt:
Schlecht der Liebe mitzuſpielen,
Kann nur kurze Zeit beſteh'n,

Denn ſie triumphiert als Gottheit
Über alles doch zuletzt.

Fabio.

Und erweiſt die Gunſt uns allen,
Zu verzeih'n was wir gefehlt.

Der Flurſchütze kehrte zu ſeinem Heuhaufen zurück; da er das lahme Schaf noch dort liegend fand, lud er es auf ſeine Schulter und trug es nach Hauſe, um, ſeiner Meinung nach, den Schäfer für den ungerechter Weiſe angefangenen Zank zu beſtrafen.

Der alte Brahmane ſetzte ſeine Reiſe bis zu dem nächſten öffentlichen Raſthofe fort, wo er ein Obdach fand und die Nacht zubrachte. Die Ruhe und der Schlaf beſänftigten ſein aufgeregtes Gemüth. Am nächſten Morgen kamen die Brahmanen ſeines Ortes, Verwandte und gute Freunde, ihm nach. Dieſe beruhigten ihn vollends und überredeten ihn nach Hauſe zurückzukehren, indem ſie ihm verſprachen, ihre beſten Ermahnungen anzuwenden, damit ſeine Frau in Zukunft weniger zankſüchtig ſein und ſich zum Gehorſam fügen möchte.

2.

Die vier einfältigen Brahmanen.

In einer gewiſſen Landſchaft hatte man bekannt gemacht, es ſolle eines von jenen großen Feſten gefeiert werden, wobei man die Brahmanen zu bewirthen und Gaben unter ſie zu vertheilen pflegt. Vier Männer dieſes Standes, jeder in einem verſchiedenen Dorfe wohnhaft, hatten ſich aufgemacht, um ſich dahin zu begeben. Sie begegneten ſich zufällig unterwegs, und da ſie erfuhren, daß ſie alle die gleiche Abſicht hätten, ſo kamen ſie überein den übrigen Theil der Reiſe in Geſellſchaft zu machen.

Die Locken Abſalons.

(Los cabellos de Absalon.)

[Calderon por Keil. Leips. tom. IV. 1830. No. LXXVII. p. 193...95.]

Bruchſtück einer Überſetzung.

Perſonen:

König David.
Joab.
Abſalon.
Salomon.
Adonia.
Ammon.
Jonadab.
Ahitophel.
Eleaſar.
Simei.
Huſai.
Thämar.
Thekoa.

Hirten, Aethiopier, Soldaten und
anderes Gefolge.

Erſter Akt.

Ein Saal im königlichen Pallaſt.

Pauken und Trompeten. Von der einen Seite treten auf David und Joab mit Gefolge von Soldaten; von der andern Abſalon, Salomon, Adonia, Thamar und Ahitophel.

Salomon.

Heimkehre, hochbeglückt,
Mit Lorbeer ſeine würd'ge Stirn geſchmückt,
Der Schild der Iſraeliten,
Die Geiſel des abtrünn'gen Moabiten!

Adonia.

Der Locken Schnee umkreiſe
Ein enger Reif von ewig grünem Reiſe
Dem Streiter Gottes, treu des Herrn Geſetzen,
Der heidniſchen Abgötterei Entſetzen!

Abſalon.

Des Ruhms metall'ne Zunge,
Demant'ne Stimm' erſchall' im Liederſchwunge,
Um von Jehovahs Helden,
Von des Philiſters Tilgerſchwert zu melden.

Thamar.

Heut' müßen Salems Töchter, unſre ſchönen
Jungfrauen, ſich mit Blumen, Sternen krönen,
Von Neuem ſei mit höherm Preis geſungen
Der Sieg, am zweiten Goliath errungen!

David.

Geliebte Pfänder alle,
Der langen Tage Stab, die ich durchwalle,
Kommt her, mich zu umarmen!

(Er umarmt zuerſt Salomon, hierauf Abſalon, dann Adonia und endlich Thamar.)

Mein Alter müße neubelebt erwarmen,
Von werthem Glück umwunden:
Ah, ſüße Pfänder, mir zur Luſt gefunden!
Komm, tapfrer Adonia, komm, mein Sohn,
Zum zweitenmal! und, weiſer Salomon,
Du mußt noch einmal meine Bruſt umſchließen,
Die ganz in Liebesthränen will zerfließen.
Laß, ſchönſter Abſalon, mich zu erfreuen,
Zu tauſendmalen ſich den Gruß erneuen
An dieſem frohen Tage!
Du, meine Thamar, weiche nicht und zage,
Weil ich, dich zu umfangen,
Zuletzt verſchob: ach, Thamar! das Verlangen
Des Herzens ſorgte, daß bei ſolchem Heile
Mich jene, wartend, nöthigten zur Eile. —
Rabba ließ ich, mit Wällen feſt bewehret,
Der wilden Ammonskinder Stadt, verheeret;
Ließ ſeine königlichen

Ringmauern, Thürme, denen keine gleichen,
Zertrümmert niederfallen,
Und Purpurſtröm' in ſeinen Straßen wallen.
Dank erſt dem hochgelobten
Gott Iſraels! dann dem im Krieg erprobten
Feldherren meiner Schaaren,
Joab, des Thaten meinen Ruhm bewahren.

Joab.

Herr, es beliebt dir, dein Geſchöpf zu heben.

Ahitophel beiſeit.

Wer ohne Glück dient, muß im Elend leben:
Ich hab' als Krieger treu mich nicht geſchonet,
Doch werd' ich nicht mit Einem Wort gelohnet.

David.

Doch, ob ich ſchon errungen
So ſeltnen Sieg, er iſt mir erſt gelungen,
Da ich euch wiederſehe;
Nur daß der Freuden Füll' in eurer Nähe
Noch Raum läßt einer Klage,
Wenn ich bedenke, daß am frohen Tage,
Wo ich mit Siegesprangen
Heimkehr', in Zions reicher Burg empfangen,
Wo ein ſo reger Trieb euch will geſellen,
Begrüßend mir zu nah'n an ihren Schwellen,
Der feierlichen Sitte
Nur Ammon ſich entzieht aus eurer Mitte,
Ammon, mein Erſtgeborner und mein Erbe,
Um den als ält'ſten Sohn ich liebend werbe.

Sag', Adonia, mir,
Weswegen mehrt er nicht mein Glück allhier?

Adonia.

Ich, Herr, kann dir's nicht ſagen.

David.

Salomon, mehr ſind eingebild'te Plagen,
Als die ſich ſchon begeben:
Was iſt mit Ammon? Sag's, bei deinem Leben!

Salomon.

Frag' Abſalon; ich habe nicht erfahren,
Daß irgend was ihm wäre widerfahren.

Abſalon.

Es iſt auch mir verborgen.

David.

Aus eurer Zög'rung deut' ich meine Sorgen.
Thamar, was iſt mit deinem Bruder? ſage!

Thamar.

An mich, Herr, richteſt du umſonſt die Frage.
In mein Gemach gebannt,
Leb' ich dem Zufall ſelber unbekannt.

David.

Iſt niemand, der von Ammon mir berichtet?

Ahitophel.

Ja, Herr, ich bin dein Knecht, den Treu' verpflichtet,
Dir nie was zu verſchweigen,
Ob die Erwägung Gründe möchte zeigen,
Ein ſolches Leiden nicht zu offenbaren,
Was Alle ſich erſparen.
Weil andre Gründ' in meiner Seele walten,

Will ich mit dieſem Schlag nicht hinterhalten;
Denn für verborg'ne Übel giebt's kein Mittel,
Doch, kennt man ſie, ſo ſucht man Gegenmittel.
Ammon, dein Sohn, Herr, iſt ſeit vielen Tagen
Danieder von Melancholie geſchlagen;
Von Trübſinn ſo befangen,
Daß, weil er nicht kann viele Tod' erlangen,
Sogar der Sonne Licht ihm widerſtrebet;
Daß er im Finſtern lebet,
Und durch kein Fenſter einläßt in ſein Zimmer
Des Tages holden, königlichen Schimmer.
Ammon iſt ſich ſo feind,
Daß er die Nahrung ſeinem Leib verneint,
Nicht Ärzten zugeſtehet
Ihn zu beſuchen: kurz, Ammon vergehet
In ſchwermuthsvollem Schmachten,
Das wie ein Zoll der Menſchheit iſt zu achten.

David.

Wiewohl Ergebenheit dich Muth hieß faßen,
Mir dieß zu melden, hätt' ich dir's erlaßen,
Ahitophel: ſo wenig will ſich fügen
Der Kummer, der Verdruß, das Mißvergnügen,
Daß, was es kaum begehret
Zu wißen, nun, von dem Bericht beſchweret,
Es wünſchte nicht zu wißen,
Weil es ſchon alles wußt'; und ſo beflißen
Auf Widerſpruch iſt des Betrübten Stand:
Verborgen und bekannt
Schafft ihm ſein Übel immer gleiche Sorgen,

Denn übel iſt's, bekannt ſo wie verborgen.
Mich ſoll, o Gott! der Ruhe zu genießen,
Mein Zimmer nicht umſchließen,
Eh' Ammon ich beſucht: kommt mit mir alle!
Herr, ich bin undankbar für deine große Huld;
Wohl zeig' ich es in meiner Ungeduld.
Daß ich vier meiner Kinder
Im Wohlſein finde, ſtillt mein Sehnen minder,
Als es mich kränkt und quälet,
Daß es dem einen fehlet.
O undankbares, mißvergnügtes Weſen
Der Sterblichen, das niemals kann geneſen!

Abſalon.

Ammons Gemach iſt dieß: du haſt's berühret,
Von Liebe mehr, als deinem Fuß geführet.

David.

Schließt auf die Thür, laßt mich ihn drinnen ſehen!

Joab.

Sieh' ſchon ſie offen ſtehen,
Und bei dem matten Schimmer,
Den das Geſtirn des Tages wirft in's Zimmer,
Den Prinzen hingeſunken
Auf einen Stuhl.

(Es wird ein Vorhang aufgezogen, und man ſieht Ammon, der auf einem Lehnſtuhle ſitzt und ſich auf einen Tiſch lehnt; neben ihm Jonadab.)

Thamar.

Wer ſtaunt nicht, ſo verſunken

Unterwegs begegnete ihnen ein Krieger von Adel, der in einer entgegengeſetzten Richtung reiſte. Indem er bei ihnen vorbeikam, grüßte er ſie auf die gegen Brahmanen übliche Weiſe: er faltete die Hände, erhob ſie bis zu ſeiner Stirn, und ſagte: Gruß Euer Hochwürden! was die Brahmanen alle viere zugleich mit dem gewöhnlichen Segensſpruche erwiederten.

Bald darauf kamen ſie an einen längs der Landſtraße befindlichen Brunnen, wo ſie ſich niederſetzten, um ihren Durſt zu löſchen; und hierauf ruheten ſie in dem Schatten eines daneben ſtehenden Baumes aus. Da ihnen während dieſer Ruheſtunde ihr Verſtand wenig Stoff der Unterhaltung darbot, ſo fiel es einem von ihnen ein, das Stillſchweigen zu brechen, indem er zu den übrigen ſagte: „Man muß geſtehen, der Krieger, dem wir eben begegnet ſind, iſt ein ſehr höflicher und verſtändiger Mann. Habt ihr wohl bemerkt, wie er mich ausgezeichnet und wie verbindlich er mich gegrüßt hat?“ — Der zunächſt bei ihm ſitzende Brahmane ſagte dagegen: „Du biſt es ja nicht, den er begrüßt hat; an mich allein war ſeine Ehrenbezeugung gerichtet.“ — „Ihr betrügt euch Beide, ſagte ein Dritter, ich kann euch verſichern daß der Gruß mir allein gelten ſollte. Zum Beweiſe davon wendete der Krieger die Augen nach meiner Seite, während er ‘Gruß Euer Hochwürden’! ausſprach.“ — „Nichts weniger, erwiederte der Vierte: mich allein hat er begrüßt: hätte ich ihm ſonſt wohl geantwortet ‘Segen ſei mit dir’?“

Der Streit wurde nach und nach ſo hitzig und mit ſolcher Heftigkeit geführt, daß die vier Reiſegefährten im Begriff waren, handgemein zu werden, als einer von ihnen, der etwas weniger thöricht war als die übrigen,

Ihn in ſein Leid zu ſeh'n, daß unſer Kommen
Er nicht einmal vernommen!

David.

Ammon

Ammon.

Wer hat mich gerufen?

David.

Ich.

Ammon.

Wie, Herr, du hier?

David.

Du zolleſt
Meinem Glück ſo wenig Freude,
Nicht mehr Rührung meiner Sorge,
Und eilſt nicht in meine Arme?
Ich, wiewohl du mich mit ſolcher
Härt' empfängſt, will in die deinen
Eilen, Sohn. — Doch wie? begonnen
Hat bei mir die Liebkoſung,
Und bei dir wirkt nicht die Wonne?
Was heißt das? was haſt du, Ammon?
Deinen Gram hatt' ich vernommen,
Doch mein Anblick, dacht' ich, würde
Lindern des Verdrußes Toben.
Keinen Glückwunſch giebſt du mir,
Da ich ſiegreich wiederkomme
Nach Jeruſalem? Dein Mißmuth
Fliehet nicht vor meiner Glorie?

Kann ein Prinz, der Iſraels
Reich ſoll erben, deßen hoher
Heldenmuth ja widerſtehen
Standhaft, kühn und rüſtig ſollte
Allen Drehungen des Glückes
Und des Schickſals ärgſtem Trotze,
So dem Leiden unterliegen,
So dem Schmerz, daß er, verloren
In Verworrenheit und Trübſinn,
Selbſt des Tages Licht entzogen
Seinen Augen, und den Eingang
Wehrt dem goldnen Stral der Sonne?
Sag', was heißt das? Hat dein Leiden
Einen Grund, ſo ſteht zu hoffen,
Daß ich es beſiegen kann;
Dein iſt ja, dir zu Gebote
Steht mein ganzes Reich, und ſchalten
Magſt du drin von Pol zu Pole.
Aber iſt es nicht entſtanden
Aus bekannten Gründen, ſondern
Ein natürlicher Tribut
Dieſes unſers ird'ſchen Looßes,
So faß' Muth! Es hat ja Herrſchaft
Über ſich des Menſchen Wollen;
Jede menſchliche Beſtrebung
Kommt, ſobald man Eine fordert.
Drum erliege nicht dir ſelber,
Laß' nicht bang dich unterjochen
Von dem eigenen Gemüt.

Sieh', der Mißmuth iſt ein rohes
Ungeheu'r, das Menſchenleben
Aufzehrt, ſo die Muß' erzogen.
Tritt aus dieſem Zimmer, mind'ſtens,
Da heut' alle zu dir kommen
Die Geſchwiſter, ſprich mit ihnen!
Kinder, geht zu meinem Sohne,
Da ja meine Zärtlichkeiten
Über Ammon nichts vermochten.

Abenia.

Theurer Prinz!

Abſalon.

Mein Bruder!

Salomon.

Herr!

Thamar.

Ammon!

Ammon beiſeit.

Dieſer Stimm' antwort' ich.

Thamar.

Sag', was haſt du?

Salomon.

Was betrübt dich?

Abſalon.

Was drückt dich?

Abenia.

Was ſchafft dir Sorgen?

David.

Was begehrſt du?

Alle.

Was verlangſt du?

Ammon.

Daß ihr mich verlaßen wollet.

David.

Wohl, wenn deine ſtrengen Wünſche
Einzig hierauf ſich geworfen,
Laßt uns geh'n!

(beiſeit.)

Ich will'ge drein,
Um allein zurückzukommen;
Denn vielleicht erklärt er ſich
Nur nicht hier vor Aller Ohren.
Kommt! Nun biſt du ſchon allein. —
Weh' mir Armen! Wie viel Wonne,
Wie viel Glück und Luſt verbittert
Eines einz'gen Grames Folter!

ab.

Joab.

Welche wunderbare Schwermuth!

ab.

Ahitophel.

Welches Schweigen, wie zum Trotze!

ab.

Adonia.

Welche ſtarre Heftigkeit!

ab.

Salomon.
Welcher Hang, der das vermochte!
ab.
Thamar.
Weiß der Himmel, wie viel Thränen,
Ammon, mir dein Trübſinn koſtet!
Abſalon.
Mir nicht.
Thamar.
Abſalon, das ſagſt du?
Abſalon.
Ja, denn er iſt Davids hoher
Erbe ja, und wenn er ſtirbt,
Steh' ich näher an der Krone.
Dem ſind Brüder nur im Wege,
Wer zu herrſchen iſt geſonnen.
Thamar.
Würde gleich ſein Tod mich ſchmerzen,
Säh' ich gern dich auf dem Throne;
Denn vom Vater und der Mutter
Sind Geſchwiſter wir geboren.
Alle ab außer Ammon und Jonadab.
Ammon.
Jonadab, ſo ſind ſie fort?
Jonadab.
Ja, Herr: nacheinander trollten
Alle ſich, ſo wie das Geld
Dem, der's nicht im Kleinen ſchonet,
Weil er meint, daß nichts verſchlage

Hier ein Groſchen, dort ein Groſchen;
Und, wenn er's am mind'ſten denkt,
Sieht er ausgezehrt den vollſten
Beutel zum Geripp von Leinen.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die Amazonen.

Bruchſtück einer Überſetzung.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Ebene mit Wald und Bergen in der Ferne.

Waffengetöſe und Feldgeſchrei hinter der Scene.

Weibliche Stimmen.

Krieg! Krieg!

Andere.

Kampf! Kampf!

Die erſten.

Auf, auf, ihr Amazonen!

Die andern.

Ihr Phryger auf!

Die erſten.

Dringt ein!

Die andern.

Steht feſt!

Die erſten.

Kein Schonen!

Hippolyta und Bellerophon kommen fechtend.

Bellerophon.

Dich ſucht' ich, Amazonenkönigin!
Nimm oder gieb mir Sieg und Leben hin!

Hippolyta.

Ich meide nicht des Zweikampfs Ruhm und Luſt:
Thu' was du kannſt und leide was du mußt.

Sie fechten; Bellerophon wird entwaffnet, und fällt rücklings zu Boden.

Bellerophon.

Du ſiegſt, gewalt'ge Göttin.

Hippolyta.

Stirb! erbleiche!

Antiope läuft plötzlich von der anderen Seite herzu und hält den Schild vor, da Hippolyta den Bellerophon eben mit der Lanze durchbohren will.

Antiope.

Halt' ein! Steh' auf!

Hippolyta.

Was hemmſt du meine Streiche?
Fort, ſag' ich dir, daß ich ihn tödte!

Antiope.

Nein,
Ich will, ich muß ihn retten: er iſt mein!

Hippolyta.

Dein wär' er, den ich unter mich gebracht?

Antiope.

Er ward zuerſt geſchwächt durch meine Macht.
Ich focht mit dieſem göttergleichen Helden;
Zahlloſe Blitze zuckte durch die Luſt

folgenden Rath gab, um verdrießliche Folgen des Zankes zu verhüten:

„Warum wollen wir uns unnützer Weiſe erzürnen? Wir möchten uns noch ſo ſehr gegenſeitig mit Beleidigungen überhäufen, wir möchten uns ſogar wie der gemeinſte Pöbel mit einander raufen; würde dadurch der Gegenſtand unſeres Streites mit Sicherheit ausgemacht werden? Wer kann unſern Zweifel beſſer löſen als der, welcher Anlaß dazu gab? Der Krieger, dem wir begegnet ſind und der einen unter uns begrüßt hat, kann noch nicht ſehr weit entfernt ſein. Meine Meinung iſt alſo, daß wir ihm geſchwind nachlaufen, um aus ſeinem eigenen Munde zu erfahren, wem von uns vieren er ſeine Ehrerbietung hat bezeugen wollen.

Dieſer Rath ſchien ſehr verſtändig, und wurde bereitwillig angenommen. Sie machten ſich alſo auf, um dem Krieger nachzulaufen, und ganz außer Athem holten ſie ihn über eine Stunde weit von dem Orte ein, wo er ſie begrüßt hatte. Sobald ſie ihn aus der Ferne erblickten, riefen ſie ihm zu, er möchte ſtill ſtehen; hierauf näherten ſie ſich ihm, legten ihm den Gegenſtand des zwiſchen ihnen entſtandenen Streites vor, und baten ihn, durch ſeine Erklärung, wem ſeine Höflichkeit gegolten habe, den Handel zu ſchlichten.

Der Krieger merkte ſogleich aus ihrem Berichte, wie albern die Leute wären, mit denen er zu thun hatte; er wollte ſich auf ihre Koſten ergötzen, und antwortete ganz kaltblütig: „Ei nun; den thörichtſten unter euch vieren habe ich mit meinem Gruße gemeint.“ — Hierauf kehrte er ihnen den Rücken zu, und ſetzte ſeine Reiſe fort. Die Brahmanen, verwirrt über dieſe Antwort, machten ſich auch wieder auf den Weg nach ihrer Beſtimmung, und wanderten eine Zeitlang ſtillſchweigend weiter.

Der Stahl, von ſein' und meiner Hand geſchnellt,
Von unſern Schilden donnernd aufgefangen.
Umſonſt hatt' er erſchöpft, mir obzuſiegen,
Was Stärk' und Kunſt vermag; ſchon troff ſein Blut,
Und wankend ſchien ſich ſeines Helmes Buſch
Zu ſenken, wie des kranken Adlers Fittig.
Doch wie ein Vogel, den zu greifen, man
Die Hand, ſo ſcheint's, nur auszuſtrecken braucht,
Entſchlüpfte mir der Sieg. Das Schlachtgewühl
Drang zwiſchen uns und flutete hinweg
Vom Rechte der Erob'rung den Beſitz.
Ich hieb nach ihm mich die Geſchwader durch,
Bis ich ihn hier zu deinen Füßen finde.

Hippolyta.

Du biſt der eignen Thaten Heroldin;
Doch dieſe ſah'n wir ja, daß du den Feind,
Dem meine Lanzenſpitze ſchon zur Scheere
Der Parce ward, zu retten eifrig ſtrebſt.
Wenn du auch wahr ſprichſt, daß zum Unterliegen
Du mir ihn hergeliefert haſt, (doch wahrlich,
Sein Muth, ſein Blick, ſein Arm verrieth es nicht)
Nun wohl, Antiope, ſo dank' mir's, daß
Ich dir das Mordgeſchäft erſpar', und Raum
Zu friſchen Siegen ſchaffe. Und ſomit
Sterb' er als dein Beſiegter.

Sie will von Neuem ihn durchbohren.

Antiope wehrt es.

Nimmermehr!

Ich will hinweg ihn als Geſang'nen führen,
Mit ſchöner Beute den Triumph zu zieren.

Hippolyta.

Dir bleiben ſeine Waffen zu Trophä'n,
Könnt' ich ſie ſchon als mein Erworb'nes fodern.
Hippolyta kann ſolchen Schmuck verſchmäh'n,
Wenn ihre Thaten bis zur Sonne lodern.
Laß ſeinen Panzer prangen, Helmbuſch weh'n,
Weil Haupt und Glieder, die ſie trugen, modern;
Und laß des Schildes Zeichen allen ſagen,
Du habeſt den Bellerophen geſchlagen.

Antiope.

Ein Feiger kann in lichten Waffen prahlen,
Und wem der Sieg ſie und das Leben raubt,
Wie theuer auch er beides ließ bezahlen,
Der wird gar bald feig oder ſchwach geglaubt.
Lebend'ger Ruhm wird nie von Leichen ſtrahlen,
Und ewig ſtumm iſt ein entſeeltes Haupt.
Es kann Geſtalt und Antlitz nur des Helden
Sein Widerſtehn und meine Kühnheit melden.

Hippolyta.

Um eitlen Wahn willſt einen Mann du retten?
Vergiß'ſt ſo ganz was uns zum Krieg vermocht?
Wir Amazonen brachen jene Ketten,
Womit der Mann das Weib hat unterjocht
Vom Abendland bis zu des Ganges Betten;
Und wenn dein Herz von edlem Unmuth pocht,
Hilf dieß Geſchlecht verfolgen und vernichten,
Die Frauen rächen, die Tyrannen richten.

Antiope.

Nein! wenn wir frei, in ſichrer Kraft Gefühle,
Der Männer rohe Herrſchaft längſt verlachten,
So üben wir auch ihre Waffenſpiele,
Zu zeigen, wie wir leicht den Tod verachten,
Nicht daß die Hand im Morde grauſam wühle.
Wir lieben nicht den Purpurſchmuck der Schlachten,
Und es erblaßt, ſelbſt in des Kampfes Glut,
Vor dem vergoß'nen, unſrer Wangen Blut.

Hippolyta.

Es ſtraft dich Lügen, rieſelnd durch's Gefilde,
Aus Wunden, die du ſchlugſt, todquillend offen,
Ein blut'ger Strom: jetzt gilt der Frauen Milde,
Da auf den ſchönen Jüngling du getroffen.
Du deckſt damit, wie dieſen mit dem Schilde,
Die Buhlerliſt und dein verſtohlnes Hoffen.
Verrätherin! ich ſchwör' es bei Dianen,
Vor dir erröthen unſre keuſchen Fahnen.

Antiope.

Ich lieb' ihn, ja, ich will es dreiſt bekennen;
Zwar du begreifſt nicht, was mein Lieben ſtrebt,
Drum mußt du's wohl mit ſchnödem Namen nennen,
Weil dein Gemüt ſich nicht ſo hoch erhebt.
Dieß iſt ein ſonnenflammend rein Entbrennen,
Das um ein Heldenbild verklärend ſchwebt,
Im Kampf Erwiedrung ſucht, und Luſt im Sterben,
Sich wagt, und bebt nur jenes zu verderben.

Wiederum Waffengetöſe hinter der Bühne.

Hippolyta.

O Schmach! wir werden ſchwatzend hier gefunden,
Indeß Bellona raſ't und ſtürmt uns fort.
Spar' deine Räthſel auf für müß'ge Stunden,
Die Lanze ſpreche jetzt der Löſung Wort.

Antiope.

Was braucht es noch? Entwaffnet und gebunden
Führ' ich mit ihm hinweg der Feinde Hort.

Hippolyta.

Genug, daß es mein Wille ſo erkoren.

Antiope.

So mußt du meine Bruſt zuvor durchbohren.

Hippolyta.

Was? wider mich willſt du die Waffen ſchwingen?
So ſollſt du denn erfahren wer ich bin.

Antiope.

Das Recht zu ſchirmen, nicht es abzuzwingen,
Biſt du erwählt zu un[illegible] Königin.
Darf dir, wie einem Mann, Willkür gelingen,
Wo haben wir der Freiheit noch Gewinn?

Hippolyta.

Bald wird fürwahr dich die Empörung reuen.

Antiope.

Und du wirſt nicht des Übermuths dich freuen.

Sie ſind im Begriff zu fechten, eine Amazone kommt.

Amazone.

Um Hülfe, Hülfe, komm' ich athemlos,
Um deinen Schutz und Beiſtand, Königin!
Ein Trupp der Unſern hat ſich im Verfolgen

Zu weit gewagt, und iſt vom Feind umringt;
Sie haben ihm den Rückzug abgeſchnitten.
Dieß hat im Reſt des Heers, nicht Flucht, jedoch
Verwirrung angerichtet. Statt gedrängt
In ſtarker Phalanx ſich dorthin zu wenden,
Um jene zu befrei'n, ſprengt hier ein Haufen,
Da einer, unnütz fechtend, durch das Feld.
Sie miſſen dich, die Führerin, die ſie,
Als wie zu Einem Leib der Kriegesgöttin,
Mit Flammenhauch beſeele. Komm in Eil',
Sonſt wird der Sieg dem Phryger noch zu Theil.

Hippolyta.

Ich komme, ja, ich ſporne,
Ob dieſer unvollbrachten That im Zorne,
Mein Roß zu wilden Kämpfen:
Ich will den Feind und meinen Unmuth dämpfen.
Du, rührt dich noch die Ehre,
Antiope, beweiſ' es nun dem Heere,
Nicht den Gefang'nen hütend,
Nein, ſtracks mit mir die Stirn Gefahren bietend.
Den laß ſein Schickſal finden,
Uns fliegen, ſtürmen, würgen, überwinden.

ab mit der Amazone.

Antiope.

Ich folge dir von hinnen,
Verwirrt an allen Sinnen, da zerronnen
So ſchnell, was ich gewonnen kaum noch wähnte,
Wonach mein Herz ſich ſehnte in den Schlachten:
In kriegeriſchem Trachten zarte Triebe.

Befohlen ſei der Liebe, die dich rettet,
Du, hart in Blut gebettet hier verlaßen!
Gedenke nicht mit Haßen des Empfang'nen!
Gefang'ne des Gefang'nen, kann von Wunden,
Die ich dir ſchlug, mein Buſen nie geſunden.

ab.

Bellerophon.

Leb' ich noch? athm' ich? bin, was ich geweſen?
Verlangend wollt' ich mit der Schönſten ringen,
Sie ſiegte ſanft, ich ließ mich gern bezwingen:
Da ward zum Raub der Schönern ich erleſen.
O Lieb'! o Krieg! mir tauſcht ihr euer Weſen:
Mich mordet Venus, Mars will Leben bringen.
Der Feindin Schild ließ nicht den Leib durchdringen,
Doch von den Blicken kann ich nicht geneſen.
Mehr als du weißt, haſt du mich überwunden,
Verachtung von den holden Lippen hauchend,
Und Zorn im herben jungfräulichen Buſen.
Ja mit der Purpurquelle meiner Wunden
In's tiefſte Meer der Schlacht mich untertauchend,
Folg' ich dir, wie Alpheus Arethuſen.

Er rafft Schild und Schwert wieder auf und geht ab.

Barbilindo tritt auf.

Barbilindo.

Pſt! pſt! pſt! mein Herr! Seid ihr's?
Endlich muß ich euch hier finden.
Herr! ſo hört doch Barbilinden.

Fort iſt er, da haben wir's.
War er's wirklich? Ohne Zweifel.
Er ſoll ja verwundet ſein,
Doch in's Handgemeng' hinein
Führt von Neuem ihn der Teufel.
Bleib' ich? folg' ich? Nein doch, nein!
Eines Waffenträgers Feld
Iſt das Marketender-Zelt;
Sichrer bei der Hand zu ſein,
Halt' ich gern mich weit vom Schuß.
Doch zu ſpäh'n, wohin ſein Lauf
Geht, klettr' ich den Baum hinauf,
Wo man weit umherſeh'n muß.

Er ſteigt einen Baum hinauf, ſetzt ſich oben und beugt die Zweige aus einander.

Nun ſo guck' ich hier verſtohlen:
Guck! guck! Ja bei meiner Ehre!
Wenn ich nur der Kuckuck wäre,
Daß ich dort euch könnte holen.
Welch ein grauſam Scharmutzieren
Iſt am ganzen Fluß hinunter!
Drüber geh'n die Pferd' und drunter,
Und das Fußvolk kriecht auf Vieren.
Wohl mir! daß ich blieb davon!
Sind die Weiber nicht wie Tiger?
Das ſteht ſchlecht um unſre Phryger,
Ihnen fehlt Bellerophon.
Jetzt birgt das Gebüſch ihn mir;

Da kommt er zum Vorſchein wieder,
Doch gelähmt ſind ihm die Glieder,
Und er ſinkt zur Erde ſchier.
Iſt's nicht arg, mit ſolcher Qual
Seinem Tode nachzukriechen!
Er wird nicht die Schlacht erreichen,
Die iſt über Berg und Thal.
Ich muß wohl des Armen Spur
Folgen, um ihm beizuſteh'n.
Ohn' Gefahr kann's jetzt geſcheh'n:
Alſo friſch herunter nur!

Er ſteigt vom Baume.

Ja, mein Herr wagt auch zu viel,
Wenn er tauſend Leben hätte,
Alle ſetzt' er dran, ich wette.
Aber hier iſt mehr im Spiel'
Als die Freundſchaft mit dem König:
Daß er deßen langen Bart
Vor dem Zauſen noch bewahrt,
Darum thät' er wohl nur wenig.
Liebe macht ihn ſo verwegen,
In die Amazonenſchaft
Iſt er nach der Reih' vergafft;
Und drum ſucht er gleich den Degen
Jeder in den Leib zu rennen.
Das heißt wahrlich nicht verblümt,
Wie es ſeinen Rittern ziemt,
Seinen Liebesdrang bekennen.

ab.

Thal.

Mnemonia, eine Schäferin, tritt auf.

Mnemonia.

Schon bebt im letzten Strale
Der Sonne Kuß an jener Hügel Säumen:
Sie ſcheidet unſerm Thale
Früher als eb'nen Räumen,
Und weicht hier gern des Abends duft'gen Träumen.
Doch läßt in Purpurſchleiern
Der Wolken ſie ſich ahnen, wo nicht ſchauen,
Daß wir ſie inn'ger feiern,
Wenn aus azurnen Auen
Statt reinen Lichts die Farben blumig thauen.
So will ſie mit Erinnern
Nach zu gewalt'ger Gegenwart uns laben,
Daß wir im tiefſten Innern
Uns ihrer Wundergaben
Sehnſüchtig freu'n und ſie vermißend haben.
Dank euch, ihr Himmelsmächte,
Daß ihr mich weihtet einem ſtillen Looſe,
Hier wo ich Tag' und Nächte
Mit Nachtigall und Roſe,
Mit Wald, Fels, Blumen, Sternen einſam koſe.
Wohl hat mein Ohr vernommen
Das Kriegsgetümmel heut' in fernen Lüften
Gleich Wettern ſchwül entglommen;
Doch naht es dieſen Schlüften
So wenig als der Abgeſchied'nen Grüften.

Was ſollte mich entlocken
Aus meiner Heimat friedlichem Aſyle?
Du Bach, willſt hier nicht ſtocken,
Drum muß ich, mein Geſpiele,
Mit Wehmuth nachſchau'n deiner Wandrung Ziele.
Wer weiß, ob die Kryſtallen,
Die, wenn mein Lamm und ich uns zu dir ſetzen,
Die Ferſen mir umwallen,
Die Lippen kühl mir netzen,
Einſchläfernd ſüß mit murmelnden Geſchwätzen:
Wer weiß, ob in der Weite,
Wohin ſie ſchwellend ihren Lauf erſtrecken,
Sie nicht bei'm wüſten Streite
Unmuthig ſich beflecken
Mit Staub und Blut und bittres Eiſen lecken?
Ob ſie nicht brauſen, wälzend
Die Leichen heldenkühner Amazonen,
In ſalze Thränen ſchmelzend
Zum Meer entflieh'n, aus Zonen,
Wo Jugend ſich und Schönheit ſelbſt nicht ſchonen?
Mein Leben ſei ein Bronnen,
Der ſprudelnd aus dem Schooß der Tiefe dringet,
Doch nicht als Bach entronnen,
Auf ſich zurück ſich ſchwinget,
Und nur den Boden tränkt, wo er entſpringet.
So quillen die Gefühle
Mir ewig friſch empor zu Luſt und Schmerzen,
Doch nicht, um im Gewühle

Indeſſen lag ihnen der Gruß des Kriegers ſo ſehr am Herzen, daß der Streit darüber bald wiederum noch lebhafter ausbrach. Dießmal gründete jeder ſeine Anſprüche auf die Entſcheidung des Edelmannes ſelbſt; es war keiner unter den vieren, der ſich nicht geſchmeichelt hätte, bei weitem thörichter zu ſein als die übrigen.

Sie behaupteten allerſeits ihr Recht an dieſem Vorrang von einer ganz neuen Art mit ſo viel Eifer und Heftigkeit, daß eine Fauſtſchlägerei unvermeidlich ſchien, wenn der Urheber des erſten Rathes nicht einen zweiten ausgeſonnen hätte, um die aufbrauſende Hitze der Streitenden zu mäßigen.

Ich behaupte, ſagte er, daß ich thörichter als irgend einer von euch bin, und jeder von euch behauptet für ſich dasſelbe. Nun frage ich euch, wenn wir uns auch ganz heiſer ſchreien, wenn wir uns ſogar mit Schlägen überhäufen, werden wir es wohl dadurch dahin bringen, zu entſcheiden, weſſen Thorheit die vollkommenſte iſt? Glaubt mir, ſtellen wir für jetzt das Zanken ein. Wir ſind nicht weit von Dharmapuri entfernt; laßt uns dahin gehen, uns in den Gerichtsſaal einſtellen, und die Obrigkeiten des Ortes bitten, Frieden zwiſchen uns zu ſtiften.

Dieſer Rath ſchien ſehr vernünftig, und keiner weigerte ſich ihn zu befolgen.

Sie hätten in keinem günſtigeren Augenblicke dort ankommen können. Die Obrigkeit von Dharmapuri, Brahmanen und andere, waren gerade in dem Gerichtsſaale verſammelt; und da an dieſem Tage eben kein ernſthafter Handel auszumachen war, ſo ließ man ſogleich die Fremden zum Verhör, und ſagte ihnen, ſie möchten ihr Geſchäft vortragen. Einer der vier Brahmanen trat in die Mitte der Verſammlung, und erzählte, ohne den kleinſten Umſtand zu übergehen,

Der fremden Welt zu ſcherzen:
In ſich gedrängt wird erſt das Herz zum Herzen.

Barbilindo tritt auf.

Barbilindo.

Wir ſind im Walde weit verirrt. Wer mag
In dieſen Schluften wohnen? Und ſo bleibt
Mein Herr die Nacht wohl ohne Pfleg', und ich
Ohn' Abendbrod und Lager. — Schlimme Ausſicht!
Doch ſtill: da ſeh' ich eine Schäferin,
Sie geht vertieft umher und merkt mich nicht;
Scheint es doch gar, als ſprach' ſie mit dem Bach.
Sie mögen hier viel Langeweile haben,
Da machen ſie ſich ſolcherlei Geſellſchaft.
Sonſt ſchmuck und artig: ei! ſo muß ich nur
Die Rede künſtlich ſtellen, ſie zu rühren.
Wie matt ich auch die irren Tritte ſporne,
Eu'r Anblick, Schönſte, lehrte wohl mich fliegen.
Die Hoffnung ankert auf den milden Zügen,
Auch beut Gelegenheit ihr Stirnhaar vorne:
Das faß' ich, ſprechend: von dem Rad' und Zorne
Des Glücks verfolgt, kann oft ein Held erliegen;
So jetzt mein Herr, der ſonſt von ſeinen Siegen
Trophäen aufhängt an des Mondes Horne.
O Sterbliche, bedenkt des Schickſals Wandlung!
Mitleid gereicht zu eurer Schönheit Ruhme;
Hülfreich ſei dieſe Hand von Alabaſter.
Wollt ihr verrichten eine edle Handlung,
Verdient euch machen um der Helden Blume:
So zupft Scharpie und ſchmiert ein Dutzend Pflaſter.

Mnemonia.

So iſt dein Herr, von dem du ſprichſt, verwundet?

Barbilindo.

Ja, ſchwer bleßiert; die Wetters-Amazonen!
Sie haben dasmal ihn gut zugerichtet.

Mnemonia.

Doch wie verlor er ſich ſo weit vom Schlachtfeld?

Barbilindo.

Nicht durch die Flucht, das glaubt bei Leibe nicht,
Es nahm die Schlacht vielmehr Reißaus vor ihm.
Er hatt' im Zweikampf ſich von ihr entfernt,
Und ließ, vielfältig ſchon durchbohrt, dann doch
Nicht ab, den Heeren nachzuhinken, die
Mit wechſelſeit'gem Fliehen und Verfolgen
Sich in der Eb'ne weit hinunterwälzten.
Die Sonne brannte heiß in ſeine Wunden,
Und dörrt' ihm alles Blut, ſo daß er matt
Im Walde Schatten ſucht' und einen Quell
Für ſeinen Durſt, den er nahbei hier fand.
Der Durſt nach Waßer löſcht ſich nun zwar bald,
Doch darum iſt er noch nicht beßer dran.
Die rauhe Bergluft weht durch ſeinen Leib
Frei aus und ein; wie ich ihm oſtwärts ſtand,
Sah ich das Abendroth durch ſeinen Panzer:
Es nahm ſich prächtig, aber ſchrecklich aus.
Fürwahr, ein Obdach thut ihm doppelt nöthig,
Er ſteckt in keiner wetterdichten Haut.

Mnemonia.

Er findet es in meines Vaters Hütte;

Den will ich bitten, ihn mit dir zuſammen
Dorthin zu tragen, während ich daheim
Erfriſchung ihm und Pflege zubereite
Für ſeine Wunden: denn ich kenne Kräuter
Von großer Heilungskraft und Schmerzen lindernd.
Die Götter geben wohl Gedeih'n dazu,
Daß ich, ein armes Werkzeug, noch ihn rette.
Laß uns nicht ſäumen, denn ſchon ſinkt die Nacht.

beide ab.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Spaniſches Theater.

Herausgegeben

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Zweite Ausgabe,

beſorgt von

Eduard Böcking.

Zweiter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

Schauſpiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Überſetzt

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Zweite Ausgabe,

beſorgt von

Eduard Böcking.

Zweiter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

Inhalt.

Seite.

Die Andacht zum Kreuze 1

La devocion de la cruz.

(Comedias del celebre Poeta Español Don Pedro *Calderon* de la Barca etc., que saca á luz Don Juan Fernandez de *Apontes*. Madrid 1760. T. II.)

Der ſtandhafte Prinz 123

El principe constante.

(T. III.)

Die Brücke von Mantible 253

La puente de Mantible.

(T. II.)

Nachwort des Herausgebers 397

was auf Veranlaßung des Grußes und der zweideutigen Antwort des Kriegers zwiſchen ihnen vorgefallen war.

Bei dieſer Erzählung brach die Rathsverſammlung mehr als einmal in lautes Gelächter aus. Der Vorſitzer, ein Mann von einer ſehr heitern Laune, war ganz entzückt über dieſe günſtige Gelegenheit ſich zu beluſtigen. Er nahm alſo ein ernſthaftes Weſen an, befahl allgemeine Stille, und redete die Kläger folgendergeſtalt an: „Da ihr Fremde und in dieſer Stadt unbekannt ſeid, ſo iſt es nicht möglich die ſtreitige Thatſache durch Abhörung von Zeugen auszumachen. Nach meiner Meinung habt ihr nur ein einziges Mittel, eure Richter aufzuklären: dieß beſteht darin, daß jeder von euch nach der Reihe uns einen Umſtand aus ſeinem Leben vorlege, wodurch ſeine Thorheit auf das überzeugendſte dargethan wird. Erſt nachdem wir euch angehört haben werden, wird es uns möglich ſein zu entſcheiden, wer unter euch vieren die Ueberlegenheit in dieſem Stücke behauptet, und wer folglich den Gruß des Kriegers ausſchließend ſich zueignen darf.“ — Die Kläger giengen ſämmtlich dieſen Vorſchlag ein.

Der erſte der Brahmanen, dem das Wort zuerkannt wurde, hielt nun folgende Rede:

„Wie ihr ſeht, iſt mein Anzug nichts weniger als ſauber, und es iſt nicht ſeit heute oder geſtern, daß ich mit Lumpen bedeckt einhergehe. Die erſte Urſache dieſes Verfalles in meiner Kleidertracht iſt folgende. Ein reicher Kaufmann aus unſerer Nachbarſchaft, der ſehr mildthätig gegen die Brahmanen iſt, machte mir vor mehreren Jahren ein Geſchenk mit zwei Stücken des feinſten Zeuges, das man jemals in unſerm Dorfe geſehen hatte, um mir Kleider daraus machen zu laßen. Ich zeigte ſie allen meinen Freunden, die nicht

Die Andacht zum Kreuze.

(La devocion de la Cruz.)

Perſonen:

Euſebio.
Curcio.
Liſardo, deſſen Sohn.
Octavio, in Dienſten Curcio's.
Alberto, Biſchof von Trident.
Gil, ein Bauer.
Blas,
Tirſo, } Bauern.
Toribio,
Celio,
Ricardo, } Räuber.
Chilindrina,
Julia, Curcio's Tochter.
Arminda, ihr Kammermädchen.
Menga, eine Bäuerin.
Räuber und Bauern.

Erſter Akt.

Wilde Waldgegend.

Menga und Gil hinter der Scene.

Menga.
Seht, wohin der Eſel rennt!
Gil.
He, verwettert' altes Vieh!
Menga.
Er geht mit mir durch, ſieh, ſieh!
Holla ho!
Gil.
Potz Element!
Wenn ich einen Fußbreit weiche,
Thut das Thier gleich was es will.
Sie treten auf.
Menga.
Das ſind ſchöne Streiche, Gil.

Gil.

Menga, das ſind ſchöne Streiche.
Aber du biſt Schuld an allem;
Denn du haſt, wie du der Queer
Auf ihm ſaßeſt, ihm vorher
Zugeraunt, ins Loch zu fallen,
Um den Poßen mir zu thun.

Menga.

Nicht doch, du haſt's ihn geheißen,
Wollt'ſt mich ſeh'n hinunter ſchmeißen.

Gil.

Aber was zu machen nun?

Menga.

Willſt im Koth ihn ſtecken laßen?

Gil.

Ja, ich bin zu ſchwach dazu.

Menga.

Zieh' nur an den Ohren du,
Ich will ihn bei'm Schwanze faßen.

Gil.

Beßer gienge das wohl an,
Was man einer Kutſch' im Koth,
Ihr zu helfen aus der Noth,
In der Reſidenz gethan.
Kaum geſchleppt von ihren Roßen,
Sah die abgelebte, arme
Kutſche, daß es Gott erbarme,
Aus im Zuge der Karoſſen;
Und zur Strafe ſünd'ger Thaten

Mußte ſie, bis an die Tritte,
Wo nicht an der Räder Mitte,
In ein Pfützenloch gerathen.
Bei dem Unfall alſobald
Kavalier und Kutſcher trieben,
Der mit Bitten, der mit Hieben,
Bald mit Güt' und mit Gewalt,
Fortzukommen aus dem Drecke.
Aber was ſie auch verſuchten,
Wie ſie ſchalten, wie ſie fluchten,
Gieng mein Wagen nicht vom Flecke.
Als ſie ſah'n, daß nichts verfienge,
Ward den klapperdürren Mähren,
Was ſie lang gemußt entbehren,
Eine volle Futterſchwinge
Vor der Kutſche hingeſetzt;
Die, bis ſie den Fraß erreichten,
Zogen, huſteten und keichten:
Machen wir es auch ſo jetzt.

Menga.

Die Geſchichten, die du haſt,
Sind nichts werth.

Gil.

Mir thut es wehe,
Wenn ich Vieh ſo hungrig ſehe,
Denn es ſind doch Menſchen faſt.

Menga.

Ich will auf die Straße gehen;

Seh' ich Leut' aus unſerm Ort,
Wer es ſei, vorbeigeh'n dort,
Ruf' ich ſie, uns beizuſtehen,
Denn du kümmerſt dich ja nicht.

Gil.

Bleibſt du noch auf deinem Sinn?

Menga.

Ach du Herzens-Eſelin!

ab.

Gil.

Eſelin, mein Heil und Licht!
Hoch warſt du im Dorf geehrt
Unter allen Eſelinnen;
Du haſt, züchtig von Beginnen,
Nie mit ſchlechtem Volk verkehrt.
Pflaſtertreten war dein Fall
Gar nicht, lieber ſtandeſt du
An der Kripp' in guter Ruh,
Als zu wandern aus dem Stall.
Ja, ich darf mich wohl erdreiſten,
Daß kein Eſel ſie geſeh'n
Buhleriſch am Fenſter ſteh'n,
Einen hohen Schwur zu leiſten.
Sicher war's auch nicht die ſchlimme
Zunge, was ihr Noth gebracht,
Denn nie, rauh und ungeſchlacht,
Ließ ſich hören ihre Stimme.
Bei der Mahlzeit ſah die armen
Bruder ich ſie oft bedenken,

Was ihr übrig blieb, verſchenken,
Und ſich ihres Vieh's erbarmen.

Geräuſch hinter der Scene.

Aber welch ein Lärm iſt das?
Zwei dort ſteigen von den Pferden,
Die ſie angebunden laßen
Steh'n, und ſich hieherwärts wenden.
Bleich und blaß, und doch ſo früh
Schon im freien Feld? Ich wette,
Daß die viel Bewegung brauchen
Zum Verdau'n. Wenn's Räuber wären?
Dann wär' ich ſchön angekommen.
Doch ich will mich hier verſtecken,
Sei es, was es will; denn ſchon
Sitzen ſie mir auf den Ferſen.

Er verbirgt ſich.

Liſardo und Euſebio treten auf.

Liſardo.

Geh'n wir nun nicht weiter abwärts;
Denn hier die verſteckte Gegend,
Abgelegen von der Straße,
Paßt ſich gut zu unſerm Zwecke.
Zieht den Degen jetzt, Euſebio:
Das iſt meine Weiſe, Menſchen,
Wie ihr ſeid, herauszufordern.

Euſebio.

Daß ich hier im Feld' euch treffe,
Kann mir zwar als Grund genügen;
Aber dennoch wüßt' ich gerne,

Was zu dieſem Schritt euch treibt.
Sagt, Liſardo, die Beſchwerden
Wider mich.

Liſardo.

Es ſind ſo viele,
Daß der Zunge Stimme fehlet,
Worte meinen Vorſtellungen,
Und Geduld dem innern Schmerze.
Gern, Euſebio, wollt' ich ſchweigen,
Wollt' es gern ſogar vergeßen;
Denn wenn ich es wiederhole,
So erneut ſich was mich kränket.
Kennt ihr die Papiere hier?

Euſebio.

Werft ſie nieder auf die Erde,
Und ich heb' ſie auf.

Liſardo.

Da nehmt!
Was erregt euch ſolchen Schrecken?

Euſebio.

Wehe dem, der ſein Geheimniß
Dem Papier vertraut; ja wehe
Tauſendmal ihm! denn die Schrift
Iſt ein Stein, den aus den Händen
Auf's Gerathewohl man ſchleudert,
Und nicht weiß, wen er kann treffen.

Liſardo.

Kennt ihr ſie genugſam wieder?

müde werden konnten, ſie zu betrachten und zu bewundern. Ein ſo glücklicher Fund, ſagten ſie, kann nur die Frucht der guten Werke ſein, die du in einem früheren Leben verrichtet haſt. Ehe ich mich darein kleidete, wuſch ich nach der Sitte die Stücke Zeug, um ſie von der Befleckung zu reinigen, die ihnen anklebte, weil ſie durch die Hände des Webers und des Kaufmannes gegangen waren. Ich hatte ſie mit den beiden Enden an die Aeſte eines Baumes befeſtigt, um ſie trocknen zu laßen, als ein Hund zufällig unten durchlief; ich bemerkte dieß erſt, als er ſchon wieder in einiger Entfernung war, und konnte alſo nicht gewiß ſein, ob er ſie nicht berührt und folglich befleckt hätte. Ich befragte meine Kinder, dieſe ſagten mir aber, ſie hätten nicht darauf geachtet. Wie ſollte ich mich nun über dieſen Zweifel beruhigen? Ich fieng an auf allen Vieren zu gehen, ſo daß mein Rücken ungefähr ſo hoch ſtand, wie der des Hundes, und in dieſer Stellung kroch ich unter dieſem Stücke Zeug hindurch. „Habe ich ſie berührt?“ fragte ich meine Kinder, die dabei Acht gaben. Sie ſagten, nein. Ich ſprang vor Freuden bei dieſer erwünſchten Nachricht. Indeſſen bedachte ich im Augenblick darauf, daß der Schweif des Hundes aufgerichtet war, und daß er alſo wohl mit der Spitze dieſes hervorſtehenden Theiles meine Stücke Zeug berührt haben könnte. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, befeſtigte ich mir unten am Rucken eine aufwärts gekehrte Sichel, und fieng meinen Verſuch au[illegible]lbe Weiſe wieder an. Meine Kinder, denen ich ane[illegible]len hatte, recht aufmerkſam zu ſein, ſagten mir, daß die Sichel dießmal an das Zeug leicht angeſtreift hatte. Da ich nun nicht zweifeln konnte, daß es mit dem Schweife des Hundes dieſelbe Bewandtniß gehabt habe, ſo ergriff ich in einem Anfall von Zorn, der mich zu

Euſebio.
Ja, ich muß es eingeſtehen,
Alle ſind von meiner Hand.
Liſardo.
Wohl, ich bin ein Sieneſer,
Des Liſardo Curcio Sohn.
Meines Vaters ungemeß'ner
Aufwand hatt' in kurzem Zeitraum
Das Vermögen aufgezehret,
Das ihm ſeine Väter ließen;
Der weiß nicht, wie ſehr er fehlet,
Wer die Kinder bringt in Armut
Durch unmäßiges Verſchwenden.
Doch die Noth, ob ſie den Adel
Schon erniedrigt, kann dieſen'gen
Von Verpflichtungen nicht löſen,
Die damit geboren werden.
Julia nun (der Himmel zeuge,
Wie's mir ſchwer fällt, ſie zu nennen!)
Wußte dieſe nicht zu achten,
Oder wollte ſie nicht kennen.
Julia, wollte Gott, ſie wär's nicht!
Aber ſie iſt meine Schweſter.
Und geſteht, daß man um Frauen
Ihres Ranges nicht darf werben,
Weder durch verliebte Briefe,
Noch durch ſchmeichleriſche Reden,
Noch mit ſchnöden Kupplerinnen
Und verdächt'gem Botſchaftſenden.

Euch geb' ich an ſich nicht Schuld,
Denn ich macht' es ſelbſt, bekenn' ich,
Auch ſo, wenn mir eine Dame,
Ihr zu dienen, Freiheit gäbe.
Doch ich geb' euch Schuld, als meinem
Freunde ſonſt, und dieſerwegen
Fällt auf euch die Schuld gedoppelt,
Die ſie konnt' um euch begehen.
Wenn ſie euch als Gattin anſtand,
Und nicht möglich wär's geweſen,
Und ich glaub's nicht, daß in andrer
Abſicht ihr euch, ſie zu ſehen,
Unterfiengt, noch ſelbſt in dieſer, —
Denn bei Gott im Himmel, eher
Als mit euch verbunden, wollt' ich
Sie von meiner Hand ſeh'n ſterben; —
Kurz, wenn ihr ſie denn zur Gattin
Auserkort, ſo war der rechte
Weg, zuvörderſt meinem Vater
Zu eröffnen eu'r Begehren.
Alſo hätt' es ſich gebührt,
Und dann konnt' er überlegen,
Ob er ſie euch geben wollte,
Was er nicht that, wie ich denke.
Denn ein armer Edelmann,
Wenn er in dergleichen Fällen
Seinen Rang und ſeine Mittel
Nicht mit gleichem Maaß kann meßen,
Um nicht durch die led'ge Tochter

Seines Blutes Glanz zu ſchwächen,
Wählt die Zuflucht eines Kloſters;
Iſt doch Armut ein Verbrechen.
Dieß erwartet denn in ſolcher
Eile Julien, meine Schweſter,
Daß ſie morgen Nonne, willig
Oder mit Gewalt, ſoll werden;
Und, weil ſich's nicht ziemen würde,
Daß die fromme Ordensſchweſter
Aufbewahrte ſolcher Thorheit,
So verkehrter Liebe Pfänder,
Geb' ich jetzt in eure Hand ſie,
Aber blind entſchloßen ſtrebend,
Nicht bloß jene zu vertilgen,
Sondern auch den Grund derſelben.
Zieht den Degen drum, es muß hier
Einer von uns beiden ſterben,
Ihr, um nicht um ſie zu buhlen,
Oder ich, daß ich's nicht ſehe.

Euſebio.

Haltet inne noch, Liſardo,
Und da ich die Ruh' beſeßen
Meine Schmach zu hören, müßt ihr
Meine Antwort auch vernehmen.
Iſt gleich die Erzählung lang
Von dem Laufe meines Lebens,
Scheinet, da wir zwei allein ſind,
Die Geduld gleich übermäßig,
Weil es jetzt nothwendig, daß wir

Fechten und daß einer ſterbe:
Auf den Fall, daß mich der Himmel
Will das Unglück laßen treffen,
Hört erſtaunenswürd'ge Zeichen,
Wunderdinge zum Entſetzen,
Welche nicht mit meinem Tode
Darf ein ewig Schweigen decken.
Wer mein Vater war, das weiß ich
Nicht; ich weiß nur, daß die erſte
Wieg' am Fuße eines Kreuzes
War, ein Stein mein erſtes Bette.
Eine ſeltſame Geburt
War die mein'ge, nach der Schäfer
Sage, wie ſie mich gefunden
Hier am Fuße dieſer Berge.
Man vernahm mein Schrei'n drei Tage,
Ohne daß der rauhen Gegend,
Wo ich lag, wer nahen wollte,
Weil die wilden Thiere ſchreckten.
Keines that mir dennoch Leides;
Wer kann zweifeln, daß zu Ehren
Dieß geſchehen ſei dem Kreuz,
Welches daſtand mir zur Wehre?
Ungefähr fand mich ein Hirte,
Der in rauher Berges-Gegend
Ein verlornes Lamm aufſuchte;
Und mich mit zum Dorfe nehmend
Des Euſebio, welcher grade
Nicht ohn' einen Grund da lebte,

Meldet' er ihm dieſes Wunder;
Darauf unterſtützte deſſen
Milde die des Himmels willig;
Er befahl, daß man mich brächte
In ſein Haus, wo er Erziehung
Mir wie ſeinem Sohn ließ geben.
Drum Euſebio von dem Kreuz
Nenn' ich mich, nach ihm und jenem,
Das mich allererſt geleitet,
Und bewacht zum allererſten.
Aus Geſchmack übt' ich die Waffen,
Wißenſchaften zum Ergötzen,
Als Euſebio ſtarb und mich
Hinterließ als ſeinen Erben.
War nun die Geburt voll Wunder,
War es mein Geſtirn nicht wen'ger,
Das mich feindlich oft bedrohet,
Und mich doch mitleidig pfleget.
Als noch zart ein Kind im Arm der
Amm' ich lag, da gab mein Weſen,
Rauh in allem und barbariſch,
Zeichen ſchon von ſeiner Härte:
Denn mit teufliſcher Gewalt
Riß ich, noch nicht hatt' ich Zähne,
Wunden in die Brüſte, die mir
Süße Nahrung boten; jene,
Durch den Schmerz in Wuth gerathen,
Und von ihrem Zorn geblendet,
Stürzte mich in einen Brunnen,

Ohne daß ein Menſch was merkte.
Da hört man mich lachen, ſteigt
Drin herab, und ſie erzählen,
Daß ich auf dem Waßer ſchwamm,
Und mit meinen zarten Händen
Mir ein Kreuz gebildet hatte,
Das die Lippen mir bedeckte.
Eines Tags gerieth die Wohnung,
Wo ich war, in Brand; es wehrten
Wilde Flammen jeden Ausgang,
Jede Rettung meinem Leben;
Doch inmitten dieſer Flammen
Blieb ich frei und unverletzet,
Und bald, zweifelnd, daß im Feuer
Solche Milde ſei, bemerkt' ich,
Daß es Kreuzes-Tag geweſen.
Als ich fünfzehn Jahr kaum zählte,
Reiſte ich zur See nach Rom,
Und in einem ſtürm'ſchen Wetter
Stieß mein Schiff, das ohne Lenkung
Schwankte, auf verborg'ne Felſen,
Ward in Stücke bald zertrümmert,
Und zerſcheitert von den Wellen.
Ich umarmte einen Balken,
Und kam glücklich ſo an's feſte
Land, und dieſer Balken hatte
Die Geſtalt des Kreuzes. Ferner
Wandert' einſt ich im Gebirge
Hier mit jemand; an der Stelle,

Wo der Weg in zwei ſich theilte,
Stand ein Kreuz: da unterdeſſen,
Daß ich davor ſtehen blieb,
Einen Augenblick zu beten,
Mein Begleiter ſchon voraus war,
Eilt' ich, ihn noch in der Nähe
Einzuholen, doch ich ſand
Schon von blut'gen Räuberhänden
Ihn ermordet. Eines Tages,
Als, verſtrickt in ein Gefechte,
Ich von einem Stoße fiel
Ohne Widerſtand zur Erde,
Und ein jeder glaubt', ich ſei
Von der Wunde nicht zu retten,
Fanden ſie an einem Kreuze,
Das am Hals mir hieng, des Degens
Scharfe Spuren bloß bezeichnet,
Und den Streich ſo abgewehret.
Einſtmals, da ich auf die Jagd gieng
In der Wildniß dieſer Berge,
Hatte ſich der Himmel plötzlich
Schwarz mit Wolken überdecket,
Und, der Welt mit lauten Donnern
Fürchterlichen Krieg anmeldend,
Schoß er ab des Hagels Kugeln,
Schleuderte des Waſſers Speere.
Alle ſuchten vor den Wolken
Sich ein Obdach unter Blättern;
Die geheimſten Schlufte dienten

Rings umher ſchon zu Gezelten,
Als ein Blitz, der auf den Winden
Fuhr, gleich dunſtigen Kometen,
Zwei, die mir am nächſten ſtanden,
Schnell zu Aſche niederbrannte.
Außer mir, betäubt, erſchrocken,
Schau' ich um mich, was es wäre,
Und fand mir zur Seit' ein Kreuz,
Was ich glaub', es war daſſelbe,
Das bei der Geburt mir beiſtand,
Das ich, auf die Bruſt gepräget,
An mir trage, weil der Himmel
Mir dieß Zeichen mitgegeben,
Als die offenbare Wirkung
Von geheim verborg'nen Zwecken.
Weiß ich nun ſchon nicht, woher ich
Bin, doch fühl' ich ſolch ein Streben,
Mich von ſolchem Geiſt getrieben,
Und von ſolchem Muth beſeelet,
Daß es mich in meinen Augen
Werth macht, Julien zu erwerben;
Denn der Adel des Verdienſtes
Steht nicht nach dem angeerbten.
Der bin ich, und ob ich ſchon
Euer Recht muß anerkennen,
Und hinlänglich für die Kränkung
Euch genugthun könnte, blendet
Mich ſo ſehr der Zorn, von euch
Anzuhören ſolche Reden,

Daß ich mich nicht will entſchuld'gen,
Noch die Klage laßen gelten.
Und, weil ihr mich denn verhindern
Wollt, ihr Ehgemahl zu werden,
Bleibe ſie in Vaters Hauſe,
Mag ein Kloſter ſie verſtecken,
Nirgends iſt ſie vor mir ſicher,
Und ſie, die zu gut geweſen
Mir zum Weibe, ſoll's nicht ſein
Zur Geliebten, ſo begehrt es
Meine Liebe in Verzweiflung,
Und, empört bei eurem Schmähen,
Die Geduld, den Hohn zu ahnden,
Die Beleidigung zu rächen.

Liſardo.

Laßt, Euſebio, da die Zunge
Schweigen, wo das Schwert muß reden.

Sie ziehen und fechten.

Eine Wunde —

Er fällt zu Boden.

Euſebio.

Und nicht tödtlich?

Liſardo.

Nein, mein Arm behält noch Kräfte,
Um —

Er will ſich aufraffen, fällt aber wieder zu Boden.

Weh' mir! der Boden ſchwindet
Unter meinem Fuß.

Euſebio.
Der letzte
Athem ſchwind' auch deiner Stimme.
Liſardo.
Gieb nicht zu, daß ich ſo ſterbe
Ohne Beichte.
Euſebio.
Stirb, Verruchter!
Liſardo.
Bringe mich nicht um, bei jenem
Kreuz, an welchem Chriſtus ſtarb!
Euſebio.
Dieſes Wort hat abgewendet
Deinen Tod: ſteh' auf vom Boden!
Denn ſobald du dabei fleheſt,
Fehlt die Strenge meinem Zorne,
Fehlet meinem Arm die Stärke.
Steh' vom Boden auf!
Liſardo.
Ich kann nicht.
Schon acht' ich gering das Leben,
Das im eignen Blute ſchwimmt,
Und es zögert nur die Seele
Zu entflieh'n, weil aus ſo vielen
Sie das rechte Thor nicht kennet.
Euſebio.
So vertrau' dich meinen Armen,
Faße Muth! hier in der Nähe
Muß von bußbefliß'nen Mönchen

aller Ueberlegung unfähig machte, die Stücke Zeug, und zerriß ſie in Fetzen.

Dieſe Geſchichte wurde in Kurzem allgemein bekannt, und jedermann behandelte mich wie einen Verrückten. „Wenn auch der Hund wirklich durch ſeine Berührung die Stücke Zeug beſudelt hätte, ſagte der Eine, konnteſt du ſie nicht durch eine zweite Wäſche wiederum reinigen!“ — „Lieber als die Stücke Zeug zu zerreißen, ſagte der Andere, hätteſt du ſie nicht an arme Tagelöhner geben können? Wer wird dir künftig nach einem ſo tollen Streiche noch Kleidungsſtücke ſchenken wollen?“ — Dieſe letzte Bemerkung hat ſich nur zu ſehr beſtätigt. Wenn ich ſeitdem es mir habe beikommen laßen, jemanden um einen Beitrag zu meiner anſtändigen Kleidung zu bitten, ſo hat man mir immer geantwortet: Du haſt wohl Luſt, das Zeug wiederum in Fetzen zu zerreißen?“ —

Als er ſeine Geſchichte beendigt hatte, ſagte einer von den Zuhörern: Es ſcheint wohl, daß ihr ſehr gut verſteht auf Vieren zu gehen. — O ja! erwiederte der Brahmane: darin bin ich ungemein geſchickt: ihr ſollt es ſogleich ſehen. — Hierauf ſtützte er ſich auf ſeine beiden Hände, und lief zwei bis dreimal auf allen Vieren im Sale herum, ſo daß die Zuſchauer beinah vor Lachen erſtickten.

„Dieß iſt hinreichend, ſagte der Vorſitzer des Gerichts; was wir ſo eben gehört haben, beweiſt ſchon viel zu euern Gunſten; aber ehe wir irgend etwas entſcheiden, müßen wir doch ſehen, welche Beweiſe ihrer Narrheit die übrigen vorzubringen haben.“ — Der zweite Brahmane nahm hierauf folgendergeſtalt das Wort:

„Um bei einem in unſerer Nachbarſchaft angekündigten Feſte anſtändiger zu erſcheinen, ſchickte ich zu einem Barbier,

Eine kleine Klauſe ſtehen;
Allda kannſt du beichten, wenn du
Lebend kommſt an ihre Schwelle.

Liſardo.

Nimm mein Wort für dieß Erbarmen,
Was du mir erzeigſt, daß, wenn ich
Würdig werde, vor des höchſten
Gottes Angeſicht zu treten,
Ich erbitten will, daß du
Nicht magſt ohne Beichte ſterben.

Euſebio trägt ihn in ſeinen Armen fort. Gil kommt aus dem Schlupfwinkel hervor.

Gil.

Seht, der hat von Dank zu ſagen!
Aber ich wollt' ihm ſie ſchenken,
Solche ſchöne Liebesdienſte:
Schlägt ihn todt, und wird ſein Träger!

Menga, Blas, Tirſo und Toribio kommen von der andern Seite.

Toribio.

Hier, ſagſt du, ſei er geblieben?

Menga.

Ja, hier blieb er bei dem Eſel.

Tirſo.

Seht, da ſteht er wie von Sinnen.

Menga.

Wonach ſiehſt du, Gil?

Gil.

Ach, Menga!

Tirſo.
Was iſt dir geſcheh'n?
Gil.
Ach, Tirſo!
Toribio.
Was haſt du geſeh'n? Gieb Rede.
Gil.
Ach, Toribio!
Blas.
Sag', was haſt du,
Gil, um ſo dich anzuſtellen?
Gil.
Ach, ach Blas! ach meine Freunde!
Fragt mich nicht, ich bin ein Eſel.
Schlägt ihn todt, und trägt ihn fort,
Um ihn einzuſalzen, denk' ich.
Menga.
Wer erſchlug ihn?
Gil.
Was weiß ich's.
Tirſo.
Wer iſt todt?
Gil.
Gott ſoll ihn kennen.
Toribio.
Sag', wer lud ihn auf?
Gil.
Ich weiß nicht.

Blas.
Und wer trug ihn fort?
Gil.
Nun, jener.
Aber um es zu erfahren
Kommt nur mit.
Tirſo.
Wohin ſoll's gehen?
Gil.
Ja ich weiß nicht, aber kommt,
Beide ſind noch in der Nähe.

Alle ab.

Ein Zimmer in Curcio's Hauſe.

Julia und Arminda treten auf.

Julia.
Laß, Arminda, immer mich
Um verlorne Freiheit klagen,
Denn mit meines Lebens Tagen
Endet auch der Kummer ſich.
Sah'ſt du nie aus ſeiner Quelle
Einen Bach ſich ſanft ergießen,
Und im engen Bette fließen
Durch das Thal mit ſtiller Welle,
Der, wenn ihn für ganz gezähmt
Rings die ſchönen Blumen achten,
Losbricht, und mit wildem Trachten
Über ihre Häupter ſtrömt?

Meine Leiden, meine Sorgen
Thun auf gleiche Weiſe: ſieh!
Aus den Augen fluten ſie,
Da die Bruſt ſie lang' verborgen.
Laß mich weinen um den herben
Schluß des Vaters.

Arminda.

Denkt nicht bloß,
Fräulein, —

Julia.

Welch beglückter Looß
Giebt es, als am Schmerz zu ſterben?
Wenn es ob dem Leben ſiegt,
Kann das Leid am Ruhm ſich weiden,
Denn das iſt nur kleines Leiden,
Dem das Leben nicht erliegt.

Arminda.

Sagt, was macht euch neue Sorgen?

Julia.

Beſte, ach! Liſardo fand
Alles von Euſebios Hand,
Was mein Schreibtiſch hielt verborgen.

Arminda.

Doch wie kam er auf die Spur,
Dieſe Briefe da zu ſuchen?

Julia.

Mein Geſtirn muß ich verfluchen,
Denn es will mein Unglück nur.
Daß er Argwohn haben mußte,

Dacht' ich Arme freilich, da
Ich ihn ſpähend ſchleichen ſah,
Aber nicht, daß er es wußte.
Da kam er, von Farb' entſtellt,
Zu mir, ſagte mir mit Mienen,
Die halb ſanft, halb zornig ſchienen,
Daß verſpielt ſei all ſein Geld.
Leih'n ſollt' ich ihm einen Ring,
Um zum Spiel zurückzukehren;
Meine Eil' konnt' es nicht wehren,
Daß er den zu holen gieng.
Er nahm mir den Schlüßel, ſchloß
Auf mit ungeduld'gem Zorn,
Und im erſten Käſtchen vorn
Fand er gleich was ihn verdroß.
Einen Blick warf er auf mich,
Schloß dann ohn' ein einzig Wort
Wieder zu, begab ſofort
Hin zu meinem Vater ſich;
Lange Zeit verſchloßen die
Sich zuſammen, zu berathen
Meinen Tod, (das läßt ſich rathen)
Dann zum Kloſter eilten ſie,
Wie Octavio mir geſagt;
Und wenn nun das Ausgemachte
Dort mein Vater ſchon vollbrachte,
Hab' ich wohl mit Recht geklagt.
Denn, eh' ich auf ſein Gebot
Dem Euſebio ſo entſage,

Einer Nonne Looß ertrage,
Geb' ich ſelber mir den Tod.

Euſebio tritt ein.

Euſebio für ſich.

Nur wen die Verzweiflung drängt,
Glaubt ſich, tollkühn, wohl vertheidigt,
Wenn das Haus, das er beleidigt,
Ihn als Zufluchtsort empfängt.
Eh' die holde Julia noch
Des Liſardo Tod erfahren,
Will ich mich ihr offenbaren,
Ob ich mich dem harten Joch
Meines Schickſals möcht' entziehen,
Wenn, unkundig meiner Thaten,
Sie ſich läßt von Liebe rathen,
Mir zu folgen und zu fliehen.
Wird es dann ihr hinterbracht,
Wie am Bruder ich gehandelt,
So wird Noth in Wahl verwandelt,
Denn ſie iſt in meiner Macht.

vortretend.

Schöne Julia!

Julia.

Iſt es wahr?
Du biſt hier?

Euſebio.

Mein Mißgeſchick
Und dein holder Liebesblick
Stürzten mich in die Gefahr.

Julia.

Sag', wie drangſt du hier herein,
Und zu ſolcher tollen Wage?

Euſebio.

Weil ich nach dem Tod nichts frage.

Julia.

Was kann deine Abſicht ſein?

Euſebio.

Heute möcht' ich dich verbinden,
Um in deinem dankbar'n Triebe
Neues Leben meiner Liebe,
Neu entflammten Muth zu finden.
Deinen Vater, weiß ich, kränkt,
Theure Julia, mein Beſtreben;
Da man ihm Bericht gegeben,
Wie wir beid' uns lieben, denkt
Er dich morgen einzukleiden
In den Stand, den er begehrt;
Um vom Glück, mir einzig werth,
Sammt der Hoffnung mich zu ſcheiden.
War es Huld, was du bezeigt,
Liebe, was du zu mir übteſt;
Iſt es wahr, daß du mich liebteſt,
Warſt du ſicher mir geneigt:
O ſo komm mit mir! Du ſieheſt,
Daß bei deines Vaters Schluß
Jede Weig'rung ſchweigen muß;
Doch wenn du vom Hauſe flieheſt,
Dann giebt's tauſend Mittel, denk':

Biſt du erſt in meinen Händen,
Muß er Noth zur Tugend wenden,
Und der Raub wird zum Geſchenk.
Macht hab' ich, dich zu vertreten,
Diener, um dich zu behüten,
Land und Gut, dir anzubieten,
Und ein Herz, dich anzubeten.
Willſt du mir verleih'n das Leben,
Iſt nicht deine Liebe Scherz:
O ſo wag' es, oder Schmerz
Wird alsbald den Tod mir geben.

Julia.

Hör' mich an, —

Arminda.

Eu'r Vater naht,
Fräulein.

Julia.

Weh' mir Armen, wehe!

Euſebio.

Wie verfolgt, wohin ich gehe,
Mich des Schickſals ſtrenger Rath!

Julia.

Kann er nicht entflieh'n?

Arminda.

Verrannt
Iſt der Weg zur Flucht hinaus;
Er ſteht rufend vor dem Haus.

Julia.

Schlimme Noth!

Euſebio.

Bedrängter Stand!

Was zu thun?

Julia.

Verſtecke dich.

Euſebio.

Wo?

Julia.

In dem Gemache hier.

Arminda.

Hurtig! Er iſt an der Thür.

Euſebio verbirgt ſich.

Curcio tritt auf.

Curcio.

Tochter, glücklich preiſ' ich mich,
Daß ich dir den ſchönſten Segen
Melden kann, und bringſt du nicht
Bei dem freudigen Bericht
Herz und Seele mir entgegen,
So verkennſt du das Verlangen
Treuer Sorge, das mich leitet;
Alles iſt ſchon eingeleitet,
Und bereit dich zu empfangen.
Jetzo fehlt noch einzig bloß,
Dich zu ſchmücken und zu kränzen,
Um als Chriſtus' Braut zu glänzen.
Sieh', welch ein beglücktes Looß!
Alles wirſt du heut verdunkeln,
Neiden werden dich die Gäſte,

Wenn bei'm heil'gen Hochzeitfeſte
Feierlich die Kerzen funkeln.
Was ſagſt du?

Julia beiſeit.

Was darf ich wagen?

Euſebio.

Sagt ſie Ja, ſo geb' ich gleich
Hier mir ſelbſt den Todesſtreich.

Julia beiſeit.

Wie ſoll ich ihm Antwort ſagen? —
Ja, mein Vater, Kindespflicht
Hat mich ganz euch untergeben;
Rechte habt ihr auf mein Leben,
Doch auf meine Freiheit nicht.
Sollt' es denn nicht billig ſein,
Daß ich es zuvor gewußt,
Und daß ihr auch meine Luſt
Erſt zu Rath gezogen?

Curcio.

Nein.
Bloß mein Wollen und Befehlen,
Sei's unbillig oder billig,
Muß dazu dich machen willig.

Julia.

Steht denn, ſeinen Stand zu wählen,
Einzig nur dem Sohne frei,
Daß kein zwingendes Verhängniß
Ihn darf bringen in Bedrängniß?
Dringe nicht in mich, verleih'

der mir den Kopf und das Kinn ſcheren ſollte. Nachdem er dieſe Verrichtung beendigt hatte, ſagte ich zu meiner Frau, ſie ſollte ihm zum Lohn einen Stüber geben; aber aus Verſehen gab ſie ihm zwei. Vergeblich verlangte ich, der Barbier müſſe mir einen Stüber wieder zurückgeben, er wollte ſich nicht dazu verſtehen; ich mochte noch ſo ſehr darauf dringen, er beharrete hartnäckig bei ſeiner Weigerung. Der Streit wurde hitzig, und wir fiengen ſchon an einander zu ſchelten, als der Barbier einen gelinderen Ton anſtimmte, und ſagte: „Es giebt wohl ein Mittel die Sache auszugleichen: für den Stüber, den ihr verlangt, will ich eurer Frau den Kopf ſcheren, wenn es euch beliebt.“ Nach einer kurzen Ueberlegung erwiederte ich: Du haſt recht; dein Vorſchlag wird unſerem Streite ein Ende machen, ohne daß einem oder dem andern Unrecht geſchieht.

Da meine Frau dieſe Rede hörte, und vorausſah was ihr begegnen würde, ſo wollte ſie ſich fortmachen; aber ich faßte ſie, und nöthigte ſie ſich auf den Boden niederzuſetzen, und der Barbier mit ſeinem Raſiermeßer bewaffnet, ſchor ihr den Kopf ganz kahl. Unterdeſſen ſtieß meine Frau ein lautes Geſchrei aus, und überſchüttete uns beide mit einem Strom von Schimpfreden und Verwünſchungen; aber ich ließ ſie ſchreien; ich wollte ſie lieber mit kahlem Kopfe ſehen, als dem Spitzbuben von Barbier einen Stüber gönnen, den er nicht verdiente. Meine Frau, auf ſolche Weiſe ihrer ſchönen Haarlocken beraubt, verbarg ſich vor Scham, und wagte nicht zum Vorſchein zu kommen. Der Barbier machte ſich auf die Beine, und da er meiner Mutter in der Straße begegnete, ſo hatte er nichts eiligeres zu thun als zu erzählen, was eben in meinem Hauſe vorgefallen war. Sie kam ſogleich gelaufen, um zu ſehen ob es wirklich ſo wäre; und

Friſt mir noch zur Überlegung.
Und dieß bitt' ich nicht vergebens,
Denn es iſt der Stand des Lebens
Nicht des Augenblicks Erwägung.

Curcio.

Es genügt hier mein Entſcheiden,
Und ich gab das Ja für dich.

Julia.

Wenn du denn ſo lebſt für mich,
Laß' für mich auch ein dich kleiden.

Curcio.

Schweig', du Thörin! ſchweig', Verruchte!
Sonſt mach' ich der Locken Ringe
Deinem Hals zu einer Schlinge,
Oder reiße die verfluchte
Zunge, die mein Ohr beleidigt,
Aus mit eignen Händen dir.

Julia.

Nur die Freiheit wird von mir,
Nicht mein Leben wird vertheidigt.
Nimm mir dieſe traur'ge Gabe,
So wird dein Verdruß ſich heben;
Weigern kann ich nicht das Leben
Dir, von dem ich es ja habe.
Nur bei der von Gott verlieh'nen
Freiheit will ich mich behaupten.

Curcio.

Was Gedanken heimlich glaubten,
Iſt mir jetzt als wahr erſchienen:

Daß mich deine Mutter täuſchte,
Daß mich wer entehrt mit ihr;
Denn dein Starrſinn weigert mir
Was des Vaters Ehre heiſchte,
Welchem ſonſt die Sonne wich
An der Reinheit ohne Tadel,
An Geburt, Glanz, Ehr' und Adel.

Julia.

Hierin nicht begreif' ich dich,
Darum kann ich nichts drauf ſagen.

Curcio.

Geh' hinaus, Arminď', einmal.

Arminda ab.

Ob ich ſchon die wilde Qual
Heimlich ſo viel Jahr' ertragen,
Zwingt mich doch, vor Wuth erblindet,
Leidenſchaft, daß jetzt mein Mund
Eben das dir mache kund,
Was die Augen ſchon verkündet. —
Mich ſandt' einſt der Staat von Siena,
Meinem Blut zu höherm Glanze,
Um dem Papſt Urban dem dritten
Huldigung in ſeinem Namen
Darzubringen; deine Mutter,
Die als Heil'ge galt bei Allen,
Die der römiſchen Matronen
Vorbild war durch ihren Wandel,
Und der unſern auch (ich weiß nicht,
Wie ich ſie zu ſchmähen wage:

Aber ach! ſo täuſchet oft
Die Zufriedenheit den Armen)
Blieb in Siena; während ich
Acht Monat' als Abgeſandter
Weilen mußt' in Rom: es wurde
Damals ein Vertrag verhandelt,
Unſern Staat dem heil'gen Stuhle
Abzutreten; was dem Lande
Frommt, das mög' ihm Gott verleihen,
Hier thut's weiter nichts zur Sache.
Heim nach Siena kommend ſind' ich
(Hier gebricht es mir an Athem,
Meine Zunge will verſtummen,
Und mir ſchwinden die Gedanken)
Find' ich — o unbill'ge Furcht! —
Deine Mutter ſo weit ſchwanger,
Daß ſie zur Geburt des Unglücks
Die neun Monden faſt vollbrachte.
Dieſen Unfall hatte ſie
Schon zuvor in lügenhaften
Briefen mir gemeldet, ſchreibend,
Als ich ſie verlaßen, habe
Sie Verdacht gehabt; und ich
Faßt' ihn ſo von meiner Schande,
Daß ich, meiner Schmach nachſinnend,
Mir gewiß mein Unglück dachte.
Nicht für Wahrheit will ich's geben,
Aber wen ſein Blut geadelt,
Der bedarf nicht Überzeugung,

Denn ihm g'nügt ſchon der Gedanke.
Warum muß ein Edelmann
Dennoch leiden, — o tyranniſch
Recht der Ehr'! o harter Ausſpruch! —
Wenn Unwißenheit ihn aller
Schuld entladet? Ja, ſie lügen,
Die Geſetze, denn nicht rathen
Kann der Folgen Heimlichkeiten
Wer die Urſach' nicht geahndet.
Welch Geſetz und welche Meinung
Kann Unſchuld'ge wohl verdammen?
Abermals ſag' ich: ſie lügen;
Unglück iſt es, und nicht Schande.
Wie verkehrt, daß in der Ehre
Sachen Schimpf in gleichem Maaße
Den Merkur trifft, der ſie raubte,
Den Argus, der ſie bewachte?
Was läßt nun die Welt, was läßt ſie.
Brandmarkt ſie mit ſolcher Schande
Den Unſchuld'gen, für den übrig,
Der da ſchweigt, wenn er's erfahren?
Ich, in ſolcherlei Verwirrung,
Unter mancherlei Gedanken,
Konnt' am Tiſch' mich nicht erquicken,
Konnt' im Bett' nicht ruhig ſchlafen;
Und ich quälte nun mich ſelber
Mit ſo großem Mißbehagen,
Daß ich fremd dem Herzen ward,
Dem Gemüthe zum Tyrannen.

Ob ich manchmal ihr zu Gunſten
Bei mir ſprach, und Schein des Wahren
Fand in der Entſchuldigung,
Ward ich doch beherrſcht vom Drange
Jener Furcht, daß ſie mich kränke;
Und da ich als keuſch ſie kannte,
Nahm ich nicht an ihrer Schuld,
Sondern meinem Argwohn Rache.
Um dieß heimlicher zu üben,
Ward von mir ein Feſt des Jagens
Vorgewandt, denn Eiferſücht'gen
Kann Verſtellung nur gefallen.
Man gieng in's Gebirg', und als nun,
Mit der Jagd beſchäftigt, Alle
Sich der Luſtbarkeit erfreuten,
Führt' ich mit verliebter Sprache
(O wie gut weiß ſie die Lüge,
Und wie glaubt die Lieb' ihr alles!)
Roſamiren, deine Mutter,
Einen Pfad, der von der Straße
Sich verlor, entlang; ſo kam ſie
Hin zu einem ſtillen Platze
Im Gebirg, in deſſen Umfang
Nie der Sonne Strahlen drangen,
Weil ihr Bäume, Laub und Zweige
Ländlich ja faſt möcht' ich ſagen
Liebevoll, in eins verſchlungen,
Stets dazu den Eingang bargen.
Hier, wo kaum von Menſchentritten

Spuren eingeprägt noch waren,
Beid' allein nun —

Arminda tritt auf.

Arminda.

Wenn der Muth,
Der in edlen Herzen waltet,
Herr, wenn die erfahr'ne Ruhe
Deiner würd'gen greiſen Haare
Bei dem gegenwärt'gen Unglück
Nicht erliegt und nicht dir mangelt,
So iſt deiner Seele Muth
Probefeſt.

Curcio.

Sprich, was geſchahe,
Daß du meine Rede ſo
Unterbrichſt?

Arminda.

O Herr, —

Curcio.

Sag' alles,
Denn mich quält noch mehr der Zweifel.

Julia.

Sprich! was hältſt du inn' und zageſt?

Arminda.

Ich mag nicht die Stimme ſein
Meines Weh's und deines Jammers.

Curcio.

Da ich's nicht zu hören fürchte,
Fürchte du nicht, es zu ſagen.

Arminda.

Euren Sohn Liſardo, Herr, —

Curcio.

Das nur hat mir noch gemangelt.

Arminda.

Bringen vom Gebirg vier Hirten
Her auf einer Tragebahre,
Jämmerlich, ach Gott! erſtochen,
Und in ſeinem Blut gebadet.
Doch ſchon kommt er euch vor Augen:
Seht ihn nicht.

Curcio.

So vieler Jammer,
Himmel, Einem Unglückſel'gen!
Weh' mir!

Die Landleute bringen den todten Liſardo mit blutigem Geſicht auf einer Bahre herein.

Julia.

Welche wild entflammte
Wuth hat ſich in ſeinem Buſen
Abgekühlt? Welch' eine harte
Hand ſich in mein Blut getaucht,
Wider ſeine Unſchuld hadernd?
Wehe mir!

Arminda.

Bedenkt, mein Fräulein!

Blas.

Tritt nicht näher.

Curcio.

Fort da alle!

Tirſo.

Halte dich zurück, Herr.

Curcio.

Freunde,
Mein Gemüth kann's nicht ertragen.
Laßt mich ſie ſeh'n, die kalte, todtenbleiche
Geſtalt, den Aufenthalt erſtarrter Schauer,
Den Raub der Zeit, die Trümmer ſchnöder Streiche
Des Glücks, die düſtre Bühne meiner Trauer.
Welch' Wüthen hüllte dich, geliebte Leiche,
In Nacht, wie eines ernſten Denkmals Mauer,
Daß ich, hülflos hier klagend an der Bahre,
Zum Grabtuch breite meine weißen Haare?
O Freunde, ſagt: wer hat den Sohn erſchlagen,
In deſſen Leben nur ich Leben kannte?

Menga.

Gil war im Wald verſteckt, er kann es ſagen,
Er ſah, wie ihm ſein Feind den Leib durchrannte.

Curcio.

So ſag' denn, Freund, wen hab' ich anzuklagen?

Gil.

Ich weiß nur, daß er ſich Euſebio nannte
Bei dem Gefecht.

Curcio.

Giebt's was, das mehr entehre?
Euſebio raubte Leben mir und Ehre.
Entſchuld'ge *du* nun Triebe, die ihn drangen,

So wild zu werben; rühme keuſches Lieben
An ihm, der ja ſein lüſternes Verlangen,
Statt auf Papier, in deinem Blut geſchrieben!

Julia.

O Herr —

Curcio.

Nicht mehr dem Starrſinn nachgehangen!
Heut' iſt dir noch des Kloſters Wahl geblieben,
Sonſt mußt du deine Schönheit gleich bereiten,
In's frühe Grab Liſardo zu begleiten.
Zwei Kinder weih' ich heut' in herben Schmerzen
Dem Grabe, das ein Recht an ſie erworben:
Er ſtarb der Welt, doch lebt er mir im Herzen;
Du lebſt der Welt, im Herzen mir geſtorben.
Indeß ich zünde der Beſtattung Kerzen,
Schließ' ich dich ein, die Flucht iſt dir verdorben.
Bleib' hier bei ihm, daß dich auf ſolche Weiſe
Des Bruders Tod im Sterben unterweiſe.

Alle gehen ab, und Julia bleibt in der Mitte zwiſchen dem todten Liſardo und Euſebio, der aus dem Nebenzimmer hervorkommt.

Julia.

Tauſendmal dich anzureden
Streb' ich, Wüthender, und immer
Zagt die Seele mir, der Athem
Stockt, und es verſagt die Stimme.
Nein, ich weiß nicht, wie ich reden
Soll, da mir verworr'n im Innern
Mitleidsvolles Zürnen ſtets

Und grauſames Mitleid ringen.
Gern möcht' ich vor dem unſchuld'gen
Blute hier die Augen ſchließen,
Das um Rache ſchreit, in vollen
Purpurnelken ſich ergießend;
Möchte dich entſchuldigt glauben
Durch die Thränen, die dir fließen:
Wunden, Augen ſind ja Münder,
Die von Lügen niemals wißen.
Liebe ſteht zur Rechten mir,
Und die Strenge ſteht zur Linken,
Strafen möcht' ich und vertheid'gen
Dich im ſelben Augenblicke.
Von ſo mächtigen Gedanken
Ganz betäubt, verwirrt, erblindet,
Muß ich mit der Langmuth kämpfen,
Und der Heftigkeit erliegen.
Strebſt du mich auf ſolche Weiſe,
O Euſebio, zu verpflichten?
Willſt du mich mit Grauſamkeiten
Statt Bewerbungen gewinnen?
Da ich der Vermählung Tag
Hoffte mit entſchloßnem Willen,
Muß mir ſtatt der frohen Hochzeit
Traur'ge Leichenfeier winken?
Da ich ungehorſam wurde
Meinem Vater, deinetwillen,
Giebſt du mir ſtatt muntern Putzes
Düſt're Trauer anzuziehen?

da ſie ihre Schwiegertochter ganz kahl geſchoren ſah, ſo blieb ſie eine Zeitlang ſtumm vor Erſtaunen, und wie verſteinert. Aber bald brach ſie in heftigen Zorn aus, und überhäufte mich mit Vorwürfen und Scheltworten, die ich ertrug, ohne nur ein Wort zu ſagen, denn ich fieng nun an zu merken, daß ich ſie wohl verdient hatte.

Der Schelm von Barbier ſeinerſeits hatte ſeine Schadenfreude daran, die Geſchichte überall zu verbreiten, ſo daß ich allen Einwohnern des Orts zum Geſpötte wurde. Die böſen Zungen ſchmückten ſeine Erzählungen noch weiter aus, und ermangelten nicht zu verſtehen zu geben, ich hätte meiner Frau nur deswegen den Kopf kahl ſcheren laßen, um ſie für einen Bruch der ehelichen Treue zu beſtrafen. Die Nachbarn verſammelten ſich haufenweiſe vor der Thüre meiner Wohnung, ſie führten ſogar einen Eſel herbei, um die angeblich Schuldige darauf zu ſetzen, und ſie, das Geſicht dem Hintertheil des Thiers zugekehrt, durch alle Straßen zu führen; denn dieß iſt die Züchtigung, womit bei uns das Volk die Frauen zu beſchimpfen pflegt, deren Liederlichkeit ruchbar geworden iſt.

Das Gerücht von dieſem Vorfall gelangte bald bis zu dem Wohnorte meiner Schwiegereltern. Sie begaben ſich in aller Eile zu mir, und ihr könnt euch leicht denken, welchen Lärm ſie machten, als ſie ihre arme Tochter ſo übel zugerichtet ſahen. Sie nahmen ſie mit ſich nach Haus, beobachteten jedoch dabei die Vorſicht, ſie nur bei Nacht reiſen zu laßen, um ihr die Schmach zu erſparen, in dem demüthigenden Zuſtande, worin ſie ſich befand, von den Leuten geſehen zu werden. Sie behielten ſie vier Jahre bei ſich, ohne von irgend einem Vorſchlage zur Güte etwas hören zu wollen, bis ſie mir ſie wieder zurückgaben.

Da ich's mit Gefahr des Lebens
Möglich machte dich zu lieben,
Haſt, o Himmel! ſtatt des Brautbetts
Du ein Grab mir zugerichtet?
Und da ich die Hand dir reiche,
Nicht der Ehre Hinderniße
Achtend, darfſt du mir, in meinem
Blut gebadet, deine bieten?
Welche Freud' in deinen Armen
Wird mir, wenn um unſrer Liebe
Leben zu verleih'n, ich ſtrauchelnd
Falle in des Todes Tiefen?
Was ſagt nun von mir die Welt,
Wenn ſie weiß, ich habe immer,
Wo die Schmach nicht gegenwärtig,
Gegenwärtig den Vollbringer?
Denn, wenn auch Vergeßenheit ſie
Tilgen will, dich zu erblicken
Mir im Arm, wird ſchon allein
G'nügen, um mich zu erinnern.
Ich alsdann, zwar dich anbetend,
Ich muß alle Luſt der Liebe
Dann mit Zorn vertauſchen, Rache
Fordernd; und wie kannſt du irgend
Wollen, daß ein Herz von ſolchen
Widerſprüchen ſei regieret,
Daß es auf die Strafe hofft,
Und doch wünſcht, ſie komme nimmer?
's iſt genug, daß ich verzeihe,

Weil ich dich geliebt: nie wieder
Hoffe mich zu ſeh'n, zu ſprechen.
Einen Ausweg gönnt dir dieſes
Fenſter, das ſich nach dem Garten
Öffnet; da hinaus entrinnen
Kannſt du: fliehe die Gefahr,
Daß mein Vater dich nicht finde,
Wenn er kommt. Geh' denn, Euſebio,
Und dich mein nicht zu erinnern
Trachte; du verlierſt ja heut' mich,
Weil du mich gewollt verlieren.
Geh', und lebe ſo glückſelig,
Daß du Güter rein beſitzeſt,
Ohne Kümmernißen Zoll
Von den Gütern zu entrichten.
Denn mein Leben wird die Zelle
Sich zum engen Kerker bilden,
Ja zum Grab: mich zu begraben,
Iſt ja meines Vaters Wille.
Dort bewein' ich bald die Streiche
Eines ſolchen Mißgeſchickes,
Eines ſo grauſamen Looßes,
Eines ſo gewalt'gen Triebes,
Eines ſolchen Zorn-Planeten,
So rebelliſchen Geſtirnes,
Einer ſo verruchten Hand,
Einer ſo unſel'gen Liebe,
Daß ſie mir das Leben nahm,
Und mir nicht den Tod verliehen,

Auf daß ich in ſo viel Leiden
Immer leb' und ſterb' auch immer.

Euſebio.

Iſt, um Rach' an mir zu nehmen,
Mehr vielleicht als deine Stimme,
Grauſam deine Hand: in Demuth
Sieh' mich dir zu Füßen liegen.
Mich verhaftet mein Verbrechen,
Kerker iſt mir deine Liebe,
Meine Fehler ſind die Ketten,
Bande, ſo die Seele binden.
Mein Gedanke iſt der Henker,
Sind nun deine Augen Richter,
Und ertheilen mir den Ausſpruch,
So muß er den Tod mir bringen.
Aber dann wird das Gerücht
Über mich verkünd'gen: dieſer
Stirbt um Liebe; mein Verbrechen
Iſt ja einzig, dich zu lieben.
Nicht Rechtfertigung vor dir
Such' ich: denn wie kann ſie finden
Solch Vergehn? daß du mich tödteſt
Und dich rächſt, iſt meine Bitte.
Nimm den Dolch hier und zerreiße
Eine Bruſt, die dich erbittert;
Brich ein Herz, das dich anbetet,
Und dein eignes Blut vergieße.
Und willſt du mich nicht ermorden,
O ſo ſoll dein Vater wißen,

Daß mich, ſeiner Rache wartend,
Dein Gemach verbirgt.

Julia.

Halt' inne!
Und da dieß mein letztes Wort
Iſt an dich, für nun und immer,
Mußt du thun, was ich dir ſage.

Euſebio.

Gern will ich's.

Julia.

So geh' von hinnen,
Wo du retten magſt dein Leben;
Mittel haſt du ja, und Diener,
Welche dich vertheid'gen können.

Euſebio.

Beßer wär' es wohl, ich ließ' es
Fahren, denn ſo lang' ich lebe,
Kann ich's nie von mir gewinnen,
Dich zu laßen, und ſo biſt du,
Ob das Kloſter dich verſchließe,
Doch nicht ſicher.

Julia.

Schütze du dich,
Ich will mich zu ſchützen wißen.

Euſebio.

Sehen wir uns wieder?

Julia.

Nein.

Euſebio.

Keinen Troſt?

Julia.

Hoff' ihn mit nichten.

Euſebio.

Haßeſt du mich alſo ſchon?

Julia.

Dich zu haßen will ich ſinnen.

Euſebio.

Mich vergeßen auch?

Julia.

Ich weiß nicht.

Euſebio.

Seh' ich je dich?

Julia.

Nun und nimmer.

Euſebio.

Aber unſer vor'ger Bund?

Julia.

Und das Blut, das hier noch fließet? —
Man ſchließt auf: entflieh', Euſebio!

Euſebio.

Dir gehorchend will ich fliehen:
Ach, ſo ſeh' ich nie dich mehr!

Julia.

Ach, ſo ſiehſt du nie mich wieder!

Man hört ein Geräuſch; beide gehen von verſchiedenen Seiten ab, und einige Bedienten kommen und tragen die Leiche hinaus.

Zweiter Akt.

Waldgegend.

Ein Schuß hinter der Scene. Ricardo, Celio und Euſebio kommen in Räubertracht, mit Musketen.

Ricardo.

Ihm traf das ſchnelle Blei
Die Bruſt.

Celio.

Und daß der Streich noch blut'ger ſei,
So färbt die zarten Blumen das Gepräge
Des Trauerſpiels.

Euſebio.

Setzt ihm ein Kreuz, und möge
Gott ihn begnad'gen.

Ricardo.

Selbſt bei Räuberbanden
Kommt niemals doch die Andacht ganz abhanden.

Ricardo und Celio ab.

Euſebio.

Weil denn mein wild Verhängniß
Mich macht zum Räuberhauptmann durch Bedrängniß,
So will ich mit Verbrechen
Ohn' Ende mein unendlich Leiden rächen.
Als hätt' ich wie Verrather
Liſardo umgebracht, als Mißethäter
Verfolgt mein Vaterland
Mich, der zum Trotz durch ſeine Wuth entbrannt,
Ein Leben muß verbürgen
Durch vieler Andern grimmiges Erwürgen.
Mein Land und Gut verfallen,
Ließ man mir nichts von allen,
Und will die Härte ſteigern,
Mir Nahrung ſelbſt zu weigern.
Kein Wandrer ſoll dem Kreiße
Der Berge nah'n, der nicht von ſeiner Reiſe
Mir Gut und Leben zollte.

Ricardo und andere Rauber kommen mit Alberto.

Ricardo.

Da ich die Wunde nah betrachten wollte, —
O höre, Hauptmann, von dem wunderbaren
Ereigniß! —

Euſebio.

Wohl, ich wünſch' es zu erfahren.

Ricardo.

Fand ich das Blei zerfleßen
Auf dieſem Buch, das ſeine Bruſt umſchloßen.
Es war nicht durchgegangen,

Der Wandrer lag von Ohnmacht nur befangen;
Du ſiehſt geſund und friſch ihn vor dir ſtehen.

Euſebio.

Mit Staunen muß ich's und Bewund'rung ſehen.
Wer biſt du, würd'ger Alter,
An dem der Himmel wurde zum Erhalter,
Dem ſolch ein wundervolles Heil begegnet?

Alberto.

Hauptmann, ich bin geſegnet
Vor vielen: unverdient ward mir gewähret
Das Prieſterthum; und ſo hab' ich gelehret
An vier und vierzig Jahr mit Fleiß und Müh'
Die hohen Sätze der Theologie,
Dort auf Bolognas Schule;
Dafür ward mir verlieh'n vom heil'gen Stuhle,
Der meinen Eifer lohnend anerkennt,
Das Biſthum von Trident.
Ich nun, da ich betrachte,
Daß dieß die Rechenſchaft mir übermachte
Für ſo viel Seelen, als ein Feld der Halmen
Enthält, und daß ich kaum der mein'gen dachte,
Gab alle Lorbeern auf, gab auf die Palmen,
Und von dem Trug der Sinnen
Mich wendend, wollt' ich rein'res Licht gewinnen
In dieſen Einſamkeiten,
Wo mich die nackte Wahrheit ſollte leiten.
Ich gieng nach Rom, und wollt' Erlaubniß bitten
Vom Papſt, o Hauptmann, daß von Eremiten
Ich einen frommen Orden ſtiften dürfte;

Doch dein gewaltſam Streben
Reißt ab den Faden meinem Looß' und Leben.

Euſebio.

Sag', welch ein Buch iſt dieß?

Alberto.

Es iſt die Frucht
Der Forſchung, die mein treuer Fleiß verſucht
Seit vielen Jahren.

Euſebio.

Was iſt drin enthalten?

Alberto.

Es ſucht den Urſprung wahrhaft zu entfalten
Von jenem göttlichen und heil'gen Holze,
An welchem Chriſt geſtorben,
Glorreich am Tod Sieg und Triumph erworben.
Das Büchlein iſt benannt
Wunder des Kreuzes.

Euſebio.

Wie ſich doch der Brand
Des grimmen Blei's gekühlet,
Das hier wie Wachs gehorſam ſich gefühlet!
O wollte Gott, mir möchte,
Bevor der Schuß nach dieſen heil'gen Blättern
So frech gezielt, die Rechte
Sein Feuer ſelbſt zerſchmettern!
Behalte Geld und Habe
Und Leben, nur dieß Buch will ich zur Gabe;
Und gebe wer von euch ihm das Geleite
Bis in die ſich're Weite.

Alberto.

Ich will den Herrn anflehen,
Daß du, erleuchtet, magſt den Irrthum ſehen,
Worin du lebſt.

Euſebio.

Willſt du mir Heil erwerben,
So bitte Gott, daß er nicht wolle ſterben
Mich ohne Beichte laſſen.

Alberto.

Das verheiß' ich,
Ein will'ger Diener himmliſchem Erbarmen.
Und dieſes Eine weiß ich,
Mein Herz muß ſo von deiner Mild' erwarmen,
Wenn du mich rufſt, werd' ich dich ſicher hören;
Wo ich auch ſei, mich meiner Wüſt' entreiß' ich,
Um Beichte dich zu hören:
Ein Prieſter bin ich, und Alberto heiß' ich.

Euſebio.

Giebſt du dieß Wort?

Alberto.

Die Hand darauf.

Euſebio.

Ich küße
Dir abermals die Füße.

Alberto mit Ricardo und den Räubern ab.

Chilindrina kommt.

Chilindrina.

Von einer Höh' zur andern
Mußt' ich die Berge bis zu dir durchwandern.

Jene verwünſchte Unbeſonnenheit war Schuld, daß ich das Feſt verſäumte, worauf ich mich durch ein dreitägiges Faſten vorbereitet hatte. Ich bedauerte dieß um ſo mehr, weil ich erfuhr, es ſei außerordentlich prächtig geweſen, und man habe dabei die Gäſte im Ueberfluße mit ausgeklärter Butter*) bedient. Vierzehn Tage nachher ward ein anderes Feſt angekündigt: ich begieng die Unvorſichtigkeit, mich dabei einzufinden; aber über achthundert Brahmanen, die dort verſammelt waren, empfiengen mich mit lautem Spott. Sie bemächtigten ſich meiner, und erklärten, ſie würden mich nicht eher wieder los geben, bis ich ihnen den Verführer meiner Frau genannt hätte, damit er nach der ganzen Strenge der für unſern Stand geltenden Geſetze beſtraft werden möge. Ich betheuerte eidlich, ich ſei allein ſchuldig, und bekannte ihnen den wahren Grund, welcher mich bewogen hatte, ſo zu handeln. Das Erſtaunen meiner Zuhörer ſtieg bei meiner Erzählung auf den höchſten Grad, ſie ſahen einer den andern an, und riefen aus: „Iſt es erhört, daß man einer verheirateten Frau den Kopf kahl ſcheren läßt, welche die Pflicht der ehelichen Treue nicht verletzt hat? Entweder der Menſch iſt ein Betrüger, oder er iſt der gröſte Narr, der auf Erden lebt.“ — Ich hoffe, ſo beſchloß der Erzähler ſeine Rede, ihr werdet eben ſo urtheilen wie ſie, und meiner Narrheit den Preis vor derjenigen zuerkennen, womit euch mein Vorgänger unterhalten hat.“ —

Die Verſammlung fand, daß dieſer Narrenſtreich von der ächteſten Art ſei, aber ſie wollten noch keinen Beſchluß faßen, ohne die beiden Mitwerber angehört zu haben.

Der Dritte, der ſchon längſt mit Ungeduld den Augen-

---

*) S. die Anm. zu dem 1. Geſange der Herabk. der Ganga, Vers 40.

Euſebio.
Was bringſt du, Freund?
Chilindrina.
Zwei ſchlimme Neuigkeiten.
Euſebio.
Mein banges Ohr muß ſich darauf bereiten:
Sag' an!
Chilindrina.
Es iſt die eine,
(Brächt' ich doch lieber keine!)
Daß des Liſardo Vater —
Euſebio.
Vollende: was beſchloß er oder that er?
Chilindrina.
Den Auftrag hat empfangen,
Dich zu erſchlagen oder einzufangen.
Euſebio.
Noch mehr ſcheu' ich das zweite,
Weil mir zum Herzen ſich in irrem Streite
Die ganze Seele dränget,
Wie von dem Leid, das über ſie verhänget,
Verahnend ſchon betroffen.
Was iſt begegnet?
Chilindrina.
Julia —
Euſebio.
Wohl getroffen
Hab' ich's mit trüben Sinnen,
Wenn dein Bericht mit Julien muß beginnen.

Sprachſt du nicht Juliens Namen?
Das war genug, daß mir die Sorgen kamen.
Fluch ſei dem Unglücksſtern, der, ſie zu lieben,
Feindſelig mich getrieben!
Nun, Julia, fahre fort: —

Chilindrina.

Iſt eingeſchloßen
In einem Kloſter.

Euſebio.

Faſt bin ich verdroßen
Geduldig noch zu tragen,
Daß mich der Himmel will ſo grauſam ſchlagen,
Mein Hoffen und mein Werben
So tödtlich mir verderben,
Daß auf den Himmel ſelber, der uns trennt,
Die Eiferſucht in meiner Bruſt entbrennt.
Doch ſchon ſo weit verwildert,
Daß ich, dem Raub ergeben,
Durch Morden nur kann leben,
Da doch kein Schonen meine Frevel mildert,
So brech' aus allen Schranken
Die That, wie ſie durchbrochen die Gedanken.
Ruf' Celio und Ricardo. — Ich vergehe
Vor Liebe noch.

Chilindrina.

Ich gehe.

Euſebio.

Sag' ihnen, daß ich hier erwartend ſtehe.

Chilindrina ab.

Ich will das Kloſter ſtürmen, das ſie hütet;
Mich ſchreckt es nicht, wie hart die Strafe wüthet.
Denn um mir ihre Schönheit zu erringen,
Zwingt mich gewalt'ges Lieben,
Gewaltthat zu verüben,
In die Klauſur zu dringen,
Das Heiligthum zu ſchänden,
Und ſo, wie ein Verzweifelter, zu enden.
Ja, wenn auch nicht die Liebe
Zu ſolcher That mich triebe,
Doch würd' ich's unternehmen,
Um die begang'nen Frevel zu beſchämen.

Gil und Menga kommen.

Menga.

Wenn wir ihm nur nicht begegnen!
Ich bin ſolch ein Unglückskind.

Gil.

Bin ich denn nicht bei dir, Kind?
Fürchte du nicht den verweg'nen
Hauptmann von den Straßenräubern;
Dich zu ſchützen hab' ich Mittel,
Hier die Schleuder und den Knittel.

Menga.

Ach, er macht es ſchlimm mit Weibern!
Wie war's Silvien letzt bekommen,
Die er traf von ungefähr:
Als ein Mädchen ging ſie her,
Um als Frau nach Haus zu kommen.
Sollte mir das auch geſchehen!

Gil.
Für mich wär's ein ſchlimmes Ding,
Da ich her als Burſche gieng,
Als ein Herr von hier zu gehen.
Sie treffen auf den Euſebio.
Menga.
Herr, ihr ſeid verirrt: lenkt ein!
Der Euſebio hauſt dahier.
Gil.
's iſt nicht ſicher, glaubt es mir.
Euſebio beiſeit.
Unbekannt bin ich den zwei'n,
So verſtell' ich mich mit ihnen.
Gil.
Wollt ihr auf den Strauchdieb lauern,
Der euch todtſchlägt?
Euſebio beiſeit.
Es ſind Bauern. —
Sagt, womit kann ich euch dienen
Für den Rath?
Gil.
Mit hurt'gem Flieh'n
Vor dem Schelmen.
Menga.
Kriegt er euch,
Beſter Herr, und habt ihr gleich
Niemals ſcheel geſeh'n auf ihn,
Bringt er euch um's Leben doch;
Wenn er dann ein Kreuz euch ſteckt

Auf die Erde, die euch deckt,
Hält er's gar für Gnade noch.

Ricardo und Celio kommen.

Ricardo.

Wo verließeſt du ihn?

Celio.

Da.

Gil.

's iſt ein Räuber, laß uns trollen.

Ricardo.

Sag', Euſebio, was wir ſollen.

Gil.

Nannt' er ihn Euſebio?

Menga.

Ja.

Euſebio.

Wohl, der bin ich, unverhohlen.
Erſt ſo keck und nun ſo ſtill?

Menga.

Haſt du Stock und Schleuder, Gil?

Gil.

Ja den Teufel, dich zu holen!

Celio.

Wo ſich das Gebirg verliert
In der eb'nen Felder Weiten,
Die ſich bis an's Meer verbreiten,
Sah ich, gegen dich geführt,
Eine Bauernſchaar in Waffen,
Die ſich ſchienen uns zu nah'n;

Curcio führt gewiß ſie an,
Um ſich Rache zu verſchaffen.
Überleg's, entſchließ' dich nun;
Ruf' dein Volk, auf ſie zu ziehen.

Euſebio.

Beſſer iſt es jetzt, wir fliehen,
Denn die Nacht giebt's mehr zu thun.
Kommt ihr Zwei, begleitet mich,
Ihr, auf die ich ſicher baue,
Ehr' und Ruf euch gern vertraue.

Ricardo.

Ja bei Gott! das kannſt du: ich
Gehe in den Tod mit dir.

Euſebio.

Bauern, euch ſchenk' ich das Leben,
Bloß um meinem Feind zu geben
Dieſes zum Beſcheid von mir:
Sagt dem Curcio, daß ich zwar
Mit ſo muthigen Geſellen
Für mein Leben mich will ſtellen,
Doch ich ſuch' ihn nicht, fürwahr.
Und ich hab' ihm keinen Fug,
So mich aufzuſpäh'n gegeben,
Denn ich nahm Liſardo's Leben
Durch Verrath nicht, noch Betrug.
Nein, im offnen Kampf erſchlagen
Hab' ich ihn mit gleichen Waffen,
Und, eh' ihn der Tod entraffen
Konnt', in meinem Arm getragen,

Wo man Beicht' ihn mochte hören;
Dafür ſollt' ich Dank gewinnen:
Doch will er auf Rache ſinnen,
Wohl, ſo muß ich auch mich wehren.
Jetzt, daß ſie nicht ſeh'n, hier die,
Wo hinaus das Feld wir räumen,
Bindet feſt an dieſen Bäumen
Mit verbund'nen Augen ſie,
Denn der Feind wird ſonſt berichtet.

Ricardo.

Hier ſind Stricke.

Celio.

Friſch daran.

Gil.

Ach zum Sankt Sebaſtian
Haben ſie mich zugerichtet!

Menga.

Mich zur Sankt Sebaſtienne.
Aber bind' er, wie er will,
Lieber Herr, ich halte ſtill,
Schlacht' er nur nicht Hahn und Henne.

Gil.

Herr, nicht binden, hört mich an,
Und ein Hundsfott, wenn ich weiche!
Menga, ſchwör' du auch das gleiche.

Celio.

So, das wär' geſcheh'n.

Euſebio.

Wohlan!

Schon auf ſchwarzen Wolkenſitzen
Will den Mantel Nacht entfalten:
Trotz des Himmels Schirm und Walten,
Julia, muß ich dich beſitzen.

Die Räuber ab; Gil und Menga bleiben gebunden zurück.

Gil.

Käme jetzo wer dazu,
Menga, ſollt' er wohl nicht denken,
Wie wir uns auch möchten kränken,
Dieß wär' doppelt Blindekuh?

Menga.

Gil, du ſiehſt, ich kann nicht gehen:
Komm doch, die paar Schritte bloß.

Gil.

Menga, binde du mich los,
Und es ſoll ſogleich geſchehen.

Menga.

Komm zuerſt, es iſt mit dir
Immer gar nichts anzufangen.

Gil.

Ach, es iſt uns ſchlimm ergangen!
Denn ich wett', es fehlt uns hier
Was man überall kann haben,
Handwerksburſchen, Maulthiertreiber
Die da ſingen, Beteweiber,
Die da ſammeln milde Gaben.
Niemand wandert hier vorüber,

Uns zum Poßen muß es ſein:
Doch die Schuld iſt freilich mein.

Hinter der Scene.

Stimmen hör' ich dort herüber,
Wie mich dünkt; kommt ſchleunig her!

Gil.

Herr, ſeid ſchönſtens her entboten!
Löſ't mir einen Zweifelsknoten,
Der mich lang' gedrückt hat ſchwer.

Menga.

Sucht ihr etwan einen Strick,
Herr, in dieſem Waldrevier:
Kommt! ihr findet ihn bei mir.

Gil.

Meiner iſt noch 'mal ſo dick.

Menga.

Steht mir in den Nöthen bei,
Ich bin ja ein Frauenzimmer.

Gil.

Macht am erſten mich nur immer
Ohne Komplimente frei.

Tirſo, Blas, Curcio und Octavio kommen nebſt andern Bewaffneten.

Tirſo.

Hier von dieſer Seite her
Kam der Ton.

Gil.

Es brennt.

Tirſo.
Was iſt,
Gil?
Gil.
Der Teufel ſteckt voll Liſt,
Tirſo; binde los, nachher
Sollſt du meine Noth erfahren.
Curcio.
Was iſt das?
Menga.
Ach Herr Patron,
Gebt dem Böſ'wicht ſeinen Lohn!
Curcio.
Wer iſt ſo mit euch verfahren?
Gil.
Wer? Euſebio, und er hieß
Mich euch ſagen — was weiß ich?
Kurz, er war's, der ſie und mich
Hier in ſolchem Elend ließ.
Tirſo.
Weine nicht, du haſt ja noch
Große Gunſt von ihm empfangen.
Blas.
Ja, es iſt dir gut gegangen,
Ließ er dir die Menga doch.
Gil.
Daß er mir ſolch' Leid erwies,
Freund, da wein' ich ja nicht drum.

blick erwartete, wo er zu Wort kommen ſollte, hielt nun folgenden Vortrag.

„Vormals hieß ich Anantaya, jetzt bin ich allenthalben unter dem Namen Betel-Anantaya bekannt. Zu dieſem Spottnamen gab folgender Vorfall meines Lebens den Anlaß. Es war ungefähr ein Monat verfloßen, ſeit meine Frau, welche bis dahin wegen ihrer zarten Jugend im väterlichen Hauſe zurückgehalten worden war, bei mir wohnte. Eines Abends beim Schlafengehen ſagte ich, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlaßung, die Weiber wären Plaudertaſchen. Sie erwiederte lebhaft, und ohne ſich lange zu beſinnen, daß ſie Männer kennte, die auf's wenigſte eben ſo plauderhaft wären, wie die Frauen. Ich merkte wohl, daß dieſe Anſpielung mich gelten ſollte, ich wurde alſo durch ihre Antwort ſehr gereizt, und ſagte zu ihr, wir wollen ſehen, wer von uns beiden am erſten ſprechen wird. Recht gern, erwiederte ſie, aber was ſoll der dem andern geben, der die Wette verliert? Ein Betel-Blatt, ſagte ich. Nachdem die Wette ſo ausgemacht war, legten wir uns ſchlafen ohne weiter ein einziges Wort zu ſprechen. Am andern Morgen, als die Sonne ſchon aufgegangen war, und noch keiner von uns zum Vorſchein kam, rief man uns bei unſerm Namen, aber wir gaben keinen Laut von uns. Man rief noch ſtärker, Alles blieb ſtill. Man klopfte ſtark an die Thüre unſeres Zimmers, aber vergeblich. Nun verbreitete ſich eine große Beſtürzung im Hauſe, man befürchtete, wir möchten beide während der Nacht plötzlich geſtorben ſein. Der Zimmermann des Dorfes, den man in aller Eile holte, kam mit ſeinen Werkzeugen und ſtieß die Thür ein.

Unſere Hausgenoßen waren nicht wenig verwundert, da ſie uns beide vollkommen wach mit untergeſchlagenen Beinen

Tirſo.

Warum weinſt du denn?

Gil.

Warum?

Weil er mir die Menga ließ.
Antons Braut nahm er mit fort;
Da der ſie am ſechſten Tag
Wiederfand, gab's ein Gelag,
Wo getanzt ward wie auf Mord,
Und was Landwein ausgeſtochen.

Blas.

Wie der Bartel Käthchen nahm,
Nicht ſechs Monat' war's, da kam
Schon die junge Frau in Wochen.
Und man ſah vor Freud' ihn nun
Rühmend zu den Nachbarn wandern:
Was neun Monat' braucht bei andern,
Kann mein Weib in fünfen thun.

Tirſo.

Ja, er ſchont nicht Ehr' und Ruf.

Curcio.

Muß ich das von dem Barbaren
Noch zu meiner Schmach erfahren,
Der mir ſolches Leiden ſchuf?

Menga.

Soll er ſo noch länger ſtreifen
Durch das Land? Mach' ihm ein Ende,
Herr, und ſelbſt der Weiber Hände
Werden zu den Waffen greifen.

Gil.

Und dieß iſt ſein Hauptquartier.
All' die Kreuze da bedeuten
Gräber von erſchlag'nen Leuten;
's iſt ja wie ein Kirchhof hier.

Octavio.

Dieß iſt die geheimſte Gegend
Des Gebirgs.

Curcio.

Und hier auch war es,
Himmel, wo ein offenbares
Wunder, tief mich noch bewegend,
Holde Unſchuld einſt vertheidigt,
Rein und keuſch ſie mir bewährt,
Und die Schönheit hoch verklärt,
Die mein Argwohn frech beleidigt.

Octavio.

Herr, welch eine Leidenſchaft
Weckt dir ſolche Einbildungen?

Curcio.

Schmerz, der mich vorlängſt durchdrungen,
Doch von ungeſchwächter Kraft.
Ach Octavio! und mein Gram,
Wenn ich auf der Zung' ihn hemme,
Überſchwillt der Augen Damme,
Kund zu machen meine Scham.
Laß', o Freund, die Menge ſich,
Die ich führe, hier entfernen:

Daß ich einſam bei den Sternen
Selber klage wider mich.

Octavio.

Fort, Kam'raden, packt euch leiſe!

Blas.

Was ſoll's geben?

Tirſo.

Wie meint ihr?

Gil.

Kommt, uns lauſen ſollen wir;
Sagt er nicht, fort, packt euch Läuſe?

Alle ab, außer Curcio.

Curcio.

Wem wohl iſt es nicht begegnet,
Daß er, voll von ſeiner Trauer,
Einſam ſich mit ſich beſprechen,
Um ſich keinem zu vertrauen?
Ich nun, den ſo viel Gedanken
Drängen, daß mit Thränenſchauern,
Und mit ihrer Seufzer Sturme
Sie wie Meer und Lüfte brauſen,
Selbſt mein einziger Gefährte
In der öden Stille Grauen,
Will des vor'gen Glücks Erinn'rung
Mildernd auf mein Leiden thauen.
Noch die Vögel, noch die Quellen
Sollen meinen Reden lauſchen,
Denn die Vögel haben Zungen,
Und die Quellen können rauſchen.

Nur der ländlichen Geſellſchaft
Dieſer Weiden will ich trauen,
Denn wer hört und nicht vernimmt,
Dem iſt's wohl verſagt zu plaudern.
Dieß Gebirge war die Bühne
Eines Vorfalls, ſo erſtaunlich,
Wie von eiferſücht'gen Thaten
Nie die alte Welt noch ſchaute;
Und das an unſchuld'ger Treue:
Aber wer kann mißzutrauen
Sich erwehren, dem ihr Weſen
Wahrheit mit der Lüge tauſchte?
Eiferſucht iſt Tod der Liebe,
Jedermann wird ihr zum Raube:
Sie verſchmahet nicht den Niedern,
Zagt vor keinem würd'gen Haupte.
Hier nun alſo, wo ich ſage,
Roſamir' und ich — doch ſchaudern
Muß die Seele, wenn ſie's denket,
Und der Stimme fehlen Laute,
Denn mich ſchreckt hier jede Blume,
Jedes Blatt erregt mir Grauſen,
Jeden Stein erblick' ich ahndend,
Jeden Stamm mit bangem Staunen,
Felſen wollen mich erdrucken,
Mich bedroh'n der Berge Brauen:
Alle haben ja als Zeugen
Die verruchte That belauſchet.
Kurz, ich zog den Degen; jene

Ließ nicht Furcht noch Zweifel ſchauen,
Denn da, wo's um Ehre gilt,
Kann auf Muth die Unſchuld bauen.
Halt, ſprach ſie, Gemahl! Du magſt mir,
Wenn's dich freut, das Leben rauben:
Denn wie könnt' ich gegen dich
Dieß, das dein iſt, wohl behaupten?
Sag' mir nur, warum ich ſterbe,
Eh' dein Stahl in Blut ſich tauchet,
Und laß' dich in meine Arme
Schließen vor dem letzten Hauche.
Darauf ſagt' ich: Dein Verderben,
Wie's die Viper trägt im Bauche,
Hegſt du in dem eig'nen Schooße:
Deiner Schande zeugt, du Schlaue,
Die Geburt, die du erwarteſt;
Doch du wirſt ſie nicht ausdauern,
Dein und eines Engels Henker
Will ich mit dem Mord nicht zaudern.
Haſt du, ſprach ſie da, mein Gatte,
Haſt du etwa können glauben,
Daß ich mich an dir vergangen,
So nimm Rach' am ſchuld'gen Haupte.
Durch dieß Kreuz, das ich umarme,
(Vor uns ſtand ein's) ſei's beglaubigt,
Fuhr ſie fort, daß ich dir nimmer
Meine Treu' verletzt, du Trauter,
Noch dir Schmach gethan; dieß einzig
Sei mein Schutz und meine Mauer.

Da nun hätt' ich reuevoll
Gerne mich vor ihr im Staube
Hingeworfen, denn die Unſchuld
Leuchtet' ihr aus Mien' und Augen.
Wer Verrath gedenkt zu üben,
Mag es erſt wohl überſchauen:
Hat er einmal ſich erklärt,
Möcht' er's auch zurück dann kaufen,
Muß er doch die That vollenden,
Um ſein Recht nur zu behaupten.
Ich alſo, nicht weil ich zweifelnd
Der Rechtfertigung nicht traute,
Sondern weil ich ſo den Frevel
Beßer zu beſchön'gen glaubte,
Hob den Arm ergrimmt empor,
Und ich zielt' auf ſie mit tauſend
Stichen, doch verwundet' ich
Bloß die Luft mit eitlem Gaukeln.
So ließ ich am Fuß des Kreuzes
Sie für todt, ich kam nach Hauſe
Um zu flieh'n, und fand ſie ſchöner
Als die Morgenröth' am blauen
Himmel, wenn die neugeborne
Sonn' in ihrem Arm zu ſchauen.
Julien hielt ſie in den Armen,
Ähnlich einem zarten Traume
Himmliſcher Holdſeligkeit;
(Wer war froh, wie ich bezaubert?)
Denn geſcheh'n war die Geburt,

Eben als der Abend graute,
An dem Fuß desſelben Kreuzes;
Und als Stempel heil'gen Glaubens,
Als wodurch Gott ſolch ein Wunder
Kund that aller Welt zum Staunen,
Hatt' ihr neugebornes Mägdlein,
Mit dem Zeichen hoch betrauet,
Auf die Bruſt geprägt ein Kreuz,
Wie in Feu'r und Blut getauchet.
Einzig minderte dieß Glück,
Daß auf dem Gebirge draußen
Noch ein andres Kind geblieben;
Denn ſie, in der Wehen Schauer,
Fühlte, daß ſie zwei geboren.
Ich hierauf —

Octavio kommt zurück.

Octavio.

Ein ſtarker Haufen
Räuber zieht ſich durch das Thal,
Und da ſchon die Dämm'rung grauet,
Eh' die Nacht hereinbricht, laß uns,
Herr, ſie auf dem eb'nen Raume
Treffen, denn in des Gebirges
Schluchten ſind ſie wie zu Hauſe,
Und wir fremd.

Curcio.

So laß geſchloſſen
Vor uns zieh'n die Schaar der Bauern,

Denn für mich giebt's keine Luſt,
Während noch die Rache zaudert.

Alle ab.

An der Kloſtermauer. Nacht.

Euſebio, Ricardo und Celio, mit einer Leiter, treten auf.

Ricardo.

Komm nur mit, hier am Gemäuer
Still die Leiter anzubringen.

Euſebio.

Ikarus nun ohne Schwingen,
Phaeton bin ich ohne Feuer.
Klimmen will ich zu der Sonne,
Und noch jenſeits der Geſtirne
Heb' ich bald empor die Stirne,
Stärkt mich nur des Lichtes Wonne.
Liebe, lenk' das wilde Streben! —
Wenn ich droben bin, nehmt ihr
Weg die Leiter, wartet hier,
Bis ich werd' ein Zeichen geben. —
Wer ſich ſtürzt, um ſich zu heben,
Steige denn, und falle nieder,
Eingeäſchert ſeine Glieder:
Denn die Schmach des tiefen Falles
Raubt ihm doch, wenn ſonſt auch alles,
Des Erſteigens Ruhm nicht wieder.

Ricardo.

Was verziehſt du?

Celio.

Welch ein Schrecken
Hemmt nur deinen ſtolzen Muth?

Euſebio.

Seht ihr nicht ſich jene Gluth
Drehend mir entgegen ſtrecken?

Ricardo.

Herr, das läßt dich Furcht entdecken.

Euſebio.

Furcht?

Celio.

Hinan!

Euſebio.

Ich will's vollenden,
Ob mich ſchon die Blitze blenden:
Durch die Flammen bring' ich ein;
Ja es ſoll nicht den Verein
Aller Brand der Hölle wenden.

Celio.

Nun iſt er hinein.

Ricardo.

Ihm lag
Irgend ein Fantom im Sinne,
Und er ward, verwirrt, nicht inne,
Daß der Schreck ihn täuſchte.

Celio.

Trag'
Weg die Leiter.

Ricardo.

Bis vor Tag
Müßen wir nun wartend ſteh'n.

Celio.

Tollkühn war's hineinzugeh'n.
Zwar für mich wär's mehr Ergötzen,
Mich bei meiner Bau'rin letzen;
Doch das kann nachher geſcheh'n.

ab.

Kloſtergang.

Euſebio tritt auf.

Euſebio.

Hier bis in des Kloſters Mitten
Hat mich niemand noch verſpürt.
Wo mein Schickſal mich geführt,
Daß ich mit behenden Tritten
Durch die Gänge hingeſchritten,
Hab' ich Zellen viel getroffen,
Ihre ſchmalen Pförtchen offen:
Julien ſah ich nur in keiner.
Spotteſt du denn ewig meiner,
Allzeit ungewißes Hoffen!
Welch ein Grau'n! Welch tiefes Schweigen!
Welches Düſter! — Eine Helle
Seh' ich, das iſt eine Zelle
Und ſie will mir Julien zeigen.

Er zieht einen Vorhang weg, und man ſieht Julien ſchlafend.

Welcher Zweifel hält mich Feigen?
Kann ich ſie zu wecken zaudern?

ſitzen ſahen; wir ſchienen in gutem Wohlbefinden, aber des Gebrauchs der Sprache beraubt zu ſein. Man verſuchte auf verſchiedene Weiſe uns zum Reden zu bringen, ohne daß es gelingen wollte. Meine Mutter, vor Schrecken außer ſich, erhob ein lautes Geſchrei, worauf alle Brahmanen des Dorfes mit ihren Frauen herbeigelaufen kamen, um ſich nach der Urſache einer ſolchen Beſtürzung zu erkundigen. Unſer Haus ward bald voller Menſchen, und jeder klügelte auf ſeine Weiſe über den vermeintlichen Zufall, der uns zugeſtoßen war. Die Meinung, daß irgend ein geheimer Feind durch einen böſen Zauber uns in dieſen Zuſtand verſetzt habe, behielt die Oberhand. In dieſer Ueberzeugung ließen meine Eltern ſo ſchnell als möglich einen berühmten Geiſterbeſchwörer aus der Nachbarſchaft kommen, um den Zauber zu löſen. Sobald dieſer eingetroffen war, heftete er zuvörderſt einige Minuten lang ſeine Blicke auf uns, dann gieng er verſchiedene Male um uns herum, wobei er wunderliche Worte ausſprach, er fühlte unſern Puls an verſchiedenen Theilen des Körpers, und machte ſo viel andere Fratzen, daß ich noch jetzt nicht daran denken kann, ohne zu lachen. Endlich erklärte er, wir befänden uns wirklich unter dem Einfluß eines böſen Zaubers; er nannte ſogar den Teufel, wovon wir nach ſeiner Meinung beſeßen wären, und ſchilderte ihn als ſehr halsſtarrig und widerſpenſtig. Wegen der Schwierigkeit, die es machen würde ihn auszutreiben, ſchätzte er alſo die Unkoſten der Opfer und andern dazu erforderlichen Ceremonien auf fünf Goldſtücke. Meine Eltern waren nicht reich; der ungeheure Preis, welchen der Geiſterbeſchwörer forderte, ſetzte ſie in Schrecken; indeſſen giengen ſie die Bedingung doch lieber ein, als meine Frau und mich ſtumm zu laßen, und verſprachen ihm überdieß ein an-

Thöricht mit mir ſelbſt noch plaudern?
Doch in zweifelhaftem Stand,
Wenn ſich meine Furcht ermannt,
Muß mein Muth bald furchtſam ſchaudern.
Dieſes demuthsvolle Kleid
Läßt noch ſchöner ſie mich ſchauen:
Iſt die Schönheit bei den Frauen
Eins doch mit der Sittſamkeit.
Ihre holde Lieblichkeit,
Gegenſtand ſo frecher Triebe,
Macht, daß ich gedoppelt liebe;
Denn es weckt zugleich in mir
Schönheit lüſterne Begier,
Sittſamkeit beſcheid'ne Liebe.
Julia, hör'!

Julia erwachend.

Wer nennt mich dort?
Gott, was ſeh' ich mir ſich nah'n?
Meiner Bruſt erträumter Wahn,
Meines Wahnes Traumbild, fort!

Euſebio.

Schreckt dich ſo mein Blick und Wort?

Julia.

Keine menſchliche Gewalt
Hindert mich zu flieh'n.

Euſebio.

O halt'!

Julia.

Was willſt du, die mir ſich weiſt,

Abgeſchattet aus dem Geiſt,
Leere trügliche Geſtalt?
Biſt du, mir zu Qual und Trauer,
Stimme meiner Fantaſei,
Meiner Sinne Gaukelei,
Bildung ohne Halt und Dauer,
Und Fantom der nächt'gen Schauer?

Euſebio.

Dein Euſebio, Julia,
Bin ich, ſtehe lebend da;
Wär' ich es nur in Gedanken,
Würd' ich nimmer von dir wanken.

Julia.

Faſt begreif' ich, was geſchah,
Doch es wünſcht, wenn ich's betrachte,
Lieber die verletzte Zucht,
Daß mich nur dein Bild beſucht,
Als daß ich dich wirklich achte,
Hier wo ich in Pein verſchmachte,
Hier wo ich in Thränen lebe.
Was willſt du von mir? — ich bebe, —
Was ſuchſt du? — ich muß verzagen, —
Was will dein Beginnen wagen? —
O der Angſt, worin ich ſchwebe! —
Sag', wie biſt du eingedrungen?

Euſebio.

Keine Grenzen kennt die Liebe:
Deine Streng' und meine Triebe
Haben mich ſo weit bezwungen.

Hoffend hab' ich ſtill gerungen,
Bis ich deiner Schönheit Spur,
Mir verloren, hier erfuhr:
Da wandt' ich mich zur Empörung,
Brach des Heiligthums Verehrung,
Und die Regel der Klauſur.
Was hier recht und fehl begangen
Kommt aus unſer Beider Bruſt;
Zweierlei, Gewalt und Luſt,
Hat der That ſich unterfangen.
Nein, es wird durch mein Verlangen
Nicht des Himmels Recht getrübt:
Eh' du dieſen Stand geübt,
Warſt du heimlich mir vermählet,
Und zugleich wird nicht erwählet
Eh'ſtand und ein fromm Gelübd'.

Julia.

Ich geſteh' das Liebesband,
Das zu ſeel'gen Huldigungen
Herz und Seel' in eins verſchlungen,
Und mich ſo dir zugewandt,
Daß ich Gatte dich genannt.
Daß ſich alles ſo begeben,
Läugn' ich nicht: doch jenes Leben
Setzt die Nonne nicht mehr fort,
Und ich habe Hand und Wort
Schon als Chriſtus' Braut gegeben.
Sein bin ich: was ſoll dein Lieben?
Geh', wo unter wilden Horden

Du die Männer magſt ermorden,
Und Gewalt an Frauen üben.
Geh', Euſebio! Laß zerſtieben
Jeder Hoffnung tollen Wahn;
Denk', und Grauſen fall' dich an,
Daß ein Heiligthum mich ſchirmet.

Euſebio.

Die Begier, die in mir ſtürmet,
Bricht durch alle Schranken Bahn.
Schon der hohen Mauern Rund
Iſt erſtiegen, du gefunden:
Lieb' iſt's nicht, was mich verbunden,
Dieß iſt ein geheim'rer Grund.
Gieb mir nach, ſonſt mach' ich kund,
Daß, auf dein Geheiß gekommen,
Ich von dir ſei aufgenommen
Viele Tag' in deiner Zelle;
Und da zu des Abgrunds Schwelle
Ich verzweifelt hingeklommen,
Ruf' ich: Wißt, —

Julia.

Was haſt du vor?
Halt, Euſebio! Wehe mir!
Nahe Schritte hör' ich hier,
Irgend wer geht über's Chor.
Gott, was mach' ich? — Schließ' das Thor
Meiner Zell', und kurzes Glück
Gönne dir der Augenblick,
Angſt wird ja von Angſt vertrieben.

Euſebio.

Wie gewaltig iſt mein Lieben!

Julia.

Wie tyranniſch mein Geſchick!

Beide ab.

An der Kloſtermauer.

Ricardo und Celio treten auf.

Ricardo.

's iſt drei Uhr, er zögert lange.

Celio.

Wem der Stern der Freude funkelt,
Dem iſt nie, wenn's nächtlich dunkelt,
Um die lichte Sonne bange.
Ja, ich wett', es gieng der Morgen
Niemals zeitiger ihm auf,
Und ihm dünkt der Sonne Lauf
Heut' beſchleunigt.

Ricardo.

Wer geborgen
Im Genuß, macht ſpäter Tag,
Als wer ihn begehrt zu koſten.

Celio.

Glaub' mir, daß er gar im Oſten
Nicht die Sonne ſehen mag.

Ricardo.

Schon zwei Stunden ſind verfloßen.

Celio.

Glaub', Euſebio giebt's nicht zu.

Ricardo.

Ihr müßt anders rechnen: du
Haſt geharrt, und er genoſſen.

Celio.

Sollt ich dir, Ricardo, ſagen,
Wie ich mir es vorgeſtellt?
Julia hat ihn hinbeſtellt.

Ricardo.

Sollt' er einzubrechen wagen,
Wenn er nicht beſchieden wär',
In ein Kloſter?

Celio.

Hörteſt du
Nicht Geräuſch nach dorten zu?

Ricardo.

Ja.

Celio.

So bring' die Leiter her.

Julia und Euſebio erſcheinen oben.

Euſebio.

Laß' mich, Weib!

Julia.

Wie? da nun endlich
Deine Bitten mich beſtechen,
Deine Wünſche mich beſiegen,
Deine Seufzer mich bewegen,
Deine Thränen mich erweichen,
Daß ich zwiefach Gott verletze,

Erſt als Gott und dann als Gatten:
Fliehſt du meine Arme, wendeſt
Dich zum Trotz vor der Gewährung,
Und verſchmähſt, eh' du beſeſſen?
Wohin willſt du?

Euſebio.

Weib, laß' ab!
Deinen Armen zu entgehen,
Weil, ich weiß nicht welche Gottheit,
Die ich drin geſeh'n, mich ſchrecket.
Flammen ſprühen deine Augen,
Deiner Seufzer Hauch iſt brennend,
Jede Red' iſt ein Vulkan,
Jedes Haar ein Strahl von Wettern,
Jedes Wort iſt Tod, und Hölle
Deiner Liebkoſungen jede.
Solch Entſetzen wirkt in mir
Das auf deiner Bruſt geſeh'ne
Kreuz, ein wundervolles Zeichen.
Und der Himmel woll' es wenden,
Daß, ob ich ihn viel beleidigt,
Ich das Kreuz nicht mehr verehre.
Denn, wenn ich's zum Zeugen mache
Der von mir begang'nen Frevel,
Sag', mit welcher Stirne rief' ich's
Dann wohl an, mich zu erretten?
Julia, halte dein Gelübd'!
Du wirſt nicht von mir verſchmähet,
Mehr als je bet' ich dich an.

Julia.

Hör', Euſebio! bleib'! ich flehe.

Euſebio.

Das hier iſt die Leiter.

Julia.

Bleib'
Oder laß' mich mit dir gehen.

Euſebio im Herabſteigen.

Nein, ich laße dich, bevor ich
Den gehofften Preis beſeßen.
Ach, Gott ſteh' mir bei! ich falle.

Er fällt.

Ricardo.

Was iſt euch?

Euſebio.

Seht ihr von Wettern
Nicht ringsum die Lüfte lodern?
Seht ihr nicht den blutgefärbten
Himmel, der auf mich hereinbricht?
Wohin kann ich nur mich retten,
Wenn der Himmel zornig droht?
Göttlich Kreuz, ſieh', ich verſpreche,
Thu' ein feierlich Gelübde,
Und betheur' es auf das ſtärkſte:
Wo ich irgend dich erblicke,
Knie' ich nieder auf die Erde,
Und bet' ein Ave Maria.

Er ſteht auf, und geht mit Ricardo und Celio ab; ſie laßen die Leiter ſtehen.

Julia.
In Verwirrung bleib' ich ſtehen.
War dieß alſo,- Undankbarer,
Deine Treue? Dieß die letzte
Höhe deiner Liebe? oder
Iſt es meiner Liebe letztes?
Bis du mich nach deinem Willen
Überwandſt, mit Droh'n, mit Flehen,
Liebend bald und bald tyranniſch,
Haſt du feſt beharrt; doch eben
Da du Herrſcher deines Willens,
Meiner Pein dich konnteſt nennen,
Flohſt du vor dem Sieg: wer hat ſich
Siegend je zur Flucht gewendet?
Ich vergehe, güt'ger Himmel!
Wozu brauchte gift'ge Säfte
Die Natur, da die Verſchmähung
Da war, um den Tod zu geben?
Sie wird mich um's Leben bringen,
Denn ich muß nun den Verſchmäher
Suchen, mir zu neuer Marter.
Wie verkehrt und widerſprechend
Wirkt die Liebe! Da Euſebio
Mich mit tauſend Thränen flehte,
Wandt' ich mich von ihm; und jetzo
Fleh' ich ihn, weil er ſich wendet.
So geſchaffen ſind wir Frauen,
Daß wir, unſerm Wunſch entgegen,
Selbſt den Gegenſtand der Liebe

Nimmer zu beglücken ſtreben.
Niemand werbe doch um uns,
Wenn er will den Preis erwerben:
Denn geliebt, verſchmähen wir;
Lieben, wenn man uns verſchmähet.
Mich kränkt nicht der Liebe Mangel,
Daß er weg ſich wendet, kränkt mich.
Hier fiel er hinab, ihm nach
Sturz' ich mich: allein was ſeh' ich?
Iſt dieß nicht die Leiter? Ja.
Welch Entſetzen, das zu denken!
O halt' inne, Fantaſie,
Alle Schranken zu durchbrechen;
Denn ich glaube, geb' ich's zu,
So begeh' ich das Verbrechen.
Sprang Euſebio nicht um mich
Über dieſes Kloſters Wände?
War ich in ſo viel Gefahren
Ihn zu ſehen meinetwegen
Nicht erfreut? warum denn zweifl' ich?
Warum zag' ich und erbebe?
Eben ſo brech' ich hinaus
Wie er ein, und iſt's daſſelbe,
Wird's ihn freu'n, mich in Gefahren
Seinetwillen auch zu ſehen.
Gleiche Schuld lud ich auf mich,
Schon weil ich es zugegeben:
Wenn die Sünde denn ſo groß iſt,
Soll ich ihre Luſt entbehren?

gemeßenes Geſchenk, wenn er uns den Gebrauch der Sprache wiedergegeben haben würde. Der Zauberer war eben im Begriff, ſeine Beſchwörungen anzufangen, als ein Brahmane von unſerer Bekanntſchaft, der gerade zugegen war, Allen zum Trotz behauptete, unſer Zuſtand rühre bloß von einer natürlichen Krankheit her, wovon er mehrere Beiſpiele geſehen habe; er verſprach uns ohne alle Unkoſten zu heilen. Zu dieſem Ende ließ er geſchwind ein Becken mit glühenden Kohlen herein bringen, und begehrte eine kleine goldene Stange. Sobald dieſe Vorrichtung gemacht war, ließ er die goldene Stange faſt bis zum Schmelzen glühend werden; hierauf faßte er ſie mit einer Zange, und berührte mich damit an den Fußſohlen, unter den Ellbogen, an der Magenhöhle, und endlich auf der Scheitel. Ich ſtand dieſe entſetzliche Qual aus, ohne mich zu rühren, und ohne einen Klagelaut vorzubringen. Ich wäre nöthigenfalls lieber geſtorben, als die Schmach der verlornen Wette zu erleben.

Laßt uns das Mittel nun an der Frau verſuchen, ſagte der boshafte Unternehmer unſerer Heilung, der durch meine Standhaftigkeit ſchon ein wenig außer Faßung gebracht war. Er näherte ſich ihr, und legte die glühende Goldſtange unter ihre Fußſohle. Kaum hatte ſie aber die Wirkung des Feuers geſpürt, ſo zog ſie das Bein eilig zurück, und ſchrie: Genug! genug! Hierauf wandte ſie ſich zu mir und ſagte: „Ich habe die Wette verloren; da haſt du ein Betel-Blatt.“

Habe ich es nicht vorausgeſehen, rief ich aus, daß du zuerſt ſprechen würdeſt? Du beſtätigſt hiedurch was ich beim Schlafengehen behauptete, die Weiber wären Plaudertaſchen. — Ich muß es mir gefallen laßen, erwiederte ſie: künftig werde ich auch keine Wette wieder gegen dich eingehen.

Gab ich's zu, und zog von mir
Gott die Hand ſchon ab, ſo wär' es
Thöricht, auf Vergebung hoffen
Solcher Schuld: was denn bedenk' ich?

Sie ſteigt die Leiter hinunter.

Vor der Welt, der Ehr' und Gott
Bin ich aller Scheu entfremdet,
Da ich mich zu ſolcher Blindheit
Mit verbund'nen Augen kehre.
Aus dem Himmel dort verſtoßen,
Bin ich ein abtrünn'ger Engel,
Weil ich, hoffnungslos der Rückkehr,
Dennoch mich der Reu' verhärte.
Außerhalb dem heil'gen Umkreiß
Bin ich ſchon, es hält die nächt'ge
Still' in ihren Finſternißen
Mich umhüllt mit Graus und Schrecken.
So beraubt des Lichtes wandr' ich,
Daß ich ſtrauchl' in Nacht und Nebel,
Und nicht fall' auf meine Sünde.
Wo hinaus? was unternehm' ich?
Ich erbange ſo im ſtummen
Drange mancherlei Entſetzens,
Daß in mir das Blut erſtarrt,
Und das Haar ſich ſträubt zu Berge.
Die verwirrte Fantaſie
Bildet in der Luft ſich Weſen,
Und des Nachhalls Stimme hör' ich
Wider mich ein Urtheil ſprechen.

Das Verbrechen, das zu Anfang
Übermüthig mich beſeelte,
Iſt es, was mich jetzt verzagt macht;
Kaum noch rühr' ich meine Ferſen,
Denn die eigne Hand der Furcht
Legt mir an die Füße Feßeln.
Mir iſt's, ob auf meinen Schultern
Mich gewalt'ger Laſten Schwere
Niederdrückt', und ganz und gar
Faßt mich ſchon des Todes Kälte.
Nein, ich will nicht weiter fortgeh'n,
Will zurück in's Kloſter kehren,
Dort Vergebung dieſer Sünde
Zu erlangen; denn ich hege
Zuverſicht auf Gottes Gnade,
Wie viel Stern' am Himmel glänzen,
Wie viel Sand am Meer ſich häufet,
Wie viel Sonnenſtäubchen ſchweben,
Aller deren Zahl zuſammen,
Sei noch die geringſte Menge
Von den Sünden, welche Gott
Kann verzeih'n. — Ich höre gehen,
Hieher will ich mich zurückzieh'n,
Bis ſie wieder ſich entfernen;
Ungeſeh'n ſteig' ich hinauf dann.

Ricardo und Celio kommen.

Ricardo.

Über des Euſebio Schrecken
Iſt die Leiter ſteh'n geblieben,

Nun komm' ich, ſie wegzunehmen,
Daß man nicht mit Tages Anbruch
Hier ſie an der Mauer treffe.

Sie nehmen die Leiter weg und gehen ab.

Julia wieder vortretend.

Sie ſind weg, nun kann ich wieder
Unbemerkt hinauf. — Was ſeh' ich?
Stand an dieſem Theil der Mauer
Nicht die Leiter? Doch ich denke,
Daß ſie dort herum muß ſteh'n.
Nein, hier auch nicht: du gerechter
Himmel, wie komm' ich hinauf?
Doch ich faße nun mein Elend:
Du verſagſt auf dieſe Weiſe
Mir den Zutritt deiner Schwelle,
Denn da ich mich reuig heim
Wenden will, wird mir's gewehret.
Weil du denn mir deine Gnade
Weigerſt, ſollen meine Werke,
Des verzweiflungsvollen Weibes,
In den Himmeln Scheu erwecken,
In der weiten Welt Erſtaunen,
Bei der Folgezeit Entſetzen,
Selbſt die Sünd' erfüll'n mit Schauder
Und mit Grau'n die Hölle ſelber.

Dritter Akt.

Waldgegend.

Gil kommt mit vielen Kreuzen und einem ſehr großen auf der Bruſt.

Gil.

Menga ſchickt mich, eine Tracht
Holz ihr aus dem Wald zu bringen;
Und das ſicher zu vollbringen,
Hab' ich fein was ausgedacht.
Der Euſebio, wie ſie ſagen,
Hält das Kreuz in hohen Ehren:
Drum will ich, ihn abzuwehren,
Es von Kopf zu Füßen tragen.
Meiner Treu, da kommt er her,
Und ich finde keine Ecke,
Wo ich mich vor ihm verſtecke;
Ich bin todt vor Ängſten. — Er
Hat mich dasmal nicht geſeh'n,
Und ſo will ich mich hier ducken
In das Dorngeſtrauch, und gucken,

Bis er wird vorübergeh'n.
Ei, das ſticht ja ganz unſäglich!
Wie mein Finger lang die Dornen
Unten, oben, hinten, vornen
Richten ſie mich zu ganz kläglich.
Nirgends kann ich ſtille ſitzen,
Rühr' ich mich, werd' ich zerrißen,
Mehr als von Gewißensbißen
Oder Weiberzungenſpitzen.

Euſebio tritt auf.

Euſebio.

Wohin ſoll ich nur mich wenden
Mit der Laſt des müß'gen Lebens?
Immer ruft den Tod vergebens
Wer ſein Leben wünſcht zu enden.
Julia, himmliſches Entzücken
Gieng mir auf in deinen Armen,
Und mir konnte dein Umarmen
Neue Liebesbande ſtricken.
Ohne daß ich ſie genoßen,
Ließ ich die erwerb'ne Huld:
Doch es war nicht meine Schuld,
Tiefer lag der Grund verſchloßen.
Nur von höh'rer Macht getrieben,
Ehrt' ich, freien Muths bewußt,
Jenes Kreuz auf deiner Bruſt,
Das auf meiner ſteht geſchrieben.
Und, o Julia! da dieß Zeichen

Beid' uns auf die Welt begleitet,
Hat Gott ein Myſter bereitet,
Deſſen Grund wir nicht erreichen.
Gil.
Wie das ſticht! Ich halt's nicht aus.
Euſebio.
Irr' ich nicht, ſo regt ſich was
Hier im Buſch: wer iſt denn das?
Gil.
Ach! nun kommt mein Pfiff heraus.
Euſebio.
Sieh'! ein Menſch am Baum gebunden,
Und ein Kreuz an ſeiner Bruſt:
Kniee nieder, wie du mußt,
Durch ein hoch Gelübd' verbunden.
Gil.
Vor wem willſt du mit Gebeten,
Sag', Euſebio, Gnade finden?
Bitt'ſt du mich, wozu das Binden?
Bind'ſt du mich, wozu das Beten?
Euſebio.
Wer biſt du?
Gil.
Kennſt du nicht Gil?
Seit ihr mit dem Auftrag mich
Hier gebunden ließt im Stich,
Hielt ich mich mit Schrei'n nicht ſtill;
Aber um mich loszumachen
Kam kein Menſch.

Euſebio.

Doch iſt ja dieß
Nicht der Ort, wo ich dich ließ.

Gil.

Herr, bei ſo bewandten Sachen,
Da ich ſah, daß niemand wär',
Der mir Armen helfen wollte,
Wie ich war, gebunden, trollte
Ich von Baum zu Baum mich her.
So iſt's damit zugegangen.

Euſebio.

Dieſer Burſch' iſt dumm und ſchlicht,
Und durch ihn werd' ich Bericht
Von der Feinde Thun empfangen.
Höre, Gil, ich bin dir gut
Schon ſeit unſ'rem erſten Wort,
Und ich will, daß wir hinfort
Freunde ſei'n.

Gil.

Ja, Herr, ihr thut
Wohl dran, laßt uns Freunde bleiben;
Und nach Haus will ich nicht mehr,
Sondern haußen hier umher,
Mit euch Räuberwirthſchaft treiben.
Alle Leute ſagen ſchier,
Daß es luſtig Leben ſei,
Nicht die ew'ge Plackerei.

Euſebio.

Gut, ſo bleibe nur bei mir.

Ricardo mit andern Räubern führt Julia, als Mann gekleidet, und mit verſchleiertem Geſichte, herbei.

Ricardo.

Unten in dem hohlen Wege,
Der ſich zieht den Berg entlang,
Thun wir eben einen Fang,
Der, wie ich die Hoffnung hege,
Dich erfreu'n wird.

Euſebio.

Gut, nachher
Pflegen wir darüber Rath.
Wißt, es hat ſich ein Kam'rad
Hier indeß gefunden.

Ricardo.

Wer?

Gil.

Kennt er Gil nicht?

Euſebio.

Der Geſelle,
Sieht er ſchon einfältig aus,
Iſt er doch im Land zu Haus,
Und ſo kennt er jede Stelle
Hier um Berg und Thal; als Führer
Soll er deshalb mit uns zieh'n,
Und in's Lager ſchick' ich ihn
Etwan als verlornen Spürer.
Ein Gewehr nebſt Kleid und Hute
Gebt ihm.

Celio.
Alles iſt ſchon hier.
Gil.
Habt doch Mitleid, Herrn, mit mir!
Ich bin nun ein Strauch-Rekrute.
Euſebio.
Nun laßt mich den Fremden kennen
Mit verſchleiertem Geſicht.
Ricardo.
Noch bewog ihn alles nicht,
Nam' und Vaterland zu nennen.
Anvertrauen will er ſich
Bloß dem Hauptmann unſrer Schaaren.
Euſebio.
Nun, ſo magſt du's offenbaren,
Da man dich gebracht vor mich.
Julia.
So ſeid ihr der Hauptmann?
Euſebio.
Ja.
Julia.
Gott!
Euſebio.
Sag', wer du biſt, und Grund
Deines Kommens.
Julia.
Dir ſei's kund,
Wenn uns ſonſt kein andrer nah'.

Euſebio.

Ihr, entfernt euch all' ein wenig.

Die Übrigen außer Julia und Euſebio ab.

Nun ſind wir allein ja beide,
Und als ſtumme Zeugen hören
Hier die Bäum' und Blumen einzig
Deine Reden; ſo enthülle
Dein Geſicht nun von dem Schleier,
Der es deckt, und ſag': wer biſt du?
Was ſuchſt du? wohin die Reiſe?
Sprich!

Julia.

Daß du mit einem Male
Wißeſt, was mich konnte treiben,
Wer ich bin, ſo zieh' den Degen,
Denn ich ſag' auf dieſe Weiſe,
Daß ich dich zu morden komme.

Euſebio.

Abzuwehren deine Streiche,
Ficht' ich bloß; dein kühnes Weſen
Ließ mir größer erſt erſcheinen
Die Gefahr, als deine Stimme.

Julia.

Ficht, und ſehen ſollſt du, Feiger,
Daß im Tod' ich der Verwirrung
Dich zugleich entreiß' und weihe.

Euſebio.

Um mich zu vertheid'gen mehr
Ficht' ich, als dich anzugreifen.

Die Zuſchauer ſahen einander mit Verwunderung an, und wußten nicht, was ſie von dieſem Auftritt denken ſollten. Ich erklärte ihnen die Urſache, worauf ſie einſtimmig ausriefen: „Welch ſeltſame Thorheit! Wie? In der ganzen Nachbarſchaft Beſtürzung verbreiten, ſich von der Scheitel bis zu den Fußſohlen verbrennen laßen, um nicht ein Betel-Blatt einzubüßen! Nein, in der weiten Welt wird man kein ſo verbranntes Gehirn auffinden, als das ſeinige.“ — Von dieſer Zeit an heiße ich in der ganzen Nachbarſchaft nur Betel-Anantaya.“

Dieſe Probe der Narrheit ſchien der Verſammlung allerdings von einer merkwürdigen Art zu ſein. Es wurde jedoch für billig erachtet, ehe man ein Urtheil fällte, die Anſprüche kennen zu lernen, welche der vierte Kläger vorzubringen haben möchte. Er that es folgendermaßen:

„Ich hatte mich mit einem ganz jungen Mädchen verlobt, welche wegen ihres zarten Alters noch ſechs bis ſieben Jahre fortfuhr in dem Hauſe ihres Vaters zu wohnen. Nachdem ſie mannbar geworden war, benachrichtigten ihre Verwandten die meinigen, ſie würde nunmehr alle Pflichten einer Gattin erfüllen können. Das Haus meines Schwiegervaters lag ſechs bis ſieben Stunden Weges von unſerem Wohnorte entfernt. Meine Mutter war eben unpaß, als wir dieſe angenehme Nachricht erhielten, und konnte die Reiſe nicht unternehmen. Sie trug mir alſo auf, meine Frau abzuholen, und empfahl mir dabei, mich vorſichtig zu betragen, und ja nichts zu thun oder zu ſagen, wodurch ich den geringen Umfang meiner Geiſteskräfte verriethe. Ich fürchte, ſagte ſie beim Abſchiede, du möchteſt einen dummen Streich machen, da ich nur allzu gut weiß, wie ſchwach es mit deinem Kopfe beſtellt iſt. Ich verſprach, ihren Ermahnun-

Schon liegt mir an deinem Leben,
Denn tödt' ich in dieſem Streite
Dich, ſo weiß ich nicht warum,
Und du mich, ſo iſt's das Gleiche.
Drum, wenn's dir beliebt, enthülle
Jetzo dich.

Julia.

Du redeſt weiſe:
Denn in einem Ehrenhandel,
Iſt der Rächer dem Beleid'ger
Unbekannt, ſcheint unbefriedigt
Der Beleidigte zu bleiben.

Sie entſchleiert ſich.

Kennſt du mich? wovor erſchrickſt du?
Wie ſtarrſt du mich an?

Euſebio.

Halb zweifelnd,
Von der Wahrheit halb ergriffen;
In verworr'nen Träumereien
Staun' ich ob dem, was ich ſehe,
Zag' ob dem, was mir ſich zeiget.

Julia.

Wohl, nun haſt du mich geſeh'n.

Euſebio.

Ja, und habe ſo geſteigert
Die Verwirrung, daß, wenn erſt
Meine Sinne wild gereizet
Dich zu ſeh'n begehrten, jetzo
Sie belehrt, nun um den gleichen

Preis, den ich geboten hätte,
Dich zu ſeh'n, es möchten meiden.
Julia, du hier im Gebirge?
Du in weltlich frechen Kleidern,
Die zwiefach Gewalt dir anthun?
Wie kommſt du hieher alleine?
Sag', was ſoll dieß?

Julia.

Dein Verſchmähen
Iſt's, und meiner Freiheit Zeichen.
Und damit du ſeh'ſt, es ſei
Glühenden Geſchoßen, Pfeilen,
Schnellen Blitzen gleich das Weib,
Das nach ſeinen Lüſten ſchweifet,
Wiße, daß es mir nicht bloß,
Sünden zu begeh'n, geſchmeichelt,
Daß es jetzt noch meine Seele,
Sie zu wiederholen, reizet.
Ich entſprang dem Kloſter, wandte
Drauf mich in's Gebirg zu ſteigen,
Und da mich ein Hirt gedachte
Als verirrt zurecht zu weiſen,
Wollt' ich thöricht furchtſam, um mich
Zu verſichern ſeines Schweigens,
Ihn nicht länger leben laßen,
Und erſtach ihn mit dem eig'nen
Meßer, das er trug im Gürtel.
Mit dem Mordſtahl gieng ich weiter,
Und ein Reiſender nahm höflich,

Da ich matt zu Fuße ſtreifte,
Hinter ſich mich auf ſein Pferd,
Mir die Mühe zu erleichtern;
Wie wir ſchon ein Dorf erblickten,
Weil er dacht' hinein zu reiten,
Zahlt' ich ihm an öder Stätte
Mit dem Tode ſein Geleite.
Dann drei Tag' und Nächte lang
Boten mir die Wüſteneien
Wilde Kräuter nur zum Mahle,
Und zum Bett' nur kalte Steine.
Eine dürft'ge Hütte traf ich,
Und die matten Lebensgeiſter
Mußten goldnen Baldachinen
Ihr beſchaubtes Dach vergleichen.
Die Bewohnerin war willig,
Mir Bewirthung zu bereiten,
Mit dem Hirten, ihrem Gatten,
In beſorgter Müh' wetteifernd.
So beherbergt, mußte bald
Müdigkeit und Hunger weichen,
An dem Tiſch, der ſchlicht, doch voll war,
Bei dem Mahl, gering, doch reinlich.
Doch wie ich's zuvor erſonnen,
So vollführt' ich es bei'm Scheiden,
Daß ſie nicht, wenn man mich ſuchte,
Sagen könnten: Ja, wir beide
Sah'n ſie; ich erſtach den Hirten,
Welcher, mir den Weg zu zeigen,

Freundlich mitgieng, kehrte wieder
Um, und that der Frau das Gleiche.
Aber da ich bald erwog,
Daß in meiner Tracht ich meinen
Späher ſelber mit mir führte,
Sann ich drauf, mich zu verkleiden.
So kam ich, nach manchem Verfall,
In den Waffen und den Kleidern
Eines Jägers, deſſen Schlaf
Nicht bloß Bild, vollkomm'nes Gleichniß
Seines Todes war, hieher;
Immer mit Gefahren ſtreitend,
Alles Ungemach nicht achtend,
Und nach Abenteuern ſchweifend.

Euſebio.

So betäubt mich deine Rede,
So hat mich dein Blick verſteinert,
Daß du meinem Ohr Bezaub'rung,
Baſilisk dem Auge ſcheineſt.
Julia, nicht verſchmäh' ich dich,
Doch ich fürchte jene Zeichen,
Die der Himmel drohend ſendet,
Und darum muß ich dich meiden.
Kehr' du heim zu deinem Kloſter;
Denn ich ſcheue ſo das heil'ge
Kreuz, daß ich dich ſchüchtern fliehe.
Aber welch ein Lärm?

Ricardo und andere Räuber kommen.

Ricardo.

Bereite,
Herr, dich ſchnell auf einen Angriff:
Von der Straße drüben ſteigen
Curcio und ſeine Leute
Schon bergan, dich zu ereilen.
Ihre Schaar hat ſich verſtärkt
Aus den Dörfern rings im Kreiſe;
Ja, es ziehen wider dich
Selbſt die Greiſe, Kinder, Weiber.
Curcio ſagt, in deinem Blute
Woll' er rächen den von deinen
Händen umgebrachten Sohn;
Und er ſchwört, zum allgemeinen
Schreck und Beiſpiel dich nach Siena
Lebend oder todt zu ſchleifen.

Euſebio.

Julia, laß' nachher uns reden,
Jetzt verhüll' dich, und begleite
Mich; du darfſt nicht in den Händen
Deines Feind's und Vaters bleiben.
Auf! dieß iſt der Tag, Kam'raden,
Muth und Tapferkeit zu zeigen,
Und wenn einer will verzagen,
So erwäg' er, daß die Feinde
Kommen uns zu tödten, oder
Uns zu fangen: eins iſt beides.
Sind wir feig, ſo wird im Kerker
Alles Elend uns zu Theile,

Und wir ſind ein Raub der Schande.
Könnt ihr daran nun nicht zweifeln,
Wohl, wer wird um Ehr' und Leben
Der Gefahren größte meiden?
Daß ſie ſeh'n, wir ſcheu'n ſie nicht,
Laßt uns geh'n, ſie anzugreifen,
Schlägt ja doch das Glück ſich immer
Zur Partei des kühnen Streiters.

Ricardo.

Das bedarf's nicht, denn ſchon kommen
Sie heran.

Euſebio.

Wohl, ſo bereitet
All' euch, und bei Gott im Himmel,
Seh' ich irgend einen Feigen,
Der da flieht, ſich nur zurückzieht,
So ſoll dieſes Degens Schneide
Sich in ſeinem Blute färben,
Lieber als in dem des Feindes.

Curcio hinter der Scene.

Den Euſebio, den Verräther,
Sah ich in des Bergs geheimſten
Schlüften, wo mit Felſenſchanzen
Er vergeblich ſich vertheidigt.

Andere Stimmen.

Schon entdecken wir von hier ſie
Zwiſchen dichtem Laub und Zweigen.

Julia.

Auf ſie ein! ab.

Euſebio.

Geduld, ihr Knechte!
Denn bei'm Himmel, euch verheiß' ich,
Daß eu'r Blut ſich auf den Feldern
Überſchwemmend ſoll verbreiten.

Ricardo.

Dieſes feige Volk der Bauern
Kommt in zahllos ſtarken Reihen.

Curcio hinter der Scene.

Wo verbirgſt du dich, Euſebio?

Euſebio.

Nirgends, dir entgegen eil' ich.

Alle ab.

Schüße hinter der Scene; hierauf kommt Julia zurück.

Julia.

Kaum, daß ich den grünen Boden
Des geſuchten Bergs beſchreite,
So vernehm' ich wildes Toben,
Sehe Kriegsgeſchwader ſtreiten.
Von dem Wiederhall der Schüße,
Von dem Blitz gezückten Eiſens
Wird hier das Gehör betäubt,
Wird da das Geſicht beleidigt.
Aber was muß ich erblicken?
Auf der Flucht und übermeiſtert
Läßt die ganze Schaar Euſebio's
Ihn in der Gewalt des Feindes.
Ich will wieder alle Mannſchaft,
Die er angeführt, vereinen,

Und damit ihm Hülfe ſchaffen.
Denn, wenn ſie mein Muth begeiſtert,
Werd' ich Thaten thun zum Schrecken
Aller Welt; ein drohend Zeichen
Der Vertilgung, Stahl der Parce
Werd' ich ſein, im Flammeneifer
Das Entſetzen aller künſt'gen,
Und das Staunen dieſer Zeiten.

ab

Gil kommt als Räuber gekleidet.

Gil.

Kaum bin ich, um mich zu ſichern,
Als ein Räuber eingekleidet,
So muß ich ſo viel Gefahren
Eben als ein Räuber leiden.
Da ich noch ein Bauer war,
Wurden die geſchlagen leider;
Nun da ich der Bande folge,
Iſt der Sieg auf jener Seite.
So muß immerfort das Unglück
Wie mein Schatten mich begleiten;
Ja, ſo übel geht es mir,
Daß ich nicht im mind'ſten zweifle,
So wie ich ein Jude wäre,
Würde mar die Juden ſtein'gen.

Menga, Blas, Tirſo und andere Bauern kommen.

Menga.

Auf ſie ein! ſie ſind im Fliehen.

Blas.

Keiner ſoll am Leben bleiben,
Nicht ein einz'ger.

Menga.

Nur hieher!
Hier verkrochen hat ſich einer.

Blas.

Schlagt den Strauchdieb todt!

Gil.

So ſeht doch,
Daß ich's bin.

Menga.

Ja, ſeine Kleider
Geben ihn als Räuber an.

Gil.

Ei, ſo lügen meine Kleider,
Wie Spitzbuben und wie Schelme.

Menga.

Packt ihn feſt!

Blas.

Ich ſage, greift ihn.

Gil.

Da bin ich, gepackt, gegriffen:
Gebt nur Acht.

Tirſe.

Was iſt da weiter
Acht zu geben, Räuber?

Gil.

Seht doch,
Ich bin Gil, bei allen Heil'gen!

Menga.

Warum ſprichſt du denn nicht, Gil?

Tirſo.

Warum ſagſt du's nicht bei Zeiten?

Gil.

Hab' ich euch denn nicht vom Anfang
Immer zugeſchrie'n, ich ſei es?

Menga.

Sag', was machſt du?

Gil.

Seht ihr's nicht?
Von den zehn Verboten treib' ich
Hier das fünfte, morde Menſchen,
Wie ein Doctor und ein heißer
Sommer auf einmal.

Menga.

Was ſoll denn
Dieſe Tracht da?

Gil.

Teufelsſtreiche!
Ich bracht' einen um, und ſteckte
Mich darauf in ſeine Kleider.

Menga.

Aber ſie ſind ja nicht blutig:
Sag', wie reimt ſich das?

gen gemäß, mich mit Klugheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg.

Meine Schwiegermutter empfieng mich auf's Beſte, und gab meiner Ankunft zu Ehren allen Brahmanen des Ortes ein Feſt. Als der für die Rückkehr in meine Heimath beſtimmte Tag angekommen war, erlaubte man meiner Frau und mir abzureiſen. Mein Schwiegervater überſchüttete uns mit Segenswünſchen, und vergoß beim Abſchiede einen Strom von Thränen, als ob er das Unglück vorausgeahndet hätte, das ſeine arme Tochter betreffen ſollte.

Es war eben die heiße Jahreszeit eingetreten, und an dem Tage unſerer Abreiſe war die Hitze außerordentlich groß. Unſer Weg gieng über eine dürre Ebene, die ſich wohl eine Meile weit ausdehnte. Der von den Sonnenſtrahlen erhitzte Sand verſengte bald die Fußſohlen meiner jungen Gefährtin, die, im Schatten des väterlichen Daches erzogen, eine ſo ermüdende Wanderung nicht gewohnt war. Sie fieng an zu weinen, ich faßte ſie bei der Hand, und ſuchte ihr beſtens Muth einzuſprechen. Bald aber verſagten ihr die Kräfte gänzlich: ſie legte ſich auf den Boden nieder und ſagte, ſie wollte lieber dort ihren Tod erwarten, als noch weiter wandern.

Ich war in der äußerſten Verlegenheit. Ich ſaß neben ihr, ohne zu wißen, was ich thun ſollte, als ein Kaufmann vorbei kam, der einen Haufen Ochſen, mit verſchiedenen Waaren beladen, vor ſich her trieb. Ich redete ihn an, klagte ihm mit Thränen in den Augen meine Noth, und bat ihn, in dieſer verzweiflungsvollen Lage mir mit gutem Rath beizuſtehen.

Der Kaufmann näherte ſich meiner Frau. Nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet hatte, ſagte er, bei der immer noch

Gil.

Gar leichtlich.
Er iſt bloß aus Furcht geſtorben.

Menga.

Komm mit uns in aller Eile,
Daß wir unſern Sieg verfolgen,
Da die Räuber feig ausreißen.

Gil.

Sollt' ich auch vor Froſt zähnklappen,
Nichts von Räuberkleidern weiter.

Alle ab.

Euſebio und Curcio kommen fechtend.

Curcio.

Endlich ſind wir zwei allein,
Dank dem Himmel! der in meine
Hand die Rache heute gab,
Und das Unrecht, das ich leide,
Keiner fremden anvertraute,
Deinen Tod nicht fremdem Eiſen.

Euſebio.

Auch mir ſcheint hiebei der Himmel
Nicht ſich zornig zu erweiſen,
Curcio, da er dich mir zuführt.
Denn wenn dich dein Herz beleidigt
Hergetrieben, wird's beſtraft
Und beleidigt wieder ſcheiden.
Zwar ich weiß nicht, wie du Ehrfurcht
Mir einflößeſt, daß ich deinen
Grimm mehr ſcheu', als deinen Degen.

Und obwohl dein kräftig Streiten
Furcht in mir erregen könnte,
Nur der Anblick dieſer greiſen
Haare macht mich feig.

Curcio.

Euſebio,
Ich geſteh's, zum großen Theile
Iſt es dir geglückt, des Zornes
Wider dich entflammten Eifer
Mir zu mildern; aber bilde
Dir nicht ein, daß nur mein greiſes
Haar dir Furcht erregen könne!
Darum ſoll's mein Muth dir zeigen.
Ficht von Neuem! Ein Geſtirn
Oder ſonſt ein günſtig Zeichen
Reicht nicht hin, mich von der Rache,
Die mir zukommt, wegzutreiben.
Ficht von Neuem!

Euſebio.

Ich und Furcht?
Thöricht läß'ſt du dich verleiten,
Ehrfurcht ſo zu nennen. Zwar,
Red' ich, wie mein Herz mich heißet,
Iſt der Sieg, den ich begehre,
Dir zu Füßen dein Verzeihen
Zu erfleh'n; und hier den Degen
Streck' ich, der ſo vieler Feinde
Schrecken war.

Dir möcht' ich Leben ſchaffen:
Verbirg dich, denn vergebens
Würd' ich dem wilden Wüthen
Solch einer Schaar von Bauern Halt gebieten;
Und du allein erwehrſt dich nicht des Lebens.

Euſebio.

Noch nie bin ich geflohen,
Wiewohl ich mich geſcheut vor deinem Drohen.
Führ' ich dieß Schwert erſt wieder in der Rechten,
So ſollſt du ſeh'n, wie ich, vom Muth beſeelet,
Der gegen dich mir fehlet,
Mit deinem Volk will fechten.

Octavio kommt mit der ganzen Schaar Bauern.

Octavio.

Vom tiefſten Thal bis zu den höchſten Höhen
Der Berge ließen keinen wir am Leben;
Euſebio konnt' uns einzig nur entgehen,
Er iſt geflohen mit des Tages Neige, —

Euſebio.

Du lügſt! Euſebio war noch niemals feige.

Alle.

Euſebio hier? Er ſterbe!

Euſebio.

Kommt, ihr Knechte!

Curcio.

Octavio, halt! Zurück mit deiner Rechte!

Octavio.

Wie, Herr? du, dem es ziemt, uns anzufeuern,
Suchſt unſerm Muth zu ſteuern?

Blas.

Schirmſt einen Menſchen, der durch Schimpf und Morden
An deiner Ehr' und Blut zum Frevler worden?

Gil.

Den Menſchen, der vermeßen
Das ganze Land verheert und aufgefreßen?
Der ungekoſtet Mädchen noch Melone
Nicht ließ im ganzen Dorfe, wo ich wohne?
Und der ſo viel gemordet,
Den kannſt du ſchützen wollen?

Octavio.

Sag' an, Herr, wie du's meinſt, und was wir ſollen.

Curcio.

Hört! haltet inne! — trauriges Gelingen! —
Wär's beßer nicht, nach Siena ihn zu bringen?
Gieb dich in Haft, Euſebio: ich verheiße
Und ſchwör' als Edelmann, ich ſteh' dir bei,
Und will dein Anwalt ſein, obwohl Partei.

Euſebio.

Dir, bloß als Curcio, könnt' ich mich ergeben,
Dem Richter muß ich's wehren;
Dieß wäre Furcht, und ich kann nur dich ehren.

Octavio.

Euſebio ſterbe!

Curcio.

Hört, —

Octavio.

Den Mißethäter
Schirmſt du? Wirſt deines Vaterlands Verräther?

Curcio.

Verräther ich? Du magſt es mir vergeben,
Euſebio: weil ſie ſo mich ſchmäh'n, muß ich
Der erſte ſein, dir bittern Tod zu geben.

Euſebio.

Zieh' dich zurück von hinnen.
Dein Anblick, Herr, verwirrt nur meine Sinnen;
Mit deinem würd'gen Bilde
Dienſt du der Mannſchaft wider mich zum Schilde.

Alle übrigen außer Curcio im Gefecht mit dem Euſebio ab.

Curcio.

Sie drängen hart ihn: o wer nun dein Leben,
Euſebio, retten könnte,
Und müßt' er auch dafür das eigne geben!
Durchbohrt von tauſend Wunden,
Dort in's Gebirg' hinaus iſt er verſchwunden,
Und jetzt, zurück ſich ziehend,
Stürzt er in's Thal; ich eile, zu ihm fliehend,
Denn jenes kalte Blut,
Des leiſer Ruf ſo bang zu mir erſchollen,
Muß meinem ſein entquollen.
Wär' dieß Blut nicht mein eigen,
So hört' ich's nicht, ſo würd' es mir auch ſchweigen.
ab.

Anderer Theil der Waldgegend.

Euſebio ſtürzt vom Felſen herab.

Euſebio.

Da ich mich hernieder ſenke
Hoch vom Felſen, halb entſeelet,

Seh' ich, daß mir Boden fehlet,
Den mein Blut im Tode tränke.
Doch, wenn ich die Schuld bedenke,
Quält die Seele, nun beſonnen,
Nicht das Leben, ſo zerronnen;
Sondern nur, wenn ſie betrachtet,
Wie, von ſo viel Sünd' umnachtet,
Noch Vergebung wird gewonnen.
Schon naht ſich, mich zu verderben,
Jenes rächende Geſchwader,
Leben bleibt in keiner Ader,
Tödten muß ich, oder ſterben.
Zwar wär's beßer, wo ich werben
Könnt' um Gnade, hinzueilen:
Doch das Kreuz hier heißt mich weilen,
Auf daß mir's, in ſolcher Noth,
Geben die mir kurzen Tod,
Ew'ges Leben mög' ertheilen.
Baum, an dem der Himmel dieſe
Frucht des Heils uns läßet leſen,
Und von Adams Biß geneſen!
Blum' im neuen Paradieſe!
Lichter Bogen, der ſich wieſe
Auf der Sündfluth dunkelm Schooße
Aller Welt zum Friedenslooße!
Reb', an welcher wir uns freuen!
Harfe Davids, unſres neuen!
Tafel unſres zweiten Moſe!
Mich, den Sünder, zu begnaden,

Fleh' ich dich nach heil'gem Recht:
Für das ſündliche Geſchlecht
Hat dich Gott auf ſich geladen:
Und zu ſolchen hohen Gnaden
Hätt' er dennoch dich erkoren,
Wär' auch niemand ſonſt geboren:
So verdankſt du, Kreuz, ſie mir,
Denn Gott ſtarb ja nicht an dir,
War ich Sünder nicht verloren.
Andacht, die mein Herz erweichte,
Bat dich ſtets mit feſtem Glauben,
Heil'ges Kreuz, nicht zu erlauben,
Daß ich ſtürbe ohne Beichte.
Schon ein andrer Räuber reichte,
Zu dir beichtend vor dem Ende,
Seine Seel' in Gottes Hände:
Weil ich denn der zweite bin,
Mit ſo reuevollem Sinn,
Hülfreich auch zu mir dich wende.
Da, Liſardo, mein Ergrimmen
Dich Beſiegten konnt' erſchlagen,
Hab' ich dich zur Beicht' getragen,
Eh' des Lebens letztes Glimmen
Mit dem Blute mußt' entſchwimmen.
Nun denk' ich des Greiſen dort,
Riß ihn auch der Tod ſchon fort,
Troſt von beiden zu erwerben.
Sieh', Liſardo, ſieh' mich ſterben!
Hör', Alberto, hör' mein Wort!

Curcio tritt auf.

Curcio.

Hier herum, da muß er ſein.

Euſebio.

Kommt ihr, mir den Tod zu geben,
Leicht gelingt's euch an dem Leben,
Das ſchon jetzo nicht mehr mein.

Curcio.

Müßte nicht den härt'ſten Stein
Dieß vergoß'ne Blut bewegen?
Gieb, Euſebio, deinen Degen.

Euſebio.

Wem?

Curcio.

Dem Curcio.

Euſebio.

Nimm ihn hier,
Und zugleich zu Füßen dir
Fleh' ich des Vergang'nen wegen
Um Vergebung; mehr noch ſagen
Kann ich nicht, denn eine Wunde
Raubt den Athem meinem Munde,
Und erfüllt mit Grau'n und Zagen
Meine Seele.

Curcio.

Wie zerſchlagen
Bin ich! — Hemmt noch den Verluſt
Menſchenrath?

Euſebio.
Mir iſt bewußt,
Daß nur himmliſche Arznei
Übrig meiner Wunde ſei.
Curcio.
Sag', wo iſt ſie?
Euſebio.
In der Bruſt.
Curcio.
Laß' die Hand dahin mich reichen,
Ob noch deines Herzens Pochen
(Weh' mir Armen!) nicht gebrochen.
Doch welch ſchön und göttlich Zeichen?
Es zu kennen und vergleichen
Will mir aller Muth entflieh'n.
Euſebio.
Solches Wappen hat verlieh'n
Mir dieß Kreuz, an deſſen Fuß
Mir des Lichtes erſter Gruß,
Wie ich einzig weiß, erſchien.
Denn mein Vater, mir verloren,
Hat die Wiege ſelbſt verſagt,
Weil ſein Herz ihm wohl geſagt,
Daß ich Böſes nur erkoren.
Eben hier bin ich geboren.
Curcio.
Und hier miſch' ich Schmerz und Luſt,
Den Gewinn mit dem Verluſt,
Wie mein Schickſal grauſam iſt,

zunehmenden erſtickenden Hitze ſei das Leben des armen unglücklichen Geſchöpfes augenſcheinlich in Gefahr, ſie möge nun dort liegen bleiben, oder ſich aufraffen um weiter zu wandern. — „Lieber als daß ihr das Leiden erlebt, ſie vor euern Augen verſcheiden zu ſehen, fuhr er fort, als daß ihr euch vielleicht ſogar dem Verdachte ausſetzt, ſie ſelbſt umgebracht zu haben, rathe ich euch, ſie mir zu überlaßen. Ich will ſie auf einen meiner rüſtigſten Ochſen ſetzen und ſie mit mir fortführen: auf ſolche Art wird ſie einem ſonſt unvermeidlichen Tode entgehen. Allerdings wird ſie dann für euch verloren ſein: aber es iſt doch beßer ſie zu verlieren, indem ihr euch das Verdienſt erwerbt, ihr das Leben zu retten, als wenn ihr noch obendrein beargwohnt würdet, ſie umgebracht zu haben. Ihr Schmuck mag ungefähr zwanzig Goldſtücke werth ſein: nehmt dieſe fünf und zwanzig, und überlaßt mir eure Frau.“ —

Die Vorſtellungen dieſes Mannes ſchienen mir unwiderleglich zu ſein. Ich nahm alſo das dargebotene Geld an; er ſeinerſeits faßte meine Frau in die Arme, ſetzte ſie auf einen Ochſen, und machte ſich eilig auf den Weg. Ich ſetzte nun ebenfalls meine Reiſe fort; meine Füße waren von dem heißen Sande, worauf ich den ganzen Tag hatte wandern müßen, beinahe verbrannt, als ich ſpät Abends zu Hauſe eintraf.

Wo iſt deine Frau? fragte meine Mutter, ſehr verwundert, mich allein ankommen zu ſehen. Ich erzählte ihr hierauf genau den ganzen Verlauf ſeit meiner Abreiſe, und berichtete zuletzt den traurigen Vorfall, der meiner jungen Gefährtin zugeſtoßen war, und mich genöthigt hatte, ſie lieber einem vorbeiziehenden Kaufmanne zu überlaßen, als Zeuge ihres unvermeidlichen Todes zu ſein, und vielleicht gar noch beſchuldigt zu werden, ich hätte ſie ſelbſt umge-

Und doch mild: o Sohn! du biſt
Qual und Wonne meiner Bruſt.
Du, Euſebio, biſt mein Sohn,
Wie die Zeichen ſich vereinen;
Und um deinen Tod zu weinen,
Bleibt mir nun zum einz'gen Lohn.
Deine Red' enthüllt, was ſchon
Ahnungsvoll mich zog zu dir.
Deine Mutter ließ dich hier
An dem Ort, wo ich dich finde;
Da, wo ich begieng die Sünde,
Straft der Himmel ſie an mir.
Dieſer Ort, mich mahnend, hegt
Noch die Spur von dem Ereigniß;
Aber giebt's ein größer Zeugniß
Als dieß Kreuz, dem gleich geprägt,
Welches Julia an ſich trägt?
Ein geheimnißvoller Wille
Zeichnet' euch, der Wunder Fülle
Aller Welt an euch zu zeigen.

Euſebio.

Leb' wohl, Vater! ich muß ſchweigen,
Denn die dunkle Sterbehülle
Deckt mich ſchon; der Tod will trennen
Meine Seele von den Gliedern.
Stimme fehlt mir zum Erwiedern,
Leben, um dich zu erkennen,
Und ein Herz, für dich zu brennen.

Schon der letzte Schauer droht.
Alberto!

Curcio.

Wie ſchmerzt ſein Tod,
Den im Leben ich gehaßt!

Euſebio.

Komm, Alberto!

Curcio.

Grauſe Haſt!

Euſebio.

Hilf, Alberto, meiner Noth!

Er ſtirbt.

Curcio.

Schon iſt im Todesbangen
Der Odem ihm entgangen:
So büße meine Plagen,
Du greiſes Haar!

Er rauft ſich die Haare aus.

Blas kommt mit andern Bauern.

Blas.

Vergeblich ſind die Klagen;
Iſt niemals doch dein hoher Muth erlegen
Dem Unbeſtand des Glücks.

Curcio.

Von ſeinen Schlägen
Traf die Gewalt mich nie ſo ungeheuer.
Mein Leiden zu verkünden,
Will ich mit Thränen rings den Berg entzünden:
Die Thränen meiner Augen ſind ja Feuer.

O grauſames Geſchick! o herbes Looß!
O wilder Schmerz!

Octavio kommt.

Octavio.

Auf einen neuen Stoß
Bereite dich: das Unglück häuft der Plagen
Auf dich mehr, als ein Sterblicher kann tragen.
Gott weiß, wie mich's zu reden ſchmerzt.

Curcio.

Was iſt?

Octavio.

Man hat im Kloſter Julien vermißt.

Curcio.

Was möchten die Gedanken ſelbſt beginnen,
Sag' an, um ärg're Folter zu erſinnen?
Des Schickſals Zorn trifft immer
Mich über die Erwartung ſchlimm und ſchlimmer.
Octavio, ſieh' die bleiche
Geſtalt hier: das iſt meines Sohnes Leiche.
Denk', ob in der Verwirrung meiner Nöthen
Nicht jedes Leiden hinreicht, mich zu tödten.
Gieb mir Geduld, o Himmel!
Sonſt nimm mir dieſes Leben,
Das ſolch geängſt'tes Schweben
In Qualen muß erfahren!

Gil kommt.

Gil.

Herr, —

Curcio.

Giebt's ein neues Leid?

Gil.

Die Räuberſchaaren,
Die erſt gezüchtigt flohen,
Nah'n ſich, um dich von neuem zu bedrohen,
Von einem jungen Tollkühn angefeuert,
Der ihnen Namen und Geſicht verſchleiert.

Curcio.

Jetzt muß ſich alles mir zur Pein vereinen,
Daß Scherze nur die größten Übel ſcheinen.
Schafft nun Euſebio's blut'ge Leich' auf's beſte
Bei Seite, bis mein Jammer ſeine Reſte
Mit ehrenvollem Grabmal kann begaben.

Tirſo.

Wie? du gedenkſt ihn ehrlich zu begraben,
Und in geweihtem Boden,
Der in der Kirche Bann aufgab den Odem?

Blas.

Wer auf die Art geſtorben,
Hat in der Wüſt' ein würdig Grab erworben.

Curcio.

O Rache niedrer Bauern,
Kann ſo in dir die Macht des Grolles dauern,
Daß du mit wüſtem Streiten
Des Todes Schwelle ſuchſt zu überſchreiten?

Er geht wehklagend ab.

Blas.

Es mögen ſeine Glieder
Begraben wilde Thier' und Raubgefieder.

Ein Anderer.

Herabgeſtürzt vom Felſen
Mag ſein zerſtückter Leib zum Grau'n ſich wälzen.

Tirſo.

Nein, beßer geben wir
Ein ländlich Grab ihm unter Büſchen hier,
Da nun die Nacht ſchon waltet
Und ihn mit düſterm Leichentuch umfaltet.
Du, Gil, magſt im Gebirg' ihn hier bewachen,
Es ſoll uns deine Stimme kenntlich machen,
Ob die entfloh'ne Brut
Sich wieder naht.

Alle ab, außer Gil.

Gil.

Ei ja, die meinen's gut!
Sie haben den Euſebio dort verborgen,
Und laßen mich allein hier bei ihm ſorgen.
Ich bitt' euch, Herr Euſebio, woll't bedenken,
Daß ich eu'r Freund war, und euch nie thät kränken.
Doch ſeh' ich recht? betrügt mich mein Verlangen?
Mir iſt, als kämen Menſchen dort gegangen.

Alberto tritt auf.

Alberto.

In den ſtummen nächt'gen Schauern,
Wiederkehrend jetzt von Rom,

Seh' ich, daß ich im Gebirge
Hier mich abermals verlor.
Dieſes iſt der Ort, wo einſt
Mir Euſebio Leben bot,
Und ich fürchte, daß Gefahren
Mir von ſeiner Bande droh'n.

Euſebio.

Alberto!

Alberto.

Welch einer Stimme
Ächzender und banger Ton,
Meinen Namen wiederholend,
Iſt gedrungen in mein Ohr?

Euſebio.

Alberto!

Alberto.

Schon wieder ruft es
Meinen Namen; mir kommt vor,
Als wär's dort hinaus, und näher
Will ich hingeh'n.

Gil.

Heil'ger Gott!
Das iſt des Euſebio Stimme,
Und ich ängſte mich halb todt.

Euſebio.

Alberto!

Alberto.

Nun hallt es näher.
Stimme, die in Lüften flog
Zu mir her, um mich zu rufen:
Wer biſt du?

Euſebio.

Euſebio
Bin ich: komm hieher, Alberto,
Wo man mich begraben; komm,
Theile das Gebüſch nur ohne
Furcht.

Alberto.

Ich fürchte nichts.

Gil.

Ich wohl.

Alberto.

Schon biſt du davon enthüllet.
Sag' mir nun, bei'm höchſten Gott,
Was willſt du?

Euſebio.

Mein Glaub' an ihn
Rief, Alberto, mir zum Troſt
Dich herbei, daß du mich Beichte
Hören woll'ſt vor meinem Tod.
Eine Weile her verſchieden
Bin ich, und vom Geiſte ſchon
War entfeßelt meine Leiche,
Doch des Todes heft'ger Stoß

Raubt' ihm den Gebrauch der Glieder,
Aber ſchied ihn nicht davon.

Er richtet ſich auf.

Wo ich mag die Sünden beichten,
Folge mir, Alberto, komm;
Zahllos geh'n den Sonnenſtäubchen
Und dem Sand des Meers ſie vor.
So viel gilt zum Kreuz die Andacht
Droben in des Himmels Thron.

Alberto.

Wohl, ſo ſchenk' ich alle Bußen
Dir, die jemals ich erprobt,
Um in etwas zu vergüten
Deine Schulden, die ſo groß.

Gil.

Ja bei Gott, da geht er hin;
Und ſchon ſteigt die Sonn' empor
Um dem Anblick beizuwohnen.
Es zu melden will ich fort.

Euſebio und Alberto ab.

Von der andern Seite kommt Julia mit einer Anzahl Räuber.

Julia.

Jetzo iſt zum Überfalle
Günſt'ge Zeit, da ſorgenlos
Der erworb'ne Sieg die Feinde
In des Schlafes Arme ſchloß.

Ein Räuber.

Willſt du ihren Paſs beſetzen,

So iſt's wohl am beſten dort,
Denn ſie kommen hier vorbei.

Curcio kommt mit allen ſeinen Leuten.

Curcio.

Bei der Qual, die in mir tobt,
Zweifl' ich nicht, ich bin unſterblich,
Da ich noch nicht fand den Tod.

Gil.

Rings umher iſt's voll von Menſchen,
Alle denn vernehmt mein Wort
Von hier vorgefall'nen Wundern,
Über alles hoch und groß.
Von dort, wo er lag begraben,
Hob Euſebio ſich empor,
Einen Prieſter zu ſich rufend; —
Doch warum erzähl' ich noch
Was ihr alle ſehen könnt?
Schaut nur, wie andächtig dort
Er auf ſeinen Knien betet!

Curcio.

Ja, mein Sohn iſt's: heil'ger Gott,
Wie erſtaunenswürd'ge Dinge!

Julia.

Wer ſah ſolch ein Wunder ſchon?

Curcio.

Und ſobald der fromme Alte
Ihm die Abſolution

Hat ertheilt, ſo fällt er wieder
Hin zu deſſen Füßen todt.

Alberto tritt auf.

Alberto.

Unter ſo viel Werken Gottes,
Wiße wer auf Erden wohnt,
Seiner Wunder allergrößtes;
Meine Stimm' erhöh' ſein Lob.
Als Euſebio war geſtorben,
Ließ der Himmel weilen noch
Seinen Geiſt bei'm ſtarren Leichnam,
Bis er beichten erſt gekonnt:
So viel Gnad' erlangt die Andacht
Zu dem heil'gen Kreuz bei Gott.

Curcio.

Nein, du warſt kein Raub des Unglücks,
O mein herzgeliebter Sohn!
Denn in ſeinem trag'ſchen Tode
Solche Glorie ward zum Lohn.
Möchte Julia ihre Schulden
So erkennen!

Julia.

Helf' mir Gott!
Was vernehm' ich, und welch Wunder
Iſt dieß? Um Euſebio's
Liebe warb ich, und ich bin
Des Euſebio Schweſter doch?
Wiße denn mein Vater Curcio,

bracht. Zugleich zog ich die fünf und zwanzig Goldſtücke hervor, die ich als Entſchädigung empfangen hatte.

Bei dieſer Erzählung ſtieg der Unwille meiner Mutter auf einen ſolchen Grad, daß ſie anfänglich verſtummte, und wie verſteinert war. Aber bald machte der verhaltne Zorn ſich gewaltſam und mit großem Toben Luſt: ſie überhäufte mich mit Schmähungen und Verwünſchungen, die ihr für die Verkehrtheit meines Betragens immer noch nicht ſtark genug ſchienen. — „Der Unſinnige! Der Elende!“ rief ſie aus: „verkauft ſeine Frau! überliefert ſie einem Andern! Eine Brahmanen-Tochter die Beiſchläferinn eines niederträchtigen Kaufmanns! Was wird die Welt davon denken? Was werden die Verwandten des unglücklichen Mädchens und die unſrigen ſagen, wenn ſie dieſe Gräuel erfahren? Werdeſt ſie jemals an ein ſolches Uebermaß von Narrheit und Blödſinn glauben können?“ —

Das traurige Abenteuer meiner Frau mußte ihren Verwandten bald zu Ohren kommen. Sie kamen in voller Wuth, mit Knüppeln bewaffnet, hergerannt, und hatten nichts Geringeres vor, als mich zu Tode zu prügeln. Dieß wäre auch mir und meiner armen Mutter, wiewohl ſie ganz unſchuldig war, unfehlbar begegnet, wenn wir nicht bei Zeiten ihre Ankunft erfahren und uns durch eine ſchnelle Flucht ihrer Rache entzogen hätten. Da ſie ſich ſelbſt keine Genugthuung ſchaffen konnten, ſo trugen ſie den Handel den Häuptern ihrer Kaſte vor, welche mich einſtimmig zu einer Geldbuße von zwei hundert Pagoden, als Entſchädigung für die gekränkte Ehre der Familie, verdammten. Ferner wurde bei Verluſt der Kaſte allen und jeden unterſagt, einem ſolchen Narren, wie ich wäre, jemals wieder eine andere Frau zu geben. So war ich alſo dazu verdammt, meine übrige Le-

Wiſſe alle Welt ſofort
Meine ſchwere Schuld; ich ſelber,
Von all dem Entſetzen voll,
Will's verkünden: ich bin Julia,
(Höre, wer da lebt, mein Wort!)
In der Anzahl der Verworf'nen
Als die ſchnödeſte erprobt.
Aber wie jetzt meine Sünden
Offenbar geworden, ſoll's
Von nun an die Buße werden,
Und ich bitte demuthsvoll
Ab der Welt das böſe Beiſpiel,
Und das böſe Leben Gott.

Curcio.

O verbrecheriſcher Gräuel!
Meine eigne Rechte ſoll
Dich ermorden, daß entſetzlich,
Wie dein Leben, ſei dein Tod.

Julia.

Steh' mir bei, du göttlich Kreuz!
Denn ich gebe dir mein Wort,
Zu dem Kloſter wiederkehrend
Meine Schuld zu büßen dort.

Da **Curcio** ſie erſtechen will, umarmt ſie das Kreuz, welches am Grabe des **Euſebio** ſteht, und fliegt damit in die Höhe.

Alberto.

Großes Wunder!

Curcio.

Und mit ſolches
Hohen Staunens Aufgebot,
Schließt die Andacht zu dem Kreuz
Glücklich hier der Dichter ſo.

Der ſtandhafte Prinz.

(El principe constante.)

Perſonen:

Don Fernando,
Don Enrique, } Prinzen von Portugal.
Don Juan Coutinho.
Alfonſo, König von Portugal.
Brito, portugieſiſcher Soldat.
Der König von Fez.
Muley, Feldherr.
Tarudante, König von Marokko.
Selim, in Dienſten des Königs von Fez.
Phönix, Prinzeſſin.
Roſa,
Zara,
Eſtrella, } ihre Dienerinnen.
Zelima,

Soldaten, Chriſtenſklaven und anderes Gefolge.

Erſter Akt.

Königlicher Garten am Meere.

Chriſtenſklaven, ein beliebiges Lied ſingend; zu ihnen Zara.

Zara.

Singet hier, weil unſ're ſchöne
Phönix, während ſie ſich kleidet,
Manchmal gern ihr Ohr geweidet
An dem klagenden Getöne
Eurer Lieder, wenn ſie her
Vom Gefängniß drüben hallen.

1. Chriſtenſklav.

Kann Muſik, wozu das Schallen
Unſ'rer Ketten, klirrend ſchwer,
Die Begleitung ſcheint zu ſpielen,
Sie erheitert haben?

Zara.

Ja,
Sie hört zu, ſo ſingt nur da.

2. Chriſtenſklav.

Dieſes Leiden, bei ſo vielen,
Schöne Zara, wär' noch ſtärker:
Nur der Thiere rohe Zunft,
Ganz entblößt von der Vernunft,
Singt vergnügt in ihrem Kerker.

Zara.

Pflegt ihr nicht zu ſingen?

3. Chriſtenſklav.

Wenn
Es geſchieht, iſt's, unſ're Leiden,
Aber fremde nicht, zu weiden.

Zara.

Sie hört zu, ſo ſinget denn.

Geſang.

Es muß der Laſt der Jahre
Das Hohe ſelbſt erliegen,
Der leichte Gang der Zeiten
Kennt keine ſchweren Siege.

Roſa tritt auf.

Roſa.

Fort, Geſang'ne! Nicht mehr Zeit
Iſt's nun, des Geſangs zu warten,
Denn es tritt in dieſen Garten
Phönix, daß der Fluren Kleid
Stolz von ihrer Schönheit blühe,
Als der jüngeren Aurore.

Die Chriſtenſklaven ab.

Phönix tritt auf, umgeben von den Dienerinnen, die ſie ankleiden.

Eſtrella.

Schön erhobſt du dich im Flore.

Zara.

Prahle nicht die reine Frühe,
Daß dem Garten ſie verlieh'n
Licht und Duft im holden Schooße,
Noch den Purpur auch der Roſe,
Noch die Weiße dem Jasmin.

Phönix.

Gebt den Spiegel.

Eſtrella.

Es bedarf
Nicht, um Flecken ihn befragen,
Nie vom Pinſel aufgetragen,
Der ſo rein die Züg' entwarf.

Sie reichen ihr einen Spiegel.

Phönix.

Wozu kann die Schönheit dienen,
Ob es auch die meine wäre,
Wenn ich doch die Luſt entbehre,
Wenn das Glück mir nicht erſchienen?

Zelima.

Was betrübt dich?

Phönix.

Wenn ich wüßte,
Zelima, was mich betrübt,
Weiß ich auch, daß, gern geübt,

Selbſt der Schmerz es lindern müßte.
Doch von meinen Leiden, ſieh'!
Kenn' ich nicht die Art genauer:
Denn ſonſt wäre wahre Trauer
Was nun iſt Melancholie.
Nur zu quälen weiß ich mich,
Nicht, warum ich nur mich quäle;
Es ſind Täuſchungen der Seele.

Zara.

Können, zu erheitern dich,
Dieſe Gärten denn nicht dienen,
Die dem Frühling, hold zu ſchauen,
Statuen von Roſen bauen,
Über Tempeln von Jasminen:
Geh' an's Meer, ein kleines Boot
Sei der Sonne gold'ner Wagen.

Roſa.

Wenn er, auf der Flut getragen,
Sieht ſolch glänzend Abendroth,
Dann ruft, voll Melancholie,
Wohl dem Meer der Garten zu:
Schon verſinkt die Sonn' in Ruh',
Kürzer war der Tag noch nie.

Phönix.

Nein, es kann mich nicht erfreu'n
Wettſtreit zwiſchen See und Matten,
Wie ſich in verlor'ne Schatten
Ferne Wiederſcheine ſtreu'n,
Wann auf den beſtrahlten Räumen,

benszeit ledig zuzubringen. Ich hatte noch von Glück zu ſagen, daß ich nicht für immer aus der Zunft der Brahmanen ausgeſtoßen ward. Dieſe Gnade verdankte ich dem unter den Zunftgenoßen noch lebenden Andenken meines Vaters, der ein ungemein verehrter und hochgeachteter Mann geweſen war.

Jetzt ſtelle ich euch anheim, ob dieſer Beweis von Narrheit denen, womit meine Mitbewerber euch unterhalten haben, das Geringſte nachgiebt, und ob mir nicht mit vollem Rechte der Vorrang gebührt.“

Nach reiflicher Berathung ertheilte die Verſammlung den Beſcheid: jeder der vier Streitenden habe unwiderſprechliche Proben ſeiner Narrheit vorgelegt; allen ſtehe ein gleiches und wohlbegründetes Recht auf Ueberlegenheit in dieſem Sache zu; jeder könne demnach für ſeine Perſon ſich den Preis der Narrheit zuerkennen, und den Gruß des Edelmannes als an ihn beſonders gerichtet betrachten. — „Ihr habt ſämmtlich euern Proceſs gewonnen, ſagte der Vorſitzer zu ihnen: geht und ſetzt, wo möglich, eure Reiſe in Frieden fort!“

Vollkommen befriedigt durch einen ſo billigen Urtheilſpruch machten ſich die reiſenden Brahmanen wieder auf den Weg, indem ſie um die Wette ausriefen: Ich habe meinen Proceſs gewonnen! Ich auch! Ich auch!

* * *

Prangend wie in Heiligthumen,
Schäume ringen mit den Blumen,
Blumen ringen mit den Schäumen:
Weil der Garten voller Neid,
Wie er ſieht des Meeres Wellen,
Nachzuahmen ſtrebt ihr Schwellen;
Und der linde Zephyr leiht
Farb' und Schmelz, dort eingeſogen,
Wieder ihm, und ſo umſäuſelt
Bildet Blum' und Laub, gekräuſelt,
Einen Ocean von Wogen.
Wann das Meer, betrübt zu ſehen,
Wie der Garten zierlich pranget
Von Natur, nun auch verlanget
Ihm an Schmuck nicht nachzuſtehen,
Muß, vom fremden Schein verſucht,
Die gewohnte Pracht es dämpfen;
Und ſo ſieht man lieblich kämpfen
Blaue Flur und grüne Bucht:
Da ſie beid' an krauſen Säumen
Der gemiſchten Farben warten,
Wird ein Blumenmeer der Garten,
Und das Meer ein Beet von Schäumen.
Groß, gewißlich, iſt mein Schmerz,
Da nicht lindern die Beſchwerde
Flur und Himmel, Meer und Erde.

Zara.

Großes Leid beſtürmt dein Herz.

Der König tritt auf, mit einem Bildniße in der Hand.

König.

Gönnt dein Übel dir einmal,
Das der Schönheit Fieber iſt,
Von der Trauer eine Friſt!
Dieſes ſchön' Original, —
Denn kein Bildniß iſt was Leben
Hat und Seel', — iſt der Infante
Von Marokko, Tarudante;
Seine Krone wünſcht ergeben
Er zu Füßen dir zu legen.
Den zum Boten hier ernannt' er,
Und ein ſtummer Abgeſandter
Muß wohl Liebes-Botſchaft hegen.
An ihm find' ich einen Streiter,
Meine Plane zu vollenden:
Zur Belag'rung Ceutas ſenden
Will er mir zehntauſend Reiter.
Laß' die Scham ſich nun verſöhnen,
Gönne dem zu lieben dich,
Den in Fez zum König ich
Deiner Schönheit werde krönen.

Phönix.

Steh' mir Allah bei!

König.

Du zagſt,
Wie bedrängt von großer Noth?

Phönix für ſich.

Weil beſchloßen iſt mein Tod.

König.

Laß' mich hören, was du ſagſt.

Phönix.

Kam ich immer den Befehlen,
Vater, Herr und König, nach —
beiſeit. Was nur ſag' ich? Muley, ach!
Solchen Anſpruch zu verfehlen! —
Tiefſte Demuth giebt ſich kund —
Wehe mir — in dieſer Stille. —
beiſeit. Wenn er's denkt, ſo lügt mein Wille,
Wenn er's ſagt, ſo lügt mein Mund.

König.

Nimm das Bildniß.

Phönix für ſich.

Weil ich muß,
Nimmt es meine Rechte hin,
Doch nicht kann es Herz und Sinn.

Man hört einen Kanonenſchuß.

Zara.

Muley'n meldet dieſer Schuß,
Der vom Meer heut' angekommen.

König.

Billig iſt's, ihn zu begrüßen.

Muley tritt auf, mit dem Commando-Stabe in der Hand.

Muley.

Sieh' mich, Herr, zu deinen Füßen.

König.

Muley, ſei mir ſehr willkommen.

Muley.

Wer ſich hat hinaufgedrängt
Zu ſo lichter Sphären Wonne,
Wen im Hafen ſolcher Sonne
Kind, Aurora, hier empfängt:
Der muß wohl bewillkommt ſein.
Reiche, Fürſtin, mir die Hand,
Deiner Gunſt erhab'nes Pfand
Magſt du würdig dem verleih'n,
Der in Lieb' und Treu' ergeben
Nach Triumphen für dich ringt,
Dir zu dienen gieng, und bringt
Nun zurück ſein liebend Streben. —
beiſeit. Was, o Himmel, muß ich ſchauen?

Phönix.

Muley, du — es drückt mich ſchwer —
Biſt willkommen.

Muley beiſeit.

Nicht zu ſehr,
Wenn ich darf den Augen trauen.

König.

Sag', was giebt's zur See zu thun?

Muley.

Du magſt die Geduld bereiten,
Schlimm ſind meine Neuigkeiten;
Alles iſt verſchlimmert nun.

König.

Was du weißt, verkünde mir:
Denn bei einem feſten Muthe

Findet Böſes wie das Gute
Immer gleiche Mienen. Hier
Setz' dich, Phönix.

Phönix.

Ich will's thun.

König.

Setzt euch alle; laß' uns hören,
Und dich nichts im Reden ſtören.

Der König und die Damen ſetzen ſich.

Muley *für ſich.*

Kann ich reden? kann ich ruh'n? —
Bloß mit zweien Galeaſſen
Lief ich aus, wie du geboten,
Um an den barbar'ſchen Küſten,
Hoher Herr, umher zu forſchen.
Dein Befehl war, daß ich nahen
Der berühmten Stadt mich ſollte,
Die Eliſa hieß vor Zeiten,
Jener, die erbaut am Thore
Des herkul'ſchen Sundes ſtehet
Und den Namen hergenommen
Hat von Ceido, welches Ceuta,
Vom Arabiſchen verdolmetſcht
Auf Hebräiſch, Schönheit heißet,
Und ſie prangt am ſchönſten Orte;
Jener endlich, die der Himmel
Hat entrißen deiner Krone,
Wohl nach unſers großen Mahoms,
Des Propheten, bill'gem Zorne;

Und zur Schmach fur unſ're Waffen
Müßen wir nun ſeh'n, daß dorten
Portugieſiſche Paniere
Auf den Thurmen ſind erhoben,
Allzeit vor den Augen habend
Eine Schranke, welche ſpottet
Unſ'res Ruhmes, einen Zugel,
Der zuruckhält unſer Trotzen,
Einen Kaukaſus, der deiner
Siege Nil in ſeinem Strome
Aufhält, und, dazwiſchen tretend,
Spaniens Zugang uns verſchloßen.
Alſo hatt' ich den Befehl,
All ihr Bollwerk auszuforſchen
Ganz genau, um dir zu melden,
Wie geſtaltet und geordnet
Sie es hat, und wie du kannſt,
Sparend ſo Gefahr als Koſten,
Dieſen Krieg anfangen; möge
Dir den Sieg des Himmels Sorge
Sammt der Herſtellung verleih'n.
Zwar ein größ'res Ungluck, drohend,
Schafft Verzug; denn ich bezweifle,
Ob dieß jetzt wird unternommen,
Da ein andres Unternehmen
Dringender dich ruft und fordert:
Weil das Heer, das wider Ceutas
Große Macht du haſt geworben,
Eilen muß zu Tangers Schutz,

Welches wehklagt, ſchon bedrohet
Von der gleichen Noth und Plage,
Gleichem Fall und gleichem Hohne.
Ich erfuhr's, weil ich zur See,
Um die Stund' an einem Morgen,
Wo, die weſtlich ruh'nden Schatten
Scheuchend vor ſich her, die Sonne
Halb im Schlaf noch, blonde Haare
Auf Jasminen und auf Roſen
Breitet, die mit gold'nem Tuche
Der Aurora Thränen trocknen,
Welche, Feu'r und Schnee, in Perlen
Vor der Sonne Blick zerrennen,
Fern auf den Gewaßern ſah
Eine ſtarke Kriegesflotte
Angeſchwommen, obwohl damals
Der erſtarrte Blick nicht konnte
Sich entſcheiden, ob's ihm Felſen
Oder Schiffe ſcheinen ſollten.
Denn ſo wie auf Schildereien,
Durch des Pinſels Kunſt verſchmolzen,
Hintergrunde, weite Fernen,
In zweideut'ger Ausſicht offen,
Bald wie Berg' erſcheinen, bald
Sich wie ſtolze Städt' erheben,
Weil der Abſtand unerhörte
Wunderdinge allzeit formet:
So auch, auf der blauen Landſchaft
Lichter, Schatten, hingeworfen,

Machten, Meer und Himmel miſchend
Mit den Wolken und den Wogen,
Tauſend Täuſchungen dem Blick,
Der, begierig jetzo forſchend,
Nur die Maſſen noch bemerkte
Und nicht unterſchied die Formen.
Erſtlich ſchien uns, da wir ſah'n,
Wie den Himmel ihre obern
Spitzen rührten, Wolken wären's,
Derer, die, auf's Meer gezogen,
In Sapphir empfang'nen Regen
In Kryſtall gebären wollen;
Und wir dachten ſo mit Recht,
Denn das Meer ſchien ja geſonnen,
Einzuſchlürfen den unzähl'gen
Schwarm bis auf den letzten Tropfen.
Bald von Meeres-Ungeheuern
Schien es eine irr'nde Herde,
Die Neptunen zu begleiten
Käm' aus ihren tiefen Grotten:
Denn wie ihre Segel wallten,
Spielend mit des Windes Odem,
Glaubten wir, ſie ließen wallen
Auf den Fluten ihre Floßen.
Nun uns näher ſchon erſchien es
Ein gewalt'ges Babylonien,
Deſſen Hängegärten waren
Wimpel, ſich dem Wind' entrollend.
Endlich aus dem Trug geriſſen

Hatte das Geſicht als Flotte
Sie erkannt ſchon, denn wir ſah'n,
Wie die Schnäbel Furchen zogen,
Wovon die geſchlag'nen Schäume
Kräuſelnd ſich in ſich verworren,
Berg' aus Silber aufgeſchichtet,
Felſen aus Kryſtall erſchwollen.
Ich, ſo viele Feind' entdeckend,
Wandte mich vor ihrem Toben:
Denn zu flieh'n gehörig wißen
Hat oft auch für Sieg gegolten;
Und ſo nahm, als der ich dieſer
Meere kund'ger war, im Porte
Einer Bucht ich meine Zuflucht,
Wo ich widerſtehen konnte,
In der Schutzwehr und dem Schirme
Zweier Hügel, ſolcher großen
Macht gewalt'gem Ungeſtüm,
Die Meer, Erd' und Himmel trotzet.
Arglos fuhren ſie vorbei;
Und begierig zu erforſchen,
Wie ihr denkt, wo dieß Geſchwader
Ferner ſeine Bahn verfolgte,
Lief ich auf das offne Meer
Wieder aus, wo ſich gewogen
Meinen Hoffnungen der Himmel
Wies, die dießmal nicht mich trogen.
Denn ich ſah, zurückgeblieben
War ein Schiff von jener Flotte,

Welches wehrlos und verlaßen
Kaum die See noch halten mochte:
Weil, wie ich nachher erfuhr,
Da ſie all' ein Sturm betroffen,
Dieſes ihm erliegen mußte,
Schadhaft, leck und halb zerborſten;
So nun, angefüllt mit Waßer,
Das die Pumpen nicht dem Boden
Zu entſchöpfen g'nügten, ſchwankend
Bald nach hier und bald nach dorten,
Schien es dem Verſinken nah
Bei dem kleinſten Wellenſtoße.
Ich naht' ihm, und Lind'rung brachten
Seiner Noth wir, obwohl Mohren;
Denn es pflegt ſich, wer im Unglück,
Durch Geſellſchaft zu erholen
Dergeſtalt, daß ſelbſt ein Feind
Dann gereicht zu ſeinem Troſte.
Von dem Trieb des Lebens werden
Etliche ſo fortgezogen,
Daß ſie, aus den Tau'n und Seilen
Leitern machend, unerſchrocken,
Sich gefangen übergeben;
Obwohl Andre ſie verſpotten
Mit dem Wort, daß ewig leben
Leben ſei mit Ehr' und Lobe,
Und auch ſo noch widerſteh'n:
Portugieſiſch eitles Trotzen!
Es berichtet mich ausführlich

II.

Aus dem Griechiſchen.

Derer, die an Bord gekommen,
Einer nun, daß von Lisboa
Ausgelaufen jene Flotte
Wider Tanger, das ſie denke
Zu belagern, mit heroiſch
Feſtem Vorſatz, daß du ſehen
Auf den ſtolzen Zinnen ſolleſt
Die fünf Schildlein, die auf Ceuta
Jeden Tag beſcheint die Sonne.
Eduard von Portugal,
Deſſen Siegerruhm frohlockend
Auf den Schwingen röm'ſcher Adler
Fliegen wird durch alle Zonen,
Schickt Enrique und Fernando,
Seiner Brüder Paar, die Glorie
Des Jahrhunderts, das ſie ſiehet
Prangend in des Sieges Kronen.
Sie ſind Ordensmeiſter Chriſti
Und Avis, mit weißem Borde
Zieren Kreuze beider Bruſt,
Dem ein grünes, dem ein rothes.
Vierzehntauſend Portugieſen
Sind's, die ſteh'n in ihrem Solde,
Hoher Herr, die nicht gerechnet;
Die mitzieh'n auf eigne Koſten.
Tauſend ſind der ſtarken Pferde,
Wohl verſeh'n vom ſpan'ſchen Stolze,
Tigern gleich mit bunten Decken,
Lüchſen gleich mit leichten Sohlen.

Angelangt in Tanger müßen
Sie ſchon ſein, und dieſen Morgen,
Wo nicht ſeinen Sand betreten,
Wenigſtens ſein Meer durchwogen.
Zieh'n wir aus, es zu vertheid'gen,
Waffne, Herr, dich ſelbſt im Zorne,
Daß in deinem tapfern Arme
Mahoms Geißel werd' erhoben,
Und das reichſte Blatt von allen
Aus des Todes Buch entrolle.
Denn vielleicht wird heut erfüllt
Jenes Morabiter-Wortes
Heldenmüth'ge Prophezeiung,
Welche ſagt, am ſand'gen Borde
Afrika's werd' einſt zu Theile
Ein unglücklich Grab der Krone
Portugals; ſie mögen ſehen,
Wie von dieſem krumm gebognen
Säbel grün' und blaue Felder
Roth in ihrem Blut geworden.

König.

Schweig'! nicht weiter rede fort!
Denn erfüllt von wüth'gem Grimme
Iſt ein Gift mir deine Stimme,
Giebt den Tod mir jedes Wort.
Afrika zum Grabmal ſchaffen
Will ich ihren trotz'gen Horden,
Nah'n die Meiſter ihrer Orden,
Die Infanten, ſchon in Waffen.

Muley, du brich ſchleunig auf
Mit dem Reitervolk der Küſte,
Während ich zum Kampf mich rüſte;
Wenn du in behendem Lauf
Mit Scharmützeln ihnen wehreſt,
Daß ſie dort kein Land gewinnen
Allzuſchnell, und mir hierinnen
Dein geerbtes Blut bewähreſt:
Dann, ſo ſchnell wie du, in's Feld
Rück' ich, unſ're Macht zu paaren,
Mit dem Reſt der trotz'gen Schaaren,
Die das Lager hier enthält.
Und ſo ſoll von den Beſchwerden
Uns ein blut'ger Tag befrei'n:
Ceuta muß nun wieder mein,
Tanger nicht das ihre werden.

ab.

Muley.

Phönix, dir ſei nicht verhehlt,
Obwohl im Vorübereilen,
Da ich doch nicht bin zu heilen,
Welche Krankheit mich entſeelt.
Ob mein Wahn auch überſchritte
Schuld'ger Ehrerbietung Zucht:
Meine Qual iſt Eiferſucht,
Und die kennt ja keine Sitte.
Welches Bildniß, Feindin, ach!
Sah in weißen Händen ich?
Wer iſt der Beglückte? ſprich!

Wer — doch halt! eh' ſolche Schmach
Deine Zunge mir bekenne:
Schon genug, daß unbekannt
Ich ihn ſah in deiner Hand,
Ohne daß dein Mund ihn nenne.

Phönix.

Muley, mein Verlangen wollte
Freiheit dir zum Lieben ſchenken,
Aber nicht zum Schmäh'n und Kränken.

Muley.

Phönix, ja ich fühl', ich ſollte
Nicht ſo ungeziemend ſprechen.
Doch der Himmel mag mir zeugen,
Eiferſucht läßt ſich nicht beugen,
Muß durch alle Schranken brechen.
Schüchtern und in ſcheuer Zucht
Warb ich, liebt' ich, ganz dein eigen:
Aber konnt' ich liebend ſchweigen,
Kann ich's nicht mit Eiferſucht.
Nein, ich kann's nicht!

Phönix.

Nicht verdienet
Deine Schuld Genugthuung;
Doch es iſt mir Grund genung,
Daß ſie meiner Ehre dienet.
Ein Vergehn will ich verſchonen
Unter uns, und ſo ertheil' ich
Dir ſie.

Muley.

Giebt es eine?

Phönix.

Freilich.

Muley.

Möge Gott dich wohl belohnen!

Phönix.

Dieß Bild ſandte —

Muley.

Wer?

Phönix.

Infant

Tarudante.

Muley.

Und weswegen?

Phönix.

Weil mein Vater, mit dem Hegen
Meiner Neigung unbekannt, —

Muley.

Wohl!

Phönix.

Verlangt, daß die zwei Kronen —

Muley.

Sprich nicht weiter: ſchon genung!
Giebſt du ſo Genugthuung?
Möge Gott dich ſchlimm belohnen!

Phönix.

Daß mein Vater dieß bedacht,
Hab' ich daran Schuld begangen?

Muley.

Daß du dieſes Bild empfangen,
Hätt' er auch dich umgebracht.

Phönix.

Konnt' ich's meiden?

Muley.

Sicherlich.

Phönix.

Wie?

Muley.

Du mußteſt was erſinnen.

Phönix.

Sag', was konnt' ich nur beginnen?

Muley.

Sterben, wie ich's thät' für dich.

Phönix.

Dieß war Noth.

Muley.

Nein, Wankelmuth.

Phönix.

War Gewalt.

Muley.

Gewalt giebt's keine.

Phönix.

Nun was war es alſo?

Muley.

Meine
Trennung, ſie begrub mein Gut.
Und bevor noch beßer ich,
Wie du wechſelſt, müßte lernen,
Will ich wieder mich entfernen:
Tödte, Phönix, wieder mich.

Phönix.

Scheiden iſt nicht abzuwenden.

Muley.

Schied die Seele doch von mir.

Phönix.

Zieh' nach Tanger! Wieder hier,
Magſt du dann die Klagen enden.

Muley.

Wohl, läßt nur mein Leid mich leben.

Phönix.

Lebe wohl, wir müßen ſcheiden.

Muley.

Höre! willſt du ſo mich meiden,
Ohne mir das Bild zu geben?

Phönix.

Ja, der König würd' es miſſen.

Muley.

Laß' es los! mit vollen Rechten
Reiß' ich den aus deiner Rechten,
Der mich deiner Bruſt entrißen.

Beide ab.

Seeküſte bei Tanger.

Es wird eine Zinke geblaſen, man hört Geräuſch vom Ausſchiffen, Don Fernando, Don Enrique, Don Juan Coutinho und Soldaten ſteigen an's Land.

Fernando.

Ich muß der erſte ſein, die ſand'gen Fluren,
Du ſchönes Afrika, dir zu berühren,
Auf daß, gedrückt von meiner Tritte Spuren,
Die ſtarke Macht dein Nacken möge ſpüren,
Die dich ſoll zähmen.

Enrique.

Meinen edlen Sohlen
Mög' auf dem afrikan'ſchen Grund gebühren
Die zweite Stelle: — er fällt. Gottes Schutz befohlen!
Stets müßen üble Zeichen mich begleiten.

Fernando.

Du mußt, Enrique, dich vom Schreck erholen:
Dein Fallen iſt vielmehr daher zu leiten,
Daß ſelbſt die Erd', um ſie als Herr zu faßen,
Dich lud, die Arme gegen ſie zu breiten.

Enrique.

Dieß Feld und dieß Gebirge ſteh'n verlaßen
Von den Alarben, wie ſie uns geſehen.

Don Juan.

Tanger verſchließt die Thore ſeiner Gaßen.

Fernando.

In ihrer Freiſtatt woll'n ſie uns entgehen.
Don Juan Coutinho, Graf Miralva's, eilend
Geh't, um das Land mit Sorgfalt zu erſpähen;

Bevor die Sonn', ihr Morgenroth ereilend,
Uns ungeſtümer treffend mag verletzen,
Der Stadt von uns den erſten Gruß ertheilend,
Sagt ihr, ſie ſolle nicht ſich widerſetzen,
Sonſt müß' ich ſie mit Schwert und Feuer ſtürmen,
In Blut das Feld, in Brand die Häuſer ſetzen.

Don Juan.

Ich will hinan bis unter ihren Thürmen,
Mag, ein Vulkan, ſie Blitz und Flammen ſpeien,
Und graue Wolken um die Sonne thürmen.

ab.

Brito kommt.

Brito.

Gottlob, da bin ich im Revier des Maien,
Und kann zu Land' umhergeh'n nach Belieben,
Von Schaukeln, Angſt und Schwindel mich befreien.
Nicht mehr im Meere werd' ich umgetrieben,
Wo, bis ſie erſt ein hölzern Unthier fragen, —
Das doch ein Klotz, — der Flinkſte muß verſchieben,
Mit raſchem Lauf aus der Gefahr zu jagen.
Mein liebes Land! ach laß' mich nicht verderben
Im Waßer, noch bis zu den letzten Tagen
Laß' auch auf feſtem Lande je mich ſterben!

Enrique.

Daß du den Narren anhör'ſt!

Fernando.

Daß dein Bangen
Auf keine Weiſe Troſt weiß zu erwerben!

Ihm grundlos, unwillkürlich nachzuhangen,
Biſt du dem eig'nen Muth ganz abgefallen.

Enrique.

In Ängſten iſt die Seele mir befangen,
Ich wähne wider mich das Looß gefallen,
Seit, eben von Lisboa nur gewichen,
Ich um mich ſah des Todes Bilder wallen.
Kaum daß zu den barbar'ſchen Himmelsſtrichen
Der Fahrt Beſchluß uns beiden ſich erfüllte,
Als ſelbſt Apollo, wie im Krampf erblichen,
In's Leichentuch der Wolken tief verhüllte
Sein gold'nes Antlitz, und das Meer mit Brauſen
Zertrümmernd wider unſ're Flotte brüllte.
Blick' ich auf's Meer, ſo deckt es dunkles Grauſen;
Zum Himmel auf, ſo ſcheint mit Blut getränket
Sein blauer Schleier; in die Luft, ſo hauſen
Nur nächt'ge Vögel drin; den Blick gelenket
Zur Erde, ſeh' ich Grüfte dar ſich ſtellen,
Worein mich Armen bald mein Fall verſenket.

Fernando.

Wohlan, ſo ſoll dir meine Lieb' erhellen,
Was dieſer ſchwermuthsvolle Schein bedeute.
Daß uns ein Schiff verſchluckt die ſtürm'ſchen Wellen,
Sagt uns, entbehrlich waren dieſe Leute,
Um zu vollbringen was wir unternommen;
Daß der durchſicht'ge Himmel Purpur ſtreute,
War Schmuck, nicht Grau'n; und ſind uns vorgekommen
In Lüften Vögel, Ungeheu'r im Meere,
Wir haben nicht hieher ſie mitgenommen.

Wenn ſie denn hier ſind, muß es nicht bewähren,
Daß ſie dieß Land, worin ſie gräulich niſten,
Von ſeinem blut'gen Ende vorbelehren?
Dergleichen ſchnöde Zeichen überliſten
Mit leerem Schreck die Mohren, die drauf bauen,
Nicht irre machen wollen ſie die Chriſten.
Wir beide ſind's: kein eitles Selbſtvertrauen
Lockt uns, hier unſ're Waffen zu erproben,
Damit der Menſchen Augen mögen ſchauen
Den großen Sieg im Buch des Ruhms erhoben.
Wir kommen, Gottes Glauben zu verbreiten;
Ihn preiſen müßen wir, ihn einzig loben,
Wenn triumphierend dieſen Kampf wir ſtreiten.
Doch ſoll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten.
Die Strafe Gottes iſt es recht zu ſcheuen,
Sie pflegt ſich nicht mit leerem Schreck zu friſten.
Nicht frevelnd kommen wir, als ſeine Treuen:
Chriſten ja ſeid ihr, wohl, ſo thut wie Chriſten! —
Doch was iſt dieß?

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Herr, zur Mauer,
Deinem Wort gehorſam, gehend,
Sah ich leichter Pferde Schaaren
An dem Fuße dieſer Berge,
Die von dort hinaus gen Fez
Sich ſo ſchnell hieherwärts wenden,
Daß dem Blick ſie Vögel ſcheinen,

Nicht vierfüßigen Geſchlechtes.
Zwar vom Winde nicht getragen,
Fühlet doch ſie kaum die Erde,
Und ſo weiß nicht Erd' und Luft,
Ob ſie fliegen oder ſchweben.

Fernando.

Zieh'n wir aus, ſie zu empfangen!
Sich zuerſt in Reihen ſtellen
Laßt die Bogenſchützen, dann
Die mit Pferden ſind verſehen
Ebenfalls, nach ihrer Weiſe
Mit den Harniſchen und Speeren.
Auf, Enrique! Guten Anfang
Will uns dieſer Anlaß ſchenken:
Sei getroſt!

Enrique.

Ich bin dein Bruder,
Nicht erſchreckt der Zeiten Wechſel
Jemals mich, noch würde ſelbſt
Mich des Todes Antlitz ſchrecken.

Alle ab außer Brito.

Brito.

Mir kommt ſtets die Wache zu
Bei dem Troß im Hintertreffen.
O welch braves Scharmutzieren!
Schon ſind ſie im Handgemenge:
Ein gar herrlich Spiel mit Röhren!
Ich muß nur mich ſicher ſtellen.

ab.

Schlachtfeld.

Getümmel. Don Juan und Don Enrique und Truppen kommen im Gefecht mit den Mohren.

Enrique.

Auf ſie ein! ihr ſeht die Mohren
Schon beſiegt den Rücken kehren.

Don Juan.

Und ſie räumen, voll von Beute,
Voll von ihrem Volk und Pferden,
Dieſes Feld.

Enrique.

Wo Don Fernando
Sein mag, daß wir ihn nicht ſehen?

Don Juan.

Er iſt ſo weit eingedrungen,
Daß das Aug' ihn nicht entdecket.

Enrique.

Auf, Coutinho, ihn zu ſuchen!

Don Juan.

Stets an deiner Seite ſteh' ich.

Alle ab.

Don Fernando mit Muley's Säbel und Muley bloß mit ſeiner Tartſche treten auf.

Fernando.

Auf dem Felde, das verlaßen
Ein gemeinſam Grab darſtellet
All' der Leichen, wenn man's nicht
Will des Todes Bühne nennen,
Biſt du, Mohr, allein geblieben,

Weil dein Kriegsheer überwältigt
Sich zurückzog, und dein Roß,
Welchem Meere Blut's entquellen,
Eingehüllt von Staub und Schaum,
Den es ſelbſt erregt und ſchwellet,
Dich verließ als eine Beute
Meiner kühnen ſtarken Rechten,
Mitten unter der beſiegten
Reiterſchaaren leb'gen Pferden.
Ich nun, froh ſolch eines Sieges,
Der mich ſtolz macht und verherrlicht,
Mehr, als daß ich dieß Gefilde
Sehe ganz bekränzt mit Nelken:
Denn ſo viel iſt des vergoß'nen
Blut's, womit es ſich verbrämet,
Daß den Augen ein Erbarmen
Ward erregt, ſo groß und heftig,
Doch nicht Jammer ſtets zu ſchauen,
Nicht Verheerung ſtets zu ſehen,
Daß ſie unter all' dem Rothen
Spähten nach dem Grün des Feldes; —
Da nun endlich meiner Kraft
Unterlegen dein beherzter
Muth, griff ich ein herrenloſes
Aus ſo viel verlornen Pferden:
Solch ein Wunder, daß, des Windes
Kind, es Anſpruch am Geſchlechte
Macht des Feuers, welche beide
Lügen ſtraft, ſie nicht erkennend,

Seine Farbe; da ſie weiß iſt,
Sagt das Waßer: Meiner Sphäre
Zeugung iſt es, ich allein
Ließ gerinnen es von Schnee.
Wie der Blitz im hohen Schwunge,
Wie der Wind in ſeiner Schnelle,
War es nach der Weiße Schwan,
Schlange nach den blut'gen Flecken,
Stolz in ſeiner Schönheit Prangen,
In dem raſchen Muth verwegen,
Freudevoll in ſeinem Wiehern,
In den Ferſenbüſcheln kräftig.
Auf den Sattel und die Kruppe
Uns zuſammen beide ſetzend
Brachen wir durch Meere Blutes,
Wo, in deren furchtbar'n Wellen,
Dieß beſeelte Schiff, die Stirne
Wie zum Vordertheil verkehret,
Brechend durch die Purpurmaſſe,
Von dem Schweif zum Buſch der Mähne,
Zwiſchen Schaum und Blut erſchien —
Da ich's einmal Schiff genennet, —
Von vier Sporen nun verwundet,
Als ob es vier Winde drängten.
Es erlag zuletzt, wenn's Bürden
Giebt, die ſolchen Atlas lähmen;
Wiewohl die des Unglücks fühlen
Unvernünft'ge Thiere ſelber.
Oder ſei's, daß es gerührt

Zu ſich ſprach im innern Regen:
Traurig reiſet der Alarbe,
Da der Spanier froh ſich wendet;
Bin ich meinem Vaterlande .
Denn nicht treulos und Verräther?
Hier will ich nicht weiter fort," —
Und da du ſo traurig ſteheſt,
Daß dein Herz, wiewohl ſo ſehr
Es vermag, es ſich verſtellet,
Durch den Mund und durch die Augen,
Als Vulkan' im Buſen brennend,
Heiße Seufzer ſchickt zum Himmel,
Und vergießet inn'ge Zähren:
So erſtaunt mein Muth, zu ſeh'n,
Jedesmal wann ich mich wende,
Daß ein Streich des Glücks den deinen
Konnte ganz danieder werfen.
Darum denk' ich, muß ein andrer
Grund es ſein, was dich bedränget,
Weil der Freiheit wegen bloß
Es nicht recht, noch ſchicklich wäre,
Daß ſo weichlich ſollte weinen
Wer ſo männlich weiß zu fechten.
Wenn der Übel Mittheilung
Alſo Lind'rung kann gewähren
Den Gefühlen, laß' derweile,
Bis wir meinem Heer uns nähern,
Mein Verlangen deinem Kummer,
Wenn ſo großer Gunſt es werth iſt,

Dieſe Frage thun, verbindlich
Und mit freundſchaftlichen Reden:
Was dich quält? denn nicht mehr dünkt mich,
Daß Gefangenſein dich quäle.
Mitgetheilet wird der Schmerz
Sanfter, wo nicht ganz gezähmet;
Und ich nun, als der am meiſten
Theil gehabt an dieſem Wechſel
Deines Glücks, will ebenfalls
Der ſein, welcher tröſtend hebet,
Was die Urſach' deiner Seufzer,
Wenn es ſonſt zu heben ſtehet.

Muley.

Tapfer biſt du, und ſo höflich,
Spanier, wie beherzt in Kämpfen;
Weißt zu ſiegen mit der Zunge,
Wie du ſiegeſt mit dem Schwerte.
Dein war ſchon mein Leben, da du
Mich haſt unter meinem Heere
Mit dem Schwert beſiegt; doch jetzo,
Da mich deine Zunge feſſelt,
Iſt die Seele dein: ſo muß
Seel' und Leben ſich bekennen
Dein, du biſt der Herr von beiden,
Da du grauſam bald, bald gnädig,
In der Sitt' und in den Waffen,
Zwiefach mich gefangen legeſt.
Von Erbarmen tief bewegt,
Mich zu hören und zu ſehen,

Fragſt du, Spanier, nach der Urſach'
Meiner Seufzer, die ſo brennend.
Zwar bekenn' ich, daß das Leid,
Wiederholt, geſprochen, pfleget
Sich zu mäß'gen, doch nicht minder,
Daß, wer's wiederholt, begehret
Es zu lindern; und mein Leid
Iſt ſo meiner Freuden Herrſcher,
Um nicht ihnen willzufahren
Und mir Lind'rung zuzuwenden,
Möcht' ich nicht ſie wiederholen:
Doch du kannſt mir jetzt befehlen,
Und dir ſagen will ich ſie,
Meiner ſelbſt und deinetwegen.
Muley Scheik heiß' ich mit Namen,
Bin in Fez des Königs Neffe,
Mein Geſchlecht von vielen Paſcha's
Und von Beglerbegen glänzend.
So ſehr war ich Sohn des Unglücks
Seit des Tages erſtem Dämmern,
Daß ich in des Todes Armen
Lag ſchon an des Lebens Schwelle.
Ein verödetes Gefilde,
Das von Spaniern ein mächt'ges
Grabmal war, hatt' ich zur Wiege:
Gelves, damit du's erkenneſt,
Sah mich in dem Jahr geboren,
Wo ihr untergiengt in Gelves.
Jung kam ich zum Dienſt des Königs,

Meines Oheims; doch es trete
Gleich das Unglück auf und Leiden!
Ende jedes Glück nur, ende!
Nach Fez kam ich; eine Schönheit,
Die ich allzeit angebetet,
Lebte dicht bei meinem Hauſe,
Daß ich ſtürb' um deſto näher;
Und ſeit meinen erſten Jahren,
Daß ſie würd' um ſo beſtänd'ger,
Dieſe Lieb', und mehr unmöglich
Sie zu end'gen und zu brechen,
Wurden wir vereint erzogen.
Nicht als Blitz den Kinder-Seelen
Wies die Liebe ſich: ſie traf
Was unmündig, ſchwach und zärtlich,
Mit mehr Kraft, als ſie gekonnt
Das Erhab'ne, Hohe, Mächt'ge;
Ja ſie mußt', um zu beweiſen
Ihre Macht und ihre Stärke,
Mit verſchied'nen Widerhaken
Unſ're beiden Herzen treffen.
Aber wie des Waßers Drang
Pflegt den Steinen einzuprägen
Seine Spur, durch die Gewalt
Nicht, nur weil es fällt beſtändig:
Durch ein ewiges Beharren
Haben ſo auch meine Thränen
Sich in ihres Herzens Stein,
Dem der Demant weicht an Härte,

Eingegraben, und mit nichten
Durch Gewalt vollkomm'nen Werthes;
Bloß durch meine große Liebe
Ließ ſie ſich erweichen endlich.
In dem Zuſtand lebt' ich dann
Ein'ge Zeit, die kurz nur währte,
Wo um mich in milden Lüften
Tauſend Liebeswonnen wehten.
Ich entfernte mich zum Unglück,
Alles ſagt dir dieß Entfernen,
Denn indeſſen kam ein andrer
Freier, mir den Tod zu geben.
Er beglückt, und ich unglücklich,
Ich entfernt, er gegenwärtig,
Ich gefangen und er frei,
Wird er mir mein Looß entwenden,
Da ich dein Gefang'ner wurde:
Sieh', ob ich mit Recht mich quäle.

Fernando.

Tapfrer und gewandter Mohr,
Wenn du, wie du ſagſt, anbeteſt,
So vergötterſt wie du ſchilderſt,
Wenn du liebſt wie du's erhebeſt,
Wenn du eiferſt wie du ſeufzeſt,
Wenn du fürchteſt wie du wähneſt,
Und ſo wie du trauerſt, liebeſt:
Wohl, ſo leideſt du glückſelig.
Keinen Preis für deine Löſung
Will ich, als daß du ſie nehmeſt.

Homer's Iliade.

Erſten Geſanges V. 1...16.

Singe den Unmuth, Göttin, des Peleusſohnes Achilleus,
Der, ſo verderblich, geſchafft vielfältige Noth den Achäern,
Auch in der Hölle Gebiet viel tapfere Seelen der Helden
Ausſtieß, aber ſie ſelbſt hinwarf, Lockſpeiſe den Hunden
Und dem Gefieder geſammt: ſo ward vollendet des Zeus Rath, 5
Seit ſie zuerſt ſich entzweiten in Feindſchaft wider einander,
Atreus Sohn, der Beherrſcher, und, Himmliſchen ähnlich, Achilleus.
Wer von den Göttern jedoch trieb jene zu feindlichem Hader?
Leto's Sohn und des Zeus. Denn der, zornmüthig dem König,
Sendete ſchädliche Seuch' in das Heer; es erlagen die Völker; 10
Weil ihm Atreus Sohn den geſegneten Prieſter, den Chryſes,
Hatte beſchimpft. Denn der kam hin zu der Danaer Schiffen,
Daß er die Tochter befreite, mit reichlicher Löſevergeltung,
Trug in der Hand das Gebände des Fernhintreffers Apollon,
Oben am goldenen Stab; ſo flehet' er an die Achäer 15
Alle, zumeiſt die Atriden, die zween Anführer der Scharen.

Kehre heim, ſag' deiner Dame:
Ihr zum eignen Sklaven ſende
Dich ein portugieſ'ſcher Ritter;
Und wenn dankbar ſie begehret
Mir den Preis für dich zu zahlen,
Sei mein Lohn dir abgetreten:
Nimm die Schuld in Lieb' erſetzt,
Und um ihre Zinſen werbe.
Scheint es doch, als ob das Roß,
Das erliegend fiel zur Erde,
Durch die Ruh' und die Erholung
Wiederum zu Kräften käme.
Weil ich weiß was Lieben heißt,
Und was Zög'rung bei Entfernten,
Halt' ich dich nicht länger auf;
Schwing' dich auf dein Pferd und gehe.

Muley.

Nichts erwiedert meine Stimme,
Denn man kann dem freien Geber
Einzig durch Empfangen ſchmeicheln.
Sag', wer biſt du? Laß' dich kennen.

Fernando.

Nur ein Edler, und nichts weiter.

Muley.

Wer du ſein magſt, du bewährſt es.
So in gut als übler Zeit
Haſt du mich zum ew'gen Knechte.

Fernando.

Nimm das Pferd, es iſt ſchon ſpät.

Muley.
Wenn es dir ſo ſcheint, wie fänd' es
Der wohl, der, zuvor gefangen,
Frei zu ſeiner Dame kehret?
ab.

Fernando.
Geben, mehr noch Leben ſchaffen,
Iſt ein edles Thun.

Muley hinter der Scene.
Beherzter
Portugieſe!

Fernando.
Noch vom Roſſe
Spricht er: — Was iſt dein Begehren?

Muley hinter der Scene.
Einſt noch hoff' ich dir in Zukunft
So viel Gutes zu vergelten.

Fernando.
Mög' es dich erfreu'n.

Muley.
Denn Wohlthun
Fällt ja wahrlich nie zur Erde.
Allah woll' dich ſchützen, Spanier.

Fernando.
Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er.

Trommeln und Trompeten hinter der Scene.

Doch welch Trompetenſchmettern
Beſtürmt die Gegend, trübt die Luft mit Wettern?
Und von der andern Seite

Vernehm' ich Trommeln: die Muſik zum Streite
Iſt beides.

Enrique tritt auf.

Enrique.

O mit Reichen
Komm' ich, Fernando, um dich zu erreichen!

Fernando.

Enrique, was ſiel vor?

Enrique.

Der Töne Hader,
Von Fez und von Marokko die Geſchwader
Stiften ihn; Tarudante
Steht bei dem Herrn von Fez, und der entbrannte
König kommt mit den ſeinen:
Dieß Doppelheer will ſich um uns vereinen,
So daß wir, ganz umlagert,
Zugleich hier ſind Belag'rer und belagert.
Wenn wir den Rücken kehren
Dem einen, können wir uns nicht erwehren
Des andern, denn von hier und dort geblendet
Steh'n wir in Blitzen, die der Kriegsgott ſendet.
Was ſoll'n wir thun, da ſo viel Sturm' uns trafen?

Fernando.

Was? Sterben wie die Braven,
Als unerſchrock'ne Geiſter.
Sind wir Infanten nicht, ſind Ordensmeiſter?
Es wär' genug, daß wir zwei Portugieſen
Vom Volke wären, um nicht Furcht zu kennen
Von Angeſicht: Avis und Chriſtus nennen

Laßt uns mit lautem Schallen,
Und für den Glauben fallen,
Da wir zum Sterben kommen.

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Die Landung ward zum Unheil unternommen.

Fernando.

Jetzt iſt nicht Zeit zu Mitteln,
Die Arme müßen einzig es vermitteln,
Da beide Heer' uns in die Mitte raffen.
Wohlan: Avis und Chriſtus!

Don Juan.

Waffen! Waffen!

Alle mit gezogenen Degen ab, die Schlacht wird geliefert, und Brito kommt.

Brito.

In beider Heere Mitten
Sind wir gefangen, und da hilft kein Bitten:
Was für hundsfött'ſche Worte!
Ließ doch das ew'ge Schloß der Himmelspforte
Nur eine Klinze offen,
Wo Zuflucht vor Gefahren könnte hoffen
Wer mit herkam in Eile,
Und weiß nicht wie, warum; doch eine Weile
Will ich zum Schein mich todt zu ſein bequemen,
Und will das fur den Tod in Zukunft nehmen.

Er wirft ſich an die Erde.

Ein Mohr kommt im Gefecht mit Enrique.

Mohr.

Wer ſetzt ſich ſo zur Wehre,
Obſchon mein Arm, ein Strahl der vierten Sphäre,
Ihn zückend will verderben?

Enrique.

Nun wohl! muß ich auch ſtraucheln, fallen, ſterben
Auf lauter Chriſtenleichen,
Dennoch ſoll nicht der Hände Kraft entweichen:
Sie mag des Namens Stelle dir vertreten.

Brito.

Gott's Sakrament, wie gut der weiß zu treten!

Sie treten über ihn weg und ab.

Muley und Don Juan kommen im Gefecht.

Muley.

Ja, tapfrer Portugieſe,
Ob deine Stärke noch ſo groß ſich wieſe,
Verdrießt's nicht meinen Muth: an dieſem Tage
Möcht' ich den Sieg euch gönnen.

Don Juan.

Grimm'ge Plage!
Daß, taumelnd und erblindet,
Mein Fußtritt nichts als Chriſtenleichen findet!

Brito.

Was ihm geſchenkt ſein ſollte,
Mein beſter Herr, wenn er nicht treten wollte.

Sie treten über ihn weg und ab.

Fernando kommt, indem er ſich vor dem Könige und anderen Mohren zurückzieht.

König.

Gieb, ſtolzer Portugieſe, deinen Degen!
Kann ich dich lebend hegen
In meiner Macht, verheiß' ich,
Dein Freund zu ſein. Wer biſt du? rede! ſage!

Fernando.

Ein Ritter bin ich, frage
Nicht mehr, gieb mir den Tod.

Don Juan kommt und ſtellt ſich neben ihn.

Don Juan.

Erſt, hoher Herr, ſei meine Bruſt bedroht!
Als diamantne Mauer
Soll ſie beſchirmen deines Lebens Dauer.
Fernando, mir ſo theuer!
Auf, zeige jetzt das angeſtammte Feuer!

König.

Warum noch zögr' ich lange,
Da ich dieß höre? Haltet! ich verlange
Nicht höhern Preis vom Kriege:
Dieſer Gefang'ne g'nügt zu meinem Siege.
Und weil denn vom Verhängniß
Dein Tod beſchloßen oder dein Gefängniß,
Fernando, gieb den Degen
Dem Herrn von Fez.

Muley kommt.

Muley.

Wobei bin ich zugegen?

Fernando.

Ihn einem König geben
Will ich; Verzweiflung wär's, noch widerſtreben.

Enrique kommt.

Enrique.

Mein Bruder hier gefangen?

Fernando.

Enrique, hemme dein wehklagend Bangen,
Denn in des Zufalls Reiche
Sind dieß des Glückes widerwärt'ge Streiche.

König.

Enrique, in die Hände
Fiel Don Fernando mir: wie leicht ich's fände,
Die Übermacht zu zeigen
Durch euren Tod, ſo will ich, was mein eigen,
Für heute nur beſchützen;
Denn euer Blut kann nicht ſo viel mir nützen
Zu weltberühmten Ehren,
Als euer Leben dient, ſie mir zu mehren.
Und daß vom Löſegelde
Man um ſo pünktlicher dem König melde,
Kehr' du zurück; zum Pfande
Bleibt hier Fernando, bis aus dieſem Stande
Du kommſt ihn zu erlöſen.
Doch ſag' dem Eduard, daß, ihn auszulöſen,
Er nur vergeblich ſende,
Giebt er mir Ceuta nicht durch ſeine Hände.
Und Eure Hoheit wolle,

Damit ich Dank für ſo viel Ruhm ihr zolle,
Mich nun nach Fez begleiten.

Fernando.

Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten.

Muley beiſeit.

Daß mich noch mehr in Engen,
O Himmel! Eiferſucht und Freundſchaft drängen.

Fernando.

Enrique, hier gefangen
Macht weder Übel mich, noch Glück erbangen.
Doch unſ'rem Bruder ſage,
Daß er ſich wie ein chriſtlich Haupt betrage
Bei meinem Unglücksfalle.

Enrique.

Wie? kennen wir nicht ſeine Großmuth alle?

Fernando.

Dieß heiß' ich dich betreiben:
Er handle wie ein Chriſt.

Enrique.

Nicht außen bleiben
Will ich, ſo wahr ich's bin.

Fernando.

Laß' dich umſchlingen.

Enrique.

Du biſt Gefang'ner, und legſt *mich* in Schlingen!

Fernando.

Don Juan, leb' wohl!

Don Juan.

Ich bleibe dir vereinet,
Schick' mich nicht von dir.

Fernando.

Freund, der's redlich meinet!

Enrique.

Weh' dieſem Unglückstage!

Fernando.

Sag' du dem König, — aber nichts ihm ſage:
In tiefem Schweigen bringt das bange Wähnen
Dem König meinem Bruder dieſe Thränen.

Alle ab.

Zwei Mohren kommen, und ſehen den Brito als todt liegen.

Erſter Mohr.

Ein Chriſten-Leichnam iſt's, den ich hier ſehe.

Zweiter Mohr.

Daß keine Peſt entſtehe,
Werft nur in's Meer die Todten.

Brito.

Wenn ich euch erſt, die Köpfe wohl zerſchroten,
Auf Hieb und Stich bewieſen,
Auch noch geſtorben ſei'n wir Portugieſen.

Er verfolgt ſie mit Degenſtichen

Zweiter Akt.

Gebirgige Waldgegend.

Phönix tritt auf.

Phönix.

Zara! Roſa! Zelima!
Giebt mir niemand Antwort?

Muley tritt auf.

Muley.

Ich;
Biſt du Sonne doch für mich,
Und dein Schatten bin ich ja,
Und er blieb der Sonne nah.
Deiner Stimme ſüßes Hallen
Hörend hab' ich dich vor allen
Im Gebirge hier erreicht.
Was iſt?

Phönix.

Hör', ob ich vielleicht
Sagen kann was vorgefallen.

Siſyphos.

Odyſſee Geſang IX. Vers 593...600.

Ferner den Siſyphos ſchauet' ich dort, in entſetzlichen Plagen,
Wie er ſich müd' arbeitet' an einem gewaltigen Steinblock.
Er nun, gegen die Bürde geſtemmt mit den Händen und Füßen,
Schob bergan zu der Höhe den Steinblock. Aber ſo oft er
Wähnte den Hügel erklommen, zurück trieb große Gewalt ihn,
Wieder zur Ebene rollte der frech ſich empörende Steinblock.
Wieder hinauf dann ſchob er, entgegengelehnt: und der Schweiß floß
Ihm an den Gliedern hinab; ihm wölkte ſich Staub von der Scheitel.

Schmeichleriſch, frei, undankbar,
Süß und ſchalkhaft, eine Quelle
Strömte hin die ſanfte Welle
Aus Kryſtall und Silber klar:
Schmeichleriſch bot ſie ſich dar,
Weil ſie ſprach und nicht empfand;
Süß, weil Täuſchung ſie erfand;
Frei, weil keinem ſie verſtummte;
Schalkhaft, weil ſie heimlich ſummte:
Undankbar, weil nichts ſie band.
Dorthin kam ich abgemattet,
Als ich lang' mit leichten Tritten
Einem Wilde nachgeſchritten,
Wo mir Ruhe ward verſtattet
Im Gebirge, kühl umſchattet:
Eines Hügels Wände machten,
Wie ſie ſchön gekränzet lachten
So mit Nelken als Jasmin,
Auf ein Feldbett von Karmin
Mir ein Lager von Smaragden.
Kaum nun ſchwand allmälig da
In dem einſam ſtillen Düſtern
Mir der Sinn, als rauſchend Flüſtern
In der Bäume Laub geſchah.
Horchend fuhr ich auf, und ſah
Eine afrikan'ſche Alte,
Ein Geſpenſt, das ungeſtalte
Menſchenbildung ſich gegeben;
Ein Gerippe nach dem Leben,

Das als Schatten vor mir wallte.
Hohl und runzlicht eingekniffen
Das Geſicht, mit rohem Rumpfe,
Bildwerk war's aus einem Stumpfe,
Deſſen Rinde nicht geſchliffen.
Von ſchwermüth'gem Weh ergriffen
Und Betrübniß, die mit Bangen
Immer das Gemüth umfangen,
Faßte ſie mir eine Hand,
Und als Baumſtamm feſt gebannt
Fühlt' ich mich an Wurzeln hangen.
Eis in Adern ließ mir rollen
Die Berührung, Grau'n der Laut,
Der, von kaltem Gift bethaut,
Wie dem Mund die Wort' entquollen,
Unvernehmlich faſt erſchollen,
Mich ließ hören dieß allein:
Armes Weib! ach welche Pein!
Schrecklich Looß, um das ich ſtöhne!
Muß denn wirklich dieſe Schöne
Preis für einen Todten ſein?
So ſprach ſie, nun leb' ich traurig,
Daß ich's eher nenn' ein Sterben;
Auf das gräßliche Verderben,
Was der flucht'ge Stamm ſo ſchaurig
Mir verkündigt, immer laur' ich;
Was die Ahnungen mir drohten,
Das Orakel ſtarr geboten
Über meines Lebens Schluß:

Weh' mir, die ich werden muß
Schnöder Preis für einen Todten!
ab

Muley.

Dieſes Traumbild, dieſer Schein
Findet leicht Entzifferung,
Denn es iſt die Abbildung
Meiner ungemeß'nen Pein.
Tarudante'n mußt du weih'n
Dich als Gattin, aber ich
Sterbe, ſo zu denken dich;
Drum will ich mein Unheil ſtören,
Du ſollſt nicht ihm angehören,
Wenn er nicht erſt tödtet mich.
Dich verlieren kann ich zwar,
Leben nicht nach dem Verluſt:
Wenn ich ſterben denn gemußt,
Eh' ich's werden ſehe wahr,
Kauft mein Leben ja fürwahr —
Himmel! — deiner Liebe Frucht;
Und von Leiden heimgeſucht
Wirſt du Preis für einen Todten,
Wenn zu ſterben mir geboten
Liebe, Neid und Eiferſucht.

Don Fernando und drei Chriſtenſklaven kommen.

1. Chriſtenſklav.

Aus dem Garten ſah'n wir dich,
Wo wir in der Arbeit ſtehen,
Auf die Jagd, Fernando, gehen,

Und ſo wollten alle ſich
Werfen hier zu deinen Füßen.

2. Chriſtenſklav.

Keinen Troſt, als einzig dieſen,
Hat der Himmel uns erwieſen.

3. Chriſtenſklav.

Er will unſer Leid verſüßen.

Fernando.

Freunde, kommt, mich zu umarmen!
Und Gott weiß, ob ich die Banden,
Die euch hier die Häls' umwanden,
Gern mit dieſen meinen Armen
Reißen möchte; denn, fürwahr!
Freiheit ſollten ſie euch ſchenken
Eh'r als mir: doch ihr müßt denken,
Daß es Gunſt des Himmels war,
Wenn ſein Spruch euch ſo gebunden.
Beßern wird er euer Looß,
Denn ein Unglück, noch ſo groß,
Wird durch Weisheit überwunden.
Duldet denn zu ihrem Ruhme
Was die Zeit will und das Glücke!
Wüſte Gottheit voller Tücke,
Heute Leich' und geſtern Blume,
Kann es nie ſich gleich verweilen,
Und ſo wird es anders wenden
Euren Stand. — Ach Gott! Elenden
Nichts als guten Rath ertheilen
Iſt nicht weiſ'; und wie bereit

Ich auch wär', euch zu bedenken,
Hab' ich dießmal nichts zu ſchenken:
Lieben Freunde, o verzeiht!
Bald aus Portugal gewähret
Wird mir Beiſtand: trifft er ein,
Soll mein Gut das eure ſein;
Nur für euch hab' ich's begehret.
Wenn aus der Gefangenſchaft
Man mich löſet, auf mein Wort
Nehm' ich all' euch mit mir fort.
Geht mit Gott zur Arbeit! ſchafft,
Daß euch eure Herrn nicht ſchelten.

1. Chriſtenſklav.

Durch dein Leben, Herr, wird Heil
Unſ'rer Sklaverei zu Theil.

2. Chriſtenſklav.

Möge, Herr, dir's zu vergelten,
Deine Zeit mehr Jahr' umfaßen,
Als der Phönix lebt.

Sie gehen ab

Fernando.

Die Seele
Ringt, wie ſie den Gram verhehle,
Da ich euch muß von mir laßen
Ohne Gabe: daß mir doch
Etwas, euch zu helfen, bliebe!

Muley.

Ich ſteh' hier und ſeh' die Liebe,

Womit ihr das harte Joch
Dieſer Sklaven ſucht zu mildern.

Fernando.

Ihr Geſchick geht mir zu Herzen,
An dem Stand voll Noth und Schmerzen,
Den uns dieſe Sklaven ſchildern,
Lern' ich ſelbſt das Unglück tragen;
Auch die Zeit wohl kommen dürfte,
Daß ich ihrer noch bedürfte.

Muley.

Kann dieß Eure Hoheit ſagen?

Fernando.

Als Infant zur Welt gekommen
Ward ich Sklav: das lehret mich,
Daß aus dieſem Zuſtand ich
Könnt' in tief'res Elend kommen.
Iſt ja vom Infanten=Rechte
Bis zum Knecht viel weiter hin,
Was ich ſchon geworden bin,
Als vom Knecht zum ärmern Knechte.
Tage rufen andre Tage,
Und verketten je und je
Klag' um Klage, Weh um Weh.

Muley.

Hätt' ich doch nicht größ're Plage!
Morgen ſteht Eu'r Hoheit offen,
Iſt ſie heute ſchon verbannt,
Rückkehr in das Vaterland:
Aber eitel iſt mein Hoffen,

Denn ich weiß, daß nimmermehr
Mich mein falſches Glück verſchont,
Wandelbarer als der Mond.

Fernando.

Lebt' ich gleich in Fez ſeither,
Nie hab' ich von jener Liebe,
Die du mir erzahlteſt, hier
Mehr gehört.

Muley.

Es fand bei mir
Holde Gunſt verſchwiegne Triebe.
Nie den Gegenſtand zu nennen
Schwor ich, Freundſchaft heißt mich ſprechen:
Ohne meinen Schwur zu brechen,
Will ich dir ihn denn bekennen.
Nichts kann meinen Schmerz erreichen
Bei ſo unerreichtem Triebe:
Denn zur Welt kam meine Liebe
Und der Phönix ohne Gleichen.
Phönix iſt mein hohes Trachten,
Wenn ich höre, ſeh' und ſchweige;
Wenn ich Schmerz und Liebe zeige,
Phönix meiner Seele Schmachten;
Wenn ich leiden muß und beben,
Phönix meiner Zweifel Bangen;
Darf ich werben und verlangen
Phönix auch der Hoffnung Streben.
Und da ich in ihren Siegen
Lieb' als Phönix dir genannt,

Hab' ich als ein Freund bekannt,
Als ein Liebender geſchwiegen.
ab.

Fernando.
Wen er liebt, hat er erklärt,
Zart und mit gefäll'ger Liſt,
Wenn ſein Leiden Phönix iſt,
Sei der Vorrang ihm gewährt.
Mein's iſt ein gemeines Leiden,
Keinen Anſpruch will ich wagen:
Viele haben es ertragen,
Seine Laſt wird niemand neiden.

Der König tritt auf, mit Muley.

König.
Deiner Hoheit folgend komm' ich
An dem Fuße dieſer Höhen,
Daß du, eh' die Sonn' in Perlen
Und Korallen wird erlöſchen,
Dich am Hetzen eines Tigers,
Den ſo eben meine Förſter
Stellen, unterhalteſt.

Fernando.
Herr,
Stündlich ſinnſt du neu Ergötzen
Mir zu ſchaffen: wenn du ſo
Deine Sklaven feierſt, können
Sie ihr Vaterland nicht miſſen.

König.
Kriegsgefang'ne von der Größe,

Die den Herren ehren, ſo
Zu bedienen ſich gehört es.

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Hoher Herr, tritt an die Küſte,
Und das herrlichſte Geſchöpfe
Wirſt du ſeh'n, womit die Kunſt
Jemals die Natur erhöhte.
Eine chriſtliche Galeere
Wendet von des Meeres Höhe
Sich zum Hafen, obwohl düſter
Ganz und ſchwarz, von ſolcher Schöne,
Daß man ſtaunt, wenn man ſie ſiehet,
Wie die Traurigkeit ſo fröhlich.
Von den Schilden Portugals
Iſt der Gipfel itzt gekrönet,
Denn, da ihr Infant gefangen,
Legen ſie die Trauerſlöre
An um ſeine Sklaverei,
Und ſie kommen ihn zu löſen,
Ihren Schmerz alſo verkündend.

Fernando.

Nein, mein Freund Don Juan, wie möchte
Dieß der Grund der Trauer ſein?
Kämen ſie, um mich zu löſen,
Dann, beglaubigend die Freiheit,
Wären auch die Zeichen fröhlich.

Don Enrique in Trauer mit einem offenen Briefe in der Hand, und Gefolge.

Enrique.

Laßt euch, hoher Herr, umarmen.

König.

Eure Hoheit grüß' ich ſchönſtens.

Fernando.

Ah, Don Juan, das bringt mir Tod!

König.

Ah, Muley, das bringt mir Größe!

Enrique.

Da mir eure Gegenwart
Euer Wohlergeh'n eröffnet,
Hoher Herr, wollt meinen Bruder
Zu umarmen mir vergönnen.
Ah, Fernando!

Sie umarmen ſich.

Fernando.

Mein Enrique,
Welche Tracht iſt dieß? doch zög're!
Schon genug ſagt mir dein Auge,
Laß' mich's nicht in Worten hören.
Weine nicht, denn ſoll's mir ſagen,
Ewig müß' ich nun hier fröhnen:
Dieß nur iſt's, was ich begehre;
Daß du Glück mir wünſchen könnteſt,
Und ſtatt Schmerz und Trauer, Feſte
Froh begeh'n, in Kleidern köſtlich.
Sag', was macht mein Herr und Bruder?
Iſt im Wohlſein nur der König,
So betrübt mich nichts. Noch ſchweigſt du?

Bruchſtücke der älteſten Elegie.

Viele Gattungen der alten Poeſie ſind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo ſie ſich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geiſt hat ſich nach den Naturgeſetzen der Metempſychoſe, welche auch im Reiche der Kunſt gilt, in andre Geſtalten verloren, oder er iſt der Erde gen Olymp entflohen, wie einſt die Scham und die Gerechtigkeit vor den wachſenden Greueln des eiſernen Geſchlechts. Andern Gebilden der Kunſt ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entſproßte dem Stamm, der ſchon verdorrt ſchien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächſt dem Epos hat ſich dieſe Metamorphoſe der ſich ſelbſt verjüngenden Poeſie nirgends ſchöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildſamkeit dieſer vielgeſtalteten Dichtart, daß ſie ſeit ihrem Entſtehen faſt nie aufgehört hat zu blühen, und daß ſie auch noch, nachdem ſo viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geiſt der feinſten und edelſten Bildung athmete, und das Schönſte und Reizendſte, was das Leben und die Kunſt dieſes Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für

Enrique.

Weil man wiederholte Stöße
Doppelt fühlt, und ich nur einmal
Sie dich fühlen laßen möchte.
Du vernimm mich, hoher Herr!
Sind gleich eines Berges Höhen
Ländlicher Pallaſt nur, hier
Bitt' ich, wolleſt du Gehör mir,
Einem Kriegsgefang'nen Freiheit,
Achtung dem Berichte gönnen.
Heimwärts wandte ſich die Flotte,
Die zuvor mit eitler Größe
Laſt der Fluten war geweſen,
Einen ihrer Königsſöhne
Hier zurück gefangen laßend,
Nach Lisboa, halb zerſtöret.
Von der Stunde nun, wo ſolchen
Trag'ſchen Vorfall Eduard hörte,
Ward von einer Traurigkeit
Dergeſtalt ſein Herz umwölket,
Daß er, bald die erſte Schwermuth
In Ermattung aufgelöſet,
Starb, und jeden Lügen ſtrafte,
Der da ſagt, daß Gram nicht tödte.
Eduard ſtarb, lohn' ihm der Himmel!

Fernando.

Weh' mir! mein Gefängniß, kommt es
Ihm ſo hoch zu ſteh'n?

König.

Weiß Allah,
Wie mich dieſer Fall verſtöret,
Fahre fort.

Enrique.

Im Teſtamente
Gab Befehl mein Herr, der König,
Daß man gleich für die Perſon
Des Infanten Ceuta böte.
Und ſo komm' ich mit der Vollmacht
Des Alfonſo, den man krönte,
Weil nur ſolch ein Morgenſtern
Mildern kann der Sonn' Erlöſchen,
Um die Stadt zu übergeben,
Und demnach —

Fernando.

Nicht weiter! Höre
Auf, Enrique! Denn dieß ſind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kron-Infanten
Portugals, und der erhöhet
Ward zu Chriſtus' Ordensmeiſter,
Nein, ſie wären's eines ſchnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
Nie erleuchtet des Erlöſers.
Wenn mein Bruder, jetzt im Himmel,
Auch im Teſtamente förmlich
Dieß bedingt, geſchah es nicht,
Daß man dem gemäß beſchlöße,

Sondern bloß um zu bezeugen,
Daß er wünſche mich zu löſen.
Und dieß ſuche man durch andre
Weg' und Mittel zu befördern,
Sei'n ſie mild nun oder feindlich.
Denn, wenn er befiehlt, man möge
Ceuta geben, heißt dieß nur:
Ringt darnach auf's Allerhöchſte.
Denn wie wär's, wie wär's zu denken,
Daß ein ächt kathol'ſcher König
Übergab' an einen Mohren
Eine Stadt, um die verſtrömet
Ward ſein Blut, da er der erſte
War, der ihrer Zinnen Höhe,
Bloß bewehrt mit Tartſch' und Degen,
Selbſt mit den fünf Schildlein krönte?
Und dieß iſt noch das Geringſte:
Eine Stadt, die Gott den Schöpfer
Auf kathol'ſche Weiſ' erkennt,
Die durch Kirchen wird verſchönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung
Seinem Dienſte hat geöffnet:
Wär' es ein katholiſch Thun,
Wär' es Eifer für das Frömmſte,
Wär' es chriſtliches Erbarmen,
Wär' es portugieſ'ſche Größe,
Daß die Atlaſſe der Sphären,
Jene Tempel für den Höchſten,
An der Stelle gold'ner Lichter,

Welche jetzt die Sonne röthet,
Ottomann'ſche Schatten ſähen,
Und daß, ſich der Kirch' empörend,
Ihre Monde ſpielen dürften
Der Verfinſterung Tragödien?
Wär' es gut, daß man zu Ställen
Die Kapellen dort verſtörte,
Die Altäre drin zu Krippen?
Und, wenn ſie ſich dem entzögen,
Daß ſie zu Moſkeen würden?
Hier verſagen mir die Töne,
Hier gebricht es mir an Athem,
Hier beklemmt der Gram mich tödlich;
Denn, wenn ich es denke ſchon,
Iſt's, als ob das Herz mir börſte,
Sträubt mein Haar ſich auf dem Haupte,
Und es bebt der ganze Körper.
Denn in Stallen und in Krippen,
Nicht zum erſtenmal, ſchon öfter
Hätte Gott als Gaſt gewohnt;
Aber als Moſkeen gewönnen
Wir an ihnen eine Denkſchrift,
Zu unſterblichem Erröthen,
Lautend ſo: Hier hatte Gott
Wohnung, und um ſie dem Böſen
Einzuräumen, weigern jetzt ſie
Ihm die Chriſten. Nicht erhöret
Iſt's ja, menſchlich nur zu reden,
Daß man, irgend wen zu höhnen,

Eindringt in ſein Haus; wär's billig,
Daß eindränge, Gott zu höhnen,
In ſein eignes Haus das Laſter,
Und daß wir dazu ihm böten
Das Geleit, daß wir ſogar
Selber würden ſeine Pförtner,
Und, es drinnen zu bewahren,
Gott verjagten, aus ihn ſchlößen?
Die Kathol'ſchen, die dort wohnen
Mit Familien und Vermögen,
Würden leicht dem Glauben untreu,
Nur damit ſie's nicht verlören.
Wär' es wohl von uns gethan,
Dieſe Sünde zu befördern
Durch Gelegenheit? Wär's billig,
Daß der Chriſten zarte Söhne,
Welche dort erwachſen, zeitig
Von den Mohren zugewöhnet
Ihren Sitten und Gebräuchen,
Ein die falſche Lehre ſögen?
In elender Sklaverei
Wär' es billig zu ertödten
So manch Leben dort, um eines,
Worauf nichts beruht, zu löſen?
Wer bin ich? mehr als ein Menſch?
Wenn's die Zahl erſetzen könnte,
Ein Infant zu ſein: Gefang'ner
Bin ich jetzt, der Standes-Höhe
Iſt ein Sklave nicht empfänglich;

Ich bin's, ſo daß ſich betröge,
Wer Infant mich nennen wollte.
Bin ich's nicht, wer wohl geböte,
Daß das Leben eines Sklaven
Solchen hohen Kaufpreis gölte?
Sterben heißt das Sein verlieren,
Ich verlor's im Schlachtgetöſe;
Ich verlor das Sein, ſo ſtarb ich;
Starb, ſo hieß' es nun ja thöricht
Handeln, wenn um Einen Todten
So viel Leben würd' ertödtet.
Und ſo ſoll die eitle Vollmacht,
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt,
Nur wie Stäubchen in der Sonne,
Nur im Feu'r wie Funken ſtöbern.
Er zerreißt die Vollmacht.
Doch nein, ich verſchlinge ſie,
Daß kein Buchſtab' bleiben möge,
Der der Welt verrath', es habe
Luſitan'ſche Heldengröße
Dieß gewollt. Ich bin dein Sklav:
Über meine Freiheit, König,
Schalte nun, ich will ſie nicht,
Noch auch kann ſie mir gehören;
Kehr', Enrique, heim und ſage,
Daß mir Afrika Grabhöhle
Sei geworden, denn mein Leben
Will ich Tod zu ſcheinen nöth'gen;
Chriſten, todt iſt euch Fernando;

Mohren, euch als Sklav gehör' ich;
Chriſtenſklaven, ein Genoße
Fügt ſich heut' zu euren Nöthen;
Himmel, deine heil'gen Kirchen
Läßt ein Menſch dir wieder öffnen;
Meer, ein Unglückſel'ger ſchwellet
Dir mit Thränen deine Ströme;
Berg', ein Trauriger bewohnt euch,
Gleich dem Wild in eurer Öde;
Wind', ein Armer überladet
Eure Region mit Stöhnen;
Erd', ein Leichnam gräbt ſich heute
Seine Gruft in deinen Höhlen;
König, Bruder, Mohren, Chriſten,
Sonne, Mond und Sterngewölbe,
Himmel, Erde, Meer und Winde,
Wild und Berg', ihr alle höret's!
Ein ſtandhafter Prinz befeſtigt
In Bedrängnißen und Nöthen
Heute den kathol'ſchen Glauben,
Ehret das Geſetz des Höchſten.
Denn, gäb's keinen andern Grund,
Als daß Ceuta ward verſchönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängniß, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Die ſo Erd' als Himmel krönet:
Gern wollt' ich, ſo wahr ſie lebet,
Tauſend Leben drum verſtrömen.

König.
Undankbarer und fühlloſer
Für die Herrlichkeit und Größe
Meines Reichs! wie kannſt du ſo
Mir das weigern und mißgönnen,
Was am meiſten ich begehre?
Zwar, wenn dir mein Reich gehöret
Mehr als deins, ſo kannſt du leichtlich
Über Sklaverei dich tröſten.
Aber da zu meinem Sklaven
Du dich ſelbſt bekennſt und ſchwöreſt,
Will ich dich als Sklaven halten,
Und dein Volk und Bruder mögen
Seh'n, wie du mir jetzt die Füße
Küßeſt, als ein Sklave fröhnend.
Enrique.
Welch ein Unglück!
Muley.
Welch ein Schmerz!
Enrique.
Welch ein Schickſal!
Don Juan.
Welche Nöthen!
König.
Biſt mein Sklav.
Fernando.
Ich bin's, doch wenig
Kann dieß deine Rache fördern.
Wenn der Menſch zu einer Reiſe

Sich vom Schooß der Erde löſte,
Iſt's, damit nach manchen Irren
Er zu ihr heimkehren möge.
Dankbar ſein muß ich dir mehr,
Als dich ſchelten, denn du öffneſt
Mir Richtſteige, worauf eher
Ich der Ruhe Ziel gewönne.

König.

Wenn du Sklav biſt, können Titel
Nicht, noch Renten dir gehören;
Ceuta iſt in deiner Macht:
Wenn du mich als Herrn und König,
Dich erkennſt als meinen Sklaven,
Warum Ceuta mir nicht öffnen?

Fernando.

Weil es Gottes iſt, nicht mein.

König.

Muß dich das Geſetz nicht nöth'gen,
Daß man ſeinem Herrn gehorche?
So befehl' ich nun dir förmlich,
Übergieb es mir.

Fernando.

Was recht iſt,
Sagt der Himmel, darin möge
Seinem Herrn der Sklav gehorchen;
Aber wenn der Herr beföhle
Seinem Sklaven Böſes thun,
Wär' er nicht durch Pflicht genöth'get

Zu gehorchen, denn wenn jener
Böſes fordert, thut er Böſes.

König.

Tod ſei dein.

Fernando.

Das iſt mir Leben.

König.

Daß er's dir nicht werden möge,
Lebe ſterbend! Ich kann wüthen.

Fernando.

Ich zum Dulden mich gewöhnen.

König.

Wohl, ſo wirſt du nicht befrei't.

Fernando.

Und dir Ceuta nicht geöffnet.

König.

He da!

Selim kommt.

Selim.

Herr?

König.

Sei dieſer Sklav
All den andern ohne Zögern
Völlig gleich geſtellt: legt Ketten
Um den Hals ihm und die Knöchel,
In den Ställen ſoll er dienen,
Und im Garten und den Höfen,
So wie alle ſchlecht gehalten;
Nicht mehr trag' er ſeid'ne Röcke,

die Nachwelt bewahrte. Auch die Prieſter andrer Dichtarten huldigten ihr nicht ſelten, und eine Geſchichte der griechiſchen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poeſie nicht nennen dürfen.

Ja ſo allgemein iſt ihr Charakter, ſo weltbürgerlich ihre Geſinnung, daß ſie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verſchmähte, die härtere Sprache des großen Roms zu reden, ja ſogar aus dem ſüdlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieſer Kunſtart den Griechen näher gekommen zu ſein, und ſind ihren Vorbildern hier wenigſtens treuer geblieben als in vielen andern Fächern. Unter den Deutſchen der jetzigen Zeit hat man das klaſſiſche Metrum derſelben nachgebildet, und ein Dichter, von dem es nie entſchieden werden kann, ob er größer oder liebenswürdiger ſei, hat zu ſeinen frühern unverwelklichen Lorbeern auch den Namen eines Wiederherſtellers der alten Elegie geſellt.

Sie iſt nun nicht mehr bloß eine ſchöne Antiquität: ſie iſt hier einheimiſch, und lebt unter uns. Wer mag, dieſes Wunder vor Augen, mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine Beſtimmung ſei der Elegie zu groß, und ſich in Vermuthungen über alle die Metamorphoſen verlöre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahndungen der Art die Kunſtgeſchichte umſchweben dürfen und müßen, ſo iſts doch gefahrloſer und ſchöner, ſich vorzüglich an dieſe zu halten, und die Geſtalt gleichſam vor unſern Augen werden und wachſen zu ſehen. Auch iſt es dem Gegenſtande gemäßer: denn die Elegie umarmt die Gegenwart, aber ſie blickt gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunſtgeſchichte ähnelt bei dieſer Dichtart der Stimmung des Künſtlers ſelbſt. Man

Sondern dürſt'ge grobe Zeuge,
Sei mit ſchwarzem Brod beköſt'get,
Und zum Trunk mit ſalz'gem Waßer,
Schlaf' in feuchten dunkeln Löchern;
Welcher Spruch auch ſeine Diener
Und Vaſallen gelten möge.
Schafft ſie alle fort!

Enrique.

Welch Unglück!

Muley.

Welcher Jammer!

Don Juan.

Welche Stöße!

König.

Ich will ſeh'n, Barbar, will ſeh'n,
Ob dein Dulden mehr wird können
Als mein Wüthen.

Fernando.

Ja, das ſollſt du,
Jenes wird ſich nie erſchöpfen.

Man führt ihn fort.

König.

Dir, Enrique, dem Geleit
Meines Worts gemäß, vergönn' ich
Nach Lisboa heim zu ſegeln
Von den afrikan'ſchen Höhen.
Ihr Infant, ihr Ordensmeiſter
Von Avis, ſo laß' ſie hören,

Warte jetzt hier meine Pferde,
Daß ſie kommen ihn zu löſen.

Enrique.

Ja, ſie werden's; denn verlaß' ich
Ihn in ſeinen traur'gen Nöthen,
Kann ich's bringen über's Herz,
Nicht ihn als Gefährt' zu tröſten:
So geſchieht's, weil ich hieher
Wieder kommen will, mit größrer
Stärk' und Macht, ihn zu befrei'n.

König.

Du thuſt wohl, wie du wirſt können.

Muley beiſeit.

Jetzo iſt der Anlaß da,
Darzuthun, was Treu' vermöge:
Leben dank' ich dem Fernando,
Meine Schuld will ich ihm löſen.

ab.

Garten.

Selim und **Fernando** in Sklavenkleidern und mit Ketten.

Selim.

Dich heißt in dieſem Garten
Des Königs Wille der Beſtellung warten,
Und keinen Widerſtand hiebei verſchulden.

Fernando.

Noch weiter als ſein Wüthen, reicht mein Dulden.

Selim ab.

Es kommen **Chriſtenſklaven**, und einer ſingt, während die übrigen im Garten graben.

1. Chriſtenſklav ſingt.

Zur Erob'rung Tangers ſandte
Wider den Tyrann von Fez
Den Infanten Don Fernando
Der König ſein Bruder her.

Fernando.

Daß mir zu allen Stunden
Mein Unfall das Gedächtniß muß verwunden!
Ich bin gebeugt, bekümmert.

2. Chriſtenſklav.

Was ſteht ihr, Kamerad, ſo unbekümmert?
Weint doch nicht! tröſtet euch! Der Ordensmeiſter
Hat uns geſagt, wir ſollen
Bald wieder heim und frei ſein, wie wir wollen.
Nicht einer ſoll in dieſem Lande bleiben.

Fernando.

Wie kurze Zeit wird euch den Troſt vertreiben!

2. Chriſtenſklav.

Laßt euch nicht ſo bedrängen,
Und helft mir, dieſe Blumen zu beſprengen.
Nehmt da die Eimer, und geht Waßer holen
Aus jenem Teich.

Fernando.

Ich will's, wie mir befohlen.
Daß ich euch Waßer trage,
Habt ihr wohl recht bedacht, denn meine Klage,

Trübſale ſäend, Kränkungen beſtellend,
Gießt Ström' aus meinen Augen überſchwellend.
ab.

3. Chriſtenſklav.

Noch mehr Gefang'ne brachten
Sie in dieß Haus.

Don Juan mit einem anderen Chriſtenſklaven tritt auf.

Don Juan.

Laß' uns genau beachten,
Ob dieß die Gärten waren,
Wohin er kam, ob Dieſe nichts erfahren.
Denn minder würden werden
In ſeiner Näh' die Leiden und Beſchwerden,
Und tröſtlicher die Lage.
Mein Freund, ſo Gott dich mag behüten, ſage,
Sahſt du nicht dieſen Garten
Den Ordensmeiſter Don Fernando warten?

2. Chriſtenſklav.

Den hab' ich nicht geſehen.

Don Juan.

Kann ich dem Schmerz, den Thränen widerſtehen?

3. Chriſtenſklav.

Das Haus ward aufgeſchloßen,
Sag' ich, man bracht' uns neue Mitgenoßen.

Fernando kommt zurück mit zwei gefüllten Waßereimern.

Fernando.

Erſtaunt nicht, Menſchen-Geiſter,
Zu ſeh'n wie ein Infant, ein Ordensmeiſter,

In Schmach ſo elend ringet;
Denn dieß ſind Spiele, die die Zeit vollbringet.

Don Juan.

In ſo elendem Stande,
Herr, Eure Hoheit? Reißen will die Bande
Die enge Bruſt vor Schmerzen.

Fernando.

Verzeih' dir's Gott! du kränkteſt mich von Herzen,
Don Juan, durch dein Entdecken.
Ich wollte mich verbergen und verſtecken
Vor meines Volkes Blicken,
Und zu elendem armem Dienſt mich ſchicken.

2. Chriſtenſklav.

Ach Herr! ich bitt' euch ſehr, verzeiht in Gnaden,
Daß ich ſo blind euch Arbeit aufgeladen.

1. Chriſtenſklav.

Vergönn' uns, Herr, die Knie vor dir zu beugen.

Fernando.

Steh' auf, mein Freund! Nicht mehr ſolch Ehrbezeugen!

Don Juan.

Eur' Hoheit

Fernando.

Welche Hoheit kann der haben,
Der lebt in ſolcher Niedrigkeit begraben?
Seht mich geringem Leben,
Als einen Sklaven unter euch, ergeben:
Wenn wer ſich an mich wendet,
So ſei's auf gleichen Fuß.

Don Juan.

Weswegen ſendet
Der Himmel keinen Blitz, um mich zu tödten?

Fernando.

Don Juan, nicht ſo muß klagen in den Nöthen
Ein Edler: laß' uns auf den Himmel bauen!
Der Muth, die Weisheit, kühnes Selbſtvertrauen
Muß jetzt ſich laßen ſehen.

Zara kommt mit einem Körbchen.

Zara.

Meine Prinzeſſin will im Garten gehen,
Und ſie befiehlt, mit ſeiner Blumen Prangen
Und Farbenſchmelz dieß Körbchen zu umfangen.

Fernando.

Ich hoff' ihn ihr zu bringen,
Denn jeder Dienſt ſoll mir zuerſt gelingen.

1. Chriſtenſklav.

Wohl, laßt danach uns gehen.

Zara.

Ich will, indes ihr pflückt, hier wartend ſtehen.

Fernando.

Erweiſ't mir keine Ehren,
Da gleiche Leiden euch und mich beſchweren:
Und weil doch unſ're Sachen,
Wo heut' nicht, morgen gleich der Tod wird machen,
So wäre wohl geborgen,
Wer heut' nichts übrig ließ' zu thun für morgen.

Fernando ab mit den Chriſtenſklaven, die ihm den Vortritt laßen wollen.

Phönix tritt auf mit Roſa.

Phönix.

Haſt du, Blumen mir zu bringen,
Hier beſtellt?

Zara.

Es iſt geſcheh'n.

Phönix.

Ihre Farben wollt' ich ſeh'n,
Um den Trübſinn zu verbringen.

Roſa.

Wie, Gebiet'rin, nur beſingen
Dich, getäuſcht von Fantaſie'n,
Drückende Melancholie'n?

Zara.

Sage, was mit dir geſchahe?

Phönix.

Nicht ein Traum war was ich ſahe,
Da mein Unglück mir erſchien.
Wenn des Unglückſel'gen Muth
Träumend einen Schatz beſeßen,
Dann läßt, Zara, ſich ermeßen,
Dieß war ein erträumtes Gut.
Doch, wenn kund der Traum ihm thut,
Während falſch ſein Glück verſchwindet,
Welch ein Mißgeſchick ihn bindet,
Sieht er es mit eig'nen Augen,
Da, was auch ſein Traum mag taugen,
Er erwachend Übles findet.

Zu gewiß iſt — wehe mir! —
Was die Ahnungen mir drohten.

Zara.

Und was bleibt für jenen Todten,
Trauerſt du ſo über dir?

Phönix.

Schon dünkt mich mein Unglück hier:
Eines Todten Preis! Wie wich
Alle Luſt von mir! was glich
Je des ärmſten Weibes Pein?
Eines Todten muß ich ſein?
Wer iſt dieſer Todte?

Fernando kommt zurück mit den Blumen.

Fernando.

Ich —

Phönix.

Was, o Himmel, muß ich ſchauen?

Fernando.

So verſtört?

Phönix.

Gleich ſehr verſtören
Muß es mich, dich ſeh'n und hören.

Fernando.

Ohne Schwur will ich dir trauen.
Ich, beſtrebt, als meiner Frauen,
Phönix, dir zu dienen, trage
Blumen her, für meine Lage
Hieroglyphen: denn geboren

Sind ſie, Herrin, mit Auroren,
Und geſterben mit dem Tage.

Phönix.

Führt der Wunderblume Pracht
Dieſen Namen doch zum Ruhme.

Fernando.

Iſt nicht Wunder jede Blume,
Die ich dienend dir gebracht?

Phönix.

Es iſt wahr; wer hat gemacht
Dieſe Umwandlung?

Fernando.

Mein Looß.

Phönix.

Traf's dich ſchwer?

Fernando.

Mit hartem Stoß.

Phönix.

Du giebſt Weh.

Fernando.

Laß' dir nicht bangen.

Phönix.

Warum?

Fernando.

Weil der Menſch empfangen
Wird in Glücks und Todes Schooß.

Phönix.

Biſt du nicht Fernando?

Fernando.
Ja.
Phönix.
Wozu dieſe Tracht?
Fernando.
So fröhn' ich
Dem Geſetz.
Phönix.
Wer gab's?
Fernando.
Der König.
Phönix.
Und warum?
Fernando.
Sein bin ich ja.
Phönix.
Warſt du nicht noch heut' ihm nah?
Fernando.
Und auch heut' von ihm geſchieden.
Phönix.
Konnt' ein einz'ger Tag den Frieden
Zweier Sterne ſo vernichten?
Fernando.
Laß' die Blumen dir berichten,
Was von jenen ward beſchieden.
Dieſe, die, wann empor der Morgen bringet,
Erwachend ſich zu Pomp und Luſt erheben,
Sind Abends eitler Trauer hingegeben,
Wann die Entſchlaf'nen kalte Nacht umſchlinget.

möchte ſagen, es ſei etwas Elegiſches, bei den B
der alten Poeſie mit ſtiller Liebe zu verweilen,
Blättern wechſelnden Geſchlechter der Poeſie mi
Ernſt zu betrachten, wie ſie entſtehen und vergehen;
Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabei
denkt, zu ſagen, ſie zu uns und uns zu ihr zu ver

Es iſt wohlthätig, nach der großen Ausſich
unermeßliche Weltall der alten Poeſie, nun auch
wieder auf eine Gattung zu beſchränken, ſich ihr
nähern und mit der Theilnahme eines Freundes
benden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer
zu folgen, bald nur zu genießen, und bald das Gei
Nachdenken zu erhöhen; und wenn die Art ſelbſt ſo
faltig und umfaßend iſt, wie dieſe, ſo kann ſie den
ſie noch nicht genoßen, zu jener Ausſicht vorbereit
die auch der nicht beſchränkte Geiſt ſich weit über
erhoben fühlt.

Da die Natur der Elegie ſo hiſtoriſch, und d
dem Propertius ſo ähnlich iſt, ſcheint es beinah n
vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und
mit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht g
chen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener
brauch ſcheint das Weſen der Elegie in klagende
ſamkeit zu ſetzen, welche in dem großen Gebiet der
eine ſehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch
nermos und Solon eine ſchöne Trauer über die
des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonide
daros, Euripides und Antimachos verſtand man un
oft vorzugsweiſe Klaggeſänge, beſonders über verſter
liebte. Aber wie vieles umfaßte nicht ſelbſt die
mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der

Dieß Farbenſpiel, das mit dem Himmel ringet,
  Das Purpur, Schnee und Gold zur Iris weben,
  Wird warnend Vorbild ſein dem Menſchenleben;
  So viel iſt's, was ein Tag zum Ziele bringet.
Zum Blüh'n ſind früh die Roſen aufgeſtanden,
  Zum Altern haben ſie die Blüth' entbunden,
  Die Wieg' und Grab in einer Knoſpe fanden.
So haben Menſchen auch ihr Looß befunden,
  An einem Tage kamen ſie und ſchwanden;
  Verfloßen ſind Jahrhunderte nur Stunden.

Phönix.

Wie dein Wort mich ſo beſcheidet,
Muß mich Grau'n und Angſt verſtören;
Ich will dich nicht ſeh'n, noch hören:
Sei der erſte, welcher leidet,
Den ein Leidender vermeidet.

Fernando.

Und die Blumen?

Phönix.

Wenn in ihnen
Hieroglyphen dir erſchienen,
Tilgt ſie meine Ungeduld.

Fernando.

Welches iſt der Blumen Schuld?

Phönix.

Zu der Sterne Bild zu dienen.

Fernando.

Weiſeſt du ſie nun zurücke?

Phönix.

All ihr Glanz iſt mir entſtellt.

Fernando.

Wie?

Phönix.

Es kommt das Weib zur Welt,
Unterthan dem Tod und Glücke,
Und in dieſes Sternes Tücke
Sah erklärt mein Leben ich.

Fernando.

Stern' und Blumen glichen ſich?

Phönix.

Ja.

Fernando.

Dieß kann ich nicht entfalten,
Klag' ich ſchon ihr feindlich Walten.

Phönix.

Hör', du ſollſt es wißen.

Fernando.

Sprich.

Phönix.

Die hellen Funken, welche dem Beſchauer,
Genährt von Strahlen, die der Sonn' entſprühten,
Wann ſie verſank, des Lichtes Blick vergüten,
Sie leben ſelbſt nur eine Blumentrauer.
Nächtliche Blüthen ſind's: in krankem Schauer
Ermattet bald der Glanz, von dem ſie glühten:
Denn wenn ein Tag das Alter iſt der Blüthen,
Iſt eine Nacht der Sterne Lebensdauer.

Nach dieſer Lenze ſchnell verwelktem Prangen
Muß unſer Wohl, muß unſer Weh ſich färben,
Ob Sonnen unter- oder auf- gegangen.
Was könnte dauerhaft der Menſch erwerben?
Was wandelbar von Sternen nicht empfangen,
Die jede Nacht, geboren, wieder ſterben?
ab.

Muley tritt auf.

Muley.
Hier erwartet' ich verborgen,
Bis ſich Phönix hätt' entfernt:
Noch ſo liebend, will der Adler
Manchmal doch dem Licht entgeh'n. —
Sind wir nun allein?

Fernando.
Ja.

Muley.
Höre.

Fernando.
Edler Muley, dein Begehr?

Muley.
Daß du mögſt in eines Mohren
Buſen Treu' und Glauben ſeh'n.
Ich weiß nicht, worüber ich
Mich erklären ſoll zuerſt,
Noch, ob ich dir ſagen ſoll,
Wie ſo tief mich hat geſchmerzt
Dieſer Wankelmuth der Zeiten,
Dieſe Wuth des Ungefährs,

Dieſer Sturm des Glücks, dieß bittre
Beiſpiel von dem Lauf der Welt.
Aber ich bin in Gefahr,
Wenn ſie hier uns reden ſeh'n,
Denn dich achtlos zu behandeln,
Iſt Befehl des Königs jetzt.
Und ſo, frei die Stimme laßend
Meinem Schmerz, weil er als Knecht
Beßer ſich wird äußern können,
Eil' ich dir zu Füßen her.
Deiner bin ich, und ſo komm' ich
Nicht, Infant, der Gunſt Geſchenk
Anzubieten, abzutragen
Eine Schuld, mir vorgeſtreckt.
Das mir erſt gegeb'ne Leben
Komm' ich dir zu geben, denn
Wohlthun iſt ein Schatz, der immer
In der Noth ſich ächt bewährt.
Und weil Furcht in der Beklemmung
Feßeln meine Füße hält,
Und mein Hals und meine Bruſt
Zwiſchen Strang und Meßer ſchwebt,
Sei, die Reden zu erſparen,
Alles ſchleunig dir erklärt.
Und ſo ſag' ich, dieſe Nacht
Will ich dir ein Schiff im Meer
Fertig halten: in den Luken
Eurer Kerker ſoll verſteckt
Werkzeug ſich befinden, welches

Ab die Bande fallen läßt.
Dann will ich die Schlößer ſprengen
Von der Außenſeite her:
Du mit allen den Gefang'nen,
Die Fez in ſich ſchließet, kehr'
In dem Schiff zur Heimat, ſicher
Daß auch ich es bleib' in Fez,
Weil man leicht ja ſagen kann,
Daß ſie das Gefängniß ſelbſt
Aufgebrochen, und ſo können
Beide wir gerettet ſeh'n,
Ich die Ehr' und du das Leben:
Denn es iſt gewiß, erfährt
Dieß der König und beſtraft mich
Als Verräther nach dem Recht,
So wird mich der Tod nicht kümmern.
Und weil man zu ſolchem Zweck
Fremde Willen zu gewinnen
Geld bedarf, ſieh' umgeſetzt
Hier in eine Zahl Juwelen
Unermeßlich hohen Werth.
Dieß, Fernando, iſt für meine
Freilaßung das Löſegeld,
Die Verpflichtung, die ich habe:
Denn ein treu und edler Knecht
Mußte einmal doch vergelten,
Was ſo Großes ihm geſcheh'n.

Fernando.

Danken wollt' ich dir die Freiheit,

Doch der König kommt hieher
Durch den Garten.

Muley.

Sah er dich
Schon bei mir?

Fernando.

Nein.

Muley.

So erreg'
Ihm nicht Argwohn.

Fernando.

Dieß Gebüſche
Halt' als ländliches Gezelt
Mich verſteckt, bis er vorüber.

Er verbirgt ſich.

Der König tritt auf.

König.

Muley und Fernando ſteh'n
So geheim, es geht der eine,
Gleich wie ſie mich kommen ſeh'n,
Und verſtellt erſcheint der andre:
Sicher iſt hier was nicht recht.
Aber ſei dem wie ihm wolle,
Sicher vor Gefahr zu geh'n
Will ich ſuchen. Mir iſt's lieb —

Muley.

Sei gegrüßt, mein hoher Herr.

König.

Dich zu finden.

Muley.
Was befiehlſt du?
König.
Ceuta nicht als mein zu ſeh'n,
Hat mich ſehr gekränkt.
Muley.
Erob're,
Schon mit Lorbeer ja bekränzt,
Seine Mauern: deinem Muth
Beut es ſchwache Gegenwehr.
König.
Nein, durch friedlicheres Kriegen
Sei's zu Füßen mir gelegt.
Muley.
Wie meinſt du?
König.
Auf dieſe Weiſe,
Daß Fernando ſei beſchwert,
Und zu ſolchem Stand erniedrigt,
Bis er Ceuta bietet ſelbſt.
Nun, Freund Muley, ſollſt du wißen,
Daß mir manches Furcht erregt,
Die Perſon des Ordensmeiſters
Sei nicht ſicher hier in Fez.
Denn die Chriſtenſklaven jammert's,
Ihn ſo unterdrückt zu ſeh'n,
Und ich ſorg', um ſeinetwillen
Möchte Meuterei entſteh'n.
Mächtig war der Eigennutz

Außerdem von je und je,
Und man bahnt durch alle Wachen
Leicht mit Gold ſich einen Weg.

Muley beiſeit.

Ich will ihn darin beſtärken,
Daß ſich alles ſo verhält,
Nur damit er keinen Argwohn
Auf mich faßt. — Du ſorgſt mit Recht,
Man wird ihn befreien wollen.

König.

Nur Ein Mittel fand ich denn,
Auf daß niemand ſich vermeße,
Meine Macht zu hintergeh'n.

Muley.

Und das wäre, Herr?

König.

Daß du,
Muley, ihn bewachſt, und ſtehſt
Ein für ihn, weil weder Furcht
Dich, noch Eigennutz beherrſcht.
Du biſt Schließer des Infanten,
Sorge ja, daß du ihn recht
Mir bewachſt, auf alle Fälle
Mußt du für ihn Rede ſteh'n.

ab.

Muley.

Ohne Zweifel, daß der König
Hörte, was wir abgered't.
Hilf mir, Allah!

Fernando kommt zurück.

Fernando.

Was betrübt dich?

Muley.

Hörteſt du?

Fernando.

Nur allzu ſehr.

Muley.

Und du fragſt, was mich betrübe?
Da du hier mich ſieheſt ſteh'n
In der blindeſten Verwirrung,
Und der Ehr' und Freundſchaft Recht
Zwiſchen meinem Freund' und König
Heute ſich in mir bekampft?
Zeig' ich treu mich gegen dich,
So verrath' ich meinen Herrn;
Undankbar bin ich an dir,
Halt' ich gegen ihn mich acht.
Was nur ſoll ich thun? hilf, Himmel!
Da er ſo mir eben den,
Dem ich Freiheit kam zu bringen,
Anvertraut, in der Gewahr
Meiner Sorgfalt ihn zu ſichern?
Was nur, da der König ſelbſt
Zum Geheimniß fuhrt den Schlüßel?
Doch, damit ich's treffe recht,
Bitt' ich dich, daß du mir ratheſt:
Sag', was muß von mir geſcheh'n?

Fernando.
Muley, Lieb' und Freundſchaft muß
Immer nach an Würde ſteh'n
Gegen Pflicht und Ehre; niemand
Wird dem König gleich geſtellt,
Er allein iſt ſeines Gleichen,
Und es iſt mein Rath daher,
Ihm zu dienen, mich zu laßen.
Dein Freund bin ich: um Gewähr
Deiner Ehr' hinfort zu leiſten,
Will ich mich bewachen ſelbſt.
Und käm' auch ein andrer, Freiheit
Mir zu bieten, ſein Geſchenk
Nähm' ich nicht, daß deine Ehre
Bleibe von mir unverletzt.

Muley.
Nicht ſo redlich als gefällig
Iſt, Fernando, was du räthſt.
Ich verdanke dir das Leben,
Dir's vergelten acht' ich recht,
Und ſo, was wir abgeſprochen,
Richt' ich dieſe Nacht in's Werk.
Mache du dich frei, mein Leben
Bleibt zurück, um auszuſteh'n
Deinen Tod: mach' du dich frei,
Und ich fürchte nichts nachher.

Fernando.
Und wär's recht, daß ich ſo hart
Wär' und grauſam wider den,

jenes Begriffs liegt? Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtäos, ſinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur ſittlicher und über die ſittlichen Verhältniſſe natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Und die Muſe der ſpätern Elegie, welche die ſonſt das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchſten ſchätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, iſt die befriedigte Sehnſucht, die glückliche Liebe (voti sententia compos). Sie iſt ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenſchaft. Nachläßig und reizbar wie ſie iſt, liebt ſie erotiſche Tändeleien und verirrt auch wohl in priapeiſche Gemälde.

Die Bruchſtücke dieſes Zeitalters, in welchem die elegiſche Kunſt nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, zuerſt zu überſetzen und zu erklären, ſchien auch darum das Schicklichſte, weil dieſe der vollſtändiger erhaltenen und uns bekanntern römiſchen Elegie näher liegen, und doch von dieſem Standpunkt aus die Ausſicht auf die ältere griechiſche Elegie nicht mehr ſo ganz entfernt iſt. Auch ſind die Bruchſtücke glücklicherweiſe von der Art, daß ſie viel Stoff und Veranlaßung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwegen zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das köſtliche Bruchſtück des Hermeſianax.

Der ſich mein erbarmt, und grauſam
Mordete die Ehre des,
Der mir Leben ſtrebt zu geben?
Nein, und alſo ſei beſtellt
Richter über meine Sache
Und mein Leben: rathe ſelbſt!
Soll ich von dem Freiheit nehmen,
Der, um für mich auszuſteh'n,
Dann zurückbleibt? Soll ich dulden,
Daß an ſeiner Ehre wer
Grauſam hand'le, mir zu Gunſten?
Was räthſt du?

Muley.

Ich weiß nicht mehr,
Denn Ja oder Nein zu ſagen,
Beides fällt mir allzu ſchwer.
Nein, weil es mich kränken würde;
Ja, weil ich doch eingeſeh'n,
Wenn ich mich zum Ja entſcheide,
Daß ich dir nicht rathe recht.

Fernando.

Ja das thuſt du, denn es ſoll
Mich mein Gott und mein Geſetz
Als ſtandhaften Prinzen kennen
In der Sklaverei zu Fez.

Dritter Akt.

Saal im Pallaſt.

Muley und der **König** treten auf.

Muley für ſich.
Weil ich Don Fernando nicht
Vor des Königs vielen Wachen
Beiſteh'n kann, ſei mein Gewicht
Aufgewandt in ſeinen Sachen,
Wie es ächten Freundes Pflicht. —
Da zu Land und Waßer dich,
Herr, mein Eifer hat bedienet,
Wenn bei ſolchem Kummer ich
Platz in deiner Huld verdienet,
Hör' mich aufmerkſam.

König.
So ſprich.

Muley.
Don Fernando —

König.
Sag' nichts mehr.

Muley.
Wie? du hörſt mich nicht vorher?
König.
Weil, wie du Fernando ſageſt,
Du mich zu beleid'gen wageſt.
Muley.
Wie?
König.
Indem du dein Begehr
Zu erfüllen mir benommen,
Da du mich für ihn genommen.
Muley.
Bin ich als ſein Wächter nicht,
Herr, dir ſchuldig den Bericht?
König.
Sprich, doch wird es ihm nicht frommen.
Muley.
Don Fernando, der das Toben
Des Geſchicks in gleicher Stärke
Schon ſo lange muß erproben,
Zu des Unglucks Wunderwerke
In dem Mund der Welt erhoben;
Da er, Herr, die ſtrenge Acht,
Beßer ſpräch' ich wohl, die Macht
Deiner Krone auf ſich lud,
So hat endlich nun ſein Muth
In ſolch Elend ihn gebracht,
Daß an einem Ort er ſchmachtet,
Der ſo ſchnöd' iſt und verachtet,

Daß dein Ohr es würd' erniedern,
Arm und krank, gelähmt an Gliedern,
Und nach milden Gaben trachtet.
Denn, da dein Beſehl gemeſſen,
Daß er ſollt' im Kerker ſchlafen,
Daß man ihn zur Arbeit preſſen
Sollt' im Stall mit andern Sklaven,
Und ihm niemand gäb' zu eſſen:
Solcher **Lebensart** bequemt,
Die man ſchwachen Kräften bot,
Ward ſein Körper ganz gelähmt,
Und ſo durch die Macht der Noth
Feu'r und Majeſtät gezähmt.
Wie auch an dem dumpfen Orte
Ihm die kalte Nacht verronnen,
Bleibt er ſtandhaft treu dem Worte;
Und wenn rein das Licht der Sonnen
Aufgeht aus des Tages Pforte,
Dann auf dürft'ger Matte raffen
Ihn die Sklaven auf, und ſchaffen
Ihn an einen Ort, es iſt —
Sag' ich's nur! — ein Haufe Miſt;
Denn ſo ekel iſt beſchaffen
Sein Geruch, daß niemand ihn
Kann bei ſeinem Hauſe leiden,
So [illegible] alle vor ihm flieh'n,
Ihn nicht hören noch beſcheiden,
Und dem Mitleid ſich entzieh'n.
Nur ein treuer Ritter blieb

Und ein Diener, ihm zu lieb,
Die den aller Hülf' Entblößten
In ſo ſelt'nen Nöthen tröſten;
Mit ihm theilen ſie, vom Trieb
Gleicher Redlichkeit gedrungen.
Ihre Koſt, die ſie kaum nährt,
Die ſo ſchleunig wird verzehrt,
Daß die Kehle ſie verſchlungen,
Eh' der Mund es noch erfährt.
Und auch dieſe zücht'gen noch
Deine Leute für die Pflichten,
Die ſie treu dem Herrn entrichten;
Aber wie das ſtrengſte Joch
Grauſam droht, ſie zuzurichten,
Kann doch nichts ſie von ihm ſcheiden;
Wenn der eine muß von beiden
Nahrung aufzuſuchen gehn,
Bleibt der andre bei ihm ſteh'n,
Ihn zu tröſten in den Leiden.
Laß' ein Ziel der Härte ſtecken,
Herr, und bei den grimm'gen Plagen,
Die den Prinzen niederſtrecken,
Fühle Grau'n, wo nicht Beklagen,
Wo Erbarmen nicht, doch Schrecken.

König.

Schon gut, Muley.

Phönix tritt auf.

Phönix.

Herr, wofern

Meine Demuth allzeit gern
Sich nach deinem Wink betragen,
Laß' mich eine Bitte wagen
An die Gnade meines Herrn.

König.

Was wohl würde dir verſagt?

Phönix.

Der Infant Fernando —

König.

Gut!
Du haſt ſchon genug geſagt.

Phönix.

Macht erſtarren Aller Blut,
Die ihn ſeh'n ſo ſchwer geplagt.
Könnt' ich es von dir erwerben, —

König.

Nein, halt inne, Phönix! halt!
Sucht er ſelbſt nicht ſein Verderben?
Thut Fernando'n wer Gewalt,
Daß er müßte ſchmählich ſterben?
Wenn, weil grauſam er und hart
Bei'm gegeb'nen Wort verharrt,
Er ſo harte Strafe duldet,
Wie hätt' ich an ihm verſchuldet
Was von ihm beſchloßen ward?
Steht es nicht bei ihm, zu wenden
Dieſes Elend, und zu leben?
Steht es denn in ſeinen Händen,

Mag er Ceuta übergeben,
Und all' ſeine Qual wird enden.

Selim tritt auf.

Selim.

Herr, es warten zwei Geſandte
Auf Gehör: von Tarudante
Iſt der eine von den zwei'n,
Portugals Alfonſo ſandte
Her den andern.

Phönix für ſich.

Welche Pein!
Sicher ſchickt, um mich zu werben,
Tarudante.

Muley für ſich.

Himmel! ſterben
Läßt mich Freundſchaft, Eiferſucht;
Meine Hoffnung ohne Frucht:
Alles muß Ein Tag verderben.

König.

Laß' ſie ein; wir wollen, Phönix,
Uns auf dieſe Polſter ſetzen.

Er und die Prinzeſſin ſetzen ſich.

Alfonſo und **Tarudante** kommen von verſchiedenen Seiten.

Tarudante.

Hocherhab'ner Herr von Fez, —

Alfonſo.

Herr von Fez, ſo groß und mächtig, —

Tarudante.
Deſſen Name —
Alfonſo.
Des Gedeihen —
Tarudante.
Niemals ſterbe.
Alfonſo.
Allzeit lebe.
Tarudante.
Und du, dieſer Sonn' Aurora —
Alfonſo.
Aufgang dieſes Occidentes —
Tarudante.
Mög'ſt zum Trotz den Jahren blühen.
Alfonſo.
Mög'ſt zum Trotz den Zeiten herrſchen.
Tarudante.
Um zu haben —
Alfonſo.
Zu genießen —
Tarudante.
Herrlichkeiten.
Alfonſo.
Lorbeerkränze.
Tarudante.
Große Siege.
Alfonſo.
Hohe Glorien.

Tarudante.

Wen'ge Übel.

Alfonſo.

Viele Segen.

Tarudante.

Wie? indes ich rede, Chriſt,
Kannſt du wagen hier zu reden?

Alfonſo.

Weil da, wo ich mich befinde,
Niemand anders eher redet.

Tarudante.

Mir, weil ich Alarbe bin
Von Geſchlecht, gebührt die erſte
Stelle, denn wo Eingeborne
Sind, zieht man nicht vor die Fremden.

Alfonſo.

Wo man weiß von feiner Sitte,
Thut's man wohl, denn Alle geben,
Wie wir ſeh'n an allen Orten,
Stets dem Gaſt die beſte Stelle.

Tarudante.

Wäre dieſer Grund auch gültig,
Könnt' er mich nicht widerlegen,
Denn dem Gaſt allein gebührt,
Keinem ſonſt, die erſte Stelle.

König.

Nun genug! und mögen beide
Sich auf meinen Polſtern ſetzen.

Rede denn der Portugieſe,
Als Bekenner fremder Lehre
Mehr geehrt.

Tarudante.

Ich bin ergrimmt.

Alfonſo.

Wohl denn, kurz ſei meine Rede.
Don Alfonſo, Portugals
Großer König, der mit eh'rnen
Zungen, trotz dem Neid und Tode,
Von dem Ruhme ſei verherrlicht,
Sendet Gruß dir, und erſucht dich,
Da Fernando, wenn ſein Leben
Ceutas Veſte ſollte koſten,
Seine Freiheit nicht begehret,
Daß du jetzo ſeinen Preis
Woll'ſt auf ſolche Summen ſchätzen,
Wie ſie nur der Geiz verlangen,
Nur die Großmuth kann verſchmähen.
Und daß er in Gold und Silber
So viel geben will an Werthe
Als zwei Städte; dieſes bittet
Er auf freundſchaftlichem Wege:
Doch wenn du ihn nicht auslieferſt,
Ihn auf freien Fuß zu ſtellen
Mit den Waffen dann, gelobt er.
Zu dem Ende baut er Städte
Auf des Meeres leichten Schultern
Schon von tauſend ſtreitbar'n Segeln.

1. Von Mimnermos.

A.

Welcherlei Leben und Luſt giebt's ohne die goldn' Aphrodite?
Todt ſein möcht' ich, ſobald dieß mir nicht länger behagt,
Heimliche Liebesgewährung, und holde Geſchenk', und das Lager.
Blüthen der Jugend, dahin welken ſie, flüchtig entrückt,
Männern ſowohl wie den Frau'n; wenn dann mühſeliges Alter
Annaht, das ganz gleich Schöne den Häßlichen macht,
Immer ihm drückt nunmehr das Gemüth abmattende Sorge,
Nicht mehr labet es ihn, Strahlen der Sonne zu ſchaun.
Nun ſind feind ihm die Knaben, und nicht ſein achten die Mädchen;
Alſo Beſchwerliches hat Greiſen verliehen der Gott.

B.

Möchte von Krankheit frei und von den beſchwerlichen Sorgen
Sechszigbejahrten mich einſt treffen das Todesgeſchick.

---

2. Von Solon.

A. Antwort auf das Vorige.

Willſt du jetzo noch folgen mir Rathendem, dieſes zurück nimm;
Zürne mir nicht deshalb, weil ich es beßer bedacht;
Sondern vernehmlichen Lauts umdichte das, ſinge mir alſo:
Achtzigbejahrten mich einſt treffe das Todesgeſchick.
Auch nicht nahe der Tod unbeweint mir: meinen Geliebten
Möcht' ich Jammer und Weh laßen im Sterben zurück.

B.

Jetzt ſind lieb mir die Werke der Kypria, ſammt Dionyſos,
Gleich wie der Muſen, woher Freude den Menſchen erwächſt.

Und er ſchwört, mit Schwert und Feuer
Ihm die Freiheit zu erkämpfen,
Die Gefilde dieſes Landes
Dergeſtalt mit Blut beſchwemmend,
Daß die aufgegang'ne Sonne
Finde deren grünen Teppich
Als Smaragden, als Rubinen
Ihn verlaß' im Untergehen.

Tarudante.

Kommt es mir als Abgeſandten
Schon nicht zu, Beſcheid zu geben,
In ſo fern es meinem König
Zukommt, darf ich, Chriſt, wohl reden.
Dieſer Schimpf ward ja der ſeine
Schon, da er als Sohn ergeben
Meinem Herrn hier iſt: und ſo
Kannſt du ſeinethalben melden
Don Alfonſo'n, daß er komme,
Damit er in ſchnellerm Wechſel
Als von Nachts bis zur Aurora
Seh' in heißen Purpurwellen
Tödlich ringen dieß Gefilde,
Alſo, daß der Himmel denke,
Niemals hab' er andre Blumen
Hier erſchaffen, als nur Nelken.

Alfonſo.

Wärſt du meines Gleichen, Mohr,
Könnt' es ſein, daß dieſer Kämpfe
Ausgang man von zweien tapfern

Jünglingen entſchieden ſähe.
Doch heiß' deinen König kommen,
Wenn er Ruhm wünſcht zu erwerben,
Daß der meine kommt, verbürg' ich.
Tarudante.
Sprichſt du doch, als ob du's wäreſt;
Und iſt das, wird Tarudante
Wißen Antwort auch zu geben.
Alfonſo.
Wohl, im Felde wart' ich deiner.
Tarudante.
Warten laßen werd' ich wenig,
Denn ich bin ein Blitz.
Alfonſo.
Ich Sturm.
Tarudante.
Ich Vulkan, der Flammen ſendet.
Alfonſo.
Hydra ich, die Flammen ſprühet.
Tarudante.
Ich bin Wuth.
Alfonſo.
Ich bin Verderben.
Tarudante.
Schreckt es dich nicht, mich zu hören?
Alfonſo.
Tödtet's dich nicht, mich zu ſehen?

König.

Herren, woll' Eu'r beider Hoheit,
Obwohl Heftigkeit des Ärgers
Wegzieh'n kann der Sonne Vorhang,
Welcher ſie verlarvt und dämpfet,
Einſeh'n, daß in meinem Lande
Niemand Feld giebt zu Gefechten
Außer mir, und ich verweigr' es,
Daß mir Muße bleib', euch beßer
Zu bedienen.

Alfonſo.

Nicht empfang' ich
Da Bewirthungen und Ehren,
Wo man mir Beſchwerden giebet.
Ich kam bloß Fernando's wegen,
So verkleidet trieb nach Fez
Mich der Eifer ihn zu ſehen.
Eh' ich deiner Hauptſtadt nahte,
Hört' ich, daß du dich befändeſt
Hier auf dieſem heitern Luſtſchloß,
Und ſo kam ich dich zu ſprechen,
Zur Beſchleunigung der Hoffnung,
Die mich herzog; da ſo ſchlecht es
Mir gelingt, ſo hält die Antwort
Bloß mich auf: dieß, Herr, erwäge.

König.

Wohl! die Antwort, Don Alfonſo,
Will ich kurz und bündig geben:

Wenn du Ceuta nicht zurückgiebſt,
Fürchte, nicht ihn mitzunehmen.

Alfonſo.

Da ich ſeinetwegen kam,
Und ihn retten muß, erklär' ich
Dir den Krieg, ſieh' dich zu rüſten.
Treffen woll'n wir uns im Felde,
Wer du ſein magſt, Abgeſandter!
Afrika ſoll heute beben.
ab.

Tarudante.

Weil mich nicht hat fördern können,
Schöne Phönix, das Beſtreben,
Euch als Sklav zu dienen, dieſes,
Mich zu Füßen euch zu ſehen,
Mög' es mind'ſtens: reicht die Hand
Dem, der darbringt eine Seele.

Phönix.

Woll' Eur' Hoheit, hoher Herr,
Die Bewerbungen und Ehren,
Weil ſie weiß, was ſie ſich ſchuldig,
Da, wo man ſie ſchätzt, nicht mehren.

Muley beiſeit.

Was erwartet wer dieß ſiehet,
Ohne ſich den Tod zu geben?

König.

Da Eur' Hoheit hergekommen
Selbſt nach Fez ſo unverſehens,

So verzeihe ſie die Kargheit
Der Bewirthung.

Tarudante.

Die Geſchäfte
Laßen mich nur kurze Friſt
Die Abweſenheit verlangern,
Und weil doch mein Abgeſandter
Mit der Vollmacht war geſendet,
Meine Braut hier abzuholen
In Gemäßheit des Verſprechens,
Werde, weil ich ſelbſt gekommen,
Nicht mein Eifer im Bewerben
Unwerth nahen Glucks geachtet.

König.

Herr, du ſiegſt in all' und jedem:
Und ſo, um dir's zu erwiedern,
Wie auch, weil zu ſolchen Kämpfen
Wir uns rüſten, iſt es billig,
Daß du überhoben werdeſt
Dieſer Sorgen; und ſo mußt
Du zurück dann ſchleunig kehren,
Eh' der Paſs wird abgeſchnitten
Von den angedrohten Heeren
Portugals.

Tarudante.

Mich ſoll's nicht kümmern,
Denn mit Mannſchaft wohl verſehen
Komm' ich, und zahlreichen Schaaren,
So daß eher dieſe Felder

Städt' als Wüſteneien ſcheinen,
Und, um dein Soldat zu werden,
Kehr' ich bald zurück mit ihnen.

König.

Schnell die Reiſe zu beſtellen
Rath' ich alſo; nur nach Fez
Mußt du, Phönix, erſt dich wenden,
Meine Hauptſtadt zu erfreu'n.
Muley!

Muley.

Hoher Herr?

König.

Sei fertig,
Daß du mit dem Kriegesvolke
Könn'ſt in Phönix' Dienſten gehen,
Bis ſie vor Gefahr geborgen,
Und du bei'm Gemahl ſie läßeſt.

ab.

Muley beiſeit.

Dieß nur fehlte mir nach allem,
Damit, während ich abweſend
Sein muß, auch mein Beiſtand mangle
Dem Fernando, und ihm ferner
Nicht die kleinſte Hoffnung bleibe.

Alle ab.

Straße in Fez.

Don Juan, Brito und andere Chriſtenſklaven bringen den Fernando und ſetzen ihn auf eine Matte.

Fernando.

Legt mich an die Stelle hier,
Wo ich beßer mich kann laben
An des Himmels lichter Zier.
O du ſüßer Herr der Gaben,
Wie viel danken muß ich dir!
Als mit mir in gleicher Plage
Hiob lag, flucht' er dem Tage,
Doch er that's, weil er verloren
In der Sünde war geboren;
Da ich Lob dem Tage ſage,
Weil uns Gott an ihm verleih'n
Will der Gnaden Überfluß.
Jeder ſchöne Morgenſchein,
Jeder Strahl der Sonne muß
Eine Feuerzunge ſein,
Die ihn lobzupreiſen diene.

Brito.

Liegt ihr, Herr, ſo jetzo recht?

Fernando.

Beßer, Freund, als ich verdiene.
O wie dankt dir, Herr, dein Knecht
Alles ihm ſo mild verlieh'ne?
Da ſie aus dem Kerker hier
Kaum mich holen, giebſt du mir

Eine Sonn', um zu erwarmen:
Herr, wie biſt du voll Erbarmen!
1. Chriſtenſklav.
Gott weiß, gerne blieben wir,
Ein'gen Troſt euch zu ertheilen,
Doch die Arbeit heißt uns eilen.
Fernando.
Kinder, geht mit Gott!
2. Chriſtenſklav.
Welch Leiden!
3. Chriſtenſklav.
Welcher bitt're Schmerz!
Sie gehen ab.
Fernando.
Ihr beiden
Wollet doch bei mir verweilen?
Brito.
Zum Begleiter haſt du mich.
Don Juan.
Dich verlaßen muß auch ich.
Fernando.
Was beginn' ich, fehlſt du mir?
Don Juan.
Herr, ich bin gleich wieder hier,
Was zu eßen bloß für dich
Will ich ſuchen auszuſpäh'n.
Denn ſeit Muley mußte geh'n
Weg von Fez, fehlt uns auf Erden
Aller Troſt in den Beſchwerden:

Troß dem allen, muß ich ſeh'n
Dir's zu ſchaffen. Ich will zwar
Mit Unmöglichkeiten ringen,
Jedermann ſcheut die Gefahr,
Den Befehl nicht zu vollbringen,
Welcher Waßer dir ſogar
Weigern heißt; ſie wollen mir
Nichts verkaufen, weil ſie ſeh'n,
Daß ich Beiſtand leiſte dir:
So weit muß die Härte geh'n
Des Geſchicks, doch kommen hier
Eben Leute.

Fernando.

Könnt' ich doch
Rührend meine Stimm' erheben,
Daß mir jemand möchte geben,
Um in Leiden länger noch
Einen Augenblick zu leben!

Don Juan ab.

Der König, Tarudante, Phönix und Selim kommen mit Gefolge.

Selim.

Herr, in dieſer Straße hier
Kannſt du es nicht mehr umgehen,
Daß dich der Infant muß ſehen.

König zu Tarudante.

Dich begleitend wollt' ich dir
Meine Größe laßen ſehen.

Tarudante.

Stets verleih'ſt du Ehre mir.

Fernando.

Schenkt doch eine kleine Gabe,
Und bedenkt den kranken Armen.
Seht, ich bin ein Menſch, und habe
Nichts, das meinen Hunger labe;
Habt doch Mitleid und Erbarmen,
Menſchen! es erbarmt ja ſich
Wohl ein Thier am andern Thier.

Brito.

Betteln lehren will ich dich,
Das iſt nicht die Weiſe hier.

Fernando.

Wie muß ich denn ſagen?

Brito.

Sprich:
Mohren, laßt euch doch erflehen,
Einem Armen beizuſtehen,
Daß er kann den Hunger ſtillen,
Um des heil'gen großen Zehen
Des Propheten Mahom willen.

König.

Noch in ſo elendem Stande
Treu dem Worte ſich beweiſt er,
Mir zum Spotte, mir zur Schande. —
He, Infant! he, Ordensmeiſter!

3. Von Theognis.

935 Muſen und Chariten, Töchter des Zeus, die ihr einſt zu des Kadmos
Hochzeit kommend, allda ſanget ein ſolches Gedicht:
„Lieb iſt alles, was ſchön; nicht lieb iſt aber, was nicht ſchön;“
Solches Gedicht ſandt' aus euer unſterblicher Mund.

---

995 Blühe mir, liebes Gemüth; bald werden ja andere Menſchen
Kommen, ich aber im Tod ſchwärzlichem Staube vermiſcht.

1047 Trinke den Wein, den dort auf Taygetos mächtigem Gipfel
Mir Weinreben gebracht, welche gepflanzet der Greis
In des Gebirgs Waldkluft, den Himmliſchen lieb, Theotimos,
1050 Kühl hinleitend den Quell aus dem Platanengehölz.
Trinkend von dem, wirſt weg du die läſtigen Sorgen dir ſcheuchen:
Alſo bewehrt dann fühlſt leichter um vieles du dich.

---

4. Von Meleager.

Vertheidigung der Lykambiden gegen Archilochos.

Ja bei der Rechte des Hades beſchwören es, bei dem geſchwärzten
Lager Perſephone's auch, jener Unnennbaren wir:
Jungfrau'n ſind wir ſelbſt in der Tiefe noch; Schmähungen haſt nur
Unſerer Jungfrauſchaft, bittrer Archilochos, du
Viele geſchwatzt, und gewandt Beredtheit ſchöner Geſänge
Auf nicht ſchönen Gebrauch, weiberbefehdenden Krieg.
Sagt, Pieriden, weswegen ihr höhnende Jamben auf Mädchen
Habet gewandt, dem nicht heiligen Manne geneigt?

Brito.
Hör', der König ruft, dich heißt er
Kommen.

Fernando.
Mich? Nein, Brito! kein
Ordensmeiſter noch Infant
Bin ich, deſſen Leich' allein;
Und zur Erde ſchon gebannt,
Iſt der Name nicht mehr mein.

König.
Biſt du kein's von beiden noch,
Mag Fernando Antwort geben.

Fernando.
Jetzt, muß ich mich ſchon erheben
Von der Erde, will ich doch
Hin zu deinen Füßen ſtreben.

König.
Standhaft ſtets mir zum Verdruß
Bleibſt du: dein Gehorchen hier,
Iſt es Demuth? iſt's Entſchluß?

Fernando.
Wie der Sklav verehren muß
Seinen Herrn, ſoll's zeigen dir.
Und da ich dein Sklave bin,
Vor dein Antlitz hergerufen
Dießmal, muß ich zu dir reden:
Herr und König, hör' mich ruhig.
König nannt' ich dich: obwohl du
Es in fremder Lehre wurdeſt.

So erhaben iſt der Kön'ge
Göttlichkeit, ſo unbezwungen,
Daß ſie milden Sinn erzeuget;
Darum mit dem edlen Blute
Muß bei dir die Mild' und Weisheit
Auch nothwendig ſteh'n im Bunde.
Selbſt bei'm Vieh und wilden Thieren
Steht auf ſolcher würd'gen Stufe
Dieſer Name, daß das Recht
Der Natur ihm heißet huld'gen
Mit Gehorſam: wie wir leſen,
Daß der Löw', in ungebund'nen
Staaten des Gewildes König,
Der, wann er die Stirne runzelt,
Sie mit ſtraub'gem Haarwuchs krönet,
Milde ſei, und nie verſchlungen
Hab' als Raub den Unterwürf'gen.
In dem ſalz'gen Schaum der Fluten
Malen dem Delphin, der König
Unter Fiſchen iſt, die Schuppen,
Die er ſilbern trägt und golden,
Auf die dunkelblauen Schultern
Kronen, und man ſah wohl ſchon
Aus der wüſten Wuth des Sturmes
Ihn an's Land die Menſchen retten,
Daß ſie nicht im Meer verſunken.
Dann der hochgewalt'ge Adler,
Dem die Federn ſich zum Buſche
In des Windes Sphären kräuſeln,

Aller Vögel, die mit Gruße
Sich der Sonne freu'n, Monarch,
Mild und edel, will nicht dulden,
Daß der Menſch, zum Trunk geladen,
Unter reinem Silber ſchlurfe
Seinen Tod, ſo den Kryſtallen
Einer Natter gift'ge Zunge
Beigemiſcht, und rührt mit Schnabel
Sie und Fitt'gen trüb' und dunkel.
Unter Pflanzen ſelbſt und Steinen
Seh'n wir abgedruckt die Spuren
Solcher Herrſchaft: die Granate,
Die, zur Königin berufen
Unter Früchten, ſich zur Krone
Ihrer Schale Spitzen rundet,
Läßt, vergiftet, die Rubinen
Welken, die an ihr gefunkelt,
Und verwandelt in Topaſen
Ihre Farbe, matt verdumpfet.
Der Demant, vor deſſen Antlitz
Der Magnet ſelbſt ſeines Auges
Sich entäußert, um gehorſam
Ihm als König ſo zu huld'gen,
Iſt ſo edel, daß er nicht
Seines Herrn Verrath kann dulden,
Und die Härt', an der vergeblich
Sich geſpitzte Griffel ſtumpfen,
Muß dann in ſich ſelbſt zerfallen,
Aufgelöſt in feines Pulver.

Iſt nun unter Thieren, Fiſchen,
Vögeln, Pflanzen, Steinen, kundig
Solche Königs-Majeſtät
Des Erbarmens: billig muß es
Auch bei Menſchen gelten, Herr;
Nicht die fremde Lehr' entſchuldigt
Dich dabei, in jeder Lehre
Iſt die Grauſamkeit verrufen.
Keineswegs will ich dich rühren
Mit dem Jammer meines Druckes,
Daß du mir das Leben gebeſt,
Welches nicht die Stimme ſuchet.
Denn ich weiß wohl, ich muß ſterben
An der Krankheit, die, verdunkelnd
Meine Sinne, durch die Glieder
Matt und froſtig mir gedrungen;
Ich weiß wohl, daß ich zum Tode
Wund bin, weil kein Wort die Zunge
Verbringt, deſſen Athem nicht
Wär' ein ſcharfer Dolch dem Buſen;
Endlich, daß ich ſterblich bin,
Und daß ſicher keine Stunde:
Weshalb auch bei gleichem Stoffe
Gleiche Formen und Figuren
So dem Sarge wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wußte.
Als natürliche Geberde
Pflegt der Menſch, der etwas ſuchet
Zu empfangen, ſeine Hände

Zu erheben, ſo verbunden;
Will er's wieder von ſich werfen,
Dann auf gleiche Weiſe thut er,
Denn der Laſt ſie zu entled'gen,
Wendet er ſie bloß nach unten.
So die Welt bei der Geburt,
Zum Beweis, daß ſie uns ſuche,
Will uns in der Wieg' empfangen,
Und thut ſie zu unſerm Schutze
Auf, gewandt nach oben, aber
Wenn mit Grimm ſie oder Trutze
Weg von ſich uns werfen will,
Wendet ſie bloß die verbund'nen
Händ', und eben jenes Werkzeug
Tauſcht die Form zu dem Behufe,
Denn was Wiege war nach oben,
Wird zum Sarg, gewandt nach unten.
Unſ'rem Tod ſo nah demnach
Leben wir, ſo eng verbunden
Haben wir, wenn wir geboren,
Wie die Wiege, ſo die Grube.
Was erwartet wer dieß höret?
Wer dieß weiß, was kann er ſuchen?
Nicht das Leben wird es ſein,
Das iſt klar aus gutem Grunde;
Wohl der Tod, um dieſen bitt' ich,
Daß der Himmel meinem Wunſche
So willfahren mag, zu ſterben
Für den Glauben; und vermutheſt

Du vielleicht, dieß ſei Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Buße;
So iſt's doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechtem Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib und Seel' im Bunde.
Und ſo, bitt' ich ſchon den Tod,
Muß mich jener Trieb entſchuld'gen,
Und wenn nicht bei dir die Milde
Siegen kann, die Härte ſuche
Dich zu nöth'gen. Biſt du Löwe?
Wohl, ſo brüll' in grimm'gem Muthe,
Und zerſtücke den, der dich
Höhnt, beleidigt, und dir trutzet.
Biſt du Adler? Laß' den Schnabel
Und die Klauen den verwunden,
Der dein Neſt wagt zu zerſtören.
Biſt du Delphin? So gieb Kunde,
Daß Orkane nah'n, dem Schiffer,
Der das Meer der Welt durchfurchet.
Biſt du königlicher Baum?
Zeig' der Heftigkeit des Sturmes,
Der Gerichte Gottes übet,
Alle Zweig' entblößt vom Schmucke.
Biſt du Diamant? So werde
Gift'ge Wuth, zerſtiebt in Pulver,
Und erſchöpfe dich; denn ich,
Ob ich noch mehr Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte ſehe,

Ob ich noch mehr klag' im Drucke,
Ob ich noch mehr Noth erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bußen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib ſchon dieſe Lumpen
Nicht bedecken, und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuſte:
Doch im Glauben feſt verharr' ich,
Weil er Sonn' iſt, die mir funkelt,
Weil er Licht iſt, das mich leitet,
Lorbeer, das mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche ſollſt du, mich
Magſt du führen im Triumphe:
Gott wird meine Sache ſchützen,
Da ich ſeiner ſtritt zum Schutze.

König.

Iſt's möglich? in ſolchen Plagen
Kannſt du prahlen und dich tröſten,
Die doch dein? Kannſt mich verklagen,
Dem ſie, fremd, kein Leid einflößten,
Da du nicht nach dir willſt fragen?
Weil gebracht um's Leben dich
Deine eig'ne Hand, nicht ich,
Hoff' Erbarmen nicht von mir:
Habe Mitleid du mit dir,
Dann, Fernando, rührſt du mich. ab.

Fernando.

Eure Majeſtät denn ſtehe,
Herr, mir bei!

Tarudante.
Welch kläglich Wehe!
ab.

Fernando.
Wenn die Göttlichkeit der Milde
Seel' iſt in der Schönheit Bilde,
Zeigt es, Herrin: ſie erflehe
Mir den König.
Phönix.
Grauſe Noth!
Fernando.
Seht ihr mich nicht an?
Phönix.
O Tod!
Fernando.
Ihr thut wohl, denn eure Augen
Dürfen Ungemach nicht ſaugen.
Phönix.
Welch Entſetzen, das mir droht!
Fernando.
Wenn ihr gleich euch von mir kehrt
Und hinweg zu eilen trachtet,
Dennoch, Herrin, ſeid belehrt:
Ob ihr noch ſo ſchön euch achtet,
Ihr ſeid mehr als ich nicht werth,
Und vielleicht ich mehr als ihr.
Phönix.
Grau'n erregt ein Laut von dir,
Und dein Athem ſchlägt mir Wunden.

Laß' mich, Menſch! was willſt du mir?
Alles Weh hab' ich empfunden.

ab.

Don Juan kommt mit einem Brod.

Don Juan.

Dir zu bringen dieſes Brod,
Da die Mohren nach mir ſetzten,
Und mit Schlägen mich verletzten,
Kaum entkam ich, hart bedroht.

Fernando.

Adams Erbtheil iſt die Noth.

Don Juan.

Nimm!

Fernando.

Ich kann's nicht mehr empfah'n,
Treuer Freund, denn ſchon heran
Naht mein Tod.

Don Juan.

In ſo viel Schmerzen
Leih' der Himmel Troſt dem Herzen!

Fernando.

Doch wann muß der Tod nicht nah'n,
Da wir Menſchen ſterblich ſind?
So muß in den ird'ſchen Schranken
Jeder an ſich ſelbſt erkranken,
Bis er ſeinen Tod gewinnt.
Menſch, nicht ſorglos ſei und blind,
Denk' daran in dieſer Friſt,
Daß ein ew'ges Leben iſt;

Warte nicht, daß kund dir's thu'
Andre Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit biſt.
Immer geh'n des Menſchen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht ſein Grab beſchritte.
Hart Geſetz und ſtrenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Iſt zum vorwärts geh'n, wo dann
Gott ſelbſt nicht mehr machen kann
Dieſen Schritt zum ungethanen.
Aber, Freund', es naht mein Scheiden;
Tragt mich fort in euren Armen.

Don Juan.

Weil ich lebe, dich umarmen
Sollen ſie.

Fernando.

Nach dem Verſcheiden
Bitt' ich, wollet mich entkleiden,
Edler Don Juan; verſteckt
Irgendwo im Kerker ſteckt,
Wenn ihr ſucht, mein Ordenskleid,
Das ich trug ſo lange Zeit;
Darin ſenkt mich unbedeckt
Ein, wofern mich noch empfangen
Läßt ein Grab der grimmig wilde
König, nun geneigt zur Milde,

5. Skolion.

Mit mir trinke du, mitblühe mir, mitliebe, ſei mitbekränzt;
Mit mir Raſenden raſ', übe Vernunft mit dem Vernünftigen.

---

6. Bruchſtück von Phanokles.

A. Vorbemerkung.

Das Werk, zu welchem dieſe Stelle von der Liebe des Orpheus zum Kalais gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Knaben und Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sagenlehre oder Archäologie. Die Richtung dieſer Liebe aufs männliche Geſchlecht kann derjenige, welcher es nicht anerkennt, daß Schönheit das einzige Geſetz und die wahre Sittlichkeit der Empfindungen iſt, daß der freie Menſch unnatürlich ſein darf, und daß manches, was an ſich Verirrung iſt, für eine beſtimmte Zeit und Stufe der Entwicklung nothwendig und alſo auch gut ſein kann, am beſten für bloße Poeſie halten, ohne dabei länger zu verweilen, als um ſich zu erinnern, daß Apollo und Hyakinthos trotz jenes Fehlers doch wohl natürlicher und geſitteter ſein könnten, als alle die dagegen reden.

B. Liebe des Orpheus zum Kalais.

Oder wie einſt, von Öagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmals ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.

Und bezeichnet's: mein Verlangen
Hofft, ſterb' ich ſchon hier gefangen,
Losgekauft genieß' ich dort
Einſt noch des Altares Hort;
Denn da ich, mein Gott, im Leben
So viel Kirchen dir gegeben,
Giebt wohl eine mir dein Wort.

Sie führen ihn in ihren Armen ab.

Seeküſte.

Don Alfonſo und Soldaten mit Musketen treten auf.

Alfonſo.

Laßt nun das unbeſtänd'ge
Blauliche Feld verwahren dieß unbänd'ge
Schiffsbollwerk, welches zu des Himmels Grauſen
Das Meer läßt auf beſchneiten Schultern hauſen;
Und hier an den Geſtaden
Laßt ſich des Meeres ſchwang're Berg' entladen
Der Mannſchaft, daß ſich voller Feuerſchlünde
Jedweder Kiel als griech'ſcher Bau verkünde.

Don Enrique tritt auf.

Enrique.

Herr, du haſt nicht gewollt, daß an dem Strande
Von Fez zuvörderſt unſ're Mannſchaft lande,
Und wählteſt dieſen Poſten
Um auszuſchiffen: viel wird es dich koſten;
Denn ſchon von einer Seite
Rückt der zahlreiche Mars heran zum Streite,
Deß Heer die Winde ſtolzer will beflügeln,

Und die Gebirge ſchwellt mit neuen Hügeln.
Es führt ſolch groß Geſchwader Tarudante,
Von Fez ſein Weib, die glückliche Infante,
Heim nach Marokko bringend:
Doch Echo's Zunge ruf' es, lauter ringend.

Alfonſo.

Enrique, dazu kam ich,
Ihn zu erwarten hier am Paſs; auch nahm ich
Dieß nicht aus Zufall vor, es iſt geſchehen
Mit Abſicht, und der Grund läßt ſich verſtehen.
Wär' ich nach Fez zur Ausſchiffung gegangen,
So hätte Beider Volk mich dort empfangen;
Da ſie getheilt ſich finden,
Kann ich mit mind'rer Macht ſie überwinden;
Und, eh' ſie noch ſich rüſten,
Schlagt Waffenlärm.

Enrique.

Bedenke, Herr, und merke!
Zur Unzeit iſt der Krieg.

Alfonſo.

Des Zornes Stärke
Will keinen Rath mehr hören,
Kein Augenblick darf dieſe Rache ſtören:
Mag denn, von mir erhoben,
Durch Afrika des Todes Geiſel toben.

Enrique.

Sieh', wie die Nacht, erfüllet
Mit reinen Schatten, tiefer ſchon verhüllet
In Finſterniß des Sonnenwagens Funkeln.

Alfonſo.

So fechten wir im Dunkeln,
Denn dieſen muth'gen Glauben,
Der mich beſeelt, kann Zeit und Macht nicht rauben.
Wenn bei dem Märterthum, das du erlitteſt,
Fernando, du für Gottes Sache ſtritteſt,
So muß der Sieg gelingen,
Mir wird er Ruhm, mir wird er Ehre bringen.

Enrique.

Dein kühner Stolz will hin zum Wahn dich raffen.

Fernando hinter der Scene.

Zum Angriff, Held Alfonſo! Waffen! Waffen!

Zinken.

Alfonſo.

Hörſt du verworr'ne Stimmen,
Die raſch und traurig mit den Winden ſchwimmen?

Enrique.

Ich hör', und unter dieſen
Schell's wie Trompeten, die zum Angriff blieſen.

Alfonſo.

Wohlauf, Enrique! muthig denn geſtürmet!
Uns ſchirmt gewiß der Himmel.

Fernando hinter der Scene.

Ja, er ſchirmet.

Er tritt auf, im Ordensmantel, mit einer Fackel.

Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub' und Eifer, fromm auf ihn gerichtet.
Er will die Sache führen,
Und mich aus meiner Sklaverei entführen:

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10484/030

Denn mir (ſelt'nes Exempel!)
Giebt Gott für ſo viel Tempel einen Tempel.
Mit dieſer Fackel Bränden,
Am Orient entglommen, in den Händen,
Will ich ſtets leuchtend ſchreiten
Vor deinem ſtolzen Heer, und ſo dich leiten,
Daß du heut' nach Verlangen,
Großer Alfonſo, mög'ſt Trophä'n erlangen.
Gen Fez! Du ſollſt mich jetzo dort nicht krönen,
Mein Untergeh'n in Morgenroth verſchönen.

ab.

Enrique.

Alfonſo, noch bezweifl' ich was ich ſehe.

Alfonſo.

Ich nicht, ich glaub' und gehe,
Und iſt es Gottes Glorie,
So ruf' nicht Waffen mehr, nein, ruf' Victorie!

Alle ab.

Vor den Mauern von Fez.

Der **König** und **Selim** treten auf, oben auf der Mauer ſtehen **Don Juan** und ein Chriſtenſklav neben einem Sarge mit der Leiche des Infanten.

Don Juan.

Freu' dich nun, Barbar! das beſte
Leben raubteſt du tyranniſch.

König.

Sprich, wer biſt du?

Don Juan.

Ich? ein Menſch,

Der, ob ſie mich ſchon erſchlagen,
Von Fernando nie wird weichen;
Und, ob ich vor Jammer raſe,
Will ich doch, ein treuer Hund,
Ihn begleiten bis zum Grabe.

König.

Chriſten, ſeh't ein Denkmal hier,
Das den kommenden Zeitaltern
Die Gerechtigkeit verkunde,
Die ich übe; denn für Thaten
Wider königliche Häupter
Heißt nicht Grauſamkeit die Rache.
Komm' Alfonſo jetzt, er komme
Trotzig aus den Sklavenbanden
Ihn zu löſen! Sind mir ſchon
Große Hoffnungen entgangen,
Daß Ceuta das mein'ge würde:
Damit ſie dem Trotz'gen fallen
Auf Deß Freiheit, ſo erfreut's mich
Ihn zu ſeh'n in engen Schranken.
Auch im Tode nicht entgeh' er
Meines Grimm's denkwurd'gen Strafen,
Und ſo ſoll er daſteh'n, jedem
Der vorübergeht, zur Schande.

Don Juan.

Bald wird deine Strafe kommen,
Denn auf Feldern und Geſtaden
Kann ich ſchon erſpäh'n von hier
Meine chriſtlichen Standarten.

König.

Laß' uns auf die Mauer ſteigen,
Was er meldet, zu erfahren.

Der König und Selim ab.

Don Juan.

Die Panier' am Boden ſchleifend,
Und gedämpft die Trommeln ſchlagend,
Lunten ausgelöſcht und Lichter:
Das ſind traur'ge Zeichen alle.

Gedämpfte Trommeln. Don Fernando kommt voran mit einer brennenden Fackel, hinter ihm Don Alfonſo, Don Enrique und ihre Truppen, welche Tarudante, Phönix und Muley gefangen führen.

Fernando.

In der Nacht geheimem Grauen
Führt' ich dich auf unbekannten
Pfaden her, da an der Sonne
Graue Wolken ſchon verdampfen.
Siegreich biſt du, Held Alfonſo,
Mit mir her nach Fez gewandelt:
Dieſes iſt die Mau'r von Fez,
Hier um meine Löſung handle.

ab.

Alfonſo.

He dort oben! Sagt dem König,
Daß ich ihn zu ſeh'n verlange.

Der König und Selim erſcheinen auf der Mauer.

König.

Was begehrſt du, tapfrer Jüngling?

Alfonſo.

Daß du losgeb'ſt den Infanten
Ordensmeiſter Don Fernando,
Und ich gebe Tarudante
Dir zum Löſegeld, und Phönix,
Welche vor dir ſteh'n gefangen.
Wähle nun: es ſterbe Phönix,
Oder gieb ihn mir zu Handen.

König.

Was nur ſoll ich thun, Freund Selim,
In Verwirrung ſo befangen?
Der Infant ſtarb, meine Tochter
Iſt in ſeinen Händen: falſche
Unbeſtändigkeit des Glückes,
Das mich ſtürzt in dieſe Lage.

Phönix.

Herr, was iſt dieß? Da du ſieheſt
Dieß mein Haupt in ſolchem Drange,
In Gefahren ſo mein Leben,
Meine Ehr' in ſolchem Kampfe,
Zweifelſt du noch um die Antwort?
Kann zu zögern dir geſtatten
Nur Minuten, Augenblicke,
Die Begier mich frei zu machen?
Steht in deiner Hand mein Leben:
Und du duldeſt (harte Plage!)
Daß die mein'ge (bitt'rer Schmerz!)
Feßeln ungerechte Bande?
Hängt mein Leben an dem Laute

Deiner Stimme: (ſtrenge Marter!)
Und du leideſt, daß die mein'ge
Stürmiſch in die Lüfte walle?
Meine Bruſt vor deinen Augen
Siehſt du bloß dem krummen Stahle:
Und du duldeſt, daß die mein'gen
Heiße Thränen fließen laßen?
Als ein König warſt du Raubthier,
Als ein Vater wurd'ſt du Natter,
Als ein Richter biſt du Henker:
Nicht mehr König, Richter, Vater.

König.

Phönix, meine Antwort zögert
Darum nicht, daß ſie verſage
Dir das Leben, da der Himmel
Läßt des mein'gen Ende nahen.
Und da jetzo unvermeidlich
Eins muß enden wie das andre:
Wiß', Alfonſo, um die Stunde
Grad', als Phönix geſtern Abend
Auszog, gieng zuſammen unter,
In zwei Meeren ſich begrabend,
Hier des Todes, da des Schaumes,
Mit der Sonne der Infante.
Dieſe ſchmalen Bretter dienen
Seinen Leichnam einzufaßen.
Gieb den Tod der ſchönen Phönix,
Nimm mein Blut für dein's zur Rache.

Phönix.

Weh' mir! alle meine Hoffnung
Muß unwiederbringlich fallen.

König.

Jetzo bleibt mir nichts, mein Leben
Augenblicke zu erhalten.

Enrique.

Helf' mir Gott! was muß ich hören?
Allzuſpät, o Himmel, nahte,
Allzuſpät ihm ſeine Freiheit!

Alfonſo.

Sag' das nicht, denn wenn mir ſagten
Dunkle Reden des Fernando,
Löſen ſollt' ich ſeine Bande,
Sagt' er es für ſeinen Leichnam,
Auf daß dieſer möge haben
Einen Tempel für ſo viele;
Und um ihn ſei unterhandelt.
Herr von Fez, daß du nicht denkeſt,
Daß Fernando, todt, zu achten
Minder ſei als dieſe Schönheit,
Für ihn, wie er liegt im Sarge,
Tauſch' ich dir ſie: ſende denn
Mir den Schnee für die Kryſtallen,
Für den Mai den Januar,
Roſen für die Diamanten,
Endlich einen leid'gen Todten
Für ein Bild, das göttlich pranget.

Sondern im Geiſte geheim ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beide zuſammen genetzt ſchwommen von bläulicher Flut.
An die heilige Leſbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leier Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkos ſogar grauſe Gewäßer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattin, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grauſenden Mords.
Alſo zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erſchlagnen, die Weiber
Bußen für jenen Gräu'l, welchen an ihm ſie verübt.

Die ſchöne Einfachheit, welche dieſes Bruchſtück unterſcheidet und ihm Anſprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben ſcheint, gefällt auch in dem noch erhaltenen Diſtichon desſelben Dichters:

---

7. Biſtoniden, Thrakierinnen.
20. Phorkos, ſonſt Phorkyn, ein Meergott.

König.

Wie? was ſagſt du, Held Alfonſo?

Alfonſo.

Daß du ihn herunter laßeſt.

Phönix.

Preis bin ich für einen Todten,
Nach des Himmels Wink geſchah es.

König.

An der Mauer laßt den Sarg
Nieder, gebt ihn ihm zu Handen,
Und ich will zu ſeinen Füßen
Selber hin zur Übergabe.

ab.

Der Sarg wird an Stricken längs der Mauer heruntergelaßen.

Alfonſo.

Heil'ger Prinz und Märtyrer,
Laß' dich meine Arm' empfangen!

Enrique.

Ich verehre hier dich, Bruder.

Der **König**, **Don Juan** und andere Chriſtenſklaven treten unten auf.

Don Juan.

Laß' mich, Held Alfonſo, faßen
Deine Hand.

Alfonſo.

Don Juan, mein Freund,
Rechenſchaft giebſt vom Infanten
Du mir treulich.

Don Juan.
Bis zum Tode
Sein Gefährt', bis ich ihn ſahe
Frei nun, todt und lebend blieb ich
Bei ihm, ſeh't ihn da im Sarge.

Alfonſo.
Gebt mir, Oheim, eure Rechte,
Ob ich thöricht gleich und albern,
Euch aus der Gefahr zu retten,
Hoher Herr, ſo ſpät anlangte:
In dem Tode, was die größte,
Zeigt die Freundſchaft ſich vor allem.
Einen hocherhab'nen Tempel
Will zu würd'gem Ehrenmale
Eurem ſel'gen Leib' ich weihen. —
Phönix dir und Tarudante
Übergebend, bitt' ich, König,
Gieb ſie Muley'n zum Gemahle,
Um der Freundſchaft, die er pflog,
Wie ich weiß, mit dem Infanten.
Jetzt, Gefang'ne, kommt und ſehet!
Hier liegt eu'r Infant, ſo traget
Auf den Schultern ihn zur Flotte.

König.
Ihn begleiten ſollen alle.

Alfonſo.
Bei der lieblichen Trompeten
Und gedämpften Trommeln Klange
Zieh' das Heer zu der Beſtattung

Feier, und ſolch Ende habe,
Demuthsvoll Verzeihung bittend
Für ſo manchen großen Mangel,
Der ſtandhafte Prinz im Glauben,
Don Fernando Luſitaniens.

Die Brücke von Mantible.

(La puente de Mantible.)

Perſonen:

Guido von Bourgogne.
Roldàn.
Oliveros.
Richard von Normandie.
Karl der Große.
Der Infant Guarinos.
Guarin, Schildknappe des Guido.
Fierabras.
Galafre, ein Rieſe.
Brutamonte.
Floripes, Schweſter des Fierabras.
Arminda,
Irene, ihre Begleiterinnen.
Aſträa,

Franken, Mohren und anderes Gefolge.

Erſter Akt.

Im Lager des Fierabras.

Trommeln und Trompeten. Hierauf kommen Guido und Oliveros in franzöſiſcher Rittertracht, mit Binden über dem Geſicht; Fierabras verfolgt ſie und einige Mohren halten ihn zurück; hierauf Floripes, Arminda und Irene.

Guido.

Der Muth allein begehre
Die Schärpe hier zurück von meiner Ehre,
Und wenn danach die Sinnen
Euch, tapf're Ritter, ſteh'n, ſie zu gewinnen,
So mag der Stahl den Preis im Feld' entſcheiden.

Floripes.

O weh' mir!

Irene.

Große Kühnheit!

Arminda.

Seltſam Leiden!

Fierabras.
Was? dürft ihr ſolches ſchnöden
Unfuges euch vor meinem Aug' entblöden?
Ich will, ich muß euch kennen.

Guido.
Nur als ein Ritter kann ich mich dir nennen,
Den, raſch umher geflogen,
Der Ruf zum Jubel dieſes Feſt's gezogen.
Ich kam, es anzuſehen,
Mir liegt dran, unbekannt zurückzugehen,
Weshalb dich's nicht verdrieße,
Daß ich dir Namen und Geſicht verſchließe.
Doch wünſcht davonzutragen
Die Schärpe jemand, und will dran ſich wagen:
So komm' er, ſie zu holen,
In's Feld, und kenne mich, wann unverhehlen
Als Streif an meinem Schilde
Sie prangt, wofern ſie nicht zum Sterngebilde
Erhöh'n des Himmels Fluren,
Und unter Parallelen und Koluren,
Geheftet an die Sphären,
Der reizenden Floripes Raub verklären.

ab.

Fierabras.
Du mußt durchaus dich nennen.

Oliveros.
Mit viel Gefahr nur hoff' ihn jetzt zu kennen,
Denn koſtet' es mein Leben,
Vertheidigt ſoll zurück das ſeine ſtreben.

Floripes.

Ermord' ihn nicht! halt' inne! —
Dein Anſeh'n, Jüngling, bei dem tapfern Sinne
Hat mich ſo ſehr gewonnen,
Da ich dich ſehe, bis ein Freund entronnen,
Dein eig'nes Leben wagen,
Daß ich dir Mitleid will entgegen tragen:
Ein Fall, der ohne Gleichen,
Da Mitleid nie zuvor mich konnt' erweichen.
Sag', wer du biſt, zur Ehre
Bewieſ'ner Tapferkeit, und ich gewähre
Dir alſobald das Leben.

Oliveros.

Nun ſein's der Freiheit iſt zurückgegeben,
Indem mit ihm ein raſches Thier am Winde
Und der Gedank' entfliegen gleich geſchwinde,
So will ich dir ihn nennen,
Ob nicht ein edler Ritter möcht' entbrennen,
Zu Ruhm und Preis in Waffen
Genugthuung der Kränkung dir zu ſchaffen.
Der Jüngling, ſtolz verwegen,
Der Amorn ſelbſt muß Eiferſucht erregen,
Voll aller Trefflichkeiten,
Iſt (mag der Neid hier ſchon den Gift bereiten,
Verrath die Schlangenbiſſe)
Der edle Guido von Bourgogne, wiſſe!
Der, an der Tafelrunde
Ein tapf'rer Paladin, im hohen Bunde
Sich weiht dem Ritterthume,

C.

Aber der Mören Geſpinnſt iſt unauflöslich, und niemand
Kann ihm entgehn, ſo viel unſer die Erde nur nährt.

Zwar kann die Zeit, wenn Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, ſo würde ihm doch ſchon der in dem Bruchſtücke vom Orpheus ſichtbare Hang, alte Sitten ſinnreich durch alte ſeiner Abſicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeſchmiegte Sagen zu erklären, ſeine Stelle in der Periode der elegiſchen Kunſt anweiſen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des ſchönen Alterthums, waren, und wo die erotiſche Poeſie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenſchaft des Dichters ſelbſt, durch eine gebildete Darſtellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Anſicht verwandelte, und die Geſtalten der Vorwelt mit dem Geiſt der reizendſten Sinnlichkeit neu beſeelte.

---

7. Bruchſtück des Hermeſianax.

Die griechiſche Poeſie hat einen entſchiedenen und urſprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verſchmelzen. Auch wenn ſie, um ſich zu vervielfältigen, ſich in beſtimmte Arten theilt, und nur auf ein Stück ihrer vollſtändigen Beſtimmung beſchränkt, weiß ſie durch Abſchweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Weltall zu offenbaren. Sie ſpielt wenigſtens in Bildern, Beziehungen,

Und muth'ger Tugend Spiegel iſt und Blume.
Heut' nun, da unſer König dir gewähret
Stillſtand, wie du begehret,
Zum frohen Zweck, zu krönen
Das Jahresfeſt der Tage deiner ſchönen
Floripes, die zu ſchauen
Des Himmels Blum' iſt und ein Stern der Auen,
Ja Sonnenpracht der Welten,
Kam der Bourgogner bis zu deinen Zelten,
Um mit gewohntem Ringen
Irgend ein rühmlich Wagſtück zu vollbringen,
Mit ſeinem Degen einzig zum Begleiter,
Denn ich bin nur ein Schildknapp' und nichts weiter.
Ich will dich nicht betrügen,
Noch Antheil mir an ſeinem Ruhm erlügen:
Mein Name heißt Guarin; nun im Geleite
Von deinem Wort will ich zurück zur Seite
Des fränk'ſchen Heers (denn es wird ſpät) mich wenden.
Mag Heil dir, Fierabras, der Himmel ſenden!

ab.

Fierabras.

Daß keiner nach von meinen Leuten eile!
Mir kommt es zu, ſonſt keinem.

Floripes.

Herr, verweile!

Fierabras.

Hinweg! aus meinen Mund und Augen fluten
Des grimm'gen Zornes Gluten,
Mir tobt zu eig'nen Schmerzen

Ein Ätna in der Bruſt, Vulkan im Herzen.
Sei immer Kaukaſus, der ſeine Dämme
Dem Nile meiner Wuth entgegen ſtämme,
Wenn er mit ſieben Hälſen,
Ein Drache, von ſich ſchleudert Berg' und Felſen;
Du hemmſt nicht meine Tritte,
So viele Wuth beſiegt nicht Macht noch Bitte.
Schon folgt dir Fierabras, — o grimm'ge Eile! —
Halt, Guido von Bourgogne! warte! weile!

ab.

Floripes.

Weh' mir! ihn fortzulaßen
That übel ich! Kann ich mein Unglück faßen?

Irene.

Beginnſt du nun zu zagen,
Kühne Floripes, die 's in vor'gen Tagen
Für feſtlich Spiel gehalten,
Zu ſeh'n im Felde Kriegsgeſchwader ſchalten?
Da dir mit ſchöner'm Looße
Erſchienen Blum' und Roſe,
Von Menſchen-Purpur glühend,
Als in Karmin- und Scharlach-Streifen blühend?
Vor eines Zweikampfs Drohen
Sinkt nun dein Stolz, iſt nun dein Muth entflohen?
Du, die du ſtolz dich neben
Der Pallas Gottheit ſtellſt im kühnen Streben,
Und mit den Heeren zieheſt,
Wo du mehr Luſt als wie am Hofe ſieheſt,
Weil ihre furchtbar'n Klänge

Dir tönen wie der Vögel Frühgeſänge:
Nichts weiter als ein Kämpfen
Kann auf einmal den tapfern Geiſt dir dämpfen?
Du, die du oftermalen
Ein Berg von Stahl warſt, wann, ſo wie die Strahlen
Ein Sommertag ließ blinken,
Mehr Blut als Thau die Fluren mußten trinken,
Giebſt mit trübſinn'gem Bangen
Bei einem Waffenlärm den Muth gefangen?
Der Grund muß tiefer ſtecken.

Floripes.

Ja, du haſt Recht; und weil, euch zu entdecken
Die Urſach' meiner Schmerzen,
Damit ſie Friede gönnen meinem Herzen,
Der Anlaß ſich will zeigen,
Hört Eine Rede mit zwiefachem Schweigen. —
Vom berühmten Admiral
Afrika's, Ägyptens Cid,
König von Alexandria,
Des barbariſchen Gebiets
Cadi, Perſiens Großſultan,
Morabiten, und ſomit
Oberherrn Jeruſalems,
Balan, bin, wie ihr ſchon wißt,
Zweite Tochter und die Schweſter
Fierabras des Heiden ich.
Kein geringes Wunder war's,
Daß in zwei Geſchwiſtern ſich
Die Natur zu ſolchem Abſtand

Hatt' entzwei't: doch wenn man ſieht,
Daß, im Feld Auroras, Streifen
Sind von Gold und von Karmin,
Was bei'm Niedergange Schatten
Von Smaragden und Rubin;
Wenn man ſieht, daß Einer Pflanze,
Ja faſt einer Wurzel, hier
Rosmarin, dort Oleander,
Nelk' und gelbe Veil' entſprießt;
Daß Geburten Eines Jahres
Sind die Zierden des Aprils
Und Verwüſtungen des Jenners;
Daß in ihrem Schooß erzieh'n
Salz'ge Fluten Perl' und Muſchel;
Daß zu bilden gleich geſchickt
Götter ſo wie Ungeheuer
Pinſel und Grabſtichel ſind:
Konnten leicht von Einem Urſprung
(Schweige nur die Demuth hier)
Wir entſteh'n, damit wir wären,
Untergang er, ich Zenith,
Oleander er, ich Nelke,
Schatten er, ich Farbenſpiel,
Muſchel er und ich die Perle,
Jenner er und ich April.
Was uns einzig zu Geſchwiſtern
Machte, war der Heldenſinn,
Jenes männlich kühne Herz,
Womit ich mich ſah geziert.

Stets an ſeiner Seite fandet
Ihr mich, und in manchem Krieg
War ich ſeines Siegs Trophäe,
Mehr noch ein Komet als Blitz.
Auch das ungezähmt'ſte Schlachtroß,
Der Polack, noch ſo erhitzt,
Den die Herrſchaft des Gebißes
Je den Nacken beugen hieß,
Wenn ich ſeine Schultern drücke,
Läßt er von dem wilden Trieb,
Und ihn lenkt ein Haar der Mähne
Ohne Zügel und Gebiß.
Angenehme Feſtlichkeiten
Und die tönendſte Muſik
Sind die Furchtbarkeit der Trommel,
Und der Zinke Sanftheit mir.
Doch, warum prahl' ich ſo lange,
Da ich endlich einen Trieb
Muß geſteh'n, den ich mir ſelber
Lange Zeit verborgen ließ?
Zwar es mildert ſehr die Schuld,
Daß ein Gott nur über mich
Siegen konnte; war es Amor,
So begreifet leichtlich ihr,
Weil er eine lichte Flamme,
Weil er ein behender Blitz,
Daß er nach dem Widerſpenſt'gen
Allzeit ſtrebt als ſeinem Ziel.
Seht an mir nur ſeinen Hochmuth!

Seht nur ſeine Stärk' an mir!
Denn er ſchoß, weil die Erob'rung
Meiner Bruſt unmöglich ſchien,
Von des Bogens Elfenbeine
Mit mehr Kraft, Geſchick und Liſt
Widerhacken zwei je zwei,
Federn ohne Maaß und Ziel.
Wohl! ihr wißt nun, daß mich Amor
Überwunden; wohl! ihr wißt,
Daß ich Lieb' empfand: beginne
Meines Leids Erzählung hier.
Als der Admiral, mein Vater,
Welcher unter'm Baldachin
Von Saphir dem Mars zur Seite
Strahlet, neidend ſah, wie ſich
Frankreichs Lilie mit dem ſtolzen
Diademe krönen ließ,
Womit Tibers Lorbeerſproße
Helm' aus Ophirs Gold umgiebt:
Ward er gleichfalls aufgeregt
Von der Mitbewerbung Trieb
Um die Würd'; und zu erlangen
Solchen Ehrenruf, verließ
Er ſein Afrika, begierig,
Daß die große Kaiſerin
Des Erdballs ihn krönen möchte
Zum Monarchen; ich mit ihm,
Um zu theilen ſeine Siege,
Beßer ſpräch' ich, um auf mich

Ungetheiltes Leid zu häufen.
Karl der Große wollte ſich
Dem Entwurf entgegenſtellen,
Seiner wartend im Beſitz
Jener Grenze von Italien,
Wo ein lieblicher Olymp,
Ein Smaragd- und Blumen-Damm,
In den Rhein als Spiegel blickt.
Mit ſich führte Karl die Helden
Seines Bluts, die, wie ihr wißt,
Das Erſtaunen ſind der Welt,
Unter ſich ſo gleich, daß ſie
Nur an runder Tafel ſpeiſen;
Dann ein Heer, es konnte ſich
Meßen mit der Sonne Strahlen,
Weil der Sterne nicht ſo viel,
Um an ihrer Statt zu leuchten,
Sie zurückläßt, zum Nadir
Niedereilend, als von Panzern
Sich der Berg beladen wies.
Um ſich nun mit meinem Vater
Zu vergleichen über dieß
Sein Begehr, ſchickt' ihm der Kaiſer
Einen Abgeſandten; — hier
Hat mein Unglück angefangen. —
Ich, auf einem Gartenſitz
Eben ruhend, ſah die Fluren
Aus der grünen Gallerie,
Und auf ihnen eines Berges

Hohen Gipfel, der ſich mir
Aus dem fränk'ſchen Lager nah'te.
Wem doch redneriſcher Witz,
Um das Roß euch und den Reiter
Zu beſchreiben, wär' verlieh'n!
Jenes war ein ſchöner Schwan;
Trotz der Purpurdecke Zier,
Die es trug, ſo gleich dem Schnee,
Daß der Schaum, den das Gebiß
Ihm erregte, weißen Flocken
Ähnlich ſah, die ſtets von ihm
Niederfielen; Schweif und Mähne,
Wie bei'm raſchen Lauf der Wind
Sie gekräuſelt hatte, waren
Elfenbeinernes Geſpinnſt:
Und da Schnee der Leib, und jene
Wellen waren, däuchte mir,
Daß am Schweif es und der Mähne
Eben an zu ſchmelzen fieng.
Der beherzte Kriegesheld,
Der hochadelige Prinz,
Der unüberwund'ne Ritter,
Der glorreiche Paladin,
Über einem weißen Harniſch
Trug aus purpurnem Tobin
Einen Waffenrock, der ſchillernd
An der Sonne ſo erſchien,
Als ſäh' ich im Wald ſich ſenken
Eine Sphäre von Rubin,

Ein ganz Firmament von Scharlach,
Einen Himmel von Karmin,
Und in Blumenbuchten ſchwimmend
Einen Felſen carmeſin.
Man erzählt, der ſchöne Reiher,
Der die Sonn', ein Flügelblitz,
Selbſt zu treffen wagt, ſobald er
Einen Edelfalken ſieht
Oder Sperber, der ihn jaget,
So erkenn' er feig und ſtill
Gleich den Vogel, deſſen Klauen
Er erlieget oder ſtirbt.
Ich, erblickend dieſen Ritter,
Bangte, bebte, ward verwirrt,
Weil gewiß mir kühnſtem Reiher
Er zum Falken war beſtimmt.
Friedlich als ein Abgeſandter
Kam er in das Hauptquartier,
Und indeß er ein'ge Tage
Dort in Feſten auf ſich hielt,
Wuchs die mitgetheilte Liebe:
Denn wiewohl vom Sehen ſie,
Wie man ſagt, am meiſten kommt,
Macht doch Hören mehr verliebt.
Um die Zeit nun ſtarb mein Vater,
Und zugleich auch (wehe mir!)
Ward mit Karl mein Bruder einig,
Daß ihr Schiedsmann ſei der Krieg,
Daß der Degen Richter werde

Ihres Anſpruchs: und ſo fieng,
Schnell zu ſeinem Heer ſich wendend,
Der Aeneas Paladin
An, die afrikan'ſchen Heere
Zu beſiegen ſchon, mit mir.
Denn er ließ mich ohne Leben:
Seht, welch ritterlicher Glimpf!
Und ſeitdem hört' ich nichts weiter,
Sah ſeitdem nichts mehr von ihm,
Bis auf heut', wo er verlarvt
Kam zu dieſem traur'gen Spiel,
Das mein Jahresfeſt gefeiert.
Jener, den ihr ſahet hier,
So gewandter Sitt' als tapfer,
Jener, der im Flug ergriff
Den aus meiner Hand entfall'nen
Zindeltaft, und ſo von mir
Mit Trophäen heimgekehret,
Iſt des deutſchen Reichsgebiets
Mächt'ger Prinz: ihm hat Bourgogne
Das beglückte Blut verlieh'n
Öſterreichs; nun urtheilt ſelber,
Ob zum Gram mir Anlaß giebt
Dieſer Unwill', dieſer Trotz,
Dieſer Hader, dieſer Zwiſt,
Dieſe Leidenſchaft, dieß Wüthen,
Da im Innern mir verwirrt
Zagende Gedanken führen
Einen bürgerlichen Krieg,

Gleichniſſen und Beiſpielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt ſich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Geſetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindeſten untreu zu werden, weil ſie ſich das Fremdartigſte zu verähnlichen weiß und die Welt umzubilden und anzueignen ſtrebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beſchreibungen und Gleichniſſe aus der lebendigſten Gegenwart der Natur; und ſo liebt die leidenſchaftliche Elegie mythiſche Beiſpiele auszuwählen, und in ſchöne Kränze zu flechten. Sie ſpart die Blumen nicht und liebt auch hier den geſchwätzigen Ueberfluß, wie die weiche Empfindung ſelbſt, deren ſchöner Ausdruck ſie ſein will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es ſich noch ſo ſorglos im Luſtwandeln zu verirren ſcheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Epiſode genannt werden.

Auf dieſem Wege hatte ſich auch die klagende und tröſtende Elegie des Antimachos über den Tod ſeiner geliebten Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchſtücken zu urtheilen enthielt auch die gröſte Elegie des Mimnermos auf ſeine geliebte Nanno viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weiſe führt Hermeſianax in dem merkwürdigſten aller elegiſchen Bruchſtücke ſeiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung ſeiner Elegien in drei Büchern benannt ward, das Beiſpiel der gröſten Dichter und Denker in der einfachſten Ordnung an, indem er das Schönſte und Eigenthümlichſte von dem, was die Poeſie oder die Geſchichte über die berühmteſten Leidenſchaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutſam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geiſt und Dichtung, die gedrängt iſt, und doch leicht, zart und flüchtig.

Weil entweder mein Verlangen
Oder meine Liebe ſtirbt,
Da Geliebter oder Bruder
Heut' ein tragiſch Ende nimmt.
Aber gebt ein Roß mir ſchleunig:
Denn, wofern ich kann, ſo will
Ich den Kampf verhindern; wendet
Nichts mir ein, kommt alle mit.
Liebe, die mich doppelt fortreißt,
Einmal gönne Mitleid mir!

Alle ab.

Im fränkiſchen Lager, vor dem Zelt des Kaiſers.

Guarin tritt auf.

Guarin.

Wer da wünſcht auf dieſer Erden
Namensruhm und Ehrentitel,
Lobe ſich: das iſt das Mittel,
Um der Welt bekannt zu werden.
Da ich dieſes eingeſeh'n,
Will ich nun mit Macht mich loben,
Denn ich hoffe, hoch erhoben
Mich durch ſolche Liſt zu ſeh'n.
Eines Tags in einem Treffen
Blieb ein großer Hauptmann, ich
Zog ihn fort, ob nicht für mich
Etwas bei ihm anzutreffen
Möchte ſein; ich viſitiere
Seinen Kram in allen Säcken;

Und in ſeinem Buſen ſtecken
Find' ich dieß Packet Papiere.
Zeugniße von ſeinen Thaten
Sind's; ich finde keine räthlich,
Bin nicht im geringſten thätlich,
Drum ſoll meine Liſt mir rathen:
Meinen Namen ſtatt des ſeinen
Hab' ich fein hier eingeſchwärzt,
Und ſo, heuchleriſch beherzt,
Will ich vor der Welt erſcheinen.
Da ſich mein Herr Guido eben
Hat entfernt vom Lager heut',
Darf ich vor ihm ungeſcheut
Sie dem Kaiſer übergeben.

Es werden Trommeln gerührt, hierauf kommen der Kaiſer, Richard, Roldan, Infant Guarinos und Soldaten.

Richard.

Dieſes Stillſtands Tage machten
Üppig und hoffärtig ganz
Unſer Lager: denn der Glanz
Reichen Schmucks und ſeltner Trachten
Überdeckt den blanken Stahl,
Wie mit Reif ſich Nelken zieren.

Kaiſer.

Trefflich ſteht's in den Quartieren
Meiner Ritter allzumal.

Infant.

In der That, vor allen Helden
Hoch und herrlich ſind die Pärs.

Guarin.

Unter all' den Păren, wăr's
Einem Unpaar, ſich zu melden
Mit fußfälligem Begehr,
Wohl vergönnt?

Kaiſer.

Wer ſeid denn ihr?

Guarin.

Ein Soldat, der unpaar, hier
Zuthat iſt von einem Păr.
Guido'n von Bourgogne bin
Ich als Schildknapp' zugegeben;
Doch ich bin's auf Tod und Leben,
Nicht ſo Schildknapp' obenhin.
Dieſe Schriften nennen, ſeht!
Als Guarin mich kurz und rund,
Weder Schelm noch Vagabund.

Kaiſer.

Gebt ſie her.

Guarin beiſeit.

Mein Plänchen geht.
Herzens-Glück, um deine Launen
Geb' ich keinen Pfifferling,
Wann dieß erſt von Statten gieng!

Kaiſer.

Leſen muß ich mit Erſtaunen,
Daß hier ſo viel Thaten ſteh'n,
Die mir niemand noch berichtet.

Guarin.
Weil ich ſie ganz ſtill verrichtet.

Kaiſer.
Was ich kann, Guarin, erſeh'n
Aus den erſten Atteſtaten,
Die ihr hier mir übergabt,
Iſt, daß ihr verloren habt
Einen Arm bei Waffenthaten:
Und doch habt ihr alle Glieder,
Das iſt wahrlich wunderbar.

Guarin.
Ich verlor ihn, es iſt wahr,
Doch ich fand hernach ihn wieder.

Kaiſer.
Wozu half's den Arm zu finden,
Der verloren erſt gegangen?

Guarin für ſich.
Blitz, da hat er mich gefangen! —
Läßt ſich ſo was nicht verbinden?

Kaiſer.
Wie?

Guarin.
Ihr drängt mich allzuſehr.
Einem Heil'genbild verlobt,
Hab' ich Wunder dran erprobt:
Darauf gilt kein Einwurf mehr.

Kaiſer.
Hier ſteht, daß ihr euch geſchlagen
Mit dem Fierabras einmal.

Guarin.

Einmal ſteht für allemal?
Wie muß ich mein Glück verklagen!
Herr, in zwanzig Hauptgefechten
Hab' ich mich mit ihm geſeh'n,
Und geſiegt hab' ich in zehn.

Kaiſer.

Kämpft ihr mit ſo tapfrer Rechten,
Warum nach ſo häuf'gem Streiten
Brachtet ihr gefangen ihn
Nicht ein einzigmal, Guarin?

Guarin.

Weil ich ihn mit Höflichkeiten
Immer wußte zu beſiegen.
Sicher weiß ich, wär' er hier,
Würde dieſe Wahrheit dir
Nicht aus ſeinem Mund verſchwiegen.

Kaiſer.

Wo iſt euer Herr geblieben,
Der Bourgogner?

Guarin.

Unterwegen
Nach des Feind's Quartier.

Kaiſer.

Weswegen?

Guarin.

Von Begier nach Ruhm getrieben.

Kaiſer.

Wie? Da ich ſo ſtreng bedroht,

Keiner ſolle von hier geh'n,
Darf ſich Guido unterſteh'n
So zu brechen mein Verbot?
Würd'ge Strafe muß verſchulden
Solch verwegner Übermuth.

Roldan.

Seine jugendliche Glut
Weiß noch wenig Zucht zu dulden.

Guido und Oliveros kommen.

Oliveros.

Wie geſagt, ich gab mich kund
Als eu'r Knappe, Guido, weil
Ich an dieſer That kein Theil
Haben will.

Guido.

Aus welchem Grund?

Richard.

Bei dem Waffenſtillſtand iſt
Ihre Bruſt voll Grimm und Zorne,
Kriegeriſcher Thaten Sporne.

Guido.

Ob der Kaiſer uns vermißt
Haben ſollte?

Oliveros.

Sicher nicht,
Denn wir ſind ja nach Verhoffen
Zeitig wieder eingetroffen.

Guido.

Sieh' Guarin, der mit ihm ſpricht:
Sollt' uns der verrathen haben?

Oliveros.

Kannſt du das von ihm beſorgen?

Kaiſer.

Von woher zum guten Morgen?

Guido.

Hoher Herr, wir beide gaben
Erſt zwei Pferden was zu leiden,
Die, von ſpan'ſcher Zucht entſproßen,
Neben ihres Wagens Roßen
Wohl die Sonne könnte neiden.
Bei der Übung ſäumte ich
Zu begrüßen heut' dein Leben,
Dem der Himmel Heil mag geben.

Kaiſer.

Mehr verdrießt die Ausflucht mich,
Als warum man euch beſchuldigt:
Denn, da ihr's nicht wollt geſteh'n,
Fügt Vergeh'n ihr zum Vergeh'n.

Guido.

Herr, —

Kaiſer.

Nicht weiter euch entſchuldigt!

Roldan.

Herr, —

Kaiſer.

Roldan, führt in ſein Zelt

Euren Vetter gleich gefangen. —
beiſeit. Wird das ungeſtraft begangen,
So wird bald, wenn's Gott gefällt,
Jeder Frank' in's Lager bringen
Zu dem Feind; ein Ziel zu ſtecken,
Muß ſie dieſes Beiſpiel ſchrecken.

Roldan.

Um euch in Verhaft zu bringen
Komm' ich, weil's euch ſelber frommt,
Daß wir dem Befehl uns fügen,
Bis des Kaiſers Mißvergnügen
Übergeht; nun, Vetter, kommt!

Guido.

Ich gehorche. —
zu Guarin. Den Verdruß
Muß ich deinethalb ertragen.
ab.

Guarin.

Ja, du ſollteſt mir es ſagen,
Wenn ich was verſchweigen muß.
Doch kann Vorſicht nichts verfangen,
Soll einmal ein Unglück ſein.

Oliveros beiſeit.

Er verrieth wohl den allein,
Denn mich ſetzt man nicht gefangen.

Richard beiſeit.

Ich will für den Guido bitten. —
Herr, es ſei bei dir erwogen,
Bloß von Tapferkeit gezogen

Iſt dein Neffe heut' geritten
In des Mohrenkönigs Heer.

Oliveros.

Laß' doch deinen Zorn ſich ſtillen.

Kaiſer.

Bittet nur um niemand's willen.

Infant.

Herr, bedenke doch, —

Kaiſer.

Nichts mehr!
Es iſt gut.

Fierabras hinter der Scene.

Erwartet mich
Draußen; wer will Ruhm gewinnen,
Muß behaupten ſein Beginnen.

Kaiſer.

Wer erhebt dieß Rufen?

Fierabras tritt auf.

Fierabras.

Ich,
Ich, o Karl! und wohl erkennen
Sollteſt du an dieſes Donners
Lautem Schall, was für ein Blitz
Solchen Aufruhr ausgeboren.
Wohl errathen konnteſt du
An des Echo's dumpfen Tone,
Welch ein Berg ihn ſo empfieng
Tief in ſeinem hohlen Schooße.
Wohl auch ſchließen, welch Erdbeben

In des Windes Regionen
Sich erhub, aus der Verwüſtung
Die mit Grau'n und Schrecken drohet;
Sollteſt wohl am Sturm erkennen,
Welcher Südwind hat geſchnoben:
Da an mir zugleich gefürchtet,
Wie ich ausſprach dieſe Worte,
Wie ich anhub dieſe Rufe,
Wie ich ausblies dieſen Odem,
Grimm das Feuer, Blitz die Luft,
Wuth das Meer, die Welt ein Trotzen,
Da Meer, Himmel, Erd' und Felſen,
Wankend, faſt vor Furcht gebrochen.
Mich zu ſeh'n wirſt du nicht ſtaunen,
Karl: dem Buſen der Heroen
Wird vom Aug' nie oder ſelten
Ein Erſtaunen dargeboten.
Hieher zog mich in dein Lager
Nothgedrungenes Verfolgen
Eines kühnen Paladins;
Doch umſonſt ihn einzuholen
Eifert' ich, zu großen Vorſprung
Hatt' er, wenn es wird erwogen,
Daß er flog, wenn ich nur lief,
Weil er floh, und ich verfolgte.
In mein Lager kommend, wandt' er
Heim ſich, mit Trophä'n umlorbeert,
Doch, wußt' er ſie zu gewinnen,
Hat er klug ſich auch geborgen.

So anziehend das koſtbare Stück dem Liebhaber der Poeſie und des Schönen durch ſeine unbeſchreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geſchichte durch die Menge intereſſanter Anſpielungen und Andeutungen iſt, ſo merkwürdig iſt es denen, welche die Kunſt üben, die ſchriftlichen Denkmale und Bruchſtücke des klaſſiſchen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch ſeine Verdorbenheit. Nachdem es durch Ruhnkenius zuerſt gerettet worden war, hat es Ilgen durch ſeine unermüdlichen Bemühungen vollſtändiger lesbar gemacht, mehre von jenem unberührt gelaßene Schäden mit leichter und glücklicher Hand geheilt, hie und da auch die alte Leſeart durch eine beßere Auslegung gerettet. Dieſen iſt der Ueberſetzer gröſtentheils gefolgt, doch hat er einige Male die alte von Beiden verworfne Leſeart anders erklärt und beibehalten. Lücken in der Ueberſetzung zu laßen, wo die Vermuthungen nicht ganz ſicher wären, ſchien ihm durchaus zweckwidrig. Man mag noch ſo ſehr gegen das Ergänzen alter Statuen ſein, ſo müßen doch die abgeſtoßnen Naſenzipfel angeſetzt werden, weil die Geſichter ſonſt gar zu verſchimpft ausſehn. Das Emendieren iſt überdem eine Ergänzung, die ohne Schaden der Statue wieder abgenommen werden kann, und der Ueberſetzer verrichtet es nun vollends an einem Gypsabguß. Es kommt weniger darauf an, welche unter zwei doch nicht ganz unähnlichen Beſchaffenheiten dieſer oder jener Stelle die richtige iſt, als auf den Geiſt und Charakter des Gedichts im Ganzen.

Gleichwie Agriope'n auch der geliebte Sohn des Öagros
  Heim, mit der Cither bewehrt, führte, dem thrakiſchen Spiel,
Aus dem Hades, und ſchifft' an unerbittlicher Stätte,

---

1. 14. Agriope, ſonſt bei allen Alten Eurydike.

Wie kann's mehren meinen Ruhm,
Daß ich muthig bin gekommen
Bis hieher, wenn ich nun feige
Heimwärts eile, mich zu Roße
Schwingend und den Rücken wendend?
Und ſo, mit tollkühnem Trotze
Naht' er meinem Heer, doch kaum
War er mir bekannt geworden
Wie ein Fremder, als geſchwungen
Auf ein feurig Roß, das doppelt,
Vom Geſchlecht des Winds und Blitzes,
Ungeheuer heißen mochte,
Er ſo ſchleunig vor mir floh,
Daß, zum Ball in eins verſchwommen
Er mit ſeinem Pferd', erregte
Graue Dampf- und Staubes-Wolken,
Ihn zu bergen; aber ich,
Der ich mehr Gefahren trotze,
Will nicht weichen jetzt von hier,
Bis ich eine Schärp' erobert
Der Floripes, einer Schönen,
Die ich Wilder ehr' als Gottheit,
Licht, das ich allein erkenne,
Sonne, der ich frevelnd folge.
Guido von Bourgogne iſt's,
Dem ich folg', und ihn erkoren
Als den Streiter dieſes Zweikampfs.
Komm' er dann! Wir beide wollen,
All' die feigen Hinderungen

Lügen ſtrafend, uns erproben.
Kaiſerlicher Herrſcher biſt du:
Wie ich dein Geſetz vernommen,
Pflegſt du nie das Feld zu weigern
Dem, der muthig es gefordert.
Auch von deinen Paladinen
Weiß ich, nicht zurückgezogen
Laße Ruhmbegier ſie leben;
Und bis Fünfe ſei's verordnet
Zu erwarten in den Schranken.
Da dieß, Karl, mir nicht verborgen,
Kannſt du Guido'n nicht verweigern
Dieſes Feld, um das ich komme,
Dieſe Schlacht, zu der ich reize,
Dieſen Zweikampf, den ich ford're,
Dieſen Wettſtreit, den ich biete.
Komm' er dann, und alle ſollen
Seh'n, wie jener Schärpe Taft,
Iris Gold- und Silber-Bogen,
Wird bezahlt mit meinem Leben,
Oder meinem Schwert erworben.
Denn ich denk', es wieder heiſchend,
Dieſes Thales ſchönen Boden
In ein wüſtes Vorgebirge,
Durch die Leichen umzuformen,
Daß bei'm Aufgeh'n, wenn als Berg
Sie, was Buſch war, ſieht, die Sonne
Denk' in den äther'ſchen Kreißen
Habe ſie die Bahn verloren.

Ja die Blumen ſollen ſich
In des Menſchenblutes vollen
Bächen ſpiegeln, und der nied're
Raſen unter meinen Sohlen
Soll vom Unglück Vortheil ziehen,
Zu der Nelken Pracht erhoben;
Denn zum Trotz Auroren, welche
Mit den Thränen und dem Odem
Wollt', er ſolle grün entſprießen,
Will ich, er ſoll roth verdorren.

Kaiſer.

Großer Fürſt Alexandrias,
Deßen Heldenmuth zu loben,
Allzuſchwach Poſaun' und Stimme
Einer Fama wär' erſchollen!
Guido von Bourgogne iſt
Ritter von ſo kühnem Stolze,
Daß er ſchon im Felde ſtünde
Voller Grimms und hohen Zornes,
Dich erwartend, wenn er hörte
Deine Vorwürf' und dein Pochen.
Er kann nicht, er iſt gefangen;
Und wer erſt gewußt zu folgern
Aus des Ritterthumes Weiſe,
Wird auch wißen, daß nach ſolcher
Die Gefang'nen und Verwund'ten
Ausnimmt der großmüth'ge Fordrer.
Geh' in Frieden! wann er frei iſt,
Sei der Kampf dir zugeſprochen.

Fierabras.

Wohl, wenn er geſangen iſt,
Hat er irgend was verbrochen,
Und ſo gieb den Spruch, ſich ſtellen
Soll' er; mir kam wohl zu Ohren,
Wie das alte Rom Geſang'ne
Hat verdammt zu Kämpferproben
Mit des Circus wilden Thieren;
Huldreich dieß Geſetz befolge:
Wer beſtimmt iſt wilden Thieren,
Wird mit Recht mir vorgeworfen.
Und wenn er nicht kommen kann
Aus dem Grund, der mir verborgen:
Er hat Freunde und Verwandte,
Mag für ihn ein Andrer kommen.

Roldan.

Keiner hier, barbar'ſcher König,
Unter uns hat dich vernommen,
Der nicht ſchon geſtellt ſich hätte,
Wär' nur ehrenvoll die Probe.
Denn, wenn ein Bekenner fremder
Lehre insgemein uns fordert,
Stiftet's Bürgerkrieg und Hader,
Weil wir all' uns ſtellen wollen.
Manchmal haben wir einander
Umzubringen ſelbſt gedrohet,
Daß nachher ſich ſtellen möchte
Wer allein dem Tod' entrennen.
Heute trat der Fall nicht ein,

Weil du mit tollkühnem Pochen
Einen nennſt, und nicht wär's billig,
Dieſen um den Ruhm des hohen
Sieg's zu bringen; denn wir alle
Achten ihn für ſchon gewonnen.
Unter uns wird dieſe Rückſicht
Gegenſeitig wahrgenommen,
Darum ſtellte dir ſich keiner.
Geh' denn hin, und prahle trotzig,
Daß der erſte du geweſen,
Der Roldan gereizt zum Zorne,
Und noch Augenblicke lebt.

Fierabras.

Ihr habt all' euch wohl geborgen,
Doch ich will zurück nicht kehren,
Bis etwas vollbrachtes Großes
Mich für eine mir vor Augen
Zugefügte Schmach gerochen.
Und weil ſich kein Paladin
Stellen darf, nichts gelten ſoll es,
Daß, Alexandrias König,
Ich vom Kaukaſus an throne
Bis Pelorus; ſoll nichts gelten,
Daß als mein Vaſalle donnert
Der kryſtall'ne Hippogryph,
Der, aus ſtummer Wieg' entquollen,
Aus ſich haucht durch ſieben Schlünde,
Mit Tumult und furchtbar'm Toſen;
Soll nichts gelten, daß der Phönix

Mein Vaſall, der einz'ge Vogel,
Der als Brand, als Aſch', als Raupe,
Als Arom, Gelübd' und Opfer,
In der Wieg' aus Kalambakholz,
In dem Grab' aus Cinnamomen,
Ausgebrütet, lebend, ſterbend,
Vater ſeiner ſelbſt und Sohn iſt;
Soll nichts gelten, daß ich Burgvogt
Von Mantible bin, [illegible] ſtolzer
Bau dem Fluß des [illegible] Waßers
Auf dem Nacken ſich erhoben:
Und herab zu nieder'm Stande
Ganz mich laßend, nenn' ich, ford're
Einen Knappen bloß des Guido,
Weil ich ſeinen Muth erforſchet.
Dieſer heißt Guarin: er hatte
Theil an meinem Schimpf und Zorne,
Und ſoll an der Rach' ihn haben,
Wenn ich jetzt mich, ohne Hoheit,
Zum gemeinen Krieger mache;
Denn, wird Kleines auch erfochten
Durch ein Leben, Eines Lebens
Sieger muß ich heim doch kommen.
Dafür giebt es keine Ausflucht,
Und du ſollſt mich nicht entflohen
Nennen: ſtelle ſich Guarin,
Wo ich ihn zerſtück' in ſolche
Bißchen, daß, am Winde fliegend,
Er nicht mehr den Strahl der Sonne

Hind're, als die Stäubchen, welche
Sind des Müßiggangs Symbole.

ab.

Guarin.
Und gewiß, er hielte Wort.
Welcher Satan, welcher Kobold
Iſt ihm in den Leib gefahren?
Er iſt toll, wo nicht beſoffen.
Ich herausgefordert? ich?
Kaiſer.
Jetzt, Guarin, hab' ich erprobet,
Wer ihr ſeid, und da eu'r Name
Drang zu den entfernten Zonen
Afrika's, —
Guarin.
Nein, Herr! es giebt
Mehr Guarine.
Kaiſer.
Ihr belobtet
Selber euch, wenn Fierabras
Käme, würden ſeine Worte
Euren tapfern Muth bezeugen.
Guarin.
Heißt mich einen Gecken, Thoren!
Kaiſer.
Ich will euch zum Ritter ſchlagen.
Wann ihr ſiegreich heimgekommen;
Werdet Ahnherr eures Stammes.

Der Kaiſer und Richard ab.

Guarin.

Daß ſich Narren finden wollen,
Die, auf Kind und Kindeskinder
Ruhm zu bringen, ſind geſtorben!
Ich herausgefordert? ich?

Roldan.

Neid fühl' ich bei eurem Looße.

ab.

Guarin.

Ich bin's willig abzutreten.

Infant.

Waffnet euch, es wird erfordert
Euch zu ſtellen.

ab.

Guarin.

Das wird ernſthaft,
Oder jeder ſpielt mir Poſſen.

Oliveros.

Ich will euch bewaffnen: kommt
In mein Zelt.

Guarin.

Zum Henker wollt' ich
Lieber geh'n.

Oliveros.

Habt keine Furcht,
Wie ich euch hinein gezogen,
Will ich auch heraus euch helfen.

ab.

Guarin.

Dich, Guarin, zu Bißchen ſtoßen?
Bis dahin wart' er ein Bißchen.
Eher hätt' es noch gegolten,
Wenn, ſtatt daß er Bißchen ſagte,
Beſtien er dafür geſprochen.

ab.

Gegend zwiſchen beiden Lagern.

Floripes und Irene mit Degen, Pfeil und Bogen treten auf.

Irene.

Du haſt ihn nicht mehr ereilt,
Deine Hoffnung mußte ſchwinden.

Floripes.

Ja, ein Adler auf den Winden;
Ein Delphin, der Fluten theilt;
Roße, die im wilden Rennen
Sich vom Zügel rißen los;
Blitze, die der Sphäre Schooß,
Welche ſie erzeugte, trennen;
Pfeile, die herabgeſprungen
Vom gekrümmten Elfenbein;
Ein Komet, der aus den Reih'n
Des geſtirnten Plans gedrungen:
Könnten all', ihr Übermaaß
Mäßigend, wenn mir's gefällt,
Um ſich wenden; doch es hält
Nichts die Wuth des Fierabras.
Seiner ſtolzen Kraft muß weichen,

Adler und Delphin und Roß,
Wetterſtrahl, Komet, Geſchoß.

Irene.

Seinen Tod nur zu erreichen,
Stürzte ſicher der Barbar
Blind in's Frankenlager ſich.

Floripes.

Dann weiß ihn zu rächen ich.

Es wird eine Zinke geblaſen.

Was iſt das?

Irene.

Nimmſt du nicht wahr
Deine Schaaren, wie ſie ſchreitend
Kommen, nach euch beiden ſtrebend,
Berg' aus Federn hoch erhebend,
Und ein Meer von Stahl verbreitend?
Denn im Spiel der Wiederſcheine,
Worin Sonnen dar ſich ſtellen,
Sind die Waffen Silberwellen,
Sind die Federn Blumenhaine.
Die entfalteten Paniere,
Wie in Lüften Vögel ſchweifen,
Machen ſtolz mit farb'gen Streifen
Die ätheriſchen Reviere;
Selbſt die Sonne muß erbangen
Vor der Wiederſcheine Gleißen,
Die ihr den April entreißen,
Die den Mai ihr aufgegangen.
Wende deinen Blick, zu ſchauen

Dort wo Charon drängt in das gemeinſame Boot
Seelen der Abgeſchiednen, und wo fernhallend der See tobt,
Wie er die Flut hinwälzt durch das gewaltige Schilf.
Aber es wagt' an den Wogen die Cither einſam zu ſpielen
Orpheus, und lenkte den Sinn nächtlicher Götter beredt.
Auch den Kokytos beſtand er, den unter den Brauen unſelig
Lächelnden, und das Geſicht jenes entſetzlichen Hunds,
Dem entflammt die gellende Stimm', und entflammt iſt das Auge,
Wild, mit welchem der Kopf, dreifachgetheilet, erſchreckt.
Dort nun Geſang anhebend, erweicht' er die hohen Gebieter,
Daß Agriope Hauch liebliches Lebens empfieng.
Auch der Mene Sohn ließ unverherrlicht im Liede
Nimmer Muſäos, der Huld Liebling, Antiope ſein,
Die, an Eleuſis Fuß, der gefeierten Mutter und Tochter
An mit geheimem Sinn ſtimmte das Jubelgeſchrei,
Wann ſie Demetern dienend, der rhariſchen, feſtliches Klanges,
Orgien hielt: ſie iſt ſelbſt noch im Hades berühmt.
Ferner ſag' ich, ſein väterlich Haus um die Fremde verlaßend,
Habe Heſiodos ſich reichlich mit Wißen geziert,
Gerne gewandt nach Aſkräa, dem helikoniſchen Flecken.
Um Eoea bemüht, um die Aſkräerin dort,
Duldet' er viel, und ſchrieb der Heldinnen ſämmtliche Bücher,
Wo mit des Mädchens Preis jeglicher Hymnus beginnt.
Jener Sänger ſogar, den Zeus Verhängniß beſchirmet,

---

15. Mene, Selene, Luna. 16. Antiope, ſonſt unbekannt, Prieſterin der Ceres. 17. Mutter und Tochter, Ceres und Proſerpina. 19. Rhariſchen, von dem der Sage nach zuerſt beſäeten Felde Rharion ſo benannt. 23. Gern, nicht, wie er ſelbſt erzählt, von Noth gedrungen. 24. Eoea, ein ſcherzhaft erdichteter Name, aus der Wendung gemacht, womit Heſiodus jede ſeiner Heldinnen einführte: "Ἢ οἵη, „Oder wie."

So viel Pomp und laute Wonne,
Daß es ſtaunend ſieht die Sonne,
Daß das Meer es ſieht mit Grauen.
Berge taumeln, ſie zu tragen,
Oder wollen ſich verbergen,
Da dort gleich lebend'gen Bergen
Roſſ' und Elephanten ragen.

Floripes.

Ich bin froh, ſo nöthigt mich
Nicht zur Rückkehr irgend was.
Doch iſt das nicht Fierabras?

Fierabras tritt auf.

Fierabras.

Wer hat mich geſprochen?

Floripes.

Ich,
Die dir nachgefolgt bis hier,
Die bis vor des Feindes Zelte
Deinem Laufe ſich geſellte,
Wenn zum Äußerſten an dir
Durch Verrath und Übermacht
Sich der Franke ſollt' erfrechen,
Daß wer da wär', dich zu rächen.

Fierabras.

Schöner Vorſatz, wohl bedacht!
Doch ich ſag', es kränket mich,
Wer ſich Zweifel konnt' erdichten.

Floripes.

Warſt du nicht allein?

Fierabras.

Mit nichten,
Denn mich ſelbſt begleitet' ich.
Nie begegnet auch mir das,
Wo ich ſei, da muß ich dein
Bruder und Geliebter ſein,
Und dann bin ich Fierabras.
Jeder Wahn, wie bald zerſtiebt er,
Mich beſiegen könne was:
Hier iſt nicht bloß Fierabras,
Hier dein Bruder und Geliebter!

Floripes.

Wenn dein Hochmuth dich beſticht,
Als verdankteſt Gunſt du mir:
Nur als Bruder folg' ich dir,
Aber als Geliebtem nicht.
Du weißt ſchon, mit ſolchen Reden
Schaffſt du nichts als mein Verderben,
Und was Dank dir könnt' erwerben,
Thuſt du nur, mich zu befehden.
Dein heroiſch Unternehmen,
Sag', wie iſt es dir gelungen?

Fierabras.

Da ich nicht die Schärp' errungen,
Muß ich des Erfolgs mich ſchämen.
Doch geſchieht's ein andermal.

Floripes.

Komm zu deinem Heer! Entbrannt
Sieh' ſchon jenes Berges Rand

Von der Sonne letztem Strahl,
Und als wald'gen Heerd ihn ſchweben.

Fierabras.

Warte, bis in dieſem Feld
Erſt ein Knappe ſich geſtellt;
Ich will bloß den Tod ihm geben,
Und dann geh'n.

Oliveros tritt auf mit verdecktem Geſichte.

Oliveros.

Ob's wird geſchehen,
Fierabras, nach deinem Droh'n,
Soll ſich jetzo zeigen: ſchon
Will der Knappe dich beſtehen.
Der mit ſeinem Ritter ſich
In dein Heer begab, ſteht hier;
Der dort widerſtanden dir,
Und der hier ſich ſtellt, bin ich.

Fierabras.

Du biſt tapfer, wie ich ſehe,
Da du dich haſt hergewagt,
Denn zu ſterben unverzagt,
Heißt ja Tapferkeit; und ehe
Du verſäumſt des Sieges Stunde,
Daß du ſtirbſt durch meine Hände,
Greif' ich dich am Arm, und ſende
Weit dich zu des Meeres Grunde,
Denn die ſieggewohnten Sinne
Achten keines Streichs vom Schwert
Einen ſchlechten Knappen werth.

Oliveros.

Wohl, ſo komm!

Guido tritt auf.

Guido.

Barbar, halt' inne!
Denn ich, zum Gefecht mit dir,
Brach aus dem Verhaft verwegen;
Niemand ſonſt darf dich erlegen,
Da du kamſt zum Kampf mit mir.
Fall' ich hier, ſo gilt es gleich,
Daß ich den Verhaft gebrochen:
So im Tode losgeſprochen,
Stirbt ein Ritter ehrenreich.
Doch wenn darum, weil ich dir,
Fierabras, Verderben bot,
Mir der Kaiſer giebt den Tod,
Lebt noch dieſe That von mir.
Alſo werd' ich ſtets erwerben,
Was verdient das hohe Streben,
Mag ich triumphierend leben,
Oder unglückſelig ſterben.
Wie? wen ſeh' ich?

Oliveros.

Deinen Streiter.

ab.

Floripes.

Blinder Gott, gewähr' mir Liſten,
Ihren Zweikampf heut' zu friſten,
Sorge dann in Zukunft weiter.

Neue Schmerzen ſtets erwerb' ich,
Stets in neuen Ängſten beb' ich:
Denn, wenn Guido lebt, ſo leb' ich,
Und wenn Guido ſtirbt, ſo ſterb' ich.

Floripes und **Irene** ab.

Fierabras.

Tritt zurück von meinen Leuten,
Und es ſei des Kampfes Preis
Die geſtreifte Schärpe.

Guido.

Sei's!
Aber halt!

Man hört Trommeln.

Fierabras.

Was mag's bedeuten?

Floripes mit ihren Begleiterinnen tritt auf.

Floripes.

Daß der Frank', wie er ſo nah'
Deine Mannſchaft hat geſeh'n,
Uns entgegen wollen geh'n
Mit dem Heer; ſiehſt du nicht da,
Wie, in Schlachtordnung die Reihen,
Gegen uns heran er ſchreitet,
Und ein Treffen dir bereitet?

Fierabras.

Wohl, ich will es ihm verleihen.
Auf denn, afrikan'ſche Macht!
Stolzen Muthes dich erhebe.

Stimmen hinter der Scene.
Lebe Frankreich!
Andere Stimmen.
Afrika lebe!
Fierabras.
Edler Chriſt, laß' uns die Schlacht
An den beiden Lagern ſagen
Durch die That: geb' unſer Stahl
In dem Angriff das Signal
Allererſt.
Guido.
Ja, laß' uns ſchlagen.
Getümmel. Beide fechtend ab.
Floripes.
Ach, Aſträa! ach, ſchöne Irene!
Mich, die ich ſo manche Male
Kriegstrompete war, die Muth
Unſern afrikan'ſchen Schaaren
Eingehaucht und Kraft, kann ſo
Eine Sorge feige machen,
Eine Leidenſchaft verſtören,
Und ein Unglück niederſchlagen?
Ich kann, Stirne gegen Stirne,
Sich bedrohen ſeh'n zwei Lager,
Wo das Schickſal vor dem Himmel
Auf Theatern von Smaragden
Aufführt tauſend Trauerſpiele,
Und nicht Eines Pfeils entladen
Meinen umgehängten Köcher?

Ich kann ſeh'n auf dieſen Matten
So ertränkt den Flor der Blumen,
Daß im Menſchen-Purpur badend
Er vergißt der angebornen
Blau' und grün' und weißen Farben,
Und mit einem Schwert gegürtet,
Ohne daß es wetterſtrahlet?
Ich kann hören der Trompeten
Und der Trommeln furchtbar Schallen,
Deren Harmonie die Vögel
Überſtimmt bei'm Frühgeſange,
Und den Hippogryphen nicht,
Der die Zügel käut im Takte,
Bei dem Klang anfeuern? Ich,
So verſtört und ſo erbangend,
Bin die letzte, welche heut'
Auszieht, um im Feld zu ſchlagen?
Irgend will ein Leid mich trüben,
Irgend mich ein Grau'n befallen.

Stimmen hinter der Scene.

Afrika lebe!

Andere Stimmen.

Frankreich lebe!

Irene.

Schon im Handgemeng' iſt alles.

Floripes.

Unſ're Pfeile bilden ſchon
Vor der Sonne Wolkenſchatten,
Ihre Strahlen unterbrechend;

Und daß man nicht ſpürt den Mangel,
So entzünden wiederholte
Schläge von dem Stahl der Franken
Mit den Funken rings den Boden;
So daß — wehe mir! ſo manchen
Strahl verſchlungen unſ're Pfeile,
Hin als Federwolken wallen,
Ihre Stahle wiedergeben.

Arminda.

Da gerüſtet unſer Lager
Beßer war, wie unglückſelig
Iſt der Tag für Frankreichs Waffen!

Irene.

Überwunden weicht der Frank'.

Guido, verwundet und ohne Waffen, kommt von **Fierabras** verfolgt.

Guido.

So verwundet, ohne Waffen
Wie ich bin, den Tod mir geben,
Wäre minder Sieg als Schande.
Laß' mich denn ſie wieder finden,
Als ein edler Held im Kampfe,
Oder komm, mit mir zu ringen.

Fierabras.

Ich will nicht mit ſolcher Schande
Meinen Sieg: den Tod dir geben
Hieße allzu feig gehandelt;
Thorheit wär's, dir Waffen geben;
Und, da du dich ſiehſt geſchlagen,

Wird es beßer ſein, du dienſt mir
Als Gefang'ner. Du, bewahre
Mir, Floripes, ihn, derweil ich
Nach dem Sieg' geh', der mein wartet.
Dann kehr' ich mit dieſer Beute
Heim zum mächt'gen Vaterlande.
Einmal nur Mantibles Brücke
Hinter mir, gilt zum Erſatze
Keine Hoffnung: Fierabras
Schleifet heut', zertritt, zermalmet
Chlodeväus' Lilien: Lebe
Afrika, und ſterbe Frankreich!

ab.

Floripes.

Bis zur Eiferſucht, zum Unglück
Duldet man der Liebe Flamme,
Doch nicht mehr, wenn einmal erſt
Sie gelodert aus den Aſchen.
Edler Guido von Bourgogne,
Halte weg die Hand vom Antlitz!
Biſt du ſehr verwundet?

Guido.

Nein,
Dieſe weiße Hand verwandelt
Mir in Liebkoſung den Schmerz,
Läßt mich neues Leben athmen.

Floripes.

Allah weiß es, edler Frank',
Keinen Pfeil auf deine Schaaren

Schoß ich ab aus meinem Köcher,
War nicht Schuld an deinem Falle.

Guido.

Vielmehr, holdeſte Floripes,
Glaub' ich, daß du's warſt, die alle
Abſchoß, weil auf meinen Buſen
Alle zielten: nicht als Gnade
Rechn' es an, daß du nicht ſchoßeſt,
Denn für höh're würd' ich's achten,
Soll ich ſterben, wenn ich weiß,
Daß mich deine Hand erſchlagen.

Floripes.

Weiß der Himmel, daß ich Freiheit
Gern dir gäbe: doch der Schade
Deiner Wund' iſt ſo gefährlich,
Daß ich dich nicht gehen laße,
Um in fremdem Arm zu ſterben.
Komm mit mir, wo du erfahren
Meine Liebe ſollſt, denn ich
Gebe Hand und Wort, ich ſchaffe
Dir die Freiheit, die ich heute
Nicht dir geben kann.

Guido.

Bewahrſt
Du mein Leben, will ich glücklich
Preiſen mich in meinem Falle.

Aller, die Muſendienſt üben, geliebteſter Gott,
Strebte zum ärmlichen Ithaka hin, der große Homeros,
Mit Geſängen, zu lieb, kluge Penelope, dir.
Viel ausſtehend um ſie, betrat er das kleinere Eiland,
Ließ ſein Geburtsland fern, räumig an Fluren, zurück.
Alſo weinet' er Ikaros Stamm, und das Volk des Amyklas,
Sparta auch, und gedacht' eigenes Kummers dabei.
Aber Mimnermos ferner, der dieſen lieblichen Ton einſt,
Vieles duldend, erfand, lindes Pentameters Hauch,
Brannte für Nanno: und oft, erſchöpft von den vielen Gefechten,
Wandelt' er kraftlos ſchon, mit zu dem Schmauſe geſellt.
Doch Hermobios haßt' er, den läſtigen; und dem Pherekles,
Zürnend wie ſeinem Feind, ſandt' er ein ſolches Gedicht.
Auch Antimachos hat, von der Liebe zum lydiſchen Mädchen
Lyde verwundet, des Stroms Flut, des Paktolos, berührt.
Als er die Urne der Todten verwahrt in trockenem Boden
Mit Wehklag' und Geſtöhn, kam er, verlaßend das Land,
Hin zu Kolophons Höh', und erfüllte mit Trauer die Bücher,
Ihr geweiht: ihm gab Linderung jegliches Leid.
Auch wie viel Alkäos, der Leſbier, Weiſen gelehrt hat,
Sappho tönend, der Bruſt lieblich erregte Begier,
Weißt du: es liebte der Sänger die Nachtigall, oft mit des Liedes
Klug geordnetem Sinn ängſtend den tejiſchen Mann.
Denn es geſellte zu ihr der ſüße Anakreon auch ſich,
Wann ſie geſchmückt in der Schar Leſbierinnen erſchien.

---

33. Ikaros Stamm, Penelope. Amyklas, ſpartaniſcher Heros. 33. 34. Das Volk des Amyklas und Sparta, ſtatt Helena. 34. Eigenes Kummers, Anſpielung auf Ilias XIX, 301. 302. 39. Hermobios, Pherekles, unbekannt; wahrſcheinlich Nebenbuhler. 46. Jegliches Leid, fremde ähnliche Unfälle, die er in dem Gedichte Lyde ſammelte.

Zweiter Akt.

Vor dem verzauberten Thurm.

Nacht. Floripes, Irene, Arminda mit einer brennenden Fackel, und Aſträa treten auf.

Arminda.

Wohin lenkſt du ſo den Schritt?
Was nur haſt du vor? Was ſucheſt
Du auf einem öden Berge,
Durch der Nacht geſchloß'nes Dunkel
Wandernd ſo? Umkleidet nicht
Dich mit Grau'n das rauhe Buſchwerk?
Schuhet nicht mit Furcht dich an
Dieß Gebäu' verworrner Schluften?
Macht's nicht Schauder dir, zu ſeh'n
Dieſe Stille nächt'ger Stunden?
Wo uns ſelber wird verweigert
Nächtliches Geflimmer Lunens,
Und auf Gnade dieſer Fackel,
Welcher ſcheues Licht entfunkelt,

Deinen Schritten nach wir folgen,
Traurig, zaghaft und verſtummend.
Wohin führſt du uns, Floripes?
Was iſt dein Begehr? dein Suchen?

Floripes.

Doppelte Verwund'rung iſt's,
Die von euch erregt mir wurde:
Einmal, daß ihr Furcht könnt hegen,
Da ich bei euch bin; dann wundert's
Mich, daß euch, warum ich komme,
Unbekannt iſt, da ich Kunde
Gab von meiner Lieb' euch beiden,
Meiner Pein und meinem Kummer.
Wenn euch nicht kann unbekannt
Sein der große Sieg des Bruders
Über Frankreich, der der Fama
Fitt'ge leiht zu ew'gem Fluge;
Wenn ihr wißt, daß heut' mit Beute,
Aus dem Kampf ſo hart und blutig,
Wiederkehrend, er hinüber
Zog die ſchwärzlich grünen Fluten
Von Mantible, und die größte
War — o feindliche Triumphe! —
Unter allen mein Geliebter,
Guido, der, die Tücke duldend
Des Geſchicks, mit viel Gefang'nen
Wohnt in eines Kerkers Dunkel,
Ohne daß ich was vermochte
Ihm zur Rettung, ihm zum Schutze;

Wenn ihr wißt, daß eine Gruft
Mit tief ausgehöhltem Schlunde,
Deren Grab, die drinnen liegen,
Unter'm Denkmal dieſes Thurmes,
Ihn verſchließt: wozu noch fragen?
Kann wohl jemand nicht vermuthen,
Daß ich komm', um ihn zu retten?
Dieſer Pfeiler, dieſes Thurmes
Hoher Bau, des Grund gelegt
Eines großen Magiers Kunde,
Deſſen Gipfel nie die Zeit
Niederſenken kann im Schutte,
Der auch nie zu bleichen Aſchen
Gierig wird vom Feu'r verſchlungen,
Iſt ſein Kerker: auf dann! ruft!
Denn obſchon vor meinem Bruder
Ich dann zittern muß, mein Leben
Zahl' ich gern für ſein's zur Buße. —
He! vom Thurm herbei!

Brutamonte hinter der Scene.

Wer ruft
Noch ſo ſpät?

Floripes.

Der zu des Spruches
Ausführung iſt abgeſendet,
Wie der Admiral verurtheilt
Dieſe elenden Gefang'nen,
Die Tragödien ſind Fortunens,

Brutamonte hinter der Scene.

Gute Zeichen ſind's, auf dieſe
Schließ' ich auf.

Brutamonte tritt in die Pforte des Thurmes und da er die Damen ſieht, will er wieder zuſchließen.

Floripes.

Was macht dich ſtutzen?

Brutamonte.

Daß ich, Herrin, dich geſeh'n.

Floripes.

Welche Höhl' iſt's, welche drunten
Birgt die fränkiſchen Gefang'nen?

Brutamonte.

Ich, Floripes, —

Floripes.

Kein Entſchuld'gen!
Gieb mir ihren Kerker an,
Oder dir durchbohrt den Buſen
Dieſes Dolches Spitze.

Brutamonte.

Komm,
Herrin, mit herein.

Floripes.

Unruhe
Hat mich ganz erfüllt.

Sie gehen in den Thurm.

Das Innere des Thurmes.

Brutamonte, Floripes, Irene, Arminda und Aſträa kommen.

Irene.
Welch Grau'n!

Arminda.
Welch ein undurchdringlich Dunkel!

Brutamonte.
Dieß hier iſt die Höhle, Herrin.

Floripes.
Und die Schlüßel?

Brutamonte.
Hier am Bunde.

Er giebt ſie ihr.

Floripes.
Laß' ſie los, und mein Geheimniß
Sei mit dir in's Grab verſunken.

Sie erſticht ihn mit einem Dolche.

Brutamonte im Fallen.
O ich bin des Todes.

Floripes.
Dieß
Diene dem Verrath zum Schutze:
Hingeſtürzt fall' er in's Meer.
Schließ' du jetzt der Pforte Fugen,
Und dann laßt uns drei zu ſprengen
Schloß und Riegelwerk verſuchen
Des barbar'ſchen Kerkers hier.

Arminda.

Schon thut ſich der auf ihm ruh'nde
Quader auf, und läßt in's Inn're
Schauen uns des grauſen Schlundes,
Wo hindurch mit traur'gem Gähnen
Grauen aus die Erde dunſtet.

Sie öffnen eine Höhle.

Irene.

Welche trüben Finſterniße!

Floripes.

Welche fürchterliche Grube!
Sicher wird die Nacht geboren
Aus der Mündung dieſer Schluften.
Wie ich nur mich ihr genahet,
Sind die Sinne mir wie trunken,
Beben mir die Hand' und Füße,
Sträubt das Haar ſich an der Wurzel.

Irene.

Sieh' die Leiter hier.

Floripes.

Damit
Er und keiner ſonſt vermuthe,
Wer ich ſei, nenn' ich ihn nicht,
Nur durch Zeichen will ich rufen.
Legt die Leiter an. — Da drinnen,
Wo in dunkler Nacht gebunden
Immer ſtirbt der Tag des Lebens,
Immer lebt des Todes Stunde,
Elende Gefang'ne, hört!

Und hinan der Leiter Stufen
Steig' der Schreck des Afrikaners
Zu des Sonnenlichtes Fluren.

Richard von unten.

Laßt hinauf mich ſteigen, Franken!
Wenn's der Tod iſt, der uns ſuchet,
Kühl' er ſeine Wuth an mir,
Gern ſterb' ich zuerſt. — Unruhe
Hat mich ganz erfüllt.

Richard kommt herauf.

Floripes.

Nein, dieſer
Iſt nicht Guido; großer Unſtern!
Sag', wer biſt du, edler Frank'?

Richard.

Ich bin, ſchöne türk'ſche Huldin,
Richard von der Normandie.
Glück zu finden nicht vermuthend,
Kam ich, um zuerſt zu ſterben;
Das iſt keine That des Muthes,
Denn, daß man zu ſterben wünſcht,
Iſt man hohen Rechten ſchuldig,
Wann, wer ſtirbt, zu ſterben hoffen
Von der Hand der Schönheit durfte.

Floripes.

Mich erfreut's, dich zu erkennen:
Obwohl hier wen anders ſuchend,
Acht' ich's hoch, daß ich dich finde.

Richard.
Nimm mich an zum Eigenthume.
Floripes.
Bald erfährſt du, wer ich bin.
He dort in der tiefen Grube!
Steig' der kühnſte Paladin,
Der in ihrem Innern ruhet,
An der Sonne Licht herauf!
Infant.
Wohl ſchaut er's, wenn dein's ihm funkelt.

Der Infant kommt herauf.

Floripes.
Wer biſt du?

Infant.
Ich bin Guarinos,
Der Infant, und höchſt nach Wunſche,
Wäldern gleich voll Abenteuer,
Find' ich Abenteuer-Gruben.
Floripes.
So iſt dieſer auch nicht Guido:
Meines Schickſals hart Verſchulden!
Aber jetzt kommt er gewiß,
Vorgebeugt ſei jedem Truge.
Steig' herauf der fränk'ſchen Lilie
Zier auf dieß vernomm'ne Rufen!

Oliveros kommt herauf.

Oliveros.
Sieh' die Zier der Lilie Frankreichs
Schon genugthun deinem Kummer:

Oliveros von Caſtilien
Giebt dir Antwort.

Floripes.

O mein Unſtern!
Iſt denn Guido von Bourgogne
Nicht in dieſes Kerkers Wüſte?

Oliveros.

Ja.

Floripes.

Warum giebt er nicht Antwort,
Da ihm meine Stimm' erklungen:
Schrecken Afrikas, und Frankreichs
Zierde? da ſie ihn erkundet
Als den kühnſten Paladin?

Oliveros.

Weil ihm alle Kraft geſchwunden,
Und im Blute tödlich ringend
Er auf hartem Felſen ruhet,
Welcher bald ja werden muß
Solcher edlen Aſchen Urne.
Und ſe wird von ihm noch lebend
Seines Grabes Maaß verſuchet.

Floripes.

Schweig'! und thörichte Verſtellung
Und die blöde Zucht erduld' es
Nicht, zu hören ſeinen Tod.
Selber ſtürz' ich in die Gruft mich,
Sterben will ich dort mit ihm.

Infant.
Herrin, halt! du thäteſt Unrecht
Unſ'rem Muth durch ſolche That.

Richard.
Wär' es auch an ſich nicht ſchuld'ge
Ritterpflicht, daß wir uns beiſteh'n
Unter ſolcher Nöthen Drucke,
Würden wir ihn bringen, Herrin,
Zu Erfüllung deines Wunſches.

Oliveros.
Mir, als ſeinem größten Freunde,
Kommt es auch im größten Sturme
Zu, ihm beizuſpringen. Leuchte
Mit der Fackel mir hinunter. —
Doch was iſt es, das ich ſehe?
Aus der Ohnmacht ſchon ermuntert,
Hat er, um herauf zu ſteigen,
Sich mit Macht dem Tod entrungen.

Guido kommt blutig herauf.

Guido.
Da ich hier herauf euch ſteigen
Seh' als Opfer in Fortunens
Tempel, edle Paladine,
So darf nicht mein Muth erdulden,
Sterben ſehend, nicht zu ſterben:
Darum hat mein Muth gerungen,
Daß, wie wir im Bunde lebten,
Unſer Leben ſterb' im Bunde.

Samos verlaßend nun wandert' er oft, und oft der Geburtsſtadt
Traubenbegabte Flur, unter dem Speere gebeugt,
Zur weinblühenden Leſbos: es ſah von drüben ihn oftmals
Lektons Vorgebirg auf dem äoliſchen Meer.
So die attiſche Biene, vom hügelreichen Kolonos
Kommend, wann ſie den Reihn führte des tragiſchen Chors,
Sang den Bakchos und Eros; es weckte Theoris Geſtalt erſt
Anmuth, welche von Zeus Sophokles eigen bekam.
Auch von jenem ſag' ich, dem ſtets ſich bewachenden Manne,
Welcher von Jugend auf hegend den Haß, an den Frau'n
Alles an allen verfolgte: verletzt von dem krummen Geſchoße
Hab' er nicht zu entfliehn nächtlichen Qualen vermocht.
Er durchirrte die Au'n Makedoniens, viel um Aegino,
Die als Schaffnerin dort dient' Archelaos, bemüht.
Bis dann endlich ein Gott dem Euripides ſandte Verderben,
Da er in Todesnoth grimmigen Hunden gewehrt.
Aber der Mann aus Kythere, von pflegenden Muſen erzogen,
Der, von ihnen gelehrt, treueſter Ordner dem Spiel
Bakchos war und der Flöte, Philoxenos: wie er von Klagen
Abgehärmt, einmal reiſte durch unſere Stadt,
Weißt du ja; du vernahmſt die Sehnſucht nach Galatea,
Die er der Herden ſogar zartem Geſchlechte geliehn.
Kennſt du den Sänger doch auch, den Eurypylos Bürger, die Koer,
Schön aufſtellten aus Erz, unter des Platanus Laub:
Wie er die flüchtige Bittis beſang, Philetas; mit Schmachten

---

53. Geburtsſtadt, Tejos, damals von Harpagos erobert. 57. Kolonos, attiſcher Flecken, des Sophokles Geburtsort. 66. Archelaos, König von Makedonien, Freund des Euripides. 70 f. Dem Spiel Bakchos und der Flöte, der dithyrambiſchen Poeſie. 72. Unſere Stadt, Kolophon. 75. Eurypylos, Sohn des Herkules, König von Kos.

Floripes.
Edler Guido von Bourgogne,
Wer dich ſucht um dieſe Stunde,
Kommt nicht, dir den Tod zu geben,
Nein, zu deines Lebens Schutze.

Guido.
O Floripes, holde Schöne!
Wohl gewiß bringſt du mir Gutes.

Floripes.
Wohl denn, hochgeborne Franken!
Da die Noth uns hier verbunden,
Sollt ihr auch den Grund erfahren.
Ich bin Fürſtin aus dem Blute
Afrikas; dem Guido ſchwöret
Ew'ger Treue Band mein Buſen.
Nichts zu bieten hab' ich ihm:
Nur was ſein, bring' ich ihm huld'gend.
Mag'ſche Salben führ' ich bei mir,
Um zu heilen ſeine Wunden:
Ihr wißt wohl, wie jede Mohrin
Zauberkräfte weiß zu nutzen.
Wie ich ihm Geneſung biete,
Sei der Himmel meines Schwures
Zeuge, möcht' ich euer Leben
Sichern auch vor jedem Sturme;
Doch ich kann nicht, denn verkündigt
Hat bei Tag's Anbruch mein Bruder
Euren Tod. Wer dächte wohl,
Daß, da Phöbus ſonſt vom Schlummer

Weckt das allgemeine Leben,
Er heut' viele ſoll umdunkeln?
Alles, was ich euch kann bieten,
Waffen ſind's: in dieſem Thurme
Birgt mein Bruder all die ſein'gen,
Weil ſein Bau ſo voller Wunder.
Kommt denn mit, wo ihr vom vor'gen
Mißgeſchick empfang'ne Wunden
Heilen mögt, und euch bewaffnen,
Daß mit ehrenvoller Flucht ihr
Eure Freiheit dann gewinnt;
Schaff' ich doch nicht kleinen Nutzen,
Wenn dem, welcher Muth beſitzt,
Liſt verhilft zum eig'nen Muthe.
Und macht ſchleunig! denn Aurorens
Thränen ſaugt mit feur'gem Kuße
Schon die Sonne, und den Mantel
Faltend ihres ſchwarzen Dunkels
Scheint die Nacht, da ſie ihn faltet
Ohne Ordnung und voll Runzeln,
Weniger ihn recht zu falten,
Als zerknittert wegzuzucken.

Guido.

Ich, durch den wir alle leben,
Bring' aus unſer aller Munde
Dir den Dank, und —

Fierabras hinter der Scene.

Brutamonte!

Oliveros.
Weß iſt das vernomm'ne Rufen?
Floripes.
Wehe mir! mein Bruder iſt's.
Irene.
Welch ein Leiden!
Arminda.
Welch ein Unſtern!
Floripes.
Was ich thun ſoll, weiß ich nicht.
Werd' ich hier von ihm gefunden,
Giebt er mir den Tod.
Guido.
Gebiet'rin,
Öffnet ſich kein Weg zur Flucht dir?
Wenn du Waffen uns zurückläß'ſt,
Werden wir zu deinem Schutze
Willig ſterben.
Floripes.
's iſt unmöglich,
Nur dieß Thor führt aus dem Thurme.
Oliveros.
Giebt es Waffen?
Floripes.
Ja.
Guido.
Getroſt denn!
Giebt es Waffen, ſo beruhigt

Euch alsbald, denn nicht beſtändig
Wird das Glück uns feindlich trutzen.

Alle ab.

Vor dem Thurme.

Fierabras hinter der Scene.

Barbar'ſcher Brutamonte!
Sieh', wie ſchon jener Berg am Horizonte,
Schnee-Pyramide, welche
Die Sonne tränkt aus manchem Blumenkelche,
In ſchönes Licht ſich tauchet;
Sieh', wie ſchon Schlangen Reif's, nun aufgehauchet,
Die Fluren rings bethauen;
Sieh', wie ſich ſchon der Himmel läßet ſchauen.
Wofern du ſchläfſt, erwache,
Und auf das Thor dem finſtern Kerker mache,
Und ſchließ' es zu dem Leben
Derer, die in des Schickſals Hand gegeben.

Er tritt auf.

Jedoch was muß ich ſehen?
O traur'ges Grau'n! o bleichen Tod's Trophäen!
Hier Brutamonte liegend
Am Thor des Thurms, und nimmer ihm verſiegend
Aus zweifelhaften Mündern Weh und Klagen.
Ihr, rothgeſtorb'ne Blumen, wollt mir ſagen,
Ob dieß Verrath verrichtet?
Er todt, ich rufend, niemand der's berichtet.
Aus dem Verhaft gedrungen
Sind ſie, und all' entſprungen.
Wie aber wär's zu faßen,

Daß ſie die Burg verſchloßen dann gelaßen?
Doch leider muß ich ſorgen, —
Und Wahrheit iſt's, — der Dolch, der ihm verborgen
Im Buſen ſteckt, ſei von Floripes' Hand;
Gedoppelt, weh' mir! hab' ich ihn erkannt:
Einmal, weil nach den Zeichen
Der ſelt'nen Zier ihm keiner zu vergleichen,
Dann, weil nach ſicherm Schluß,
Der mir den Tod giebt, ihr gehören muß.
Floripes kann ſie ſchirmen?
Ich will des Thurmes Pforte niederſtürmen,
Oder, daß Staunen werde
Erregt dem Himmel und erregt der Erde,
Auf meinen mächt'gen Nacken
Den Thurm ſammt allem, was er einſchließt, packen,
Im Meer ſie zu ertränken,
Und in der eiſ'gen Höhlen Grab zu ſenken;
Ähnlich dem ſtolz bemannten
Mit ſeinem Bau belad'nen Elephanten,
Selbſt an die himmliſchen Sapphire ſchlagend,
Lebend'ges Grau'n und Fels und Mauer ragend.
So drängt die Ruhmgier mich zu wildem Sturme.

Guido, Richard, Oliveros und der **Infant Guarinos** erſcheinen an den Zinnen des Thurmes.

Guido.

Wer ruft dort an der Pforte vor dem Thurme?

Fierabras.

Und wer (dieß läßt den Argwohn Raum gewinnen)
Giebt mir die Antwort von des Thurmes Zinnen?

Guido.

Wer könnte ſo ſie geben,
Dem nicht als Herrn der Thurm wär' eingegeben?

Fierabras.

Wer iſt, der, weil ich lebe, ſo ſich nenne?

Guido.

Den tapfern Guido von Bourgogne kenne.
Was dein Begehren iſt,
Sag' an; was du hier ſuchſt, und wer du biſt?
Denn biſt du hergekommen
Alexandrias großem Fürſt zum Frommen,
Der dich als Boten ſendet,
Und ſich an meine Größ' um Frieden wendet,
So woll'n das Thor wir öffnen,
Im Thurm die Unterhandlung zu eröffnen.
Denn Unglück zu beſchön'gen
Heißt göttlich Recht uns an beſiegten Kön'gen,
Und ob ich ihn zu tödten
Gedachte, wie der Tag ſich würde röthen,
Sei doch für heut' der Spruch noch aufgeſchoben.

Fierabras.

Woher nehm' ich Geduld für ſo viel Proben?
Elender Chriſt, erfrechen
Kannſt du dich, von Vertheidigung zu ſprechen?
In meinem Hauſ' und Lande
Ergreifſt du Waffen, drohſt mit Widerſtande?
Ich führe dich gefangen aus dem dein'gen,
Und ſtolz und kühn willſt du nun in dem mein'gen
Dich wehren und befrei'n?

Öffne die Pforte, gieb die Burg mir ein,
Sonſt werdet all' zuſammen
Ihr, die ihr Schooß verſchließt, ein Raub der Flammen;
Und ſie, die durch dein Leben,
Die Undankbare, mir den Tod will geben,
Soll ihre Straf' in meinem Arm erfahren.
Guido.
Du weißt nicht, wie bei mir ſie vor Gefahren
Geſichert iſt, ſonſt würd'ſt du ſo nicht poltern.
Fierabras.
Du ſinnſt für mich auf unerhörte Foltern.
Floripes iſt bei dir?
Guido.
Hätt' ich errathen,
Daß du's nicht wüßteſt, hätt' ich's nicht verrathen;
Doch, wie du wider ſie mit Droh'n dich brüſteſt,
Mußt' ich ja denken, daß du alles wüßteſt.
Nun iſt's geſagt.
Fierabras.
Verrucht!
Dieß iſt mehr als der Tod, iſt Eiferſucht.
Richard.
Wir ſteh'n hier alle viere
Zum Schirm für unſer Leben und das ihre.
Fierabras.
Wie, wenn ich, ein Vulkan, mit Flammen ringe?
Infant.
Ich Meer, der ich ſie eintrink' und verſchlinge.

Fierabras.
Ich bin Blitz, ich bin Feuer.
Richard.
Ich Sturm, des Odem ihm gereicht zur Steuer.
Fierabras.
Ich bin Grimm, ich bin Toben.
Oliveros.
Ich Wuth, die es beſiegt und weggeſchnoben.
Fierabras.
Die Hippe, von des Todes Arm ergriffen,
Iſt dieſes Schwert, geſchliffen
An dem vergoß'nen Blut.
Guido.
Dieß iſt der Arm des Todes, der nie ruht
Und jene Hippe ſendet.
Fierabras.
Bald ſollt ihr ſeh'n, wie ſehr der Muth verblendet.
Oliveros.
Bald ſollſt du ſeh'n, wie viel der unſ're fodert,
Der Feuer iſt und ſeinem Zwang entlodert.
Fierabras.
Wollt ihr Vergleiche?
Guido.
Ja.
Fierabras.
Laß' ſie vernehmen.
Guido.
Daß du dein Leben dürf'ſt von hinnen nehmen.

Alle vier von oben ab.

Fierabras.

Bald ſoll ſich's wieder zeigen,
Den ſchönſten Stern zum Untergang zu neigen.
Vier ſind's, die für ſie ſtanden,
Und jetzo hab' ich dieß Symbol verſtanden,
Daß, ſo wie ich mein Schwert zum Kreuzhieb ſchwinge,
Vier in die Lüfte zeichnet ſeine Klinge.
Es heißt, daß heut' in meine Hand gegeben,
Nicht koſten mehr als Einen Streich vier Leben.

ab.

Vor der Brücke von Mantible.

Roldan und Guarin treten auf.

Roldan.

Siehſt du dieſe ſtolze Maſſe,
Ganz von Holz, ſo anzuſchauen,
Als ob ruh'n auf ihren Brauen
Sie den Ball der Sonne laße;
Feſt, daß jede Laſt ſie faße,
Keine Zeit ſie niederdrücke?
Siehſt du, was des Abgrunds Lücke
Furchtbar auf ſich thürmen ließ?
Siehſt du dieſes Wunder? Dieß
Iſt Mantibles große Brücke.
Dieſer Bau, ſo hoch gezogen,
Den nicht ohne mühſam Sprudeln
Tragen auf den ſchäum'gen Strudeln
Dieſes dunkeln Stromes Wogen,
Iſt, Guarin, der Brücke Bogen;
Und die See, die, hier verbreitet,

Traurig, träg' und greulich gleitet,
Wo nicht ein Kryſtall-Erguß,
Iſt des grünen Waßers Fluß,
Aus dem Lethe abgeleitet.
Dieſe tiefe Fläch', umſchloßen
Von den Ceneleer-Klüften,
Quillt mit ihm aus Höllengrüften;
Und wann ſie die Welt umfloßen,
Stirbt ſie, grau'nvoll trüb' ergoßen
In den afrikan'ſchen Seen,
Die davon benannt zu ſehen
Marmihonda ſich erwarben,
Was die Mundart der Alarben
Läßt als grundlos Meer verſtehen.

Guarin.

Leg' mir das noch einmal nah',
Herr, ob ich es recht verſtehe?
Was ich hier vor Augen ſehe,
Kommt das aus der Hölle?

Roldan.

Ja.

Guarin.

Und wer ſoll hinüber da?

Roldan.

Wir ſind dazu hier am Ort.

Guarin.

Geh'n wir hurtig wieder fort,
Wenn wir, dazu herzukommen,
Toller Weiſ' uns vorgenommen.

Alle Worte, den Fluß alles Gekoſes erfüllt.
Nicht auch jene ſogar, ſo viel der Menſchen das ſtrenge
Leben geſtiftet, und ernſt klügelnde Weisheit erforſcht,
Die ſchwerlaſtend mit Schlüßen beſtrickt ihr eigener Tiefſinn,
Und die Tugend, des Ruhms würdig, die harte, geſchätzt:
Selbſt nicht dieſe entgiengen den ſchrecklichen Kämpfen des Eros,
Unter des ſchrecklichen Gotts lenkende Zügel gebracht.
Gleichwie Pythagoras einſt, den Samier, Liebesbethörung
Band an Theano; der klug Räthſel der Geometrie,
Linien ſchlingend, erdacht, und ſo weit der Aether den Kreiß wölbt,
Wohl nachahmend geformt Alles an winzigem Ball.
Oder wie Kypris, erzürnt, ihn, welchem es ziemt', in der Weisheit
Vor dem Haufen des Volks groß zu erſcheinen und hoch,
Wärmte mit mächtiger Glut, den Sokrates: nun mit dem tiefen
Geiſt ergründet' er nur Sorgen von leichterm Gehalt,
Immer beſuchend das Haus Aſpaſiens; konnte kein Ende
Finden, da er ſo viel Krümmen der Schlüße doch fand.
Den von Kyrene auch zog über den Iſthmos Verlangen,
Als er in Lais Netz fiel, der Korinthierin,
Ariſtippos, der kluge: da mied er der Weiſen Geſpräche
Abgeneigt; ihm floh nichtig das Leben dahin.

So reich und beziehungsvoll iſt dieſe zierliche Rhapſodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem ſchnellſten Sinn ſelbſt bei vertrauter Bekanntſchaft mit dem behandelten Stoff ſchwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beim erſten Eindruck alle Feinheiten des Künſtlers wahrzunehmen. Seiner Abſicht gemäß, die unwiderſtehliche Macht der zärtlichen Sehnſucht durch große und ſchöne Beiſpiele zu offenbaren, umfaßt er gleichſam alle Zeitalter der Bildung und der Geſchichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Myſterien, den

Roldan.
Karlen gaben wir das Wort,
Seine Botſchaft auszumachen
In dem Heer des Fierabras.
Guarin.
Du, der ſich des Worts vermaß,
Mochteſt bei ſothanen Sachen
Von dem Wort viel Worte machen;
Nicht das kleinſte Wort gab ich,
Und kann ohne weit'res mich
Wegbegeben als ein Haßer
Von Hauſ' aus von allem Waßer,
Und vom grünen vollends.
Roldan.
Dich
Hab' ich ausgewählt, Guarin,
Mich als Knappe zu begleiten,
Weil mir ſchon zu andern Zeiten
Dein bewährter Muth erſchien.
Dein Herr iſt gefangen, ihn
Aufzuſuchen bringet dir
Ehr' und Ruhm, voraus mit mir;
Zeig' nun den gewohnten Muth.
Guarin.
Herr, ich ſeh', wie's nöthig thut,
Grad' heraus zu ſprechen hier.
Gott weiß, ſeit die Welt mag ſtehen,
War noch keiner Mutter Kind
Haſenhaft wie ich geſinnt!

Um Erlaubniß wegzugehen
Bitt' ich drum.

Roldan.

Wohl zu verſtehen
Iſt's, warum du dich dermaßen
Toll anſtellſt: du willſt nur ſpaßen,
Daß ich daran möge ſpüren,
Wie dich keine Furcht kann rühren,
Wo Gefahr iſt ohne Maßen.
Ja, wer dich nicht beſſer kennt,
Und geſeh'n, wie du im Feld'
Zu dem Zweikampf dich geſtellt.

Guarin.

Ich war's nicht, Gott's Sakrament!

Roldan.

Mach' dem Spaße nun ein End'!
Poſſenhaft ſich zu verſtellen
Iſt nicht Zeit in ſolchen Fällen.

Guarin.

Soll'n mich alle Teufel holen,
Red' ich nicht ganz unverhohlen.

Roldan.

An des Flußes Uferwällen
Steh'n wir ſchon: ich muß dem Rieſen,
Der ſie hütet, Zeichen geben.

Guarin.

Wie — was?

Roldan.

Nun, was macht dich beben?

Guarin.
Rieſen werden hier gewieſen,
Ohne daß Frohnleichnam iſt?
Ei, ſo wollt' ich, alle tauſend
Teufel fielen plötzlich ſauſend
Über mich zu dieſer Friſt,
Und daß ſie die Schmach mir thäten
Und bei einem Arm und Bein
Schleiften über Stock und Stein
Bei den höll'ſchen Majeſtäten:
Fehlt, daß ſich der Rieſe zeige,
Nicht zu warten mir der Muth.

Roldan.
Nun fürwahr! mein Knapp' iſt gut.

Guarin.
Gut gewiß, nur etwas feige.

Roldan.
Dir ſind Grillen angekommen.
Siehſt du, wie auf's Zeichen da
Sich die Brücke rühret?

Guarin.
Ja.

Roldan.
Haſt du das Geräuſch vernommen,
Wie die Waßer dumpf antworten,
Da bei'm Rühren auf den Achſen
Ihre Laſt ſcheint anzuwachſen?

Guarin.
Ja.

Roldan.

Siehſt du den Rieſen dorten
An der Brücke ſchmalſtem Stücke?

Guarin.

Grauſer Anblick! Ich muß zagen.

Die Brücke von Mantible dreht ſich und erſcheint mit dem Rieſen Galafre auf ihr.

Galafre.

Wer will ſich hinüber wagen
Auf Mantibles großer Brücke?

Guarin.

Ich nicht.

Roldan.

Ich bin Kaufmann, bringe,
Tapferſter Galafre, hier
Her nach Afrika mit mir
Einen Schatz koſtbarer Dinge;
Perlen, ſo die Sonne pfleget,
Ihrer Stirn zu Sternenkränzen,
Fern im Oſt, in Indiens Gränzen,
Das des Tages Wiege heget.
Wie viel Länder ich durchmaß,
Unter tauſend Kön'gen nie
Fand ich einen Herrn für ſie
Als den großen Fierabras.
Dieſe bring' ich mit mir her,
Mein Gefolge blieb zurücke,
Und ich gieng voran zur Brücke,
Bloß damit ſie offen wär'.

Laß' zuerſt hinüber mich
Und den Diener, bei'm Gepäcke,
Das nur eine kleine Strecke
Weit iſt, kommt der Lohn für dich,
Was für's Überſetzen hier
Üblich iſt.

Galafre.

Du biſt berichtet,
Was es ſei?

Roldan.

Wohl unterrichtet
Komm' ich.

Galafre.

Du mußt erſtlich mir
Eine ſchöne Jungfer zahlen.

Guarin.

Das wird ſchwer ſein anzuſtellen,
Alle ſind ſie jetzt Mamſellen.

Roldan.

Die ich bring', iſt ſchön zum Malen.

Guarin.

Bringſt du ſie in Wechſeln?

Roldan heimlich.

Thor!
Schweig'! ich muß ihn ſo betrügen,
Daß er ſich mag willig fügen.

Galafre.

Ferner, ſchreibt die Ordnung vor,
Zahlſt du einen ſchönen Sklaven.

Guarin.
Daß er „ſchön“ ſagt, das iſt gut:
Ich bin garſtig, der Tribut
Läßt mich alſo ſicher ſchlafen.

Roldan.
Der kommt auch.

Galafre.
Zwei Centner ſchwer
Zahlſt du Gold und Silberſäcke.

Roldan.
Alles kommt mit dem Gepäcke
Meiner ind'ſchen Stein' anher.

Galafre.
So geh' zu! obwohl ich keinen
Ohne Geld je aufgenommen,
Von dir will ich's ſchon bekommen.

Roldan.
Sagt' ich nicht, daß es mit meinen
Leuten kommt?

Guarin.
Gott geb', es glücke!

Roldan.
Zu, Guarin, und nicht gebangt!
Endlich doch zum Ziel gelangt,
Steh'n wir auf Mantibles Brücke.

Galafre zum Guarin.
Halt!

Guarin.
Ich halte ſchon.

Roldan.

Wozu?

Galafre.

Bis der Lohn mir wird geſpendet,
Bleibt der Diener mir verpfändet.

Guarin.

Und verrathen noch dazu.

Roldan.

Sei's, ich warte deiner dort. —
Auf Guarin kommt wen'ger an,
Als daß ich mir mache Bahn. ab

Galafre.

Knappe, hält er mir nicht Wort,
So wirſt du mein erſter Bißen.

Guarin.

War ich gleich ein Lecker immer,
Leckerbißen würd' ich nimmer.
Aber laß' zuvörderſt wißen,
Iſt der Rieſen Glaub' und Sinn
Mohriſch?

Galafre.

Ja.

Guarin.

So iſt die Speiſe
Dir verſagt.

Galafre.

Auf welche Weiſe?

Guarin.
Nun, weil ich ein Ferkel bin.
Doch laß' mich zu meinem Herrn,
Denn er bringt der Mädchen zwei:
Welche dir zu geben ſei,
Möcht' ich ihn befragen gern.
Galafre.
Ei! die beſte, das iſt klar.
Guarin.
Reſoluter hat's im Leben
Keinen Rieſen noch gegeben. —
Sklaven kommen auch ein Paar;
Welchen ich dir geben muß,
Laß' mich wenigſtens erfragen.
Galafre.
Der mir eben wird behagen.
Guarin für ſich.
So! ich wünſche viel Genuß. —
Doch ich muß ihn ſuchen laufen,
Weil er alle Schlüßel führt,
Und was dir an Geld gebührt
Und an Silber, iſt bei'm Haufen
Mit verwahrt.
Galafre.
Man ſprengt den Kaſten.
Guarin für ſich.
Er iſt trotz des ſchlimmſten Falles
Mein Herr Rieſe Gut-für-alles.
Heut' bricht er an mir ſein Faſten;

Da mein grauſames Geſchick
Mich den armen irr'nden Knappen
Läßt als Rieſenkoſt erſchnappen,
Nah't mein letzter Augenblick.

Galafre.

Seh' man nur den Chriſten beben!
Doch was Wunder, daß ihm graut,
Wenn er mich vor Augen ſchaut?
Und ich denke mir ſo eben,
Ihn weglaſſen wäre gut:
Wann die beiden Mädchen kämen,
Könnt' ich beide feſt ſie nehmen;
Ein' als Fierabras Tribut
Liefr' ich ab, (zwei kommen ja)
So bleibt mir die andre doch. —
Wollteſt du wohl heute noch
Weg von hier?

Guarin.

Bei'm Himmel, ja!

Galafre.

Nun ſo geh'! die Zahlung will ich,
Wann ſie kommen, deinen Leuten
Zu entrichten ſchon bedeuten.

Guarin.

Du haſt Recht. — Mein Treu'! recht billig
Iſt der Rieſ', und ohne Tücke.

Galafre.

Geh' nur, ſei vor mir nicht bange.

Guarin.
Nun ziſch aus! und wart' er lange,
Mein Herr Rieſe von der Brücke.
Beide ab. Die Brücke dreht ſich und verſchwindet wieder.

Vor dem bezauberten Thurme.

Trommeln und Trompeten. Hierauf **Fierabras** mit ſeinem Heere.

Fierabras.
Laßt die krieg'riſchen Muſiken
Nicht die Luft mehr müde rauſchen!
Denn da meine Macht nicht hinreicht,
Dieſem feſten Thurm des Zaubers
Obzuſiegen, weil behülflich
Höll'ſche Geiſter ihn behaupten,
Die bei deſſen Bau geholfen
Seinem Meiſter, jenem ſchlauen
Nekromanten: da ich ſehe,
Daß er, keinem Grimm zum Raube,
Noch verwittert an den Lüften,
Noch aufgeht in Flamm' und Rauche:
Denk' ich ihr unüberwindlich
Bollwerk endlich zu erkaufen,
Mit der leichteſten Erob'rung;
Oft hat Kunſt, die Mittel tauſchend,
Um das Schwierige zu mäß'gen,
Sich dem Leichten anvertrauet.
Lehne keine Leiter mehr ſich
An die diamant'ne Mauer,

dichtenden Prieſtern der grauen Vorzeit, bis zu ſeinem Freunde und Zeitgenoßen, dem alſo ſchon damals hochgeehrten und von Propertius und Ovidius ſo oft gefeierten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterſtadt des Hermeſianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geiſtvollſten und ausſchweifendſten Virtuoſen des üppigſten Zeitalters und der geſetzloſeſten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegoriſche Prieſterſagen, wie die vom Orpheus: Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entſtanden, oder ausgeſchmückt waren, wie die Weiberfeindſchaft des Euripides durch eiferſüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon vielleicht der neuern Komödie ihr Daſein verdankt, die auch als erſte oder zweite Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; die Werke der Dichter ſelbſt, wie bei Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gemeinſamen Kunſtart näher waren und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſondrer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bei Sappho und Alkäos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; ſo auch beim Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Galatea verführt hatte, ein Gedicht von der damals ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flöten-

Laßt zu ſeinen gold'nen Zinnen
Keinen Pfeil hinan mehr ſauſen.
Alle Köcher ſei'n verſchloßen,
Jener gift'gen Vögel Bauer,
Die mit Seel' und ohne Leben
In den Lüften ſonſt gegaukelt.
Und auf dieſem grünen Teppich,
Wo der Zephyr Betten bauet
Von Smaragd, auf Bettgeſtellen
Von Kryſtall, damit darauf ſich
Lagr' Aurora, und Gezelte
Aus der Krone manches Baumes,
Sollt ihr mir das Mahl bereiten.
Tafel ſeien rings die Auen,
Schenktiſch ſeien rings die Berge,
Die, anmuthig anzuſchauen,
Mir als Kelch' aus Gold und Silber,
Und Getränke ſüßen Thaues,
Quell'n und Blumen bieten ſollen,
Daß man ſag', in meines Gaumes
Dienſte ſchaffen ſich die Kelche
Gleich zuſammt dem Perlenſchaume.
Den belagerten Geliebten
Will ich heut' zum Neide ſchmauſen:
Ihre unbezwung'ne Stärke
Soll der Hunger ihnen rauben.
Weder Formeln noch Figuren
Sind vermögend auszudauern
Gegen der Natur Bedürfniß,

Denn bis dahin reicht kein Zauber.
Tantal'n ihres eig'nen Unglücks
Sollen ſie, die Frucht vor Augen
Sehend, ſein, auf dieſe Weiſe
Werd' ihr Leiden um ſo traur'ger.
Mag die Liebe jetzt, verzeihend,
Solche wilde Streich' erlauben,
Denn wer eiferſüchtig wurde,
Saget ab der Liebe Brauche.

Man bringt eine Tafel mit Speiſen.

Diener.

Angerichtet iſt die Tafel.

Fierabras ſich zum Eſſen niederſetzend.

So tragt auf was nur den Gaumen
Kitzeln mag; und ihren Neid
Mehr zu reizen lagr' in Haufen
Sich das Heer umher, und alles
Schmauſ' und die Muſik erjauchze.

Geſang.

Die Fürſtin Alexandrias,
Die holdſeligſte Floripes,
Lebet in dem Zauberthurme
Ausgehungert und umzingelt.

Floripes, die Ritter und Damen erſcheinen am Fenſter des Thurmes.

Irene.

Wie dem Ohr die Lüfte ſchmeicheln!

Floripes.

Was für Neues zum Erſtaunen

Stimmt zu lieblichen Muſiken
Die Trompeten um und Pauken?

Guido.

Der Barbar ſieht, daß die Waffen
Nicht den Sieg zu ſchaffen taugen,
Und meint ſo uns zu beſiegen.

Diener.

Seht, ſie kommen auf die Mauer.

Fierabras.

Ihr, vom Thurm der Liebe dort!
Wenn es wahr iſt, daß vom Schauen
Die Verliebten leben bloß,
Wird euch nicht der Mangel dauern
Dieſer Speiſen, die ich hier
Werf' in meiner Hunde Schnauzen.

Guido.

Ritter, dieſe Schmach iſt würdig
Mit dem Leben abzukaufen.
Sage man nicht, daß wir wußten
Feig zu ſterben, hier vermauert,
Und nicht wußten kühn zu ſterben
In dem Feld', im harten Strauße.
Beßer liegt der Franke, welcher
Liegt in's eig'ne Blut getauchet,
Als der ſeiner Dam' im Arme
Hungernd ſeinen Geiſt verhauchet.

Oliveros.

Wohl! hinaus, um ſeines Heers

Lebensmittel wegzurauben,
Und dem Thurm Sucars zu bringen.

Armirda.

Mög' es euch nach Wunſch ablaufen.

Floripes.

Standhaft euch den Thurm bewachen
Wollen wir, indes ihr draußen
Seid, und wenn etwa die Nacht euch
Überfiele bei dem Strauße,
Soll die Loosung Liebe ſein;
Und es ſoll am höchſten Saume
Unſ'res Thurms Irene ſtehen,
Sendend ihrer Stimme Laute,
Daß ihr ihn nicht mögt verlieren.

Infant.

Waffnet euch, der Abend grauet.

Floripes.

Laß' der Himmel 's euch gelingen!

Irene.

Schütz' euch Gott!

Alle drei.

Sei't Gott vertrauet!

Alle von oben ab.

Roldan tritt unten auf.

Roldan.

Sag' dem großen König, hier
Sei Roldan.

Dieter.

So wart' hier außen.

Guarin kommt.

Guarin.

Wenn man ſoll zum Fierabras,
Nimmt man Zeit ſich, wie der Bauer
Geht in's Hundeloch.

Roldan.

Wie konnteſt
Du dem Rieſen nur entlaufen,
Sag', Guarin?

Guarin.

Nun, das iſt artig.
Haſt du's jetzt erſt abgelauſchet,
Herr, daß ſchon von Kindesbeinen
Ich zum Rieſenfopper tauge?
Wohl vergütet find' ich jetzo
All das erſt empfund'ne Grauen,
Da ſolch angenehmes Land
Sich hier aufthut meinen Augen.
Eßen wir, weil Alle eßen!
Es wär' ungeſell'ge Laune,
Wenn man in Geſellſchaft kommt,
Nicht zu thun nach ihrem Brauche. —
Aber da ſitzt Fierabras.

Diener.

Komm nur, Roldan! er erlaubt es.

Roldan.

Hoher Herr, gegrüßet ſei'ſt du.

Guarin.
Ja, Holdſelige vom Hauſe
Afrikas!

Fierabras.
Willkommen, Chriſten,
Die Gott ſchirmen mag!

Roldan.
Ich glaube,
Daß dein Diener nicht gemeldet,
Wer ich ſei, da ſo vertraulich
Dein Empfang iſt.

Fierabras.
Ja, ich weiß,
Daß du von Anglante's Mauern
Herr biſt, und Roldan dich nennſt.

Roldan.
Nun, weil du mich mitzuſchmauſen
Laden wirſt, da du das weißt,
Spar' ich dir die Müh', und brauche
Meine Freiheit.

ſetzt ſich.

Guarin.
Ich desgleichen,
Denn mich ſollt' es wahrlich dauern,
Gäben die Herr'n Fierabraſſe
Sich viel Müh' mit dem Erlauben.

Fierabras.
Weil ich weiß, wozu du herkommſt,
Litt ich, daß du dir getraueſt,

Meiner Gegenwart zu trotzen;
Und dann, weil ich dir vor Augen,
Eh' du ſtirbſt, Roldan, will ſtellen,
Wie in Afrika hier außen
Deine Pärs von Frankreich leben:
Denn dein Glück wär' noch unglaublich,
Stürbſt du, nicht ſie ſterben ſehend.

Roldan.

Was heißt ſterben?

Fierabras.

Siehſt du ſtaunend
Dieſen Atlas von Metall?
Dieſen Berg aus Erz? dieß rauhe
Bergebirg' aus Zimmerholze?
Dieſen Kaukaſus behau'ner
Steine? den granitnen Rieſen,
Der auf Mohriſch ſo genau ſich
Weiß zu kleiden, daß die Wolken
Sich um ſeinen Turban bauſchen,
Und, damit des Königsſchmucks
Nicht ermang'le ſeine Haube,
Er den halben Mond des Himmels
Ihr als Gipfel oben aufſetzt?
Siehſt du dieſen ſtolzen Bau,
Deſſen Stirn mit frechen Brauen
Schlägt den Himmel, deſſen Maſſe
Drängt die Luft aus ihrem Raume?
Wohl, es iſt noch Berg, noch Säule,
Noch Gebäu, noch Rieſe, glaub' mir;

Sondern Monument und Grabmal,
Urn', und grauſer Todtenhaufen,
Wo vier Paladine liegen,
Noch lebendig eingemauert,
Während ſo der Durſt als Hunger
Sie zernagt mit ſtumpfen Klauen;
So daß, endlich ihrer Qual
Unterliegend, ſie erſtaunen,
Wie mit Seel' und ohne Leben
Kann der Menſch als Leichnam dauern.
Doch ſie haben nicht zu klagen,
Wie viel Unglück auch betrauernd,
Daß ich grauſamer mit ihnen
Als dem eig'nen Blute hauſe:
Denn zugleich ſtirbt ja Floripes
Meine Schweſter. — Auszudauern
Gieb Geduld mir, Himmel!

Roldan aufſtehend.

Mir
Geb' er ſie, dieß zu verbauen.
Aber da zu rechter Zeit ich
Angekommen, ihrem Haufen
Beizuſteh'n, bei Sankt Denys!
Will ich ihnen, daß ſie ſchmauſen,
Wie ſie ſteht, die Tafel bringen,
Von dem Tiſchtuch ohne Zaudern
Die vier Zipfel packend.

Sie ziehen die Degen und fechten.

Fierabras.
Heut'
Stirbſt du.

Roldan.
Machſt du mir's noch krauſer,
Bring' ich ihnen obendrein
Der Lakai'n und Pagen Haufen
Zur Bedienung, und zum Spielen
Die Trompeter und die Pauker.

Fierabras.
Eh' ſollſt du den Tod erleiden.

Die Ritter kommen aus dem Thurme.

Diener.
Sieh' das Thor der Veſte aufgeh'n,
Und die Paladine fallen
Aus zum Kampf in vollem Laufe.

Guido.
Jeder ſuch' an ſeinem Theil,
Was er irgend kann, zu rauben,
Und zum Thurm zurückzukehren.

Roldan.
Fürchtet nichts und faßt Vertrauen!
Roldan kämpft mit euch.

Guido.
Der Himmel
Sandte dich, uns zu behaupten.

Die Ritter.
Frankreich lebe!

Die Truppen des Fierabras.

Afrika lebe!

Fierabras.

Heute ſoll der Frühlingsauen
Reiche Zier im fränk'ſchen Blute
Köſtlicherer Schmelz bethauen.

Guarin.

Niemals kam ich noch zum Sitzen
Bei dergleichen großem Schmauſe,
Daß nicht augenblicks der Teufel
Los geweſen wär' mit Raufen.

Allgemeines Handgemenge; jeder nimmt vom Tiſche was er bekommen kann, und ſie gehen fechtend ab.

Floripes tritt vor das Thor des Thurmes.

Floripes.

Schon die Nacht, der Sonn' ein Schauer,
Deren Licht ſie will bezwingen,
Breitet ihre ſchwarzen Schwingen,
Schattend alles Lebens Dauer,
Eingehüllt in Grau'n und Trauer;
Schon die Sonn', in Schimmern trunken,
Stirbt, als wär', darein verſunken,
Ihre Dämm'rung Agonie;
Und der Sonne Leichnam lieh'
Aſchen her zu Sternenfunken.
Wie ihr Strahl ſich ſo entfaltet,
Sich ihr Schimmer ſo vertheilet,
Iſt nun ihr Planet zertheilet,
Ihre Gottheit vielgeſtaltet.

ſpielerin als Galatea und ſich als Odyſſeus darſtellte. Ueberhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freilich nicht ſo um die Begriffe der Ehre und die Bilder des Himmels tändelte oder anbetete, wie die romantiſche, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bei gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gemüth verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der die ganze Welt nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bei den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch ewige Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſieren, und auch das Verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth den Preis in der Ueppigkeit und Verführung verdienen konnte, in gewiſſem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit hervorzuheben, wie zum Beiſpiel beim Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beim Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Geſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm der Gattung und der Männer zu glänzend war, um in dieſer Auswahl des Köſtlichſten fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung.

Wie ein Spiegel, der zerſpaltet,
Manchen Wiederſchein gewonnen,
So, in Dämmerung zerronnen,
Zwar die Todtenfei'r ſich haltend,
Stirbt die Sonne nicht: ſich ſpaltend
Hinterläßt ſie viele Sonnen.
Und es hält zu meinem Leiden
Nie der Tod mit Streichen inne;
Von des Tages Anbeginne
Jammr' ich bis zu ſeinem Scheiden.
Wenn die Au'n in Nacht ſich kleiden,
Bis zum Morgenroth, empört
Sich mein Sinn mir; wild verſtört
Muß ich Kämpfe ſtets beſtehen,
Tags mit dem, was ich geſehen,
Nachts mit dem, was ich gehört.
Ihrem Treffen, ſcheint es zwar,
Macht' ein Ende ſchon die Nacht;
Eine Zinke nur noch wacht,
Deren Stimm', in Lüften klar,
Ruft zurück der ihren Schaar.
Und da unſ're nicht wie jene
Hat metall'ner Zinken Töne,
Ihr den Rückzug kund zu thun:
Sei beſeelte Zinke nun
Unſ'res Heeres du, Irene.
Hoch vom Thurme hört' ich gern
Deine bangen flücht'gen Stimmen
Auf dem leiſen Winde ſchwimmen,

Ihn durchſchauernd nah' und fern.
Ein melod'ſcher Angelſtern
Wirſt du ſein, da voll von Blut
Ward das Feld zur Meeresflut;
Zieh' dein Ruf ſie her zu dir,
Jeder finde, nahend hier,
Dieſes Thor in meiner Hut.

Irene erſcheint auf der Zinne des Thurmes.

Irene ſingt.

Meinem Ruf als Fittig diene,
Wind! verſchlag' ihn nicht im Sturme.
Tapf're Ritter, zu dem Thurme!
Zu dem Thurme, Paladine!

Floripes.

Ich vernahm Geräuſch: erſchiene
Doch wer meinen Gram vertriebe!

Richard tritt auf.

Richard.

Was ich kühn entführet dem Diebe
Bring' ich; iſt der Thurm hier? Ja,
Hört' ich doch Irenen da.

Floripes.

Kommt wer?

Richard.

Ja.

Floripes.

Die Looſung?

Richard.

Liebe.

Floripes.

Könnt' ich Eintritt ihr verſagen,
Lieb' erwartend an der Schranke?
Sag', wer biſt du, edler Franke,
Der hieher ſich durchgeſchlagen,
Leben aus dem Tod zu tragen?

Richard.

Holde Schmach des Tages! ſieh'
Richard von der Normandie;
Daß ich deinen Gram zerſtreute,
Eilt' ich heim mit reicher Beute.

Floripes.

Ach, bethörte Fantaſie! —
Sage, wo iſt Guido?

Richard.

Ich
Weiß es nicht: ich ſah ihn zwar
Anfangs, aber manche Schaar
Drängt' im Handgemenge ſich
Zwiſchen uns.

Floripes.

So ſollte mich
Tödten Angſt mit grimm'gem Wurme.
Ruf', Irene! daß im Sturme
Ihm dein Ton zum Führer diene.

Irene ſingt.

Zu dem Thurme, Paladine!
Tapf're Ritter, zu dem Thurme!

Der Infant und Roldan treten auf.
Infant.
Wohl lud dieſe Stimm' uns ein,
Ein Magnet der kühnen Triebe.
Floripes.
Wer da?
Infant.
Liebe.
Floripes.
Iſt es Liebe,
Sie ſoll ſehr willkommen ſein.
Guido?
Infant.
Guido, Herrin? Nein,
Der Infant, dein Sklav, iſt hier,
Der von einem Gaſtmahl dir
Reſte bringt.
Floripes.
Seltſames Leiden! —
Und der Andre von euch beiden?
Roldan.
Kriegsgefangen ſieh' in mir
Deinen Knecht.
Infant.
Du kannſt hierneben
Roldan, Herrn Anglante's, grüßen.
Roldan.
Der ſich wirft zu deinen Füßen,
Sich zum Himmel zu erheben.

Floripes.

G'nügen wird dein mächtig Streben,
Feſt des Glückes Rad zu halten.

Roldan.

Wolle mit der Gabe ſchalten,
Die ich bin zu bieten froh.

Floripes.

Gut; doch wo mag Guido, wo
Der Bourgogner auf ſich halten?

Roldan.

Wir verloren im Gefecht
Aus den Augen ihn.

Floripes.

Und wagen
Könnt ihr's, — weh' mir! — das zu ſagen?

Oliveros und Guarin treten auf.

Oliveros.

Wir geh'n hier, Guarin, nicht recht.

Guarin.

Ja, und obendrein auch ſchlecht,
Denn mich ſchmerzet Fuß und Schiene.

Oliveros.

Wenn nur was vom Thurm erſchiene!

Guarin.

Still! ein Laut fliegt mit dem Sturme.

Irene ſingt.

Tapf're Ritter, zu dem Thurme!
Zu dem Thurme, Paladine!

Oliveros.

Dieß iſt das Signal: wir müßen
Nahe ſein.

Guarin.

Wohlan, ſo geh'.

Floripes.

Mein Verlangen läßt entweder
Täuſchend mich Geſpenſter ſeh'n,
Oder zweie nah'n.

Guarin.

Bei'm Eintritt.

Thu' mir das zu Liebe, ſtell'
Mich der Dame vor, der ihr
So viel dankt.

Oliveros.

Es ſoll geſcheh'n,
Komm nur mit heran, Guarin.

Er tritt näher.

Floripes.

Wer da?

Oliveros.

Liebe.

Floripes.

Laßt ſie her.

Oliveros.

Ich bin Oliveros, Herrin.

Floripes.

Augen, wünſcht euch Glück nunmehr!
Wenn ihr Oliveros, Richard,

Roldan und Guarinos ſeht,
Iſt der Prinz ja von Bourgogne
Jener ganz unfehlbar, denn
Niemand anders als ſein Freund
Käme ſo mit ihm hieher.
Jetzt, Irene, ruf' nicht weiter,
Da ſie alle vor uns ſteh'n.
Ihr, ſei't herzlich mir willkommen,
Mein Geliebter und mein Herr!
Gebt nun Leben einer Seele,
Deren Treue feſt und ächt
Sich an euch in ſo viel Thränen,
So viel Seufzern hat bewährt.

Guarin für ſich.

Ei, was hör' ich da? Bei'm Himmel,
Giebt es in der weiten Welt
Doch kein angenehmer Land!
Mittags immer aufgedeckt
Steht die Tafel, und zu Nacht
Bett und Mädchen; wenn's ſo geht
In dem Land' des Fierabras,
Werd' ich Fierabras noch ſelbſt.

Floripes.

So verdien' ich keine Antwort?
Wie, daß ihr mir keine gebt?
Doch warum verzögert ihr
Dieſe Wonne, dieſes Feſt?
Kommt in meine Arme.

Guarin.
Das
Iſt das wenigſte, nachher
Wollen wir ſchon weiter kommen.
Floripes.
Was hör' ich? wer biſt du, Menſch?
Guarin.
Wer du willſt, Weib, daß ich ſei.
Floripes.
Sag' mir, Oliveros, wer
Iſt der Menſch?
Oliveros.
Es iſt ein Knappe
Guido's.
Floripes.
Und wo iſt denn er?
Oliveros.
Iſt er nicht gekommen?
Floripes.
Nein.
Oliveros.
Ich verlor mich im Gefecht,
Und ſah ich ihn gleich zu Anfang,
Sah ich ihn nachher nicht mehr.
Floripes.
Ach, ich Arme! — Halt, Irene!
Geh' noch nicht von droben weg,
Fange wieder an zu rufen:
Sieh', daß ja mein Leben fehlt.

Oliveros.

Wenn den Guido wir verloren,
Ritter, ſo gelang uns ſchlecht
Unſer Ausfall, denn wir zahlen
Einen Preis, den nichts erſetzt,
Für ein Leben auf vier Tage.

Floripes.

Wie habt ihr zu ſagen Recht,
Daß ihr ihn verloren hättet?
Paladine, klagt nicht mehr!
Ich hab' ihn allein verloren!
Was beginn' ich? weh' mir! weh'!
O ihr wack'ren Paladine,
Ruhm der fränk'ſchen Lilie! gebt
Ihr nicht beß're Rechenſchaft,
Da ich euch vertraut mein Herz?
Roldan, wo blieb euer Vetter?
Gebt mir Red' und Antwort, ſprecht,
Oliveros, wo iſt euer
Freund, am treu'ſten euch bewährt?
Richard, ſagt, wo ließt ihr euren
Blutsverwandten? Eu'r Gefährt',
Wo blieb er zurück, Guarinos?
Keiner, der mir Rede ſteht? —
Ihr thut alle wohl, zu ſchweigen,
Um mich nicht zu täuſchen mehr.
Denn ihr all' habt mich belogen,
Alle mich getäuſcht, indem,
Da ich euch am Thor des Thurmes

Fragte, was die Looſung wär',
Ihr ja alle „Liebe“ ſagtet,
Und doch keiner ſagte recht.
Wenn ihr ſchweigt, um nicht zu ſagen,
Daß er ſtarb, ſeht, ſo vermehrt
Ihr mein Leiden, denn ich ſterbe
Mehr als Einen Tod indeß.
Unglückſüchtig am Gemüthe
Durſt' ich ſo nach Leiden jetzt,
Daß ich, um einmal zu ſterben,
Leeren will den ganzen Kelch.
Was ihr alle ſagen mögt,
Weiß ich doch ſchon ſelber mehr,
Denn ich ſah ihn, ja ich habe
Hier im Inner'n ihn geſeh'n,
Meere well'gen Bluts erregen;
Und es ſchien ſein tobend Schwert
Grimm des Südwinds, wann er ſchüttelnd
Einer Ernte Saat durchfährt.
Hier erlegt er, ſtürzt dort nieder,
Und ſein Fuß tritt ſtolz einher
Über ſeiner Hände Siegen.
Schon erſcheint entkräftet er,
Und, den Schild zerſtückt, den Harniſch
Übel zugerichtet, fällt
Taumelnd er und ohne Sinne
Unter der Alarben Heer;
Schon, in Staub und Blut gebadet,
Sank er, wo der Purpurquell

Es iſt ihm freilich der heiligſte Ernſt, und er iſt dabei mit ganzem Gemüthe: aber er lächelt dann auch wieder über ſeinen Gegenſtand, über ſich ſelbſt, und die an ſeinem Stoff verübte Willkür mit unſchuldiger Schalkheit und kindlicher Anmuth. Er weiß um ſeine Kunſt, und über ſie ſpottend gefällt er ſich doch mit ihr und zeigt ſie gern.

Der wunderbare und unauflösliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger Beſonnenheit hervorgeht, darf auch für die nicht ganz verloren gehn, welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bei der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müßen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung desſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt. Erſetzen kann es ihnen eine die Ueberſetzung begleitende Einleitung oder Nachſchrift in dieſem Falle um ſo weniger, da ſchon die Erläuterung des Erwähnten, wenn ſie vollſtändig ſein ſollte, ſich leicht ſo ausbreiten könnte, daß man den Text ſelbſt darüber aus den Augen verlöre, und da man, um die künſtliche Weisheit der Auswahl ganz zu verſtehen, auch das wißen müßte, was der Dichter auf ſeinem Wege unerwähnt liegen ließ.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlichen Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angeborner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frei: aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur Putz ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſein, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter der eigenſten Eigenthüm-

Jeden Tropfen als Rubin,
Jede Perl' als Nelke ſprengt.
Wenn ich nun in ſolchem Unglück
Ihn geſeh'n, warum beſteht
Ihr darauf, es noch zu läugnen?
Iſt's nicht ſchlimmer, Franken, wenn
Mich indeſſen neue Marter
Ein und abermal entſeelt?
Gebt mir denn zur Looſung Tod,
Und nicht Liebe, daß ihr's trefft:
Denn es iſt ein grauſam Mitleid,
Denn es iſt ein wilder Scherz,
Daß ihr alle ſaget „Liebe“,
Und es keiner ſagt mit Recht.

Roldan.

Herrin, giebt es für dein Unglück
Und das unſ're, da ſie jetzt
Beide eins ſind, noch ein Mittel,
Bau' auf mich: in's Lager geh'n
Will ich, und hier nimm mein Wort,
Daß ich nicht zurücke kehr'
Ohne Guido.

Oliveros.

Alle geben's;
Ihn mit uns zu bringen her
Lebend oder todt, den Schwur
Leiſten wir nach dem Geſetz
Frankreichs.

Floripes.

Leben mir zu ſchaffen
Geht ihr; ſchirm' euch Allah denn!
Und die Looßung bei der Rückkehr,
„Liebe“ ſei's, wenn ihr ihn her
Lebend bringt; wenn todt, „Fortuna“.
Denn nicht hören will ich's mehr,
Daß ihr alle ſaget „Liebe“,
Und es keiner ſagt mit Recht.

Dritter Akt.

Vor dem bezauberten Thurme.

Man hört gedämpfte Trommeln und Poſaunen. **Floripes** erſcheint auf der Zinne des Thurmes.

Floripes.

Noch nicht geendet mit der bleichen Trauer
Der Nacht ward meine ungerechte Plage,
Denn mit dem Tag' erneut ſich ihre Dauer,
Wo Liebe nicht ſie endet mit dem Tage.
Die erſte Stimme, die der flücht'ge Schauer
Des Windes bringt, iſt eine Leichenklage,
Von dumpfer Trommel und Poſaun' erſchallend,
Die Luft verwundend und zum Himmel prallend.
Wenn dieß die erſte Kund' iſt von den Streichen,
Und ſchlimm und ſchlimmer meine Leiden ſchwellen,
Was wird — o Himmel! — denn der letzten gleichen?
Aus meinen Augen werden ew'ge Quellen.
Doch ſchon Beweiſe ſind's, nicht ferne Zeichen,
Die mir als Raub das Lager dar will ſtellen:
Denn einen Leichenpomp ſeh' ich erhoben,
Da kaum der Reif vom Felde weggeſtoben.

Ein Blutgerüſt im Lager? Droh'nde Plagen!
Gedämpft die Inſtrumente? Schwer Begängniß!
Geſenkt die Fahnen? Strenges Niederſchlagen!
Gelöſcht die Fackeln? Schreckliche Bedrängniß!
Die Fahnen nachgeſchleift? Grauſames Zagen!
Zu mir ſich wendend? Tödtendes Verhängniß!
Sind's nicht Beweiſ' — o des verhaßten Blickes!
Vom letzten Todeskrampfe des Geſchickes?

Bei gedämpften Trommeln kommt ein Zug mohriſcher Soldaten mit nachgeſchleiften Fahnen; hierauf Guido, die Hände auf den Rücken gebunden und die Augen mit einer ſchwarzen Binde bedeckt, zuletzt Fierabras.

Fierabras.

Ihr dort im Thurm, der heut' heißt von der Liebe,
Vom Zauber geſtern! Ob bei dem Beginnen
Schon Nam' und Ruf ihm unverwandelt bliebe:
Denn Schönheit iſt ja Zauber für die Sinnen;
Und ſind bezaubert des Verliebten Triebe,
So darf der Tauſch kein Staunen abgewinnen.
Sein Nam' iſt in der Deutung noch zu kennen,
Weil Lieb' und Zauber einerlei benennen.
Sagt dieſer Schönheit, die ich abgeſchworen,
Dem Licht, das meiner Sphäre ſich entſchwungen,
Dem Stern, aus meiner Strahlen Kreiß verloren,
Der Macht, die meiner Herrſchaft ward entrungen,
Als meines Lebens Hälfte zwar geboren,
Der ich jedoch es fruchtlos aufgedrungen:
Floripes ſagt, ſie woll' — ich bin verſtöret —
Mich hören von der Zinne.

Floripes.

Wohl, dich höret,
Nicht, Fierabras! der Stern, der ſich verloren,
Das abgeſchwor'ne Licht, verſchmäht, verdrungen,
Nicht ſie, als Hälfte deines Selbſt erkoren,
Nicht ſie, die Gottheit, deinem Reich entrungen;
Nein, jene Tugend, rein und neugeboren,
Nein, jene Schönheit herrlicher erklungen,
Seitdem ſie deinem Hochmuth ward entnommen;
Floripes hört: ſag', weshalb du gekommen?

Fierabras.

Auf daß du wißeſt heut' in deinem Bangen,
Auf daß du wißeſt heut' in deinem Beben,
Wie meine Eiferſucht ſoll Tod empfangen,
Wenn einen Tod es für den Tod kann geben.
Der, den du ſiehſt, von Drangſal ſo umfangen,
Ein Opfer dem Verhängniß hingegeben,
Der, den du ſchau'ſt, wie er ſich elend quäle,
Das mörderiſche Meßer an der Kehle,
Iſt Guido von Burgund, iſt dein Bewerber;
Und meines Schmerzes Größe zu beweiſen,
Bring' ich ihn vor dich her, daß um ſo herber
Ihr leiden mög't auf unterſchied'ne Weiſen.
Du ſollſt ihn ſehen, er dich nicht; ſo ſterb' er:
Denn ſäh' er dich, wär' er beglückt zu preiſen.
Und beide ſollt ihr Einen Tod beſtehen,
Ihn ſterben du, und er dich nicht zu ſehen.
Er zieht itzt zum Gerüſt im koſtbar'n Scheine
Des Leichenpomps, den ich ihm beigegeben:

Nicht Rach' an ſeiner Ehre will die meine,
Drum halt' ich ihm die Todtenfei'r im Leben,
Doch du, Floripes, bebe, dulde, weine,
Ich Stolzer muß ja dulden, weinen, beben.
Du ſchaffſt mir Eiferſucht, und ich dir Plagen,
Was größ're Pein ſei, mag die Liebe ſagen.

Floripes.

Verſchiebe, mörd'riſcher Barbar, halt' inne!
Halt' inn', unmenſchlicher Barbar, verſchiebe! —
Doch ich muß ſeh'n, ob Sanftmuth ihn gewinne. —
Ach Fierabras! ach Bruder! meiner Triebe
Gebieter! Herr und König meiner Sinne!
Die Seele, der du Anbetung und Liebe
Vor dem geweiht, ſieh'! hängt an deinem Willen;
Dir g'nüge, was ich war, den Zorn zu ſtillen.
Nie ganz geht in Vergeßenheit verloren
Des Edlen Liebe; Spuren werden ſagen
Vom Feuer ſtets, es ſei als Feu'r geboren.
Dich rühren laß' mein Seufzen, Weinen, Klagen.

Fierabras.

Nein, ich bin Natter, ich verſchloß die Ohren.

Floripes.

Wer meiner Stimme ſo ſich kann verſagen,
Iſt ſchnöd', iſt ein Tyrann, ein Ungeheuer,
Mein König nicht, mein Bruder, noch Getreuer.
Und eher als daß ſeinen Tod ich ſehe,
Sollſt du den meinen ſeh'n: da mein Verderben
Das Schickſal ſo beſchloß in ſeinem Wehe,

Heißt Liebe mich verzweifelnd mit ihm ſterben. —
So folgt mir denn, Iren'! Armind'! Aſtree!

Von oben ab.

Die Ritter treten unten hervor.

Oliveros.

Nun iſt es Zeit, den Vortheil zu erwerben.
Auf, tapf're Franken!

Fierabras.

Wie? was ſoll dieß heißen?

Roldan.

Wir kommen den Gefang'nen zu entreißen.

Fierabras.

Woher drangt ihr hervor? aus welchen Schranken?
Schließt dieſer Berg denn Männer ein in Waffen?
Da ich beerd'ge Einen todten Franken,
Will mir die Erde fünf lebend'ge ſchaffen?
Doch weiß ich, welcher Sorg' ich's muß verdanken:
Sie pflegt Lebend'ge mir in's Grab zu raffen,
Drum hat ſie alle lebend mir geboten,
Daß ich zurück ihr ſenden ſoll die Todten.

Roldan.

Eitel waren ſtets die Reden,
Welche früher von der Zunge
Kommen, als des Schwertes Schwunge.

Fierabras.

Wohl, ſo laßt die Hände reden.

Alle gehen fechtend ab und laßen Guido allein zurück.

Guido.

Sind geblendet ſchon die Augen

Durch die Bande meiner Qualen,
Muß mir Bilder vorzumalen
Doch das Licht des Geiſtes taugen.
Ja, ich irre nicht: ich merke,
Wie die Stimmen ſich verwirren,
An der Waffen wüſtem Klirren,
Daß beherzt, mit raſcher Stärke,
Ohne zagende Gedanken,
Mich zu retten ſind entſchloßen
Meine wackern Kampfgenoßen,
Meine ritterlichen Franken.
Wer doch dieſe ſtrengen Bande
Reißen könnte, um ſein Leben,
An das Licht zurückgegeben,
Mit verweg'nem Widerſtande
Zu verkaufen um den Preis
Vieler andern!

Er verſucht die Stricke zu zerreißen, jedoch vergeblich.

Aber ich
Kann nicht ſelbſt entfeßeln mich,
Ich vergeh' in Feu'r und Eis.
Hier, beinah' mehr todt als lebend,
Ruf' ich in die weite Welt,
Da mein Todesſpruch gefällt,
Wider ihn die Stimm' erhebend.

Floripes mit ihren Dienerinnen kommt aus dem Thurme.

Floripes.

Auf, Armind'! Iren'! Aſtree!
Wenn eu'r Muth in dieſer Noth

Willig ſeinen Beiſtand bot,
Schafft, daß man bewährt ihn ſehe.

Irene.

Unſ're Schaar begann den Streit,
Und die im Gefecht befang'nen
Feinde ließen den Gefang'nen
Unbewacht.

Floripes.

Gelegenheit
Beut uns ihrer Stirne Locken.
Guido, komm!

Guido.

Was iſt dieß, wie?
Was die blinde Fantaſie
Läßt in neuen Zweifeln ſtocken?
Wer hat mich genannt?

Floripes.

Nachher,
Wann es Zeit iſt, ſollſt du's wißen.

Guido für ſich.

Muß ich noch in Finſternißen
Schweben, Glück? Doch zweifeln wär'
Thöricht hier: denn wär's von meinen
Freunden jemand, ſo iſt's klar,
Würd' er Rettung aus Gefahr
Mir zu melden nicht verneinen.
Nach den Zeichen iſt das Ziel
Meines Lebens jetzo nah',

Und ich geh' zu ſterben, da
Wider mich das Urtheil fiel.

Floripes und die übrigen mit Guido ab.

Guarin kommt gelaufen.

Guarin.

Meine Damen! He! So nimmt
Keine meine Noth zu Herzen?
Wartet doch! — Schon zugeſchloßen.
Wie ich lief, um mich zu retten
In den Thurm mit ihnen, kam ich
Doch zu ſpät; daß ich zu rechter
Zeit auch niemals komm', als da
Wo es Rippenſtöße ſetzet!
Tüchtig iſt die Schlacht im Gange:
O, wer ein Billet nun hätte,
Um vom himmliſchen Balkone
Solch ein herrlich Feſt zu ſehen!
Degenſtiche giebt es da,
Die am Gürtel einen derben
Türken ſpalten, und die Klinge
Iſt von ſo behender Schärfe,
Daß er aufrecht ſtehen bleibt,
Ohne daß ihm anzumerken,
Wo es durchgegangen; Hiebe,
Die in einem Zuge gehen
Von der Stirne bis zum Nabel,
Und den Mohren, dem's begegnet,
Laßen ſteh'n als röm'ſchen Adler,
Einen Rumpf mit zweien Hälſen.

lichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen könnte, darf eben ſo wohl auch an ſich gewürdigt werden, und Bedeutſamkeit, geſetzliche Freiheit in Verhältniß zu ſeinem Ganzen, eine gewiſſe Entfaltung und Steigerung, und vor Allem jene Umgeſtaltung, durch die, was uns ſchon bekannt war, nun wieder neu erſcheint, ſind Eigenſchaften, die jedes Gleichniß, Beiſpiel oder Bild beſitzen muß, ohne Rückſicht auf das Einzelne und die beſondre Art. Aus dieſem Geſichtspunkte hat das Bruchſtück des Hermeſianax noch außer ſeiner elegiſchen Vortrefflichkeit eine gleichſam eigenthümlichere und ſelbſtändigere: denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetiſchen Malerei dürfte dieſe Reihe kleiner Kunſtwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beſchreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektoniſcher Feſtigkeit wie für die Ewigkeit daſtehn; wenn in der pindariſchen Poeſie oft eine hohe Geſtalt von einfachen und allgemeinen Zügen ſanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu ſchweben ſcheint: ſo möchte man dieſe Bilder des Hermeſianax an ſorgloſer Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geſchnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

8. Das Bad der Pallas von Kallimachos.

Dieſes in der Sprache und auch durch eine gewiſſe Vorliebe für gymnaſtiſche Bilder zum doriſchen Stil ſich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Feſt von der Gattung beſtimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vor-

Roldan theilte einen Türken
In zwei Hälften durch die Schläfe:
Hier die Bruſt und da die Schultern,
Liegend auf des Raſens Fläche,
Ließen glauben, daß es zwei
Halb erhob'ne Menſchen wären.

Fierabras hinter der Scene.

Auf ſie ein, Alarben! Seh't
Feige ſie den Rücken kehren.

Die Ritter treten auf.

Roldan.

Kommt, wir müßen uns zurückzieh'n,
Denn die ganze Macht des Heeres
Dränget uns.

Oliveros.

Wir retten Guido
Von Burgund mit in die Veſte,
Und vertheid'gen uns darin.

Infant.

Er verſchwand von dieſer Stelle.

Richard.

Ei, was wäre denn gewonnen,
Wenn wir ſo den Fang verſcherzten?

Guarin.

Beßer ſprächt ihr „den Gefang'nen",
Freilich wäre das geſchehen,
Hätt' ich nicht, bloß mit vier Frauen,
Welche kamen, mir zu helfen,
Ihn bei Seit' geſchafft zum Thurme.

Roldan.
Du biſt ſo beherzt als redlich.
Guarin.
Überaus ſehr!
Infant.
Iſt das wahr?
Guarin.
Drinnen iſt er.
Richard.
Froh Begegniß!.
Roldan.
Frauen ſchafften ihn bei Seit'?
Guarin.
Kommt, er iſt wohl nicht der erſte,
Den bei Seit' die Frauen ſchafften.
Weiß ich doch viel große Herren,
Die, um ihrethalb verſchuldet,
Arm auf einem Dorfe leben,
Und den Glanz der Hauptſtadt meiden;
Denn das ſind der Liebe Segen.

Alle ab.

Im Thurme.

Floripes und ihre Dienerinnen führen **Guido**, noch mit verbundenen Augen und gefeßelt, herein.

Floripes.
Nun ich vor der Angſt geſichert
Bin, dich zu verlieren, edler

Guido, iſt es Zeit, daß du,
Was du mir verdankſt, erkenneſt.
Sie nimmt ihm die Banden ab und löſt die Binde.

Guido.

Hilf, o Himmel! was erblick' ich?

Floripes.

Sag', warum du zweifelnd ſteheſt?

Guido.

Ich bezweifle noch mein Glück,
Herrin; denn da es ſo ſelten
Mir ſein Antlitz wies, ſo konnt' ich
Nicht mir deſſen Züge merken;
Und ich ſteh' und ſinne nach,
Ob ſie's ſind.

Floripes.

Und wohin wendet
Sich die Löſung dieſer Zweifel?

Guido.

Ja, daß es mein Glück war, welches
Meine Schritte lenken konnte,
Dich zu ſeh'n, mit dir zu ſprechen.
Laß' dich tauſendmal umarmen!
Denn, iſt dieſes Heil nur Blendwerk,
O ſo muß ich, eh's verſchwunden
Sich vor meinem Blick entfernet,
Es genießen. — Jetzo mög' ich
Aufgeweckt vom Traume werden,
Mög' es meinem Arm entfliehen,
Möge denn der Tod mich treffen!

Floripes.

Mit wie viel Gefahr erkauft,
Dankſt du, Guido, mir das Leben!

Guido.

Wie, was ſagſt du? Ich verdanke
Dir das Leben?

Floripes.

Ja, du wäreſt
Undankbar, wenn du's verneinteſt.

Guido.

Nein doch, wenn du's wohl bedenkeſt.
Nicht das Leben mir verlieh'ſt du,
Nur des Todes Art verbeſſert
Haſt du: dieß verdank' ich dir,
Und nicht mehr.

Floripes.

So ſprich: weswegen?

Guido.

Unter grauſamen Barbaren
Gieng ich, es iſt wahr, zum Sterben,
Und da tödtete der Gram mich,
Sterbend nicht mein Heil zu ſehen.
Schön und tapfer trateſt du
Auf, das Leben mir zu geben,
Führteſt mich zum Thurm zurück,
Wo ich deine Schönheit ſehe,
Und hier tödtet mich die Luſt:
Wie verdanket denn ſein Leben,
Der, ſo erſt vor Grame ſtarb,

Und jetzo vor Luſt ſoll ſterben?
Denn es iſt der gleiche Tod,
Ob uns Gram, ob Luſt entſeelet.

Floripes.

Um die Huld mir nicht zu danken,
Guido, weißt du's wohl zu wenden. —
Doch was giebt's? Die Thüren wurden
Aufgethan.

Die **Ritter** treten ein.

Oliveros zu Guido.

Umarme jeden
Unter uns zu tauſendmalen,
Wie es unſ're Freundſchaft werth iſt.

Guido.

Ja, das Leben dank' ich Vielen,
Und ich muß undankbar werden,
Weil ich's Einem Herrn allein
Weihen will.

Roldan.

Mit vollem Rechte
Iſt es *ihr*, denn, wenn auch alle
Kämpfen und mit ſiegen helfen,
Sind doch die Gefang'nen dann
Einzig des Gefangennehmers.
Fielen wir ſchon alle aus,
Dich zu löſen und zu retten,
Weil Floripes dich gewann,
Mußt du für ihr eigen gelten.

Floripes.
Weil uns wieder, Paladine,
Hier verſammelt das Verhängniß,
So vernehmet aufmerkſam
Einer Frauen Wort, und wär' es
Nur, weil ſie zuerſt es führet.
Ihr ſeh't alle, wie das ſtrenge
Schickſal glücklichen Erfolgen
Will ſo wenig Raum gewähren,
Daß es kaum ſie läßt erblicken,
Eh' es ſie dem Aug' entwendet.
Kaum daß wir uns Glück noch wünſchen
Konnten über ein Begegniß,
Wann die Sorgen um ein andres
Wieder uns bedroh'n und ängſten.
Unglücksfälle ſind wie Hydern,
Da wo einer ſtirbt, erſtehen
Tauſend, und ſofern ſich alle
Gleichen, ſind die Unglücksfälle
Wie der Phönix: ſchleunig folgen,
Jeglicher des vor'gen Erbe,
Sie einander, daß die Aſchen
Immerfort das Grab erwärmen.
Sinnen wir auf Rettungsmittel,
Denn auf dieſe Weiſe leben
Iſt unmöglich: ſchon von Neuem
Sind wir hier in bitterm Elend
Eingeſchloßen; ſchon zurück
Kehrten wir zu unſ'rer herben

Vor'gen Drangſal; welche Lind'rung
Bleibt uns noch, die uns erhebe?
Welche Hoffnung, die uns tröſte?
Welche Macht, die uns errette?
Die gewagteſte Gefahr
Kann auf's höchſte unſerm Leben
Eines Tages Friſt erringen,
Und iſt die vorbei, ſo kehret
Stets der alte Zweifel wieder.
Laßt gemeinſam uns erwägen,
Was zu thun, und ſucht ein Mittel
Trotz den hemmenden Beſchwerden,
Einmal von hier loszukommen,
Statt ſo manches Mal zu ſterben.
Wer ſah je den Wetterſtrahl
Sich als Feuerſchlange regen,
Die, beſchuppt mit Funkellichtern,
Die durchbohrte Luft erhellet,
Ohne vor dem Blitz zu flüchten?
Wer ſah auf kryſtall'nen Bergen,
Rieſen gleich, von leichtem Schaume,
Die Orkane ſich erheben,
Ohne vor dem nahen Sturm
Sich nach Zuflucht umzuſehen?
Wer ſah je, die Sonn' umhüllend,
Wolken rings den Himmel ſchwärzen,
Daß er vor dem Ungewitter
Nicht auf einen Schutzort ſänne,
Bald der Höfling einer Hütte,

Bald der Gaſt von hohlen Stämmen?
Da wir nun den Wetterſtrahl
Leuchten ſah'n am Firmamente,
Da wir ſchon den Meeresſturm
Drohen ſah'n mit finſt'rem Weſen,
Und das Ungewitter ſah'n
Sich in wildem Grimm erheben:
Suchen wir vor allen Zuflucht.
Denn auf dieſe Weiſe ſterben
Durch die Hand der eig'nen Furcht,
Iſt nicht zu verzeih'nde Schwäche,
Und wir gleichen jenem, der,
Seinem Mörder zu entgehen,
Sich dem Tod entgegen ſtürzt,
Als ob's minder ſterben wäre,
Wenn man wie ein Feiger ſtirbt,
Als ſo wie die Tapfern ſterben;
Da vielleicht, rief' er zu Hülfe
Seinen Muth, er den erlegte,
Der den Tod ihm geben wollte,
Weil der Zufall oft ſich wendet.
Ich bin euch bereit zu folgen;
Denn wo gäb' es wohl Beſchwerden,
Denen ſo ſtandhafte Liebe,
Solche reine Treu' erläge?
Euch halt' ich ſie bis zum Tod,
Guidos Gattin; mir gewähre
Nur dieß Eine Gut der Himmel,
So viel Leiden zu erſetzen.

Laßt uns nicht mit dieſem Zweifel,
Dieſer Sorg' uns künftig ängſten,
Daß wir alles nicht gethan,
Was wir konnten als Beherzte.
Was geſcheh'n ſoll, ſeht nun zu:
Denn mein ſtolzes, kühnes Herze
Will dem widerwärt'gen Glück
Sich auf Gnade nicht ergeben.
Standhaft will ich es erwarten,
Meine gegen ſeine Rechte,
Meine gegen ſeine Stirn;
Wer dann ſiegt, der möge leben.

Roldan.

Ob ich zwar wohl ſchweigen könnte,
Da wo And're können reden,
Als am beſten unterrichtet,
Wie die Sachen ſämmtlich ſtehen,
In und außer Afrika,
Will die Freiheit mir zu nehmen,
Herrin, ich mich doch erdreiſten.
Karl der Große mit dem Heere
Steht bei Aigues-mortes im Lager,
Und ſein Mitleid trägt Bedenken,
Jene große Wunderbrücke
Zu erſtürmen und bewält'gen,
Daß nicht deines Bruders Wuth
Sich an den Gefang'nen räche.
Ich kam her zu unterhandeln;
Wie ſo ganz den Zweck verfehlet

Meine Abgeſandtſchaft, weißt du:
Wozu ſoll ich's noch erzählen?
Drum zur Sache: wenn dem Kaiſer
Sich davon ließ' Nachricht geben,
Wie's uns geht, und er die Brücke
Zu erobern unternähme,
Müßte ſich die große Macht
Deines Bruders dorthin lenken,
Und nothwendig die Vertheilung
Sie auf beiden Seiten ſchwächen.
Dieß dünkt mich der beſte Rath,
Den uns hier die Staatskunſt lehret.
Was nun Schwierigkeiten findet,
Iſt, wie Karlen dieß zu melden
Möglich ſei.

Oliveros.

Wie du den Rath
Haſt ertheilt, mein' ich dagegen,
Könnt' ich wohl die Weiſe ſagen.
Hört mich an: da in der Feſte
Wir ſo viele Pferde haben,
Sattle man das allerſchnellſte,
Und in voller Rüſtung ziehe
Einer unter uns zu Felde,
Seine Tapferkeit beweiſend
Nicht durch Siegen, wie ihr pfleget,
Sondern fliehend, was ja manchmal
Für den größern Sieg darf gelten;
Über die Mantible-Brücke

geſtellt ward, bloß wie zum Spiel ohne alle Bedeutſamkeit und Beziehung auf ihre Geheimniſſe, und welche der Natur nur eines Geſchlechts, Alters oder Standes angemeßen, und im Vergleich mit den großen Volksverſammlungen und Kampfſpielen, wo jeder freie Hellene ſeine Kraft und Geſchicklichkeit verſuchen und beweiſen durfte und ſollte, ſehr eng umſchränkt waren; ſo eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit beſtand. Wenn an dem Feſte ſelbſt dem Sinne blühender Jungfrauen von edelſtem Geſchlecht einer doriſchen Stadt von altem Glanz Alles ſo entſprach, wie in dieſem elegiſchen Feſtgeſange des ſinnreichen und gelehrten Kallimachos, ſo war es in ſeiner Art gut und ſchön, und entſprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken grade dieſer Gattung verſchönernd zu beſtätigen, mit achtungswürdiger Treue.

Badegehülfinnen ihr der Pallas, gehet, ihr alle
Gehet hervor! Ich hört' eben des Roſſegeſpanns
Wiehern, des heiligen, ſchon; bereitet naht ſich die Göttin.
Eilt, blondlockige, nun! eile, Pelasgierin.
Niemals hat Athenäa die mächtigen Arme gewaſchen,
Eh ſie den Roſſen den Staub ab von den Weichen geſchwemmt;
Nicht ſelbſt, als ſie mit Blut überall beſudelte Waffen
Tragend, vom frechen Heer Erdegeborener kam.
Sondern vor Allem zuerſt der Pferde Nacken vom Wagen
Löſte ſie, ſpülte dann ab in des Okeanos Quell
Schweiß und beſprengende Tropfen, und reinigte ganz den verdickten
Schaum von ihren gebißknirſchenden Mäulern hinweg.

---

4. Pelasgierin, alterthümlicher Name für Griechin.

So durch Muth als Schlauheit ſetz' er
Und berichte Karlen alles.

Infant.

Da den Rath der eine ſchenkte,
Und der and're die Entſcheidung,
Kommt's mir zu, auch was zu geben,
Und ſo geb' ich euch den Ritter,
Welcher auszieh'n ſoll.

Guido.

Bedenket,
Daß ihr euer Leben alle
Für mich waget; von Rechts wegen
Muß ich mein's für alle wagen.

Richard.

Billig iſt's, ich gehe ſelber,
Um euch zu vermitteln.

Roldan.

Mir
Ziemt's, die Antwort zu beſtellen,
Weil ich kam als Abgeſandter.
Denn der Schicklichkeit Geſetze
Fordern, daß die Antwort bringe
Wer als Bote ward geſendet.

Oliveros.

Und was ſagte wohl von mir,
Wer von meinem Muthe dächte,
Daß ich zwar gewußt zu rathen,
Aber nicht zu unternehmen?

Es wär' ſchön, wenn weiter nichts
Mir anheim fiel' als das Reden,
Und das Thun den Andern.

Floripes.

Ich
Gleich' es aus.

Roldan.

Wir alle werden,
Was dein Will' auch ſei, gehorchen.

Oliveros.

Wen nennſt du?

Floripes.

Das Looß zu werfen
Heiß' ich euch, ſo kränk' ich keinen,
Denn zu geh'n kann jeden treffen.

Roldan.

Du haſt Recht.

Guido.

Wie machen wir's?
Weder Würfel giebt's ja, weder
Dinte hier.

Irene.

Ich will's euch ſagen.
In ſo viele Stückchen trennet
Dieſes Band, als euer ſind;
Faße jeder dann ein Ende,
Während meine Hand zuſammen

Alle hält, und wen erwählen
Wird Floripes, der zieht aus.

Sie zerſchneiden das Band mit einem Dolche, und jeder reicht ſein Theil Irenen hin.

Guarin.

Sehen Euer Gnaden ſämmtlich,
Wie die edlen Monſeigneurs,
Unerſchrocken und beherzet,
Auszuzieh'n verlangen? Ja.
Seh'n ſie auch, daß ſie mir wehren
Mit zum Tanz zu geh'n, und daß ich
Wie ein blöder Neuling ſtehe,
Ohne nur zu muckſen? Ja.
Nun, bei meiner armen Seele
Wett' ich, oh'n' ein Looß zu zieh'n,
Wird das Looß mich dennoch treffen.

Infant.

Komm, Gebiet'rin, nimm von dieſen
Bändern ein's, um zu ernennen,
Wer ſoll auszieh'n.

Floripes beiſeit.

Wehe mir!
Wer doch rathen könnte, welches
Guido's iſt, und nicht um dieß
Zu ergreifen und zu wählen,
Sondern fahren es zu laßen.
Auch die Liebe kennt ja Fälle,
Wo ſie den Erwählten meiden

Muß von Neuem zu erwählen. —
Dieſes wähl' ich.

Irene.

Weſſen iſt es?

Guido.

Mein's.

Floripes.

Weh' mir!

Roldan.

Wie ſchlimme Sterne
Mich verfolgen!

Oliveros.

Daß doch nichts
Mir gelingt in meinem Leben!

Roldan und Oliveros ab.

Infant.

Zum Unglück bin ich geboren.

ab.

Richard.

Leider ſoll ein And'rer gehen.

ab.

Guido.

Bis ich Abſchied hier genommen,
Hör', Guarin, —

Guarin.

Nun kommt's.

Guido.

Sei fertig:

Denn auf meines Pferdes Kroppe
Mußt du mit.

Guarin.

Ich ſoll lebend'ge
Tartſche ſein? Zog ich das Looß?

Guido.

Dieß iſt keine Zeit zum Scherzen.

Guarin.

Ernſthaft iſt's, das ſeh' ich freilich;
Doch was mich betrifft, bedenke,
Herr, ich kann nicht mitgeh'n, weil ich
Heft'ge Worte ſchon gewechſelt
Mit dem Rieſen auf der Brücke.

Guido.

Laß' mich, ſag' ich dir, und gehe.

Guarin ab.

Mehr als göttlich ſind, Floripes,
Die Geſetze, ſo die Ehre
Giebt, Verpflichtungen der Neigung
In des Edlen Bruſt bekämpfend.
Weiß der Himmel, wie mit deinem
Eins mein Leben iſt, wie ſchmerzlich
Ohne dich es lebt! Doch nein,
Leben ohne dich wär' Sterben. —
Freiheit geh' ich dir zu ſchaffen.

Floripes.

Guido, ach, wie du mich ängſteſt!
Guido, ach, was du mich koſteſt!

Lieb' erlaubt mir ſelbſt im Scherze
Nicht zu wählen einen Andern.

Guido.

Zweimal iſt's mein Looß geweſen.

Floripes.

Sage nicht, das ſei ein Looß,
Was dir boten meine Hände.
Denn nothwendig war's, daß ich
Unter allen dich erwählte:
Was nothwendig mußt' erfolgen,
Hat man Unrecht Looß zu nennen.

Guido.

Glückslooß nenn' ich es mit Grunde,
Weil es ja mich würde kränken,
Auch den Muth bei Seit' geſetzt,
Säh' ich dich wen anders nennen.
Denn mich dünkt, wenn deine Hand
Eines Bandes zart Gewebe
Nur berührte, deſſen andres
Ende läg' in einer fremden,
Müßt' es tödtlich Lieb' entzünden.
Manche Gifte ſind ſo heftig,
Daß ſie ſich von Blatt zu Blatt
Durch ein ganzes Thal erſtrecken:
Und ſo konnt' in der Berührung
Auch der Liebe Gift von ferne
Übergeh'n, weil deine Hand
Eine Natter iſt von Schnee.

Floripes.

Mag die Zärtlichkeit ſich gleichen
So entfernt als gegenwärtig!

Guido.

Dir gehört die Seel' auf immer.

Floripes.

Und auf immer dir mein Leben.

Guido.

Bleib mit Gotte.

Floripes.

Dich befrei' er!

Guido.

Schirme dich!

Floripes.

Zum Heil dich lenk' er!

Guido.

O wie fällt es ſchwer, von dem,
Was man liebt, ſich zu entfernen!

Floripes.

O wie innig ſagt ein Abſchied
Jegliches Gefühl der Seele!

Beide ab.

Vor dem Thurme.

Einige Mohren kommen, vor dem Fierabras fliehend, der ſie ſehr entrüſtet vor ſich her treibt.

Fierabras.

Feig Geſindel! bleibe keiner,
Wo mein Blick ihn treffen kann!

Denn fürwahr, es iſt kein ſeiner
Ruhm, wenn hunderttauſend Mann
Auszieh'n, und es kämpft nur einer.
Wenn ihr nimmer haltet Stich
Und verlaßt im Drange mich,
Wohl, ſo dienen eure Haufen
Nur, mit Schande zu erkaufen,
Daß dann jene Franken ſich
Rühmen, wie ſie überwanden
Ein gewaltig trotzend Heer.
Ich allein war's, den ſie fanden,
Der, bereit zu Kampf und Wehr,
Unerſchrocken ſie beſtanden.
Drum, allein, bei meinem Leben!
Will ich bleiben, will erheben
Krieg allein, und meinem Droh'n
Sollen Erd' und Himmelsthron,
Wind und Feu'r und Meer erbeben.

Die Mohren ab.

Von den Steinen jener Mauern
Laß' ich auf dem andern keinen,
Mag das Schickſal es bedauern,
Mag das Glück den Fall beweinen,
Und der Tod darüber trauern.
Ich war eines Stromes Flut,
Der in Arme ſich zertheilet,
Und da ich von meinem Muth
Muth an alle mitgetheilet,
War geſchwächt die eig'ne Gluth.

Jetzo rief ich zum Vereine
Meine Bäche, jetzt alleine
Ström' ich mächt'ger meine Bahn.
Kommt heraus denn auf den Plan,
Weil ich ſo allein erſcheine,
Falls ihr wollt den Sieg erwerben,
Edle Chriſten, von der Hand
Solch erhab'nen Feind's zu ſterben!
Doch kommt ihr zur Flucht gewandt,
So vereitelt ihr mein Werben.

Geräuſch hinter der Scene.

Allah weiß, daß jeder heute
Sich, weil ich allein bin, ſcheute:
Denn ein wildes Thier, allein,
Jagte ſtets mehr Schrecken ein,
Als geſchaart in ſtarker Meute.
Klärlich ſieht man's, denn es jagt,
Der ſich dort herausgewagt,
Wie wenn er zur Wette ritte
Mit dem Zephyr, dem in Mitte
Seines Laufs der Hauch verſagt,
Daß er ſtaunend muß bekennen,
Jenes Wunderthier im Rennen,
Wenn es Blitze kann mit Leben,
Stürme kann mit Gliedern geben,
Sei ein Blitz, ein Sturm zu nennen.
Wer mag jener Ritter ſein?
O, wer ihn doch könnt' erreichen!
In's Gebirge dringt er ein,

Doch das Pferd, gereizt von Streichen,
Will die Kroppe jetzt befrei'n
Von des Knappen Laſt: von droben
Muß er auf den Teppich ſtürzen,
Den im Thal der Mai gewoben.

Guarin ſtürzt fallend herein.

Guarin.

Himmel, hilf! Ich will dich loben.

Fierabras.

Was iſt das?

Guarin.

Kopfüber pürzen.

Fierabras.

Und wer biſt du?

Guarin.

Dieß und das.

Fierabras.

Sag' mir augenblicklich: was
Führt hieher dich, und wohin?

Guarin.

Ich, mein Herr Don Fierabras,
Bin der ſchreckliche Guarin,
Knappe Guido's von Burgund!
Ihn begleit' ich, ſei dir kund:
Denn er will, mit eines Helden
Kühnem Muth dem Kaiſer melden,
Wie es ſeiner Treuen Bund

Geht, o Achäerinnen! Noch Balſam, noch Onyxgefäße
(Hör' ich die Axe nicht ſchon laut in den Naben ſich drehn?),
Balſam, ihr Badegehülfinnen, nicht, noch Onyxgefäße
(Denn Athenäa liebt nicht ja der Salben Gemiſch)
Bringet, noch Spiegel, herbei. Schön glänzt ihr immer das Auge.
Nicht da der Phryger den Zwiſt dort auf dem Ida entſchied,
Schaute die große Göttin in Orichalkon, und nicht auch
In durchſichtige Flut, Simoïs Wirbel, hinab;
Noch auch Here; nur Kypris, das ſtrahlende Erz in den Händen,
Ordnete zweimal oft eben dasſelbige Haar.
Jene, wann ſie der Bahnen an zweimal ſechszig durchmeßen,
Wie an Eurotas Rand pflegte das Doppelgeſtirn
Lakedämons, dann rieb, wohlkundig, ſie nur die geringe
Salbe ſich ein, vom ihr eignen Gewächſe gezeugt:
O ihr Mädchen! es hob die Röthe ſich ihr, wie die frühen
Roſen, oder das Korn in der Granate gefärbt.
Darum bietet allein auch jetzt das männliche Oel ihr,
Welches den Kaſtor, womit ſelber Herakles ſich ſalbt.
Bringt ganz golden ihr ferner den Kamm, damit ſie das Haupthaar
Ebnend, ſtreiche mit ihm glänzende Locken hindurch.
Geh', Athenäa, hervor! ſchon harrt die willkommene Schaar dein:
Jungfrau'n alle, dein groß Akeſtoridengeſchlecht.
O Athene! es wird auch der Schild Diomedes getragen,
Wie den Argeiern einſt dieſen bejahrten Gebrauch
Hat Eumedes gelehrt, der der gefällige Prieſter,
Welcher, da er erfuhr, daß den beſchloßenen Tod
Ihm bereite das Volk, durch Flucht dein heiliges Bildniß
Mit ſich entriß, ins Gebirg Kreons darauf ſich begab,

---

19. Orichalkon, Metallſpiegel. 34. Akeſtoridengeſchlecht, das mächtigſte und älteſte adliche Geſchlecht in Argos.

Hier ergeht, auf daß er dringe
In dein Land mit Krieg, und dich
Deine Macht zu theilen zwinge,
Daß ſie retten können ſich
Aus des Thurms umſchloß'nem Ringe.
Weil ich dich im Herzen trage,
Brauchſt du nicht zu mancher Frage
Deinen Mund erſt aufzumachen:
Sieh', welch einen Haufen Sachen
Ich dir in zwei Worten ſage!

Fierabras.

Schweige! rede weiter nicht!

Guarin.

Gut.

Fierabras.

Du bringſt mich um. Sie wollen
Karl'n von ihrer Noth Bericht
Geben? Doch umſonſt! ſie ſollen
Nimmer ſeh'n des Heiles Licht. —
Wie will durch die Brücke ſich
Guido helfen?

Guarin.

Was weiß ich?

Fierabras.

Und wer zahlt den Zoll der Brücke?

Guarin.

Roldan ließ ihn ſchon zurücke,
Da er ward geſandt an dich.

Fierabras.

Bleib' ich hier, ſo ſorg' ich jetzt,
Daß die Brücke Karl beſetzt:
Wenn ich ſie bewache dort,
Laß' ich die Gefang'nen fort:
Was beſchließ' ich nur zuletzt?
Doch ich darf darauf wohl bauen,
Keinen Ausfall thun die hier;
Mir die Brücke ſelbſt vertrauen
Will ich, und ſie ſoll an mir
Einen beßern Rieſen ſchauen.
Und ſo muß zu hoher Ehre
Meiner Anordnung gelingen,
Daß, genügend für zwei Heere,
Ich den einen einzudringen,
Auszuzieh'n den andern wehre. —
Ob ich wohl dich könnt' erlegen —

Guarin.

Du thät'ſt übel.

Fierabras.

Dein zu pflegen —

Guarin.

Du thuſt wohl.

Fierabras.

Fühl' ich gedrungen
Mich, weil du mit mir gerungen,
Und es ſoll mein Arm dich hegen.

Die im Felde ſich erprobt,
Bleiben Freund': in Frieden zieh'n
Laß' ich dich.

ab.

Guarin.

Gott ſei gelobt!
Deine Sünden, Freund Guarin,
Hat dir Fierabras verzieh'n.
Wie nur muß es mir ergehen!
Doch ſchon oft ſah ich's geſchehen,
In verſchied'nem Falle zwar:
Einen, der bekannt mir war,
Hab' ich höchlich loben ſehen
Für Gedichte, die er ſich
Angemaaßt; und ihm erſchlich
Fremde Arbeit größern Ruhm,
Als Andern ihr Eigenthum.
So mit meinen Thaten ich.
Ihnen dieſen Wahn zu rauben,
Hab' ich mich umſonſt geplagt:
Denn ich predige den Tauben,
Wo ein Narr iſt, der es ſagt,
Und zwei Narren, die es glauben.

ab.

Am Ufer des grünen Fluſſes.

Trommeln. Es kommen Soldaten und Gefolge, hierauf Karl der Große.

Kaiſer.

Hier macht Halt, und hier erſchalle
Die Poſaun' im dumpfen Tone,
Und den hellgeſtimmten Zinken
Folgen laßt die heiſern Trommeln.
Die Paniere, ſo, der Lüfte
Buntes Gaukelſpiel, geflogen
Mit den Adlern Roms, zu ſchau'n
In das Angeſicht der Sonne,
Laßt den ſtolzen Flug nun ſenken;
Und die Federn, ſo vergolden
Unſ're Häupter, ſei'n zum Teppich
Dieſen Felſen hingeworfen.
Jedes Freudenzeichen, jede
Siegsgeberde ſei verboten,
Weil ſich meines Zugs Embleme
All' in Trauer kleiden ſollen.
Fünf der ſchönſten Heldenblumen,
Von der Lilie Stamm gebrochen,
Hältſt du, freches Afrika,
In den Urnen dunkeln Todes;
Grabmal iſt für ihr Gedächtniß
Dein verbrannter Sand geworden.
Karl kommt jetzo ſie zu rächen,
Und, bei meiner heil'gen Krone!

Meere afrikan'ſchen Blutes
Soll ein jeder Tropfe koſten.
Dieſe Brücke, die verwegen
Der ſie ſchau'nden Sonne trotzet,
Weil ſie, in des Erdballs Mitte,
Ihm die and're Hälft' entzogen,
Ihren Rieſenſchatten werfend
Rings am halben Horizonte:
Du ſollſt ſeh'n, wie bald mein Schwert
Sie zertrümmernd unterjochet,
Wie in Aſche dieſes neue
Waßer-Troja ſoll zerlodern.
Ziehe denn mein Heer gelagert
An Mantibles ſandig lockerm
Ufer hin, in deſſen Sande
Schlangen werden ausgeboren.
Denn bevor die Sonn' auf's Neu'
Löſet ihre gold'nen Locken,
Und in Spiegeln von Kryſtall
Schauet ihrer Wangen Roſen,
Will ich ſtürmen.

Guido hinter der Scene.

Wehe mir!

Kaiſer.

Welch ein Ruf iſt bang' erſchollen?

Ein Soldat.

Heut' begünſtigt deine Sache
Oder ſeine ſelbſt der hohe

Himmel, in ſo tiefem Fluße
Fuhrt uns zeigend: ſiehe dorten
Einen Mann zu Pferde, der —

Kaiſer.

Sag' nichts mehr, ſchon wahrgenommen
Hat mein Blick das neue Wunder,
So dieß Thier mir dargeboten.
Wer mag's ſein? Denn die Geſtalt
Bleibt dem Auge noch verworren,
Während nur des Gegenſtandes
Maaß in unſerm Sinn ſich ordnet.
Waßerſtäubchen iſt's, wenn anders,
Neidiſch auf die Luft, die Wogen
Ihren tauben Schaum von Stäubchen
Gleichfalls wollen ſeh'n durchſchwommen.
Von des Flußes Wellendrange
Wird das Roß, geſtemmt als Bollwerk,
Fortgerißen, doch ſobald es
Seinen Nacken beugt dem Toben,
So gewinnt es mehr des Weges,
Als es vor der ſturmgeſchwoll'nen
Wuth verlor, denn ſo beſiegt man
Mächtige, die ſich erboſen.
Jetzt will er am Ufer landen,
Wo Gefahr am wild'ſten drohet:
Eilt zu ſeinem Beiſtand hin,
Werft in's Waßer eine Sonde.
Doch mein Arm ſoll ihn heraufzieh'n,

Freudiger Begrüßung offen.
Guido! Vetter!

Guido kommt mit durchnäßten Kleidern.

Guido.

Laß' mich, Herr,
Huld'gen deinen Heldenſohlen.

Kaiſer.

Was iſt dieß für ein Ereigniß?

Guido.

Jetzo iſt nicht Zeit zu Worten,
Denn es wird das Werk der Hände
Statt des Mundes Dienſt gefordert.
Ein's nur ſagen kann ich dir:
Dieſe Handlung kühnen Trotzes,
Über dieſen Fluß zu ſetzen,
Wo ich in ſchwarzgrünen Wogen
Eine flücht'ge Klippe war,
So die Wuth des wilden Stromes
Überdeckt mit Schilf und Meergras
Aus der Tief' emporgeworfen;
Wo ich durch die blauen Fluten
Dienen mußte zum Piloten
Dem belebten Schiff', an welchem
Vordertheil die Stirn, die Kroppe
Hintertheil, die Füße Ruder,
Die Steigbügel Seitenborde,
Takelwerk die Mähnen, ich
Segel war, vom Wind durchſchnoben,

Und der Schweif, als Steuer lenkend,
Hintennach im Schaume wogte:
Dieſe That iſt ein geringer
Sieg, ein Wagniß, leicht begonnen,
Gegen die, ſo ich verkünde.
Und da Eile wird erfordert,
Sag' ich, allerhöchſter Herr,
Stürme dieſen wolkenhohen
Bau, dem als ein Hängegarten
Dienen will der Himmelsbogen,
Beete bildend mit den Sphären,
Und mit ſeinen Sternen Roſen.
Freiheit wirſt du ſchaffen, Herr,
Nicht ſag' ich, all deinem Volke,
Das ein Ungeheu'r bewältigt,
Ein Barbar hält eingeſchloßen;
Sondern jener ſchönen Göttin
Afrikas, Floripes, ſondern
Ihr, in deren hohem Weſen
Wiederkehrt die Götter-Vorwelt.
Durch ſie haben deine Ritter
Noch den edlen Lebens-Odem;
Durch ſie lebt die Lilie Frankreichs
In entfernten Regionen;
Durch ſie ward von meiner Kehle,
Welcher Strick und Meßer drohte,
Abgewehrt der ſchnöde Streich;
Und dieß ſo auf ihre Koſten,
Daß ich ſie in ſolchem Zweifel

In den Armen ließ des Todes,
Daß ſie bangt bei jedem Seufzer,
Ob ſie nicht den letzten holet.
Bin ich denn dein Vetter, biſt du
Kaiſer, Schrecken allem Volke,
Iſt gelegen dir am Leben
Vier Verwandter, die wie Todte
Leben dort, ſo biete Kampf
Dem barbariſchen Deſpoten,
Sonſt von Neuem werf' ich mich
In den tauben Schaum der Wogen,
Um zu ſterben mit den andern,
In der eig'nen Gluth zerlodernd,
Wie der Phönix: meine Treu'
Soll Floripes ſo erproben.

Kaiſer.

Der euch todt zu rächen dachte,
Weiß dir, Guido, für die frohe
Zeitung, die du hergebracht,
Anders nicht nach Wunſch zu lohnen,
Als durch thun, was du begehreſt.
Heut' mein Siegerſchwert erhoben
Sollſt du ſeh'n auf dieſer Brücke.
Steht denn ab vom Trauerpompe,
Trommeln laßt die Luft betäuben,
Zinken ſchmettern an die Wolken.
Weil ich meine Paladine
Lebend weiß im gift'gen Schooße
Afrikas, ſo ſtimm' ich billig

Jubel an, in jedem Tone
Werde nicht mehr Kriegsverkündung,
Werde ſchon Triumph vernommen.

Tuſch.

Guido.

Auf die Feldmuſik, die fröhlich
Hinwallt in den luſt'gen Zonen,
Öffnet ſich die Brück': es ſcheinet,
Daß der Himmelskugel Pole
Sich umdrehen und die Achſe
Aus den Angeln wird gehoben.

Kaiſer.

Zieh'n wir gegen ſie bei'm Schalle
Der Trompeten und der Trommeln.

Guido.

Dich aus harter Sklaverei
Zu befrei'n, Floripes, komm' ich;
Dir verdankend dieſes Leben,
Bring' ich gern es dir zum Opfer.

Alle ab.

Trommeln und Trompeten. Die Brücke thut ſich auf, und man ſieht oben auf ihr den Fierabras und ihm zu Füßen zwei Rieſen ſitzen.

Fierabras.

Auf der Brücke von Mantible
Schauend hier hinaus und dorten,
Kann ich Kriegsgeſchwader ſpähen:
Welch ein Anblick ſtolzer Wonne!

Kreons Gebirg, und dich, du Göttliche, barg in den Klüften
Schroffer Felſen, daher jetzt Pallatiden genannt.
Komm, Athenäa, du Städteverwüſterin, goldengehelmte,
Die an der Roſſe ſich freut und an der Schilde Getös!
Heute taucht nicht ein, ihr Waßertragenden; heute
Trinkt von den Quellen bloß Argos, und nicht von dem Strom.
Heute traget, ihr Mägde, die Krüge zum Born Phyſadea;
Oder, des Danaos Kind, füll' Amymone ſie euch.
Denn es wird, mit Blüthen und Gold die Gewäßer vermiſchend,
Von viehweidenden Höh'n Inachos kommen herab,
Führend ein Bad für Athene, ein liebliches. Aber Pelasger,
Sorge, die Königin nicht wider Begehren zu ſehn!
Denn wer Pallas nackt, die Städtebeſchützerin, anſchaut,
Der hat dieſes zuletzt unter den Dingen erblickt.
Geh, Athenäa, hervor, Ehrwürdige! Dieſen erzähl' ich
Unterdeſſen; es iſt Andrer die Sage, nicht mein.

Mädchen, es liebt' einmal Athenäa der Nymphen in Thebe
Eine ſo ſehr, zog weit allen Geſpielinnen vor
Sie, des Tireſias Mutter; und niemals ſchieden die beiden.
Sondern, wenn ſie nunmehr Theſpiäs altes Gebiet,
Jetzo Koronea, und jetzt Haliartos beſuchte,
Durch der Böotier Flur lenkend ihr ſchönes Geſpann;
Jetzo Koronea, wo lieblich duftend ein Hain ihr
Grünt, wo Altär' am Strom dort des Koralios ſtehn:
Oftmals ſtellte die Göttin ſie neben ſich dann auf den Wagen.
Weder der Nymphen Geſchwätz, weder der Reigen im Chor
War ihr ſüß und gefällig, wenn nicht anführte Chariklo.
Aber es warteten noch häufige Thränen auf die,
War ſie gleich Athenäa's gemüthliche liebe Genoſſin.
Denn da ſie einſt des Gewands haltende Spangen gelöſt

Die Belagerten im Lande,
Da ſie ſchon ſich ſah'n entrollen
Fahnen auf Mantible, denen
Frankreichs Lilien eingewoben,
Haben ſich herausgewagt,
Und ſo zieh'n ſie wohlgeordnet
Auf die Brücke zu; die Franken,
Die ſich prahleriſch verwogen,
Daß ſie jene woll'n befrei'n,
Greifen zu den Waffen trotzig;
Und in Mitten Aller ich
Mit ſtolzierendem Frohlocken,
Sehe, wie ein einzig Leben
Ihnen ſchafft ſo große Sorge;
Ja, weil dieſes Eine Leben
Mein's iſt, gilt es jede Probe,
Daß für alle mir von mir
Noch die Hälfte g'nügen ſollte.
Schon zu beiden Seiten ſeh' ich
Die getheilten Schaaren kommen:
Reden kann ich wohl von hier,
Daß es ſchall' in beider Ohren.

Trommeln. Von der einen Seite kommt der Kaiſer mit Guido und Truppen, von der anderen Seite die Ritter, die Damen und Guarin.

Edelmüth'ge Paladine,
An der Tafelrunde thronend,
Deren Ruhm ſich hinverbreitet
Bis an's Ende beider Pole!

Ob ihr frei ſeid, ob gefangen,
Jetzo mich vernehmen ſollt ihr,
Denn noch eh' als meine Thaten,
Soll'n euch tödten meine Worte.
In und außer meinem Lande
Führt ihr Krieg mit mir, (des Lobes
Werthe That!) weil nicht genügen
Mir Ein Unternehmen konnte.
Drum, auf daß zugleich an Allen
Siegesruhm mir werd' erworben,
Wart' ich auf Mantibles Brücke
In Perſon auf euer Kommen.
Mich begleiten dieſe Rieſen,
Welche Phlegras glüh'nder Boden
Hat, der Sonn' und Erde Söhne,
Mir zu Sklaven ausgeboren,
Abkömmlinge jener ſind es,
Die mit Krieg dem Himmel drohten;
Zwei Koloſſen ſind's wie Berge,
Oder Berge wie Koloſſen,
Doch vor allem wart' ich euer
Hier mit dieſem krummgebog'nen
Säbel, der ein losgeriß'nes
Blatt iſt aus dem Buch des Todes.
Komme denn wer irgend will,
Seine Schärfe zu erproben,
Eh' die Schlacht beginnt; und wenn ſich
Keiner wagt allein, ſo kommet
All' herauf: der grüne Fluß .

Baut in ſeinen tiefen Grotten
Gräber ſchon für eure Leichen;
Schon mit raſch entflieh'ndem Strome
Nimmt er Abſchied von dem Namen.
Der bis jetzt für grün gegolten,
Soll der Fluß des rothen Waßers
Heißen in der Zeiten Folge.

Kaiſer.

Jetzt, Barbar, iſt nicht zu andrer
Antwort Zeit als mit den Trommeln.
Schlaget Sturm, und Heil den Franken!

Fierabras.

Schlaget Sturm, und Heil den Mohren!

Stimmen hinter der Scene.

Heil den Mohren!

Andere Stimmen.

Heil den Franken!

Von der Seite des Kaiſers wird Sturm gelaufen, und auf der Brücke gefochten.

Roldan.

Deutlich hört man's, ſchon begonnen
Iſt die Schlacht an jener Seite.
Muthig denn hinan! Wir wollen
Auch von unſ'rer Seite ſtürmen.

Von beiden Seiten wird Sturm gelaufen, oben heftiges Gefecht, bis zuletzt alle eindringen.

Floripes.

Weichen wir von dieſem Orte!
Schon genug, daß wir nicht beiſteh'n
Unſ'rem Vaterland in ſolchem
Hader, ohne daß wir Werkzeug
Seines Untergangs geworden.

Irene.

Leicht kannſt du dieß ſagen, Herrin,
Denn du ſieh'ſt, daß ſchon gebrochen
Sind die afrikan'ſchen Schaaren,
Und der Frank' die Brück' erobert.

Arminda.

Und von deren höchſter Zinne
Stürzt ein Türke wüſt und tobend
Dir zu Füßen ſich herab.

Fierabras ſtürzt mit Blut befleckt und ohne Säbel von der Brücke herunter.

Fierabras.

O fluchwürdiger Mahoma!
Soll es jetzt mich umzubringen,
Mir an allem fehlen? Soll es?
Wohl, ich will mit eig'nen Händen,
Eig'nem Munde mich ermorden.

Floripes.

Ha, mein Bruder!

Fierabras.

Wer iſt hier?

Floripes.

Himmel!

Sie will fliehen.

Fierabras.

Nein, du birgſt umſonſt dich.
Undankbare! du ſollſt ſehen,
Wie du hier in meinem Tode
Sturz des eig'nen Vaterlandes,
Fall des eig'nen Bluts gewonnen.
Eben läſtert' ich den Himmel,
Riß mir ſelbſt im wilden Trotze
Stücke meines Herzens aus;
Du warſt ja mein Himmel: wohl denn!
Trink' von meinem Blut, und ſtille
Dieſen Durſt, der in dir tobet.

Er ſpritzt Blut nach ihr.

Der Kaiſer, die Ritter und alle Übrigen treten auf.

Kaiſer.

Wo iſt Fierabras?

Fierabras.

Hier iſt er.
Über deinen Sieg frohlockeſt
Du zu früh, ſo lang' ich lebe,
Greifeſt vor der Zeit die Krone.
Bringe denn mich vollends um,
Sich're dir den Lebensodem,

Falls nicht etwa dich mein Schatten
Nach dem Tode noch ermordet.

Kaiſer.

Nehmt ihn auf, um ſein zu pflegen
Wie mein ſelbſt mit aller Sorge.
Unterſcheiden muß ſich ja
Die Gefangenſchaft bei'm rohen
Heidenkönig von der mein'gen.

Fierabras wird fortgebracht.

Roldan.

Laß' uns, Herr, zum Ehrenlohne
Dich umarmen.

Guido.

Und mir gönnet
Einzutreten in ſo hohen
Kreiß, an meiner Hand Floripes,
Die mich zum Gemahl erkoren.

Kaiſer.

Mehr bei Muß' erbieten will ich
Meine Dienſt' euch, jetzo wollet
Mich umarmen.

Floripes.

Ich bin glücklich,
Daß ich deine Sklavin worden.

Kaiſer.

Da ich wieder meine Ritter,
Sichernd unſern Ruhm, gewonnen,

Falle dieſer ſtolze Bau,
Der den Eingang wehrt zur Pforte
Afrikas, zerſtiebt in Aſche,
Daß in jedem Sinn des Wortes
Heut' die Brücke von Mantible
Ende ſo mit Sieges-Pompe.

Nachwort des Herausgebers

ſtatt Vorworts.

Der erſte Band dieſer Überſetzung, enthaltend
Die Andacht zum Kreuze,
Über allen Zauber Liebe,
Die Schärpe und die Blume,
iſt in der Realſchulbuchhandlung, Berlin 1803, der zweite, worin
Der ſtandhafte Prinz,
Die Brücke von Mantible
ſich findet, bei Hitzig, Berlin 1809 in 8° erſchienen. Geändert habe ich in der vorſtehenden Ausgabe jener calderonſchen Stücke nichts, als wozu mich mein verewigter Freund theils im Allgemeinen, theils beſonders angewieſen hatte: es betrifft die Druckfehler, die Rechtſchreibung, die ich jedoch nicht in die meinige umgeändert habe, wie mir vorzüglich ſo

manches unnütze h bezeugt, und etliche Verſe, welche der Verfaßer der Überſetzung durchſtrichen hatte, ohne jedoch etwas Anderes an die Stelle zu ſetzen. Daß ich dieß that, rechtfertigt ſich dadurch, daß ich mit Sicherheit erkannte, weshalb jene Durchſtreichungen vorgenommen worden waren. Folgende von mir geänderte Verſe lauten in der erſten Ausgabe des erſten Bandes ſo:

S. 18. Z. 9. 10. (vorſtehender Ausgabe Bd. II. S. 15. Z. 19 f.):

Noch ein zartes Kind im Schooße
Meiner Amme, gab mein Weſen,

S. 18. Z. 11. (Bd. II. S. 15. Z. 24.):

Riß ich, wiewohl ohne Zähne,

S. 19. Z. 10...12. (Bd. II. S. 16. Z. 14...16.):

Und bezweifelnd, daß im Feuer
Solche Milde ſey, bemerkt' ich
Bald, es war das Feſt des Kreuzes.

S. 20. Z. 1. (Bd. II. S. 16. Z. 2. v. u.):

Wandert' ich einſt im Gebirge

S. 37. Z. 23. (Bd. II. S. 31. Z. 4.):

Keines Augenblicks Erwägung

S. 78. Z. 17. (Bd. II. S. 63. Z. 11.):

Sagt er nicht, packt euch die Läuſe?

S. 112. Z. 4. (Bd. II. S. 89. Z. 24.):

Sag' wer du biſt, den Grund

S. 187. Z. 18. (Bd. I. S. 29. Z. 3. v. u.):
Der Willkühr der Wind' und Wogen:
S. 249. Z. 21. (Bd. I. S. 78. Z. 1. v. u.):
Ladet ſie mir härt're auf,
S. 515. Z. 11. (Bd. I. S. 290. Z. 1. v. u.):
Doppeltem Verdruſſe g'nügen?

Auch der Vers „Denn es ſind doch Menſchen faſt.“ S. 8. Z. 16 ff. (Bd. II. S. 7. Z. 20 ff.) iſt durchſtrichen, und in der That weicht er von dem Original („Donde hay animales hartos.“) arg ab. Ich würde, hätte nicht jener ſchlegelſche Vers bei Vielen faſt eine ſprichwörtliche Geltung erlangt, oder wäre er nicht vielmehr ſelbſt Anwendung einer ſprichwörtlichen Redensart, die ganze Stelle ſo wiedergegeben haben:

Menga.
Die Geſchichten, die du kannſt,
Sind nichts werth.
Gil.
Mir thut es wehe,
Wenn ich Vieh ſo hungrig ſehe,
Wo ſich andres füllt den Wanſt.

Die Zugaben dieſer neuen Ausgabe werden, hoff' ich, angenehm ſein; Manchem auch wohl folgendes Gedicht, welches ein Freund Schlegels, C. B., unmittelbar nach Anhörung des verdeutſchten Calderon am 11. April 1803 ihm mittheilte:

Am ſchönfließenden Born des helikoniſchen Roſſes,
Badeten ſie; das Gebirg ruht' in der Mitte des Tags.
Nur mit den Hunden noch Tireſias, eben am Kinne
Bart gebräunt, umirrt' einſam den heiligen Ort.
Folgend unlöſchbarem Durſte, gelangt er zur Welle des Bornes,
Armer! und ſah ungern was zu erſchauen nicht ziemt.
Aber, obſchon erzürnt, doch redet' ihn an Athenäa:
Was für ein Gott, o du, welcher die Augen von hier
Nie wegträgt, Eueride, hat ſchadenden Weg dich geführet?
Alſo ſprach ſie, es fiel Nacht auf des Jünglinges Blick.
Dieſer ſtand ſprachlos; denn Weh umſtrickte die Kniee
Feſt ihm, die Stimme hielt bange Beſtürzung zurück.
Aber es ſchrie die Nymphe: Was thateſt du mir an dem Knaben,
Hohe? Der Freundſchaft Bund, Göttinnen, ehrt ihr ihn ſo?
Mir zu entreißen des Sohnes Geſicht! Du haſt Athenäa's,
Mein unglückliches Kind, Hüften und Brüſte geſehn,
Aber du ſchaueſt die Sonne nicht mehr. O wehe mir Armen!
Helikon! künftig von mir nimmer betretnes Gebirg!
Kleines vergiltſt du mit Großem fürwahr: um wen'ge Gazellen,
Wenige Rehe gebracht, nimmſt du die Augen des Sohns.
So den geliebten Knaben mit beiden Armen umſchlingend,
Hob die Mutter nun an, weinend, das Jammergetön
Klagender Nachtigallen. Und ihrer Genoßin erbarmte
Gleich ſich die Göttin, und ſprach tröſtende Worte zu ihr:
Herrliches Weib, nimm Alles zurück, ſo viel du im Zorne
Vorgebracht; nicht ich habe geblendet dein Kind.
Iſt es ja doch Athenäen nicht ſüß, die Augen der Knaben
Weg zu rauben; doch ſo ſaget des Kronos Geſetz:
Wer der Unſterblichen einen, woſern der Gott es nicht ſelber
Wählet, erblickt, dem kommt theuer das Schauen zu ſtehn.
Herrliches Weib, was geſchah, nicht widerruflicher Art iſts,

Con un placer sin igual
Oi tu bella version,
Que mas que una traduccion
Parece un original.

En dos lenguas tan distintas
Son tan unas las ideas,
Que parece las procréas
Al mirar como las pintas.

Y en mi extraña confusion
No sé (como soy Cristiano !)
Si Schlegel es Castellano
O es Tudesco Calderon.

Bonn, am Annentage 1845.

Bg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Verzeichniss

der von

A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefſammlung

von

Anton Klette.

Nebst Mittheilung ausgewählter Proben des Briefwechsels mit den Gebrüdern
von Humboldt, F. Schleiermacher, B. G. Niebuhr und J. Grimm.

Bonn, 1868.

A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der im Besitze des Herrn Geh. Justizraths Professor Dr. Böcking befindliche Nachlass A. W. von Schlegels ist von einer so hervorragenden litteraturgeschichtlichen Bedeutung, dass eine wissenschaftliche Sichtung und bibliographische Beschreibung desselben als Vorarbeit für seine dereinstige Ausnutzung wohl auf eine günstige Aufnahme rechnen darf. Indem das Verzeichniss der ersten Abtheilung des Nachlasses, der Briefsammlung, hiermit veröffentlicht wird, mögen zugleich die beiden noch rückständigen Theile, die Manuscripte und die gedruckten Bücher, deren vollständige Uebersicht (nebst einem von Schlegel selbst ausgeschiedenen Nachtrag zur Briefsammlung) einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleibt, vorläufig kurz skizzirt werden. Es befinden sich dort die eigenhändigen Manuscripte sämmtlicher von Schlegel übersetzter Shakespeare'scher Stücke, in 14 Bänden; die eigenhändigen Hefte in Jena, Berlin und Bonn von ihm gehaltener Vorlesungen (darunter „schöne Litteratur und Kunst“, Berlin 1801—1802, in 3 Bänden, „schöne Litteratur“, Berlin 1802—1803, in 4 Bänden, „romantische Poesie“, Berlin 1803—1804, in 2 Bänden, „Theorie und allgemeine Geschichte der bildenden Künste“, Bonn 1818 und öfter, in einem Bande, „akademisches Studium“, Bonn 1819—1820 und öfter, in einem Bande, „Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte“, Bonn 1821, in einem Bande, „Geschichte der Griechen und Römer“, Bonn 1822—1823, in einem Bande); „Collectaneen zu den Nibelungen“, in 6 Bänden; die „Indische Bibliothek“, 2 Bände, zum Abdruck in zweiter Auflage vorbereitet von E. Böcking u. s. w. Die dritte, vorzugsweise aus Drucken Schlegel'scher Werke bestehende Abtheilung ist nach dessen Tode durch Böckings Verdienst zu einer seltenen Vollständigkeit gebracht worden. Sie enthält nicht nur die grösseren Werke der Gebrüder Schlegel in ersten Original- und späteren Neudrucken sowie Uebersetzungen, die von ihnen herausgegebenen oder durch Beiträge unterstützten Zeitschriften (darunter „Athenäum“, „Europa“, „deutsches Museum“, Schillers „Horen“ und „Musenalmanach“, W. G. Beckers „Erholungen“ und „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“, „Jahrbücher der preussischen Monarchie“, „Journal Asiatique“, „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes“), sondern wohl Alles was von A. W. Schlegel überhaupt, auch an den entlegensten Orten, gedruckt ist oder zu seinen Schriften in Beziehung steht.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen sollen einige Proben[1] aus der weiterhin speciell verzeichneten Briefsammlung hier noch eine Stelle finden.

---

[1] Gleichzeitig mitgetheilt in der Vorrede des Herrn Professor Heimsoeth zu dem Bonner Lectionsverzeichniss für das Winterhalbjahr 1868/69.

IV

I

W. von Humboldt an A. W. Schlegel[1]).

Burg Oerner, 16 Nov. 1793.

Ihr zweiter Brief, theurer Schlegel, hat mir eine herzliche Freude gemacht, und ich antworte mit desto leichterem Herzen darauf, als die nächste Veranlassung, die er betraf, wenn gleich ohne alles mein Verdienst, eine so glückliche Wendung genommen hat. Ihre Freundinn geniesst ihre Freiheit wieder, und auf eine Art, die ihr zugleich die ehrenvollste ist. Gerne hätte auch ich dazu mitgewirkt. Aber am Maynzischen Hofe war schlechterdings nichts fürs Erste zu thun, und der Weg, den der Bruder eingeschlagen hat, schien, ob er gleich am Ende geglückt ist, (da alle Gefangene allein vom Kurfürsten abhiengen) so wenig zu versprechen, dass man ohne genaue Localkenntnisse ihn kaum zu versuchen wagen konnte.

Ich selbst habe nie das Glück gehabt, Me. Böhmer selbst zu sehen, so sehr ich es auch nach allem, was ich durch Sie, die Forster, und andere von ihr hörte, gewünscht hätte. Aber die drei Briefe, die ich bei dieser Gelegenheit von ihr erhalten habe, können mir gewissermassen statt einer Bekanntschaft dienen. Gerade der hohe Geist, den Sie so schön schil-
2 dern, drückt sich in ihnen, vorzüglich in dem ersten (da die durch das ungewisse | Schicksal eines Briefs nach einer Festung veranlasste Kälte meiner Antwort, die mich gewiss nicht hinderte, mit aller Wärme thätig zu seyn, sie zurückhaltend und vielleicht gar misstrauisch gemacht hatte) auf eine äusserst charakteristische Art aus.

Ueberaus treffend ist alles, was Sie, liebster Freund, über die Schilderung des Schönsten und Höchsten sagen. Die innigste Ehrfurcht dafür führt unstreitig dahin, dieselbe nie zu versuchen. Die Mittel des Ausdrucks sind und bleiben ewig zu schwach, und reichten sie auch hin, jedes Einzelne richtig und wahr darzustellen, so vermögen sie nie ein lebendiges Bild des Ganzen zu geben. Und doch ist es gerade diese Einheit alles einzeln Schönen und Grossen, welche den Stempel der wahren GeistesErhabenheit aufdrückt, und vor allem ist sie diess in den weiblichen Charakteren, da sie den männlichen fast immer und in unserm Zeitalter und bei unserer Erziehung im Grunde immer, ohne Einschränkung, fehlt. Der Grund, auf dem diese Einheit beruht liegt gewiss unendlich tief, und verbirgt sich dem Blick auch des glücklichsten Spähers. Sehr viel liegt unstreitig in der grösseren Reizbarkeit und der anhaltenderen Beschäftigung der sinnlichen Kräfte. Denn sowie der Begriff vereinzelt, und
3 die Anschauung verbindet, so auch | die Kräfte, welche beide hervorbringen. Diese Einheit findet sich z. B. in allen Völkern, die erst auf den früheren Stufen der Kultur stehen, und bei denen die ästhetische Bildung die überwiegende ist. Sie errathen leicht, dass ich hier vorzüglich an die Griechen denke. Diese könnte man die Einheit der Phantasie nennen; vor der aber noch eine andere minder edle bei den Völkern vorhergeht, deren sinnlicher Genuss noch bloss im körperlichen Gefühle nicht in der ästhetischen Anschauung besteht, und die nicht unrichtig Einheit der Sinnlichkeit (Rohheit) genannt würde. Von der Sinnlichkeit und der Phantasie geht die Bildung zum Verstande über. Die Ausbildung des

---

[1]) = unten S. 6 No. 27, Br. 2

Verstandes aber befördert die Einheit des Charakters niemals, wenigstens nicht unmittelbar, und daher sind alle Nationen, wo diese überwiegend ist, einseitig, trocken und kalt. Ein B spiel ist unser Zeitalter. Die Vernunft, um stufenweis zu den höchsten Kräften überzugeh führt wiederum Einheit mit sich, da ihr Geschäft nach Aristoteles, wie nach Kant, recht eigentlich das [illegible] ist. Aber die Vernunft (die speculative) nemlich hat das Eigne, dass ihre Bildung, vorzüglich die, die auf den Charakter Einfluss hat, vor der des Verstandes vorausgeht. Denn da der Verstand zeigt, dass sie nur regulative nicht konstitutive Principien an die Hand geben kann, so sinkt damit in unsern Augen ihr Werth. Daher ist Einheit der | Phantasie in spekulativen Köpfen immer mit Einheit der Vernunft verbunden. Ein Beispiel 4 sei Plato. Soll nun nach der Ausbildung des Verstandes noch Einheit erreicht werden, so [illegible] man sich an die praktische Vernunft wenden. Die praktische Vernunft nemlich macht die Erhöhung aller Kräfte in gleichem Maasse zur moralischen d. i. zur kategorisch-gebotenen Angelegenheit, und so schreibt sie die Einheit als Zweck vor. Allein sie allein kann diesen Zweck, da sie nicht theoretisch entscheiden kann, wie der Zweck zu erreichen sey? nicht erfüllen. An wen soll sie sich also wenden? An eine einzelne Seelenkraft? Jede entschiede für sich. Sie wendet sich also an die Reflexion, d. i. an die gemeinschaftliche und freie Berathschlagung aller Kräfte, und so ist die höchste Einheit — die aber noch keine Nation, kein Zeitalter, vielleicht kein Individuum erreicht hat — Einheit der Reflexion.

Verzeihen Sie, lieber Freund, diese philosophische Rhapsodie, oder besser diese rhapsodische Philosophie, die Ihnen, so kurz hingeworfen, kaum meine Idee deutlich machen kann. Aber das Interesse, das alle Untersuchungen der Art für mich haben, riss mich hin. — Lassen Sie, liebster Schlegel, unsern Briefwechsel nicht mit seiner traurigen Veranlassung aufhören, darum bitte ich Sie herzlich und leben Sie recht wohl indess! Adieu!

Meine Adresse ist, wo ich wäre, sicher Erfurt bei Hr. Praesidenten v. Dacheroeder oder Berlin, auf der Jägerbrücke im Humboldtschen Hause.

Ihr

Humboldt.

11.

W. von Humboldt an A. W. Schlegel[1]

Berlin, 23. Jul. 93.

Unser Briefwechsel ist so lang unterbrochen gewesen, liebster Freund, dass ich ihn an nichts anderes, als an die Hoffnung anknüpfen kann, dass Sie mich noch nicht ganz vergessen haben, und gerne wieder eine Correspondenz anfangen, die doch nur durch die weite Entfernung Ihres ehemaligen Aufenthalts, und ihre nachherige Reise nach Deutschland ins Stocken gerathen war. Denn nur diese zufälligen Umstände, lieber Schlegel, waren an meinem Stillschweigen Schuld.

Die Veränderung Ihrer Lage und Ihres Wohnorts, die ich durch unsern gemeinschaftlichen Freund Schiller erfahren habe, hat mir eine innige und herzliche Freude gemacht. Es ist unendlich selten, dass man im Leben ganz und gar das erlangt, was der frühe, tiefe und reine Wunsch des Herzens war, und doch ist diess Glück den edleren | und feiner gebil- 2 deten Menschen, die gewohnt sind, eine vollkommene Harmonie Ihrer Empfindungen und Neigungen zu den Bedürfnissen ihres Lebens zu rechnen, nicht bloss zu einer frohen, sondern auch zu einer schönen Existenz unentbehrlich. Auch mit Ihrem Aufenthalt in Jena hoffe ich, werden Sie zufrieden seyn, und wenigstens freue ich mich unendlich im nächsten Herbst und Winter die angenehmen und genussreichen Tage wieder anzufangen, die wir in Göttingen mit einander verlebten. Leider werde ich nun wider meinen Willen durch die Verknüpfung trauriger Umstände hier noch immer zurückgehalten, und kann über meine Rückkunft noch immer nichts gewisses bestimmen.

---

[1] s. unten S. 8 No. 37, Br. 2.

Mit grossem Vergnügen habe ich in den neuesten Stücken der Horen Ihre Uebersetzun-
3 gen aus Shakespeare gelesen. | Ich bin vollkommen Ihrer Meynung, dass eine poetische Ueber-
tragung dieses Dichters nothwendig ist, und Sie scheinen mir die mannigfaltigen Schwierig-
keiten eines solchen Unternehmens, einige kleine Härten ausgenommen, wo, wenn ich mir
das Urtheil erlauben darf, die Nachahmung des Antiken Ihres Originals im Deutschen ein
wenig steif geworden ist, sehr glücklich überwunden zu haben. Indess gestehe ich Ihnen
offenherzig, dass ich Sie lieber mit einem eigenen Werk, als mit einer Uebersetzung beschäf-
tigt sehen möchte. Alles Uebersetzen scheint mir schlechterdings ein Versuch zur Auflö-
sung einer unmöglichen Aufgabe. Denn jeder Uebersetzer muss immer an einer der beiden
Klippen scheitern, sich entweder auf Kosten des Geschmacks und der Sprache seiner Nation
4 zu genau an sein Original, oder auf Kosten seines Originals zu sehr an die Eigen | thümlich-
keit seiner Nation zu halten. Das Mittel hierzwischen ist nicht bloss schwer, sondern ge-
radezu unmöglich. Indem nun Uebersetzungen ihren eigentlichen Endzweck verfehlen,
erfüllen sie freilich einen andern, sehr wichtigen. Sie sind für die Sprachen, was der
Umgang für die Menschen ist, sie bringen sie in Berührung und machen sie gewandt und
vielseitig.

Ich habe heute nicht Zeit, Ihnen mehr zu sagen, lieber Freund. Aber ich wollte nicht länger zögern, Ihnen zu Ihrer veränderten Lage Glück zu wünschen, und Sie zu bitten, auch Ihrer Frau zu sagen, wie innig ich mich freue, ihr nun endlich mündlich die herzliche Verehrung bezeugen zu können, die ich schon so lang für sie fühle. Denn bis jetzt habe ich immer das Schicksal gehabt, mit Personen, die ihr werth waren, viel und nah verbunden zu seyn, ihr selbst aber immer fremd zu bleiben. Schenken Sie mir bald eine gütige Antwort und leben Sie beide herzlich wohl!

Madame Campe, die hier ist, trägt mir auf, Ihnen beiden zu sagen, dass ihre Tochter Madame Vieweg vor etwa 8 Tagen glücklich mit einem Sohn entbunden ist, und Mutter und Kind sich wohl befinden.

Ihr

Humboldt.

III.

A. von Humboldt an A. W. Schlegel[1].

Als mein Bruder noch, vor wenigen Wochen, mit einem ungemein lehrreichen Brief von Ihnen, mein verehrter Freund, beglückt wurde, ahndeten wir nicht das tiefe Unglück, das mich, den Vereinzelten, dem hiesigen Boden gleichsam entfremdeten niederdrückt. Sie, der Sie zu den ältesten Freunden des Verewigten gehören, in innigster Geistesgemeinschaft mit ihm standen, werden gewiss auch schmerzlich bei dieser Trauernachricht erschüttert worden

---

[1] s. unten S. 20 No. 173, Br. 7.

sein. Die Muskelschwäche hatte, seit einem Monathe, furchtbar zugenommen. Zehen Tage und zehen lange Nächte haben wir den Edelen sterben sehen! Er starb mit der Ruhe und Heiterkeit, die seiner grossen Geistesgaben würdig war, freundlich und milde und dankbar gegen jeden, der sich seinem Krankenlager näherte, seinen Zustand mit Scharfsinn erspähend, freudig dass er nun bald die Mutter der ihn umgebenden Kinder wiedersehen, zur klaren Einsicht in eine höhere Weltordnung gelangen würde. Schweiften im Sopor die Gedanken einmal willenlos ab, so recitirte er 30—40 Verse griechisch aus der Iliade und Pindar oder der Geistererscheinung (Thekla) von Schiller. Er verschied sanft um 6 Uhr Abends, am 8ten, in Tegel, von den schönsten Bildwerken des Alterthums umgeben. Noch am Tage wo ihn ein Aderlass vom Schlagfluss rettete, arbeitete er an seinem grossen Sprachwerke. Er hinterlässt zwei Werke die wir aber nicht trennen dürfen, 1) über die Sprachen des Indischen Archipels und die Inseln | der Südsee und ihren Zusammenhang mit dem Sanskrit 2
2) Untersuchungen über den Bau der Sprachen im Allgemeinen und den Einfluss desselben auf die geistige Bildung der Völker. Diese letztere Schrift, die eine Art Einleitung zur ersteren ist, zeichnet sich besonders durch philosophische Tiefe und eine bewundernswürdige Anmuth des Ausdrucks und der ganzen Darstellung aus. Ich hoffe dass beide Werke bald erscheinen sollen. Es ist mir in diesen schmerzlichen und dabei so beschäftigten Augenblikken unmöglich, mehr zu schreiben. Sie kennen, theurer Freund, die freundschaftlichste Anhänglichkeit beider Brüder an Sie. Ihre inhaltreiche und durch classischen Schmuck der Rede ausgezeichnete und zugängliche französische Schrift habe ich, zur rechten Zeit an den Höfen, wo Ihr Andenken oft gefeiert wird, vertheilt. Mit alter Verehrung,

Ihr

Al Humboldt

Potsdam
den 19ten April
1835.

IV.

F. Schleiermacher an A. W. Schlegel [1]

Berlin d 17t Febr 98.

Zur absoluten Zweckmässigkeit ohne Zweck — so sehr ich auch aus Amtspflicht und Neigung im zwecklosen aller Art lebe — kann ich doch mit Ihnen noch gar nicht kommen. Für Ihren Bruder habe ich zwar diesmal keine Geschäfte zu führen; aber wie viele für mich! Glauben Sie nicht, dass ich das für eins rechne Ihnen über Ihren prächtigen petillanten Brief, den ich mit vielem Jubel gefeiert habe, so viel schönes zu sagen als ich möchte und wüsste. Ach nein! Ihr Bruder wird mir das Zeugniss geben müssen, dass ich weit polemischer bin als dankbar und Sie müssen sich also nicht wundern wenn ich damit anfange mich in Vertheidigungsstand gegen Sie zu sezen. Gewiss ich bin weit davon entfernt ihn zu verwöhnen. Ich sehe dem kreisenden Zustand in dem er sich schon so | lange befindet mit der 2
hartherzigsten Gleichgültigkeit zu, lache ihn im Fäustchen aus, wenn er über die üblen Zufälle seiner grossesse à quatre enfans klagt, und bin ganz ruhig seitdem ich nicht mehr

---

[1] = unten S. 40 No 57. Br. 2. Vgl. Schlegels Brief vom 22. Jan. 1798 bei Dilthey B. III S. 71 ff.

Weil es alſo mit ihm lenkte der Mören Geſpinnſt,
Damals, als du ihn eben gebarſt: du aber empfange,
O Eueride! nunmehr jenes beſchiedene Looß.
Ach wie viel wohl böte dereinſt Brandopfer Kadmeis,
Und Ariſtäos wie viel, flehend, den einzigen Sohn,
Blühend in zarter Jugend, Aktäon blind nur zu ſehen!
Und Mitjäger ja wird dieſer der mächtigen ſein,
Artemis; aber es rettet noch Jagd, noch, auf den Gebirgen
Oft gemeinſam geübt, Zielen des Bogens ihn dann,
Wann er, obſchon unwillig, der Göttin liebliches Bad ſieht,
Sondern ihn werden ſelbſt, ihren Gebieter zuvor,
Eigene Hund' aufzehren; die Mutter wird die Gebeine
Sammeln des Sohns, umher ſtreichend im Wald' überall.
Und ſie wird Glückſeligſte dich und Geſegnete nennen,
Daß du geblendet den Sohn aus den Gebirgen empfiengſt.
O Genoßin, deshalb nicht jammere! Dieſen erwartet,
Dir zu Liebe, von mir mancherlei Ehrengeſchenk.
Denn ich mach' ihn zum Seher, beſungen von kommenden Altern,
Daß er weit in der Kunſt rage vor Allen hervor.
Kennen ſoll er die Vögel: was günſtige, welche nach Willkür
Fliegen, und welche Art ſchädliche Fittige ſchwingt.
Viel Verkündungen wird den Böotern, viele dem Kadmos
Er weiſſagen, und einſt Labdakos großem Geſchlecht.
Einen Stab auch will ich, der recht ihm lenke die Füße,
Und vieljähriges Ziel will ich dem Leben verleihn.
Er allein, wann er ſtirbt, wird unter den Schatten verſtändig
Wandeln umher, von des Volks großem Verſammler geehrt.
Sprach es und winkte dazu; untrüglich iſt aber was winkend
Pallas verheißt: denn dieß gab von den Töchtern allein
Zeus Athenäen, zu erben vom Vater jegliches Vorrecht.
Keine Mutter, wißt, brachte die Göttin ans Licht,

fürchte, dass er sich mit der Niederkunft verrechnet: auch habe ich schon über manches
von seinen selbstgeprägten Worten, welches er mir zur Schau präsentirte, mit krausem Gesicht
mein veto ausgesprochen. Sie sehen also dass ich nicht an übertriebener Zärtlichkeit
laborire, und dass in den Grundsäzen meiner Symbiotik das Verwöhnen keinen Plaz findet.
Er verwöhnt mich aber nicht wenig: er lässt selten einen Abend hingehn, ohne mich, wenn
ich von meinen Zügen zurükkehre, mit etwas köstlichem zu bewirthen, und lässt mich dabei
so behaglich in meiner angestammten Faulheit hingehn, dass er mir schon lange nicht mehr
zugemuthet hat etwas zu machen, und gewiss zum Theil mir zu Liebe die philos. Ansichten,
wozu ich denn doch etwas hergeben soll in das ich weiss nicht wievielste Stück verwiesen
hat. Mir gefällt das sehr wol, und ich lasse mich durch die gewisse Aussicht bei dieser Verzärtelung
ganz zu verderben gar nicht stören.

Ihre zweite Beschuldigung, dass ich Sie so viel an mir ist vernichte, will ich gar nicht
widerlegen; aber wollte nur der Himmel sie wäre wahr: mein gutes Recht dazu wollt ich
3 dann wol beweisen. Hat es je in der Welt eine grössere | Anmassung gegeben, als dass zwei
solche Menschen existiren, und nicht nur existiren sondern auch Brüder seyn wollen in einem
Sinne von dem man in der modernen Welt kaum einen Begrif hat? Und soll nicht zufolge
dieser Anmassung Jedermann das Recht haben einen von beiden zu vernichten? Solche
Kränkungen müssen Sie sich beide gefallen lassen bis Sie völlig in ein Individuum zusammengeschmolzen
sind, wozu ja viel Hofnung ist. Lassen Sie sich dann nur von dem mystischen
Hardenberg belehren, wie es anzufangen ist, dass Sie nach Willkühr auch einen
Leib los werden — wozu ich den von Fr. Schlegel unmassgeblich vorschlage — dann sind
Sie über diese Vernichtung völlig hinaus. Man kann nicht wissen wie bald es dahin kommt;
und um desto angelegentlicher bitte ich Sie über Ihr Herkommen doch endlich einen festen
Schluss zu fassen damit ich Sie noch als A. W. Schlegel sehe. Sie scheinen aber, wenn
ich es sagen darf, kein guter Diaskeuast und mit Ihren Grundsäzen hierüber nicht aufs reine
gekommen zu seyn. Ihr Reiseplan ist eben so veränderlich als Ihr Entwurf für die ersten
Journalstücke. Nun wollen Sie gar allein kommen? als ein Fragment? Das geht wahrhaftig
nicht an. Einem armen Chorizonten wie ich wird dadurch sein ganzes Spiel verdorben; und
Ihr Aufenthalt hier wird warlich nicht gewinnen, wenn Sie ausser den Elegien, die Sie
selbst über die Entfernung von Ihrer Frau Gemahlin anstimmen würden, noch so viel fremde
Nänien hören müssen. Versezen Sie sich in die Zeit, in die gute alte Zeit, wo die erregte
Erwartung noch als der Grund angegeben wurde warum man sein Wort halten muss. Ich
4 addressire meine Bitten an Sie, und wenn die | Schuld an der Frau Räthin liegen sollte, so
gelten sie dafür dass Sie Ihr möglichstes thun um ihre Einwilligung zu erobern. Ihrer Rache,
auch Ihrer vereinten Rache will ich mich dafür gern aussezen, wenn Sie Sich gleich
meine Schuld an Fr. Schl. Hierbleiben zu gross vorstellen sollten. Glauben Sie nicht dass
ich das für wenig halte; denn wer so eifrig protegirt wie Sie den Tiek und Ihre Frau Gemahlin
die Unger — Sie sehen was Ihr Bruder auf meine Discretion, die aber auch ordentlich
weltberühmt ist, gewagt hat — dessen Rache muss auch nicht wenig furchtbar seyn.
Bedenken Sie nur aber was daraus werden sollte, wenn Sie immer bei einander wären, und
wie nöthig es ist, dass er hier Unger und Vieweg in Ordnung hält, und sehen Sie selbst

wie dünn uns Berlin seyn müsste, wenn wir Sie dann alle auf einmal herausgeben müssten. Dass er nirgends fleissiger seyn kann als hier, davon werden Sie Sich selbst überzeugen wenn der Collection von Feuerbränden in das Lager der literarischen und sonstigen Philister der Wilhelm Meister bald nachfolgt. Was sagen Sie zu diesen Randglossen? Ich fürchte es werden noch manche neue Auflagen und Recensionen der Literatur, der Philosophie und der Menschheit überhaupt veranstaltet werden ehe die wichtigsten und anschaulichsten sogar in den Text aufgenommen werden. Schicken Sie sie uns bald wieder mit Ihrem Klopstock, nach dem wir ein unendliches Verlangen haben. Leben Sie wol; ich muss diesem Geschmier ein Ende machen, an dem Sie die zierliche Hand nicht werden rühmen können.

V.

A. W. Schlegel an B. G. Niebuhr[1].

Euer Hochwohlgeboren bitte ich um Erlaubniss dem Akademischen Senat und meinen sämmtlichen Collegen voraneilen zu dürfen, indem ich Ihnen persönlich und in meinem eignen Namen meine Freude über die Nachricht bezeuge, welche ich gestern amtlich durch ein Schreiben des Königlichen Ministeriums empfing, dass Sie geneigt sind, hier öffentliche Lehrvorträge zu halten.

Für die wissenschaftliche Bereicherung, welche Euer Hochwohlgeboren der hiesigen Universität gewähren wollen, müssen Ihnen alle Mitbürger derselben um so dankbarer seyn, da es Ihnen so leicht gefallen wäre, für die mündliche Mittheilung Ihrer tiefsinnigen und originalen Forschungen einen glänzenderen Schauplatz zu finden.

Ich meinerseits wünsche mir Glück dazu, dass ein für die Königliche Rheinische Universität so willkommenes und ehrenvolles Ereigniss in die Zeit meines Rectorats fällt.

Wenn ich nicht fürchtete, zudringlich zu seyn, so würde ich Euer Hochwohlgeboren schon jetzt bitten, mich unter die Zahl Ihrer Zuhörer aufzunehmen: denn ich hoffe gewiss, welche Stunden Sie auch wählen mögen, für eine solche Benutzung mich von allen andern Geschäften frei machen zu können.

Mit Verlangen sehe ich näheren Nachrichten über den Zeitpunkt Ihrer | Ankunft, und 2
insbesondere darüber entgegen, ob wir in diesem Sommer-Semester noch einige Vorlesungen von Ihnen zu hoffen haben. Alle etwanigen hierauf bezüglichen Aufträge von Euer Hochwohlgeboren werde ich mich bemühen auf das genaueste zu besorgen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Bonn den 18ten März 1825.

VI.

B. G. Niebuhr an A. W. Schlegel[2].

Ich hatte mich nicht getäuscht als ich von dem Entschluss, die Vergünstigung zu suchen auf der Universität unsers Wohnorts Vorlesungen zu halten, Annehmlichkeiten erwartete:

---

[1] s. unten S. 29 No. 178 Br. 1

[2] s. unten S. 29 No. 178 Br. 2

Ew. Hochwohlgebohren sehr freundliche Zuschrift ist die erste: und schwerlich könnte eine andre für mich höheren Werth haben.

Es sind zwölf Jahre dass ich, in einem Aufsatz, der Ew. Hochwohlgebohren vielleicht nie zu Gesicht gekommen ist, den Werth aussprach den ich darauf legen würde mich Ihres Beyfalls zu erfreuen: und von der Unveränderlichkeit meiner Bewunderung für ein einziges Talent und eine einzige Kunst habe ich so viele Zeugen als nähere Bekannte.

Was meine Absicht, mich an den Lehrstand der Universität zu Bonn anzuschliessen, betrifft, so will ich nicht läugnen — wiewohl dergleichen auch nicht zu den Dingen gehört die man allgemein erzählen würde — dass das Bedürfniss einen Ausweg zu finden um einer wohlwollenden Quälerey zu entgehen die mich in eine verdrehte Lage bannen möchte, erste Veranlassung dazu gewesen ist. Mit einer bestehenden Verpflichtung gebunden, und in ihrer Erfüllung beschäftigt, kann ich der Aufforderung an Verhandlungen, wo sich nichts ausrichten lässt, Theil zu nehmen, ein materielles Hinderniss entgegenstellen, was im Augenblick nicht von der eigenen Willkühr abhängt. Ein ähnlicher Grund entschied mich, schon
2 für das Sommersemester eine Vorlesung anzukündigen. | Ohne die Nothwendigkeit einen Termin zu gewinnen, über den hinaus man meine Abreise doch nicht aufhalten könnte, würde ich den Bedenken Raum gegeben haben, dass meine Bücher noch nicht ausgepackt sind, und dass ich nur einen Theil des Semesters lesen kann, um meiner Frau eine ihrer Gesundheit hoffentlich sehr heilsame Reise nicht zu entziehen.

Diese Vorlesung wird mithin sehr unvorbereitet Statt finden, und nur eben dazu dienen können einigen philologischen Studierenden jenes Schauspiel zu zeigen welches unsre fragmentarische Philologie gewöhnlich beseitigt: das alternde und absterbende Griechenland. Ein Gegenstand auf dessen Erforschung mich eine, vielleicht wunderliche, Richtung von Pietät geführt, dessen Darstellung ich aber auch nicht einmal bisher entworfen habe.

Ich wünsche, dass Ew. Hochwohlgebohren mich jemals genug kennen mögen, um zu glauben dass, wie wohl jeder sich leicht über sich täuscht, ich sehr wohl in den Productionen meines Gemüths, zu unterscheiden weiss was nur trivialen Werth und relative Brauchbarkeit hat. Es wäre ein arger Misbrauch der Zeit wenn irgend jemand, der über jener Stufe des Jünglingsalters steht, aus einer — wie ich zu glauben wünsche — in andern Fällen verdienten Werthschätzung, jenen Vorlesungen beywohnen wollte. Zum mündlichen freyen Vortrag macht Distraction mich sehr ungeschickt, und doch finde ich nicht Zeit niederzuschreiben und zu verlesen. Jenes schadet für den *Lernenden* nichts, oder doch wenig. Ich bitte Ew. Hochwohlgebohren ganz dringend, — und werde in Ihrer Gewährung eine wahre Güte von Ihrer Seite erkennen, — wenn irgend Jemand ausser Studierenden die Absicht haben sollte jenen Vorlesungen zuzuhören, geltend zu machen dass ich angelegentlich bitte es nicht zu thun. |
3 Wenn ich künftig einmal über die Chorographie Italiens, und die Topographie Roms, lesen sollte, würde ich im Gegentheil durch Einladungen beweisen dass ich weder aus Scheu, noch aus zu strenger Selbstbeurtheilung, so handle.

Möge die Universität in mir einen Freywilligen sehen, der sich geehrt findet einzutreten wo eine Lücke zufällig seyn mag: wenn der bleibend Verpflichteten einer sich einmal dispensirt wünscht, oder in ähnlichen Fällen. Von Ew. Hochwohlgebohren, wie von Andern, über-

zeugt dass Sie meine Wünsche über den Antheil den ich nehmen könnte, mit Wohlwollen berücksichtigen werden: bitte ich Sie nur zu glauben dass ich unwandelbar an jenem Hauptgesichtspunkt festhalten werde.
Ein seltsames Geschick hat mir Bonn als Tibur oder Tarent meines herannahenden Alters gezeigt: ungestörtes Verweilen und ein heiteres stilles kleines Leben sind nun alle meine Wünsche. Ich zähle die Tage bis zur Rückkehr; und zu den Gegenständen, ausser dem Wiedersehen meiner Familie, die mir ausgezeichnet erfreulich sind, gehört, Ew. Hochwohlgebohren persönlich die Gesinnungen meiner Bewunderung und ausgezeichneten Hochachtung äussern zu können.

Berlin, den 27sten März 1825. Niebuhr

VII

J. Grimm an A. W. Schlegel[1].

Göttingen 23 oct. 1832.

Ich warte nicht erst die ankunft des mir gütigst versprochenen buches ab, um sowohl dafür, als auch für die dem neusten theil meiner grammatik geschenkte aufmerksamkeit meinen grössten dank zu erstatten. Wie sehr diese arbeit der nachsicht und aufmunterung bedarf fühle ich wohl; brieflich auf alle einzelnheiten, welche stof zum tadel darbieten, einzugehen, wäre allerdings lästig, grossen gewinn würde es mir bringen, wenn mir Ihre mündliche belehrung und zurechtweisung über hauptmaterien zu theil werden könnten. Allzu erfüllt, oder vielmehr beengt von der ersten aufstellung wuste ich noch nicht gleich überall das rechte maass zu treffen und zu halten. Das buch ist auch für mich gedruckt, damit ich lerne in das fachwerk, wenn es taugt, das vielfach gehäufte material langsam einzutragen, zu ergänzen und alles überflüssige auszuscheiden.

Vollkommen gegründet ist die gemachte bemerkung, dass das p. 296 aus Diut. 3, 96 angeführte jar nicht zu dem abgehandelten järiä gehört; es wird in jä ir aufzulösen sein. Dagegen will mir die entstehung jenes ausrufs aus der formel Jesus Maria nicht einleuchten. In so früher zeit müste sie sich irgend einmal vollständig auffinden lassen; sie scheint mir erst in späteren jahrhunderten entsprungen. |

Von der interessanten beziehung des namens Perkunas auf ein sanskr. Parjanyas darf 2 ich mir wohl erlauben öffentlich gebrauch zu machen? Nämlich ich habe vor eine deutsche mythologie zu schreiben, d. h. alle doch noch ziemlich zahlreichen überreste des deutschen heidenthums, abgesondert von dem nordischen element, so viel mir möglich sein wird, vollständig und genau zu sammeln; wobei dann auch mehrfache erwähnungen des slavischen und litthauischen nicht umgangen werden können. Bei jenem perkunas ist mir auch wohl das goth. fairguni eingefallen, freilich schon ein neutrum, aber der vom gebirge herziehende donner könnte mit der in unsere mythologie mehrmals eingreifenden idee eines donnerbergs (vielmehr donnersbergs) etwa zusammenhängen?

---

[1] = unten S. 21 No. 192. Br. 4.

Warum soll Tôtila mit Theodorich (Thjudareiks) in verbindung gesetzt werden? Die
buchstaben weichen zu sehr ab und ich habe noch das einzuwenden, dass Tôtila genau einem
althochd., in urkunden nachweisbaren, Zuozilo entspricht. Zuozilo ist verkleinerung des
gleichfalls vorkommenden namens Zuozo, wie Tôtila eines zu vermuthenden goth. Tôta; was
Tôta und Zuozo aussagen wissen wir freilich nicht mehr oder noch nicht; zwischen Zuozilo
3 und Dietrih werden Sie mir aber | den unübersteigbaren abstand einräumen.

Längst habe ich bedauert, dass sich Bopp Ihr wohlwollen verscherzt hat; wie weit dabei
seine schuld geht vermag ich nicht zu beurtheilen, denn ohne zweifel liegen dabei auch persönliche
anlässe des misfallens im spiel, die mangelhaftigkeit seiner arbeiten und bestrebungen
erklärt es nicht allein. Mir sind diese, so viel ich sehen kann, doch verdienstlich
und fruchtbar erschienen und einen gewissen zergliedernden, wenn auch mitunter etwas
trocknen, scharfsinn möchte ich ihm nicht abstreiten. Wenn ich nicht irre erkennt auch das
Humboldt, dessen urtheil wir beide verehren, an. Die gabe der anmuthigen und ein grösseres
publicum einnehmenden darstellung ist freilich nur wenigen verliehen; auch Humboldt,
bei allem gedankenreichthum, besitzt sie nicht. Ueberdies treibt mir Bopp mit etymologien
ein allzu luftiges spiel, und ich will nicht leugnen, dass diese manier von seinen schülern
noch mehr gemisbraucht wird. Ihre autorität würde, wenn die privatverhältnisse nicht getrübt
worden wären, solche nachtheile und verirrungen am sichersten zu boden drücken! |
4 Die gegebnen nachrichten von dem fortgang Ihrer grossen arbeiten haben mich höchst erfreut,
über die meinigen weiss ich weniger zu berichten. Statt der mir gütig eingeräumten
48 stunden bleiben, nach abzug der dienstgeschäfte und anderer störungen, täglich kaum 2
oder 3, die ich meinen studien widmen darf, so dass sie nur langsam vorrücken. Gegenwärtig
schreibe ich an einem buch über unsere deutsche thierfabel, wozu mich Mones verfehlter
commentar zu dem Isengrinus und Reinardus angeregt hatte. Sobald das buch fertig ist
werde ich mir erlauben es Ihnen zu übersenden.

Wie gern und vortheilhaft würde ich dabei schon den begierig erwarteten commentar zum
Hitopadesa gebrauchen! Zwar ist im Hitop. nur eine fabel (die vom shakal der in blaue
farbe fällt) für den Reinhart fuhs von bedeutung, aber die erläuterung der im sanskrit den
thieren beigelegten eigennamen wird mich besonders anziehen. Darf ich bitten mich
herrn prof. Lassen angelegentlich zu empfehlen und Welkern herzlich zu grüssen, dessen
sachen, wie ich höre, wieder eine günstige wendung nehmen. Mit grösster verehrung

Ihr gehorsamster
Jac. Grimm.

I.

Familien-Correspondenz *).

1. Vater Johann Adolf Schlegel.

1. Hannover, 29 Juli 1791. 4 S. 4°.
(2. Hannover, 1 September 1791. 2 S. 8°. An die Landesregierung in Hannover.)
3. Hannover, April 1793. 4 S. 8°.

2. Schlegel's Mutter, geb. Hübsch.

1. [Hannover, 20 Mai 1791]. 3 S. 4°.
2. [Hannover, 1791]. 2 S. 4°.
3. [Hannover, 1791]. 4 - -
4. [Hannover, Sommer 1791]. 3 S. 4°.
5. [Hannover, Sommer 1791]. 7 - -
6. [Hannover, 6 September 1791]. 4 S. 4°.
7. [Hannover], 18 October 1791. 2 - -
8. [Hannover, Anfang 1792]. 3 S. 4°.
9. [Hannover, 1792]. 3 S. 4°.
10. [Hannover, 1792]. 4 - -
11. [Hannover, 1792]. 4 - -
12. [Hannover, 1792]. 5 - -
13. [Hannover, 1793]. 2 - 8°.
14. [Hannover, 1793]. 3 - 4°.
15. Hannover, 24 September 1793. 4 S. 4°. (von S. Ernst's Hand.)
16. [Hannover, Ende 1793]. 3 S. 4°.
17. [Hannover, Anfang 1794]. 4 - -
18. [Hannover, 1794]. 4 S. 4°.
19. [Hannover, 24 Februar 1794]. 2 S. 4°.
20. [Hannover, 11 April 1794]. 1 S. 4°.
21. [Hannover, Juli 1794]. 2 - -
22. [Hannover, Sommer 1794]. 2 - -
23. [Hannover, 1794]. 7 S. 4°.
24. [Hannover], 23 September 1794. 4 S. 4°.
25. [Hannover, 17 October 1794]. 7 - -
26. [Hannover, Ende 1794]. 4 S. 4°.
27. [Hannover, Ende 1794]. 5 - -
28. [Hannover, Ende 1794]. 3 - -
29. [Hannover], 19 December 1794. 1 S. 4°.
30. [Hannover, 1795]. 1 S. 4°.
31. [Hannover], 19 April 1795. 3 S. 4°.
32. [Hannover], 18 Juni - 2 - -
33. [Hannover, 1795]. 2 S. 4°.
34. [Hannover, 1795]. 2 - -
35. [Hannover, 1795]. 2 - -
36. [Hannover, 1795]. 2 - -
37. [Hannover, 1795]. 5 - -
38. [Hannover, 4 October 1795]. 2 S. 4°.
39. [Hannover, Anfang 1796]. 6 S. 4°.
40. [Hannover, 1796]. 3 S. 4°.
41. [Hannover], 18 März [1796]. 3 S. 4°.
42. [Hannover], 6 [April] 1796. 4 - -
43. [Hannover, 1796]. 2 S. 4°.
44. [Hannover, 1796]. 4 - -
45. [Hannover, Juni 1796]. 3 S. 4°.
46. [Hannover], 15 Juni [1796]. 4 S. 4°.
47. [Hannover, Sommer 1796]. 3 - -
48. [Hannover, Sommer 1796]. 4 - -
49. [Hannover, 1797]. 2 S. 4°.
50. [Hannover, Sommer 1798]. 4 - -
51. [Hannover], 5 Januar 1800. 3 - -
52. [Hannover], 12 Februar 1800. 3 - -
53. [Hannover], 18 April 1800. 2 - -
54. [Hannover], 1 Juni 1800. 3 - -
55. [Hannover], 21 October 1800. 2 - -

---

*) Da das vorliegende Verzeichniss auch dazu dienen soll, einem künftigen Biographen A. W. Schlegel's dessen Entwickelungsgang aus den vorhandenen Urkunden möglichst bequem und vollständig erkennen zu lassen, schien es gerathen, die wichtiges Material enthaltenden Familienbriefe mit aufzunehmen und an die Spitze des Ganzen zu stellen. — Die wenigen Briefe von Schlegel selbst sind im Folgenden durch Cursivschrift ausgezeichnet, die durch Combination ergänzten Daten in [ ] eingeschlossen.

56. [Hannover], 26 October [1800]. 3 S. 4°.
57. [Hannover], 9 November 1800]. 2 - -
58. [Hannover], 18 April 1803. 4 - -
59. [Hannover], 1 Februar 1810. 4 - -
60. [Hannover], 4 März 1810. 4 - 8°.
61. [Hannover], 29 März 1810. 2 - 4°.
62. [Hannover], 10 November 1810. 4 - 8°.
63. *Genf. 13 December 1810. 4 S. 8. (Original.)*

3. Bruder Moritz Schlegel.

1. Harburg, 28 April 1794. 3 S. 4°.
2. - 13 Mai - 4 - -
3. - 7 Juni - 2 - -
4. - 16 April 1795. 3 - -
5. - 29 April - 3 - -
6. - 9 März 1796. 2 - -
7. - 1 Juli - 1 - -
8. Göttingen, 1 April 1797. 4 - -
9. - 18 October 1798. 4 S. 4°.
10. [Göttingen], 18 März 1799. 4 - -
11. Göttingen, 2 October - 4 - -
12. Harburg, 18 December 1818. 4 - -
13. - 2 Januar 1823. 4 - -

4. Schwägerin Ch. Schlegel, geb. Trummer.

1. Harburg, 5 Juni 1819. 4 S. 8°.
2. - 23 Februar 1826. 4 S. 8°.
3. - 6 August 1827. 4 - 4°.
4. - 8 October - 4 - 8°.
5. - 7 October 1828. 4 - -
6. - [2]3 Januar 1829. 3 - -
7. - 30 Mai - 3 - -
8. - 18 Juli - 2 - -
9. - 5 Juni 1830. 2 - -
10. - 24 August 1830. 2 - -
11. - 19 September 1832. 3 - 4°.
12. - 22 October - 3 - 8°.
13. - 31 Januar 1833. 4 - -
14. - 7 Mai - 1 - 4°.
15. - 23 August - 3 - 8°.
16. - 16 September 1834. 2 - -
17. - 15 August 1836. 2 - -
18. - 9 Januar 1840. 1 - 4°.
19. - 1 Februar - 3 - 8°.
20. - 13 Februar 3 - -
21. - 17 März - 3 - -
22. - 27 März - 2 - -
23. - 24 Mai 1841. 1 - 4°. (Nebst Einlage.)

5. Neffe August Schlegel.

1. Hamburg, 31 Januar 1826. 4 S. 4°.
2. Hamburg, 9 Januar 1827 3 S. 4°.
3. - 6 Juni - 4 - -

6. Nichte Wilhelmine Spall geb. Schlegel.

1. Harburg, 20 Januar 1829. 4 S. 8°.
2. - 30 Januar 1833. 4 - -
3. - 8 Mai - 3 - -
4. - 9 Januar 1840. 3 - -

7. Nichte Amalie Wolper geb. Schlegel.

1. Lingen, 7 November 1832. 4 S. 8°
2. - 14 - - 3 - -
3. - 23 December - 3 - -
4. - 10 Februar 1833. 4 - -
5. Harburg, 8 Mai - 3 - -
6. - 6 Juli - 4 - -
7. Lingen, 12 October 1834 4 - -
8. - 25 Januar 1835. 5 - -
9. - 10 - 1836. 6 - -
10. - 23 Juni - 4 - -
11. - 10 Juli - 3 - -
12. Harburg, 15 August - 4 - -
13. Lingen, 25 Januar 1837. 4 - -
14. - 3 November 1838. 6 - -
15. - 1 September 1839 5 - -
16. (I) Lingen, 1 December 1839. 4 S. 8°
17. (II) - 8 - - 4 - -
18. (III) - 30 - - 4 - -
19. (IV) - 8 Januar 1840. 4 - -
20. (V) - 11 - - 7 - -
21. (VI) - 20 - - 4 - -
22. (VII) - 6 Februar - 6 - -
23. (VIII) - 22 - - 4 - - 1 S. 4°.
24. (IX) - 9 März - 4 - -
25. (X) 23 - - 3 - -
26. - 4 Mai - 4 - -
27. - 4 Juni - 4 - -
28. - 29 - - 4 - -
29. - 8 November 1840. 3 - -
30. - 28 December - 4 - -
31. - 6 Februar 1841. 4 - -
32. Harburg, 24 Mai - 4 - - 1 S. 4°.
33. - 2 November - 5 - -
34. - 21 Februar 1842. 4 - -
35. - 30 März 1843. 4 - -
36. - 31 August 1843. 3 - -
37. - 28 September 1843 4 - - 1 S. 4°.
38. - 12 October - 4 - -
39. - 5 Januar 1844. 4 - -
40. - 13 April - 4 - -
41. St. Georg bei Hamburg, 26 August 1844. 3 S. 4°.
42. Harburg, 11 Januar 1845. 4 S. 8°.

8. Bruder Karl Schlegel.

1. (II) Hannover, 3 Juni 1791. 2 S. 8°.
2. (III) - 13 - - 4 - -
3. [Hannover], 23 - - 2 - -
4. (V) Hannover, 8 Juli - 6 - -
5. (VI) - 18 - - 4 - -
6. - 20 - - 1 - -
7. (VII) - 16 August - 6 - -
8. [Hannover], 15 November 1791. 1 S. 8°.
9. Hannover, 7 December 1791. 6 S. 8°.
10. - 9 September 1792. 4 - 4°.
11. [Hannover], 7 März 1793. 4 - 8°.
12. Hannover, 4 September 1793. 2 - 4°.
13. - 7 November 1794. 4 - -
14. - 18 - - 4 - 8°.
15. [Hannover, Anfang 1795] 4 - -
16. Hannover, 1 Mai 1795. 4 S. 8°.
17. - 2 August 1795. 4 S. 8°.
18. - 13 - - 4 - -
19. - 23 - - 1 - -
20. - 1 November - 4 - -
21. - 22 - - 5 - 4°.
22. - 8 Januar 1796. 4 - -
23. - 4 Februar - 4 - 8°.
24. - 22 Mai - 4 - -
25. - 9 Juli - 3 - -

(26. - 13 November 1798. 4 S. 4°. An Caroline).

27. - 20 August 1799. 4 S. 8°.
28. - 23 Januar 1811. 4 - 4°.
29. [Hannover, 28 Februar 1811]. 2 S. 12°.
30. Hannover, 6 Juni 1824. 4 S. 8°.
31. - 28 - 1831. 4 - -

9. Schwägerin Julie Schlegel, geb. Ernleben.

1. Hannover, 19 Januar 1795. 2 S. 4°. (mit Einlage Karl's vom 20. Jan.)
2. - 4 October 1795. 4 S. 8°.
3. [Hannover, Ende Januar 1811]. 4 - -
4. Hannover, 20 Februar 1811. 18 - -
5. - 4 April - 4 - -
6. - 12 März 1827. 3 - -

10. Grossnichte Emilie Bechting.

1. Hannover, 22 October 1838. 2 S. 8°.
2. - 9 December - 3 - -

11. Bruder August Schlegel.

1. Am Bord des Farmers, 26 Juni 1782. 4 S. 8°.
2. Fort St. George, 4 Februar 1784. 4 S. 12°.
3. - 28 August - 4 - 8°.

12. Schwester Charlotte Ernst, geb. Schlegel.

1. [Dresden 1795]. 4 S. 8°.
2. [Dresden 1796]. 3 - -
3. [Dresden 1796]. 3 - -
4. [Dresden, Ende 1800]. 1 S. 8°.
5. [Dresden, Anfang 1801]. 4 - -
6. Dresden, 1 December 1818. 4 S. 8°.
7. [Dresden, Anfang 1819]. 4 S. 8°.
8. Dresden, 22 Februar 1821. 6 S. 8°.
9. - 26 November - 8 - -
10. - 20 Juni 1822. 8 - -
11. Pillnitz, 20 August 1822. 2 - -
12. [Pillnitz, Mitte September 1822]. 2 S. 8°.
13. Pillnitz, 26 September 1822. 4 S. 8°.
14. [Dresden, Anfang 1823]. 8 S. 8°.
15. [Dresden, um Ostern 1823]. 16 S. 8°.
16. Dresden, 10 September 1823. 12 S. 8°.
17. [Dresden], 25 Januar 1824. 10 - -
18. Pillnitz, 24 September - 6 - -
19. [Dresden, Herbst 1823]. 16 S. 8°.
20. Pillnitz, 30 Mai 1825. 6 - -
21. - 9 Juli - 26 - -
22. [Dresden, Anfang Februar 1826]. 10 S. 8°.
23. Dresden, 8 Februar 1826. 7 S. 8°.
24. - 17 Mai - 8 - -

13. Schwager Ludwig Emanuel Ernst.

1. Dresden, 12 März 1796. 3 S. 8°. (mit Nachschrift von Charlotte.)
2. - 1 December 1818. 2 S. 8°.
3. - 12 April 1823. 2 S. 8°.
4. (L. E. Ernst's Testament vom 26 Mai 1826).

14. Nichte Auguste von Buttlar, geb. Ernst.

1. Dresden, 26 April 1818. 2 S. 8°.
2. München, 3 Juli 1822. 3 - -
3. Paris, 15 October [1822]. 1 - -
4. - 20 November 1822. 4 - -
5. - 15 December - 4 - -
6. - 1 Januar 1823. 4 - -
7. - 6 Februar - 2 - -
8. - 5 April - 4 - -
9. - 7 Juli - 8 - -
10. - 4 August - 3 - -
11. London, 25 Januar [1824]. 2 - 4°.
12. Dresden, 22 September 1824. 4 S. 8°.
13. Wien, 1 August 1825. 4 S. 8°.
14. - 30 Mai 1826. 3 - -
15. Prag, 22 Juni - 3 - -

16. Wachwitz [bei Dresden] 4 Juli 1826. 3 S. 8°.
17. - 30 Juli [1826]. 5 S. 8°.
18. Wien, 2 October 1826. 2 S 8°.
19. (A) Florenz, 24 März 1827. 2 S. 4°.
20. *(B) Rom, 9 September - 2 - 4°. (Abschrift.)*
21. (C) Wien, 19 October - 4 - -
22. Dresden, 16 Februar 1829. 4 - -
23. Wien, 9 Januar 1830. 3 S. 8°.
24. Dresden, 9 Juni 1832. 6 - -
25. - 3 März 1834. 3 - -
26. [Dresden], 10 October 1834. 4 S. 8°.
27. Dresden, 3 Juli 1838. 4 S. 8°.
28. Tetschen, 12 Mai 1841. 4 - 12°.
29. - 5 Juni - 3 - -
30. - 30 - - 3 - 8°.
31. Düsseldorf, 10 August 1841. 2 S. 12°.
32. Frankfurt, 29 September - 2 - 8°.
33. Tetschen, 20 October - 3 - -
34. Tetschen, 18 Juni 1842. 4 S. 8°.
(35. Wien, 22 December 1842. 4 S. 12°. An Marie Loeben.)
36. Dresden, 18 November 1844. 4 S. 8°.
37. - 7 December - 3 - 12°.
38. - 30 - - 3 - -

15. Schwester Henriette Ernst, geb. Schlegel.

1. [Hannover], 6 September 1791. 4 S. 8°.
2. [Hannover], 22 - - 11 - -
3. [Hannover], 12 October - 6 - -
4. [Hannover], 15 November - 11 - -
5. [Hannover], 25 - - 4 - -
6. [Hannover], 27 Januar 1792. 4 S. 4°. 2 S. 8°.
7. [Hannover], 16 Februar - 12 - 8°.
8. [Hannover], 13 März - 4 - 4°.
9. [Hannover], 5 April - 4 - -
10. [Hannover], 14 Mai - 6 - -
11. [Hannover], 1 Juni - 4 - 8°.
12. [Hannover], 14 - - 4 - 4°.
13. [Hannover], 13 Juli 1792. 6 S. 4°.
14. [Hannover], 21 - - 3 - -
15. [Hannover], 11 September - 8 - 8°.
16. [Hannover], 5 November - 6 - 4°.
17. [Hannover], 14 December - 4 - 8°.
18. [Hannover], 10—29 Januar 1793. 8 S. 8°.
19. [Hannover], 28 Februar 1793. 8 S. 8°.
20. [Hannover], 4 April - 8 - -
21. [Hannover], 31 - - 3 - -
22. [Hannover], 8 Mai - 10 - -
23. [Hannover], 21 Juni - 4 - -
24. [Hannover], 1 August - 4 - -
25. [Hannover], 25 - - 6 - -
26. [Hannover], 4 October - 4 - -
27. [Hannover], 17 November - 4 - 4°.
28. [Hannover], 21 Januar 1794. 4 - 8°.
29. [Hannover], 24 Februar - 4 - -
30. Hannover, 13 Mai - 4 - 4°.
31. [Hannover], 24 Juni - 4 - 8°.
32. [Hannover], 1 December - 6 - -
33. Moringen, 30 Juli 1795. 4 S. 8°.

16. Schwager S. Ernst.

1. Hannover, 26 August 1793. 2 S. 8°.
2. [Hannover, September 1793]. 2 - -
3. Hannover, 14 November 1793. 3 - -
4. - 2 Januar 1794. 3 - -
5. - 11 April - 2 - -
6. - 13 Mai - 3 - -
7. - 4 Juni - 3 - -
8. - 20 Juli - 2 - -
(Mit Nachschrift von Henriette).
9. - 26 August 1794. 2. S. 4°.
10. Moringen, 28 Juli 1795. 2 S. 8°.
11. [Moringen, Ende 1800]. 2 - -

17. Vetter Johann Friedrich Wilhelm Schlegel.

Kopenhagen, 15 October 1790. 6 S. 8°.

II.

Gelehrte und freundschaftliche Correspondenz.

18. Johann Georg Heinrich Feder.

1. [Göttingen], 21 Mai [1788?]. 3 S. 4°.
2. [Göttingen, einige Tage später]. 1 S. 4°.

19. Karl Friedrich Alexander von Arnswaldt.

1. [Hannover], 6. November 1788. 8 S. 4°.
2. Hannover, 11 Januar 1789. 4 S. 4°.
3. [Hannover], 24 - - 4 - -
4. Hannover, 5 März - 4 - -
5. - 25 September 1793. 4 - -

20. August von Honstedt.

Madras, 16 Januar 1790. 4 S. 4°.

21. Therese Forster, geb. Heyne.

Mainz, 22 April 1790. 2 S. 4°.

22. J. G. Zimmermann.

1. Hannover, 21 Mai 1790. 1 S. 8°.
2. - 21 Februar 1791. 2 S. 4°.

23. W. Smith.

1. Piercefield, 29 Juli 1790. 2 S. 4°.
2. - 11 October - 2 - -

24. Josiah Dornford.

1. London, 22 August 1790. 4 S. 4°.
2. - 30 Juni 1791. 3 - -

25. Gottlieb Cruse.

Braunschweig, 6 April 1791. 2 S. 4°.

26. Johann Joachim Eschenburg.

1. Braunschweig, 30 April 1791. 1 S. 4°.
2. - 14 Juli 1792. 2 - -
3. - 8 Juni 1797. 4 - 8°.
4. - 20 November 1797. 1 S. 8°.
5. - 16 October 1798. 1 - -

(6. - 14 Juli 1792. 3 S. 4°.
an Schlegel's Vater.)

(7. - 9 April 1798. 3 S. 4°.
an Schlegel's Bruder Karl.)

27. Friedrich von Schlegel.

1. (1) Leipzig, 18 Mai 1791. 4 S. 8°.
2. (2) - 9 Juni - 14 - -
3. (3) - 26 August 1791. 4 S. 8°.
4. (4) [Leipzig], 4 October [1791]. 8 S. 8°.
5. (5) [Leipzig] 8 November 1791. 9 - -
6. [Leipzig, November 1791] 4 S. 8°.
7. [Leipzig], 5 December 1791. 4 - -
8. (7) [Leipzig, Ende 1791]. 6 S. 4°.
9. (8) Leipzig, 11 Februar 1792. 16 S. 8°.
10. (9) Dresden, 13 April - 7 - -
11. (10) Leipzig, 17 Mai - 9 - -
12. (11) [Leipzig, Juni 1792]. 10 S. 8°.
13. (12) [Leipzig], 5 Juli 1792. 9 - -
14. (13) [Leipzig, August 1792]. 3 S. 8°.
15. (14) [Leipzig] 5 October 1792. 8 - -
16. (15) [Leipzig, October 1792]. 5 - -
17. (16) Leipzig, 21 November 1792. 30 S. 8°.
18. (17) - December - 7 - -
19. (18) [Leipzig, Januar 1793]. 3 S. 4°.
20. (19) Halle, 19 Februar 1793. 5 S. 8°.
21. (20) Leipzig, 10 März [1793]. 4 - -
22. (21) - 24 - [1793]. 6 - -
23. (22) Dresden, 3 April 1793. 4 - -
24. (23) Leipzig, 8 Mai - 6 - -
25. (24) [Leipzig, Mai 1793]. 8 - -
26. (25) [Leipzig], 2 Juni 1793. 11 - -
27. (26) [Leipzig], 19 Juni 1793. 9 - -
28. (27) [Leipzig, Juli 1793]. 5 S. 8°.
29. (28) [Leipzig, Juli 1793]. 4 - -
30. (29) Leipzig, 21 August 1793. 10 S. 8°.
31. (30) - 28 - [1793]. 19 - -
32. (31) [Leipzig], 16 September 1793. 11 S. 8°.
33. (32) Leipzig, 29 - - 7 - -
34. (33) [Leipzig], 9 October - 8 - -
35. (34) [Leipzig, October 1793]. 10 S. 8°.
36. (35) [Leipzig, October 1793]. 8 - -
37. (36) [Leipzig], 30 October 1793. 4 - -
38. (37) [Leipzig], 1 November [1793]. 6 S. 8°.
39. (38) [Leipzig]. 4 - [1793]. 11 - -
40. (39) [Leipzig], 10 - [1793]. 2 - -
41. (40) [Leipzig], 13 - [1793]. 5 - -
42. (41) [Leipzig], 17 - [1793]. 5 - -
43. (42) [Leipzig], 24 - 1793. 6 - -
44. (43) [Leipzig, December 1793]. 6 - -
45. (44) [Leipzig], 15 December [1793]. 12 - -
46. (45) [Leipzig], 24 December 1793. 3 - -
47. (46) [Leipzig], 1 Januar 1794. 4 S. 8°.
48. (1) Dresden, 21 Januar [1794]. 7 - -
49. (2) - 10 Februar 1794. 11 - -
50. (3) - 27 - - 11 - -
51. (4) - 5 April [1794]. 7 - -
52. (5) - 11 - 1794. 6 - -
53. (6) [Dresden, April 1794]. 2 S. 8°.
54. (7) Dresden, 9 Mai [1794]. 12 - -
55. (8) [Dresden, Ende Mai 1794]. 4 S. 8°.
56. (9) [Dresden, Ende Juli 1794]. 7 - -
57. (10) [Dresden], 27 October 1794. 4 S. 8°.
58. (11) Dresden, 18 November - 11 - -
59. (12) [Dresden], 7 December [1794]. 16 - -
60. (13) [Dresden], 20 Januar [1795]. 10 - -
61. (14) [Dresden] 7 April 1795. 8 - -
62. (15) Dresden, 28 April 1795. 4 - -
63. (16) [Dresden], 20 Mai [1795]. 10 - -
64. (1) Pillnitz, 16 Juni 1795. 9 S. 8°.
65. (2) - 4 Juli - 11 - -
66. (4) [Dresden, Ende Juli 1795]. 4 S. 8.
67. (5) [Dresden, 31 Juli 1795]. 8 - -
68. (6) Dresden, 1 August [1795]. 4 - -
69. (7) - 17 - 1795. 12 - -

(70. Dresden, 2 October [1795] 16 - -
An Caroline.)

71. (8) [Dresden, November 1795]. 7 - -

Sondern die Scheitel des Zeus. Zeus Scheitel winket Betrug nie;
Unvollendet auch nicht blieb was die Tochter gewinkt.

Augenſcheinlich nun naht Athenäa ſich; aber die Göttin, 135
Ihr Jungfrauen, empfangt, denen die Sorge gebührt,
Mit lobredendem Munde, mit Jubelgeſchrei und Gebeten.
Heil dir, Göttin! beſchirm' Argos inachiſche Stadt.
Heil dir, wann du ſie treibeſt hinaus, und wieder herbei lenkſt,
Deine Roſſ', und verleih Segen des Danaos Land. 140

Wenn ſchon die Richtung des Ganzen an beſtimmte Perſonen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters dieſen elegiſchen Hymnus, der von allen epiſchen des Kallimachos von Grund aus und unendlich verſchieden iſt, der lyriſchen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der ſcheidenden Kunſt beſtimmten Begriffen von derſelben, aneignet: ſo könnte eine Geſchichte, welche ein ſo ſeltſames Gemiſch von Willkür und Nothwendigkeit, von Zufall und Abſicht enthält, für die Elegie, welche ſo gern mit ſtreitenden Empfindungen ſpielt, und Widerſprüche verkettet, ein ſehr angemeßener und glücklicher Stoff ſcheinen. In jedem Fall wäre die Vorausſetzung, die Beſchaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poeſie der Natur des Ganzen wunderbar innig und tief entſpricht, könne bei einem ſo abſichtsvollen Künſtler zufällig ſein und von keiner Bedeutung, durchaus geſchichtswidrig.

Vergleicht man dieſe Elegie des Kallimachos mit dem Bruchſtücke des Hermeſianax, ſo kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob dieſe Sonderbarkeit des Kunſturtheils

72. (9) Dresden, 23 December 1795. 16 S. 8°.
73. (10) [Dresden, December 1795]. 4 - -
74. (11) Dresden, 2 Januar 1796. 4 S. 8°.
75. (12) - 15 - [1796]. 8 - -
76. (13) [Dresden] 19 - 1796. 8 - -
77. (14) Dresden, 30 - [1796]. 8 - -
78. (15) [Dresden, Februar 1796]. 5 - -
79. (16) [Dresden, Februar 1796]. 8 - -
80. (17) Dresden, 27 Februar 1796. 6 - -
81. (18) Dresden, 6 März - 4 - -
82. (19) Pillnitz, 28 - [1796]. 24 - -
83. (20) - 11 Juni [1796]. 4 - -
84. (21) - 15 - 1796. 12 - -
85. [Halle?], Donnerstag] Juli 1796]. 2 - -
86. Leipzig, 28 Juni 1796. 4 - -
(87. Dürrenberg, 2 August 1796. 8 - -
An Caroline.)
88. (1) Berlin, 2 August 1797. 4 - -
89. (2) - 26 - - 4 - -
90. (3) - 19 September - 4 - -
91. (4) - 31 October - 20 - -
92. (5) [Berlin, November 1797]. 5 - -
93. (6) [Berlin, November 1797]. 4 - -
94. (7) [Berlin, November 1797]. 18 - -
95. (8) [Berlin, November 1797]. 12 - -
96. (9) [Berlin, December 1797]. 11 - -
97. (10) [Berlin, December 1797. 11 - -
98. (11) Berlin, 18 December 1797. 10 - -
99. (12) [Berlin, Anfang 1798]. 14 - -
100. (14) [Berlin, Anfang 1798]. 4 - 4°.
101. (15) [Berlin, Anfang 1798]. 4 - 4°.
102. (16) [Berlin, Anfang 1798]. 9 - -
103. (17) Berlin, 27 Februar 1798. 9 - -
(Mit Nachschrift von Schleiermacher und Beilage an Caroline.)
104. (18) [Berlin, März 1798]. 24 S. 8°.
105. (19) [Berlin, März 1798]. 12 - -
106. (20) [Berlin], Sonntag 25 März [1798]. 20 S. 8°.
107. (21) [Berlin, Ende März 1798]. 7 S. 8°.
108. (22) [Berlin], 12(?) April [1798]. 6 - -
109. (23) [Berlin, April 1798]. 5 - -
110. (24) [Berlin], 28 April [1798]. 8 - -
111. [Berlin], 29 September 1798. 6 - -
112. [Berlin, October 1798]. 4 S. 8°.
113. [Berlin, October 1798]. 3 - -
(Zum Theil von Dorothea's Hand und mit Nachschrift von Schleiermacher.)
114. Berlin, 20 October 1798. 7 S. 8°.
115. - 29 - - 8 - -
116. - 2 November 1798. 4 - -
(117. [Berlin, November 1798]. 8 - -
118. [Berlin], 27 November [1798]. 9 S. 8°.
119. Berlin, 15 December 1798. 8 - -
120. Berlin, 22 December 1798. 6 S. 8°.
No. 117—120 an Caroline.)
121. [Berlin, Januar 1799. 4 S. 8°.
122. Berlin, 29 Januar 1799. 4 - -
123. Berlin, 5 Februar 1799. 4 - -
124. [Berlin, Februar 1799. 1 - -
125. Berlin, 19 Februar [1799]. 6 S. 8°.
(Mit Beilage an Caroline.)
126. Berlin, 25 Februar 1799. 9 S. 8°.
(Mit Beilage an Caroline.)
(127. [Berlin, März 1799]. 4 S. 8°.
An Caroline.)
128. [Berlin, März 1799]. 2 - -
(129. [Berlin, März 1799]. 4 - -
An Caroline.)
130. [Berlin, April 1799]. 5 - -
131. [Berlin, April 1799]. 8 - -
132. [Berlin, April 1799]. 5 - -
(133. [Berlin, April 1799]. 8 - -
An Caroline.)
134. [Berlin, Mai 1799]. 4 - -
135. [Berlin, Mai 1799]. 6 - -
(Nebst Einlage an Caroline.)
136. [Berlin], 7 Mai [1799]. 9 S. 8°.
137. [Berlin, Mai 1799]. 3 - -
(Mit Einlage an Caroline.)
(138. [Berlin, Juni 1799]. 4 S. 8°.
An Caroline.)
(139. [Berlin, Juli 1799]. 4 - -
An Caroline.)
140. [Berlin, Juli 1799]. 3 - -
141. [Berlin, Juli 1799]. 2 - -
142. [Berlin], 10 August [1799]. 6 S. 8°.
143. [Berlin, August 1799]. 4 - -
144. [Jena], 28 Juli 1800. 9 - -
145. Dornburg, 6 August 1800. 4 - -
146. Jena, 4 September 1800. 5 - -
147. - 12 - - 4 - -
148. - 20 - - 8 - -
149. - 17 October - 3 - -
150. - 30 November [1800]. 3 - -
151. - 26 - 1800. 8 - -
152. - 5 December - 4 - -
153. - 15 - - 6 - -
154. [Jena, Anfang 1801]. 8 S. 8°.
155. [Jena, Anfang 1801]. 1 - -
156. [Jena, Anfang 1801]. 6 - -
157. [Jena, Anfang 1801]. 1 - -
158. [Jena, Anfang 1801]. 5 - -
159. [Jena, Anfang 1801]. 3 - -
160. Jena, 16 Januar 1801. 4 - -
161. - 2 Februar - 5 - -
162. - Februar - 9 - -

163. Jena, 20 Februar 1801. 4 S. 8°.
164. - 6 März - 8 - -
165. Weissenfels, 24 März 1801. 5 S. 8°.
166. Jena, 27 März 1801. 7 S. 8°.
167. - 6 April - 8 - -
168. - 17 April - 8 - -
169. [Jena] 27 - - 7 - -
170. Jena, 1 Mai - 6 - -
171. - 18 - - 7 - -
172. - 1 Juni - 8 - -
173. - 31 Juli - 2 - -
174. *Jena, 11 September 1801. 4 S. 8°.*
(Abschrift.)
175. [Jena, September 1801]. 1 - -
176. *Jena, 21 September 1801. 3 - -*
(Abschrift.)
177. [Jena, Ende September 1801]. 1 - -
178. Dresden, 8 Februar 1802. 2 - -
179. - 1 März - 2 - -
180. - 18 - - 4 - -
181. Paris, 16 September - 5 - -
182. - 15 Januar 1803. 14 - -
183. - 1 April - 4 - -
184. [Paris], 15 Mai [1803]. 6 - -
185. Paris, 14 August [1803]. 12 - -
186. [Paris], 26 November 1803. 6 - -
187. Paris, [1803]. 8 - -
188. Dresden, [1803]. 4 - -
189. Wien, 24 Juli 1811. 4 - -
190. - 1 August 1812. 2 - -
191. - 12 Januar 1813. 6 - -
192. - 16 - - 2 - -
193. - 17 - - 2 - -
194. - 7 April - 4 - -
195. - 8 Juni - 6 - -
196. - 20 October - 7 - -
197. - 31 - - 4 - -
198. - 26 August 1815. 14 - -
199. - 18 October - 8 - -
200. Frankfurt, 27 Juli 1816. 10 - -
201. - 11 November - 3 - -
202. - 2 Januar 1817. 4 - -
203. - 24 März - 4 - -
204. - 15 Juli - 4 - -
205. - 23 September - 8 - -
206. - 21 Februar 1818. 8 - -
207. - 21 März - 4 - -
208. - 3 April - 6 - -
209. - 16 - - 4 - -
210. - 28 - - 8 - -
211. Wiesbaden, 20 Juni - 6 - -
212. Frankfurt, 30 - - 6 - -
213. - 7 Juli - 4 - -
214. Frankfurt, 11 Juli 1818. 4 S. 8°.
215. Wiesbaden, 16 - - 6 - -
216. - 19 - - 4 - -
217. [Frankfurt, Juli 1818]. 2 - -
218. Frankfurt, 10 August 1818. 4 - -
219. Aschaffenburg, 21 August 1818. 4 S. 8°.
220. Frankfurt, 27 August 1818. 10 S. 8°.
221. - 28 - - 4 - -
222. - 3 September - 4 - -
223. - 4 - [1818]. 4 - -
224. Wien, 18 November 1818. 4 - -
225. - 26 December - 8 - -
226. - 4 Februar 1819. 10 - -
227. - 25 - - 4 - -
228. - 21 August - 8 - -
229. - 13 November - 6 - -
230. - 8 Januar 1820. 4 - -
231. - 16 September [1820]. 6 - -
232. - 26 April 1823. 8 - -
233. - 27 - 1825. 6 - -
234. - 2 Juni 1826. 7 - -
235. - 1 November 1827. 4 - -
236. *Rom, 26 December - 4 - -*
(Abschrift.)
237. Wien, 21 Januar 1828. 6 - -
238. *Rom, 28 März - 7 - -*
(Abschrift.)
239. *- 25 Juni - 2 - -*
(Abschrift.)
240. Wien, 5 Juli - 1 - -
241. *Rom, 29 September - 4 - -*
(Abschrift.)

28. Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn.

1. [Berlin], 9 März 1799. 4 S. 8°.
2. [Berlin], 26 März [1799]. 8 - -
3. Berlin, 20 April 1799. 2 - -
4. [Berlin], 3 August [1799]. 8 - -
5. [Jena, 1800]. 2 S. 8°.
6. [Jena, 1800]. 2 - -
7. [Jena, 6 August 1800]. 1 - -
8. Jena, 25 August 1800. 5 - -
9. - 28 October - 4 - -
10. [Jena, 1800]. 2 S. 8°.
11. Wien, 16 Mai 1812. 8 - -
(Mit Nachschrift von Friedrich.)
12. - 12 Januar 1813. 8 - -
13. - 15 März 1816. 2 - -
14. Frankfurt, 19 Juli 1816. 8 - -
15. - 18 December 1816. 4 S. 8°.
16. - 10 September 1817. 4 - -
17. [. . .] 3 Januar 1818. 3 - -

18. *Bonn, 17 November 1828.* *3 S. 8°.*
(Abschrift.)
19. Wien, 3 December 1828. 5 - -
20. - 28 Januar 1829. 3 - -
21. - 18 März - 8 - -
22. - 25 April - 1 - 4°.
23. - 5 December 1829. 3 - 8°.
24. - 9 Januar 1830. 3 - 4°.
25. Frankfurt a M., 30 October 1833. 4 - 8°.
26. - 18 Februar 1835. 8 - -

29. Christian Gottlob Heyne.

1. Göttingen, 6 Juli 1791. 1 S. 4°.
2. - 7 Juni 1793. 1 - -
3. - 6 Juli - 2 - 8°.
4. - 10 October 1795. 2 - 4°.
5. - 25 August 1797. 2 - 8°.
6. - 28 November - 1 - -
7. - 24 Januar 1798. 2 - -
8. - 5 Juli 1800. 1 - -

30. C. Rehberg.

[Hannover], 4 September 1791. 4 S. 4°.

31. von Pape.

Hannover, 13 October 1791. 2 S. 4°.

32. Gottfried August Bürger.

1. Göttingen, 31 October 1791. 4 S. 8°.
2. - 30 Juli 1792. 4 - -
3. - 28 September 1792. 4 - -

33. Oelrichs.

Hannover, 20 März 1792. 1 S. 4°.

34. Louise Wiedemann, geb. Michaelis.

1. Göttingen, 7 Mai 1793. 6 S. 4°.
2. *Amsterdam, 18 Juni 1793. 6 S. 8°. (Abschrift.)*
3. Kiel, 12 August 1838. 4 S. 8°.

35. Gottfried Philipp Michaelis.

1. Leiden, 27 August 1794. 4 S. 4°.
2. - 2 September - 2 - -
3. - [6 September 1794]. 1 - -
4. - 8 September 1794. 1 - -

36. L. Moller.

Berlin, 16 Mai 1793. 4 S. 4°.

37. Wilhelm von Humboldt.

1. Berlin, 25 Mai 1793. 4 S. 8°.
2. Burg Oerner, 16 November 1793. 4 S. 8°.
3. Berlin, 23 Juli 1796. 4 S. 8°.
4. London, 10 Mai 1818. 3 - 4°.
5. *Bonn, 1 December 1822. 12 - 8°. (Abschrift.)*
6. *- 21 - - 16 - - (Abschrift.)*
7. *- 17 März 1823. 7 - - (Abschrift.)*
8. *- 14 April - 9 - - (Abschrift.)*
9. Norderney, 12 August 1831. 3 S. 4°.

38. Heinrich Muilman.

1. Amsterdam, 19 Juli 1793. 4 S. 4°.
2. - 22 September 1795. 4 - -
3. - 5 Juli 1796. 4 - -
4. - 12 August 1796. 4 - -
5. - 20 Juli - 3 - -

39. Wilhelm Muilman.

1. Amsterdam, 4 August 1795. 4 S. 4°.
2. - 18 - - 2 - -
3. - 5 October - 2 - -
4. - 14 December - 2 - -
5. - 14 März 1796. 3 - -
6. - 7 August - 3 - -
7. - 12 September 1797. 3 - -
8. - 15 Juni 1798. 3 - -
9. Berlin, 22 December [1798]. 3 - -
10. Dresden, 27 März 1799. 3 - -

40. Karl Reinhard.

Göttingen, 24 Juli 1794. 4 S. 8°.

41. Johann Friedrich August Tischbein.

1. Zwoll, 9 November 1794. 3 S. 4°.
2. Weymar [Herbst 1795]. 4 - -
(Mit Nachschrift von seiner Frau.)
3. Dessau, 21 September 1796. 5 S. 4°.
(Mit Nachschrift von seiner Frau.)
4. - 13 März 1797. 4 S. 8°.

41a. S. Tischbein.

1. Dessau, 14 December 1795. 6 S. 4°.
2. - 8 März 1796. 4 - -

42. August Georg Uhle.

(Hannover, 6 August 1795. 4 S. 4°.
An Schlegel's Mutter.)

43. Christian Gottfried Schuetz.

1. Jena, 27 November 1795. 3 S. 8°.
2. [Jena, Anfang December 1797]. 4 S. 4°.
3. Jena, 25 December 1797. 3 S. 4°.
4. [Jena, Juli 1798]. 2 S. 4°.

5. [*Jena, 20 October 1799*]. 3 S. 8°. *(Abschrift.)*
6. Jena, 20 October 1799. 3 – –
7. [*Jena, 21 October 1799*]. 3 – – *(Abschrift.)*
No. 5–7 zuerst gedruckt in der Jenaischen A. L. Z. 1800. Intelligenzbl. No. 62.

44. Johann Gottlieb Fichte.

1. [Jena, 1796?]. 1 S. 8°.
2. Jena, 16 Januar 1799. 2 S. 4°.
(Gedrucktes Circular.)
3. [Jena], 23 December 1799. 1 S. 8°.
(Als Beilage »Fichte's Entwurf zu einem Plan über ein zu errichtendes kritisches Institut«.)
4. Berlin, 16 Juli 1800. 2 S. 4°.
5. – 6 September 1800. 2 S. 4°.
6. – 27 December – 1 – –

45. Johann Friedrich Reichardt.

1. Giebichenstein, 23 Juni 1796. 1 S. 8°.
2. – 15 September 1796. 3 S. 8°.
3. – 16 November 1798. 3 – –
4. – 12 Januar 1799. 4 – –

46. Karl August Böttiger.

1. Weimar, 16 August 1796. 3 S. 8°.
2. – 27 Juli – 2 – –
3. – 23 November – 2 – –
4. – 4 Januar 1797. 2 – –
5. – 7 – – 2 – –
6. – 18 – – 1 – –
7. – 29 – – 3 – –
8. – 22 Februar – 3 – –
9. – 1 März – 2 – –
10. – 17 September 1797. 2 – –
11. – 28 October – 1 – –
12. – 8 November – 2 – –

47. August Matthiae.

Amsterdam, 26 September 1796. 2 S. 8°.

48. Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, 12 October 1796. 3 S. 8°.

49. Friedrich Karl von Strombeck.

1. Braunschweig, 17 December 1796. 3 S. 4°.
2. Wolfenbüttel, 10 März 1799. 2 – –

50. Johann Daniel Falk.

1. [Weimar 1797]. 6 S. 8°.
2. [Weimar 1797]. 4 – –
3. Weimar, 12 April [1797]. 3 S. 8°.
4. [Weimar, Anfang 1798]. 4 – –
5. Halle, Februar [1798]. 8 – –
6. Weimar, 21 Februar 1799. 4 – –
7. – 31 März [1799]. 2 – –
8. – 10 Januar 1800. 1 – –

51. Ludwig Tieck.

1. [Berlin, 1797]. 4 S. 8°.
2. Berlin, 23 December [1797]. 8 S. 8°.
3. – 9 Januar 1798. 8 – –
4. [Berlin, Frühjahr 1798]. 4 – –
5. [Berlin, Frühjahr 1798]. 4 – –
6. [Berlin, Herbst 1798]. 4 – –
7. Berlin, 22 December 1798. 2 – 4°.
8. [Berlin, Frühjahr 1799]. 4 – 8°.
9. [Giebichenstein, Frühjahr 1800]. 1 – 4°.
10. Hamburg, 27 August 1800. 2 – –
11. [Berlin, Anfang 1801]. 2 – –
12. [Dresden, Sommer 1801]. 2 – –
13. [Dresden, Sommer 1801]. 3 – –
14. [Dresden, Sommer 1801]. 2 – 8°.
15. [Dresden, Herbst 1801]. 4 – 4°.
16. Dresden, 10 December 1801. 4 – 8°.
17. [Dresden, Ende 1801]. 2 S. 4°.
18. [Dresden, 1802]. 4 – 8°.
19. [Dresden, 1802]. 4 – 4°.
20. [Dresden, Herbst 1802]. 2 – –
21. [Dresden, Herbst 1802]. 4 – 8°.
(Zugleich an seine Schwester Sophie.)
22. [Ziebingen, Anfang 1803]. 4 – –
23. [Ziebingen, Frühjahr 1803]. 1 S. 4°.
24. Ziebingen, Pfingstmont. [30 Mai 1804]. 8 S. 8°.
25. Ziebingen [1804]. 1 S. 8°.
26. Dresden, 27 März 1822. 3 S. 4°.
27. – 26 – 1825. 3 – –
28. Frankfurt a/M., 15 Juni 1828. 1 S. 4°.
29. Würzburg, 23 September – 2 – 8°.
30. Dresden, 15 December – 4 – 4°.
31. – 13 Januar 1829. 4 S. 4°.
32. – 20 Mai 1836. 3 – –
33. Baden-Baden, 19 August 1836. 4 S. 8°.
34. Heidelberg, 7 September – 4 – –
35. Dresden, 27 März 1837. 4 S. 4°.
36. – 27 August – 3 – 8°.
(37. Ziebingen, 15 October [1802]. 1 S. 4°.
38. [Ziebingen, Anfang 1803]. 1 S. 8°. No. 37. 38 an seine Schwester Sophie Bernhardi.)

52. Christian Gottlob von Voigt.

Weimar, 25 Mai 1797. 1 S. 8°.

53. Valerius Wilhelm Neubeck.

1. Steinau, 2 September 1797. 4 S. 8°.
2. - 19 - - 3 - -
3. - 20 October - 4 - -
4. - 30 - - 8 - -
5. - 16 Januar 1798. 4 - -
6. - 18 August - 4 - -
7. - 30 October - 4 - -
8. - 16 - 1799. 8 - -
9. - 23 Juni 1800. 3 - 4°.

54. Immanuel Gottlieb Huschke.

Göttingen, 4 September 1797. 3 S. 4°.

55. Karl Friedrich Christian Wagner.

1. Braunschweig, 29 September 1797. 3 S. 8°.
2. - 6 November - 3 - -
3. - 7 April 1798. 3 - -

56. Ludwig Theobul Kosegarten.

1. Altenkirchen, 1 Januar 1798. 2 S. 8°.
2. - 24 September - 4 - -
(Mit gedruckter Beilage.)

57. Friedrich Schleiermacher.

1. Berlin, 15 Januar 1798. 8 S. 8°.
(Mit Randglossen von Friedrich Schlegel.)
2. Berlin, 17 Februar 1798. 4 S. 8°.
3. - 6 März - 4 - -
4. - 5 October 1799. 4 - -
5. - 24 December - 4 - -
6. - 18 Januar 1800. 3 - -
7. [Berlin], 29 März - 2 - -
8. Berlin, 12 April - 4 - -
9. - 3 Mai - 2 - -
10. - 27 - - 4 - -
11. - 24 Juni - 4 - -
12. - 28 - - 4 - -
13. - 19 Juli - 6 - -
14. - 26 - - 2 - -
15. - 29 August - 6 - -
16. - 20 September 1800. 2 - -
17. - 4 October [1800]. 4 - -
18. - 25 November [1800]. 3 S. 8°.
19. - 6 December [1800]. 3 - -
20. - 23 - 1800. 3 - -
21. - 27 - [1800]. 1 - -
22. - 17 September 1801. 4 - -
23. Stolpe, 16 Juli 1803. 4 - -
24. - 12 October 1803. 4 - -

58. Friedrich August Eschen.

1. Bern, 6 Juni 1798. 3 S. 4°.
2. Rümlingen bei Bern, 30 Mai 1800. 3 S. 4°.

59. Gottlieb Hufeland.

1. Jena, 5 Juli 1798. 4 S. 8°.
2. - 2 August 1798. 3 - -
3. [Jena], 2 Mai 1799. 3 - 4°.
4. Jena, 3 November 1799. 4 S. 8°.
5. [*Jena. November 1799*]. 2 S. 8°. (*Abschrift.*)

60. August Hülsen.

1. Nennhausen, 12 Juli 1798. 2 S. 8°.
2. - 6 August - 3 - -
3. - 15 November 1798. 4 S. 8°.
4. Lentzke bei Fehrbellin, 14 März 1799. 4 S. 8°.
5. - 8 Juli - 6 - -
6. Görike bei Ziesar, 26 Mai 1803. 8 S. 8°.
7. Premnitz, 1 Juli 1803. 5 S. 8°.
8. - 8 - - 10 - -
9. Görike, 18 August - 8 - -
10. Premnitz, 5 September 1803. 4 S. 8°.
11. - 14 October - 6 - 4°.
(12. Seekamp, 3 December - 4 - 8°.
An Sophie Bernhardi.)

61. Karl Gotthold Lenz.

Gotha, 20 Juli 1798. 2 S. 8°.

62. August Wilhelm Iffland.

1. Berlin, 3 September 1798. 3 S. 4°.
2. - 19 März 1799. 3 - -
3. - 5 November 1799. 1 - -
4. - 28 Februar 1801. 1 - -

63. Frau Iffland.

Berlin, 8 September 1798. 4 S. 8°.

64. Benjamin Beresford.

1. [Berlin], 11 September 1798. 1 S. 4°.
2. Berlin, 17 November - 1 - -
3. - 25 December - 2 - -
4. - 22 Mai 1799. 2 - -
5. Goslar, 5 August 1799. 3 - -
6. Berlin, 29 April 1800. 4 - -
7. Hamburg, 4 September 1800. 3 - -

65. Karl Gottlob Anton.

1. Görlitz, 12 November 1798. 6 S. 8°.
2. - 2 September 1799. 6 - -

66. Johann Barthold von Siebold.

Würzburg, 10 December 1798. 2 S. 8°.
(Mit gedruckter Beilage.)

67. Johann Friedrich Kinderling.

Berlin, 29 December 1798. 1 S. 8°.

68. Johann August Heine.

1. Dresden, 31 Januar 1799. 2 S. 4°.
2. - 20 März - 2 - 8°.

69. Karl Friedrich Zelter.

Berlin, 1 Februar 1799. 2 S. 4°.

70. Fischer.

1. Kammerswaldau, 12 Februar 1799. 4 S. 8°.
2. - 20 Mai - 3 - -

71. Friedrich Rochlitz.

1. Leipzig, 21 Februar 1799. 3 S. 8°.
2. - 30 April - 2 - -
3. - 10 Mai - 3 - -

72. Friedrich Justin Bertuch.

Weimar, 18 April 1799. 2 S. 8°.

73. Georg Friedrich Christian Weissenborn.

Schnepfenthal, 5 Mai 1799. 1 S. 4°.

74. Franz Gareis.

1. Giebichenstein, 26 Juni 1799. 4 S. 8°.
2. - [1799]. 4 - -

75. Gerning.

Weimar, 26 Juni 1799. 1 S. 8°.

76. Heinrich Steffens.

1. Freiberg, 26 Juli 1799. 2 S. 4°.
2. - October 1800. 4 - 8°.
3. Kopenhagen, 21 November 1803. 3 S. 8°.

77. Ludwig Ferdinand Huber.

1. Stuttgart, 17 August 1799. 2 S. 4°.
2. - 9 Januar 1800. 3 - -
3. - 16 - - 1 - -

78. Caroline Louise Brachmann.

1. Weissenfels, 7 November 1799. 2 S. 8°.
2. - 8 Februar 1800. 2 - -
3. - 28 Mai - 6 - -

79. Karl Wilhelm Dassdorf.

Dresden, 1 December 1799. 3 S. 4°.

80. Aloysius Wilhelm Schreiber.

Baden, 5 Juni 1800. 3 S. 8°.

81. Fried. Wilh. Jos. von Schelling.

1. Bocklet, 6 Juli 1800. 4 S. 8°.
2. Jena, 10 November 1800. 3 S. 8°.
3. - 15 December - 4 - -
4. - 20 April 1801. 5 - 4°.
5. - 3 Juli - 6 - 8°.
6. [Jena, Juli 1801]. 1 - -
7. [Jena], 9 November 1801. 4 - 4°.
(Mit Nachschrift von Caroline.)
8. Jena, 10 December 1801. 4 S. 4°.
9. [Jena], 4 Januar 1802. 4 - -
10. [Jena], 19 März [1802]. 4 - -
11. [Jena], 29 - 1802. 4 - -
12. Jena, 4 April - 5 - -
13. [Jena], 12 April 1802. 3 - -
14. Jena, 16 Juli - 6 - 8°.
15. - 30 - - 2 - 4°.
16. - 6 August - 3 - 8°.
17. [Jena], 19 - - 3 - 4°.
18. Jena, 3 September - 20 - 8°.
19. - 20 - - 1 - 4°.
20. - 24 - - 12 - 8°.
21. [Jena], 4 October - 12 - 4°.
22. Jena, 8 - [1802]. 12 - 8°.
23. - 11 - 1802. 4 - -
24. - 13 - - 6 - -
25. - 21 - - 11 - -
26. - 1 November - 4 - 4°.
27. - 29 - - 6 - -
28. - 7 Januar 1803. 8 - -
29. - 21 - - 3 - -
30. [Jena], 31 - - 7 - 8°.
31. Jena, 11 Februar - 3 - 4°.
32. - 14 - - 4 - -
33. - 21 März - 1 - -
34. - 22 April - 4 - -
35. [Jena], 13 Mai - 4 - -
36. Jena, 20 - - 6 - -
37. Mariae Einsiedel bei München, 4 Mai 1812. 6 S. 4°.
38. München, 10 August 1839. 1 S. 4°.
(39. Brief von G. Waitz an E. Böcking, Göttingen, 20 März 1861.)

82. Caroline Schlegel, geb. Michaelis.

1. [Jena], 16 November [1801]. 8 S. 8°.
2. Jena, 23 - 1801. 8 - -

3. [Jena], 26 November 1801. 9 S. 8°.
4. [Jena], 3 December [1801]. 8 - -
5. [Jena], 10 - 1801. 10 - -
6. [Jena, 20 December]. - 10 - -
7. [Jena], 28 December - 12 - -
8. [Jena, 4 Januar 1802]. 4 - -
9. [Jena, Januar 1802]. 3 - 4°.
(Nebst 20 Seiten Einlage an Frau Bernhardi.)
10. [Jena], 11 Januar 1802. 18 S. 8°.
11. [Jena], 18 - [1802]. 14 - -
12. [Jena], 21 - 1802. 9 - -
(Nebst Rechnungen und anderen Einlagen.)
13. *Berlin, 26 Januar 1802.* 7 S. 8°.
14. [Jena, Januar 1802]. 7 - -
15. [Jena], 28 Januar [1802]. 8 - -
16. [Jena], 1 Februar 1802. 8 - -
17. [Jena, Februar 1802]. 5 - -
18. [Jena], 8 Februar [1802]. 4 - -
19. [Jena], 15 - 1802. 16 - -
20. [Jena], 22 - [1802]. 14 - -
21. [Jena], 1 Marz [1802]. 3 - -
22. [Jena, 3 Marz 1801]. 1 - 4°.
23. [Jena], 4 Marz [1802]. 1 - 8°.
24. [Jena], 8 - [1802]. 8 - -
25. [Jena], 11 - [1802]. 10 - -
26. [Jena], 18 - [1802]. 6 - -
27. [Berlin, Mai 1802]. 2 - 4°.
28. *[Berlin, Mai 1802]*. 6 - 8°.
29. [Berlin, Mai 1802]. 1 - 4°.
(30. Jena, Mai 1802]. 2 - 8°.
An Frau Bernhardi.)
31. [Jena], 3 Juni [1802]. 1 - 4°.
(Nebst Einlage von Professor Paulus.)
32. Jena, 18 Juni 1802. 3 - 8°
33. Jena, 21 - [1802]. 3 - -
34. [Jena, Juni 1802]. 14 - -
35. Jena, 5 Juli 1802. 8 - -
36. [Jena, September 1802]. 5 - -
(Ein Paket mit Rechnungen und auf die Ehescheidung bezüglichen Papieren.)

83. Friedrich Tieck.

1. Paris, 20 Juli 1800. 4 S. 8°.
2. - 24 April [1800]. 3 - -
3. Weimar, 17 Juni [1802]. 1 S. 4°.
4. - 16 Juli [1802]. 3 - -
5. - 19 - 1802. 1 - -
6. - 2 August - 3 - -
7. - 16 - [1802]. 3 - -
8. - 27 October [1802]. 3 - -
9. Altorf, Himmelfahrt [7 Mai] 1812. 3 S. 4°.
10. Mailand, 17 Mai 1812. 2 S. 4°.
11. Carrara, 24 Mai 1812. 4 S. 8°.
12. - 27 Juni - 2 - -
13. - 30 Mai 1816. 3 - 4°.
(Mit Beilage über die Büste Necker's.)
14. - 30 August 1816. 2 S. 4°.
15. - 7 December - 3 - -
16. - 14 - - 3 - -
17. - 22 Januar 1817. 4 - -
18. - 1 Februar - 4 - -
19a. - 22 Marz - 2 - -
19b. - 22 - - 3 - -
20. - 26 - - 3 - -
21. - 13 Mai - 2 - 8°.
22. - 17 Juni - 2 - 4°.
23. - 24 - - 2 - -
24. - 2 August - 4 - -
25. - 19 - - 3 - -
26. Berlin, 15 September 1821. 4 - -
27. - 15 Juni 1828. 1 - -
28. - 26 October 1830. 8 - -
29. - 24 November 1833. 3 - -
30. - 18 Marz 1834. 4 - -
31. - 20 April - 4 - 8°.
(32. [Weimar], 15 Juni [1801]. 3 - 4°.
33. [Weimar], 18 - [1801]. 2 - -
34. Weimar, 10 September [1802]. 2 S. 4°.
No. 32—34 an seine Schwester Sophie Bernhardi.)

84. Gottlieb Ernst August Mehmel.

1. Erlangen, 26 Juli 1800. 2 S. 4°.
2. - 15 November 1800. 4 S. 4°.

85. Johann Bernhard Vermehren.

Jena, 30 Januar 1801. 3 S. 8°.

86. Georg Falder.

Hannover, 28 November 1800. 2 S. 4°.

87. Hans Christian Genelli.

1. Berlin, 15 September 1801. 8 S. 8°.
2. - 29 Mai 1802. 4 - -
3. Madlitz, 6 October 1809. 8 - -
4. - 1 April 1818. 2 - -

88. Adalbert Friedrich Marcus.

1. Bamberg, 10 December 1801. 4 S. 4°.
2. - 6 Marz 1802. 2 - -

89. Graf Kalckreuth.

1. [1803]. 4 S. 8°.
2. Siegersdorf, 7 August 1803. 4 S. 4°.
3. - 28 October - 3 - -

90. Heinr. Karl Abrah. Eichstaedt.

1. Jena, 10 October [1803]. 6 S. 8°.
2. - 11 November 1803. 3 - -
3. - 28 - - 3 - -
4. - 7 Januar 1804. 3 - -
5. - 19 - - 3 - -
6. - 11 Februar - 6 - -

91. Konrad Scherer.

Rorschach, 12 September 1809. 3 S. 4°.

92. Heinrich Voss und Abraham Voss.

[Lahr], 12 April 1810. 4 S. 8°.
(Von Heinrich's Hand.)

93. Guillaume Favre-Bertrand.

1. Genève, 2 Février 1811. 4 S. 8°.
2. [Genève], 9 Mai 1815. 5 - -
3. [Genève], 11 - - 3 - -
4. [Genève], 19 - [1815]. 3 - -
5. La Grange, [1815]. 1 - -
6. - [1815]. 4 - -
7. [La Grange, 1815]. 1 - -
8. La Grange, 25 Juillet [1815]. 3 S. 8°.
9. [La Grange, 1815]. 4 S. 8°.
10. [La Grange], 18 Août [1815]. 2 S. 8°.
11. [La Grange], 25 - [1815]. 4 - -
12. [La Grange, 1815]. 2 S. 8°.
13. La Grange, 1 Juillet [1816]. 3 - -
14. - 24 - 1816. 4 - -
15. - [1816]. 1 - -
16. [La Grange], 2 Août [1816]. 2 - -
17. La Grange, 10 - [1816]. 4 - -
18. [Genève, 2 Septembre 1817]. 3 - 4°.
19. Genève, 28 Septembre 1817. 3 - -
20. - 1 Octobre - 4 - -
21. - 6 Novembre - 4 - -
22. - 15 Décembre - 2 - -
23. - 5 Février 1818. 2 - -
24. - 30 Juillet 1819. 3 - -

94. Karl von Hardenberg.

Unterzell bei Würzburg, 7 April 1811. 2 S. 4°.

95. Heinr. Friedr. Karl Freih. von Stein.

Petersburg, 7 (19) November 1812. 2 S. 8°.

96. Cl. W. N. L. Graf (Fürst) von Metternich.

1. [Stockholm, Anfang 1813]. 1½ S. 8°. *(Abschrift.)*
2. Wien, 31 Juli 1816. 1 S. 4°.

97. Ernst Friedr. Herb. Graf zu Münster.

1. London, 13 Mai 1813. 4 S. 4°.
2. [Stralsund, 5 Juni 1813]. 7 S. 8°.
(Abschrift.)
3. Londres, 2 Juillet 1813. 7 - 4°.

98. Friedrich von Gentz.

1. [Stockholm, Mai 1813]. 11 S. 8°.
(Abschrift.)
2. [Stralsund, Anfang Juni 1813]. 8 S. 8°.
(Abschrift.)
3. Stralsund, 6 Juni 1813. 12 S. 4°.
(Abschrift.)

99. Anne-Louise-Germaine de Staël-Holstein.

1. Stockholm, 10 May [1813]. 4 S. 8°.
2. - 17 - [1813]. 4 - -
(Mit Nachschrift von Albertine.)
3. [Stockholm], 23 May [1813]. 4 S. 8°.
4. [Gothembourg], 24—26 Juin [1813]. 4 S. 8°.
5. Londres, 2 Juillet [1813]. 4 S. 8°.
6. [Londres], 25 Septembre [1813]. 4 S. 4°.
7. [Londres], 5 Octobre [1813]. 3 - -
8. Londres, 8 Octobre [1813]. 4 - 8°.
9. - 9 Novembre [1813]. 4 - 4°.
10. [Londres], 30 - [1813]. 7 - -
11. [Londres], 12 Décembre 1813. 4 - 8°.

100. Auguste-Louis de Staël-Holstein.

1. Stockholm, 23 May [1813]. 2 S. 4°.
2. Londres, 11 Août 1813. 7 - -
3. - 24 - [1813]. 2 - 8°.
4. - 30 Novembre [1813]. 3 - -
5. Paris, 22 May 1816. 3 S. 4°.
6. - 29 - - 2 - -
7. - 7 Juin 2 - -
8. Coppet, 24 - 4 - 8°.
9. - 8 Juillet - 4 - 4°.
10. - 20 Août - 3 - -
11. - 26 - - 3 - -
12. - 9 Septembre 1816. 3 S. 8°.
13. Paris, 21 Octobre - 4 - -
14. - 1 Décembre - 4 - -
15. - 2 Mars 1819. 4 - 8°.
16. - 27. 28 Mars 1819. 7 - -
17. - 19 Avril - 4 - -
18. - 20 May - 4 - 4°.
19. Coppet, 16 Juin - 6 - 8°.
20. - 26 - - 3 - -
21. - 7 Août - 3 - -
22. - 30 - - 3 - -
23. - 13 Septembre [1819]. 3 - -
24. Paris, 26 Octobre 1819. 3 - 4°.

25. Paris, 5 Décembre 1819. 5 S. 4°.
26. - 20 Janvier 1820. 2 - 8°.
27. - 8 Février - 4 - -
28. - 21 Mars - 4 - -
29. - 6 Avril - 4 - -
30. - 18 Juin - 4 - -
31. - 2 Juillet - 3 - 4°.
32. Coppet, 15 - - 3 - 8°.
33. - 7 Août - 4 - -
34. - 11 - - 2 - -
35. - 1 Septembre 1820. 2 - -
36. - 28 - - 2 - -
37. Paris, 2 Mai [1821]. 3 - 4°.
38. - 3 Juillet - 3 - 4°.
39. Plombières, 7 Août - 2 - -
40. Paris, 19 Septembre - 4 - 4°.
41. - 3 Octobre - 4 - 8°.
42. - 15 Novembre 1821. 2 - -
43. - 23 - - 3 - 8°.
44. - 11 Février 1822. 4 - -
45. - 18 Avril [1822]. 1 - -
46. Cheltenham, 29 Juin 1822. 4 - 4°.
47. - 28 Juillet - 2 - -
48. Paris, 30 Septembre - 1 - -
49. - 1 Mars 1823. 3 - -
50. - 8 Juin 1825. 1 - -
51. - 13 Janvier 1826. 3 - 8°.
52. Londres, 23 Juin - 2 - 4°.
53. Coppet, 28 Août - 3 - 8°.
54. - 25 Novembre 1826. 3 - -
55. Genève, 31 Décembre - 2 - 4°.
56. Nice, 2 Avril 1827. 2 - 8°.

100a. Adèle de Stael-Holstein, née Vernet.

1. Genève, 6 Avril [1837]. 3 S. 8°.
2. Coppet, 25 Septembre [1840]. 5 S. 8°.
3. - 16 - [?]. 3 - -

101. Albertine de Broglie, née de Staël-Holstein.

1. Gothembourg, 5 Juin [1813]. 4 S. 8°.
(Mit Nachschrift von Frau von Staël.)
(2. Londres, 11 Juillet [1813]. 4 S. 8°.
An ihren Bruder Albert.)
3. Fontainebleau, [Avril 1818]. 2 S. 8°.
4. Genève, 26 Avril [1818]. 3 - -
5. Coppet, 17 Mai [1818]. 3 - -
6. - 15 Juin [1818]. 2 - -
7. - 27 Juillet [1818]. 3 - 4°.
8. - 9 Août [1818]. 3 - -
9. - 16 - [1818]. 4 - 8°.
10. [Coppet, Septembre 1818]. 3 S. 8°.
11. Coppet, 6 Octobre [1818]. 2 - -
12. [Paris], 24 - [1818]. 3 - -
13. Paris, 20 Décembre [1818]. 4 - -
14. [Coppet, 1818]. 3 S. 8°.
15. [Coppet, 1818]. 4 - -
16. [Coppet, 1818]. 3 - -
17. [Coppet, 1818]. 2 - -
18. [Coppet], 11 Janvier [1819]. 6 S. 8°.
19. [Coppet], 15 Mai [1819]. 4 - 4°.
20. [Coppet], 11 Juin [1819]. 4 S. 8°. 1 S. 4°.
21. [Coppet], 20 Août [1819]. 4 - -
22. [Coppet], 30 - [1819]. 4 - -
23. Coppet, 15 Septembre [1819]. 4 - -
24. Paris, 15 Octobre [1819]. 4 - 4°.
25. [Paris, 1819]. 4 S. 4°.
26. [Paris, 1819]. 5 - 8°.
27. [Paris], 19 Janvier [1820]. 4 S. 8°.
28. [Coppet], 1 Juillet [1821]. 3 - 4°.
29. Cautterets, 9 Août [1821]. 4 - 8°.
30. - 22 - [1821]. 4 - -
31. [Paris], 8 Novembre [1821]. 2 - -
32. [Paris], 11 - [1821]. 2 - -
33. [Paris], 20 Novembre [1821]. 1 S. 4°.
34. [Paris], 6 Janvier [1822]. 3 - -
35. [Paris], 11 - [1822]. 2 - 8°.
36. Paris, 15 - [1822]. 3 - -
37. Coppet, 26 Juin [1822]. 4 - -
38. - 1 Août [1822]. 3 - -
39. [Coppet], 20 Octobre [1822]. 4 - 4°.
40. [Coppet], 5 Novembre [1821]. 3 - 8°.
41. Coppet, 15 - [1822]. 3 - -
42. - 6 - [1825]. 3 - -
43. - 19 Décembre [1825]. 3 - -
44. Broglie, 29 - [1825]. 2 - 4°.
45. [Broglie, 1826]. 4 S. 4°.
46. Broglie, 24 Octobre [1826]. 4 - 8°.
47. [Paris], 20 Décembre [1826]. 3 - -
48. [Paris], 17 Mars [1828]. 3 - 4°.
49. Broglie, 14 Août [1828]. 3 - 8°.
50. - 29 Novembre [1828]. 3 - -
51. Paris, 5 Janvier [1829]. 4 - -
52. - 30 - [1829]. 4 - -
53. - 8 Juin [1829]. 3 - -
54. Broglie, 16 Septembre [1829]. 4 - -
55. Paris, [Sommer 1830]. 3 - -
56. Paris, 12 Janvier [1831]. 4 - -
57. Broglie, 10 Juin [1831]. 3 - 4°.
58. [Corbeil], 7 Août [1831]. 2 - -
59. Paris, 19 May [1832]. 3 - 8°.
60. - 12 Octobre [1832]. 4 - 4°.
61. - 16 Février [1833]. 3 - -
62. [Paris], 7 Septembre [1833]. 4 - -

63. [Auteuil], 18 May [1834]. 4 S. 8°.
64. Auteuil, [Août 1834]. 4 - -
65. Coppet, 18 Septembre [1834]. 3 - -
66. Paris, 5 Mars 1835. 4 - -
67. [Paris], 10 Août 1835. 3 - -
68. [Paris], 2 Fevrier [1836]. 3 - -
69. [Paris], 8 Mars [1836]. 3 - 4°.
70. [Broglie], 15 Août [1836]. 3 - 8°.
71. Strasbourg, 19 Octobre [1836]. 3 - -
72. [Paris], 6 Avril [1837]. 2 - 4°.
73. [Paris, 12 May [1837]. 3 - 8°.
74. Coppet, 2 Août [1837]. 4 - -
75. [Paris], 19 Octobre [1837]. 3 - -
76. [Paris], 22 Janvier [1838]. 3 - 8°.
77. [Paris], 22 Mars [1838]. 3 - 8°.
78. Broglie, 28 Juillet [1838]. 3 - 8°.
79. *Bonn, 13 Août 1838.* 9 - 8°.
(Abschrift.)
80. Broglie, 30 Août [1838]. 8 - 4°.
(No. 79, 80 abgedruckt in den »Oeuvres écrites en français.« I p. 169—200.)

102. Victor de Broglie.

1. Coppet, 17 Décembre [1827]. 2 S. 8°.
2. Paris, 12 Janvier [1828]. 3 - -
3. - 26 Decembre [1828]. 2 - -
4. - 17 Avril [1833]. 2 - -
5. - 24 Juin 1837. 2 - 8°.
6. Broglie, 3 Decembre [1838]. 4 - 8°.
7. Paris, 31 - 1838. 2 - -
8. Coppet, 30 Septembre 1839. 3 - -
9. Paris, 1 Juin 1840. 2 - -
10. - 9 Janvier 1841. 2 - -
11. - 24 Mai - 2 - -
12. - 10 Janvier 1842. 2 - -
13. - 6 - 1844. 2 - -
14. *Bonn, 25—28 Mars 1844.* 7 - -
(Abschrift.)
15. Coppet, 10 Novembre [1844]. 3 - -
16. *Bonn, 28 - 1844.* 3 - -
(Abschrift.)
17. Coppet, 7 Decembre [?]. 1 - 8°.

103. Albert de Broglie.

1. Paris, 21 Decembre 1832. 3 S. 4°
2. [Paris], 25 Janvier 1833. 3 - 8°.
3. - 13 Fevrier - 2 - -
4. [Paris], 24 Juin - 2 - -
5. Paris, 25 Mars - 4 - 8°.
(Mit Nachschrift von seiner Mutter.)
6. [Paris], 29 May 1834. 3 S. 8°.
7. Coppet, 7 Octobre [1834]. 3 - -
8. [Paris], Dimanche 15 [Mars 1835]. 3 S. 8°.
9. [Paris], 10 May [1835]. 3 - -
10. [Paris, 1835]. 2 S. 8°.
11. [Paris], Dimanche 19 Novembre [1837]. 3 S. 8°
12. Paris, 12 Avril 1840. 4 S. 8°.
13. [Paris], 25 Mai - 4 - -
14. Paris, Mardi 7 Juillet [1840]. 5 - -
15. Broglie, 12 Août 1840. 4 - 4°.
16. Coppet, 13 Septembre 1840. 4 - 8°.
17. [Paris], 25 Decembre - 4 - 4°.
18. Paris, 20 Février 1841. 4 - 8°.
19. [Paris], Dimanche 6 Mars [1841]. 4 - -
20. [Paris], 11 Mai 1841. 4 - 2°.
21. Broglie, 16 Juillet 1841. 4 - 8°.
22. Paris, 11 Mars 1842. 4 - 4°.
23. - 12 May - 4 - -

104. Pauline de Broglie.

Broglie, 16 Juin 1831. 1 S. 4°.

105. Louise de Broglie.

[Paris, 8 Juin 1835]. 3 S. 8°.

106. N. Doudan.

1. Paris, 10 Avril 1832. 2 S. 8°.
2. Broglie, 30 Septembre 1832. 3 - -
3. Paris, 20 Mars 1833. 4 - -
4. - 23 Septembre 1833. 3 - -
5. [Paris], 17 Avril 1834. 2 - -
6. Auteuil (?), 6 Juillet 1834. 2 - -
7. Paris, 14 Août 1834. 3 - 4°.
8. Coppet, 9 Octobre 1834. 2 - -
9. [Paris], 18 Mai 1835. 1 - 8°.
10. Paris, 8 Octobre [1835]. 2 - -
11. - 24 Decembre 1835. 3 - -
12. - 28 Mars 1836. 2 - -
13. Broglie, 26 Juin 1836. 2 - 4°.
14. Paris, 20 Octobre 1838. 4 - 8°.
15. - 2 Mars 1840. 4 - -
16. - 29 Juin - 4 - -
17. - 12 Janvier 1841. 4 - -
18. - 3 Mai [1842]. 2 - -
19. Coppet, 19 Novembre 1842. 2 - -
20. Paris, 23 Janvier [1843]. 2 - -
21. Gurcy, 15 Juillet 1843. 2 - -
22. - 15 Août - 2 - -
23. Broglie, 28 Octobre 1843. 3 - -
24. Paris, 7 Fevrier 1844. 3 - -
25. - 21 Avril [1844]. 3 - -
26. - 5 Mai 1844. 2 - -

107. F. de Lascours.

Broglie, 23 Septembre 1839. 2 S. 4°.

der Alten eben ſo natürlich und nothwendig war, wie das verſchiedene Vorziehen der Ilias und der Odyſſee bei den Alten und bei den Neuern, müßen wir nur kurz erinnern, daß der elegiſche Hymnus des Kallimachos wie ſeine elegiſchen Epigramme doch nur eine Nebenart war, und daß wir nur aus ſeinen erotiſchen Elegien würden beurtheilen können, warum er für das Haupt ſeiner Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überſtrömende Philetas leidenſchaftlicher, antithetiſcher, ja ſogar gefeilter ſein, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermeſianax nie erreicht haben kann.

108. Fanny Randall.

1. Coppet, 29 Avril [1818]. 4 S. 4°.
2. - Lundi 18 Mai [1818]. 4 - 8°.
3. - 27 Mai [1818]. 3 - 4°.
4. - 2 Juin [1818]. 4 - 8°.
5. - 14 Août 1818. 4 - -
6. - 15 Septembre [1818]. 3 - 4°.
7. [Cauterets], Lundi 30 Juillet [1821]. 3 S. 4°.
8. Coppet, 27 Novembre [1827]. 3 - -

109. Meyer.

Soltau, 16 März 1814. 4 S. 4°.

110. Bernhard Joseph Docen.

München, 4 December 1814. 4 S. 8°.

111. Louis Langlès.

1. Paris, 11 Janvier 1816. 1 S. 4°.
2. - 24 Avril 1820. 2 - -
3. - 14 Avril 1821. 1 - -

112. Giuseppe Acerbi.

1. Milano, 9 Febbrajo 1816. 1 S. 4°.
2. - 7 Luglio - 3 - 8°.
3. - 24 Ottobre - 2 - 4°.

113. Sophie von Knorring, geb. Tieck.

1. A . . . . ? 16 Mai [1816]? 4 S. 4°.
2. (1) Heidelberg, 6 Juni 1821. 4 - -
3. (2) - 3 August 1821. 4 - -
4. (3) - 19 October - 3 - -
5. - 13 Januar 1822. 4 - -
6. [Heidelberg 1822] 8 - 8°.
7. Heidelberg, 24 Februar 1822. 4 - -
8. - 10 April - 4 - -
9. - 4 Mai - 4 - -
10. E . . . . (?), 7 Januar 1825. 4 - -
11. E . . . . (?), 1 März 1825. - -

114. Karl von Knorring.

1. Heidelberg, 10 April 1822. 3 S. 8°.
2. Reval, 10 Juni 1832. 4 - 4°.
3. Berlin, 18 Februar 1838. 2 - -

115. Theodor von Knorring.

1. Heidelberg, 23 November 1822. 2 S. 4°.
2. Freiburg, 21 November 1823. 3 - -
3. Berlin, 20 April 1834. 4 - 8°.

116. And. Mustoxidi.

Venise, 20 Juin 1816. 2 S. 4°.

117. W. Ternite.

Paris, 16 März 1817. 1 S. 8°. (Original.)

118. Francesco Inghirami.

Fiesole, 19 Marzo 1817. 2 S. 4°.

119. Sebastiano Ciampi.

1. [Varsavia, Giugno 1817]. 1 S. 4°.
2. Varsavia, 18 Settembre 1818. 4 S. 4°.
3. - 8 Decembre 1819. 1 - -

120. A. de Custine.

Fervaques, 18 Juillet [1817]. 2 S. 4°.

121. Priscilla Burghersh.

1. London, 20 Juillet 1817. 4 S. 8°.
2. Brighton, 6 Septembre 1817. 4 S. 4°.

122. James Davis.

Warwick, 23 Juli 1817. 2 S. 4°.

123. J. D. Akerblad.

Rome, 27 Septembre 1817. 3 S. 4°.

124. Johann Dominicus Fiorillo.

Gottingen, 21 October 1817. 2 S. 4°.

125. von Koreff.

1. Coblenz, 4 Januar 1818. 4 S. 8°.
2. Engers, 27 - [1818]. 3 - 4°.
3. Aachen, 12 October [1818]. 4 - 8°.
4. Berlin, 27 Juni [1819]. 6 - -
5. - 8 Januar [1820]. 12 - -
6. *Bonn, 19 - [1820]. 13 - 8°. (Abschrift.)*
7. Berlin, 5 Februar 1820. 5 - 4°.
8. *[Bonn, Februar 1820]. 5 - 8°. (Abschrift.)*
9. Glienicke, 27 Mai [1821]. 4 - -

126. Nepom. Louis Lemercier.

[Paris], 4 Février 1818. 1 S. 8°.

127. Sophie von Schlegel, geb. Paulus.

1. [Vaihingen, September 1818]. 2 S. 8°.
2. Stuttgart, 11 September 1818. 3 - -
3. - 12 - - 2 - -
4. - 14 - - 1 - -
5. - 18 - - 2 - -
6. [Heidelberg], 1 November - 1 - 4°.
7. Heidelberg, 10 - - 1 - 8°.
8. *Bonn, 15 November [1818]. 2 - -*
   (Abschrift.)

9. *Bonn, 18 December 1818. 3 S. 8°. (Abschrift.)*
(Beigegeben verschiedene die Ehescheidung betreffende Papiere.)

128. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus.

1. [Stuttgart], 14 October 1818. 1 S. 8°.
2. [Stuttgart], 21 - - 2 - 4°.
3. Stuttgart, 25 - [1818]. 2 - -
4. Heidelberg, 8 November [1818]. 3 - -
5. [Heidelberg, 19 November 1818]. 2 - -
6. [Heidelberg], 22 - - 3 - -
(Nebst Einlage.)
7. *Bonn, 30 November 1818. 2 - 8°. (Abschrift.)*
8. Heidelberg, 16 December 1818. 8 - -
9. *Bonn, 11 Januar 1819. 2 - 8°. (Abschrift.)*

129. Caroline Paulus, geb. Paulus.

Bonn, 18 December 1818. 3 S. 8°. (Abschrift.)

130. E. F. G. O. von der Malsburg.

Dresden, 8 December 1818. 4 S. 4°.

131. Hofaker.

Ellwangen, 18 Februar 1819. 2 S. 4°.

132. Nicolaus Heinrich Julius.

Homburg, April 1819. 3 S. 4°.

133. John Black.

1. London, 4 Sept. 1819. 2 S. fol.
2. - 18 Aug. 1826. 2 - 4°.

134. Sulpiz Boisserée.

1. Stuttgart, 16 December 1819. 4 S. 8°.
2. - 31 - - 4 - -
3. - 19 September 1821. 4 - -
4. - 10 Februar 1822. 6 - -
5. - 5 Juli 1824. 4 - -

135. Henry Thomas Colebrooke.

1. *[Bonn, 1820]. 3 S. 8°. (Abschrift.)*
2. [London], 15 August 1820. 3 S. 4°.
3. *[Bonn, 1820]. 7 S. 8°. (Abschrift.)*
4. London, 31 January 1821. 4 S. 4°.
5. *[Bonn, 1821]. 4 S. 8°. (Abschrift.)*
6. London, 16 July 1821. 4 S. 4°.
7. *[Bonn, 5 Sept. 1821]. 5 - 8°. (Abschrift.)*
8. London, 18 Sept. 1821. 3 - 4°.
9. - 1 Aug. 1822. 3 - 8°.
10. *Bonn, April 1822. 3 S. 8°.*
(Abschrift. An die »Société asiatique de Calcutta«.)
11. London, 15 January 1823. 3 S. 4°.
12. *[Bonn], Anfang Juli [1823]. 3 S. 8°. (Abschrift.)*
13. London, 10 July 1823. 3 S. 4°.
14. [London], 15 January 1824. 3 - -
15. [London], 10 Febr. - 3 - 8°.
16. [London], 21 May - 3 - 4°.
17. [London], 26 June - 4 - -
18. [London], 6 July - 1 - -
19. [London], 15 Octob. - 3 - -
20. [London], 10 Febr. 1825. 3 - -
21. [London], 2 May - 2 - -
22. [London], 28 June - 2 - -
23. [London], 12 July - 3 - -
24. [London], 21 Dec. - 2 - -
25. [London], 21 Feb. 1826. 3 - -
26. [London], 26 May - 3 - -
27. [London], 15 April 1827. 2 - -
28. London, 9 Febr. 1828. 2 - 8°.

136. Edw. Colebrooke.

London, 6 March 1837. 1 S. 4°.

137. M. J. Haus.

Palermo, 12 März 1820. 3 S. 4°.

138. Hans Gottfr. Ludw. Kosegarten.

1. Jena, 9 Mai 1820. 3 S. 4°.
2. - 25 October 1820. 3 S. 4°.
3. - 2 November 1823. 2 - -

139. Franz Bopp.

1. Mommenheim, 8 August 1820. 5 S. 4°.
2. - 26 - - 4 - -
3. [Berlin, Herbst 1821]. 3 S. 4°.
4. Berlin, 4 Juli 1822. 3 - -
5. - 16 Juni 1824. 4 - -
6. - 2 November [1824]. 6 - -
7. - 13 Februar 1825. 5 - -
8. London, 5 Februar 1826. 3 - -
9. Berlin, 20 Juni 1826. 1 - 8°.
10. - 20 December 1827. 3 - 4°.
11. - 30 März 1828. 3 - 8°.
12. - 26 Mai 1829. 11 - 4°.
13. - 22 November 1829. 3 - -

140. Rasmus Nyerup.

Kopenhagen, 15 September 1820. 1 S. 8°.

141. L. de Sinclair.

Homburg, 6 Juli 1821. 3 S. 4°.

142. Claude Fauriel.

1. Paris, 18 Juillet 1821. 4 S. 4°.
2. - 10 Septembre 1821. 4 S. 4°.
3. (1) - 15 Octobre - 3 - -
4. (2) [Paris], 30 Octobre - 4 - -
5. Paris, 5 Mai 1822. 4 - -
6. [Paris, ...]. 3 - -
7. (3) [Paris, ...]. 2 - -

143. James Mackintosh.

1. [London], 21 August 1821. 4 S. 8°.
2. [London], 19 . . . . 1823. 2 - -
3. London, 20 July - 3 - -
4. - 17 November - 3 - -
5. [London], 27 June 1826. 4 - -
6. London, 5 August 1828. 2 - -
7. *[Bonn], 18 October 1829. 3 - - (Abschrift.)*
8. [London], 25 December 1831. 4 - -
9. [London], 30 January 1832. 2 - -

144. Wilhelm Dorow.

1. Bonn, 9 November 1821. 1 S. 4°.
2. Berlin, 2 Mai 1824. 3 - -

145. Nicolaus Müller.

Mainz, 18 August 1822. 1 S. 4°.

146. E. Littré.

1. Paris, 28 August 1822. 4 S. 4°. (Mit Nachschrift seines Vaters M. F. Littré.)
2. - 18 November 1822. 3 S. 4°.
3. - 26 Janvier 1833. 3 - -

147. M. F. Littré.

Paris, 25 Septembre 1822. 2 S. 4°.

148. Maria Mendelssohn.

1. [Paris], 17 November 1823. 3 S. 4°.
2. Freyenwalde, 13 Juli [1827]. 3 - 8°.

149. Jean Pierre Abel-Rémusat.

1. Paris, 14 Janvier 1823. 1 S. 4°.
2. - 4 Février - 2 - -
3. - 7 Juin - 3 - -
4. - 16 Février 1824. 3 - -
5. - 14 Août - 3 - -
6. - 7 Septembre 1824. 3 - -
7. Paris, 22 Février 1826. 3 S. 4°.
8. *Bonn, 5 Mai - 3 - - (Abschrift.)*
9. Paris, 15 Mai - 4 - -
10. *Bonn, Mai - 3 - - (Abschrift.)*
11. Paris, 4 Novembre 1827. 3 - -
12. Paris, 30 - 1828. 3 - -

150. John Sullivan.

1. [Paris], 20 Janvier [1823]. 1 S. 8°.
2. [Paris], - - [1823]. 1 - -

151. F. E. Schulz.

1. Paris, 30 Januar 1823. 4 S. 4°.
2. - 8 August 1824. 7 - -

152. Georg Heinrich Bernstein.

1. Breslau, 28 Februar 1823. 2 S. 4°.
2. - 9 December - 3 - -

153. Antoine-Léonard de Chézy.

1. Paris, 26 Avril 1823. 2 S. 4°.
2. *Bonn, 22 December 1833. 2 S. 8°. (Abschrift.)*

154. W. Clerk.

[London], 27 April 1823. 1 S. 4°.

155. Clusanovich.

Wien, 8 Juni 1823. 2 S. 4°.

156. Horace Hayman Wilson.

1. Calcutta, 10 August 1823. 9 S. 4°.
2. - 15 January 1828. 1 - -
3. - 22 May 1830. 1 - -
4. - 8 July 1831. 1 - -
5. London, 12 - 1833. 2 - -
6. Oxford, 3 April 1834. 4 - -
7. - 20 June 1837. 3 - -
8. *Bonn, 19 Februar 1838. 2 - -*
9. [Oxford], 7 April 1840. 3 - 8°.
10. [Oxford], 10 August - 2 - 4°.
11. [Oxford], 26 - 1843. 3 - -

157. Moritz von Fürstenwaerther.

Bonn, 12 September 1823. 4 S. 4°.

158. Charles Wilkins.

[London], 16 Sept. 1823. 1 S. 4°.

159. Peter Auber.

1. [London], 2 October 1823. 1 S. fol.
2. [London], 11 February 1830. 1 - -
3. [London], 18 March - 1 - -

160. Alex. Nicoll.

Oxford, 20 October 1823. 1 S. 4°.

161. Lady Malcolm.

1. Hyde Hall, 1 November 1823. 4 S. 4°.
2. - 4 - - 3 - -
3. - 7 - - 3 - -

162. John Malcolm.

[*Bonn, 1828*]. *3 S. 8°. (Abschrift.)*

163. Mary Manning.

1. Hyde Hall, 10 November 1823. 3 S. 4°.
2. [?] 3 - -
3. Godesberg, 23 August [1828]. 2 - -
4. - [1828]. 2 - 8°.

164. Georg Heinrich Noehden.

1. [London], 1 November 1823. 1 S. 4°.
2. London, 23 Januar 1824. 3 - -
3. - 21 Juni - 4 - -

165. W. Jerdan.

1. London, 13 November 1823. 2 S. 4°.
2. - 3 March 1825. 1 - -

166. H. Davy.

[London], 16 November 1823. 4 S. 4°.

167. Christian Lassen.

1. London, 29 November 1823. 3 S. 4°.
2. - 10 December - 2 - -
(Mit Nachschrift von Auguste von Buttlar.)
3. London, 1 Januar 1824. 3 S. 4°.
4. - 10 - - 2 - -
5. - 23 - - 1 - -
6. - 4 Mai - 3 - -
7. - 21 - - 3 - -
8. - 4 Juni - 3 - -
9. - 21 - - 3 - -
10. - 16 Juli - 3 - -
11. - 30 - - 3 - -
12. - 20 August - 3 - -
13. - 3 September 1824. 3 - -
14. - 20 - - 3 - -
15. - 10 October - 3 - -
16. - 28 - - 3 - -
17. - 15 November - 3 - -
18. - 30 - - 3 - -
19. - 19 December - 3 - -
20. - 3 Januar 1825. 3 - -
21. - 23 - - 3 - -
22. London, 6 Februar 1825. 3 S. 4°.
23. - 1 März - 3 - -
24. - 8 April - 3 - -
25. Paris, 15 Mai - 3 - -
26. - 1 Juni - 3 - -
27. - 10 - - 3 - -
28. - 23 - - 3 - -
29. - 2 Juli - 3 - -
30. - 8 - - 2 - -
31. - 17 - - 7 - -
32. - 30 - - 2 - 8°.
33. - 21 August - 3 - 4°.
34. - 10 September - 3 - -
35. - 27 - - 2 - -
36. - 24 October - 3 - -
37. - 7 November - 3 - -
38. - 13 December - 3 - -
39. - 13 Januar 1826. 3 - -
40. - 26 Februar - 3 - -
41. - 8 - - 2 - -
42. Bonn, 15 - - 2 - 8°.
(Abschrift.)
43. Paris, 14 Februar - 3 - 4°.
44. - 21 - [1826]. 4 - -
45. - 22 - 1826. 2 - -
46. Bonn, 28 Mai 1827. 2 - -
47. - 17 Juni - 3 - -
48. [Bonn], 30 Juni - 3 - 8°.
49. [Bonn, 1835]. 1 - -
50. [Bonn], 26 October 1837. 3 - -
51. [Bonn], 10 April 1838. 2 - -
52. Gottingen, 27 September 1840. 2 - -
53. Bonn, 26 Juli 1841. 2 - 4°.
54. - 13 August 1841. 3 - 8°.

168. Alex. Johnston.

1. London, 25 January 1824. 8 S. 4°.
2. - 16 February - 4 - -
3. - 6 April - 4 - -
4. - 19 May - 4 - -
5. - 6 July - 2 - -
6. - 22 August - 4 - -
7. [? ?] 30 October - 4 - -
8. London, 21 December - 3 - -
9. - 22 January 1825. 4 - -
10. - 21 February - 1 - -
11. - 29 April - 3 - -
12. - 25 March - 1 - -
13. - 26 August - 2 - -
14. - 29 November - 4 - -
15. - 14 March 1826. 4 - -
16. - 13 May - 3 - -

17. London, 23 May 1826. 4 S. 4°.
18. - 9 June 1827. 4 - -
19. - 26 - 1828. 4 - 8°.
20. - 3 July - 3 - -
21. - 17 June 1829. 1 - 4°.
22. *London, - - -* 2 - 8°.
(Abschrift.)
23. London, 19 July 1829. 7 - 4°.
24. - 17 August - 6 - -
25. - 24 April 1831. 2 - -

169. Louisa Johnston.

Dumfries, 23 October 1829. 3 S. 4°.

170. P. J. Johnston.

London, 2 June 1826. 1 S. 4°.
(Mit Nachschrift von Louisa Johnston.)

171. J. C. Hare.

Cambridge, 14 April 1826. 1 S. 8°.

172. Karl Benedict Hase.

Paris, 24 Avril 1824. 2 S. 8°.

173. Alexander von Humboldt.

1. Paris, 15 Mai 1824. 1 S. 4°.
2. - 18 November 1824. 3 S. 4°.
3. - 29 Januar 1826. 1 - -
4. - 23 Februar - 3 - -
5. - 2 Août - 1 - -
6. Berlin, 10 März 1828. 2 - -
7. Potsdam, 19 April 1835. 2 - -
8. Berlin, 28 Juni - 1 - -
9. - 26 März 1836. 1 - -
10. Potsdam, 27 October 1836. 3 - -
11. Berlin, 21 Februar 1841. 1 - 8°.
12. - 27 März - 1 - -
13. - 29 - - 4 - -
14. *Bonn, 24 - -* 6 - 4°.
(Abschrift.)
15. *- 27 April 1841.* 10 - 8°.
(Abschrift.)
16. Berlin, 4 Mai 1841. 1 - 4°.
17. Brühl [1841]. 1 - 8°.

174. Jacob Vincenz Cirkel.

Bonn, 10 Juli 1824. 2 S. fol.

175. Friedrich Diez.

Paris, 1 August 1824. 2 S. 4°.

176. Peter von Bohlen.

1. Berlin, 10 November 1824. 4 S. 4°.
2. Königsberg, 30 November 1834. 2 S. 4°.

177. Baron Paul Schilling.

1. Paris, 2 Januar 1825. 3 S. 4°.
2. St. Petersburg, 6 August 1834. 4 S. 4°.
3. [*Bonn, October 1834*]. *3 S. 8°. (Abschrift.)*
4. Paris, 20 Janvier 1836. 4 S. 4°.

178. Barthold Georg Niebuhr.

1. *Bonn, 18 März 1825. 2 S. 4°. (Abschrift.)*
2. Berlin, 27 März 1825. 3 S. 4°.
3. [Bonn, 1826]. 2 S. 8°.
4. [Bonn, 1826]. 1 - -
5. [Bonn], 1 September [. . .]. 1 S. 8°.
6. [Bonn], Freitag [. . .]. 1 - -
7. [Bonn], Sonntag [. . .]. 1 - 4°.
8. [Bonn], Donnerstag [. . .]. 1 - -

179. Mathieu de Faviers.

1. Kintzheim, 13 Septembre 1825. 4 S. 8°.
2. - 23 - - 8 - -
3. - 20 Octobre [1825]. 4 - -

180. F. Becker.

1. Offenbach, 1 October 1825. 2 S. 4°.
2. - 15 Mai 1827. 2 - -

181. Nicolaus Bach.

1. Berlin, 14 November 1825. 4 S. 4°.
2. Oppeln, [31 December 1825]. 3 - -
3. Dresden, 4 September 1826. 2 - -
4. Breslau, 26 Juni 1831. 2 - 8°.

182. Graf Spiegel zum Desenberg.

Cöln, 23 December 1825. 2 S. 8°. (Abschrift.)

183. Philipp Karl Buttmann.

[Berlin, 15 April 1826]. 1 S. 4°.

184. A. Gebauer.

1. Tübingen, 17 April 1826. 1 S. 8°.
2. - 21 Mai - 1 - 4°.
3. - 28 Juli - 1 - 8°.
4. [*Bonn, 2 August 1826*]. *2 S. 8°. (Abschrift.)*

185. C. R. Cockerell.

1. London, 22 April 1826. 3 S. 4°.
2. - [?] 4 - 8°.

186. Friedrich Rosen.

1. Berlin, 6 Mai 1826. 3 S. 4°.
2. [*Bonn, 23 Mai 1826*]. *4 - 8°. (Abschrift.)*
3. Berlin, 22 August 1826. 4 S. 4°.
4. - 12 November - 4 - -

5. London, 5 October 1829. 2 S. 4°.
6. Detmold, 4 - 1829. 3 - -
7. London, 31 December - 3 - -
8. - 14 Januar 1830. 3 - -
9. - 23 August 1831. 3 - -
10. - 29 Januar 1832. 3 - -
11. - 22 Juni - 2 - -
12. - 1 October - 3 - -
13. - 17 - - 3 - -
14. - 18 December - 3 - -
15. - 5 September 1834. 1 - -
16. - 13 Juni 1836. 1 - -
17. - 2 - 1837. 3 - -

187. Ernst Förster.

Bayreuth, 31 Mai 1826. 1 S. 4°.

188. Karl Lachmann.

1. Berlin, 7 Juni 1826. 4 S. 4°.
2. - 27 November 1840. 3 S. 8°.

189. Wilhelm Gesenius.

Halle, 14 Juni 1826. 3 S. 4°.

190. William Sotheby

London, 20 October 1826. 1 S. 4°.

191. Wilhelm Heinrich Koller.

1. Paris, 27 October 1826. 2 S. 4°.
2. London 20 September 1831. 2 - -

192. Jacob Grimm.

1. Cassel, 23 December 1826. 2 S. 4°.
2. - 16 Februar 1827. 3 - -
3. - 14 Juni 1828. 3 - -
4. Göttingen, 23 October 1832. 4 - -
5. - 17 September 1833. 3 - -
6. - 26 Januar 1834. 2 - 8°.

193. Graf Th. von Hompesch-Rurich.

Rurich, 4 Februar 1827. 2 S. 4°.

194. Eugene Burnouf.

1. Paris, 13 Mars 1827. 2 S. 4°.
2. - 22 Juin 1829. 2 - -
3. - 3 Janvier 1830. 3 - -
4. - 7 Février - 3 - -
5. [Paris], 15 Novembre 1831. 3 S. 8°.
6. Paris, 8 Décembre - 1 - 4°.
7. - 31 - - 2 - 8°.
8. - 9 Janvier 1832. 3 - 4°.
9. [Paris], 25 Janvier [1832] 1 S. 8°.
10. Paris, 22 Septembre 1834. 3 4°.
11. - 27 Novembre - 3 - -
12. - 19 Janvier 1835. 3 - -
13. - 10 Août 1836. 2 - -
14. [Paris], 17 Avril 1839. 3 - -

195. Wolff.

1. Bonn, 11 Mai 1827. 2 S. 8°.
2. - 31 - - 4 - 4°.
3. - 21 Februar 1832. 2 S. 4°.

196. Friedrich Gottlieb Welcker.

1. Bonn, 15 Juni 1827. 3 S. 4°.
2. [Bonn, 1830]. 3 - 8°.

197. Therese Fuchs.

Hamburg, 15 Juni 1827. 2 S. 4°.

198. Friedrich Förster.

1. Berlin, 12 September 1827. 4 S. 8°.
2. - 27 November - 3 - -
3. - 25 December - 3 - -

199. François-Pascal Gérard.

1. [Paris], 3 Novembre 1827. 2 S. 4°.
2. [Paris], 10 . . . 1 - -
3. [Paris], 24 . . . 1 - 8°.
4. [illegible]

200. Augusta Smith.

London, 28 November 1827. 3 S. 4°.

201. W. Meinhold.

Crummin bei Wolgast, 15 December 1827. 1 S. 4°.

202. J. Alex. Buchon.

Paris, 27 Janvier 1828. 3 S. 4°.

203. W. Elias.

Dinslaken, 11 März 1828. 2 S. 4°.

204. Karl Heinrich Sack.

Bonn, 15 März 1828. 2 S. 4°.

205. H. G. Keene.

Hertford, 1 August 1828. 3 S. 8°.

206. Henriette Fink von Finkenstein.

1. Würzburg, 23 September 1828. 4 S. 8°.
2. Baden, 30 August 1836. 4 - -

207. Charles Bucke.

London, 6 November 1828. 2 S. 4°.

208. **Karl Aug. Varnhagen von Ense.**

1. Berlin, 28 November 1828. 2 S. 8°.
2. - 25 Januar 1838. 1 - -

209. **Auguste, Kurfürstin von Hessen.**

1. [Bonn, 1829]. 1 S. 8°.
2. Fulda, 6 October 1829. 1 - 4°.
3. - 8 Januar 1830. 1 - -

210. **Maria von Stockhausen.**

1. Bonn, 20 September 1829. 1 S. 8°.
2. Fulda, 6 Februar 1830. 3 - -
3. - 14 April - 4 - -

211. **von Buchholtz.**

Wien, 22 Januar 1829. 2 S. 8°.

212. **A. Loiseleur-Deslongchamps.**

1. Paris 20 Juin 1829. 2 S. 4°.
2. - 28 Octobre - 1 S. 8°.

213. **Alexander von Meyendorff.**

Frankfort, 2 Septembre 1829. 2 S. 4°.

214. **F. P. G. Guizot.**

Paris, 22 Septembre 1829. 1 S. 8°.
- 12 Janvier 1833. 2 - -
- 29 Juin 1836. 2 - -

215. **A. F. Stenzler.**

1. Wolgast, 22 October 1829. 2 S. 4°.
2. London 15 Juli 1831. 2 - -
3. - 27 August 1831. 3 - -
4. - 28 September 1831. 3 - -
5. - 4 Januar 1832. 3 - -
6. [London], 2 April - 2 - 8°.
7. London, 18 Juli - 2 - 4°.
8. - 24 August - 2 - -
9. - 6 November - 2 - -
10. - 8 Januar 1833. 2 - -
11. - 19 Februar - 1 - -
12. *Bonn, 26 - 2 - -*
(Abschrift.)
13. London, 15 Mars 1833. 4 - -
14. - 17 Mai - 1 - -
15. - 7 Juni - 1 - -

216. **Friedrich Adelung.**

St. Petersburg, 27 November 1829. 1 S. 4°.

217. **D. Broughton.**

London, 15 December 1829. 1 S. fol.

218. **E. Jackel.**

Berlin, 3 April 1830. 3 S. 4°.

219. **Schepeler.**

1. Aachen, 2. Februar 1831. 1 S. 4°.
2. - 6 April - 3 - -

220. **Georges Pauthier.**

Paris, 31 Mars 1831. 2 S. 8°.

221. **A. J. Pleimes.**

Cöln, 4 August 1831. 2 S. 4.

222. **Auguste de la Rive.**

Bonn, 3 Octobre [1831]. 2 S. 8°.

223. **Antoine-Jean Letronne.**

1. [Paris], 4 Décembre 1831. 3 S. 4°.
2. [Paris], 6 Février [1832]. 1 - 8°.
3. [Paris], Samedi 10 [Mars 1832]. 1 S. 8°.
4. Paris, 10 Novembre 1833. 4 S. 8°.
5. - 13 Juin 1836. 2 - -
6. - 21 Juillet 1837. 2 - -
7. *[Bonn], Août - 7 - - (Abschrift.)*
8. Paris, 1 Septembre - 2 - -
9. *Bonn, 17 - - 4 - - (Abschrift.)*
10. Paris, 5 Janvier 1838. 4 - -
11. *Bonn, 16 - - 2 - - (Abschrift.)*
12. *Bonn, 14 Avril - 4 - - (Abschrift.)*
13. Paris 17 Mai - 4 - -

224. **Joseph-Daniel Guigniaut.**

1. [Paris 1832]. 1 S. 8°.
2. *Bonn, 30 Décembre 1837. 3 S. 8°. (Abschrift.)*

225. **Graves Haughton.**

1. [London], 1 March 1832. 1 S. 4°.
2. London 27 December 1842. 2 S. 4°.

226. **Philippe de Golbéry.**

1. [Colmar], 17 Juillet [1832]. 5 S. 4.
2. Colmar, 13 Août 1832. 2 - -
3. Constance, 15 Septembre 1832. 4 - 8°.
4. Strasbourg, 13 Décembre - 4 - 4°.
5. [Strasbourg, 1 Avr. 1833]. 3 - -
6. [Strasbourg], 19 Août 1833. 2 - -
7. Strasbourg, 26 May [1834]. 1 - -
8. [Strasbourg] 26 Octobre 1834. 2 - -

227. **A. Heller.**

London, 25 October 1832. 3 S. 4°.

228. Martin Runkel.

1. Barmen, 27 October 1832. 1 S. 4°.
2. - 16 März 1835. 1 - -

229. Antoine-Isaac Silvestre de Sacy.

Paris, 1 Décembre 1832. 1 S. 4°.

230. M. L. Boutteville.

Berlin, 1 Janvier 1833. 3 S. 4°.

231. Wilhelm Ernst Weber.

Bremen, 18 April 1833. 2 S. 4°.

232. A. Hayward.

London, 4 May 1833. 6 S. 8°.

233. H. Georg Nägeli.

Zürich, 17 Mai 1833. 2 S. 4°.

234. Eduard Bobrik.

Zürich, 18 Mai 1833. 2 S. 4°.

235. Joh. Heinr. Karl von Minutoli.

1. Berlin, 27 Mai 1833. 2 S. 4°.
2. Ehrenbreitstein, 4 Juni 1833. 3 S. 4°.
3. - 9 - - 3 - -

236. A. Rastoul.

Avignon, 1 Juin 1833. 3 S. 4°.

237. Friedrich Windischmann.

München, 28 Juni 1833. 4 S. 4°.

238. A. J. Rous.

Paris, 10 Janvier 1834. 3 S. 4°.

239. Leonard Horner.

1. London, 2 February 1834. 4 S. 8°.
2. - 17 July - 3 - 4°.
3. - 16 - 1837. 2 - 8°.

240. William Hamilton.

1. London, 13 February 1834. 3 S. 8°.
2. - 17 May 1840. 2 - 4°.
3. - 26 - - 2 - 8°.

241. William Wordsworth.

[ ], 2 April 1834. 2 S. 8°.

242. Jos. Wilh. Ed. d'Alton.

1. Bonn, 15 Mai 1834. 1 S. 8°.
2. - 17 - 1840. 1 - -

243. Karl Schütz.

1. Bielefeld, 22 Mai 1834. 4 S. 4°.
2. - 1 Juli - 3 - -
3. - 5 Juni 1835. 1 - 8°.
4. - 25 - 1839. 2 - 4°.

244. Ch. Behr.

London, 29 May 1834. 2 S. 4°.

245. Joseph von Hammer.

D. bei Wien, 28 September 1834. 2 S. 4°.

246. Karl Joseph Hieronymus Windischmann.

Bonn, 29 December 1834. 12 S. 4°. (Abschrift.)
(Abgedruckt in den sämmtlichen Werken B. 8 S. 285 ff.)

247. James Prinsep.

1. Calcutta, 20 January 1835. 1 S. 4°.
2. - 1 - 1836. 1 - -
3. *Bonn, 29 October 1837. 4 - - (Abschrift.)*

248. Johannes Conze.

Bonn, 18 März 1835. 2 S. 4°.

249. Heinrich Ewald.

1. Göttingen, 24 März 1835. 1 S. 4°.
2. - 8 Juni - 1 - -

250. Adolphe Pictet.

Genève, 20 Juin 1835. 2 S. 4°.

251. P. F. Stuhr.

Berlin, 2 September 1835. 3 S. 4°.

252. Alex. Ferrier.

Rotterdam, 11 Sept. 1835. 1 S. 4°.

253. E. V. St. Jacquet.

1. Paris 16 Octobre 1835. 3 S. 8°.
2. - 9 Mai 1836. 6 - -
3. [Paris, 1836] 4 - -
4. Paris, 16 Janvier 1838. 3 - -

254. Desiré Raoul-Rochette.

1. Paris, 3 Novembre 1835. 4 S. 4°.
2. - 16 Décembre - 5 - -

255. August Boeckh.

1. Berlin, 2 Januar 1836. 4 S. 8°.
2. - 4 Juli 1837. 3 - -

3. Berlin, 13 November 1837. 2 S. 8°.
4. - 30 - 1838. 1 - 4°.

256. C. Landresse.

1. [*Bonn, 11 Février 1836*]. *1 S. 8°. (Abschrift.)*
2. Paris, 17 Février 1836. 1 - 4°.

257. F. J. M. Raynouard.

Paris, 20 Février 1836. 1 S. 8°.

258. Eduard Gerhard.

Berlin, 7 April 1836. 1 S. 4°.

259. A. S. Oersted.

Kopenhagen, 9 Mai 1836. 1 S. 8°.

260. François Buloz.

1. Paris, 15 Mai 1836. 2 S. 8°.
2. [Paris], 15 Août - 2 - -

261. Ign. Hub.

Rübenach bei Coblenz, 14 Juni 1836. 3 S. 4°.

262. A. G. P. de Barante.

1. Petersbourg, 25 Juin 1836. 2 S. 4°.
2. - 3 Sept. - 2 - 8°.
3. - 8 Juillet [1837]. 2 - -

263. E. de Barante.

Hambourg, 20 Juin [1837]. 2 S. 8°.

264. Wilhelm Plato.

Godesberg, 16 Juli 1836. 2 S. 4°.

265. Robert Talbot.

[London], 18 July 1836. 4 S. 4°.

266. K. Menn.

Düsseldorf, 28 Juli 1836. 2 S. 4.

267. Hermann Harless.

Herford, 10 September 1836. 3 S. 4°.

268. H. J. G. Patin.

Paris, 18 Septembre 1836. 1 S. 8°.

269. Pullion.

Paris, 8 Décembre 1836. 1 S. 4°.

270. Georg Heinrich Pertz.

1. [*Bonn, 17 Februar 1837*]. *2 S. 8°. (Abschrift.)*
2. Hannover, 27 Februar 1837. 2 - 4°.

271. Ch. Lyell.

London, 25 February 1837. 2 S. 8°.

272. Christian Rauch.

Berlin, 23 April 1837. 2 S. 4°.

273. Theodor Panofka.

Berlin, 29 Mai 1837. 2 S. 4°.

274. M. Hammerich.

London, 2 Juni 1837. 2 S. 4°.

275. D. L. Richardson.

Calcutta, 15 August 1837. 1 S. 4°.

276. Wilhelm Beer.

[— —], 18 August [1837]. 1 S. 8°.

277. Vernet.

1. Genève, 16 Novembre 1837. 3 S. 4°.
2. Caire, 29 Octobre 1841. 2 - 8°.

278. Bernhard Fr. Voigt.

Weimar, 1 März 1838. 1 S. 4°.

279. August Ferdinand Naeke.

[Bonn], 24 März [1838]. 2 S. 8°.

280. Georg August Goldfuss.

Poppelsdorf, 2 April 1838. 2 S. 4°.

281. Bisset Hawkins.

London, 3 May 1838. 3 S. 4°.

282. Ludwig Ideler.

1. Berlin, 13 August 1838. 1 S. 4°.
2. *Bonn, 27 - - 4 - 8°. (Abschrift.)*
3. Berlin, 20 Juli 1839. 1 - 4°.

283. Anna von Rudorffer geb. Walther.

München, 23 October 1838. 2 S. 8°.

284. Otto Böhtlingk.

Bonn, 17 November 1838. 1 S. 4°.

285. Johann Gildemeister.

Leiden, 2 December 1838. 2 S. 4°.

286. H. S. Legaré.

Washington, 4 Décembre 1838. 2 S. 4°.

287. Friedrich Wilken.

Berlin, 7 Januar 1839. 1 S. 4°.

288. **Johann Matthias Firmenich.**
Cöln, 30 Januar 1839. 1 S. 4°.

289. **C. Gröben.**
Düsseldorf, 6 Juni 1839. 1 S. 4°.

290. **Philipp Houben.**
Xanten, 23 Juli 1839. 2 S. 4°.

291. **Jules Canonge.**
Paris, 15 Août 1839. 4 S. 8°.

292. **Ph. Veit.**
Frankfurt a. M., 19 August 1839. 1 S. 4°.

293. **L. Matthaei.**
1. *Bonn, 11 December 1839. 5 S. 8°.*
(Abschrift.)
2. Verden, 20 Mai 1840. 1 - 4°.

294. **Jonathan Birch.**
London, 7 January 1840. 1 S. 4°.

295. **A. Schleiermacher.**
Darmstadt, 11 April 1840. 4 S. 4°.

296. **E. d'Alton.**
Halle, 31 Mai 1840. 2 S. 4°.

297. **Karl Wilh. Wutzer.**
1. Bonn, 9 Juni 1840. 2 S. 8°.
2. Weinheim 22 April 1844. 2 S. 8°.

298. **R. E. Horne.**
London, 10 June 1840. 4 S. 8°.

299. **David d'Angers.**
1. Paris, 14 Août 1840. 2 S. 8°.
2. - 3 Juin 1841. 2 - 4°.
3. - 30 Juillet - 2 - -
4. *Berlin, Août - 2 - 8°. (Abschrift.)*

300. **G. Moller.**
Darmstadt, 21 August 1840. 4 S. 4°.

301. **Anton Troyer.**
Paris, 6 September 1840. 2 S. 4°.

302. **Theodor Goldstücker.**
Königsberg 10 October 1840. 1 S. 4°.

303. **C. Bonafont.**
Bonn, 6 November 1840. 4 S. 4°.

304. **Niels Ludwig Westergaard.**
Copenhagen, 6 November 1840. 1 S. 4°.

305. **Pierre-Antoine Lebrun.**
Paris 20 Novembre 1840. 1 S. 4.

306. **Moritz Haupt.**
[Leipzig], 2 April 1841. 1 S. 8°.

307. **Teichmann.**
1. Berlin, 19 Juni 1841. 1 S. 4°.
2. - 28 Januar 1844. 3 - -

308. **Auguste von Flatow.**
1. Bonn, 20 Juli 1841. 4 S. 4°.
2. Augsburg, 12 August 1843. 4 - 8°.

309. **Mertens-Schaaffhausen.**
1. Bonn, 23 Juli 1841. 3 S. 8°.
2. - 7 August 1841. 3 - 4°.

310. **C. A. Dohrn.**
1. Berlin, 31 Juli 1841. 1 S. 8°.
2. - 4 August 1841. 3 - 4°.

311. **Andrew Ure.**
1. [Berlin], 10 August 1841. 3 S. 8°.
2. Berlin, 14 - - 4 - -

312. **H. Koester.**
1. Altona, 25 September 1841. 2 S. 4°.
2. Flensburg, 26 März 1846. 2 - -

313. **Felix Fürst von Lichnowsky.**
Bonn, 23 October 1841. 1 S. 4°.

314. **J. H. J. Schmittmann.**
Brühl, 17 Februar 1842. 3 S. 4°.

315. **Joh. Fried. Ferd. Delbrück.**
Bonn, 10 Mai 1842. 2 S. 4°.

316. **Peter von Meyendorff.**
1. Berlin, 21 Mai 1842. 3 S. 4°.
2. - 12 Novembre 1842. 3 - -
3. - [?]. 1 - 8°.

317. **Elisabeth von Meyendorff.**
[Berlin] 2 S. 8°.

318. **Ludwig Urlichs.**
[Bonn], 14 Juni 1842. 3 S. 4°.

Sappho's Gebet an Aphrodite.

– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ ∪ – ⏓

Göttin du! glanzthronende Aphrodita!
Tochter Zeus, ſchlau feßelnde! laß dich bitten:
Nicht mit Unmuth beuge mir oder Kummer,
Hohe, die Seele.

Sondern komm auch nun, wo du anders je ſchon
Meine Stimm' anhörend ihr Fleh'n vernommen,
Wenn du oftmals kamſt, des Erzeugers Wohnung
Laßend, von Golde

Dein Geſchirr anſpannend; dich trugen um den
Dunkeln Erdkreiß ſchön die behenden Spatzen,
Durch die Luft hin hoch vom Olympos, viel die
Fittige wirbelnd,

Daß ſie gleich anlangten; du aber, Sel'ge,
Lächelnd vom unſterblichen Angeſichte,
Fragteſt, was doch ſei, das ich litt, warum ich
So dich gerufen?

319. Charles Imbert des Motelettes.
1. Paris, 25 Juin 1842. 1 S. 4°.
2. - 27 Février 1843. 1 - -

320. James Cowles Prichard.
Bristol, 30 June 1842. 3 S. 8°.

321. Charlotte von Hoy.
1. Salzbrunn, 7 Juli 1842. 4 S. 8°.
2. Berlin, 16 November 1843. 1 S. 8°.

322. Wyse.
1. [London], 12 July 1842. 4 S. 8°.
2. [London], 11 August 1843. 1 - -

323. F. Neve.
Louvain, 13 Août 1842. 2 S. 4°.

324. August Schmülders.
1. Bocholt, 5 September 1842. 2 S. 4°.
2. - 30 - - 1 - 8°.

325. Leonhard Hegewald.
Mannheim, 27 September 1842. 3 S. 4°.

326. Christian August Brandis.
Bonn, 28 September 1842. 2 S. 4°.

327. Edwin Guest.
London, 10 October 1842. 3 S. 8°.

328. Karl Friedr. Heinr. Strass.
Erfurt, 31 October 1842. 2 S. 4°.

329. Moritz Kind.
1. Berlin, 4 April 1843. 3 S. 4°.
2. - 12 Juli - 2 - -

330. J. G. G. Byron.
Wilkes-Barre, 25 June 1843. 2 S. 4°.

331. A. Holtzmann.
Karlsruhe, 11 Juli 1843. 1 S. 4°.

332. N. Grunte.
Cöln, 27 August 1843. 1 S. 4°.

333. Franz Liszt.
1. Bonn, 4 September 1843. 1 S. f°. (Abschrift.)
2. Cöln, 12 - - 2 - -

334. Hieronymus Müller.
Naumburg, 6 September 1843. 3 S. 8°.

335. David Hunter.
[?], 3 November 1843. 4 S. 8°.

336. J. S. Buckingham.
London, 19 December 1843. 2 S. 4°.

337. Max Müller.
Berlin, Mai 1844. 2 S. 8°.

338. Johann Wilhelm Loebell.
Bonn, 18 Mai 1844. 2 S. 4°.

339. G. B. Mendelssohn.
1. [Bonn], 4 Juni 1844. 3 S. 8°.
2. [Bonn], Mittwoch Abend [?]. 3 S. 8°.

340. J. A. Hunter.
Bombay, 15 July 1844. 2 S. 4°.

341. Franz Hessler.
Wemding, 15 December 1844. 3 S. 4°.

342. Hermann Friedrich Kilian.
Bonn, 28 December 1844. 1 S. 4°.

343. Karl Schultze.
Mors, 5 Januar 1845. 1 S. 4°.

344. A. Sedgwick.
Neuwied, 10 January 1845. 3 S. 4°.

III.

Amtliche und geschäftliche Correspondenz. Vermischtes.

345. K. A. Fürst von Hardenberg. 2 *und* 3 Br.

346. Karl Frh. vom Altenstein. 51 *und* 40 Br.

347. K. A. Ch. H. von Kamptz. 4 *und* 1 Br.

348. J. A. F. Eichhorn. 1 *und* 1 Br.

349. Johannes Schulze. 11 *und* 2 Br.

350. Phil. Jos. von Rehfues. 62 *und* 20 Br.

351. Karl Dietrich Hüllmann. 2 *und* 1 Br.

352. M. A. von Bethmann-Hollweg. 4 *und* 1 Br.

353. Mohr. 56 *und* 9 Br.
354. Georg Reimer. 54 *und* 7 Br.
355. Karl Reimer. 3 Br.
356. F. Dümmler. 2 Br.
357. Joseph Max. 1 Br.
358. Karl Müller. 1 Br.
359. von Cotta. 3 Br.
360. Hermann Brockhaus. 3 Br.
361. Löwenthal. 1 Br.
362. Friedrich Vieweg. 1 Br.
363. Karl Göpel. 1 Br.
364. August Campe. 1 Br.
365. Karl Schlesinger. 2 Br.
366. Eduard Anton. 1 Br.
367. H. Lichtenstein. 1 Br.
368. Treuttel et Würtz. 23 *und* 7 Br.
369. D. Dupré. *1 Br.*
370. J. H. Bohte. 2 Br.
371. Rob. Baldwin. 3 Br.
372. Kingsbury, Parbury and Allen. 5 Br.
373. T. Combe. 1 Br.
374. James Cazenove and Co. 13 *und 1* Br.
375. Splitgerber. 3 *und 1* Br.
376. Steinbach und Leroy. 2 Br.
377. Ferdinand Flinsch. 1 Br.
378. Moses Gumprecht. 2 Br.

379. Friedrich Wilhelm III.

1. Bonn, September 1823. 1 S. 4°. (Abschrift.)
2. Berlin, 6 October 1824. 1 S. 4°.
3. Bonn, 9 December 1825. 2 - - (Abschrift.)
4. Berlin, 28 - - 1 - -

380. Friedrich Wilhelm IV.

1. Bonn, 9 December 1825. 2 S. 8°. (Abschrift.)
2. Berlin, 12 Januar 1826. 1 - 4°.
3. Bonn, Juni 1840. 4 - - (Abschrift.)
4. Bonn, 22 Mai 1842. 4 - - (Abschrift.)
5. Danzig, 28 Juni 1842. 1 - -
6. Potsdam, 15 Mai 1843. 2 - -
7. Bonn, 26 Mai 1843. 3 - - (Abschrift.)
8. Berlin, 14 März 1845. 1 - -

381. Prinz August von Preussen.

Berlin, 30 April 1842. 1 S. 4°.

382. von Meyerinck. 2 *und 1* Br.

383. König Louis Philippe von Frankreich.

Paris, 1 Décembre 1831. 1 S. F°. (Abschrift.)

384. König Wilhelm IV von England.

London, 7 Mars 1832. 3 S. 4°. (Abschrift.)

385. Prinz Albert.

1. Bonn, 27 März 1843. 1 S. 4°. (Abschrift.)
2. Buckingham Palace, 14 April 1843. 3 S. 4°. (Eigenhändig.)

386. Kaiser Nicolaus von Russland.

Bonn, 21 December 1843. 2 S. 8°. (Abschrift.)

387. Grashof. 3 Br.
388. C. Hohe. 1 Br.
389. Gaedeke. 1 Br.
390. Maria Loeben. 8 Br.

Register der Correspondenten.

Acerbi, G. 112.
Adelung, F. 216.
Akerblad, J. D. 121.
Albert, Prinz 385.
Altenstein, K. 346.
d'Alton, E. 296.
d'Alton, J. W. E. 242.
d'Angers, D. 299.
Anton, E. 366.
Anton, K. G. 65.
Arnswaldt, K. F. A. 19.
Auber, F. 159.
August, Prinz von Preussen 381.
Auguste (von Hessen) 209.
Bach, N. 181.
Baldwin, R. 371.
Barante, A. G. P. 262.
Barante, E. 264.
Becker, F. 180.
Becker, W. G. 48.
Beer, W. 276.
Beke, Ch. 214.
Beresford, B. 64.
Bernstein, G. H. 152.
Bertuch, F. J. 72.
Bethmann-Hollweg, M. A. 352.
[illegible] J. 291.
Blanc, J. 131.
Bobrik, E. 234.
Boeckh, A. 255.
Böhtlingk, O. 284.
Böttiger, K. A. 46.
Bohlen, P. 176.
Bohte, J. H. 370.
Boisserée, S. 134.
Bonafont, C. 203.
Bopp, F. 139.
Bouttewelle, M. L. 230.
Brehmann, C. L. 78.
Brandis, Ch. A. 326.
Brockhaus, H. 360.
Broglie, A. 101.
Broglie, A. 104.
Broglie, L. 105.
Broglie, P. 104.
Broglie, V. 102.
Broughton, D. 217.
Buchholtz. 211.
Buchon, J. A. 202.
Bucke, Ch. 207.
Buckingham, J. S. 336.
Bucking, E. 10.
Bürger, G. A. 32.
Bülau, F. 260.
Burghersh, P. 124.
Burnouf, E. 194.
Buttlar, A. 14.
Buttmann, Ph. K. 183.
Byron, J. G. G. 330.
Campe, A. 364.
Canning, J. 291.
Cazenove and Co., J. 374.
Chézy, A. L. 153.
Ciampi, S. 119.
Corkel, J. V. 174.
Clerk, W. 154.
Chasanovich. 155.
Cockerell, C. R. 185.
Colebrooke, E. 156.
Colebrooke, H. Th. 135.
Combe, T. 373.
Cousin, J. 248.
Cotta. 359.
Cruse, G. 25.
Custine, A. 120.
Dassdorf, K. W. 79.
Davis, J. 122.
Davy, H. 166.
DeBrück, J. F. F. 315.
Deslongchamps, A. 212.
Diez, F. 175.
Doeen, B. J. 119.
Dohrn, C. A. 310.
Dornford, J. 24.
Dorow, W. 144.
Dundas, N. 106.
Dümmler, F. 356.
Dupré, D. 369.
Eichhorn, J. A. F. 348.
Eichstaedt, H. K. A. 90.
Elias, W. 203.
Ernst, Ch. 12.
Ernst, H. 1.
Ernst, L. E. 13.
Ernst, S. 16.
Eschen, F. A. 58.
Eschenburg, J. J. 26.

Ewald, H. 249.
Fabbri, G. 86.
Falk, J. D. 70.
Fauriel, Cl. 112.
Ferrein, M. 159.
Fauer Bestand, G. 93.
Fichte, J. G. H. 18.
Firmier, A. 222.
Fichte, J. G. 41.
Finkenstein, H. 206.
Fiorillo, J. D. 124.
Firmenich, J. M. 208.
Fischer 70.
Flotow, A. 309.
Fluech, F. 177.
Förster, F. 187.
Forster, F. 190.
Forster, Th. 21.
Friedrich Wilhelm III. 279.
Friedrich Wilhelm IV. 260.
Fürstenwärther, M. 157.
Gaedicke 289.
Gans, E. 74.
Gebauer, A. 184.
Genelli, H. Ch. 87.
Gentz, Fr. 98.
Gérard, F. P. 199.
Gerhard, E. 258.
Gerning, J. J. 75.
Gessmann, W. 109.
Goldmeister, J. 206.
Gögel, K. 263.
Gollery, F. 226.
Goldfuss, G. A. 290.
Goldstücker, Th. 302.
Grabbe 367.
Grimm, J. 192.
Grolman, C. 299.
Groote, E. 332.
Guest, F. 227.
Guigniaut, J. D. 224.
Guizot, F. P. G. 214.
Gumprecht, M. 376.
Hamilton, W. 240.
Hammer, J. 246.
Hammerich, M. 274.
Hardenberg, K. 94.
Hardenberg, K. A. 348.
Hare, J. C. 171.
Harless, H. 267.
Hase, K. B. 173.
Heeringen, G. 223.
Hempel, M. 109.
Hess, M. J. 157.
Hinrichs, H. 294.
Herwarth, A. 232.
Hegewisch, L. 126.
Heine, J. A. 68.
Heller, A. 327.
Hensler, F. 341.
Heyne, Ch. G. 19.
Hofacker 151.
Hohe, C. 208.
Holtzmann, A. 351.
Hompesch-Rurich, Th. 193.
Hornstein, A. 29.
Horne, R. H. 290.
Horner, L. 259.
Houben, Th. 290.
Holz, J. 261.
Huber, L. F. 77.
Hüllmann, K. D. 321.
Hulme, A. 60.
Hufeland, G. 59.
Humboldt, A. 178.
Humboldt, W. 37.
Hunter, P. 336.
Hunter, J. A. 340.
Huschke, J. G. 54.
Hay, Ch. 321.
Jacquet, F. V. St. 253.
Jochel, F. 318.
Ideler, L. 282.
Jordan, W. 166.
Iffland, A. W. 62.
Iffland, Frau 63.
Imbert des Mottelettes, C. 319.
Inghirami, F. 118.
Johnston, A. 169.
Johnston, L. 160.
Johnston, P. J. 170.
Julius, N. H. 193.
Kalckreuth 69.
Kamptz, K. A. Ch. H. 247.
Keene, H. G. 205.
Kilian, H. F. 362.
Kind, M. 339.
Kinderling, J. F. 67.
Kingsbury, Parbury and Allen 372.
Knoerring, K. 114.
Knoerring, S. 113.
Knoerring, Th. 115.
Köster, H. 312.
Koller, W. H. 101.
Koreff 125.
Kosegarten, H. G. L. 158.
Kosegarten, L. Th. 160.
Lachmann, K. 198.
Lancizolle, C. 256.
Langlès, L. 111.
Lassaulx, F. 105.
Lassen, Ch. 107.
Lebrun, P. A. 106.
Legatz, R. S. 296.
Lemercier, N. L. 126.
Lenz, K. G. 81.
Letronne, A. J. 228.
Lichnowsky, F. 313.
Lichtenstein, H. 307.
Liszt, F. 333.
Littré, E. 146.
Littrow, M. F. 147.
Löbell, J. W. 338.
Loeben, M. 390.
Löwenthal 361.
Louis Philippe 362.
Lyell, Ch. 271.
Mackintosh, J. 143.
Malcolm, J. 162.
Malcolm, Lady 161.
Malsburg, E. F. G. O. 130.
Manning, M. 163.
Marcus, A. F. 88.
Matthäi, L. 293.
Matthias, A. 47.
Maurer, G. 360.
Max, J. 347.
Mehmel, G. E. A. 84.
Meinhold, W. 201.
Mendelssohn, G. B. 270.
Mendelssohn, M. 140.
Menn, K. 266.
Mertens-Schaaffhausen 309.
Metternich, Cl. W. N. L. 98.
Meyendorff, A. 213.
Meyendorff, E. 317.
Meyendorff, P. 316.
Meyer 109.
Meyerinck 262.
Michaelis, G. Ph. 36.
Minutoli, J. H. C. 305.
Möller, L. 88.
Mohr 308.
Müller, H. 334.
Müller, K. 358.
Müller, M. 357.
Müller, S. 145.
Münster, E. F. H. 97.
Murhard, H. 58.
Murhard, W. 38.
Mustoxidi, A. 116.
Nagel, H. G. 253.
Nake, A. F. 279.
Neubeck, V. W. 53.
Neve, F. 325.
Nikolaus Kaiser v. Russland 306.
Noell, A. 160.
Niebuhr, B. G. 178.
Nöhden, G. H. 164.
Nyerup, R. 140.
Oelsche 33.
Oersted, A. S. 259.
Panofka, Th. 273.
Pape 31.
Patin, H. J. G. 260.
Paulus, C. 129.
Paulus, H. E. G. 128.
Pauthier, G. 229.
Pellico, 369.
Pertz, G. H. 270.
Pictet, A. 260.
Plate, W. 284.
Plemer, A. J. 221.
Prichard, J. C. 320.
Prinsep, J. 347.
Pucke, Th. 197.
Randall, F. 109.
Raoul Rochette, D. 254.
Rastoul, A. 298.
Rauch, Ch. 272.
Raynouard, F. J. M. 257.
Rehberg, C. 30.
Rehfues, Ph. J. 370.
Reichardt, J. F. 46.
Reimer, G. 354.
Reimer, K. 355.
Reinhard, K. 40.
Remusat-Abel, J. P. 109.
Richardson, D. L. 375.
de la Rive, A. 229.
Rochlitz, F. 71.
Rosen, F. 196.
Ross, A. J. 280.
Rudorffer, A. 283.
Ruckert, M. 228.
Sack, K. H. 204.
Schelling, F. W. J. 81.
Schepeler 219.
Scherer, K. 91.
Schilling, P. 177.
Schlegel, A. (I). 11.
Schlegel, A. (II). 5.
Schlegel, Car. 62.
Schlegel, Ch. 4.
Schlegel, Dor. 26.
Schlegel, Fr. 27.
Schlegel, J. 9.
Schlegel, J. A. 1.
Schlegel, Frau 2.
Schlegel, J. F. W. 17.
Schlegel, K. 8.
Schlegel, M. 3.
Schlegel, S. 127.
Schleiermacher, A. 296.
Schleiermacher, F. 57.
Schlesinger, K. 365.
Schmittmann, J. H. J. 314.
Schmölders, A. 324.
Schreiber, A. W. 90.
Schütz, Ch. G. 42.
Schütz, K. 243.
Schultze, K. 342.
Schulz, J. E. 151.
Schulze, J. 349.
Sedgwick, A. 344.
Siebold, J. H. 66.
Silvestre de Sacy, A. J. 229.
Sinclair, L. 141.
Smith, A. 260.
Smith, W. 23.
Sotheby, W. 190.
Spall, W. 6.
Spiegel, Graf 183.
Spitzgerber 379.
Staël-Holstein, Ad. 100 a.
Staël-Holstein, Aug. L. 100.
Staël-Holstein, A. L. G. 99.
Steffens, H. 76.
Stein, H. F. K. 96.
Steinebach und Leroy 376.
Stenzler, A. F. 315.
Stockhausen, M. 210.
Strass, K. F. H. 328.
Strombeck, F. K. 49.
Stuhr, P. F. 251.
Sullivan, J. 156.
Talbot, R. 205.
Teichmann, 307.
Ternite, W. 117.
Tieck, F. 83.
Tieck, L. 51.
Tischbein, J. F. A. 41.
Tischbein, S. 41a.
Treuttel et Würtz 368.
Troyer, A. 301.
Uhle, A. G. 42.
Ure, A. 311.
Urlichs, L. 310.
Varnhagen, K. A. 218.
Veit, Ph. 282.
Vermehren, J. B. 85.
Vernet, 277.
Verweg, F. 364.
Voigt, B. F. 278.
Voigt, Ch. G. 52.
Voss, A. 92.
Voss, H. 92.
Wagner, K. F. Ch. 55.
Weber, W. E. 231.
Weissenborn, G. F. Ch. 73.
Welcker, F. G. 196.
Westergaard, N. L. 304.
Wiedemann, L. 34.
Wilhelm IV. 304.
Wilken, F. 287.
Wilkins, Ch. 158.
Wilson, H. H. 186.
Windischmann, F. 237.
Windischmann, K. J. H. 246.
Wolff 195.
Wolper, A. 7.
Wordsworth, W. 241.
Wutzer, K. W. 297.
Wyse 322.
Zelter, K. F. 69.
Zimmermann, J. B. 22.

Bonn, Druck von Carl Georgi.

Bayerische Staatsbibliothek München

Was zumeiſt Anliegen mir ſei, zu ſtillen
Meiner Bruſt Wahnſinn, in der Ueberredung
Netz bemüht wes Liebe zu fah'n? wer thut, o
Sappho, dir Leides?

Wenn er jetzt auch flieht, o wie bald dich ſucht er!
Wenn er nicht annimmt, die Geſchenk', er giebt ſie;
Wenn er jetzt nicht liebt, o wie bald dich liebt er,
Wollteſt du nicht auch!

Nah' mir ſo auch nun, und erlöſe mich von
Schweren Grams Laſt; was zu vollenden ſehnlich
Mein Gemüth wünſcht, ſolches vollend', und ſelbſt ſei
Bundesgenoßin.

Pindaros erſte pythiſche Siegshymne.

Vers 1 … 78.

Strophe.

Goldnes Kleinod, Laut'! Apollons
Gleichwie der Muſen, viol-
farbumlockt, mitwaltendes Gut!
Dich vernimmt, anhebend die Feier, der Tritt; gern lauſcht
Gleichfalls wer Geſang übt, deinem Wink,
Chorführender Weiſen zuerſt Vorſpiele noch,
Wann du die anſtimmeſt im Wirbelgetön.
Ja, dir liſcht auch, ew'ger Glut voll, aus der viel-
zackige Donner, es ſchläft
Ein auf Zeus Goldſcepter der Adler, geſenkt
Raſch eilender Fittige Paar
Rechts und links hin,

Gegenſtrophe.

Er, des Luftvolks Oberherr. Du
Haſt ein umdunkelnd Gewölk
Ihm auf ſein braunſchnablichtes Haupt,
Wimpern ſüß zuſchließend, ergoßen. Im Schlafrauſch nun
Weich anſchwellend wiegt ſein Rücken ſich
Kraft deines melodiſchen Schlags. Ares auch, ſonſt
Voll Gewaltthat, läßet nun fahren des Speers
Rauhe Kriegsarbeit; ihm ſoll Ausruhn das Herz
Laben; der Töne Geſchoß,
Götterſinn ſelbſt zaubert es um, von der Kunſt
Ausfliegend Apolls und der voll-
buſ'gen Jungfrau'n.

Nachſatz.

Aber ſie alle, die Zeus nicht
Liebte, bang auffahren ſie,
Hörend pieriſchen Jubel,
Rings wo Erd' hinreicht und in Oeden des Meers.
So der Gott-feindſel'ge, der dort
Grauſam Tartaros im Schlund
Liegt, hundertgehauptet, der Typhos; welchen einſt,
Vielbenamt, aufzog die kili-
liſche Waldgruft; aber nun
Drückt die Bruſt voll Zotten Sikelien ihm, und
Jenes Geſtad' auch, oberhalb nächſt
Kumä, meerabdämmend; Aetna's
Himmliſche Säule zugleich,
Die der Schneelaſt Pflegerin iſt,
Wie ſie beſchneit ſteht all das Jahr durch.

Zweite Strophe.

Deren Abgrund ſtets unnahbar'n
Feuers geheiligten Quell
Tief herauf ausſprudelt: am Tag
Gießt der Strom ſchwarzglimmende Flüße des Rauchdampfs weit
Hin; dann Nachts erhebt ſteinwälzend bald
Purpurn ihr Gewirbel die Lohflamme, ſtürzt
Bald in Meers Grund praßelnd die Felſen hinab.
Jenes Unthier hegt den Brunnquell, ſchrecklich wie
Keins, von Hephäſtos Gewalt.
Wunder iſt's, Anſtaunen erregend, zu ſchaun,
Denkwürdig dem Nahenden auch,
Deſſen Ohr hört.

Zweite Gegenſtrophe.

Wie ihm ſchwer aufliegt des Bergs ſchwarz-
laubiger Gipfel und Fuß,
Feßelnd; ſein rauhklippiges Bett
Stets den weithinſtarrenden Rücken ihm wund aufreißt.
Gieb, Zeus! gieb du huldreich gut Gedeihn!
Obwaltend dem Aetna, der rings ſaatvollen Au'n
Hoher Stirn, des Namen der gränzenden Stadt
Schmückend ihr Urheber auskor, herrlich ſelbſt.
Nun in der pythiſchen Bahn
Haben ſchon Herolde die neue genannt,
Ausrufend von Hiero's halb,
Den der Sieg krönt

Zweiter Nachſatz.

Mit dem Geſchirr. Es erwünſcht als
Erſte Gunſt ſeefahrend Volk,
Daß in der Reiſe Beginn ihm
Guter Fahrwind wehe: denn glaublich erſcheint's,
Auch der Heimkehr Ziel demnach ſei
Jedem glücklicher beſtimmt.
Drum bringet ein ſolcher Gewinn nicht eitlen Wahn,
Auch in Zukunft werde die Stadt
In des Roßkampfs Kränzen hoch,
Sammt des Siegs ſchönjubelnden Feſten, berühmt ſein.
Lykiſcher Gott, der Delos ſein nennt,
Phöbos, auf Parnaſſos Berghöh'
Hold dem kaſtaliſchen Quell!
O gewähr' uns dieſes, und heg'
In dem Gemüth ſolch edlen Wohnort.

Aeſchylos.

Die Eumeniden.

Vers 1...229 (234).

(Den Hintergrund der Scene nahm der Tempel des Apollon ein, die rechte Seitendecoration vermuthlich eine Ausſicht auf die Stadt Delphi, die linke eine landſchaftliche Ferne. Die Pythia kam zuerſt aus einer Seitenthüre des Hintergrundes, und gieng durch die Hauptthüre in den Tempel, kam wieder heraus und gieng eben dahin ab, von wo ſie gekommen. Hierauf trat Apollon mit dem Oreſtes aus dem Tempel, und dieſer begab ſich, nach geendigtem Baden, längs der ganzen Breite des Logeums links, die Stufen hinunter und durch einen Eingang der Orcheſtra ab, um anzudeuten, daß er in die Ferne wandere; Apollon hingegen in den Tempel zurück. Dann wurde das Innere desſelben mit den ſchlafenden Furien durch das angerückte Enkyklema den Augen der Zuſchauer geöffnet. Der Schatten der Klytämneſtra kam aus der am Halbzirkel der Orcheſtra unter den Sitzen der Zuſchauer befindlichen Pforte der Unterwelt hervor, die Stufen des Logeum hinauf bis vor den Tempel, und verſchwand wieder auf dieſelbe Weiſe. Die erwachten Furien hielten ihren erſten Chorgeſang auf der Breite des Logeums hin und herſchweifend, dießmal nicht in der Orcheſtra; von dem Gotte weggewieſen gehen ſie die Stufen hinunter eben da ab, wo zuvor Oreſtes, Apollon nochmals in den Tempel zurück, wodurch denn die Bühne für die Verwandlung leer wird.)

Pythia.

Mein erſter Anruf huldigt aus der Götter Zahl
Der Urprophetin Erde; Themis dann zunächſt,
So zweitens nach der Mutter, wie die Sage lehrt,
Weiſſagend hier geſeſſen. Dritten Orts ſodann,
Durch freien Willen jener, nicht durch wes Gewalt,
Gleichfalls der Erde Tochter, Titanide, ſaß
Hier Phöbe. Dieſe giebt es zum Geburtsgeſchenk
Dem Phöbos, der von Phöbe zubenannt ſo heißt.
Er ließ die See, ſammt Delos Felsbank, nun zurück,
Einkehrend drauf an Pallas ſchiffbeſuchtem Strand,
In dieſe Landſchaft kam er auf Parnaſſos Sitz.
Dorther geleiten, hoch in Ehren haltend, ihn
Hephäſtos ſtraßenbau'nde Söhne; jenen Weg,
Unwirthbar ehmals, ſchaffen ſie zugänglich ihm.
Desſelben Einzug wohl bewillkommt nun das Volk
Und Delphos, dieſer Gegend fürſtlich Oberhaupt.
So ſetzte Zeus, einhauchend ins Gemüth die Kunſt,
Ihn nun als vierten Seher auf die Thron' allhier;
Zeus, ſeines Vaters, Sprecher weiſſagt Loxias.
Vorredend nennt drum dieſe Götter mein Gebet.
Auch wird im Vorhof Pallas preiſend hochgeehrt;
Der Nymphen Schar dann, in der korykiſchen Felſengruft,
Heimat des Waldgefieders, werth den Himmliſchen.
Bromios beſitzt die Stätte: wohl gedenk' ich des,
Wie einſt der Gott, Heerführer der Bakchantinnen,
Nach Art des Böckleins Pentheus hat in Tod verſtrickt.
Des Pleiſtos Brunnquell ferner und Poſeidons Kraft
Anruf' ich, ſammt dem allerhöchſten Walter Zeus.
Hierauf den Thronſitz nehm' ich ein, die Seherin,
Und meinen Eingang mehr wie jemals mögen ſie

Jetzt ſegnen! Iſt hieher geſandt der Hellenen wer,
Der nah', das Looß erſt werfend, wie es bräuchlich iſt;
Denn alſo dort weiſſag' ich, wie der Gott mich lenkt. —

Welch Graus zu ſagen, Graus zu ſchaun mit Augen auch,
Hat rückgeſandt mich aus dem Pallaſt Loxias,
Die weder feſtſtehn, noch den Tritt fortheben kann,
Mit Händen laufend, nicht mit Schenkel-Hurtigkeit.
Ich Alte, nichts zwar fürchtend, doch an Kraft ein Kind,
Schlich leiſe hin zum vielbekränzten Heiligthum,
Und ſeh' den Hauptſitz einen Gott-entweih'nden Mann
Einnehmen, ſchutzanflehend, dem von Händen noch
Das Blut herabtroff, der ein friſchgezücktes Schwert
Zuſammt des Oelbaums hochentſproßnem Zweige hält.
Mit gröſter Flock' umkränzet nach andächt'ger Art,
Mit weißem Wollband, daß ich's klärlich nenne ſo.
Dem Manne gegenüber ſchläft ein Weiberſchwarm,
Anſtaunungswürdig, ſitzend auf den Seſſeln rings.
Nicht aber Weiber, nein, Gorgonen heiß' ich ſie;
Doch wieder nicht Gorgonenbildern ſind ſie gleich.
Wohl ſah ich ſonſt ſchon abgeſchildert jene, die
Des Phineus Mahl wegraffen: ungeflügelt nun
Sind dieſe, ſchwarz und gräuelhaft durchaus zu ſchaun.
Unnahbar'n Hauch ausathmend aber röcheln ſie,
Vom Aug' herab träuft ihnen Ausbund ekeln Gifts.
Es iſt ihr Leibſchmuck noch vor Götterbildniſſen
Gerecht zu tragen, noch in Menſchenwohnungen.
Nie ſah Gemeinſchaft ſolcherlei Geſchlechtes ich,
Noch welches Land ſei, das ſich rühmet, dieſen Stamm
Harmlos zu nähren, daß es nicht wehklagen muß.
Den fernern Ausgang ſtell' ich dieſes Hauſes Herrn,

Ihm ſelbſt, anheim, dem hochgewalt'gen Loxias.
Heilkund'ger Seher, Zeichendeuter iſt er ja,
Und auch den Andern Rein'ger ihrer Wohnungen.

Apollon. Oreſtes.

Apollon.

Nicht will ich dich verrathen. Bis an's Ende dir,
Nah ſtehend oder ferne, will ich Hüter ſein,
Nachgiebig keinem, welcher dich anfeinden will.
Jetzt ſiehſt du hier befangen dieſe Thörinnen,
Vom Schlaf; die unholdſel'gen Jungfrau'n liegen da,
Uralt bejahrte Töchter, denen keiner ſich
Der Götter jemals, Menſch, noch Thier auch, zugeſellt.
Sie ſind erzeugt zum Böſen: drum ja wohnen ſie
In böſem Dunkel, unterird'ſchem Tartaros,
Der Menſchen Abſcheu, wie der olympiſchen Götter auch.
Jedennoch flieh, und nimmer laß ſaumſelig nach.
Denn treiben werden durch die weite Veſte ſie
Dich, auf der Erd' Irrbahnen wandelnd ohne Harm,
Jenſeit des Meeres auch, zu umfloßnen Landen hin.
Doch nicht ermatte vor der Zeit umſchweifend mir
In ſolchem Mühſal: hingewandt zu Pallas Stadt,
Sitz' dort, die Arm' anſchlingend ihrem alten Bild.
Daſelbſt nun Richter deſſen, und beſänft'gende
Anreden findend, ſchaffen wir Vermittlungen,
Daß du für allzeit dieſer Plagen werdeſt frei.
Ich ſelbſt ja hieß dich tödten deiner Mutter Leib.

Oreſtes.

Wohl weißt du, Fürſt Apollon, Unrecht nicht zu thun,
Und dieß verſtehend lerne nichts auch überſehn.
Des guten Ausgangs leiſtet Bürgſchaft deine Macht.

Apollon.

Denk des, und Furcht obſiege deiner Seele nicht.
Du aber, mir verbrüdert, Eines Vaters Blut,
Behüt' ihn, Hermes! Deinem Namen recht gemäß,
Sei ihm Geleitsmann, dieſen meinen Schützling mir
Treu weidend. Zeus ehrt ſelbſt ja dieß dein Ehrenamt,
Das gut Geleit ſchafft, ſegensvoll dem Sterblichen.

Klytämneſtra's Schatte.

Ha wohl! ſo ſchlaft denn! Was bedarf's der Schlummernden?
Ich, die von euch nun alſo Nichtsgeachtete,
Muß dulden bei den Todten, weil ich ſelbſt erſchlug,
Daß dieſer Vorwurf drunten niemals mir erſtirbt.
Schmachvoll umher dort irr' ich, und verkünd' es euch,
Wie mich von jenen allen ſchwer Anklage trifft.
Obwohl ich von den Nächſten ſo Unwürd'ges litt,
Entbrennt für mich Racheifer keinem Himmliſchen,
Die hingewürgt hat muttermörderiſche Hand.
Schau dieſe meine Wunden an im Herzen dein:
Des Geiſtes Auge wird im Schlaf ja aufgehellt,
Tags aber iſt Vorſchauen nicht der Ird'ſchen Theil.
Ihr habt doch Manches eingeſchlürft vom Meinigen,
Weinloſen Ausguß, nüchternere Bewirthungen,
Auch nachtgefei'rte Mahle vor des Feuers Heerd
Euch opfert' ich, in Stunden, fremd ſonſt jedem Gott.
Und alles dieſes tretet ihr mit Füßen nun.
Er aber iſt euch, nach des Rehbocks Art, entſchlüpft,
Und zwar umſtellt von Netzen, im Gehege ſchon,
Behend' entſprang er, lauten Hohn zugrinſend euch.
O hört mich an, wie meiner Seele wegen ich

Geſprochen, denkt des, unterird'ſche Göttinnen!
Denn ich, das Traumbild Klytämneſtra, ruf' euch jetzt.
(Röcheln des Chors.)
Ja, ſchnarcht nur! Aber Jener iſt weit weg entflohn,
Denn die, ſo nicht mir Freunde, hegen Schützlinge.
(Röcheln des Chors.)
Schlaftrunken biſt du; nicht erbarmt dich meiner Noth.
Fort iſt Oreſtes, Mörder ſeiner Mutter hier.
(Geheul des Chors im Schlaf.)
Du heulſt, du ſchläferſt: willſt du nicht aufſtehn alsbald?
Was ſonſt als Unheil wirken iſt dein ewig Thun?
(Geheul des Chors im Schlaf.)
Durch Schlaf und Arbeit, ſtete Mitverſchwornen, iſt
Des grauſen Drachenweibes Zornwuth abgeſtumpft.

Chor.

(Nach verdoppeltem heftigen Schnarchen.)
Pack' an! pack' an! pack' an! pack' an! Merk auf!

Klytämneſtra.

Dein Wild verfolgſt du träumend, ſchlägſt laut an, ſo wie
Der Hund, der nie von Sorgen abläßt um die Jagd.
Was machſt du? Auf ſteh', nicht von Arbeit übermannt,
Unwißend nicht des Schadens, aufgelöſt im Schlaf.
Verdienter Vorwurf ſchmerz' im Eingeweide dir,
Denn ſtachelähnlich dringt er ein dem Beſonnenen.
Den blut'gen Anhauch abermals nachſtürmend ihm,
Auszehrend durch ſolch dampfend Feuer deines Leibs,
Setz' nach, entnerv' ihn wieder mit Verfolgungen.
(Verſchwindet.)

Chor.

Erweck', erwecke dieſe du, ich aber dich.
Du ſchläfſt noch? Auf ſteh! Schüttle hurtig ab den Schlaf,
Und ſeh'n wir zu dann, ob dieß Vorſpiel uns getäuſcht.

Chorgeſang.

Erſte Strophe.

Ha ſo? ha ſo? Wohlauf! O was erlitten wir?
Ich Arme, die ſo Vieles, doch vergeblich, litt!
O was erlitten wir, ihr Schweſtern! Ach des Weh's!
So ſchwer drückt es uns.
Durch's Netz geriſſen hat ſich, und iſt fort, das Wild:
Ich hab' im Schlafrauſch die Beut' eingebüßt.

Erſte Gegenſtrophe.

Ha, Zeus Sohn, ſieh nur! wie ſo betrügeriſch!
Jung rennſt du nieder uns bejahrte Göttinnen,
Da du den Flüchtling hegſt, den Frevler, der ſo grimm
Den Stammeltern war.
Du ſtahlſt, ein Gott zwar, jenen Muttermörder weg:
Wer kann ein ſolch Thun gerecht heißen wohl?

Zweite Strophe.

Es ſtach der Vorwurf, jetzt im Traum anwandelnd, mich
Nach Art deſſen, der den Wagen lenkt,
Mit dem geſchärften Stab
In das Innerſte des Gemüths.
Ich fühl's, der ſchwergeiſelnde
Marterknecht fällt mich an
Mit des beläſtigenden Schauers Gewalt.

Zweite Gegenſtrophe.

Dergleichen üben neuerhöh'te Götter jetzt,
Gewalt habend, allem Recht zum Trotz.
Und der beſpritzte Thron
Von der Scheitel bis an den Fuß,
Er ſieht am Erdnabel nun,
Anzuſchaun blutig ganz
Von der beſudelnden Entweihung erfüllt.

Dritte Strophe.

Du, Seher, bringſt mit aufgenommner Mißethat
Deinem Altar Schmach ſelbſt-
willigend, ſelbſt gerufen,
Da du die Rechte tilgſt, wie ſie das Alter hielt
Und frecher Götter Bildſäulen ehrſt.

Dritte Gegenſtrophe.

Feindſelig mir zwar, löſeſt du doch Jenen nicht.
Flöh' er zum Abgrund auch,
Nimmer befreit ja wird er.
Für die Verſündigung, die er am Blut begieng,
Bedroht ein andrer Qualgeiſt ihn dort.

Apollon.

Hinaus, gebiet' ich! dieſen Pallaſt alſobald
Verlaßt! Entfernt euch aus dem Seher-Heiligth
Auf daß du keine blanke Flügelſchlang' empfang
Von goldgedrehter Bogenſehn' herabgeſchwirrt,
Daß ſchwarzer Schaum von Menſchen dir vor Sch
Und du das Blut ausſprudelſt, ſo du eingeſaug
Nicht ſolchem Wohnſitz anzunah'n geziemet dir,
Nein, da, wo Haupt-abhau'nde, Aug-ausgraben
Gerichte, Morde, wo Verderb unzeit'ger Frucht
Von Kindern, wo Entmannung, wo Verſtümmel
Und wo man ſteinigt, oder viel Wehklage heult
Von den am Rückgrat Aufgeſpießten. Hört ihr
An welchen Feſten, Göttern abſcheuwürdig, ihr
Behagen findet? So verkündigt's im Gepräg
Die Bildung. Eines Leu'n, der Blut ſchlürft,
Heimat für ſolche werden; nimmer ziemt es ſich
Daß all ihr Gräul haft' an des Orakels nahem

Fort denn von hinnen! Hirtenlos geht weiden nur,
Denn ſolche Herd' iſt keinem aller Götter lieb.
Chor.
O Fürſt Apollon! wiederum auch hör mich an:
Selbſt biſt du dieſer Dinge nicht mitſchuldig bloß,
Nein, du allein Vollbringer, biſt Hauptſchuldiger.
Apollon.
Wie das? So viel zu reden ſei dir noch vergönnt.
Chor.
Es hieß dein Ausſpruch jenen Fremdling Muttermord.
Apollon.
Ich hieß ihn Rache ſeinem Vater ſenden: nun?
Chor.
Verſprachſt ihm dann Aufnahme friſchvergoßnen Bluts.
Apollon.
Ja auch die Zuflucht dieſes Tempels rieth ich ihm.
Chor.
Nun freilich ſchiltſt du ſolch Gefolg Geleitender.
Apollon.
Weil ihnen Eingang nicht geziemt in dieſes Haus.
Chor.
Uns aber iſt doch anbefohlen ſolcherlei.
Apollon.
Welch Ehrenamt denn meinſt du? Rühm' dein ſchönes Theil.
Chor.
Die Muttermörder treiben aus den Häuſern wir.
Apollon.
Doch wie? Dem Weibe, die den Gatten weggerafft,
Soll nicht vergeltend, blutsverwandt, aufſtehn der Mord?
Sehr klein geachtet, und für nichts gilt wahrlich dann
Dem Ehebund vorwaltend Here's Schwur und Zeus;

Danieder tritt auch Kypris Ehre dieſes Wort,
Woher doch alles Liebe kommt den Sterblichen.
Das Lager iſt verordnet zwiſchen Mann und Weib,
Mit höherm Vorrecht, als des Schwures ſelbſt, bewacht.
Wenn du nun nachſiehſt hier einander Tödtenden,
Nicht das dich kümmern läßeſt, nicht heimſuchſt im Grimm,
So ſag' ich, jagſt du ohne Recht Oreſten nach.
Denn dieſer, weiß ich, iſt dir angelegentlich,
Dort aber übſt du offenbar Gelindigkeit.
Die Göttin Pallas prüfe dieß als Richterin.

Chor.

Von jenem Mann ablaßen werd' ich nimmermehr.

Apollon.

Wohlan, verfolg' ihn! Schaff der Arbeit viel dir noch.

Chor.

Du ſchmäl're nicht durch Reden mir mein Ehrenamt.

Apollon.

Nicht nehmen möcht ich zum Beſitz die Ehre dein.

Chor.

Groß zwar geheißen wirſt du vor dem Throne Zeus;
Ich aber, denn das Mutterblut heiſcht ſolches Recht,
Ereile Jenen, ſeines Gangs Nachſpürerin.

Apollon.

Ich will ihm beiſtehn, meinem Schützling Retter ſein.
Denn mächtig iſt bei Göttern, wie bei Sterblichen,
Des Flüchtlings Unmuth, wenn ich willig ihn verrieth.

Aeſchylos.

Aus den Schutzgenoſſinnen.

V. 277 ... 290.

Der König Pelaſgos ſagt zu den Danaiden, da ſie ihm erklärt haben, ihr Geſchlecht ſtamme aus Argos ab:

Unglaublich lautet's, fremde Jungfrau'n, meinem Ohr,
Daß ihr mit uns ſollt ſproßen aus Argeier Stamm.
Denn nach dem Anſehn ſeid ihr Weiber Libyens
Vielmehr vergleichbar, keineswegs einheimiſchen.
Auch Neilos etwa möchte ſolch Gewächs erziehn.
Dergleichen Weſen prägt den Frauenbildungen
In Kypros Eiland Zeugekraft der Männer auf.
So ſollen Inderinnen auf berittener
Kamele Rücken weit umherziehn, deren Land
Angränzend fernhin bei den Aethiopen liegt.
Den männerloſen ſtarken Amazonen auch,
Wofern ihr Bogen führtet, möcht' ich euch gar ſehr
Vergleichen. Darum thut mir das belehrend kund,
Wie eure Herkunft, euer Sam' argeiiſch ſei.

Sophokles.

Oedipus auf Kolonos.

V. 1...116. 1586...1666.

Oedipus.

Wohin, des blinden Greiſen Kind, Antigone,
Sind wir gekommen, und zu welcher Männer Stadt?
Wer wird den heimatloſen Oedipus für heut'
Aufnehmen, und mit karger Gab' erquicken ihn,
Der wenig bittet, minder als das Wen'ge noch
Empfängt, und welches dennoch mir genügen muß?
Denn dulden lehrt das Leid mich, und die lange Zeit,
Die ſo mir beiwohnt, und zum dritten edler Muth.
Doch, Kind, wenn du auf Sitzen rings hier wen erblickſt,
Auf ungeweihten, oder Götterhainen nah,
Führ' hin und ſtelle dar mich, laß erkundigen
Wie doch der Ort heißt. Denn es ziemt zu lernen uns,
Fremd hier, von Bürgern, dann, was wir gehört, zu thun.

Antigone.

Mühſel'ger Vater Oedipus, die Thürme, ſo
Die Stadt umringen, ſcheinen fern dem Auge noch,
Und dieſe Stätte giebt ſich als geheiligt kund,
Umgrünt von Lorbeer, Oel und Weinſtock; drinnen tönt
Wohllaut der Nachtigallen vielgefiedert Heer.

Drum ruh' die Glieder hier auf unbehau'nem Stein,
Denn weiten Weg durchmaßeſt du Bejahrter ſchon.
Oedipus.
Laß denn mich ſitzen, und bewahr' den Blinden wohl.
Antigone.
Gewohnt bedarf ich ſolches nicht zu lernen mehr.
Oedipus.
Vermagſt du mir zu melden, wo wir jetzo ſind?
Antigone.
Zwar wohl Athen erkenn' ich, doch die Stätte nicht;
Denn jenes ſagte jeder uns der Wandernden.
Doch ſoll ich Kund' einholen, welch ein Ort es ſei?
Oedipus.
Wohl, liebes Kind, wenn irgend er bewohnbar iſt.
Antigone.
Bewohnt ja iſt er. Doch ich meine, nun bedarf's
Nicht deſſen, denn ganz nahe zeigt ein Mann ſich uns.
Oedipus.
Siehſt du ihn herwärts ſeinen Schritt beſchleunigen?
Antigone.
Schon gegenwärtig. Alſo, was zu ſagen dir
Gelegen dünket, ſprich heraus: da ſteht der Mann.
Oedipus.
Belehrt, o Fremder, hier von dieſer, die für mich
Und ſich zu ſehn pflegt, wie du glückbedeutend uns
Ein Bot' herannahſt deſſen, was uns unbekannt, —
Fremder.
Bevor du weiter forſcheſt, mach' von dieſem Sitz
Dich fort; an nicht erlaubter Stätte weileſt du.
Oedipus.
Welch eine Stätt' iſt's? welchem Gotte zugewandt?

Fremder.
Unnahbar, nicht bewohnbar; grauſen Göttinnen,
Der Erde Töchtern und des Dunkels, eignet ſie.
Oedipus.
Wie ruft, bei welch ehrwürd'gem Namen, man ſie an?
Fremder.
Die allumſchau'nden Eumeniden pflegt das Volk
Sie hier zu nennen, anderwärts gilt Andres wohl.
Oedipus.
Sie mögen huldreich ihren Schützling dann empfahn,
Denn nie von dieſes Bodens Sitze weich' ich mehr.
Fremder.
Was aber heißt dieß?
Oedipus.
Meines Schickſals Zeichen iſt's.
Fremder.
Den Mann hinwegzutreiben, unbewußt der Stadt,
Gebricht der Muth mir, bis ich, was zu thun, erfragt.
Oedipus.
O Fremder, bei den Göttern! nicht verſchweig zum Hohn
Dem armen Flüchtling, was er dich zu melden fleht.
Fremder.
Sprich aus, und nicht verhöhnet finden wirſt du dich.
Oedipus.
Welch eine Stätt' iſt dieſe dann, worauf wir ſtehn?
Fremder.
So viel ich weiß anhörend, ſei von mir belehrt.
Die ganze Gegend iſt geweiht: der herrliche
Poſeidon hat ſie ſammt dem feuerbringenden
Titan Prometheus. Welchen Ort du jetzt betrittſt,
Der heißet dieſes Landes erzgegründete

Thorſchwell', Athens Grundveſte; dann die Fluren rings,
Vom reiſ'gen Held Kolonos rühmen jen', er ſei
Stammführer ihnen, und den Namen führen ſie,
Gemeinſam Alle nach demſelben zubenamt.
Dergleichen iſt dieß, Fremdling: nicht in Reden bloß
Preiswürdig, ſondern durch die Gegenwart noch mehr.
Oedipus.
Und giebt es denn Anwohner dieſer Orte hier?
Fremder.
Wohl freilich: auch des Gottes Namen führende.
Oedipus.
Beherrſcht ſie Einer, oder ſteht bei'm Volk die Macht?
Fremder.
Dieß wird vom König aus der Hauptſtadt auch beherrſcht.
Oedipus.
Wer iſt's, der dort obwaltet, ſo mit Rath als Macht?
Fremder.
Man nennt ihn Theſeus, von des weiland Aegeus Stamm.
Oedipus.
Brächt' unter euch wohl einer Botſchaft ihm von mir?
Fremder.
Um was zu melden, oder herzunöth'gen ihn?
Oedipus.
Daß großen Vortheil er erwerb' um kleine Gunſt.
Fremder.
Und welchen Vortheil brächte wohl ein blinder Mann?
Oedipus.
Glaub', jedes, was ich ſage, wird hellſehend ſein.
Fremder.
O Fremdling, willſt du jetzt nicht fehlgehn? Scheinſt du doch
Von edlem Anſehn, nur entſtellt Unſegen dich.

Bleib hier, woſelbſt du mir erſchienen, bis ich erſt
Den Landsgenoßen, hier am Ort, nicht aus der Stadt,
Hingehend dieß berichtet. Die entſcheiden dann,
Ob du hier bleiben, ob zurück dich wenden ſollſt.

Oedipus.

O liebes Kind, gieng jener Fremde fort von uns?

Antigone.

Fort gieng er, Vater; alſo magſt in Ruhe du
Nun Alles ſagen, denn ich bin allein dabei.

Oedipus.

O hehre Schreckantlitze! weil an eurem Sitz
In dieſer Landſchaft ich zuerſt mein Knie gebeugt,
Nicht werdet abhold jetzt dem Phöbos oder mir,
Der, jenes Unheil alles einſt ankündigend,
Nach langen Zeiten dieſen Ruhplatz mir verhieß:
Wann ich zum Ziel hinkäme, wo ich wirthlichen
Empfang im Wohnſitz fände hehrer Göttinnen,
Da ſollte mein mühſelig Leben neigen ſich,
Vortheil dem Land' anſiedelnd, welches auf mich nahm,
Schmach aber denen, die mich bannend ſendeten.
Des würden Zeichen kommen, Bürgſchaft leiſtend mir,
Erdbeben oder Donner oder Strahl vom Zeus.
Gar wohl erkenn' ich, daß mich jetzo dieſen Weg
Nichts Andres, als ein treuer Vogelflug von euch
In dieſen Hain geleitet. Denn ſonſt nimmermehr
Fortwandernd hätt' ich allererſt getroffen euch,
Ich nüchtern euch Weinloſe, noch mich hergeſetzt
Auf dieſen hehren rauhen Steinſitz. Göttinnen,
Gewährt mir nach Apollons Seherſprüchen nun
Auflöſung meines Lebens und Entledigung,
Wofern ich nicht euch allzufrei noch ſcheine, ſtets

Im höchſten Mühſal ringend unter Sterblichen.
Kommt, o des alten Dunkels ſüße Kinder ihr!
Komm, o der allgewalt'gen Pallas nachbenannt,
Athen, du aller Städte hochgeprieſenſte!
Erbarmt vom Helden Oedipus des kläglichen
Luftbildes euch: dieß iſt ja nicht ſein vor'ger Leib.

Antigone.

Still! denn hieherwärts kommen ſeh' ich etliche
Von hohen Jahren, deines Sitzes Späher hier.

Oedipus.

So will ich ſchweigen, und verbirg die Tritte mir
Abwärts vom Weg' im Haine, bis ich erſt erforſcht,
Wie ihre Reden lauten: denn das Forſchen kann
Vorſicht in allem lehren, was wir ſollen thun.

* * * * *

Bote.

Dieß iſt es eben, was ſich anzuſtaunen ziemt.
Denn wie er fortſchritt erſt von hinnen, weißt du ja
Anweſend, daß der Freund' ihn Niemand leitete,
Vielmehr er ſelbſt Anführer unſer Aller war.
Als er nun hinkam zu der Schwelle jähem Sturz,
Mit ehrner Grundveſt' eingewurzelt untenher,
Betrat aus vielgetheilten Wegen einen er,
Dem hohlen Schlund nah, wo das Denkmal ewig liegt
Von Theſeus treuem Bunde mit Pirithoos;
Daſelbſt inmitten ſtehend nun dem thorikiſchen Fels,
Dem hohlen Birnbaum, ſammt dem ſteingehau'nen Grab,
Sich nieder ſetzt' er, löſte drauf ſein ſchmählich Kleid;

Alsdann den Töchtern rufend, hieß er fließenden
Gewäſſers bringen Opferguß und Reinigung.
Sie aber ſchreitend zu der blüh'nden Demeter
Weitſchau'nder Anhöh, kamen mit den Sendungen
Des Vaters ſchleunig wieder, dann mit Waſchen ihn
Zurüſtend, auch Gewändern, wie es bräuchlich iſt.
Als er an ſo Vollbrachtem nun ſich weidete,
Und nichts zurückgeblieben des, was er begehrt,
Da donnert Zeus von drunten: bang aufſchauerten
Die Mägdlein, da ſie's hörten, ſanken auf die Knie
Hin vor dem Vater weinend, ließen nimmer ab
Mit Buſenſchlagen und der Klag' endloſem Weh.
Er, wie er plötzlich jenen bittern Laut vernimmt,
Um ſie die Hände faltend: Kinder! rief er aus,
Von dieſem Tag' an habt ihr keinen Vater mehr,
Denn nun dahin iſt alles, was ſonſt mein: und ihr
Habt ferner nicht mühſel'ge Pfleg' an mir, die euch
Ich weiß es, hart fiel, Kinder. Doch ein einziges,
Ein Wort allein löſt alle dieſe Mühen auf.
Die Liebe, die von keinem ihr gewiß ſo ſehr,
Als dieſem Manne, hattet, deſſen ihr verwaiſt
Eu'r künftig Leben ferner wohl hinbringen mögt.
Sich wechſelweiſ' einander feſt umarmend ſo
Lautſchluchzend weinten Alle. Da ſie nun ein Ziel
Der Klagen fanden, kein Geſchrei ſich mehr erhob,
Und Stille rings war, ſcholl ihm Jemands Stimme zu
Urplötzlich alſo, daß ſich aufrecht Jeglichem
Empor das Haar ſträubt, wie der Schreck uns plötzlich faßt.
Vielfach und oftmals ruft ihn nämlich ſo der Gott:
O du! o du dort! Oedipus! Was zögern wir
Zu gehn? So lang ſchon wird an deinem Theil geweilt.

Er aber, als des Gottes Rufen er vernahm,
Begehrt, des Landes Herrſcher, Theſeus, möcht' ihm nahn.
Da er herankam, ſprach er: O du theures Haupt,
Gieb meinen Kindern deiner Recht' altgült'ges Pfand,
Und ihr ihm wieder, Töchter! Und verheiße mir
Freiwillig niemals ſie zu verlaßen, auch zu thun
Wohlwollend allzeit was zu ihrem Heil gereicht.
Der aber, nicht wehklagend, als ein edler Mann,
Gelobt dem Fremdling ſolches, und betheuert es.
Sobald er dieß vollendet, rühret Oedipus
Mit ſchwachen Händen ſeiner Töchter Haupt und ſpricht:
O Töchter, duldend müßet ihr mit edlem Muth
Von dieſem Ort hier weichen, nicht, was nicht vergönnt,
Zu ſchaun begehren, noch zu hören ſolchen Laut.
Geht ſchleunig drum von hinnen: nur anweſend ſei
Der Herrſcher Theſeus, wahrzunehmen was geſchieht.
Dergleichen Wort' ausſprechend wurd' er angehört
Von Allen; ganz zerfloßen drauf begleiten wir
Hinweg die Jungfrau'n ſchluchzend. Fortgegangen nun
Nach kurzer Zeit uns wendend, fernher ſchauten wir,
Wie jener Mann zwar nirgend mehr vorhanden war,
Der König aber hielt die Augen-ſchattende
Hand ſeinem Haupt vor, gleich als ob ein mächtig Graun
Ihm wär' erſchienen, dem kein Blick Stand halten kann.
Hierauf nach kleiner Weile, ſonder Zögerung
Sehn hingekniet ihn wir die Erd' anbeten, und
Den Olympos auch der Götter mit demſelben Wort.
Durch welchen Tod nun Jener hinſchied, keiner kann's
Der Menſchen melden, außer Theſeus Haupt allein.
Denn weder hat des Gottes flammenbringender
Blitz dieſen Mann zerſchmettert, noch vom Meere her

Die Windesbraut anwirbelnd zu derſelben Friſt:
Ein Götterbote nahm ihn, oder freundlich that
Der Abgeſchied'nen unerhellte Kluft ſich auf.
Denn nicht bejammernswürdig, noch auch ſchmerzenvoll
Hinraffte Krankheit dieſen, nein, verherrlichet,
Wenn je der Menſchen einer. Wem dieß anders däucht,
Daß nicht mir wohl dünkt, werd' ich dem nicht zugeſtehn.

* * * * *

Ariſtophanes.

Die Fröſche. V. 814...829.

Chorgeſang.

Schrecklichen Grimm in der Bruſt wird hegen der Donnerumbrüllte
815 Wenn er vernimmt von dem ſchon zahnwetzenden Gegenbewerber
Spitzes Geſchwätz; und er wird in entſetzlichem Raſen
Augen rollen hin und her.
Helmbuſchwehender Kampf wird ſein von beſiederten Reden,
Umſchwung dann der gehobelten Spän', und geſchnitzelte Arbeit,
820 Wann der Erfindungen-zimmernde Mann nun ſich gegen des Helden
Roßberittne Worte wehrt.
Sträubend am eigenen Nacken den Wuchs rauhborſtiger Mähnen,
Wird er mit ſchrecklich gerunzelten Brau'n hinſchleudern im Brüllen
Worte mit Pflöcken gefugt, die wie Planken er losreißt,
825 Schnaubend voll Gigantenkraft.
Dorther wird, in dem Munde geübt, und der Verſe Probierſtein,
Glatt die bewegliche Zung', heimtückiſche Zügel regierend,
Fällen der Worte Gewalt, und wie Haare zerſpalten
Jener mächt'gen Lungen Müh.

Die Acharner.

V. 393 ... 488.

Die Acharner, attiſche Landleute, die viel vom Feinde gelitten, ſind höchſt erbittert gegen den Dikäopolis, weil er Frieden geſchloßen, und wollen ihn ſteinigen. Er unternimmt für die Lakedämonier zu reden, hinter einem Block ſtehend, um den Kopf zu verlieren, falls er ſie nicht überredet. Dieſes mißlichen Unternehmens halb ſucht er nun den Euripides auf, um ſich von ihm den kläglichen Aufzug zu erbitten, worin ſeine Helden Mitleid zu erwecken pflegen. Dikäopolis, welcher im Grunde Ariſtophanes ſelber iſt, hat aber dabei den Euripides zum beſten. Man muß ſich das Haus des letzteren als die Mitte des Hintergrundes einnehmend denken.

Dikäopolis.

Mir tapfern Muth zu faßen iſt die Stunde da:
Hinwandern muß ich jetzo zum Euripides.
Burſch! Burſch! (Klopft an.)

Kephiſophon (tritt heraus).

Wer ruft da?

Dikäopolis.

Iſt Euripides zu Haus?

Kephiſophon.

Zu Hauſ' und nicht zu Hauſe, wenn du das verſtehſt.

Dikäopolis.

Wie? nicht, und doch zu Hauſe?

Kephiſophon.

Richtig, Alter, iſt's.
Aus flog der Geiſt, und ſammelt kleine Verschen ein,

Er aber ſelbſt, zu Hauſe, dichtet in der Höh
'ne Tragödie.

Dikäopolis.

O Euripides, dreimal beglückt,
Wer einen Knecht hat, der ſo weiſ' antworten kann.
Ruf ihn heraus denn.

Kephiſophon.

's iſt unmöglich.

Dikäopolis.

Thu' es nur.
Ich will nicht fortgehn, ſondern klopf' an ſeine Thür. —
Euripides! Euripidelein!
Erhöre jetzt mich, wenn du jemals wen erhört!
Dikäopolis ruft dich; ich der Chollidenſer bin's.

Euripides.

Ich hab nicht Zeit.

Dikäopolis.

So rolle dich heraus.

Euripides.

's iſt unmöglich.

Dikäopolis.

Thu es nur.

Euripides.

Da roll' ich heraus: herabzuſteigen iſt nicht Zeit.

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was ſchrei'ſt du?

---

407. Kunſtausdruck von dem angeſchobnen Enkyklema. 409. Euripides erſcheint im obern Stock, aber wie auf einem Altan oder in einer offnen Galerie ſitzend.

Dikäopolis.

Dichteſt in der Höh,
Statt auf der Erde? Bringſt mit Recht wohl Lahme an.
Was haſt du da die Lumpen aus der Tragödie,
Die Jammerkleider? Bringſt mit Recht wohl Bettler an.
Fußfällig anflehn muß ich dich, Euripides,
Gieb ſolchen Lumpen aus 'nem alten Stücke mir.
Ich ſoll 'ne lange Rede halten vor dem Chor,
Die mir den Tod bringt, mach' ich meine Sachen ſchlecht.

Euripides.

Was willſt du denn für Fetzen? Die vom Oeneus da,
Worin der unglückſel'ge Greis den Kampf beſtand?

Dikäopolis.

Nicht Oeneus war es; noch ein weit Elenderer.

Euripides.

Die denn vom blinden Phönix?

Dikäopolis.

Nicht vom Phönix, nein.
Ein Andrer war's, elender als der Phönix noch.

Euripides.

Was ſind es nur für Lappen, die der Mann begehrt? —
Aha! Vom Bettler Philoktetes, meinſt du die?

Dikäopolis.

Nein, ſondern viel viel bettelhafter noch als der.

Euripides.

Du willſt vielleicht die ſchimmelichten Umhüllungen,
Die Bellerophontes, jener Lahme, angehabt?

Dikäopolis.

Nicht Bellerophontes; den ich meine, der war lahm,
Almoſen bettelnd, voller Kniff', im Reden keck.

Euripides.

Ich weiß, der Myſier Telephos.

Dikäopolis.

Ja, Telephos.

Von dieſem Mann, ich flehe, gieb die Tücher mir.

Euripides.

O gieb ihm, Burſch, die Lumpengewande des Telephos.
Auf den thyeſteiſchen Lumpen oben liegen ſie,
Und unter Ino's ihren.

Kephiſophon.

Hier, du nimm ſie hin.

Dikäopolis (ſich umkleidend).

O Zeus, Umſchauer und Durchſchauer überall!
Hilf mir, mich auszukleiden aufs elendeſte. —
Euripides, da dieſes du bewilligt haſt,
So gieb mir auch der Lumpen ganzes Zubehör:
Das myſiſche Filzhütlein zu tragen auf dem Kopf.
„Denn einem Bettler muß ich heute gleichen ganz,
„Zwar ſein derſelbe, der ich bin, doch ſcheinen nicht.“
Es müßen des Spiels Zuſchauer wißen, daß ich's bin,
Doch die vom Chor einfältig daſtehn rund herum,
Damit ich ſie mit Floſkeln überliſten kann.

Euripides.

Ich will dir's geben, denn du ſinnſt auf ſchlauen Rath.

Dikäopolis.

„Heil dir! doch wie ich denke, geh's dem Telephos;“
Das geht ja gut, ſchon füll' ich mich mit Floſkeln an.
Aber es bedarf nun eines Bettlerſtabes noch.

---

435. Anſpielung auf den durchlöcherten Mantel, indem er ihn gegen das Licht hält. 440. 446. Verſe aus dem Trauerſpiel Telephos.

Euripides.
Da nimm, und geh' von dieſen ſteinernen Pfoſten weg.
Dikäopolis.
O mein Gemüth, ſieh, wie man weg vom Haus mich ſtößt,
Der mancherlei Sächelchen bedarf. Nun werde zäh,
Mit Betteln, Fleh'n anhaltend. — Hör', Euripides!
Gieb mir ein Körblein, wo die Laterne durchgebrannt.
Euripides.
Elender, ſag, wozu dir Noth thut ſolch Geflecht?
Dikäopolis.
Nicht thut es Noth mir, aber haben möcht ich's doch.
Euripides.
Du wirſt beſchwerlich: tritt zurück von meinem Haus.
Dikäopolis.
Ei ei!
Sei ſo geſegnet wie es deine Mutter war.
Euripides.
So mach dich fort nun.
Dikäopolis.
Nein, nur Eines gieb mir noch:
'nen kleinen Kelch, mit oben ausgebrochnem Rand.
Euripides.
Da nimm, und pack dich. Wiſſe, daß du läſtig biſt.
Dikäopolis.
Bei'm Zeus, du weißt nicht, welches Unheil du verübſt. —
O allerliebſter Euripides! dieß eine noch:
Gieb mir ein kleines Töpfchen, zugeſtopft mit Schwamm.
Euripides.
O Menſch, du bringſt mich endlich um die Tragödie. —
Nimm dieß, und geh' dann ſchleunig fort.

---

457. Eine arme Krauthändlerin.

Dikäopolis.

Ich gehe ſchon. —
Doch was zu machen? Eins noch brauch' ich: ohne das
Iſt Alles hin. O allerliebſter Euripides!
Vom Kohl den Abfall gieb mir in das Körbchen hier.

Euripides.

Du bringſt mich um. Da! um mein Schauſpiel iſt's geſchehn.

Dikäopolis (thut als wollte er gehn).

Nichts weiter! Sieh, ſchon geh' ich. Denn ich bin fürwahr
Auch allzuläſtig, nicht der Gebieter Zorn zu ſcheun. —
Weh mir, ich Unglückſel'ger! 's iſt um mich geſchehn:
Ich vergaß, worauf mir Alles ankommt, grade das. —
O allerliebſtes, herz'ges Euripidelein!
Ich will verwünſcht ſein, bitt' ich ſonſt noch was von dir,
Als dieß allein, dieß Ein' allein, dieß Ein' allein:
Gieb mir doch Kerbel, dein ererbtes Muttertheil.

Euripides.

Der Menſch verhöhnt mich; ſchließ die Thür des Hauſes zu.
(Das Enkyklema ſchließt ſich. Euripides und Kephiſophon in das Haus zurück.)

Dikäopolis.

O mein Gemüth, wir müßen ohne Kerbel gehn!
Iſt dir's bewußt, welch einen Kampf du kämpfen ſollſt?
Für die Lakedämonier unternahmſt zu reden du.
O mein Gemüth, vor ſchreite! ſieh die Schranken dort!
Was willſt du noch, da du den Euripides eingeſchluckt?
Du ſollſt gelobt ſein: friſch daran, mein duldend Herz!
Begieb dich dorthin, biete dann dein Haupt dem Block,
Derweil du vorbringſt was dir ſelbſt am beſten dünkt.
Geh! wag' es! ſtelle dar dich! auf, mein Herz, wohlan!

---

469. 478. Anſpielung auf das Gewerbe der Mutter des Euripides.

Idyllen.

Theokritos.

1. Die Spindel.

– ⏓ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ –.

Anmerkung. Dieſes Silbenmaß wird von Hephäſtion zu den antiſpaſtiſchen gerechnet, und nach vier Takten von einem Epitrit, zwei Antiſpaſten und einem Dijambus gemeßen. Spätere betrachten es als choriambiſch, und laßen es dem gemäß aus einem Spondeen, drei Choriamben und einem Jamben beſtehn. Die Art, wie Horaz es zweimal gebraucht hat, kann hiezu veranlaßt haben, denn die Worte theilen ſich bei ihm immer choriambiſch ab. Die griechiſchen Dichter hingegen beobachten dieſen Abſchnitt gar nicht, oder vermeiden ihn vielmehr, und die deutſche Sprache, die eine Menge antiſpaſtiſcher und palimbacchiſcher Wörter hat, darf ſich hierin dem griechiſchen Vorbilde ungeſcheut nähern. Es entſteht dadurch ein reizender Gegenſatz zwiſchen den antiſpaſtiſchen Wortfüßen und der Schwungbewegung des Rhythmus, die zum Choriamben hinzieht, welches einem beſtändigen Auflöſen von Diſſonanzen gleicht. Wenn dieß dem ungeübten Leſer ſchwer zu leſen fällt, ſo hat er ſich eben ſo wenig zu verwundern oder zu beklagen, als ein Anfänger in der Muſik, wenn er eine bachſche Sonate nicht ſogleich fertig ſpielen kann. — Voß hat dieß Stück im Muſenalmanach von 1798 in Hexameter überſetzt.

Spindel, hold dem Geſpinnſt, Gabe der blauäugigen Pallas du,
Arbeit ſchaffend dem hauswirthlichen Weib, welche dich lenken kann:
Sei zur glänzenden Stadt Nileus getroſt meine Begleiterin,
Wo der Kypris, mit Schilfrohre bedeckt, grünet das Heiligthum.
Dorthin über die See bitt' ich um leichtwallende Fahrt den Zeus,
Daß ich fröhlich dem Gaſtfreunde mich nah', wiedergeliebt von ihm,
Meinem Nikias, Luſtgarten der ſüßſtimmigen Chariten.
Und dich, welche geſchnitzt wurde vom mühſeligen Elfenbein,
Reich' ich dann in die Hand, als ein Geſchenk, Nikias Gattin dar,
Mit der mancherlei Werk enden du wirſt: Männergewande bald,
Bald, dergleichen die Frau'n tragen, der durchſichtigen Hüllen Stoff.
Denn wohl zweimal im Jahr möchte man Schafmüttern ihr weiches Fell
Scheren, nimmer zur Laſt fiel' es der ſchlankfüß'gen Theogenis;
So viel fördert ihr Fleiß: aber ſie liebt, was die Verſtändigen.
Wahrlich möcht' ich auch nicht wüſten noch unfleißigen Häuſern dich
Geben, weil dich zur Welt brachte mit mir einerlei Vaterland.
Heimat iſt dir, die einſt Ephyra's Held, Archios, gründete,
Vom trinakriſchen Eilande das Mark, rühmlicher Männer Stadt.
Nun gehegt in des Manns Hauſe, der Heilmittel mit weiſer Kunſt
Viel erfand, ſo die trübſelige Qual wenden den Sterblichen,
Wirſt du wohnen im luſtreichen Milet bei den Joniern,
Daß Theogenis ſei Spindel-geziert unter den Frauen dort,
In's Gedächtniß ihr ſtets du den Geſang-liebenden Fremdling bringſt.
Jemand ſaget, dich anſchauend, wohl dieß: Wahrlich in großer Gunſt
Steht das kleine Geſchenk; Alles iſt werth was von den Lieben kommt.

2. Liebesgeſpräch.

Mädchen.
Raubte ja Helena ſelbſt, die verſtändige, Paris der Hirte.
Daphnis.
Mehr iſt Helena dieſe, die mich, den Hirten, geküßt hat.
Mädchen.
Rühme dich nicht, Satyriſke, denn eitel nennt man den Kuß ja.
Daphnis.
Iſt doch auch in den Küſſen, den eitelen, ſüßes Ergötzen.
Mädchen.
Sieh, ich waſche den Mund, und reinigend ſpei' ich den Kuß weg.
Daphnis.
Wäſchſt du die Lippen dir ab? Gieb wieder ſie, daß ich ſie küſſe.
Mädchen.
Kälber zu küſſen, das ſtehet dir an; kein jüngferlich Mädchen.
Daphnis.
Rühme dich nicht: wie ein Traum geht flüchtige Jugend vorüber.
Mädchen.
Wird doch die Traube Roſin', und die trockene Roſe noch duftet.
Daphnis.
Komm in den Oelwald hier, damit ich ein Wörtchen dir ſage.
Mädchen.
Nein, ich will nicht; auch erſt betrogſt du mit ſchmeichelndem Wort mich.
Daphnis.
Komm dort unter die Ulmen, und höre da meine Syringe.
Mädchen.
Labe dein eignes Gemüth; des Kläglichen freuet ſich Niemand.
Daphnis.
Ei! ei! fürchte den Zorn der Paphia, Mädchen, doch endlich.

Mädchen.

Paphia lebe mir wohl, nur Artemis bleibe gewogen.

Daphnis.

Rede nicht, daß ſie nicht trifft und ein unauflösliches Netz wirft.

Mädchen.

Treffe ſie, wie ſie nur will: denn Artemis ſchirmet uns wieder.

Daphnis.

Nicht entfliehſt du dem Eros, dem nie noch ein Mädchen entflohn iſt.

Mädchen.

Ja, ich entfliehe, bei'm Pan! Du trage ſein Joch nur beſtändig.

Daphnis.

Sieh, ich beſorg', er möchte dem ſchlechteren Manne dich geben.

Mädchen.

Viele ſchon freiten um mich, doch keiner gewann mein Gemüth noch.

Daphnis.

Ich auch, einer von Vielen, bin her, dein Freier, gekommen.

Mädchen.

Sage mir, Lieber, was thu' ich? Die Eh' iſt voll der Beſchwerde.

Daphnis.

Weder Kummer noch Leid hat die Eh', nein, fröhliche Reigen.

Mädchen.

Sagen ſie doch, daß die Weiber vor ihren Genoßen erzittern.

Daphnis.

Nein, ſie herrſchen beſtändig: vor wem wohl zittern die Weiber?

Mädchen.

Vor den Wehen zittr' ich, denn ſtreng iſt der Pfeil Eilithyiens.

Daphnis.

Kreißenden hülfreich iſt ja Artemis, deine Gebietrin.

Mädchen.

Und zu gebären zittr' ich, es möchte den Leib mir entſtellen.

Daphnis.
Wenn du Kinder gebierſt, ſcheint neu dir ein Licht in den Söhnen.
Mädchen.
Bringſt du ein Brautgeſchenk, ein würdiges, wenn ich bejahe?
Daphnis.
Alle das Vieh, das Gehölz, die Weiden auch, will ich dir geben.
Mädchen.
Schwöre, du wollſt nach dem Lager mir nicht, der betrübten, davon gehn.
Daphnis.
Nein, bei'm mächtigen Pan! und wollteſt du ſelbſt mich verjagen.
Mädchen.
Baueſt du dann mir Gemächer, und Haus und umgebende Höfe?
Daphnis.
Bau'n dir will ich Gemächer, und hüten die herrlichen Herden.
Mädchen.
Aber dem ältlichen Vater, was ſoll, was ſoll ich ihm ſagen?
Daphnis.
Loben wird er dein Lager, wenn meinen Namen er höret.
Mädchen.
Sage den Namen mir dann, oftmals erfreut auch ein Name.
Daphnis.
Daphnis heiß' ich, mein Vater iſt Lykidas, Nome die Mutter.
Mädchen.
Rühmliche Eltern! allein auch ich bin geringer als du nicht.
Daphnis.
Angeſehn und in Ehren, dein Vater iſt ja Menalkas.
Mädchen.
Zeige mir doch dein Gehölz, und wo der Hof dir umherſteht?
Daphnis.
Komm und ſieh, wie ſie blühn, dort meine geſchlanken Cypreſſen.

Mädchen.
Graſet, ihr Ziegen! ich gehe, des Hirten Gewerk zu beſchauen.
Daphnis.
Rinder, weidet! ich zeig' indes die Gehölze dem Mädchen.
Mädchen.
Was, Satyriſke, beginnſt du? was greifſt du hinein an die Brüſte?
Daphnis.
Dieſe Früchte vor allen, die duftigen, will ich mir pflücken,
Mädchen.
Nein, bei'm Pan! ich erſtarre, du mußt die Hand da hervorziehn.
Daphnis.
Faße doch Muth, du Liebe! was bebeſt du? Wie du ſo ſcheu biſt!
Mädchen.
Wirfſt in den Graben mich hin und beſchmutzeſt die ſchönen Gewänder.
Daphnis.
Aber ein weiches Fell, ſieh! breit' ich dir unter das Kleid hin.
Mädchen.
Ach! ach! ſelber den Gürtel entreißeſt du! Sage, was ſoll das?
Daphnis.
Weihen will ich vor Allem der Paphia dieſen zur Gabe.
Mädchen.
Frevelnder, halt! Leicht nahet ſich wer, ich höre was rauſchen.
Daphnis.
Unter einander beflüſtern dein Brautbett jene Cypreſſen.
Mädchen.
Sieh, du machteſt den Mantel zur Lumpe mir, daß ich entblößt bin.
Daphnis.
Einen anderen Mantel und beßeren will ich dir geben.
Mädchen.
Alles verheißeſt du jetzt, bald giebſt du mir nicht das geringſte.

Daphnis.
Wollten die Götter, ich könnte die eigene Seele hinzuthun.
Mädchen.
Artemis, zürne mir nicht! die einſame Freundin verließ dich.
Daphnis.
Eros opfr' ich ein Kalb, die Kuh dann ſelbſt Aphroditen.
Mädchen.
Jungfrau kam ich hieher, als Weib nun wandr' ich nach Hauſe.
Daphnis.
Weib und Mutter, von Kindern die Pflegerin, länger nicht Mädchen.

Alſo die beiden, ſich dort an den blühenden Gliedern erquickend,
Koſeten ſüß mit einander: das heimliche Lager erhob ſich.
Sie, da ſie wieder erwacht, ſchlich hin, die Schafe zu hüten
Scham in den Augen, das Herz war innerlich aber erquickt ihr:
Während er zu den Rindern ſich wendete, froh der Umarmung.

Bruchſtück eines Idylls von Bion.

Achilleus und Deïdamia.

Myrſon.

Spiele mir, Lykidas, doch ſikeliſche, liebliche Weiſe,
Schmeichelnd, ſüß dem Gemüth und buhleriſch, wie der Kyklope,
Dort am Geſtade des Meers, Polyphemos, ſang Galateen.

Lykidas.

Myrſon, wie dich ergötzt die Syringe mich: aber was ſing' ich?

Myrſon.

Jenes ſkyriſche Lied, o Lykidas, lieblicher Liebe,
Von des Peliden geheimen Umarmungen, heimlichen Küſſen;
Wie der Knabe verkleidet im Faltengewand die Geſtalt barg,
Und wie unter den Mädchen vom Stamm Lykomedes ihn pflegte,
Den von Keinem errathnen Achilleus, Deïdamia.

Lykidas.

Raubend entführte der Hirt einſt Helena, hin zu dem Ida,
Bitteren Gram für Oenone; es zürnete nun Lakedämon,
Und ſie berief das Volk, das achäiſche: Keiner aus Hellas,
Von den Mykenern auch, von Elis, von den Lakonen,
Blieb daheim; ſie brachten Vergeltungen, ſchreckliche Kriegswuth.
Bei Lykomedes Töchtern verſteckte ſich einzig Achilleus.
Statt der Waffen erlernt' er die Wolle nur, übte mit weißer
Hand jungfräulichen Fleiß, und völlig als Mädchen erſchien er.

Denn er war gleich jenen verweiblichet, eben die Blüthe
Hatt' ihm die ſchneeichten Wangen bepurpurt; auch mit der Jungfrau
Tritten gieng er einher und umgab mit dem Netze die Locken:
Ares Muth doch hatt' er, und hatte die Liebe des Mannes.
Von der Frühe zur Nacht ſaß er bei Deidamia,
Küßte bald ihr die Hand, oft hob er wiederum ihren
Schönen Leib in die Höh, es entfloßen ihm zärtliche Thränen.
Nimmer aß er mit andern Geſpielinnen; Alles erſann er,
Suchend gemeinſamen Schlaf; ſo redet' er dieſes zu ihr auch:
Alle die übrigen Schweſtern, ſie ſchlummern neben einander,
Ich nur muß allein, allein du, Nymphe, nur ſchlafen.
Beide Geſpielinnen wir, jungfräuliche, beide die ſchönen,
Schlafen doch auf dem Lager allein wir: jene verhaßte
Und argliſtige Wand, ſie ſcheidet böslich von dir mich.
Denn ich könnte ja nicht . . . .

Ueber das Idyll.

Nachdem die großen Formen der alten Poeſie aufgehört hatten, zeigte ſich die neue zierliche Kunſt gelehrter Dichter in mancherlei geiſtreichen Verſuchen neu erſonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen die Idylle noch früher blühte oder doch gleich früh mit der ſpätern Elegie der Hellenen, von welcher einige der merkwürdigſten und berühmteſten Ueberbleibſel oben mitgetheilt worden ſind.

Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte, Darſtellungen nach dem Leben, nennen würden; der Name ‘Bildchen’ iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maß derſelben. Jede Sammlung ſolcher Werkchen wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren. Denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem geſelligen Zuſammenhange, im Ganzen, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen ſeiner Anſicht; und dieſe ſubjektive Einheit iſt ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengeſetzt, und eben das unterſcheidende Merkmal der lyriſchen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen in der Darſtellung iſt die Liebe und die eigne Geſtalt, die ſie in Jedem annimmt. Daher der urſprünglich erotiſche Geiſt der Idylle; und da dieſe nicht bloß Selbſtbetrachtungen oder geſellige Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyriſchen Gattung, ſondern kleine liebliche Darſtellungen, ſo iſt ihr die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemeſſen und beinah weſentlich; ſo daß ſogar Helden und Götter, die ſie auch etwa zur Abwechſlung wählt, unter ihrem zierlichen Pinſel nun auch einen bukoliſchen Anſtrich bekommen.

Der älteſte unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beſte Meiſter der Idylle war Bion. Von ihm iſt das unvergleichliche Bruchſtück aus der Liebesgeſchichte des Achilles und der Deïdamia; es wäre allein hinreichend meine Vorliebe zu rechtfertigen. Das Liebesgeſpräch durfte ebenfalls von ihm ſein. Es ſteht mit ſeiner Naivität und Schalkheit in der ſchönſten Mitte zwiſchen der unverſchönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beim Theokritos findet, und der faden Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt ſich in dem gemeßen wechſelnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibſel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen ſind, athmen eine ſüße Innigkeit, ſind überaus lieblich und liebevoll. Derſelbe Geiſt lebte allem Anſchein nach in ſeinen andern Gedichten, die nun verloren ſind. Sie gehören zu denen, die mit den Geſängen der Sappho auf Anſtiften der Geiſtlichen zu Konſtantinopel vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, iſt nicht ſelten pikant genug in kräftiger Darſtellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er ſuchte weit mehr das Lokale, wobei ihn Sophrons Mimen begünſtigten, deren Nachahmung für ſeine Manier entſcheidend geweſen ſein mag.

Wegen der gerühmten Simplicität, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen, aber nichts weniger als unſchuldigen Natur, die er darſtellt, liegt, nicht in der Art, wie er darſtellt, könnte es bei dem erſten unreifen Nachdenken ſcheinen, Theokritos ſei der ältere, hier und da noch harte und herbe Künſtler ſeiner Gattung. Forſcht man weiter, ſo wird das allgemeine Geſetz der natürlichen Ausbildung für die künſtliche der gelehrten Epoche helleniſcher Poeſie näher beſtimmt, und wir wundern uns nicht den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu ſehn, da ja auch in der Elegie dieſes Zeitalters Hermeſianax, deſſen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freilich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entſcheidung der Kritiker den klaſſiſchen Gipfel ſeiner Gattung zuſprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedichte auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moſchos ſteht, in zwei Handſchriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beigelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt geleſen worden. Der Scholiaſt meldet in der Notiz vom Theokritos, nach Einigen ſei Moſchos ſein Name geweſen, Theokritos (der Gottgewählte) ſein Beiname. So dürfte alſo wohl der bukoliſche Moſchos mit dem Theokritos Eine Perſon, und er von dieſem nur durch ein Mißverſtändniß abgeſondert worden ſein, welchem die Exiſtenz eines andern nicht ſehr viel ſpätern Moſchos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechſelung ſchon ſtattfindet, ein Schüler des Ariſtarchos war, und alſo doch nicht Zeitgenoße des Philetas und Verfaßer des Gedichts auf Bion ſein konnte. In den Lebensumſtänden ſpricht nichts dagegen, und es begreift ſich, warum auch Moſchos ein Syrakuſer war. Auch in den dem Moſchos beigelegten Gedichten und Bruchſtücken iſt nichts, was die eingebildete Verſchiedenheit des Charakters begründen könnte. Man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wißen, daß er ſich in manchen andern Arten verſucht hat, und die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt ſchon ziemlich fern von ſeiner bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiednen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt bei einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel Fremdartiges eingefloßen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meinung beiſtimme, welche die drei in ihr befindlichen Bruchſtücke aus der Sage des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der alten Poeſie gemeldet. Ich wage es bei der gegenwärtigen Gelegenheit, den Freunden und Kennern der Kunſtgeſchichte einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſein; es iſt ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit; welches etwa, behalte ich mir vor, weiter nachzuforſchen. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammengenommen mit der allgemeinen Thatſache, daß Ovidius Metamorphoſen alexandriniſcher Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die *Βάκχαι* Bruchſtück eines epiſchen Gedichts ſein. In dem unzuſammenhängenden Geſang an Hieron iſt der 76te bis 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, ſo ſchön man es nur irgend aus dieſer Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die *’Αΐτης* und *Παιδικά* überſchrieben ſind; doch geben mir dieſe zu keiner ſo beſtimmten Vermuthung Raum wie die Europa.

Da die Sammlung ſo beſchaffen iſt, darf es nicht überflüßig und muß ſehr erlaubt ſcheinen, manche Stücke derſelben von Neuem zu prüfen, ob ſie auch dem Theokritos angehören, und ob ſich nicht eins oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobei der erotiſche Geiſt des letzten, und der mimiſche des erſten, die feſten Punkte ſind, welche die Unterſuchung leiten müßen.

Des Theokritos

Grabſchrift auf den Jambendichter Hipponax.

Hipponax, Meiſter in der Muſenkunſt, ruht hier.
Biſt du ein Böswicht, nahe nicht dem Grabmale,
Doch wenn du bieder, und von gutem Blut abſtammſt,
So ſetz dich dreiſt hin, ja, ſo dir's geliebt, ſchlummr' auch.

III.

Aus dem Lateiniſchen.

Lucretius.

Erſtes Buch.

A. Vers 1...9.

Mutter dem Stamm des Aeneas, der Sterblichen
Götter,
Gütige Venus, die unter den rollenden Bildern des
So das beſegelte Meer, wie die ſaatenbedeckten
Füllend belebſt, weil ja durch dich der lebendigen
Gattungen alle, geboren, das Licht anſchauen der
Du, du Göttin, verſcheucheſt die Wind' und Wolken
Wenn du dich nahſt, alsbald; es breitet die
Liebliche Blumen dir unter, es lachen die Eb'nen
Und mit ergoßenem Licht glänzt rings der beſänftigte

B. V. 710...735.

Dieſen nun tritt Empedokles bei, der Akragantiner
Welchen das Eiland trug im Gebiet dreizackiger
Dem das ioniſche Meer, weit her mit gewaltigen
Rings anflutend, herauf aus bläulichen Wellen den
Auch durch engeren Sund die reißende See mit den
Ab von den Küſten Italiens trennt desſelbigen
Hier gähnt weit die Charybdis, es droht ätnäiſches
Dorther, daß ſich der Grimm auf's neu' anſammle der

Wieder zu ſpei'n mit Gewalt dem Schlund ausbrechendes Feuer,
Wieder die Blitze der Flamme hinan zum Himmel zu werfen.
Obwohl groß nun, und voll von mancherlei Wundern dieſelbe
Landſchaft dünket den Menſchen, und werth Anſchauens gerühmt wird,
Fruchtbar an köſtlichen Dingen, bewehrt durch mächtigen Volks Kraft:
Dennoch ſcheint es, ſie habe vortrefflicher nichts als dieſen
Mann, nichts heiliger auch, denkwürdiger, theurer, geheget.
Ja, die Geſänge, geſendet von ihm aus göttlichem Buſen,
Rufen es laut aus, meldend, was Herrliches jener erdacht hat,
Alſo daß er entſproßt kaum ſcheint von ſterblicher Abkunft.
Dieſer jedoch, und die oben Erwähneten, welche von vielen
Seiten ihm weit nachſtehn, weit minder zu achten als Er ſind,
Obſchon wahrhaft Vieles, der Gottheit voll, ſie erſinnend
Gleichwie aus innerſten Tiefen der Bruſt Ausſprüche gegeben,
So viel heiliger ſind, und um vieles gewiſſerer Art, als
Was von Apolls Dreifuß und Lorbeer Pythia weiſſagt,
Sind grundſtürzenden Lehren gefolgt vom Beginne der Dinge,
So in gewaltigem Fall die gewaltigen niedergeriſſen.

C. Zweites Buch.

V. 597 ... 641.

Darum heißt ſie zugleich die große Mutter der Götter,
Unſeres Leibes Erzeugerin auch, und Mutter des Wildes.
Weislich ſangen von ihr die älteſten Dichter aus Hellas,
Frei in den Höh'n hinführe, mit Löwen beſpannt, ſie den Wagen.
Hoch im Raume der Luft häng' ſchwebend der irdiſche Boden,
Lehrten ſie einſt, und es könne die Erd' auf der Erde nicht fußen.
Thiere des Raubes geſellten ſie ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild ſie auch ſei, doch ſiegend beſänftigt.

Und ſie umgaben ihr Haupt mit einer gemauerten Krone,
Weil die Städte ſie trägt, an erhabenen Orten befeſtigt.
Alſo mit Schmucke begabt wird durch die geräumigen Lande
Schauererregend das Bild der göttlichen Mutter geführet.
Mancherlei Volk auch ruft nach heiliger Sitte der Vorzeit
Als idäiſche Mutter ſie an und wählt zum Geleit ihr
Phrygier; denn es habe zuerſt aus jenen Gefilden
Ueber den Erdkreiß einſt ſich Bau des Getreides verbreitet.
Hämmlinge geben ſie ihr, um anzudeuten durch ſolches,
Welcher die Gottheit der Mutter verletzt, und gegen die Eltern
Sich undankbar erzeigt, der ſei nicht würdig zu achten,
Daß das Geſchlecht ihm lebend das Licht anſchaue des Tages.
Pauken erdröhnen von Schlägen der Hand, da rauſchen die hohlen
Cymbeln darein, und es droht das Getön rauhſtimmiger Hörner,
Und es ſtachelt die Sinn' in phrygiſchen Weiſen die Pfeife.
Waffen auch ſchwingen ſie an, die Zeichen verheerendes Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Können in Graun vor dem Wink hinſtürzen der mächtigen Göttin.
Wenn ſie daher zuerſt in prangende Städte hineinfährt,
Still mit ſchweigendem Gruß die ſterblichen Menſchen beglückend,
Streuen ſie Silber und Erz auf jegliche Pfade des Weges,
Sie mit reichem Geſchenk zu ehren; beſchnei'n mit der Roſe
Blumen ſie, ſchatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen.
Dann die bewaffnete Schar, der Hellene benennt ſie Kureten,
Söhne des Phrygierlands, ſie ſpielen verſchlungene Reihen,
Hüpfen, des Blutes erfreut, in gemeßenen Sprüngen und ſchütteln
Raſch mit dem Schwunge des Haupts furchtbar die Büſche der
Helme.
Jenen Diktäer-Kureten nun gleichen ſie, welche das Wimmern
Jupiters einſt, ſo gehet die Sag', auf Kreta verbargen,
Als um das Knäblein rings in dem hurtigen Tanze die Knaben,

635 Waffengeſchmückt, im Takt an Erz' anſchlugen die Erze,
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbar ſenkt' in den Buſen der Mutter die Wunde.
Deshalb zieh'n ſie bewaffnet einher mit der Mutter der Götter;
Oder ſie deuten auch an, die Göttin gebiete, mit Waffen
640 Wohl zu ſchirmen das Land der Geburt, und tapferem Muthe,
Und ſich zu rüſten, um Heil und Ruhm zu bringen den Eltern.

Catullus.

LXI. (LXIII.) 1…18. Lachm. 39. 5…22.

Attis.

◡◡–◡|–◡––|◡◡–◡|◡◡◡–

Da zur See nun Attis ankam, wie mit Fittichen an dem Schiff,
Und den phrygiſchen Hain berührt kaum, ihn beflügelte die Begier,
Wo der Göttin kränzt die Waldnacht das Geheimere des Gebiets:
Wie die Seel' in Wuth verirrt war, die ihn ſtachelte mit Gewalt,
5 Mit dem ſcharfen Kieſelſtein riß er das Laſtende ſich hinweg.
Da beraubt den Leib der Mannkraft die Verwandelte nun gefühlt,
Und das friſche Blut zur Erd' hin ihr entträufelte, wo ſie gieng,
In der Eil' mit weißer Hand faßt ſie das flüchtige Tamburin,
Tamburin, Cybebens Horn dann, o Erzeugerin, dir geweiht,
10 Und mit zartem Daum die Stierhaut, die beſpannende, wie ſie ſchlug,
Mit Erbeben ſang ſie vor ſo den Genoßinnen, und begann:

In Cybebens hohen Hain kommt, o ihr Gallinnen, nun wohlauf!
Die als Herden ihr der Gottheit an dem Dindymos ſie umirrt,
Und mit mir zu fremdem Landſtrich wie Verwieſene ſich gewandt,
Die ihr folgend meinem Ruf nach, zu Begleiterinnen geſellt,
Der empörten See getrotzt habt, dem bedrohenden Element,
Und von Haß auf Venus Macht ſelbſt, überwältiget, euch entmannt:
Das Gemüth nun auf zur Luſt regt, mit verwilderndem Gewühl!

* * * * * * * * * * * * * * * *

Virgilius.

Aeneide.

Geſ. VI. V. 847 . . . 853.

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß! anbilden lebendige Züge dem Marmor;
Werden beredſamer ſein im Gericht, und die Bahnen des Himmels
Meßen mit kreißendem Stab, und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du ſei, Römer! bedacht, weltherrſchende Macht zu verwalten
(Solcherlei Kunſt ſei dein!), dann friedliche Sitte zu ordnen,
Wer ſich ergab, zu verſchonen, und Trotzige niederzukämpfen.

Horatius.

Ode 6 des III. Buches V. 45 . . . 48.

Was wohl verſchont je ſchwächender Jahre Raub?
Großvätern ungleich zeugte der Väter Zeit
Uns ſchlimm're Nachwelt, die in Kurzem
Mehr noch entartete Söhn' hervorbringt.

Brief an die Piſonen.

V. 391 ... 401.

Heilig und gottentſandt trieb Orpheus weg von der ſchnöden
Weiſe des Lebens, vom Mord, die walddurchirrenden Menſchen.
Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tiger,
Hieß von dem Gründer der Burg zu Thebe, von dem Amphion,
Er hab' Steine bewegt mit dem Klange der Cither, und ſchmeichelnd
Hin ſie geführt, wo er wollte: das war urälteſte Weisheit,
Von dem Gemeinen das Eigne, das Heil'ge vom Weltlichen ſondern,
Hemmen die thieriſche Luſt des Paarens, und Rechte den Gatten
Sichern, und Städt' aufbaun, und Geſetze zu graben in Tafeln.
So ward Namen und Ruhm den göttlichen Sehern und ihren
Liedern zu Theil. . . . .

Propertius.

Anfang der erſten Elegie.

Cynthia fieng mich zuerſt in dem Netz liebäugelnder Liebe,
Mich Unſchuldigen, fremd jeglicher Liebesbegier.

Ovidius.

A. Liebesgedichte. Erſtes Buch. Fünfte Elegie.

Schwül war's; eben des Tags mittägliche Stunde verfloßen:
Ueber das Ruhbett hin hatt' ich die Glieder geſtreckt.
Halb ſtand offen das Fenſter, und halb von dem Laden beſchattet,
So wie das Licht hinſpielt unter die Wipfel im Wald;
Oder wie dämmernder Schein nachſchwebt der entfliehenden Sonne,
Oder der ſinkenden Nacht, ehe der Tag ſich erhebt.
Solch ein gedämpfteres Licht ſei ſchüchternen Mädchen bewilligt,
Wo ſich die Scham Zuflucht heimlicher Schatten verheißt.
Siehe! Corinna, ſie kam in entgürtetem Untergewande,
Frei das geſcheitelte Haar wallend am Nacken hinab.
Schön, wie Semiramis wohl hintrat zu dem purpurnen Brautbett,
Oder wie Laïs, dem Wunſch wechſelnder Buhlen geſellt.
Zwar nicht viel mißgönnte das dünne Gewand der Begierde:
Sittſam wehrte ſie doch, als ich es heftig entriß.
Nun ſo kämpfend, wie eine, die ſelbſt nicht wünſchte zu ſiegen,
Ward durch eignen Verrath leicht ſie, die Schlaue, beſiegt.
Als ſie dem lüſternen Blick nun frei von Umhüllungen daſtand,
Nirgend ein Fehl zu erſpäh'n war an der ganzen Geſtalt:
Was für Schultern und Arme zu ſehn, zu befühlen gelang mir!
Für die umſpannende Hand ſchienen die Brüſte gewölbt.
Glatt der geebnete Bauch, abwärts von dem ſtrebenden Buſen,
Schlank und erhaben der Wuchs; Hüften wie jugendlich voll!
Doch, was zähl' ich es auf? Untadelig Alles erblickt' ich,
Drückte die Nackte mir feſt gegen den brünſtigen Leib.
Wißt ihr das Uebrige nicht? Wir ruhten ermattet vom Spiel aus.
Mittagsſtunden, wie die, würden ſie oft mir gewährt!

B. Die Kunſt zu lieben.

Erſtes Buch. V. 1…6.

Wer in dem Volk hier etwa die Kunſt nicht wüßte zu lieben,
Leſe nur mich: mein Lied leſ' er und liebe gelehrt.
Kunſt ja bewegt mit dem Segel enteilende Schiff' und dem Ruder;
Kunſt lenkt leichtes Geſchirr; Liebe gehorche der Kunſt.
5 Wagen zu wenden verſtand Automedon, biegſamer Zügel;
Tiphys war der Pilot auf dem hämoniſchen Kiel.

Buch III. V. 775. f.

775 Ueber die Schultern erhob Milanion oft Atalante's
Niedliche Bein'; und ſo nehmen ſie ſchöner ſich aus.

Buch III. V. 785 f.

785 Du auch, welcher Lucina den Bauch einkerbte mit Runzeln,
Schwenke das Roß, nach Art flüchtiger Parther, herum.

C. Klagelieder. Dritte Elegie.

V. 75.

Wär' nicht Troja gerathen in Noth, wer wüßte vom Hektor?

b. Briefe aus dem Pontus.

Buch IV. Brief 13.

. . . Ovid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langeweile, oder weil er es gar nicht laßen konnte, getiſche Verſe:

> Ach, ich ſchäme mich des! ich ſchrieb auch ein getiſches Büchlein,
> Fügte barbariſche Wort' unſeren Weiſen gemäß. 20

Alſo in römiſchen Silbenmaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beifall damit:

> Und ich gefiel, ja, wünſche mir Glück, und es fängt bei den wilden 21
> Geten mein Dichterruhm ſchon zu erheben ſich an.

. . . .

> Als ich das Werk durchleſen der nicht mir heimiſchen Muſe, 33
> Als mir das ſchließende Blatt wieder zum Finger gelangt:
> Haben ſie Alle das Haupt und die vollen Köcher geſchüttelt, 35
> Während von getiſchem Mund langes Gemurmel erſcholl.

An Lyda.

Nach dem lateiniſchen Liede Lydia, bella puella.

Liebe Lyda! Süße! Wunderſchöne!
Weiß wie Milch von Gliedern, rein wie Schwäne,
Wie das Elfenbein ſo glatt,
Und wohl weicher, als der Roſe Blatt!

Löſe, Liebchen, löſe deine hellen
Goldnen Haare! Laß mich ihre Wellen,
Ihre tauſend Ringel und ihr Wehn
Auf den nackten Schultern ſehn!

Laß mich Liebchen, deine Blicke ſaugen!
Schimmern laß die Sterne deiner Augen!
Schlag' es auf, das Augenlied,
Das den Vorhang ſittſam niederzieht!

Beut mir deine Roſenwangen, Liebchen!
Lächle dann, und zeichne ſie mit Grübchen!
Beut mir deine Lippen, warm und zart;
Küſſe mich nach Taubenart.

Wie mein Athem ſich beflügelt!
Wie mein Geiſt, zum Wahnſinn aufgewiegelt,
Sich zum Munde dränget! Wie mein Herz
Sich erſättigt an dem ſüßen Schmerz!

Birg ſie dreifach in die Hülle,
Birg mir, Mädchen, deines Buſens Fülle!
Ach, die reife, friſche Zwillingsfrucht,
Die ſo üppig zum Genuß verſucht.

Lauer Wolluſt Duft entquillet
Dem Gewand, das deinen Schooß umhüllet.
Wolluſt heimlich, Wolluſt offenbar,
Wolluſt, Liebchen, biſt du ganz und gar.

Schone, Mädchen, ſchone! Mit den Küſſen
Haſt du Seel' und Leben mir entriſſen:
Aechzend und verwundet fleh' ich dich:
Birg die Bruſt! Sie tödtet mich!

Hymnen

nach dem Lateiniſchen.

1.

Die vor Liebe ſterbende Maria.

Hört, Sionitinnen,
Meine Geſpielinnen!
Seht mich mitleidig an.
Saget dem Bräutigam,
Liebe verwunde mich,
Nimmer geſunde ich.

Stützet die wankende,
Schmachtend erkrankende;
Bettet auf Düften ſie,
Kühlet mit Lüften ſie:
Denn in mir wälzen ſich
Flammen, und ſchmelzen mich.

Häufet mir labende,
Schlummerbegabende
Zweige zuſammen auf,
Legt mich in Flammen drauf:
Als Phönix ſterb' ich ſo,
Leben erwerb' ich ſo.

Ob Lieben Leiden ſei,
Ob Leiden Lieben ſei,
Weiß ich zu ſagen nicht;
Aber ich klage nicht;
Lieblich das Leiden iſt,
Wenn Leiden Lieben iſt.

Liebe, was quälſt du mich!
Beßer entſeelſt du mich.
Zögernde Peinigung
Hemmt die Vereinigung.
Jahr' aus Secunden hier
Machen die Wunden mir.

Brich aus des Lebens Schooß,
O Seele, ſtrebend los!
Das Feuer eilt hinauf,
Und nimmer weilt im Lauf
Bis an des Himmels Rand:
Dort iſt mein Vaterland.

2.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Phöbus, auf! am heitern Himmel
Strahle heil dein Angeſicht.
Sieghaft aus der Schlacht Getümmel
Kommt die Feldherrin an's Licht.
Die ſtygiſchen Mächte
Schlug Judiths Rechte,
Maria, ſo die Feinde bricht.

Schweb' erlaucht in Siegesehren,
Laß der Erde Region,
Und erſchwinge dich zum hehren
Himmliſchen Pallaſt und Thron;
All der vollbrachten
Thaten und Schlachten
Empfange den bereiten Lohn.

Zeuch mit fliegendem Paniere,
Himmliſche Miliz, hinaus!
Den Triumpheswagen führe
Jauchzend in der Sterne Haus;
Den Lorbeer binde
Und Kränze winde,
Gieb Roſen, ſtreue Lilien aus.

Feſtlich lodern laßt die Flammen,
O ihr glüh'nden Seraphim!
Stimmt der Hymnen Klang zuſammen,
O ihr ſüßen Cherubim!
Jubelnd vor allen
Laß, Gabriel, ſchallen,
Du Brautbewerber, deine Stimm'!

Deine Arm' entgegenbreite,
Jeſu, zu der Mutter Gruß;
Sie hinauf zum Vater leite
Unter manchem keuſchen Kuß.
Sohn, die dich pflegte
Und liebend hegte,
Hab' ihrer Liebe nun Genuß.

Heil'ge Dreiheit der Perſonen,
Gieb die Kron' des Ruhmes ihr,
Der Siegskönigin zu lohnen,
Beut des Scepters goldne Zier.
Von nah und ferren
Die hohe Herrin
Mit frommem Lied begrüßen wir.

Heil tauſendmal dir!
Gruß ohne Zahl dir!
Beſchirm' dein Volk, o Königin.
Starke Bellona!
Milde Patrona!
Gieb deinen Dienern des Gewinn.
Maria, reine!
Mutter wie keine!
Zeuch deine Kinder nach dir hin.

3.

Vom jüngſten Gericht.

Jenen Tag, den Tag des Zoren,
Geht die Welt in Brand verloren,
Wie Propheten hoch beſchworen.

Welch ein Grau'n wird ſein und Zagen,
Wenn der Richter kommt, mit Fragen
Streng zu prüfen alle Klagen.

Die Poſaun' im Wundertone,
Wo auch wer im Grabe wohne,
Rufet alle her zum Throne.

Tod, Natur mit Staunen ſehen
Dann die Creatur erſtehen,
Zur Verantwortung zu gehen.

Und ein Buch ſoll ſich entfalten,
So das Ganze wird enthalten,
Ob der Welt Gericht zu halten.

Wann der Richter alſo richtet,
Wird, was heimlich war, berichtet,
Ungerochen nichts geſchlichtet.

Ach, was werd' ich Armer ſagen?
Wer beſchirmt mich vor den Klagen,
Da Gerechte ſelber zagen?

König, furchtbar hoch erhaben,
Frei ſind deiner Gnade Gaben:
Woll' auch mich mit ihnen laben.

Milder Jeſu, woll' erwägen,
Daß du kameſt meinetwegen,
Um mein Heil alsdann zu hegen.

Ich war Ziel ja deines Strebens,
Kreuzestod der Preis des Lebens:
So viel Müh ſei nicht vergebens.

Richter der gerechten Rache,
Nachſicht üb' in meiner Sache,
Eh zum Letzten ich erwache.

Reuig muß ich Angſt erdulden,
Tief erröthend vor den Schulden:
Sieh mich Fleh'nden, Gott, mit Hulden.

Du, der losſprach einſt Marien,
Und dem Schächer ſelbſt verziehen,
Haſt mir Hoffnung auch verliehen.

Mein Gebet gilt nicht ſo theuer;
Aber laß mich, o du Treuer,
Nicht vergehn in ew'gem Feuer.

Zu den Schafen laß mich kommen,
Fern den Böcken, angenommen
Dir zur Rechten, bei den Frommen.

Wann Verworf'nen ohne Schonung
Flammenpein wird zur Belohnung,
Ruf' mich in des Segens Wohnung.

Herz, zerknirſcht im tiefſten Grunde,
Bete, daß ich noch geſunde,
Sorge für die letzte Stunde.

Thränen bringt der Tag des Zoren,
Wo aus Staub wird neugeboren
Zum Gericht der Menſch voll Schulden.
Darum ſieh ihn, Gott, mit Hulden;
Jeſu, milder Herrſcher du,
Gieb den Todten ew'ge Ruh.

Diſtichon eines Theologen,

vielleicht Steiger's.

Desine, cur nemo videat sine numine numen,
Mirari; solem quis sine sole videt?

Wundre dich nicht, daß nur, wem Gott ſich verkündete, Gott ſieht:
Wer wohl hätte die Sonn' ohne die Sonne geſehn?

Charles Dryden.

Das Labyrinth.

(Es gab ein Labyrinth in Lord Arlingtons Garten, auf dem Fleck, wo jezt das Haus der Königin im Park von St. James ſteht, welches Charles Dryden (Horti Arlingtoniani vol. I. part. II. p. 273–276.) in lateiniſchen Verſen folgenden Inhalts verherrlicht hat):

Nicht auch ſchweig' ich von dir, o Wald, der mit heimlichem Dunkel
Reichlich grünet, ſo hold bei Wind-durchſpielten Schatten.
Hier iſt das Abenteur und der unentwirrbare Irrgang,
Wo den Theſeus hindurch, den vielverirrten, das Mädchen,
Ach zu eigenem Leide! geführt mit begleitendem Faden.
Sorglos ſpielen allhier auf zartem Raſen Verliebte,
Kümmern ſich nicht, ob ſie finden den Weg, wann Heſper die Fackel,
Sinket der Tag hinab, anzündet, und wünſchen noch länger
Selbſt die Nacht mit einander in ruhiger Luſt zu verbringen,
Während die Nachtigall über dem Haupt in laubigen Aeſten
Süßen Geſang anſtimmt, einladend zu zärtlicher Liebe.

IV.

Aus dem Italiäniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen.

Zueignung an die Dichter.

Nehmt dieß mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben,
Mit euch zu leben und den deutſchen Ahnen,
Iſt, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, ſtammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutſcher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus ſüdlich ſchönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entſproßen
Was Edle kann in Tod und Leben leiten;
Ein Ritterthum ſchuf Kämpfer zu Genoßen,
Für Einen Glauben wollten Alle ſtreiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erſchloßen,
Da war auch Eine Poeſie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verſchiednen Zungen.

Nun iſt der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, ſie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit ſich erſonnen,
Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien.

Doch mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich iſt von Art, gedeihen.
Ach dieſe Zeit hat Glauben nicht noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unſre Zukunft gründen;
Mich ſoll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künſtler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr ſchuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und ſtreu'n vor ihren Himmels-Heiligthumen
Der Erde Liebkoſungen, ſüße Blumen.

Aus dem Italiäniſchen.

Dante.

Ueber die göttliche Komödie.

Einer der eigenſten Sonderlinge, die je unter Gottes Himmel herumgewandelt ſind, und einer der großherzigſten, tiefſinnigſten, einfältigſten, ächteſten Menſchen war Dante. Weil jenes den Leſern ſeiner Werke natürlich zuerſt auffallen muß, und weil Dichterſinn und Dichterwerth unter einer mönchiſchen Verkleidung, eben ſo wenig als Tugend im Kittel, von gemeinen Blicken erkannt wird, verlaßen die Meiſten ihn wieder, ehe ſie ihn noch gefunden haben. Darum iſt er auch dem Spotte ſehr ausgeſetzt: manchem witzigen Kopf iſt es weit leichter, ihn lächerlich zu machen, als nur Einen Zug ſeiner Größe in ſich überzutragen. Alſo nicht um meines Lieblingsdichters zu ſpotten, ſondern um ungeſtört recht viel Gutes von ihm ſagen zu können, erklär' ich gleich zu Anfange, daß ſeine Seltſamkeit mir eben ſo ſtark auffällt, als irgend Jemanden.

Nicht richten will ich in dieſen Blättern über den Dante — die Stimme der Völker und Jahrhunderte hat auch längſt gerichtet — nur bekannter möchte ich ihn unter uns machen; ein ſchwaches Bild ſeines Geiſtes entwerfen, wie ich es mit meinem Gefühle aufzufaßen vermag. Wie leicht iſt es überhaupt, einen großen Menſchen und einen großen Dichter zu loben oder zu tadeln! Wie leicht, einen dürren Scheiterhaufen aus moraliſchen oder äſthetiſchen Regeln aufzubauen, und dann ohne weitere Umſtände ein Auto-da-fe anzuſtellen! Hingegen in die Zuſammenſetzung eines fremden Weſens eindringen, es erkennen, wie es iſt, belauſchen, wie es wurde, nicht allein die verliehene Kraft gegen das, was ſie gewirkt hat, wägen, ſondern auch den ganzen Zuſammenhang der Dinge, den Widerſtand oder die Hülfe des vielfach bildenden Schickſals mit berechnen: das fordert mehr, aber belohnt auch.

Wenn man von einem Dichtergeiſte reden will, deſſen Individualität ſich ſeinen Werken in ihren feinſten Zügen eingeprägt hat, ſo kommt noch das hinzu, daß es ſchwer iſt, Worte zu finden für das Wahrgenommene und innig Gefühlte. Alle Abſtraktionen ſind ſo unbefriedigend! Und wem es nicht an ihnen genügt, der ſchreibt ſo leicht über ſeinen Dichter wieder ein Gedicht, was dann den Kunſtrichtern ein großes Aergerniß giebt. Daher kommt's auch wohl, daß ſo viel Flaches in dieſer Art geſchrieben iſt, und ſo wenig, das eingriffe. Die, welche reden könnten, fühlen die Schwierigkeit am ſtärkſten, und genießen lieber im Stillen.

In unſerm Zeitalter iſt Dante ſelbſt ſeinen Landsleuten, außer den gründlicheren Kennern ihrer Sprache und Litteratur, wenig bekannt. Seine Dunkelheit wird ihnen immer undurchdringlicher, ſeine Sprache fremder, der männliche Klang ſeiner Verſe rauher und barbariſcher. Es thut mir leid für die Italiäner, daß ſie den ehrwürdigen Vater ihrer Sprache und Dichtkunſt mehr rühmen, als leſen. Ehedem war es nicht ſo, wie die unzählige Menge von Ausgaben und Commentaren, und die Anſtellung eigner

Lehrer zur Auslegung der göttlichen Komödie in mehrern Städten beweiſt. Allein Dante ſchrieb nicht für Köpfe, die in Ergötzen gewiegt ſein wollen, ohne zu denken, nicht für Ohren, denen nur die Schmeichelei glatter und inhaltsleerer Poeſie gefällt. Wie würde er erſtaunen, wenn er jetzt auferſtünde, und das ſchöne Land, das der Apennin theilt, ſo verändert ſähe! Wie würde ihm überall der Anblick geſunkener Kraft entgegen kommen! So voller Barbarei, Ausſchweifungen und Greuel das Jahrhundert war, worin er lebte, ſo ſteh' ich doch nicht an, es dem jetzigen weit vorzuziehen. Denn damals konnte die Nation noch Alles werden; man möchte es eher zufälligen Umſtänden Schuld geben, als ihr ſelbſt, daß die Ausbrüche überſtrömender Lebenskraft am Ende nur Erſchlaffung zurückließen. Jetzt iſt ſie geweſen, was ſie werden konnte: ihre Laufbahn ſcheint geendigt zu ſein, und die Thaten, Erfindungen und Werke voriger Jahrhunderte erwecken ihren Wetteifer nicht mehr: ſie dienen zu nichts, als ihren Schlummer behaglicher zu machen. — Jenſeits der Alpen, mit den Italiänern zu ſprechen, findet Dante vielleicht noch Mehrere, die fähig ſind, grade dieſe Art des Dichterwerthes zu begreifen. Freilich iſt es abſchreckend, bei jedem Schritt ſeine Zuflucht zu einem Commentar nehmen zu müßen, der zuweilen noch verworrener iſt als der Text*); nur durch Geduld und Anſtrengung wird man vertraut mit dieſem Dichter, und erſt beim zweiten oder dritten Leſen gelangt man zum vollen Genuß. Aber das iſt ja auch bei vielen Dichtern des Alterthums der Fall. Und dann verdient er, ſeinen dichteriſchen Werth abgerechnet, noch in einer andern Hinſicht ſtudiert zu werden. Er hat in einem Zeitalter gelebt, welches uns, einige Chroniken ausgenommen, wenig ſchriftliche Denkmäler hinterlaßen hat. Hell und treu ſpiegelt ſich das Bild desſelben in ſeinem Gedicht. Ich wüßte nichts, was dem, der die eigenthümliche Wendung, welche zu der Zeit, bei dem Volke die menſchlichen Angelegenheiten nahmen, ergründen will, größere Aufſchlüße geben könnte, als die göttliche Komödie. Auch führen die italiäniſchen Geſchichtſchreiber den Dante als einen gewichtigen Zeugen über einzelne Umſtände an, zuweilen ſelbſt in Dingen, wo das Intereſſe ſeiner Partei, der Ghibellinen, ihn von der Wahrheit hätte ablenken können. Da, wo Homers Rhapſodien verwahrt werden, im innerſten Tempel der Geſchichte, hat er ſein ernſtes Werk niedergelegt, zur Urkunde über ehemalige Geſchlechter. Eben um dieſer Nationalität willen, um dieſes engen Bezugs willen auf die damalige Verfaßung ſeines Vaterlandes, womit Dante ſchrieb, muß man nothwendig einige Kenntniß der Zeiten mitbringen, um ihn mit Intereſſe zu leſen, und aus dem rechten Geſichtspunkte zu betrachten; und hier iſt's eben, wo es manchem Kritiker fehlt, der ſich nichts deſto weniger anmaßte, ihn zu tadeln. Hineinträumen muß man ſich in jenes heroiſche mönchiſche Gewirr, muß Guelfe oder Ghibelline werden, ſonſt wirft man das Buch mit Ueberdruß wieder weg.

---

*) Ziemlich befriedigend habe ich die Erläuterungen des Pompeo Venturi gefunden. Sie ſtehen in zwei Ausgaben der ſämmtlichen Werke des Dante: Venedig bei Ant. Zatta 1758 und 1760. Vor den ältern Commentatoren, Landini, Vellutello, Daniello u. ſ. w.

---

warne ich alle, die erſt anfangen, ſich mit dem Dichter bekannt zu machen. Sie führen den Leſer in eine labyrinthiſche Wüſte.

> Und wie des Waldes rauh verwachſne Wildniß
> Beſchaffen war, iſt mir zu ſagen ſchwer.
> Denn meine Furcht erneuert noch ſein Bildniß.

Italien war lange vorher ſchon, aber vorzüglich in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in einer von jenen heftigen Gährungen, wo nebſt dem Abſchaum oft auch die beſte Kraft der Menſchheit zugleich wegbrauſet. Beſonders war die Lombardei und Toſkana zahlloſen Fehden zum Raube gegeben, die ſich unaufhörlich erneuerten, indem faſt jeder Friedensſchluß den Samen künftiger Spaltungen ſtreute. Richtiger könnte man ſagen: es war dort nur Eine ewige Wuth Aller gegen Alle. Das Anſehen der Kaiſer galt nichts mehr, und doch gab es ſonſt kein Oberhaupt, welches Macht gehabt hätte, die trotzigen Städte zu einem Ganzen zuſammen zu ordnen und ſie ihre Freiheit ertragen zu lehren. Herrenlos war das Land und faſt jeder kleine Theil deſſelben von mannigfaltiger Unterdrückung gequält. Die damaligen Menſchen waren muthig und ſtark: der romantiſche Geiſt ritterlicher Abenteuer lebte in ihren Unternehmungen. Allein zu dieſem geſellte ſich die blinde Wuth der Faktionen und machte das Spiel der Leidenſchaften verworrener und wilder. Guelfen kämpften gegen Ghibellinen; Grafen und Barone unter ſich und gegen die Städte; dieſe gegen kleinere Städte, um ſie zu unterjochen, oder gegen gleich mächtige aus Rivalität; im Innern der Städte wiederum die Edeln gegen das Volk und das Volk gegen die Edeln, oder auch Geſchlechter gegen Geſchlechter. Alles, was nur von Kräften des Haßes und der Feindſeligkeit im Menſchen liegt, wurde wunderbar entwickelt und geſtärkt. Die Moral einfacher heroiſcher Zeitalter iſt es, ſeine Freunde zu lieben und ſeine Feinde zu haßen, beides gleich kräftig. Hier hingegen galt die letzte Pflicht bei weitem als die wichtigſte; wer ſeine Beleidiger nicht mit unaustilgbarer Erbitterung verfolgen konnte, taugte nicht zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten. Große Thaten zu großen Zwecken konnten nicht geſchehen, denn jede umfaßende Ausſicht, welche die Herzen hätte erweitern, und durch mächtige Triebfedern über das enge Intereſſe des Augenblicks erheben können, hatte die Ungewißheit der Zeiten umnebelt. Wenige kannten Patriotiſmus; faſt Niemand wußte, ob er ein Vaterland habe: der heute noch eines blühenden Glückes in ſeiner Stadt genoß, war morgen vielleicht ſeiner Güter beraubt und ein Flüchtling. Auch die beiden Parteien, wovon die eine das Anſehen des Papſtes und der Kirche, die andere die Rechte der Kaiſer zu verfechten ſchien, kämpften oft nur für ſich; jeder knüpfte ſeine eignen Freundſchaften und Feindſchaften an die Namen von Guelfen und Ghibellinen. Freiheit ſchrie das Volk, und Anarchie trug es im Sinne. Mächtige raubten, Tyrannen würgten, Prieſter trieben Verrath, und der heilige Vater zu Rom war meiſtens Erzengel der Zwietracht.

Wenn man ſich von dieſen Scenen zu dem hinwendet, was zu derſelben Zeit die Wenigen, welche ſich mit Bücherleſen und Bücherſchreiben, mit Lernen und Lehren befaßten, zwiſchen ihren vier Wänden trieben, ſo wird man in eine ganz fremde Welt, ohne Zuſammenhang, ſogar im ſeltſamſten Widerſpruch mit jener, verſetzt. Es iſt, als hätte Jemand zu einer phantaſtiſchen Unterhaltung die contraſtierendſten Theile aus zwei verſchiedenen Weltgeſchichten mit einander vermählt. Während die thätige größere Hälfte des Menſchengeſchlechtes edle Fülle von Lebenskräften in heißen Kämpfen verſchwendete, hielten die ſpeculierenden Köpfe in einer aus vorigen Zeiten herabgeerbten Erſtarrung zum Theil mit vielem Scharfſinn, zum Theil auch durch bloße platte Pedanterei ſich ſelbſt gefangen. Nichts wußte man von allem, was nützlich iſt zu wißen, und bekümmerte ſich auch nicht darum; aber ſehr ſtark war man in der Aſtrologie, und mitunter auch in der Nekromantie. Die heilloſeſte unter allen Pedantereien, Mönchspedanterei, hatte alles, was man mit dem Namen Wißenſchaft ehrte, in unnatürliche Formen gezwängt, wie unter Kloſterregeln; wer alſo lernen wollte, begab ſich gleichſam unter Kloſterdiſciplin, und mußte ein großes Maß von geſundem Menſchenverſtande mitbringen, wenn dieſer nicht in der eingeſchränkten Luft und Lebensart verdumpfen ſollte. Die geachtetſte unter den Wißenſchaften, die Theologie, war vor allen im traurigſten Zuſtande, weil ſie am meiſten cultiviert ward. Die heilige Schrift war längſt nicht mehr der Codex der Wahrheit für ſie, und konnte es nicht ſein, denn man verſtand die Kunſt, Alles aus ihr heraus und in ſie hinein zu deuten. Auf die Sätze des Philoſophen — man kannte damals nur den Ariſtoteles aus verfälſchenden Ueberſetzungen — gründete man das chriſtliche Lehrſyſtem, und man hatte dieſe heterogenen Theile durch eine ſpitzfindige Dialektik ſo tauſendfältig in einander verwirrt und verwickelt, daß Ariſtoteles ſelbſt, wenn er wieder auferſtanden wäre, Schwierigkeit gefunden haben ſollte, ſie zu ſcheiden. Der höchſte Punkt der Weisheit in der Philoſophie war's, gegen alle diſputieren zu können und immer Recht zu behalten. Der, welchem dieß gelang, hieß ein Doctor irrefragabilis. In den Köpfen dieſer Leute wurde Ariſtoteles ſelber ein Doctor irrefragabilis, oder auch, ungeachtet er ein Heide geweſen war, ſo etwas von einem ſeraphiſchen Lehrer zukünftiger Gläubigen. Zu allem dieſem kam noch das entſetzliche Latein, deſſen man ſich in der damaligen gelehrten Welt bediente, welches durchgehends aus Barbariſmen, nicht bloß in der grammatiſchen Form, ſondern im innern Weſen beſtand, und allein ſchon hinreichend geweſen wäre, den graden Sinn für Wahrheit mit unauflöslichen Banden der Finſterniß zu umſtricken. Hatte Jemand auch gute Gedanken, die nicht ſcholaſtiſch oder myſtiſch waren: in dieſer Sprache konnte er ſie nicht ſagen. Dennoch wußte man ſich ſo viel damit, daß man die Wißenſchaften beinah zu entadeln glaubte, wenn man darüber in der menſchlicheren Sprache des Volks redete.

Eine einzige ſchöne Blüthe des menſchlichen Geiſtes war emporgeſproßt, nicht in der Abgeſchiedenheit der Klöſter, ſondern unter Menſchen, die das Leben männlich und kraftvoll genoßen, unter Spielen der Waffen und ernſten Gefechten, und der Schweiß rühmlicher Thaten hatte ſie bethauet. Die liebliche Sängerkunſt der Provenzalen meine ich, die etwan anderthalbhundert Jahre vor Dantes Zeit im ſüdlichen Frankreich zuerſt ſich bildete, und dann in Spanien, Italien, Deutſchland und England die liebſte Ergötzung der Ritter und Damen ward. Ritterliche Thaten ſang dieſe Poeſie, und ritterliche Liebe und Freude, und nie hatte noch eine Dichterzunft ſo zart um Liebe geworben, ſo ſittig erlangte Liebe geprieſen, ſo unſchuldig fromm den Gegenſtand der Leidenſchaft vergöttert. In verſchiednen Sprachen wurde dieſe Art zu dichten nachgeahmt, und die toſkaniſche Poeſie erhielt ganz ihre Geſtalt von derſelben. Schon ſeit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dichteten Viele nach Provenzalen-Sitte toſkaniſche Canzonen, Sonette und Balladen, aber erſt kurz vor dem Dante und zu ſeiner Zeit geſchah es mit mehrerm Glück durch Guinicelli, Fra Guittone von Arezzo, Guido Cavalcanti, und Meſſer Cino von Piſtoja. Von Dante ſelbſt ſind eine Menge Lieder dieſer Gattung vorhanden, und ſowohl die ſeinigen, als manche von denen ſeiner Zeitgenoßen, würden nicht ganz vergeßen worden ſein, hätte nicht Petrarca an zauberiſcher Harmonie des Ausdrucks und Engelreinheit der Empfindung alle ſeine Vorgänger ſo weit übertroffen.

So war die Welt, in welcher Dante lebte. Gäbe es eine gute Biographie von ihm, ſo würde dieſe alle ſonſtige Einleitung in die göttliche Komödie überflüßig machen. Allein, ſo ſehr oft auch ſein Leben beſchrieben iſt, ſo fehlt doch viel, daß nur die dazu erforderlichen hiſtoriſchen Forſchungen gründlich und vollſtändig vorgenommen, und noch weit mehr, daß ſeine Schickſale dargeſtellt wären mit Sinn für die Eigenthümlichkeiten des Menſchen, des Dichters, den ſie bildeten und betrafen. Schwerlich iſt wohl zu hoffen, ein Italiäner werde dieß leiſten, und ein Ausländer kann es nicht leiſten, wenn er nicht etwan italiäniſche Bibliotheken benutzen darf, wo ſo vieles zur Kenntniß jener Zeiten Brauchbares noch ungebraucht liegt. Indeſſen ſind dem künftigen Biographen des Dante doch als die vorzüglichſten Quellen die göttliche Komödie ſelbſt, dann ſeine übrigen Gedichte und proſaiſchen Schriften zu empfehlen. Unter dieſen letzten iſt eine, welche die Geſchichte ſeiner erſten Jugendliebe zu einem florentiniſcher Mädchen, Beatrice Portinari, enthält, und überſchrieben iſt: Neues Leben des Dante Alighieri. Dieß Büchlein iſt die Frucht ſeiner jüngern Jahre, aber doch ſchon mit dem Stempel der Seltſamkeit, der ſeine ſpätern Schriften ſo ganz einzig charakteriſiert. Es iſt geſchrieben mit der Einfalt und Aufrichtigkeit des Kindes, mit dem warmen thörichten Herzen des Jünglings, ach! und mit dem tiefen Gefühl des Mannes für das eng-Begränzte, Arme, Beſtandloſe des Menſchenlebens — ſo verloren durch alle Himmel ſchwärmend, und ſo anſpruchlos und gut und unſchuldig daheim auf Erden — man kann es nicht ohne wunderbar ergreifende Rührung leſen, und doch zuweilen wieder nicht ohne Lächeln. Ich glaube mich nicht von meinem Hauptzwecke zu entfernen, wenn ich einen kleinen Auszug aus dieſem Buche gebe. Außerdem, daß es die jugendlichen Sitten, die ganze Empfindungsweiſe, den Hang der Phantaſie, den geheimen unauslöſchlichen Durſt der ſchönen und ſtarken Seele dieſes Menſchen lebendiger darſtellt, als irgend fremde Beſchreibungen es thun können, ſteht es noch in einer nähern Beziehung mit der göttlichen Komödie. Wir werden dort noch mehr von Beatricen hören: ſie iſt vom Ende des zweiten Theils an durch den ganzen dritten die erſte unter den handelnden Perſonen.

Frühe Eindrücke der Kindheit waren's, die nachher für Dantes ganzes Leben ſo mächtig blieben. Er hatte noch kaum ſein neuntes Jahr vollendet, und Beatrice war beinah von gleichem Alter mit ihm, als er ſie zum erſtenmale ſah, „in demüthige und anſtändige Purpurfarbe gekleidet, gegürtet „und geſchmückt auf die Weiſe, wie es ihrem zarten Alter „geziemte." Ahndung durchſchauerte den Knaben, ſie werde die Herrin ſeines Lebens ſein, und von der Zeit fortan „beherrſchte der Gott der Liebe ſeine Seele, die ſo früh ihm „anvermählt worden war."

„Nach ſo viel verfloßnen Tagen," ſagt er, „daß gerade „neun Jahre voll waren ſeit der oberwähnten Erſcheinung „jener Holdſeligſten, begab es ſich am letzten dieſer Tage, „daß dieß wunderwürdige Mädchen mir erſchien, gekleidet in „ſchneeweiße Farbe, zwiſchen zwei holden Frauen von reiferen „Jahren als ſie. Sie gieng durch eine Straße und wandte „die Augen gegen die Stelle, wo ich voller Furcht ſtand; „und nach ihrer unausſprechlichen Freundlichkeit, die jetzt in „den ewigen Reichen belohnt wird, grüßte ſie mich tugendlich,

„ſo daß ich damals jedes Ziel der Glückſeligkeit zu erblicken „glaubte. Die Stunde, da ihr liebliches Grüßen zu mir „gelangte, war grade die neunte des Tages. Und weil dieſ „das erſte Mal war, daß ihre Worte ſich regten, um zu „meinen Ohren zu kommen, fühlte ich ſolche Süßigkeit, daß „ich wie berauſcht mich von den Leuten entfernte, und in „eine einſame Kammer flüchtete, und an die Freundliche „dachte. Und während ich an ſie dachte, überfiel mich ein „ſanfter Schlaf, worin mir ein wunderwürdiges Geſicht er„ſchien.“ — Hierauf beſchreibt er das Geſicht, und ſagt am Ende: „Als ich nachdachte über das was mir erſchienen war, „beſchloß ich es vielen berühmten Dichtern (trovatori) jener „Zeit wißen zu laßen, und da ich ſchon durch mich ſelbſt die „Kunſt, Worte in Reimen zu ſagen, erkannt hatte, beſchloß „ich ein Sonett zu machen, worin ich alle Getreuen der „Liebe grüßen, und mit einer Bitte, ſie möchten über mein „Geſicht urtheilen, ihnen ſchreiben wollte, was ich in meinem „Traume geſehen hatte. Und da begann ich dieſes Sonett:“ — Auf dieſe Art flicht er viele Sonette und Canzonen in das Buch ein, und immer ſo, daß er die Empfindungen, die aus den Gedichten athmen, vorher, als wirklich gehabt, zu beſchreiben ſich bemüht. Man ſieht, es fiel ihm nicht ein, Erfindung oder Kunſt dabei aufzuwenden: er ſuchte immer nur den unausſprechlichen Seufzern des Herzens Sprache zu geben. Liebe entwickelte im Jünglinge den Dichtergeiſt; Liebe ſonderte ihn, wie er ſelbſt ſagt, zuerſt vom gemeinen Haufen*), und erhob ihn und noch einige Sänger ſeiner Zeit ſo weit über die älteren**).

---

*) Inf. II. 104. 105.

**) Purg. XXIV. 52. und folg.

Nach jenem Geſichte nahm ſeine blühende Geſundheit ab, man ſah in ſeinem Aeußern die Spuren der Liebe. Viele wünſchten ſein Geheimniß zu errathen und fragten, was daran Schuld ſei. Er geſtand: die Liebe, denn das konnte er nicht verhehlen. Und wenn ſie ihn fragten: Liebe, für wen? blickte er ſie lächelnd an, und ſagte nichts.

Einſt ſah er ſeine Geliebte an einem heiligen Orte. Zwiſchen ihm und ihr ſaß ein ſchönes Mädchen, welches glaubte, ſeine Blicke zielten auf ſie, und ihn daher oft verwundert anſah. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, das holde Mädchen zum Schirm für die Wahrheit zu machen. Das that er denn auch einige Jahre hindurch, dichtete ſogar zu ihrem Lobe, und klagte, als ſie die Stadt verließ, voll Beſorgniß, nun werde ſein ſüßes Geheimniß verrathen werden.

„Nach der Abreiſe dieſes holden Mädchens“, fährt er fort, „gefiel es dem Herrn der Engel zu ſeiner Herrlichkeit „ein junges Mädchen von lieblicher Geſtalt zu rufen, die in „der obgenannten Stadt ſehr beliebt war. Ihren Körper „ſah ich liegen ohne Leben, und viele Frauen umher, die ſehr „mitleidsvoll weinten. Ich erinnerte mich, daß ich ſie in „Geſellſchaft jener Holdſeligen geſehen, und konnte meine „Thränen nicht zurück halten; weinend beſchloß ich, einige „Worte auf ihren Tod zu ſagen, zum Lohne dafür, daß ich „ſie einſt mit meiner Herrin geſehen; und hievon berührt' „ich etwas im letzten Theil dieſer Worte, wie es dem offenbar iſt, der ſie verſteht, und da ſagt' ich folgende zwei „Sonette.“

So führt er dann den kindlichen Roman weiter, malt einzelne Scenen mit ſprechender Wahrheit aus, offenbart alles, was er gedacht und gefühlt, ſeine Ahndungen, ſeine

Geſichte, ſeine Leiden und Freuden. Wie ihm der Gott der Liebe befohlen, ſeine Leidenſchaft wieder unter dem Hange zu einer Andern zu verſchleiern; wie ihm Beatrice, als man ihn deswegen bei ihr verleumdet, einſt ihren Gruß verſagt. Welche Wunderkraft in dieſem Gruße gewohnt habe, ſo daß ſchon bei der Hoffnung darauf ihm geweſen ſei, als habe er keinen Feind mehr, und hätte jemand etwas von ihm begehrt, ſo würde ſeine Antwort Liebe geweſen ſein, in Demuth gekleidet. Wie er bei einem Hochzeitfeſte, da er ſie in einem Zirkel ſchöner Frauen geſehen, ſich plötzlich verwandelt; wie da die Frauen heimlich über ihn geſpottet, und er ſich entfernt habe in die Kammer der Thränen. Wie in ihm viele Gedanken für und wider die Liebe gekämpft, und die Liebe doch wieder geſiegt. — Die Art, wie er zuerſt darauf verfallen, etwas eigentlich zum Lobe Beatricens zu dichten, erzählt er ſo:

„Da Viele durch meinen Anblick das Geheimniß meines Herzens begriffen hatten, ſo kannten einige Frauen, die zuſammengekommen waren, um ſich eine an der Geſellſchaft der andern zu ergötzen, mein Herz wohl; denn jede hatte mich oft überwältigt geſehen. Da ich, vom Zufalle geleitet, bei ihnen vorbeigieng, rief mich eine von dieſen Frauen; und die, ſo mich rief, wußte ſehr angenehm zu reden. Als ich zu ihnen gekommen war und ſah, daß meine Holdſelige nicht unter ihnen ſei, faßte ich Muth, grüßte ſie und fragte: was ihnen gefällig wäre? Der Frauen waren viele, und unter ihnen einige, die unter ſich lachten. Andre ſahen mich an, und erwarteten, ich ſollte reden; noch andre redeten unter ſich: von dieſen wandte eine die Augen auf mich, rief mich bei Namen und ſagte: Zu welchem Ende liebſt du deine Gebieterin, da du ihre Gegenwart nicht ertragen kannſt? Sag' es uns, denn

„das Ziel ſolcher Liebe muß etwas ſehr Neues ſein. Da
„ſie dieß geſagt, fieng nicht allein ſie, ſondern auch alle die
„Andern an, in ihren Mienen Erwartung meiner Antwort
„zu zeigen. Da ſagt' ich dieſe Worte: Madonne, das Ziel
„meiner Liebe war ſonſt der Gruß von jener, die ihr vielleicht
„meint; hierin wohnte meine Glückſeligkeit und das Ziel alles
„meines Sehnens. Aber weil es ihr gefallen, mir dieß zu
„rauben, hat meine Beherrſcherin, die Liebe, Dank ihr, meine
„Glückſeligkeit in das geſetzt, was mir nicht geraubt werden
„kann. Da fiengen ſie an unter ſich zu ſprechen, und wie
„man zuweilen Waßer mit ſchönem Schnee gemiſcht ſieht, ſo
„hört' ich ihre Worte, gemiſcht mit Seufzern, hervorkommen.
„Nachdem ſie einige Zeit unter ſich geſprochen, ſagte die, ſo
„zuerſt mich angeredet, wiederum: Wir bitten dich, uns zu
„ſagen, worin dieſe Glückſeligkeit beſteht. Ich antwortete:
„In den Worten, die meine Herrin preiſen. Sie ſagte hierauf:
„Sprächeſt du wahr, ſo hätteſt du ſtatt der Worte,
„worin du deinen Zuſtand dargethan, welche von anderm
„Inhalt gedichtet. Ich dachte hierüber nach, und ſchied faſt
„beſchämt von ihnen, und ſagte zu mir ſelbſt: Weil ſo große
„Glückſeligkeit in den Worten liegt, die meine Herrin loben,
„warum iſt meine Rede von etwas Anderm geweſen? Daher
„beſchloß ich zum Inhalt meines Dichtens immer das zu
„machen, was meine Geliebte prieſe. Ich dachte viel darauf und
„es ſchien mir ein zu hoher Gegenſtand für meine Kräfte,
„ſo daß ich nicht wagte zu beginnen. Und ſo blieb ich einige
„Tage voll Begierde zu reden und voll Furcht zu beginnen.“

Dieß ganze Geſpräch eines jungen Mannes mit einem weiblichen Zirkel über die Bedürfniſſe ſeines Herzens iſt unſern Sitten äußerſt fremd: wir müßen uns erinnern, daß damals die Zeit der Liebeshöfe war.

Ein andres Mal war Dante heftig krank.
„ten Tage“, erzählt er, „da ich faſt unerträglich
„fühlte, kam zu mir ein Gedanke von meiner
„ich eine Weile an ſie gedacht, erinnerte ich
„meines kränkelnden Lebens; ich ſah, wie flüchtig
„ſei, wär' ich auch geſund, und fieng an über
„innerlich zu weinen. Heftig ſeufzend ſagte ich zu
„Nothwendig iſt's, daß die holdſelige Beatrice
„Darüber fiel ich in eine ſo ſtarke Verwirrung,
„Augen ſchloß, und anfieng mich zu ängſtigen w
„ſinniger, und mir Folgendes einzubilden. Im
„Verwirrung meiner Phantaſie erſchienen mir
„Frauen mit fliegendem Haar, die mir ſagten:
„wirſt ſterben! Darauf erſchienen mir andre
„Frauen, graunvoll zu ſehen, die mir ſagten:
„So kam ich in der Irre meiner Phantaſie dah
„nicht wußte, wo ich war; ich glaubte Frauen
„dem Haar, wunderſam traurig, weinend vorüber
„ſehen; ich ſah die Sonne verfinſtert, und die
„einer Farbe, die mich vermuthen ließ, ſie w
„ſchreckliche Erdbeben. Und voll Wunders in d
„taſie, und voll Entſetzens, bildete ich mir ein,
„komme zu mir und ſage: Weiſt du's nicht?
„terin iſt aus dieſer Welt geſchieden? Da
„ſehr mitleidsvoll zu weinen; ich weinte nicht a
„Einbildung, ſondern mit den Augen und bad
„wahren Thränen. Ich glaubte gen Himmel zu
„eine Schar Engel zu ſehen, die emporſchwebte
„ſich ein ſchneeweißes Wölkchen hatten. Mir ſch
„Engel ſängen glorreich, ich glaubte auch die W
„ren; ſie waren: Hoſianna in der Höhe! Da

„Herz, worin ſo viel Liebe war, zu mir: Wahr iſt's, daß „unſre Gebieterin todt liegt. Ich gieng daher um den Kör„per zu ſehen, worin die edle ſelige Seele gewohnt hatte. „Ich ſah ſie todt, Frauen hatten ihr Haupt mit einem weißen „Schleier bedeckt; ihr Antlitz zeigte ſolch einen Anblick von „Demuth, daß es zu ſagen ſchien: Ich ſoll den Anfang des „Friedens ſehen. In dieſer Einbildung ergriff mich ſo de„muthsvolles Sehnen, daß ich den Tod rief, und ſagte: „Süßeſter Tod, komm zu mir! Sei mir nicht unhold!“ — Hierauf ſieht er ſie begraben, und bricht endlich, immer noch in der Phantaſie, mit Schluchzen in Worte aus; — ein junges, ihm nah verwandtes Mädchen, das vor ſeinem Bett ſitzt, glaubt, der Schmerz der Krankheit habe das verurſacht, und weint darüber — andre Freundinnen im Zimmer kommen herzu und ſprechen ihm Troſt ein — er erzählt ihnen Alles, verſchweigt nur den Namen. — „Von meiner Krank„heit geneſen“, ſagt er, „beſchloß ich von dem, was mir be„gegnet war, zu reden, denn mir ſchien, es müße liebliches „Ding zu hören ſein.“ Das Lied, worin er dieß gethan, fängt an: Donna pietosa, e di novella etate. — Wohl denen, deren Herz nur ſo unſchuldige Leiden kennt! Sie dürfen das Buch ihres Gedächtniſſes arglos entfalten.

Beatrice ſtarb im vier und zwanzigſten Jahr ihres Lebens. — Einſt, als Dante ganz in ſeinen Gram um ſie verloren war, ſah er, daß ihn ein holdes Mädchen aus einem Fenſter mitleidsvoll anblickte. Oft ſah er ſie nachher wieder, und immer ſchien ſie gerührt und ward blaß. Er ſuchte ſie auf: ihr Anblick erinnerte ihn an Beatrice und entlockte ihm Thränen. Zuletzt ſieng er an ſich um ihrer ſelbſt willen nach ihr zu ſehnen: er widerſtrebte, allein das Andenken ſeiner Trauten ſchien in ihm zu erlöſchen. Doch bald kam es mächtig wieder. Etwan einige Jahre nach ihrem Tode — die Zeit giebt er nicht genau an — erſchien ihm ein wunderbares Geſicht. „Darin,“ ſagt er, „ſah ich „Dinge, die mich zu dem Entſchluß brachten, nicht wieder „von der Segensvollen zu reden, bis ich es würdiger thun „könnte: und dahin zu gelangen, ſtreb' ich ſo viel ich kann, „wie ſie es wahrhaftig weiß. Wenn es daher der Wille „deſſen iſt, durch den Alles lebet, daß mein Leben noch „einige Jahre daure, ſo hoffe ich von ihr zu ſagen, was „noch nie von Keiner geſagt worden, und dann möge es „dem Vater aller Huld gefallen, daß meine Seele hingehen „dürfe, die Herrlichkeit ihrer Gebieterin, der geſegneten Beatrice, zu ſehen, die glorreich das Antlitz deſſen ſchaut, der „gebenedeit wird von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

So endigt das Buch. Man kann nicht zweifeln, daß dieſer Schluß auf die göttliche Komödie hindeute, daß unter der wunderbaren Viſion die Reiſe durch die Geiſterwelt gemeint ſei, deren Geſchichte dort erzählt wird. Dante nennt ſein Gedicht ſelbſt eine Viſion.*) Es verſteht ſich freilich von ſelbſt, daß man keine ſo umſtändliche und überall ſo genau beſtimmte Viſion haben kann; und hätte man ſie gehabt, welch Gedächtniß würde ſie aufbewahren können? Die Ausführung alſo, die tauſend kleinen Begegniſſe, die Geſchichte der Regungen des Dichters faſt in jedem Augenblicke ſeiner Reiſe, iſt hinzugedichtet. Die philoſophiſche und theologiſche Anordnung des Ganzen muß es gleichfalls ſein: denn wie könnte eine Viſion ſo viel Grübelei, ſo viel Weisheit enthalten? Ueberhaupt wird eine ſo große Produktion der Dichtkraft nie in Einem Augenblicke der Lichthelle, Einer

---

*) Parad. XVII. 128.

Stunde des Anſchauens empfangen; aber die erſten Grundlinien zu dem Gedicht konnte doch jene Erſcheinung dem Dante ſchon darbieten, konnte gleichſam der erſte Lebensodem über den Waßern ſein. War das, wovon er in der angeführten Stelle ſpricht, nur eine gewöhnliche Phantaſie, dergleichen er viele beſungen hatte, wie konnte er es denn zum Hauptziel ſeiner Beſtrebungen machen, ſie würdig zu beſingen? Wie konnte er verheißen, von ſeiner Geliebten zu ſagen, was noch von Keiner geſagt worden? Die Epoche der in der göttlichen Komödie dargeſtellten Viſion wird zwar dort einige Jahre ſpäter, in das Jahr 1300 geſetzt; indeſſen widerſpricht das ihrer Identität mit der hier erwähnten durchaus nicht. Ein geheimnißvoller feierlicher Zeitpunkt gehörte mit zu der Myſtik des Gedichts, und darum konnte Dante, wie wir bald ſehen werden, keinen andern wählen als den. Alſo Denkmal für Beatrice ſollte ſein Werk ſein; unſtreitig das prachtvollſte, wunderwürdigſte und — ſeltſamſte, das je ein Dichter ſeiner Geliebten ſtiftete. Um Sie in aller Glorie der Himmel auftreten zu laßen, gab er ſeinem Gedicht einerlei Gränzen mit dem Weltall und ſtrebte hinaus in's Unendliche.

Noch andre Antriebe zu der großen Unternehmung kamen in Dantes Seele hinzu, und gaben ſeinem Werke eine Vielſeitigkeit, die man nur durch anhaltende Betrachtung erſchöpfen kann. Ein Blick auf ſein übriges Leben iſt hinreichend, von ihrer Beſchaffenheit zu unterrichten. Ueberdem muß man den allgemeinen Gang ſeiner Schickſale immer vor Augen haben, um viele einzelne Stellen des Gedichts und ſelbſt die ganze Compoſition nicht mißzuverſtehen.

Dante Alighieri ward im Jahr 1265 in einer guten Familie und von begüterten Eltern zu Florenz geboren. Er wurde in allem, was die Erziehung eines Bürgers von der höhern Klaſſe zieren konnte, unterwieſen; ſogar Muſik und Zeichenkunſt trieb er. Zugleich ſcheint ihn ſein Wißensdurſt ſchon früh zur Erlernung des Ernſteren und Höheren in den Wißenſchaften getrieben zu haben. Sein ſehr von ihm geſchätzter und geliebter Lehrer war Brunetto Latini, ein unter ſeinen Zeitgenoßen berühmter Aſtrolog und Philoſoph, von dem noch mehrere Werke vorhanden ſind. Von ihm lernte er, ſo erzählt er ſelbſt, wie man ſich unſterblich macht: eine Kunſt, deren Ausübung dem Schüler unendlich beßer gelang, als ſeinem Meiſter.*) Solche Beſchäftigungen und die Liebe zu ſeiner Beatrice füllten die ganze jugendliche Periode ſeines Lebens aus; eine Zeit der Unſchuld und Eingezogenheit, wie es ſcheint. Er erwähnt ihrer auch mit großem Lobe.**) In dem Zeitraum nach Beatricens Tode, klagt er ſich ſelber an, ſei er falſchen Phantomen des Glücks nachgegangen und habe ſein geliebtes Vorbild verlaßen.***) Wie hätte er ihm auch folgen können? Als Republikaner mußte er nothwendig im männlichen Alter in die bürgerlichen Verhältniſſe verſtrickt werden, die zu der Zeit ſo unbeſchreiblich verworren waren. Er vermählte ſich; doch weiß man von ſeinem häuslichen Leben nicht viel; nur läßt ſich ſchließen, daß die Sorge für eine Familie die Leiden der Armuth und Verbannung, die ihn in der letzten Hälfte ſeines Lebens trafen, ſehr erſchwert haben müße. — Nur zu ſeinem Unglück trat er auf in der politiſchen Welt. Im Jahr 1300 wurde er zur Würde des Priorats erhoben. Sechs Priori oder Signori, die alle zwei Monate neu erwählt wurden, übten damals zu Florenz die höchſte Gewalt aus. Ein Familienzwiſt, der ſich zu Piſtoja entſponnen und daſelbſt eine Spaltung der Bürger in die Parteien der Weißen und Schwarzen (Bianchi und Neri) verurſacht hatte, pflanzte ſich bis nach Florenz fort, und gab Gelegenheit zum Ausbruch lange genährter Familienfeindſchaften. Die Gemüther waren zu entzündbar, als daß nicht ein ſolcher Vorfall die ganze Erbitterung der alten Faktionen wieder hätte rege machen ſollen: die Ghibellinen ſchlugen ſich zu den Bianchi, die Guelfen zu den Neri. Es wurde vorgeſchlagen, den Papſt um die Sendung Karls von Valois als Friedensſtifters und Reformators zu bitten. Dem widerſetzte ſich Dante aus allen Kräften, vermuthlich weil die angebliche Friedensſtiftung nichts anders würde geweſen ſein, als Unterdrückung der einen Partei, wie es nachher auch der Erfolg zeigte. Die Unruhen ſtiegen aufs höchſte: die beiden Parteien bewaffneten und befeſtigten ſich ſchon in der Stadt, ſo daß die Prioren genöthigt waren, die Häupter der einen und der andern zu verbannen. Den Bianchi wurde bald erlaubt zurückzukehren. Man gab nachher dem Dante Schuld, er habe ſie begünſtigt; aber fälſchlich, denn er war nicht mehr Prior, als es geſchah. Im Jahr **1301** ward dem Grafen Karl der Einzug in die Stadt mit ſeinen Reitern bewilligt, unter der Bedingung, die Geſetze und die Verfaßung zu ſchonen. Ohne ſich an ſein Verſprechen zu kehren, verbannte er alsbald gegen ſechshundert Bianchi, unter ihnen den Dante, der damals in den Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt Geſandter am päbſtlichen Hofe war. Sein Verbrechen war Begünſtigung der Bianchi und Widerſetzlichkeit gegen die Berufung des Grafen zum Friedensrichter. Seit der Zeit bewies er ſich ſein ganzes Leben hindurch als den eifrigſten Anhänger der kaiſerlichen und erbittertſten Feind der päbſtlichen Macht. Viele ſagen, er habe damals Partei gewechſelt, und ſei Ghibelline geworden, weil ihn ſein Unglück unter Ghibellinen warf. Außerdem daß eine ſolche Verwandlung bei ſeinem bis zur Härte feſt beſtimmten Charakter ſchwer zu begreifen wäre, hat ſie nicht den geringſten hiſtoriſchen Grund für ſich. Seine Familie war, ſeinem eignen Zeugniß zufolge, von jeher guelfiſch geweſen; gewöhnlich beſtimmten Geburt und Familienverbindungen die politiſche Denkart der Menſchen; folgt daraus, daß Dante ſich auch dadurch beſtimmen laßen? Das erſte und einzige Mal, da er in öffentlichen Verhandlungen auftrat, handelte er als ein weiſer und patriotiſcher Bürger, und wenn er ſich der Parteilichkeit ſchuldig gemacht, ſo war's für die mit den Ghibellinen zuſammenhängende Partei. Deshalb wurde er ja verbannt. Daß die Ghibellinen wirklich weit mehr für ſich hatten als die Guelfen. braucht wohl nicht erinnert zu werden. So wie die Päbſte damals wirthſchafteten, war es einleuchtend, daß ihre Einwirkungen in irgend ein politiſches Syſtem höchſt ſchädlich ſein mußten. Vielleicht haben ſie Europa vor dem Aufkommen einer weltlichen Univerſalmonarchie bewahrt; aber nur, um ſelbſt eine geiſtliche, weit ſchlimmere, zu errichten. Wenn die Kaiſer Italien zuweilen einen eiſernen Scepter fühlen ließen, ſo geſchah es meiſt nach harten Kämpfen um ihre Exiſtenz, worein die Päbſte ſie verwickelt hatten. Es iſt ſchwer, Grundſätze der Politik, der Gerechtigkeit, der Vernunft auf Zeiten der verworrenſten Gewaltthätigkeit anzuwenden, und zu entſcheiden, welche Partei mehr Recht für ſich hatte. Freilich ließ ſich nicht wohl einſehen, warum doch der Biſchof zu Rom in den weltlichen Händeln Italiens die erſte Rolle ſpielen ſollte; aber eben ſo wenig ſchien Rom und Italien einen Barbaren aus Norden, einen Deutſchen, der ſich für den Nachfolger Auguſt's ausgab, zum Oberhaupte zu brauchen. Alles kam auf den Geiſt an, in welchem man Guelfe oder Ghibelline war. Man erkennt zwar in Dantes Meinungen über dieſe Gegenſtände die des Zeitalters wieder; aber nur als den Stoff, woraus er etwas Edleres gebildet hatte.

---

*) Inf. XV. 85.

**) Purg. XXX. 115 … 123.

***) Purg. XXX. 124 … 135.

Dante begab ſich auf die Nachricht von ſeiner Verbannung zu den Verwieſenen, ward, da ſie eine Art von Republik bildeten, ein Mitglied ihres Rathes, und befand ſich auch bei dem unglücklichen Verſuche, den ſie im Jahr **1304** wagten, ſich Florenz mit gewaffneter Hand wieder zu öffnen. Als Kaiſer Heinrich der Siebente nach Italien kam, that er ihm einen Fußfall, und faßte von Neuem Hoffnung, wieder in ſeine Vaterſtadt aufgenommen zu werden. Da der Kaiſer zu lange in der Lombardei verweilte, ſchrieb er an ihn und forderte ihn auf, ſein Anſehen gegen Toſkana, beſonders gegen Florenz geltend zu machen. Mit Flammenworten fragte er, der arme Flüchtling, den Kaiſer: „Biſt du, der „da kommen ſollte, oder ſollen wir eines Andern warten?“ Doch ſeine Hoffnung ward wiederum vereitelt. Der Kaiſer belagerte Florenz vergeblich und ſtarb im Jahr **1313**. Zwei Jahre darauf wurde der Spruch der Verbannung gegen Dante von Neuem beſtätigt. Während dieſer ganzen Zeit irrte er von Stadt zu Stadt in der Lombardei, Toſkana und Romagna umher, und fühlte, wenn ſchon ſeine Seele nie gebeugt werden konnte, alle Bitterkeiten der Abhängigkeit und Armuth. Unterſtützt und gütig aufgenommen wurde er vom Marcheſe Maroello Malaſpina, von Alboin und Can della Scala, Herrn von Verona, endlich von Guido da Polenta, Herrn von Ravenna. Herzlich wünſchte er den Reſt ſeines Lebens in Florenz zuzubringen, und ſeinen müden Geiſt da mit Ruhe zu erquicken; allein es wurde ihm nicht gewährt. Er ſtarb zu Ravenna in ſeinem ſechs und fünfzigſten Jahre, und ward ehrenvoll, doch ohne Denkſchrift begraben. Anderthalbhundert Jahre nachher errichtete ihm Bernardo Bembo ein Grabmal.

Den ſie im Leben verſtoßen hatte, deſſen Werth erkannte, als er todt war, Florenz, die unnatürliche Mutter. Etwan fünfzig Jahre nach ſeinem Tode wurde dort ſchon ein Lehrer angeſetzt zur öffentlichen Auslegung des Werks, worin er ſo oft und ſo bitter ihre Verkehrtheit geſcholten hatte. Im Jahr 1429 begehrte die Republik die Gebeine des edlen Unglücklichen von der Stadt Ravenna, und erhielt ſie nicht. Wieder im ſechszehnten Jahrhundert ſandte die mediceiſche Akademie eine Geſandtſchaft an Leo den Zehnten mit eben dem Geſuch. Michelangelo, ſelbſt der Göttliche genannt, unterſchrieb die Bittſchrift, und bot ſich an, dem göttlichen Dichter ein geziemendes Grabmal zu bauen. Aber die Gebeine blieben zu Ravenna. —

Es iſt das Siegel menſchlicher Vortrefflichkeit, unabhängig zu ſein vom Schickſal: Dante war's. Weder Druck, noch Leiden, noch Unruhe und Ungewißheit des äußern Zuſtandes machten ſeine Seele irre in ihrem Thun. Gewöhnlich leiden große Menſchen viel, und ſelten läßt ſich beſtimmen, in wie fern das Schickſal ſie zu der Würde erzog, oder nur die in ihnen ruhende Größe entwickelte und ihnen Stoff zum Wirken gab. Dieß iſt auch der Fall bei'm Dante. Wir wißen nicht, welch ein Gedicht er hervorgebracht haben würde, hätte er in Ruhe und Wohlſtand ſeines

Lebens genoßen; das, welches er in der Verbannung[*]) geſchrieben hat, iſt göttlich. Ihm ſank der Muth nicht zu einer ſo umfaßenden Unternehmung, die das angeſtrengteſte Nachdenken vieler Jahre forderte, und er führte ſie zu Ende mit einer Ueberlegenheit, daß alle Werke ſeiner Zeitgenoßen, nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa, wie Mißgeburten oder Zwerggeſtalten daneben ſtehen. Drang der Sorgen verjagt alle Ruhmbegierde aus den Herzen kühner, aber nicht ausdauernder Menſchen; bei ihm zog ſie ſich mehr in's Innere zurück, und wurzelte tiefer in ſein Daſein. Er wandte ſich von den Lebenden weg an die Nachwelt. Nicht geachtet zu werden, war für ihn ein Sporn, ſeinen Werth darzuthun: ihm ahndete, und ihm durfte es ahnden, er werde einſt vor denen, die damals in ihrer kleinen Größe prunkten, aus dem Dunkel hervorleuchten. — Und wenn man nun lieſt, wie er von Mächtigen und Geringen, von Lebenden und Todten, ſo frei, ſo niederwerfend ſtark die Wahrheit ſagt, und dann bedenkt, der, welcher ſo redet, war ſeiner bürgerlichen Exiſtenz beraubt, ohne die im damaligen Italien eben ſo wenig, als im alten Griechenlande, Wohlſtand des Lebens ſtattfand; war unſtät, abhängig und beinah zum Betteln verdammt: wer muß ſich nicht mit Ehrfurcht neigen vor ſeinem Bilde, nicht weil es eines Denkers oder Dichters, ſondern weil es eines Mannes

---

[*]) Einige behaupten, er habe die erſten Geſänge der Hölle vorher geſchrieben. Doch dieſe Sage gründet ſich auf nichts; man muß ihr zu Gefallen ſogar annehmen, daß einige Stellen dieſen Geſängen ſpäter eingeſchoben worden. Hingegen findet man ſichre Spuren, daß er im Jahre 1313 noch an dem Werke gearbeitet. Eben dieß wird weitläuftig gezeigt in den Dissertaz. sopra l'istoria Pisana del Cav.l. Flamm. del Borgo.

Bild iſt? Warſt du im Leben auch wirklich unfreundlich, rauher und ſtrenger Dante, wie man's dir Schuld giebt, und wie du es zuweilen in deinen Büchern ſcheinſt, wer muß nicht dennoch dich lieben, und deine Rauhheit verzeihen um der Kunſt und Größe willen? — Doch ich vergeße mich: bei wie Vielen findet Kraft und Größe ſelbſt nie Verzeihung!

Die allgemeine Idee der göttlichen Komödie iſt ſehr einfach. Es iſt eine Reiſe, die der Dichter durch die drei Welten der Geiſter, die der Verderbtheit und des Elends, die der Büßung, und die der Vollkommenheit und Glückſeligkeit auf höhern Antrieb unternimmt. In allen den verſchiedenen Bezirken unterredet er ſich mit Seelen verſtorbener Menſchen, die er da antrifft, oder wird auch von ſeinen Begleitern über die ſich darbietenden Gegenſtände belehrt. Dieß macht es ihm möglich, faſt alles, was er will, ohne daß es eigentlich epiſodiſch wäre, der Erzählung an verſchiedenen Stellen einzuweben, und er hat ſich dieſer Freiheit im vollſten Maße bedient. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn er jede Gelegenheit benutzt, ſein Wißen zu zeigen. Ruhmliebe trieb ihn; er war einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, und irre geleitet durch damals herrſchende Begriffe, legte er ein zu ſtarkes Gewicht auf dieſen Theil ſeines Werthes. Jedoch darf man ihn hierin nicht ganz nach unſrer jetzigen Denkart beurtheilen. Die Wißbegier fand in jenem Jahrhundert bei jedem Schritt unendliche Schwierigkeiten; hindurchkämpfen mußte man ſich zu jedem armen Lichtſtrahl. Wenn alſo jemand viel wußte, ſo bewies es doch etwas mehr, als daß er — viel wußte. Gewiß iſt es, daß das, worauf Dante vorzüglich ſeine Anſprüche auf Unſterblichkeit gründete, für die folgenden Zeitalter, da die

Maſſe der Kenntniſſe immer anwuchs, ihr Gehalt ſich immer läuterte, ſeinen Werth beträchtlich vermindert hat.

Indeſſen muß man nicht glauben, Dante ſei durch Wißensdünkel zum Forſchen und Grübeln getrieben worden. Tiefe Betrachtung der ſchwerſten und unſinnlichſten Gegenſtände war der vorwaltende Hang ſeines Geiſtes; weswegen ihm auch das Paradies, worin am meiſten von himmliſchen und am wenigſten von irdiſchen Dingen vorkommt, bei weitem der liebſte und wichtigſte Theil ſeines Werkes iſt. Hätte ihn nicht ſein Schickſal unter die Menſchen geſtoßen, ſo daß er ſie von den verſchiedenſten Seiten kennen lernen mußte, ſo wäre auch ſein Gedicht nicht ſo voll Menſchendarſtellung, nicht ſo treffendes Bild der wirklichen Welt, mithin auch weniger intereſſant geworden. Da er mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt hatte, ſo mußten ihm die politiſchen Verhältniſſe ſeines Vaterlandes nah am Herzen liegen, und es war natürlich, daß er Schilderungen davon ſeinem Gedicht einflocht. Als eifriger Ghibelline erhob er, überall wo er konnte, die Hoheit und Würde des römiſchen Reichs, und ſtrafte die Verderbtheit des päbſtlichen Hofes und die Unrechtmäßigkeit ſeines Verfahrens. Auch andern hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, beſonders ſolchen, von denen er mehr als das gewöhnlich Bekannte zu wißen glaubte, wußte er ihren Platz anzuweiſen. Zu einem reichhaltigen Nekrolog merkwürdiger Menſchen, vorzüglich aus der letztverfloßenen Periode, machte er die göttliche Komödie. So hat er viele Namen verewigt: ſie gebrandmarkt oder verherrlicht oft mit einem Worte.

Man hat geſtritten, ob Dante unter allen Dichtungen dieſes Werks einen allegoriſchen Sinn habe verſchleiern wollen. Von einigen iſt es keinem Zweifel unterworfen: auch bei einer flüchtigen Betrachtung muß ihre ſymboliſche Natur auffallen. Bei andern hingegen fühlt man ſich durch ein geheimes Etwas eingeladen, nachdenkend zu verweilen, wie vor einem bedeutenden Bilde, in deſſen Zuſammenſetzung etwas Räthſelhaftes zu liegen ſcheint, obgleich die Handlung, die es darſtellt, an ſich intereſſant iſt. Wenn dann auch die Deutung der Allegorie für uns verloren iſt, ſo iſt es doch ihre Wirkung nicht: eine Hieroglyphe, an einem heiligen Orte eingegraben, und halb wieder ausgelöſcht durch das Alterthum, wird immer mit Ehrfurcht angeſehen. Gelänge es uns, ſie auszulegen, ſo würden wir uns vielleicht in der Erwartung getäuſcht finden, nichts weiter ergrübeln, als daß das Geheimniß der Hülle nicht werth war. Doch nicht bloß in dieſen Stellen, ſondern durchhin, auch da, wo der Leſer, der nicht mit Dantes Sinnesart vertraut iſt, gar nicht darauf verfallen kann, iſt das Gedicht allegoriſch. Er ſelbſt nennet es in der Dedikation an Can della Scala ein vielſinniges Werk (polysensuum). Vielleicht hatte er den verſteckten Sinn nicht in jede einzelne Dichtung ſchon beim Entwurfe hineingelegt: gewiß aber wußte er ihn immer nachher herauszudeuten. Man muß ſich hiebei an die damalige Auslegungskunſt erinnern, die vorzüglich aus der heiligen Schrift ſo Vieles hervorzulocken wußte, und die für Dantes ewig ſinnenden Kopf ſehr verführeriſch war. Er hat verſchiedne ſeiner eignen Canzonen commentiert*); bei einer davon vergleicht er, um eine durchgeführte Allegorie zu erzwingen, die Wiſſenſchaften mit den zehn Himmeln der alten Aſtronomie, findet große Aehnlichkeit zwiſchen dem Himmel des Mondes und der Grammatik, und ſo weiter. Ich führe dieß an zum entſcheidenden Beweiſe, daß es vergeblich ſein würde, eine ſo geheime Symbolik ergründen zu wollen; daß alſo für uns die göttliche Komödie nur da Allegorie enthalten darf, wo das Emblematiſche ihrer Darſtellungen unmittelbar gefühlt wird. Sie iſt ſo reich genug; und nur Dante ſelbſt hatte das Recht, den Genuß ſeiner lebendigen Dichtung durch ſolche heilloſe Grillen zu ſtören.

---

*) In ſeinem Convito.

Allegorie hemmt ſonſt jeden freien Flug der epiſchen Poeſie, und ſetzt die Weſen, die ſie handeln läßt, zu markloſen Schatten herab. Ein nackter Verſtandesbegriff hat für die Phantaſie weder Leben noch Schönheit; um beides zu erhalten, muß er ſich in eine ſinnliche Geſtalt verlieren, und nur ſo wie die menſchliche Seele im Körper durchſchimmern. Bei den meiſten Dichtern, die ſich der Allegorie bedienen, iſt die Bekleidung der Begriffe ärmlich und ihnen gleichſam nur umgehängt, ſo daß wir an ihr Handeln durchaus keinen Glauben haben können, und den Widerſpruch in der Dichtung nie vergeßen. Wie anders iſt dieß Alles bei'm Dante! Seine Weſen haben Beſtandheit, unabhängig von ihrer verborgnen Bedeutung; es liegt mehr in ihnen, als was ſich in Begriffe auflöſen läßt. Wir treten überall auf feſten Boden, umgeben von einer Welt der Wirklichkeit und des individuellen Seins.

Wie die göttliche Komödie höchſt ſonderbar iſt im Gröſten und Kleinſten, in den feinſten Nüancen des Ausdrucks, und ſelbſt in den Reimen nicht weniger, als in dem Plan und in der ganzen Manier der Behandlung, ſo gab ihr der Dichter auch einen ſehr ſeltſamen Titel. Die Kunſtrichter haben viel geſtritten, was er ſich wohl dabei gedacht, und, wie gewöhnlich, hat keiner von ihnen Recht behalten. Er ſelber giebt eine entſcheidende Auskunft, um die man ſich aber, wie es ſcheint, nicht bekümmert hat. Die Komödie, ſagt er, hebt an mit einer verworrenen und unangenehmen Lage und endigt fröhlich; ſo ſchreitet auch mein Gedicht von der Reiſe durch die Hölle zu den Freuden des Paradieſes fort. — Eine göttliche Komödie nannte er ſie, weil ſie von göttlichen Dingen handelt.

Jetzt zu dem Gedichte ſelbſt. Ich werde von den ausgezeichnetſten Stellen jeder Art Ueberſetzungen liefern, und weil der Eindruck ſo oft auf dem Zuſammenhange beruht, worin ſie im Originale ſtehen, dieſe Fragmente durch eine Skizze der übrigen Erzählung mit einander verknüpfen. Ich habe ſo treu als möglich zu verdeutſchen geſucht, weil bei dieſem Dichter Alles Gewicht hat, weil bei ihm eine gewißenhafte Beſtimmtheit in den Gedanken herrſcht, ob er ſich gleich in Sprache und Ausdruck ungemeſſne Freiheiten erlaubt. Nie wollte er etwas von dem aufgeben, was er zu ſagen hatte; darum nöthigte ihm der Zwang des Silbenmaßes ſo oft verdrehte Conſtructionen, fremde Anwendungen und Verſtümmelungen der Wörter ab. Ich glaubte den Reim und ſelbſt, ſo viel möglich, die Form der terze rime beibehalten zu müßen, wenn ich den Dichter nicht gleichſam aus ſeinem Elemente wegverſetzen wollte*). Daß alſo aller Liebe und Mühe ungeachtet, Vieles verloren gehen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Fremde und halb veraltete Ausdrücke zu gebrauchen, Härten in der Sprache und im Versbau zu begehen habe ich mich nicht geſcheut, ſondern geſucht, den Charakter des Originals wiederzugeben, wie ich den Eindruck davon empfangen hatte: ihn mildern oder verſchönern wollen, hieße ihn zerſtören.

---

*) Das Eigenthümliche dieſes Silbenmaßes, welches aus den gewöhnlichen eilfſilbigen Jamben beſteht, iſt die Eintheilung in Strophen von drei Zeilen, oder Terzinen, die ſich durch Hülfe des Mittelreimes, der ſich jedesmal auf die einfaßenden Reime der nächſtfolgenden bezieht, immerfort anſchlingen, und eine Kette bilden, die ſich am Ende des Geſanges dadurch ſchließt, daß der letzten Terzine ein dem Mittelreim entſprechender Vers angehängt wird. In unſrer Sprache war es unmöglich dieſe dreifachen Reime beizubehalten und treu zu überſetzen; allein der Wohlklang litt auch da

Die Manier einer poetiſchen Ueberſetzung muß darnach beſtimmt werden, ob man das Werk oder ob man ſeinen Urheber zum Hauptaugenmerke wählt. Es giebt Werke, und dieſe Art zu dichten iſt vorzüglich Zeitaltern des verfeinerten Geſchmacks eigen, die wenig von dem verrathen, was der Künſtler als Menſch iſt, und nur über das, was er kann, über ſeine Talente zu einem Urtheile berechtigen; bei denen alſo dichteriſche Vollkommenheit der Zweck ſeiner Willkür, und der einzige Maßſtab ihres Werthes iſt. Aeſthetiſche Mängel haben, an ſich betrachtet, gar kein Intereſſe. Warum ſollt' es daher dem Ueberſetzer nicht erlaubt ſein, den Leſer ihrer zu überheben, das Harte zu mildern, das Dunkel aufzuklären, das Verfehlte in der Darſtellung zu berichtigen, mit Einem Worte, zu verſchönern? Je mehr hingegen der Charakter des Werks mit dem ſeines Schöpfers identiſch, je mehr jenes nur ein unwillkürlicher Abdruck ſeines innern Selbſt iſt, deſto mehr wird es Pflicht, auch fehlerhafte Eigenthümlichkeiten, den Eigenſinn der Natur und die Verwahrloſungen oder falſchen Richtungen der Bildung treu in die Kopie zu übertragen; ſie ſind pſychologiſch und moraliſch

---

durch, daß ich den mittleren Vers ohne Reim ließ, weniger, als er im Italiäniſchen dadurch verlieren würde; und die Hauptſache, der Gang und das Maß der Perioden, die Pauſen, die Eintheilungen der Gedanken, konnten verdeutſcht werden.

wichtig und oft mit den edelſten Eigenſchaften aufs innigſte verwebt. Das Kunſtwerk wollen wir gern vollkommen; den Menſchen, wie er iſt.

Als ein Merkmal der Aechtheit antiker Münzen kennt man in der Numiſmatik den ſogenanten edlen Roſt (aerugo nobilis): er iſt dem Kenner an einer kupfernen Münze köſtlicher als Gold, und wer ihn wegputzen wollte, würde mindeſtens für einen Ignoranten gehalten werden. Die verfälſchende Kunſt hat Alles beßer nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Roſt giebt's auch an Menſchen, Helden, Weiſen und Dichtern: er beurkundet etwas erſtaunlich Wichtiges, daß nämlich ihre Größe kein Erzeugniß der Cultur und Zucht war; daß dieſe Menſchen in einem Zeitalter der Unkunde, der Ungeübtheit, des Ungeſchicks ſich aus eigner Kraft über dasſelbe erhoben. Nur etwa ein ehemaliger Franzoſe konnte das in Darſtellungen oder Ueberſetzungen gefühllos wegpolieren, um den nunmehr blanken Schaupfennig der Welt deſto ſelbſtgefälliger anzubieten. Weg damit! Wer ſteht uns dafür, daß er nicht in der nächſten Münze neu geſchlagen wurde.

Daß Dante ſo häufig Lateiniſch in ſeine Gedichte miſcht, giebt manchen Stellen für uns einen komiſchen Anſtrich; bei ſeinen Zeitgenoßen mußte es einen ganz andern Eindruck machen: nicht nur waren damals die beiden Sprachen einander noch näher, und ihre Gränzen weniger beſtimmt gezogen als jetzt; ſondern das Lateiniſche ſchien auch mehr Würde zu haben, als das Italiäniſche, welches eben daher den Namen lingua volgare erhielt, weil jenes die Sprache der Gelehrten[*], der Höfe und endlich der Kirche und des Gottesdienſtes war. Ein Gedicht ſo heiligen Inhalts glaubte alſo Dante eben durch den Gebrauch des Lateiniſchen zu adeln. Zudem lag oft in den Worten ſelbſt etwas Geheimnißvolles und Andachtweckendes, welches durch Uebertragung in die gewöhnliche Sprache weggefallen wäre.

---

[*] Im Convito entſchuldigt ſich Dante weitläufig, daß er ſeine Canzonen in lingua volgare und nicht lateiniſch commentiert.

Die Hölle.

Erſter Geſang.

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
Fand ich in einem dunkeln Walde mich,
Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
4 So fällt mir hart, zu ſagen, wie der wilde,
Verwachſ'ne, rauhe Wald beſchaffen war,
Denn noch erſchrickt mein Geiſt vor ſeinem Bilde.
7 An Bitterkeit kommt er dem Tode nah;
Doch um des Heils, das ich darin gefunden,
Will ich das Andre melden, was ich ſah.
10 Ich weiß nicht mehr, wie ich mich drein verloren;
So ganz voll Schlafes war ich um die Zeit,
Da ich zuerſt den falſchen Weg erkoren.

Ein ſo ernſter, ſchmuckloſer Anfang ohne vorausgeſchickte Ankündigung ſcheint mehr die Geſchichte wirklich erlebter Begebenheiten, als eine Reihe von willkürlichen Dichtungen zu verſprechen, und ſtimmt zum Glauben, ſelbſt an das Wunderbarſte, das folgen ſoll. Die erſte Zeile bezeichnet nicht bloß im Allgemeinen das männliche Alter, ſondern namentlich das fünf und dreißigſte Lebensjahr des Dichters, nach dem Ausſpruche „des Menſchen Leben währet ſiebzig Jahr“; und ſetzt alſo den Zeitpunkt der Viſion, den andre Stellen noch genauer auf Tag und Stunde beſtimmen, nicht ohne geheimnißvolle Beziehungen in das Jubeljahr 1300. Von allen, ſeitdem bis zu den Zeiten, wo er ſchrieb, vorgefallnen Begebenheiten redet Dante, als wären ſie noch ungeſchehen; wodurch er Gelegenheit zu manchen Weiſſagungen erhält.

Er gelangt zum Fuße eines Hügels, deſſen Gipfel ſchon das Morgenlicht beſcheint. Als er ihn zu erklimmen verſucht, lockt ihn erſt ein ſchön geflecktes muntres Pardel vom Wege ab; dann ſchreckt ihn ein Löwe, endlich eine gierige Wölfin in die finſtre Tiefe zurück. Die Allegorie iſt hier ſehr faßlich: es iſt der Wald der Irrthümer; die Thiere, die ihm den Ausgang verwehren, ſind menſchliche Leidenſchaften: Wolluſt, Herrſchbegierde oder Hochmuth, und Habſucht. Als er ſo umherirrt, bietet ſich ſeinem Blick ein Menſch oder der Schatte eines Menſchen dar. Dieſen ruft er um Hülfe an, wer er auch ſein möge, und vernimmt von ihm, er ſei im Leben der Dichter geweſen, der Aeneas Thaten beſang.

79 „So biſt du der Virgil, und biſt der Bronnen,“
Erwidert' ich ihm mit verſchämter Stirn,
„Aus dem ſo voll der Rede Fluß geronnen?
82 „O du! der andern Dichter Licht und Preis!
„Gedenk's mir nun, daß ich in deinem Buche
„Geforſcht mit großer Lieb' und ſtetem Fleiß!
85 „Als Meiſter muß ich dich und Vorbild loben;
„Du biſts allein, dem ich den ſchönen Stil
„Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.

88 „Du ſiehſt das Thier, das keck mit mir zu hadern
„Nicht unterläßt: ſteh, großer Weiſer, mir
„Dagegen bei! Mir zittern Pulſ' und Adern.“

In Bezug auf ſich ſelbſt geht Dante in dieſem Lobe Virgils unſtreitig viel zu weit. Das Ebenmaß der Ausbildung und die kunſtreichen Schönheiten, worin des Römers ganzes Verdienſt beſteht, wußte er nicht in ſich zu übertragen; und hätte Jener die göttliche Komödie leſen können, ſo würde ſein Geſchmack vermuthlich die ſchöpferiſche Größe darin verkannt haben.*) Eigentlich waren dieſe beiden Männer gar nicht für einander geſchaffen. Was Dante etwa geborgt hat, ſind wenige einzelne Züge, nicht immer zum glücklichſten in den Zuſammenhang ſeiner eignen Dichtungen eingefügt.

Virgil räth ihm, weil die Wölfin ihm dieſen Weg durchaus verwehren würde, einen andern zu wählen, und verſpricht, ihn durch die Hölle und die Welt der Büßung zu führen. In den Himmel werde ihn dann eine würdigere Seele geleiten: denn das ſei ihm, einem Heiden, nicht verſtattet. Dante willigt ein und beſchwört Jenen bei dem Gott, den er im Leben nicht erkannt, ſein Verſprechen zu erfüllen.

---

*) Ein geiſtreicher Schriftſteller, der Abate Bettinelli, hat ihn wirklich in ſeinen Lettere di Virgilio agli Arcadi dieſe Rolle ſpielen laßen, und ihm viele ſpottende Kritiken über Dante und andre italiäniſche Dichter in den Mund gelegt, zu deren Widerlegung ein ebenfalls lebhaft geſchriebenes Pamphlet: Giudicio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante, da Gasparo Gozzi, erſchienen iſt.

Zweiter Geſang.

Um die Abenddämmerung machen ſie ſich auf, indeſſen ſich unterwegs beim Dante Aengſtlichkeiten regen. Ich weiß nur Zwei, ſagt er, die lebend in die Geiſterwelt gelangten: Aeneas und Paulus.*) Beide waren es wohl würdig; denn jener war Vater der heiligen Weltherrſcherin Rom, und dieſen nennt die Schrift das auserwählte Rüſtzeug.**) Aber ich? — „Ein ſchönes ſeliges Weib,“ ſo erklärt ihm Virgil ſeinen hohen Beruf zu der Reiſe, „kam herab zu mir in den „Vorhof der Hölle. Sie bat mich dringend, ihren Freund „aus der Verirrung zu retten, und ſagte: Ich bin Beatrice; „Lucia hat das Unglück meines Freundes von einem andern „holdſeligen Weibe des Himmels erfahren, und es mir be„richtet. Dieß hat mich bewogen, meinen Sitz dort oben „zu verlaßen. — Hierauf wandte ſie ſich, mit Thränen in „ihren leuchtenden Augen, hinweg, und ich eilte, ihren Wil„len zu vollbringen.“ Beatrice, Lucia und die ungenannte Himmliſche ſind Allegorien, deren Deutung anderswo ſchicklicher ihren Platz finden wird. Im Virgil iſt die irdiſche Weisheit perſonificiert, wozu der Menſch ohne Hülfe der Offenbarung gelangen kann. An ihm finden wir gleich ein Beiſpiel von dem, was ich von den Allegorien der göttlichen Komödie im Allgemeinen bemerkte. Es iſt aus hundert Stellen klar, daß Dante ſich die Weisheit unter ſeinem Bilde gedacht; eine Menge andrer Züge machen hingegen das Emblem wieder zur individuell beſtimmten Perſon. Virgil handelt und ſpricht wie die Weisheit: zugleich aber iſt er wirklich der römiſche Dichter, deſſen Namen er führt. Warum Dante grade ihn zu dieſer Würde erhob? Er war ſein Lieblingsdichter, und nach einer natürlichenn Ideenverbindung machte er den, der eine Reiſe in die Unterwelt beſungen hatte, zum Führer auf der ſeinigen. Außerdem hegte das ganze Mittelalter eine beinah abergläubige Ehrfurcht vor ihm.*) Man glaubte in ſeiner vierten Ekloge eine Ahndung vom Chriſtenthum, eine mit dunklem Bewußtſein gegebne Prophezeiung davon zu finden, und ſchrieb deswegen auch ſeinen übrigen Schriften eine größere Heiligkeit zu, als irgend einem andern heidniſchen Buche. — Auf Virgils Rede ermannt ſich Dante wieder:

---

*) Dieſer ſeinem zweiten Briefe an die Korinther (XII. 2...4.), jener dem ſechſten Buche der Aeneide zufolge. Wunderbare Zuſammenſtellung! Oder errieth der Dichter etwas von einer Analogie zwiſchen fabelnder Dichtung und ſchwärmeriſcher Ekſtaſe?

**) Apoſtel-Geſch. IX. 15.

127 So wie die Blümlein, hangend und verſchloßen
Von Nachtfroſt, wenn das Sonnenlicht ſie färbt,
Ihr Haupt erheben auf den zarten Sproßen:
130 So wurd' in mir die Kraft, die mir gebrach,
Durch Muth erfriſcht, der um mein Herz ſich drängte,
So daß ich nun mit tapferm Sinne ſprach:
133 „Dank für die Güte der Erbarmungsvollen!
„Dank dir, du Freundlicher! daß du ſo ſchnell
„Der Wahrheit, die ſie ſprach, gehorchen wollen.
136 „Du haſt mein Herz durch deines Wortes Lehre
„Mit ſolchem Trieb zu dieſer Reiſ' erfüllt,
„Daß ich zurück zum erſten Vorſatz kehre.

---

*) S. Bettinelli, Risorgimento delle arti e degli studi. T. I. p. 193. 134.

139 „Ein Wille treibt uns beide: nun, wohlan!
„Sei du mein Führer, Herr und Licht und Rath!“ —
So ſagt’ ich; wir beſchritten, er voran
142 Und ich nach ihm, den tiefen Waldespfad.

Dritter Geſang.

‘Ich bin der Weg in’s wehevolle Thal,
‘Ich bin der Weg zu den verſtoßnen Seelen,
‘Ich bin der Weg zur Stadt der ew’gen Qual.
4 ‘Mich ſchuf mein Meiſter aus gerechtem Triebe:
‘Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
‘Der höchſten Weisheit und der erſten Liebe.
7 ‘Vor mir war nichts Erſchaffenes zu finden
‘Als Ew’ges nur*); und ewig währ’ auch ich.
‘Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung ſchwinden!’
10 So ſtand geſchrieben über einer Pforte
In dunkler Schrift. „O Meiſter!“ ſprach ich drob,
„Zu hart iſt mir die Deutung dieſer Worte.“**)
13 Er aber ſprach nach ſeinem klugen Sinn:
„Hier mußt du allen Zweifelmuth ertödten;
„Hier ziemt ſich keine Zagheit fürderhin.
16 „Wir ſind nun an dem Ort, wo ich dir ſagte,
„Du werdeſt da das Volk des Elends ſehn,
„Dem eigne Schuld das höchſte Gut verſagte.“ —

---

*) Nämlich die reinen Geiſter und die gleichfalls unvergänglichen Sphären, deren Schöpfung, nach Dantes Koſmologie, der des Menſchen und der übrigen organiſchen Naturen lange vorhergieng.

**) Ihr Sinn iſt mir zu ſchreckensvoll, da ſie auch mir, der ich nur hindurchreiſen will, die Unmöglichkeit eines Ausweges anzukündigen ſcheinen.

19 Dann faßt' er heitern Blickes meine Hand
Mit ſeiner, des ich Troſt gewann, und führte
Mich ein in das geheimnißvolle Land.
22 Allda in unbeſtirnter Luft erſchollen
Gewinſel, Klag' und lauter Weheruf,
So daß zu Anfang Thränen mir entquollen.
25 Verſchiedne Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns,
Und heiſres Schrein, wozwiſchen Fäuſte klungen,
28 Erregten ein Getöſ', das ohne Raſt
In dieſen ewig ſchwarzen Lüften kreiſet,
So wie der Staub vom Wirbelwind erfaßt.
31 Und ich, des Haupt von Irrthum war umſchlungen,
Sprach: „Was vernehm' ich, Meiſter? Welch ein Volk
„Iſt dieſes da, von Qualen ſo bezwungen?“ —

Die erſten neun Zeilen dieſes Geſanges ſind einſtimmig und mit Recht unter das erhabenſte gezählt worden, was unſer Dichter, und vielleicht was je irgend ein Dichter geſagt hat. Weniger umfaßend als jene uralte Inſchrift am Tempel der Iſis, iſt dieſe über den Pforten der Hölle eben ſo geheimnißvoll, und furchtbarer. Allein die Hölle ſoll nicht bloß als eine wilde Ausgeburt der Nothwendigkeit ſchrecken: ſie ſoll zugleich, als das Werk unbegriffener göttlicher Vollkommenheiten, dem ſittlichen Weſen Ehrerbietung einflößen. Ihre innere Unzerſtörbarkeit endlich, und gänzliche Ausſchließung der Ausſicht auf einen beßern Zuſtand macht ſie zum vollendeten Bezirk des Elends.

Die Wiederholungen der erſten Terzine ſind keine leere Tautologie: das Langſame und Feierliche darin bereitet das Gemüth auf den folgenden Eindruck vor; und vielleicht ſollte auch die Dreizahl etwas Heiliges ahnden laßen. Die leiſe Anſpielung auf die Dreieinigkeit im fünften und ſechsten Verſe führt ebendahin.

Der Ort, wozu jener Eingang unmittelbar führt, iſt ein Vorhof, von Seelen bewohnt, welche die Hölle wie der Himmel verſtößt, weil ſie, ganz thatenlos, ohne Lob und Schande gelebt oder vielmehr nicht gelebt haben. Fruchtloſe Mühe und kleinliche Leiden beſtrafen ihre vormalige Unthätigkeit: ſie laufen einer Fahne nach, während Mücken und Weſpen ſie unaufhörlich zerſtechen, und ekelhaftes Gewürm ihre mit Blut vermiſchten Thränen vom Boden auftrinkt. „Sprich nicht von ihnen! Schau, und geh' vorüber!“ ruft Virgil ſeinem Freunde zu (V. 51.). —

Ehe wir uns weiter wagen, mußen wir uns, um nicht Vieles mißzuverſtehen, von Dantes Hölle eine allgemeine Vorſtellung bilden. Man hat Abhandlungen oder eigne Bücher*) darüber geſchrieben, ihren Bau im Grundriß und Aufriß gezeichnet, jeden ihrer Bezirke umſtändlich nach Meilen, nach Ellen gemeßen: eine unnütze, ermüdende und beinah lächerliche Genauigkeit, wenn ſie auch in den Gedanken des ſinnenden Erfinders wirklich ſtattgefunden hätte. Um dieſe zu faßen, iſt es hinlänglich, ſich eine unterirdiſche Höhlung vorzuſtellen, die ſich bis zum Mittelpunkte der Erde im Ganzen koniſch aber doch mit einigen Abweichungen von dieſer Form, erſtreckt und verengt. Es umgeben den Abgrund nämlich außer dem Vorhofe acht Stufen oder Kreiße, zu Wohnplätzen der Verdammten, nach den verſchiedenen

---

*) P. Giambullari, Academico Fiorentino, del sito, forma e misure dello inferno di Dante. Firenze. 1544. Ich finde auch einen Dialog von Benivieni erwähnt.

Graden und Arten der Schuld eingerichtet, und jeder immer tiefer und kleiner als der vorhergehende. Eine runde Fläche macht den neunten Abſatz und den Boden der Hölle aus, in deſſen Mitte der König der Finſterniß eingekerkert iſt. Die drei letzten Grade ſind wieder nach den Unterarten der Verbrecher in Ringe abgetheilt, die einander einſchließen. Dante ſieht und durchwandert von jedem Kreiße einen Theil, ehe er in den nächſten hinabſteigt, und hält ſich immer nach derſelben Seite zu, ſo daß ſein Weg am Ende ungefähr den ganzen Umfang beſchrieben hat. Grade mitten auf der Erdfläche, wovon die Hölle bedeckt wird, liegt Jeruſalem, welches der Dichter mehr nach einer gewiſſen chriſtlichen Mythologie, als durch wiſſenſchaftliche Irrthümer verleitet, wie den Mittelpunkt der bewohnten Hemiſphäre betrachtet. Die andre räumt er dem Ocean — von Amerika ahndete man noch nichts — uneingeſchränkt ein; es erhebt ſich aus ihm nur eine Inſel mit einem Berge, dem Aufenthalte büßender Seelen, grade auf dem der Lage Jeruſalems auf unſrer Halbkugel entſprechenden Punkte.

Die lokalen Verhältniſſe dieſer Unterwelt werden im Fortgange des Gedichts, kurz, aber überall mit gleicher Beſtimmtheit, ausgeführt. Eine perſpektiviſche Darſtellung, die bloß die nahen Gegenſtände hervortreten läßt, und das Entfernte nachläſſig, mit abſichtlicher Verwirrung andeutet, thäte vielleicht mehr dichteriſche Wirkung, beſonders im Großen und Furchtbaren: Dantes Weiſe giebt ein Anſehen von hiſtoriſcher Wahrheit. Der allgemeine Plan hat nur ſeinem Verſtande vorgeſchwebt; er verliert ihn aus den Augen bei jeder einzelnen Scene, die er dagegen mit ſeiner ganzen Einbildungskraft feſthält und ergründet. Vertraut mit der Welt ſeiner Viſionen wird er in ſeinen kargen Beſchreibungen ihres

Innern oft unverſtändlich, wie man bei der Schilderung eines Gebäudes, das man ſelbſt bewohnt, leicht in Gefahr iſt, etwas für den fremden Zuhörer Nothwendiges auszulaßen. Man kann daher den Inferno bis zu Ende geleſen haben, ohne noch zu einer deutlichen Ueberſicht vom Ganzen des Schauplatzes und der Folge ſeiner Theile gelangt zu ſein.

Dantes Zweck erlaubte es nicht, die Hölle in ungewiſſen Umrißen, wie ein Chaos ſchreckenvoller Dinge oder Undinge, hinzuwerfen. Er öffnet ſie nicht, wie etwa Taſſo, nur um einzelne handelnde Perſonen daraus hervorgehen zu laßen, und ſie dann wieder zu ſchließen; ſondern ſeine ganze Handlung, die wunderbare Reiſe, liegt in ihr und den beiden andern Geiſterreichen, die er vollſtändig kennen lehren will. Der faſt unendliche Reichthum ſeiner belebten Gruppen müßte zum Labyrinth werden ohne einen ſichern Leitfaden. Dazu dient ihm die mathematiſche Begränzung der verſchiednen Geiſterwohnungen; deswegen trennt und ordnet er die Arten der Verdammten, Büßenden und Seligen nach ſeinem Syſtem der philoſophiſchen Moral und der Theologie.

Ob ſeine Erfindungen in der Geſchichte der menſchlichen Einbildungskraft völlig abgerißen daſtehen, oder ob er von irgend einem Kirchenvater, der ſich vielleicht über die Topographie der Hölle ausläßt, oder ſonſt woher geborgt hat, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Zuverläßig aber, und weit ſchwerer zu entſchuldigen iſt es, daß mehrere Maler*) ihm hinwieder darin gefolgt ſind, und ihrer Kunſt eine Darſtellung zugemuthet haben, die auf der Leinwand immer kindiſch, wie das überkünſtliche Meiſterſtück eines Handwerkers, ausfallen muß, und höchſtens nur für Albrecht Dürers mühſeligen Pinſel taugen möchte.

---

*) Man ſehe Vasari, Vite de' pittori. T. I. p. 115. 118. 165. (Ed. del Bottari.) im Leben des Andrea Orgagna und Taddeo Bartoli. Von einem Schnitzwerk, welches gleichfalls die Hölle nach Dante vorſtellte, p. 470.

Zwei neuere Dichter haben uns an ſo ungeheure Bilder der Hölle gewöhnt, daß die des Dante, beſonders mit ihren vielen Abtheilungen, uns faſt enge und dürftig ſcheint, obgleich für die menſchliche Kleinheit, der es ſchon am Hange eines Bergs, am Rande eines vulkaniſchen Abgrundes ſchwindelt, eine Tiefe von einem halben Durchmeßer der Erde und verhältnißmäßiger Weite wirklich unermeßlich iſt. Nach den Begriffen des Zeitalters, die ſich ſeit Ariſtoteles wenig verändert hatten, war überhaupt das Weltgebäude unendlich beſchränkter, als nach unſern Kenntniſſen und Vermuthungen: es gab nur Ein Planetenſyſtem, umgeben von einem Himmelsgewölbe, woran die Firſterne angeheftet ſchienen. Auch mußte Dante nach philoſophiſchen Gründen die böſen Geſchöpfe zum Mittelpunkte der Erde, und folglich des Weltalls, wie in ein dumpfes Gefängniß hinabdrängen. Milton, kühner wie ſeine Vorgänger, hat, ſo viel ich weiß, zuerſt und Klopſtock nach ihm, eine außerweltliche Schöpfung, eine Hölle weit hinaus im Ocean des leeren Raumes, angelegt*). Denn die uralte Sage der meiſten Völker wies den Abgeſchiednen im Innern des Erdbodens ihren Aufenthalt an. Vielleicht hat die ſehr allgemeine Sitte des Begrabens zur Entſtehung derſelben mitgewirkt: allein die dunkeln Träume vom Zuſtande nach dem Tode, die dem Menſchen in ſeiner ſinnlichen Einfalt natürlich ſind, ſchickten ſich nirgends ſo

---

*) *Ἐξωκτίσματα.* Man ſehe Paradise lost, vorzüglich im erſten und zweiten Buche, und den Meſſias (Altona. 1780. 8°.) S. 35. 36.

gut hin, als in den ſchauerlichen, unerforſchten Schooß der Erde. Der Himmel war zu hell und ſchön, um ihn mit Schattengeſtalten zu bevölkern*); er gehörte den Göttern. Und doch erſchienen die Todten den Lebenden oft und blieben ihnen ſtets nahe; alſo mußte der Hades, das nie geſehene Land, unter ihren Füßen liegen. So fabelte die Vorwelt, ſo beſchrieben es die Dichter, altväterlich oder mit vollendender Ausbildung, und ſo phantaſiert noch jetzt ein gewöhnlicher Aberglaube.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf. Die beiden Reiſenden gelangen zum Acheron, der den Vorhof von der eigentlichen Hölle trennt, und deſſen Ufer die Seelen Geſtorbner immerfort wie abfallende Blätter des Herbſtes bedecken. Charon, ein bärtiger Greis mit glühenden Augen**), bringt ſie in ſeinem Boot hinüber; doch kaum hat Virgil ſeinem Freunde die traurigen Gegenſtände erklärt, die er vor ſich ſieht, als dieſer, von der Erſchütterung überwältigt, ſein Bewußtſein verliert.

130 Hierauf begann der düſtre Grund zu wanken,
So heftiglich, daß mich das Graun noch jetzt
Mit kaltem Schweiß bethaut bei dem Gedanken.
133 Ein Windſtoß fuhr aus der bethränten Erde,
Und blitzt' ein rothes Licht umher in's Feld.
Ich fiel, betäubt und ſinnlos, an Geberde
136 Gleich einem Menſchen, den der Schlaf befällt.

---

*) Oſſians Geiſtererſcheinungen, wenn ſie anders alt und ächt ſind, machen hievon eine Ausnahme, die man vielleicht aus den düſtern Nebeln und Wolken ſeines Himmelſtriches erklären muß.

**) Virg. Aen. VI. 299. 300.

cui plurima mento
Canities inculta iacet, stant lumina flamma.

Vierter Geſang.

Es riß den tiefen Schlaf in meinem Haupte
Ein ſchwerer Donner, daß empor ich fuhr,
Wie einer, dem Gewalt den Schlummer raubte.
4 Und aufgerichtet wandt' ich rings umher
Mein ruhig Aug', und ſchaute feſten Blickes,
Die Stätte zu erkennen, wo ich wär'.
7 Wahr iſt's, ich fand nunmehr mich an dem Hange
Des qualenvollen Thals, durch deſſen Schooß
Zahlloſes Wehe ruft mit Donnerklange.
10 Umnachtet war es, tief und neblicht, ſo,
Daß, wie mein Blick auch durchzubohren ſtrebte,
Doch unerkennbar Alles mir entfloh.
13 „Laß in die blinde Welt hinab uns wandern,“
So hub der Dichter ganz erblichen an,
„Ich will zum erſten gehn; geh du zum andern!“
16 Ich, ſeine Farbe wohl gewahrend, ſprach:
„Wie ſoll's ergehn, wenn du dich ſelbſt entſetzeſt,
„Der meinen Zweifelmuth zu tröſten pflag? —“
19 Dagegen er zu mir: „Die Qual der Armen
„Hier unten malt nicht, wie du wähneſt, Furcht
„In meinem Antlitz, aber wohl Erbarmen.
22 Nun komm, weil uns des Weges Länge dringt!“
So gieng er fort, und hieß auch mich betreten
Den erſten Zirkel, der den Schlund umringt.
25 Allhier, ſo viel ich hören mochte, tönte
Kein Jammern, außer leiſe Seufzer nur,
Wovon die ew'ge Luft erbebend ſtöhnte.

Virgils Wehmuth rührt daher, daß er ſelbſt mit andern guten Heiden und den ungetauft geſtorbnen Kindern (ſo lehrte die Kirche, der Dante unbedingt gehorcht) dieſen Kreiß bewohnt, wo man nur durch vergebliches Verlangen nach der ewigen Glückſeligkeit leidet, und wo auch die frommen Erzväter ihre Befreiung durch Chriſtus Höllenfahrt abgewartet haben. Homer und andre große Dichterſchatten des Alterthums begrüßen ihren Genoſſen. Eine Helle, die ſie erblicken, führt ſie in eine ſchöne Burg mit ſieben Mauern, wo Dante die Schatten derer ſieht, die ſich im Leben durch Thaten oder Lehren ausgezeichnet haben.

118 Nun lag vor mir das grüne Ruhmgefild;
Da wurden mir gezeigt die großen Seelen,
Ob deren Anblick ſtolz mein Muth erſchwillt.

Helden und Weiſe des Alterthums geſellen ſich hier friedlich; doch findet auch Averroës*) neben Ariſtoteles, dem Fürſten der Schule, und andern griechiſchen Philoſophen, der edle Saladin neben Hektor und Cäſar ſeinen Platz.

Man muß geſtehen, daß der Dichter, wenn er gleich die Forderungen ſeines unerbittlichen Glaubens nicht abzuweiſen wagte, wenigſtens alles gethan hat, was er konnte, um ſie mit denen ſeiner Vernunft in Frieden auszugleichen. Das Looß der edlen Heiden iſt erträglich: es beſteht in bloßer Entbehrung ohne poſitive Qual; und dem Verdienſte wird ſelbſt hier noch eine ehrenvolle Unterſcheidung zu Theil.

Ueberhaupt werden in Dantes Hölle die Menſchen durchgängig mit eben den Eigenſchaften, auch den guten, dargeſtellt, die ſie in der Oberwelt hatten. Hierin liegt freilich ein Widerſpruch: denn nur in dem abſoluten ſittlichen Unwerth eines Menſchen kann ſeine Verdammniß beſtehen; und wer noch Tugenden mit zur Hölle hinabnähme, für den würde ſie nicht mehr ganz Hölle ſein. Allein aus eben dieſer Inkonſequenz entſpringt der ganze Reichthum des Gedichts an wahr und beſtimmt gezeichneten Charakteren; ſo daß es ſcheint, als hätte ſich hier der Denker gutwillig von dem Dichter einen Streich ſpielen laßen.

---

*) Dante muß ihn alſo nicht, wie einige neuere Gelehrte, für den Verfaſſer einer Schmähſchrift gegen Moſes, Chriſtus und Mahomet gehalten haben. Man ſehe Brucker, Hist. Crit. Philos. T. III. (Lips. 1766.) p. 109.

Böſe Geiſter werden nur ſelten redend oder handelnd eingeführt, und auch dieß iſt der künſtleriſchen Weisheit gemäß. Die Vorſtellung von ſchlechthin böſen und dabei höchſt elenden Weſen, an denen der Dichter, ſo viel an ihm iſt, keine Spur von Menſchheit erkennen läßt, iſt peinigend für das Gefühl, ohne es durch die mindeſte wohlthätige Theilnahme zu entſchädigen; zugleich gewährt ſie weder dem denkenden Geiſte, noch der Phantaſie mannichfaltigen Stoff zur Unterhaltung. Wenn ein Dichter ſich lange bei ſolchen Darſtellungen verweilt, ſo muß er freilich charakteriſieren. Aber wie ſoll Verſchiedenheit der Charaktere da ſtattfinden, wo die Miſchungen von Vernunft und Sinnlichkeit, Kraft und Schwäche, Güte und Selbſtſucht wegfallen, woraus ſie in der menſchlichen Natur entſteht? Er wird es kaum bis zu einem täuſchenden Scheine der Nichtidentität bringen können. Er wird den Verſtand ſeines Leſers beleidigen, und dennoch, bei allem Aufwande von Erfindung, ohne den nicht einmal jenes zu erreichen möglich iſt, ſeiner Einbildungskraft keine wahre Genüge leiſten.

Jetzt verlaßen Dante und ſein Begleiter die Burg wieder, und ſetzen ihre Wanderung fort.

Fünfter Geſang.

So ſtieg ich aus dem erſten Kreiße nieder,
Zum zweiten, der des Raumes minder faßt,
Und mehr des Wehes, mehr der Jammerlieder.

4 Mit furchtbar'm Schnauben ſtehet Minos dort,
Erforſcht bei'm Eingang jede Sündenſchuld,
Urtheilet dann, und ſchickt durch Zeichen fort.

7 Ich ſage, wenn die unglückſel'ge Seele
Vor ihm erſcheint, ſo beichtet ſie durchaus;
Dann ſieht der Unterſucher aller Fehle,

10 Was in der Höll' ihr für ein Platz gebührt.
Sie wird, ſo oft er mit dem Schweif ſich gürtet,
So viele Stufen niederwärts geführt.

13 Viel' ſtehn da immer; eine nach der andern,
Muß in's Gericht vor ſeinem Antlitz gehn,
Muß reden, hören, und hinunter wandern.

16 „O du, der in die Qualbehauſung bricht!“
So rufte Minos, als er mich erblickte,
Und ließ derweil die Uebung ſeiner Pflicht;

19 „Schau, wem du trauſt! und laß dich das nicht täuſchen,
„Daß ſich der Eingang breit und offen zeigt!“
Mein Führer ſprach zu ihm: „Was ſoll dein Kreiſchen?

22 „Du wirſt umſonſt ihm dieſen Gang verſagen:
„Er wurde dort geboten, wo man kann
„Was man nur will; und fürder keine Fragen!“ —

25 Nun bin ich hingelangt, wo ſich das Chor
Der Klageſtimmen läßt von mir vernehmen,
Und viel Gewinſel ſchlägt nun an mein Ohr.

28 Hier ſchweigt das Licht; der dunkle Raum erbrüllt,
So wie die See im Sturme, wenn vom Hadern
Feindſel'ger Winde ſeine Fläche ſchwillt.
31 Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruht,
Durchſchüttelt, wirbelt die gequälten Geiſter,
Und reißt ſie fort mit ſeiner ſtarken Wuth.
34 Und wo ſie ſo, dem Abgrund nahe, ſchweben,
Da iſt Geheul, Geſchrei und Weh und Ach,
Da hört man Flüche gegen Gott erheben.
37 Wie ich erfuhr, ſind der Begierden Sklaven
Von denen die Vernunft in Fleiſchesluſt
Ertödtet wird, verdammt zu ſolchen Strafen.
40 Wie einen Starentrupp beim kalten Hauch
Der Herbſtluft raſch die Flügel weiter tragen,
So wurden hier vom Sturm die Seelen auch
43 Hinum, hinan, hinauf, hinab verſchlagen;
Sie hoffen, alles Troſtes ledig, nie
Auf Ruhe, nicht einmal auf mindre Plagen.
46 Und wie die Kraniche, die Luft entlang
In langen Reihen ziehn, und Lieder krächzen,
So nahten in des Ungewitters Drang
49 Die Schatten ſich mit Winſeln und mit Aechzen.
„Wer ſind doch jene, Meiſter!“ ſprach ich drob,
„Die raſtlos in der ſchwarzen Wolke lechzen?“ —
52 „Die erſte von der Schar, wovon dein Sinn
„Bericht begehrt,“ erwiderte mein Führer,
„War mannichfacher Sprachen Herrſcherin.
55 „Sie lebt' in ſchnöder Wolluſt ohne Gleichen,
„Und macht' aus ihren Lüſten ein Geſetz,
„Um ſo erworbner Schande zu entweichen.
58 „Das iſt Semiramis, die, wie wir leſen,

„Dem Ninus nachgefolgt, und deren Sitz
„Die Stadt, wo jetzt der Sultan herrſcht, geweſen.
61 „Zunächſt iſt die, die ſich aus Lieb' erſtach,
„Und treulos ward an des Sichäus Aſche;
„Kleopatra, die üpp'ge, folgt ihr nach." —
64 Nun ſah ich Helena, die arge Zeiten
Der Welt gebracht; ich ſah den Held Achill,
Der noch zuletzt mit Liebe mußte ſtreiten*).
67 Ich ſahe Paris, Triſtan**), und er wies
Mit Fingern mir wohl mehr wie tauſend Schatten,
Die einſt die Lieb' aus dieſem Leben ſtieß***).
70 Und als Virgil die Namen mich gelehret
Der edlen Frau'n und Ritter, griff an's Herz
Der Jammer mir und war ich ganz verſtöret.
73 Ich ſprach: „O Dichter, ſiehſt du in der Fern'
„Die beiden, die, vom Winde leicht gehoben,
„Beiſammen gehn? Mit ihnen ſpräch' ich gern." —
76 Und er zu mir: „Schau, wann ſie näher kommen!
„Alsdann beſchwöre bei der Liebe ſie,
„Die beide führt, und jene werden kommen."
79 Sobald der Wind ſie her zu uns gekehrt,

---

*) Vermuthlich iſt nicht Deïdamia oder Briſeïs, ſondern Polyxena unter dem Gegenſtande dieſer Liebe gemeint.

**) So heterogene Namen neben einander dürfen uns nicht befremden. In der Verſtellungsart des Mittelalters verwandelten ſich die griechiſchen Heldenfabeln in Ritterromane. Noch bei Shakeſpeare findet man den Herzog Theſeus und dergleichen mehr.

***) Auch in der Aeneïde nehmen die Schatten, welchen Liebe den Tod zugezogen hat, einen beſondern Wohnplatz, nicht weit vom Eingange des Orkus, ein. Aen. VI. 440. folg.

Erhub ich meinen Ruf: „Gequälte Seelen!
„Kommt! ſprecht mit uns, wenn es euch niemand wehrt!“ —
82 Wie Turteltauben mit gelindem Schweben
Der offnen Flügel, wann zum ſüßen Neſt
Sie Sehnen hinruft, in die Luft ſich heben:
85 So kamen beide durch die wüſte Nacht
Aus jenem Heer, wo Dido war, herüber;
So groß war meines Liebesrufes Macht.
88 „O gütevolles Weſen*), das mit Hulden
„Uns zu beſuchen kommt aus jener Welt,
„Die wir mit Blut befleckt durch unſre Schulden!
91 „Wär' der Monarch des Weltalls unſer Freund,
„Wir wollten ihn für deinen Frieden bitten,
„Weil unſer Elend dich zu jammern ſcheint.
94 „Was dir geliebt zu hören und zu fragen,
„Das wollen wir, ſo lang der Wind, wie jetzt,
„Sein Schweigen hält, vernehmen und dir ſagen.
97 „Die Stadt, die mich gebar**), liegt an der Bucht,
„Allwo der Po, in's Meer hinunterſteigend,
„Mit ſeinem Flußgefolge Frieden ſucht.
100 „Die Liebe, die ein edles Herz ſo leiſe
„Beſchleicht, fieng Dieſen durch den holden Leib,
„Des ich beraubt ward auf verhaßte Weiſe.

---

*) Der weibliche Schatten Franceſcas da Polenta redet. Sie war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter, vermählt. Allein er war lahm und ungeſtalt; ſein Bruder Paolo, ſchön, edel und von milden Sitten, ſah ſeine Schwiegerin oft, und es entſpann ſich ein Verſtändniß zwiſchen ihnen, welches damit endigte, daß Lanciotto ſie einſt überraſchte und beide ermordete.

**) Ravenna.

103 „Die Liebe, die zum Lohn ſtets Liebe for
„Ergriff für ihn mit ſolcher Inbrunſt
„Daß, wie du ſiehſt, ſie ſtets noch in
106 „Die Liebe ſtürzt' uns in ein einzig Gra
„Dem, der uns ſchlug, iſt Caïna*) be
Dieß war die Rede, die das Paar un
109 Als ich vernommen was der Schatte kla
Verneigt' ich mein Geſicht, und hielt's
Bis mein Begleiter mich: „was denkſt
112 Da hub ich an und ſprach: „O wehe mi
„Wie ſüßes Wähnen, liebliches Begehr
„Trieb in die letzte Noth die Beiden
115 Dann wandt' ich mich, zu reden mit den
Und ſprach: „Franceſca, deine Qual er
„Mir bittres Weinen, inniges Erbarme
118 „Doch ſag' mir: in der Zeit der ſüßen
„Wodurch und wie verrieth euch Liebe
„Den noch geheimen Wunſch der beide
121 Dagegen ſie zu mir: „Im Jammerſtand
„Der ſel'gen Zeit gedenken kränkt am
„Und dieß hat auch dein Lehrer**) wo
124 „Doch fühlſt du ein ſo ſehnliches Beſtreb
„Zu wißen, wie die Lieb' in uns entſp
„So will ich dir mit Thränen Kunde
127 „Mein Trauter las einmal zur Luſt mit

---

*) Der Wohnſitz verrätheriſcher Mörder ihrer
unterſten Kreiſe der Hölle.

**) Virgil; Anſpielung auf eine Stelle ſeiner
welche die Ausleger nicht einig ſind. Nach Ande
dem Werke de consolatione.

„Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb' umſtrickte.
„Ohn' alles Arg und einſam waren wir.
130 „Oft irrten unſre Blick', und unſre Wangen
„Verfärbten ſich bei'm Leſen dieſes Buchs:
„Doch Eine Stelle nur hat uns befangen.
133 „Wir laſen, wie ein Kuß das Bündniß ſchloß,
„Den er auf das erſehnte Lächeln*) drückte;
„Da bot mein unzertrennlicher Genoß
136 „Den erſten Kuß erbebend meinem Munde.
„Galeotto**) war das Buch, und der es ſchrieb:
„Wir laſen fürder nicht zur ſelben Stunde.“ —
139 Der andre Geiſt, derweil der eine dieß
Erzählte, weinte ſo, daß meine Glieder
Vor Mitleid alle Lebenskraft verließ;
142 Und, wie ein Todter hinfällt, fiel ich nieder.

Jedes nicht ganz erſtorbene Gefühl muß bei der traurigen Geſchichte zweier Liebenden, die dieſen Geſang beſchließt, von der tiefſten Rührung ergriffen werden. Aus allen Reden Franceſcas athmet Weiblichkeit, Unſchuld, Liebe, Seele, eine zarte Seele der Liebe. In dem öden dämmernden Schattenleben erinnert ſie ſich noch ſo warm und wahr jeder Lockung zu einer Leidenſchaft, die ſie und ihren Geliebten zum Verderben hinzog; die ſie nicht zu entſchuldigen ſtrebt, und nicht zu bereuen vermag. Wer das Beben dieſer Saiten noch nie empfunden hat, ahnde hier zum erſten

---

*) Il disiato riso: kühn, ſtatt des lächelnden Mundes, den er zu küßen wünſchte.

**) So hieß der Vermittler zwiſchen Lanzelot und Genevra, deſſen Name damals zum Sprichwort geworden war.

Male, was den Verirrungen des Herzens Adel, dem Falle Würde giebt: göttliche Glut im verzehrendſten Sinnentaumel, die Tugend der Sünde! Die Geſtändniſſe Franceſcas ſind ſchüchtern und kühn, wie das erſte Wort der Liebe; ein ſchauerlich entzückendes Bewußtſein jener Gewährungen und ihres Werthes verräth ſich in ihnen; und der ſchnell abbrechende Schluß:

Galeotto war das Buch, und der es ſchrieb:
Wir laſen fürder nicht zur ſelben Stunde —

dieſer Schluß mag eben ſowohl Fülle des verſtummenden Gefühls ſein, als ein Schleier, den die Sittſamkeit wirft. Jedoch paart ſich mit der Hingegebenheit des ſchwachen Weibes unbeſiegbare Seelenſtärke, die dem Tode nicht weicht, und Seligkeit und Verdammniß neben dem einzigen Verlangen der Leidenſchaft verſchwinden läßt. Nur zu der Buße gebräche ihr der Muth, den Urheber und Gefährten ihres Unglücks zu verlaßen, und der wehmuthsvollen Erinnerung zu entſagen: ihre Liebe iſt ewig, wie ihre Leiden.

Die äußern Umſtände, die, mit der Phantaſie beider Liebenden gleichſam verſchworen, den entſcheidenden Augenblick herbeiführten, ſind auf das treffendſte gewählt. Einſam, ohne Beſorgniß vor Ueberraſchung, laſen ſie zur Luſt; laſen wie Lanzelot vom See, der untadelige Ritter, um die Minne ſeiner Königin warb, wie er beglückt wurde, und Genevra (auch ſie war vermählt) um ihn ihre Treue verletzte. Der Glanz jener fabelhaften Namen verkleidete die Größe der Schuld, und ach! das verrätheriſche Buch verſchönerte ſie wohl gar.

Jede Empfindung oder Leidenſchaft wird in uns durch eine Art von Reflexion aus dem Gemüthe Andrer, an denen wir gleiche Eindrücke desſelben Gegenſtandes wahrnehmen, verſtärkt, und wenn die Gemeinſchaft zugleich innig und ausgebreitet iſt, beinahe vervielfacht: aber von den weicheren Regungen, die den Buſen für Mittheilung öffnen, und denen Geſelligkeit weſentlich iſt, gilt dieß ganz vorzüglich. Gewiß ſind Paolos ſtumme Thränen neben dem beredten Grame ſeiner Freundin, und das Mitgefühl Dantes, ſein gänzliches Ermatten unter der Laſt der Wehmuth, von ſehr bedeutender Wirkung, um dem Zuhörer oder Leſer das Schickſal jener Beiden noch näher an die Seele zu legen. Ich will dem Herzen des Dichters nicht ſo ſehr zu nahe treten, ihm die Art, wie er ſeine eigene Theilnahme ſchildert, für Kunſt anzurechnen. Die Kunſt hätte wohl eher eine zweite Ohnmacht, ſo bald nach jener erſten am Ende des dritten Geſanges verſchmäht. Nein, dieſe Redlichkeit und Einfalt, womit Dante die Geſchichte ſeines Innern während der ganzen Handlung des Gedichts entfaltet, trägt einen Stempel, den nur die höchſte Künſtlerin, die Natur, aufzuprägen weiß. Beim Eintritte in die Hölle iſt es, als hätte er ſich gegen den verwirrten Andrang des Schmerzes kaum zu retten gewußt, und zur Betrachtung der empörendſten Verbrechen und der ſchrecklichſten Strafen ſtählt er ſich nur allmählich. Da jene Menſchlichkeit, die in den Fehltritten des Einzelnen immer die allgemeinen Gebrechen unſrer Natur beklagt, und bei einer Sinnesart, die der Sittlichkeit unbeſtechlich ſtrenge huldigt, um ſo mehr Werth hat, ihn überall hin begleitet: wie ſtark mußte ſie hier wirken? Er ſah die Allgewalt des ſüßeſten Triebes mit der unglückſeligen Frucht ſeiner Abweichungen vor ſich. Vielleicht hatte er die ſchöne Franceſca perſönlich gekannt: wenigſtens nennt er ſie ſogleich, ohne ihren Namen gehört zu haben; auch weiß man, daß er an ihrem Vater, Guido da Polenta, in der Verbannung einen großmüthigen Freund hatte, unter deſſen gaſtfreiem Schutze er endlich zu Ravenna ſein Leben beſchloß. Sollten ſie nicht oft mit einander den grauſamen frühen Tod der Tochter Guidos beweint haben? — *)

In den Stürmen, denen die Verdammten des zweiten Kreißes unterworfen ſind, erkennt man ein Bild des Zuſtan-

---

*) Nach der Beſchäftigung mit ſo traurigen Gegenſtänden ſei es mir erlaubt, aus einem franzöſiſchen Buche: Vie de Dante avec une notice detaillée de ses ouvrages, par Mr. Chabanon, eine Probe als zerſtreuende Unterhaltung mitzutheilen:

Un jour de Lancelot l'amoureuse avanture
Occupoit nos loisirs, charmoit nôtre lecture:
En lisant le recit de ses heureux destins
Plus d'une fois le livre échappa de nos mains;
Et le trouble confus, peint sur nôtre visage,
Exprimant nos desirs, nous tint lieu de langage.
Un moment plus fatal acheva tous nos maux;
Le livre se r'ouvrit et nous lûmes ces mots:
„Lancelot d'un baiser que ravit sa tendresse —“
A ce mot ma rougeur attesta ma foiblesse:
Eh! quelle amante, ô ciel! auroit pû resister?
Ce que fit Lancelot, Paul osa le tenter;
Sa bouche s'approcha de ma bouche tremblante,
Son ame se perdit au sein de son amante.
Helas! depuis ce jour si funeste à tous deux
Le livre ne s'est plus ouvert devant nos yeux.

Wer erkennt hierin wohl noch das Original? Man kann nicht gut ein milderes Urtheil über dieſe Parodie fällen, als daß ſie gewiß ohne die Abſicht, lächerlich zu machen, und in dem vollen Glauben des Verfaßers, er liefre eine poetiſche Ueberſetzung, oder gar eine verfeinerte Nachbildung, geſchrieben iſt. In dem depuis ce jour ſtatt:

des, worein die Heftigkeit einer Leidenſchaft ſchon in dieſem Leben verſetzt. Die Anſpielung auf die unmittelbaren und natürlichen Folgen der Ausſchweifungen oder Laſter in der Beſchaffenheit der Strafen wird im Fortgange mehrmals angebracht; nur muß man ſie nicht überall heraus deuten wollen, ſonſt verfällt man in Zwang. Minos, zu Anfange des Geſanges iſt ein dantiſiertes Bild aus der Mythologie, wie viele andre bei ihm. Solch eine Einbildungskraft konnte nicht umhin, ſelbſt an Geburten der Einbildung ihr unumſchränktes Herrſcherrecht geltend zu machen. Die Darſtellung erinnert faſt mehr an das Ungeheuer Minotaurus, als an Minos, den weiſen Richter: vielleicht haben dem Dichter Vorſtellungen von beiden verwirrt vorgeſchwebt, oder er ſchmelzte ſie abſichtlich in Eins. Indeſſen kommt Minotaurus nachher noch beſonders vor.

Wie dem auch ſei, Michelangelo, der mit Dantes Ideen überhaupt ſehr vertraut war, hat von dieſer Stelle Anlaß zu einem beißenden Künſtlereinfalle hergenommen*). Bei einem Beſuche, den der Pabſt Paul der Dritte bei ihm ablegte, während er an ſeinem jüngſten Gericht arbeitete, nahm der Ceremonienmeiſter des heiligen Stuhls an den vielen nackten Figuren Anſtoß, und ließ ſich verlauten, dergleichen möchte ſich eher für ein Badezimmer, als für eine Kapelle ſchicken. Michelangelo ſchwieg; ſobald aber die Geſellſchaft fort war, mahlte er den Kunſtrichter als Minos mit einem

---

Quel giorno più non vi leggemmo avante, hat er ſich ſelbſt übertroffen. Ein Mitglied der ehemaligen Académie royale des inscriptions et belles-lettres ſollte doch nicht ſo höchſt unglücklich mißverſtehen, oder ſo höchſt abgeſchmackt verſchönern.

*) Vasari, Vite de' pittori. (Ed. del Bottari.) T. III. p. 254. 255.

Schlangenſchweif mitten unter einer Gruppe von Teufeln. Ob er ſich gleich dabei nur auf ſein Gedächtniß verlaßen mußte, gerieth doch die Aehnlichkeit vollkommen; und als der Hofbediente ſich bei ſeinem Herrn über dieſe lächerliche Verewigung beklagte, und auf die Frage, in welchen Theil des Gemäldes Michelangelo ihn hingeſtellt? geſtehen mußte: leider in die Hölle! — „Sehr übel, Meſſer Biagio!“ erwiderte Paul der Dritte; „ſehr übel! Vielleicht hätte „ſich etwas thun laßen, um Sie dem Fegefeuer zu entreißen: aber aus der Hölle — nulla est redemptio!“ Ein Scherz der beinah profan heißen könnte, wenn er nicht von einem Pabſte herrührte; aber der Ernſt, den er einkleidet, verdient Beifall. Paul der Dritte wußte alſo ſelbſt den Muthwillen großer Talente zu ſchonen, und, was bei Hofe ſelten der Fall iſt, ein Hofmarſchall galt ihm weniger als ein Künſtler.

Sechster, ſiebenter und achter Geſang.

In den nächſten drei Kreißen, die unſer Dichter durchwandert, ſieht er die Beſtrafung der Schwelger, die unter ewigem kaltem Regen, Schnee und Hagel im Schlamme verſunken liegen; der Geizigen und Verſchwender (unter jenen bemerkt er viele Geiſtliche, ſelbſt Kardinäle und Päbſte), die in entgegengeſetzter Richtung ſchwere Laſten wälzen, und jedes Mal, daß ſie damit zuſammen ſtoßen, wechſelſeitig die Thorheit der unähnlichen Brüder verhöhnen; der Jähzornigen, die tief im ſumpfigen Waßer des Styx immerfort ſich ſelbſt oder Andre wüthend zerfleiſchen. Beim Eintritte in jeden dieſer Kreiße droht oder wehrt ihm ein Ungeheuer, ein Teufel mit einem mythologiſchen Namen, wie vorhin ſchon

Charon und Minos gethan hatten: erſt Cerberus, mit drei Kehlen, dickem Bauch, triefenden Augen, ein Bild der Gefräßigkeit; dann Plutus, der Dämon der Reichthümer; endlich Phlegyas, den, nach der Fabel, Rachſucht getrieben hat, ſich an dem Heiligſten zu vergreifen*). Alle drei werden, eben ſo wie jene, durch Virgils Zureden beſänftigt. Solch eine Symmetrie liebt Dante überhaupt in ſeinen Erfindungen. Phlegyas fährt beide Reiſende in ſeinem Nachen über den Styx, welcher faſt die ganze Breite des fünften Kreißes einnimmt, und die ſchon von fern an ihren glühenden Thurmſpitzen ſichtbare Stadt Dis umfließt. Sie landen am Thore; tauſend böſe Geiſter brechen hervor und weiſen Dante als einen noch Lebenden zurück: Virgil möge herein kommen und jenen allein den Rückweg finden laßen. Nach einem geheimen Geſpräch mit Dantes Führer, der ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen ſucht, ziehen ſie ſich eilig in die Stadt, ſchließen die Pforte, den einzigen Eingang zu den untern Bezirken der Hölle, hinter ſich, und verlaßen beide in der quälendſten Verlegenheit. Doch läßt Virgil ſeinen Freund auf die nahe Ankunft eines Retters vom Himmel hoffen.

Neunter Geſang.

Die Farb', womit mich Zagheit überdeckte,
  Ward kaum bemerkt von meines Führers Blick,
  Als er die eigne Bläße ſchnell verſteckte.

---

*) So ganz Unrecht hatte er indeſſen nicht. Erbittert über die Entehrung ſeiner Tochter Korenis ſteckte er Apolls Tempel zu Delphi in Brand, und mußte dafür ewig im Orkus büßen. Apollo tödtete darauf die von ihm noch ſchwangre Geliebte, wegen einer Untreue, deren ſie angeklagt wurde. Hätte er nicht neben Phlegyas einen Platz dort unten verdient?

4 Aufmerkſam ſah ich ihn und horchend ſtehn,
Weil durch die ſchwarze Luft, den dichten Nebel,
Sein Auge rings nur wenig konnt' erſpähn.
7 „Wir müßen dennoch ſiegen im Gefechte,“
Sagt' er; „wo nicht — Verhieß ſie uns nicht ſo*)?
„O daß doch er**) nicht länger weilen möchte!“ —
10 Ich merkte deutlich, wie er den Beginn
Der Rede plötzlich abbrach und vertauſchte
Mit andern Worten von verſchiednem Sinn.
13 Und was er ſagte, gab mir dennoch Sorgen:
Mir ſchien vielleicht in dem zerrißnen Spruch
Ein ſchlimm'rer Sinn, als wirklich war, verborgen.
16 „Steigt jemals einer aus dem erſten Grade,
„Wo nur Vernichtung aller Hoffnung ſtraft,
„Hinab an dieſes grauſere Geſtade?“
19 So fragt' ich ihn; er ſagte: „Selten nur
„Geſchah's, daß auf dem Pfade, den ich wandle,
„Von uns da droben einer niederfuhr.
22 „Wahr iſt's, ich bin hier einmal ſchon geweſen,
„Erichtho's Zauber***), der die Schatten oft
„Zurück in ihre Leiber zwang, zu löſen.

---

*) Nämlich Beatrix.

**) Der gehoffte Retter.

***) Man ſehe über dieſe fabelhafte Hexe, die Tochter eines überpoetiſchen Gehirns, Pharſal. VI. 507 bis ans Ende. Die Freiheiten, die Dante ſich in dieſer Anſpielung mit des Lucanus Erzählung nimmt, ſind weniger bemerkenswerth, als der grobe Anachronismus, den Virgilius zur Zeit des pharſaliſchen Krieges ſchon unter die Todten zu verſetzen. Die Aeneide ſelbſt mußte ihn beßer belehren, wenn er ſie überall recht verſtanden hätte.

25 „Der Hüll' entnommen war ich kurz zuvor;
„Da trieb ſie mich, um einen Geiſt herauf
„Aus Judas Kreiß*) zu bannen, durch dieß Thor.
28 „So tief, ſo dunkel iſt kein andrer Ort,
„So fern vom Himmel, der das All umkreißet.
„Ich weiß den Weg: dieß ſei dein Troſt und Hort.
31 „Der Sumpf, aus dem die argen Dämpfe hauchen,
„Umgiebt ringsum die plagenvolle Stadt,
„Wo wir Gewalt, um einzudringen, brauchen.“
34 Er ſprach noch mehr, doch ſchwebt mir's nicht im Sinne;
Mein Auge hatte ganz mich weggerückt
Zum hohen Thurme mit der glüh'nden Zinne.
37 Schnell aufgerichtet ſah ich dort alsbald
Drei Höllenfurien, mit Blut beſudelt,
Von weiblicher Geberdung und Geſtalt.
40 Umgürtet waren ſie mit grünen Nattern,
Und Hyderbrut und Ottern ſtatt des Haars
Sah ich um ihre wilden Schläfe flattern.
43 Er kannte wohl der Sklavenweiber Schar,
Die die Monarchin ew'ger Pein**) bedienen.
„Nimm,“ ſagt' er, „dort die grimmen Furien wahr!
46 „Tiſiphone ſteht in der Schweſtern Mitte,
„Es heult Alekto ihr zur rechten Hand,
„Megära heißt zur linken dort die dritte.“ —
49 Die Bruſt zerriß ſich jede mit den Klaun,
Sie ſchrien laut und ſchlugen ſich mit Fäuſten;
Des drängt' ich mich dem Dichter an vor Graun.

---

*) Dem Aufenthalte der verworfenſten Verräther.

**) Hekate oder Proſerpina.

52 Sie ſah'n herab und huben an zu ſprechen:
„Meduſa komm! Erſteinen ſoll er hier.
„Wir wußten Theſeus Anfall wohl zu rächen*).“ —
55 „Steh weggewandt, und hüll' dein Antlitz ein!
„Wenn ſich die Gorgo zeigt, und du ſie ſieheſt,
„So wird's geſchehn um deine Rückkehr ſein.“ —
58 Der Meiſter ſprach's, und war, mich abzuwenden,
Voll raſcher Eil', verließ ſich nicht auf mich,
Und deckte mein Geſicht mit beiden Händen. —
61 O Menſchenkinder, die ihr Weisheit übt,
Schaut an die Lehre, der in dieſen Reimen
Die ſeltne Dichtung ihren Schleier giebt! —
64 Und ſchon kam hallend auf den trüben Wogen,
So daß das Ufer rings erſchüttert ward,
Ein furchtbar Toſen zu uns her gezogen.
67 So, wenn's der ſchwülen Hitz' entgegen ſtürmt,
So rauſcht der Gang des ungeſtümen Windes,
Vor deſſen Schlägen nichts die Waldung ſchirmt.
70 Die Aeſte ſplittert er, zerſtäubt die Blüthen;
Staubwolkig wallt er ſeinen ſtolzen Gang,
Daß Vieh und Hirten flieh'n vor ſeinem Wüthen.
73 Nun ließ er mir die Augen frei: „Wohlan!
„Dort, wo der Dampf ſich auf dem alten Schaume
„Am dickſten regt, mach' deiner Sehkraft Bahn!“
78 Wie Fröſche plötzlich da und dorthin ſchlüpfen,
Wenn ſich ihr Feind, die Waßerſchlange, naht,
Bis ſie hervor, an's Land geklammert, hüpfen:
79 So ſah ich tauſend bange Seelen fliehn

---

*) Theſeus hatte ſich mit ſehr unglücklichem Erfolge in den Orkus hinabgewagt.

Vor einem, der mit unbenetzten Ferſen
Des Styx Gewäßer zu betreten ſchien.
82 Er trieb den feuchten Dunſt, der überſchattet
Sein Antlitz hielt, oft mit der Linken weg,
Und ſchien allein durch dieſe Laſt ermattet.
85 Und weil er mir ein Himmelsbote dünkte,
So wandt' ich mich zum Meiſter, welcher mir
Zu ſchweigen und mich tief zu bücken winkte.
88 Ha! wie ſo zürnend war ſein Blick und Gang!
Er trat zum Thor und rührt's mit einem Stabe:
Da that ſich's auf, und jeder Riegel ſprang.
91 „O du vom Himmel ausgeſtoßne Rotte!“
So rief er von der grauſen Schwell' herab,
„Was willſt du doch mit ſolchem Frevelſpotte?
94 „Was hilft's, die Stirne gegen den empören,
„Des Wille nie ſein Ziel verfehlen kann,
„Der dir ſchon oft die Plagen ließ erſchweren?
97 „Was ſtrebſt du gegen das Verhängniß doch?
„Es trägt davon, wenn du dich recht beſinneſt,
„Dein Cerberus die kahle Gurgel noch*).“ —
100 Dann wandt' er ſich, ohn' uns ein Wort zu ſagen,
Zum Sumpf zurück, und war ſo anzuſehn
Wie einer, welchen andre Sorgen nagen
103 Als um die Menſchen, welche vor ihm ſtehn.
Und wir, nun ſicher nach der heil'gen Rede,
Erhuben uns, um in die Stadt zu gehn. —

---

*) Weil ihn Herkules, dem er ſich bei ſeiner Höllenfahrt widerſetzte, gebändigt und an einer Kette fortgeſchleppt hatte:

— nexis adamante catenis
Cerberon abstraxit.

Dieſe Feſte Pluto's, ihre eiſernen Mauern, die Furien als Thorwächterinnen, ſind aus der Aeneïde entlehnt. Indeſſen wird man bei der Vergleichung bemerken, daß Dante nie ganz der Spur fremder Ideen folgen konnte. Sein Hinweiſen, wie mit Fingern, auf das Sinnbildliche der Erzählung („O Menſchenkinder, die ihr Weisheit übt!“ u. ſ. w.) ſollte wohl eigentlich ihren Eindruck ſchwächen: Meduſa kann ſchwerlich viel Schrecken erregen, wenn man weiß, daß ſie nur eine Redefigur iſt. Zum Glücke trifft es ſich, daß Dante — er thut es noch ſonſt einige Male — grade ſeine unergründlichſten oder willkürlichſten, alſo mißlungenſten Allegorien mit einer ſolchen Aufforderung an den Leſer begleitet. Durch die Unmöglichkeit, die verſteckte Bedeutung zu entziffern, wird die äußere Darſtellung wieder in ihre Rechte eingeſetzt. In der That ſind alle Bemühungen der Ausleger über dieſe Stelle ſehr unbefriedigend. So hat ſich dann hier das Unbegriffne, vielleicht gegen des Dichters Willen, dem Furchtbaren zugeſellt: eine ſchickliche Vereinigung, weil Beides gleichartig wirkt, und unſre geiſtige Natur vor jenem, wie der ſinnliche Menſch vor dieſem, ſchauert.

Durch die großen zu überſteigenden Schwierigkeiten und Gefahren wird Dantes Reiſe, die ſonſt nur das Intereſſe der Belehrung haben würde, handelnder und reicher an epiſcher Anziehungskraft. Der Widerſtand der Dämonen, ob ihnen gleich Virgil den göttlichen Willen bekannt gemacht hat, iſt wahrſcheinlich und ihrer Natur gemäß. Hieraus entſteht eine Verwickelung, die einen höhern Entſcheider nothwendig macht. Die Erſcheinung des Engels iſt alſo kein eitles Prachtſtück, wie ſo mancher Dichter ſeine Götter auf unnütze Botſchaften ſendet, den Kunſtrichtern zu gefallen, denen es nun einmal im epiſchen Gedicht an bloßen Menſchen nicht genügt. Es iſt ſonderbar genug, daß man aus dem Glauben der Vorwelt an die beſtändige Einmiſchung höherer Weſen in die Angelegenheiten der Menſchen, welcher allerdings die damaligen Sänger ſehr begünſtigte, ein Geſetz, ja ſogar ein unterſcheidendes Merkmal der epiſchen Poeſie für alle Zeitalter abgeleitet hat. Seit jener Glaube verſchwand, ſind die Maſchinen der Epopöe (ſo heißt das Kunſtwort) das Steckenpferd des Kunſtrichters und die Krücke des Dichters geworden. Wohin ſoll dieſer ſich um Ausfüllung des Mangels wenden? Die erwachſne menſchliche Vernunft hat gelernt, die Verkettung der Urſachen bis zur höchſten Einheit hinauf zu verfolgen. Nach ihren geläuterten Vorſtellungen liegt die Vorſehung im allgemeinen Syſtem der Naturgeſetze, nicht in beſondern Eingriffen darein, um dieſes oder jenes Zwecks willen. Unſre Religion heißt uns zwar an Wunder glauben: denn ſie iſt ſelbſt ein Wunder; aber nur an ſolche, die auf ihre eigene Gründung und Beſtätigung Bezug haben. Dieß berechtigt uns alſo nur bei Gedichten religiöſen Inhalts, die Handlung unmittelbar durch himmliſche Mächte lenken zu laßen. Ueberdieß läßt eine ſo genau beſtimmte Dogmatik, als die unſrige, wenig Spielraum für die Erdichtung übrig. Die griechiſche, wie jede urſprüngliche Volksreligion, war aus Träumen der Phantaſie entſtanden, an denen ſich künſtleriſche Willkür immerhin Alles erlauben mochte. Sie war Poeſie: der Dichter nahm alſo, wenn er ſie gebrauchte, nur ſein Eigenthum zurück. Nach ihren Mythen und Sagen gab es viel Geſetzloſigkeit im Himmel wie auf Erden; die Unterordnung und Eintracht der höhern Kräfte war ſehr unvollkommen; doch gehorchten auch die mächtigſten unter ihnen dann und wann einem unerforſchlichen Verhängniß. Dieſes Gewirr iſt der Poeſie, deren Element endloſes Streben und Ringen der Weſen iſt, willkommen: ſie verſtummt vor einer allzu geregelten Ordnung der Dinge.

Zu den Schwierigkeiten der Erfindung für den chriſtlichen Dichter, wenn er ſein Epos nicht auf den Kreiß der Menſchheit beſchränken will, geſellen ſich Schwierigkeiten der Darſtellung: er mag nun Gott ſelbſt oder die guten und gefallnen Engel zur Mitwirkung herbeirufen. Das Weſen der Weſen redend und handelnd einführen*), den unendlichen Geiſt den engen armſeligen Formen unſrer Pſychologie unterwerfen, iſt ein Wageſtück, wobei man ſich vergeblich auf das Beiſpiel unſrer heiligen Bücher beruft. Was der Wahrheit erlaubt iſt, gilt darum nicht ſofort für die Erdichtung. Die Engel dürfen wir zwar nach menſchlicher Analogie ſchildern; allein es bleibt immer ſchwer, mit der Vorſtellung von fehlerloſen Weſen, welchen vertrautes Anſchaun der Gottheit alle Triebfedern des Handelns, und gleichſam ihr unmittelbarer Odem die Kraft dazu leiht, die von einem individuellen freien Willen zu vereinbaren. Unſtreitig ſind ihnen die Teufel, die Feinde Gottes ſeinen Dienern, an Spontaneität überlegen; wenn ſich nur nicht andre Rückſichten der Darſtellung des ſchlechthin ſittlich Verderbten widerſetzten.

In der göttlichen Komödie geht, bis auf das Eine große Wunder, daß Dante noch lebend die Höhen und Tiefen jenſeits der Sterblichkeit durchwandern darf, das Meiſte natürlich zu; nämlich den Geſetzen derjenigen Welt, wo jedes Mal die Scene liegt, gemäß. Die wichtigſten handelnden Perſonen ſind Menſchen: Dante ſelbſt, Virgil, Beatrice. Ob ſich der Umfang des Gedichts gleich über alle Geiſterklaſſen als Gegenſtände der Betrachtung verbreitet, ſo tritt doch ſelten einer aus ihnen dramatiſch auf. Unmittelbare Wirkſamkeit Gottes wird nur hier durch die Sendung des Engels, und ein andres Mal durch die Erhörung eines Gebets angedeutet.

---

*) Es macht keinen großen Unterſchied, ob dieß in Miltons feierlichem Tone geſchieht, oder einfältiglich, wie unſer ehrlicher Hans Sachs eines ſeiner Schauſpiele anhebt: „Gott der Vater tritt „auf undt ſpricht:

„Ich hab geſchaffen alle Ding,
„Die Erden undt der Himmel Ring,"

u. ſ. w. Mißlingen muß es in jedem Falle.

Faſt immer ſind Heldenthaten der Engel von ſehr zweideutigem Werthe. Was haben ſie zu befahren, da ihr ätheriſcher Körper kaum irgend einem phyſiſchen Angriffe verletzbar iſt, und ihrem geiſtigen unſterblichen Daſein viel weniger etwas Leides geſchehen kann? Sollten ſie einmal auf eine überlegene Macht der Böſen treffen, ſo ſteht ihnen am Ende ihr allmächtiger Bundesgenoße für Alles. Es iſt freilich kein Geringes, ſich allein, ohne körperliche Waffen*), nur mit furchtbaren Worten gerüſtet, gegen die ganze Macht der Hölle zu ſtellen, und ihre Pforten zu ſprengen, die von jeher, vermuthlich weil die Todten nie wieder in's Leben zurückkehren, für ein Sinnbild unerſchütterlicher Feſtigkeit gegolten haben. Dennoch iſt es weniger die That, als die Art, wie ſie geſchieht, die Würde des großen Ungenannten, was Bewunderung erregt und verdient. Sein Gang iſt Entſcheidung. Achtlos auf die Wirkungen ſeiner Ankunft, die

---

*) Zwiſchen Geiſtern ſollte doch nur mit Gedanken, nicht mit Lanzen, Pfeilen, Schwertern, am wenigſten mit Kanonen gefochten werden. Aber was nicht ein berühmter Name entſchuldigt! Man ſehe im Paradise lost das ſechste Buch.

Erſchütterung der Unterwelt, die Angſt und Flucht der Verdammten, iſt er einzig auf die Vollbringung ſeines Auftrages geheftet. Kaum hat er ihn ausgeführt, ſo wendet er ſich weg, ohne für Dante und Virgil, um derentwillen er doch geſandt wurde, auch nur ein Wort, nur einen Blick übrig zu haben. Es giebt eine erhabene Kürze im Thun wie im Reden. Es iſt wahrhaft groß, nach einer erſtaunlichen That ſich nicht anders fühlen, als wenn man ein gewöhnliches Tagesgeſchäft verrichtet hätte.

Den ſechsten Kreiß, der ſich innerhalb der Stadt an den Mauern herumzieht, findet Dante voll offner glühender Särge, in deren jedem ein Ketzer büßt. Hier kommt er mit zweien ſeiner Landsleute, Farinata degli Uberti und Cavalcante Cavalcanti in eine Unterredung, die einige Bekanntſchaft mit den Perſonen vorausſetzt.

Zehnter Geſang.

Farinata*), einer der berühmteſten und edelſten Bürger des freien Florenz, lebte im nächſten Menſchenalter vor Dante. In einem Aufſtande des vielleicht durch die Herrſchbegierde ſeines Hauſes gereizten Volkes wurden mehrere Uberti umgebracht, und er ſammt allen Ghibellinen aus der Stadt verjagt. Sie fanden Aufnahme und Schutz zu Siena. Einige Zeit darauf wurden die florentiniſchen Guelfen durch eine Liſt nach Val d'Arbia, nahe bei Monte aperto, gelockt, und von den Vertriebnen, den Sieneſern und einigen Hülfstruppen Manfrieds, des wackern Baſtards von Hohenſtaufen, angegriffen (am 4. Sept. im J. 1260). Sie erlitten eine ſchreckliche Niederlage, und da Farinatas kühle Klugheit in dieſem Ghibellinenbunde die Seele aller Anſchläge war, ſo gebührt ihm der Ruhm, oder ihn trifft der Vorwurf, einer Schlacht, worin viertauſend ſeiner Mitbürger, nicht gemietheter Soldaten, das Leben verloren. Hierauf geſchah bei einer Verſammlung der toſkaniſchen Städte und Barone ghibelliniſcher Partei zu Empoli der Vorſchlag, Florenz gänzlich zu ſchleifen, und die Einwohner in die umliegenden Flecken zu vertheilen, damit es nie wieder ein Vereinigungspunkt der Guelfen werden könnte. Man ruft laut und einſtimmig Beifall, nur Farinata redet mit glühendem Eifer dagegen. In der rauhen Beredſamkeit des Zeitalters bietet er alte vaterländiſche Sprichwörter auf, um ſeine Gründe zu bekräftigen*); endlich greift er an ſein Schwert, und ſchwöret: wenn er auch ganz allein ſtünde, ſo lange er noch einen Tropfen Bluts zu vergießen habe, ſolle Niemand Florenz vernichten dürfen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ohne ihn dieſe Stadt ſich nur noch in den italiäniſchen Alterthümern finden würde. Nie ſollten wir alſo eine ſchöne Geiſtesblüthe des neuern Athen — ſo heißt Florenz mit Recht wegen der Feinheit ſeiner Sprache, der Aufgewecktheit ſeiner Köpfe, und einſt auch wegen ſeines raſtloſen Demokratenſinnes — genießen oder bewundern, ohne dem Schatten Farinatas degli Uberti zu huldigen. Die obigen Züge von ihm beweiſen, daß er etwas mehr war, als ein ſelbſtſüchtiger Parteienführer, an dem nur Schlauheit oder ſtürmender Muth geprieſen wird. Der Mann, in deſſen Bruſt die fürchterliche, verderbliche Wuth eines Bürgerkrieges die Flamme der Vaterlandsliebe nicht erſtickte; der nicht um gemeine Befriedigungen rettete oder zerſtörte, ſondern nach dem innern Gebot ſeiner Seelengröße: der Mann könnte faſt für einen verſpäteten Römer gelten. Allein Florenz haßte oder vergaß, wie oftmals Rom, die Wohlthat eines ſo gefährlichen Bürgers, und bei den Amneſtien, welche den vertriebnen Ghibellinen nach den Siegen der guelfiſchen Partei heimzukehren erlaubten, blieben lange nachher noch die Uberti ausgeſchloßen*).

---

*) Sein Bildniß nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung findet man im erſten Theil der Serie di ritratti d'uomini illustri Toscani con gli elogi istorici etc. Firenze. 1766—73. Villani handelt von ihm vorzüglich im ſechsten Buch, C. 78…80. 84.

---

*) Die Anwendung dieſer Denkſprüche auf den vorliegenden Fall, welche Villani übergeht, iſt mir ziemlich dunkel.

Ohne ſich auf einen Platz in der Geſchichte Anſprüche zu erwerben, wie ſein Mitbürger Farinata, genoß Cavalcante Cavalcanti, aus einem alten und angeſehenen Geſchlechte, die Achtung ſeiner Zeitgenoßen. Auf die Nachwelt iſt ſein Name mehr durch ſeinen Sohn, Guido Cavalcanti, als durch ihn ſelbſt gekommen. Guido war unter den zahlreichen Vorgängern unſers Dichters und Petrarcas einer der zarteſten Liebesſänger, von dem auch vorzüglich viele Gedichte auf uns gekommen ſind; er war ein genauer Freund Dantes: ſie wechſelten oft in dichteriſchem Wetteifer Sonette mit einander. Haben ſein Vater und Farinata wirklich unter die Läugner der Unſterblichkeit gehört, bei welchen Dante ſie in der Hölle antrifft (und ſchwerlich konnte er über ihre Denkart irren), ſo zeugt dieſe Abweichung an Republikanern und Helden des dreizehnten Jahrhunderts, wo nicht von ausgezeichneter Stärke, doch gewiß von eigenthümlicher ſeltner Wendung des Verſtandes.

---

*) Man ſehe Ditta Mundi oder Dittamondo, L. II. C. 29. Der Verfaßer dieſes Werkes, mehr ein reimender Geograph und Chronikſchreiber als ein Dichter, und nur ein matter Nachahmer Dantes, blühte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein Enkel Farinatas, und lebte in der Verbannung von Florenz, zu der indeſſen damals nicht nur die Uberti, ſondern alle Familien von altem Adel durch die demokratiſche Heftigkeit ihrer Landsleute verdammt waren. S. Leone Allacci in der Vorrede zu ſeinen Poëti antichi raccolti da Codici Mss. und Bettinelli, Risorgimento delle arti e degli studi nel 1300. T. II. p. 83. Fazio degli Uberti würde ſeine nähere Theilnahme an dem Schickſale ſeiner Namensgenoßen, wenn man ſie ſonſt nicht wüßte, beinah durch die Wärme, womit er davon und von Farinatas Verdienſten ſpricht, verrathen. Doch, geräth ja ſelbſt Villani, der florentiniſche Herodot, eben ſo ehrlich, nur um ein gutes einfältiger wie der Grieche, in eine Art von Enthuſiaſmus über den vertudioso e savio cittadino, che fece a guisa del buono antico Camillo Romano.

Dante folgt ſeinem Begleiter auf einem Pfade zwiſchen den Mauern und Särgen hin, als eine fremde Stimme ihr Geſpräch unterbricht:

22 „Toſkaner! der du durch die Stadt der Gluten
„Noch lebend gehſt, und ſo gefüge redeſt:
„Laß, etwas hier zu weilen, dir gemuthen!
25 „Denn deine Sprache macht dich offenbar
„Als bürtig aus dem edlen Vaterlande,
„Dem ich vielleicht einſt allzuläſtig war.“
28 Urplötzlich ſcholl aus einem von den Särgen
Solch eine Stimm'; ich ſuchte mich deshalb
Voll Furcht in meines Führers Näh zu bergen.
31 Er ſprach: „Was ſäumeſt du, dich umzudrehn?
„Schau! dort hat Farinata ſich erhoben.
„Vom Gürtel aufwärts wirſt du ganz ihn ſehn.“ —
34 Ich heftete den Blick auf ſeine Stirne:
Er reckte Bruſt und Angeſicht empor,
Als ob er trotzig aller Hölle zürne.

37 Und muthig ſtieß, mit raſchem Ungeſtüm,
Mein Führer mich hinan durch all die Grüfte,
Und ſagte: „Rede ſonder Hehl zu ihm!“ —
40 Als ich nun ſtand an ſeines Grabes Fuß,
Und er mich ſtolz ein Weilchen angeſchauet:
„Was hatteſt du für Ahnen?“ war ſein Gruß.
43 Gern dem Gebot des Meiſters unterthänig,
Verſchwieg ich's nicht und that ihm Alles kund.
Darob erhob er ſeine Brau'n ein wenig,
46 Und ſagte dann: „Sie waren bitter gnug
„Mir, meinen Ahnen, meinem Bund gehaß*);
„So daß ich zweimal in die Flucht ſie ſchlug.“ —
49 „Und waren ſie verbannt, ſie kehrten immer“,
Erwidert' ich, „von allen Seiten heim;
„Die Euern**) lernten dieſe Kunſt noch nimmer.“
52 Derweil enthob ſich, ſichtbar bis an's Kinn,
Dem Sarge neben ihm ein andrer Schatte***):
Ich glaub', er lag auf ſeinen Knien darin.
55 Er blickte rings mich an, als wär's ihm wichtig,
Zu wißen, ob noch jemand bei mir ſei;
Doch bald befand er ſeinen Argwohn nichtig,
58 Und jammerte: „Wenn durch dieß Nachtrevier
„Dir hoher Geiſt und Witz die Wege bahnet:
„Wo iſt mein Sohn? Weswegen nicht mit dir?“ —
61 „Ich komme nicht aus eigner Kraft und That,
Sagt' ich zu ihm; „dort wartet mein Begleiter,
„Den euer Guido wohl verachtet hat.“

---

*) Dante's Vorfahren waren Guelfen.
**) Die Ghibellinen. Er redet im Sinne ſeiner Väter.
***) Cavalcante Cavalcanti.

64 Schon hatt' ich ſeinen Namen mir gedeutet
Aus ſeiner Red' und aus der Art der Qual;
Drum war ich ſo zur Antwort vorbereitet.
67 „Wie?" rief er, plötzlich ſtarr emporgericht't;
„Er hat, ſagſt du? So lebt er dann nicht mehr?
„Sein Aug' entbehret ſchon das ſüße Licht?"
70 Und als er ſahe, daß ich ſinnig ſtand,
Und zauderte, den Zweifel ihm zu löſen*),
Da fiel er rücklings nieder und verſchwand.
73 Doch jener Hochgeherzte, dem zu dienen
Ich da geblieben war, ſtand unbewegt,
Bog nicht den Hals, verzog auch nicht die Mienen.
76 „Und wußten ſie ſo wenig dieſe Kunſt,"
So fuhr er fort im vorigen Geſpräche,
„Das quält mich mehr als dieſes Lagers Brunſt.
79 „Allein es wird nicht fünfzigmal entbrennen
„Das Angeſicht der Frauen, die hier herrſcht,**)
„So wirſt ſchon dieſer Kunſt Beſchwerde kennen.
82 „Doch ſage mir, ſo du die ſchöne Welt
„Noch mögeſt wiederſehn, warum den Meinen
„Dieß Volk ſo hart in jeder Satzung fällt?"

---

*) Dante antwortet nur darum nicht, weil er in Gedanken über das Geſpräch mit Farinata verſunken iſt. Guido lebte damals noch, und theilte nachher mit ihm das Schickſal der Weißen, die Verbannung; ſtarb aber bald darauf. Villani, VIII. 42.

**) Proſerpina oder Hekate, in der Oberwelt Luna. In weniger als funfzig Monaten wirſt du aus eigner Erfahrung wißen, wie ſchwer jene Kunſt iſt. Im Jahr 1304 machte Dante mit den Weißen einen unglücklichen Verſuch, ihr Bürgerrecht wieder zu erobern. — Die Seltſamkeit und Dunkelheit des Ausdrucks kann damit entſchuldigt werden, daß es eine Weiſſagung iſt.

85 Drauf ich zu ihm: „Seit jenes große Morden
„Die Arbia*) geröthet, iſt bei uns
„Im Tempel ſolche Predigt Sitte worden.**)“ —
88 Er aber, ſeufzend, ſchüttelte ſein Haupt:
„Dort war ich nicht allein; und traun! ich hätte
„Mir dieſe That nicht ohne Grund erlaubt.
91 „Doch da, wo alle willig leiden mochten,
„Daß man Florenz vernichte, war's nur ich,
„Nur ich allein, der kühnlich ſie verfochten.“ —

Wer doch unſerm mächtigen Schattenbeſchwörer die Zauberkunſt ablernen könnte, einen tiefen Charakter, und in dem Charakter des Mannes den ſeines Jahrhunderts mit ſo wenigen Zügen zu faſſen, und an beiden die innerſte Eigenthümlichkeit zu offenbaren! Solche Menſchen, aus deren Thaten, auch den verheerendſten, immer noch ein freies, heroiſches, unwandelbar ſelbſtändiges Wollen hervorleuchtet; die bei gewaltigem Nachdruck der Leidenſchaften die einfachſte ruhigſte Faſſung bewahren, wie dieſer ſtolze Florentiner; ſolche Menſchen trug Italien damals: aber der Sinn, der ſo etwas, rein und ganz wie es iſt, erkennt, wurde von jeher äußerſt Wenigen zu Theil. Die Natur iſt ſo zurückhaltend mit ihren Geheimniſſen, wie verſchwenderiſch mit ihren Gaben; man möchte ihr faſt Eiferſucht auf die vertraute Bekanntſchaft mit ihren Lieblingen Schuld geben. Hoheit der Seele verſchmäht es, ſich ſelbſt zu unterſuchen und zu beflügeln. Sie iſt oft von einem wunderbaren Unbewußtſein begleitet, welches ſie gewiſſermaßen auch von ihren Darſtellern fordert. Wenigſtens wird nicht leicht ein Geſchichtſchreiber, Künſtler oder Dichter durch bloße Beſtrebungen des Verſtandes ohne jenes heilige Ahndungsvermögen ſich ihr nähern.

---

*) Ein Fluß bei Monte aperto.

**) Vermuthlich bildlich: Tempel für Rathhaus, und Predigt für die Reden oder Ausſprüche, die dort gehalten oder gethan werden.

Die Zuſammenſtellung mit dem andern Schatten, deſſen Schwäche Farinatas mannhafte Feſtigkeit um ſo viel abſtechender hervorhebt, iſt, wenn auch ein Werk der Ueberlegung, doch ein kühner und treffender Gedanke. Schauerlich iſt die ganze Epiſode von Cavalcanti: ſein Kauern im Sarge, ſein Schrecken über den vermeinten Tod ſeines Sohnes, ſein markloſes Hinfallen. Das bange Geſpenſt ſcheint zum zweiten Male zu ſterben, während Farinata ſo wenig dadurch irre wird, als ob eine Fliege neben ihm umkäme.

Die Verdammniß dieſer Beiden theilt unter vielen Andern auch der deutſche Kaiſer Friedrich der Zweite. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob ihm die Bannflüche und Anklagen *) der Päbſte, oder das berüchtigte Buch von den drei Betrügern, deſſen mittelbarer oder unmittelbarer Urheber er geweſen ſein ſoll, oder unbeſonnene Spöttereien, oder eine ſeinem Jahrhundert weit voraus eilende, freie Denkart zu dieſem vielleicht ehrenvollen Platze verholfen haben.

Eilfter Geſang.

Da der Ghibelline mit einem ruhmwürdigen Kaiſer ſo übel umgeht, ſo darf es nicht befremden, daß er ſogar einen Pabſt, Anaſtaſius den Zweiten, trotz ſeiner Unfehlbarkeit unter die feinern Ketzer verweiſt. Indeſſen hat den Verfechtern der

---

*) Comment peut-il être hérétique sans être chrétien? ſagt Voltaire bei Gelegenheit derſelben.

römiſchen Kirche, Baronio und Bellarmin, Dantes Anſehen wichtig genug geſchienen, um die Beſchuldigung mit ernſtem Eifer zu widerlegen.

Vor dem Hinabſteigen in den innern Abgrund giebt der Begleiter des Dichters dieſem einen ſummariſchen Begriff von der Einrichtung der Hölle, und von ihren verſchiednen Bewohnern, die nach einem Eintheilungsgrunde aus der Ethik des Ariſtoteles geordnet ſind. Zügelloſigkeit der Leidenſchaften (ἀκρασία) iſt weniger ſtrafbar als eigentliche Bösartigkeit (κακία). Die viererlei Laſter, welche aus jener entſpringen: Wolluſt, Schwelgerei, Ausſchweifung im Gebrauche der Güter (alſo Geiz oder Verſchwendung), endlich Jähzorn, büßen insgeſammt in den obern, auf die Vorhöfe der Hölle folgenden Kreißen. Böſes wird ferner durch Gewalt oder Liſt verübt. Liſt verdient überhaupt noch ſtrengere Mißbilligung als Gewalt, weil ſie auf einem Mißbrauche der dem Menſchen eigenthümlichen Vorzüge beruht.*) Die allgemeine Pflicht der Redlichkeit gegen Alle brechen iſt hinwiederum weniger ſchändlich, als die mit uns durch näheres Zutrauen Verbundnen verrathen. Dem zufolge ſind drei Kreiße innerhalb der Stadt des Dis, jeder mit ſeinen Unterabtheilungen, für Gewaltthätige, für Betrüger, für Verräther beſtimmt. Weil Gewalt gegen den Nächſten, den Thäter ſelbſt und Gott gerichtet ſein kann, ſo theilt ſich der Kreiß der Gewaltthätigen in drei ſchmälere Zirkel auf derſelben Fläche: im äußerſten wird Raub und Mord beſtraft; im mittleren Selbſtmord und ſonſtige Zerſtörung eignen Glückes; im letzten

---

*) Cic. de offic. I. 13. Cum autem duobus modis, id est aut vi aut fraude, fiat iniuria, fraus vulpeculae, vis leonis videtur: utrumque homine alienissimum; sed fraus odio digna maiore.

Gottesläſterung, unnatürliche Wolluſt und Wucher, den Dante durch Spitzfindigkeiten der Schule zum Verbrechen gegen die Natur und alſo mittelbar gegen die Gottheit macht. Ferner nimmt er, ſehr willkührlich, zehn Unterarten des Betrugs an: Verführung, Schmeichelei, Simonie, falſche Wahrſagerei, Gaunerei, beſonders Beſtechbarkeit*), Heuchelei, Dieberei, Mißbrauch des Scharfſinnes zu Erfindung ſchlauer Ränke, Zwietrachtſtiften, Verfälſchung. In der unterſten Fläche der Hölle endlich läßt er vier Bezirke einander einſchließen, deren Namen: Kaïna, Antenora, Tolommea, Giudecca, von Beiſpielen des Verraths an Blutsverwandten, an Freunden oder Schutzgenoßen, und an Wohlthätern, ihrer Beſtimmung gemäß abgeleitet ſind. Zwiſchen den bloß Ausſchweifenden und den eigentlichen Verbrechern ſchaltet er, wie wir ſchon geſehen haben, die Ketzer ein, über die ihm Ariſtoteles ſchwerlich viel Auskunft gab.

Wer könnte nun wohl von dieſem Gerippe auf die lebendige, kraftvolle Bekleidung, von dieſer ſcholaſtiſchen Tabelle auf ein Gedicht voll hoher Einfalt und freier Naturgröße ſchließen? Und wer (ſo läßt ſich eben die Frage allgemeiner faſſen) würde unter den Finſterniſſen des dreizehnten Jahrhunderts einen Dante vermuthen, wenn das Werk, das von ihm zeugt, nicht vor ſeinen Augen ſtünde? Unabhängig von fremden Einflüßen ſieht man ächten Genius öfter, weil er meiſtens ſeinen Gang unbekümmert bei ihnen vorübergeht; allein ſo auffallend, wie in Dantes Ueberlegenheit über das, warum er ſich doch ſelbſt bewarb, über den Ideenkreiß, worein er ſich doch ſelbſt forſchend vertiefte, erſcheint das unvermiſchte Nebeneinanderſein des Erlernten und des Unlernbaren faſt nie. —

---

*) Baratteria; nach Dantes Sinn ungefähr eben das in weltlichen Angelegenheiten, was Simonie in geiſtlichen.

Zwölfter Geſang.

Minotaurus bewacht den jähen zerrißnen Felſenhang, an dem man zum ſiebenten Kreiße hinabſteigt. Längs dem äußern Rande eines kochenden Blutſtroms, der ihn umgiebt, laufen Scharen mit Pfeilen bewaffneter Centauren umher, damit kein Verbrecher ſich höher daraus erhebe, als das Maß ſeiner Schuld es erlaubt. Am tiefſten ſind die Tyrannen untergetaucht, mit einer Anſpielung auf jenes „Sättige dich im Blut, wonach dich dürſtete!“ Von dem furchtbaren Verheerer der Lombardei, Ezzelino da Romano, iſt nur das ſchwarze krauſe Stirnhaar zu ſehen. An der ſeichteſten Stelle wird Dante auf dem Rücken des Centauren Neſſus hinüber getragen,

Dreizehnter Geſang.

und findet ſich nun in dem öden, ſchwarzen, dornigen Walde der Selbſtmörder, wo nur Wehegeſang der Harpyen, und Aechzen aus den Büſchen ertönt. Die darin wohnenden Seelen ſollen nicht, wie die übrigen Verurtheilten, beim letzten Gerichte ihren Leib wieder empfangen: weil ſie ihn ſelbſt zerſtört, wird er alsdann wie eine todte Laſt an ihre Stämme gehängt werden. Hier wiederholt Dante die virgiliſche Dichtung vom Polydorus, und der Schatte, den er unwißend verwundet, iſt Pier delle Vigne, der berühmte Kanzler und Vertraute Kaiſer Friedrichs des Zweiten, der ihm betheuert, er ſei völlig unſchuldig durch den Neid der Hofleute in der Gnade ſeines Herrn geſtürzt, und habe ſich aus Verdruß darüber das Leben genommen: eine Behauptung, womit auch von einſichtsvollen Geſchichtſchreibern die Ehre jenes verdienten Mannes gerettet wird.

Vierzehnter, fünfzehnter und ſechszehnter Geſang.

Der innerſte Raum des Kreißes iſt eine brennende Sandwüſte, worauf die Gottesläſterer liegen, die Wuchrer ſitzen, und die, welche entehrenden Lüſten nachgehangen, umherwandern, ohne einen Augenblick der Ruhe vor den ſtets herabfallenden feurigen Flocken. Da dem Dichter unter den Letztgenannten ſein alter Lehrer begegnet, ruft er aus: „Ei! ſeid ihr hier, Ser Brunetto?“ Naiv genug, als ſchwebte es ihm auf der Zunge, hinzuzufügen: „Und das für eine ſo häßliche Sünde!“*) Doch vermindert dieſe Entdeckung die

---

*) Dantes Zeugniß iſt jeder Rückſicht unverwerflich, und Brunetto hat ſelbſt in ſeinem Teſoretto eine harte Verdammung über ſich ausgeſprochen:

E ben gran vituperio,
Commetter avolterio
Con donne, o con donzelle,
Quanto che paian belle.
Ma chi'l fa con parente,
Pecca più laidamente.
Ma tra questi peccati
Son via più condannati
Que' che son sodomiti.
Deh! come son periti
Quei, che contra natura
Brigan con tal lussuria!

Dieſe Probe mag zugleich zu einem Maßſtab dienen, wie viel etwan Dante als Dichter von Brunetto Latini lernen konnte.

Ehrerbietung und Dankbarkeit des vormaligen Schülers ſo wenig, daß er ſich, bis ihr Weg ſie trennet, auf's freundſchaftlichſte mit Brunetto unterhält.

Die Steilheit des Abgrundes zwiſchen dem Kreiße der Gewaltthätigen und dem der Betrüger macht den beiden Wanderern eine fremde Hülfe nothwendig. Auf ein von Virgil gegebnes Zeichen ſchwimmt daher aus der dunkeln Tiefe ein allegoriſches Ungeheuer, mit Namen Geryones, herauf.

Siebzehnter Geſang.

„Sieh da das Scheuſal und die Peſt der Welt!
„Das Thier mit ſpitzem Schweif, womit es Berge
„Durchbohret, Waffen bricht und Mauern fällt!“
4 So hub nun gegen mich mein Führer an,
Das Mißgeſchöpf heran zum Ufer winkend,
An's Ende der betretnen Marmorbahn.*)
7 Und jenes Ungebild des Truges ſtrebte
Hinauf und landete mit Kopf und Rumpf,
Doch ſo, daß noch ſein Schweif im Freien ſchwebte.
10 Es trug das Antlitz eines biedern Manns,
Und war von vorn mit Freundlichkeit bekleidet;
Am Hinterleibe war es Schlange ganz.
13 Es hatte zwei behaarte Vorderpfoten,
Und Rücken, Bruſt und Seiten überall
Bemalt mit Schnörkeln und verſchlungnen Knoten.

---

*) Eines Steindammes, der grade durch die Sandwüſte hingeht; auf dem ſie, unverſehrt von den Feuerflocken, fortgewandert ſind, und noch ſtehen.

16 So mannigfarbig weiß kein Morgenländer
Mit ſeiner Zier die Stoffe zu erhöhn;
So wirkte nie Arachne die Gewänder. —
19 Wie Barken dann und wann zur Winterszeit
Halb in den Fluten ſtehn und halb am Strande,
Und wie am Fluß, zu ſeinem Krieg bereit*),
22 Der Biber ſitzt, dort in der Deutſchen Lande**):
So liegt und hängt nunmehr das ſchnöde Thier
An dem mit Mauern rings umſchloßnen Sande.
25 Wie wild der Schweif auch durch die Leere fährt,
So bleibt doch ſtets, mit Skorpionenſtacheln
Bewaffnet, ſeine Zang' emporgekehrt.

Mit großem Entſetzen ſchwingt ſich Dante und mit ihm Virgil auf den Rücken dieſes Ungeheuers, deſſen ſymboliſche Bildung für ſich ſelbſt redet. Es rudert mit den Klauen und ſteuert mit dem Schweife durch die Luft, ſenkt ſich allmählig mit kreisförmigen Schwingungen nieder, und eilt, ſobald die Reiſenden auf feſtem Boden gelandet ſind, mit Blitzesſchnelle hinweg.

Gegen die Einwendung, die mit einigem Scheine gemacht werden könnte: der Betrug handle nicht nach ſeinem Charakter, indem er den Fremdlingen ſo redlich den verlangten Dienſt leiſtet, iſt es leicht den Dichter zu retten. Er läßt jenen nicht als Perſon, das heißt handelnd, auftreten, ſondern ſtellt ihn nur zum Wahrzeichen des Ortes hin, wie

---

*) Nämlich mit dem Schwanz im Waßer, um Fiſche zu fangen.

**) Im Original ſteht noch ein gar nicht ſchmeichelndes Beiwort: ‹ Tedeschi lurchi. Die Deutſchen mochten es wohl verdienen, aber Dante hatte auch das Wort zum Reime nöthig.

Sphinxe am Eingange eines ägyptiſchen Tempels liegen. Sollte nicht ein wichtiger Unterſchied zwiſchen hieroglyphiſcher Malerei und eigentlicher Perſonifikation; zwiſchen Bezeichnung einer geiſtigen Eigenſchaft durch äußere Geſtalt, und Verwandlung derſelben in ein mit innerm Leben begabtes Weſen, ſtattfinden? Die Verrichtung des Thiers, als Werkzeuges der Herabfahrt, iſt durchaus körperlich, wie das Hinderniß der Reiſe, das dadurch weggeräumt wird, und ſeine dämoniſche Natur nimmt nicht den geringſten Antheil daran. Eben ſo würde es erlaubt ſein, eine ſinnbildliche Figur an einem Gebäude, für deſſen Beſtimmung ſie bedeutſam wäre, zugleich zu einem bloß mechaniſchen Zwecke, etwan als Karyatide, zu benutzen.

Achtzehnter Geſang.

Malebolge (ſo heißt der achte Kreiß) beſteht aus zehn zirkelförmigen Tiefen oder Gräben, die durch eben ſo viele ſtarke Felſendämme von einander getrennt werden. Aus verſchiednen Punkten des Umkreiſes laufen Brücken über die Thäler von einem Walle oder Bergrücken zum andern, etwas abhängig nach der Mitte zu, das heißt, nach der runden Oeffnung über dem unterſten Abgrunde. Man hüte ſich wohl, von allem dieſem ſich gegen Dantes Abſicht zu kleinliche Bilder zu entwerfen. Eine der Brückenreihen dient den Dichtern zum Pfade, von welchem herab ſie, meiſtentheils ohne hinunter zu ſteigen, die Verdammten beobachten.

Die größte Mannigfaltigkeit von Martern findet ſich hier. Ueberhaupt iſt der in dieſem Fache aufgewandte Reichthum von Erfindung zum Erſtaunen; wenn gleich die Menge der hölliſchen Bezirke, die alle Geſtalten körperlichen Schmerzes mehr als erſchöpft, das Wiederkommen ähnlicher Vorſtellungen unvermeidlich macht. Die Kuppler und Verführer werden von gehörnten Teufeln mit Geiſeln umhergetrieben. In ſcheußlichem Moder und Unrath, der die Luft verpeſtet, verſinken die Schmeichler.

Neunzehnter Geſang.

Die Simoniſten ſind mit dem Kopf zu unterſt in enge Löcher geſtürzt, woraus nur die Beine hervorragen: Flammen nagen immerfort an ihren Fußſohlen. Hier hat man nun eigentlich, wie ſich leicht ermeßen läßt, die Päpſte zu ſuchen. Virgil trägt ſeinen Freund den ſteilen Abhang neben der Brücke hinab, und ſetzt ihn dadurch in Stand mit einem Verdammten zu reden, der bei Dantes Anſprache ſich einbildet, Bonifacius der Achte ſei nun da, um ſeine Stelle einzunehmen. Denn jedes Mal, daß ein der Simonie ſchuldiger Pabſt ankommt, wird der zuletzt deswegen Verdammte tiefer hinab, und jener über ihn in dieſelbe Grube geworfen. So wird nachher, weiſſagt Nikolaus, Bonifacius dem noch ſchändlicheren Klemens dem Fünften den Ehrenplatz einräumen müßen. Wie erfinderiſch weiß doch Dantes Haß ſogar die um die Epoche ſeines Gedichts noch lebenden Päbſte in die Hölle zu bringen! — Er ſchärft hierauf Seiner Heiligkeit das Gewißen mit dem einfältigſten Ernſt, beklagt den verderblichen Reichthum der Geiſtlichkeit und Konſtantins vermeinte Schenkung aufs herzlichſte, daß man deutlich ſieht, die ganze Scene ſei ihm ohne Wißen und Wollen ſo gar komiſch gerathen. Dieß iſt eine unter hundert, zum Theil noch freieren, Stellen desſelben Inhalts: ein Glück für die göttliche Komödie, daß im vierzehnten Jahrhundert Cenſur und Bücherverbote noch nicht erfunden waren!

Zwanzigſter Geſang.

Falſche Propheten und Zauberer durchwandern die vierte Tiefe rückwärts, in gleicher Richtung mit ihren völlig verdrehten Köpfen. Dieſe Strafe, welche die Einbildungskraft empört, ohne daß man einſähe, worin eigentlich das Marternde beſtehen ſoll, gilt vorzüglich jenen. Mit ihrer Anmaßung, über die Gränzen der menſchlichen Natur hinaus in die Zukunft zu blicken, ſteht das widernatürliche Zurückſehen in einem auffallenden, obgleich nur auf einer ſinnlichen Vergleichung oder Verwechſelung der Zeit und des Raumes beruhenden Widerſpruche.

Einundzwanzigſter Geſang.

Die folgende Kluft bietet einen Reichthum abenteuerlicher Höllenſcenen dar. Eine kochende Pechflut, die bald in Blaſen aufſchwillt, bald ſich wieder ſenket, füllt hier die Tiefe aus. Grade als Dante die Brücke betreten hat, kommt ein ſchwarzer geflügelter Teufel angelaufen, mit einem eben geſtorbnen Sünder auf der Schulter, den er in den Abgrund hinabſchleudert. Da dieſer ſich über die Oberfläche des Pfuhles erhebt, ſtürzt eine Schar von Teufeln, die Malebranche (böſe Klauen) heißen, unter der Brücke hervor, um ihn mit ihren Hakenſtangen wieder unterzutauchen. Virgil geht voraus, auf ſie zu. Da ſie ihn anzufallen drohen, verlangt er eine Unterredung mit einem von ihnen, dem er die hohe Vollmacht zu ſeiner Reiſe erklärt. Hierauf wird er und ſein Freund friedlich herzugelaßen; doch naht ſich Dante mit großer Angſt über die Tücke der Teufel, die ſich immer noch in ihren Geberden verräth. Malacoda (Uebelſchwanz), ihr Oberhaupt, thut ihnen Einhalt. „Ihr könnt," ſagt er zu den beiden Fremden, „hier euren Weg nicht fortſetzen. „Der ſechste Schwibbogen wurde geſtern vor 1266 Jahren „zertrümmert *). Wendet euch alſo links bis zur nächſten „Brückenreihe, die unverletzt geblieben iſt; folgt meinen Untergebnen, die ich grade jetzt dorthin ſchicke, um den Verdammten, die ſich aus dem Pfuhle hervorwagen, zu wehren. „Ich werde ihnen verbieten, euch irgend Leides zu thun." Hierauf ernennt er dazu Barbariccia als Befehlshaber, Alichino, Calcabrina, Cagnazzo, Libicocco, Draghignazzo, Ciriatto, Graffiacane, Farfarello und Rubicante: phantaſtiſche, aber für die thieriſche Ungezähmtheit dieſer Ungeheuer durch Klang und Bedeutung ſehr charakteriſtiſche Namen. Zum ſpottenden Zeichen, daß Malacoda die Fremden betrogen hat, ſchnalzen ſie mit den Zungen gegen ihren Anführer, dieſer erwidert den Hohn auf eine ſehr unanſtändige Art, und ſie brechen auf.

---

*) Alſo eine Wirkung des Erdbebens, welches, heiligen Zeugniſſen zufolge, die merkwürdigſte aller Begebenheiten begleitet hat. „Und die Erde erbebte, und die Felſen zerrißen, und die Gräber „thaten ſich auf." Den myſtiſchen Grund, warum jene Verwüſtung alle Felſengewölbe der ſechsten Tiefe, und nur dieſe betraf, wage ich nicht oder bemühe ich mich nicht zu entziffern; doch ſpür' ich gern den unbetretnen Pfaden nach, worauf des Dichters Geiſt zu dieſer weit aus dem bewohnten Kreiſe entlegnen Erfindung ſich mag hingeſonnen haben. — In dem hingeworfnen Winke liegt zugleich eine chronologiſche Beſtimmung, nach der Dantes Reiſe vom Charfreitage bis Oſtern des Jahres 1300 geſchah. Auf die Lebenszeit des Erlöſers werden nämlich 34 Jahre gerechnet.

Zweiundzwanzigſter Geſang.

16 Mein ganzer Sinn war nach dem Pfuhl gewandt;
Ich hätte gerne, was das Pech verhehlte,
Und wer darin geſotten ward, erkannt.
19 Wie ein Delphin mit hoch gekrümmtem Rücken
Die Flut durchſpielt, und ſo den Schiffer warnt,
Sein Fahrzeug ſchnell den Stürmen zu entrücken:
22 So ließ auch hier, zur Linderung der Qual,
Ein Sünder dann und wann den Nacken ſehen,
Fuhr dann hinab gleich einem Wetterſtrahl.
25 Und wie der Fröſche Volk am Rand der Sümpfe
Zuweilen ſitzt; man ſieht die Schnauze nur,
Verborgen ſind im Schlamm die Bein' und Rümpfe:
28 So ſaß hier überall die Sünderbrut.
Allein, ſo wie ſich Barbariccia nahte,
Entwich ſie in die ſiedend heiße Flut.
31 Ich ſah, warob noch jetzt mein Herz erſchauert,
Daß ihrer einer blieb, wie's wohl geſchieht,
Daß nach der andern Flucht Ein Froſch noch lauert.
34 Und Graffiacan, der ihm am nächſten ſtand,
Schlug ihm den Haken in's bepichte Haar,
Und zog, als wär's 'ne Otter, ihn an's Land.
37 (Ich wußte ſchon den Namen eines jeden.
Bei ihrer Wahl hatt' ich darauf gemerkt:
Auch nannten ſie einander oft im Reden.)
40 „O Rubicante!" die Verruchten ſchrien
Mit Einer Stimme ſo: „Die Krallen ſetze
„Ihm in's Genick! Zerfleiſche weidlich ihn!" —
43 Und ich: „Mein Meiſter! wenn du kannſt, erkunde:

„Wer mag wohl jener Unglückſel'ge ſein,
„Der ſich herausgewagt zur böſen Stunde?“ —
46 Mein Führer trat an ſeine Seite hin.
„Wer biſt du?“ fragt' er ihn; und Jener: „Wiße,
„Daß ich gebürtig aus Navarra bin*).
49 „Die Mutter ließ mich dienen, nothgedrungen;
„Denn ſie gebar von einem Praßer mich,
„Der ſich verderbet und ſein Gut verſchlungen.
52 „Darauf erwarb ich meines Königs Gunſt,
„Des wackern Theobald**); trieb Gaunereien,
„Und büße drum in dieſer Höllenbrunſt.“ —
55 Und Ciriatto, dem an beiden Ecken
Des Mauls hervor ein großer Hauer ſtand,
Ließ ihn indes des einen Hiebe ſchmecken.
58 Die Maus war in den Klauen arger Katzen;
Doch Barbariccia warf die Arm' um ihn:
„Ich halt' ihn,“ rief er; „fort mit euern Tatzen!“
61 Er kehrte dann zu meinem Meiſter ſich,
Und ſagte: „Willſt du mehr von ihm noch wißen,
„Eh ihn mein Volk zerrißen hat, ſo ſprich!“ —
64 Mein Führer ſprach: „Sag' uns von deinen Brüdern!
„Sind auch Lateiner***), die du kennſt, mit dir
„Im heißen Pech?“ — Er eilte zu erwidern:
67 „Nicht weit von hier ſaß einer; nur ſo eben
„Verließ ich ihn. Ha! wär' ich, wo er iſt,
„So dürft' ich nicht vor Klau'n und Haken beben!“ —

---

*) Der Schatte, welcher redet, heißt Giampolo. Von ſeinen Lebensumſtänden unterrichtet ſeine eigne Erzählung hinlänglich.

**) Theobald der Erſte von Navarra regierte von 1234 bis 1270.

***) Italiäner.

76 „Schon allzulang,“ rief Libicocco aus,
„Sehn wir es an!“ traf zu mit der Ha
Und riß vom Arm ein ganzes Stück he
73 Auch Draghignazzo wollt' am Bein' ihn z
Von unten her; ihr Hauptmann wandte
Sich rund herum mit grimmig finſtern
76 Ein wenig ſtill ward nun der rohe Schwa
Mein Führer ſäumte nicht und fragte je
Der noch herabſah auf den wunden Arm
79 „Wer war der Mitgenoß, von dem du dor
„Dich, wie du ſagſt, zu deinem Unglück
„Der Mönch Gomita*),“ war des Sünd
82 „Der in Gallura ſich durch Ränk' erhoben;
„Der ſeines Herren Feind' in Händen h
„Und that an ihnen, was ſie höchlich lo
85 „Er nahm ihr Geld, und ließ ſie ſchiedlich
„Wie er erzählt; auch ſonſt in Staatsge
„Nennt man den Ausbund aller Gauner
88 „Und Zanche**), welcher Logodor beſeſſen,
„Geht mit ihm um; ſie ſchwatzen ohne
„Und können nie Sardiniens vergeſſen. –
91 „O ſeht! wie der die Zähne grinſend wetz
„Weh mir! ich ſpräche mehr, allein ich
„Daß mir der Unhold einen Streich ver

---

*) Er war Günſtling des Nino Viſconti, piſa
halters in Gallura, einem der vier Diſtrikte (giudica
nien. Als Nino erfuhr, daß jener ſeine Feinde, di
Gewalt hatte, für Geld habe entfliehen laßen, ließ er

**) Michel Zanche, Statthalter von Logodoro, gl
ſardiniſchen Diſtrikt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL, A. W. FN. 10461/006

94 Schon rollte Farfarello ſcheele Blicke,
Als lüſtet's ihn zu ſchlagen; doch ihn ſchalt
Ihr Oberhaupt: „Verfluchte Brut, zurücke!“ —
97 „Wollt ihr,“ begann der bange Wicht nunmehr,
„Toſkaner und Lombarden ſehn und hören?
„Was gilt's? ich locke ſie an's Ufer her.
100 „Laßt drüben hin die Malebranche ſtehn,
„Weil jene ſonſt vor ihrer Wuth ſich ſcheuen.
„Für Einen, den ihr habt, verſchaff' ich zehn.
103 „Ich brauche nur zu pfeifen, wie wir pflegen,
„Wenn einer unter uns hervor ſich wagt,
„Und wittert, daß wir frei uns fühlen mögen.“ —
106 Cagnazzo ſchüttelt ſeinen Kopf hiebei,
Und rümpft das Maul: „Um ſich hinabzuwerfen
„Erſann er das; ſeht mir die Büberei!“ —
109 Der Andre, reich an fein gelegten Schlingen,
Erwidert: „Ja! ein rechtes Bubenſtück,
„Die Meinigen in größre Qual zu bringen!“ —
112 Voll Ungeduld fiel Alichino ein:
„Nun gut! Allein verſuchſt du zu entrinnen,
„So komm' ich nicht mit Rennen hinterdrein,
115 „So ſchwing' ich über's Pech die leichten Flügel.
„Sollt' er behender als wir alle ſein?
„Nein! ſtellt mit mir euch hinter dieſen Hügel!“ —
118 O Leſer! ſolch ein Spiel vernahmſt du nie,
Als jetzt geſchah: weg wandten ſie ſich alle,
Am erſten, der zuvor dawider ſchrie.
121 Giampolo hatte kaum es wahrgenommen,
So ſetzt' er an zum Sprung, entriß im Nu
Sich Barbariccia's Arm, und war entkommen.
124 Hierum erboſ'ten all die Teufel ſich;

Am meiſten der, ſo es verſchuldet hatte.
Er ſchoß hinzu und rief: „Ich habe dich!“ —
127 Umſonſt! ſein Fittig war nicht ſchnell genug
Für des Verfolgten Angſt; der fuhr zu Boden,
Und er hinauf mit raſch gewandtem Flug.
130 So taucht die Ent' in einem Augenblicke
Tief in die Flut ſich vor des Falken Stoß;
Der aber kehrt erzürnt und matt zurücke. —
133 Ergrimmend über ſolche Narrethei
Flog Calcabrina nach, um mit dem Andern
Sich gleich zu balgen, käm' der Sünder frei.
136 Er ſah ihn nicht ſo bald hinabgefallen,
So packt' er ſchon den Mitgeſellen an,
Und zauſt' ihn über'm Pech mit ſcharfen Krallen.
139 Des Andern Klauen waren auch nicht ſtumpf,
Er wußte ſie zu brauchen, wie ein Geier,
Und beide ſtürzten in den glüh'nden Sumpf.
142 Die Hitze ſtillt' alsbald der Kämpfer Wüthen;
Doch klebte Pech an ihren Flügeln ſo,
Daß ſie umſonſt ſich zu erſtehn bemühten.
145 Ihr Obermann, gar tief bekümmert, ließ
Von ſeiner Rotte vier hinüber fliegen,
Die er in Eil' an ihre Poſten wies.
148 So ſtiegen ſie mit allen Hakenſtangen
Zum Rand des Pechs hinunter, hier und dort,
Um das geſottne Paar herauszulangen.
151 Wir aber zogen unſres Weges fort.

Wer vom epiſchen Dichter nicht bloß in ſeinem eignen Vortrage, auch in den Reden und Handlungen aller aufgeführten Perſonen Anſtand und Würde verlangt, wird unfehlbar dieſe ganze, mit furchtbarer Lebendigkeit, ohne alle Schonung für ſchwache Nerven, dramatiſirte Teufelshetze ſehr tadelhaft finden. Dante aber argwöhnte nicht, daß er eine Epopöe ſchriebe*); alles irgend Darſtellbare hielt er ſich befugt darzuſtellen, und es war ſeiner Phantaſie eigen, ſich keinem wirklichen oder möglichen Gegenſtande, wie hoch oder tief er auch liegen mochte, zu entziehen. Tief liegen nun allerdings die gemeinen Volksbegriffe von böſen Geiſtern, denen der Ton jener Schilderungen entſpricht; doch enthalten ſie das Wahre, daß ſittliche Ausartung ſich immer in Häßlichkeit und Unadel offenbart. Selbſt die menſchliche Geſtalt, unter der wir uns natürlicher Weiſe alle Wirkſamkeit der Geiſter verſinnlichen, iſt dem Erzfeinde der Menſchen nicht ohne entſtellende Zuſätze gegönnt worden.

Unſre Einbildungskraft, wenn ſie außerirdiſche Weſen ſchafft, kann dieſelben zwar mit phyſiſchen Vorzügen wunderbar ausrüſten; ſie kann ihnen auch in unbeſtimmten Angaben ein übermenſchliches Maß geiſtiger Kräfte leihen; aber zu den weſentlichen Beſtandtheilen unſrer innern Natur kann ſie durchaus nichts hinzufügen, und folglich auch, ſobald es zur nähern Ausführung kommt, keinen Gedanken, keine Empfindung eines guten oder böſen Engels erfinden, deſſen ein Menſch, das Zufällige abgerechnet, nicht ebenfalls fähig wäre. Da wir alſo den Teufel nicht über die Menſchheit erheben können, ſo erfordert es das Intereſſe unſrer Ehre, ihn unter ſie hinabzuſtoßen. Dieß geſchieht, wenn die Vorſtellungen von Vernunft und Freiheit, und aus ihrem Mißbrauche entſprungener Verderbniß entfernt, und an ihre Stelle wilde Thierheit, urſprüngliche Bösartigkeit geſetzt wird, wie Dante bei Barbariccias Rotte gethan hat. Man kann dabei unmöglich an gefallene Engel denken; dieſe Geiſter ſind zu unſauber, als daß ſie nicht in jedem, noch ſo weit von ihrem jetzigen verſchiedenen Zuſtande den Himmel ſollten verunziert haben: es ſind geborne Teufel.

---

*) Dieß erhellt unter andern auch daraus, daß er die Aeneïs, das einzige Gedicht dieſer Gattung, welches er kannte, im Gegenſatz mit dem Stil ſeiner Komödie eine hohe Tragödie nennt. Inf. XX. 113.

Wie es dem Dichter gelingen mag, die Theologie mit dieſer Vorſtellungsart auszuſöhnen, das kümmert uns hier nicht: aus der Naturgeſchichte ließe ſich Manches für ſie anführen. Es giebt keine unedle oder feindſelige Eigenſchaft des Menſchen, von der die Natur nicht an irgend einem Thiergeſchlechte eine inſtinktmäßige Nachahmung lieferte, wie zum Beiſpiele die menſchenähnlichſten Thiere, die Affen, gleichſam als thieriſche Schauſpieler der menſchlichen Narrheit, recht uns zum Spotte in die Welt geſetzt ſcheinen. Auch hat ein allgemeiner Gebrauch viele Laſter (freilich auch viele Tugenden) mit irgend einem Thiernamen beinah ſprichwörtlich verknüpft. Indeſſen unterſcheidet unſer Gefühl den Inſtinkt auch in ſeinen widrigſten oder ſchrecklichſten Aeußerungen ſehr weſentlich von dem empörenden Eindrucke grober Unſittlichkeit. Jener bleibt immer eine unterhaltende Naturerſcheinung; in ſeiner Unfehlbarkeit iſt Uebereinſtimmung des Mittels mit dem Zweck, alſo Vollkommenheit, ſichtbar; und ſeine ſchädliche Macht wendet ſich nie nach innen gegen das Daſein, dem er zur Beſchützung gegeben iſt. Hingegen an dem tugendfähigen, aber entarteten Geſchöpfe iſt Alles Verzerrung, innerliche Zwietracht, unſelige Verworrenheit. Es beſtätigt die Richtigkeit des vorhin angegebnen Geſichtspunktes, daß man ſolche innre Qual und Selbſtverdammniß an den Malebranche durchaus nicht wahrnimmt, daß ſie vielmehr ihre Henkersrolle mit rohem zügelloſem Behagen ſpielen.

Spätere Dichter haben verſucht, wo nicht den Pöbel der Höllengeiſter, von welchem hier die Rede iſt, doch wenigſtens den oberſten Dämon, trotz ſeiner uralten Widerſpänſtigkeit, zur heroiſchen Perſon heraufzuadeln und zu idealiſieren*). Im befreiten Jeruſalem erſcheint er in grauſer Hoheit und mit kunſtvoller Rhetorik, neben welcher zwar die großen Hörner, die noch nicht von ſeiner großen Stirn weggeräumt ſind**), eine etwas abſtechende Wirkung thun. Milton iſt in dieſem Stücke dem Tadel der Kunſtrichter glücklicher ausgewichen. Die Bildung ſeines Satan iſt gigantiſch, aber durchaus edel. Auch ſpricht er in der That wie ein Kato***): wer könnte ſeinem Heldenmuthe, ſeiner Standhaftigkeit im Unglück, ſeiner innern Unabhängigkeit von der äußern Lage Beifall und Bewunderung verſagen? Der Dich-

---

*) Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen:
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Mephiſtopheles in Goethes Fauſt.

**) Si la gran fronte e le gran corna estolle.

***) Im erſten Buch:

— to be weak is miserable
Doing or suffering; —
The mind is its own place, and in itself
Can make a Heav'n of Hell, a Hell of Heav'n.
What matter where, if I be still the same? —

— here at least
We shall be free. —

ter ſelbſt verräth ganz offenherzig den Kunſtgriff, wodurch er die Bewohner der Hölle, die ſonſt aus der Poeſie eben ſowohl wie aus dem Himmel verbannt ſein müßten, einer ſchönen Darſtellung fähiger gemacht hat. Die verworfnen Geiſter, ſagt er*), verlieren ihre Tugend nicht ganz: eine Behauptung, die nothwendig mehr oder weniger auffallende Inkonſiſtenzen mit ſich führt, die indeſſen auch Dante ſtillſchweigend auf die verdammten Seelen angewandt hat. Die Charaktere Satans und Adramelechs**) im Meſſias nähern ſich weit mehr dem Begriffe ächter Teufelei; aber ihre Unglaublichkeit ſteigt in eben dem Grade. Wenn reine unbedingte Bosheit, die Geſinnung eines Weſens, welches nicht nur uneigennützig, ſondern allem Eigennutze entgegen, ja mit der gewiſſen Ausſicht auf ewiges Elend zum Lohne, alles Böſe liebt und verrichtet, und dieß bei einem urſprünglich freien Willen, nicht im Wahnſinne, ſondern bei voller Beſonnenheit; wenn ſolch eine Geſinnung nicht ganz undenkbar iſt, ſo findet ihre Möglichkeit wenigſtens in unſerm Innern nicht die geringſte Beglaubigung: denn ſie widerſpricht ſowohl der Sinnlichkeit, als der Vernunft; allen Trieben, wie allen Grundſätzen.

---

*) Im zweiten Buche:

— for neither do the spirits damn'd
Lose all their virtue.

**) Doch heißt es von dieſem, da die Schwärze ſeines Charakters geſchildert werden ſoll:

Wenn er was that, er that's nicht Satans Reiche zu ſchützen:
Seinentwegen verübt' er es.

Kann ein unter Menſchen ſo allgemeiner Eigennutz an einem Teufel außerordentlich ſcheinen?

Dreiundzwanzigſter Geſang.

Virgil und Dante (hier verließen wir die Geſchichte) retten ſich eilig vor den Unholden, die, ergrimmt über den durch ſie veranlaßten Unfall, ihnen nachſetzen, ſobald ſie ihre Gefährten aus dem Pfuhle gezogen; indem jener ſeinen Freund in die Arme ſchließt, und an der ſteilen Felſenwand in den nächſten Bezirk hinabgleitet. Hier ſchleichen die Heuchler unter dem Druck bleierner, von außen vergoldeter Mäntel und Kappen mühſelig einher. Von ihnen erfahren ſie Malacodas Betrug, und ſind genöthigt, bei der nächſten, aber hier wie alle übrigen unterbrochnen, Brückenreihe über die zertrümmerten Felſen hinaufzuklettern.

Vierundzwanzigſter Geſang.

Die ſiebente Vertiefung, die Wohnung der Diebe und ſolcher Räuber, die Liſt mit Gewalt verbunden, bietet ein entſetzliches Schauſpiel dar. Unzählige Schlangen und Drachen, die alle Geburten der Wüſten Lybiens an Mannigfaltigkeit und giftiger Art weit hinter ſich laßen, verfolgen die Verdammten, umſchlingen ihre Glieder, peinigen ſie mit Bißen.

Fünfundzwanzigſter Geſang.

Hier büßt Kakus ſeinen Diebſtahl an den Herden des Herkules. Die beiden Dichter ſehen ihn als Centauren*). tauſend Nattern auf dem Pferderücken; im Nacken einen flammenhauchenden Drachen. Ein andrer Verbrecher zerlodert durch einen Schlangenſtich in Aſche, aus welcher ſein voriger Körper ſogleich wieder erſteht. Nichts beharret hier in eigner Form: Schlangenbildungen, worein ſich oft die Seelen Verdammter kleiden, werden mit menſchlichen, dieſe wieder mit jenen vertauſcht. In der abenteuerlichen Willkür, womit dieſe Verwandlungen zu erfolgen ſcheinen, waltet dennoch ein furchtbares Geſetz, welches die Schrecken der Hölle ewig wechſeln, aber nie ſich verringern läßt.

---

*) Dieß iſt ein Mißverſtand Dantes, den vermuthlich ſeines Führers Ausdruck, Semihominis Caci facies, verurſacht hat.

46 Biſt du, o Leſer! auf mein Wort zu bauen
Jetzt ungeneigt, ſo wird's kein Wunder ſein.
Ich, der es ſah, mag kaum mir ſelbſt vertrauen.
49 Als ſo mein Aug' auf ſie*) erhoben war,
Da ſchleudert, ſieh! ein Drache**) mit ſechs Füßen
Sich vorn dem Einen***) an, und packt ihn gar.
52 Derweil den Leib die Mittelfüß' umfangen,
Greift er die Arme mit den vordern ihm;
Dann ſchlägt er ihm die Zähn' in beide Wangen.
55 Die Hinterpfoten ſchmiegen ausgeſtreckt
Sich um die Schenkel, zwiſchen die ſich windend
Sein Schweif hinauf ſich an den Nieren reckt.
58 Kein Epheu rankte je ſo drang und feſte
Sich um den Baum, als dieſer grimme Wurm
Des Mannes Glieder rings mit ſeinen preßte.
61 Als ob ihr Leib von heißem Wachſe wär',
Verſchmolzen ſie und miſchten ihre Farben:
Noch der, noch jener ſchien derſelbe mehr.

---

*) Auf drei Schatten, die eben vor ihnen ſtill ſtehen.

**) Der Schatte des Gianfa Donati.

***) Angelo Brunelleſchi.

64 So ſieht man von der Glut Papier ſich färben,
Und vor ihr her, ſo wie ſie weiter greift,
Eh ſich's vollkommen ſchwärzt, das Weiß erſterben.
67 „Weh! wie verwandelt, Angelo, wirſt du!
„Schon biſt du nicht mehr Zwei und auch nicht Einer!“
So rufend ſchauten jene Beiden zu.
70 Die beiden Köpfe drängten ſich in Einen;
In Einem Antlitz ſahen wir nunmehr
Zwo neue Zwitterbildungen erſcheinen.
73 Aus vieren bildeten zween Arme ſich,
Und Bauch und Bruſt und Bein' und Schenkel wurden
Zu Gliedern, denen nie noch etwas glich.
76 Vom vor'gen Scheine wurd' ich nichts mehr innen;
Zwei und auch Keiner ſchien das Mißgebild,
Und wandte ſo den trägen Schritt von hinnen.
79 So wie, gegeiſelt von des Hundsſterns Hitze,
Die Eidechs, die den dürren Zaun verläßt,
Den Weg hinüberfährt gleich einem Blitze:
82 So kam ein Lindwurm*), heiß entglüht von Zorn,
Dem Bauch der beiden Andern angeſprungen,
Verſchrumpft und ſchwärzlich wie ein Pfefferkorn.
85 Die Stelle, wo zuerſt in unſre Glieder
Die Nahrung dringt**), bohrt er dem Einen***) durch;
Dann fiel er ihm geſtreckt zu Füßen nieder.
88 Stillſchweigend ſtarrt' auf ihn der, den er traf,

---

*) Dießmal nicht, wie vorhin, ein ſechsfüßiges, ſondern ein vierfüßiges Geſchöpf. Unter dieſer Geſtalt iſt Franceſco Guercio Cavalcante verborgen.

**) Den Nabel.

***) Buoſo Abati.

That weiter keinen Schritt, und gähnte ſo,
Als überkäm' ihn Fieber oder Schlaf.
91 Er ſah den Drachen an, der ihn dagegen:
Dem dampfte ſtark die Wunde, dem der Schlund,
Und hier und dort kam ſich der Dampf entgegen.
94 Nun ſchweige nur Lukan, da, wo er lehrt,
Was einſt Sabellus und Naſidius litten*),
Denn ſeine Wunder ſind nicht dieſe werth!
97 Von Kadmus ſchweig' Ovid und Arethuſen!
Es regt ſich mir, wenn er in Schlange den,
In Quelle die verkehrt, kein Neid im Buſen:
100 Denn ſo verſchuf er zwei Naturen nie,
Daß Bildung, gegen Bildung umgewandelt,
Den Stoff einander wechſelnd nahm und lieh. –
103 Sie hielten Ebenmaß im Umgeſtalten.
Des Menſchen Ferſen zogen ſich in Eins,
Der Schweif des Drachen wurde zwiegeſpalten.
106 Die Beine ſammt den Schenkeln wuchſen ſo
Dem Sünder in einander, daß dazwiſchen
Die Fuge bald dem Auge ganz entfloh.
109 Dem Doppelſchweif ward die Geſtalt gegeben,
Die dort verſchwand, und rauhe Schuppenhaut
Erſtarrte dort und war hier weich und eben.

---

*) Römiſche Krieger, die bei Katos Zuge durch die afrikaniſchen Wüſten von Schlangen gebiſſen wurden, deren Gift nicht nur tödtet, ſondern den Körper aufs fürchterlichſte entſtellt und faſt verwandelt. S. Pharſal. IX. 763…804. Man möchte den Rhetor Lukanus noch aus einem andern Grunde ſchweigen heißen. Seine Beſchreibungen, mit denen er niemals ruht, bis er ſie über die Gränzen des Wahren nicht nur, ſondern des Möglichen hinausgetrieben hat, ſind hier unausſprechlich ekelhaft und ſcheußlich.

112 Und wie ſich, in die Achſeln eingedrängt,
Die Arme kürzten, wurd' in gleichem Maße
Der Vorderfüße Paar dem Thier verlängt.
115 Die hintern Klauen wurden dann verſchlungen,
Den Theil zu bilden, den der Menſch verhehlt,
Indeſſen dort zween Füße draus entſprungen.
118 Indem der Dampf in Wirbeln um ſie ſchwimmt,
In fremde Farben den und jenen hüllend,
Hier Haare pflanzt und dort hinweg ſie nimmt,
121 Steht dieſer auf, der andre fällt zur Erden;
Der Augen Schalkheit funkelt unverwandt,
Obſchon vertauſcht die beiden Köpfe werden.
124 Die Schnauze deſſen, der erſtanden war,
Zog ſich zum Schlaf zurück, und von dem Stoffe,
Der dort ſich häuft', erwuchs ein Ohrenpaar.
127 Ein Theil davon ward nicht zurückgeſchoben,
Woraus die Naſ' hervor in's Antlitz trat,
Und um den Mund die Lippen ſich erhoben.
130 Gebiß und Mund des Hingefallnen reckt
Zum Drachenmaul ſich aus; die Ohren werden
Wie Schneckenhörner in den Kopf verſteckt.
133 Die Doppelzunge wird in Eins verbunden;
Die, ſo zuvor der Rede fähig war,
Zerſpaltet ſich; auch iſt der Dampf verſchwunden.
136 Der Schatte, der zum wilden Thier nunmehr
Geworden iſt, flieht ziſchend durch die Klüfte,
Und jener ſpeit und redet*) hinterher.

---

*) Zwei dem Menſchen ausſchließend eigenthümliche Handlungen.

139 Dann kehrt er ihm den Rücken, ſpricht zum andern,
Der bei ihm ſteht*): „Ha! nun mag Buoſo auch,
Wie ich, auf ſeinem Bauch das Thal durchwandern.“ —

Es giebt Verwandlungen, die nur eine flüchtige Erwähnung leiden, weil man die Phantaſie mit ihnen überraſchen muß, wenn ſie ſich nicht, ſobald ſie bei mehrerer Muße den Abſtand der Geſtalten unermeßlich, und die Schwierigkeiten ihres Uebergangs unüberſteiglich findet, gegen die Zumuthung, die ihr geſchieht, auflehnen ſoll. Dahin gehört es zum Beiſpiele, wenn aus einem Rieſen ein Berg, wenn aus Schiffen Nymphen werden**). Hier, wo der Formenwechſel ſich auf den Kreiß analogiſch organiſirter Körper beſchränkt, brauchte der Dichter keinen raſchen Zauberſchlag, um ſeine Wunder vor der Prüfung zu retten. Er durfte ſie dem Auge nahe rücken, und durch die Ausführlichkeit ſeiner Beſchreibung den allmähligen Gang bezeichnen und nachahmen, womit ſich Metamorphoſen in der wirklichen Natur entwickeln. Was hierin die täuſchende Kunſt vermag, hat er geliefert, ohne doch weder in's Weitſchweifige, noch in's Kleinliche zu fallen. Allein der eigentliche Nachdruck der Stelle beruht auf etwas mehr, als auf der Anſchaulichkeit oder Neuheit des ſinnlichen Schauſpiels, wie ſehr auch dieſe dem Dichter ſelbſt gefallen mag, der ſich in ihr des unabhängigen Reichthums ſeiner Einbildungskraft bewußt wird.

---

*) Puccio Sciancato, der einzige von den fünfen, der unverwandelt geblieben.

**) Ovid. Metam. IV. 656...660. Virg. Aen. IX. 117...122. Beide gleiten geſchickt über den entſcheidenden Augenblick weg; nur hätte jener etwa die Schatten der Nacht zu Hülfe nehmen mögen, wie dieſer ſeine Schiffe unter die Wellen taucht.

Der ganze Vorgang, beſonders bei dem letzten Geſtaltentauſch, hat ein Anſehen von feindſeliger, ſchwarzer Zauberei. Ob ſich gleich die Umſtände, die zu allegoriſcher Deutung gleichſam einladen, nicht mit Sicherheit deuten laßen, ſo wirken ſie doch eben dadurch als Myſterien der Hölle. Zugleich ahndet man etwas peinlich Zweideutiges in dem Zuſtande der Seelen, die an den Körpern oder Schatten ihrer Mitverdammten wüſte Willkür verüben und im nächſten Augenblicke zu ohnmächtig ſind, ſich im Beſitz ihres eignen gegen ähnlichen Raub zu ſchützen.

Sechsundzwanzigſter Geſang.

Ueber den Umſtand, daß die fünf zuletzt erblickten Schatten alleſammt Florentiner, und zwar aus angeſehenen Geſchlechtern ſind, bricht Dante in eine ſarkaſtiſche Lobrede aus:

Freu' dich, Florenz! denn du biſt hoch und hehr:
Du regſt die Flügel über See und Land,
Und in der Hölle prangt dein Name ſehr.
4 Von deinen Bürgern fand ich fünf der größten
Bei'm Räubervolk: des ich erröthen muß,
Und deinem Ruhm gereicht es nicht zum Beſten. —

Darauf ſieht er in dem achten Thale keine Bewohner, ſondern nur eine Menge irrender Feuer, deren jedes einen Argliſtigen einſchließt und verſteckt. Diomedes und Ulyſſes brennen, weil ſie ihre ſchlauen Anſchläge, beſonders die Entwendung des Palladiums, gemeinſchaftlich vollführt*), in einer einzigen Flamme, die ſich aber nach oben zu theilt und zwei Gipfel bildet, wie jene, welche einſt vom Scheiterhaufen des Eteokles und Polynikes emporſtieg. Virgil befragt den Ulyſſes über ſeinen Tod.

---

*) Virg. Aen. II. 163...168. Auch Ovidius konnte ihm dieſe Vorſtellung leihen:

At sua Tydides mecum communicat acta;
Me probat, et socio semper confidit Ulixe.

85 Der Flamme größ'res Horn*) begonnte nun
Mit Murmeln ſich zu neigen und zu ſchwingen,
So wie vom Wind geſchürte Gluten thun.
88 Es wägte ſich die Zunge hin und her,
Aus der vernehmlich dieſe Worte kamen,
Als ob's die Zunge eines Menſchen wär':
91 „Kaum daß mich Circes Macht nicht länger bannte,
„Die mich ein Jahr lang bei Gaëta hielt,
„Eh noch Aeneas ſo den Ort benannte*):
94 „So konnte nicht das Sehnen nach dem Sohn,
„Des alten Vaters Gram, die ſtete Liebe
„Penelopes und ihr verdienter Lohn,
97 „In mir die heiße Leidenſchaft beſiegen,
„Des Menſchen Thun und Dichten zu erſchaun,
„Und alle Länder forſchend zu durchfliegen;
100 „So daß ich kühn in's weite Meer mich trieb,
„Mit einem Schiff und kleiner Zahl Gefährten,
„Die mir, allein aus vielen, treu verblieb.
103 „Nun fuhr ich an des Mittelmeers Geſtaden

---

*) Die Spitze, welche dem Schatten des Ulyſſes zugehörte.

**) Von ſeiner Amme, die daſelbſt geſtorben war. Es ſtimmt mit der Chronologie der Mythen (wenn anders dieſe Begriffe neben einander geſtellt werden dürfen) überein, daß Ulyſſes die dortigen Gegenden früher verließ, als Aeneas dahin kam. Man vergleiche nur die Odyſſee und Aeneïde.

„Bis Spanien und bis Marokko hin,
„Und wo die Fluten Sardos Inſel baden.
106 „Ich und mein Volk, wir waren alt und grau,
„Eh wir die Enge*) ſahn, wo Herkuls Hände
„Ein Denkmal aufgeſtellt zu ew'ger Schau,
109 „Daß Menſchen nie ſich fürder wagen möchten. —
„Zur linken Hand blieb Ceuta ſchon zurück;
„Jetzt ließen wir Sevilla uns zur Rechten.
112 „„O Brüder!““ ſagt' ich, „„die zum fernen Weſt
„„Sich hingekämpft durch tauſend Abenteuer!
„„Weil das Geſchick ſo wen'ge Tag' euch läßt,
115 „„Auf! leidet nicht, daß ſie vergebens fliehen!
„„Gönnt eurem Geiſt die Luſt, der Sonne nach
„„Zum unbewohnten Theil der Welt**) zu ziehen!
118 „„Seid eingedenk, zu welchem End' ihr lebt!
„„Das ſondert euch von unvernünft'gen Thieren,
„„Wenn ihr nach Tugend und Erkenntniß ſtrebt.***)““ —
121 „Ich ſpornte ſo zur Reiſe die Genoſſen
„Durch dieſen kurzen Ruf: hätt' ich nachher
„Auch nicht gewollt, ſie blieben doch entſchloſſen.

---

*) Die Straße von Gibraltar. Daß die Felſen zu beiden Seiten derſelben bei den Alten die Säulen des Herkules heißen, iſt bekannt.

**) Er meint entweder die heiße Zone, die nach den Vorſtellungen der Alten nicht bewohnt werden konnte, oder die uns weſtlich liegende Hemiſphäre, die er ſich ganz vom Ocean eingenommen dachte.

***) Die Seelengröße des Ulyſſes, der in der Aeneide faſt immer nur inventor und fandi fictor heißt, hat Dante vielleicht aus dem Horatius genommen.

— Aspera multa
Pertulit, adversus rerum immersabilis undis.

124 „Das Steuer ward dem Oſten zugewandt;
„Dann ſchwangen wir zum tollen Flug die Ruder,
„Doch lenkten wir ihn ſtets zur linken Hand.*)
127 „Ich ſah bei Nacht des andern Pols Geſtirne
„Schon insgeſammt, und unſer Angelſtern**)
„Enthob dem Ocean nicht mehr die Stirne.
130 „Nun war des Mondes untre Scheib'***) in Schatten
„Fünfmal erloſchen, fünfmal neu entglüht,
„Seit wir die große Fahrt begonnen hatten.
133 „Da ſchien ſich fern am blauen Rand der See
„Ein dämmernd grauer Berg empor zu thürmen;
„Von ſolcher Höhe ſah'n wir keinen je.
136 „Wir jubelten, doch Wehe folgte bald.
„Ein Wirbelwind blies von dem neuen Lande,
„Und traf das Schiff mit brauſender Gewalt.
139 „Er trieb es dreimal um mit allen Wogen.
„Da ſchlug es über ſich; ſein Schnabel ſchoß
„Tief in den Grund, von höh'rer Macht gezogen,
142 „Bis über uns das Meer ſich wieder ſchloß.“

Vermuthlich iſt es mehr eine beabſichtigte Ergänzung der alten Fabel, die Dante aus wenigen römiſchen Dichtern nicht vollſtändig lernen konnte, als eine wißentliche Abweichung von ihr, daß er den Helden von Ithaka nicht heimkehren, ſondern auf dem Ocean den Tod eines Weltumſeglers finden läßt. Er kannte Homers Gedichte nicht; dieſer

---

*) Alſo ſüdweſtlich, und zwar bis jenſeit des Aequators.
**) Der nördliche.
***) Die nach der Erde zugekehrte Seite. Eine aſtronomiſche Genauigkeit!

kurze Abriß einer Odyſſee iſt von ſeiner eignen Erfindung: gleichſam eine Weiſſagung von den Unternehmungen künftiger Seefahrer. Wenn Colombo ſie jemals las, ſo mochte er daraus für ſich dasjenige nehmen, wozu ihn ſein Bewußtſein berechtigte: den hohen Muth, die Standhaftigkeit, die edlen Triebfedern jenes fabelhaften Helden. Sollte die Kataſtrophe ihn geſchreckt haben?

Die Erzählung ſteht im Zuſammenhange mit andern Dichtungen der göttlichen Komödie, für die ſie vorbereitende Winke giebt; denn die Scene des ganzen zweiten Theils liegt eben auf dieſer unzugänglichen Inſel, auf dieſer Atlantis, vor welcher Ulyſſes durch eine Anſtalt der Vorſehung Schiffbruch litt, damit nicht die Scheidewand zwiſchen Lebenden und Todten eingeriſſen, und die Wohnung frommer, ſich reinigender Seelen von einem Sterblichen erforſcht würde.*)

Achtundzwanzigſter Geſang.

Noch bleiben uns die zwei letzten Abtheilungen des Kreißes zu durchlaufen übrig. Eine davon iſt den Zwietrachtſtiftern, beſonders auch den Schiſmatikern, beſtimmt, unter denen (ſeltſame Klaſſifikation!) Mahomed vor Allen bemerkt wird. Wie ſie lebend die Geſinnungen andrer Menſchen zu trennen und zu zerreißen geſucht haben, ſo wird in der Hölle ihr Leib von grauſamen Wunden aller Art, die ſtets wieder zuheilen, unaufhörlich zerfleiſcht.

Neunundzwanzigſter und dreißigſter Geſang.

Die andre Vertiefung gleicht einem Siechhauſe, einem Sammelplatze der ärgſten Krankheiten und Plagen, mit denen die Verfälſcher behaftet ſind; ein Name, welchen der Dichter braucht, um ſehr ungleichartige Verbrecher, falſche Münzer, Alchymiſten (angebliche), und ſolche Betrüger, die eine fremde Perſon geſpielt, zuſammenzuordnen. Dante hat, auch in der Darſtellung ſo widriger Gegenſtände, ſeinen Charakter nicht verläugnet. Nur zu oft giebt er dem Leſer Gelegenheit, die ergreifende Wahrheit, die unwiderſtehliche Kraft, wodurch er anderswo entzückt, hier wegzuwünſchen.

---

*) Iupiter illa piae secrevit litora genti. Horat.

Einunddreißigſter Geſang.

Jetzt laßen die Reiſenden das inwendige Ufer der letzten Vertiefung hinter ſich, und durchwandern den noch zum achten Kreiße gehörigen Raum von da bis an den ſenkrechten Abhang des engſten und tiefſten Abgrundes der Hölle.

10 Hier war ein Zwielicht, weder Tag noch Nacht,
So daß nicht weit mein Auge tragen konnte;
Doch plötzlich ſcholl ein Horn mit großer Macht.
13 Des Klang, vor welchem Donnerwürden ſchweigen,
Trieb mich alsbald, den angeſpannten Blick
Des Weges, wo er herkam, hinzuneigen.
16 Am jenem Schreckenstag', als Karl dem Großen
Die heil'ge Fahrt mißlang*), hat Roland einſt
So furchtbar laut nicht in ſein Horn geſtoßen.

---

*) When Charlemain with all his peerage fell
By Fontarabbia. —

Die Vergleichung könnte uns weithergeholt ſcheinen; Dantes Zeitgenoßen gewiß nicht. Sie ſpielte auf ein allgemein geleſenes Buch an.

19 Das Haupt empor gewendet, ſchritt ich fort;
Da ſchien mir's bald, ich ſäh' viel hoher Thürme,
Und ſprach: „O Meiſter! welche Stadt liegt dort?“

Die vermeinten Thürme ſind Rieſen, die auf dem Boden des neunten Kreißes und zwar in beſtimmten Entfernungen von einander ſtehen, und nur mit dem Oberleibe über den Rand des achten hinausragen. Hier ſehen die beiden Dichter, neben den Giganten der Fabelwelt, den Nimrod mit einem großen von der Schulter herabhangenden Horne, wohl demſelben, welches eben ihre Ankunft verkündigt hat. Gelegentlich läßt er ſie eine kleine Probe von der babyloniſchen Verwirrung der Sprachen hören*); doch unterhalten ſie ſich nicht ſonderlich mit ihm: „denn“, ſagt Virgil, (V. 79. ff.) „es ergeht ihm mit den Sprachen Andrer, wie „Andern mit der ſeinigen, welche kein Menſch verſteht.“ Dante ſieht mit Entſetzen den Ephialtes ſeine Ketten ſchütteln, die ihm, zur Strafe dafür, daß er einſt den Himmel zu ſtürmen verſucht, Bruſt und Arme fünffach umwinden. Antäus, weniger wild, verſteht ſich auf Virgils ziemlich ſchmeichelhafte Anrede zu der verlangten Dienſtleiſtung. Dieſer ſchließt alſo ſeinen Freund in die Arme, der Rieſe faßt beide mit den Händen, und ſetzt ſie unverſehrt zu ſeinen Füßen nieder, obgleich Dante unterwegs eine andre Art zu reiſen wohl vorgezogen hätte.

---

*) Rafel mai amechzabi almi. — Es ſind Worte ohne Sinn; der Dichter ſcheint nur den Klang des Hebräiſchen, als der älteſten Sprache des Menſchengeſchlechts, nachgeahmt zu haben. Indeſſen hat auch dieſer Vers ſeine Ausleger gefunden.

Zweiunddreißigſter Geſang.

Der Boden, worauf er nunmehr ſteht, iſt ein mit Eis bedeckter, oder ganz daraus beſtehender See, Cocytus genannt, der zwar eine ununterbrochene Fläche ausmacht, aber doch nach den Unterarten von Verbrechern, welche verſchiedene Theile desſelben einnehmen, vier verſchiedene Namen trägt. Beim-Eintritt in dieſe kalte Region, in die Tiefe der Tiefen, wo man nur Heulen und Zähnklappen vernimmt, befällt den Dichter ein ungewohnter Schauder: denn der Anblick der hier vor ihm liegenden Qual iſt grade der einzige erdenkliche, welcher ihm, nach Allem was er ſchon geſehen, noch neu und unerhört ſcheinen kann. Der äußerſte Raum, von Verräthern ihrer Verwandten bewohnt, heißt nach dem Namen des erſten Brudermörders Caïna. Darauf folgt nach innen zu Antenora, wo die Verräther des Vaterlandes ihre Strafe finden: Antenor ſoll nämlich treulos an Troja gehandelt haben. Beide Ordnungen von Verdammten ſind mit dem ganzen Rumpfe im Eiſe feſtgefroren. Nur die Köpfe erheben ſich über die Fläche des Sees; ihre Blicke ſind geſenkt; die Thränen, welche ſie vergießen, gefrieren ihnen zwiſchen den Wimpern. Die meiſten Verbrecher des zweiten Bezirkes, welche Dante bemerkt, gehören in die Geſchichte der Fehden zwiſchen Guelfen und Ghibellinen: ſehr natürlich, weil ja eben die damalige Parteienwuth politiſche Verräthereien ſo häufig in der Wirklichkeit veranlaßte, oder in der Meinung erſchuf. Dieß gilt auch von Ugolino und Ruggieri.

Mit Recht hat man oft bemerkt, daß der Eindruck einer poetiſch dargeſtellten Handlung von ihrer hiſtoriſchen

Wahrheit ganz unabhängig iſt: nur was in die Geſchichte hineingelegt, nicht was ihr abgeborgt iſt, kann für künſtleriſches Verdienſt gelten. Die Art des Unterrichts, die man von einem Gedichte nicht verlangt, will man auch zu ſeinem Genuße nicht bedürfen. Macht alſo die erzählte oder dramatiſierte Begebenheit ein Ganzes, ein für ſich beſtehendes Werk aus, ſo muß ſie dem Weſentlichen nach aus ſich ſelbſt erklärbar ſein, und es wäre innre Unvollſtändigkeit, wenn ſie erſt vermittelſt einer hiſtoriſchen Einleitung Theilnahme erregen könnte. Wird ſie hingegen nur epiſodiſch erwähnt, wie hier das tragiſche Ende Ugolinos, ſo iſt der Dichter berechtigt zu übergehen was er als allgemein bekannt bei ſeinen Zeit- und Land-Genoßen vorausſetzen kann; eben durch dieſes Mittel erreicht er die nachdrücklichſte Kürze, indem auch das wirket, was er nicht ſagt. Er verdient keinen Tadel, wenn hieraus in der Folge der Zeiten Dunkelheit und ſcheinbare Lücken entſtehen: denn wiewohl er ſeine Werke für die Unſterblichkeit und für ſein ganzes Geſchlecht beſtimmt, ſo wendet er ſich doch unmittelbar an einen enger um ihn her gezognen Kreiß von Leſern. Warum ſollte er ſich nicht in allem, was zufällig iſt, nach dieſem bequemen? Warum nicht Gegenſtände, die ihnen im wirklichen Leben nahe liegen, für die Darſtellung herbeiziehen? Warum ein Lokal- und National-Intereſſe verwerfen, wenn es ein allgemein menſchliches in ſich ſchließt? Er darf von zukünftigen oder entfernten Leſern fordern, daß ſie ſich, ſo viel möglich, in jenes zu verſetzen, und ſich die Kenntniſſe und Ideen des ihm bekannten Publikum geläufig zu machen ſuchen, gerade wie der Maler dem Betrachter ſeines Werks einen gewiſſen Stand vorſchreibt. Einem Gemälde, welches nicht auf einen einzigen genau beſtimmten Geſichtspunkt berechnet wurde, muß es für alle mögliche Lagen des Auges an Täuſchung fehlen; und ein Gedicht, welches ſeinem Zeitalter und Vaterlande nicht gleichſam zugeeignet iſt, wird allen Jahrhunderten und allen Nationen fremd bleiben.

Dantes Muſe iſt weit entfernt, der Geſchichte dienſtbar nachzuſchleichen: ſie macht es ſich gern zum Geſchäft, zu offenbaren was jene verſchweigt; und dann und wann wirft ſie durch ihre abgerißnen Sprüche auf die dunkelſten Stellen derſelben ein furchtbares Licht. Ugolinos Erzählung hebt da erſt an, wo die Geſchichte endigt: den Umfang ſeiner Leiden in dem Kerker, aus welchem er nie wieder unter die Lebenden kam, hat noch kein Geſchichtſchreiber ermeßen. Auch wird ſie nie aufhören, allgemein verſtändlich zu ſein, ſo lange es Menſchenherzen giebt. Allein um jenen Eindruck wieder herzuſtellen, den Dantes Anmahnung zur Theilnahme, wie die eines öffentlichen Sprechers der Gerechtigkeit und Wahrheit, früher als ein Menſchenalter*) nach der, ſelbſt in einer Periode wüſter Greuel unerhörten, Begebenheit auf ſeine Zeitgenoſſen machen mußte, iſt es nöthig, dieſe hiſtoriſch im Zuſammenhange der Zeiten zu betrachten, und den unglücklichen Mann, den ſie betraf, ſeine politiſchen Verhältniſſe, ſeine Thaten, ſeinen Charakter näher zu kennen.

Schwierig allerdings, aber nicht unmöglich iſt es, zwiſchen den Widerſprüchen der Zeugniſſe über den letzten einen ſichern Weg auszufinden, wenn man nur auf die leidenſchaftlichen Einflüße achtet, wodurch ſie erzeugt wurden, und die Thatſachen von den darein verwebten Auslegungen ſcheidet. Jene beſtehen, wie mannichfaltig dieſe auch abweichen mögen. Die florentiſchen und genueſiſchen Geſchichtſchreiber verrathen hier unſtreitig Parteilichkeit gegen Piſa, die Nebenbuhlerin oder Feindin ihrer Vaterſtädte: doch umſonſt wenden die piſaniſchen Alles an, um zu zeigen, die am Ugolino und ſeiner Familie verübte Grauſamkeit, beiſpiellos wie ſie war, ſei nur gerechte Vergeltung geweſen. Einer von ihnen übergeht die wichtige Ausſage Dantes mit Stillſchweigen, wiewohl er an andern Stellen ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit anerkennt.*) Mit der Heftigkeit eines Sachwalters, nicht mit der ruhigen Stimmung des Forſchers beſtreitet ſie ein Andrer.**) Ugolino war wohl eben ſo wenig

---

*) Ugolinos Tod fällt in das Jahr 1289, alſo nur eilf Jahre vor die Epoche der göttlichen Komödie. Freilich erſchien ſie viel ſpäter.

---

*) Paolo Tronci, Memorie istoriche della città di Pisa, in den Jahren 1283... 1289; verglichen mit dem Jahre 1300.

**) Flaminio del Borgo, dissertazioni sopra l'istoria Pisana. Dieſe Unterſuchung, in welche der ſcharfſinnige Geſchichtsforſcher einen großen Theil von Dantes Leben hineingezogen hat, nimmt den ganzen erſten Band ein. Um zu zeigen, daß er bei ſeinem Reichthume an nützlichen Aufklärungen dennoch in der Hauptſache Unrecht hat, würde faſt ein eben ſo weitläufiges Werk nöthig ſein. Ich kann hier nur einige der wichtigſten Gründe, wodurch er Dantes hiſtoriſches Anſehen herabzuwürdigen ſucht, mit einem kurzen Winke begleiten. 1. Der menſchenfeindliche Charakter des Dichters und ſein Hang zur Satire. Hat dieſer ihn je zu verläumderiſchen Erdichtungen verleitet? Er ſagt viele bittre Wahrheiten, aber Wahrheiten. Haß der Bosheit iſt Menſchenliebe. 2. Seine Privatfeindſchaft gegen die Piſaner, welche daraus entſprungen ſein ſoll, daß Dante nach ſeiner Verbannung ſich vergeblich bemüht, ſie für die Partei der Weißen zu gewinnen. Dieß iſt, nach des Verfaßers Eingeſtändniß, bloß piſaniſche Sage. 3. Die Länge des zwiſchen jener Begebenheit und ihrer poetiſchen Aufzeichnung verfloßnen Zeitraumes, indem die göttliche Komödie im Jahre 1318 noch nicht vollendet geweſen ſein ſoll. Ein unbedeutender Umſtand. Dante erein unmenſchlicher Tyrann, als ein tadelloſer Märtyrer ſeiner Vaterlandsliebe. Herrſchbegierde und Härte entſtellen nur zu oft die Anlage des Gemüths zu großen Thaten, können aber ihren Werth nicht aufheben; und in Zeiten wilder, raſtloſer Verwirrung iſt die Sittlichkeit eines öffentlichen Lebens faſt immer zweideutig*).

Graf Ugolino ſtammte aus dem alten und mächtigen Geſchlecht della Gherardeſca, welches gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der Republik Piſa ihren erſten Podeſta gegeben hatte**). Die Erwartungen von ihm, wozu dieß ſeine Mitbürger, die Anſprüche, wozu es ihn berechtigte, wurden zum erſten Male in einem Kriege gegen Genua (1256) befriedigt. Der Ausgang war glücklich. Cagliari,

---

fuhr die denkwürdige Geſchichte gewiß nicht erſt damals, als er ſie beſang; ſie fällt in ſein vier und zwanzigſtes Lebensjahr: und wie hätten ſo tiefe und einzige Eindrücke je wieder in ihm verlöſchen können? Auch mußte er immer noch die Widerlegung der Zeitgenoſſen von gleichem Alter mit ihm ſcheuen, wenn er die Wahrheit verletzte. In den Ritratti d'uomini illustri di Toscana, T. III. im Leben Ugolinos, wird gegen den Ritter del Borgo unſers Dichters Zeugniß als das merkwürdigſte und ächteſte in dieſer Sache behauptet.

*) Ein Bildniß aus Cimabues Zeitalter kann ſchwerlich eine ſchmeichelhafte Aehnlichkeit darbieten: doch nehmen Ugolinos Geſichtszüge nach dem Kupferſtiche in den Ritr. d'uom. ill. di Tosc. nicht gegen ihn ein. Sie verrathen nichts Unedles noch Gemeines: nur wird ihr männlicher Ausdruck von Stolz und düſterm Ernſte wie überwölkt.

**) Tronci, Memorie istor. di Pisa, unter dem Jahre 1190. Auf dieſen Annaliſten verweiſe ich auch im Folgenden, ſo oft von der einheimiſchen Geſchichte Piſas die Rede iſt. Wo ſie in die florentiniſche und genueſiſche eingreift, habe ich hauptſächlich Giovanni Villani und Uberto Folieta gebraucht.

zuvor ein piſaniſches Lehen, wie die drei übrigen Diſtrikte Sardiniens, wurde wieder erobert; und da der Staat die dabei geleiſteten Dienſte mit dem Gegenſtande des Streites belohnte, empfiengen die Brüder Gherardo und Ugolino ein Drittheil jenes Landſtriches. Es beweiſt einen ſchnellen Gang des Glückes oder der Thätigkeit, daß der letzte ſchon neun Jahre nachher, als zu mächtiger Bürger eines Freiſtaats, und als Parteihaupt der Guelfen, vom Volke verbannt wurde. Ghibellinismus war von Alters her einheimiſch zu Piſa; Demokratie war erſt um die Mitte des Jahrhunderts aufgekommen: und, was zu verwundern iſt, die neue Verfaßung hatte den Eifer für eine Partei, die ſich eigentlich mit ihrem Geiſte nicht vertrug, durchaus nicht geſchwächt. Die übrigen um dieſe Zeit guelfiſchen Städte Toſkanas, hauptſächlich Florenz, nahmen die Verwieſenen, den Grafen mit ſeinem Anhange, auf, und unterſtützten ſie zur Fehde gegen ihre Vaterſtadt, einer damals gewöhnlichen That. Nach dem unbedeutenden Erfolge des erſten Feldzuges entſchied der zweite: die Piſaner, ſicher, wie ſie glaubten, hinter einer Verſchanzungslinie, die ſich weit an ihren Gränzen hinzog, flohen vor dem eindringenden Feinde, und nur unter der Bedingung, Ugolino und ſeine Partei wieder in ihre Rechte und Güter einzuſetzen, wurde ihnen der Friede gewährt. Wenige Jahre nachher brach ein neuer Krieg zwiſchen Piſa und Genua aus: wenn anders das Verhältniß dieſer beiden See- und Handels-Mächte jemals einen ächten Frieden zuließ. Durch den Beſitz Sardiniens und der umherliegenden Inſeln, durch Handelsverträge mit afrikaniſchen und aſiatiſchen Fürſten blühte Piſa; durch beides ſtand es den Genueſern im Wege. Die Nachbarſchaft an derſelben Küſte, gleichſam der beſtändige Anblick des feindlichen Wohlſtandes, ſetzte den Stoff zum Neide und zur Eiferſucht, der ſo reichlich vorhanden war, in ſehr häufige Gährung. Doch nicht bloß im liguriſchen Meerbuſen, überall im mittelländiſchen, bis in das ſchwarze Meer, ſtellten ihre flüchtigen Galeeren einander nach. So konnte ſich ein unerheblicher Zwiſt bald zum ernſtlichen Kriege, dann zum letzten entſcheidenden Kampfe entzünden, wozu der lange genährte Nationalhaß ungewöhnliche Kräfte aufbot oder verlieh. Piſa, mit ſich ſelbſt einig, ſo oft es gegen Genua und für ſeinen Handel ſtritt, rüſtete hundert Galeeren, und übergab ſie der Führung Ugolinos, dem noch ein Admiral und der Podeſta Moroſini, ein Venetianer, ich finde nicht beſtimmt angegeben, ob zu- oder unter-geordnet wurden. Von einer Unternehmung auf den Hafen von Genua, welches damals durch die Abweſenheit ſeiner Flotte wehrlos war, mehr einer höhnenden Ausforderung, als einem wirkſamen Angriffe, kehrten die Piſaner noch trotziger zurück; und als ſie zum zweiten Male ausfuhren, geſchah es nicht wie zu einer Schlacht, ſondern wie zu einem Triumph. Da eine warnende Vorbedeutung die Einſegnung der Flotte durch den Erzbiſchof Ruggieri unterbrach, trieben einige der rohen Seefahrer den Uebermuth bis zur Läſterung: möchte Gott ihnen zuwider ſein, wenn ſie nur Wind und Wellen für ſich hätten. Uberto Doria, aus einem Geſchlechte von Seehelden, kam ihnen mit hundert und dreißig genueſiſchen Galeeren entgegen. Das Looß des blutigen Tages fiel gegen Piſa, und die kleine Inſel Meloria, zuvor ein unberühmter Name, wurde denkwürdig als der Fels, an welchem Piſas Größe ſcheiterte. Der Verluſt des Schiffes mit dem Hauptbanner erzeugte Verwirrung und Flucht; fünftauſend Piſaner fielen durch das Schwert oder verſanken mit ihren Galeeren; und die Sieger brachten acht und zwanzig genommene Schiffe und neuntauſend Gefangene mit ſich zurück, ſo daß nachher ein Sprichwort entſtand: um Piſa zu ſehen, müße man nach Genua reiſen. Ugolino rettete ſich mit drei Galeeren, und war der erſte Ueberbringer der Unglücksbotſchaft, die von den Seinigen mit unbeſchreiblicher Beſtürzung angehört wurde. Rühmlicher und glücklicher für ihn wäre es zwar geweſen, die piſaniſche Seemacht nicht zu überleben; allein der blinde, ſinnloſe Ungeſtüm einer allgemeinen Flucht macht Feige und Tapfre einander gleich. Sein Leben konnte dem Staate noch dienen: das Opfer deſſelben hätte vermuthlich nichts gefruchtet. Wäre es nicht bloß Privatmeinung ſpäterer Schriftſteller*), hätte ihn wirklich die öffentliche Stimme gleich damals beſchuldigt, er habe durch ſeine voreilige Flucht die Niederlage verrätheriſch verurſacht, und die beſte Blüthe ſeiner Mitbürger hingeopfert, um den Ueberreſt deſto ſicherer zu unterjochen; ſo wären ſeine Verfolger nachher nicht genöthigt geweſen, ſich auf weit geringere Verbrechen zu berufen. Aber das unvorſichtige Selbſtvertrauen der Piſaner, die Uebermacht der Genueſer, die Erfahrenheit ihres Anführers macht den Ausgang des Treffens ohne jene Behauptung ſehr begreiflich; ſie iſt unwahrſcheinlich, weil Ugolino, der ſchon in hohem Anſehen ſtand, durch ein für ſeine Ruhmbegierde ſo ſchmähliches Mittel Alles auf's Spiel geſetzt hätte; und der Eifer für die Ehrenrettung Piſas, der ſich bei ihrem Vortrage verräth, ſetzt ſie faſt zur willkürlichen Vermuthung herab**).

---

*) S. Tronci, Memor. unter dem Jahre 1284.

**) Einem gleichzeitigen Chroniſten von Lucca, Fra Tolomeo, zufolge hat der Graf die Verbündeten gegen Piſa, die ihn zur Theil-

Der Graf verſammelte den großen Rath, und beſchwor die niedergeſchlagnen Gemüther, ſich männlich zu faßen: jetzt ſei der Augenblick gekommen, Entſchloßenheit darzuthun; kein Zuſtand ſei rettungslos, als der des unthätigen Verzagens. Das Vaterland warf ſich ihm in die Arme: er wurde zum Podeſta erwählt*). Unterdeſſen ruhten die Genueſer nicht im Genuß des Sieges. Sie ſchloßen ein Bündniß mit Lucca und Florenz, wobei es nichts Geringeres galt, als den gänzlichen Untergang ihrer Erbfeindin. Dieſe beiden Städte fielen auch unverzüglich in das piſaniſche Gebiet, und eroberten verſchiedne Burgen. Die weitre Ausführung ihrer Anſchläge blieb dem nächſten Feldzuge und förmlicheren Zurüſtungen vorbehalten, hätte Ugolino ſie nicht verhütet. Es iſt leicht zu begreifen, wie ungern er gegen eine guelfiſch geſinnte Stadt, ſeine ehemalige Zuflucht, Krieg führen mußte. Auch drang er im Rathe nachdrücklich darauf, man ſolle ſich um den Frieden mit Florenz bemühen; und wenn er hiebei den Zweck hatte, die guelfiſche Partei in Piſa zur herrſchenden zu erheben, ſo wußte er ihn wenigſtens in ſcheinbare Gründe zu kleiden, oder vielmehr, der Vortheil des Staates traf hier wirklich mit ſeinem eignen zuſammen. Die Piſaner, ſtellte er vor, müßen mit ihren Nachbarn auf dem feſten Lande Freundſchaft halten, um die Herrſchaft zur See, den Beſitz der Inſeln und fremden Niederlaßungen, worauf ihre Größe beruhe, ungeſtört behaupten

---

nahme an ihren Entwürfen einluden, abgewieſen. S. Ritratti d'uom. ill. di Tosc. im Leben Ugolinos. Iſt dieß gegründet, ſo wird die obige Beſchuldigung vollends unglaublich.

*) Es ſcheint alſo, daß der Podeſta Moroſini bei Meloria geblieben oder gefangen genommen war.

zu können. Die Gefahr ſei dringend, wenn es nicht etwa gelänge, den Bund durch einen beſondern Friedensſchluß zu löſen; und Florenz, deſſen Feindſchaft, nur zufällig durch Parteigeiſt aufgeregt, nicht aus einem unabänderlichen Verhältniſſe entſpringe, werde am leichteſten auszuſöhnen ſein*). Der Graf, deſſen dortige Privatverbindungen hiebei ſehr nützlich ſein konnten, wurde zur Führung des Geſchäftes bevollmächtigt, und, vermittelſt des Ueberganges ſeiner Vaterſtadt zur guelfiſchen Partei, und der Abtretung jener ſchon eingebüßten Burgen, brachte er es zu Stande. In der That, Piſa befand ſich ſo ſehr im Nachtheile, daß der öffentliche Preis, wofür es den Frieden erkaufte, nur durch Schleichhandel auf dieſe Bedingungen herabgeſetzt werden konnte. Es bedurfte des Goldes, welches, in Weinkrügen verſteckt, Ugolino den Häuptern der florentiniſchen Regierung zuſandte**), um durch ſie das Volk zum treuloſen Bruche eines vortheilhaften Bundes zu verleiten, worüber Genua und Lucca in eben ſo gerechte als bittre Vorwürfe ausbrachen. Daß der Erzbiſchof nachher eine in der gröſten Bedrängniß ausgemittelte Hülfe dem Grafen als Hochverrath auslegte, geſchah wohl nur aus Unvermögen, einen gültigeren Vorwand zu erſinnen. Jene Gränzörter haben mehreren florentiniſchen Geſchichtſchreibern nicht einmal der Erwähnung werth geſchienen***); und wären ſie auch weit beträchtlicher geweſen, die See, das eigentliche Gebiet der Piſaner, konnte ſie leicht für jede Einbuße auf dem feſten Lande entſchädigen. Noch weniger kann es ein Verbrechen ſcheinen, daß Ugolino den Staat, dem er vorſtand, zu ſeiner Partei herüberzog. Um dazu die Gelegenheit zu verſäumen, hätte er die Sittenlehre und Denkart eines Zeitalters verläugnen müßen, dem Parteiſucht für Patriotiſmus, oder höher als Patriotiſmus galt. Ohne alle Erſchütterungen konnte zwar dieſer plötzliche Wechſel des Regierungsſyſtemes nicht erfolgen: aber wenn Ugolino damals den Häuptern der piſaniſchen Guelfen erwiderte, was er ehedem von ihnen erlitten; wenn ſein Machtſpruch, nicht etwa ihr eigner Verdruß, ſie aus ihrer Vaterſtadt vertrieb; ſo können doch dieſe Verbannungen weder zahlreich, noch von langer Dauer geweſen ſein: denn bei der Verſchwörung gegen ihn, nur drei Jahre ſpäter, finden wir die mächtigſten ghibelliniſchen Familien offenbar innerhalb der Stadt.

---

*) S. Leonardo Bruni im dritten Buche ſeiner florentiniſchen Geſchichte.

**) Giov. Villani, Stor. de suoi tempi unter dem Jahre 1284.

***) Man findet ſie weder bei Villani, noch beim Aretin, noch bei Ammirato.

Indeſſen wurde was der Tag bei Meloria an Muth und Macht übrig gelaßen hatte, anhaltend auf den Krieg mit Genua verwandt. Unterhandlungen waren gleich im folgenden Jahre verſucht, aber abgebrochen worden. Selbſt den gefangenen Piſanern konnte die Sehnſucht nach der Heimat keine Einwilligung in die harten Bedingungen abdringen, die Genua vorſchrieb: ſie entſchloßen ſich aus Liebe zum Vaterlande, es noch länger zu entbehren. Als zwei Jahre darauf die Genueſer ſich günſtiger für den Frieden äußerten, hintertrieb ihn Ugolino, indem er piſaniſche Freibeuter zu neuen Feindſeligkeiten anſtiftete. Man behauptet, er habe, weit entfernt ſich über die Entvölkerung Piſas und die Verwaiſung ſo vieler Familien zu bekümmern, befürchtet, die Rückkehr ſeiner gefangenen Mitbürger möchte ſeiner Macht gefährlich werden. Dieß würde zugleich beweiſen, daß er ſich ihres Mißbrauchs bewußt war, und von der öffentlichen

Stimme das Uebelſte zu erwarten hatte, ſobald die Herſtellung auswärtiger Ruhe und häuslichen Wohlſtandes ſie laut werden ließ. Der Schein iſt allerdings gegen ihn: und wir ſind zu ſehr entfernt, zu wenig unterrichtet, um die Güte der politiſchen Gründe, die ihn vielleicht rechtfertigen, genau zu wägen. So erſchöpft war Piſa doch wohl nicht, daß die Hoffnung, ſich durch muthiges Ausdauern zu einem vortheilhafteren Frieden hinzukämpfen, verwegen geweſen wäre. Krieg war immer noch beßer als Abhängigkeit oder gänzliches Zurücktreten in allem, worin Piſa mit Genua wetteifern konnte; der Vertrag, der lange nach Ugolinos Tode (1299) einen hartnäckigen, auch für die Sieger ermüdenden Krieg beſchloß, ſcheint nur jenes Verhältniß beſiegelt zu haben. Ein friedliches Gleichgewicht konnte nicht zwiſchen zwei Republiken beſtehen, deren gegenſeitige Feindſchaft Staatsmaxime war, weil jede in der Erniedrigung der andern ihre Größe zu finden glaubte. Nichts iſt überhaupt unverſöhnlicher, als kaufmänniſche Eiferſucht. Ein Handelsſtaat kann in einer entlegnen Zone empfindlicher verletzt werden, als innerhalb ſeiner Grenzen: ſelbſt der Ocean iſt ihm zu eng, ſo lange er noch die Schiffe des Nebenbuhlers trägt.

Nach Verlauf des erſten Jahres ſeiner Verwaltung wurde Ugolino noch auf zehn Jahre zum Podeſta erwählt. Dieſe Würde iſt unter den politiſchen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters eine der merkwürdigſten*); doch ſcheint ſie mehr eine Geburt des erfinderiſchen Bedürfniſſes geweſen zu ſein, als der vorſichtigen Staatskunde: gefährlicher für die Freiheit, als wirkſam gegen innre Zwietracht und Anarchie, die unheilbaren und zuletzt tödtlichen Krankheiten der mehrſten damaligen Freiſtaaten Italiens. Schon der Name des Amtes deutet auf diktatoriſche Gewalt: aber nur auf Ein Jahr und nur einem Fremden, der ſeine Familienverbindungen daheim ließ, und wenig Verſuchung hatte, parteiiſch zu ſein, wurde das Recht anvertraut, zugleich als Heerführer und als Richter die öffentliche Sicherheit zu ſchützen und ihre Störer zu bändigen oder zu beſtrafen. Durch die Wahl eines mächtigen Mitbürgers, durch ſeine Beſtätigung auf einen ſo langen Zeitraum hatten die Piſaner ſelbſt ſich Feßeln angelegt: und wenn auch hiebei ihre wahren Wünſche durch den guelfiſchen und florentiniſchen Einfluß überſtimmt wurden, ſo gelangte der Graf doch ohne Gewaltthat, dem Aeußern nach rechtmäßig, zu einer faſt unumſchränkten Gewalt. Er wußte ſich, unter den wühlenden Bewegungen oder dem offenbaren Gegenſtoß der Faktionen, unerſchüttert darin zu behaupten; und ein Nebenbuhler, der aus dem Schooße ſeiner Familie und ſeiner Partei gegen ihn aufſtand, ſein Neffe Nino Viſconti*), wagte umſonſt ihn zu ſtürzen.

---

*) Mit gedankenreicher Kürze beſtimmt Gibbon das Weſen derſelben. History of the decline etc. Chapt. 69. Vol. 12. p. 89. (Ed. Basil.)

Ugolino genoß alſo in ſtolzer Sicherheit ſeines Glückes. Ihn ſchmückte, außer dem Glanze des Reichthums und der Herrſchaft, ſein Geſchlecht, in Söhnen, Töchtern und Enkeln um ihn her verbreitet; und Vermählungen mit den angeſehenſten Häuſern vermehrten noch die blühende Fülle desſelben. An dem prächtigen Hochzeitsfeſte einer Tochter unterhielt er ſich mit Marco Lombardo, einem wegen ſeiner Weisheit berühmten Manne*), über die ſeltne und auserleſene Glückſeligkeit, die ſein Alter kröne. Er malte ſie mit erhöhten Farben, wies ihn gleichſam auf ihren glänzenden Anblick hin und fragte ihn endlich, was ihm davon dünke? „Herr, ihr ſeid ſo beglückt“, erwiderte Meiſter Marco, „daß euch allein die Gnade Gottes fehlt.“ Bildlicher und ſchöner vielleicht, aber nicht mit mehr Wahrheit oder Nachdruck hätte ein griechiſcher Weiſer geſagt: Ehre die Nemeſis. Im Taumel der Hoheit, der jene Warnung veranlaßt hatte, gieng ihr tiefer Sinn verloren: der verblendete Ugolino ſah die Wolken nicht, die dunkel über ihm aufzogen, und eilte ſelbſt ſeinem Falle entgegen. Er hätte vielleicht durch Theilung ſeiner Herrſchaft die Entwürfe eines unternehmenden Gegners entwaffnet, der nach ihm der mächtigſte Guelfe war. Statt deſſen war er mit dem Erzbiſchof Ruggieri Ubaldini, dem Haupte der Ghibellinen, in einen Bund getreten, um Nino Viſconti aus der Stadt zu verjagen, wodurch ſeine eigne Partei geſchwächt und zerrißen ward. Während er allzuſicher auf dieſe neue und trügeriſche Freundſchaft baute, wandten grauſame Thaten des Uebermuthes die Gemüther von ihm ab. Er ſoll den Grafen Anſelmo von Capraja, deſſen Popularität ſein einziges Verbrechen war, heimlich haben umbringen laßen. Zornig über die Vorwürfe, welche ihm wegen ſeiner Verwaltung von zwei jungen Männern gemacht wurden, um ſo zorniger vielleicht, je gerechter ſie waren, verwundete er den einen von ihnen, erſchlug den andern: ſeine Wuth achtete es nicht, daß jener ſein eigner Neffe, dieſer ein Neffe des Erzbiſchofs war. Ruggieri ſtand lange ſtumm, als ihm die Leiche gebracht wurde; ſagte zuletzt mit angenommener oder wirklicher Gleichgültigkeit: er könne ſich nimmermehr überreden, daß dieß ſein Neffe und die Ermordung desſelben Ugolinos That ſei; und überließ ſich öffentlich an eben dem Tage der lauteſten Fröhlichkeit. Schwerlich hätte auch der geübteſte Meiſter in der Verſtellungskunſt vermocht, im Augenblicke einer tödtlichen Beleidigung ſich ſo gefaßt zu zeigen, wenn ſie nicht etwa geheime feindſelige Anſchläge, wodurch er ihr längſt zuvorkam, zur Reife bringen half. Es iſt alſo nicht unwahrſcheinlich, daß der junge Ubaldini mit Vorwißen ſeines Oheims dem Beherrſcher Piſas Trotz geboten hatte. Wie dem auch ſei, der Erzbiſchof konnte nun um ſo leichter ſeinem eigennützigen Verrath edlere Triebfedern unterlegen, und die ghibelliniſchen Häuſer, welche, wie er ſelbſt, Freundſchaft für den Grafen nur heuchelten, die Lanfranchi, Gualandi, Sigismondi, in eine Verſchwörung gegen ihn ziehen. Wiederholtes und vergebliches Andringen im Rath auf den Frieden mit Genua, deſſen vorzügliches Hinderniß Ugolino ſchien, wurde zur Veranlaßung gebraucht, die Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Alles war vorbereitet; die Glocken läuteten Sturm; ein furchtbares Geſchrei „Tod dem Tyrannen!“ ſchallte durch die Straßen. Dennoch bot ſich der Podeſta entſchloßen einem ungleichen Kampfe dar, und zog ſich erſt am Abend eines blutigen Tages in ſeine Burg zurück, welche im Umkreiße der Stadt lag. Zu ſpät durch das nahende Ungewitter aufgeſchreckt, hatte er im Stillen zu ſeinen auswärtigen Freunden um Hülfe geſandt; allein der ſchlaue oder glückliche Anführer der Verſchwornen war ihm zuvorgeeilt. Als die Mittel der Gegenwehr erſchöpft waren, und noch kein Erſatz erſchien, mußte Ugolino ſein Schloß dem eindringenden Feinde und den Flammen Preis geben. Er ſuchte ſich nach Lucca zu retten*), wurde aber nebſt zwei Söhnen, Uguccione und Brigata, und zwei Enkeln, Anſelmuccio und Gaddo**), unterwegs eingeholt, zurückgeführt, und in den ſogenannten Thurm der ſieben Straßen geworfen. Die eroberte Burg wurde geſchleift, und ewiger Verwüſtung gewidmet. Man verfolgte mit Wuth ſeine noch nicht entflohenen Freunde und Anhänger; die, welche ſich verſteckt hielten, mußten auf den drohenden Befehl des Erzbiſchofs ausgeliefert werden. Eine treue weibliche That fordert mitten unter dieſen Auftritten des Schreckens unſre Rührung: die That einer Amme, welche ihren Säugling, des Grafen Enkel, in einen Korb voll Leinwand verbarg, und mit Lebensgefahr aus der Stadt trug. Neun Monate lang wurde jenen Unglücklichen das Leben gefriſtet. Zwar brauchte Ruggieri wahrſcheinlich nicht ſo lange Zeit, um die unmenſchlichſte Rache zu erſinnen; ſein Geiz verzögerte ſie: er erpreßte von Ugolinos Freunden große Geldſummen für ſeine gehoffte Freilaßung. Endlich (im März 1289) ward das Looß der Verurtheilten unwiderruflich entſchieden; die Thur ihres Kerkers ſchloß ſich für immer; die Schlüßel wurden in den Arno verſenkt: und ſie erriethen, daß ſie beſtimmt ſeien, Hungers zu ſterben. Der Erzbiſchof gefiel ſich ſonderlich in der Wahl dieſer Todesart: zu mild und fromm, um Menſchenblut zu vergießen, habe er den Schuldigen nur die Nahrung entzogen. Ein lautes Geſchrei um Erbarmen, das Geſchrei der Knaben, drang durch die dicken Mauern; aber aus Furcht (denn der Haß gegen den Namen Gherardesca war nun doch wohl verſöhnt) regte ſich keiner ihrer Mitbürger. Um einen Beichtiger wenigſtens flehte der Graf; allein umſonſt: der Erzbiſchof ließ ihn (eine prieſterliche Rache) ohne das Sakrament der Buße zur Hölle fahren. Man verſcharrte nachher ihre abgezehrten Leichname ohne Ehrenzeichen; der Thurm, das Werkzeug ihrer Qualen, wurde durch ſeinen veränderten Namen ihr einziges Denkmal*).

---

*) Er war Giudice von Gallura in Sardinien. Aus einer Stelle des Purgatorio, VIII. 53, erhellet, daß Dante ihn perſönlich, und zwar genau gekannt. Giudice Nin gentil nennt er ihn.

---

*) Man ſehe über ſeinen Charakter Landinis Kommentar zum ſechszehnten Geſange des Purgatorio, wo ihn Dante auftreten und mit Weltkenntniß und Weisheit reden läßt.

---

*) Dieſer von den meiſten übergangne Umſtand erhellt aus Dantes Erzählung. Inf. XXXIII. 29. 30. Man vergleiche Borgo. Dissertaz. Vol. I. p. 79. folg.

**) Andre nennen Gaddo unter den Söhnen, und Brigata unter den Enkeln des Grafen. Bergos Angabe, Vol. I. p. 133. ſcheint beßer mit Dante übereinzuſtimmen, welcher Gaddo als den jüngſten und zarteſten zuerſt erliegen läßt. Inf. XXXIII. 68.

Wenn Ugolino ſchuldig heißen kann (und er kann es gewiß eher durch den Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, als durch ſeine angebliche Verrätherei beim Friedensſchluße mit Florenz), ſo war doch die Strafe ſelbſt für den ſchwärzeſten Mißethäter zu grauſam. Was aber kein Schein des Rechtes beſchönigen kann; was ſeine Verfolger ewig zum Abſcheu der Menſchheit machen muß, was den Piſanern, nach der Meinung der Zeitgenoßen, unmittelbar Gottes Gerichte zuzog, iſt die Mitverdammung der unſchuldigen Söhne und Enkel. Vergebens bemüht ſich der unermüdliche aber mißverſtandne Patriotiſmus eines piſaniſchen Gelehrten**) zu beweiſen, ſie ſeien nicht mehr im Knabenalter, ſondern völlig erwachſen geweſen, und haben für Ugolino gefochten. Ueberwögen auch ſeine Gründe die Menge entgegengeſetzter Zeugniſſe, ſo waren ſie doch weder Hochverräther noch Tyrannen, und konnten, auf das ſtrengſte genommen, nur Verbannung verdienen. Bloß aus grenzenloſer Rachgier, oder aus Furcht, es möchte aus Ugolinos Blut ein Rächer der Unthat aufſtehen, wünſchte man ſeine ganze Nachkommenſchaft zu vertilgen. Dieß mißlang: zwei ältere Söhne, die Väter der mitgefangnen Enkel, waren beim Ausbruch des Aufſtandes nicht zugegen geweſen; jener gerettete Säugling durfte als Mann in ſeine Vaterſtadt zurückkehren; und noch jetzt blüht das Geſchlecht der Gherardeſchi.

---

*) La torre della fame ſtand noch zu Troncis Zeit, aber im Umkreiße des Ordenshauſes von St. Stephan eingeſchloßen.

**) Borgo, Dissertaz. Vol. I. p. 40. folg.

Dieſe Begebenheit zog verderbliche Folgen für die Piſaner nach ſich. Der Sturz der guelfiſchen Partei verwickelte ſie in einen langwierigen Krieg mit den toſkaniſchen Guelfen, worin dieſe die Oberhand behielten. Mit Genua wurde zwar bald ein Nothfriede eingegangen; doch da die Härte der Bedingungen Piſa von ihrer Erfüllung abhielt, erneuerten ſich die Feindſeligkeiten, und endigten erſt mit der entſchiednen Uebermacht des einen, mit der gänzlichen Erſchöpfung des andern Staates. So ſank das reiche, mächtige, ruhmvolle Piſa, bis es ein Jahrhundert nachher, von den Florentinern unterjocht, zugleich mit der Freiheit ſein hiſtoriſches Daſein einbüßte. —

Indem der Dichter die Antenora durchwandert (hier verließen wir ſeine Erzählung) ſtößt er unverſehens mit dem Fuße an den Kopf eines Verdammten, der ſich weigert, ihm zu entdecken, wer er ſei; worüber Dante in heftigen Zank mit ihm geräth. Es iſt Bocca degli Abati, ein Florentiner, durch deſſen Verrath die Niederlage bei Montaperti erfolgte. Zufällig ruft ihn einer von ſeinen Mitgenoßen beim Namen, und nun nennt er aus Rache dieſen ſowohl als die übrigen Verbrecher um ihn her. Hierauf fährt Dante fort:

124 Wir waren ſchon entfernt von dieſer Brut,
Da ſah ich Zwei zuſammen eingefroren:
Der Kopf des Einen war deß Andern Hut.
127 Und, wo der Schädel gränzet an den Nacken,
Sah ich, wie man im Hunger Brot verſchlingt,
Des obern Kopfes Zahn den untern packen.
130 Nicht anders hat vor Wuth die Schläf' und Stirn
Des Menalippus Tydeus einſt zerklaubet*),
Wie der des Andern Schädel, Haut und Hirn.
133 „O du,“ rief ich, „des viehiſche Geberden
„Haß gegen den beweiſen, den du nagſt,
„Sag' mir den Grund davon; ich will auf Erden
136 „Dein Schickſal kund thun, wenn du Wahrheit ſagſt;
„Will rächen deinen Ruf an jenem dort,
„Wofern du ihn mit Fug und Recht verklagſt.
139 „Wenn die, womit ich ſpreche**), nicht verdorrt.“

Dreiunddreißigſter Geſang.

Da hob vom angefreßnen Hinterkopfe
Der grauſe Sünder ſeinen Mund empor,
Und wiſcht ihn ab in ſeines Feindes Schopfe.
4 Dann fieng er an: „Soll ich den grimmen Schmerz
„Erneuern? Eh ich noch davon erzähle,
„Zermalmt das Angedenken ſchon mein Herz.

---

*) Tydeus hatte den Menalippus umgebracht, war aber dabei ſelbſt tödtlich von ihm verwundet worden. Dante ſpielt hier auf eine Stelle des Statius an.

**) Die Zunge.

7 „Doch ſollen meine Worte dieſem ſchnöden
„Verräther eine Saat der Schande ſein,
„So wirſt zugleich mich weinen ſehn und reden.
10 „Ich weiß nicht, wer du biſt, noch wie du hier
„Herabgeſtiegen; doch ein Florentiner,
„Wenn ich dich reden höre*), ſcheinſt du mir.
13 „Ich war Graf Ugolino, mußt du wißen,
„Und Erzbiſchof Ruggieri dieſer da.
„Nun hör', warum ich ſo ſein Hirn zerbißen.
16 „Wie er, derweil er ſeine Treu mir bot,
„Mit arger Feindestücke mich gefangen,
„Dann umgebracht, iſt nicht zu ſagen Noth**).
19 „Doch das, was Niemand droben dir erzählt,
„Wie grimm mein Tod geweſen, höre nun:
„Dann wirſt du wißen, wie er mich gequält.
22 „Ich hatt' aus einer engen Luk' im Erker
„Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
„Und der für Viele dienen wird zum Kerker,
25 „Verſchiedner Monden Wechſel ſchon erkannt,
„Als einſt im Schlaf der Zukunft Schleier rißen,
„Und mein Geſchick vor meinen Augen ſtand.
28 Es ſchien mir, der da jagt' als Herr und Haupt
„Den Wolf und ſeine Wölflein***) zu dem Berge†),
„Der den Piſanern Luccas Anblick raubt.

---

*) Nämlich nach dem Dialekte zu urtheilen.

**) Weil es allgemein bekannt iſt.

***) Ich kann nicht ſagen, ob hierin vielleicht eine heraldiſche Anſpielung liegt, dergleichen häufig in der göttlichen Komödie vorkommen. Sonſt wäre das Bild eines ſchädlichen Raubthiers nicht günſtig für Ugolino gewählt.

†) Monte di San Giuliano, auch der piſaniſche Berg genannt.

31 „Mit magern, auf den Fang erpichten Hunden
„Hetzt' er ſie fort; es liefen vor ihm her
„Gualande mit Lanfranken und Sismunden*).
34 „Nach kurzem Laufe ſah ich kraftlos keichen
„Den Vater ſammt den Söhnen, ſah ich bald
„Von ſcharfen Hauern bluten ihre Weichen.
37 „Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
„Da hört' ich um mich her die Söhne**) weinen,
„Und flehn um Brot in ihrem bangen Traum.
40 „Denk', was mein ahnend Herz begann zu wähnen!
„Wohl grauſam biſt du, wenn dich das nicht rührt;
„Und weinſt du hier nicht, was entlockt dir Thränen?
43 „Schon tagt' es; unſer Schlummer war dahin,
„Die Stunde nahte, Speiſe zu empfangen,
„Und Jedem lag ſein Traum noch ſchwer im Sinn.
46 „Und riegeln hört' ich unter uns die Pforte
„Des grauſenvollen Thurms; drob ſchaut' ich ſtarr
„In's Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.
49 „Ich weinte nicht, alſo verſteint' ich mich.
„Sie aber weinten; mein Anſelmo ſagte:
„„Du blickſt ſo, Vater lieb! was haſt du? ſprich?““
52 „Doch weint' ich nicht, und ſagt' auch nichts zu ihnen,
„Den ganzen Tag, noch auch die Nacht darauf,
„Bis wiederum der Welt die Sonn' erſchienen.
55 „Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht
„Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederholt
„Sah ich mein Leid auf jedem Angeſicht.

---

*) Die mächtigſten ghibelliniſch geſinnten Familien. Durch die Hunde wird der Pöbel bezeichnet.

**) Im unbeſtimmteren Sinne für Söhne und Enkel.

Capraja und Gorgona*) hergerückt,
Daß du ertrinken mögſt mit allen Seelen.
85 Denn, ward Graf Ugolino auch verklagt,
Er hab' um deine Burgen dich verrathen:
Warum haſt du die Söhne todt geplagt?
88 Sag', neues Thebe**), welche Bosheit kannte
Des Ugo***) und Brigata zartes Herz,
Und Jener†), die mein Lied ſchon oben nannte?

Meine Ueberſetzung dieſer Stelle bitte ich dem Schatten Dantes ab; aber ich möchte ſeine Vergebung nicht auch für die Schuld bedürfen, ihrem unwiderſtehlichen Gange durch mattere Umſchreibungen Schritt vor Schritt zu folgen. Die fürchterliche oder rührende Wahrheit einer Darſtellung macht eher ſtumm als beredt, weil man wieder zu ihren eignen Worten ſeine Zuflucht nehmen müßte, um den empfangenen Eindruck in ſeiner ganzen Kraft zurückzugeben; und die einfachſte Größe verſagt ſich allen Bemühungen, ſie zu zergliedern. Jeden Zug beſeelt hier tiefes, inniges Mitgefühl: keiner gehört der Abſicht oder ſelbſtgefälligen Kunſt. Welch ein beglaubigendes Gepräge drückt nicht die Einfalt, womit Ugolino anhebt [illegible] ganzen Erzählung auf! Kaum ſcheint ſich der Dicht[illegible]wußt zu werden, daß er ihn redend einführt: für die Beſchreibung dieſer Sache hat er nur die Sache ſelbſt; er ſpricht die Laute des Schmerzes aus, wie ſie von den Lippen des Jammernden fallen, und legt ſie an unſer erſtauntes Herz. Wer hier untheilnehmend vorübergienge, müßte ſeine Natur vergeßen oder verläugnen. Iſt es nicht, als ſtünde vor dem Anfange der Geſchichte von einer unſichtbaren Hand geſchrieben 'An die Menſchheit'? Wenn ſich auch das zartere Gefühl, durch den grauſenvollen Anblick empört, anfangs von dem Dichter, der es zu dieſen Auftritten hinzieht, faſt wie von den beiden Sündern wegwendet, ſo wird doch die Regung, welche jenen beſeelt, es bald wieder ausſöhnen. Dieſe Schreckniſſe gehören nicht ihm; er hat ſie nicht erdacht: er fordert nur auf, über eine That zu richten und zu zittern, die von einem Menſchen an Menſchen verübt wurde. Eben da, wo er ſich nicht ſcheut, den ausgeartetſten Mißbrauch der willkürlichen Gewalt ohne alle Schonung zu ſchildern, wird ſein eignes ſchuldloſes Gemüth und ſeine unverrückte Menſchlichkeit offenbar. Der Nachruf, in den er unwillkürlich ausbricht, verräth, was ihn drängte, mit einem nicht verhärteten, aber mit Schmerzen vertrauten und darin ſtark gewordnen Herzen, der Geſchichtſchreiber ſolcher Leiden zu werden. Nur zu oft muß ſich der Glaube an eine über die menſchlichen Handlungen waltende Gerechtigkeit, um nicht zu erſterben, in ein künftiges Leben hinüberretten. Dieſe letzte Zuflucht der hülflos Unterdrückten genügt dem entbrannten Eifer Dantes nicht. Noch auf Erden, vor den Augen des Menſchengeſchlechts, auf dem Schauplatz der Mißethat ſelbſt, wünſcht er das Schickſal von dem Verdachte gereinigt zu ſehen, als begünſtige es die Anſchläge der Böſen.

---

*) Zwei Inſeln im tyrrheniſchen Meere, nicht weit von der Mündung des Arno entfernt.

**) Thebe iſt wegen der im Hauſe des Oedipus verübten Unthaten in der alten Fabel berüchtigt.

***) Im Original Uguccione; ebenſo habe ich auch weiter oben des Sylbenmaßes wegen Anſelmuccio in Anſelmo abgeändert. Dante hat ſelbſt in ſolchen Kleinigkeiten die hiſtoriſche Treue wahrgenommen.

†) Anſelmo und Gaddo.

So verworren ſind die Tiefen, in die wir genöthigt werden hier hinabzuſchauen, daß wir über die menſchliche Natur verzagen möchten, daß unſer Geiſt ſich ſträubt zu begreifen, was ſie alles zu thun fähig, und zu erdulden beſtimmt iſt. Es giebt kein Elend, welches die Menſchheit nicht erfahren, keine Qual, die ein Menſch dem andern nicht bereitet hätte. Dieſes Geſchöpf kennt keinen ärgern Feind als ſeine eigne Gattung. Allein neben der furchtbaren Wahrheit liegt auch der tröſtende Erſatz. Wir ahnden in uns eine unzerſtörbare Kraft, durch die wir, über jede äußre Gewalt erhaben, noch im Erliegen überwinden können. So wenig dürfen wir alſo ſagen, es ruhe ein nicht zu löſender Fluch auf unſerm Daſein, daß auch die ſchrecklichſte Erſcheinung noch wohlthätig und für unſre Veredlung wirkſam werden kann. Böte uns Ugolinos Geſchichte nichts Anderes dar, als die ungeheure Frevelthat eines herzloſen Unmenſchen, ſo möchte ein nie weggezogner Schleier ſie decken, und ihr Andenken nur in den Jahrbüchern der Hölle aufbewahrt werden. Aber unter der todten Steinmaſſe, die ihn und ſeine Familie lebend begräbt, werden noch Tugenden, Heldenmuth und zärtliche Selbſtverläugnung bewährt. Auf das Entſetzen folgt Bewunderung; die Wunden, welche ein zerreißendes Mitleid ſchlug, werden durch die Art geheilt, wie man uns dazu auffordert; und wir endigen mit einer Stimmung, die das ſchmerzlich aufgehobne Gleichgewicht in unſrer Seele wieder herſtellt.

Indeſſen gilt alles dieſes wohl am wenigſten von der erſten Eröffnung des Auftrittes, die doch ganz vorzüglich dem Dichter zugehört, weil er ſie, ohne einige Veranlaßung in der Geſchichte, allein aus ſeinem eignen Geiſte geſchöpft hat. In der kannibaliſchen Beſchäftigung Ugolinos liegt nichts, was dem menſchlichen Sinne nicht auf alle

Weiſe widrig ſein müßte. Weſſen Einbildungskraft weit genug ausreichte, um hiebei verweilen zu können, den möchte nachher die folgende Erzählung geſtählt finden, wo ſie ihn erweichen ſollte. Mit körperlichen Leiden können wir uns in der Darſtellung ausſöhnen, mit den Wunden Philoktets und Laokoons Todesqual. Wir können das Bild ſelbſt dieſes Hungertodes ertragen, vielleicht mit deswegen, weil wir den Thäter nicht dabei vor Augen haben. Aber ein fortgeſetztes phyſiſch grauſames Handeln erfüllt uns mit Ekel und Abſcheu, und gewährt keinen Erſatz für die Nothwendigkeit, es mit anzuſehn. Im erſten Augenblicke der lange entbehrten Befriedigung kann ſogar die entſetzlichſte Rache durch die Größe der erlittnen Beleidigung entſchuldigt werden. Allein ſo wie der Sturm der Leidenſchaft ſich legt, wird ſie gehäßiger; gegen eine Rache wie dieſe, welche in alle Ewigkeit hin gleich unerſättlich bleibt, würde ſich jedes Gefühl in uns empören, wenn ſich nicht ſchon zuvor der Begriff gegen ihre Möglichkeit auflehnte. Eben in dieſer Unerklärlichkeit aus den Geſetzen, wonach menſchliche Leidenſchaften wirken, liegt aber der Aufſchluß und des Dichters Rechtfertigung. Ugolino wird nicht durch eine freie Handlung der Prometheusgeier ſeines Feindes, denn bei Verdammten findet weder Wahl noch Wechſel der Geſinnungen ſtatt. Er iſt bloß ein Werkzeug der vergeltenden Macht, die für eine ganz einzige That auch eine außerordentliche Strafe erſonnen hat. Sein Looß wird dadurch nicht erſchwert: vielmehr ſcheint ihm, gleichſam zur Entſchädigung für die im Leben ausgeſtandnen Leiden (ich ſchaudre, mich weiter in dieſe Vorſtellungen zu vertiefen), ein Labſal der Hölle angewieſen zu ſein. Dantes Einrichtung, die Art der Verdammniß nach dem allgemeinen Namen der Schuld, nicht nach dem Grade der Ausartung, welchen ſie in einem einzelnen Falle vorausſetzt, zu beſtimmen, hat den Nachtheil, daß ſie oft ſehr verſchiedne Dinge mit demſelben Maße mißt, und alſo eine unſrer Hauptforderungen an die ſtrafende Gerechtigkeit nur unvollſtändig befriedigt. Hier mußte er ihr daher durch eine kühne Abweichung zu Hülfe kommen. Welch ein auffallendes Mißverhältniß wäre es, wenn Ruggieri nicht mehr Strafe litte als Ugolino, weil beide Verräther heißen: beſonders da man ſie dicht neben einander ſieht! Und doch ſcheint dieſe Zuſammenſtellung ſo viel Reiz für den Dichter gehabt zu haben, daß er ſich, vermuthlich ihr zu Gefallen, ein etwas eigenmächtiges Verfahren erlaubt hat, ſo groß auch ſonſt ſeine Gewißenhaftigkeit in dieſem Stücke iſt. Ugolino büßt unter den Verräthern des Vaterlandes; Ruggieris Verbrechen war die Verſchwörung gegen ſeinen Freund; die Geſchichte legt ihm keinen Hochverrath an Piſa zur Laſt: er hätte folglich erſt in der Tolommea (ſo heißt der nächſte Bezirk) ſeine Stelle finden ſollen.

Wie dem auch ſei, es iſt gewiß, daß das atreïſche Gaſtmal, wobei die Wanderer den Unglücklichen antreffen, der Theilnahme an ſeinen vorhergegangnen Schickſalen nicht den geringſten Eintrag thut. Dieß iſt nicht Ugolino ſelbſt, ſondern nur ſein verworfner Schatte. Erſt mit der Erinnerung an die Leiden ſeines Todes kehrt die ganze Menſchheit in ſeinen Buſen zurück, und verläßt ihn wieder, ſobald er ſie in Gedanken noch einmal durchgelitten hat. Die Uebelthat, deren er durch ſeinen Platz im unterſten Höllenkreiße für ſchuldig erkannt wird, kommt bei jener Kataſtrophe, welche die Schrecken der Verdammniß ſo weit überwiegt, vollends in keine Betrachtung. War auch zwiſchen ihr und ſeinem Falle einiger Zuſammenhang, ſo wird doch dieſer hier unſern Augen gänzlich entzogen. Der Schauplatz der Begebenheit iſt von der Erde geſchieden, wenn er gleich noch auf ihr liegt. Mit dem letzten Schließen der Pforte, welches die Gemeinſchaft der Bewohner des Thurmes mit den Lebendigen aufhebt, wird auch jeder Rückblick auf das vergangne Leben gehemmt; und wenn wir noch des glücklich herrſchenden Ugolino gedenken, ſo muß dieß eher den Eindruck verſtärken. Je heftiger dieſer Mann war, je feuriger er die Plane ſeiner Ehrſucht verfolgte, um ſo fürchterlicher iſt es nun, ihn in dem engen Kerker eingeſchloßen zu ſehen, wo ſeine Kraft an den Mauern ohne Ausgang ſich bricht, und zu ſchweigender Verzweiflung erſtarrt. Während des unermeßlichen Leidens ſcheint er den Urheber desſelben vergeßen zu haben. Er flucht dem Ruggieri nicht, an dem er doch nicht hoffen kann ſich zu rächen: die Erde fleht er um das Erbarmen an, ſich unter ihm zu öffnen. Der Jammer über ſeine Kinder verſchlingt die Wuth, die ſich ſeiner Seele bemeiſtern würde, wenn er allein unter der Bosheit des Feindes litte. Die väterliche Wehmuth, das ſich ſelbſt vergeßende Mitgefühl verdoppeln und adeln ſeinen Schmerz. Warum ſollte er ſolcher Regungen nicht fähig ſein, wenn ihn die Ehrſucht auch zum Verbrecher gemacht hatte? Dieſe Leidenſchaft erweitert ſich wenigſtens in ihrem Egoiſmus; ſie konnte ihm für ſeine Familie, ſeine Kinder einen Grad der Vorliebe und Zärtlichkeit mehr gegeben haben. Er hatte für ihren Glanz, wie für den ſeinigen, gearbeitet. Gewiß hatte er ſie geliebt: dieſe Empfindung iſt ihm nicht neu. Liebten ſie ihn nicht? Die Kleinen boten ſich ja ſelbſt zu ſeiner Nahrung an.

Erwähnt wird das zarte Alter der Söhne und Enkel erſt am Ende; aber es malt ſich rührend in der kindlichen Unſchuld ihrer Reden. Die Aufzählung ihrer Namen und die Zurückweiſung auf die vorher erwähnten in der letzten Terzine beleidigt unfehlbar einen verzärtelten Geſchmack; ſelbſt einer männlicheren Beurtheilung könnte ſie von dem emphatiſchen Schwunge der Nachrede herabzuſinken ſcheinen. Nach meinem Gefühl iſt ſie völlig in dem Wahrheit-zeugenden Geiſte, der überall und vorzüglich hier des Dichters ernſte und unbeſtechliche Muſe war: ſie giebt dem Beſchluße gleichſam ein urkundliches Anſehen.

So wie Ugolino, während er noch mit dem Hungertode kämpfte, das Andenken an Ruggieri verloren zu haben ſchien, ſo übergehen ihn Dantes Verwünſchungen. Alle erſinnlichen wären zu ſchwach. Dagegen ſieht er einen Thäter der gräßlichen That in jedem, der nicht aufſtand ihr zu wehren, und wendet ſich daher an die Stadt, deren Bewohner zu feig oder zu fühllos dazu waren.

Ehe wir dieſe Stelle verlaßen, ſei es mir erlaubt, einige andre Behandlungen derſelben Geſchichte zu erwähnen, und nur mit wenigen Winken Geſichtspunkte anzudeuten, aus welchen ſich dem denkenden Betrachter des Schönen und Erhabnen weite Ausſichten öffnen. Denn zwiſchen Werken, die verſchiednen Künſten oder auch nur verſchiednen Gattungen in Einer Kunſt angehören, eine eigentliche, in's Einzelne gehende Vergleichung anſtellen; in dieſem Stücke dem einen Künſtler, in jenem dem andern den Vorzug zuſprechen; dieß iſt vielleicht immer ein gewagtes Unternehmen. Da die Geſetze jeder Form und jedes Mediums der Darſtellung aus der beſondern Eigenthümlichkeit deſſelben entſpringen, ſo giebt es kaum einen gemeinſchaftlichen Maßſtab für alle. Daß zwei Schöpfungen des Geiſtes einerlei Stoff bearbeiten, richtiger geſprochen, daß ſie denſelben Namen tragen, iſt nur eine zufällige Uebereinkunft. Das Weſentliche eines Kunſtwerkes iſt die Form, nicht der Inhalt; und wenn unter dieſem, wie billig, nicht der nackte Begriff des Gegenſtandes verſtanden wird, ſondern das Gewebe von Vorſtellungen, welche ein beſtimmtes Individuum aus ihm gezogen, und durch die untheilbare, oft unwillkürliche Wirkſamkeit ſeiner Seelenkräfte und ſeiner innern Organiſation ſo oder anders gebildet hat, ſo fehlt ihm nur mehr Entwickelung, um Eins mit der Form zu ſein, deren Embryo er iſt. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß niemals mehrere Kunſtwerke ihren Stoff mit einander gemein haben.

Man ſollte ſich von der belebenden Kraft des Dialogs, auf ſo tragiſche Auftritte angewandt, eine erhöhte und ganz unwiderſtehliche Wirkung verſprechen. Doch eine nähere Betrachtung entdeckt [illegible] der Natur dieſer Geſchichte mancherlei Unbequemlichkeiten für die dramatiſche Form, welche ſie mehr für die erzählende Gattung zu beſtimmen ſcheinen, und das bekannte Trauerſpiel von Gerſtenberg widerlegt, ungeachtet ſeines Reichthums an kühnen und originellen Zügen, dieſen Gedanken nicht. Gleich vom Anfange an iſt das Schickſal aller auftretenden Perſonen unwiderruflich entſchieden: alſo findet eigentlich weder Verwickelung noch Auflöſung ſtatt; was nur Kataſtrophe hätte ſein ſollen, iſt zum dramatiſchen Ganzen ausgedehnt. Mit aller Erfindung und aller Kunſt, die der Dichter aufgewandt hat, um die Einförmigkeit hoffnungsloſen Elendes zu unterbrechen, und einen Schein von Handlung hervorzubringen, war es dennoch unmöglich zu verbergen, daß ſeine Perſonen nur leiden. Sie ergießen ſich entweder in unnütze Klagen oder ihre Seele beſtrebt ſich, mit ihrer ganzen, in ſich geſammelten Willenskraft, nicht zu erliegen. Solch eine Verfaſſung des Gemüths hemmt aber die Mittheilung, und drängt jeden Strom des Gefühls zu ſeiner innern Quelle zurück; ſie kann alſo nicht mit vollkommner Wahrheit in Geſprächen und noch weniger in Monologen ausgedrückt werden. Keine Rede kann ſo erhaben ſein, als das Verſtummen Ugolinos, das ſich freilich nicht auf die Bühne übertragen ließ. Dem neuern Dichter fehlte das Hülfsmittel des Chorgeſanges, wodurch Aeſchylus die Zuſchauer beſchäftigte, während ſeine verhüllte Niobe ſchweigend und unbeweglich daſaß*); und geſetzt, er hätte der alten Sitte folgen wollen: wie wäre hier ein Chor anzubringen geweſen? Wollte er hingegen den ganz entgegengeſetzten Weg wählen, und den Kreiß ſeiner Darſtellung von der Einfachheit des griechiſchen Drama bis zum hiſtoriſchen Schauſpiele erweitern, ſo brauchte nur ein Theil der Handlung im Kerker vorzugehen; Ugolinos Leben bot reichen

---

*) Euripides klagt ihn in den Fröſchen des Ariſtophanes (Ed. Brunck. p. 191. 192.) heftig darüber an. „Er ſetzte,“ ſagt er, „irgend einen Achilles oder eine Niobe auf das Theater, und hüllte ſie ein, ſo daß man nicht einmal ihr Angeſicht ſehen konnte. Sie dienten ihm nur, ſeiner Tragödie einen prächtigen Namen zu geben, denn ſie ließen nicht den geringſten Laut vernehmen. Der Chor reihte unterdeſſen ſeine Geſänge ununterbrochen an einander, und der Zuſchauer ſaß und wartete, wann doch wohl die Niobe einmal ſprechen würde. Wenn er ihn nun lange genug zum Beſten gehabt hatte, und das Stück ſchon zur Hälfte vorüber war, ſo ſtieß die Heldin ein Dutzend Rieſenworte hervor, Worte mit finſtern Augenbraunen, mit Helmbüſchen und fürchterlichen Angeſichtern, welche keiner von den Zuhörern kannte.“ — Es iſt Schade, daß wir dieſe Niobe nicht mehr haben, um zu wiſſen, ob ſie auf dem Theater verſteinert worden, wie man beinah vermuthen muß. Hätte der überweiſe Euripides das Trauerſpiel Ugolino beurtheilt, ſo möchte er dem deutſchen Dichter auch wohl einige *ἱππόκρημνα* vorgeworfen haben.

Stoff zu Sitten- und Charaktergemälden dar, den der Schöpfer der Minona gewiß zu benutzen gewußt hätte. Es iſt ein unterhaltendes Spiel für die Einbildungskraft, ſich vorzuſtellen, was etwa Shakſpeare, wenn ihm die Geſchichte in irgend einer Chronik vorgekommen wäre, und ſeinen Geiſt getroffen hätte, daraus gebildet haben möchte.

Ein Künſtler, der wie Dante eine allumfaßende Phantaſie forſchendem Tiefſinne unterwarf, Michelangelo Buonarotti, konnte dieſe Größe dieſes Dichters ganz verſtehn. Auch bewunderte er ihn vor allen Andern, und belebte ſeine feſt gezeichneten Gruppen gern von neuem durch flüchtige Entwürfe der Feder*), oder durch ausgeführte Werke des Pinſels und Meißels. Eine erhobne Arbeit von ihm, welche den Ugolino mit ſeinen Söhnen vorſtellt, iſt weniger bekannt, als ſie es zu ſein verdiente. Selbſt Vaſari erwähnt ihrer nicht. Dennoch läßt ſich an der Aechtheit des Werkes nicht zweifeln, weil es den Beweis derſelben unverkennbar an ſich trägt**).

---

*) Michelangelo beſaß einen Abdruck der göttlichen Komedie mit einem breiten Rande, den er dazu gebrauchte, die zur Zeichnung günſtigen Stellen des Gedichts (ſie ſind in großer Anzahl) mit Skizzen zu begleiten. Dieſer Schatz für die Kunſt ſoll bei einer Verſenkung auf dem Meere untergegangen ſein. Es iſt mir entfallen, wo ich dieſe Nachricht gefunden.

**) Es iſt ein viereckiges Basrelief aus gebrannter Erde. In den Ritr. d'uom. illustri di Tosc., wo man hinter Ugolinos Lebensbeſchreibung eine Abbildung davon findet, wird geſagt, die Familie Gherardeſca ſei im Beſitz deſſelben. Die Genauigkeit der Zeichnung von Trabaleſi, und die Eleganz des Stiches von Fauci läßt mich hoffen, daß die folgende Beſchreibung, welche darnach ohne eigne Anſicht des Originals entworfen iſt, keine Irrthümer enthalten

Dieſes Basrelief enthält ſieben Figuren, wovon fünf, welche die Hauptgruppe bilden, hiſtoriſch, die beiden übrigen allegoriſch ſind. Ungeachtet ſeiner Verehrung für Dante verlor Michelangelo doch die Betrachtung nicht aus den Augen, daß die bildenden Künſte Schweſtern, nicht Dienerinnen der Poeſie ſind, und ſtellte nach dem Beiſpiele jener rhodiſchen Bildner des Laokoon ſeine Perſonen unbekleidet dar.

Zur Rechten des Anſchauers ſitzt Ugolino, der, als die Hauptfigur, am meiſten erhoben iſt, mit der Linken auf den Stein geſtützt, der ihm zum Sitze dient, die Rechte feſt auf die Gegend des Herzens gedrückt. Er ſcheint ſtumm bei den Drangſalen, die ihn umgeben, und gefaßt auf alle, die ihn noch treffen möchten. Edler Trotz iſt in ſeiner Miene; die ganze Geſtalt verräth ſeinen innern Schmerz. Wenn gleich der Ausdruck der Leidenſchaft weniger heftig iſt, als beim Laokoon, ſo hatte doch Michelangelo dieſen gewiß dabei vor Augen. Aus der rechten Hand fällt ein Tuch, worauf er ſitzt, und welches nur der Anſtändigkeit wegen da zu ſein ſcheint. Doch könnte der Künſtler auch die Abſicht gehabt haben, ihm etwas zum Druck in die Hand zu geben, weil dieß eine dem Zorne und verbiſſnen Schmerze natürliche Handlung iſt.

Ihm zur Rechten, und zum Theil durch den Schenkel des Vaters bedeckt, liegt einer der Söhne, mit dem rechten Arme ſich auf ſein linkes Knie ſtützend. Er wendet ſich nach ſeinem Vater, und haucht ſeine Qual in laute Klagen

---

wird. Ich folge dabei einem italiäniſchen Aufſatze, welchen ich der Freundſchaft eines einſichtsvollen und gelehrten Künſtlers, des Herrn Fiorillo zu Göttingen, verdanke aus. Er iſt unter den Söhnen derjenige, in deſſen Geberden und Geſicht ſich noch das ſtärkſte Leben offenbart.

Die Mitte des Basreliefs nimmt ein andrer Sohn ein, der, ſchon todt oder im Sterben, das Haupt gegen die linke Seite des Anſchauers gekehrt, ausgeſtreckt daliegt. Der obere Theil des Geſichts, ungefähr bis zu den Augenbrauen, wird durch einen ſeiner Brüder bedeckt, der mit zurückgezogenen Beinen ſitzt, den geſtorbnen Bruder anblickt, und dasſelbe Looß zu erwarten ſcheint. Dieſe letzte Figur iſt ſehr erhoben.

Der vierte Sohn endlich, welcher vom Rücken her erſcheint, und auf die Linke geſtützt den Vater anſieht, beſchließt die Gruppe. Er iſt, wie ſein zuerſt beſchriebner Bruder, nur flach gehalten.

Obgleich Michelangelo den Ausdruck in den Bewegungen hier ſehr zu mäßigen geſucht hat, ſo giebt doch ſeine Gewohnheit, das Spiel der Muſkeln ſtark zu beleben, dieſen Figuren einen gewiſſen Reichthum. Sie haben unter ihren Leiden die Schönheit der Formen nicht verloren, und ſcheinen, nach der Kraft der Muſkeln zu urtheilen, in der Blüthe ihrer Jahre, nicht krank noch erſchöpft. An dem Vater allein erkennt man, auch ohne Hülfe des ehrwürdigen Bartes, das Alter eines Greiſes, und ſolche Formen, wie man ſie dem Saturnus geben würde.

In allem bisher Beſchriebenen iſt zwar Michelangelos Hand und Geiſt ſehr ſichtbar, doch hat ihn die Geſchichte einigermaßen gefeſſelt. In der Bildung des Flußes Arno hingegen, der unten zur rechten Hand ſich auf ſeine Urne lehnt, und die vorderſte Fläche einnimmt, konnte er ſeiner Einbildungskraft einen ungehemmten Flug erlauben. Sie hat einen Flußgott erſchaffen, der den ſchönſten der Alten nicht nachſteht. Daß er ihm nur dieſelbe Größe gegeben, wie den übrigen Figuren, ob dieſe gleich entfernter ſind, iſt gewiß in der Abſicht geſchehen, der des Ugolino nichts von ihrer Großheit zu entziehen.

Ueber dem Ganzen ſchwebt ein weibliches Bild des Hungers mit hangenden Brüſten. Ihr verzerrtes Geſicht iſt auf Ugolino hingewandt; ſie weiſt mit ausgeſtrecktem Arm auf die andere Seite: eine Geberde, deren Bedeutung nicht ganz deutlich iſt. Dieſes Ungeheuer ſcheint für die Schönheit des Werkes eher nachtheilig als vortheilhaft zu ſein, iſt aber auch durch die ſehr flache Arbeit bloß zum Nebenwerke beſtimmt. Es iſt eine häßliche Hieroglyphe, die indeſſen, außer daß ſie jeden Irrthum bei der Auslegung des Werkes verhütet, den Künſtler der Nothwendigkeit überhoben hat, an den zur Gruppe gehörigen Körpern ſelbſt den Hungertod, der ihnen bevorſteht, zu bezeichnen.

Die Skulptur erkauft die Vollkommenheit ihrer Zeichenſprache durch die Eingeſchränktheit derſelben. Will der Bildner daher ihrem Weſen getreu bleiben, ſo wird er mit Hinweglaßung alles Zufälligen nur die weſentlichen Verhältniſſe zu ergründen und auszudrücken ſuchen. Täuſchung kann nie ſeine Abſicht ſein: er übergiebt ſeine Werke der ſtillen und nüchternen Betrachtung. Was nur jene hervorzuzaubern dient, was uns die Gegenſtände näher rückt, ohne ſie eigentlich an ſich ſelbſt zu erhöhen: Ausführlichkeit in den individuell bezeichnenden Umſtänden der Handlung, Koſtum der Völker und Zeiten, Dekoration des Schauplatzes; alles dieſes behandelt er entweder nur als Nebenſache, oder er übergeht es ganz, um den einfachen Hauptgedanken jedes ſtörenden Zierrates zu entladen. Eben dieſe Wendung ſeiner Kunſt leitet ihn auch auf das Ideale. Was er ſeinen Perſonen an beſondern Beziehungen und näherem Intereſſe für den Anſchauer nimmt, muß er ihnen an innerm Werthe, an Adel der Geſtalt und der in ihr ſich offenbarenden Seele wiederzugeben ſuchen. Es kümmert uns wenig, zu wißen Wer ſie ſind; wir fragen nur, Was ſie ſind. Bei vielen griechiſchen Werken der Plaſtik und Glyphik iſt zwar auch Jenes, ſogar ohne Hülfe der Attribute, welche meiſtens, mit geſchmackvoller Sparſamkeit für Götter oder Helden gewählt, ihre Schönheit nicht verhüllen, dem erſten Blicke kenntlich, weil dieſe Künſte ſich in einem engen mythiſchen Kreiße wie in ihrem Eigenthum angepflanzt haben. Michelangelo hingegen, der ſich dießmal in eine ganz fremde Gegend gewagt hatte, mußte, um mit völliger Sicherheit verſtanden zu werden, auf den Dienſt des Dichters als ſeines Auslegers rechnen. Wäre aber auch das Andenken der Begebenheit weder hiſtoriſch noch poetiſch aufbewahrt worden, ſo daß wir Ugolinos Familie in der Gruppe nicht erkennen könnten, ſo würde das Kunſtwerk dadurch an ſeinem Werthe nichts einbüßen. Als das Bild eines hoffnungsloſen, tödtlich ruhigen Zuſtandes; dem Schmerze hingegebner Jünglinge, welche vergebens von einem Greiſe Hülfe hoffen; des Greiſes, der, ſtandhaft oder erſtarrt, in verſchloßner Seele für ſie alle leidet; alſo in den weſentlichen Zügen, würde es nie zweideutig ſein.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Maler. Wiewohl er im Ausdrucke der Gefühle ebenfalls nach dem Edelſten und Höchſten ſtrebt, ſo darf er doch in allem Uebrigen der Wirklichkeit näher treten, auch wo ſie erſchütternd iſt. Man verlangt von ihm Umſtändlichkeit der Erzählung. Er wird vielleicht das Koſtum des Zeitalters, doch ohne antiquariſche Genauigkeit, an der zerrißnen Kleidung der Gefangnen noch zu bezeichnen wißen. Er wird den Hunger nicht perſonificiert und abgeſondert, ſondern auf ihren bleichen Wangen, in ihren hohlen Augen malen. Er wird uns in das Innre des dumpfen Kerkergewölbes führen, und die gegenwärtige Scene, worauf dort der Flußgott und einige Felſenſtücke nur anſpielen, furchtbar durch jenen Lichtſtrahl beleuchten, bei welchem jeder der Unglücklichen eine vierfache Wiederholung ſeiner Qual um ſich her ſieht. Solche Erwartungen etwa würde ich zu Reynolds Ugolino hinzubringen, den ich nur aus Beſchreibungen kenne, welchen zufolge er ihnen in hohem Grade entſprechen muß*).

Nur wenig, aber nicht das Leichteſte von ſeiner Höllenfahrt iſt dem Dichter nun noch zu vollbringen übrig. Er durchwandert die Tolommea und Giudecca: in jener ſind die Verdammten rücklings eingefroren; in dieſer ganz unter dem durchſichtigen Eiſe begraben.

Vierunddreißigſter Geſang.

Jetzt erblickt er den Fürſten der Finſterniß, den erſten Abtrünnigen, ungeheuer von Größe, mit der Bruſt über die Fläche hervorragend. Von den drei Angeſichtern ſeines Kopfes iſt das mittelſte roth, eines gelblich, und eines ſchwarz; unter jedem ſchwingt er ein Paar Fledermausfittige, die einen kalten Wind erregen, wodurch der ganze Cocytus gefriert: lauter häßliche und zugleich ungeſchickte Allegorien. In jedem ſeiner Rachen zerfleiſcht er einen Erzverräther: Judas Iſcharioth im mittelſten, auf beiden Seiten Brutus und Caſſius. Es iſt ſchwer, hier ernſthaft zu bleiben, und vielleicht ſind die letzten Römer ſonſt nirgends in einer ſo abenteuerlichen Verbindung genannt worden. Nach den Begriffen des Ghibellinen Dante hatten ſie ſich in der Perſon Cäſars an dem heiligſten aller irdiſchen Dinge, an der Majeſtät des römiſchen Reichs, vergriffen. Virgil nimmt ſeinen Freund auf den Rücken, und ſteigt ſo zwiſchen dem haarigen Leibe des Ungeheuers und dem Eiſe hinab. Auf einmal dreht er ſich völlig um, ſo daß ſein Kopf dahin gerichtet iſt, wo vorher ſeine Füße ſtanden, und fängt an, mühſam aufwärts zu klimmen. Dante erſchrickt, und glaubt noch einmal in die Hölle zurückzukehren. Er weiß nämlich nicht, daß er ſchon jenſeit des allgemeinen Schwerpunktes in der andern Halbkugel iſt. Endlich ſieht er Satan unter ſich auf den Kopf geſtürzt; ſich in einer vom Mittelpunkte der Erde bis zu ihrer Oberfläche reichenden Höhle; und ſteigt längs einem Bache, der ſich nach Art einer Wendelſteige um ſie her ergießt, bis zum wohlthätigen Tageslichte hinauf.

---

*) Wohl nur durch ein Verſehen wird in Forſters Geſchichte der Kunſt in England (Anſichten Th. 3. S. 43.) dieſes Gemälde unter Weſts Namen angeführt und gerühmt. Wenigſtens findet es ſich in einem Verzeichniſſe der hiſtoriſchen Compoſitionen von Reynolds, im Europ. Magaz. Febr. 1794.

Die Büßungswelt.

Erſter Geſang.

1 Das Schifflein meines Geiſtes ſpannt nunmehr
Die Segel auf zur Fahrt auf beßern Fluten;
Denn es enteilt dem grauenvollſten Meer.
4 Und jenes zweite Reich will ich beſingen,
Wo büßend ſich des Menſchen Seele weiht,
Und würdig wird, gen Himmel ſich zu ſchwingen.
7 Laßt hier die todte Poeſie erſtehn,
O heil'ge Muſen, weil ich euch gehöre,
Und laßt Kalliope den Flug erhöhn!
10 Auf daß mein Lied in jenem Ton erſchalle,
Der ſiegend einſt die armen Elſtern traf,
Zu ew'ger Schmach und zu verdientem Falle*).
13 Von öſtlichem Saphir ein milder Duft
Verbreitete bis hin zur erſten Sphäre
Sich durch die Heitre der entwölkten Luft.
16 Des labte ſich mein Auge, jenen Schatten
Der todten Nacht entflohn, die mir vorhin
Die Bruſt beklemmt, die Sinn' umnebelt hatten.

---

*) Die neun Töchter des Pierus, welche, in dem Wettſtreite, zu dem die Muſen von ihnen aufgefordert worden waren, beſiegt, Apoll in Elſtern verwandelte. Ovid. Metam. 29 u. folg.

19 Gen Morgen ſtand der Liebe holder Stern,
Und hüllt' in Schimmer ſein Gefolg, die Fiſche;
Es lächelte der Oſt ihm nah und fern.
22 Ich wandte mich zur Rechten, und erblickte
Am andern Pol vier Sterne, deren Schein
Allein die erſten Sterblichen erquickte.
25 Der Himmel ſchien ob ihrem Licht erfreut:
O nördliche verwaiſ'te Regionen,
Die ihr beraubt der ſchönen Funken ſeid!

Sechſter Geſang.

61 Wir traten zu ihm: o wie ſtandeſt du,
Lombarder-Geiſt, mit ſtolzem, ernſtem Weſen,
Wie rollteſt du den Blick voll Würd' und Ruh!
64 Er ließ uns, ohn' ein Wort zu uns zu ſagen,
Vorüber gehn und ſchaute nur uns nach:
So pflegt ein Löw' in Ruh das Haupt zu tragen.
67 Doch da Virgil nun näher zu ihm trat,
Von ihm den beſten Aufgang zu erkunden,
Erwidert' er nicht das, was jener bat;
70 Nur fragt' er nach dem Land, das uns geboren.
Mein holder Freund begann kaum: „Mantua“ —
Als ſchnell der Schatten, ganz in ſich verloren,
73 Von ſeinem Stand ſich ihm entgegen ſchwang,
Und rief: „Ich bin Sordello, Mantuaner!
„Aus deiner Stadt!“ und in die Arm' ihn ſchlang. —
76 Weh dir, Italia, du Haus der Jammer!
Schiff ohne Steuermann im wilden Sturm!
Nicht Länderherrin, nein, der Unzucht Kammer!
79 Sieh, wie ſo eifrig dieſer edle Geiſt,

Nur um den ſüßen Klang des Vaterlandes,
Dem Stadtgenoßen Ehr' und Lieb' erweiſt:
82 Derweil in dir die Menſchen ſich befehden,
Und die Ein Wall, Ein Graben in ſich faßt,
Einander ſtets zu plagen, ſich entblöden.
85 O ſchau dich um an deiner Meere Strand,
Unſelige! dann blick' in deinen Buſen!
Von welchem Fleck iſt Friede nicht verbannt?
88 Was hilft es, daß Juſtinian die Zügel
Dir angeſchirrt, als zu vermehrter Schmach?
Denn leer iſt, ach! dein Sattel, deine Bügel.
91 Du Volk, das du, dem Kaiſer hold und treu,
Im Sattel gern ihn ſitzen laßen ſollteſt,
Du trägſt vor Gottes Satzung wenig Scheu! —
94 Sieh, wie das Thier unbändig löckt und ſchlägt,
Weil es der Sporen Züchtigung nicht fühlte,
Seit du die Hand ihm an's Gebiß gelegt.
97 O deutſcher Albrecht, der ſich ihm entzogen,
So daß es wild und widerſpänſtig ward,
Statt dich zu ſchwingen in die Sattelbogen!
100 Dein Blut verzehr' ein richtendes Verderben,
Und mach' an dir den Zorn der Sterne kund,
Zur grauſen Warnung deines Thrones Erben!
103 Weil euch Gewinnesluſt nach drüben trieb,
Haſt du und hat dein Vater es gelitten,
Daß öd' und wüſt des Reiches Garten blieb.
106 Die Filippeſchi und Monaldi zagen;
Sorgloſer! komm und ſieh, ſchon unterdrückt
Die Capelletti und Montecchi klagen!
109 Grauſamer! ſieh, wie's deinen Treuen geht!
Gedenk' an ihre Drangſal, ihre Schäden!

Und ſieh, wie ſicher Santafiore*) ſteht!
112 O komm und ſiehe deine Roma weinen!
Verwittwet, einſam, ruft ſie Tag und Nacht:
„Mein Cäſar, willſt du nie dich mir vereinen?“ —
115 Komm dann und ſiehe, wie ſo inniglich
Dieß Volk ſich liebt; und rührt dich Mitleid nimmer,
So komm, und ſchäme deines Rufes dich! —
118 Und du, für uns zum Kreuzestod geſendet,
Darf ich mich unterwinden, höchſtes Heil?
Hat ſich dein gnädig Aug' uns abgewendet?
121 Wie? oder wird dadurch ein künftig Gut
Bereitet, unſerm Denken ganz verſchloßen,
Weil's noch im Abgrund deines Rathes ruht:
124 Daß jede Stadt Italiens voll Dränger,
Und jeder Bube zum Marcellus wird,
Beweiſt er nur ſich als Parteiengänger? —
127 Du, mein Florenz, magſt wohl zufrieden ſein
Mit dieſer Abſchweifung, die dich nicht kümmert;
Dank deines Volkes ſchlauen Grübelein!
130 Viel' ſind mit Wortespfeilen karge Schützen,
Obſchon Gerechtigkeit im Herzen wohnt:
Dein Volk nur trägt ſie auf der Zunge Spitzen.
133 Viel' weigern ſich gemeiner Stadtgeſchäfte:
Dein Volk nur beut ſich unberufen an,
Und ſchreit: „Ich lade ſie auf meine Kräfte!“
136 So juble dann! Du haſt ja guten Grund.
Biſt du nicht friedensvoll, biſt reich, biſt weiſe?
Die That macht meiner Rede Wahrheit kund.

---

*) Eine Grafſchaft im Diſtrikte (contado) von Siena. S. Purg. XI. 59, und daſelbſt Landinis und Vellutellos Kommentare.

139 Athen und Sparta, die die bürgerlichen
Geſetze klug im Alterthum verfaßt,
Sind ſchwache Lehrlinge, mit dir verglichen;
142 Weil du ſo feine Vorkehrungen ſpinnſt,
Daß kaum bis zu Novembers Mitte dauert
Was im Oktober du mit Fleiß erſinnſt.
145 Wie oft haſt du Geſetze, Münzen, Sitten
Seit dieſer Menſchen Denken umgetauſcht?
Wie oft Verwandlung der Geſtalt erlitten?
148 Erprüfſt du dich, und biſt nicht gar verblendet,
So wirſt du jener Kranken dich vergleichen,
Die hin und her auf weichem Flaum ſich wendet,
151 Um ruheloſen Schmerzen zu entweichen.

Achter Geſang.

Schon kam die Stunde, die in weichem Gram
Des Schiffers Wunſch zur Heimat lenkt am Tage,
Da er von ſeinen Lieben Abſchied nahm;
4 Und die des Wallers Bruſt mit regem Sehnen
Verwundet, wann er ferne Glocken hört,
Die ſanft des Tages Sterbeklage tönen.

Neunter Geſang.

13 Es war die Stunde, wo, beim frühen Schimmer
Des Tags, die Schwalb' ihr Klagelied beginnt,
Als dächte ſie ihr altes Leid noch immer*);
16 Und wo der Geiſt dem Körper ſich entzieht,

---

*) Prokne, Gemalin des Tereus. S. Ovid. Metam. VI. 423. folg.

Und, frei von irdiſch drückenden Gedanken,
Tiefahnend göttliche Geſichte ſieht.
19 Da träumt' ich, auf vergoldetem Gefieder
Schwebt' über mir ein Adler in der Luft,
Und wägte ſanft die Flügel auf und nieder.
22 Es däuchte mir, ich läg' auf jener Flur,
Wo Ganymedes einſt, geraubt den Seinen,
Empor zum hohen Götterrathe fuhr.
25 Ich dachte ſtill: um Raub hinwegzutragen,
Verſchmäht der Vogel andre Plätze wohl,
Und will nur hier nach ſeiner Sitte jagen.
28 Noch ſchwebt' er ſo, dann, ſchrecklich wie ein Blitz,
Kam er herabgeſchoßen, wie mir däuchte,
Und riß mich hin bis zu des Feuers Sitz.
31 Die Flamm' ergriff uns beide lichterloh;
Ich fühlte ſo die eingebild'ten Gluten,
Daß Traum und Schlummer alſobald mich floh.
34 Nicht anders fuhr Achilles auf im Schrecken
Und rollte ſein erwachtes Aug' umher,
Unfähig, wo er wäre, zu entdecken,
37 Als ihn im Schlaf, aus Chirons Höhl' entführt,
Der Mutter Arm nach Skyros hingetragen,
Wo ihn nachher die Griechen ausgeſpürt:
40 Wie ich empor mich riß, erſtaunt, erblichen,
Gleich einem, den ein Schauer überfällt,
Da nun der Traum von meiner Stirn gewichen.
43 Und ſieh! mein Hort allein ſtand mir zur Hand;
Zwei Stunden war die Sonne ſchon geſtiegen,
Und mein Geſicht war auf die See gewandt.

Siebenundzwanzigſter Geſang.

70 Eh noch die Luft in ebnes Grau zerronnen,
So weit des Horizonts Gewölbe reicht,
Und eh die Nacht ihr ganzes Feld gewonnen,
73 Nahm unſer jeder eine Stufe ſich
Zur Ruhſtatt, weil uns durch die Art des Berges
Zum Steigen mehr die Kraft als Luſt entwich.
76 Gleichwie, wenn ſie ſich ſatt gegraſt, die Ziegen
In Frieden wiederkäuen, die zuvor
Mit wildem Muth auf Bergeshöhen ſtiegen:
79 Sie ruhn im Schatten, weil die Sonne glüht,
Indeß ihr Hirt, auf ſeinen Stab ſich lehnend,
Mit treuem Pflegerblick ſie überſieht;
82 Und wie ein Schäfer, in der nächt'gen Stille,
In freier Luft bei ſeiner Herde wacht,
Auf daß kein Raubthier ſie mit Schrecken fülle:
85 So ruhten wir daſelbſt nun, ſtill vereint,
Ich wie die Geis, und ſie wie meine Hüter,
Von Felſenwänden rechts und links umzäunt.
88 Man ſah den Himmel kaum an dieſer Stelle;
Doch, wo die Ausſicht frei war, ſchienen mir
Die Sterne wunderbar an Größ' und Helle.
91 So ſinnig blickend nach dem Firmament
Fand mich der Schlaf; der Schlaf, der manches Mal
Ein Ding von fern, eh ſich's begiebt, erkennt.
94 Und um die Stunde, wo die erſten Strahlen
Der ſtets von Lieb' entglühten Cypria
Von Oſten ſich zu uns herüber ſtahlen,
97 Da wähnt' ich träumend, eine Wieſ' entlang
Säh' ich ein Weib in Jugendſchöne wandeln;

Und, Blumen pflückend, ſagte ſie und ſang:
100 „Wer mich befragt, dem will ich es verkünden:
„Ich heiße Lea, und bewege rings
„Die ſchönen Hände, einen Kranz zu winden.
103 „Ich ſchmücke mich, dem Spiegel ſchön zu ſein;
„Doch Schweſter Rahel weicht von ihrem nimmer.
„Sie ruht und ſieht den ganzen Tag hinein.
106 „Der holden Augen Schau'n iſt all ihr Schmachten,
„Wie meins der Hände ſelbſt gewähltes Werk.
„Ich finde Wonn' im Thun, ſie im Betrachten.“ —
109 Das Frühlicht, das vor Tages Anbruch blinkt,
Dem Waller auf der Rückfahrt ſo willkommen,
Je näher ſchon ihm ſeine Heimat winkt,
112 Verjagte rings umher die tiefen Schatten
Und meinen Schlaf; ich raffte flugs mich auf,
Weil ſchon die Führer ſich erhoben hatten.
115 „Heut wird vom Hunger dir die ſüße Frucht
„Geneſung ſchaffen, die an ſo viel Zweigen
„Der Sterblichen vergebne Sorge ſucht.“
118 Mit dieſen Worten redete mich Virgil
Begrüßend an, und keine Freundesgabe
Erregte je mir ſolch ein Luſtgefühl.
121 Verdoppelt ward mein Trieb hinanzudringen
Durch neuen Trieb; es war bei jedem Schritt,
Als wüchſen zu dem Fluge mir die Schwingen.
124 So blieb die Stiege unter uns zurück:
Wir ſtanden nun auf ihrer obern Stufe,
Da heftete Virgil auf mich den Blick,
127 Und ſprach: „Du ſahſt das ew'ge Feuer brennen;
„Dann das der Büßung, Sohn! Nun biſt du hier,
„Wo ich, aus mir, nichts weiter mag erkennen.

130 „Durch Kunſt und Einſicht bracht' ich dich hieher:
„Jetzt wähle dir die Luſt zur Führerin!
„Hier iſt nicht ſteiler Pfad, noch Mühſal mehr.
133 „Sieh ſchon die Sonne deine Stirn beglänzen!
„Sieh Blumen dort, und Raſen, und Gebüſch,
„Die hier die Erd' aus eigner Fülle kränzen!
136 „Bis dir die Augen, wonnevoll und ſchön,
„Begegnen, die dir meine Hülf' erweinet,
„Kannſt du hier ruhn und kannſt dich auch ergehn.
139 „Erwarte länger nicht mein Wort, mein Winken!
Dein Will' iſt frei, gerecht, untadelig;
Verkehrt wär's, nicht zu thun nach deinem Dünken.
142 Drum krön' ich über dich zum Fürſten dich.

Rahel iſt ein Bild der Beſchauung, Lea der handelnden Tugend; beider Spiegel iſt die Gottheit. Die Allegorie gehört unter die wenigen des Dante, die unmittelbar einleuchten und keiner Mißdeutung ausgeſetzt ſind. Sie iſt einfach, rein von allen fremden Beimiſchungen, und in jedem ihrer gefälligen Züge ſprechend. Ort und Zeit ſind dazu auf's beſte gewählt. Es iſt natürlich, daß auf dieſer Höhe, ſo nah ſchon dem Paradieſe, die Stimmung zu ätheriſchen Erſcheinungen mit der reineren Luft eingeathmet wird, die das Licht der Sterne ganz ungeſchwächt hindurchläßt. Daß ſich das Ahndungsvermögen der Seele in ihren Morgenträumen am wirkſamſten zeigt, iſt hergebrachter Dichterglaube; aber vorzüglich ſchön wird die Stunde durch den freundlichen Stern der Liebe bezeichnet, als hätten ſeine Einflüße das liebliche Träumen begünſtigt.

Die Gottheit als ein Spiegel der menſchlichen Seele iſt ein Bild, das in den verſchiedenen Wendungen, deren es empfänglich iſt, immer wahr, immer fruchtbar an Gedanken bleibt. Auf jene erhabne Vorſtellung, nach welcher Gott als das allgemeine Senſorium aller erkennenden Weſen betrachtet wird, und die dem Dichter ſonſt nicht fremd iſt, hat er hier vielleicht nicht anſpielen wollen. An dem Maß aller Vollkommenheit, dem Inbegriff alles Werthes, prüft die Seele ihren eignen, erkennt ihre Mängel. Allein dieſer Spiegel wirft ihr gewiſſermaßen nur ihr eignes Bild zurück: wie der Menſch, ſo ſein Gott. Mit jedem Fortſchritte in der Sittlichkeit alſo reinigt und erhöht ſich die Erkenntniß; dieß iſt es, was Lavater kühn, aber treffend ausdrückt: „Gott dient im Menſchen von unten auf.“

Hieraus iſt es nun begreiflich, warum die urſprünglich ſchöne Seele, der das Ideale natürlich iſt, die Seele eines Plato, eines Petrarca oder Hemſterhuys, den ſtärkſten Hang zu himmliſcher Beſchauung fühlt. Mit hingegebner Liebe verliert ſie ſich aus ihrem eignen Innern, um ſich in der Gottheit wiederzufinden; das Gegenbild ihrer ſelbſt, ein Ideal, von allen irdiſchen Mängeln befreit, kommt ihr aus der Tiefe des Spiegels mit entzückendem Gruß entgegen. Was Wunder, wenn ſie alles Andre darüber verſäumt? Der zarten Rahel iſt dieſer Narciſſuswahn wohl zu verzeihn. Lea tadelt ſie auch nicht darüber; ohne Anmaßung, ohne Bewunderung, ohne Neid ſagt ſie: „ſo iſt meine Schweſter, o bin ich.“ Die Seele, deren Anlagen erſt durch wohlthätiges Thun geadelt werden müßen, kann ſich nicht ſo befriedigt in der Betrachtung verweilen, ſondern nur dann und wann zu ihr zurückkehren, um ſich geſchmückter wieder zu erkennen. Sie iſt geſchäftig: jede gute That iſt eine Blume mehr in ihren Kränzen, und der Reichthum dieſes Frühlings iſt unerſchöpflich.

Man findet es vielleicht tadelhaft, daß Lea ſo ganz ohne Anlaß, und ohne Gegenſtand der Mittheilung, von ſich und ihrer Schweſter erzählt. Doch dieß Unmotivierte iſt in einem Geſichte ſehr natürlich, und giebt ihm gerade ein traummäßiges Anſehen. Denn ſo ſpielt der menſchliche Geiſt bei verſchloßnen Sinnen; ſo verknüpft er oft große Gedanken, ſchöne Bilder auf kindiſche Weiſe.

Achtundzwanzigſter Geſang.

Dante hat nunmehr den unermeßlichen hohen Berg erſtiegen, der ſich, nach ſeiner Dichtung, im ſüdlichen Ocean erhebt, und deſſen Abhänge den büßenden Seelen zum Aufenthalte dienen. Auf dem Gipfel liegt der ehemalige Wohnſitz der erſten Menſchen im Stande der Unſchuld, das irdiſche Paradies, welches Dante betritt, nachdem ihn Virgil, der ihn bisher begleitet, ſeiner eignen Führung überlaßen. Hier geht ein göttliches Traumgeſicht von der thätigen und beſchauenden Tugend, das er kurz zuvor gehabt, zum Theil in Erfüllung. Jene begegnet ihm nämlich unter der Geſtalt eines ſchönen Weibes, erklärt ihm die vorliegenden Gegenſtände und bereitet ihn auf die glorreiche Erſcheinung ſeiner Beatrice vor.

Schon ſehnt' ich mich, das friſche, dichte Grün
Der gottgeweihten Waldung zu durchſpähen,
Wo dämmernd nur der junge Tag erſchien.
4 Und ohne Säumen wandt' ich vom Geſtade[*]
Mich zu den Auen leiſe leiſe hin,
Auf überall von Duft erfülltem Pfade.

---

[*] Vom äußern Rande der Fläche, die den Gipfel des Berges einnimmt.

7 Ein ſüßer Hauch, mit immer gleichem Zug
Dem Hain entwallend, wie ein Maienlüftchen,
Berührte mir die Stirn in lindem Flug.
10 Des hatten ſanft erſchauernd ſich gewendet
Die Blätter alle nach der Gegend hin,
Wohin der Berg den erſten Schatten ſendet*).
13 Doch ihre rechte Lage ſtörte dieß
Nicht ſo, daß ſich der Sänger Volk in Wipfeln
Dadurch in ſeinen Künſten irren ließ.
16 Mit voller Luſt begrüßten ſie den Morgen,
Im Laub, das rauſchend ihren Liederſang
In tiefem Ton begleitete, verborgen.
19 So, in dem Fichtenwald bei Chiaſſi**), windet
Gemurmel ſich von Aſt zu Aſt hinab,
Wenn den Scirocco Aeolus entbindet.
22 Schon hatte mich der alte Hain empfangen,
So daß ich nun die Stelle nicht mehr ſah,
Wo ſtillen Trittes ich hineingegangen.
25 Und ſieh! ein Bächlein***) hemmte meinen Gang,
Das nach der Linken zu mit kleinen Wellen
Den Raſen bog an ſeines Bettes Hang.
28 Die reinſten Waßer, die hienieden quillen,
Sie würden trüb' erſcheinen und gemiſcht
Bei dieſen Fluten, welche nichts verhüllen;

---

*) Gegen Abend. Der Wind kam vom Morgen her, wie gewöhnlich beim Aufgange der Sonne.

**) Eine jetzt nicht mehr vorhandene Stadt in der Nähe von Ravenna, bei welcher ſich ein Fichtenwald am Ufer des adriatiſchen Meeres hinſtreckte.

***) Dieſer Bach, Lethe genannt, hat die wunderbare Wirkung, daß der, welcher ſich darin badet, alle Fehltritte ſeines Lebens vergißt.

31 Obwohl ihr Pfad verſtohlen hin ſich ſchlingt,
Hoch überwölbt von ew'gem Schattendunkel,
Wodurch kein Strahl von Mond noch Sonne dringt.
34 Mein Fuß blieb ſtehn, und meine Augen flogen
Den Bach hinüber, von dem Luſtgemiſch
Der grünen Sommerſtauden angezogen.
37 Und, wie ein ſchönes Wunder, das den Geiſt,
Dem die Erſcheinung plötzlich dar ſich bietet,
Hinweg von allem andern Denken reißt,
40 Erſchien mir da *ein* Weib, die mit Geſange
Sich einſam auf dem Wieſenſchmelz ergieng,
Und Blum' auf Blume las auf ihrem Gange.
43 „O holdes Weib, belebt von Himmelsglut,
„Wie mir die lieblichen Geberden ſagen,
„In denen oft die Seele kund ſich thut!
46 „Vergieb,“ ſo ſagt' ich, „wenn ich kühn dich bitte:
„Komm näher! wend', auf daß mein Sinn dein Lied
„Vernehmen mag, zu dieſem Bach die Tritte!
49 „Du rufſt in mir ein täuſchend Bild hervor
„Von Proſerpinens Reiz, und jenem Thale*),
„Wo ſie den Lenz**), die Mutter ſie verlor.“ —
52 Wie Tänzerinnen ſich auf zarten Füßen
Behende drehn, ſo daß im engen Schritt
Die Ferſen ſtets ſich an einander ſchließen,

---

*) Enna.

**) Die Frühlingsblumen, die ſie grade gepflückt hatte, und die ſie in ihrer Unſchuld bejammerte, als Pluto ſie raubte. Ovid. Metam. V. 399...401:

Collecti flores tunicis cecidere remissis.
Tantaque simplicitas puerilibus adfuit annis:
Haec quoque virgineum movit iactura dolorem.

55 So wandt' auf Gold- und Purpur-Blümlein ſich
Das ſchöne Weib zu mir heran, und ſenkte
Die Augen mädchenhaft und ſittiglich.
58 Sie machte des mich froh, was ich begehrte,
Und nahte mir ſich ſo, daß ich nunmehr
Den ſüßen Ton ſammt ſeiner Deutung hörte.
61 Sobald ſie hinkam, wo in ſanftem Lauf
Der ſchöne Fluß des Raſens Halme badet,
Schlug ſie mit Huld die Augenlieder auf.
64 Ich glaube, ſelbſt von Venus Wimpern blitzte
Kein Licht wie dieß, als ihres Sohnes Pfeil
Ihr einſt den ungewohnten Buſen ritzte.
67 Sie lächelte vom andern Ufer her,
Und pflückte ſtets noch von dem Wunderboden
Der ohne Saat entſproßten Farben*) mehr.
70 Obwohl der Fluß drei Schritt' uns nur entfernte,
So war der Helleſpont, wo Xerres einſt
Die Ohnmacht ſeines Trotzes fühlen lernte**),
73 Verhaßter doch Leandern nicht, wenn ihn
Der Fluten Ungeſtüm von Seſtos***) bannte,
Als der mir jetzt ein Feind und Neider ſchien.

Dreißigſter Geſang.

Der Nordſtern†) der am höchſten Himmel funkelt,
Der nimmer Untergang noch Aufgang kennt,
Von keinem Nebel, als von Sünd', umdunkelt,

---

*) Farbige Blumen.

**) Als er ſich über eben die Meerenge in einem Fiſcherkahne nach Aſien flüchtete, über die er vorher eine Schiffbrücke für ſein unzähliges Heer hatte ſchlagen laßen.

***) Dem Aufenthalt ſeiner geliebten Here.

†) Der Leuchter, welcher den Zug führt.

4 Und der von ihrer Pflicht die Sel'gen dort
Belehrt, wie der an unſrer niedern Feſte
Den Steu'rmann leitet zum gehofften Port,
7 Stand nun in Ruh: als jene Bundsgefährten,
Die vor dem Greiſen hergezogen, ſich
Zum Wagen, wie zu ihrem Frieden, kehrten.
10 Und Einer, wie von Gott geſendet, ſprach
Und ſang es dreimal laut: „Komm, meine Traute,
„Vom Libanon*)!“ und Alle rieſen's nach.
13 Wie ſich, wenn einſt der letzte Ruf erſchallt,
Die Sel'gen ſchnell der Höhl' entreißen werden,
Gekleidet in verherrlichte Geſtalt:
16 So ſtanden hundert Diener Gottes, Boten
Der ew'gen Ruh, vom Siegeswagen auf,
Sobald das Wort des Greiſes ſie entboten.
19 „Geſegnet, der da kommt!“ rief all die Schar;
Und, Blumen über's Haupt und um ſich werfend:
„Bringt Lilien mit vollen Händen dar!“
22 Ich ſah zuweilen, wann der Tag begonnte,
Des Oſtes Regionen roſig blühn
Und ſchöne Bläue ſonſt am Horizonte;
25 Und ſah die Stirn der Sonne wie im Schatten
Der Dünſte ſich erheben, ſo daß lang
Die Augen ſie ertrugen ohn' Ermatten.
28 So, in der Blüthenwolke, die empor
Aus Engelhänden ſtieg, und, wieder fallend,
Sich in dem Wagen und ringsum verlor,
31 Erſchien ein Weib mir, über weißem Schleier

---

*) Worte des Hohen Liedes, IV. 8.

Mit Oel bekränzt; ein grüner Mantel flog
Um ihr Gewand, von Farbe licht wie Feuer.
34 Und meinem Geiſt, der ſchon ſo lange Zeit
Vordem in ihrer Gegenwart gewohnet,
Betäubte nicht des Staunens Bangigkeit.
37 Geheime Kraft, die von ihr ausgieng, weckte
Die Allgewalt der alten Lieb' in mir,
Eh meinem Schau'n ihr Auge ſich entdeckte.
40 Kaum aber wurde mein Geſicht geblendet
Vom Strahl der hohen Kraft, die mich durchblitzt,
Eh ich der Kindheit Tage noch vollendet,
43 So wandt' ich mich zur Linken, ſo bewegt,
Wie ſich ein Kind zum Mutterbuſen flüchtet,
Wenn es erbangt und wenn es Kummer hegt.
46 „Mir bebt in Adern jedes Tröpflein Blut;“
So wollt' ich zu Virgilen ſagen: „ſiehe,
„Das ſind die Zeichen meiner alten Glut!“
49 Doch ach! Virgil war ſchon uns weggeſchwunden,
Virgil, mein Vater und mein holder Freund,
Virgil, den ich zu meinem Heil gefunden.
52 Was Eva einſt verlor *), half da mir nicht,
Um unbethaut die Wangen mir zu wahren;
Es trübten Thränen doch mein Angeſicht.
55 „Du weineſt, weil Virgil ſich dir entrißen?
„Nein, Dante, weine noch, o jetzt noch nicht!
„Du wirſt ob andrer Dolche weinen müßen.“ —
58 Wie einen Seeheld, der am hohen Bord
Das Schiffervolk in ſeinem Thun beachtet,
Und es ermuthigt durch ſein Herrſcherwort,

---

*) Alle Freuden des Paradieſes linderten meinen Schmerz nicht.

61 So ſah ich an des Wagens linker Lehne,
Als ich mich wandt' auf meines Namens Ruf,
Den ich, weil Noth es fordert, hier erwähne,
64 Das Weib, das mir zuvor die Jubelſchar
Der Himmliſchen verſchleiert, deren Auge
Von drüben her auf mich geheftet war.
67 Obſchon der Schleier, der von ihrem Haupte,
Von Pallas Laub umgeben, niederfiel,
Ihr Antlitz frei zu ſchauen nicht erlaubte,
70 Fuhr ſie doch ſtolz, nach königlicher Art,
Zu reden fort, wie einer, der im Herzen
Noch glühendere Reden aufbewahrt.
73 „Wohl bin ich Beatrix! Schau her und ſtehe!
„Wie mühteſt du dich doch den Berg hinan,
„Und wußteſt nicht, daß Menſchenheil hier blühe*)?“
76 Mein Aug' fiel nieder in die klare Flut;
Ich ſah mich drin, und wich beſtürzt zum Raſen,
So laſtete die Scham mir Stirn und Muth.
79 Sie ſchien mir übermüthig, wie dem Sohne
Die Mutter ſcheint, wenn ſie ihn bitter ſchilt.
Grauſame Güte war in ihrem Tone.
82 Sie ſchwieg; die Engel ſangen plötzlich nun:
„Ich trau', o Herr, auf dich**)!“ doch bei der Zeile:
„Auf weiten Raum“, da ließen ſie's beruhn.

---

*) Ironiſch. Du wußteſt es wohl und haſt es doch ſo lange verſchoben.

**) Anfang des einunddreißigſten Pſalmes, der bis zum Ende des neunten Verſes (ſo weit ſingen ihn die Engel) Geſinnungen der Zuverſicht auf Gott athmet, dann den Ton umſtimmt und zur Klage wird.

85 So wie ſich zwiſchen den bemooſten Stämmen
Des Apennin der Schnee zu Eis verdickt,
Wenn Winterſtürm' ihn hoch zuſammen dämmen;
88 Dann in ſich ſelbſt zerthaut, ſobald der Wind
Dem ſchattenloſen Theil der Welt*) entwehet,
Wie eine Kerz' am Feuer ſchnell zerrinnt:
91 So war ich thränenlos und ohne Stöhnen,
Eh Jene ſangen, deren Lieder ſtets
Akkorde mit den ew'gen Sphären tönen.
94 Doch als ich in den ſüßen Melodien
Ihr Mitleid ſo vernahm, als ob ſie ſagten:
„O holdes Weib, warum zermalmſt du ihn?“
97 Da ward der Froſt, der rings mein Herz umſchloßen,
Zu Hauch und Thau, die aus beklommner Bruſt
Sich nun durch Mund und Auge frei ergoßen.
100 Sie ſtand zur Rechten auf dem Wagen dort
Noch ſtets, und wandte zu den heil'gen Weſen**)
Ihr Antlitz nun, und nahm alſo das Wort:
103 „Euch iſt des Lebens ew'ger Tag beſchieden,
„Und Nacht und Schlaf entzieht euch keinen Schritt
„Der Sterblichkeit auf ihrem Wege nieden.
106 „Allein, auf daß mich jener Sohn der Erden
„Vernehme, red' ich doch mit ſolchem Fleiß:
„Denn Buß' und Schuld ſoll gleich gemeßen werden.
109 „Nicht durch die Macht der Himmelskreiß' allein,
„Die, je nachdem die Sterne ſich geſellen,
„Jedwedem Keime Form und Art verleihn;

---

*) Dem heißen Erdgürtel, wo die ſenkrechten Sonnenſtrahlen zuweilen den Schatten ganz verſchwinden laßen.

**) Den Engeln.

112 „Nein, auch durch Gottes reiche Gnadenfülle,
„Die aus ſo hohen Wolken ſich ergießt,
„Daß nie ein Aug' erforſcht, woher ſie quille,
115 „War er beim Eintritt in ſein Neues Leben*)
„Berufen und beſtimmt, ſich wunderbar
„Hervorzuthun in jedem edlen Streben.
118 Doch wüſter wird und dorniger ein Feld,
„Mit ſchlechter Saat beſä't und unbeackert,
„Je mehr ihm üpp'ge Kraft den Boden ſchwellt.
121 „Auf kurze Zeit bewahrt' ihn meine Jugend:
„Ich ließ ihn in mein kindlich Auge ſchaun,
„Und führt' ihn ſo mit mir den Weg der Tugend.
124 „Doch kaum, daß ich hier oben Bürgerin,
„Noch früh am Tage meines Lebens, wurde,
„Verließ er mich und gab ſich Andern hin.
127 „Als ich, befreit von meinem Erdenſchleier,
„Zu höh'rer Schön' und Tugend war gediehn,
„War ich ihm minder lieb und minder theuer.
130 „Nach Glücksphantomen trieb ihn nun ſein Hang,
„Die ſtets in dem, was ſie verheißen, lügen,
„Und trieb aus Irr' in Irre ſeinen Gang.
133 „Der Himmel hat ihn, mir zu Lieb', gelockt,
„In Träumen oft, und oft mit leiſen Stimmen:
„Allein umſonſt! er ward nur mehr verſtockt.
136 „Und fiel ſo tief, daß alle Mittel nun
„Ihn nicht mehr retten konnten, außer dieſes,
„Ihm der Verworfnen Wohnung aufzuthun.
139 „Darum durchwandelt' ich der Todten Pforte,

---

*) Anſpielung auf ſein jugendliches Buch Vita nuova.

„Und rührte den, der ihn hieher gebracht*),
„Durch bange Seufzer und durch fleh'nde Worte.
142 „Gebrochen würde Gottes hoher Rath,
„Dürft' er ſogleich in Lethe's Flut ſich baden,
„Und müßte nicht zuvor, für ſolche That,
145 „In bittern Thränen ſich der Reu' entladen.

Einunddreißigſter Geſang.

. . . .

139 O Strahlen ewiger, lebend'ger Helle!
Wer kann ſo blaß ſich in Parnaſſus Schatten,
Und trank ſo tief Apollos reine Quelle,
142 Daß ſein Gemüth nicht ſchiene zu ermatten
Bei dem Bemühn, zu ſagen, wie ihr waret,
Wo euch die Himmel tönend überſchatten,
145 Nun hüllenlos den Lüften offenbaret.

Das Himmelreich.

Erſter Geſang.

Dante iſt noch auf dem Gipfel des Berges, wo das irdiſche Paradies liegt. Alles, was ihm hier erſchienen, oder mit ihm vorgegangen iſt, hat ihn zu ſeiner letzten Reiſe in das Reich der Seligen vorbereitet. Nachdem ihm die himmliſche Weisheit in der Perſon ſeiner geliebten Beatrix ſeine Fehler vorgehalten, und er ſie durch innigſte Reue abgebüßt, hat er ſich in den Bach Lethe getaucht, und darin die Erinnerung aller irdiſchen Mängel abgelegt. Hierauf erfriſcht ihn ein Trunk aus einer andern Quelle des Paradieſes, Eunoe, welche die Kraft beſitzt, das Andenken jeder verrichteten guten That wieder neu zu beleben:

---

*) Virgil.

Ich kehrte von den heil'gen Wellen wieder,
Wie junge Pflanzen mit verjüngten Sproßen,
Voll Jugendkraft die neugebornen Glieder,
Zum Sonnenflug geweihet und entſchloßen.

Der auserwählte und günſtige Augenblick, um ſich in die Sphäre emporzuſchwingen, iſt gekommen. Es iſt die Zeit des Sonnenaufgangs der Frühlingsnachtgleiche des Jahres tauſend dreihundert.

Die Hoheit deſſen, welcher für und für,
Was iſt, bewegt, durchdringt das All der Dinge,
Und leuchtet ſtärker dort und ſchwächer hier.
4 Im Himmel, den ſein vollſtes Licht belebet,
War ich und ſah, was, wer von jener Höh'
Herniederſteigt, umſonſt zu nennen ſtrebet;
7 Weil unſer Geiſt, wenn er hinan ſich wagt,
Wo ſein Verlangen wohnt, ſich ſo verſenket,
Daß ſein Gedächtniß allen Dienſt verſagt.
10 Doch was mir von dem heil'gen Reich die Seele
An Schätzen aufbewahrt, das iſt es nun,
Was ich zum Inhalt meines Liedes wähle.
13 O laß, Apoll! mein letztes Werk gedeihn!
Nimm meinen Buſen dir zum Heiligthume,
Um für den theuren Lorbeer mich zu weihn!
16 Bis hieher war zu ſiegendem Gelingen

Ein Gipfel des Parnaſſus mir genug;
Nun aber muß ich beide Höh'n erſchwingen.
*)
22 O Götterfülle, werd' in mir ſo rege,
Daß ich den Schatten jenes Wonnereichs,
Der mir in's Haupt geprägt iſt, zeichnen möge!
25 Dann wirſt du, wo dein trauter Lorbeer grünt,
Mich nahen ſehn, mich mit dem Laub zu krönen,
Das mir der Stoff und deine Huld verdient.
28 So ſelten, Vater! pflückt zu Siegeszierden
Held oder Dichter Kränze dort für ſich
(O tiefe Schmach der menſchlichen Begierden!),
31 Daß Delphis frohen Gott erhöhte Luſt
Beleben ſollte, wenn der Baum der Nymphe
Noch Wünſche weckt in einer edlen Bruſt.
34 Zur ſtarken Flamme wird des Funkens Glimmen.
Vielleicht erflehn nach mir in Cirrhas Hain
Den Götterſpruch der Weihung beſſre Stimmen. —
37 Des Himmels Leuchte geht den Erdgefilden
Aus vielen Buchten auf; allein von dort
Wo aus vier Zirkeln ſich drei Kreuze bilden,
40 Beginnt ſie, mit dem ſchönſten Stern gepaart,
Den ſchönſten Lauf, und formt und prägt am reinſten
Den Erdenſtoff nach eigner Kraft und Art.
43 Geſchieden war der Abend nun vom Morgen

---

*) Hier iſt folgende völlig mißrathene Terzine ausgelaßen; eine Freiheit, die ich mir ſonſt nirgends genommen:

Entra nel petto mio, e spira tue,
Si come quando Marsia traesti
Della vagina delle membra sue.

In dieſer Bucht: hell war der Himmel hier,
Und jene Hemiſphär' in Nacht verborgen.
46 Da ſah ich Beatrix, gewandt zur Linken,
Ihr Auge feſten in der Sonne Licht;
Kein Adler mocht' es je ſo kühnlich trinken.
49 Und wie der erſte Strahl den andern zeugt,
Der dann mit raſcher Eil', gleich einem Pilger,
Der heim ſich ſehnt, zurück gen Himmel ſteigt:
52 So bracht' ihr Thun, das meine Phantaſie
Durch's Aug' empfieng, mein gleiches Thun hervor;
Frei ſchaut' ich in den Sonnenball, wie ſie.
55 Erlaubt iſt vieles unſern Kräften dort,
Was hier ſie überſteigt: ſo ganz geſchaffen
Iſt für's Gedeihn des Menſchen jener Ort.
58 Mein Aug' ertrug nicht lange ſolch Bemühen;
Doch ſah ich, wie wenn ſiedend aus der Glut
Ein Eiſen kommt, ringsum die Funken ſprühen.
61 Auf einmal war's, als käme Tag auf Tag,
Als hätte Der mit einer neuen Sonne
Das Firmament geſchmückt, der's leicht vermag.
64 Und Beatrix ſah, ganz in Schau'n verſenket,
Die ew'gen Sphären an: ich wandt' auf ſie
Die Blicke hin, von droben weggelenket.
67 Des fühlt' ich ſo das Regen innrer Kraft,
Wie Glaukus, da er von dem Kraut gekoſtet,
Das ihn erhob zum Looß der Götterſchaft.
70 In Worte dieß Vergöttlichen zu faſſen
Iſt mir verſagt: das Beiſpiel gnüge dem,
Den einſt die Gnad' es wird erfahren laßen.
73 Ob ich, entbunden aller ird'ſchen Laſt,
Ganz dein nun war, das weißt du, hohe Liebe!

Die du zu dir mich aufgehoben haſt. —
76 Die Sphäre, die ihr ewig reges Sehnen
Nach dir im Schwunge hält, zog itzt mich an,
Durch Harmonie'n, die du ſie lehreſt tönen.
79 Und ſieh! ein großer Theil der Feſte ſtand,
So weit kein See auf Erden ſich verbreitet,
Vom Strahl der Sonne wie in lichtem Brand.
82 Der ungewohnte Klang, die große Helle
Erweckten einen Wunſch, den ich noch nie
So heiß gefühlt, zu kennen ihre Quelle.
85 Sie, der mein Innres nie verborgen blieb,
Entnahm die Frag', eh ich ſie that, den Lippen,
Und ſtillte meinen unruhvollen Trieb.
88 „Du ſelbſt," ſo ſprach ſie, „blendeſt deine Sinnen
„Mit falſcher Einbildung; drum wirſt du das,
„Was du erblickſt, nicht nach der Wahrheit innen.
91 „Du ſtehſt nicht mehr auf Erden; das iſt Wahn:
„Ein Blitz, der weg von ſeiner Heimat eilet,
„Fliegt minder raſch, wie du zu ihr hinan."
94 War ich dem erſten Zweifel nun entronnen
Durch ihrer lächelnden Belehrung Wink,
So ſah ich bald vom zweiten mich umſponnen.
97 „Ein großes Staunen haſt du mir geſchweigt,"
Sagt' ich; „doch nun erſtaun' ich, daß mein Körper
„In dieſen leichten Elementen ſteigt."
100 Hierauf erſeufzte ſie; in ihren Blicken
Schien einer Mutter Wehmuth, die den Sohn
Verirrt im Geiſte ſieht, ſich auszudrücken.
103 Dann hub ſie an: „Mit Ordnung angelegt
„Iſt alles Sein; ſie iſt die Form des Alls,
„Die es zu Gottes Ebenbilde prägt.

106 „Die hohen Geiſter ſehn darin die Spur
„Der Urvollkommenheit: nach dieſem Zwecke
„Gerichtet ſteht das Richtmaß der Natur.
109 „In ſolcher Ordnung neigen alle Weſen
„Sich, nah und fern, zu ihrem Urquell hin,
„Und jedem iſt ſein Rang und Ort erleſen.
112 „Drum wallen ſie im Daſeins-Ocean
„Verſchiednen Hafen zu, und alle leitet
„Ihr anerſchaffner Trieb auf eigner Bahn.
115 „Der reißt zum Mond hinauf des Feuers Flammen*),
„Der ſchwellt der ſterblichen Geſchöpfe Bruſt,
„Der drängt den Erdball in ſich ſelbſt zuſammen.
118 „Und nicht erkenntnißloſe Dinge nur
„Schließt dieſer Bogen ab; auch die mit Liebe
„Und mit Vernunft begabte Kreatur.
121 „Die Vorſicht, die allwaltend ſich erweiſet,
„Hält durch ihr Licht den Himmel ſtets in Ruh,
„Der den umwölbet, der am ſchnellſten kreiſet.
124 „Und jetzo treibt zu jener ſel'gen Welt,
„Wie hin zur Heimat, uns die Kraft der Senne,
„Die jeden Pfeil zum Ziel der Freude ſchnellt.
127 „Wahr iſt's, wie oft das taube Widerſtreben
„Des Stoffs die Kunſt verhindert, ihr Gebild
„Zu des Entwurfs Vollendung zu erheben:
130 „So ebenfalls entfernt ſich dann und wann
„Von dieſer Bahn das Weſen, deſſen Wollen
„Die Richtung des Inſtinkts verändern kann.
133 „So ſieht man Feuer, wenn den erſten Stoß

---

*) Zur Erläuterung hiervon dient Purg. XVIII. 28 ... 30.

„Zur Erde hin ihm falſche Luſt gegeben,
„Sich niederſtürzen aus der Wolken Schooß.
136 „Du mußt es nicht mit größerm Staunen ſehen,
„Daß du empor dich hebſt, als wenn ein Bach
„In's Thal hinabſtrömt von des Berges Höhen.
139 „Wie nie von ſelbſt die Flamme niederfährt,
„So wär's ein Wunder, bliebeſt du in Ruh
„Auf Erden ſtehn, da nichts dich hemmt und ſtört.“
142 Sie ſprach's, und wandte ſich dem Himmel zu.

Zweiter Geſang.

Ihr, die ihr meinem Schiff, das durch die Wogen
In Liedern ſchwebt, von Hörensluſt geführt,
Auf kleinem Kahn bis hieher nachgezogen:
4 O wagt euch nicht ins offne Meer! o kehrt
Zu euren Ufern heim! Ihr möchtet nimmer
Den Rückweg finden, wenn ihr mich verlört.
7 Dieß iſt ein See, den Menſchen nie befuhren;
Minerva haucht, es leitet mich Apoll,
Und neue Muſen zeigen mir Arkturen.
10 Ihr wen'gen Andern, die ihr früh das Haupt
Zum Brot der Engel wandtet, das hienieden
Uns nährt, doch niemals Sättigung erlaubt:
13 Ihr dürft wohl kühn das hohe Meer begrüßen.
Auf! ſteuert meiner Waßerfurche nach,
Eh ſich die feuchten Gleiſe wieder ſchließen!
16 Ihr werdet mehr erſtaunen, als die Schar
Glorreicher Kolchosfahrer einſt erſtaunte,
Da Jaſon nun zum Pflüger worden war.
19 Das anerſchaffne ſtete Urbegehren

Des gottgeſtalten Reiches riß uns fort,
Im Flug beinah ſo eilend, wie die Sphären.
22 Empor ſah Beatrix, ich ſchaut' ihr nach;
Und in der Zeit, da von geſpannter Senne
Ein Pfeil etwan zum Ziele blitzen mag,
25 Sah ich mich hingelangt, wo Wunderfülle
Mein Auge zu ſich zog; weswegen ſie,
Vor der mein Innres dalag ohne Hülle,
28 So freudevoll wie ſchön zu mir gewandt,
Mir ſagte: „Richte dankend deine Seele
„Zu Gott, der uns dem erſten Stern verband.“

. . . .

[Folgende Nachbildung des zweiten Geſanges des Paradieſes iſt ohne Zweifel unter Mitwirkung A. W. Schlegels von deſſen erſter Gattin verfaßt. D. H.]

Ihr, die auf leichtem Kahne ſchwebend zoget,
Voll von des Hörens lockendem Gelüſten,
Dem Kiele nach, der ſingend vor euch woget,
4 O kehrt zurück, zu ſehen eure Küſten!
Vertraut dem Meere nicht, daß, meine Spuren
Verlierend, ihr verirrt in ſeinen Wüſten.
7 Nie ſchnitt ein Schiff durch dieſes Waßers Fluren;
Minerva weht, es leitet mich Apoll,
Und neue Muſen zeigen mir Arkturen.
10 Ihr andern Wen'gen, die zu Zeiten wohl
Das Haupt erhoben zu der Engel Speiſe,
Wovon man lebt, doch nimmer deſſen voll;
13 Wagt euer Schifflein, folgend meinem Gleiſe
Durch's tiefe Salz und hinter jenen Wogen,
Die wiederkehren ſtets auf gleiche Weiſe.
16 Die Ruhmbedeckten, die nach Kolchos flogen,
Erſtaunten ſo nicht, als ſie ſich verkehren
Zum Pflüger ſah'n den, dem ſie nachgezogen.

19 Das anerſchaff'ne ſtete Grundbegehren
Des gottgeſtalten Reiches trug uns ſchier
Empor ſo ſchnell, als iſt der Lauf der Sphären.
22 Beatrix ſah nach oben, ich nach ihr;
Vielleicht in ſo viel Zeit als los ſich ſchläget
Ein Pfeil vom Bogen, kam ich hin wo mir
25 Ein wunderbares Ding den Sinn erreget.
Worauf gewandt zu mir aus naher Ferne
Sie, die nichts flieht was mir den Geiſt beweget,
28 So ſchön als froh: „Willig erheb' und gerne,"
Mir zuruft, „dankbar'n Sinn zur ew'gen Güte,
„Die uns verbunden hat dem erſten Sterne."
31 Mir war es, als ob eine Wolke glühte,
Glanzvoll, dicht, feſt und glatt um uns ergoßen,
Dem Demant ähnlich, den das Licht durchſprühte.
34 Die ew'ge Perle hat ſich uns erſchloßen,
Und nahm uns auf, ſo wie man ſieht das Licht
Durch ungetrenntes Waßer gehn und ſproßen.
37 War ich ein Körper, und begreift ſich nicht,
Wie eine Räumlichkeit die andre duldet,
Wenn Körper ſich durch Körper drängt und bricht:
40 So werde nur noch höh'rer Durſt erregt,
Zu ſchaun das Zeichen, welches uns belehret,
Wie menſchliche Natur Gott in ſich hegt!
43 Hier wird man ſehn, was Glaube ſonſt gewähret,
Nicht durch Beweis, nein, gleich dem erſten Wahren
Des Menſchen, einzig durch ſich ſelbſt bewähret.
46 „Den Dank will ich andächtiglich bewahren,"
Sprach ich, „o ſelig Bild, dem, deſſen Willen
„Mich zog von Dingen, welche ſterblich waren.
49 „Doch ſage, welche dunkle Flecken hüllen
Sich um den Körper, wegen deren Viele
Mit Fabeln ſich von Kain die Neugier ſtillen."
52 Drauf lächelnd ſie: „Wenn von dem rechten Ziele
„Abirren jene, wo der Wahrheit Siegel
„Die Sinne nicht eröffnen, lern' und fühle:
55 „Daß weil Vernunft hat kurzbeſchnittne Flügel,

„Den Sinnen nachzufliegen, du mit nichten
„Dir ſchießen laßeſt der Verwundrung Zügel,
58 „Doch was du ſelber denkeſt, das berichte.“
Drauf ich: „Was unten ſo verſchieden blinket,
„Bewirken Körper, dünne oder dichte.“
61 Dann Jene: „Was dir jetzt nur ſo bedünket,
„Will ich dir zeigen alsbald dergeſtalten,
„Daß es vor dir in's Meer des Irrthums ſinket.
64 „Ihr ſehet in der achten Sphäre walten
„Der Lichter viel und die durch Größ' und Art
„Verſchieden ſich und mannichfach entfalten.
67 „Wär' aller Unterſchied nur Dünn und Hart,
„So wär' es Eine Kraft nur, die ſich ſpaltet,
„Hier ſtark, dort wieder ſchwach, hier grob, dort zart:
70 „Allein Natur, die mit den Kräften ſchaltet,
„Nimmt ſie als Früchte von verſchied'nen Bäumen
„Der Bildungs-Gründe, die ſie nie entſtaltet.
73 „Wär' des verſchied'nen Lichts in jenen Räumen
„Urſache, wie du meinſt, das Dünn' und Dichte,
„So müßteſt du von zweien eins mir räumen,
76 „Entweder, daß ſich Dünn' und Dichtes ſchichte
„Abwechſelnd, oder daß an jenen Stellen
„Gleichförmig ſich die ganze Maſſe lichte.
79 „Das Zweite, wär' es Wahrheit, müßt' erhellen
„Bei Sonnenfinſterniß: wir würden ſehn
„Hier Licht, wie durch ein andres Dünnes, quellen.
82 „Nun ſieheſt du doch dieſes nie geſchehn;
„Drum, kann ich dir das Erſte widerlegen,
„So ſiehſt du deine Meinung ganz zergehn.
85 „Wär' jenes wahr, ſo fänd' auf ſeinen Wegen
„Das Licht ein Ziel, und käm' auf's Neu zurücke
„Von dem, was ſeinem Laufe ſteht entgegen,
88 „So wie die Farbe widerſtralt dem Blicke
„Das Glas, dem Blei den Rücken überzieht;
„Allein ſchon lahm haſt du noch eine Krücke:
91 „Denn daß man doch die Stelle dunkel ſieht,
„Hat, wirſt du ſagen, ſeinen Grund darinnen,

„Daß weit zurück der Stral erſt rückwärts flieht.
94 „Allein nun richte einmal deine Sinnen
„Auf die Erfahrung, jene einz'ge Quelle,
„Von welcher eurer Künſte Bäche rinnen;
97 „Drei Spiegel nimm, und zwei derſelben ſtelle
„Gleich weit von dir, doch ferner noch, ich bitte,
„Finde der dritte deiner Augen Helle.
100 „Und hinter dir, in aller dreier Mitte,
„Steh' dir ein Licht, das jene Spiegel zünde,
„Das widerſtralt der erſte, zweite, dritte.
103 „Setz, daß das fern're Bild ſich enger ründe,
„So wirſt du nie doch ſehn, was du geſchloßen,
„Daß es den Weg zu deinem Aug' nicht fünde.
106 „Doch ſo wie von des Sonnenlichts Geſchoßen
„Die Erd' nicht ändert Friſchheit, noch Geſicht,
„Befreit des Schnees, der über ihr zerfloßen,
109 „So ſoll von ſolcher Kraft und Feu'r ein Licht
„Den unberührten Sinn dir nun entzünden,
„Daß es ſich dir im Auge zitternd bricht.
112 „Drin in des ew'gen Friedens ſtillen Gründen
„Wälzt ſich ein Körper, worin alle Macht
„Der Ding' und ihre Kräfte ſich verbünden.
115 „Der zweite Himmel nach ihm, welcher lacht
„Aus ſo viel Augen, theilt auf's neu, geneſen
„Von vielen Dingen, jenes Himmels Pracht.
118 „Die weitern Kreiße haben auserleſen
„Ein jeder ſich die Kräfte, die ihm frommen,
„Und theilen ſie nach Zwecken aus und Weſen.
121 „Du ſiehſt der Welt Organe gehn und kommen
„Von Grad zu Grad, wie ſie nach unten wirken
„Mit dem, was ſie von oben ſich genommen,

. . . .
. . . .
. . . .

127 „Im Schwung von jenen heiligen Bezirken
„Muß, wie des Künſtlers Feu'r in ſeinen Werken,
„Noch weben der Beweger ſelig Wirken.

130 „Der hohe Sinn, des unerforſchte Stärke
„Den Himmel lenkt, prägt in ihm aus ſein Bild,
„Und drückt's ihm auf, daß man ſein Siegel merke.
133 „Und wie die Seel' in eurem Staube quillt,
„Abſondernd ſich in vielgeſtalte Glieder,
„In die verſchiedne Kräfte ſie gehüllt,
136 „So die Intelligenz, die auf und nieder
„Durch Sterne ſtreut die Gunſt, die ſie regieret,
„Doch immer kreißt in ihre Einheit wieder.
139 „Verſchiedne Kraft verſchiedentlich formieret
„Die koſtbare Materie, die ſie wählet,
„Und die ſie, wie das Leben euch, legieret.
142 „Kraft der Natur, von welcher ſie beſeelet,
„Stralt, wie die Freude durch belebtes Auge,
„Die Kraft durch Körper, denen ſie vermählet.
145 „Nicht daß das Licht in Dünn' und Dichtes tauche
„Abwechſelnd, macht das Helle oder Dunkle,
„Nur von des bildenden Principes Hauche
148 „Kommt's, daß der Körper trüb ſei oder funkle."

Eilfter Geſang.

O tolles Thun der blöden Menſchenwelt!
Welch ein Betrug verkehrter Syllogiſmen,
Der deine Flügel ſo am Boden hält!
4 Der trieb die Rechte, der die Aphoriſmen,
Der jagte nach dem Prieſterthum, und der
Nach Herrſchaft durch Gewalt und durch Sophiſmen;
7 Der raubte, der beſorgte ſein Gewerb;
Der fand, in Fleiſcheslüſten ſich ermüdend,
Und der in Trägheit, ſchnöden Zeitverderb:
10 Indeſſen ich, befreit von dem Getümmel,
Zu hochgelobter Glorie gediehn,
Mit Beatrix dort oben war im Himmel.

. . . .

Vierzehnter Geſang.

. . . .

28 Der Ein und Zwei und Drei, der immer bleibet,
Und immer herrſcht in Drei und Zwei und Ein,
Und, nicht umſchrieben, alle Ding' umſchreibet.

. . . .

127 Ich fühlte ſo von Liebe mich durchdrungen,
Daß ich noch nie zuvor ein Ding gekannt,
Das mit ſo ſüßen Banden mich umſchlungen.

. . . .

Einundzwanzigſter Geſang.

Nach Dantes Vorſtellung hatte jeder Planet und auch die Sonne ihre Sphäre, worin ſie ſich unabhängig von den übrigen Himmelskörpern, kreißförmig um die Erde bewegen. Dieſe verſchiedenen Sphären ſind die Wohnſitze der Seligen, nach den Graden der ihnen zu Theil gewordenen Belohnung. Dante ſchwebt durch dieſelben mit ſeiner Geliebten empor, und da er ſich dem äußerſten Himmel, auf welchen die Gottheit am unmittelbarſten wirkt, und dem Sitze der höchſten Seligkeit immer mehr nähert, ſo wird auch die Schönheit der Beatrix bei dem Uebergange in eine andre Sphäre jedes Mal von neuem verklärt. Der Dichter hat, während einer Unterredung mit einigen Seligen, ſeine Augen von ihr abgewandt, und da er ſie wieder anblickt, kündigt ihm ihre Verklärung, die ſeine Sinnen kaum ertragen können, den Uebergang von der Sphäre des Jupiters zu der des Saturns an.

Schon heftet' ich das Auge wieder hin
Auf meine Huldin, und die Seel' im Auge,
Und alles Andre ſchwand vor meinem Sinn.
4 Ich ſah kein Lächeln ihre Stirn umwallen;
Doch hub ſie an: „Du würdeſt, lächelt' ich,
„Wie Semele in Aſche niederfallen.
7 „Denn es entglüht, wie du geſehen haſt,
„So wie wir ſteigen, meine Schöne lichter
„Auf jeder Stuf' im ewigen Pallaſt.
10 „Wollt' ich ſie jetzt dir ungeſchwächt entfalten,
„Dein ſterblich Theil erläge vor dem Strahl,
„Gleich einer Staude, die der Blitz geſpalten."

. . . .

Dreiundzwanzigſter Geſang.

. . . .

76 So Beatrix: ich aber, voll Vertrauen
Auf ihren Rath, begab noch einmal mich
In das Gefecht der ſchwachen Augenbrauen.

. . . .

Dreißigſter Geſang.

. . . .

58 Ich fühlte meine Sehkraft ſich entzünden,
Daß, wär' ein Glanz auch noch ſo ätherhell,
Ihm würde doch mein Auge nicht erblinden.
61 Nun ſah ich Licht mit wunderhehrem Glänzen,
Wie einen Strom, von Ufern eingefaßt;
Die Ufer voll vom Schmuck des holden Lenzen.

64 Ich ſah den Bach lebend'ge Funken ſprühn,
Die dann aus tauſend Blumenkelchen blitzten,
So wie, von Gold umgeben, ein Rubin.
67 Bald tauchten ſie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in den Schooß der Wunderflut,
Und neue kamen, eh ſie noch verſunken.
70 „Das hohe Sehnen, das dich drängt und füllt,
„Nach Kunde deſſen, was du ſiehſt, entzücket
„Mich um ſo mehr, je mehr es in dir ſchwillt.
73 „Doch mußt du erſt von dieſem Thaue ſaugen
„Eh ſolcher Durſt in dir befriedigt wird.“
So ſagte mir die Sonne meiner Augen.
76 Und ferner noch: „Der Fluß, der Funken Schein,
„Die um ihn ſchwärmen, und der Blumen Lächeln
„Umſchatten deutungsvoll ihr wahres Sein.
79 „Zwar ſind ſie an ſich ſelbſt nicht unergründlich,
„Doch es gebricht an deinem Theil; denn noch
„Iſt dein Geſicht zu ſchüchtern und empfindlich.“
82 Kein Säugling, wenn er nun dem Schlaf entwacht,
Wirft ſich ſo ſchmachtend an der Mutter Buſen,
Der lang' ihm keine Labung dargebracht,
85 Als ich herab mich neigte zu den Wellen,
Worin den Weſen Heil herniederſtrömt,
Um meiner Augen Spiegel zu erhellen.
88 Kaum aber trank der Augenlieder Saum
Die erſten Tropfen, als des Flußes Länge
Verwandelt ſchien in einen Zirkelraum.
91 Hierauf, ſo wie verlarvte Tänzerſcharen,
Die das entlehnte Selbſt nun abgelegt,
Viel anders wie zuvor ſich offenbaren:
94 So wandelten die Funken ſich und Blüthen

In höh're Jubel mir; der Himmel ſchien
Sein doppelt Reich mir offen darzubieten.
97 O du, der Gottheit Glanz! durch den ich da
Der ſel'gen Welt Triumphespracht erblickte;
Verleih mir Kraft zu ſagen, wie ich's ſah!
100 Es iſt dort oben eine reine Klarheit,
Darin erſcheint der Schöpfer dem Geſchöpf,
Das Frieden ſucht im Schauen ew'ger Wahrheit.
103 Und ſie erſtreckt ſo weit ſich, rundgeſtaltet,
Daß ihrer Umfangslinie mächt'ge Bahn,
Zu breit zum Sonnengürtel, ſich entfaltet.
106 Ein Strahl nur ſcheint ſie ganz; und dieſer wallt
Rückſtrahlend auf des höchſten Himmels Bogen,
Giebt Leben ihm und ſchaffende Gewalt.
109 Und wie zum Bach an ſeinem Fuß ein Hügel
Sein Bildniß neigt, als ſäh' er, hold geſchminkt
Mit Grün und Blumenſchmelz, ſich gern im Spiegel:
112 So ſchien ſich alles, was von uns nach droben
Zurückgekehrt, zu ſpiegeln in dem Licht,
Auf tauſend Stufen rings herum erhoben.
115 Und faßt in ſich die unterſte der Reihn
So großes Licht, wie weit entfaltet müßen
Die äußern Blätter dieſer Roſe ſein?
118 Mein Auge maß mit ungehemmtem Schweifen
Die Höh' und Weite durch, es wurd' ihm leicht,
Den Umfang all der Wonne zu begreifen.
121 Hier giebt und nimmt die Näh' und Ferne nicht:
Denn das Naturgeſetz hat da, wo Gott
Unmittelbar regieret, kein Gewicht.

. . . .

Einunddreißigſter Geſang.

. . . .

91 So betet' ich: ſie, auf dem Sitz der Wonnen,
Sah mich von fern, ſo ſchien es, lächend an;
Und wandte dann ſich zu dem ew'gen Bronnen.

. . . .

Dreiunddreißigſter Geſang.

Dante iſt endlich aus der äußerſten Sphäre des ſinnlichen Himmels in das Empyreum gelangt, wo ſich die ganze Verſammlung der ſeligen menſchlichen Seelen und der Engel in der unmittelbaren Gegenwart der Gottheit ihm unter den herrlichſten Bildern darſtellt. Beatrix hat ihren Sitz unter den verklärten Geiſtern wieder eingenommen. An ihrer Stelle iſt ihm der heilige Bernhard zum Führer gegeben. Von dieſem wird Dantes Gebet um Anſchauung der Gottheit vor Marien, von Marien vor Gott gebracht. So baut die Verehrung der Heiligen gleichſam eine Stufenleiter der Andacht. Sie verſinnlicht unſern unendlichen Abſtand von einem Weſen, an das wir uns unmittelbar zu wenden kaum wagen dürfen, und hebt uns wieder zu ihm hinauf durch die menſchliche Dazwiſchenkunft befreundeter Seelen.

„O Jungfrau, Tochter des, den du gebarſt,
„So demuthsvoll und hoch, wie ſonſt kein Weſen,
„Die du das Ziel des ew'gen Rathes warſt!
4 „Du haſt die menſchliche Natur vor allen
„Geadelt, daß ihr Schöpfer nicht verſchmäht,
„Als ſein Geſchöpf zur Erd' herabzuwallen.

7 „In deinem Schooß iſt wieder neu entglüht
„Der Liebesſtrahl, durch den in ew'gem Frieden
„So dieſe Himmelsblum' emporgeblüht.
10 „Du biſt für uns hier Mittagsſonnenhelle
„Der Liebe; nieden in der Sterblichkeit
„Biſt du der Hoffnung labungsvolle Quelle.
13 „Du biſt ſo groß, ſo mächtig, Königin!
„Wer Gnade will und nicht an dich ſich wendet,
„Will Fliegens ohne Fittige Gewinn.
16 „Nicht nur bereit, den Bittenden zu laben,
„Iſt deine Huld; du eilſt gar manches Mal
„Der Bitte ſelbſt zuvor mit freien Gaben.
19 „Du biſt erbarmungsvoll, voll Güt' und Milde:
„Was nur an Tugend ein Geſchöpf beſitzt,
„Vereinſt du nach dem höchſten Ebenbilde.
22 „Sieh dieſen hier, der von der tiefſten Bucht
„Des Weltgebäudes bis zu dieſer Höhe
„Der Geiſterreiche jegliches beſucht!
25 „Er fleht dich an, du wolleſt ſein Beſtreben
„Begnadigen, ſein Auge höher noch
„Zum letzten Heil der Weſen zu erheben.
28 „So heiß entglüht, wie je für eignes Schau'n,
„Bet' ich für ſeins die innigſten Gebete:
„O laß mich nicht vergebens auf dich trau'n!
31 „Nimm durch dein Fürwort jede Nebelhülle
„Der Sterblichkeit, die noch ihn feßelt, weg,
„So daß ſich ihm die höchſte Wonn' enthülle!
34 „Noch bitt' ich (was du willſt, vermagſt du ja),
„O Königin, erhalte ſeine Triebe
„In Zukunft rein, nachdem er ſo viel ſah!
37 „Laß heiligend in ihm dein Aufſehn walten!

„Sieh, wie bei meinen Bitten Beatrix
„Und tauſend Sel'ge dir die Hände falten!“ —
40 Die Augen, welche Gott ſo ehrt als liebt,
Bewieſen, auf den Beter hin geheftet,
Wie hohen Werth ſie brünſt'gen Bitten giebt.
43 Dann wandten ſie ſich zu dem ew'gen Lichte,
Worein ſo hell kein andres Auge blickt,
Noch ſo von Angeſicht zu Angeſichte.
46 Ich aber, der dem Ziel der Wünſche nun
Sich endlich nahte, ließ, wie mir's geziemte,
Des Sehnens Glut in meinem Innern ruhn.
49 Mit Lächeln winkte Bernhard mir: ich ſollte
Den Blick nach droben wenden; doch ich that
Aus eignem Triebe ſchon ſo wie er wollte:
52 Dieweil mein ſtets erſtarkendes Geſicht
Stets tiefer drang und tiefer in die Strahlen
Aus dieſem uranfänglich hellen Licht.
55 Von nun an war für unſres Redens Hülle
Mein Schau'n zu hoch; und alle Sprache weicht,
Und das Gedächtniß weicht der Ueberfülle.
58 Wie einem iſt, der Traumgeſtalten ſieht,
Und nach dem Traum iſt Alles ihm entſchwunden,
Nur das Gefühl erfüllt ihm ſein Gemüth:
61 So iſt auch mir: faſt ohne Spur verloren
Iſt die Erſcheinung, und noch träuft wie Thau
Im Buſen mir das Süß, das ſie geboren.
64 So wird der Schnee am Sonnenſchein entſiegelt;
Alſo verlor auf leichten Blättern ſich
Der Spruch Sibyllens, durch den Wind beflügelt.
67 O höchſtes, keinem ſterblichen Bemühn
Begriffnes Licht! leih meinem Geiſte wieder

Ein kleines Theil von dem, was ihm erſchien!
70 Laß Wunderkraft die Zunge mir beleben,
Um einen Funken deines Preiſes nur
Dem kommenden Geſchlecht zu übergeben!
73 Hat die Erinn'rung Etwas nur bewahrt,
Tönt Etwas nur in dieſen armen Zeilen,
So wird dein Sieg vollkommen offenbart.

Nachdem der Dichter ſich bemüht hat, das eigenthümliche Weſen ſeiner Anſchauung zu ſchildern, ſo weit es in irdiſcher Sprache möglich iſt, kommt er auf ihre Unbegreiflichkeit zurück, worin er ſich in folgenden Zeilen, die das Gedicht beſchließen, ganz verliert.

133 So wie der Geometer ſich vertieft,
Und das Geſetz, des er bedarf, nicht findet,
Wenn er das Maß des Zirkels ſinnend prüft:
136 So war auch ich bei dieſem Wunderſcheine.
Ich wollt' erkennen, wie das Bild dem Kreiß
Sich einverleibt im innigſten Vereine.
139 Dem eignen Flug mißlang die kühne Müh;
Doch ward mein Geiſt von einem Blitz getroffen,
Der ſeinem Wunſch Befriedigung verlieh.
142 Die hohe Phantaſie ward hier beſiegt.
Schon aber lenkte meinen Trieb, mein Wollen,
So wie ein Rad in ebnem Schwunge fliegt,
145 Die Lieb', aus deren Kraft die Sphären rollen.

Ballate.

Unter den Rime di Dante in der Quartausgabe ſeiner Werke, in Venezia, appresso Ant. Zatta. 1757. 8. T. IV. Ballata I.

Weil nach der Herrin ſchönem Angeſichte
Zu ſchau'n, ich nie erſätt'gen kann die Augen,
Will ich den Anblick ſaugen,
Auf daß ich ſelig werde, ſie betrachtend.

So wie ein Engel, welcher hoch erleſen
Vom Anbeginn geweſen,
Durch Gottes Anſchau'n wohnt in ſel'gem Frieden:
So ich, noch nicht der Sterblichkeit geneſen,
Schauend Geſtalt und Weſen
Der Herrin, welcher ſich mein Herz beſchieden,
Könnt' ich wohl ſelig werden ſchon hienieden,
Solch iſt die Tugend, die ſie offenbaret,
Obwohl ſie nur gewahret,
Wer Sie verehret, in Verlangen ſchmachtend.

Canzone.

Aus der Vita nuova, werin Dante die Geſchichte ſeiner erſten Jugendliebe zu der ſehr jung geſtorbnen und nachher in der göttlichen Komödie von ihm verherrlichten Beatrice erzählt. Er giebt alle Umſtände dieſes Traumgeſichtes in der Krankheit gerade ſo in Proſa an, wie ſie das Lied ſchildert. Das zu Anfange erwähnte junge Mädchen war eine nahe Verwandte des Dichters.

Ein liebreich Mädchen und von jungen Jahren,
Geziert mit aller Anmuth, war mir nahe,
Wo ich den Tod vielfältig rief zu kommen.
Da ſie den Jammer nun ſich offenbaren
Im Aug' und in den eitlen Worten ſahe,
Fieng ſie zu weinen an, heftig beklommen.
Die andern Frauen, welche wahrgenommen
An ihr, die mit mir weinte, was geſchehen,
Hießen zurück ſie ſtehen,
Damit ihr Zuſpruch ſich um mich vereine.
„Erwache!“ ſprach die eine;
Und eine ſprach: „Was hat dich überkommen?“
Da ließ ich bald die Phantaſie verwehen,
Und wollte rufend zur Geliebten flehen.

Die Stimme war vom Weinen ſo zerrüttet,
So kläglich, daß ſie unvernommen bliebe,
Und mir im Herzen bloß der Nam' erklungen.

Und wiewohl von Beſchämung überſchüttet
Mein Angeſicht mir war, ward ich von Liebe,
Mich ihnen zuzuwenden, doch gedrungen.
Solch eine Bläße hielt es ganz umſchlungen,
Daß jene mußten mich wie todt betrachten.
Laßt ihn nicht troſtlos ſchmachten!
So baten ſie einander oft demüthig,
Und fragten mich wehmüthig:
„Was ſaheſt du, das deinen Muth bezwungen?"
Und als die Kräft' ein wenig mir erwachten,
Sagt' ich: Wollt auf mein Wort, ihr Frauen, achten.

Derweil ich dachte an die flücht'ge Dauer
Des Lebens, und wie bald es kann erkranken,
Wehklagte Lieb' in ihren Herzens-Weiden.
Darob ward meine Seele ſo voll Trauer,
Daß ſie mit Seufzen ſprach in den Gedanken:
Wohl ſicherlich muß meine Herrin ſcheiden.
Da übermannte mich ein ſolches Leiden,
Daß mir das Licht der Augen wollt' erſterben,
Und Alles ſich entfärben;
Und wie ſo meine Lebensgeiſter, irrend,
In Träumen ſich verwirrend,
Nicht ferner Wahrheit konnten unterſcheiden,
Erſchienen Frau'n, die ſagten mir mit herben
Geberden: „Du biſt todt; auch du wirſt ſterben."

Dann ſchreckte mit viel zweifelhaften Dingen
Das eitle Wähnen, welches mich befangen.
Ich ſah mich wie von fremder Stätt' umſchloßen,
Wo Frauen wild verſtört vorüber giengen:

Die klagten Weh, und ſchlugen Bruſt und Wangen,
So daß ſie Flammen der Betrübniß ſchoßen.
Dann war mir, als ob Dunkel, ausgegoßen,
Die Sonn' umhüll', und das Geſtirn erſcheine,
Und dieß wie jene weine;
Als fiel' Gefieder, das in Lüften ſchwebte,
Und der Erdkreiß erbebte;
Und bleich und heiſer redte der Genoßen
Mich einer an: „Wie? weißt du noch nicht? Deine
Geliebte ſtarb, ſie die ſo ſchön wie keine.“

Wie ich mein thrängebadet Aug' erhoben,
Sah ich, ſie ſchienen Flocken gleich von Manna,
Die Engel, die empor zum Himmel ſtiegen.
Ein Wölklein ward vor ihnen her geſchoben;
Demſelben riefen alle nach: „Hoſanna!“
Und Andres hört' ich nicht im Aufwärts-Fliegen.
Da ſprach die Lieb': „Es ſei dir nicht verſchwiegen;
„Komm mit, wo unſre Herrin abgeſchieden.“
Und ich ward hinbeſchieden
Vom Wahn des Traums, die Todte anzuſchauen.
Sie war umringt von Frauen,
Die wollten einen Schleier um ſie ſchmiegen;
Und wahre Demuth wohnt' ihr bei hienieden,
Daß ſie zu ſagen ſchien: „Ich ruh' in Frieden.“

Gar demuthsvoll ward ich in meinen Schmerzen,
Da ich in ihr die Demuth ſah ſo milde,
Und ſagte: „Tod! du biſt ſüß ohne Gleichen;
Du wirſt fortan ein lieblich Ding dem Herzen,
Dieweil du warſt in dieſem holden Bilde,

Und Mitleid iſt, nicht Zorn, in deinen Streichen.
Komm! ſieh mich vor Verlangen ſchon erbleichen,
Bald dein zu werden, weil das Herz ſich mühte
Zu tragen deine Blüthe.“
Dann gieng ich fort, die Trauer ganz verſchwunde,
Und als ich einſam ſtunde,
Sagt’ ich, gewendet zu den hohen Reichen:
„Glückſelig, wer dich ſieht, du ſchön Gemüthe!“
Da eben rieft ihr mich, Dank eurer Güte.

Sonette.

I.

Unter den Rime, Sonetto XXIV. Dieſes Gedicht, ſo wie die obige Ballate, geht, wiewohl nicht in die Vita nuova aufgenommen, ohne Zweifel auf die Liebe zur Beatrice, welches nicht mit allen in jener Sammlung befindlichen der Fall iſt, da manche aus ſpäterer Zeit herrühren. In der angeführten Ausgabe iſt ſie überdieß mit verſchiedenen vermehrt, welche nicht mit Sicherheit dem Dante zugeſchrieben werden können.

Melancholie kam eines Tags mir nahe:
„Beſuchen will ich dich,“ ſprach ſie beim Gruße.
Mich dünkte, Schmerz und Zorn folgt' ihrem Fuße,
Die zur Geſellſchaft ſie ſich auserſahe.

„Geh!“ ſagt' ich, „hier iſt nicht wer dich empfahe.“
Doch blieb ſie taub den Worten, mir zur Buße,
Und redete mir vor in voller Muße,
Als ich den Gott der Liebe kommen ſahe.

Er hatt' ein ſchwarzes Tuch um ſich geſchlagen,
Das Haupt bedeckt mit einem Trauerhute,
Und weinte, wie wer inn'gen Gram erleidet.

„Was haſt du, armer Kleiner?“ mußt' ich fragen.
Er aber ſagte „Mir iſt weh im Muthe,
„Denn unſre Herrin, ſüßer Bruder, ſcheidet.“

II.

Nach dem Tode der Beatrice; wiederum aus der Vita nuova, und auf einen wirklichen Umſtand gegründet.

Ihr Pilger, die ihr in Gedanken gehet,
Vielleicht an etwas, das euch nicht vorhanden:
Kommt ihr denn wirklich aus ſo fernen Landen,
Als denen nach der Tracht ihr ähnlich ſehet?

Daß ihr nicht weint, da ihr inmitten ſtehet
Der wehevollen Stadt in Trauerbanden,
Als wärt ihr Leute, die noch nichts verſtanden
Von der Beſchwer, ſo über ſie ergehet?

Wollt ihr verweilen, ſolches zu erfragen,
So ſagt das Herz der Seufzer mir, und glaubet,
Daß ihr mit Thränen werdet weiter wandern.

Denn ihre Beatrice iſt ihr geraubet,
Und Worten, die von ihr jemand kann ſagen,
Wohnt Kraft bei, welche weinen macht die Andern.

Nachträge und Verbeßerungen.

S. 52. zu der Anmerkung zu V. 157 iſt hinzuzufügen: Warum auch der Elephant mit dem Namen Lotosblume bezeichnet wird, iſt mir noch nicht erklärlich.

S. 110. Z. 10. (V. 14.) l. ſchwémmen.

S. 114. Z. 6. (V. 9.) l. Brau'n.

S. 115. Z. 18. (V. 45.) l. Höh'n.

S. 120. Z. 12. v. u. l. künſtleriſche.

S. 123. Z. 6. v. u. (V. 37.) l. der dir.

Zu den Ueberſetzungen aus Lucretius (S. 178.) iſt aus der Ind. Bibliothek I. S. 152. nachzutragen:

Zweites Buch. V. 535…539.

535 Gleichwie wir aus dem Geſchlecht Vierfüßiger erſt Elephanten,
Schlangengehandete, ſehn, die ringsher India ſchirmen,
Mit viel tauſenden bildend ein elfenbeinblinkendes Bollwerk,
Daß nicht Feindes Gewalt eindringt: ſo mehrt ſich der Thiere
Menge, von welchen wir kaum hier Beiſpiel' einzeln erblicken.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

Poetiſche Ueberſetzungen
und
Nachbildungen

nebſt

Erläuterungen und Abhandlungen.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Vierter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Hb/64/1850

Inhaltsverzeichniß.

Seite

IV. Aus dem Italiäniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen.

Fortſetzung.

Aus dem Italiäniſchen.

Petrarca:

(Anm. Die mit * bezeichneten Gedichte ſind aus den Blumenſträußen. Berl. 1804. 16°. Die vier von Gries überſetzten Sonette aus jener Sammlung ſind hier weggelaßen; das 8. Sonett iſt daſelbſt mit * unterzeichnet, das 24. mit ††, das 289. mit **. Die Anordnung iſt aus jener Sammlung hier beibehalten, die Ergänzungen aber ſind gehöriges Ortes eingeſchaltet.)

*Sonett (1) Vorrede. (Voi ch'ascoltate in rime) 3
*Sonett 2 (3). (Era'l giorno ch'al sol si scoloraro) . . 4
*Sonett 6 (7). (La gola, e'l sonno, e l'oziose piume) . 5
*Sonett 8 (9). (Quando'l pianeta, che distingue l'ore) . 6
*Sonett 9 (10). (Gloriosa Colonna, in cui s'appoggia) . 7
*Ballate I. (Lassare il velo o per sole o per ombra) . . 8
Dieſelbe als Sonett 9
(Muſenalman. Götting. 1790. 16°. S. 151.)
*Sonett 13 (14). (Movesi'l vecchierel canuto e bianco) . 10
*Sonett 16 (17). (Sono animali al mondo di si altera) . 11
*Sonett 18 (19). Mille fiate, o dolce mia guerriera) . . 12
*Sonett 24 (25). Quando più m'avvicino al giorno estremo) 13
*Sonett 26 (27). (Apollo, s'ancor vive il bel desio) . . 14
Daſſelbe. Aeltere Nachbildung 15
*Sonett 27 (28). (Solo e pensoso i più deserti campi) . 16
*Madrigale:
I. (Ballata III. Non al suo amante più Diana piacque . 17
II. (Ballata IV. Per ch'al viso d'Amor portava insegna). . 18
III. (Ballata VIII. Nova angeletta sovra l'ale accorta) . . 19
*Sonett 56 (57). (Per mirar Policleto a prova fiso) . . 20

Seite
*Sonett 68 (69). (Erano i capei d'oro all' aura sparsi) . 21
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 22
(Götting. Muſenalman. 1792. 16°. S. 52.)
*Sonett 70 (71). (Piangete, donne, e con voi pianga Amore) 23
*Canzone XI. (Chiare, fresche e dolci acque) 24
*Canzone XVI. (Italia mia, benche'l parlar sia indarno) . 27
*Canzone XVIII. (Qual piu diversa e nova) 32
Sonett 97 (98). (Quel vago impallidir, che'l dolce riso) . 36
(Götting. Muſenalman. 1791. 16°. S. 4.)
*Sonett 106 (107). (Fontana di dolore, albergo d'ira) . 37
*Seſtine V. (Alla dolce ombra delle belle frondi) . . . 38
*Sonett 113 (114). (O d'ardente virtute ornata e calda) . 40
Sonett 122 (123). (I' vidi in terra angelici costumi) . . 41
(Lauras Thränen. Beckers Tſchb. z. geſ. Vergn. 1794. S. 187.)
*Sonett 125 (126). (In qual parte del ciel, in quale idea) 42
Nach d. Sonett 142 (143). (Per mezzo i boschi inospiti e selvaggi) 1786? 43
*Sonett 153 (154). (Giunto Alessandro alla famosa tomba) 44
*Sonett 155 (156). (Passa la nave mia colma d'obblio) . 45
*Sonett 159 (160). (Pasco la mente d'un si nobil cibo) . 46
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 47
(Götting. Muſenalman. 1792. S. 53.)
*Sonett 178 (179). (In nobil sangue vita umile e queta). 48
*Sonett 182 (183). (Il cantar nove, e'l pianger degli augelli) 49
*Sonett 183 (184). (Onde tolse Amor l'oro, e di qual vena) 50
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 51
(Götting. Muſenalman. 1791. S. 3.)
*Sonett 185 (186). (Liete e pensose, accompagnate e sole) 52
Nach demſelben. Aeltere Bearbeitung 1786? 53
*Sonett 197 (198). (O cameretta, che già fosti un porto) 54
*Sonett 206 (207). (Due rose fresche, e colte in paradiso) 55
*Sonett 212 (213). (O misera ed orribil visione) . . . 56
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 57
(Götting. Muſenalman. 1791. S. 5.)
*Sonett 228 (229 oder Part. II. Son. 2). (Rotta è l'alta Colonna, e'l verde Lauro) 58
Sonett 238 (239. P. II. S. 12). (Mai non fui'n parte, ove si chiar vedessi) 59
(Götting. Muſenalman. 1790. S. 82.)

Seite

Sonett 239 (240. P. II. S. 13). (Quante fiate al mio dolce ricetto) 60
* Sonett 252 (253. P. II. S. 26). (Soleasi nel mio cor star bella e viva) 61
* Sonett 261 (262. P. II. S. 35). (Amor, che meco al buon tempo ti stavi) 62
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 63
(Götting. Muſenalman. 1791. S. 6.)
* Sonett 270 (271. P. II. S. 44). (Nè per sereno cielo ir vaghe stelle) 64
* Canzone XXIV. (III. nach Lauras Tod. Standomi un giorno solo alla finestra) 65
Canzone XXVII. (Quando il soave mio fido conforto) . . 68
(Die unſterbliche Freundin. Beckers Taſchenb. z. geſ. Bergn. 1795. S. 183...186.)
Sonett 284 (285. P. II. S. 58). (O giorno, o ora, o ultimo momento) 71
(Götting. Muſenalman. 1792. S. 54.)
* Sonett 289 (290. P. II. S. 62). Tornami a mente, anzi v'è dentro, quella) 72
* Sonett 292 (293. P. II. S. 66). (Quel che d'odore e di color vincea) 73
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 74
Sonett 313 (314. P. II. S. 87). (Dolci durezze, e placide repulse) 75
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 76
(Anerkennung. Nach Lauras Tode. Beckers Taſchenb. z. geſ. Bergn. 1794. S. 195.)
* Sonett 316 (317. P. II. S. 90). (Vago augelletto, che cantando vai) 77
Daſſelbe. Aeltere Bearbeitung 78
(Die trübe Zeit. Beckers Taſchenb. z. g. B. 1794. S. 229.)

Boccaccio:

(Blumenſträuße S. 79...90.)

Ballaten aus dem Decamerone:

Emilia. (Io son si vaga della mia bellezza) 79
Pampinea. (Qual donna cantera, s'i' non cant' io) . . . 81
Lauretta. (Ninna sconsolata) 83
Aus dem Amete. Anruf des Dichters 85

Seite

Arioſto: Der raſende Roland:

Erſter Geſang: Stanzen 1...3. 42. 43. 89
(Die 3 erſten St.: Allg. Lit.-Zeit. 1799 Nr. 136. und die erſte auch in den Heidelb. Jahrb. 1810. S. 221. [Die Stanzen 33 ff. in der Blumenſtr. S. 93...106. ſind von Gries überſetzt.] Die St. 42. 43.: Götting. Muſenalman. 1796. 16°. S. 98.)
Zweiten Geſanges 18te Stanze 92
(Allg. Lit. Zeit. a. a. O. Sp. 260. f.)
Eilfter Geſang. Nebſt Nachſchrift des Ueberſ. an L. Tieck. 93
(Athenäum Bd. II. St. 2. Berl. 1799. S. 247...284.)

Torquato Taſſo:

(Blumenſtr. S. 109...122.)
Aus dem Amyntas:
I. Prolog 131
II. Chorgeſang der Hirten vom goldenen Zeitalter . . . 135
Madrigale:
I. La bella pergoletta 138
II. Ne' vostri dolci baci . . . . —
III. Al tuo vago pallore . . . . —
IV. Mentre, mia stella, miri 139
Sonette:
I. Quel labbro, che le rose han colorito 140
II. Viviamo, amiamci, o mia diletta Hielle 141
III. Odi, Filli, che tuona; odi che'n gelo 142
(Dieſes Sonett findet ſich auch in den Krit. Schr. I. S. 24.)

Guarini:

(Mit Ausnahme der Verſe aus dem Paſtor Fido III. 3. und V. 5. aus den Blumenſtr. S. 125...154.)
Sonette:
I. Fede a cui fatto ho del mio core un tempio 143
II. Quando della mia pace amor nemico 144
III. Tu godi il sol, ch'agli occhi miei s'asconde 145
IV. Par si trovò, chi con sublime ingegno 146
V. Quel, che si diè già con lo stile il vanto 147
VI. Se dell' Alma splendesse il Sol, cui diede 148
Aus dem Paſtor Fido:
I. Akt II. Scene 5. 149

Seite
II. Akt III. Scene 2. 152
III. Schluß der Scene 3. des III. Akts 158
IV. Chor am Schluße des III. Akts 159
V. Aus Akt V. Scene 5. 162

Madrigale:

I. T' amo mia vita 163
II. Non fu senza vendetta . . . . —
III. O che soave e non intero bacio . . . . —
(So vollſtändig ſteht dieß Madrigal in den Opere del Cav. Guarini. Verona 1737. 4°. T. II. p. 127.; in der gewöhnlichen Sammlung iſt es abgekürzt, und die Zeilen 4...10 ſind daraus in den Paſtor Fido aufgenommen.)
IV. Ch' io non t'ami, cor mio 164
V. O notturno miracolo soave . . . . —
(Ebenfalls aus der Opere T. II. p. 126.)
VI. Dono Licori a Batto 165
VII. Con che soavità . . . . —
VIII. Negatemi pur cruda 166
IX. Deh, come in van chiedete . . . . —
X. Un arco è la mia vita . . . . —
XI. E l'uomo un picciol mondo 167
XII. Si, mi dicesti, ed io . . . . —
XIII. Questa vita mortale . . . . —

Aus dem Spaniſchen.

Drei Romanzen:

(Götting. Muſenalm. 1792. S. 141...144.)
I. Erzürnte Liebe 169
II. Die verlorne Unſchuld 170
III. Aus dem Gefängniß 171
Aus der Celeſtina 172
(Celestina. Antwerpen 1595. S. 324. Böhl de Faber, Primera parte de la floresta de rimas antiguas Castellanas. S. 301.)

Montemayor: Aus der Diana:

Abſchied Sirenos und Dianens 173
(Blumenſträuße S. 157...160.)

Cervantes:

(Blumenſtr. S. 184...198. Die 3 letzten Gedichte aus d. Don Quixote ſind d. Athen. III. S. 316. 317. 319. entnommen.)

Seite
Aus dem Perſiles:
I. Gruß des Pilgers 189
II. Auf die Jungfrau Maria 190
III. Die Sündflut 194
Aus der Galatea:
I. Galatea 195
II. Damon 196
III. Gelaſia 197
Die Schalkhafte. Aus dem eiferſüchtigen Eſtremadurer . . 198
Zigeunerliedchen. Aus dem Zigeunermädchen 200
Aus dem Don Quixote:
I. Sonett 201
II. Geſpräch zwiſchen Babieça und Rocinante 202
III. Aus dem Liede des Cardenio 203
Morayzela, Sultanin von Granada. Eine mohriſche Erzählung 204
(Erholungen. Herausg. v. G. W. Becker. 1796. Erſtes Bändchen. Leipzig bei Voß und Comp. S. 140...207.)

Aus dem Portugieſiſchen.

Camoens:
(Blumenſträuße S. 201...225.)
Luſiaden. Sechſter Geſang St. 38...71. 248
Zwei Sonette 261
Kleine Gedichte I...IV. 263

V. Aus dem Engliſchen.

Shakſpeares Macbeth. Anfang, und Refrain aus dem Hexengeſange 271

VI. Aus dem Franzöſiſchen.

Racines Eſther. Aus Akt II. Scene 7. 277

Anhang.

Die Einſiedelei des Kandu. Aus dem Indiſchen ins Franzöſiſche überſetzt von Chezy 278
(Ind. Biblioth. Bd. I. S. 257...273.)

IV.

Aus dem Italiäniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen.

(Fortſetzung).

Petrarca.

Sonett.

Ihr, die ihr hört in manch zerſtreuter Zeile
Der Seufzer Ton, die mir das Herz genähret
So lang' der erſte Jugendwahn gewähret,
Da ich ein Andrer war wie jetzt zum Theile:

Von jedem, der erprobt der Liebe Pfeile,
Hoff' ich, wenn ihm manch wechſelnd Blatt erkläret,
Wie eitles Leid und Hoffen mich verzehret,
Wird nicht Verzeihn bloß, Mitleid mir zu Theile.

Wohl ſeh' ich jetzt, wie ich zu lange Zeiten
Der Menſchen Fabel war, und muß entbrennen
Vor Scham, wenn ich mich mahn' an mein Verſäumen.

Und Scham iſt nun die Frucht der Eitelkeiten,
Und büßendes Bereu'n und klar Erkennen,
Daß, was der Welt gefällt, ein kurzes Träumen.

Als Vorrede der von dem Dichter ſelbſt, vermuthlich ganz nach der Zeitfolge, geordneten Sammlung verangeſetzt, folglich zuletzt geſchrieben.

Sonett 2.*)

Es war der Tag**), wo man der Sonne Strahlen
Mitleid um ihren Schöpfer ſah entfärben:
Da gieng ich ſorgenlos in mein Verderben,
Weil eure Augen mir die Freiheit ſtahlen.

Die Zeit ſchien nicht gemacht zu Amors Wahlen,
Und Schirm und Schutz vor ſeinem Angriff werben,
Unnöthig; ſo begannen meine herben
Drangſale mit den allgemeinen Qualen.

Es fand der Gott mich da ohn' alle Wehre,
Den Weg zum Herzen durch die Augen offen,
Durch die ſeitdem der Thränen Flut gezogen.

Doch, wie mich dünkt, gereicht's ihm nicht zur Ehre:
Mich hat ſein Pfeil in ſchwachem Stand getroffen,
Euch, der Bewehrten, wies er kaum den Bogen.

---

*) In den Ausgaben, welche das vorhergehende nicht mitzählen, nach welchen ich die Zahl angeben werde, Son. 2.

**) Der Charfreitag, als Jahrestag deſſen, an welchem er Laura zuerſt geſehen hatte, welches nach ſeiner eignen Angabe am 6. April 1327 war. Uebrigens erheben ſich chronologiſche Schwierigkeiten gegen dieſes Zuſammentreffen.

Sonett 6.

Nach Einigen an Boccaccio, nach Andern an eine Dichterin gerichtet; beide Annahmen ſind ohne hinreichenden Grund. Gewiß aber redet der Dichter einen Freund an, der ein großes wißenſchaftliches oder dichteriſches Unternehmen vorhatte.

Schlaf, träge Pfülben, Praſſerei verjagen
So aus der Welt jeglicher Tugend Streben,
Daß, der Gewohnheit gänzlich hingegeben,
Unſre Natur aus ihrer Bahn verſchlagen.

Am Himmel will kein mildes Licht mehr tagen,
Wodurch ſich ſonſt geſtaltet menſchlich Leben;
So daß man den zum Wunder ſieht erheben,
Der Quellen aus dem Helikon will ſchlagen.

Wer iſt, dem noch an Myrt', an Lorbeer läge?
Arm kommſt du, nackt, Philoſophie, geſchritten:
So ſpricht das Volk, nur trachtend zu gewinnen.

Wenig Gefährten auf dem andern Wege
Findſt du; drum muß ich, edler Geiſt, dich bitten,
Nicht fahren laß dein großgeherzt Beginnen.

Sonett 8.

Wenn der Planete*), der die Stunden ſcheidet,
Zum Zeichen wieder ſich des Stiers**) erhoben,
Füllt aus den Flammenhörnern Kraft von oben,
So ganz die Welt in neue Farbe kleidet.

Und nicht nur was den Blick von außen weidet,
Bach, Hügel, wird mit Blümlein rings umwoben,
Nein, auch der Erd' inwend'ges Feucht gehoben,
Geſchwängert was den Tag, verborgen, weidet.

Vielfält'ge Frucht entquillet dieſem Triebe;
So ſie, die unter Frauen eine Sonne,
Zuwendend mir der ſchönen Augen Schimmer,

Wirkt in mir Wort, Gedanken, That der Liebe:
Jedoch, wie ſie auch lenkt der Strahlen Wonne,
Frühling nur iſt für mich von nun an nimmer.

---

*) Die Sonne.
**) Im Frühlinge.

Sonett 9.

Glorreiche Säul'*), auf die ſich unſre Plane
Und der Lateiner großer Name bauen,
Die Jovis Zorn mit ſtürmiſch finſterm Grauen
Noch niemals abgelenkt zu irrem Wahne:

Hier nicht Palläſte, Bühnen, noch Altane,
Nein Tannen, Buchen, Fichten, von den Auen
Bis zu des nahen ſchönen Berges Brauen,
Den dichtend ich mir auf und nieder bahne,

Erheben unſre Geiſter von der Erden;
Und dann die Nachtigall in ſchatt'gen Ranken,
Die alle Nächte ſüße Klag' anſtellet,

Beladet unſer Herz mit Liebsgedanken.
So groß Gut muß nur unvollkommen werden,
Weil du von uns, mein Herr, dich abgeſellet.

---

*) Unter dieſem Bilde bezeichnet der Dichter immer, mit Anſpielung auf den Namen, die große römiſche Familie der Colonna, und insbeſondere Jakob Colonna, den Sohn des Stefano und Biſchof von Lombes, deſſen Freund und Hausgenoße er war.

Ballate I.

Vom Schleier geht ihr, in der Sonn', im Schatten,
O Herrin! ſtets umfangen,
Seit meine Bruſt verrieth ihr groß Verlangen,
Das keinem andern Wunſch will Raum geſtatten.

Als ich geheim Gedanken noch gefeiert,
Die mit der Sehnſucht Netz die Seel' umgarnet,
Wähnt' ich, daß Mitleid euer Antlitz ſchmücke.
Doch als euch Lieb' einmal vor mir gewarnet,
Ward alſobald das blonde Haar verſchleiert,
Und wich der holde Blick in ſich zurücke.
Verſagt iſt mir mein ſchönſtes Theil am Glücke;
Der Schleier, allzu herbe,
Will, ſo bei Hitz' als Froſt, damit ich ſterbe,
Mir eurer Augen ſüßes Licht umſchatten.

Dieſelbe. (Sonett).

O Donna! wallt denn ewig dieſer Schleier
Um euer Haupt, im Sonnenlicht und Schatten?
Sonſt lächelte mir dieſe Stirne freier,
Und mit dem Lächeln ſchien ſich Huld zu gatten.

Doch kaum verrieth mein Blick durch raſches Feuer
Geheimniſſe, die längſt gequält mich hatten
(Ach! Donna, meinen Vorwitz büß' ich theuer),
So mußt' ein Flor dieß Antlitz überſchatten.

Erlöſt die goldnen Haare doch vom Netze,
Und ſtrahlen laßt entwölkt die holden Sonnen,
Die mich vorlängſt mir ſelber abgewonnen!

Ich will ja gern von Stund' an die Geſetze
Der Unſchuld heilig halten: will nicht klagen,
Und meine Flamm' im tiefſten Buſen tragen.

Sonett 13.

Der grau' und weiße Alte läßt die Schranken
Des ſüßen Orts, der immer ihn umgeben,
Und die Familie, die in Noth muß ſchweben,
Da ſie den theuren Vater ſieht erkranken.

Dann ſchleppt er den bejahrten Leib mit Schwanken
Die letzten Tagereiſen durch im Leben;
Hilft ſich, ſo viel er kann, mit will'gem Streben,
Von Jahren mürbe, wenn die Tritt' ihm wanken.

Und kommt nach Rom, befolgend das Verlangen,
Des Abbild*) zu betrachten, den er droben
Einſt noch zu ſehn hofft in des Heils Gefilde.

So, Herrin, bin ich Armer wohl gegangen,
An Andern ſuchend, ſo viel möglich, Proben
Von dem begehrten wahren eurem Bilde.

---

*) Chriſti auf dem Tuche der heil. Veronika.

Sonett 16.

Es giebt Geſchöpfe, welche nicht erblinden,
Obwohl ſie ſtolz der Sonne ſchau'n entgegen;
Andre, die Abends nur hervor ſich regen,
Weil ſchmerzlich ſie das ſtarke Licht empfinden.

Als müße Luſt ſich mit dem Glanz verbinden,
Lockt andre noch das Feu'r, bis ſie verwegen
Der andern Kraft, der, welche brennt, erlegen.
Ich leider muß in dieſer Schar mich finden.

Denn dieſer Frau'n Lichthelle zu beſtehen,
Bin ich nicht ſtark; und mir zum Schutze taugen
Nicht düſtre Winkel oder ſpäte Stunden.

So führt mit thränenvollen kranken Augen
Mich mein Verhängniß immer, ſie zu ſehen,
Und ich weiß wohl, ich ſuche meine Wunden.

Sonett 18.

Viel tauſendmal, o ſüße Kriegerinne,
Bot ich mein Herz euch dar, damit mir Frieden
Von euren ſchönen Augen wär' beſchieden;
Doch ihr ſeht drüber hin mit ſtolzem Sinne.

Und hofft ein andres Weib, daß ſie's gewinne,
So iſt ſie von der Wahrheit ganz geſchieden.
Mein, weil ich muß verſchmäh'n, was ihr gemieden,
Kann es nicht mehr ſo ſein, wie vom Beginne.

Verjag' ich's nun, und in dem Bann erduldet
Es eure Härte, kann allein nicht bleiben,
Noch hingehn auch, wo man ihm Zuflucht giebet:

Da möcht' es ganz aus ſeiner Laufbahn treiben;
Dann hätten wir es beide ſchwer verſchuldet,
Ihr aber um ſo mehr, je mehr's euch liebet.

Sonett 24.

Je minder ich vom letzten Tag geſchieden,
Der kurz zu machen pflegt menſchliche Wehen,
Je mehr ſeh' ich die Zeit behende gehen,
Und von der falſchen Hoffnung mich gemieden.

Ich ſage meinem Sinn: Nicht lang' hienieden
Wird unſer Liebes-Reden mehr beſtehen:
Die ſchwere ird'ſche Laſt will ja zergehen
Wie friſcher Schnee; dann aber kommt uns Frieden.

Weil fallen wird mit ihr, dieß was ich hoffte,
Wovon ſo langes Wähnen mich begleitet,
Und Lachen, Weinen, Bangen, Zürnen, Lechzen.

Klar werden wir dann einſehn, wie man ofte
Um zweifelhafte Dinge vorwärts ſchreitet,
Und wie wir oftermals vergeblich ächzen.

Geſualdo deutet dieß Sonett auf eine Krankheit der Laura, welche wirklich in den vorhergehenden und folgenden erwähnt wird; doch ſcheint es mehr auf die dadurch verurſachte Lebensmüdigkeit des Dichters ſelbſt zu gehen.

Sonett 26.

Apollo, lebet noch dein hold Verlangen,
Das an theſſal'ſcher Flut die blonden Haare
In dir entflammt, und iſt's im Lauf der Jahre
Nicht unter in Vergeßenheit gegangen:

Vor Froſt und Nebeln, welche feindlich hangen,
So lang' ſich uns dein Antlitz birgt, das klare,
Jetzt dieß geehrte heil'ge Laub bewahre,
Wo du zuerſt und ich dann ward gefangen.

Und durch die Kraft von dem verliebten Hoffen,
Das in der Jugend nicht dich ließ vergehen,
Laß, von dem Druck befreit, die Luft erwarmen.

So werden wir, von Staunen froh getroffen,
Im Grünen unſre Herrin ſitzen ſehen,
Und ſich beſchatten mit den eignen Armen.

Laura wird vom Petrarca mit Anſpielung auf den Namen häufig unter dem Sinnbilde des Lorbeers (lauro) vorgeſtellt. Die gemeine Meinung iſt, dieß Sonett ſei bei Pflanzung eines jungen Lorbeerbaumes geſchrieben; es kann aber ganz allegoriſch verſtanden werden, als eine Bitte an den Apoll, durch heitere Witterung Lauras Geneſung zu befördern.

Dasſelbe.

(Aeltere Nachbildung.)

Phöbus! hat das zärtliche Verlangen,
Dem du einſt in Tempe nachgehangen,
Deinen Buſen je und je entflammt;
Haſt du mit dem Wechſellauf der Jahre
Der geliebten Nymphe blonde Haare
Zur Vergeßenheit noch nicht verdammt;
O ſo ſchirme nun vor wildem Wetter,
Vor dem Froſte, der die Fluren drückt,
Wenn dein milder Strahl ſie nicht erquickt,
Dieſes Baumes hochgeweihte Blätter,
Der mich jetzt, wie dich vordem, beſtrickt!
Um der Hoffnung willen, um der Liebe,
Welcher deine Jugend ſich ergab!
Schau von deiner hohen Bahn herab,
Daß die Luft kein böſer Nebel trübe!
Beide ſeh'n wir dann, erſtaunt und froh,
Wie die Nymphe, die uns ſpröde floh,
Hier am Bache ſitzt auf grünen Matten,
In der eignen Arme kühlem Schatten.

Sonett 27.

Allein, nachdenklich, wie gelähmt vom Krampfe,
Durchmeß' ich öde Felder, ſchleichend träge,
Und wend' umher den Blick, zu fliehn die Stege,
Wo eine Menſchenſpur den Sand nur ſtampfe.

Nicht andre Schutzwehr find' ich mir im Kampfe
Vor dem Erſpäh'n des Volks in alle Wege,
Weil man im Thun, wo keine Freude rege,
Von außen lieſet, wie ich innen dampfe.

So daß ich glaube jetzt, Berg und Gefilde,
Und Fluß und Waldung weiß, aus welchen Stoffen
Mein Leben ſei, das ſich verhehlt jedweden.

Doch find' ich nicht ſo rauhe Weg' und wilde,
Daß nicht der Liebesgott mich ſtets getroffen,
Und führt mit mir, und ich mit ihm dann Reden.

Madrigale.

I.

(Ballata III.)

Diana ſchien nicht dem Verliebten beßer,
Als er ſie ſah, geführt durch ſein Geſtirne,
Ganz nackt inmitten kühler Quellgewäßer,
Als mir die alpenliche Schäferdirne,
Die badend ſteht ein zierliches Gewebe,
Zur Hülle jener blondumlockten Stirne;
So daß ich, wie die Sonn' auch glühend ſchwebe,
Ganz in verliebtem Froſt davon erbebe.

II.

(Ballata IV.)

Weil ſie im Antlitz trug der Liebe Zeichen,
So wandt' auf eine Pilgerin ſich gerne
Mein eitles Herz; mir ſchien ſie ohne Gleichen.
Ich folgt' ihr nach im Grünen, als zu Ohren
Mir eine hohe Stimme ſcholl von ferne:
Ach, wie viel Schritt' im Walde du verloren!
Da hielt in einer ſchönen Buche Schatten
Ich ſinnend inne, ſah, wie irre Tritte
Mir mit Gefahr die Reiſ' umgeben hatten,
Und wandte mich, faſt um des Tages Mitte.

III.

(Ballata VIII.)

Ein Englein, das behende Flügel ſpreitet,
Schwang ſich vom Himmel zu den Quellgeſtaden,
Wo mein Geſchick allein vorbei mich führte.
Da es mich einſam ſah und unbegleitet,
Legt' es im Raſen der begrünten Pfade
Mir eine Schlinge, die's von Seide ſchnürte.
Ich ward verſtrickt; doch hat mir's nicht mißfallen,
So ſüßes Licht ließ es vom Auge wallen.

Sonett 56.

Auf ein Bildniß der Laura von Simon von Siena.

Ob Polyklet, und wen die Kunſt noch prieſe,
Wetteifernd ſchaute, würd' in tauſend Jahren
Er nicht der Schönheit kleinſten Theil gewahren,
Womit mein Herz hat überwunden dieſe.

Gewiß, mein Simon war im Paradieſe,
Woher die Hohe kam aus ſel'gen Scharen,
Entwarf ihr Bild, und wollt' uns offenbaren,
Wie dort ihr ſchönes Antlitz ſich erwieſe.

Das Werk iſt, wie, von Himmelslicht erhellet,
Der Geiſt es bildet; nicht auf ird'ſchen Fluren,
Wo ſich des Leibes Hüll' entgegen ſtellet.

Huld ſchuf, und konnt' es nur, eh zu Naturen,
Die Froſt und Hitze trifft, er ſich geſellet,
Und ſeine Augen Sterbliches erfuhren.

Sonett 68.

Die goldnen Haare mit der Luft ſich ſchwangen,
Die ſie in tauſend ſüße Schlingen legte,
Und ohne Maß das holde Licht ſich regte
Der Augen, die zu geizen angefangen.

Es dünkte mich, als ob in ihren Wangen
Des Mitleids Farbe leiſe ſich bewegte:
Ich, der im Buſen Liebeszunder hegte,
Was Wunder, wenn ich plötzlich Feu'r gefangen?

Ihr Wandeln war nicht aus dem ird'ſchen Reiche,
Nein, Engels-Art; und ihrer Worte Wonne
Scholl anders wie von eines Menſchen Munde.

Ein Geiſt des Himmels und lebend'ge Sonne
War was ich ſah: und wär's nicht mehr das Gleiche:
Kein abgeſpannter Bogen heilt die Wunde.

Daſſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

In tauſend kleine Ringel von den Winden
Verwickelt flog der Haare lichtes Gold;
Die Augen blitzten unausſprechlich hold,
Und ſchienen rings den Aether zu entzünden.

Die Mienen ſprachen ſanftes Mitgefühl,
Wo nicht des Wunſches Gaukelei mich täuſchte:
Ich, deſſen Bruſt ſchon lange Liebe heiſchte,
Was Wunder, wenn ich in die Schlinge fiel?

Sie wandelte mit einer Göttin Gange,
Und ihre Rede riß mit Himmelsklange
Mich über Erd' und Sterblichkeit empor;

Nichts kam ihr gleich auf dieſem Erdenrunde;
Und wenn ſie auch an Zaubermacht verlor,
Heilt Abſpannung des Bogens je die Wunde?

Sonett 70.

Auf den Tod des damals berühmten Dichters Cino von Piſtoja, aus welcher Stadt Petrarcas Familie verbannt war.

Wehklagt, ihr Frau'n! mit euch wehklage Liebe!
Wehklagt, ihr Liebenden, in allen Landen!
Weil todt iſt der mit Fleiß dem vorgeſtanden,
Wie lebenslang er euch zu Ehren ſchriebe.

Ich bitte, meinem bittern Schmerz*) geliebe,
Daß Thränen mir von ihm ſei'n zugeſtanden,
Und laße mir die Seufzer nicht abhanden,
So viel vonnöthen meines Herzens Triebe.

Wehklagen auch die Verſ' und Liederreime,
Sintemal unſer minnigliche Meiſter
Cino von hinnen neuerdings gegangen.

Piſtoja klag', und die verkehrten Geiſter,
Wo ſolch ein ſüßer Bürger war daheime,
Und freu' der Himmel ſich, der ihn empfangen.

---

*) Dem Schmerz der Liebe, der ſeine ganze Seele einnahm.

Canzone 14.

Friſch, hell' und ſüße Fluten,
Wo*) ſie die ſchönen Glieder
Gebettet, die allein mir Weib geſchienen!
Laub-Aſt, der, wo ſie ruhten,
Mit Seufzen denk' ich's wieder,
Dem ſchönen Leib zur Säule durfte dienen!
Gras, Blumen rings an ihnen,
Die ſammt des Kleides Falten
Der Engelbuſen drückte!
Heil'ge Luft und beglückte,
Wo Lieb' ihr ſchönes Aug' an mir ließ walten!
Gehör gebt all' und jede
Noch meiner klagenden und letzten Rede.

Iſt's über mich verhangen
Vom Himmel ohn' Erbarmen,
Daß weinend dieſes Aug' in Lieb' erſterbe:
So mag nur Gnad' erlangen
Bei euch der Leib des Armen,
Und nackt die Seele kehren in ihr Erbe.
Der Tod wird minder herbe,
Wenn zu der dunkeln Pforte

---

*) An welchen? Die Scene dürfte ſich ſchwerlich mit Sicherheit ausmitteln laßen.

Mich dieſe Hoffnung leitet.
Denn nirgend iſt bereitet
Dem müden Geiſt, in friedlicherem Porte,
In ſtill'rer Gruft Umfaßen,
Sein kraftlos Fleiſch und ſein Gebein zu laßen.

Wohl wird die Zeit noch kommen,
Daß auf gewohnten Wegen
Die ſchöne ſanfte Wilde wieder gehe;
Wo ſie mich wahrgenommen
An jenem Tag voll Segen,
Dahin den Blick froh und verlangend drehe,
Mich ſuchend; und, o Wehe!
Schon Staub nun unter Steinen
Erblickend, Lieb' einhauche
Sich ihr, daß ſie verhauche
So ſüße Seufzer, die mir Gnad' erweinen,
Und heim den Himmel ſuche,
Die Augen trocknend mit dem Schleiertuche.

Es ſtieg von ſchönen Zweigen,
Was noch mich ſüß erfüllet,
Auf ihren Schooß ein Blüthen-Regen nieder.
Sie ſaß mit ſitt'gem Neigen
In ſolcher Pracht, umhüllet
Von den verliebten Flöckchen hin und wieder.
Eins war zum Saum, eins wieder
Zum blonden Haar geflogen,
Das an dem Tag die Holde
Gleich Perlen flocht und Golde;
Eins ruht' am Boden, eines auf den Wogen;

Eins ſchien mit irrem Triebe
Kreißend zu ſagen: Hier regiert die Liebe.

Wie viele Male mußte
Ich da voll Wunders ſagen:
Fürwahr, die ward im Paradies geboren!
So hatt' in's Unbewußte
Ich durch ihr göttlich Tragen,
Antlitz, und Wort und Lächeln mich verloren,
Und einen Wahn erkoren,
So fremd dem Bild des Wahren,
Daß ich die Frag' erhoben:
Wie und ſeit wann hier oben?
Im Himmel glaubend mich, nicht wo wir waren.
Seitdem gefällt der Raſen
Mir ſo, daß dort die Sinne nur genaſen.

Wenn du die Zierden hätteſt, wie das Wollen,
Du könnteſt aus der Enge
Des Buſches dreiſt hervorgehn zu der Menge.

Canzone 16.

An die Machthaber Italiens, über die innerlichen Kriege und die dabei gebrauchten deutſchen Söldner. Die meiſten Ausleger beziehen, durch einen Ausdruck verleitet, das Gedicht auf den Römerzug K. Ludwig des Baiern im J. 1327. Der Abbé de Sade ſetzt es nach gründlicherer Unterſuchung in das J. 1344, welches mit der Geſchichte Italiens, und der Anordnung der Gedichte (ſiehe Son. 95 [96]) übereinſtimmt.

Sind, mein Italien, gleich umſonſt die Worte
Bei all der Wunden Fieber,
Die ich an deinem ſchönen Leibe ſehe:
Doch biet' ich gern die Seufzer dar, wie Tiber
Und Arno ſich zum Horte
Sie hofft, und Po, wo ich itzt gramvoll ſtehe.
Ordner der Welt, ich flehe,
Die Liebe, ſo zur Erd' herab dich brachte,
Nicht deinem auserkornen Land entziehe.
Du Herr der Gnaden, ſiehe,
Wie kleiner Grund ſo grimmen Krieg anfachte!
Wo ſtarr die Herzen machte
Der wilde Gott der Speere,
Oeffne ſie, Vater, und erſchließ' und mildre.
Und gieb, daß deine Lehre,
Wer ich auch ſei, mein Mund nachdrücklich ſchildre.

Ihr, denen in die Hand das Glück den Zügel
Der Lande gab voll Segen,

Denen ihr kein Erbarmen ſcheint zu zollen!
Was machen hier ſo viele fremde Degen?
Nur daß die grünen Hügel
Mit dem barbar'ſchen Blut ſich färben ſollen?
Euch täuſcht ein eitles Wollen;
Kurzſichtig ſeid ihr, und glaubt weit zu ſchauen,
Hoffend, daß feile Herzen Treu' bewahren.
Wer mehr beſitzt der Scharen,
Muß um ſo mehr ſich ſeinem Feind vertrauen.
O welche wüſte Gauen
Uns dieſe Sündflut ſenden,
Die ſüßen Fluren uns zu überſchwemmen!
Wenn dieß von eignen Händen
Uns widerfährt, wer kann das Unheil dämmen?

Wohl ſorgſam wollt' uns die Natur umfaßen,
Da mit der Alpen Schutze
Dem deutſchen Wüthen ſie ein Ziel geſatzet.
Doch blinde Gier, halsſtarrig eignem Nutze
Hat eh nicht abgelaßen
Bis den geſunden Leib ſie wund gekratzet.
Jetzt wird zugleich geatzet
In Einer Hürde Raubvieh mit dem zahmen,
Und immer zu des beßern Theils Beſchwerde.
Daß es noch bittrer werde,
Iſt dieß von jenes rohen Volkes Samen,
Das, wie wir längſt vernahmen,
So Marius aufgerieben,
Daß noch der That Gedächtniß nicht verſunken,
Als er, von Durſt getrieben,
Mehr Blut als Waßer aus dem Strom getrunken.

Vom Cäſar ſchweig' ich, der in allen Fernen
Das Gras aus ihren Adern
Bepurpurt, wo er unſer Schwert ließ ſchalten.
Nun ſcheint der Himmel wider uns zu hadern,
Wer weiß, mit was für Sternen;
Dank euch, die ihr ſo Großes ſollt verwalten.
Nur eure Zwiſte halten
Den ſchönſten Theil der Welt in ſolchem Fluche.
Welch eine Schuld, welch Urtheil, welch Verhängniß
Will, daß man in Bedrängniß
Den Nachbar höhn' und ſeine Noth heimſuche?
Daß man im Ausland ſuche
Und hege jene Rotte,
Die ihre Seel', ihr Blut, um Lohn verdinget?
Ich rede nicht zum Spotte,
Noch Haſſes halb, bloß weil mich Wahrheit dringet.

Habt ihr noch immer nicht aus ſo viel Proben
Die bair'ſche Tück'*) errathen,
Die ſcherzend mit dem Tod den Finger hebet?**)
Nicht beſſre Ernte kommt von ſolchen Saaten,
Als daß bei fremdem Toben
Mehr eures Blutes an der Geiſel klebet.
Nur Eine Frühzeit gebet
Raum der Beſinnung, und ihr werdet finden,
Wie Andre werth hält wer nicht achtet ſeiner.
Edles Blut der Lateiner!
Du mußt dich dieſer Plagen-Laſt entbinden,

---

*) Für Deutſche überhaupt, von der näher liegenden Provinz.

**) Die den Eid leiſtet, ſich muthwillig in die Gefahren des Krieges zu begeben.

Abgöttiſch nicht erblinden
Vor Namen ohne Weſen;
Denn daß dieß ſtörr'ge Volk, die Wuth vom Norden,
Zum Meiſter uns erleſen,
Iſt nur durch Sünde Lauf der Dinge worden.

„Iſt dieſes nicht der Boden, das Gefilde,
Die erſt betretnen Auen,
Der Kindheit Wiege, die mich ſüß gepfleget?
Dieß nicht das Vaterland, mein ganz Vertrauen,
Die Mutter, lieb und milde,
So die Gebeine meiner Eltern heget?“
Um Gott, ſeid doch beweget
Durch ſolcherlei, und laßet euch erweichen
Des Volkes Jammerthränen zum Erbarmen.
Es hoffen ja die Armen,
Nächſt Gott, von euch nur Ruh; wollt ihr ein Zeichen
Des Mitleids ihnen reichen,
So waffnet ſich die Jugend
Wider die Wuth, und bald wird Sieg erworben:
Iſt doch die alte Tugend
In der ital'ſchen Bruſt noch nicht erſtorben.

Betrachtet, Herrn, wie Zeit und Leben fliehen,
Und im Gefolg' von beiden
Der Tod ſich dicht an unſern Ferſen rege.
Jetzt ſeid ihr hier: gedenket an das Scheiden;
Denn nackt und einſam ziehen
Muß ja die Seele zu dem dunkeln Stege.
Auf dieſem ird'ſchen Wege
Sei Widerwill' und Haß fortan geendet,

Ein Sturm, der weg das heitre Leben hauchet.
Die Zeit, die ihr verbrauchet
Zu Andrer Noth, ſei würd'ger angewendet,
Und Kraft und Witz geſpendet
Auf irgend ein Bemühen,
Von welchem Frucht und ſchönes Lob zu hoffen.
So muß hier Freude blühen,
So findet man den Weg zum Himmel offen.

Mein Lied, ich muß dich warnen,
Beſcheidentlich dein Wort zu offenbaren;
Denn ſtolzen Leuten ſollſt du dich geſellen,
Und die Gemüther ſchwellen,
Nach ſchlimmer Sitte ſeit uralten Jahren,
Von Feindſchaft mit dem Wahren.
Such' dir zu edlen Stützen
Die Wen'gen, die ſich für das Gut' entſchieden.
Sprich: Wer will mich beſchützen?
Ich komm' und rufe: Frieden! Frieden! Frieden!

Canzone 18.

Was es nur Seltnes geben
Und Eignes mag in fremden Himmelsſtrichen,
Dem werd' ich wohl verglichen:
So viel, o Liebe, mußteſt du mich koſten.
Es fliegt im fernen Oſten
Ein Vogel, ohne Mitgenoß erkoren,
Der wieder wird geboren
Aus freiem Tod zu friſch erneutem Leben.
So muß auch einſam ſchweben
Mein Wille, ſo, der niedern Erd' entwichen,
Kühn der Gedanken Flug zur Sonne kehren,
Und muß ſich ſo verzehren,
Und wiederholen was ihm erſt verſtrichen.
Er brennt und ſtirbt, und ſchafft ſich neue Glieder,
Und kann dann wieder mit dem Phönix leben.

Ein Fels iſt ſo verwegen
Im ind'ſchen Meere dort, daß er das Eiſen
Von Schiffen, ſo da reiſen,
Anzieht und raubt, daß ſie zu Grunde gehen.
So muß auch mir geſchehen
Im Meer der Thränen: denn, dem Stolz der ſchroffen,
Doch ſchönen Klippe offen,
Werd' ich geführt dem Untergang entgegen.
Nicht kann die Bruſt mehr hegen
Mein Herz, das ſonſt ſich wollte hart erweiſen:

Mein innrer Halt, hat's fliehend mich zerrißen.
Ein Felſen, mehr beflißen
Auf Fleiſch als Stahl, o unerhörte Weiſen!
Denn mich, im Fleiſch, zieht zu vermiednen Stäten
Eines Magneten ſüß lebendig Regen.

Es wohnt im Abendlande
Ein Wild, das lieblich und von ſtillem Weſen
Zur Luſt nur ſcheint erleſen,
Doch Jammer, Weh und Tod trägt's in den Augen.
Um dieß nicht einzuſaugen,
Thut's Noth, daß jeder Blick ſie ſorgſam fliehet;
Wer nicht die Augen ſiehet,
Mag wohl das Andre ſehn in ſicherm Stande.
Doch mich zieh'n ſtarke Bande
Dem Unheil nach; wie hart es mir geweſen
Und ſein wird, weiß ich; aber ſtets getrieben
Von tauben, blinden Trieben,
Läßt mich das heil'ge Antlitz nicht geneſen,
Und nichts beſchirmt mich vor den Augen milde
Von dieſem Wilde in himmliſchem Gewande.

Im Süd der Erd' entfloßen
Giebt's einen Quell, benamet von der Sonnen;
Und dieſer ſeltne Bronnen
Kocht bei der Nacht, und wird am Tage kühle,
Und kälter ſtets, wenn ſchwüle
Die Sonne höher ſteigt mit näherm Scheine.
Dieß Looß iſt auch das meine,
Der ich als Quell in Thränen mich ergoßen.
Wenn ſich das Licht verſchloßen,

Das meine Sonn' iſt, und die Nacht begonnen
Vor meinem trüben Blick, fern jener Holden,
Dann brenn' ich; doch wenn golden
Die Strahlen aufgehn der lebend'gen Sonnen,
Fühl' ich, von außen, innen umgeſtaltet,
Mich ganz erkaltet und von Eis umſchloßen.

Von einer andern Quelle
Heißt's in Epirus, daß mit kalten Fluten
Sie jeder Fackel Gluten
Auslöſchen kann, erloſchne neu entflammen.
Mein Gemüth, das den Flammen
Der Liebe ſtets noch Widerſtand gehalten,
Da es ſich kaum der Kalten
Genaht, um die ich mich im Gram entſtelle,
Entbrannt' es auf der Stelle,
Und mußt' in nie geſehnen Qualen bluten;
Drob hätte ſich ein marmorn Herz erbarmet.
Nachdem es ſo erwarmet,
Ließ ſie es kalter Tugend Kraft umfluten.
So zündet ſie und löſcht mir oft das Herze,
Daß, wild vor Schmerze, ich mich dawider ſtelle.

Getrennt von uns durch Seen
Sind in der ſel'gen Inſeln ſchönen Hainen
Zwei Quellen: von der einen
Stirbt lachend, wer da trinkt, die andre heilet.
Ein ähnlich Schickſal theilet
Mein Leben, daß ich lachend wär' geſtorben
Vor Luſt, die ich erworben,
Wenn ich nicht müßte ſchrei'n vor bangen Wehen.

Liebe, die noch mich ſtehen
Im Schatten heißt des Ruhmes, als den deinen!
Laß von der Quell'*) uns ſchweigen, die ſtets fließet,
Doch voller ſich ergießet,
Wann ſich dem Stier die Sonne will vereinen;
So wie in allen Zeiten weint mein Sehnen,
Doch mehr in jenen, wo ich Sie geſehen.

O Lied, wenn mein Beginnen
Jemand erfragt, ſo ſprich: An hohen Hügeln
Im engen Thal**), woraus die Sorga ſpringet,
Weilt er, und zu ihm dringet
Nur Liebe, die ihm jeden Schritt will zügeln,
Und ein ihn ſchmelzend Bildniß; ſonſt den Reden
Von all' und jeden ſucht er zu entrinnen.

---

*) Der Sorga.
**) Vaucluse.

Sonett 97.

Die Bläße, ſo die engelholden Mienen
Mit einem Abendwölkchen überzog,
War kaum in ſtiller Würde mir erſchienen,
Als ſchon mein Herz auf meine Lippen flog.

Mir ſchien ihr Herz ſich ſo zu offenbaren,
Wie dort vor Gott Verklärte ſich durchſchau'n;
Doch keiner würd' auf meine Rede bau'n,
Thät' ich es kund was da mein Geiſt erfahren.

Sie lächelte mir ſittſam, lieb und mild;
Des ſchönſten Weibes ſanfteſte Geberden
Sind gegen ſolch ein Lächeln rauh und wild.

Sie neigte wehmuthsvoll die Stirn zur Erden,
Und ſchwieg; doch fragte mich ihr leiſer Blick:
Geliebter Freund, wann kehreſt du zurück?

Sonett 106.

Das letzte von drei Sonetten gegen den päbſtlichen Hof zu Avignon. Der Schluß iſt in eine vielleicht abſichtliche Dunkelheit gehüllt. Taſſoni und Muratori übergehen dieſe Sonette als vom heil. Stuhle verboten, was Sade widerlegt.

Der Trübſal Born! Herberge du dem Grimme!
Schule des Wahns! Tempel der Ketzereien!
Sonſt Rom, jetzt Babel, falſch, zu maledeien,
Um welche ſchallt ſo manche Jammerſtimme!

O Truges Schmied'! o Kerker, wo das Schlimme,
Derweil das Gute ſtirbt, nur kann gedeihen!
Lebend'ger Höll'! ich will's ein Wunder zeihen,
Ob Chriſtus nicht zuletzt auf dich ergrimme.

In keuſch demüth'ger Armut erſt gegründet,
Hebſt du die Hörner nun, ſchamloſe Metze,
Auf deine Gründer? Worauf ſteht dein Hoffen?

Auf deine Buhlen? ſchlecht erworbnen Schätze?
Nicht Konſtantin kommt wieder*), doch verbündet
Nehm' es die trübe Welt, die dieß betroffen.

---

*) Um den Mißbrauch der nach der gewöhnlichen Meinung von ihm gemachten Schenkung zu ſehen.

Seſtine 5.

Zum ſüßen Schatten der ſo ſchönen Blätter
Lief ich, entfliehend einem wilden Strahle,
Der niederbrannt' auf mich vom dritten Himmel.
Und ſchon entlaſtete vom Schnee die Hügel
Der laue Hauch, der uns erneut die Zeiten,
Und Kräuter blühten auf den Au'n, und Sproßen.

Es ſah die Welt nie ſo anmuth'ge Sproßen,
Es regte nie der Wind ſo grüne Blätter,
Als mir ſich wieſen in den erſten Zeiten,
So daß ich, bange vor dem glüh'nden Strahle,
Die Zuflucht nicht im Schatten nahm der Hügel,
Nein, jenes Baums, vor allen werth dem Himmel.

Ein Lorbeer ſchirmte da mich vor dem Himmel.
Drum, oftmals lüſtern nach den ſchönen Sproßen,
Zog ich ſeitdem durch Wälder, über Hügel.
Doch fand ich niemals einen Stamm, noch Blätter,
So hochgeehrt vom überird'ſchen Strahle,
Daß ſie die Art nicht tauſchten mit den Zeiten.

Beſtänd'ger immer nun von Zeit zu Zeiten,
Hinfolgend, wo der Ruf mir ſcholl vom Himmel,
Geführt von einem milden hellen Strahle,
Kehrt' ich fromm wieder zu den erſten Sproßen,
Sowohl, wenn ſich umhergeſtreut die Blätter,
Als wenn die Sonne grünen macht die Hügel.

Gefilde, Wälder, Felſen, Flüß' und Hügel,
Was nur erſchaffen iſt, erliegt den Zeiten.
Drum bitt' ich um Verzeihung jene Blätter,
Wenn ich, nach Umſchwung manches Jahrs am Himmel,
Zu fliehn beſchloß die glattbeleimten Sproßen;
Sobald ich aufgeſchaut zum höhern Strahle,

Sonſt wurd' ich ſo gelockt vom ſüßen Strahle
Daß ich mit Luſt erklomm die höchſten Hügel,
Um nahn zu dürfen den geliebten Sproßen.
Das kurze Leben aber, Ort und Zeiten,
Sie lehren jetzt mich andern Pfad zum Himmel,
Und Frucht zu tragen, nicht bloß Blüth' und Blätter.

Nun andrer Blätter Lieb', in anderm Strahle,
Zum Himmel Bahnen über andre Hügel
Such' ich (wohl iſt es Zeit!), und andre Sproßen.

Sonett 113.

O in dem Schmucke glüh'nder Tugend heiße,
Verklärte Seele, die kein Lied entſiegelt!
O Sitz der Zucht, ſo unentweiht verriegelt!
Thurm, feſt erbaut nach hohen Muths Geheiße!

O Flamm'! o Roſen, auf der ſüßen Weiße
Des Schnee's verſtreut, der reinigend mich ſpiegelt!
O Luſt, die zu dem Antlitz mich beflügelt,
Dem keines gleich ſtrahlt, wo die Sonn' auch gleiße!

Mit eurem Namen, wenn ſo weit verſtanden
Die Reime würden, füllt' ich Bactrien, Thule,
Tanais, Nil, Atlas, Olymp und Calpe.

Da ich um deren Ohr vergeblich buhle,
Soll man ihn hören in den ſchönen Landen,
Die Apennin theilt, Meer umgiebt, und Alpe.

Sonett 122.

Ich ſah der höchſten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne ſo verwirrt,
Daß Alles ſonſt mir Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Sittenhuld und Engelgüte;

Und ſah, von ſtummer Wehmuth wie berauſcht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen ſchwimmen.
Ach, Wald und Waldſtrom hätte wohl gelauſcht
Bei Ihren Reden, Ihren Klageſtimmen!

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmoniſch ſich zu Weiſen,
Die nimmer noch die Welt ſo ſüß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreiſen;
Es ſäuſelte kein Blatt an Buſch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

Sonett 125.

In welchen Himmelskreißen und Ideen
Fand die Natur das Urbild, zu geſtalten
Dieß ſchönſte Antlitz, wo ihr höh'res Walten
Dort oben ſie hienieden läßet ſehen.

Wo ſah man Göttinnen im Hain, in Seen
Wo Nymphen, Haar ſo lautern Golds entfalten?
Welch Herz ſo manche Tugend in ſich halten?
Wiewohl mein Tod das Ganze muß beſtehen.

Der ſchaut vergeblich nach dem göttlich Schönen.
Des Blick nie zu den Augen iſt erwachet,
Wie ſie holdſelig kreißend ſich verſchönen.

Nicht weiß, wie Liebe heilt und Wunden machet,
Wer nicht weiß, wie ſie ſeufzt in ſüßen Tönen,
Und wie ſie ſüße ſpricht und ſüße lachet.

Nach dem Sonett 142.

In dieſes Forſtes unwirthbarem Schooß,
Den Reiſige nicht ohne Graun betreten,
Hab' ich Geleit und Waffen nicht vonnöthen:
Die Liebe macht mich frei und ſorgenlos.

Ich wandre hin und ſinge von der Holden,
Die, weit entfernt, doch nimmer von mir weicht,
Und, wie die Morgenröthe hell und golden,
Das öde Dunkel um mich her verſcheucht,

Oft glaub' ich gar vor Augen Sie zu ſchauen;
Die Bäume rings — o mein bethörter Sinn! —
Verwandeln ſich in Dirnen und in Frauen,
Und drängen ſich um meine Königin.

Und hör' ich nur der Blätter leiſes Rauſchen,
Des Baches Murmellauf den Wald entlang,
Und des Gefieders klagenden Geſang,
So glaub' ich Ihre Stimme zu erlauſchen.

Dieß Waldgebirg, in ſeiner rauhen Pracht,
Einſiedleriſchen Ruh' und tiefen Nacht,
Durchſchauert mich mit wunderſamer Wonne:
Nur deckt es mir die Strahlen meiner Sonne.

Sonett 153.

Zum weltberühmten Grab' Achills gedrungen
Rief Alexander aus mit tiefem Stöhnen:
Glückſel'ger, den ein hoher Mund beſungen
In ſolcher herrlichen Poſaune Tönen!

Doch dieſe Taub', an Reinheit nie bezwungen
Von allem, was die Welt je mochte krönen,
Iſt nur noch matt in meinem Lied' erklungen;
So wird ihr Looß verhängt der Erde Söhnen.

Sie, werth Homers, und Orpheus, und des Hirten,
Den Mantuas Geſild' entzückt vernahmen,
Daß ſie nur allzeit ſängen von der Einen,

Sie haben Sterne, die bloß hierin irrten,
Dem anvertraut, der ihren ſchönen Namen
Anbetet, doch ihr Lob wohl mag verkleinen.

Sonett 155.

Es wird mein Schiff, beladen mit Vergeßen,
Im Winter, Mitternachts, auf rauhen Wogen,
Durch Scylla und Charybdis hingezogen;
Am Steuer iſt mein Herr, mein Feind, geſeßen;

Gedanken an den Rudern, die vermeßen
Sich, wie es ſcheint, ſelbſt auf den Sturm getrogen;
Die Segel reißend, kommt ein Wind geflogen,
Den Seufzer, Hoffnung, Wunſch ewig erpreßen.

Des Zürnens Nebel, Thränenregen feuchtet
Die ſchlaffen Taue, bis ſie gar verdorben,
Gedreht aus Irrthum und unkund'gen Zweifeln.

Die beiden Sterne fliehn, die ſonſt geleuchtet,
Vernunft und Kunſt iſt in der Flut erſtorben,
Daß ich anfang' am Hafen zu verzweifeln.

Sonett 159.

Die Seele weid' ich an ſo edler Gabe,
Ich mag den Nektar Jovis nicht gewinnen;
Vom Schau'n bloß thaut Vergeßen in die Sinnen,
Daß ich im Lethe trinkend mich begrabe.

Oft hör' ich Dinge, und in's Herz ſie grabe,
Darob ich nie dem Seufzen kann entrinnen;
Ich koſt', entrückt durch Liebeshand von hinnen,
In Einem Angeſicht zwiefache Labe.

Die Stimme, die zum Himmel weiß zu ſchweben,
Tönt Worte, holder, theurer, wie wohl meinet
Wem ſie zu hören nimmer war gegeben.

In kleinerm Raum als einer Spann' erſcheinet
Dann ſichtbarlich, wie weit in dieſem Leben
Sich Kunſt, Weisheit, Natur und Himmel einet.

Daſſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

Wenn ich den Geiſt an dieſem Anblick weide,
Wo er, in Allvergeßenheit getaucht,
Ein liebliches Nepenthe in ſich ſaugt,
So reizt mich kein Ambroſia zum Neide;

Und tönt die milde Rede meinem Ohr,
Um ewig mir im Innern nachzutönen,
So reißt mich namenloſe Lieb' empor,
Und zaubert mich zum Urquell alles Schönen.

Entzückend kläng' aus Ihrem holden Mund
Ein Wort der Liebe ſelbſt in Engelchören.
Wer's faßen will, der komm', es anzuhören!

Denn glorreich wird an Ihr das Höchſte kund,
Was einer ſterblichen Natur hienieden
Kunſt, Weisheit, Macht und Gnade je beſchieden.

Sonett 178.

Bei edlem Blut ein ſtill demüthig Leben,
Und bei erhabnem Geiſt ein rein Gemüthe;
Die Frucht des Alters bei der Jugend Blüthe,
Bei ſinnender Geberd' ein fröhlich Streben,

Hat ihr Planet der Holden mitgegeben,
Der Sterne König; und die ächte Güte,
Und Ehr' und Preis, die wohl umſonſt ſich mühte
Der göttlichſte Poet recht zu erheben.

Lieb' iſt in ihr mit Sitt' und Tugend einig,
Mit Anmuth der Natur des Schmuckes Funkeln,
Beredſamkeit mit Mienen ſtiller Schwermuth;

Und in dem Aug' ich weiß nicht was, ſo ſchleunig
Die Nacht erhellen kann, den Tag verdunkeln,
Den Honig bitter machen, ſüß den Wermuth.

Sonett 182.

Der Vögel Klagen und Geſänge ſchwellen
Vor Tage, daß die Thale widerhallen,
Und das Gemurmel flüßiger Kryſtallen
Hinab in klarer Bäche raſchen Fällen.

Sie, Schnee im Antlitz, Gold des Haares Wellen,
Die, ohne Falſch, nie der Lieb' abgefallen,
Läßt kämmend ihres Greiſes Flocken wallen,
Und weckt mich, wie ſich Ton und Tanz geſellen.

Auroren grüß' ich, und die Sonn' im Bunde
Mit ihr, doch mehr die andre, die erblinden
Mich frühe ließ, wovon ich nie geſunde.

Ich ſah ſie manchmal beide ſich verbinden
Bei ihrem Aufgang, und in gleicher Stunde
Vor der die Stern', und die vor ihr verſchwinden.

Sonett 183.

Woher nahm Liebe Adern Golds, zu weben
Zwei blonde Flechten? und von welchen Büſchen
Die Roſen? und von welchen Au'n den friſchen
Und zarten Reif, und gab ihm Puls und Leben?

Woher die Perlen, wo gezügelt ſchweben
Die ſüßen Wort' und ſittſam fremd ſich miſchen?
Woher die Fülle alles Zauberiſchen
Der Stirne, wie der Himmel klar und eben?

Von welchen Engeln und aus welchen Sphären
Hat ſie den himmliſchen Geſang entnommen,
Der ſo mich ſchmelzt, daß wenig bleibt zu ſchmelzen?

Aus welcher Sonn' iſt mild und ſtolz entglommen
Der Augen Licht, die Fried' und Krieg gewähren,
Die mir das Herz in Eis und Feuer wälzen?

Dasſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

Wo nahm der Liebesgott das Gold ſo fein,
Um dieſes blonde Flechtenpaar zu weben?
Wo brach er dieſe Roſen? wo im Hain
Den Blüthenſchnee, und gab ihm Puls und Leben?

Wo fand er dieſes Mundes Perlenreih'n,
In denen Sittſamkeit die Worte zügelt?
Wie formt' er dieſe Stirn, wo himmliſch rein
Sich ihres Geiſtes milde Hoheit ſpiegelt?

Aus welchen Sphären hat er ſie gelieh'n,
Der zaubervollen Stimme Melodie'n,
Bei welchen längſt mir Kraft und Leben ſchmolzen?

Von welcher Sonne ſenkt' er in die ſtolzen
Geliebten Augen dieſen ſchönen Strahl,
Der Gluth und Froſt mir giebt, und Wonn' und Qual?

Sonett 185.

Geſpräch mit Freundinnen der Laura, die dem Dichter ohne ſie auf dem Spaziergange begegnen.

Ihr Frau'n, die ihr euch im Geſpräch ergehet,
Froh und nachdenklich, einſam und umgeben:
O ſagt, wo iſt mein Tod, wo iſt mein Leben?
Wie kommt's, daß ihr nicht unter euch ſie ſehet? —

„Froh ſind wir, weil ſie im Gemüth uns ſtehet,
Doch um die ſüße Näh' dem Gram ergeben,
Die Neid uns raubt und eiferſüchtig Streben,
Das Andrer Gut als eignes Uebel ſchmähet.“ —

Wer legt wohl Bande denen an, die lieben? —
„Der Seele Niemand; Härt' und Zorn dem Leibe,
Wie es ſie jetzt und manchmal uns wohl kränket.

Doch auf der Stirn iſt oft das Herz geſchrieben.
Wir ſah'n umwölkt ſie an dem hohen Weibe,
Und ihre Augen ganz von Thau getränket.“

Nach demſelben.

(Aeltere Bearbeitung.)

Der Dichter.

Edle Frauen, die ihr einſam bald,
Bald von der Geſpielen Schar umgeben,
Froh und ſinnig mir vorüberwallt,
Sagt, wo iſt mein ſüßer Tod, mein Leben?
Wandelte ſie ſonſt mit euch doch gern;
Sagt mir an, was hält ſie heute fern?

Die Frauen.

Freudig preiſen wir die Vielgeliebte;
Traurig ſind wir, weil ſie heut uns fehlt,
Nicht das trauliche Geſpräch beſeelt,
Weil ſie Eiferſucht und Neid betrübte,
Der zu eigner Luſt den Nächſten quält.

Welche Macht kann Liebende beſiegen?
Welch Gebot die freie Seele biegen?
Zorn und Wildheit feſſeln nur den Leib,
So erfuhr es jetzt das holde Weib.

Doch das Herz verräth ſich auf der Stirne:
Haben wir ſie nicht ſo rührend ſchön,
Nicht der Augen glänzende Geſtirne
Wie im Flor der Dämmerung geſehn?

Sonett 197.

O Kämmerlein, das ſonſt gedient zum Porte
Für meine ſchweren Stürm' in Tagesſtunden!
Nun wirſt du nächt'ger Thränen Brunn erfunden,
Wenn ihnen Scham am Tag verſchließt die Pforte.

O Bettchen, mir in Noth zu Ruh und Horte!
Wie trübe Urnen läßt dich Lieb' erkunden!
Sie baden dich, von weißer Hand entbunden,
Die grauſam mir allein um eitle Werte.

Und nicht bloß meine Heimlichkeit und Stille
Flieh' ich; nein, mehr mich ſelbſt und den Gedanken,
Der mich im Fluge zwingt, ihm nachzugehen.

Dem Pöbel, der mein Feind und Widerwille,
Wer dächt' es wohl, muß ich um Zuflucht danken,
Solch Grauen hab' ich, mich allein zu ſehen.

Sonett 206.

Bezieht ſich auf die ehemals übliche Feier des erſten Mais. Der bejahrte Freund ſoll nach Einigen der König Robert von Neapel geweſen ſein; nach Sade iſt der oft erwähnte Senuccio gemeint.

Im Paradies gepflückt ein friſch Paar Roſen
Vorgeſtern früh am erſten Mai, zum Preiſe,
Von einem Liebenden, bejahrt und weiſe,
Zwei jüngern ausgetheilt zu gleichen Looßen,

Mit einem Lächeln und ſo ſüßem Koſen,
Daß Wildheit lernen müßte zarte Weiſe,
Entzündete mit Liebesſtrahlen leiſe
Der Beiden Angeſicht, die er erkoſen.

„Kein liebend Paar wie dieß erblickt die Sonne“
Sprach er, zugleich mit Seufzen und mit Lächeln,
Und wandt', umfaßend, beiden ſich entgegen.

So theilt' er ſeiner Wort' und Roſen Wonne,
Die noch das Herz mit banger Freude fächeln.
O froher Tag! Beredſamkeit voll Segen.

Sonett 212.

In der Entfernung von Laura, nicht lange vor ihrem Tode gedichtet.

O kläglich und entſetzliches Geſichte!
So mußte denn ſich vor der Zeit verzehren
Das milde Licht, zu dem, froh es zu ehren,
In Pein und Hoffnung ich mein Leben richte?

Doch wie? daß nicht vom großen Fall Berichte
Erſchollen? ſie nicht ſelbſt mich will belehren?
O möge Gott und die Natur es wehren,
Und werde mein betrübter Wahn zunichte.

Ja, dennoch hoff' ich, daß mir einſt noch glücket
Den Blick des holden Angeſichts zu theilen,
Das mich erhält und dieß Jahrhundert ſchmücket.

Doch hat ſie, um zum ew'gen Sitz zu eilen,
Sich ihrem ſchönen Wohnhaus ſchon entrücket,
So bet' ich, mag mein letzter Tag nicht weilen.

Daſſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

O wehevolles, grauſes Nachtgeſicht!
So iſt es wahr was Ahndungen mir drohten?
So ward auch ihr der Todeskelch geboten,
Die meines Lebens Seele war und Licht?

Wie aber, hallen Erd' und Himmel nicht?
Und eilen Engel nicht als Trauerboten? —
Vielleicht! Vielleicht! — Ihr Lebenden und Todten,
Erbarmt euch! Gebt mir froheren Bericht!

Ach, ſüße Hoffnung, laß mich noch dich nähren!
Wie konnte Gott, der ſie ſo herrlich ſchuf,
Sein ſchönes Wunder vor der Zeit zerſtören?

Doch folgte ſie dem himmliſchen Beruf,
Und grüß' ich nie ihr holdes Antlitz wieder,
So fall' auch mir des Lebens Vorhang nieder!

Sonett 228.

(Das zweite unter den nach Lauras Tod gedichteten.)

Die hohe Säule brach*), der Lorbeer dorrte,
Die meinem müden Geiſte Schatten gaben.
Nichts Gleiches iſt von Nord bis Süd zu haben,
Vom ind'ſchen Meere bis zu Herkuls Pforte.

Du nahmſt mir, Tod, mit ſtrengem Herrſcherworte
Den Doppelſchatz, der ſtolz mich konnte laben.
Nicht Land, noch Herrſchaft, noch die reichen Gaben
Des Orients helfen mir zu meinem Horte.

Doch wenn es alſo das Verhängniß lenket,
Was kann ich mehr, als ſtets mit trüben Sinnen,
Mit feuchten Augen gehn, die Stirn geſenket?

O unſers Lebens täuſchendes Beginnen!
Wie leicht verliert Ein Morgen, eh' man's denket,
Was mühſam viele Jahre kaum gewinnen!

---

*) Rotta è l'alta Colonna. Sowohl der Kardinal Johann Colonna, als Petrarcas beſonderer Freund Jakob Colonna waren um dieſe Zeit geſtorben. Schon bei der Widerſetzung gegen die Unternehmungen des Rienzi waren verſchiedene Mitglieder der beinah erloſchnen Familie geblieben.

* * *

Sonett 238.

(II. 12.)

Nie weilt' ich noch in ſo geheimen Gründen!
  Hier klag' ich unbelauſcht den Felſenklüften,
  Wenn Ahndungen ſüßtäuſchend mich umwinden,
  Mein Leben leb' allhier in Himmelslüften.

Hier haucht Vergeßenheit in allen Düften,
  Den matten Geiſt des Grames zu entbinden.
  In Paphos myrtumflocht'nen Wonnegrüften
  Kann Liebe kein ſo holdes Lager finden.

Mich dünkt, als ob aus Bäumen und aus Bächen
  Hier Fiſche, Vögel, Weſte zu mir ſprechen:
  Genieß und lieb' und ſchmachte nicht im Mangel!

Du aber, die dort oben Palmen krönen,
  O bete du, daß ich ſie mag verhöhnen,
  Die falſche Welt und ihre ſüßen Angel!

Sonett 239.

(II. 13.)

Wie oft, von innern Stürmen heimgeſucht,
Flieh ich mich ſelbſt in dieſer ſtillen Bucht,
Wo ich mit Seufzern rings die Luft belade,
Und Wang' und Bruſt mit meinen Thränen bade!

Und o! wie oft, von leiſem Grau'n erfüllt,
Von dieſer Haine brauner Nacht umfangen,
Hab' ich der Todesahnung nachgehangen,
Die mir allein die tiefe Sehnſucht ſtillt!

Dann ſeh' ich bald den flüßigen Kryſtallen
Der Sorga ſie, in lebender Geſtalt,
Mit Nymphenwuchs und Nymphengang entwallen.

Bald ſchwebt ſie durch die Wieſen, ruhet bald
Am Blumenufer mit bewölkter Stirne,
Als ob ſie über mich voll Liebe zürne.

Sonett 252.

(II. 26.)

Sie lebte ſchön im Herzen mir, geehret,
Wie hohe Frau'n an niedrer Stätte weilen;
Nun ward ich durch ihr letztes Von-uns-eilen
Nicht ſterblich nur, nein todt, und ſie verkläret.

Die Seel', all ihres Gutes ausgezehret,
Lieb', ihres Lichts beraubt und bloß: mit Keilen
Des Mitleids könnten Felſen ſie zertheilen:
Doch keiner iſt, der's ſchreibet noch erkläret.

Denn innen jammern ſie, wo Aller Ohren
Taub, außer meins; dem in des Grams Ermatten
Nichts andres mehr als Seufzen bleibet offen.

Wahrhaftig ſind wir alle Staub und Schatten,
Wahrhaftig iſt der Wille blind verloren,
Wahrhaftig trügeriſch iſt unſer Hoffen.

Sonett 261.

(II. 35.)

Lieb', in der guten Zeit ſonſt mein Geſelle
An dieſen, unſerm Sinn gewognen Bächen,
Wo, unſre alten Zwiſte zu beſprechen,
Du wandelteſt mit mir und mit der Quelle!

Laub, Blumen, Schatten, Höhlen, Luft und Welle,
Thal-Klauſen*), hohe Hügel, ſonn'ge Flächen,
Port, meine Liebesmühn zu unterbrechen
Und meines Glücks ſo viel' und ſchwere Fälle!

O flücht'ge Scharen in dem Buſchgeflüſter!
O Nymphen! Ihr dann, die im mooſ'gen Grunde
Beziehn und weiden flüſſige Kryſtallen!

Hell waren meine Tag', und ſind nun düſter
Wie Tod, der dieſes ſchafft. In erſter Stunde
Iſt Jeglichem ſein Looß alſo gefallen.

---

*) Valli chiuse, mit Anſpielung auf den Namen Vaucluse.

Dasſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

Liebe, die du oft an dieſe Quellen
Dem Geräuſch der Welt mit mir entflohſt,
Um durch Worte, voll von ſüßem Troſt,
Meine Bruſt mit Wonn' und Muth zu ſchwellen!

Lichte Hügel! Dunkle Ruheſtellen!
Grotten! Haine! Felſen, grau bemooſ't!
Sänger, die ihr in den Wipfeln koſ't!
Blumen! Büſche! Winde! Murmelwellen!

Du verſchloßnes Thal, in deſſen Schooß
Ich der heißen Sehnſucht oft entronnen,
Und Geſang zur Linderung mir erſonnen!

Wißt! mein Heil war überſchwenglich groß:
Aber ſchnell verloſchen meine Sonnen:
Alſo fiel bei der Geburt mein Looß.

Sonett 270.

(II. 44.)

Nicht Sterne, die ſich reg' am Himmel ſchwingen,
Noch Schiffe, gleitend auf den ſtillen Wellen,
Noch Ritter, die bewehrt im Feld ſich ſtellen,
Noch durch die Büſche muntern Wildes Springen;

Noch neue Botſchaft von erwünſchten Dingen,
Noch hoher Reden Zier von Liebes-Fällen,
Noch auf den grünen Au'n, an klaren Quellen,
Sittſamer Frau'n und ſchöner ſüßes Singen:

Nichts iſt, was mir das Herz zur Freude wende;
So wußt' es mit ſich zu begraben jene,
Die einzig Licht und Spiegel war den Augen.

Gedrückt vom Leben, ruf' ich nur ſein Ende,
Weil ich nach ihrem Wiederſehn mich ſehne,
Die nie zu ſehn mir beßer mochte taugen.

Canzone 24.

(III. nach Lauras Tode.)

Ich ſtand am Fenſter eines Tags, und ſahe
Viel Wunderdinge mir vorüber rücken,
So daß ich faſt mich matt vom Schauen funde.
Da kam ein Wild mir von der Rechten nahe,
Mit Menſchenſtirn, um Götter zu entzücken,
Gejagt vom Paare ſchwarz und weißer Hunde.
Die fielen an zur Stunde
Das edle Thier mit Bißen in die Weichen,
Und hatten's bald zur letzten Noth gelenket,
Wo, tief in Stein verſenket,
Viel Schönheit mußt' in herbem Tod erbleichen,
Und mich betrüben mit des Schickſals Streichen.

Hernach ſah ich ein Schiff auf Meereswogen,
Von Gold die Segel und mit ſeidnen Tauen,
Von Ebenholz und Elfenbein gewoben.
Die See war ſtill und linde Lüfte flogen,
Am Himmel keiner Wolke Flor zu ſchauen,
Und reicher Ladung war es voll bis oben.
Doch plötzlich kam mit Toben
Ein Sturm aus Oſt, der Luft und Meer verdunkelt,
Und ſtieß das Schiff an einer Klipp' in Trümmern.
O ſchweres Herzbekümmern!
So kurze Stund' und kleiner Raum umdunkelt
Den ſtolzen Reichthum, der ſo hehr gefunkelt.

In grünem Buſch ſah ich an einem jungen
Und glatten Lorbeer blühn die heil'gen Sproßen,
Als wär' er von den Paradieſes-Bäumen.
Aus ſeinem Schatten ward in ſüßen Zungen
Der Vöglein Lied und andre Luſt ergoßen,
Die mich der Welt entriß in ſel'gen Träumen.
Ich ſchaut', als ohne Säumen
Der Himmel ſich verfärbt': es fuhr hernieder
Ein Blitzſtrahl, zuckend aus dem falben Glanze,
Der die beglückte Pflanze
Entwurzelte; das ſchlug mein Leben nieder,
Denn ſolchen Schatten find' ich niemals wieder.

Ein klarer Brunnquell in denſelben Büſchen
Sprang aus dem Fels; die ſüßen Waßer irrten
Umher, mit lieblichem Gemurmel klingend.
Des ſchönen Sitzes mooſ'gen düſtern Friſchen
Sah man ſich weder Pflüger nahn noch Hirten,
Nur Nymphen, Muſen, nach dem Tonfall ſingend.
Da ſaß ich: Wonne bringend
Umgab mich der Zuſammenklang, verſenket
Hielt mich der Blick; als ſich des Abgrunds Pforte
Aufthat, und ſammt dem Orte
Die Quell' hinabriß, daß es noch mich kränket,
Und ſchreckt die Seele, wenn ſie des gedenket.

Dann einen Phönix, fremd und auserleſen,
Purpurn beflügelt und mit goldnem Haupte,
Sah ich im Wald ſich ſtolz, einſam, ergehen.
Erſt dacht' ich ein unſterblich himmliſch Weſen,
Bis er zum Lorbeer, den der Blitz entlaubte,
Und zur verſchlungnen Quelle kam, zu ſehen.

Doch Alles muß vergehen:
Denn als er das zerſtreute Laub gefunden,
Den Stamm zerſchellt, verdorrt des Waßers Ader,
Wandt' er mit zorn'gem Hader
Auf ſich den Schnabel, und war gleich verſchwunden,
Daß Lieb' und Mitleid ganz mich überwunden.

Zuletzt ſah ich auf blum'gem Lenzgefilde
Ein ſchönes Weib gehn ſinnend hin und wieder,
Daß, wenn ich's denk', ich beben muß in Flammen.
In ſich demüthig, nur der Liebe wilde,
Und ihr umgab ſo weiß Gewand die Glieder,
Es ſchien gewebt aus Gold und Schnee zuſammen:
Doch düſtre Nebel ſchwammen
Um ſeine obern Säume, ſie zu ſchwärzen.
Von kleiner Schlange bald am Fuß geſtochen,
Wie Blumen, die gebrochen,
Schied ſie dahin, ſorglos, mit frohem Herzen.
Ach, Nichts währt auf der Welt, als Leid und Schmerzen!

O Lied! du magſt wohl ſagen:
Die ſechs Geſichte haben angefangen
In meinem Herrn ein ſüßes Todverlangen.

Canzone 27.

Oft wann mein Geiſt des Grames Ungeduld
Zu ſchweigen ſucht mit nächtlichen Gebeten,
Seh' ich mit ihrer wohlbekannten Huld
Die Herrin meines Lebens zu mir treten.
Sie ſetzt ſich neben mich auf's Lager hin,
Sie öffnet ihren Mund zu ſüßen Tönen.
Von wannen kommſt du, meine Retterin?
So frag' ich ſie mit leiſem bangem Stöhnen.
Sie zieht aus ihrem ſchönen Buſen dann
Ein Lorbeerreis nebſt einem Palmenzweige,
Und ſagt: Die Liebe, die mein Herz gewann,
Will, daß ich dir zum Troſte niederſteige.
Mit frommer Inbrunſt biet' ich dir die Hand,
Auf daß dein Wunſch empor zu ſtreben lerne.
Dort iſt der Lieb' und Wonne Vaterland,
Dort wohn' ich in der azurhellen Ferne! —

Ich frage ſie, gerührt und demuthsvoll:
Wer gab dir dort von meinem Jammer Kunde? —
Dein Aechzen, ſpricht ſie, das gen Himmel ſcholl,
Als lägeſt du an einer Todeswunde.
Ja, deiner Klagen nie gehemmte Flut
Iſt friedenſtörend an mein Herz gedrungen.
Wie? klagſt du, weil ich jenes beſſre Gut
Nach kurzer Erdenpilgerſchaft errungen?
Nein! wünſche nicht ins Elend mich zurück!

Wenn je dein Herz von ächter Liebe brannte!
Entwölke dieſen thränenſchweren Blick,
Der vormals deine Sehnſucht mir bekannte! —
Und ich: Verzeih! ich klag um mich allein,
Und nicht um dich, du hohe Braut des Himmels!
Ich irre ſchmachtend, matt von langer Pein,
Im Labyrinth des irdiſchen Getümmels.
Das wußt' ich lange, ſah es klar und hell,
Daß Gott dir dort dein Erbtheil vorbehalte.
War nicht dein Herz der reinſten Tugend Quell,
Da jugendliches Blut es noch durchwallte?
Du biſt beglückt; ich, einſam und verarmt,
Muß aller Leiden Bitterkeit erproben,
O hätte nur der Tod ſich mein erbarmt,
Und ſchon als Säugling mich der Welt enthoben! —

Entſchwinge doch der Erde deinen Flug,
So ſpricht ſie dann, und ſtille deine Klage!
Die Luſt der Sterblichen iſt eitel Trug;
Erkenn' und wäge ſie auf rechter Wage!
Und wäg' auch jene ſüße Träumerein
Die immer noch ſo täuſchend dich beſtricken.
Jetzt laß dein Sinnen und dein Trachten ſein,
Mit dieſen Zweigen einſt dein Haupt zu ſchmücken. —
Und ich: Voll Wunders ſeh' ich ſchon ſie blühn,
Und ahnde froh den Sinn, den ſie verſchleiern.
Den einen kenn' ich: jenes friſche Grün
Bewog mich oft, es mit Geſang zu feiern. —
Die Palm' iſt Sieg, erwidert ſie mir dann,
Der Lorbeer grünt zu des Triumphes Krone;
Für manchen Sieg, den ich mir abgewann,

Gewährte mir mein Retter ſie zum Lohne:
Mein Retter, der mich huldreich oft beſchirmt,
Wenn Muth und Kraft im Kampfe mir erlagen.
Ihn fleh' du an, wenn dich die Welt beſtürmt!
Er ſtärket uns, dem Liebſten zu entſagen. —

Iſt dieß, ſo frag' ich ſie, der Augen Strahl,
Vor welchem Sonn' und Sterne mir verſchwanden?
Sind dieß die Locken, die zu ſüßer Qual
Mich feſſelten mit goldgewebten Banden? —
Dich täuſcht, erwidert ſie, der Sinne Wahn;
Das, was du ſuchſt, iſt lang' in Staub zerfallen.
Mein Geiſt hat jener Laſt ſich abgethan,
Um frei der Himmel Himmel zu durchwallen.
Dein Leid zu lindern wurd' es mir erlaubt,
Ein Schattenbild, mir ähnlich, zu geſtalten.
Einſt wird auch das, was mir der Tod geraubt,
Zu himmliſch hohem Reize ſich entfalten.
Alsdann wird ſie, die grauſam war und mild,
Um dich und ſich dem Himmel zu erziehen,
Der reinen Glut, die dann dich ganz erfüllt,
Im reinſten Jugendglanz entgegenblühen. —

Ich weine dann mit tief bewegtem Sinn.
Mit Reden, welche Felſen löſen möchten,
Zürnt ſie mir ſanft, daß ich ſo zaghaft bin.
Sie trocknet mir das Antlitz mit der Rechten,
Und fliebt ſofort mit Schlaf und Traum dahin.

Sonett 284.

(II. 58.)

O Trennungstag! o Stund'! o Augenblick!
O Sterne, grauſam wider mich verſchworen!
Nun ſeh' ich's ein: du letzter Liebesblick
Weiſſagteſt mir, ich ſei zum Weh erkoren.

„Noch iſt das Wiederſehn dir nicht verloren,
Noch ſchonet dich das waltende Geſchick;“
So flüſterte mir Hoffnung in die Ohren,
Doch Spreu am Wind' iſt Menſchentroſt und Glück.

Viel anders war es droben ſchon beſchloßen,
Nur über mich war Finſterniß ergoßen,
Daß ich nicht ſah, was helle vor mir ſtand.

Geſchrieben war in Ihren ſanften Zügen
Das bittre Looß; ich hab' es nicht erkannt,
Denn plötzlich ſollt' ich meinem Gram erliegen.

Sonett 289.

(II. 62.)

Es kommt mir in's Gemüth — vielmehr vergehen
Kann nie, was Lethe ſelbſt nicht tilgt: — ihr Bilde,
Wie ich ſie ſah auf blüh'ndem Lenzgefilde
In ihres Sternes Strahlen leuchtend ſtehen.

So ganz erſchien ſie mir beim erſten Sehen,
Schön, ſtill, in ſich gekehrt, ſo gleicher Milde;
Daß ich „Sie iſt es ſelbſt," ganz ein mir bilde,
„Sie lebt noch," und um Rede ſie muß flehen.

Bald giebt und bald verweigert ſie mir Kunde,
Ich, wie ein Menſch, der irrt, ſich dann verwundert,
Spreche zum Herzen: „Herz, du biſt im Fehle:

Du weißt, vierzig und acht nach dreizehnhundert
Am ſechsten Tag Aprils, zur erſten Stunde,
Schied aus dem Leibe dieſe ſel'ge Seele."

Sonett 292.

(II. 66.)

Des Duft und Farbe überwand die Zonen
Des Morgenlands, ſo hell und duftbegabend;
Frucht, Blüthe, Kraut und Laub; der unſerm Abend
Verlieh der ſeltnen Trefflichkeiten Kronen;

Mein ſüßer Lorbeer, jeder Schönheit Thronen
Und jeder glüh'nden Tugend in ſich habend,
Sah, ſittſam ſich in ſeinem Schatten labend,
Mit meinem Herrſcher meine Göttin wohnen.

Auch ich dann baut' in dieſer Segenspflanze
Heil'ger Gedanken Netz; in Froſt und Glühen
War ich der Hochbeglückten dennoch einer.

Die Welt war voll von ihrer Ehren Glanze,
Da nahm, zur Zier des Himmels zu erblühen,
Sie Gott zurück; und würdig war ſie ſeiner.

Dasſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

Du ſüßer Lorbeer, dem an Wohlgerüchen,
An Blüthenpracht und ewiggrünem Haar
Des Morgenlandes Balſamſtauden wichen,
Und der die Zier des Abendlandes war!

In deinen ſchön verwebten Zweigen hatten
Sich Huld und Tugend ihren Thron gebaut;
Und ſittſam ruhend unter deinem Schatten
Hab' ich die Liebeskönigin geſchaut.

Wie an der Ulme Wein- und Epheu-Ranken,
So ſchlangen meine heiligſten Gedanken
An deinem edlen Stamme ſich empor;

Bei Froſt und Gluth, in Thränen und in Klagen,
Vermocht ich doch mein Looß noch zu ertragen,
Bis Gott zum Schmuck des Himmels dich erkor.

Wir konnten nie nach Würdigkeit dich loben;
Du wareſt ſein: nun prangeſt du dort oben.

Sonett 313.

(II. 87.)

Gelinde Härten, ſüße Weigerungen
Voll vom Erbarmen keuſcher Lieb' und Güte;
Anmuth'ges Zürnen, das zu wild entglühte
Verkehrte Wünſch' (ich fühl's nun wohl) bezwungen.

Gefäll'ges Reden, worin hell erklungen
Mit höchſter Huld das ſittſamſte Gemüthe;
Brunnquell der Schönheit und der Tugend Blüthe,
Die jeden niedern Trieb der Bruſt entrungen;

Göttlicher Blick, beſeligend auf Erden,
Bald ſtolz, zu zähmen das verwegne Streben,
Die Schranke des Verſagten zu gefährden,

Bereit zum Troſt bald meinem ſchwachen Leben:
Dieß ſchöne Wechſeln mußte Wurzel werden
Von meinem Heil, ſonſt war es aufgegeben.

Dasſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

Lindes Zürnen! ſtille Weigerungen!
Sanfte Streng' aus liebevoller Treu,
Die ſo oft die kühne Raſerei
Meiner flammenden Begier bezwungen!

Quell der lieblichſten Bezauberungen!
Götterblick, voll Ernſt und Schmeichelei!
Welcher bald mit ehrfurchtsvoller Scheu,
Bald mit Labung mein Gebein durchdrungen!

Süße Rede, die aus meiner Bruſt
Jede Spur von niedern Trieben bannte,
Und den Geiſt auf hohe Dinge wandte!

Schöner Wechſel zwiſchen Pein und Luſt!
Dank dir, Dank! Du haſt mir Heil geboren!
Ewig war ich ohne dich verloren.

Sonett 316.*)

(II. 90.)

Holdſelig Vöglein, welches ſingend gehet,
Vielmehr beklagend die vergangnen Zeiten,
Da jetzo Nacht und Winter dir zur Seiten,
Und Tag und luſt'ger Mai im Rücken ſtehet!

Wenn, wie du weißt was über dich ergehet,
Du wüßteſt welche Nöthen mich beſtreiten,
Du kämſt, den Herzensjammer zu begleiten,
Zum Schooß des Armen, der um Troſt hier flehet.

Ich weiß nicht, ob uns Gleiches würde paaren.
Die lebt vielleicht, um die du ſcheinſt zu klagen,
Was an mir geizig Tod und Himmel ſparen.

Doch lockt in dieſen unwillkommnen Tagen
Erinnerung von ſüß und bittern Jahren
Mich an, dir meine Wehmuth vorzuſagen.

---

*) Dieſes Sonett iſt das letzte in der Sammlung, auf welches nur noch eine Canzone an die Jungfrau Maria folgt.

Dasſelbe.

(Aeltere Bearbeitung.)

Du holder Vogel, der mit lautem Zagen,
Da Nacht und Winter dich nunmehr umringt,
Ein Trauerlied der Frühlingswonne ſingt,
Die ſchnell der rauhe Sturm hinweggetragen!

Ach, armer Kleiner! könnt' ich dir es ſagen,
Wie meine Bruſt mit gleichem Jammer ringt:
Du ſtößt zum Schooße deſſen, der dir winkt,
Und würdeſt gern Geſelle ſeiner Klagen.

Zwar fühleſt du vielleicht nur halb mein Leid:
Du magſt bei deiner Trauten einſt erwarmen;
Mir raubte ſie der Himmel ohn' Erbarmen.

Doch lockt Erinnerung vergangner Zeit,
Bei dieſer winterlichen Nacht und Oede,
Mich hin zu dir mit brüderlicher Rede.

Boccaccio.

Ballaten.

Aus dem Decamerone*).

I.

Emilia.

Ich bin von meiner Schönheit ſo gefangen,
Daß andre Liebe nimmer
Mich kümmern wird, noch regen mein Verlangen.

Ich ſeh' in ihr, ſo oft wie ich mich ſpiegle,
Das Gut, woran genüget dem Verſtande.
Kein neuer Vorfall oder alt Geklügle
Raubt mir die Luſt an dieſem theuren Pfande.

---

*) Es ſind die drei erſten, am Schluſſe der drei erſten Tage geſungenen. Nach des Dichters eignen Andeutungen ſind ſie ohne Zweifel ſämmtlich allegoriſch, und es bleibt Manches darin räthſelhaft. Die erſte ſcheint mir ohne Frage die geiſtliche Beſchauung, die zweite die irdiſche Luſt zu bedeuten, worauf auch der Name Pampinea hinweiſt. Größern Schwierigkeiten unterworfen iſt die Deutung der dritten.

Nach welchem wohlgefäll'gern Gegenſtande
Säh' ich wohl nun und nimmer,
Der mir im Herzen weckte neu Verlangen?

Dieß Gut flieht nicht, wenn ich es zu betrachten
Mich ſehne, mir zu Troſt und Linderungen;
Es kommt vielmehr entgegen meinem Schmachten,
So ſüß zu fühlen, daß es keine Zungen
Ausſprechen, keinem Sterblichen gelungen
Es zu begreifen nimmer,
Der nicht gebrannt in ſolcherlei Verlangen.

Und ich, die ich mich ſtündlich mehr entzünde,
Je mehr die Augen ſich darauf befleißen,
Ganz geb' ich ihm mich hin, ganz mich verbünde,
Schon jenes koſtend, was es mir verheißen.
Je näher, wird mehr Wonne hin mich reißen,
So daß hienieden nimmer
Was Aehnliches geſtillt hat ein Verlangen.

II

Pampinea.

Wann ſäng' ein Weib, wenn ich nicht wollte ſingen,
Da alle meine Wünſche mir gelingen?

Komm, Liebe, denn! mir Grund von jedem Gute,
Von jeder Hoffnung, jedem frohen Lachen!
Und ſingen wir zuſammen,
Von Seufzern nicht, noch von gequältem Muthe,
Die ſüßer jetzt mir deine Freude machen;
Bloß von den hellen Flammen,
Die mich in Spiel und Feſten ſtets entflammen,
Anbetung dir, als meinem Gott, zu bringen.

Du ſtellteſt vor die Augen mir, o Liebe,
Den erſten Tag, wo ich dein Glühn empfunden,
Solch eines Jünglings Weſen,
Daß, wer an Schönheit, Kühnheit, edlem Triebe
Ihn überträfe, niemals ward gefunden,
Selbſt wer ihm gleich geweſen.
Für ihn entbrannt' ich ſo, daß, dein erleſen,
Ich nun mit dir Geſänge laß' erklingen.

Und was am meiſten Luſt mir muß gewähren,
Er hat an mir, wie ich an ihm Gefallen,
Dank ſei es dir, o Liebe!
So hab' in dieſer Welt ich mein Begehren,

Und hoff' im Frieden jener einſt zu wallen,
Weil ich ihm eigen bliebe
Mit höchſter Treu. Gott, welcher ſchaut die Triebe,
Wird in ſein Reich uns gnädig laſſen dringen.

III.

Lauretta.

Kein troſtlos Weib verlange
Wie ich, das Recht zu klagen,
Ich Arme, die umſonſt in Lieb' erbange.

Der, ſo den Himmel lenkt und alle Sterne,
Schuf mich nach ſeinem Sinne
Anmuthig, hold und ſchön, und wollte gerne
Daß alle Geiſter nieden würden inne
Ein Bild, woran man lerne
Die Schönheit, die er ſchaut vom Anbeginne.
Doch abhold dem Gewinne
Hat ſterbliches Gebrechen
Mich nur verſchmäht, ſtatt freundlichem Empfange.

Wohl gab es Einen, der mich Zarte, Junge,
Sonſt wollte theuer achten,
Mich in die Arm' und die Gedanken ſchlunge;
Dem meine Augen ſolch ein Feuer fachten,
Daß er, im flücht'gen Schwunge
Der Zeit, nichts andres that als mich betrachten.
Und meiner würdig machten
Ihn meine Huld und Milde;
Jetzt aber miß' ich, mir zur Qual, ihn lange.

Dann ward mit ſtolzem Weſen mir entgegen
Ein Jüngling kühn geſendet,
Auf Adel und auf Tapferkeit verwegen.
Der hält gefangen mich, und muß, geblendet,
Gar Eiferſucht nun hegen,
Daß ich mich zur Verzweiflung faſt gewendet,
Da es ſo mit mir endet,
Daß mich, zur Welt gekommen
Zu Vieler Glück, nun Einer hält im Zwange.

Ich fluche meinem Unglück, das ich leide,
Weil ich Ja konnte ſagen
Mein Kleid zu tauſchen: da im dunkeln Kleide
Ich ſchön und froh war; ſeit ich dieß getragen,
Jedwedes Leben neide,
Weit minder ehrſam als in vor'gen Tagen.
O Feſt zu Weh und Klagen!
Wär ich doch eh geſtorben,
Als ich dich je erlebt in ſolchem Drange!

O Liebſter, wie ihn keine ſonſt beſeſſen,
Um mich zum Glück zu führen,
Der jetzt im Himmel iſt, im Antlitz deſſen
Der uns erſchuf! laß dich Erbarmen rühren
Für mich, die dich vergeßen
Nicht kann um einen Andern; laß mich ſpüren
Daß Flammen, die ich ſchüren
Gekonnt, noch nicht erloſchen,
Und dort hinauf die Rückkehr mir erlange.

Aus dem Ameto.

Anruf des Dichters.

(Das erſte unter den zahlreichen Gedichten, welche die Proſa dieſes allegoriſchen Romans unterbrechen.)

Dieſelbe Kraft, die einſt den Orpheus regte,
Kühn bis in Plutos Wohnungen zu dringen,
Da der die nun wohl frohe dort gehegte
Eurydice zurückgab mit Bedingen,
Beſiegt von des beredten Holzes Klange,
Und von der Liederweiſ' und ſeinem Singen:
Zieht meinen ſchwachen Geiſt mit ſtarkem Hange,
Dich, Cytherea, im Geſang zu loben,
Sammt deines Reiches allgewalt'gem Zwange.
Drum, bei dem Himmel, wo du Göttin droben,
Bei jenem Strahl, der ſchöner dir entglommen,
Als allen die ſonſt Phöbus Licht erproben;
Bei deinem Mars, o holder Stern, bei'm frommen
Aeneas, und bei ihm, der in den Hainen
Aus ſeiner Schweſter Schooß ans Licht gekommen*),
Den du mehr auf der Welt geliebt als keinen;
Bei deines heil'gen Feuers Macht und Helle,

---

*) Adonis.

Das immer mich durchglühet als den Deinen!
So ſei vergönnt dir lang' und frohe Stelle
Hinter der Sonn' in jenes Thieres Zeichen,
Das einſt Europa trug, behend' und ſchnelle:
Woll' in die Bruſt mir ſolche Stimme reichen,
Woran man fühle deine hohe Stärke,
So daß mein Sagen mag dem Fühlen gleichen;
Und daß ich über deiner Gottheit Werke
Ein wenig tiefer Lehre könn' ertheilen,
Worauf mit ganzem Sinn ich acht' und merke.
Und dich, Cupido, bei den goldnen Pfeilen
Fleh' ich dich an, und bei des Sieges Ruhme,
Den am Apoll du wußteſt zu ereilen,
Und bei geliebten Nymphen, wenn die Blume
Der Schönheit je dein Aug' ſo angezogen,
Daß du in der Gedächtniß Heiligthume
Wie ein geliebtes Ding ſie haſt erwogen:
Du woll'ſt mir ein'ge Milderung verleihen
Der neuen Flammen, mir von deinem Bogen
Geſandt in's Herz, das deinen Namen ſchreien
Muß Tag und Nacht, um Gnade zu erlangen
Des, dem ſein Trieb ſich liebend mußte weihen,
So daß ich, nicht von Schmerz noch Furcht geſangen,
Frei könne ſagen unter deinem Schilde,
Was ich durch Augen und Gehör empfangen.
Und du*), vor allen Weſen ſchön und milde,
Anmuthig, ſittſam, froh und voller Güte,
Du edles Weib, du engliſches Gebilde,

---

*) Fiammetta.

Der unterthan mein liebendes Gemüthe
Zufrieden harret in des Leidens Mitten,
Wie wohl kein andres je in Freuden blühte!
Erhebe deine Stimm', und mit den Bitten
Verſuch' den Himmel, wo, wenn wahr uns lehret
Dein ſchönes Antlitz, ſie ſo wohl gelitten.
Und bete, deinem Diener ſei's gewähret,
Von deiner großen Schönheit recht zu reden,
Wie die verwundte Bruſt in ihm begehret.
Wer wird der Gott ſein, den zu überreden
Nicht gnügte, daß es deinem Wunſch geliebet?
Ich glaube, keiner; weil du all' und jeden
Werth ihres Sitzes ſcheinſt, wo du (ihn giebet
Dir einſt die Gottheit ein in ihrem Schooße)
Auch mich aufnehmen wirſt, der ſo dich liebet.
Sieh, ich vermag nur wenig, und das Große
Kann ich viel minder ohne dich vollenden;
Drum nicht von deiner Hülfe mich verſtoße.
In gnäd'ger Fülle woll' herab ſie ſenden
Auf mich, an dem ſich deine Macht verkündet,
Daß meine Reden ſich zur Anmuth wenden.
Sich mein Gemüth, wie es darnach entzündet,
Nach der von andern Göttern nichts will fragen,
Weil es allein ſich auf die deine gründet,
Um ganz, was ſein Verlangen iſt, zu ſagen.
Du wirſt ihr deine, vor den andern werthe,
Herrin, aus Huld und Güte nicht verſagen.
Ich werde zeigen, wie Zeus karg gewährte
Die Schönheit jedem andern Angeſichte,
Mit der verglichen, welche einſt verklärte
Die Hand der Schickſalsſchweſtern in dem Lichte,

Das dein Geſicht, und derer*) um ſich breitet,
Von denen ich, im holden Chore dichte
Verſammelt, deine Hoheit ſah begleitet,
Zur ſüßen Zeit, wo ſingendem Gefieder
Der grüne Lorbeer ſeinen Schatten ſpreitet;
Das ſchöne Reden, der behenden Glieder
Anmuth'ges Thun, das Heil**), von euch vollführet
Im lieblichen Gefilde; wo ich wieder,
So gut ich kann, erwartend ob mich rühret
Dein' auf mich ausgegoßne Kraft, beginne:
Damit ich ſchaffe, wie es dir gebühret,
In dieſem Stil, auf den ich jetzo ſinne,
Was Lob erwerb', und deinen Namen mehre,
Daß er bis zu den Sternen Raum gewinne,
Als einer würd'gen Frau, mit ew'ger Ehre.

---

*) Der ſechs übrigen Frauen, welche mit Fiammetta zuſammen ihre Geſchichte erzählen, und die natürlichen und religiöſen Tugenden verſtellen.

**) Accuſative, in der verwickelten Wortfügung durch das Zeitwort 'zeigen' in V. 73. (S. 87. Z. 4. v. u.) regiert. Das Heil iſt die Umwandlung, welche Ameto durch dieſe Erſcheinung erfährt.

Arioſto.

Der raſende Roland.

Erſter Geſang.

1.

Die Frau'n, die Ritter ſing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteu'r, die feinen Sitten,
So man geſehn zur Zeit der Mohrenzüge,
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da ſie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, geſtritten,
Der ſich vermaß, mit trotzigem Verſprechen,
Den Tod Trojans am Kaiſer Karl zu rächen.

2.

Was man in Reim und Proſa nie erdachte,
Mach' ich zugleich vom Roland euch bekannt,
Wie ihn die Liebe toll und raſend machte,
Da man doch ſonſt ihn ſo geſcheit genannt:
Wenn ſie, die auch beinah ſo weit mich brachte,
Und Tag für Tag mein kleines Maß Verſtand
Noch ſchmälert, mir genug davon will gönnen,
Um enden, was ich euch verſprach, zu können.

3.

Und ihr, aus Herkuls herrlichem Geſchlechte,
Hippolytus, die Zierde unſrer Zeit,
Empfangt mit Huld von dem euch eignen Knechte
Was er euch weihen kann und willig weiht.
Der gern zum Dank ein beſſres Opfer brächte,
Iſt zu der Feder Thaten nur bereit;
Verſchmäht mich nicht um die geringe Gabe,
Ich biete ja euch alles, was ich habe.

Der Reiz der Unſchuld.

(Nach Arioſtos Raſ. Roland. Geſ. 1. Str. 42. 43.)

Die Jungfrau iſt der Roſe zu vergleichen,
Die aus der Hüll' am Mutterſtocke bricht.
Da, wo ſie blüht, umzäunt von Schattenſträuchen,
Naht ſich kein Hirt, da weiden Herden nicht.

Ihr glänzt der Thau, ihr lacht Aurorens Licht,
Es ſcheint der Bach verbuhlt ſie zu umſchleichen;
Der Zephyr küßt ihr Purpurangeſicht,
Um dann, mit Duft beladen, zu entweichen.

Kaum aber iſt dem Stamm die Roſ' entpflückt,
Kaum hat die Jungfrau was ſie wie ihr Leben
Bewahren ſoll, die Unſchuld, hingegeben,

So iſt der Reiz, der beide ſonſt geſchmückt,
Und jedes Herz zur Huldigung bewogen,
Schnell, wie der Blitz, in alle Welt entflogen.

Zweiter Geſang.

18.

Die Ritter, bei der Zeitung ganz verſtört,
Sahn ſich beſtürzt und traurig an, und ſchwiegen.
Dann nannte jeder ſelbſt ſich blind, bethört,
Daß er ſich ließ vom Nebenbuhler trügen.
Jedoch der wackre Reinhold ſucht ſein Pferd
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer fliegen;
Und ſchwört in der Entrüſtung und der Wuth,
Treff' er den Roland, koſt' es ihm ſein Blut.

Eilfter Geſang.

Angabe des Zuſammenhanges.

Roland, der überall die entflohene Angelica aufſucht, wird an der Gränze der Normandie zu einer Unternehmung gegen die jenſeits Irland gelegene Inſel Ebude aufgefordert, wo täglich Mädchen und Frauen, die von Korſaren gefangen und gekauft ſind, einem Seeungeheuer zur Speiſe überliefert werden. Er nimmt es um ſo eher auf ſich, weil er ſeine Geliebte dort vielleicht zu finden und zu erretten hofft. Widrige Winde nöthigen ihn in die Mündung der Schelde einzulaufen, wo ihm Olympia, Tochter eines Grafen von Holland, ihre Geſchichte erzählt und ihn um Hülfe bittet. Der König der Frieſen Cimoſco hat ſie zwingen wollen ſeinen Sohn zu heiraten; da ſie es aus Treue gegen ihren abweſenden Geliebten, den Herzog von Seeland Biren, verweigert, bekriegt er ihren Vater, bringt ihn und ihre Brüder um, durch Hülfe eines Feuergewehres, welches er beſitzt, und beraubt ſie ihres ganzen Erbtheils. Sie fügt ſich ſcheinbar in die Verbindung mit ſeinem Sohn, läßt ihn aber beim Eintritt in die Brautkammer ermorden, und rettet ſich durch die Flucht. Unterdeſſen wird Biren, der eine Macht zu Olympias Beiſtande ausgerüſtet hat, gefangen genommen, und der Frieſenkönig droht ihn hinzurichten, wenn ſich Olympia nicht vor Verlauf einer gewiſſen Zeit freiwillig in ſeine Gewalt begiebt. Hiezu iſt ſie auch entſchloßen, nur bittet ſie Roland, auf Erfüllung des Vertrages, daß nämlich Biren dagegen befreit werde, zu bringen. Roland erlegt den Cimoſco, befreit den Biren, ſetzt ihn und Olympia in ihre Beſitzungen wieder ein, und verlangt von der ganzen Beute nur das Feuergewehr, welches er in den Grund des Meeres verſenkt, damit ſich die noch unbekannte Erfindung nicht weiter verbreite. Hierauf ſchifft er ſich wieder nach der Inſel Ebude ein. Olympia vermählt ſich mit Biren; auf der Rückfahrt von Holland nach Seeland werden ſie von widrigen Winden abwärts getrieben, und landen an einer wüſten Inſel, wo Biren, der ſchon eine neue Leidenſchaft für die Tochter des Frieſenkönigs gefaßt hat, die ſchlafende Olympia verläßt. — Rüdiger hat ſich mit Hülfe eines Ringes, den ihm ſeine geliebte Bradamante durch Meliſſen zugeſchickt, aus Alcinens Zauberpallaſt gerettet, und iſt in Logiſtillens Reiche aufgenommen worden, die ihn den Hippogryphen zähmen lehrt. Bei ſeinen Irrfahrten durch die Luft findet er ſich zufällig über Ebude, als grade die von Seeräubern entführte Angelica nackt an einen Felſen gebunden iſt, um von dem Ungeheuer verſchlungen zu werden. Er bekämpft es aus der Luft mit ſeiner Lanze da er aber die Haut des Seethiers undurchdringlich findet, und durch das emporgeſpritzte Waßer in Gefahr geräth, entblößt er ſeinen verzauberten diamantnen Schild, der es blendet und betäubt. Vorher hat er der Angelica ſeinen Ring an den Finger geſteckt, damit er den Zauber nicht unwirkſam mache, und auch, um ſie nicht zugleich zu blenden. Während das Seethier erſtarrt daliegt, entfeßelt er Angelica, nimmt ſie auf den Hippogryphen und läßt ſich an der äußerſten Spitze von Bretagne mit ihr in einem Gehölze nieder, wo wir ihn zu Anfange des eilften Geſanges finden.

1.

Wiewohl ein muthig Roß zurück ſich wenden
In vollem Lauf vom ſchwachen Zügel läßt,
Hält die Vernunft doch ſelten in den Händen
Den Zaum der wüthenden Begierden feſt,
Wenn des Vergnügens Reize ſie verblenden;
So wie der Bär den Honig nicht verläßt,
Wenn der Geruch ihm in der Naſe ſteckt,
Wenn er ein Tröpfchen am Gefäß geleckt.

2.

Was könnte wohl den wackern Rüd'ger zähmen,
Nicht alles, was die Sinne nur verlangen,
Der reizenden Angelica zu nehmen,
Die nackt mit ihm im ſtillen Buſch befangen?
Um Bradamante wird er ſich nicht grämen,
An der ſein Herz ſo innig ſonſt gehangen.
Und iſt ſie auch in ſeinem Sinn geblieben,
Er wär ein Thor, nicht dieſe auch zu lieben;

3.

Bei der nicht beßer ſeiner Keuſchheit Größe
Xenokrates bewieſen hätt' als er.
Er ſucht in Eil, wie er die Rüſtung löſe,
Schon abgeworfen hat er Schild und Speer:
Als ſie, die Augen ſchamhaft auf die Blöße
Des holden Leibes ſenkend, ungefähr
Den koſtbar'n Ring am Finger ſich erblickte,
Den in Albracca ihr Brunell entrückte.

4.

Dieß iſt der Ring, womit ſie auf ſich machte
Nach Frankreich, als ſie dort zuerſt erſchien
Mit ihrem Bruder, der die Lanze brachte,
Die dann Aſtolf geführt, der Paladin;
Womit ſie alle Zauberein verlachte
Des Malegys, am Steine des Merlin,
Und Roland eines Tags und andre Leute
Aus Dragontinens Sklaverei befreite;

5.

Womit ſie unſichtbar dem Thurm entſprungen,
In den ein böſer Alter ſie gebannt.
Doch warum zähl' ich auf was ihm gelungen?
Euch ſind die Wunder ja wie mir bekannt.
Brunell war ſelbſt bis in ihr Schloß gedrungen,
Ihn ihr zu ſtehlen für den Agramant.
Seit dem war ſtets das Glück ihr ungewogen,
Bis es zuletzt ſie um ihr Reich betrogen.

6.

Da ſie ihn, wie geſagt, am Finger ſchaut,
Iſt ſie ſo voll von Staunen und Vergnügen,
Daß ſie der Hand, dem Auge kaum vertraut,
Und ſorgt, daß eitle Träume ſie betrügen.
Sie zieht ihn ab, nimmt leiſ' und ohne Laut
Ihn in den Mund, und ſchnell, wie Blitze fliegen,
Iſt ſie den Augen Rüdigers verſteckt,
So wie die Sonne, wenn ſie Nebel deckt.

7.

Nach allen Seiten ſieht ſich Rüd'ger um,
Und macht im Kreiße, wie ein Toller, Sprünge.
Allein er bleibt vor Scham und Aerger ſtumm,
Sobald ihm etwas einfällt von dem Ringe,
Flucht dann auf ſich, und ſchilt ſich blind und dumm,
Daß er gefallen ſei in dieſe Schlinge.
Er klagt der Schönen ſchwarzen Undank an,
Die ihm, zum Lohn der Rettung, dieß gethan.

8.

O undankbares Mädchen! konnt' ich glauben,
So ſagt er, daß ich dieß verdient um dich?
Was willſt du doch den Ring mir lieber rauben,
Als zum Geſchenk von mir ihn haben? Sprich!
Gern will ich Alles deinem Wunſch erlauben;
Nimm meinen Schild, mein Flügelroß, und mich:
Nur daß du mir dein holdes Antlitz zeigeſt!
Ich weiß, du hörſt, Grauſame, und du ſchweigeſt.

9.

Der Born wird häufig rings von ihm umgangen,
Und wie ein Blinder tappt er, weil er ruft.
Wie oft, indem er wähnt, ſie zu umfangen,
Greift er mit ſeinen Armen leere Luft!
Sie iſt indes ſchon weit davon gegangen,
Und ruht ſich erſt bei einer Felſengruft,
Geräumig, tief in einen Berg, gegründet,
Wo ſie an Nahrung ihr Bedürfniß findet.

10

Ein alter Hirt, der eine große Herde
Von Stuten hat, pflegt hier ſich einzuſtellen.
Im Thale irrend weideten die Pferde
Das zarte Gras am Rande friſcher Quellen,
Und ſengte dann des Mittags Gluth die Erde,
So wurden ſie rings um die Höhl' in Ställen
Davor bewahrt: hier weilt Angelica
Den ganzen Tag, derweil ſie Niemand ſah.

11.

Am Abend glaubt ſie neugeſtärkt zu ſein,
Ihr ſcheint nicht nöthig, hier zu übernachten.
Sie wickelt ſich in grobe Tücher ein,
Allzu verſchieden von den heitern Trachten,
Die ſonſt von allen Farben, zart und fein,
Die Dienerinnen ihr zum Schmuck erdachten.
Und doch, die niedre Hüll' um ihren Leib,
Erſcheint ſie als ein ſchön und edles Weib.

12.

Wer Amaryllis preiſet und Neären
Und Galateen, die flücht'ge, ſchweige ſtill:
Denn keine war ſo ſchön, ich will's bewähren;
Ihr müßt verzeihen, Thyrſis und Myrtill!
Die Schöne wählt nun aus der Schar der Mähren
Sich eine aus, die ſie am liebſten will.
Es ſteigen jetzt Gedanken in ihr auf,
Nach Morgenland zu lenken ihren Lauf.

13.

Doch Rüdiger, der nichts hat unterlaßen,
Und lang' umſonſt gehofft, ſie zu erbitten,
Muß endlich in's Unmögliche ſich faßen,
Und merkt, ſie ſei ſchon fern von ſeinen Tritten.
Er geht dahin, wo er ſein Pferd gelaßen,
Für Himmel und für Erde gleich beritten;
Und findet, daß es, nach zerrißnem Zügel,
Sich in die Luft erhebt auf freiem Flügel.

14.

Es war ein großer Zuwachs ſeiner Schmerzen,
Daß er nunmehr den Greifen auch vermißt.
Zur Qual gereicht's nicht minder ſeinem Herzen,
Als die an ihm gelungne Weiberliſt.
Allein am wenigſten kann er verſchmerzen,
Daß ihm der theure Ring verloren iſt,
So ſehr nicht um die Kräfte, die drin leben,
Als weil ſein Fräulein ihm dieß Pfand gegeben.

14.

Er legt den Harniſch, des er ſich entladen,
Unmuthig an, den Schild dann auf den Rücken.
So wendet er ſich von des Meers Geſtaden
Zu einem weiten Thal, das Wälder ſchmücken,
Und forſchet immer nach gebahnten Pfaden,
Wo er in ſchatt'ger Nacht ſie kann erblicken.
Er gieng nicht weit noch, als im dickſten Wald
Zur Rechten ihm ein laut Getöſ' erſchallt.

16.

Er hört Getöſe und ein furchtbar Klirren
Geſchlagner Waffen, eilt dahin zu gehn
Durch Sträuche, die er mühſam muß entwirren,
Und findet zwei im engen Raum ſich drehn,
Die ſich durch nichts im Kampfe laßen irren,
Und heiß erbittert ſich auf's Leben gehn.
Der Ein' ein Rieſe, wild wie ein Gewitter,
Der Andre iſt ein wackrer kühner Ritter.

17.

Und dieſer ſchirmet mit dem Schild und Schwert,
Nach allen Seiten ſpringend, ſich behende,
Daß nicht auf ihn die Keule niederfährt,
Womit ihm drohn des Rieſen beide Hände,
Und auf dem Platze liegt ſchon todt ſein Pferd.
Hier wartet Rüd'ger, wie der Kampf wohl ende;
Bald neigt ſich ſein Gemüth, der Wunſch wird rege,
Daß doch der Ritter überwinden möge.

18.

Nicht daß er ihm deswegen Hülf' ertheile.
Er tritt beiſeit, zu ſehen was geſchieht.
Sieh da! der Große traf mit ſchwerer Keule
Des Kleinen Helm, der ſie zu langſam mied.
Der Ritter fällt zu Boden von der Beule;
Der Andre, der betäubt ihn liegen ſieht,
Entſchnallt den Helm, auf ihn herabgebücket,
Und macht, daß Rüd'ger ſein Geſicht erblicket.

19.

Er ſah das Antlitz ſeiner ſchönen, ſüßen,
Geliebteſten Gebiet'rin Bradamante
Vor ſich enthüllt, und wie er in des Rieſen
Vom Tod bedrohtem Gegner ſie erkannte,
So kann kein Pfeil zum Ziele ſchneller ſchießen,
Als er auf ihn mit bloßem Degen rannte.
Doch der beut keinem zweiten Kampf den Leib,
Und wirft die Arm um das ohnmächt'ge Weib.

20.

Er nimmt ſie auf, und trägt ſie auf dem Nacken,
So wie der Wolf hinweg das Lämmchen trägt,
So wie der Adler in den Klau'n zu packen
Die Taube oder andre Vögel pflegt.
Sogleich iſt Rüdiger ihm auf den Hacken:
Kein Heil für ihn, als wenn er ſie erjägt.
Allein mit ſo gewalt'gem Schritt entweichet
Der Andre, daß ſein Aug' ihn kaum erreichet.

21.

Der Eine lief, der Andre ſetzte nach,
Auf einem Pfad, bedeckt von braunen Schatten,
Der, immer ſich erweiternd allgemach,
Sie aus dem Walde führt auf dunkle Matten.
Doch jetzt zum Roland, mehr hievon hernach!
Die Waffe, die dem Frieſenfürſt zu ſtatten
Gekommen war, hatt' er in Meeresgründe
Geworfen, daß kein Menſch ſie jemals fünde.

22.

Doch wenig half es, denn der alte Sünder,
Der immerdar das Heil der Menſchen ſtört,
Der von dem ird'ſchen Blitze war Erfinder,
Nach deſſen Bild, der aus den Wolken fährt,
Ließ nicht zu minderm Fluch für Evas Kinder,
Als da er mit dem Apfel ſie bethört,
An's Licht ſie ziehn durch einen Nekromanten,
In Zeiten, die noch unſre Väter kannten.

23.

Das hölliſche Geräth, aus jenen Tiefen
Auf hundert Klafter wohl heraufgebannt,
Wo ſeine Kräfte lange Jahre ſchliefen,
Ward erſt getragen in der Deutſchen Land.
Die fiengen's an auf manche Art zu prüfen,
Der arge Feind ſchärft ihnen den Verſtand
Zu unſerm Schaden, und ſo fanden ſie
Des Dings Gebrauch zuletzt nach vieler Müh.

24.

Bald iſt Italien, Frankreich, allen Reichen
Der Welt, dieß grauſe Kunſtwerk aufgeſchloßen.
Hier muß ſich Erz in glüh'nder Eſſ' erweichen,
Und wird in hohle Formen dann gegoßen;
Dort bohrt man Eiſen; Namen giebt's und Zeichen,
Für tauſend neue Arten von Geſchoßen.
Von Büchſen, Mörſern, hört man mit Erſtaunen,
Einfachen bald, bald doppelten Kartaunen.

25.

Feldſchlangen, Feuerkatzen, Falkonetten,
Und wie ſie ſonſt die Meiſter nennen mögen,
Wovor nicht Stahl noch Marmorwände retten;
Sie bahnen ſich den Weg mit Donnerſchlägen.
Ach, armer Krieger! bring zu Schmiedeſtätten
All deine Waffen, ja ſogar den Degen,
Und ſchultre die Muſkete nur ſtatt deſſen,
Sonſt, glaub mir, wird kein Sold dir zugemeßen.

26.

Wie fandſt du je, verbrecheriſche, ſchnöde
Erfindung, Raum in eines Menſchen Sinn?
Durch dich iſt jetzt das Feld des Ruhmes öde,
Durch dich der Waffen ſchönſter Preis dahin.
Daß keiner ſich, dem Arm zu traun, entblöde!
Denn Muth und Tapferkeit bringt nicht Gewinn.
Durch dich vollführt Gewandtheit, Kühnheit, Stärke,
Nicht auf dem Kampfplatz mehr der Prüfung Werke.

27.

Durch dich erlag ſchon und wird noch erliegen
So große Zahl der edlen Herrn und Ritter,
Eh wir das Ende ſehn von dieſen Kriegen,
Für alle Welt, mehr für Italien bitter.
Drum ſagt' ich, und es kann gewiß nicht trügen:
Von allen, die nur ſäugten ird'ſche Mütter,
War dieſer gräuelvollen Künſte Meiſter
Der böſeſte, gehäßigſte der Geiſter.

28.

Und immer glaub' ich, daß ihn Gott verflucht
Zum tiefſten Abgrund in den Höllenreichen,
Wo er, vermaledeiet und verrucht,
An Judas Seele findet ſeines Gleichen.
Doch folgen wir dem Ritter, welcher ſucht
In Eil' Ebudas Eiland zu erreichen,
Wo man die jungen Frauen, ſchön und zart,
Zur Speiſe für ein See-Unthier bewahrt.

29.

Allein, je mehr der Ritter Eile heget
Je minder, ſcheint es, fragt der Wind darnach.
Ob er ſich rechts, ob von der Linken reget,
Ob ſelbſt im Rücken: immer iſt er ſchwach,
So daß er kaum das Fahrzeug fortbeweget,
Und unterweilen läßt er gänzlich nach.
Bald müßen ſie, von vornen angegriffen,
Umkehren, oder hin und wieder ſchiffen.

30.

Denn Gottes Wille war's, daß er nicht ehe
Als Irlands König käm' an jenen Strand,
Auf daß mit größrer Leichtigkeit geſchähe,
Was euch in wenig Blättern wird bekannt.
Da ſie ſich ſahen in der Inſel Nähe,
Sprach Roland zum Piloten: „Halt hier Stand,
„Gieb mir das Boot! Ich will zum Felſen eben
„Ohn' anderes Geleit mich hinbegeben.

31.

„Und lege mir das ſtärkſte Tau hinein,
„Den gröſten Anker, ſo im Schiff vorhanden.
„Du ſollſt ſchon ſehn, wozu es gut wird ſein,
„Wenn ich das Ungeheu'r im Kampf beſtanden.“
Man warf die Schlupp' in's Meer mit ihm allein,
Und dem Geräth, das ſie am beſten fanden.
Die Waffen alle, bis auf ſeinen Degen,
Ließ er zurück; und ſo der Klipp' entgegen.

32.

Er zieht die Ruder an und kehrt den Rücken
Der Seite zu, wo er zu landen ſtrebt.
So pflegt der Krebs an's Ufer anzurücken,
Wenn er ſich aus der ſalz'gen Tiefe hebt.
Es war die Stunde, wo vor Phöbus Blicken
Aurora ſchön in goldnen Haaren ſchwebt,
Der halb ſich zeigend ſchon, und halb verſtecket,
Die Eiferſucht des alten Tithon wecket.

33.

Er naht dem nackten Fels bis auf die Weite,
Die wohl ein Stein durchfliegt aus raſcher Hand.
Ihn dünkt, daß in ſein Ohr ein Stöhnen gleite,
Allein ſo ſchwach, er hätt' es kaum erkannt.
Er wendet nun ſich ganz zur linken Seite,
Und ſieht, den Blick gerichtet auf den Strand,
An einen Stamm gebunden, unverhohlen
Ein nacktes Weib, vom Meer beſpült die Sohlen.

34.

Noch kann er, wer ſie ſei, ſich nicht enthüllen,
Denn ſie iſt fern und ſenkt ihr Antlitz nieder;
Sie zu erkennen, reizt ihn Wunſch und Willen,
Er rudert hin und rühret friſch die Glieder.
Allein er hört indes die Küſte brüllen,
Die Wälder und die Höhlen hallen wieder,
Die Wogen ſchwellen: ſeht das Unthier kommen!
Die See verbergend kommt es angeſchwommen.

35.

Wie von Gewittern ſchwanger und von Güßen
Die Wolke ſteigt aus dunklem, feuchtem Thal;
Sie deckt die Welt mit nächt'gen Finſterniſſen,
Und zu erlöſchen ſcheint des Tages Strahl:
So ſchwimmt das Seethier, und dem Blick entrißen
Wird von der Laſt die See mit einemmal.
Die Wogen brauſen: Roland ſchaut, der kühne,
Gefaßt es an, ihm wankt noch Herz noch Miene.

36.

Beſonnen achtet er auf alle Sachen,
Und regt ſich ſchnell, was er beſchließt, zu thun.
Zugleich das Fräulein vor dem Meeresdrachen
Zu ſchirmen und zu kämpfen, wirft er nun
Sich zwiſchen ihn und ſie mit ſeinem Nachen;
Er läßt ſein Schwert ſtill in der Scheide ruhn,
Nimmt bei dem Tau das Anker in die Hand,
Und hält mit großer Bruſt dem Unthier Stand.

37.

Kaum naht der Kraken ſich mit großen Schwüngen,
Und nimmt im Kahn ihn wahr auf wenig Schritte,
So öffnet er den Rachen zum Verſchlingen,
Daß wohl ein Mann zu Pferd hinein da ritte.
Doch Roland eilt, ihm in den Schlund zu dringen
Mit ſeinem Anker, und (bemerkt, ich bitte!)
Auch mit dem Boot; und läßt des Ankers Zacken
Den Gaumen und die weiche Zunge packen.

38.

So daß die furchtbarn Kiefern, ausgereckt,
Sich weder ſenken noch erheben mögen.
So pflegt der Bergmann, der im Schachte ſteckt,
Wo er ſich Bahn macht, Stützen anzulegen,
Damit ihn nicht ein jäher Sturz bedeckt,
Indes er forſchet nach des Erzes Wegen.
Des Ankers Spitzen trennt ein ſolcher Raum,
Im Sprung' erreicht die ob're Roland kaum.

39.

Sobald die Stütze ſteht, und er die Pforten
Der Kehle weiß geſichert hinter ſich,
Zieht er ſein Schwert, und führt bald hier, bald dorten,
In dieſer dunkeln Höhle Hieb und Stich.
Wie man ſich wehren kann in feſten Orten,
Wenn ſich der Feind ſchon in die Mauern ſchlich:
So viel kann auch das Ungeheuer machen,
Da es den Ritter trägt in ſeinem Rachen.

40.

Bald ſchleudert es vor Schmerz ſich auf die Wellen
Und zeigt den Rücken und die ſchupp'gen Seiten,
Taucht bald den Bauch bis zu den tiefſten Stellen,
Daß Sand und Schlamm ſich rings herum verbreiten.
Doch Frankreichs Ritter, da die Waßer ſchwellen,
So rettet er mit Schwimmen ſich bei Zeiten.
Er läßt den Anker ſitzen und ergreifet
Das Tau, das hintennach am Anker ſchleifet.

41.

Und ſchwimmt damit in Eil zum Felſenſtrande;
Da faßt er Fuß, und zieht den Anker leicht
Zu ſich heran, der an des Schlundes Rande
Die Spitzen einbohrt und nicht wankt noch weicht.
Das Ungeheuer folgt dem hanfnen Bande,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, von der Ein Rucken mehr kann helfen,
Als wie ein Krahn zu ziehn vermag in zwölfen.

42.

Gleich einem wilden Stier, der eine Schlinge
Sich fühlt um's Horn geworfen unverſehn:
Er kommt nicht los, wie er auch tob' und ſpringe,
Mit Wälzen, Aufſtehn und im Kreiße Drehn;
So ſchnellt das Seethier ſich in tauſend Ringe,
Es folgt dem Strick und kann ihm nicht entgehn,
Aus ſeinem altgewohnten Aufenthalt
Gezogen nun durch jenes Arms Gewalt.

43.

Sein Schlund ergießt ſo große Ströme Blut,
Daß heut dieß Meer das rothe könnte heißen.
Da ſchlägt ſein Leib mit ſolcher Macht die Flut,
Ihr ſähet ſie bis auf den Grund zerreißen;
Den Himmel badend, und der Sonne Glut
Verbergend, dann zerſtäubt empor ſie ſchmeißen.
Das Toſen hallet wider in den Lüften,
Von Berg und Wald und ferner Ufer Klüften.

44.

Der alte Proteus kommt aus ſeiner Grotte
Bei dem Geräuſch hervor, und da er ſieht,
Wie Roland furchtbar hauſt, und als zum Spotte
Den rieſenhaften Fiſch an's Ufer zieht,
Erſchrickt er, daß er die zerſtreute Rotte
Vergeſſend, durch den Ocean entflieht.
Der Aufruhr mehrt ſich: die Delphin' am Wagen,
Will ſelbſt Neptun zum Mohrenlande jagen.

45.

Die Nereiden, mit zerſtreuten Haaren,
Und Ino, weinend auf dem Arm den Sohn,
Tritonen, Glauken, und die andern Scharen,
Sie wußten nicht, betäubt, wohin ſie floh'n.
Doch Roland kann nun ſeine Kräfte ſparen,
Ermattet iſt das grauſe Seethier ſchon,
Und eh es auf dem Sand noch angekommen,
Hat Qual und Noth das Leben ihm genommen.

46.

Vom Eiland hatten ſich nicht wenig Leute
Hinzugedrängt, zu ſchaun die ſeltne Schlacht,
Von denen, weil verletzter Wahn ſie reute,
Das heil'ge Werk für Frevel ward geacht't.
Sie ſagten, daß es neues Unglück deute,
Daß Proteus Grimm, noch ärger angefacht,
Verbreiten auf dem Land die Meeresherde,
Und ganz den alten Krieg erneuern werde.

47.

Und beſſer ſei es, Gnade zu erflehen
Von dem erzürnten Gott, eh ſie es büßen;
Das könne nur durch Rolands Tod geſchehen,
Wenn ſie zu Proteus Sühn' in's Meer ihn ſtießen.
So wie von Brand zu Brand die Flammen wehen,
Und bald ſich über eine Fläch' ergießen:
So ſtürmt die Wuth aus Einer Bruſt in alle,
Daß Roland in die Flut als Opfer falle.

48.

Der waffnet ſich mit Schleuder, der mit Bogen,
Mit Lanz' und Degen iſt ein Andrer da.
Sie greifen ihn, zum Strand hinabgezogen,
Von allen Seiten an, und fern und nah.
Der Ritter ſieht unglaublich ſich betrogen,
Da ihm ſo undankbare Schmach geſchah;
Der Tod des Kraken wird an ihm gerochen,
Wovon er Lohn und Ehre ſich verſprochen.

49.

Allein ſo wie, gezogen auf die Märkte
Von Ruſſen oder Polen, wohl der Bär
Die Hündchen, deren Muth die Zahl verſtärkte,
Ganz ohne Furcht läßt klaffen um ſich her,
Und thut nur nicht, als ob er ſie bemerkte:
So fürchtet auch der Ritter ſich nicht ſehr
Vor dem Geſindel, weil er ihre Mengen
Mit einem Hauch kann aus einander ſprengen.

50.

Wie er ſich dreht und Durindana zückt,
Sind ſie behend, ſich aus dem Weg zu raffen.
Es hatte ſich das tolle Volk berückt,
Als würd' er wenig Händel ihnen ſchaffen,
Weil ſeine Schultern nicht der Harniſch drückt,
Kein Schild am Arm, noch irgend andre Waffen.
Daß ſeine Haut ſo hart wie Diamant
Von Kopf zu Fuß, war ihnen nicht bekannt.

51.

Was Andre nicht am Roland können üben,
Iſt ihm darum an ihnen nicht verwehrt.
Er tödtet dreißig mit ein Dutzend Hieben;
Verrechn' ich mich, ſo iſt's der Müh nicht werth.
Bald hat er ſie vom Strande rings vertrieben,
Die Frau zu löſen, ſchon ſich hingekehrt,
Als neuer Aufruhr und ein neues Toben
Von einer andern Seite ſich erhoben.

52.

Da die Barbaren hier die ganze Zeit
Beſchäftigt wurden von des Ritters Siegen,
So waren die von Irland ohne Streit
An manchem Ort der Inſel ausgeſtiegen,
Und ohn' Erbarmen mußte weit und breit
Vor ihren Streichen alles Volk erliegen.
Sei's Grauſamkeit nun, oder ſtrenges Recht,
Sie achteten noch Alter noch Geſchlecht.

53.

Die Gegenwehr kann nichts beinah bedeuten,
Der Anfall war zu unverſehns genaht,
Die kleine Stadt beſetzt von wenig Leuten,
Und dieſe wen'gen wußten keinen Rath.
Geplündert ward das Gut, der Flamme Beuten
Die Häuſer, und das Volk gemäht wie Saat.
Die Mauern machte man dem Boden eben,
Und ließ nicht Eine Seele drinnen leben.

54.

Roland, als ob ihm Alles nichts verſchlüge,
Geſchrei und lautes Toben, Sturz und Brand,
Ging hin zu ihr, die an der Felſenſtiege
Dem See-Unthier zum Raub gefeßelt ſtand.
Ihn dünkt, er ſeh' an ihr bekannte Züge,
Je mehr er naht, je mehr ſcheint ſie bekannt.
Olympia iſt's, er hat ſich nicht geirrt,
Der ſolch ein Lohn für ihre Treue wird;

55.

Olympia, der, nach dem erlittnen Harme,
Vom Amor, auch das Glück ſich grauſam wies,
Und ſie denſelben Tag von einem Schwarme
Seeräuber nach Ebuda führen ließ.
Wie er zum Felſen kehrt, erkennt die Arme
Den Roland auch; doch ihre Blöße hieß
Das Haupt ſie ſenken, und ſich nicht entblöden
Ihn anzuſehn, geſchweig' ihn anzureden.

56.

Roland befragt ſie, welch ein hart Geſchick
Zu dieſer Inſel ſie von dort verſchlagen,
Wo er ſie ließ, in des Geliebten Blick
Beſeligt, mehr als Worte können ſagen.
„Ich weiß nicht, Ritter," gab ſie ihm zurück,
„Soll ich euch danken oder mich beklagen?
„Euch danken, daß ihr meinen Tod gewendet?
„Beklagen, daß mein Elend heut nicht endet.

57.

„Ich muß euch danken, daß ihr mich bewahrt
„Vor einem allzuſchmählichen Verderben;
„Denn allzuſchmählich wär' die Todesart,
„Im eklen Bauch des Ungeheuers ſterben:
„Doch dank' ich's nicht, daß ihr mein Leben ſpart,
„Weil nur der Tod mir Lindrung kann erwerben.
„Ich werd' euch danken, wenn ihr mir ihn gebt,
„Der einzig aller Qual mich überhebt."

58.

Dann fährt ſie fort mit Jammern zu erzählen,
Wie ihr Gemahl verrätheriſch verfahren,
Der ihren Schlaf genutzt, ſich wegzuſtehlen;
Und wie ſie dann geraubt ſei von Korſaren.
Doch immer trachtend, Stellungen zu wählen,
Die ihre Reize minder offenbaren,
Steht ſie gewandt, wie man Dianen malt,
Wenn auf Aktäons Stirn ſie Waßer ſtrahlt.

59.

Denn ſie entflieht dem Blick mit Bruſt und Leibe,
Und giebt ihm lieber Seit' und Rücken Preis.
Der Ritter ſchmält, wo doch ſein Schiff nur bleibe,
Weil da ſich Kleider finden, wie er weiß,
Zur Hülle dem von ihm gelöſten Weibe.
Indes er dieß bedenkt mit allem Fleiß,
Kommt Obert, Irlands Fürſt, dem man entdeckt,
Das Unthier lieg' am Ufer ausgeſtreckt.

60.

Es ſei ein Ritter aus und ein geſchwommen,
Ihm einen Anker in den Schlund zu keilen;
Dabei gezogen, ſei's herangekommen,
Wie man, den Strom auf, Schiffe zieht mit Seilen.
Obert, der prüfen will was er vernommen,
Begiebt ſich ſelbſt hin, ohne zu verweilen,
Indes ſein Volk mit Feuer und mit Schwert
Ebuda's Eiland überall verheert.

61.

Der Ritter, war er gleich mit Blut befleckt,
Von Näß' entſtellt und durch und durch getränket,
Entſtellt vom Blut, das ganz ihn überdeckt,
Als er im Schlund des Kraken ſich verſenket,
Ward von Hiberniens König doch entdeckt,
Zumal, da dieſer bei ſich ſelbſt ſchon denket,
Sobald man von dem kühnen Streich ihm ſagt,
Roland, kein Andrer, habe das gewagt.

62.

Er kannt' ihn wohl, weil er, mit den Infanten
An Frankreichs Hof gepflegt, erſt vor dem Jahr,
Nach ſeines Vaters Tod von Abgeſandten
Zum Thron berufen, weggereiſet war.
Er wurde drum den wackerſten Bekannten,
Den er ſo oft geſprochen, froh gewahr,
Lief hin, umarmt' ihn, hieß ihn froh willkommen,
Sobald er ſich den Helm vom Haupt genommen.

63.

Es zeigte Roland nicht gering're Freude
Den König, als der König ihn, zu ſehn.
Sie wiederholten die Umarmung beide;
Was Obert noch nicht völlig kann verſtehn,
Erzählt ihm Roland von Olympias Leide:
Wie und von wem Verrath an ihr geſchehn.
Biren hat treulos ſich der That erkühnet,
Um den ſie es am wenigſten verdienet.

64.

Hierauf erzählt er alle die Beweiſe
Von Liebe, die ſie dem Verräther bot:
Wie ſie für ihn zur Armen ward, zur Waiſe,
Ja für ihn geben wollte in den Tod;
Und daß er ſie aus eigner Kenntniß preiſe,
Ein Zeuge ihrer Treu wie ihrer Noth.
Indes er ſprach, ſah man aus ihren hellen
Geſenkten ſchönen Augen Thränen quellen.

65.

Ihr ſchönes Antlitz war ſo anzuſchauen,
Wie ſich im Frühling wohl der Himmel weiſt,
Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings der Wolken Flor zerreißt;
Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Im Laube dann den Liederreihn ergeußt,
So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel Amor, ſonnt ſich an den Blicken.

66.

Und in der ſchönen Augen Strahl entglühet
Er goldne Pfeil', und löſcht ſie in der Quelle,
Die ſich durch roth' und weiße Blumen ziehet;
So ſtahlend zieht er dann mit Kraft und Schnelle
Auf jenen Jüngling, der ihm nicht entfliehet,
Ob dreifach Erz ihm um den Buſen ſchwelle,
Der, weil ſein Blick um Aug' und Haar ihr ſpielet,
Er weiß nicht wie, ſein Herz getroffen fühlet.

66.

Olympias Reize waren zart gewoben,
Von ſelt'ner Art, und nicht die Stirn allein,
Haar, Aug' und Wange, waren ſchön zu loben,
Der Mund, die Naſe, Hals und Schultern: nein,
Von da hinab, wo ſich die Brüſt' erhoben,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu ſein,
War ſo erleſen, daß auf weiter Erden
Wohl nichts damit verglichen konnte werden.

68.

Den friſchen Schnee an Weiße überwindet,
Das Elfenbein an Glätte, die Geſtalt;
Es gleichen ihre Brüſtchen, weich geründet,
Der Milch, die ſchäumend im Gefäß noch wallt,
Und zwiſchen ihnen iſt ein Raum gegründet,
Der ſanft ſich ſenkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wie zwiſchen kleinen Hügeln ſchatt'ge Thale,
Wo noch der Schnee nicht ſchmolz im Frühlingsſtrahle.

69.

Die ſchlanken Seiten, wie ein Spiegel eben
Der reine Leib, und dieſe weißen Lenden,
Mit Fleiß gebildet ſchienen ſie zu leben
Aus Phidias, ja größrer Meiſter Händen.
Auch jene Reize muß ich noch erheben,
Die ſie umſonſt den Blicken will entwenden.
Kurz, von dem Haupt bis zu den Füßen nieder
Enthüllen alle Schönheit ihre Glieder.

70.

Wenn ſie der Phryger Hirt auf Idas Weiden
Geſehen hätte, weiß ich nicht zu ſagen,
Ob Venus, übertraf ſie gleich die beiden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Vielleicht hätt' ihn, das Gaſtrecht zu verleiden,
Verbotne Luſt nach Sparta nicht verſchlagen.
Er hätte wohl geſagt „Bleib, Helena,
Beim Menelaus! Ich will dieſe da.“

71.

Und wäre ſie in Kroton einſt geweſen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Junos Tempel, als von ihm erleſen
Der Schönſten Zahl entkleidet zu ihm kam,
Und er, zu ſchaffen ein vollkommnes Weſen,
Von dieſer Eins, von jener Andres nahm:
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff der Schönen.

72.

Ich glaube nicht, daß jemals vor Biren
Der holde Leib ſo nackt ſich ſehen laßen.
Wie konnt' er ſonſt die Grauſamkeit begehn,
Und in der öden Wildniß ſie verlaßen?
Obert iſt ganz entzündet ſie zu ſehn,
Sein Buſen kann das Feuer nicht mehr faßen.
Er tröſtet eifrig ſie, und macht ihr Muth,
Aus ihrem Unglück komme noch ein Gut.

73.

Er ſchwört, er will nach Holland ſie begleiten,
Sie wieder einzuſetzen in ihr Recht,
Und furchtbar dem Vergeltung zu bereiten,
Der ſich des Meineids und Verraths erfrecht.
Mit allen Kräften Irlands will er ſtreiten,
Nicht ruhn noch zögern, bis er ſie gerächt.
Er ſchickt indes in dieß und jenes Haus
Nach Röcken und nach Frauenkleidern aus.

74.

Es that nicht Noth, daß ſie ſie weit verſchrieben,
Noch aus der Inſel, ſie zu ſuchen, giengen,
Weil ihrer täglich von den Frauen blieben,
Die jenes Unthier pflegte zu verſchlingen.
In kurzem hat ſie Obert aufgetrieben
Von jedem Schnitt, und läßt vor allen Dingen
Olympia kleiden; doch er findet leider,
Nach Wunſche ſie zu ſchmücken, keine Kleider.

75.

So ſchöne Seide, Gold ſo fein geſponnen,
Hat Florentiner Kunſt nie aufgewandt,
So zarte Stickerei ward nie erſonnen,
Und ausgeführt mit Fleiß und mit Verſtand,
Daß dieſe Holde Zier dadurch gewonnen, —
Und wär' es auch ein Werk von Pallas Hand;
Daß es verdiente, Reize zu umhüllen,
Die ihn mit ſehnender Erinnrung füllen.

76.

Aus manchen Gründen zeigt der Paladin
Sich über dieſe Liebe ſehr zufrieden;
Denn außer daß die Rache ſicher ſchien,
Die dem Biren vom König war beſchieden,
So wurde durch dieß Mittel auch für ihn
Ein ſchwer und läſtig Hinderniß vermieden.
Olympias wegen kam er nicht dorthin,
Nur retten wollt' er ſeine Herrſcherin.

77.

Daß ſie nicht da ſei, war er bald im Klaren,
Doch nicht, ob ſie nicht da geweſen war,
Weil auf der Inſel All' ermordet waren,
Und keiner blieb von ſolcher großen Schar.
Man gieng den Tag darauf, zur See zu fahren,
Und Alle machten Ein Geſchwader zwar.
Der Ritter gieng nach Irland mit den Andern,
Es war ſein Weg, nach Frankreich heimzuwandern.

78.

Doch er verweilt in Irland ſich nur wenig,
Kaum einen Tag; kein Bitten hält ihn dort,
Denn Liebe, die ihn treu und unterthänig
Nach ſeiner Dame ſendet, treibt ihn fort.
Er reiſet ab, doch er empfiehlt dem König
Olympien erſt, und fordert noch ſein Wort.
Es war nicht nöthig, denn er leiſtet ihr
Aus eignem Antrieb über die Gebühr.

79.

In kurzer Zeit berief er die Vaſallen,
Schloß mit dem König Englands den Verein,
Und dem von Schottland auch; und nahm mit allen
Kaſtellen Holland ſchnell und Friesland ein,
Bewog dann Seeland, von ihm abzufallen,
Und ließ den Krieg nicht eh geendigt ſein,
Bis er den Tod gegeben dem Verräther;
Zu kleinen Lohn für ſolcher Thaten Thäter.

80.

Nun ließ ſich Obert mit Olympia trauen,
Statt Gräſin ward ſie Königin genannt.
Doch es iſt Zeit nach Roland umzuſchauen,
Der Tag und Nacht im Meer die Segel ſpannt,
Bis er ſie fallen läßt an ſchlaffen Tauen,
In jenem Port, der erſt ihn ausgeſandt.
Er ſpringt auf ſeinen Brigliador in Waffen,
Und hat nichts mehr mit Wind und Flut zu ſchaffen.

81.

Ich glaub', er hat den Winter viel verrichtet,
Was nicht verdient, der Welt es zu verhehlen.
Doch weil der Ruf die Dinge nicht berichtet,
So iſt's nicht meine Schuld, wenn ſie hier fehlen;
Denn Roland war ſtets mehr darauf gerichtet,
Das Tapferſte zu thun, als zu erzählen.
Nie hat man eine That von ihm erfahren,
Wenn keine Zeugen gegenwärtig waren.

82.

Er ſtreifte ſtill durch mancherlei Reviere,
So daß man nichts den Winter von ihm hörte.
Doch als die Sonn' in jenem klugen Thiere,
Das Phryxus ritt, am Himmel ſich verklärte,
Und im Geleite lieblicher Zephyre
Der ſüße Frühling heiter wiederkehrte:
Entfalteten ſich Rolands Wunderthaten
Mit jungen Blumen und erneuten Saten.

83.

Durch Berg und Thal, auf Feldern und auf Wegen,
Irrt' er umher voll Kümmerniß und Gram,
Als er aus kaum betretnen Waldgehegen
Ein lautes Schrein, ein jammernd Weh vernahm.
Er ſpornt ſein Roß, und faßt den treuen Degen,
Und eilt dahin, woher der Laut ihm kam.
Allein, ich will ein andermal euch ſagen,
Wenn's euch beliebt, was drauf ſich zugetragen.

Nachſchrift des Ueberſetzers an Ludwig Tieck.

Seien Sie ſchönſtens begrüßt, lieber Freund, wegen Ihres Uebertritts zu uns, nämlich zu uns poetiſchen Ueberſetzern. Ich treibe dieß Geſchäft aus Liebe zur Sache, ja mit einer Art von Leidenſchaft, ſo daß ich immer eine große Freude habe, wenn ſich ein wahrer Dichter dazu entſchließt. In Ihrem Don Quixote erkenne ich die reiche Zierlichkeit, die wohlklingende und gerundete Umſtändlichkeit der kaſtilianiſchen Proſa; in den Liedern und Sonetten glaube ich Laute jener ſüßen ſüdlichen Poeſie zu vernehmen, deren geiſtiger Geiſt und ſinnreich zarte Gefühle uns noch fremde ſind. Ihre Arbeit hat uns einige ſchöne Abende verſchafft; möchte Sie dagegen der überſetzte Geſang aus dem raſenden Roland, den Sie hiebei empfangen, auch ein wenig ergötzen. Wie mich überhaupt eine zufällige Veranlaßung gerade jetzt zu dieſem Gedichte führte, ſo kam ich auch durch Zufall an dieſen Geſang: aber es fand ſich, daß ich ihn zu einem Probeverſuche recht glücklich herausgegriffen hatte. Toll genug iſt er gewiß, und auch geſcheit genug, wie ich denke, und ich ſtieß dabei auf Schwierigkeiten verſchiedener Art. Dann liegt er auch nicht gleich am Eingange jener ſchönen Wildniß, der ſchon zu einem abgenutzten Spaziergange geworden iſt: Werthes iſt nicht bis dahin gelangt; außerdem ſind, ſo viel ich weiß, nur mit dem erſten Geſange Verſuche einer gereimten Ueberſetzung gemacht, die aber ſchon an dem Scheidewege, wo Rinaldo und Ferrau ſich trennen, ins Stecken zu gerathen pflegen, weil ihnen die Muſe des Romanzo, wie die fliehende Angelica, zu behende voraus iſt.

Laßen Sie mich doch ihr Urtheil wißen, auch über die metriſche Behandlung. In ottave rime, und zwar in wirklichen, nicht in ſolchen, die man nur ſo zu nennen beliebt, muß der Arioſt überſetzt werden oder gar nicht; von dieſer Bedingung kann, glaube ich, kein Ablaß ſtattfinden. Dieß Silbenmaß, deſſen Schwierigkeiten vor nicht langer Zeit in unſrer Sprache für unüberwindlich gehalten oder ausgegeben wurden, iſt nun ſchon häufig bearbeitet, ja das Schwerſte verſificiert ſich ſo leicht, wenn man mit Phraſen zufrieden ſein will, daß eigentlich eine Ueberſchwemmung davon zu fürchten iſt; die Leerheit mancher Gedichte hat auch den Wohlklang der Stanzen zu einem angenehmen Gedudel herabgeſetzt. Die italiäniſche Oktave hat durch den Wellengang der Verſe und die Verflößung der anfangenden und ſchließenden Vokale der Wörter in einander an Mannichfaltigkeit unſtreitig viel vor der unſrigen voraus. Ich glaubte daher mich nicht auf die üblich gewordene Form der letzten (nämlich daß von den verſchlungnen dreifachen Reimen die weiblichen vorangehen und die männlichen folgen, und daß die Schlußreime weiblich ſind) einſchränken zu dürfen, ſondern habe mir in Anſehung des Gebrauchs und der Anordnung der männlichen und weiblichen Reime gar keine Regel vorgeſchrieben, bald dieſe, bald jene vorangeſetzt, auch mit männlichen geſchloßen, und dann wieder ganze Strophen mit weiblichen Endungen gemacht. Die Hauptſache iſt, daß das Ohr gleich vom Anfange an den Wechſel gewöhnt wird; er muß alſo immerfort angebracht werden, weil eine lange gleichförmige Reihe die Erwartung und Forderung ihrer Fortdauer hervorbringt. Für dieſe Freiheit läßt ſich ſelbſt das Vorbild der italiäniſchen Dichter anführen: mit den männlichen Reimen machen ſie ſich zwar eben nichts zu thun, aber ſie miſchen nach Belieben, wiewohl ſelten, die ſogenannten sdrucciole ein.

Artig iſt es doch, daß Sie mir gerade, während ich mich mit dieſem Verſuche unterhielt, eine vorläufige Proteſtation gegen alle etwanigen Ueberſetzungen des Arioſt zuſchicken mußten. Sie findet ſich in dem Gerichte, welches über Don Quixotes Bibliothek von Ritterbüchern gehalten wird. „Wenn ich den Lodovico Arioſto antreffe,“ ſagt der „Pfarrer, „und er redet nicht ſeine Landesſprache, ſo werde „ich nicht die mindeſte Achtung gegen ihn behalten; redet er „aber ſeine eigenthümliche Mundart, ſo ſei ihm alle Hoch„achtung;“ und hernach: „wir hätten es gern dem Herrn „Kapitän erlaßen, ihn ins Spaniſche zu überſetzen und zum „Kaſtilianer zu machen.“ Wenn Arioſt nicht einmal in eine ſo verwandte Mundart übertragen werden konnte, ohne „ſeine „eigentliche Trefflichkeit einzubüßen“: in welcher Sprache dürfte man denn ein beßeres Gelingen hoffen? Zu meinem Troſt hat der unvergleichliche Cervantes Ihnen gleichfalls verboten, ſeine Dichtung zu verdeutſchen; er verſichert, „daß „eben das allen begegnen werde, die Poeſien in eine an„dere Sprache überſetzen wollen; denn bei allem Fleiße und „Geſchicklichkeit, die ſie anwenden und beſitzen, wird der „Dichter nie ſo wie in ſeiner erſten Geſtalt erſcheinen können.“ An einer andern Stelle vergleicht er ſie mit „brüſſelſchen „Tapeten an der verkehrten Seite, wo die Figuren noch kennt„lich, aber durch die zuſammenlaufenden Faden ſehr entſtellt „ſind.“

Leider gilt diß wirklich von den meiſten Ueberſetzungen von Gedichten, wie ſie von jeher in der Welt gänge und gebe geweſen ſind. Cervantes hätte Recht gehabt, ſich die meiſten bisherigen Ueberſetzungen ſeines Don Quixote zu verbitten, namentlich die neuern franzöſiſchen und die daher abgeleiteten (die Engländer beſitzen, ſo viel ich weiß, bis jetzt noch keine andere), welche bloß den proſaiſchen Beſtandtheil der Satire übrig laßen, die dichteriſche Ausführung aber, die reizende und zuweilen erhabene Zuſammenſtellung der Parodie auf die veraltete Abenteuerlichkeit der ritterlichen Romanzi mit eingewebten romantiſchen Dichtungen in einem ausgebildeteren Geiſte, gröſtentheils zerſtören. Der Sinn für dieſe Dinge erwacht auch erſt allmählig wieder; vor zwanzig Jahren konnte man ja in Deutſchland nicht hoffen, daß dieß Meiſterwerk in ſeiner urſprünglichen vollſtändigen Geſtalt gefallen würde, und wer weiß wie vielen es noch jetzt ein Aergerniß und eine Thorheit iſt. Ich möchte es wenigſtens fürs erſte noch nicht wagen, den Decamerone des Boccaccio ganz wie er iſt, mit den blumigen Einfaßungen ſeiner Bilder und ihrer allerliebſt geſchwätzigen Ausführlichkeit zu geben. Wenige Leſer möchten ſich zu dem Standpunkte erheben, das Ganze wie ein Konzert von Geſchichten, wie eine poetiſche Kompoſition aus proſaiſchen Beſtandtheilen zu betrachten. — Nur die vielſeitige Empfänglichkeit für fremde Nationalpoeſie, die wo möglich bis zur Univerſalität gedeihen ſoll, macht die Fortſchritte im treuen Nachbilden von Gedichten möglich. Ich glaube, man iſt auf dem Wege, die wahre poetiſche Ueberſetzungskunſt zu erfinden; dieſer Ruhm war den Deutſchen vorbehalten. Es iſt ſeit kurzem hierin ſo viel und mancherlei geſchehen, daß vielleicht ſchon Beiſpiele genug vorhanden ſind, um an ihnen nach der Verſchiedenheit der möglichen Aufgaben das richtige Verfahren auf Grundſätze zurückzuführen; und ich will Ihnen nur geſtehen, ich gehe mit einem ſolchen Verſuche um. Freilich wäre mit der bloßen Theorie wenig geholfen, wenn man nicht die Kunſt ſelber beſitzt; ich arbeite daher, mir dieſe zu erwerben, und Sie müßen den überſchickten Geſang als eines meiner vielen Studien dazu betrachten. Meine Abſicht iſt, Alles in ſeiner Form und Eigenthümlichkeit poetiſch überſetzen zu können, es mag Namen haben wie es will: Antikes und Modernes, klaſſiſche Kunſtwerke und nationale Naturprodukte. Ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht in Ihr kaſtilianiſches Gehege komme, ja ich möchte Gelegenheit haben, die Sanskrit- und andere orientaliſche Sprachen lebendig zu erlernen, um den Hauch und Ton ihrer Geſänge wo möglich zu erhaſchen. Der Entſchluß wäre heroiſch zu nennen, wenn er willkürlich wäre: aber leider kann ich meines Nächſten Poeſie nicht anſehen, ohne ihrer zu begehren in meinem Herzen, und bin alſo in einem beſtändigen poetiſchen Ehebruche begriffen.

Was mich nur verdrießt, iſt, daß man bei Anerkennung unſerer Fortſchritte in dieſem Fache unſrer vortrefflichen Sprache alles Verdienſt davon zueignen will. Ich habe ſonſt wohl mit eingeſtimmt, aber ich bin überzeugt, die Sprache thäte es nicht ohne den Willen, den Eifer und den Sinn derer, die ſie gebrauchen. Wie lange Zeit haben auch die Deutſchen eben ſo dürftig manieriert überſetzt, wie die Franzoſen nur immer thun können! Sehen Sie nur die gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts erſchienenen Dolmetſchungen von franzöſiſchen Tragödien, vom Taſſo und aus den Alten, alle gleichermaßen in Alexandrinern. Mir ſcheint, unſer weſentlicher Vorzug iſt nur, von unausrottbaren grammatiſchen und proſodiſchen Vorurtheilen frei zu ſein und zu rechter Zeit eingelenkt zu haben. Wären wir nicht jetzt durch die ängſtliche Gebundenheit der Wortfolge geplagt, wenn die Sache nicht durch Klopſtock zuerſt eine andere Wendung genommen hätte? — Zu Ronſards Zeiten konnte man ſich im Franzöſiſchen noch zur Nachbildung eines Dante oder Petrarca erheben; jetzt iſt das vorbei. Eben ſo erſcheinen die älteren römiſchen Dichter, bis auf den Katull herunter etwa, mit großer Wahrheit griechiſche Poeſien übertragen zu haben, ſie machten ſogar die dem Geiſt der lateiniſchen Sprache widerſprechenden zuſammengeſetzten Beiwörter nach. Späterhin, ſobald ſich ein gewiſſer akademiſcher Begriff von Korrektheit und Politur feſtgeſetzt hatte, verlor ſich dieſe Fähigkeit. Daß es uns nicht auch einmal ſo geht, wie es ſchon öfter nahe daran zu ſein ſchien! Die Sprache der Römer konnte nur durch unſägliche Mühe und Gewalt für die Poeſie urbar gemacht werden, und ſo hat auch bei uns die Undankbarkeit des Bodens zu einer mühſameren Kultur genöthigt. Unſre Sprache iſt halsſtarrig: wir ſind deſto biegſamer; ſie iſt hart und rauh: wir thun Alles für die Wahl milder gefälliger Töne; wir verſtehen uns ſogar im Nothfalle zu Wortſpielen, einer Sache, wozu die deutſche Sprache am allerungeſchickteſten iſt, weil ſie immer nur arbeiten, niemals ſpielen will. Wo ſind denn nun die geprieſenen Wundervorzüge, die unſere Sprache an ſich zur einzig berufnen Dolmetſcherin aller übrigen machen ſollen? Ein Wörterreichthum, der gar nicht ſo überſchwenglich iſt, daß er nicht beim Ueberſetzen oft Armut ſollte fühlen laßen; die Fähigkeit zuſammenzuſetzen, und hie und da neu abzuleiten; eine etwas freiere Wortſtellung, als in einigen andern modernen Sprachen gilt, und endlich metriſche Bildſamkeit. Mit dieſer geht es ganz natürlich zu, da unſre Poeſie von der Zeit der Provenzalen an meiſt immer fremden Muſtern gefolgt iſt. Daß die gelungene Einführung der alten Silbenmaße (wie eingeſchränkt und mangelhaft ihre Nachahmung auch noch iſt), vielmehr dem Eifer und Sinn dafür, und den Bemühungen einzelner Dichter, als dem Bau der Sprache ſelbſt zugeſchrieben werden muß, habe ich an einem andern Orte gezeigt. In Anſehung der modernen Versarten war ſeit Opitz Alles nach franzöſiſchen und holländiſchen Regeln gemodelt; erſt allmählig und nach vielem Widerſtande hat man engliſche und italiäniſche Weiſe darin aufgenommen. Ich weiß noch, daß mich korrekte Kunſtrichter ſehr getadelt haben, weil ich in einigen Sonetten nach dem Petrarca, von denen übrigens nicht mehr die Rede ſein kann, lauter weibliche Reime gebraucht hatte. Jetzt wird uns Niemand mehr dieß Recht ſtreitig machen, oder wir kümmern uns auch nicht darum. Und wie unbedeutend iſt die Annäherung gegen dieſe charakteriſtiſchen Eigenheiten des italiäniſchen Verſes, die ich nur zum Theil oben beſchrieb, und die wir ſchlechterdings nicht erreichen können! — Endlich wird niemand, der in dieſem Fache Erfahrungen gemacht hat, behaupten, die Sprache laße es einem durch Gefügigkeit und Ueberfluß an metriſchen Mitteln und Freiheiten leicht werden. Die Armut an Reimen iſt unter andern von der Art, daß ſie einem Ueberſetzer des raſenden Roland, der nicht eher loskommen ſollte, als bis er fertig wäre, Flüche und Verwünſchungen abdringen könnte, wie die Verdammten ſie ausſtoßen.

Um nicht in dieſe tragiſche Lage zu gerathen, erkläre ich ausdrücklich, daß mich der Einfall mit dieſem Geſange zu nichts weiter verpflichten ſoll. Ich bin jetzt gar nicht geſonnen, dieſe Bravourarie mit ihren ſechs und vierzig Variationen zu Ende zu ſingen. Vielleicht kehre ich bei grauen Haaren einmal zum Arioſt zurück; er iſt recht dazu gemacht die froſtigen Jahre zu erwärmen: und wenn ich dann jährlich einen Geſang fertige, ſo kann ich es zu einem ehrwürdigen Alter bringen. Leben Sie indeſſen wohl, grüßen Sie den Sternbald, den ich von Rom glücklich nach ſeiner Heimat zurückgeführt zu ſehen wünſche, und fahren Sie fort in Ihrer Mühle des guten Geſchmacks von unſern Schriftſtellern beſonders die nur beliebten zu walken.

Torquato Taſſo.

Aus dem Amyntas.

I.

Prolog.

Amor.

Wer ſollte glauben, daß in Menſchenbildung
Und unter dieſer ſchäferlichen Hülle
Ein Gott verborgen wäre? Und mit nichten
Ein wilder Gott, vom Götterpöbel einer;
Nein, unter allen Himmliſchen und Großen
Der mächtigſte, der oft den blut'gen Degen
Der Hand des Mars entfallen läßt, Neptunen,
Dem Erderſchütterer, den großen Dreizack,
Ja ſelbſt dem höchſten Zeus die ew'gen Blitze.
Gewiß! in dieſem Aeußern, dieſen Trachten,
Wird meine Mutter Venus ſelbſt nicht wieder
Mich Amor, ihren Sohn, ſo leicht erkennen.
Ich bin vor ihr gezwungen mich zu flüchten
Und zu verſtecken: denn nach ihrem Willen,
Verlangt ſie, ſoll ich mich und meine Pfeile
Nur ſtets verwenden: und als Weib, und eitel
Und voller Ehrgeiz, ſtößt ſie mich beſtändig

An Höf' und unter Kronen, unter Scepter,
Und will, da ſoll ich meine Macht bewähren.
Und bloß dem niedern Haufen meiner Diener,
Bloß meinen jüngern Brüdern will ſie gönnen,
Daß ſie in Wäldern wohnen, und die Waffen
An rohen Herzen üben. Ich, kein Knabe,
Wiewohl von knabenhafter Mien' und Weſen,
Will über mich verfügen nach Gefallen;
Denn mir ward, und nicht ihr, verliehn zum Looße
Der goldne Bogen, die allmächt'ge Fackel.
Darum, mich oft verſteckend und entfliehend
Der Herrſchaft nicht, die ſie nicht hat, den Bitten,
Die mächtig ſind, wenn eine Mutter dringet,
Rett' ich mich in die Büſch' und in die Hütten
Geringen Volks; ſie folgt mir und verheißet
Dem, der mich ihr nachweiſen will, zu lohnen
Mit ſüßen Küſſen, ja noch ſchönern Gaben.
Als wüßt' ich nicht es gleichfalls zu vergüten
Dem, welcher ſchweigt und mich vor ihr verhehlet,
Mit ſüßen Küſſen, ja noch ſchönern Gaben.
Dieß weiß ich wenigſtens, daß meine Küſſe
Den Mädchen immer lieber bleiben werden,
Verſteh' ich Amor anders mich auf Liebe.
Deswegen ſucht ſie dann mich oft vergeblich,
Weil man mich nicht verrathen will, und ſchweiget.
Doch, um verborgner noch zu ſein, wenn Zeichen
Nicht auf die Spur ſie bringen, legt' ich jetzo
Die Flügel ab, den Köcher und den Bogen.
Jedoch kam ich hieher nicht unbewaffnet:
Denn dieß, was Ruthe ſcheint, iſt meine Fackel
(So hab' ich ſie verwandelt), und ſie hauchet

Rings um ſich her die unſichtbaren Flammen;
Und dieſer Pfeil, zwar ohne goldne Spitze,
Iſt göttlich doch geſtählt, und präget Liebe,
Wo er hindurchdringt, ein. Er ſoll mir heute,
Tief und unheilbar, eine Wunde ſchlagen
Im harten Buſen einer Nymphe, ſpröde
Wie keine je gefolgt dem Chor Dianens.
Auch ſoll nicht kleiner werden Silvias Wunde
(Dieß iſt der alpenlichen Nymphe Name),
Als jene war, die, nun ſeit vielen Jahren,
Ich ſelber ſchlug Amyntas weichem Buſen,
Als er, noch jung und zart, die Jung' und Zarte
Begleitete beim Jagen und beim Spielen.
Und daß mein Streich ſie inniger durchdringe,
Erwart' ich, bis das Mitleid erſt erweichet
Den ſtarren Froſt, den rings an ihrem Herzen
Gelagert hat die Strenge keuſcher Sitten
Und jungfräulichen Stolzes; und dann eben
Wenn er zerſchmilzt, will ich den Pfeil ihr ſchleudern.
Und, ein ſo ſchönes Werk recht abzuwarten,
Geh' ich, und will mich miſchen in den Haufen
Der feſtlich feiernden gekrönten Hirten,
Der auf dem Weg hieher iſt, wo in Spielen
Er ſeine Feſte zubringt; will mich ſtellen
Wie ihrer einer; und an dieſem Orte,
Hier eben will ich meinen Streich vollbringen,
Daß ihn kein ſterblich Auge wahr ſoll nehmen.
Heut ſoll dieß Waldrevier auf neue Weiſe
Von Liebe ſprechen hören, ſoll ſich's zeigen,
Daß meine Gottheit hier ſei gegenwärtig,
Sie für ſich ſelbſt und nicht in ihren Dienern.

Einhauchen edlen Sinn den rohen Buſen
Will ich, will ihrer Zungen Laut verſüßen.
Denn Amor bin ich, wo ich ſei auch immer,
Nicht minder unter Hirten als Heroen,
Und Ungleichheiten in den Gegenſtänden
Gleich' ich nach Wohlgefallen aus; ja dieſes
Iſt höchſter Ruhm mir, und mein großes Wunder,
Gelehrten Leiern ähnlich ganz zu machen
Die ländlichen Schalmeien; und erkennet
Dieß meine Mutter nicht, die mich in Büſchen
Unwillig irren ſieht, iſt ſie die Blinde,
Nicht ich, den blind der blinde Pöbel nennet.

II.

Chorgeſang der Hirten

vom goldnen Zeitalter.

O goldne Zeit! zu preiſen,
Nicht, weil da Flüße quollen
Von Milch, und Honig die Gehölze träuften;
Nicht weil kein pflügend Eiſen
Von ſelbſt ergieb'ge Schollen
Zerriß, und ohne Gift die Nattern ſchweiften;
Nicht, weil ſich niemals ſtreiften
Der Wolken düſtre Schleier;
Bei ew'ger Lenze Blühen,
Die nun erſtarr'n und glühen,
Der Himmel lachte wie in heitrer Feier;
Die Ficht', entrückt dem Lande,
Nicht Krieg noch Waaren trug zum fernen Strande:

Nein, bloß weil jener leere
Nam' ohne Sinn und Weſen,
Dieß Götzenbild des Wahns, der Nichtigkeiten,
Dieß, was hernach als Ehre
Die blinde Meng' erleſen
Tyranniſch wider die Natur zu ſtreiten,
Noch nicht den Süßigkeiten
Der liebenden Geſchlechter

Einmiſchte ſeine Plagen,
Sein hart Geſetz zu tragen
Nichts jene Seelen zwang, der Freiheit Töchter:
Ein goldnes nur, geſchrieben
Vom Griffel der Natur „Folgt euren Trieben.“

In ſüßen Reigen irrten
Durch Blumgewinde lüſtern
Die Amorn, ohne Fackel, ohne Bogen.
Es ſaßen Nymphen, Hirten,
Und miſchten koſend Flüſtern
In ihr Geſpräch, wozwiſchen Küſſe flogen,
Inniglich feſt geſogen.
Das Mägdlein durfte zeigen
Der friſchen Roſen Fülle;
Beſorgt um keine Hülle
Ließ ſie des Buſens herbe Früchte ſteigen.
Man ſah im Bach, im Weiher
Mit der Geliebten ſcherzend oft den Freier.

Du haſt zuerſt, o Ehre,
Verſteckt den Quell der Wonnen,
Die dem verliebten Durſte nun verſiegen.
Du haſt die ſpröde Lehre
Der Schönheit ausgeſonnen,
Sich vor dem Blick in ſich zurück zu ſchmiegen.
Der Locken freies Fliegen
Haſt du im Netz gebunden,
Für ſüß muthwill'ge Sitten
Nur ſtrengen Ernſt gelitten,
Den Reden Zügel, Maß dem Schritt erfunden.

Mit tödtendem Betriebe
Machſt du zum Raub, was Gabe war der Liebe.

Und deine Heldenwerke
Sind unſer Weh und Qualen.
Du, die Natur und Liebe weiß zu zähmen,
So wie der Kön'ge Stärke,
Was nahſt du dieſen Thalen,
Die ſich vor deiner Hoheit müßen ſchämen?
Geh, um den Schlaf zu nehmen
Den Mächtigen und Großen!
Und laß im niedern Kreiße
Fortleben nach der Weiſe
Der alten Welt, verſchmäht und ausgeſtoßen.
Lieben wir, denn es eilen
Des Lebens Jahr' und wollen nicht verweilen.

Lieben wir, denn die Sonne ſinkt und ſteiget,
Uns birgt nach kurzem Schimmer
Sie ſich in Schlaf und tiefe Nacht auf immer.

Madrigale.

I.

Die wunderſchöne Kleine,
Die noch nicht Lieb' empfindet,
Der kaum der Ruf noch ihre Macht verkündet,
Spielt mit der Augen Scheine,
Und mit dem ſüßen Lachen,
Und merkt nicht, wie die Pfeile Wunden machen.
Wie ſoll ſie nun verſchulden,
Da ſie nicht weiß von Waffen,
Was die Durchbohrten dulden?
O Schönheit, harmlos mörderiſch erſchaffen!
Zeit iſt es nun, daß Liebe deinem Herzen
In eignen Wunden zeige unſre Schmerzen.

II.

In deinen ſüßen Küſſen
Iſt Honig wohl der Bienen,
Doch ihr grauſamer Stich iſt auch in ihnen,
Und Süßigkeit und Wunde
Trug ich von deinem Munde.

III.

Wie weiß dein hold Erbleichen
Der Roſe Pomp zu tödten,

Die wir erzürnt noch höher ſeh'n erröthen!
Ja, dieſe Farb' iſt Zeichen
Von Amors eignen Händen,
Panier, zu dem ſich ſeine Krieger wenden.
Aurora ſelbſt will ſpenden
Deine Violen, und den Purpur laßen,
Und mit dir wünſcht die Sonne zu erblaßen.

IV.

Wenn du, mein Stern, betrachteſt
Das ſchöne Sterngewimmel,
Wollt' ich, ich wär' der Himmel,
Damit du bei mir wachteſt,
In meinen Blick verſunken
Mit deinen ſüßen Funken,
Und ich mit tauſend Augen
All' deine tauſend Reize könnte ſaugen.

Sonett.

I.

Wie dieſe Lippen, die die Roſen färben,
Hervorgedrängt, ſich weich und ſchwellend runden,
So, glaub' ich, hat es Amors Kunſt erfunden,
Zum Kuß einladend, Beute zu erwerben.
Verliebte! wagt euch nicht in eu'r Verderben,
Wo jener, wie durch Blumen hingewunden
Die Schlange, lauſcht, euch ſtechend zu verwunden;
Ich ſeh' ihn dort, ich warn' euch vor dem Herben.
Ich, in den Liebesſchlingen ſonſt gefangen,
Erkenne ſie; und Vorſicht, die ihr brauchet,
O Jünglinge! von mir könnt ihr ſie lernen.
Wie Tantals Früchte nah'n ſich dem Verlangen
Die Roſen, um ſich wieder zu entfernen;
Bloß Amor bleibt, der Gift und Flamme hauchet.

Sonett.

II.

Leben wir, lieben, meine holde Hielle!
Sei Epheu, das den theuren Stamm umſchlungen,
Küſſen wir, und die Küſſ' und Liebkoſungen
Sei'n zahllos wie Geſtirn und Meereswelle.

Auch Seel' und Seele küſſend ſich geſelle:
Schmelz' Amor ſie als Bildner, bis gelungen,
Daß, wenn ſie aufgelöſt ſich ganz durchdrungen,
Ein neuer Geiſt in Hauch und Rede ſchwelle.

Geliebte Salmacis! wie Baum und Pflanze,
Einander eingeimpft, zwiefach gedeihen,
Und eins dem andern Schmuck verleiht und Adel:

So werd' ich prangen nun in deinem Glanze,
So mag dein Herz von mir Gedanken leihen,
Und uns gemein wird Feder ſein und Nadel.

Sonett.

III.

Hör', Phyllis, wie es donnert! hör' von droben
Die Dünſt', in Eis verwandelt, nieder rinnen.
Was aber ſoll uns kümmern Zeus Beginnen?
Freu'n wir uns hier, mag er im Himmel toben!

Freu'n wir uns liebend! laß uns neue Proben
Der ſüßen Glut in nächt'ger Luſt gewinnen!
Sein Donner ſchrecke nur des Pöbels Sinnen,
Von Glück und Zufall weit umher geſtoben.

Wohl thöricht und ſich ſelbſt iſt zur Beſchwerde,
Wer hofft und fürchtet, und, dem er entgegen
Erwartend ſteht, ſein Schickſal übereilet.

Die Welt geh' unter, mir iſt nur gelegen
An dem, was mehr Genuß und Luſt ertheilet;
Denn, muß ich Erde ſein, ich war ja Erde.

Guarini.

Sonette.

I.

Treu', der mein Herz zum Tempel ich erhoben,
Wie keinen je Aegypten fromm geehret,
Der bangen Liebes-Pilgrimmen gewähret
Nicht bloß Geleit, ein Bild glorreicher Proben:

Weil bei den Stürmen, die ich muß erproben,
Wie mich die Qual mit wüſter Wuth verheeret,
Er feſter, unbezwungner ſich bewähret
Im harten Kampf, je mehr mein Feind mag toben;

Auf daß darin du, Göttin, mögeſt walten,
Bau' ich und weih' den Altar meiner Flamme,
Die dir allein kann hohen Beiſtand danken.

Du pfleg', und laß ſie ewig nicht erkalten,
Denn, gleich des Meleager heil'gem Stamme,
Beſtimmt ſie meiner Lebensbahn die Schranken.

II.

Wann Liebe, meinem Frieden nicht gewogen,
Zu ſüßem bitterm Spiel mich will gewinnen
Mit zweien holden Lichtern, ſo beginnen
Auf's neu die Flammen, die ich ſonſt gepflogen.

Doch wann die Nacht, mit Schweigen mild umzogen,
Die Seele ſtillt, und Wahres gilt den Sinnen,
Löſch' ich das Feuer, ſammle mich nach innen,
Und nähre mir das Herz mit Lethes Wogen.

So, gleich dem Vogel, den beleimte Stäbe
Schon fiengen, nah' ich, fliehe dann die Stricke;
Je ſüßer Lieb' iſt, mehr ich widerſtrebe.

So zwiſchen Feu'r und Eis iſt mein Geſchicke;
Ich wirke der Penelope Gewebe,
Bei Tage webend, was ich Nachts entſtricke.

III.

Dich muß die Sonne, die mir ſchwand, erhellen,
Neid'ſcher Monarch der Flüße![*]) reich an Schätzen
Die du mir raubſt, kannſt goldnen Sand du netzen,
Und beide Ufer mit Smaragden ſchwellen.

Bald biſt du Spiegel ihr, bald ſtatt der Quellen;
Flichtſt Laub und Blumen, auf ihr Haar zu ſetzen,
Indeſſen ſie in lieblichen Geſchwätzen
Bepflüget deine ſel'gen ſtillen Wellen.

Lenkt' ich doch ſolches holden Schiffes Steuer,
Wann, daß mein Stern allein mich möge leiten,
Der Himmel läßt all ſeine Lichter ſchlafen!

Die Seufzer wären Lüft'; als Segel breiten
Dürft' ich das Herz; mein Pfand, ſo köſtlich theuer,
Wär' meine Waare; dieſer Arm der Hafen.

---

*) Der Po

IV.

Wohl mocht' es einſt ein kühner Witz erreichen,
In Lüften fremde Fitt'ge zu entfalten;
Der ließ auf neuem Meer ſein Steuer walten,
Zu neuen Welten, jenſeit Herkuls Zeichen;

Dem mußte ſelbſt die Macht der Parce weichen,
Ein theures Leben ſinkend aufzuhalten;
Und jener drang noch lebend, ohn' Erkalten,
Zu ew'gen Schatten und des Orkus Reichen.

Beim Zauberklang ſind oft des Mondes Scheine
Erloſchen, nicht der Atlas ſtehn geblieben,
Und der tartar'ſche Sitz hat müßen beben.

Jedwedes Wunder ſieht man ſich begeben
Zu Himmel, Erd' und Meer, bis auf dieß eine:
Ein ſchönes Weib den greiſen Buhlen lieben.

V.

Auf den Tod des Michelangelo.

Der, deſſen Griffel Leben aufzutragen,
Die Schatten zu beſeelen, kühn verſtanden,
Daß die Natur ward vor der Kunſt zu Schanden,
Der Kunſt, durch ihn ſo hoch emporgetragen,

Wenn wir nach ſeiner kalten Hülle fragen:
Ein Stein verſchließt ſie, läßt ihn nicht abhanden;
Nach Werk und Ruhm: iſt er ſchon auferſtanden,
Wo ihn nicht abruft unſer Weh noch Klagen.

Die weiſe Hand ſtarb, die gemalt, geſtaltet,
Nicht, der ſie lenkte; mit dem ew'gen Meiſter,
Werth des Vereins, ein Bildner ohne Mängel.

Jetzt ſchaut er dort ganz gleich das Wahr' entfaltet
Dem was er hier gedichtet: billig heißt er
Ein Maler mit der Hand, an Geiſt ein Engel.

VI.

Strahlte das Licht der Seele, der von droben
Verliehen ward der Schönheit höchſte Reine,
Wie der Sinn ſchaut die eitlen trüben Scheine
Der ſchwachen Hülle, welche jen' umwoben:

O mit wie unbezwungner Treue Proben
Räng' alsdann manche Bruſt nach dem Vereine;
Die Kraft in zweien Herzen wär' nur Eine,
Und Liebe würd' um Liebe ſich geloben.

Doch das Herz traut dem Aug', und ſpäht dem Schönen
In einem Antlitz nach, weil überraſchend
Dieß ihm die erſte Lockung will geſtatten.

Da wähnt es dann verliebt, mit eitlem Stöhnen,
Verläßt, wie ein Ixion Wolken haſchend,
Der Schönheit Sonne, und umarmt die Schatten.

Scenen aus dem Paſtor Fido.

I.

Fünfte Scene des zweiten Aktes.*)

Amaryllis allein.

Geliebte, ſel'ge Haine,
Ihr einſamen und tiefverſchwiegnen Schauer,
Des Friedens und der Ruh wahrhafte Stäten:
O wie euch zu betreten
Mich wieder labt! Und hätten die Geſtirne
Es mir verliehn zum Looße,
Mir ſelbſt zu leben, und nach meinen Wünſchen
Mein Leben mir zu bilden,
So wollt' ich mit Elyſiums Luſtgefilden,
Mit der Halbgötter hochbeglücktem Garten,
Dieſ' eure holden Schatten nicht vertauſchen.
Denn wenn ich's recht betrachte,
Sind dieſe Erdengüter
Nur Plagen der Gemüther.

---

*) Amaryllis, als die einzige Schäferin von göttlicher Abkunft, iſt durch einen Orakelſpruch dem Silvio, als dem einzigen durch den gleichen Vorzug Ausgezeichneten, beſtimmt. Silvio, ein junger ſpröder Jäger, ſcheint überhaupt für die Liebe unempfindlich, während ſie eine heimliche zum Myrtill nährt.

Ihr Ueberfluß ſchafft Mangel
Und der Beſitzer wird vielmehr beſeſſen
Reichthümer nicht, nein, Schlingen
Der Freiheit nur zu nennen.
Was hilft in blüh'nden Jahren
Der Schönheit Vorrecht, oder
Der Ruf ſittſamer Tugend,
Die Sterblichkeit durch Götterblut geadelt,
So manche Gunſt des Himmels und der Erden,
Hier üpp'ge, weite Felder,
Und dort bekränzte Hügel,
Fruchtbar die Weiden und noch mehr die Herden,
Wenn doch das Herz nicht kann zufrieden werden?
Beglücktes Hirtenmädchen
Dem eben nur die Hüften
Ein armes zwar, doch ſaubres
Und weißes Röckchen gürtet,
Bloß mit ſich ausgeſtattet
Und in die Reize der Natur ſich kleidend;
Die weder Armut kennet
In ſüßer Armut Schooß, noch die Beſchwerden
Des Reichthums je empfindet,
Allein was der Begierde
Zu haben wehrt, ſich alles ſieht beſchieden:
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
Mit der Natur Geſchenken
Weiß ſie Geſchenke der Natur zu nähren;
Milch muß die Milch beleben,
Ihr würzt das Süß der Bienen
Den Honig angeborner Süßigkeiten.
Der Quell, woraus ſie trinket

Darf auch allein ſie baden und berathen;
Die Welt lacht ihrem Lächeln.
Für ſie umwölkt der Himmel ſich vergebens,
Und waffnet ſich mit Hagel,
Denn ihre Armut bringt ihr ſichern Frieden:
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
Ein ſüßes, aller Noth entbundnes Sorgen
Wohnt einzig ihr im Herzen:
Die ihr vertraute Herde
Weidet die grünen Kräuter, und ſie weidet
Mit ihren Augen den geliebten Hirten,
Nicht welchen ihr beſtimmten
Die Menſchen oder Sterne,
Nein, den ihr gab die Liebe.
Und in den ſchatt'gen Lauben
Des auserkornen holden Myrtenhaines
Schmachtet ſie nach dem Schmachtenden, und fühlet
Kein Liebeglühn, das ſie nicht da enthülle,
Wo nie von Gegenglut die Glut geſchieden:
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
O Leben, das nicht ahndet, was es heiße
Noch vor dem Tode ſterben!
Könnt' ich dein Looß für meines doch erwerben!

II.

Zweite Scene des dritten Aktes.*)

Amaryllis, Chor der Nymphen, Myrtill bei Seite, Coriſca im Hintergrunde.

Amaryllis.
Seht da die Blinde!
Myrtill.
Seht ſie, o Entzücken!
Amaryllis.
Was weilt ihr noch?
Myrtill.
O Töne, die verwunden
Und heilen in Sekunden!
Amaryllis.
Wo ſeid ihr, und was macht ihr? Du, Liſetta,
Die ſo verlangt hat nach dem Spiel der Blinden!
Was zögerſt du? wo biſt du hin, Coriſca?
Myrtill.
Wohl kann man jetzo ſagen,
Die Lieb' iſt blind und hat verbundne Augen.

---

*) Die buhleriſche Coriſca hat ſich in das Vertrauen der Amaryllis eingeſchmeichelt, und dem Myrtill Gelegenheit zu einem Geſpräch mit ſeiner Geliebten verſprochen, in der Hoffnung dieß für ihre eigne Leidenſchaft zu benutzen. Myrtill erwartet Amaryllis ohne ihr Verwißen, wo ſie mit andern jungen Mädchen zum Spiel der Blinden kommt.

Amaryllis.

Hört an und merkt, ihr Beiden,
Die ihr den Weg mir weiſt, und hier und dorten
Mich haltet bei der Hand, indes ſich unſre
Geſpielinnen verſammeln!
Führt erſt mich weit hinweg von dieſen Sträuchen,
Wo größrer freier Raum iſt: in der Mitte
Laßt mich allein da ſtehen,
Und geht zur Schar der Andern; all' zuſammen
Schließt einen Kreiß dann, und das Spiel beginne.

Myrtill.

Was wird aus mir hiebei? Ich kann nicht ſehen
Bis jetzt, was für ein Vortheil zu erwarten
Von dieſem Spiel ſei, meinen Wunſch zu ſtillen;
Noch zeigt ſich mir Coriſca,
Mein Angelſtern. Der Himmel ſei mir günſtig.

Amaryllis.

Nun kommt ihr endlich. Dachtet ihr nichts andres
Zu thun, als mir die Augen zu verbinden,
Thörinnen, die ihr ſeid? Laßt uns beginnen.

Chor ſingt.

Blind, o Liebe! willſt du ſcheinen,
Und machſt nur blind die Deinen
Für nahe Reue,
Denn mehr als das Geſicht, fehlt dir die Treue.

Sehend, blind, ich will dich fliehen,
Und, dir mich zu entziehen,
Die Stelle tauſchen,
Denn, auch ſo blind, kannſt du wie Argos lauſchen.

Haſt du mich ſo blind betrogen,
Und blind in's Netz gezogen,
Nun ich entſprungen,
Wär' ich wohl thöricht, wenn dir's noch gelungen.

Flieh' und ſcherze nach Gefallen,
Wird keine doch von allen
Dir ferner glauben,
Weil deine Scherze wild das Leben rauben.

Amaryllis.

Ihr ſpielt auch allzuſehr von Weitem, hütet
Zu ſehr euch vor Gefahren.
Man muß wohl fliehn, allein zuvor doch treffen.
Berührt mich, nähert euch, und nicht für immer
Sollt ihr ſo frei entkommen.

Myrtill.

Was ſeh' ich und wo bin ich, hohe Götter?
Im Himmel? auf der Erde? Habt ihr, Himmel,
In euren ew'gen Kreißen
So ſüße Harmonie? Stehn eure Sterne
So hold im Gegenſcheine?

Chor ſingt.

Aber du, treuloſer Blinder,
Rufſt mich zum Spiel nicht minder.
So ſieh mich ſpielen,
Mit Füßen fliehn, mit Händen nach dir zielen,
Und laufen und dich treffen,
Bald hier, bald da dich äffen,
Daß rings umher du ſchweifeſt,
Und doch mich nie ergreifeſt,

O blinde Liebe,
Denn frei ſind meine Triebe.

Amaryllis.

Bei meiner Treu, Lycoris!
Ich dacht', ich fienge dich, und merk', ich habe
Nur einen Strauch gefangen.
Ich höre wohl dich lachen.

Myrtill.

Daß ich der Strauch doch wäre!
Seh' ich nicht dort Coriſca
Verborgen im Gebüſch? Sie iſt es ſelber,
Und ſcheint mir zuzuwinken,
Ich weiß nicht was, doch winkt ſie immer wieder.

Chor ſingt.

Freies Herz giebt flücht'ge Füße:
O Schmeichler, deine Süße,
Dein falſch Vergnügen,
Soll es mich wieder locken, mich betrügen?
Doch kehr' ich um, und wage,
Und kreiſ', und flieh' und ſchlage,
Und weiß dir zu entweichen,
Du kannſt mich nicht erreichen,
O falſche Liebe,
Denn frei ſind meine Triebe.

Amaryllis.

Verwünſchter Strauch, o wärſt du ausgerißen!
Muß ich dich wieder greifen!
Zwar ſcheinſt du mir ein andrer jetzt beim Tappen,
Glaubt' ich etwa nicht ſicher,
Ich hätte dieſesmal dich ſchon, Eliſa?

Myrtill.

Noch immer hört Coriſca
Nicht mir zu winken auf, und ſo unwillig,
Daß ſie zu drohen ſcheint. Verlangt ſie etwa,
Ich ſoll mich unter dieſe Nymphen miſchen?

Amaryllis.

Soll ich denn heut beſtändig
Nur mit den Sträuchen ſpielen?

Coriſca.

Wohl muß ich wider meinen Willen reden,
Und aus dem Winkel treten.
Muthloſer, fang ſie! Worauf willſt du warten?
Daß ſie dir ſelber in die Arme laufe?
Laß wenigſtens dich fangen! Gieb indeſſen
Den Wurfſpieß mir und geh' ihr, Thor, entgegen.

Myrtill.

O wie ſo übel ſtimmen
Der Muth und das Verlangen!
So wenig wagt das Herz, das ſo viel wünſchet?

Amaryllis.

Für dießmal mag ſich noch das Spiel erneuern,
Denn ich bin müde ſchon; ihr laßt auch wahrlich
Zu unbeſcheiden mich ſo lange laufen.

Chor ſingt.

Jene Gottheit, ſiegbekrönet,
Der alle Welt gefröhnet,
Tribut getragen,
Seht heute ſie verlacht, ſeht ſie geſchlagen!
Wie ſich vom Tag' erhellet
Die blinde Eule ſtellet,
Wenn Vögel ſie in Schwärmen

Bekriegen und umlärmen,
Und ſie will hacken
Mit ihrem Schnabel, duckt und ſtreckt den Nacken:
So wollen wir dich necken,
O Lieb', an allen Ecken;
Der Rücken, wie die Wangen
Muß Stich und Schlag empfangen,
Und nicht gelingen
Soll Krallen ſtrecken oder Flügel ſchwingen.

Myrtill wird von der Coriſca der Amaryllis entgegen geſtoßen und von dieſer gefangen, der Chor der Nymphen zerſtreut ſich, indem er noch ſingt:

Süßes Spiel hat bittre Ruthen.
Da muß denn bluten
Der Vogel für ſein Naſchen;
Wer mit der Liebe ſcherzt, den wird ſie haſchen.

* * *

III.

Schluß der dritten Scene des dritten Aktes.

Myrtill.

O Scheiden voller Leiden!
O Ende meines Lebens!
Von dir ſcheid' ich und ſterbe nicht? Vergebens
Fühl' ich des Todes Qualen,
Denn ich muß in dem Scheiden
Ein lebend Sterben leiden,
Das Leben giebt den Schmerzen,
Auf daß der Tod unſterblich wohn' im Herzen.

IV.

Chor, am Schluße des dritten Aktes.

Wie biſt du groß, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preiſen.
Welch rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen
Kann deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefſinn oder Witz der Weiſen
Kann deine Kraft ergründen?
Wer ſieht, wie deine Gluten ſich entzünden
Ueppig und ausgelaßen,
Wird ſagen: Ird'ſcher Geiſt, dich aufzufaßen
Taugt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann ſieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was ſonſt ungeſtüm erglühte,
Alsbald erlöſchen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geiſt, nur im Gemüthe
Haſt deinen Sitz, dein Heiligthum du innen.
Seltſames Wunderweſen,
Menſchlich und Gott-geſtaltet,
Zum Sehen blind, zur Weisheit nicht erleſen,
Von Vernunft und Begier, von Geiſt und Sinnen
Verworrenes Beginnen!
Ein ſolcher biſt du's dennoch, welcher waltet
Im Himmel und auf Erden, die dir fröhnen.
Doch, ohne dich zu höhnen,

Ein ſtolz'res höh'res Wunder noch entfaltet
Als dich die Welt, und das du nicht erſchwingeſt,
Weil, was du nur vollbringeſt
Hier unter uns, das ſtaunend wir erheben,
In ſchönen Weibes Kraft dir iſt gegeben.
O Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig deſſen,
Der deine holde Hülle
Dir, beider Schöpfer, ſchöner zugemeſſen!
Was iſt, das ſchön wie du der Himmel habe?
An weiter Stirn Ein Auge,
Unförmlicher Cyklope, läßt er kreiſen,
Nicht, dem, der es betrachtet, Licht zu weiſen,
Nein, daß man tiefe Blindheit ihm entſauge.
Und wenn er ſeufzt und redet,
Erhebt er eines zorn'gen Leu'n Gebrülle,
Nicht Himmel mehr, ein Feld von grauſen, dunkeln
Sturmwolken rings befehdet,
Schießt er den Blitz mit wilder Strahlen Fülle.
Du, mit dem ſanften Funkeln,
Und mit dem Blicke, der ſo engliſch milde,
Von zweien anſchaubaren heitern Sonnen,
Bringſt in das ſtürmiſch wilde
Gemüth des, der dich anſchaut, ruh'ge Wonnen.
Aus Ton, Bewegung, Schimmer,
Reiz, Schönheit, Sitte, ſind dir Harmonieen
So ſüß im ſchönen Angeſicht verliehen,
Der Himmel wage nimmer,
Muß nur dem Paradies der Himmel weichen,
Mit dir, du göttlich Ding, ſich zu vergleichen.
Wohl iſt's mit großem Rechte,

Daß jenes ſtolze Weſen
Das Mann genannt wird, dem ſich Alles neiget,
Was ſterblich von Geſchlechte,
Wenn er ſieht, was an dir ſich Hohes zeiget,
Sich vor dir bückt; und wenn nur er regieret,
Und thront und triumphieret,
So iſt's nicht, weil mit Scepter und mit Kranze
Er würdiger ſich zieret:
Nein, dir zu höherm Glanze;
Denn, je mehr des Beſiegten Preis geſtiegen,
Um ſo glorreicher iſt's, ihn zu beſiegen.
Daß aber deiner Schöne
Nicht bloß der Mann, beſiegt die Menſchheit fröhne,
Davon kann heut Myrtill, wen Zweifel rühren,
Zum Wunder überführen.
Dieß konnte deinem Werth, o Weib, nur fehlen,
Zu hoffnungsloſer Liebe zu beſeelen.

V.

Aus der fünften Scene des fünften Aktes.

Carin.

Der Zorn war nie ein ungeſtümes Wüthen
Im Buſen edlen Blutes;
Nichts andres als ein Hauch erhabnen Muthes,
Der, ſtrömend durch die Seele,
Wenn ſie am meiſten von Vernunft berathen,
Sie kühn macht, und erweckt zu ſchönen Thaten.

Madrigale.

I.

„Ich liebe dich, mein Leben!“ ſagt mein Leben
So hold, als ob in dieſen Einen Laut,
Der alle Süße thaut,
Ihr ganzes Herz ſich freudig umgeſtalte,
Damit ich drinnen walte.
O Stimme des Entzückens und der Luſt!
Nimm, Liebe, ſie! erhalte
Sie eingeprägt der Bruſt!
Sie ſoll allein mir Seel' und Athem geben;
„Ich liebe dich, mein Leben!“ ſei mein Leben.

II.

Es blieb nicht ungerochen
Der Raub, den ich verbrochen;
Drum mag's euch nicht verdrießen,
Liebreizend ſüße Lippen,
Daß ich von euern friſchen Roſen nippen
So werthe Speiſe durfte dem Verlangen,
Da ich zur Strafe ließ mein Herz gefangen.

III.

O welchen Kuß hatt' ich von meiner Lieben
Süß, aber unvollendet!

Ich weiß nicht, gab ſie, hab' ich ihn entwendet.
Es war ein Nein, das wollte; ein Benehmen,
Halb Geben und halb Nehmen;
Ein ſo gefällig Weigern, es begehrte,
Was weigernd es gewährte;
Ein mild Verbot, das ſelber, es zu brechen,
Einladend ſchien zu heißen,
Und den Entreißer hinriß zum Entreißen.
Ach, war dieß Raub, ſo möge Niemand ſinnen,
Wie er will Gunſt gewinnen.
Werd', Amor! nur ein Räuber: ich erlaub' es:
Die Gabe weiche ganz der Luſt des Raubes.

IV.

Ich dich, mein Herz, nicht lieben?
Nicht mehr dein Leben ſein, wie du das meine?
Gelockt von neuen Trieben,
Von neuer Hoffnung, ſollt' ich dich verlaßen?
Nein, eh der Tag erſcheine,
Mög' ich im Tod erblaßen.
Denn, wenn du dieſes Herz biſt, deſſen Streben
Mir ſchafft ſo ſüßes Leben,
Quell jedes Guts, um das die Wünſche werben:
Wie könnt' ich dich verlaßen, und nicht ſterben?

V.

O mitternächtlich Wunder voller Wonne,
Und nicht etwa im Traume!

Bei Mondenlicht betracht' ich meine Sonne.
Du Mond, durch deſſen Güte
Mich das erfreut, was mir der Tag genommen!
Weil ja dein Schein entglommen
Und meines Abgotts vielgeliebte Blüthe,
So ſei, auf jenem ſel'gen Strahl, der leiſe
Ihr ſchönes Antlitz rühret,
Vom ſüßen Mund Ein Kuß mir zugeführet.
Dann hemme nur die Reiſe,
Mich trenne von der meinen
Nicht deiner Sonn' Erſcheinen. Ach mir Armen,
Der, wo dein Strahl, nie hinreicht mit den Armen!

VI.

Lycoris gab Bathyllen
Ein Röschen, wie mir ſchien, des Paradieſes.
So lieblich that ſie dieſes,
So hold erröthend im Geſicht: die Loſe
Schien eine Roſe, gebend eine Roſe.
Da ſprach zu ihr der Hirte,
Indem er ſüß vor Liebe ſeufzend girrte:
O dürft' ich mehr erlangen,
Der Roſe Geberin zur Gab' empfangen!

VII.

Welch ein Entzücken iſt es, duft'ge Lippen,
Euch küſſen, euch belauſchen!
Doch kann ich eins nur um das andre tauſchen.
Wie tödten eure Freuden
Sich doch einander, da von einer jeden

Der Seele lieblich Leben wird verliehen!
Wie holde Harmonieen
Erregtet ihr, o ſüße Küſſ' und Reden,
Könntet zugleich ihr beiden
Die beiden Süßigkeiten in euch tragen,
Die Reden küſſen, und die Küſſe ſagen!

VIII.

Verſagt mir nur, o Spröde,
Der ſchönen Augen Sonne,
Verſagt mir eurer Engelsworte Wonne,
Verſagt mir Mitleid, Hülfe, Troſt zu geben,
Verſagt mir auch das Leben:
Nur ſcheut euch, zuzuſagen,
Was ihr mir wollt verſagen.

IX.

Ihr heißt mich, ach! vergebens,
Vor eurem Ohr, ſchöne Sirene, ſingen:
Ihr ſeid ja taub, ich ſtumm: wie ſoll's gelingen?
Der Zauber eurer Klänge
Nahm mir die Stimm', und bloß im Herzen tönen
Mir Harmonie'n vom Klagen und vom Stöhnen.
Und wenn euch eure Strenge
Den Laut entzieht, blickt auf mein Weinen nieder,
Denn meine Thränen ſind jetzt meine Lieder.

X.

Ein Bogen iſt mein Leben,
Der Pfeil die That, die Sehne mein Gedanke,

Ich bin der Schütz, Ruhm iſt des Zieles Schranke.
Was mir von Kraft und Muth zum Looſe fiel,
Sei aufgewandt, und treff' ich nicht das Ziel,
So hab' ich unverſchuldet
Nur widrig Glück erduldet.
Den Bogen wag' ich, ſicher zielt die Hand,
Vom Fittig bis zum Eiſen wird geſpannt.

XI.

Als kleine Welt erſcheinet
Der Mann, doch groß, wenn er das Weib gewonnen,
Weil für einander ſie Natur erſonnen.
Im Manne wird gepfleget
Was nur die Welt vergänglich, ſterblich heget;
Im Weibe hat das Ew'ge ſeine Stelle:
Im Antlitz Paradies, im Herzen Hölle.

XII.

'Ja' ſprachſt du, und ich ſandte
Dieß wunderſüße Ja hinab zum Herzen,
Das alſobald entbrannte
Im ſchönſten Feuer der verliebten Schmerzen,
Wie dieſer Zu[illegible] nur es konnt' erregen.
Nun es dich reut, wird Reu' auch hier gefühlet,
Ein Ja hat mich entflammt, ein Nein gekühlet.

XIII.

Dieß unſer ſterblich Leben,
So glänzend, iſt ein Federchen am Winde,

Der es entführt, daß es im Wink verſchwinde.
Und wenn es, in verwegnen Kreißen fliegend,
Zuweilen ſich erhebet,
Und in den Lüften ſchwebet,
Wie auf den eignen Schwingen frei ſich wiegend:
So kommt dieß, weil es leicht iſt von Natur,
Doch wenig dauert's nur,
Und muß nach tauſendfält'gem Schwung und Wallen,
Wie es von Erden iſt, zur Erde fallen.

Aus dem Spaniſchen.

Romanzen.

I.

Erzürnte Liebe.

Durandarte, Durandarte!
Wackrer, wohlgeprüfter Ritter!
Sieh, ich bitte, laß uns reden
Von den ehemal'gen Zeiten.
Sag mir, ob du dich erinnerſt,
Wie du einſt mir Liebe trugeſt,
Wie im Schmuck und Waffenzeichen
Du dein Sehnen offenbarteſt,
Und zu meinem Wohlbehagen
Aus dem Feld die Mohren ſchlugeſt. —
Aber nun, du Undankbarer,
Sag, warum du mich vergeſſen?

„Worte können lieblich ſchmeicheln,
„Wie es euch gefällt, Señora;
„Hab' ich meine Treu gewechſelt,
„O ſo habt ihr's ſelbſt verſchuldet,
„Denn ihr liebtet den Gayferos,
„Als ich Landes war verwieſen.
„Wollt ihr Liebe mit mir hegen,
„So iſt euer Denken irrig;
„Eher, als die Schmach erdulden
„Will ich in Verzweiflung ſterben!"

II.

Die verlorne Unſchuld.

Ich war Mohrin Moraina,
Mohrenmägdlein, ſchöngeſtalt.
Kam ein Chriſt vor unſrer Thüre,
Ach ich Arme, mich zu trügen;
Und er rief mich auf Arabiſch,
Weil er's wohl zu reden wußte:
'Oeffne mir die Thüren, Mohrin!
'So dich Allah mag beſchützen!'
„Und wie ſoll ich Arme öffnen?
„Weiß ich ja nicht, wer du biſt.“
'Sieh, ich bin der Mohr Mazote,
'Deiner Mutter Bruder bin ich.
'Hab 'nen Chriſten todtgeſchlagen,
'Hinter mir kommt der Alkalde:
'Machſt du mir nicht auf, mein Leben,
'Wirſt mich hier erſchlagen ſehn.' —
Als ich Arme das vernommen,
Da begann ich aufzuſtehn;
Warf mir um das Zindelhemde,
Thät vor Eil nicht an mein Röckchen,
Und ſo kam ich vor die Thüre,
Schloß ſie angelweit ihm auf.

III.

Aus dem Gefängniß.

Ach, im Maien war's, im Maien,
In der großen Hitze Tagen,
Wann die Liebenden umhergehn,
Dienſt den Lieben anzutragen;
Nur ich armer Unglückſel'ger
Muß hier im Gefängniß zagen!
Wann es Nacht ward, wußt' ich nimmer,
Noch wann es begann zu tagen,
Hätte nicht ein kleines Vöglein
Mir um's Morgenroth geſchlagen.
Nun erſchoß es mir ein Schütze:
Den will ich vor Gott verklagen!

Aus der Celeſtina.

Lucretia und Meliböa.

Bäume, wo wir Kühlung ſaugen,
Neiget euch, wenn ihr ſie ſehet,
Jene ſo holdſel'gen Augen
Des, nach dem ihr ſchmachtend wehet.
Sterne, die ihr leuchtend gehet,
Bote du der Morgenſonne,
Weckt doch, von mir angeflehet,
Wenn ſie ſchlummert, meine Wonne.

Meliböa.

Papagaien, Nachtigallen,
Deren frühe Kehlen ſangen,
Meinem Liebſten ſagt vor allen,
Wie ich wart', ihn zu empfangen.
Halb iſt ſchon die Nacht vergangen,
Und er weilet.
Späht, ob ihn ein neu Verlangen
Mit mir theilet.

Montemayor.

Aus der Diana.

Abſchied Sirenos und Dianens.*)

Unter auserleſ'nen Schatten
Eines grünen Bordes hin,
Wo ein ſorgenfreier Sinn,
Wie es Zeit und Ort geſtatten,
Fände mancher Luſt Gewinn:
Trieb Sireno ſeine Herde,
Ein betrübter Hirt, im Herzen
So gequält von wahren Schmerzen,
Wie nur Spiel iſt die Beſchwerde
Derer, die mit Liebe ſcherzen.

Dieſer wollt' um Lieb' erbleichen,
Die er lang' Dianen ſchwur,

---

*) Dieß Gedicht iſt im Original überſchrieben Canto de Nisa. Die ſchöne Dorida ſingt es in Gegenwart andrer Schäferinnen, und des Sireno, der, bei ſeiner Zurückkunft in die Gegend, Dianen ungetreu und einem Andern vermählt gefunden hat. In dem ganzen Roman ſind wirkliche Vorfälle unter ſchäferlichen Sitten geſchildert. Sireno iſt ohne Zweifel der Dichter ſelbſt, und „der große Hirt,“ der König, in deſſen Dienſten er außer Landes gehen mußte.

Einer Hirtin jener Flur,
Der an Schönheit mußte weichen
Alle menſchliche Natur.
Was ein Weſen kann erhöhn,
War an ihr vollkommner Weiſe,
Denn ihr diente nicht zum Preiſe,
Klug zu heißen, als nicht ſchön,
Oder ſchön als minder weiſe.

Und er warb nicht ohne Huld;
Denn gezwungen ſie zu meiden,
Hätt' er wohl, gewohnt der Leiden,
Mehr ertragen in Geduld
Die Entfernung nach dem Scheiden.
Denn dem Herzen, ungeübet,
Leid zu dulden, oder Plagen,
Wo nicht Weisheit hemmt die Klagen,
Von der kleinſten Noth getrübet
Will ihm aller Muth verſagen.

Einen vollen Strom entlang,
Der den Namen Ezla führet,
Wo nach Klee die Herde ſpüret,
Wandelte der Schäfer bang,
Von der Trennung tief gerühret.
Seine Schäferin zu ſehen
Wartet er voll Kummer ſchon,
Die, indes die Stunden flohn,
Weidend ließ die Herde gehen
In den Bergen von Leon.

Während ſie noch außen bliebe,
Stand der traur'ge Hirt und ſann,

Und der Tag erſchien ihm dann,
Wo vom falſchen Gott der Liebe
Er die erſte Luſt gewann.
Und er ſprach, ſich ſo nun ſehend,
Was die Liebe mir gewähret,
War ein Gut, das ſich verkehret,
Weil das Uebel, draus entſtehend,
Doppelt mich hernach beſchweret.

Da die Sonne ſchon ſich wandte,
Konnt' ihr Feuer ihn nicht mühen;
Doch, was Liebe läßet glühen,
Und worin ſein Herze brannte,
Mußte hell're Flammen ſprühen.
Wie ihn ſeine Regung leitet,
Da ſein Weh die Bäume theilen,
Und der Fluß ſich will verweilen,
Von der Nachtigall begleitet,
Sagt er dieſe Liederzeilen:

Einen Abſchied nennt das Scheiden
Wer nicht kennt ein liebend Herz,
Doch ich nenn' es einen Schmerz,
Der nur endigt im Verſcheiden.

Gebe Gott, ob es mir glücke,
Daß mein Leben ſich erhält
Bis ich da mich eingeſtellt,
Wo das Herz mir bleibt zurücke;
Denn gedenk' ich an das Scheiden,
So verzaget ganz mein Herz,

Daß von dem gewalt'gen Schmerz
Bald das Leben muß verſcheiden.

Dieſes ward von ihm geſungen,
Und die Saiten auch geſchlagen,
So von aller Luſt verdrungen,
Daß das Weinen oft verſchlungen
Was Sireno wollte ſagen.
Und ſo ſtark war ſein Verlangen,
Wenn der Ton, gehemmt vom Schmerz
Stumm blieb bei der Saiten Erz,
Was die Lippen angefangen,
Das vollendete das Herz.

Als er den Geſang geendet,
Sah er ſchön Dianen kommen,
Daß die Wieſen, eingenommen,
Wo ihr Auge hin ſich wendet,
In erneuten Farben glommen.
Ihr Geſicht wie eine Blume,
Und ſo traurig, daß im Streit
Bleiben muß, wer ſie geweiht
Mehr zu einem Eigenthume,
Schönheit oder Traurigkeit.

Seufzend zu viel tauſendmalen
Senkte ſie die Augenlieder,
Und erhob ſie troſtlos wieder,
Als ob mit der Blicke Strahlen
Sie den Himmel zöge nieder.
Sagte dann mit bangerm Triebe
Als es Worte offenbaren:
Muß das Glück ſo ſchlimm ſich paaren,

O ſo magſt du künftig, Liebe,
Deine Luſt für dich bewahren!

Was die Urſach ihrer Klagen,
Hielt ſie nicht in ſich verſchloſſen.
Ob ſie Thränen da vergoſſen,
Möget ihr die Augen fragen,
Die Sirenos Bruſt durchſchoſſen.
Wie die Lieb' ihr dient zum Preiſe,
Birgt ſie nicht den theuren Hang.
Ob ſie mit Beklemmung rang,
Mögt ihr fragen dieſe Weiſe,
Welche ſie mit Thränen ſang.

Grauſam willſt du, Lieb', allein
An der Gegenwart mich weiden,
Darum, daß der Trennung Leiden
Um ſo härter möge ſein.

Du giebſt Labung, du giebſt Ruhe,
Nicht um Heil uns zu bereiten,
Nein, damit in manchen Zeiten
Man der Duldung ab ſich thue.
Seht der Liebe Tücken ein!
An der Gegenwart mich weiden,
Daß ich Trennung müß' erleiden,
Ohne Zuflucht meiner Pein.

Als Diana hingekommen,
Wo ihr Liebſter ſich ihr zeigt,
Will ſie reden, doch ſie ſchweigt;
Auch dem Armen iſt's benommen,

Da er ſich zum Reden neigt.
Was zu ſagen ſie ſich ſchicken,
Wollen ihre Augen zeigen,
Sagend, was ſie noch verſchweigen,
Mit den linden Liebes-Blicken
Ihnen zu Geſprächen eigen.

Unter eine blühnde Myrte
Setzten ſich die zwei Bedrückten,
Die einander ſo entrückten,
Daß ihr Sinn ſich ganz verwirrte,
Wie ſie ſich die Hände drückten.
Denn die Luſt, ſich zu betrachten,
Und die Furcht, ſich bald zu mißen,
Hatte ſo ſie hingerißen,
Daß ſie nur vergeblich trachten,
Und kein Wort zu ſagen wißen.

Oft ſchon mußten ſie ſich finden,
Dieſem grünen Borde nah;
Doch auf andre Weiſe da
Feierten ſie ſolch Verbinden,
Als dieß letztemal geſchah.
Wunderſames Thun der Herzen!
Zwei zu ſehen, die ſich lieben
Mit Gemüth und allen Trieben,
Und ſich ſehn mit größern Schmerzen,
Als wenn ſie allein geblieben.

Der Entfernung harte Pflicht
Muß Sireno nahe glauben:

Die Geduld will ſie ihm rauben,
Und zu reden wollen nicht
Seine Thränen ihm erlauben.
Er blickt auf die Hirtin her,
Seine Hirtin blickt auf ihn;
Und mit bitterm Schmerze ſchien
Er zu reden, doch nicht er,
Denn es red't der Schmerz für ihn.

Ach Diana! wer wohl dächte,
Wenn ich mich in Sorgen quäle,
Die ich nimmer meß' und zähle,
Daß die Stunde, die dich brächte,
Ruh nicht ſchaffte meiner Seele.
Gab es jemals Tag' und Zeiten,
Wo mir, Herrin meiner Bruſt,
Irgend etwas war bewußt,
Was mir könnte Gram bereiten,
Mehr als deine Nähe Luſt?

Wer wohl dächte, wenn ſo lange
Deine Augen nach mir ſähen,
Daß noch könnte widerſtehen
Aller Gram vom härtſten Drange,
Welcher möcht' an mir ergehen?
Herrin, ſieh, ob mein Geſchicke
Einen guten Weg gegangen!
Tödtlich war mir das Verlangen
Ehedem nach deinem Blicke,
Tödtlich nun, ihn zu erlangen.

Und nicht aus geſchwächtem Lieben:
Feſter iſt auf keins zu bauen.
Nein, ich kam ſonſt, dich zu ſchauen;
Und, zum Abſchied hergetrieben,
Komm' ich nun zu dieſen Auen.
Heut wollt' ich, dich nicht zu ſehen,
Hab' ich ſchon kein andres Leben,
Die beſiegte Seele geben,
Daß ich vor der Trennung Wehen
Nur ſo bald nicht dürfte beben.

Hirtin, wolle mir erlauben,
Daß ich ſag', in gleichem Grade
Fühlſt du Gram, den ich entlade;
Iſt es Wunder, daß zum Glauben
Deine Gegenwart mich lade?
Wenn, Diana, dem ſo iſt,
Sag, wie kann ich dich verlaßen?
Oder du mich gehen laßen?
Oder ich, ohn' alle Friſt,
Den Entſchluß zum Abſchied faßen?

Ach Geliebte! Himmel, ach!
Wie gar keinen Grund hab' ich,
Um zu klagen über dich!
Und du findeſt Grund hernach
Täglich, zu vergeßen mich.
Du vertreibſt mich nicht von hinnen,
Dieſes ſag' ich grad' und ſchlicht,
Minder meiner Treue Pflicht,
Und, wenn ich mich will beſinnen,
Wer es thut, ich weiß es nicht.

Ganz in Thränen hingeſchwommen,
Oft von Seufzen unterbrochen,
Ward vom Schäfer dieß geſprochen,
Was ihr eben habt vernommen,
Und wobei ihr Herz gebrochen.
Zu antworten ſtrebt ſie jetzt,
Tauſendmal will ſie beginnen,
Hält dann vor Betrübniß innen,
Und die Liebe muß zuletzt
Auf die Antwort für ſie ſinnen.

Mehr zu ſagen, als ich wollte,
O Sireno, kam die Stunde:
Denn verräth ſich ſchon die Wunde,
Möcht' ich, Schäfer, doch, und ſollte
Sie verſchweigen mit dem Munde.
Aber ach! ſo muß ich Arme
Nun erſt mein Geheimniß ſagen,
Da es nicht mehr hilft zu klagen,
Noch mich zu befrein vom Harme,
Noch die Reiſe zu vertagen.

Warum gehſt du ſo, mein Hirt?
Willſt mich ſo verlaßen hier?
Wo die Zeit, des Ortes Zier,
Nur der Mahnung dienen wird
An die Luſt der Liebe mir?
Was empfind' ich, wann die Schritte
In dieß holde Thal mich leiten,
Wann ich ſag': in guten Zeiten
Saß ich hier nach unſrer Sitte,
Mein Sireno mir zur Seiten.

Denk', ob ich es traurig fände,
Dich nicht ſehn, und dieſe Auen
So geſchmückt von Bäumen ſchauen,
Deren Rinde deine Hände
Meinen Namen anvertrauen;
Und was ſchärfer könnte nagen,
Als den Ort, wo ich dich fand,
Sehn in ſo verlaßnem Stand
Wo du mir mit großem Zagen
Deine Pein zuerſt bekannt?

Wenn ſich dieſes harte Herz
Bis zu Thränen kann erweichen,
Wie erweicht ſich's nicht ingleichen,
Einzuſehn den wilden Scherz,
Den du treibſt, mir zu entweichen.
O mein Schäfer, nicht geweint!
Denn es hilft nicht, Thränen ſpenden;
Und der muß ſein Herz verblenden,
Der um Schmerz zu weinen ſcheint,
Und das Mittel hat in Händen.

Doch vergieb, Sireno, mir,
Kränkt' ich dich, ohn' es zu wißen.
Laß mich dein Geſpräch nicht mißen!
Im dem holden Thale hier
Bleib' ich ſonſt, mir ſelbſt entrißen;
Auch zum Scherz kann mir's nicht taugen,
Fern von dir zu denken mich.
Geh nicht von mir! Willſt du? Sprich!
Laß nicht weinen dieſe Augen,
Womit ich geblickt auf dich.

Wieder ſprach der Hirt ihr zu:
Billig jeder Vorwurf ſchien',
Wenn ich ſelber wollte fliehn;
Doch mich bleiben heißeſt du,
Und mein Schickſal heißt mich ziehn.
Sehend deine holden Blicke
Fühl' ich, Herrin, ungezwungen
Dir zu folgen mich gedrungen,
Armer! der ich dem Geſchicke
Zu gehorchen bin gezwungen.

Ja, gezwungen iſt mein Scheiden,
Aber nicht durch meine Schuld.
Gern' das Härtſte wollt' ich leiden,
Dich zu ſehn auf dieſen Weiden,
Wo mir ſchwindet alle Huld.
Nur mein Herr, der große Hirt,
Iſt es, der mich heißet gehn,
Welchen bald ich möge ſehn
Von der Liebe ſo verwirrt,
Wie ichs fühl' an mir geſchehn.

Wollte Gott, es ſtünd' in meinen
Händen, um dir nachzugeben,
Meinen Abſchied aufzuheben,
Wie du, Herrin, in den deinen
Mein Tod haſt und mein Leben.
Aber glaub', es iſt vergebens,
Selber muß ich mir's verkünden,
Eine Hoffnung noch zu gründen,
Daß die Freuden meines Lebens
Je in meinen Händen ſtünden.

Meinem Hirt und Herden zwar
Könnt' ich leichtlich thun Verzicht,
Suchen andrer Herren Pflicht;
Doch, nehm' ich das Ende wahr,
Ziemt es unſrer Liebe nicht.
Denn verlaß' ich dieſe Herde,
Und nehm' eine andre an:
Sag, wie ſchaff' ich dann mir Bahn,
Ohne daß dir's Unheil werde,
Dieſem grünen Bord zu nahn?

Hält mich dieſes mächt'ge Feuer
Hier zurück, ſo wird's errathen,
Daß dir meine Wünſche nahten;
Meine Luſt kauf' ich zu theuer,
Muß ich deinen Ruf verrathen.
Wenn man ſagt, daß ich im Werben
Allzu glücklich bei dir bin,
Und verdammet dich darin:
O wie würd' es mich verderben!
Und wie brächt' es dir Gewinn?

Hierauf ſprach die Schäferin,
Ganz von Schmerzen übermannt,
Mich zu laßen, Hirt, wie fand
Weiſe Gründe nur dein Sinn,
Die der Liebe unbekannt?
Uebles Zeichen muß ich's nennen:
Wer, ſo hört' ich immer ſagen,
Gegenwärtig vorzutragen
Gründe weiß, um ſich zu trennen,
Wird die Trennung leicht ertragen.

Ach ich Arme! du gehſt fort,
Und ich weiß nicht, was aus mir
Werden wird, noch was aus dir,
Noch ob du gedenkeſt dort,
Daß wir uns geſehen hier.
Noch auch weiß ich, ob vielleicht
Ich Betrug zum Lohn erfahre,
Da den Schmerz ich offenbare;
Doch, was mir zum Gram gereicht,
Halt' ich immer für das Wahre.

Was kann dir die Wehmuth taugen?
Schäfer, geh zu Schiffe! geh!
Flüchtig eile durch die See,
Wie ich der aus meinen Augen
Dich ſo leicht entkommen ſeh'.
Mag dich Gott vor Stürmen ſchützen,
Mein Sireno, ſüßer Freund!
Und das Glück, nicht mehr dir feind,
Redlicher dich unterſtützen,
Als du es mit mir gemeint.

Da mein Auge ſoll entbehren
Was ihm Wonne konnte bringen,
Fühl' ich mich im Tode ringen,
Während mir die Thränen wehren
Meine Rede zu vollbringen.
Eh ſich dieſe Augen ſchließen,
Jüngling, will zu Gott ich flehen,
Daß ſie einmal noch dich ſehen.
Kannſt du ſchon ihr Weh beſchließen,
Wünſchen ſie dein Wohlergehen.

Meine Herrin, ſprach er drauf:
Unglück kommt niemals allein:
Mag es noch ſo tödtlich ſein,
Stets, begleitend ſeinen Lauf,
Stellt ſich noch ein größres ein.
Deinen Anblick und mein Leben
Bald getrennt zu müßen meiden,
Iſt kein ſolch unendlich Leiden,
Als dem Jammer hingegeben
Dich zu ſehn bei unſerm Scheiden.

Könnt' ich dieſe je vergeßen,
Augen, wo ich ſchaute mich,
Sei von Gott vergeßen ich;
Oder heg' ich ſonſt indeſſen
Andre Bilder, als nur dich.
Und wenn fremder Schönheit Blicke
Reizung je in mir erregen,
Einer frohen Stunde wegen
Möge mir mein Mißgeſchicke
Tauſend Jahr der Qual auflegen.

Und vertauſch' ich meine Treue
Jemals gegen neue Bande,
Dann alsbald vom höchſten Stande
Stürze mich des Glückes Reue
In Verzweifelung und Schande.
Mahne nicht ans Wiederkommen,
Liebe ſüße Herrin mein!
Allzu unwerth wär' ich dein,
Könnte mir das Leben frommen
Ohne dir geſellt zu ſein.

Mein Sireno, ſprach ſie wieder,
Wenn ich dich vergäß' einmal,
Werd' in dieſem holden Thal,
Wo den Fuß ich ſetze nieder,
Grüner Raſen dürr und fahl.
Sollt' ich die Gedanken lenken
Je nach einer andern Seite,
Bitt' ich Gott, daß er bereite,
Wenn ich will die Schafe tränken,
Daß der Fluß mir trocken gleite.

Nimm von Haaren dieſe Flechte,
Die ich wand, weil mir geſchienen,
Dir zum Zeichen könnt' es dienen,
Daß du nahmſt Beſitzes Rechte
Von dem Herzen und von ihnen.
Dieſen Ring auch biet' ich dar,
Woran zwei verſchlungne Hände
Zeigen, ob das Leben ende,
Daß vereinter Seelen Paar
Nie einander ab ſich wende.

Dir zu laſſen, ſprach der Hirt,
Hab' ich, außer meinem Stabe,
Nur der werthen Laute Gabe,
Welche ſpielend ich geirrt
Oft auf dieſen Wieſen habe.
Tauſend Lieder ließ ich dir,
Meine Hirtin, auf ihr tönen;
Pries den Ausbund alles Schönen,
Und wie ich ſie fühlt' in mir,
Haucht' ich Lieb' in ſüßem Stöhnen.

Nun umarmten ſie ſich beide;
Dieſes war ihr erſtes Mal,
Und ich denk', ihr letztes Mal,
Weil die Zeit die Liebes-Eide
Anders lenkt als eigne Wahl.
Fühlte tödtlich grimm'gen Schmerz
Schon Diana, ſo zu wißen
Ihren Jüngling ſich entrißen,
So war doch ſeitdem ihr Herz
Auf die Heilung ſelbſt beflißen.

Cervantes.

Aus dem Perſiles.

I.

Gruß des Pilgers.

O große, o gewalt'ge, o vor allen
 Hochheil'ge Stadt! Rom! ſieh vor dir ſich neigen
 Den Pilger-Fremdling, andachtsvoll dein eigen,
 Demüthig in erſtauntem Wohlgefallen.

Dein Anblick, über deines Ruhms Erſchallen,
 Verwirrt den Geiſt, wie hoch er möge ſteigen,
 Wenn wir mit nackten Sohlen, inn'gem Schweigen,
 Dich anzuſchaun, dich anzubeten, wallen.

Die ich betrachte, deines Bodens Erde,
 Iſt, von dem Blut der Märtyrer bethauet,
 Geſammt-Reliquie aller Erdgefilde.

Nichts iſt in dir, was nicht Exempel werde
 Der Heiligkeit, als die du biſt erbauet
 Nach der Stadt Gottes großem Muſterbilde.

II.

Auf die Jungfrau Maria.

Eh aus dem ew'gen Geiſte noch entſprungen
Die leichtbeflügelten Intelligenzen,
Eh ſchnell und langſam ſich die Sphären ſchwungen
Nach der Bewegung Maß und ſichern Gränzen,
Und eh die alte Finſterniß, durchdrungen,
Der Sonne Haupthaar ſah vergoldet glänzen:
Da hat ihm ſelber Gott ein Haus errichtet,
Aus heiligſtem und reinſtem Stoff verdichtet.

Die hohe Gründung, ſtark um nie zu beben,
Sie ruht, geſtützt auf tiefer Demuth Proben,
Und je mehr ganz der Demuth hingegeben,
So königlicher wird der Bau erhoben.
Es überſteiget Land und Meer ſein Streben,
Dahinten bleibt der Winde niedres Toben,
Das Feu'r dahinten, und ihm muß gelingen
Tief unter ſeinen Fuß den Mond zu bringen.

Der Segens-Wohnung Pfeiler, ihre Mauern,
Glaub' iſt's und Hoffnung, welche ſie erſchufen.
Die Lieb' umgiebt ſie, die zu ſtetem Dauern,
Wie Gott allzeit unendlich, iſt berufen.
Nie wandelt Mäßigung die Luſt in Trauern,
Vor ihrer Weisheit ebnen ſich die Stufen
Zum Gut, das ſie erfreun ſoll, für die Werke
Ihrer Gerechtigkeit und tapfern Stärke.

Den hohen Pallaſt zieren tiefe Graben,
Brunnquellen, nie verſiegend ausgegoßen,
Verſchloßne Gärten, ſo die Völker laben
Mit ſüßer Frucht, zu Wonn' und Heil genoßen.
Zur Linken und zur Rechten ſtehn erhaben
Cypreſſen, ſtehn der Palmen edle Sproßen,
Erhabne Cedern, gleich den hellſten Spiegeln,
Die nah und fern der Gnade Licht entſiegeln.

In ſeinen Gärten ſiehet man den Zimmet,
Platanen, und die Roſe Sarons blühen,
Die mit der Farbe, ja noch ſchöner glimmet,
Wie die entbrannten Cherubinen glühen.
Kein Schatte düſtrer Sündennacht umſchwimmet
Je ſeinen Kreiß mit feindlichem Bemühen.
Nur Licht, nur Glorie, Himmel nur, erfüllet
Den Bau, der ſich der Erde heut enthüllet.

Der Tempel Salomons will heut ſich weiſen,
Vollkommen ſelbſt vor Gottes Blick erfunden,
Woran kein Schlag geſchah, kein zimmernd Eiſen
Des Werkes Theile fugend erſt verbunden.
Die Sonne, die wir unzugänglich preiſen,
Hat offenbarend heut ihr Licht entbunden;
Heut hat dem Tage neuen Glanz verliehen
Das leuchtendſte Geſtirne von Marien.

Der Stern giebt ſeinen Schein heut vor der Sonnen;
Ein wundervolles, doch ſo gutes Zeichen,
Daß es die Seel' erfüllt mit Freud' und Wonnen,
Nicht ahndend vor der Deutung läßt erbleichen.

Die Demuth hat den Gipfel heut gewonnen,
Heut muß, zuerſt geſprengt, die Kette weichen
Der alten Schuld; und jene kluge Eſther
Tritt in die Welt, der Sonne ſchön're Schweſter.

Mägdlein des Herrn, zu unſerm Heil erwählet,
Zart, doch ſo ſtark, daß du mit furchtbarm Krachen
Die Stirn, in frecher Miſſethat geſtählet,
Zerknirſchet haſt dem grimmen Höllendrachen.
Kleinod des Herrn, das unſern Tod beſeelet,
Da du allein, vermittelnd unſre Sachen,
Zurückgeführt zu neuer Friedensweihung
Mit Gott des Menſchen tödtliche Entzweiung.

Gerechtigkeit und Gnade ſind verbündet
In dir, o reinſte Jungfrau! und ſie haben
Durch ihren ſüßen Friedenkuß verkündet
Den nahen Herbſt, das Füllhorn aller Gaben.
Des Aufgangs, der die heil'ge Sonn' entzündet,
Aurora, kommſt du jeden Blick zu laben;
Des Frommen Jubel und des Sünders Hoffen,
Zeigſt du nach Sturm und Nacht den Himmel offen.

Du biſt die Taube, droben her geſendet
Von Anbeginn, biſt die als Braut geſchmückte,
Die reines Fleiſch dem ew'gen Wort geſpendet,
Kraft deſſen Adams Schuld nun die beglückte.
Du biſt der Arm des Herrn, der abgewendet
Das ſtrenge Meßer, welches Abram zückte,
Und uns zu des wahrhaften Opfers Flamme
Begabet hat mit dem unſchuld'gen Lamme.

Gedeih' und bringe zeitig, ſchöne Pflanze,
Die Frucht, ſo das Gemüth mit Hoffnung weidet,
Zu tauſchen jene Trau'r mit Feierglanze,
Die ſeit dem großen Fall es gleich umkleidet.
Der unermeßliche Tribut für's Ganze,
Der deſſen Löſung, einzig ächt, entſcheidet,
Wird ausgeprägt in dir: ja, göttlich Weſen,
Du biſt zur Weltherſtellerin erleſen.

Aus den hochheil'gen Empyreer-Hallen
Will der beſchwingte Paranymph ſchon eilen;
Er läßt die goldnen Fitt'ge leiſe wallen,
Die ſittſame Geſandtſchaft zu ertheilen.
Gebenedeite Jungfrau du vor allen!
Der Duft der Tugend, den du hauchſt, mit Seilen
Der Liebe zieht er Gottes mächtig Walten,
Daß es in dir ſein Höchſtes mög' entfalten.

III.

Die Sündflut.

Der Streng' unüberwindlicher Gewalten
Entflieht, gewarnt, und ſchließt ſich in die Arche
Der damals allgemeine Weltmonarche,
Des Menſchenſtammes Reſte zu erhalten.

Freiſtatt eröffnet vor der Parce Schalten
Und königlich Aſyl der Patriarche,
Wie ſie auch grimmig und vernichtend ſchnarche
Auf alle lebend athmenden Geſtalten.

Man ſieht nun in dem holden Bau verſchloßen
Den Löwen und das Lamm; des Friedens freuet
Beim wilden Falken ſich die Taub' indeſſen.

Doch macht kein Wunder Zwietracht zu Genoßen:
Weil, wo Gefahr und Noth gemeinſam dräuet,
Natürliche Geneigtheit wird vergeßen.

Aus der Galatea.

I.

Galatea.

Weg mit dem Feu'r, dem Pfeil, dem Froſt, der Schlinge
Amors, der brennt, trifft, kältet und verſtricket;
Nicht ſolcher Flamme mein Gemüth ſich ſchicket,
Nicht ſolche Bande lähmen ihm die Schwinge.

Er zehr', erleg', erſtarre, feßle, zwinge
Den Willen, der auf ſeine Winke blicket,
Nur daß Pfeil, Schnee und Netz, was er auch ſchicket,
Den mein'gen nicht mit ſeiner Glut durchdringe.

Mein keuſcher Vorſatz ſoll ſein Feuer ſchwächen,
Den Knoten ſoll Stärk' oder Kunſt zerreißen,
Mein heißer Eifer ſoll den Schnee zerſtreuen,

Des Pfeiles Spitze mein Gedanke brechen:
So werd' ich den Gefahren mich entreißen,
Und Amors Brand, Pfeil, Schling' und Froſt nicht ſcheuen.

II.

Damon.

Woſern das Meer, mit grimm'ger Wuth bewehret,
In ſeinen Stürmen könnte lang beſtehen,
So wär wohl' Jedem, den empörten Seen
Sein ſchwaches Schifflein zu vertraun, gewehret.

Nicht allezeit in gleichem Stande währet
Gut oder Uebel, beides muß vergehen:
Denn flöh' das Gut, und blieb' das Uebel ſtehen,
So wär' die Welt zum Chaos ſchon verkehret.

Die Hitze kommt dem Froſt, die Nacht dem Tage,
Der Frucht die Blüthe wieder nachgewandelt,
Aus Gegenſätzen bildend gleich Gewebe.

In Herrſchaft wird die Niedrigkeit, die Plage
In frohe Luſt, der Ruhm in Wind verwandelt,
Daß ſo Natur im Wechſel ſchöner lebe.

III.

Gelaſia.

Wer ließe wohl, wo ſeine Herden graſen,
Die friſchen Kräuter und die friſchen Quellen?
Wer mit behendem Jagdgeſchoß zu fällen
Den borſt'gen Eber oder leichten Haſen?

Wer wird nicht gern den ſüßen Lockton blaſen,
Den unerfahrnen Vögeln nachzuſtellen?
Wer miede, wenn des Mittags Gluten ſchwellen,
Die Ruh im Walde wohl auf weichem Raſen?

Um nachzugehn dem Brand, der Qual, dem Bangen,
Der Eiferſucht, den peinigenden Neßeln
Der falſchen Lieb' in ihrem wüſten Treiben?

Die Flur iſt und war immer mein Verlangen,
Roſen ſind und Jasminen meine Feßeln,
Frei kam ich auf die Welt, frei will ich bleiben.

Die Schalkhafte.

(Aus der Novelle: Der eiferſüchtige Eſtremadurer.)

Mutter mein, o Mutter!
Hüter ſtellet ihr:
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.

Steht es nicht geſchrieben,
Und ein wahres Wort,
Daß wir immerfort
Das Verbotne lieben?
Zwang dient nur den Trieben,
Mehr ſie aufzuwiegeln;
Drum mich zu verriegeln
Thut nicht weislich ihr.
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.

Mag der Wille nicht
Sich für ſich bewachen,
Sind nur ſchlechte Wachen
Scheu ihm oder Pflicht.
Ja fürwahr, er bricht
Durch des Todes Schranken,
Mit was für Gedanken,
Nie errathet's ihr.

Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.

Sehnet ſich ein Herze
Nach verliebtem Glücke,
Geht es wie die Mücke
Nach der Liebeskerze.
Ihm ſind nur zum Scherze
Aller Hüter Scharen,
Noch ſo ſehr bewahren
Mag man es, wie ihr.
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.

Nichts iſt allzutheuer,
Wo die Liebe handelt,
Und die Schönſte wandelt
Sie zum Ungeheuer.
Einen Sinn von Feuer,
Eine Bruſt von Wachs,
Füß' und Händ' aus Flachs,
Schafft ſie heimlich ihr:
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.

Zigeunerliedchen.

(Aus der Novelle: Das Zigeunermädchen.)

Beſchwörung gegen das Kopfweh.

Köpfchen kleine! Köpfchen kleine!
Mußt dich halten, mußt nicht ſchwindeln,
Und dich wickeln, wie in Windeln,
In Geduld mit heil'gem Scheine.
Glaub an meine
Gut und feine
Wörterleine,
Ohne Wanken
Zu nichtsnutzigen Gedanken,
Und wirſt ſehen
Wunderding' an dir geſchehen,
Gott geprieſen
Und Sankt Chriſtophel den Rieſen.

Aus dem Don Quixote.

I.

Sonett.

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einſt, abweſend und gekränket,
Aus frohem Stand in Buße tief verſenket,
Dort auf dem Armut-Felſen hingegeben:

Du, den die Augen, bei dem bangen Streben,
Mit reichlichem, doch ſalz'gem Naß getränket,
Dem Erd' auf Erde magre Koſt geſchenket,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben:

Leb' im Vertrau'n, es werd' auf ew'ge Zeiten
So lang im mindſten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Roſſe treiben,

Dein Name ſeinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchſter Ehre,
Dein weiſer Thatenſchreiber einzig bleiben.

II.

Geſpräch zwiſchen Babieça und Rocinante.

B. Wie ſeid ihr, Rocinante, ſchmal gemeßen!
R. Man frißt ja nichts, und muß ſich immer plagen.
B. Wie ſteht's mit Hafer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Bißen läßt mein Herr mich eßen.
B. Ei, Freund, ihr ſeid unartig und vermeßen,
Mit Eſelszunge nach dem Herrn zu ſchlagen.
R. Er bleibt ein Eſel, war's ſeit jungen Tagen;
Er iſt verliebt, nun könnt ihr ſelbſt ermeßen.
B. Iſt Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weiſe.
B. Ihr ſeid ein Philoſoph. R. Das kommt vom Faſten.
B. Beklagt euch denn bei eures Ritters Knappen.
R. Was hilft mir's, daß ich meine Noth beweiſe,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Laſten
In die Rappuſe gehn mit ihrem Rappen.

III.

Aus dem Liede des Cardenio.

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was ſchafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frei?
Raſerei.
So ſeh' ich, nicht weiſe ſei
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raſerei.

Morayzela,

Sultanin von Granada.

Eine mohriſche Erzählung.

Nur wenige Jahre vor dem gänzlichen Fall des mohriſchen Königreichs Granada, hatte eine Partei mißvergnügter Großen, noch bei Lebzeiten des alten Königs Muley Haſſan, ſeinen Sohn Abu Abdallah auf den Thron geſetzt. Sei es nun, daß jener durch perſönliche Verunglimpfungen ſich Feinde gemacht hatte, oder daß wirklich die Lage des Reichs, welches unaufhörlich von den chriſtlichen Königen Spaniens bedroht ward, mehr jugendliche Entſchloßenheit von ſeinem Oberhaupte forderte, als er beſaß; oder daß man auch aus bloßem Wankelmuth den Glanz der Krone durch Veränderung der Perſonen erneuert zu ſehen verlangte: in jedem Falle konnte ſich Muley Haſſan glücklich ſchätzen, zugleich mit ſeiner Macht nicht auch ſein Leben eingebüßt zu haben. Dergleichen Staatsveränderungen waren in Granada nichts Seltenes: unter den Fürſten, die ſeit dritthalbhundert Jahren daſelbſt regiert hatten, waren die wenigſten zu einem ruhigen Ende ihrer Laufbahn gelangt. Mit den Tücken der Knechtſchaft, wovor die unumſchränkten Herrſcher im Morgenlande ſo oft erzittern müßen, vereinigte ſich hier der in Europa allgemeine unruhige Geiſt der Unabhängigkeit mächtiger Vaſallen, um den Thron zu einem ſehr unſichern Sitze zu machen. Hier waren nicht unter der Allgewalt eines

Einzigen alle Unterthanen einander gleich, ſondern es ragten zwei und dreißig edle Geſchlechter, deren jedes in zahlreichen Häuſern blühte, unter dem Volke hervor. Einige darunter konnten vielleicht an Reichthümern mit ihrem Könige wetteifern; andre dünkten ſich von Seiten der Abkunft nicht viel geringer wie er.

Zu dieſen gehörten beſonders die Abencerragen, die ſich rühmten von Abenrahi, einem Feldherrn, in deſſen Begleitung der tapfere Muza Spanien im achten Jahrhundert erobert hatte, abzuſtammen. Sie hatten nebſt einigen andern Familien, den Alabaſen, Zegri, Maza und Gomelen die Erhebung des jungen Prinzen bewirkt und hielten ſich alſo ganz zu ſeinem Hofe. Sobald die erſten Unruhen vorüber waren, feierte Abu Abdallah den glücklichen Erfolg jener Begebenheit durch die prächtigſten Ergötzungen. Bald lockte das beliebte Schauſpiel eines Stiergefechtes, bald ein Ringeſtechen, bald eine andre Waffenübung, die ehrbegierige Ritterſchaft nicht nur aus der Hauptſtadt, ſondern aus dem ganzen Reiche zur Theilnahme, und eine zahlloſe Menge von Zuſchauern zum unthätigen Staunen herbei. Alles drängte ſich zum Albayzin, dem Theile der Stadt, den der kleine König (ſo nannte man ihn) inne hatte. Der Alte mochte indeſſen auf dem Alhambra, deſſen Thürme und Mauern weit umher auf der ſchönen Ebene von Granada in die Augen fielen, ſeine Schätze und die nunmehr öden, mit unglaublichem Aufwande vom ihm erbauten Palläſte hüten.

Nichts ſcheint dem ritterlichen Geiſte mehr zu widerſprechen, als der Charakter der morgenländiſchen Völker. Hier ſehen wir feurige Kriegswuth, dort geſtählte Herzhaftigkeit; hier aſiatiſche Ueppigkeit, dort nordiſche Zucht, hier gefühlloſe Unterdrückung der Frauen, dort ſittſame Verehrung derſelben. Nur in freien und ſtolzen Gemüthern konnten die Tugenden des Ritterthums, ſeine heiligen Gelübde, ſeine edlen Vorurtheile ſogar gedeihen: und in Aſien war unumſchränkte Alleinherrſchaft von jeher zu Hauſe. Auch die dort übliche Art der Bewaffnung und des Kampfes, der leichte Pfeil, der im Fliehen behende zurückgeſchoßen ward, ſticht auffallend gegen die niederwerfende, aber unbehülfliche Gewalt der Lanze ab, womit der europäiſche Ritter auf ſeinen Gegner einbrach. Wir haben Mühe, uns einen Helm unter einem weichen Turban, einen von Haupt bis zu den Füßen geharniſchten Ritter auf einem ſchlanken arabiſchen Roſſe vorzuſtellen. Die in den romantiſchen Dichtungen ſo häufigen ſaraceniſchen Ritter, Ferrau, Sacripante, und wie ſie weiter heißen mögen, machen uns mit jenen Bildern um nichts vertrauter. Ihre Schilderung läßt uns nur den Abſtand der Sitten vergeßen, ohne ihn durch eine natürliche Vereinigung in denſelben Perſonen auszugleichen; und überdieß gelten ſie uns ja nur für fabelhafte Namen.

Dennoch bezeugt die Sage und Geſchichte, daß ein rühmlicher Rittergeiſt die Araber in Spanien, ihrer entfernteſten weſtlichen Eroberung, wirklich beſeelt habe, wie es auch mit ſeiner Bildung zugegangen ſein mag. Granada blieb, nachdem die übrigen Königreiche wieder in die Hände der Chriſten gefallen waren, der einzige, aber immer noch glänzende Sitz desſelben. Sein Einfluß adelte die barbariſche Pracht jener Waffenſpiele, worin Abu Abdallah die ganze Herrlichkeit des Reichs vor ſeinem nahen Untergange noch einmal zur Schau ſtellte. Die mohriſchen Ritter ehrten ſich durch Höflichkeit ſelbſt in ihren Gegnern und indem ſie ſich durch Muth und Geſchicklichkeit hervorthaten, warben ſie zugleich um den Preis der feinen Sitte. Dieſen konnte nur das Wohlgefallen edel geſinnter Frauen ertheilen. Auch erſchienen die Sultanin Morayzela und ihr reizendes Gefolge von Töchtern der Vornehmſten bei jedem öffentlichen Feſte als Zuſchauerinnen. Noch mehr belebte ihre Gegenwart die Tänze und Gaſtmale, welche innerhalb des Pallaſtes angeſtellt wurden. In dieſem Lande, vorzüglich an dieſem Hofe, wußte man der Schönheit auf eine freiere Art zu huldigen als durch den hohen Werth, den man im Morgenlande auf ihren ausſchließenden Beſitz legt, und durch die mißtrauende Eiferſucht, womit man ihn ſich zu bewahren ſucht. Weibliche Jugend war hier ſo wenig zu der Eingezogenheit eines Harems verdammt, daß die ſpaniſchen Romanzen noch lange nachher die Schönen von Granada, Zayda, Fatima, Galiana, Lindaraja und andre, und was Liebe ſie für ihre Ritter, dieſe für ſie thun hieß, zu beſingen nicht aufhören konnten.

Indeſſen nahmen die Luſtbarkeiten, denen ſich der unbeſonnene Fürſt ſo gern überließ, eine verderbliche Wendung. Statt daß ſie, als eine Vorübung zu nah bevorſtehenden ernſteren Kämpfen, den Adel hätten anfeuern ſollen, ſich den klugen Entwürfen des Königs von Arragon, Don Fernando, vereinigt entgegen zu werfen, nährten ſie einen Zwiſt der beiden mächtigſten Häuſer, und gaben Anlaß zum Ausbruche desſelben in Gewaltthaten, in Parteiungen und endlich in eine furchtbare Verſchwörung. Die Abencerragen verdunkelten durch den Glanz ihrer Geburt, ihrer Reichthümer und Würden Alles neben ſich; und ob ihnen gleich Freigebigkeit und Güte die allgemeine Zuneigung des Volkes gewonnen hatte, ſo redete doch aus ihrem ganzen Betragen, ſelbſt aus ihren Wahlſprüchen und den Sinnbildern auf ihren Waffen ein ſtolzes Bewußtſein, daß es kein Wunder war, wenn ſie die Eiferſucht derer aufregte, die bei gleichen Anſprüchen es ihnen doch nicht völlig gleichthun konnten. In dieſem Falle befanden ſich hauptſächlich die Zegri, Abkömmlinge der ehemaligen Könige von Cordova. Zu ihrer Partei gehörten die Gomelen und Maza, während der angeſehene Stamm der Alabeſen durch einen engen Bund mit den Abencerragen befreundet war, und auch Muza, ein Sohn Haſſans von einer chriſtlichen Sklavin, und oberſter Befehlshaber der Kriegsmacht, ſich zu ihnen hielt. Nach manchen erbitterten Vorfällen erſannen die Zegri bei Gelegenheit eines Rohrwerfens, wobei ſie die eine Schar von Rittern und die Abencerragen die andre ausmachen ſollten, eine unritterliche Art ſich zu rächen. Sie beſchloßen ſich unter der feſtlichen Tracht mit ſtarken Panzern, und neben den leichten, unſchädlichen Röhren mit ſcharfen Lanzen zu verſehen, um damit in der Hitze des Kampfſpiels nach ihren Feinden zu werfen. Mahomed Zegri, das Oberhaupt der Familie Zegri, führte dieß wirklich gegen einen derſelben aus, von dem er ſich vorzüglich beleidigt glaubte. Dieſer aber, vorher gewarnt, hatte ſich ohne die Uebrigen etwas merken zu laßen, mit Waffen der Vertheidigung und des Angriffs verſehen. Als er ſich daher verwundet fühlte, ſetzte er ſchnell dem Thäter nach und durchbohrte ihn mit der Lanze, ſo daß er halbtodt zur Erde fiel. Das Gefecht wurde ernſthaft und allgemein: die Zegri waren dabei ihren Gegnern überlegen, weil ſie beßer vorbereitet waren. Die Dazwiſchenkunft der zuſchauenden Ritter und des Königs ſelbſt, der ſogleich ſeine Gallerie verließ, ein Pferd beſtieg und in die Schranken hineinritt, verhütete für dießmal weiteres Blutvergießen. Ob es ſich gleich bei der erſten Unterſuchung zeigte, Mahomed habe ſeinen Tod verdient, und auch die übrigen Zegri der Theilnahme an ſeinem verrätheriſchen Angriffe verdächtig wurden, ſo hemmte doch die Verwendung der übrigen Ritter des Hofes alles fernere Nachforſchen, und man bewirkte eine ſcheinbare Ausſöhnung. Die Zegri kamen mit dem Verdruße, durch ein vergebliches Verbrechen ſich ſelbſt geſchadet zu haben, für dießmal ab.

Ihre innerliche Erbitterung brach bald darauf bei einem andern Anlaße noch heftiger aus. Albayaldos, ein mohriſcher Ritter, hatte den Großmeiſter des Ordens von Calatrava, Don Rodrigo Tellez Giron, zu einem Zweikampf gefordert, um, wie er ſagte, ſeinen Bruder zu rächen, den jener in einer Schlacht getödtet hatte. Muza, deſſen milder Sinn unnöthigen Feindſeligkeiten abgeneigt war, und der überdieß den Edelmuth des Ordensmeiſters aus einem eignen Gefecht erfahren hatte, fand ſich an dem Quell der Fichte, einem Orte, nicht weit von der granadiſchen Gränze, wohin ſich die beiden Ritter beſchieden hatten, in der Abſicht ein, den Albayaldos von ſeinem Vorhaben zurückzubringen. Seine Bemühung war vergeblich: der Zweikampf endigte ſich mit einer tödtlichen Verwundung des Mohren, der in der letzten Todesangſt noch ſein Verlangen ſtammelte, ein Chriſt zu werden, und von ſeinem Gegner nach frommer Ritterpflicht mit geweihtem Waßer aus dem Quell beſprengt ward. Als dieſe Nachricht nach Granada kam, verſammelten ſich die vornehmſten Ritter bei ſeinem Bruder, ihm ihre Theilnahme zu bezeugen. Hier äuſerten beſonders die Zegri Zweifel, ob dem Verſtorbenen die Trauer gebühre, da er in den Geſinnungen eines Abtrünnigen geſtorben ſei; worauf die Abencerragen erwiderten, da Albayaldos den Ruhm eines wackern Ritters bis ans Ende behauptet, ſo müße man ſeine vorgebliche Bekehrung dahin geſtellt ſein laßen, und ſeine Ehre nicht ſchmälern. Ein Zegri ſpöttelte über die Mildthätigkeit der Abencerragen gegen die gefangnen Chriſten, als wären ſie insgeheim chriſtlich geſinnt. Albin Hamet, ein Abencerrage, wies ihn kräftig ab: es kam von Worten zu Thätlichkeiten; der Zegri büßte ſeine Verwegenheit zuerſt mit dem Tode. Bald griffen nicht nur die Ritter von beiden Familien, ſondern auch die zu ihrem Anhange gehörigen zu den Waffen; und den Unparteiiſchen, in ſo großer Anzahl ſie auch gegenwärtig waren, gelang es erſt mit vieler Mühe, nachdem einige geblieben und viele verwundet waren, die erhitzten Kämpfer aus einander zu bringen. Sobald der König es erfuhr, ließ er alle Ritter von den Familien, die Antheil an dem Streite genommen hatten, in verſchiedene Gefängniſſe bringen; äußerſt entrüſtet über dieſe ſich ſtets erneuernden Fehden, war er ſchon im Begriff, ſie auf einmal durch einen deſpotiſchen Streich zu enden, und von jeder Partei ſechs Häupter hinrichten zu laßen. Endlich ließ er ſich bewegen, den Schuldigen unter der Bedingung, daß ſie ſich verſöhnten, zu verzeihen.

Die Zegri, von denen nicht weniger als ſechs das Leben verloren hatten, indeſſen die Abencerragen viele Verwundete, aber keine Todte zählten, mußten alſo ihre jetzt auf das Höchſte geſtiegene Wuth in ſich verſchließen. Bei einer Familienverſammlung auf einem ſchönen Landſitze, den ſie an den Ufern des Darro beſaßen, trug ihnen der Bruder jenes Mahomed Zegri, nach deſſen Tode ſie ihn als ihr Oberhaupt betrachteten, den Entwurf einer Verrätherei vor, wodurch er den leichtſinnigen Abu Abdallah ſelbſt zum Werkzeuge ihrer Rache an den Abencerragen zu machen und ihren Stamm auf einmal auszurotten hoffte. Sie ergriffen einſtimmig ſeinen Vorſchlag; die Rollen wurden vertheilt und die Ausführung bis zu einer günſtigen Gelegenheit aufgeſchoben.

Nicht lange darauf wurde ein Einfall in die Landſchaft Jaen unternommen, wobei der König mit auszog. Es gelang nicht, ſich der Stadt ſelbſt durch Ueberraſchung zu bemächtigen, wie man die Abſicht gehabt hatte, denn man fand die Spanier zur Gegenwehr bereit. Doch behaupteten die Mohren in einem blutigen Treffen ihre Beute, und kehrten damit in ihr Gebiet zurück. Die Spanier hatten ſich unterdeſſen gleichfalls auf die Ebene von Granada, den beſtandigen Schauplatz ihrer Streifereien, gewagt. Muza führte daher ſogleich von den vier Scharen, die den Zug zu Pferde mitgemacht hatten, die erſte, welche ganz aus Abencerragen und Freunden ihres Hauſes beſtand, zu einem neuen Gefechte. Der König trat, ermüdet von dem Marſche, auf einem ſeiner Luſtſchlößer ab, um ſich da zu erholen. Nur wenige Ritter umgaben ihn, und dieſe waren Zegri oder Gomelen; Niemand von der Gegenpartei war zugegen. Der, welcher den Auftrag übernommen hatte, die Abencerragen zu ſtürzen, glaubte jetzt den Augenblick ergreifen zu müßen. Als Abu Abdallah ihre bei der letzten Unternehmung bewieſene Tapferkeit rühmte, bemerkte er, daß nur die übermäßige Güte des Monarchen alles, was die Abencerragen thäten, in ein ſo günſtiges Licht ſtelle, und ihnen Beſtrebungen des Ehrgeizes für uneigennütziges Verdienſt anrechne. Sie haben mancherlei Künſte angewandt, um Lieblinge des Volks zu werden, das Volk bete ſie an; der Uebermuth in den Sinnbildern und Sprüchen ihres Waffenſchmuckes verrathe genug, daß ſie ſich für zu groß halten, um Unterthanen zu ſein, und ihre Reden haben dieß oft noch deutlicher ausgelegt. Wenn ihm der ruhige Beſitz ſeiner Krone lieb ſei, ſo möge er keinem Abencerragen trauen. Geängſtigt durch dieſe mit geheimnißvollen Winken begleiteten Aeußerungen, drang der

König in ihn, ihm alles, was er wiße, zu offenbaren. Lange lehnte er dieß heuchleriſch ab: ſeine Ausſage könne wegen der bekannten Feindſchaft ſeiner Familie mit jener verdächtig ſcheinen; endlich willigte er ein, jedoch erſt nach dem heiligſten Verſprechen der Geheimhaltung. Hierauf ſagte er, die Abencerragen ſeien auf nichts Geringeres bedacht, als ihn des Lebens zugleich mit dem Throne zu berauben, auf welchen ſie einen aus ihrer Mitte erheben wollten. Nur darum haben ſie ihn erſt gegen ſeinen Vater begünſtigt, um eine getheilte Macht deſto vortheilhafter angreifen zu können. Sie rechnen hiebei vorzüglich auf ein mit der Königin unterhaltenes Verſtändniß, die, wie er ſich wohl erinnern werde, die Unternehmungen dieſer Ritter immer durch den lebhafteſten Beifall ausgezeichnet habe. Er erzählte, an einem feſtlichen Tage, wo die Ausforderung des Ordensmeiſters von Calatrava an die mohriſchen Ritter zu einem Ehrenkampfe die Aufmerkſamkeit des ganzen Hofes beſchäftiget, habe er ſich mit einem Freunde unter den Myrtengebüſchen des Gartens am Schloße ergangen; ſie haben die Königin in ihren geheimen Freuden mit dem Abencerragen Albin Hamet von fern belauſcht, und ſich unbemerkt von den Liebenden weggeſchlichen. Nach einiger Zeit habe ſich Morayzela durch allerlei Umwege wieder zu ihren Damen verfügt, ehe noch ihre Abweſenheit auffallend geworden war; auch Albin Hamet, mit unbefangenem Weſen nach einer andern Seite zu hervorgekommen, habe weiße und rothe Roſen zu Kränzen gepflückt, und da ſie ihn über dieſen Zeitvertreib angeredet, die Reize des Gartens geprieſen. Einige andre Zegri und Gomelen, die der König auf Verlangen des Anklägers als Zeugen herbeirufen ließ, bekräftigten dieſe Umſtände ebenfalls. Nur aus Beſorgniß für die Sicherheit des Königs ſelbſt, deſſen Macht damals noch neu und wenig befeſtigt war, haben ſie bis jetzt geſchwiegen. Abu Abdallah war über dieſe Entdeckung außer ſich; doch hätten ſich vielleicht die Eindrücke des Augenblicks ſeiner ohnmächtigen Seele nicht unbedingt genug bemeiſtert, um ihn von einer Unterſuchung zurückzuhalten, hätten ihn nicht die Verräther durch ſcheinbare Vorſpiegelungen ſo zu ängſtigen gewußt, daß er ſich nur durch blinde Folgſamkeit gegen ihre Vorſchläge retten zu können glaubte. Die Macht der Abencerragen, wiederholten ſie ihm oft, ſei viel zu groß, als daß man ſie nach Recht und Geſetz zur Strafe des Hochverraths ziehen könne. Ja, der König ſelbſt und ſie, die Ankläger, würden verloren ſein, wenn jene nur die geringſte Spur davon bekämen, daß ſowohl ihre ſchon begangenen, als die noch nicht zur Ausführung reifen Verbrechen entdeckt und verrathen ſeien. Der entſcheidende Streich gegen ſie müße unvermuthet wie ein Blitz vom heitern Himmel geführt werden. Ihren mächtigen Anhang müße man nicht eher durch die Nachricht von ihrem Falle ſchrecken und betäuben, als bis kein Glied des ganzen Geſchlechts mehr übrig ſei, um ſich zum Oberhaupte der Empörung aufzuwerfen. Hiezu entwarfen ſie dem Könige einen blutigen Plan, und verſprachen ihm dabei den Beiſtand ihrer Familie und ihres Anhangs. Was die Königin betreffe, ſo müße man erſt nachher, und zwar der Vorſchrift des Geſetzes gemäß, gegen ſie verfahren, um ihre Familie ruhig zu erhalten, und um ſich auch für jene nothwendige Gewaltthat als eine gerechte Rache die allgemeine Billigung zu ſichern. Man müße ihr verſtatten, einen Verfechter ihrer Ehre aufzuſtellen: zwei Zegri und zwei Gomelen erboten ſich alsdann ihr Leben an die Behauptung ihrer Anklage zu ſetzen. Sie hofften vermuthlich, die verleumdete Morayzela werde keine Ritter dazu finden.

Nach ſolchen Verabredungen begab ſich Abu Abdallah auf den Weg zur Hauptſtadt. Bei ſeiner Ankunft kam ihm die Sultanin mit ihren Frauen am Eingange des Pallaſtes entgegen; aber er eilte an ihr vorüber, faſt ohne ſie zu begrüßen, und brachte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit die Nacht allein auf ſeinen Zimmern zu. Eine ſchlafloſe Nacht war es, in der ihn tauſend peinliche Gemüthsbewegungen beſtürmten: die Angſt, welche immer vor einem großen Verbrechen hergeht, vermochte nicht ihn zu warnen; er ſchob ſie auf die vermeintlichen Gefahren ſeiner Lage, und hielt die Nothwendigkeit, ſich davon zu befreien, nur für deſto dringender. Die Ritter von der Partei der Zegri waren ſchon früh verſammelt, ihn zu begrüßen: unmuthig hörte er die Nachricht, die von Muza angeführten Abencerragen ſeien in der Nacht ſiegreich mit zwei eroberten Fahnen von der Ebene zurückgekommen. Ihr Waffenglück galt ihm nicht für einen geleiſteten Dienſt, ſondern für eine Beſtätigung jener verrätheriſchen Anmaßungen. Er begab ſich in den Hof der Löwen auf dem Alhambra, einen offnen Platz im Innern der Palläſte, von zwölf alabaſternen Löwen, die in der Mitte einen Springbrunnen umgaben, ſo genannt. Dreißig wohlbewaffnete Zegri erwarteten ihn hier; auch ein Henker war heimlich dahin beſtellt. Der König ließ jeden Abencerragen aus der Stadt heimlich zu ſich rufen: ſobald er eintrat, wurde er feſtgehalten und enthauptet. Albin Hamet war eines der erſten Opfer, und ſchon waren ſechs und dreißig Abencerragen auf dieſe Weiſe umgebracht, als ein Page, der ſich unbemerkt ſeinem Herrn nachgeſchlichen, und die blutige Scene von fern erblickt hatte, einigen Freunden jenes Geſchlechts, denen er zuerſt begegnete, die Sache wehklagend voll Entſetzen offenbarte. Sie beſchloßen ſogleich die übrigen Abencerragen zu warnen, und als ſie in die Stadt zurückeilten, trafen ſie auf Muza, der mit den Rittern ſeines geſtrigen Zuges auf dem Wege zum Könige war, um ihm Bericht davon zu erſtatten. Man konnte nicht zweifeln, die Zegri ſeien die Urheber dieſer ungeheuern Verſchwörung, beſonders da man keinen von ihrer Partei in der Stadt bemerkte. Muza ließ als oberſter Befehlshaber unverzüglich Lärm blaſen: bald war Alles verſammelt und unter den Waffen. Das ganze Volk, Weiber, Kinder und Greiſe, gerieth in eine unbeſchreibliche Bewegung, als man erfuhr, es gelte die Rettung der geliebten Abencerragen. Durch alle Gaßen erſcholl unter verwirrten Wehklagen der Ruf: der König ſterbe! Man ſtürmte auf das Alhambra, und da man die Thore verſchloßen fand, verſuchte man durch angelegtes Feuer ſie zu öffnen. Muley Haſſan glaubte dieſen Augenblick für ſich benutzen zu können: er ſchloß eine Hinterpforte auf, wodurch die Scharen unaufhaltſam hereindrangen, und ihn auch wirklich aus Haß gegen den jungen Tyrannen aufs neue zum Könige ausriefen. Die Zegri hatten die Eingänge zum Hofe der Löwen verſchloßen und hielten ſie beſetzt, vermochten aber nicht die Abencerragen abzuwehren, die, durch den Anblick ihrer enthaupteten Brüder zur höchſten Wuth entzündet, den Schauplatz des Verbrechens in einen Schauplatz der Rache verwandelten, und fünfhundert Ritter vom Geſchlecht der Zegri und ihrem Anhange niederſtießen. Dem Könige würde es nicht beßer ergangen ſein, hätte er ſich nicht an einem ſichern Zufluchtsorte zu verbergen gewußt. Vergebens ſuchte man ihn mit dem gröſten Ungeſtüm im ganzen Umfange des Alhambra.

Muza hatte ſich indeſſen bemüht, weiteren Verwüſtungen vorzubeugen und das Feuer zu löſchen. Er fand bei ſeinem

Eintritte in das Alhambra ſeinen Vater von einer zahlloſen Schar von Edlen und Bürgern umringt, die ihn von Neuem zum Könige ausriefen, und konnte alſo nicht umhin, ihn huldigend zu begrüßen. Das Gefecht im Hofe der Löwen war gleich im erſten Sturme durch die Niederlage der Zegri und ihrer Partei entſchieden worden; aber das Getümmel des Auflaufs dauerte immer noch fort, und nahm ſogar zu. Muza ſah die blutige Wahlſtatt und eilte davon hinweg, um der Königin von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben. Er fand ſie, umringt von ihren Frauen, voll Schrecken über Begebenheiten, welche ſie nur halb wußte, von deren Urſache ſie nichts begriff, und in tödtlicher Unruhe über ihren Gemahl. Bei ſeinem furchtbaren Aufſchluße ſank ſie in Ohnmacht nieder. Sie hatte den König als ihren Gemahl geehrt, ohne je die Art von Neigung für ihn zu hegen, die durch keine Pflicht geboten werden kann. Ihr reines Herz hatte ihn nie einer ſolchen Unthat fähig geglaubt. Oft lenkte ſie zwar durch ihren milden Einfluß ſeine unbeſonnene Schwäche zum Guten; aber erſt jetzt erfuhr ſie, daß dieſe bei großer Macht hinreiche, um in die tiefſten Abgründe zu ſtürzen. Die edlen Frauen des Hofes, die an ihr nicht wie an ihrer Gebieterin, ſondern wie an einer Freundin hiengen, waren außer ſich. Sie vergaßen, daß ſie ſelbſt in dem Gefechte einen Vater, Bruder, oder ſonſt einen nahen Verwandten verloren haben konnten. Einige drängten ſich um die ſchöne Morayzela her, und ſuchten ſie durch allerlei Hülfleiſtungen ins Leben zurückzurufen; andre fielen zu Muzas Füßen, und flehten ihn um Schutz und Rettung für ſie an. Sie glaubten, das Leben der Königin hänge vielleicht am Leben Abu Abdallahs, weit entfernt zu argwöhnen, daß ſein Verbrechen einen ſo nahen Bezug auf ſeine Gattin habe, und daß er gegen ſie auf das Feindſeligſte geſinnt ſei. Auch Zelima, die jüngſte und ſchönſte unter den Begleiterinnen Morayzelas, die Muzas Herz ſeit ihrer erſten Erſcheinung am Hofe gewonnen hatte, kniete unter den übrigen vor ihm und verweigerte die Hand, die er ihr vor Allen zum Aufſtehen bot. So eindringende Bitten, ein ſo rührender Anblick überwältigten ihn: er verſprach alles zu thun, was in ſeiner Macht ſtände. Er hielt Abu Abdallah mehr für das blinde Werkzeug, als für den Urheber jener Verrätherei, und glaubte vielleicht auch, die Ruhe des Staats erfordere es, ihn neben ſeinem Vater auf dem Throne zu behaupten, da ſonſt ſein immer noch mächtiger Anhang gewiß verſuchen würde, ihn mit Gewalt wieder darauf zu erheben. Seine erſte Sorge war, den Auflauf zu ſtillen, wozu er theils den alten König ſein Anſehen zu verwenden bewog, theils ſelbſt die nöthigen Befehle ertheilte. Hierauf fragte er die Häupter der edlen Geſchlechter über ihre Geſinnungen in Anſehung ſeines Bruders. Sie verſtanden ſich alle dazu, ihn wieder für ihren König anzuerkennen, bis auf die Abencerragen und drei mit ihnen am genaueſten befreundete Geſchlechter, die, trotz allen ſeinen Vorſtellungen, von keinem andern Könige als Muley Haſſan hören wollten.

Abu Abdallah hatte ſich während des Gefechtes mit etwa funfzig Rittern durch eine Hinterthür in das Gebüſch des Alhambra, und von da in eine Moſchee geflüchtet, die in einiger Entfernung von der Stadt auf einem Hügel lag. Hier erwartete er das Aergſte, gequält von dem Bewußtſein ſeiner Schuld, und voll Bangigkeit bei jedem Geräuſche. Auch Muzas Ankunft hielt er für feindlich, da ihn einige von ſeinen Rittern den Hügel heranreiten ſahen. Aber er hatte nur die Vorwürfe ſeines Bruders zu fürchten, der ihn über den tyranniſchen Mißbrauch ſeiner Gewalt ohne Schonung zur Rede ſtellte. Abu Abdallah vertheidigte ſich durch das vorgebliche Verbrechen der Abencerragen, welches Muza als etwas ganz Unglaubliches verwarf. Die vier Ankläger, die ſich unter dem Gefolge des Königs befanden, waren genöthigt, als dieſer ſich auf ſie berief, ihre Verleumdungen aufs Neue zu bekräftigen. Muza begegnete ihnen verächtlich und zieh ſie einer ehrloſen Lüge. Scheute ich mich nicht, ſagte er, den eben erſt mit Mühe hergeſtellten Frieden von Neuem zu brechen, ſo würde ich die Moſchee nicht verlaßen, ohne jedem von euch ritterlich darzuthun, daß er ein ſchändlicher Verräther ſei. Man begab ſich nach Granada zurück: der König befahl der Wache vor ſeinen Zimmern, heute Niemanden, wer es auch ſei, zu ihm zu laßen. Er ſcheute ſich vor einer beſondern Unterredung mit ſeiner Gemahlin, deren ſanfte, liebevolle Würde ihm bei ſeinen Anſchlägen gegen ſie hätte vernichtend ſein müßen. Sobald Muza ihr melden ließ, Alles ſtehe wohl, Abu Abdallah ſei wieder in vollkommener Sicherheit im Pallaſte, ſtand ſie keinen Augenblick an, ſich zu dem unglücklichen Verbrecher zu begeben. Wie ſchmerzlich betroffen war ſie, als man ihr auf ſeinen ausdrücklichen Befehl den Zugang zu ihm verwehrte! Sein geſtriges Betragen, daß ſie damals auf ſeine Ermüdung und Unpäßlichkeit geſchoben hatte, fiel ihr jetzt wieder auf, und ſie fieng an, einen Zuſammenhang zwiſchen dieſen befremdenden Erſcheinungen und den Begebenheiten des vorigen Tages zu vermuthen, wie man entfernte Gegenſtände bei einem ſchwachen Lichte wahrzunehmen glaubt. Freilich konnte ſie in ihrer Unſchuld nicht errathen, was ihr die gehäßige Verläumdung angedichtet hatte: aber ihre Beſorgniſſe waren um ſo quälender, je verworrner. Sie entließ ihre Frauen, die eben ſo wenig wie ſie ſelbſt den Muth gehabt hatten, das traurige Stillſchweigen hierüber zu brechen, und ſuchte Ruhe in ihrem Schlafgemach.

Die Reihe ihr beim Auskleiden zu dienen, war unter ihren chriſtlichen Sklavinnen dießmal an einer, welche zwar noch nie das Mißfallen der Königin, aber auch niemals ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich gezogen hatte. Sie war nicht ſchön: nur ihre beſcheidnen Sitten, die eine nicht gemeine Erziehung verriethen, und ihre Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten hatten ſie zum Dienſt am Hofe empfohlen, wozu ſonſt immer die ſchönſten unter den gefangenen Chriſtinnen gewählt wurden. Sorgfältig, aber ſtill verrichtete ſie alles, was ſie zu thun hatte; jeden Wink ihrer Gebieterin bemerkte ſie ſchnell und befolgte ihn eifrig, ohne ihr je durch ſchmeichleriſche Künſte gefallen zu wollen, und ohne jede gütige Anrede für eine Gelegenheit anzuſehen, ſich näher zu ihrer Gunſt und ihrem Zutrauen heranzudrängen. Gram und Bekümmerniß waren etwas ſo Fremdes in der jugendlichen Bruſt Morayzelas, daß ſie dieſen Wohnſitz der Freude unausſprechlich zerrütten mußten. Ihr Leben hatte bis jetzt einem heitern Frühlingsmorgen geglichen; die ganze Welt hatte ihr gelächelt, und ihre Freundlichkeit hatte dieß nicht unerwidert gelaßen. Selbſt den oft leeren Vergnügungen des Hofes wußte ſie Seele zu leihen, und der Schimmer ihrer äußern Lage hatte ihrem Herzen nichts von ſeiner Einfalt geraubt. Sie konnte daher ihre Gemüthslage an dieſem Abend um ſo weniger verbergen: ihre Wangen waren höher gefärbt, ihre Augen irrten zerſtreut umher, die Wallungen ihres Buſens waren ſichtbar. Eſperanza de Hita, ſo hieß die chriſtliche Gefangne, fragte mit ſanftem, theilnehmendem Tone, ob ihr nicht wohl ſei, und erhielt darauf eine halblaute Verneinung mit einem Seufzer zur Antwort. Als ihre Gebieterin ſich niedergelegt hatte, bat ſie um Erlaubniß, die Nacht bei ihr wachen zu dürfen; dieſe dankte ihr, ſchlug es aber ab, und beſtand darauf, allein gelaßen zu werden. Eſperanza widerſprach nicht weiter, und gieng bis an die Thür des Zimmers, wo ſie nicht mehr beobachtet werden konnte. Hier lauſchte ſie einige Zeit, und näherte ſich dann wieder mit leiſen und langſamen Tritten. Als die noch immer wache Königin, die nur, weil ſie ihre glühende Stirn in das Kopfküſſen drückte, zu ſchlafen ſchien, ſich umwandte und die Augen aufſchlug, ſah ſie zwiſchen den Vorhängen hindurch beim matten Schein einer Lampe das Mädchen am Fuße ihres Bettes auf dem Boden ſitzen, die Arme verſchränkt und den traurigen Blick nach ihr gerichtet. Sie wandte jetzt nichts mehr wider ihre Gegenwart ein, vielmehr war ihr die Nähe eines ſo theilnehmenden Weſens willkommen, und ſie that ihren Seufzern keine Gewalt an. Sie ließ ſich einen kühlenden Trank reichen, ob ſie ſchon wußte, er werde ihr aufgeregtes Blut nicht beſänftigen, nur um jener das Vergnügen einer Hülfleiſtung zu gewähren. Gegen Morgen fiel ſie in einen ängſtlichen, unterbrochnen Schlummer, während Eſperanza immer wach blieb.

Früh am Tage ließ der junge König alle Ritter des Hofes, wie zu einer wichtigen Angelegenheit, zuſammen berufen. Sie kamen aber, ausgenommen die Theilnehmer der geſtrigen Verſchwörung, mit geheimem Widerwillen. Er ſuchte dieß Gefühl zu entwaffnen, indem er, in Schwarz gekleidet, mit allen äußern Zeichen der Reue und Betrübniß den Thron beſtieg; allein es verrieth ſich bald, daß er mehr über das Mißlingen ſeiner That, als über ſie ſelbſt bekümmert ſei. Er beklagte in einer künſtlichen Rede den

Tod ſo vieler wackern Rittern, womit er indeſſen nur die von ſeinem Anhange meinte. Er habe, geſtand er, ſich durch Leidenſchaft hinreißen laßen, eine dem Anſcheine nach unrechtmäßige Rache zu nehmen, ſtatt ſie den Geſetzen anheim zu ſtellen, die nicht weniger ſtrenge entſchieden haben würden. Hierauf trug er die ganze Anklage der Zegri vor, ſei es nun, daß er ſie wirklich noch glaubte, oder daß er aus niedriger Scham, um ſich des begangenen Unrechts nicht ſchuldig bekennen zu müßen, darin beharrte, und den Muth nicht hatte, auf dem Wege zu ſeinem Verderben umzukehren. Es entſtand im Sale ein lautes Gemurmel, welches ihm bewies, dieſe gehäßige Beſchönigung einer gehäßigen That finde wenig Glauben. Ein alter Oheim Morayzelas ſprach ſehr heftig gegen den König; die Zegri erwiderten in eben dieſem Tone; die Gemüther erhitzten ſich, und es wäre ſogleich zu Thätlichkeiten gekommen, hätten ſich nicht einige unparteiiſche Ritter, vorzüglich Muza, ins Mittel gelegt. Dieſer, ſo ſehr er die feindliche Hartnäckigkeit ſeines Bruders verabſcheute, hielt es nunmehr, da die Verleumdung gegen die Königin zu einem ſo öffentlichen Anſehen gelangt war, zur Rettung ihrer Ehre für nothwendig, einem gerichtlichen Zweikampfe nicht auszuweichen. Dieß erklärte er dann auch der Verſammlung, doch mit ritterlicher Betheurung ſeines vollſten Glauben an die Unſchuld der Königin.

Abu Abdallah ließ ſeine Gemahlin vorladen. Der helle Morgen hatte ihr Gemüth entwölkt, und ſie nach den ängſtlichen Träumen der Nacht wieder erquickt. Sie erſchien, zwar ein wenig blaß, aber doch mit ihrer ganzen Heiterkeit, ohne blendende Pracht in einfaches Weiß gekleidet, und als ſie mit ihren Frauen hereintrat, neigte ſich Alles tief, bis auf die feindlichen Ritter. Man hatte dem Throne gegenüber einen Polſterſitz bereitet, worauf ſie ſich niederließ. Vergebens ſuchte ſie den Blick ihres Gemahls: er ſaß mit verſchränkten Armen und finſtrer, geſenkter Stirne unbeweglich da. Schuld und Unſchuld ſchienen hier auf das Abſtechendſte neben einander abgebildet: kein unbefangener Zuſchauer konnte ſie verwechſeln. Einige Zeit hindurch herrſchte ein tiefes Stillſchweigen, denn Abu Abdallah hatte nicht den Muth, der Königin die Urſache ihrer Vorladung zu erklären. Endlich nahm Muza, der neben dem Throne ſtand, dieß Geſchäft über ſich. Er ſprach mit Schonung, ja mit Ehrerbietung, und doch fühlte er eine unwillkürliche Röthe auf ſeine Wangen ſteigen. Hierauf hieß er die Ankläger reden, die mit trotziger Frechheit ihre Lüge wiederholten. Die Königin hörte ihren Schwager erſtaunt, doch ohne Beſtürzung an: ihr offner, gegen ihn gerichteter Blick vermehrte ſeine Verwirrung. Bei der Anklage ſchlug ſie die Augen nieder; dennoch war ein verachtender Ausdruck in ihren ſanften Zügen ſichtbar. Sie ſchwieg noch einige Zeit, als wolle ſie ſich überzeugen, daß ſie dieſes Alles wirklich gehört habe, daß es Ernſt damit ſei. Dann antwortete ſie ihrem Schwager kurz, aber mit Würde und unwiderſtehlichem Nachdruck, Sitte und weibliche Tugend ſei ihr von jeher das Heiligſte geweſen, und niemals von ihr, auch nur mit einem Gedanken, verletzt worden. Sie hoffe ritterliche Vertheidiger gegen die ſchändlichſte Verleumdung zu finden. Wo nicht, ſo unterwerfe ſie ſich willig dem Ausſpruche des Geſetzes: nach dem Verluſt der Ehre werde ihr der Tod willkommen ſein. „Iſt „aber der Himmel gerecht genug,“ ſagte ſie, „um meine Unſchuld zu offenbaren, ſo darf ich fordern, daß man meine „Verbindung mit dem Gemahl (ſo muß ich ihn noch nennen) „auflöſe, der fähig war, meine Treue zu bezweifeln; und

„alsdann werde ich mich auf ewig von Abu Abdallah entfernen.“

Sie hatte dieß unerſchüttert geſprochen, aber ihre bewegten Frauen brachen jetzt in lautes Weinen aus, und ſie ſelbſt konnte ſich bei dieſem Anblick der Thränen nicht erwehren. Im ganzen Sal waren die Gemüther mannichfaltig bewegt und getheilt. Zwei Männer von hohen Jahren, Oheime der Königin, traten aus dem Kreiße der Ritter zu ihr, die Rechte auf das Herz gelegt, mit dem Ausdrucke der Wehmuth und Zärtlichkeit, und boten ſich an, für ſie zu fechten, falls ſie keine ſtärkeren und der Waffen noch mehr gewohnten Beſchützer fände. Sie lehnte es auf jeden Fall ab, und es entſtand hieraus ein rührender Streit. Bald kamen auch andre Ritter herbei und boten ihre Dienſte an. „Edle Ritter (ſagte ſie), habet Dank für euren großmüthigen Eifer. „Mein Unglück ſtößt euch Mitleid ein; aber der Entſchluß, „den ihr mir ankündiget, iſt zu wichtig, um ihn nicht durch „eine Bedenkzeit zu prüfen. Beharret ihr dabei, ſo laßt es „mich innerhalb funfzehn Tagen wißen, da mir das Geſetz „dreißig zugeſteht, um Verfechter meiner Ehre zu finden.“

Der König war während dieſes ganzen Auftrittes in ſichtbarer Verlegenheit. Er wünſchte ihm ſobald als möglich ein Ende zu machen, rief daher Muza zu ſich, und trug ihm auf, das Nöthige zur Gefangenſchaft der Königin anzuordnen. Ein altes Schloß auf dem Alhambra, der Thurm Comares, wurde dazu beſtimmt; nur zwei von ihren Frauen ſollten ihr dort Geſellſchaft leiſten und eine Sklavin ſie bedienen. Muza kündigte dieß der Königin auf eben dieſe Weiſe an, wie er ſie vorher angeredet hatte. Sie war unverzüglich bereit, ihm zu folgen, und wollte es ihren Frauen überlaßen, ſich darüber zu vergleichen, wer die traurige Wohnung mit ihr theilen ſollte. Da aber alle ſich zu ihr drängten, und wie um eine Gunſt darum baten, mußte ſie wählen, und gab der ſchönen Zelima und ihrer ſchon vermählten Schweſter Galiana den Vorzug. Mit tauſend Umarmungen nahmen die übrigen Abſchied von dieſen und von ihrer geliebten Sultanin. „Bewahrt das Andenken eurer „Freundin! (ſagte ſie) einſt hoffe ich euch frohere Beweiſe „meiner Liebe geben zu können, als Thränen; allein ihr ſeht, „wie ſich das lächelnde Glück von mir gewandt hat.“

Muza begleitete ſie mit einer Wache nach dem Thurm Comares, und ſobald er ſich ohne andre Zeugen, als die beiden Begleiterinnen, in den für ſie beſtimmten Zimmern befand, ſagte er: „Ihr müßt erſtaunt geweſen ſein, theure „Sultanin, geliebte Schweſter, zu ſehen, daß ich ſchwieg, „als andre Ritter ſich zu Verfechtern eurer Ehre antrugen. „Doch, verkennt mich nicht: ich will euch die Bedenklichkeit „erklären, die mich zurückhielt. Der König war geſtern „Zeuge des Eifers, womit ich eure Ankläger ſchändliche Verleumder ſchalt. Er iſt feindſelig geſinnt, und möchte euch „gern, ſo viel an ihm iſt, aller Vertheidiger berauben, um „dieſe Zegri, die ſich ſeiner ganz bemächtigt haben, zu begünſtigen. Er hat mich daher zum Richter über den Zweikampf ernannt, wodurch es unmöglich für mich werden „würde, ſelbſt zu fechten. Schlage ich dieß Amt aus, ſo „befürchte ich, er wählt einen Richter vom Anhange der „Zegri dazu, der Alles zu eurem Nachtheile lenken, und „wenn der Ausgang des Gefechtes im Geringſten zweideutig „iſt, gegen euch ſprechen wird. Entſcheidet alſo ſelbſt: was „irgend mein Arm vermag, werde ich mich glücklich ſchätzen, „für euch zu thun und zu wagen.“ Zelimas Wangen glühten während dieſer Rede vor Freude über den Edelmuth

Muzas, aber ihr Herz klopfte zugleich bei dem Gedanken, wie ſehr er ſein Leben auszuſetzen wolle. Ein Blick der Königin auf das zarte Mädchen war hinreichend, ſie zu der Entſcheidung zu beſtimmen; ſie wünſchte ihn zum Richter. Sie bat hierauf, ihr Eſperanza zu ihrer Bedienung zu ſchicken, deren ſtille Theilnahme ſie in der vorigen Nacht erfahren hatte.

Die Ruhe des unglücklichen Granada war indeſſen nur ſcheinbar hergeſtellt: bald erfolgten noch mehr blutige Auftritte, als das Vorſpiel der nahen Unterjochung eines vordem ſo blühenden Staates. Abu Abdallah ließ gegen den dringenden Rath ſeines Bruders, der nun zu ſpät ſeine allzu gelinde Meinung von ihm bereute, einen Urtheilſpruch gegen die Abencerragen ausrufen, wodurch er ſie als Hochverräther, die mit gewaffneter Hand in ſeinen Pallaſt gedrungen, aus Granada verbannte und alle ihre Güter einzog. Weit entfernt zu gehorchen, bekümmerten ſich dieſe nur wenig darum: ſie ſprachen dem Sohne Muley-Haſſans das Recht zu einem ſolchen Befehle ab; gewiß war es, daß er die Macht nicht hatte, ihn auszuführen. Vielmehr mußte er, bei dem allgemeinen Haße, Angriffe auf ſein Leben befürchten, und ließ ſich daher in den Gebäuden, die er noch im Alhambra einnahm, ſorgfältig bewachen. Doch gelang es dem alten Könige, welcher der Waffen lange entwöhnt war, aber ſich jetzt, von Erbitterung gegen ſeinen Sohn als Nebenbuhler getrieben, noch einmal zu einer kühnen That ermannte, an der Spitze ſeiner Leute in dieſelben einzudringen; und nach einem heftigen Gefechte wurde Abu Abdallah nebſt ſeinen Wachen zum Alhambra hinausgetrieben. Als auf den Lärm ſtärkere Haufen aus der Stadt herzueilten, um ihm beizuſtehen, waren die Thore ſchon verſchloßen, und alle Anſtalten zur Vertheidigung gemacht. Er mußte ſich alſo mit dem Beſitze einer andern Burg, des Alcazara, begnügen; aber ſeine und ſeiner Anhänger Wuth kannte jetzt keine Gränzen mehr. Muley Haſſan hatte die Leichname ſeiner Freunde zum Hohn über die Mauern des Alhambra werfen laßen. Die Anhänger ſeines Sohnes fielen jeden von der Gegenpartei, der ſich irgendwo blicken ließ, mörderiſch an. Dieſe vergalten es ihm, wo ſie die ſtärkeren waren, durch ähnliche Gewaltthaten. Die geringeren Bürger wagten ſich nicht mehr aus ihren Häuſern; die Ritter erſchienen nur wohlbewaffnet, und in zahlreichen Haufen. Während dieſes gräuelvollen Zuſtandes hatte eine dritte Partei einem Oheim Abu Abdallahs, der eben den Namen führte, die oberſte Gewalt übertragen, um jenen ganz von der Erbfolge auszuſchließen, ſo daß es alſo gewiſſermaßen drei Könige in Granada gab.

Unter dieſer zunehmenden Verwirrung ermüdete Muza niemals, das undankbare Amt eines Vermittlers, deſſen Vorſtellungen keinem von beiden Theilen vollkommene Genüge leiſten, zu verwalten, und zwiſchen ſeinem Vater und Bruder, von wenigen unparteiiſchen Rittern begleitet, hin und wieder zu gehen. Ein großes Hinderniß der Ausſöhnung waren die Abencerragen, auf deren Verbannung Abu Abdallah durchaus beſtand. Ungeachtet ihrer anfänglichen Weigerung hatten ſie es doch rathſam gefunden, bei den endloſen Unruhen, worein ihr Vaterland verwickelt war, im Stillen ſich eine Zuflucht zu ſichern. Auf ihre ſchriftliche Erklärung an den König Don Fernando, ſie ſeien bereit zu ſeinem Dienſte und (welches nothwendig damit verknüpft war) zu ſeinem Glauben überzutreten, wenn ſie ſich einer günſtigen Aufnahme ſchmeicheln dürften, hatten ſie die einladendſten Verſprechungen zur Antwort erhalten. Sie verſtanden ſich daher zu der Auswanderung, wozu ihr Freund Muza ſelbſt ihnen rieth, und ſo wurde der Friede zu Stande gebracht: doch mußte ſich der junge König gefallen laßen, daß ſie ihre beweglichen Reichthümer mitnahmen, und die unbeweglichen zu Gelde machten. Sie ſchienen Granada nicht als Verbannte, ſondern als zufriedene Sieger, von unzähligen Beweiſen der Liebe und Bekümmerniß des Volkes begleitet, zu verlaßen: ihr Auszug war ein demüthigendes Schauſpiel für den, der ihn betrieben hatte.

In den innerſten Gemächern einer weitläufigen Burg eingeſchloßen, ſah die Königin nichts von dieſen Begebenheiten, und das wüſte Getümmel, welches ſie oft erregten, drang nicht bis zu ihr. Sie genoß der Ruhe des Grames, den die zärtlichſten Bemühungen ihrer Freundinnen nicht zu verſcheuchen, nur zu lindern vermochten. Bald theilte Eſperanza dieſen Namen mit den beiden liebenswürdigen Schweſtern. Das Unglück macht Könige und Sklaven einander gleich; und jene hatte in der Erniedrigung ſtets eine ſtille Würde behauptet, wie Morayzela auf dem Thron nie ihre beſcheidene Sanfmuth verlernte. Eſperanza de Hita war aus einem kleinen Orte der Landſchaft Murcia gebürtig, die Tochter eines Edelmanns, der kurz vor ihrer Geburt geſtorben war. Die betrübte Mutter hatte unter den Beängſtigungen einer gefährlichen Niederkunft ein Gelübde gethan, wenn ſie von einem lebenden Kinde genäſe, es dem Dienſte Gottes und der Kirche zu weihen. Aber bald ſagte ihr eine innere Stimme, nur ein williges Opfer könne dem Himmel gefallen; ſie liebte dieſe Tochter, die ihr beinahe das Leben gekoſtet hatte, unausſprechlich, und konnte den Gedanken nicht ertragen, ſie gegen ihre Wahl zum geiſtlichen Stande zu nöthigen. Sie ſuchte daher ſchon früh die Neigung des

Kindes mit ihrem Gelübde in Uebereinſtimmung zu bringen, und es gelang ihr. Bunte Bilder der Heiligen mit einem goldnen Kreiße um das Haupt, waren das liebſte Spielwerk Eſperanzas, und oft lag ſie der Mutter an, ihr davon Geſchichten zu erzählen, welche dieſe aus der Schrift oder aus den Legenden mit rührender Einfalt vorzutragen wußte. Die Kleine hatte ein empfängliches Ohr und eine zarte biegſame Stimme; ſie ſang beinah ſo früh, als ſie lallte. Wie ſie heranwuchs, lehrte die Mutter ſie die ſchönſten Pſalmen und manche andre Lieder frommen Inhalts. Sie ſah dem Zeitpunkte, wo ſie in einen heiligen Orden treten, wo ſie die Freuden ihrer Kindheit zum Geſchäft ihres Lebens machen ſollte, mit Verlangen, ja mit ahnendem Entzücken entgegen. Sie ſollte in einem Kloſter zu Lorca eingekleidet werden, deſſen Vorſteherin eine Freundin ihrer Mutter war. Dieſe hatte ſelbſt ſie dahin begleiten wollen, allein der Schmerz des Abſchiedes überwältigte ihre ſchwache Geſundheit, und machte es ihr unmöglich mitzureiſen. Ein alter Oheim und ſeine Söhne, nebſt einigen Bedienten, machten die Begleitung der jungen Eſperanza aus: doch nicht weit von Lorca wurden ſie von einer über die Gränze ſtreifenden Partei Mohren angefallen. Die Männer ſetzten ſich anfangs tapfer zur Gegenwehr, aber ſie fielen oder mußten fliehn. Eſperanza wurde auf einem der mit Beute beladnen Maulthiere nach Velez weggeführt, wo ſie zuerſt wieder von der Betäubung eines tödtlichen Schreckens zu ſich kam. Der Alkayde dieſes Gränzortes begegnete der edlen gefangenen Chriſtin gütig, und ſandte ſie der Königin zu. Jene betrauerte die wackern Verwandten, die bei ihrer Vertheidigung das Leben verloren hatten, ſie ängſtigte ſich unaufhörlich über ihre gute, nun verlaßene Mutter, der ſie keine Nachricht von ſich geben konnte, und ſie beklagte ihr eignes Looß, vorzüglich weil ſie der ſchönſten und ſeligſten Beſtimmung, wie ſie glaubte, entrißen worden war, an der ihr ganzes unſchuldiges Herz hieng. Noch nie hatte die mächtigſte Leidenſchaft den Frieden ihrer Bruſt geſtört, und vielleicht trug ſie den Stoff dazu nicht in ſich; nie hatte ſie vergeblich den ſehnſuchtsvollen Blick aus der Abgeſchiedenheit in die Welt zurückgeworfen; kindlich hatte ſie nach der goldnen Krone der Heiligkeit gegriffen, ohne von innern Kämpfen zu wißen, wodurch man ſie verdient. Sie fand unter den Gefährtinnen ihres Schickſals keine, der ſie ſich mit Zutrauen hätte nähern können. Dieſe leichtſinnigen Mädchen ſannen nur auf einen geſchickten Gebrauch ihrer Reize, um irgend einen Mohren zu gewinnen, und der Verbindung mit ihm ihr Vaterland und ihren Glauben aufzuopfern: oder ihre Geſinnungen ſanken auch zu der Abhängigkeit ihres Standes herab. Eſperanza zog ſich daher in eine mehr als klöſterliche Einſamkeit zurück. Nur wenn ihr Dienſt ſie rief, verließ ſie ihre kleine Kammer, die ſie wie eine Zelle auszuſchmücken wußte. Ihre Andacht hatte nichts Finſtres: ſie dachte nicht an Pflicht, noch an Verdienſt dabei, ſondern folgte nur einem ſanften, aber innigen Hange. Bei der kindlichen Beſchränktheit ihrer Vorſtellungen lief ſie keine Gefahr, ſich mit ihren Betrachtungen in einer öden und unbegreiflichen Unendlichkeit zu verirren. Sie lieh der Jungfrau Maria die Züge ihrer eignen Mutter, und ſchmiegte ſich mit gleicher Zärtlichkeit an ſie. Die Apoſtel, Erzväter und Heiligen, deren Bilder ihr rings von den Wänden zuwinkten, ſchienen ihr nicht nur die ehrwürdigſten, ſondern auch die freundlichſten unter allen Menſchen. Einen Tiſch hatte ſie ſich zum Altar eingerichtet, ſchmückte ihn mit Blumentöpfen oder friſchen Sträußen und betete oder ſang knieend vor demſelben. Außer den vielen Liedern, die ſie im Gedächtniſſe hatte, wußte ſie auch Weiſen und Worte dafür zu erſinnen, in denen ſich ihre Stimmung offenbarte. Einer dieſer Geſänge, den ſie faſt an jedem Abend wiederholte, lautete in caſtilianiſcher Sprache dem Sinne nach etwa ſo:

Holde Himmelskönigin,
Und ihr Heil'gen Gottes alle!
Neigt das Ohr mit mildem Sinn
Einer armen Dulderin,
Daß ihr Lied euch wohlgefalle!
Holde Himmelskönigin
Und ihr Heil'gen Gottes alle!

Einſam leb' ich und verwaiſt,
Weggebannt vom Vaterlande,
Wo euch jede Lippe preiſt;
Feindliche Gewalt zerreißt
Des Gelübdes werthe Bande;
Einſam leb' ich und verwaiſt,
Weggebannt vom Vaterlande.

Doch ich trag' es mit Geduld:
Sollt' ich mit dem Himmel rechten?
O beſchirmt mich nur vor Schuld!
So erheb' ich eure Huld
Selbſt in bang durchweinten Nächten.
Ja, ich trag' es mit Geduld:
Sollt' ich mit dem Himmel rechten?

Was ich habe, bring' ich dar,
Einen treu ergebnen Willen.
Konnt' ich gleich nicht am Altar

Mich mit frommer Schweſtern Schar
In den keuſchen Schleier hüllen:
Was ich habe, bring' ich dar,
Einen treu ergebnen Willen.

Meine Mutter weinet fern
Um das Kind, das ſie verloren.
Tröſte ſie, du tröſteſt gern,
Sanfte Mutter unſres Herrn,
Den du auch zum Weh geboren.
Meine Mutter weinet fern
Um das Kind, das ſie verloren.

Welke nur die Jugend hin,
Weih' ich doch ihr keine Klage.
Nach Befreiung ſtrebt mein Sinn;
Sieh, ich zähle wie Gewinn
Jeden der verfloßnen Tage.
Welke nur die Jugend hin,
Weih' ich doch ihr keine Klage.

Eſperanza war ſehr darüber erfreut, daß die Königin ſie zu ſich rief, um ihre Gefangenſchaft zu theilen. So lange der Schimmer des Glücks ihre Gebieterin umgab, hatte ſie ſich begnügt, ſie aus der Ferne zu bewundern; in der Bedrängniß fieng ſie an, ſie zu lieben. „Ach, wüßte ich die ſchöne unglückliche Sultanin zu tröſten!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie ihr das erſte Mal im Gefängniſſe diente: aber Schüchternheit feßelte ihre Zunge, und nur ſtumme Ausdrücke ſtanden ihrer Theilnahme zu Gebote. Im Schloße herrſchte ſchon tiefe Stille: Morayzela lag ſchlaflos auf ihrem Bette, als ſie über ſich wie vom Himmel herab den Geſang einer melodiſchen Stimme vernahm, deren volle, gehaltne, ſchwebende Töne ihre ganze, jetzt ſo empfängliche Seele aufregten, ob ſie ſchon die Worte nicht verſtand. Es war Eſperanzas Stimme: nach einem Gebet, worein ſie die Königin mit eingeſchloſſen hatte, ſang ſie, ohne daran zu denken, daß ſie jener hier weit näher wohnte und von ihr gehört werden konnte, mit der innigſten Rührung einen jener Pſalme, welche um Errettung aus einer dringenden Noth flehen.

„Was ſangeſt du geſtern Abend, Eſperanza?“ fragte die Königin, als ſie am andern Morgen hereintrat. „Ein heiliges und troſtvolles Lied, meine Gebieterin,“ erwiderte jene, und mußte es ihr nach mehreren Fragen wiederholen und die Worte auf Arabiſch erklären. Sie redete dieſe Sprache unvollkommen, und wählte daher immer nur den einfältigſten, aber eben deswegen auch den herzlichſten Ausdruck. Die Königin fand Weiſe und Inhalt wunderbar zu ihrer Gemüthslage ſtimmend, und verlangte noch mehr von dieſen Liedern zu hören. Auch jene ſanfte Abendklage kam an die Reihe, und gab Gelegenheit zu Geſprächen über Eſperanzas eigne Geſchichte, über die mit ihr von der zarteſten Kindheit an aufgewachſenen, nun vereitelten Wünſche. Die Königin wurde nachdenkend: was konnte doch jener Schleier ſo wunderbar Anziehendes haben, daß die unſchuldige Seele ſeinen Verluſt mehr beklagte, als den Verluſt eines Diadems? Noch niemals hatte man den Dienſt der Gottheit ihrem Herzen nahe gelegt, ſie befolgte die Vorſchrift der äußern Gebräuche, ohne weiter etwas dabei zu denken. Selbſt die Eine große Wahrheit, die Mohamed gelehrt, ruhte unwirkſam in ihrem Gedächtniſſe. Eſperanza hingegen ſchien in einer andern Welt mehr daheim zu ſein, als auf Erden: ſie hatte übermenſchliche und zugleich menſchliche Vertraute und Freunde, die ſie zwar nie geſehen, aber auf die ſie dennoch nicht weniger gewiß rechnete. Morayzela hatte nie zuvor einen Begriff vom Glauben der Chriſten gehabt, denn die chriſtlichen Sklaven pflegten die frommen Gebräuche, welche ſie in der Gefangenſchaft etwa beobachten konnten, vor den Mohren zu verbergen, um nicht von ihnen als Abgötterer geſcholten zu werden. Eſperanza wurde mehr und mehr durch den Eindruck beſeelt, den ihre Mittheilungen ſichtbar auf jene machten. Doch war es nicht ſowohl der Eifer der Bekehrung, was ſie zu reden trieb, als der Wunſch, ihrer Gebieterin den köſtlichen, den einzigen Troſt zu verſchaffen: ſelbſt arm und hülflos hatte ſie der Unglücklichen nichts zu geben, als ihr Herz und ihren Glauben. Dieſe Unterredungen erneuerten ſich täglich, und die Königin hörte mit immer ſteigender Theilnahme zu, wenn ihr Eſperanza von dem unſchuldigen, wohlthätigen, göttlichen Manne erzählte, der grauſam verfolgt und umgebracht, es allen Menſchen zum Beſten gern erduldet; von ſeiner heiligen Mutter, wie entzückt ſie bei ſeiner Geburt geweſen, wie unnennbar ſie bei ſeinem Tode gelitten, und wie ſie jetzt in ihrer Herrlichkeit allen bedrängten Frommen beizuſtehen bereit ſei. An jenem Abend wurden die Geſänge der Chriſtin das Wiegenlied ihres Kummers. Ihre verlaßene Lage machte es ihr zum Bedürfniß, mit jenen hülfreichen Weſen näher bekannt zu werden; bald lernte ſie mit eben der Inbrunſt, wie Eſperanza, ſich zu ihnen wenden. Schon unzählige Male hatte ſie mit der innigſten Bewegung ausgerufen: ſei gegrüßt, Maria! indem ſie ſich dabei mehr das leidende Weib, als die hohe Himmliſche dachte. Sie war ſchon mit ganzer Seele Anbeterin des göttlichen, aufgeopferten Sohns, als endlich der Gedanke in ihr aufkeimte, der in ihrem Glücksſtande unter die unmöglichen gehört hätte, auch äußerlich Chriſtin zu werden, wenn ſie aus ihrer jetzigen Noth gerettet würde. Ihrem Vaterlande mußte ſie dann freilich entſagen, mußte ſich entſchließen, ohne eine Stütze in eine ganz fremde Welt einzutreten. Dieß ſchien ihr indeſſen jetzt nicht ſchwer: Granada war ſeit Kurzem ein Aufenthalt der Zwietracht und all ihrer Gräuel, ohne Ausſicht auf einen beßern Zuſtand; von ihren jugendlichen Freuden war ſie durch eine ſchreckliche Kluft getrennt; die Verleumdung hatte ſelbſt das Andenken daran vergiftet. Eſperanzas Entzücken war unausſprechlich, als die Königin ihr und den beiden Schweſtern, die alles willkommen hießen, was ihrer edlen Freundin Troſt gab, und daher jene bald lieb gewonnen hatten, dieſen Entſchluß offenbarte.

Allein während ein erhebender Glaube, eine lindernde Zärtlichkeit das Gemüth Morayzelas ganz erfüllte, wurde die Wendung ihres Schickſals immer zweideutiger. Zwar hatte der alte König nach der Vertreibung Abu Abdallahs aus dem Alhambra ſeine Schwiegertochter wißen laßen, ſie ſei nunmehr frei, und könne ſich nach Wohlgefallen wegbegeben. Doch ſie konnte ihr Leben nicht mit Aufopferung ihrer Ehre retten wollen: Durch ihre Flucht hätte ſie ſich nach den damaligen Begriffen für ſchuldig erklärt. Sie ließ daher dem Muley-Haſſan für ſein Anerbieten danken, bat ihn aber, die Wache am Thurm Comares bis zur Entſcheidung ihrer Sache auf demſelben Fuß wie bisher zu laßen. Die funfzehn Tage verfloßen, ohne daß ſich Ritter zu ihrer Vertheidigung antrugen; keiner von denen, welche es gleich anfangs gethan hatten, ſchien ſich ſeines Verſprechens zu erinnern: Parteienwuth und andre gehäßige Leidenſchaften hatten ſich aller Seelen bemächtigt, und den alten Edelmuth aus Granada verbannt. Die Sultanin war zu ſtolz, um von Rittern, die ſich oft, dem Glanze ihre Würde und ihren perſönlichen Eigenſchaften huldigend, herbei gedrängt hatten, ſolch einen Dienſt zu erbitten, oder ſie darum zu mahnen. Wer ſie kannte und ſich nicht gedrungen fühlte, ſeinen Arm für ihre angefochtne Unſchuld darzubieten, konnte ihr auch ihre Bitte verweigern. Den Abencerragen wäre es eigentlich am erſten zugekommen, aber ſie ſchwiegen, weil ſie nicht wußten, wie lange ſie ſich noch in Granada behaupten würden, wie ſie dann auch bei der Ausſöhnung der beiden Könige wirklich genöthigt waren, es zu räumen. Hierdurch erfuhr die Sultanin und Zelima eine ſchmerzliche Trennung: Galiana nahm unter den zärtlichſten Umarmungen, unter Thränen und guten Wünſchen Abſchied von ihnen, um ihren Gemahl, einen Abencerragen, in das fremde Land zu begleiten. Abu Abdallah kam zu gleicher Zeit mit ſeinem Vater überein, dieſer ſolle dem gerichtlichen Zweikampfe kein Hinderniß in den Weg legen, und nachher die Sultanin ihrem dadurch entſchiednen Looße nicht entziehen. Er befahl, daß alle Alcayden, welche ſich anfangs wegen der Feſte, nachher um in den bürgerlichen Unruhen ihren Freunden beizuſtehen, in Granada aufgehalten hatten, ſich unverzüglich zu ihren Burgen und Gränzorten zurückbegeben, und ſie bei Todesſtrafe auch nicht verlaßen ſollten. Die immer wiederholten, immer näher herandrängenden Anfälle der Spanier berechtigten zu einer ſolchen Maßregel; allein, um ſie gerade in dieſem Augenblicke zu nehmen, dazu hatte Abu Abdallah den geheimen Grund, daß er durch die Entfernung der tapferſten Ritter es der Königin um ſo ſchwerer machen wollte, Vertheidiger zu finden. Er erreichte ſeine Abſicht: die dreißig Tage verſtrichen, ohne daß ſich Ritter angeboten, und ohne daß ſie ſich hätte entſchließen können, Schritte zu thun, die ihr erniedrigend ſchienen. Muza, voll von Beſorgniß, daß es ſo ſein möchte, gieng zu ihr in den Thurm Comares. Er fand ſie krank auf ihrem Ruhebette, vor welchem die beiden Freundinnen ſaßen. „Mein Leben iſt verwirkt, edelmüthiger Muza!“ ſagte ſie mit der Gelaßenheit der Ermattung: „meine Ankläger werden ſiegen, weil Niemand gegen ſie ficht. Ohne Schauer fühle ich den Tod in meinen Adern; doch, ſagt mir: muß ich auch die Schmach der Hinrichtung noch abwarten?“ Eſperanza und Zelima weinten laut bei dieſen Worten; Muza ſelbſt faßte ſich nur mit Mühe, doch beſtrebte er ſich, ſeiner Schwägerin auf das Freundlichſte Troſt einzureden. Die dreißig Tage ſeien zwar vorüber, aber die in Granada herrſchende Zerrüttung habe es unmöglich gemacht, Ritter für den Zweikampf zu finden. Dieſer müße daher wenigſtens noch die Hälfte eben derſelben Friſt verſchoben bleiben; er werde bei ſeinem Bruder hierauf dringen. Fänden ſich in dieſer Zeit keine Vertheidiger ihres Vertrauens würdig, ſo ſei er immer noch bereit, aus einem Richter ihr Anwalt zu werden. „Laßt mich!“ ſagte die Königin: „wozu noch dieſe Verlängerung meiner Leiden? iſt ihr Maß nicht voll? Nehmt euer Anerbieten zurück! Eurer Tapferkeit, eurem Edelmuth ſcheint nichts zu ſchwer: aber werden eure Kräfte einem viermal erneuerten Gefechte nicht erliegen? und ſoll ich alle, die mir werth ſind (ſie blickte hierbei ihre junge Freundin an), in mein grauſames Schickſal verſtricken?“ Zelima, von entgegengeſetzten Regungen zu gewaltſam gedrängt, fiel jetzt neben dem Bett auf die Knie nieder, und ſank halb ohne Bewußtſein mit dem Haupte an den Buſen der Königin. Muza war beſtürzt, und ſchmerzlich entzückt über die Zärtlichkeit ſeiner Geliebten, die ſich ſo rührend verrieth. Er fürchtete beide durch wiederholtes Andringen noch mehr zu erſchüttern, und entfernte ſich von Eſperanzas Segenswünſchen begleitet.

Die Königin war entſchieden, Muza nicht für ihren Vertheidiger anzunehmen: ſollte ſie Zelimas kindliche Anhänglichkeit dadurch belohnen, daß ſie ihren Geliebten vierfacher Lebensgefahr ausſetzte, um ſich ſelbſt zu retten? Auch glaubte ſie nicht, daß Abu Abdallah ihn von dem einmal übernommenen Richteramt entlaßen, oder ihr eine verlängerte Friſt zugeſtehen würde. Sie ſah alſo ihren Tod vor Augen, und wollte ihn ſich ſelbſt geben, um nicht ihren Feinden zum Schauſpiel zu dienen. Eine kleine Scheere, die ſie bei ihren weiblichen Arbeiten brauchte, ſchien ihr hinreichend, um ſich die Adern zu öffnen. Sie forderte ſie von Eſperanza, als wollte ſie den Knoten eines Bandes an ihrer Kleidung, der ſie drückte und den ſie nicht auflöſen könnte, damit zerſchneiden, und ſteckte ſie dann haſtig zu ſich. Hierauf ließ ſie ſich ihre Schreibtafel geben, ſchrieb, auf den Ellbogen geſtützt, mit zitternder Hand einige Worte, und reichte ſie dann zurück. „Bewahre dieß, meine treue „Eſperanza!“ ſagte ſie, „es enthält meinen letzten Willen. „Euch beiden vermache ich meinen Juwelenſchmuck zum Andenken. Dir gebe ich die Freiheit, und empfehle dich meinem Schwager, damit er für deine Rückkehr in dein Vaterland ſorge. Umarmt mich noch einmal, Geliebte! Gehabt euch wohl, und überlaßt mich nun der Erquickung des „Schlummers!“ Zelima war ſprachlos; jeder Verſuch zu antworten wurde von Schluchzen erſtickt. Eſperanza warf ſich vor der Königin nieder, küßte tauſendmal ihre Hand, flehte, ſie möchte ihr den Troſt nicht verſagen, die Nacht bei ihr bleiben zu dürfen, beſchwor ſie, noch nicht Alles verloren zu geben, und ſich ſelbſt kein Leid anzuthun. Dieſe war von ſo viel Liebe innig gerührt; mit dem einzigen Gefühl, das dem Leben Werth geben kann, erwachte die Anhänglichkeit daran in ihr. Sie ließ ſich in ein ruhigeres Geſpräch ein, doch ohne von der Behauptung zu weichen, es ſei keine Ausſicht zur Rettung für ſie übrig. Eſperanza konnte ihr hierin leider nur ſchwach widerſprechen, aber ſie bot alles auf, was ſie vom Schutze der himmliſchen Macht, der nie von dem Frommen weiche, vom Vertrauen auf die waltende Vorſicht Eindringliches zu ſagen wußte. Sie ſang mit Begeiſterung dieſen Zuruf aus einem arabiſchen Liede:

Der Himmel kann nicht ſtets den Guten zürnen,
Iſt ſchon das Leben oft ein harter Krieg.
Nur ſchaffe du den feindlichen Geſtirnen
Verzweiflungsvoll nicht ſelbſt den Sieg!

Ungeachtet ihr Morayzela verſprochen hatte, abzuwarten, ob Muza den Aufſchub ausgewirkt haben würde, wollte ſie doch ihre Gebieterin keinen Augenblick allein laßen. Sie betete unaufhörlich mit nie gefühlter Inbrunſt um Rath von droben herab, und wie unnennbar war ihre Freude, als ſie nach langem Sinnen einen Ausweg gefunden zu haben glaubte.

Sie kannte die Rittertugenden, wodurch der ſpaniſche Adel ſich damals ſo allgemein auszeichnete, ſie wußte, wie begierig ihre Landsleute nach außerordentlichen Thaten, wie eifrig ſie wären, wo es den Schutz der unterdrückten Unſchuld galt. Die Königin war im Herzen ſchon eine Chriſtin: warum ſollte ein chriſtlicher Ritter nicht für ſie fechten wollen? Es war auch nichts Ungewöhnliches, ungeachtet zwiſchen Granada und den Königen des übrigen Spaniens beſtändig Krieg war, daß einzelne Helden ſich im Vertrauen auf die Rittertreue der Mohren ohne Begleitung mitten unter ſie wagten, um Abenteurer aufzuſuchen. Dieß hatte vor nicht langer Zeit Don Rodrigo Tellez Giron gethan, bei welcher Gelegenheit er Muza im Zweikampfe beſiegte. Seine dabei bewieſene Tapferkeit wurde von den fabelnden Volksſagen, unter andern in folgender damals berühmten Romanze beſungen:

Himmel! welch ein tapfrer Ritter,
Calatravas Ordensmeiſter!
Wie verfolget er die Mohren
Auf der Ebne von Granada,
Von dem Quell des Fichtenbaumes
Bis hinauf zum Schneegebirge!
Ja, ſogar Elviras Thore
Greift er an mit Lanz' und Degen:
Dieſe Thore waren eiſern,
Doch er ſtößt ſie durch und durch.

Es konnte für die Königin nicht demüthigend ſein, ſich in der Drangſal an einen völlig fremden Mann zu wenden, der nie an ihrem Hofe erſchienen war, noch ſich, wie die mohriſchen Ritter, die nun ihr Schickſal gleichgültig anzuſehen ſchienen, um ihre Gnade beworben hatte. Ueberdieß war ein Gefecht mit einem von dieſen nichts mehr, als was die ſpaniſchen Edlen damals täglich für ihren König unternahmen, oder zu unternehmen wünſchten. Eſperanza richtete hiebei ihr Augenmerk auf Don Juan Chacon, Herrn von Carthagena, den ſie zuweilen im Hauſe ihrer Mutter geſehen hatte, weil ſeine Gemahlin eine Verwandte derſelben war. Nicht leicht übertraf jemand in ganz Spanien dieſen ernſten geſetzten Mann an Ruhm der Tapferkeit und Großmuth. Er hatte ſo viel Freunde und Waffenbrüder, daß es ihm leicht werden mußte, noch drei andre Ritter zu finden, die das Abenteuer mit ihm zu theilen bereit wären.

Alles dieß trug Eſperanza der Königin vor, die anfangs ungläubig war, hartnäckig zweifelte, vielerlei einwendete, aber es endlich dem Eifer ihrer Freundin, alle Bedenklichkeiten zu heben, nicht abſchlagen konnte, einen Verſuch zu wagen, wenn anders Muza die verlängerte Friſt erhalten hätte. Sie zweifelte nicht ganz mit Unrecht hieran; denn er hatte ſein ganzes Anſehen, ſeinen drohendſten Ernſt dazu nöthig gehabt. Doch kam er früh am Morgen mit der Nachricht, und billigte Eſperanzas Vorſchlag von ganzer Seele. Die Königin ſagte dieſer mit arabiſchen Worten vor, was ſie auf Caſtilianiſch an Don Juan ſchreiben ſollte: von ihrer Bedrängniß, ihrer Unſchuld, ihrer Begierde Chriſtin zu werden, wenn ſie befreit würde. Dann unterſchrieb ſie den Brief mit eigner Hand, und verſiegelte ihn mit ihrem Ringe. Muza nahm es über ſich, ihn durch einen vertrauten Boten eilig zu beſorgen, und zugleich einen Geleitsbrief für die ſpaniſchen Ritter mitzuſchicken. In wenigen Tagen brachte der Bote von dem königlichen Hoflager zu Talavera, wo ſich Don Juan befand, eine Antwort deſſelben voll von Ehrerbietung und Ergebenheit zurück. Er fand ſich über Verdienſt geehrt, daß die Königin ihn vor allen Andern zu ihrem Vertheidiger gewählt. Er verſprach am beſtimmten Tage in Granada einzutreffen.

Der Tag erſchien. Man hatte auf dem Platze Vivarambla ein mit Schwarz behangenes Gerüſt errichtet, und vor demſelben ein großes Viereck zum Kampfplatz mit Schranken umſchloßen. Die ganze Stadt war voll der geſpannteſten Erwartung; ſchon bei Anbruch des Tages waren die Straßen voll Getümmel. Das Volk beklagte die Sultanin, die Ritter der verſchiedenen Parteien waren auf einen neuen Ausbruch des bürgerlichen Krieges vorbereitet, und erſchienen alle wohlgewaffnet. Muza und ſeine beiden Beiſitzer im Richteramt giengen auf das Alhambra und begleiteten die Sänfte, worin die Königin nebſt ihren beiden Begleiterinnen abgeholt ward. Alle Fenſter längs dem Wege, den ſie zu machen hatten, waren mit Frauen und Mädchen beſetzt; bedauernde Ausrufungen folgten ihr überall nach. Sie beſtieg in Schwarz gekleidet das Gerüſt, auf welchem auch die Richter ſaßen, und ließ ſich, ihnen gegenüber, auf ebenfalls ſchwarzen Polſtern, nieder. Mit lärmender Kriegsmuſik erſchienen die vier Zegri in einem prächtigen Aufzuge, und ſtellten ſich mit ihrem Anhange an die eine Seite des Gerüſtes, während die Ritter der entgegengeſetzten Partei ſogleich die andre einnahmen. Der König ließ ſich ſeitwärts auf dem Balkon eines Pallaſtes am Bivarambla ſehen, und ſuchte unter blendendem Pomp die ihn nagende Unruhe zu verbergen. Niemand außer Muza wußte, ob die Königin überhaupt, und was für Verfechter ſie gefunden; doch ſchien ſie gutes Muthes: ſie hatte ihre gerechte Sache den Mächten des Himmels in heißen Gebeten empfohlen, und Eſperanzas unbegränzte Zuverſicht hob und begeiſterte ſie. Es verfloßen einige Stunden in ſtummer Erwartung, ohne daß Vertheidiger erſchienen wären. Die granadiſchen Ritter von der Partei der Abencerragen waren jetzt beſchämt über ihre unritterliche Gleichgültigkeit bei der Bedrängniß der ſchönen und tugendhaften Sultanin, deren Anblick Rührung und Ehrerbietung einflößen mußte. Mehrere boten ſich zu Kämpfern an, allein ſie lehnte es ab: es ſei noch früh am Tage, und ſie wolle erwarten, ob die von ihr gewählten Beſchützer nicht kommen würden. Endlich unterbrach ein großes Getümmel vom Thore von Vivarambla her die Stille. Alle Zuſchauer drängten ſich dahin, und bald ſah man vier ſtattliche Männer in reicher türkiſcher Kleidung und mit ſchimmernden Waffen durch die dichten Haufen gegen das Gerüſt heranreiten. Einer von ihnen näherte ſich dem Richter und fragte auf Türkiſch, ob es erlaubt ſei, die Sultanin einen Augenblick zu ſprechen. Da man es nicht verſtand, wiederholte er ſeine Frage auf Arabiſch, und nach Bejahung derſelben ſprang er vom Pferde, ſtieg die Stufen hinauf und trat, tief und feierlich ſich neigend, vor die Königin. Er und ſeine Gefährten, ſagte er auf Arabiſch, ſeien türkiſche Befehlshaber, in Geſchäften des Großherrn nach Marocco geſandt, und durch einen Sturm an die granadiſche Küſte geworfen; da ſie von dem bevorſtehenden Zweikampfe gehört, haben ſie ſich eilig auf den Weg gemacht, um der Sultanin zum Dienſt ihrer Ehre anzutragen was ihr Arm vermöchte. Zugleich ließ er unvermerkt ein kleines Blatt in ihren Schooß fallen, worauf ſie die Aufſchrift ihres Briefes an Don Juan Chacon erkannte. Sie ſah ſich nach ihrer Dienerin um, dieſe winkte ihr bejahend zu; ſie hatte den Ritter trotz ſeiner Verkleidung ſchon erkannt. Morayzela erwiderte daher: da ihre Ritter ſo lange zögerten und nicht zu kommen ſchienen, ſo nehme ſie gern die ehrenvolle Hülfe ſo tapfrer Krieger an. Der Türke entfernte ſich hierauf mit einer zweiten Verbeugung, ſchwang ſich aufs Pferd, und ritt auf Muzas Wort mit den drei übrigen in die Schranken, während auf der andern Seite auch die vier Zegri hineingelaßen wurden.

Der Grund, warum Don Juan und ſeine Freunde dieſe Verkleidung gewählt hatten, war theils die größere Sicherheit bei dem Zuge durch das granadiſche Gebiet, theils die gänzliche Geheimhaltung des Abenteuers. Er hatte zuerſt nach ſeinem zurückhaltenden Ernſte die Sache Niemandem anvertrauen wollen. Doch, da bei einem Geſpräch mit dreien der berühmteſten Ritter, Don Manuel Ponce de Leon, Don Alonzo de Aguilar (demſelben, der nach der Eroberung von Granada in einem Gefecht gegen die mohriſchen Empörer auf dem Alpuxarras umkam) und Don Diego de Cordova, das Schickſal der Sultanin, wovon das Gerücht viel erzählte, beklagt ward, und einer und der andre äußerte, wäre ſie nur Chriſtin, ſo würde es einem ſpaniſchen Ritter anſtehen für ſie zu fechten; ſo eröffnete Don Juan den übrigen, die Sultanin ſei zum heiligen Glauben der Kirche bekehrt, zeigte ihren Brief und offenbarte ſeinen Entſchluß. Man vereinigte ſich mit ihm zu der Unternehmung; nur war der allgemeine Zweifel, ob der vorſichtige König auch darein willigen werde. Sie wurden alſo eins, da gerade jetzt ein Stillſtand im Kriege war, ſich unbemerkt und ohne Urlaub zu entfernen. Ohne einen Schildknappen, nur mit einigen Lebensmitteln und einer türkiſchen Tracht in ihren Mantelſäcken, machten ſie ſich auf den Weg. Im Walde Roma auf der Gränze des Königreichs, ruhten ſie einen Tag aus, wechſelten die Kleidung und bargen die Mantelſäcke an einem abgelegenen Orte. Ihre Unkunde des Weges verurſachte am andern Tage ihre verſpätete Ankunft.

Der vierfache Kampf war langwierig und blutig; von beiden Seiten geſchahen unglaubliche Anſtrengungen. Die Zegri fochten wie Verzweifelte, aber nicht mit der gewohnten Geſchicklichkeit in Führung der Waffen, ſei es nun, daß die Vorwürfe ihres Gewißens, oder die unerwartete Erſcheinung der fremden, wie es ſchien, vom Himmel geſandten Gegner ſie irrte. Keiner von den Spaniern blieb unverletzt, aber endlich wurden die Zegri einer nach dem andern durch tödtliche Wunden wehrlos gemacht, und hatten noch Zeit, ehe ſie verſchieden, ihre ſchändliche Lüge zu bekennen.

Schmetternde Trompeten und Zinken und das Jubeln der Menge verkündigten die Freiſprechung der Königin, erſt auf dem Platze Bivarambla, dann durch die ganze Stadt. Muza ließ die Ritter in ſein Haus bringen, und es mit einer ſtarken Wache beſetzen, weil er befürchtete, die übrigen Zegri möchten etwa einen mörderiſchen Anfall auf die fremden Kämpfer wagen. Wer vermöchte die freudige Dankbarkeit der Königin zu beſchreiben, womit ſie zu den Rittern hineintrat, ſobald ihre Wunden beſorgt waren? Allein wie betroffen war ſie, als ſie erfuhr, daß ſie, ſtatt ſich von ihr bis zur völligen Geneſung verpflegen zu laßen, ſchon am nächſten Morgen wieder fortreiten wollten, um ſich wieder am Hoflager einzufinden, ehe ihre Abweſenheit bemerkt würde! Da alle ihre Bitten nichts gegen dieſen Entſchluß ausrichteten, ſo bewog ſie wenigſtens jeden der Ritter, einige Koſtbarkeiten von ihr mitzunehmen, und hoffte ihnen nicht für immer Lebewohl ſagen zu müßen.

Sobald es geſchehen konnte, richtete ſie ihren Vorſatz, zu den Chriſten überzugehen, ins Werk. Die Königin Iſabella empfieng ſie auf das Liebreichſte, und gab ihr bei der Taufe den Namen Donna Iſabel de Granada. Sie vermählte ſich mit einem ſpaniſchen Edeln; es wird nicht beſtimmt angegeben, mit wem: doch läßt ſich vermuthen, daß es einer ihrer Befreier geweſen. Eſperanza fand ihre Mutter zwar am Leben, aber in großer Bekümmerniß. Sie hatte ſich, um das Gelübde an ihrer Tochter Statt zu erfüllen, ſelbſt in das Kloſter begeben, wo dieſe eingekleidet werden ſollte. Hier vereinigte ſich Eſperanza wieder mit ihr, und ſie lebten ſtille, glückliche Tage. Donna Iſabel beſuchte ſie öfters daſelbſt: nie erloſch die innigſte Freundſchaft zwiſchen ihnen. Nach der Eroberung von Granada, welche nicht lange darauf erfolgte, ſahen ſie auch Zelima wieder, die ſich mit Muza vermählt und ihn bewogen hatte, zum chriſtlichen Glauben überzugehen.

Den ſchuldigen Abu Abdallah ſchien ſeitdem ſein übriges Leben hindurch ein Unſtern zu verfolgen. Man kennt aus der Geſchichte die Begebenheit des Krieges, wodurch der Herrſchaft der Mohren in Spanien ein gänzliches Ende gemacht wurde. Man weiß, welche immer nützliche, oft zweideutige, ja ſogar erniedrigende Rolle Abu Abdallah während desſelben ſpielte; wie er ſein Verderben ſelbſt beſchleunigte; wie ſeine Mutter, als er wehklagend auf die verlorne Herrlichkeit zurückſah, ihm vorwarf, er weine wie ein Weib um das Reich, das er nicht wie ein Mann zu vertheidigen gewußt; und wie er unter den Mohren in Afrika einen frühen gewaltſamen Tod fand*).

---

*) Der Stoff dieſer Erzählung iſt aus der Historia de las guerras civiles de Grenada por Gines Perez entlehnt, welche man unter uns ſchon aus den darin vorkommenden Romanzen kennt, die Herder in ſeinen Volksliedern zum Theil überſetzt hat. Den Ton und Stil des Originals kann man aus einem überſetzten Fragment in Bertuchs Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Litteratur I. B. S. 275. u. f. kennen lernen. Der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit des Buchs ſcheint aber dort in einer Vorerinnerung gegen des Litterators der ſpaniſchen Geſchichte, Doct. Nicol. Antoni, Beſchuldigung, dieſe angebliche Geſchichte ſei nur ein Roman, zu viel eingeräumt zu werden. Vieles darin iſt zwar unſtreitig hiſtoriſch treu erzählt; der Verfaßer beruft ſich dabei auf ſpaniſche Geſchichtſchreiber, oder auch auf alte Romanzen, welche wenigſtens ſo zuverläßige

Quellen ſind, als Volksſagen es ſein können. Ein großer Theil des Erzählten hingegen muß ſchon nach der Beſchaffenheit des Stoffes für Dichtung gehalten werden. Es wird umſtändlich geſchildert, was jeder Ritter und jede Dame bei all den Feſten für Kleidung und Putz getragen, wie bei den Zweikämpfen jeder Hieb oder Stoß geführt werden, wie die Verliebten, die hier in großer Anzahl ſind und ſich alle auf das Vollkommenſte ähnlich ſehen, geſeufzt und geſprochen nicht nur, ſondern auch was ſie bei jeder Gelegenheit empfunden haben. Alles dieß ſind offenbare Ritterbuchsgemeinplätze, und der Verfaßer verweilt mit ſeiner naiven und populären Weitſchweifigkeit nur zu oft auf der Gränze, wo Einfalt in Albernheit übergeht. Er zeigt hingegen einen männlicheren Geiſt, ſo oft er öffentliche Begebenheiten darſtellt. Als ſeine Hauptquelle nennt er an vielen Stellen das Buch eines Arabers Aben Hamin: doch überſetzt er es keineswegs wörtlich; denn er führt oft ſpätere ſpaniſche Geſchichtſchreiber an, miſcht auch vieles zur Ehre des katholiſchen Glaubens ein, was Aben Hamin (der nicht, wie Magazin S. 293. in der Note vermuthet wird, ein zum Chriſtenthum bekehrter Mohr war, ſondern wie G. Perez im 17. Kap. ausdrücklich ſagt, nach der Eroberung von Granada nach Afrika übergieng, zu Tremecen lebte, und alſo mohamedaniſch geſinnt blieb) unmöglich geſchrieben haben konnte. Ja, er fällt einige Mal ziemlich ungeſchickt aus dem Koſtüm. Mit dem arabiſchen Buche hat es überhaupt eine eigne Bewandniß. Ein Jude, erzählt Gines Perez, erhielt es von einem Enkel des Verfaßers, überſetzte es zu ſeinem Vergnügen ins Hebräiſche, und ſchenkte das Original dem Grafen von Baylen, Don Rodrige Ponce de Leon. Dieſer, weil ſein Großvater Don Manuel rühmlich erwähnt wurde, war begierig den Inhalt recht zu wißen, und ließ es von eben dem Juden ins Kaſtilianiſche überſetzen, und theilte es darauf dem Verfaßer der Hist. de las guerras etc. mit. Es iſt nicht recht deutlich, ob der Graf ihm das Original oder die ſpaniſche Ueberſetzung gegeben habe. Er ſcheint ſelbſt zu befürchten, das gänzliche Stillſchweigen des Sekretärs und Geſchichtſchreibers des Königs Ferdinands des Katholiſchen, Hernando del Pulgar, über das Abenteuer der vier Ritter möchte ſeiner Glaubwürdigkeit ſchaden, und ſucht es dadurch zu erklären, daß jene auch nachher das Geheimniß über den Zweikampf beobachtet (wozu ſie doch ſchwerlich einen

Grund haben konnten); dem Mohren Aben Hamin habe es die Sultanin ſelbſt unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertraut. Von Pulgar ſagt er: Y si algo destas cosas supó y entendió no puso la pluma en ello, por estar ocupado en otras cosas tocantes los Catolicos Reyes. Es ſchien mir alſo um ſo eher erlaubt, die Geſchichte auf meine Weiſe zu behandeln, nicht nur ſie abzukürzen und anders zu ſtellen, ſondern auch Nebenumſtände zu erfinden, um ihr mehr Zuſammenhang und innre Wahrſcheinlichkeit zu geben. In allem, was irgend hiſtoriſch bedeutend ſcheinen könnte, habe ich mich an meine Quellen gehalten.

Aus dem Portugieſiſchen.

Camoens.

Die Zwölf von Engellande.

Luſiaden. Sechster Geſang.

Das Geſchwader des Vaſco de Gama iſt ſchon an der jenſeitigen afrikaniſchen Küſte von Melinde abgeſegelt. Bacchus, der Feind der portugieſiſchen Seehelden, hat eine Verſammlung der Götter des Meeres berufen, und ſie bewogen, der Herrſchaft jener über ihr Gebiet durch einen vernichtenden Sturm vorzubeugen.

Die Geſchichte der *Zwölf von Engellande* wird von portugieſiſchen Geſchichtſchreibern mit Nennung aller Namen und genauer Angabe der Umſtände berichtet, und hat unter ſo vielen ähnlichen Waffenproben der damaligen Zeiten gar nichts Unwahrſcheinliches. Der Herzog von Lancaſter iſt übrigens der uns aus dem Shakſpeare ſo wohl bekannte Johann von Gaunt, und der engliſche König kann kein andrer als Richard II. geweſen ſein.

38.

Indes in feuchter Tiefe Rath gepflogen
Von Dieſen ward, verfolgt in ebnem Gleiſe
Die wackre müde Flotte durch die Wogen
Bei ſtillem Wind und Meer die lange Reiſe.

Es war die Zeit, wo ſich der Tag entzogen
Mit ſeinem Licht des Oſtens halbem Kreiſe;
Die von der erſten Wache giengen ſchlafen,
Und weckten Andre, wie die Reih'n ſie trafen.

39.

Die kommen halb nur wach, und überwinden
Den Schlaf mit Müh, indem ſie häufig gähnen.
Man ſieht ſie ſchlecht bedeckt vor rauhen Winden
Sich hin und wieder an die Stangen lehnen;
Die offnen Augen wollen noch erblinden,
Indes ſie reibend ihre Glieder dehnen:
Sie ſuchen Mittel vor dem Schlaf, berichten
Sich tauſend Fälle, mancherlei Geſchichten.

40.

Was dient, ſpricht einer, beßer zu verſchmerzen
Die läſt'ge Stunde, hier uns auferleget,
Als wie ein luſtig Märchen, das mit Scherzen
Den ſchweren Schlaf zur Munterkeit erreget?
Drauf ſagte Leonardo, der im Herzen
Gedanken eines Treuverliebten heget:
Was giebt's, womit man ſich die Zeit vertriebe,
Für beßere Geſchichten, als von Liebe?

41.

Nein, ſpricht Velloſo, nicht für billig halt' ich
Zu tändeln unter ſo viel Rauhigkeiten.
Der Schifffahrt Mühen, die ſo mannichfaltig,
Erdulden Liebe nicht, noch Zärtlichkeiten;

Vielmehr von Kriegen hitzig und gewaltig
Laßt uns erzählen: denn ein hartes Streiten
Wird unſer Leben, wie ich denke, werden;
So ſagen mir's die kommenden Beſchwerden.

42.

Sie ſtimmen All' ihm hierin bei, und wollen
Daß nur Velloſo, was ihm gut dünkt, wähle.
Ich will's, und ſo, daß ſie nicht tadeln ſollen,
Spricht er, als ob ich fabelhaft erzähle;
Und daß zu Thaten, die ſo weit erſchollen,
Ich meine Hörer um ſo mehr beſeele,
Von Eingebornen zwar aus unſerm Lande:
Und dieſe ſei'n die Zwölf von Engellande.

43.

Als unſers Reiches Zügel leicht zu halten
Johann *), des Pedro Sohn, das Glück beſcherte,
Nachdem er frei und ruhig es erhalten
Vor ſeines Nachbarn Macht, die ihn beſchwerte:
Damals im großen England, das von kalten
Schneeflocken nordlich ſtarret, ſät' und mehrte
Erinnys wild der Zwietracht böſe Pflanze,
Zu unſers Luſitaniens höherm Glanze.

44.

An Englands Hofe zwiſchen edlen Frauen
Und Herren hatt' es einſt ſich zugetragen,

---

*) Johann I.

War es nun Meinung, war es Selbſtvertrauen,
Daß ſich ein Zwiſt erhob mit heft'gen Klagen.
Die Höflinge, die leicht ſich was getrauen
Und kecke Worte fallen laßen, ſagen,
Sie wollen darthun, daß nicht Ruf noch Namen
In ſolchen Damen ſei, zu heißen Damen.

45.

Und wäre jemand, der für ihre Rechte
Sich ſtellen wollt' etwa, mit Lanz und Degen,
In Schranken oder offenem Gefechte,
So woll'n ſie ihn mit ſchnöder Schmach erlegen.
Der Frauen Schwachheit, da man ſich erfrechte
So ungewohnten Schimpf auf ſie zu legen,
Und ſie von Kräften ſich entblößt ſah, wandte
Um Hülfe ſich an Freund' und an Verwandte.

46.

Weil aber groß und mächtig in den Reichen
Die Feinde ſind, will keiner ſich bequemen,
Verwandte, brünſtige Verliebt' ingleichen,
Die Damen nach Gebühr in Schutz zu nehmen.
Mit ſchönen Thränen, und die wohl erweichen
Den Himmel könnten, daß die Götter kämen
Zu ſchirmen Bildniſſe von Alabaſter,
Gehn alle hin zum Herzog von Lancaſter.

47.

Dieß war ein mächt'ger Herr, der einſt gefochten
Wider Kaſtilien mit den Portugieſen,

Wo ſie Gefährten ihm, was ſie vermochten
Durch hohen Muth und guten Stern, bewieſen.
Auch hatt' er, welche Siege Lieb' erfochten
In dieſem Lande, damals ſchon geprieſen,
Da ſeine Tochter zwang ein Herz im Stahle,
Gewählt vom tapfern König zum Gemahle.

48.

Er, der nicht beiſtehn will auf ihre Bitten,
Damit nicht innrer Zwieſpalt mög' entſtehen,
Sagt ihnen: Als ich für mein Recht geſtritten
An das iber'ſche Reich, jenſeits der Seen,
Hab' ich der Luſitanier edle Sitten,
Beherzten Muth, und göttlich Thun geſehen;
Sie einzig könnten euer Abenteuer,
Glaub ich gewiß, beſtehn mit Schwert und Feuer.

49.

Und mag's, gekränkte Damen, euch belieben,
Will ich für euch Geſandten an ſie richten,
Mit Briefen, höflich und geſchickt geſchrieben,
Von eurer Kränkung ſie zu unterrichten.
Doch eurer Thränen Sache ſei betrieben
Auch eurerſeits mit Worten, die verpflichten,
Und Liebkoſungen, weil ich ein mir bilde,
Ihr findet Beiſtand dort und feſte Schilde.

50.

So räth der Herzog ihnen, wohlerfahren,
Nennt tapfre Zwölf, bewährt in manchen Fällen,

Und da der Damen auch nur zwölfe waren,
So heißt er ſie ein Looßen anzuſtellen,
Um jeder Einen ſicher zu bewahren.
Da ſie nun wußten ihre Kampfgeſellen,
Schrieb jede gleich dem ihren nach Gefallen,
All' ihrem König, und der Herzog Allen.

51.

Der Bot' iſt ſchon nach Portugal gekommen,
Den Hof entzückt das was er vorgetragen.
Der hohe König hätt' es unternommen,
Doch mußt' er es der Majeſtät verſagen.
Die Hofherrn alle ſind vom Trieb entglommen
An dieſes Abenteuer ſich zu wagen,
Und in des Glückes Gunſt ſcheint nur zu ſtehen
Wen ſie genannt ſchon von dem Herzog ſehen.

52.

Dort in der treuen Stadt, wo nach der Sage
Der ew'ge Name Portugals entſtanden,
Ein leichtes Holz zu rüſten, das ſie trage,
Hieß, der dem Steur des Reiches vorgeſtanden.
Die Zwölf bereiten ſich nur kurze Tage
Mit Waffen und mit neuen Prachtgewanden,
Mit Helmen, Büſchen, Sprüchen und Livreien,
Mit Pferden und vielfarb'gen Stickereien.

53.

Beim König hatten Abſchied ſchon genommen,
Um vom berühmten Douro abzufahren,

Die ſämmtlich, ſo geladen hinzukommen
Vom engliſchen erfahrnen Herzog waren.
Kein Unterſchied ward ſonſten wahrgenommen
An Stärk' und Kunſt in dieſen Ritterſcharen;
Nur Einer war, der ſich Magriço nannte,
Der ſo ſich zu dem tapfern Haufen wandte:

54.

Seit lange ſchon, ihr tapferſten Genoßen,
Begehr' ich fremde Länder zu durchreiſen,
Zu ſehn, was Douro, Tajo nicht umfloßen,
Verſchiedne Völker und Geſetz' und Weiſen.
Nun, da der Zugang mir ſich aufgeſchloßen,
Weil man ſo weit die Erde kann umkreiſen,
Geh' ich, wenn ihr's erlaubt, allein zu Lande:
Ich bin mit euch zugleich in Engellande.

55.

Und wenn es denn ſich träfe, daß das Letzte,
Was aller Dinge Ziel, mir ſollte wehren,
Bei euch zu ſein am Tage, den man ſetzte,
So werdet ihr mich wenig nur entbehren.
Ihr thut für mich was ich mein würdig ſchätzte;
Doch wenn die Ahndungen mich Wahrheit lehren,
So werden Flüße, Berge, ſammt dem Neide
Des Glücks' nicht machen, daß ich dort euch meide.

56.

Die Freund umarmet er bei dieſen Worten,
Nimmt Abſchied und begiebt ſich fort am Ende,

Durchzieht Leon, Kaſtilien, ſammt den Orten,
Die einſt erobert vaterländſche Hände;
Navarra, dann Pyrenes ſteile Pforten,
Hiſpaniens hier, dort Galliens Scheidewände;
Eilt, Frankreichs Herrlichkeiten zu durchwandern,
Und kommt zum großen Hafenplatz in Flandern.

57.

Indes er hier, ſei's nun mit Fleiß geſchehen,
Sei's Zufall, viele Tage ſich verweilet,
Ward ſchon die kalte Flut der nordſchen Seen
Von der glorreichen Zahl der Eilf getheilet.
Wie ſie an Englands fremder Küſte ſtehen,
Sind alle gleich auf London zugeeilet;
Vom Herzog froh bewirthet, wie ſie kamen,
Bedient und aufgemuntert von den Damen.

58.

Es iſt nunmehr zum anberaumten Streite
Mit den zwölf Engliſchen der Tag erſchienen;
Schon gab der König ihnen das Geleite:
Sie waffnen ſich mit Helmen, Panzern, Schienen.
Im Waffenblitz will auf der Damen Seite
Der Portugieſen wilder Kriegsgott dienen,
Indeſſen die in Farben ſich und Seiden,
Mit Gold und mit Juwelen prangend, kleiden.

59.

Die aber, der zum Looße war gefallen
Magriço, der nicht kam, bezeugt ihr Grämen

Mit düſtrer Tracht, da keiner unter allen
Ihr Ritter heißet bei dem Unternehmen,
Wiewohl die Eilf, es ſo zum Wohlgefallen
An Englands Hof zu end'gen, auf ſich nehmen,
Daß man den Sieg der Damen ſoll erkennen,
Ob zwei bis drei der Ihren auch ſich trennen.

60.

Auf hoher öffentlicher Bühn' erſcheinet
Der König ſchon, vom ganzen Hof umgeben,
Zu drei und drei, und vier und vier vereinet
Stehn ſie, wie ſie das Looß geordnet eben.
Von Thule bis nach Baktrien beſcheinet
Die Sonne nicht von kühnerm Muth und Streben
Zwölf andre, wie die Engliſchen ſich wieſen
Im Felde wider die eilf Portugieſen.

61.

Beſchäumend kau'n der goldnen Zügel Stangen
Die Roſſe, die in Wildheit ſchon entbrannten.
Die Sonne, von den Waffen aufgefangen,
Blitzt hell, wie auf Kryſtall und Diamanten.
Doch wie die Blicke beider Schar durchdrangen,
Ungleichheit der Partein ſie bald erkannten,
Der Eilfe gegen zwölf: als frohes Toben
Und Jauchzen ward von allem Volk erhoben.

62.

Es kehrt ſich jeder hin, von wo verbreitet
Der Anlaß des Tumults ſich ſcheint zu regen.

Sieh da! ein Ritter kommt, zum Kampf bereitet
Mit Roß und Waffen, kriegeriſch verwegen,
Spricht mit dem König und den Damen, reitet
Den Eilfen zu: Magriço iſt's, der Degen;
Als Freund' umarmt er ſeine Kampfgefährten,
Die traun in der Gefahr ihn nicht entbehrten.

63.

Die Dame, wie ſie hört, daß der ſich ſtelle,
Der Schutz und Rettung ihrem Namen giebet,
Freut ſich, und legt dort an vom Thier der Helle *)
Was ſchnödes Volk mehr als die Tugend liebet.
Nun giebt das Zeichen die Trompete helle,
Das ſie zu lang entflammtem Muth verſchiebet;
Sie geben Sporen, laßen Zügel ſchießen,
Senken die Lanzen; Feuerfunken ſchießen.

64.

Der Pferde Stampfen will ſich da erzeigen,
Der ganze Boden drunten muß erzittern;
Das Herz im Buſen, unter bangem Schweigen,
Pocht jedem der da ſchauet nach den Rittern.
Der fliegt vom Pferde, denn er kann nicht ſteigen,
Der wälzt mit ſeinem ächzend ſich auf Splittern,
Der muß mit Roth die weißen Waffen tüſchen,
Der peitſcht die Kroppe mit des Helmes Büſchen.

---

*) Vom Widder des goldnen Vließes; ſie kleidet ſich in Goldſtoff, oder mit goldnen Zierraten.

65.

Da ward wohl einem ew'ger Schlaf zum Lohne,
Er wechſelt Tod und Leben wie Gedanken.
Hier ohne Reiter läuft ein Roß, und ohne
Sein Roß muß dort zu Fuß der Reiter wanken.
Es fällt der engelländſche Stolz vom Throne,
Denn drei bis vier trägt man ſchon aus den Schranken.
Mehr giebts zu thun wo ſie nun Degen ſchwingen,
Als bloß mit Harniſch, Schild und Panzerringen.

66.

Viel Worte machen, um euch herzunennen
Die Zahl von grimm'gen Stößen, harten Streichen,
Ziemt jenen Zeitverſchwendern, die wir kennen,
Die Träum' erzählen aus den Fabelreichen.
Genug, daß ſich die Kämpfer endlich trennen,
So daß nach hohen Proben, ohne Gleichen,
Den Unſern bleibt die Palme der Victorie,
Die Damen Siegerinnen, und mit Glorie.

67.

Mit Freud' und Jubel nimmt in die Palläſte
Der Herzog auf die Zwölfe nach dem Streiten.
Die Köch' und Jäger müßen für die Gäſte
Der holden Schar der Damen viel bereiten,
Denn den Befreiern wollen tauſend Feſte
Sie geben, alle Tag' und Tageszeiten,
So lang ſie weilen noch in Engellande,
Bis heim ſie gehn zum ſüßen, lieben Lande.

68.

Doch da Magriço noch, den großen, lüſtet
Nach großen Dingen Länder zu durchwandern,
So, ſagt man, blieb er dort, und bot gerüſtet
Zu wicht'gem Dienſt der Gräfin ſich von Flandern.
Und da er nicht ſich wie ein Neuling brüſtet,
Wo du, Mars, einen mißeſt mit dem andern,
Muß ihm im Feld erliegen ein Franzoſe,
Mit des Torquatus und Corvinus Looße *).

69.

Ein Andrer von den Zwölf hat ſich begeben
Nach Deutſchland, wo er wilden Kampf beſtehet
Mit einem Deutſchen, der ihm nach dem Leben
Mit unerlaubten falſchen Liſten ſtehet.
Velloſo ſchließt ſo die Erzählung eben,
Man dringt in ihn, warum er übergehet
Magriços Abenteur, den Sieg des Helden,
Warum er das von Deutſchland nicht will melden.

70.

Doch wie ſie lauſchend noch ſein Wort beachten,
Sieh da! der Bootsmann, der auf's Wetter paßte,
Bläſt ſeine Pfeife: bei dem Laut erwachten
Die Schiffer alle, wo auch jeder raſte.
Er heißt, weil Winde friſcher auf ſich machten,
Die Bramen einziehn von dem Topp am Maſte.

---

*) Zwei Römer, die beide einen glücklichen Zweikampf gegen Gallier gefochten hatten.

Seid munter! ruft er zu dem Schiffervolke,
Der Wind ſchwillt an von jener ſchwarzen Wolke.

71.

Noch waren nicht die Bramen eingezogen,
So fährt der Sturm gewaltig raſch hernieder.
Zieht ein! ſchrie laut der Bootsmann durch die Wogen,
Zieht ein! ſchrie er, das große Segel nieder!
Die zorn'gen Winde kommen angeflogen.
Eh ſie noch einziehn, ſtoßen wild dawider,
Und reißen es in Stücke mit Getöſe,
Als ob der Bau der ganzen Welt ſich löſe.

Sonette.

I.

Wahrheit, Vernunft, Lieb' und Verdienſt gereichen
Jedem Gemüth zur Ruh und muth'gem Streben;
Jedoch Glück, Zufall, Zeit, Geſchick erheben
Sich herrſchend in der Welt verwirrten Reichen.

Viel tauſend Fälle kann der Sinn vergleichen,
Und weiß nicht, welchen Grund dafür zu geben;
Doch weiß er, daß, was über Tod und Leben,
Der menſchliche Verſtand nicht kann erreichen.

Gelehrte können hohe Schlüße machen,
Doch mehr bewährt ſich die Erfahrung feſte,
Drum iſt es beßer, wenn man viel geſehen.

Geſchehne giebt's und nichtgeglaubte Sachen,
Und giebt geglaubte, welche nicht geſchehen:
An Chriſtus glauben aber iſt das Beſte.

Sonette.

II.

Jakob war ſieben Jahr' als Hirt verdungen
Bei Laban, Rahels Vater; doch ſein Dienen
Galt nicht den Vater, ſollt' ihm bloß verdienen
Die ſchöne Bäurin, der er nachgerungen.

Das Zögern mancher Tage ward bezwungen
Durch Hoffnung Eines Tags; da der erſchienen,
Brach ſchlau den Bund der Vater zwiſchen ihnen,
Für Rahel ward ihm Lea aufgedrungen.

Der traur'ge Hirt ſah was ihm widerfahre,
Wie Liſt ihm ſeine Hirtin nicht gewähre,
Als ob ſie immer unverdient noch bliebe;

Begann zu dienen andre ſieben Jahre,
Und ſprach: Ich diente mehr, wenn nur nicht wäre
So kurz das Leben für ſo große Liebe.

Kleine Gedichte.

I.

Woraus Liebe keimet,
Wer es könnt' erſpähen,
Um ſie auszuſäen.

Lieb' und ihre Plagen
Baut' ich emſiglich;
Liebe ſäet' ich,
Trug hat ſie getragen.
Nie in meinen Tagen
Sah ich jemand ſäen
Und dasſelbe mähen.

Blühend im Gefilde
Sah ich ſich erheben
Dornen, hart dem Leben,
Nur den Augen milde.
Mit dem armen Wilde
Dem ſolch Kraut erſehen,
Iſt es bald geſchehen.

Was ich that auch immer,
Ward umſonſt verſucht.

Sät' ich gute Frucht,
Wucherte ſie ſchlimmer.
Liebe ſah ich nimmer
Lange Zeit beſtehen
Und der Noth entgehen.

II.

Als ihn eine Dame, Dos Anjos*) mit Namen, Teufel genannt hatte.

Weil ihr mit ſo üblem Namen
Mich, Senhora, habt empfohlen,
Mög' euch denn der Teufel holen.

Wer hat je gehört, geleſen,
Daß, wer in der Hölle lebte,
Auf mit den Gedanken ſtrebte
Und im Himmel trieb ſein Weſen?
Aber da ihr mir erleſen
Solchen Namen, unverholen,
Mög' euch dieſer Teufel holen.

Wohl, Senhora, nenn' ich mich
Ganz verloren ohne Zweifel;
Doch den Engeln will der Teufel
Nicht ſo herzlich wohl wie ich.
Nimmer alſo paßt es ſich,
Oder wollt ihrs wiederholen,
Sei es nur, um euch zu holen.

---

*) D. h. von den Engeln; doch bedarf es dieſer Angabe des Namens der Dame nicht, um das Gedicht vollkommen paſſend zu finden.

Habt ihr bang ein Kreuz geſchlagen
Vor dem Engel, nicht des Lichts,
Gegen dieſen hilft es nichts,
Den ihr ſelbſt daran geſchlagen.
Wenn ich, um mein Glück zu wagen,
Mich als Teufel hergeſtohlen,
Hütet euch vor meinem Holen.

Weil ihr denn ſo weit gegangen,
Bitt' ich mit gefaltnen Händen
Meinen Gott es ſo zu wenden,
Dieſer Teufel mög' euch fangen.
Und dieß iſt kein ſtolz Verlangen:
Weil ihr mir dieß Amt befohlen,
Nehm' ichs an, um euch zu holen.

III.*)

Innen trag' ich meine Pein,
Außen giebt ſie keinen Schein.

Meine neuen ſüßen Plagen
Sind den Menſchen unſichtbar,
Nur die Seele nimmt ſie wahr,
Denn der Leib darf es nicht wagen.
Wie der Funke, nicht geſchlagen,
Sich verbirgt im Kieſelſtein,
Trag' ich innen meine Pein.

---

*) Das Original iſt ſpaniſch, wie verſchiedne von den kleinen Gedichten des Camoens.

IV.

Dort zu der Galeere,
Mutter, geh' ich hin,
Mit dem Schifferjungen
Werd' ich Schifferin.

So hat mir bezwungen
Jener Schalk den Sinn:
Für den Schifferjungen
Werd' ich Schifferin.

V.

Aus dem Engliſchen.

Shakſpeares Macbeth.

(Fragment.)

Erſter Aufzug. Erſte Scene.

Ein freier Platz. Donner und Blitz. Drei Hexen treten auf

Erſte Hexe.
Sagt, wann ich euch treffen muß:
In Donner, Blitz oder Regenguß?
Zweite Hexe.
Wann der Wirrwar iſt zerronnen,
Schlacht verloren und gewonnen.
Dritte Hexe.
Noch vor Untergang der Sonnen.
Erſte Hexe.
Wo der Platz?
Zweite Hexe.
Der Heide Plan.
Dritte Hexe.
Da woll'n wir dem Macbeth nahn.
Erſte Hexe.
Ich komme, Murner.
Alle.
Molch ruft auch; — ſogleich!

Schön iſt wüſt, und wüſt iſt ſchön.
Wirbelt durch Nebel und Wolkenhöhn!
Sie verſchwinden.

Zweite Scene.

Ein Lager bei Fores. Getümmel hinter der Scene. Der König Duncan, Malcolm, Donalbain, Lenox, nebſt Gefolge treten auf. Sie begegnen einem verwundeten Soldaten.

Duncan.
Wer iſt der blut'ge Mann? Er kann berichten,
So ſcheint's nach ſeinem Ausſehn, wie's zuletzt
Um die Empörung ſtand.
Malcolm.
Dieß iſt der Hauptmann,
Der, kühn und mannhaft, mich zu löſen focht
Aus der Gefangenſchaft. Heil, tapfrer Freund!
Sag was du weißt dem König vom Gefecht,
Wie du's verließeſt.
Soldat.
Zweifelhaft noch ſtand es,
Wie ein erſchöpftes Schwimmerpaar, ſich packend,
Die Kunſt erdrückt. Der grauſame Macdonwald
(Werth ein Rebell zu ſein; denn um ihn ſchwärmen
Die wucherhaften Tücken der Natur
Zu ſolchem Thun) hatt' aus den Inſeln weſtwärts
Der Kern' und Gallowglaſſe Schar geworben;
Fortuna, lächelnd dieſem ſchnöden Kampf,
Schien eines Meuters Hure. Doch umſonſt!
Der tapfre Macbeth — er verdient den Namen, —
Fortunen höhnend, mit gezücktem Stahl,

Der in des Blutgerichts Vollziehung dampfte,
Als Buſenfreund der Ehre, ſchlug ſich durch,
Bis er den Schurken traf:
Bot keinen Handdruck, ſprach kein Lebewohl,
Bis er vom Nacken bis zum Kinn ihn durchhieb,
Und ſeinen Kopf auf unſre Zinnen ſteckte.

Duncan.

O tapfrer Vetter! würdiger Vaſall!

Soldat.

Wie dorther, wo der Sonne Lauf beginnt,
Wohl Sturm und Wetter, ſchiffzertrümmernd, losbricht,
So aus dem Brunnquell, der uns Heil verhieß,
Schwillt Unheil an. Merk, Schottenkönig, merk!
Kaum zwang das Recht, mit Tapferkeit bewehrt,
Die hurt'gen Kerne, Ferſengeld zu zahlen,
Als der Norweger Fürſt, den Vortheil ſpähend,
Mit blanken Waffen, friſch geworbner Schar
Aufs Neue Kampf begann.

— — — — — — — — — —

Der Refrain in dem Hexengeſange.

Miſcht, ihr alle! miſcht am Schwalle!
Feuer, brenn', und Keßel, walle!

VI.

Aus dem Franzöſiſchen.

Aus dem Franzöſiſchen.

Racines Eſther. Akt II. Scene 7.

Ahasverus.

Geliebte, glaube mir, dieß Scepter, dieſe Größe,
Dieß Schrecken, das ich rings in die Gemüther flöße,
Umgiebt mit wenig Luſt des Pompes reichen Sitz,
Und es ermüdet oft ihr trauriger Beſitz.
Ich find' in Dir allein ich weiß nicht welche Reize,
Die immer neu mir ſind, wonach ich immer geize.
O ſüßer, mächt'ger Zug der holden Tugend, du!
Aus Eſther athmet nur die Unſchuld und die Ruh.
Vom ſchwärzeſten Verdruß kann ſie die Nacht verjagen,
Und macht mir heitre Tag' aus meinen trübſten Tagen.
Was ſag' ich? Seh' ich dich bei mir auf dieſem Thron,
Dann fürcht' ich weniger feindſel'ger Sterne Hohn.
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Anhang.

Die Einſiedelei des Kandu,

nach dem Brahma-Purana, einer epiſchen Dichtung
aus dem höchſten Alterthum.

Eine akademiſche Vorleſung

von

Hrn. von Chézy.

Vorerinnerung A. W. v. Schlegels.

Mein gelehrter Freund, Hr. von Chézy, hat mir erlaubt, den folgenden Aufſatz, welcher von ihm, als Mitgliede der dritten Abtheilung des königlichen Inſtituts, in einer öffentlichen und außerordentlichen Verſammlung der vier Akademien vorgeleſen worden, und bisher noch nicht im Druck erſchienen iſt, in einer Ueberſetzung dem Publikum mitzutheilen; und ich bin gewiß, meinen Leſern ein ſehr angenehmes Geſchenk damit zu machen. Hr. von Chézy vereinigt in einem ſeltenen Grade mit tiefer und umfaßender Sprachkunde die Gabe einer zierlichen und gewählten Schreibart in ſeiner Mutterſprache, und iſt daher vorzüglich dazu berufen, als Vermittler zwiſchen dem Geiſte der orientaliſchen Poeſie und den Forderungen des europäiſchen Geſchmacks aufzutreten. Schon vor einer Anzahl Jahre bewährte er dieſes Talent in ſeiner anmuthigen Nachbildung des perſiſchen Romans Meinun und Leila, welche von allen Kennern mit dem gröſten Beifall aufgenommen wurde. Seit geraumer Zeit beſchäftigt er ſich mit dem Ramayana, und wir ſehen mit Ungeduld der Vollendung ſeiner eben ſo gründlichen als geſchmackvollen Arbeit über dieſes wichtige Werk entgegen, wovon ſich nach zwei kleinen Proben, dem Tode des Yajnadattas, und dem Kampfe des Lakſhmanas mit dem Rieſen Atikayas, die Erwartung hegen läßt, daß ſie die des Sanskrit unkundigen Leſer auf die anziehendſte Weiſe mit dem Geiſte und Inhalte des vortrefflichſten unter den alten Sagengedichten Indiens bekannt machen, und zugleich den Gelehrten eine Fülle von Aufklärungen über den Zuſammenhang und die Bedeutung der brahmaniſchen Mythologie liefern wird.

Die folgende Dichtung, aus einem unter den Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen und noch nicht ans Licht gezogenen Sagengedichte geſchöpft, bedarf keiner Empfehlung bei den Freunden des Schönen; und die geſtrengeren Sittenrichter wird ihre Anmuth vielleicht entwaffnen, eben wie es jenem Einſiedler der Vorwelt gieng. Wiewohl als Epiſode einem größeren Ganzen eingeflochten, iſt ſie für ſich abgerundet und vollendet. Es finden ſich manche ähnliche Erzählungen, deren eine ich nächſtens meinen Leſern vorzulegen gedenke. Die Gefahren und Störungen, welche für das beſchauliche Leben aus den Bezauberungen der Liebe erwachſen, ſind ein Lieblingsgegenſtand der indiſchen Poeſie; aber die folgende Behandlung des Gegenſtandes iſt ohne Zweifel eine der ausgezeichnetſten.

Einleitung.

Die griechiſchen Muſen heißen an dieſem Tage ihre Schweſtern vom Ganges willkommen; ſie unterbrechen die gelehrten Harmonien ihrer Leier, um den vielleicht etwas flüchtigen Akkorden der indiſchen Laute ein günſtiges Gehör zu gönnen.

Indem ich ein Band der Verwandtſchaft zwiſchen den Muſen des Helikon und denen vom Berge Meru anerkenne, indem ich den Namen Schweſtern ausſpreche, glaube ich ſchon tauſend Stimmen zu vernehmen, welche ſich gegen eine ſolche Behauptung, gegen die Möglichkeit eines ſolchen Vereins erheben. Lange Zeit, ich geſtehe es, habe ich ſelbſt dieſes Vorurtheil gehegt; aber nach der beſonnenſten Prüfung, nach anhaltender Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtande, muß ich, ungeachtet des weiten Zwiſchenraums, welcher dieſe Völker trennt, ihre Poeſie als verſchwiſtert, und in derſelben Wiege gepflegt, anerkennen: ſie redet dort und hier ungefähr dieſelbe Sprache, bedient ſich ähnlicher Ausdrücke und Bilder, und ſcheint vom Einem Genius begeiſtert zu ſein.

In der That, Keinem, der nur einige Fortſchritte in der Erlernung des Sanskrit gemacht hat, können die auffallenden Uebereinſtimmungen dieſer reich entfalteten Sprache mit der griechiſchen und lateiniſchen entgehen. Dieſe Uebereinſtimmungen zeigen ſich nicht bloß in einzelnen Wörtern, ſondern in dem innerſten Bau der Sprachen ſelbſt: ſie können nicht die Wirkung des Zufalls ſein, und führen nothwendiger Weiſe auf die Annahme eines gemeinſamen Urſprungs der Völker, oder auf einen uralten lange fortgeſetzten Verkehr, der zwiſchen ihnen ſtattgefunden haben muß.

Die Geſchichte liefert uns freilich noch keine hinreichenden Andeutungen, um dieß Problem zu löſen. Aber wie viel andere Thatſachen verhüllt die Dämmerung der fabelhaften und heroiſchen Zeiten, welche unleugbar ſind, wiewohl es bis jetzt der hiſtoriſchen Forſchung noch nicht gelang, ihr volles Licht auf ſie zu werfen.

Das Studium des Sanskrit, bloß für ſich betrachtet, vernichtet beinahe alle etymologiſchen Syſteme, welche man bis jetzt aufzubauen verſucht hat. Dieſes Studium iſt durchaus unentbehrlich, um unſere Forſchungen mit einiger Sicherheit in einem Labyrinthe zu leiten, wo man nur allzu oft nichts als Chimären angetroffen hat. Wenn man hievon zu dem Studium der Glaubenslehre der Indier, ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche, und ihrer geheiligten Sagen übergeht: welche noch viel merkwürdigere Zuſammenſtellungen bieten ſich dann ſogleich der Einbildungskraft dar!

Wenn wir in den Sinn ihrer metaphyſiſchen Schriften eindringen, ſo glauben wir die erhabenen Betrachtungen eines Plato zu leſen. Die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele iſt von dieſem Weiſen und von andern Philoſophen Griechenlands nicht mit größerem Tiefſinn und Scharfſinn zugleich entwickelt worden, als von den Brahmanen in ihren Upaniſhads (geheimen Texten der Vedas), wo meiſtens die Gegenſtände in der ſokratiſchen Weiſe unter der Einkleidung von Geſprächen zwiſchen einem Lehrer und ſeinem Schüler abgehandelt werden.

Die Lehre von der Einheit Gottes, welche offenbar von den wahren Weiſen des Heidenthums erkannt worden iſt, wird gleichfalls von den indiſchen Philoſophen behauptet, welche das unendliche Weſen unter dem Namen Brahma anbeten. Die Beſchuldigung der Vielgötterei, die man ihnen gemacht hat, iſt allem Anſchein nach nur darauf gegründet, daß ſie die Attribute der Gottheit unter den Geſtalten des Brahma, Viſhnus und Sivas perſonificiert haben, um auf eine ſinnliche Weiſe die Gewalt des Schaffens, des Erhaltens und des Zerſtörens darzuſtellen.

Das Syſtem des Pythagoras, wovon nur Bruchſtücke auf uns gekommen ſind, findet ſich in ſeiner Geſammtheit in den Schriften der indiſchen Philoſophen wieder.

Die Uebereinſtimmung, welche man auf beiden Seiten bis in die feinſten einzelnen Züge erkennt, iſt ſo groß, daß es ſehr wahrſcheinlich wird, der griechiſche Weiſe habe aus jenen alten Büchern ſeine Lehre von der Seelenwanderung geſchöpft; und dieſe Thatſache allein iſt nach unſerer Meinung hinreichend, die Wirklichkeit ſeiner Reiſe nach Indien glaublich zu machen.

Sollte nicht auch ein anderer Philoſoph, von welchem man behauptet, daß er im Gefolge Alexanders des Großen Indien bereiſt habe, ſollte nicht Pyrrho aus ſeinem Umgange mit den Brahmanen den Keim ſeines berühmten Syſtems geſchöpft haben, welches die auffallendſte Uebereinſtimmung mit einem in Indien weit verbreiteten Syſteme darbietet, worin gelehrt wurde, Alles, die Gottheit ausgenommen, ſei nur Täuſchung? Es iſt noch beſonders zu bemerken, daß dieſer Skeptiker in ſeinem ganzen Betragen die vollkommene Gleichgültigkeit und Entſagung kund gab, welche das beſchauliche Leben der Indier bezeichnet. Erfüllt von dem Gedanken der Flüchtigkeit und des geringen Werthes aller irdiſchen Dinge, führte er beſtändig den Spruch

Homers im Munde, wo dieſer große Dichter die menſchlichen Geſchlechter mit verwelkten Blättern vergleicht, die ein Spiel des Windes ſind; eben ſo wie die Gymnoſophiſten ſich in der Vergleichung der Kürze des menſchlichen Lebens mit einem Thautropfen gefallen, der an einem zitternden Lotosblatte glänzt, und in einem Augenblicke verſchwindet.

Es würde leicht ſein, dergleichen Zuſammenſtellungen zu häufen, wenn man die verſchiedenen Zweige menſchlicher Wißenſchaft und Kunſt nach einander durchgehen wollte: die Aſtronomie, die Mathematik, die Muſik, die Poeſie, ſowohl die epiſche und dramatiſche, als die lyriſche, die Geſetzgebung und die Sittenlehre. Es würde leicht ſein zu beweiſen, daß in allen dieſen Fächern die Indier den Griechen nur Weniges zu beneiden haben. Aber dieſe Arbeit würde zu viel Zeit erfordern; ich ziehe es daher vor, nur einen flüchtigen Blick auf einige Stücke der indiſchen Mythologie zu werfen, deren Einerleiheit mit den griechiſchen Fabeln ſogleich allgemein einleuchtend ſein wird.

Wenn Valmiki, der Erfinder der Poeſie unter dieſem Volke, uns im Geiſte auf den erhabenen Gipfel des Berges Meru führt, ſo glauben wir uns von Homer auf die Höhen des Olympus verſetzt zu ſehn, und dem Rathe der Götter beizuwohnen, die er uns, genährt von der himmliſchen Ambroſia, mit ſo reizenden Farben darſtellt, gerade wie die indiſchen Götter das Amrita oder den Trank der Unſterblichkeit genießen.

Wenn wir hier den Zeus mit ſeinem Blitze bewaffnet ſehn, ſo ſtrahlt dort dieſes furchtbare Meteor in der Rechte des Indras. Das unermeßliche, mit Augen beſäte blaue Gewand, das ihn bekleidet, der Regenbogen, auf den er ſich ſtützt, läßt in ihm ſogleich das perſonificierte Firmament erkennen.

Venus, die Mutter der Grazien, findet auch ihre Nebenbuhlerin an der Göttin der Schönheit Lakſhmi, die, was am meiſten in Erſtaunen ſetzen muß, wie jene aus dem Schaume des Meers hervorgegangen ſein ſoll.

Apollo bietet eine Menge Aehnlichkeiten mit dem Kriſhna dar, und vielleicht würde nicht unmöglich ſein, dergleichen zwiſchen den Muſen und jenen Hirtinnen zu finden, welche unaufhörlich ihren Lieblings-Gott, den Schönſten der Unſterblichen, begleiten.

Was den griechiſchen Bacchus betrifft, ſo würde es ſchwer ſein, ſeine Einerleiheit mit dem indiſchen auf dem Berge Meru geborenen Bacchus nicht anzuerkennen. Dieſer letzte Umſtand hat die griechiſchen Mythologen veranlaßt, die Fabel von ſeiner Geburt aus dem Schenkel Jupiters zu erſinnen, indem ſie auf den Gleichlaut der Wörter Meru und μηρός anſpielten, wie es allgemein anerkannt iſt.

Und Kama, der Bruder des griechiſchen Liebesgottes, eben ſo ſchalkhaft, eben ſo anmuthig wie dieſer, unter welcher reizenden Allegorie wird er uns nicht von den indiſchen Dichtern dargeſtellt! Er iſt ein liebliches Kind, das den Frühling und den Zephyr zu unzertrennlichen Begleitern hat; ſeine Waffen ſind ein Bogen, aus Zuckerrohr gebildet, ein Köcher, angefüllt mit fünf Pfeilen (nach der Zahl der menſchlichen Sinne), welche ſcharf und in brennende Pflanzenſäfte eingetaucht ſind, und deren er ſich ohne Schonung bedient, um die Herzen mit leidenſchaftlicher Qual zu durchdringen: Waffen, ſo ſchleunig wirkſam wie der Blitz, deren Ziel vor Alters einmal ein armer Einſiedler geweſen, wie uns der Dichter Vyaſas berichtet.

Aber ehe ich Ihnen den Inhalt ſeiner Erzählung vorlege, ſei es mir erlaubt, Ihre Aufmerkſamkeit für einige beſondere Umſtände in Anſpruch zu nehmen, die den Indras betreffen, und die man nothwendig kennen muß, um den Geiſt dieſer kleinen Dichtung gehörig zu faßen. Ich habe ſie aus dem Brahma-Purana gezogen, einem Werke, welches nach der Meinung der gelehrteſten Kenner der indiſchen Literatur in einem eben ſo hohen Alterthume abgefaßt ſein dürfte, als die homeriſchen Geſänge.

Wiewohl Indras in vielen Beziehungen dieſelbe Stelle einnimmt wie der griechiſche Jupiter, ſo unterſcheidet er ſich dennoch darin von dieſem Herrn der Götterwelt, daß ſein Thron nicht auf eben ſo feſter Grundlage ruht. Wenn Jupiter einmal Gefahr lief, durch die Titanen entthront zu werden, ſo gelang es ihm, ſie in den Tartarus zu bannen; und ſeitdem er ihren verwegenen Unternehmungen durch dieſe Gefangenſchaft ein Ende gemacht hatte, regierte er in vollkommener Sicherheit. Aber mit dem Indras verhält es ſich nicht eben ſo, denn er kann ſeinen Rang als Oberhaupt der untergeordneten Gottheiten verlieren, und ſich durch den unwandelbaren Brahma oder das Verhängniß genöthigt ſehen, ſeinen Thron irgend einem Büßer abzutreten, der durch das Uebermaß frommer Selbſtqual die verdienſtlichen Werke übertreffen würde, die er ſelbſt zuvor verrichtet hatte.

Mitten unter den entzückenden Genüßen, die ſich ihm in ſeiner himmliſchen Wohnung von allen Seiten darbieten, iſt dieſer Gott alſo nicht ohne Unruhe, welche durch die himmliſchen Harmonien der Gandharven, durch die luſtigen Tänze der lüſternen Apſaraſen nicht ganz zerſtreut werden kann. Auch ſchweifen ſeine Blicke, durchdringend wie die des Adlers, von Zeit zu Zeit auf der Erde umher, und verweilen vorzüglich auf jenen düſtern Wäldern, in deren Schatten menſchenſcheue Anachoreten ſich am liebſten zu begraben pflegen. Wenn er einen bemerkt, deſſen ſtrenge Büßungen durch den beinahe errungenen Erwerb vollendeter Heiligkeit ihm Gefahr bringen könnten, ſo ſendet er alſobald die reizendſte Nymphe ſeines Hofes an ihn ab, und trägt ihr auf, alle Mittel aufzubieten, um den tugendhaften Einſiedler zu verführen. Wenn dieſer der Verſuchung unterliegt, ſo iſt er genöthigt, ſeine lange Buße von Neuem zu beginnen, und während dieſer Zeit kann Indras ſorglos die Süßigkeiten der Ruhe genießen.

Dergleichen Mittel wandte dieſer Götterfürſt vor etwa dreitauſend Jahren an, um an dem Ufer des Flußes Gomati die Buße des Einſiedlers Kandu zunichte zu machen.

Die Einſiedelei des Kandu.

An den geheiligten Ufern des Flußes Gomati, in einem einſamen Walde, deſſen Boden Wurzeln, Kräuter und Früchte jeder Art im Ueberfluße trug, wo man nur die Geſänge des tonreichen Gefieders, die flüchtigen Tritte des Hirſches und der ſchüchternen Gazelle vernahm, lag, weit entfernt vom Getümmel der Menſchen, die friedliche Einſiedelei des Kandu.

In dieſem wonnigen Aufenthalt ergab der Heilige ſich ohne Unterlaß den ſtrengſten Bußübungen. Faſten, Waſchungen, Gebete, Entbehrungen ohne Zahl: ſolche peinliche Pflichten ſchienen ihm noch allzu ſüß. Wenn der Sommer die Fluren gewaltig erhitzte, zündete er um ſich her vier Feuer an, und fieng mit ſeiner entblößten Scheitel die Sonnenſtrahlen auf; in der regnichten Jahreszeit legte er ſich auf den durchnäßten Boden nieder; mitten im Winter hüllten feuchte Gewänder ſeine vor Kälte ſtarrenden Glieder ein.

Zeugen dieſer furchtbaren Büßungen, welche genügten, ihm die Herrſchaft über die drei Welten zu erobern, waren die Devas, die Gandharven und die übrigen dem Indras untergegebenen Gottheiten von Bewunderung getroffen.

„Welche erſtaunenswürdige Beharrlichkeit! welche Stand„haftigkeit im Schmerz!“ ſo riefen ſie einmal über das andere aus.

Bald gieng indeſſen ihre Bewundrung in ernſtere Beſorgniſſe über: ſie wünſchten ihn der Frucht ſeiner langen Buße zu berauben. Voll von Beſtürzung begaben ſie ſich zu ihrem Herrn, und ſprachen ſeine Hülfe an, um ihr Vorhaben auszuführen.

Der Gott des Firmaments gab ihren Bitten Gehör, und wendete ſeine Rede zu der Nymphe Pramnocha *), die durch ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren ſchlanken Wuchs, die Perlenreihen ihrer Zähne, und die liebliche Fülle ihres ſchwellenden Buſens alle ihre Geſchwiſter übertraf.

„Geh, Pramnocha,“ ſagte er, „geh mit der Eile des „Blitzes in die Wildniß, wo Kandu ſich angeſiedelt hat. „O Schöne! verſäume nichts, um ſeine Buße zu unterbrechen, und ſeine Sinne zu bethören.“ —

„Mächtiger Götterfürſt,“ erwiderte die Nymphe, „ich „bin bereit deinen Befehlen zu gehorchen, aber ich zittere für „mein Leben: ich ſcheue mich vor jenem erhabenen Einſiedler „mit dem furchtbaren Blick, deſſen Antlitz leuchtet wie die „Sonne. Welchen verderblichen Fluch könnte er gegen mich „in ſeinem Grimme ausſprechen, wenn er die Abſicht meiner „Ankunft erriethe! Warum erwählſt du nicht lieber zur Ausführung dieſes gefahrvollen Unternehmens meine Schweſtern „Urvaſi, Menaka, Rambha, Miſrakeſi, oder andere Nymphen deines Himmels, die ſo ſtolz auf ihre Reize ſind?“

„Nein!“ dieß gab Sachis göttlicher Gemahl ihr zur Antwort: „jene Nymphen müſſen bei mir bleiben. Auf dich, „himmliſche Schönheit, habe ich meine Hoffnung geſetzt, doch „will ich dir den Liebesgott, den Frühling, und den Ze-

---

*) Hr. von Chézy ſchreibt nach der Geltung der Buchſtaben im Franzöſiſchen Pramnotcha; ich habe die Schreibung, wie immer, nach der Methode von Wilkins verändert. Der Name könnte hart ſcheinen, beſonders für eine Nymphe: indeſſen iſt die Endung doch keine andre als die im Italiäniſchen ſo häufig vorkommende auf occia.

phyr zu Gehülfen geben.“ Ermuthigt durch dieſe ſchmeichelhaften Worte machte die Nymphe mit dem lieblichen Blicke ſich alſobald auf, ſie durchſchwebte mit ihren drei Gefährten die ätheriſchen Regionen, und alle ließen ſich in der Wildniß nahe bei Kandu's Einſiedelei zur Erde herab.

Einige Zeit irrten ſie unter geräumigen Schattengängen umher, die ihnen das ewige Grün der bezauberten Gärten Indras darzuſtellen ſchienen. Die geſchmückte Erde lächelte ſie an, und bot ihnen Blumen und Früchte dar; melodiſche Geſänge begrüßten ihren Eintritt. Dort verweilte ihr Blick auf einem ſtolzen Mango, hier ſahen ſie Citronenbäume mit goldenen Früchten prangen, oder hohe Palmen ihre Kronen falten; Bananen, Granaten und breitblätterige Feigenbäume liehen ihnen wechſelsweiſe Schatten und Kühlung.

Geflügelte Scharen, ſo bunt von Gefieder als mannichfaltig an Stimmen und Geſang, wiegten ſich auf den ſchwankenden Zweigen und ſchmeichelten zugleich dem Auge und dem Ohr.

Hier und da ſah man kryſtallklare Bäche, und kleine Silberſeen, auf deren ſtiller Fläche ſich die purpurnen und azurnen Blumenkelche des heiligen Lotos erhoben und blendendweiße Schwäne, anmuthig gepaart, gelinde Furchen zogen; während muntere Waßervögel, gelockt von dem Schatten und der Kühle, an den Ufern ſich eintauchend und plätſchernd ſpielten.

Pramnocha wurde nicht müde, dieſes entzückende Schauſpiel zu betrachten; jedoch erinnerte ſie den Zephyr, den Frühling und den Liebesgott an die Abſicht ihrer Reiſe, und forderte ſie auf, im Einverſtändniß mit ihr zu handeln, und das Gelingen ihres Unternehmens zu fördern. Sie ſelbſt hielt alle Waffen der Schönheit, alle Künſte der Bethörung in Bereitſchaft.

„Ach!“ rief ſie aus, „ſo werden wir ihn denn ſehen, „den unerſchrocknen Lenker von Brahmas Wagen, der ſich „rühmt, das feurige Roß der Sinne unter dem Joche zu „zähmen! O wie ich für ihn fürchte, daß bei dieſer Ueberraſchung die Zügel ſeiner Hand entgleiten werden! Ja „wäre er Brahma, Viſhnus, ſelbſt der unerbittliche Sivas, „ſein Herz wird heute erfahren, was die Pfeile der Liebe „vermögen.“

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich der Einſiedelei, wo, durch die Macht des heiligen Klausners die grimmigſten Raubthiere ihre Wildheit ablegen mußten. Abwärts am Ufer des Flußes geſellte ſie ihre bezaubernde Stimme zum Geſange des Kokilas, und ließ lobpreiſende Hymnen vernehmen.

Im demſelben Augenblicke ergoß der Frühling neue Reize über die ganze Natur; der Kokilas flötete inniger und ſehnſuchtsvoller: eine unnennbare Harmonie verſenkte die Seele in wollüſtiges Schmachten.

Der Zephyr, beladen mit allen Wohlgerüchen ſeiner Heimat, der Malaya-Hügel, fächelte die Lüfte gelinde, und beſäete die Erde überall mit den duftendſten Blüthen; der Liebesgott, mit ſeinen brennenden Pfeilen bewaffnet, trat in Kandus Nähe, und verwirrte ſein innerſtes Gemüth mit unwillkürlichen Regungen.

Hingerißen von dem melodiſchen Geſange, ſchon von Verlangen trunken, und kaum ſich ſeiner ſelbſt bewußt, eilt er der Gegend zu, von woher die Töne kommen: er entdeckt die Schöne, und ſteht in Staunen verloren bei dem Anblick der Reize, welche die Nymphe vor ſeinen Augen entfaltet.

„Wer biſt du? welcher Herkunft rühmſt du dich, himmliſches Weſen?“ ruft er aus: „du, deren ſchlanker Wuchs, „deren zartgeſchwungene Augenbrauen, deren bezauberndes „Lächeln mich aller Herrſchaft über meine Sinne beraubt? „Ich beſchwöre dich, ſage mir die Wahrheit.“ —

„Du ſiehſt in mir,“ erwiderte Pramnocha, „die demüthigſte der Dienerinnen, die nur beſchäftigt war, dieſe Blumen zu pflücken. Gebieter! laß mich deine Befehle wißen. „Sage, was kann ich thun, um dir gefällig zu ſein?“

Bei dieſen holdſeligen Worten ſchwand die ganze Standhaftigkeit Kandus dahin; er ergriff die Hand der jungen Nymphe, und führte ſie mit ſich in ſeine Waldhütte.

Der Liebesgott, der Frühling und der Zephyr ſahen nun, daß es ihrer Bemühung nicht mehr bedürfe. Sie erhoben ſich zu den ätheriſchen Regionen, und erzählten den hocherfreuten Göttern das Gelingen ihres ſchlauen Ueberfalls.

Durch die Wunderkraft, welche ſeine Büßungen ihm erworben hatten, verwandelt unterdeſſen Kandu ſich augenblicklich in einen Jüngling von überirdiſcher Schönheit. Himmliſche Gewänder, Kränze, gleich denen, womit die Götter ſich ſchmücken, erhöhten noch die Lieblichkeit ſeiner Geſtalt; und die Nymphe, die bloß ihn zu beſtricken gewähnt hatte, fühlte ſich ſelbſt wiederum beſtrickt.

Faſten, Gebete, Opfer, beſchauliche Andacht, alle frommen Pflichten unterblieben, und wurden gänzlich vergeßen. Tag und Nacht einzig mit ſeiner Leidenſchaft beſchäftigt, bedachte der arme Einſiedler nicht die Störung, welche ſeine Buße erlitt, und in der Fülle der Liebesfreuden entflohen die Tage ihm unbemerkt.

Schon waren mehrere Monate in immer ſich erneuerndem Entzücken verfloßen, als Pramnocha ihm den Wunſch ausdrückte, in ihre himmliſche Heimat zurück zu kehren; aber Kandu, mehr und mehr an ſie gefeßelt, beſchwor ſie noch zu verweilen. Die Nymphe willigte ein, aber nach einiger Zeit kündigt ſie ihm ihr Vorhaben von Neuem an. Der Einſiedler bietet wiederum Alles auf, um ſie zu überreden; Pramnocha, aus Beſorgniß einen furchtbaren Fluch auf ihr Haupt zu laden, verlängert ihren Aufenthalt zum zweiten Male. Immer inniger wurde ſeine Liebe, er verließ ſie keinen Augenblick mehr. Eines Abends, als er an ihrer Seite ſaß, ſah ſie mit Erſtaunen, daß er plötzlich aufſtand, und ſeine Schritte einem geweihten Haine zuwendete. „Wohin?“ rief ſie ihm nach, „welcher Gedanke ſtöret dich?“ —

„Siehſt du nicht,“ erwiderte Kandu, „daß der Tag ſich „eben zu Ende neigt? Ich eile das Abendopfer zu verrichten! meine frommen Uebungen dürfen nicht die mindeſte „Unterbrechung leiden. —

„Nun wohl, vollkommener Weiſer! warum gilt dieſer „Tag dir mehr als hundert andere? Wenn auch dieſer ungefeiert vorübergienge, wie alle die übrigen, welche ſeit ſo „manchen vollen Monaten uns verfloßen ſind, wer würde es „denn bemerken, oder ſich daran ärgern?“ —

„Wie?“ ſagte der Anachoret: „iſt es nicht eben heute „Morgen, o liebliches Weib, daß ich dich an dem Ufer des „Flußes gewahr ward, und dich in meine Einſiedelei aufnahm? Iſt nicht zum erſten Male die Abendröthe Zeugin „deiner Gegenwart in dieſem ſtillen Wohnſitze? Sage mir, „was bedeutet denn dieſe Rede, und das ſpottende Lächeln, „das auf deinen Lippen ſchwebt?“

„Und wie ſollte ich nicht,“ gab ſie zur Antwort, „über „deinen Irrthum lächeln, da ſeit dieſem Heute Morgen, wo-

„von du ſprichſt, die Jahreszeiten ihren kreißenden Umlauf „beinahe vollendet haben?“ —

„Wie? ſo iſt es Wahrheit, was dein Mund mir betheuert, o allzuverführeriſche Nymphe, oder vielmehr nur „ein Scherz? Es dünkt mich doch immer, daß ich nur einen Tag an deiner Seite verlebt habe.“ —

„So kannſt du den Argwohn gegen mich hegen, daß „ich es wagen ſollte, einen ehrwürdigen Brahmanen zu belügen, einen heiligen Einſiedler, der das Gelübde that, ſich „niemals von dem Pfade der Weisheit auch nur einen Schritt „zu entfernen?“ —

„O wehe! wehe mir!“ rief der unglückliche Brahmane, vor deſſen Blick die Täuſchung ſich endlich zerſtreute. „O „für ewig verlorne Frucht meiner langen Büßungen! Alle „jene verdienſtlichen Werke, alle jene den Lehren der heiligen „Bücher gemäße Handlungen ſind alſo vernichtet durch die „Verführung eines Weibes? Flieh! fliehe weit von mir, „Treuloſe! Deine Sendung iſt vollendet!“ —

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

August Wilhelm von Schlegel's

Vorleſungen
über
# dramatiſche Kunſt
und
Litteratur.

Dritte Ausgabe,
beſorgt
von
Eduard Böcking.

Erſter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Fünfter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

Wb/64/1850

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Die folgenden Vorleſungen ſind, ſeit ihrer erſten Erſcheinung in den Jahren 1809—11, in's Franzöſiſche, Holländiſche und in's Engliſche überſetzt worden, und werden gegenwärtig in's Italiäniſche überſetzt. Nach Maßgabe der in jedem Lande geltenden Begriffe und Meinungen haben ſie eine wohlwollende oder ungünſtige Aufnahme gefunden, Beifall erworben oder Tadel und Widerſpruch erfahren, überall aber, wo ſie hingekommen, einige Aufmerkſamkeit erregt. Da das Buch nun alſo in ſeiner urſprünglichen Geſtalt ziemlich bekannt iſt, ſo habe ich um ſo mehr Bedenken getragen, unnöthiger Weiſe daran zu ändern. Ich erkenne zwar wohl die ungleiche Ausführlichkeit in Behandlung der verſchiedenen Theile; allein um dieſem Mangel abzuhelfen, würden beträchtliche Erweiterungen nöthig ſein, wozu ich ſeither, mit mancherlei andern Gegenſtänden der Forſchung beſchäftigt, noch nicht Muße fand mich vorzubereiten. Ueberdieß machen ja dieſe Vorleſungen keinen Anſpruch darauf, für eine vollſtändige Geſchichte des Theaters zu gelten: und endlich möchte ich meine Leſer vielleicht ermüden, indem ich ſie allzu gewißenhaft zu befriedigen gedächte.

Die gegenwärtige Ausgabe unterſcheidet ſich alſo von der erſten nur durch einige Berichtigungen der Sprache und größere Genauigkeit des Drucks. Möge ſie mein Andenken bei meinen deutſchen Landsleuten erneuern, denen alle meine Bemühungen im Gebiete der Kunſt und des Wißens zuvörderſt gewidmet ſind.

Paris im November 1816.

Nachträgliche Bemerkung. Die Aeußerung, dieſe Vorleſungen ſeien bis auf einige Zuſätze ſo abgedruckt, wie ſie gehalten worden, iſt dahin zu berichtigen, daß die Zuſätze im zweiten und dritten Theile weit beträchtlicher ſind, als im erſten. Die Beſchränkung der Zeit bei'm mündlichen Vortrage hatte mich genöthigt, in der letzten Hälfte mehr Lücken zu laßen. Insbeſondere ſind die Abſchnitte von Shakſpeare und vom engliſchen Theater beinahe ganz neu ausgearbeitet. Theils Mangel an Muße, theils die Gränzen des dieſem Werk einmal beſtimmten Raumes haben mich verhindert, das ſpaniſche Theater ſo ausführlich abzuhandeln, als es nach ſeiner Wichtigkeit verdient hätte.

Vorrede zur erſten Ausgabe.

Man wird in dieſer Schrift, ſchon ihrem äußern Umfange nach, weder eine bibliographiſch vollſtändige dramatiſche Litteratur, noch eine antiquariſch genaue Geſchichte des Theaters erwarten. Bücher, welche trockne Nachrichten und Namen liefern, giebt es ohnehin genug. Meine Abſicht war, einen allgemeinen Ueberblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, wonach der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbringungen verſchiedener Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt.

Großentheils ſind die folgenden Vorleſungen, bis auf einige Nebenbemerkungen, die der Augenblick eingab, wörtlich ſo gehalten worden, wie ſie hier abgedruckt erſcheinen. Die einzige Veränderung beſteht in einer bequemeren Abtheilung, und hier und da in Zuſätzen, wo die Beſchränkung der Zeit mich verhindert hatte, manches mit gleichförmiger Ausführlichkeit zu behandeln. Dieß mag einigen Erſatz gewähren für die Lebendigkeit des mündlichen Vortrags, die zuweilen das Mangelhafte des Ausdrucks überkleidet, und immer die Erwartung in einem gewiſſen Grade ſpannt.

Dieſe Vorleſungen hielt ich im Frühlinge des Jahres 1808 in Wien vor einem glänzenden Kreiße von beinahe dreihundert Zuhörern und Zuhörerinnen *). Die Bewohner Wiens haben längſt die Sitte gehabt, nachtheilige Schilderungen, welche manche Schriftſteller des nördlichen Deutſchlands von dieſer Hauptſtadt entworfen, durch die wohlwollendſte Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künſtler, und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unſerer Litteratur zu widerlegen, eine Wärme, die ſelbſt durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können. Ich fand hier die Herzlichkeit beßerer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regſamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutſchen Ernſte verſagt iſt, und lebhaften Geſchmack an geiſtiger Unterhaltung allgemein verbreitet. Bloß dieſem Umſtande habe ich es zuzuſchreiben, daß nicht wenige Männer, welche die bedeutendſten Stellen am Hofe, im Staat und bei der Armee bekleiden, verdienſtvolle Gelehrte und Künſtler, Frauen von der gewählteſten geſelligen Bildung, mir nicht etwa einen flüchtigen Beſuch, ſondern ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Mit Freuden ergreife ich dieſe erneuerte Gelegenheit, dem huldreichen Monarchen meinen Dank zu Füßen zu legen,

---

*) Vgl. Prometheus. Eine Ztſchr. herausg. von L. v. Seckendorf u. J. L. Stoll. Wien 1808. 8. Heft 3. S. 24. des Anzeigers.
Anm. d. H.

welcher mir durch die ausnahmsweiſe und unmittelbar von Seiner Hand ertheilte Erlaubniß, dieſe Vorleſungen zu halten, einen ehrenvollen Beweis Seines gnädigen Zutrauens gab, das ich als ein Fremder, der nicht das Glück hat unter Seinem Scepter geboren zu ſein, und nur als Deutſcher und Weltbürger ſich gedrungen fühlt, Ihm Heil und Segen zu wünſchen, noch nicht hatte verdienen können.

Viele erleuchtete Gönner, eifrige Beförderer alles Guten und Schönen, haben ſich meine Dankbarkeit verpflichtet, durch den Vorſchub, den ſie meinem Unternehmen thaten, und durch die Aufmunterung, die ſie mir bei deſſen Ausführung angedeihen ließen.

Meine ſämmtlichen Zuhörer haben mir die Arbeit ſehr angenehm gemacht, durch ihre Nachſicht, durch ihre aufmerkſame Theilnahme, und durch ihre Bereitwilligkeit, jeden Zug, der des Beifalls werth ſcheinen könnte, gefühlvoll hervor zu heben.

Es war ein ſchöner mir unvergeßlicher Augenblick, als ich in der letzten Stunde, nachdem ich eben Erinnerungen des altdeutſchen Ruhmes, jedem vaterländiſch Geſinnten heilig, angeregt hatte, und die Gemüther dadurch ſchon feierlicher geſtimmt waren, nun Abſchied nehmen mußte, innig bewegt durch die Betrachtung, daß dieſes durch gemeinſchaftliche Liebe zu edlerer Geiſtesbildung geſtiftete Verhältniß ſo bald wieder aufgelöſt werden ſollte, daß ich die um mich Verſammelten nie wieder ſo beiſammen ſehen würde. Eine allgemeine Rührung ließ ſich ſpüren, erregt durch ſo Vieles, was ich nicht ſagen konnte, aber worüber ſich die Herzen verſtanden. Auf dem, weltlicher Macht unzugänglichen, geiſtigen Gebiet des Denkens und Dichtens fühlen die vielfach getrennten Deutſchen ihre Einheit; und in dieſem Gefühl, deſſen Sprecher die Schriftſteller und Redner ſein ſollen, darf uns mitten unter verworrenen Ausſichten eine erhebende Ahndung anwandeln von dem großen unſterblichen Berufe unſers ſeit uralter Zeit in ſeinen Wohnſitzen unvermiſcht gebliebenen Volkes.

Genf im Februar 1809.

Vorrede des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe erſcheint im Weſentlichen ſo wie ſie der Verfaßer beabſichtigt hatte, nur daß ihm die Möre verſagte, die Abhandlung über die ſceniſche Anordnung des griechiſchen Theaters zu vollenden, und daß, dem urſprünglichen Plane des Werkes gemäß, die Eintheilung des Ganzen in zwei Bände ſtatt der drei der vorhergehenden Ausgaben durch die Rückſicht auf die Sammlung von Schlegels-Werken nöthig geworden iſt. Einzelnes hätte dieſer wol ſelbſt vor Abſendung der Bogen zum Drucke noch geändert, wie er es an den erſten zwölf Vorleſungen dieſer Ausgabe beträchtlich gethan hat. Dieſelben und an deren Schluß der größte Theil der angeführten Abhandlung ſind nämlich ſchon vor etwa vier Jahren für eine dritte Ausgabe gedruckt worden; aber ſeine Theilnahme an der Herausgabe der Werke Friedrichs II. hinderte meinen verewigten Freund ſeine letzten Kräfte dieſem ſeinem eignen lebensfriſchen Werke zuzuwenden. Mir ſtand es nur zu, außer den vielen, größtentheils ſinnentſtellenden Fehlern der früheren Drucke, da zu verbeßern, wo ich mich durch den Verfaßer ſelbſt dazu aufgefordert erachtete, nicht wo meine Anſichten von ſeiner Darſtellung abweichen. Jenes iſt insbeſondre auch der Fall in Betreff der Stellung der Unterſuchungen über die ſceniſche Anordnung der griechiſchen Schauſpiele nach der vierzehnten (nicht wie in dem bezeichneten Anfange einer dritten Ausgabe, nach der zwölften) Vorleſung: erſt während des Druckes hatte ſich der Plan durch Berückſichtigung auch der komiſchen Bühne erweitert. Die neue Abtheilung und Zählung der Vorleſungen, welche für den erſten Band vom Verfaßer ſelbſt herrührt, kann mit Hülfe der dem Werke beigefügten ſynoptiſchen Tabelle leicht mit der der früheren Ausgaben verglichen werden.

Mönchhof bei Trarbach an der Moſel den 7. October 1845.

Böcking.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erſte Vorleſung 3

Einleitung. Ueber den Geiſt ächter Kritik. Gegenſatz zwiſchen dem Geſchmack der Alten und Neueren. Gleichmäßige Anerkennung beider. Grundanlage der klaſſiſchen und der romantiſchen Poeſie und Kunſt in der geſammten Bildung des Alterthums und der neueren Welt. Eintheilung der dramatiſchen Litteratur hiernach: die Alten, ihre Nachahmer, und die romantiſchen Dichter.

Zweite Vorleſung 21

Begriff des Dramatiſchen. Ueberblick des Theaters bei allen Nationen. Theatraliſche Wirkung. Wichtigkeit der Schaubühne.

Dritte Vorleſung 35

Weſen des Tragiſchen und Komiſchen. Ernſt und Scherz. In wie fern Bekanntſchaft mit den Alten ohne Kenntniß der Urſprache möglich ſei. Winckelmann. Flache Urtheile Neuerer über die Griechen. Plan des Folgenden.

Vierte Vorleſung 51

Bau und Einrichtung der Schaubühne bei den Griechen. Ihre Schauſpielkunſt. Gebrauch der Maſken. Falſche Vergleichung der alten Tragödie mit der Oper. Tragiſche Lyrik.

Seite

Fünfte Vorleſung 71
Weſen der griechiſchen Tragödie. Idealität der Darſtellung. Idee des Schickſals. Grund des Wohlgefallens an tragiſchen Darſtellungen. Bedeutung des Chores. Mythologie als Stoff der griechiſchen Tragödie. Vergleichung mit der Plaſtik.

Sechſte Vorleſung 88
Gang der tragiſchen Kunſt bei den Griechen. Ihre verſchiedenen Stile. Aeſchylus. Zuſammenhang einer Trilogie von ihm. Seine übrigen Werke.

Siebente Vorleſung 112
Leben und dichteriſcher Charakter des Sophokles. Schätzung ſeiner Tragödien im Einzelnen.

Achte Vorleſung 131
Euripides. Seine Vorzüge und Fehler. Verfall der tragiſchen Poeſie durch ihn. Allgemeiner Charakter ſeiner Tragödien.

Neunte Vorleſung 147
Vergleichung der Choëphoren des Aeſchylus, der Elektra des Sophokles und der des Euripides.

Zehnte Vorleſung 163
Beurtheilung der übrigen Werke des Euripides. Das ſatyriſche Drama. Alexandriniſche Tragiker.

Eilfte Vorleſung 178
Die alte Komödie als der vollkommene Gegenſatz der Tragödie erklärt. Parodie. Umgekehrtes komiſches Ideal. Scherzhafte Willkür. Allegoriſche und insbeſondere politiſche Bedeutung. Der Chor und ſeine Parabaſen.

Zwölfte Vorleſung 192
Künſtleriſcher Charakter des Ariſtophanes. Schilderung und Beurtheilung ſeiner auf uns gekommenen Werke. Ueberſetzte Scene aus den Acharnern.

Seite

Dreizehnte Vorleſung 216

Ob es eine mittlere Komödie als beſondre Gattung gegeben. Entſtehung der neueren Komödie, oder des Luſtſpiels ſchlechthin. Es iſt eine gemiſchte Gattung. Ihre proſaiſche Seite. Ob dem Luſtſpiel die Verſification weſentlich? Unterarten. Das Charakter- und Intriguen-Stück. Das Komiſche der Beobachtung, das ſelbſtbewußte Komiſche, und das Komiſche der Willkür. Sittlichkeit des Luſtſpiels.

Vierzehnte Vorleſung 235

Plautus und Terenz als Nachbildner der Griechen in Ermangelung der Originale hieher gezogen und charakteriſiert. Motive des attiſchen Luſtſpiels aus den Sitten und der geſelligen Verfaſſung. Porträtſtatuen zweier Komiker.

Anhang.

Ueber die ſceniſche Anordnung der griechiſchen Schauſpiele 251

1. Bisherige Bearbeitungen dieſes Gegenſtandes . . . 253
2. Quellen unſerer Kenntniß 260
3. Gliederung des Baues 263
4. Abfertigung der Koniſtra 275
5. Größe des atheniſchen Theaters 278
6. Theaterpolizei 282
7. Decoration und Maſchinenweſen 284
8. Genellis Hypotheſe 291
9. Scenographie 297
10. Stil der gemalten Architektur 315

Fünfzehnte Vorleſung 329

Römiſches Theater. Einheimiſche Gattungen: atellaniſche Fabeln, Mimen, comoedia togata. Griechiſche Tragödie nach Rom verſetzt. Tragiker der älteren Epoche und des auguſteiſchen Zeitalters. Idee einer eigenthümlichen römiſchen Tragödie, die nie entſtanden iſt. Warum es den Römern in der tragiſchen Kunſt nicht ſonderlich geglückt iſt. Seneca.

Seite

Sechszehnte Vorleſung 346

Die Italiäner. Schäferſpiele von Taſſo und Guarini. Geringe Fortſchritte im Trauerſpiel. Metaſtaſio und Alfieri. Ausführliche Beurtheilung beider. Luſtſpiele des Arioſt, Machiavell, Aretin, Porta. Improviſiertes Maſkenſpiel. Goldoni. Gozzi. Neueſter Zuſtand.

Dramaturgiſche Vorleſungen.

Erſter Band.

Erſte Vorleſung.

Einleitung. Ueber den Geiſt ächter Kritik. Gegenſatz zwiſchen dem Geſchmack der Alten und Neueren. Gleichmäßige Anerkennung beider. Grundanlage der klaſſiſchen und der romantiſchen Poeſie und Kunſt in der geſammten Bildung des Alterthums und der neueren Welt. Eintheilung der dramatiſchen Litteratur hiernach: die Alten, ihre Nachahmer, und die romantiſchen Dichter.

Ich werde mich in den folgenden Vorträgen bemühen, die Theorie der dramatiſchen Kunſt mit ihrer Geſchichte zu verbinden, und zugleich die Vorſchriften und die Muſter dieſer Kunſt darzulegen.

Die allgemeine philoſophiſche Theorie der Poeſie und der übrigen ſchönen Künſte ſtellt die Grundgeſetze des Schönen auf, die allen mit einander gemein ſind. Jede Kunſt hat ferner ihre beſondere Theorie, welche darauf gerichtet iſt, die Gränzen, die Schwierigkeiten und die Mittel dieſer Kunſt kennen zu lehren. Hierzu werden wißenſchaftliche Erörterungen erfordert, welche dem Künſtler nützlich, aber wenig anziehend für ſolche Freunde der Kunſt ſind, die nur die Hervorbringungen ausgezeichneter Geiſter genießen wollen. Die allgemeine Theorie hingegen zergliedert eine der menſchlichen Natur weſentliche Eigenſchaft: die Fähigkeit das Schöne zu empfinden, woraus das Bedürfniß der ſchönen Künſte und das Wohlgefallen daran entſteht; ſie zeigt das Verhältniß zwiſchen dieſer Fähigkeit und allen übrigen ſittlichen und erkennenden Fähigkeiten des Menſchen. Sie iſt alſo ſehr wichtig für den Denker, aber an ſich allein reicht ſie nicht hin, um zur Führerin bei Ausübung der Kunſt zu dienen.

Die Geſchichte der ſchönen Künſte lehrt uns was geleiſtet worden, die Theorie, was geleiſtet werden ſoll. Ohne ein verbindendes Mittelglied würden beide abgeſondert und unzulänglich bleiben. Die Kritik iſt es, welche die Geſchichte der Künſte aufklärt, und ihre Theorie fruchtbar macht. Die Vergleichung und Beurtheilung der vorhandenen Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes muß uns die Bedingungen an die Hand geben, die zur Bildung eigenthümlicher und gehaltvoller Kunſtwerke erforderlich ſind.

Häufig macht man ſich von der Kritik eine falſche Vorſtellung, als beſtände ſie bloß in dem Scharfſinn, welcher die Fehler eines Kunſtwerkes aufzudecken weiß. Ich habe dieſem Studium einen großen Theil meines Lebens gewidmet, und will zuvörderſt meine Begriffe vom ächten Geiſte der Kritik darlegen.

Wir ſehen eine Menge Menſchen, ja ganze Nationen, ſo ſehr befangen in den Gewöhnungen ihrer Erziehung und Lebensweiſe, daß ſie ſich auch dann nicht davon losreißen können, wenn vom Genuße ſchöner Kunſt die Rede iſt. Nur dasjenige, was in ihrer Sprache, ihren Sitten und ihren geſellſchaftlichen Verhältniſſen einheimiſch und hergebracht iſt, erſcheint ihnen als natürlich, ſchicklich und ſchön. In dieſer ausſchließenden Anſicht und Empfindungsweiſe kann man es durch Bildung zu einer großen Feinheit der Unterſcheidung in dem engen Kreiße bringen, worauf man ſich nun einmal beſchränkt hat. Aber ein ächter Kenner kann man nicht ſein ohne Univerſalität des Geiſtes, d. h. ohne die Biegſamkeit, welche uns in den Stand ſetzt, mit Verläugnung perſönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung, uns in die Eigenheiten anderer Völker und Zeitalter zu verſetzen, ſie gleichſam aus ihrem Mittelpunkte heraus zu fühlen, und was die menſchliche Natur adelt, alles Schöne und Große unter den äußerlichen Zuthaten, deren es zu ſeiner Verkörperung bedarf, ja bisweilen unter befremdlich ſcheinenden Verkleidungen zu erkennen und gehörig zu würdigen. Es giebt kein Monopol der Poeſie für gewiſſe Zeitalter und Völker; folglich iſt auch der Deſpotiſmus des Geſchmacks, womit dieſe gewiſſe vielleicht ganz willkürlich bei ihnen feſtgeſtellte Regeln allgemein durchſetzen wollen, immer eine ungültige Anmaßung. Poeſie, im weiteſten Sinne genommen, als die Fähigkeit das Schöne zu erſinnen und es ſichtbar oder hörbar darzuſtellen, iſt eine allgemeine Gabe des Himmels, und ſelbſt ſogenannte Barbaren und Wilde haben nach ihrem Maße Antheil daran. Innere Vortrefflichkeit entſcheidet allein, und wo dieſe vorhanden iſt, ſoll man ſich nicht an Aeußerlichkeiten ſtoßen. Auf die Wurzel unſers Daſeins muß Alles zurückgeführt werden: iſt es da entſprungen, ſo hat es auch unbezweifelt ſeinen Werth; iſt es aber ohne einen lebendigen Keim nur von außen angehängt, ſo kann es kein Gedeihen, noch wahres Wachsthum haben. Manche auf den erſten Blick glänzende Erſcheinungen im Gebiete der ſchönen Künſte, ja wohl gar ſolche, deren Geſammtheit man mit dem Namen eines goldenen Zeitalters beehrt hat, gleichen den Gärten, welche die Kinder anzulegen pflegen: ungeduldig, eine ſogleich fertige

Schöpfung ihrer Hände zu ſehen, pflücken ſie hier und da Zweige und Blumen ab, und pflanzen ſie ohne Weiteres in die Erde; anfangs hat alles ein herrliches Anſehen, der kindiſche Gärtner geht ſtolz zwiſchen den zierlichen Beeten auf und ab, bis es damit bald ein klägliches Ende nimmt, indem die wurzelloſen Pflanzen ihre welkenden Blätter und Blumen hängen laßen, und nur dürre Reiſer zurückbleiben, während der dunkle Wald, auf den nie eine künſtliche Pflege gewandt ward, der vor Menſchengedenken zum Himmel emporwuchs, unerſchüttert ſteht, und den einſamen Betrachter mit heiligen Schauern erfüllt.

Jetzt die Anwendung von dem ſo eben entwickelten Begriffe der Vielſeitigkeit oder Univerſalität des ächten Kritikers auf die Geſchichte der Poeſie und der ſchönen Künſte. Wir beſchränken ſie gewöhnlich (wiewohl außerhalb dieſes Kreißes noch viel Merkwürdiges zu kennen ſein dürfte) wie die ſogenannte Univerſal-Hiſtorie auf dasjenige, was auf die heutige Bildung Europas näher oder entfernter Einfluß gehabt hat: alſo auf die Werke der Griechen und Römer, und dann derer unter den neu-europäiſchen Völkern, welche am früheſten und bedeutendſten in dieſem Fache thätig waren. Es iſt bekannt, wie ſich vor beinahe viertehalbhundert Jahren das Studium der alten Litteratur durch die Verbreitung der griechiſchen Sprache (die lateiniſche war nie ausgeſtorben) neu belebte: die klaſſiſchen Autoren wurden an's Licht gezogen, und durch den Druck allgemein zugänglich gemacht; die Denkmäler alter Kunſt wurden fleißig ausgegraben. Alles dieß gab dem menſchlichen Geiſte vielfache Anregungen, und machte eine entſcheidende Epoche in unſerer Bildungsgeſchichte; es war fruchtbar an Wirkungen, die ſich noch bis auf uns erſtrecken, und auf eine nicht zu berechnende Folgezeit erſtrecken werden. Aber es wurde auch ſogleich mit dem Studium der Alten ein ertödtender Mißbrauch getrieben. Die Gelehrten, welche vorzüglich in deſſen Beſitz waren und ſich durch eigene Werke auszuzeichnen nicht vermochten, ſchrieben den Alten ein unbedingtes Anſehen zu; in der That mit vielem Scheine, weil ſie in ihrer Gattung muſterhaft ſind. Sie behaupteten, nur von der Nachahmung der alten Schriftſteller ſei wahres Heil für den menſchlichen Geiſt zu hoffen; in den Werken der Neueren ſchätzten ſie nur das, was denen der Alten ähnlich war oder zu ſein ſchien. Alles Uebrige verwarfen ſie als barbariſche Ausartung. Ganz anders verhielt es ſich mit den großen Dichtern und Künſtlern. Wie lebhaft auch der Enthuſiaſmus ſein mochte, den die Alten ihnen einflößten, wie ſehr ſie auch die Abſicht haben mochten mit ihnen zu wetteifern, ſo nöthigte ſie doch die ſelbſtändige Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes, ihren Gang für ſich zu gehen, und ihren Hervorbringungen das Gepräge ihres Genius aufzudrücken. So war es unter den Italiänern ſchon mit Dante, dem Vater der neueren Poeſie: er erklärte den Virgil für ſeinen Lehrer, brachte aber ein Werk hervor, das unter allen, die ſich nennen laßen, die von der Aeneide verſchiedenſte Geſtaltung hat, und übertraf den vermeinten Meiſter unſers Erachtens ſehr weit an Kraft, Wahrheit, Umfang und Tiefe. So war es ſpäterhin mit dem Arioſt, den man verkehrter Weiſe mit dem Homer verglichen: es giebt nichts Unähnlicheres. So war es in der bildenden Kunſt mit Michelangelo und Raphael, die doch unſtreitig große Kenner der Antike waren. Wenn man die neueren Maler bloß nach ihrer Entfernung von den Alten oder ihrer Annäherung an ſie beurtheilt, ſo muß man ungerecht gegen ſie ſein, und das iſt auch Winckelmann ohne Frage gegen Raphael. Da die Dichter meiſtens an der gelehrten Bildung Antheil nahmen, ſo entſtand daraus ein Zwieſpalt in ihnen zwiſchen der natürlichen Neigung und der eingebildeten Pflicht. Wo ſie dieſer opferten, wurden ſie von den Gelehrten gelobt; in ſo fern ſie jener nachgiengen, liebte ſie das Volk. Was die Heldenlieder eines Taſſo und Camoens noch bis auf dieſen Tag im Herzen und auf den Lippen ihrer Landesgenoßen lebendig erhält, iſt wahrlich nicht ihre unvollkommene Verwandtſchaft mit dem Virgil oder gar dem Homer, ſondern beim Taſſo das zarte Gefühl ritterlicher Liebe und Ehre, beim Camoens die glühende Begeiſterung patriotiſchen Heldenmuthes.

Gerade die Zeitalter, Völker und Stände, welche das Bedürfniß einer ſelbſtgeſchaffenen Poeſie am wenigſten fühlten, ließen ſich die Nachahmung der Alten am beſten gefallen. So entſtanden todte Schulübungen, die höchſtens eine kalte Bewunderung erregen konnten. Bloße Nachahmung iſt aber in den ſchönen Künſten immer fruchtlos: auch was wir von Andern entlehnen, muß in uns gleichſam wiedergeboren werden, wenn es poetiſch hervorgehen ſoll. Was hilft alles Ankünſteln des Fremden? Die Kunſt kann nicht ohne Natur beſtehen, und der Menſch hat ſeinen menſchlichen Mitbrüdern nichts andres zu geben als ſich ſelbſt.

Die ächten Nachfolger der Alten, die Wetteiferer mit ihnen, die vermöge übereinſtimmender Anlage und Bildung auf ihrem Wege fortgiengen und in ihrem Sinne handelten, ſind eben ſo ſelten geweſen, als die handwerksmäßigen geiſtloſen Nachahmer häufig. Die Kritiker haben meiſtens, durch Aeußerlichkeiten der Form beſtochen, auch die letzteren ſehr freigebig gelten laßen. Dieſe waren ihnen die correcten neueren Klaſſiker, während ſie die großen lebendigen Lieblingsdichter, welche ſich eine Nation nun einmal nicht nehmen ließ, und in denen auch ſo manche erhabene Züge nicht zu verkennen waren, höchſtens als rohe wilde Genies dulden wollten. Aber die unbedingte Trennung vom Genie und Geſchmack, welche ſie annehmen, iſt eine nichtige Ausflucht. Das Genie iſt eben die bis auf einen gewiſſen Grad bewußtloſe Wahl des Vortrefflichen, alſo Geſchmack in ſeiner höchſten Wirkſamkeit.

So ungefähr ſtanden die Sachen immerfort, bis vor nicht langer Zeit einige, beſonders deutſche Denker verſuchten, das Mißverſtändniß zu ſchlichten, zugleich die Alten nach Gebühr zu ehren, und dennoch die davon gänzlich abweichende Eigenthümlichkeit der Neueren anzuerkennen. Sie erſchraken nicht vor einem ſcheinbaren Widerſpruch. Die menſchliche Natur iſt freilich in ihrer Grundlage einfach; aber alle Nachforſchungen zeigen uns, keine Grundkraft in der geſammten Natur ſei auf ſolche Weiſe einfach, daß ſie ſich nicht in ſich ſelbſt ſpalten und in entgegengeſetzte Richtungen aus einander gehen könnte. Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einſtimmung und Gegenſatz. Warum ſollte ſich dieſe Erſcheinung nicht auch in der Geſchichte der Menſchheit im Großen wiederholen? Vielleicht wäre mit dieſem Gedanken der wahre Schlüßel zur alten und neuen Geſchichte der Poeſie und der ſchönen Künſte gefunden. Die, welche dieß annahmen, haben für den eigenthümlichen Geiſt der modernen Kunſt, im Gegenſatz mit der antiken oder klaſſiſchen, den Namen 'romantiſch' erfunden. Allerdings nicht unpaſſend. Das Wort kommt her von romance, der Benennung der Volksſprachen, welche ſich durch die Vermiſchung des Lateiniſchen mit den Mundarten des Altdeutſchen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordiſchen Stammesart und der Bruchſtücke des Alterthums zuſammengeſchmolzen iſt, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus Einem Stücke war.

Dieſe vorläufig nur ſo hingeſtellte Anſicht würde in hohem Grade einleuchtend werden, wenn ſich zeigen ließe, daß derſelbe Gegenſatz zwiſchen dem Streben der Alten und Neueren ſymmetriſch, ja ich möchte ſagen ſyſtematiſch, durch alle Aeußerungen des künſtleriſchen Vermögens (ſo weit wir ſie bei jenen kennen) hindurch geht; ſich in der Muſik und den bildenden Künſten, wie in der Poeſie, offenbart; welche Aufgabe in ihrem ganzen Umfange noch zu löſen ſteht, wiewohl manches Einzelne vortrefflich bemerkt und angedeutet worden iſt.

Um Schriftſteller zu nennen, welche im Auslande geſchrieben haben, und früher, als in Deutſchland dieſe ſogenannte Schule aufgekommen: in der Muſik hat Rouſſeau den Gegenſatz anerkannt, und gezeigt, wie Rhythmus und Melodie das herrſchende Princip der antiken, Harmonie der modernen Muſik ſei. Er verwirft aber einſeitig die letztere, worin wir ganz und gar nicht mit ihm einig ſein können. Ueber die bildenden Künſte thut Hemſterhuys den ſinnreichen Ausſpruch: die alten Maler ſeien vermuthlich zu ſehr Bildhauer geweſen, die neueren Bildhauer ſeien zu ſehr Maler. Dieß trifft den eigentlichen Punkt; denn, wie ich es in der Folge deutlicher entwickeln werde, der Geiſt der geſammten antiken Kunſt und Poeſie iſt plaſtiſch, ſo wie der modernen pittoreſk.

Durch ein Beiſpiel aus einer andern Kunſt, der Architektur, will ich klar zu machen ſuchen, wie ich es mit dieſer Anerkennung des ſcheinbar Entgegenſetzten meine. Im

Mittelalter herrſchte und entwickelte ſich beſonders in den letzten Jahrhunderten bis zur vollkommenſten Reife eine Bauart, welche man die gothiſche Baukunſt benannt hat, und die altdeutſche hätte nennen ſollen. Als mit der Wiederbelebung des klaſſiſchen Alterthums überhaupt auch die Nachahmung der griechiſchen Architektur aufkam, und oft nur allzu verkehrt ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Klimas, der Sitten und der Beſtimmung der Gebäude angebracht wurde, verdammten die Eiferer dieſes neuen Geſchmacks die gothiſche Baukunſt gänzlich, ſchalten ſie geſchmacklos, düſter, barbariſch. Den Italiänern war dieß am erſten zu verzeihen; die Vorliebe für die alte Architektur lag bei ihnen, wegen der angeerbten Ueberreſte alter Gebäude und wegen der klimatiſchen Verwandtſchaft mit den Griechen und Römern, gleichſam im Blute. Wir Nordländer aber wollen uns die mächtigen ernſten Eindrücke beim Eintritt in einen gothiſchen Dom nicht ſo leicht wegſchwatzen laßen. Wir wollen uns vielmehr beſtreben, dieſe Eindrücke zu erklären und zu rechtfertigen. Eine geringe Aufmerkſamkeit wird uns lehren, daß die gothiſche Baukunſt nicht bloß von außerordentlichen mechaniſchen Fertigkeiten zeugt, ſondern von einem bewundernswürdigen Aufwande an Erfindungskraft, bei näherer Betrachtung werden wir ihre tiefe Bedeutung erkennen, und wie ſie eben ſowohl ein vollſtändiges in ſich geſchloßenes Syſtem ausmacht, wie die griechiſche.

Zur Anwendung! Das Pantheon iſt nicht verſchiedener von der Weſtminſter-Abtei oder der Sct. Stephanskirche in Wien, als der Bau einer Tragödie von Sophokles von dem eines Schauſpiels von Shakſpeare. Die Vergleichung zwiſchen dieſen Wunderwerken der Poeſie und Architektur ließe ſich gar wohl noch weiter durchführen. Aber nöthigt uns denn wirklich die Bewunderung der einen zur Geringſchätzung der andern? Können wir nicht zugeben, daß jedes in ſeiner Art groß und wunderwürdig, wiewohl dieſes ganz etwas anders iſt und ſein ſoll als jenes? Es gälte den Verſuch. Die Vorliebe für das eine oder andere wollen wir niemanden abſtreiten. Die Welt iſt weit, und es kann gar Manches darin neben einander beſtehen. Aber die einſeitige unwillkürliche Vorliebe macht keineswegs den Kunſtkenner, ſondern im Gegentheil die freie Haltung über abweichenden Anſichten mit Verläugnung perſönlicher Neigungen.

Für unſern Zweck, nämlich um die Haupteintheilung zu rechtfertigen, welche wir in der Kunſtgeſchichte machen, und wonach wir folglich auch die Geſchichte der dramatiſchen Litteratur abzuhandeln gedenken, möchte es hinreichen, dieſe ſo in die Augen fallende Entgegenſetzung des Antiken oder Klaſſiſchen und des Romantiſchen nur aufgeſtellt zu haben. Da indeſſen einſeitige Bewunderer der Alten immer fortfahren zu behaupten, alle Abweichung von ihnen ſei nichts als eine Grille der neueſten Kritiker, welche geheimnißvoll davon ſprächen, ihm aber keinen gültigen Begriff unterzulegen wüßten, ſo will ich eine Erklärung über den Urſprung und Geiſt des Romantiſchen zu geben verſuchen, und man urtheile alsdann, ob der Gebrauch des Wortes und die Anerkennung der Sache dadurch gerechtfertigt wird.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Von ſchönem und edlem Stamme, mit empfänglichen Sinnen und einem heitern Geiſte begabt, unter einem milden Himmel, lebten und blühten ſie in vollkommener Geſundheit des Daſeins, und leiſteten durch die ſeltenſte Begünſtigung der Umſtände alles, was der in den Schranken der Endlichkeit befangene Menſch leiſten kann. Ihre geſammte

Kunſt und Poeſie iſt der Ausdruck vom Bewußtſein dieſer Harmonie aller Kräfte. Sie haben die Poetik der Freude erſonnen.

Ihre Religion war Vergötterung der Naturkräfte und des irdiſchen Lebens, aber dieſer Dienſt, der bei andern Völkern die Phantaſie mit ſcheußlichen Bildern verdüſterte, und das Herz zur Grauſamkeit abhärtete, geſtaltete ſich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, ſonſt der Tyrann der menſchlichen Anlagen, ſchien zu deren freieſter Entwickelung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunſt, die ihn ſchmückte, und aus Götzen wurden Ideale.

Allein wie weit die Griechen auch im Schönen und ſelbſt im Sittlichen gediehen, ſo können wir ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugeſtehen, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit. Es verſteht ſich, daß dieß im Ganzen und Großen genommen werden muß. Einzelne Ahndungen der Philoſophen, Blitze der dichteriſchen Begeiſterung machen eine Ausnahme. Der Menſch kann ſich nie ganz vom Unendlichen abwenden, einzelne verlorne Erinnerungen werden von der eingebüßten Heimat zeugen; aber es kommt auf die herrſchende Richtung ſeiner Beſtrebungen an.

Die Religion iſt die Wurzel des menſchlichen Daſeins. Wäre es dem Menſchen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkürliche zu verläugnen, ſo würde er ganz Oberfläche werden, und kein Inneres mehr haben. Wenn dieſes Centrum verrückt wird, ſo muß ſich folglich darnach die geſammte Wirkſamkeit der Gemüths- und Geiſtes-Kräfte anders beſtimmen.

Und dieß iſt denn auch im neueren Europa durch die Einführung des Chriſtenthums geſchehen. Dieſe eben ſo erhabene als wohlthätige Religion hat die erſchöpfte und verſunkene alte Welt wiedergeboren; ſie iſt das lenkende Princip in der Geſchichte der neueren Völker geworden; und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachſen zu ſein wähnen, werden ſie in der Anſicht aller menſchlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß beſtimmt, als ſie ſelbſt wißen.

Nächſt dem Chriſtenthum iſt die Bildung Europas ſeit dem Anfang des Mittelalters durch die germaniſche Stammesart der nordiſchen Eroberer, welche in ein ausgeartetes Menſchengeſchlecht neue Lebensregung brachten, entſchieden worden. Die ſtrenge Natur des Nordens drängt den Menſchen mehr in ſich ſelbſt zurück, und was der ſpielenden freien Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bei edlen Anlagen dem Ernſte des Gemüths zu Gute kommen. Daher die biedere Herzlichkeit, womit die altdeutſchen Völkerſchaften das Chriſtenthum aufnahmen, ſo daß es nirgends ſo tief in's Innre gedrungen iſt, ſich ſo kräftig wirkſam bewährt und mit allen menſchlichen Gefühlen verwebt hat.

Aus dem rauhen, aber treuen Heldenmuth der nordiſchen Eroberer entſtand durch Beimiſchung chriſtlicher Geſinnungen das Ritterthum, deſſen Zweck darin beſtand, die Uebung der Waffen durch heilig geachtete Gelübde vor jedem rohen und niedrigen Mißbrauch der Gewalt zu bewahren, worin ſie ſo leicht verfällt.

Zu der ritterlichen Tugend geſellte ſich ein neuer und ſittſamerer Geiſt der Liebe, als einer begeiſterten Huldigung für ächte Weiblichkeit, die nun erſt als der Gipfel der Menſchheit verehrt wurde, und unter dem Bilde jungfräulicher Mütterlichkeit von der Religion ſelbſt aufgeſtellt, alle Herzen das Geheimniß reiner Liebe ahnden ließ.

Da das Chriſtenthum ſich nicht, wie der Götterdienſt der alten Welt, mit gewiſſen äußern Leiſtungen begnügte, ſondern den ganzen inneren Menſchen mit ſeinen leiſeſten Regungen in Anſpruch nahm, ſo rettete ſich das Gefühl der ſittlichen Selbſtändigkeit in das Gebiet der Ehre hinüber: gleichſam einer weltlichen Sittenlehre neben der religiöſen, die ſich oft im Widerſpruche mit dieſer behauptete, aber ihr dennoch in ſo fern verwandt war, daß ſie niemals die Folgen berechnete, ſondern unbedingt Grundſätze des Handelns heiligte, als Glaubens-Wahrheiten über alle Unterſuchung grübelnder Vernunft erhaben.

Ritterthum, Liebe und Ehre ſind nebſt der Religion ſelbſt die Gegenſtände der Naturpoeſie, welche ſich im Mittelalter in unglaublicher Fülle ergoß, und einer mehr künſtleriſchen Bildung des romantiſchen Geiſtes vorangieng. Dieſe Zeit hatte auch ihre Mythologie, aus Ritterfabeln und Legenden beſtehend, allein ihr Wunderbares und ihr Heroiſmus war dem der alten Mythologie ganz entgegengeſetzt.

Einige Denker, die übrigens die Eigenthümlichkeit der Neueren eben ſo begreifen und ableiten wie wir, haben das Weſen der nordiſchen Poeſie in die Melancholie geſetzt, und, gehörig verſtanden, haben wir nichts hiegegen einzuwenden.

Bei den Griechen war die menſchliche Natur ſelbſtgenügſam, ſie ahndete keinen Mangel, und ſtrebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die ſie wirklich durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte. Eine höhere Weisheit lehrt uns, die Menſchheit habe durch eine große Verirrung die ihr urſprünglich beſtimmte Stelle eingebüßt, und die ganze Beſtimmung ihres irdiſchen Daſeins ſei, dahin zurückzuſtreben, welches ſie jedoch, ſich ſelbſt überlaßen, nicht vermöge. Jene ſinnliche Religion wollte nur äußere vergängliche Segnungen erwerben; die Unſterblichkeit, in ſo fern ſie geglaubt wurde, ſtand in dunkler Ferne wie ein Schatten, ein abgeſchwächter Traum dieſes wachen hellen Lebenstages. In der chriſtlichen Anſicht hat ſich alles umgekehrt: die Anſchauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben iſt zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erſt jenſeits geht der ewige Tag des weſentlichen Daſeins auf. Eine ſolche Religion muß die Ahndung, die in allen gefühlvollen Herzen ſchlummert, zum deutlichen Bewußtſein wecken, daß wir nach einer hier unerreichbaren Glückſeligkeit trachten, daß kein äußerer Gegenſtand jemals unſre Seele ganz wird erfüllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuſchung iſt. Und wenn nun die Seele gleichſam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremd gewordenen Heimat ausathmet, was andres kann der Grundton ihrer Lieder ſein als Schwermuth? So iſt es denn auch: die Poeſie der Alten war die des Beſitzes, die unſrige iſt die der Sehnſucht; jene ſteht feſt auf dem Boden der Gegenwart, dieſe wiegt ſich zwiſchen Erinnerung und Ahndung. Man mißverſtehe dieß nicht, als ob Alles in einförmige Klage verfließen, und die Melancholie ſich immer vorlaut ausſprechen müßte. Wie in der heitern Weltanſicht der Griechen die herbe Tragödie dennoch möglich war, ſo kann auch die aus der oben geſchilderten entſprungene romantiſche Poeſie alle Stimmungen bis zur fröhlichſten durchgehen; aber ſie wird immer in einem namenloſen Etwas Spuren ihrer Quelle an ſich tragen. Das Gefühl iſt im Ganzen bei den Neueren inniger, die Phantaſie unkörperlicher, der Gedanke beſchaulicher geworden. Freilich laufen in der Natur die Gränzen in einander, und die Dinge ſcheiden ſich nicht ſo ſtrenge, als man es thun muß, um einen Begriff feſtzuhalten.

Das griechiſche Ideal der Menſchheit war vollkommene Eintracht und Ebenmaß aller Kräfte, natürliche Harmonie. Die Neueren hingegen ſind zum Bewußtſein der inneren Entzweiung gekommen, welche ein ſolches Ideal unmöglich macht; daher iſt das Streben ihrer Poeſie, dieſe beiden Welten, zwiſchen denen wir uns getheilt fühlen, die geiſtige und ſinnliche, mit einander auszuſöhnen und unauflöslich zu verſchmelzen. Die ſinnlichen Eindrücke ſollen durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höheren Gefühlen gleichſam geheiligt werden, der Geiſt hingegen will ſeine Ahndungen oder unnennbaren Anſchauungen vom Unendlichen in der ſinnlichen Erſcheinung ſinnbildlich niederlegen.

In der griechiſchen Kunſt und Poeſie iſt urſprüngliche bewußtloſe Einheit der Form und des Stoffes; in der neueren, ſo fern ſie ihrem eigenthümlichen Geiſte treu geblieben, wird innigere Durchdringung beider als zweier Entgegengeſetzten geſucht. Jene hat ihre Aufgabe bis zur Vollendung gelöſet; dieſe kann ihrem Streben ins Unendliche hin nur durch Annäherung Genüge leiſten, und iſt wegen eines gewiſſen Scheins von Unvollendung um ſo eher in Gefahr, verkannt zu werden.

Es würde uns zu weit führen, in den einzelnen Künſten, der Architektur, Muſik und Malerei (eine eigenthümliche Skulptur haben die Neueren gar nicht gehabt) die angedeuteten Merkmale nachzuweiſen, ihren Gegenſatz mit der Geſtaltung derſelben Künſte bei den Alten zu zeigen, und ihr verwandtes Streben ergründen zu wollen.

Auch die Gattungen und Formen der romantiſchen Poeſie überhaupt können wir hier nicht näher betrachten, ſondern müßen zu unſerm Zweck, der dramatiſchen Kunſt und Litteratur, zurückkehren. Die Eintheilung dieſer, wie der übrigen Kunſtfächer in die antike und romantiſche, zeichnet uns den Gang vor, den wir zu nehmen haben.

Zuerſt reden wir von den Alten; dann von ihren Nachahmern, ächten oder vermeinten Nachfolgern unter den Neueren; endlich von denjenigen Dichtern unter den letzten, welche, unbekümmert um die klaſſiſchen Vorbilder oder auch mit wißentlicher Abweichung von ihnen, ihren eigenen Weg gegangen ſind.

Unter den alten Dramatikern ſind die Griechen die eigentlich wichtigen. Die Römer waren in dieſem Fache in der früheren Epoche bloße Ueberſetzer der Griechen, nachher Nachahmer und nicht immer glückliche Nachahmer. Ueberdieß hat ſich weniger von ihnen erhalten. Unter den neueren Völkern hat ſich das Beſtreben, die alte Bühne wieder herzuſtellen und, wo möglich, zu vervollkommnen beſonders bei den Italiänern und Franzoſen thätig gezeigt. Mehr oder weniger ſind auch bei den übrigen, beſonders ſpäterhin, einzelne Verſuche der Art im Tragiſchen gemacht worden; hingegen für das Luſtſpiel iſt allerdings die Form der Gattung, wie wir ſie beim Plautus und Terenz finden, durchgängiger herrſchend geweſen. Von beabſichteten Nachbildungen des antiken Trauerſpiels iſt die tragiſche Bühne der Franzoſen unter allen die glänzendſte Erſcheinung, welche den größten Ruf erworben und alſo auch die aufmerkſamſte Prüfung verdient. An dieſe ſchließen ſich dann neuere Italiäner, z. B. Metaſtaſio und Alfieri, an. Das romantiſche Schauſpiel, welches man, genau genommen, weder Tragödie noch Komödie im Sinne der Alten nennen kann, iſt nur bei den Engländern und Spaniern einheimiſch geweſen, und zwar hat es zu gleicher Zeit bei beiden, vor etwas mehr als zweihundert Jahren, hier durch Shakſpeare, dort durch Lope de Vega zu blühen angefangen.

Die deutſche Bühne iſt die jüngſte von allen, ſie hat die mannichfaltigſten Einwirkungen von ihren ſämmtlichen Vorgängern erfahren: wir werden alſo am ſchicklichſten zuletzt auf ſie kommen, und ſo ihre bisherigen Richtungen am beſten beurtheilen und fernere Ausſichten für ſie eröffnen können.

Wenn ich die Geſchichte der griechiſchen und römiſchen, dann der italiäniſchen und franzöſiſchen, endlich der engliſchen und ſpaniſchen Bühne in den wenigen Stunden, welche dieſen Vorträgen beſtimmt ſind, durchzugehen verſpreche, ſo verſteht ſich, daß ich nur Ueberſichten davon geben kann, welche das Weſentliche unter allgemeine Geſichtspunkte zuſammenfaßen. Wiewohl ich mich auf Eine Gattung der Poeſie beſchränke, ſo iſt die Maſſe des darin Vorhandenen immer noch unüberſehlich, und würde es bleiben, wenn ich auch wiederum nur eine Unterart hervorhöbe. Man könnte ſich an Nachſpielen todt leſen. In den gewöhnlichen Litterargeſchichten ſtehen die Dichter Einer Sprache und Einer Gattung ohne alle Unterſcheidung neben einander aufgezählt, ungefähr wie die aſſyriſchen oder ägyptiſchen Könige in den alten Univerſal-Hiſtorien. Es giebt Leute, die eine unüberwindliche Leidenſchaft für Büchertitel haben, und ihnen wird billig gegönnt, deren Zahl durch Bücher über Büchertitel zu vermehren. Eigentlich iſt es aber doch, als ob man in der Geſchichte eines Krieges alle Soldaten hernennen wollte, die in Reih und Glied mitgefochten haben. Man ſpricht nur von den Feldherrn und von denen, welche ausgezeichnete

Thaten verrichtet. Gleichermaßen ſind auch die Schlachten des menſchlichen Geiſtes, wenn ich ſo ſagen darf, nur durch wenige genialiſche Helden gewonnen worden. Die Geſchichte der Entwickelung der Kunſt, und ihrer verſchiedenen Geſtaltungen läßt ſich daher in der Charakteriſtik einer nicht großen Anzahl ſchöpferiſcher Geiſter darſtellen.

Zweite Vorleſung.

Begriff des Dramatiſchen. Ueberblick des Theaters bei allen Nationen. Theatraliſche Wirkung. Wichtigkeit der Schaubühne.

Ehe wir nun auf das Geſchichtliche nach obigem Entwurfe eingehen, wird es nöthig ſein, eine kurze Erörterung der Grundbegriffe des Dramatiſchen, Theatraliſchen, Tragiſchen und Komiſchen voranzuſchicken.

Was iſt dramatiſch? Die Antwort dürfte Vielen ſehr leicht dünken: wo verſchiedene Perſonen redend eingeführt werden, der Dichter aber in eigner Perſon gar nicht ſpricht. Dieß iſt indeſſen nur die erſte äußere Grundlage der Form; ſie iſt dialogiſch. Wenn die Perſonen zwar Gedanken und Geſinnungen gegen einander äußern, aber ohne eine Veränderung in dem Mitredenden zu bewirken, wenn beide am Ende ſich in derſelben Gemüthsverfaßung finden, wie zu Anfange, ſo kann das Geſpräch durch ſeinen Inhalt merkwürdig ſein, aber es erregt kein dramatiſches Intereſſe. Ich will dieß an einer ruhigeren, nicht für die Schaubühne beſtimmten Gattung, dem philoſophiſchen Dialog, deutlich machen. Wenn beim Plato Sokrates den aufgeblaſenen Sophiſten Hippias befragt, was das Schöne ſei, dieſer anfangs mit einer oberflächlichen Antwort gleich bei der Hand iſt, nachher aber durch die verkleideten Einwendungen des Sokrates genöthigt wird, ſeine erſte Erklärung aufzugeben, und nach andern Begriffen umher zu tappen, endlich gar beſchämt und unwillig über den überlegenen Weiſen, welcher ihm ſeine Unwißenheit bewieſen hat, das Feld zu räumen, ſo iſt dieß Geſpräch nicht bloß philoſophiſch unterrichtend, ſondern es unterhält als ein kleines Drama. Und mit Recht hat man dieſe lebendige Bewegung in dem Gedankengange, dieſe Spannung auf den Ausgang, mit Einem Wort das Dramatiſche an den Dialogen des Plato gerühmt.

Hieraus läßt ſich nun ſchon der große Reiz der dramatiſchen Poeſie begreifen. Thätigkeit iſt der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben ſelbſt. Bloß leidende Genüße können in eine dumpfe Behaglichkeit einwiegen, wobei aber doch, wenn irgend innere Regſamkeit da iſt, die Langeweile nicht ausbleiben kann. Die meiſten Menſchen ſind nun durch ihre Lage, oder auch, weil ſie ungemeiner Anſtrengungen nicht fähig ſind, in einen engen Kreiß unbedeutender Thätigkeiten feſtgebannt. Ihre Tage wiederholen ſich nach dem einſchläfernden Geſetz der Gewohnheit, ihr Leben rückt nur unmerklich fort, und wird aus einem reißenden Strome, den die erſten Leidenſchaften der Jugend gebildet hatten, zu einem ſtehenden Sumpf. Aus dem Mißbehagen, das ſie darüber empfinden, ſuchen ſie ſich durch allerlei Spiele zu retten, welche immer in einer willkürlich aufgegebenen, mit Schwierigkeiten kämpfenden, dennoch leichten Geſchäftigkeit beſtehen. Unter allen Spielen iſt aber das Schauſpiel unſtreitig das unterhaltendſte. Wir ſehen handeln, wenn wir nicht ſelbſt bedeutend handeln können. Der höchſte Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit iſt der Menſch, und im Schauſpiele ſehen wir Menſchen in freundlichem oder feindſeligem Verkehr ihre Kräfte an einander meßen, als verſtändige und ſittliche Weſen durch ihre Meinungen, Geſinnungen und Leidenſchaften auf einander einwirken, und ihre Verhältniſſe gegenſeitig entſcheidend beſtimmen. Durch Abſonderung alles nicht zum Weſen der Sache gehörigen, alles deſſen, wodurch in der Wirklichkeit die täglichen Bedürfniſſe und die kleinliche Geſchäftigkeit, welche ſie fordern, den Fortſchritt weſentlicher Handlungen unterbrechen, weiß die Kunſt des Dichters vieles die Aufmerkſamkeit und Erwartung Spannende in einen engen Raum zuſammenzudrängen. Auf dieſe Art giebt er uns ein verjüngtes Bild des Lebens, einen Auszug des Beweglichen und Fortrückenden im menſchlichen Daſein.

Dieß iſt noch nicht alles. Schon in einer lebhaften mündlichen Erzählung pflegt man die Perſonen häufig redend einzuführen, und darnach Ton und Stimme zu wechſeln. Allein die Lücken, welche dieſe Reden noch in der Anſchaulichkeit der erzählten Geſchichte laßen würden, füllt der Erzähler durch Schilderung der begleitenden Handlungen oder andrer Vorfälle in ſeinem eignen Namen aus. Auf dieſes Hülfsmittel thut der dramatiſche Dichter Verzicht, er findet aber reichlichen Erſatz dafür in folgender Erfindung. Er verlangt, daß jede ſeiner mithandelnden Perſonen durch einen wirklichen Menſchen vorgeſtellt werde; daß dieſer an Geſchlecht, Alter und Geſtalt ſo viel möglich den Vorausſetzungen von ſeinem erdichteten Weſen gleiche, ja deſſen ganze Eigenthümlichkeit annehme: daß er jede Rede mit dem angemeſſenen Ausdruck der Stimme, der Mienen und Geberden begleite, und die äußerlichen Handlungen hinzufüge, welche ſonſt, um den Zuhörern klar zu werden, der Erzählung bedürfen würden. Noch mehr: dieſe Stellvertreter der

Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft ſollen auch in der, ihrem angenommenen Stande, Zeitalter und Landesart entſprechenden Tracht erſcheinen; theils um ihnen noch mehr zu gleichen, theils weil auch in den Kleidungen etwas Charakteriſtiſches liegt. Endlich will er ſie von einem Ort umgeben ſehen, welcher dem, wo nach ſeiner Dichtung die Handlung vorgefallen ſein ſoll, einigermaßen ähnlich ſei, weil dieß ebenfalls zur Anſchaulichkeit beiträgt: er ſtellt ſie auf eine Scene. Dieß alles führt uns auf den Begriff des Theaters. Es iſt offenbar, daß in der Form der dramatiſchen Poeſie, d. h. in der Vorſtellung einer Handlung durch Geſpräche ohne alle Erzählung, die Anforderung des Theaters als ihrer nothwendigen Ergänzung ſchon liegt. Wir geben zu, daß es dramatiſche Werke giebt, die von ihren Verfaßern urſprünglich nicht für die Bühne beſtimmt worden ſind, die auch auf ihr keine ſonderliche Wirkung machen würden, während ſie ſich vortrefflich leſen laßen. Ich bezweifle jedoch gar ſehr, ob ſie auf jemanden, der nie ein Schauſpiel geſehn, auch keine Beſchreibung davon gehört hätte, einen eben ſo lebendigen Eindruck machen würden als auf uns. Wir ſind ſchon darauf geübt, beim Leſen dramatiſcher Werke uns die Aufführung hinzu zu denken.

Die Erfindung der Schauſpielkunſt und des Theaters ſcheint ſehr nahe zu liegen. Der Menſch hat eine große Anlage zur Mimik; indem er ſich lebhaft in die Lage, Geſinnungen und Leidenſchaften Andrer verſetzt, verähnlicht er ſich ihnen, ſelbſt unwillkürlich, in ſeinem Aeußeren. Die Kinder gehen beſtändig aus ſich heraus: es iſt eins ihrer Lieblingsſpiele, die Erwachſenen vorzuſtellen, welche ſie Gelegenheit haben zu beobachten, oder auch ſonſt was ihnen einfällt; und bei der glücklichen Biegſamkeit ihrer Einbildungskraft muß ihnen alles taugen, um ſie mit den Kennzeichen der angenommenen Würde, ſei es eines Vaters, eines Schulmeiſters oder eines Königs, auszuſtatten. Der einzige zur Erfindung des Schauſpiels erforderliche Schritt, nämlich die mimiſchen Elemente und Bruchſtücke aus dem geſelligen Leben auszuſcheiden, und ſie ihm gegenüber in Eine Maſſe verſammelt aufzuſtellen, iſt aber dennoch bei vielen Völkern nicht geſchehen. In den ſehr ausführlichen Beſchreibungen des alten Aegyptens beim Herodot und Andern erinnere ich mich keiner Spur hievon. Die Etruſker hingegen, ſonſt in Vielem den Aegyptiern ſo ähnlich, haben ſchon theatraliſche Spiele gehabt, und, ſeltſam genug, hat ſich der etruſkiſche Name für einen Schauſpieler, histrio, in lebenden Sprachen bis auf die neueſte Zeit erhalten. Das ganze vordere aſiatiſche Morgenland, die Araber und Perſer kennen bei einer ſonſt ſo reichen poetiſchen Litteratur, keine Schauſpiele. Europa im Mittelalter ebenfalls nicht: nach der Einführung des Chriſtenthums waren die unter den Griechen und Römern hergebrachten Schauſpiele abgeſchafft worden, theils weil ſie auf heidniſche Vorſtellungsarten Bezug hatten, theils weil ſie in eine freche Sittenloſigkeit ausgeartet waren; und nachher kamen ſie ungefähr tauſend Jahre lang nicht wieder auf. Noch im vierzehnten Jahrhundert finden wir im Boccaz, der uns doch ſonſt ſehr genau die ganze Verfaßung des geſelligen Lebens ſchildert, keine Spur von Schauſpielen. An deren Stelle hatte man bloß die Conteurs, Menestriers und Jongleurs. Auf der andern Seite läßt ſich keineswegs annehmen, daß die Erfindung des Schauſpiels nur einmal in der Welt gemacht worden, und immer von einem Volke dem andern überliefert ſei. Die engliſchen Weltumſegler melden, daß ſie bei den Inſulanern der Südſee, die in aller geiſtigen Fähigkeit und Bildung noch auf einer ſo niedrigen Stufe ſtehn, dennoch ein rohes Schauſpiel ſahen, worin ein gewöhnliches Ereigniß des Lebens zur Beluſtigung nachgeahmt wurde. Um zum andern Aeußerſten überzugehen: bei einem Volke, deſſen geſellige Verfaßung und geiſtige Ausbildung unläugbar aus einem entfernten Alterthume herſtammt, bei den Indiern, hat es Schauſpiele gegeben, lange ehe ſie irgend eine fremde Einwirkung erfuhren. Sie haben, wie in Europa erſt kürzlich bekannt geworden, eine reichhaltige dramatiſche Litteratur, deren Alter gegen zweitauſend Jahre hinaufgeht. Von ihren Schauſpielen kennen wir als Probe bis jetzt nur die liebliche Sakuntala, welche, bei dem fremden klimatiſchen Colorit, im Bau des Ganzen eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit unſerm romantiſchen Schauſpiel hat, daß man argwöhnen ſollte, der engliſche Ueberſetzer Jones habe aus Vorliebe für den Shakſpeare auf dieſe Aehnlichkeit hingearbeitet, wenn nicht andre Gelehrte ſeine Treue beſtätigten. Die Schauſpielkunſt ſcheint in Indien eine Lieblings-Unterhaltung am Hofe einheimiſcher Fürſten geweſen zu ſein; und dazu eignete ſie ſich durch die Feinheit des geſellſchaftlichen Tones, die darin vorwaltet. Beſonders wird Ujjayini (Ougein) als ein Sitz dieſer Kunſt genannt. Unter mahomedaniſchen Beherrſchern mußte ſie verſchwinden: die Landesſprache war ihnen fremd, da das Perſiſche die Sprache der Höfe geworden war; die mit der Dichtung ſo eng verwebte Mythologie ſtritt mit ihren Religionsbegriffen. Ueberhaupt giebt es keine dem Iſlamiſmus ergebene Nation, die in der dramatiſchen Poeſie etwas geleiſtet, oder nur einen Begriff davon gehabt hätte. Die Chineſen hingegen haben ihr ſtehendes National-Theater; vermuthlich in jeder Hinſicht ſtehend; ich zweifle nicht, daß ſie in der Feſtſtellung willkürlicher Regeln und der feinen Beobachtung unbedeutender Convenienzen die correcteſten Europäer weit hinter ſich laßen. — Als nach dem Mittelalter die neue europäiſche Schaubühne im fünfzehnten Jahrhundert mit allegoriſchen und geiſtlichen Stücken, Moralitäten und Myſterien genannt, anhob, geſchah dieß wohl ohne alle von den klaſſiſchen Dramatikern empfangene Anregung, welche erſt ſpäter in Umlauf kamen. In jenen rohen Anfängen lag der Keim des romantiſchen Drama, als einer eigenthümlichen Erfindung.

Bei dieſer großen Verbreitung theatraliſcher Unterhaltungen iſt es wiederum auffallend, wie weit ſonſt in gleichem Grade geiſtvolle Nationen im dramatiſchen Talent von einander abſtehen, ſo daß dieſes etwas ſpecifiſch Eignes, von der Gabe der Poeſie überhaupt noch weſentlich Verſchiedenes, zu ſein ſcheint. Der Gegenſatz der Griechen und Römer hierin darf uns nicht wundern, denn die Griechen waren durchaus ein künſtleriſches, die Römer ein praktiſches Volk. Bei den letzteren wurden die ſchönen Künſte nur als ein verderblicher, Ausartung andeutender und ſie befördernder Luxus eingeführt. Dieſen Luxus trieben ſie in Anſehung des Theaters ſo in's Große, daß die Vollkommenheit im Weſentlichen über den ausſchmückenden Zuthaten bald verabſäumt werden mußte. Auch unter den Griechen war das dramatiſche Talent nichts weniger als allgemein: in Athen war das Theater erfunden, in Athen wurde es ausſchließend vervollkommt. Die doriſchen Dramen des Epicharmus machen hiebei wohl nur eine geringe Ausnahme. Alle großen dramatiſchen Schöpfer der Griechen ſind in Attika geboren, haben ſich in Athen gebildet. So weit die griechiſche Nation verbreitet war, mit ſo viel Glück ſie faſt überall die ſchönen Künſte ausübte, ſo wußte ſie doch außer Athen nur die Hervorbringungen der attiſchen Bühne zu bewundern, ohne mit ihr wetteifern zu können.

Aeußerſt befremdlich iſt der große Unterſchied in dieſem Stücke zwiſchen den Spaniern und ihren Nachbaren, ihren Stamm- und Sprachverwandten, den Portugieſen. Die Spanier haben eine unermeßlich reiche dramatiſche Litteratur, ihre Dramatiker gleichen an Fruchtbarkeit den griechiſchen, von denen oft über hundert Stücke genannt werden. Wie man ſie auch ſonſt beurtheilen möge, die Erfindungskraft hat ihnen noch niemand abgeſprochen; man hat ſie nur allzu ſehr durch die That anerkannt, indem Italiäner, Franzoſen, Engländer, die ſinnreichen Erfindungen der Spanier benutzt haben, oft ohne die Quelle anzugeben. Die Portugieſen hingegen, die in andern Dichtarten mit den Spaniern wetteifern, haben faſt nichts in dieſem Fache gethan, ja nicht einmal ein National-Theater gehabt, ſondern herumziehende ſpaniſche Schauſpieler kehrten bei ihnen ein, und ſie ließen ſich lieber auf der Bühne eine fremde, ohne Erlernung doch nicht ganz verſtändliche Mundart gefallen, als daß ſie ſelbſt hätten erfinden oder wenigſtens überſetzen und nachahmen ſollen.

Auch unter den vielen künſtleriſchen und litterariſchen Talenten der Italiäner iſt das dramatiſche keineswegs das hervorſtechende, und dieſer Mangel ſcheint ihnen beinahe von den Römern angeerbt zu ſein, ſo wie ſich das bei ihnen einheimiſche große mimiſche Talent zum Poſſenhaften ebenfalls aus den älteſten Zeiten herſchreibt. Die aus dem Stegreif gedichteten fabulae Atellanae, die einzige urſprünglich einheimiſche dramatiſche Form der Römer, mochten in Abſicht auf den Plan nicht vollkommner ſein, als die ſogenannte commedia dell' arte, das Luſtſpiel aus dem Stegreif mit ſtehenden Maſkenrollen; in den alten Saturnalien lag vermuthlich der Keim des heutigen Carnavals, einer ganz italiäniſchen Erfindung. Bei den Italiänern kam daher auch die Oper und das Ballet auf: theatraliſche Ergötzungen, wobei die dramatiſche Bedeutung gänzlich der Muſik und dem Tanz untergeordnet wird.

Wenn der deutſche Geiſt im dramatiſchen Fache ſich nicht mit der gleichen Fülle und Leichtigkeit entwickelt hat, wie in andern Theilen der Litteratur, ſo rührt dieſer Mangel vielleicht von einer wahren Eigenſchaft her. Die Deutſchen ſind ein ſpeculatives Volk, d. h. ſie wollen dem Weſen von allem, womit ſie ſich beſchäftigen, durch Nachdenken auf den Grund kommen. Eben deswegen ſind ſie nicht praktiſch genug: denn um entſchloßen und mit Fertigkeit zu handeln, muß man endlich einmal ausgelernt zu haben glauben, und nicht immer zur Prüfung der Theorie ſeines Geſchäftes zurückkehren; man muß ſich ſogar in einer gewiſſen Einſeitigkeit des Begriffs feſtgeſetzt haben. In der Einrichtung und Führung eines Schauſpiels ſoll aber der praktiſche Geiſt herrſchen: dem dramatiſchen Dichter iſt es nicht vergönnt begeiſtert zu träumen, er muß den geradeſten Weg zu ſeinem Ziele gehen; und der Deutſche verliert ſo leicht ſein Ziel über dem Wege dahin aus den Augen. Ferner darf und muß im Drama die Nationalität am entſchiedenſten hervortreten, und die deutſche Nationalität iſt beſcheiden, ſie macht ſich nicht vorlaut geltend; mit dem edlen Beſtreben, alle fremde Vortrefflichkeit zu kennen und ſich anzueignen, iſt nicht ſelten Geringſchätzung des eignen Werthes verbunden. Darum hat unſre Bühne in Form und Gehalt oft mehr als billig fremde Einflüße erfahren. Unſre Aufgabe iſt aber nicht, das griechiſche oder franzöſiſche, das ſpaniſche oder engliſche Theater bloß leidend zu wiederholen, ſondern wir ſuchen, wie mich dünkt, eine Form, welche das wahrhaft Poetiſche aller jener Formen, mit Ausſchließung des auf herkömmliche Uebereinkunft Gegründeten in ſich enthalte; im Gehalte aber ſoll deutſche Nationalität vorwalten.

Nach dieſem flüchtigen, gleichſam auf die Landkarte der dramatiſchen Litteratur geworfenen Blicke kehren wir zur Erörterung der Grundbegriffe zurück. Da, wie wir oben gezeigt haben, ſchon in der dramatiſchen Form die Vorausſetzung der ſichtbaren Darſtellung und der Anſpruch darauf liegt, ſo kann ein dramatiſches Werk immer aus einem doppelten Geſichtspunkte betrachtet werden, in wie fern es poetiſch, und in wie fern es theatraliſch iſt. Eines kann ſehr wohl vom andern getrennt ſein. Man mißverſtehe hier nicht den Ausdruck poetiſch: nicht vom Versbau und vom Schmuck der Sprache iſt die Rede; damit wird, ohne höhere Belebung, auf der Bühne gerade am wenigſten geleiſtet, ſondern von der Poeſie im Geiſt und der Anlage eines Stücks; und dieſe kann in hohem Grade ſtattfinden, wenn es auch in Proſa geſchrieben wäre, ſo wie umgekehrt. Wodurch wird nun ein Drama poetiſch? Unſtreitig eben dadurch, wodurch es auch Werke anderer Gattungen werden. Zuerſt ſoll es ein zuſammenhängendes, in ſich geſchloßenes befriedigendes Ganzes ſein. Allein dieß iſt nur die negative Bedingung der Form eines Kunſtwerkes, wodurch es von den in einander verfließenden und nie ganz für ſich beſtehenden Erſcheinungen der Natur ausgeſondert wird. Zum poetiſchen Gehalte iſt erforderlich, daß es Ideen, d. h. nothwendige und ewig wahre Gedanken und Gefühle, die über das irdiſche Daſein hinausgehen, in ſich abſpiegle und bildlich zur

Anſchauung bringe. Welche Ideen dieß in den verſchiedenen dramatiſchen Gattungen ſein ſollen und können, das wird in der Folge der Gegenſtand unſerer Unterſuchung ſein; im Gegentheil werden wir auch zeigen, wie durch deren Abweſenheit ein Drama etwas ganz Proſaiſches und Empiriſches, d. h. bloß mit dem Verſtande aus der Beobachtung des Wirklichen Zuſammengeſtelltes wird.

Wodurch wird aber ein dramatiſches Werk theatraliſch, d. h. geſchickt auf der Bühne mit Vortheil zu erſcheinen? Ob es dieſe Eigenſchaft beſitzt, das iſt im einzelnen Falle oft ſchwierig zu entſcheiden. Beſonders pflegt viel darüber hin und her geſtritten zu werden, wenn die Eigenliebe der Schriftſteller und Schauſpieler mit in's Spiel kömmt; jeder ſchiebt die Schuld des Mißlingens auf den andern, und der, welcher die Sache des Dichters vertritt, beruft ſich dann auf eine Vollkommenheit der Darſtellung auf der Bühne, die er in Gedanken hat, und wozu die Mittel eben nicht vorhanden ſind. Im Allgemeinen aber iſt die Beantwortung dieſer Frage nicht ſo ſchwer. Die Aufgabe iſt, auf eine verſammelte Menge zu wirken, ihre Aufmerkſamkeit zu ſpannen, ihre Theilnahme zu erregen. Der Dichter hat alſo einen Theil ſeines Geſchäftes mit dem Volksredner gemein. Wodurch gelangt der letzte vornehmlich zu ſeinem Zweck? Durch Klarheit, Raſchheit und Nachdruck. Alles was das gewöhnliche Maß von Geduld und von Faßungskraft überſteigt, muß er ſorgfältig vermeiden. Ferner: viele verſammelte Menſchen ſind ſich gegenſeitig eine Zerſtreuung, ſo lange ihr Ohr und Auge noch nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel außer ihrem Kreiße hingelenkt iſt. Daher muß der dramatiſche Dichter ſowohl als der Volksredner ſeine Zuhörer gleich vom Anfange durch ſtarke Eindrücke aus ſich heraus verſetzen, er muß ihrer Aufmerkſamkeit gleichſam körperlich gebieten. Es giebt eine Art von Poeſie, die ein zu einſamer Beſchaulichkeit geſtimmtes Gemüth leiſe anregt, ungefähr wie gelinde Lüfte Accorde aus einer Aeolsharfe hervorrufen. Dieſe Poeſie, wie vortrefflich ſie ſonſt ſein möchte, würde ohne andre Begleitung auf der Bühne ungehört verhallen. Die ſchmelzende Harmonika iſt nicht dazu gemacht, den Tritt eines Heeres zu ordnen und anzufeuern. Dazu gehören durchdringende Inſtrumente, beſonders aber ein entſchiedener Rhythmus, der den Pulsſchlag beſchleunigt, und das ſinnliche Leben in raſcheren Schwung ſetzt. Dieſen Rhythmus in der Fortbewegung eines Dramas ſichtbar zu machen, iſt das Haupterforderniß. Iſt dieß einmal gelungen, dann darf der Dichter ſich ſchon eher in ſeiner raſchen Laufbahn verweilen, und ſeiner Neigung nachhängen. Es giebt Punkte, wo die entfaltetſte oder geſchmückteſte Erzählung, die begeiſtertſte Lyrik, die tiefſinnigſten Gedanken und entfernteſten Andeutungen, die ſinnreichſten Spiele des Witzes, die glänzendſten einer gaukelnden und in den Lüften ſchwebenden Phantaſie ſchon an ihrer Stelle ſind, und wo die vorbereiteten Zuhörer, auch ſolche, die nicht ganz faßen können, dieſem allem mit begierigen Ohr folgen werden, wie einer zu ihrer Stimmung paſſenden Muſik. Hiebei iſt die große Kunſt des Dichters, die Wirkung der Gegenſätze zu benutzen, wodurch es möglich wird, ruhige Stille, in ſich gekehrte Betrachtung, ja die nachläßige Hingegebenheit der Erſchöpfung, eben ſo auffallend hervorzuheben, als in andern Fällen die gewaltſamſte Bewegung, den heftigſten Sturm der Leidenſchaften. In Anſehung des Theatraliſchen dürfen wir aber doch nicht vergeßen, daß dabei immer etwas in Bezug auf die Fähigkeiten und Neigungen der Zuhörer beſtimmt werden muß, alſo nach den Nationen überhaupt und nach dem jedesmal vorhandenen Grade von Kunſtbildung wechſelt. Die dramatiſche Poeſie iſt gewiſſermaßen die weltlichſte von allen Gattungen, denn aus der Stille eines begeiſterten Gemüths ſcheut ſie ſich nicht unter das regſte Gewühl des geſelligen Lebens hinauszutreten. Der dramatiſche Dichter muß mehr als irgend ein andrer um äußere Gunſt, um lauten Beifall buhlen. Aber billig ſoll er ſich nur ſcheinbar zu ſeinen Zuhörern herablaßen, in der That aber ſie zu ſich emporheben.

Bei der Wirkung auf eine verſammelte Menge verdient noch folgender Umſtand erwogen zu werden, um ihre ganze Wichtigkeit einzuſehen. Im gewöhnlichen Umgange zeigen die Menſchen einander nur ihre Außenſeite. Mißtrauen oder Gleichgültigkeit halten ſie davon zurück, andere in ihr Inneres ſchauen zu laßen, und von dem, was unſerm Herzen am nächſten liegt, mit einiger Rührung und Erſchütterung zu ſprechen, würde dem Ton der feinen Geſellſchaft nicht angemeßen ſein. Der Volksredner und der dramatiſche Dichter finden das Mittel, dieſe Schranken conventioneller, durch die Sitte vorgeſchriebner Zurückhaltung einzureißen. Indem ſie ihre Zuhörer in ſo lebhafte Gemüthsbewegungen verſetzen, daß die äußeren Zeichen davon unwillkürlich hervorbrechen, nimmt jeder an den Uebrigen die gleiche Rührung wahr, und ſo werden Menſchen, die ſich bisher fremd waren, plötzlich auf einen Augenblick zu Vertrauten. Die Thränen, welche der Redner oder Schauſpieldichter ſie für einen verläumdeten Unſchuldigen, für einen in den Tod gehenden Helden zu vergießen nöthigt, befreunden, verbrüdern ſie alle. Es iſt unglaublich, welche verſtärkende Kraft die ſichtbare Gemeinſchaft Vieler für ein inniges Gefühl hat, das ſich ſonſt gewöhnlich in die Einſamkeit zurückzieht, oder nur in freundſchaftlicher Zutraulichkeit offenbart. Der Glaube an deſſen Gültigkeit wird durch ſeine Verbreitung unerſchütterlich, wir fühlen uns ſtark unter ſo vielen Mitgenoßen, und alle Gemüther fließen in einen großen unwiderſtehlichen Strom zuſammen. Eben deswegen iſt aber das Vorrecht, auf die verſammelte Menge wirken zu dürfen, einem ſehr gefährlichen Mißbrauche ausgeſetzt. Wie man ſie für das Edelſte und Beſte uneigennützig begeiſtern kann, ſo läßt ſie ſich auf der andern Seite auch in ſophiſtiſchen Truggeweben verſtricken, und von dem Schimmer falſcher Seelengröße blenden, deren ehrgeizige Verbrechen als Tugend, ja als Aufopferung geſchildert werden. Unter den gefälligen Einkleidungen der Redekunſt und Poeſie ſchleicht ſich die Verführung unmerklich in die Ohren und Herzen ein. Vor Allem hat ſich der komiſche Dichter zu hüten, da er vermöge ſeiner Aufgabe immer an dieſer Klippe hinſtreift, daß er nicht dem Gemeinen und Niedrigen in der menſchlichen Natur Luſt mache, ſich zuverſichtlich zu äußern: iſt durch den Anblick der Gemeinſchaft auch in ſolchen unedlen Neigungen die Scham einmal überwunden, welche ſie gewöhnlich in die Gränzen der Anſtändigkeit zurückdrängt, ſo bricht das Wohlgefallen am Schlechten bald mit zügelloſer Frechheit los.

Dieſe demagogiſche Kraft im Guten und Böſen hat billig von jeher die Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber auf das Schauſpiel gerichtet. Durch mancherlei Anſtalten haben die Staaten geſucht, es nach ihren Zwecken zu lenken, und dem Mißbrauche vorzubeugen. Die Aufgabe dabei iſt, die zum Gedeihen ſchöner Kunſt nöthige ungezwungene Bewegung mit den Rückſichten zu vereinbaren, welche die jedesmalige Staats- und Sitten-Verfaßung fordern. In Athen blühte das Theater unter dem Schutze des Götterdienſtes in faſt unbegränzter Freiheit auf, und die öffentliche Sittlichkeit bewahrte es eine Zeit lang vor Ausartung. Die nach unſern Sitten und Anſichten unbegreiflich ungebundenen Komödien des Ariſtophanes, worin der Staat und das Volk ſelbſt ohne Schonung lächerlich gemacht wurden, waren das Siegel der atheniſchen Volksfreiheit. Plato hingegen, der in eben dieſem Athen lebte, und den Verfall der Kunſt ſchon unter ſeinen Augen oder voraus ſah, wollte die dramatiſchen Dichter ganz aus ſeiner idealiſchen Republik verbannt wißen. Wenige Staaten haben für nöthig erachtet, dieß ſtrenge Verdammungs-Urtheil zu unterſchreiben; allein wenige haben auch gut gefunden, das Theater ohne alle Aufſicht ſich ſelbſt zu überlaßen. In manchen chriſtlichen Ländern iſt die dramatiſche Kunſt gewürdiget worden, der Religion die Hand bieten zu dürfen, indem ſie geiſtliche Stoffe behandelte; beſonders in Spanien hat der Wetteifer hierin manche Werke hervorgebracht, welche gewiß weder die Andacht noch die Poeſie verläugnen wird. In andern Staaten, unter andern Umſtänden, hat man dieß anſtößig und bedenklich gefunden. Wo aber eine vorgängige Aufſicht, nicht bloß Verantwortlichkeit des Dichters und Schauſpielers hintennach für das auf der Bühne zur Schau gebrachte, nöthig erachtet wird, da iſt ſie vielleicht gerade darauf am ſchwierigſten anzuwenden, wo ſie doch am wichtigſten wäre: nämlich auf den Geiſt und den Geſammt-Eindruck eines Stücks. Vermöge der Natur der dramatiſchen Kunſt muß der Dichter ſeinen Perſonen manches in den Mund legen, was er keinesweges zu billigen meinet, er begehrt in Anſehung ſeiner Geſinnungen nach dem Zuſammenhange des Ganzen beurtheilt zu werden. Es könnte hingegen auch ſein, daß ein Stück in Abſicht auf die einzelnen Reden ganz unanſtößig wäre, und jeder bloß hierauf gerichteten Prüfung entgienge, während es im Ganzen doch ſchädliche Wirkungen bezweckte. Wir haben gerade in unſern Zeiten Schauſpiele genug erlebt, und ſie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmuthes überfließen, und worin für einen ſchärferen Blick dennoch die verſteckte Abſicht des Verfaßers unverkennbar iſt, die Strenge ſittlicher Grundſätze und die Ehrerbietung vor dem, was dem Menſchen heilig ſein ſoll, zu untergraben, und dadurch die ſchlaffe Weichlichkeit ſeiner Zeitgenoßen für ſich zu beſtechen. Wenn jemand hingegen ſich mit der ſittlichen Vertheidigung des ſo übel berüchtigten Ariſtophanes befaßen wollte, deſſen Ausgelaßenheit im Einzelnen nach unſern Begriffen ganz unzuläßig ſcheint, ſo würde er auf die Abſicht des Ganzen ſeiner Stücke gehen müßen, worin er ſich wenigſtens als einen vaterländiſch geſinnten Bürger bewährt.

Alles Obige zweckt darauf ab, die Wichtigkeit des Gegenſtandes unſerer Betrachtungen einleuchtend zu machen. Das Theater, wo der Zauber mehrerer Künſte vereinigt wirken kann; wo die erhabenſte und tiefſinnigſte Poeſie zuweilen die gebildetſte Schauſpielkunſt zur Dolmetſcherin hat, die Schauſpielkunſt, welche zugleich Beredſamkeit und bewegliches Gemälde iſt; während die Architektur eine glänzende Einfaßung und die Malerei ihre perſpectiviſchen Täuſchungen herleiht, und auch die Muſik zu Hülfe gerufen wird, um die Gemüther zu ſtimmen, oder die ſchon ergriffenen durch ihre Anklänge noch mächtiger zu treffen; das Theater endlich, wo die geſammte geſellige und künſtleriſche Bildung, welche eine Nation beſitzt, die Frucht von Jahrhunderte lang fortgeſetzten Beſtrebungen, in wenigen Stunden zur Erſcheinung gebracht werden kann: das Theater, ſage ich, hat einen außerordentlichen Reiz für alle Alter, Geſchlechter und Stände, und war immer die Lieblings-Ergötzung geiſtreicher Völker. Hier ſieht der Fürſt, der Staatsmann und Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er ſelbſt mitwirken konnte, nach ihren inneren Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefſten Betrachtungen über die Natur und Beſtimmung des Menſchen; der Künſtler folgt mit lauſchendem Blick den vorüberfliehenden Gruppen, die er ſeiner Phantaſie als Keime künftiger Gemälde einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühl; das Alter verjüngt ſich durch Erinnerung: die Kindheit ſelbſt ſitzt mit ahndungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauſchend aufrollen ſoll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen; alle finden Erholung und Aufheiterung, und werden auf eine Zeit lang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweiſe enthoben. Da nun aber die dramatiſche Kunſt ſammt den begleitenden und zu ihrem Dienſt verwendeten Künſten durch Vernachläßigung und gegenſeitige Herabſtimmung der Künſtler und des Publicums dergeſtalt ausarten kann, daß das Theater zur gemeinſten und geiſtloſeſten, ja zu einer wahrhaft verderblichen Zeittödtung herabſinkt, ſo iſt es gewiß nicht bloß auf eine flüchtige Unterhaltung abgeſehen, wenn wir uns hier mit Betrachtung der Werke, welche die ausgezeichnetſten Völker in ihren ſchönſten Zeiten dafür hervorgebracht, und mit den Mitteln beſchäftigen wollen, eine ſo bedeutende Kunſt zu vervollkommnen.

Dritte Vorleſung.

Weſen des Tragiſchen und Komiſchen. Ernſt und Scherz. In wie fern Bekanntſchaft mit den Alten ohne Kenntniß der Urſprache möglich ſei. Winckelmann. Flache Urtheile Neuerer über die Griechen. Plan des Folgenden.

Die Wichtigkeit unſers Gegenſtandes glaube ich hinlänglich dargethan zu haben. Jetzt wende ich mich zu einer vorläufigen Betrachtung über die beiden entgegengeſetzten Gattungen, worein die geſammte dramatiſche Poeſie zerfällt: die tragiſche und die komiſche; und über den Begriff, der jeder zum Grunde liegt.

Die drei Hauptgattungen der Poeſie überhaupt ſind die epiſche, die lyriſche und die dramatiſche. Alle übrigen Nebenarten laſſen ſich entweder nach ihrer Verwandtſchaft einer von dieſen unterordnen und daraus ableiten, oder ſie ſind als Miſchungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drei Gattungen in ihrer Reinheit auffaßen wollen, ſo gehen wir auf die Geſtalt zurück, worin ſie ſich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt ſich auf die Geſchichte der griechiſchen Poeſie am bequemſten anwenden: denn dieſe iſt, ſo zu ſagen, ſyſtematiſch; ſie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entſprechenden Beiſpiele am urkundlichſten dar.

Es iſt merkwürdig, daß bei der epiſchen und lyriſchen Poeſie keine ſolche Spaltung in zwei entgegengeſetzte Arten Statt findet, wie bei der dramatiſchen. Man hat zwar die ſogenannte ſcherzhafte Epopöe als eine eigne Gattung aufgeſtellt; es iſt aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin beſteht, daß man die in jenem herrſchende feierlich abgemeſſene Entfaltung, die nur großen Gegenſtänden zu geziemen ſcheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyriſchen Poeſie finden nur Grade und Abſtufungen ſtatt, zwiſchen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegenſetzung.

Der Geiſt des epiſchen Gedichtes, wie wir ihn in deſſen Vater Homer erkennen, iſt klare Beſonnenheit. Das Epos iſt eine ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Der Dichter erzählt ſowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt ſie mit Gleichmuth, und hält ſie als ſchon vergangen in einer gewiſſen Ferne von unſerm Gemüth.

Das lyriſche Gedicht iſt der muſikaliſche Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Weſen der muſikaliſchen Stimmung beſteht darin, daß wir irgend eine Regung, ſei ſie nun an ſich erfreulich oder ſchmerzlich, mit Wohlgefallen feſtzuhalten, ja innerlich zu verewigen ſuchen. Die Empfindung muß alſo ſchon in dem Grade gemildert ſein, daß ſie uns nicht durch Streben nach der Luſt oder Flucht vor dem Schmerz über ſich ſelbſt hinausreiße, ſondern daß wir, unbekümmert um den Wechſel, welchen die Zeit herbeiführt, in einem einzelnen Augenblick unſers Daſeins einheimiſch werden wollen.

Der dramatiſche Dichter ſtellt uns zwar auch, wie der epiſche, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unſre Theilnahme in Anſpruch, aber nicht ſo genügſam wie der lyriſche Dichter, ſondern weit unmittelbarer als dieſer will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bei dem Anblick der Handlungen und Schickſale wirklicher Menſchen in uns wirkſam ſind, und will dieſe Regungen erſt durch die Geſammtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmoniſchen Stimmung auflöſen. Da er dem Leben ſo nahe tritt, ja ſeine Dichtung ganz darein zu verwandeln ſucht, ſo würde bei ihm der Gleichmuth des epiſchen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß ſich für eine der Hauptanſichten von den Beziehungen des menſchlichen Daſeins entſcheiden, und ſeine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partei zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachſten und verſtändlichſten Ausdruck zurückführe: das Tragiſche und Komiſche verhalten ſich zu einander wie Ernſt und Scherz. Jedermann kennt dieſe beiden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Weſen iſt, und woher ſie entſpringen, das dürfte eine tiefe philoſophiſche Unterſuchung erfordern. Beide tragen zwar das Gepräge unſerer geſammten Natur an ſich; aber der Ernſt gehört mehr ihrer ſittlichen, der Scherz ihrer ſinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geſchöpfe ſind eigentlich weder des Ernſtes noch des Scherzes fähig. Die Thiere ſcheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären ſie ernſthaft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten ſie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andremale ſpielen ſie, d. h. ſie überlaßen ſich zwecklos der Luſt des Daſeins: aber ſie haben nicht das Bewußtſein davon, welches beide Zuſtände erſt zu wahrem Ernſt und Scherz erheben würde. Dem Menſchen allein, unter allen Geſchöpfen, die wir kennen, iſt der Rückblick auf die Vergangenheit und die Ausſicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieſes erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernſt, im weiteſten Sinne genommen, iſt die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein ſobald wir uns Rechenſchaft von unſerm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft, dieſen Zweck wieder auf höhere, und ſo endlich auf den höchſten allgemeinen Zweck unſers Daſeins zu beziehen: und hier bricht ſich die unſerm Weſen inwohnende Forderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen ſind. Alles, was wir ſchaffen und wirken, iſt vergänglich und nichtig; überall ſteht der Tod im Hintergrnnde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichſten Falle, wenn ein Menſch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, ſteht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlaßen zu müßen, oder davon verlaßen zu werden. Es giebt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſers Daſeins bis an die äußerſte Gränze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehlichen Verkettung der Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hülflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſte einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bei der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſern eignen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fordern, und durch einen plötzlichen Schlag uns alles Schwer-Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verſchloſſene Gemüth von einer unausſprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andre Schutzwehr giebt, als das Bewußtſein eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufs. Dieß iſt die tragiſche Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beiſpiele von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewieſener Seelenſtärke, in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie. Hieraus erhellet ſchon zum Theil, wie dieſe in unſrer Natur gegründet iſt, und bis auf einen gewiſſen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir ſo traurige Darſtellungen lieben, ja etwas Tröſtliches und Erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bei tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Diſſonanzen dieſes Innern, welche die Poeſie nicht wegräumen kann, ſoll ſie wenigſtens eine idealiſche Auflöſung darzubieten verſuchen.

So wie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen. Die Stimmung zum Scherz iſt ein Vergeſſen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlſeins. Man iſt dann geneigt, Alles nur ſpielend zu nehmen, und leicht über die Seele weggleiten zu laſſen. Die Unvollkommenheiten der Menſchen und ihre Mißverhältniſſe unter einander ſind dann nicht mehr ein Gegenſtand der Mißbilligung und des Bedauerns, ſondern dieſe wunderlichen Gegenſätze unterhalten den Verſtand und ergötzen die Phantaſie. Der Dichter muß daher in der komiſchen Darſtellung alles entfernt halten, was ſittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen ſeiner Menſchen erregen kann, weil wir ſonſt unfehlbar in den Ernſt zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Weſen entſprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth ſchildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dieß iſt immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch ſchon eine Miſchung von Ernſt iſt, wie ich in der Folge zeigen werde. Die älteſte Komödie der Griechen aber war durchaus ſcherzhaft, und bildete dadurch den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charaktere und Lagen einzelner Menſchen wurden in einem Gemälde des Wirklichen komiſch aufgefaßt: ſondern die geſammte geſellige Verfaßung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurde mit ſcherzender Willkür phantaſtiſch geſchildert.

Wenn man auf dieſe Art die Begriffe des Tragiſchen und Komiſchen rein gefaßt hat, wie ſie an griechiſchen Beiſpielen vor uns daliegen, dann wird man auch die mancherlei Miſchungen von beiden, die bei den Neueren vorkommen, und die unächten Zuſätze erkennen und in ihre Beſtandtheile zerlegen können.

In der Geſchichte der Poeſie und der ſchönen Künſte bei den Griechen herrſcht durchgängig als das Geſetz, wonach deren Entwickelung vor ſich gieng, ſtrenge Sonderung des Ungleichartigen, und dann wieder Verknüpfung des Gleichartigen, und Erhebung deſſelben durch innere Vervollſtändigung zur ſelbſtändigen harmoniſchen Einheit. Deswegen bleiben bei ihnen alle Gattungen in ihren natürlichen Gränzen, und laßen ſich die verſchiednen Stile ſo beſtimmt unterſcheiden. Es iſt nicht bloß der Zeitordnung, ſondern auch der Ordnung der Begriffe gemäß, mit der Geſchichte der griechiſchen Kunſt und Poeſie anzufangen.

Bei den meiſten meiner Zuhörer darf ich keine unmittelbar aus eignem Studium der Urſprache geſchöpfte Bekanntſchaft mit den Griechen vorausſetzen. Ueberſetzungen in Proſa oder auch in Verſen, die aber nichts andres als Verkleidungen in den modernen Geſchmack ſind, können keine wahre Vorſtellung vom griechiſchen Schauſpiel verſchaffen. Wahrhaft treue Ueberſetzungen, und welche im Ausdruck und Versbau zu gleicher Höhe mit dem Original hinanſtrebten, hat man bis jetzt wohl nur im Deutſchen verſucht. Allein, wiewohl unſre Sprache äußerſt biegſam und in vielen Stücken der griechiſchen ähnlich iſt, ſo bleibt es doch immer ein Kampf mit ungleichen Waffen; und nicht ſelten tritt an die Stelle der griechiſchen freien Anmuth, Steifheit und Härte. Auch iſt bei weitem noch nicht alles geleiſtet, was vielleicht geleiſtet werden könnte; ich weiß noch keine Ueberſetzung eines griechiſchen Tragikers, die durchaus zu loben wäre. Geſetzt aber auch, die Uebertragung wäre noch ſo vollkommen, der Abſtand der Copie vom Originale ſo gering als möglich, ſo wird doch der Leſer, welcher nicht mit den übrigen Werken der Griechen bekannt iſt, geſtört durch die Fremdartigkeit des Stoffes, durch die nationalen Eigenheiten und die zahlloſen Anſpielungen, zu deren Verſtändniß Gelehrſamkeit nöthig iſt, zerſtreut durch das Einzelne, zu keinem reinen Eindrucke des Ganzen gelangen. So lange man noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, zu arbeiten hat, iſt kein wahrer Kunſtgenuß möglich. Um die Alten in ihrem Sinne zu fühlen, muß man bei ihnen einheimiſch geworden ſein, man muß gleichſam griechiſche Luft geathmet haben.

Welches iſt nun das beſte Hülfsmittel, um ohne Kenntniß der Sprache in den Geiſt der Griechen einzudringen? Ich ſage es ohne Bedenken: das Studium der Antike, welches, wo nicht an den Originalen, doch in den überall verbreiteten Abgüßen für jedermann in gewiſſem Grade zugänglich iſt. Die Urbilder der menſchlichen Geſtalt bedürfen keiner Dolmetſchung; ihre erhabne Bedeutung iſt unvergänglich, und muß bei allem Wechſel der Zeiten, unter jedem Himmelſtriche wieder erkannt werden, wo ein edler dem griechiſchen verwandter Menſchenſtamm lebt (wie es der europäiſche unſtreitig iſt), überall, wo nicht die Mißgunſt der Natur die menſchlichen Züge zu tief unter das reine Urbild hinabgedrückt und durch Gewöhnung an die eigne Mißgeſtalt für das ächte körperliche Schöne unempfänglich gemacht hat. Ueber die unerreichbare Vortrefflichkeit der Antike in ihren wenigen Ueberbleibſeln vom erſten Range giebt es nur Eine Stimme im ganzen gebildeten Europa; hat man ſie je verkannt, ſo war es in Zeiten, wo die bildende Kunſt der Neueren auf die unterſte Stufe des Manierierten herabgeſunken war. Alle einſichtsvollen Künſtler nicht nur, alle Menſchen von Gefühl neigen ſich mit entzückter Verehrung vor den Meiſterwerken der alten Sculptur.

Der beſte Schlüßel, um uns in dieſes Heiligthum des Schönen durch tiefe in ſich geſammelte Betrachtung einzuführen, iſt unſers unſterblichen Winckelmanns Geſchichte der Kunſt. In der Darſtellung des Einzelnen läßt ſie zwar viel zu wünſchen übrig, ja ſie iſt voll von beträchtlichen Irrthümern, aber den innerſten Geiſt der griechiſchen Kunſt hat niemand ſo tief ergründet. Winckelmann hatte ſich ganz in einen Alten verwandelt, und lebte nur ſcheinbar in ſeinem eignen Jahrhundert, unberührt von deſſen Einflüßen.

Sein Werk handelt zunächſt nur von den bildenden Künſten, indeſſen enthält es bedeutende Winke über die andern Zweige der griechiſchen Bildung, und iſt ſehr tauglich, auch zum Verſtändniß ihrer Poeſie vorzubereiten: beſonders der dramatiſchen; denn da dieſe für die ſichtbare Erſcheinung beſtimmt war, vor Zuſchauern, deren Auge ohne Zweifel auch an die Bühne die höchſten Forderungen machte, ſo giebt es kein beßeres Mittel, um die ganze Würde ihrer tragiſchen Darſtellung zu fühlen und ſie auch theatraliſch für uns zu beleben, als wenn wir dabei unſerer Phantaſie jene Götter- und Helden-Gebilde immer gegenwärtig erhalten. Es mag für jetzt auffallend lauten, aber ich hoffe es in der Folge einleuchtender zu machen: vor der Gruppe der Niobe oder des Laokoon lernen wir eigentlich die Tragödien des Sophokles verſtehen.

Es fehlt noch an einem Werke, welches die geſammte poetiſche, künſtleriſche, wißenſchaftliche und geſellige Bildung der Griechen als ein großes harmoniſches Ganzes, als ein wahres Kunſtwerk der Natur, worin ein wunderwürdiges Ebenmaß der Theile herrſcht, in demſelben Geiſte ſchilderte und ihre zuſammenhängende Entwickelung verfolgte, wie Winckelmann es an Einer Seite davon geleiſtet hat. Ein Verſuch iſt zwar gemacht worden in einem populären Buche, das in aller Händen iſt, ich meine die Reiſe des jungen Anacharſis. Dieß Buch iſt von Seiten der Gelehrſamkeit ſchätzbar und kann ſehr nützlich ſein, um Kenntniß der Alterthümer zu verbreiten; aber, ohne noch das Verfehlte der Einkleidung zu rügen, es beweiſet mehr guten Willen, den Griechen Gerechtigkeit widerfahren zu laßen, als Fähigkeit in ihren Geiſt tief einzudringen. In dieſer Hinſicht iſt vieles nur von der Oberfläche geſchöpft, ja nach modernen

Anſichten umgekleidet. Es iſt nicht die Reiſe eines jungen Scythen, ſondern eines alten Pariſers.

Wie geſagt, in den bildenden Künſten wird die Ueberlegenheit der Griechen am unwiderſprochenſten anerkannt. Enthuſiaſmus für ihre Litteratur findet ſich am häufigſten unter den Engländern und Deutſchen, wo auch in der That das Studium der griechiſchen Sprache am eifrigſten betrieben wird. Sonderbar iſt es, daß gerade die franzöſiſchen Kritiker, welche doch das was uns von theoretiſchen Schriften der Alten über Poeſie übrig iſt, den Ariſtoteles, Horaz, Quintilian u. ſ. w., am meiſten als unbedingt gültige Richtſchnur des Geſchmacks aufgeſtellt haben, ſich herausnehmen von ihren poetiſchen Compoſitionen verkleinernd und ohne Ehrerbietung zu ſprechen; ganz beſonders von ihrer dramatiſchen Litteratur. Man ſehe nur ein vielgeleſenes Buch, Laharpe's Cours de littérature: über das franzöſiſche Theater enthält es manche feine Bemerkung; wer die Griechen daraus kennen zu lernen gedächte, wäre übel berathen; es fehlte dem Verfaßer eben ſo ſehr an gründlicher Bekanntſchaft mit ihnen, als am Sinn dafür. Auch Voltaire iſt oft ungebührlich abſprechend über ſie: er erhebt ſie oder würdigt ſie herab, wie es ihm einfällt und das augenblickliche Bedürfniß, ſo oder ſo auf die Meinung des Publicums zu wirken, es mit ſich bringt. So erinnere ich mich, von Metaſtaſio eine flüchtige Beurtheilung der griechiſchen Tragödien geleſen zu haben, worin er ihre Dichter wie Schulknaben meiſtert. Racine iſt weit beſcheidener, und hat ſich dieß durchaus nicht zu Schulden kommen laßen, weil er unter allen dieſen die Griechen am beſten kannte. Die Triebfedern jener feindſeligen Kritiken ſind zu errathen: die National- und Autor-Eitelkeit miſcht ſich in's Spiel:

man will es weit beßer gemacht haben als die Alten, und man wagt ſich mit ſolchen Behauptungen an das Licht, weil die Werke der dramatiſchen Dichter nur den Gelehrten zugänglich in todter Schrift auf uns gekommen ſind, ohne die lebendige Begleitung der Recitation, der Muſik, der idealiſchen und wahrhaft plaſtiſchen Mimik, endlich des ſceniſchen Pomps; welches alles in Athen ohne Zweifel die Dichtungen ſelbſt ſo würdig zu einem harmoniſchen Eindruck zuſammenſtimmte, daß, wenn es uns auf einmal vor das Auge und Ohr geſtellt werden könnte, jene vorlaute Klügelei tief verſtummen müßte. Die antiken Statuen bedürfen keines Commentars, ſie ſprechen für ſich, und jeder Verſuch eines modernen Künſtlers, die vollendetſten unter den auf uns gekommenen zu überbieten, würde nur als lächerliche Anmaßung erſcheinen. Bei'm Theater ſchiebt man es auf die Kindheit der Kunſt; weil jene Dichter über zweitauſend Jahre vor uns gelebt, ſo meint man, müßten wir es auch unfehlbar weiter gebracht haben. Mit dieſem Scheltworte wird beſonders der arme Aeſchylus abgefertigt. Nun wahrlich, ſoll das die Kindheit der dramatiſchen Kunſt heißen, ſo war es die Kindheit des Hercules, der in der Wiege ſchon die Schlangen erdrückte.

Ich habe mich vorhin gegen den einſeitigen Aberglauben an das Anſehen der Alten erklärt, der ihre Vortrefflichkeit nur als kalte Fehlerloſigkeit begreift, und ſie auf ſolche Art als Muſter aufſtellt, daß alle Möglichkeit eines Fortſchrittes dadurch gehemmt wird, und die Ausübung der Kunſt als gänzlich fruchtlos aufgegeben werden müßte. Ich glaube vielmehr, daß die Poeſie, als der innigſte Ausdruck unſers ganzen Weſens, ſich in verſchiedenen Zeitaltern auch von neuem eigenthümlich geſtalten muß. Dennoch hege ich eine begeiſterte Verehrung für die Griechen, als das von der Natur durch ganz einzige Begünſtigung mit dem vollendetſten Kunſtſinne begabte Volk, in welchem Bewußtſein ſie auch alle ihnen bekannten Völker in Vergleich mit ſich Barbaren nannten, und gewiſſermaßen zu nennen berechtigt waren. Ich möchte nicht wie gewiſſe Reiſebeſchreiber verfahren, die, weil ſie aus einem Lande zurückkommen, wohin ihnen ihre Leſer nicht nachreiſen können, übertriebene Schilderungen machen, lauter Wunderdinge erzählen, und dadurch ihre Glaubwürdigkeit gefährden. Vielmehr werde ich nach der Wahrheit, wie ein oft wiederholtes Studium ſie mich hat erkennen laßen, und ohne Verſchweigung der Mängel, zu charakteriſieren, beſonders aber die griechiſche Scene vor den Augen meiner Zuhörer zu beleben ſuchen.

Wir handeln zuvörderſt von der Tragödie der Griechen, dann von ihrer alten, endlich von der aus dieſer entſtandenen neueren Komödie.

Allen dieſen drei Gattungen waren dieſelben Einrichtungen des Theaters mit einander gemein. Wir müßen alſo auf deſſen Architektur und Verzierung vorläufig einen Blick werfen, damit uns die Art der Aufführung anſchaulich werde.

Auch die Schauſpielkunſt der Alten hatte manche durch beide Gattungen hindurchgehende Eigenheiten, z. B. den Gebrauch der Maſken, wiewohl ſonſt die tragiſche und die komiſche Schauſpielkunſt gänzlich entgegengeſetzt, jene idealiſch, dieſe wenigſtens in der älteren Komödie caricaturmäßig war.

Bei der Tragödie reden wir erſt von demjenigen, was ſie überhaupt bei den Alten unterſcheidet: von der Idealität der Darſtellung, von der darin herrſchenden Idee des Schickſals, und vom Chor; endlich von der Mythologie als dem Stoffe der tragiſchen Dichtung. Dann charakteriſiren wir an den drei noch vorhandenen Tragikern die verſchiedenen Stile, d. h. die nothwendigen Epochen in der Geſchichte der tragiſchen Kunſt.

Vierte Vorleſung.

Bau und Einrichtung der Schaubühne bei den Griechen. Ihre Schauſpielkunſt. Gebrauch der Masken. Falſche Vergleichung der alten Tragödie mit der Oper. Tragiſche Lyrik.

Unter der Benennung Theater denkt man ſich natürlich das, was bei uns dieſen Namen führt, und doch kann nichts in ſeinem ganzen Bau verſchiedener von unſerm Theater ſein, als das griechiſche; und wenn man bei Leſung der griechiſchen Stücke unſre Scene in Gedanken hat, und ſie darauf überträgt, ſo muß man ſie ſchon deswegen in einem ganz falſchen Lichte betrachten.

Die mathematiſch genaue Hauptſtelle darüber findet ſich bei'm Vitruvius, der auch die wichtigen Unterſchiede des griechiſchen und römiſchen Theaters beſtimmt angiebt. Aber dieſe und andre Angaben alter Autoren ſind von Architekten, welche die claſſiſchen Sprachen nicht kannten, verkehrt ausgelegt worden; und wiederum ſind die Philologen, welche von Architektur nichts wußten, in große Irrthümer gerathen. Ein merkwürdiges Beiſpiel ſolcher Mißverſtändniſſe iſt das ſogenannte antike Theater des Palladio zu Vicenza. Freilich war Herculanum damals noch nicht aufgegraben, und die Ruinen der alten Theater ſind ſchwer zu verſtehen, wenn man kein vollſtändiges geſehen hat. Es fehlt den alten Dramatikern daher noch ſehr an der Art von Auslegung, welche die ſceniſche Anordnung betrifft. Bei manchen Tragödien glaube ich darüber ziemlich im Klaren zu ſein, andre bieten nicht leicht aufzulöſende Schwierigkeiten dar. Am ſchwerſten fällt es aber, ſich die Aufführung der Stücke des Ariſtophanes anſchaulich vorzuſtellen: der ſinnreiche Dichter wird ſeine ſeltſamen Erfindungen auf eine eben ſo gewagte und überraſchende Art vor die Augen der Zuſchauer gebracht haben. Selbſt Barthelemy's Beſchreibung der griechiſchen Bühne iſt ziemlich verworren, und der hinzugefügte Grundriß beträchtlich unrichtig; wo er die Aufführung der Stücke angeben will, wie bei der Antigone und dem Ajax, geräth er vollends auf Irrwege. Um ſo weniger wird das Folgende überflüſſig ſcheinen.

Die Theater der Griechen waren oben ganz offen, ihre Schauſpiele wurden immer am hellen Tage und unter freiem Himmel aufgeführt. Bei den Römern hat man ſpäterhin wohl die Zuſchauer mit übergeſpannten Decken vor der Sonne geſchützt; ſchwerlich iſt bei den Griechen der Luxus je ſo weit getrieben worden. Uns ſcheint jene Einrichtung ſehr unbequem: allein die Griechen waren ein gar nicht weichlich gewöhntes Volk; alsdann dürfen wir auch das ſchöne Klima nicht vergeſſen. Wenn Ungewitter oder Platzregen einfiel, ſo wurde das Schauſpiel unterbrochen, und die Zuſchauer fanden Schutz in den Säulengängen, die rings herum hinter ihren Sitzen angebracht waren; ſonſt ließen ſie ſich viel lieber ein zufälliges Ungemach gefallen, als daß durch Einſperrung in ein dumpfiges Haus die ganze Heiterkeit eines religiöſen Volksfeſtes, dergleichen ja die Schauſpiele waren, hätte zerſtört werden ſollen. Die Scene ſelbſt zu ſchließen, und Götter und Heroen in dunkle mühſam erleuchtete Kammern einzukerkern, würde ihnen noch widerſprechender vorgekommen ſein. Eine Handlung, welche die Verwandtſchaft mit dem Himmel ſo herrlich beglaubigte, mußte auch unter freiem Himmel, gleichſam unter den Augen der Götter, vorgehn, für die ja, wie Seneca ſagt, der Anblick eines tapfern mit Leiden ringenden Mannes ein würdiges Schauſpiel iſt. Mit dem vermeintlichen großen Ungemach, welches nach der Behauptung mancher neueren Kritiker hieraus für die Dichter erwuchs, daß ſie genöthigt waren, den Schauplatz ihrer Stücke immer vor die Häuſer hinaus zu verlegen und deshalb manche Unſchicklichkeiten zu begehen, hat es, in Abſicht auf die Tragödie und die ältere Komödie wenigſtens, nicht ſo viel auf ſich. Denn die Griechen lebten, wie wir es noch heutzutage an andern ſüdlichen Völkern ſehen, weit mehr in freier Luft als wir, und verrichteten daher manches auf offenen Plätzen, was bei uns in den Häuſern zu geſchehen pflegt. Dann ſtellte ja das Theater nicht eben die Straße, ſondern einen noch zu dem Hauſe gehörigen Vorplatz vor, auf welchem auch der Altar ſtand, worauf den Schutzgöttern geopfert ward. Hier durften alſo allerdings die bei den Griechen ſo eingezogen lebenden Frauen, ſelbſt die unverheirateten erſcheinen. Auch war es ihnen nicht unmöglich, dem Zuſchauer eine Ausſicht in das Innre der Häuſer zu eröffnen: dieß geſchah, wie wir ſogleich ſehen werden, durch die Exoſtra.

Was aber die Hauptſache iſt, ſo gehörte die Oeffentlichkeit nach dem republicaniſchen Sinne der Griechen mit zum Weſen einer ernſten und wichtigen Handlung. Dieß bedeutete die Gegenwart des Chores, deſſen Anweſenheit bei manchem, was als Geheimniß verhandelt wird, man ebenfalls nach dort ungültigen Schicklichkeiten beurtheilt und getadelt hat.

Die Theater der Alten waren, in Vergleich mit der Kleinheit der unſrigen nach einem koloſſalen Maßſtabe entworfen; theils um das geſammte Volk nebſt den zu den Feſten herbeiſtrömenden Fremden faßen zu können; theils paßte ſich dieß auch zu der Majeſtät der dort aufzuführenden Schauſpiele, denen nur in einer ehrerbietigen Ferne zugeſehen werden durfte. Die Sitze der Zuſchauer beſtanden in Stufen, welche ſich um den Halbzirkel der Orcheſtra (was wir Parterre nennen), rückwärts hinauf erhoben, ſo daß faſt Alle gleich bequem ſehen konnten. Durch künſtliche Verſtärkung des Dargeſtellten für Geſicht und Gehör, welche in den Masken und darin angebrachten Verſtärkungsmitteln der Stimme, und in der Erhöhung der Figuren vermittelſt des Kothurns beſtanden, wurde der durch die Ferne verurſachte Abgang erſetzt. Vitruv erwähnt auch im Gebäude vertheilte Schallgefäße, worüber die Ausleger ſehr uneinig geweſen ſind. Ueberhaupt darf man annehmen, daß die Theater der Alten nach vortrefflichen akuſtiſchen Grundſätzen gebaut waren.

Die unterſte Stufe der Sitzreihen war durch eine Einfaßungsmauer von der Orcheſtra getrennt, und beträchtlich darüber erhoben. In gleicher Höhe lag ihnen die Bühne gegenüber. Der vertiefte Halbkreiß der Orcheſtra blieb von Zuſchauern leer, und hatte eine andre Beſtimmung. Bei den Römern war es anders, allein auf ihre theatraliſche Einrichtung nehmen wir hier keine Rückſicht.

Die Bühne lief mit dem Durchmeßer der Orcheſtra parallel und erſtreckte ſich von einem Ende deſſelben bis zum andern. Sie bildete einen im Verhältniß zu dem eben beſtimmten Längenmaße ziemlich ſchmalen Streif. Dieſer hieß das Logeum, auf Lateiniſch pulpitum, und deſſen Mitte war die gewöhnliche Stelle für die redenden Perſonen. Hinter dieſer Mitte gieng die Scene hineinwärts, in viereckiger Form, jedoch mit weniger Tiefe als Länge. Der davon umfaßte Raum hieß das Proſcenium. Der vordere Rand des Logeums gegen die Orcheſtra hinunter war mit kleinen Bildſäulen in Blenden und mit Halbſäulchen oder Pilaſtern verziert. Die ganze Bühne ruhte auf einem über dem ſteinernen Grundbau errichteten Balken- und Bretter-Gerüſte. Auch die Umgebung der Bühne nebſt den für die Maſchinerie erforderlichen Räumen beſtand aus Zimmerwerk. Der den Sitzen der Zuſchauer gegenüber liegende Theil des Gebäudes erhob ſich mindeſtens bis zu gleicher Höhe mit den oberſten Stufen.

Die Decoration war ſo eingerichtet, daß der nahe liegende Hauptgegenſtand den Hintergrund einnahm, und die Ausſichten in die Ferne zu beiden Seiten angebracht waren, da man es bei uns gerade umgekehrt zu machen pflegt. Dieß hatte auch ſeine gewiſſe Regel: links war die Stadt abgebildet, wozu der Pallaſt, Tempel oder was ſonſt die Mitte einnahm, gehörte; rechts das freie Feld, Landſchaft, Gebirge, Seeküſte, u. ſ. w. Die Seitendecorationen waren aus aufrecht ſtehenden Dreiecken zuſammengeſetzt, welche ſich auf einer unten befeſtigten Axe drehten, und auf dieſe Art Verwandlungen der Scene bewerkſtelligen konnten. Nach einer Anmerkung des Servius zum Virgil geſchah die Verwandlung der Scene theils durch Umdrehen, theils durch Wegziehen. Jenes gilt von den Seitendecorationen, dieſes von der mittleren des Hintergrundes. Es öffnete ſich nämlich die Bretterwand in der Mitte, verſchwand zu beiden

Seiten, und ließ ein inneres neues Gemälde erblicken. Doch wurden nicht immer alle Theile der Scene zugleich verwandelt. Bei der hinteren Decoration war vermuthlich manches körperlich ausgeführt, was bei uns gemalt wird. Stellte ſie einen Pallaſt oder Tempel vor, ſo befand ſich auf dem Proſcenium noch ein Altar, der bei der Aufführung der Stücke zu mancherlei Gebrauch diente.

Die Decoration war in den meiſten Fällen architektoniſch, oft aber auch wahre Landſchaftmalerei, wie im Prometheus, wo ſie einen Felſen am Ufer des Oceans, oder im Philoktet, wo ſie die wüſte Inſel Lemnos und den Berg mit ſeiner Höhle vorſtellte. Aus einer Stelle des Plato erhellet, daß die Griechen es in den Täuſchungen der theatraliſchen Perſpective viel weiter gebracht hatten, als man ihnen nach einigen in Herculanum aufgegrabenen flüchtig entworfenen oder auch geflißentlich phantaſtiſchen Landſchaften hat zugeſtehen wollen.

An der Hinterwand der Scene war ein großer Haupteingang und zwei Nebeneingänge befindlich. Nach den Angaben hat man ſchon daran ſehen können, ob der Schauſpieler eine Haupt- oder Nebenrolle zu ſpielen hatte, daß er in jenem Falle durch den mittleren, in dieſem durch einen der Seiteneingänge hereinkam. Allein dieß muß mit Unterſcheidung verſtanden werden, daß es ſich nach der Anordnung der Stücke gerichtet haben wird. Da die Hinterdecoration häufig ein Pallaſt war, in welchem die königlichen Hauptperſonen wohnten, ſo kamen dieſe natürlich durch die große Thür, da Bediente hingegen in Nebengebäuden wohnten. Außer den drei Eingängen, die den Zuſchauern gerade gegenüber lagen und an einer architektoniſchen Decoration zu eigentlichen Thüren wurden, gab es noch vier Seiteneingänge, auf die der Name von Thüren nicht mehr paßt: zwei auf der Bühne, nämlich rechts und links an den inneren Ecken des Proſceniums; und zwei eben ſo, jedoch weiter entfernt liegend an der Orcheſtra. Die letzten waren zwar eigentlich für den Chor beſtimmt, wurden aber nicht ſelten auch von den Schauſpielern benutzt, die alsdann auf einer Seite der Doppeltreppe, welche von der Mitte des Logeums in die Orcheſtra führte, zur Bühne hinaufſtiegen. Der Eintritt von der Rechten oder Linken bezeichnete ſchon den Ort, von woher die Perſonen als kommend gedacht werden ſollten. Aus der Lage der unteren Eingänge muß man ſich manche Stelle in den alten Dramen erklären, wo die in der Mitte ſtehenden Perſonen lange zuvor jemand kommen ſehen, ehe er ſich ihnen nähert.

Unter den Sitzen der Zuſchauer war irgendwo eine Stiege angebracht, welche die charoniſche hieß, und wodurch, den Zuſchauern unbemerkt, die Schatten Abgeſchiedener in die Orcheſtra heraufkamen, die ſich dann durch den Aufgang auf die Bühne begaben. Der vordere Rand des Logeums mußte zuweilen das Ufer des Meeres vorſtellen. Ueberhaupt wußten die Griechen was jenſeits der ſceniſchen Decoration lag, dennoch für ſie zu benutzen und mitſpielen zu laßen. So zweifle ich nicht, daß in den Eumeniden die Zuſchauer zweimal als verſammeltes gegenwärtiges Volk angeredet worden: einmal von der Pythia, wie ſie die Hellenen auffordert, ſich zu Befragung des Orakels zu melden; das andre Mal, wie Pallas durch den Herold bei dem zu haltenden Gericht Stille gebieten läßt. So wurden die häufigen Anreden an den Himmel unſtreitig gegen den wirklichen Himmel gerichtet, und wenn Elektra beim erſten Hervortreten ausruft: „O heiliges Licht und der Erde gleich verbreitete Luft!“

ſo hat ſie ſich vielleicht gegen die eben aufgehende Sonne gewandt. Dieß ganze Verfahren iſt ſehr zu loben; neuere Kunſtrichter möchten zwar die Vermiſchung des Wirklichen und Nachgeahmten tadeln, als der Täuſchung nachtheilig, allein ſie mißverſtehen das Weſen der Täuſchung, in ſo fern eine künſtleriſche Darſtellung ſie bezwecken wollen kann. Soll ein Gemälde eigentlich täuſchen, d. h. das Geſicht betrügen als wirklich, ſo muß man ſeine Gränzen nicht ſehen, ſondern es durch irgend eine Oeffnung erblicken; der Rahmen erklärt es gleich für ein Gemälde. Bei der ſceniſchen Verzierung iſt es nun unvermeidlich, eine dem Rahmen ähnliche Veranſtaltung anzubringen, nämlich eine architektoniſche Einfaſſung. Es iſt alſo weit beßer, dieß nicht verkleiden zu wollen, ſondern mit Verzichtleiſtung auf jene Art von Täuſchung, wo es ſonſt Vortheil bringt, über die Gränzen des Verzierten eingeſtandener Weiſe hinauszugehen. Ueberhaupt war es griechiſcher Grundſatz, von allem auf der Bühne Nachgebildeten entweder eine gründliche Darſtellung zu verlangen, oder, wo dieſe nicht möglich war, ſich mit bloß ſymboliſchen Andeutungen zu begnügen.

Das Maſchinenwerk, um Götter in der Luft herabſchweben zu laßen oder Menſchen von der Erde zu entrücken, war hinter den Wänden zu beiden Seiten der Scene angebracht, und alſo den Augen der Zuſchauer entzogen. Schon Aeſchylus machte einen großen Gebrauch davon, da er im Prometheus nicht bloß den Oceanus auf einem Greif durch die Luft ankommen läßt, ſondern den ganzen Chor der Oceaniden, der doch wenigſtens aus funfzehn Perſonen beſtanden haben wird, in einem geflügelten Wagen herbeiſchafft. Auch Verſenkungen gab es auf der Bühne, Veranſtaltungen zu Donner und Blitz, zum ſcheinbaren Einſturz oder Brande eines Hauſes, und mehr dergleichen.

Der Hinterwand der Scene konnte ein oberes Stockwerk zur Erhöhung aufgeſetzt werden, wenn man einen Thurm mit weiter Ausſicht oder ſonſt etwas der Art vorſtellen wollte. Hinter dem großen Mittel-Eingang konnte die Exoſtra angeſchoben werden, eine Maſchine, welche nach innen einen Halbkreiß bildend und oben bedeckt, den Zuſchauern die darin enthaltenen Gegenſtände als im Hauſe befindlich zeigte. Dieß wurde zu großen Theaterſtreichen benutzt, wie wir es an dem Beiſpiele vieler Stücke ſehen. Natürlich blieb dann die Flügelthür des Eingangs offen, oder der ihn bedeckende Vorhang war aufgezogen.

Ein Vorhang der Scene, der aber, wie man aus einer Beſchreibung Ovids deutlich ſieht, nicht herabgelaßen, ſondern von unten heraufgezogen wurde, wird ſowohl von griechiſchen als römiſchen Schriftſtellern erwähnt; die lateiniſche Benennung (aulaeum) iſt ſogar aus dem Griechiſchen entlehnt. Indeſſen vermuthe ich doch, daß der Vorhang auf der attiſchen Bühne nicht gleich vom Anfange üblich geweſen ſei. In den Stücken des Aeſchylus und Sophokles iſt offenbar bei deren Eröffnung der Schauplatz leer, wie er es am Schluße wieder wird. Die ſonſtigen Vorbereitungen zu der jedesmal paſſenden Decoration konnten beendigt ſein, ehe der Eintritt in das Theater geöffnet wurde. In manchen Stücken des Euripides hingegen, vielleicht auch im Oedipus Tyrannus, iſt die Bühne ſogleich bevölkert, und zeigt eine ſtehende Gruppe, welche nicht erſt vor den Augen der Zuſchauer gebildet werden konnte. Es verſteht ſich, daß nur das verhältnißmäßig kleine Proſcenium, und nicht das Logeum, durch den Vorhang gedeckt wurde. Dieſer verſchwand durch eine in dem Bretterboden zwiſchen beiden offen gelaßene Ritze, während er unten um eine Welle aufgerollt wurde.

Der Chor hatte ſeine Eingänge unten an der Orcheſtra, wo auch ſein gewöhnlicher Aufenthalt war, und in welcher er hin und her gehend während der Chorgeſänge ſeinen feierlichen Tanz aufführte. Vorn in der Orcheſtra, der Mitte der Scene gegenüber, ſtand eine altarähnliche Erhöhung mit Stufen, eben ſo hoch wie die Bühne, Thymele genannt. Dieſe war der Sammelplatz des Chores, wenn er nicht ſang, ſondern theilnehmend der Handlung zuſchaute. Der Chorführer ſtellte ſich alsdann auf die Fläche der Thymele, um zu ſehen, was auf der Bühne vorgieng, und mit den dort befindlichen Perſonen zu reden. Denn der Chorgeſang war zwar gemeinſchaftlich, wo er aber in den Dialog eingriff, führte nur Einer ſtatt aller Uebrigen das Wort: daher auch die wechſelnden Anreden mit du und *ihr*. Die Thymele lag eben am Centrum des ganzen Baues, alle Vermeſſungen giengen von da aus, und der Halbkreiß der Sitze für die Zuſchauer ward aus dieſem Punkte beſchrieben. Es war alſo ſehr bedeutſam, daß der Chor, welcher ja der idealiſche Stellvertreter der Zuſchauer war, gerade da ſeinen Platz hatte, wo alle Radien von deren Sitzen zuſammenliefen.

Was die tragiſche Mimik der Alten betrifft, ſo war ſie ganz idealiſch und rhythmiſch, und muß aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt werden. Idealiſch, d. h. ſie war vor allem auf die höchſte Würde und Anmuth gerichtet; rhythmiſch: das Geberdenſpiel und die Biegungen der Stimme waren feierlicher abgemeßen, als ſie es in der Wirklichkeit ſind. Gerade wie die bildende Kunſt der Griechen mit gleichſam wißenſchaftlicher Strenge von dem allgemeinſten Begriffe ausgieng, dieſen zu verſchiedenen immer noch allgemeinen Charaktern ausbildete, welche ſie erſt allmälich mit lebendigem Reiz bekleidete, ſo daß das Individuelle durchaus das letzte war, wozu ſie herabſank: ſo gieng auch die Mimik zuvörderſt auf die Idee (die Perſonen mit heroiſcher Größe, übermenſchlicher Würde, und idealiſcher Schönheit erſcheinen zu laßen), dann auf den Charakter, und endlich auf die Leidenſchaft, welche alſo in der Colliſion nachſtehen mußte. Sie wollten lieber an der Lebendigkeit der Darſtellung einbüßen als an der Schönheit; wir machen es gerade umgekehrt. Der Gebrauch der Maſken, der uns befremdet, war dieſem Streben zufolge nicht bloß zu rechtfertigen, ſondern durchaus weſentlich; und weit entfernt, daß er ein Nothbehelf geweſen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar mit Wahrheit für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauſpieler mit gemeinen, unedlen, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen einen Apoll oder Hercules darſtellen zu laßen; ja dieß hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten. Wie wenig vermag ſelbſt der im Mienenſpiel geübteſte Schauſpieler den Charakter ſeiner Züge zu verändern! Und dieß hat doch auf den Ausdruck der Leidenſchaft einen nachtheiligen Einfluß, da alle Leidenſchaft vom Charakter eine beſondere Färbung erhält. Man hat auch nicht nöthig, zu der Vermuthung ſeine Zuflucht zu nehmen, als hätten ſie die Maſken in den verſchiedenen Scenen gewechſelt, um ein traurigeres oder fröhlicheres Geſicht zu zeigen. Dieß würde doch nicht hingereicht haben, da die Leidenſchaften oft in derſelben Scene wechſeln. Eine Vermuthung nenne ich es, wiewohl Barthelemy im Anacharſis es als ausgemacht vorausſetzt. Er führt keine Beweisſtelle an, und ich entſinne mich eben auch keiner. Jene modernen Kunſtbeurtheiler möchten alſo nur noch die lächerliche Annahme von Maſken mit zwei ungleichen Hälften hinzufügen, welche zu beiden Seiten verſchiedene Mienen gezeigt, und nach Befinden der Umſtände den Zuſchauern bald ſo bald ſo hätten zugekehrt werden können.

Voltaire, in ſeiner der Semiramis vorangeſchickten Abhandlung über das Trauerſpiel der Alten und Neueren, iſt in der That ſo weit gegangen. Unter einer Menge vermeinter Mißſtände, die er zuſammenhäuft, um die Bewunderer der antiken Tragödie zu widerlegen, führt er auch dieſen an: Aucune nation (außer den Griechen nämlich) ne fait paraitre ses acteurs sur des espèces d'échasses, le visage couvert d'un masque, qui exprime la douleur d'un côté et la joye de l'autre. Bei der gewiſſenhaften Nachforſchung, auf welche Zeugniſſe ſich eine ſo dreiſt ausgeſprochene, allen Glauben überſteigende Angabe gründen möchte, finde ich durchaus nichts als eine Stelle des Quintilian (lib. XI. cap. 3.), und eine noch unbeſtimmtere Andeutung des Platonius. (S. Aristoph. ed. Küster. prolegom. p. X.). Beide Stellen beziehen ſich bloß auf die neuere Komödie, und geben nur an, daß in einigen Rollen die Augenbrauen ungleich geweſen. In welcher Abſicht dieß ſtattgefunden haben mag, darüber werde ich weiter unten bei der neueren griechiſchen Komödie noch ein Wort ſagen. Voltaire bleibt dennoch ohne Entſchuldigung, da die Erwähnung des Kothurns keinen Zweifel übrig läßt, daß er von den tragiſchen Maſken hat ſprechen wollen. Auch hatte wohl ſchwerlich ſein Irrthum einen ſo gelehrten Urſprung. Es dürfte bei Voltaire in den meiſten Fällen eine unerſprießliche Mühe ſein, den Quellen ſeiner Unwißenheit nachzuſpüren. Jene ganze Beſchreibung der griechiſchen Tragödie, ſo wie die des Kothurns insbeſondre, iſt des Alterthumskenners würdig, der ſich rühmt (in der Abhandlung über das Trauerſpiel, vor ſeinem Brutus) den römiſchen Senat in rothen Mänteln auf die

Bühne gebracht zu haben. Alſo läßt ſich nicht bezweifeln, wie tadelhaft es immerhin ſcheinen möge, daß das Geſicht von Anfang bis zu Ende in derſelben Verfaßung blieb, wie wir ſie an den in Stein gehauenen antiken Maſken ſehen können. Für den Ausdruck der Leidenſchaft blieben die Blicke, die Bewegungen der Arme und Hände, die Stellungen, endlich der Ton der Stimme übrig. Man beklagt den Verluſt des Mienenſpiels, ohne zu erwägen, daß es bei der großen Entfernung dennoch würde verloren gegangen ſein.

Davon iſt hier nicht die Frage, ob nicht ohne Maſken eine höhere abgeſonderte Ausbildung der Mimik ſtattfinden könne, was man gern bejahen mag. Zwar redet Cicero von der Bedeutſamkeit, Anmuth und Feinheit im Spiel des Roſcius, wie ein neuerer Kunſtkenner nur irgend an den Darſtellungen eines Garrick oder Schröder dieß alles entwickeln könnte. Allein ich will mich nicht auf dieſen durch ſeine Vortrefflichkeit zum Sprichwort gewordenen Schauſpieler berufen, weil aus einer Stelle Ciceros hervorgehet, daß er häufig ohne Maſke geſpielt, und daß ſeine Zeitgenoßen dieß vorgezogen. Ich zweifle, ob dieß je bei den Griechen geſchehen iſt. Derſelbe Schriftſteller erzählt aber, wie die Schauſpieler überhaupt, um zu vollkommner Reinheit und Biegſamkeit der Stimme zu gelangen, (und zwar nicht bloß der Singſtimme, ſonſt hätte das Beiſpiel dem Redner nicht taugen können) ſich anhaltend ſolchen Uebungen unterzogen, welche unſern heutigen Schauſpielern, ſelbſt den franzöſiſchen, die noch am meiſten Schule haben, eine unerhörte Zumuthung dünken würden. Für die Darlegung mimiſcher Künſtler-Fertigkeit für ſich allein ohne den Vortrag der Worte haben die Alten wohl durch ihre Pantomimen in einer den

Neueren ganz unbekannten Vollkommenheit geſorgt. Bei der Tragödie war aber ſtrenge künſtleriſche Unterordnung die Hauptſache: das Ganze ſollte von Einem Geiſte beſeelt ſein, und deswegen gieng nicht bloß die Dichtung, ſondern auch die muſikaliſche Begleitung, die ſceniſche Verzierung und Darſtellung von dem Dichter ſelbſt aus. Der Schauſpieler war bloß Werkzeug, und ſein Verdienſt beſtand in der Genauigkeit, womit er ſeine Stelle ausfüllte, gar nicht in willkürlicher Bravur und dem Prunk beſondrer Meiſterſchaft.

Weil man wegen der Beſchaffenheit der Schreibmaterialien noch nicht die Bequemlichkeit des häufigen Abſchreibens hatte, ſo wurden die Rollen durch wiederholtes Vorſagen des Dichters einſtudiert, und der Chor ebenfalls auf dieſe Weiſe geübt. Dieß hieß ein Stück lehren. Da der Dichter zugleich Muſiker, meiſtens auch Schauſpieler war, ſo mußte es zur Vollkommenheit der Ausführung viel beitragen.

Die größere Schwierigkeit der Aufgabe des heutigen Schauſpielers, der ſein Individuum verwandeln ſoll, ohne es verſtecken zu dürfen, kann man leicht eingeſtehen; allein ſie giebt keinen ächten Maßſtab der Kunſtbeurtheilung ab, nach welchem doch wohl die Aufſtellung des Edelſten und Schönſten den Vorzug verdienen möchte.

Wie die Züge des Schauſpielers durch die Maske entſchiedener bezeichnet wurden, wie ſeine Stimme durch eine darin angebrachte Vorrichtung verſtärkt ward, ſo erhöhete der Kothurn, der aus mehrern beträchtlichen Unterlagen unter den Sohlen beſtand, wie man ſie noch an antiken Bildniſſen der Melpomene ſieht, ſeine Geſtalt über das gewöhnliche Maß. Auch die Frauenrollen wurden von Männern geſpielt, da weibliche Haltung und Stimme nicht hingereicht hätte die tragiſchen Heldinnen mit dem gehörigen Nachdruck auszuſtatten.

Die Formen der Maſken lern' man an den auf uns gekommenen Nachbildungen in Stein kennen. Sie ſind zugleich ſchön und mannichfaltig. Daß eine große Mannichfaltigkeit auch im tragiſchen Fache (im komiſchen verſteht es ſich von ſelbſt) ſtattgefunden habe, davon muß uns der reiche Vorrath von Kunſtausdrücken überzeugen, welche die griechiſche Sprache für alle Abſtufungen des Alters und Charakters der Maſken darbietet. Was man aber an den marmornen Maſken nicht ſehen kann, iſt die dünne Maſſe, woraus die wirklichen gearbeitet waren, die zarte Färbung und die geſchickte Anfügung. Der Ueberfluß Athens an vortrefflichen Arbeiten in allem, was auf die bildenden Künſte Bezug hat, läßt uns vermuthen, daß ſie hierin unübertrefflich geweſen ſeien. Wenn man im römiſchen Carnaval die vor kurzem aufgekommenen wächſernen Maſken im edlen Stil, welche zum Theil auch den ganzen Kopf umſchließen, geſehen hat, ſo kann man ſich ziemlich eine Vorſtellung von den theatraliſchen der Alten machen. Jene ahmen das Leben bis auf die Bewegung meiſterlich nach, und täuſchen in der Entfernung, wo man etwa die Schauſpieler ſah, vollkommen. Auch iſt an ihnen immer das Weiße des Augapfels befindlich, wie wir es an den Antiken in Marmor ſehen, und der Verlarvte ſieht bloß durch die für den Augenſtern gelaßene Oeffnung. Die Alten müßen zuweilen noch weiter gegangen ſein, und der Maſke ſogar eine Iris eingefügt haben, nach der Angabe, der Sänger Thamyris, vermuthlich in einem Stücke des Sophokles, ſei mit einem ſchwarzen und einem blauen Auge erſchienen. Auch Zufälligkeiten wurden nachgeahmt, z. B. die mit Blut unterlaufenen Wangen der Tyro, von den Mißhandlungen ihrer Stiefmutter. Freilich mußte der Kopf durch die Maſkenbekleidung etwas groß gegen die Höhe der Figur ausfallen; jedoch wurde dieß Mißverhältniß, bei den tragiſchen Schauſpielern wenigſtens, durch die Erhöhung des Kothurns wieder gehoben.

Die ganze Erſcheinung der tragiſchen Figuren kann man ſich nicht leicht ſchön und würdig genug denken. Man wird wohl thun, ſich dabei die alte Sculptur gegenwärtig zu erhalten, und vielleicht iſt es das treffendſte Bild, ſich jene als belebte, bewegliche Statuen im großen Stil zu denken. Nur da die Sculptur ſo gern ſich der Bekleidung entledigte, um die weſentlichere Schönheit des Körpers abzubilden, wird die ſceniſche Plaſtik dem entgegengeſetzten Grundſatze gefolgt ſein, ſo viel möglich zu bekleiden; ſo wohl der Anſtändigkeit wegen, als weil die wirklichen Formen des Körpers nicht edel und ſchön genug gegen die des Geſichts geweſen wären. Man wird alſo auch diejenigen Gottheiten, welche die Sculptur immer ganz oder halb entkleidet bildet, in vollſtändiger Bekleidung haben auftreten laßen. Unter dieſer wandte man aber mancherlei Mittel an, die Formen der Glieder auf die geſchickteſte Art ſcheinbar zu verſtärken, und ſo in der künſtlich vergrößerten Geſtalt des Schauſpielers das Ebenmaß herzuſtellen.

Die große Breite des Theaters im Verhältniß zu der geringen Tiefe mußte der Gruppierung der Figuren die einfache und einleuchtende Anordnung des Basreliefs geben. Wir ziehen auf der Bühne wie überall die mehr gedrängten, ſich ſelbſt zum Theil deckenden und in die Ferne fliehenden maleriſchen Gruppen vor; die Alten hingegen liebten die Verkürzungen ſo wenig, daß ſie ſogar in ihrer Malerei ſie meiſtens vermieden. Die Bewegungen begleiteten den Rhythmus der Declamation, und es wurde darin die höchſte Schönheit und Anmuth geſucht. Der poetiſchen Behandlung gemäß mußte in dem Spiel Ruhe ſein, und Alles in Maſſen gehalten werden, ſo, daß es eine Folge plaſtiſch feſtgehaltener Momente darbot, und der Schauſpieler vermuthlich nicht ſelten einige Zeit lang in derſelben Stellung unbeweglich verweilte. Doch darf man ja nicht denken, als ob die Griechen ſich deswegen mit einer kalten kraftloſen Darſtellung der Leidenſchaften begnügt hätten: dieß würde damit ſchlecht übereingeſtimmt haben, daß oft ganze Zeilen der Tragödien unarticulierten Ausrufen des Schmerzes gewidmet ſind, für die unſre heutigen Sprachen keine entſprechenden beſitzen.

Ich habe verſchiedentlich die Vermuthung geleſen, der Vortrag des Dialogs möchte unſerm heutigen Recitativ ähnlich geweſen ſein. Das Einzige, worauf ſich dieß gründen läßt, iſt, daß die griechiſche Sprache, ſo wie die ſüdlichen überhaupt, mit mehr muſikaliſchen Biegungen der Stimme, als unſre nordiſchen Sprachen, vorgetragen worden ſein muß. Sonſt aber, glaube ich, wird ihre tragiſche Declamation durchaus dem Recitativ unähnlich geweſen ſein: auf der einen Seite viel abgemeßener, auf der andern weit entfernt von deſſen gelehrten und künſtlichen Modulationen.

So wird auch auf die allgemeine Angabe hin, die alte Tragödie ſei mit Muſik und Tanz begleitet geweſen, noch oft die Vergleichung zwiſchen ihr und der Oper erneuert, welche doch die unpaſſendſte von der Welt iſt, und von gänzlicher Unbekanntſchaft mit dem Geiſte des klaſſiſchen Alterthumes zeugt. Jener Tanz, jene Muſik haben mit dem, was bei uns ſo heißt, nichts als den Namen gemein. In der Tragödie war die Poeſie die Hauptſache: alles Uebrige war nur dazu da, ihr, und zwar in der ſtrengſten Unterordnung, zu dienen. In der Oper hingegen iſt die Poeſie nur Nebenſache, Mittel das Uebrige anzuknüpfen; ſie wird unter ihren Umgebungen faſt ertränkt. Die beſte Vorſchrift für einen Operntext iſt daher, eine poetiſche Skizze zu liefern, deren Umriſſe nachher durch die übrigen Künſte ausgefüllt und gefärbt werden. Dieſe Anarchie der Künſte, da Muſik, Tanz und Decoration durch Verſchwendung ihrer üppigſten Reize ſich gegenſeitig zu überbieten ſuchen, iſt das eigentliche Weſen der Oper. Welch eine Opernmuſik wäre das, welche die Worte mit den einfachſten Modulationen bloß rhythmiſch begleitete? In dem ſchwelgeriſchen Wetteifer der Darſtellungsmittel, in der Verwirrung des Ueberfluſſes liegt gerade der phantaſtiſche Zauber. Dieſer würde durch Annäherung an die Strenge des antiken Geſchmacks in irgend einem Punkte, wäre es auch nur im Coſtum, geſtört werden; denn nun wäre jene Buntheit in allem Uebrigen auch nicht zu dulden. Vielmehr paſſen ſich für die Oper glänzende, mit Flitterputz überladene Trachten: dadurch werden ſo manche gerügte Unnatürlichkeiten, z. B. daß die Helden in der höchſten Verzweifelung mit Coloraturen und Trillern abgehen, wieder gehoben. Es ſind keine wirklichen Menſchen, ſondern eine ſeltſame Art ſingender Geſchöpfe bevölkert dieſe Feenwelt. Auch ſchadet es nicht, daß die Oper uns in einer meiſt nicht verſtandenen Sprache vorgetragen wird: der Text geht ja ohnehin in ſolcher Muſik verloren; es kommt bloß darauf an, welche Sprache die tönendſte und wohllautendſte iſt, die für die Arien am meiſten offene Vocale und lebhafte Accente für das Recitativ hat. Man würde alſo eben ſo Unrecht haben, wenn man die Oper der Einfachheit der griechiſchen Tragödie annähern wollte, als es verkehrt iſt, dieſe mit jener zu vergleichen.

Bei der ſyllabiſchen Compoſition, die, damals wenigſtens, in der griechiſchen Muſik durchgängig galt, hat der feierliche Chorgeſang, deſſen Anmuth wir uns an manchen, beſonders gottesdienſtlichen, ſo kunſtlos ſcheinenden Nationalgeſängen einigermaßen vorſtellen können, ohne andre Begleitung von Inſtrumenten als die einer einzigen Flöte, gewiß die Deutlichkeit der Worte nicht im mindeſten verdunkelt. Denn die Chöre und die lyriſchen Geſänge überhaupt ſind der ſchwerverſtändlichſte Theil der alten Tragödie, und mußten es auch für die mitlebenden Zuhörer ſein. Es kommen darin die verſchlungenſten Wortfügungen, die fremdeſten Ausdrücke, die kühnſten Bilder und Anſpielungen vor. Wie ſollten die Dichter eine ſo auserleſene Kunſt daran verſchwendet haben, wenn ſie doch beim Vortrage hätte verloren gehen müßen? Solche Zweckloſigkeit der Auszierung lag gar nicht in der griechiſchen Sinnesart.

In den Silbenmaßen ihrer Trauerſpiele herrſcht überhaupt eine ſehr ausgebildete Geſetzmäßigkeit, aber keineswegs eine ſteife ſymmetriſche Einförmigkeit. Außer der unendlichen Mannichfaltigkeit der lyriſchen Strophen, welche der Dichter jedesmal beſonders erfand, haben ſie noch ein Silbenmaß, um den Uebergang der Gemüthsſtimmung aus dem Dialog zum Lyriſchen anzudeuten, die Anapäſte; zwei für den Dialog ſelbſt, wovon das eine, bei weitem am meiſten gebrauchte, der jambiſche Trimeter, das gehaltene Anſtreben der Handlung, das andere, der trochäiſche Tetrameter, raſche Leidenſchaftlichkeit ausdrückt. Es würde uns zu weit in die Tiefen der Metrik abführen, hier auf die Beſchaffenheit und Bedeutung dieſer Silbenmaße näher einzugehn. Ich habe dieß nur deswegen bemerken wollen, weil man ſo viel von der Einfachheit der alten Tragödie ſpricht, welche auch in der Anlage des Ganzen, wenigſtens bei den zwei älteren Dichtern, ſtattfindet; in der Ausführung aber wurde die reichſte Mannichfaltigkeit poetiſchen Schmuckes aufgewandt. Es verſteht ſich, daß zur Kunſt des Schauſpielers die genaueſte Richtigkeit im Vortrage der Versarten gehörte, da wir wißen, daß die Feinheit des griechiſchen Ohres ſelbſt an Rednern die verletzte Quantität einer Silbe rügte.

Fünfte Vorleſung.

Weſen der griechiſchen Tragödie. Idealität der Darſtellung. Idee des Schickſals. Grund des Wohlgefallens an tragiſchen Darſtellungen. Bedeutung des Chores. Mythologie als Stoff der griechiſchen Tragödie. Vergleichung mit der Plaſtik.

Wir kommen nun auf das Weſen der griechiſchen Tragödie ſelbſt. Man ſtimmt dahin überein, die Darſtellung in ihr ſei idealiſch. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als wären die darin eingeführten Perſonen insgeſammt ſittlich vollkommen. Wie ſollte unter ſolchen ein Widerſtreit ſtattfinden, den doch die Verwickelung des Dramas erfordert? Es werden Schwächen, Fehler, ja Verbrechen an ihnen geſchildert, aber überall ſind ihre Sitten über die Wirklichkeit hinaus geadelt, und jeder Perſon iſt ſo viel Würde und Größe verliehen, als ihr Antheil an der Handlung es nur irgend geſtattet. Dieß iſt aber noch nicht Alles. Das Idealiſche in der Darſtellung beruht beſonders darauf, daß ſie in eine höhere Sphäre verſetzt ſind. Die tragiſche Poeſie wollte das Abbild der Menſchheit, welches ſie uns aufſtellt, ganz von dem Boden der Natur lostrennen, woran der Menſch in der Wirklichkeit gefeßelt iſt, wie ein an die Scholle gebundner Leibeigner. Wie mochte ſie dieß bewerkſtelligen? Sollte ſie es frei in der Luft ſchweben laßen? Dazu müßte ſie es von dem Geſetz der Schwere losſprechen, ihm allen irdiſchen Stoff, und ſomit auch den körperlichen Gehalt entziehen. Sehr oft iſt das, was man in der Kunſt als Idealität preiſt, nichts andres: es werden dadurch nur luftige verfliegende Schattenbilder hervorgebracht, die keine dauernde Einprägung in das Gemüth bewirken können. Den Griechen aber gelang es, Idealität und Realität, oder, ohne Schulbenennung, übermenſchliche Hoheit und menſchliche Wahrheit, in der Kunſt auf das vollkommenſte zu vereinigen, und der Erſcheinung einer Idee nachdrückliche Körperlichkeit zu geben. Nicht haltungslos im leeren Raume ließen ſie ihre Gebilde umherflattern, ſondern ſie ſtellten die Statue der Menſchheit auf die ewige unerſchütterliche Baſis der ſittlichen Freiheit; und damit ſie ohne Wanken feſt darauf ſtehen möchte, drückte ihr eignes Gewicht, da ſie aus Stein oder Erz, einer gediegeneren Maſſe gebildet war, als die lebenden Menſchengeſtalten, ſie darauf herab, und ſie war eben durch ihre Erhöhung und Pracht dem Geſetz der Schwere nur deſto entſchiedener unterworfen.

Innere Freiheit und äußere Nothwendigkeit, dieß ſind die beiden Pole der tragiſchen Welt. Jede dieſer Ideen wird erſt durch den Gegenſatz der andern zur vollen Erſcheinung gebracht. Da das Gefühl innerer Selbſtbeſtimmung den Menſchen über die unumſchränkte Herrſchaft des Triebes, des angebornen Inſtinktes erhebt, ihn mit einem Worte von der Vormundſchaft der Natur losſpricht, ſo kann auch die Nothwendigkeit, welche er neben ihr anerkennen ſoll, keine bloße Natur-Nothwendigkeit ſein, ſondern ſie muß jenſeits der ſinnlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liegen; folglich ſtellt ſie ſich als die unergründliche Macht des Schickſals dar. Deshalb geht ſie auch über die Götterwelt hinaus:

denn die griechiſchen Götter ſind bloße Naturmächte; und wiewohl unermeßlich viel höher als der ſterbliche Menſch, ſtehen ſie doch dem Unendlichen gegenüber auf der gleichen Stufe mit ihm. Dieß beſtimmt die ganz verſchiedne Art, wie ſie vom Homer und den Tragikern eingeführt werden. Dort erſcheinen ſie mit zufälliger Willkür, und können dem epiſchen Gedichte nichts höheres ertheilen, als den Reiz des Wunderbaren. In der Tragödie hingegen treten ſie auf, entweder als Diener des Schickſals und vermittelnde Ausführer ſeiner Beſchlüße; oder die Götter bewähren ſich ſelbſt erſt durch freies Handeln als göttlich, und ſind in ähnlichen Kämpfen, wie der Menſch, mit dem Verhängniß begriffen.

Dieß iſt das Weſen des Tragiſchen im Sinne der Alten. Wir ſind gewohnt, alle entſetzlichen oder jammervollen Begebenheiten tragiſch zu nennen, und es iſt gewiß, daß die Tragödie dergleichen vorzugsweiſe wählt, wiewohl keineswegs ein trauriger Ausgang unumgänglich nöthig iſt, und mehrere alte Tragödien, z. B. die Eumeniden, der Philoktetes, gewiſſermaßen auch der Oedipus zu Kolonos, ſo viele Stücke des Euripides nicht zu erwähnen, fröhlich und aufheiternd endigen.

Warum aber wählt die Tragödie Gegenſtände, welche den Wünſchen und Bedürfniſſen unſrer ſinnlichen Natur ſo furchtbar widerſprechen? Dieſe ſchon oben berührte Frage iſt häufig aufgeworfen und meiſtens nicht ſonderlich befriedigend aufgelöſt worden. Einige haben geſagt, das Vergnügen an ſolchen Vorſtellungen rühre von der Vergleichung unſers ruhigen und ſichern Zuſtandes mit den durch Leidenſchaften verurſachten Stürmen und Verwirrungen her. Aber wenn man lebhaft an den tragiſchen Perſonen Theil nimmt, ſo vergißt man ſich ſelbſt darüber; und denkt man an ſich, ſo iſt es ein Zeichen, daß man nur ſchwachen Antheil nimmt, und das Trauerſpiel ſeine Wirkung verfehlt. Andre haben es in dem Gefühl der ſittlichen Beſſerung geſucht, welche durch den Anblick der gehandhabten poetiſchen Gerechtigkeit, der Belohnung der Guten und der Beſtrafung der Böſen, in uns bewirkt werde. Allein derjenige, für den der Anblick ſolcher abſchreckenden Beiſpiele in der That heilſam wäre, würde dadurch eine niedrige, von ächter Sittlichkeit weit abſtehende Geſinnung in ſich gewahr werden, und vielmehr Demüthigung als Erhebung des Gemüths empfinden. Ueberdieß iſt die poetiſche Gerechtigkeit gar nicht zum Weſen einer guten Tragödie unerläßlich; dieſe darf mit dem Leiden des Rechtſchaffenen und dem Triumph des Laſterhaften ſchließen, wenn nur durch das Bewußtſein und die Ausſicht in die Zukunft das Gleichgewicht hergeſtellt wird. Wenig gebeßert iſt man, wenn man mit Ariſtoteles ſagen will, die Tragödie habe den Zweck, durch Erregung von Mitleiden und Schrecken die Leidenſchaften zu reinigen. Fürs erſte haben die Ausleger durchaus nicht über den Sinn dieſes Satzes einig werden können, und zu den gezwungenſten Erklärungen ihre Zuflucht genommen. Man ſehe darüber Leſſings Dramaturgie. Leſſing bringt eine neue Erklärung vor, und meint in Ariſtoteles einen poetiſchen Euklides zu finden. Allein mathematiſche Demonſtrationen ſind keinem Mißverſtändniß unterworfen, und der Begriff geometriſcher Evidenz dürfte wohl auf die Theorie der ſchönen Künſte gar nicht anwendbar ſein. Geſetzt aber auch, die Tragödie bewirkte dieſe moraliſche Heilcur in uns, ſo thut ſie es durch ſchmerzliche Empfindungen, Schrecken und Mitleid, und es wäre alſo noch immer nicht erklärt, wie wir jene Wirkungen ſogleich mit Wohlgefallen ſpüren ſollten.

Noch Andere haben ſich begnügt zu ſagen, was uns zu tragiſchen Darſtellungen hinzieht, ſei das Bedürfniß heftiger Erſchütterungen, um uns aus der Dumpfheit des alltäglichen Lebens zu reißen. Dieß Bedürfniß iſt vorhanden, ich habe es anerkannt, als ich vom Reiz des Schauſpiels überhaupt redete; es hat den Thiergefechten, bei den Römern ſogar den Fechterſpielen ihren Urſprung gegeben. Aber ſollten wir, weniger verhärtet, und zu zarteren Rührungen geneigt, Halbgötter und Helden in die blutige Arena der tragiſchen Bühne herabſteigen zu ſehen verlangen, wie verworfene Gladiatoren, nur um unſre Nerven durch den Anblick ihrer Leiden zu erſchüttern? Nein, es iſt nicht der Anblick des Leidens, was den Reiz eines Trauerſpiels ausmacht, oder der Spiele des Circus, oder ſelbſt der Thiergefechte. In dieſen ſieht man Gewandtheit, Stärke und Muth ſich entwickeln, lauter Eigenſchaften, die geiſtigen und ſittlichen Fähigkeiten des Menſchen verwandt ſind. Was in einem ſchönen Trauerſpiel aus unſrer Theilnahme an den dargeſtellten gewaltſamen Lagen und zerreißenden Leiden eine gewiſſe Befriedigung hervorgehen läßt, iſt entweder das Gefühl der Würde der menſchlichen Natur, durch große Vorbilder geweckt, oder die Spur einer höheren Ordnung der Dinge, dem ſcheinbar unregelmäßigen Gange der Begebenheiten eingedrückt, und geheimnißvoll darin offenbart, oder beides zuſammen.

Die wahre Urſache alſo, warum die tragiſche Darſtellung auch das Herbeſte nicht ſcheuen darf, iſt, daß eine geiſtige und unſichtbare Kraft nur durch den Widerſtand gemeſſen werden kann, welchen ſie in einer äußerlichen und ſinnlich zu ermeſſenden Gewalt leiſtet. Die ſittliche Freiheit des Menſchen kann ſich daher nur im Widerſtreit mit den ſinnlichen Trieben offenbaren: ſo lang keine höhere Anforderung an ſie ergeht, dieſen entgegen zu handeln, ſchlummert ſie entweder wirklich in ihm, oder ſie ſcheint doch zu ſchlummern, indem er ſeine Stelle auch als bloßes Naturweſen gehörig ausfüllen kann. Nur im Kampf bewährt ſich das Sittliche, und wenn denn der tragiſche Zweck einmal als eine Lehre vorgeſtellt werden ſoll, ſo ſei es dieſe, daß, um die Anſprüche des Gemüths auf innere Göttlichkeit zu behaupten, das irdiſche Daſein für nichts zu achten ſei; daß alle Leiden dafür erduldet, alle Schwierigkeiten überwunden werden müßen.

Ueber alles, was dieſen Punkt betrifft, darf ich auf den Abſchnitt vom Erhabenen in Kants Kritik der Urtheilskraft verweiſen, welchem, um ganz vortrefflich zu ſein, nichts fehlt, als eine beſtimmtere Rückſicht auf die Tragödie der Alten, die dieſem Philoſophen aber nicht ſonderlich bekannt geweſen zu ſein ſcheint.

Ich komme auf eine andre Eigenheit, welche die alte Tragödie von der unſrigen unterſcheidet: den Chor. Wir müßen ihn begreifen als den perſonificierten Gedanken über die dargeſtellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darſtellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der geſammten Menſchheit. Dieß iſt ſeine allgemeine poetiſch gültige Bedeutung, welche uns hier allein angeht, und der es keinen Eintrag thut, daß der Chor eine örtliche Veranlaßung in den Feſtlichkeiten des Bacchus hatte, und bei den Griechen auch immer eine beſondere nationale Bedeutung behielt. Nämlich, wie ſchon oben bemerkt worden, bei ihrem republikaniſchen Geiſte gehörte für ſie zur Vollſtändigkeit einer Handlung auch deren Oeffentlichkeit. Da ſie nun mit ihren Dichtungen in das heroiſche Zeitalter zurückgiengen, wo noch die monarchiſche Verfaßung galt, ſo republikaniſierten ſie gewiſſermaßen jene Heldenfamilien dadurch, daß ſie bei ihren Verhandlungen entweder Aelteſte aus dem Volk, oder andere Perſonen, die etwas Aehnliches vorſtellen konnten, gegenwärtig ſein ließen. Freilich war dieſe Oeffentlichkeit den Sitten des Heldenalters, wie wir ſie aus dem Homer kennen lernen, nicht eben angemeßen; allein die dramatiſche Poeſie behandelte ſowohl das Coſtum als die Mythologie überhaupt mit ſelbſtändiger und ſelbſtbewußter Freiheit.

Auf dieſe Art wurde nun die Einführung des Chores bewerkſtelligt, welche ſich, da das Ganze den Schein der Wirklichkeit haben ſollte, den jedesmaligen Bedingungen der dargeſtellten Geſchichte fügen mußte. Was er auch in dem einzelnen Stücke Beſondres ſein und thun mochte, ſo ſtellte er überhaupt und zuvörderſt den nationalen Gemeingeiſt, dann die allgemeine menſchliche Theilnahme vor. Der Chor iſt mit einem Worte der idealiſierte Zuſchauer. Er lindert den Eindruck einer tief erſchütternden oder tief rührenden Darſtellung, indem er dem wirklichen Zuſchauer ſeine eignen Regungen ſchon lyriſch, alſo muſikaliſch ausgedrückt entgegenbringt, und ihn in die Region der Betrachtung hinaufführt.

Die neueren Kunſtrichter haben immer nicht gewußt, was ſie aus dem Chore machen ſollten, und dieß iſt um ſo weniger zu verwundern, da ſchon Ariſtoteles keine befriedigenden Aufſchlüße darüber giebt. Beßer ſchildert Horaz das Amt des Chores, indem er ihm eine allgemeine Stimme ſittlicher Theilnahme, Belehrung und Warnung zuſchreibt. Jene Kunſtrichter glaubten zum Theil, deſſen Hauptzweck ſei, den Schauplatz niemals leer zu laßen, da er ſich doch eigentlich gar nicht auf der Scene befand; oder ſie tadelten ihn, als eine überflüßige und läſtige Begleitung, ſtießen ſich an die vermeinte Unſchicklichkeit, daß ſo manches Geheime in Gegenwart einer beträchtlichen Menſchenmaſſe verhandelt wird;

ſie ſahen dieß als den vornehmſten Grund von der meiſtens beobachteten Einheit des Ortes an, indem der Dichter ihn nicht verändern konnte, ohne den Chor erſt wegzuſchaffen, wozu er doch einen Vorwand haben mußte; endlich glaubten ſie, der Chor ſei nur ſo zufällig vom erſten Urſprunge der Tragödie her geblieben, und da ſich leicht bemerken läßt, daß die Chorgeſänge bei dem jüngſten tragiſchen Dichter, den wir haben, dem Euripides, oft ſehr wenig mit dem Inhalte des Stücks zuſammenhängen, und zu einem epiſodiſchen Zierrat werden, ſo meinen ſie wohl gar, die Griechen hätten nur einen Schritt weiter in der dramatiſchen Kunſt zu thun gehabt, um ihn ganz wegzuwerfen. Um dieſe oberflächlichen Meinungen zu widerlegen, würde die Thatſache hinreichen, daß Sophokles in Proſa über den Chor geſchrieben hat, alſo, weit entfernt blindlings nach dem Herkommen zu handeln, als ein denkender Künſtler von ſeinem Thun Rechenſchaft abzulegen wußte.

Neuere Dichter, und zwar vom erſten Range, haben ſeit Wiederbelebung des Studiums der Alten häufig verſucht, den Chor in ihren Stücken anzubringen, meiſtens ohne einen rechten, und beſonders ohne einen lebendigen Begriff von ſeiner Beſtimmung. Aber wir haben keinen angemeßenen Geſang und Tanz, wir haben auch bei der Verfaßung unſerer Bühne keinen ſchicklichen Platz für ihn, und es wird daher ſchwerlich gelingen, ihn je einheimiſch unter uns zu machen.

Ueberhaupt möchte wohl die griechiſche Tragödie in ganz unveränderter Geſtalt für unſre heutigen Theater immer eine ausländiſche Pflanze bleiben, der man kaum im Treibhauſe gelehrter Kunſtübung und Kunſtbeſchauung einiges Gedeihen verſprechen darf. Der Stoff der alten Tragödie, die griechiſche Mythologie, iſt der Denkart und Einbildungskraft der meiſten Zuſchauer eben ſo fremd, als deren Form und theatraliſche Darſtellungsweiſe. Einen ganz andern Stoff aber, z. B. einen hiſtoriſchen in jene Form zwängen zu wollen, iſt ein mißlicher Verſuch, ohne Hoffnung des Erſatzes unter den offenbarſten Nachtheilen.

Die Mythologie nannte ich vorzugsweiſe den tragiſchen Stoff. Wir wiſſen zwar von zwei hiſtoriſchen Tragödien griechiſcher Dichter: des Phrynichus Einnahme von Milet, und den Perſern des Aeſchylus, die wir noch haben; allein dieſe ſeltenen Ausnahmen, beide aus der Epoche, wo die Gattung noch nicht zur völligen Reife gelangt war, unter ſo viel hundert Beiſpielen des Gegentheils, beweiſen eben die Regel. Das Urtheil der Athener, welche den Phrynichus zu einer Geldſtrafe verdammten, weil er ſie durch Vorſtellung gleichzeitiger Unglücksfälle, denen ſie vielleicht hätten vorbeugen können, zu ſchmerzlich erſchüttert hatte, mag von der rechtlichen Seite noch ſo hart und willkürlich ſcheinen, ſo offenbart ſich doch darin ein richtiges Gefühl für die Befugniſſe und Gränzen der Kunſt. Durch den Gedanken einer außerhalb liegenden, nahen Wirklichkeit des geſchilderten Leidens geängſtigt, müßte das Gemüth die zur Empfängniß rein tragiſcher Eindrücke nöthige Ruhe und Beſonnenheit einbüßen. Die Heldenfabel hingegen trat immer aus einer gewiſſen Ferne und im Lichte des Wunderbaren hervor. Das Wunderbare hat aber den Vorzug, gewiſſermaßen zugleich geglaubt und nicht geglaubt werden zu können: geglaubt, in ſo fern es ſich auf den Zuſammenhang mit andern Meinungen ſtützt; nicht geglaubt, indem man ſich doch niemals durch eine ſo unmittelbare Theilnahme hinein verſetzt, als in dasjenige, was die Farbe des alltäglichen und benachbarten Lebens an ſich trägt. Die griechiſche Mythologie war ein

Gewebe nationaler und örtlicher Ueberlieferungen, gleich verehrt als ein Anhang der Religion, und eine Vorrede der Geſchichte; überall durch Gebräuche und Denkmäler in volksmäßiger Lebendigkeit erhalten, durch die mannichfaltige Behandlung zahlreicher epiſcher oder bloß mythiſcher Dichter für das Bedürfniß der Kunſt und höheren Poeſie ſchon zubereitet. Somit hatten die Tragiker nur Poeſie auf Poeſie zu impfen: gewiſſe für Würde, Großheit und Entfernung aller kleinlichen Nebenbegriffe unſchätzbare Vorausſetzungen waren ihnen gleich vom Anfange an zugeſtanden. Die heiligende Sage hatte an jenem göttlich entſprungenen und längſt untergegangenen Heroengeſchlecht Alles geadelt, ſelbſt die Verirrungen und Schwächen. Als Weſen von übermenſchlicher Kraft wurden jene Helden geſchildert, aber nichts weniger als von unfehlbarer Tugend und Weisheit, ſondern mit gewaltigen ungebändigten Leidenſchaften. Es war eine wilde gährende Zeit: der Anbau geſelliger Ordnung hatte den Boden der Sittlichkeit noch nicht urbar gemacht, der alſo wohlthätige und verderbliche Erzeugniſſe mit der friſchen Fülle einer ſchöpferiſchen Natur hervortrieb. Hier konnte auch das Ungeheuere, das Gräuelhafte vorkommen, ohne jene ausgeartete Verderbniß zu beweiſen, wodurch es im Zuſtande entwickelter Geſetzmäßigkeit allein möglich wird, und die uns mit widerwärtigem Abſcheu erfüllt. Die Verbrecher der Fabel ſind, ſo zu ſagen, über die menſchliche Criminal-Juſtiz hinaus, und nur einer höheren Vergeltung überantwortet. Einige meinen, die Griechen als eifrige Republikaner hätten die Gewaltthaten und dadurch herbeigezogenen Unfälle der geſtürzten Königshäuſer mit beſonderm Wohlgefallen vorgeſtellt geſehen, und ſind nicht weit davon entfernt, die alte Tragödie überhaupt zu einer Satire auf die monarchiſche

Verfaßung umzudeuten. Dieß wäre denn eine ganz parteiiſche Anſicht, welche der in Anſpruch genommenen Theilnahme, und folglich auch der bezweckten Wirkung durchaus widerſprochen hätte. Allein wir müßen bemerken, daß die Königsfamilien, welche durch eine Verkettung ſich ſelbſt beſtrafender Frevel am meiſten Stoff zu ſchauderhaften tragiſchen Gemälden darbieten, die der Pelopiden zu Mykene und der Labdakiden zu Thebe einheimiſch, alſo den Athenern, für die zunächſt gedichtet ward, fremd waren. Wir ſehen nicht, daß die attiſchen Dichter ſich bemüht hätten, die alten Könige ihres Vaterlandes auf der Bühne verhaßt zu machen; vielmehr ſtellen ſie ihren Stammhelden Theſeus immer als ein Vorbild der Gerechtigkeit und Mäßigung, als den Beſchützer der Unterdrückten, als den erſten Geſetzgeber, ſogar als den Gründer der Freiheit für die öffentliche Verehrung auf, und es war eine ihrer Lieblings-Schmeicheleien gegen das Volk, zu zeigen, wie Athen ſchon zur heroiſchen Zeit in der Geſetzmäßigkeit, Menſchlichkeit und Anerkennung eines helleniſchen Volksrechtes dem übrigen Griechenlande vorgeleuchtet. Die allgemeine Umwälzung, wodurch die unabhängigen Königreiche des älteſten Griechenlandes ſich in ein Gemeinweſen kleiner Freiſtaaten verwandelten, hatte das heroiſche Zeitalter von dem geſellig gebildeten durch eine große Kluft geſchieden, über welche nur die Genealogie einzelner noch beſtehender Geſchlechter hinüberreichte. Dieß war für die idealiſche Erhöhung der Geſtalten in der Tragödie allerdings ſehr vortheilhaft, weil die menſchlichen Dinge nun einmal keine allzu vertrauliche Beobachtung ertragen, ohne Blößen zu geben. Auf die ganz andern Verhältniſſe, worin jene Helden lebten, war der Maßſtab einer bloß bürgerlichen und häuslichen Sittlichkeit nicht anwendbar, das Gefühl mußte auf die

Urbeſtandtheile der Menſchheit zurückgehen. Ehe es Verfaßungen gab, ehe die rechtlichen Begriffe überhaupt ſich gehörig entwickelt hatten, waren die Herrſcher ihre eigenen Geſetzgeber in einer noch ungeordneten Welt, und ein kräftiger Wille hatte im Guten und Böſen den freieſten Spielraum. Auch bot das erbliche Königthum auffallendere Beiſpiele von plötzlichem Glückswechſel dar, als in der ſpäteren politiſchen Gleichheit ſtattfanden. Aus dieſen Rückſichten alſo war der hohe Rang der Hauptperſonen für die tragiſche Darſtellung weſentlich oder wenigſtens begünſtigend; nicht aber, wie es manche Neuere verſtanden haben, als ob nur die Schickſale ſolcher Menſchen, die auf das Wohl und Wehe einer großen Menge Einfluß haben, wichtig genug wären, um unſere Theilnahme zu erregen, noch auch als ob die innere Hoheit der Geſinnungen mit äußerer Würde bekleidet ſein müßte, um bewundert und verehrt zu werden. Die griechiſchen Tragiker ſchildern uns die Zerrüttung der Königshäuſer wahrlich nicht in ihrem Bezuge auf den Zuſtand der Völker; ſie zeigen uns im Könige den Menſchen, und weit entfernt, zwiſchen uns und ihren Helden den Purpurmantel als eine Scheidewand vorzubreiten, laßen ſie uns durch deſſen eiteln Glanz hindurch in einen von Leidenſchaften zerrißenen Buſen ſchauen. Daß nicht ſowohl der königliche Pomp, als das heroiſche Coſtum gefordert wird, erhellet aus den nach jenem Grundſatze, aber in verändertem Fall, nämlich bei noch beſtehender monarchiſcher Verfaßung, auf und um den Thron verlegten Trauerſpielen der Neueren. Sie dürfen die Züge nicht aus der gegenwärtigen Wirklichkeit entlehnen, denn nichts hat weniger tragiſche Tauglichkeit als der Hof und das Hofleben. Wo ſie daher nicht ein idealiſches Königthum in ſchon fern liegenden Sitten ſchildern, da verfallen ſie in den Zwang der Förmlichkeit, die für Kühnheit der Charakterzeichnung und Tiefe des Pathos noch weit ertödtender iſt, als die Einengung der bürgerlichen Verhältniſſe.

Nur wenige Mythen ſcheinen urſprünglich für die Tragödie ausgeprägt zu ſein, wie zum Beiſpiel der lange fortgeſetzte Wechſel von Frevel, Rache und Fluch im atreïſchen Hauſe. Wenn man die Namen der verloren gegangenen Stücke durchgeht, ſo fällt es bei vielen ſchwer ſich vorzuſtellen, wie die Mythen, in ſo weit wir ſie kennen, Gehalt genug haben konnten, um den Umfang eines tragiſchen Ganzen auszufüllen. Freilich hatten die Dichter unter den abweichenden Ueberlieferungen von derſelben Geſchichte eine große Breite der Wahl, und eben dieß Schwanken der Sage berechtigte ſie noch weiter zu gehen, und die Umſtände einer Begebenheit beträchtlich abzuändern, ſo daß die in einem Stück angebrachten Erfindungen zuweilen mit den Annahmen in einem andern deſſelben Dichters in Widerſpruch geriethen. Hauptſächlich aber müßen wir die Ergiebigkeit der Mythologie für die tragiſche Kunſt aus dem Geſetze begreifen, das wir in der ganzen griechiſchen Bildungsgeſchichte wirkſam ſehen: nämlich daß die jedesmal überwiegende Kraft alles Vorhandene ſich verähnlichte. Wie die Heldenſage in allen ihren Abweichungen ſich willig zur ruhigen Fülle und leichten Mannichfaltigkeit des Epos entfaltet hatte, ſo bequemte ſie ſich den Anforderungen der Tragiker durch den nun erſt kund gegebenen Ernſt, Nachdruck und gedrängten Zuſammenhang; und was bei dieſer umbildenden Sichtung als für die Tragödie unbrauchbar ausfiel, gab noch Stoff für eine halb ſcherzhafte, wiewohl immer idealiſche Darſtellung in der Nebenart des ſatiriſchen Dramas her.

Es ſei mir vergönnt, die obigen Betrachtungen über das Weſen der antiken Tragödie durch eine aus der bildenden Kunſt entlehnte Vergleichung, die vielleicht etwas mehr iſt als ein bloß ſpielendes Gleichniß, anſchaulicher zu machen.

Das homeriſche Epos iſt in der Poeſie was die halberhobene Arbeit in der Sculptur, die Tragödie was die freiſtehende Gruppe.

Die Dichtung des Homer iſt aus dem Boden der Sage entſproßen und noch nicht rein davon abgelöſt, ſo wie die Figuren eines Basreliefs von einem ihnen fremden Hintergrunde getragen werden. Dieſe ſind nur flach gerundet, wie im Epos Alles als vergangen und entfernt geſchildert wird; am liebſten werden ſie in's Profil geſtellt, wie dort auf die einfachſte Weiſe charakteriſiert; ſie ſind nicht eigentlich gruppiert, ſondern folgen auf einander, ſo wie die homeriſchen Helden nach der Reihe einzeln hervortreten. Man hat bemerkt, daß die Ilias nicht beſtimmt geſchloßen iſt, ſondern etwas Vorgängiges und Nachfolgendes ſich hinzu denken läßt. Eben ſo iſt das Basrelief gränzenlos, es läßt ſich vor- und rückwärts weiter fortſetzen, weswegen die Alten auch am liebſten Gegenſtände dazu gewählt, die ſich in's Unbeſtimmbare ausdehnen laßen, als Opferzüge, Tänze, Reihen von Kämpfen u. ſ. w. Deswegen haben ſie auch an runden Flächen, als an Vaſen, am Fries einer Rotunde, Basreliefs angebracht, wo uns die beiden Enden durch die Krümmung entrückt werden, und, ſo wie wir uns fortbewegen, eins erſcheint und das andere verſchwindet. Die Leſung der homeriſchen Geſänge gleicht gar ſehr einem ſolchen Herumgehen, indem ſie uns immer bei dem Vorliegenden feſthalten, und das Vorhergehende und Nachfolgende verſchwinden laßen.

In der freiſtehenden Gruppe hingegen wie in der Tragödie will die Sculptur und die Poeſie ein ſelbſtändiges, in ſich geſchloßenes Ganzes auf einmal vor das Auge bringen. Um es von der natürlichen Wirklichkeit zu ſondern, ſtellt jene es auf eine Baſis, gleichſam auf einen idealiſchen Boden. Dagegen entfernt ſie ſo viel möglich alle fremden zufälligen Zuthaten, um das Auge ganz auf das Weſen der Sache, die Figuren ſelbſt, zu heften. An dieſen ſind die Formen mit vollkommener Rundung ausgearbeitet, doch verſchmäht ſie die Täuſchung der Farbe, und kündigt durch die gediegne gleichförmige Maſſe, worein ſie bildet, eine nicht mit vergänglichem Leben, ſondern mit höherem Gehalt begabte Schöpfung an.

Schönheit iſt der Zweck der Sculptur, und für die Schönheit iſt Ruhe die vortheilhafteſte Verfaßung. Dieſe geziemt alſo der einzelnen Figur. Mehrere Figuren können aber nur durch eine Handlung in Eins verbunden, gruppiert werden. Die Gruppe ſtellt Schönheit in Bewegung dar, und ihre Aufgabe iſt, beides im höchſten Grade zu vereinbaren. Dieß wird der Fall ſein, wenn der Künſtler das Mittel findet, bei dem ſtärkſten körperlichen oder Seelen-Leiden den Ausdruck durch männlichen Widerſtand, ſtille Größe oder inwohnende Anmuth dergeſtalt zu mäßigen, daß bei aller rührenden Wahrheit, die Züge der Schönheit dennoch unentſtellt bleiben. Winckelmann ſpricht hierüber unübertrefflich, wenn er ſagt, die Schönheit ſei bei den Alten die Zunge an der Wage des Ausdrucks geweſen, und in dieſem Sinne die Gruppe der Niobe und des Laokoon ſchildert: jene ein Meiſterwerk im hohen und ernſten, dieſe im gelehrten und zierlichen Stil.

Die Vergleichung mit der alten Tragödie liegt hier um ſo näher, da wir wißen, daß ſowohl Aeſchylus als Sophokles eine Niobe, der letzte auch einen Laokoon gedichtet. Im Laokoon ſind die leidenden Anſtrengungen des Körpers, und die widerſtrebenden der Seele in wunderwürdigem Gleichgewicht vertheilt. Die hülfeflehenden Kinder, nur zarte Gegenſtände des Mitleids, nicht der Bewunderung, lenken unſern Blick auf den Vater zurück, der den ſeinigen vergeblich zu den Göttern zu wenden ſcheint. Die umwindenden Schlangen ſtellen uns das unentfliehbare Verhängniß vor, das die Handelnden oft ſo furchtbar mit einander verſtrickt. Und dennoch geht das ſchöne Ebenmaß, der gefällige Schwung der Umriſſe nicht über dem gewaltſamen Ringen verloren; die auch ſinnlich entſetzliche Darſtellung iſt noch mit Schonung behandelt, und ein lindernder Hauch der Anmuth über das Ganze ausgegoßen.

In der Gruppe der Niobe iſt Schrecken und Mitleiden ebenfalls auf das vollkommenſte gemiſcht. Jenes kommt unſichtbar vom Himmel herab, den die hinaufgewandten Blicke der Mutter und der halbgeöffnete Mund flehend verklagen. Die ſich in Todesangſt an den Buſen der Mutter flüchtende Tochter darf in ihrer unſchuldigen Kindlichkeit nur für ſich ſelbſt zagen: nie iſt der angeborne Trieb der Selbſterhaltung zarter abgebildet worden. Giebt es auf der anderen Seite ein ſchöneres Sinnbild der ſich aufopfernden Heldengröße als Niobe, wie ſie ſich vorbeugt, um wo möglich mit ihrem eignen Leibe den vernichtenden Pfeil aufzufangen? Stolz und Unwillen verſchmilzt in die innigſte Mutterliebe. Der Schmerz entſtellt den überirdiſchen Adel der Züge um ſo weniger, da er durch die plötzliche Anhäufung der Schläge, der bedeutenden Fabel gemäß, in Erſtarrung überzugehen ſcheint. Aber vor dieſer zwiefach zu Stein gewordnen und doch ſo unendlich beſeelten Geſtalt, vor dieſem Gränzſteine aller menſchlichen Leiden, zerfließt der Beſchauer in Thränen.

Bei allem Erſchütternden in dieſen Gruppen liegt doch in ihrem Anblick etwas, das zu geſammelter Betrachtung einladet, und ſo lenkt uns auch die alte Tragödie auf die höchſten in den Kreis der Darſtellung ſelbſt mit aufgenommenen Betrachtungen über unſer Daſein und ſeine nie ganz zu enträthſelnde Bedeutung.

Sechſte Vorleſung.

Gang der tragiſchen Kunſt bei den Griechen. Ihre verſchiedenen Stile. Aeſchylus. Zuſammenhang einer Trilogie von ihm. Seine übrigen Werke.

Der öffentliche Wetteifer an den atheniſchen Feſten, da die mitbewerbenden Dichter immer um einen Preis kämpften, konnte, vereinigt mit jedem begünſtigenden Umſtande, in dem Zeitraum eines Jahrhunderts eine unglaubliche Menge originaler Schöpfungen hervorrufen. Von dieſem litterariſchen Reichthum der Athener hat ſich nur weniges auf uns, die entfernte Nachwelt, vererbt. Nur von dreien ihrer vielen Tragiker, vom Aeſchylus, Sophokles und Euripides, haben wir Werke, und im Verhältniß mit ihrer großen Fruchtbarkeit in geringer Anzahl. Zum Glück ſind es gerade die Dichter, die von den alexandriniſchen Kunſtrichtern in die Auswahl von Schriftſtellern aufgenommen worden, die ſie für das Studium der älteren griechiſchen Litteratur in jeder Gattung zum Grunde zu legen pflegten; nicht als ob ſie die einzig ſchätzbaren geweſen wären, ſondern weil ſich die verſchiedenen Stile der tragiſchen Kunſt an ihnen am beſten erkennen ließen. Von jedem der beiden älteren haben wir ſieben Stücke, jedoch befinden ſich darunter mehrere ihrer nach dem Zeugniſſe der Alten ausgezeichnetſten Werke. Vom Euripides haben wir eine weit größere Anzahl, und wir könnten manche davon gern gegen andere verloren gegangene Werke vertauſchen; zum Beiſpiel gegen ſatiriſche Dramen des Achäus, Aeſchylus und Sophokles, gegen einige Stücke vom alten Phrynichus zur Vergleichung mit dem Aeſchylus, oder von dem ſpäteren Agathon, den uns Plato und Ariſtophanes als weichlich, aber liebenswürdig ſchildern, und der ein Zeitgenoße des Euripides, aber jünger als er war.

Wir überlaßen es den Antiquaren, die Erzählungen vom Karren des herumirrenden Theſpis, von dem Wettſtreit um einen Bock, woher der Name Tragödie abgeleitet ſein ſoll, von den mit Hefen gefärbten Geſichtern der erſten improviſierenden Schauſpieler u. ſ. w., kritiſch zu ſichten, von welchen rohen Anfängen Aeſchylus die Tragödie durch einen Rieſenſchritt zu jener würdigen Geſtaltung erhob, worin wir ſie bei ihm antreffen; und gehen ſogleich zu den Dichtern ſelbſt fort.

Der tragiſche Stil (das Wort im Sinne der bildenden Kunſt genommen, nicht bloß auf die Schreibart angewandt) des Aeſchylus iſt groß, ſtrenge, und nicht ſelten hart; im Stil des Sophokles iſt vollendetes Ebenmaß und harmoniſche Anmuth; der Stil des Euripides iſt weich und üppig, ausſchweifend in ſeiner leichten Fülle, er opfert das Ganze glänzenden Stellen auf. Nach den Analogien, welche die ungeſtörte Entwickelung der ſchönen Künſte unter den Griechen überall darbietet, kann man die Epochen der tragiſchen Kunſt mit denen der Sculptur vergleichen. Aeſchylus iſt der Phidias der tragiſchen Kunſt, Sophokles ihr Polyklet, Euripides ihr Lyſipp. Phidias ſchuf erhabene Götterbilder, aber er lieh ihnen noch die fremdartige Pracht des Stoffes; er umgab ihre majeſtätiſche Ruhe mit Abbildungen der gewaltſamſten Kämpfe in ſtrengen Umriſſen. Polyklet brachte es in den Verhältniſſen zur Vollkommenheit, weswegen eine ſeiner Statuen die Regel der Schönheit genannt ward. Lyſipp that ſich in feurigen Bildniſſen hervor, aber zu ſeiner Zeit war die Sculptur ſchon von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abgewichen, und ſuchte mehr den Reiz der Bewegung und des Lebens auszudrücken, als daß ſie auf das Ideal der Formen gegangen wäre.

Aeſchylus iſt als der Schöpfer der Tragödie zu betrachten: in voller Rüſtung, wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, ſprang ſie aus dem ſeinigen hervor. Er bekleidete ſie würdig, und gab ihr einen angemeßenen Schauplatz, er erfand den ſceniſchen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Geſang und Tanz, ſondern trat ſelbſt als Schauſpieler auf. Er entfaltete zuerſt den Dialog, und beſchränkte den lyriſchen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und ſtarken Zügen. Seine Plane ſind äußerſt einfach: er verſtand es noch nicht, eine Handlung reich und mannichfaltig zu gliedern, und ihre Verwickelung und Auflöſung in abgemeßene Fortſchritte einzutheilen. Daher entſteht oft ein Stillſtand, den er durch allzu gedehnte Chorgeſänge noch fühlbarer macht. Aber alle ſeine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernſtes Gemüth. Nicht die ſanfteren Rührungen, das Schrecken herrſcht bei ihm: das Haupt der Meduſa wird den erſtarrenden Zuſchauern entgegen gehalten. Seine Behandlung des Schickſals iſt äußerſt herbe: in ſeiner ganzen düſtern Herrlichkeit ſchwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Aeſchylus hat gleichſam ein ehernes Gewicht: lauter rieſenhafte Geſtalten ſchreiten darauf einher. Es ſcheint ihm faſt Ueberwindung zu koſten, bloße Menſchen zu ſchildern: Götter läßt er häufig auftreten, am liebſten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängſt in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinunter geſtoßen ſind. Nach dem Maße ſeiner Perſonen ſucht er die Sprache ſelbſt, die ſie führen, rieſenmäßig anzuſchwellen. Daraus entſtehen ſchroffe Zuſammenſetzungen, Ueberladung mit Beiwörtern, im Lyriſchen oft Verſchlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltſamkeit ſeiner Bilder und Ausdrücke iſt er dem Dante und Shakſpeare ähnlich. Doch fehlt es dieſen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt am Aeſchylus rühmen.

Aeſchylus blühete recht in der erſten Kraft der geretteten griechiſchen Freiheit, von deren Gefühl er ſtolz durchdrungen zu ſein ſcheint. Er hatte die größte und glorreichſte Begebenheit Griechenlands, die Beſiegung ja Vertilgung der perſiſchen Uebermacht unter Darius und Xerxes als Augenzeuge erlebt, und in den denkwürdigen Schlachten von Marathon und Salamis mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten. In den Perſern hat er den Triumph, welchen er mit erkämpfen half, durch einen Umweg beſungen, indem er nämlich den Sturz der perſiſchen Herrlichkeit und die ſchmähliche Rückkehr des kaum entflohenen Monarchen zu ſeinem Königsſitz ſchildert. Er beſchreibt darin mit den lebendigſten Farben die Schlacht bei Salamis. In dieſem Stück, und in den Sieben vor Thebe ſtrömt eine kriegeriſche Ader; die perſönliche Neigung des Dichters zum Heldenleben ſchimmert unverkennbar hindurch. Sinnreich hat der Sophiſt Gorgias geſagt, dieſes letztgenannte große Schauſpiel habe Mars ſtatt

ſtatt des Bacchus ihm eingegeben; denn Bacchus war der Schutzgott der tragiſchen Dichter, nicht Apollo, was auf den erſten Blick befremdlich ſcheint; allein wir müßen uns erinnern, daß jener nicht bloß der Gott des Weins und der Freude, ſondern der höheren Begeiſterung war.

Unter den übrig gebliebenen Stücken des Aeſchylus haben wir, was unendlich merkwürdig iſt, eine vollſtändige Trilogie. Die antiquariſche Notiz von den Trilogien iſt dieſe, daß in der älteren Zeit die Dichter nicht mit einem einzigen Stücke um den Preis kämpften, ſondern mit dreien, die jedoch nicht immer durch ihren Inhalt zuſammenhiengen, denen noch ein viertes ſatiriſches Drama angehängt ward. Alles dieß wurde an Einem Tage nach einander aufgeführt. In Bezug auf die tragiſche Kunſt iſt der Begriff einer Trilogie ſo zu faßen, daß eine Tragödie freilich nicht in's Unbeſtimmte verlängert und fortgeſetzt werden kann, wie zum Beiſpiel das homeriſche Heldengedicht, dem man ganze Rhapſodien angehängt hat; dazu iſt jene zu ſelbſtändig in ſich geſchloßen. Unbeſchadet deſſen laßen ſich jedoch mehrere Tragödien vermöge eines gemeinſamen durch ihre Handlungen hindurchgehenden Verhängniſſes zu einem großen Cyklus oder Kreißlauf verknüpfen. Auch die Beſchränkung auf die Zahl drei iſt dabei wohl befriedigend zu erklären. Es iſt nämlich Satz, Gegenſatz und Vermittlung. Der Vortheil dieſer Verknüpfung war, daß aus der Betrachtung der zuſammengeſtellten Geſchichten eine vollſtändigere Befriedigung hervorgieng, als durch die einzelne Handlung zu erreichen möglich war. Uebrigens konnten die Gegenſtände der drei Tragödien in der Zeit weit aus einander liegen, oder auch unmittelbar auf einander folgen.

Die drei Stücke dieſer äſchyliſchen Trilogie, die unter dem Namen der Oreſtie zuſammengefaßt wurde, ſind Agamemnon, die Choëphoren oder nach unſerer Art zu benennen, Elektra, und die Eumeniden oder Furien. Der Gegenſtand des erſten iſt die Ermordung des Agamemnon durch Klytämneſtra bei ſeiner Heimkehr von Troja. In dem zweiten rächt Oreſtes ſeinen Vater, indem er ſeine Mutter ermordet: facto pius et sceleratus eodem. Dieſe That, wiewohl auf mächtige Bewegungsgründe vollbracht, iſt dennoch der natürlichen und ſittlichen Ordnung zuwider. Oreſt iſt zwar als Fürſt zur Ausübung der Gerechtigkeit auch in ſeiner eigenen Familie berufen, aber er muß ſich verkleidet in die Wohnung des tyranniſchen Uſurpators ſeines Thrones einſchleichen, und meuchelmörderiſch zu Werke gehen. Das Andenken ſeines Vaters ſpricht ihn los, aber wie Klytämneſtra auch den Tod verdient habe, die Stimme des Blutes klagt ihn innerlich an. Dieß wird in den Eumeniden als ein Zwiſt unter Göttern vorgeſtellt, wovon die einen die That des Oreſtes gutheißen, die andern ihn verfolgen, bis die göttliche Weisheit unter der Geſtalt der Pallas die beiderſeitigen Rechte ausgleicht, Frieden ſtiftet, und der langen Reihe von Verbrechen und Rachübungen, welche das atreïſche Königshaus verwüſtet haben, ein Ende macht.

Zwiſchen dem erſten und zweiten Stücke verfließt ein beträchtlicher Zeitraum, während deſſen Oreſt zum Manne heranwächſt. Das zweite und dritte hingegen ſchließen ſich in der Zeit unmittelbar an einander. Oreſt flüchtet ſogleich nach Ermordung ſeiner Mutter gen Delphi, wo wir ihn zu Anfang der Eumeniden finden.

In jedem der beiden erſten Stücke iſt eine Hinweiſung auf das folgende ſichtbar. Im Agamemnon weiſſagt Kaſſandra und der Chor am Schluße der übermüthigen Klytämneſtra und ihrem Gehülfen Aegiſthus die künftige Vergeltung durch den Oreſt. In den Choëphoren findet Oreſt ſogleich nach Vollbringung der That keine Ruhe, die Furien ſeiner Mutter fangen an ihn zu verfolgen, und er verkündigt ſeinen Vorſatz gen Delphi zu flüchten.

Der Zuſammenhang iſt alſo einleuchtend, und man könnte die drei Stücke, welche ja auch in der Aufführung verknüpft wurden, als eben ſo viel Acte eines einzigen großen Dramas betrachten. Ich erwähne dieß, um der Rechtfertigung Shakſpeares und anderer neuen Dramatiker darüber, daß ſie einen größeren Kreiß menſchlicher Schickſale in Eine Darſtellung zuſammengefaßt, hierdurch vorzugreifen, weil man jenen eben das vermeinte Beiſpiel der Alten entgegenſtellt.

Im Agamemnon hat Aeſchylus uns den plötzlichen Sturz vom höchſten Gipfel des Glückes und Ruhmes in den Abgrund des Verderbens zeigen wollen. Der Fürſt, der Held, der Heerführer der geſammten Griechen wird in dem Augenblicke, wo ihm die glorreichſte That gelungen, die Zerſtörung Trojas, deren Lob aus dem Munde der größten Dichter in der Welt und Nachwelt wiederhallen ſollte, beim Eintritt über die lange vermißte Schwelle ſeiner Heimat, unter den ſorgloſen Zubereitungen zu einem Feſtmahle erſchlagen, nach Homers Ausdruck „wie der Stier an der Krippe,“ erſchlagen von ſeinem treuloſen Weibe; ſeinen Thron nimmt ihr unwürdiger Verführer ein, ſeine Kinder bleiben in der Verbannung oder in hülfloſer Knechtſchaft zurück.

Der Abſicht gemäß, einen ſo entſetzlichen Glückswechſel auffallend zu machen, mußte der Dichter zuvörderſt die Eroberung Trojas verherrlichen. Er hat dieß in der erſten Hälfte des Stückes auf eine eigenthümliche, wenn man will ſonderbare, aber gewiß nachdrückliche und die Einbildungskraft ergreifende Weiſe gethan. Für Klytämneſtra iſt es wichtig, nicht durch die Ankunft ihres Gemahls überraſcht zu werden. Sie hat daher eine ununterbrochene Reihe von Signalfeuern von Troja bis Mykene veranſtaltet, welche ihr das große Ereigniß melden ſollen. Das Stück hebt an mit der Rede eines Wächters, der die Götter um Erlöſung von ſeinen Mühſeligkeiten anfleht, da er nun ſeit zehn Jahren, dem kalten Nachtthau ausgeſetzt, die wechſelnden Geſtirne habe vorbeiziehen ſehen, und immer vergeblich auf das Zeichen gewartet; zugleich beſeufzt er heimlich das innere Verderbniß des Königshauſes. In dieſem Augenblicke ſieht er die erwünſchte Flamme auflodern, und eilt es ſeiner Gebieterin zu melden. Ein Chor von Greiſen erſcheint, und ſeine Geſänge ſetzen den trojaniſchen Krieg in ſeine verhängnißvollen Beziehungen, ſie führen auf ſeinen Urſprung, auf alle damaligen Prophezeiungen zurück; auf die Opferung der Iphigenia, womit die Abfahrt der Griechen erkauft werden mußte. Klytämneſtra erklärt dem Chor die Urſache ihrer Freudenopfer, bald tritt der Herold Talthybius auf, der alles als Augenzeuge verkündigt; das Schauſpiel der eroberten, geplünderten, den Flammen Preis gegebenen Stadt, den Jubel der Sieger und die Glorie des Heerführers. Nur mit Widerſtreben, um nicht ſeine glückwünſchenden Gebete zu unterbrechen, offenbart er die Unglücksfälle der Griechen, ihre Zerſtreuung, und den von vielen erlittenen Schiffbruch, worin ſich ſogleich der Zorn der Götter kund gethan. Man ſieht leicht ein, wie wenig der Dichter die Einheit der Zeit beobachtet hat, wie er ſich vielmehr des Vorrechtes ſeiner geiſtigen Herrſchaft über die natürlichen Dinge bedient, und die kreiſenden Stunden in ihrem Laufe ſeinem furchtbaren Ziel entgegen beflügelt. Nun kommt Agamemnon ſelbſt mit einer

Art von Triumphzug gefahren: auf ſeinem Wagen nimmt vor ihm Kaſſandra, nach damaligem Heldenrecht ſeine kriegsgefangene Geliebte, einen niedrigeren Sitz ein. Klytämneſtra begrüßt ihn mit heuchleriſcher Freude und Ehrerbietung, ſie läßt durch ihre Sklavinnen die koſtbarſten goldgeſtickten Purpurdecken auf den Boden breiten, damit der Fuß des Siegers ihn nicht berühre. Agamemnon verweigert mit weiſer Mäßigung dieſe nur den Göttern gebührende Ehre; endlich folgt er ihren Einladungen und geht in das Haus. Der Chor fängt an, dunkle Ahndungen zu hegen. Klytämneſtra kommt wieder, um durch freundliches Zureden die Kaſſandra mit in's Verderben zu locken. Dieſe bleibt ſtumm und unbeweglich, aber kaum iſt die Königin hinweg, ſo bricht ſie, von prophetiſcher Wuth ergriffen, in verwirrte Wehklagen aus; bald enthüllt ſie ihre Weiſſagungen dem Chor deutlicher, ſie ſieht im Geiſte alle Gräuel, welche in dieſem Hauſe verübt worden: jenes thyeſteiſche Gaſtmahl, wovon die Sonne ihre Blicke abwandte; die Schatten der zerfleiſchten Kinder erſcheinen ihr auf den Zinnen des Pallaſtes. Sie ſieht auch die eben vorbereitete Mordthat an ihrem Gebieter, und, wiewohl vor dem Mordgeruche ſchaudernd, ſtürzt ſie ſich, wie vom Wahnſinne ergriffen, ihrem unentrinnbaren Tode entgegen, in das Haus; man hört hinter der Scene die Seufzer des ſterbenden Agamemnon. Der Pallaſt öffnet ſich, Klytämneſtra ſteht neben der Leiche ihres Königs und Gemahls, als eine trotzige Verbrecherin, die ihre That nicht nur bekennt, ſondern ſich deren rühmt, und ſie als gerechte Vergeltung für die Agamemnons Ehrgeize geopferte Iphigenia rechtfertigen will. Die Eiferſucht gegen Kaſſandra und das verbrecheriſche Bündniß mit dem unwürdigen Aegiſth, der erſt nach vollbrachter That am Schluße des Stückes ankommt, ſind als Antriebe ganz in den Hintergrund geſchoben und kaum berührt; dieß war nöthig, um die Würde des Gegenſtandes zu retten. Aber auch ſonſt durfte Klytämneſtra nicht als ein ſchwaches verführtes Weib geſchildert werden, ſondern mit Zügen jenes Heldenalters, das an blutigen Kataſtrophen ſo reich iſt, wo alle Leidenſchaften gewaltſam waren, und die Menſchen im Guten und Böſen über das gewöhnliche Maß der ſpäteren kleiner gewordenen Geſchlechter hinausgiengen. Was iſt empörender, was beweiſt eine tiefere Ausartung der Menſchennatur, als grauſame Verbrechen im Schooße feiger Weichlichkeit empfangen? Wenn der Dichter einmal ſolche Verbrechen zu ſchildern hat, ſo ſoll er auf keine Weiſe ſie zu beſchönigen, oder den Abſcheu davor zu mildern ſuchen. Daß uns die Opferung der Iphigenia ſo nahe gerückt wird, hat überdieß den Vortheil, allzu bitterm Unwillen über den Sturz Agamemnons vorzubeugen. Er iſt allerdings nicht ſchuldlos, eine frühere That fällt auf ſein Haupt zurück, nach den religiöſen Vorſtellungsarten der Griechen laſtete überdieß ein alter Fluch auf ſeinem Hauſe: Aegiſthus, der Urheber ſeines Untergangs iſt ein Sohn eben jenes Thyeſtes, an dem ſein Vater Atreus eine ſo unnatürliche Rache nahm; und dieſer verhängnißvolle Zuſammenhang wird uns durch die Chöre, beſonders aber durch die Weiſſagungen der Kaſſandra lebhaft vor die Seele gebracht.

Die hier ſich anſchließenden Choëphoren (d. h. die Spenderinnen des Todtenopfers, von denen als dem Chore das Trauerſpiel benannt wird) übergehe ich für jetzt: ich behalte mir vor, davon zu reden, wann ich eine Vergleichung der Behandlungsweiſe desſelben Stoffes bei den drei Dichtern anſtellen werde.

Der Gegenſtand der Eumeniden iſt, wie ich ſchon oben erwähnte, die Entſündigung und Losſprechung des Oreſt von ſeiner Blutſchuld; es iſt ein Rechtshandel, aber ein ſolcher, wo Götter anklagen, vertheidigen, und dem Gericht vorſitzen, und deſſen Wichtigkeit und Behandlung dieſer Majeſtät entſpricht. Die Scene ſelbſt brachte dabei den Griechen das Ehrwürdigſte, was ſie kannten, vor Augen.

Sie wird eröffnet vor dem weltberühmten Tempel zu Delphi, der den Hintergrund einnimmt; die bejahrte Pythia tritt auf in prieſterlicher Tracht, verrichtet ihr Gebet an alle Götter, welche dem Orakel vorſtanden oder noch vorſtehen, redet das verſammelte Volk an (das wirkliche) und geht in den Tempel, um ſich auf den Dreifuß zu ſetzen. Sie kommt zurück voll Entſetzen, und beſchreibt, was ſie im Tempel geſehen, einen blutbefleckten ſchutzflehenden Mann, und rings umher ſchlafende Frauen mit Schlangenhaaren; hierauf geht ſie durch den vorigen Eingang ab. Apollo tritt alsdann hervor, mit dem Oreſt in Reiſetracht, Schwert und Oelzweig in den Händen. Er verſpricht ihm ſeinen ferneren Schutz, gebietet ihm nach Athen zu flüchten, und empfiehlt ihn der Obhut des nicht ſichtbar gegenwärtigen Mercurs, welche beſonders den Reiſenden und ſolchen, die ſich unbemerkt durchſchleichen müßen, gewidmet war.

Oreſt geht nach der Seite der Fremden ab, Apollo in den Tempel zurück, der offen bleibt, und die rings auf Seßeln ſchlafenden Furien im Innern erblicken läßt. Jetzt kommt der Schatte Klytämneſtras die charoniſche Stiege herauf, und durch die Orcheſtra auf die Bühne. Man darf ſie ſich nicht als ein hageres Gerippe denken, ſondern die Geſtalt der Lebenden, nur bleich, in der Bruſt noch die Wunden, in luftfarbige Gewänder gehüllt. Sie ruft die Furien mit vielen Vorwürfen auf, und verſchwindet dann, wahrſcheinlich durch eine Verſenkung. Dieſe erwachen, und da ſie den Oreſt nicht mehr finden, tanzen ſie während des Chorgeſanges in wildem Taumel auf der Bühne umher. Apoll tritt wieder aus dem Tempel, und ſcheucht ſie als verhaßte, ſein Heiligthum entweihende Weſen weg. Man denke ihn ſich dabei mit dem erhabenen Unwillen und der drohenden Stellung des vaticaniſchen Apoll, mit Köcher und Bogen, ſonſt mit Leibrock und Chlamys bekleidet.

Jetzt verwandelt ſich die Scene, da die Griechen aber bei dergleichen gern den kürzeſten Weg zu gehen pflegten, ſo blieb vielleicht der Hintergrund unverändert, und mußte nun den Tempel der Pallas auf dem Marshügel (Areopagus) vorſtellen, die Seitendecorationen verwandeln ſich in Athen und die Landſchaft umher. Oreſt kommt wie ein Flüchtling aus der Fremde, und umſchlingt hülfebittend die vor dem Tempel ſtehende Statue der Pallas. Der Chor (der nach der eigenen Angabe des Dichters ſchwarz gekleidet war, mit purpurnem Gürtel und Schlangen in den Haaren, die Maſken etwa wie furchtbar ſchöne Meduſenköpfe, auch das Alter nach den Grundſätzen der Plaſtik nur angedeutet) folgt ihm hieher auf dem Fuße nach, bleibt aber nun den übrigen Theil des Stückes hindurch unten in der Orcheſtra. Zuerſt hatten ſich die Furien gezeigt als Raubthiere, wüthend darüber, daß die Beute ihnen entſprungen, jetzt beſingen ſie mit ruhiger Würde ihr hohes furchtbares Amt unter den Sterblichen, ſprechen das ihnen verfallene Haupt des Oreſtes an, und weihen es mit geheimnißvollen Zauberworten endloſer Qual. Pallas, die kriegeriſche Jungfrau, kommt auf einem vierſpännigen Wagen, durch das Gebet des Schützlings herbeigerufen. Sie erfragt und hört mit Ruhe das Anliegen Oreſts und ſeiner Widerſacherinnen, endlich übernimmt ſie, nach weiſer Erwägung jeder Rückſicht, das ihr von beiden angetragene Schiedsrichteramt. Die zuſammenberufenen Richter nehmen ihre Sitze auf den Stufen des Tempels ein, der Herold gebietet durch die Trompete dem Volke Stillſchweigen wie bei einer wirklichen Gerichtsverhandlung. Apollo tritt herzu, um für ſeinen Schützling zu ſprechen, die Furien verweigern vergeblich ſeine Einmiſchung, und nun werden die Gründe für und gegen die That zwiſchen ihnen in kurzen Reden durchgeſtritten. Die Richter werfen ihre Steinchen in die Urne, Pallas wirft ein weißes hinzu, alles iſt in der höchſten Spannung. Oreſt ruft voller Seelenangſt zu ſeinem Beſchützer:

O Phöb' Apollon, wie entſchieden wird der Zwiſt?

Die Furien dagegen:

O ſchwarze Nacht! Stammmutter, ſchauſt du dieſes an?

Bei der Zählung findet ſich die Zahl der ſchwarzen und weißen Steinchen gleich, und der Beklagte iſt dadurch nach Erklärung der Pallas losgeſprochen. Er bricht in freudige Dankſagungen aus, während die Furien ſich gegen den Frevelmuth der jungen Götter empören, der ſich Alles wider die vom titaniſchen Stamme erlaube. Pallas erträgt ihren Zorn gleichmüthig, redet mit Güte, ja mit Verehrung zu ihnen; dieſe ſonſt ſo unzähmbaren Weſen können ihrer milden Beredſamkeit nicht widerſtehen. Sie verſprechen das Land, wo ſie herrſcht, zu ſegnen, Pallas dagegen, ihnen ein Heiligthum im attiſchen Gebiet einzuräumen, wo ſie die Eumeniden, das heißt die Wohlwollenden, genannt werden. Alles endiget mit einem feierlichen Umzuge und ſegnenden Geſängen, indem Schaaren von Kindern, Frauen und Greiſen, in purpurnen Gewändern und mit Fackeln die Furien hinausgeleiten.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die ganze Trilogie zurück. Im Agamemnon herrſcht am meiſten die Willkür in der unternommenen und ausgeführten That: die erſte handelnde Perſon iſt eine große Verbrecherin, und das Stück endiget mit dem empörenden Eindruck triumphierender frevelhafter Tyrannei. Die Beziehung auf ein früher vorbereitendes Verhängniß habe ich ſchon erwähnt.

Die That in den Choëphoren iſt theils vom Apollo befohlen, alſo Veranſtaltung des Schickſals, theils aus natürlichen Antrieben entſprungen: der Begierde den Vater zu rächen, der Bruderliebe für die unterdrückte Elektra. Der Kampf zwiſchen der Natur und dem ſittlichen Geſetz kommt erſt nach der That recht zum Vorſchein, und gönnet auch hier dem Zuſchauer keine volle Beruhigung.

Die Eumeniden ſtehen gleich vom Anfange auf der höchſten tragiſchen Höhe; alles Vorhergegangene iſt wie in einem Brennpunkt verſammelt. Oreſt iſt zum bloß leidenden Werkzeuge des Schickſals geworden. Das freie Handeln iſt in die höhere Sphäre der Götter übergegangen. Pallas iſt eigentlich die Hauptperſon. Der Widerſpruch zwiſchen den heiligſten Verhältniſſen, der im Leben öfter vorkommt, unauflösbar für den Menſchen, wird als ein Zwiſt in der Götterwelt vorgeſtellt.

Und dieß führt mich auf die tiefe Bedeutung des Ganzen. Die alte Mythologie überhaupt iſt ſymboliſch, wiewohl nicht allegoriſch, was ſich allerdings unterſcheiden läßt. Allegorie iſt die Perſonification eines Begriffes, eine lediglich in dieſer Abſicht vorgenommene Dichtung; ſymboliſch aber iſt das, was die Einbildungskraft zwar auf andere Veranlaßungen gedichtet, oder was ſonſt eine von dem Begriff unabhängige Wirklichkeit hat, was aber dennoch einer ſinnbildlichen Auslegung ſich willig füget, ja ſie von ſelbſt darbietet.

Die Titanen überhaupt bedeuten die dunkeln geheimnißvollen Urkräfte der Natur und des Gemüthes; die jüngeren Götter, was mehr in den Kreiß des Bewußtſeins eintritt. Jene ſind dem urſprünglichen Chaos näher verwandt, dieſe gehören einer ſchon geordneten Welt an. Die Furien ſind die furchtbare Gewalt des Gewißens, in ſo fern es auf dunkeln Gefühlen und Ahndungen beruht, und keinen Vernunftgründen weicht. Vergebens mag Oreſt ſich alle noch ſo gerechten Bewegungsgründe ſeiner That vorhalten, die Stimme des Blutes klagt ihn an. Apollo iſt der Gott der Jugend, der edlen Aufwallung leidenſchaftlichen Unwillens, der kühnen That. Darum hat er ſie befohlen. Pallas iſt beſonnene Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung, welche allein den Streit zu ſchlichten vermag.

Schon das Einſchlafen der Furien im Tempel iſt ſymboliſch: nur in der heiligen Freiſtätte, in der Zuflucht zur Religion findet der Flüchtling Ruhe vor ſeiner Gewißensqual. Kaum aber hat er ſich in die Welt hinausgewagt, ſo erſcheint das Bild der ermordeten Mutter, und erweckt ſie wieder. Auch in den Reden der Klytämneſtra liegt das Symboliſche oben auf, wie in den Attributen der Furien, den Schlangen, dem Ausſaugen des Blutes. So der Abſcheu des Apollo vor ihnen; dieſe Sinnbildlichkeit geht durch alles hindurch. Die gleiche Stärke der Triebfedern für und gegen die That wird durch die getheilte Anzahl der Richter bezeichnet. Wenn endlich den beſänftigten Furien ein Heiligthum im atheniſchen Gebiet eingeräumt wird, ſo heißt dieß: die Vernunft ſoll ihre ſittlichen Grundſätze nicht überall gegen den unwillkürlichen Trieb geltend machen wollen, es giebt im menſchlichen Gemüth eine nicht zu überſchreitende Gränze, welche zu berühren jeder ehrfurchtsvoll vermeiden muß, der inneren Frieden bewahren will.

So viel von der tiefen philoſophiſchen Bedeutung, die uns bei dieſem Dichter, der nach Ciceros Zeugniß ein Pythagoräer war, nicht unerwartet kommen darf. Aeſchylus hatte aber auch politiſche Zwecke. Zunächſt die Verherrlichung Athens. Delphi war der religiöſe Mittelpunkt Griechenlands, und doch, wie tritt es in den Schatten zurück! Nur gegen den erſten Andrang der Verfolgung kann es den Oreſt ſchützen, ihn nicht vollſtändig frei machen; dieß iſt dem Lande der Geſetzmäßigkeit und Menſchlichkeit vorbehalten. Er wollte ferner, und dieß war die Hauptſache, als zum Heil Athens weſentlich, den Areopag empfehlen, einen unbeſtechlichen, jedoch milden Gerichtshof, bei dem beſonders das weiße dem Verklagten günſtige Steinchen der Pallas eine Erfindung iſt, welche der Menſchlichkeit der Athener Ehre macht. Der Dichter zeigt uns, wie aus einem ungeheuren Kreißlauf von Verbrechen eine Anſtalt hervorgeht, die ein Segen für die Menſchheit wurde.

Ich finde nicht, daß dem Aeſchylus durch das ausdrückliche Zeugniß irgend eines Alten dieſer Zweck zugeſchrieben wird. Allein er iſt unverkennbar, beſonders in der Rede der Pallas nach beendigter Anklage und Vertheidigung. Auch ſtimmt dieß mit der Angabe überein, daß in demſelben Jahre, wo die Oreſtie aufgeführt worden, dem erſten der achtzigſten Olympiade, ein gewiſſer Ephialtes das Volk gegen den Areopag aufwiegelte, welcher der beſte Wächter der alten ſtrengeren Verfaßung war, und die demokratiſchen Ausſchweifungen im Zaume hielt. Dieſer Ephialtes wurde bei Nacht von einer unbekannten Hand ermordet. Aeſchylus erhielt den erſten Preis in den theatraliſchen Spielen, indeſſen weiß man, daß er bald darauf Athen verlaßen, und ſeine letzten Lebensjahre in Sicilien zugebracht. Es iſt möglich, daß, wiewohl die Kampfrichter ihm hatten Gerechtigkeit widerfahren laßen, der große Haufe dennoch einen Widerwillen gegen ihn faßte, und daß ihn dieß auch ohne förmlich ausgeſprochenes Verbannungsurtheil bewog, ſeine Vaterſtadt zu meiden. Die Sage, der Anblick des allzu entſetzlichen Furienchors habe Kindern tödliche Zuckungen und Frauen Fehlgeburten zugezogen, ſcheint mir fabelhaft. Schwerlich wäre ein Dichter gekrönt worden, durch deſſen Schuld ſolche Vorfälle das Feſt entweiht hatten.

Aber thun ſolche fremdartige Zwecke, wird man fragen, dem reinen poetiſchen Eindrucke des Ganzen keinen Abbruch? Freilich auf die Weiſe, wie viele Dichter und ſchon Euripides ſich in ſolchen Fällen benommen haben. Bei'm Aeſchylus aber iſt viel mehr die Abſicht der Poeſie dienſtbar, als dieſe jener. Er ſteigt nicht zu einer beſchränkten Wirklichkeit hinab, ſondern erhebt ſie in eine höhere Sphäre, und knüpft ſie an die erhabenſten Vorſtellungen an.

An der Oreſtie des Aeſchylus beſitzen wir gewiß eins der erhabenſten Gedichte, wozu ſich je eine menſchliche Einbildungskraft erſchwungen, und wahrſcheinlich die reifſte und vollkommenſte unter allen Hervorbringungen ſeines Genius. Die Zeitangabe ſtimmt hiemit überein: denn er war wenigſtens ſechzig Jahr alt, als er dieſe Schauſpiele auf die Bühne brachte, die letzten, womit er zu Athen um den Preis warb. Indeſſen iſt jedes der übrigen auf uns gekommenen Stücke für eine Seite der Eigenthümlichkeit des Dichters, oder für die Stufe der Kunſt, worauf er jedesmal ſtand, merkwürdig.

Die Schutzgenoßinnen möchte ich für eins ſeiner früheren Werke halten. Vermuthlich ſtand es, zu einer Trilogie von Tragödien über denſelben Gegenſtand gehörig, zwiſchen zwei andern in der Mitte, deren Namen ſich auch im Verzeichniß ſinken, nämlich den Aegyptiern und den Danaiden. Das erſte ſchilderte die Flucht der Danaiden aus Aegypten vor der verabſcheuten Vermählung mit ihren Vettern; das zweite, wie ſie Schutz in Argos ſuchen und finden; das dritte die Ermordung der aus Zwang genommenen Gatten. Wir ſind geneigt, in dem Inhalt der beiden erſten Stücke nur einzelne Auftritte, Einleitungen zu der erſt eigentlich tragiſchen Handlung des letzten zu ſehen. Allein die Tragödie war auf dieſer Stufe eben ſo genügſam in Begränzung des Ganzen, als bedürftig in Abſicht auf Verknüpfung zu einem größeren Kreiße. Der Chor in den Schutzgenoßinnen iſt nicht bloß mithandelnd, wie in den Eumeniden, ſondern er iſt in ſo fern die Hauptperſon, als die Theilnahme ſich auf ihn vornehmlich lenken ſoll. Dieſe Verfaßung der Tragödie iſt weder der Schilderung eigenthümlicher Gemüthsart, noch der Rührung durch Leidenſchaften, nach der griechiſchen Kunſtſprache weder dem Ethos noch dem Pathos günſtig. Der Chor hat nur Eine Stimme, nur Eine Seele: das einer ganzen Schaar junger Mädchen gemeinſame Gemüth würde durch jede ausſchließende Beſonderheit in Widerſpruch mit der Natur der Dinge geſetzt werden; es läßt ſich nur mit den allgemeinen Zügen der Menſchheit, dann des Geſchlechtes und Alters, allenfalls der Nation bezeichnen. Dieß letzte hat Aeſchylus mehr gewollt, als geleiſtet: er legt ein großes Gewicht auf die ausländiſche Stammesart der Danaiden; doch bezeugt er ſie nur von ihnen, ohne den fremden Charakter in ihren Reden ſelbſt erkennen zu laßen. Geſinnungen, Entſchlüße, Handlungen Vieler, ſo übereinſtimmend offenbart, gefaßt und vollführt wie die Bewegungen einer geordneten Kriegerſchaar, haben ſchwerlich das Anſehen von etwas frei und unmittelbar aus dem Innerſten Kommendem. Lagen und Schickſale aber erregen in einem einzelnen bis zur vertrauten Bekanntſchaft entwickelten Beiſpiele die Theilnahme ſtärker, als in einer Menge gleichförmig wiederholter Abdrücke, die zur Maſſe werden. Man muß es mehr als bezweifeln, ob Aeſchylus die Geſchichte des dritten Stückes ſo behandelt haben wird, daß die einzige Danaide, welche Ausnahme macht, Hypermneſtra, mit ihrem Mitleiden oder ihrer Liebe der Hauptgegenſtand wurde; vermuthlich hat er auch hier die in herrlichen Chorgeſängen ausgeſprochenen Klagen, Wünſche, Beſorgniſſe und Gebete Aller, dieſe geſellige Feſtlichkeit des Handelns und Leidens vorwalten laßen.

Auch in den Sieben vor Thebe ſprechen der König und der Bote, deren Reden den größten Theil des Stückes ausfüllen, mehr kraft ihres Amtes, als wie Dolmetſcher perſönlicher Gefühle. Die Schilderung des die Stadt bedrohenden Angriffes und der ſieben Führer, die ſich wie himmelſtürmende Giganten zu deren Untergang verſchworen haben, und ihren Uebermuth in den Sinnbildern der Schilde zur Schau tragen, iſt epiſcher Stoff, in tragiſchen Pomp gekleidet. Dieſe lange ſteigende Vorbereitung iſt des einen erſchütternden Augenblickes werth, wo Eteokles, der bis dahin, wachſam und muthig gefaßt, an jedem Thor einem der trotzenden Feinde einen vaterlandsliebenden Helden entgegengeſtellt hat, da ihm nun als der ſiebente der Stifter des ganzen Unheils, Polynikes geſchildert wird, hingerißen von den Furien der väterlichen Fluche, ihn ſelbſt bekämpfen will, und ungeachtet aller Beſchwörungen des Chores, mit klarem Bewußtſein des unausweichlichen Verderbens ſich dem Bruderwechſelmorde entgegenſtürzt. Der Krieg an ſich iſt kein Gegenſtand für die Tragödie, von der bedeutungsvollen Rüſtung führt uns der Dichter raſch zur Entſcheidung fort; die Stadt iſt gerettet, die beiden Thronbewerber ſind gegenſeitig durch ihre eigene Hand gefallen, und ihre Leichenklage, worein ſich die Schweſtern und der Chor der thebaniſchen Mädchen theilen, beſchließt das Ganze. Merkwürdig iſt es, daß der Entſchluß der Antigone trotz des Verbotes ihren Bruder nicht unbeerdigt zu laßen, womit Sophokles ſein Stück dieſes Namens eröffnet, hier dem Ende eingeflochten iſt, wodurch ſich alſo, wie in den Choëphoren eine neue Verwickelung unmittelbar anknüpft.

Ich wünſchte annehmen zu dürfen, Aeſchylus habe die Perſer bloß aus Gefälligkeit gegen den König von Syrakus, Hiero, gedichtet, der begierig war, ſich die großen Begebenheiten des perſiſchen Krieges mehr zu vergegenwärtigen. So lautet auch eine Angabe, nach einer andern aber war das Stück ſchon früher in Athen gegeben worden. Es iſt abweichend durch die Wahl des Stoffes, die wir oben berührten, und in der Behandlung unter allen Tragödien des Dichters, die wir haben, unſtreitig die unvollkommenſte. Kaum wird anfangs durch das Traumgeſicht der Atoſſa die Erwartung hingehalten; mit der erſten Botſchaft iſt ſogleich die ganze Kataſtrophe da, und an keinen Fortſchritt weiter zu denken. Indeſſen wäre es auch kein rechtes Drama, ſo iſt es doch ein ſtolzer Siegesgeſang der Freiheit, verkleidet in die weiche und endloſe Wehklage um die gefallene Herrlichkeit des Unterjochers. Mit großer Weisheit ſchildert der Dichter hier und in den Sieben vor Thebe den Ausgang der Kämpfe nicht als zufällig, wie er faſt immer bei'm Homer erſcheint, (denn dem Zufall ſoll einmal in der Tragödie nichts eingeräumt werden) ſondern durch übermüthige Verblendung auf der einen, durch beſonnene Mäßigung auf der andern Seite voraus bedingt.

Der gefeſſelte Prometheus ſtand vermuthlich wiederum in der Mitte zwiſchen zwei andern, dem feuerbringenden und dem erlöſten Prometheus. Von dem erſten finden ſich unter den verlorenen Stücken, die hier und da erwähnt werden, zwei Namen, der Form nach verſchieden, durch die Bedeutung einander ſehr ähnlich. Einige Gelehrte haben demnach zwei verſchiedene Stücke angenommen, andere die beiden Namen als gleichgeltend betrachtet. In dieſem Falle wäre dann das erſte Glied der Trilogie zweifelhaft, weil ein auf die Erfindung des Feuers bezügliches Fragment unverkennbar aus einem ſatyriſchen Drama entnommen iſt. Von dem erlöſten Prometheus iſt uns ein bedeutendes Bruchſtück in der lateiniſchen Ueberſetzung des Attius aufbehalten.

Der gefeſſelte Prometheus iſt die Darſtellung ſtandhaften Leidens, und zwar des unſterblichen Leidens eines Gottes. An einen öden Felſen, dem umkreißenden Ocean gegenüber, hingebannt, umfaßt dieß Schauſpiel dennoch die Welt, den Olymp der Götter und die menſchenbewohnte Erde, alles über dem jähen Abgrunde der dunkeln titaniſchen Urkräfte kaum noch in ſichrer Verfaßung ruhend. Prometheus leidet nicht im Einverſtändniß mit der weltregierenden Macht, ſondern er büßt ſeine Empörung gegen ſie, und dieſe Empörung beſteht in nichts anderm, als der bezweckten Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes. So wird er ein Bild der Menſchheit ſelbſt, wie ſie mit unſeliger Vorausſicht an ihr enges Daſein feſtgeſchmiedet, ohne irgend einen Bundesgenoßen, den gegen ſie verſchwornen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerſchüttertes Wollen, und das Bewußtſein ihrer hohen Anſprüche entgegen zu ſetzen hat. Die andern Dichtungen der griechiſchen Tragiker ſind einzelne Tragödien; dieſe, möchte ich ſagen, iſt die Tragödie ſelbſt: ihr innerſter Geiſt in ſeiner erſten noch ungemilderten Herbigkeit, ganz darniederwerfend und vernichtend offenbart.

Aeußerliche Handlung iſt wenig in dieſem Stücke: vom Anfange an duldet und will Prometheus, er will und duldet immer das Gleiche. Aber der Dichter hat meiſterhaft in das unwiderruflich Feſtgeſetzte noch Wechſel und Fortſchritt zu bringen, und die unerreichte Größe ſeines erhabenen Titanen an deſſen Umgebungen abzumeſſen gewußt. Erſt das Schweigen des Prometheus während ſeiner grauſamen Feßelung und der rauhen Aufſicht der Stärke und Gewalt, gegen deren Drohungen Vulkan, ihr Werkzeug, nur ein unerſprießliches Mitleiden aufzubringen hat; dann ſeine einſame Klage, die Ankunft der weiblich zarten Oceaniden, unter deren zagendem Bedauern er ſeinem Gemüth hingegebner Luſt macht, die Urſachen ſeines Falles erzählt, und von der Zukunft weiſſagt, jedoch mit weiſer Zurückhaltung ſie nur halb enthüllt; der Beſuch des alten Oceanus, eines verwandten Gottes vom Stamme der Titanen, der unter dem Schein, ſich eifrig für ihn verwenden zu wollen, ihm doch zur Unterwerfung gegen Zeus räth, und deßwegen mit ſtolzer Verachtung von ihm weggewieſen wird: wie dann die im Wahnſinn umhergetriebene Jo herbeikommt, ein Opfer derſelben Tyrannei, welcher Prometheus unterliegt; wie er ihr die noch bevorſtehenden Irrſale, und ihr endliches Schickſal prophezeit, das mit dem ſeinigen zuſammenhängt, weil aus ihrem Blute nach vielen Menſchenaltern ihm ein Retter entſtehen ſoll, wie ferner Merkur, als der Bote des Welttyrannen, gebieteriſch drohend ihm ſein Geheimniß abfordert, auf welche Weiſe Zeus auf ſeinem Throne gegen alle Tücken des Schickſals zu ſichern ſei; wie zuletzt nach kaum ausgeſprochener Weigerung, unter Donner, Blitz, Sturm und Erdbeben, Prometheus zuſammt dem Felſen, der ihn gefeßelt hält, in den Schooß der Unterwelt hinabgeſchlungen wird. Der Triumph des Unterliegens iſt wohl niemals glorreicher gefeiert worden, und man hat Mühe zu begreifen, wie der Dichter im erlöſten Prometheus ſich auf der gleichen Höhe hat erhalten mögen.

Ueberhaupt ſind die Schauſpiele des Aeſchylus ein Beiſpiel unter vielen, daß in der Kunſt wie in der Natur rieſenhafte Erzeugniſſe denen von geregeltem Ebenmaß vorangehen, welche ſich dann bis zur Niedlichkeit und Unbedeutendheit verkleinern, und daß die Poeſie in ihrer urſprünglichen Erſcheinung immer der Ehrwürdigkeit der Religion am nächſten iſt, wie ſich dieſe auch unter dem jedesmaligen Menſchengeſchlecht geſtalten mochte.

Eine uns aufbewahrte Aeußerung des Dichters beweiſet, daß er ſich auf dieſer Stufe zu behaupten ſtrebte, und das Herabſinken vom Göttlichen durch künſtliche Ausbildung geflißentlich mied. Seine Brüder munterten ihn auf, einen neuen Päan zu ſchreiben. Er antwortete: „der alte von „Tynnichus ſei am beſten gedichtet, dem ſeinigen mit dieſem „zuſammengehalten würde es eben ſo ergehen, wie den neueren „Statuen mit den alten; denn dieſe, bei aller Einfachheit, „würden für göttlich gehalten, die neuen ſorgfältig ausgearbeiteten hingegen würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit.“ Wie in Allem, ſo führte ihn auch in ſeiner Berührung mit dem Gottesdienſte ſeine Kühnheit bis an die äußerſte Gränze, und ſo geſchah es, daß er beſchuldigt wurde, in einem ſeiner Stücke die eleuſiniſchen Geheimniſſe verrathen zu haben, und nur auf die Fürbitte ſeines Bruders Amynias, der die in der Schlacht bei Salamis empfangenen Wunden vorzeigte, losgeſprochen ward. Vielleicht glaubte er, in der dichteriſchen Mittheilung ſei die Weihung zu den Myſterien ſchon enthalten, und niemanden werde auf dieſem Wege etwas offenbart, der deſſen nicht würdig ſei.

Der tragiſche Stil des Aeſchylus iſt allerdings noch unvollendet, und ſchweift nicht ſelten in unverſchmolzenen epiſchen und lyriſchen Beſtandtheilen aus. Abgerißen, unmäßig, hart iſt er oft; kunſtvollere Tragödien nach ihm zu dichten, war ſehr möglich, in der faſt übermenſchlichen Großheit möchte er wohl immer unübertroffen bleiben, da ihn hierin ſein glücklicher jüngerer Nebenbuhler, Sophokles, ſelbſt nicht erreichte. Dieſer that über ihn den Ausſpruch, und kündigte ſich dadurch als einen denkenden Künſtler an: „Aeſchylus thue das Rechte, aber ohne es zu wißen;“ einfache Worte, die jedoch das ganz erſchöpfen, was wir unter einem bewußtlos wirkenden Genius verſtehen.

Siebente Vorleſung.

Leben und dichteriſcher Charakter des Sophokles. Schätzung ſeiner Tragödien im Einzelnen.

Sophokles fällt mit ſeinem Geburtsjahre zwiſchen die ſeines Vorgängers und des Euripides faſt in die Mitte hinein, ſo daß er etwa ein halbes Menſchenalter von jedem abſteht; die Angaben ſtimmen nicht ganz überein. Von beiden aber war er den größten Theil ſeines Lebens hindurch Zeitgenoſſe. Mit Aeſchylus hat er häufig um den tragiſchen Epheukranz gerungen, und den Euripides, der doch gleichfalls ein hohes Alter erreichte, hat er noch überlebt. Es ſcheint, daß eine gütige Vorſehung an dieſem einzigen Manne dem Menſchengeſchlechte, um im Sinne der alten Religion zu ſprechen, die Würde und die Glückſeligkeit ſeines Looſes offenbaren wollte, indem ſie ihm zu allem Göttlichen, was das Gemüth und den Geiſt ſchmücken und erheben kann, auch alle erdenklichen Segnungen des Lebens verlieh. Von wohlhabenden und angeſehenen Eltern, als freier Bürger des gebildetſten Staates von Griechenland geboren zu ſein, dieß waren nur die erſten Vorausſetzungen dazu. Schönheit des Leibes wie der Seele, und ungeſtörter Gebrauch von beider Kräften in vollkommener

Geſundheit bis an das äußerſte Ziel des menſchlichen Lebens, eine Erziehung in der gewählteſten Fülle der Gymnaſtik und Muſik, deren jene ſo mächtig war, ſchönen Naturanlagen Energie, dieſe, Harmonie zu ertheilen; die ſüße Blüthe der Jugend, und die reife Frucht des Alters; der Beſitz und ununterbrochene Genuß der Poeſie und Kunſt, und die Ausübung heiterer Weisheit; Liebe und Achtung unter den Mitbürgern, Ruhm im Auslande, und das Wohlgefallen und die Gnade der Götter: dieß ſind die allgemeinſten Züge von der Geſchichte dieſes frommen heiligen Dichters. Es iſt als ob die Götter, unter denen er ſich beſonders dem Bacchus als dem Geber aller Freude und dem Bildner des vormals rohen Menſchengeſchlechtes durch Darſtellung ſeiner tragiſchen Feſtſpiele frühzeitig widmete, gewünſcht hätten, ihn unſterblich zu machen, ſo lange ſchoben ſie ſeinen Tod hinaus; und da dieß nicht möglich war, löſten ſie ſein Leben wenigſtens ſo gelinde als möglich, um ihn unvermerkt eine Unſterblichkeit mit der andern, die lange Dauer ſeines irdiſchen Daſeins mit der Unvergänglichkeit ſeines Namens vertauſchen zu laßen. Als ein Jüngling von ſechszehn Jahren wurde er wegen ſeiner Schönheit gewählt, dem Chor der Jünglinge, welche nach der Schlacht bei Salamis (in welcher Aeſchylus mitgefochten und ſie herrlich geſchildert) den Päan um die aufgerichtete Trophäe aufführten, nach griechiſcher Sitte auf der Leier ſpielend vorzutanzen; ſo daß die ſchönſte Entfaltung ſeiner Jugendblüthe mit der glorwürdigſten Epoche des atheniſchen Volkes in demſelben Moment zuſammentraf. Ein Feldherrn-Amt verwaltete er zugleich mit Perikles und Thukydides, ſchon dem Greiſenalter näher; ferner das Prieſterthum eines einheimiſchen Heroen. Im fünfundzwanzigſten Jahre fieng er an Tragödien aufzuführen, zwanzigmal erwarb er den Sieg, öfter die zweite Stelle, niemals die dritte; in dieſer Bemühung fuhr er mit zunehmendem Gelingen fort, bis über ſein neunzigſtes Jahr hinaus, ja vielleicht rühren aus dieſer ſpäten Zeit einige ſeiner größten Werke her. Man hat die Sage, er ſei von einem älteren Sohn oder Söhnen verklagt worden, weil er einen Enkel von einer andern Gattin zärtlicher liebte, als ſei er vor Alter kindiſch geworden, und nicht mehr im Stande ſein Vermögen zu verwalten. Er habe ſtatt aller Vertheidigung den Richtern ſeinen ſo eben gedichteten Oedipus in Kolonos, oder nach Andern den herrlichen Chorgeſang daraus, welcher Kolonos, ſeinen Geburtsort, verherrlicht, vorgeleſen, und hierauf ſeien die Richter ohne Weiteres bewundernd auseinander gegangen, und man habe ihn im Triumph nach Hauſe begleitet. Wenn es gegründet iſt, daß er den eben genannten zweiten Oedipus ſo ſpät geſchrieben, wie ſelbiger denn in der Entfernung von allem herben Ungeſtüm der Jugend, in der reifen Milde die Spuren davon an ſich trägt, ſo gewährt uns dieß das Bild zugleich des liebenswürdigſten und ehrwürdigſten Alters. Wiewohl die abweichenden Sagen von ſeiner Todesart fabelhaft ſcheinen, ſo ſtimmen ſie doch darin überein, und haben auch dieſe wahrhafte Bedeutung, daß er mit ſeiner Kunſt oder etwas darauf Bezug Habendem beſchäftigt ohne Krankheit verſchieden ſein ſoll; daß er alſo, wie ein grauer Schwan des Apollo ſein Leben in Geſängen ausgehaucht. So achte ich auch die Geſchichte, wie der lacedämoniſche Feldherr, welcher den Ort ſeiner väterlichen Begräbniſſe verſchanzt hatte, durch eine doppelte Erſcheinung des Bacchus angemahnt worden ſei, die Beerdigung des Sophokles daſelbſt zu geſtatten, und deshalb einen Herold an die Athener geſandt, für wahrhaft; ſo wie alles, was dazu dient, die verklärte Ehrwürdigkeit dieſes

Mannes in's Licht zu ſtellen. Fromm und heilig nannte ich ihn in ſeinem eigenen Sinne. Aber wiewohl ſeine Werke ganz die antike Großheit, Anmuth und Einfalt athmen, iſt er dennoch unter allen griechiſchen Dichtern derjenige, deſſen Empfindungen am meiſten Verwandtſchaft mit dem Geiſte unſerer Religion haben.

Nur Eine Naturgabe war ihm verſagt: eine tönende Stimme zum Geſange. Er konnte nur die harmoniſchen Ergießungen anderer Stimmen veranlaßen und lenken, und ſoll daher auch die vorher beſtehende Sitte, daß der Dichter in ſeinen Stücken ſelbſt mitſpielte, für ſich aufgehoben, und nur ein einziges Mal (wieder ein ſehr bedeutender Zug) als der Sänger Thamyris erſcheinend die Zither geſpielt haben.

In ſo fern Aeſchylus, welcher die tragiſche Poeſie von der erſten Rohheit zu der Würde ſeines Kothurns ausgebildet hatte, ihm vorangieng, ſteht Sophokles in einem hiſtoriſchen Kunſtverhältniſſe zu ihm, worin ihm allerdings die Unternehmungen jenes urſprünglichen Meiſters zu ſtatten kamen, ſo daß Aeſchylus als der entwerfende Vorgänger, Sophokles als der vollendende Nachfolger erſcheint. Die kunſtreichere Verfaſſung der Dramen des letztgenannten iſt leicht zu bemerken: die Einſchränkung des Chores im Verhältniß zum Dialog, die Ausbildung der Rhythmen und der reiner attiſchen Diction, die Einführung mehrerer Perſonen, die reichere Verknüpfung der Fabeln, die Vermannichfaltigung der Vorfälle, und die vollſtändigere Entwickelung, das ruhigere Feſthalten aller Momente der Handlung, und die mehr theatraliſche Heraushebung der entſcheidenden, die vollkommnere Abrundung des Ganzen, auch ſchon äußerlich betrachtet. Allein es iſt noch etwas anderes, wodurch er den Aeſchylus überſtrahlt, und die Gunſt des Schickſals verdiente, einen ſolchen Vorgänger gehabt zu haben, und mit ihm an denſelben Gegenſtänden zu wetteifern: ich meine die innere harmoniſche Vollendung ſeines Gemüths, vermöge deren er jede Pflicht des Schönen aus Neigung erfüllte, und deſſen freier Trieb von einem bis zur Durchſichtigkeit klar gewordenen Selbſtbewußtſein begleitet war. An Kühnheit den Aeſchylus zu übertreffen dürfte unmöglich ſein: ich halte aber dafür, daß Sophokles nur wegen ſeiner weiſen Mäßigung weniger kühn erſcheint, da er überall mit größtem Nachdruck zu Werke geht, ja vielleicht mit durchgeführterer Strenge; wie ein Menſch, der ſeine Gränzen genau kennt, innerhalb derſelben deſto zuverſichtlicher auf ſeinen Rechten beſteht. Wie Aeſchylus gern Alles in die Empörungen der titaniſchen Urwelt hinausſpielt, ſo ſcheint Sophokles ſich hingegen der Göttererſcheinungen nur nothwendigerweiſe zu bedienen: er bildete Menſchen, wie das Alterthum allgemein eingeſtand, beßer, das heißt nicht, ſittlicher und fehlerfreier, ſondern ſchöner und edler als die wirklichen, und indem er alles in dem menſchlichſten Sinne nahm, fiel ihm zugleich die höhere Bedeutung zu. Allem Anſcheine nach iſt er auch in der ſceniſchen Ausſchmückung gemäßigter geweſen als Aeſchylus, hat vielleicht gewähltere Schönheit, aber nicht ſo koloſſalen Pomp wie dieſer geſucht.

Als charakteriſtiſch haben die Alten an dieſem Dichter die angeborne Süßigkeit und Anmuth geprieſen, wegen deren ſie ihn die attiſche Biene nannten. Wer zum Gefühl dieſer Eigenſchaft hindurch gedrungen iſt, der darf ſich ſchmeicheln, daß ihm der Sinn für die antike Kunſt aufgegangen ſei, denn die heutige Empfindſamkeit möchte, weit entfernt in jenes Urtheil einſtimmen zu können, vielmehr in den ſophokleiſchen Tragödien, ſowohl was die Darſtellung körperlicher

Leiden betrifft, als in den Geſinnungen und Anordnungen, vieles unerträglich herbe finden.

Im Verhältniß zu der großen Fruchtbarkeit des Sophokles, da er nach Einigen hundert und dreißig Stücke geſchrieben haben ſoll (wovon aber der Grammatiker Ariſtophanes ſiebzehn für unächt erklärte), nach den mäßigſten Angaben achtzig, iſt uns freilich von ihm wenig übrig geblieben, da wir nur ſieben haben. Doch hat uns der Zufall dabei gut bedacht, indem ſich hierunter verſchiedene finden, die bei den Alten als ſeine vorzüglichſten Meiſterwerke anerkannt waren, wie die Antigone, die Elektra, und beide Oedipus; auch ſind ſie ziemlich unverſtümmelt und mit unverdorbenem Text auf uns gekommen. Von den neueren Kunſtrichtern iſt ohne Grund meiſtens der erſte Oedipus, und der Philoktetes vor allen andern bewundert worden: jener wegen der künſtlichen Verwicklung, bei welcher die ſchreckliche, ſelbſt die Neugierde ſpannende Kataſtrophe (welches letzte in den griechiſchen Tragödien ſo ſelten der Fall iſt) unvermeidlich durch eine Folge unter einander zuſammenhängender Veranlaßungen herbeigeführt wird; dieſer wegen der meiſterhaften Charakteriſtik und der ſchönen Gegenſätze zwiſchen den drei Hauptfiguren, neben dem einfachen Bau des Stückes, da bei ſo wenigen Perſonen alles aus den wahrſten Triebfedern abgeleitet iſt. Aber die Tragödien des Sophokles glänzen faſt jede durch eigenthümliche Vorzüge. In der Antigone iſt der Heroiſmus in der reinſten Weiblichkeit dargeſtellt, im Ajax das männliche Ehrgefühl in ſeiner ganzen Stärke; die Elektra zeichnet ſich durch Energie und Pathos aus; im Oedipus zu Kolonos herrſcht die mildeſte Rührung, und es iſt über das Ganze die größte Anmuth verbreitet. Den Werth dieſer Stücke gegen einander zu wägen, unternehme ich nicht: doch geſtehe ich, daß ich eine beſondre Vorliebe für das letztgenannte Stück hege, weil es mir die Perſönlichkeit des Sophokles am meiſten auszuſprechen ſcheint. Da dieſes Stück überhaupt der Verherrlichung von Athen, und ſeines Geburtsfleckens insbeſondere gewidmet iſt, ſo ſcheint er es auch mit beſonderer Liebe gearbeitet zu haben.

Am wenigſten wird gewöhnlich der Ajax und die Antigone verſtanden. Man kann es nicht begreifen, daß dieſe Stücke noch ſo lange nach dem fortſpielen, was wir die Kataſtrophe zu nennen pflegen. Ich werde darüber weiter unten noch eine Bemerkung machen.

Die Geſchichte des Oedipus iſt unter allen Schickſals-Fabeln, welche die alte Mythologie enthält, vielleicht die ſinnreichſte; jedoch ſcheinen mir andere, wie z. B. die von der Niobe, welche ohne ſolche Verflechtung von Vorfällen ganz einfach ſowohl den menſchlichen Uebermuth, als die über ihn von den Göttern verhängte Strafe in koloſſalem Maßſtabe darlegen, in einem größeren Sinne gedacht. Was der Fabel vom Oedipus einen weniger hohen Charakter giebt, iſt eben die Intrigue, welche darin liegt. Intrigue iſt nämlich im dramatiſchen Sinne eine Verwickelung, welche aus der Durchkreuzung der Abſichten und Zufälle entſpringt, und dieß findet offenbar in den Schickſalen des Oedipus ſtatt, da alles, was ſeine Eltern und er ſelbſt thun, um den geweiſſagten Greueln zu entgehen, ihn denſelben entgegenführt. Was aber dieſer Fabel eine große und furchtbare Deutung giebt, iſt der wohl meiſtens dabei überſehene Umſtand, daß es eben der Oedipus iſt, welcher das von der Sphinx aufgegebene Räthſel, das menſchliche Daſein betreffend, gelöſt hat, dem ſein eigenes Leben ein unentwirrbares Räthſel blieb, bis es ihm allzuſpät auf die entſetzlichſte Art aufgeklärt ward, da alles unwiederbringlich verloren war. Dieß iſt ein treffendes Bild anmaßlicher menſchlicher Weisheit, die immer auf das Allgemeine geht, ohne daß ihre Beſitzer davon die rechte Anwendung auf ſich ſelbſt zu machen wißen.

Mit dem herben Schluße des erſten Oedipus wird man durch die Heftigkeit, das argwöhniſche und herriſche Weſen des Oedipus in ſo weit ausgeſöhnt, daß das Gefühl nicht bis zur entſchiedenen Empörung gegen ein ſo grauſames Schickſal kommt. Von dieſer Seite mußte der Charakter des Oedipus alſo aufgeopfert werden, welcher dagegen durch die väterliche Bekümmerniß und den heldenmüthigen Eifer für die Rettung des Volkes gehoben iſt: einen Eifer, der ihn durch redliches Forſchen nach dem Urheber des Verbrechens ſeinen Untergang beſchleunigen läßt. Auch war es nöthig, des Gegenſatzes wegen mit ſeinem nachherigen Elende, ihn in der Art, wie er dem Tireſias und Kreon begegnet, noch mit dem ganzen Stolz der Herrſcherwürde umkleidet auftreten zu laßen. Ueberhaupt läßt ſich ſchon in ſeinen früheren Handlungen das Argwöhniſche und Heftige bemerken; jenes darin, wie er ſich über die Beſchuldigung, er ſei dem Polybus untergeſchoben, nicht bei deſſen Verſicherungen beruhigen kann; dieſes in dem ſo blutig ausfallenden Zwiſt mit dem Laius. Dieſer Charakter ſcheint ihm von beiden Eltern angeerbt zu ſein. Der übermüthige Leichtſinn der Jokaſte, womit dieſe über die Orakel, als durch den Ausgang nicht beſtätigt, ſpottet, aber bald darauf die Buße an ſich ſelbſt vollzieht, iſt zwar nicht in ihn übergegangen: vielmehr ehrt ihn die Reinheit des Gemüthes, womit er vor den geweiſſagten Verbrechen ſo ſorgfältig flieht, und wodurch ſeine Verzweiflung, ſie dennoch begangen zu haben, natürlich auf's äußerſte geſteigert werden muß. Furchtbar iſt ſeine Verblendung, wie ihm die Aufklärung ſchon ſo nahe liegt; z. B. da er die Jokaſte fragt, wie Laius ausgeſehen habe, und dieſe erwiedert, er habe eben weiße Haare bekommen, ſonſt ſei er an Geſtalt dem Oedipus nicht eben unähnlich geweſen. Auf der andern Seite iſt es wieder ein Zug ihres Leichtſinnes, daß ſie die Aehnlichkeit mit ihrem Gemahle, woran ſie ihn als Sohn hätte erkennen ſollen, nicht gehörig beachtet hat. So läßt ſich bei näherer Zergliederung in jedem Zuge die äußerſte Schicklichkeit und Bedeutſamkeit nachweiſen. Nur da man gewohnt iſt, den Sophokles auch als correct anzupreiſen, und vorzüglich an dieſem Oedipus die vortrefflich beobachtete Wahrſcheinlichkeit rühmt, muß ich bemerken, daß eben dieß Stück ein Beweis iſt, wie hierin die alten Künſtler ganz andern Grundſätzen folgten, als jene Kritiker. Denn ſonſt wäre es allerdings eine große Unwahrſcheinlichkeit, daß Oedipus ſich in ſo langer Zeit nie zuvor nach den Umſtänden vom Tode des Laius erkundiget hat, daß die Narben an ſeinen Füßen, ja ſelbſt der Name, den er davon führt, die Jokaſte keinen Verdacht haben ſchöpfen laßen, u. ſ. w. Allein die Alten entwarfen ihre Kunſtwerke nicht für den berechnenden proſaiſchen Verſtand, und eine Unwahrſcheinlichkeit, die erſt durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreiße der Darſtellung ſelbſt liegt, galt ihnen für keine. Sogar Ariſtoteles, ſonſt wenig geneigt der Einbildungskraft freien Spielraum zu gönnen, ſtellt dieſen Grundſatz ausdrücklich auf.

Der verſchiedene Charakter des Aeſchylus und Sophokles zeigt ſich nirgends auffallender, als in den Eumeniden und dem Oedipus zu Kolonos, da beide Stücke einen ähnlichen Zweck haben. Athen ſoll nämlich als der heilige Wohnſitz der Geſetzmäßigkeit und der milden Menſchlichkeit verherrlicht, und abgebüßte Verbrechen ausländiſcher Helden-Familien ſollen auf dieſem Gebiete durch eine höhere Vermittlung feierlich geſühnet werden; auch wird daraus dem attiſchen Volke ein fortdauerndes Heil prophezeit. Bei dem patriotiſchen und Freiheit athmenden Aeſchylus geſchieht dieß durch eine gerichtliche Handlung; bei dem frommen Sophokles durch eine religiöſe: und zwar iſt es die Todesweihe des Oedipus, dem, da er durch das Bewußtſein unwillkürlicher Verbrechen und langes Elend gebeugt iſt, die Götter dadurch gleichſam eine Ehrenerklärung thun, als hätten ſie es mit dem furchtbaren, an ihm gegebenen Beiſpiel nicht gegen ihn insbeſondere gemeint, ſondern nur dem Menſchengeſchlecht überhaupt eine ernſte Lehre geben wollen. Sophokles, dem das ganze Leben ein fortwährender Gottesdienſt iſt, liebt es überhaupt, deſſen letzten Augenblick, gleichſam als den einer höheren Feier, möglichſt zu ſchmücken, und er flößt damit eine ganz andere Rührung ein, als die, welche der Gedanke der Sterblichkeit überhaupt erregt. Daß der geplagte, abgemüdete Oedipus im Hain der Furien endlich Ruhe und Frieden findet, eben an der Stelle, von welcher jeder andere Menſch mit unheimlichem Grauſen flieht, er, deſſen Unglück gerade daher entſprungen iſt, unbewußt und ohne Warnung eines innern Gefühls das gethan zu haben, wovor allen Menſchen ſchaudert; darin liegt ein tiefer und geheimnißvoller Sinn.

Die attiſche Bildung, Beſonnenheit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Milde und Großmuth hat Aeſchylus majeſtätiſcher in der Perſon der Pallas gezeigt; Sophokles, der ſo gern alles Göttliche in das Gebiet der Menſchheit zog, feiner entwickelnd am Theſeus. Wer den helleniſchen Heroiſmus im Gegenſatz mit dem barbariſchen genauer kennen zu lernen wünſcht, den würde ich auf dieſen Charakter verweiſen.

Bei'm Aeſchylus muß, damit der Verfolgte gerettet, und das Land der Segnungen theilhaftig werde, erſt die nächtliche Entſetzlichkeit der Furien das Blut des Zuſchauers erſtarren machen und ſein Haar emporſträuben, der ganze Grimm dieſer Rachegöttinnen muß ſich zuvor erſchöpfen: der Uebergang zu ihrem friedlichen Abzuge iſt deſto wunderwürdiger; es iſt, als ob das ganze Menſchengeſchlecht von ihnen erlöſt würde. Bei'm Sophokles erſcheinen ſie nicht ſelbſt, ſondern ſind ganz im Hintergrunde gehalten; ſie werden nicht einmal mit ihrem eigentlichen Namen, ſondern nur durch ſchonende Bezeichnungen genannt. Aber eben das dieſen Töchtern der Nacht angemeßne Dunkel und die Ferne begünſtigt ein ſtilles Grauen, an welchem die körperlichen Sinne gar keinen Antheil haben. Daß endlich der Hain der Furien mit der Lieblichkeit eines ſüdlichen Frühlings überkleidet iſt, vollendet die ſüße Anmuth der Dichtung, und wenn ich für die ſophokleiſche Poeſie ein Sinnbild aus ſeinen eigenen Tragödien wählen ſoll, ſo möchte ich ſie eben als einen heiligen Hain der dunkeln Schickſals-Göttinnen beſchreiben, worin Lorbeer, Oelbäume und Weinreben grünen, und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen.

Zwei Stücke des Sophokles beziehen ſich, der griechiſchen Sinnesart gemäß, auf die heiligen Rechte der Todten und die Wichtigkeit der Beerdigung: in der Antigone geht die ganze Handlung hievon aus, und im Ajax findet ſie dadurch erſt einen befriedigenden Schluß.

Das weibliche Ideal in der Antigone iſt von großer Strenge, ſo daß es allein hinreichend wäre, allen den ſüßlichen Vorſtellungen von Griechheit, die neuerdings gäng und gebe geworden ſind, ein Ende zu machen. Ihr Unwille, da ſich Iſmene weigert, Theil an ihrem kühnen Entſchluße zu nehmen; die Art, wie die über ihre Schwäche reuige Iſmene, welche ſich anbietet, ihre heldenmüthige Schweſter nun wenigſtens im Tode zu begleiten, von ihr zurückgewieſen wird, gränzt an Härte; ihr Schweigen und ihr Reden gegen den Kreon, wodurch ſie ihn reizt, ſeinen tyranniſchen Entſchluß zu vollſtrecken, zeugen von unerſchütterlichem männlichem Muthe. Allein der Dichter hat das Geheimniß gefunden, das liebevolle weibliche Gemüth in einer einzigen Zeile zu offenbaren, indem ſie dem Kreon auf die Vorſtellung, Polynikes ſei ja ein Feind des Vaterlandes geweſen, antwortet:

Nicht mitzuhaßen, mitzulieben bin ich da.

Auch hält ſie die Ausbrüche ihres Gefühls nur ſo lange zurück, als dadurch die Feſtigkeit ihres Entſchlußes hätte zweideutig werden können. Wie ſie unwiderruflich zum Tode geführt wird, ergießt ſie ſich in die zarteſten und rührendſten Klagen über ihren herben frühzeitigen Tod, und verſchmäht es nicht, ſie die ſittſame Jungfrau, auch die verlorne Brautfeier, und die ungenoßnen ehelichen Segnungen zu beweinen. Dagegen verräth ſie mit keiner Silbe eine Neigung für den Hämon, ja ſie erwähnt dieſen liebenswürdigen Jüngling nirgends. Barthelemy verſichert zwar das Gegentheil: aber die Zeile, worauf er ſich bezieht, gehört nach den beßeren Handſchriften und dem Zuſammenhange der ganzen Stelle der Iſmene. Durch die beſondere Neigung nach einem ſolchen Heldenentſchluße, noch an das Leben gefeßelt zu werden, wäre Schwäche geweſen; jene allgemeinen Gaben, womit die Götter das Leben ſchmücken, ohne Wehmuth zu verlaßen, wäre der frommen Heiligkeit ihres Gemüthes nicht gemäß.

Auf den erſten Blick kann der Chor in der Antigone ſchwach ſcheinen, indem er ſich ſo ohne Widerrede den tyranniſchen Befehlen des Kreon fügt, und nicht einmal eine Vorſtellung zu Gunſten der jungen Heldin verſucht. Allein dieſe muß mit ihrem Entſchluß und ihrer That ganz allein ſtehen, um recht verherrlicht zu werden, ſie darf nirgends eine Stütze, einen Anhalt finden. Die Unterwürfigkeit des Chores vermehrt auch den Eindruck von der Unwiderſtehlichkeit der königlichen Befehle. So müßen ſelbſt ſeinen letzten Anreden an die Antigone noch ſchmerzliche Erwähnungen eingemiſcht ſein, damit ſie den Kelch der irdiſchen Leiden ganz austrinke. Weit anders iſt der Fall in der Elektra, wo der Chor ſo theilnehmend und aufmunternd für die beiden Hauptperſonen ſein mußte, da ſich gegen ihre Handlung mächtige ſittliche Gefühle auflehnen, wie andre dazu anſpornen, ſtatt daß ein ſolcher innerer Zwiſt bei der That der Antigone gar nicht ſtattfindet, ſondern bloß äußere Schreckniſſe ſie davon abhalten ſollen.

Nach Vollendung der That und überſtandenem Leiden dafür, bleibt noch die Züchtigung des Uebermuthes zurück, welche den Untergang der Antigone rächt: nur die Zerſtörung der ganzen Familie des Kreon und ſeine eigene Verzweiflung iſt eine würdige Todtenfeier für ein ſo koſtbares hingeopfertes Leben. Deswegen muß die vorher nicht erwähnte Gattin des Königs noch ganz gegen das Ende erſcheinen, bloß um das Unglück zu hören und ſich umzubringen. Dem griechiſchen Gefühl wäre es unmöglich geweſen, mit dem Untergange der Antigone ohne abbüßende Vergeltung das Gedicht für geſchloßen zu halten.

Auf ähnliche Art verhält es ſich im Ajar. Den Uebermuth, wofür er mit entehrendem Wahnſinn geſtraft worden, hat er durch die tiefe Scham, die ihn bis zum Selbſtmorde treibt, abgebüßt. Weiter darf die Verfolgung des Unglücklichen nicht gehen, und da man noch ſeine Leiche durch verweigerte Beſtattung ſchmähen will, tritt Ulyß in's Mittel, eben der, welchen Ajax für ſeinen Todfeind gehalten, und welchem Pallas in der grauſenerregenden Eingangs-Scene an dem Beiſpiele des verwirrten Ajax die Nichtigkeit des Menſchengeſchlechts gezeigt hat: er erſcheint gleichſam als die perſonificierte Mäßigung, welche den Ajax, wenn er ſie beſeſſen hätte, vor ſeinem Fall bewahrt haben würde.

Der Selbſtmord iſt häufig in der alten Mythologie, wenigſtens in der tragiſch umgebildeten; aber er geſchieht mehrentheils, wo nicht im Wahnſinn, doch nach einem plötzlich erlebten Unglück, in einem Zuſtande von Leidenſchaft, der keiner Ueberlegung Raum läßt. Solche Selbſtmorde, dergleichen die der Jokaſte, des Hämon und der Eurydike, endlich der Deïanira ſind, kommen nur als untergeordnete Zuthat in den tragiſchen Gemälden des Sophokles vor; der Selbſtmord des Ajax iſt ein beſonnener Entſchluß, eine freie That, und dadurch würdig, der Hauptgegenſtand zu ſein. Er iſt nicht die letzte verderbliche Kriſis einer ſchleichenden Gemüthskrankheit, wie ſo oft in der ſchwächlichen neueren Zeit; noch weniger jener mehr theoretiſche Ueberdruß des Lebens, auf die Ueberzeugung von deſſen Unwerth gegründet, der viele ſpätere Römer ſowohl nach epikureiſchen als nach ſtoiſchen Grundſätzen dahin brachte, ihre Tage abzukürzen. Ajax wird durch kein unmännliches Verzagen ſeinem rauhen Heldenthume ungetreu. Sein Wahnſinn iſt vorüber, auch die erſte Troſtloſigkeit nach dem Erwachen daraus; erſt nach der vollkommenſten Rückkehr zu ſich ſelbſt, da er die Tiefe des Abgrundes ermißt, worein ihn ſein Uebermuth durch ein göttliches Verhängniß geſtürzt hat, da er ſeine Lage als unheilbar zerrüttet überſchaut: ſeine Ehre durch die ihm abgeſprochenen Waffen Achills gekränkt, der Ausbruch ſeiner rächeriſchen Wuth über dieß Unrecht mißglückt, und in der Verblendung auf wehrloſe Heerden abgelenkt, er ſelbſt nach einer langen tadelloſen Heldenlaufbahn ſeinen Feinden ein Ergötzen, den Griechen ein Spott und ein Greuel, ſeinem preiswürdigen Vater, ſollte er ſo zu ihm zurückkehren, eine Schmach geworden; entſcheidet er nach ſeinem Wahlſpruche: „rühmlich leben, oder rühmlich ſterben,“ daß ihm nur der letzte Ausweg übrig bleibe. Selbſt die Verſtellung, vielleicht die erſte ſeines Lebens, wodurch er ſeine Gefährten beruhigt, um ſeinen Entſchluß ungeſtört ausführen zu können, muß ihm als Seelenſtärke angerechnet werden. Seinem unmündigen Sohne, dem künftigen Troſt ſeiner verlaßenen Eltern, verordnet er den Teukros zum Pfleger, und ſtirbt, wie Cato, nicht eher, als bis er die Angelegenheiten der Seinigen beſorgt hat. Wie Antigone in ihrer weiblichen Zartheit, ſo ſcheint er auf ſeine wilde Weiſe in der letzten Rede noch die Herrlichkeit des Sonnenlichtes zu fühlen, von dem er ſcheidet. Sein rauher Muth verſchmäht das Erbarmen, und erregt es um ſo durchdringender. Welch ein Bild des Erwachens aus dem Taumel der Leidenſchaft, wie ſich das Zelt öffnet, wo er mitten unter den erwürgten Heerden wehklagend am Boden ſitzt!

Wie Ajax in unauslöſchlicher Beſchämung durch einen raſchen Entſchluß das Leben von ſich wirft, ſo trägt Philoktet deſſen mühſelige Bürde unter jahrelangem Elende mit ausharrender Geduld. Wie jenen ſeine Verzweiflung, ſo adelt dieſen ſeine Standhaftigkeit. Wo der Trieb der Selbſterhaltung mit keiner ſittlichen Triebfeder in Streit geräth, da darf er ſich in ſeiner ganzen Stärke äußern. Die Natur hat alle athmenden Weſen damit ausgerüſtet, und der Nachdruck, womit ſie den Andrang feindſeliger Mächte von ihrem

Daſein abwehren, iſt ein Beweis ihrer Vortrefflichkeit. Es iſt wahr, in der Gegenwart jener menſchlichen Geſellſchaft, die ihn ausgeſtoßen, und in der Abhängigkeit von ihrer Uebermacht würde Philoktet eben ſo wenig leben wollen wie Ajax. Aber er findet ſich der Natur allein gegenüber, er verzagt nicht vor ihrem gegen ihn ſo abſchreckenden Antlitz, und dringt dennoch zu dem Mutterbuſen der liebenden Pflegerin hindurch. Auf ein ödes Eiland gebannt, von einer unheilbaren Wunde gepeinigt, einſam und hülflos wie er iſt, verſchafft ihm ſein Geſchoß Nahrung von den Vögeln des Waldes, der Felſen trägt lindernde Heilkräuter, die Quelle beut einen friſchen Trunk, ſeine Höhle gewährt ein Obdach und Kühlung im Sommer, bei'm Winterfroſt erwärmt ihn der Mittagsſtrahl oder angezündetes Reiſig, ſelbſt die wüthenden Anfälle ſeiner Schmerzen müßen ſich zuletzt erſchöpfen, und in erquickenden Schlaf auflöſen. Ach es ſind eben die verkünſtelnden Auszierungen, der läſtige erſchlaffende Ueberfluß iſt es, was gleichgültig gegen den Werth des Lebens macht: entkleidet es von allen fremden Zuthaten, überladet es mit Leiden, daß kaum das nackte Daſein übrig bleibt, und noch wird deſſen Süßigkeit vom Herzen aus mit jedem Pulsſchlage durch die Adern rinnen. Der Arme, Unglückſelige! Zehn Jahre lang hat er es ausgeſtanden, und er lebt noch, er hängt noch am Leben und an der Hoffnung. Welche innige Wahrheit ſpricht aus dieſem allem! Was aber am tiefſten für den Philoktet rührt, iſt, daß er, den ein Mißbrauch der Gewalt aus der Geſellſchaft verſtoßen, ſo bald ſie ſich ihm wieder nähert, ihrem zweiten noch verderblicheren Uebel, der Falſchheit, begegnet. Die Aengſtigung, er möchte ſeines letzten Hülfsmittels, des Bogens, beraubt werden, würde dem Zuſchauer zu peinlich ſein, wenn man nicht vom Anfange an ahndete, der offne gerade Neoptolemus werde die wider Willen erlernte Rolle des Betrugs nicht bis zu Ende durchführen können. Nicht mit Unrecht wendet ſich der Getäuſchte von den Menſchen ab, zu jenen lebloſen Gefährten zurück, womit ihn das angeborne Bedürfniß der Geſelligkeit vertraut gemacht hat. Er ruft die Inſel und ihre Vulkane als Zeugen des neuen Unrechtes an, das ihm widerfährt, er glaubt, ſein geliebter Bogen empfinde Schmerz darüber, ihm entrißen zu ſein; endlich nimmt er mit Wehmuth Abſchied von ſeiner wirthlichen Höhle, von den Quellen, ja von der wogenumrauſchten Klippe, von wo aus er ſo oft vergeblich in's Meer hinausgeſchaut: ſo liebend iſt das unverſtörte Gemüth des Menſchen.

Ueber das körperliche Leiden Philoktets, und die Art es darzuſtellen, hat ſich Leſſing in ſeinem Laokoon gegen Winckelmann erklärt, und Herder hat wiederum in den kritiſchen Wäldern Leſſingen widerſprochen. Beide letztgenannte haben bei dieſer Gelegenheit ſonſt viel Treffendes über das Stück bemerkt, wiewohl wir darin Herdern beipflichten müßen, daß Winckelmann Recht gehabt zu behaupten, des Sophokles Philoktet leide wie Laokoon in der berühmten Gruppe, nämlich mit dem zurückgehaltenen Schmerz einer nie ganz erliegenden Heldenſeele.

Die Trachinierinnen ſcheinen mir an Werth ſo weit unter den übrigen auf uns gekommnen Stücken des Sophokles zu ſtehen, daß ich eine Begünſtigung für die Vermuthung zu finden wünſchte, dieſe Tragödie, zwar in demſelben Zeitalter, in ſeiner Schule, vielleicht von ſeinem Sohne Jophon gedichtet, ſei durch Irrthum auf ſeinen Namen geſchoben worden. Manches, ſowohl in dem Bau und der Anlage, als in der Schreibart des Stückes, kann verdächtig ſcheinen; verſchiedne Kunſtrichter haben ſchon bemerkt, das ohne Veranlaßung anhebende Selbſtgeſpräch der Deïanira habe nicht den Charakter der ſophokleiſchen Prologe. Sind aber auch im Ganzen die Kunſtmaximen des Dichters beobachtet, ſo iſt es oberflächlich geſchehen; man vermißt das tiefe Gemüth des Sophokles. Da indeſſen niemand im Alterthume die Aechtheit bezweifelt zu haben ſcheint, auch Cicero die Klage des Hercules daraus als aus einem Werke des Sophokles zuverſichtlich anführt, ſo muß man ſich wohl begnügen zu ſagen, der Tragiker ſei hier einmal unter ſeiner gewöhnlichen Höhe geblieben.

Uebrigens kommt hiebei die Frage in Anregung, welche den Kritiker in Abſicht auf die Werke des Euripides noch weit mehr beſchäftigen kann: in wie fern Erfindung und Ausführung eines Schauſpiels ausſchließend von Einem herrühren muß, damit er für deſſen Urheber gelten könne. Die dramatiſche Litteratur bietet häufig Beiſpiele von Schauſpielen dar, die durch Mehrere gemeinſchaftlich verfertigt wurden. Vom Euripides iſt es bekannt, daß er ſich bei der Ausführung ſeiner Stücke von einem gelehrten Diener, Kephiſophon, helfen ließ; vielleicht überlegte er mit ihm auch deren Entwurf. Es ſcheint allerdings, daß ſich damals in Athen dramatiſche Kunſtſchulen gebildet hatten, von der Art, wie ſie immer zu entſtehen pflegen, wenn ein poetiſches Vermögen mit öffentlichem Wetteifer und mit großer Fülle und Rüſtigkeit in Ausübung gebracht wird: Kunſtſchulen, welche Schüler von ſolcher Vortrefflichkeit und ſo verwandtem Geiſte enthalten, daß der Meiſter ihnen einen Theil der Ausführung, ja ſogar der Anlage anvertrauen, und dennoch unbeſchadet ſeines Ruhmes alles auf ſeinen Namen gehen laßen kann. So waren die Malerſchulen des ſechszehnten Jahrhunderts beſchaffen, und jedermann weiß, welche ſcharf ſondernde Kritik dazu gehört, um z. B. bei vielen Bildern Raphaels, auszumachen, wie viel davon eigentlich von ihm ſelbſt herrührt. Sophokles hatte ſeinen Sohn Jophon zur tragiſchen Kunſt erzogen, er konnte ſich alſo leicht von ihm bei der Ausführung Hülfe leiſten laßen, beſonders da die Tragödien, um mit um den Preis zu werben, zu beſtimmten Zeiten fertig und eingelernt ſein mußten; er mochte auch gegenſeitig in die von jenem urſprünglich entworfenen Werke ſtellenweiſe hineinarbeiten, und die ſo entſtandenen Stücke, worin man unverkennbare Züge des Meiſters wahrnahm, wurden dann natürlich bald unter dem berühmteren Namen verbreitet.

Achte Vorleſung.

Euripides. Seine Vorzüge und Fehler. Verfall der tragiſchen Poeſie durch ihn.

Wenn man den Euripides für ſich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit ſeinen Vorgängern, wenn man manche ſeiner beßeren Trauerſpiele, und in andern einzelne Stellen ausſondert, ſo muß man ihm außerordentliche Lobſprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte, ſieht man in ſeinen Stücken immer auf das Ganze, und wiederum auf ſein Streben überhaupt, das ſich in den auf uns gekommenen ſämmtlich offenbart, ſo kann man nicht umhin, ihn vielfältig und ſtrenge zu tadeln. Von wenigen Schriftſtellern läßt ſich mit Wahrheit ſo viel Gutes und Uebles ſagen. Er war ein unendlich ſinnreicher Kopf, in den mannichfaltigſten Künſten des Geiſtes gewandt: aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften ſtand bei ihm nicht der erhabne Ernſt des Gemüthes, noch die ſtrenge künſtleriſche Weisheit ordnend vor, die wir am Aeſchylus und Sophokles verehren. Er ſtrebt immer nur zu gefallen, gleichviel durch welche Mittel. Darum iſt er ſich ſelbſt ſo ungleich; manchmal hat er hinreißend ſchöne

Stellen, andre Male verſinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen ſeinen Fehlern beſitzt er eine wunderwürdige Leichtigkeit, und einen gewiſſen einſchmeichelnden Reiz.

Dieſe Vorerinnerung hielt ich für nöthig, da man mir ſonſt wegen des Folgenden vorwerfen möchte, ich wechſle nach Gutdünken Maß und Gewicht, da ich in einer eignen Schrift (Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris 1807.) die Vorzüge des euripideiſchen Hippolytus im Vergleich mit Racines Nachbildung zu entwickeln mich bemüht habe. Dort heftete ich meine Aufmerkſamkeit auf das Einzelne, und zwar an einem der vorzüglichſten Werke dieſes Dichters; hier gehe ich von den allgemeinſten Geſichtspunkten und den höchſten Kunſtforderungen aus, und muß meine Begeiſterung für die alte Tragödie, damit ſie nicht als blind und übertrieben erſcheine, durch ſcharfe Prüfung der Spuren von Ausartung und Verfall rechtfertigen.

Man kann die Vollkommenheit in der Kunſt und Poeſie mit dem Gipfel eines ſteilen Berges vergleichen, wo ſich eine hinaufgewälzte Laſt nicht lange erhalten kann, ſondern ſogleich an der andern Seite unaufhaltſam wieder hinunter rollt. Dieß geht nach den Geſetzen der Schwere ſchnell und mit Leichtigkeit vor ſich, es ſieht ſich bequem mit an, denn die Maſſe folgt ihrem natürlichen Hange; während das mühſame Hinanſtreben ein gewiſſermaßen peinlicher Anblick iſt. Daher kommt es z. B., daß Malereien aus den Zeiten des Verfalles der Kunſt dem Auge der Ungelehrten weit beßer gefallen als die, welche dem Zeitpunkte ihrer Vollendung vorangehen. Der ächte Kenner hingegen wird die Gemälde der Zuccheri und anderer, welche den Ton angaben, als die großen Schulen des ſechzehnten Jahrhunderts in leere oberflächliche Manier ausarteten, an innerm Werth unendlich tief unter die Werke eines Mantegna, Perugino und ihrer Zeitgenoßen ſtellen. Oder man denke ſich auch die höchſte Vollendung der Kunſt als einen Brennpunkt; in gleicher Entfernung dieſſeits und jenſeits deſſelben nehmen die geſammelten Strahlen einerlei Raum ein; aber an dieſer Seite ſtreben ſie zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung zuſammen, an jener fliehen ſie bis zur gänzlichen Zerſtreuung aus einander.

Wir haben noch einen beſondern Grund, die Ausſchweifungen dieſes Dichters ohne Schonung zu rügen; nämlich, daß unſer Zeitalter an ähnlichen Gebrechen krankt, als die waren, welche dem Euripides unter ſeinen Zeitgenoßen ſo viel Gunſt, wenn auch nicht gerade Achtung verſchafften. Wir haben eine Menge Schauſpiele erlebt, die an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides ſtehen, aber ihnen darin verwandt ſind, daß ſie durch weichliche, zuweilen ſogar zarte Rührungen das Gefühl beſtechen, während ihre Richtung im Ganzen auf eine wahre ſittliche Freigeiſterei hinausgeht.

Was ich hierüber ſagen werde, iſt großentheils nicht einmal neu. Wiewohl die Neueren nicht ſelten den Euripides ſeinen beiden Vorgängern vorgezogen, ihn mehr als dieſe geleſen, bewundert und nachgeahmt haben, ſei es nun, daß ſie durch die größere Verwandtſchaft der Anſichten und Geſinnungen angezogen, oder durch einen mißverſtandenen Ausſpruch des Ariſtoteles irre geleitet wurden; ſo läßt ſich nachweiſen, daß viele Alte, zum Theil ſchon Zeitgenoßen des Euripides eben ſo geurtheilt, wie ich. Im Anacharſis findet man dieß Gemiſch von Lob und Tadel wenigſtens angedeutet, wiewohl der Verfaßer Alles mildert, nach ſeiner Abſicht, die griechiſchen Hervorbringungen jeder Art im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen.

Wir haben einige beißende Ausſprüche des Sophokles über den Euripides, wiewohl jener ſo entfernt von aller Künſtler-Eiferſucht war, daß er den Tod des letzteren betrauerte, und bei einem kurz hernach aufzuführenden Stücke ſeinen Schauſpielern den Schmuck der Kränze nicht geſtattete. Die Beſchuldigungen des Plato gegen die tragiſchen Dichter, ſie gäben die Menſchen allzuſehr der Gewalt der Leidenſchaften hin, und machten ſie weichlich, indem ſie ihren Helden übermäßige Klagen in den Mund legten, halte ich mich berechtigt insbeſondre auf den Euripides zu beziehen, weil in Bezug auf ſeine Vorgänger ihr Ungrund allzu einleuchtend wäre. Die ſpottenden Angriffe des Ariſtophanes ſind bekannt, aber nicht immer gehörig gewürdigt und verſtanden worden. Ariſtoteles bringt manchen bedeutenden Tadel vor, und wenn er den Euripides den am meiſten tragiſchen Dichter nennt, ſchreibt er ihm keineswegs die größte Vollkommenheit in der tragiſchen Kunſt überhaupt zu, ſondern er meint damit die Wirkung, welche durch unglückliche Ausgange erreicht wird; denn er fügt ſogleich hinzu: „wiewohl er das Uebrige nicht gut anordnet.“ Der Scholiaſt des Euripides endlich enthält manche kurze und bündige Kritiken über einzelne Stücke, worunter ſich wohl Urtheile der alexandriniſchen Kritiker erhalten haben könnten: jener Kritiker, unter denen Ariſtarch durch ſeinen gründlichen Scharfſinn verdiente, daß ſein Name zur Bezeichnung eines Kunſtkenners ſprichwörtlich gebraucht wird.

Im Euripides finden wir das Weſen der alten Tragödie nicht mehr rein und unvermiſcht; ihre charakteriſtiſchen Zuge ſind ſchon zum Theil verlöſcht. Wir haben dieſe beſonders in die darin herrſchende Idee des Schickſals, in die idealiſche Darſtellung, und in die Bedeutung des Chores geſetzt.

Der Begriff des Schickſals war freilich von ſeinen Vorgängern auf ihn vererbt, der Glaube daran wird nach tragiſchem Gebrauch von ihm eingeſchärft, aber dennoch iſt bei'm Euripides das Schickſal ſelten der unſichtbare Geiſt der ganzen Dichtung, der Grundgedanke der tragiſchen Welt. Wir haben geſehen, daß dieſe Idee nach ſtrengeren oder milderen Anſichten gefaßt werden kann; daß die nächtliche Furchtbarkeit des Schickſals im Zuſammenhange einer ganzen Trilogie ſich bis zu Andeutungen einer weiſen und gütigen Vorſehung aufklärt. Euripides hat ſie aber aus der Region des Unendlichen herabgezogen, und die unentfliehbare Nothwendigkeit artet bei ihm nicht ſelten in den Eigenſinn des Zufalls aus. Daher kann er ſie dann auch nicht mehr auf ihren eigentlichen Zweck richten, nämlich im Gegenſatze damit die ſittliche Freiheit des Menſchen zu heben. Wie wenige ſeiner Stücke beruhen auf dem ſtandhaften Kampf gegen die Beſchlüße des Schickſals, oder einer eben ſo heldenmüthigen Unterwerfung darunter. Seine Menſchen leiden meiſtens weil ſie müßen, und nicht weil ſie wollen.

Die gegenſeitige Unterordnung der idealiſchen Hoheit, des Charakters und der Leidenſchaft, die wir bei'm Sophokles wie in der bildenden Kunſt der Griechen in eben dieſer Folge beobachtet finden, hat er gerade umgekehrt. Leidenſchaft iſt ihm das wichtigſte; dann ſorgt er für Charakter, und wenn ihm dieſe Beſtrebungen noch Raum übrig laßen, ſucht er dann und wann noch Größe und Würde, häufiger Liebenswürdigkeit anzubringen.

Es iſt ſchon eingeſtanden worden, daß die Perſonen in der Tragödie nicht alle gleich fehlerlos ſein können, weil ſonſt ſchwerlich irgend ein Widerſtreit unter ihnen, mithin keine Verwicklung ſtattfinden würde. Aber Euripides hat, nach dem Ausſpruch des Ariſtoteles, mehrmals ſeine Perſonen ohne alle Noth ſchlecht geſchildert, z. B. den Menelaus im Oreſtes. Große Verbrechen berichtete die durch den Volksglauben geheiligte Ueberlieferung von manchen alten Heroen, allein Euripides dichtet ihnen kleinliche ſchlechte Streiche aus eigner Willkür an. Ueberhaupt iſt es ihm gar nicht darum zu thun, das Heldengeſchlecht als durch ſeinen mächtigen Wuchs über das heutige hervorragend vorzuſtellen, ſondern er bemüht ſich vielmehr die Kluft zwiſchen ſeinen Zeitgenoßen und jener wunderbaren Vorwelt auszufüllen oder zu überbauen, und die Götter und Helden jenſeits im Nachtkleide zu belauſchen, gegen welche Art der Beobachtung, wie man ſagt, keine Größe probehaltig ſein ſoll. Seine Darſtellung nimmt ſich gleichſam Vertraulichkeiten mit ihnen heraus; nicht in den Kreiß der Menſchheit zieht ſie das Uebernatürliche und Fabelhafte (dieß haben wir am Sophokles gerühmt), ſondern in die Schranken des unvollkommnen Individuums. Dieß iſt es, was Sophokles meinte, wenn er ſagte: er ſelbſt bilde die Menſchen ſo wie ſie ſein ſollten, Euripides, wie ſie wären. Nicht als ob die ſeinigen immer als Muſter eines untadelichen Betragens aufgeſtellt werden könnten, ſondern ſein Ausſpruch bezog ſich auf die idealiſche Hoheit und Anmuth des Charakters und der Sitten. Es iſt dem Euripides recht angelegen, ſeine Zuſchauer immerfort zu erinnern: Seht, jene Weſen waren Menſchen, hatten gerade ſolche Schwächen, handelten nach eben ſolchen Triebfedern wie ihr, wie der geringſte unter euch. Deswegen malt er recht mit Liebe die Blößen und ſittlichen Gebrechen ſeiner

Perſonen aus, ja er läßt ſie alles, was ihnen keine Ehre macht, in naiven Geſtändniſſen zur Schau tragen. Sie ſind oft nicht bloß gemein, ſondern ſie rühmen ſich deſſen, als müßte es eben ſo ſein.

Der Chor wird bei ihm meiſtens zu einem außerweſentlichen Schmuck: ſeine Geſänge ſind oft ganz epiſodiſch, ohne Bezug auf die Handlung, mehr glänzend als ſchwungvoll und wahrhaft begeiſtert. „Den Chor“ ſagt Ariſtoteles, „muß man als einen der Schauſpieler betrachten, und als „einen Theil des Ganzen: er muß mitſtreben; nicht wie es „Euripides, ſondern wie es Sophokles macht.“ Die alten Komiker genoßen das Vorrecht, den Chor zuweilen in ihrem eignen Namen mit den Zuſchauern reden zu laßen: das hieß eine Parabaſe, und war, wie ich zeigen werde, dem Geiſte ihrer Gattung gemäß. Wiewohl es gar nicht tragiſch iſt, ſo hat es Euripides nach dem Zeugniß des Julius Pollux dennoch häufig in ſeinen Schauſpielen gethan, und ſich dabei ſo vergeßen, daß er in den Danaiden den aus Frauen beſtehenden Chor grammatiſche Biegungen gebrauchen ließ, welche nur dem männlichen Geſchlechte zuſtehen. Da ſonſt der Chor während ſeines Abzuges allgemeine Betrachtungen, oder anderes auf die Handlung Bezügliches auszuſprechen pflegt, ſo hat er ihm am Schluße dreier Stücke eine Anrufung der Siegesgöttin und den Wunſch, vor ſeinen Mitwerbern den Preis zu erlangen, in den Mund gelegt.

So hat dieſer Dichter zugleich das innere Weſen der Tragödie aufgehoben, und in ihrem äußeren Bau das ſchöne Ebenmaß verletzt. Er opfert meiſtens das Ganze den Theilen auf, und in dieſen ſucht er wiederum mehr fremde Reize, als ächte poetiſche Schönheit.

In die begleitende Muſik nahm er alle die Neuerungen auf, welche Timotheus erfunden hatte, und wählte die Weiſen, welche der Weichlichkeit ſeiner Poeſie am angemeßenſten waren. Eben ſo verfuhr er bei'm Gebrauch der Silbenmaße: ſein Versbau iſt üppig und geht in's Regelloſe über. Das Zerfloßene und weniger Männliche würde ſich bei tieferer Unterſuchung unſtreitig auch in den Rhythmen ſeiner Chorgeſänge nachweiſen laßen.

Ueberall bringt er im Ueberfluß jene bloß körperlichen Reize an, welche Winckelmann eine Schmeichelei des groben äußeren Sinnes nennt; alles was anregt, auffällt, mit einem Worte lebhaft wirkt, ohne wahren Gehalt für den Geiſt und das Gefühl. Er arbeitet auf die Wirkung in einem Grade, wie es auch dem dramatiſchen Dichter nicht verſtattet werden kann. So z. B. läßt er ſich nicht leicht irgend eine Gelegenheit entgehen, ſeine Perſonen in ein plötzliches vergebliches Schrecken gerathen zu laßen; ſeine Alten klagen immer über die Gebrechlichkeiten des Alters, und ſteigen beſonders den Aufgang aus der Orcheſtra auf die Bühne, der manchmal auch den Abhang eines Berges bedeutete, über die Mühſeligkeit ſeufzend, mit wankenden Knieen hinauf. Ueberall geht er auf Rührung aus, ihr zu lieb beleidigt er nicht bloß die Schicklichkeit, ſondern opfert den Zuſammenhang ſeiner Stücke auf. Er iſt ſtark in den Gemälden des Unglücks, aber oft nimmt er unſer Mitleid nicht für den innern Schmerz der Seele, vollends für einen gehaltnen und männlich getragenen Schmerz, ſondern für das körperliche Elend in Anſpruch. Er verſetzt ſeine Helden gern in den Bettelſtand, läßt ſie Hunger und Noth leiden, und mit allen äußern Zeichen davon, in Lumpen gehüllt, auftreten, wie es ihm Ariſtophanes in den Acharnern ſo luſtig aufgerückt hat.

Euripides hatte die Schulen der Philoſophen beſucht; (er war ein Schüler des Anaxagoras, nicht des Sokrates, wie Manche irrig geſagt haben, ſondern nur durch Umgang mit ihm verbunden): da ſetzt er dann eine Eitelkeit darein, auf allerlei Philoſopheme anzuſpielen; meines Bedünkens auf ſehr unvollkommene Art, ſo daß man dieſe Lehren nicht daraus verſtehen wird, wenn man ſie nicht ſchon zuvor kennt. Es iſt ihm zu gemein, auf die einfältige Weiſe des Volkes an die Götter zu glauben, er nimmt daher jede Gelegenheit wahr, etwas von allegoriſcher Deutung derſelben auszuſtreuen, und zu verſtehen zu geben, wie zweideutig es eigentlich um ſeine Frömmigkeit ſtehe. Man kann in ihm eine doppelte Perſon unterſcheiden: den Dichter, deſſen Hervorbringungen einer religiöſen Feierlichkeit gewidmet waren, der unter dem Schutze der Religion ſtand, und ſie alſo ſeinerſeits auch wieder ehren mußte, und den Sophiſten mit philoſophiſchen Anſprüchen, der mitten unter den mit der Religion verknüpften Wundern, woraus er die Gegenſtände ſeiner Stücke ſchöpfte, ſeine freigeiſteriſchen Meinungen und Zweifel anzubringen ſuchte. Indem er die Grundfeſten der Religion erſchüttert, ſpielt er auf der andern Seite den Moraliſten: um recht populär zu ſein, wendet er das, was nur von den geſelligen Verhältniſſen ſeiner Zeitgenoßen gelten konnte, auf das Heldenleben an. Er ſtreut eine Menge Sittenſprüche ein: Sittenſprüche, in denen er ſich wiederholt, die meiſtens abgenutzt, und nicht ſelten grundfalſch ſind. Bei dieſem moraliſchen Prunk iſt doch die Abſicht ſeiner Stücke, und der Eindruck, den ſie im ganzen hervorbringen, zuweilen ſehr unſittlich. Man hat die luſtige Geſchichte, er habe den Bellerophon mit einer ſchnöden Lobrede auf den Reichthum eingeführt, worin dieſer ihn allen Familienfreuden vorzog.

und zuletzt ſagte: wenn Aphrodite, welche den Beinamen der goldenen führte, ſo glänze wie das Gold, ſo verdiene ſie wohl die Liebe der Sterblichen; die Zuhörer, darüber empört, hätten ein großes Geſchrei erregt, und den Schauſpieler wie den Dichter ſteinigen wollen. Euripides ſei hierauf hervorgeſprungen, und habe gerufen: „Wartet doch nur das Ende ab, es wird ihm auch darnach ergehen!“ Eben ſo ſoll er ſich gegen den Vorwurf, ſein Ixion rede doch gar zu abſcheulich und gottesläſterlich, damit vertheidigt haben: er habe das Stück auch nicht geendigt, ohne ihn auf's Rad zu flechten. Allein auch dieſer Behelf der poetiſchen Gerechtigkeit, um dargeſtellte Schlechtigkeit zu vergüten, findet gar nicht einmal in allen ſeinen Stücken ſtatt. Die Böſen kommen nicht ſelten frei durch, Lügen und andere ſchlechte Streiche werden offenbar in Schutz genommen, beſonders wenn er ihnen vermeintlich edle Triebfedern unterzuſchieben weiß. So hat er auch die verführeriſche Sophiſtik der Leidenſchaften, welche allem einen Schein zu leihen weiß, ſehr in ſeiner Gewalt. Berüchtigt iſt folgender Vers zur Entſchuldigung eines Meineides, worin in der That die reservatio mentalis der Caſuiſten ausgedrückt zu ſein ſcheint:

Die Zunge ſchwur, doch unbeeidigt iſt der Sinn.

In dem Zuſammenhange, worin dieſer Vers geſprochen wird, wegen deſſen Ariſtophanes ihn ſo vielfach verſpottet, läßt er ſich zwar rechtfertigen; aber die Formel taugt dennoch nichts, wegen des möglichen Mißbrauchs der Anwendung. Einen andern Vers des Euripides, „Der Herrſchaft wegen ſei es „der Mühe werth Unrecht zu thun, ſonſt müße man gerecht „ſein“ hat Cäſar häufig im Munde geführt, um ebenfalls eine mißbrauchende Anwendung davon zu machen.

Verführeriſche Einladungen zum Genuße ſinnlicher Liebe ſind dem Euripides ſchon von den Alten vorgeworfen worden. So muß es z. B. Unwillen erregen, wenn Hekuba, um den Agamemnon zur Beſtrafung des Polymeſtor zu bewegen, ihn an die Freuden erinnert, welche Kaſſandra, nach damaligem Heldenrecht ſeine kriegsgefangene Sclavin, ihm gewährt habe: ſie will die Rache für einen gemordeten Sohn mit der eingeſtandenen und gebilligten Erniedrigung einer noch lebenden Tochter erkaufen. Dieſer Dichter machte zuerſt die wilde Leidenſchaft einer Medea, die unnatürliche einer Phädra zum Hauptgegenſtand ſeiner Dramen, da ſich ſonſt aus den Sitten der Alten gar wohl begreifen läßt, warum die bei ihnen weit weniger durch zarte Gefühle geadelte Liebe nur untergeordnet in ihren älteren Trauerſpielen vorkam. Bei dieſer den weiblichen Rollen zugetheilten Wichtigkeit iſt er doch wegen ſeines Weiberhaſſes berüchtigt, und das iſt nicht zu läugnen, daß er eine große Menge Sprüche über die Schwachen des weiblichen Geſchlechtes, und die Ueberlegenheit des männlichen, dann manches aus Erfahrungen im Innern des Hausweſens Hergenommene anbringt, womit er wohl den Männern ſeinen Hof zu machen gedachte, die, wo nicht ſein ganzes Publicum, doch deſſen überwiegenden Theil ausmachten. Man hat uns ein beißendes Wort und ein Epigramm des Sophokles aufbewahrt, welches den angeblichen Weiberhaß des Euripides dahin deutet, als habe er ihre Verführbarkeit durch ſeine eigenen unerlaubten Neigungen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. In der ganzen Art des Euripides, die Frauen zu ſchildern, ſieht man zwar viel Empfänglichkeit, ſelbſt für die edleren Reize weiblicher Sittſamkeit, aber keine wahre Achtung.

Die ſelbſtändige Freiheit in der Behandlung der Fabeln, welche eines von den Vorrechten der tragiſchen Kunſt war, artet bei'm Euripides häufig in ungebundene Willkür aus. Man weiß, daß die ſo ſehr abweichenden Fabeln des Hyginus zum Theil Auszüge aus ſeinen Stücken ſind. Da er oft alles bisher Bekannte und Gewohnte umſtieß, ſo wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sache nach ſeiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Leſſing hat in der Dramaturgie die ſeltſame Meinung geäußert, daß dieß von Fortſchritten in der dramatiſchen Kunſt zeuge, indem Euripides ſich bloß auf die Wirkung der Situationen ſelbſt verlaßen, und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein ich kann nicht abſehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatiſches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden ſollte. Der Einwurf, auf dieſe Art werde das Stück nur das erſtemal gefallen, weil man nach der Bekanntſchaft mit dem Ganzen den Ausgang ſchon vorher wiße, läßt ſich wohl abweiſen; iſt die Darſtellung nur recht kräftig, ſo wird ſie in jedem Augenblick den Zuſchauer ſo feſthalten, daß er unterdeſſen das ſchon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen dieſe Prologe die Anfänge der euripideiſchen Stücke ſehr einförmig; es hat ein großes Anſehen von Kunſtloſigkeit, daß einer herauskommt, und ſagt: ich bin der und der, dieß und das iſt bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geſchehen. Man möchte dieſe Weiſe mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche ſich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Stils allenfalls entſchuldigen laßen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinſtimmen, was bei'm Euripides gar nicht der Fall iſt, wo die Perſonen im neueſten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen ſowohl als bei der Auflöſung iſt er ſehr freigebig mit unbedeutenden Erſcheinungen von Göttern, die ſich nur durch das Schweben in der Maſchine über die Menſchen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten.

Die Behandlung der alten Tragiker, da ſie Alles in großen Maſſen zuſammenhalten, und Ruhe und Bewegung nach bemerkbaren Abſätzen wechſeln laßen, wird von ihm übertrieben. Bald ſetzt er, der Lebhaftigkeit des Dialogs zu lieb, den ſchon bei jenen üblichen Wechſel der Reden Vers um Vers, wo oft Fragen und Antworten, oder Einwürfe und Widerlegungen wie Pfeile hin und her geſchnellt werden, übermäßig lange fort, und zwar zuweilen ſo willkürlich, daß die Hälfte der Zeilen erſpart werden möchte. Bald ergießt er ſich in endlos lange Reden, wo er dann ſeine Rednerkünſte durch ſinnreiche Schlußfolgen, oder Erregung des Mitleids glänzend zu zeigen ſucht. Viele Scenen haben bei ihm ganz die Geſtalt eines Rechtshandels, wo zwei Perſonen als Parteien einander gegenüber, oder auch vor einer dritten als Richter, nicht etwa ſich darauf beſchränken, was die gegenwärtige Lage erfordert, ſondern auf's weiteſte ausholend, ihren Gegner verklagen und ſich ſelbſt rechtfertigen, und dieß zwar mit allen Wendungen, welche Sachwaltern, nicht ſelten auch mit ſolchen, welche Sykophanten geläufig ſind. So ſuchte der Dichter ſeine Poeſie den Athenern durch die Aehnlichkeit mit ihrem täglichen Lieblingsgeſchäft, Proceſſe-Führen, Entſcheiden, oder wenigſtens Anhören, unterhaltend zu machen. Deswegen empfiehlt ihn Quintilian vorzüglich dem jungen Redner, der aus ſeinem Studium mehr als aus den ältern Tragikern lernen könne, welches allerdings ſeine Richtigkeit hat. Allein man ſieht, daß eine ſolche Empfehlung nicht ſonderlich empfiehlt: denn Beredſamkeit kann zwar ihre Stelle im Drama finden, wenn ſie der Faßung und dem Zweck der redenden Perſon gemäß iſt; tritt aber Rhetorik an die Stelle des unmittelbaren Ausdrucks der Gemüthsbewegungen, ſo iſt dieß eben nicht poetiſch.

Die Schreibart des Euripides iſt im Ganzen zu wenig gedrängt, wiewohl ſie einzelne ſehr glückliche Bilder und ſinnreiche Wendungen darbietet: ſie hat weder die Würde und den Nachdruck des äſchyliſchen, noch die keuſche Anmuth des ſophokleiſchen Stils. Oft geht er in ſeinen Ausdrücken auf das Sonderbare und Seltene, doch verliert er ſich auf der andern Seite wieder in die Gewöhnlichkeit, der Ton der Reden wird oft ſehr vertraulich, und ſteigt von der Höhe des Kothurns auf den ebenen Boden hinunter. Hiedurch, ſo wie durch die an das Lächerliche gränzende Schilderung mancher charakteriſtiſchen Eigenheiten (z. B. das ungeſchickte Benehmen des vom Bacchus bethörten Pentheus in Frauenkleidern, die Eßluſt des Hercules und ſeine ungeſtümen Anforderungen an die Gaſtfreundſchaft Admets) iſt Euripides ſchon ein Vorbote der neuen Komödie, zu welcher hin er eine offenbare Neigung hat, indem er unter dem Namen des Heldenalters oft die damalige Wirklichkeit ſchildert. Menander hat auch eine ausgezeichnete Bewunderung für ihn geäußert, und ſich für ſeinen Schüler erklärt; und vom Philemon hat man ein Fragment voll ſo ausſchweifender Bewunderung, daß es faſt ſcherzhaft gemeint zu ſein ſcheint. „Wenn die Todten,“ ſagt er oder läßt er eine ſeiner Perſonen ſagen, „in der That „noch Empfindung hätten, wie einige Leute meinen, ſo „würde ich mich aufhängen, um den Euripides zu ſehen.“ Mit dieſer Verehrung der ſpäteren Komiker macht die Geſinnung des älteren Ariſtophanes, ſeines Zeitgenoßen, den auffallendſten Gegenſatz. Dieſer verfolgt ihn unermüdlich und unerbittlich, er war ihm gleichſam als ſeine beſtändige Geiſel zugeordnet, damit keine ſeiner ſittlichen und künſtleriſchen Ausſchweifungen ungerügt bliebe. Wiewohl Ariſtophanes als Komiker ſich gegen die tragiſchen Dichter überhaupt im Verhältniß der Parodie befindet, ſo taſtet er doch den Sophokles nirgends an, und ſelbſt da, wo er vom Aeſchylus die Seite faßt, über die man lächeln kann, iſt ſeine Verehrung für dieſen ſichtbar, und er ſtellt überall deſſen Rieſenhaftigkeit der kleinlichen Feinheit des Euripides gegenüber. An dieſem hat er die ſophiſtiſche Spitzfindigkeit, die rhetoriſchen und philoſophiſchen Anmaßungen, die Unſittlichkeit und verführeriſche Weichlichkeit, die bloß ſinnlichen Rührungen, mit unermeßlichem Verſtande und nie verſiegendem Witze dargelegt. Da die neueren Kunſtrichter meiſtens den Ariſtophanes für nichts weiter als einen übertreibenden läſternden Poſſenreißer hielten, und überdieß nicht verſtanden, ſeine ſcherzhaften Einkleidungen in die ihnen zum Grunde liegenden Wahrheiten zu überſetzen, ſo haben ſie auf ſeine Stimme wenig gegeben.

Bei allem Bisherigen muß man es nicht aus der Acht laſſen, daß Euripides doch ein Grieche, und zwar ein Zeitgenoſſe von vielen der größten Männer Griechenlands in der Politik, der Philoſophie, der Geſchichte und der bildenden Kunſt war. Muß er in der Vergleichung mit ſeinen Vorgängern weit nachſtehen, ſo erſcheint er gegen viele Neuere wieder groß. Eine beſondere Stärke hat er in den Schilderungen einer kranken, verirrten, den Leidenſchaften bis zum Wahnſinn hingegebenen Seele. Er iſt vortrefflich, wo der Gegenſtand hauptſächlich auf Rührung führt, und keine höheren Anforderungen macht; noch mehr, wo das Pathos ſelbſt ſittliche Schönheit verlangt. Wenige ſeiner

Stücke ſind ohne hinreißend ſchöne einzelne Stellen. Ueberhaupt iſt die Meinung keineswegs, ihm das erſtaunliche Talent abzuſprechen; nur wird behauptet, es ſei nicht mit einem die Strenge ſittlicher Grundſätze und die Heiligkeit religiöſer Gefühle über alles ehrenden Gemüthe gepaart geweſen.

Neunte Vorleſung.

Vergleichung der Choëphoren des Aeſchylus, der Elektra des Sophokles und der des Euripides.

Das Verhältniß des Euripides zu ſeinen beiden großen Vorgängern wird ſich durch eine Vergleichung zwiſchen den glücklicher Weiſe auf die Nachwelt gekommenen Trauerſpielen der drei Meiſter über denſelben Gegenſtand, nämlich die rächende Ermordung der Klytämneſtra durch den Oreſt, in das hellſte Licht ſtellen laßen.

Die Scene der Choëphoren des Aeſchylus iſt vor dem königlichen Pallaſt; das Grab des Agamemnon iſt ſichtbar: aber gewiß war es nicht auf dem Proſcenium befindlich, ſondern allem Anſehen nach war die Thymele durch eine oben aufgeſtellte Säule dazu eingerichtet. Oreſt tritt mit ſeinem getreuen Pylades auf; und eröffnet das am Anfange leider etwas verſtümmelte Stück an dem Grabmale mit einem Gebete an den Merkur, und mit einer Rache verheißenden Anrede an ſeinen Vater, dem er eine Locke weiht. Er ſieht einen weiblichen Zug in Trauerkleidern aus dem Pallaſte kommen, welche ein Trankopfer zu dem Grabe bringen: und da er ſeine Schweſter darunter zu erkennen glaubt, tritt er mit dem Pylades zurück, um ſie erſt zu belauſchen. Der Chor, der aus kriegsgefangenen trojaniſchen Mädchen beſteht, offenbart unter wehevollen Geberden den Anlaß ſeiner Sendung, nämlich ein ſchreckendes Traumgeſicht, welches Klytämneſtra gehabt; er fügt dunkle Ahndungen von der bevorſtehenden Rache der Blutſchuld hinzu, und beklagt ſein Looß, einer ungerechten Herrſchaft dienen zu müßen. Elektra befragt den Chor, ob ſie den Auftrag ihrer feindſeligen Mutter vollführen, oder das Opfer ſtillſchweigend ausgießen ſoll, und verrichtet auf deſſen Rath gleichfalls ein Gebet an den unterirdiſchen Merkur und an die Seele ihres Vaters, für ſich ſelbſt und den abweſenden Oreſt, daß er als Rächer erſcheinen möge. Bei'm Ausguß des Opfers wehklagt ſie mit dem Chor um den Abgeſchiedenen. Hierauf geräth ſie durch die gefundene den ihrigen an Farbe ähnliche Haarlocke, und die Fußſtapfen um das Grab her auf die Vermuthung, ihr Bruder ſei da geweſen, und wie ſie darüber vor Freuden außer ſich iſt, tritt er hervor, und giebt ſich zu erkennen. Ihre Zweifel überwindet er vollends durch Vorzeigung ſeines von ihr ſelbſt gewebten und am Saum mit eingewirkten Figuren verzierten Leibrocks; ſie überlaßen ſich ihrer Freude, er verrichtet ein Gebet an Zeus, und giebt kund, wie ihn Apollo unter den ſchrecklichſten Androhungen der Verfolgung von den Furien ſeines Vaters berufen habe, die Schuldigen an deſſen Tode auf die nämliche Art, nämlich durch Liſt umzubringen. Nun folgen Geſänge des Chors und der Elektra; welche theils Gebete an den Abgeſchiedenen und die unterirdiſchen Gottheiten enthalten, theils alle Bewegungsgründe zu der That, beſonders den aus Agamemnons Tode hergenommenen, in das Gemüth rufen. Oreſt erkundigt ſich nach dem Traumgeſicht, welches Klytämneſtra zu der Opferung vermocht, und erfährt, ſie habe geträumt, daß ſie einen Drachen in der Wiege als Kind an die Bruſt lege, und mit ihrem Blute ſäuge. Er will nun dieſer Drache werden, und giebt näher an, wie er als verkleideter Fremder in das Haus zu ſchleichen, und den Aegiſth ſowohl als ſie zu überfallen gedenke. Hierauf entfernt er ſich in dieſer Abſicht mit dem Pylades. Der nächſte Chorgeſang beſchäftigt ſich mit der gränzenloſen Frechheit der Menſchen überhaupt, und beſonders der Weiber in ihren unerlaubten Leidenſchaften, die er durch entſetzliche mythiſche Beiſpiele beſtätigt, und wie doch am Ende die ſtrafende Gerechtigkeit ſie ereile. Oreſt, als Fremder mit Pylades zurückkommend, begehrt in den Pallaſt eingelaßen zu werden. Klytämneſtra kommt heraus, und da ſie den Tod des Oreſt von ihm erfährt, über welche Nachricht Elektra verſtellterweiſe jammert, ladet ſie ihn zu gaſtfreier Aufnahme herein. Nach einem kurzen Gebet des Chors kommt die Amme, und wehklagt um ihren Pflegling; der Chor flößt ihr noch Hoffnung für ſein Leben ein, und räth ihr den Aegiſth, zu dem Klytämneſtra geſendet, nicht mit, ſondern ohne ſeine Leibwache herzubeſtellen. In dem herannahenden Augenblicke der Gefahr wendet ſich der Chor mit Gebeten an Zeus und Merkur, daß die That gelingen möge. Aegiſth kommt mit der Botin redend hinzu, kann ſich noch nicht ganz von dem ihm ſehr erfreulichen Tode des Oreſt überzeugen, und eilt deswegen in das Haus, wo man nach einem kurzen Gebet des Chors das Geſchrei des Ermordeten hört. Ein Diener ſtürmt heraus, und lärmt vor der Thür der Frauenwohnung, um die Klytämneſtra zu warnen. Sie vernimmt es, tritt hervor, fordert ein Beil um ſich zu wehren, aber da Oreſt unverzüglich mit dem blutigen Schwert auf ſie eindringt, entſinkt ihr der Muth, und ſie hält ihm auf's beweglichſte die mütterliche Bruſt vor. Zweifelhaft fragt er den Pylades, der ihn in wenigen Zeilen durch die ſtärkſten Gründe anmahnt; nach anklagenden und entſchuldigenden Wechſelreden verfolgt er ſie in das Haus, um ſie neben der Leiche Aegiſth's zu ermorden. Der Chor jubelt in einem ernſten Geſange über die vollzogene Vergeltung. Die große Thür des Pallaſtes öffnet ſich, und zeigt im Innern das erſchlagene Paar zuſammen auf einem Bett. Oreſt läßt von den Dienern das weitläuftige Gewand, worin verwickelt ſein Vater erſchlagen ward, entfalten, damit es alle ſehen; der Chor erkennt daran die blutigen Spuren, voller Jammer über Agamemnons Mord. Oreſt, indem er fühlt, daß ſich ſein Gemüth verwirrt, nimmt noch die Zeit wahr, in einer Rede ſeine That zu rechtfertigen; er erklärt, er wolle ſich um Reinigung von der Blutſchuld nach Delphi begeben, und flieht dann voller Entſetzen vor den Furien ſeiner Mutter, die der Chor noch nicht erblickt, und für eine Einbildung hält, die ihm aber keine Ruhe mehr laßen. Der Chor ſchließt mit einer Betrachtung über die dreifache Mordſcene in dem Königshauſe von dem thyeſteiſchen Gaſtmale an.

Die Elektra des Sophokles ſpielt ebenfalls vor dem Pallaſte, aber ohne Grabmal Agamemnons. Mit Tagesanbruch kommen wie aus der Fremde Pylades, Oreſt und ſein Pfleger, der an jenem blutigen Tage ſein Retter geworden. Dieſer führt ihn belehrend in ſeine Vaterſtadt ein, was Oreſt mit einer Rede über den Auftrag des Apoll, und die Art, wie er ihn auszuführen gedenkt, erwiedert, und dann ein Gebet an die einheimiſchen Götter und ſein väterliches Haus verrichtet. Man hört Elektra im Hauſe ſtöhnen, Oreſt wünſcht ſie gleich zuerſt zu begrüßen, aber der Alte führt ihn weg, um am Grabe ſeines Vaters ein Opfer zu verrichten. Elektra tritt heraus, und ergießt in einer pathetiſchen Anrede an den Himmel ihren Kummer, in einem Gebet an die unterirdiſchen Gottheiten ihr ungeſtilltes Verlangen nach Rache. Der Chor, aus einheimiſchen Jungfrauen beſtehend, kommt tröſtend herzu, in Wechſelgeſängen und Wechſelreden mit dem Chor entfaltet Elektra ihre unerſchütterliche Trauer, die Schmach ihres unterdrückten Lebens, ihre Hoffnungsloſigkeit wegen der Zögerungen des häufig von ihr angemahnten Oreſt, und giebt den Aufmunterungsgründen des Chors wenig Gehör. Chryſothemis, die jüngere, nachgiebigere und vorgezogene Tochter der Klytämneſtra, kommt mit einem Todtenopfer, um es zum Grabe des Vaters zu tragen. Es entſteht ein Wortwechſel zwiſchen den Schweſtern über ihre beiderſeitigen Geſinnungen, Chryſothemis meldet Elektren, der jetzt auf dem Lande abweſende Aegiſth habe das Aergſte über ſie beſchloßen, welchem jene Trotz bietet. Darauf erfährt ſie, daß Klytämneſtra geträumt, Agamemnon ſei in's Leben zurück gekommen, und habe ſein Scepter in den Boden des Hauſes gepflanzt, woraus ein das ganze Land beſchattender Baum erwachſen ſei, und dadurch erſchreckt, habe ſie ihr aufgetragen, ein Todtenopfer zu bringen. Elektra räth ihr, ſich nicht an den Befehl ihrer frechen Mutter zu kehren, ſondern ein Gebet für ſich und ihre Geſchwiſter, und für die rächende Rückkehr des Oreſt am Grabe zu verrichten; ſie fügt zu den Gaben ihren Gürtel und eine Locke ihres Haars. Chryſothemis geht mit dem Verſprechen ihr zu folgen ab. Der Chor weiſſagt aus dem Traumgeſichte annahende Vergeltung, und bezieht die Verbrechen im Hauſe des Pelops auf eine erſte Verſchuldung jenes Ahnherrn. Klytämneſtra ſchilt ihre Tochter, gegen die ſie doch,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10462/007

vermuthlich durch Wirkung des Traumes, milder iſt als gewöhnlich, ſie vertheidigt ihre That an Agamemnon, Elektra greift ſie deswegen an, jedoch beide ohne heftigen Wortwechſel. Hierauf verrichtet Klytämneſtra am Altar vor dem Hauſe ein Gebet zum Apoll um Heil und langes Leben, und heimlich um den Untergang ihres Sohnes. Der Pfleger des Oreſt kommt, und meldet als Bote eines phocenſiſchen Freundes den Tod Oreſts, und zwar genau mit allen Umſtänden, daß er bei'm Wagenrennen in den pythiſchen Spielen umgekommen ſei. Klytämneſtra verbirgt kaum ihre triumphierende Freude, wiewohl ſie anfangs eine Anwandlung mütterlichen Gefühls hat, und ladet den Boten zur Bewirthung herein. Elektra überläßt ſich in Reden und Geſängen ihrem Jammer, der Chor ſucht umſonſt ſie zu tröſten, Chryſothemis kommt voller Freude von dem Grabmale zurück, mit der Verſicherung, Oreſt ſei in der Nähe: ſie hat nämlich ſeine Haarlocke, ſein Trankopfer und Blumenkränze da gefunden. Elektras Verzweiflung wird dadurch erneuert, ſie giebt ihr die grauſame Aufklärung der eben angekommenen Nachricht, und fordert ſie auf, da jetzt keine andere Hoffnung übrig ſei, ſich mit ihr zu einer kühnen That zu vereinigen, und den Aegiſth umzubringen, welches Chryſothemis, nicht muthig genug, als thöricht abweiſt, und nach heftigem Wortwechſel hineingeht. Der Chor beklagt die nun ſo ganz verlaßene Elektra. Oreſt kommt mit Pylades und einigen Dienern, welche die Urne angeblich mit der Aſche des Geſtorbenen tragen. Elektra erbittet ſich dieſe von ihm, und trauert darüber in den beweglichſten Reden, worüber Oreſt gerührt, ſich nicht länger verbergen kann: er giebt ſich ihr nach einiger Vorbereitung zu erkennen, und beſtätigt die Entdeckung durch den vorgezeigten Siegelring des Vaters. Sie überläßt ſich in Reden und Geſängen ihrer gränzenloſen Freude, bis der Pfleger heraustritt, beide wegen ihrer Unvorſichtigkeit ſchilt und warnt. Elektra erkennt mit einiger Mühe in ihm den treuen Knecht wieder, dem ſie den Oreſt zur Rettung anvertrauet hat, und begrüßt ihn dankbar. Auf den Rath des Pflegers begeben ſich Oreſt und Pylades ſchleunig mit ihm in's Haus, um Klytämneſtra noch allein zu überraſchen. Elektra begleitet ſie mit einem Gebet an den Apollo, der Chorgeſang kündigt den Augenblick der Vergeltung an. Man hört im Hauſe das Geſchrei der erſchrockenen Klytämneſtra, ihre kurzen Bitten, ihr Wehklagen, da ſie ermordet wird. Elektra fordert von außen den Oreſt zur Vollführung der That auf, er kommt mit blutigen Händen heraus; da der Chor aber den Aegiſth ankommen ſieht, eilt er wieder in's Haus, um ihn zu überraſchen. Aegiſth erkundigt ſich nach dem Tode des Oreſt, und glaubt nach den zweideutigen Reden der Elektra, ſeine Leiche ſei im Hauſe. Er befiehlt alſo die Thüren zu öffnen, um diejenigen im Volk, welche ſeine Herrſchaft ungern ertragen, zu überzeugen, daß keine Hoffnung auf den Oreſt mehr ſei. Der Mitteleingang öffnet ſich, und zeigt im Innern des Pallaſtes einen auf einem Bett liegenden zugedeckten Körper, Oreſt ſteht daneben und heißt den Aegiſth ſelbſt die Decke aufheben, der nun plötzlich die blutige Leiche der Klytämneſtra, und ſich ohne Rettung verloren ſieht. Er begehrt reden zu dürfen, was aber Elektra wehrt. Oreſt zwingt ihn in das Haus zu gehen, um ihn dort an derſelben Stelle umzubringen, wo er ſeinen Vater umgebracht.

Der Schauplatz der Elektra des Euripides iſt nicht in Mykene, ſondern an der Gränze des argoliſchen Gebiets, in freier Landſchaft vor einer einſamen armſeligen Bauernhütte.

Der Bewohner, ein alter Landmann, kommt heraus, und erzählt im Prolog den Zuſchauern, wie es im königlichen Hauſe ſteht, theils das ſchon Bekannte, dann aber, daß man nicht zufrieden, die Elektra ſchmählich zu behandeln, und ſie unvermählt zu laßen, ſie unter ihrem Stande mit ihm verheiratet habe; die Gründe dieſes Verfahrens, die er anführt, ſind wunderlich genug, er verſichert aber, er hege zu viel Ehrerbietung vor ihr, um ſie in der That zu ſeiner Gattin zu erniedrigen. Sie leben alſo in einer jungfräulichen Ehe. Elektra kommt, da es noch vor Tages Anbruch iſt, mit einem Krug auf dem nach knechtiſcher Art geſchornen Kopf, um Waßer zu holen; ihr Mann beſchwört ſie, ſich doch nicht mit ſolchen ungewohnten Arbeiten zu plagen, ſie will ſich aber von ihrer Pflicht als Hausfrau nicht abhalten laßen, und beide gehen ab, er zur Feldarbeit, ſie ihrem Geſchäfte nach. Oreſt tritt nun mit dem Pylades auf, und eröffnet in einer Rede an dieſen, daß er ſchon am Grabe ſeines Vaters geopfert, ſich aber nicht in die Stadt wage, ſondern hier an der Gränze nach ſeiner, wie er weiß, verheirateten Schweſter ſpähen wolle, um von ihr die Lage der Sachen zu erfahren, Er ſieht Elektra mit dem Waßerkruge kommen, und zieht ſich zurück. Sie ſtimmt einen wehklagenden Geſang um ihr eigenes Schickſal und ihren Vater an. Der Chor, aus ländlichen Weibern beſtehend, kommt, und ermuntert ſie an einem Feſte der Juno Theil zu nehmen, was ſie aber, in ihr Elend verſunken, auf ihre zerlumpten Kleider zeigend, verweigert. Der Chor erbietet ſich, ihr feſtlichen Schmuck zu leihen, allein ſie beharrt dabei. Sie erblickt den Oreſt und Pylades in ihrem Schlupfwinkel, hält ſie für Räuber, und will in's Haus fliehen; da Oreſt hervortritt und ihr dieß wehrt, glaubt ſie, er wolle ſie umbringen; er beruhigt ſie, und bringt ihr Nachricht vom Leben des Oreſt. Hierauf erkundigt er ſich nach ihrer Lage, wobei denn den Zuſchauern das ganze Verhältniß von neuem eingeſchärft wird. Oreſt giebt ſich immer nicht zu erkennen, ſondern verſpricht bloß Elektras Botſchaft an ihren Bruder zu beſtellen, und bezeugt Theilnahme als ein Fremder. Der Chor wird bei dieſer Gelegenheit neugierig, auch etwas aus der Stadt zu erfahren, und Elektra ſchildert nach ihrem eigenen Elende die Ueppigkeit und den Uebermuth ihrer Mutter und des Aegiſth, der auf Agamemnons Grabe herumſpringe, und mit Steinen darnach werfe. Der Bauer kommt von der Arbeit zurück und findet es ziemlich unſchicklich, daß ſeine Frau mit jungen Männern ſchwatzt; da er jedoch hört, daß ſie Nachricht von Oreſt bringen, ladet er ſie freundlichſt in ſein Haus ein. Oreſt ſtellt bei'm Anblick des würdigen Mannes Betrachtungen an, wie ſich doch oft in niedrigen Geſchlechtern und unter unſcheinbarer Hülle die achtungswürdigſten Menſchen finden. Elektra macht ihrem Manne Vorwürfe wegen der Einladung, da ſie doch nichts im Hauſe hätten; er meint, die Fremden würden ſchon ſo vorlieb nehmen, eine wirthſchaftliche Frau wiße allerlei Gerichte herbei zu ſchaffen, auf einen Tag reiche ihr Vorrath wohl hin. Sie ſchickt ihn zu dem alten Pfleger und Retter des Oreſt, der in der Nähe auf dem Lande wohnt, damit dieſer kommen und etwas zur Bewirthung mitbringen möge. Der Bauer geht mit Sprüchen über den Reichthum und die Mäßigkeit ab. Der Chor verſteigt ſich in einen Geſang über den Zug der Griechen vor Troja, beſchreibt weitläuftig, was auf dem Schilde des Achill, welchen ihm Thetis gebracht, abgebildet geweſen, endigt aber doch mit dem Wunſche, Klytämneſtra möge für ihren Frevel beſtraft werden.

Der alte Pfleger, dem es ſehr ſauer wird, zu dem

Hauſe hinaufzuſteigen, bringt der Elektra ein Lamm, einen Käſe und einen Schlauch mit Wein; hierauf fängt er an zu weinen, und ermangelt nicht ſich mit ſeinen zerlumpten Kleidern die Augen zu wiſchen. Auf die Fragen der Elektra berichtet er, wie er am Grabe des Agamemnon Spuren eines Opfers und eine Haarlocke gefunden, und darum vermuthe, Oreſt ſei dort geweſen. Hierauf folgt eine Anſpielung auf die von Aeſchylus gebrauchten Erkennungszeichen an der Aehnlichkeit der Haarlocken, der Fußſtapfen und an einem Gewande, nebſt Widerlegung derſelben. Die Unwahrſcheinlichkeit jener läßt ſich vielleicht heben, auf jeden Fall ſieht man leicht darüber weg, allein die ausdrückliche Rückſicht auf eine andre Behandlung desſelben Gegenſtandes iſt das ſtörendſte, ächter Poeſie fremdeſte, was es geben kann. Die Gäſte kommen heraus, der Alte betrachtet den Oreſt genau, erkennt ihn, und überzeugt auch die Elektra durch eine Narbe an der Augenbraue von einem Fall (dieß iſt nun die herrliche Erfindung, welche er an die Stelle der aeſchyliſchen ſetzt), daß er es ſei; ſie umarmen ſich und überlaßen ſich der Freude während eines kurzen Chorgeſanges. In lange fortgeſetzten Reden überlegen Oreſt, der Alte und Elektra die Ausführung der That. Aegiſth hat ſich, wie der Alte weiß, zu einem Opfer der Nymphen auf's Land begeben, dort will ſich Oreſt als Gaſt einſchleichen und ihn überfallen. Klytämneſtra iſt aus Furcht vor der üblen Nachrede nicht mitgefahren, Elektra erbietet ſich, ihre Mutter durch die falſche Nachricht, ſie ſei im Kindbette, herbeizulocken. Die Geſchwiſter vereinigen nun ihre Gebete an die Götter und den Schatten ihres Vaters um glücklichen Ausgang. Elektra erklärt, ſie werde ſich umbringen, wenn es mißlinge, und will dazu ein Schwert in Bereitſchaft halten. Der Alte geht mit dem Oreſt ab, um ihn zum Aegiſth zu geleiten, und ſich dann zur Klytämneſtra zu begeben. Der Chor beſingt den goldnen Widder, welchen Thyeſt durch Hülfe der treuloſen Gemahlin des Atreus dieſem entwandt, und wie jener dafür durch das mit ſeinen Kindern angeſtellte Gaſtmal beſtraft worden, wobei die Sonne ſich aus ihrer Bahn gewandt, welches er aber, der Chor, wie er weislich hinzufügt, ſehr bezweiſle. Man hört ein fernes Geräuſch und Stöhnen, Elektra glaubt ihr Bruder unterliege, und will ſich umbringen. Sogleich kommt aber ein Bote, welcher den Untergang des Aegiſth weitläuftig mit mancherlei Scherzen berichtet. Unter dem Jubel des Chores holt Elektra einen Kranz, womit ſie ihren Bruder krönt, der den Kopf des Aegiſth an den Haaren in der Hand hält. Dieſem Kopfe rückt ſie in einer langen Rede ſeine Thorheiten und Verbrechen vor, und ſagt ihm unter andern: es thue niemals gut, eine Frau zu heiraten, mit der man zuvor in einem unerlaubten Verhältniſſe gelebt; es ſei unanſtändig, wenn die Frau die Herrſchaft im Hauſe führe, u. ſ. w. Man ſieht die Klytämneſtra nahen, Oreſt bekommt Gewißenszweifel über ſeinen Vorſatz des Muttermordes und die Gültigkeit des Orakels, begiebt ſich aber auf Ueberredung der Elektra in die Hütte, um es da zu vollführen. Die Königin kommt auf einem prächtigen mit Teppichen behangenen Wagen, umgeben von trojaniſchen Sclavinnen, gefahren. Elektra will ihr herunterhelfen, ſie verweigert es. Darauf rechtfertigt ſie ihre That am Agamemnon mit der Opferung der Iphigenia, und fordert ihre Tochter ſelbſt auf, ihr Gründe entgegen zu ſtellen, um dieſer Veranlaßung zu einer ſpitzfindigen Rede zu geben, worin Elektra ihrer Mutter unter andern vorwirft, ſie habe in der Abweſenheit Agamemnons zu viel vor dem Spiegel geſeßen und ſich geputzt. Klytämneſtra erzürnt ſich nicht, wiewohl jene den Vorſatz des Mordes ankündigt, wenn er möglich geweſen wäre; ſie erkundigt ſich nach der Niederkunft, und geht in die Hütte, um das Reinigungsopfer zu verrichten. Elektra begleitet ſie nach einer höhnenden Rede. Hierauf Chorgeſang über die Vergeltung, Geſchrei der Ermordeten im Hauſe, und die Geſchwiſter kommen mit Blut befleckt zurück. Sie ſind voller Reue und Verzweiflung über die vollendete That, rühren ſich durch Wiederholung der kläglichen Reden und Geberden ihrer Mutter, Oreſt will in die Fremde fliehn, Elektra fragt, wer ſie nun heiraten würde? Die Dioskuren, ihre Oheime, erſcheinen in der Luft, tadeln den Apollo wegen ſeines Orakels, befehlen dem Oreſt, ſich zur Sicherung vor den Furien vom Areopag richten zu laßen, und weiſſagen ihm anderweitige Schickſale. Dann ſtiften ſie eine Ehe zwiſchen Elektra und Pylades; ihr erſter Mann ſoll mit nach Phokis genommen und reichlich verſorgt werden. Nach wiederholten Wehklagen nehmen die Geſchwiſter wie auf lebenslang Abſchied von einander, und das Stück nimmt ein Ende.

Man ſieht leicht, daß Aeſchylus den Gegenſtand von der furchtbarſten Seite gefaßt, und ihn in das Gebiet der dunkeln Gottheiten hinüber geſpielt hat, in welchem er ſo gern hauſet. Das Grab des Agamemnon iſt der nächtliche Punkt, von welchem die rächende Vergeltung ausgeht, ſein unmuthiger Schatten die Seele des ganzen Gedichtes. Die leicht zu bemerkende äußere Unvollkommenheit, daß das Stück ohne bemerkbaren Fortſchritt zu lange auf demſelben Punkte verweilt, wird wieder zu einer wahren inneren Vollkommenheit: denn es iſt die dumpfe Stille der Erwartung vor einem Ungewitter oder Erdbeben. Es iſt wahr, die Gebete wiederholen ſich, aber eben ihre Häufung giebt den Eindruck von einem großen unerhörten Vorſatze, zu welchem menſchliche Kräfte und Bewegungsgründe allein nicht hinreichen. Bei der Ermordung der Klytämneſtra und ihren herzzerreißenden Reden iſt der Dichter, ohne die Verbrecherin zu bemänteln, bis an die äußerſte Gränze deſſen gegangen, was dem Gefühl zugemuthet werden darf. Da das Verbrechen, welches geſtraft werden ſoll, vom Anfange an durch das Grabmal gegenwärtig erhalten wird, rückt es am Ende durch das vorgezeigte Gewand dem Blicke der Erinnerung noch näher: Agamemnon wird gleichſam nach ſchon vollzogener Rache noch einmal in der Vorſtellung ermordet. Die Flucht des Oreſt verräth keine unwürdige Reue oder Schwäche, ſondern ſie iſt nur der unvermeidliche Tribut, den er der beleidigten Natur bezahlen muß.

Auf die wunderwürdige Anordnung des Sophokles brauche ich nur im Allgemeinen aufmerkſam zu machen. Welche ſchöne Vorreden läßt er jener Sendung der Königin zum Grabe vorangehen, womit Aeſchylus gleich anhebt! Mit welchem gebildeten Schmuck iſt das Ganze, z. B. in der Erzählung von den Kampfſpielen, umkleidet! Wie iſt das Pathos der Elektra ausgeſpart, zuerſt die allgemeinen Klagen, dann aus dem Traumgeſicht geſchöpfte Hoffnungen, Zernichtung derſelben durch die Nachricht von dem Tode ihres Bruders, neue abgewieſene Hoffnungen der Chryſothemis, endlich die Trauer über der Urne. Der Heldenmuth der Elektra iſt durch den Gegenſatz der ſchwächeren Schweſter ſchön gehoben. Ueberhaupt hat der Dichter dem Gegenſtande dadurch eine ganz neue Wendung gegeben, daß er die Theilnahme vornehmlich auf die Elektra lenkt. Er hat von dieſem herrlichen Geſchwiſterpaar dem weiblichen Theil die unerſchütterliche Beharrlichkeit treuer Geſinnungen, den Heroiſmus des Duldens, dem männlichen die ſchöne Rüſtigkeit der Heldenjugend zugetheilt. Der Alte ſetzt dieſer wiederum Bedachtſamkeit und Erfahrung entgegen; daß beide Dichter den Pylades ſchweigen laßen, beweiſt, wie ſehr die alte Kunſt allen unnützen Ueberfluß verſchmähte.

Was aber die Tragödie des Sophokles insbeſondere charakteriſiert, iſt die himmliſche Heiterkeit bei einem ſo ſchrecklichen Gegenſtande, der friſche Hauch von Leben und Jugend, der durch das Ganze hinweht. Der lichte Gott Apollo, welcher die That befohlen, ſcheint ſeinen Einfluß darüber zu verbreiten, ſelbſt der Tages-Anbruch am Eingange iſt bedeutſam. Das Grab und die Schattenwelt iſt in der Ferne gehalten; was bei'm Aeſchylus die Seele des Ermordeten bewirkt, geht hier vom Gemüth der noch lebenden Elektra aus, welches mit gleicher Kraft zum haßenden Unwillen und zur Liebe begabt iſt. Merkwürdig iſt die Vermeidung jeder dunkeln Ahndung gleich in der erſten Rede des Oreſt, wo er ſagt, es kümmere ihn nicht todt geſagt zu werden, wenn er ſich nur in geſunder Kraft und Fülle lebend fühle. Auch wandelt ihn weder vor noch nach der That Zweifel und Gewiſſens-Unruhe an, ſo daß das dahin Gehörige bei ihm eigentlich ſtrenger gehalten iſt als bei'm Aeſchylus; auch der entſetzliche Theaterſtreich mit dem Aegiſth, und daß dieſer am Schluße ſeine ſchmähliche Hinrichtung erſt noch erwartet, iſt noch herber als dort. Das treffendſte Bild für das Verhältniß beider Dichter bieten die Traumgeſichte der Klytämneſtra dar: beide ſind gleich ſchicklich, bedeutſam, ahndungsvoll; das des Aeſchylus größer, aber ſinnlich grauſend, das des Sophokles in der Furchtbarkeit majeſtätiſch ſchön.

Das Stück des Euripides iſt ein ſeltnes Beiſpiel poetiſcher, oder vielmehr unpoetiſcher Verkehrtheit; man würde nicht fertig werden, wenn man alle Grundloſigkeiten und Widerſprüche darin entwickeln wollte. Warum neckt z. B. Oreſt ſeine Schweſter ſo lange, ohne ſich ihr zu erkennen zu geben? Wie leicht macht ſich der Dichter die Arbeit, wenn er das, was ihm im Wege ſteht, ohne weiteres bei Seite ſchafft, wie hier den Bauer, von dem man nach Herbeſcheidung des Pflegers gar nicht weiß, wo er bleibt? Euripides hat theils neu ſein wollen, theils iſt es ihm zu unwahrſcheinlich geweſen, daß Oreſt den König und ſeine Gemahlin mitten in der Hauptſtadt umbringt; er hat ſich, um dieß zu vermeiden, in weit größere Unwahrſcheinlichkeiten verwickelt. Was etwa von tragiſchen Anklängen vorkommt, iſt nicht ſein eigen: es gehört der Fabel, ſeinen Vorgängern und dem Herkommen an. Durch ſeine Abſichten iſt es wenigſtens keine Tragödie geworden, er hat es vielmehr auf alle Weiſe zum Familiengemälde, in der heutigen Bedeutung des Wortes, herunter gearbeitet. Die Effecte mit der Dürftigkeit der Elektra ſind erbärmlich: der Dichter hat ſein Geheimniß in ihrem wohlgefälligen Schautragen des eigenen Elendes verrathen. Alle Vorbereitungen zu der That ſind äußerſt leichtſinnig und ohne innere Ueberzeugung; es iſt eine wahre Quälerei, daß Aegiſth erſt noch ſeine gutmüthige Gaſtfreiheit, Klytämneſtra Mitleiden mit ihrer Tochter äußern muß, um für ſie zu rühren; die That wird gleich nach der Vollbringung durch die ſchmählichſte Reue wieder ausgelöſcht, eine Reue, welche gar kein ſittliches Gefühl, ſondern bloß eine ſinnliche Anwandlung iſt. Von den Läſterungen auf das delphiſche Orakel will ich nichts ſagen. Da das ganze Stück dadurch vernichtet wird, ſo ſehe ich nicht ein, wozu es Euripides überhaupt geſchrieben, wenn es nicht war, um die Elektra glücklich zu verheiraten, und den alten Bauer zur Belohnung der Enthaltſamkeit ſein Glück machen zu laßen. Ich wünſchte nur, daß die Vermählung des Pylades ſogleich vor ſich gienge, auch der Bauer eine namhafte Summe ausgezahlt erhielte: ſo würde alles zur Genugthuung der Zuſchauer wie ein gemeines Luſtſpiel endigen.

Um nicht ungerecht zu ſein, muß ich noch bemerken, daß die Elektra vielleicht das allerſchlechteſte Stück des Euripides iſt. War es die Sucht nach Neuheit, was ihn hier auf ſolche Abwege brachte? Freilich war er zu beklagen, daß ihm bei dieſem Gegenſtande zwei ſolche Vorgänger zuvorgekommen waren. Aber was zwang ihn, ſich mit jenen zu meßen, und überhaupt eine Elektra zu ſchreiben?

Zehnte Vorleſung.

Beurtheilung der übrigen Werke des Euripides. Das ſatyriſche Drama. Alexandriniſche Tragiker.

Von den in größerer Anzahl auf uns gekommenen Stücken des Euripides können wir nur Einiges in der Kürze berühren.

Von Seiten ſeiner Sittlichkeit iſt vielleicht keines ſo ſehr zu loben, als die Alceſte. Ihr Entſchluß zu ſterben, und ihr Abſchied von ihrem Gemahl und Kindern iſt ſchmerzlich entzückend dargeſtellt. Auch die Enthaltſamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Vorhang vor dem Zuſtande der Todten wegzuziehen, muß ſehr hoch angerechnet werden. Freilich iſt Admet, und beſonders ſein Vater mit ihrer ſelbſtiſchen Liebe zum Leben ſehr aufgeopfert, auch Hercules zeigt ſich anfangs derb bis zur Rohheit, und erſt nachher edler und ſeiner würdig, endlich wieder jovialiſch, da er mit dem Admet ſeinen Scherz treibt, und ihm ſeine verſchleierte Gattin als eine neue Braut zuführt.

Iphigenia in Aulis iſt ein den Neigungen und Kräften des Euripides beſonders angemeßener Gegenſtand: es kam hier darauf an, eine ſanfte Rührung für die unſchuldige

Jugend und Kindlichkeit der Heldin zu erregen. Indeſſen iſt Iphigenia noch lange keine Antigone; ſchon Ariſtoteles bemerkt, daß der Charakter nicht gehalten iſt: „die flehende „Iphigenia ſei der nachher ſich willig aufopfernden durchaus „nicht ähnlich.“

Auch Ion iſt eines von den lieblichſten Stücken wegen der Schilderungen von Unſchuld und prieſterlicher Heiligkeit an dem Knaben, wovon es den Namen führt. Zwar fehlt es im Lauf der Verwickelung nicht an Unwahrſcheinlichkeiten, Nothbehelfen und Wiederholungen; und die Auflöſung vermittelſt einer Lüge, wozu ſich Götter und Menſchen gegen den Xuthus verbünden, kann unſer Gefühl ſchwerlich befriedigen.

In der Darſtellung weiblicher Leidenſchaften und der Verirrungen eines kranken Gemüths werden Phädra und Medea verdientermaßen geprieſen. Das Stück, worin jene vorkommt, glänzt durch die erhabene Heldenſchönheit des Hippolytus; auch empfiehlt es ſich im höchſten Grade durch die beobachtete Schicklichkeit und ſittliche Strenge bei einem ſo bedenklichen Gegenſtande. Dieß iſt jedoch vielleicht nicht ſowohl das Verdienſt des Dichters ſelbſt, als des Zartgefühls ſeiner Zeitgenoßen, denn der Hippolytus, den wir haben, iſt nach dem Zeugniß des Scholiaſten ein umgearbeiteter, in welchem das Anſtößige und Tadelnswürdige des früheren verbeßert worden. Der gelehrte und ſcharfſinnige Brunck ſagt, jedoch ohne irgend ein Zeugniß oder die Uebereinſtimmung eines Bruchſtückes als Beweis anzuführen, Seneca ſei in ſeinem Hippolytus der Anlage des früheren vom Euripides, welcher der verſchleierte hieß, gefolgt. Wofern dieß bloße Vermuthung iſt, ſo möchte ich bezweifeln, daß Euripides ſelbſt in dem getadelten Schauſpiele ſich die Scene der Liebeserklärung erlaubt habe, welche Racine aus dem Seneca in ſeine Bearbeitung aufzunehmen kein Bedenken getragen.

Der Eingang der Medea iſt vortrefflich, ihre verzweiflungsvolle Lage wird durch die Geſpräche ihrer Amme, des Pflegers ihrer Kinder, und ihre eigenen Wehklagen hinter der Scene zerreißend angekündigt. Sobald ſie hervortritt, hat der Dichter Sorge getragen, durch viele allgemeine und gemeine Betrachtnugen, die er ihr in den Mund legt, uns abzukühlen. Noch kleiner erſcheint ſie in der Scene mit dem Aegeus, wo ſie, im Begriff am Jaſon eine furchtbare Rache zu nehmen, ſich erſt einen Zufluchtsort ſichert, ja es fehlt nicht viel, eine neue Verbindung bevorwortet. Das iſt nicht die kühne Verbrecherin, welche die Naturkräfte zum Dienſt ihrer wilden Leidenſchaften ſich unterworfen hat, und wie ein verheerendes Meteor von Land zu Land forteilt; jene Medea, die, von aller Welt verlaßen, ſich ſelbſt noch genügen kann. Nur Gefälligkeit gegen die atheniſchen Alterthümer konute den Euripides zu dieſem froſtigen Einſchiebſel vermögen. Sonſt hat er die mächtige Zauberin, und das in den Verhältniſſen ihres Geſchlechtes ſchwache Weib in derſelben Perſon ergreifend geſchildert. Auf das innigſte rühren die Anwandlungen mütterlicher Zärtlichkeit mitten unter den Zurüſtungen zu der grauſamen That. Nur kündigt ſie ihr Vorhaben zu frühzeitig und zu beſtimmt an, ſtatt es bloß wie eine verworrene ſchwarze Ahndung zu hegen. Als ſie es vollbringt, ſcheint der Trieb der Rache am Jaſon durch den ſchmählichen Tod ſeiner jungen Gemahlin und ihres Vaters ſchon befriedigt ſein zu müßen, und der neue Bewegungsgrund, nämlich Jaſon würde die Kinder unfehlbar umbringen wollen, und ſie müße ihm vorbeugen, hält die Prüfung nicht aus. Denn wie ſie die Leichen auf ihrem Drachenwagen entführt, hätte ſie auch die lebenden Kinder zugleich mit ſich retten können. Doch läßt ſich dieß vielleicht durch die Verwirrung des Gemüths, worein das vollbrachte Verbrechen ſie ſtürzt, rechtfertigen.

Solche Gemälde allgemeinen Jammers, des Sturzes blühender Geſchlechter und Staaten aus der größten Herrlichkeit in die tiefſte Noth, ja in gänzliche Vernichtung, wie das in den Trojanerinnen aufgeſtellte, mochten dem Euripides vom Ariſtoteles den Namen des vorzugsweiſe tragiſchen Dichters verdienen. Der Schluß, wie die gefangenen als Sklavinnen verlooßten Frauen, das brennende und einſtürzende Troja hinter ſich laſſend, ſich zu den Schiffen wenden, iſt wahrhaft groß. Uebrigens kann nicht leicht ein Stück weniger Handlung im energiſchen Sinne des Wortes haben: es iſt eine Reihe von Lagen und Vorfällen, ohne irgend einen andern Zuſammenhang, als daß ſie insgeſammt von der Eroberung Trojas herrühren; aber ſie gehen durchaus nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel. Die Anhäufung hülfloſen Leidens, das nicht einmal einen Widerſtand der Geſinnungen aufzubieten hat, ermüdet zuletzt, und erſchöpft das Mitleid. Je mehr gekämpft wird, um ein Unglück abzuwehren, um ſo mehr Eindruck macht es nachher, wenn es dennoch hereinbricht. Wenn aber ſo wenig Umſtände gemacht werden, wie hier mit dem Aſtyanar, da die Rede des Talthybius ſelbſt dem leiſeſten Verſuch, ihn zu retten, vorbeugt, ſo ergiebt ſich der Zuſchauer auch bald darein. Hierin verſieht es Euripides häufig. Bei den ununterbrochenen Anforderungen an unſer Mitleid in dieſem Stück iſt das Pathos nicht gehörig ausgeſpart, und geſteigert; z. B. die Klage der Andromache um ihren noch lebenden Sohn iſt weit zerreißender, als die der Hekuba um den todten. Zwar wurde die Wirkung der zweiten durch den Anblick der kleinen Leiche auf dem Schilde Hektors unterſtützt. Ueberhaupt war wohl ſehr auf den Reiz für die Augen gerechnet: deswegen erſcheint Helena, gegen die kriegsgefangenen Sklavinnen abſtechend, prächtig geputzt, Andromache auf einem mit Beute beladenen Wagen, und ich zweifle nicht, daß am Schluße die ganze Decoration in Flammen ſtand. Das peinliche Verhör der Helena unterbricht alle Rührung durch eitles Gezänke, und bewirkt nichts; denn trotz der Anklage der Hekuba bleibt Menelaus bei dem gleich anfangs beſchloßenen Vorhaben. Die Vertheidigung der Helena mag ungefähr ſo unterhalten, wie des Iſokrates ſophiſtiſche Lobrede auf ſie.

Es war dem Euripides noch nicht genug, die Hekuba ein ganzes Stück hindurch ſich verhüllt im Staube wälzen und winſeln zu laßen: er hat ſie in einer andern Tragödie, die von ihr den Namen führt, eben ſo als ſtehende Hauptfigur des Jammers angebracht. Die beiden Handlungen dieſes Stücks, die Opferung der Polyxena, und die Rache am Polymeſtor wegen Ermordung Polydors, haben nichts mit einander gemein, außer ihrer Beziehung auf die Hekuba. Die erſte Hälfte hat große Schönheiten von der Art, wie ſie dem Euripides vorzüglich gelingen. Bilder zarter Jugend, weiblicher Unſchuld, und edelmüthiger Ergebung in einen frühen gewaltſamen Tod. Ein Menſchenopfer, der Triumph des barbariſchen Aberglaubens, wird dargeſtellt, als mit jenem Helleniſmus der Geſinnung vollbracht, erlitten und angeſchaut, welcher bei den Griechen ſo frühzeitig die Abſchaffung der Menſchenopfer bewirkte. Aber die zweite Hälfte zerſtört dieſe ſanfteren Rührungen auf eine höchſt widerwärtige Art. Sie iſt angefüllt mit der rachſüchtigen Hinterliſt der Hekuba, dem blödſinnigen Geiz des Polymeſtor, und der dürftigen Politik Agamemnons, der den thrakiſchen König nicht ſelbſt zur Verantwortung zu ziehen wagt, aber ihn den kriegsgefangenen Weibern in die Hände ſpielt. Auch paßt es gar nicht, daß Hekuba, bejahrt, kraftlos und im Jammer verſunken, nachher ſo viel Gegenwart des Geiſtes bei Ausübung ihrer Rache, und eine ſolche Fertigkeit der Zunge in ihrer Anklage, und den Spöttereien gegen den Polymeſtor zeigt.

Ein andres Beiſpiel von zwei ganz getrennten Handlungen in derſelben Tragödie ſehen wir am raſenden Hercules. Die erſte iſt die Bedrängniß ſeiner Familie während ſeiner Abweſenheit, und ihre Errettung daraus durch ſeine Zurückkunft; die zweite ſeine Reue, über den in plötzlicher Raſerei an ſeiner Gattin und ſeinen Kindern verübten Mord. Dieß folgt zwar auf einander, aber keineswegs aus einander.

Die Phönikerinnen ſind reich an tragiſchen Begebenheiten im gemeinen Sinne des Worts: der Sohn des Kreon ſtürzt ſich zur Rettung der Stadt von der Mauer; Eteokles und Polynikes kommen einer durch die Hand des andern um, Jokaſte durch ihre eigene über deren Leichen; die gegen Thebe zu Felde gezogenen Argiver fallen im Kampf, und Polynikes bleibt unbeerdigt; endlich werden Oedipus und Antigone in die Verbannung ausgeſtoßen. Freilich bemerkt nach dieſer Aufzählung ein Scholiaſt die Willkür, womit der Dichter verfahren. „Dieß Schauſpiel,“ ſagt er, „iſt ſchön in „der theatraliſchen Erſcheinung, eben weil es voll fremder „Ausfüllungen iſt. Die von den Mauern herabſchauende „Antigone gehört nicht zur Handlung, und Polynikes kommt „unter der Gewährleiſtung eines Waffenſtillſtandes in die

„Stadt, ohne daß etwas daraus erfolgt. Nach allem Uebrigen iſt noch der vertriebene Oedipus mit einem geſchwätzigen „Geſange zwecklos angehängt.“ Dieß Urtheil iſt ſtrenge, aber es trifft.

Nicht gelinder lautet das über den Oreſtes: „Das „Stück iſt von denen, die auf der Bühne große Wirkung „thun, in den Charaktern aber äußerſt ſchlecht; denn außer „dem Pylades taugen alle nichts.“ Ferner „Es hat eine „mehr der Komödie angemeßene Auflöſung.“ Dieſes Schauſpiel hebt in der That erſchütternd an: Oreſt liegt nach ſeinem Muttermorde krank an Seelenqual und Wahnſinn auf einem Bett, Elektra ſitzt zu ſeinen Füßen, ſie und der Chor zittern vor ſeinem Erwachen; nachher nimmt aber alles eine verkehrte Wendung, und endigt mit gewaltſamen Theaterſtreichen.

Weniger wild und ausſchweifend iſt ein Stück, das die Schickſale des Oreſt weiter verfolgt: Iphigenia in Tauris; aber dagegen faſt durchgehends mittelmäßig in der Darſtellung ſowohl der Charaktere als der Leidenſchaften. Die Wiedererkennung der Geſchwiſter nach ſolchen Vorfällen und Thaten, und unter ſolchen Umſtänden, da Iphigenia, die ehedem ſelbſt am Blutaltare gebebt, ihren Bruder dem gleichen Looße widmen ſoll, erregt dennoch nur eine flüchtige Rührung. Auch die Flucht der Geſchwiſter ſpannt die Theilnahme nicht ſonderlich: die Liſt, wodurch Iphigenia ſie bewerkſtelliget, wird vom Thoas willig geglaubt, und erſt, nachdem beide ſchon gerettet ſind, verſucht er ſich zu widerſetzen, wird aber ſogleich, durch eine der gewöhnlichen Götter-Erſcheinungen am Ende, beſchwichtigt. Dieß Mittel hat Euripides ſo benutzt und abgenutzt, daß unter ſeinen ſiebzehn Tragödien (wenn wir den zweifelhaften Rheſus nicht mitzählen) in nennen eine Gottheit zur völligen Löſung des Knotens herabſchweben muß.

In der Andromache tritt Oreſt zum vierten Male auf. Der Scholiaſt, in deſſen Urtheilen wir meiſtens Ausſprüche bedeutender alter Kunſtrichter zu erkennen glauben, erklärt dieſes für ein Stück vom zweiten Range, woran er nur einzelne Stellen lobt. Unter denen, welche Racine ſeinen freien Nachbildungen zum Grunde gelegt, iſt es gewiß das am wenigſten vorzügliche, und daher haben die franzöſiſchen Kritiker hier leicht gewonnenes Spiel, wenn ſie ſich bemühen den griechiſchen Vorgänger herabzuſetzen, von dem jener in der That wenig mehr als die erſte Veranlaßung hergenommen.

Die Bacchantinnen ſtellen die um ſich greifende taumelnde Begeiſterung des Bacchusdienſtes mit großer ſinnlicher Kraft und lebendiger Gegenwart dar. Der hartnäckige Unglaube des Pentheus, ſeine Verblendung und furchtbare Strafe durch die Hand ſeiner eigenen Mutter bilden ein kühnes Gemälde. Die Wirkung auf der Bühne mußte außerordentlich ſein. Man denke ſich den Chor mit fliegenden Haaren und Gewändern, Tamburine, Cymbeln u. ſ. w. in den Händen, wie die Bacchantinnen auf Basreliefs vorgeſtellt werden, in die Orcheſtra hereinſtürmend, und unter rauſchender Muſik ſeine begeiſterten Tänze aufführend, was ganz ungewöhnlich war, da ſonſt die Chorgeſänge ohne andre Begleitung als die einer Flöte zu einem feierlichen Tanzſchritt vorgetragen wurden. Und hier war einmal dieſe üppige Ausſchmückung, dergleichen Euripides überall ſucht, an ihrer Stelle. Wenn daher einige neuere Kunſtrichter dieſes Stück tief herabſetzen, ſo ſcheinen ſie mir nicht recht zu wißen was ſie wollen. Ich muß vielmehr an deſſen Zuſammenſetzung die bei dieſem Dichter ſo ſeltene Harmonie und Einheit bewundern, die Enthaltung von allem Fremdartigen, ſo daß alle Wirkungen und Antriebe von Einer Quelle ausſtrömen, und auf Ein Ziel hinſtreben. Nächſt dem Hippolytus würde ich unter den übrig gebliebenen Werken des Euripides dieſem die erſte Stelle anweiſen.

Die Herakliden und die Schutzgenoßinnen ſind wahre Gelegenheits-Tragödien, und konnten wohl nur als Schmeichelei gegen die Athener Glück machen. Sie verherrlichen zwei alte Heldenthaten Athens; worauf die lobpreiſenden Redner, die immer das Fabelhafte mit dem Hiſtoriſchen vermiſchen, namentlich Iſokrates, ein erſtaunlich großes Gewicht legen: die Beſchützung der Kinder des Hercules, der Ahnherrn der lacedämoniſchen Könige, gegen die Verfolgungen des Euryſtheus, und die den Thebanern durch einen Sieg abgezwungene Beerdigung der Sieben vor Thebe und ihres Heeres, zu Gunſten des Adraſtus, Königes von Argos. Die Schutzgenoßinnen wurden, wie wir wißen, während des peloponneſiſchen Krieges aufgeführt, als eben die Argiver ein Bündniß mit den Lacedämoniern geſchloßen hatten: dieß Stück ſollte die alten Verpflichtungen jener gegen Athen in's Gedächtniß rufen, und zeigen, wie wenig Segen folglich die Argiver bei dieſem Kriege haben könnten. Die Herakliden ſind unſtreitig in einer ähnlichen Abſicht in Bezug auf Lacedämon geſchrieben. Von den beiden Stücken indeſſen, die ganz nach demſelben Muſter entworfen ſind, haben die Schutzgenoßinnen, von den Müttern der erſchlagenen Heldinnen ſo benannt, bei weitem mehr dichteriſchen Werth; die Herakliden ſind gleichſam nur ein ſchwächerer Abdruck. Zwar erſcheint in jenem Stück Theſeus anfangs nicht liebenswürdig, da er dem unglücklichen Adraſt ſeine

Fehltritte ſo weitläuftig und vielleicht ungerecht vorhält, ehe er ihm hilft; der Streit des Theſeus mit dem argiviſchen Herold über den Vorzug der monarchiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung wird billig von der Bühne in die Schulen der Rhetoren verwieſen; auch die moraliſche Lobrede des Adraſt auf die gefallnen Helden fällt ſehr aus dem Tone. Ich halte mich überzeugt, daß Euripides hier die Charaktere ausgezeichneter atheniſcher Bürger hat zeichnen wollen. Dramatiſch genommen iſt die Stelle auch ſo nicht zu rechtfertigen; aber ohne einen ſolchen Zweck wäre es gar zu abgeſchmackt, an jenen Helden der herculiſchen Zeit, an einem Kapaneus, welcher dem Himmel ſelber trotzte, ihre bürgerlichen Tugenden zu preiſen. Wie weit Euripides im Stande war, durch fremde Anſpielungen, auch auf ſich ſelbſt, aus ſeinem Gegenſtande herauszugehen, ſehen wir an einer Rede des Adraſt, wo dieſer ohne alle Veranlaßung ſagt, „es ſei „nicht billig, daß der Dichter, während er andre durch ſeine „Werke ergötzt, ſelber Ungemach leide." Jedoch ſind die Leichenklagen und der Schwanengeſang der Evadne rührend ſchön, wiewohl dieſe ganz unerwartet im buchſtäblichen Verſtande in das Schauſpiel hineinfällt. Denn ſie erſcheint, vorher nie erwähnt, zuerſt auf dem Felſen, von wo ſie ſich auf den brennenden Scheiterhaufen des Kapaneus hinabſtürzt.

Die Herakliden ſind ein gar dürftiges Stück, und beſonders gehen ſie kahl aus. Von der wirklich vollbrachten Opferung der Makaria hört man nichts weiter: wie der Entſchluß ihr ſelbſt keine Ueberwindung zu koſten ſcheint, ſo machen auch die Andern wenig Umſtände mit ihr. Der atheniſche König Demophon kommt nicht wieder, eben ſo wenig der wunderbar verjüngte Jolaus, des Hercules Gefährte, und Pfleger ſeiner Kinder: Hyllus, der heldenmüthige

Heraklide, kommt gar nicht zum Vorſchein; ſo bleibt am Ende niemand als Alkmene, die ſich mit dem Euryſtheus herumzankt. Solche alte, unerbittlich rachſüchtige Weiber ſcheint Euripides mit einer eigenen Vorliebe zu ſchildern; hat er doch die Hekuba zweimal, der Helena und dem Polymeſtor gegenüber, ſo angebracht. Ueberhaupt iſt die beſtändige Wiederkehr derſelben Mittel und Motive ein ſichres Kennzeichen von Manier. Wir haben in den Werken dieſes Dichters drei Beiſpiele von weiblichen Menſchenopfern, die durch Ergebung rührend werden: das der Iphigenia, der Polyxena und der Makaria; der freiwillige Tod der Alceſte und der Euadne gehört auch gewiſſermaßen hieher. Ein Lieblingsgegenſtand ſind ferner für ihn die Schutzflehenden, welche den Zuſchauer mit der Beſorgniß ängſtigen, ſie möchten von der geheiligten Zuflucht des Altars gewaltſam weggerißen werden. Die Göttererſcheinungen am Schluß habe ich ſchon aufgezählt.

Die beluſtigendſte aller Tragödien iſt Helena, ein ganz abenteuerliches Schauſpiel, voll von wunderbaren Vorfällen und Auftritten, die offenbar weit mehr für die Komödie paſſen. Die dabei zum Grunde liegende Erfindung iſt, daß Helena in Aegypten verborgen gelebt habe (ſo weit gieng die Behauptung ägyptiſcher Prieſter), während Paris ein wie ſie geſtaltetes Luftbild entführt, um welches die Griechen und Trojaner zehn Jahre lang gekämpft haben ſollen. Durch dieſen Ausweg wird die Tugend der Heldin gerettet, und Menelaus, der, um die Spöttereien des Ariſtophanes über die Bettelei der euripideiſchen Helden zu beſtätigen, zerlumpt und bettelnd auftritt, vollkommen zufrieden geſtellt. Allein dieß iſt eine Art, die Mythologie zu verbeßern, wodurch ſie den Märchen in Tauſend und einer Nacht ähnlich wird.

Dem Rheſus, wozu das eilfte Buch der Ilias den Stoff hergeliehen, haben neuere Philologen weitläuftige Abhandlungen gewidmet, um ſeine Unächtheit zu beweiſen. Ihre Meinung iſt, das Stück enthalte eine Menge Unſchicklichkeiten und Widerſprüche, und ſei daher des Euripides unwürdig. Dieſe Folgerung iſt mißlich. Wie, wenn ſich nun die gerügten Mängel aus dem einmal gewählten unbequemen Gegenſtande, einer nächtlichen Waffenthat, als beinah unvermeidlich ableiten ließen? Ueberhaupt kommt es bei der Frage über die Aechtheit eines Werkes weit weniger auf deſſen Werth oder Unwerth an, als darauf, ob ſich darin der Stil und die Eigenheiten des angeblichen Verfaßers finden. Die wenigen Worte des Scholiaſten treffen ganz anders zum Ziel: „Einige haben dieſes Schauſpiel für unächt gehalten, als „nicht von Euripides, denn es trägt mehr den ſophokleiſchen „Stil an ſich. Indeſſen iſt es in den Didaſkalien als ächt „überſchrieben, und die Genauigkeit in Abſicht auf die Er„ſcheinungen des geſtirnten Himmels giebt den Euripides zu „erkennen.“ Ich glaube auch zu verſtehen, was mit dem ſophokleiſchen Stil gemeint iſt, den ich zwar nicht in der Anlage des Ganzen, aber in einzelnen Stellen finde. Demzufolge würde ich, wenn das Stück dem Euripides abgeſprochen werden ſoll, auf einen eklektiſchen Nachahmer rathen, aber eher aus der Schule des Sophokles als des Euripides, und zwar wenig ſpäter als beide. Dieß ſchließe ich aus der Vertraulichkeit mancher Auftritte, indem ſich damals die Tragödie zum bürgerlichen Schauſpiel hinneigte, denn ſpäterhin in der alexandriniſchen Zeit verfiel ſie in den entgegengeſetzten Fehler, in Schwulſt.

Der Kyklop iſt ein ſatyriſches Drama. Dieß war eine gemiſchte Nebengattung der tragiſchen Poeſie, die wir ſchon im Vorbeigehen erwähnt haben. Das Bedürfniß einer Erholung des Geiſtes nach dem ergreifenden Ernſt der Tragödie ſcheint ihr, ſo wie überhaupt dem Nachſpiel, den Urſprung gegeben zu haben. Das ſatyriſche Drama beſtand nie für ſich allein: es wurde als Anhang zu mehreren Tragödien gegeben, und war auch allem Vermuthen nach immer beträchtlich kürzer. Der äußere Zuſchnitt glich dem der Tragödie, der Stoff war ebenfalls mythologiſch. Das unterſcheidende Merkmal war ein aus Satyrn beſtehender Chor, welche ſolche Heldenabenteuer, die ſchon an ſich einen heitern Anſtrich hatten (wie manche in der Odyſſee: denn auch hievon wie von ſo Vielem liegt der Keim im Homer;) oder deſſen empfänglich waren, mit muntern Geſängen, Geberden und Sprüngen begleitete. Die nächſte Veranlaßung hiezu gaben die Bacchusfeſte, wo die Satyrmaſke eine übliche Verkleidung war. In mythologiſchen Geſchichten, wobei Bacchus nichts zu ſchaffen hatte, ließen ſich dieſe ſeine beſtändigen Begleiter zwar nur mit einer gewißen Willkür, jedoch nicht ohne Schicklichkeit anbringen. Wie die Natur in ihrer urſprünglichen Freiheit überhaupt der griechiſchen Phantaſie als reich an Wundererzeugnißen erſchien, ſo durfte man wohl die wilden Landſchaften, wo gewöhnlich der Schauplatz lag, fern vom Anbau geſitteter Städte, mit jenen ſinnlich fröhlichen Waldnaturen bevölkern. Die Zuſammenſtellung von Halbgöttern mit Halbthieren bildete einen anziehenden Gegenſatz. Wie die Dichter ſie bewerkſtelligten, davon ſehen wir an dem Kyklopen ein Beiſpiel. Er iſt nicht unergötzlich, wiewohl ſein wirklicher Gehalt großentheils ſchon in der Odyſſee enthalten iſt; nur fallen die Späße des Silen und ſeiner Schaar zuweilen ein wenig derb aus. Wir müßen wohl eingeſtehen, daß dieſes Werk für uns ſeinen vornehmſten Werth durch die Seltenheit erhält, da es das einzige übriggebliebene ſeiner Art iſt. Ohne Zweifel wird in den Satyrſpielen Aeſchylus kühner und bedeutender geſcherzt haben, wenn er z. B. den Prometheus das himmliſche Feuer dem rohen täppiſchen Menſchenvolk herunterbringen ließ; und Sophokles, wie ſchon die wenigen Proben errathen laßen, zierlicher und ſittiger, wenn er die um den Preis der Schönheit ſtreitenden Göttinnen einführte, oder die Nauſikaa, wie ſie dem ſchiffbrüchigen Ulyſſes ihren Schutz gewährt. Es iſt ein ſprechender Zug von der leichten Lebensweiſe der Griechen, von ihrem heitern Sinn, der von keiner ſteifen Würde wußte, und Geſchick und Anmuth auch in der unbedeutendſten Sache künſtleriſch bewunderte, daß in dieſem Schauſpiele, Nauſikaa oder die Wäſcherinnen benannt, da, wie Homer erzählt, die Prinzeſſin nach vollendeter Wäſche mit ihren Mägden ſich durch Ballſpielen erholt, Sophokles ſelbſt Ball ſpielte, und durch ſeine Grazie bei dieſer Leibesübung großen Beifall erwarb. Der große Dichter, der verehrte Bürger Athens, der geweſene Feldherr vielleicht, trat alſo in Frauenkleidern öffentlich auf, und da er wegen der Schwäche ſeiner Stimme gewiß nicht die Hauptrolle der Nauſikaa ſpielte, ſo übernahm er die vielleicht ſtumme Rolle einer Magd, um der Darſtellung ſeines Werkes die kleine Auszierung körperlicher Behendigkeit zu geben.

Mit dem Euripides nimmt für uns die Geſchichte der alten Tragödie ein Ende, wiewohl es noch viele jüngere Tragiker gegeben hat, z. B. den Agathon, den uns Ariſtophanes ganz ſalbenduftend und blumenbekränzt ſchildert, den auch Plato in ſeinem Gaſtmale eine Rede im Geſchmack des Sophiſten Gorgias, voll der geſuchteſten Zierraten und in lauter gleichlautenden Gegenſätzen, halten läßt. Er gieng zuerſt aus der Mythologie, aus dem natürlichen Stoffe ſeiner Gattung heraus, und ſchrieb zuweilen Tragödien mit lauter erdichteten Namen (dieß iſt als ein Uebergang zur neuern Komödie zu bemerken), deren eine die Blume hieß, und alſo vermuthlich weder ernſthaft rührend noch ſchrecklich, ſondern idyllenhaft und lieblich war.

Auch die alexandriniſchen Gelehrten gaben ſich damit ab, Tragödien zu verfertigen; allein, wenn wir nach dem einzigen auf uns gekommenen Stücke, der Alexandra des Lykophron urtheilen dürfen, welches in einem endloſen, weiſſagenden und mit dunkler Mythologie überladenen Monolog beſteht, waren dieſe Hervorbringungen der flügelnden Künſtelei äußerſt leblos, untheatraliſch und auf alle Weiſe ungenießbar. Die ſchöpferiſche Kraft gieng den Griechen hierin ſo gänzlich aus, daß ſie ſich damit begnügen mußten, die alten Meiſterwerke zu wiederholen.

Eilfte Vorleſung.

Die alte Komödie als der vollkommene Gegenſatz der Tragödie erklärt. Parodie. Umgekehrtes komiſches Ideal. Scherzhafte Willkür. Allegoriſche und insbeſondere politiſche Bedeutung. Der Chor und ſeine Parabaſen.

Wir verlaßen die tragiſche Poeſie, um uns mit einer ganz entgegengeſetzten Gattung, der alten Komödie, zu beſchäftigen. Unter der auffallenden Fremdartigkeit werden wir aber doch eine gewiſſe Symmetrie des Gegenſatzes mit jener, und Beziehungen auf ſie hervortreten ſehen, welche das Weſen beider in ein helleres Licht zu ſetzen dienen. Bei Beurtheilung der alten Komödie müßen wir zuvörderſt alle Gedanken an dasjenige entfernen, was bei den Neueren Komödie heißt, und ſchon bei den Griechen ſpäterhin ſo hieß. Dieſe Dichtarten ſind nicht etwa in Zufälligkeiten (z. B. der Nennung und Einführung wirklicher Perſonen in der alten) ſondern weſentlich und durchaus verſchieden. Auch hüte man ſich wohl, die alte Komödie nicht etwa als den rohen Anfang der nachher mehr ausgebildeten komiſchen Darſtellung zu betrachten, wozu ſich Viele durch deren zügelloſe Ausgelaßenheit haben verleiten laßen. Vielmehr iſt dieß die ächt poetiſche Gattung, und die neuere Komödie, wie ich in der Folge zeigen werde, eine Herabſtimmung zur Proſa und Wirklichkeit.

In jenem Sinne iſt der Abſchnitt des Barthelemy im Anacharſis von der älteren Komödie abgefaßt, einer der dürftigſten und verfehlteſten ſeines Werkes. Mit dem erbarmungswürdigen Uebermuthe der Unwiſſenheit urtheilt Voltaire (unter anderm in ſeinem philoſophiſchen Wörterbuch unter dem Artikel Athée) über den Ariſtophanes ab, und die neueren franzöſiſchen Kritiker ſind meiſtens ſeinem Beiſpiele gefolgt. Uebrigens kann man die Grundlage aller ſchiefen Urtheile der Neueren hierüber, und die verſtockte proſaiſche Anſicht ſchon bei'm Plutarch in ſeiner Vergleichung des Ariſtophanes und Menander finden.

Die alte Komödie läßt ſich am beſten als den durchgängigen Gegenſatz der Tragödie begreifen. Dieß war vermuthlich der Sinn jener Behauptung des Sokrates, deren Plato am Schluße ſeines Gaſtmals erwähnt. Er erzählt nämlich, nachdem die übrigen Gäſte ſich zerſtreut hatten oder eingeſchlafen waren, ſei Sokrates allein mit dem Ariſtophanes und Agathon wach geblieben, und habe, während er aus einem großen Becher mit ihnen trank, ſie genöthigt einzugeſtehen, wiewohl ungern, es ſei die Sache eines einzigen Mannes, ſich zugleich auf die tragiſche und auf die komiſche Dichtung zu verſtehen, und der Tragödiendichter ſei vermöge ſeiner Kunſt zugleich Komödiendichter. Dieß widerſprach ſowohl der herrſchenden Meinung, welche beide Talente gänzlich trennte, als der Erfahrung; da kein Tragiker auch nur verſucht hatte, zugleich im komiſchen Fache zu glänzen, oder umgekehrt; es konnte ſich alſo nur auf das innerſte Weſen der Sache beziehen. Ein andermal ſagt der platoniſche Sokrates, ebenfalls bei Gelegenheit der komiſchen Nachahmung, man könne alle entgegengeſetzten Dinge nur durch einander, alſo auch das Ernſthafte nicht ohne das Lächerliche gehörig erkennen. Hätte es dem göttlichen Plato gefallen, in der Ausführung jenes nur angedeuteten Geſprächs ſeine Gedanken oder die ſeines Meiſters über die beiden Dichtarten mitzutheilen, ſo würden wir unſtreitig der folgenden Erörterung entübrigt ſein können.

Eine Seite des Verhältniſſes der komiſchen Poeſie zur tragiſchen kann man unter den Begriff der Parodie faßen. Dieſe Parodie iſt aber eine unendlich kräftigere, als die des ſcherzhaften Heldengedichts, weil das Parodierte durch die ſceniſche Darſtellung eine ganz andre Wirklichkeit und Gegenwart im Gemüth hatte, als die Epopöe, welche Geſchichten der Vorzeit als vergangen erzählte, und ſelbſt mit ihnen in die ferne Vorzeit zurücktrat. Die komiſche Parodie wurde auf friſcher That gemacht, und ſelbſt die Darſtellung auf derſelben Bühne, wo man ihr ernſtes Bild zu ſehen gewohnt geweſen war, mußte die Wirkung verſtärken. Auch wurden nicht bloß einzelne Stellen, ſondern die Form der tragiſchen Dichtung überhaupt wurde parodiert, und die Parodie erſtreckte ſich unſtreitig nicht bloß auf die Poeſie, ſondern auch auf Muſik und Tanz, auf die Mimik und Ausſchmückung der Bühne. Ja in ſo fern die tragiſche Schauſpielkunſt in die Fußſtapfen der bildenden Kunſt trat, war die komiſche Parodie auch auf dieſe gerichtet, indem ſie z. B. die idealiſchen Götterfiguren, jedoch erkennbar, in Caricaturen verwandelte. Je mehr nun die Hervorbringungen aller dieſer Künſte in die äußeren Sinne fallen, je mehr die Griechen bei den Volksfeſten, dem Götterdienſte und feierlichen Aufzügen von dem edeln Stile umgeben und damit vertraut waren, welcher in der tragiſchen Darſtellung einheimiſch iſt, deſto unwiderſtehlicher mußte die in der komiſchen enthaltne allgemeine Parodie aller Künſte zum Lächerlichen wirken.

Allein mit dieſem Begriffe iſt das Weſen der Sache noch nicht erſchöpft; denn Parodie ſetzt immer eine Beziehung auf das Parodierte, und Abhängigkeit davon voraus. Die alte Komödie iſt aber eine eben ſo unabhängige und urſprüngliche Dichtart als die Tragödie, ſie ſteht auf derſelben Höhe mit ihr, das heißt, ſie geht eben ſo weit über eine bedingte Wirklichkeit in das Gebiet der frei ſchaffenden Phantaſie hinaus.

Die Tragödie iſt der höchſte Ernſt der Poeſie, die Komödie durchaus ſcherzhaft. Der Ernſt aber beſteht, wie ich ſchon in der Einleitung zeigte, in der Richtung der Gemüthskräfte auf einen Zweck, und der Beſchränkung ihrer Thätigkeit dadurch. Sein Entgegengeſetztes beſteht folglich in der ſcheinbaren Zweckloſigkeit und Aufhebung aller Schranken bei'm Gebrauch der Gemüthskräfte, und iſt um ſo vollkommner, je größer das dabei aufgewandte Maß derſelben, und je lebendiger der Anſchein des zweckloſen Spiels und der uneingeſchränkten Willkür iſt. Witz und Spott kann auf eine ſcherzhafte Art gebraucht werden, beides verträgt ſich aber auch mit dem ſtrengſten Ernſte, wie uns das Beiſpiel der ſpätern römiſchen Satiren, und der alten griechiſchen Jamben beweiſt, wo dieſe Mittel dem Zweck des Unwillens und des Haßes dienten.

Die neuere Komödie ſtellt zwar das Beluſtigende in Charakteren, contraſtierenden Lagen und Zuſammenſtellungen derſelben auf, und ſie iſt um ſo komiſcher, je mehr das Zweckloſe darin herrſcht: Mißverſtändniſſe, Irrungen, vergebliche Beſtrebungen lächerlicher Leidenſchaft, und je mehr ſich am Ende alles in Nichts auflöſet; aber unter allen darin angebrachten Scherzen bleibt die Form der Darſtellung ſelbſt ernſthaft, das heißt an einen gewiſſen Zweck geſetzmäßig gebunden. In der alten Komödie hingegen iſt dieſe ſcherzhaft, eine ſcheinbare Zweckloſigkeit und Willkür herrſcht darin, das Ganze des Kunſtwerks iſt ein einziger großer Scherz, der wieder eine ganze Welt von einzelnen Scherzen in ſich enthält, unter denen jeder ſeinen Platz für ſich behaupten, und ſich nicht um die andern zu bekümmern ſcheint. In der Tragödie gilt, um mich durch ein Gleichniß deutlich zu machen, die monarchiſche Verfaßung, aber wie ſie bei den Griechen in der Heldenzeit war, ohne Despotiſmus, alles fügt ſich willig der Würde des heroiſchen Scepters. Die Komödie hingegen iſt demokratiſche Poeſie; es iſt Grundſatz darin, ſich lieber die Verwirrung der Anarchie gefallen zu laßen als die allgemeine Ungebundenheit aller geiſtigen Kräfte, aller Abſichten, ja auch der einzelnen Gedanken, Einfälle und Anſpielungen zu beſchränken.

Alles würdige, edle und große der menſchlichen Natur läßt nur eine ernſthafte Darſtellung zu; denn der Darſtellende fühlt es gegen ſich im Verhältniſſe der Ueberlegenheit, es wird alſo bindend für ihn. Der komiſche Dichter muß es folglich von der ſeinigen ausſchließen, ſich darüber hinwegſetzen, ja es gänzlich läugnen, und die Menſchheit im entgegengeſetzten Sinne wie der Tragiker, nämlich in's Häßliche und Schlechte, idealiſieren. So wenig aber das tragiſche Ideal eine Muſterſammlung aller möglichen Tugenden iſt, eben ſo wenig beſteht auch dieſe umgekehrte Idealität in einer die Wirklichkeit überſteigenden Anhäufung von ſittlichen Gebrechen und Ausartungen; ſondern in der Abhängigkeit von dem thieriſchen Theile, dem Mangel an Freiheit und Selbſtändigkeit, dem Unzuſammenhang und den Widerſprüchen des inneren Daſeins, woraus alle Thorheit und Narrheit hervorgeht.

Das ernſte Ideal iſt die Einheit und harmoniſche Verſchmelzung des ſinnlichen Menſchen in den geiſtigen, wie wir es auf das klarſte in der bildenden Kunſt erkennen, wo die Vollendung der Geſtalt nur Sinnbild geiſtiger Vollkommenheit und der höchſten ſittlichen Ideen wird, wo der Körper ganz vom Geiſt durchdrungen und bis zur Verklärung vergeiſtigt iſt. Das ſcherzhafte Ideal beſteht hingegen in der vollkommnen Harmonie und Eintracht der höheren Natur mit der thieriſchen, als dem herrſchenden Princip. Vernunft und Verſtand werden als freiwillige Sklavinnen der Sinne vorgeſtellt.

Hieraus fließt nothwendig dasjenige, was im Ariſtophanes ſo viel Anſtoß gegeben hat: die häufige Erinnerung an die niedrigen Bedürfniſſe des Körpers, die muthwillige Schilderung des thieriſchen Naturtriebes, der ſich trotz allen Feßeln, welche ihm Sittlichkeit und Anſtändigkeit anlegen wollen, immer, ehe man ſich's verſieht, in Freiheit ſetzt. Wenn wir darauf achten, was noch jetzt auf unſerer komiſchen Bühne die unfehlbare Wirkung des Lächerlichen macht, und ſich nie abnutzen kann, ſo ſind es eben ſolche unbezwingliche Regungen der Sinnlichkeit im Widerſpruch mit höheren Forderungen: Feigheit, kindiſche Eitelkeit, Plauderhaftigkeit, Leckerei, Faulheit u. ſ. w. So wird z. B. Lüſternheit am gebrechlichen Alter um ſo lächerlicher, weil ſich da zeigt, daß es nicht der bloße Trieb des Thieres iſt, ſondern daß die Vernunft nur gedient hat, die Herrſchaft der Sinnlichkeit unverhältnißmäßig zu erweitern; und durch Trunkenheit ſetzt ſich der wirkliche Menſch gewißermaßen in den Zuſtand des komiſchen Ideals.

Man laße ſich dadurch nicht täuſchen, daß die alten Komiker lebende Menſchen genannt und mit allen Umſtänden auf das Theater gebracht haben, als ob ſie deswegen in der That beſtimmte Individuen dargeſtellt hätten. Denn ſolche hiſtoriſche Perſonen haben bei ihnen immer eine allegoriſche Bedeutung, ſie ſtellen eine Gattung vor: und ſo wie in den Maſken ihre Geſichtszüge, ſo war auch in der Darſtellung ihr Charakter übertrieben. Aber dennoch iſt dieß beſtändige Anſpielen auf die nächſte Wirklichkeit, welches nicht nur bis zur Unterhaltung des Dichters in der Perſon des Chores mit dem Publikum überhaupt, ſondern bis zum Hinweiſen mit Fingern auf einzelne Zuſchauer gieng, ſehr weſentlich für die Gattung. Wie nämlich die Tragödie harmoniſche Einheit liebt, ſo lebt und webt die Komödie in chaotiſcher Fülle: ſie ſucht die bunteſten Gegenſätze und immerfort ſich kreuzenden Widerſprüche. Das Seltſamſte, Unerhörte, ja Unmögliche in den Vorfällen heftet ſie daher mit dem Oertlichſten und Beſonderſten der nächſten Umgebung zuſammen.

Der komiſche Dichter verſetzt wie der tragiſche ſeine Perſonen in ein idealiſches Element; aber nicht in eine Welt, wo die Nothwendigkeit, ſondern wo die Willkür des erfinderiſchen Witzes unbedingt herrſcht, und die Geſetze der Wirklichkeit aufgehoben ſind. Er iſt folglich befugt, die Handlung ſo keck und phantaſtiſch wie möglich zu erſinnen; ſie darf ſogar unzuſammenhängend und widerſinnig ſein, wenn ſie nur geſchickt iſt, einen Kreiß von komiſchen Lebensverhältniſſen und Charakteren in das grellſte Licht zu ſetzen. Was das letzte betrifft, ſo darf das Werk allerdings, ja es muß einen Hauptzweck haben, wenn es ihm nicht an Haltung fehlen ſoll: wie wir denn auch die Komödien des Ariſtophanes in dieſer Hinſicht als völlig ſyſtematiſch deuten können. Allein ſoll die komiſche Begeiſterung nicht verloren gehen, ſo muß aus dieſem Zweck wieder ein Spiel gemacht und der

Eindruck durch fremde Einmiſchungen aller Art ſcheinbar aufgehoben werden. Die Komödie in ihrer früheſten Zeit, namentlich unter den Händen ihres doriſchen Stifters Epicharmus, entlehnte ihre Stoffe vorzugsweiſe aus der mythiſchen Welt. Selbſt in ihrer Reife ſcheint ſie dieſer Wahl nicht ganz entſagt zu haben, wie wir aus manchen Titeln verloren gegangener Stücke vom Ariſtophanes und ſeinen Zeitgenoßen ſehen; und ſpäterhin in der Mittel-Epoche zwiſchen der alten und neuen Komödie kehrte ſie aus beſondern Gründen mit Vorliebe dahin zurück. Allein da der Contraſt zwiſchen dem Stoffe und der Form hier am rechten Orte iſt, und gegen die durchaus ſcherzhafte Darſtellung nichts ſtärker abſtechen konnte, als was die wichtigſte, ernſthafteſte Angelegenheit des Menſchen und durchaus Geſchäft iſt: ſo wurde natürlich das öffentliche Leben, der Staat, der eigentliche Gegenſtand der alten Komödie. Sie iſt durchgehends politiſch, das Privat- und Familienleben, über welches ſich die neuere nicht erhebt, führt ſie nur beiläufig und mittelbar, in Bezug auf das öffentliche, ein. Der Chor iſt ihr alſo weſentlich, weil er gewiſſermaßen das Volk vorſtellt: er darf keineswegs als etwas Zufälliges aus dem örtlichen Urſprunge der alten Komödie erklärt werden: ein wichtigerer Grund iſt es ſchon, daß er zur Vollſtändigkeit der Parodie der tragiſchen Form gehört. Zugleich trägt er mit zum Ausdrucke der feſtlichen Fröhlichkeit bei, wovon die Komödie die ausgelaßenſte Ergießung war. Denn an allen Volks- und Götter-Feſten der Griechen wurden Chorgeſänge, von Tanz begleitet, aufgeführt. Der komiſche Chor verwandelt ſich zuweilen in eine ſolche Stimme der öffentlichen Freude, z. B. wenn die Weiber, welche die Theſmophorien feiern, in dem davon benannten Stücke mitten unter den luſtigſten Tollheiten ihren melodiſchen

Hymnus, gerade wie an dem wirklichen Feſte, zu Ehren aller ihm vorſtehenden Götter anſtimmen. Bei dergleichen Anläßen iſt eine ſo ſchwungvolle Lyrik aufgewandt, daß dieſe Stellen geradezu ohne Veränderung in eine Tragödie verpflanzt werden dürften. Eine Abweichung von dem tragiſchen Vorbilde iſt es dagegen, daß es manchmal mehrere Chöre in einer Tragödie giebt, die bald zugleich gegenwärtig gegen einander ſingen, bald ohne Beziehung auf einander wechſeln und ſich ablöſen. Die merkwürdigſte Eigenheit des komiſchen Chors iſt jedoch die Parabaſe, eine Anrede des Chors an die Zuſchauer aus Vollmacht und im Namen des Dichters, welche mit dem Gegenſtande des Stücks nichts gemein hat. Bald ſtreicht er ſeine eigenen Verdienſte heraus, und verſpottet ſeine Nebenbuhler, bald thut er, vermöge ſeines Rechtes als atheniſcher Bürger in jeder Volksverſammlung über die öffentlichen Angelegenheiten zu reden, ernſthaft gemeinte oder drollige Vorſchläge für das gemeine Wohl. Eigentlich iſt die Parabaſe dem Geſetz der dramatiſchen Darſtellung zuwider: denn dieſem zufolge ſoll der Dichter hinter ſeinen Perſonen verſchwinden; auch ſollen die letzteren ganz ſo reden und handeln, als wären ſie unter ſich, und keine bemerkbare Rückſicht auf den Zuſchauer nehmen. Alle tragiſchen Eindrücke werden daher durch dergleichen Einmiſchungen unfehlbar zerſtört, der luſtigen Stimmung aber ſind abſichtliche Unterbrechungen, Intermezzos, willkommen, wären ſie auch an ſich ernſthafter als das Dargeſtellte ſelbſt, weil man ſich dabei dem Zwange einer Geiſtes-Beſchäftigung, die durch das Anhaltende den Schein einer Arbeit gewinnt, durchaus nicht unterwerfen will. Die Erfindung der Parabaſe konnte zum Theil dadurch veranlaßt werden, daß die Komiker nicht ſo viel Stoff hatten als die Tragiker, die Zwiſchenräume der

Handlung, wenn die Bühne leer blieb, durch theilnehmende und begeiſterte Geſänge auszufüllen. Allein ſie iſt dem Weſen der alten Komödie gemäß, wo nicht bloß der Gegenſtand, ſondern die ganze Behandlung ſcherzhaft iſt. Dieſe unumſchränkte Herrſchaft des Scherzes offenbart ſich auch darin, daß es ſogar mit der dramatiſchen Form kein vollkommener Ernſt bleibt, und daß deren Geſetz augenblicklich aufgehoben wird; gerade wie man bei einer luſtigen Verkleidung ſich zuweilen erlaubt, die Maſke abzunehmen. Bis auf den heutigen Tag ſind hievon im Luſtſpiel die Anſpielungen und Winke an das Parterre übrig geblieben, die oft großes Glück machen, wiewohl manche Kritiker ſie unbedingt verwerfen. Ich werde noch darauf zurückkommen, in wie fern überhaupt und in welcher Gattung des Komiſchen ſie zuläßig ſind.

Sollten wir den Zweck der tragiſchen und komiſchen Gattung in wenige Worte zuſammenfaßen, ſo würden wir ſagen: wie die Tragödie durch ſchmerzliche Empfindungen zu der würdigſten Anſicht der Menſchheit erhebt, als „die Nachahmung des ſchönſten und vortrefflichſten Lebens,“ nach Platos Ausdruck, ſo ruft die Komödie aus einer durchaus ſpottenden und erniedrigenden Betrachtungsart aller Dinge die muthwilligſte Fröhlichkeit hervor.

Wir haben nur einen einzigen Komiker der ältern Gattung, und können daher unſer Urtheil über ſeinen Werth nicht durch Vergleichung mit andern Meiſtern ſchärfen. Ariſtophanes hatte viele Vorgänger gehabt, einen Magnes, Kratinus, Krates und Andre; er war einer der ſpäteſten Komiker, indem er ſogar das Ende der alten Komödie erlebte. Demungeachtet haben wir nicht Urſache zu glauben, daß wir in ihm deren Verfall ſehen, wie bei dem letzten Tragiker; ſondern vermuthlich war die Gattung noch im Steigen, und er der vollendetſte Dichter darin. Es ergieng nämlich mit der alten Komödie ganz anders als mit der Tragödie: dieſe ſtarb eines natürlichen, jene eines gewaltſamen Todes. Die Tragödie hörte auf, weil die Gattung erſchöpft zu ſein ſchien, weil man ſie verließ, ſich nicht mehr zu ihrer Höhe erſchwingen konnte. Die Komödie wurde durch einen Machtſpruch der uneingeſchränkten Freiheit beraubt, welche die Bedingung ihrer Möglichkeit war. Horaz berichtet uns dieſe Kataſtrophe in wenigen Worten: „Auf dieſe (den Theſpis und Aeſchylus) „folgte die alte Komödie, nicht ohne großes Lob; aber die „Freiheit artete in's Fehlerhafte aus, und in eine Gewalt, „die durch ein Geſetz gehemmet zu werden verdiente. Das „Geſetz wurde gegeben, und der Chor verſtummte ſchmählich, „da ihm das Recht zu ſchaden genommen war.“ Gegen Ende des peloponneſiſchen Krieges, als wenige Perſonen ſich wider die Verfaßung der Oberherrſchaft in Athen bemächtigt hatten, wurde verordnet, jeder, der von den komiſchen Dichtern angegriffen würde, ſollte ſie verklagen dürfen; es wurde verboten, wirkliche Perſonen einzuführen, ſie durch Maſken kenntlich zu machen, u. ſ. w. Hieraus entſtand die ſogenannte mittlere Komödie. Die Form blieb noch ungefähr dieſelbe, und die Darſtellung war, wenn auch nicht eben allegoriſch, doch parodiſch. Allein das Weſen war aufgehoben, und dieſe Gattung mußte unſchmackhaft werden, da das Salz des perſönlichen Spottes ſie nicht mehr würzen durfte. Das Anziehende beſtand ja eben darin, daß die nächſte Wirklichkeit ſcherzhaft idealiſiert, d. h. als die tollſte Verkehrtheit vorgeſtellt wurde, und wie war es möglich, ſelbſt allgemeine Gebrechen des Staates ſpottend zu rügen, wenn man keinem Einzelnen mißfallen durfte? Daher kann ich dem Horaz nicht beiſtimmen, wenn er meint, der Mißbrauch hätte die Einſchränkung herbeigeführt. Die alte Komödie hat mit der atheniſchen Freiheit zugleich geblüht; es waren dieſelben Umſtände und Perſonen, welche beide unterdrückten. So viel fehlt daran, daß Ariſtophanes durch ſeine Verläumdung den Tod des Sokrates verſchuldet hätte, (wie Manche ohne Geſchichtskenntniß behauptet haben; die Wolken waren eine lange Reihe von Jahren zuvor gedichtet) daß es vielmehr dieſelbe gewaltſame Verfaßung der Republik war, welche ſowohl die ſpottenden Rügen des Ariſtophanes zum Schweigen brachte, als die ernſten des unbeſtechlichen Sokrates mit dem Tode beſtrafte. Wir ſehen nicht, daß die Verfolgungen des Ariſtophanes dem Euripides geſchadet hätten; das Volk von Athen ſah mit Bewunderung die Tragödien des letzteren und ihre Parodie auf derſelben Bühne; alle verſchiedenen Geiſtesgaben ſollten ungeſtört in gleichen Rechten neben einander gedeihen. Niemals hat ſich ein Souverän, dieß war doch das atheniſche Volk, mit beßerer Laune die ſtärkſten Wahrheiten ſagen, ja ſich in's Angeſicht verſpotten laßen. Wurden auch die Mißbräuche der Staatsverwaltung dadurch nicht gebeßert, ſo war es doch ſchon ein Großes, daß man ihre ſchonungsloſe Aufdeckung duldete. Uebrigens zeigt ſich Ariſtophanes überall als einen eifrigen Patrioten; er greift die mächtigen Volksverführer an, eben die, welche der ernſte Thukydides als ſo verderblich ſchildert; er räth zum Frieden bei dem innerlichen Kriege, der Griechenlands Wohlſtand unwiederbringlich zerrüttete; er empfiehlt die Einfachheit und Strenge alter Sitten. So viel von der politiſchen Bedeutung der alten Komödie.

Aber, höre ich ſagen, Ariſtophanes war ein ſittenloſer Poſſenreißer. Nun ja: untern andern war er das auch;

und wir ſind keineswegs gemeint, ihn darüber zu rechtfertigen, daß er neben ſeinen großen Vorzügen hiezu herabgeſunken: ſei es nun, daß ihn rohe Neigungen antrieben, oder daß er für nöthig erachtete den Pöbel zu gewinnen, um dem Volk ſo dreiſte Wahrheiten ſagen zu dürfen. Wenigſtens rühmt er von ſich, daß er weniger als ſeine Mitwerber durch bloß ſinnliche Poſſen um das Gelächter der Menge buhle, und hierin ſeine Kunſt vervollkommt habe. Wir müßen ihn in dem, was ihn für uns ſo anſtößig macht, um nicht unbillig zu ſein, aus dem Geſichtspunkte der damaligen Welt beurtheilen. Die Alten hatten über gewiſſe Punkte eine ganz andre und weit freiere Sittenlehre als wir. Dieſe floß aus ihrer Religion her, die ein wahrer Naturdienſt war, und manche öffentliche Gebräuche geheiligt hatte, welche die Ehrbarkeit gröblich beleidigen. Ferner war durch die große Zurückgezogenheit der Frauen, da die Männer faſt immer unter ſich waren, eine gewiſſe Rohheit in die Sprache des Umgangs gekommen, wie es unter ähnlichen Verhältniſſen immer der Fall zu ſein pflegt. Im neueren Europa haben ſeit dem Ritterthum die Frauen den Ton des geſelligen Lebens angegeben, und der ihnen gezollten huldigenden Achtung verdanken wir es, daß eine edlere Sittſamkeit in der Sprache, den ſchönen Künſten und der Poeſie herrſchend geworden. Endlich hatte der alte Komiker, der die Welt nahm wie ſie war, eine in der That ſehr große Sittenverderbniß vor Augen.

Hiebei kommt die ſtreitige antiquariſche Frage in Anregung, ob die atheniſchen Frauen bei Schauſpielen überhaupt, und insbeſondre bei ſolchen Schauſpielen gegenwärtig waren. Von der Tragödie halte ich mich berechtigt es zu bejahen, wegen der Geſchichte von den Eumeniden des Aeſchylus, die nicht einmal wahrſcheinlich erſonnen werden konnte, wenn niemals Frauen das Theater beſuchten; und wegen einer Stelle im zweiten Buch der platoniſchen Schrift von den Geſetzen, wo von der Vorliebe gebildeter Frauen für die tragiſche Dichtung die Rede iſt. Endlich erwähnt Julius Pollux unter den theatraliſchen Kunſtausdrücken das griechiſche Wort nicht nur für Zuſchauerin, ſondern auch für Mitzuſchauerin, Nachbarin im Theater. Daß der Lexikograph den Ausdruck bei'm Ariſtophanes fand, ſcheint für die Zulaßung der Frauen auch zur alten Komödie zu ſprechen. Doch läßt die Stelle eine andre Deutung zu. Eine Bürgerfrau will eine große Weinflaſche mit in's Theater nehmen, um eine gute Nachbarin zu haben. Wenn ſie ſich nun dieſe Herzſtärkung während einer Tragödie zugedacht hatte, ſo ward es um ſo lächerlicher. Die häufige Unanſtändigkeit der Gattung iſt kein entſcheidender Beweis dagegen: auch bei den religiöſen Feſten mußten ſich die Augen der Frauen viel Unanſtändiges gefallen laßen. Aber unter ſo vielen Anreden an die Zuſchauer bei'm Ariſtophanes, ſelbſt wo er ſie nach ihrem verſchiednen Alter und ſonſt bezeichnet, kommt nie etwas von Zuſchauerinnen vor, und ſchwerlich hätte ſich der Dichter dieſen Anlaß zu Scherzen entgehen laßen. Die einzige mir bekannte Stelle, die als eine Ausnahme hievon betrachtet werden könnte (im Frieden Vers 963—7.) iſt zweideutig, und hat deswegen Erörterungen im entgegengeſetzten Sinne veranlaßt.

Man könnte den Wahlſpruch eines luſtigen und feinen Abenteurers bei Goethe „Toll, aber klug!“ auf die Stücke des Ariſtophanes anwenden. Hier begreift man am beſten, warum die dramatiſche Kunſt überhaupt dem Bacchus gewidmet war: es iſt die Trunkenheit der Poeſie, es ſind die Bacchanalien des Scherzes. Dieſer will neben andern Fähigkeiten auch ſeine Rechte behaupten; darum haben verſchiedene Völker in den Saturnalien, dem Carnaval u. ſ. w. der luſtigen Thorheit gewiſſe Feſte eingeräumt, damit ſie, einmal zufrieden geſtellt, ſich im übrigen Jahre ruhig verhalten und dem Ernſte Raum gönnen möchte. Die alte Komödie iſt eine allgemeine Maſkenverkleidung der Welt, worunter manches hingeht, was die gewöhnliche Schicklichkeit nicht erlaubt, aber auch viel Beluſtigendes, Geiſtreiches, ja Belehrendes zum Vorſchein kommt, was ohne die augenblickliche Einreißung jener Schranken nicht möglich wäre.

Immerhin mag Ariſtophanes in ſeinen perſönlichen Neigungen pöbelhaft und verderbt geweſen ſein, in ſeinen einzelnen Späßen oft die Sitten und den Geſchmack beleidigen, ſo können wir ihm doch in der Anlage und Ausführung ſeiner Dichtungen im Ganzen den Ruhm der Sorgfalt und Meiſterſchaft des gebildetſten Künſtlers nicht verſagen. Seine Spr[illegible] iſt unendlich zierlich, der reinſte Atticismus herrſcht da[illegible], und er führt ſie mit großer Gewandtheit durch alle Töne hindurch, von dem vertraulichſten Dialog bis zu dem hohen Schwung dithyrambiſcher Geſänge. Man kann nicht zweifeln, daß es ihm auch in ernſterer Poeſie gelungen ſein würde, wenn man ſieht, wie er dieſe zuweilen in muthwilligem Uebermuth verſchwendet, um ihren Eindruck ſogleich wieder zu vernichten. Dieſe gewählte Eleganz wird um ſo anziehender durch den Contraſt, da er einerſeits die roheſten Sprecharten des Volkes, die Dialekte, ja ſogar die Verſtümmelung des Griechiſchen im Munde der Barbaren, mit aufnimmt, anderſeits dieſelbe Willkür, welcher er die ganze Natur und Menſchenwelt unterwarf, auch auf die Sprache anwendet, und durch Zuſammenſetzung, durch Anſpielung auf perſönliche Namen oder Nachahmung eines Lautes die wunderlichſten Wörter ſchafft. Sein Versbau iſt nicht weniger künſtlich als der Versbau der Tragiker, er bedient ſich darin derſelben Formen, aber anders modificiert: indem er ſie ſtatt des Nachdrucks und der Würde auf Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit wendet; bei dieſer ſcheinbaren Regelloſigkeit beobachtet er indeſſen die Geſetze des Silbenmaßes nicht weniger genau. Wie ich nicht umhin kann, am Ariſtophanes in der Ausübung ſeiner einzigen, aber vielſeitigen und vielgeſtaltigen Kunſt die reichſte Entfaltung faſt aller dichteriſchen Anlagen zu erkennen, ſo ſind die außerordentlichen Fähigkeiten ſeiner Zuſchauer, worauf die Beſchaffenheit ſeiner Werke ſchließen läßt, jedesmal bei ihrer Leſung ein Grund des Erſtaunens für mich. Genaue Bekanntſchaft mit der Geſchichte und Verfaßung ihres Vaterlandes, mit den öffentlichen Vorfällen und Verhandlungen, mit der Perſönlichkeit faſt aller merkwürdigen Zeitgenoßen, ließ ſich von den Bürgern eines volksmäßigen Freiſtaates erwarten. Aber Ariſtophanes muthete ſeinen Zuhörern auch viel poetiſche Kunſtbildung zu, ſie mußten beſonders die tragiſchen Meiſterwerke faſt wörtlich im Gedächtniſſe bewahren, um ſeine Parodien zu verſtehen. Und welche rege Geiſtesgegenwart gehörte dazu, die leiſeſte und verwickeltſte Ironie, die unerwartetſten Einfälle, die fremdeſten Anſpielungen, die oft nur durch Umbiegung einer Silbe angedeutet ſind, im Vorübergehen zu erhaſchen! Wir mögen dreiſt annehmen, daß trotz aller auf uns gekommenen Erklärungen, trotz aller angehäuften Gelehrſamkeit, noch die Hälfte vom Witz des Ariſtophanes für uns verloren geht. Nur durch die unglaubliche Aufgewecktheit der attiſchen Köpfe werden dieſe Komödien, die unter allen Poſſen ſich denn doch im Grunde auf die wichtigſten Verhältniſſe des menſchlichen Lebens beziehen, als Volksluſtbarkeit begreiflich. Man kann den Dichter beneiden, der mit ſolchen Vorausſetzungen vor ſeinem Publikum auftreten durfte. aber freilich war dieß ein gefährlicher Vorzug. Zuſchauern, die ſo leicht verſtanden, konnte man nicht leicht gefallen. Ariſtophanes klagt über den allzu ekeln Geſchmack der Athener, bei denen ſeine bewundertſten Vorgänger aus der Gunſt gefallen waren, ſobald ſich nur eine geringe Abnahme ihrer Geiſteskräfte ſpüren ließ. Dagegen, ſagt er, ſeien die übrigen Griechen als Kenner der dramatiſchen Kunſt gar nicht in Betracht zu ziehen. Alle Talente in dieſem Fach ſtrebten in Athen zu glänzen, und hier war ihr Wetteifer wieder in den kurzen Zeitraum von wenigen Feſten zuſammen gedrängt, wo das Volk immer Neues zu ſehen verlangte, das auch im Ueberfluß herbeigeſchafft ward. Die Ertheilung der Preiſe (worauf alles ankam, da kein anderes Mittel der öffentlichen Bekanntmachung übrig blieb) wurde nach einer einzigen Aufführung entſchieden. Man kann ſich daher denken, zu welcher Vollendung dieſe durch die leitende Sorgfalt des Dichters gedieh. Nimmt man nun noch dazu die Vollkommenheit aller dazu mitwirkenden Künſte, die äußerſte Vernehmlichkeit im redenden und ſingenden Vortrage der ausgearbeitetſten Poeſie bei der Pracht und dem großen Umfange der Bühne, ſo giebt dieß die Vorſtellung von einem theatraliſchen Kunſtgenuß, dergleichen ſeitdem wohl nirgends in der Welt ſtattgefunden hat.

Wiewohl wir unter den übrig gebliebenen Werken des Ariſtophanes einige ſeiner früheſten haben, ſo tragen doch alle das Gepräge gleicher Reife an ſich. Allein er hatte ſich auf die Ausübung ſeiner Kunſt, die er für die ſchwierigſte von allen ausgiebt, lange im Stillen gerüſtet, ja er ließ ſogar aus Schüchternheit (nach ſeinem Ausdruck wie ein junges Mädchen, die ein heimlich erzeugtes Kind Andern zur Pflege übergiebt) anfangs ſeine Arbeiten unter fremdem Namen aufführen. Zum erſten Mal trat er ohne dieſe Verhüllung in den Rittern öffentlich auf, und hier bewährte er ſogleich die Tapferkeit eines Komikers in vollem Maß, indem er einen Hauptſturm auf die Volksmeinung wagte. Es galt nichts geringeres, als den Kleon zu ſtürzen, der nach dem Perikles an der Spitze aller Staatsgeſchäfte ſtand, der ein Anſtifter des Krieges, ein verdienſtloſer gemeiner Menſch, aber der Abgott des bethörten Volkes war. Nur die reicheren Eigenthümer, welche die Klaſſe der Ritter ausmachten, hatte Kleon gegen ſich: dieſe verflocht Ariſtophanes auf das ſtärkſte in ſeine Partei, indem er ſie als den Chor aufſtellte. Er hatte die Vorſicht gebraucht, den Kleon nirgends zu nennen, ſondern ihn bloß unverkennbar zu bezeichnen. Dennoch getraute ſich, aus Furcht vor Kleons Anhange, kein Maſkenmacher ſein Bild zu verfertigen: der Dichter entſchloß ſich daher, mit bloß bemaltem Geſichte die Rolle ſelbſt zu ſpielen. Es läßt ſich denken, welche Stürme unter der verſammelten Volksmenge die Aufführung erregt haben wird; indeſſen wurden die kühnen und geſchickten Bemühungen des Dichters durch einen glücklichen Erfolg gekrönt: ſein Stück erhielt den Preis. Er war ſtolz auf dieſe theatraliſche Heldenthat, und erwähnt mehrmals mit Selbſtgefühl den herkuliſchen Muth, womit er zuerſt das mächtige Ungeheuer bekämpft habe. Nicht leicht iſt eine ſeiner Komödien hiſtoriſcher und politiſcher, auch hat ſie eine faſt unwiderſtehliche rhetoriſche Kraft zur Erregung des Unwillens: es iſt eine wahre dramatiſche Philippika. Jedoch ſcheint ſie mir nicht die vorzüglichſte von Seiten der Luſtigkeit und der überraſchenden Erfindung. Es könnte wohl ſein, daß der Gedanke der ſehr wirklichen Gefahr den Dichter denn doch ernſthafter geſtimmt hätte, als ein Komiker billig ſein ſollte, oder daß die ſchon zuvor vom Kleon erlittene Verfolgung ihn gereizt, ſeinen Zorn allzu archilochiſch zu äußern. Erſt nachdem das Ungewitter ſpottender Schimpfreden ſich etwas gelegt hat, folgen mehr drollige Scenen, wie es die im hohen Grade ſind, wo die beiden Demagogen, der Lederhändler, nämlich Kleon, und der Wurſthändler ſich in die Wette durch Schmeicheleien, durch Weiſſagungen und durch Leckerbißen um die Gunſt des vor Alter kindiſch gewordenen Demos, des perſonificierten Volkes bewerben, und das Stück endigt mit einem faſt rührend freudigen Triumph, da ſich die Scene von der Pnyx, dem Orte der Volksverſammlungen, in die majeſtätiſchen Propyläen verwandelt, und der Demos, wunderbar verjüngt, in der Tracht der alten Athener hervortritt, und mit ſeiner Jugendkraft zugleich die vormaligen Geſinnungen von der Zeit der marathoniſchen Schlacht her wiedergefunden hat.

Außer dieſem Angriffe auf den Kleon ſind die übrigen Schauſpiele des Ariſtophanes nicht ſo ausſchließend auf einzelne Perſonen gemünzt, nur den Euripides ausgenommen, den er fleißig insbeſondre bedenkt. Sie haben ſämmtlich einen allgemeinen, meiſtens ſehr bedeutenden Hauptzweck, den der Dichter bei allen Umwegen, Ausſchweifungen und fremden Einſtreuungen nie aus den Augen verliert. Der Friede, die Acharner und Lyſiſtrata empfehlen unter mancherlei Wendungen den Frieden; die Weiber in der Volksverſammlung, die Weiber am Feſt der Theſmophorien, und wiederum Lyſiſtrata ſcherzen mit andern Nebenbeziehungen über die Verhältniſſe und Sitten des weiblichen Geſchlechts. Die Wolken verſpotten die Metaphyſik der Sophiſten, die Weſpen die Sucht der Athener, Rechtshändel zu führen und zu entſcheiden; die Fröſche handeln vom Verfall der tragiſchen Kunſt; Plutus iſt eine Allegorie von der ungerechten Vertheilung der Reichthümer. Die Vögel ſind von allen das ſcheinbar zweckloſeſte, und eben deswegen eins der ergötzlichſten Stücke.

Der Friede fängt äußerſt keck und lebendig an, der Ritt des friedliebenden Trygäus gen Himmel, auf einem Miſtkäfer, nach Art des Bellerophon; der Krieg, ein wüſter Rieſe, der mit ſeinem Geſellen, dem Getümmel, ſtatt aller andern Götter den Olymp bewohnt, und die Städte in einem großen Mörſer zerſtampft, wobei er die berühmten Feldherrn als Mörſerkeulen gebraucht; die in einem tiefen Brunnen vergrabene Friedensgöttin, welche durch die vereinigten Bemühungen aller griechiſchen Völkerſchaften an Stricken herausgezogen wird: alle dieſe eben ſo ſinnreichen als phantaſtiſchen Erfindungen ſind auf die luſtigſte Wirkung berechnet. Nachher aber erhält ſich die Dichtung nicht auf der gleichen Höhe: es bleibt nichts übrig, als der wiedererlangten Friedensgöttin zu opfern und zu ſchmauſen, wobei die zudringlichen Beſuche ſolcher Perſonen, die aus dem Kriege Vortheil zogen, zwar eine artige, aber für den viel verſprechenden Anfang nicht genügende Unterhaltung gewähren. Wir haben hier ein Beiſpiel unter mehreren, daß die alten Komiker die Decoration nicht nur in den Zwiſchenräumen veränderten, wo die Bühne leer war, ſondern während ein Schauſpieler ſichtbar blieb. Die Scene verwandelt ſich aus einer attiſchen Ortſchaft in den Olymp, derweil Trygäus auf ſeinem Käfer in der Luft ſchwebt, und dem Maſchinenmeiſter ängſtlich zuruft, ja Acht zu geben, damit er nicht den Hals breche. Nachher bedeutet ſein Herunterſteigen in die Orcheſtra die Rückkehr zur Erde. Die Freiheiten der Tragiker nach Erforderniß ihres Stoffes in Bezug auf Einheit des Ortes und der Zeit, worauf die Neueren eine ſo läppiſche Wichtigkeit legen, konnte man überſehen: die Kühnheit, womit der alte Komiker dieſe Aeußerlichkeiten ſeiner ſcherzhaften Willkür unterwirft, iſt ſo auffallend, daß ſie ſich dem Kurzſichtigſten aufdrängt: und doch hat man in den Abhandlungen über die Verfaßung der griechiſchen Bühne nicht genug Rückſicht darauf genommen.

Die Acharner, welche die Didaſkalien in das nächſte Jahr vor den Rittern ſetzen, ſind demnach unter den übrig gebliebenen Stücken in der Reihe das erſte, und das einzige, welches Ariſtophanes noch unter fremdem Namen gegeben hat. Dieſes früher geſchriebene Stück ſcheint mir weit vortrefflicher als der Friede, wegen des immer beweglichen Fortſchrittes, und der ſteigenden Luſtigkeit, die zuletzt in einen wahren bacchiſchen Taumel ausgeht. Dikäopolis, der rechtliche Bürger, ergrimmt über die falſchen Vorſpiegelungen, womit man das Volk hinhält und alle Friedensvorſchläge abwehrt, ſchickt eine Geſandtſchaft nach Lacedämon, und ſchließt Frieden allein für ſich und ſeine Familie. Nun kehrt er auf's Land zurück, und ſteckt trotz allen Anfechtungen einen Bezirk vor ſeinem Hauſe ab, wo Friede und offener Markt für die benachbarten Völker iſt, während das übrige Land vom Ungemach des Krieges leidet. Die Segnungen des Friedens werden auf die handgreiflichſte Art für eßluſtige

Magen dargeſtellt; der feiſte Böotier bringt ſeine leckern Aale und Geflügel zum Verkauf, und man denkt nur auf Feſte und Schmauſereien. Lamachus, der berühmte Feldherr, der an der andern Seite wohnt, wird durch einen plötzlichen Einfall des Feindes aufgerufen, die Gränze zu vertheidigen; Dikäopolis wird dagegen von ſeinen Nachbarn eingeladen einem Feſte beizuwohnen, wo jeder ſeine Zeche mitbringt. Die Waffenrüſtung und die Zurüſtungen der Küche gehen nun mit gleicher Eile und Emſigkeit vor ſich: dort wird die Lanze geholt, hier der Bratſpieß; dort der Harniſch, hier die Weinkanne; dort werden Helmbüſche aufgeſteckt, hier Droßeln gerupft. Kurz darauf kommt Lamachus wieder, mit zerſchmettertem Kopf und lahmem Fuß, auf zwei Kriegsgefährten geſtützt, von der andern Seite Dikäopolis, betrunken und von zwei gutwilligen Mädchen geführt. Die Wehklagen des einen werden immerfort durch die Jubelreden des andern nachgeahmt und verſpottet, und mit dieſem bis zu einem Gipfel hinaufgeführten Gegenſatze bricht das Stück ab.

Lyſiſtrata iſt ſo übel berüchtigt, daß man ſie nur flüchtig erwähnen darf, wie man über heiſſe Kohlen hingeht. Die Weiber haben ſich nach der Erfindung des Dichters in den Kopf geſetzt, durch einen ſtrengen Entſchluß von ihren Männern den Frieden zu erzwingen. Unter der Leitung ihres klugen Oberhauptes ſtiften ſie eine Verſchwörung zu dieſem Zweck in ganz Griechenland, und bemächtigen ſich zugleich in Athen der befeſtigten Akropolis. Der gewaltſame Zuſtand, worein die Männer durch dieſe Trennung gerathen, veranlaßt die lächerlichſten Auftritte; es kommen Geſandte von beiden kriegführenden Theilen, und der Friede wird unter der Leitung der verſtändigen Lyſiſtrata eiligſt abgeſchloßen. Ungeachtet aller tollen Unanſtändigkeiten, welche das Stück enthält, iſt doch deſſen Abſicht, hievon entkleidet, im Ganzen ſehr unſchuldig: das Verlangen nach dem Genuß häuslicher Freuden, welche die Abweſenheit der Männer ſo oft unterbrach, ſoll dem unſeligen, Griechenland zerrüttenden Kriege ein Ende machen. Beſonders iſt die treuherzige Derbheit der Lacedämonier unvergleichlich geſchildert.

Die Ekkleſiazuſen; ebenfalls ein Weiberregiment, aber ein weit verkehrteres als jenes. Die Frauen ſchleichen ſich, als Männer verkleidet, in die Volksverſammlungen ein, und verordnen vermittelſt der auf dieſe Art erſchlichenen Stimmenmehrheit eine neue Verfaßung, worin Gemeinſchaft der Güter und Frauen gelten ſoll. Dieß iſt ein Spott auf die idealiſchen Republiken der Philoſophen mit ſolchen Geſetzen, dergleichen ſchon Protagoras vor dem Plato entworfen hatte. Das Stück leidet, wie mich dünkt, an denſelben Gebrechen wie der Friede: die Einleitung, die heimliche Zuſammenkunft der Weiber, ihre Vorübungen auf die Männerrolle, die Erzählung von der Volksverſammlung, alles dieß iſt meiſterlich behandelt; aber gegen die Mitte geräth es in's Stocken. Es bleibt nichts übrig, als die aus den verſchiedenen Gemeinſchaften entſpringenden Verwirrungen vorzuführen, beſonders aus der Gemeinſchaft der Frauen, und der verordneten Gleichheit der Rechte in der Liebe für die alten und häßlichen, wie für die jungen und ſchönen. Dieſe Verwirrungen ſind luſtig genug, aber ſie drehen ſich zu ſehr um einen immer wiederholten Spaß. Ueberhaupt iſt die alte allegoriſche Komödie der Gefahr ausgeſetzt, in ihrem Fortgange zu ſinken. Wenn man damit anfängt, die Welt auf den Kopf zu ſtellen, ſo geben ſich zwar die wunderlichſten einzelnen Vorfälle von ſelbſt, allein ſie fallen leicht kleinlich aus, gegen die zuerſt geführten entſcheidenden Streiche des Scherzes.

Die Theſmophoriazuſen haben eine eigentliche Intrigue, einen Knoten, der erſt ganz zu Ende gelöſt wird, und dadurch einen großen Vorzug. Euripides ſoll wegen des bekannten Weiberhaßes in ſeinen Tragödien, am Feſt der Theſmophorien, wo nur Frauen gegenwärtig ſein durften, verklagt und in Strafe verdammt werden. In dieſer Bedrängniß ſucht er einen Anwalt, der ſich unerkannt in die Verſammlung einſchleichen könne. Der junge und ſchöne Dichter Agathon hätte vollkommen hiezu gepaßt: aber als ein bequemer Weichling lehnt er das Wageſtück ab, und zwar mit des Euripides eignen Verſen. Dieſer verkleidet nun ſeinen ſchon bejahrten Schwager Mneſilochus als Frau, damit er unter dieſer Geſtalt ſeine Sache führe. Die Art, wie er es thut, macht ihn verdächtig, es wird entdeckt, daß er ein Mann iſt; er flüchtet ſich auf einen Altar, und reißt, um ſich noch mehr vor der Verfolgung zu ſichern, einer Frau ihr Kind aus den Armen, welches er umzubringen droht, falls man nicht von ihm ablaßen wird. Da er es erwürgen will, zeigt ſich, daß es ein als Kind eingewickelter Weinſchlauch war. Nun erſcheint Euripides unter mancherlei Geſtalten, um ſeinen Freund zu retten; bald iſt er Menelaus, der ſeine Helena in Aegypten wieder findet; bald Echo, die der gefeßelten Andromeda wehklagen hilft; bald Perſeus, der ſie von ihrem Felſen erlöſen will. Endlich befreit er den an eine Art von Schandpfahl geſchloßenen Mneſilochus, indem er als Kupplerin den Gerichtsdiener, der ihn bewacht, einen einfältigen Barbaren, durch die Reize einer Flötenſpielerin weglockt. Dieſe parodiſchen Scenen, faſt ganz in den eigenen Worten der Tragödien abgefaßt, ſind unvergleichlich. Ueberhaupt kann man ſich immer auf den ſinnigſten und treffendſten Spott Rechnung machen, ſobald Euripides in's Spiel kommt: es iſt als ob der Geiſt des Ariſtophanes eine eigene ſpecifiſche Kraft beſeßen hätte, die Poeſie dieſes Tragikers komiſch zu zerſetzen.

Die Wolken ſind ſehr bekannt, aber dennoch wohl meiſtens nicht gehörig verſtanden und gewürdigt worden. Sie ſollen zeigen, daß über dem Hange zu philoſophiſchen Grübeleien die kriegeriſchen Leibesübungen verabſäumt werden, daß die Speculation nur dazu diene, die Grundfeſten der Religion und Moral wankend zu machen, daß durch die ſophiſtiſche Spitzfindigkeit beſonders auch alles Recht zweideutig, und der ſchlechten Sache häufig der Sieg verſchafft werde. Die Wolken ſelbſt, als der Chor des Stückes (denn ſolche Weſen ſchafft der Dichter zu Perſonen um, und mag ſie ſeltſam genug ausgekleidet haben), ſind eine Allegorie auf die metaphyſiſchen Gedanken, welche nicht auf dem Boden der Erfahrung ſtehen, ſondern ohne beſtimmte Geſtalt und Körperlichkeit im Reiche der Möglichkeiten herumſchweben. Ueberhaupt iſt es eine von den Hauptformen des ariſtophaniſchen Scherzes, eine Metapher buchſtäblich zu nehmen, und ſie ſo vor die Augen der Zuſchauer zu ſtellen. Man ſagt von einem Menſchen, der unverſtändlichen Träumereien nachhängt, er verſteige ſich in den Lüften, und ſo ſchwebt hier wirklich Sokrates bei ſeiner erſten Erſcheinung im Korbe herunter. Ob dieß gerade auf ihn paßt, iſt eine andere Frage: doch haben wir Urſache zu glauben, daß die Philoſophie des Sokrates allerdings ſehr idealiſtiſch und nicht ſo auf populare Anwendbarkeit beſchränkt war, wie uns Xenophon glauben machen will. Warum hat aber Ariſtophanes die ſophiſtiſche Metaphyſik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates perſonificiert, der ja ſelbſt ein entſchiedener Gegner der Sophiſten war? Vermuthlich lag perſönliche Abneigung dabei zum Grunde, man muß nicht verſuchen wollen, ihn deshalb zu rechtfertigen; aber die Wahl des Namens thut der Vortrefflichkeit der Darſtellung keinen Eintrag. Ariſtophanes erklärt dieß für das kunſtreichſte ſeiner Werke; indeſſen muß man ihn mit dieſem Ausſpruche nicht gerade bei'm Worte nehmen. Er ertheilt ſich unbedenklich bei jeder Gelegenheit die ungemeßenſten Lobſprüche, auch das gehört mit zur komiſchen Ausgelaßenheit. Uebrigens ſind die Wolken bei der Aufführung mit Ungunſt behandelt worden, ſie haben zweimal vergebens um den Preis geworben.

Die Fröſche ſind, wie geſagt, gegen den Verfall der tragiſchen Kunſt gerichtet. Euripides war geſtorben, Sophokles und Agathon ebenfalls, es blieben nur Tragiker vom zweiten Range übrig. Bacchus vermißt den Euripides, und will ihn aus der Unterwelt zurückholen. Hierin ahmt er den Hercules nach, allein obwohl mit deſſen Löwenhaut und Keule ausgeſtattet, iſt er ihm ſehr unähnlich an Geſinnung, und giebt als ein feiger Weichling viel zu lachen. Hier ſieht man recht die **Keckheit des Komikers**: den Schutzgott ſeiner eigenen Kunſt, dem zu Ehren das Schauſpiel gegeben ward, läßt er nicht unangetaſtet. Man glaubte, daß die Götter, nicht weniger gut oder noch beßer als die Menſchen, Spaß verſtünden. Bacchus rudert ſich über den acheruſiſchen See, wo ihn die Fröſche mit ihrem melodiſchen Gequake luſtig begrüßen. Der eigentliche Chor beſteht aber aus Schatten der Eingeweihten in den eleuſiniſchen Geheimniſſen, und ihm ſind wunderſchöne Geſänge in den Mund gelegt. Aeſchylus hat zuvor den tragiſchen Thron in der Unterwelt eingenommen, nun will ihn aber Euripides davon verſtoßen. Pluto führt den Vorſitz, Bacchus ſoll dieſen großen Streit entſcheiden: die beiden Dichter, der erhaben zürnende Aeſchylus, der ſpitzfindige eitle Euripides, ſtehen einander gegenüber und legen die Proben ihrer Kunſt ab, ſie ſingen, ſie reden gegen einander, und ſind in allen Zügen meiſterlich charakteriſiert. Zuletzt wird eine Wage gebracht, worauf jeder einen Vers legt; allein ſo ſehr ſich Euripides quält, gewichtige Verſe vorzubringen, ſo ſchnellt Aeſchylus immer durch die ſeinigen die Wagſchale des andern in die Höhe. Endlich wird er des Kampfes überdrüßig und ſagt, Euripides ſolle ſelbſt mit allen ſeinen Werken, Weib, Kindern und Kephiſophon in die Wagſchale ſteigen, er wolle dagegen nur zwei Verſe hineinlegen. Bacchus hat ſich unterdeſſen zum Aeſchylus bekehrt, und wiewohl er dem Euripides geſchworen, ihn mit ſich aus der Unterwelt zurückzunehmen, ſo fertigt er ihn mit einer Anſpielung auf ſeinen eigenen Vers aus dem Hippolytus ab:

Die Zunge ſchwur, doch wähl' ich mir den Aeſchylus.

Aeſchylus kehrt alſo zu den Lebenden zurück, und überläßt in ſeiner Abweſenheit dem Sophokles den tragiſchen Thron.

Die Bemerkung über die Ortsveränderungen, die ich bei Gelegenheit des Friedens machte, iſt bei den Fröſchen zu wiederholen. Der Schauplatz iſt anfangs zu Thebe, wo ſowohl Bacchus als Hercules einheimiſch waren; nachher verwandelt ſich die Bühne, ohne daß Bacchus ſie verlaſſen hätte, in das diesſeitige Ufer des acheruſiſchen Sees, welchen die Vertiefung der Orcheſtra bedeuten mußte, und erſt als Bacchus am andern Ende des Logeums wieder landete, ſtellte die Decoration die Unterwelt mit dem Pallaſt des Pluto im Hintergrunde dar. Man halte dieß nicht etwa für bloße Vermuthung: ein alter Scholiaſt bezeugt es der Hauptſache nach ausdrücklich.

Die Weſpen ſind nach meinem Urtheil das ſchwächſte

Stück des Ariſtophanes. Der Stoff iſt zu beſchränkt, die dargeſtellte Narrheit erſcheint als eine ſeltſame Krankheit ohne genugſame allgemeine Bedeutung, und die Behandlung iſt zu lang ausgeſponnen. Der Dichter ſpricht dießmal ſelbſt beſcheiden von ſeinen Mitteln der Unterhaltung, und will nicht eben ein unermeßliches Gelächter verheißen.

Dagegen glänzen die Vögel durch die keckſte und reichſte Erfindung im Reiche des phantaſtiſch Wunderbaren, und ergötzen durch die fröhlichſte Heiterkeit: es iſt eine luſtige, geflügelte, buntgefiederte Dichtung. Dem alten Kritiker kann ich nicht beiſtimmen, der die große Bedeutung des Werkes darein ſetzt, daß hier die allgemeinſte und unverholenſte Satire auf die Verderbtheit des atheniſchen Staats, ja aller menſchlichen Verfaßung zu finden ſei. Vielmehr iſt es die harmloſeſte Gaukelei, welche Alles berührt, die Götter wie das Menſchengeſchlecht, aber ohne irgendwo als auf ein Ziel einzudringen. Was in der Naturgeſchichte, in der Mythologie, in der Lehre von den Vorbedeutungen, in den äſopiſchen Fabeln, ja in ſprichwörtlichen Redensarten irgend Merkwürdiges von den Vögeln vorkommt, hat der Dichter ſinnreich in ſeinen Kreiß gezogen; er geht bis auf die Koſmogonie zurück, und zeigt, wie zuerſt die ſchwarz geflügelte Nacht ein Windei gelegt, woraus der liebliche Eros mit goldnen Fittigen (ohne einigen Zweifel ein Vogel) ſich erſchwungen, der dann allen Dingen ihren Urſprung gegeben. Zwei Flüchtlinge aus der Menſchengattung gerathen in das Gebiet der Vögel, die ſich für ſo viel erlittene Feindſeligkeiten an ihnen rächen wollen; die Beiden retten ſich, indem ſie den Vögeln ihren Vorrang vor allen Geſchöpfen einleuchtend machen, und ihnen rathen, ihre vereinzelten Kräfte in einen ungeheuren Staat zu ſammeln; ſo wird die wunderbare Stadt, Wolkenkuckuksburg über der Erde erbaut; allerlei ungebetene Gäſte: Prieſter, Dichter, Wahrſager, Geometer, Geſetzeſchreiber, Sykophanten, wollen ſich in dem neuen Staate einniſten, werden aber weggewieſen; es werden neue Götter geſtiftet, natürlich, wie die Menſchen die ihrigen als Menſchen gedacht, nach dem Bilde der Vögel; den alten Göttern iſt der Olymp vermauert, ſo daß keine Opfergerüche zu ihnen gelangen können; dadurch in Noth gebracht, ſchicken ſie eine Geſandtſchaft, beſtehend aus dem gefräßigen Hercules, dem Neptun, der nach der gebräuchlichen Redensart bei'm Neptun ſchwört, und einem thrakiſchen Gott, der nicht recht griechiſch weiß, ſondern kauderwelſch redet: doch müßen dieſe ſich alle Bedingungen gefallen laßen, und den Vögeln bleibt die Oberherrſchaft der Welt. So ſehr dieß alles einem bloß poſſenhaften Märchen ähnlich ſieht, ſo hat es doch eine philoſophiſche Bedeutung, die Geſammtheit der Dinge einmal von oben her wie im Vogelflug zu betrachten, da unſre meiſten Vorſtellungen ja nur auf dem menſchlichen Standpunkte wahr ſind.

Die alten Kritiker urtheilten, Kratinus ſei ſtark im beißenden Spott geweſen, der geradezu angreift, es habe ihm dagegen an luſtiger Laune gefehlt, auch habe er eine treffende Anlage nicht vortheilhaft zu entwickeln, noch ſeine Schauſpiele gehörig auszufüllen gewußt; Eupolis ſei gefällig in ſeinen Scherzen, gewandt in ſinnreichen Einkleidungen geweſen, ſo daß er auch der Parabaſen nicht bedurft, um alles zu ſagen was er wollte, nur der ſatiriſchen Kraft habe er ermangelt; Ariſtophanes vereinige durch einen glücklichen Mittelweg die Vorzüge beider, in ihm finde man Spott und Scherz auf das vollkommenſte und im anziehendſten Verhältniſſe verſchmolzen. Nach dieſen Angaben halte ich mich berechtigt anzunehmen, daß unter den Stücken des Ariſtophanes die Ritter am meiſten im Stil des Kratinus, die Vögel am meiſten im Stil des Eupolis gearbeitet ſind; und daß er ihre Weiſe dabei abſichtlich vor Augen gehabt. Denn wiewohl er ſich ſeiner unabhängigen Originalität rühmt, die nichts Fremdes zu entlehnen brauchte, konnten doch unter ſo ausgezeichneten Kunſtgenoßen gegenſeitige Einflüſſe nicht wohl ausbleiben. Iſt jenes gegründet, ſo hätten wir den Verluſt der Werke des Kratinus vielleicht mehr für die Sittengeſchichte und Kenntniß der atheniſchen Verfaßung, den Verluſt der Werke des Eupolis mehr in Abſicht auf die komiſche Form zu beklagen.

Der Plutus iſt die Umarbeitung eines früheren, aber ſo wie wir ihn haben, eines der ſpäteſten Werke des Dichters. Er gehört dem Weſen nach zur alten Komödie, jedoch ſpürt man in der Sparſamkeit des perſönlichen Spottes und in der Gelindigkeit, worin das Ganze gehalten iſt, eine Hinneigung zur mittleren. Jener Gattung wurde erſt durch ein förmliches Geſetz der entſcheidende Streich beigebracht, allein es mochte ſchon zuvor immer bedenklicher werden, das demokratiſche Vorrecht des alten Komikers in ſeinem ganzen Umfange auszuüben. Wird doch ſogar erzählt (vielleicht nur als Vermuthung, denn Andre haben es geläugnet) Alkibiades habe den Eupolis wegen eines wider ihn gerichteten Stückes erſäufen laßen. Gegen ſolche Gefahren hält kein Künſtlereifer Stand: es iſt billig, wenn man ſeine Mitbürger ergötzen ſoll, daß man dabei wenigſtens ſeines Lebens ſicher ſei.

Scene aus den Acharnern.

Ariſtophanes bleibt dem größeren Publikum auch jetzt noch weit unzugänglicher als die griechiſchen Tragiker. Die Sittſamkeit der Leſerinnen wird durch den berüchtigten Cynismus des alten Komikers abgeſchreckt; auch in männlichen Gemüthern, die ſich der Herrſchaft des Ernſtes nicht entziehen wollen oder können, mag ſeine Frechheit wohl Widerwillen erregen. Dann iſt auch weit ſchwerer, als bei der Tragödie, das Original durch Nachbildungen einigermaßen zu erſetzen. Antiquariſche Genauigkeit iſt ertödtend für den Scherz; und wenn man, der Vertraulichkeit zu lieb, zur heutigen Sitte ausbeugt, ſo fühlt ſich der Leſer dem attiſchen Boden entfremdet. Vieles ſcheint mir, wenn man auch alle Bedenklichkeiten bei Seite ſtellen wollte, aus verſchiedenen Urſachen durchaus unüberſetzlich zu ſein. Was die Anſtößigkeit betrifft, ſo ſind darin die Komödien des Ariſtophanes, und wiederum deren einzelne Theile einander ſehr ungleich: in manchen ließe ſich der Anſtoß durch einige Auslaſſungen beſeitigen. Bei der folgenden Scene war dieß nicht einmal nöthig: die Nachbildung durfte ganz treu ſein. Meine Wahl ward auch dadurch beſtimmt, daß hier ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der verlornen Werke des Euripides geliefert wird. Damals als ich der Charakteriſtik des Dichters dieſe Probe anfügte, um das im allgemeinen Geſagte anſchaulicher zu machen, war noch kein namhafter Verſuch an's Licht getreten. Seitdem hat unſer großer Kritiker Wolf die Wolken geiſtreich, vielleicht ein wenig zu ſehr moderniſierend überſetzt. Ja, der rüſtigſte aller Vers-Zimmerleute, Voß, hat einen vollſtändigen Ariſtophanes, roh von ſeiner Hobelbank, mit Pflöcken zuſammengekeilt. Hoffentlich wird kein Mann von Geſchmack in Deutſchland glauben, daß da der ächte Atticismus zu finden ſei.

Die Acharner, attiſche Landleute, die viel vom Feinde gelitten, ſind höchſt erbittert gegen den Dikäopolis, weil er Frieden geſchloßen, und wollen ihn ſteinigen. Er unternimmt für die Lacedämonier zu reden, hinter einem Block ſtehend, um den Kopf zu verlieren, falls er ſie nicht überredet. Dieſes mißlichen Unternehmens halb ſucht er nun den Euripides auf, um ſich von ihm den kläglichen Aufzug zu erbitten, worin ſeine Helden Mitleid zu erregen pflegen. Dikäopolis, welcher im Grunde Ariſtophanes ſelber iſt, hat aber dabei den Euripides zum beſten. Man muß ſich das Haus des letzteren als die Mitte des Hintergrundes einnehmend denken.

Dikäopolis.

Mir tapfern Muth zu faßen, iſt die Stunde da:
Hinwandern muß ich jetzo zum Euripides.
Burſch! Burſch! (klopft an)

Kephiſophon (tritt heraus.)

Wer ruft da?

Dikäopolis.

Iſt Euripides zu Haus?

Kephiſophon.

Zu Hauſ' und nicht zu Hauſe, wenn du das verſtehſt.

Dikäopolis.

Wie? nicht, und doch zu Hauſe?

Kephiſophon.

Richtig, Alter, iſt's:
Aus flog der Geiſt, und ſammelt kleine Verschen ein,
Er aber ſelbſt, zu Hauſe, dichtet in der Höh
400 'ne Tragödie.

Dikäopolis.

O Euripides, dreimal beglückt,
Wer einen Knecht hat, der ſo weiſ' antworten kann.
Ruf' ihn heraus denn.

Kephiſophon.

's iſt unmöglich.

Dikäopolis.

Thu' es nur.
Ich will nicht fortgehn, ſondern klopf' an ſeine Thür. —
Euripides! Euripidelein!
405 Erhöre jetzt mich, wenn du jemals wen erhört!
Dikäopolis ruft dich; ich der Chollidenſer, bin's.

Euripides.

Ich hab nicht Zeit.

Dikäopolis.

So rolle dich heraus.

Euripides.

's iſt unmöglich.

Dikäopolis.

Thu' es nur.

Euripides.

Da roll' ich heraus: herabzuſteigen iſt nicht Zeit.

---

407. Kunſtausdruck von dem angeſchobnen Enkyklema.

409. Euripides erſcheint im obern Stock, aber wie auf einem Altan oder in einer offnen Galerie ſitzend.

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was ſchrei'ſt du?

Dikäopolis.

Dichteſt in der Höh,
Statt auf der Erde? Bringſt mit Recht wohl Lahme an.
Was haſt du da die Lumpen aus der Tragödie,
Die Jammerkleider? Bringſt mit Recht wohl Bettler an.
Fußfällig anflehn muß ich dich, Euripides.
Gieb ſolchen Lumpen aus 'nem alten Stücke mir.
Ich ſoll 'ne lange Rede halten vor dem Chor,
Die mir den Tod bringt, mach' ich meine Sachen ſchlecht.

Euripides.

Was willſt du denn für Fetzen? Die vom Oeneus da,
Worin der unglückſel'ge Greis den Kampf beſtand?

Dikäopolis.

Nicht Oeneus war es, noch ein weit Elenderer.

Euripides.

Die denn vom blinden Phönix?

Dikäopolis.

Nicht vom Phönix, nein.
Ein Andrer war's, elender als der Phönix noch.

Euripides.

Was ſind es nur für Lappen, die der Mann begehrt? —
Aha! Vom Bettler Philoktetes, meinſt du die?

Dikäopolis.

Nein, ſondern viel viel bettelhafter noch als der.

Euripides.

Du willſt vielleicht die ſchimmelichten Umhüllungen,
Die Bellerophontes, jener Lahme, angehabt?

Dikäopolis.

Nicht Bellerophontes; den ich meine, der war lahm,
Almoſen bettelnd, voller Kniff', im Reden keck.

Euripides.

Ich weiß, der Myſier Telephus.

Dikäopolis.

Ja, Telephus.
Von dieſem Mann, ich flehe, gieb die Tücher mir.

Euripides.

O gieb ihm, Burſch, die Lumpengewande des Telephus,
Auf den thyeſteiſchen Lumpen oben liegen ſie,
Und unter Ino's ihren.

Kephiſophon.

Hier, da nimm ſie hin.

Dikäopolis (ſich umkleidend).

O Zeus, Umſchauer und Durchſchauer überall!
Hilf mir, mich umzukleiden aufs elendeſte. —
Euripides, da dieſes du bewilligt haſt,
So gieb mir auch der Lumpen ganzes Zubehör:
Das myſiſche Filzhütlein zu tragen auf dem Kopf.
„Denn einem Bettler muß ich heute gleichen ganz,
„Zwar ſein derſelbe, der ich bin, doch ſcheinen nicht.“
Es müßen des Spiels Zuſchauer wißen, daß ich's bin,
Doch die vom Chor einfältig daſtehn rund herum,
Damit ich ſie mit Floſkeln überliſten kann.

Euripides.

Ich will dir's geben, denn du ſinnſt auf ſchlauen Rath.

Dikäopolis.

„Heil *dir*! doch wie ich denke, geb's dem Telephus,“
Das geht ja gut, ſchon füll' ich mich mit Floſkeln an,
Aber es bedarf nun eines Bettlerſtabes noch.

Euripides.

Da nimm, und geh' von dieſen ſteinernen Pfoſten weg.

---

435. Anſpielung auf den durchlöcherten Mantel, indem er ihn gegen das Licht hält.

440. 446. Verſe aus dem Trauerſpiel Telephus.

Dikäopolis.

O mein Gemüth, ſieh, wie man weg vom Haus mich ſtößt,
Der mancherlei Sächelchen bedarf. Nun werde zäh,
Mit Betteln, Flehn anhaltend. — Hör', Euripides!
Gieb mir ein Körblein, wo die Laterne durchgebrannt,

Euripides.

Elender, ſag, wozu dir Noth thut ſolch Geflecht?

Dikäopolis.

Nicht thut es Noth mir, aber haben möcht' ich's doch.

Euripides.

Du wirſt beſchwerlich: tritt zurück von meinem Haus.

Dikäopolis.

Ei ei!
Sei ſo geſegnet, wie es deine Mutter war.

Euripides.

So mach' dich fort nun.

Dikäopolis,

Nein, nur Eines gieb mir noch:
'nen kleinen Kelch, mit oben ausgebrochnem Rand.

Euripides.

Da nimm, und pack dich. Wiße, daß du läſtig biſt.

Dikäopolis.

Bei'm Zeus, du weißt nicht, welches Unheil du verübſt. —
O allerliebſter Euripides! dieß eine noch:
Gieb mir ein kleines Töpſchen, zugeſtopft mit Schwamm.

Euripides.

O Menſch, du bringſt mich endlich um die Tragödie. —
Nimm dieß, und geh' dann ſchleunig fort.

Dikäopolis.

Ich gehe ſchon. —
Doch was zu machen? Eins noch brauch' ich: ohne das
Iſt alles hin. O allerliebſter Euripides!
Vom Kohl den Abfall gieb mir in das Körbchen hier.

---

457. Eine arme Krauthändlerin.

Euripides.

470 Du bringſt mich um: Da! um mein Schauſpiel iſt's geſchehn.

Dikäopolis (thut als wollte er gehn).

Nichts weiter! Sieh, ſchon geh' ich. Denn ich bin fürwahr
Auch allzuläſtig, nicht der Gebieter Zorn zu ſcheun. —
Weh mir, ich Unglückſel'ger! 's iſt um mich geſchehn:
Ich vergaß, worauf mir alles ankommt, grade das. —
475 O allerliebſtes, herz'ges Euripidelein!
Ich will verwünſcht ſein, bitt' ich ſonſt noch was von dir,
Als dieß allein, dieß Ein' allein, dieß Ein' allein:
Gieb mir doch Kerbel, dein ererbtes Muttertheil.

Euripides.

Der Menſch verhöhnt mich; ſchließ die Thür des Hauſes zu.

(Das Enkyklema ſchließt ſich. Euripides und
Kephiſophon in das Haus zurück.)

Dikäopolis.

480 O mein Gemüth, wir müßen ohne Kerbel gehn!
Iſt dir's bewußt, welch einen Kampf du kämpfen ſollſt?
Für die Lacedämonier unternahmſt zu reden du.
O mein Gemüth, vorſchreite! ſieh die Schranken dort!
Was willſt du noch, da du den Euripides eingeſchluckt?
485 Du ſollſt gelobt ſein: friſch daran mein duldend Herz!
Begieb dich dorthin, biete dann dein Haupt dem Block,
Derweil du vorbringſt, was dir ſelbſt am beſten dünkt.
Geh? wag es! ſtelle dar dich! auf, mein Herz, wohlan!

---

469. 478. Anſpielung auf das Gewerbe der Mutter des Euripides.

Dreizehnte Vorleſung.

Ob es eine mittlere Komödie als beſondre Gattung gegeben. Entſtehung der neueren Komödie, oder des Luſtſpiels ſchlechthin. Es iſt eine gemiſchte Gattung. Ihre proſaiſche Seite. Ob dem Luſtſpiel die Verſification weſentlich ſei. Unterarten. Das Charakter- und Intriguen-Stück. Das Komiſche der Beobachtung, das ſelbſtbewußte Komiſche, und das Komiſche der Willkür. Sittlichkeit des Luſtſpiels.

Die alten Kritiker nehmen zwiſchen der alten und neuen Komödie eine mittlere an. Ihre unterſcheidenden Kennzeichen werden verſchieden angegeben. Bald ſoll das Eigne bloß in der Enthaltung vom perſönlichen Spott und von der Einführung wirklicher Perſonen beſtehen, bald in der Weglaßung des Chors. Die Einführung wirklicher Perſonen unter ihrem wahren Namen war niemals ein unerläßliches Erforderniß. Wir finden ja in mehreren Stücken des Ariſtophanes lauter nicht hiſtoriſche, ſondern erdichtete Perſonen mit ſprechenden Namen nach der Weiſe der neueren Komiker, und der perſönliche Spott iſt nur im Einzelnen angebracht. Die Befugniß zu dieſem war freilich der älteren Gattung weſentlich, wie ich ſchon gezeigt habe, und durch deren Verluſt wurden die Dichter außer Stand geſetzt, das öffentliche Leben und den Staat komiſch darzuſtellen. Beſchränkten ſie ſich aber auf das Privatleben, ſo fiel auch die Bedeutung des Chors weg. Indeſſen trug wohl noch ein zufälliger Umſtand zu deſſen Abſchaffung bei. Es forderte viel Aufwand, den Chor zu kleiden und zu unterrichten; da die Komödie nun mit ihrem politiſchen Vorrecht auch ihre feſtliche Würde eingebüßt hatte und zur bloßen Beluſtigung herabſank, ſo fand der Dichter keine reichen Gönner mehr, welche die Ausſtattung des Chors übernommen hätten.

Platonius giebt noch ein andres Merkmal der mittleren Komödie an. Er ſagt, wegen der Gefahr bei politiſchen Gegenſtänden hätten die Komiker ihren Spott gegen alle ernſthafte Poeſie, ſei es epiſche oder tragiſche, gewandt, und deren Ungereimtheiten und Widerſprüche gezeigt; von dieſer Art ſei der ſpät geſchriebene Aeoloſikon des Ariſtophanes geweſen. Die Beſchreibung läuft auf den Begriff der Parodie hinaus, von dem wir bei der alten Komödie gleich anfangs ausgiengen. Platonius nennt als ein Beiſpiel der Gattung die Ulyſſe des Kratinus, eine Verſpottung der Odyſſee. Allein der Zeitordnung nach konnte kein Stück des Kratinus, deſſen Tod Ariſtophanes in ſeinem Frieden berichtet, zur mittleren Komödie gehören. Und war jenes Schauſpiel des Eupolis, worin er ſchilderte was wir das Schlaraffenland nennen, etwas anders als eine Parodie auf die dichteriſchen Sagen vom goldnen Zeitalter? Sind bei'm Ariſtophanes die Himmelfahrt des Trygäus, die Höllenfahrt des Bacchus nicht lächerliche Nachahmungen der epiſch und tragiſch beſungenen Thaten des Bellerophon und Hercules? So viele Parodien tragiſcher Scenen nicht zu erwähnen. Vergeblich würde man alſo in der Beſchränkung hierauf eine wirklich ſondernde Gränzſcheidung ſuchen. Poetiſch betrachtet ſind die ſcherzhafte Willkür und die allegoriſche Bedeutſamkeit der Zuſammenſetzung die einzigen weſentlichen Merkmale der ältern Gattung. Wo ſie ſich finden, würden wir ein Werk dazu rechnen, in welcher Zeit und unter welchen Umſtänden es auch gedichtet ſein möchte.

Da es bloß etwas Verneinendes war, was die neuere Komödie veranlaßte, nämlich die Aufhebung der politiſchen Freiheit der alten, ſo iſt es leicht begreiflich, daß ein Mittelzuſtand des Schwankens und Suchens nach Erſatz ſtattgefunden haben wird, bis ſich eine neue Kunſtform entwickelt und feſtgeſetzt hatte. Demnach könnte man mehrere Arten der mittleren Komödie, mehrere Mittelgrade zwiſchen der alten und neuen annehmen, wie es auch einige Gelehrte gethan. Hiſtoriſch hat dieß wohl ſeinen Grund; aber aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkte genommen iſt ein Uebergang keine Gattung.

Wir gehen alſo gleich zur neuen Komödie fort, derſelben Dichtart, welche bei uns ſchlechthin Komödie, Luſtſpiel heißt. Ich hoffe, wir werden dieſe richtiger faßen, wenn wir ſie in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte ſtellen, und ſie als eine gemiſchte und bedingte Gattung nach ihren verſchiedenartigen Beſtandtheilen erklären, als wenn wir ſie für eine urſprüngliche und reine Gattung nähmen, wie diejenigen thun, welche ſich entweder gar nicht um die alte Komödie bekümmern, oder ſie nur für einen rohen Anfang halten. Deswegen iſt Ariſtophanes ſo unendlich merkwürdig, weil uns in ihm das Beiſpiel von etwas aufbehalten iſt, wovon ſich ſonſt nirgends in der Welt ein andres Exemplar findet.

Die neue Komödie läßt ſich allerdings in gewiſſer Hinſicht als die zahm gewordene alte bezeichnen; allein in Bezug auf Genialität pflegt Zahmheit nicht eben für einen Lobſpruch zu gelten. Die durch Verzichtleiſtung auf die unbedingte Freiheit des Scherzes erlittene Einbuße ſuchten die neueren Komiker durch eine Beimiſchung von Ernſt zu erſetzen, welche ſie von der Tragödie entlehnten, ſowohl in der Form der Darſtellung und in der Verknüpfung des Ganzen, als in den dadurch bezweckten Eindrücken. Wir haben geſehen, wie die tragiſche Poeſie in ihrer letzten Epoche ſich von ihrer idealiſchen Höhe herabſtimmte und der gewöhnlichen Wirklichkeit näher trat, ſowohl in den Charakteren als im Ton des Dialogs, beſonders aber in dem Streben nach anwendbarer Belehrung, wie das bürgerliche und häusliche Leben mit allen ſeinen einzelnen Bedürfniſſen gehörig einzurichten ſei. Dieſe Richtung auf das Nutzbare hat ſchon Ariſtophanes (Fröſche V. 971—991.) am Euripides ſcherzhaft geprieſen. Euripides war der Vorläufer der neueren Komödie; die Dichter dieſer Gattung haben ihn vorzugsweiſe bewundert, und für ihren Meiſter anerkannt. Ja die Verwandtſchaft des Tones und Geiſtes iſt ſo groß, daß man Sittenſprüche des Euripides dem Menander zugeſchrieben hat, und umgekehrt. Dagegen finden wir unter den Bruchſtücken des Menander Tröſtungen, die ſich auffallend bis zum tragiſchen Tone erheben.

Das Luſtſpiel (ſo will ich die neue Gattung zur Unterſcheidung von der alten nennen) iſt demnach eine Miſchung von Scherz und Ernſt. Der Dichter treibt nun nicht mehr ſelbſt mit der Poeſie und der Welt ſeinen Scherz, er überläßt ſich nicht einer ſcherzhaften Begeiſterung, ſondern er ſucht in den Gegenſtänden das Scherzhafte auf: er ſchildert in den menſchlichen Charakteren und Lagen dasjenige, was zum Scherz veranlaßt, mit einem Wort, das Luſtige, das

Lächerliche. Aber es ſoll nicht mehr als eine bloße Schöpfung ſeiner Phantaſie auftreten, ſondern wahrſcheinlich ſein, das heißt wirklich ſcheinen. Das oben aufgeſtellte komiſche Ideal der Menſchennatur müßen wir daher unter dieſem beſchränkenden Geſetze der Darſtellung von Neuem beleuchten, und die verſchiednen Arten und Stufen des Komiſchen darnach beſtimmen.

Der höchſte tragiſche Ernſt geht, wie ich gezeigt, letztlich immer auf das Unendliche, und der Gegenſtand der Tragödie iſt eigentlich der Kampf zwiſchen dem endlichen äußern Daſein and der unendlichen innern Anlage. Der gemilderte Ernſt des Luſtſpiels bleibt hingegen innerhalb des Kreißes der Erfahrung ſtehen. An die Stelle des Schickſals tritt der Zufall, denn dieß iſt eben der empiriſche Begriff von jenem, als dem was nicht in unſerer Gewalt ſteht. Und ſo finden wir auch wirklich unter den Bruchſtücken der Komiker viele Ausſprüche über den Zufall, wie bei den Tragikern über das Schickſal. Der unbedingten Nothwendigkeit ließ ſich nur die ſittliche Freiheit entgegen ſtellen; den Zufall ſoll man verſtändig zu ſeinem Vortheile lenken. Deshalb iſt die ganze Sittenlehre des Luſtſpiels, gerade wie die der Fabel, nichts anders als Klugheitslehre. In dieſem Sinne hat ein alter Kritiker zugleich erſchöpfend und mit unübertrefflicher Kürze geſagt, die Tragödie ſei die Flucht oder die Aufhebung des Lebens, die Komödie deſſen Anordnung.

Die Darſtellung der alten Komödie iſt eine phantaſtiſche Gaukelei, ein luſtiges Traumbild, das ſich am Ende bis auf die große Bedeutung in Nichts auflöſet. Die Darſtellung des Luſtſpiels hingegen unterwirft ſich dem Ernſt in ihrer Form. Sie verwirft alles Widerſprechende und wodurch ſie ſelbſt wieder aufgehoben werden würde. Sie ſucht bündigen Zuſammenhang, und hat mit der Tragödie eine förmliche Verwickelung und Auflöſung gemein. Sie verknüpft, wie dieſe, die Vorfälle als Urſachen und Wirkungen; nur daß ſie das Geſetz dieſer Verknüpfung ſo auffaßt, wie es ſich in der Erfahrung vorfindet, ohne es, wie jene, auf eine Idee zu beziehen. Wie die Tragödie Befriedigung des Gefühls am Schluße ſucht, ſo will das Luſtſpiel auch bei einem wenigſtens ſcheinbaren Ruhepunkte für den Verſtand anlangen. Dieß iſt, um es beiläufig zu bemerken, nicht die leichteſte Aufgabe für den Luſtſpieldichter; er muß die Widerſprüche, deren verwirrtes Spiel uns ergötzt hat, am Ende geſchickt bei Seite ſchieben; wenn er ſie wirklich ausgleicht, wenn die Thoren vernünftig, die Schlechtgeſinnten gebeßert oder beſtraft werden, ſo iſt es um den luſtigen Eindruck geſchehen.

Das wären etwa die komiſchen und tragiſchen Beſtandtheile des Luſtſpiels. Es kommt aber noch ein Drittes hinzu, was an ſich weder komiſch noch tragiſch, ja überhaupt nicht poetiſch iſt: ich meine die porträtmäßige Wahrheit. Das Ideal und die Caricatur, ſowohl in der bildenden Kunſt als in der dramatiſchen Poeſie, machen auf keine andre Wahrheit Anſpruch, als die in ihrer Bedeutung liegt; ſie ſollen nicht als einzelne Weſen wirklich ſcheinen. Die Tragödie ſpielt in einer idealiſchen, die alte Komödie in einer phantaſtiſchen Welt. Da das Luſtſpiel die ſchöpferiſche Wirkſamkeit der Phantaſie beſchränkt, ſo muß ſie dem Verſtande einen Erſatz dafür bieten, und dieſer liegt in der von ihm zu beurtheilenden Wahrſcheinlichkeit des Dargeſtellten. Ich meine hiemit nicht die Berechnung der ſeltner oder häufiger vorkommenden Fälle (denn ohne ſich jene zu erlauben, innerhalb der Gränzen des Alltäglichen, würde wohl alle komiſche

Beluſtigung unmöglich ſein) ſondern die individuelle Wahrheit. Das Luſtſpiel muß ein treues Gemälde gegenwärtiger Sitten, es muß local und national beſtimmt ſein; und geſetzt auch, wir ſehen Luſtſpiele aus andern Zeiten und von andern Völkern aufführen, ſo werden wir dieß doch darin ſpüren und ſchätzen. Das Porträtmäßige iſt nicht dahin zu deuten, als müßten die komiſchen Charaktere ganz und gar individuell ſein. Es dürfen die auffallendſten Züge von verſchiedenen Individuen einer Gattung bis zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit darin zuſammengeſtellt werden, falls ſie nur mit Beſonderheit genug bekleidet ſind, um individuelles Leben zu haben, und nicht als Beiſpiele eines einſeitigen Begriffes herauszukommen. Aber inſofern das Luſtſpiel die Verfaßung des geſelligen und häuslichen Lebens überhaupt ſchildert, iſt es ein Porträt; von dieſer proſaiſchen Seite muß es ſich nach Zeit und Ort verſchieden beſtimmen, während die komiſchen Motive, ihrer poetiſchen Grundlage nach, immer dieſelben bleiben.

Für eine genaue Copie des Wirklichen haben ſchon die Alten das Luſtſpiel erkannt. Der Grammatiker Ariſtophanes, davon durchdrungen, rief mit einer etwas gekünſtelten, aber ſinnreichen Wendung aus: „O Leben und Menander! wer „von euch beiden hat den andern nachgeahmt?“ Horaz berichtet uns, es hätten Einige gezweifelt, ob die Komödie ein Gedicht ſei oder nicht, weil weder in den Gegenſtänden noch in den Worten der nachdrückliche Schwung andrer Gattungen ſei, und die Sprache ſich nur durch das Silbenmaß von der des gewöhnlichen Umgangs unterſcheide. Aber, wandten Andre hiegegen ein, die Komödie erhebt doch auch zuweilen ihren Ton, z. B. wenn ein erzürnter Vater dem Sohn ſeine Ausſchweifungen vorrückt. Dieſe Antwort weiſt ſchon Horaz als unzulänglich ab. „Würde Pomponius," ſagt er mit einer beißenden Anwendung, „etwas anders zu hören bekommen, wenn ſein Vater noch lebte?" Man muß, um den Zweifel zu beantworten, ſich auf dasjenige richten, worin das Luſtſpiel über die einzelne Wirklichkeit hinausgeht. Zuvörderſt iſt es ein erdichtetes Ganzes, aus übereinſtimmenden Theilen nach einem künſtlichen Verhältniß zuſammengeſetzt. Ferner iſt das Vorgeſtellte nach den Bedingungen theatraliſcher Darſtellung überhaupt behandelt: alles Fremdartige und Störende iſt ausgeſchieden, das zur Sache Gehörige iſt zu raſcherem Fortgange zuſammengedrängt; allem, den Lagen wie dem Charakter der Perſonen, wird eine Klarheit der Erſcheinung geliehen, welche die verſchwimmenden unentſchiedenen Umriſſe der Wirklichkeit ſelten haben. Dieß iſt das Poetiſche in der Form des Luſtſpiels; das proſaiſche Princip liegt im Stoffe, in der verlangten Aehnlichkeit mit etwas Einzelnem, Aeußerem.

Wir können hier ſogleich die vielfach durchgeſtrittene Frage abthun, ob die Verſification der Gattung weſentlich, und ein in Proſa geſchriebenes Luſtſpiel immer etwas Mangelhaftes ſei. Viele haben dieß bejaht, auf das Anſehn der Alten, welche freilich keine für das Theater beſtimmte Gattung in Proſa hatten; doch hiebei konnten Zufälligkeiten mit entſcheiden helfen, z. B. der große Umfang der Bühne, wo der Vers und deſſen nachdrücklicherer Vortrag zur Hörbarkeit beitrug. Dieſe Kritiker vergaßen, daß die vom Plato ſo ſehr bewunderten Mimen des Sophron in Proſa geſchrieben waren. Und was waren dieſe Mimen, wenn wir uns nach der Andeutung, einige Idyllen des Theokrit ſeien ihnen in Hexametern nachgebildet, eine Vorſtellung davon machen dürfen? Es waren Gemälde des wirklichen Lebens, in Geſprächen, worin aller poetiſche Schein möglichſt vermieden ward. Dieſer liegt ſchon in der dramatiſchen Verknüpfung, welche freilich nicht darin ſtattfindet; es ſind abgeriſſene Scenen, wo alles ſo zufällig und unvorbereitet auf einander folgt, wie es die Stunden eines Werk- oder Feſt-Tages mit ſich bringen. Der Abgang an dramatiſcher Spannung der Theilnahme wird durch das Mimiſche erſetzt, d. h. durch die genaueſte Auffaſſung der individuellen Eigenheiten in der ganzen Art zu ſein und zu ſprechen, welche durch Nationalität nach den örtlichſten Beſtimmungen, ferner durch Geſchlecht, Alter, Stand, Gewerbe u. ſ. w. hervorgebracht werden.

Auch im verſificierten Luſtſpiel muß ſich die Sprache durch Wahl und Zuſammenfügung der Wörter gar nicht oder nur unmerklich von der des Umganges entfernen; die Freiheiten des poetiſchen Ausdrucks, welche andern Gattungen unumgänglich, ſind hier unterſagt. Der Versbau muß, unbeſchadet des Gebräuchlichen, Ungezwungenen, ja Nachläßigen des Geſprächtones, ſich von ſelbſt einzuſtellen ſcheinen. Sein Schwung ſoll nicht zur Erhöhung der Perſonen dienen, wie in der Tragödie, wo er zugleich mit der ungewohnten Erhabenheit der Sprache gleichſam ein geiſtiger Kothurn für ſie wird. Im Luſtſpiel ſoll der Vers nur zu größerer Leichtigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit des Dialogs dienen. Ob es vortheilhafter iſt, ein Luſtſpiel zu verſificieren oder nicht, dieß muß ſich folglich darnach entſcheiden, ob es dem beſondern Gegenſtande angemeßner iſt, dem Dialog jene Vollkommenheiten der Form zu ertheilen, oder alle rhetoriſchen, grammatiſchen, und ſelbſt phyſiſchen Unvollkommenheiten der Sprecharten in die Nachahmung mitaufzunehmen. Der letzte Fall iſt wohl nicht ſo häufig, als die Bequemlichkeit der Schriftſteller, zum Theil auch der Schauſpieler, das Luſtſpiel in Proſa in der neuern Zeit allgemein üblich gemacht hat. Beſonders uns Deutſchen würde ich zum fleißigen Anbau des verſificierten, ja gereimten Luſtſpiels rathen: da wir unſer nationales Komiſche eigentlich noch erſt ſuchen, ohne es recht finden zu können, ſo würde die ganze Darſtellung durch die gebundnere Form an Haltung gewinnen, und manchen Verirrungen wäre gleich im Entſtehen vorgebeugt worden. Wir ſind in dieſer Sache noch nicht genug ausgebildete Meiſter, um uns eine angenehme Nachläßigkeit hingehen laßen zu dürfen.

Da wir das Luſtſpiel als eine gemiſchte Gattung aus komiſchen und tragiſchen, aus poetiſchen und proſaiſchen Elementen erklärt haben, ſo erhellet ſchon von ſelbſt, daß im Umfange dieſer Gattung mehrere Unterarten ſtattfinden können, je nachdem einer oder der andere Beſtandtheil vorwaltet. Spielt der Dichter in ſcherzhafter Laune mit ſeinen eigenen Erfindungen, ſo entſteht eine Poſſe; beſchränkt er ſich auf das Lächerliche in den Lagen und Charakteren, mit möglichſter Vermeidung aller ernſthaften Beimiſchungen, ein reines Luſtſpiel; ſo wie der Ernſt Feld gewinnt im Zweck der ganzen Zuſammenſetzung und in der hervorgerufenen Theilnahme und ſittlichen Beurtheilung, ſo geht es in das belehrende oder rührende Schauſpiel über; und davon iſt nur ein Schritt bis zum bürgerlichen Trauerſpiel übrig. Man hat oft von dieſen letztgenannten Arten als ganz neuen wichtigen Erfindungen ein großes Aufheben gemacht, eigne Theorien dafür aufgeſtellt, u. ſ. w. So Diderot mit ſeinem nachher ſo übel verſchrieenen weinerlichen Drama; das Neue darin war bloß das Verfehlte: die geſuchte Natürlichkeit, die Pedanterei mit den Familienverhältniſſen, die verſchwendete Rührung. Hätten wir noch die geſammte komiſche Litteratur der Griechen, ſo würden wir unſtreitig zu Allem die Vorbilder darin finden; nur daß der heitere griechiſche Geiſt nie in eine tödtende Einſeitigkeit verfiel, ſondern alles mit weiſem Maß ordnete und miſchte. Haben wir nicht ſchon unter ſo wenigen übrig gebliebenen Stücken die Gefangenen des Plautus, die man ein rührendes Drama nennen kann, die Schwiegermutter des Terenz, ein wahres Familiengemälde, während der Amphitruo an die kühne Willkür der alten Komödie hinſtreift, und die Zwillingsbrüder (Menächmen) ein wildes Intriguen-Stück ſind? Finden ſich nicht in den ſämmtlichen Stücken des Terenz ernſtbelehrende, leidenſchaftliche, ja rührende Stellen? Man erinnere ſich nur an die erſte Scene des Selbſtpeinigers. Aus unſerm Geſichtspunkt hoffen wir für Alles den gehörigen Platz auszufinden: wir ſehen hier keine getrennten Arten, ſondern bloß eine Stufenleiter im Ton der Darſtellung, die nach mehr oder minder merklichen Uebergängen durchlaufen wird.

Auch die hergebrachte Eintheilung in Charakter- und Intriguen-Stück können wir nicht ſo uneingeſchränkt gelten laßen. Ein gutes Luſtſpiel ſoll immer beides zugleich ſein, ſonſt fehlt es entweder an Gehalt oder an Bewegung; nur freilich kann bald das eine, bald das andere ein Uebergewicht haben. Die Entwickelung der komiſchen Charaktere fordert contraſtierende Lagen, und dieſe entſtehen ja eben aus der Durchkreuzung der Abſichten und Zufälle, wie ich weiter oben Intrigue im dramatiſchen Sinne erklärt habe. Was Intriguen ſpielen im gemeinen Leben bedeutet, weiß jeder, nämlich durch Liſt und Verſtellung Andere ohne ihr Wißen und gegen ihren Willen nach unſern verborgenen Zwecken lenken. Im Schauſpiele treffen beide Bedeutungen zuſammen, denn die Liſt der Einen wird ein kreuzender Zufall für die Andern.

Wenn die Charaktere nur leicht angedeutet ſind, eben ſo viel als nöthig iſt, um Handlungen der Perſonen in dem und jenem Fall zu begründen; wenn ſich übrigens die Vorfälle ſo häufen, daß ſie der charakteriſtiſchen Entfaltung wenig Raum gönnen; wenn die Verwickelung ſo auf die Spitze geſtellt iſt, daß ſich die bunte Verwirrung der Mißverſtändniſſe und Verlegenheiten in jedem Augenblicke löſen zu müßen ſcheint, und doch der Knoten immer von neuem geſchürzt wird: eine ſolche Compoſition kann man wohl ein Intriguen-Stück nennen. Die franzöſiſchen Kunſtrichter haben es zur Mode gemacht, dieſe Art an Werth ſehr tief unter das ſogenannte Charakter-Stück herabzuſetzen, vielleicht weil ſie zu ſehr darauf ſehen, was man von einem Schauſpiele behalten und mit ſich nach Hauſe nehmen kann. Freilich löſt ſich am Ende das Intriguen-Stück gewiſſermaßen in Nichts auf: aber warum ſollte es nicht erlaubt ſein, zuweilen ohne andern Zweck bloß ſinnreich zu ſpielen? Viel erfinderiſcher Witz gehört gewiß zu einem guten Luſtſpiel dieſer Art; außer der Unterhaltung, welche der aufgewandte Scharfſinn gewährt, kann das wunderbare Gaukelſpiel noch einen großen Reiz für die Phantaſie haben, wie uns viele ſpaniſche Stücke beweiſen.

Man wirft dem Intriguen-Stück vor, es weiche vom natürlichen Lauf der Dinge ab, es ſei unwahrſcheinlich. Man kann allenfalls jenes ohne dieſes zugeben. Das Unerwartete, Außerordentliche, bis zur Unglaublichkeit Seltſame führt uns der Dichter freilich vor, auch läßt er oft gleich anfangs eine große Unwahrſcheinlichkeit ſich vorgeben, wie z. B. Aehnlichkeit zweier Perſonen, oder eine nicht wahrgenommene Verkleidung; nachher müßen aber alle Vorfälle den Schein der Wahrheit haben, es muß befriedigende Rechenſchaft gegeben werden von den Umſtänden, vermöge deren die Sache eine ſo wunderliche Wendung nimmt. Da in Anſehung deſſen, was geſchieht, der Dichter uns nur ein leichtes Spiel des Witzes giebt, ſo nehmen wir es in Abſicht auf das Wie deſto genauer mit ihm.

In den Luſtſpielen, welche mehr auf das Charakteriſtiſche gehen, müßen die Charaktere mit Kunſt gruppiert ſein, um einen durch den andern in's Licht zu ſtellen. Dieß artet leicht in eine allzuſyſtematiſche Anordnung aus, wo jedem Charakter ſein Gegenſatz ſymmetriſch beigegeben iſt, und Alles ein unnatürliches Anſehen gewinnt. Auch jene Luſtſpiele ſind nicht ſonderlich zu loben, wo alles Uebrige nur dazu da iſt, um einen Hauptcharakter gleichſam durch alle Proben gehen zu laßen; vollends wenn der ſogenannte Charakter in nichts beſteht als einer Meinung oder einer Gewöhnung (z. B. l'Optimiste, le Distrait), als ob ein Individuum nur ſo in einer einzelnen Eigenſchaft beſtehen könnte, und nicht von allen Seiten beſtimmt ſein müßte.

Was das ſcherzhafte Ideal der menſchlichen Natur in der alten Komödie ſei, habe ich oben gezeigt. Da die Darſtellung des Luſtſpiels indeſſen einer beſtimmten Wirklichkeit ähnlich ſein ſoll, ſo darf ſie ſich die geflißene und willkürliche Uebertreibung jener Gattung in der Regel nicht erlauben. Sie muß alſo andere Quellen der komiſchen Beluſtigung, die näher nach dem Gebiete des Ernſtes zu liegen, aufſuchen, und ſie findet dieſe in einer durchgeführteren Charakteriſtik.

In den Charakteren des Luſtſpiels herrſcht entweder das Komiſche der Beobachtung oder das ſelbſtbewußte und eingeſtandne Komiſche. Jenes giebt vornehmlich das feinere Luſtſpiel, die ſogenannte höhere Komödie, dieſes die niedrige, oder das Poſſenſpiel. Ich erkläre mich deutlicher.

Es giebt lächerliche Eigenſchaften, Narrheiten, Verkehrtheiten, um welche der Beſitzer ſelbſt nicht weiß, oder wenn er etwas davon merkt, ſo iſt er ſehr bemüht ſie zu verbergen, weil ſie ihm in der Meinung der Andern ſchaden würden. Dergleichen Perſonen kündigen ſich alſo nicht an für das was ſie ſind; ihr Geheimniß entfährt ihnen nur unbewußt oder wider Willen, und wenn der Dichter ſie ſchildert, ſo muß er uns ſeine eigene vortreffliche Beobachtungsgabe leihen, um ſie gehörig kennen zu lernen. Seine Kunſt beſteht darin, den Charakter in abgelauſchten leicht hingeworfenen Zügen durchſcheinen zu laßen, und den Zuſchauer dennoch ſo zu ſtellen, daß er die Bemerkung, wie fein ſie auch ſei, nicht verfehlen kann.

Es giebt andre ſittliche Gebrechen, welche der damit Behaftete mit einem gewiſſen Behagen in ſich verſpürt, ja ſich's wohl gar zum Grundſatze gemacht hat, ihnen nicht abhelfen, ſondern ſie hegen und pflegen zu wollen. Von dieſer Art iſt alles, was, ohne ſelbſtiſche Anmaßung oder feindſelige Neigungen, bloß aus dem Uebergewicht der Sinnlichkeit entſpringt. Damit kann allerdings ein hoher Grad von Verſtand verbunden ſein, und wenn die Perſon dieſen auf ſich zurückwendet, ſich über ſich ſelbſt luſtig macht, ihre Gebrechen gegen Andre eingeſteht, aber durch ſcherzhafte Einkleidung ſie damit auszuſöhnen ſucht, ſo entſteht das ſelbſtbewußte Komiſche. Es ſetzt dieſe Art immer eine gewiſſe innere Verdoppelung in der Perſon voraus, und die überlegene Hälfte, welche die andre ſcherzhaft darſtellt und verſpottet, hat durch ihre Stimmung und ihr Geſchäft eine nahe Verwandtſchaft mit dem komiſchen Dichter ſelbſt. Er überträgt ſeine Perſon zuweilen ganz an dieſen Repräſentanten, indem er ihn die Darſtellung ſeiner ſelbſt gefliſſentlich übertreiben und ſich über die andern Perſonen mit den Zuſchauern in ein ſpottendes Verſtändniß ſetzen läßt. Dann entſteht daraus das Komiſche der Willkür, das meiſtens eine große Wirkung zu machen pflegt, wie ſehr es auch die Kunſtrichter herabſetzen mögen. Hierin regt ſich der Geiſt der alten Komödie; der bevorrechtete Luſtigmacher, den faſt alle Bühnen unter verſchiedenen Namen gehabt, deſſen Rolle bald fein und geiſtreich, bald plump und tölpelhaft ausgefüllt worden, hat etwas von der ausgelaßenen Begeiſterung, und ſomit auch von den Rechten des unbeſchränkt freien alten Komikers geerbt; zum ſichern Beweiſe, daß die alte Komödie, die wir als die urſprüngliche Gattung geſchildert, nicht etwa eine griechiſche Eigenheit war, ſondern daß ihr Weſen in der Natur der Sache gegründet iſt.

Die komiſche Darſtellung muß, um die Zuſchauer in einer ſcherzhaften Stimmung zu erhalten, ſie möglichſt von der ſittlichen Würdigung der Perſonen und von wahrer Theilnahme an ihren Begegniſſen entfernen; denn mit beiden zugleich tritt unfehlbar der Ernſt ein. Wie verhütet der Dichter nun die Regungen des ſittlichen Gefühls, da doch allerdings die vorgeſtellten Handlungen der Art ſind, daß ſie bald Unwillen und Verachtung, bald Verehrung und Zuneigung erwecken müßten? Er ſpielt alles in das Gebiet des Verſtandes. Er ſtellt die Menſchen bloß als phyſiſche Weſen einander gegenüber, um ihre Kräfte, verſteht ſich die geiſtigen miteingerechnet, ja dieſe ganz beſonders, an einander zu meſſen. Hierin iſt die Komödie der Fabel am nächſten verwandt: wie die Fabel vernunftbegabte Thiere aufführt, ſo jene dem thieriſchen Triebe mit Verſtand dienende Menſchen. Dem thieriſchen Triebe, das heißt der Sinnlichkeit, und noch allgemeiner ausgedrückt, der Selbſtliebe. Wie Heroiſmus und Aufopferung zur tragiſchen Perſon adelt, ſo ſind die komiſchen Perſonen ausgemachte Egoiſten. Man verſtehe dieß mit der gehörigen Einſchränkung: nicht als ob das Luſtſpiel nicht auch die geſelligen Neigungen ſchilderte; aber es ſtellt ſie vor als aus dem natürlichen Streben nach unſerm eignen Glück entſprungen. Sobald der Dichter darüber hinausgeht, fällt er aus dem komiſchen Tone. Nicht darauf richtet er unſer Gefühl, wie edel oder unedel, unſchuldig oder verderbt, gut oder ſchlecht die Handelnden ſind; ſondern ob ſie dumm oder klug, geſchickt oder ungeſchickt, thöricht oder verſtändig.

Beiſpiele werden die Sache in's hellſte Licht ſetzen. Wir haben eine unwillkürliche unmittelbare Ehrerbietung vor der Wahrheit, das gehört zu den innerſten Regungen der Sittlichkeit. Eine mit Bosheit unternommene Lüge, welche verderblich zu werden droht, erfüllt uns mit dem höchſten Unwillen, und gehört in das Trauerſpiel. Warum iſt aber dennoch anerkanntermaßen Liſt und Betrügerei ein ſo vorzügliches komiſches Motiv, vorausgeſetzt, daß ſie keiner boshaften Abſicht, ſondern bloß der Selbſtliebe dient, um ſich aus der Noth zu helfen oder einen Zweck zu erreichen, und daß keine gefährlichen Folgen davon zu befürchten ſtehen? Der Betrüger iſt ſchon ganz aus der ſittlichen Sphäre herausgetreten, Wahrheit und Unwahrheit ſind ihm an ſich gleichgültig, er betrachtet ſie nur als Mittel, und ſo unterhalten wir uns bloß daran, welch ein Aufwand von Scharfſinn einer ſo wenig erhabenen Sinnesart dienen muß. Noch luſtiger iſt es, wenn der Betrüger ſich in ſeinem eignen Netze fängt, z. B. lügen will, und ein ſchlechtes Gedächtniß hat. Auf der andern Seite iſt der Irrthum, ſofern er nicht ernſthaft gefährlich, ein komiſcher Zuſtand, um ſo mehr, je mehr dieſe Krankheit des Verſtandes aus einem vorgängigen Mißbrauch der Geiſteskräfte, aus Eitelkeit, Narrheit, Verkehrtheit hervorgeht. Wenn ſich nun vollends Betrug und Irrthum kreuzen und durch einander verdoppeln, das giebt vortreffliche komiſche Lagen. Z. B. zwei Menſchen begegnen ſich in der Abſicht, einer den andern zu betrügen, jeder iſt aber zuvor gewarnt, traut nicht, ſondern ſtellt ſich nur ſo, und ſo gehen beide, nur in Abſicht auf das Gelingen ihres Betruges betrogen, hinweg. Oder aber: einer will den andern betrügen, erzählt ihm aber unwißender Weiſe die Wahrheit; jener iſt mißtrauiſch, und verfällt in den Irrthum, bloß weil er ſich allzuſehr vor dem Betrug hütet. Man könnte auf dieſe Art gleichſam eine komiſche Grammatik aufſtellen, und zeigen, wie die einzelnen Motive bis zu den künſtlichſten Conſtructionen mit immer ſteigender Wirkung unter einander verſchlungen werden. So dürfte ſich auch zeigen laßen, daß das Gewirre von Mißverſtändniſſen, welches ein Intriguen-Luſtſpiel macht, gar nicht ein ſo verächtlicher Theil der komiſchen Kunſt ſei, als die Verfechter des weitläuftig entwickelnden Charakter-Luſtſpiels behaupten.

Ariſtoteles beſchreibt das Lächerliche als eine Unvollkommenheit, einen Mißſtand, der nicht zu weſentlichem Schaden gereicht. Vortrefflich! denn ſobald wir ein wahres Mitleiden mit den Perſonen hegen, iſt es um die luſtige Stimmung gethan. Das komiſche Unglück darf nichts anders ſein, als eine am Ende zu löſende Verlegenheit, höchſtens eine verdiente Demüthigung. Dahin gehören gewiſſe körperliche Erziehungsmittel an Erwachſenen, welche unſer feineres oder wenigſtens ſchonenderes Zeitalter von der Bühne verbannt wißen will, da Moliere, Holberg, und andere Meiſter fleißigen Gebrauch davon gemacht haben. Die komiſche Wirkung rührt daher, daß die Abhängigkeit des Gemüths von Aeußerlichkeiten hiebei recht anſchaulich gemacht wird: es ſind gleichſam handgreiflich gewordene Beweggründe. Dieſe Züchtigungen ſind im Luſtſpiel das Gegenſtück eines gewaltſamen heldenmüthig erlittenen Todes im Trauerſpiel. Hier bleibt die Geſinnung unerſchüttert unter allen Schreckniſſen der Vernichtung, der Menſch geht unter, aber er behauptet ſeine Grundſätze; dort bleibt das körperliche Daſein unverletzt, es äußern ſich dagegen plötzlich veränderte Geſinnungen.

Wenn auf dieſe Art die komiſche Darſtellung den Zuſchauer auf einen ganz andern Geſichtspunkt ſtellen muß, als den der ſittlichen Würdigung, mit welchem Recht kann man dennoch vom Luſtſpiel moraliſche Belehrung fordern, mit welchem Grunde erwarten? Wenn wir die Sittenſprüche der griechiſchen Komiker näher prüfen, ſo werden wir finden, daß es insgeſammt Erfahrungsſätze ſind. Aus der Erfahrung lernen wir aber unſre Pflichten nicht kennen, von denen uns das Gewißen eine unmittelbare Ueberzeugung giebt; Erfahrung kann uns nur über das Erſprießliche und Nachtheilige aufklären. Die Belehrung des Luſtſpiels geht in der That nicht auf die Würdigkeit der Zwecke, ſondern bleibt bei der Tauglichkeit der Mittel ſtehen. Es iſt, wie ſchon geſagt, Klugheitslehre; die Moral des Erfolgs und nicht die der Triebfedern. Dieſe, die eigentlich ächte Moral, iſt hingegen dem Geiſte des Trauerſpiels weſentlich verwandt.

Manche Philoſophen haben demnach auch nicht ermangelt, dem Luſtſpiel Unſittlichkeit vorzuwerfen; ſo Rouſſeau mit vieler Beredſamkeit in ſeinem Brief über das Schauſpiel. Freilich der Anblick des wirklichen Weltlaufs iſt nicht erbaulich; allein er wird ja im Luſtſpiele keineswegs als Muſter der Nachahmung, ſondern zur Warnung aufgeſtellt. Es giebt einen angewandten Theil der Sittenlehre, man möchte ihn die Lebenskunſt nennen. Wer die Welt nicht kennt, iſt in Gefahr, von ſittlichen Grundſätzen eine ganz verkehrte Anwendung auf einzelne Fälle zu machen, und bei dem beſten Willen für ſich und Andre viel Unheil zu ſtiften. Das Luſtſpiel ſoll unſer Urtheil in Unterſcheidung der Lagen und Perſonen ſchärfen; daß es uns klüger macht, das iſt ſeine wahre und einzig mögliche Moralität.

So viel zur Erörterung der allgemeinen Begriffe, die uns als Leitfaden bei Prüfung des Verdienſtes der einzelnen Dichter dienen müſſen.

Vierzehnte Vorleſung.

Plautus und Terenz, als Nachbildner der Griechen in Ermangelung der Originale hieher gezogen und charakteriſiert. Motive des attiſchen Luſtſpiels aus den Sitten und der geſelligen Verfaßung. Porträtſtatuen zweier Komiker.

Ueber das Wenige, was von der neueren Komödie der Griechen in Bruchſtücken und mittelbar in römiſchen Nachbildungen auf uns gekommen, werde ich mich kurz faßen können.

Die griechiſche Litteratur war in dieſem Fache unermeßlich reich: das Verzeichniß der verloren gegangenen, meiſtens ſehr fruchtbaren Komiker, und der Namen ihrer Werke, ſo weit wir ſie wißen, macht ein nicht unbeträchtliches Wörterbuch aus. Wiewohl die neuere Komödie nur in dem kurzen Zeitraume vom Ende des peloponneſiſchen Krieges bis unter den erſten Nachfolgern Alexanders des Großen ſich entwickelt und geblühet hat, ſo belief ſich doch der Vorrath gewiß auf Tauſende von Stücken; aber die Zeit hat unter dieſem Ueberfluß geiſtreicher Werke eine ſolche Verwüſtung angerichtet, daß uns nichts übrig bleibt, als in der Urſprache eine Anzahl abgerißner oft bis zur Unverſtändlichkeit entſtellter Fragmente, und im Lateiniſchen zwanzig Ueberſetzungen oder Bearbeitungen griechiſcher Originale von Plautus und ſechs von Terenz. Hier ließe ſich die ergänzende Kritik recht anwenden, nämlich die Bemühung, alle Spuren zuſammen zu ſtellen und zu treffender Charakteriſtik und Schätzung des Verlornen ſorgfältig zu benutzen. Den Hauptpunkt, worauf es hierbei ankommt, kann ich wohl angeben. Die Fragmente und Sittenſprüche der Komiker zeichnen ſich im Versbau und in der Sprache durch die äußerſte Reinheit, Zierlichkeit, Genauigkeit aus; dann athmet aus ihnen eine gewiſſe attiſche Grazie des geſelligen Tones. Die lateiniſchen Komiker hingegen ſind nachläßig im Silbenmaß, ſie machen ſich's leicht damit, und deſſen Begriff geht faſt unter den vielen metriſchen Freiheiten verloren. Auch in der Sprache fehlt es ihnen an Ausbildung und Politur, wenigſtens dem Plautus. Zwar haben einige gelehrte Römer, unter andern Varro, der Schreibart dieſes Dichters die höchſten Lobſprüche ertheilt, aber wir müßen billig das philologiſche Wohlgefallen von dem poetiſchen unterſcheiden. Plautus und Terenz gehörten zu den älteſten römiſchen Schriftſtellern, aus einer Zeit, wo es faſt noch keine Bücherſprache gab, ſo daß alles friſch aus dem Leben aufgegriffen wurde. Dieſe naive Einfachheit fanden die ſpäteren Römer in der Epoche der gelehrten Bildung ſehr reizend: ſie war aber vielmehr eine Naturgabe, als daß ſie der Kunſt der Dichter zugeſchrieben werden müßte. Horaz lehnt ſich gegen dieſe übertriebene Liebhaberei auf, und behauptet, Plautus und andre lateiniſche Luſtſpieldichter hätten ihre Stücke nachläßig hingeworfen, um nur auf's geſchwindeſte die Bezahlung dafür zu bekommen. Im Einzelnen haben alſo die griechiſchen Dichter gewiß immer durch die lateiniſche Nachbildung verloren. Man muß dieſe in Gedanken in jene ſorgfältige Zierlichkeit, die wir an den Bruchſtücken wahrnehmen, zurück übertragen. Indeſſen haben Plautus und Terenz auch an der Anordnung des Ganzen Manches verändert und ſchwerlich verbeßert. Jener ließ zuweilen Scenen und Charaktere weg, dieſer fügte hinzu und verſchmolz zwei Stücke in eins. Thaten ſie dieß in einer künſtleriſchen Abſicht, und wollten wirklich ihre griechiſchen Vorgänger in dem vollkommenen Bau der Stücke übertreffen? Ich zweifle. Bei'm Plautus geht Alles in die Breite, er brachte alſo die dadurch verurſachte Verlängerung des Originals auf andre Art wieder ein; die Nachbildungen des Terenz hingegen fielen aus Mangel einer ergiebigen Ader etwas mager aus, und er wollte die Lücke durch fremde Ausfüllungen erſetzen. Schon Zeitgenoßen rückten ihm vor, er habe viele griechiſche Stücke verfälſcht oder verdorben, um wenige lateiniſche daraus zu machen.

Gewöhnlich ſpricht man vom Plautus und Terenz, als ob es ganz unabhängige Original-Schriftſteller wären. Den Römern iſt dieß zu verzeihen: ſie hatten wenig eigenen Dichtergeiſt, und ihre poetiſche Litteratur entſtand großentheils erſt durch Ueberſetzung, dann durch freiere Nachahmung, endlich durch Aneignung und Umbildung des Griechiſchen. Sie ließen alſo ſchon eine beſondere Weiſe der Uebertragung für Originalität gelten. So ſehen wir auch in den vertheidigenden Prologen des Terenz den Begriff des Plagiats dermaßen herabgeſtimmt, daß er deſſen beſchuldigt ward, weil er etwas ſchon von einem Andern aus dem Griechiſchen Uebertragenes noch einmal benutzt haben ſollte. Da wir nun keineswegs dieſe Schriftſteller als ſchöpferiſche Künſtler betrachten können, da ſie uns nur wichtig ſind, inſofern wir durch ihre Vermittlung die Geſtalt des griechiſchen Luſtſpiels kennen lernen, ſo will ich das über ihren Charakter und ihre

Verſchiedenheit zu Bemerkende hier einſchalten, und dann auf die neueren griechiſchen Komiker zurückkommen.

Bei den Griechen lebten die Dichter und Künſtler von jeher in den ehrenvollſten Verhältniſſen; bei den Römern hingegen wurde die ſchöne Litteratur anfangs von Menſchen der niedrigſten Claſſe, von dürftigen Ausländern, ja von Sklaven bearbeitet. Plautus und Terenz, deren ſich berührende Lebenszeit gegen das Ende des zweiten puniſchen Krieges und in den Zeitraum zwiſchen dem zweiten und dritten fällt, waren, jener wenigſtens ein armer Tagelöhner, dieſer ein karthaginenſiſcher Sklave und nachher Freigelaßener. Doch war das Glück, das ſie machten, ſehr verſchieden. Plautus mußte ſich zur Abwechſelung mit dem Komödien-Schreiben als ein Laſtthier in eine Handmühle vermiethen; Terenz wurde Hausgenoße des ältern Scipio und ſeines Buſenfreundes Lälius, und ſie würdigten ihn eines ſo vertraulichen Umganges, daß er ehrenvoll beſchuldigt ward, dieſe edlen Römer hülfen ihm ſeine Stücke ſchreiben, ja ſie ließen ihre eigne Arbeit unter ſeinem Namen gehen. Die Gewöhnungen ihres Lebens verrathen ſich in der Schreibart beider: die des Plautus in ihrer kecken Derbheit und ſeinen gerühmten Späßen ſchmecken nach ſeinem Umgange mit den niedrigen Ständen; in der des Terenz ſpürt man einen Anſtrich von guter Geſellſchaft. Was ſie zweitens unterſcheidet, iſt die Wahl der bearbeiteten Stücke. Plautus neigt ſich meiſtens zum Poſſenhaften, zur übertreibenden und oft anſtößigen Luſtigkeit; Terenz zieht das fein Charakteriſtiſche, Gemäßigte vor, und nähert ſich der ernſt belehrenden, ja rührenden Gattung. Einige unter den Stücken des Plautus ſind nach dem Diphilus und Philemon gearbeitet, doch haben wir Urſache zu glauben, daß er ſeine Originale beträchtlich vergröberte; wo er die übrigen hergenommen, wiſſen wir nicht, wofern uns nicht etwa die Angabe des Horaz, man behaupte vom Plautus, er eifre dem Vorbilde des ſiciliſchen Epicharmus nach, zu der Vermuthung berechtigt, er habe den Amphitruo, dieſes Stück von einer ganz andern Gattung als die übrigen, das er ſelbſt eine Tragikomödie nennt, von dem alten doriſchen Komiker entlehnt, der, wie wir wißen, beſonders mythologiſche Stoffe behandelte. Unter den Stücken des Terenz, deſſen Nachbildungen, die Veränderungen in der Compoſition abgerechnet, im Einzelnen vermuthlich weit treuer ſind, finden ſich zwei nach dem Apollodor, die übrigen nach dem Menander. Julius Cäſar hat den Terenz durch einige Verſe geehrt, worin er ihn einen halben Menander nennt, die Gelindigkeit ſeines Stils lobt, und nur beklagt, daß ihm eine gewiſſe komiſche Kraft abgehe.

Das Obige führt uns von ſelbſt zu den griechiſchen Meiſtern zurück. Diphilus, Philemon, Apollodor und Menander gehören allerdings zu den berühmteſten Namen unter ihnen. Einmüthig wird die Palme zierlicher Feinheit und Anmuth dem Menander zugeſprochen, wiewohl Philemon ihm häufig den Preis abgewann, vielleicht eben deswegen, weil er mehr für den Geſchmack des großen Haufens arbeitete, oder ſonſt fremde Mittel der Gunſt benutzte. Dieß gab wenigſtens Menander zu verſtehen, da er einmal ſeinem Nebenbuhler begegnete, und ihn fragte „Ich bitte dich, Philemon, wirſt du nicht roth, wenn du den Sieg über mich davon trägſt?“

Menander blühte nach Alexander dem Großen, er war Zeitgenoße des Demetrius Phalereus. Theophraſt hatte ihn in der Philoſophie unterrichtet, aber er neigte ſich in ſeinen Anſichten zu der des Epikur, und rühmte in einem Epigramm, dieſer habe ſein Vaterland, wie Themiſtokles von der Knechtſchaft, ſo von der Unvernunft errettet. Er liebte den auserwählteſten Sinnengenuß; Phädrus ſchildert uns ihn, in einer abgebrochenen Erzählung, als einen verzärtelten Weichling, auch im Aeußern; ſeine Liebeshändel mit der Buhlerin Glykera ſind berüchtigt. Die epikuriſche Philoſophie, die das höchſte Glück des Lebens in die wohlwollenden Neigungen ſetzte, übrigens aber weder zu heldenmüthiger Thätigkeit anſpornte, noch das Bedürfniß dazu im Gemüth anregte, mußte nach dem Verluſte der alten glorreichen Freiheit Glück machen: ſie war dazu geeignet, den heitern milden Sinn der Griechen darüber zu tröſten. Sie iſt vielleicht die angemeſſenſte für den komiſchen Dichter, der nur gemäßigte Eindrücke bezweckt, und keinen ſtarken Unwillen über die menſchlichen Schwächen erregen will; ſo wie die ſtoiſche Philoſophie für den Tragiker. Auf der andern Seite iſt es begreiflich, wie die Griechen gerade im Zeitpunkte der verlorenen Freiheit eine Leidenſchaft für das Luſtſpiel faßten, dieſe Gattung, welche ſie von der Theilnahme am allgemein Menſchlichen und an den politiſchen Begebenheiten ab, ganz auf das häusliche und perſönliche Intereſſe lenkte.

Das griechiſche Theater war urſprünglich für höhere Gattungen geſchaffen: wir wollen die Unbequemlichkeiten und Nachtheile nicht verſchweigen, die ſeine Verfaßung für das Luſtſpiel hatte. Der Rahmen war zu weit, das Gemälde konnte ihn nicht ausfüllen. Die griechiſche Bühne lag unter freiem Himmel, ſie zeigte das Innere der Häuſer wenig oder gar nicht *). Das Luſtſpiel mußte daher die Straße zum

---

*) Zu Einigem mußte das Enkyklema dienen, worin man ohne Zweifel zu Anfange der Wolken den Strepſiades und ſeinen Sohn

Schauplatze haben. Dieß verurſacht manchen Uebelſtand; die Leute kommen häufig aus ihren Häuſern heraus, um ſich ihre Geheimniſſe draußen anzuvertrauen. Freilich erſparten die Dichter ſich auch dadurch die Veränderung der Scene, indem ſie die bei der Handlung betroffenen Familien als benachbart vorausſetzten. Zur Rechtfertigung läßt ſich anführen, daß die Griechen, wie alle ſüdlichen Völker, viel außerhalb ihrer kleinen Privathäuſer unter freiem Himmel lebten. Der hauptſächliche Nachtheil, den dieſe Einrichtung der Bühne nach ſich zog, war die Einſchränkung der weiblichen Rollen. Wenn das Coſtum beobachtet werden ſollte, wie das Weſen des Luſtſpiels es mit ſich bringt, ſo war bei der Eingezogenheit des weiblichen Geſchlechts in Griechenland die Ausſchließung der unverheirateten und überhaupt der jungen Frauen nicht zu vermeiden. Es erſcheinen nur bejahrte Hausmütter, Dienerinnen oder leichtfertige Mädchen. Außer der Einbuße an angenehmen Darſtellungen verurſacht dieß den Uebelſtand, daß ſich oft das ganze Stück um eine

---

auf ihren Betten ſchlafend ſah. Ferner erwähnt Julius Pollux unter dem Zubehör der Decorationen für das Luſtſpiel eine Art Gezelt, Schoppen oder Vordach mit einem Thorwege, urſprünglich eine Stallung neben dem Mittelgebäude, nachher aber zu mancherlei Zwecken brauchbar. In den Näherinnen des Antiphanes ſtellte es eine Werkſtätte vor. Hier alſo oder im Enkyklema wurden die Gaſtmäler gehalten, die in den alten Luſtſpielen zuweilen unter den Augen der Zuſchauer vor ſich gehen. Nach der ſüdlichen Lebensweiſe der Alten war es vielleicht nicht ſo unnatürlich, bei offenen Thüren zu ſchmauſen, als es nach der unſrigen ſein würde. Uebrigens hat noch kein neuerer Erklärer, ſo viel ich weiß, die theatraliſche Anordnung der Stücke des Plautus und Terenz gehörig in's Licht geſetzt. [Vergl. oben die vierte Vorleſung a. A. und den Anhang über die ſceniſche Anordnung der griechiſchen Schauſpiele.]

Heirat oder eine Leidenſchaft für eine Perſon dreht, die man doch gar nicht zu ſehen bekommt.

Athen, wo meiſtens der angenommene Schauplatz, wie der wirkliche, lag, war der Mittelpunkt eines kleinen Ländchens, und unſern Hauptſtädten an Ausdehnung und Volksmenge nicht zu vergleichen. Die republikaniſche Gleichheit ließ keinen ſchneidenden Abſtand der Stände zu; es gab keinen eigentlichen Adel, alle waren eben Bürger, ärmere oder reichere, und hatten größtentheils kein andres Gewerbe, als ihr eignes Vermögen zu verwalten. Somit fallen in dem attiſchen Luſtſpiel die aus der Verſchiedenheit des Tons und der Bildung hervorgehenden Contraſte ziemlich weg; es hält ſich im Mittelſtande, und hat etwas Bürgerliches, ja wenn ich es ſagen darf, Kleinſtädtiſches, was denen nicht zuſagt, welche im Luſtſpiel die Sitten eines Hofes und die ausgeſuchte Verfeinerung oder Verderbniß monarchiſcher Hauptſtädte ſuchen.

Was den Umgang der beiden Geſchlechter betrifft, ſo kannten die Griechen nicht die Galanterie des neueren Europa, noch die mit begeiſterter Verehrung verbundne Liebe. Alles zerfiel in ſinnliche Leidenſchaft oder Ehe. Die letzte war nach der Staats- und Sitten-Verfaßung der Griechen weit mehr eine Pflicht, eine Sache der Convenienz, als der Neigung. Die Geſetzgebung war nur ſtrenge in einem einzigen Punkte, nämlich um die allein rechtmäßige einheimiſche Abſtammung der Kinder zu ſichern. Das Bürgerrecht war ein großes Vorrecht, um ſo koſtbarer, je weniger beträchtlich die Anzahl der Bürger war, die man nicht über einen gewiſſen Punkt anwachſen laßen wollte. Deswegen waren Ehen mit Ausländerinnen ungültig. Der Umgang mit einer Gattin, die man oft vor der Verheiratung nicht einmal geſehen hatte, die ihr Leben ganz im Innern des Hauſes zubrachte, konnte wenig Unterhaltung gewähren; man ſuchte ſie bei Frauen, welche auf ſtrenge Achtung Verzicht leiſteten, und Fremde ohne Vermogen, Freigelaßene u. dgl. waren. In Anſehung dieſer ſchien der nachſichtigen griechiſchen Sittenlehre faſt Alles erlaubt, beſonders für junge unverheiratete Männer. Eine ſolche Lebensart führen daher die alten Luſtſpiel-Dichter weit unverſchleierter vor, als uns anſtändig dünkt. Ihre Komödien endigen, wie alle Komödien in der Welt, fleißig mit Heiraten (es ſcheint mit dieſer Kataſtrophe kommt der Ernſt in das Leben), aber die Heirat iſt oft nur ein Mittel, ſich wegen der Unordnungen eines verbotnen Liebeshandels mit einem Vater auszuſöhnen. Zuweilen verwandelt ſich aber auch der Liebeshandel in ein geſetzmäßiges Verhältniß vermittelſt einer Wiedererkennung, indem die vermeinte Ausländerin oder Sklavin als eine atheniſche Bürgerin von Geburt erkannt wird. Es verdient bemerkt zu werden, daß in dem fruchtbaren Geiſte desſelben Dichters, welcher die alte Komödie zur Vollendung gebracht hatte, der erſte Keim der neueren aufgegangen iſt. Der zuletzt geſchriebene Kokalus des Ariſtophanes ſchildert eine Verführung, eine Wiedererkennung, und alle die Dinge, welche ſpäterhin Menander nachgeahmt.

Nach dieſen Angaben läßt ſich der Kreiß von Charakteren ſchon ungefähr überſehen; ſie laßen ſich faſt aufzählen, ſo wenige ſind es, die immer wiederkommen. Die Väter, der ſtrenge und ſparſame, oder der gelinde, ſanfte, der nicht ſelten unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſteht, und dann mit einem Sohn gemeine Sache macht; die liebevolle, verſtändige, oder mürriſche, herrſchſüchtige, auf ihr Eingebrachtes trotzende Hausfrau; der Jüngling, leichtſinnig, verſchwenderiſch, ſonſt aber offen und liebenswürdig, auch in einer anfangs ſinnlichen Leidenſchaft treuer Anhänglichkeit fähig; das leichtfertige Mädchen, entweder ſchon ganz verderbt, eitel, ſchlau und eigennützig, oder noch gutmüthig und für edlere Regungen empfänglich; der einfältige rohe, und der verſchmitzte Sklave, der ſeinem jungen Herrn behülflich iſt, den Alten zu betrügen und durch allerlei Liſten Geld zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften herbeizuſchaffen (über dieſen ſogleich noch eine ausführlichere Bemerkung, da er eine Hauptrolle ſpielt); der Schmeichler oder dienſtfertige Schmarotzer, der ſich für die Ausſicht auf eine gute Mahlzeit gefallen läßt, alles Erſinnliche zu ſagen und zu thun; der Sykophant, ein Menſch, deſſen Gewerbe war, ordentlichen Leuten allerlei rabuliſtiſche Rechtshändel anzuzetteln, der ſich auch dazu vermiethete; der prahleriſche Soldat, der von fremden Kriegsdienſten zurückkommt, meiſtens feige und einfältig iſt, aber ſich durch den Ruhm ſeiner auswärts verrichteten Thaten geltend macht; endlich eine Dienerin oder angebliche Mutter, die dem ihrer Leitung überlaßenen Mädchen eine ſchlechte Sittenlehre predigt, und der Sklavenhändler, der auf die ausſchweifenden Leidenſchaften junger Leute ſpeculiert, und keine andre Rückſicht kennt als ſeinen Eigennutz. Die beiden letzten Charaktere ſind für unſer Gefühl mit ihrer rohen Widerwärtigkeit ein wahrer Fleck im griechiſchen Luſtſpiel; aber ſie konnten nach deſſen Inhalt nun einmal nicht entrathen werden.

Der verſchmitzte Bediente iſt meiſtens auch der Luſtigmacher, der ſeine eigne Sinnlichkeit und ſeine gewißenloſen Grundſätze mit wohlgefälliger Uebertreibung eingeſteht, mit den andern Perſonen ſeinen Scherz treibt, auch wohl zum Parterre hinausſpricht. Daraus ſind die komiſchen Bedienten der Neueren entſtanden; aber ich bezweifle, ob man ſie mit gehöriger Schicklichkeit und Wahrheit nach unſeren Sitten ſo geradezu übertragen hat. Der griechiſche Bediente war ein Sklav, auf Lebenslang der Willkür ſeines Herrn überlaßen, und oft den härteſten Begegnungen ausgeſetzt. Einem Menſchen, den die geſellige Verfaßung ſo um alle urſprünglichen Rechte bevortheilt hat, verzeiht man ſchon, aus der Liſt ſein Gewerbe zu machen: er iſt im Zuſtande des Krieges gegen ſeine Unterdrücker, und Schlauheit ſeine natürliche Waffe. Ein heutiger Bedienter, der ſeinen Stand und ſeine Herrſchaft frei gewählt hat, iſt ein ausgemachter Taugenichts, wenn er dem Sohne gegen den Vater eine Betrügerei ſpielen hilft. Was die eingeſtandne Sinnlichkeit betrifft, wodurch anderntheils Bediente und ſonſt Perſonen von geringem Stande zu komiſchen Figuren geſtempelt werden, ſo mag man dieß Motiv immerhin ohne Bedenken zu brauchen fortfahren: wem das Leben wenig Vorrechte zuſpricht, an den werden auch geringere Anforderungen gemacht, und er darf ſchon gemeine Geſinnungen dreiſt bekennen, ohne daß er dadurch unſerm ſittlichen Gefühl Anſtoß giebt. Je beßer es den Bedienten im wirklichen Leben geht, deſto weniger taugen ſie für das Luſtſpiel; es gereicht vielleicht zum Ruhme unſers glimpflichen Zeitalters, wenn wir in den Familiengemälden wahre Biedermänner von Bedienten erleben, die mehr zum Weinen als zum Lachen taugen.

Die Wiederholung derſelben Charaktere wurde von den griechiſchen Komikern durch den häufigen Gebrauch derſelben Namen und zum Theil ſprechender Namen eingeſtanden. Sie thaten beßer daran, als viele neuere Luſtſpiel-Dichter, die ſich, der charakteriſtiſchen Neuheit wegen, mit dem Streden nach vollkommener Individualität abquälen, wodurch meiſtens nichts erreicht wird, als daß ſie die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken, und durch Nebenzüge zerſtreuen. Unvermerkt fallen ſie denn doch wieder in die alten wohlbekannten Charaktere zurück. Man thut beßer, die Charaktere gleich mit einer gewiſſen Breite anzulegen, und dem Schauſpieler Spielraum übrig zu laßen, damit er ſie nach dem Bedürfniß der jedesmaligen Compoſition näher beſtimmt und perſönlicher mache. In dieſer Hinſicht läßt ſich auch wohl der Gebrauch der Maſken entſchuldigen, welche ſo wie die übrige Verfaßung des Theaters, z. B. das Spielen unter freiem Himmel, anfänglich für andere Gattungen berechnet, ſtehen geblieben waren, und in der neueren Komödie leicht ein größerer Uebelſtand ſcheinen dürften, als in der alten und in der Tragödie. Gewiß aber war es mit dem Geiſte der Gattung mißhellig, daß, während die Darſtellung ſich der wirklichen Natur täuſchend näherte, die Maſken viel weiter davon abwichen, als in der alten Komödie, nämlich mit übertriebnern Zügen und caricaturmäßiger gebildet waren. So befremdlich dieß iſt, wird es zu ausdrücklich und förmlich bezeugt (ſ. Platonius, Aristoph. cur. Küster, p. XI.), als daß wir es in Zweifel ziehen dürften. Da es verboten war, Porträte wirklicher Perſonen auf die Bühne zu bringen, war man nach Einbuße der Freiheit immer beſorgt, zufällig in irgend eine Aehnlichkeit, beſonders mit einem der macedoniſchen Regierer zu verfallen, und ſicherte ſich durch jenen Ausweg. Doch war dieſe Uebertreibung ſchwerlich ohne Bedeutſamkeit. So finden wir die Angabe, ein ungleiches Profil mit einer in die Höhe gezogenen und einer herunter gedrückten Augenbraue habe unnütze zankſüchtige Geſchäftigkeit ausgedrückt, wie wir in der That bemerken können, daß

Menſchen, die oft etwas mit ängſtlicher Genauigkeit anſehen, ſich dergleichen Verzerrungen angewöhnen. (S. Julius Pollux im Abſchnitt von den komiſchen Maſken. Vergl. Platonius am angeführten Orte und Quintil. L. XI. c. 3. Man erinnere ſich der vermeinten ſeltſamen Entdeckung Voltaires über die tragiſchen Maſken, deren ich in der vierten Vorleſung erwähnte.)

Unter andern haben die Maſken im Luſtſpiel den Vortheil, bei der unvermeidlichen Wiederkehr der Charaktere den Zuſchauer gleich in's Klare zu ſetzen, was er zu erwarten hat. Ich habe einer Vorſtellung der Brüder des Terenz, ganz im antiken Coſtum, in Weimar beigewohnt, die unter Goethes Leitung einen wahrhaft attiſchen Abend gewährte. Man bediente ſich dabei partialer*), an das wirkliche Geſicht geſchickt angefügter Maſken; ich fand nicht, daß ſie ungeachtet der Kleinheit des Theaters der Lebendigkeit Abbruch thäten. Beſonders war die Maſke den Späßen des verſchmitzten Sklaven günſtig: er wurde durch ſeine barocke Phyſiognomie wie durch ſeine Tracht gleich zu einer eignen Menſchenart geſtempelt, wie es die Sklaven ja der Abſtammung nach zum Theil wirklich waren, und durfte daher auch anders ſprechen, ſich anders geberden, als die übrigen.

Aus dem beſchränkten Kreiße des bürgerlich häuslichen Lebens, aus dem einfachen Thema der angegebenen Charaktive wußte nun die Erfindſamkeit der griechiſchen Komiker eine unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit von Variationen hervorzulocken, und doch blieben ſie, was ſehr zu loben, auch in dem, worauf ſie die künſtliche Verwickelung und Auflöſung gründeten, ebenfalls dem nationalen Coſtum getreu.

---

*) Auch dieß war den Alten nicht fremd, wie viele komiſche Maſken beweiſen, die ſtatt des Mundes eine viel weitere zirkelrunde Oeffnung haben, wo alſo der Mund und die umliegenden Züge hindurchſpielen und neben der feſtſtehenden Verzerrung der übrigen durch ihre verzerrende Beweglichkeit eine ſehr lächerliche Wirkung hervorbringen konnten.

Die Umſtände, welche ſie hiebei benutzten, waren ungefähr folgende. Griechenland beſtand aus einer Menge kleiner abgeſonderter Staaten, die an Küſten und auf Inſeln umher lagen. Schiffahrt wurde beſtändig geübt, Seeräuberei war nicht ſelten, und machte zum Behuf des Sklavenhandels auch auf Menſchen Jagd. So konnten freigeborne Kinder entführt werden, oder ſie wurden auch nach dem den Eltern zugeſtandnen Rechte ausgeſetzt, und, unerwartet am Leben erhalten, wieder gefunden. Alles dieß bereitet in den griechiſchen Luſtſpielen die Wiedererkennung zwiſchen Eltern und Kindern, Geſchwiſtern u. ſ. w. vor, ein Mittel der Auflöſung, das die Komiker von den Tragikern entlehnten. Die verflochtene Intrigue ſpielt in der Gegenwart, aber der ſeltne unwahrſcheinliche Vorfall, worauf ſich ihre Anlage gründet, iſt in die Ferne der Zeiten und Oerter gerückt, und ſo hat oft das aus dem täglichen Leben aufgefaßte Luſtſpiel dennoch einen gewiſſermaßen wunderbaren romanhaften Hintergrund.

Die griechiſchen Komiker haben die ganze Breite des Luſtſpiels gekannt, und alle ſeine Unterarten, die Poſſe, das Intriguen-Stück, das überladene und das feine Charakter-Stück bis zum ernſthaften Drama, gleich fleißig bearbeitet. Sie haben außerdem noch eine ſehr reizende Gattung gehabt, wovon uns kein Beiſpiel übrig geblieben. Wir ſehen aus den Titeln der Stücke und andern Zeichen, daß ſie zuweilen hiſtoriſche Perſonen einführten, z. B. die Dichterin Sappho, daß ſie die Liebe des Alcäus und Anakreon zu ihr und ihre

Leidenſchaft für den Phaon behandelten; die Geſchichte ihres Sprunges vom leukadiſchen Felſen verdankt vielleicht einzig der Erfindung der Komiker ihre Entſtehung. Den Gegenſtänden nach müßen ſich ſolche Luſtſpiele dem romantiſchen Schauſpiel genähert haben, und die Miſchung ſchöner Leidenſchaftlichkeit mit der ruhigen Grazie der gewöhnlichen komiſchen Darſtellung wird unſtreitig ſehr anziehend geweſen ſein.

Ich glaube im Obigen ein treues Bild vom griechiſchen Luſtſpiel gegeben zu haben, ich habe ſeine Mängel und Beſchränkungen nicht verkleidet. Die antike Tragödie und alte Komödie bleiben unnachahmlich, unerreichbar, einzig im ganzen Gebiet der Kunſtgeſchichte. Im Luſtſpiel dürfte man es hingegen allerdings verſuchen, ſich mit den Griechen zu meßen, ja ſie übertreffen zu wollen. Sobald man vom Olymp der reinen Poeſie auf den Erdboden herabſteigt, das heißt ſobald man den idealiſchen Erdichtungen der Phantaſie die Proſa einer beſtimmten Wirklichkeit beimiſcht, ſo entſcheidet nicht mehr der Geiſt und Kunſtſinn allein über das Gelingen der Hervorbringungen, ſondern die mehr oder weniger begünſtigenden Umſtände. Die Götterbilder der griechiſchen Sculptur ſtehen für alle Zeit als vollendete Typen da. Das erhabne Geſchäft, die menſchliche Geſtalt bis da hinauf zu läutern, hat die Phantaſie einmal vorgenommen; ſie könnte es, auch bei gleicher Begeiſterung, höchſtens nur wiederholen. Im perſönlichen individuellen Bildniß aber iſt der moderne Bildhauer Nebenbuhler des antiken: dieß iſt keine rein künſtleriſche Schöpfung; die Beobachtung muß hier eintreten, und jeder iſt, bei aller Wiſſenſchaft, Gründlichkeit und Anmuth in der Ausführung, an das gebunden, was er eben wirklich vor Augen hat.

In den vortrefflichen Porträtſtatuen zweier der berühmteſten Komiker, des Menander und Poſidippus, (im Vatikan befindlich) ſcheint mir die Phyſiognomie des griechiſchen Luſtſpiels faſt ſichtbar und perſönlich ausgedrückt zu ſein. Höchſt einfach gekleidet, eine Rolle in der Hand, ſitzen ſie in Lehnſeßeln, bequem und ſicher, wie jemand, der ſich ſeiner Meiſterſchaft bewußt iſt; ſchon in reifen Jahren, welches Alter vorzüglich zu der heitern parteiloſen Beobachtung, die das Luſtſpiel vorausſetzt, geſchickt iſt, aber frei von allen Anzeichen der Schwäche, derb und rüſtig; man ſieht an ihnen jene körperliche Kerngeſundheit, die von einer gleich geſunden Verfaßung des Geiſtes und Gemüthes zeugt; keine hohe Begeiſterung, aber auch nichts Geckenhaftes und Ausgelaßenes in ihrem Weſen; vielmehr wohnt auf der nicht durch Sorgen, ſondern nur durch die Uebung des Nachdenkens mit Falten bezeichneten Stirn ein weiſer Ernſt, aber in dem lauſchenden Blick und in dem zum Lächeln willigen Munde iſt eine leiſe Ironie unverkennbar.

Anhang.

Ueber die ſceniſche Anordnung der griechiſchen Schauſpiele.

1.

Bisherige Bearbeitungen dieſes Gegenſtandes.

Seit ich die vorſtehenden Betrachtungen über die dramatiſche Poeſie der Griechen zuerſt in Berlin, dann in Wien vorgetragen habe, iſt ein beträchtlicher Zeitraum verfloßen, während deſſen der kritiſche Fleiß der Gelehrten ſich mit Vorliebe dieſem Theile der griechiſchen Litteratur zugewandt hat. Zahlreiche Ausgaben einzelner Stücke oder der ſammtlichen Werke jedes der vier Dichter ſammt den zufällig erhaltenen Bruchſtücken ſind an's Licht getreten. Die Texte ſind theils durch Vergleichung der Handſchriften, theils durch divinatoriſchen Scharfſinn vielfach berichtigt. Die Schreibung iſt nach den feinſten Unterſcheidungen der allgemeinen Grammatik, des Atticismus und der doriſchen Einmiſchungen feſtgeſtellt. Die Theorie der Metrik, allerdings eines weſentlichen Elements der Wortkritik, iſt von dem einfachen Grundgeſetz des Rhythmus bis zu den labyrinthiſchen Entfaltungen der Lyrik hindurchgeführt; ſtarrend von abſtruſen Kunſtbenennungen, unter denen Pindar, wie Heyne meinte, ſeine eignen Verſe nicht wieder erkannt haben würde. Die gewandteſte Kunſt der Auslegung iſt aufgeboten worden, um die aus dem kühnen Schwunge der Poeſie, dem Sprachgebrauch der Tragiker oder dialogiſchen Wendungen entſpringenden Schwierigkeiten zu löſen. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte noch in Holland ein Valckenaer durch ſeinen ausführlichen Commentar zu ein paar Tragödien, in Frankreich ein Brunck durch ſeine geſchmackvollen Ausgaben des Sophokles und Ariſtophanes und einzelner Werke der beiden andern dramatiſchen Dichter bedeutenden Ruhm erwerben. Zu unſrer Zeit hat der Wetteifer nur zwiſchen engliſchen und deutſchen Gelehrten ſtattgefunden. Nach Porſon, Elmsley und Blomfield ſcheint auch in England ein Stillſtand eingetreten zu ſein, während in Deutſchland die Thätigkeit der Philologen in ſteigendem Verhältniſſe fortgeht. Zu den Ausgaben kommt noch eine große Menge von Abhandlungen und ausführlichen Schriften hinzu, welche Forſchungen über dieſen Theil der griechiſchen Litteratur darlegen: über den Urſprung und die Entwickelung des attiſchen Schauſpiels; über die Trilogien des Aeſchylus; über das Verhältniß der tragiſchen Fabeln, ſowohl in den noch vorhandenen als in den verlornen Stücken, zu verſchiedenen Kreißen der Mythologie; über die hiſtoriſchen oder politiſchen Beziehungen und die daraus gefolgerte Chronologie des Theaters; über die ſogenannten zweiten Ausgaben, d. h. von dem Dichter ſelbſt vorgenommenen Umarbeitungen; über die bezweifelte Aechtheit ganzer Stücke und die vermuthete Interpolation einzelner Stellen; endlich über die Lebensumſtände der Dichter, über ihre Schüler und Nachfolger.

Der Freund der Alten, der bei ihnen nur geiſtigen Genuß ſucht und den Freuden der Bewunderung entgegeneilt, darf dennoch die Arbeiten der Kritiker nicht unbeachtet laßen.

Jede weggeſchaffte Entſtellung auch in den feinſten Zügen kommt dem Ganzen zu ſtatten, und bringt es der urſprünglichen Reinheit näher, womit es aus den Händen des Meiſters kam. Aber freilich, wer ſich dem Eindrucke eines dichteriſchen Werkes hingeben will, muß jede Zerſtreuung meiden: er darf daher wohl einige Schwierigkeiten überſpringen, und einſtweilen jene ſogenannten kurzen Anmerkungen aus der Hand legen, wo einzelne Verſe nicht ſelten getrennt durch mehrere enge bedruckte Seiten wie aus einer großen Flut auftauchen. Wenn jemand hoffte, jemals einen kanoniſchen für alle Zukunft unwandelbaren Text feſtgeſtellt zu ſehen, ſo müßte die chimäriſche Hoffnung wohl vor der Beobachtung ſchwinden, daß die Leſearten ſich wie die Meinungen hin- und herſchieben. Die Uneinigkeit der Gelehrten dieſes Faches, die ſchroffe Spaltung der Schulen, begünſtigt den Verdacht, die durch neuere Unterſuchungen gewonnene Ausbeute möchte wohl nicht ſo wichtig ſein, als behauptet wird: denn mit der Zunahme der klaren Einſicht muß das Gebiet der Unſicherheit in gleichem Maße ſich enger beſchränken. Vielleicht läßt ſich aber der jeder neu aufgeſtellten Behauptung entgegentretende Widerſpruch daraus erklären, daß man immer tiefer ſowohl in die Eigenthümlichkeiten der Sprache, als in das geſammte Leben und Wirken des Alterthums einzudringen ſtrebt, und Fragen zu beantworten unternimmt, die es den älteren Kritikern nicht einmal einfiel aufzuwerfen. Sollte ſich der Leidenſchaftlichkeit des Streites auch einiger Parteigeiſt beimiſchen, ſo wäre es nicht eben befremdlich: von jeher ſtanden die Grammatiker nicht im Rufe der Friedfertigkeit. Wir andern nicht Zünftigen können dieſen Kämpfen ſorglos zuſchauen, und wann die Zeit erſt alles erprobt und geläutert haben wird, Ertrag für die

Wahrheit daraus hoffen. Wenn die berühmten Orakel, z. B. des Trophonius und der Branchiden, einander widerſprechen, ſo wird es erlaubt ſein, nach eignem Urtheile zu wählen, oder auch, weder in philologiſchem noch mythologiſchem Aberglauben befangen, beiden ſein Zutrauen zu verſagen.

Bei dieſer Ueberſchüttung mit allen Laſten und Schätzen der Gelehrſamkeit und Kritik iſt dennoch ein ſehr wichtiger Theil der dramatiſchen Kunſt, ich meine die ſceniſche Anordnung, meiſtentheils leer ausgegangen. Es ſcheint Grundſatz der Herausgeber geworden zu ſein, keine Anweiſungen darüber beizufügen, gleichſam als wäre dieß eine Verfälſchung des Textes. Ich bin überzeugt, es werden auf unſern Univerſitäten weitläuftige Vorleſungen über einzelne griechiſche Tragödien gehalten, ohne daß weder Lehrer noch Schüler ſich Rechenſchaft ablegen, wer denn nun auf der Bühne gegenwärtig war, geſchweige denn, woher die Perſonen kamen, wohin ſie giengen, wie ſie gegen einander ſtanden, mit welchen Handlungen ſie ihre Reden begleiteten, und wie überhaupt ſich Alles vor den Augen der Zuſchauer bewegte.

Wenn man andererſeits die Architekten befragt, ſei es nun, daß ſie den Vitruvius auslegen oder die Ueberreſte antiker Theater beſchreiben und Reſtaurationen verſuchen, oder endlich allgemeine Lehren vortragen, ſo wird man auch bei ihnen vergeblich genügende Aufklärung ſuchen. Es iſt noch immer das Alte: ſie kannten die griechiſche Litteratur nicht, und ahndeten nicht einmal die Anforderungen der alten attiſchen Bühne. Der neueſte Herausgeber des Vitruvius, Marini, deſſen Prachtwerk mit vielen ſaubern Kupferſtichen verziert iſt, giebt ein Muſter der Decoration für jede der drei Gattungen, die tragiſche, die ſatyriſche und die komiſche, das noch ſtark nach dem vermeintlich antiken Theater des Palladio in Vicenza ſchmeckt.

Von obigem Urtheile iſt mir nur eine Ausnahme bekannt: Genellis Theater zu Athen. Schon in den früheren Ausgaben meiner Vorleſungen habe ich die Mittheilungen dankbar erwähnt, die mir von dieſem denkenden Künſtler zu Theil wurden. Aber ſeit jener Zeit, da wir einige griechiſche Schauſpiele gemeinſchaftlich durchgiengen, hat Genelli ſeine Studien noch fünfzehn Jahre lang fortgeſetzt, mit einer Beharrlichkeit, wozu ihn nur ſeine ernſte und tiefgefühlte Bewunderung der Alten beſeelen konnte. Und dieſes ſo gründliche, ſo reife, auch durch die Einfachheit und ruhige Würde der Schreibart ſo ausgezeichnete Werk iſt faſt unbemerkt geblieben und, ſo zu ſagen, ſpurlos vorübergegangen. Zuweilen hat man es nicht kennen wollen. Das iſt der Fall mit Hirt, deſſen Geſchichte der Baukunſt bei den Alten einige Jahre nach Genellis Schrift, und ebenfalls in Berlin gedruckt iſt. Wer das perſönliche Verhältniß dieſer beiden Männer zu einander und zu der berliner Kunſt-Akademie gekannt hat, den wird Hirts Stillſchweigen, und ſeine abſichtliche Uebergehung des ihm ſo weit überlegenen Vorgängers (auch in der Lehre von den Tempeln, die Genelli in den Briefen über den Vitruvius meiſterlich abgehandelt hat) nicht Wunder nehmen. Genelli war ein ſcharfſichtiger Kenner, er ſprach ſein Urtheil rückſichtslos und oft in ſarkaſtiſcher Form aus; er empfand einen edeln Unwillen über die Abirrungen der Kunſt, wie ſie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſo häufig waren. Hirts Abſchnitt über das griechiſche Theater iſt denn auch, zur Strafe für ſeinen Eigendünkel, in allem, was nicht bloße Compilation iſt, über alle Maßen irrig und verkehrt ausgefallen. Ueberhaupt fehlte es dieſem Akademiker, der ſich als einen Kunſtkenner, ja ſogar als ein Orakel der Archäologie geltend zu machen gewußt hatte, bei manchen techniſchen Kenntniſſen, die er beſaß, an den Elementen der griechiſchen Litteratur, an Urtheil und an Geſchmack.

Von Seiten der Philologen iſt dem vortrefflichen Buche kaum hier und da eine flüchtige Erwähnung zu Theil geworden. Gottfried Hermann läßt dem gebildeten Geiſte Genellis Gerechtigkeit widerfahren, tadelt aber ſeine allzugroße Kühnheit in hypothetiſchen Behauptungen. Möchte es dem berühmten Kritiker gefallen, dieß Urtheil durch eine in's Einzelne gehende Prüfung näher zu beſtimmen und zu begründen, wozu die längſt erwartete Ausgabe des Aeſchylus ihm Veranlaßung geben wird. Vielleicht fände ſich ein Vertheidiger mancher Sätze Genellis, und die Erörterung gäbe neues Licht. Der Tadel ſcheint mir nicht ſo bedenklich zu ſein, als er lautet. Wo keine volle Gewißheit zu erreichen ſteht, da iſt es ſchon verdienſtlich, ſinnreiche, wenn auch gewagte Vermuthungen aufzuſtellen, wofern ſie nur dem Genius der griechiſchen Kunſt und Poeſie gemäß ſind. Das Buch vom atheniſchen Theater zerfällt in zwei Theile. In dem erſten hat der Verfaßer das Allgemeine abgehandelt: die Architektur, die Decoration, das Coſtum und den muſikaliſchen Vortrag. In dem zweiten macht er hievon die Anwendung auf die Oreſtie des Aeſchylus und die Fröſche des Ariſtophanes. Hier hat er eine vielleicht unerreichbare Genauigkeit der Beſtimmungen geſucht; wenn er aber zuverſichtlich ſpricht, und Alles ſo ſchildert, als ob es eben vor ſeinen Augen geſchähe, ſo iſt dieß nicht tadelhaft: es ſollte ja eben die fehlende Anſchaulichkeit hervorgerufen werden, was bei den beſtändigen Einreden des Zweifels unmöglich fällt.

Daß ſelbſt ein ſo ſcharfſinniger Kopf und geſchmackvoller Kenner, als Genelli war, auf einer faſt unbetretenen Bahn immer das Richtige treffen würde, ſtand nicht zu erwarten. Indeſſen erwirbt ſich der Architekt in der Lehre vom Bau des Theaters unſer volles Vertrauen, indem er aus den Vermeßungen des Vitruvius nach geometriſcher Methode das Uebrige beſtimmt; immer das Zweckmäßige und Thunliche zu ſeinem Augenmerk macht, und auch die mechaniſchen Mittel zu ſo manchen Verrichtungen angiebt, deren die Bühne bedurfte. Genellis Bemerkungen über die Trachten der Schauſpieler ſind aus vertrauter Bekanntſchaft mit den Sitten der Griechen und ihrer bildenden Kunſt, beſonders mit deren alterthümlichem Stile, geſchöpft. In dem Abſchnitte über den Vortrag kann ich aus Mangel an praktiſcher und theoretiſcher Kenntniß der Muſik meinem verewigten Freunde nur von weitem folgen. In Bezug auf die Decoration entfernen ſich meine Anſichten am weiteſten von den ſeinigen: aber ich werde ihm nicht widerſprechen, ohne entſcheidende Gründe darzulegen.

Sonſt iſt es nicht meine Abſicht, auf Widerlegungen einzugehn. Meine Annahmen mögen ſich durch ihre eigne Evidenz behaupten, wenn ſie können. Zwar die Antiquare bieten Stoff genug zur Polemik dar. Aber wozu ſollte man dabei verweilen, wenn ſchon der Grundriß auf den erſten Blick für unrichtig erkannt werden muß? Mit den gelehrten Herausgebern der Dramatiker bin ich ſeltner in Gefahr in Widerſpruch zu gerathen: denn ſie haben meiſtens über die von mir zu erörternden Punkte gar keine Meinung geäußert; ja manchen ſcheint es niemals eingefallen zu ſein, daß man darüber eine Meinung hegen könne.

2.

Quellen unſerer Kenntniß.

Indem ich es unternehme, Beiträge zur Ausfüllung einer Lücke zu liefern, die gewiß von Freunden der dramatiſchen Kunſt und der griechiſchen Litteratur oft unangenehm empfunden worden iſt, ſehe ich den Einwurf voraus, hier ſei nichts Neues mehr zu entdecken; die dürftigen Materialien ſeien ja ſchon hundertmal geſammelt und erklärt worden. Ja, die Sammler waren ſehr fleißig, aber ſie haben ihre Texte häufig falſch ausgelegt, weil ſie nicht die nöthige Sachkenntniß mit der Wortkenntniß verbanden. Der Unterſchied dieſer beiden Dinge ſteht wohl für immer feſt, wiewohl von einer gewiſſen Seite her Einſpruch dagegen geſchehen iſt. Leider ſind die Materialien allerdings dürftig: ſie beſtehen in den theoretiſchen Vorſchriften des Vitruvius, in der techniſchen Nomenklatur des Julius Pollux, in einigen Worterklärungen der ſpäteren Gloſſographen, in ſparſamen Notizen der Scholiaſten, endlich in gelegentlichen Erwähnungen klaſſiſcher Autoren. Vitruvius handelt das griechiſche Theater ſehr ſummariſch ab, mit Zurückweiſung auf das früher beſchriebene römiſche: die umgekehrte Ordnung wäre natürlicher geweſen, da die römiſche Form ja nur eine Abänderung der urſprünglichen attiſchen war. Auch war es dem Baumeiſter mehr um das ſteinerne Gebäude und um deſſen Bekleidung mit Zimmerwerk zu thun, als um das bewegliche Gemälde. Pollux bleibt unſere ächteſte und reichhaltigſte Quelle. Er ſchrieb um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, in einem Zeitalter, wo die attiſchen Dramen noch überall in dem griechiſch redenden Theile des römiſchen Reiches aufgeführt wurden; ihm waren eine Menge jetzt verlorne Stücke zur Hand; er hatte auch die Meiſter der alten Komödie, die ſo zeitig von der Bühne verſchwanden, fleißig geleſen. Seine Ordnung iſt nicht immer die beſte. Er läßt es, worüber ſchon Scaliger klagte, an Definitionen fehlen. Allein dieß beweiſet eben, wie mich dünkt, daß die techniſchen Ausdrücke damals noch gangbar waren, daß folglich einigermaßen unterrichtete Leſer und Beſucher des Theaters keiner Erklärung bedurften. Sein Text iſt in der ſchon etwas veralteten Ausgabe, die für die beſte gilt, noch lange nicht genug gereinigt; hier und da ſcheint er durch Auslaßungen und Umſtellungen entſtellt zu ſein. Manches bleibt dunkel, vielleicht nur weil uns die Beiſpiele fehlen. Andre Male ſtimmen ſeine Beſchreibungen mit der Anordnung der Dichter genau überein. Man vergleiche z. B. was er von der Diſtegie, dem Doppelgeſchoße ſagt, mit dem Auftritt in den Phönicierinnen, wo Antigone von dieſer Warte das Lager der ſieben Helden überſchaut. Eins kann dem andern als Commentar dienen.

Die Notizen der Scholiaſten ſind nur mit Vorſicht zu benutzen. Wir müßen erſt prüfen, ob wir es mit einem alexandriniſchen Kritiker, oder einem unwißenden byzantiſchen Schulmeiſter zu thun haben: denn mehrere in den Scholien enthaltene Angaben ſind augenſcheinlich falſch.

Nach dieſem allen ſchmeichle ich mir noch eine neue Quelle gefunden zu haben, oder vielmehr eine ſehr alte; eine leicht zugängliche, jedoch bisher nur ſelten beſuchte: ich meine die Dichter ſelbſt. Ich habe ſie nach der Reihe befragt, und ſie haben mich vieles gelehrt: mehr als ich vor angeſtelltem Verſuch zu hoffen wagte. Oftmals ſagen ſie mit ausdrücklichen Worten was auf der Bühne geſchah, und nach ihrer Abſicht geſchehen ſollte: andre Male deuten ſie es nur an, aber auf ſolche Weiſe, daß der Zuſammenhang keinen Zweifel übrig läßt.

Der Schluß von den Anforderungen der Dichtung auf die Mittel der ſichtbaren Darſtellung würde nicht in allen Gebieten der dramatiſchen Litteratur gültig ſein. Wir wißen z. B., daß Shakſpeare ſeine Stücke auf einer ſehr beſcheidenen, ja ärmlichen Bühne aufführte, ohne Coſtum, ohne Decoration; er läßt den Ort der Handlung häufig wechſeln, unbekümmert darum, daß er den Schauplatz nicht verwandeln konnte. Er ſtellte gleichſam Wechſel auf die Gläubigkeit ſeines Publikums aus, und fand immer offnen Credit. In den Prologen zu Heinrich dem fünften, wo er große Kriegsbegebenheiten zu ſchildern hatte, bittet er die Zuſchauer ausdrücklich, ſie möchten ſich einbilden, zu ſehen was ſich auf einer ſolchen Bühne nicht ſichtbar machen ließ. Eben ſo hielten es die älteren ſpaniſchen Dichter, und dieſe Entbehrung des äußern Schmuckes iſt ihrer Freiheit günſtig geweſen.

Aber in Athen war es anders. Hier war das Schauſpiel nicht ein Privat-Unternehmen zur Unterhaltung für einen großen oder kleinen Kreiß von Schauluſtigen. Es war ein allgemeines Volksfeſt, eine geheiligte Feier, ein Wettkampf der edelſten Talente, ſo zu ſagen eine Staats-Angelegenheit. Gedanke und Ausführung waren aus demſelben Geiſte entſprungen; und Aeſchylus war zugleich Geſetzgeber der tragiſchen Dichtung, der begleitenden Muſik und der ſichtbaren Ausſchmückung durch Malerei und Coſtum.

Bei dem leichten Abriß der äußern Geſtalt, den ich den Betrachtungen über Geiſt und Weſen der griechiſchen Dichtungen voranſchickte, habe ich alle Zurüſtungen antiquariſcher Gelehrſamkeit, Anmerkungen und Citate, bei Seite geſtellt; es war mir nur um Anſchaulichkeit zu thun. Jetzt, da ich genauere Beſtimmungen des Allgemeinen ſuche, und durch Anwendungen auf das Einzelne gleichſam die Rechnungsprobe anſtellen will, ſcheint mir der Gebrauch der techniſchen Ausdrücke und die wörtliche Anführung der Beweisſtellen unerläßlich zu ſein. Den Sprachkundigen unter meinen Leſern wünſche ich die Momente der Prüfung vollſtändig vorzulegen; die übrigen werden an der Deutlichkeit der Reſultate nichts einbüßen.

3.

Gliederung des Baues.

Die beiden griechiſchen Hauptnamen, die unverändert in den europäiſchen Gebrauch übergegangen ſind, Theater und Scene, werden von den Alten in verſchiedenem Sinne gebraucht. Das erſte Wort umfaßt zuweilen das ganze zu dramatiſchen Darſtellungen errichtete Gebäude; dann insbeſondere den für die Zuſchauer beſtimmten Theil; endlich finden wir es auch für die Geſammtheit der Zuſchauer geſetzt. (Aristoph. Equit. 233. 1318. *) So gebraucht es Ariſtoteles ganz in dem Sinne, wie wir ſagen ‚das Publikum‘. **) Um Mißverſtand zu vermeiden, werde ich dem Worte in der zweiten Bedeutung die griechiſche Endung laßen. Das Wort Scene, Gezelt, war aus dem gemeinen Leben entlehnt, aber zum techniſchen Gebrauch umgeſtempelt. Im allgemeinſten Sinne iſt es der andere Haupttheil des Baues, das Scenengebäude, das dem Theatron gegenüber lag; dann der von der innern Fronte des Scenengebäudes und deſſen beiden Flügeln umfaßte Raum, das Proſcenium, die Bühne; endlich heißt Scene auch bloß die gemalte Decoration. In dieſer beſchränkteſten Bedeutung iſt das Wort Scenographie davon abgeleitet, das den Griechen alle perſpectiviſche Malerei bezeichnete.

---

*) Da die Verszahl, wegen der abweichenden Eintheilung der lyriſchen Geſänge, nicht immer in den Ausgaben übereinſtimmt, ſo werde ich die Verſe nach der dindorfiſchen Handausgabe anführen, wo man alle vier Dramatiker beiſammen findet.

**) Poet. XIII. *διὰ τὴν τῶν θεάτρων ἀσθένειαν.* Dieſe ächte Leſeart hätte von dem neueſten Herausgeber nicht bezweifelt werden ſollen.

Dieſe beiden Haupttheile des Baues, einerſeits das Theatron, in Form eines ſtark ausgeweiteten, in der Mitte ſenkrecht durchgeſchnittenen und unten abgeſtutzten Trichters ſammt dem vertieften Raume, den es umgab, der Orcheſtra; andrerſeits das Scenengebäude; dieſe beiden Theile wurden durch einen in der ganzen Länge zwiſchen ihnen hinlaufenden Streif geſondert, deſſen beide Enden durch ein Portal mit einem Thorwege verſchloßen waren. Genelli nennt dieſe lange Bahn nicht unſchicklich den Dromos, und beruft ſich dabei auf Pollur: dieß iſt ein Irrthum: das Wort kommt in dem Abſchnitt vom Theater nicht vor, wohl aber die Sache; indeſſen wird der Gebrauch dieſes Ausdrucks gewiſſermaßen durch ein Zeugniß des Heſychius gerechtfertigt, welcher ſagt „Bei den Tarentinern hieß die Orcheſtra des dionyſiſchen Theaters Dromos.“ *)

Hier ſehen wir alſo, daß der eigentliche Name des vorliegenden Theiles auf das Ganze übertragen ward, ſo wie

---

*) *Δρόμος ἡ ὀρχήστρα τοῦ Διονυσιακοῦ ϑεάτρου παρὰ Ταραντίνοις.*

hingegen nach dem allgemeineren Gebrauch der Dromos ſeine beſondre Bezeichnung an die Orcheſtra verlor. Dieß war ganz natürlich, da er mit ihr auf gleichem Boden lag, und nicht beſtimmt davon abgegränzt war, außer etwa durch die Thymele, die ſich an der Mitte des Durchmeſſers erhob. Das Mittelſtück dieſer Bahn, ſo weit ſie den Zuſchauern ſichtbar blieb, führte alſo ſeinen eignen Namen, die beiden Enden aber, die zwiſchen den Wangenwänden des Theatron und den Fronten der Paraſcenien hinliefen, hießen die Eingänge oder Zugänge (εἴςοδοι, πάροδοι), weil von daher der Chor ſeinen Einzug hielt.

Es iſt in der That ſeltſam, daß die antiquariſchen Architekten, Genelli ausgenommen, gegen dieſes ſo wichtige Glied des Ganzen verſchworen zu ſein ſcheinen. Man darf nur ihre Grundriſſe anſehen. Um die freie Bahn wegzuſchaffen, haben ſie zu allerlei Behelfen ihre Zuflucht genommen, deren Unzuläßigkeit ſofort einleuchtet. Der Halbkreiß, mit hinter und über einander emporſteigenden concentriſchen Sitzreihen, iſt die einzig zweckmäßige Form, um einer großen Volksmenge den unverkümmerten Anblick eines gegenüber liegenden Schauſpiels zu verſchaffen; und nichts iſt gewiſſer, als daß die griechiſchen Baumeiſter niemals ohne eine äußerliche Nöthigung hiervon abwichen. Gleichwohl haben die Antiquare der Architektur das Theatron um die Wette mit allerlei Zuthaten begabt. Barthelemy hat es in Geſtalt eines Hufeiſens verlängert; Andre ſind zwar der Kreißlinie gefolgt, haben aber nur ein Segment für die unmittelbar an das Theatron ſtoßende Bühne übrig gelaßen; Marini ſchneidet ſogar die Hörner des Theatron durch zwei ſchräge gegen einander geneigte Linien ab, welche Stücke von Radien ſind. Aus dieſen ſinnreichen Erfindungen wäre unausbleiblich erfolgt, daß ein gutes Drittel der Zuſchauer der Bühne den Rücken gewandt und, um etwas zu ſehen, ſich den Hals hätte verdrehen müßen.

Aber dieß iſt noch nicht das Schlimmſte. Die Orcheſtra wird bei einem ſolchen Verfahren zwiſchen dem Proſcenium (denn das Logeum wird gewöhnlich auch unterdrückt) und der innern Einfaßungsmauer der Zuſchauerſitze nach außen hin gänzlich abgeſperrt: wo ſoll nun der Chor einen Eingang finden? Nach Barthelemys Grundriß könnte dieß nur durch ein Pförtchen geſchehen, wo die Choreuten unter den Füßen der Zuſchauer einzeln hervorkriechen müßten, da wir doch wißen, daß der Chor in Reih' und Glied geräumig geordnet einzog.

Und das iſt wiederum noch nicht alles! Wir ſehen in mehreren Tragödien unten an der Orcheſtra zwiſchen dem Logeum und der Thymele Wagen und Roſſe vorbeiziehen: wie kamen dieſe herein? Mir fällt dabei der Auftritt in Shakſpeares Sommernachtstraum ein, wo die Handwerksleute, die in einem Zimmer des Schloßes ein Schauſpiel aufführen wollen, ſich über die dazu nöthigen Stücke berathen. Der Zimmermann ſagt: „Wir müßen in der großen „Stube eine Wand haben; denn Pyramus und Thiſbe, ſagt „die Hiſtorie, redeten durch die Spalte einer Wand mit „einander.“ Der Schreiner, der ſich auf Wände verſteht, erwidert: „Ihr bringt mein Leben keine Wand hinein.“ Eben ſo, denke ich, würde Agamemnons Kutſcher bei dem Anblick eines ſo verkehrten Baues erklärt haben, er könne ſeinen Herrn in den rings vermauerten Keßel nicht mit einem Viergeſpann hineinfahren: Agamemnon werde ſich ſchon bequemen müßen, draußen abzuſteigen.

Das Daſein dieſer langen Bahn hoffe ich gegen die handgreifliche Abläugnung unverſtändiger Zeichner hinreichend geſichert zu haben; ihre Nothwendigkeit, und den mannichfaltigen Gebrauch der großen Eingänge werde ich bei den einzelnen Stücken nachweiſen.

Wenn berichtet wird, das Theater in Athen ſei anfänglich aus Holz errichtet geweſen, nachher aber, weil es einmal eingeſtürzt, von Stein erbaut worden: ſo iſt dieß hauptſächlich von dem Theatron zu verſtehen. Aus jener frühen Zeit ſchreibt ſich der Ausdruck her, daß die Mitte der unterſten Sitzreihe, wo die Kampfrichter und Obrigkeiten ſaßen, das vorderſte Holz genannt wurde (πρῶτον ξύλον, Poll. Onomast. IV, 121.). Die griechiſchen Baumeiſter ergriffen das gründlichſte Mittel gegen die Gefahr eines Einſturzes: ſie lehnten das Theatron, wo es irgend thunlich war, an den Abhang eines felſigen Berges an. Solchergeſtalt erſparten ſie ſich die koſtbaren Subſtructionen, die gewölbten Gänge in mehreren Geſchoßen über einander, die in der Ebene und auf gemauerten Fundamenten die oberen Sitzreihen hätten tragen müßen. Nun blieb nichts weiter zu thun übrig, als in den lebendigen Fels die concentriſchen Halbkreiße einzuhauen, ſie mit Marmorplatten zu belegen, und das Ganze oben mit einer rings herum laufenden Säulenlaube zu krönen.

Das Scenengebäude hingegen konnte bequem am Fuße des Abhanges auf gewöhnlichen Fundamenten errichtet werden. Es hatte nicht die Laſt einer gedrängten Volksmenge zu tragen. Aus akuſtiſchen Gründen mußte ſeine Höhe dem oben das Theatron kränzenden Säulengange gleichkommen; die Linie der Hauptfronte und deren Ausdehnung, ſo wie der Vorſprung der Flügel, der Paraſcenien, wurde durch das allgemeine Schema beſtimmt, und dieß war nach der Vorſchrift des Vitruvius ein Kreiß mit drei hineingezeichneten Quadraten. Uebrigens war dieß Gebäude ein großes Vorrathshaus für alle zur Darſtellung der Schauſpiele erforderlichen Geräthſchaften, für Decorationen, Kleidungen, Maſchinen. Es enthielt die Ankleidezimmer ſowohl für die Choreuten, als für die Schauſpieler und ihr oft zahlreiches ſtummes Gefolge; ferner Säle, wo ſie den Augenblick ihres Auftrittes abwarten konnten. Oben hatte es einen Söller mit einer Brüſtung für die Maſchinerie und die dabei angeſtellten Werkleute. Unten waren an dem Hauptgebäude drei Thüren und an jedem Flügel noch eine, die ſämmtlich auf das Proſcenium führten.

Wenn Vitruvius in ſeinem Abſchnitte vom römiſchen Bau als Auszierung der inneren Fronte gegen das Theatron hin mehrere Geſchoße von Säulen ſammt ihren Sockeln und Gebälk nach einem abnehmenden Verhältniſſe über einander geſtellt, fordert, ſo läßt ſich die Anwendbarkeit dieſer Vorſchrift auf das urſprüngliche attiſche Scenengebäude mit Grund bezweifeln. Vom Perikles bis auf den Auguſtus hatte der Geſchmack in der Baukunſt ſich ſtark verändert: jenes klaſſiſche Zeitalter war weit ſparſamer mit Zierraten; in Athen waltete die doriſche Ordnung vor. Auch wäre ein ſolcher Aufwand gewiſſermaßen verſchwendet geweſen, da während der Schauſpiele dieſe Fronte ganz oder großentheils durch die ſceniſche Decoration verdeckt ward.

Bei dem Theater des M. Scaurus, deſſen Beſchreibung (Plin. XXXVI, c. 24, §. 10.) fabelhaft klingt, aber doch bis auf eine oder die andere vergrößerte Zahl genugſam beglaubigt iſt, fällt der Einwurf der Zweckloſigkeit weg. Denn bis die Amphitheater allgemein im Gebrauch waren, wurde in Rom auf gewöhnlichen Theatern gar vieles zur Schau geboten, was keiner gemalten Decoration bedurfte, als Kämpfe der Gladiatoren und Athleten, Tänze und Luftſpringerkünſte etruſkiſcher Ludionen u. dgl. Uebrigens ſtimmt die Beſchreibung des nur auf einen Monat, folglich aus Holz errichteten Theaters des Scaurus, bis auf die ausſchweifende Pracht der Wandbekleidung und die Zuthat der Bildſäulen in den Intercolumnien, mit der Vorſchrift des römiſchen Baumeiſters ziemlich gut überein.

Wir kennen ein Beiſpiel von einer ſtehenden auf die dem Theatron zugewendete Mauer des Scenengebäudes gemalten Decoration (Vitruv. VII, cap. 5.). Sie beſtand in einer luftigen, phantaſtiſchen und in der Wirklichkeit unmöglichen Architektur; mit Einem Worte, es waren architektoniſche Arabesken. Ein ſo buntes Gemälde paßte zu keiner griechiſchen Tragödie. Auch ſollte es nur den Anblick erheitern, während die Bewohner von Tralles zu andern Zwecken verſammelt waren. Von dem häufigen Gebrauch hiezu hieß das kleine Theater das Verſammlungshaus (ἐκκλησιαστήριον). Die Malerei, die mit wirklichen Säulen ganz unverträglich geweſen wäre, fand großen Beifall, bis der Mathematiker Licinius die Trallenſer wegen ihres läppiſchen Geſchmacks beſchämte.

Ueberhaupt war eine ſchlichte Wand ohne alle Vorſprünge das angemeßenſte für die Beſtimmung des Raumes hinter dem Scenengemälde, die wir bald näher zu erwägen haben.

Wie maſſiv nun aber auch das Theatron auf Felſengrund, und das Scenengebäude aus Stein erbaut ſein mochten, ſo mußte doch für die Schauſpielfeſte der ganze von beiden umſchloßene Raum, die Bühne ſowohl als die Orcheſtra im weiteſten Sinne der Benennung, mit Inbegriff der Eingänge, durch Zimmerwerk bekleidet ſein. Von der Bühne verſteht es ſich von ſelbſt, und das Wort Hypoſcenium iſt zum Beweiſe hinreichend. Von der Orcheſtra wird es ausdrücklich bezeugt (Suidas s. v. σκηνή): wäre dieß aber auch nicht, — und in der That, das Zeugniß eines byzantiſchen Autors aus dem Mittelalter hat hiebei kein ſonderliches Gewicht: — ſo würde es aus der Natur der Sache erhellen. Alle Liebhaber des Tanzes wißen, daß es ſich auf einer ſteinernen Unterlage unbequem tanzt, daß hingegen ein elaſtiſcher und unterhöhlter Holzboden den Tänzer hebt und zu raſchen Bewegungen beflügelt. Man wende nicht ein, daß der Reigen des tragiſchen Chors ja nur ein feierlich abgemeßener Schritt geweſen ſei. Es giebt Ausnahmen hievon, z. B. die gewaltigen Sprünge der Furien und den wilden Taumel der Bacchantinnen; und dann wurden ja auch die ſatyriſchen und komiſchen Tänze, die Sikinnis und der Kordax, in derſelben Orcheſtra aufgeführt. Wo das Material bereit liegt, im voraus gemeßen, und mit der Axt, der Säge und dem Hobel ſo bearbeitet, daß ſich alles von ſelbſt verſchränkt und zuſammenfugt, da iſt das Aufſchlagen und Abnehmen einer ſolchen Bretterbühne eine ganz leichte Sache. Es geſchieht alljährlich in den Hauptſtädten Europas, wenn ein Opernhaus zu Maſkenbällen eingerichtet wird. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß das Parterre bis zu gleicher Höhe mit der Bühne überbaut wird, da hingegen die Orcheſtra der Alten niedriger lag. Bei der Prachtliebe der Athener und dem großen Aufwande, den ſie für den Theaterbau machten, iſt es nicht glaublich, daß ſie in einem großen regelmäßigen, zu Verſammlungen mancher Art geeigneten Platze, den Erdboden nackt ſollten gelaßen haben. Ich ſetze demnach unter dem Zimmerwerk eine mit behauenen Quadern belegte Grundfläche voraus, wozu die Brüche des benachbarten Berges Pentelikos den Marmor im Ueberfluße lieferten.

Das Proſcenium und das Logeum lagen auf gleicher Fläche. Die Erhöhung beider über die Orcheſtra nimmt Genelli zu zehn bis zwölf Fuß an. Dieß gründet ſich auf eine falſche Leſeart im Texte des Vitruvius, die ich noch in keiner Ausgabe weggeräumt gefunden habe. Es heißt in dem Abſchnitte vom griechiſchen Theater: Eius logei *altitudo* non minus debet esse pedum decem, non plus duodecim. Er wäre ſeiner eignen Lehren ganz uneingedenk geweſen, wenn er dieß geſagt hätte: denn er hatte kurz zuvor für das römiſche Theater die Vorſchrift ertheilt, die Bühne dürfe nicht mehr als fünf Fuß über die Orcheſtra erhöht ſein, damit die darin ſitzenden Senatoren die Bewegungen aller Schauſpieler ſehen könnten *). Dieß gilt nun ebenfalls von den Choreuten; der Unterſchied liegt nur im Sitzen oder Stehen. Mit Einem Worte: es muß *latitudo* geleſen werden, und dieſe leichte Umſtellung zweier Buchſtaben iſt nicht eine bloße Conjectur ſondern wirklich die Leſeart einer Handſchrift (ed. Schneider. T. II, p. 359.). Nun iſt Alles klar. Vitruvius bemerkt an einer andern Stelle, daß die vorgeſchriebenen Verhältniſſe nicht immer beobachtet werden können, weil gewiſſe Theile an großen und kleinen Theatern des Gebrauchs wegen in gleicher Größe ausgeführt werden müßen. Dazu gehörte das Logeum, deſſen Länge durch den Diameter der Orcheſtra gegeben war; die Breite aber gegen das Proſcenium hin durfte nicht geringer als zehn Fuß ſein, damit die Schauſpieler in ihren oft leidenſchaftlichen Bewegungen nicht gehemmt würden.

---

*) In orchestra autem senatorum sunt sedibus loca designata: et eius pulpiti altitudo sit ne plus pedum quinque, uti qui in orchestra sederint, spectare possint omnium agentium gestus.

Bei der nach dem verfälſchten Text des Vitruvius angenommenen Tiefe hätte der Chor die Schauſpieler nur am vorderſten Rande des Logeums erblicken können; er hätte zu ihnen wie aus einem Keller hinauf geſprochen. Nun ſehen wir aber an vielen Stellen, daß der Chor, ohne die Thymele zu beſteigen, die ganze Bühne überſchaut. Der Auftritt im zweiten Oedipus, wo ſich dieſer anfangs am Eingange des Haines der Furien verborgen hält, und nur zögernd auf die dringenden Mahnungen des Chores weiter vortritt (Oed. Col. 117 – 254.), iſt hievon eins der auffallendſten und unläugbarſten Beiſpiele. Es iſt glaublich, daß die griechiſchen Baumeiſter, wie es allgemein auf unſern Theatern geſchieht, der Bühne einen unmerklichen Abhang nach vorn gegeben haben werden *). Sie waren, wie wir aus dem Vitruvius lernen, aufmerkſam auf optiſche Täuſchungen, und es konnte ihrer Wahrnehmung nicht entgehn, daß hiedurch die Statur der vom Hintergrunde her vortretenden Schauſpieler ſcheinbar vergrößert ward.

Aus der verringerten Tiefe der Orcheſtra ergeben ſich mancherlei vortheilhafte Abänderungen in Genellis Grundriß. Die Stufen der an das Logeum angelehnten doppelflügeligen Treppe werden auf die Hälfte der Zahl zurückgebracht; folglich bleiben auch zu beiden Seiten längere Enden der Vorderwand des Hypoſceniums für die architektoniſche Verzierung

---

*) Beim Suetonius (Nero, c. 13.) kommt devexum pulpitum vor, aber auf ſolche Weiſe, daß es vielleicht nur für eine beſondre Gelegenheit ſo eingerichtet war.

übrig. Die Thymele, um den Mittelpunkt des Halbkreiſes viereckig in Form einer abgeplatteten Pyramide aufgeführt, erhielt eine immer noch beträchtliche aber nicht unbequeme Größe. Solchergeſtalt ließ ſie den Durchzug, ſowohl für den Chor als für andre Aufzüge freier. Endlich wird die Gränze, die der Chor in ſeinen kreiſenden Bewegungen nicht überſchreiten durfte, weil er ſonſt durch die Stützwand des Theatron den weiter zurück ſitzenden Zuſchauern verdeckt worden wäre, viel weiter hinaus gerückt. Um dieſe Gränze zu finden, braucht man nur die Fluchtlinie der Sitzreihen bis auf den Boden fortzuführen.

Bei'm Pollux würde man vergeblich nach Meßungen ſuchen; indeſſen giebt er doch eine Nachricht, die meine Behauptung mittelbar beſtätigt *). „Das dem Theatron zugewendete, unter dem Logeum liegende Hypoſcenium war mit „Säulen und kleinen Statuen verziert.“ Wenn die Erhöhung der Bühne zehn bis zwölf Fuß betrug, ſo hätten die zwiſchen Halbſäulen oder flachen Pilaſtern in Blenden aufgeſtellten Figuren, Poſtament und Geſimſe abgerechnet, noch immer beträchtlich über Lebensgröße ſein können. So aber waren es nur Bildſäulchen (*ἀγαλμάτια*), die vermuthlich bloß eine allgemeine Beziehung auf die muſikaliſchen Wettſpiele der Scene hatten. Es mochten Flöten- oder Leierſpieler, Satyrn, Bacchantinnen und dergleichen ſein; den vorſtehenden Gottheiten wies man gewiß nicht eine ſo demüthige Stellung unter den Füßen der Schauſpieler an. Ueberhaupt war dieſe architektoniſche Einfaßung nur eine Nebenſache,

---

*) Onomast. IV, 124. *Τὸ δὲ ὑποσκήνιον κίοσι καὶ ἀγαλματίοις ἐκεκόσμητο, πρὸς τὸ θέατρον τετραμμένον, ὑπὸ τὸ λογεῖον κείμενον.*

und konnte die mehr nach oben gerichteten Blicke der Zuſchauer wohl nicht ſonderlich anziehen.

Ich bemerke noch als einen mit der obigen Annahme übereinſtimmenden Umſtand, daß in der alten Komödie zuweilen die Perſonen in der Orcheſtra mit andern auf dem Logeum ſtehenden handgemein werden. In der Lyſiſtrata kommen die Alten, ſchwerbeladen mit Reiſig und Brennholz, nebſt Kohlenbecken in den Händen, wovon der Rauch ihnen die Augen wund beizt, um die Barricaden vor der Akropolis in Brand zu ſtecken. Die Frauen treten vor bis an den Rand der Bühne, mit Krügen bewaffnet; es endigt damit, daß die Alten tüchtig mit kaltem Waſſer begoßen und bis auf die Haut durchnäßt werden. In den Vögeln rückt der Chor gegen die beiden in ſein Gebiet eingedrungenen Fremdlinge drohend heran, mit ſchlagenden Fittigen und ungeheuern aufgeſperrten Schnäbeln; dagegen waffnen ſich dann Piſthetärus und Euelpides mit Küchengeräth, Pfanne, Schüßel und Bratſpieß. Freilich waren es nur Spiegelgefechte; aber ſie hätten aller Anſchaulichkeit entbehrt, wenn die Kämpfenden durch eine ſo große Kluft getrennt geweſen wären.

Es iſt kaum nöthig zu erinnern, daß die Orcheſtra ſammt den beiden Eingängen und der dazwiſchen liegenden Bahn, mit Ausnahme der erhöhten Thymele, eine völlig ebene Fläche darbot. Für jeden Gebrauch dieſes Raumes, ſowohl für die Schwenkungen des Chores, als für den Durchzug von Roſſen und Wagen, wären Terraſſen oder Abſätze irgend einer Art nur hinderlich geweſen. Auch Charons Nachen, der offenbar im Kreiße herumfährt, konnte nur über die ruhigen Gewäßer des acheruſiſchen Sees, nicht über Thäler und Hügel hingleiten.

4.

Abfertigung der Koniſtra.

Nach dieſer vollſtändigen Aufzählung der Theile des Theatergebäudes und der Beſtimmung ihrer Lage gegen einander, darf ich einen Namen nicht unerwähnt laßen, der meines Erachtens gar nicht hieher gehört, aber von Philologen und Archäologen eingebürgert worden iſt. Ich meine die Koniſtra. Nach der Ableitung bedeutet es einen ſtark beſandeten Platz. Einen ſolchen Boden bedurften die Ringer, um ſich nicht zu beſchädigen, da ſie oft gewaltſam niedergeworfen wurden. Aber niemand wird ſich überreden, der Chor habe ſeinen Reigen in tiefem Sande watend aufgeführt. Das Wort ſcheint ſich von der Paläſtra hieher verirrt zu haben. Dort, an der rechten Stelle, erwähnt es auch Pollux *), im Theatergebäude kennt er es durchaus nicht, eben ſo wenig wie Vitruvius. Das Stillſchweigen dieſer beiden älteſten und zuverläßigſten Schriftſteller iſt entſcheidend. Wir kennen die weſentlichen Glieder des Baues nach Maß, Figur, Lage und Beſtimmung. In dem ganzen Bezirke iſt kein Raum für einen beſandeten Platz übrig. Aus welchem Grunde hat man nun hier einen ſolchen mit Gewalt hineinſchaffen wollen? Auf die vereinzelt ſtehende Autorität des Suidas hin; eines Lexikographen des Mittelalters, deſſen Ausſagen nur in ſo fern etwas gelten, als er einen klaſſiſchen Schriftſteller ausgeſchrieben hat, und ihn namhaft macht. Dieß hat er aber hier unterlaßen; und aus den groben Irrthümern

---

*) Onomast. II, 154. *Γυμνάσιον, παλαίστρα, κονίστρα.* Ib. 153. *κονίσασθαι.*

ſo wie aus einigen barbariſchen Ausdrücken erhellet zur Genüge, daß er entweder gar keinen Gewährsmann hatte, oder einen in dieſem Fache eben ſo unbewanderten Neugriechen, als er ſelbſt war. Im Zeitalter des Suidas, man möge es nun nach Vermuthungen etwas früher oder ſpäter anſetzen, war das attiſche Schauſpiel ſeit einem halben Jahrtauſend von dem vormals helleniſchen Boden verſchwunden. Die chriſtlichen Prieſter hatten es von jeher ſtrenge verdammt: die Tragödie, weil ſie ganz mit Heidenthum geſättigt war; die neuere Komödie, wegen ihrer vermeinten oder wirklichen Unſittlichkeit. Die verödeten Theater lagen vermuthlich ſchon in Ruinen wie jetzt; nur der Veſuv hat uns unter ſeiner Lava und Aſche ein paar kleine Muſter unverſehrt aufbewahrt. So fehlte es den byzantiſchen Grammatikern, in deren Händen die alte Litteratur ein todter Buchſtabe geworden war, an jedem anſchaulichen Begriff. Ungefähr alles, was Suidas vom Theaterbau zu ſagen wußte, findet ſich bei dem Wort Scene zuſammengeſtellt. Es wird daher nöthig ſein, dieſen Artikel wörtlich durchzugehen, um ſeine Kennerſchaft gehörig zu würdigen *). „Die Scene, ſagt er, iſt die Mittelthür des Theaters.“ — Dieß iſt gediegener Unſinn, und läßt ſich durch keine erkünſtelte Deutung retten. — „Die Paraſcenien ſind, was zu beiden Seiten der Mittelthüre

---

*) Suidas s. v. *Σκηνή ἐστιν ἡ μέση θύρα τοῦ θεάτρου. Παρασκήνια δὲ τὰ ἔνθεν καὶ ἔνθεν τῆς μέσης θύρας. ἵνα δὲ σαφέστερον εἴπω, μετὰ τὴν σκηνὴν εὐθὺς καὶ τὰ παρασκήνια, ἡ ὀρχήστρα· αὕτη δέ ἐστιν ὁ τόπος ὁ ἐκ σανίδων ἔχων τὸ ἔδαφος, ἐφ' οὗ θεατρίζουσιν οἱ μῖμοι. ἔστι μετὰ τὴν ὀρχήστραν βωμὸς τοῦ Διονύσου, ὃς καλεῖται θυμέλη παρὰ τὸ θύειν. μετὰ δὲ τὴν θυμέλην ἡ κονίστρα, τουτέστι τὸ κάτω ἔδαφος τοῦ θεάτρου.*

„liegt.“ — Nicht doch! erſt kommen die beiden Nebenthüren der Hauptfronte. — „Daß ich es aber deutlicher ſage, auf „die Scene und die Paraſcenien folgt ſogleich die Orcheſtra.“ — Das Logeum wird überſprungen: Wort und Sache ſind dem Schreiber unbekannt geblieben. — „Die Orcheſtra iſt der „mit einem bretternen Boden belegte Platz, auf welchem die „Mimen theatriſieren.“ — Daß die Schauſpieler mit dem verächtlichen Namen der Mimen belegt werden, iſt allem klaſſiſchen Sprachgebrauch zuwider; der lächerliche Ausdruck für die Ausübung ihrer Kunſt ebenfalls. Wenn es hieße: *ἐφ' οὗ ἀγωνίζονται οἱ ὑποκριταί*, ſo wäre es wenigſtens griechiſch, aber der Satz bliebe immer noch falſch. Um ihn zu berichtigen, müßte man entweder für die Orcheſtra das Logeum, oder für die Schauſpieler die Choreuten ſetzen. — „Auf die Orcheſtra folgt ein Altar des Dionyſus, der vom „Opfern Thymele genannt wird. Auf die Thymele folgt „dann die Koniſtra, das heißt der untere Boden des Theaters.“ — Nach der Angabe iſt die Koniſtra nichts anderes, als der von den Sitzreihen umfaßte Halbkreiß, den Griechen und Römer gleichermaßen Orcheſtra genannt haben. Allein da der verworrene Compilator ſich dieſes Wort ſchon vorweg genommen hatte, mußte er hier ein der Sache fremdes aufgreifen. Offenbar hat er das Amphitheater mit dem Theater verwechſelt, und Koniſtra ſoll eine Ueberſetzung des Lateiniſchen arena ſein *).

---

*) An einer andern Stelle erklärt Suidas Koniſtra richtig durch Palaſtra; aber die Orcheſtra ſoll wiederum eins mit der Paläſtra ſein. Man ſieht, alles läuft in einander: jeder kann nach Belieben unter ſo vielen Irrthümern wählen. Auch das Proſcenium beſchreibt Suidas falſchlich als einen Verhang vor der Scene; und, zum Beweiſe ſeines Blödſinnes führt er in Einem Athem eine Stelle

Wie dem auch ſei, ich halte mich für berechtigt, allen Sand, ſowohl den körperlichen, als jenen figürlichen, den man den Leuten in die Augen ſtreut, aus dem Tempel der beiden verſchwiſterten Muſen wegzufegen.

5.

Größe des atheniſchen Theaters.

Das große dionyſiſche Theater, das unten am ſüdlichen Abhange der Akropolis erbaut war, konnte dreißigtauſend Zuſchauer faßen. Dieſe Zahl geht über alles hinaus, was von anderswo aufgefundenen griechiſchen Theatern nach Maßgabe der Ruinen glaublich ſchien. Indeſſen haben wir das unverwerfliche Zeugniß Platons (Symposion, p. 175.), eines Zeitgenoßen, für die Thatſache, daß bei der Aufführung der Tragödie, womit Agathon ſeinen erſten Preis gewann, mehr als dreißigtauſend Hellenen gegenwärtig waren. Gerade ſo giebt Ariſtophanes (Eccles. 1133.) die Zahl der attiſchen Bürger an. Der freie Zutritt zu den ſceniſchen Feſten war ein Beſtandtheil ihrer Volksrechte; und ſie waren viel zu ſchauluſtig, als daß ſie hätten zu Hauſe bleiben ſollen. Bei dem Mangel aller Spuren läßt ſich keine Reſtauration verſuchen; wir müßen uns mit einer ungefähren Schätzung begnügen. Manche unrichtige Vorſtellungen, beſonders von der Decoration und Maſchinerie, ſind unſtreitig dadurch veranlaßt worden, daß man ſich den Umfang des Baues und die davon abhängigen Maße und Entfernungen nicht gehörig vergegenwärtigt hat. Der römiſche Lehrer der Baukunſt be-

---

des Polybius an, wodurch ſeine Erklärung auf das lichtvollſte widerlegt wird. Küſter hatte den Fehlgriff längſt gerügt; dennoch hat ihn Schneider wieder in ſein Wörterbuch aufgenommen.

ſtimmt mehrentheils nur Verhältniſſe: über den Durchmeßer des innerſten der concentriſchen Halbkreiſe ſo wie über die Zahl der Sitzreihen ſchreibt er nichts vor. Zur Löſung der ſchwierigen Aufgabe mußte der Baumeiſter beide Mittel geſchickt vereinigen: der einſeitige Gebrauch des einen oder des andern hätte große Nachtheile gehabt. Eine übermäßige Anzahl von Sitzreihen hätte den engen Keßel allzuſehr vertieft, und das bis zu gleicher Höhe errichtete Scenengebäude hätte dadurch ein thurmähnliches Anſehen gewonnen. Ein allzu ausgedehnter Durchmeßer der Orcheſtra hätte hingegen die am meiſten begünſtigten Plätze, die in der Mitte der unteren Sitzreihen befindlichen, ſchon in eine unbequeme Entfernung zurückgeworfen. Der engliſche Reiſende Gell zählte an dem Theater in Epidaurus fünf und fünfzig Sitzreihen: dieß iſt die größte Zahl, die man irgendwo an den bisher beſchriebenen Ueberreſten gefunden hat. Nehmen wir ſechszig an, ſo wird an der Orcheſtra, um eine ſolche Volksmenge unterzubringen, ein Durchmeßer von 300 Fuß erforderlich ſein. Die Sitze waren niedrig, weil jedermann ſein Polſter mitbrachte; Vitruvius giebt die Höhe zu fünfzehn bis ſechszehn Zollen an; die obere Fläche hingegen zu zwei bis drittehalb Fuß. Hier mußten hinter dem Rücken der Vordermänner die Füße der zunächſt über ihnen ſitzenden Zuſchauer Platz finden. Das reichlichere Maß war vorzuziehen, damit nicht jene Unbequemlichkeiten einträten, die Ovid ſo drollig rügt.*)

---

*) *Art. am.* I, 157.

Respice praeterea, post vos quicunque sedebit,
Ne premat opposito mollia terga genu.

Amor. III, el. II, 23.

Tu quoque, qui spectas post nos, tua contrahe crura,
Si pudor est, rigido ne preme terga genu.

Ueber das jedem an der Kreißlinie zugetheilte Maß finde ich keine Angabe. Man wird auch hier den Raum geſpart haben: dem Marmor eingeritzte Striche bezeichneten die Gränze jedes Sitzes zur Rechten und Linken.*) Indeſſen darf man bei einem geiſtigen Gaſtmahl eben ſo wenig wie bei einem körperlichen die Gäſte zu enge zuſammen preſſen; anderthalb Fuß für jeden Sitz wird nicht zu viel ſein. Die Berechnung aus den obigen Elementen nach dem bekannten Verhältniß des Diameters zur Peripherie iſt ganz einfach. Der Abzug für die Treppen, welche convergierend die Keile bildeten, mag bei einer ungefähren Schätzung unbeachtet bleiben; eben ſo die für die freie Circulation ſo nothwendigen Umgänge (διαζώματα, praecinctiones). Demnach betrug die horizontale Durchſchnittslinie von dem innerſten der ſechszig concentriſchen Halbkreiße bis zu dem äußerſten, 150 Fuß; der Durchmeßer von einem Ende des Theatron zum andern wuchs um das Doppelte. Die Durchſchnittszahl der

---

*) *Art. am.* I, 141.

Et bene, quod cogit, si nolit, linea iungi:
Quod tibi tangenda est lege puella loci.

Amor. III. el. II. 19—22.

Quid frustra refugis? cogit nos linea iungi:
Haec in lege loci commoda Circus habet.
Tu tamen, a dextra, quicunque es, parce puellae:
Contactu lateris laeditur illa tui.

Da die Stellen vollkommen klar ſind, ſo brauchen wir nicht bei den falſchen Auslegungen der Commentatoren, auch Forcellinis, zu verweilen. Es iſt hier vom Circus maximus die Rede: aber gleiche Bedürfniſſe laßen auf ähnliche Einrichtungen ſchließen. Daß im Circus die Sitze in gerader Linie fortliefen, macht keinen weſentlichen Unterſchied; nur mochte die Fluchtlinie ſteiler hinaufgehen, weil alles zu Schauende unten am Boden und in der Nähe befindlich war: daher die oben angeführte Klage.

Zuſchauer auf jeder Sitzreihe müßte 500 ſein; wir erhalten aber nach den Vorausſetzungen nur 471. Folglich wird von der Breite der Sitze etwas abgezogen, oder der ſchon gewaltige Bau noch erweitert werden müſſen.

Der Sitz der Kampfrichter, das vorderſte Holz, wäre demnach 150 Fuß von der Thymele entfernt geweſen, noch 50 Fuß weiter bis zur Bühne, und vielleicht eben ſo viel bis zur Decoration im Hintergrunde des Proſceniums. Man ſieht, es ward hiebei auf geſunde und geübte Sinne gerechnet. Für ein heutiges Publikum, das ſich mit Brillen und Opernguckern bewaffnen muß, denen man in Schauſpielhäuſern von ſchlechter akuſtiſcher Beſchaffenheit noch die Ohrtrompeten beifügen möchte, wäre die Einrichtung gar nicht paßend geweſen. Vollends jene Zuſchauer, die mit einem beſcheidenen Platze ganz oben und hinten, dem bei uns ſo genannten Paradieſe, vorlieb nehmen mußten, hatten Gelegenheit an Schärfe des Geſichts mit den tiroler Scharfſchützen zu wetteifern.

In dem Amphitheater zu Verona, deſſen innerer Stufenbau noch ganz erhalten iſt, ſpielen zuweilen wandernde Komödianten. Die Reiſenden verſichern einſtimmig, daß man dort trotz der Entfernung keine Silbe verliere.

Das fein wahrnehmende Gehör des attiſchen Publikums wird durch manche Anekdoten beſtätigt. Die Schauſpieler wendeten den größten Fleiß auf ihre Ausſprache. Einer, der den geringen Fehler begangen hatte, ein Wort mit dem letzten Conſonanten vor einem elidierten, aber dennoch bei einem richtigen Vortrage noch hörbaren Vokal plötzlich abzubrechen, ſtatt beides mit der folgenden Silbe zu binden, wodurch ein lächerlicher Doppelſinn entſtand, wurde darüber faſt zum Sprichwort. (Aristoph. Ranae 304, et not. Brunck.)

6.

Theaterpolizei.

In einer ſo zahlreichen Verſammlung, vollends unter einem leidenſchaftlichen Volke, das mit Zeichen des Beifalles oder des Mißfallens, mit Klatſchen oder Pochen und Ziſchen oft ein gewaltiges Getümmel erregte, Ruhe und Ordnung zu erhalten, war gewiß kein leichtes Geſchäft. Hiezu wurden von den Vorſtehern Polizeidiener gebraucht, die von dem Kennzeichen ihres Amtes Stabträger hießen. Zänkereien über die Plätze mochten, ungeachtet aller Sorgfalt jedem den ſeinigen zu beſtimmen, häufig entſtehen *): da waren dann die Stabträger befugt, einen eingedrungenen und widerſpenſtigen Zuſchauer hinauszuweiſen. Auch mußten ſie wohl zuweilen auf der That ertappte Diebe verhaften, deren ſich eine Menge einfand, und in dem Gewühl auf Gelegenheit zur Ausübung ihres Gewerbes lauerte. (Pax, 731.) Aber Ariſtophanes (Pax, 734.) übertreibt offenbar ſcherzend die Autorität dieſer Unterbeamten, wenn er ſagt, ſie ſollten billig die Komödiendichter ausprügeln, wenn ſie ſich ſelbſt lobten. Denn dieß iſt ſein Eingang zu einer Parabaſe, worin er ſich ſelbſt die ungemeßenſten Lobſprüche zutheilt. Derſelbe Komiker ſcherzt auch über die Schwierigkeit, wieder zu ſeinem Platze zu gelangen, wenn man ihn einmal verlaßen hatte. (Aves, 785—789.) Wie bequem wäre es, läßt er den Chor der Vögel zu den Zuſchauern ſagen, wenn ihr Flügel hättet! Zum Beiſpiel, es hätte ſich einer bei den tragiſchen Chören

---

*) Es war dafür ein eigner kurzer Ausdruck geprägt. *θέαν καταλαμβάνειν* heißt bei'm Demoſthenes (contra Mid.) ſich eines fremden Sitzes bemächtigen.

gelangweilt, und wäre darüber hungrig geworden, ſo könnte er geſchwind nach Hauſe fliegen, dort frühſtücken, und eben ſo wieder zurückkommen.

Ein unbequemes und vielleicht gefährliches Gedränge des zuſtrömenden Volkes bei den Ein- und Ausgängen zu verhüten, war weit ſchwieriger an einem auf Felſengrund ruhenden Theatron, wie das athenische war, als an einem in der Ebene erbauten und rings herum zugänglichen. Denn hier konnte man die Eingänge von außen nach Belieben vervielfältigen. Der ganze Halbkreiß war mit Gallerien unterhöhlt; dieſe ſtiegen über einander empor, verbunden durch Treppen, die zuletzt an den Umgängen ausmündeten.

In dem atheniſchen Theatron hingegen konnten die Aufgänge ſchwerlich anderswo angebracht ſein, als neben den Hörnern; und wiederum in der Mitte des Säulenganges für die oberen Sitzreihen, wozu aber erſt der Abhang des Berges erſtiegen werden mußte. Durch die Orcheſtra einzutreten, konnte nur ein Vorrecht der obrigkeitlichen Perſonen ſein.

Die Wachen der Stabträger mochten überall aufgeſtellt werden, wo ihre Aufſicht am nöthigſten war, und wo ſie den Zuſchauern am wenigſten hinderlich fielen: an den Eingängen; oben unter dem Säulengange, von woher ſich Alles überſchauen ließ; unten am innern den Zuſchauern verborgenen Rande der Orcheſtra, dicht unter den Sitzen der Kampfrichter und Prytanen, von denen ſie Befehle zu empfangen hatten. Aber dem Suidas, deſſen tiefe Unkunde des Theaterweſens wir bereits nachgewieſen haben, werden wir es um keinen Preis glauben, daß die Stabträger, weit entfernt ſowohl von den Zuſchauern, als von den Vorſitzern, auf der Thymele geſtanden, und ſolchergeſtalt den würdigen geweiheten

Mittelpunkt eingenommen hätten, von welchem die Choreuten den Namen Thymeliker führten. *) Es wäre gerade ſo ſchicklich geweſen, als wenn man bei uns den Wachpoſten der Polizei in der königlichen Loge aufſtellte.

Uebrigens habe ich dieſe Dinge nur im Vorbeigehen erwähnt, weil ſie mit zur Vorſtellung des Ganzen gehören. Da mein Augenmerk allein auf die äußere Erſcheinung und Zierde der dramatiſchen Poeſie gerichtet iſt, ſo liegt es mir nicht ob, auf die Antiquitäten der Theaterpolizei mich näher einzulaßen. Wir haben bis jetzt die ſymmetriſche Einfaßung vorgezeichnet: nun wollen wir das Gemälde ſelbſt betrachten.

7.

Decoration und Maſchinenweſen.

Die Decoration läßt ſich, getrennt von dem Maſchinenweſen, nicht befriedigend erläutern. Wir müßen wenigſtens die Stellen ausmitteln, wo die Vorrichtungen angebracht waren, die von verſteckten Werkleuten in Bewegung geſetzt werden ſollten. Dieſe Stellen waren der Raum hinter der

---

*) Hermann (Opusc. VI. p. 148.) nennt dieß einen erſt bei den ſpäteren Schriftſtellern vorkommenden Gebrauch. Aber das Wort findet ſich ſchon bei'm Vitruvius. Apud eos (Graecos) tragici et comici actores in scena peragunt, reliqui autem artifices suas per orchestram praestant actiones. Itaque ex eo *scenici* et *thymelici* Graece separatim nominantur. Der Römer hatte dieſe Unterſcheidung, wie man ſieht, aus älteren griechiſchen Schriftſtellern geſchöpft. Der um zwei Jahrhunderte ſpätere Pollux hingegen hat das Wort ausgelaßen.

großen Decoration, die Söller der Paraſcenien, und die Hypoſcenien.

Daß der Abſtand der Decoration von dem Scenengebäude nicht ganz unbeträchtlich ſein konnte, erhellet aus dem Gebrauch der Exoſtra und des Ekkyklema; aus dem Auftreten einer oder mehrerer Perſonen auf der Diſtegie, zu deren Söller ſie durch eine im Innern angebrachte Treppe gelangten; endlich aus den Verwandlungen der Hauptdecoration, die immer nach hinten zu ſtattfanden.

Auf den Söllern der Paraſcenien ſtanden, durch die Brüſtung verſteckt, die Arbeiter, welche Blitz und Donner in Bewegung ſetzten; andre, welche die Maſchine regierten, worauf die Götter quer über das Proſcenium hinſchwebten; und ganz vorn war der Vorhang hinaufzuziehen.

Die Hypoſcenien waren, wie ſchon der Name beſagt, die nur durch Lampen zu erhellenden Räume unter der ganzen Bühne mit Inbegriff des Logeums. Eine Höhe von ſieben bis acht Fuß von dem ſteinernen Boden bis zu der durch Böcke geſtützten und mit Dielen belegten Balkenlage, worauf die Bühne ruhete, war hinreichend für die Verrichtungen der Werkleute in dieſem unterirdiſchen Gemach; und das ſtimmt genau überein mit dem vorhin dargethanen Maß der Erhöhung der Bühne über die Orcheſtra, da dieſe nur einer niedrigen Holzbekleidung bedurfte.

Hier lag die ſtarke Welle, um welche der Vorhang aufgerollt werden mußte, in demſelben Augenblicke, wo man ihn von oben herunterließ. Von hieraus ſtiegen die Schatten der Unterwelt durch eine Verſenkung empor, und verſchwanden wieder eben dahin. Der griechiſche Name iſt vom Hinaufſchnellen (*ἀναπίεσμα*) eines Ausſchnittes in dem Boden der Bühne entlehnt, wie der unſrige von der entgegengeſetzten Bewegung. Wenn die Decoration nicht verwandelt werden, ſondern durch ein Erdbeben verſinken ſollte, wovon wir ein ſehr altes Beiſpiel haben, ſo mußten deren Abſätze, auf ähnliche Art wie der Vorhang, durch einen Spalt hinunterfallen. Da die Periakten in dem Boden der Bühne befeſtigt waren, und ihre aufrecht ſtehende Achſe nicht nach oben verlängert werden durfte, ſo konnten die hindurchgeſtoßenen Enden der Achſen hier am bequemſten behufs einer Verwandlung gedreht werden. Auch ein fernes Geſchrei und Kampfgetümmel, das dem Rollen eines unterirdiſchen Donners verglichen wird (Eurip. Electra, 745—56.), konnte nur von hieraus, durch die Holzbekleidung gedämpft, täuſchend erſchallen.

Pollux giebt das Wort Hypoſcenien ohne eine Erklärung, die auch in der That entbehrlich war. Im Singular gebraucht er es für die vordere Stützwand der Bühne, deren Lage er ganz genau angiebt. Dieſer Sprachgebrauch wird dadurch gerechtfertigt, daß dieß der einzige ſichtbare Theil jenes Unterbaues war. Dennoch iſt hiebei, wo ein Mißverſtändniß kaum möglich ſchien, ein achtungswerther Gelehrter *) auf eine ſeltſame Irrbahn gerathen. Er meint nämlich, Hypoſcenium bedeute Säulengänge oder Arkaden an der inneren Fronte des Scenengebäudes gegen das Proſcenium hin, was aller ſprachlichen Analogie zuwider läuft. Hier war durchaus kein Platz zu einem Säulengange, an der attiſchen Bühne noch weniger als an der römiſchen. Aber geſetzt, man wolle die früher erörterten Säulengeſchoße des Vitruvius auch für jene gelten laßen, ſo folgt daraus noch

---

*) *Groddeck* de parasceniis et hyposceniis, in Wolfs Analekten, B. III, S. 99.

gar kein Porticus: die Säulen konnten dicht an die Wand angelehnt ſein, wie es in der damaligen Baukunſt häufig vorkommt. Der Verfaßer der Abhandlung bringt eine merkwürdige Anekdote bei, die ſeine Hypotheſe beſtätigen ſoll, aber ſie gerade auf das entſchiedenſte widerlegt. Aſopodorus, ein Kenner und witziger Kopf, fand den Geſchmack ſeiner Zeitgenoßen in der Muſik ſo verderbt, daß er den Beifall der Menge für ein untrügliches Kennzeichen einer verkehrten Ausübung der Kunſt hielt. Während er noch im Hypoſcenium verweilte, ließ ſich ein Flötenſpieler hören, und wurde lärmend beklatſcht. „Was bedeutet dieß?“ rief Aſopodorus aus: „es muß etwas ſehr Abgeſchmacktes vorgebracht worden „ſein; ſonſt hätte es der Menge nicht gefallen können.“ Wenn eine Flötenſpielerin, (Aristoph. Aves, 222. Cf. Schol.) die hinter der Decoration eine im Gebüſch verſteckte Nachtigall nachahmen ſollte, von den ſo weit entfernten Zuhörern deutlich vernommen ward, ſo mußte umgekehrt Aſopodorus, wenn er eben da ſich befand, den auf der Thymele oder vielleicht ihm noch näher auf dem Logeum ſtehenden Flötenſpieler gleichfalls vernehmen. Aber in dem Hypoſcenium (dans les souterrains de la scène) konnte er die künſtlichen Modulationen und Coloraturen des Virtuoſen nicht unterſcheiden; nur das lärmende Geräuſch des Beifalls drang durch die Ueberlage von Balken und Brettern hindurch.

Die Periakten waren zur Decoration und zu Verwandlungen dienende Werkzeuge, denen es bei den Antiquaren faſt eben ſo ſchlimm ergangen iſt wie der offnen Bahn an der Orcheſtra. Man werfe nur einen Blick auf die Grundriſſe: da wird man an jeder Seite ein einziges kümmerliches Dreieck finden, gewöhnlich noch dazu an der falſchen Stelle. Was wäre damit zu machen geweſen? Die Periakten waren decoriert und ſchloßen ſich ſeitwärts an die Hauptdecoration an, folglich mußten ſie auch eben ſo hoch hinaufgeführt ſein. Jede Seite des Dreiecks konnte ſchwerlich mehr als vier bis fünf Fuß meßen; das hätte alſo einen ſchmalen, ungefähr zehnmal ſo hohen Streif gegeben. Kann ſich wohl jemand, der nur einigermaßen über die Sache nachdenkt, überreden, die Athener hätten eine ſolche Mißgeburt des Geſchmacks geduldet? Wollte man nun durch Vergrößerung des Dreiecks ein leidliches Verhältniß zwiſchen der Höhe und Breite des perſpectiviſchen Gemäldes herausbringen, ſo wären aus den beiden Periakten ganz unbehülfliche und das Proſcenium beengende Maſchinen geworden. Die Antiquare ſind dadurch irregeleitet worden, daß Pollux, von der Decoration der einen Seite ſprechend, das Wort Periakte im Singular gebraucht, was aber collectiv zu nehmen iſt.

Die Figur der Periakten ward ſchon im Vorhergehenden beſchrieben; der Umfang der Dreiecke läßt ſich nur ungefähr ſchätzen; ihre Zahl wird nach der Tiefe des Proſceniums, d. h. nach der Entfernung der Hauptdecoration von deſſen vorderem Rande gewechſelt haben, und dieſe ward wiederum durch die Größe des Theaters im Ganzen beſtimmt. Nun iſt noch das Wichtigſte, ihre Lage auf der Bühne feſtzuſtellen. Hierüber ertheilt uns Pollux einen Beſcheid, der an Beſtimmtheit und Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt. Seine Angabe ſteht aber in Verbindung mit den fünf Eingangen für die Schauſpieler, welche ſämmtlich auf die Bühne führten. Die dem Theatron gegenüber liegende Fronte des Scenengebäudes hatte drei Thüren, denen eben ſo viele in der Decoration entſprachen, falls ſie architektoniſch war. Die durch dieſe eintretenden Schauſpieler kamen aus dem königlichen Pallaſt oder Tempel und den dazu gehörigen

Nebengebäuden, als ihrem gewöhnlichen Aufenthalt. Nun erforderte aber die dramatiſche Verknüpfung noch andre Perſonen, die als entweder aus der Stadt oder aus der Landſchaft kommend gedacht werden ſollten. Für ſolche Theilnehmer an der Handlung war an jedem Flügel des Scenengebäudes eine Thüre beſtimmt, die nach hinten zu lag, jedoch nicht ganz in dem Winkel, weil ſie vor der Decoration des Hintergrundes vorbei auf das Proſcenium führte. „Seitwärts von den beiden Thüren," ſagt Pollux, „welche die „Mittelthür einfaßen, müßen noch zwei andre ſein, eine auf „jeder Seite, neben denen die Periakten dicht aneinander in „dem Boden befeſtigt ſind." *) Das Einzige, was nach dieſer Angabe in Frage geſtellt werden kann, iſt die Richtung der Seiten-Decorationen gegen die des Hintergrundes: ob ſie nämlich mit ihr einen rechten Winkel bildeten, oder ſich in ſchräger Linie ſcheinbar an ſie anſchloßen. Ich ſage mit Fleiß ‚ſcheinbar'; denn es mußte noch ein Durchgang übrig bleiben, geräumig genug, um einen Schauſpieler mit den gewöhnlichen zwei Begleitern, oder die Träger einer Bahre, worauf ein Verwundeter lag, auftreten zu laßen. Die ſchräge Richtung iſt bei weitem die annehmbarſte: theils für die Scenographie ſelbſt, theils weil ſie der Hälfte oder zwei Dritteln der Zuſchauer, welche die mittleren Plätze im Theatron einnahmen, die Seitenbilder entgegenbrachte. Die an beiden Enden ſitzenden büßten freilich den Anblick des ihnen zunächſt Liegenden ein; aber es gieng dadurch nichts Weſentliches für ſie verloren, weil die beiden Gemälde nach einer gewiſſen

---

*) *Παρ' ἑκάτερα δὲ τῶν δύο θυρῶν τῶν περὶ τὴν μέσην, ἄλλαι δύο εἶεν ἄν, μία ἑκατέρωθεν, πρὸς ἃς αἱ περίακτοι συμπεπήγασιν.*

Regel einander entgegengeſetzt waren. Wer die Stadt gegenüber ſah, konnte auf die Landſchaft ihm zur Seite ſchließen, und eben ſo umgekehrt.

Demnach wurde durch die von der vorderen Ecke der Paraſcenien nach hinten zu vorlaufende Reihe der Periakten an jeder Seite des Proſceniums ein durch jene verkleidetes Dreieck abgeſchnitten. Dieſes konnte dazu dienen, die über einander geſchichteten Tafeln der großen Decoration nach einer Verwandlung zu bergen. Doch wurde es zuweilen auch zu wichtigeren, in die Handlung ſelbſt eingreifenden Zwecken benutzt, wie wir an dem Beiſpiele des Ajax ſehen. Die nähere Betrachtung dieſer Tragödie wird einerſeits das eben Dargelegte beſtätigen, andererſeits wird uns durch die behauptete Anordnung erſt recht anſchaulich werden, was der Dichter gezeigt und was er den Augen der Zuſchauer entzogen hat.

Vitruvius ſagt im Weſentlichen daſſelbe, nur weniger deutlich. Daran iſt ſeine Latinität Schuld, die überall der Nachſicht bedarf, der aber hier durch ein paar kleine Veränderungen der Leſeart leicht nachgeholfen werden kann. *)

---

*) Ich ſetze die Stelle wörtlich her, indem ich nur eine fremdartige Einmiſchung auslaße, und meine Vorſchläge durch Curſivſchrift unterſcheide. Ipsae autem scenae suas habeant rationes explicatas ita, uti mediae valvae ornatus habeant aulae regiae; *dextrae ac sinistrae hospitalium* (vulg. dextra ac sinistra hospitalia): secundum *eas* (vulg. ea) autem spatia ad ornatus comparata, quae loca Graeci *περιάκτους* dicunt ab eo, quod machinae sunt in iis locis versatiles trigonae, habentes in singula tres species ornationis, quae, cum fabularum mutationes sunt futurae, — — — — — —, versentur mutentque speciem ornationis in frontes: secundum ea loca versurae sunt procurrentes, quae efficiunt una a foro, altera a pe-

8.

Genellis Hypotheſe.

„Was die Scene ſelbſt betrifft“, ſagt er, „ſo mußte der „untere Theil derſelben, der auf dem Proſcenium den eigentlichen Aufenthalt der Hauptrolle darſtellte, immer meiſt in „plaſtiſcher Wirklichkeit gebildet, mithin, was die ſtarren „Theile betraf, gemeiniglich aus Holz conſtruiert werden. „Denn dieſer Aufenthalt, er mochte darſtellen, was er wollte, „griff immer mit körperlicher Wirklichkeit in das Spiel ein: „man mußte in denſelben eingehn, man mußte ſich in ihn „zurückziehn und wieder aus ihm hervortreten können. Der „obere Theil hingegen, ſo viel jene Conſtruction von der „Höhe der Scenenwand unbedeckt ließ, wurde durch ein bloß „graphiſches Bild bekleidet, das dazu diente, die anderweitigen, nicht unmittelbar in's Spiel eingreifenden Umgebungen „darzuſtellen, die zur näheren Bezeichnung der Gegend dienen konnten, worin der Aufenthalt liegen ſollte. Die ganze „Scenen-Decoration zerfiel demnach in zwei Hälften: eine „untere, plaſtiſcher Art, und eine obere, die ein flaches Gemälde war. Jene konnte wohl, nach dem was ſie vorſtellte, „oft auch der Tiefe nach das ganze Proſcenium einnehmen; „dieſe hingegen war dahinter aufgerichtet und diente jener „wie zur Rückwand.“

---

regre aditus in scenam. — Vitruvius handelt hier vom römiſchen Theater, wo alle Seiteneingänge, auch die für den Chor beſtimmten, auf die Bühne führten, weil in der Orcheſtra gar nicht geſpielt ward. Versurae procurrentes ſind die vorſpringenden Flügel des Scenengebäudes; man vergleiche den in demſelben Kapitel vorkommenden Ausdruck itinera versurarum.

Ich habe den ſcharfſinnigen Mann ſelbſt reden laßen, damit man nicht etwa glaube, ich wolle mir durch die Art der Auffaßung die Widerlegung erleichtern, die mir durch das Bisherige ſchon genug vorbereitet zu ſein ſcheint.

Das iſt richtig: wo ganz nahe liegende Gegenſtände vorgeſtellt werden ſollen, mit denen die handelnden Perſonen in unmittelbare Berührung kommen, z. B. ein von ihnen bewohnter Pallaſt, ein Gezelt, ein Tempel, woraus ſie hervortreten und in deſſen Heiligthum ſie eingehn, da muß das nachahmende Gemälde in gleicher Größe mit der gewohnten Wirklichkeit ausgeführt werden: ſonſt würde ein Mißverhältniß entſtehn. Auch hatte der atheniſche Scenograph bei einer architektoniſchen Hauptdecoration gar nicht nöthig, zu einer nur durch die Ferne gerechtfertigten Verkleinerung ſeine Zuflucht zu nehmen. Von oben beſchränkte ihn keine Decke; überdieß war ein mäßiges Verhältniß der Höhe zur Breite allgemeines Geſetz der griechiſchen Baukunſt. Die Ausdehnung des Proſceniums aber war ſo groß, daß der Maler ſeiner Architektur durch die beiden dazu gehörigen Nebengebäude und die verbindenden Einfaßungsmauern eine große Entfaltung geben mußte, um den Raum ſchicklich auszufüllen. Nur an einzelnen Theilen ward wegen des Gebrauches Körperlichkeit gefordert. Die Stufen vor der Fronte eines Tempels mußten wirklich angeſchoben ſein, ſonſt hätte der Schauſpieler ſtatt in würdiger Haltung hinabzuſteigen, einen Sprung auf die Bühne thun müßen. Die Thüren mußten zum Durchgange in der Mitte getheilte und ſich eröffnende Flügel haben, und wenn ſie ganz aufgeſchlagen, an die Mauer angelehnt ſtehen bleiben ſollten, ſo durfte nicht etwa die unbemalte Kehrſeite einer auf Blindrahmen geſpannten Leinwand zum Vorſchein kommen. Sie mußten aus Holztafeln gezimmert ſein oder zu ſein ſcheinen. Für die erhobenen Verzierungen aber aus Gold (Aves, 614.) oder andern koſtbaren Stoffen*) reichten die aufgetragenen Farben vollkommen hin. Doch, um auch nicht das Kleinſte zu übergehen, was Genellis Lehre ſcheinbar begünſtigen mag, bemerke ich, daß die auf der Mitte der Thürflügel angebrachten metallenen Ringe oder Griffe (ῥόπτρα), die man vor dem Eintreten in das Haus an ſich heranzog, wirklich vorhanden ſein mußten. Sie verſtehen ſich von ſelbſt, wiewohl ich ſie nur einmal bei einem Tragiker (Ion, 1612.), dießmal aber auf eine ſchöne und bedeutſame Weiſe, erwähnt finde.

Dergleichen Nebendinge kommen auch an unſern Decorationen vor, wo doch von perſpectiviſchen Künſten ein verſchwenderiſcher, nicht ſelten übel verſtandener Gebrauch gemacht wird. Es iſt nicht wohl abzuſehn, warum die Alten ſich dem Aufwande und der Mühſeligkeit unterzogen haben ſollten, architektoniſche Glieder aus Holz zu ſchnitzen, wenn der optiſche Schein dem Zwecke eben ſo vollkommen entſprach. Aber Genelli geht noch weiter: auch bei landſchaftlichen Darſtellungen ſoll die Kunſt die lebendige Natur zu Hülfe gerufen haben. Im Oedipus zu Kolonos nimmt der Hain der Furien den ganzen Hintergrund ein. Dazu wurden nun, wie Genelli (S. 61. f.) behauptet, Oel- und Lorbeer-Bäume und Weinreben in Gefäßen herbeigeſchafft, und dieſe Gefäße waren mit ausgeſtochenem Raſen belegt. Das ſetzt Kunſtgärten voraus nach Art unſerer Orangerien, wo aber nicht, wie bei uns, Gewächſe einer heißeren Zone, ſondern einheimiſche Bäume und Stauden in Kaſten oder Körben gezogen worden wären, die ohne Pflege in dem mütterlichen Boden

---

*) Argenti bifores radiabant lumine valvae. *Ovid.*

weit beßer gediehen; oder man mußte für den Gebrauch weniger Stunden Oelwälder und Weinberge durch Ausgraben verwüſten. Mit ſolcher Gärtnerei hätte man dennoch den ſtolzen Wuchs der Lorbeern, das ſtämmige Alter der Oelbäume, umrankt von niemals geſchneitelten Reben, alles üppig und wild durch einander, kurz das undurchdringliche Laubgewebe des heiligen Haines nimmermehr erreicht.

Genelli gründet ſich auf eine Stelle in den Verwandlungen des Appuleius,*) wo ein pantomimiſches Ballet, das Urtheil des Paris, als auf dem Theater zu Korinth aufgeführt, beſchrieben wird. Die Decoration war wie natürlich der Berg Ida. Auf ſeinen bewaldeten und bebuſchten Höhen ſah man einige Ziegen graſen; Paris war ja ein Hirt. Auf dem vielquelligen Ida durfte ein Bach oder Bergſtrom nicht fehlen, der, in ein Felsbecken geſammelt, ſich dann weiter hinab ergoß. Nach vollendetem Tanze verſank die ganze Landſchaft unter die Bühne. Genelli nimmt dieß alles für körperlich ausgeführt: grüne Bäume und ſchmackhaftes Gras für die weidenden Ziegen; dergeſtalt, daß er ſogar auf einen Abzugskanal für das hinabſtrömende Waßer bedacht iſt: denn ſonſt wären freilich die Werkleute im Hyposcenium mit einer Ueberſchwemmung bedroht geweſen. Ich kann die Körperlichkeit in der Beſchreibung des Sophiſten nicht finden: ich ſehe nichts als eine rhetoriſche Figur, daß das täuſchend Gemalte als wirklich geſchildert wird. Geſetzt aber, jene Auslegung ſei die richtige, ſo würde dieß noch keineswegs zu einem ſechs Jahrhunderte rückwärts überſpringenden Schluß auf die alte attiſche Bühne berechtigen. Ein üppiges Ballet, wobei es bloß auf das Ergötzen der Augen abgeſehen war, mochte immerhin ſo bunt aufgeputzt werden, wie ein koſtbarer Tafel-Aufſatz oder eine Weihnachtsbeſcherung für Kinder. Auch bemerken wir, wiewohl auf einem Theater von griechiſcher Bauart, die Einwirkung des römiſchen Luxus. Von dem Gipfel des Ida wird Krokuswein hoch in die Luft geſpritzt, um die Zuſchauer zu erfriſchen. Hier zeigt ſich nun die Uebertreibung des Romanſchreibers: das weiße Fell der Ziegen ſoll davon gelb gefärbt worden ſein. Dazu wäre eine wahre Katarakte von Krokuswein nöthig geweſen, da doch die wohlriechende Flüßigkeit, im Fallen zerſtoben, nur wie ein leichter Thau herabkam.

---

*) Appul. Metamorphoseon Lib. X, ex rec. Oudend. p. 734. sqq.

Genelli nimmt an, der Berg Ida habe das ganze Proſcenium eingenommen: Dieß könnte auch nicht anders ſein, wenn die gelinden oder ſteilen Abhänge mit dazwiſchen liegenden ebenen Plätzen und Thalgründen in Zimmerwerk ausgeführt waren. Dadurch wäre jedoch der Raum für die Tänzer allzu ſehr beſchränkt worden.

Endlich bietet ſich hier eine unüberwindliche Schwierigkeit dar: das bunte Gemälde verſinkt am Schluße des Schauſpiels: dieß konnte nicht durch ein paar Spalten im Boden der Bühne geſchehen. Mit der, von einem, nach allen Richtungen ausgedehnten, Gerüſte getragenen Laſt mußte das ganze Proſcenium zugleich verſinken: und was hätte dann die Lücke ausgefüllt? Mein Vorgänger beruft ſich auf den Prometheus; ich will der beſondern Erörterung nicht vorgreifen, hoffe jedoch deſſen ſceniſche Darſtellung ohne ſo weitläuftige Anſtalten zu erklären.

Vieles ließe ſich gegen Genellis Hypotheſe einwenden; auch von Seiten des guten Geſchmacks, dem ſchwerlich ein aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſtücktes Werk zuſagen könnte. Doch wozu Gründe häufen, da der Beweis der Unmöglichkeit zur Widerlegung hinreicht? Was mühſam herbeigeſchleppt war, mußte eben ſo durch die Thüren des Scenengebäudes fortgeſchafft werden, um einer neuen Anordnung der Scene, die ebenfalls körperlich und ſchwer zu handhaben war, Platz zu machen. Das Getümmel der Laſtträger und der Werkmeiſter auf der Bühne hätte in der Mitte eines Schauſpiels eine große Störung gemacht und die empfangenen Eindrücke zerſtreut. Genelli ſieht auch ein, daß ſolche Anſtalten verſteckt werden mußten, und läßt das Auläum hinaufziehn. Die Dauer der Unterbrechung wäre auch ſo dieſelbe geblieben: ohne Zeitverluſt konnte es nicht abgehn. Nun wißen wir aber ganz zuverläßig (Virgil. Georg. III, 21—25.), daß Verwandlungen der Scene vor den Augen der Zuſchauer bewirkt wurden, und zwar vermöge eines leichten Organiſmus in wenigen Augenblicken. Hätten aber auch die dramatiſchen Dichter jede Ortsveränderung im Laufe desſelben Stücks vermieden, was keineswegs der Fall war, ſo mußte doch für jedes folgende eine neue Scene dargeſtellt werden. Die Länge der Komödien ſowohl als der Tragödien wechſelt von eilfhundert bis zu achtzehnhundert Verſen. Da der gemeßenen Recitation noch beträchtlich viel Geſang eingemiſcht war, ſo dürfen wir die mittlere Dauer der Aufführung nicht auf weniger als drittehalb Stunden ſchätzen. Vier Schauſpiele wurden an Einem Tage aufgeführt; das große Feſt fiel ungefähr in die Zeit der Nachtgleiche: folglich blieb für die Erholung der Zuſchauer und die neue ſceniſche Einrichtung jedesmal nur eine halbe Stunde übrig, die zu jenen ſchwerfälligen Vorrichtungen nicht ausgereicht hätte.

Die irrigen Folgerungen, die bei einem ſolchen Vorderſatze nicht ausbleiben konnten, namentlich die Behauptung, die Ausſicht auf die nähere und weitere Ferne, auf die Heimat und die Fremde, ſei nicht zur Rechten und Linken der Schauſpieler angebracht geweſen, ſondern vermittelſt eines von dem Maler angenommenen Horizontes hinter ihren Rücken und über ihr Haupt zurückgeworfen worden: dieſe und andere Folgerungen werden wir durch die ausdrücklichen Angaben der Dichter über die ſichtbare Umgebung der Handlung zur Genüge beſeitigt finden.

9.

Scenographie.

Man weiß, oder vielmehr man erinnert ſich noch allenfalls, ja es wäre nicht viel daran verloren, wenn man es ganz vergeßen hätte, wie viel darüber geſtritten worden iſt, ob die Alten die Perſpective gekannt haben, oder nicht. Die Verneinung iſt, genau genommen, widerſinnig: denn ohne Kenntniß von den Grundlagen der Linear-Perſpective, und dem allgemeinen Geſetz der Beleuchtung fällt es unmöglich, ſelbſt die einfachſten von ebenen oder krummen Flächen umſchloßenen Körperformen richtig zu zeichnen, und Licht und Schatten innerhalb der Umriſſe gehörig zu vertheilen. Folglich fiele ſomit alle Malerei weg. Gleichwohl iſt jene Verneinung ſogar von berühmten Männern ſehr zuverſichtlich vorgebracht worden. Namentlich von Leſſing im Laokoon (1766), und ein paar Jahre ſpäter in den antiquariſchen Briefen. Nachdem er dort höchſt übereilt abgeurtheilt hatte, ſetzt er hier von neuem an; zweimal ſpielt er ſeine beiden Trumpfe aus: nämlich die Beſchreibung des Pauſanias von den Malereien des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und die Incorrectheiten der herculaniſchen Wandgemälde. Im Laokoon (S. 274.) ſagt Leſſing: „Die zwei großen „Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaßen hat, „waren offenbar ohne alle Perſpective. Dieſer Theil der „Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen.“ Ferner (S. 277.) „Die Grundfläche in den Gemälden des Polygnotus „war nicht horizontal, ſondern nach hinten zu ſo gewaltig „in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hintereinander zu ſtehen ſcheinen ſollten, übereinander zu ſtehen ſchienen.“ — Hierdurch wird nichts weiter ausgeſagt, als daß Polygnotus einen hohen Horizont angenommen habe. Ein hoher Horizont iſt aber an ſich kein Verſtoß gegen die Perſpective: dem Künſtler ſteht die Wahl frei; wiewohl wir zugeben mögen, daß die Annahme eines hohen Horizontes für die Maler des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts zuweilen ein Nothbehelf geweſen iſt, um Schwierigkeiten zu umgehen, die zu überwinden ſie ſich nicht getraueten. Die Behauptung würde auch dann nicht zuverläßig ſein, wenn Alles von unten bis dicht an die Decke des Säulenganges Ein zuſammenhängendes Gemälde geweſen wäre. Denn wenn der Vorgrund in der Ebene liegt, dahinter aber eine Anhöhe emporſteigt, ſo müßen allerdings auch bei einem niedrigen Horizont die entfernten Figuren über den Köpfen der vorderen erſcheinen. Und wie ſoll denn die Grundfläche, d. h. der Boden, worauf die Figuren geſtellt ſind, an einer ſenkrecht ſtehenden Wand oder Tafel horizontal ſein? Auch wenn die Grundfläche eine vollkommen wagerechte Ebene vorſtellt, z. B. den marmornen Fußboden eines Tempels oder den getäfelten eines Sales, muß ſie bis zu dem Horizont hinaufgeführt werden: es ſei denn, daß der Horizont mit dem unterſten Rande des Bildes zuſammenfiele, was zwar thunlich, aber geſchmacklos iſt. Die obigen Worte verrathen zur Genüge die gränzenloſe Verworrenheit der Begriffe, worin Leſſing damals befangen war. In den antiquariſchen Briefen ſuchte er einzulenken, und jenem ungeſchlachten Satze einen leidlicheren Sinn unterzulegen; aber das ſtarre Gänzlich ließ ſich nicht wegräumen. Mittlerweile hatte er auch, um auf den Kampf mit ſeinem Gegner Klotz beßer gerüſtet zu ſein, in Lehrbüchern der Perſpective geblättert, an klarer Einſicht jedoch wenig gewonnen. Er iſt immer noch ein Blinder, der andern Blinden den Staar ſtechen will.

Seitdem Goethe ſo einſichtsvoll über jenes große Werk geſprochen, und eine durch geſchickte Künſtler verſuchte, in mancher Beziehung ſehr lobenswerthe Reſtauration aus der Idee hervorgerufen; ſeitdem Letronne in ſeiner vortrefflichen Schrift über die Wandmalerei der Griechen darauf zurückgekommen iſt: ſcheint es faſt überflüßig, noch irgend eine Bemerkung über die Ungültigkeit des erſten Beweisgrundes nachzutragen. Jetzt weiß jeder, der die alte Kunſtgeſchichte nur eben mit den Lippen berührt hat, daß Polygnotus einer der früheſten Verbeßerer der Malerei war, die mehr als ein Jahrhundert nach ihm, im Zeitalter Alexanders des Großen, alſo weit ſpäter als die Bildnerei, unter den Griechen zur höchſten Vollendung gedieh. Sowohl in Bezug auf die Stufe der Kunſt, als auf die Form des Gebäudes möchten jene Bilderreihen in der Leſche mit den Malereien am Campo santo in Piſa ſich nicht unſchicklich vergleichen laßen. Was würde man von der Logik eines vermeinten Kunſtkenners ſagen, der nichts andres als die letztgenannten geſehen hätte, und nun daraus folgerte, die Vollkommenheiten, die er hier vermißte, müßten auch den Werken der Meiſter des ſechszehnten Jahrhunderts mangeln?

Die herculaniſchen Kunſtſchätze ſind ſeit Leſſings Zeit durch Ausgrabungen in den verſchütteten Städten vielfach bereichert worden; und die erweiterte Vergleichung ſetzt uns in den Stand, ein allgemeines Urtheil zu fällen. Dieſe Wandgemälde rühren aus einem Zeitalter her, wo die Kunſt die Hervorbringungen des ſchöpferiſchen Genius, wie eine reiche Erbſchaft, bequem benutzt, mit ihrem Widerſcheine glänzt, aber auch leicht in eine oberflächliche Manier auszuarten pflegt. Die Maler, mehr in Werkſtätten geübt, als in Kunſtſchulen wißenſchaftlich unterrichtet, hatten ihre Einbildungskraft durch den Anblick unzähliger Werke verſchiedenen Ranges, doch ſämmtlich noch aus einer guten Zeit, mit den anmuthigſten Bildern der Mythologie bevölkert, die ihr Pinſel wie ein ergiebiges Füllhorn ausſchüttet. Allein ſie malten aus dem Stegreif: daß ſie keine Cartone gezeichnet, keine gründlichen Studien zu den einzelnen Gemälden gemacht, das lebende Modell nicht zu Rathe gezogen haben, erkennt man gar bald. Jugendliche Schönheit, ſittſam nackt oder lüſtern bekleidet, war ihr Lieblingsgegenſtand, das Uebrige Nebenſache, ſo ſehr, daß ſie nicht nur ſchwebende Figuren, ſondern auch tanzende und ſpringende Gruppen ohne alle Unterlage auf einem einfärbigen Hintergrunde hervorgehoben haben.

Die zur Bezeichnung des Schauplatzes der Handlung unentbehrlichen Umgebungen, ein Stück äußerer oder innerer Architektur, Baumgruppen, Felſenpartien, eine Ausſicht auf das Meer, ſind leicht hingeworfen. Mit der Richtung der meßbaren Linien, woran jeder Fehler ſogleich in die Augen fällt, haben dieſe Maler ſich nicht ſonderlich den Kopf zerbrochen, wohl gar, des Effectes wegen, die Regel abſichtlich verletzt. Ihnen hieraus ein Verbrechen zu machen, wo uns ſo viel Gefälliges, ja Bezauberndes dargeboten wird, iſt eine wahre Pedanterei. Vielmehr muß es in Erſtaunen ſetzen, daß eine untergeordnete Klaſſe von Kunſtgenoßen, Zimmerverzierer in den Privathäuſern mäßiger Landſtädte, ſo viel künſtleriſchen Sinn und einen ſo edlen Geſchmack erwerben konnte.

Ein einziges unter den bisher ausgegrabenen Werken, die Alexander-Schlacht, in Moſaik zu Pompeji, dürfen wir mit Fug und Recht als eigentliche Copie eines berühmten Originals anſprechen, ja wir können mit ziemlicher Gewißheit deſſen Urheber Philoxenus, einen Schüler des Nikomachus nennen *). Hier finden wir uns in eine unendlich höhere Region der Kunſt verſetzt. Welche Kühnheit der Gruppierung in dem Schlachtgewühl! welche Tiefe der individuellen und nationalen Charakteriſtik! welche Gewalt im Ausdrucke der Leidenſchaften! Vor dieſem erhabenen Meiſterwerke möge, wer die Malerei der Griechen auf's Gerathewohl herabgewürdigt hat, dem helleniſchen Genius knieend Abbitte thun.

Unter einſichtsvollen Kennern der Kunſtgeſchichte des klaſſiſchen Alterthums können abweichende Meinungen nur

---

*) Plin. H. N. Lib. XXXV, c. 36; 45. Discipulos habuit (Nicomachus) Aristidem fratrem, et Aristoclem filium, et *Philoxenum* Eretrium, cuius tabula nullis postferenda, Cassandro regi picta, continuit *Alexandri proelium cum Dario.* Hr. Letronne hat, ohne Zweifel durch einen Gedächtnißfehler, ſtatt des Philoxenus den Ariſtocles genannt, Lettres sur la peinture historique murale, p. 152. Wenn unſere Annahme von dem Original der Moſaik richtig iſt, ſo wird dadurch die Behauptung des geſchmackvollen Antiquars, die auf Holz gemalten Bilder der Alten ſeien nur von geringem Umfange geweſen, auf einmal beſeitigt. Das Original konnte nach der Eroberung von Macedonien weggeführt worden ſein; es zierte vielleicht den Landſitz eines vornehmen Römers in Unteritalien, wo es dann der Moſaik-Arbeiter für ſeine Copie in der Nähe gehabt hätte.

über die Frage hervortreten, wie weit die Alten zu verſchiedenen Zeiten es in der Perſpective gebracht haben. Hierbei muß man wiederum die künſtleriſche Ausübung von der Theorie ſorgfältig unterſcheiden. Denn es könnte leicht ſein, daß jene dieſer vorangeeilt wäre. Die Malerei iſt, nach dem allgemeinſten Begriffe, die Kunſt, die Erſcheinung körperlicher oder überhaupt ſichtbarer Gegenſtände auf eine Fläche zu übertragen, und ihr durch die Nachahmung Dauer zu verleihen. Die Perſpective ſoll das dabei zu beobachtende Verfahren aus den Geſetzen des Sehens ableiten. Die Anlage zum Maler hingegen beſteht in der Fähigkeit, ſich des optiſchen Scheines bewußt zu werden, ihn in der Erinnerung feſtzuhalten, ja ihn aus der Einbildungskraft für nicht gegenwärtige oder bloß erdichtete Dinge hervorzurufen. Die Theorie vermag nur die Nothwendigkeit deſſen zu erweiſen, was ſchon in der unmittelbaren Wahrnehmung des geübten Sinnes liegt. Der Maler kann alſo gar wohl das Richtige treffen, ohne die Methode zu kennen, die ihn vor Abirrungen ſichern ſoll. Was ein ſcharfer und geübter Sinn auf den erſten Blick entſcheidet, das kann der Lehrer der Perſpective erſt durch den weitläuftigen Umweg geometriſcher Demonſtrationen wiederfinden. Ich lege hierauf einigen Nachdruck, weil Sulzer, der zwar kein ſcharfſinniger Kritiker, aber doch kein gedankenloſer Nachſprecher war, Leſſingen bedingter Weiſe beitritt. „Daß die Alten,“ ſagt er, „es in der Wißenſchaft „der Linear-Perſpective eben nicht weit gebracht haben, ſieht „man aus der ſchwachen Perſpective des ſonſt wahrhaftig „großen Euklides deutlich genug“ *). Mit dieſer Schwäche

---

*) Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. Art. Perſpective am Schluß.

mag es ſeine Richtigkeit haben: allein ich läugne aus obigen Gründen die Gültigkeit der Folgerung.

Ferner bleibt zu erwägen, ob nicht die Alten gewiſſe Aufgaben, die von den Neueren ſchon im ſechszehnten Jahrhundert gelöſt worden ſind, abſichtlich bei Seite geſtellt haben, weil ſie den Werth eines Kunſtwerkes nicht nach der überwundenen Schwierigkeit, ſondern nach dem gefälligen Eindrucke ſchätzten? Perſpectiviſche Deckengemälde, wo die Ausſicht nach oben geöffnet wird, haben ſie gewiß nicht gehabt, und ſchwerlich hätten ſie gemalte Kuppeln, wie die des Correggio in Parma, gebilligt.

Das wird von vorn herein zugeſtanden, daß die hiſtoriſche Malerei der Griechen, bevor ſie ihre ſelbſtändige Vollendung erreichte, dem Basrelief Schritt vor Schritt nachgefolgt iſt. Wie dieſe Art der Bildnerei, ließ ſie die Umgebungen der lebenden Geſtalten ganz weg, oder deutete ſie nur flüchtig an, zog die Profilſtellung und den Vordergrund vor, vermied die zurückfliehenden Gruppen und wußte nichts von Fernen. Bei den Neueren fand das Gegentheil ſtatt: die Bildnerei griff in das Gebiet der Malerei hinüber, ſie ließ ſich von ihr auf eine Irrbahn verleiten. So kamen Basreliefs zum Vorſchein, wo ganze Schichten von Köpfen ſich über einander aufthürmen, und der obere Raum mit architektoniſchen Linien in allen möglichen Richtungen, oder mit Landſchaft angefüllt iſt; wobei es dann auch an gemeißelten oder in Erz gegoßenen Wolken nicht zu fehlen pflegt. So blieb es von den bewunderten Pforten des Ghiberti an bis zum Algardi, ja noch viel ſpäter, bis durch das Studium der Antike richtigere Begriffe von den Gränzen der beiden Künſte verbreitet wurden.

Als nun in Athen durch die Anforderungen der dramatiſchen Dichtung die Scenographie hervorgerufen ward, mußte die Malerei eine der früheren ganz entgegengeſetzte Richtung nehmen. Was bisher ihr einziges Augenmerk geweſen war, die Aufſtellung lebender Geſtalten, fiel ganz weg, weil die Schauſpieler erſt die Bühne bevölkern ſollten die Umgebung, architektoniſche oder landſchaftliche, ward zur Hauptſache. Zum Glück war die allgemeinſte und wichtigſte Aufgabe ziemlich leicht: der Maler durfte nur bei dem Baumeiſter in die Schule gehen. In zweiundzwanzig Tragödien unter zweiunddreißig der Nachwelt aufbewahrten, bewegt ſich die Handlung vor einem Pallaſt oder in einem Tempel. Gleich nach den perſiſchen Kriegen nahm die Baukunſt in Griechenland einen hohen Aufſchwung. Im ſtolzen Gefühl der errungenen Freiheit, durch die Kriegsbeute an Sklaven und andern Gütern bereichert, wollten die Hellenen ihre Wohnſitze mit dauerhaften Denkmälern ausgeſchmückt ſehen. Karthagiſche Kriegsgefangene waren die Werkleute der herrlichen Tempel von Agrigent. Die Krone Athens, der Parthenon und die Propyläen, wurden während der Blüthezeit der dramatiſchen Kunſt errichtet. Es iſt nicht denkbar, daß ſo vollendete Gebäude, deren Schönheit in der harmoniſchen Gliederung beſteht, ohne geometriſche Aufriſſe, Orthographien, ausgeführt worden wären. Vermöge der Einrichtung der Bühne konnte der Scenograph, ja er mußte eine ſolche Anſicht der Tempel und Palläſte geben, wobei die perſpectiviſche Abbildung ſich der geometriſchen am meiſten nähert *).

---

*) Vitruvius unterſcheidet die drei Arten architektoniſcher Zeichnung, ichnographia, orthographia, scenographia, kurz, und bei dem letzten Begriff nicht ohne einige Dunkelheit. Die erſte Art, der Grundriß, geht uns hier nicht an. Orthographia est erecta frontis imago modiceque picta (ex) rationibus operis futuri figura. Modice

Die vornehmſten Zuſchauerſitze, an der Mitte des innern Halbkreißes, lagen ohngefähr in der Entfernung von der Decoration, wohin man zurücktreten muß, um die ausgedehnte Fronte eines gegenüberliegenden Gebäudes in Einen Ueberblick zuſammenzufaßen. Auf dieſe Stelle bezog der Scenograph ſeinen Geſichtspunkt und ſeinen Horizont, den er niedrig, in der Höhe einer menſchlichen Statur, annahm. Der gemalte Pallaſt oder Tempel mit ſeinen Nebengebäuden lief dem Durchmeßer des Halbkreißes vorn an der Orcheſtra parallel. Die kürzeſte Linie, von dem Geſichtspunkte dahin gezogen, macht mit der Fronte einen rechten Winkel; der Augenpunkt fiel alſo auf das Obertheil der Mittelthüre.

Wenn nun das gemalte Hauptgebäude und die Nebengebäude ſich dicht aneinander ſchloßen, wie aus vielen Zügen erhellet, daß dieß wirklich der Fall war; oder wenn die

---

heißt nach dem wahren Verhältniſſe der Maße, ohne Rückſicht auf die Erſcheinung. Futuri operis, ſagt Vitruvius bedeutſam, weil der geometriſche Aufriß vor der Ausführung des Baues entworfen werden muß. Scenographia iſt ihm jede perſpectiviſche Zeichnung, ſie möge nun für die Bühne beſtimmt ſein, oder nicht. Scenographia est frontis et laterum abscedentium adumbratio, ad circinique centrum omnium linearum responsus. Eine perſpectiviſche Zeichnung kann nur vermittelſt der Beleuchtung ihre volle Wirkung thun; deswegen ſagt er adumbratio. Sie kann zugleich die Fronte und das Profil eines viereckigen Gebäudes zeigen, aber nur in einer ſchrägen Stellung, folglich mehr oder weniger verkürzt. Circini centrum iſt der Augenpunkt; der Begriff des Horizontes iſt übergangen. Vitruvius hat bei dem zweiten Satze offenbar eine andre Aufgabe im Sinne gehabt, als bei dem erſten: nämlich eine der Fronte gerade gegenüber entworfene perſpectiviſche Zeichnung. Denn im Bilde laufen nur ſolche Parallel-Linien der Wirklichkeit, in Gedanken fortgeſetzt, in dem Augenpunkt zuſammen, welche in der Grundebene liegen und die Grundlinie in rechten Winkeln durchſchneiden.

Zwiſchenräume durch Einfaſſungsmauern gedeckt wurden, ſo erſchien nichts als die Fronte, und es war keine Gelegenheit da, die rückwärts liegenden Theile, die Flanken, in ihrer Verkürzung darzuſtellen. Jeder kann ſich dieß durch die Betrachtung wirklicher, weit ausgedehnter Gebäude anſchaulich machen. Ich wähle z. B. die Tuilerien vom Carrouſel-Platze her, in gehöriger Entfernung, der Mitte gerade gegenüber, angeſchaut. Dieſer Pallaſt läßt ſich, zwar nicht in Bezug auf den fehlerhaften Geſchmack, wohl aber wegen der Ausdehnung in die Länge, wegen der ſymmetriſchen Gliederung der ſcharf abgegränzten Theile, und wegen der Hervorhebung der Mitte und der beiden Enden durch einen höheren Bau, mit der Hauptdecoration einer attiſchen Tragödie einigermaßen vergleichen.

Der Scenograph konnte eben ſo wenig, als der Architekt, eine Zeichnung in verjüngtem Maßſtabe entbehren, ehe er an die Ausführung gieng, um den beſtimmten Raum, den ſein Gemälde ausfüllen ſollte, gehörig zu vertheilen. Dieß Gemälde konnte er in der beabſichtigten Größe nicht auf eine untheilbare Fläche auftragen, wie bei Wandmalereien: er brauchte dazu Streifen von Leinwand oder Bretter, die ſich nachher an einander fügen ſollten, deren Zahl alſo auf ſeinem Entwurfe durch ſenkrechte Linien bezeichnet ſein mußte. In Einem Stücke hatte er aber einen großen Vortheil vor dem Baumeiſter voraus. An einem geometriſchen Aufriß läßt ſich nicht immer mit Sicherheit beurtheilen, wie das Gebäude, im Großen verwirklicht, an dem beſtimmten Platze ſich ausnehmen wird. Iſt man aber mit der mühſamen Ausführung in Stein einmal vorangeſchritten, dann iſt es zu ſpät, um die nun erſt entdeckten Fehler zu verbeßern. Der Scenograph hingegen, bei ſeiner flüchtigen Arbeit, brauchte hierzu nur einen naßen Schwamm. Eine feine Ausführlichkeit wäre für die entfernten Zuſchauer verloren geweſen: er bedurfte breite und derbe Pinſelſtriche und ſchroffe Uebergänge der Tinten. Für die Täuſchung war eine kräftige und durch das Ganze hindurchgehende Beleuchtung die Hauptſache. An Schließung des Lichtes war nicht zu denken: unſere Maler bewirken dieſe durch Schattenpartieen, die ſie willkürlich in den Vorgrund ſetzen; der Scenograph aber hatte keinen Vorgrund, da die Architektur in gerader Linie fortlief. Auch bei andern maleriſchen Darſtellungen fällt die Forderung, das Licht zu ſchließen, in gleichem Grade mit dem größeren Umfange des Bildes weg. Der Scenograph, der ſein Werk im Freien ausſtellte, konnte keine Rückſicht auf die während der Aufführung mehrerer Schauſpiele wechſelnden Tageszeiten nehmen. Wenn er das Licht ſeitwärts einfallen ließ, jedoch etwas von oben her und mit einer geringen Neigung gegen die Hauptlinie, ſo behielt er hinreichende Maſſen von Schatten, um den Schein der Rundung an gewiſſen Theilen, z. B. an den Säulen, zu bewirken; dieß hatte zugleich den Vortheil, daß die Schlagſchatten der vorragenden oder gänzlich freiſtehenden Glieder auf die Wandfläche zurückgeworfen wurden. Vitruvius ſagt in einem Abſchnitte, wo er von den optiſchen Täuſchungen handelt: „So ſcheinen an den gemalten Scenen die „Abſtände der Säulen, die Vorſprünge der Kragſteine und „Karnieße, die Geſtalten der Bildſäulen hervorzuragen, wie„wohl alles unbezweifelt eine nach der Richtſchnur gemeßene „ebene Tafel iſt“ *).

---

*) Quemadmodum etiam in scenis pictis videntur columnarum proiecturae, mutulorum cephorae, signorum figurae prominentes, cum sit tabula sine dubio ad regulam plana. (L. VI, cap. 2.) Man

Die Decorationen, welche die Bühne auf drei Seiten einfaßten, fielen dem Zuſchauer auf einmal in die Augen, und ſollten zuſammen Ein Ganzes bilden. Es durfte alſo nichts Widerſprechendes darin vorkommen. Wenn nun die oben beſchriebene Beleuchtung auch auf die beiden Seitendecorationen angewandt ward, ſo mußte ſie, vermöge deren verſchiedener Aufſtellung, eine andere Wirkung hervorbringen. Die eine trat in ein volleres Licht, die andere wich in den Schatten zurück. Dieſer Gegenſatz wurde durch die Hauptdecoration vermittelt; und da die Nebenbilder mehr oder weniger entfernte Gegenſtände vorſtellten, ſo waren hier ohnehin gedämpftere Farbentöne erforderlich. Der Maler brauchte nicht zu einem hohen Horizont ſeine Zuflucht zu nehmen, um die vorgeſchriebene Höhe genugſam auszufüllen. Rechts ward in den Tragödien gewöhnlich die Stadt abgebildet, wo das Königsgeſchlecht ſeinen Sitz hatte. Am häufigſten kommen Thebe, Argos, Athen, Korinth vor; und dieſe Städte, in der Ebene oder am Abhange liegend, ſchloßen ſich an eine Felſenburg an, die gleichſam ihre Krone war. Links war das Gemälde landſchaftlicher Art, ein Gebirge, das Meer, ein Fluß, oder ſonſt etwas dergleichen *). Beide Bilder konnten ihren Vorgrund haben, hinter welchem ſich dann eine weitere Ausſicht öffnete. Bei der Abbildung der Stadt war allerdings Kenntniß der Linear-Perſpective anwendbar: Mauern und Thürme, Thore, Tempel und andere Gebäude

---

könnte dieſe merkwürdige Stelle auch gegen Genellis Hypotheſe von der Körperlichkeit der ſceniſchen Architektur verwenden, wenn ſie nicht durch die früher angeführten Beweiſe ſchon genugſam widerlegt wäre.

*) Poll. Onomast. Lib. IV. c. XIX. §. 131. *Κατεβάλλετο δὲ (τὰ καταβλήματα) ἐπὶ τὰς περιάκτους ὄρος δεικνύντα, ἢ θάλατταν, ἢ ποταμόν, ἢ ἄλλο τι τοιοῦτον.*

mußten durch die Entfernung verkleinert und vermöge ſchräger Stellungen in einer Verkürzung erſcheinen. Für die täuſchende Darſtellung einer Landſchaft kam es mehr auf Beobachtung der Luftperſpective an. Der Maler konnte hier ſein Bild ſo reich und mannichfaltig ausſtatten, wie es ihm beliebte, z. B. hinter Bäumen oder Gebüſch bewaldete Hügel, in der Ferne noch höhere Gebirge oder Felskuppen anbringen, ohne von dem niedrigen Horizont abzuweichen. Nur in dem Falle, daß ihm aufgegeben war, das Meer und nichts als das Meer darzuſtellen, konnte ein Mißverhältniß entſtehn. Denn da der Horizont mit der Gränze zuſammenfällt, wo Luft und Waßer ſich zu berühren ſcheinen, ſo hätten die Wellen nur einen ſchmalen Streif am unteren Rande des beträchtlich hohen Bildes angefüllt, und ein großer leerer Raum wäre für den heitern oder bewölkten Himmel übrig geblieben. Auch ſehen wir, daß die herculaniſchen Maler, wo ſie einen freien Anblick auf das uferloſe Meer öffnen mußten, zuweilen einen hohen Horizont gewählt haben; ſogar im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, wenn nämlich die Gruppe im Vordergrunde aus dem gewöhnlichen niedrigen Geſichtspunkte genommen war*). Geübten Betrachtern kann der Fehler nicht entgehen; andern fällt er vielleicht nicht ſtörend auf, weil man in der Natur zum Anblick des Meeres den Begriff der Unermeßlichkeit mitbringt, und daher leicht eine ausgedehntere Fläche zu ſehen glaubt, als man wirklich ſiehet.

---

*) So iſt in zwei ſchönen Darſtellungen der auf Naxos verlaßenen Ariadne, und bei der Gruppe von Phrixus und Helle die Wellengränze nahe an den oberen Rand des Bildes gerückt. (Mus. Borbon. Vol. VIII, Tav. 4. Vol. XI, Tav. 34. Vol. VI, T. 19.) Meiſtentheils haben jedoch die Maler die Ausſichten auf das Meer aus dem richtigen Standpunkte gefaßt.

Indeſſen konnte der Maler auch da, wo eine unbewohnte Küſte geſchildert werden ſollte, wie im Prometheus und Philoktetes, oder wie es in der verlornen Andromeda des Euripides der Fall war, zu Felſenpartieen als einem Theil des Ufers oder eines Vorgebirges ſeine Zuflucht nehmen. Mit Seehäfen, die Pollux ausdrücklich unter den Gegenſtänden der Nebenbilder nennt, hatte es noch weniger Schwierigkeit. Wodurch hätte ein Hafen beßer kenntlich gemacht werden können, als durch die vor Anker liegenden oder in der Nähe ſegelnden Schiffe? Und dieſe ragten ja auch bei einem niedrigen Horizonte über die Waßergränze hinauf.

Pollux bedient ſich bei der Vertheilung der Decoration der Ausdrücke rechts und links. Dieſe ſind aber, an ſich und ohne eine nähere Beſtimmung, die er nicht giebt, zweideutig: ſie können entweder auf die Zuſchauer oder die ihnen entgegentretenden Schauſpieler bezogen werden. Die eine oder die andere Annahme wäre auch ziemlich gleichgültig, da der Gegenſatz der Nebenbilder doch derſelbe bleibt, wenn nur die Unterſcheidung folgerecht durchgeführt iſt. Dieß ſcheint aber in dem vorliegenden Text des Pollux, vermuthlich durch Schuld der Abſchreiber, nicht beobachtet zu ſein; ich ſchließe aus dem Zuſammenhange, daß die beiden Wörter ein paarmal ihre Stelle vertauſcht haben. Ich nehme die Beziehung auf die Zuſchauer als die natürlichſte an. Nun heißt es: „Wenn die Periakten ſich herumdrehen, ſo verändern die an „der rechten Seite den Ort, beide zuſammen aber verwandeln „die Gegend." Hierbei iſt kein Mißverſtandniß möglich. Der Gloſſograph ſagt nicht gerade, daß die Verwandlung der Scene nur theilweiſe vollbracht worden ſei; ich ſehe aber nicht ein, warum dieß nicht in gewiſſen Fällen hätte geſchehen dürfen, wenn nämlich die Periakten der linken Seite nur eine unbeſtimmte Landſchaft, z. B. Wald und Hügel, zeigten. Die gewöhnlichſte Beſchaffenheit des tragiſchen Schauplatzes war ein königlicher Pallaſt in der Mitte zwiſchen der Stadt, wozu er gehörte, und einer Ausſicht in die Ferne. So war in dem erſten Oedipus der Pallaſt der Labdakiden die Hauptdecoration, an der einen Seite ſah man die Stadt Thebe mit der Kadmea, an der andern das Gebirge Kithäron. Nach der eben erwähnten Angabe lag demnach die Stadt den Zuſchauern rechts. Da nun der Chor am häufigſten ſeine Heimat in der Stadt hatte, ſo rückte er dann von eben daher in die Orcheſtra ein.

Es iſt auffallend, daß Pollux hier, wo er von der tragiſchen Scene handelt, zweimal einen Hafen unter den abgebildeten Gegenſtänden erwähnt. In den vorhandenen Tragödien finden ſich hiervon keine ſichern Beiſpiele; was uns nicht wundern darf: denn von den drei vornehmſten Schauplätzen tragiſcher Handlungen, Thebe, Argos und Athen, hatte die erſte Stadt gar keinen Hafen, und den beiden andern lagen ihre Hafenplätze in beträchtlicher Entfernung. Wenn alſo der Gloſſograph eine von dieſen im Sinne hatte, ſo konnte er unmöglich den Hafen und die Stadt in Ein Bild zuſammenwerfen. Die Ankunft eines Schauſpielers aus der Stadt oder vom Hafen her mußte ja gerade entgegengeſetzter Richtung ſtattfinden *).

---

*) Man vergönne mir den Verſuch, durch einige berichtigte Leſearten den Pollux mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung zu bringen. Ich lege die ganze Stelle (Lib. IV, c. XIX. §. 126. 127.) nach dem angenommenen Texte vor, und ſetze meine Vorſchläge in Klammern. Den zunächſt vorhergehenden Satz habe ich ſchon im ſiebenten Abſchnitt überſetzt. Nun folgt: ἡ μὲν δεξιὰ, τὰ ἔξω (ἐκ) πόλεως δηλοῦσα, ἡ δ' ἀριστερὰ, τὰ ἐκ (ἔξω) πόλεως, μάλιστα τὰ ἐκ

Die Scenenbilder wurden entweder auf Holztafeln oder auf Leinwand gemalt. (Pollux, Onomast. §. 131.) Frei hängende

---

λιμένος. Der Sprachgebrauch des Verfaſſers, die ſämmtlichen Periakten an einer Seite durch den Singular zu bezeichnen, iſt uns ſchon bekannt. (Vgl. S. 288.) Durch die Umſtellung zweier einander ähnlichen Partikeln iſt nun Alles mit dem Folgenden in Uebereinſtimmung gebracht. — „Die Periakten-Reihe zur Rechten zeigt „die Gegenſtände von der Stadt her; die zur Linken die Gegen„ſtände außerhalb der Stadt und vorzüglich vom Hafen her.“ — Hierauf folgt ein Satz: καὶ θεούς — — — ἀδυνατεῖ, der ſich offenbar ungehörig hierher verirrt hat, weswegen ich ihn übergehe. Εἰ δὲ ἐπιστραφεῖεν αἱ περίακτοι, ἡ δεξιὰ μὲν ἀμείβει τόπον· ἀμφότεραι δὲ χώραν ὑπαλλάττουσι. Dieſer ſchon eben erklärte Satz iſt die Grundlage meiner Beweisführung. — Τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἀγρόθεν, ἢ ἐκ λιμένος, ἢ ἐκ πόλεως ἄγει. — Hier wird nun alles eben Geſonderte und einander Entgegengeſetzte verwirrt zuſammen geſchüttet. Die Leſeart iſt verfälſcht, Ein Wort verſetzt, und zwei Wörter ſind ausgefallen. Es muß heißen: Τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν ἀριστερὰ ἀγρόθεν ἢ ἐκ λιμένος, ἡ δὲ δεξιὰ ἐκ πόλεως ἄγει. — „Von den beiden Seiten„Eingängen (an der Orcheſtra) führt der zur Linken von der Land„ſchaft oder dem Hafen, der zur Rechten aber von der Stadt her.“ — οἱ δὲ ἀλλαχόθεν πεζοὶ ἀφικνούμενοι, κατὰ τὴν ἑτέραν (καθ' ἑκατέραν) εἰσίασιν· εἰσελθόντες δὲ κατὰ τὴν ὀρχήστραν, ἐπὶ τὴν σκηνὴν διὰ κλιμάκων ἀναβαίνουσι. „Die anderswoher „zu Fuß Ankommenden aber treten durch einen von beiden Ein„gängen auf; und wenn ſie in der Orcheſtra angelangt ſind, ſteigen „ſie vermittelſt der Treppen auf die Bühne.“ — Wer die angenommene Leſeart behaupten will, muß den Ausdruck ‚anderswoher‘ (ἀλλαχόθεν) bloß auf das zunächſt vorhergehende ‚aus der Stadt‘ beziehen. Aber dann wäre die Angabe ausgemacht irrig. Denn einzelne Schauſpieler eben ſo wohl wie der Chor treten gleichermaßen an der rechten und an der linken Seite der Orcheſtra ein. Der Schauſpieler braucht aber nicht gerade aus der Stadt oder aus der Landſchaft, die auf den Nebenbildern gemalt ſind, herzukommen.

Draperien waren bei der ganzen Einrichtung der Decoration nicht anwendbar. Die Leinwandſtreifen mußten alſo über Blindrahmen geſpannt werden. Pollux ſcheint ſie beſonders der Bekleidung der Periakten zuzueignen, deren hölzernes Gerüſt ſchon drei Blindrahmen darbot, woran die bemalte Leinwand nur an den vier Ecken befeſtigt zu werden brauchte. Für die Hauptdecorationen waren aber Holztafeln angemeßener, beſonders wegen der Verwandlungen.

Es wird nirgends gemeldet, daß das Gemälde die Fronte des Scenengebäudes ganz bis oben verdeckt habe; und wir dürfen die gewaltige Maſſe von Material und die weitläuſige Arbeit nicht ohne Noth durch unſre Vorausſetzungen vermehren. Jene Fronte erhob ſich an dem großen Theater wenigſtens 80 Fuß hoch über die Bühne, und nach meiner Berechnung blieb bei den höchſten Gebäuden, den Tempeln, mit 50 Fuß noch Raum genug für die umgebende Luft über dem Giebel übrig. Wenn aber das Mittelbild landſchaftlicher Art war, wie im Philoktetes und im Oedipus auf Kolonos, ſo konnte der Scenograph die Höhe ſeines Gemäldes beliebig noch mehr beſchränken. Dieſes mußte eine regel-

Die Richtung ſeines Ganges bedeutet nur im Allgemeinen die Ankunft aus der Fremde oder aus der Heimat. Ein Beiſpiel wird meine Berichtigung und Ueberſetzung des Textes rechtfertigen. Im erſten Oedipus, wie ich oben bemerkt habe, zeigte die Decoration zur Rechten die Stadt Thebe, die zur Linken das Gebirge Kithären. Von dieſer Seite tritt Kreon unten auf, (V. 78—90.) von Delphi, alſo anderswoher, zurückkommend. Nachher tritt Tireſias von der entgegengeſetzten Seite ebenfalls an der Orcheſtra auf (V. 297—9.); er kommt jedoch nicht aus der Stadt, ſondern aus der Umgegend: als ein Deuter des Vogelfluges brauchte er eine Wohnung im offenen Felde und den freien Ausblick nach allen Himmelsgegenden.

mäßige Figur haben: es war demnach oben durch eine wagerechte Linie, vermuthlich mit einer Randverzierung, abgeſchnitten. Daß die Zuſchauer darüber hinaus einen Theil des wirklichen Scenengebäudes erblickten, konnte nicht ſtörend auffallen. Wenn ein Gemälde ſinnlich täuſchen ſoll, nämlich ſo, daß der Beſchauer an die körperliche Gegenwart der dargeſtellten Dinge glaube, ſo muß man es, wie im Diorama, durch eine fenſterähnliche Oeffnung ſehen, die deſſen Gränzen verbirgt. Aber dieſe ohnehin mit einem ächt künſtleriſchen Streben nicht wohl vereinbare Wirkung ſtand in dem offnen griechiſchen Theater nicht zu erreichen. Die architektoniſche Umgebung fiel überall in die Augen, und vertrat bei der Decoration die Stelle eines Rahmens.

Daß die Griechen auf eine Mauerbekleidung aus Kalk oder Gyps ſehr dauerhaft zu malen verſtanden, beweiſt die Beſchreibung des Pauſanias von den Gemälden in Delphi, die ſchon ſechs Jahrhunderte geſtanden hatten; und die Wandmalereien der verſchütteten Städte lehren es uns alle Tage. Auch ein Apelles, ein Parrhaſius haben für die Unvergänglichkeit ihrer Farben auf geglätteten Holztafeln geſorgt. Der Scenograph hingegen malte auf roh behobelte Bretter von gemeinem Holz oder auf grobe Leinwand; er mußte flüchtig arbeiten: ſonſt wäre er nie damit fertig geworden, eine Fläche von 10,000 Quadratfuß oder mehr aus ſeinen vollen Farbeneimern zu überpinſeln. Auf Dauerhaftigkeit konnte er alſo wenig Anſpruch machen. Indeſſen iſt es doch nicht glaublich, daß durch den Gebrauch einiger Stunden die Farben verblichen und die Umriſſe erloſchen wären. Wir ſehen, daß der gewöhnliche Königspallaſt mit ſeinen drei Thüren auf die ſichtbare Handlung vieler Tragödien gleichermaßen paßt. Warum hätte man alſo eine ſchon fertige Hauptdecoration nicht wiederholt aufſtellen ſollen? Wenn man für die glänzende Ausſtattung eines neuen Stücks Aufwand machen wollte, ſo wurde er erſprießlicher auf andre Dinge, z. B. auf die Pracht der Kleidungen, verwandt. Die Städte des Nebenbildes zur Rechten kamen ebenfalls wieder; die Landſchaften zur Linken waren noch unbeſtimmter, und man wird ihnen keine geographiſche Rechenſchaft abgefordert haben. Freilich haben wir auch Beiſpiele genug von Dramen, wo beſondre Vorrichtungen und Abänderungen nöthig waren. Für den ſpätern Zeitraum, als die Fruchtbarkeit der tragiſchen Muſe ſich erſchöpft hatte, und nur die Werke der alten Meiſter wieder auf die Bühne gebracht wurden, ſcheint es mir ausgemacht, daß die herkömmlichen Decorationen zu dem Vorrath des öffentlichen Theatergebäudes gehörten.

10.

Stil der gemalten Architektur.

In ſiebzehn Tragödien der drei attiſchen Tragiker liegt der Schauplatz vor einem königlichen Pallaſt; nur in fünfen (den Eumeniden, dem Ion, der Iphigenia in Taurien, den Herakliden und den Schutzflehenden des Euripides) vor einem Tempel.

Gleichwohl werden wir die Erörterung der Bauart, die an ſolchen Decorationen nachgeahmt wurde, am füglichſten mit den Tempeln eröffnen. Denn wie der Olymp mit Göttern, ſo waren überall, wo Griechen wohnten, die Städte und Landſchaften mit Tempeln bevölkert. Bei einer ſo häufigen Kunſtübung nach prieſterlicher Vorſchrift konnte es nicht fehlen, daß der Tempelbau nach den verſchiednen Gattungen, dem Umfange, den Säulenordnungen und den Verhältniſſen der Glieder zu einem vollkommenen Syſtem ausgebildet war. Deswegen kennen wir die Tempel der Alten genauer, als ihre übrigen öffentlichen Gebäude. Vitruvius giebt Erklärungen von einer Menge griechiſcher Kunſtwörter, die ſonſt bei keinem alten Autor vorkommen, und uns durch ihn allein aufbewahrt ſind. Für die bedingte Gültigkeit ſeiner Vorſchriften haben wir an den noch vorhandenen Tempelruinen einen Prüfſtein. Viele dieſer Ueberreſte ſind beträchtlich genug, um mit Sicherheit Reſtaurationen entwerfen zu können. Nur eins fehlt den gelehrten Verſuchen, das Zertrümmerte und Verwitterte wieder herzuſtellen, der reiche Schmuck, womit die griechiſchen Baumeiſter die Wohnungen der Götter von außen und innen bekleideten, durch Hülfe der monochromiſchen und polychromiſchen Wandmalerei, auch wohl der hiſtoriſchen, vornehmlich aber der Bildnerei. Das ſo weſentliche Verhältniß der Sculptur zur Architektur iſt unſerm großen Winckelmann durchaus fremd und unerkannt geblieben, weil er allzu einſeitig von dem Grundſatze ausgieng, eine Statue oder Gruppe müße etwas für ſich Beſtehendes ſein, und aus jedem Geſichtspunkte betrachtet werden können; dann auch, weil er, die Wahrheit zu geſtehen, für ſchöne Architektur keinen Sinn hatte.

Es lag nicht in der Denkart griechiſcher Künſtler, in ihren Werken antiquariſche Gelehrſamkeit anbringen zu wollen. Der Scenograph ergrübelte nicht, wie etwa die Tempel und Königspalläſte der heroiſchen Vorzeit ausgeſehen haben möchten: er wählte die veredelte Bauart ſeines oder des zunächſt vorhergehenden Zeitalters. Dieß behaupten wir mit voller Gewißheit, da Euripides ſogar einem barbariſchen Volke helleniſche Baukunſt zuſchreibt. Der Tempel der Diana in Taurien war doriſch; nur nach der alterthümlichen Art, wo die viereckigen Räume zwiſchen den Triglyphen, die Metopen, noch offen gelaßen wurden. (Iphig. Taur. 113.)

Bei demſelben Dichter finden ſich noch zwei andere Erwähnungen der Triglyphen (Bacchae 1214. Orestes 1372.), die immer ein untrügliches Kennzeichen der doriſchen Säulenordnung ſind, wie ſie denn auch in der zuletzt angeführten Stelle doriſch genannt werden.

Ein einziges Mal ſpielt Euripides auf die Form der ioniſchen Säule an. Iphigenia, als Prieſterin in Taurien, ſieht in einem prophetiſchen Traume den Pallaſt ihres Vaters durch ein Erdbeben einſtürzen. Nur Eine Säule bleibt aufrecht ſtehen, von deren Kapitäl blonde Locken herabwallen: ſie verwandelt ſich in menſchliche Geſtalt; es iſt ihr Bruder Oreſtes. (Iphig. Taur. 44—53.) Die Locken bedeuten die Voluten. Das Gleichniß iſt ſo treffend und anmuthig, daß ſogar die Baumeiſter die Erfindung des ioniſchen Kapitäls aus der Nachahmung eines jugendlich umlockten Hauptes abgeleitet haben.

Für die Tragödie, die ſogar die menſchliche Geſtalt zu vergrößern ſtrebte, war ein einfacher Bau in großem Maßſtabe angemeßener, als ein vielgegliederter, deſſen einzelne Theile kleiner ausgefallen wären. Indeſſen durfte man doch einem ſo altberühmten und vielbeſuchten Tempel, als der delphiſche war, nicht weniger als ſechs Säulen in der Fronte geben, ſonſt hätte er das Anſehen einer Kapelle bekommen. Das Verhältniß der doriſchen Säulenordnung war urſprünglich für den Schaft mit Inbegriff des wenig austragenden Kapitäls ſechsmal der Diameter der Säule an der Baſis; ſpäter wurde noch ein ſiebenter Diameter zugeſetzt. (Vitruv.

Lib. IV, cap. 1.) Allzu dicht neben einander ſtehende Säulen ſind mißfällig, auch beengen ſie den Raum: denn der Abſtand der Säulen von der dahinter ſtehenden Mauer der Vorhalle (Pronaos) war den Intercolumnien gleich; der Säulengang fiel alſo für freie Bewegung zu ſchmal aus. Für das ſchönſte Verhältniß erklärt es Vitruvius, wenn die Mittelſäulen, der Thür gegenüber, drei Diameter von einander abſtehen, die übrigen vier Intercolumnien aber jedes zwei und ein Viertel Diameter betragen. Die untere Säulendicke, wonach immer ohne Rückſicht auf die Verjüngung des Schaftes gemeßen ward, zu vier Fuß angenommen, wird ein ſolcher ſechsſäuliger Tempel (Hexastylos eustylos) 72 Fuß Breite in der Fronte haben. Bei der großen Ausdehnung der attiſchen Scene war dieß gerade das rechte Maß: für die beiden Nebengebäude rechts und links, und die ganze Vorderſeite des geſchloßenen Bezirkes blieb noch genug Raum übrig.

Die Fronte des achtſäuligen Parthenon betrug nur ungefähr hundert Fuß, wovon er den Namen Hekatompedon bekam. Euripides bezeugt, mittelbar, aber ſehr beſtimmt, die Größe des tauriſchen Tempels (Iphig. Taur. 113. 114.). Pylades ſchlagt vor, bei Nacht durch die Metopen hineinzuſteigen: einem ſtark verkleinerten Bilde gegenüber wäre dieß lächerlich geweſen.

Aus den obigen Maßen ergiebt ſich eine Säulenhöhe von 24 bis 28 Fuß; dann kommt noch das Gebälke und der Giebel hinzu. Das Verhältniß der Höhe zur Breite an den griechiſchen Tempeln war ein wechſelndes: es wuchs mit der Schlankheit der Säulen und nahm mit ihrer Stämmigkeit ab. Als mittleren Durchſchnitt kann man für die Höhe zwei Drittel der Breite annehmen. Doch wir brauchen hier nicht auf genauere Berechnungen einzugehen. Meine obige Vermeßung iſt ja nur hypothetiſch, und einzig auf Würde und Schicklichkeit gerichtet. Der Scenograph wie der Dichter mochten Manches nach eigner Wahl anders beſtimmen.

Gewöhnlich war ein ſechsſäuliger Tempel auch ein umflügelter, *περίπτερος*, wie es die Griechen bildlich nannten, d. h. er hatte rings herum Säulengänge. Dann entſprachen die Seitenmauern nicht den Eckſäulen, ſondern den zunächſt ſtehenden; ſie umfaßten folglich nur den Raum von vier Säulen und drei Säulenweiten. Dieß konnte ſogar bei acht Säulen in der Fronte ſtattfinden, wenn dem Tempel ein doppelter Säulengang an jeder Seite gegeben ward. Ueberhaupt begnügten ſich die Griechen mit einem ſchmalen Raum für das eigentliche Heiligthum (cella, *ναός*), worin die Bildſäule des angebeteten Gottes aufgeſtellt war; und ſie konnten es, weil die meiſten Feſtgebräuche im Freien vollbracht wurden. Wenn nun der Scenograph einen ſolchen Tempel malen ſollte, ſo mußte er eine Durchſicht nach hinten zu offen laßen. Die perſpectiviſche Aufgabe war ganz leicht: die Seitenmauern waren durch die vordere verdeckt; die Eckſäulen erſchienen vollſtändig, wie die übrigen in der Fronte; von den dahinter ſtehenden ward nur nach innen ein ſchmaler Rand ſichtbar, gerade wie von den Baumſtämmen einer Allee, die man von der Mitte her betrachtet. Mir ſcheint aber aus einem andern Grunde für die Decoration ein ſolcher Tempel nicht brauchbar. Denn er ſetzt nothwendig rings herum einen von Gebäuden leeren Raum voraus. Die Säulengänge und die dazu hinaufführenden Stufen ſollten ja bei Feſten der zuſtrömenden Volksmenge von allen Seiten zugänglich ſein, wiewohl der Tempel nur vorn geöffnet ward. Die ſceniſche Anordnung hingegen geſtattete nur drei Thüren für den Eintritt der Schauſpieler. Die Gebäude mußten ſich alſo feſt an einander ſchließen; die Wohnungen für Prieſter oder Prieſterinnen auf der einen, für Tempeldiener auf der andern Seite konnten durch Einfaßungsmauern mit dem Tempel verbunden ſein. Solche, dem innern, geweihten Bezirke zum Schutz dienende, und zwar hohe, ſchwer zu überſteigende Mauern neben dem Tempel der Diana werden ausdrücklich erwähnt *).

Es kommen jedoch unter den Ruinen Beiſpiele von ſechsſäuligen Tempeln ohne Säulenflügel vor: das Erechtheum in Athen war ein ſolcher **). Wir haben dieß folglich nicht als einen dem ſceniſchen Bedürfniſſe zu lieb gewagten Verſtoß gegen die Regeln der Baukunſt zu halten.

Die Stufen durften auch an einem gemalten Tempel nicht fehlen: dieſe Erhöhung über die gemeinen Wohnungen der Menſchen war ein Kennzeichen der heiligen Beſtimmung. Nach der Anſicht der Ruinen ſcheinen die umflügelten Tempel gewöhnlich nur drei Stufen gehabt zu haben. An einem bloß vor der Fronte, oder vor beiden Fronten mit Säulen verſehenen Tempel (prostylos, amphiprostylos) konnten beliebig mehrere angebracht werden. Nur mußte, der guten Vorbedeutung wegen, die Zahl immer eine ungleiche ſein. Solchergeſtalt ſetzte der Bittende den rechten Fuß auf die unterſte Stufe, und betrat wiederum mit demſelben die Bodenfläche (stylobates) des Säulenganges. Für die Bühne war die geringere Zahl die bequemſte. Sehr zahlreiche Stufen hätten

---

*) Iphig. Taur. 96. sq.:
ἀμφίβληστρα γὰρ τοίχων ὁρᾷς
ὑψηλά.

**) Stuart Antiquities of Athens. Vol. II. C. II. Pl. 3, 4.

den Raum auf dem Proſcenium beengt. Ferner führten die Thüren des ſteinernen Scenengebäudes auf den ebenen Boden der Bühne. Sie durften nicht verbauet werden. Wenn jedoch ein Schauſpieler auf einem erhöheten Stande eintreten ſollte, ſo mußte hinter der Decoration ein Gerüſte von gleicher Höhe mit der vor derſelben liegenden Treppe angeſchoben ſein.

Die Tempelthür durfte wegen einer vielleicht erforderlichen Exoſtra in der Breite zwiſchen den beiden Pfoſten nicht weniger als ſechs Fuß haben. Die nach außen ganz aufgeſchlagenen und an die Wand- angelehnten Thürflügel nahmen folglich den doppelten Raum ein; und hieraus ergiebt ſich eine Weite von wenigſtens zwölf Fuß für das mittelſte Intercolumnium, wie wir ſie oben annahmen. Denn die Thürflügel durften die Säulenſchäfte nicht decken, nicht einmal ihren Rand berühren: dieß hätte alle maleriſche Täuſchung zerſtört, weil es in der Wirklichkeit wegen des Abſtandes unmöglich war.

Zuweilen, z. B. wenn der hervortretende Gott von dem Stylobat herab eine gebieteriſche Rede zu ſprechen hatte, (Eumenid. 179. sq.) möchte man wohl geneigt ſein, eine frei ſtehende Säulenreihe nebſt Gebälk und Giebel anzunehmen. Von einer körperlichen Ausführung war dieß noch ſehr verſchieden: es waren bemalte Bretter, nur nach den Umriſſen der architektoniſchen Glieder ausgeſchnitzt. Auf jeden Fall mußten aber die Stufen, deren oberer Rand nach den Regeln der Baukunſt dicht vor dem Fuß der Säulen lag, einen geräumigen Treppenſtuhl haben, ſonſt hätte der Auftretende, ſchon während die Thürflügel ſich öffneten, um ihn hindurch zu laßen, ſich beeilen müßen hinabzuſteigen, was mit einer ruhigen Haltung unverträglich iſt.

An Gelegenheit zu mannichfaltiger Ausſchmückung konnte es dem Scenographen nicht fehlen. Die Griechen liebten an ihren öffentlichen und beſonders an den geheiligten Gebäuden heitere Farbenpracht und metalliſchen Glanz. Sogar an dem Tempel der tauriſchen Diana lobt Euripides das goldverzierte Geſimſe *). Die Säulen konnten ſchlicht oder gerieſelt gemalt werden, mußten jedoch immer marmorn und der Schaft aus einem einzigen Block gehauen zu ſein ſcheinen. Auch bei der doriſchen Bauart waren an untergeordneten Theilen ioniſche und korinthiſche Säulen erlaubt. Die verſchiedenen Gattungen der Skulptur hatten jede ihr beſtimmtes Verhältniß zur Baukunſt: ein Fries wurde mit flach erhobenen Figuren bedeckt; in die zwiſchen den Triglyphen vertieften Metopen paßten hoch erhobene Gruppen mit einzelnen, ganz abgelöſten Gliedern am beſten; das Giebelfeld füllte ſeinen Raum eines gleichſchenkeligen Dreiecks mit ſtumpfem Winkel durch freiſtehende Statuen aus; auf den Akroterien endlich fanden aus Erz gegoßene, nicht ſelten vergoldete Gebilde den ſchicklichſten Platz. Vitruvius nennt ausdrücklich gemalte Bildſäulen unter den Aufgaben der Scenographie; Euripides beſchreibt deren nicht weniger als zwölf an dem delphiſchen Tempel: aber für den umnebelten Blick der meiſten Ausleger blieb ſeine Sorgfalt ohne Erfolg.

An Pracht mochten die Palläſte der Tragödie mit den Tempeln wetteifern. Der Scenograph brauchte deshalb kein Antiquar zu ſein, oder die vergeßenen Ruinen von Orchomenos und Mykene beſucht zu haben: Homers Beſchreibungen in der Odyſſee gaben ihm reichlich Anlaß dazu, ohne ſeine Erfindung zu beſchränken. Die Erhöhung des ganzen Gebäudes auf Stufen fiel bei den Palläſten weg. Sie hätten

---

*) Iphig. Taur. 128. εὐστύλων ναῶν χρυσήρεις θριγκούς.

die Thore nach außen zur Durchfahrt von Wagen untauglich gemacht, da doch zu einer großen fürſtlichen Hofhaltung Stallungen für Pferde an den innern Höfen gehörten (Bacchae, 509. Orest. 1448.). Das unterſcheidendſte Merkmal der Tempel war aber der Giebel (fastigium) nebſt dem Giebelfelde, das eine um einige Fuß zurückſtehende ſteinerne Hinterwand hatte, wodurch das Zimmerwerk des Dachſtuhls verkleidet ward; da hingegen das obere Karnieß bis zum vorderſten Rande des tragenden Säulengebälkes vorragte. Alles dieß zuſammen hieß techniſch der Adler: das Bild ſcheint von den ausgeſpreizten und geſenkten Fittigen des Königs der Vögel entlehnt zu ſein. Die Palläſte und andere nicht geheiligte Gebäude waren nur mit einem flachen Söller gedeckt, und entbehrten dieſen majeſtätiſchen Schmuck. Ariſtophanes ſagt es uns ſehr beſtimmt durch ein ſcherzendes Wortſpiel. Der Chor der Vögel ermahnt die Zuſchauer, ſich bei dem geſiederten Volk einzubürgern. „Ihr werdet," ſagt er, „wie in „Tempeln wohnen, denn wir werden eure Häuſer bis zum „Adler hinaufbauen" *). Dieß paßt zugleich auf den lebenden Adler, der auf den höchſten Gipfeln zu niſten pflegt, und auf die Kunſtbenennung des Giebels.

Eine den Tempeln und Palläſten gemeinſame Bezeichnung, ein Name, welcher der Ableitung nach einen Königsſitz bedeutet (ἀνάκτορα), läßt uns im Uebrigen auf eine große Aehnlichkeit der Bauart ſchließen, ſo weit die verſchiedene Beſtimmung ſie geſtattete **).

---

*) Aves, 1109. seq.:

ὥσπερ ἐν ἱεροῖς οἰκήσετε·
τὰς γὰρ ὑμῶν οἰκίας ἐρέψομεν πρὸς ἀετόν.

Man vergleiche die Scholien.

**) Das Wort ſteht immer im Plural, und umfaßt den ganzen

Vor dem Königshauſe in Thebe finden wir einen Säulengang, und zwar einen frei ſtehenden, da die Säulen ſammt ihrem Gebälk hin und her wanken konnten *). Wir dürfen eine ſolche Fronte wohl auch in andern Tragödien vermuthen, wo ſie nicht erwähnt wird. Mit Gewißheit laßen uns die vergrößernden Ausdrücke, die in der Proſa nur von Stadtthoren gebraucht werden, auf ein ſtattliches Portal ſchließen. (*αὔλειοι πύλαι*, Antig. 18. und Helena, 438.; *πυλώματα*, Hel. 780., von dem königlichen Pallaſt; aber im Ion. 79. vom Tempel. Auch *θυρών* kommt vor: Soph. El. 328.) In der alten Komödie hingegen finden wir für Privathäuſer eine verkleinernde Benennung. (Nubes, 92.: *θύριον*. Eben ſo Thesm. 26.)

Hinter dem Haupteingange haben wir uns eine weite, zu dem innern Hofe hineinführende Vorhalle zu denken, deren flache Decke von Säulenreihen getragen ward. Den Scenographen gieng dieß nur inſofern an, als in der Exoſtra ein Theil davon zum Vorſchein kam. Wir haben ein Beiſpiel, wo ein Säulenſturz, körperlich ausgeführt, d. h. durch einen hölzernen, als Marmor angemalten Cylinder, nöthig war (Herc. fur. 1006 — 9. und 1029 — 41.). Hercules hatte in der Raſerei Säulen der Vorhalle umgerißen, und war darauf in Ermattung geſunken. Um ferneren Ausbrüchen ſeiner Wuth vorzubeugen, band man ihn mit ſtarken Stricken an einen

---

geweiheten Bezirk. Iphig. Taur. 41. 66., für den Tempel der Diana: Andromache, 1157; Ion, 55. 1224.: für den delphiſchen Tempel. Hierdurch kann Pollux veranlaßt worden ſein, es hauptſächlich auf den Sitz eines Orakels zu beziehen. Onomast. I, 17. An einer andern Stelle, IX, 15. erkennt er die zweite Bedeutung eines Pallaſtes an.

*) Bacchae, 590.: *ἴδετε λάϊνα κίοσιν ἔμβολα διάδρομα τάδε.*

zertrümmerten Säulenſchaft feſt. So erſcheint Hercules liegend und ſchlafend, am Eingange der hochthorigen Halle, neben ihm die Leichen ſeiner Gattin und ſeiner Kinder.

Die Tempel waren zu Wohnungen weder geeignet noch beſtimmt. Der ummauerte, nicht einmal immer ganz bedachte Raum umfaßte nur zwei, höchſtens drei hintereinander liegende Gemächer. Anders war es bei den Palläſten, die zu mancherlei Gebrauch weite Räume im Innern erforderten. Die Säulenreihe vor der Fronte des mittleren Hauptbaues konnte hier zahlreicher ausfallen. Die Nebengebäude ſchloßen ſich der Bequemlichkeit wegen unmittelbar an. Man gelangte aus einem in das andere durch Thüren, die an den inneren Höfen angebracht waren und geſchloßen werden konnten, um die Verbindung zu hemmen. (Alcest. 549.: *θύραι μέσαυλοι.*)

Bei den Tempeln hatten die Nebengebäude eine ähnliche Beſtimmung wie bei den Palläſten. In dem einen wohnte, wie ich ſchon bemerkt habe, die Prieſterſchaft, in dem andern die Schar der Tempelwächter und Aufſeher der Altäre. (Ion. 94. Iphig. Taur. 1284.) Da dieſe menſchlichen Wohnungen, gleichſam aus Ehrerbietung, in einiger Ferne von der göttlichen ſtanden, ſo hatte der Scenograph Gelegenheit, der Architektur Landſchaftliches beizumiſchen, was immer einen hebenden Gegenſatz der Linien und Farben bildet. Er konnte die hohen Wipfel der Eichen, der Oel- und Lorbeer-Bäume, die jeder Gottheit beſonders zugeeignet waren, über die Einfaßungsmauern hervorragen laßen.

Die Tragiker legen den alten Königshäuſern einen großen Umfang bei. Der König von Argos erbietet ſich, alle Danaïden ſammt ihren Dienerinnen in ſeinem Pallaſt zu beherbergen. (Aesch. Suppl. 954 – 8.) Die verſchiedenen Theile des Baues durften daher in eine bequeme Breite auslaufen.

Vitruvius befaßt beide Nebengebäude unter dem Namen der Gaſtwohnungen, hospitalia. Allein dieß iſt zu unbeſtimmt: wir finden bei den Tragikern ſelbſt genauere Angaben. Das eine hieß allerdings das Gaſthaus, aber auch die Wohnung der Männer; das andere das Gemach der Jungfrauen, oder die Wohnung der Frauen, worunter das weibliche Geſinde mit begriffen war *).

Pollux ſetzt die Thüre der Gaſtwohnung rechts, ohne Zweifel in Bezug auf die Mittelthüre, da man Gebäuden, woran das Geſetz der bilateralen Symmetrie beobachtet wird, eine rechte und eine linke Seite zuzuſchreiben pflegt, wie lebenden Geſchöpfen. Den Zuſchauern lag ſie demnach links, von woher die Fremden und Reiſenden auftraten, was ſehr gut zuſammenpaßt. Wenn aber derſelbe Gloſſograph die Thüre zur Linken ein Gefängniß (εἱρκτή) nennt, ſo iſt es offenbar ein Irrthum, vielleicht aus einem Gedächtnißfehler entſtanden: denn in einer Stelle des Euripides wird wirklich ein Gefängniß erwähnt (Bacchae, 497.), aber nicht als den Zuſchauern ſichtbar, ſondern im Innern des Pallaſtes. Es wäre ja ſehr verkehrt geweſen, einen Kerker nach außen zu öffnen. Eben ſo iſt auch die Rangordnung der Rollen,

---

*) Alcest. 543—6.: *ξενῶνες ἐξώπιοι.* Das Beiwort belehrt uns ausdrücklich, daß die Fremden nicht durch den mittleren Haupteingang in ihre Gemächer gelangten, ſondern durch eine eigene Thür der Gaſtwohnung nach außen; was jedoch ſchon aus allem Uebrigen erhellet: Choeph. 712.: *ἀνδρῶνες εὔξενοι δόμων.* 662.: *ἐν δόμοισι πανδόκοις ξένων.* Dieſe Worte preiſen die allgemeine Gaſtfreiheit der Palläſte. Einmal, Agam. 243. finde ich *ἀνδρῶνες* für das Hauptgebäude, worin der König ſelbſt ſeine Tafel hielt. — Phoeniss. 89. 1275.: *παρθενῶνες.* Medea, 1143.: *στέγαι γυναικῶν.*

je nachdem der Schauſpieler durch die Mittelthür oder eine der beiden Seitenthüren auftrat, nicht genau zu nehmen. In dem Nebengebäude, welchem Pollux den unterſten Rang anweiſt, wohnten nicht bloß Sklavinnen, ſondern auch die unvermählten Töchter des Königshauſes. Die Diſtegie, ein am äußerſten Ende errichtetes Doppelgeſchoß, wie es Euripides in zwei Worten treffend beſchreibt (Phoen. 90.: διῆρες ἔσχατον), faßte das Ganze ein, und gab dem Königsſitze das Anſehen einer Burg. Ich nehme an jeder Ecke einen ſolchen Thurm an, wie es die Symmetrie fordert, auch wenn nur einer von beiden für die Handlung gebraucht ward. Die Diſtegie im Agamemnon, auf welcher der Wächter das Feuerſignal wahrnimmt, und die in den Phönicierinnen, auf deren Söller der alte Führer die Antigone das feindliche Lager überſchauen läßt, lagen zunächſt an dem Frauengemach, folglich den Zuſchauern rechts. Aber im Oreſtes hat Euripides beide Diſtegien zu einer ungemein theatraliſchen Wirkung benutzt. Auf der einen erſcheint Oreſtes mit gezücktem Schwert an der Kehle der vor ihm knieenden Hermione; auf der andern Pylades, eine Fackel in der Hand, womit er die hölzerne Brüſtung in Brand zu ſtecken droht. Dieſe Thürme hatten unten, wie ſich verſteht, keine Thür nach außen. Die Schauſpieler, die oben auftreten ſollten, gelangten durch eine hinter der Decoration verborgene Treppe hinauf, und giengen auch eben ſo wieder ab.

Die Tragiker mögen von dieſem Mittel, entfernte Gegenſtände glänzend zu ſchildern, zuweilen einen übermäßigen Gebrauch gemacht haben. Gewiſſermaßen gilt dieß ſchon von jenem Auftritte in den Phönicierinnen. Wenn in den Rittern Demoſthenes den Wurſthändler auf einen Tiſch ſteigen heißt, um von da rings herum alle Inſeln, die Athen beherrſchte, zu überſchauen, wenn er ihn auffordert, das eine Auge auf Karien, das andere auf Chalcedon zu richten, ſo erkennt man leicht eine Parodie.

Es wird nun hoffentlich anſchaulich geworden ſein (eines Beweiſes bedurfte es für das Zeitalter des Perikles nicht;) wie die Athener in Farben eben ſo wohl, als in Stein geſchmackvoll gebaut haben. Manche lobende Beiwörter beweiſen das lebhafte Wohlgefallen an ſchönen Werken der Baukunſt. Auch iſt das Wörterbuch der Tragiker nicht arm an Ausdrücken, die der Kunſtſprache der Architekten angehören, zuweilen aber nach Dichterweiſe von ihrer eigentlichen Bedeutung abgelenkt werden.

* * * * *

Fünfzehnte Vorleſung.

Römiſches Theater. Einheimiſche Gattungen: atellaniſche Fabeln, Mimen, comoedia togata. Griechiſche Tragödie nach Rom verſetzt. Tragiker der älteren Epoche und des auguſteiſchen Zeitalters. Idee einer eigenthümlich römiſchen Tragödie, die nie entſtanden. Warum es den Römern in der tragiſchen Kunſt nicht ſonderlich geglückt iſt. Seneca.

Nebſt der Erörterung der Hauptbegriffe hat uns bisher in dieſen Vorleſungen die eben ſo urſprünglich eigenthümliche als kunſtmäßig vollendete Bühne der Griechen beſchäftigt. Ueber die dramatiſche Litteratur der meiſten andern Völker, die überhaupt in Betracht kommen, müßen wir uns kürzer faßen, und wir dürfen es, ohne zu befürchten, daß man uns unverhältnißmäßiger Weitläuftigkeit oder Kürze beſchuldigen werde.

Zuvörderſt bei den Römern, deren Theater ſich auf alle Weiſe unmittelbar an das griechiſche anſchließt, haben wir eigentlich nur eine große Lücke zu bemerken, welche theils aus dem Mangel an eigenem Schöpfergeiſt in dieſem Fache, theils daher entſteht, daß, bis auf wenige Bruchſtücke, faſt Alles verloren gegangen iſt. Die einzigen, auf uns gekommenen Werke aus der guten klaſſiſchen Zeit ſind die des

Plautus und Terenz, von denen ich ſchon als Nachbildnern der Griechen geſprochen habe.

Die Poeſie war überhaupt in Rom nicht einheimiſch, und wurde erſt ſpäterhin, als das urſprüngliche Rom durch Nachahmung fremder Sitten ſich ſeiner Auflöſung näherte, unter andern Veranſtaltungen des Wohllebens künſtlich gepflegt. Am Lateiniſchen haben wir das Beiſpiel einer durchaus nach fremden grammatiſchen und metriſchen Formen zum dichteriſchen Ausdruck gemodelten Sprache. Dieſe Anbildung an das Griechiſche geſchah anfangs mit großer Gewaltſamkeit: der Gräciſmus gieng bis zur rohen Sprachmiſchung. allmälich linderte ſich der poetiſche Stil, von deſſen früherer Härte wir im Catull noch die letzten Spuren wahrnehmen, die jedoch nicht von einem gewiſſen ſpröden Reiz entblößt ſind. Die Sprache warf die Fügungen und beſonders die Zuſammenſetzungen wieder aus, die ihrem innern Bau allzu ſehr widerſprachen, und römiſchen Ohren auf die Dauer nicht gefallen konnten, und endlich gelang den Dichtern im Zeitalter des Auguſt die gefälligſte Verſchmelzung des Einheimiſchen und des Aufgenommenen. Kaum war aber das geſuchte Gleichgewicht erreicht, ſo trat auch ein Stillſtand ein: alle freie Entwickelung wurde gehemmt, und der dichteriſche Ausdruck, ungeachtet einer ſcheinbaren Steigerung zum Kühneren und Gelehrteren hatte ſich ſelbſt unwiderruflich in dem Kreiße der einmal gebilligten Redensarten gefangen genommen. So genoß die lateiniſche Sprache in der Poeſie zwiſchen Noch-nicht-gebildet und Schon-wieder-todt nur eine kurze Blüthezeit, und in Abſicht auf den Geiſt der Dichtungen ergieng es eben nicht beßer.

Nicht das Bedürfniß, ihre feſtliche Muße durch Darſtellungen, welche den Geiſt aus der Wirklichkeit entrücken, zu erheitern, brachte die Römer auf die Erfindung theatraliſcher Ergötzlichkeiten, ſondern in der Troſtloſigkeit einer verwüſtenden Peſt, wogegen alle Hülfsmittel unzulänglich ſchienen, griffen ſie zuerſt zum Schauſpiel, als einem Verſuch, den Zorn der Götter zu beſänftigen, da ſie vorher nur die Leibesübungen und Wettkämpfe des Circus kannten. Die hiezu aus Etrurien herbeigerufenen Hiſtrionen waren aber bloße Tänzer, und zwar vermuthlich nicht nachahmende, ſondern nur durch Gewandtheit der Bewegungen ergötzende Tänzer. Die älteſten geſprochenen Schauſpiele, die ſogenannten atellaniſchen Fabeln, entlehnten die Römer von den Oſkern, den Urbewohnern Italiens. Bei dieſen Saturen (ſo hießen ſie, weil es anfänglich improviſierte Poſſenſpiele ohne dramatiſchen Zuſammenhang waren; denn Satura bedeutet ein Allerlei) hatte es ſein Bewenden, bis mit dem Livius Andronikus über fünfhundert Jahre nach Erbauung Roms die Nachahmung der Griechen und die Einführung der regelmäßigen Gattungen, nämlich der Tragödie und der neueren Komödie (die alte Komödie war der Uebertragung nicht empfänglich) ihren Anfang nahm.

Alſo verdanken die Römer den Etruſkern den erſten Begriff von Schauſpiel, den Oſkern die Ergießungen der ſcherzhaften Laune, den Griechen die höhere Ausbildung. Indeſſen bewieſen ſie doch im komiſchen Fache mehr eigenthümlichen Geiſt als im tragiſchen. Die Oſker, deren früh ausgeſtorbene Sprache ſich nur noch in jenen Poſſenſpielen überlebte, waren wenigſtens ſo nahe Stammverwandte der Römer, daß ihre Mundart lateiniſchen Zuhörern unmittelbar verſtändlich war: denn wie hätten ſonſt die Atellanen dieſen Unterhaltung gewähren können? Auch eigneten ſie ſich die Gattung ſo ſehr an, daß edle römiſche Jünglinge an

Feſten aus Liebhaberei dergleichen unter ſich aufführten, weswegen ſogar die Schauſpieler, welche aus der Vorſtellung atellaniſcher Fabeln ein Gewerbe machten, als beſonders bevorrechtet, immer von der auf den übrigen theatraliſchen Künſtlern ruhenden Schmach, der Ausſchließung aus den Zünften und vom Kriegsdienſte, frei blieben.

Ferner hatten die Römer ihre eignen Mimen. Der nicht lateiniſche Name dieſer kleinen Stücke läßt zwar auf Verwandtſchaft mit den griechiſchen Mimen ſchließen; jedoch waren ſie in der Form beträchtlich von dieſen verſchieden, und zuverläßig hatten ſie örtliche Wahrheit der Sitten, und der Stoff war nicht aus griechiſchen Darſtellungen entlehnt.

Es iſt eigen, daß in Italien von jeher die Gabe einer ſehr ergötzlichen, wiewohl etwas rohen Poſſenreißerei in Reden und Liedern aus dem Stegreif und begleitendem Geberdenſpiel zu Hauſe, aber ſelten mit wahrem dramatiſchen Verſtande gepaart war. Die letzte Behauptung haben wir durch Prüfung deſſen zu rechtfertigen, was in dieſem Lande bis auf die neueſten Zeiten in den höhern Gattungen geleiſtet worden. Die erſte ließe ſich durch viele Züge beſtätigen, die uns nur von unſerm Gegenſtande zu weit in die Saturnalien und dergleichen abführen würden. Auch von dem in den Geſprächen des Paſquino und Marforio herrſchenden Witz, dem treffenden und volksmäßig einleuchtenden Spott über Zeitbegebenheiten, finden ſich manche Spuren, noch aus den Zeiten der Kaiſer, die ſonſt ſolchen Freiheiten nicht günſtig waren. Was uns hier näher angeht, iſt die Vermuthung, daß man vielleicht in den Mimen und Atellanen den erſten Keim der Commedia dell' arte, der improviſierten Poſſe mit ſtehenden Maſken, zu ſuchen hat. Eine auffallende Verwandtſchaft dieſer mit den Atellanen iſt die

Benutzung der Mundarten zu einer drolligen Wirkung. Wie würden aber Harlekin und Pulcinell erſtaunen, wenn ſie erführen, daß ſie in gerader Linie von den Poſſenreißern der alten Römer, ja der Osker, abſtammen! wie luſtig würden ſie dem Antiquar danken, der ihren glorreichen Stammbaum bis auf dieſe Wurzel zurückführte! Aus den griechiſchen Vaſengemälden wißen wir, daß ſchon zu den groteſken Maſken der alten Komödie eine der ihrigen ſehr ähnliche Tracht gehörte: lange Beinkleider und ein Wamms mit Aermeln; Kleidungsſtücke, die ſonſt den Griechen wie den Römern fremd waren. Noch heut zu Tage iſt Zanni einer von den Namen Harlekins; und Sannio hieß in den lateiniſchen Poſſenſpielen ein Luſtigmacher, der nach dem Zeugniß alter Schriftſteller einen geſchornen Kopf und ein aus buntſcheckigen Lappen zuſammengeflicktes Kleid hatte. Die Figur des Pulcinell will man vollkommen ähnlich unter den Wandgemälden in Pompeji gefunden haben. Wenn er ſich urſprünglich aus Atella herſchreibt, ſo wäre er noch ungefähr in ſeinem alten Vaterlande zu Hauſe. Der Einwurf, wie ſich die Ueberlieferung, ungeachtet einer Unterbrechung aller theatraliſchen Beluſtigungen viele Jahrhunderte hindurch, habe erhalten können, läßt ſich wohl durch die jährliche Carnavals-Freiheit und durch die Narrenfeſte des Mittelalters hinlänglich beantworten.

Die griechiſchen Mimen waren in Proſa geſchriebene und nicht für die Bühne beſtimmte Geſpräche; die römiſchen waren in Verſen abgefaßt, wurden aufgeführt und oft aus dem Stegreif geſprochen. Am berühmteſten ſind in dieſer Gattung Laberius und Syrus, Zeitgenoßen des Julius Cäſar, geweſen. Dieſer als Dictator zwang durch eine höfliche Bitte den Laberius, einen römiſchen Ritter, in ſeinen Mimen öffentlich aufzutreten, wiewohl das ſceniſche Gewerbe durch den Verluſt der bürgerlichen Ehre brandmarkte. Laberius beklagte ſich hierüber in einem Prolog, den wir noch haben, und woraus der Schmerz eines vernichteten Selbſtgefühls edel und rührend ſpricht. Man begreift nicht recht, wie er in dieſer Stimmung fähig ſein konnte, muthwillige Poſſen zu treiben, und wie die Zuſchauer, ein ſo bitteres Beiſpiel eigenmächtiger Herabwürdigung vor Augen, ſich daran ergötzen mochten. Cäſar hielt Wort: er gab dem Laberius eine beträchtliche Summe Geldes, und ertheilte ihm den ritterlichen Rang von neuem, der ihn jedoch in der Meinung ſeiner Mitbürger nicht wieder herſtellen konnte. Zugleich rächte er ſich aber für den Prolog und andere Anſpielungen dadurch, daß er dem Syrus, dem Sklaven, nachher Freigelaßenen und Schüler des Laberius in der mimiſchen Kunſt, den Preis vor dieſem zuerkannte. Wie würde es Cäſarn innerlich gedemüthigt haben, wenn er hätte vorausſehen können, daß nach wenigen Menſchenaltern ſein Nachfolger in der unumſchränkten Herrſchaft, Nero, aus einem Gelüſt der eignen Entehrung, ſich vielfältig ſo Preis geben würde, wie er es einem Römer des Mittelſtandes nicht ohne Erregung des allgemeinen Unwillens zugemuthet hatte! Vom Syrus haben wir eine Anzahl Sentenzen aus ſeinen Mimen, welche durch Gehalt und zierliche Bündigkeit des Ausdrucks verdienen, denen des Menander an die Seite geſtellt zu werden. Einige gehen ſogar über den moraliſchen Horizont ſelbſt des ernſteren Luſtſpiels hinaus, und nehmen einen faſt ſtoiſchen Schwung. Wie war nur der Uebergang von niedrigen Poſſen bis dahin möglich, und wie konnten dergleichen Sprüche überhaupt ohne eine eben ſo bedeutende Verwickelung der menſchlichen Verhältniſſe, als die das vollſtändige Luſtſpiel ſchildert, angebracht werden? Auf jeden Fall ſind ſie geeignet, uns von den Mimen einen ſehr vortheilhaften Begriff zu geben. Horaz ſpricht zwar von dem Kunſtwerth der Mimen des Laberius mit Geringſchätzung, entweder wegen der Willkürlichkeit ihrer Zuſammenſetzung oder der nachläßigen Ausführung. Indeſſen darf dieß unſre Meinung nicht ſchlechthin gegen ſie beſtimmen, denn dieſer kritiſche Dichter legt aus begreiflichen Gründen ein viel größeres Gewicht auf den ſorgfältigen Gebrauch der Feile, als auf originelle Keckheit und Fülle der Erfindung. Ein einziger vollſtändiger Mimus, den uns die Zeiten leider nicht gegönnt haben, würde uns darüber beßer in's Klare ſetzen, als die verworrenen Berichte der Grammatiker und die Conjecturen neuerer Gelehrten.

Die regelmäßige Komödie der Römer war meiſtens palliata, d. h. ſie wurde in griechiſcher Tracht aufgeführt; und ſtellte griechiſche Sitten dar. Dieß iſt der Fall mit den ſämmtlichen Luſtſpielen des Plautus und Terenz. Sie hatten aber auch eine comoedia togata, ebenfalls von der darin üblichen römiſchen Tracht ſo benannt. Afranius wird als der vornehmſte Schriftſteller darin gerühmt. Wir haben ſo gar nichts davon übrig behalten, und finden ſo wenige Angaben darüber, daß wir nicht einmal mit Sicherheit entſcheiden können, ob die togatae ganz neuerfundene Original-Luſtſpiele waren, oder nur griechiſche, nach römiſchen Sitten umgemodelt. Die letzte iſt wahrſcheinlicher, weil Afranius in der ältern Periode lebte, wo der römiſche Genius zu eignen Erfindungen noch gar nicht die Flügel regte; und doch iſt es wieder nicht recht begreiflich, wie ſich die attiſchen Komödien ohne großen Zwang einer ſo ganz verſchiedenen Oertlichkeit hätten ſollen anpaſſen laßen. Der Gang des römiſchen Lebens war im Allgemeinen ernſt und gravitätiſch, wiewohl ſie im perſönlichen Umgange viel Sinn für Witz und Jovialität hatten. Der Unterſchied der Stände war bei den Römern politiſch ſehr ſtark bezeichnet, der Reichthum bei Privatperſonen oft königlich; die Frauen lebten bei ihnen weit mehr in der Geſellſchaft und ſpielten eine viel bedeutendere Rolle als bei den Griechen, vermöge welcher Unabhängigkeit ſie dann auch an der einreißenden mit äußerer Verfeinerung gepaarten Verderbniß in vollem Maße Theil nahmen. Bei ſo weſentlichen Verſchiedenheiten hätte ein urſprünglich römiſches Luſtſpiel eine merkwürdige Erſcheinung ſein müßen, und würde uns dieß weltbeherrſchende Volk von einer ganz neuen Seite kennen lehren. Daß dieß in der comoedia togata nicht geleiſtet worden, verrathen zum Theil ſchon die gleichgültigen Aeußerungen der Alten darüber. Quintilian hat es keinen Hehl, daß die lateiniſche Litteratur im Luſtſpiel am meiſten hinke: dieß iſt wörtlich ſein Ausdruck.

Was die Tragödie betrifft, ſo müßen wir zuvörderſt bemerken, daß in Rom die Anordnung der griechiſchen dorthin übertragenen dadurch beträchtlich verrückt wurde, daß der Chor nicht mehr in der Orcheſtra ſeinen Platz hatte, wo die vornehmſten Zuſchauer, die Ritter und Senatoren, ſaßen, ſondern auf der Bühne ſelbſt. Es fand hier alſo ſchon derſelbe Uebelſtand ſtatt, den wir gegen die verſuchte Einführung des Chors bei den Neueren eingewendet haben. Noch andere, ſchwerlich verbeßernde, Abweichungen von der griechiſchen Darſtellungsweiſe wurden beliebt. Gleich bei der Einführung regelmäßiger Schauſpiele trennte Livius Andronikus, ein Grieche von Geburt, und der erſte tragiſche Dichter und Schauſpieler Roms, in den Monodien (den lyriſchen Stücken, die eine einzelne Perſon, und nicht der

Chor, zu ſingen hatte) den Geſang von dem mimiſchen Tanz, ſo daß nur dieſer dem Schauſpieler blieb, und ſtatt ſeiner ein neben dem Flötenſpieler ſtehender Knabe ſang. Bei den Griechen war in der beßeren Zeit ſowohl der tragiſche Geſang als das begleitende rhythmiſche Geberdenſpiel gewiß ſo einfach, daß die Kräfte eines Einzigen hinreichten beiden zugleich ihr volles Recht widerfahren zu laßen. Die Römer zogen aber, wie es ſcheint, die vereinzelte Meiſterſchaft der harmoniſchen Einheit vor. Hieraus entſprang in der Folge die Vorliebe für die Pantomimen, deren Kunſt zur Zeit des Auguſtus zu einer großen Vollkommenheit gediehen war. Nach den Namen der berühmteſten, eines Pylades, eines Bathyllus, zu urtheilen, waren es Griechen, welche in Rom dieſe ſtumme Beredſamkeit ausübten, und die lyriſchen Stücke, die ihr Tanz ausdrückte, wurden auch in griechiſcher Sprache dazu vorgetragen. Endlich ſpielte Roſcius, und vermuthlich nicht er allein, häufig ohne Maſke, wovon es bei den Griechen, ſo viel wir wißen, nie ein Beiſpiel gab. Zur glänzenderen Entfaltung ſeiner Kunſt mochte es dienen; und ſo bewieſen die Römer, denen dieß gefiel, auch hier wieder, daß ſie mehr Sinn für das unverhältnißmäßig hervortretende Talent eines Virtuoſen hatten, als für den zuſammenſtimmenden Eindruck eines Kunſtwerks im Ganzen.

In der tragiſchen Litteratur der Römer laßen ſich zwei Epochen unterſcheiden; die ältere des Livius Andronikus, Nävius, Ennius, ferner des Pacuvius und Attius, welche beiden letzteren etwas ſpäter geblüht als Plautus und Terenz; und die gebildete des auguſteiſchen Zeitalters. Jene brachte nur Ueberſetzer und Bearbeiter der griechiſchen Werke hervor, doch gerieth es vermuthlich im tragiſchen Fache treuer und beßer, als im komiſchen. Die ſchwungvolle Erhebung des Ausdrucks pflegt in einer noch wenig bearbeiteten Sprache etwas ungelenk auszufallen, doch läßt ſie ſich durch Anſtrengung erreichen; um die nachläßige Grazie des geſelligen Scherzes zu treffen, mußte man eigne Laune und ſeine Bildung haben. Um zu beurtheilen, wie genau und überhaupt wie gelungen die Nachbildung war, bleibt uns nicht einmal (eben ſo wenig wie beim Plautus und Terenz) ein Bruchſtück, wovon das griechiſche Original noch vorhanden wäre; allein eine beträchtliche Rede aus dem erlöſten Prometheus des Attius iſt des Aeſchylus auf keine Weiſe unwürdig, auch im Versbau ſchon ſorgfältiger, als die lateiniſchen Komiker zu ſein pflegen. (In welchen Silbenmaßen mochten nur dieſe Tragiker die griechiſchen Chorgeſänge übertragen? Die Nachbildung des Pindar, deſſen Lyrik ſo viel Aehnlichkeit mit der tragiſchen hat, erklärt noch Horaz im Lateiniſchen für unthunlich. Vermuthlich hat man ſich nie an den labyrinthiſchen Strophenbau der Chöre gewagt, für den weder die Sprache noch das Gehör der Römer eingerichtet war. Die Tragödien des Seneca verſteigen ſich aus den Anapäſten nie weiter als bis zu einem ſapphiſchen oder choriambiſchen Verſe, der, eintönig wiederholt, einen großen Mißſtand verurſacht.) Dieſen früheren Stil brachten Pacuvius und Attius zur Vollendung, deren Stücke allein ſich bis zu Ciceros Zeiten, ja noch ſpäter, auf der Bühne behauptet und viele Bewunderer gehabt zu haben ſcheinen. Horaz richtet ſeine eiferſüchtige Kritik auch gegen dieſe, ſo wie gegen alle übrigen älteren Dichter.

Die Zeitgenoßen Auguſts machten es zum Ziel ihres Ehrgeizes, ſich auf mehr eigenthümliche Weiſe mit den Griechen zu meßen; nicht in allen Gattungen mit gleichem Glück. Die Liebhaberei zu Verſuchen für die tragiſche Bühne war beſonders groß; werden doch Arbeiten dieſer Art vom Imperator ſelbſt erwähnt. Deswegen hat die Vermuthung viel für ſich, daß Horaz ſeine Epiſtel an die Piſonen hauptſächlich geſchrieben, um dieſe jungen Männer, die, vielleicht ohne wahren Beruf, von der allgemeinen Leidenſchaft angeſteckt waren, von einer ſo mißlichen Laufbahn abzuſchrecken. Einer der vornehmſten tragiſchen Dichter dieſes Zeitalters war der berühmte Aſinius Pollio, ein Mann von heftiger Leidenſchaftlichkeit, wie Plinius ſagt, und der auch an Werken der bildenden Kunſt denſelben Charakter liebte. Er war es, der die bekannte Gruppe des farneſiſchen Stieres aus Rhodus mitbrachte und in Rom aufſtellte. Wenn ſich ſeine Tragödien zu denen des Sophokles nur etwa ſo verhielten, wie dieſe kühne, wilde, aber etwas überladene Gruppe zu der ſtillen Hoheit der Niobe, ſo hätten wir deren Verluſt immer noch ſehr zu beklagen. Allein die politiſche Bedeutung des Pollio konnte ſeine Zeitgenoſſen leicht über den Werth ſeiner poetiſchen Arbeiten blenden. Ovid hat ſich in der tragiſchen Gattung wie in ſo manchen andern verſucht, und eine Medea gedichtet. Nach den geſchwätzigen Gemeinplätzen der Leidenſchaft in ſeinen Heroiden ließe ſich von ihm im Trauerſpiel höchſtens ein übertriebener Euripides erwarten. Quintilian verſichert indeſſen, er habe hier einmal bewieſen, was er würde haben leiſten können, wenn er ſich lieber hätte mäßigen, als ſeinem Hange zur Ausſchweifung nachgeben wollen.

Dieſe und alle übrigen tragiſchen Beſtrebungen der auguſteiſchen Zeit ſind untergegangen. Wir können die Größe des hieran erlittenen Verluſtes nicht mit Sicherheit anſchlagen, doch iſt er allem Anſchein nach nicht außerordentlich groß. Zuerſt befand ſich die griechiſche Tragödie dort im

Nachtheil aller auf einen fremden Boden verſetzten Pflanzen: der römiſche Götterdienſt war zwar dem griechiſchen einigermaßen verwandt (keineswegs ſo völlig einerlei damit, wie Manche annehmen), aber die heroiſche Mythologie der Griechen war nur durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte ſich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an, wie ſie es bei jenen ſo vielfältig that. Mir ſchwebt das Ideal einer urſprünglich römiſchen Tragödie vor, dunkel freilich, im Hintergrunde der Zeiten, wie man ein Weſen erkennen mag, das aus dem Schooße des Möglichen nie zur Wirklichkeit geboren worden. Sie hätte von der griechiſchen an Bedeutung und Geſtalt durchaus verſchieden, und im altrömiſchen Sinne religiös und patriotiſch ſein müßen. Alle wahrhaft ſchöpferiſche Poeſie kann nur aus dem innern Leben eines Volkes und aus der Wurzel dieſes Lebens, der Religion, hervorgehen. Der Geiſt der römiſchen Religion war aber urſprünglich, ehe ſie nach Einbuße des Gehalts die Oberfläche nach fremder Sitte ausſchmückten, ein ganz andrer als der Geiſt der griechiſchen. Dieſe war künſtleriſch bildſam, jene prieſterlich unwandelbar. Der römiſche Glaube und die darauf gegründeten Gebräuche waren ernſter, ſittlicher, frommer, naturdurchſchauender, magiſcher und geheimnißvoller, als wenigſtens derjenige Theil der griechiſchen Religion, der außerhalb der Myſterien gelehrt ward. Wie die griechiſche Tragödie den Kampf des freien Menſchen mit dem Schickſal darſtellt, ſo hätte der Sinn einer römiſchen die Unterwerfung der menſchlichen Triebe unter die heiligende, bindende Gewalt, religio, und deren offenbarte Allgegenwart in allen irdiſchen Dingen ſein müßen. Aber als das Bedürfniß künſtlich gebildeter Dichtung in ihnen erwachte, war dieſer Geiſt längſt erloſchen. Die Patricier, ihrer erſten

Einſetzung nach eine etruſkiſche Prieſterſchule, waren bloß weltliche Staatsmänner und Krieger geworden, die ihr angebornes Prieſterthum nur als politiſche Formel beibehielten. Ihre geheiligten Bücher, ihre Veda's, waren ihnen damals unverſtändlich, nicht ſowohl wegen des veralteten Buchſtabens, als weil ſie den Schlüßel zum Heiligthum, die höhere Wißenſchaft, nicht mehr beſaßen. Was die lateiniſche Heldenſage bei einer früheren Entwickelung hätte werden können, und ihr eigenthümliches Colorit, ſehen wir noch aus einigen Spuren bei'm Virgil, Properz und Ovid, die ſie doch ſchon als Antiquität behandelten.

Ferner, wiewohl die Römer ſich nun einmal durchaus helleniſieren wollten, ſo fehlte ihnen doch jene mildere Menſchlichkeit, die in der griechiſchen Geſchichte, Poeſie und Kunſt ſich von der homeriſchen Zeit an ſpüren läßt. Von der ſtrengſten Tugend, die, wie Curtius ſich ſelbſt, alle perſönliche Neigung im Schooße des Vaterlandes begrub, giengen ſie mit furchtbarer Schnelligkeit zu einer eben ſo beiſpielloſen Verderbniß der Habſucht und Wolluſt über. Nie haben ſie es in ihrem Charakter verläugnen können, daß ihr erſter Stifter nicht an einer Mutterbruſt gehegt, ſondern von einer reißenden Wölfin aufgeſäugt worden war. Sie waren die Tragiker der Weltgeſchichte, die ſo manches erſchütternde Trauerſpiel an gefeßelten und im Kerker verſchmachtenden Königen aufführten; ſie waren die eiſerne Nothwendigkeit der andern Völker: die allgemeinen Zerſtörer, um ſich zuletzt einſam mitten in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mauſoleum ihrer eigenen Würde und Freiheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben, durch gemäßigte Accente des Seelenleidens zu rühren, und mit ſchonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuſpielen. Natürlich ſuchten ſie auch im Trauerſpiel mit Ueberſpringung aller Mittelgrade immer das Aeußerſte, ſowohl im Stoiciſmus des Heldenmuthes, als in der ungeheuern Wuth verbrecheriſcher Gelüſte. Von ihrer alten Größe war ihnen nichts übrig geblieben, als der Trotz gegen Schmerzen und Tod, wenn der ausſchweifende Genuß des Lebens endlich damit vertauſcht werden mußte. Dieſes Siegel ihres eignen vormaligen Adels drückten ſie dann ihren tragiſchen Helden mit ſelbſtgefälliger und prahlhafter Verſchwendung auf.

Endlich fehlte es im Zeitalter der ausgebildeten Litteratur den dramatiſchen Dichtern unter einem bis zur Raſerei ſchauluſtigen Volke dennoch an einem Publikum für die Poeſie. In den Triumphzügen, den Gladiatorſpielen und Thiergefechten wurden alle Herrlichkeiten der Welt, alle Seltenheiten fremder Himmelsſtriche dem Auge des Zuſchauers vorübergeführt, es erſättigte ſich an den gewaltſamſten blutigen Auftritten. Was konnten auf ſo geſtählte Nerven die feineren Abſtufungen des tragiſchen Pathos wirken? Die Mächtigen ſetzten ihren Ehrgeiz darein, den unermeßlichen Raub fremder oder bürgerlicher Kriege an einem Tage dem Volke zur Schau zu legen, auf Bühnen, die meiſtens nach gemachtem Gebrauch wieder eingeriſſen wurden. Was uns Plinius von der architektoniſchen Ausſchmückung an der des Scaurus erzählt, gränzt an's Unglaubliche. Als man es mit der Pracht nicht höher treiben konnte, ſuchte man durch die Neuheit der mechaniſchen Erfindungen zu reizen. So ließ ein Römer dem Begräbnißfeſte ſeines Vaters zu Ehren zwei Theater bauen, mit dem Rücken aneinander gelehnt, und jedes dergeſtalt beweglich auf einem einzigen Angel mitten darunter ruhend, daß ſie nach vollendetem Schauſpiel ſammt allen darauf ſitzenden Zuſchauern herumgedreht wurden, und ſich zu einem Circus an einander ſchloßen, worauf man Gladiatorſpiele gab. Das Vergnügen der Augen hatte das der Ohren gänzlich verſchlungen; Seiltänzer und weiße Elephanten zog man jeder dramatiſchen Ergötzung vor; das geſtickte Purpurkleid des Schauſpielers wurde beklatſcht, wie uns Horaz berichtet, und ſo wenig aufmerkſam und ruhig war die große Volksmaſſe, daß er ihr Getöſe mit dem des Meeres oder eines waldigen Gebirges im Sturme vergleicht.

Nur ein einziges Probeſtück von dem tragiſchen Talente der Römer iſt uns übrig geblieben, wornach wir jedoch Unrecht hätten das Verlorne aus beßern Zeiten zu beurtheilen; ich meine die zehn Trauerſpiele, welche unter dem Namen des Seneca gehen. Ihr Anſpruch hierauf kommt mir ſehr zweideutig vor: vielleicht gründet er ſich bloß auf die Veranlaßung, daß Seneca in einem dieſer Stücke, der Octavia, perſönlich vorkommt, was vielmehr dagegen hätte entſcheiden ſollen. Die Meinungen der Gelehrten darüber ſind verſchieden: einige ſchreiben ſie zum Theil dem Philoſophen Seneca, zum Theil ſeinem Vater, dem Rhetor, zu; andre nehmen noch einen von beiden verſchiedenen Tragiker Seneca an. Dahin kommt man überein, daß die ſämmtlichen Stücke nicht von Einer Hand, und ſogar aus verſchiedenen Zeitaltern ſich herſchreiben. Zur Ehre des römiſchen Geſchmacks möchte man ſie für ſehr ſpäte Aftergeburten des Alterthums halten: allein Quintilian führt einen Vers aus der Medea des Seneca an, der ſich in der unſrigen wirklich findet; und dagegen iſt allerdings in Abſicht auf dieſes Stück nichts einzuwenden, deſſen Vorzüge vor den übrigen doch nicht ſo gar einleuchtend ſein dürften. (Der Verfaßer dieſer Medea läßt die Heldin ihre Kinder vor den Augen des Volkes erwürgen, ungeachtet der Warnung des Horaz, der dabei vermuthlich ſchon ein einheimiſches Beiſpiel vor Augen hatte; denn ſchwerlich hatte ein Grieche dieſen Fehler begangen. Die römiſchen Tragiker mußten ein beſonderes Gelüſte haben, in einer ſolchen Abſcheulichkeit Neuheit und Wirkung zu ſuchen.) Auch finden wir im Lucan, einem Zeitgenoßen des Nero, eine ganz ähnliche Manier des Schwulſtes, der alles Große zum Unſinn verzerrt. Der gewaltſame Zuſtand Roms unter einer Reihe blutdürſtiger Tyrannen hatte auch in der Beredſamkeit und Poeſie Unnatur erzeugt. Man hat in ähnlichen Epochen der neueren Geſchichte dieſelbe Erſcheinung bemerkt. Unter der weiſen und milden Regierung eines Veſpaſian und Titus, noch mehr eines Trajan, kehrten die Römer zu einem geläuterten Geſchmacke zurück. Aus welcher Zeit die Tragödien des Seneca nun auch ſein mögen, ſie ſind über alle Beſchreibung ſchwülſtig und froſtig, ohne Natur in Charakter und Handlung, durch die widerſinnigſten Unſchicklichkeiten empörend, und ſo von aller theatraliſchen Einſicht entblößt, daß ich glaube, ſie waren nie dazu beſtimmt aus den Schulen der Rhetoren auf die Bühne hervorzutreten. Mit den alten Tragödien, jenen höchſten Schöpfungen des poetiſchen Genius der Griechen, haben dieſe nichts weiter gemein als den Namen, die äußre Form und die mythologiſchen Stoffe; und doch ſtellen ſie ſich neben jene, ſichtbar in der Abſicht, ſie zu überbieten, was ſie ungefähr ſo leiſten, wie eine hohle Hyperbel gegen die innigſte Wahrheit. Jeder tragiſche Gemeinplatz wird bis auf den letzten Athemzug abgehetzt; alles iſt Phraſe, unter denen die einfachſte ſchon geſchraubt iſt. Mit Witz und Scharfſinn wird eine gänzliche Armut an Gemüth überkleidet. Auch Phantaſie iſt darin, oder wenigſtens ein Phantom davon: vom Mißbrauch jeder Geiſteskraft iſt das Beiſpiel gegeben. Die Verfaßer haben das Mittel gefunden, in einem bis zur Dunkelheit epigrammatiſchen Lakonismus ermüdend weitſchweifig zu ſein. Ihre Perſonen ſind weder Ideale, noch wirkliche Menſchen, ſondern rieſenhafte unförmliche Marionetten, die bald am Drath eines unnatürlichen Heroiſmus, bald an dem einer eben ſo unnatürlichen, vor keinem Greuel ſich entſetzenden, Leidenſchaft in Bewegung geſetzt werden.

In einer Geſchichte der dramatiſchen Kunſt hätte ich die Tragödien des Seneca alſo ganz übergehen dürfen, wenn ſie nicht bei dem blinden Vorurtheil für alles, was wir aus dem Alterthum überkommen haben, manche Nachahmungen nach ſich gezogen hätten. Sie waren eher und allgemeiner bekannt, als die griechiſchen Trauerſpiele. Nicht bloß Gelehrte ohne Sinn für die Kunſt haben günſtig über ſie geurtheilt, ja ſie den griechiſchen Tragödien vorgezogen; auch Dichter haben ſie ihres Studiums werth geachtet. Der Einfluß des Seneca auf Corneille's Begriffe vom Tragiſchen iſt unverkennbar; Racine hat ihn gewürdigt, in ſeiner Phädra beträchtlich Vieles, wovon Brumoy ein Verzeichniß liefert, unter andern beinahe die ganze Scene der Liebeserklärung von ihm zu entlehnen.

Sechszehnte Vorleſung.

Die Italiäner. Schäferſpiele von Taſſo und Guarini. Geringe Fortſchritte im Trauerſpiel. Metaſtaſio und Alfieri. Ausführliche Beurtheilung beider. Luſtſpiele des Arioſt, Machiavell, Aretin, Porta. Improviſiertes Maſkenſpiel. Goldoni, Gozzi. Neueſter Zuſtand

Hiemit verlaßen wir das klaſſiſche Alterthum, und gehen zu der dramatiſchen Litteratur der neueren Nationen fort. Ueber die Ordnung, worin ſie am bequemſten abzuhandeln iſt, kann man zweifelhaft ſein, ob man nämlich, was jede Nation geleiſtet, der Reihe nach aufſtellen, oder nach den ſich kreuzenden Einflüßen von einer zur andern übergehen ſoll. Das zuerſt erneuerte italiäniſche Theater hat anfänglich auf das franzöſiſche gewirkt, nachher aber von dieſem bedeutende Rückwirkungen erfahren. Die Franzoſen haben vor der völligen Ausbildung ihrer Bühne von den Spaniern noch weit mehr entlehnt, als von den Italiänern; ſpäterhin hat Voltaire eine Erweiterung ihres theatraliſchen Kreißes nach dem Vorbilde der Engländer vermitteln wollen, womit es aber wenig auf ſich gehabt, weil nach ihren Begriffen von Nachahmung der Alten und ihrem Kunſtgeſchmack ſchon Alles feſtgeſetzt war. Die engliſche und ſpaniſche Bühne ſtehen faſt unabhängig von den übrigen, und auch eine von der andern, da: ſie haben viele Einflüße nach außen verbreitet, aber wenige empfangen. Um Verwirrung zu verhüten, ſcheint es doch rathſamer, die verſchiedenen Litteraturen von einander zu ſondern; die fremden Einwirkungen laßen ſich dennoch anmerken. Um ſo mehr, da bei einigen der neueren Nationen ganz entſchieden der Grundſatz der Nachahmung der Alten, bei andern der romantiſche Geiſt oder wenigſtens eine um die klaſſiſchen Muſter unbekümmerte Originalität vorgewaltet hat: jenes nämlich bei den Italiänern und Franzoſen, dieſes bei den Engländern und Spaniern.

Wie die Einführung des Chriſtenthums zur Abſtellung der ſowohl bei den Griechen als Römern äußerſt ausgearteten Schauſpiele wirkte, noch ehe der Einfall der nordiſchen Eroberer allem Kunſtgenuße ein Ende machte, habe ich ſchon im Vorhergehenden erwähnt. Nach dem langen Schlaf des dramatiſchen und theatraliſchen Geiſtes im Mittelalter, der ſich, unabhängig von den klaſſiſchen Muſtern, in Myſterien und Moralitäten wieder zu regen anfieng, erwachte zuerſt bei den Italiänern das Beſtreben, wie in andern Künſten und Gattungen der Poeſie, ſo auch auf dem Theater die Alten nachzuahmen. Als das erſte regelmäßige Trauerſpiel wird gewöhnlich die Sophoniſbe des Triſſino aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts genannt. Ich kann mich nicht rühmen, dieſe litterariſche Merkwürdigkeit geleſen zu haben, doch kenne ich den Verfaßer ſonſt als einen geiſtloſen Pedanten; und da ſelbſt die Gelehrten, welche am meiſten auf Nachahmung der Alten dringen, ſie für ein todtes Werk des Fleißes ohne dichteriſchen Geiſt erklären, ſo dürfen wir es wohl ohne nähere Unterſuchung bei dieſem Urtheile bewenden laßen. Merkwürdig iſt, bei der ängſtlichen Beibehaltung der alten Formen bis auf den Chor, der Uebergang aus dem Gebiet der Mythologie in das der römiſchen Geſchichte.

Epoche machen die Schäferſpiele des Taſſo und Guarini, die nach der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts fallen, und in denen die Darſtellung zwar größtentheils nicht tragiſch, aber doch edel, ja idealiſch iſt. Auch ſind ſie mit hinreißend ſchönen Chören ausgeſtattet, die nur freilich wie lyriſche Stimmen in der Luft ſchweben, die nicht perſönlich erſcheinen, noch weniger als beſtändige Zeugen der Handlung nach wahrſcheinlichen Beſtimmungen herbeigeführt ſind. Für das Theater waren dieſe Compoſitionen allerdings beſtimmt: ſie ſind mit feſtlicher Pracht und, wir dürfen vermuthen, in edlem Kunſtgeſchmack zu Ferrara und Turin aufgeführt worden. Allein dieß giebt uns eben einen Begriff von der damaligen Kindheit des Theaters: wiewohl Verwickelung und Auflöſung im Ganzen iſt, ſo ſteht die Darſtellung doch in den einzelnen Scenen ſtill, und läßt auf Zuſchauer ſchließen, die an theatraliſche Ergötzungen wenig gewöhnt, folglich genügſam waren, und die ruhige Entfaltung ſchöner Poeſie ohne dramatiſchen Fortſchritt mit Geduld abwarteten. Der Pastor fido insbeſondre iſt eine unnachahmliche Hervorbringung: originell und doch klaſſiſch; romantiſch durch den Geiſt der dargeſtellten Liebe; in den Formen mit dem großen einfachen Gepräge des klaſſiſchen Alterthums bezeichnet; neben den ſüßen Tändeleien der Poeſie voll von hoher keuſcher Schönheit des Gefühls. Keinem Dichter iſt es wohl ſo gelungen, die moderne und antike Eigenthümlichkeit zu verſchmelzen. Für das Weſen der alten Tragödie zeigt er einen tiefen Sinn, denn die Idee des Schickſals beſeelt die Grundanlage ſeines Stückes, und die Hauptcharaktere kann man idealiſch nennen; er hat zwar auch Caricaturen eingemiſcht, und die Compoſition deswegen Tragikomödie genannt: allein ſie ſind es nur durch ihre Geſinnungen, nicht durch den Unadel der äußern Sitten, gerade wie die alte Tragödie ſelbſt den untergeordneten Perſonen, Sklaven oder Boten, ihren Antheil an der allgemeinen Würde leiht.

Unendlich wichtig iſt dieſe Erſcheinung in der Geſchichte der Poeſie überhaupt; für die dramatiſche iſt ſie ohne Folge geblieben, und mußte es gewiſſermaßen.

Ich komme auf das eigentliche Trauerſpiel der Italiäner zurück. Nach der Sophoniſbe und einigen gleichzeitigen Stücken, die Calſabigi das erſte tragiſche Kinderlallen Italiens nennt, werden eine Menge aus dem ſechszehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert angeführt; doch iſt nichts darunter, was einen bedeutenden Ruf erworben oder wenigſtens behauptet hätte. Wiewohl dieſe Schriftſteller alle vermeintlich nach den Regeln des Ariſtoteles arbeiteten, entwirft Calſabigi, ein ganz dem franzöſiſchen Syſtem zugethaner Kritiker, folgendes Bild von ihren tragiſchen Mißgeburten: „Verkehrte, verwickelte, unwahrſcheinliche Plane, übelverſtan„dene ſceniſche Anordnung, unnütze Perſonen, doppelte Hand„lung, unpaſſende Charaktere, rieſenhafte oder kindiſche Ge„danken, ſchwache Verſe, geſchraubte Phraſen, keine harmoniſche „noch natürliche Poeſie; alles dieß aufgeſtutzt mit übel an„gebrachten Beſchreibungen und Gleichniſſen, oder müßigen „Erörterungen aus der Philoſophie und Politik, dazwiſchen „eingeflochten ſeelenloſe Liebſchaften, abgedroſchene Zärtlich„keiten, die in jeder Scene vorkommen; von tragiſcher Kraft, „von dem Zuſammenſtoß der Leidenſchaften, von ergreifenden „theatraliſchen Kataſtrophen nicht die geringſte Spur.“ Wir können uns hier nicht damit aufhalten, die ganze Polterkammer verlegener Litteratur aufzuräumen; wir kommen daher ſogleich auf die Merope des Maffei, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erſchien. In Italien hat ſie ſogleich großes Aufſehen erregt, auswärts beſonders durch Voltaires Wetteifer damit einen ungemeinen Ruf erlangt. Die Abſicht beider war, ein verlorenes und von den Alten gerühmtes Stück des Euripides nach der Angabe des Inhalts bei'm Hygin gewiſſermaßen wieder herzuſtellen. Voltaire hat die Merope des Maffei, ſcheinbar lobend, als Nebenbuhler bekrittelt; ein ausführliches, eben ſo unparteiiſches als einſichtsvolles, Urtheil darüber fällt Leſſing in ſeiner Dramaturgie. Er erklärt es bei allem Verdienſt eines reinen und einfachen Geſchmacks mehr für die Arbeit eines gelehrten Antiquars, als eines für die dramatiſche Kunſt gebornen und darin geübten Geiſtes. Dem zufolge können wir auf den vorhergehenden Zuſtand ſchließen, wo ein ſolches Werk ſo großes Aufſehen machen konnte.

Seitdem ſind Metaſtaſio und Alfieri aufgetreten, jener vor der Mitte, dieſer im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Ich rechne die muſikaliſchen Schauſpiele des erſten hieher, weil ſie durchaus eine ernſte pathetiſche Wirkung bezwecken, weil ſie auf idealiſche Darſtellung Anſpruch machen, und in der äußern Form zum Theil dasjenige darin beobachtet iſt, was man zur Regelmäßigkeit eines Trauerſpiels rechnete. Beide Dichter, wiewohl in ihrem Streben einander entgegengeſetzt, haben dennoch einen gemeinſchaftlichen Einfluß verſpürt, nämlich den des franzöſiſchen Theaters. Sie haben zwar beide ſich dagegen erklärt, als zu dieſer Schule gehörig angeſehen zu werden; ſie haben verſichert, ſie hätten gefliſſentlich die franzöſiſchen Muſterwerke nicht geleſen, um ihrer eignen Originalität nicht zu ſchaden. Dieß iſt ſchon eine Vorſicht von übler Vorbedeutung: wer ſeiner innern Selbſtändigkeit vollkommen ſicher iſt, kann unbedenklich die Werke ſeiner Vorgänger ſtudieren, er wird für die Kunſt daraus lernen, und dennoch ſeinen Hervorbringungen ein eigenthümliches Gepräge aufdrücken. Allein ich kann dieſen Dichtern nicht helfen: iſt es wirklich wahr, daß ſie die franzöſiſchen Trauerſpiele gar nicht, oder erſt nach Vollendung ihrer Arbeiten geleſen, ſo muß ein unmerklicher Einfluß in der Atmoſphäre verbreitet geweſen ſein, der ohne ihr Wißen ſie beſtimmt hat. Dieß iſt ſehr begreiflich aus dem großen Anſehen, worin ſeit Ludwig dem Vierzehnten das franzöſiſche Trauerſpiel bei der gelehrten ſowohl als der großen Welt in ganz Europa geſtanden; aus der Ummodelung vieler auswärtigen Theater nach franzöſiſchem Zuſchnitt; aus der auf negative Correctheit dringenden Kritik, welche von Frankreich aus den Ton in der Litteratur angab. Die Verwandtſchaft iſt bei beiden unläugbar, auffallender aber bei'm Alfieri, wegen der Einmiſchung des muſikaliſchen Elements bei'm Metaſtaſio. Ich finde ſie in der gänzlichen Abweſenheit des romantiſchen Geiſtes, in einer gewiſſen phantaſieloſen Nüchternheit der Compoſition, in der nicht recht mythologiſchen Behandlung der mythologiſchen, und der nicht recht hiſtoriſchen Behandlung der hiſtoriſchen Stoffe, endlich in der bezweckten tragiſchen Reinheit, welche in Einförmigkeit ausartet. Die Einheiten des Ortes und der Zeit hat Alfieri durchgängig beobachtet; Metaſtaſio nur die letzte, weil man von dem Operndichter Veränderung der Scene ſogar forderte. Alfieri hingegen läßt die Augen meiſtens ganz leer ausgehen. In ſeinen Planen hat er auf die antike Einfachheit hingeſtrebt; Metaſtaſio hat in der reichen Verwickelung der ſeinigen ſpaniſche Muſter vor ſich gehabt, beſonders aus dem Calderon viel entlehnt. (Dieß behauptet ausdrücklich der gelehrte Spanier Arteaga in ſeinem italiäniſchen Werke über die Geſchichte der Oper.) Doch iſt jenem die harmoniſche Idealität der Alten eben ſo fremd geblieben, als dieſem der aus ſcheinbar widerſprechenden unauflöslichen Miſchungen hervorgehende Reiz der romantiſchen Dichter.

Schon vor dem Metaſtaſio hatte Apoſtolo Zeno die Oper, wie man es nennt, gereinigt, was aber im Sinne der neueren Kritiker oft bedeuten will, ausgeleert. Er bildete ſich nach dem Trauerſpiel, und zwar nach dem franzöſiſchen, und ſeine allzu gründliche, oder, wenn man will, ſchwerfällige Annäherung an dieſes Muſter iſt eben Schuld daran, daß er für die muſikaliſche Entwickelung zu wenig Spielraum übrig ließ, weswegen ſeine Stücke auch durch ſeinen gewandteren Nachfolger ſogleich von der Opernbühne verdrängt worden ſind. Es iſt überhaupt eine falſche Richtung in der Kunſt, in einer Gattung das mit Nachtheil leiſten zu wollen, was eine andre vollkommner leiſtet, und darüber eigenthümliche Vorzüge aufzuopfern. Dieß rührt von einem todten Begriffe der Regelmäßigkeit her, den man einmal für allemal aufgeſtellt hat, ſtatt den Geiſt und die verſchiednen Geſetze jeder Gattung anzuerkennen.

Metaſtaſio verdunkelte den Zeno, weil er bei einem ähnlichen Streben doch biegſamer einlenkte, um ſich den Bedürfniſſen des Muſikers zu fügen. Die Vorzüge, wodurch er bei den heutigen Italiänern klaſſiſch und gewiſſermaßen das für ſie geworden, was Racine den Franzoſen iſt, ſind die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache überhaupt, und insbeſondre der ſanfteſte Wohllaut und die größte Lieblichkeit in den Liedern. Vielleicht hat nie ein Dichter eine größere Fertigkeit gehabt, als er, in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer pathetiſchen Situation in der Kürze zuſammenzufaßen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freilich muß man geſtehen, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert ſowohl von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt, und ſo hat die poetiſche Darſtellung nicht ſchwer daran zu tragen, und kann unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer reicheren Entfaltung zu überlaßen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch; aber, um bei dem Gleichniſſe zu bleiben, er beſitzt von der poetiſchen Muſik nur den Theil der Melodie, ohne harmoniſchen Umfang, und ohne die geheimnißvollen Wirkungen des Contrapunktes. Oder um es noch anders auszudrücken: er iſt muſikaliſch, aber ganz und gar nicht pittoresk. Seine Melodien ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederholen ſich mit weniger Abwechſelung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat, ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im Ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Seine Helden ſind galant wie die des Corneille, ſeine Heldinnen zärtlich wie die des Racine; dieß haben manche, ohne Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Oper, zu ſcharf gerügt. Mir ſcheint dabei bloß die Wahl ſolcher Stoffe tadelnswerth, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Mißſtand mit ſolchen Tändeleien vermengen ließ. Hätte Metaſtaſio ſich nur nicht an großen hiſtoriſchen Namen vergriffen; hätte er ſeine Gegenſtände häufiger aus der Mythologie oder aus noch phantaſtiſcheren Dichtungen entlehnt, hätte er immer ſo glücklich gewählt wie in ſeinem Achilles auf Skyros, wo das Heroiſche der Natur der Sache nach mit dem Idylliſchen verwebt iſt: ſo möchte ihm immer die allgemeine Verliebtheit in die von ihm geſchilderte Welt hingehen. Dann würde man ihm, wenn man ſich anders ſelbſt darüber verſteht, was man von einer Oper erwarten und fordern darf, die Vergünſtigung zu noch weit gewagteren Gaukeleien der Phantaſie gern einräumen. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſeinen Handel verdorben: ſeine Kräfte waren ihnen nicht gewachſen, und die beabſichtete verführeriſche Schmeichelei war mit erſchütterndem Nachdruck nicht vereinbar. Ich habe einen berühmten italiäniſchen Dichter behaupten hören, ſeine Landsleute würden vom Metaſtaſio zu Thränen gerührt. Ein ſolches nationales Zeugniß läßt ſich nicht wohl anders abweiſen, als indem man es auf die Nation ſelbſt als Symptom ihrer ſittlichen Verfaßung zurückwendet. Mir ſcheint es unläugbar, daß eine gewiſſe ſchmelzende Weichlichkeit in den Gefühlen und ihrem Ausdruck den Metaſtaſio zum Lieblinge ſeiner Zeitgenoßen gemacht hat. Er hat Zeilen, welche durch Würde und kräftige Gedrängtheit der Tragödie vollkommen angemeßen ſind; und dennoch ſpürt man ich weiß nicht was darin, wodurch ſie für die biegſame Kehle eines Sopranſängers beſtimmt ſcheinen.

Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es ferner beigetragen, daß er ein Hofdichter war, nicht bloß vermöge ſeines Amtes, ſondern durch die Manier, worin er dichtete, gerade wie die Trauerſpieldichter aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; proſaiſche Geſinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet, eine höchſte Schonung in Allem, in der Behandlung der Leidenſchaften, wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittlichkeit, denn die Wolluſt wird in dieſen Schauſpielen nur eingeathmet, aber nicht genannt, und es iſt immer nur vom Herzen die Rede: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feineren Welt empfehlen. Der Pomp edelmüthiger Geſinnungen iſt nicht geſpart, daneben ſind aber frevelhafte Streiche in ziemlich leichtſinnigen Verknüpfungen angebracht. Es iſt nichts ſeltnes, daß eine beleidigte Geliebte ihren verſchmähten Liebhaber abſchickt, um den treuloſen hinterrücks zu erſtechen. Faſt in allen Stücken geht ein tückiſcher Böſewicht herum, der Verräthereien ſpielt, für den aber ſchon irgend eine königliche Großmuth, die am Ende Alles ausgleicht, im voraus beſtellt iſt. Dieſe Leichtigkeit, womit niedrige Falſchheit zu Gnaden angenommen wird, als wäre es nur eine liebenswürdige Schwäche, wäre recht ſehr anſtößig zu nennen, wenn es überhaupt mit der Spiegelfechterei tragiſcher Ereigniſſe rechter Ernſt würde. Allein die Giftbecher werden immer zur gehörigen Zeit von den Lippen weggeſtoßen; die Dolche entfallen den Händen, oder werden ihnen entrungen, ehe ſie den tödtlichen Streich vollführen, höchſtens ritzen ſie wie Nadeln; aus einem Kerker oder mitten unter den drohendſten Gefahren bietet ein unterirdiſcher Ausgang unerwartet das Mittel zur Flucht dar. Die Scheu vor dem Lächerlichen, dieſes Gewißen aller Dichter, die für die ſchöne Welt ſchreiben, iſt ſehr ſichtbar in der Vermeidung aller nicht ſchon hergebrachten Kühnheiten, in der Enthaltung vom Uebernatürlichen, weil ſolch ein Publikum ſelbſt zu der bunten Schaubühne der Oper keinen Wunderglauben mitbringt. Doch hat dieſe Scheu den Metaſtaſio nicht immer ſicher geleitet: außer einem übermäßigen Gebrauch des Beiſeite, der oft ſehr in's Luſtige fällt, ſind beſonders die untergeordneten Liebſchaften recht wie zur Parodie eingerichtet. Hier verräth ſich der Abbate, der die verſchiedenen Abſtufungen des Cicisbeats, deſſen Leiden und deſſen Glückſeligkeit aus dem Grunde kennt. Dem begünſtigten Liebhaber ſteht meiſtens der überläſtige gegenüber, der ſich ohne Erwiederung aufdrängt, unter den Cicisbeen der soffione; jener liebt in aller Stille, und findet oft bis zu Ende des Stücks keine Gelegenheit, ſein Wörtchen Liebeserklärung anzubringen: man könnte ihn den patito nennen. Und nicht bloß den männlichen Rollen, ſondern auch den weiblichen iſt dieſe raſtloſe Liebesjagd aufgegeben, damit ſich Alles deſto bunter kreuzen möge.

Nur wenige Opern des Metaſtaſio haben ſich auf der Bühne erhalten, weil der veränderte Geſchmack in der Muſik eine andre Einrichtung des Textes fordert. Metaſtaſio hat ſelten Chöre, und faſt nie andre Arien, als für eine einzelne Stimme: dieſe beſchließen einförmig die Scenen, und der Sänger ermangelt niemals, damit abzugehen. Es iſt, als ob er, ſtolz darauf, dieſen höchſten Triumph ſeiner Empfindung ausgeſpielt zu haben, die Zuſchauer ihrem Erſtaunen überließe, wenn ſich das Gezwitſcher der Leidenſchaften in den Recitativen nun in der Arie bis zu einigen volleren Nachtigalltönen erhoben hat. Man verlangt jetzt in der Oper häufiger Duos und Trios, und lärmende Finale. In der That dürfte es die ſchwerſte Aufgabe für den Operndichter ſein, die verworrenen Stimmen ſtreitender Leidenſchaften ſich zu einer gemeinſchaftlichen Harmonie begegnen zu laßen, ohne ihr Weſen aufzuheben: eine Aufgabe, die aber meiſtens ſowohl von dem Dichter als dem Muſiker nur ſehr willkürlich gelöſt wird.

Alfieri, ein kühn und ſtolz geſinnter Mann, verſchmähte durch ſolche Beſtechungen, wie Metaſtaſio ſie aufgeboten hatte, zu gefallen: er war höchſt entrüſtet über die ſchlaffe Verſunkenheit ſeines Volkes, über die Ausartung ſeiner Zeitgenoſſen überhaupt. Dieſe Entrüſtung feuerte ihn zur Aufſtellung männlicher Seelenſtärke, ſtoiſcher Grundſätze und freier Geſinnungen, auf der andern Seite zur Schilderung der Greuel des Deſpotiſmus an. Seine Begeiſterung war weit mehr politiſch und moraliſch, als poetiſch, und man muß ſeine Trauerſpiele mehr wie Handlungen des Mannes, als wie Werke des Dichters loben. Bei der großen Abneigung, die er davor hatte, denſelben Weg als Metaſtaſio einzuſchlagen, gerieth er natürlich auf das entgegengeſetzte Aeußerſte: ich möchte ihn einen umgekehrten Metaſtaſio nennen. Iſt die Muſe des letzten eine liebeſchmachtende Nymphe, ſo iſt Alfieris Muſe eine mannweibliche Amazone. Er gab ihr eine ſpartaniſche Erziehung, er wollte der Cato des Theaters werden; aber er vergaß, daß der tragiſche Dichter wohl ein Stoiker, aber die tragiſche Darſtellung ſelbſt nicht ſtoiſch ſein darf, wenn ſie anders rühren und erſchüttern ſoll. Seine Sprache iſt ſo bildlos, als ob die redenden Perſonen durchaus von aller Phantaſie entblößt wären; ſie iſt abgebrochen und herbe: er wollte ſie von neuem ſtählen, und ſie verlor dadurch nur ihren Glanz und wurde ſpröde und unbiegſam. Er iſt nicht nur nicht muſikaliſch, ſondern geradezu antimuſikaliſch, er zerreißt das Gefühl durch die härteſten Mißlaute ohne alle Milderung oder Auflöſung. Die Tragödie ſoll durch eine erhebende Geſinnung unſer Gemüth gewiſſermaßen von der ſinnlichen Gewalt des Lebens entfeßeln; aber um dieß wirklich zu leiſten, darf ſie dieſe gefährliche Gabe des Himmels nicht von ihrem Reiz entkleiden: ſie muß uns vielmehr die höchſte Herrlichkeit unſers von

Abgründen umringten Daſeins zeigen. Wenn man Alfieris Trauerſpiele lieſt, ſo kommt einem die Welt überhaupt düſter und widerwärtig vor. Eine Darſtellung, worin das Gewöhnliche im menſchlichen Lebenslauf trübſelig, die außerordentlichen Kataſtrophen aber entſetzlich erſcheinen, gleicht einem Klima, wo mit den nie aufgeheiterten Nebeln eines nördlichen Winters die entflammten Ungewitter der heißen Zone vereinigt wären. Charakteriſtiſche Tiefe und Feinheit muß man bei'm Alfieri eben ſo wenig erwarten, als bei'm Metaſtaſio; es iſt nur eine entgegengeſetzte Einſeitigkeit in Auffaßung der menſchlichen Natur. Seine Menſchen ſind eben ſo nach nackten allgemeinen Begriffen entworfen, und er malt häufig ſchwarz und weiß grell neben einander. Die Böſewichter tragen meiſtens bei ihm ihre rohe Abſcheulichkeit auf der Außenſeite: dieß möchte hingehen, wiewohl ein ſolches Bild ſchwerlich dazu dienen wird, ſie in der Wirklichkeit zu erkennen; allein ſeine tugendhaften Perſonen ſind nicht liebenswürdig, und das iſt ein weit ſchlimmeres Unglück. Der einſchmeichelnden Grazien, ja auch alles untergeordneten Reizes und Schmuckes entäußerte er ſich geflißentlich, (wenn ſie dieſem kauſtiſchen Geiſte nicht ſchon von Natur genugſam verſagt waren) ſeinem ernſteren ſittlichen Zwecke zu Gunſten, wie er meinte, ohne zu bedenken, daß der Dichter eben kein andres Mittel hat, die Gemüther der Menſchen zu lenken, als die Bezauberungen ſeiner Kunſt.

Von der Tragödie der Griechen, die Alfieri erſt am Ende ſeiner Laufbahn entdeckte, iſt er durch eine ungeheure Kluft getrennt; und in der Gattung des franzöſiſchen Trauerſpiels kann ich ſeine Stücke nicht als einen Fortſchritt betrachten. Ihr Bau iſt einfacher, der Dialog im Einzelnen weniger conventionell; die Abſchaffung der Vertrauten hat man ihm beſonders als überwundene Schwierigkeit und Verbeßerung des franzöſiſchen Syſtems hoch angerechnet: er konnte die Kammerherren und Hofdamen eben ſo wenig in der Dichtung, als in der Wirklichkeit leiden. Dagegen halten ſeine Stücke mit den beßeren franzöſiſchen an gefälliger und glänzender Beredſamkeit keine Vergleichung aus; auch ſind ſie weit kunſtloſer in der Verknüpfung, den Abſtufungen, Vorbereitungen und Uebergängen. Man vergleiche zum Beiſpiel den Britannicus des Racine mit der Octavia des Alfieri. Beide berufen ſich auf den Tacitus als ihre Quelle; welcher von ihnen hat nun dieſen tiefen Menſchenkenner beßer verſtanden? Racine beweiſt ſich hier als einen Mann, der den Hof auch von ſeiner verderbten Seite vollkommen kannte, und das alte Rom unter den Kaiſern in dieſem Spiegel der Beobachtung ſah. Wenn hingegen Alfieri nicht ausdrücklich verſicherte, ſeine Octavia ſei eine Tochter des Tacitus, ſo ſollte man vielmehr glauben, ſie ſei auf die des angeblichen Seneca gebaut. Mit ſolchen Farben werden die Tyrannen in den Redeübungen der Schulen gemalt. Iſt dieſer immerfort polternde und tobende Nero jener, der von der Natur dazu gebildet zu ſein ſchien, wie Tacitus ſagt, ſeinen Haß unter Liebkoſungen zu verbergen? jener feige, anfangs aus Feigheit, nachher mit ausſchweifendem Gelüſt grauſame, und bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens phantaſtiſch eitle Weichling?

Eben ſo wenig, wie hier den Tacitus, hat Alfieri in der Verſchwörung der Pazzi den Macchiavell ergründend in eine dichteriſche Darſtellung überſetzt. In dieſen und andern Stücken aus der neuern Geſchichte, dem Philipp, dem Don Garcia hat er den Geiſt und Ton der neueren Zeiten, ja ſeines eignen Volkes durchaus nicht zu treffen gewußt: ſeine

Begriffe vom tragiſchen Stil widerſetzten ſich allem örtlich beſtimmten Coſtum. Auf der andern Seite iſt es merkwürdig, wie die aus den tragiſchen Cyklen der Griechen entlehnten Gegenſtände, z. B. die Oreſtie, ihre heroiſche Pracht einbüßen, und ihm unter den Händen häuslich und beinahe bürgerlich modern werden. Am beſten hat er noch das öffentliche Leben der römiſchen Republik gefaßt: es iſt ein großer Vorzug der Virginia, daß die Handlung auf dem Forum, und zum Theil vor den Augen des Volkes vorgeht. Sonſt iſt bei der beobachteten Einheit des Ortes der von ihm gewählte Schauplatz meiſtens ſo unſcheinbar und unbeſtimmt, daß man glauben ſollte, es wäre ein abgelegener Winkel, wohin eben niemand kommt, als einige in verdrießliche Händel verwickelte Perſonen. Daß er ſeinen Königen und Helden der Einfachheit zu Gefallen ihre äußere Umgebung ganz und gar abſtreift, macht einen Eindruck, als ob die Welt um ſie her wirklich entvölkert wäre. Dieſe Einſamkeit der Bühne iſt ſehr auffallend im Saul, hinter dem Rücken zweier Heere und im Augenblick einer entſcheidenden Schlacht, da ſich ſonſt dieſes Stück durch einen etwas morgenländiſchen Anſtrich und lyriſchen Schwung in der Geiſtesverwirrung Sauls vortheilhaft auszeichnet. Die Myrrha iſt ein allzugewagter Verſuch, einen für die Sinne und für das Gefühl gleich empörenden Stoff mit Schicklichkeit zu behandeln. Der Spanier Arteaga hat über dieſes Trauerſpiel und über den Philipp ſcharfe, aber gründliche Kritiken geſchrieben.

Was ſeit Alfieri etwa noch zu bemerken, verſpare ich auf die Ueberſicht von dem jetzigen Zuſtande des italiäniſchen Theaters, und kehre in der Zeitordnung zurück, um einen kurzen Abriß der Geſchichte des Luſtſpiels darzulegen.

Die Italiäner giengen in dieſer Gattung anfangs von einer nicht genugſam auf den Unterſchied der Zeiten und Sitten Rückſicht nehmenden Nachahmung der Alten aus, wie man denn auch auf den älteſten Theatern den Plautus und Terenz überſetzt aufführte; ſie geriethen aber bald in die ſeltſamſten Ausſchweifungen. Man hat Luſtſpiele vom Arioſt und Machiavell, von jenem in reimloſen versi sdruccioli, von dieſem bis auf eines in Proſa. Solche Männer können nichts hervorbringen, worin ſich ihr Verſtand ganz verläugnete. Aber Arioſt hielt ſich im Zuſchnitt der Stücke zu nahe an die Erfindungen der Alten, und brachte daher keine lebendigen Sittengemälde hervor. Bei'm Machiavell iſt dieß nur in ſeiner Clizia, einer Nachahmung des Plautus, der Fall; die Mandragola und ein andres Luſtſpiel ohne Namen ſind florentiniſch genug, nur leider auf eine wenig erbauliche Art. Ein einfältiger betrogener Ehemann, ein heuchleriſcher vermittelnder Mönch ſpielen die Hauptrollen. Erfindungen, wie in den ſpaßhaften lüſternen Erzählungen des Boccaz, ſind keck und derb, ich will nicht ſagen, dramatiſiert, denn in Abſicht auf theatraliſche Wirkung ſind ſie ziemlich kunſtlos, ſondern dialogiſiert. Als Mimen, das heißt als Auffaßung der Sprache des gemeinen Lebens mit allen Idiotiſmen, mögen ſich dieſe Arbeiten ſehr empfehlen. Darin ſind ſie vorzüglich den lateiniſchen Luſtſpieldichtern ähnlich, daß ſie es an Anſtößigkeiten nicht fehlen laßen. Dieß war der allgemeine Ton. Auch die Luſtſpiele des Pietro Aretino ſollen nur durch ihre Unverſchämtheit merkwürdig ſein. Es iſt als ob dieſe Schriftſteller, da ſie den Geiſt einer züchtigeren Liebe mit dem Weſen des Luſtſpiels für unverträglich hielten, noch recht die Hefen von den ſinnlichen Liebſchaften des griechiſchen Luſtſpiels ausgeſchöpft hätten.

Früher als alle dieſe, zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, findet ſich ein einzelner verlorner Verſuch, eine ernſthafte Novelle dramatiſch zu bearbeiten, als Mittelgattung zwiſchen dem Luſt- und Trauerſpiel, und mit dichteriſchem Schmuck ausgeſtattet: die Virginia des Accolti. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ſie zu leſen, allein der ungünſtige Bericht eines Litterators giebt mir eine vortheilhafte Vorſtellung davon. Der Stoff dieſes Schauſpiels iſt dieſelbe Geſchichte, welche den Inhalt von Shakſpeares Ende gut, Alles gut ausmacht. Nach der Beſchreibung muß es den älteren Stücken der noch nicht ausgebildeten ſpaniſchen Bühne ähnlich ſein, mit denen es auch den Gebrauch der Stanzen zum Silbenmaße gemein hat. In Italien ſind von jeher die Verſuche zu einem romantiſchen Drama ohne Wirkung verſchollen, wie in Spanien umgekehrt alle Bemühungen, das Theater nach den Regeln der Alten und ſpäterhin der Franzoſen zu modeln, durch den entſchiednen Nationalgeſchmack zurückgedrängt wurden.

Vom Taſſo hat man ein Luſtſpiel, gli intrichi d'amore, das eher ein weitläuftiger Roman in Geſprächsform heißen könnte. Es ſind ſo viele und ſo abenteuerliche Begebenheiten in den engen Raum von fünf Aufzügen zuſammengedrängt, daß nun jede Thatſache nackt neben der andern ſteht, ohne im mindeſten menſchlich erklärt zu ſein, was dem Ganzen eine unerträgliche Härte giebt. Verbrecheriſche Anſchläge werden mit Gleichgültigkeit geſchildert, und das Beluſtigende ſoll darin beſtehen, daß irgend ein Zufall ihrem Erfolge zuvorkommt. Man erkennt hier gar nicht jenen Taſſo wieder, deſſen zartes Gefühl für Liebe, Ritterthum und Ehre ſich im befreiten Jeruſalem ſo liebenswürdig ausſpricht, weswegen auch bezweifelt worden iſt, ob dieß Werk wirklich von ihm herrühre. Der Reichthum an Erfindung, wenn man die rohe Häufung von Begebenheiten ſo nennen kann, iſt ſo groß, daß die Anſtrengung, die vielfach ſich durchkreuzenden Fäden auseinander zu halten, höchſt peinlich wird.

Eine Menge ungefähr in dieſem Zeitraume geſchriebener italiäniſcher Luſtſpiele ſind eben ſo verflochten, nur mit noch weniger Ordnung und Zuſammenhang, und hauptſächlich ſcheint darauf gerechnet zu ſein, durch Unanſtändigkeiten zu ergötzen. Ein Schmarotzer und eine Vermittlerin unerlaubter Liebeshändel ſind in allen ſtehende Charaktere. Unter den Luſtſpieldichtern dieſer Klaſſe verdient Giambatiſta Porta ausgezeichnet zu werden. Seine Anlagen ſind zwar, wie die der Uebrigen, Nachahmungen des Plautus und Terenz, oder dramatiſierte Schwänke der Novelliſten; aber in ſeinen mit Vorliebe angebrachten und ausgeführten Liebesgeſprächen athmet ein zärtliches Gefühl, das ſich mitten unter der hergebrachten Rohheit des ältern italiäniſchen Luſtſpiels und dem oft widerſtrebenden Stoffe Luft macht.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert, da das ſpaniſche Theater ſchon im vollen Glanze blühte, ſcheinen die Italiäner häufig daher entlehnt zu haben, ſchwerlich ohne Mißbrauch und Entſtellung. Die Verwahrloſung der regelmäßigen Bühne nahm um ſo mehr überhand, als einerſeits die Leidenſchaft für die Oper Alles verſchlang, andrerſeits der Geſchmack des Volkes ſich immer für die improviſierte Poſſe mit ſtehenden Maſken erklärte. Die letztern ſind zwar an ſich nicht zu verwerfen: es ſind gleichſam eben ſo viele Centralpunkte des National-Charakters in der komiſchen Darſtellung an Aeußerlichkeiten der Sprechart, Tracht u. ſ. w. feſtgehalten. Ihre

Wiederkehr ſchließt die größte Mannichfaltigkeit in der Anlage der Stücke nicht aus, gerade wie im Schachſpiel bei der geringen Anzahl von Steinen, eben dadurch, daß jeder ſeinen beſtimmten Gang hat, eine unerſchöpfliche Anzahl von Verwickelungen möglich wird. Allein das Spielen aus dem Stegreif kann allerdings leicht in pöbelhafte Plattheit ausarten; dieß mag auch in Italien der Fall geweſen ſein, ungeachtet die Italiäner viel luſtige Laune, phantaſtiſchen Witz und wahre Anmuth im poſſenhaften Geberdenſpiel beſitzen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchien als Reiniger des Luſtſpiels Goldoni, und fand ſo viel Beifall, daß er ſich faſt ausſchließend in Beſitz der komiſchen Bühne ſetzte. An theatraliſcher Einſicht fehlt es ihm gewiß nicht, nur, wie ſich's ausgewieſen, an Gehalt, an Tiefe der Charakteriſtik, und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um ſich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemälde ſind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete des Alltäglichen hinausgeſpielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeſchöpft; und da wenig Fortrückung in ſeinen Dramen iſt, und alles ſich immer auf demſelben Punkte herumdreht, ſo vermehrt dieß noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile als dem herrſchenden geſelligen Zuſtande. Die Maſken hätte er gern gänzlich abgeſchafft, wofür er doch ſchwerlich einen Erſatz aus ſeinen Mitteln anbieten konnte; er brachte nur einige derſelben, als Arlequin, Brighella und Pantalon, an, mäßigte ihre Bedeutung, und ſchränkte ihren Antheil ein. Uebrigens verfiel er wieder in eine große Einförmigkeit der Charaktere, die er zum Theil durch Wiederholung der Namen eingeſteht: z. B. ſeine Beatrice und Roſaura ſind immer das muntere und das gefühlvolle Mädchen, auf andere Unterſcheidungen läßt er ſich nicht ein.

Der unmäßige Beifall, den Goldoni fand, und die Unterdrückung, welche die Maſkenkomödie dadurch erlitt, zu deren Behuf die damalige Truppe Sacchi in Venedig vortreffliche Talente beſaß, veranlaßte Gozzis Schauſpiele. Es ſind dramatiſierte Feenmärchen, in denen er aber neben dem wunderbaren verſificierten und ernſthaften Theile die ſämmtlichen Maſken anbrachte, und ihnen die freieſte Entwickelung ließ. Es ſind Stücke auf den Effekt, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantaſtiſch als romantiſch, wiewohl er zuerſt unter den italiäniſchen Luſtſpieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung iſt keineswegs ſorgfältig und künſtleriſch ausgebildet, ſondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er iſt bei aller grillenhaften Kühnheit ſehr volksmäßig, die hauptſächlichen Motive werden bis zur unzweideutigſten Begreiflichkeit eingeſchärft, alle Striche der Darſtellung ſind derb und handfeſt: er ſagt, er wiße wohl, daß ſeine Landsleute die robuſten Situationen lieben. Nachdem ſich ſeine Einbildungskraft in den morgenländiſchen Märchen einigermaßen müde geſchwärmt hatte, machte er ſich an die Bearbeitung ſpaniſcher Schauſpiele, beſonders von Calderon, und hier finde ich ihn weit weniger zu loben. Die ätheriſche und in Morgenroth getauchte Poeſie des Spaniers wird von ihm durchgängig vergröbert und greller gefärbt; das Gewicht ſeiner Maſken zieht das luftige Gewebe zum Boden herunter, da im Spaniſchen die ſcherzhafte Einmiſchung des Gracioſo weit feiner iſt. Dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmärchen diente die eben ſo ſtark aufgetragene Wunderlichkeit der Maſkenrollen vortrefflich zum Gegenſatz. Die Willkür der Darſtellung gieng in dem ernſthaften Theile wie im beigeſetzten Scherz gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hieran faſt zufällig einen Fund gethan, deſſen tiefere Bedeutung er vielleicht ſelbſt nicht einſah: ſeine proſaiſchen meiſtens aus dem Stegreif ſpielenden Maſken bildeten ganz von ſelbſt die Ironie des poetiſchen Theils. Was ich unter Ironie verſtehe, werde ich zur Rechtfertigung des dem Tragiſchen beigemiſchten Komiſchen im romantiſchen Drama des Shakſpeare und Calderon näher entwickeln. Hier nur ſo viel, daß es ein in die Darſtellung ſelbſt hineingelegtes mehr oder weniger leiſe angedeutetes Eingeſtändniß ihrer übertreibenden Einſeitigkeit in dem Antheil der Phantaſie und Empfindung iſt, wodurch alſo das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Die Italiäner haben dieß ebenfalls nicht eingeſehen, und Gozzi hat keine Nachfolger gefunden, welche ſeine rohe Anlage weiter ausgebildet hätten. Statt wie er, nur in feineren Miſchungen, den Reiz wunderbarer Poeſie und aufheiternden Scherzes zu verbinden, den Gozzi, ungeachtet des großen Abſtandes, mit den ausländiſchen Meiſtern im romantiſchen Drama zu vergleichen, und aus der unbewußt eingetretenen Verwandtſchaft in Geiſt und Anlage auf ein gemeinſchaftliches in der Natur gegründetes Princip zu ſchließen, haben ſie ſich damit begnügt, Gozzis Stücke als wilde Ausgeburten einer ausſchweifenden Einbildung von der Bühne zu verbannen. Das Luſtſpiel mit Maſken wird von den vermeintlich gebildeten Ständen, als ob ſie etwas Klügeres hätten, verachtet, und in den Theatern bei Sonntags-Vorſtellungen und in den Puppenſpielen dem Pöbel überlaſſen. Wiewohl nun dieſe Verachtung nachtheilig auf die Maſken zurückwirkt, indem keine Schauſpieler von Talent ſich ihnen widmen, ſo daß es bald gänzlich an Beiſpielen fehlen wird, wie geiſtreich und witzig ſie ehedem ausgefüllt worden ſind, ſo iſt dieſe Gattung dennoch die einzige, wo man in Italien originelle und wirklich theatraliſche Unterhaltung findet. Noch vor wenigen Jahren ſah ich in Mailand einen vortrefflichen Truffaldin oder Harlekin, und hier und da auf Winkeltheatern, ja von Marionetten, die althergebrachten Späße ergötzlich ausgeführt. [Anmerkung zur erſten Ausgabe.] Leider fand ich bei dem letzten Beſuche in Mailand meinen Freund nicht wieder. Dem Harlekin wurde unter der franzöſiſchen Regierung, wie man vorgab aus Sorgfalt für die Würde der Menſchheit, auf den großen Theatern die Ausübung ſeines fröhlichen Gewerbes unterſagt. Das Marionetten-Theater des Gerolamo blüht hingegen in vollem Glanze; aber für einen Ausländer ſind die Scherze der piemonteſiſchen und mailändiſchen Maſken ſchwer zu verſtehen.

Im Trauerſpiel ahmen die Italiäner meiſtens den Alfieri nach, der ihnen, wiewohl es allgemeiner Ton iſt, ihn zu bewundern, doch ſchon zu ſtark und männlich dünkt, um ihn auf der Bühne ertragen zu können. Sie haben einzelne Stücke von Verdienſt geliefert, aber die Grundſätze der tragiſchen Kunſt, welche Alfieri befolgte, ſind durchaus falſch, und vollends in der lärmenden herzloſen Deklamation ihrer Schauſpieler ſtellt ſich dieſe mit catoniſcher Strenge von allem Reiz der Gruppierung, der muſikaliſchen Harmonie und der zarteren Rührungen entkleidete tragiſche Poeſie mit der tödtendſten Einförmigkeit dar.

Da alle reichlichen Belohnungen den Sängern aufgehoben bleiben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Schauſpieler, die faſt nur als Lückenbüßer zwiſchen Geſang und Tanz eintreten, meiſtens nicht einmal das Abc ihrer Kunſt, eine reine Ausſprache und ein geübtes Gedächtniß, beſitzen. Sie haben keinen Begriff davon, daß man ſeine Rolle auswendig wiſſen könne; deswegen hört man jedes Stück auf einem italiäniſchen Theater beinahe doppelt: der Soufleur ſpricht ſo laut, wie anderswo ein guter Schauſpieler, und um ſich von ihm zu unterſcheiden, ſchreien ſie ungebührlich. Es iſt ſehr drollig zu ſehen, wie der Soufleur, wenn durch die allgemeine Vergeßlichkeit ein Auftritt in Verwirrung zu gerathen droht, ſich abarbeitet, und wie eine Schlange den Kopf aus ſeiner Höhle herausſtreckend, dem Geſpräch nach der Stellung der Redenden voraneilt. Unter allen Schauſpielern in der Welt glaube ich, lernen die pariſiſchen am beſten auswendig; die deutſchen thun es ihnen hierin, ſo wie in der Kenntniß des Versbaues, bei weitem nicht gleich.

Einer ihrer noch lebenden Dichter, Giovanni Pindemonti, hat mehr Umfang, Wechſel und Natur in ſeine hiſtoriſchen Schauſpiele zu bringen geſucht; allein es iſt ihm von ihren Kunſtrichtern ſehr verargt worden, daß er von der Höhe des Kothurns herabgeſtiegen, um die Wahrheit der Umſtände zu erreichen, ohne welche die Gattung nicht beſtehen kann; vielleicht auch, daß er von der ſtrengen Beobachtung der blindlings verehrten hergebrachten Regeln abgewichen. Wenn der italiäniſche Vers in der That ſo ſpröde iſt, daß er manche hiſtoriſche Einzelheiten, z. B. neuere Namen und Titel, durchaus nicht duldet, ſo ſchreibe man denn zum Theil in Proſa, und nenne es nicht Tragödie, ſondern hiſtoriſches Drama. Ueberhaupt ſehe ich es ſtillſchweigends als Grundſatz angenommen, der verso sciolto oder eilfſilbige Vers ohne Reim ſei der einzige dramatiſch taugliche, was mir gar nicht erwieſen ſcheint. Dieſer Vers ſteht den engliſchen und deutſchen reimloſen Jamben an Mannichfaltigkeit und metriſcher Bedeutung weit nach, wegen der beſtändigen weiblichen Endungen, und weil im Italiäniſchen bloß Accentuation und keine Silbenmeßung ſtatt findet; bei dem häufigen Uebergehen des Sinnes aus einem Verſe in den andern nach allen möglichen Abtheilungen fließen die Zeilen für das Gehör bald ununterſcheidbar in einander. Alfieri glaubt die ächte dramatiſche Behandlung dieſes Verſes entdeckt zu haben, ſeinem Dialog entſprechend, der in lauter zerſchnittenen Perioden, oder vielmehr ganz unperiodiſchen, raſch abgeſtoßnenen Sätzen beſteht. Es kann ſein, daß er eine perſönliche Gewöhnung in ſeine Werke übertrug, denn er ſoll ſehr lakoniſch geweſen ſein; auch beſtimmte ihn, wie er ſelbſt erzählt, Senecas Beiſpiel: wie anders hätte er es von den Griechen lernen können! Freilich braucht man im Geſpräch nicht ſo viel verknüpfende Wortfügungen, wie auf der Rednerbühne, aber das entgegengeſetzte Aeußerſte iſt eben ſo wenig in der Natur. Man erzählt ja mündlich mit einer gewiſſen Folge, man trägt Gründe und Einwendungen entwickelnd vor, und die Leidenſchaft beſeelt augenblicklich zur Fülle des Ausdrucks, zu ſtrömender Beredſamkeit, ja zu lyriſchem Schwunge. Für den idealiſchen Dialog der Tragödie ſind alſo ſchon in dem wirklichen alle verſchiednen Töne und Bewegungen der Poeſie, außer etwa die epiſche Ruhe angedeutet. Um vieles gefälliger und angemeßner als die einförmigen eilf Silben würde ich daher die Weiſe des Metaſtaſio und vor ihm des Taſſo und Guarini in ihren Schäferſpielen finden: ſie miſchen Verſe von ſieben Silben ein, laßen auf eine Reihe reimloſer Zeilen dann und wann ein paar Reime folgen, oder ſtellen auch wohl einen Reim in die Mitte eines Verſes. Hievon wäre dann der Uebergang zu geordneten Strophen, ſei es nun Octaven oder ſelbſt lyriſchen Silbenmaßen, leicht. Der Reim und die durch ihn gebildete Verknüpfung haben nichts, was dem Weſen des dramatiſchen Dialogs widerſpräche, und die Verwerfung des Wechſels der Silbenmaße im Schauſpiel beruht bloß auf einem todten Begriffe von Regelmäßigkeit.

Für das Luſtſpiel hat man in Italien noch keine paſſende Versart ausgefunden. Der verso sciolto taugt anerkannter Maßen nicht dazu, er hat keine Vertraulichkeit. Der zwölfſilbige Vers mit gleitender Endung, welchen Arioſt gewählt, iſt weit beßer, dem Trimeter der Alten ähnlich, aber doch etwas einförmig. Man hat ihn wenig bearbeitet. Die martellianiſchen Verſe, eine ſchlechte Nachahmung des Alexandriners, ſind eine wahre Pein der Ohren: Chiari und zuweilen Goldoni haben ſich ihrer zuletzt, Gozzi nur ſpottweiſe bedient. Es bleibt alſo zum Nachtheil der zierlicheren Ausbildung bei der Proſa.

Neue Luſtſpiele haben die Italiäner gar nicht, oder es ſind höchſtens noch ſtehendere und flachere Sittengemälde, als die von Goldoni, ohne Luſtigkeit, ohne Erfindung, und in ihrer alltäglichen Gemeinheit geradezu widerwärtig. Dagegen haben ſie eine rechte Sucht nach dem rührenden Drama und bürgerlichen Trauerſpiele bekommen; ſie ſpielen eifrig die beliebten deutſchen Stücke dieſer Art, und bringen die verkehrteſten Nachahmungen an's Licht. Die Gewöhnung an die Oper und die Ballette, als ihre Lieblingsſchauſpiele, worin ſie nichts als von Zeit zu Zeit eine ſchöne Arie und Luftſprünge ſuchen, hat ihrem Publikum, wie es ſcheint, gänzlich die Fähigkeit benommen, ſich um dramatiſchen Zuſammenhang zu bekümmern: ſie nehmen gar keinen Anſtoß daran, zwei Acte aus verſchiedenen Opern an einem Abend, oder den letzten zuerſt aufführen zu ſehen.

Wir glauben daher nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, ſowohl die dramatiſche Poeſie, als die Schauſpielkunſt ſei in Italien im kläglichſten Verfall, es ſei noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umſchwung in den leitenden Begriffen keine Ausſicht dazu vorhanden.

Calſabigi ſucht die Urſachen dieſes Zuſtandes in dem Mangel ſtehender Schauſpieler-Geſellſchaften und einer Hauptſtadt. Dieß letzte hat allerdings einigen Grund: in England, Spanien und Frankreich hat ſich ein nationales Syſtem der dramatiſchen Kunſt entwickelt und feſtgeſetzt; in Italien und Deutſchland, wo es nur Hauptſtädte der einzelnen Staaten, aber keine allgemeine giebt, findet das Aufkommen des Theaters große Schwierigkeit. Die in einer falſchen Theorie liegenden Hinderniſſe konnte Calſabigi freilich nicht in Anſchlag bringen, weil er ihr ſelbſt zugethan war.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

August Wilhelm von Schlegel's

Vorleſungen

über

dramatiſche Kunſt

und

Litteratur.

Dritte Ausgabe,
beſorgt
von
Eduard Böcking.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Sechſter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Wb164|1850

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Siebenzehnte Vorleſung 3

Alterthümer der franzöſiſchen Bühne. Einfluß des Ariſtoteles und der Nachahmung der Alten. Prüfung der drei Einheiten. Was iſt Einheit der Handlung?

Achtzehnte Vorleſung 23

(Fortſetzung.) Einheit der Zeit. Haben die Griechen ſie beobachtet? Einheit des Ortes damit zuſammenhängend. Nachtheile der allzu engen Regeln hierüber. Einwirkung dieſer Regeln auf die Geſtalt des franzöſiſchen Trauerſpiels.

Neunzehnte Vorleſung 43

(Fortſetzung.) Behandlung der mythologiſchen und der hiſtoriſchen Stoffe im franzöſiſchen Trauerſpiel. Begriffe von tragiſcher Würde. Beobachtung der Convenienzen. Falſches Syſtem der Expoſitionen.

Zwanzigſte Vorleſung 62

(Fortſetzung.) Anfängliche Benutzung des ſpaniſchen Theaters durch die franzöſiſchen Dichter. Allgemeine Charakteriſtik des Corneille, Racine und Voltaire. Ueberſicht der wichtigſten Werke Corneilles.

Seite

Einundzwanzigſte Vorleſung 83

(Fortſetzung.) Ueberſicht der wichtigſten Werke Racines, Thomas Corneille und Crebillon. Ueberſicht der wichtigſten Werke Voltaires.

Zweiundzwanzigſte Vorleſung 102

Franzöſiſches Luſtſpiel. Moliere. Kritik ſeiner Werke.

Dreiundzwanzigſte Vorleſung 124

(Fortſetzung.) Luſtſpiele außer denen Molieres. Corneille, Scarron, Racine, Bourſault. Regnard, Legrand. Luſtſpiele aus der Zeit der Regentſchaft; Destouches und Marivaux; Piron und Greſſet. Neuere.

Vierundzwanzigſte Vorleſung 136

(Fortſetzung.) Die heroiſche Oper: Quinault. Operette und Vaudeville. Diderots verſuchte Umſchaffung des Theaters. Rührendes Drama. Beaumarchais. Melodramen. Vorzüge und Mängel der Schauſpielkunſt.

Fünfundzwanzigſte Vorleſung 154

Zuſammenſtellung der engliſchen und ſpaniſchen Bühne. Vom Geiſte des romantiſchen Schauſpiels. Shakſpeare.

Sechsundzwanzigſte Vorleſung 173

(Fortſetzung.) Shakſpeares Zeitalter und Lebensumſtände. Inwiefern das Coſtum nothwendig oder entbehrlich. Shakſpeare der größte Charakteriſtiker.

Siebenundzwanzigſte Vorleſung 191

(Fortſetzung.) Die Aechtheit des ſhakſpeareſchen Pathos wird gerechtfertigt. Wortſpiele. Sittliche Schonung. Ironie. Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen. Die Rolle des Narren. Shakſpeares Sprache und Versbau.

Achtundzwanzigſte Vorleſung 211

(Fortſetzung.) Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares: der Luſtſpiele: Die beiden Edelleute von Verona, Das Luſtſpiel der Irrungen, Die gezähmte böſe Sieben, Verlorne Liebesmüh, Ende gut Alles gut, Viel Lärmen um Nichts, Gleiches mit Gleichem, Der Kaufmann von Venedig, Wie es euch gefällt.

Seite

Neunundzwanzigſte Vorleſung 231
(Fortſetzung. Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares: der Luſtſpiele:) Der heilige Drei-Königs-Abend oder Was ihr wollt, Ein Sommernachtstraum, Der Sturm, Das Wintermärchen, Cymbelin. — Romeo und Julia. Othello. — Beurtheilung der Trauerſpiele: Hamlet.

Dreißigſte Vorleſung 251
(Fortſetzung. Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares: der Trauerſpiele:) Macbeth, König Lear; die drei römiſchen Stücke: Coriolan, Julius Cäſar, Antonius und Kleopatra. — Timon von Athen, Troilus und Kreſſida.

Einunddreißigſte Vorleſung 272
(Fortſetzung. Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares:) Die zehn aus der engliſchen Geſchichte geſchöpften Schauſpiele und Die luſtigen Weiber von Windſor.

Anhang 303
Ueber die angeblich Shakſpearen untergeſchobnen Stücke.

Zweiunddreißigſte Vorleſung 312
Zwei Perioden des engliſchen Theaters; die ältere die wichtigſte. Früheſte Geſtalt der Schaubühne und deren Vortheile. Zuſtand der Schauſpielkunſt zu Shakſpeares Zeit. Alterthümer der dramatiſchen Litteratur. Lilly, Marlow, Chapman, Heywood.

Dreiunddreißigſte Vorleſung 333
(Fortſetzung.) Ben Jonſon. Beurtheilung ſeiner Werke. Masquen. Beaumont und Fletcher. Allgemeine Charakteriſtik dieſer Dichter, und Bemerkungen über einige Stücke. Maſſinger und andre Zeitgenoßen unter Karl I.

Vierunddreißigſte Vorleſung 355
(Fortſetzung.) Schließung der Schaubühne durch die Puritaner. Erneuerung des Theaters unter Karl II. Geſchmack- und Sitten-Verderbniß. Davenant. Dryden, Otway und Andre. Luſtſpieldichter von Wycherley und Congreve an bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gemeinſchaftlich charakteriſiert. Trauerſpiele aus demſelben

Seite

Zeitraum. Rowe. Addiſons Cato. Neuere. Bürgerliches Trauerſpiel: Lillo, Garrick. Neueſter Zuſtand.

Fünfunddreißigſte Vorleſung 375

Spaniſches Theater. Deſſen drei Perioden: Cervantes, Lope de Vega, Calderon. Vom Geiſt der ſpaniſchen Poeſie überhaupt. Einfluß der National-Geſchichte darauf. Form und verſchiedne Arten der ſpaniſchen Schauſpiele. Verfall ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Sechsunddreißigſte Vorleſung 400

Anfänge des deutſchen Theaters. Hans Sachs. Gryphius. Gottſchediſche Zeit. Schlechte Nachahmung der Franzoſen. Leſſing und Goethe. Ueberſicht ihrer Werke.

Siebenunddreißigſte Vorleſung 419

(Fortſetzung.) Schiller. Ueberſicht ſeiner Werke. Schilderung des Einflußes von Goethe und Schiller. Ritter-Schauſpiele, rührende Dramen und Familien-Gemälde. Ausſichten für die Zukunft.

Dramaturgiſche Vorleſungen.

Zweiter Band.

Siebenzehnte Vorleſung.

Alterthümer der franzöſiſchen Bühne. Einfluß des Ariſtoteles und der Nachahmung der Alten. Prüfung der drei Einheiten. Was iſt Einheit der Handlung?

Wir gehen zur dramatiſchen Litteratur der Franzoſen fort. Bei den erſten Anfängen des Trauerſpiels in Frankreich finden wir keine Urſache uns lange aufzuhalten. Wir können es ſchon den franzöſiſchen Kritikern überlaßen die Alterthümer ihrer eigenen Litteratur gehörig herabzuwürdigen, was ſie zwar bloß in der Abſicht thun, um das nachfolgende Zeitalter Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten dagegen deſto glorreicher zu erheben. Es iſt wahr, ihre Sprache hat ſich erſt in dieſer Zeit aus einem unſäglichen Wuſte von Geſchmackloſigkeit und Barbarei herausgearbeitet, während die harmoniſche Diction der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie ſich längſt zur ſchönſten Blüthe freiwillig entfaltet hatte, und damals ſchon wieder auszuarten anfieng. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Franzoſen einen ſo großen Werth auf alle negativen Vorzüge, auf die Vermeidung der Uebelſtände legen, und daß dieſes aus Furcht vor einem Rückfalle ſeitdem die allgemeine Richtung ihrer Kritik geworden iſt.

Wenn Laharpe von den Trauerſpielen vor Corneille ſagt, ihr Ton entferne ſich von der Plattheit nur um in Ziererei zu verfallen, ſo ſehen wir nach den angeführten Proben nichts dagegen einzuwenden. Noch neuerdings hat man auf Veranlaßung von Legouvé's Tod Heinrichs IV. ein gleichzeitiges Stück über dieſen Gegenſtand abdrucken laßen, welches nicht nur in einem lächerlichen Stil geſchrieben iſt, ſondern auch in der Anlage und Führung des Ganzen, mit ſeinem vom Satan geſprochenen Prologe und einem Chor von Pagen, mit ſeinen endloſen Monologen und dem Mangel an Fortſchritt und Bewegung, die Kindheit der dramatiſchen Kunſt, aber nicht eine naive und hoffnungsvolle Kindheit, ſondern eine durch pedantiſchen Schulzwang verkrüppelte verräth. Wir verweiſen in Abſicht auf die älteren tragiſchen Verſuche der Franzoſen aus der letzten Hälfte des ſechszehnten und dem erſten Drittel des ſiebenzehnten Jahrhunderts auf Fontenelle, Laharpe, die Mélanges littéraires von Suard und andre. Wir beſchränken uns auf die Charakteriſtik ihrer drei berühmteſten Tragiker, des Corneille, Racine und Voltaire, welche die Geſtalt ihrer tragiſchen Bühne, wie es ſcheint unwiderruflich, feſtgeſetzt haben; noch weit mehr haben wir es mit der Prüfung des Syſtems der tragiſchen Kunſt zu thun, welches dieſe praktiſch befolgt, und zum Theil ſelbſt, allgemein aber die franzöſiſchen Kritiker als einzig gültig, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geſchmack aufgeſtellt haben. Iſt das Syſtem an ſich nur das rechte, ſo wird man ihnen deſſen meiſterhafte, vielleicht unübertreffliche Ausführung ſchon zugeſtehen müßen. Ob und in wie fern die franzöſiſche Tragödie der griechiſchen im Geiſt und innern Weſen verwandt, ja eine Vervollkommnung derſelben iſt, das iſt die große Frage hiebei.

Von den ältern Verſuchen iſt zu unſerm Zweck nur dieß zu bemerken, daß ſich das Beſtreben, die Alten nachzuahmen, und die Meinung, als werde dieß durch die beobachtete äußere Regelmäßigkeit der Form am ſicherſten erreicht, wie man ſie mehr aus dem Ariſtoteles und allenfalls aus dem Seneca begriffen zu haben glaubte, als aus vertrauter Bekanntſchaft mit den griechiſchen Vorbildern ſelbſt; daß ſich dieß Beſtreben, ſage ich, in Frankreich ſchon ſehr früh offenbarte. In den erſten aufgeführten Tragödien, der Cleopatra und Dido von Jodelle, waren Prologe und Chöre angebracht: Jean de la Peruſe überſetzte die Medea des Seneca; Garniers Stücke ſind ſämmtlich aus den griechiſchen Tragikern oder dem Seneca genommen, in der Ausführung aber dem letztern weit näher verwandt. Auch über die Sophoniſbe des Triſſino haben ſich die damaligen Schriftſteller, im guten Vertrauen auf ihr klaſſiſches Anſehen, fleißig hergemacht. Wer die ächte Handlungsweiſe des Genies kennt, welche auf der faſt unbewußten unmittelbaren Anſchauung großer Wahrheiten beruht, keineswegs auf vermittelten und auf dem Umwege erſchloßener Folgerungen erlangten Ueberzeugungen, dem wird jede künſtleriſche Thätigkeit, die von einer abſtrakten Theorie ausgeht, ſchon deswegen verdächtig werden. Allein Corneille befand ſich auch gar nicht in dem Falle, ſeine Dramen wie ein Antiquar als gelehrte Schulübungen nach den Muſtern der Alten auszuarbeiten. Seneca hat ihn zwar ebenfalls irre geleitet, aber er kannte und liebte die ſpaniſche Bühne, ſie hat einen großen Einfluß auf ſeinen Geiſt gehabt. Das erſte unter ſeinen Stücken, womit nach der allgemeinen Anerkennung die klaſſiſche Epoche des franzöſiſchen Trauerſpiels anhebt, und das immer wohl eines ſeiner ſchönſten geblieben iſt, der Cid, iſt bekanntlich aus dem Spaniſchen entlehnt, verletzt beträchtlich die Einheit des Ortes, wo nicht auch die der Zeit, und iſt durchaus vom Geiſt ritterlicher Liebe und Ehre beſeelt. Allein die Meinung ſeiner Zeitgenoßen, ein Trauerſpiel könne nun einmal nichts taugen, wenn es nicht genau nach den Regeln des Ariſtoteles eingerichtet ſei, war ſo allgemein und herrſchend, daß ſie jede Widerſetzung niederſchlug. Corneille bekam faſt am Schluße ſeiner dramatiſchen Laufbahn Gewißens-Zweifel, und ſetzte ſich hin, um in einer eignen Abhandlung zu beweiſen, ſeine Stücke, bei deren Verfertigung er nicht an den Ariſtoteles gedacht hatte, ſeien dennoch genau nach deſſen Regeln geſchrieben. Er leiſtete dieß nicht zum beſten, indem er ſich allerlei gezwungene Auslegungen erlaubte. Hätte er es wirklich befriedigend dargethan, ſo würde daraus nur folgen, daß die Regeln des Ariſtoteles ſehr unbeſtimmt und unerſchöpfend ſein müßten, wenn ſo ungleichartige Werke, im Geiſt und in der Form, wie die Trauerſpiele der Griechen und die des Corneille, ihnen in gleichem Grade gemäß ſein könnten.

Ganz anders verhält es ſich mit Racine: er iſt ohne Frage unter den franzöſiſchen Dichtern derjenige, welcher die Alten am beſten gekannt hat, und er ſtudierte ſie nicht bloß als Gelehrter, ſondern er fühlte ſie als Dichter. Allein er fand ſchon eine ganz beſtimmte Theater-Praxis vor, und unternahm es nicht, der Annäherung an jene Muſter zu lieb davon abzuweichen. Er übertrug alſo nur einzelne Schönheiten der griechiſchen Dichter; übrigens, ſei es um dem Zeitgeſchmack zu huldigen, oder aus eigener Neigung, blieb er der dem griechiſchen Trauerſpiele ſo fremden Sitte der Galanterie getreu, und gründete darauf meiſtens die Verwickelungen ſeiner Stücke.

So blieb ungefähr die Verfaßung des franzöſiſchen Theaters, bis Voltaire erſchien. Er beſaß nur eine mittelmäßige Kenntniß der Griechen, von denen er dann und wann mit Enthuſiaſmus redet, um ſie andre Male deſto tiefer unter die neueren Meiſter ſeiner Nation, ſich ſelbſt mit eingerechnet, herabzuſetzen; aber er hielt ſich berufen, die großartige Strenge und Einfachheit der Griechen als dem Trauerſpiele weſentlich zu predigen. Er tadelte die Abweichungen ſeiner Vorgänger davon als Verirrungen, und drang zugleich auf Reinigung der Bühne und auf Erweiterung derſelben, da ſie ſich nach ſeiner Meinung durch den Zwang der Hofſitte beinah zum Vorzimmer verengt hatte. Er redete auch zuerſt von den genialiſchen Zügen Shakſpeares, und entlehnte Manches von dieſem, ſeinen Landsleuten bis daher ganz unbekannten, Dichter; er drang auf größere Tiefe in der Darſtellung der Leidenſchaften, auf ſtärkere theatraliſche Wirkung, verlangte eine majeſtätiſch geſchmückte Scene, und ſuchte endlich ſeinen Stücken nicht ſelten ein der Poeſie fremdes politiſches oder philoſophiſches Intereſſe zu geben. Unſtreitig hat er durch ſeine Bemühungen Nutzen für die franzöſiſche Bühne geſtiftet, wenn ihn gleich in der Sprache und im Versbau (die in der Rangordnung der dramatiſchen Vorzüge doch immer nur eine untergeordnete Stelle einnehmen ſollten, aber in Frankreich faſt allein über den Erfolg eines Stückes entſcheiden) die meiſten Beurtheiler unter ſeine Vorgänger, wenigſtens ausgemacht unter Racine, ſtellen. Jetzt iſt es der Modeton, den Abgott des letztverwichenen Zeitalters in allen Stücken mit der feindſeligſten Parteilichkeit zu behandeln. Seine Neuerungen auf der Bühne werden daher auch von den kritiſchen Zionswächtern (welche anzunehmen ſcheinen, das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten habe der ganzen

Folgezeit bis an's Ende der Welt nichts übrig gelaſſen, als leidende Bewunderung ſeiner Vollkommenheiten ohne den frevelhaften Gedanken freier eigenthümlicher Fortſchritte) als eben ſo viele litterariſche Ketzereien verſchrieen. Denn ſo unverhohlen iſt die Auctorität der erſte Grundſatz der franzöſiſchen Kritiker, daß dieſer Ausdruck ihnen ganz geläufig iſt.

In ſo fern wir Zweifel gegen die unbedingte Gültigkeit der von den ältern franzöſiſchen Trauerſpieldichtern befolgten Regeln, gegen die behauptete Verwandtſchaft des Geiſtes ihrer Dichtungen mit dem Geiſt der griechiſchen und gegen die Unerlaßlichkeit mancher vermeinten Schicklichkeiten vorzutragen haben, finden wir an Voltaire einen Bundesgenoſſen. In vielen andern Punkten aber hat er, ohne Prüfung, ja unbewußter Weiſe, die Maximen ſeiner Vorgänger vorausgeſetzt, und ihre Praxis befolgt. Er iſt in gleichen Meinungen mit ihnen befangen, die ſich vielleicht mehr auf nationale Eigenheiten, als auf die menſchliche Natur und das Weſen der tragiſchen Poeſie überhaupt gründen. In dieſer Hinſicht können wir ihn alſo dennoch mit jenen gemeinſchaftlich prüfen; es iſt da nicht von der Ausführung im Einzelnen die Rede, ſondern von den allgemeinen Grundſätzen der tragiſchen Kunſt, die ſich in der Geſtalt der Werke ausſprechen.

In Abſicht auf die geforderte Regelmäßigkeit läßt ſich die Frage ziemlich auf die ſogenannten drei Einheiten des Ariſtoteles zurückführen. Wir werden unterſuchen, was der griechiſche Philoſoph darüber lehrt; in wie fern die griechiſchen Tragiker dieſe Regeln gekannt und beobachtet haben; ob die franzöſiſchen Dichter die Schwierigkeit, ſie ohne Zwang und Unwahrſcheinlichkeit zu beobachten, wirklich gelöſt oder nur geſchickt umgangen; endlich ob dieſes Verdienſt wirklich ſo groß und weſentlich iſt, und nicht vielmehr weſentlichere Schönheiten einer ſolchen Beſchränkung aufgeopfert werden müßen.

Es giebt aber noch eine andere Seite des franzöſiſchen Trauerſpiels, wobei man ſich nicht auf das Anſehen der Alten berufen kann: dieß iſt die Bindung der Poeſie an eine Menge geſelliger, bloß auf Uebereinkunft gegründeter Schicklichkeiten. Hierüber ſind die Franzoſen weit weniger im Klaren als über die Regeln; natürlich, weil Nationen ſich eben ſo wenig vollkommen zu kennen und zu beurtheilen pflegen, als einzelne Menſchen. Dieß hängt mit dem Geiſt der franzöſiſchen Poeſie überhaupt, ja ihrer geſammten Litteratur und ihrer Sprache ſelbſt zuſammen. Alles dieß hat in Frankreich unter der Vormundſchaft der Geſellſchaft geſtanden, iſt in ſeiner Ausbildung immerfort dadurch geleitet und beſtimmt worden, und zwar einer Geſellſchaft, die mit nachahmendem Eifer ſich nach dem Ton einer Hauptſtadt, ſo wie dieſe wiederum nach den Moden eines glänzenden Hofes richtete. Wenn dem alſo iſt, wie ſich wohl zeigen laßen dürfte, ſo erhellet daraus ſchon, warum die franzöſiſche Litteratur ſeit Ludwig dem Vierzehnten, während die ihren Sitten treuen Völker wenig herzliche Neigung dazu bezeigten, in ganz Europa in der Geſellſchaft der oberen Stände, in der großen Welt, ein ſo außerordentliches Glück gemacht hat und noch macht. Sie kehrt auf dieſe Art, wiewohl im Auslande, gewiſſermaßen an den Ort ihres Urſprunges zurück.

Die berühmten drei Einheiten, welche eine ganze Ilias von kritiſchen Kämpfen verurſacht haben, ſind die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes.

Die Gültigkeit der erſten wird einſtimmig anerkannt, nur über ihre Bedeutung ſtreitet man; und ich füge hinzu, es iſt auch nicht ſo leicht, ſich darüber zu verſtändigen.

Die Einheiten des Ortes und der Zeit werden von Einigen für eine bloße Nebenſache angeſehen, indeſſen Andre ihnen die größte Wichtigkeit beilegen, und behaupten, es ſei außerhalb derſelben für den dramatiſchen Dichter durchaus kein Heil zu hoffen. In Frankreich beſchränkt ſich dieſer Eifer nicht bloß auf die gelehrte Welt, es ſcheint eine allgemeine Angelegenheit der Nation zu ſein. Jeder Franzoſe, der ſeinen Boileau mit der Muttermilch eingeſogen hat, hält ſich für einen gebornen Verfechter der dramatiſchen Einheiten, wie ſeit Heinrich dem Achten die Könige von England den Titel defensor fidei führen.

Luſtig genug iſt es, daß Ariſtoteles ein für allemal ſeinen Namen zu dieſen drei Einheiten herleihen muß, da er doch bloß von der erſten, der Einheit der Handlung, mit einiger Ausführlichkeit ſpricht, über die Einheit der Zeit nur einen unbeſtimmten Wink hinwirft, und über die Einheit des Orts auch nicht eine Silbe ſagt.

Ich befinde mich hier gar nicht in einem polemiſchen Verhältniſſe gegen den Ariſtoteles; denn ich beſtreite keinesweges die wohl verſtandene Einheit der Handlung; nur eine größere Freiheit in Abſicht auf Raum und Zeit vertheidige ich an manchen Schauſpiel-Gattungen, ja ich halte ſie ſogar dabei für weſentlich. Indeſſen muß ich einige Worte über die Poetik des Ariſtoteles, dieſe wenigen Blätter, die ſo bänderreiche Commentare veranlaßt haben, voranſchicken, um uns in den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen.

Ausgemacht iſt dieſe Schrift nur ein Bruchſtück, denn viele wichtige Materien ſind gar nicht darin berührt. Einige Gelehrte haben geglaubt, ſie ſei nicht ein Bruchſtück von dem wahren Original, ſondern von einem Auszuge, den jemand zu ſeiner eignen Belehrung verfertigt. Alle philologiſchen Kritiker ſind darüber einig, daß der Text ſehr verfälſcht ſei, und haben ihn durch ihre Vermuthungen herzuſtellen geſucht. Die große Dunkelheit beklagen die Ausleger entweder ausdrücklich, oder beſtätigen ſie durch die That, indem ſie die Auslegungen ihrer Vorgänger verwerfen, die ihrigen aber ihren Nachfolgern ebenfalls nicht annehmlich machen können.

Ganz anders verhält ſich's mit der Rhetorik des Ariſtoteles. Sie iſt unbezweifelt ächt, vollſtändig und leicht zu verſtehen. Wie betrachtet er aber darin die Redekunſt? Als eine Schweſter der Dialektik, welche, ſo wie dieſe durch ihre Schlußfolgen Ueberzeugung, durch eine verwandte Methode Ueberredung bewirken ſoll. Das heißt ſie ungefähr eben ſo betrachten, als wenn man die Architektur bloß als die Kunſt abhandelte, feſt und bequem zu bauen. Freilich muß ſie dieß zuvörderſt leiſten; dadurch wird ſie aber noch gar nicht zur ſchönen Kunſt, ſondern wir fordern, daß ſie jene weſentlichen Zwecke eines Gebäudes mit ſchöner Anordnung, harmoniſchen Verhältniſſen und einem entſprechenden Eindruck des Ganzen vereinbare. Wenn wir nun ſehen, wie Ariſtoteles auch von der Redekunſt nur die dem Verſtande ohne Einbildungskraft und Gefühl zugängliche und einem äußern Zweck dienende Seite gefaßt hat: kann es uns befremden, wenn er das Geheimniß der Poeſie noch weit weniger ergründete, dieſer Kunſt, welche von jedem andern, als ihrem unbedingten Zwecke, Schönes durch freie Dichtung zu erſchaffen und in der Sprache darzuſtellen, losgeſprochen iſt? Ich habe den Frevel begangen, dieß zu behaupten, und bis jetzt noch keinen Grund gefunden, es zurück zu nehmen. Leſſing war andern Glaubens. Wie, wenn aber Leſſing mit ſeiner ſcharfſinnig zergliedernden Kritik gerade auf demſelben Abwege geweſen wäre? Dieſe Kritik iſt vollkommen ſiegreich, wo ſie die Widerſprüche für den Verſtand an Werken darlegt, die bloß mit dem Verſtande zuſammengefugt ſind; ſchwerlich möchte ſie ausreichen, um ſich zur Idee einer wahrhaft genialen Kunſtſchöpfung zu erſchwingen.

Die philoſophiſche Theorie der ſämmtlichen ſchönen Künſte (techniſche Lehrbücher über jede einzelne, worin nämlich bloß von den Mitteln der Ausführung gehandelt wurde, hatten ſie genug) war überhaupt bei den Alten noch wenig als beſondere Wißenſchaft ausgebildet. Sollte ich mir aber unter den alten Philoſophen einen Führer hierin erwählen, ſo wäre es ohne Zweifel Plato, der die Idee des Schönen nicht durch Zergliederung, wie es nimmer möglich iſt, ſondern durch anſchauende Begeiſterung erfaßt hatte, und in deſſen Werken die Keime einer ächten Kunſtlehre überall ausgeſtreut ſind.

Hören wir, was Ariſtoteles über die Einheit der Handlung ſagt.

„Wir ſetzen, die Tragödie ſei die Nachahmung einer
„vollſtändigen und ganzen Handlung, welche eine gewiſſe
„Größe hat. Denn es giebt auch ein Ganzes, was gar
„keine Größe hat. Ein Ganzes iſt aber, was Anfang,
„Mitte und Ende hat. Der Anfang iſt, was nicht nothwendiger
„Weiſe nach einem Andern iſt; in deſſen Natur es
„aber liegt, daß Etwas nach ihm ſei oder entſtehe. Das
„Ende im Gegentheil, was vermöge ſeiner Natur nach einem
„Andern iſt, entweder nothwendig oder gewöhnlich, nach welchem
„aber nichts Andres iſt. Die Mitte, was ſelbſt nach
„einem Andern und wonach ein Andres. Freilich müßen

„die wohl zuſammengeſetzten Dichtungen nicht von da, wo „ſich's eben trifft, anheben, noch, wo ſich's eben trifft, endigen, ſondern ſich nach den angegebenen Beſtimmungen „richten."

Strenge genommen iſt es widerſprechend, daß ein Ganzes, welches doch Theile haben ſoll, ohne Größe ſein könne. Ariſtoteles erklärte ſich aber ſogleich darauf, daß er unter der Größe, als einem Erforderniß des Schönen, ein gewiſſes Maß verſtehe, welches einerſeits nicht unter die Unterſcheidbarkeit der Theile, andrerſeits nicht über die Ueberſchaubarkeit des Ganzen hinausgeht. Dieß iſt alſo eine bloß aus der Erfahrung geſchöpfte äußerliche Beſtimmung des Schönen, welche ſich auf die Beſchaffenheit unſrer Sinnenwerkzeuge und unſrer Faßungskraft bezieht. Merkwürdig iſt indeſſen ſeine Anwendung hievon auf die dramatiſche Dichtung. „Sie müße eine Ausdehnung haben, jedoch ſo, daß „ſie für das Gedächtniß leicht faßlich bleibe. Die Beſtimmung der Länge nach den Bedürfniſſen der Aufführung „gehöre nicht der Kunſt an. In Bezug auf das Weſen der „Sache aber ſei der Umfang der Dichtung um ſo ſchöner, „je mehr er ſich, unbeſchadet der Faßlichkeit, erweitere." Dieß wäre eine ſehr günſtige Aeußerung für die Compoſitionen Shakſpeares und andrer romantiſcher Dramatiker, die einen umfaßenderen Kreiß von Leben, Charakteren und Begebenheiten, als die einfache griechiſche Tragödie, in ein einziges Gemälde zuſammengeſtellt haben, falls ſie ihm nur die nöthige Einheit zu geben und die klare Ueberſicht zu erhalten gewußt, welches beides wir allerdings von ihnen behaupten.

An einer andern Stelle fordert Ariſtoteles von dem epiſchen Dichter dieſelbe Einheit der Handlung wie vom dramatiſchen, er wiederholt ſeine obigen Definitionen, und ſagt, der Dichter müße es nicht wie der Geſchichtſchreiber machen, welcher gleichzeitige Begebenheiten erzählt, wiewohl ſie gar keinen Einfluß auf einander gehabt. Hier iſt die Forderung des Zuſammenhanges zwiſchen den dargeſtellten Begebenheiten als Urſachen und Wirkungen, welche ſchon in ſeiner Erklärung der Theile eines Ganzen liegt, noch beſtimmter angegeben. Jedoch geſteht er ein, der epiſche Dichter könne ſich über eine größere Mehrheit von Vorfällen, die auf eine Haupthandlung abzielen, verbreiten, weil ihm die erzählende Form die Bequemlichkeit verſchaffe, Vieles als zugleich fortgehend zu ſchildern; der dramatiſche Dichter hingegen könne nicht vieles Zugleichgeſchehende darſtellen, ſondern nur das auf der Bühne Vorgehende, und den Antheil der dort erſcheinenden Perſonen an einer Handlung. Wie aber, wenn der dramatiſche Dichter nun doch das Mittel gefunden hätte, vermöge einer andern Verfaßung der Scene und einer künſtlicheren theatraliſchen Perſpektive eine der epiſchen an Umfange ähnliche Dichtung, („Fabel“ nach der alten Kunſtſprache), wiewohl in einem gedrängteren Raume, ohne Verwirrung gehörig zu entfalten? Was wäre noch dagegen einzuwenden, wenn der Grund der Unterſagung bloß in der vermeinten Unmöglichkeit lag?

Dieß iſt ſo ziemlich alles was in der Poetik des Ariſtoteles über die Einheit der Handlung vorkommt. Eine kurze Prüfung wird einleuchtend machen, wie wenig ſolche bloß zergliedernde Begriffe, die man zu Regeln ſtempelt, an die weſentlichen poetiſchen Forderungen hinanreichen.

Einheit der Handlnng wird verlangt. Was iſt Handlung? Die Meiſten gehen darüber hinweg, als ob es ſich ganz von ſelbſt verſtünde. Im höheren eigentlichen Sinne iſt Handlung eine von dem Willen des Menſchen abhängige Thätigkeit. Ihre Einheit wird in der Richtung auf ein einziges Ziel beſtehen; zu ihrer Vollſtändigkeit gehört alles was zwiſchen dem erſten Entſchluße und der Vollbringung der That liegt.

Dieſer Begriff der Handlung paßt auf viele Tragödien der Alten, z. B. den Muttermord des Oreſt, den Vorſatz des Oedipus, den Mörder des Laius zu entdecken und zu ſtrafen; jedoch mit nichten auf alle; weit weniger paßt er auf die meiſten modernen Trauerſpiele, wenigſtens nicht, wenn man die Handlung in den Hauptperſonen ſucht. Was durch ſie geſchieht und mit ihnen vorgeht, hat oft ſo wenig mit einem freiwilligen Entſchluße gemein, als das Scheitern eines Schiffes im Sturm an einer Klippe. Aber auch im Sinne der Alten werden wir in die Handlung gleich den Entſchluß miteinrechnen müßen, die Folgen der That heldenmüthig zu ertragen, und die Ausführung dieſes Entſchlußes wird mit zu ihrer Vollſtändigkeit gehören. Der fromme Entſchluß der Antigone, ihrem unbeerdigten Bruder ſelbſt die letzte Pflicht zu leiſten, iſt bald und ohne Schwierigkeit vollbracht; aber die Aechtheit desſelben, vermöge deren er der Gegenſtand einer Tragödie zu werden verdient, bewährt ſich erſt, als ſie ohne Reue und Rückfall in Schwäche den Tod dafür erleidet. Und iſt nicht, um ein Beiſpiel aus einer ganz andern Sphäre zu geben, Shakſpeares Julius Cäſar in Abſicht auf die Handlung nach demſelben Grundſatze gebaut? Brutus iſt der Held des Stückes; die Vollbringung ſeines groſſen Entſchluſſes beſteht nicht in dem bloßen Meuchelmord an Cäſar (einer an ſich zweideutigen That, deren Triebfedern Ehrgeiz und Eiferſucht ſein konnten), ſondern darin, daß er ſich bis zur gleichmüthigen Hingabe ſeines liebevollen Lebens als den reinen Verfechter römiſcher Freiheit bewährt.

Noch mehr: es könnte kein Knoten des Stückes ohne Widerſtreit ſtattfinden; und dieſer entſteht meiſtens aus den entgegengeſetzten Vorſätzen und Abſichten der Perſonen. Wenn wir alſo den Begriff einer Handlung auf Entſchluß und That beſchränken, ſo wird ſich meiſtens eine doppelte oder mehrfache Handlung im Trauerſpiel zeigen. Welches iſt nun die Haupthandlung? Jedem ſcheint ſeine eigne die wichtigſte; denn jeder iſt ſein eigner Mittelpunkt, Kreons Entſchluß, ſein königliches Anſehen an dem Beerdiger des Polynikes durch Todesſtrafe zu behaupten, iſt eben ſo feſt, als der Entſchluß der Antigone, eben ſo wichtig, und, wie wir am Schluße ſehen, eben ſo gefährlich, weil er den Sturz des ganzen Hauſes Kreons nach ſich zieht. Indeſſen der bloß verneinende Entſchluß könnte allenfalls als die Ergänzung des bejahenden angeſehen werden. Wie aber, wenn jeder nicht gerade das Entgegengeſetzte, ſondern etwas Anderes will? In der Andromache des Racine will Oreſt die Hermione zur Gegenliebe bewegen; Hermione will den Pyrrhus nöthigen, ſich mit ihr zu vermählen, oder will ſich an ihm rächen; Pyrrhus will die Hermione los ſein, und ſich mit der Andromache verbinden; Andromache will ihren Sohn retten und zugleich dem Andenken ihres Gemahls treu bleiben. Dennoch hat niemand dieſem Stücke die Einheit abgeſprochen; weil Alles in einander greift und mit einer gemeinſchaftlichen Kataſtrophe endigt. Welche unter den Handlungen der vier Perſonen iſt nun aber die Haupthandlung? An leidenſchaftlicher Stärke ſind ihre Beſtrebungen einander wohl ziemlich gleich, Allen kommt es auf das ganze Glück ihres Lebens an; die Handlung der Andromache hat die ſittliche Würde voraus, und darum hat Racine ganz recht gethan, das Stück von ihr zu benennen.

Wir ſehen hier eine neue Beſtimmung im Begriff der Handlung, nämlich die Beziehung auf die Idee der ſittlichen Freiheit, kraft welcher allein der Menſch als der erſte Urheber ſeiner Entſchlüße betrachtet wird. Denn innerhalb des Gebietes der Erfahrung angeſehen, iſt der Entſchluß als Anfang der Handlung nicht bloß Urſache, ſondern er iſt wiederum Wirkung von vorhergehenden Beweggründen. Wir haben in dieſer Beziehung auf eine höhere Idee allerdings die Einheit und Ganzheit der Tragödie im Sinne der Alten geſucht: nämlich ihr abſoluter Anfang iſt die Bewährung der Freiheit, die Anerkennung der Nothwendigkeit ihr abſolutes Ende. Wir halten uns aber für berechtigt zu behaupten, dem Ariſtoteles ſei dieſe Anſicht ganz fremd geweſen: nirgends redet er von der Idee des Schickſals als der Tragödie weſentlich. Ueberhaupt darf man bei ihm nicht auf den ſtrengen Begriff von Handlung, als Entſchluß und That, dringen. Er ſagt irgendwo, „der Umfang einer Tragödie „ſei immer hinreichend groß, wofern nur durch eine Reihe „von wahrſcheinlichen oder nothwendigen Erfolgen eine Um„kehrung aus Unglück in Glück oder aus Glück in Unglück „bewerkſtelligt werde.“ Es iſt a[illegible], er verſteht unter Handlung, wie die ſämmtlichen [illegible], bloß etwas das geſchieht. Dieſe Handlung ſoll nach ihm Theile haben, Anfang, Mitte und Ende, alſo eine Mehrheit unter einander verknüpfter Vorfälle ſein. Wo iſt nun die Gränze dieſer Mehrheit? Iſt nicht die Verkettung der Urſachen und Wirkungen vorwärts und rückwärts endlos, und würde man folglich nicht überall gleichwillkürlich anfangen und abbrechen? Giebt es auf dieſem Gebiet irgend einen Anfang oder ein

Ende, wie Ariſtoteles deren Begriff ganz richtig erklärt? Vollſtändigkeit wäre alſo ganz unmöglich. Wird aber zur Einheit in der Mehrheit der Vorfälle nichts weiter gefordert als urſachlicher Zuſammenhang, ſo iſt dieſe Regel äußerſt unbeſtimmt; man wird die Einheit nach Belieben verengen und erweitern können. Denn jede Reihe von Vorfällen oder Handlungen, welche durch einander veranlaßt werden, wie ſehr man ſie auch verlängern möge, läßt ſich immer unter einem einzigen Geſichtspunkt zuſammenfaßen und mit einem einzigen Namen bezeichnen. Wenn uns Calderon die Bekehrung von Peru zum Chriſtenthum in einem Schauſpiele ſchildert, vom erſten Anfange, d. h. der Entdeckung des Landes, bis zur Vollendung, und wenn in ſeinem Stücke wirklich nichts vorkommt, was nicht darauf Einfluß hätte: iſt denn da nicht ebenſowohl Einheit im obigen Sinne, als in der einfachſten griechiſchen Tragödie, was doch die Verfechter der Regeln des Ariſtoteles nimmermehr werden zugeben wollen?

Corneille hat die Schwierigkeit einer gehörigen Beſtimmung der Einheit bei der unvermeidlichen Mehrheit der untergeordneten Handlungen wohl gefühlt, und ſucht folgenden Ausweg. „Ich nehme an,“ ſagt er, „die Einheit der Hand„lung beſtehe im Luſtſpiel in der Einheit der Intrigue, oder „der Hinderniſſe für die Abſichten der Hauptperſonen; und „im Trauerſpiel in der Einheit der Gefahr, ſei es nun, „daß der Held ihr unterliege oder daß er ſich herausziehe. „Ich will damit nicht behaupten, daß nicht mehrere Gefah„ren im Trauerſpiel und mehrere Intriguen oder Hinderniſſe „im Luſtſpiel zuläßig ſeien, wofern man nur aus einer noth„wendig in die andre fällt; denn alsdann macht die Erret„tung aus der erſten Gefahr die Handlung nicht vollſtändig, „weil ſie eine zweite nach ſich zieht, und die Aufklärung

„einer Intrigue ſetzt die handelnden Perſonen nicht in Ruhe,
„weil ſie ſie in eine neue verſtrickt."

Zuerſt iſt der hier angenommene Unterſchied zwiſchen der tragiſchen und der komiſchen Einheit ganz außerweſentlich. Denn auf die Art der Zuſammenſetzung hat es keinen Einfluß, daß die Vorfälle im Trauerſpiel ernſthafter ſind, auf Leib und Leben gehen; die Verlegenheit der Perſonen im Luſtſpiel, wenn ſie ihre Abſicht, ihre Intrigue, nicht durchſetzen können, läßt ſich ebenſowohl eine Gefahr nennen. Corneille führt, wie die Meiſten, Alles auf den Begriff der Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung zurück. Freilich, wenn die Hauptperſonen, ſei es durch die Heirat oder den Tod, in Ruheſtand verſetzt werden, ſo nimmt das Schauſpiel ein Ende; iſt aber zu deſſen Einheit nichts weiter erforderlich, als der ununterbrochene Fortgang eines Widerſtreits, der zur Unterhaltung der dramatiſchen Bewegung dient, ſo wird es wenigſtens um die Einfachheit ſchlecht ſtehen: man wird unbeſchadet dieſer Regel der Einheit bis zu einer faſt gränzenloſen Anhäufung der Vorfälle fortgehen können, ſo wie der Faden der Erzählung in Tauſend und einer Nacht ja auch niemals abreißt.

De la Motte, ein franzöſiſcher Schriftſteller, der gegen die ſämmtlichen Einheiten geſchrieben, will an die Stelle der Einheit der Handlung die Benennung ‚Einheit des Intereſſe' geſetzt wißen. Falls man das Wort nicht auf die Theilnahme an den Schickſalen einer einzigen Perſon beſchränkt, ſondern wenn Intereſſe überhaupt die Richtung des Gemüths bei'm Anblick einer Begebenheit bedeuten ſoll, ſo möchte ich dieſe Erklärung die befriedigendſte und der Wahrheit am nächſten kommende finden.

Doch es würde uns wenig fördern, mit den Auslegern des Ariſtoteles empiriſch herum zu tappen. Der Begriff des Einen und des Ganzen iſt ganz und gar nicht aus der Erfahrung geſchöpft, ſondern aus urſprünglicher Freithätigkeit unſers Geiſtes entſprungen. Um uns ſelbſt Rechenſchaft darüber zu geben, wie wir überhaupt dazu kommen, Eins und ein Ganzes zu denken, bedarf es nicht weniger, als eines Syſtems der Methaphyſik.

Der äußere Sinn nimmt an den Gegenſtänden immer nur eine unbeſtimmte Mehrheit von unterſcheidbaren Theilen wahr; das Urtheil, wodurch wir dieſe zu einer ganzen und vollſtändigen Einheit zuſammenfaßen, iſt immer durch die Beziehung auf eine höhere Sphäre der Begriffe gegründet. So z. B. liegt die mechaniſche Einheit einer Uhr in dem Zweck der Zeitmeßung: dieſer Zweck iſt aber nur für den Verſtand da, er läßt ſich weder mit Augen ſehen, noch mit Händen greifen; die organiſche Einheit einer Pflanze und eines Thieres liegt in dem Begriff des Lebens: und die innre Anſchauung des Lebens, das ſelbſt unkörperlich iſt, wiewohl es mittelbar in der Körperwelt erſcheint, bringen wir ſchon zu dem einzelnen belebten Gegenſtande mit, ſonſt würden wir ſie durch ihn nicht erhalten.

Die einzelnen Theile eines Kunſtwerks und, daß ich ſogleich auf die vorliegende Frage zurückkomme, eines Trauerſpiels müßen nicht bloß mit dem Auge und Ohr, ſondern mit dem Verſtande aufgefaßt werden. Sie dienen aber insgeſammt einem allgemeinen Zweck, nämlich einem Geſammt-Eindruck auf das Gemüth. Die Einheit liegt alſo wiederum, wie bei den obigen Beiſpielen, in einer höheren Sphäre, im Gefühl oder in der Beziehung auf Ideen. Dieß iſt einerlei, denn das Gefühl, inſofern es nicht bloß ſinnlich und leidend, iſt unſer Sinn, unſer Organ für das Unendliche, das ſich uns zu Ideen geſtaltet.

Weit entfernt demnach, daß ich das Geſetz der vollſtändigen Einheit in der Tragödie als entbehrlich verwerfen ſollte, fordere ich eine weit tiefer liegende, innigere, geheimnißvollere Einheit, als die iſt, womit, wie ich ſehe, die meiſten Kunſtrichter ſich begnügen. Dieſe Einheit finde ich in den tragiſchen Compoſitionen Shakſpeares eben ſo vollkommen als in denen des Aeſchylus und Sophokles; ich vermiße ſie dagegen in manchen von der zergliedernden Kritik als correct geprieſenen Tragödien.

Den logiſchen Zuſammenhang, die urſachliche Verknüpfung, halte ich ebenfalls der Tragödie und jedem ernſten Schauſpiele für weſentlich, deswegen, weil alle Geiſteskräfte auf einander einwirken, und wenn der Verſtand einen Sprung zu machen genöthigt wird, Einbildungskraft und Gefühl der Darſtellung nicht mehr ſo willig folgen; aber ich finde, daß die Verfechter der ſogenannten Regelmäßigkeit dieſe Vorſchrift mit einer kleinlichen Spitzfindigkeit durchgeführt haben, welche nichts fruchten kann, als den Dichter zu hemmen, und wahre Vortrefflichkeit unmöglich zu machen.

Man denke ſich die Reihe der Erfolge in einem Trauerſpiel nicht wie einen dünnen Faden, deſſen Abreißen man ängſtlich zu verhüten hat (wegen der eingeſtandenen unvermeidlichen Mehrheit der untergeordneten Handlungen und Intereſſen paßt dieß Gleichniß ohnehin nicht); ſondern wie einen großen Strom, der in ſeinem reißenden Laufe manche Hemmungen überwindet, und ſich zuletzt in die Ruhe des Oceans verliert. Er entſprudelt vielleicht ſchon verſchiednen Quellen, und gewiß nimmt er andre Flüße auf, die ihm von entgegengeſetzten Weltgegenden zueilen. Warum ſollte der Dichter nicht verſchiedene eine Zeitlang abgeſondert für ſich beſtehende Ströme menſchlicher Leidenſchaften und Beſtrebungen neben einander bis zu ihrer brauſenden Vereinigung fortleiten können, wenn er den Zuſchauer auf eine Höhe zu ſtellen weiß, wo er ihren ganzen Gang überſieht? Und wenn das ſo angeſchwellte Gewäßer ſich auch wieder in mehrere Arme theilt und durch mehrere Mündungen in's Meer ergießt, bleibt es nicht dennoch der eine und ſelbige Strom?

So viel über die Einheit der Handlung.

Achtzehnte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Einheit der Zeit. Haben die Griechen ſie beobachtet? Einheit des Ortes damit zuſammenhängend. Nachtheile der allzu engen Regeln hierüber. Einwirkung dieſer Regeln auf die Geſtalt des franzöſiſchen Trauerſpiels.

Ueber die Einheit der Zeit finden wir bei'm Ariſtoteles nur folgende Aeußerung: „Ferner unterſcheidet ſich die Epopöe von der Tragödie durch die Länge; denn die letztere „ſucht ſich ſo viel möglich auf einen Sonnen-Umlauf zu „beſchränken, oder wenig darüber hinauszugehen; die Epopöe „iſt aber der Zeit nach unbeſtimmt, und darin verſchieden. „Jedoch that man dieß anfänglich gleichermaßen in den Tragödien und in den epiſchen Gedichten.“

Man bemerke zuvörderſt, daß Ariſtoteles hier gar keine Vorſchrift giebt, ſondern nur hiſtoriſch ein Kennzeichen erwähnt, nach den griechiſchen Beiſpielen, die er gerade vor ſich hatte. Wenn nun die griechiſchen Tragiker beſondere Gründe gehabt hätten, ſich auf dieſen Umfang von Zeit zu beſchränken, die bei der Verfaßung unſers Theaters wegfielen? Wir werden ſogleich ſehen, daß dieß wirklich der Fall war.

Corneille findet dieſe Regel mit Recht ſehr unbequem, zieht daher die gelindeſte Auslegung vor, und ſagt, er würde ſich kein Gewißen daraus machen, die Dauer der Handlung bis auf dreißig Stunden auszudehnen. Andre beſtehen ſteif und feſt darauf, die Handlung ſelbſt ſolle keinen längeren Zeitraum einnehmen als ihre Vorſtellung, d. h. zwei bis drei Stunden. Der dramatiſche Dichter ſoll nach ihrer Forderung eigentlich der Mann nach der Uhr ſein. Im Grunde führen dieſe ihre Sache beßer als die nachſichtigeren Kunſtrichter. Denn der einzige Grund der Regel iſt ja doch die Beobachtung einer, wie man vermeint, zur Täuſchung nothwendigen Wahrſcheinlichkeit, daß die vorgeſtellte und die wirkliche Zeit einerlei ſei. Giebt man einmal zwiſchen beiden einen Abſtand, wie den von zwei bis dreißig Stunden zu, ſo kann man mit eben ſo gutem Fug noch viel weiter gehen. Der Begriff der Täuſchung hat in der Kunſttheorie große Irrungen angerichtet. Man hat oft darunter den unwillkürlich gewordenen Irrthum, als ob das Dargeſtellte wirklich ſei, verſtanden. Dann würde ſie bei den Schreckniſſen des Trauerſpiels eine wahre Plage ſein, ein Alpdrücken der Phantaſie. Nein, die theatraliſche Täuſchung, wie jede poetiſche, iſt eine wache Träumerei, der man ſich freiwillig hingiebt. Um ſie hervorzubringen, müßen Dichter und Schauſpieler die Gemüther lebhaft hinreißen; die berechneten Wahrſcheinlichkeiten helfen nicht im mindeſten dazu. Jene Forderung der buchſtäblichen Täuſchung, auf's Aeußerſte getrieben, würde alle poetiſche Form unmöglich machen; denn wir wißen wohl, daß die mythologiſchen und hiſtoriſchen Perſonen nicht unſre Sprache geredet haben, daß der leidenſchaftliche Schmerz ſich nicht in Verſen ausdrückt u. ſ. w. Welch ein unpoetiſcher Zuſchauer wäre das, der, ſtatt mit ſeiner Theilnahme den Ereigniſſen zu folgen, wie ein Gefangenwärter, die Uhr oder das Stundenglas in der Hand, den Helden des Trauerſpiels die Stunden zuzählte, die ſie noch zu handeln und zu leben haben! Iſt denn unſre Seele ein Uhrwerk, das Stunden und Minuten unfehlbar angäbe, und hat ſie nicht vielmehr ein ganz verſchiedenes Zeitmaß für den Zuſtand der Unterhaltung und der Langenweile? In jenem, unter leichter wechſelnder Thätigkeit, verfliegen die Stunden ſchnell: in dieſem, wo wir alle Seelenkräfte gehemmt fühlen, dehnen ſie ſich in's Unermeßliche aus. So iſt es in der Gegenwart; ganz umgekehrt aber in der Erinnerung: der Zeitraum todter leerer Einförmigkeit ſchwindet zuſammen; der, welchen ein Ueberfluß mannichfaltiger Eindrücke bezeichnet, wächſt in eben dem Maße an. Unſer Körper iſt der äußern aſtronomiſchen Zeit unterworfen, weil die organiſchen Verrichtungen ſich darnach abmeßen; unſer Geiſt aber hat ſeine eigne ideale Zeit, welche nichts anders iſt, als das Bewußtſein der fortſchreitenden Entwickelung unſers Daſeins. In dieſer Art von Zeitmeßung gelten die Zwiſchenräume eines gleichgültigen Stillſtandes gar nichts, und zwei bedeutende Augenblicke, wären ſie durch Jahre getrennt, knüpfen ſich unmittelbar aneinander. So pflegen wir, wenn wir vor dem Einſchlafen lebhaft mit irgend etwas beſchäftigt waren, bei'm Erwachen dieſelbe Gedankenreihe ſogleich wieder aufzunehmen, und die dazwiſchen liegenden Träume treten in ihr weſenloſes Dunkel zurück. Eben ſo iſt es nun mit der dramatiſchen Darſtellung: unſre Einbildungskraft geht leicht über die Zeiten hinweg, welche vorausgeſetzt und angedeutet, aber weggelaßen werden, weil nichts Bedeutendes darin vorgeht; ſie hält ſich einzig an die vorgeſtellten entſcheidenden Augenblicke, durch deren Zuſammendrängung der Dichter den trägen Gang der Stunden und Tage beflügelt.

Aber, wird man einwenden, die alten Tragiker haben doch die Einheit der Zeit beobachtet. Dieſer Ausdruck iſt überhaupt unſchicklich; es ſollte wenigſtens heißen ‚die Einerleiheit der vorgeſtellten und der wirklichen Zeit‘. Dann paßt es aber nicht auf die Alten: was ſie beobachten, iſt nichts andres, als die ſcheinbare Stätigkeit der Zeit. Man merke wohl, die ſcheinbare; denn ſie erlauben ſich allerdings während der Chorgeſänge weit mehr vorgehen zu laßen, als nach ihrer wirklichen Dauer vorgehen könnte. Im Agamemnon des Aeſchylus iſt der ganze Zeitraum von der Zerſtörung Trojas an bis zu ſeiner Ankunft in Mykene begriffen, der eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Tagen ausmachen mußte; in den Trachinierinnen des Sophokles wird während des Verlaufs des Stückes die Seereiſe von Theſſalien nach Euböa dreimal vollbracht; in den Schutzgenoßinnen des Euripides geht während eines einzigen Chorgeſanges ein ganzer Feldzug von Athen gegen Thebe vor, die Schlacht wird geliefert, und der Feldherr kehrt ſiegreich zurück. So weit waren die Griechen von jener ängſtlichen Berechnung entfernt. Daß ſie aber die ſcheinbare Stätigkeit der Zeit beobachteten, dazu hatten ſie einen beſondern Grund in der beſtändigen Gegenwart des Chores. Wo dieſer die Bühne verläßt, da wird auch der ſtätige Fortgang unterbrochen, wie in den Eumeniden des Aeſchylus ſehr auffallend, indem der ganze Zeitraum ausgelaßen iſt, deſſen Oreſt bedurfte, um ſich von Delphi nach Athen zu begeben. Ferner lagen zwiſchen den drei Stücken einer Trilogie, die doch nacheinander aufgeführt wurden, und zuſammen ein Ganzes ausmachen ſollten, ſo beträchtliche Zeiträume, als zwiſchen den drei Akten manches ſpaniſchen Schauſpiels.

Die Neueren haben durch ihre Eintheilung in Aufzüge, welche die griechiſche Tragödie eigentlich nicht kannte, ein bequemes Mittel, den Umfang der dargeſtellten Zeit ohne Uebelſtand zu erweitern. Denn ſo viel wird der Dichter doch der Einbildungskraft des Zuſchauers anmuthen dürfen, daß er ſich, während die ganze Darſtellung unterbrochen wird, eine längere Zeit verfloßen denke, als welche die Takte der ausfüllenden Muſik abmeßen; ſonſt möchte man ihn einladen, lieber zum nächſten Aufzug auf morgen wieder zu kommen, damit es ihm deſto natürlicher ſcheine. Die Eintheilung in Aufzüge iſt eigentlich bei Gelegenheit der neuern Komödie entſtanden, wo der Chor wegblieb. Horaz ſchreibt vor, ein Schauſpiel ſolle nicht mehr und nicht weniger als fünf Aufzüge haben. Die Regel iſt ſo außerweſentlich, daß Wieland gemeint hat, Horaz habe die jungen Piſonen nur zum beſten haben wollen, da er ihnen ſo etwas in feierlichem Tone als wichtig einſchärft. Wenn man es in der alten Tragödie für den Schluß eines Aktes gelten läßt, wo die Bühne leer bleibt, und der Chor allein ſeinen Geſang und Tanz aufführt, ſo zählt man oft weniger als fünf, oft aber auch mehr Akte heraus. Als eine Bemerkung, daß in einer Vorſtellung von zwei bis drei Stunden ungefähr ſo viel Ruhepunkte für die Aufmerkſamkeit nöthig ſind, mag es hingehen; ſonſt aber wäre ich neugierig, einen aus der Natur der dramatiſchen Poeſie abgeleiteten Grund zu hören, warum ein Schauſpiel ſo viele und gerade nur ſo viele Abtheilungen haben müße. Allein die Welt wird durch das Herkommen regiert: weniger Aufzüge hat man ſich gefallen laßen; die geheiligte Fünf zu überſchreiten, bleibt immer ein frevelhaftes und gefährliches Wageſtück. Drei Einheiten, fünf Aufzüge: warum nicht etwa ſieben Perſonen? Dieſe Regeln ſcheinen ja nach den ungleichen Zahlen fortzugehen. —

Die Eintheilung in Akte ſcheint mir überhaupt fehlerhaft, wenn nichts während derſelben vorgeht, wie in ſo vielen neueren Stücken, und wenn man die Perſonen zu Anfang des neuen Aufzugs gerade in derſelben Lage erblickt, wie am Schluße des vorigen. Und doch hat man ſich an dieſen Stillſtand weit weniger geſtoßen, als an die Annahme eines beträchtlichen Zwiſchenraumes, und in der Darſtellung lieber den Mangel der Handlung in einem abgelaufenen Zeitraume ertragen wollen, als die Vorausſetzung ausgelaßener Vorfälle, weil jenes ein negativer Fehler iſt.

Die romantiſchen Dramatiker erlauben ſich, den Schauplatz ſelbſt im Verlauf eines Aktes zu wechſeln. Da jedesmal zuvor die Bühne leer wird, ſo ſind dieß Unterbrechungen der Stätigkeit, welche ſie zur Annahme von eben ſo vielen Zwiſchenräumen berechtigen. Wenn man ſich hieran ſtößt, die Eintheilung in Akte jedoch als gültig zugiebt, ſo dürfte man dieß ja nur als eine größere Anzahl kurzer Akte anſehen. Indeſſen wird man einwenden, das heiße einen Fehler durch den andern rechtfertigen, die verletzte Einheit der Zeit durch die verletzte Einheit des Ortes: wir wollen alſo die Unerläßlichkeit der letztgenannten Regel näher beleuchten.

Bei'm Ariſtoteles ſucht man vergeblich, wie ſchon bemerkt worden, irgend einen Ausſpruch darüber. Die Alten, wird behauptet, haben ſie beobachtet. Nicht durchgängig, nur meiſtens. Unter ſieben Stücken von Aeſchylus und eben ſo vielen von Sophokles finden ſich zwei, die Eumeniden und der Ajax, worin die Scene verändert wird. Daß ſie gewöhnlich denſelben Schauplatz beibehalten, fließt natürlich aus der beſtändigen Gegenwart des Chors her, der erſt auf eine ſchickliche Weiſe weggeſchafft werden mußte, damit gewechſelt werden könnte. Auch ſtellte ihre Scene einen größern Umfang dar, als in vielen Fällen die unſrige: nicht etwa ein Zimmer, ſondern den offenen Platz vor mehreren Gebäuden; und die Eröffnung des Innern eines Pallaſtes durch das Ekkyklema kann ſo betrachtet werden, als wenn auf unſerer Bühne noch ein hinterer Vorhang aufgezogen wird.

Die Verwerfung des Wechſels der Scene gründet ſich ebenfalls auf die oben gerügten irrigen Begriffe von Täuſchung. Es ſoll uns aus der Täuſchung reißen, wenn die Handlung an einem andern Orte fortſpielt. Nun freilich, wenn wir den vorgeſtellten Ort in der That für den wirklichen halten ſollten, dann müßte auch die Decoration unſrer Scene anders beſchaffen ſein. Sie iſt nur für einen einzigen Geſichtspunkt berechnet: von jeder andern Stelle angeſehen, verrathen die gebrochnen Linien die unvollkommne Nachahmung. Auch geben ſich die meiſten Zuſchauer von ihrer architektoniſchen Bedeutung ſo wenig Rechenſchaft, daß ſie gar keinen Anſtoß daran nehmen, wenn die Schauſpieler zwiſchen den Seitencouliſſen durch eine Mauer ohne Thür aus- und eingehen. Johnſon, ein Kritiker, der ſonſt ſehr für die ſtrenge Regel iſt, wendet ganz richtig ein, wenn unſre Einbildungskraft einmal ſo weit gehe, ſich in der Zeit achtzehnhundert Jahre zurück und nach Alexandria zu verſetzen, um die Geſchichte von Antonius und Kleopatra ſich als gegenwärtig vorſtellen zu laſſen, ſo ſei der zweite Schritt nachher ein weit Geringeres, von Alexandria nach Rom überzuſpringen. Die Fähigkeit unſers Geiſtes, unermeßliche Zeiten und Räume in Gedanken mit Blitzesſchnelle zu durchfliegen, iſt im gewöhnlichen Leben anerkannt; und die Poeſie, die unſern Geiſt auf alle Weiſe beflügeln will, und der alle

Zaubermittel der ächten Täuſchung, d. h. einer lebendigen und hinreißenden Darſtellung zu Gebote ſtehen, ſollte allein auf dieß allgemeine Vorrecht Verzicht leiſten müßen?

Voltaire will die Einheit des Ortes und der Zeit aus der Einheit der Handlung ableiten, aber ſeine Schlüße ſind höchſt oberflächlich. „Aus demſelben Grunde,“ ſagt er, „iſt „die Einheit des Ortes weſentlich, denn eine einzige Handlung kann nicht an mehreren Orten zugleich vorgehen.“ Allein wir haben geſehen, daß an der Einen Haupthandlung nothwendig mehrere Perſonen Antheil nehmen, daß ſie aus einer Mehrheit von untergeordneten Handlungen beſteht, und warum ſollten dieſe nicht an verſchiedenen Orten vorgehen können? Wird nicht derſelbe Krieg oft zugleich in Europa und in Indien geführt, und muß nicht der Geſchichtſchreiber die Erfolge auf beiden Schauplätzen in ſeiner Erzählung gleichmäßig fortrücken laßen?

„Die Einheit der Zeit,“ fährt Voltaire fort, „iſt natürlich mit den beiden erſten verbunden. — Wenn der „Dichter mir eine Verſchwörung vorſtellt, und die Handlung „vierzehn Tage dauern läßt, ſo muß er mir Rechenſchaft von „dem ablegen, was in dieſen vierzehn Tagen vorgegangen „ſein wird.“ — Ja, von dem was zur Sache gehört, alles Uebrige dazwiſchen liegende übergeht er, wie jeder gute Erzähler, mit Stillſchweigen, und es fällt auch niemanden ein, etwas davon wißen zu wollen. „Wenn er nun die Begebenheiten von vierzehn Tagen mir vor die Augen bringt, „ſo giebt dieß wenigſtens vierzehn verſchiedene Handlungen, „wie klein ſie auch ſein mögen.“ — Freilich, wenn der Dichter ſo ungeſchickt wäre, die vierzehn Tage ſichtbar in der Geſchwindigkeit nach einander abzuhaſpeln, es eben ſo oft Tag und Nacht werden, die Leute eben ſo oft aufſtehen und zu Bett gehen zu laßen. Aber er ſchiebt die Zeiten, wo die Handlung nur unmerklich fortgerückt iſt, in den Hintergrund, vernichtet in der Darſtellung die Zwiſchenräume, wo ſie ſtill geſtanden, und weiß mit einem flüchtigen Zuge das ungefähre oder genaue Maß der Zeit anzugeben, die man ſich zwiſchen den Abtheilungen als verfloßen denken muß. Warum iſt ihm aber dennoch die Vergünſtigung, die beiden Endpunkte viel weiter aus einander liegend anzunehmen, als die Vorſtellung wirklich dauert, wichtig, ja für viele Gegenſtände unentbehrlich? Das von Voltaire gegebene Beiſpiel einer Verſchwörung kommt hier recht gelegen. Eine in zwei Stunden angeſponnene und ausgeführte Verſchwörung iſt zuvörderſt eine unglaubliche Sache. Ferner iſt ſie in Bezug auf die Charaktere der Handelnden etwas ganz anders, als eine ſolche, wo der gefaßte Entſchluß, wie gefährlich er ſein möge, eine geraume Zeit von Allen behauptet und verſchwiegen wird. Wiewohl der Dichter dieſen Zeitverlauf nicht unmittelbar in die Darſtellung aufnimmt, ſo läßt er ihn uns doch in den Gemüthern der Handelnden wie in einem Spiegel perſpektiviſch erblicken. In dieſer Art von Perſpektive war Shakſpeare der größte mir bekannte Meiſter: ein einziges Wort offenbart oft eine faſt unüberſehliche Reihe vorhergegangener Seelenzuſtände. Der an die engen Gränzen der Zeit gebundne Dichter wird bei vielen Gegenſtänden die Handlung verſtümmeln, indem er ganz nahe vor der letzten Entſcheidung anfängt, oder er wird ihren Fortſchritt ungebührlich übereilen; auf jeden Fall wird er das große Gemälde eines gewaltigen Vorſatzes, der keine augenblickliche Aufwallung iſt, ſondern ein feſtes, unter allem äußern Wechſel unerſchütterlich behauptetes Wollen, bis die Zeit zur Ausführung reif iſt, verkleinern müßen. Es wird nicht mehr das ſein, was Shakſpeare ſo oft dargeſtellt und in folgenden Zeilen beſchrieben hat:

Bis zur Vollführung einer furchtbarn That
Vom erſten Antrieb, iſt die Zwiſchenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die ſterblichen Organe
Sind dann im Rath vereint, und die Verfaßung
Des Menſchen, wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zuſtand der Empörung.

Warum iſt aber dennoch das Verfahren der griechiſchen und der romantiſchen Dramatiker in Abſicht auf Ort und Zeit ſo ſehr verſchieden? Wir können uns nach dem Geiſte unſerer Kritik nicht damit helfen, wie ſo viele Kunſtrichter thun, die letzten kurzweg für Barbaren zu erklären. Wir halten vielmehr dafür, daß ſie in ſehr gebildeten Zeitaltern lebten, und ſelbſt unendlich gebildet waren. Nächſt der Verfaßung der alten Bühne, welche natürlich auf ſcheinbare Stätigkeit der Zeit und unveränderte Beibehaltung des Schauplatzes führte, wurde die Beobachtung dieſer Gewohnheit durch die Beſchaffenheit des Stoffes begünſtigt, welchen die griechiſchen Dramatiker zu bearbeiten hatten. Dieſer Stoff war Mythologie, alſo ſchon Dichtung, und die vorgängige dichteriſche Behandlung hatte bereits in ſtätige leicht überſehbare Maſſen zuſammengefaßt was in der Wirklichkeit ſich vielfach zerſplittert und zerſtreut. Ferner war das geſchilderte heroiſche Zeitalter zugleich ſehr einfach in den Sitten und ſehr wundervoll in den Begebenheiten, und ſo gieng Alles von ſelbſt gerade auf das Ziel einer tragiſchen Entſcheidung los.

Die Haupturſache des Unterſchiedes iſt jedoch der plaſtiſche Geiſt der antiken, und der pittoreſke der romantiſchen Poeſie. Die Skulptur richtet unſre Betrachtung ausſchließend auf die dargeſtellte Gruppe, ſie entkleidet ſie möglichſt aller äußern Umgebungen, und wo ſie deren nicht ganz entrathen kann, deutet ſie ſolche doch nur leicht an. Die Malerei hingegen liebt es, mit den Hauptfiguren zugleich den umgebenden Ort und alle Nebenbeſtimmungen ausführlich darzuſtellen, und im Hintergrunde Ausblicke in eine gränzenloſe Ferne zu öffnen; Beleuchtung und Perſpektive ſind ihr eigentlicher Zauber. Daher vernichtet die dramatiſche, beſonders die tragiſche Kunſt der Alten gewiſſermaßen die Aeußerlichkeiten von Raum und Zeit; das romantiſche Drama ſchmückt vielmehr durch deren Wechſel ſeine mannichfaltigeren Gemälde. Oder noch anders ausgedrückt: das Princip der antiken Poeſie iſt idealiſch, das der romantiſchen myſtiſch; jene unterwirft Raum und Zeit der innern Freithätigkeit des Gemüths, dieſe verehrt dieſe unbegreiflichen Weſen als übernatürliche Mächte, denen auch etwas Göttliches inwohnt.

Ich komme nun auf den Einfluß, welchen die eben geprüften, auf Glauben für unverbrüchlich gehaltnen und ſo eng verſtandnen Regeln der Einheit nebſt den übrigen eingeführten Theater-Convenienzen auf die Geſtalt des franzöſiſchen Trauerſpiels gehabt haben.

Bei einer ganz veränderten Verfaſſung der Bühne, bei großentheils verſchiedenen Stoffen und entgegengeſetztem Geiſt ihrer Behandlung wollte man dennoch die Regeln der alten Tragödie, ſofern man ſie aus dem Ariſtoteles kannte, beibehalten.

Man verlangte dieſelbe Einfachheit der Handlung wie im griechiſchen Trauerſpiel, und doch ließ man alles Lyriſche weg, was immer eine verweilende Entfaltung des Moments, alſo ein Stillſtand iſt. Man mußte es freilich weglaßen, weil wir die alte Muſik nicht mehr haben, welche der Poeſie diente, ſtatt, wie die unſrige, ſie zu beherrſchen. Wenn man von den griechiſchen Tragödien die Chorgeſänge und die häufig den einzelnen Perſonen in den Mund gelegten lyriſchen Stücke abrechnet, ſo ſind ſie beinahe um die Hälfte kürzer als ein gewöhnliches franzöſiſches Trauerſpiel. Voltaire jammert häufig in ſeinen Vorreden darüber, welch eine Noth es ſei, für die langen fünf Akte den Stoff herbeizuſchaffen. Wie füllte man nun die durch Weglaßung des Lyriſchen entſtandene Lücke aus? Durch Intrigue. Statt daß bei den Griechen die Handlung ſich, nach wenigen großen Momenten gemeßen, bis zur Entſcheidung unaufhaltſam abrollt, müßen hier die ſich kreuzenden Abſichten der zum Theil hiezu erfundenen Nebenperſonen eine Menge hemmende Vorfälle herbeiführen, und die Spannung, meiſtens ſelbſt der Neugier, bis an's Ende erhalten. Um die Einfachheit war es nun doch alſo geſchehen; aber die Einheit ſchmeichelte man ſich durch künſtliche Verknüpfung für den Verſtand zu retten.

Intrigue iſt an ſich kein tragiſches Motiv; dem Luſtſpiel iſt ſie weſentlich, wie wir oben gezeigt haben. Das Luſtſpiel muß ſich auch am Schluße mit einem oft nur erſchlichenen Ruhepunkte für den Verſtand begnügen, aber dieß iſt eben gar nicht die poetiſche Seite dieſer halb proſaiſchen Gattung. Wiewohl nun das franzöſiſche Trauerſpiel im Einzelnen ſich durch Ernſt, Würde und Pathos ſo weit als möglich vom Luſtſpiel zu entfernen ſucht, ſo hat es doch meines Bedünkens im Bau und der Zuſammenfügung des Ganzen nur allzuviel Verwandtſchaft damit. Ich finde in vielen franzöſiſchen Trauerſpielen nur Verſtandes-Einheit, nicht Befriedigung des Gefühls. Man kommt freilich aus der Verwirrung peinlicher und gewaltſamer Lagen am Ende glücklich oder unglücklich zur Ruhe, allein es offenbart ſich in dem dargeſtellten Weltlauf nicht auf geheimnißvolle Weiſe eine höhere Anordnung der Dinge; man findet keine Hinweiſung auf einen tröſtenden Gedanken vom Himmel, ſei es nun auf die gegen das Schickſal bewährte Würde der menſchlichen Natur, oder auf die Vorſehung. Zu jener Beruhigung des Gefühls, welche ich meine, iſt die ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit theils nicht erforderlich, theils aber auch, ſo zweideutig und verkehrt wie ſie gewöhnlich gehandhabt wird, nicht einmal hinreichend. Die poetiſche Gerechtigkeit, die ich übrigens für das aufgeſtellte Beiſpiel einer an ſich falſchen und mit nichten auf Erweckung wahrhaft ſittlicher Regungen abzielenden Lehre halte, iſt indeſſen von den franzöſiſchen Trauerſpieldichtern nicht ſelten gänzlich verabſäumt worden.

Der Gebrauch der Intrigue iſt allerdings ſehr vortheilhaft, um die verlangte kurze Dauer einer wichtigen Handlung zu erzwingen. Denn wer Intriguen ſpielt, iſt geſchäftig und verſäumt keine Zeit um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Der gewaltige Kreißlauf der menſchlichen Schickſale geht hingegen ſeinen gemeßenen Schritt wie der Wechſel der Jahreszeiten; große Entſchlüße reifen langſam; die nächtlichen Eingebungen frevelnder Tücke treten aus den Abgründen des Gemüths ſcheu und zögernd an's Licht hervor; und die ſtrafende Vergeltung verfolgt, wie Horaz ſo ſchön als wahr ſagt, den vor ihr fliehenden Verbrecher nur mit hinkendem Fuße. Man verſuche es einmal, das Rieſengemälde von Macbeths Königsmord, ſeiner tyranniſchen Uſurpation und endlichem Sturz auf die enge Einheit der Zeit zurückzuführen, und ſehe dann, ob es nicht bloß dadurch ſeine erhabene Bedeutung verliert, man möge auch noch ſo viel von den Begebenheiten, die uns Shakſpeare ſchauerlich ergreifend vorüber führt, vor den Anfang des Stückes verlegen und ſie in matter Erzählung anbringen.

Es iſt wahr, dieſes Schauſpiel umfaßt einen beträchtlichen Zeitraum: aber läßt uns der raſche Fortgang wohl die Muße, dieß zu berechnen? Wir ſehen gleichſam die Schickſalsgöttinnen am ſauſenden Webſtuhle der Zeit ihr düſtres Gewebe fortwirken, und der Sturm und Wirbelwind der Ereigniſſe, welcher den Helden von der Verſuchung zur Frevelthat, von dieſer zu tauſendfältigen Verbrechen, um ihren Erfolg zu behaupten und ſo unter wechſelnder Gefahr zu ſeinem Untergange im heldenmüthigſten Kampfe treibt, reißt auch unſre Theilnahme unwiderſtehlich mit ſich fort. Eine ſolche tragiſche Darſtellung gleicht dem Gange eines Kometen, der anfangs kaum ſichtbar, nur dem Sternkundigen bedeutend, in nebelichter Ferne am Himmel erſcheint, bald aber mit ſo unerhörter immer wachſender Geſchwindigkeit dem Mittelpunkt unſers Weltſyſtems ſich entgegen ſchwingt, daß er die Völker des Erdbodens ſchreckt, und, ehe man ſich's verſieht, mit ſeinem Unglück verkündenden Schweif das halbe Firmament überflammt.

Auf alle Wirkungen der Art, die aus dem allmälich beſchleunigten Anwachs von etwas im Gemüth oder in der äußern Welt durch den Lauf der Zeiten hervorgehn, mußten die franzöſiſchen Dichter der vorgeſchriebenen Einheit der Zeit zulieb Verzicht leiſten. Die Einheit des Orts beraubte ſie bei der ſchlechten Ausſchmückung der Bühne großentheils deſſen, was in einem Schauſpiele die Augen beſticht. Zufällige Umſtände mochten die Beobachtung dieſer Regel noch mehr empfehlen, oder unumgänglich machen. Nach einer Aeußerung Corneilles *) ſollte man vermuthen, die Maſchi-

---

*) In ſeinem *Premier discours sur la Poésie dramatique* ſagt er: Une chanson a quelquefois bonne grace; et dans les pièces de machines cet ornement est redevenu nécessaire pour remplir les oreilles du spectateur, *pendant que les machines descendent.*

nerie ſei damals in Frankreich ſehr ſchwerfällig und unvollkommen geweſen. Ferner war es allgemeiner Gebrauch, daß eine Anzahl vornehmer Zuſchauer ihre Sitze auf der Scene ſelbſt zu beiden Seiten hatten und den Schauſpielern kaum eine Breite von zehn Schritten zu freier Bewegung übrig ließen. Regnard macht in ſeinem Zerſtreuten eine luſtige Beſchreibung von dem Lärmen und Unfug, den die modiſchen Stutzer ſeiner Zeit auf dieſem bevorrechteten Platze trieben, wie ſie hinter dem Rücken der Schauſpieler laut ſchwatzten und lachten, und die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ſtörten, oder auf ſich als die eigentliche Hauptſache bei'm Schauſpiel ablenkten. Dieſe üble Gewohnheit dauerte noch zu Voltaires Zeiten fort, und er hat durch ſein wiederholtes Eifern dagegen das Verdienſt gehabt, bei Gelegenheit der Semiramis ihre Abſchaffung zu bewirken. Wie hätte man es wagen dürfen, im Angeſicht eines ſolchen unpoetiſchen, außer dem Stücke befindlichen, und ſich doch ganz in ſeine Vorſtellung eindrängenden Chors die Decoration zu verändern! Im Cid wechſelt der Schauplatz offenbar im Verlauf desſelben Aufzuges mehrmals, und doch wurde die Scene äußerlich nicht verändert. In den engliſchen und ſpaniſchen Schauſpielen der damaligen Zeit war dieß zwar großentheils auch der Fall, allein man war über gewiſſe Zeichen übereingekommen, welche die Veränderung des Ortes andeuteten, und die gelehrige Einbildungskraft der Zuſchauer folgte dem Dichter überall hin, wo er wollte. In Frankreich hingegen lauerten die jungen Herren, die auf der Bühne ſaßen, auf Gelegenheit, etwas Lächerliches zu entdecken; und da alle Theater-Effecte einer gewiſſen Ferne bedürfen, in der Nähe aber kahl erſcheinen, ſo durfte man dergleichen gar nicht wagen, Alles wurde auf Geſpräche zwiſchen wenigen Perſonen eingeſchränkt, und man unterwarf die Bühne den Förmlichkeiten eines Vorzimmers.

Der Schauplatz ſtellte denn auch wirklich meiſtens ein Vorzimmer vor, wenigſtens einen Saal im Innern eines Pallaſtes. Da die Handlung der griechiſchen Tragödien immer auf offenen und majeſtätiſch umgebenen Plätzen vorgeht, ſo haben die franzöſiſchen Dichter die mythologiſchen Stoffe derſelben ſchon in Anſehung des Schauplatzes nach neueren Hofſitten umgemodelt. In einem fürſtlichen Schloß iſt nichts Gewaltſames, keine Uebertretung des geſelligen Anſtandes erlaubt, und da in einem Trauerſpiele die Sache nicht mit lauter Höflichkeiten abgehen kann, ſo wird jede kühne Thathandlung, jeder Gewaltſtreich, alles Auffallende und ſinnlich Wirkende hinter die Scene verlegt, und bloß in den Erzählungen der Vertrauten und anderer Boten angebracht. Und doch bemerkt ſchon Horaz, das durch das Gehör Mitgetheilte rege das Gemüth weit unkräftiger an, als was den treuen Augen dargeboten wird und was der Zuſchauer ſich ſelbſt berichtet. Nur das Unglaubliche und gräuelhaft Empörende empfiehlt er dem Anblick zu entziehen. Es iſt wahr, die dramatiſche Wirkſamkeit des Sichtbaren kann ſehr mißbraucht werden, und das Theater kann in einen lärmenden Tummelplatz bloß körperlicher Ereigniſſe ausarten, wo alsdann Worte und Geberdenſpiel eine faſt überflüſſige Zugabe ſind. Aber das entgegengeſetzte Aeußerſte, dem Auge gar keine Ueberzeugung zu gönnen, und immer auf etwas Abweſendes zu verweiſen, iſt ſicher eben ſo wenig zu billigen. Bei manchen franzöſiſchen Trauerſpielen möchte den Zuſchauer ein Gefühl anwandeln, als ob wirklich große Dinge vorgiengen, er ſäße aber gerade an einem übel gewählten Platze, um Augenzeuge davon zu ſein. Es iſt gewiß, daß es dem einleuchtenden

Nachdruck der dramatiſchen Darſtellung ſehr ſchadet, wenn wir Wirkungen gegenwärtig vor uns ſehen von Urſachen, welche unſichtbar und in der Ferne bleiben. Beßer iſt das Umgekehrte, die Urſache ſelbſt zu zeigen, die Wirkung aber bloß berichten zu laßen. Wie nachtheilig das ältere Herkommen der tragiſchen Bühne in Frankreich für die theatraliſche Wirkung ſei, hat Voltaire eingeſehen; er dringt vielfältig auf reichere ſceniſche Ausſchmückung, und er ſelbſt hat in ſeinen Stücken, und nach ſeinem Beiſpiel haben Andre manches dem Auge darzuſtellen gewagt, was zuvor für unſchicklich oder lächerlich gegolten hätte. Allein ungeachtet dieſer Verſuche und der früheren des Racine in ſeiner Athalie iſt die Mißgunſt gegen die Augen jetzt mehr als je unter den tonangebenden Kunſtrichtern eingerißen. Ueberall wo es etwas zu ſehen giebt oder eine Handlung körperlich vollbracht wird, wittern ſie ein Melodrama; und der Gedanke, daß das Trauerſpiel, wenn man nicht über deſſen Reinheit oder vielmehr kahle Reizloſigkeit wachte, allmälich mit dieſer Gattung (worüber nachher noch ein Wort) zuſammenſchmelzen könnte, iſt ihnen ein Gräuel.

Voltaire hat ſich verſchiedentlich Verletzungen der Einheit des Ortes erlaubt, aber doch nicht gewagt, die Regel ſelbſt geradezu als unweſentlich anzugreifen. Er wünſcht nur ihrer Auslegung eine größere Breite gegeben zu ſehen. Es ſei hinreichend, wenn die Handlung im Umfange eines Pallaſtes, ja einer Stadt, wenn auch in verſchiedenen Theilen derſelben, vorgehe. Nun verlangt er, um das Wechſeln der Decoration zu erſparen, ſie ſolle ſo eingerichtet ſein, daß ſie die verſchiedenen Schauplätze zugleich umfaße. Er verräth hiebei ſehr verworrene Begriffe von Architektur und Perſpektive. Er beruft ſich auf das Theater des Palladio zu Vicenza, das er wohl ſchwerlich geſehen hatte: denn ſeine Vorſtellung von dieſem Theater, welches, wie ſchon bemerkt worden, ſelbſt nur ein Mißverſtändniß der Einrichtung der antiken Scene iſt, ſcheint ſich ganz und gar auf mißverſtandene Beſchreibungen zu gründen. In ſeiner Semiramis, wo er zuerſt ſeine Grundſätze hierüber recht in Ausübung brachte, iſt er in den ſeltſamen Fehler verfallen, die Perſonen nicht an verſchiedenen Oertern auftreten, ſondern die Oerter ſich wirklich zu den Perſonen hinbegeben zu laßen. Der Schauplatz im dritten Akt iſt ein Kabinet; dieſes Kabinet macht, nach Voltaires eignen Worten, (wohl gemerkt, ohne daß die Königin es verläßt) einem großen prächtig geſchmückten Saale Platz. Neben dem hier befindlichen Thron hat auch das Mauſoleum des Ninus, welches ſich anfangs auf einem offenen Platze, vor dem Pallaſt und dem Tempel der Magier gegenüber, befand, Mittel gefunden ſich einzuſchleichen. Nachdem es ſein Geſpenſt, zum Schrecken vieler Anweſenden, an das Tageslicht gebracht und wieder eingenommen hat, begiebt es ſich im folgenden Akt an ſeine alte Stelle, wo es vermuthlich ſeine Obeliſken zurückgelaßen hatte. Im fünften Akte ſieht man, daß es ſehr weitläuftig und mit unterirdiſchen Gängen eingerichtet war. Welch ein Aufheben würden die franzöſiſchen Kritiker machen, wenn ein Ausländer ſich ſolche Ungereimtheiten hätte zu Schulden kommen laßen!

Auch im Brutus haben wir ein Beiſpiel von dieſem Herumwandern des Schauplatzes mit den Perſonen. Vorn wird eine weitläuftige Decoration angegeben: der Senat iſt zwiſchen dem capitoliniſchen Tempel und dem Hauſe des Brutus unter freiem Himmel verſammelt. Nachher, als die Verſammlung aufgehoben wird, bleiben Arons und Albin allein zurück, und nun heißt es: qui sont supposés être entrès de la salle d'audience dans un autre appartement de la maison de Brutus. Wie meint dieß der Dichter? Soll ſich der Schauplatz verwandeln ohne leer zu ſein, oder muthet er der Einbildungskraft der Zuſchauer zu, gegen das Zeugniß ihrer Sinne die ganz anders geſchmückte Scene für ein Zimmer zu halten? Und wie wird aus dem anfänglich beſchriebenen Platze ein Audienzſaal? Dieſe Decoration verſteht Taſchenſpielerkünſte, oder ſie hat ein ſchlechtes Gedächtniß.

Ueberhaupt iſt die Einheit des Ortes von den franzöſiſchen Dichtern ſowohl als andern, welche dieſes Syſtem von Regeln befolgen, ſelbſt im Luſtſpiel oft ſehr unbefriedigend beobachtet worden. Die Scene wechſelt zwar nicht, aber es gehen Dinge darauf nach einander vor, die eben nicht an demſelben Orte zu geſchehen pflegen. Wie unwahrſcheinlich iſt es, wenn ſich die Leute gerade da ihre Geheimniſſe anvertrauen, wo ſie ihre Feinde in der Nähe wißen, oder wenn man gegen einen Fürſten in deſſen eignem Vorgemache Verſchwörungen anzettelt! Man legt eine große Wichtigkeit darauf, daß die Bühne niemals im Verlauf eines Aufzuges leer bleibe. Dieß nennt man die Scenen binden. Es wird aber oft nur ſehr zum Scheine beobachtet, indem die Perſonen des vorhergehenden Auftrittes in demſelben Augenblick zu einer Thür hinausgehn, während die des nächſten auf der andern Seite eintreten. Ferner ſollen ſie nicht ohne einen deutlich erwähnten Grund kommen und weggehen; für das letzte wird beſonders geſorgt: man ſchickt die Vertrauten auf Botſchaften aus, heißt auch wohl Perſonen von gleichem Range ausdrücklich, nicht immer auf's höflichſte, ſich entfernen. Bei allem dem ſind die Beſtimmungen des Ortes, wo Alles vorgeht, oft ſo ſchwankend und widerſprechend, daß ein deutſcher Schriftſteller (Joh. Elias Schlegel in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters) treffend geſagt hat, von vielen Stücken könne die Angabe des Schauplatzes unter dem Perſonen-Verzeichniß nicht anders lauten, als: die Scene iſt auf dem Theater.

Dieſe Unbequemlichkeiten entſpringen faſt unvermeidlich aus der ängſtlichen Beobachtung der griechiſchen Regeln unter ganz veränderten Umſtänden. Um einer vermeinten Unwahrſcheinlichkeit zu entgehen, die in dem Ueberſpringen von einer Zeit und einem Ort zum andern liegen ſollte, hat man ſich nicht ſelten in wirkliche und bedeutende Unwahrſcheinlichkeiten verwickelt. Man findet tauſendmal Anlaß, darauf anzuwenden was die Akademie in ihrer Beurtheilung des Cid über die Häufung ſo vieler Vorfälle in dem Zeitraum von vier und zwanzig Stunden ſagt: „aus Furcht gegen die Regeln der Kunſt zu verſtoßen, hat der Dichter „lieber gegen die Regeln der Natur verſtoßen wollen.“ Allein dieſer eingebildete Widerſpruch zwiſchen Natur und Kunſt kann nur in einer ſehr niedern Ordnung von Kunſtbegriffen vorkommen.

Neunzehnte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Behandlung der mythologiſchen und der hiſtoriſchen Stoffe im franzöſiſchen Trauerſpiel. Begriffe von tragiſcher Würde. Beobachtung der Convenienzen. Falſches Syſtem der Expoſitionen.

Ich komme jetzt auf einen wichtigeren Punkt, nämlich auf die der Beſchaffenheit der Stoffe nicht immer angemeßene Behandlung. Die griechiſchen Tragiker wählten, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchgängig Gegenſtände aus ihrer einheimiſchen Mythologie. Die franzöſiſchen Trauerſpieldichter entlehnen die ihrigen zuweilen aus der alten Mythologie, weit öfter jedoch aus der Geſchichte faſt aller Zeiten und Völker, und ihre Behandlung der mythologiſchen Stoffe iſt nur allzu oft nicht wahrhaft mythologiſch, der hiſtoriſchen nicht recht hiſtoriſch. Ich erkläre mich deutlicher. Der Dichter, der eine alte mythologiſche, d. h. durch heiligende Ueberlieferung an den religiöſen Volksglauben der Griechen angeknüpfte Fabel wählt, ſollte ſich und ſeine Zuſchauer nun auch ganz in den Geiſt des Alterthums verſetzen: er ſollte uns die einfältigen Sitten des heroiſchen Zeitalters gegenwärtig erhalten, vermöge deren ſo gewaltſame Leidenſchaften und Thaten glaublich ſind; ſeine Perſonen ſollten den

Göttern noch ſo nahe erſcheinen, als ſie durch Abſtammung und häufigen unmittelbaren Verkehr nach dem Glauben der Alten waren; das Wunderbare der griechiſchen Religion ſollte alſo nicht gefliſſentlich vermieden und geſpart, ſondern der Einbildungskraft der Zuſchauer zugemuthet werden, ſich ganz und gar in den Glauben daran zu verſetzen. Die franzöſiſchen Dichter hingegen haben den mythologiſchen Helden und Heldinnen die Verfeinerung der großen Welt und heutige Hofſitten geliehen; ſie haben, da jene Heroen Fürſten waren (Hirten der Völker, wie Homer ſie nennt), ihre Lagen und Abſichten nach einer berechneten Politik motiviert, und das Coſtum, nicht bloß das gelehrte antiquariſche, ſondern das charakteriſtiſche Coſtum überall verletzt. In der Phädra ſoll dieſe Fürſtin nach dem geglaubten Tode des Theſeus zur Regentin für ihren unmündigen Sohn erklärt werden. Wie wäre dieß nach den damaligen Verhältniſſen der griechiſchen Frauen möglich geweſen? Es verſetzt uns in die Zeiten einer Kleopatra. Hermione befindet ſich ganz allein ohne den Schutz eines Bruders oder Vaters am Hofe des Pyrrhus, ja in ſeinem Pallaſt, und dennoch iſt ſie nicht mit ihm vermählt. Bei den Alten, und nicht bloß in der homeriſchen Zeit, beſtand die Vermählung eben darin, daß die Braut in das Haus des Bräutigams abgeholt ward. Aber die Lage der Hermione mag immerhin in dem Gebrauch der europäiſchen Höfe eine Rechtfertigung finden, ſo iſt ſie nichts deſto weniger aller weiblichen Würde zuwider, und wird dadurch noch weit unſchicklicher, daß Hermione den ſpröden Pyrrhus liebt, und mit aller Gewalt auf die Vermählung dringt. Wie glauben wir wohl, daß Griechen über dieß dreiſte unſittſame Entgegentreten geurtheilt haben würden? Freilich möchten es franzöſiſche Zuſchauer eben ſo anſtößig finden, wenn man ihnen die Andromache in der Lage zeigte, wie bei'm Euripides, wo ſie als Kriegsgefangene den Beſitz ihrer Perſon an den Beſieger ihres Vaterlandes verloren hat. Wenn die Sinnesart zweier Völker ſo durchaus verſchieden iſt, warum quält man ſich, die in den Sitten des einen gegründeten Geſchichten nach denen des andern zuzuſtutzen? Was man ſtehen läßt, wird allemal eine ſchreiende Mißhelligkeit mit demjenigen machen, was man umgemodelt hat; und Alles umzumodeln iſt entweder unmöglich, oder man könnte dann lieber gleich von vorn herein erfinden. Die Umſtände der Fabeln zu verändern, haben ſich die griechiſchen Tragiker allerdings und mit einer großen Breite erlaubt, allein immer den allgemeinen für das heroiſche Zeitalter geltenden Annahmen gemäß. Die Charaktere hingegen haben ſie immer ſo gelaßen, wie die Sage und frühere Dichtung ſie ihnen überliefert hatte, vermöge deren die Schlauheit des Ulyſſes, die Weisheit Neſtors, der Jähzorn Achills faſt ſprichwörtlich geworden war. Horaz ſchärft dieſe Regel ganz beſonders ein. Wie unähnlich iſt der Achilles in Racines Iphigenia dem homeriſchen! Aber die ihm zugeſchriebene Galanterie iſt nicht bloß ein Verſtoß gegen den Homer, ſondern ſie macht die ganze Geſchichte unwahrſcheinlich. Sind Menſchenopfer unter einem Volke wohl denkbar, deſſen erſte Häupter und Helden ſo empfänglich für die zarteſten Empfindungen ſind? Vergeblich macht man die mächtige Triebfeder der Religion geltend: die Geſchichte lehrt uns, daß eine grauſame Religion ſich immer zugleich mit den Sitten mildert.

Das Wunderbare hat man in dieſen neueren Behandlungen alter Fabeln, als unſerm Glauben fremd, möglichſt zu entrathen geſucht. Allein, wenn wir einmal aus einer Welt, wo es mit zur Ordnung der Dinge gehörte, in eine ganz proſaiſche und hiſtoriſch begreifliche Welt hinüber gerückt ſind, ſo findet uns ein Wunder, welches der Dichter nun doch vereinzelt ſtehen laßen mußte, um deſto ungläubiger. Im Homer und den griechiſchen Tragikern geſchieht Alles vor dem Angeſicht der Götter, und wenn ſie ſichtbar oder durch eine wundervolle Wirkung hervortreten, ſo befremdet es uns nicht. Dieſen Eindruck kann hingegen alle angewandte Kunſt der neueren Dichter, alle Beredſamkeit ihrer Erzählungen nicht wehren. Beiſpiele ſind überflüßig, jedes würde die Sache darthun. Doch will ich beiläufig bemerken, wie ſeltſam ſich der ſonſt ſo beſonnene Racine bei ſolcher Gelegenheit in einen Widerſpruch verwickelt hat. Er nimmt von der Entſtehung der Sage, Theſeus ſei in die Unterwelt hinabgeſtiegen, um für ſeinen Freund Pirithous die Proſerpina zu entführen, die hiſtoriſche Erklärung des Plutarch an, von ſeiner Gefangenſchaft bei einem thrakiſchen Könige, deſſen Gemahlin er aus eben dem Antriebe hatte entführen wollen. Hierauf gründet er das anfangs verbreitete Gerücht vom Tode des Theſeus. Dennoch läßt er zugleich in einer Rede der Phädra die fabelhafte Ueberlieferung als eine frühere That des Helden ſtehen.

> Je l'aime, non point tel que l'ont vu les enfers,
> Volage adorateur de mille objets divers,
> Qui va du dieu des morts déshonorer la couche.

Wie viele Frauen wollte denn Theſeus für den Pirithous entführen? Da hilft ſich Pradon beßer, der den Theſeus auf die Frage eines Vertrauten, ob er wirklich in der Unterwelt geweſen ſei, antworten läßt: wie ein vernünftiger Menſch ſich doch nur etwas ſo Abgeſchmacktes überreden könne! Er habe den Volks-Aberglauben benutzt, und dieſes Gerücht in politiſchen Abſichten ausgeſtreut.

So viel von der Behandlung der mythologiſchen Stoffe. Bei den hiſtoriſchen tritt erſtlich dasſelbe ein, daß nämlich die damaligen franzöſiſchen Sitten häufig den ächten der Perſonen untergeſchoben ſind, und die Charaktere nicht genugſam die Farbe ihres Zeitalters und ihrer Nation an ſich tragen. Es kommt aber noch ein andrer nachtheiliger Umſtand hinzu. Ein mythologiſcher Stoff iſt ſchon poetiſch und für eine neue poetiſche Bearbeitung zubereitet. Im franzöſiſchen Trauerſpiel verlangt man, wie im griechiſchen, gleichmäßige durchgängige Würde, ja die franzöſiſche Sprache iſt darin noch weit ekler, daß unendlich Vieles in der Poeſie gar nicht erwähnt werden darf. Bei der Geſchichte iſt man aber auf einem proſaiſchen Gebiet, und die Wahrheit des Gemäldes fordert Beſtimmungen, Umſtände, Züge, zu denen man mehr oder weniger von der Höhe des tragiſchen Kothurns herabſteigen muß, wie denn auch Shakſpeare, der vollkommenſte hiſtoriſche Dramatiker, dieß ohne Bedenken gethan hat. Die franzöſiſchen Dichter haben ſich hiezu nicht entſchließen wollen, und ſo fehlt es ihrer Darſtellung oft an belebenden Ausmalungen, oder ſie müßen ſich, wenn ein halsſtarrig proſaiſcher Umſtand endlich doch erwähnt werden muß, mit künſtlichen Umſchreibungen helfen.

Ueber die tragiſche Würde der Geſchichten haben beſondre Grundſätze geherrſcht. Corneille war auf dem beſten Wege von der Welt, als er den Cid, eine Geſchichte aus dem Mittelalter, bei einem verwandten Volke vorgefallen, eine Geſchichte, worin durchaus ritterliche Liebe und Ehre herrſcht, deren Hauptperſonen nicht einmal von fürſtlichem Range ſind, auf die Bühne brachte. Eine Menge Vorurtheile über das tragiſche Ceremoniel wären von ſelbſt weggefallen, wenn man dieſem Beiſpiele gefolgt wäre; durch größere Wahrheit, durch verſtändliche, aus der noch geltenden Sinnesart entlehnte Motive, wäre das Trauerſpiel dem Herzen befreundeter geworden; die Beſchaffenheit der Gegenſtände würde von ſelbſt von der ſteifen Beobachtung mißverſtandener Regeln der Alten abgelenkt haben, wie ſich denn Corneille auch nirgends weiter davon entfernt hat, als gerade in dieſem Stück, freilich in Nachfolge ſeines ſpaniſchen Vorbildes; mit Einem Wort, das franzöſiſche Trauerſpiel hätte national und wahrhaft romantiſch werden können. Aber ich weiß nicht, welcher ungünſtige Stern waltete: Corneille gieng, ungeachtet des außerordentlichen Glücks, welches ſein Cid machte, keinen Schritt weiter, und fand auch bei dem gemachten Verſuche keine Nachfolger. In der Zeit Ludwigs des Vierzehnten galt es für ausgemacht, die franzöſiſche, ja überhaupt die neu-europäiſche Geſchichte ſei zur tragiſchen Behandlung untauglich. Man warf ſich alſo in die alte Univerſalgeſchichte: außer den Römern und Griechen ſuchte man bei den Aſſyriern, Babyloniern, Perſern, Aegyptern u. ſ. w. nach oft ſehr unbekannten Vorfällen herum, um ſie für die tragiſche Bühne auszukleiden. Racine machte einen, wie er ſelbſt eingeſteht, gewagten Verſuch mit den Türken; es glückte, und ſeitdem geſtand man den Türken, dieſem barbariſchen Volk, bei welchem oft die Gewöhnungen des roheſten Deſpotismus und der niedrigſten Sklaverei in derſelben Perſon vereinigt ſind, und das von der Liebe nur die üppigſte Sinnlichkeit kennt, die nöthige tragiſche Würde zu, die man den Europäern abſprach, ungeachtet ihre Religion, ihr Ehrgefühl und ihre Achtung für das weibliche Geſchlecht ſie hätte empfehlen ſollen. Allein eigentlich waren es nur die neueren und insbeſondere die franzöſiſchen Namen, welche man als untragiſch und unpathetiſch nicht dulden wollte, denn ſonſt wurden damals die Helden des Alterthums in einheimiſcher Tracht geſpielt, und die antiken Namen und Umgebungen waren meiſtens nur eine leichte Verkleidung, unter der ſich ganz moderne franzöſiſche Charaktere deutlich erkennen laßen. Racines Alexander iſt freilich ſehr unhiſtoriſch, aber die Darſtellung wird ziemlich natürlich herauskommen, wenn man ſich etwa den großen Condé darunter denkt. Und wem fällt bei Titus und Berenice nicht Ludwig der Vierzehnte und die Herzogin de la Valliere ein? Hat der Dichter doch ſelbſt ſchmeichelnd auf ſeinen Monarchen angeſpielt. Voltaire drückt ſich etwas ſtark aus, wenn er ſagt, in den Trauerſpielen, welche auf Racine gefolgt, glaube man die Romane der Mlle. Scuderi zu leſen, welche unter dem Namen von Helden des Alterthums Bürger von Paris ſchildern. Er zielte hiemit wohl beſonders auf Crebillon. Corneille und Racine, wie ſehr ſie auch in der Denkart ihrer eignen Nation befangen waren, ſind doch zuweilen zu wahrhaft objectiven Darſtellungen durchgedrungen. Meiſterhaft ſchildert Corneille im Cid die Spanier; dieß iſt begreiflich: er hatte an der Quelle geſchöpft. Bis auf die Erbſünde der Galanterie gelang es ihm auch ziemlich gut mit den Römern: eine Seite ihres Charakters faßte er wenigſtens, den vorherrſchenden Patriotiſmus, den unbiegſamen Freiheitsſtolz, das großartig politiſche Gemüth. Alles dieß iſt freilich, ungefähr wie bei'm Lucanus, mit einem gewiſſen Schwulſt und ſelbſtbewußten Pomp überkleidet. Die ſchlichte republikaniſche Strenge, die religiöſe Demuth konnte er nicht erreichen. Racine hat die Sitten des verderbten Roms unter den Kaiſern, und die zuerſt noch ſchüchtern ausbrechende Tyrannei Neros vortrefflich geſchildert. Zwar hatte er, wie er es ſelbſt mit Dank erkennt, den Tacitus zum Vorgänger; allein es iſt immer ein großes Verdienſt, den Geſchichtſchreiber ſo gut in Poeſie zu überſetzen. Auch den Geiſt der hebräiſchen Geſchichten hat er im Ganzen richtig gefaßt: hier leitete ihn religiöſe Ehrerbietung, die der Dichter gewiſſermaßen immer zu ſeinem Gegenſtande hinzu bringen ſollte. Weniger iſt es ihm mit den Türken gelungen: Bajazet liebt ganz auf europäiſche Weiſe; die blutdürſtige Politik des deſpotiſchen Orients iſt zwar in dem Vezier recht gut geſchildert: aber das Ganze iſt gleichſam eine auf den Kopf geſtellte Türkei, wo die Weiber, ſtatt Sklavinnen zu ſein, das Regiment an ſich geribßen haben, was denn ſo abſcheulich ausfällt, daß man ſich daraus die Lehre ziehen möchte, die Türken hätten wohl ſo Unrecht nicht, die Frauen unter Schloß und Riegel zu halten. Auch Voltairen iſt es meines Bedünkens im Mahomet und der Zaire nicht beßer gelungen: überall fehlen die glühenden Farben der morgenländiſchen Phantaſie. Voltaire hat indeſſen das bedeutende Verdienſt, daß er auf eine mehr hiſtoriſche Bearbeitung der Gegenſtände drang und öfter hinarbeitete; und dann, daß er die neu-europäiſchen ritterlichen und chriſtlichen Charaktere, die man ſeit dem Cid ausgeſchloßen hatte, wiederum für die tragiſche Bühne adelte. Sein Luſignan und Nereſtan gehören zu ſeinen wahrſten, rührendſten und edelſten Schöpfungen; ſein Tancred, wiewohl es dem Ganzen der Erfindung etwas an Haltung fehlt, wird immer perſönlich die Herzen für ſich gewinnen, wie ſein Namensbruder im Taſſo. Alzire iſt von Seiten der hiſtoriſchen Bedeutung ſehr vorzüglich. Merkwürdig iſt es, daß Voltaire mit ſeinem raſtloſen Umherſuchen nach tragiſchen Stoffen wirklich die Weltumſeglung vollendet hat: denn, wie dort die amerikaniſchen Völker der andern Hemiſphäre, bringt er in ſeinem Dſchingiskan, vom äußerſten Ende der unſrigen her, Chineſen auf die Bühne, welche doch ſchon durch getreue Beobachtung der Kleidertracht beinahe zu komiſchen oder groteſken Figuren geſtempelt werden.

Leider kam Voltaire mit ſeiner beabſichteten Umgeſtaltung des Theaters zu ſpät: Vieles war ſchon durch den längſt hergebrachten engen Zuſchnitt verdorben, und das Vorurtheil, welches auf die Beobachtung äußerlicher Regeln und Schicklichkeiten eine ganz unverhältnißmäßige Wichtigkeit legt, hatte ſich, wie es ſcheint, unwiderruflich feſtgeſetzt.

Nächſt den Regeln über den äußern Mechaniſmus, die man von den Alten auf Glauben angenommen hatte, waren es beſonders die herrſchenden einheimiſchen Begriffe von geſelliger Schicklichkeit, was die franzöſiſchen Dichter bei der Ausübung ihres Talentes hemmte, und ihnen in vielen Fällen die höchſte tragiſche Wirkung unerreichbar machte. Die Aufgabe des Dramatikers iſt, die poetiſche Form mit Natur und Wahrheit zu verbinden, und alſo muß nicht ſchon gleich in jene etwas hineingelegt werden, was dieſe ausſchließt. Das franzöſiſche Trauerſpiel hatte ſich ſeit Richelieu unter Begünſtigung des Hofes entwickelt; ſeine Scene ſogar hatte, wie wir geſehen haben, die Geſtalt eines Vorzimmers. In einer ſolchen Atmoſphäre werden die Zuſchauer dem Dichter leicht den Gedanken aufdringen, als gehöre die Höflichkeit mit zu den urſprünglichen und weſentlichen Beſtandtheilen der Menſchheit. Im Trauerſpiel gerathen die Menſchen durch die furchtbarſten Kämpfe an einander, ſie werden mit dem Unglück handgemein; da kann man nur idealiſche Würde von ihnen fordern, von der Beobachtung ſeiner geſelligen Rückſichten ſind ſie durch ihre Lage losgeſprochen. So lange ſie noch Beſonnenheit genug haben, dieſe nicht zu verletzen, ſo lange ſie nicht von der Hingegebenheit des Schmerzes und der Gemüthsverwirrung ganz übermeiſtert erſcheinen, kann auch die innigſte Rührung nicht eintreten. Immerhin mag der Dichter für ſeine Perſonen die Sorgfalt hegen, die Cäſar für ſich ſelbſt nach empfangenem Todesſtreich, nämlich anſtändig zu fallen. In widerwärtiger Nacktheit ſoll er uns die menſchliche Natur nicht zeigen. Schön ſollen auch die zerreißendſten und furchtbarſten Aeußerungen noch ſein, irgend etwas muß ſie über die gemeine Wirklichkeit adeln. Dieſes Wunder leiſtet die Poeſie: ſie hat unausſprechliche Seufzer, unmittelbare Laute des tiefſten Schmerzes, in denen doch noch etwas Melodiſches iſt. Nur eine gewiſſe ſorgfältig geputzte Schönheit verträgt ſich nicht mit dem wahrſten Ausdruck. Und dieſe Schönheit wird doch gerade von dem Stil eines franzöſiſchen Trauerſpiels gefordert. Etwas liegt ſchon in der Beſchaffenheit ihrer Sprache und ihres Versbaues. Die franzöſiſche Sprache iſt mancher Kühnheiten durchaus unfähig, ſie hat wenig dichteriſche Freiheit, und trägt die ganze grammatiſche Gebundenheit der Proſa in die Poeſie über. Ihre Dichter haben dieß oft anerkannt und beklagt. Ferner iſt der Alexandriner mit ſeinen gepaarten Reimen, mit ſeinen gleichlangen Hemiſtichien ein ſehr ſymmetriſches eintöniges Silbenmaß, welches ſich weit beßer zum Vortrage antithetiſcher Sprüche ſchickt, als zu einer muſikaliſchen Malerei der Leidenſchaft mit ihrem ungleichen, abgerißnen, irren Gedankengange. Aber die Hauptſache liegt in einem Nationalzuge, in dem geſelligen Beſtreben ſich nie in Gegenwart Anderer zu vergeßen, ſich immer ſo vortheilhaft zu zeigen als möglich. Man hat oft bemerkt, daß im franzöſiſchen Trauerſpiel der Dichter in den Reden der Perſonen allzu ſehr durchſchimmert, daß er ihnen ſeine Gegenwart des

Geiſtes, ſeine beſonnene Reflexion über ſie, und endlich ſeine Begierde zu glänzen leiht. Wenn man die meiſten ihrer tragiſchen Reden genau prüft, ſo wird man finden, daß ſie ſelten ſo beſchaffen ſind, als ob die Perſonen ganz unbefangen allein oder unter einander ſprächen und handelten, man wird meiſtens irgend etwas daran entdecken, wodurch ſie mehr oder weniger merkbar gegen den Zuſchauer hinausgekehrt ſind. Zur innigſten Theilnahme iſt erforderlich, daß man mit den Perſonen vertraut ſei; und wie iſt dieß möglich, wenn man ſie immer in das Joch ihrer Abſichten und Beſtrebungen, oder noch ſchlimmer, einer unnatürlichen und angemaßten Charaktergröße eingeſpannt ſieht. Man muß ſie in den Zwiſchenräumen des Vorſätzlichen und Selbſtbewußten belauſchen, wo ſie mit ſich allein zu ſein glauben und ſich ſorglos gehen laßen.

Beredſamkeit darf und muß zwar auch im Trauerſpiel vorkommen, aber in ſo fern ſie etwas künſtlich Geordnetes, Vorbereitetes iſt, nur dann, wenn der Redende Faßung genug dazu hat; für die hingerißene Leidenſchaft paßt nur die, unbewußte und unwillkürliche Beredſamkeit. Der wahre begeiſterte Redner wird ſich über ſeinem Gegenſtande vergeßen. Rhetorik nennen wir es, wenn er, mehr als an die Sache, an ſich und ſeine ſelbſtgefällige Kunſt denkt. Rhetorik, und zwar Rhetorik in Hoftracht, ſtatt der Eingebungen edler, aber einfacher unverkünſtelter Natur, herrſcht allzuſehr in vielen Stellen franzöſiſcher Trauerſpiele, beſonders in denen des Corneille; denn Racine und Voltaire haben ſich der wahren Darſtellung eines zerrißenen Gemüths oft weit mehr genähert. Wenn der tragiſche Held ſein Unglück ſchon in Antitheſen und ſinnreichen Gedankenſpielen zurecht gelegt hat, ſo können wir unſer Mitleiden ſparen. Jene conventionelle Würde iſt gleichſam ein Panzer, welcher verhütet, daß der Schmerz nicht bis in's Innerſte dringen kann. Wegen Beibehaltung dieſes feſtlichen Aufputzes in Lagen, wo die hingegebenſte Selbſtvergeſſenheit natürlich wäre, hat Schiller witzig genug die Helden im franzöſiſchen Trauerſpiel mit den Königen auf altfränkiſchen Kupferſtichen verglichen, welche ſich mit Mantel, Krone und Scepter zu Bett legen.

Die geſellige Ausbildung waltet in der geſammten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Cultur der Franzoſen vor. Geſellige Ausbildung ſchärft den Sinn für das Lächerliche, und darum wird ſie, bis zur Ueberverfeinerung getrieben, für den Enthuſiaſmus tödlich. Denn für den Unempfänglichen hat aller Enthuſiaſmus, alle Poeſie eine lächerliche Seite. Wenn nun eine ſolche Denkart bei einer Nation allgemein geworden iſt, ſo wird eine gewiſſe negative Kritik eintreten. Tauſenderlei muß man vermeiden, und darüber wird das Höhere vergeßen, was man eigentlich leiſten ſollte. Die Furcht vor dem Lächerlichen iſt das Gewißen der franzöſiſchen Dichter; ſie hat ihre Flügel beſchnitten, ihren Schwung gelähmt. Und gerade bei der ernſthafteſten Gattung der Poeſie mußte dieſe Furcht ſie am meiſten ängſtigen, denn die Aeußerſten gehen in einander über, und ſobald das Pathos mißlingt, ſtellt ſich auch gleich das Lachen und die Parodie ein. Es iſt beluſtigend, Voltaires unendliche Seelenangſt wegen einer Parodie, womit ſeine Semiramis auf dem italiäniſchen Theater bedroht ward, zu ſehen. In einer Bittſchrift an die Königin macht dieſer Menſch, der ſein Leben damit hingebracht, über alles Große und Ehrwürdige Poſſen zu treiben, ſeine Stelle unter der Hausdienerſchaft des Königs als einen Anſpruch geltend, gegen einen ſehr erlaubten Spaß höheren Orts ein Verbot auszuwirken. Da die witzigen Köpfe der Franzoſen ſich erlaubt haben, Alles in der Welt, und beſonders die Geiſteswerke andrer Nationen zu beſpötteln, ſo wird man uns unſererſeits auch wohl gönnen, uns gelegentlich daran zu ergötzen, wenn wir ſehen, daß bei aller Sorgfalt ihre Trauerſpieldichter der Klippe, die ſie am meiſten ſcheuten, dennoch dann und wann nicht haben entgehen können. Leſſing hat das Lächerliche, wo es ſich in der Anlage ſelbſt findet, an der Rodogüne, Semiramis, Merope und Zaire, mit ſiegreichem Witze verfolgt. Es wäre ſowohl hierin, als in Abſicht auf einzelne lächerliche Wendungen, eine reiche Nachleſe zu halten *). Allein

---

*) Wenige Beiſpiele der letzten Art mögen hinreichen. Eine der erſten Stellen verdienen die Zeilen, womit Theſeus im Oedipus des Corneille ſeine Rolle eröffnet:

Quelque ravage affreux qu'étale ici la peste,
L'absence aux vrais amans est encore plus funeste.

Eben ſo bekannt ſind folgende aus ſeinem Otho:

Dis moi donc lorsqu' Othon s'est offert à Camille,
A-t-il paru contraint? a-t-elle été facile?
Son homage auprès d'elle a-t-il eu plein effet?
Comment l'a-t-elle pris, et comment l'a-t-il fait?

wo es faſt unbegreiflich iſt, daß der Dichter nichts Unheimliches verſpürt hat, beſonders da er die Vertraute antworten läßt: J'ai tout vu. Daß Attila mit den von ihm abhängigen Königen als mit nichtsnutzigem Geſinde umgeht,

Ils ne sont pas venus, nos deux rois; qu'on leur die
Qu'ils se font trop attendre, et qu'Attila s'ennuie,
Qu'alors que je les mande, ils doivent se hâter.

mag ſeine ſehr ernſthafte und wahre Seite haben, aber durch den Ausdruck, und beſonders als Eröffnung des Stückes, kommt es ungemein luſtig heraus. Ueberhaupt lebte Corneille in Anſehung des Lächerlichen noch in einer großen Unſchuld; die Welt iſt ſeitdem mehr gewitzigt worden. Auch wenn man dasjenige abrechnet, was ihm nicht zu Schulden kommt, weil es bloß von der veralteten

Leſſing richtet überhaupt gegen die franzöſiſche Bühne eine weit ſchonungsloſere Polemik, als uns gegenwärtig wohl angebracht ſcheinen würde. Zu der Zeit, als er die Dramaturgie herausgab, ſah man faſt keine andere als franzöſiſche

---

Sprache herrührt, bleibt noch beträchtlich viel übrig. Beſonders in die zahlreichen Stücke, welche nicht zu ſeinen Meiſterwerken gerechnet werden, darf man, um dergleichen Züge zu treffen, faſt nur auf's Gerathewohl hineingreifen. Racine war durch die ihm natürliche Feinheit und Mäßigung weit mehr vor dieſer Gefahr geſichert. Doch iſt ihm hier und da noch Manches entſchlüpft. Wir rechnen dahin z. B. die ganze Rede, worin Theramenes ſeinen Zögling Hippolyt ermahnt, ſich der Liebe zu ergeben. Das Lächerliche erreicht ſeinen Gipfel in den Zeilen:

Craint-on de s'égarer sur les traces d'Hercule?
Quels courages Venus n'a-t-elle pas domtés?
Vous même, *où seriez-vous*, vous qui la combattez,
Si toujours Antiope, à ses lois opposée,
D'une *pudique* ardeur n'eût brûlé pour Thésée?

In der Berenice empfängt Antiochus ſeinen Vertrauten, den er abgeſchickt hat, um der Königin ſeinen Beſuch anzumelden, mit den Worten: Arsace, rentrerons-nous? Dieſes demüthige Harren im Vorzimmer würde ſchon einer Perſon im Luſtſpiel wenig Würde laſſen, für einen tragiſchen Helden, ſelbſt vom zweiten Range, iſt es eine gar zu klägliche Stellung. Nachher ſagt Antiochus zur Königin:

Je me suis tû cinq ans,
Madame, et vais encor me taire plus long tems:

Und um ſeinen Vorſatz ſogleich durch die That zu bewähren, ſagt er hierauf fünfzig Verſe in Einem Athem. — Wenn Orosman zu Zairen, die er mit europäiſcher Zartheit zu lieben vorgiebt, ſagt:

Je sais que notre loi, favorable aux plaisirs
Ouvre un champ sans limite à *nos vastes désirs*;

ſo iſt es noch unſchicklicher als lächerlich. Aeußerſt luſtig aber iſt Zaires Antwort an ihre Vertraute, die ſie daran erinnert, ſie ſei Chriſtin:

Ah! que dis-tu? pourquoi rappeler mes ennuis?

Uebrigens iſt Voltaire in Vermeidung des Lächerlichen weit behutſamer als ſeine Vorgänger: ganz natürlich, weil eben in ſeinem

Trauerſpiele auf unſern Schaubühnen, und das übertriebene Anſehen dieſer für klaſſiſch geltenden Muſter war noch unbeſtritten. Jetzt hat ſich der Nationalgeſchmack ſo entſchieden dagegen erklärt, daß eher Alles, als deſſen Irreleitung nach dieſer Seite hin zu beſorgen iſt.

Die franzöſiſchen Dramatiker haben es, ſagt man ferner, nicht bloß mit einem in Abſicht auf die Einmiſchung gemeiner Züge äußerſt ekeln, und für das Lächerliche reizbaren, ſondern auch mit einem ſehr ungeduldigen Publikum zu thun. Wir wollen ihnen immer dieſe Schmeichelei hingehen laßen, die ſie ſich ſelbſt machen; denn ohne Zweifel iſt doch die Meinung, dieſe Ungeduld zeuge von ſchneller Faßungskraft und Aufgewecktheit des Geiſtes. Es dürfte aber noch eine andere Deutung haben: alle Oberflächlichkeit, und beſonders die innere Leerheit an Gemüth treibt ſich in eilfertiger Ungeduld umher. Wie dem auch ſei, dieß hat auf den Bau ihrer Stücke zum Theil einen vortheilhaften, zum Theil auch nachtheiligen Einfluß gehabt. Vortheilhaft, in ſo fern es ſie genöthigt, alles Ueberflüßige wegzuſchneiden, ohne Umſchweife zur Hauptſache zu kommen, klar zu ſein, zuſammen zu drängen, jeden Augenblick ſo ſehr als möglich geltend zu machen. Alles dieß ſind gute theatraliſche Eigenſchaften, und haben die franzöſiſchen Trauerſpiele denen im höchſten Grade empfohlen, welche Kunſtwerke mehr mit dem nüchternen Verſtande prüfen, als ſich dabei der Einbildungskraft und dem Gefühl überlaßen. Nachtheilig, in ſo fern ſelbſt Bewegung, Raſchheit, Unterhaltung der Spannung, ununterbrochen fort-

---

Zeitalter die Sucht zu perſiflieren am weiteſten gieng. Man kann dreiſt behaupten, daß heut zu Tage ein einziger Vers von der Art, wie es deren hundert bei'm Corneille giebt, den Fall eines Stückes nach ſich ziehen würde.

geſetzt, einförmig werden und ermüden. Es iſt wie eine Muſik, wovon das Piano gänzlich ausgeſchloßen wäre, und worin auch der Unterſchied zwiſchen forte und fortissimo durch den mißverſtandnen Wetteifer der Spieler meiſtens aufgehoben würde. Ich finde zu wenig Ruhepunkte in ihren Trauerſpielen, dergleichen ja in den alten Tragödien überall ſind, wo das Lyriſche eintritt. Es giebt im menſchlichen Leben Augenblicke, die jedes religiöſe Gemüth durch Sammlung in ſich ſelbſt und einen in die Vergangenheit und Zukunft geworfenen Blick feiert. Dieſe Heiligkeit des Moments finde ich nicht genug verehrt: der Handelnde, wie der Zuſchauer, wird immer gleich zum Folgenden fortgetrieben; wenige Scenen wird man finden, wo ein bloßer Zuſtand, unabhängig von dem urſachlichen Zuſammenhange ruhig entfaltend dargeſtellt wäre. Es wird immer nur darnach gefragt, was geſchieht, und nicht genug nach dem wie. Und doch iſt dieß für den Eindruck auf die Zeugen menſchlicher Begebenheiten die Hauptſache. Deswegen ſind auch die ſchweigenden Effekte von dem Gebiet ihrer Schauſpielkunſt faſt gänzlich ausgeſchloßen. Dem Schauſpieler bleibt kaum eine andre Muße zur ſtummen Pantomime, als während der an ihn gerichteten langen Reden, wo ſie ihn häufiger in Verlegenheit ſetzt, als zur Entwickelung ſeiner Rolle behülflich iſt. Man iſt zufrieden, wenn nur das Weben der Intrigue ſeinen raſchen Takt ununterbrochen fortgeht, und zu dem Ende das Weberſchiffchen der Anreden und Erwiederungen fleißig hin und her geworfen wird.

Die Ungeduld iſt überhaupt keine gute Stimmung für die Empfängniß des Schönen. Auch die lebendigſte Hervorbringung der Kunſt, die dramatiſche Poeſie, hat ihre contemplative Seite; und wo dieſe vernachläßigt wird, da erzeugt die Darſtellung ſtatt der innern Muſik, welche ſie begleiten ſollte, eben durch ihre raſche Lebhaftigkeit nur ein betäubendes Geräuſch in unſerm Gemüth.

Manche techniſche Unvollkommenheiten ihres Trauerſpiels ſind von den franzöſiſchen Kunſtrichtern ſelbſt eingeſtanden worden, z. B. die Vertrauten. Jeder Held und jede Heldin ſchleppt regelmäßig einen mit ſich, wie einen dienſthabenden Kammerherrn oder eine Hofdame. In nicht wenigen Stücken zählt man drei bis vier dieſer bloß leidenden Anhörer, die zuweilen ſprechen, um ihrem Gönner etwas zu ſagen, was er beßer wißen könnte, oder auch auf Botſchaften geſchickt werden. Die Vertrauten in den griechiſchen Tragödien, ſeien es nun bejahrte Pfleger und Pflegerinnen oder Diener, haben immer eigne charakteriſtiſche Beſtimmungen, und die alten Tragiker wißen den Nothbehelf der Mittheilungen zwiſchen einem Helden und ſeinem Vertrauten, um uns den Gemüthszuſtand und die Abſichten des erſten kennen zu lehren, ſo gut zu entbehren, daß ſie ſogar einen ſo bedeutenden und ſprichwörtlich berühmten Freund, wie Pylades, als ſtumme Perſon einführen. Wie ſehr man ſich aber auch über die Vertrauten luſtig gemacht hat, wie groß die Schmach ſein mag, ſie ſpielen zu müßen, ſo hat man ſie doch bis auf Alfieri nie los zu werden gewußt.

Ein andres Ungemach ſind die Expoſitionen oder Darlegungen der anfänglichen Lage der Sachen. Sie beſtehen meiſtens in wohlgeſtellten, bei guter Muße vorgenommenen Eröffnungen gegen die Vertrauten. Eben jenes Publikum, deſſen Ungeduld die Dichter und Schauſpieler unter ſo ſcharfer Zucht hält, beſitzt doch Langmuth genug, ſich in weitläuftigen Abhandlungen auseinanderſetzen zu laßen was ſich anſchaulich unter ſeinen Augen entwickeln ſollte. Man geſteht ein, daß ſelten eine Expoſition tadellos iſt, daß die Perſonen in ihren Reden weiter ausholen, als ſie natürlicher Weiſe ſollten, ſich einander ſagen, was ſie gegenſeitig ſchon wißen u. ſ. w. Iſt die Sache verwickelt, ſo fallen ſie oft ſehr ſchwerfällig aus: von der des Heraklius und der Rodogüne wird einem in der That ganz wirklich im Kopfe. Chaulieu ſagte von Crebillons Rhadamiſt: „Das Stück wäre vollkommen klar, „hätte es nicht die Expoſition.“ Mir ſcheint aber ihr ganzes Syſtem der Expoſition, ſowohl im Trauerſpiel als im höheren Luſtſpiel, nämlich ohne dramatiſche Bewegung gleich lehrend anzufangen, fehlerhaft. Der Zuſchauer iſt bei'm Aufziehen des Vorhangs faſt unvermeidlich durch äußerliche Störungen zerſtreut, ſeine Theilnahme iſt noch nicht in Anſpruch genommen, und nun verlangt der Dichter einen Vorſchuß von Aufmerkſamkeit für eine trockne Erörterung, den jener ſchwerlich zu bewilligen geneigt ſein wird. Machten es die griechiſchen Dichter doch eben ſo, wird man einwenden. Die Sache war bei ihnen meiſtens ſehr einfach, und die Zuſchauer waren ſchon im Voraus unterrichtet; auch haben ihre Expoſitionen, die kunſtloſen Prologe des Euripides ausgenommen, gar nicht den lehrhaft einſchärfenden Ton der franzöſiſchen, ſondern es iſt Leben und Bewegung darin. Wie vortrefflich exponieren dagegen Shakſpeare und Calderon! Sie treffen gleich anfangs die Phantaſie lebhaft, und wenn der Zuſchauer ſchon gewonnen iſt, dann bringen ſie erſt die nöthigen Entwickelungen des Vorausgeſetzten an. Freilich iſt dieß Mittel den franzöſiſchen Trauerſpieldichtern verſagt, denen alles ſichtbar Auffallende, alle körperliche Handlung ſo kärglich zugemeßen iſt, und die daher dergleichen, um doch einige Steigerung zu haben, für die letzten Akte aufſparen müßen.

Um das Bisherige in der Kürze zuſammen zu faßen:

die Franzoſen haben ihr Trauerſpiel nach einer ſtrengen Idee zu bilden geſucht, ſie haben aber ſtatt deſſen nur einen abſtrakten Begriff aufgefaßt. Sie verlangten tragiſche Würde und Größe, tragiſche Situationen, Leidenſchaften und Pathos, ganz nackt und rein, ohne allen fremdartigen Zuſatz. Durch dieſe Entrückung aus ſeinen Umgebungen mußte alles dieß an ſeiner Wahrheit, Tiefe und Eigenthümlichkeit viel einbüßen, das Ganze ihrer Compoſition aber den lebendigen Reiz der Mannichfaltigkeit und einer freien Ausmalung entbehren, wie auch jene hinreißenden Wirkungen, die nur das leiſe Vorbereitete und allmälich unter freiwilligem Nachlaßen Anwachſende auf uns macht. Sie ſtehen in der Theorie der tragiſchen Kunſt ungefähr auf dem Punkte, wo ſie in der Gartenkunſt zur Zeit des Lenotre ſtanden. Das ganze Verdienſt wird in einen der Natur durch die Kunſt abgezwungenen Triumph geſetzt. Die Regelmäßigkeit begreifen ſie bloß als eine abgezirkelte Symmetrie ſchnurgerader Baumgänge, beſchnittener Hecken u. ſ. w. Vergeblich würde man ſich bemühen, den Baumeiſtern ſolcher Gärten an einem engliſchen Park einen Plan, eine verſteckte Ordnung begreiflich zu machen, und ihnen zu zeigen, wie eine Reihe von Landſchaftsgemälden, die durch ihre Stufenfolge, ihren Wechſel und ihre Gegenſätze einander heben, alle auf Erregung einer gewiſſen Gemüthsſtimmung abzwecken.

Zwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Anfängliche Benutzung des ſpaniſchen Theaters durch die franzöſiſchen Dichter. Allgemeine Charakteriſtik des Corneille, Racine und Voltaire. Ueberſicht der wichtigſten Werke Corneilles.

Dauerhaft eingewurzelte Vorurtheile einer ganzen Nation ſind ſelten zufällig, ſondern ſtehen in Beziehung mit einer allgemeinen Mangelhaftigkeit der innern Anlagen, wovon auch die ausgezeichneten Geiſter, welche die übrigen lenken, nicht ganz ausgenommen ſind. Man darf dergleichen Vorurtheile daher nicht bloß als Urſachen, man muß ſie zugleich ſchon als bedeutſame Wirkungen betrachten. Wir geben gern zu, daß das enge Regeln-Syſtem, die zergliedernde Verſtandes-Kritik, die franzöſiſchen Trauerſpieldichter gehemmt hat; indeſſen bleibt es immer zweifelhaft, ob ſie aus eigner Neigung umfaßendere Kunſtformen gewählt hätten, und wie ſie ſie ausgefüllt haben würden. An Mitteln und Talenten hat es den vorzüglichſten unter ihnen gewiß nicht gefehlt. Bei Beurtheilung des Einzelnen kann man ihnen nichts erlaßen; im Allgemeinen ſollte man ſie mehr beklagen als tadeln, und wo ſie unter ſo ungünſtigen Umſtänden dennoch das Vortreffliche geleiſtet, ſie doppelt bewundern, wiewohl wir keineswegs den Gemeinplatz zugeſtehen können, die überwundene Schwierigkeit gewähre Vergnügen, noch etwas Verdienſtliches daran finden, daß ein Kunſtwerk zugleich ein Kunſtſtück ſei. Nur die Anmaßung der Franzoſen, ſich aus ihrer Einſeitigkeit heraus zu Geſetzgebern des Geſchmacks für das ganze menſchliche Geſchlecht aufzuwerfen, muß mit dem gehörigen Nachdruck zurückgewieſen werden.

Von den Alterthümern der franzöſiſchen Bühne habe ich das Nöthige ſchon in der Kürze berührt. Die Pflichten des Dichters wurden nach und nach immer ſtrenger durch den Glauben an die Auctorität der Alten und an die Unfehlbarkeit des Ariſtoteles beſtimmt. Sonſt aber zog die Neigung ihre Dichter, ſo lange die dramatiſche Kunſt in Frankreich noch nicht zu völliger Selbſtändigkeit durch eine einheimiſche Erziehung herangewachſen war, zum ſpaniſchen Theater hin. Sie ahmten es nicht bloß nach, ſie entlehnten geradezu aus dieſer Fundgrube ſinnreicher Erfindung. Und dieß gilt nicht allein von der ältern Zeit unter Richelieu, es dauerte noch in der ganzen erſten Hälfte des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten fort; Racine iſt vielleicht der älteſte Dichter, der die Spanier gar nicht gekannt zu haben ſcheint, wenigſtens gewiß keinen Einfluß von ihnen erfahren hat. Die Luſtſpiele des Corneille ſind faſt alle Bearbeitungen ſpaniſcher Stücke; unter den berühmt gebliebenen Werken der Cid und Don Sancho von Aragon. Das einzige Stück von Rotrou, das ſich auf dem Theater behauptet, Wenceslas, iſt nach Francisco de Roxas; die nicht ausgeführte Prinzeſſin von Elis von Moliere nach Moreto, Don Garcia von Navarra nach einem Ungenannten, das Festin de Pierre trägt ſeinen Urſprung an der Stirn; (es verräth zugleich Molieres Unkunde des Spaniſchen. Denn wie hätte er bei einer nur leidlichen Kenntniß el convidad de piedra, der ſteinerne Gaſt, durch ‚das ſteinerne Gaſtmahl‘ überſetzen können, welches hier gar keinen Sinn hat, und nur allenfalls auf die Gaſtmähler des Midas paſſen würde?) die Werke des Thomas Corneille darf man nur anſehen, um ſich zu überzeugen, daß ſie, bis auf wenige, Bearbeitungen ſpaniſcher Stücke ſind; eben ſo die älteren Arbeiten des Quinault, nämlich ſeine Komödien und Tragikomödien. Das Recht, aus dieſer Quelle ohne Umſtände zu ſchöpfen, war ſo hergebracht, daß die franzöſiſchen Bearbeiter, bei ganz unverkleideter Entlehnung, ſich gar nicht einmal die Mühe gaben, den Urheber des Originals zu nennen und einen Theil des Beifalls, den ſie einernten mochten, an den wahren Eigenthümer zurück zu weiſen. Nur bei'm Cid iſt der Text des ſpaniſchen Dichters häufig angezogen worden, eben weil man dem Corneille das Verdienſt der Originalität abſtritt. Gewiß würde es ein belehrendes Geſchäft ſein, die Vorbilder aufzuſuchen, wenn ſie nicht zu den berühmteren gehören oder ſchon durch den Titel kenntlich ſind, und eine Vergleichung mit den Nachbildungen anzuſtellen. Nur müßte man dabei anders zu Werke gehn, als Voltaire bei'm Heraklius, wo Garcia de la Huerta (in der Einleitung zu ſeinem Theatro hespañol) dieſem eben ſo große Unwißenheit als empörende geflißene Verdrehung unwiderleglich aufgedeckt hat. Wenn die meiſten dieſer Bearbeitungen heut zu Tage in Frankreich wenig gefallen, ſo entſcheidet dieß noch gar nicht gegen die Originale, an denen faſt immer beträchtlich viel verdorben ſein dürfte. Nichts iſt verſchiedener als der franzöſiſche und der ſpaniſche Nationalcharakter, folglich auch als der Geiſt ihrer Sprache und Poeſie. Der franzöſiſchen iſt die nüchternſte Gebundenheit eigen; die ſpaniſche hat im entfernteſten

Abendlande eine orientaliſche Ader, was ſich leicht durch einen Rückblick auf ihre Geſchichte begreift: ſie berauſcht ſich in kühnen Bildern und Spielen des Witzes. Wenn man nun ihre Schauſpiele dieſes üppigen Schmuckes beraubt, aus der Farbenglut ihrer Romanzen und den muſikaliſchen Variationen der Reimſtrophen, worin ſie abgefaßt ſind, in die Eintönigkeit des Alexandriners zwängt, und etwa noch äußre Regelmäßigkeiten hinzufügt, ſonſt aber die Charaktere und Situationen dem Weſentlichen nach ſtehen läßt, ſo iſt keine Uebereinſtimmung mehr zwiſchen Inhalt und Behandlung; und es wird diejenige Wahrheit eingebüßt, die noch auf dem Gebiet des Phantaſtiſchen möglich iſt.

Der Reiz der ſpaniſchen Poeſie überhaupt beſteht in der Verbindung von hohem begeiſtertem Ernſt in Gefühlen, die eigentlich aus dem Norden abſtammen, mit dem lieblichen Anhauch des Südens und dem blendenden Pomp des Orients. Corneille hatte Verwandtſchaft mit dem ſpaniſchen Geiſte, aber nur von der erſten Seite: man könnte ihn für einen in der Normandie erzogenen Spanier halten. Es iſt zu beklagen, daß er nicht nach dem Cid, ohne ſich an ein fremdes Vorbild anzulehnen, Gegenſtände behandelt hat, wo er ſich ſeinem Gefühl für ritterliche Ehre und Treue ganz hätte überlaßen können. Dagegen warf er ſich in die römiſche Geſchichte, und der ſtrenge Patriotiſmus der älteren, die ehrgeizige Politik der ſpäteren Römer, mußte ihm jene vertreten, und wurde gewiſſermaßen in deren Tracht gekleidet. Er gieng weit weniger darauf aus, Schrecken und Mitleiden, als Bewunderung durch die Charaktere, und Erſtaunen durch die Lagen ſeiner Helden zu erregen. Er rührt faſt nie, und kann nur ſelten erſchüttern. Dabei, möchte ich ſagen, hat er eine ſolche Vorliebe für die Bewunderung, daß es ihm nicht genügt, ſie für den Heldenmuth der Tugend zu gebieten, er nimmt ſie eben ſowohl für den Heldenmuth des Laſters in Anſpruch, durch die Kühnheit, Seelenſtärke, Gegenwart des Geiſtes und Erhabenheit über alle menſchlichen Schwächen, womit er ſeine Verbrecher und Verbrecherinnen ausrüſtet. Ja oft brüſten ſich ſeine Perſonen in prahleriſchem Stolze, ohne daß man ſieht, worauf ſie Urſache hätten ſtolz zu ſein: ſie ſind eben ſtolz auf ihren Stolz. Man kann wohl nicht häufig ſagen, daß man an ihnen Antheil nimmt: entweder ſcheinen ſie es nicht nöthig zu haben bei ſo großen Hülfsquellen in ſich ſelbſt, oder ſie verdienen es nicht. Den Kampf der Leidenſchaften und Antriebe hat er dargeſtellt, aber meiſtens nicht als ſolchen unmittelbar, ſondern ſchon in einen Streit der Grundſätze verwandelt. In der Liebe hat man ihn am kälteſten gefunden; das kommt daher, weil er ſich nicht entſchließen konnte, ſie bloß als eine liebenswürdige Schwäche zu ſchildern, wiewohl er ſie überall anbrachte, auch wo ſie nicht hingehört, ſei es aus Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeſchmack, oder aus eigner Neigung zum ritterlichen Weſen, wo die Liebe immer als der Schmuck der Tapferkeit erſcheint, als das fliegende bunte Fähnchen an der Lanze, die zierlich geknüpfte Schleife am Degen. Er ſchildert ſie weit weniger mit ihrer ſich unmerklich einſchleichenden und unwillkürlich hinreißenden Gewalt, als wie eine anfänglich frei gewählte Pflicht ausſchließender Huldigung, die aber nachher neben den erſten ihre Stelle behauptet. So iſt es wenigſtens in ſeinen beßeren Stücken; in den ſpäteren muß die Liebe freilich oft dem Ehrgeize weichen, und dieſe beiden Triebfedern entkräften ſich gegenſeitig. Seine Frauen ſind meiſtens nicht recht weiblich, und ſo iſt ihnen die Liebe, die ſie einflößen, wiederum nicht letzter Zweck, ſondern Mittel. Sie ſpornen dadurch ihre Liebhaber zu großen Wageſtücken an, zuweilen auch zu großen Verbrechen, und die Männer erſcheinen dadurch mehrmals im Nachtheil, daß ſie Werkzeuge in der Hand der Frauen ſind, und ſich von ihnen gleichſam auf heroiſche Botſchaften ausſenden laßen, um den vorgeſpiegelten Preis der Liebe zu gewinnen. Solche Frauen wie Emilie im Cinna und Rodogüne dürften der Liebe in Wahrheit gar nicht fähig ſein. Wenn aber Corneille in ſeinen Hauptcharakteren von den Verhältniſſen der Natur abweicht, durch Uebertreibung des energiſchen und Hintanſetzung des leidenden Theils, wenn ſeine Helden allzuſehr wollen und allzuwenig empfinden, ſo iſt er noch weit unnatürlicher in den Situationen. Dieſe ſind durch unwahrſcheinliche Annahmen dermaßen auf die Spitze geſtellt, daß man ſie eigentlich tragiſche Antitheſen nennen kann, und daß es wiederum natürlich wird, wenn ſie ſich in einer Reihe epigrammatiſcher Sprüche ausdrücken. Er liebt es dabei, vollkommen ſymmetriſche Gegenſätze anzubringen. Seine Beredſamkeit iſt oft bewundernswürdig durch ihre Stärke und Gedrängtheit, zuweilen artet ſie in Geſchraubtheit aus und erſchöpft ſich in überflüßigen Anhäufungen. Die ſpäteren Römer, Seneca der Philoſoph und Lucanus, haben ihm zu ſehr als Muſter vorgeſchwebt, ja auch von dem Tragiker Seneca iſt leider eine Ader in ihn übergegangen. Wegen dieſes oft ermüdenden Pomps der Declamation ſind einige dazwiſchen eingeſtreute einfache Worte (z. B. das Qu'il mourût des alten Horaz; das Soyons ami, Cinna; auch das Moi der Medea, welches, beiläufig zu bemerken, vom Seneca entlehnt iſt) ungebührlich geprieſen worden. Sie wären allerdings zu loben, wenn ſie allein ſtünden, es folgen aber lange Reden darauf, welche den Eindruck wieder auslöſchen. Wenn die ſpartaniſche

Mutter, wie dort der Horatier, ihrem Sohne die bekannten Worte bei Ueberreichung des Schildes ſagte „Den, oder auf dem!“ ſo fügte ſie gewiß nichts weiter hinzu. Zur Darſtellung des Ehrgeizes und der Herrſchſucht, einer Leidenſchaft, welche alle übrigen menſchlichen Gefühle erſtickt, und in einem zur kalten Wüſtenei gewordnen Gemüth erſt recht ihren Thron aufſchlägt, war Corneille ganz vorzüglich berufen. Seine Jugend fiel in die letzten bürgerlichen Kriege, er ſah noch Reſte der Feudal-Unabhängigkeit. Ich will nicht entſcheiden, wie viel dieß auf ihn gewirkt haben mag, aber unläugbar iſt es, daß der Sinn für die große Bedeutung politiſcher Fragen, den er oft bewährt, dem folgenden Zeitalter ganz abhanden kam, und in Voltairen zuerſt wieder rege ward. Seinen Tribut von Schmeichelei an Ludwig den Vierzehnten hat er übrigens auch, wie die ſämmtlichen damaligen Dichter, in nun vergeßenen Verſen abgetragen.

Racine, der ſeit noch nicht einem vollen Jahrhundert entſchieden für den Lieblingsdichter der franzöſiſchen Nation erklärt worden iſt, befand ſich bei ſeinem Leben in einer bei weitem nicht ſo günſtigen Lage, und konnte, ungeachtet manches glänzenden Erfolges, ſeines Ruhmes nicht ungeſtört froh werden. Was er für die letzte Ausbildung der franzöſiſchen Sprache geleiſtet, wie unübertrefflich er in Ausdruck und Versbau geweſen, das hat man erſt hintennach einſehen können; auf der Bühne hatte er Nebenbuhler, und zwar zum Theil unverdient vorgezogene Nebenbuhler. Auf der einen Seite machten die ausſchließenden Bewunderer Corneilles, Frau von Sevigné an ihrer Spitze, förmlich Partei gegen ihn; auf der andern Seite ſuchte ihn der ſpäter aufgekommene Pradon zu überbieten, und es gelang ihm wirklich nicht nur die Menge, ſondern ſelbſt, wie es ſcheint, den Hof für ſich zu gewinnen, ſo ſehr auch Boileau dagegen eifern mochte. Leider unterbrach der Verdruß darüber ſeine künſtleriſche Laufbahn, als er eben zur vollen Reife ſeines Geiſtes gelangt war; nachher verhinderte ihn mißverſtandene Frömmigkeit wieder zur Beſchäftigung mit dem Theater zurückzukehren, und nur Frau von Maintenon konnte ihn zu Bearbeitung geiſtlicher Gegenſtände für eine beſtimmte Gelegenheit vermögen. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſonſt noch manches Höhere geleiſtet haben würde, da man in ſeinen vorhandenen Werken faſt durchgehends eine bedeutende Steigerung wahrnimmt. Er iſt ein durchaus liebenswürdiger Dichter: er hatte eine große Empfänglichkeit für alle zarteren Regungen, und Anmuth in der Weiſe ſie auszudrücken. Seine Mäßigung, die ihn nirgends über die Gränze des Gehörigen ausſchweifen ließ, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen, denn er hatte keinen Ueberfluß an Charakterſtärke; ja, es ſind Spuren von Schwächlichkeit ſichtbar, die ſich auch, wie behauptet wird, in ſeinem Leben offenbart haben ſollen. Der ſüßlichen Galanterie hat er gleichfalls gehuldigt, wo ſie nur als ein Scheinbild der Liebe dazu dient, die Intrigue zu knüpfen; aber oft iſt er zu einer ächteren Schilderung der Liebe, beſonders in ſeinen weiblichen Charakteren hindurchgedrungen, und viele ſeiner Liebesſcenen athmen eine zärtliche Wolluſt, die ſich unter dem Schleier der ſchonendſten Sittſamkeit um ſo verführeriſcher einſchleicht. Die Widerſprüche unglücklicher Leidenſchaft, die Verirrungen eines dem unwiderſtehlichen Verlangen hingegebenen kranken Gemüths hat er rührender und inniger geſchildert, als vor ihm und vielleicht auch nach ihm irgend ein franzöſiſcher Dichter. Ueberhaupt neigte er ſich mehr zum Elegiſchen und Idylliſchen, als zum Heroiſchen. Ich will damit nicht ſagen, daß er ſich nie zu ernſteren und höheren Darſtellungen erhoben hätte, wie im Britannicus und Mithridat; aber auch hier läßt ſich wohl unterſcheiden, was ihm ſein Gegenſtand aufgab, und was er mit perſönlicher Vorliebe ausmalte, wo er weniger dramatiſcher Künſtler iſt, als er ſein eignes Gefühl ſprechen ließ. Indeſſen vergeße man nicht, daß Racine ſeine meiſten Stücke ſehr jung geſchrieben, und daß dieß wohl auf ſeine Wahlen Einfluß haben konnte. Selten empört er durch die unverkleidete Widerwärtigkeit ausgeſuchter Greuel, wie Corneille und Voltaire; nur manchmal hat er das wirklich Harte, Schlechte und Niedrige unter allzu höflichen Formen verſteckt. Die Anlage ſeiner Stücke kann ich nun einmal nicht ſo untadelig finden, wie die franzöſiſchen Kunſtrichter; am meiſten hätte ich gegen die aus der alten Mythologie entlehnten einzuwenden: allein ich glaube, daß er bei den angenommenen Regeln und Schicklichkeiten ſich in den meiſten Fällen ſchwerlich behutſamer und geſchickter aus dem Handel ziehen konnte, als er gethan hat. Wie viel auch an ſeinen einzelnen Hervorbringungen auszuſetzen ſein mag, ſo kann man ihn vergleichungsweiſe und im Zuſammenhange der franzöſiſchen Litteratur faſt nicht übertrieben loben.

Mit Voltaire, deſſen erſte Erſcheinung auf dem Theater in ſeiner frühen Jugend faſt das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten berührt, hebt eine neue Epoche des franzöſiſchen Trauerſpiels an. Die Veränderungen und Erweiterungen, die er beabſichtete und zum Theil auch wirklich bewerkſtelligte, habe ich ſchon im Allgemeinen erwähnt. Corneille und Racine führten ein eigentliches Künſtlerleben, ſie waren mit ganzer Seele dramatiſche Dichter, begehrten als Schriftſteller nichts weiter zu ſein, und alle ihre Studien waren darauf gerichtet. Voltaire hingegen wollte in allen möglichen Gattungen glänzen; eine unruhige Eitelkeit erlaubte ihm nicht, bloß nach der Vollkommenheit in einer einzigen zu ſtreben; bei der vielſeitigen Gewandtheit ſeines Geiſtes konnte er Oberflächlichkeit und Unreife der Begriffe nicht vermeiden. Um ſein Verhältniß zu ſeinen beiden Vorgängern in der tragiſchen Kunſt richtig zu faßen, muß man die charakteriſtiſchen Züge der beiden Zeitalter, deſſen, worin er den Ton angab, und des vorhergehenden klaſſiſchen, mit einander vergleichen. Ueber die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit herrſchte zu Ludwigs des Vierzehnten Zeit der hergebrachte Glaube unangetaſtet: man ſuchte in der Poeſie nicht ſowohl Bereicherung des Geiſtes, als Ausbildung durch ein freies und edles Ergötzen. Nun war das Bedürfniß des Denkens erwacht, und leider eilte dreiſter Vorwitz der ergründenden Tiefe weit voraus, und ſo hatte nach eingerißener öffentlicher Sittenloſigkeit gefährlich ſpottende Zweifelſucht die Grundfeſte aller auf Religion, Sittlichkeit und die Gewährleiſtung des geſelligen Vereins Bezug habenden Ueberzeugungen erſchüttert. Voltaire war abwechſelnd Denker, Rhetor, Sophiſt und Spötter. Seine zum Theil unlautern Abſichten ließen ihm auch in ſeiner Laufbahn als Künſtler keine vollkommene Unbefangenheit. Da er das Publikum nach einer mehr durch die Gunſt der Vornehmen geduldeten, als förmlich gut geheißenen und durch öffentliche Anſtalten eingeführten Aufklärung lüſtern ſah, ſo ermangelte er nicht dieſem Bedürfniſſe entgegen zu kommen, und auf der Bühne in ſchönen Verſen vorzutragen was man noch nicht von den Lehr- und Redner-Stühlen predigen durfte; er benutzte die Poeſie als Mittel zu fremdartigen Zwecken. Dieß trübt ſehr oft die künſtleriſche Reinheit ſeiner Darſtellungen. Im Mahomet wollte er die Gefahren des Fanatiſmus aufſtellen, oder, daß wir es nur gerade heraus ſagen, des Glaubens an irgend eine Offenbarung überhaupt. Zu dieſem Behuf entſtellt er auf ſchnöde Art einen großen hiſtoriſchen Charakter, häuft widerwärtig die ſchreiendſten Greuel, und peinigt das Gefühl. Da er allgemein als erbitterter Gegner des Chriſtenthums bekannt war, ſo erſann er den Triumph für ſeine Eitelkeit, in der Zaire und Alzire dennoch durch chriſtliche Geſinnungen zu rühren; und hier beſchämte einmal ſein bewegliches und wenigſtens in augenblicklichen Aufwallungen für das Gute empfängliches Herz die eingewurzelten Tücken ſeines Verſtandes; es gelang ihm wirklich, und dieſe rührenden religiöſen Stellen klagen ihn wegen ſo vieler leichtſinniger Läſterungen der muthwilligen Verkennung an. Er hatte in England eine freiere Verfaßung kennen gelernt und ſich dafür begeiſtert. Corneille hatte den römiſchen Republikaniſmus und die Politik überhaupt wegen ihres poetiſchen Nachdrucks behandelt; Voltaire hingegen ſtellte ſie poetiſch dar, um politiſch auf die Volksmeinung zu wirken. Da er die Griechen beßer zu kennen glaubte als ſeine Vorgänger, auch vom engliſchen Theater und Shakſpeare, welches zuvor für Frankreich unentdeckte Inſeln waren, eine flüchtige Kenntniß erzeugt hatte, ſo wollte er dieß ebenfalls zu ſeinem Vortheil benutzen. Er drang auf den Ernſt, die Strenge und Einfachheit der griechiſchen Darſtellung, und näherte ſich ihr wirklich in ſo fern, daß er die Liebe bei der Behandlung verſchiedener Gegenſtände, wo ſie nicht hingehörte, ausſchloß. Er wollte die Majeſtät der griechiſchen Scene wieder auferwecken, und bewirkte von dieſer Seite viel Gutes, daß man nach ihm die Augen bei der theatraliſchen Darſtellung nicht mehr ſo kärglich abfand. Von Shakſpeare entlehnte er, ſeiner Meinung nach, kühne Theaterſtreiche, und damit gerieth es meiſtens am unglücklichſten: als er nach dem Vorgange jenes großen Meiſters in der Semiramis einen Schatten aus der Unterwelt hervorzurufen wagte, offenbarte ſich ein ganzer Haufe von Mißverſtändniſſen. Mit Einem Worte, er ſtellte beſtändig mit der dramatiſchen Kunſt Verſuche an, griff bald zu dieſem, bald zu jenem neuen Wirkungsmittel. Deswegen ſind ſeine Arbeiten zuweilen auf dem halben Wege zwiſchen Studium und Kunſtwerk ſtehen geblieben; man ſpürt etwas Schwankendes und Unfertiges in ſeiner ganzen Bildung. Corneille und Racine ſind innerhalb ihrer Gränzen weit vollendeter; ſie ſind ganz das was ſie ſind, und haben keine Ahndung von etwas Anderem oder Höherem. Voltaires Anſprüche ſind viel ausgedehnter als ſeine Mittel. Corneille hat die Maximen des Heroiſmus erhabener ausgeſprochen, Racine die natürlichen Regungen ſich anmuthiger ausdrücken laßen, Voltairen muß man zugeſtehen, daß er die ſittlichen Triebfedern wirkſamer in's Spiel geſetzt hat, daß er mehr auf die urſprünglichen Verhältniſſe des Gemüths zurückgeht, und daher auch in einigen ſeiner Stücke innigere Rührung hervorbringt, als jene beiden.

Nur der erſte und letzte von dieſen drei Meiſtern der tragiſchen Bühne der Franzoſen ſind fruchtbar zu nennen, und auch dieſe nicht in Vergleichung mit den Griechen. Daß Racine nicht mehr geliefert, rührt zwar zum Theil von zufälligen Lebensumſtänden her. Er genießt dabei des Vorzuges, daß außer den erſten Jugendverſuchen ſich ſeine ſämmtlichen Stücke auf der Bühne und in der allgemeinen Schätzung erhalten haben. Von Corneille und Voltaire hingegen ſind viele gleich anfangs gefallen oder ſpäter verſchwunden, und werden auch für die Leſung gänzlich verworfen und hintangeſetzt, weswegen man Auswahlen aus ihren Werken unter dem Titel ihrer Meiſterſtücke veranſtaltet hat. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, wie viele tragiſche Verſuche in Frankreich verunglücken, gegen einen der gelingt. Laharpe rechnet, daß ſeit Racines Tode auf tauſend Trauerſpiele vorgeſtellt oder gedruckt ſeien, wovon ſich außer denen von Voltaire etwa dreißig auf dem Theater erhalten haben. Ungeachtet des großen Wetteifers in dieſem Fache iſt daher das tragiſche Repertorium der Franzoſen gar nicht zahlreich. Wir machen uns nicht anheiſchig, ein vollſtändiges Verzeichniß davon zu liefern; noch weiter liegt es über unſre Gränzen hinaus, einzelne Stücke umſtändlich zergliedernd zu prüfen. Andeuten können wir nur mit flüchtigen Zügen den Charakter und verhältnißmäßigen Werth der vornehmſten Werke jener drei Meiſter und einiger Andern, die ausnahmsweiſe erwähnt zu werden verdienen.

Corneille eröffnete die Laufbahn ſeines Ruhmes auf das glänzendſte mit dem Cid, wovon ihm freilich nur die Ausführung zugehört: den Plan des Spaniers ſcheint er genau befolgt zu haben. Der Cid des Guillen de Caſtro iſt mir noch nie zu Handen gekommen, um eine genaue Vergleichung anſtellen zu können. Nach den beigefügten Proben zu urtheilen, iſt das Stück viel einfacher geſchrieben, mit redneriſchem Pomp hat es erſt der franzöſiſche Bearbeiter ausgeſtattet. Was er dagegen weggelaſſen und aufgeopfert, ſteht dahin. Alle franzöſiſchen Kritiker ſind darüber einverſtanden, die Rolle der Infantin ſei überflüßig. Sie ſehen nicht ein, wie der ſpaniſche Dichter dadurch, daß eine Fürſtin in ihrer Neigung zum Rodrigo ihren erhabnen Rang vergißt, ihn als die Blüthe liebenswürdiger Ritterſchaft hat heben und Chimenes gegen ſo mächtige Beweggründe ſich behauptende Liebe um ſo mehr hat rechtfertigen wollen. Freilich müßte die Leidenſchaft der Infantin muſikaliſcher, und die Thaten Rodrigos gegen die Mohren müßten epiſcher, d. h. anſchaulicher entfaltend, ausgeführt ſein, um für ſich zu reizen und im Ganzen zu wirken was ſie ſollen. Vermuthlich ſind ſie es im Spaniſchen. Das allgemeine Entzücken bei Erſcheinung dieſes Stücks, das ohne Einmiſchung irgend einer unedlen Triebfeder ganz auf den Widerſtreit der reinſten Gefühle, der Ehre, Liebe und kindlichen Pflicht gebaut iſt, zeugte von noch nicht ausgeſtorbnem romantiſchem Sinn unter den Zuſchauern, die ſich den natürlichen Eindrücken überließen. Die Gelehrten mißkannten dieß gänzlich; ſie behaupteten, die Akademie an ihrer Spitze, dieſer Gegenſtand, einer der ſchönſten, die je einem Dichter zu Theil geworden, tauge nicht für das Trauerſpiel; ſie rügten, in ihrer Unfähigkeit ſich hiſtoriſch in ein andres Zeitalter zu verſetzen, vielerlei vermeinte Unwahrſcheinlichkeiten und Unſchicklichkeiten. (Scuderi ſpricht ſogar von der Chimene als einem Ungeheuer, und nennt das Ganze kurzweg „Ce méchant combat de l'amour et de l'honneur." Allerliebſt! Der Mann verſtand ſich auf's Romantiſche!) Ein Trauerſpiel im Sinne der Alten iſt der Cid freilich nicht; auch hatte ihn der Dichter zuerſt eine Tragikomödie genannt. Wäre nur bei dieſer Gelegenheit die Rückſicht auf den Ariſtoteles bei Dingen, die gar nicht unter ſeine Gerichtsbarkeit gehören, abgekommen!

Den Horatiern wird Mangel an Einheit vorgeworfen: die Ermordung der Schweſter und die Losſprechung des ſiegreichen Römers ſoll eine zweite, von dem Gefecht der Horatier und Curiatier unabhängige Handlung ſein. Corneille hat ſich dieß ſelbſt einſchwatzen laßen. Ich finde ihn hierüber vollkommen gerechtfertigt. Wenn Camillas Ermordung nicht mit dargeſtellt werden ſollte, ſo hatten die Weiber auch in den erſten Aufzügen nichts zu ſchaffen, und ohne den Sieg des Patriotiſmus über die Familien-Bande wäre das Gefecht keine Handlung, ſondern bloß eine Begebenheit ohne tragiſche Verwicklung geweſen. Ein wahrer Mangel ſcheint es mir aber, daß Corneille einen öffentlichen Vorfall, der über das Schickſal zweier Staaten entſcheidet, ganz intra privatos parietes mit Beſeitigung alles Anſchaubaren abgehandelt hat. Darum ſinkt auch der fünfte Akt ſo ſehr. Welchen ganz andern Eindruck müßte es machen, wenn Horatius im Angeſicht des Königs und Volkes feierlich nach jenem grauſen Geſetzesſpruch gerichtet und durch das Flehen und Wehklagen des Vaters gerettet würde, wie Livius den Hergang beſchreibt. Ferner begnügte ſich der Dichter nicht mit einer Schweſter der Horatier, die einen Curiatier liebt, welche ihm die Geſchichte an die Hand gab; er mußte noch eine Schweſter der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfinden: und wie in jener die perſönliche Neigung über die Vaterlandsliebe, ſo hat in dieſer die letzte über die erſte die Oberhand. Hieraus entſteht eine große Unwahrſcheinlichkeit: denn wie wurden bei einer ſchon bekannten Familien-Verbindung Männer zu dem Zweikampfe gewählt, die gegenſeitig Urſache ſich zu ſchonen hatten? Auch iſt der Schweſtermord des Siegers nur dann erträglich, wenn man ihn ſich in der trotzigſten, noch ganz ungebändigten Jugend denkt. Horatius, ſchon Gatte, hätte weiſer und milder ſeine unglückliche Schweſter ertragen, oder er war ein roher Wütherich.

Cinna wird gemeiniglich weit über die Horatier geſtellt, wiewohl in der Reinheit der Geſinnungen hier ein tiefer Fall aus jener idealiſchen Sphäre zu ſpüren iſt, worin ſich die Handlung der beiden vorhergehenden Stücke bewegt. Alles iſt verworren und vielfach getrübt. Cinnas Republikaniſmus iſt nur Deckmantel einer andern Leidenſchaft: er iſt ein Werkzeug in den Händen Emiliens, die ihrerſeits immerfort ihre vorgebliche Liebe ihrer Rachſucht aufopfert. Auguſts Großmuth iſt zweideutig als die Klugheit eines durch das Alter furchtſam gewordnen Tyrannen. Die Verſchwörung iſt mit einer prächtigen Erzählung in den Hintergrund geſchoben; ſie erregt nicht jene düſtre Spannung, wodurch ſie zu einem ſo theatraliſchen Gegenſtande wird. Emilien, die eigentliche Seele des Stücks, nannte der geiſtreiche Balzac lobend „eine anbetungswürdige Furie.“ Allein die Furien ſelbſt konnten durch Reinigungen und Büßungen verſöhnt werden: Emilie bleibt allen Beſänftigungen des Wohlthuns unzugänglich; die Anbetung eines ſo unweiblichen Geſchöpfes möchte kaum einem Liebhaber hingehn. Auch hat ſie keine beßeren Anbeter, als Cinna und Maximus, ein paar große Schurken, deren Reue zu ſpät kommt, um für aufrichtig gehalten zu werden.

Es offenbart ſich hier ſchon die Anlage zu einem Machiavelliſmus der Triebfedern, worein die Dichtung des Corneille ſpäterhin ganz und gar ausartete, und der nicht bloß widerwärtig, ſondern obendrein meiſtens ungeſchickt und ſchwerfällig iſt. Er ſchmeichelte ſich, in Abſicht auf Welt- und Menſchen-Kenntniß, Hof und Politik, die Feinſten zu überſehen. Mit einem grundehrlichen Gemüth hatte er die Anmaßung, „den mörderiſchen Machiavell in die Lehre nehmen“ zu wollen, und kramt Alles, was er ſich von dergleichen Künſten gemerkt hat, breit und lehrhaft aus. Er hat keine Ahndung davon, wie eine gewißenloſe ſelbſtſüchtige Politik leiſe auftritt und ſich geſchmeidig verſtellt. Wenn er deſſen irgend fähig geweſen wäre, hätte er doch von Richelieu hierin etwas lernen können.

Unter den übrigen Stücken, worin Corneille römiſchen Freiheits- und Herrſcher-Sinn geſchildert hat, iſt der Tod des Pompeius das hervorſtechendſte, jedoch von einer mehr blendenden als ächten Größe erfüllt, wie es ſich von einem Cento aus den hyperboliſchen Antitheſen des Lucanus nicht anders erwarten ließ. Dieſe Bravourſtücke der Rhetorik ſind am Faden einer übel zuſammenhängenden Verwicklung aufgereiht. Neben der Schilderung der letzten Schickſale des großen Pompeius, neben der racheathmenden Trauer ſeiner Gattin und dem großmüthigen Mitleiden Cäſars ſtechen die Intriguen des Ptolemäus und die ehrgeizige Coquetterie ſeiner Schweſter Kleopatra kleinlich ab. Kaum hat der Sieger dem unwilligen Schatten ſeines Gegners die letzte Pflicht geleiſtet, ſo legt er ſeine Huldigungen zu den Füßen der ſchönen Königin: er iſt nicht bloß verliebt, ſondern verliebt mit Seufzern und Flammen. Kleopatra will ihrerſeits, nach des Dichters eignem Ausdruck, mit ihren Liebäugeleien den Scepter ihres Bruders erhaſchen. Cäſar hat allerdings nach ſeiner Weiſe eine Menge Frauen geliebt: allein dieſe etwas cyniſchen Liebſchaften, ganz nach der Wahrheit dargeſtellt, dürften überhaupt auf der Bühne unſchicklich ſein. Wer kann ſich wohl des Lachens enthalten, wenn Roma in der Rede Cäſars die ‚keuſche‘ Liebe der Kleopatra um kleine Cäſarn anfleht?

In einem viel ſpäteren Werke, Sertorius, hat Corneille Mittel gefunden, den großen Pompeius klein und den Helden lächerlich erſcheinen zu laßen. Sertorius ruft einmal aus:

> Que c'est un sort cruel d'aimer par politique!

Dieß läßt ſich auf die ſämmtlichen Perſonen des Stücks anwenden. Sie lieben zwar eigentlich ganz und gar nicht, aber ſie laßen eine vorgebliche Liebe politiſchen Zwecken dienen. Sertorius, ein abgehärteter Krieger, thut unter grauen Haaren verliebt in die ſpaniſche Königin Viriata, gleichwohl ſchiebt er einen andern vor, und bietet ſich ſelbſt der Ariſtia an; da Viriata in ihn dringt, ſich auf der Stelle mit ihr zu vermählen, bittet er ſie ängſtlich um Aufſchub: Viriata geht, nebſt andern artigen Redensarten, rund mit der Sprache heraus, ſie wiße weder was lieben noch was haßen ſei; Ariſtia, die verſtoßene Gattin des Pompeius, ſagt zu dieſem: Nimm mich wieder, ſonſt heirate ich einen Andern: Pompeius bittet ſie, ſich nur bis zu Syllas Tode zu gedulden, den er nicht beleidigen dürfe; von dem niedrigen Böſewicht Perpenna nichts zu erwähnen. Die Anlage zu ſolchem Seelenfroſt nimmt man ſchon frühzeitig am Corneille wahr, bis auf einen unglaublichen Grad geſteigert aber in den Werken ſeines Alters.

Im Polyeukt ſind chriſtliche Geſinnungen nicht unwürdig ausgedrückt; doch finden wir darin mehr gläubige Ehrerbietung, als innige Begeiſterung für die Religion: die Wunder der Gnade ſind mehr behauptet, als mit geheimnißvoller Erleuchtung begriffen. Sowohl der Ton, als die Situationen in den erſten Aufzügen neigen ſich gar ſehr zum Luſtſpiel, wie ſchon Voltaire bemerkt. Eine Frau, die ſich aus Gehorſam gegen ihren Vater ohne Neigung verheiratet hat, die ihrem zu ſpät zurückkommenden Liebhaber und zugleich ihrem Gatten erklärt, daß ihre Zärtlichkeit für jenen noch fortdauert, aber ſich in den Gränzen der Tugend halten ſoll; ein gemein eigennütziger Vater, den es verdrießt, den erſten Bewerber, da er nun ein Günſtling des Kaiſers geworden, nicht zum Schwiegerſohn vorgezogen zu haben: alles dieß verheißt keine großen tragiſchen Entſcheidungen. Paulinas getheiltes Herz iſt wohl in der Natur, und thut folglich der Theilnahme keinen Abbruch. Man kommt überein, ihre Lage und der Charakter des Severus mache den vornehmſten Reiz des Stückes aus. Allein durch den handelnden Edelmuth dieſes Römers, der dabei eine Leidenſchaft zu überwinden hat, wird die Entſagung Polyeukts, die ihm nichts zu koſten ſcheint, ſehr in den Schatten zurückgedrängt. Man hat hieraus folgern wollen, das Märtyrerthum ſei überhaupt ein ungünſtiger Gegenſtand für die Tragödie. Mit großem Unrecht. Die Freudigkeit, womit die Märtyrer in Qual und Tod giengen, war nicht Unempfindlichkeit, ſondern der Heldenmuth der höchſten Liebe: ſie mußten zuvor in unausſprechlich ſchmerzlichen Kämpfen den Sieg über jede irdiſche Anhänglichkeit erringen; und durch die Darſtellung dieſer Kämpfe, dieſer Aengſtigungen der ſterblichen Natur, während der Seraph ſich zum Himmel ſchwingt, kann der Dichter die innigſte Rührung erwecken. Das Mittel, wodurch im Polyeukt die Kataſtrophe bewirkt wird, nämlich die eben ſo ſtumpfſinnige als niederträchtige Pfiffigkeit des Felix, vermöge deren die Bemühungen des Severus, ſeinen Nebenbuhler zu retten, zu deſſen Untergange ausſchlagen, iſt über allen Ausdruck verwerflich.

Wie ſehr ſich Corneille im ſymmetriſchen Antitheſenſpiel der Intrigue gefiel, ſieht man daraus, daß er Rodogüne für ſein Lieblingswerk erklärt. Ich begnüge mich, auf Leſſing zu verweiſen, der es luſtig genug in's Licht geſetzt, wie ſich die beiden trübſeligen Prinzen zwiſchen einer Mutter, welche ſagt „Wer die Geliebte ermordet, den ernenne ich zum Thronerben", und einer Geliebten, welche ſagt „Wer die Mutter ermordet, den erwähle ich zum Gemahl“, albern hin und her hetzen laßen, ſtatt die beiden Furien kurz und gut miteinander einzuſperren. Voltaire kommt immer auf den fünften Akt zurück als eine der herrlichſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Bühne. Dieſe abſondernde Beurtheilung von Kunſtwerken, welche Theile im Widerſpruch mit dem Ganzen lobt, ohne das ſie nicht beſtehen können, iſt uns gänzlich fremd.

Was den Heraklius betrifft, ſo giebt ſich Voltaire die unnütze Mühe darzuthun, daß Calderon den Corneille nicht nachgeahmt, auf der andern Seite bemüht er ſich vergeblich abzuläugnen, daß dieſer jenen vor Augen gehabt und benutzt. Corneille giebt zwar Alles für ſeine Erfindung aus, allein er hatte auch nur nothgedrungen anerkannt, was er dem Verfaßer des ſpaniſchen Cid verdankte. Der Hauptknoten, nämlich die Ungewißheit des Tyrannen Phokas, wer von den beiden Jünglingen ſein eigner Sohn oder der Sohn ſeines ermordeten Vorgängers iſt, hat mit dem eines Schauſpieles von Calderon große Aehnlichkeit, und die Geſchichte gab nichts dergleichen an die Hand; im Uebrigen iſt die Anlage freilich ganz verſchieden. Wie dem auch ſei, bei'm Calderon ſteht die ſinnreiche Kühnheit ausſchweifender Erfindungen immer in gleichem Verhältniß mit dem erhöhten Farbenzauber der Poeſie; bei'm Corneille wird man durch das Kopfbrechen, was es koſtet, eine ſchwerfällig geſponnene Intrigue zu entwirren, nur durch eine Reihe tragiſcher Epigrammen ohne allen Genuß für die Phantaſie entſchädigt.

Nikomedes iſt ein politiſches Luſtſpiel, deſſen Trockenheit durch den durchgehends ironiſchen Ton in den Reden des Helden kaum einigermaßen aufgeheitert wird.

Dieß iſt ungefähr, was vom Corneille noch auf der

Bühne erſcheint. Seine ſpäteren Werke ſind durchaus nur Abhandlungen in geſchraubter Geſprächsform über die Staatsraiſon in dieſem und jenem ſchwierigen Fall. Man könnte eben ſo gut eine Schachpartie als Trauerſpiel aufführen.

Wenn man die Geduld hat, ſich durch die unlesbaren Stücke Corneilles hindurchzuarbeiten, ſo wird man mit Verwunderung wahrnehmen, daß ſie nach denſelben Grundſätzen gebaut und bis auf die Vernachläßigung des Stils mit nicht geringerem Aufwand deſſen, was ihm für Kunſt galt, ausgeführt ſind, als ſeine bewunderten Werke. So hat z. B. der Attila in der Anlage eine auffallende Aehnlichkeit mit der Rodogüne. Merkwürdig iſt es, in ſeinen eignen Beurtheilungen zu ſehen, auf was für unweſentliche Dinge er ein Gewicht legt, und wie er dabei um den höchſten Zweck der tragiſchen Dichtung, die Tiefen der menſchlichen Gemüther und Schickſale zu enthüllen, ganz unbekümmert ſcheint. Bei der ungünſtigen Aufnahme, die er häufig zu berichten hat, weiß er immer als Ausflucht für ſeine Eigenliebe irgend einen Nebenumſtand vom Zaun zu brechen, der an dem Unfalle Schuld geweſen ſein ſoll.

Einundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Ueberſicht der wichtigſten Werke Racines. Thomas Corneille und Crebillon. Ueberſicht der wichtigſten Werke Voltaires.

An den zwei erſten Jugendverſuchen Racines verdient eben nichts bemerkt zu werden, als die Biegſamkeit, womit er ſich in die Schranken fügte, die Corneille der von ihm geöffneten Bahn geſetzt hatte. In der Andromache machte er ſich frei und war zum erſten Mal er ſelbſt. Er drückte die innern Kämpfe und Widerſprüche der Leidenſchaft mit einer Wahrheit und einem Nachdruck aus, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne noch nicht vernommen hatte. Andromaches Wittwentreue und mütterliche Zärtlichkeit iſt rührend ſchön; die ſtolze Hermione reißt ſelbſt in ihren wilden Verirrungen hin. Ihr Abſcheu vor dem Oreſt, nachdem er das Werkzeug ihrer Rachbegierde geworden, und ſein verzweiflungsvolles Aufwachen aus der frevelhaften Verblendung, iſt beinahe tragiſch groß zu nennen. Die männlichen Rollen ſind, wie meiſtentheils bei'm Racine, weniger vortheilhaft ausgeſtattet. Das beſtändige Drohen des Pyrrhus den Aſtyanax auszuliefern, wenn Andromache ihn nicht erhören will, neben ſeinen galanten Betheurungen, iſt der Kunſtgriff eines Henkers, der die Folter mit höflichen Redensarten anlegt. Man hat Mühe, ſich den Oreſt nach ſeiner grauſen That als einer ſpröden Geliebten nachziehend zu denken. Der Muttermord wird mit keiner Silbe erwähnt, er ſchien ihn das ganze Stück hindurch vergeßen zu haben: woher kommen denn nun am Ende auf einmal die Furien? Das iſt ein ſeltſamer Widerſpruch. Die Verknüpfung des Ganzen hat zu ſehr das Anſehen gewiſſer Kinderſpiele, wo immer eins vor dem andern läuft und das andre zu erhaſchen ſucht.

Am Britannicus habe ich ſchon oben die hiſtoriſche Gründlichkeit der Darſtellung geprieſen. Nero, Agrippina, Narciſſus und Burrhus ſind ſo richtig gezeichnet, oft mit leiſen Andeutungen, und mit ſo beſcheidner Farbenmiſchung ausgemalt, daß von Seiten der Charakteriſtik wohl kein franzöſiſches Trauerſpiel vorzüglicher iſt. Racine hat hier die Kunſt beſeßen, vieles Nichtgeſagte verſtehen und die Zukunft voraus erblicken zu laßen. Nur eine unhaltbare Zuſammenſtellung, die dem Dichter entſchlüpft iſt, will ich rügen. Er ſchildert uns den grauſamen Wollüſtling, den die Erziehung nur ſcheinbar gezähmt hatte, wie er zuerſt aus den Banden der Zucht und Tugend losbricht. Dennoch ſpricht Narciſſus am Schluße des vierten Aktes, als hätte er ſich ſchon damals als Schauſpieler und Wagenlenker dem Volke preisgegeben. Zu dieſer Schmach ſank er erſt durch ernſte Verbrechen abgehärtet herab. Den vollſtändigen Nero, d. h. neben dem ſchmeichleriſchen und feigen Wütherich in derſelben Perſon den eitlen Phantaſten vorzuſtellen, der als Dichter, Sänger, Schauſpieler, beinahe als Gaukler um Bewunderung buhlte, und noch in der Todesangſt homeriſche Verſe anführte, dürfte nur in einem gemiſchten Schauſpiele möglich ſein, nicht wo durchgängig tragiſche Würde gefordert wird.

Gegen die Berenice, dieſe Preisaufgabe einer tugendhaften Prinzeſſin, ſcheinen mir die franzöſiſchen Kunſtrichter gewöhnlich ſehr ungerecht zu ſein. Es iſt zwar ein idylliſches Trauerſpiel, aber voll zarter Gemüthlichkeit. Niemand weiß weibliche Schwächen ſchonender mit einer gewiſſen Würde zu umkleiden, als Racine. Wer kann zweifeln, daß Berenice dem Titus längſt alle Beweiſe ihrer Zärtlichkeit zugeſtanden hat, wiewohl es ſorgfältig verſchleiert wird? Sie gleicht einer Magdalena von Guido, die ſchmachtend ihr Entſagen bereut. Der Hauptfehler des Stückes iſt die überläſtige Rolle des Antiochus.

Vom Bajazet ſoll Corneille bei der erſten Aufführung geurtheilt haben, dieſe Türken ſeien ſehr franzöſiert. Der Tadel trifft anerkanntermaßen hauptſächlich die Rollen des Bajazet und der Atalide. Der alte Großvezier iſt wohl türkiſch genug; und wenn ſich eine Sultanin einmal zum Sultan macht, ſo mag ſie auch ſo ſultaniſch das Schnupftuch zuwerfen, als die abſcheuliche Roxane. Uebrigens habe ich ſchon bemerkt, daß die Türkei in ihrer baaren Rohheit ſchwerlich einem gebildeten Publikum vorgeführt werden dürfte. Racine fühlte dieß, verfeinerte aber bloß die Formen, ohne die Grundlage zu ändern. Die Stummen und das Erdroßeln waren Motive, die im Serail nicht entrathen werden konnten, und ſo giebt er verſchiedentlich ſehr zierliche Umſchreibungen vom Strangulieren. Dieß iſt eben widerſprechend: wenn man mit dem Gedanken einer Sache ſo vertraut iſt, ſo nennt man ſie auch bei ihrem wahren Namen.

Die Intrigue des Mithridat hat, wie Voltaire bemerkt, große Aehnlichkeit mit der des Geizigen von Moliere. Zwei Brüder bewerben ſich um die Braut ihres Vaters, der mit Liſt herausbringt, welchen ſie liebt, indem er ſich ſtellt, als wolle er ſie abtreten. Die Beſtürzung beider Söhne, da ſie erfahren, daß der todtgeglaubte Vater noch lebt und eben ankommt, iſt in der That ungemein komiſch. Der eine ruft Qu'avons-nous fait! So erſchrecken Schulknaben, die ſich eines Unfugs bewußt ſind, wenn der Lehrer unvermuthet hereintritt. Die politiſche Scene, wo Mithridat ſeine Söhne über den großen Entwurf der Eroberung Roms zu Rathe zieht, und worin Racine mit dem Corneille glücklich wetteifert, iſt zwar logiſch in den Zuſammenhang verwebt, aber zu dem Ton des Ganzen und dem Eindruck, den es bewirken ſoll, paßt ſie dennoch nicht. Alle Theilnahme richtet ſich auf Monime; ſie iſt eine von Racines liebenswürdigen Schöpfungen, und erregt ein zärtliches Bedauern.

Ueber kein Werk dieſes Dichters möchte das Urtheil deutſcher Leſer wohl weiter von dem der franzöſiſchen Kritiker und ihres ganzen Publikums abweichen, als über die Iphigenia. Voltaire erklärt ſie für das Trauerſpiel aller Zeiten und Völker, welches ſich der Vollkommenheit, in ſo fern ſie dem Menſchen vergönnt iſt, am meiſten nähere, und ſeine Landsleute ſtimmen ihm ziemlich allgemein bei. Wir ſehen darin nur eine moderniſierte griechiſche Tragödie, deren Sitten nicht mehr zu den mythologiſchen Ueberlieferungen paſſen, deren Einfachheit durch die intriguierende Eriphile zerſtört wird, und worin der verliebte Achilles, wie trotzig er ſich auch ſonſt benehmen mag, vollends nicht zu ertragen iſt. Laharpe behauptet, der Achilles des Racine ſei ſogar homeriſcher, als der des Euripides. Was ſoll man darauf ſagen? Um die Ausſprüche ſolcher Kunſtrichter zu erlernen, müßten wir zuvörderſt die Griechen vergeßen.

Ueber die Phädra darf ich mich um ſo kürzer faßen, da ich ihr eine eigne Schrift gewidmet. Mag Racine noch ſo viel vom Euripides und Seneca entlehnt, noch ſo viel an jenem verdorben und an dieſem nicht gebeßert haben, ſo war es doch ein großer Fortſchritt von der beliebten Manier ſeiner Zeit zum ächteren tragiſchen Stil. Wenn man die Phädra des Pradon damit vergleicht, die den Zeitgenoßen eben darum ſo ſehr gefiel, weil gar keine Spur der alten mehr darin übrig, ſondern Alles zu einem neumodigen Miniaturbildchen für ein Putzkabinet verkleinert war, ſo muß man den Dichter um ſo mehr bewundern, der noch in dieſem Grade die alten Dichter fühlte, und Muth hatte, ſich an ſie anzuſchließen, der gegen den herrſchenden verſchrobenen Geſchmack ſo viel Reinheit und unverkünſtelte Einfalt zu behaupten wußte. Wenn Racine wirklich geſagt hat, der einzige Unterſchied zwiſchen ſeiner Phädra und der des Pradon ſei, daß er zu ſchreiben wiße, ſo that er ſich ſelbſt ſchreiendes Unrecht, und ließ ſich von der unſeligen Lehre ſeines Freundes Boileau verblenden, als ob das Weſen der Poeſie in Diction und Versbau, und nicht in Dichtung und Darſtellung beſtände.

Die zwei letzten Stücke Racines ſind, wie bekannt, aus einer ganz andern Epoche ſeines Lebens, beide auf dieſelbe Veranlaßung geſchrieben, aber einander ſehr ungleich. Eſther verdient kaum den Namen eines Trauerſpiels; zur Ergötzung für artige Fräulein in einer frommen Erziehungs-Anſtalt eingerichtet, geht es nicht ſonderlich über ſeine Beſtimmung hinaus. Gleichwohl machte es ein ungemeines Glück. Die Einladung zu den Vorſtellungen in St. Cyr wurde als eine Hofgunſt angeſehen; Schmeichelei und Schadenfreude wußten Anſpielungen darin ausfindig zu machen: Ahasverus ſollte Ludwig der Vierzehnte, Eſther Frau von Maintenon ſein, die nur beiläufig erwähnte ſtolze Vaſti deutete man auf Frau von Monteſpan, und Haman auf den Miniſter Louvois. Das iſt in der That ein etwas profaner Gebrauch der heiligen Geſchichte, wenn ihn der Dichter anders bezweckte. In der Athalie hingegen zeigte er ſich zum letzten Mal, ehe er von der Poeſie und der Welt Abſchied nahm, in ſeiner ganzen Stärke. Sie iſt nicht nur ſein vollendetſtes Werk, ich trage kein Bedenken, ſie unter allen franzöſiſchen Tragödien für diejenige zu erklären, die, rein von allen Manieren, ſich dem großartigen Stil der Griechen am meiſten nähert, wie denn auch der Chor völlig im Sinne der Alten, nur nach unſrer Muſik und Einrichtung der Bühne auf andre Weiſe eingeführt iſt. Die Scene hat die Majeſtät einer öffentlichen Handlung: Erwartung, Rührung und Erſchütterung wechſeln immer ſteigend; bei der ſtrengen Enthaltung von allem Fremdartigen iſt eine reiche Mannichfaltigkeit, zuweilen Anmuth, öfter Hoheit entfaltet. Der Schwung der Propheten trägt die Phantaſie zu kühneren Flügen als gewöhnlich empor. Die Bedeutung iſt die, welche ein religiöſes Drama haben ſoll: auf der Erde der Kampf des Guten und Böſen, und am Himmel das wache Auge der Vorſehung, aus unzugänglicher Glorie Entſcheidung herniederſtrahlend. Alles wird von Einem Hauche beſeelt, von der frommen Begeiſterung des Dichters, an deren Aechtheit dieß Werk eben ſo wenig als ſein Leben zweifeln läßt. Dieß eben fehlt ſo vielen anmaßlichen franzöſiſchen Kunſtwerken: nicht innige Liebe zur Sache, ſondern die Begierde nach äußerer Wirkung hat ſie eingegeben, und ſo blickt überall die Künſtler-Eitelkeit hervor und erkaltet das Gemüth.

Man weiß das unglückliche Schickſal dieſes Stücks. Gewißenszweifel über die Unerlaubtheit aller theatraliſchen Vorſtellungen (die der gallikaniſchen Kirche ausſchließlich eigen zu ſein ſcheinen, denn in Italien und Spanien haben fromme Männer hierüber ganz anders gedacht) verhinderten die Aufführung in St. Cyr; es erſchien im Druck, und wurde allgemein verunglimpft und verworfen, und dieſe Verwerfung dauerte noch lange nach Racines Tode fort. So unfähig alles Ernſtes war der läppiſche Geſchmack dieſes Zeitalters.

Unter den damaligen Dichtern verdient noch der jüngere Corneille bemerkt zu werden, der weniger durch Heroiſmus in Erſtaunen zu ſetzen ſuchte, als ſein Bruder, als er durch jene „Zärtlichkeiten, die ſo ſehr gefallen", wie Pradon ſagt, ſich um die Gunſt der Zuſchauer bewarb. Von ſeinen zahlreichen, der Vergeßenheit überantworteten Trauerſpielen haben ſich nur zwei auf der Bühne behauptet, der Graf von Eſſex und Ariadne. Die letztere iſt ganz nach dem Muſter der Berenice gebildet: eine Tragödie, deren Kataſtrophe im eigentlichen Verſtande in einer Ohnmacht beſteht. Die Lage der hingegeben liebenden Ariadne, die ſich nach allen Aufopferungen von Theſeus verlaßen, von ihrer eigenen Schweſter verrathen ſieht, iſt mit rührender Wahrheit ausgedrückt. So oft ſich eine Schauſpielerin mit einnehmender Geſtalt und ſanfter Stimme dazu findet, wird ſie immer Theilnahme einflößen. Die übrigen Rollen, der kalt verlegene Theſeus, die intriguierende Phädra, die bis zu Ende ihre Verſtellung gegen eine ihr vertrauende Schweſter fortſetzt, der vermittelnde Pirithous, und der König Oenarus, der ſich zu der erledigten Stelle des Liebhabers unermüdlich anbietet, ſind gar zu kläglich und oft ſogar lächerlich. Uebrigens ſind die wüſten Felſen von Naxos hier ganz zu modernen Geſellſchaftszimmern abgeglättet, und die Prinzen, womit ſie bevölkert ſind, ſuchen die unglückliche

Prinzeſſin, die allein etwas Natur in ſich hat, auf ſeine Art bei Seite, oder einander zuzuſchieben.

Crebillon fällt der Zeit nach zwiſchen Racine und Voltaire, doch war er noch Mitbewerber des letzteren. Eine zahlreiche Partei wollte ihn, da er ſchon hoch in Jahren war, Voltairen entgegen, ja weit über ihn ſtellen. Nur leidenſchaftliche Parteilichkeit, oder ein höchſt verkehrter Geſchmack, oder, was am wahrſcheinlichſten iſt, beides zuſammen konnte zu einer ſolchen Ungerechtigkeit verleiten. Denn, weit entfernt, zur Läuterung der tragiſchen Kunſt beigetragen zu haben, ſchließt er ſich unverkennbar nicht an die beßeren, ſondern an die manierierten Schriftſteller aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten an. Bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit den Alten überhebt er ſich gegen ſie. Seine Lieblingsbücher waren die altfränkiſchen Romane eines Calprenede und Andrer von gleichem Schlage: aus dieſen ſchöpfte er ſeine überladenen und ſchlaff geknüpften Verwickelungen. Ein Mittel dazu, das er faſt überall wieder anbringt, iſt die unbewußte oder wißentliche Verkleidung der Hauptperſonen unter fremden Namen, wovon im Heraklius das erſte Beiſpiel gegeben war. So lernt ſich Oreſt in ſeiner Elektra erſt in der Mitte des Stückes kennen. Die beiden Geſchwiſter und ein Sohn und eine Tochter Aegiſths ſind faſt nur mit ihrer Doppelliebſchaft beſchäftigt, die zur Hauptſache weder hilft noch ſchadet; und Klytämneſtra wird durch eine aufgefangne Wunde wider Willen Oreſts, der ſie nicht kennt, umgebracht. Die Ausſchweifungen jeder Art, z. B. die Schamloſigkeit, womit Semiramis in ihrer Leidenſchaft beharrt, nachdem ſie erfahren, daß deren Gegenſtand ihr leiblicher Sohn iſt, nicht zu erwähnen. Einige leere Wüthereien und Gemeinplätze des Grauſens haben dem Crebillon den Beinamen des Schrecklichen erworben, der uns einen Maßſtab für den barbariſch verkünſtelten Zeitgeſchmack und den unendlichen Abſtand von aller Natur und Wahrheit, bis wohin man gerathen war, abgeben kann. Es iſt als ob man in der Malerei den Coypel wegen ſeiner Schnörkeleien den Majeſtätiſchen nennen wollte.

Voltairen iſt von ſeinem erſten Eintritt in die dramatiſche Laufbahn weder die Einſicht abzuſprechen, daß man höher und weiter ſtreben müße, noch der Eifer dieß wirklich zu leiſten. In wiefern es ihm damit gelungen, wie ſehr er ſelbſt noch in National-Vorurtheilen befangen war, gegen die er ſich erhob, das iſt eine andre Frage. Zur leichteren Ueberſicht ſeiner Werke wird es dienlich ſein, die Stücke, worin er mythologiſche Stoffe, und die, worin er römiſche Geſchichte behandelt hat, zuſammen zu ſtellen.

Seine früheſte Tragödie, Oedipus, iſt ein Gemiſch von Annäherung an die Griechen *) (mit dem Vorbehalt, verſteht ſich, es beßer zu machen) und von Nachgiebigkeit gegen die herrſchende Manier. Die ächteren Züge verdankt Voltaire dem Sophokles, den er in ſeinen Vorreden läſtert, und gegen deſſen Kataſtrophe die ſeinige doch nur matt iſt. Nicht weniges aber iſt aus dem froſtigen Oedipus des Corneille

---

*) Die Bewunderung für ſie ſcheint ihm mehr durch fremden Einfluß als eignes Studium gekommen zu ſein. Er erzählt in ſeinem Briefe an die Herzogin von Maine von dem Oreſt, wie er in ſeiner früheſten Jugend in einem fürſtlichen Hauſe Zutritt gehabt, wo man ſich mit Leſung des Sophokles, aus dem Stegreiſe überſetzend, beſchäftigte, und wo es Männer gab, welche die Ueberlegenheit des griechiſchen Theaters über das franzöſiſche anerkannten. Solche Kenner dürfte man jetzt in Frankreich, bei der allgemeinen Hintanſetzung des Studiums der Klaſſiker, vergeblich ſuchen, vollends unter Weltleuten.

in dieſen übergegangen, beſonders nimmt der in die Jokaſte verliebte Philoktet hier ungefähr dieſelbe Stelle ein, wie dort Theſeus und Dirke. Voltaire entſchuldigt ſich mit der Tyrannei der Schauſpieler, der ein junger noch unberühmter Schriftſteller ſich nicht entziehen konnte. Zu bemerken ſind die häufigen Anſpielungen gegen die Prieſter, den Aberglauben u. ſ. w., welche ſchon ſo früh die nachmalige Richtung ſeines Geiſtes verriethen.

In der Merope, einer Arbeit ſeiner reifſten Jahre, ſollte nun die Wiedererweckung der ächten griechiſchen Tragödie, dieſes ſchwierige lange angekündigte und vorbereitete Werk, zur Vollendung gebracht werden. Das wirklich Verdienſtliche iſt die Ausſchließung der herkömmlichen Liebeleien (wovon aber doch ſchon Racine in der Athalie das Beiſpiel gegeben hatte); denn ſonſt bedarf es für deutſche Leſer kaum einer Erinnerung, wie Vieles nicht ſo recht im griechiſchen Geiſte gedacht iſt. Auch ſind die Vertrauten ganz nach dem alten Zuſchnitt. Die übrigen Mängel des Stücks hat Leſſing umſtändlich und, faſt möchte ich ſagen, allzuſcharf gerügt. Eine gewiſſe Gunſt wird dieſem Trauerſpiele auf der Bühne bei einer guten Darſtellung ſchwerlich entſtehen. Das liegt in der Natur des Stoffes. Leidenſchaftliche Mutterliebe, um den Verluſt ihres einzigen Gutes geängſtigt, mit Unterdrückung bedroht, durch ſtandhaften Heldenmuth aufrecht erhalten und endlich ſiegend, iſt etwas ſo Wahres und Schönes, daß die Theilnahme wohlthätig wird und von jeder peinlichen Einmiſchung frei bleibt. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß das Stück Voltairen nur ſehr bedingter Weiſe zugehört. Wie viel er vom Maffei entlehnt, und wie er nicht immer zum Beſten abgeändert, hat Leſſing ebenfalls gezeigt.

Unter den Umbildungen griechiſcher Tragödien ſcheint mir die ſpäteſte, Oreſt, am weiteſten hinter der antiken Einfachheit und Strenge zurückgeblieben zu ſein, wiewohl keine Liebe eingemiſcht und die bloßen Vertrauten vermieden ſind. Daß Oreſt den Aegiſth zu ſtürzen unternimmt, iſt nichts Sonderliches und verdient keine ſtarke Einzeichnung in die tragiſchen Jahrbücher der Welt. Es iſt der Fall, den Ariſtoteles als den gleichgültigſten ſetzt, wo ein Feind den andern wißentlich angreift. Und hier will weder Oreſt noch Elektra etwas weiter: Klytämneſtra ſoll verſchont bleiben, kein Götterſpruch hat die Vollziehung des Gerichtes an ihr dem eignen Sohne übertragen. Aber ſogar jene That verrichtet Oreſt kaum ſelbſt: er geht dem Aegiſth, man kann wohl ſagen, einfältig in's Netz, und wird nur durch einen Aufſtand des Volkes gerettet. Nach den Alten befahl ihm das Orakel, die Verbrecher mit Liſt anzugreifen, wie ſie es dem Agamemnon gethan hatten. Dieß war gerechte Vergeltung; im offnen Kampfe zu fallen wäre für den Aegiſth ein zu ehrenvoller Tod geweſen. Voltaire hat von ſeiner Erfindung hinzugeſetzt, das Orakel habe ihm auch verboten, ſich ſeiner Schweſter zu offenbaren; und weil er dieß, hingerißen von Bruderliebe, bricht, wird er von den Furien geblendet, und verübt den Muttermord unwillkürlich. Das iſt in der That ein wunderbarer Einfall von den Göttern, und eine unerhörte Beſtrafung für ein leichtes, ja edles Vergehen. Daß Klytämneſtra nur ſo gelegentlich und aus Verſehen erſtochen wird, hat Voltaire vom Crebillon beibehalten. Schwerlich wird ſich ein franzöſiſcher Dichter je an die eigentliche Aufgabe bei dieſem Gegenſtande wagen, nämlich den Muttermord als vorſätzlich und auf Geheiß der Götter vollbracht vorzuſtellen. Es iſt wahr, ſobald man die Klytämneſtra nicht im Trotze eines gelungenen Frevels, ſondern reuig und durch

Mutterliebe erweicht ſchildert, iſt jenes nicht mehr zu ertragen. Aber wie paßte dieß auch zu ihrem ſo beſonnenen Verbrechen? Durch ſolche Herabſtimmung in's Kleinliche geht die ganze Bedeutung des furchtbaren Beiſpiels verloren.

Wie die Franzoſen ſich überhaupt beßer auf die Römer verſtehen, als auf die Griechen, ſo ſollte man erwarten, Voltaires römiſche Stücke würden dem politiſchen Gehalt der Geſchichte beßer entſprechen, als ſeine griechiſchen der ſymboliſchen Urbildlichkeit der Mythologie. Dieß leiſtet aber nur Brutus, das früheſte und einzige verſtändig angelegte darunter. Voltaire entwarf dieß Trauerſpiel in England, er hatte aus Shakſpeares Julius Cäſar gelernt, was die Oeffentlichkeit republikaniſcher Thathandlungen auf der Bühne zu wirken vermag, und ſo wollte er gewiſſermaßen einen Mittelweg zwiſchen Corneille und Shakſpeare einſchlagen. Der erſte Aufzug eröffnet ſich majeſtätiſch; die Kataſtrophe iſt kurz aber ergreifend behandelt; die Grundſätze der ächten Freiheit ſind überall mit gediegener Beredſamkeit ausgeſprochen. Brutus ſelbſt, ſein Sohn Titus, der Geſandte des Königs und das Haupt der Verſchwörer, ſind treffend gezeichnet. Ich finde keinen Tadel daran, hier die Liebe eingewebt zu haben. Die Leidenſchaft des Titus für eine Tochter Tarquins, welche den Knoten bildet, iſt nicht unwahrſcheinlich erfunden, und fällt in ihrem Tone nicht aus den geſchilderten Sitten. Noch weniger kann ich dem Laharpe beiſtimmen, wenn er meint, Tullia ſollte ſtolz und heroiſch geſinnt ſein, ungefähr wie Emilia im Cinna, um als Gegengewicht gegen die republikaniſchen Tugenden zu dienen. Wodurch kann ein edler Jüngling leichter verführt werden, als eben durch zarte ſchüchterne Weiblichkeit? Es iſt wohl überhaupt nicht in der Natur, daß ein Weſen wie Emilia Liebe einflößt.

Cäſars Tod iſt ein verſtümmeltes Trauerſpiel; es endigt mit der vom Shakſpeare entlehnten Rede des Antonius vor Cäſars Leiche, d. h. es hat gar keinen Schluß. Und wie übel zuſammengeſtückt und verfehlt iſt es in allen ſeinen Theilen! Welche grob geſponnene und in der Eile hingepfuſchte Verſchwörung! Welch ein blödſinniger Cäſar, dem die Verſchwornen in's Angeſicht trotzen, ohne daß er etwas von ihrem Vorhaben wittert! Daß Brutus, wiewohl er weiß, Cäſar ſei ſein Vater, ja ſogleich nachdem er es erfahren, meuchelmörderiſche Hand an ihn legt, iſt greuelhaft und zugleich höchſt unrömiſch. Von Vätern, die ihre Söhne in Rom für Staatsverbrechen zum Tode verurtheilt, bietet die Geſchichte viele Beiſpiele dar; die Geſetze gaben ja den Vätern in ihrem eignen Hauſe ein unumſchränktes Recht über Leben und Tod ihrer Kinder. Die Ermordung eines Vaters aber, ſelbſt zur Rettung der Freiheit unternommen, würde den Thäter in den Augen der Römer als ein widernatürliches Ungeheuer gebrandmarkt haben. Unter welchen Ungereimtheiten die Einheit des Orts angenommen wird, fällt in die Augen. Der Angabe nach iſt der Schauplatz auf dem Capitol, hier verſchwört man ſich am hellen lichten Tage, Cäſar geht dazwiſchen aus und ein. Allein die Leute ſcheinen ſelbſt nicht recht zu wißen wo ſie ſind, denn Caſſius ruft einmal: courons au Capitole!

Dieſelben Unſchicklichkeiten finden ſich im Catilina wieder, der nur um weniges beßer iſt. Aus Voltaires Aeußerungen über die dramatiſche Behandlung einer Verſchwörung, die ich in der achtzehnten Vorleſung anführte, ließe ſich ſchon ſchließen, er habe ſich nicht darauf verſtanden, wenn es nicht einleuchtend wäre, daß das franzöſiſche Syſtem eine ächte Darſtellung dieſer Art überhaupt unmöglich macht. Nicht nur wegen der Regeln von Ort und Zeit, ſondern auch wegen der geforderten Würde des poetiſchen Ausdrucks, der ſich der genauen Erwähnung einzelner Umſtände widerſetzt, worauf doch Alles ankommt. Die Machinationen einer Verſchwörung, die Bemühungen ſie zu vereiteln, gleichen Arbeiten in unterirdiſchen Gängen, wodurch Belagerer und Belagerte einander in die Luft zu ſprengen ſuchen. Der Verſtand der Zuſchauer muß dabei beſonders in Anſpruch genommen werden, um die Kunſt der Minierer zu begreifen. Hätte Catilina und ſein Anhang nicht mehr Liſt und tiefe Verſtellung, und Cicero nicht mehr entſchloßene Klugheit aufgewandt, als ihnen von Voltaire geliehen wird, ſo hätte der eine Rom nicht in Gefahr geſetzt, und der andre es nicht gerettet. Das Stück dreht ſich immerfort auf demſelben Punkte herum, Alle ſchreien gegen einander, aber Niemand handelt, und am Ende wird die Sache wie durch Zufall und blindes Kriegsglück entſchieden. Wenn man die einfache Erzählung des Salluſtius lieſt, ſo erſcheint ſie als die ächte Poeſie des Gegenſtandes, und Voltaires Behandlung daneben als ſchülerhafte Rhetorik. Mit einer ganz andern Einſicht in den wahren Zuſammenhang menſchlicher Angelegenheiten hat Ben Jonſon die Sache aufgefaßt, von dem Voltaire viel hätte lernen mögen, den er aber nur durch Unwahrheiten zu verunglimpfen weiß.

Das Triumvirat gehört zu ſeinen anerkannt mißlungenen Unternehmungen im Alter. Es ſind endloſe Declamationen über die Achtserklärungen, dürftig durch eine leere Spiegelfechterei von Handlung aufgeſtutzt. Hier finden wir auf einer Inſel in dem kleinen Fluße Rhenus die Triumvirn ruhig in ihren Zelten ſitzend, während Ungewitter, Erdbeben und Vulkane toben; eine Julia und den jungen Pompeius wie durch Schiffbruch an den Strand geworfen, wiewohl ſie auf feſtem Lande reiſen, und was der Abgeſchmacktheiten mehr ſind. Voltaire, vermuthlich um den geringen Erfolg bei der Aufführung zu entſchuldigen, ſagt, dieß Stück ſei vielleicht im engliſchen Geſchmack. Der Himmel verhüte!

Wir kehren zu den früheren Trauerſpielen zurück, worin Voltaire zum Theil noch unverſuchte Gegenſtände auf die Bühne gebracht, und die hauptſächlich ſeinen Ruhm in der dramatiſchen Laufbahn begründet haben: Zaire, Alzire, Mahomet, Semiramis, Tancred.

Zaire wird in Frankreich als der Triumph der tragiſchen Poeſie in Darſtellung der Liebe und Eiferſucht betrachtet. Wir möchten nicht mit Leſſing behaupten, Voltaire habe ſich bloß auf den Kanzleiſtil der Liebe verſtanden. Das Gefühl redet oft bei ihm mit feuriger Stärke, wenn ſchon nicht mit jener vertraulichen Wahrheit und Naivetät, womit ein unbefangnes Herz ſich enthüllt. Allein ich vermiße an Zairens Empfindungsweiſe das orientaliſche Kolorit: im Serail erzogen, ſollte ſie als ein junges Mädchen von glühender Einbildungskraft und gleichſam in den Blumendüften des Morgenlandes berauſcht, ſich dem Gegenſtande ihrer Leidenſchaft anſchmiegen. Ihre phantaſieloſe Liebe wohnt einzig im Herzen, und wie läßt ſich das für ſolch einen Gegenſtand denken? Orosman macht zwar ſeinerſeits Anſprüche auf europäiſches Zartgefühl, aber der Tartar in ihm iſt nur überfirnißt, er bekommt häufige Rückfälle in rohes Wüthen und deſpotiſche Angewöhnungen. Hätte der Dichter wenigſtens die ihm zugeſchriebene Großmuth durch einen berühmten hiſtoriſchen Namen beglaubigt, wie wir z. B. den Saladin als einen edlen und freigeſinnten ſaraceniſchen Monarchen kennen. So aber neigt ſich alle Gunſt auf die unterdrückte chriſtliche und ritterliche Seite, und die glorreichen Namen, die ſie aufzuweiſen hat. Was iſt rührender als der königliche Märtyrer Luſignan, der biedre und fromme Nereſtan, der in tapfrer Jugend nur für die Erlöſung ſeiner Glaubensgenoßen unternehmend iſt? Die Scenen, worin ſie erſcheinen, ſind durchgehends vortrefflich, beſonders der ganze zweite Aufzug. Der Gedanke, an die Wiedererkennung einer Tochter ihre Bekehrung zu knüpfen, kann nicht genug geprieſen werden. Allein die große Wirkung dieſes Aufzuges ſchadet meines Bedünkens dem Uebrigen. Wünſcht wohl jemand im Ernſt die Verbindung Zairens mit Orosman, außer Zuſchauerinnen, denen die der Schönheit hier gezollte Huldigung ſchmeicheln mag, oder Zuſchauer, die ſelbſt noch in den Bethörungen der Jugend verſtrickt ſind? Können andre willig mitempfinden, wenn in Zairens Seele eine durch die That des Sultans ſo übel gerechtfertigte Liebe der Stimme des Blutes und den heiligſten Anforderungen der Kindespflicht, Ehre und Religion die Wage hält?

Es war ein verdienſtliches Wageſtück (ſo ſeltſame Vorurtheile herrſchten in Frankreich) in der Zaire franzöſiſche Helden aufgeführt zu haben. In der Alzire gieng Voltaire weiter, und behandelte eine noch nie unter ſeinen Landesgenoßen berührte Begebenheit der neueren Geſchichte. Wie dort ritterliche und ſaraceniſche Denkart, ſo ſtehen hier Spanier und Peruaner einander gegenüber. Die Contraſte der alten und neuen Welt haben zu dichteriſchen Schilderungen Anlaß gegeben. Wiewohl die Handlung erfunden iſt, finde ich in dieſem Stücke mehr hiſtoriſchen Gehalt, und mehr von dem, was man ſymboliſche Behandlung nennen kann, als in den meiſten franzöſiſchen Trauerſpielen. Zamor ſtellt uns den noch freien, Monteze den unterjochten Wilden vor, Gusman den Uebermuth der Eroberer, Alvarez den mildernden Einfluß des Chriſtenthums. Alzire ſteht zwiſchen dieſen ſtreitenden Elementen in der Mitte, in einem rührenden Kampfe zwiſchen der Anhänglichkeit an Vaterland, Sitte und der erſten Wahl ihres Herzens auf der einen, und neuen Banden der Ehre und Pflicht auf der andern Seite. Für Alzirens Liebe ſprechen alle menſchlichen Antriebe, welche Zaire gegen ſich hat. Der letzte Auftritt, wo der ſterbende Gusman hereingetragen wird, iſt wohlthätig erſchütternd. Die herrlichen Zeilen über den Unterſchied der Religionen, wodurch Gusman den Zamor bekehrt, ſind von einem hiſtoriſchen Zuge entlehnt: es ſind die Worte des Herzogs von Guiſe an einen Proteſtanten, der ihn ermorden wollte; aber es macht dem Dichter nicht weniger Ehre, ſie ſo angewandt zu haben. Kurz, ungeachtet der Unwahrſcheinlichkeiten in der Anlage, die ſich leicht entdecken laßen und oft gerügt worden ſind, ſcheint mir Alzire der glücklichſte Wurf und die gelungenſte unter allen Compoſitionen Voltaires.

Im Mahomet hat ſich die Unlauterkeit der Abſichten an dem Künſtler ſchrecklich gerächt. Er betheure noch ſo ſehr, er habe es nur gegen den Fanatiſmus gemeint, er hat unläugbar die Verderblichkeit des Glaubens an irgend eine Offenbarung lehren wollen, und ſich dazu Alles für erlaubt gehalten. So iſt ein Werk entſtanden, das Wirkung macht, aber eine ſchreiende peinliche Wirkung, wogegen ſich die Menſchlichkeit, die Philoſophie und der religiöſe Sinn in gleichem Grade empörtt. Voltaires Mahomet macht zwei unſchuldige Geſchwiſter, die ihn als einen Gottgeſandten kindlich anbeten, zu unbewußten Vatermördern, und dieß durch die Triebfeder einer blutſchänderiſchen Liebe, worein ſie ebenfalls durch ſeine Zulaßung unwißentlich verfallen ſind; den

Bruder, da er ihm als der verblendete Vollführer ſeines Greuelgebots die größte Ergebenheit bewieſen, belohnt er durch Gift, und ſpart die Schweſter zum Opfer ſeiner ekeln Lüſte auf. Dieſes Gewebe von Abſcheulichkeiten, dieſe kaltblutige Wolluſt an der Bosheit liegt vielleicht über die Gränzen der Menſchheit hinaus, gewiß aber über die Gränzen der poetiſchen Darſtellung, wenn auch etwas ſo Ungeheures irgend einmal im Laufe der Zeiten als Mißgeburt vorkommen ſollte. Und hievon abgeſehen, welche Entſtellung, ja Verzerrung der Geſchichte! Von ihren wundervollen Reizen hat er ſie entkleidet, an orientaliſches Kolorit iſt nicht zu denken. Mahomet war ein falſcher Prophet, aber zuverläßig ein Begeiſterter, ſonſt hätte er nicht durch ſeine Lehre die halbe Welt umgeſtaltet. Welch ein Unverſtand, ihn bloß zum kalten Betrüger zu machen! Ein einziger von den tauſend erhabenen Sprüchen des Koran würde hinreichen, um dieſe widerſinnigen Erdichtungen niederzudonnern.

Semiramis iſt aus franzöſiſchen Manieren und mißverſtandnen Nachahmungen bunt zuſammengeſtückt. Da iſt etwas Hamlet und etwas Klytämneſtra und Oreſt, aber von keinem etwas Rechtes. Die Liebe zu einem ungekannten Sohne iſt ſogar aus der Semiramis des Crebillon in dieſe übergegangen. Die Erſcheinung des Ninus iſt ein Mittelding von dem Geiſt im Hamlet und dem Schatten des Darius bei'm Aeſchylus. Daß ſie überflüßig ſei, haben ſelbſt die franzöſiſchen Kritiker eingeſehen. Leſſing hat das Geſpenſt durch Spott verſcheucht. Unter vielen Laſtern gegen die Weiſe ordentlicher Geſpenſter hat es auch dieſes an ſich, ſeine Reden entſetzlich auf Schrauben zu ſtellen, Nachdem Voltaire ſo viel gegen die Liebe an einer untergeordneten Stelle im Trauerſpiel geeifert, hat er dennoch das ſich kreuzende Doppelpaar von Verliebten, die ſogenannte partie quarrée, in dieſem Schauſpiel, welches eine ganz neue Gattung begründen ſollte, nicht los werden können.

Seit dem Cid war wohl kein franzöſiſches Trauerſpiel erſchienen, deſſen Verwicklung auf ſo reine Triebfedern der Ehre und Liebe ohne alle unedeln Einmiſchungen gebaut, und das ſo ganz der Darſtellung ritterlicher Geſinnungen geweiht wäre, als Tancred. Amenaide, auf Ehre und Leben angeklagt, verſchmäht es, ſich durch eine Erklärung zu rechtfertigen, die ihren Geliebten in Gefahr ſetzen würde; und Tancred, wiewohl berechtigt ſie für treulos zu halten, verficht ſie im Zweikampf, und hat aus Verzweiflung einen Heldentod geſucht, als ſich der unſelige Irrthum aufklärt. Von dieſer Seite iſt das Stück untadelig und des größten Lobes werth. Es wird durch andre Unvollkommenheiten geſchwächt. Der Deutlichkeit ſchadet es ſehr, daß wir den Brief ohne Ueberſchrift, der Alles verurſacht, nicht ſogleich anfangs zu hören bekommen, daß er nicht vor unſern Augen abgeſchickt wird. Die politiſchen Erörterungen im erſten Aufzuge ſind läſtig; Tancred erſcheint erſt im dritten, und man erwartet ihn mit Ungeduld, um die Scene zu beleben. Amenaidens tobende Verwünſchungen am Schluße ſind disharmoniſch mit der tiefen aber ſanften Rührung, womit die Wiedervereinigung zweier Liebenden, die ſich verkannt haben, in dem Augenblicke ihrer Trennung durch den Tod, uns überwältigt.

Man hätte es Voltairen wohl erlaßen mögen, in der früher geſchriebenen Chineſiſchen Waiſe den großen Dſchingiskan verliebt vorzuſtellen. Dieſes Schauſpiel ſollte den Titel führen ‚Die Eroberung von China nebſt Bekehrung des greulichen Tartarchans‘ u. ſ. w. Das ganze Intereſſe dreht ſich um zwei Kinder, die man nicht zu ſehen bekommt. Die Chineſen werden als die tugendhafteſten und weiſeſten aller Menſchen vorgeſtellt, und fließen über von philoſophiſchen Sittenſprüchen. Wie Corneille im Alter ſeine Perſonen ſämmtlich zu Politikern machte, ſo ſtattete Voltaire die ſeinigen mit Philoſophie aus, und bediente ſich ihrer, um ſeine Lieblingsmeinungen zu predigen. Corneilles Beiſpiel ſchreckte ihn nicht ab, als in ihm die Kraft zur Darſtellung der Leidenſchaften erloſchen war, eine Anzahl matter und verfehlter Hervorbringungen an's Licht zu fördern.

Seit Voltaire iſt die Verfaßung der tragiſchen Bühne der Franzoſen ungefähr dieſelbe geblieben. Noch iſt kein Talent aufgeſtanden, das Kraft genug gehabt hätte, die Kunſt um einen Schritt vorwärts zu führen und verjährte Vorurtheile durch den Erfolg ſiegreich zu widerlegen. Mancherlei Verſuche ſind gemacht, die ſich aber meiſtens bald an dieß, bald an jenes unter dem bisher Geleiſteten anſchließen, ohne es zu übertreffen. Die Bemühung, mehr hiſtoriſchen Umfang in die dramatiſche Darſtellung zu bringen, ſcheitert an den hergebrachten Einſchränkungen. Von den in Frankreich ſelbſt geſchehenen ſowohl theoretiſchen als praktiſchen Angriffen auf das herrſchende Regeln-Syſtem wird es am ſchicklichſten ſein, bei Ueberſicht des heutigen Zuſtandes der franzöſiſchen Bühne ein Wort zu ſagen, wenn wir erſt vom Luſtſpiele und den übrigen Nebengattungen geſprochen, da man hiedurch entweder neue Gattungen zu ſtiften, oder die Gränzſcheidungen der bisherigen als willkürlich einzureißen verſucht hat.

Zweiundzwanzigſte Vorleſung.

Franzöſiſches Luſtſpiel. Moliere. Kritik ſeiner Werke.

Daſſelbe Syſtem der Regeln und Schicklichkeiten, deſſen unvermeidlich einengenden Einfluß bei'm Trauerſpiel ich zu zeigen geſucht habe, in Frankreich auf das Luſtſpiel angewandt, mußte vielmehr vortheilhaft wirken. Denn dieſe gemiſchte Gattung hat, wie wir oben geſehen, eine unpoetiſche Seite, und ein gewiſſer, wenn auch nicht ganz weſentlicher Kunſtzwang thut dem Luſtſpiel wohl, da es bei einer allzunachläßigen Breite der Behandlung Gefahr läuft, in Abſicht auf den Bau des Ganzen in Formloſigkeit, auf die Einzelnheiten der Ausführung in alltägliche Gemeinheit hinein zu gerathen. In der franzöſiſchen wie in der griechiſchen Sprache tritt der Umſtand ein, daß einerlei Silbenmaß im Tragiſchen und Komiſchen gebraucht wird, was auf den erſten Blick befremdlich auffällt. Aber wenn uns der Alexandriner zum freien nachahmenden Ausdruck des Pathos nicht ſonderlich geeignet ſchien, ſo iſt es dagegen an ſich ſchon drollig, ein ſeiner Natur nach ſo ſymmetriſches Silbenmaß ſich den vertraulichen Wendungen des Geſprächs anſchmiegen zu hören. Die in andern Gattungen einſchränkende grammatiſche Gewißenhaftigkeit der franzöſiſchen Poeſie iſt dem Luſtſpiel völlig angemeßen, wo die Verſification nicht auf Koſten der Aehnlichkeit mit der Sprache des Umgangs erkauft werden, wo ſie den Dialog nicht durch Schwung und Würde über die Wirklichkeit erheben, ſondern ihm nur eine zierlichere Leichtigkeit ertheilen ſoll. Mir ſcheint alſo auch die Meinung gerechtfertigt, welche in Frankreich dem Luſtſpiel in Verſen eine weit höhere Achtung, als dem proſaiſchen, zugeſteht.

Ich ſuchte zu zeigen, daß die Einheiten des Ortes und der Zeit dem Weſen mancher tragiſchen Gegenſtände widerſprechen, weil eine umfaßende Handlung oft an entfernten Orten zugleich fortrückt, und große Entſcheidungen ſich nur langſam vorbereiten. Bei'm Luſtſpiel fällt dieß weg: hier ſoll die Intrigue herrſchen, deren Geſchäftigkeit Alles geſchwind zum Ziele führt, und ſo ſtellt ſich die Einheit der Zeit beinahe von ſelbſt ein. Die häuslichen und geſelligen Kreiße, in denen das Luſtſpiel ſich bewegt, ſind gewöhnlich an Einem Orte verſammelt, der Dichter braucht unſrer Einbildungskraft folglich keine Reiſen zuzumuthen: nur hätte man doch vielleicht wohl gethan, die Einheit des Ortes nicht ſo ängſtlich zu nehmen, und den Uebergang aus einem Zimmer in das andre, oder in verſchiedene Häuſer derſelben Stadt zu erlauben. Die beſonders in der ältern Zeit häufig nach den lateiniſchen Luſtſpieldichtern beibehaltene Wahl des Schauplatzes auf der Straße iſt nach unſrer Lebensweiſe meiſtens ſehr unwahrſcheinlich, und um ſo mehr zu tadeln, da ſie ſchon bei den Alten ein aus dem Bau ihrer Theater entſprungener Uebelſtand iſt.

Die franzöſiſchen Kunſtrichter und die durch ſie herrſchend gewordene Meinung erklären nur einen einzigen ihrer Luſtſpieldichter, den Moliere, für klaſſiſch, und alles ſeitdem

Geleiſtete wird nur als mehr oder weniger unvollkommene Annäherung an dieſes vermeintlich unübertreffliche, ja unerreichbare Muſter geſchätzt. Wir werden alſo zuvörderſt dieſen Stifter des franzöſiſchen Luſtſpiels charakteriſieren, und alsdann einen kurzen Abriß von deſſen fernerer Bearbeitung geben.

Moliere hat Werke in ſo verſchiedenen Gattungen und von ſo verſchiedenem Werthe hervorgebracht, daß man kaum denſelben Urheber darin wieder erkennen ſollte; und doch wird gewöhnlich, wenn man von ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeinen Verdienſten um die Fortſchritte der Kunſt redet, Alles auf einen Haufen zuſammen geworfen.

In geringem Stande geboren und erzogen, genoß er den Vortheil, das bürgerliche Leben aus eigner Erfahrung kennen zu lernen, und machte ſich die Fertigkeit zu eigen, niedrige Sprecharten nachzuahmen. Nachher, als ihn Ludwig der Vierzehnte in ſeine Dienſte nahm, hatte er Gelegenheit, wiewohl von einer untergeordneten Stelle aus, den Hof in der Nähe zu beobachten. Er war ein Schauſpieler, und zwar, wie es ſcheint, beſonders im übertreibenden und poſſenhaften Komiſchen ſtark; ſo wenig von Vorurtheilen perſönlicher Würde eingenommen, daß er ſich allen Bedingungen unterzog, welche dieß mit ſich brachte, und immer bereit war, die auf der Bühne damals ſo häufigen Stockſchläge auszutheilen oder zu empfangen. Ja ſein mimiſcher Eifer gieng ſo weit, daß er als der wirkliche Kranke in der Vorſtellung des eingebildeten ſeinen Geiſt aufgab, und im eigentlichen Sinne ein Märtyrer fremden Gelächters wurde. Sein Gewerbe war, allerlei luſtige Ergötzungen für den Hof auszuſinnen, und zur Erholung von Staatsgeſchäften oder Kriegsunternehmungen „den größten König der Welt“ zum Lachen zu bringen. Man ſollte denken, bei der gefeierten Rückkehr von einem glorreichen Feldzuge hätte dieß auf eine feinere Art geſchehen können, als durch Darſtellung der ekelhaften Zuſtände eines eingebildeten Kranken; allein Ludwig der Vierzehnte nahm es nicht ſo genau: er war mit den Bemühungen ſeines von ihm beſchützten Luſtigmachers ſehr wohl zufrieden, und tanzte ſogar zuweilen in deſſen Balletten in höchſteigner Perſon mit. Genug, dieſe äußere Lage Molieres war Urſache, daß viele ſeiner Arbeiten als bloße Gelegenheitsſtücke auf höheren Befehl entſtanden ſind, und auch das Gepräge davon an ſich tragen. Ohne außer Frankreich gereiſt zu ſein, hatte er Gelegenheit, die Lazzis der welſchen komiſchen Masken auf dem italiäniſchen Theater zu Paris kennen zu lernen, wo abwechſelnd mit franzöſiſchen geſchriebnen Scenen improviſiert ward; an den ſpaniſchen Luſtſpielen ſtudierte er die ſinnreichen Verwickelungen der Intrigue; Plautus und Terenz lehrten ihn das Salz des attiſchen Witzes, den ächten Ton komiſcher Sittenſprüche und feinere Charakteriſtik kennen. Alles dieß verwendete er mit mehr oder weniger Geſchick zu ſeinem augenblicklichen Gebrauch, und zog noch allerlei ſeiner Kunſt fremde Mittel herbei, um ſein Schauſpiel recht bunt aufzuputzen: die allegoriſchen Aufzüge der Opern-Prologe, muſikaliſche Intermezzos, worin er ſogar italiäniſche und ſpaniſche National-Muſik mit Texten in ihrer eignen Sprache anbrachte; bald prächtige, bald groteske Ballette, ja zuweilen bloße Luftſpringereien. Von Allem wußte er Vortheil zu ziehen: der ſeinen Stücken widerfahrne Tadel, die fehlerhaften Manieren mitwerbender Schauſpieler, von ihm ſelbſt und ſeiner Geſellſchaft täuſchend nachgeäfft, ja die Verlegenheit, nicht ſo ſchnell als es der König verlange, eine theatraliſche Unterhaltung herbeiſchaffen zu können, wurden für ihn ein Stoff der Beluſtigung. Seine aus dem Spaniſchen entlehnten Stücke, ſeine bloß für die Schauluſt eingerichteten Paſtoralen und Tragikomödien, und außerdem noch drei bis vier eigentliche und zwar verſificierte, alſo ſorgfältiger ausgearbeitete Luſtſpiele aus ſeiner frühern Zeit geben die Kritiker ohne weiteres Preis. Aber auch in den Poſſenſpielen mit oder ohne Ballette und Intermezzos, worin das übertreibende Komiſche und oft das ſelbſtbewußte und willkürliche der Luſtigmacherei vorwaltet, hat Moliere zwar eine unerſchöpfliche gute Laune bewährt, vortreffliche Späße verſchwenderiſch ausgeſtreut, und mit kecken und derben Strichen ergötzliche Caricaturen gezeichnet; jedoch alles dieß iſt ſchon vielfältig vor ihm geleiſtet worden, und ich kann nicht einſehen, wodurch er in dieſem Fache einzig und als ein ganz origineller Kunſtſchöpfer daſtehen ſoll. Iſt z. B. der prahleriſche Officier des Plautus in der groteſken Charakteriſtik etwa weniger verdienſtlich, als der bürgerliche Edelmann? Wir werden ſogleich in der Kürze prüfen, ob Moliere die ganz oder theilweiſe vom Plautus und Terenz entlehnten Stücke wirklich verbeßert hat. Wenn wir es uns dabei gegenwärtig erhalten, daß wir an dieſen Lateinern nur einen abgeſchwächten oder verfärbten Widerſchein des attiſchen Luſtſpiels haben, ſo wird ſich daraus beurtheilen laßen, ob er im Stande geweſen ſein würde, deſſen Meiſter zu meiſtern, falls ſie auf uns gekommen wären. Viele ſeiner Erfindungen ſind mir als erborgt verdächtig, und ich bin überzeugt, die Quelle würde ſich nachweiſen laßen, wenn man die Alterthümer der poſſenhaften Litteratur durchſuchte. (Der gelehrte Tiraboſchi, Storia della letteratura italiana. Lib. III. §. XXV., bezeugt dieß in ſehr ſtarken Ausdrücken: „Moliere", ſagt er, „hat die italiäniſchen Komiker ſo ſehr benutzt, daß, wenn

„man ihm Alles nehmen wollte, was er von andern genom„men, die Bände ſeiner Luſtſpiele um Vieles zuſammen„ſchmelzen würden.“) Andere liegen ſo nahe, ſind ſo oft genutzt und abgenutzt, daß ſie gewiſſermaßen für ein komiſches Gemeingut gelten können. So iſt die Scene im eingebildeten Kranken, wo die Liebe der Frau durch den verſtellten Tod des Mannes auf die Probe geſtellt wird, ein uralter Schwank, den unſer ehrlicher Hans Sachs luſtig genug behandelt hat. Ich weiß nicht, ob es ſchon bemerkt worden, daß der Gedanke, welcher die Grundlage der gezwungenen Heirat ausmacht, von Rabelais entlehnt iſt. Bei dieſem ſtellt Panurg eben ſo eine Berathſchlagung über ſeinen künftigen Eheſtand an, und erhält auch vom Pantagruel eben ſo ſkeptiſche Antworten, wie dort Sganarell von dem zweiten Philoſophen. Man hat eine Aeußerung von Moliere, nach welcher er über das Plagiat eben nicht gewißenhaft geſinnt war. Bei den Verhältniſſen ohne Würde, worin er lebte, und worin Alles ſo ſehr auf einen blendenden Schein berechnet war, daß ihm nicht einmal ſein Name von Rechts wegen gehörte, darf uns dieß um ſo weniger Wunder nehmen.

Wo Moliere ſich in den poſſenhaften Stücken auch nicht an fremde Erfindung anlehnt, hat er ſich doch ausländiſche komiſche Manieren, beſonders die der italiäniſchen Buffonerie zu eigen gemacht. Er wollte eine Art von maſkenhaften Charakteren ohne Maſken einführen, die mit denſelben Namen wiederkommen. Sie haben aber nie recht einheimiſch in Frankreich werden wollen, weil der biegſame, die jedesmal geltende Sitte nachahmende franzöſiſche National-Charakter ſich nicht mit jener barocken Originalität im Aeußern verträgt, welcher ſich wunderliche Individuen bei andern Völkern ſorglos überlaßen, wo der geſellige Ton nicht Alles überein modelt. Da man den Sganarellen, Maſcarillen, Scapins und Criſpins ihre Tracht hat laßen müßen, damit ſie nicht alle Haltung verlören, ſo ſind ſie jetzt vollends auf der Bühne veraltet. Ueberhaupt neigt ſich der franzöſiſche Geſchmack wenig zum ſelbſtbewußten, luſtig übertreibenden, und alsdann willkürlich werdenden Komiſchen, weil dieſe Gattungen mehr die Phantaſie, als den Verſtand anſprechen. Wir wollen dieß gar nicht tadeln, noch über die Rangordnung der Gattungen ſtreiten. Die Geringſchätzung der eben genannten kann vielleicht zu deſto vorzüglicherem Gedeihen des Komiſchen der Beobachtung ausſchlagen. In der That haben die franzöſiſchen Luſtſpieldichter darin viel Feines und Geiſtreiches geleiſtet; Molieres großes Verdienſt wird darein geſetzt, und es iſt gewiß ſehr hervorſtechend. Es fragt ſich nur, ob es von der Art iſt, daß es die franzöſiſchen Kunſtrichter berechtigt, gegen ein halbes Dutzend ſogenannter regelmäßiger Luſtſpiele von Moliere den geſammten Vorrath aller andern Nationen an fein charakteriſchen Darſtellungen ſo unendlich tief herabzuwürdigen, wie ſie thun, und ihn als das komiſche Genie ohne Gleichen aufzuſtellen.

Wenn die Franzoſen ſchon in den Lobeserhebungen auf ihre Tragiker aus National-Eitelkeit und Unbekanntſchaft mit fremden Geiſteswerken ſehr übertrieben ſind, ſo überbieten ſie ſich vollends im Preiſen Molieres auf eine Weiſe, die aus allem Verhältniſſe mit dem Gegenſtande heraustritt. Voltaire nennt ihn den Vater des ächten Luſtſpiels, und für Frankreich kann man dieß gelten laßen. Nach Laharpe ſind Moliere und das Luſtſpiel zwei gleichbedeutende Namen, er iſt der erſte aller Moral-Philoſophen, ſeine Werke ſind die Schule der Welt. Chamfort nennt ihn den liebenswürdigſten Lehrer der Menſchheit ſeit dem Sokrates, und meint, Julius Cäſar, der den Terenz einen halben Menander nannte, würde den Menander einen halben Moliere genannt haben. Ich zweifle.

Welche Art von Moral überhaupt vom Luſtſpiel zu erwarten ſteht, habe ich weiter oben gezeigt: es iſt angewandte Sittenlehre, Lebenskunſt. Dieſe betreffend enthalten Molieres höhere Luſtſpiele viele glücklich ausgedrückte und treffende Bemerkungen, die immer noch anwendbar ſind; andere ſind mit der Einſeitigkeit ſeiner perſönlichen Meinungen oder der geltenden ſeines Zeitalters behaftet. In dieſem Sinne war ſchon Menander ein philoſophiſcher Komiker, und wir dürfen wohl dreiſt ſeine übrig gebliebenen Sittenſprüche wenigſtens neben die des Moliere ſtellen. Allein aus bloßen Sentenzen baut man kein Luſtſpiel zuſammen. Der Dichter ſoll ein Moraliſt ſein, aber ſeine Perſonen ſollen darum nicht beſtändig moraliſieren. Hierin ſcheint mir Moliere das Maß überſchritten zu haben: er giebt uns in weitläuftigen Erörterungen das Für und Wider der dargeſtellten Charaktere; ja er läßt dieſe zum Theil in Grundſätzen beſtehen, welche die Perſonen ſelbſt gegen die Einwendungen Andrer durchfechten. Hier bleibt nichts zu errathen übrig, und doch beſteht die größte Feinheit bei'm Komiſchen der Beobachtung darin, daß ſich die Charaktere unbewußter Weiſe durch Züge kund geben, die ihnen unwillkürlich entſchlüpfen. Zu dieſer Gattung des Komiſchen gehört die Weiſe, wie Oront ſein Sonett anbringt, wie Orgon die Nachrichten vom Befinden des Tartüſſe und ſeiner Frau anhört, wie Vadius und Triſſotin ſich entzweien; aber ganz und gar nicht gehören zu ihr die endloſen Abhandlungen des Alceſt und Philint über das richtige Benehmen bei der Falſchheit und Verderbtheit der Welt. Sie ſind ernſthaft, können dennoch nicht als den

Gegenſtand erſchöpfend befriedigen, und da es Geſpräche ſind, wo die Perſonen am Ende auf demſelben Punkte ſtehen, wie zu Anfange, ſo fehlt ihnen die nöthige dramatiſche Bewegung. Solche gegenſeitige Erörterungen, die zu nichts führen, ſind in allen am meiſten bewunderten Stücken Molieres häufig; nirgends mehr als im Miſanthropen. Darum ſchleicht die Handlung ſo ſehr, die überdieß nur dürftig erfunden iſt, und, einige Scenen von leichter Beweglichkeit ausgenommen, ſind es förmlich eingeleitete Unterredungen, deren Stockung nur durch die auf die Einzelnheiten des Verſes und Ausdrucks verwendete Kunſt verkleidet werden kann. Mit einem Worte, dieſe Stücke ſind zu didaktiſch, zu ausdrücklich belehrend, ſtatt daß der Zuſchauer nur beiläufig, und als legte man es nicht darauf an, belehrt werden ſollte.

Ehe wir von den ganz eignen und als Meiſterwerken anerkannten Hervorbringungen des Dichters im Einzelnen reden, noch einige Bemerkungen über ſeine Nachbildungen der lateiniſchen Komiker.

Der berühmteſte darunter iſt der Geizige. Leider ſind die Handſchriften der Aulularia des Plautus am Schluße verſtümmelt; doch findet ſich auch ſo noch genug daran zu bewundern. Moliere hat nur einige Scenen und Einfälle daraus übertragen, die Anlage des Ganzen iſt bei ihm durchaus verſchieden. Bei'm Plautus iſt ſie ſehr einfach: ſein Geiziger hat einen Schatz gefunden, den er ängſtlich hütet und geheim hält. Die Bewerbung eines begüterten Hageſtolzen um ſeine Tochter erregt ihm ſchon Verdacht, man wiße um ſeinen Reichthum. Die Zurüſtungen zur Hochzeit führen fremde Bediente und Köche in ſein Haus, er hält den Goldtopf nicht mehr für ſicher, und verſteckt ihn auswärts, was dem auf Kundſchaft von der Tochter ausgeſandten

Sklaven ihres Liebhabers Gelegenheit giebt, ihn zu ſtehlen. Ohne Zweifel wird der Dieb ihn nachher haben herausgeben müßen, ſonſt hätte das Stück allzu traurig mit den Wehklagen und Verwünſchungen des Alten geendigt. Der Knoten des Liebeshandels löſt ſich leicht: der junge Mann, der ſich zu früh die Rechte des Eheſtandes herausgenommen, iſt Neffe des Bräutigams, und dieſer tritt alſo willig zurück. Alle Vorfälle dienen nur dazu, den Geizigen durch eine Reihe geſteigerter Aengſtigungen hindurch zu führen, worin ſich ſeine unſelige Leidenſchaft entfaltet. Moliere ſetzt dagegen, ohne dieſen Zweck zu erreichen, eine verwickelte Maſchine in Bewegung. Hier haben wir einen Liebhaber der Tochter, der, als Bedienter verkleidet, dem Geize des Alten ſchmeichelt; einen verſchwenderiſchen Sohn, der um die Braut ſeines Vaters wirbt; dann vermittelnde Bediente, einen Wucherer, und am Ende noch eine Wiedererkennung. Der Liebeshandel iſt in ſeiner Alltäglichkeit ſchwerfällig ausgeſponnen, man verliert darüber verſchiedentlich den Harpagon ganz aus den Augen. Einige Auftritte von gutem komiſchen Gehalt ſind doch nur untergeordnet, und gehen nicht mit künſtleriſcher Nothwendigkeit aus der Sache ſelbſt hervor. Moliere hat gleichſam alle Arten des Geizes auf Eine Perſon zuſammengehäuft, und doch iſt der Geizige, der einen Schatz vergräbt, und der, welcher auf Pfänder leiht, ſchwerlich derſelbe. Harpagon hungert ſeine Kutſchpferde aus: warum hat er überhaupt welche? Dieß kommt nur einem Manne zu, der mit unverhältnißmäßig geringem Aufwande das Anſehn eines gewiſſen Ranges behaupten will. Die komiſche Charakteriſtik wäre geſchwind zu Ende, wenn es wirklich nur einen einzigen Charakter des Geizigen gäbe. Die wichtigſte Abweichung des Moliere vom Plautus iſt die, daß dieſer ſchlechthin einen Schatzhüter, jener ſeinen Geizigen verliebt ſchildert. Ein verliebter Alter iſt an ſich lächerlich, ein geängſteter Geiziger iſt es auch. Es iſt leicht einzuſehen, daß es grelle Contraſte zu Wege bringt, wenn man dem Geize, der einen Menſchen abſondert und in ſich ſelbſt verſchließt, eine mittheilſame und freigebige Leidenſchaft, die Liebe, beifügt. Gewöhnlich aber iſt der Geiz ein gutes Verwahrungsmittel gegen das Verliebtwerden. Wo iſt nun feinere Charakteriſtik, und weil man doch hierauf beſonders pocht, mehr ſittliche Belehrung zu finden, bei'm Plautus oder bei'm Moliere? Den Harpagon können ein Geiziger und ein verliebter Alter vorſtellen ſehn, und beide mit ſich zufrieden aus dem Schauſpielhauſe weggehen, indem der Geizige zu ſich ſelbſt ſagt „Ich bin wenigſtens nicht verliebt," und der verliebte Alte „Ich bin wenigſtens nicht geizig." Das höhere Luſtſpiel ſtellt die Narrheiten dar, die, wie auffallend ſie auch ſein mögen, doch im gewöhnlichen Lauf der Dinge liegen; was nur als ſeltſame Ausnahme, als eine Mißgeburt der Verkehrtheit denkbar iſt, fällt dem willkürlich übertreibenden Poſſenſpiel anheim. Deswegen iſt ſeit Moliere, und war es ohne Zweifel längſt vor ihm, der verliebte geizige Alte ein eigentlicher Gemeinplatz der italiäniſchen Maſken-Komödie und Opera buffa, wohin er auch, die Wahrheit zu ſagen, gehört. Mit ungemeiner Kunſtloſigkeit hat Moliere das Hauptereigniß, den Diebſtahl der Geldkiſte, behandelt. Ganz zu Anfange iſt Harpagon in einer vom Plautus entlehnten Scene argwöhniſch, ein Bedienter möchte ſeinen Schatz geſpürt haben. Nachher vergißt er ihn vier Aufzüge hindurch, es iſt auch ſonſt nicht die Rede davon, und der Zuſchauer fällt wie aus den Wolken, wenn der Bediente plötzlich das geſtohlne Käſtchen hereinträgt, denn es wird nirgends erklärt, wie er den ſo ſorgſam verheimlichten Schatz hat auswittern können. Dieß heißt weder vorbereiten noch richtig auflöſen. Das iſt eben das Sinnreiche im Plautus, daß die übertriebene Aengſtlichkeit des Alten für ſeinen Goldtopf und alles was er thut, um ihn zu retten, deſſen Verluſt verurſacht. Der unterirdiſche Schatz iſt immer unſichtbar gegenwärtig, er iſt gleichſam der böſe Geiſt, der ſeinen Hüter bis zum Wahnſinne umhertreibt. Darin liegt eine ganz anders eindringende Sittenlehre. In dem Monolog Harpagons nach dem Diebſtahl hat der neuere Dichter nur unglaubliche Ueberladungen hinzugefügt. Das beibehaltene Hinausrufen in's Parterre, um den Dieb zu entdecken, was, gut geſpielt, ſo große Wirkung macht, iſt ein aus der ariſtophaniſchen Gattung übrig gebliebener Zug, und kann uns ihre beluſtigende Kraft anſchaulich machen.

Der Amphitryo iſt faſt nur eine freie Nachahmung des lateiniſchen Originals. Die ganze Anlage und Folge der Scenen iſt beibehalten. Von Molieres Erfindung iſt die Zofe als Frau des Soſia. Es iſt ſinnreich, daß den Ehegeſchichten des Herrn die des Bedienten als Parodie entgegengeſtellt werden, und es giebt zu artigen Erörterungen Anlaß, wie Soſia herausbringt, daß ihn während ſeiner Abweſenheit nicht ein ähnlicher häuslicher Segen betroffen, wie den Amphitryo. Die anſtößige Derbheit der alten Göttergeſchichte iſt, ſo fern es unbeſchadet der Keckheit thunlich war, in's Feine gebracht, und überhaupt die Ausführung ſehr zierlich. Das Irrewerden der Perſonen an ſich ſelbſt über ihre Verdoppelung iſt mit einer gewiſſen komiſchen Metaphyſik ergründet: die Betrachtungen des Soſia über ſeine verſchiednen Ich, die einander ausgeprügelt haben, können in der That unſern heutigen Philoſophen zu denken geben.

Die mißrathenſte unter Molieres Nachahmungen der Alten iſt die des Phormio in den Betrügereien des Scapin. Die ganze Verwickelung iſt aus dem Terenz entlehnt, und mit der Zuthat noch einer Wiedererkennung, außer der, die ſich vorfand, gut oder übel neueren Sitten angepaßt, oder vielmehr hineingezwängt. Freilich hat auch der Dichter dieſe Verwickelung nur ſo in der Eile abgefertigt und recht nachläßig hingepfuſcht. Scapins Streiche, denen zu lieb ſie bei Seite geſchoben wird, nehmen den erſten Platz ein: es fragt ſich, ob ſie ihn verdienen. Der griechiſche Phormio, ein Menſch, der, um mit jungen Geſellen zu ſchmauſen, ſie ſich durch allerlei gewagte Kniffe verbindlich macht, iſt ein anmuthiger und beſcheidner Schelm; Scapin gerade das Gegentheil. Er hätte nicht Urſache, ſo viel mit ſeinen Spitzbübereien zu prahlen: ſie ſind ſo albern angelegt, daß ſie billig nicht hätten gelingen ſollen. Der hirnloſeſte Blödſinn der beiden Alten reicht kaum hin, es glaublich zu machen, daß ſie ohne alle Schwierigkeit in eine ſo handgreifliche, grob geſponnene Schlinge hineingehn. So iſt es auch bis zur Abgeſchmacktheit unwahrſcheinlich, daß Zerbinette, die als Zigeunerin wohl wißen muß, wie man Spitzbübereien geheim zu halten hat, auf die Straße läuft, und dem erſten beſten Unbekannten, der dann Geront ſelbſt iſt, die durch Scapin am Geront verübte Betrügerei erzählt. Die Poſſe mit dem Sacke, wo Scapin den Geront hineinkriechen läßt, ihn davon trägt, und wie mit fremder Hand ausprügelt, iſt vollends ein ungehöriger Auswuchs. Boileau hat deswegen Molieren mit Grund vorgeworfen, er habe ohne Scham den Terenz mit dem Tabarin (dem Spaßmacher eines Marktſchreiers) verbunden. In der That hat Moliere hier einmal, nicht den welſchen Maſken, das iſt oft geſchehen, ſondern den Pagliaſſen der Seiltänzer und Luftſpringer ihre Streiche abgeborgt.

Man muß es nicht aus der Acht laßen, daß die Betrügereien des Scapin eines der ſpäteſten Werke des Dichters ſind. Dieſes und verſchiedne andre aus derſelben Zeit, als Herr von Pourceaugnac, die Gräfin von Eſcarbagnas, und ſelbſt das letzte, der eingebildete Kranke, beweiſen genugſam, daß er mit dem Fortgange der Jahre nicht an künſtleriſcher Reife des Geiſtes zunahm, die ihm dergleichen loſe Arbeiten hätte verleiden müßen, und daß er manchmal etwas leichtſinnig für den Augenblick hinwarf, wann er wohl Muße gehabt hätte, die Nachwelt zu bedenken. Wenn er ſich zuweilen ſtrengeren Geſetzen unterwarf, ſo verdanken wir es mehr ſeinem Ehrgeiz und der Lüſternheit, auch mit unter die klaſſiſchen Schriftſteller des goldnen Zeitalters gezählt zu werden, als einem innern immer wachſenden Triebe nach auserleſener Vortrefflichkeit.

Jene oben erwähnten hohen Anſprüche der franzöſiſchen Kunſtrichter für ihren Liebling gründen ſich hauptſächlich auf die Frauenſchule, Tartüffe, den Miſanthropen und die gelehrten Frauen: Stücke, die allerdings mit großem Fleiß ausgearbeitet ſind. Wir bevorworten es ausdrücklich, daß wir das Urtheil über die einzelnen Schönheiten der Sprache und des Versbaues ganz und gar den einheimiſchen Kennern überlaßen. Dieſe Vorzüge ſind an einem Schauſpiele immer nur ein untergeordnetes Erforderniß, und die ungebührliche Wichtigkeit, die man in Frankreich darauf legt, wie ein Stück geſchrieben und verſificiert iſt, hat unſers Bedünkens auch im Tragiſchen der freien Entwickelung anderer weſentlicherer Beſtandtheile der dramatiſchen Kunſt Abbruch gethan. Unſre Einwendungen werden nur auf den Geiſt und die Anlage dieſer Luſtſpiele im Ganzen gehen.

Das früheſte darunter, die Frauenſchule, ſcheint mir auch das vorzüglichſte: es hat am meiſten heitre Laune, raſchen Fortſchritt und komiſche Kraft. Die Erfindung, daß ein Mann, der ſchon über die Jahre zum Heiraten hinaus iſt, ein junges Mädchen geflißentlich zur Einfalt erzieht, um ſie ſich treu zu erhalten, und daß dieß gerade zum Gegentheil ausſchlägt, war nicht neu: noch kurz vor Moliere hatte ſie Scarron nach einer ſpaniſchen Novelle erzählend behandelt. Aber es war ein glücklicher Gedanke, dieſen Stoff für die Bühne zu bearbeiten, und die Ausführung iſt muſterhaft. Hier ſehen wir eine wirkliche und ſehr anziehende Verwickelung, keine ſtillſtehenden Erörterungen; Alles iſt gediegen aus Einem Stück, ohne fremde Hebel und zufällige Einmiſchungen, bis auf die etwas willkürliche Auflöſung vermittelſt einer Wiedererkennung. Die naiven Geſtändniſſe und unſchuldigen Liſten der Agnes ſind voller Anmuth; ſie bilden nebſt den unbeſonnenen Vertraulichkeiten des jungen Liebhabers gegen ſeinen unbekannten Nebenbuhler, und der verbißnen Wuth des Alten über beides, eine Reihe komiſcher Auftritte von der ergötzlichſten und zugleich feinſten Gattung.

Nur als ein Beiſpiel, wie wenig die Verletzung gewiſſer Wahrſcheinlichkeiten dem Vergnügen Eintrag thut, bemerken wir, daß ſich Moliere in Abſicht auf die Wahl des Schauplatzes große Freiheiten genommen hat. Wir wollen es nicht rügen, daß Arnolph ſich mit Agneſen, die er doch ſo ſehr eingeſchloßen hält, häufig auf der Straße oder einem offnen Platze unterredet. Aber wenn Horaz den Arnolph als den Freier ſeiner Geliebten nicht kennt und ihm Alles verräth, ſo iſt dieß nur zuläßig, weil Arnolph bei ihr einen andern Namen führt. Horaz ſollte alſo den Arnolph in ſeinem eignen weit entlegenen Hauſe aufſuchen, nicht vor der Thür der Geliebten, wo er ihn immer trifft, ohne Argwohn daraus zu ſchöpfen. Warum rechnen alſo die franzöſiſchen Kunſtrichter dergleichen Wahrſcheinlichkeiten in der dramatiſchen Kunſt ſo hoch an, da ſie doch werden eingeſtehen müßen, daß ihre beſten Meiſter ſie nicht immer beobachtet haben?

Tartüffe iſt ein treffendes Gemälde der frömmelnden Heuchelei, jedermann zur Warnung aufgeſtellt; es iſt eine vortreffliche ernſthafte Satire, aber, einzelne Scenen ausgenommen, iſt es eben kein Luſtſpiel. Von der Auflöſung haben die Meiſten eingeſtanden, ſie ſei ſchlecht, weil ſie durch einen fremden Hebel bewirkt wird. Sie iſt es auch deswegen, weil die Gefahr des Orgon, von Haus und Hof gejagt und in's Gefängniß geworfen zu werden, gar nicht eine ſolche Verlegenheit iſt, wie er ſie wohl durch ſein blindes Zutrauen verdient hätte. Hier kommt die ernſthafte Abſicht des Werkes ganz zum Vorſchein, und die Lobrede auf den König iſt eine Zueignung, wodurch der Dichter ſich im Stücke ſelbſt dem Schutze Sr. Majeſtät bei den zu beſorgenden Verfolgungen der falſchen Frömmler unterthänigſt empfiehlt.

In den gelehrten Frauen hat ebenfalls der Spott über den Scherz die Oberhand, die Handlung iſt unbedeutend und im geringſten nicht anziehend, die Auflöſung nach Molieres Art fremdartig und willkürlich herbeigeführt. Doch dieſe techniſchen Unvollkommenheiten könnte man dem ſatiriſchen Gehalt zu lieb entſchuldigen. In Abſicht auf dieſen aber iſt die Darſtellung vermöge einer einſeitigen Richtung parteiiſch. Es kann dem komiſchen Dichter nicht zugemuthet werden, daß er immer neben einer Narrheit die entgegengeſetzte vernünftige Geſinnung aufſtelle, vielmehr möchte er dadurch den Zweck der Belehrung allzu methodiſch kund geben. Zwei entgegengeſetzte Narrheiten laßen ſich neben einander gleich lächerlich ſchildern. Moliere hat hier die Ziererei einer falſchen Geſchmacksbildung und die Aufgeblaſenheit eines leeren Wißens verſpottet. Stolz auf eigne Unwißenheit und Geringſchätzung aller höheren Bildung verdienen es nicht weniger, und doch ſtreift das, was in dieſem Luſtſpiel als die richtige Denkart geſchildert wird, ganz nahe daran hin. Alle vernünftigen Perſonen des Stücks, der Hausvater und ſein Bruder, der Liebhaber und die Tochter, ja ſogar die ungrammatiſche Magd, wißen ſich etwas mit dem, was ſie nicht ſind, nicht haben, nicht wiſſen, und nicht zu ſein, zu haben, zu wißen ſuchen. Die beſchränkten Lehren des Chryſale über die weibliche Beſtimmung, die des Klitander über den geringen Nutzen der Gelehrſamkeit, ſo wie anderswo die Aeußerungen über das Maß von Bildung und Kenntniſſen, das für einen Mann von Stande ſchicklich ſei, waren allem Anſehen nach Molieres eigne Meinungen. Es läßt ſich darin eine Ader von einer gewiſſen Kammerdiener-Moral ſpüren, die auch über manche andre Punkte bei ihm zum Vorſchein kommt. Man kann ſie leicht aus ſeiner Erziehung und Lage begreifen, aber ſie gab ihm ſchwerlich Beruf dazu, der Lehrer der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein. Daß Triſſotin am Ende durch niedrigen Eigennutz beſchimpft wird, iſt gehäßig, da unter ſeiner Perſon ein wirklicher noch lebender Gelehrter gemeint und ſogar der Name nur leicht verkleidet war. Schriftſtelleriſche Eitelkeit bewahrt wohl eher vor dieſem Fehler: für den Eigennutz ohne Ehrgefühl giebt es erſprießlichere Laufbahnen, als die eines Schriftſtellers.

Der Miſanthrop, der, wie man weiß, anfangs kalt aufgenommen ward, iſt noch weniger luſtig, als die beiden vorhergehenden Stücke; die Handlung rückt noch weniger, oder vielmehr es iſt gar keine darin, und die dürftigen Vorfälle, welche der dramatiſchen Bewegung nur ſcheinbar das Leben friſten, der Zwiſt mit Oront über das Sonett, und deſſen Schlichtung, die Entſcheidung des Proceſſes, wovon man immer nur hört, die Entlarvung der Celimene durch die Eitelkeit der beiden Marquis und durch die Eiferſucht Arſinoens, dieſe Vorfälle hängen nicht unter einander zuſammen. Deſſen ungeachtet iſt dieſe Anlage des Ganzen nicht einmal wahrſcheinlich. Es iſt auf ergründende Schilderung eines Charakters abgeſehen: ein Charakter offenbart ſich aber noch weit mehr in ſeinen Verhältniſſen zu Andern, als unmittelbar. Wie kommt Alceſt dazu, im Philint einen Freund gewählt zu haben, deſſen Geſinnungen den ſeinigen ſchnurſtracks entgegengeſetzt ſind? Wie kommt er dazu, in eine Coquette verliebt zu ſein, die durchaus nichts Liebenswürdiges hat, und bloß durch ihre böſe Zunge unterhält? Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß an dieſer Celimene kein gutes Haar iſt. Bei einem Charakter wie der des Alceſt iſt die Liebe kein flüchtiger Sinnenreiz, ſondern ein ernſtes Gefühl, aus dem Bedürfniß wahrer Vereinigung der Gemüther entſprungen. Sein Unwille gegen ſchmeichleriſche Falſchheit und hämiſche Verläumdung, woran es Celimene niemals fehlen läßt, brauſt ſo unhaltſam auf, daß der erſte Augenblick des Umgangs Alceſten für immer von ihr hätte entfernen müßen. Endlich iſt die Darſtellung zweideutig, und das iſt noch ihr größter Fehler. Die Gränze, bis wohin Alceſt Recht und wo er Unrecht haben ſoll, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein, und ich fürchte, der Dichter hat hierin ſelbſt nicht klar geſehen. Schildert er doch den Philint mit ſeinen kahlen Entſchuldigungen des Weltlaufes und ſeiner ſchlaffen Nachgiebigkeit überall als den verſtändigen und liebenswürdigen Mann. Alceſt hat verzweifelt Recht gegen die ſaubre Celimene, und nur Unrecht in ſeiner unbegreiflichen Schwäche gegen ſie; er hat Recht in ſeinen Klagen über die Verderbniß der geſelligen Verfaßung; Niemand ſtreitet ihm wenigſtens die Thatſachen ab, die er anführt. Er hat Unrecht, ſeine Geſinnungen ſo heftig und unberufen zu äußern; aber da er einmal die zu friedlichem Auskommen erforderliche Verſtellung nicht über ſich gewinnen kann, ſo hat er vollkommen Recht, die Einſamkeit dem Leben in der Welt vorzuziehen. Rouſſeau hat dieſe Zweideutigkeit des Stückes ſchon gerügt, vermöge deren das Achtungswürdige ſelbſt lächerlich gemacht zu werden ſcheint. Sein Urtheil war nicht ganz unbefangen, denn ſein eigner Charakter und ſein Benehmen gegen die Welt hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem des Alceſt; überdieß verkennt er das Weſen der dramatiſchen Darſtellung, und verwirft ſie nach Beiſpielen einer zufälligen falſchen Richtung.

So ſteht es um die geprieſene Moralphiloſophie des Moliere in ſeinem angeblichen Meiſterſtück. Nach allem Obigen halte ich mich berechtigt, gegen die herrſchende Meinung zu urtheilen, daß es Molieren mit dem derben hausbacknen Komiſchen am beſten gerieth, und daß ihn ſein Talent wie ſeine Neigung ganz für die Poſſen hätte entſcheiden ſollen, dergleichen er auch bis an das Ende ſeines Lebens ſchrieb. Zu ſeinen ernſthafteren Stücken in Verſen ſcheint er immer einen Anlauf genommen zu haben: man ſpürt etwas Zwanghaftes in der Anlage und Ausführung. Sein Freund Boileau theilte ihm vermuthlich ſeine Anſicht von einem korrekten Spaß, von einem gravitätiſchen Lachen mit, und ſo entſchloß ſich Moliere nach dem Carnaval ſeiner Poſſen zuweilen zu der Faſten-Diät des regelmäßigen Geſchmacks, und verſuchte mit einander zu vereinbaren was ſeiner Natur nach unvereinbar iſt, Würde und Luſtigkeit. Jedoch finde ich ſchon in ſeinen proſaiſchen Stücken Andeutungen von jener didaktiſchen und ſatiriſchen Ader, die der komiſchen Gattung eigentlich fremd iſt, z. B. in ſeinen beſtändigen Angriffen auf die Aerzte und Advocaten, in den Erörterungen über den wahren Weltton u. ſ. w., womit er wirklich rügen, widerlegen, belehren, und nicht bloß beluſtigen will.

Molieres klaſſiſches Anſehen erhält ſeine Stücke auf der Bühne, (Wenn ſie nicht im Beſitze wären, ſo würde ſchon die Unanſtändigkeit mancher Scenen verſchiedne ausſchließen, da das heutige Publikum, wiewohl vermuthlich nicht weniger verderbt, als das damalige, die ſittſamen Bemäntelungen leidenſchaftlich liebt. Wenn ein Stück von Moliere aufgeführt wird, ſo iſt das Haupttheater von Paris meiſtens eine wahre Wüſtenei, wofern nicht irgend ein beſonderer Umſtand die Zuſchauer herbeizieht. Seit dieſe Vorleſungen gehalten wurden, hat man in Paris, zu großem Aergerniß der kritiſchen Zionswächter, den George Dandin ausgepfiffen; vermuthlich nicht bloß der Unanſtändigkeit wegen. Was man auch ſagen mag, um die Moral des Stückes zu retten, die Vorrechte der höheren Stände werden darin auf eine empörende Art geltend gemacht, und es endigt mit dem ſchamloſen Triumph des Uebermuthes und der Verderbtheit über ſchlichte Rechtlichkeit), wiewohl ſie im Ton und in den Sitten fühlbar veraltet ſind. Dieſe Gefahr bedroht unvermeidlich den Luſtſpieldichter von der Seite, wo ſeine Darſtellung nicht auf poetiſchem Grunde ruht, ſondern durch die Proſa der äußern Wirklichkeit beſtimmt wird. Zu den individuellſten Porträten Molieres ſind die Urbilder längſt verſchwunden. Der Luſtſpieldichter, der auf Unſterblichkeit Anſpruch macht, muß in der Charakterzeichnung und Anlage des Plans hauptſächlich auf diejenigen Motive bauen, die immer verſtändlich bleiben, weil ſie nicht bloß in den Sitten eines Zeitalters, ſondern in der menſchlichen Natur liegen.

Dreiundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Luſtſpiele außer denen Molieres: Corneille, Scarron, Racine, Bourſault. Regnard, Legrand. Luſtſpiele aus der Zeit der Regentſchaft; Destouches und Marivaux; Piron und Greſſet. Neuere.

Neben Moliere haben wir nur wenige ältere oder gleichzeitige Luſtſpiele zu bemerken.

Von Corneille, der ſich früher als durch ſeine Trauerſpiele, durch Bearbeitung ſpaniſcher Luſtſpiele einen Namen gemacht hatte, iſt nur eins, der Lügner nach Lope de Vega, auf der Bühne geblieben, und auch dieſes verräth, wie uns dünkt, kein komiſches Talent. Der Dichter, an Stelzen gewöhnt, bewegt ſich ungelenk in einer Gattung, deren erſte Erforderniſſe Anmuth und Leichtigkeit ſind.

Scarron, der ſich auf nichts verſtand als auf Traveſtieren, hat dieſen Handgriff an verſchiednen aus dem Spaniſchen entlehnten Luſtſpielen ausgeübt, wovon zwei, Jodelle oder der Bediente als Herr und Don Japhet von Armenien, vor nicht langer Zeit noch zuweilen als Carnavalspoſſen gegeben worden ſind, und immer viel Glück gemacht haben. Die Verwickelung im Jodelle, die dem Don Franciſco de Roxas gehört, iſt vortrefflich; die Schreibart und die Zuthaten des Scarron haben ſie nicht anders entſtellen können. Alles Unfeine, Ekle, Geſchmackwidrige rührt von dem nicht unberühmten franzöſiſchen Schriftſteller aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten her, der es der ſpaniſchen Dichtung ganz gegen ihren zarten Geiſt aufgedrängt hat. Dieſen burleſken Ton, der in manchen Sprachen geduldet werden kann, hat ſich die franzöſiſche ſeitdem mit Recht unterſagt, weil ſie, ſobald ſie nicht mit ſehr vornehmer Wahl geſprochen und geſchrieben wird, geradezu in widerwärtige Pöbelhaftigkeit verfällt. Don Japhet ſtellt noch roher die Myſtification eines ungeſchlachten Narren vor. Das Original gehört zu der Gattung, welche die Spanier comedias de figuron nennen: ohne Zweifel hat Scarron es ebenfalls verdorben. Das Schlimmſte iſt, daß ſeine Ueberladungen fratzenhaft ſind, ohne luſtig zu ſein.

Einen ganz andern Weg der Nachahmung als den damals üblichen ſchlug Racine ein, indem er zu ſeinen Proceßführern den Gedanken aus dem Ariſtophanes ſchöpfte. In dieſer Hinſicht iſt das Stück einzig in ſeiner Art geblieben. Die Handlung iſt nur ein leichtes Gaukelwerk, aber die dargeſtellten Narrheiten gehören Einem Kreiße an, und runden ſich nebſt der Nachäffung der Gerichtsbedienten und Advocaten zu einem vollſtändigen Ganzen. Viele Zeilen ſind zugleich witzige Einfälle und Charakterzüge, andre Scherze haben jene ſcheinbar zweckloſe Luſtigkeit, welche nur ächte komiſche Begeiſterung eingeben kann. Racine dürfte ein ſchlimmer Nebenbuhler für Moliere geworden ſein, wenn er hätte fortfahren wollen, das hier bewährte Talent auszuüben.

Von einem jüngern Zeitgenoßen und Gegner Molieres, Bourſault, haben ſich noch einige Luſtſpiele auf der Bühne erhalten, ſämmtlich zu der Nebenart gehörig, welche die Franzoſen pièces à tiroir, Schubladenſtücke, nennen, und wovon Moliere in ſeinem Ueberläſtigen das erſte Beiſpiel gegeben hatte. Dieſe Gattung hat, in Abſicht auf die Zufälligkeit der Auftritte, die an einem gemeinſchaftlichen Anlaße aufgereiht ſind, Aehnlichkeit mit den Mimen der Alten; ſie ſollte es daher auch in der genauen Nachahmung individueller Eigenheiten haben. Beſonders ſind ſolche Gegenſtände günſtig, wobei die mimiſche Kunſt, im engeren Sinn des Wortes, glänzen kann, wenn z. B. derſelbe Schauſpieler immer in andern Verkleidungen mit verſtelltem Ton und Weſen wiederkommt. Auch iſt es rathſam, ſich auf Einen Akt zu beſchränken, weil ſonſt der Mangel an dramatiſchem Fortſchritt und die Einförmigkeit der Veranlaßung bei allem Wechſel im Einzelnen leicht Ungeduld erregt. Bourſaults Stücke, ſonſt nicht ohne Verdienſt, ſind zu weitläuftig in fünf Aufzüge ausgeſponnen. Es war ein fruchtbarer und eigenthümlicher Gedanke, den Aeſop, einen als Knecht gebornen und mißgeſtalteten Weiſen im Beſitz der Hofgunſt darzuſtellen. Aber in den beiden Stücken, Aeſop in der Stadt und Aeſop am Hofe, ſind die Fabeln, denen man am Schluße jedes bedeutenden Auftrittes entgegen ſieht, in weitſchweifiger Moral ertränkt; ſie ſind ganz aus dem Dialog herausgehoben, ſtatt darein verflochten zu ſein, wie es die Fabel des Menenius Agrippa bei'm Shakſpeare iſt, und die modernen Sitten paſſen nicht zu dieſer kindlichen Belehrungsweiſe. In dem galanten Merkur bringen allerlei wunderliche Originale bei dem Schreiber eines Wochenblattes jeder ſein Anliegen vor. Dieſe Einfaſſung und manche der unterhaltendſten Ausfüllungen ſind, wo ich nicht irre, von einem beliebten deutſchen Schauſpielſchreiber ohne Angabe der Quelle benutzt worden.

Erſt geraume Zeit nach Molieres Tode trat Regnard auf, dem gewöhnlich der nächſte Rang nach jenem eingeräumt wird. Er war eine Art von Abenteurer, der, nachdem er ſich viel in der Welt umgetrieben, zu dem Gewerbe eines dramatiſchen Schriftſtellers griff, und ſich zwiſchen dem unter Gherardi noch fortblühenden italiäniſchen Theater, wofür er die franzöſiſchen Scenen entwarf, und der Ausarbeitung regelmäßiger Luſtſpiele in Verſen theilte. Sein erſtes, der Spieler, wird mit Recht am meiſten gelobt. Der Verfaßer kannte dieſe Leidenſchaft und Lebensweiſe aus eigner Erfahrung: es iſt ein Gemälde nach der Natur, mit kräftigen Zügen, jedoch ohne Uebertreibung ausgeführt: und auch die Verwickelung und Umgebungen, bis auf ein paar Caricaturen, deren man hätte entübrigt ſein mögen, ſind zweckmäßig erſonnen. Der Zerſtreute hat nicht nur die Mängel der methodiſchen Charakterſtücke an ſich, die ich anderswo rügte. Es iſt kein eigentlicher Charakter; die Irrungen, welche die fehlerhafte Gewöhnung, mit ſeinen Gedanken abweſend zu ſein, verurſacht, ſehen ſich alle ähnlich, es iſt keine Steigerung darin: ſie möchten daher in einem Nachſpiele zur Unterhaltung ausreichen, verdienten aber nicht das weitläuftige Gerüſt eines Luſtſpiels in fünf Aufzügen. Regnard hat faſt nur eine Reihe von Anekdoten dramatiſiert, die Labruyere unter dem Namen eines Charakters zuſammengereiht hatte. Die Ausführung des Univerſal-Erben beweiſt mehr komiſches Talent, welches aber, wegen eines aus Mangel an ſittlichem Gefühl entſprungenen Fehlgriffs in der Anlage des Ganzen nur verſchwendet iſt. Laharpe erklärt dieſes Stück für das Meiſterwerk komiſcher Luſtigkeit. Nun in der That, das iſt eine Luſtigkeit, welche einen Stein erbarmen müßte; ſo aufheiternd, wie das Grinſen eines Todtenkopfes. Welch ein Gegenſtand, um darüber zu ſpaßen: ein gebrechlicher dem Tode naher Greis, den junge Taugenichtſe um ſeine Erbſchaft plagen, dem man ein falſches Teſtament unterſchiebt, während er bewußtlos, wie man glaubt, im Sterben liegt. Wenn es wahr iſt, daß dieſe Auftritte auf dem franzöſiſchen Theater immer unglaublich viel zu lachen gegeben, ſo würde es bei den Zuſchauern denſelben gefühlloſen Leichtſinn verrathen, der uns an dem Verfaßer empört. Wir haben ſchon anderswo gezeigt, wie bei ſcheinbarer Gleichgültigkeit ſittliche Schonung dem Komiker weſentlich iſt, weil die bezweckten Eindrücke unausbleiblich zerſtört werden, ſo wie ſich Unwillen oder Mitleiden einmiſcht.

Ein Zeitgenoße Regnards war der Schauſpieler Legrand, einer der erſten Luſtſpieldichter, die im verſificierten Nachſpiele geglänzt, worin die Franzoſen ſeitdem ſo viel artige Kleinigkeiten aufzuweiſen haben. Er iſt aber zu weit geringerm Nachruhme gelangt als Regnard, man ſehe nur, wie geringſchätzig Laharpe ihn abfertigt. Dennoch würden wir ihn als Künſtler ſehr hoch ſtellen, wenn er auch nichts weiter gedichtet hätte, wie den König im Schlaraffenlande, le roi de Cocagne, eine bunte Wunderpoſſe, ſprühend von dem ſo ſelten in Frankreich einheimiſchen phantaſtiſchen Witz, beſeelt von jenem heitern Scherz, der, wiewohl bis zum Taumel der Fröhlichkeit ausgelaßen, harmlos um Alles und über Alles hingaukelt. Wir möchten es eine zierliche und ſinnvolle Tollheit nennen; ein anſchauliches Beiſpiel, wie die Gattung des Ariſtophanes, oder vielleicht genauer zu reden, die des Eupolis *), der ja auch das Mährchen vom Schlaraffenlande dramatiſiert hatte, mit Vermeidung ihrer Anſtößig-

---

*) S. Erſten Theil. S. 207 u. 208.

keiten und ohne perſönlichen Spott, auf unſrer Bühne erſcheinen dürfte. Und doch kannte Legrand die alte Komödie gewiß nicht, und ſein eignes Genie (wir ſtehen nicht an, dieſen Ausdruck zu gebrauchen) hatte ihn auf die Erfindung gebracht. Die Ausführung iſt ſo ſorgfältig wie in einem regelmäßigen Luſtſpiel; von dieſer Gattung wird es aber in der franzöſiſchen Meinung ſchon durch die dargeſtellte wunderbare Welt, einige Decorationen und hier und da angebrachte Muſik ausgeſchloſſen. Ueberhaupt zeigen ſich die franzöſiſchen Kunſtrichter gleichgültig oder parteiiſch gegen jede Regung ächter Phantaſie. Sollen ſie Ehrerbietung vor einem Werke hegen, ſo muß es eine gewiſſe Mühſeligkeit der Beſtrebungen an ſich tragen. Unter einem leichtſinnigen Volke haben ſie ſich den Ehrenpoſten der Pedanterei zugeeignet: ſie verwechſeln den ſcherzenden Leichtſinn, der gar wohl mit künſtleriſcher Tiefe vereinbar iſt, mit dem unter ihren Landsleuten als Naturgabe oder Naturfehler ſo häufigen Leichtſinn aus Oberflächlichkeit.

Das achtzehnte Jahrhundert hat in Frankreich viele Luſtſpieldichter vom zweiten und dritten Range hervorgebracht, aber keinen überlegenen Geiſt, durch den die Kunſt wirklich einen Schritt vorwärts gethan hätte, weswegen ſich denn der Glaubensartikel von Molieres Unübertrefflichkeit noch mehr feſtgeſetzt hat. Da wir hier nicht Raum haben, alles Einzelne beurtheilend durchzugehen, ſo wollen wir dem etwa noch zu erwähnenden einige Bemerkungen über den allgemeinen Geiſt des franzöſiſchen Luſtſpiels voranſchicken.

Der Mangel an leichter Beweglichkeit und die allzu weitläuftigen Erörterungen im ſtillſtehenden Geſpräch haben ſich mehr oder weniger ſeit Moliere fortgeerbt, ſo wie auf dieſen im Zuſchnitt ſeiner ſogenannten regelmäßigen Stücke die in der tragiſchen Darſtellung geltenden Conventionen unverkennbar Einfluß gehabt haben. Das franzöſiſche Luſtſpiel in Verſen hat ſeine Tiraden, gerade wie das Trauerſpiel. Dazu kam noch ein andrer Umſtand, um einen gewiſſen Zwang des Ceremoniells darin einzuführen. Das Luſtſpiel andrer Völker iſt meiſtens aus ſehr begreiflichen Gründen in den bürgerlichen Kreiß herabgeſtiegen, das franzöſiſche hingegen ſpielt gewöhnlich in den oberen Klaſſen der Geſellſchaft. Man ſpürt auch hier den Einfluß des Hofes als des Mittelpunktes der geſammten National-Eitelkeit. Diejenigen Zuſchauer, welche in der Wirklichkeit keinen Zutritt zur großen Welt hatten, waren doch geſchmeichelt, auf der Bühne mit Marquis und Chevaliers umzugehen, und während der Dichter die modigen Thorheiten verſpottete, ſuchten ſie etwas von jenem beneideten privilegierten Welttone zu erhaſchen. Die Geſellſchaft ſchleift die Ecken der Charaktere ab; die Jagd auf das Lächerliche iſt ihre einzige Unterhaltung, und ſie übt daher in der Geſchicklichkeit, gegen die Beobachtungen Anderer auf ſeiner Hut zu ſein. Hier fällt jenes natürliche, treuherzige und dadurch jovialiſche Komiſche der bürgerlichen Stände weg, und es wird ein andres erſt durch die Geſellſchaft eingeimpftes an die Stelle geſetzt, was die fade Leerheit einer ſo zweckloſen Lebensweiſe an ſich trägt. Nicht mehr das Leben, ſondern die Geſellſchaft, dieſe immer fortgeſetzte Unterhandlung zwiſchen ſtreitenden Eitelkeiten, die doch nie zu einem wahren Friedensſchluße kommen können, iſt der Gegenſtand dieſer Luſtſpiele, zu denen das geſtickte Kleid, der Hut unter dem Arm und der Degen an der Seite weſentlich gehört: und alle Charakteriſtik beſchränkt ſich auf die Geckenhaftigkeit der Männer und die Coquetterie der Frauen. Der gehaltleeren Einförmigkeit dieſer Schilderungen muß leider die Verderbtheit der ſittlichen Grundſätze häufig zur Würze dienen, welche unverhohlen zur Schau zu tragen, beſonders ſeit dem Tode Ludwigs des Vierzehnten bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, unter der Regentſchaft und der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, mit zum Modeton gehörte. In dieſem Zeitraume iſt der Charakter des Frauengünſtlings, des homme à bonnes fortunes, der im Tone des Ueberdrußes mit der Menge allzuleichter Eroberungen prahlt, nicht von dem Luſtſpieldichter erfunden, ſondern mit porträtmäßiger Wahrheit aufgefaßt, wie ſo viele Memoiren des vorigen Jahrhunderts, bis auf die eines Beſenval herunter, beweiſen. Wir ſtoßen uns an die unverſchleierte Sinnlichkeit in den Liebeshändeln des griechiſchen Luſtſpiels; aber die Griechen dürften die mit verheirateten Frauen bloß aus leichtſinniger Eitelkeit angezettelten Liebeshändel im franzöſiſchen Luſtſpiele noch viel anſtößiger gefunden haben. Ausſchweifende Sinnlichkeit hat am Ende ihre von der Natur ſelbſt geſetzten Gränzen; wenn aber Eitelkeit ſich die Rolle einer ſchon entnervten und erloſchenen Sinnlichkeit anmaßt, ſo erzeugt ſie eine bodenloſe Verderbniß. Sei es, daß die Dichter, wenn ihre Stutzer die Ehe zum beſtändigen Gegenſtande des Spottes machen, und ihre ſittliche Freigeiſterei beſonders in Bezug auf die Verhältniſſe mit Frauen auskramen, die Abſicht hatten, dieß als eine damals herrſchende Verkehrtheit zu rügen, ſo bleibt die Aufſtellung immer gefährlich. Die große Welt, welche der Zahl der Perſonen nach die kleine iſt und ſich doch für die einzige von Bedeutung hält, dürfte man wohl nicht hoffen dadurch zu beſſern; und für die übrigen Stände hat das Beiſpiel jener, wegen des äußern Glanzes, der ſie umgiebt, nur allzu viel Verführeriſches. Was aber die Tauglichkeit zum Luſtſpiele betrifft, ſo iſt dieſe ſchlaffe Verderbtheit ganz und gar nicht ergötzlich, und bei vielen Stücken, worin die vornehmen Gecken den Ton angeben, z. B. im Chevalier nach der Mode von Dancourt, ſpürt man nicht bloß Langeweile, ſondern eine abſtoßende Widerwärtigkeit in dem zugleich unpoetiſchen und unnatürlichen wiewohl wahren Gemälde vollendeter ſittlicher Auflöſung.

Von der Zahl der Schriftſteller, welche dieſer Vorwurf hauptſächlich trifft, ſind Destouches und Marivaux auszunehmen, fruchtbare oder wenigſtens fleißige Luſtſpieldichter, jener in Verſen, dieſer in Proſa. Sie machten unter ihren Zeitgenoßen in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes Glück, aber nur eine geringe Anzahl ihrer Arbeiten hat Beide auf der Bühne überlebt. Destouches war ein gemäßigter, nüchterner, wohlmeinender Autor, der mit großer Anſtrengung regelmäßige Luſtſpiele zuſammenſchrieb, an denen er ſich von der Länge der fünf Aufzüge nichts erließ, und worin außer der pflichtmäßigen Munterkeit Liſettens und ihres geliebten Frontin oder Pasquin eben nichts luſtig iſt. Kein überflüßiger Muthwille ſetzte ihn dabei in Gefahr, aus dem vornehmen Ton des vermeinten höheren Komiſchen in die Vertraulichkeiten der ſo verachteten Poſſen zu verfallen. Mit einem mittelmäßigen Talent, ohne Laune und faſt ohne Heiterkeit, weder ſinnreich im Erfinden, noch von tiefer Einſicht in die menſchlichen Gemüther und Verhältniſſe, hat er doch durch einige ſeiner Hervorbringungen, den Ruhmredigen, den verheirateten Philoſophen und allenfalls den Unentſchlüßigen rühmlich gezeigt, was treuer beſcheidner Fleiß vermag. Andre Stücke, z. B. der Undankbare, der Sonderling, ſind durchgeführte Mißgriffe, woran man ſieht, wie ein Dichter, der dem Tartüffe und dem Miſanthropen als den höchſten Muſtern nacheifert, was Destouches offenbar in ſeiner ganzen Laufbahn wollte, nur noch einen Schritt zu thun hat, um das Weſen der komiſchen Kunſt ganz zu verkennen. Jene beiden Werke Molieres ſind für ſeine Nachfolger nicht Leitſterne, ſondern wahre Hemmungspunkte geworden. Sobald ein Luſtſpieldichter in der Vorrede dem Miſanthropen als ſeinem Vorbilde huldigt, weiß ich auch ſchon, worauf ſein Streben hinausläuft. Er wird für den trüben bedingten Ernſt des proſaiſchen Lebens und für proſaiſche Nutzanwendungen, denen man den Achtung gebietenden Namen Moral aufprägt, die Begeiſterung des Scherzes und alle wirklich poetiſche Unterhaltung aufopfern.

Daß Marivaux manieriert iſt, wird in Frankreich ſo allgemein anerkannt, daß man für ſeine Manier ſogar eine eigne Benennung, das Marivaudage, erfunden hat. Indeſſen iſt dieſe Manier wenigſtens ſein eigen, und auf den erſten Blick nicht ungefällig. Feinheit des Geiſtes iſt dem Marivaux nicht abzuſprechen, nur iſt ſie mit einer gewiſſen Kleinlichkeit gepaart. Wir haben es als die feinſte Art des Komiſchen der Beobachtung gerühmt, wenn eine Eigenſchaft ſich gerade dann am meiſten kund giebt, wann ihr Beſitzer ſie am wenigſten an ſich argwöhnt, oder ſie am gefliſſenſten verbergen will. Dieß hat Marivaux auf die Leidenſchaften angewandt, und allerdings gehört die Naivetät unwillkürlich ſich verrathender Regungen in die komiſche Sphäre. Wenn nur dieſe Naivetät bei ihm nicht eine künſtlich zubereitete, um die Gunſt buhlende, faſt möchte man ſagen eine ſelbſtgefällige wäre! Es iſt wie das Verſteckenſpielen der Kinder, die in ihrem Winkel keine Ruhe halten können, ſondern immer mit dem Kopfe hervorgucken, ob man ſie nicht bald entdecken wird; ja zuweilen, was noch ſchlimmer, wie das Schielen durch einen Fächer, den man ſich aus gezierter Sittſamkeit vorhält. Das Ziel ſieht man bei'm Marivaux immer vom Anfange an voraus, die ganze Aufmerkſamkeit wird alſo auf den Weg gelenkt, worauf er uns bis dahin führen wird. Dieß wäre eine künſtleriſche Richtung der Darſtellung, wenn dieſe nicht in das Unbedeutende und Oberflächliche ausartetete. Kleine Neigungen werden durch kleine Triebfedern verſtärkt, auf kleine Proben geſtellt, mit kleinen Schritten einer Entſcheidung näher gebracht. Meiſtens dreht ſich Alles um eine Liebeserklärung, welche hervorzulocken allerlei verſtohlne Lockungen verſucht, oder anzubringen allerlei leiſe Andeutungen gewagt werden. Marivaux hat weder Charaktere geſchildert, noch Intriguen erſonnen. Der ganze Knoten iſt meiſtens ein nicht ausgeſprochnes Wort, das immer auf den Lippen ſchwebt, und oft ziemlich willkürlich zurückgehalten wird. Er iſt ſo einförmig in ſeinen Motiven, daß, wenn man eins ſeiner Stücke recht aufmerkſam geleſen hat, man ſie alle kennt. Demungeachtet würden wir ihn über die ſteifen Nachahmer ſtellen; es iſt ſogar aus ihm zu lernen, weil er eine, wiewohl ſehr eingeſchränkte, doch eigenthümliche Anſchauung vom Weſen des Komiſchen hatte.

Als Meiſterſtücke in der Gattung des regelmäßigen verſificierten Luſtſpiels werden noch zwei einzelne Werke von ein paar Schriftſtellern genannt, die hier vielleicht mehr Anſtrengung aufgewendet, aber in andern Fächern ihr natürliches Talent freier entfaltet haben: die Metromanie von Piron, und der Boshafte von Greſſet. Die Metromanie iſt nicht ohne launige Eingebung gedichtet. In dem jungen von der Verſewuth beſeſſenen Manne wollte Piron gewiſſermaßen ſich ſelbſt ſchildern: allein, wie man immer ſäuberlich zu Werke zu gehen pflegt, wenn man ſich ſelbſt zum Beſten hat, ſtattet er ſeinen Helden neben der liebenswürdigen Thorheit mit Geiſt, Edelmuth und gutem Herzen aus. Dieſe glimpfliche Schonung iſt der komiſchen Keckheit nicht ſonderlich günſtig. Der Boshafte iſt eins von den trübſeligen Luſtſpielen, die einem Timon zur Beſtätigung ſeines Abſcheues vor der menſchlichen Geſellſchaft willkommen ſein mögen, auf geſellige und heitre Geiſter aber nicht anders als peinlich wirken können. Was ſoll uns die Schilderung eines ſchwarzen Gemüthes, das, von allen menſchlichen Gefühlen ausgehöhlt, ſeine Eitelkeit an kaltem Hohne über Alles weidet, und einzig aus zweckloſer Schadenfreude geſchäftig iſt; was ſoll uns, ſage ich, eine ſolche ſittliche Mißgeſchaffenheit, die kaum als Hebel tragiſcher Ereigniſſe zu dulden wäre, hier, wo ſie nur häuslichen Unfrieden und kleine Verwirrungen hervorbringt?

Dennoch ſollen nach dem Ausſpruche franzöſiſcher Kunſtrichter dieſe drei Luſtſpiele, der Ruhmredige, die Metromanie und der Boshafte, das Einzige ſein, was das achtzehnte Jahrhundert Molieren entgegenzuſetzen hat. Wir würden den alten Hageſtolz von dem jüngſt verſtorbnen Collin d'Harville weit höher ſtellen, aber dieſes ächte Sittengemälde, für das in Molieres Werken ſich eben kein Maßſtab findet, lieber mit denen des Terenz vergleichen. Feine und treffende Charakteriſtik iſt darin auf das glücklichſte mit einer die Theilnahme ſpannenden Verwickelung vereinigt, und Alles durch eine gewiſſe Milde der Geſinnung verſchmolzen.

Vierundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Die heroiſche Oper: Quinault. Operette und Vaudeville. Diderots verſuchte Umſchaffung des Theaters. Rührendes Drama. Beaumarchais. Melodramen. Vorzüge und Mängel der Schauſpielkunſt.

Nach einigen Bemerkungen über die Nebengattungen der Oper, der Operette und des Vaudeville, wollen wir mit einem Ueberblick des heutigen Zuſtandes der franzöſiſchen Bühne auch in Bezug auf die Schauſpielkunſt, ſchließen.

In der ernſthaften, heroiſchen, wir möchten lieber ſagen idealiſchen Oper haben wir nur einen wenig mehr geleſenen Dichter aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, Quinault, dieſen aber mit großem Lobe anzuführen. Boileau hat ihn frühzeitig als Trauerſpieldichter verunglimpft; ſpäter machte er in einer andern Gattung, im muſikaliſchen Drama, viel Glück. Mazarin hatte den Geſchmack an der italiäniſchen Oper in Frankreich eingeführt; Ludwig wollte auch durch die äußere Pracht der Schauſpiele, durch Decoration, Maſchinerie, Muſik und Tanz mit den Ausländern wetteifern oder ſie überglänzen, es ſollten Hoffeſte dadurch gefeiert werden, und dieß veranlaßte Molieren ſeine fröhlichen, dann Quinault ſeine ernſthaften Singſpiele für die Muſik des Lulli zu erfinden. Ich bin nicht genugſam in der älteren Litteratur der italiäniſchen Oper bewandert, um es mit Gewißheit entſcheiden zu können, aber mir kommt vor, als hätte Quinault auch hier mehr nach ſpaniſchen, als italiäniſchen Vorbildern gearbeitet, und inſonderheit von den Feſtſpielen des Calderon im Allgemeinen die Form ſeiner Opern und ihrer oft allegoriſchen Vorſpiele hergenommen. Freilich iſt die poetiſche Ausſchmückung unendlich magerer, weil Alles zum Behuf der Muſik in's Kurze gezogen werden mußte, und die Natur der franzöſiſchen Sprache und Verſification jenen üppigen Prunk, jene verſchwenderiſche Fülle nicht duldete. Allein die Opern des Quinault ſind doch in ihrer leichten Bewegung wirklich phantaſtiſch, und die ernſthafte Oper kann meines Bedünkens den Reiz des Wunderbaren nicht entbehren, ohne auf die Länge einſchläfernd zu werden. In ſo fern finde ich den Quinault für die Beſtimmung ſeiner Gattung auf einem weit richtigeren Wege, als der war, den lange nach ihm Metaſtaſio einſchlug. Der letztere hat vortrefflich für die Bedürfniſſe melodiſcher, bloß Empfindungen ausdrückender Muſik geſorgt; aber wo giebt er die mindeſte Veranlaßung zur imaginativen? Daß Quinault dem Geſchmacke ſeines Volkes die Einmiſchung des Scherzhaften aufoferte, deswegen wird er gelobt, ich weiß nicht ob mit ſo großem Recht; dagegen tadelt man an ihm das Spielende im Ausdruck der Empfindungen. Iſt es billig, von einer leichten Gaukelei die Strenge des tragiſchen Kothurns zu fordern? Warum ſollte die Poeſie nicht auch ihre Arabeſken haben? Ich glaube ſo ſehr als irgend wer ein Feind des Manierierten zu ſein; allein man verſtändige ſich über den Grad von Natur und Wahrheit, der von jeder Gattung zu erwarten ſteht und einzig darin möglich iſt. Die Verſe des Quinault haben keine andere Naivetät und Einfalt, als die des Madrigals; wenn ſie dann und wann in's Süßliche fallen, ſo drücken ſie andre Male eine ſchmachtende Zärtlichkeit mit Anmuth und ſanftem Wohlklange aus. Die Oper ſollte den Zaubergärten Armidens gleichen, von denen Quinault ſagt:

Dans ces lieux enchantés la volupté préside;

man ſollte aus den wollüſtigen Träumen des Gefühls nur zu den Bezauberungen der Phantaſie aufgeweckt werden. Wenn man ſich einmal ſtatt wirklicher Menſchen Weſen denkt, die keine andre Sprache als Geſang haben, ſo liegt es ganz nahe, ſie ſich auch als Geſchöpfe vorzuſtellen, die kein andres Geſchäft ihres Daſeins kennen, als Liebe, dieſes auf der Gränze der geiſtigen und ſinnlichen Welt ſchwebende Gefühl; und die erſte Erfindung wird durch die zweite wieder natürlich.

Quinault iſt ohne Nachfolger geblieben, und wie tief ſtehen die heutigen franzöſiſchen Opern, ſowohl in der Erfindung als Ausführung, unter den ſeinigen! Man hat auf das Heroiſche und Tragiſche gedrungen, in einer Gattung, wo die rechte Wirkung davon doch nicht zu erreichen ſteht. Statt mythologiſche Stoffe oder aus den Ritter- und Schäfer-Romanen entlehnte mit phantaſtiſcher Freiheit zu behandeln, hat man ſich an hiſtoriſche nach dem Zuſchnitt des Trauerſpiels gebunden; und durch dieſen ſchwerfälligen Ernſt und die Pedanterei der Regeln hat man es dahin gebracht, daß die Langeweile in der Oper mit bleiernem Scepter regiert. Die Mißſtände von Seiten der Muſik: die geringe Tauglichkeit der franzöſiſchen Sprache zur Compoſition in einem höheren Stil, als in dem leichter Nationalmelodien, die accentloſe Willkür der Recitative, die ſchreiende Bravour der Sänger, überlaßen wir den Kennern dieſer Kunſt zu rügen.

Bei beſcheideneren Anſprüchen befriedigt die komiſche Oper oder Operette die für ſie gültigen Kunſtforderungen weit beßer. Schon in Abſicht auf die Compoſition, weil dieſe hier mehr einen bloß nationalen Ton anſtimmen darf und ſoll. Der Uebergang vom Geſang zur Rede ohne alle muſikaliſche Begleitung oder Erhöhung, den Rouſſeau als eine unſtatthafte Vermiſchung zweier Darſtellungsweiſen tadelt, mag dem Ohr mißfallen, auf den Bau der Stücke hat er unſtreitig vortheilhaft gewirkt. In den gewöhnlich kaum halb verſtandnen, ſelten mit Aufmerkſamkeit angehörten Recitativen läßt ſich eine nur mäßig verwickelte Anlage nicht mit gehöriger Klarheit entwickeln. Deswegen wird in der italiäniſchen Opera buffa die Handlung gänzlich vernachläßigt, und ſie bietet nebſt der groteſken Ueberladung nur einförmige Situationen dar, die gar nicht aus der Stelle rücken wollen. Die komiſche Oper der Franzoſen hingegen, wiewohl der Raum, welchen die Muſik einnimmt, keine gründliche dramatiſche Entfaltung verſtattet, iſt für die Wirkung auf der Bühne berechnet, und ſpricht die Einbildungskraft gefällig an. Der Regelnzwang hat hier die Dichter nicht abgehalten, ihren theatraliſchen Einſichten zu folgen. Daher fehlt es dieſen flüchtigen Hervorbringungen nicht an der Beweglichkeit, dem Leben, dem Reiz, die ich in den kunſtgerechteren dramatiſchen Werken der Franzoſen häufig vermiße. Die ausgezeichnete Gunſt, womit die Operetten eines Favart, Sedaine und einiger ſpäteren, zum Theil noch lebenden Dichter auch bei uns immer wieder geſehen werden, nachdem das gebietende Anſehen fremder Litteratur längſt aufgehört und der deutſche Geſchmack ſich entſchieden gegen das franzöſiſche Trauerſpiel erklärt hat, dieſe

Gunſt läßt ſich keineswegs bloß auf die Rechnung der Muſik ſchreiben; es iſt in der That poetiſches Verdienſt darin. Um nur Ein Beiſpiel aus vielen anzuführen, ſo ſtehe ich nicht an, die ganze Reihe von Auftritten in Raoul Sire de Crequy, wo die Kinder des betrunkenen Schließers den Gefangenen befreien, für ein Meiſterſtück theatraliſcher Malerei zu erklären. Wie ſehr wäre dem Trauerſpiel der Franzoſen, ja auch ihrem Luſtſpiel in Hofkleidung nur ein Weniges von dieſer Haltung in den Umgebungen, dieſer lebendigen Gegenwart, dieſer Ergreifung des Augenblicks zu wünſchen! In einigen Operetten, z. B. einem Richard Löwenherz, einer Nina, laßen ſich unverkennbare romantiſche Anklänge ſpüren.

Das Vaudeville iſt nur eine Abart der komiſchen Oper. Der weſentliche Unterſchied iſt, daß es den Aufwand von Compoſition, wodurch dieſe ein muſikaliſches Ganzes bilden ſoll, zu entbehren weiß, indem die Lieder für ſchon bekannte und volksmäßige Melodien eingerichtet ſind. Eine muſikaliſche Vervollkommnung iſt dieß nun freilich nicht. Das unaufhörliche Ueberhüpfen vom Geſang zur Rede, oft nach wenigen Geigenſtrichen und wenigen Worten, die Häufung meiſt gemeiner, oft aber auch in einem ganz verſchiednen Stil geſetzter Liederweiſen, bringt ein an italiäniſche Muſik gewöhntes Ohr zur Verzweifelung. Kann man ſich hierüber hinwegſetzen, ſo iſt für die Unterhaltung der Lachluſtigen nicht ſelten reichlich geſorgt; ſelbſt in der Wahl einer Melodie und in der Anſpielung auf den bekannten Text kann ein witziger Einfall liegen. In früherer Zeit haben zuweilen Schriftſteller, die bedeutendere Anſprüche zu machen hatten, ein Leſage, ein Piron, im Fache des Vaudeville, und zwar für Marionetten gearbeitet. Die aufgeweckten Köpfe, die ſich jetzt dieſer Gattung widmen, ſind außer Paris wenig bekannt, und darum auch wohl ziemlich unbekümmert. Nicht ſelten thun ſich Mehrere zuſammen, um mit raſcher Fruchtbarkeit ihre gemeinſchaftlichen Einfälle an's Licht zu fördern. Die Parodie neuer Theaterſtücke, die Anekdote des Tages, wovon eben alle Müßiggänger der Hauptſtadt plaudern, müßen ihnen einen Stoff herleihen, den man nicht verſäumen darf gleich friſch zu verzehren. Dieſe Vaudevilles ſind wie die Mücken, die an einem Sommerabende ſummen, manchmal auch ſtechen, immer aber fröhlich herumſchwärmen, ſo lange ihnen die Sonne der Gelegenheit ſcheint. Ein Stück wie die Verzweiflung des Jocriſſe, das nach Jahren noch wieder gegeben werden kann, gilt unter dieſen Ephemeren ſchon, und mit Recht, für ein klaſſiſches Werk, das den Kranz der Unſterblichkeit errungen hat. Zwar muß man es von Brunett vorgeſtellt ſehen, deſſen Geſicht faſt eine Maſke, und der in der Rolle des Einfaltspinſels ſo unerſchöpflich iſt als Polichinell in der ſeinigen.

Aus der Betrachtung der ſcherzhaften, oder aus dem Drolligen und Rührenden gemiſchten Nebengattungen, wo ſich Verfaßer und Zuſchauer unbefangen ihren angebornen Neigungen überlaßen, ſcheint mir zu erhellen, daß, wie bei den Italiänern groteſke Mimik, Buffonerie, bei den Engländern Humor, ſo bei den Franzoſen gutmüthige Fröhlichkeit die Grundlage des komiſchen Witzes ausmacht. Beſonders in den unteren Ständen kommt dieſe Eigenſchaft überall zum Vorſchein, wo angekünſtelte Verderbtheit ſie nicht verdrängt.

Was den heutigen Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in Frankreich bezeichnet, kommt faſt Alles auf die Bemühungen zurück, ausländiſche theatraliſche Freiheiten oder gemiſchte Gattungen einzuführen. Denn die Hoffnung in den beiden anerkannten regelrechten Gattungen etwas wahrhaft Neues, das Vorhandene übertroffen, die alten Rahmen reicher ausgefüllt zu ſehen, verſchwindet immer mehr. Selten erlangt ein neues Werk einen entſchiednen Beifall, und im beſten Fall dauert dieß nur ſo lange, bis man gewahr wird, daß doch eigentlich das Wohlbekannte, Schon-da-geweſene mit etwas veränderter Zubereitung aufgetiſcht worden.

Was jene Bemühungen betrifft, ſo haben wir Verſchiednes übergangen, um es hier nachzuholen. Die bisherigen Angriffe auf die Gültigkeit der franzöſiſchen Kunſtformen, zuerſt von de la Motte, dann von Diderot und bis auf Mercier herunter, ſind wie Stimmen in der Wüſte verhallt, und mußten es, weil die Grundſätze, worauf dieſe Schriftſteller bauen, in der That alle poetiſche Form, nicht bloß die conventionelle über den Haufen werfen würden, und weil ſie, wie man zu ſagen pflegt, das Kind zugleich mit dem Bade ausſchütteten. Sie mußten es auch deswegen, weil keiner von ihnen ſeine Lehre gehörig durch ſein Beiſpiel zu unterſtützen wußte. Auch wo ſie Recht hatten, brachten ſie gleichwohl durch eine falſche Anwendung das Unrecht auf ihre Seite.

Der merkwürdigſte unter ihnen iſt Diderot, den Leſſing den beſten Kunſtrichter der Franzoſen nennt. Ich möchte dagegen behaupten, er ſei überhaupt kein Kunſtrichter geweſen. Daß er über das Weſen der Poeſie und ſchönen Kunſt nicht im Klaren war, indem er ihren Zweck für bloß moraliſch hielt, bringe ich dabei nicht in Anſchlag: ohne Theoriſt zu ſein, kann man ſich zum Kenner gebildet haben. Aber man kann nicht Kenner ſein ohne gründliche Bekanntſchaft mit den Bedingungen, Mitteln und Stilen einer Kunſt; und hier macht Diderot ſeine Studien und Einſichten ſehr verdächtig. Dieſer geiſtreiche Sophiſt thut ſeine Streifzüge in das Gebiet der Kritik mit ſo ungeſtümer Uebereilung, daß die Hälfte ſeiner Streiche in die Luft geht. Das Wahre und das Irrige, das Bekannte und das Neue, das Weſentliche und das Unbedeutende iſt ſo durch einander gemiſcht, daß der höchſte Lobſpruch, den man ihm ertheilen kann, der iſt, es verlohne dennoch der Mühe, alles dieß zu entwirren. Was er geleiſtet wißen wollte, war entweder ſchon geleiſtet, wenn auch nicht gerade in Frankreich, oder es verdiente nicht geleiſtet zu werden, oder es war überhaupt unthunlich. Er that ſehr wohl, ſich gegen die Förmlichkeit und das Feſttagsweſen der dramatiſchen Schicklichkeiten, des allzu ſymmetriſchen Versbaues, der Declamation und des Spiels aufzulehnen; aber er verwarf zugleich alle theatraliſche Erhöhung, und wollte den Perſonen keine vervollkommte Mittheilungsweiſe ihres Innern gönnen. Nirgends ſpricht er den Grund aus, weswegen er im bürgerlichen Trauerſpiel die Verſification nicht für zuläßig oder die Proſa für vorzüglicher hielt, was nachher Andre, und leider auch Leſſing, auf alle dramatiſche Gattungen ausgedehnt haben; dieſer Grund liegt jedoch offenbar in den mißverſtandnen Grundſätzen der Täuſchung und der Natürlichkeit*). Und wenn er dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerſpiele, Gattungen, die übrigens recht ſchätzbar ſind, und auch wahrhaft poetiſch behandelt werden können, wiewohl es ſelten geſchehen iſt, einen ungebührlichen Vorrang einräumte; war es nicht von wegen der

---

*) Entwickelt und widerlegt habe ich ſie in einem Aufſatz über das Verhältniß der ſchönen Kunſt zur Natur, im fünften Heft der Zeitſchrift Prometheus, herausgegeben von Leo von Seckendorf. [Kritiſche Schriften v. A. W. v. Schlegel. Berlin. 1828. Bd. II. Nr. XXI.]

Nutzanwendung? Nicht Charaktere und Situationen, ſondern Stände und Familien-Verhältniſſe ſollten nach ihm die Hauptſache ſein, um Zuſchauern in ähnlichen Ständen und Verhältniſſen das Beiſpiel an's Herz zu legen. Dann wäre es aber um allen freien Kunſtgenuß geſchehen. Diderot empfahl dieſe Richtung der Darſtellung in derſelben Abſicht, die den Athenern an einem hiſtoriſchen Trauerſpiel aus der Zeitgeſchichte mißfiel, und wofür ſie den Phrynichus in Strafe nahmen *). Der Anblick eines nächtlichen Brandes kann durch die wunderbaren Beleuchtungen, welche das Spiel der Flammen in die Finſterniß hinein wirft, entzücken; aber wenn das Haus des Nachbars brennt — iam proximus ardet Ucalegon — ſo wird man ſchwerlich zu dieſer mahleriſchen Betrachtung aufgelegt ſein.

Man ſieht deutlich, wie Diderot, in demſelben Maße als er ſelbſt Verſuche angeſtellt hatte, die Segel einzieht. Am verwegenſten war er in einer anſtößigen Jugendſchrift, wo er das ganze tragiſche Syſtem der Franzoſen umſtürzen wollte; weniger in Geſprächen, die ‚den natürlichen Sohn‘ begleiten; am gemäßigſten in der dem ‚Hausvater‘ angehängten Abhandlung. Seine Polemik geht viel zu weit in Hinſicht auf die Formen und die Zwecke der dramatiſchen Kunſt. Auf der andern Seite iſt ſie längſt nicht umfaßend genug: was die Einheiten des Ortes und der Zeit, und die Miſchung von Ernſt und Scherz betrifft, iſt Diderot ſelbſt in nationalen Vorurtheilen befangen.

Die ſo eben erwähnten beiden Stücke, die bei ihrer Erſcheinung ein unverdientes Aufſehen erregten, ſind längſt gehörig gewürdigt worden. Am Natürlichen Sohn hat ſchon

---

*) S. Erſten Theil S. 79.

Leſſing ein ſtrenges Gericht ausgeübt, ohne noch das ungeſchickte Plagiat aus dem Goldoni zu rügen. Den ‚Hausvater‘ nennt er dagegen ein vortreffliches Stück, aber er hat vergeßen ſein Urtheil zu rechtfertigen. Laharpe hat deſſen fehlerhaften Bau und Unzuſammenhang triftig genug gezeigt. Die Ausführung in beiden Stücken iſt höchſt manieriert: die nichts weniger als natürlichen Perſonen machen ſich durch ihr froſtiges Geſchwätz von Tugend, das nur Heuchlern geziemen dürfte, und durch die allgemeine Weinerlichkeit unleidlich. Wir Deutſchen können mit Recht ſagen Hinc illae lacrimae! Daher die nothloſen Thränen, womit unſre Bühne ſeitdem überſchwemmt worden. Auch durch die von ihm aufgebrachte Sitte, das Geberdenſpiel weitläuftig vorzuſchreiben, hat Diderot der dramatiſchen Beredſamkeit großen Abbruch gethan. Der Dichter ſtellt damit gleichſam eine Anweiſung auf den Schauſpieler aus, ſtatt aus ſeiner eignen Taſche zu zahlen. (Ich erinnere mich, in einem deutſchen Drama, das nicht ſchlechter iſt, als viele andre, folgende Weiſung geleſen zu haben „Er blitzt ihn mit den Augen an, und geht ab.“) Alle guten Dramatiker haben ſich gewiß immer das Geberdenſpiel hinzugedacht; allein wenn der Schauſpieler des Unterrichts darüber bedarf, ſo wird er ſchwerlich das Talent beſitzen, ihn geſchickt zu befolgen. Die Reden ſollen billig ſo eingerichtet ſein, daß ein einſichtsvoller Schauſpieler das rechte Spiel gar nicht verfehlen kann.

Geſtehen wir es nur: längſt vor Diderot gab es ernſtloſe Sittengemälde, rührende Dramen und bürgerliche Trauerſpiele, und zwar weit beßere, als er aufzuſtellen vermochte. Voltaire, dem es mit dem eigentlichen Luſtſpiel nicht recht gelingen wollte, hatte in ſeinem Verlornen Sohn und der Nanine ein Gemiſch von komiſchen Auftritten und rührenden

Situationen gegeben, woran der letztere Theil recht ſehr zu loben iſt. La Chauſſée hatte das rührende Drama in Frankreich aufgebracht. Alles dieß war in Verſen: und warum ſollte es nicht? Vom bürgerlichen Trauerſpiel, gerade mit der moraliſchen Richtung, die Diderot verlangte, hatte man in England einige Beiſpiele, worunter der Spieler, Beverley, in's Franzöſiſche übertragen iſt. Die Periode der Empfindſamkeit hat den rührenden Dramen einigen Vorſchub gethan, das bürgerliche Trauerſpiel hat aber in Frankreich nie viel Glück gemacht, weil man das Glänzende und Pomphafte zu ſehr liebt. In der Melanie von Laharpe (dem man übrigens die treueſte Nachbildung eines griechiſchen Stückes für die heutige Bühne, den Philoktet, verdankt) herrſchen die peinlichen Eindrücke, welche die Klippe dieſer Gattung ſind. Das Stück mag gut ſein, um einem Vater, der ſeine Tochter zum Kloſterleben zwingen will, das Gewißen zu ſchärfen, andern Zuſchauern iſt die Aengſtigung nicht zuzumuthen.

Ungeachtet alles Widerſpruches hat Diderot doch in Frankreich eine Art von Schule geſtiftet, wozu vornämlich Beaumarchais und Mercier gehören. Der erſte hat nur zwei Stücke im Sinne ſeines Vorgängers geſchrieben, die denn auch an denſelben Gebrechen kranken: Eugenie, und die ſtrafbare Mutter. Seine Bekanntſchaft mit Spanien und dem ſpaniſchen Theater gab ihm Veranlaßung in der längſt vernachläßigten Gattung des Intriguenſtücks etwas Neues auf die Bühne zu bringen. Dieſe Werke ſtutzte er mehr durch witzige Einfälle als durch launige Charakteriſtik, am meiſten aber durch Anſpielungen auf ſeine eigne Schriftſteller-Laufbahn auf. Die Anlage des Barbiers von Sevilla iſt ziemlich abgedroſchen; die Hochzeit des Figaro iſt weit künſtlicher in der Erfindung, aber frei in den Sitten, und auch in poetiſcher Hinſicht wegen vieler fremdartigen Auswüchſe zu tadeln. In beiden werden franzöſiſche Charaktere unter der Verkleidung eines ſchlecht beobachteten ſpaniſchen Coſtums aufgeführt: wie ſehr Beaumarchais gegen die ſpaniſchen Sitten und Schicklichkeiten verſtoßen, zeigt de la Huerta in der Einleitung zu ſeinem Theatro Hespañol. Der außerordentliche Beifall, den dieſe Stücke fanden, ſollte ſchließen laßen, das franzöſiſche Publikum ſchätze das Intriguen-Luſtſpiel nicht ſo gering, wie die Kunſtrichter thun: allein die Mittel, wodurch Beaumarchais gefiel, waren freilich zum Theile der Kunſt fremd.

Für eine Erweiterung kann es nicht gelten, wenn Ducis, um ſeine Landsleute mit dem Shakſpeare bekannt zu machen, einige von deſſen Trauerſpielen nach franzöſiſchen Regeln gemodelt hat. Man erkennt hier und da „die Glieder des zerrißenen Dichters“; aber Alles iſt ſo verzwängt, entſtellt, und aus der urſprünglichen einfachen Fülle in eine kümmerliche Verworrenheit gebracht, daß auch das beinahe wörtlich Beibehaltene meiſtens ſeinen ächten Sinn einbüßt. Der Zulauf, den dieſe Trauerſpiele haben, beſonders weil ſie dem unvergleichlichen Talma einen ungewohnten Spielraum zur Entfaltung ſeiner Kunſt verſchaffen, iſt indeſſen immer ein bedeutendes Symptom des Ueberdrußes am Alten, und des Bedürfniſſes, ſtärker erſchüttert zu werden.

Da die pariſiſchen Theater jetzt wieder an gewiſſe Gattungen gebunden ſind, und die Poetik hierin einen Berührungspunkt mit der Polizei hat, ſo bleiben die mancherlei Miſch- und Neuerungs-Verſuche meiſtens auf die untergeordneten Bühnen verwieſen. Die Melodramen nehmen darunter eine große Stelle ein. Ein Statiſtiker des Theaters hat gefunden, daß ſeit einer Reihe von Jahren die Ausbeute neuer Hervorbringungen im Trauerſpiel und regelmäßigen Luſtſpiel am geringſten geweſen, im Melodrama aber alles Andre zuſammen genommen an Zahl überſteige. Unter Melodrama verſteht man nicht, wie bei uns, ein Schauſpiel, worin Monologe mit Inſtrumental-Muſik in den Pauſen abwechſeln, ſondern wo in emphatiſcher Proſa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches, oder auch ſinnliche Handlungen nebſt den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hiezu ließe ſich etwas Beßeres bauen; denn leider ſind die meiſten Melodramen bis zur Abgeſchmacktheit roh, und gleichſam Fehlgeburten des Romantiſchen.

In der Sphäre der eigentlichen dramatiſchen Litteratur verdienen unſtreitig die Arbeiten eines Lemercier die Aufmerkſamkeit der Kenner. Dieſer talentvolle Mann ſtrebt die bisherigen Gränzen nach allen Seiten hin zu durchbrechen, und liebt ſeine Kunſt ſo leidenſchaftlich, daß er ſich dabei nicht abſchrecken läßt; wiewohl faſt jede neue Unternehmung von ihm das Parterre in einen wahren Kriegszuſtand verſetzt. Seit dieſe Vorleſungen gehalten wurden, iſt durch die Aufführung ſeines Chriſtoph Columbus im Theater zu Paris ein ſolcher Tumult entſtanden, daß mehrere Verfechter des Boileau in ihrem Berufe zerbläute Glieder davon trugen. Sie hatten Recht, wie Verzweifelte zu kämpfen, denn machte dieß Schauſpiel Glück, ſo ſchien es um die geheiligten Einheiten und um den guten Geſchmack in Sonderung des Heroiſchen und Niedrigen geſchehen zu ſein. Der erſte Aufzug ſpielt im Hauſe des Columbus, der zweite am Hofe der Iſabella, der dritte und [illegible] auf dem Schiffe in der Nähe der neuen Welt. Der Dichter hat darſtellen wollen, wie der Erfinder eines großen Gedankens überall durch die

Beſchränktheit und Gemeinheit der Menſchen gehemmt wird, aber durch ſeine Begeiſterung geſtärkt Alles überwindet. In ſeinem Hauſe und bürgerlichen Zirkel hält man den Columbus für verrückt, am Hofe erlangt er mit Noth laue Unterſtützung; auf ſeinem Schiffe droht eine Meuterei auszubrechen, als man eben die geſuchten Küſten erblickt, und der Ruf ‚Land! Land!‘ das Stück endigt. Alles dieß iſt ſehr künſtleriſch gedacht und entworfen, in der Ausführung möchte noch Manches zu wünſchen übrig ſein. In einem andern bisher weder aufgeführten noch gedruckten Stücke, welches ich den Verfaßer vorleſen hörte, la journée des dupes, hat er eine unter dieſem Namen bekannte mißlungene Hofkabale gegen den Cardinal Richelieu mit hiſtoriſcher Treue in Abſicht auf die Umſtände und den Zeitgeiſt geſchildert. Es iſt ein politiſches Luſtſpiel, worin der Lumpenſammler wie der König ſeinem Stande gemäß ſpricht. Wie kleinliche Triebfedern ſich zu Bewirkung einer großen Staatsbegebenheit verbinden oder durchkreuzen, dann die Verſtellung der Perſonen gegen Andre und ſogar gegen ſich ſelbſt, und die Umſtimmung ihres Tones nach den Begebenheiten, mit einem Worte die ganze innere Seite des politiſchen Kartenſpiels hat der Dichter mit großer Feinheit aufgedeckt.

Alles Obige ſcheint anzudeuten, daß die Neigungen eines franzöſiſchen Publikums, wo es die aus Boileaus poetiſcher Kunſt eingelernten Pflichten des Geſchmacks vergißt, den dramatiſchen Freiheiten andrer Nationen nicht ſo ganz entgegengeſetzt ſein möchten, und daß es mehr der Aberglaube an das Anſehen hergebrachter Meinungen iſt, was das alte enge Syſtem aufrecht erhält.

Die Schauſpielkunſt iſt in Frankreich beſonders im höheren Luſtſpiel und im Trauerſpiel ſeit langer Zeit zu einem hohen Grade von Ausbildung gediehen. An äußerm Anſtande, Gewandtheit, Sicherheit des Gedächtniſſes und ungemeiner Uebung im richtigen und zierlichen Vortrage der Verſe dürften die beßern franzöſiſchen Schauſpieler ſchwer zu übertreffen ſein. Sie wenden unglaubliche Anſtrengungen an, um zu gefallen: jeden Augenblick, den ſie auf der Bühne zubringen, ſuchen ſie als eine koſtbare Vergünſtigung zu benutzen. Freilich nöthigt ſie der äußerſt ekle Geſchmack eines pariſiſchen Parterres und die heilſame Strenge der Journaliſten zu nie nachlaßendem Wetteifer; auch das iſt für ihre Kunſt vortheilhaft, daß ſo viele klaſſiſche Werke, welche man ſich niemals müde ſieht, ſeit Menſchenaltern im Beſitz der Bühne ſind. Da die Zuſchauer dieſe beinahe auswendig wißen, ſo kann ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Ausführung gerichtet ſein, und jede verfehlte Silbe wird gerügt.

Im höheren Luſtſpiel giebt die geſellige Feinheit der Nation ihren Schauſpielern einen großen Vorzug. Was aber die tragiſche Darſtellung betrifft, ſo ſollte die Schauſpielkunſt immer dem Geiſte der dichteriſchen Compoſitionen gemäß ſein, und ich zweifle, ob die franzöſiſche dieß leiſtet, und ob die Urheber der Trauerſpiele, beſonders die aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, in den jetzigen Darſtellungen ſich ſo ganz wieder erkennen würden.

Die tragiſche Mimik und Recitation der Franzoſen ſchwankt zwiſchen zwei entgegengeſetzten Aeußerſten, wovon das erſte allerdings durch den herrſchenden Ton der Stücke veranlaßt wird, das zweite vielmehr im Widerſpruch damit zu ſtehen ſcheint: zwiſchen abgezirkelter Förmlichkeit und ausſchweifendem Ungeſtüm. Jene mochte ehedem überwiegend ſein, dieſer iſt es jetzt.

Man höre Voltaires Beſchreibung, wie zu Ludwigs des

Vierzehnten Zeiten Auguſtus ſeine Rede an den Cinna und Maximus hielt. Auguſtus kam mit dem Gange eines Eiſenfreßers angeſchritten, er hatte eine viereckige Perücke auf, die ihm vorn bis auf den Gürtel herunterhieng, dieſe Perücke war mit Lorbeerblättern geſpickt, darauf trug er einen großen Hut mit einer doppelten Reihe rother Federn. Er ſetzte ſich auf einen ungeheuren Lehnſtuhl mit zwei Stufen, Cinna und Maximus auf zwei kleine Seßel, und die ſchwülſtige Declamation entſprach vollkommen dem Prunk, womit er ſich ankündigte. Da man damals und noch lange nachher die Tragödien in ganz neumodiger Hoftracht, mit großer Halskrauſe, Degen und Hut aufführte, ſo gehörten dazu freilich nur ſolche Bewegungen, wie ſie in einem Vorzimmer erlaubt ſind, oder bedeutungsloſe Schnörkel mit den Armen, und es galt ſchon für einen kühnen Theaterſtreich, wenn in der letzten Scene des Polyeukt Severus, um dem Felix ſeine Verrätherei vorzurücken, mit dem Hut auf dem Kopfe hereinkam, und dieſer ihn mit dem Hut unter dem Arme anhörte.

Indeſſen finden ſich ſchon frühzeitig Beiſpiele von der entgegengeſetzten Ausſchweifung. In der Mariamne des Mairet, eines älteren Dichters als Corneille, hat ſich einmal ein Schauſpieler als Herodes todtgeſchrieen. Das heißt in der That „den Herodes überheroden.“ Als Voltaire eine Schauſpielerin, ich weiß nicht welche tragiſche Rolle einlernen ließ, ſagte dieſe „Ei, mein Herr, wenn ich ſo ſpielte, würde man ſagen, ich hätte den Teufel im Leibe.“ — „Das iſt eben das Rechte,“ erwiederte Voltaire, „eine Schauſpielerin muß den Teufel im Leibe haben.“ — Dieſer Ausdruck beweiſt wenigſtens keinen ſehr regen Sinn für jene Würde und Anmuth, welche in einer idealiſchen

Darſtellung, wofür ſich das franzöſiſche Trauerſpiel giebt, auch unter der wildeſten Zerrüttung nicht verloren gehen darf.

Ich fand zuweilen ſelbſt im Spiel der vortrefflichſten heutigen Schauſpieler plötzliche Sprünge von der feierlichen Abgemeßenheit in der Recitation und dem Geberdenſpiel, die der Ton der Compoſition im Ganzen fordert, zu einem wirklich convulſiviſchen Ungeſtüm der Leidenſchaft, ohne daß dieſer Abſtand durch die Mittelgrade gehörig vorbereitet und verſchmolzen wäre. Es leitet ſie dabei wohl ein dunkles Gefühl, daß die conventionellen Formen der Poeſie meiſtens die natürliche Bewegung hemmen; wenn der Dichter ſie nun irgendwo davon freiläßt, ſo entſchädigen ſie ſich, und laden dem ſeltnen Augenblicke der Hingerißenheit gleichſam das ganze Uebermaß vom Leben auf, das zurückgedrängt worden war, und gleichmäßig über das Ganze verbreitet ſein ſollte. Daher jene krampfhafte ſchreiende Heftigkeit. An Bravour laßen ſie es nicht fehlen, wohl aber geht ihnen oft die innigere Wahrheit ab. Ueberhaupt betrachten ſie ihre Rollen (hierin macht nur etwa der geniale Talma eine Ausnahme, der überhaupt einzig iſt) mehr wie ein Moſaik von glänzenden Stellen, ſie ſuchen mehr jedes Einzelne unabhängig vom andern geltend zu machen, als daß ſie auf den unſichtbaren Mittelpunkt des Charakters zurückgehen, und alle Aeußerungen nur als eben ſo viele Ausſtrahlungen davon behandeln ſollten. Sie fürchten immer zu wenig zu thun, deshalb ſind ſie zum gehaltnen Spiel, zum beredten Schweigen, wo ſich unter ſcheinbarer äußerer Ruhe die tiefſten Bewegungen des Gemüths verrathen, am wenigſten berufen. Indeſſen machen ihnen ihre Dichter auch ſelten dieſe Aufgabe, und wenn in deren Werken nicht die

Befugniß zu jener oben gerügten Ueberſchreitung alles Maßes im gewaltſamen Ausdruck der Leidenſchaft liegt, ſo veranlaßen ſie allerdings die mehr auf der Oberfläche glänzende als aus der Tiefe dringende Darſtellung des Schauſpielers*).

---

*) Man ſehe über die franzöſiſche Schauſpielkunſt einen mit eben ſo feinem als gründlichem Beobachtungsgeiſte geſchriebenen Aufſatz des Herrn von Humboldt des ältern in Goethes Propyläen.

Fünfundzwanzigſte Vorleſung.

Zuſammenſtellung der engliſchen und ſpaniſchen Bühne. Vom Geiſt des romantiſchen Schauſpiels. Shakſpeare.

Unſerm gleich anfangs vorgelegten Plane gemäß haben wir uns jetzt mit dem engliſchen und ſpaniſchen Theater zu beſchäftigen. Wir wurden im Vorhergehenden ſchon verſchiedentlich veranlaßt, bald das eine, bald das andre beiläufig zu erwähnen, theils um manche Begriffe durch den Gegenſatz in ein helleres Licht zu ſetzen, theils wegen des Einflußes, den ſie nach außen hin verbreitet haben. Sowohl die Engländer als die Spanier beſitzen eine ſehr reiche dramatiſche Litteratur; beide haben eine Menge fruchtbarer und talentvoller Schauſpieldichter gehabt, worunter auch die weniger bewunderten und berühmten, im Ganzen genommen, ungemeines Geſchick für dramatiſche Belebung und Einſicht in das Weſen theatraliſcher Wirkung beweiſen. Die Geſchichte ihres Theaters hat keinen Zuſammenhang mit der des italiäniſchen und franzöſiſchen, denn es hat ſich ganz ohne fremde Einwirkung aus eigner Kraftfülle entwickelt: die Verſuche, es auf Nachahmung der Alten oder gar der Franzoſen zurückzuführen, ſind entweder ohne Folgen geblieben, oder erſt ſehr ſpät in den Zeiten des Verfalls zum Vorſchein gekommen. Die Ausbildung dieſer beiden Bühnen iſt ebenfalls unabhängig von einander; die ſpaniſchen Dichter haben die engliſchen durchaus nicht gekannt, und bei dieſen konnte ich in der älteren und bedeutendſten Periode noch keine Spur der Bekanntſchaft mit ſpaniſchen Schauſpielen (wiewohl allerdings mit Novellen und Romanen) entdecken; erſt in der Zeit Carls des Zweiten finden ſich Ueberſetzungen aus dem Calderon.

Es haben unter dem Menſchengeſchlecht ſo vielfältige Mittheilungen von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Nation zu Nation ſtattgefunden, und der menſchliche Geiſt iſt mehrentheils ſo träge zum Erfinden, daß das Urſprüngliche in jedem Fache geiſtiger Bemühungen überall eine ſeltne Erſcheinung iſt. Wir ſind begierig zu ſehen, wie es gerathen wird, wenn unternehmende Köpfe, unbekümmert darum, daß etwas ſchon anderswo in hoher Vollkommenheit vorhanden geweſen, ſich beſtreben es ganz von vorn wieder zu erfinden; wenn ſie den Grund des neuen Gebäudes auf eignem Boden legen, und alle Zurüſtungen, alles Baugeräth aus eignen Mitteln herbeiſchaffen. Wir theilen gewiſſermaßen die Freude des Gelingens, wenn wir ſie raſch von der anfänglichen Unbeholfenheit und Bedürftigkeit zu fertiger Meiſterſchaft fortſchreiten ſehen. Dieſen anziehenden Anblick würde uns die Geſchichte des griechiſchen Theaters gewähren, wenn uns deſſen roheſte Anfänge aufbewahrt wären, die noch gar nicht einmal aufgeſchrieben wurden: allein es iſt leicht, aus der Vergleichung des Aeſchylus mit dem Sophokles weiter zurück zu ſchließen. Die Griechen hatten ihre Schauſpielkunſt von keinem andern Volke ererbt oder entlehnt, ſie war urſprünglich und einheimiſch, und eben darum konnte ſie eine lebendige Wirkung hervorbringen. Hiemit hatte es ſchon eine Endſchaft erreicht, als Griechen Griechen nachahmten, nämlich als die alexandriniſchen Dichter nach den großen Muſtern gelehrt und kritiſch Dramen ausarbeiten. Bei den Römern trat das Gegentheil ein: ſie hatten Form und Gehalt ihrer Schauſpiele von den Griechen überkommen, ſie verſuchten es nie, hierin mündig zu werden und ihre eigne Sinnesart auszuſprechen; deswegen nehmen ſie auch in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt eine ſo unbedeutende Stelle ein. Unter den Völkern des neueren Europa haben bis jetzt nur die Engländer und Spanier (die deutſche Schaubühne iſt erſt im Werden) ein durchaus originales, nationales und in ſeiner eigenen Geſtalt zu einer feſten Ausbildung gediehenes Theater.

Jene Kunſtrichter, welche die Alten auf ſolche Weiſe für muſterhaft halten, daß in der Poeſie wie in allen übrigen Künſten kein Heil zu hoffen ſei außer auf dem Wege der Nachahmung, behaupten, jene eben genannten Nationen haben gerade deswegen, weil ſie dieſen Weg nicht betreten, lauter regelloſe Werke auf die Bühne gefördert, die durch einzelne ſchöne Züge glänzen mögen, an denen aber die barbariſche Formloſigkeit des Ganzen immer verwerflich bleibe. Wir haben über dieſe Anſicht ſchon im Eingange gegenwärtiger Vorleſungen das Nöthige im Allgemeinen erinnert, müßen uns aber hier noch etwas näher damit einlaßen.

Wäre die Behauptung richtig, ſo würde Alles, was die Werke der vollendetſten engliſcher und ſpaniſchen Dramatiker, eines Shakſpeare und Calderon, unterſcheidet, ſie bloß unter die Alten herabſetzen; ſie würden auf keine Weiſe für die Theorie wichtig ſein, und könnten höchſtens durch die Annahme merkwürdig ſcheinen, der Eigenſinn dieſer Nationen, ſich durchaus nicht nach den Regeln bequemen zu wollen, möchte den Dichtern deſto unbeſchränkteren Spielraum gelaßen haben, ihre angeſtammte Originalität, wiewohl gleichſam hinter dem Rücken der Kunſt, zu offenbaren. Allein ſelbſt dieſe Annahme dürfte bei näherer Beleuchtung ſehr zweifelhaft werden. Der dichteriſche Geiſt bedarf allerdings einer Umgränzung, um ſich innerhalb derſelben mit ſchöner Freiheit zu bewegen, wie es alle Völker ſchon bei der erſten Erfindung des Silbenmaßes gefühlt haben; er muß nach Geſetzen, die aus ſeinem eignen Weſen herfließen, wirken, wenn ſeine Kraft nicht in's Leere hinaus verdunſten ſoll.

Formlos zu ſein darf alſo den Werken des Genius auf keine Weiſe geſtattet werden, allein es hat damit auch keine Gefahr. Um dem Vorwurfe der Formloſigkeit zu begegnen, verſtändige man ſich nur über den Begriff der Form, der von den Meiſten, namentlich von jenen Kunſtrichtern, welche vor Allem auf ſteife Regelmäßigkeit dringen, nur mechaniſch, und nicht, wie er ſollte, organiſch gefaßt wird. Mechaniſch iſt die Form, wenn ſie durch äußre Einwirkung irgend einem Stoffe bloß als zufällige Zuthat, ohne Beziehung auf deſſen Beſchaffenheit ertheilt wird, wie man z. B. einer weichen Maſſe eine beliebige Geſtalt giebt, damit ſie ſolche nach der Erhärtung beibehalte. Die organiſche Form hingegen iſt eingeboren, ſie bildet von innen heraus, und erreicht ihre Beſtimmtheit zugleich mit der vollſtändigen Entwickelung des Keimes. Solche Formen entdecken wir in der Natur überall, wo ſich lebendige Kräfte regen, von der Kryſtalliſation der Salze und Mineralien an bis zur Pflanze und Blume und von dieſer bis zur menſchlichen Geſichtsbildung hinauf. Auch in der ſchönen Kunſt, wie im Gebiete der Natur, der höchſten Künſtlerin, ſind alle ächten Formen organiſch, d. h. durch den Gehalt des Kunſtwerkes beſtimmt. Mit Einem Worte, die Form iſt nichts anders, als ein bedeutſames Aeußres, die ſprechende, durch keine ſtörenden Zufälligkeiten entſtellte Phyſiognomie jedes Dinges, die von deſſen verborgnem Weſen ein wahrhaftes Zeugniß ablegt.

Hieraus leuchtet ein, daß der unvergängliche, aber gleichſam durch verſchiedne Körper wandernde Geiſt der Poeſie, ſo oft er ſich im Menſchengeſchlechte neu gebiert, aus den Nahrungsſtoffen eines veränderten Zeitalters ſich auch einen anders geſtalteten Leib zubilden muß. Mit der Richtung des dichteriſchen Sinnes wechſeln die Formen, und wenn man die neuen Dichterarten mit den alten Gattungsnamen belegt, und ſie nach deren Begriffe beurtheilt, ſo iſt dieß eine ganz unbefugte Anwendung von dem Anſehen des klaſſiſchen Alterthums. Niemand ſoll vor einer Gerichtsbarkeit belangt werden, unter die er nicht gehört. Wir können gern zugeben, die meiſten dramatiſchen Werke der engliſchen und ſpaniſchen Dichter ſeien im Sinne der Alten weder Tragödien, noch Komödien: es ſind eben romantiſche Schauſpiele. Daß die Bühne eines Volkes, welches bei deren Gründung und Ausbildung von fremden Vorbildern nichts gewußt, noch wißen wollen, viel Eignes und Abweichendes haben wird, ſogar ſeltſam Abſtechendes gegen die Theater andrer Nationen, die dabei ein gemeinſchaftliches Muſter der Nachahmung vor Augen gehabt: dieß wird ſchon jedermann vorausſetzen, und das Gegentheil würde eher befremdlich ſcheinen. Wenn aber die gleichzeitig entſtandnen und dennoch einander unbekannt gebliebenen Bühnen zweier Völker, die in phyſiſcher, moraliſcher, politiſcher und religiöſer Hinſicht ſo weit von einander abſtehen, wie die Engländer und Spanier, neben den äußern und innern Verſchiedenheiten die auffallendſten Züge der Verwandtſchaft an ſich tragen, ſo muß wohl der Gedankenloſeſte auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam werden, und es wird ſich ihm natürlich die Vermuthung aufdrängen, bei der Entwickelung beider habe dasſelbe oder wenigſtens ein gleichartiges Princip obgewaltet. Indeſſen iſt dieſe Zuſammenſtellung des engliſchen und des ſpaniſchen Theaters in ihrem gemeinſchaftlichen Gegenſatz mit aller dramatiſchen Litteratur, die aus Nachahmung der Alten erwachſen, ſo viel wir wißen, noch niemals verſucht worden. Könnte man einen Lands- und Zeit-Genoßen und verſtändigen Bewunderer des Shakſpeare, und einen andern des Calderon wieder auferwecken, und ſie mit den Werken des ihnen fremden Dichters bekannt machen, ſo würden beide, mehr von einem nationalen als allgemeinen Geſichtspunkte ausgehend, ohne Zweifel ſich nur mit Mühe hinein verſetzen, und viel dagegen einzuwenden haben. Hier muß nun die vermittelnde Kritik*) eintreten, die vielleicht von einem Deutſchen am beſten ausgeübt werden kann, der weder in engliſcher noch in ſpaniſcher Nationalität befangen, aber einer wie der andern durch Neigung befreundet iſt, und durch keine Eiferſucht gehindert wird, das Große, was früher geleiſtet worden, anzuerkennen.

---

*) Dieſes ſchicklichen Ausdrucks hat ſich, wo wir nicht irren, Herr Adam Müller in ſeinen Vorleſungen über deutſche Wißenſchaft und Litteratur zuerſt bedient. Wenn er ſich aber für den Erfinder der Sache ſelbſt ausgiebt, ſo iſt dieß, auf's gelindeſte geſagt, ein Irrthum. Längſt vor ihm hatten andre Deutſche verſucht, den Widerſtreit des Geſchmacks zwiſchen Zeitaltern und Nationen auszugleichen, und aller ächten Poeſie und Kunſt die gehörige Anerkennung zu verſchaffen. Zwiſchen Gut und Schlecht iſt freilich keine Vermittlung möglich.

Die Aehnlichkeit des engliſchen und ſpaniſchen Theaters beſteht nicht bloß in der kühnen Vernachläßigung der Einheiten von Ort und Zeit, und in der Vermiſchung komiſcher und tragiſcher Beſtandtheile: was man immer noch als bloß verneinende Eigenheiten betrachten könnte, daß ſie ſich nämlich nicht nach den Regeln und der Vernunft (in der Meinung gewiſſer Kunſtrichter gleichbedeutende Wörter) hätten fügen wollen oder können; ſondern ſie liegt weit tiefer im innerſten Gehalt der Dichtungen, und in den weſentlichen Beziehungen, wodurch jene abweichende Form ein wahres Erforderniß wird, die mit ihrer Gültigkeit zugleich ihre Bedeutung erhält. Was ſie mit einander gemein haben, iſt der Geiſt der romantiſchen Poeſie, dramatiſch ausgeſprochen. Doch damit wir uns gleich mit der gehörigen Einſchränkung erklären, ſo iſt unſers Erachtens das ſpaniſche Theater bis zu ſeinem Verfall ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts faſt durchgehends romantiſch; das engliſche iſt es nur in ſeinem Stifter und größten Meiſter, Shakſpeare, auf vollkommne Weiſe: in den ſpäteren iſt das romantiſche Princip mehr oder weniger ausgeartet oder ganz verloren gegangen, wiewohl die kraft deſſen eingeführten Verfahrungsweiſen der dramatiſchen Darſtellung dem Aeußern nach ziemlich beibehalten worden ſind. Wie ſich dennoch hiebei die verſchiedne Sinnesart zweier Völker offenbart hat, eines nördlichen und eines ſüdlichen; jenes mit einer ahndungsvollen, dieſes mit einer glühenden Einbildungskraft begabt; jenes mit grübelndem Ernſt in ſich gekehrt, dieſes durch rege Leidenſchaftlichkeit nach außen getrieben: das wird am beſten am Schluße dieſes Abſchnittes in einer Parallele zwiſchen den zwei einzig großen Dichtern, Shakſpeare und Calderon, zuſammengefaßt werden können.

Ueber den Urſprung und das Weſen des Romantiſchen ſprach ich in der erſten Vorleſung, und will hier nur weniges in Erinnerung bringen. Die antike Kunſt und Poeſie geht auf ſtrenge Sonderung des Ungleichartigen, die romantiſche gefällt ſich in unauflöslichen Miſchungen; alle Entgegengeſetzten, Natur und Kunſt, Poeſie und Proſa, Ernſt und Scherz, Erinnerung und Ahndung, Geiſtigkeit und Sinnlichkeit, das Irdiſche und Göttliche, Leben und Tod, verſchmilzt ſie auf das innigſte mit einander. Wie die älteſten Geſetzgeber ihre ordnenden Lehren und Vorſchriften in abgemeßenen Weiſen ertheilten; wie dieß ſchon vom Orpheus, dem erſten Beſänftiger des noch wilden Menſchengeſchlechts, fabelhaft gerühmt wird: ſo iſt die geſammte alte Poeſie und Kunſt gleichſam ein rhythmiſcher Nomos, eine harmoniſche Verkündigung der auf immer feſtgeſtellten Geſetzgebung einer ſchön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in ſich abſpiegelnden Welt. Die romantiſche hingegen iſt der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schooße ſich verbirgt: der beſeelende Geiſt der urſprünglichen Liebe ſchwebt hier von Neuem über den Waßern. Jene iſt einfacher, klarer, und der Natur in der ſelbſtändigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; dieſe, ungeachtet ihres fragmentariſchen Anſehens, iſt dem Geheimniß des Weltalls näher. Denn der Begriff kann nur Jedes für ſich umſchreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für ſich iſt; das Gefühl wird Alles in Allem zugleich gewahr.

Was nun die dichteriſche Gattung betrifft, womit wir uns hier beſchäftigen, ſo verglichen wir die antike Tragödie mit einer Gruppe in der Skulptur, die Figuren entſprechen dem Charakter, ihre Gruppierung der Handlung, und hierauf iſt, als auf das einzige Dargeſtellte, die Betrachtung bei beiden Arten von Kunſtwerken ausſchließlich gerichtet. Das romantiſche Drama denke man ſich hingegen als ein großes Gemälde, wo außer der Geſtalt und Bewegung in reicheren Gruppen auch noch die Umgebung der Perſonen mitabgebildet iſt, nicht bloß die nächſte, ſondern ein bedeutender Ausblick in die Ferne, und dieß alles unter einer magiſchen Beleuchtung, welche den Eindruck ſo oder anders beſtimmen hilft.

Ein ſolches Gemälde wird weniger vollkommen begränzt ſein, als die Gruppe, denn es iſt wie ein ausgeſchnittenes Bruchſtück aus dem optiſchen Schauplatze der Welt. Indeſſen wird der Maler durch die Einfaſſung der Vorgründe, durch das gegen die Mitte geſammelte Licht und andre Mittel den Blick gehörig feſtzuhalten wißen, daß er weder über die Darſtellung hinausſchweife, noch etwas in ihr vermiße.

In der Abbildung der Geſtalt kann die Malerei nicht mit der Skulptur wetteifern, weil jene ſie nur durch eine Täuſchung und aus einem einzigen Geſichtspunkte auffaßt; dagegen ertheilt ſie ihren Nachahmungen mehr Lebendigkeit durch die Farbe, die ſie beſonders in den feinſten Abſtufungen des geiſtigen Ausdrucks in den Geſichtern zu bewegen weiß. Auch läßt ſie durch den Blick, welchen die Skulptur doch immer nur unvollkommen geben kann, weit tiefer im Gemüth leſen, und deſſen leiſeſte Regungen vernehmen. Ihr eigentlicher Zauber liegt endlich darin, daß ſie an körperlichen Gegenſtänden ſichtbar macht was am wenigſten körperlich iſt, Licht und Luft.

Gerade dergleichen Schönheiten ſind dem romantiſchen Drama eigenthümlich. Es ſondert nicht ſtrenge, wie die alte

Tragödie, den Ernſt und die Handlung unter den Beſtandtheilen des Lebens aus; es faßt das ganze bunte Schauſpiel desſelben mit allen Umgebungen zuſammen, und indem es nur das zufällig neben einander Befindliche abzubilden ſcheint, befriedigt es die unbewußten Forderungen der Phantaſie, vertieft uns in Betrachtungen über die unausſprechliche Bedeutung des durch Anordnung, Nähe und Ferne, Kolorit und Beleuchtung harmoniſch gewordnen Scheines, und leiht gleichſam der Ausſicht eine Seele.

Der Wechſel der Zeiten und Oerter, vorausgeſetzt, daß ſein Einfluß auf die Gemüther mitgeſchildert iſt, und daß er der theatraliſchen Perſpektive in Bezug auf das in der Ferne Angedeutete oder von deckenden Gegenſtänden halb Verſteckte zu ſtatten kommt; der Kontraſt von Scherz und Ernſt, vorausgeſetzt, daß ſie im Grade und der Art ein Verhältniß zu einander haben; endlich die Miſchung der dialogiſchen und lyriſchen Beſtandtheile, wodurch der Dichter es in der Gewalt hat, ſeine Perſonen mehr oder weniger in poetiſche Naturen zu verwandeln, ſind nach meiner Anſicht im romantiſchen Drama nicht etwa bloße Licenzen, ſondern wahre Schönheiten. In allen dieſen Punkten, und noch in manchen andern, werden wir die engliſchen und ſpaniſchen Werke, welche vorzugsweiſe dieſen Namen verdienen, einander vollkommen ähnlich finden, wie weit ſie auch ſonſt von einander abſtehen mögen.

Wir handeln zuerſt vom engliſchen Theater, weil es früher zur Reife gediehen iſt als das ſpaniſche. Bei beiden müßen wir uns insbeſondere mit Shakſpeare und Calderon beſchäftigen, aber in umgekehrter Ordnung. Shakſpeare ſteht unter den Engländern voran; was etwa über die früheren oder gleichzeitigen Alterthümer der engliſchen Bühne zu bemerken iſt, wird ſich bei der Ueberſicht ihrer Geſchichte nachholen laßen. Calderon aber hat viele Vorgänger gehabt, er iſt zugleich der Gipfel und beinahe der Beſchluß der dramatiſchen Kunſt unter den Spaniern.

Indem ich hier in der Kürze, welche der Umfang meines Vorhabens mir auferlegt, von einem Dichter reden ſoll, auf deſſen Studium ich mehrere Jahre meines Lebens verwandt habe, befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll, weil ich gar nicht würde aufhören können, wenn ich Alles ſagen wollte, was ich bei ſeinen Werken empfunden und über ſie gedacht habe. So wie bei einem Menſchen, ſo macht auch vielleicht bei einem Dichter die allzuvertraute Bekanntſchaft ungeſchickt, ſich in die Lage Anderer zu verſetzen, die ihn erſt kennen lernen: man iſt an ſeine auffallenden Eigenheiten zu ſehr gewöhnt, um ihren erſten Eindruck beurtheilen zu können. Dagegen ſollte man von ſeiner Handelsweiſe, ſeinen geheimeren Abſichten und der Bedeutung ſeines ganzen Thuns genauere Rechenſchaft abzulegen wißen, als Andere.

Shakſpeare iſt der Stolz ſeiner Nation. Ein neuerer Dichter hat ihn mit Recht den Genius der brittiſchen Inſel genannt. Er war ſchon der Liebling ſeiner Zeitgenoßen, und nach dem Zwiſchenraume des puritaniſchen Fanatiſmus, der ungefähr ein Menſchenalter nach ihm eintrat und alle freie Geiſtesbildung verbannte, nach der Regierung Karls des Zweiten, während welcher man ihn entweder gar nicht oder ſehr entſtellt auf die Bühne brachte, iſt ſein Ruhm etwa zu Anfange des vorigen Jahrhunderts aus dem Dunkel der Vergeßenheit glänzender auferſtanden; er wuchs ſeitdem immer mit dem Fortgange der Zeiten, und wird auch in den folgenden Jahrhunderten, dieß ſage ich mit größter Zuverſicht voraus, fortfahren gewaltig anzuwachſen, wie eine von den Alpen herunterrollende Schneelawine. Als eine bedeutende Ausbreitung ſeines Ruhmes dürfen wir wohl die enthuſiaſtiſche Aneignung wie eines, obgleich in der Fremde gebornen, Landsmannes anrechnen, womit er in Deutſchland aufgenommen worden iſt, ſeit man ihn kennt. Für das ſüdliche Europa bleibt vielleicht die Sprache, und die Unmöglichkeit ihn treu zu überſetzen *), ein unüberwindliches Hinderniß der allgemeinen Anerkennung. In England wetteiferten die größten Schauſpieler in Shakſpeares Rollen, die Buchdrucker erſchöpften ſich in prächtigen Ausgaben ſeiner Werke, die Maler in Darſtellungen ſeiner Scenen. Shakſpearen iſt, wie dem Dante, die hier vielleicht unentbehrliche, obwohl läſtige Ehre zu Theil geworden, als ein klaſſiſcher Autor des Alterthums behandelt zu werden. Man hat die älteſten Ausgaben ſorgfältig verglichen, und wo die Leſearten verderbt ſchienen, mancherlei Verbeßerungen verſucht; man hat eine ganze vergeßene Litteratur aus jener Zeit aufgeſtöbert, um etwas zur Erklärung von Shakſpeares Ausdrücken und Anſpielungen Dienliches darin zu finden. Der Ausleger ſind ſo viele auf einander gefolgt, daß ihre Arbeiten nebſt den kritiſchen Streitigkeiten, Widerlegungen, Rechtfertigungen u. ſ. w., eine nicht unbeträchtliche Bibliothek ausmachen. Dieſe Bemühungen ſind Lobes und Dankes werth; vorzüglich die hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Quellen, woraus Shakſpeare ſeine Stoffe geſchöpft, über die damalige Ver-

---

*) Dieſe Unmöglichkeit tritt für Frankreich ebenfalls ein. Denn man glaube ja nicht, daß eine wörtliche Uebertragung deshalb ſchon eine treue ſei. Wie ſchlecht Voltaire einige Stellen des Hamlet, und die erſten Aufzüge des Julius Cäſar in reimloſe Alexandriner überſetzt, hat Mrs. Montague zur Genüge gezeigt.

faßung der Schaubühne, und dergleichen mehr. Allein ſchon in Hinſicht auf die bloß philologiſche Kritik kann ich häufig nicht gleicher Meinung mit den Commentatoren ſein. Wo ſie es aber vollends unternehmen, über den Dichter als ſolchen zu reden, ihn zu beurtheilen, zu meiſtern, da muß ich mich gänzlich von ihnen trennen. Faſt nirgends finde ich das Rechte, geſchweige das Erſchöpfende geſagt, und dieſe Kritiker ſcheinen mir nur ſtammelnde Dolmetſcher jener allgemeinen an Vergötterung gränzenden Bewunderung ihrer Landsleute zu ſein. Es mag in England auch Leute geben, die eben ſo denken; wenigſtens hat ein ſatiriſcher Dichter den Shakſpeare im Verhältniß zu ſeinen Auslegern als den Aktäon geſchildert, der von ſeinen eignen Hunden zu Tode gehetzt wird, und indem er in Ausführung dieſes Bildes den Ovid parodiert, eine der Frauen, die über den großen Dichter geſchrieben, als die klaffende Lycisca bezeichnet.

Wir wollen zuvörderſt einige falſche Anſichten wegräumen, um die Stätte für unſre Huldigung zu reinigen und uns ihr alsdann um ſo freier hingeben zu können.

Nach allen Stimmen zu urtheilen, die von dorther noch zu uns herüberhallen, wußten die Zeitgenoßen Shakſpeares gar wohl, was ſie an ihm hatten; ſie fühlten und verſtanden ihn beßer als die meiſten, die ſpäterhin ſich haben vernehmen laßen. Eins von den Lobgedichten, womit man damals die Herausgabe eines Schriftſtellers zu begleiten pflegte, und noch dazu von einem Ungenannten, gehört zu dem ſchönſten und treffendſten, was je über den Dichter geſagt worden. (Es fängt an mit den Worten: A mind reflecting ages past, und iſt unterzeichnet: J. M. S.) Indeſſen kam ſchon frühzeitig die Vorſtellung in Gang, Shakſpeare ſei ein rohes Genie geweſen, und habe blindlings unzuſammenhängende Dichtungen auf gut Glück hingeſchüttet. Ben Jonſon, ein jüngerer Zeitgenoße und Nebenbuhler Shakſpeares, der im Schweiße ſeines Angeſichts, aber mit geringem Erfolg das engliſche Schauſpiel nicht romantiſch, ſondern nach dem Muſter der Alten zu bilden ſtrebte, meinte, er habe nicht genug ausgeſtrichen, und weil er wenig Schulgelehrſamkeit beſeßen, verdanke er der Natur mehr als der Kunſt. Auch der gelehrte und zuweilen etwas pedantiſche Milton ſtimmt in dieſen Ton ein, wenn er ſagt:*) „Unſer ſüßer Shakſpeare, das „Kind der Phantaſie, wirbelt ſeine angebornen wilden Waldgeſänge.“ Doch gereicht es ihm zur Ehre, Shakſpeares Süßigkeit, die verkannteſte unter ſeinen Eigenſchaften, empfunden zu haben. Die neueren Herausgeber, ſowohl in ihren Vorreden, die jedoch als rhetoriſche Uebungen im Lobpreiſen des Dichters gemeint ſind, als in ihren einzelnen Bemerkungen, gehen viel weiter. Nicht nur geben ſie die Regelloſigkeit ſeiner Stücke nach gar nicht auf ſie anwendbaren Grundſätzen zu, ſondern ſie beſchuldigen ihn des Bombaſtes, einer verworrenen, ungrammatiſchen, witzelnden Schreibart, und der verkehrteſten Poſſenreißerei. Pope behauptet, er habe gewiß beßer, aber vielleicht auch ſchlechter, als irgend ein Andrer, geſchrieben. Alle Auftritte und Stellen, die ſeinem kleinlichen Geſchmacke nicht zuſagten, wollte er auf die Rechnung verfälſchender Schauſpieler ſetzen, und war auf dem beſten Wege, wenn man ihn gehört hätte, uns einen ſchmählich verſtümmelten Shakſpeare zu beſcheren. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn die Ausländer, die Deutſchen der neueſten Zeit ausgenommen**),

---

*) Our sweetest Shakspeare, fancy's child,
Warbles his native woodnotes wild.

**) Zuerſt hat Leſſing im gebührenden Tone über Shakſpeare geſprochen, aber leider viel zu wenig geſagt, weil in der Zeit, als ſolche Urtheile nach ihrer Unkenntniß übertreiben. Sie reden von Shakſpeares Schauſpielen als abenteuerlichen Ungeheuern, die nur in einer wüſten, barbariſchen Zeit von einem beinah verbrannten Gehirn an's Licht gefördert werden mochten; und Voltaire ſchlägt dem Faße den Boden ein, indem er ſich erdreiſtet zu ſagen, Hamlet, das tiefſinnige Meiſterwerk des philoſophiſchen Dichters, „ſcheine von einem beſoffenen „Wilden herzurühren“. Daß Ausländer, beſonders Franzoſen, die oft von der Vorzeit und dem ſogenannten Mittelalter ſo wunderlich ſprechen, als ob erſt durch Ludwig den Vierzehnten die Menſchenfreßerei in Europa wäre abgeſtellt worden, ſich die Meinung von Shakſpeares barbariſchem Zeitalter eingeſchwatzt, möchte hingehen; aber daß die Engländer ſich eine ſolche Verläumdung jener glorreichen Epoche ihrer Geſchichte, worin der Grund zu ihrer jetzigen Größe gelegt worden, gefallen laßen, iſt mir unbegreiflich. Shakſpeare blühte und ſchrieb in der letzten Hälfte der Regierung der Eliſabeth und in der erſten König Jakob des Erſten, alſo unter gelehrten und die Wißenſchaft ehrenden Monarchen. Die Politik des neueren Europa, die deſſen Länder in mannichfaltige Wechſelberührung ſetzte, hat ſchon ein Jahrhundert früher ihren Anfang genommen. Die Sache der Proteſtanten war in England ſogleich mit Eliſabeths Thronbeſteigung entſchieden; alſo kann nicht einmal die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter als Beweis der herrſchenden Finſterniß angeführt werden. Der Eifer für das Studium der Alten

---

er die Dramaturgie ſchrieb, dieſer Dichter noch nicht auf unſerer Bühne erſchienen war. Seitdem beſonders Herder in den Blättern von deutſcher Art und Kunſt, Goethe im Wilhelm Meiſter, und Tieck in Briefen über Shakſpeare (Poetiſches Journal, 1800.), die aber faſt am Eingange abbrechen.

war ſo lebhaft erwacht, daß ſogar Frauen am Hofe, und die Königin ſelbſt, mit der lateiniſchen und griechiſchen Sprache vertraut waren, und es wenigſtens in der erſten bis zur Fertigkeit im Sprechen gebracht hatten: eine Kenntniß, die man jetzt an den europäiſchen Höfen gewiß vergeblich ſuchen würde. Handel und Schiffahrt, welche die Engländer ſchon nach allen vier Welttheilen trieben, machten ſie mit den Sitten und geiſtigen Hervorbringungen anderer Nationen bekannt, und ſie waren damals, wie es ſcheint, gegen fremde Sitten gaſtfreier als jetzt. Italien hatte ungefähr Alles, was ſeine Litteratur auszeichnet, ſchon gehabt, und man überſetzte in England fleißig aus dem Italiäniſchen, ſogar mit Glück in Verſen. Auch mit der ſpaniſchen Litteratur war man nicht unbekannt: es läßt ſich nachweiſen, daß man den Don Quixote kurz nach ſeiner Erſcheinung in England geleſen habe. Bacon, der Stifter der neueren Experimental-Phyſik, und von dem man ſagen kann, daß er was von der herrſchenden Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts noch dieſen Namen verdient, in ſeiner Taſche hatte, war ein Zeitgenoße Shakſpeares. Er wurde zwar erſt nach deſſen Tode durch Schriften berühmt: aber welche Begriffe mußten im Umlauf ſein, damit ein ſolcher Denker aufſtehen konnte! Manche Fächer des menſchlichen Wißens ſind ſeitdem mehr angebaut worden, nur gerade diejenigen, welche für die Poeſie ganz unerſprießlich ſind: mit Chemie, mit Mechanik, mit Manufakturen, mit Land- und Staats-Wirthſchaft macht man keine Gedichte. Ich habe an einem andern Ort*) die Anmaßungen der heutigen ſich ſo nennenden Aufklärung, die auf alle früheren Zeitalter verächtlich herabſieht, geprüft; ich habe gezeigt, wie im Grunde nur alles kleinlich, flach und haltungslos geworden. Der Hochmuth auf die, wie man wähnte, nunmehr mündig gewordene menſchliche Vernunft iſt ſchmählich zu Falle gekommen, und was dieſe Pädagogen des Menſchengeſchlechts gebaut haben, iſt wie Kartenhäuſer zuſammengeſtürzt.

---

*) In einigen Vorleſungen über den Geiſt des Zeitalters, abgedruckt in der Zeitſchrift ‚Europa', zweiten Bandes erſtes Heft.

Was nun den Ton der damaligen Geſelligkeit insbeſondere betrifft, ſo muß man wohl unterſcheiden zwiſchen Bildung und Abgeſchliffenheit. Die letzte, welche origineller Wechſelmittheilung ganz und gar ein Ende macht, und Alles unter die fade Einförmigkeit gewiſſer Formeln zwängt, war dem Zeitalter Shakſpeares allerdings fremd, wie ſie es großentheils noch dem heutigen England iſt. Es war geſunde Kraftfülle vorhanden, die ſich keck und oft muthwillig kund gab. Der ritterliche Geiſt war noch nicht erloſchen, und eine Königin, die weit mehr für ihr Geſchlecht als für ihre Würde Huldigung begehrte, und die durch ihre Entſchloßenheit, Klugheit und große Geſinnung in der That Begeiſterung einflößen konnte, entflammte dieſen Geiſt zu edler Ruhmbegierde. Auch Reſte der Feudal-Unabhängigkeit gab es noch: der Adel hielt auf Pracht in den Kleidertrachten und zahlreiches Gefolge, ſo daß jeder große Herr faſt einen kleinen Hof um ſich hatte. Ueberhaupt war der Unterſchied der Stände ſtark bezeichnet, und dieß iſt für den dramatiſchen Dichter ſehr erwünſcht. Im Geſpräch liebte man raſche unerwartete Erwiederungen, wodurch ein witziger Einfall wie ein Federball ſo lange hin und her geſchnellt wird, bis man ſich müde daran geſpielt hat. Dieß und den Mißbrauch der Wortſpiele (für welche der König Jakob ſelbſt eine große Liebhaberei hatte, ſo daß man ſich über die Allgemeinheit der Mode nicht wundern darf) mag man für einen falſchen Geſchmack halten; aber es für ein Zeichen der Rohheit und Barbarei zu nehmen, wäre eben ſo, als wenn man aus dem ausſchweifenden Luxus eines Volkes auf deſſen Armuth ſchließen wollte. Dergleichen witzelnde Geſpräche kommen bei'm Shakſpeare häufig vor, wo es ſein Zweck mit ſich bringt, den wirklichen Ton der damaligen Geſellſchaft zu ſchildern; es folgt daraus gar nicht, daß er ſie gebilligt hätte, vielmehr ſcheint er ſelbſt darüber zu ſpotten. Hamlet ſagt bei Gelegenheit des Todtengräbers „Wahrhaftig, Horatio, ich habe ſeit drei Jahren darauf geachtet, das Zeitalter wird ſo ſpitzfindig, daß der Bauer dem „Hofmann auf die Ferſen tritt.“ Und Lorenzo im Kaufmann von Venedig über den Launcelot:

O heilige Vernunft, was eitle Worte!
Der Narr hat in's Gedächtniß ſich ein Heer
Wortſpiele eingeprägt. Und kenn' ich doch
Gar manchen Narren an einer beßern Stelle,
So aufgeſtutzt, der um ein ſpitzes Wort
Die Sache Preis giebt.

Uebrigens legt Shakſpeare an tauſend Stellen ein ungemein großes Gewicht auf den ächten und feinen Weltton, und warnt vor jedem Abwege davon, ſowohl von Seiten des bäueriſchen Ungeſchicks, als der gezierten Geckerei; er giebt nicht nur die treffendſten Lehren darüber, er ſtellt ihn dar in allen ſeinen Abſtufungen nach Stand, Alter und Geſchlecht. Was läßt ſich nun noch anführen, worauf man die Behauptung von den wüſten Sitten jener Zeit gründen könnte? Etwa die Unanſtändigkeiten? Gälte dieſer Beweis, ſo müßte man auch das Zeitalter des Perikles und des Auguſtus roh und ungeſittet ſchelten, denn Ariſtophanes und Horaz, die doch beide für Muſter der Urbanität galten, laßen es wahrlich nicht an den gröbſten Unanſtändigkeiten fehlen. Das verſchiedne ſittliche Urtheil der Völker hierüber hängt von ganz andern Urſachen ab.

Es iſt wahr, Shakſpeare bringt uns zuweilen in anſtößige Geſellſchaft; andre Male läßt er Zweideutigkeiten in Gegenwart der Frauen oder gar von ihnen ſelbſt ſagen. Dieß war alſo vermuthlich ein damals nicht unerhörter Muthwille. Dem großen Haufen zu gefallen that er es gewiß nicht, denn in vielen ſeiner Stücke kommt nicht das Mindeſte dieſer Art vor, und in welcher zarten Jungfräulichkeit ſind manche ſeiner weiblichen Rollen gehalten! Wenn man ſieht was ſich andre dramatiſche Dichter in England, zu ſeiner Zeit und noch viel ſpäter, erlaubten, ſo muß man ihn vergleichungsweiſe keuſch und ſittſam nennen. Auch dürfen wir einige Umſtände in der damaligen Einrichtung des Theaters nicht vergeßen. Die weiblichen Rollen wurden nicht von Frauen, ſondern von Knaben geſpielt; die Zuſchauerinnen gingen nicht anders als verlarvt in's Schauſpiel. Unter dieſer Carnavals-Verkleidung mochten ſie ſich dann gefallen laßen Manches anzuhören, und man getraute ſich, es in ihrer Gegenwart zu ſagen, was ſonſt nicht ſchicklich geweſen wäre. Es iſt löblich, wenn bei allem Oeffentlichen, und alſo auch auf der Bühne, für Anſtändigkeit geſorgt wird, allein man kann darin auch zu weit gehen. Eine ängſtliche Splitterrichterei, die in jedem dreiſten Scherz eine Sünde wittert, iſt ein zweideutiges Kennzeichen von Reinheit der Sitten; meiſtens verbirgt ſich vielmehr das Bewußtſein einer verunreinigten Einbildungskraft hinter dieſer Heuchelei. Die Vorſicht, nichts berühren zu laßen, was auf das ſinnliche Verhältniß beider Geſchlechter Bezug hat, kann auf einen Grad ſteigen, wo ſie höchſt läſtig für den dramatiſchen Dichter wird, und der Kühnheit ſeiner Darſtellungen den größten Abbruch thut. Nach ſolchen Bedenklichkeiten müßten manche der ſchönſten Verwickelungen in Shakſpeares Schauſpielen, z. B. Gleiches mit Gleichem, Ende gut Alles gut, auch noch ſo ſchonend behandelt für anſtößig erklärt werden.

Sechsundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Shakſpeares Zeitalter und Lebensumſtände. Inwiefern das Coſtum nothwendig oder entbehrlich. Shakſpeare der größte Charakteriſtiker.

Wenn ſonſt kein andres Denkmal vom Zeitalter der Eliſabeth auf uns gekommen wäre, als die Werke Shakſpeares, ſo würde ich eben aus ihnen den vortheilhafteſten Begriff von der damaligen geſellſchaftlichen Bildung ſchöpfen. Denjenigen, die durch ſo ſeltſame Brillen ſehen, daß ſie darin nichts als Rohheit und Barbarei finden, wenn ſie dennoch nicht abläugnen können was ich oben hiſtoriſch dargethan, bleibt keine andre Ausflucht übrig, als zu ſagen „Was half „Shakſpearen die Bildung ſeines Zeitalters? Er hatte keinen Antheil daran. In niedrigem Stande geboren, ohne „Erziehung, unwißend, lebte er in gemeiner Geſellſchaft, und „arbeitete um den Tagelohn für ein pöbelhaftes Publikum, „ohne den geringſten Gedanken an Ruhm und an die Nachwelt.“

An allem dieſem iſt kein wahres Wort, wiewohl es tauſendmal wiederholt worden. Wir wißen zwar ſehr wenig von den Lebensumſtänden des Dichters, und das Meiſte beſteht in aufgerafften, höchſt verdächtigen Anekdoten von dem Schlage, wie Gaſtwirthe ſie neugierigen Fremden, die ſich an dem Geburts- oder Wohn-Ort eines berühmten Mannes nach ihm erkundigen, entgegenbringen. Erſt neuerdings hat man wirkliche Dokumente aufgeſpürt, unter andern ſein Teſtament, das einen Blick in ſeine Familienverhältniſſe thun läßt. Es verräth einen außerordentlichen Mangel an kritiſchem Scharfſinn, daß unter den Auslegern Shakſpeares, die wir kennen, noch keiner darauf gefallen iſt, ſeine Sonette für ſeine Lebensbeſchreibung zu benutzen. Sie ſchildern ganz augenſcheinlich wirkliche Lagen und Stimmungen des Dichters, ſie machen uns mit den Leidenſchaften des Menſchen bekannt, ja ſie enthalten auch ſehr merkwürdige Geſtändniſſe über ſeine jugendlichen Verirrungen. Shakſpeares Vater war ein begüterter Mann, deſſen Vorfahren in Stratford obrigkeitliche Aemter bekleidet hatten, und dem in einem Diplom des Herolds-Amtes über die Erneuerung oder Beſtätigung ſeines Familienwappens der Titel Gentleman beigelegt wird. Unſer Dichter, der älteſte Sohn unter vielen Geſchwiſtern, konnte freilich keine akademiſche Erziehung bekommen, da er ſich, kaum achtzehn Jahr alt, vermuthlich bloß aus häuslichen Rückſichten verheiratete. In dieſem engen bürgerlichen Leben hielt er es nur wenige Jahre aus, ſei es nun, daß ihn der Ueberdruß daran nach London gelockt, oder daß ihn, wie die Sage geht, die Folgen einer Ausgelaſſenheit von ſeiner Heimat vertrieben. Dort ergriff er den Stand des Schauſpielers, den er anfangs als eine Erniedrigung betrachtete, hauptſächlich weil ihn das Beiſpiel ſeiner Kameraden verführte, an ihrer wilden Lebensart Theil zu nehmen. In einem ſeiner Sonette ſagt er:

O, for my sake do you with fortune chide,
The guilty goddess of my harmless deeds,
That did not better for my life provide,
Than *publick means which publick manners breeds*,

und in dem folgenden:

Your love and pity doth th'impression fill
Which *vulgar scandal* stamp'd upon my brow.

Es läßt ſich wahrſcheinlich machen, daß er am meiſten durch ſeinen Dichterruhm dazu beigetragen, im Fortgange ſeiner Laufbahn die Bühne zu adeln und den Schauſpielerſtand mehr zu Ehren zu bringen. Schon frühzeitig ſtrebte er, ſich als Dichter, ſelbſt außerhalb der Schaubühne hervorzuthun, wie ſeine Jugendgedichte Adonis und Lucretia beweiſen. In der Folge gelangte er zu der Stelle eines Mitbeſitzers und Vorſtehers des Schauſpielhauſes, wofür er arbeitete. Daß er zum Umgange der Vornehmen nicht zugelaßen worden, iſt ganz und gar nicht glaublich: er fand außer verſchiedenen andern an dem Grafen von Southampton, dem Freunde des unglücklichen Eſſex, einen ſehr freigebigen und ihm zärtlich zugethanen Gönner. Nicht nur erhielten ſeine Stücke erſtaunlichen Beifall bei dem größeren Publikum, ſondern ſie gefielen am Hofe: die beiden Monarchen, unter deren Regierung er ſchrieb, waren nach dem Zeugniß eines Zeitgenoßen ganz davon eingenommen. (Ben Jonſon:

And make those flights upon the banks of Thames,
That so did take Eliza, and our James!)

Sie wurden am Hofe aufgeführt, und Eliſabeth ſcheint ſelbſt die Schreibung eines und des andern zur Feier von Hof-Feſten veranlaßt zu haben. Man weiß, daß König Jakob Shakſpearen durch ein eigenhändiges Schreiben geehrt. Alles dieß ſieht nicht nach Geringſchätzung und Verbannung in die Dunkelheit eines niedrigen Kreißes aus. Shakſpeare erwarb ſich durch ſeine Thätigkeit als Dichter, Schauſpieler und Schauſpieldirektor ein beträchtliches Vermögen, das er in den letzten Jahren ſeines allzukurzen Lebens an ſeinem Geburtsort in Ruhe und im Umgange mit einer geliebten Tochter genoß. Gleich nach ſeinem Tode wurde ihm ein Denkmal auf ſeiner Grabſtätte errichtet, welches man für die damalige Zeit prächtig nennen kann.

Bei einem ſo glänzenden Gelingen, unter ſo ausgezeichneten Beweiſen der Achtung und Verehrung ſeiner Zeitgenoßen wäre es wohl ſeltſam, wenn Shakſpearen, ungeachtet der ihm eignen Beſcheidenheit eines großen Gemüthes, der Gedanke an Nachruhm niemals eingefallen wäre. Als ein tiefer Denker hatte er den Umfang der menſchlichen Fähigkeiten ſo ziemlich ausgemeßen, und konnte ſich getroſt ſagen, daß manche ſeiner Hervorbringungen nicht leicht übertroffen werden würden. Worauf gründet man denn nun die entgegengeſetzte Behauptung, wodurch man den unſterblichen Künſtler zum Tagelöhner eines rohen Haufens herabwürdigen will? Einzig darauf, daß er ſelbſt keine Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke veranſtaltet hat. Man bedenkt nicht, daß ein Dichter, der gewohnt iſt, immer unmittelbar für die Bühne zu arbeiten, der ſo oft den Triumph genoßen, die gedrängte Menge der Zuſchauer zu rauſchendem Beifalle hinzureißen, der dabei nicht von dem Eigenſinne verkehrter Schauſpieldirektoren abhängt, ſondern durch eigne Leitung für die rechte theatraliſche Darſtellungsweiſe ſorgen kann, nach dem Kabinet des einſamen Leſers natürlich weniger fragt. Beſonders bei der erſten Bildung einer Nationalbühne finden ſich häufig Beiſpiele einer ſolchen Nachläßigkeit. Auch von den faſt zahlloſen Stücken des Lope de Vega ſind unſtreitig viele nicht gedruckt worden, und dadurch verloren gegangen; auch Cervantes ließ ſeine früheren Schauſpiele nicht drucken, wiewohl er ſich ihrer allerdings als verdienſtlicher Werke rühmt. Da indeſſen Shakſpeare bei ſeiner Entfernung vom Theater den Mitvorſtehern ſeine Handſchriften zurückließ, ſo durfte er ſich wohl, um ſie auf die Nachwelt zu bringen, auf die theatraliſche Ueberlieferung verlaßen, welche auch dazu hingereicht haben würde, wenn nicht die Schließung der Schaubühnen unter dem puritaniſchen Druck Alles unterbrochen hätte. Ferner weiß man, daß damals die Dichter ihre Stücke einem Theater zu ausſchließendem Beſitz zu verkaufen pflegten: es iſt alſo denkbar, daß Shakſpearen das Eigenthumsrecht über die ſeinigen noch nicht gedruckten gar nicht mehr, oder noch nicht wieder zuſtand. Seine Mitvorſteher veranſtalteten die Herausgabe ſieben Jahre nach ſeinem Tode (der ihn vielleicht bei dem Vorhaben übereilte), wie es ſcheint, für ihre Rechnung, und zu ihrem eignen Vortheil.

Ueber die Unwißenheit oder Gelehrſamkeit unſers Dichters iſt weitläuftig hin und her geſtritten worden, und doch iſt die Sache ſo leicht zu entſcheiden. Shakſpeare war arm an todter Gelehrſamkeit, aber er beſaß eine Fülle lebendiger und anwendbarer Kenntniſſe. Er wußte Lateiniſch und ſogar etwas Griechiſch, jedoch vermuthlich nicht genug, um die Schriftſteller in der Urſprache mit Leichtigkeit zu leſen. Auch die neueren Sprachen, das Franzöſiſche und Italiäniſche hatte er nur oberflächlich erlernt. Ueberhaupt gieng ſeine Neigung nicht darauf, Worte, ſondern Thatſachen einzuſammeln. Mit engliſchen und in's Engliſche überſetzten Büchern hatte er eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft: man darf wohl behaupten, daß er alles damals in ſeiner Sprache Vorhandne, was ihm irgend zu künſtleriſchen Zwecken dienen konnte, geleſen hatte. Mit der Mythologie war er vertraut genug, um ſie, wie er es einzig wollte, als einen ſymboliſchen Zierrat zu gebrauchen. Den Geiſt der alten, beſonders römiſchen Geſchichte hatte er im Ganzen richtig gefaßt, bis in's Einzelne geläufig war ihm die Geſchichte ſeines Vaterlandes. Zu großem Glück für ihn war dieſe noch nicht diplomatiſch und pragmatiſch, ſondern bloß im Chroniken-Stil bearbeitet, d. h. ſie war nicht zu trocknen Erörterungen über die Entwicklung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, über diplomatiſche Verhandlungen, Finanzen u. ſ. w. geworden, ſondern gewährte ein anſchauliches Bild von dem Leben und Weben einer thatenvollen Vorzeit. Shakſpeare war ein aufmerkſamer Naturbeobachter; er kannte die Kunſtſprache der Handwerker und Gewerbe; im Innern von England ſcheint er viel gereiſt zu ſein, und ſich bei Seefahrern fleißig nach dem Auslande erkundigt zu haben; auf's genaueſte bekannt war er mit allen volksmäßigen Gebräuchen, Meinungen und Ueberlieferungen, die poetiſch nutzbar waren.

Seine Unwißenheit will man beſonders durch einige geographiſche Schnitzer und Anachroniſmen beweiſen. Man lacht darüber, daß er in einem märchenhaften Luſtſpiele Schiffe in Böhmen landen läßt. Allein ich glaube, man hätte ſehr Unrecht, daraus zu ſchließen, er habe nicht eben ſo gut wie wir die ſchätzbare und nicht ſchwer zu erwerbende Kenntniß beſeßen, daß Böhmen von keiner Seite an die See ſtößt. Dazu müßte er niemals eine Karte von Deutſchland angeſehen haben, da er doch die Karten beider Indien mit den Entdeckungen der neueſten Weltumſegler beſchreibt. (Twelfth night, or What you will. A. III. Sc. 2.) In dergleichen iſt Shakſpeare nur bei einheimiſchen hiſtoriſchen Gegenſtänden genau. Bei den Novellen, die er bearbeitet, hütete er ſich wohl, ſeine Zuhörer, denen ſie bekannt waren, durch Berichtigung von Irrthümern in Nebendingen zu ſtören. Je wunderbarer die Geſchichte, deſto mehr ſpielt ſie auf einem bloß poetiſchen Boden, den er nach Belieben in einer unbeſtimmten Ferne hält. Dieſe Schauſpiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeſchichten vor ſich. Er wußte gewiß, daß es im Ardennerwalde keine Löwen, noch Schlangen der heißen Zone giebt, eben ſo wenig als arkadiſche Schäferinnen: aber er verſetzte beide dahin (As you like it.), weil der Entwurf und die Bedeutung ſeines Gemäldes es ſo erforderte. Hierin hielt er die größten Freiheiten für erlaubt. Er hatte es nicht mit einer kleinlich krittelnden Zeit zu thun, wie die unſrige iſt, wo man in der Poeſie immer etwas anders ſucht als Poeſie; ſeine Zuſchauer giengen in's Theater, nicht um die wahre Chronologie, Geographie und Naturgeſchichte zu erlernen, ſondern um eine heitre Darſtellung anzuſehn. Ich unternehme darzuthun, daß Shakſpeares Anachroniſmen mehrentheils geflißentlich und mit großem Bedacht angebracht ſind. Es lag ihm oft daran, das Dargeſtellte aus dem Hintergrunde der Zeiten ganz in die Nähe zu rücken. So herrſcht im Hamlet, wiewohl anerkannt einer alten nordiſchen Geſchichte, der Ton modiger Geſelligkeit und in allen Stücken das Coſtum der neueſten Zeit. Ohne dieſe Umgebung wäre es gar nicht zuläßig geweſen, den Hamlet zu einem philoſophiſchen Grübler zu machen, worauf doch der Sinn des Ganzen beruht. Deswegen erwähnt er auch ſeiner Erziehung auf einer Univerſität, wiewohl es zur Zeit des hiſtoriſchen Hamlet noch keine Univerſitäten gab. Er läßt ihn in Wittenberg ſtudieren, und keine Wahl konnte ſchicklicher ſein. Der Name war ſehr popular: durch die Sage vom Doctor Fauſt war Wittenberg auf eine wundervolle Art bekannt; vorzüglich war es im proteſtantiſchen England berühmt, weil Luther kurz zuvor dort gelehrt und geſchrieben hatte, und der Name mußte ſogleich den Begriff freier Geiſtesregung erwecken. Einen Anachroniſmus möchte ich es nicht einmal nennen, wenn Richard der Dritte vom Macchiavell ſpricht. Dieſer Name wird hier ganz ſprichwörtlich genommen: der Inhalt des Buches vom Fürſten war von jeher vorhanden, ſeit es Tyrannen gab; Macchiavell hat ihn nur zuerſt aufgeſchrieben.

Daß Shakſpeare das weſentliche Coſtum, nämlich den Geiſt der Zeiten und Völker, richtig getroffen, wird wenigſtens von den engliſchen Kunſtrichtern häufig anerkannt; gegen das äußerliche Coſtum ſind mannichfaltige Verſtöße leicht zu bemerken. Es darf hiebei nicht überſehen werden, daß auf der damaligen Bühne auch die römiſchen Stücke in europäiſcher Tracht aufgeführt wurden, die freilich noch ſchön und edel, nicht ſo läppiſch und geſchmacklos war, wie ſie gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde. Dieß will unſerm Sinne keineswegs zuſagen: wir können uns nicht ohne Togen behelfen. Eine allgemeine Bemerkung über das Coſtum in künſtleriſcher Hinſicht wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Niemals iſt man in deſſen Beobachtung genauer geweſen als heutzutage; die Kunſt iſt zu einer pedantiſchen Antiquitäten-Krämerei geworden. Dieß kommt daher, daß wir in einem gelehrten und kritiſchen, aber durchaus nicht dichteriſchen Zeitalter leben. Schon die Alten pflegten die ſehr abweichenden Religionen anderer Völker nach der griechiſchen Mythologie umzudeuten. In der Skulptur war für alle barbariſchen Völkerſchaften ein für allemal dieſelbe Kleidertracht, die phrygiſche, angenommen. Nicht als ob ihnen unbekannt geweſen wäre, daß es eben ſo viel verſchiedne Trachten gebe als Nationen: ſondern ſie wollten in der Kunſt nur den großen Gegenſatz zwiſchen Barbariſch und Gebildet anerkennen, und dieſer ſchien ihnen durch die phrygiſche Kleidung am vortheilhafteſten ſichtbar gemacht zu werden. Die älteren chriſtlichen Maler ſtellen den Heiland, die Jungfrau Maria, die Erzväter und Apoſtel in einer idealiſchen Tracht vor, die untergeordneten Theilnehmer oder Zuſchauer der Handlung aber in Trachten ihres eignen Volkes und ihrer Zeit. Ein richtiger Sinn leitete ſie dabei: das geheimnißvolle Heilige ſoll in einer Ehrfurcht gebietenden Ferne gehalten werden, das Menſchliche hingegen iſt nur in der gewohnten Umgebung recht verſtändlich. Im Mittelalter wurden alle heroiſchen Geſchichten des Alterthums, vom Theſeus und Achilles bis auf Alexander, in wahre Ritterbücher umgekleidet. Nur das Verwandte ſprach ſie an, von den Unterſchieden wollten ſie nichts wißen. In einer alten Handſchrift vom trojaniſchen Krieg ſah ich ein Miniaturbild, das Leichenbegängniß Hektors vorſtellend, wo der mit adelichen Wappenſchildern behängte Sarg in eine gothiſche Kirche hineingetragen wird. Es koſtet kein großes Kopfbrechen, ſich über dieſe Einfalt luſtig zu machen, allein der Nachdenkende wird noch ganz etwas anders darin entdecken. Ein kräftiges Bewußtſein von der allgemeinen Gültigkeit und dem feſten Beſtande ihrer Art zu ſein, eine unbezweifelte Ueberzeugung, daß es immer ſo in der Welt zugegangen, und auch forthin ſo zugehen werde: dieſe Gefühle unſrer Altvordern waren Kennzeichen friſcher Lebensfülle, ſie waren das Mark des Handelns in der Wirklichkeit wie in der Dichtung. Ihre ſchlichte und liebevolle Anhänglichkeit an die auf ſie vererbten Umgebungen iſt durchaus nicht zu verwechſeln mit der vorlauten Eitelkeit manierierter Zeitalter, welche die wandelbare Mode des Tages unſtatthaft in der Kunſt anbringen, weil ihnen alle edle Simplicität bäuriſch und roh dünkt. Dieſer letzte Mißbrauch iſt jetzt abgeſtellt: unſere Dichter und Künſtler müßen wie Bediente die Livrei entfernter Jahrhunderte und fremder Völker tragen, wenn ſie gebilligt werden wollen. Wir ſind überall zu Hauſe, außer bei uns ſelbſt. Wir laßen uns die Gerechtigkeit widerfahren, daß die heutige Mode in der Kleidung, den Höflichkeits-Formeln u. ſ. w., ganz unpoetiſch iſt, und ſo bettelt die Kunſt bei den Antiquaren um ein Almoſen von poetiſchem Coſtum. Zu jener einfältigen Denkweiſe, die ſich bloß an innere Wahrheit der Darſtellung hält, ohne ſich an Anachroniſmen und Verſehen in andern Aeußerlichkeiten zu ſtoßen, können wir leider nicht zurückkehren; allein wir müßen die Dichter beneiden, denen ſie entgegen kam: ſie gewährte ihnen eine große Breite und Freiheit der Behandlung.

Nach obigen Grundſätzen über das weſentliche und das bloß gelehrte Coſtum muß Vieles im Shakſpeare beurtheilt werden; auch auf den Calderon werden ſie ihre Anwendung finden.

Soviel über den Geiſt der Zeit, worin Shakſpeare lebte, und über ſeine eigne Bildung und Wißenſchaft. Mir iſt er ein tiefſinniger Künſtler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon ſchwatzt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bei den übrigen Künſten widerlegt es ſich ſchon von ſelbſt, denn hier iſt erworbene Wißenſchaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leiſten. Aber auch bei ſolchen Dichtern, die man für ſorgloſe Zöglinge der Natur ohne alle Kunſt und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn ſie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Kultur der Geiſteskräfte, geübte Kunſt, reiflich überlegte und würdige Abſichten. Dieß gilt eben ſowohl vom Homer, als vom Dante. Die Thätigkeit des Genies iſt zwar ihm eine natürliche und in gewiſſem Sinne bewußtloſe, wovon alſo der, welcher ſie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenſchaft wird ablegen können; es iſt aber keineswegs eine ſolche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geiſteswirkung, die höchſte Klarheit des Verſtandes macht, daß das Denken bei'm Dichten nicht als etwas Abgeſondertes wahrgenommen wird, nicht als *Nach*denken erſcheint. Jener Begriff von der poetiſchen Begeiſterung, den manche lyriſche Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären ſie außer ſich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen ſelbſt unverſtändliche Orakelſprüche: jener Begriff (ſelbſt nur eine lyriſche Erdichtung) paßt am allerwenigſten auf die dramatiſche Compoſition, eine der beſonnenſten Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes. Man giebt zu, Shakſpeare habe über Charakter und Leidenſchaft, über den Gang der Begebenheiten und menſchliche Schickſale, über die geſellige Verfaßung, über alle Dinge und Verhältniſſe der Welt gedacht und tief gedacht; man muß es zugeben, denn unter Tauſenden ſeiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung deſſen hinreichen, der es abläugnen wollte: und nur für den Bau ſeiner eignen Stücke ſoll er keinen Gedanken übrig gehabt, dieſen ſoll er dem Zufall, welcher die epikuriſchen Atomen zuſammen weht, überlaßen haben? Geſetzt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künſtleriſche Liebe, die ſich in einem vollendeten

Werke ſelbſt zu befriedigen ſtrebt, bloß gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, ſo hätte ihn ja ſchon dieſer Zweck und die theatraliſche Wirkung darauf führen müßen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauſpiels ganz beſonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an ſich noch ſo ſchöne Scene von Zuſchauern, die nur geraden Sinn haben und ſich ihrer Natur unbefangen überlaßen, verworfen, ſo bald ſie ihrer Erwartung an *der* Stelle widerſpricht, und dem einmal gefaßten Intereſſe Abbruch thut? Die ſcherzhaften Einmiſchungen mögen immerhin als eine Art von Zwiſchenſpiel, zur Erholung von ernſthafteren Spannungen dienlich, angeſehen werden, ſo lange man keine beßere Anſicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptſache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter, wo möglich, noch mehr Ueberlegenheit des Verſtandes bewähren, als in der Darſtellung der einzelnen geſchilderten Charaktere und Lagen; ſonſt wäre er wie der Lenker eines Marionettenſpiels, dem die Dräthe in Verwirrung gerathen ſind, ſo daß nun die Puppen vermöge ihres Mechaniſmus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einſtimmig rühmen die engliſchen Kunſtrichter am Shakſpeare die Wahrheit und durchgeführte Beſtimmtheit ſeiner Charakteriſtik, das eindringende Pathos, den komiſchen Witz. Ferner erheben ſie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beſchreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dieß letzte iſt die oberflächlichſte und wohlfeilſte Art von Kunſtkritik. Johnſon vergleicht denjenigen, der dieſen Dichter durch Stellen, aus dem Zuſammenhange gerißen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholaſtiker bei'm Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauſes herumwies. Und dennoch ſpricht er ſelbſt ſo wenig und ſo höchſt unbefriedigend über das Ganze der Stücke. Man ſtelle nur ſeine kurzen Urtheile am Schluße eines jeden zuſammen, und ſehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er ſelbſt anfangs als den richtigen Maßſtab für die Schätzung des Dichters angegeben. Ueberhaupt war es die herrſchende Richtung der bisherigen Zeit, die ſich auch in der Naturwißenſchaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln was nur in der Verknüpfung beſteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, ſtatt bis zum Centralpunkt hindurchzudringen und alle Theile als ſo viele Ausſtrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen iſt nichts ſeltner, als ein Kunſtrichter, der ſich zur Ueberſchauung eines umfaßenden Kunſtwerkes zu erheben weiß. Shakſpeares Compoſitionen ſind eben wegen ihrer tiefen Abſichtlichkeit dem Ungemach ausgeſetzt geweſen, mißverſtanden zu werden. Ueberdieß läßt jene proſaiſche Kritik die poetiſche Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten; was aber den Plan der Stücke betrifft, da ſucht ſie nichts andres als den logiſchen Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, oder eine einſeitige triviale Moral als Nutzanwendung, und was ſich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt ſie für überflüßige oder gar ſtörende Zuthaten. Nach ſolchen Grundſätzen müßte man in den griechiſchen Tragödien ebenfalls die meiſten Chorgeſänge wegſtreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beitragen, ſondern nur ein harmoniſches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke ſind. Man verkennt hiebei ganz und gar die Rechte der Poeſie und die Natur des romantiſchen Dramas, welches eben weil es pittoresk iſt und ſein ſoll, reichere Umgebungen und Contrapoſte für ſeine Hauptgruppen erfordert. In aller Kunſt und Poeſie, vornehmlich aber in der romantiſchen, macht die Phantaſie als eine unabhängige Seelenkraft, die ſich nach eignen Geſetzen regiert, ihre Anſprüche geltend.

In einem ſchon vor einer Anzahl Jahre abgefaßten Verſuch über Romeo und Julia (im erſten Bande der von mir und meinem Bruder herausgegebenen Charakteriſtiken und Kritiken) habe ich die ſämmtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen und die innere Nothwendigkeit eines jeden in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein ſolcher Kreiß von Charakteren und Verhältniſſen um die beiden Liebenden her geſtellt ſei; ich habe die Bedeutung des eingeſtreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetiſchen Farben gerechtfertigt. Aus allem dieſem ſchien mir unwiderleglich hervorvorzugehen, daß man bis auf einige unverſtändlich gewordne oder dem heutigen Geſchmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Geſellſchaftstones) nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verſtümmeln und zu entſtellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakſpeares aus ſeiner reiferen Zeit daſſelbe zu unternehmen, allein dieß würde ein eignes Buch erfordern. Hier kann ich nur Weniges andeuten, ſeine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen; doch muß ich zuvor noch von ſeinen hervorſtechendſten Eigenſchaften im Allgemeinen reden.

Shakſpeares Menſchenkenntniß iſt zum Sprichworte geworden; ſeine Ueberlegenheit hierin iſt ſo groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchen-Beobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des im Charakteriſtiſchen großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz Verſchiednes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder beider überhebt. Es iſt die Fähigkeit, ſich ſo vollkommen in alle Arten zu ſein, auch die fremdeſten, zu verſetzen, daß ihr Beſitzer dadurch in den Stand geſetzt wird, als Bevollmächtigter der geſammten Menſchheit, ohne beſondre Inſtruktionen für den einzelnen Fall, im Namen eines Jeden zu handeln und zu reden. Es iſt die Gewalt, die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft mit ſo ſelbſtändigem Nachdruck auszuſtatten, daß ſie ſich nachher nach allgemeinen Naturgeſetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an ſeinen Träumen gleichſam Erfahrungen anſtellt, die eben ſo gültig ſind, als die an wirklichen Gegenſtänden gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Perſonen ſcheinen müßen nichts um des Zuſchauers willen zu ſagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darſtellung ſelbſt, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, ſie bis in's Innerſte zu durchſchauen. Deswegen hat Goethe ſinnreich Shakſpeares Menſchen mit Uhren verglichen, die ein kryſtallenes Zifferblatt und Gehäuſe haben, und indem ſie wie andre Uhren richtig die Stunden weiſen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen laßen, wodurch dieß bewerkſtelligt wird.

Nichts iſt dem Shakſpeare jedoch fremder, als eine gewiſſe zergliedernde Darſtellung, welche uns mühſam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Menſch ſo oder anders beſtimmt wird. Dieſes Motivieren, die Sucht mancher neueren Geſchichtſchreiber, immer weiter fortgeſetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der ſich oft ſchon in der früheſten Kindheit entſchieden kund giebt, aus lauter fremden Einflüßen zuſammenſetzen. Am Ende handelt ein Menſch doch ſo, weil er ſo iſt. Und wie jeder iſt, das offenbart uns Shakſpeare auf das unmittelbarſte: er fordert und erhält unſern Glauben auch für das Abweichende und Seltſame. Niemals hat es vielleicht ein ſo umfaßendes Talent für Charakteriſtik gegeben, als das ſeinige. Es erſtreckt ſich nicht nur über die verſchiednen Stände, Geſchlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weiſe und der Narr, mit gleicher Wahrheit; nicht nur verſetzt er ſich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, ſchildert uns bei ſcheinbaren Verletzungen des Coſtums ſehr treffend den Geiſt der alten Römer, der Franzoſen in ſeiner Darſtellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer ſelbſt in einem großen Theil ihrer Geſchichte, der ſüdlichen Europäer (in dem ernſthaften Theil vieler Luſtſpiele), die damalige gebildete Geſellſchaft und die Rauhheit und Barbarei einer nordiſchen Vorzeit; ſeine menſchlichen Charaktere haben nicht nur eine ſolche Tiefe und Beſtimmtheit, daß ſie nicht unter Klaſſennamen zu faßen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erſchöpfen ſind: nein, dieſer Prometheus bildet nicht bloß Menſchen, er öffnet die Pforten der magiſchen Geiſterwelt, läßt Geſpenſter heraufſteigen, Hexen ihren wüſten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit ſcherzenden Elfen oder Sylphen, und dieſe nur in der Einbildung lebenden Weſen haben eine ſolche Wahrheit, daß, wären ſie auch mißgeborne Ungeheuer, wie Caliban, er uns dennoch die beſtimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, ſo würden ſie ſich ſo benehmen. Mit Einem Worte, ſo wie er die fruchtbarſte kühnſte Phantaſie in das Reich der Natur hineinträgt, ſo trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenſeits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantaſie hinüber. Wir erſtaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnſon ſcheinen ſich ſeltſam zu widerſprechen, wenn der erſte ſagt, alle Perſonen Shakſpeares ſeien Individuen, der zweite, ſie ſeien Gattungen. Indeſſen laßen ſie ſich vielleicht mit einander ausgleichen. Unſtreitig iſt Popes Ausdruck richtiger. Eine Charakteriſtik, die bloß Perſonification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder ſonderlich tief, noch ſonderlich mannichfaltig ſein. Die Namen der Gattungen und Arten ſind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verſtand, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur in einer gewiſſen Ordnung aufzufaßen. Shakſpeares ausführlich gezeichnete Perſonen haben unſtreitig viele ganz individuelle Beſtimmungen, aber zugleich eine nicht bloß für ſie gültige Bedeutung: ſie geben meiſtens eine ergründende Theorie ihrer hervorſtechenden Eigenſchaft an die Hand. Allein auch ſo berichtigt, leidet dieſer Ausſpruch ſeine Einſchränkungen. Charakteriſtik iſt nur ein Beſtandtheil der dramatiſchen Kunſt, und nicht die dramatiſche Poeſie ſelbſt. Es wäre höchſt fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüßige Charakterzüge aufmerkſam machte, wo er ganz andre Eindrücke bezwecken ſoll. Sobald das Muſikaliſche oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, ſo tritt das Charakteriſtiſche nothwendig zurück. Viele Figuren Shakſpeares tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an ſich, beſtimmt durch die Stelle, die ſie im Ganzen einnehmen: ſie repräſentieren wie Nebenperſonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Phyſiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht ſie allein bedeutend. Shakſpeares Boten z. B. ſind meiſtens nur Boten, aber nicht gemeine, ſondern dichteriſche Boten: die Botſchaft, welche ſie zu bringen haben, iſt die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andre Stimmen erheben ſich bloß als melodiſche Klage oder Jubel, oder betrachtender Nachruf über das Vorgefallene; und in einem ernſten Drama ohne Chor wird dieß immer mehr oder weniger der Fall ſein müßen, wenn es nicht proſaiſch werden ſoll.

Siebenundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Die Aechtheit des ſhakſpeareſchen Pathos wird gerechtfertigt. Wortſpiele. Sittliche Schonung. Ironie. Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen. Die Rolle des Narren. Shakſpeares Sprache und Versbau.

Eben ſo wunderwürdig, wie in den Charakteren, iſt Shakſpeare in der Darſtellung der Leidenſchaft, dieß Wort im weiteſten Umfange genommen, für jeden Seelenzuſtand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz bis zur wildeſten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geſchichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangner Zuſtände entdecken. Seine Leidenſchaften ſtehen nicht vom Anfange an gleich auf derſelben Höhe, wie bei ſo vielen Trauerſpieldichtern, die nach Leſſings Ausdruck ſich vortrefflich auf den Kanzleiſtil derſelben verſtehen. Meiſterlich ſchildert er die allmäliche Steigerung vom erſten Entſtehen an; „giebt“, wie Leſſing ſagt, „ein lebendiges Gemälde aller der kleinſten „geheimſten Ränke, durch die ſich ein Gefühl in unſre Seelen einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es „darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen es jede

„andre Leidenſchaft unter ſich bringt, bis es der einzige „Tyrann unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird.“ Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnſinn, Nachtwandeln, mit ſo unwiderſprechlicher und allſeitig beſtimmter Wahrheit geſchildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle ſeine Beobachtung bereichern kann.

Demungeachtet hat Johnſon dem Shakſpeare vorgeworfen, ſein Pathos ſei nicht immer rein von Affectation und Unnatur. Allerdings finden ſich Stellen, vergleichungsweiſe indeſſen ſehr wenige, wo ſeine Poeſie aus dem wahren Dialog heraustritt, wo eine zu beflügelte Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz ihm die völlige dramatiſche Entäußerung ſeiner ſelbſt unmöglich gemacht haben. Dieſe ausgenommen, rührt jener Tadel wohl von einer phantaſieloſen Sinnesart her, der alles unnatürlich vorkommt, was nicht ihrer zahmen Nüchternheit gemäß iſt. Deswegen hat man ſich ein Ideal vom einfachen und natürlichen Pathos gemacht, das in bildloſen und durch nichts über das Alltägliche erhobnen Ausrufungen beſteht. Allein die energiſchen Leidenſchaften elektriſieren alle Geiſteskräfte, und werden ſich alſo in reichbegabten Naturen auch ſinnreich und bildlich ausdrücken. Man hat oft bemerkt, der Aerger mache witzig; wie die Verzweiflung zuweilen in Lachen ausbricht, ſo könnte ſie ſich auch wohl durch antithetiſche Vergleichungen Luft machen.

Ferner hat man die Befugniſſe der poetiſchen Form nicht gehörig erwogen. Shakſpeare, der immer ſeiner Sache gewiß war, ſtark genug zu rühren, wenn er wollte, hat mitunter durch freiere Spiele die Eindrücke abſichtlich gemäßigt, wo ſie ſonſt zu ſchmerzlich geworden wären, und ſogleich eine muſikaliſche Linderung der Theilnahme angebracht. Ein

Zeitgenoße des Dichters, der Verfaßer des oben angeführten Gedichts, hat dieß zart gefühlt, indem er ſagt:

> Yet so to temper passion, that our ears
> Take pleasure in their pain, and eyes in tears
> Both smile and weep.

Shakſpeare hatte noch nicht ſo rohe Begriffe von ſeiner Kunſt, wie manche Neuere zu haben ſcheinen, als ob der Dichter, wie der Bauer im Sprichwort, zweimal auf eine Stelle ſchlagen müßte. Ein alter Rhetor warnte vor allzu langem Verweilen bei Erregung des Mitleids, indem er ſagte, nichts trockne ſo geſchwind als Thränen, und Shakſpeare handelte dieſem ſinnreichen Ausſpruche gemäß, ohne ihn zu kennen. Die paradoxe Behauptung Johnſons, Shakſpeare habe mehr Anlage zum Komiſchen, als zum Tragiſchen gehabt, und darum in dieſem manchmal einen geſchraubten Ton, verdient nicht, daß man gegen ſie die großen tragiſchen Compoſitionen des Dichters anführe, welche an erſchütternder Wirkung faſt Alles, was man je auf der Bühne geſehen, hinter ſich laßen; einzelne weit weniger berühmte Scenen würden dazu hinreichen. Was dieſem Urtheile für viele Leſer einen Schein der Wahrheit leihen könnte, ſind die Wortſpiele, welche bei'm Shakſpeare nicht ſelten ernſten und erhabenen, auch eigentlich pathetiſchen Stellen eingemiſcht ſind. Für die ſcherzhaften Wortſpiele habe ich ſchon oben den Geſichtspunkt angegeben. Hier nur einige Bemerkungen über das Wortſpiel überhaupt und deſſen poetiſchen Gebrauch. Eine ergründende Unterſuchung würde uns zu tief in Betrachtungen über das Weſen der Sprache und ihr Verhältniß zur Poeſie, über den Reim u. ſ. w. hinein und von unſerm Zwecke abführen. Eben ſo tief als der Urſprung der Poeſie liegt im menſchlichen Geiſte die Forderung, die Sprache ſolle die bezeichneten Gegenſtände durch den Laut ſinnlich darſtellen. Da nun dieß in der Geſtalt, wie ſie uns überliefert worden, ſelten in einem merklichen Grade der Fall iſt, ſo wirft ſich eine lebhaft angeregte Einbildungskraft gern auf übereinſtimmende Laute, die ein glücklicher Zufall darbietet, um ſolchergeſtalt in einem einzelnen Falle die verlorne Aehnlichkeit zwiſchen Wort und Sache wieder hervorzurufen. So z. B. ſuchte man häufig in dem, wiewohl zufällig ertheilten, Namen einer Perſon Beziehungen auf ihre Eigenſchaften und Schickſale zu finden, man machte ihn gefliſſentlich zu einem ſprechenden Namen. Die welche die Wortſpiele als eine Erfindung verkünſtelter Unnatur verſchreien, verrathen nur ihre Unkunde. Gerade bei Kindern, ſo wie bei Nationen von den einfältigſten Sitten offenbart ſich ein großer Hang dazu, weil bei ihnen die richtigen Begriffe über Ableitung und Stammverwandtſchaft der Wörter noch nicht entwickelt ſind, und alſo dieſer Willkür nicht im Wege ſtehen. Im Homer finden ſich verſchiedne Wortſpiele; die Bücher Moſis, das älteſte ſchriftliche Denkmal der Urwelt, ſind, wie bekannt, voll davon. Auf der andern Seite haben Dichter von ſehr gebildetem Geſchmack, wie Petrarca, oder Redner, wie Cicero, Wohlgefallen daran gefunden. Wer ſich in Richard dem Zweiten an die rührenden Wortſpiele des ſterbenden Johann von Gaunt über ſeinen eignen Namen ſtößt, der erinnere ſich an die ähnlichen des Ajax bei'm Sophokles. Es verſteht ſich, daß nicht alle Wortſpiele, noch an jedem Orte zu billigen ſind. Es kommt darauf an, ob die Stimmung ein ſolches Spiel der Phantaſie zuläßt, und ob die Einfälle, Vergleichungen, Anſpielungen, die ihnen zum Grunde liegen, inneren Gehalt haben. Doch darf man es wohl nicht zum Grundſatze machen, darnach zu urtheilen, wie der Gedanke nach Wegſchaffung des Gleichlauts ſich ausnimmt, eben ſo wenig, als ſich der Reiz gereimter Verſe noch fühlen läßt, wenn man ſie erſt vom Reime entblößt hat. Die Geſetze des guten Geſchmacks hierüber dürften auch nach der Beſchaffenheit der Sprachen verſchieden ſein. In Sprachen, die eine große Menge Homonymen, d. h. völlig oder faſt gleichlautende Wörter von ganz verſchiedner Abſtammung und Bedeutung haben, ſind die Wortſpiele beinahe ſchwerer zu vermeiden, als aufzuſuchen. Man hat alſo gefürchtet, der leeren Witzelei Thür und Thor zu öffnen, wenn man ſie nicht mit einem ſtrengen Bann belegte. Daß Shakſpeare eine ſo unüberwindliche und unmäßige Leidenſchaft gehabt, mit Worten und Silben zu ſpielen, kann ich nicht finden. Es iſt wahr, er macht manchmal einen verſchwenderiſchen Gebrauch von dieſer Figur; in andern Stücken hat er nur ſparſam Wortſpiele eingeſtreut, ja in einigen, z. B. im Macbeth, kommt, glaube ich, nicht ein einziges vor. Er wird alſo in Abſicht auf den Gebrauch oder die Enthaltung davon, nach Maßgabe der Gegenſtände und des verſchiednen Stils der Behandlung, vermuthlich, wie in Allem, der Prüfung würdige Grundſätze befolgt haben.

Weit wichtiger iſt der Vorwurf, Shakſpeare beleidige das Gefühl durch unverhüllte Schilderung der ekelhafteſten moraliſchen Häßlichkeit, zerreiße ſchonungslos die Gemüther, und empöre ſelbſt die Augen durch unerträglich gräßliche Schauſpiele. Er hat in der That niemals die wilden blutdürſtigen Leidenſchaften mit einem gefälligen Aeußern überfirnißt, niemals die Bosheit mit einem falſchen Schimmer von Seelengröße bekleidet, und dafür iſt er in alle Wege zu loben. Ein paarmal hat er eigentliche Böſewichter geſchildert, wie meiſterhaft er aber dabei allzu peinlichen Eindrücken vorbeugt, wird ſich am Jago und Richard dem Dritten zeigen laßen. Ich geſtehe, daß die Leſung und noch mehr der Anblick von einigen ſeiner Stücke krankhaften Nerven nicht anzurathen ſteht, eben ſo wenig als die Eumeniden des Aeſchylus: allein ſoll der Dichter, der einen bedeutenden, nur durch gewagte Mittel zu erreichenden Zweck vor Augen hat, auf dieſe Rückſicht nehmen? Darf unſre heutige Verzärtelung überhaupt zum Maßſtabe deſſen dienen, was die tragiſche Darſtellung der menſchlichen Natur bieten darf, ſo wird die Kunſt ſehr enge beſchränkt werden, und alle großen Wirkungen werden ihr unterſagt werden müßen. Wollen wir einen großen Zweck, ſo müßen wir auch die Mittel wollen, und unſre Nerven ſollten ſich ſchon einigermaßen ſchmerzliche Erſchütterungen gefallen laßen, wenn unſer Gemüth zur Entſchädigung dafür erhoben und geſtärkt wird. Die beſtändige Rückſicht auf ein kleinliches Geſchlecht muß alle Kühnheit des Dichters lähmen. Glücklicher Weiſe für ſeine Kunſt lebte Shakſpeare in einem Zeitalter, das für edle und zarte Eindrücke ſehr empfänglich, dem aber von einer kräftigen Vorzeit noch Feſtigkeit genug angeerbt war, um nicht vor allem Starken und Gewaltigen zaghaft zurückzubeben. Man hat Tragödien erlebt, deren Kataſtrophe die Ohnmacht einer verliebten Prinzeſſin iſt; wenn Shakſpeare zuweilen in das entgegengeſetzte Aeußerſte ausſchweift, ſo iſt es ein erhabner Fehler, aus der Fülle rieſenhafter Kraft entſprungen. Und dieſer tragiſche Titan, der den Himmel ſtürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeſchylus, unſer Haar emporſträubt, und unſer Blut vor Schauder gerinnen macht, beſaß zugleich die einſchmeichelnden Lieblichkeiten der ſüßen Poeſie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und ſeine Lieder ſind wie ſchmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſein, und die fremdartigſten, ja ſcheinbar unvereinbarſten Eigenſchaften beſtehen in ihm friedlich neben einander. Die Geiſterwelt und die Natur haben all ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art, läßt er ſich zu den Menſchen herab, als wüßte er nicht um ſeine Ueberlegenheit, und iſt anſpruchlos und unbefangen wie ein Kind.

Wenn die Zeichnung ſeiner Charaktere, jeden einzeln betrachtet, ſchon unübertrefflich feſt und richtig iſt, ſo übertrifft er ſich ſelbſt noch in ihrer Zuſammenſtellung und gegenſeitigen Einwirkung. Dieß iſt eigentlich der Gipfel der dramatiſchen Charakteriſtik: denn man kann einen Menſchen niemals ganz abgeſondert für ſich nach ſeinem wahren Werth beurtheilen, man muß ihn in ſeinem Verhältniß zu andern ſehen; und hier ſind eben die meiſten dramatiſchen Dichter mangelhaft. Shakſpeare macht jede ſeiner Hauptperſonen zu einem Spiegel der übrigen, in welchem wir das entdecken, was uns nicht unmittelbar eröffnet werden konnte. Was bei Andern ſchon das Tiefſte, iſt bei ihm erſt Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Aeußerungen der Perſonen über ſich ſelbſt und Andre immer für bare Münze nähme. Die zweideutige Geſinnung fließt bei ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundſätzen über, und der Albernheit ſind nicht ſelten weiſe Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben ſind. Niemand hat ſo wie er den leiſen Selbſtbetrug geſchildert, die halb ſelbſtbewußte Heuchelei gegen ſich, womit auch edle Gemüther die in der menſchlichen Natur faſt unvermeidliche Eindrängung ſelbſtiſcher Triebfedern verkleiden. Dieſe geheime

Ironie der Charakteriſtik iſt bewundernswürdig als ein Abgrund von Scharfſinn, aber dem Enthuſiaſmus thut ſie wehe. Dahin kommt man alſo, wenn man das Unglück gehabt hat, die Menſchheit zu durchſchauen, und außer der traurigen Wahrheit, daß keine Tugend und Größe ganz rein und ächt ſei, und dem gefährlichen Irrthum, als ſtände das Höchſte zu erreichen, bleibt uns keine Wahl übrig. Hier ſpüre ich, während er die innigſten Rührungen erregt, in dem Dichter ſelbſt eine gewiſſe Kälte, aber die eines überlegenen Geiſtes, der den Kreiß des menſchlichen Daſeins durchlaufen, und das Gefühl überlebt hat.

Die Ironie bezieht ſich aber bei'm Shakſpeare nicht bloß auf die einzelnen Charaktere, ſondern häufig auf das Ganze der Handlung. Die meiſten Dichter, welche menſchliche Begebenheiten erzählend oder dramatiſch ſchildern, nehmen Partei, und verlangen von den Leſern blinden Glauben für ihre Bemühungen zu erheben oder herabzuſetzen. Je eifriger dieſe Rhetorik iſt, deſto leichter verfehlt ſie ihren Zweck. Auf jeden Fall werden wir gewahr, daß wir die Sache nicht unmittelbar, ſondern durch das Medium einer fremden Denkart erblicken. Wenn hingegen der Dichter zuweilen durch eine geſchickte Wendung die weniger glänzende Kehrſeite der Münze nach vorne dreht, ſo ſetzt er ſich mit dem auserleſenen Kreiß der Einſichtsvollen unter ſeinen Leſern oder Zuſchauern in ein verſtohlnes Einverſtändniß; er zeigt ihnen, daß er ihre Einwendungen vorhergeſehen und im voraus zugegeben habe; daß er nicht ſelbſt in dem dargeſtellten Gegenſtande befangen ſei, ſondern frei über ihm ſchwebe, und daß er den ſchönen, unwiderſtehlich anziehenden Schein, den er ſelbſt hervorgezaubert, wenn er anders wollte, unerbittlich vernichten könnte. Wo das eigentlich Tragiſche eintritt, hört freilich alle Ironie auf; allein von dem eingeſtandnen Scherz der Komödie an bis dahin, wo die Unterwerfung ſterblicher Weſen unter ein unvermeidliches Schickſal den ſtrengen Ernſt fordert, giebt es eine Menge menſchlicher Verhältniſſe, die allerdings, ohne die ewige Gränzſcheidung zwiſchen Gut und Böſe zu verwirren, mit Ironie betrachtet werden dürfen. Dieſem Zweck dienen die komiſchen Perſonen und Auftritte, welche in Shakſpeares meiſten Stücken einer edlen und erhöhenden Darſtellung romantiſcher Dichtungen oder hiſtoriſcher Vorfälle eingeflochten ſind. Manchmal iſt eine beſtimmte Parodie des ernſthaften Theils darin nicht zu verkennen; andre Male iſt der Zuſammenhang loſer und willkürlicher, um ſo mehr, je wunderbarer die Erfindung des Ganzen iſt, je mehr es bloß zu einer leichten Gaukelei der Phantaſie wird. Ueberall dienen die komiſchen Unterbrechungen dazu, zu verhüten, daß das Spiel ſich nicht in ein Geſchäft verwandle, dem Gemüth ſeine Heiterkeit zu bewahren, und jenen trüben ſchwungloſen Ernſt abzuhalten, der ſich ſo leicht im ſentimentalen, jedoch nicht tragiſchen Schauſpiele einſchleicht. Gewiß wollte Shakſpeare hiemit nicht, ſeiner beßern Einſicht entgegen, dem Geſchmack der Menge willfahren: denn in verſchiednen Stücken, und in beträchtlichen Theilen andrer, beſonders wenn die Entwicklung herannaht, und die Gemüther daher mehr geſpannt und für zerſtreuende Unterhaltung nicht mehr empfänglich ſind, hat er ſich aller komiſchen Einmiſchungen enthalten. Auch lag ihm daran, daß die Luſtigmacher keine bedeutendere Stelle einnehmen, als er ihnen angewieſen hatte: er eifert (in den Lehren Hamlets an den Schauſpieler) nachdrücklich gegen das Extemporieren, womit ſie ihre Rollen zu erweitern liebten. Johnſon will die aus Ernſt und Scherz gemiſchte Schauſpielgattung dadurch rechtfertigen, daß in der

Wirklichkeit das Gemeine dicht neben dem Erhabenen zu ſtehen, daß Luſtiges und Trauriges neben und nach einander vorzugehen pflegt. Allein daraus, daß ſich beides ſo vorfindet, würde noch gar nicht folgen, die Kunſt müſſe es ungeſondert in ihre Darſtellungen aufnehmen. Die Bemerkung iſt übrigens richtig, und dieſer Umſtand giebt dem Dichter die Möglichkeit an die Hand ſo zu verfahren, weil ja im Schauſpiel Alles nur nach Bedingungen theatraliſcher Wahrſcheinlichkeit eintreten darf; aber die Vermiſchung ſo ungleichartiger und ſcheinbar ſtreitender Beſtandtheile in demſelben Werk kann nur durch künſtleriſche Abſichten wie die obenangeführten gerechtfertigt werden. In Shakſpeares Dramen ſind die komiſchen Scenen das Vorzimmer der Poeſie, wo ſich die Bedienten aufhalten; dieſe proſaiſchen Geſellen dürfen ſich nicht ſo laut machen, daß das Geſpräch im Sale ſelbſt dadurch übertäubt würde: jedoch in den Zwiſchenzeiten, wo ſich die idealiſche Geſellſchaft zurückgezogen hat, verdienen ſie ſchon belauſcht zu werden; ihre dreiſten Spöttereien, ihre anmaßenden Nachäffungen können über die Verhältniſſe ihrer Herrſchaften manchen Aufſchluß gewähren.

Shakſpeares komiſches Talent iſt eben ſo bewundernswürdig wie das, welches er im Pathetiſchen und Tragiſchen zeigt: es ſteht auf der gleichen Höhe, hat gleichen Umfang, gleiche Tiefe wie dieſes; nur das Uebergewicht wollte ich jenem vorhin nicht einräumen. Er iſt ſehr erfindſam in komiſchen Lagen und Motiven: man wird ſchwerlich nachweiſen können, woher er die ſeinigen genommen, da er hingegen in dem ernſten Theil ſeiner Dramen ſich meiſtentheils an etwas Gegebnes anſchließt. Seine komiſche Charakteriſtik iſt eben ſo wahr, mannichfaltig und ergründend, als die ernſthafte. Er iſt dabei ſo wenig zur Ueberladung geneigt, daß man vielmehr ſagen kann, manche ſeiner Züge ſeien faſt zu fein für die Bühne, und können nur, durch einen großen Schauſpieler geltend gemacht, von ſehr gewitzigten Zuſchauern ganz verſtanden werden. Nicht nur viele Arten der Narrheit, ſondern auch die bloße Dummheit hat er ungemein ergötzlich und unterhaltend zu machen gewußt. Noch eine beſondre Gattung des Poſſenhaften findet ſich in ſeinen Stücken, die uns willkürlicher angebracht ſcheint, ſich aber auf Nachahmung einer wirklichen Sitte gründet. Dieß iſt die Einführung des Luſtigmachers, des Narren mit der Kappe und in ſcheckiger Tracht, auf Engliſch clown genannt, der in verſchiednen Luſtſpielen, jedoch bei weitem nicht in allen, unter den Trauerſpielen allein im Lear vorkommt; meiſtens ſeinen Witz nur in Geſprächen mit den Hauptperſonen übt; zuweilen auch in die Handlung eingeflochten iſt. Damals pflegten nicht nur die Fürſten Hofnarren zu halten, ſondern in vielen vornehmen Familien hielt man unter der übrigen Dienerſchaft einen ſolchen aufmunternden Hausgenoßen für ein gutes Gegenmittel gegen die Leerheit und Langeweile des täglichen Lebens, für eine willkommne Unterbrechung der hergebrachten Förmlichkeiten. Große Männer, ſelbſt Geiſtliche, achteten es nicht unter ihrer Würde, ſich von wichtigen Geſchäften in der Unterhaltung ihres Narren zu erholen; der berühmte Thomas Morus hat ſich mit dem ſeinigen zuſammen von Holbein malen laßen. Shakſpeare ſcheint eben vor dem Zeitpunkte gelebt zu haben, wo die Sitte abzukommen anfieng; in den nächſten engliſchen Luſtſpieldichtern nach ihm findet ſich der clown nicht mehr. Man hat die Abſchaffung der Narren als einen Beweis der Verfeinerung gerühmt, und unſre wackern Vorfahren bemitleidet, daß ſie an groben Poſſen Geſchmack finden können. Ich glaube aber vielmehr, es wird an geſcheid'ten Narren gefehlt haben, um die Stelle gehörig auszufüllen*); auf der andern Seite iſt die Vernunft, bei aller Einbildung von ſich ſelbſt, zu zaghaft geworden, um eine ſo verwegne Ironie zu dulden: ſie iſt immer beſorgt, der Mantel ihrer Gravität möchte aus ſeinen Falten kommen; und lieber als der Narrentheidung einen anerkannten Platz neben ſich zu gönnen, hat ſie unbewußter Weiſe die Rolle der Lächerlichkeit ſelbſt übernommen, aber leider einer ſchwerfälligen und unerfreulichen Lächerlichkeit**). Es würde leicht ſein, eine Sammlung vortrefflicher Einfälle und beißender Sarkaſmen zu machen, die uns von bekannten Hofnarren aufbehalten ſind. Ausgemacht iſt es, daß ſie den Fürſten häufig Wahrheiten ſagten, die dieſe jetzt niemals zu hören bekommen***). Shakſpears Narren haben

---

*) Man ſehe Hamlets Lobrede auf den Yorick. In Was ihr wollt ſagt Viola:

Der Burſch iſt klug genug, den Narrn zu ſpielen,
Und das geſchickt thun, fordert ein'gen Witz.
Die Laune deren, über die er ſcherzt,
Die Zeiten und Perſonen muß er kennen,
Und wie der Falk auf jede Feder ſchießen,
Die ihm vor's Auge kommt. Dieß iſt ein Handwerk
So voll von Arbeit als des Weiſen Kunſt.
Denn Thorheit, weislich angebracht, iſt Witz,
Doch wozu iſt des Weiſen Thorheit nütz?

**) „Seit das bißchen Witz, was die Narren haben, zum Schweigen gebracht worden iſt, ſo macht das bißchen Narrheit, was weiſe Leute beſitzen, große Parade." Wie es euch gefällt, Erſter Aufzug, zweite Scene.

***) Karl der Kühne von Burgund berühmte ſich oft, wie man weiß, mit Hannibal, als dem größten Feldherrn aller Zeiten, wetteifern zu wollen. Nach der Niederlage bei Granſon begleitete ihn ſein Narr auf ſeiner eilfertigen Flucht, und rief aus: „Ach, gnädiger meiſtens neben einiger Witzelei, die nicht ganz zu vermeiden ſteht, wenn man aus dem Witz ein Gewerbe macht, einen unvergleichlichen Humor, und endlich viel Verſtand, genug, um eine ganze Schaar gewöhnlicher weiſer Männer damit auszuſtatten.

Jetzt noch einiges über die Diction und den Versbau unſers Dichters. Seine Sprache iſt hie und da etwas veraltet, jedoch im Ganzen weit weniger als die der meiſten damaligen Schriftſteller, und dieß beweiſet die Güte ſeiner Wahl. Die Proſa war noch wenig bearbeitet, weil die Gelehrten mehrentheils lateiniſch ſchrieben: ein günſtiger Umſtand für den Dramatiker; denn was hat dieſer mit der wißenſchaftlichen Bücherſprache zu ſchaffen? Die früheren engliſchen Dichter hatte er nicht nur geleſen, ſondern ſtudiert; übrigens aber griff er ſeine Sprache unmittelbar aus dem Leben auf, und dieſes dialogiſche Element weiß er meiſterlich mit dem höchſten poetiſchen Schwunge zu verſchmelzen. Ich verſtehe nicht was einige Kunſtrichter mit dem Tadel wollen, Shakſpeare ſei oft ungrammatiſch. Um dieſe Behauptung durchzuführen, müßten ſie beweiſen, daß ähnliche Wortfügungen bei ſeinen Zeitgenoßen niemals vorkommen, wovon man gerade das Gegentheil darthun kann. In keiner Sprache läßt ſich Alles nach Grundſätzen beſtimmen, Vieles bleibt dem eigenſinnigen Sprachgebrauch überlaßen. Und daß ſich dieſer ſeitdem geändert, dafür wird man doch den Dichter nicht verantwortlich machen wollen? Die engliſche Sprache war damals noch nicht zu jener züchtigen Nüchternheit gelangt, die ſich in ihrer neueren Litteratur, vielleicht zum

---

„Herr! die haben uns einmal behannibalt!“ Hätte der Herzog dieſem warnenden Spotte Gehör gegeben, ſo hätte er nicht bald darauf ein ſo ſchmähliches Ende genommen.

Schaden der Originalität, feſtgeſetzt hat. Wie ein kürzlich urbar gemachter Boden neben den fruchtbaren Sprößlingen manche Wucherpflanze hervortreibt, ſo finden ſich auch in der damaligen poetiſchen Diction Ausſchweifungen, jedoch aus der Fülle der Kraft entſprungene Ausſchweifungen. Es ſind noch Spuren von Unbeholfenheit, aber nirgends von mühſeliger ſeelenloſer Verkünſtelung ſichtbar. Im allgemeinen bleibt Shakſpeares Schreibart noch jetzt ein unübertroffenes Vorbild ſowohl im Starken und Erhabenen, als im Gefälligen und Zarten. Er hat in ſeiner Sphäre alle Mittel der Sprache erſchöpft. Allem iſt das Gepräge ſeines mächtigen Geiſtes aufgedrückt. Seine Bilder und Figuren haben in ihrer ungeſuchten, ja unwillkürlichen Seltſamkeit oft eine ganz eigenthümliche Anmuth. Zuweilen wird er dunkel aus allzu großer Liebe zur gedrängteſten Kürze: aber es verlohnt ſich ſchon der Mühe, über Shakſpeares Zeilen zu grübeln.

Die Versart ſeiner ſämmtlichen Schauſpiele iſt großentheils der zehn- oder eilfſilbige reimloſe Jambe, der nur zuweilen mit Reimen untermiſcht iſt, häufiger mit proſaiſchen Theilen abwechſelt. Kein einziges Stück iſt ganz in Proſa geſchrieben, ſo wie denn auch denen, welche ſich am meiſten dem reinen Luſtſpiele nähern, immer etwas beigefügt iſt, was ſie in einem höhern Grade als es dieſer Gattung eigen iſt, poetiſiert. Viele Auftritte ſind ganz proſaiſch, in andern wechſeln proſaiſche und verſificierte Reden. Dieß wird nur denen ein Uebelſtand dünken, die gewohnt ſind die Zeilen eines Schauſpiels wie Soldaten zu betrachten, die bei einer Parade überein gekleidet und bewaffnet, in Reih und Glied aufziehen, ſo daß, wenn man einen oder ein paar geſehen, man ſich tauſende, als einander vollkommen ähnlich, vorſtellen kann.

Shakſpeare beobachtet im Gebrauch der Proſa und der Verſe ſehr feine Unterſcheidungen nach dem Stande, noch mehr aber nach dem Charakter und der Gemüthsſtimmung der Perſonen. Eine edle und über den gewöhnlichen Ton erhöhte Sprache paßt nur zu einer gewiſſen Anſtändigkeit der Sitten, die ſowohl Laſter als Tugenden überkleidet, und auch unter heftigen Leidenſchaften nicht ganz verſchwindet. Wie nun dieſe den höheren Ständen, wenn gleich nicht ausſchließend, doch natürlicher Weiſe mehr eigen iſt, als den geringen, ſo iſt auch bei Shakſpeare Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poeſie und Proſa, auf eben die Art unter die Perſonen vertheilt. Daher ſprechen ſeine gemeinen Bürger, Bauern, Soldaten, Matroſen, Bedienten, hauptſächlich aber ſeine Narren und Poſſenreißer, faſt ohne Ausnahme im Tone ihres wirklichen Lebens. Indeſſen offenbart ſich innere Würde der Geſinnungen, wo ſie ſich immer finden mag, durch äußern Anſtand, ohne daß es dazu durch Erziehung und Gewohnheit angekünſtelter Zierlichkeiten bedürfte; jene iſt ein allgemeines Recht der Menſchen, der niedrigſten wie der höchſten, und ſo gilt auch bei Shakſpeare die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr wie die bürgerliche. Auch läßt er nicht ſelten dieſelben Perſonen zu verſchiednen Zeiten die erhabenſte und wieder die gemeinſte Sprache führen, und dieſe Ungleichheit iſt ebenfalls in der Wahrheit gegründet. Außerordentliche Lagen, die den Kopf lebhaft beſchäftigen und mächtige Leidenſchaften in's Spiel ſetzen, heben und ſpannen die Seele: ſie rafft alle ihre Kräfte zuſammen und zeigt, wie in ihrem ganzen Wirken, ſo auch in der Mittheilung durch Worte, einen ungewöhnlichen Nachdruck. Hingegen giebt es ſelbſt für den größten Menſchen Augenblicke des Nachlaßens, wo er die Würde ſeines Charakters bis auf einen gewiſſen Grad in ſorgloſer Ungebundenheit vergißt. Um ſich an den Scherzen Andrer zu beluſtigen oder ſelbſt zu ſcherzen, was keinen Helden entehrt, iſt ſogar dieſe Stimmung nöthig. Man gehe zum Beiſpiel die Rolle des Hamlet durch. Welche kühne, kräftige Poeſie ſpricht er, wenn er den Geiſt ſeines Vaters beſchwört, ſich ſelbſt zu der blutigen That anſpornt, ſeiner Mutter in die Seele donnert! Und wie ſteigt er in ſeinem Tone in das gemeine Leben hinab, wenn er mit Perſonen zu thun hat, mit denen er nach ihrer Würdigkeit nicht anders umgehen kann: wenn er den Polonius und die Höflinge zum beſten hat, den Schauſpieler unterrichtet, und ſich auf die Späße des Todtengräbers einläßt. Unter allen ernſten Hauptcharakteren des Dichters iſt keiner ſo reich, wie Hamlet, an Witz und Laune; darum bedient er ſich auch unter allen am meiſten des vertraulichen Stils. Andre verfallen gar nicht darein, entweder weil der Pomp des Ranges ſie beſtändig umgiebt, oder weil ein gleichförmiger Ernſt ihnen natürlich iſt, oder endlich weil eine Leidenſchaft, nicht von der niederdrückenden Art, wie Hamlets Kummer, ſondern eine erweckende Leidenſchaft für das ganze Stück hindurch beherrſcht. Ueberall iſt die Wahl der einen oder der andern Form ſo ſchicklich und in der Natur der Sache ſo gegründet, daß ich behaupten möchte, ſogar da, wo der Dichter eine Perſon in derſelben Rede aus Proſa in Poeſie, oder umgekehrt, übergehen läßt, würde man dieß nicht ohne die Gefahr, etwas zu verderben, abändern können. Der reimloſe Jambe hat dabei den Vorzug, daß er ſich herauf- und herab-ſtimmen läßt: er kann ſich dem vertraulichen Geſprächston nahe anſchmiegen, und macht niemals einen ſo ſchneidenden Abſtich, wie z. B. der zwiſchen ſchlichter Proſa und gereimten Alexandrinern ſein würde.

Shakſpeares Jamben ſind zuweilen ausgezeichnet harmoniſch und volltönend, immer mannichfaltig und dem Inhalt angemeſſen: bald eilen ſie leicht beflügelt fort, bald treten ſie mit gewichtigem Nachdruck auf. Niemals fallen ſie aus dem dialogiſchen Gange, der auch in der fortgehenden Rede eines Einzelnen noch geſpürt werden muß, außer wenn ſie in's Lyriſche übergeht. Sie ſind ein vollkommnes Muſter vom dramatiſchen Gebrauch dieſer Versart, die in der engliſchen Sprache ſeit Milton auch für die epiſche Gattung gedient, aber darin eine ganz andre Wendung genommen hat. Selbſt die Unebenheiten in Shakſpeares Versbau ſind ausdrucksvoll; ein abgebrochner Vers oder ein plötzlich wechſelnder Rhythmus trifft mit dem Stocken des Gedankenganges oder dem Eintritt einer andern Gemüthsregung zuſammen. Zum Beweiſe, daß er die mechaniſche Regel abſichtlich verletzte, in der Ueberzeugung, eine allzu ſymmetriſche Verſification tauge nicht für das Schauſpiel und werde auf der Bühne leicht einſchläfernd, ſind gerade ſeine früheren Stücke am fließendſten verſificiert, und in den ſpäteren, wo er doch durch Uebung eine größere Fertigkeit erlangt haben mußte, finden ſich die ſtärkſten Abweichungen vom geregelten Gange des Verſes. Dieſer diente ihm nur dazu, die poetiſche Erhöhung hörbar zu machen, behauptete daneben aber die größtmögliche Freiheit.

Die Rückſichten oder Leitungen des Gefühls, wonach er ſich bei'm Gebrauch des Reimes richtete, laßen ſich faſt eben ſo beſtimmt angeben. Nicht ſelten ſchließen Auftritte oder auch einzelne Reden mit einigen gereimten Zeilen, um den Abſchnitt ſtärker zu bezeichnen und ihm mehr Rundung zu geben. Dieß iſt von ſpäteren engliſchen Trauerſpieldichtern verkehrt nachgeahmt worden: ſie erheben den Ton ſo plötzlich in den Reimzeilen, als ob die Perſon auf einmal eine andre Sprache zu reden anfienge. Den Schauſpielern war dieß willkommen, als ein Signal zum Klatſchen bei ihrem Abgange. Beim Shakſpeare hingegen ſind die Uebergänge gelinde gehalten: aller Wechſel der Formen ſtellt ſich unmerklich und wie von ſelbſt ein. Ferner pflegt er eine Reihe ſinnreicher und antithetiſcher Sprüche gern durch den Reim zu heben. Fortgehend gereimt findet man andre Stellen, wo Feierlichkeit und theatraliſcher Pomp angemeſſen war, wie die ſogenannte Maſke *) im Sturm und das im Hamlet aufgeführte Schauſpiel. In andern Stücken, z. B. dem Sommernachtstraum und Romeo und Julia räumte er dem Reim einen beträchtlichen Antheil ein, weil er ihnen ein blühendes Kolorit geben wollte, oder weil die Perſonen in einer muſikaliſchen Stimmung reden, wie bei Liebesklagen und Liebeswerbungen. Hiebei hat er ſogar gereimte Strophen angebracht, die ſich der in England damals üblichen Form des Sonettes nähern. Malones Behauptung, Shakſpeare habe in ſeiner Jugend den Reim geliebt, ihn ſpäterhin aber verworfen, wird durch ſeine eigne Zeitangabe von den Werken des Dichters widerlegt. In einigen der früheſten, z. B. dem zweiten und dritten Theil Heinrichs des Sechſten, kommen faſt gar keine Reime vor; in ſeinem angeblich letzten Stücke Was ihr wollt und im Macbeth, der ausgemacht erſt unter König Jakobs Regierung gedichtet worden, findet ſich eine nicht unbeträchtliche Anzahl. Bis in die Nebenſachen der Form handelte Shakſpeare nicht nach Laune und Zufall, ſondern beſtimmte ſich wie ein ächter Künſtler nach innern

---

*) Ueber dieſe Schauſpielgattung werde ich bei Gelegenheit Ben Johnſons einige Worte ſagen.

Gründen. Dieß ließe ſich auch an den ſeltner vorkommenden Versarten, z. B. den ſieben- und acht-ſilbigen gereimten Verſen zeigen, wenn wir nicht fürchteten, zu ſehr auf bloß techniſche Entwickelungen einzugehen.

Die Behandlung der gereimten Verſe, und ſomit das Urtheil über Wohllaut und Zierlichkeit darin, hat ſich in England ſeit zwei Jahrhunderten weit mehr verändert als die der reimloſen Jamben. In jenen ſind Dryden und Pope Muſter geworden; dieſe Schriftſteller haben ihnen die vollkommenſte Glätte ertheilt, ſie aber dafür auch an eine wohlklingende Einförmigkeit gefeßelt. Ein Ausländer, dem Veraltet und Neu gleich gilt, kann vielleicht die Vorzüge der älteren Weiſe unbefangner fühlen. Gewiß iſt es, daß die heutige Bearbeitung der gereimten Verſe, wegen allzu großer Gebundenheit der Couplets, für das Drama nicht taugt. Man muß was Shakſpeare hierin geleiſtet, nicht nach einer ſpäter aufgekommenen Mode, ſondern durch Vergleichung mit ſeinen Zeitgenoßen, etwa mit Spenſer, ſchätzen. Dieß wird ohne Zweifel zu ſeinem Vortheil ausſchlagen. Spenſer iſt oft gedehnt; Shakſpeare, wiewohl zuweilen hart, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas Nöthiges auszulaßen, als etwas Ueberflüßiges einzuſchalten. Doch ſind viele ſeiner gereimten Zeilen noch jetzt untadelig, ſinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falſchen Schimmer. Die eingeſtreuten Lieder (des Dichters eigne nämlich) ſind meiſtens ſüße kleine Spiele und ganz Geſang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man ſie bloß lieſet.

Die ſämmtlichen Hervorbringungen Shakſpeares tragen das unverkennbare Gepräge ſeines originalen Genius, aber niemand iſt weiter entfernt davon als er, eine durch Angewöhnung und perſönliche Einſeitigkeit entſtandne Manier zu haben. Vielmehr iſt er in Abſicht auf Verſchiedenheit des Tons und der Farbe nach Beſchaffenheit der Gegenſtände ein wahrer Proteus. Jede ſeiner Dichtungen iſt wie eine abgeſchloßne Welt, die ſich in ihrer eignen Sphäre bewegt. Es ſind Kunſtwerke, in einem durchgeführten Stil gearbeitet, worin ſich die Freiheit und beſonnene Wahl ihres Urhebers offenbart. Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in ſeine kleinſten Theile nach einer Hauptidee, die Herrſchaft des beſeelenden Geiſtes über alle Mittel der Ausführung, Korrektheit zu heißen verdient, (und dieß iſt außer der Grammatik wohl der einzige gültige Sinn des Wortes) ſo darf man Shakſpearen nach Zuerkennung aller höheren Eigenſchaften, welche Bewunderung fordern, in den meiſten Fällen auch den Namen eines korrekten Dichters nicht verſagen.

Achtundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares: der Luſtſpiele: Die beiden Edelleute von Verona, Das Luſtſpiel der Irrungen, Die gezähmte böſe Sieben, Verlorne Liebesmüh, Ende gut Alles gut, Viel Lärmen um Nichts, Gleiches mit Gleichem, Der Kaufmann von Venedig, Wie es euch gefällt.

Es würde ſehr belehrend ſein, einen Künſtler, der zugleich der Stifter und Vollender ſeiner Kunſt war, Schritt vor Schritt auf ſeiner Laufbahn zu begleiten, und ſeine Werke nach der Zeitordnung durchzugehen. Allein bis auf wenige feſte Punkte, die man endlich gewonnen, fehlt es hiezu an den nöthigen Angaben. Der fleißige Malone hat zwar einen Verſuch gemacht, Shakſpeares Schauſpiele chronologiſch zu ordnen, den er aber ſelbſt nur für hypothetiſch ausgiebt, und der unter andern ſchon deswegen nicht recht gelingen konnte, weil er von ſeiner Unterſuchung eine beträchtliche Anzahl Stücke ausſchließt, welche dem Dichter zugeſchrieben worden ſind, nur von den Herausgebern ſeit Rowe als unächt verworfen werden, welche aber meines Bedünkens großentheils wirklich von ihm herrühren *).

---

*) Wäre dieſes Buch zunächſt für ein engliſches Publikum beſtimmt, ſo würde ich ein ſolches Urtheil im Widerſpruch mit der

Das Beſte wird alſo ſein, die Schauſpiele zu leichterer Ueberſicht nach den Gattungen zu ordnen. Freilich iſt dieß nur ein Nothbehelf: mehrere Kunſtrichter haben eingeſehen, daß Shakſpeares Stücke im Grunde alle zu derſelben Gattung gehören, wiewohl bald dieſer, bald jener Beſtandtheil, das Muſikaliſche oder das Charakteriſtiſche, die Erfindung des Wunderbaren oder die Nachahmung des Wirklichen, das Pathetiſche oder das Komiſche, Ernſt oder Ironie, in der Miſchung vorwaltet. Shakſpeare ſelbſt macht ſich, wie es ſcheint, über die kleinliche Bemühung mancher Kritiker luſtig, Abtheilungen und Unterabtheilungen der Gattungen zu entdecken, und das Geſonderte ängſtlich einzuzäunen, wenn der pedantiſche Polonius im Hamlet die Schauſpieler empfiehlt, weil ſie Alles aufzuführen verſtehen, „Tragödie, Komödie, Hiſtorie, Paſtorale, Paſtoral-Komödie, Hiſtoriko-Paſtorale, Tragiko-Hiſtorie, Tragiko-Komiko-Hiſtoriko-Paſtorale, u. ſ. w." Ein andermal ſcherzt er über die bloß von dem unglücklichen Ausgange hergenommene Beſtimmung des Tragiſchen:

Und tragiſch iſt es auch, mein gnäd'ger Fürſt,
Denn Pyramus bringt ſelbſt darin ſich um.

Indeſſen kann man doch die Eintheilung in Luſtſpiele, Trauerſpiele und hiſtoriſche Schauſpiele nach dem gewöhnlichen

---

angenommenen Meinung nicht hinſtellen, ohne es mit Gründen zu belegen. Doch die Erörterung iſt zu weitläuftig, und bleibt einer beſondern Schrift vorbehalten. Ueberdieß ſteht mir, während ich die letzte Hand an meine Vorleſungen lege, keine andre engliſche Bücherſammlung als meine eigne zum Gebrauch offen. Dieſe würde ich zu dieſem Zwecke vervollſtändigt haben, wenn nicht die Hemmung des Verkehrs mit England es unmöglich machte, ſich engliſche Bücher außer den ganz gewöhnlichen zu verſchaffen. Ich muß alſo in dieſem Punkte um Nachſicht bitten, und will in einem Anhang zu dieſer Vorleſung nur Einiges vorläufig erinnern.

Sprachgebrauch einigermaßen feſthalten, wenn man nur die Uebergänge und Verwandtſchaften nicht aus der Acht läßt. Der Inhalt der Luſtſpiele iſt großentheils aus Novellen entlehnt: es ſind romantiſche Liebesgeſchichtchen; keines davon ſpielt ganz in bürgerlichen oder häuslichen Verhältniſſen. Alle haben dichteriſchen Schmuck, einige gehen in's Wunderbare oder in's Pathetiſche über. An dieſe ſchließen ſich unmittelbar zwei der ausgezeichnetſten Trauerſpiele an, Romeo und Julia, und Othello: beides wahre Novellen, und nach denſelben Grundſätzen bearbeitet. In manchen hiſtoriſchen Schauſpielen nehmen die komiſchen Charaktere und Auftritte einen beträchtlichen Raum ein; andre ſind durchaus ernſthaft und laßen einen tragiſchen Haupteindruck zurück. Das weſentliche Kennzeichen, das ſie unterſcheidet, iſt, daß die Verwickelung darin ſich auf ein poetiſches und nationales Intereſſe bezieht. Dieß iſt nicht ſo der Fall im Hamlet, Lear und Macbeth, und deswegen rechnen wir dieſe Trauerſpiele nicht zu den hiſtoriſchen Stücken, wiewohl das erſte ſich auf eine alte nordiſche, das zweite auf eine einheimiſche Sage gründet, und Macbeth ſchon in die nicht mehr fabelhafte Epoche der ſchottiſchen Geſchichte fällt.

Unter den Luſtſpielen tragen die beiden Edelleute von Verona, die gezähmte böſe Sieben, und das Luſtſpiel der Irrungen manche Spuren einer frühen Entſtehung an ſich. Die beiden Edelleute von Verona ſchildern den Wankelmuth der Liebe und ihre Treuloſigkeit gegen die Freundſchaft mit gefälligen Zügen, aber mit einer gewiſſen Oberflächlichkeit, faſt möchte man ſagen, mit eben dem Leichtſinn, den eine ſchnell entflammte und ſchnell wieder aufgegebene Leidenſchaft im Gemüth vorausſetzt. Dem Treuloſen wird am Ende für ſeine zweideutige Reue von ſeiner erſten Geliebten ohne

Schwierigkeit verziehen; für die ernſthafteſten Vorfälle, die vorgehabte Entführung und unternommene Flucht einer Fürſtentochter, die Gefangennehmung ihres Vaters zugleich mit ihr ſelbſt durch eine Räuberbande, deren Hauptmann der eine der beiden Edelleute, der verrathne und verbannte Freund, gezwungener Weiſe geworden iſt: für alles dieß wird geſchwind eine friedliche Löſung gefunden. Es iſt, als ob ſich der Lauf der Welt nach einer flüchtigen Jugendgrille, Liebe genannt, fügen müßte. Julia, die ihren wankelmüthigen Geliebten unerkannt als Edelknabe begleitet, iſt gleichſam eine leicht angelegte Skizze von den zarten weiblichen Geſtalten, einer Viola und Imogen, die in ſpäteren Stücken Shakſpeares unter ähnlicher Verkleidung auf Liebesabenteuer ausgehen, und denen ihre gewagte Lage bei der jungfräulichſten Sittſamkeit einen ganz eignen Reiz giebt.

Das Luſtſpiel der Irrungen iſt der Stoff der Menächmen des Plautus, ganz umgearbeitet und mit neuen Verwickelungen bereichert: unter Shakſpeares Werken das einzige Beiſpiel einer Nachahmung oder Entlehnung aus den Alten. Den beiden gleichnamigen Zwillingsbrüdern ſind zwei Sklaven beigegeben, ebenfalls Zwillinge, ununterſcheidbar ähnlich und denſelben Namen führend. Die Unwahrſcheinlichkeit wird dadurch verdoppelt: aber wenn man einmal die erſte, ſchon an's Unglaubliche gränzende, zugegeben hat, ſo wird man um die zweite nicht handeln; und ſoll der Zuſchauer durch bloße Verwirrungen unterhalten werden, ſo können ſie ſich nicht bunt genug kreuzen. Es verſteht ſich, daß in dergleichen Stücken, um ihnen wenigſtens eine ſinnliche Wahrheit zu geben, die Rollen, welche das Mißverſtändniß verurſachen, immer mit Maſken geſpielt werden ſollten, und ſo wird es auch der Dichter beobachtet haben. Ich kann dem Tadel

nicht beiſtimmen, die Aufklärung ſei zu lange hinausgeſchoben: ſo lange ſich noch Neuheit und Steigerung in den verwirrenden Zufällen bemerken läßt, hat man keine Ermüdung zu beſorgen. Und dieß iſt hier wirklich der Fall: es geht ſo weit, daß der eine der beiden Brüder erſt für Schulden verhaftet, dann als ein Verrückter eingeſperrt wird, und der andre ſich vor einem Angriffe auf ſein Leben an einen geheiligten Zufluchtsort retten muß. Ohne allerlei Gemeinheiten, Schimpfreden und Schlägereien, kann es bei dieſem Gegenſtande nicht abgehen;
 Shakſpeare hat ihn aber auf alle Weiſe zu adeln geſucht. Ein paar Scenen der Eiferſucht und Liebe unterbrechen die Verwirrungen, die bloß der äußere Sinn verurſacht. Die Wiedererkennung wird dadurch feierlicher gemacht, daß der Fürſt dabei den Vorſitz führt, und daß die noch lebenden und lange getrennten Eltern der Zwillingsbrüder zugleich wieder vereinigt werden. Die Expoſition, wodurch der Zuſchauer im voraus unterrichtet ſein muß, während die handelnden Perſonen in der Unwißenheit befangen ſind, und die Plautus kunſtlos in einen Prolog verlegt, iſt hier, meiſterlich motiviert, in einer rührenden Erzählung des Vaters angebracht. Kurz, dieß dürften leicht die beſten von allen geſchriebenen oder möglichen Menächmen ſein, und wenn das Stück an Werth gegen andre Stücke Shakſpeares zurückſteht, ſo iſt es wohl nur weil ſich aus dem Stoffe nicht mehr machen ließ.

Die gezähmte böſe Sieben hat den Anſtrich eines italiäniſchen Luſtſpiels, wie denn auch bei dem Liebeshandel, welcher der Hauptſache zur Unterlage und Umgebung dient, ein Stück des Arioſt mittelbar oder unmittelbar benutzt iſt. Leicht ſkizzierte Charaktere und Leidenſchaften; eine ohne mühſame Anſtalten eingeleitete und in ihrem raſchen Gange durch

Bedenklichkeiten keiner Art gehemmte Intrigue; nur in der Art wie Petruchio Katharinen, die er, wiewohl zuvor gewarnt, auf ſeine Gefahr heiratet, zahm zu machen weiß, iſt der charakteriſtiſche Gehalt und die eigenthümliche Laune des Engländers ſichtbar. Die Farben ſind etwas ſtark aufgetragen, aber mit gutem Grunde. Daß der Trotz eines wilden jungen Mädchens, im Widerſpruch mit den Reizen ihres Geſchlechtes, und weder durch körperliche noch Seelenſtärke unterſtützt, dem noch ungeſchliffneren und grillenhafteren Eigenſinn eines Mannes, den dieſer nur verſtellter Weiſe annimmt, bald weichen muß: eine ſolche Lehre kann auf der Schaubühne nicht anders, als mit der handgreiflichen Deutlichkeit eines Sprichworts, vorgetragen werden.

Noch merkwürdiger als das Stück ſelbſt iſt das Vorſpiel: der betrunkne Keßelflicker, der im Schlaf aufgehoben und in einen Pallaſt gebracht wird, wo man ihn glauben macht, er ſei ein Edelmann. Die Erfindung iſt wohl nicht von Shakſpeare. Holberg hat denſelben Stoff gründlich und mit unnachahmlicher Wahrheit bearbeitet; allein er hat ihn in fünf Aufzüge ausgeſponnen, wozu der Gehalt ſchwerlich hinreicht. Vermuthlich hat er nicht aus dem engliſchen Dramatiker geſchöpft, ſondern ebenfalls wie jener einen volksmäßigen Schwank benutzt. Es giebt dergleichen komiſche Motive, die ſehr alt ſind, ohne je veralten zu können. Shakſpeare zeigt ſich dabei, wie immer, als einen vornehmen Dichter: Alles iſt nur leicht angedeutet, aber an Zierlichkeit und feiner Mäßigung dürfte er ſchwer zu übertreffen ſein. Auch hat er die Ironie nicht überſehen, die ſich natürlich darbietet, daß der große Herr, den Müßiggang und Langeweile dahin bringt, einen armen Schlucker zu myſtificieren, von ſeiner Lage eben keinen beßern Gebrauch zu machen weiß, als dieſer, der alle Augenblicke in ſeine pöbelhaften Angewöhnungen zurückfällt. Es fehlt, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die letzte Hälfte dieſes Vorſpiels, nämlich wie der Keßelflicker in ſeiner neuen Herrlichkeit ſich wiederum von Sinnen trinkt, und im Schlafe in ſeinen bettelhaften Zuſtand zurückverſetzt wird. Dieß ſollte am Schluße des größeren Stückes folgen. Die Zwiſchenreden, womit der Keßelflicker das vor ihm aufgeführte Luſtſpiel unterbricht, mochten improviſiert werden, aber es iſt nicht glaublich, daß Shakſpeare den augenblicklichen Eingebungen der Schauſpieler, auf die er nicht viel hielt, die Vollendung eines ſo ſorgfältig angefangnen, wiewohl kleinen Werkes überlaßen haben ſollte. Uebrigens hängt das Vorſpiel nur dadurch mit dem Stücke zuſammen, daß es zu dem neuen Leben des vermeinten Edelmanns gehört, auf ſeinem Schloß wandernde Komödianten vor ſich ſpielen zu laßen. Dieſe Erfindung, beluſtigende Zuſchauer auf der Bühne mitaufzuführen, iſt von ſpätern engliſchen Dichtern ſehr witzig gebraucht worden.

Verlorne Liebesmüh wird auch zu den Jugendſtücken gezählt. Es iſt eine muthwillige Gaukelei, ein ganzes Füllhorn der munterſten Scherze iſt darin ausgeſchüttet. Jugendlichkeit iſt allerdings in dem üppigen Ueberfluß der Ausführung ſichtbar: die ununterbrochene Folge der Wortſpiele und Einfälle jeder Art läßt den Zuſchauer kaum zu Athem kommen; die Funken des Witzes ſprühen, ſo, daß ſie ein wahres Feuerwerk bilden, und der Dialog gleicht großentheils den raſchen Unterredungen, womit vorübergehende Maſken im Carnaval einander necken. Ein junger König von Navarra hat ein Gelübde gethan, mit dreien ſeiner Hofleute in ſtrenger Eingezogenheit ſich auf drei Jahre dem Studium der Weisheit zu widmen; er hat zu dem Ende alle weibliche

Geſellſchaft vom Hofe verbannt, und den Umgang mit Frauen hoch verpönt. Aber kaum hat er dieß in einer pomphaften Rede, der größten Heldenthaten würdig, angekündigt, ſo kommt die Tochter des Königs von Frankreich an ſeinen Hof, um im Namen ihres bettlägerigen alten Vaters eine verpfändete Provinz zurückzufordern. Er iſt genöthigt ihr Audienz zu geben, verliebt ſich ſogleich in ſie, und ſeinen Gefährten, die dabei ältere Bekanntſchaften mit den Hofdamen der Prinzeſſin erneuern, geht es ihrerſeits nicht beßer. Alle ſind ſchon im Herzen bundbrüchig, ohne von einander zu wißen: ſie belauſchen ſich nach der Reihe, wie jeder dem einſamen Walde ein Gedicht voll Liebespein anvertraut; jeder ſchilt und meiſtert den ſpäter gekommenen, zuletzt tritt Biron, vom Anfange an der Spötter unter ihnen, hervor, und beſchämt den König und die beiden Andern, bis auch ihn ein entdeckter Liebesbrief zu Schanden macht. Er hilft ſich und ihnen heraus, indem er die Thorheit des gebrochnen Gelübdes ſchildert, und mit einer herrlichen Lobrede auf die Frauen ſie zu den Fahnen der Liebe ſchwören heißt. Dieſe Scene iſt unvergleichlich angelegt und der Gipfel des Ganzen. Wie ſie nachher ihre Liebeswerbung in einer Verkleidung mündlich anbringen, und von den ebenfalls verkleideten Damen irre geleitet und zum beſten gehabt werden: dieß iſt vielleicht etwas zu lang ausgeſponnen. Auch könnte man finden, der Dichter falle aus dem Tone, da er plötzlich den Tod des Königs von Frankreich melden läßt, und die Prinzeſſin nun die ernſthaften Anträge des jungen Fürſten bis nach Verlauf ihrer Trauerzeit und einer ihm für ſeinen Leichtſinn aufgelegten Buße ablehnt. Allein aus der Neckerei, die in dem ganzen Stücke herrſcht, ließ ſich kaum ein befriedigender Schluß entwickeln: die Perſonen können nur durch eine fremde Einwirkung nach dem Rauſche der Ausgelaßenheit wieder nüchtern werden. Die groteſken Figuren, welche dazwiſchen zur Beluſtigung dienen, ein prahlhafter phantaſtiſcher Spanier, Don Armado, ein paar Schulpedanten und ein Bauertölpel, ſind Geſchöpfe einer grillenhaften Einbildungskraft, und recht zu Zielſcheiben für den Witz einer muntern Geſellſchaft geſchaffen.

Ende gut Alles gut, Viel Lärmen um Nichts, Gleiches mit Gleichem und der Kaufmann von Venedig haben darin Verwandtſchaft mit einander, daß neben der Hauptverwickelung, die ſich auf wichtige, für Glück und Unglück des Lebens entſcheidende Verhältniſſe bezieht, und das ſittliche Gefühl ſtark in Anſpruch nimmt, immer mit gewandter Kunſt für aufheiternde Beimiſchungen geſorgt iſt. Nicht als ob der Dichter jenen Eindrücken nicht ihr volles Recht widerfahren ließe: er fügt ihnen nur durch Unterhaltung der Einbildungskraft und des Verſtandes das gehörige Gegengewicht bei. Er ſtattet die Geſchichte mit allen den einzelnen Zügen aus, die ihr das Anſehen einer wirklich geſchehenen, wiewohl außerordentlichen Thatſache geben. Aber er verfällt nie in den weinerlichen Ton des empfindſamen Dramas, noch in die Peinlichkeit jener Schauſpiele mit einer moraliſchen Richtung, die eigentlich nur dramatiſierte Strafpredigten ſind. Mitleiden, Aengſtigung und Unwillen werden nur drückend durch allzu langes Verweilen dabei, und durch ausſchließende Beſchränkung darauf in der Geſammtheit eines Werkes. Shakſpeare führt uns immer aus der Engigkeit der geſelligen Einrichtungen oder Anmaßungen, womit die Menſchen einander Licht und Luft verbauen, in's Freie hinaus, ehe wir noch ſelbſt das Bedürfniß gewahr werden.

Ende gut Alles gut, iſt die bekannte Geſchichte eines jungen Mädchens, die weit über ihren Stand liebt. Sie erwirbt ihren Geliebten als Gatten von der Hand des Königs, zur Belohnung dafür, daß ſie ihn durch ein ererbtes Arkanum ihres Vaters, eines berühmten Arztes, von einer ſchon aufgegebenen langwierigen Krankheit geheilt hat. Der junge Mann verſchmäht ihre Sittſamkeit und Schönheit, vollzieht die Ehe nur zum Schein, und rettet ſich in die Gefahren des Krieges vor einem häuslichen Glück, das ſeinen Stolz beleidigt. Durch treue Beharrlichkeit und einen unſchuldigen Betrug erfüllt ſie die unmöglich ſcheinenden Bedingungen, unter denen ſie der Graf als Gemahlin anzuerkennen verſprochen. Die Liebe erſcheint hier in demüthiger Geſtalt: ſie wirbt von der weiblichen Seite, gegen die Vorurtheile der Geburt, und ohne die Beiſtimmung gegenſeitiger Neigung abzuwarten. Aber ſobald Helena mit dem Grafen durch ein heiliges, wiewohl von ihm nur als eine läſtige Feßel betrachtetes Band verbunden iſt, wird ihr Irrthum ihre Tugend. Sie rührt durch ſtilles Dulden: ihr ſchönſter Augenblick iſt, wie ſie ſich ſelbſt als die Verfolgerin ihres harten Gemahles anklagt, und unter dem Vorwande einer büßenden Pilgerfahrt das Haus ihrer Schwiegermutter heimlich verläßt. Johnſon erklärt ſeine herzliche Abneigung gegen den Grafen Bertram, und ereifert ſich, daß er am Ende ohne andre Strafe, als eine vorübergehende Beſchämung, davon kommt, ja, durch den unverdienten Beſitz einer tugendhaften Gattin belohnt wird. Aber hat Shakſpeare den Eindruck ſeines gefühlloſen Stolzes und ſeiner leichtſinnigen Verderbtheit irgend mildern wollen? Bloß mit kriegeriſcher Auszeichnung ſtattet er ihn aus. Und ſchildert der Dichter nicht den wahren Weltlauf, nach welchem den Männern ihr Unrecht gegen die Frauen eben nicht hoch angerechnet wird, wenn ſie nur das zu behaupten wißen, worein man die Ehre ihres Geſchlechtes ſetzt? Bertrams einzige Entſchuldigung iſt, daß der König in einer Sache, die zu den perſönlichſten Rechten gehört, der Wahl einer Gattin, ſich allerdings einen Machtſpruch gegen ihn erlaubt hat. Uebrigens ſoll dieſe Geſchichte eben zeigen, ſowie die von der Griſeldis und mehrere ähnliche, wie weibliche Treue und Ergebenheit den Mißbrauch der männlichen Obergewalt überwindet; andre Novellen und Fabliaux ſind dagegen als wahre Satiren auf den Wankelmuth und die Schlauheit der Frauen gemeint. Das Alter iſt in dieſem Schauſpiele mit beſondrer Gunſt geſchildert: der ſchlichte Biederſinn des Königs, die aufbrauſende Gutmüthigkeit des alten Lafeu, die mütterliche Nachſicht der Gräfin mit Helenas Liebe zu ihrem Sohne, beeifern ſich gleichſam um die Wette, den Uebermuth des jungen Grafen wieder gut zu machen. Der Stil des Ganzen iſt mehr ſpruchreich als bilderreich: glänzende Farben der Phantaſie wären bei dieſem Gegenſtande nicht angebracht geweſen. An den Stellen, wo die demüthigende Verſtoßung der armen Helena am ſchmerzlichſten auffällt, tritt zur Zerſtreuung der Zuſchauer der prahlhafte Feigling Parolles ein. Die Myſtification, wodurch ſeine angemaßte Tapferkeit und zugleich ſeine unverſchämt böſe Zunge entlarvt wird, gehört zu den beſten komiſchen Auftritten, die je erſonnen worden: Stoff genug zu einem vortrefflichen Luſtſpiel, wenn Shakſpeare nicht immer bis zur Verſchwendung reich wäre. Falſtaff hat den Parolles verdunkelt, ſonſt würde er unter den komiſchen Charakteren des Dichters berühmter ſein.

Der Hauptknoten in Viel Lärmen um Nichts iſt derſelbe wie in der Geſchichte vom Ariodant und der Ginevra bei'm Arioſt; die Nebenumſtände und die Entwicklung ſind freilich ſehr verſchieden. Es iſt ein großer Theaterſtreich, im ächten und zu billigenden Sinne, wie die unſchuldige Hero vor dem Altar, im Augenblick der Vermählung, im Angeſicht ihrer Familie und vieler Zeugen, durch die ehrenrührigſten, jedoch mit einem großen Schein der Wahrheit bekleideten Beſchuldigungen zu Schanden gemacht wird. Der Eindruck wäre tragiſch zu nennen, wenn ihn Shakſpeare nicht, um den glücklichen Ausgang vorzubereiten, mit Fleiß gemäßigt hätte. Die Entdeckung des gegen Hero angeſtifteten Bubenſtücks iſt ſchon zuvor begonnen, obgleich den Perſonen, denen daran liegt, noch unbekannt; und der Dichter hat durch die verwirrte Einfalt von ein paar Gerichtsbedienten und Nachtwächtern die Verhaftung und die Verhöre der Schuldigen in die ergötzlichſten Scenen umzuwandeln gewußt. Ein zweiter Theaterſtreich, der dem erſten das Gleichgewicht hält, iſt es, wie Claudio, von ſeinem Irrthume überführt, einer Verwandten ſeiner todtgeglaubten Braut die Hand zu geben meint, und ſie ſich nun als Hero ſelbſt entſchleiert. Was aber beſonders dem Stücke ſchon zu Shakſpeares Zeit ungemeinen Beifall verſchaffte, und ſeitdem in England immer deſſen Glück gemacht hat, ſind die Rollen des Benedict und der Beatrice: zwei muthwillige Weſen, die ſich mit gegenſeitigen Spöttereien niemals Frieden laßen. Erklärte Rebellen gegen die Liebe, werden ſie dadurch in deren Netz verſtrickt, daß ihre Freunde ſich verabreden, beide glauben zu machen, jedes ſei der Gegenſtand einer geheimen Leidenſchaft des andern. Ich weiß nicht wer es ohne Einſicht getadelt hat, daß, um ſie zu fangen, derſelbe Kunſtgriff zweimal angebracht wird: das Scherzhafte liegt eben in dieſer Symmetrie der Täuſchung. Ihre Freunde ſchreiben ſich die ganze Wirkung zu, aber die ausſchließende Richtung ihrer Neckereien gegen einander iſt ſchon ein Kennzeichen einer aufkeimenden Neigung. Selbſt bei der Liebeserklärung verläßt ihre witzige Aufgewecktheit ſie nicht; bloß um die verunglimpfte Hero zu vertheidigen, kommt edler Ernſt in ihr Betragen. Dieß iſt ſehr gut gemacht: die Liebhaber des Scherzes, um nicht mit Luſtigmachern vom Gewerbe verwechſelt zu werden, müßen einen Punkt haben, worüber ſie hinaus keinen Spaß verſtehen.

In Gleiches mit Gleichem hat die Natur des Gegenſtandes Shakſpearen genöthigt, ſeine Poeſie mit der Criminal-Juſtiz vertrauter zu machen, als er ſonſt gern zu thun pflegt. Alle dahin einſchlagenden Verrichtungen, alle Arten dabei handelnder oder leidender Perſonen werden uns vorübergeführt: der heuchelnde Oberrichter, der mitleidige Gefängnißwärter und der rohe Henker; ein junger Mann von Stande, der die Verführung ſeiner Geliebten vor der Ehe mit dem Tode büßen ſoll; liederliches Geſindel, das die Polizei aufhebt; ja ein abgehärteter Verbrecher, den ſelbſt die Zurüſtungen zu ſeiner Hinrichtung nicht aus ſeiner viehiſchen Stumpfheit aufwecken können. Aber wie ſchonend und milde ungeachtet der ergreifenden Wahrheit iſt Alles gehalten! Das Stück führt mit Unrecht ſeinen Namen von der Vergeltung: der Sinn des Ganzen iſt eigentlich der Triumph der Gnade über die ſtrafende Gerechtigkeit, weil kein Menſch ſicher genug vor Fehltritten iſt, um ſich zu deren Verwalter unter ſeines Gleichen aufzuwerfen. Die ſchönſte Zierde der Compoſition iſt der Charakter der Iſabella, welche, im Begriff als Nonne eingekleidet zu werden, ſich durch fromme Liebe bewegen läßt, wiederum die verworrnen Wege der Welt zu betreten, ohne daß die himmliſche Reinheit ihres Gemüthes durch die allgemeine Verderbtheit auch nur mit einem unheiligen Gedanken befleckt würde: in der demüthigen Tracht einer Novizen-Schweſter ein wahrer Engel des Lichts. Wie der kalte und unbeſcholtene Angelo, dem der Herzog aufgetragen hat, in ſeiner vorgeblichen Abweſenheit durch ſtrenge Handhabung der Geſetze den ausſchweifend gewordnen Sitten zu ſteuern, ſelbſt von den jungfräulichen Reizen Iſabellas verſucht wird, als ſie für ihren wegen eines jugendlichen Fehltritts zum Tode verurtheilten Bruder Claudio bittet; wie er ſeine Zumuthung, ihre Ehre für das Leben Claudios aufzuopfern, anfangs in ſcheuen und dunkeln Reden vorbringt, endlich ſchamlos mit der Sprache herausgeht; wie Iſabella ihn mit edlem Unwillen zurückweiſt; wie ſie ihrem Bruder das Vorgefallne erzählt, und dieſer ſie zuerſt billigt, dann, von Todesfurcht hingerißen, ſie ebenfalls bereden will, in ihre Entehrung zu willigen: in dieſen Meiſterſcenen hat Shakſpeare die Tiefen des menſchlichen Herzens ergründet. Das Intereſſe ruht ganz auf der Behandlung, er giebt hier nichts auf den Reiz der Neugier; denn der als Mönch verkleidete Herzog iſt immer da, um über ſeinen gefährlichen Stellvertreter zu wachen, und allem Uebel vorzubeugen, das man beſorgen könnte: man ſieht der feierlichen Entſcheidung mit Zuverſicht entgegen. Der Herzog ſpielt die Rolle des Mönchs bis zur Täuſchung natürlich, er vereinigt in ſich die Weisheit des Geiſtlichen und des Fürſten. Nur liebt ſeine Weisheit allzu ſehr die Umwege: es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, unſichtbar gleichſam eine irdiſche Vorſehung zu ſpielen; es unterhält ihn mehr, ſeine Unterthanen zu belauſchen, als auf hergebrachte Weiſe zu regieren. Da er am Ende alle Schuldigen begnadigt, ſo ſieht man nicht, wie ſein anfänglicher Zweck, die Strenge der Geſetze durch Ausübung einer fremden Hand wiederherzuſtellen, erreicht wird. Der Dichter möchte alſo wohl die Ironie beabſichtet haben, daß von den vielen Läſterungen über den Herzog, die der vorwitzige Lucio ihm ſagt, ohne ihn zu kennen, doch dasjenige, was ſeine ſeltſamen Grillen betrifft, nicht ſo ganz ohne Grund iſt. Es verdient bemerkt zu werden, daß Shakſpeare, mitten unter der Erbitterung religiöſer Parteien, den Stand des Mönches mit Vorliebe, und ſeinen Einfluß immer als wohlthätig ſchildert. Man findet bei ihm keine von den ſchwarzen tückiſchen Mönchen, die eine mehr proteſtantiſche als poetiſche Begeiſterung einigen unſrer neueren Dichter an die Hand gegeben hat. Nur die Neigung legt Shakſpeare ſeinen Mönchen bei, nachdem ſie für ſich ſelbſt Verzicht auf die Welt gethan, ſich dienſtfertig in die Angelegenheiten Andrer zu miſchen; auch in Abſicht auf den frommen Betrug macht er ſie nicht ſehr gewißenhaft. Dergleichen ſpielen der Mönch in Romeo und Julia, der in Viel Lärmen um Nichts, und ſogar der Herzog, den hierin, gegen das bekannte Sprichwort, die Kutte wirklich zum Mönch zu machen ſcheint.

Der Kaufmann von Venedig iſt eins von Shakſpeares vollendetſten Werken: zugleich außerordentlich popular, für die ſtärkſte Wirkung auf der Bühne berechnet, und für den betrachtenden Kenner ein Wunder ſinnreicher Kunſt. Der Jude Shylock gehört zu den unbegreiflichen Meiſterſtücken von Charakteriſtik, wovon es nur bei'm Shakſpeare Beiſpiele giebt. Es iſt leicht für den Dichter wie für den Schauſpieler, nationale Geſinnungen, Sprecharten und Geberden in Caricatur aufzuſtellen. Aber Shylock iſt nichts weniger als ein gemeiner Jude: er hat eine ſehr beſtimmte, gebildete und originelle Perſönlichkeit, und dennoch ſpürt man in allen ſeinen Aeußerungen einen leiſen Anſtrich von Judenthum. Man glaubt in den bloß geſchriebenen Worten einen Hauch von jüdiſcher Ausſprache zu vernehmen, wie er auch in den höhern Ständen ungeachtet der geſellſchaftlichen Verfeinerung zuweilen noch übrig bleibt. In ruhigen Lagen wird das dem europäiſchen Blut und den chriſtlichen Sitten Fremde unmerklicher, mit der Leidenſchaft tritt das nationale Gepräge ſtärker hervor. Alle dieſe unnachahmlichen Feinheiten erfordern die gewandteſte Kunſt eines großen Schauſpielers, um ſie gehörig auszudrücken. Shylock iſt ein unterrichteter Mann, ſogar auf ſeine Weiſe ein Denker; nur die Region, wo menſchliche Gefühle wohnen, hat er nicht entdeckt: ſeine Moral iſt auf den Unglauben an Güte und Edelmuth gebaut. Nächſt dem Geiz wird Rachſucht über den Druck und die Erniedrigung, welche ſein Volk erduldet, die vornehmſte Triebfeder ſeines Handelns. Natürlich haßt er vor allen die wahrhaft chriſtlich geſinnten Chriſten: das Beiſpiel uneigennütziger Nächſtenliebe ſcheint ihm die ärgſte Judenverfolgung. Der Buchſtabe des Geſetzes iſt ſein Abgott; er weigert ſich, die Stimme der Gnade zu hören, die aus dem Munde der Portia mit himmliſcher Beredſamkeit ſich ihm offenbart: er beſteht auf dem ſtrengen unbiegſamen Recht, und ſo fällt es denn auf ſein eignes Haupt zurück. Hierin wird er ein Sinnbild von der allgemeinen Geſchichte ſeines unglücklichen Volkes. Die ſchwermüthige und ſich ſelbſt vernachläßigende Großmuth des Antonio iſt rührend erhaben. Auch iſt ihm, als einem königlichen Kaufmann, ein ganzes Gefolge edler Freunde beigegeben. Der Gegenſatz, den dieß mit der ſelbſtiſchen Grauſamkeit des Wucherers Shylock bildet, war nöthig zur Ehrenrettung der menſchlichen Natur. Die Gefahr, worin Antonio bis gegen Ende des vierten Aufzugs ſchwebt, und welcher die Einbildungskraft ſich kaum zu nähern wagt, würde zu ſchmerzlich ängſtigen, wenn nicht für Aufheiterung und Zerſtreuung geſorgt wäre. Dieſe gewähren beſonders die Auftritte auf dem Landſitze der Portia, die den Zuſchauer in eine ganz andre Sphäre verſetzen. Und doch hängen ſie durch die Verkettung der Urſachen und Wirkungen genau mit der Hauptſache zuſammen: die Ausrüſtung Baſſanios zu ſeiner Brautwerbung iſt Schuld, daß Antonio die gefährliche Verſchreibung eingeht, und Portia rettet wiederum durch den Rath ihres Oheims, eines berühmten Rechtsgelehrten, den Freund ihres Geliebten. Aber noch auf eine andre Weiſe ſind die Verhältniſſe der dramatiſchen Compoſition hiebei vortrefflich beobachtet. Der Rechtshandel zwiſchen Shylock und Antonio wird zwar als eine wirklich vorgefallene Thatſache berichtet, allein es bleibt doch ein unerhörter und einziger Fall. Shakſpeare hat ihm alſo einen eben ſo außerordentlichen Liebeshandel beigeſellt: eins wird durch das andre wieder natürlich und wahrſcheinlich. Eine reiche, ſchöne und geiſtreiche Erbin, die nur durch Löſung eines Räthſels gewonnen werden kann; die verſchloßnen Käſtchen; die ausländiſchen Prinzen, welche kommen um das Abenteuer zu beſtehen, alles dieß reizt die Einbildungskraft mit einem märchenhaften Glanz. Die beiden Scenen, wo der nach morgenländiſcher Art ſchwülſtige Prinz von Marocco und der ſich weiſe dünkende Prinz von Arragon unter den Käſtchen wählen, ſpannen nur die Neugier und beſchäftigen den Scharfſinn; in der dritten, wo die beiden Liebenden vor der unvermeidlichen Wahl zagen, die in einem Augenblicke ſie einander ganz geben oder für immer entreißen kann, hat Shakſpeare alle Beſtechungen des Gefühls, allen Zauber der Poeſie aufgeboten. Man theilt das Entzücken Portias und Baſſanios nach der glücklichen Wahl: man begreift wohl, warum ſie einander lieben, denn ſie zeigen ſich beide unendlich liebenswürdig. Die Gerichtsſcene, die den vierten Akt einnimmt, iſt für ſich ein vollſtändiges Drama, worein ſich das Intereſſe des Ganzen zuſammendrängt. Der Knoten iſt nun freilich gelöſt, und nach gemeinen Anſichten von theatraliſcher Befriedigung könnte der Vorhang fallen. Aber der Dichter wollte ſeine Zuſchauer nicht mit den trüben Eindrücken entlaßen, welche die mühſam und unerwartet erlangte Rettung Antonios und die Beſtrafung des verworfnen Shylock zurückläßt: darum hat er den fünften Aufzug als ein muſikaliſches Nachſpiel im Stücke ſelbſt hinzugefügt. Die Epiſode von der entführten Tochter des Juden, Jeſſica, in der Shakſpeare nationale Züge mit Anmuth zu umkleiden gewußt hat, und eine Neckerei Portias und ihrer Gefährtin gegen ihre neuvermählten Gatten, geben ihm den Stoff dazu. Die Scene eröffnet ſich mit dem tändelnden Geflüſter zweier Liebenden in einer Sommernacht; dann ſanfte Muſik und eine entzückte Lobrede auf dieſe Ordnerin der Welt und der Gemüther; hierauf treten die Hauptperſonen auf, und nach einer artigen verſtellten Entzweiung endigt Alles mit den heiterſten Scherzen.

Wie es euch gefällt iſt ein Stück von ganz entgegengeſetzter Art. Es würde ſchwer ſein, den Inhalt in eine ordentliche Erzählung zu bringen: es geſchieht eben nichts, oder was geſchieht, iſt nicht ſo weſentlich, als was geſagt wird; auch was man allenfalls die Auflöſung nennen kann, iſt ziemlich willkürlich herbeigeführt. Wer nichts gewahr wird, als was ſich berechnen läßt, wird kaum einen wirklichen Plan darin anerkennen wollen. Verbannung und Flucht haben in den Ardennen eine ſeltſame Geſellſchaft verſammelt: einen durch ſeinen Bruder entthronten Herzog, der mit ſeinen treuen Unglücksgefährten in der wilden Gegend von der Jagd lebt; zwei verkleidete einander ſchweſterlich liebende Prinzeſſinnen; einen witzigen Hofnarren; endlich die einheimiſchen Bewohner des Waldes, idealiſche und natürliche Schäfer und Schäferinnen. Dieſe leicht hingezeichneten Figuren ziehn in buntem Wechſel vorüber, und immer ſieht man die ſchattige dunkelgrüne Landſchaft im Hintergrunde, und glaubt friſche Waldluft zu athmen. Keine Uhr, keine geregelte Tagesordnung mißt hier die Stunden: ſie verfließen ungezählt in den Beſchäftigungen oder dem phantaſtiſchen Müßiggange, dem ſich jeder nach ſeiner Laune oder Gemüthsart ergiebt, und dieſe unbegränzte Freiheit entſchädigt alle für die eingebüßten Bequemlichkeiten des Lebens. Der eine wirft ſich einſam unter einen Baum, und hängt melancholiſchen Betrachtungen über den Wechſel des Glücks, die Falſchheit der Welt und die ſelbſtgeſchaffnen Plagen der Geſellſchaft nach; andre laßen geſellige Jagd- und Freuden-Lieder unter Begleitung der Waldhörner erklingen. Eigennutz, Neid und Ehrgeiz ſind in den Städten dahinten geblieben; unter den menſchlichen Leidenſchaften hat nur die Liebe den Eingang in dieſe Wildniß gefunden, wo ſie dem einfachen Hirten dieſelbe Sprache lehrt, wie dem ritterlichen Jüngling, der ſeine Liebesreime an die Stämme der Bäume hängt. Eine ſpröde Schäferin verliebt ſich augenblicklich in die in Männertracht verkleidete Roſalinde, als dieſe ihr mit Uebermuth ihre Härte gegen den armen Liebhaber verweiſt, und der ſelbſterfahrne Schmerz der Verſchmähung bringt ſie zuletzt zum Mitleiden und zur Erwiderung. Der Narr treibt ſeine philoſophiſche Verachtung des äußern Glanzes und ſeinen Spott über die Täuſchungen der Liebe ſo weit, daß er ſich mit Fleiß die häßlichſte und einfältigſte Bauerdirne zur Liebſten ausſucht. Durch dieß ganze Gemälde hat der Dichter zeigen wollen, daß es nichts bedarf, um die der Natur und dem menſchlichen Geiſte inwohnende Poeſie hervorzurufen, als mit Abwerfung des angekünſtelten Zwanges beide der angebornen Freiheit zurückzugeben. In dem Gange des Schauſpieles ſelbſt iſt die träumeriſche Sorgloſigkeit eines ſolchen Daſeins ausgedrückt: ſogar durch den Titel hat Shakſpeare dieß angedeutet. Wer ſich daran ärgern wollte, daß in dieſem romantiſchen Walde das Ceremoniel der dramatiſchen Kunſt nicht gehörig beobachtet ſei, der würde mit Recht dem klugen Narren überantwortet werden, um ihn glimpflich auf irgend ein proſaiſches Gebiet hinaus zu geleiten.

Neunundzwanzigſte Vorleſung.

(Fortſetzung. Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares: Luſtſpiele:) Der h. Drei-Königs-Abend oder Was ihr wollt, Ein Sommernachtstraum, Der Sturm, Das Wintermärchen, Cymbelin. — Romeo und Julia. Othello. Beurtheilung der Trauerſpiele: Hamlet.

Der heilige Drei-Königs-Abend oder Was ihr wollt vereinigt die Unterhaltung einer ſinnreich geſponnenen Intrigue mit dem Reichthum komiſcher Charaktere und Situationen, und mit dem Farbenzauber einer ätheriſchen Poeſie. Shakſpeare behandelt meiſtentheils in ſeinen Luſtſpielen die Liebe mehr wie eine Sache der Einbildungskraft als des Herzens; aber hier erinnert er uns ganz beſonders daran, daß in ſeiner Sprache dasſelbe Wort (fancy) zugleich Phantaſie und Liebe bedeutete. Die Liebe des Muſik-berauſchten Herzogs zur Olivia iſt nicht nur eine Phantaſie ſondern eine Einbildung; Viola ſcheint ſich anfangs willkürlich in den Herzog zu verlieben, dem ſie als Edelknabe dient, wiewohl ſie nachher die zarteſten Saiten des Gefühls berührt; die ſtolze Olivia wird durch den ſchüchternen und einſchmeichelnden Boten des Herzogs beſtrickt, in welchem ſie keine verkleidete Nebenbuhlerin vermuthet, und nimmt zuletzt durch eine zweite Täuſchung den Bruder für die Schweſter. Dieſen, ich möchte ſagen, idealiſchen Thorheiten, dienen die baren Narrheiten zum Gegenbild, wozu behagliche Schalkheit die lächerlichen Perſonen des Stücks, ebenfalls unter dem Vorwande der Liebe, anſtiftet: die ungeſchickte Bewerbung eines albernen und wüſten Landjunkers um Olivia, und ſeine Ausforderung an Viola; die Einbildung des pedantiſchen Haushofmeiſters Malvolio, ſeine Herrſchaft ſei insgeheim in ihn verliebt, die ihn ſo weit bringt, daß er als verrückt eingeſperrt und von dem Narren in der Tracht eines Geiſtlichen beſprochen wird. Dieſe Scenen ſind eben ſo fein und bedeutſam, als ergötzlich zum Lachen eingerichtet. Wenn dieß in der That Shakſpeares letztes Werk war, wie behauptet wird, ſo hat er bis zuletzt einer gleichen Jugend des Geiſtes genoßen und die ganze Fülle ſeiner Talente mit ſich in's Grab genommen.

Die luſtigen Weiber von Windſor, wiewohl ſie recht eigentlich ein Luſtſpiel nach dem gewöhnlichen Begriffe des Wortes ſind, übergehen wir hier, und verſparen es bis nach Heinrich dem Vierten von ihnen zu ſprechen, um die Rolle des Falſtaff im Zuſammenhange zu beurtheilen.

Ein Sommernachts-Traum und der Sturm laßen ſich darin mit einander vergleichen, daß in beiden die Einwirkung einer wunderbaren Geiſterwelt mit dem Gewirr menſchlicher Leidenſchaften und mit den poſſenhaften Abenteuern der Narrheit verflochten iſt. Der Sommernachts-Traum iſt zuverläßig ſehr früh geſchrieben, der Sturm allem Anſehen nach aus Shakſpeares ſpäterer Zeit: die meiſten Kunſtrichter räumen daher, in der Vorausſetzung, der Dichter müße ſich mit zunehmender Reife des Geiſtes immer vervollkommt haben, dem letzten Stücke einen großen Vorzug vor dem erſten ein.

Ich kann hierin nicht ſo ganz einſtimmen: wie mir ſcheint, hält der innere Werth dieſer beiden Werke ſich ziemlich die Wage, und nur perſönlicher Geſchmack kann zur Vorliebe für das eine oder das andere entſcheiden. Die Ueberlegenheit des Sturms von Seiten gründlicher und origineller Charakterzeichnung fällt in die Augen; man muß an dem Ganzen eine tiefſinnige Kunſt bewundern, die ihre Mittel weiſe ausſpart, und ihre Anſtalten, das Gerüſte zu dem luftigen Wundergebäude, geſchickt zu verkleiden weiß. In dem Sommernachts-Traum hingegen ſtrömt eine ergiebige Ader der kühnſten und muthwilligſten Erfindung; die außerordentlichſte Zuſammenſtellung fremdartiger Beſtandtheile ſcheint durch einen ſinnreichen Zufall ohne Mühe entſtanden zu ſein, und die Farben ſind von einer ſo hellen Durchſichtigkeit, als ließe ſich die ganze bunte Gaukelei mit einem Hauche wegblaſen. Die hier geſchilderte Feenwelt gleicht jenen zierlichen Arabesken, wo kleine Genien mit Schmetterlingsflügeln nur halb verkörpert aus Blumenkelchen hervorwachſen. Dämmerung, Mondſchein, Thau und Frühlingsdüfte ſind das Element dieſer zarten Geiſter; ſie helfen der Natur ihren Teppich aus grünem Laube, vielfarbigen Blumen und ſchimmernden Inſekten ſticken; in der Menſchenwelt tändeln ſie bloß kindlich und grillenhaft mit ihren wohlthätigen oder ſchädlichen Einflüßen. Ihr heftigſter Zorn löſt ſich in eine gutmüthige Neckerei auf; ihre Leidenſchaften, von allem irdiſchen Stoff entkleidet, ſind bloß ein idealiſcher Traum. Die Liebe unter den Sterblichen iſt dann auch im Verhältniß hiezu als eine poetiſche Bezauberung geſchildert, die durch einen entgegengeſetzten Zauber augenblicklich aufgehoben und dann wieder hergeſtellt werden kann. Die verſchiednen Theile der Anlage, die Hochzeitfeier des Theſeus, der Zwiſt des Oberon und der Titania, die Flucht der zwei liebenden Paare, und die theatraliſchen Uebungen der Handwerker, ſind ſo leicht und glücklich verflochten, daß ſie durchaus zu einander zu gehören ſcheinen, um ein Ganzes zu bilden. In dem von Elfen bevölkerten Walde muß ſich das Unerwartete fügen. Oberon will die Verwirrung der Liebenden löſen, und ſteigert ſie durch einen Fehlgriff ſeines Dieners auf's höchſte, bis er endlich ihrer vergeblichen Liebespein, ihrem Wankelmuth und ihrer Eiferſucht zurecht hilft, und die Treue in ihre alten Rechte einſetzt. Die Aeußerſten des Phantaſtiſchen und Gemeinen werden zuſammengeknüpft, als die verzauberte Titania erwacht, und ſich in einen plumpen Geſellen mit einem Eſelskopfe verliebt, der eben einen tragiſchen Liebhaber vorgeſtellt oder vielmehr entſtellt hat. Das ſcherzhafte Wunder der Verwandlung Bottoms iſt eigentlich nur die Ueberſetzung einer Metapher in ihren buchſtäblichen Sinn: aber in ſeinem Benehmen bei der zärtlichen Anbetung der Feenkönigin iſt es auf's luſtigſte anſchaulich gemacht, wie zu ſeiner gewöhnlichen Albernheit noch das Bewußtſein eines ſolchen Kopfputzes hinzukommt. Theſeus und Hippolyta ſind gleichſam eine prächtige Einfaßung des Gemäldes: ſie repräſentieren bloß, aber mit ſtattlichem Pomp. Die Geſpräche des Helden und ſeiner Amazone, wie ſie mit ihrem lärmenden Jagdgefolge den Wald betreten, wirken auf die Einbildungskraft wie der friſche Hauch des Morgens, wovor die Geſichte der Nacht verſchwinden. Zu dem groteſken Schauſpiel im Schauſpiel iſt nicht ohne Bedeutung Pyramus und Thiſbe gewählt: es iſt gerade wie der pathetiſche Theil des Stückes eine geheime Zuſammenkunft zweier Liebenden im Walde und ihre Verſtörung durch einen feindſeligen Zufall, und beſchließt das Ganze mit der ergötzlichſten Parodie.

Im Sturm iſt wenig Handlung und fortſchreitende Bewegung: die Verbindung Ferdinands und Mirandas iſt bei ihrem erſten Zuſammentreffen entſchieden, und Proſpero legt ihr nur ſcheinbare Hinderniſſe in den Weg; die Schiffbrüchigen gehen müßig auf der Inſel umher; der Anſchlag Sebaſtians und Antonios auf das Leben des Königs von Neapel, ſo wie der des Caliban und der betrunknen Seeleute gegen Proſpero, iſt nichts als eine Spiegelfechterei, weil man vorausſieht, daß die Zaubermacht des letztern ſie zu nichte machen wird; es bleibt alſo nichts übrig als die Beſtrafung der Schuldigen durch ſchreckhafte Erſcheinungen, die ihr Gewißen rühren, die Wiedererkennung und endliche Ausſöhnung. Indeſſen iſt dieſer Mangel durch den mannichfaltigſten Aufwand von Bezauberungen der Poeſie und Aufheiterungen des Scherzes ſo wunderbar verſteckt, die Einzelnheiten der Ausführung ſind ſo anziehend, daß man ſehr genau Acht geben muß, um zu bemerken, die Auflöſung ſei gewiſſermaßen ſchon in der Expoſition enthalten. Die Liebesgeſchichte Ferdinands und Mirandas, in ſo wenigen und kurzen Scenen entwickelt, iſt entzückend ſchön: ein rührender Bund ritterlichen Edelmuthes von der einen Seite, und von der andern der jungfräulichen Offenheit eines Herzens, das fern von der Welt auf einer unbewohnten Inſel erzogen, nicht gelernt hat ſeine unſchuldigen Regungen zu verheimlichen. Die Weisheit des fürſtlichen Einſiedlers Proſpero hat einen magiſchen und geheimnißvollen Anſtrich; der Eindruck von der düſtern Falſchheit der beiden Uſurpatoren wird durch das treuherzige Geſchwätz des alten ehrlichen Gonzalo gemildert; Trinculo und Stephano, zwei jovialiſche Taugenichtſe, finden am Caliban eine würdige Geſellſchaft; und Ariel ſchwebt mit Anmuth über Allem, als der perſonificierte Genius der wunderbaren Dichtung.

Caliban iſt unter den ſeltſamen Schöpfungen einer dichteriſchen Einbildungskraft zum Sprichwort geworden. Ein Mittelding von einem Gnomen und einem Wilden, halb dämoniſcher, halb viehiſcher Natur, in deſſen Betragen man zugleich die Spuren ſeiner angebornen Art und den Einfluß von Proſperos Erziehung wahrnimmt. Dieſer hat nur ſeinen Verſtand entwickeln können, ohne im geringſten ſeine eingewurzelte Bosheit zu zähmen: es iſt als ob einem tölpiſchen Affen der Gebrauch der Vernunft und menſchliche Sprache verliehen worden wäre. Caliban iſt ſchadenfroh, feige, falſch und knechtiſch geſinnt; dennoch unterſcheidet er ſich weſentlich von den pöbelhaften Böſewichtern in einer civiliſierten Welt, wie ſie Shakſpeare zuweilen geſchildert hat. Er iſt roh, aber nicht gemein, er verfällt niemals in die proſaiſche und platte Vertraulichkeit ſeiner betrunknen Geſellen, denn er iſt auf ſeine Weiſe ein poetiſches Weſen; auch ſpricht er immer in Verſen. In der Sprache hat er alles Harte, Mißlautende, Dornige aufgehaſcht, und daraus ſein Wörterbuch zuſammengeſetzt, ſo wie ſich aus der ganzen Mannichfaltigkeit der Natur nur das Feindſelige, Widerwärtige und kleinlich-Mißgeſtaltete in ſeiner Einbildungskraft abgedrückt hat. Die magiſche Geiſterwelt, die Proſperos Zauberſtab auf der Inſel verſammelt, wirft nur einen ſchwachen Widerſchein in ſein Gemüth, ſo wie ein Lichtſtrahl, der in eine dumpfe düſtre Höhle fällt, unvermögend ſie auszuwärmen und zu erleuchten, bloß die giftigen Dünſte erregt. Die ganze Schilderung dieſes Ungeheuers iſt von unbegreiflicher Conſequenz und Tiefe, und ungeachtet ihrer Häßlichkeit doch nicht beleidigend für das Gefühl, weil die Ehre der Menſchheit nicht dabei gefährdet wird.

In dem zephyrlichen Ariel iſt das Bild der Luft nicht zu verkennen, ſelbſt ſein Name ſpielt darauf an, ſo wie dagegen Caliban das ſchwere erdige Element bedeutet. Dennoch ſind beide keine allegoriſchen Perſonificationen, ſondern individuell beſtimmte Weſen. Ueberhaupt findet ſich im Sommernachts-Traum, im Sturm, im magiſchen Theile des Macbeth, überall wo Shakſpeare den Volksglauben von der unſichtbaren Nähe der Geiſter und von der Möglichkeit ſich mit ihnen in Berührung zu ſetzen, benutzt, eine Durchſchauung des innern Lebens der Natur und ihrer geheimnißvollen Triebfedern, die zwar dem ächten Dichter nie ganz fremd ſein kann, weil die Poeſie ſich ein für allemal mit einer mechaniſchen Phyſik nicht verträgt, die aber in gleichem Grade wie er und Dante nur Wenige beſeßen haben.

Das Wintermärchen führt ſeinen Namen mit eben ſo viel Recht wie der Sommernachts-Traum den ſeinigen. Es iſt eine von jenen Geſchichten, die recht dazu gemacht ſcheinen, die traurige Muße langer Winterabende zu unterhalten; die ſchon für die Kindheit anziehend und begreiflich ſind, und die, durch innige Wahrheit in der Schilderung der Charaktere und Leidenſchaften beſeelt, mit dem Schmuck einer ſich gleichſam zur Einfalt des Stoffes herablaßenden Poeſie ausgeſtattet, das erwachſene Alter in die goldne Zeit der Einbildungskraft zurückverſetzen. Mit ſolchen wunderbaren, beweglichen und zuletzt in allgemeinem Jubel endigenden Abenteuern hat die Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten nichts gemein, und ſo iſt dann auch hier Shakſpeare ſehr freigebig mit Anachroniſmen und geographiſchen Irrthümern: er eröffnet eine freie Schiffahrt zwiſchen Sicilien und Böhmen, macht den Giulio Romano zum Zeitgenoßen des delphiſchen Orakels, und was dergleichen mehr iſt. Das Stück zerfällt gewiſſermaßen in zwei Schauſpiele. Wie Leontes plötzlich auf ſeinen königlichen Herzensfreund Polyxenes, der ihn beſucht hat, eiferſüchtig wird, ihm nach dem Leben trachtet, und Polyxenes durch heimliche Flucht ſich rettet; wie Hermione, der Untreue beargwohnt, in's Gefängniß geworfen, und die Tochter, die ſie zur Welt bringt, an einer entfernten Küſte ausgeſetzt wird; wie die vor Gericht geſtellte Königin, durch das Orakel für unſchuldig erklärt, auf die Nachricht, daß ihr kleiner Sohn ſich über ihr Schickſal todt grämt, ſinnlos niederfällt, und als todt von ihrem zu ſpät zur Vernunft gekommnen Gemahl betrauert wird: dieß macht den Inhalt der drei erſten Aufzüge aus. Die letzten beiden ſind durch eine ſechszehnjährige Kluft davon getrennt: aber jene tragiſche Kataſtrophe war nur ſcheinbar, und dieß vermittelt die Anknüpfung. Die im Königreich des Polyxenes ausgeſetzte Prinzeſſin wächſt unter niedern Hirten auf, jedoch ihre zarte Schönheit, der Adel ihrer Sitten, ihr hoher Sinn zeugen von ihrem Geblüt; der Kronprinz Florizel verirrt ſich auf einer Falkenjagd zu ihr, verliebt ſich, und wirbt um ſie in ſchäferlicher Verkleidung; bei einem ländlichen Feſt entdeckt Polyxenes dieß Verſtändniß und geräth in großen Zorn; die beiden Liebenden fliehen, von ihm verfolgt, nach Sicilien zum Leontes, wo dann die Wiedererkennung und Verſöhnung Aller vor ſich geht. Als Leontes endlich die Statue ſeiner verlornen Gattin zu ſehen glaubt, ſteigt ſie aus ihrer Blende zu ihm herunter: ſie iſt es ſelbſt, die noch lebende Hermione, die ſich ſo lange verborgen gehalten hat, und das Stück endigt mit allgemeinem Jubel. Die Eiferſucht des Leontes iſt nicht wie die des Othello mit allen Motiven, Symptomen und Steigerungen entwickelt: ſie iſt auf einmal da, und wird wie ein krankhafter Wahnſinn geſchildert. So gehört es ſich für eine Leidenſchaft, deren Wirkungen den Zuſchauer mehr angehen als ihre Entſtehung, und die nicht die Kataſtrophe herbeiführt, ſondern bloß den Knoten des Stückes ſchürzt. In der That möchte der Dichter wohl leiſe haben andeuten wollen, daß Hermione, wiewohl tugendhaft, doch allzu lebhaft bemüht iſt, dem Polyxenes zu gefallen; und es ſcheint, als käme dieſer Keim einer Neigung in ihren Kindern erſt recht zur Reife. Es giebt nichts Friſcheres, Jugendlicheres, nichts zugleich ſo idealiſch Schäferliches und Königliches, als die Liebe des Florizel und der Perdita: des Prinzen, den die Liebe zum freiwilligen Hirten macht, und der Prinzeſſin, die ihren hohen Urſprung verräth, ohne ihn zu kennen, und der unter den Händen die Blumenkränze zu Kronen werden. Shakſpeare hat niemals Scheu davor, die idealiſche Poeſie ganz dicht neben der gemeinſten Proſa wohnen zu laßen: ſo iſt es ja auch meiſtens in der wirklichen Welt. Perditas Pflegvater und ſein Sohn ſind alberne Bauersleute, damit man deſto deutlicher ſehe, daß alles, was ſie adelt, ihr ſelbſt angehört. Der unvergleichlich gezeichnete luſtige Hauſierer und Gauner Autolykus gehört zur Vollſtändigkeit des Bauernfeſtes, welches Perdita von ihrer Seite zu einer Zuſammenkunft verkleideter Gottheiten zu machen ſcheint.

Cymbelin iſt ebenfalls eine von Shakſpeares wunderbarſten Zuſammenſetzungen. Er hat darin eine Novelle des Boccaz mit altbrittiſchen Sagen aus den Zeiten der erſten römiſchen Kaiſer verknüpft, und von den neueſten geſellſchaftlichen Sitten bis zu heroiſchen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererſcheinungen Alles durch gelinde Uebergänge zu verſchmelzen gewußt. Im Charakter der Imogen iſt kein Zug der ſchönſten Weiblichkeit vergeßen: ihre keuſche Zärtlichkeit, ihre Sanftmuth und ihr jungfräulicher Stolz, ihre gränzenloſe Ergebenheit und Großmuth gegen ihren betrognen und ungerecht verfolgenden Gatten, ihre Abenteuer in der Verkleidung, ihr ſcheinbarer Tod und ihre Rettung bilden ein eben ſo zartes als rührendes Gemälde. Die beiden in der Wüſte erzogenen Prinzen Guiderius und Arviragus ſind ein herrliches Gegenſtück zur Miranda auf der einen, und zur Perdita auf der andern Seite. Shakſpeare liebt es, die Ueberlegenheit des Angebornen über das Erlernte zu zeigen. „Ueber der Kunſt, welche die Natur bereichern will," ſagt er irgendwo, „giebt es immer eine höhere von der Natur ſelbſt erſchaffene Kunſt." Wie Mirandas unbewußte und ungeſuchte Anmuth mehr gefällt als Reize, die im glänzenden Putz der feinſten Ausbildung zu gefallen ſtreben, ſo entzückt an den beiden, bloß durch die Jagd abgehärteten, ſonſt von ihrer hohen Beſtimmung und der menſchlichen Geſellſchaft fern gehaltnen Jünglingen ein naiver Heldenmuth, der ſie Thaten ahnden und träumen läßt, bis der erſte Anlaß ſie unwiderſtehlich dazu hinreißt. Wie Imogen verkleidet in ihre Höhle kommt, wie Guiderius und Arviragus für den zarten Knaben, in dem ſie weder ein Weib, noch ihre Schweſter vermuthen, eine kindlich leidenſchaftliche Freundſchaft faßen, ihn bei der Zurückkunft von der Jagd plötzlich todt finden und mit Geſang unter Blumen beſtatten: dieſe Auftritte könnten eine ganz erſtorbne Einbildungskraft neu zur Poeſie beleben. Wenn ein tragiſches Ereigniß nur ſcheinbar iſt, ſei es daß die Zuſchauer dieß ſchon wißen oder es nur vermuthen ſollen, ſo weiß Shakſpeare immer die Eindrücke zu mildern, ohne ſie zu ſchwächen: er macht die Trauer muſikaliſch, damit ſie an Feierlichkeit gewinne was ihr an Ernſt abgeht. Was die übrigen Rollen betrifft, ſo iſt der weiſe und rüſtige Greis Belarius, lange Zeit Einſiedler und dann wieder Held, eine ehrwürdige Geſtalt;

die gewandte Verſtellung und raſche Geiſtesgegenwart des Italiäners Jachimo iſt der verwegnen Verrätherei, die er ſpielt, ganz angemeſſen; Imogens Vater Cymbelin, und ſelbſt während der erſten Hälfte des Stücks ihr Gemahl Poſthumus ſind etwas aufgeopfert, allein dieß konnte nicht anders ſein; die falſche und boshafte Königin iſt bloß ein Werkzeug der Verwickelung; ſie und ihr blödſinniger Sohn Cloten (die einzige komiſche Rolle im Stück), deſſen roher Uebermuth mit vieler Laune geſchildert iſt, werden vor dem Schluß durch verdiente Beſtrafung bei Seite geſchafft. Für den heroiſchen Theil der Dichtung, den Krieg zwiſchen den Römern und Britten, welcher die Entſcheidung vorbereitet, behielt der Dichter bei dem Umfange ſeines Plans ſo wenig Raum übrig, daß er die Vorfälle beinahe nur wie in einem ſtummen Schaugepränge deutlich zu machen ſucht. Der letzten Scene dagegen, wo alle vielfach verſchlungenen Faden des Knotens ſich löſen, hat er wiederum ihre vollkommne Entfaltung gegeben, um die Eindrücke des Ganzen in einem Brennpunkte zu verſammeln. Dieſes Beiſpiel und viele andre können Johnſons Vorurtheil widerlegen, als pflege Shakſpeare den Schluß ſeiner Stücke zu übereilen. Vielmehr bringt er manches an, was für das Verſtändniß der letzten Auflöſung der Strenge nach erſpart werden konnte, weil er das Gefühl befriedigen will: unſre heutigen Zuſchauer ſind ungeduldiger, als es die ſeinigen waren, den Vorhang fallen zu ſehen, wenn nichts mehr zu entſcheiden iſt.

Romeo und Julia und Othello unterſcheiden ſich von den meiſten der bisher durchgegangnen Stücke weder in den Beſtandtheilen der Zuſammenſetzung, noch in der Behandlung; einzig durch die Richtung des Ganzen werden ſie entſchieden zu Trauerſpielen.

Romeo und Julia iſt ein Gemälde der Liebe und ihrer beklagenswerthen Schickſale in einer Welt, deren Atmoſphäre zu rauh für dieſe zarteſte Blüthe des menſchlichen Daſeins iſt. Zwei für einander geſchaffne Weſen werden ſich bei'm erſten Erblicken Alles; jede Rückſicht verſchwindet vor dem unwiderſtehlichen Triebe, eins im andern zu leben; ſie verbinden ſich insgeheim unter widerſtrebenden Verhältniſſen, bloß auf den Schutz der unſichtbaren Mächte vertrauend; durch Schlag auf Schlag erfolgende feindſelige Vorfälle wird ihre heldenmüthige Treue in wenigen Tagen auf die Probe geſtellt, bis ſie, gewaltſam getrennt, durch einen freiwilligen Tod ſich im Grabe und jenſeit des Grabes wieder vereinigen. Alles dieß findet ſich ſchon in der ſchönen Geſchichte, die Shakſpeare nicht erſonnen hat, und die, auf das einfachſte erzählt, immer eine zärtliche Theilnahme erregen wird. Aber Shakſpearen war es vorbehalten, Reinheit des Herzens und Glut der Einbildungskraft, Anmuth und Adel der Sitten und leidenſchaftlichen Ungeſtüm in einem idealiſchen Gemälde zu verbinden. Durch ſeine Behandlung iſt es ein herrlicher Lobgeſang auf jenes unausſprechliche Gefühl geworden, welches die Seele zum höchſten Schwunge adelt, und die Sinne ſelbſt zu Seele verklärt, und zugleich eine ſchwermüthige Elegie auf deſſen Hinfälligkeit vermöge ſeiner eignen Natur und der äußern Umſtände; zugleich die Vergötterung und das Leichenbegängniß der Liebe. Sie erſcheint hier wie ein himmliſcher Funke, der auf die Erde herunterfallend ſich in einen Blitzſtrahl verwandelt, welcher ſterbliche Geſchöpfe faſt in demſelben Augenblicke entzündet und verzehrt. Was der Duft eines ſüdlichen Frühlings Berauſchendes, der Geſang der Nachtigall Sehnſüchtiges, das erſte Aufblühen der Roſe Wollüſtiges hat, das athmet aus dieſem Gedicht. Aber noch ſchneller, als die früheſte Blüthe der Jugend und Schönheit vergeht, eilt es fort von der erſten ſchüchtern kühnen Liebeswerbung und ſittſamen Erwiederung zur gränzenloſeſten Hingegebenheit, zur unwiderruflichen Vereinigung; dann unter wechſelnden Stürmen des Entzückens und der Verzweiflung zum Untergange der beiden Liebenden, die noch beneidenswerth ſcheinen, weil ihre Liebe ſie überlebt, und weil ſie durch ihren Tod einen Triumph über alle trennenden Gewalten errungen haben. Das Süßeſte und das Herbeſte, Liebe und Haß, Freudenfeſte und düſtre Ahndungen, zärtliche Umarmungen und Todtengrüfte, Lebensfülle und Selbſtvernichtung, ſtehen hier dicht neben einander; und alle dieſe Gegenſätze ſind in dem harmoniſchen Wunderwerke ſo zur Einheit des Geſammt-Eindrucks verſchmolzen, daß der Nachhall, den das Ganze im Gemüth zurückläßt, einem einzigen, aber einem unendlichen Seufzer gleicht.

Die vortreffliche dramatiſche Anordnung, die Bedeutung jedes Charakters an ſeiner Stelle, die weiſe Wahl aller Umgebungen bis auf die geringſten Nebenumſtände habe ich in einer ſchon angeführten Schrift ausführlich entwickelt, und will mich hier nicht wiederholen. Nur auf einen dort übergangnen Zug will ich aufmerkſam machen, der als ein Beiſpiel dienen kann, wie Shakſpeare von ferne her vorbereitet. Der auffallendſte und vielleicht unglaublichſte Umſtand in der ganzen Geſchichte iſt der Trank, welchen der Mönch Julien giebt, und worauf ſie viele Stunden lang nicht bloß ſchläft, ſondern völlig einer Todten gleicht, ohne daß es ihr ſchadet. Wie macht uns nun der Dichter geneigt zu glauben, daß Vater Lorenzo ein ſolches Geheimniß beſitzt? Er zeigt uns ihn bei ſeinem erſten Eintritt in einem Garten, wo er Kräuter ſammelt, und über ihre wundervollen Tugenden Betrachtungen anſtellt. Die Rede des frommen Alten iſt voll tiefen Sinnes: er ſieht in der Natur überall Sinnbilder der ſittlichen Welt; dieſelbe Weisheit, womit er ſie durchſchaut, hat ihn das menſchliche Herz kennen gelehrt. Auf dieſe Art iſt ein widerſpenſtiger oder wenigſtens undankbar ſcheinender Umſtand Quelle einer großen Schönheit geworden.

Wenn Romeo und Julia in den Farben der Morgenröthe glänzt, aber einer Morgenröthe, deren purpurne Wolken ſchon die Gewitter eines ſchwülen Tages verkündigen, ſo iſt dagegen Othello ein Gemälde mit ſtarken Schatten: man könnte es einen tragiſchen Rembrand nennen. Welch ein glückliches Mißverſtändniß, daß Shakſpeare den Mohren, worunter in der Novelle unſtreitig ein getaufter Saracene von der afrikaniſchen Nordküſte gemeint war, zu einem eigentlichen Schwarzen gemacht hat! Man erkennt im Othello eine wilde Naturanlage jener glühenden Zone, welche die reißendſten Raubthiere und die tödtendſten Gifte erzeugt, durch Ruhmbegierde, durch fremde Geſetze der Ehre, durch edlere und mildere Sitten nur ſcheinbar gezähmt. Seine Eiferſucht iſt nicht die Eiferſucht des Herzens, die ſich mit dem zarteſten Gefühl und Anbetung des geliebten Gegenſtandes verträgt; ſie iſt von der ſinnlichen Art, die in den heißen Himmelsſtrichen die unwürdige Bewachung der Frauen und ſo manche unnatürliche Gebräuche hervorgebracht hat. Ein Tropfe dieſes Giftes in ſeine Adern geflößt, bringt ſein ganzes Blut in den gährendſten Aufruhr. Der Mohr ſcheint edel, offen, zutraulich, dankbar für erzeigte Liebe, und er iſt auch dieß alles, und obendrein ein Gefahren trotzender Held, ein würdiger Obrer ſeiner Krieger, ein treuer Diener des Staates;

aber eine bloß phyſiſche Gewalt der Leidenſchaft wirft alle ſeine erworbnen und angewöhnten Tugenden augenblicklich über den Haufen, und giebt dem Wilden in ihm über den geſitteten Menſchen die Oberhand. Auch in dem Ausdruck ſeiner Rachbegierde gegen Caſſio verräth ſich dieſe Tyrannei des Blutes über den Willen. Zuletzt in ſeiner Reue ſpricht aus ihm ächte Zärtlichkeit für ſeine ermordete Gattin, und der Schmerz eines vernichteten Ehrgefühls den Zeugen ſeiner That gegenüber; und dazwiſchen fällt er ſich ſelbſt mit der Wuth an, womit ein Deſpot einen abtrünnigen Sklaven peinigt. Er leidet wie ein doppelter Menſch, zugleich in der höheren und unteren Sphäre, worein ſein Weſen getheilt war. Indeſſen der Mohr trägt die nächtliche Farbe des Argwohns und der Tücke nur im Geſicht; Jago iſt ſchwarz im Innern. Er ſteht dem Othello wie ſein böſer Dämon zur Seite und läßt ihn mit leiſen und deſto gefährlicheren Einflüſterungen keine Ruhe; es iſt als ob vermöge einer unſeligen, aber in der Natur gegründeten Verwandtſchaft dieſer Einfluß mächtiger über ihn ſein müßte, als die Stimme ſeines guten Engels Desdemona. Ein ſchlauerer Böſewicht als dieſer Jago iſt nie geſchildert worden: er legt ſeine Fallſtricke mit einer Kunſt, welcher nichts entrinnen kann. Der Widerwille, den ſeine Zwecke einflößen, wird dadurch erträglich, daß die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſeine Mittel abgelenkt wird: ſie gewähren dem Verſtande unendliche Beſchäftigung. Kalt, unzufrieden und übler Laune, trotzig wo er ſich's erlauben darf, demüthig und einſchmeichelnd wo er es für nöthig hält, iſt er ein vollendeter Meiſter in der Verſtellungskunſt; ſelbſt keinen andern als ſelbſtiſchen Regungen zugänglich, weiß er die Leidenſchaften Andrer nach Belieben zu erregen, und jede Blöße, die ſie geben, zu benutzen: er iſt ein ſo vortrefflicher Beobachter der Menſchen, als man es ſein kann ohne höhere Triebfedern des Handelns aus eigner Erfahrung zu kennen; in ſeinen hämiſchen Bemerkungen über ſie liegt faſt immer etwas Wahres. Hartnäckigen Unglauben an die Tugend der Frauen giebt er nicht bloß vor, er hegt ihn wirklich, und auch dieß hängt mit ſeiner ganzen Denkart zuſammen, und macht ihn um ſo geſchickter, ſein Vorhaben auszuführen. Wie er an Allem nur die häßliche Seite ſieht, entzaubert er auf die roheſte Weiſe die Einbildungskraft über das Verhältniß der beiden Geſchlechter: er will es, um Othellos Sinne zu empören, den ſein Herz leicht über Desdemonas Unſchuld aufklären könnte. Dieß muß die vielen Ausdrücke in Jagos Reden rechtfertigen, wovor die Sittſamkeit erſchrickt. Hätte Shakſpeare heut zu Tage geſchrieben, ſo würde er ſie ſich vielleicht unterſagt haben, aber gewiß zum Nachtheil der Wahrheit ſeiner Darſtellung. Desdemona iſt ein fleckenloſes Opfer. Zwar kein hohes Ideal der Anmuth und begeiſterten Leidenſchaft wie Julia; voller Einfalt, Sanftmuth und Demuth, und ſo unſchuldig, daß ſie ſich von der Möglichkeit der Untreue kaum einen Begriff machen kann, iſt ſie dazu geſchaffen, die ergebenſte und zärtlichſte Gattin zu ſein. Dieſer weibliche Hang, ganz einem fremden Schickſale zu folgen, hat ſie zu dem einzigen Fehltritte ihres Lebens verleitet, daß ſie ſich ohne Vorwißen ihres Vaters vermählt. Ihre Wahl ſcheint eine Verirrung zu ſein, und doch iſt es eben das, weswegen das Weib im Manne ſeinen Beſchützer und ſein Oberhaupt verehrt, was ſie für Othello gewonnen hat: Bewunderung ſeines feſten Heldenmuthes, und Theilnahme an ſeinen überſtandnen Mühſeligkeiten. Mit großer Kunſt iſt es ſo eingeleitet, daß ſie, eben weil ſie die Möglichkeit eines Verdachtes gegen ſich nicht ahndet, durch ihre unbefangne Verwendung für Caſſio die Eiferſucht des Mohren immer mehr ſteigert. Um Desdemonas Engelreinheit noch mehr zu heben, hat Shakſpeare ihr in der Emilia eine Begleiterin von zweideutiger Tugend zugeſellt. Nur durch den ſündhaften Leichtſinn dieſer Frau wird es begreiflich, daß ſie die Entwendung des Schnupftuches nicht eingeſteht, als es Othello mit Ungeſtüm zurückfordert: dieß wäre ſonſt der am ſchwerſten zu rechtfertigende Umſtand im ganzen Stück. Auch Caſſio iſt vollkommen ſo gezeichnet, wie er ſein mußte, um ohne wirkliche Schuld Argwohn zu erregen: liebenswürdig und edel, aber ſehr verführbar. Die öffentlichen Vorfälle der erſten beiden Aufzüge zeigen uns den Othello von ſeiner glorreichen Seite als die Stütze Venedigs und das Schrecken der Türken: ſie dienen dazu, die Geſchichte dem bloß häuslichen Kreiße zu entziehen, ſo wie in Romeo und Julia die Parteiung der Montague und Capulet daſſelbe leiſtet. Keine Beredſamkeit iſt vermögend, die niederwerfende Gewalt der Kataſtrophe in Othello zu ſchildern, dieß Gedränge von Gefühlen, die in einem Augenblick die Abgründe der Ewigkeit ausmeſſen.

Hamlet iſt einzig in ſeiner Art: ein Gedanken-Trauerſpiel, durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachſinnen über die menſchlichen Schickſale, über die düſtre Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben, und beſtimmt, eben dieſes Nachſinnen wieder in den Zuſchauern hervorzurufen. Dieſes räthſelhafte Werk gleicht jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannten Größen übrig bleibt, der ſich auf keine Weiſe auflöſen läßt. Schon ſo viel iſt darüber geſagt und geſchrieben worden, und kein denkender Kopf, der von Neuem darüber ſpricht, wird in ſeiner Anſicht des Zuſammenhanges und der Bedeutung aller Theile ganz mit ſeinen Vorgängern übereinſtimmen. Am meiſten muß es in Erſtaunen ſetzen, daß bei ſo verſteckten Abſichten, bei einer in unerforſchte Tiefen hinabgebauten Grundlage, das Ganze ſich auf den erſten Anblick äußerſt volksmäßig darſtellt. Die haarſträubende Erſcheinung des Geiſtes bemächtigt ſich gleich anfangs der Einbildungskraft und des Gemüthes; dann das Schauſpiel im Schauſpiel, worin man wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederholt ſieht, deſſen vergeblich bezweckte Beſtrafung den Inhalt des Stücks ausmacht; des Königs Entſetzen darüber; Hamlets verſtellter und Ophelias wirklicher Wahnſinn; ihr Tod und Leichenbegängniß; das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe; ihr Zweikampf und die große Entſcheidung; endlich das Auftreten des jungen Helden Fortinbras, der einer untergegangnen Königsfamilie mit kriegeriſchem Pomp die letzte Ehre erweiſet; dazwiſchen die komiſchen Charakter-Scenen mit Polonius, den Höflingen und den Todtengräbern, die ſämmtlich ihre Bedeutung haben: alles dieß erfüllt die Bühne mit der lebendigſten und mannigfaltigſten Bewegung. Der einzige Umſtand, weswegen man dieß Stück weniger theatraliſch finden könnte als andre Trauerſpiele Shakſpeares, iſt, daß die Haupthandlung in den letzten Aufzügen in's Stocken geräth, oder gar rückgängig zu werden ſcheint. Dieß war jedoch unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. Das Ganze zweckt ja dahin ab, zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Gränzen der menſchlichen Vorausſicht erſchöpfen will, die Thatkraft lähmt; wie Hamlet ſelber es ausdrückt,

Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſe Rückſicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren ſo der Handlung Namen.

Ueber Hamlets Charakter kann ich nach den Abſichten des Dichters, wie ich ſie verſtehe, nicht ganz ſo günſtig urtheilen, als Goethe thut. Es iſt wahr, er iſt ein Geiſt von hoher Bildung, ein Prinz von königlichen Sitten, mit dem feinſten Sinn für Schicklichkeit begabt, edlen Ehrgeizes empfänglich, der Begeiſterung für fremde Vortrefflichkeit, die ihm fehlt, in hohem Grade offen. Die Rolle des Wahnſinns ſpielt er mit unvergleichlicher Ueberlegenheit, indem er die Leute, die ihn ausſpähen, eben dadurch von ſeiner Geiſtesverwirrung überzeugt, daß er ihnen ihre Wahrheiten ſagt, und ſie mit dem ſchärfſten Witze verſpottet. Aber bei ſeinen ſo oft gefaßten und immer unausgeführten Vorſätzen iſt die Schwäche ſeines Willens offenbar: er läßt ſich nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn er ſagt, es gebe keine größere Unähnlichkeit als zwiſchen ihm und dem Herkules. Nicht bloß die Nothwendigkeit treibt ihn zur Liſt und Verſtellung, er hat einen natürlichen Hang dazu, krumme Wege zu gehen; er heuchelt gegen ſich ſelbſt: ſeine weit hergeholten Bedenklichkeiten ſind oft nur Vorwände, um ſeinen Mangel an Entſchloßenheit zu verkleiden; „Gedanken," wie er zu einer andern Zeit ſagt, „die nur ein Viertel Weisheit und drei Viertel Feigheit in ſich haben". Am meiſten iſt er verklagt worden wegen der Härte, womit er Ophelias von ihm ſelbſt veranlaßte Liebe zurückſtößt, und wegen ſeiner Fühlloſigkeit bei ihrem wiewohl unwillkürlich verſchuldeten Tode. Aber er iſt zu ſehr in ſeinen eignen Gram verſunken, um Mitleiden für Andre übrig zu haben:

ſeine Gleichgültigkeit giebt uns den Maßſtab ſeiner innern Zerrüttung. Dagegen ſpürt man unläugbar in ihm eine tückiſche Schadenfreude, wenn es ihm gelungen iſt, mehr durch Noth und Zufall, die ihn allein zu raſchen Streichen treiben können, als durch das Verdienſt ſeines Muthes, ſeine Feinde aus dem Wege zu räumen; ſo äußert er ſich nach Ermordung des Polonius und über Roſenkranz und Güldenſtern. Hamlet hat keinen feſten Glauben, weder an ſich noch an irgend etwas: von Aeußerungen religiöſer Zuverſicht geht er zu ſkeptiſchen Grübeleien über; er glaubt an das Geſpenſt ſeines Vaters, wenn er es ſieht, und ſobald es verſchwunden, wird es ihm beinahe zur Täuſchung. (Man hat es als einen Widerſpruch gerügt, daß Hamlet in dem Monolog über den Selbſtmord ſagt:

Das unentdeckte Land, von deſſen Gränzen
Kein Wandrer wiederkehrt.

Denn war nicht der Geiſt ein zurückgekommener Wanderer? Shakſpeare hat aber gefliſſentlich zeigen wollen, daß Hamlet auf keine Ueberzeugung irgend einer Art feſt fußen kann.) Er iſt dahin gekommen zu ſagen, „nichts ſei an ſich weder gut, noch übel; nur das Denken mache es dazu“; der Dichter verliert ſich mit ihm in den Irrgängen des Gedankens, worin man weder Ende noch Anfang findet. Und auch die Geſtirne geben durch den Lauf der Begebenheiten keine Antwort auf die ſo dringend vorgelegten Fragen. Eine, wie es ſcheint vom Himmel bevollmächtigte, Stimme aus einer andern Welt fordert Rache für einen ungeheuern Frevel, und bleibt ohne Wirkung; die Verbrecher werden zuletzt beſtraft, aber wie durch einen ungefähren Schlag, und nicht auf die erforderliche Weiſe, um der Welt ein warnendes Beiſpiel der Gerechtigkeit kund zu machen; unentſchlüßige Vorſicht, ſchlaue Verrätherei und raſche Wuth eilen dem gleichen Untergange entgegen; weniger Schuldige oder Unſchuldige werden in den allgemeinen Fall mit verwickelt. Das Schickſal der Menſchheit ſteht da wie eine rieſenhafte Sphinx, die jeden, der ihr furchtbares Räthſel nicht zu löſen vermag, in den Abgrund des Zweifels hinabzuſtürzen droht.

Als ein Beiſpiel von den vielen mißverſtandenen Feinheiten Shakſpeares führe ich den Stil an, worin die Rede des Schauſpielers von der Hekuba abgefaßt iſt. Die Ausleger haben viel darüber hin und her geſtritten, ob ſie von Shakſpeare ſelbſt oder entlehnt ſei, und ob er es mit ſeinem Lobe des Stückes, worin ſie vorkommen ſoll, ernſtlich gemeint, oder den tragiſchen Bombaſt mancher Zeitgenoßen habe verſpotten wollen. Sie bedachten nicht, daß dieſe Rede nicht für ſich, ſondern an der Stelle, wo ſie ſteht, beurtheilet werden muß. Was in dem Schauſpiele ſelbſt wieder als dramatiſche Dichtung erſcheinen ſollte, mußte gegen deſſen würdige Poeſie ſo wie theatraliſche Erhöhung gegen die einfache Natur abſtechen. Deswegen hat Shakſpeare das Schauſpiel im Hamlet durchgehends in ſpruchreichen Reimen voller Antitheſen abgefaßt. Allein dieſer feierlich abgemeßne Ton paßt nicht für die Rede, heftige Rührung ſollte darin herrſchen, es blieb alſo dem Dichter kein anderer Ausweg übrig als der, welchen er gewählt hat, Ueberladung des Pathos. Es iſt allerdings falſche Emphaſe in dieſer Rede, aber dergeſtalt mit wahrer Größe vermiſcht, daß ein Schauſpieler, darin geübt, die nachgeahmten Rührungen künſtlich in ſich hervorzurufen, wirklich ſelbſt davon hingerißen werden kann. Uebrigens wird man nicht glauben, Shakſpeare habe ſeine

Kunſt wenig genug verſtanden, um nicht einzuſehen, daß ein Trauerſpiel, worin Aeneas der Dido eine ſo weitläuftige epiſche Erzählung von etwas längſt Vergangenem, von der Zerſtörung Trojas gemacht hätte, weder dramatiſch noch theatraliſch geweſen wäre.

Dreißigſte Vorleſung.

(Fortſetzung. Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares: Trauerſpiele:) Macbeth, König Lear; Die drei römiſchen Stücke: Coriolan, Julius Cäſar, Antonius und Kleopatra. — Timon von Athen, Troilus und Kreſſida.

Vom Macbeth habe ich ſchon einmal im Vorbeigehen geſprochen, und wer könnte das Lob dieſes erhabenen Werkes erſchöpfen? Seit den Furien des Aeſchylus war etwas ſo Großes und Furchtbares nicht wieder gedichtet worden. Zwar die Hexen ſind keine göttlichen Eumeniden und ſollen es nicht ſein: ſie ſind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutſcher Dichter hat es alſo ſehr übel verſtanden, da er ſie in warnende und ſogar moraliſierende Zwitterweſen von Parcen, Furien und Zauberinnen umgeſtaltet und mit tragiſcher Würde bekleidet hat. Lege doch Niemand Hand an Shakſpeares Werke, um etwas Weſentliches daran zu ändern: es beſtraft ſich immer ſelbſt. Das Böſe iſt von Grund aus häßlich, und es iſt widerſinnig, es auf irgend eine Art veredeln zu wollen. Meines Erachtens haben es daher auch Dante und ſelbſt noch Taſſo mit der Schilderung der Dämonen weit beßer getroffen, als Milton.

Ob Shakſpeares Zeitalter noch an Zauberei und Geſpenſter glaubte, das iſt für die Rechtfertigung des Gebrauchs, welchen er im Hamlet und Macbeth von den vorgefundenen Ueberlieferungen gemacht, vollkommen gleichgültig. Kein Aberglaube hat herrſchend und weit durch Zeiten und Völker verbreitet ſein können, ohne eine Grundlage in der menſchlichen Natur zu haben: an dieſe wendet ſich der Dichter und ruft aus ihren verborgenen Tiefen hervor was die Aufklärung gänzlich beſeitigt zu haben meint, jenen Schauer vor dem Unbekannten, jene Ahndung einer nächtlichen Seite der Natur und Geiſterwelt. Auf dieſe Art wird er gewiſſermaßen zugleich der Darſteller und der Philoſoph eines Aberglaubens, das heißt, nicht der Philoſoph, der wegläugnet und verſpottet, ſondern, was ſchwerer iſt, der den Urſprung ſcheinbar vernunftwidriger und doch ſo natürlicher Meinungen begreiflich macht. Wollte er aber dieſe volksmäßigen Ueberlieferungen nach Willkür abändern, ſo würde er ſeine ganze Befugniß einbüßen, und nichts weiter zum beſten geben, als ſeine eignen Fratzen. Shakſpeares Darſtellung der Hexen iſt wahrhaft magiſch: er hat ihnen in den kurzen Scenen, wo ſie auftreten, eine eigene Sprache geſchaffen, die, wiewohl aus den gewöhnlichen Elementen zuſammengeſetzt, dennoch eine Sammlung von Beſchwörungsformeln zu ſein ſcheint, und worin der Laut der Worte, die gehäuften Reime und der Rhythmus der Verſe gleichſam die dumpfe Muſik zu wüſten Hexentänzen bilden. Man beklagt ſich über die Nennung ekelhafter Gegenſtände: wer aber meint, der Zauberkeßel könne mit angenehmen Aromaten wirkſam gemacht werden, der verſteht es nicht beßer als die, welche begehren, daß die Hölle ehrlich guten Rath geben ſoll. Dieſe widerwärtigen Dinge, wovon ſich die Einbildungskraft abwendet, ſind hier ein Sinnbild feindſeliger Kräfte, die in der Natur arbeiten, und der geiſtige Schauer überwiegt den ſinnlichen Abſcheu. Unter ſich reden die Hexen wie Weiber aus dem Pöbel, denn das ſollen ſie ja ſein; dem Macbeth gegenüber erhebt ſich ihr Ton: ihre Weiſſagungen, die ſie ſelbſt ausſprechen, oder von ihren Phantomen ausſprechen laßen, haben die dunkle Kürze, die majeſtätiſche Feierlichkeit, wodurch von jeher die Orakel den Sterblichen Ehrfurcht einzuflößen wußten. Man ſieht hieraus, daß die Zauberinnen ſelbſt nur Werkzeuge ſind; ſie werden von unſichtbaren Geiſtern regieret, ſonſt würde die Bewirkung ſo großer und entſetzlicher Begebenheiten über ihre Sphäre ſein. Und welches war nun der Zweck, wozu ihnen Shakſpeare in ſeinem Schauſpiel dieſelbe Stelle einräumte, die ſie in Macbeths Geſchichte nach den alten Chroniken einnehmen? Ein ungeheures Verbrechen geſchieht: Dunkan, ein ehrwürdiger Greis und der gütigſte König, wird ermordet; von ſeinem Unterthanen, den er ſo eben mit Ehren und Wohlthaten überhäuft hat; im wehrloſen Schlafe; unter dem gaſtfreundlichen Dach. Bloß natürliche Antriebe ſcheinen zu ſchwach, oder wenigſtens müßte der Thäter als der verhärtetſte Böſewicht geſchildert werden. Shakſpeare wollte uns ein erhabneres Bild zeigen: einen ehrgeizigen aber edlen Helden, der einer tief angelegten hölliſchen Verſuchung erliegt, und in welchem alle Verbrechen, wozu ihn die Nothwendigkeit treibt, den Erfolg ſeiner erſten Unthat zu behaupten, dennoch das Gepräge des angebornen Heldenthums nicht ganz auslöſchen können. Er hat alſo die Schuld dieſer Unthat dreifach getheilt. Der erſte Gedanke kommt von jenen Weſen, deren ganze Thätigkeit durch die Luſt am Böſen gelenkt wird. Die wunderbaren Schweſtern überraſchen Macbeth in der Trunkenheit der befriedigten Ruhmbegierde nach ſeinen Siegen; ſie ſpiegeln ihm dasjenige, was nur durch ſeine That wirklich werden kann, als eine Verfügung des Schickſals vor, und beglaubigen ihre Worte durch unmittelbare Erfüllung der erſten Weiſſagung. Die Gelegenheit zum Königsmorde bietet ſich ſogleich dar; Macbeths Gemahlin beſchwört ihn, ſie nicht entſchlüpfen zu laßen: mit feuriger Beredſamkeit macht ſie alle Sophiſmen geltend, wodurch das Verbrechen ſich in eine falſche Größe kleidet. Auf Macbeths Antheil fällt beinahe nur die Ausführung, er wird dazu wie im Taumel der Verblendung hingeſtoßen. Die Reue folgt der That auf dem Fuße nach, ja ſie geht ihr voran, und die Gewißensqual läßt ihm forthin weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Aber nun iſt er einmal in den Stricken der Hölle; es iſt entſetzlich zu ſehen, wie Macbeth, der ſonſt als Krieger dem Tode trotzen konnte, jetzt, nachdem er einmal die Ausſicht auf das künftige Leben in die Schanze geſchlagen (we'd jump the life to come), um ſo ängſtlicher ſein irdiſches Daſein feſthält, je elender es geworden iſt, und ohne Erbarmen Alles aus dem Wege räumt, was ihm nach ſeinem finſtern Argwohn Gefahr zu drohen ſcheint. So ſehr man ſeine Handlungen verabſcheut, kann man ſeinem Gemüthszuſtande nicht alle Theilnahme verſagen; man beklagt die Verwüſtung ſo herrlicher Anlagen; ja, man muß es noch in ſeiner letzten Vertheidigung bewundern, wie in ihm ein tapferer Wille mit einem feigen Gewißen ringt. Man könnte glauben, in dieſem Trauerſpiele herrſche das Verhängniß ganz nach den Begriffen der Alten: Alles hebt mit einem übernatürlichen Einfluße an, woran die folgenden Begebenheiten wie durch eine unvermeidliche Verkettung geknüpft ſind. Man findet hier ſogar jene doppelſinnigen Orakel wieder, welche eben durch ihre buchſtäbliche Erfüllung die auf ſie Vertrauenden täuſchen. Indeſſen läßt ſich nachweiſen, daß der Dichter erleuchtetere Anſichten in ſeinem Werke niedergelegt hat. Er deutet an, daß der Kampf des Guten und Böſen in dieſer Welt nur unter Zulaßung der Vorſehung ſtattfindet, welche den Fluch, den einige Sterbliche auf ihr Haupt ziehen, zu anderweitigem Segen wendet. In der Vergeltung iſt eine genaue Stufenfolge beobachtet. Lady Macbeth, unter den menſchlichen Weſen die ſchuldigſte Theilhaberin an dem Königsmorde, verfällt durch ihre Gewißensangſt in eine unheilbare körperliche Zerrüttung; ſie ſtirbt, unbetrauert von ihrem Gemahl, mit allen Zeichen der Verwerfung. Macbeth wird noch würdig befunden den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu ſterben. Dem edlen Macduff wird für die Rettung ſeines Vaterlandes die Genugthuung zu Theil, den Tyrannen, der ſeine Gattin und Kinder erwürgt hat, mit eigner Hand zu beſtrafen. Banquo büßt ſeinen ehrgeizigen Vorwitz, auch ſeine eigne glorreiche Zukunft wißen zu wollen, mit einem frühen Tode, indem er dadurch Macbeths Eiferſucht erregt; aber er hat ſein Gemüth von den Einblaſungen der Zauberinnen rein erhalten: ſein Name wird in ſeinem Geſchlecht geſegnet, das auf eine lange Zeitenfolge zu derſelben Königswürde beſtimmt iſt, die Macbeth nur auf ſeine Lebensdauer an ſich gerißen. Im Gange der Handlung iſt dieſes Stück ganz das Gegentheil vom Hamlet: ſie ſchreitet mit erſtaunlicher Raſchheit vorwärts, von der erſten Kataſtrophe (denn Dunkans Ermordung kann ſchon eine Kataſtrophe genannt werden) bis zur letzten. „Gedacht, gethan!“ iſt der allgemeine Wahlſpruch, denn, wie Macbeth ſagt,

Der flücht'ge Vorſatz wird nie eingeholt,
Geht nicht die That gleich mit.

In allen Zügen ſieht man ein rüſtiges Helden-Zeitalter, im rauhen Norden, der die Nerven ſtählt. Welche Dauer die Handlung haben ſoll, läßt ſich nicht genau angeben: nach der Geſchichte vielleicht Jahre; aber wir wißen ſchon, daß der Einbildungskraft die erfüllteſte Zeit als die kürzeſte erſcheint. Und hier iſt unbegreiflich viel in einen engen Raum zuſammengedrängt, nicht bloß als äußerliche Begebenheit, ſondern mit Schilderung des innerſten Gemüthszuſtandes der Handelnden. Es iſt als ob die Hemmungen an dem Uhrwerke der Zeit herausgenommen wären, und nun die Räder unaufhaltſam abrollten. Nichts iſt der Gewalt der Darſtellung in Erregung des Grauſens zu vergleichen. An alle Umſtände von Dunkans Ermordung, den Dolch, der vor Macbeths Augen ſchwebt, Banquos Erſcheinung bei'm Gaſtmahle, Lady Macbeths Nachtwandeln, darf man nur erinnern: was läßt ſich darüber ſagen, das den Eindruck nicht eher ſchwächte? Solche Scenen ſind einzig und kommen nur bei dieſem Dichter vor, ſonſt müßte die tragiſche Muſe ihre Maſke mit dem Meduſenhaupt vertauſchen.

Als auf eine Nebenſache will ich nur noch auf Shakſpeares weltkluge Gewandtheit aufmerkſam machen, der durch ein ſo ganz nach poetiſchen Abſichten entworfnes Werk einem Könige zu ſchmeicheln wußte. Jakob der Erſte leitete ſein Geſchlecht vom Banquo ab; er war der erſte, der den dreifachen Scepter von England, Schottland und Irland vereinigte: dieß wird in der magiſchen Erſcheinung ſichtbar gemacht, und ihm eine lange Reihe glorreicher Nachfolger verheißen. Sogar die Gabe der engliſchen Könige, gewiſſe Krankheiten durch Auflegung der Hände zu heilen, die Jakob von Eduard dem Bekenner ererbt zu haben vorgab, und auf die er einen großen Werth legte, wird auf eine natürliche

Art erwähnt. (Die Nennung Eduards des Bekenners giebt zugleich die Epoche an, worin dieſe hiſtoriſch beglaubigte Geſchichte vorgeht. Noch ſtehen zu Inverneß Ruinen von Macbeths Schloße; die heutigen Grafen von Fife ſind Abkömmlinge des wackern Macduff; ſie genoßen, bis zur Vereinigung Schottlands mit England, beſondre Vorrechte wegen ihrer Verdienſte um die Krone.) Dergleichen Gelegenheitsſtücke kann man ſich ſchon ohne Gefahr für die Poeſie gefallen laßen: mit ſolchen Anſpielungen empfahl Aeſchylus ſeinen Mitbürgern den Areopag, und verherrlichte Sophokles Athen.

Wie im Macbeth das Schrecken den höchſten Gipfel erreicht, ſo iſt im König Lear die Wißenſchaft des Mitleids erſchöpft. Die Hauptperſonen ſind hier nicht die handelnden, ſondern die leidenden. Es wird hier nicht, wie in den meiſten Trauerſpielen, ein Unglück geſchildert, in welchem die plötzlichen Schläge des Schickſals den Getroffenen noch zu ehren ſcheinen, wo dem Verluſt in der Erinnerung an den ehemaligen Beſitz immer noch ein ſchmeichelhafter Troſt beiwohnt; ſondern der Fall in das tiefſte Elend, welches der Menſchheit alle äußern und innern Vorzüge abſtreift, und ſie nackter Hülfloſigkeit Preis giebt. Die dreifache Würde eines Königs, eines Greiſes und eines Vaters wird durch den grauſamen Undank ſeiner unnatürlichen Töchter geſchändet; der alte Lear, der aus thörichter Zärtlichkeit Alles weggegeben, wird wie ein herumſchweifender Bettler verſtoßen; die kindiſche Verſtandesſchwäche, der er ſchon nahe war, geht in den wildeſten Wahnſinn über, und als man ihn aus ſeiner ſchmählichen Verlaßenheit rettet, iſt es zu ſpät; kein Troſt der kindlichen Pflege und der treuen Freundſchaft kann mehr an ihm haften; ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte ſind unheilbar zerrüttet, und ihm bleibt vom Leben nichts weiter übrig, als die Fähigkeit gränzenlos zu lieben und zu leiden. Welch ein Bild gewährt Lears Zuſammentreffen mit Edgar in der ſtürmiſchen Nacht in einer armſeligen Hütte! Edgar, ein Jüngling, iſt durch die Ränke ſeines Bruders und die Verblendung ſeines Vaters eben ſo tief von angeborner Hoheit herabgeſtoßen als Lear, er friſtet ſein Leben vor der Verfolgung, als ein von böſen Geiſtern geplagter Bettler verkleidet. Der Narr des Königs iſt, ungeachtet der freiwilligen Herabwürdigung, die ſein Stand vorausſetzt, nächſt Kent, Lears treueſter Begleiter und weiſeſter Rathgeber. Dieſer gutherzige Narr kleidet die Vernunft in ſeine buntſcheckige Tracht, der edelgeborne Bettler ſpielt den Wahnſinn, und beide, wenn ſie wirklich wären was ſie ſcheinen, würden noch beneidenswerth im Vergleich mit dem König ſein, der es fühlt, wie ein zerreißender Schmerz ſeine Vernunft zu überwältigen droht. Eben ſo erſchütternd iſt das Zuſammentreffen Edgars mit dem geblendeten Gloſter; es iſt unendlich rührend, wie der verſtoßne Sohn der Führer ſeines Vaters und immer noch unter der Verkleidung des Beſeßnen ſein guter Engel wird, der ihn durch einen ſinnreichen frommen Betrug vom verzweiflungsvollen Selbſtmorde rettet. Doch wer könnte alle die Zuſammenſtellungen und Lagen einzeln aufzählen, womit der Dichter die Gemüther beſtürmt? Ich will nur eine Bemerkung über den Bau des Ganzen machen. Die Geſchichte Lears und ſeiner Töchter ließ Shakſpeare ganz ſo, wie er ſie in einer fabelhaften Ueberlieferung vorfand, mit allen Zügen, welche die Einfalt der alten Zeit bezeugen. Aber von der Geſchichte Gloſters und ſeiner Söhne enthielt jene Ueberlieferung keine Spur, Shakſpeare hat ſie aus einer andern Dichtung geſchöpft und aus freiem Antriebe hinzugefügt. Man hat dieß getadelt, als zerſtöre es die Einheit der Handlung. Allein Einheit iſt immer da, wenn alles Eingeflochtne zur Verwicklung und Auflöſung beiträgt. Und mit welcher ſinnreichen Kunſt greifen die beiden Haupttheile der Compoſition in einander! Gloſters Theilnahme an Lears Schickſal wird für ſeinen Sohn Edmund das Mittel ihn völlig zu ſtürzen, und giebt dem verſtoßnen Edgar Gelegenheit der Retter ſeines Vaters zu werden. Auf der andern Seite iſt Edmund thätig in Regans und Gonerills Sache, und die laſterhafte Leidenſchaft, die beide für ihn faßen, bringt ſie dahin, an einander und an ſich ſelbſt Gerechtigkeit auszuüben. Den dramatiſchen Bedingungen wäre alſo wohl hinreichend Genüge geleiſtet, doch das iſt das Geringſte: dieſe Zuſammenſtellung macht eigentlich die erhabene Schönheit des Werkes aus. Die beiden Fälle ſind ſich in der Hauptſache ähnlich: ein verblendeter Vater verkennt ſein ächtgeſinntes Kind, und die vorgezognen unnatürlichen Kinder vergelten es ihm durch Zerſtörung ſeines ganzen Glücks. Aber alle Umſtände ſind ſo verſchieden, daß dieſe Geſchichten, indem ſie auf das Herz gleichmäßig wirken, für die Einbildungskraft einen vollkommnen Gegenſatz bilden. Wenn Lear allein durch ſeine Töchter litte, ſo würde der Eindruck auf die freilich zerreißende Theilnahme an ſeinem Privat-Unglück beſchränkt ſein. Aber zwei ſo unerhörte Beiſpiele zu gleicher Zeit ſtellen ſich dar wie eine große Empörung in der ſittlichen Welt: das Gemälde wird rieſenhaft, und erregt ein Entſetzen, wie die Vorſtellung, daß die Himmels-Körper einmal aus ihren geordneten Bahnen treten könnten. Gewiſſermaßen um die Ehre der Menſchheit zu retten, erhält es Shakſpeare ſeinen Zuſchauern immer gegenwärtig, daß die Geſchichte in einer wüſten barbariſchen Zeit vorgehet: er legt einen beſondern Nachdruck darauf, daß die damaligen Britten noch Heiden ſind, wiewohl er nicht alle übrigen Umſtände mit dieſer Annahme der Zeit gelehrt in Uebereinſtimmung geſetzt hat. Aus dieſem Geſichtspunkte müßen viele Rauhigkeiten im Ausdruck und in den Sitten beurtheilt werden, z. B. die unſittſame Art, wie Gloſter ſeinen Baſtard anerkennt, Kents Zank mit dem Haushofmeiſter, und vornehmlich die perſönlich ausgeübte Grauſamkeit des Herzogs Cornwall am Gloſter. Selbſt die Tugend des biedern Kent trägt das Gepräge eines eiſernen Zeitalters, wo ſich ſowohl im Guten als im Böſen eine ungebändigte Kraft offenbart. Dem Könige ſind nicht, unnützer Weiſe, große Eigenſchaften geliehen; der Dichter konnte über unſer Mitleiden mit ſeiner Lage gebieten, ohne zu verhehlen was er gethan um ſie ſich zuzuziehen. Lear iſt jähzornig, gebieteriſch und beinahe ſchon vor Alter kindiſch, als er ſeine jüngſte Tochter verſtößt, weil ſie in die heuchleriſchen Uebertreibungen ihrer Schweſtern nicht einſtimmt. Aber ein Herz zum Lieben hat er, das der innigſten Dankbarkeit empfänglich iſt, und noch aus der Verfinſterung ſeines Verſtandes brechen Strahlen eines hohen königlichen Sinnes hervor. Von Kordelias himmliſcher Seelenſchönheit, in ſo wenigen Worten ausgeſprochen, wage ich nicht zu reden: ſie darf nur mit Antigone zuſammen genannt werden. Man hat ihren Tod zu herbe gefunden, und das Stück wird in England mit der Veränderung aufgeführt, daß ſie ſiegreich und glücklich bleibt. Ich geſtehe es, ich begreife nicht, welche Vorſtellung von der Kunſt und dem dramatiſchen Zuſammenhange diejenigen haben, welche glauben, man könne einem Trauerſpiele nach Belieben einen doppelten Ausgang anpaſſen: einen traurigen für hartherzige Zuſchauer, und einen fröhlichen für weichgeſchaffne Seelen.

Nachdem Lear ſo Vieles überſtanden, kann er nur am Schmerz über Kordelias Tod auf eine tragiſche Art ſterben, und ſoll er gleichfalls gerettet werden und noch eine glückliche Zeit erleben, ſo verliert das Ganze ſeine Bedeutung. Zwar werden nach Shakſpeares Plan die Schuldigen ſämmtlich beſtraft; denn das Böſe zerſtört ſich ſelbſt; aber die hülfreichen Tugenden kommen überall zu ſpät, oder ziehen gegen die ſchlaue Thätigkeit der Bosheit den kürzern. Die Perſonen haben nur einen ſchwankenden Glauben an die Vorſehung, wie ihn Heiden haben mögen, und der Dichter zeigt uns eben, daß dieſer Glaube, um in ſeinem ganzen Umfange befeſtigt zu werden, einen weiteren Raum, als das düſtre Erdenleben, bedarf.

Dieſe fünf Trauerſpiele, über die ich ſo eben geſprochen habe, ſind verdientermaßen die berühmteſten unter Shakſpeares Werken. Beſonders in den drei letzten offenbart ſich ein beinahe übermenſchlicher Schwung des Genius: der Geiſt verliert ſich eben ſo ſehr in der Betrachtung aller Höhen und Tiefen die ſich darin finden, als der erſte Eindruck das Gefühl überwältigt. Indeſſen haben unter den hiſtoriſchen Schauſpielen einige eine tragiſche große Vollkommenheit, und alle glänzen durch eigenthümliche Vorzüge.

An den drei römiſchen Stücken, Coriolan, Julius Cäſar, und Antonius und Kleopatra, iſt beſonders die Enthaltſamkeit zu bewundern, womit Shakſpeare fremdartige Zuthaten und willkürliche Vorausſetzungen ausſchließt, und dennoch den Bedürfniſſen der Bühne Genüge leiſtet. Dieſe Schauſpiele ſind die Sache ſelbſt, und in der anſcheinenden Kunſtloſigkeit, die Geſchichte ganz ſo wiederzugeben, wie ſie ſich vorfindet, verbirgt ſich eine ungemeine Kunſt. Für jede hiſtoriſche Erſcheinung weiß Shakſpeare den poetiſchen Geſichtspunkt auszumitteln, und einer aus dem unermeßlichen Ganzen der Weltgeſchichte ausgeſonderten Reihe von Begebenheiten, ohne etwas daran zu verändern, in ſich Einheit und Rundung zu geben. Das öffentliche Leben des alten Roms wird vor unſern Augen durch die großartigſte und freieſte dramatiſche Form aus ſeinem Grabe auferweckt, und Plutarchs Helden werden durch die beredteſte Poeſie verherrlicht.

Im Coriolan ſind die meiſten komiſchen Einmiſchungen, weil hier die vielköpfige Menge eine beträchtliche Rolle ſpielt, und wenn Shakſpeare das Volk als Maſſe in ſeinen blinden Bewegungen ſchildert, überläßt er ſich faſt immer ſeiner luſtigen Laune. Den Plebejern, die ihre Albernheit ſchon ſelbſt genug zur Schau tragen, iſt zum Ueberfluß noch der originelle alte Satiriker Menenius beigegeben. Es entſtehen hieraus drollige Scenen von ganz eigner Art, und die nur in einem ſolchen politiſchen Schauſpiele möglich ſind, z. B. wie Coriolan bei den geringen Bürgern, die er wegen ihrer Feigheit im Kriege verachtet, um das Conſulat werben ſoll, ſich aber, innerlich ergrimmt, nicht zu der herkömmlichen Demuth entſchließen kann, und ihnen dennoch ihre Stimmen abtrotzt.

Warum das Stück vom Julius Cäſar bis zum Falle des Brutus und Caſſius fortgeführt werden mußte; damit die Handlung vollſtändig würde, habe ich ſchon anderswo gezeigt.*) Cäſar iſt keinesweges der Held des Stückes, ſondern Brutus iſt es. Die liebenswürdige Schönheit dieſes Charakters, ſein gefühlvoller und patriotiſcher Heldenmuth iſt mit beſondrer Sorgfalt ausgeführt. Doch wird mit großer Feinheit angedeutet, wie Caſſius dem Brutus an ſelbſtändiger

---

*) S. oben S. 15.

Willenskraft und an Verſtand in Beurtheilung der menſchlichen Angelegenheiten überlegen iſt; wie dieſer wegen der Reinheit ſeines Gemüthes und ſeiner gewißenhaften Gerechtigkeitsliebe nicht zum Parteihaupte in einem ſchon ganz verderbten Staate taugt, und wie eigentlich ſeine Verſehen der Sache der Verſchwornen eine unglückliche Wendung geben. Man hat in der Rolle Cäſars einige Großſprechereien als unſchicklich getadelt. Allein da er nicht handelnd auftritt, ſo blieb nichts anders übrig, um einen Maßſtab ſeiner Größe zu geben, als der Eindruck, den er auf die Uebrigen macht, und ſeine eigne Zuverſicht zu ſich ſelbſt. An dieſer ließ es Cäſar freilich nicht fehlen, wie wir aus der Geſchichte und ſeinen eignen Schriften wißen; aber er äußerte ſie wohl mehr durch leiſe Verſpottung ſeiner Gegner, als in prahlhaften Reden. Für die theatraliſche Wirkung dieſes Schauſpiels iſt es ein Nachtheil, daß die letzten zwei Aufzüge gegen die erſten an äußerm Glanze und Bewegung etwas abfallen. Cäſars erſte Erſcheinung in einem feſtlichen Aufzuge, wo die Muſik inne hält und Alles ſchweigt, ſobald er ſpricht, und ſeine wenigen Worte wie Orakel aufgefaßt werden, iſt prächtig; die Verſchwörung iſt eine wahre Verſchwörung, die in verſtohlnen Unterredungen und im Dunkel der Nacht den Streich vorbereitet, der am hellen Tage ausgeführt werden und die Verfaßung der Welt verändern ſoll; das verwirrte Gedränge vor Cäſars Ermordung, die allgemeine Beſtürzung, ſelbſt der Thäter, nach der That iſt meiſterlich geſchildert; endlich mit dem Leichenbegängniß und der Rede des Antonius erreicht die Wirkung ihren höchſten Gipfel. Cäſars Schatten zeigt ſich mächtiger, ſeinen Fall zu rächen, als er ſelbſt es war, ihm vorzubeugen. Nachdem die äußerlich glänzende Größe des Eroberers und Weltbeherrſchers geſtürzt worden, bleibt nur die innere Charaktergröße des Brutus und Caſſius übrig, um die Bühne und das Gemüth der Zuſchauer zu erfüllen: ſie ſtehen gewiſſermaßen einſam da, ihrem Namen gemäß, als die letzten Römer; und es ſetzt in lebhaftere Spannung, einen gewagten großen Entſchluß faßen, als die Folgen der That mit feſtem Heldenmuth ertragen zu ſehen.

Antonius und Kleopatra kann gewiſſermaßen als eine Fortſetzung des Julius Cäſar betrachtet werden: zwei Hauptcharaktere, der des Antonius und der des Auguſtus, ſind in beiden Stücken gleichmäßig durchgeführt. Antonius und Kleopatra iſt ein Schauſpiel von großem Umfange, der Gang iſt weniger einfach als im Julius Cäſar. Die Fülle und Mannichfaltigkeit der politiſchen und kriegeriſchen Vorfälle, welche die ſchließliche Vereinigung der dreigetheilten Welt des römiſchen Reiches unter einem einzigen Herrn herbeigeführt haben, war vielleicht zu groß, um ſie in Einem dramatiſchen Gemälde zu klarer Ueberſchauung zuſammen zu faßen. Das iſt eben die große Schwierigkeit des hiſtoriſchen Dramas, daß es zugleich ein gedrängter Auszug und eine lebendige Entfaltung der Geſchichte ſein muß: dieſe Schwierigkeit hat Shakſpeare meiſtens glücklich überwunden. Hier aber iſt manches, was im Hintergrunde vorgeht, nur ſo angedeutet, daß dabei eine vertraute Bekanntſchaft mit der Geſchichte vorausgeſetzt wird, und das Verſtändniß eines Kunſtwerkes ſollte doch immer von fremdem Unterrichte unabhängig ſein. Manche hiſtoriſch bedeutende Perſonen erſcheinen und verſchwinden im Vorübergehen; das Vorbereitende und Mitwirkende iſt nicht genugſam in Maſſen geſammelt, um den Blick nicht zu zerſtreuen. Die Hauptperſonen treten indeſſen durch Zeichnung und Farbe auf das nachdrücklichſte hervor, und feßeln die Einbildungskraft. Im Antonius ſieht man ein Gemiſch von großen Eigenſchaften, Schwächen und Laſtern: gewaltthätigen Ehrgeiz und großmüthige Aufwallungen; Verſunkenheit in üppigen Genuß und edle Scham über ſeine eignen Verirrungen; Ermannungen zu würdigen Entſchlüßen, die immer wieder an den Verführungen eines Weibes ſcheltern. Es iſt Hercules in den Feßeln der Omphale, aus der fabelhaften Heldenzeit in die hiſtoriſche, und in römiſches Coſtum übertragen. Die buhleriſchen Künſte der Kleopatra ſind ohne Schonung dargelegt: auch ſie iſt ein zweideutiges Weſen, aus königlichem Stolz, weiblicher Eitelkeit, Wolluſt, Wankelmuth und wahrer Anhänglichkeit zuſammengeſetzt. Wiewohl ihre und des Antonius gegenſeitige Leidenſchaft ohne ſittliche Würde iſt, ſo erregt ſie doch die Theilnahme als eine unüberwindliche Bezauberung: ſie ſcheinen für einander geſchaffen zu ſein, weil Kleopatra eben ſo einzig durch ihre verführeriſchen Reize iſt, als Antonius durch den Glanz ſeiner Thaten. Da ſie für einander ſterben, verzeiht man ihnen für einander gelebt zu haben. Mit dem offnen und hingegebenen Charakter des Antonius contraſtiert die herzloſe Kleinlichkeit des Cäſar Octavianus vortrefflich, die Shakſpeare vollkommen durchſchaut hat, ohne ſich durch das Glück und den Ruhm des Auguſtus irre machen zu laßen.

Timon von Athen und Troilus und Creſſida ſind keine hiſtoriſchen Schauſpiele, aber man kann ſie auch eigentlich weder Trauerſpiele noch Luſtſpiele nennen. Durch die Wahl des Stoffes aus dem Alterthum haben ſie einige Verwandtſchaft mit den römiſchen Stücken; deswegen habe ich bis hieher verſpart, von ihnen zu reden.

Timon von Athen hat unter den Werken Shakſpeares am meiſten den Charakter der Satire, der lachenden in der

Schilderung der Schmeichler und Schmarotzer, der juvenaliſchen Satire des Unwillens in der Bitterkeit und den Verwünſchungen Timons über den Undank der falſchen Welt. Die Geſchichte iſt ſehr einfach behandelt, und theilt ſich beſtimmt in große Maſſen: im erſten Aufzug das Freudenleben Timons, ſeine großmüthige und gaſtfreie Verſchwendung, und der Zudrang jeder Art von Bewerbung um ihn her; im zweiten und dritten Aufzug ſeine Schuldennoth und die dadurch veranlaßte Prüfung der vermeinten Freunde, welche von ihnen ſämmtlich übel beſtanden wird; im vierten und fünften Timons Flucht in die Wildniß, ſeine menſchenfeindliche Schwermuth und ſein Tod. Das einzige, was man eine Epiſode nennen kann, iſt die Verbannung des Alkibiades und ſeine Rückkehr mit gewaffneter Hand. Indeſſen iſt es ebenfalls ein Beiſpiel von dem Undank eines Staates gegen ſeinen Vertheidiger, wie dort der Privatfreunde gegen ihren Wohlthäter. Und wie die Verdienſte des Feldherrn um ſeine Mitbürger mehr Charakterſtärke vorausſetzen, als die des großmüthigen Verſchwenders, ſo ſticht auch ihr Betragen gegen einander ab: Timon härmt ſich ſelber zu Tode, Alkibiades ſchafft ſich mit Gewalt das verlorne Anſehen wieder. Wenn der Dichter, wie billig, gegen den gewöhnlichen Weltlauf mit Timon Partei nimmt, ſo ſchont er auf der andern Seite dieſen auch nicht. Timon war ein Thor in ſeiner Güte, er iſt ein Wahnſinniger in ſeinem Unwillen: überall fehlt ihm die Weisheit, welche Maß zu halten lehrt. Wiewohl er die Wahrheit ſeiner ausſchweifenden Gefühle durch den Tod bewährt, und da er einen Schatz ausgräbt, den Reichthum von ſich ſtößt, der ihn wiederum aufzuſuchen ſcheint, ſo ſieht man doch deutlich genug, daß die Eitelkeit, immer einzig ſein zu wollen, an den beiden Rollen, die er ſpielt, ſowohl an ſeiner freigebigen Selbſtvergeßenheit, als an ſeiner einſiedleriſchen Verſchloßenheit, einigen Antheil hat. Dieß kommt beſonders in der unvergleichlichen Scene zum Vorſchein, als der Cyniker Apemantus den Timon in der Wildniß beſucht. Sie haben eine Art Brodneid auf einander in Bezug auf das Gewerbe des Menſchenhaßes: der Cyniker wirft dem verarmten Reichen vor, nur aus Noth die Lebensart ergriffen zu haben, die er längſt aus freier Wahl führte, und Timon kann den Gedanken nicht ertragen, bloß ein Nachahmer des Cynikers zu ſein. Da bei dieſem Gegenſtande die Wirkung nur durch Häufung ähnlicher Züge erreicht werden konnte, ſo hat Shakſpeare in der Mannichfaltigkeit der Schattierungen einen bewundernswürdigen Verſtand aufgewendet. Welch ein vielſtimmiges Concert von Schmeicheleien und leeren Bezeugungen der Ergebenheit! Ungemein beluſtigend iſt es, wie die Bewerber, zerſtreut durch die zerrüttete Lage ihres Gönners, auf die Witterung eines neuen Glückes, das ihn betroffen, ſogleich wieder herzuſtrömen. In den Reden Timons nach ſeiner Enttäuſchung ſind alle feindſeligen Bilder der Sprache erſchöpft, es iſt ein Wörterbuch beredter Flüche.

Troïlus und Creſſida iſt das einzige Schauſpiel, welches Shakſpeare unaufgeführt hat drucken laßen. Es ſcheint, er wollte hier einmal, unbekümmert um theatraliſche Wirkung, der Feinheit ſeines eignen Witzes und der Neigung zu einer gewiſſen Hinterliſt in der Charakteriſtik Genüge leiſten. Das Ganze iſt eine durchgeführte Ironie auf die Krone aller Heldenſagen, den trojaniſchen Krieg. Die Verächtlichkeit ſeiner Urſache, die Schläfrigkeit und Uneinigkeit, womit er geführt worden, ſo daß die Belagerung Trojas zehn Jahre dauern konnte, werden durch die herrlichen Beſchreibungen, die weiſen und ſinnreichen Sprüche, wovon Alles überfließt, und durch die hohe Einbildung der Helden von ſich ſelbſt und von einander nur in ein deſto helleres Licht geſetzt. Das Herrſcher-Anſehen des Agamemnon, die perſönlichen Kränkungen des Menelaus, die Erfahrenheit des Neſtor, die Schlauheit des Ulyſſes bewirken eben nichts; da ſie endlich einen Zweikampf des groben Prahlers Ajax mit Hektor veranſtaltet haben, will ſich dieſer nicht ernſtlich ſchlagen, weil Ajax ſein Vetter iſt. Achilles iſt am übelſten behandelt: nachdem er ſich lange in unthätigem Uebermuth geſpreizt, und als eine ſeiner würdige Geſellſchaft ſich den Therſites zum Luſtigmacher gewählt hat, überfällt er den Hektor, da dieſer gerade wehrlos iſt, und läßt ihn durch ſeine Myrmidonier erſchlagen. Bei dem allen ängſtige man ſich nicht, als wäre hierdurch ein großer Frevel an dem ehrwürdigen Homer begangen: nicht die Ilias hatte Shakſpeare vor Augen, ſondern die Ritterromane vom trojaniſchen Kriege, die aus dem Dares Phrygius hergefloßen ſind. Hier iſt auch der Liebeshandel des Troïlus und der Creſſida zu Hauſe, eine damals in England ſo volksmäßige Geſchichte, daß ihre Namen zum Sprichwort geworden waren, Troïlus für treue und betrogne Liebe, Creſſida für weibliche Falſchheit. Der Name des Vermittlers zwiſchen ihnen, des Pandarus, iſt ſogar in die engliſche Sprache übergegangen (a pander), um Leute zu bezeichnen, die unerfahrnen Perſonen beiderlei Geſchlechts ähnliche Dienſte widmen. Aeußerſt komiſch iſt die unendliche Bethulichkeit des höfiſchen Pandarus, die Liebenden zuſammenzubringen, die ſeiner gar nicht bedürfen, da Creſſida ſich genugſam ſelbſt verführt. Es iſt freilich etwas lüſtern, aber ſehr zierlich geſchildert, wie dieſe verrätheriſche Schöne durch Weigern lockt, und aus der jungfräulichen Sittſamkeit, die ſie vorgiebt, einen buhleriſchen Reiz zu machen weiß. Troïlus, das Muſter der Liebhaber, ſieht es geduldig an, wie ſeine Geliebte ein Verſtändniß mit dem Diomedes anknüpft. Er ſchwört zwar, ſich zu rächen, aber trotz ſeinem Ungeſtüm in der Schlacht des nächſten Tages, fügt er Niemanden Leides zu, und endigt mit gewaltigen Drohungen. Mit Einem Wort, Shakſpeare hat nicht gewollt, daß in dieſer Helden-Komödie, wo Alles durch ſeinen hergebrachten Ruhm und den Pomp der Poeſie auf Bewunderung Anſpruch zu machen ſcheint, irgendwo Raum für die Achtung und die Theilnahme übrig bleibe, wenn man etwa Hektors Charakter ausnimmt; aber in dieſem Doppelſinn der Darſtellung liegt eine auserleſene Unterhaltung.

Einunddreißigſte Vorleſung.

(Fortſetzung. Beurtheilung der einzelnen Werke Shakſpeares:) Die zehn aus der engliſchen Geſchichte geſchöpften Schauſpiele und Die luſtigen Weiber von Windſor.

Die aus der engliſchen Geſchichte geſchöpften Schauſpiele ſind zehn an der Zahl; eins der gehaltreichſten Werke Shakſpeares, und zum Theil aus ſeiner reifſten Zeit. Ich ſage mit Bedacht, eines ſeiner Werke; denn offenbar hat ſie der Dichter alle zu einem großen Ganzen zuſammengeordnet. es iſt gleichſam ein hiſtoriſches Heldengedicht in dramatiſcher Form, wovon die einzelnen Schauſpiele die Rhapſodien ausmachen. Die Hauptzüge der Begebenheiten ſind ſo treu aufgefaßt, ihre Urſachen und ſogar ihre geheimen Triebfedern ſind ſo lichtvoll durchſchaut, daß man daraus die Geſchichte nach der Wahrheit erlernen kann, während die lebendige Darſtellung ſie der Einbildungskraft unauslöſchlich einprägt. Allein dieſe Reihe von Schauſpielen iſt dazu gemacht, einen viel höheren und allgemeineren Unterricht zu ertheilen; ſie bietet für alle Zeiten gültige Beiſpiele vom politiſchen Weltlaufe dar. Dieſer Spiegel der Könige ſollte ein Handbuch junger Fürſten ſein: ſie können daraus die innere Würde ihres angeſtammten Berufs kennen lernen, aber auch die Schwierigkeiten ihrer Lage, die Gefahren der Uſurpation, den unvermeidlichen Fall der Tyrannei, die ſich ſelbſt untergräbt, indem ſie ſich feſter gründen will; endlich die verderblichen Folgen von den Schwächen, Fehltritten und Verbrechen der Könige für ganze Nationen und auf mehrere Menſchenalter hinaus. Acht unter dieſen Schauſpielen, von Richard dem Zweiten bis zu Richard dem Dritten, ſchließen ſich durch ununterbrochne Zeitfolge an einander an, und umfaßen eine thatenvolle Periode der engliſchen Geſchichte von beinahe einem Jahrhundert. Die darin geſchilderten Begebenheiten erfolgen nicht bloß auf einander, ſondern ſie ſind auf das genaueſte unter ſich verkettet, und erſt mit Heinrichs des Siebenten Thronbeſteigung endigt der Kreißlauf von Empörungen, Parteiungen, auswärtigen und bürgerlichen Kriegen, der mit Richards des Zweiten Abſetzung begonnen hatte. Die verwahrloſte Regierung des zuletzt genannten Königs, und ſein ſchlechtes Betragen gegen ſeine eignen Verwandten zog ihm Bolingbrokes Empörung zu; jedoch war ſeine Entthronung durchaus widerrechtlich in der Form, und auf keinen Fall war Bolingbroke der wahre Thronerbe. Dieſer kluge Stifter des Hauſes Lancaſter genoß als Heinrich der Vierte die Früchte ſeiner That nicht in Ruhe: ſeine aufrühreriſchen Barone, dieſelben, die ihm zum Thron verholfen, machten ihm viel zu ſchaffen; auf der andern Seite war er eiferſüchtig auf die glänzenden Eigenſchaften ſeines Sohns, und dieß Mißtrauen, mehr als wirklich Neigung, bewog den Prinzen, ſich in ausſchweifende Geſellſchaft zu werfen, um allen Schein des Ehrgeizes zu vermeiden. Beides zuſammen macht den Inhalt der zwei Abtheilungen von Heinrich dem Vierten aus, die Unternehmungen der Mißvergnügten in den ernſthaften, die wilden Jugendſtreiche des Kronprinzen in den komiſchen Scenen. Als dieſer kriegeriſche Fürſt unter dem Namen Heinrichs des Fünften den Thron beſtieg, war er entſchloßen, ſein zweideutiges Erbrecht zu behaupten; er hielt auswärtige Eroberungen für das beſte Mittel, um innerlichen Unruhen vorzubeugen, und dieß veranlaßte den glorreichen aber in ſeinen Folgen mehr ſchädlichen als erſprießlichen Krieg mit Frankreich, welchen Shakſpeare in dem Schauſpiele von Heinrich dem Fünften verherrlicht hat. Der frühzeitige Tod dieſes Königs, die lange Minderjährigkeit Heinrichs des Sechſten, und ſeine fortwährende Unmündigkeit in der Regierungskunſt brachten das größte Unglück über England. Die Zwietracht unter den Regenten, und daraus entſprungene ſchlechte Verwaltung verſchuldete den Verluſt der franzöſiſchen Eroberungen; es fand ſich ein kühner Thronbewerber, deſſen Erbrecht unbeſtreitbar war, wenn man nicht annimmt, daß durch die Verjährung dreier Regierungen eine Uſurpation gültig werden könne. So entſtand die Fehde der Häuſer York und Lancaſter, die das Königreich viele Jahre hindurch verwüſtete und mit dem Siege des Hauſes York endigte. Alles dieß hat Shakſpeare in den drei Theilen Heinrichs des Sechſten dargeſtellt. Eduard der Vierte verkürzte ſein Leben durch üppigen Genuß und erfreute ſich des durch ſo viele grauſame Thaten erkauften Thrones nicht lange. Sein Bruder Richard, der an der Erhebung des Hauſes York großen Antheil genommen hatte, war mit der Regentſchaft nicht zufrieden, ſeine Herrſchſucht bahnte ihm durch heimliche und gewaltſame Verbrechen den Weg zum Throne; aber ſeine düſtre Tyrannei machte ihn zum Greuel des Volkes, und zog ihm den verdienten Untergang zu. Ihn beſiegte ein Abkömmling des königlichen

Hauſes, der von den Bürgerkriegen unbefleckt geblieben war, und was in ſeinem Erbrecht mangelhaft ſcheinen konnte, ergänzte ſein Verdienſt als Befreier des Vaterlandes von einem Ungeheuer. Mit Heinrichs des Siebenten Thronbeſteigung hebt eine neue Epoche der engliſchen Geſchichte an: der Fluch ſchien endlich entſühnt zu ſein, und ſo ſpät erſt endigte die Reihe von Uſurpationen, Empörungen und bürgerlichen Kriegen, alle urſprünglich durch den Leichtſinn veranlaßt, womit Richard der Zweite die Krone verſcherzt hatte.

Dieß iſt die unverkennbare Beziehung dieſer acht Schauſpiele auf einander, doch wurden ſie nicht in der chronologiſchen Ordnung entworfen. Die vier letzten dichtete Shakſpeare allem Anſehen nach zuerſt: von den drei Theilen Heinrichs des Sechſten iſt es ausgemacht, und Richard der Dritte iſt nicht bloß durch den Inhalt eine Fortſetzung von dieſen, ſondern auch ganz in demſelben Stil gearbeitet. Hierauf ging Shakſpeare bis auf Richard den Zweiten zurück, und fügte die zweite Reihe mit ſorgfältiger Kunſt an die erſte an. Die Trilogien der Alten haben uns ſchon ein Beiſpiel gegeben, daß es nicht unmöglich iſt, ein dramatiſches Ganzes vollſtändig zu ſchließen, und dennoch Hinweiſungen auf etwas Vorhergehendes und Nachfolgendes hineinzulegen. Auch endigen die meiſten dieſer Schauſpiele mit einem ganz beſtimmten Abſchnitte in der Geſchichte: Richard der Zweite mit der Ermordung dieſes Königs; der zweite Theil Heinrichs des Vierten mit der Thronbeſteigung ſeines Sohns; Heinrich der Fünfte mit dem Friedensſchluß mit Frankreich; der erſte Theil Heinrichs des Sechſten ebenfalls mit einem Friedensſchluß; der dritte mit Heinrichs Ermordung und Eduards Thronbeſteigung; Richard der Dritte mit ſeiner Niederlage und ſeinem Tode. Weniger befriedigend iſt der erſte Theil Heinrichs des Vierten und der zweite Heinrichs des Sechſten abgerundet. Durch die Niederlage Percys war die Empörung der Großen nur zur Hälfte gedämpft, die auch in dem folgenden Theile des Stückes fortgeſetzt wird. Eben ſo wenig war Yorks Sieg bei St. Alban ein entſcheidender Vorfall in dem Kriege der beiden Häuſer. Ueber dieſe dramatiſche Unvollkommenheit, wenn man es ſo nennen will, hat ſich Shakſpeare um weit bedeutenderer Vortheile willen hinausgeſetzt. Das Gemälde des bürgerlichen Krieges war zu groß und furchtbar reich für ein einziges Schauſpiel, und doch bot die ununterbrochene Reihe der Begebenheiten keinen bequemeren Ruhepunkt dar. Heinrichs des Vierten Regierung hätte allerdings in Einem Stücke umfaßt werden können; aber ſie hatte zu wenig tragiſches Intereſſe, und zu wenig hiſtoriſchen Glanz, um in einer durchgehends ernſthaften Behandlung anziehend zu ſein; Shakſpeare hat alſo den komiſchen Charakteren, die zum Gefolge des Prinzen Heinrich gehören, die freieſte Entwickelung gegeben, und dieſes beſtändige Zwiſchenſpiel der politiſchen Ereigniſſe nimmt die Hälfte des Raums ein.

Die beiden übrigen Schauſpiele aus der engliſchen Geſchichte ſind chronologiſch von dieſer Reihe getrennt: König Johann regierte beinahe zwei Jahrhunderte vor Richard dem Zweiten, und zwiſchen Richard den Dritten und Heinrich den Achten fällt die lange Regierung Heinrichs des Siebenten, die Shakſpeare mit Recht, als keiner dramatiſchen Behandlung empfänglich, übergieng. Indeſſen kann man dieſe Schauſpiele gewiſſermaßen als den Prolog und den Epilog der zuſammengehörigen acht anſehen. Im König Johann ſind ſchon alle die politiſchen und nationalen Motive angegeben, die in den folgenden Stücken eine ſo große Rolle ſpielen:

Kriege und Friedensſchlüße mit Frankreich; eine Uſurpation und die tyranniſchen Thaten, die ſie nach ſich zieht; der Einfluß der Geiſtlichkeit, die Parteiungen der Großen. Heinrich der Achte hingegen zeigt uns den Uebergang in ein anderes Zeitalter: die Politik des neueren Europa, ein verfeinertes Hofleben unter einem wollüſtigen Monarchen, den gefährlichen Stand der Günſtlinge, die ſelbſt geſtürzt werden, nachdem ſie Andere haben ſtürzen helfen, mit Einem Wort, den Deſpotiſmus unter glimpflicheren Formen, aber nicht weniger ungerecht und grauſam. Durch die Prophezeiung bei Eliſabeths Geburt hat Shakſpeare ſein großes Gedicht über die engliſche Geſchichte des Mittelalters gewiſſermaßen bis auf ſeine eigne Zeit heruntergeführt, wenigſtens ſo weit, als ſich ſo neue Begebenheiten noch mit Sicherheit behandeln ließen. Vermuthlich hat er dieſe beiden Schauſpiele, König Johann *) und Heinrich den Achten, in der angegebenen Abſicht ſpäter zu den übrigen hinzugedichtet.

Im König Johann ſind die politiſchen und kriegeriſchen Vorfälle mit feierlichem Pomp ausgeſtattet, eben weil ſie wenig wahre Größe haben. Die Falſchheit und Selbſtſucht der Fürſten redet im Stil der Manifeſte: conventionelle Würde iſt am unentbehrlichſten, wo es an perſönlicher fehlt. Der Baſtard Faulconbridge iſt der geiſtreiche Dolmetſcher dieſer Sprache; er verſpottet die geheimen Triebfedern der Politik, ohne ſie zu mißbilligen, denn er geſteht ſich ſelber ein, daß er ſein Glück durch ähnliche Mittel zu

---

*) Nämlich das in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommne Stück dieſes Namens. Es giebt einen älteren König Johann in zwei Theilen, wovon jenes eine Umarbeitung iſt: vielleicht ein Jugendwerk Shakſpeares, wiewohl von den engliſchen Kritikern bisher nicht dafür anerkannt. Siehe den Anhang.

machen ſucht und will lieber zu den Betrügern als zu den Betrogenen gehören, da nach ſeiner Anſicht der Weltlauf keine andre Wahl zuläßt. Sein Rechtshandel mit ſeinem Bruder über die Erbſchaft ſeines angeblichen Vaters, wodurch er am Hofe ſeine Anerkennung als natürlicher Sohn des ritterlichſten Königs von England, Richard Löwenherz, bewirkt, bildet ein ſehr unterhaltendes und originales Vorſpiel im Stücke ſelbſt. Mitten unter ſo vielen Verkleidungen der wirklichen Geſinnungen und nicht gefühlten Aeußerungen macht es einen deſto tieferen Eindruck, wenn uns der Dichter die menſchliche Natur ohne Hülle zeigt, und tiefe Blicke in das Innre der Gemüther werfen läßt. Die kurze Scene, wo Johann den Hubert auffordert, ſeinen jungen Nebenbuhler um den Beſitz des Thrones, Arthur, aus dem Wege zu räumen, iſt ein unübertreffliches Meiſterſtück: der ſcheue Verbrecher wagt ſelbſt kaum zu ſagen was er dem andern zu thun zumuthet. Der zarte und liebenswürdige Prinz Arthur wird ein Opfer gewißenloſen Ehrgeizes: ſein Schickſal erregt die innigſte Theilnahme. Als Hubert ihn mit einem glühenden Eiſen zu blenden droht und durch ſeine Bitten erweicht wird, würde das Mitleiden faſt zu ſchmerzlich fallen, wenn es nicht durch die Anmuth der kindlichen Reden Arthurs verſüßt würde. Conſtantias mütterliche Verzweiflung über die Gefangennehmung ihres Sohnes iſt ebenfalls von der höchſten Schönheit; und ſelbſt die letzten Augenblicke Johanns, eines ungerechten und ſchwachen Fürſten, den man weder achten noch bewundern kann, ſind ſo geſchildert, daß ſie den Unwillen gegen ihn auslöſchen, und mit ernſten Betrachtungen über die willkürlichen Vergehungen und das unvermeidliche Looß der Sterblichen erfüllen.

In Richard dem Zweiten zeigt uns Shakſpeare eine edle königliche Natur, zuerſt durch Leichtſinn und die Verirrungen einer ungezähmten Jugend verdunkelt, dann durch das Unglück geläutert und in höherem Glanze verklärt. Als er ſich ſelbſt der Liebe und Ehrerbietung ſeiner Unterthanen verluſtig gemacht hat, im Begriff auch des Thrones verluſtig zu werden, da fühlt er mit ſchmerzlicher Begeiſterung den erhabenen Beruf der Königswürde, und ihre über perſönliches Verdienſt und wandelbare Veranſtaltungen hinausgehenden Vorrechte. Nachdem die irdiſche Krone von ſeinem Haupte gefallen iſt, erſcheint er erſt recht als ein König, deſſen angebornen Adel keine Erniedrigung vernichten kann. Dieß fühlt ein armer Reitknecht: es empört ihn, daß ſeines Herrn Lieblingspferd den ſtolzen Bolingbroke bei ſeinem Krönungszuge getragen, er ſucht den gefangenen König im Kerker auf, und beſchämt ſo die abtrünnigen Großen. Der politiſche Hergang der Abſetzung iſt mit außerordentlicher Weltkenntniß dargeſtellt: wie die Ebbe des Glücks auf der einen Seite, und deſſen ſchwellende Fluth auf der andern Alles mit ſich fortreißt; wie Bolingbroke ſchon als König handelt, und ſeine Anhänger ſich auch gegen ihn ſo benehmen, als wäre er es wirklich, während er immer noch vorgiebt, er komme bloß, um ſein Erbrecht und die Abſtellung der Mißbräuche mit gewaffneter Hand zu fordern. Die Uſurpation iſt längſt vollbracht, ehe das Wort ausgeſprochen und die Sache öffentlich anerkannt wird. Der alte Johann von Gaunt iſt ein Muſter ritterlicher Biederkeit: er ſteht da wie ein Pfeiler der Vorzeit, die er überlebt hat. Sein Sohn Heinrich der Vierte war ihm durchaus unähnlich: dieſer Charakter iſt in den drei Stücken, worin er erſcheint, vortrefflich gehalten. Man ſieht darin ein Gemiſch von Härte, Mäßigung und Klugheit, das in der That hinreichte, ihn auf dem gewaltſam erworbenen Thron zu befeſtigen: aber ohne Offenheit, ohne wahre Herzlichkeit, und edler Aufwallungen unfähig, konnte er ſeine Regierung ſo wenig beliebt machen, daß man ſogar den verſtoßenen Richard zurückwünſchte.

Der erſte Theil Heinrichs des Vierten glänzt in den ernſthaften Scenen beſonders durch die Entgegenſtellung zweier jungen Helden, des Prinzen Heinrichs und Percys, mit dem charakteriſtiſchen Namen Heißſporn. Alle Liebenswürdigkeit und Anmuth iſt freilich auf Seiten des Prinzen: wie vertraut er ſich auch mit ſchlechter Geſellſchaft macht, ſo kann man ihn doch nie damit verwechſeln, das Unedle berührt ihn, ohne ihn zu beflecken, und ſeine wildeſten Streiche erſcheinen bloß als eine witzige Schalkheit, wodurch ſich ſein ſtrebender Geiſt wegen einer gezwungenen Unthätigkeit Luft macht; denn bei der erſten Gelegenheit, die ihn aus dieſem Rauſch des Leichtſinns weckt, zeichnet er ſich ohne Anſtrengung auf das ritterlichſte aus. Percys ungeſtüme Tapferkeit iſt nicht ohne eine Beimiſchung von rauhen Sitten, von Uebermuth und knabenhaftem Starrſinn; aber dieſe Fehler, die ihm einen frühen Untergang bereiten, können das herrliche Bild ſeiner edlen Jugend nicht entſtellen; man wird von ſeinem Feuer hingeriſſen, indem man ihn tadelt. Warum eine ſo furchtbare Empörung gegen einen nicht beliebten und eigentlich unrechtmäßigen Fürſten mißlang, hat Shakſpeare vortrefflich entwickelt: die abergläubiſchen Einbildungen Glendowers von ſich ſelbſt, die Weichlichkeit des jungen Mortimer, die Unbändigkeit Percys, die keinem vorſichtigen Rath Gehör giebt, die Unentſchlüßigkeit ſeiner ältern Freunde, der Mangel an Einheit der Triebfedern und des Plans, ſind mit feinen jedoch unverkennbaren Zügen charakteriſiert. Nachdem Percy vom Schauplatze abgetreten, iſt freilich der Glanz der

Unternehmung dahin: es bleiben nur untergeordnete Theilnehmer an der Empörung übrig, die von Heinrich dem Vierten mehr durch Politik, als durch Kriegsthaten unterjocht werden. Dieſe Magerkeit des Stoffes zu überwinden, hat Shakſpeare in dem zweiten Theile des Schauſpiels große Kunſt aufwenden müßen, da er ſich niemals erlaubte, die Geſchichte willkürlich zu ſchmücken, mehr als es die dramatiſche Form unumgänglich forderte. Verwirrte Nachrichten vom Schlachtfelde eröffnen das Stück: der gewaltige Eindruck vom Falle Percys, deſſen Name und Ruf recht dazu geſchaffen war, das Feldgeſchrei eines kühnen Unternehmens zu ſein, macht ihn gewiſſermaßen nach ſeinem Tode zur mithandelnden Perſon. In den letzten Aufzügen beſchäftigen uns die Gewißensbiße des kranken Königs, ſeine Bekümmerniſſe über die Aufführung des Kronprinzen, und die Aufklärung des Mißverſtändniſſes zwiſchen Vater und Sohn, welche einige rührende Scenen veranlaßen. Alles dieſes würde indeſſen nicht hinreichen die Bühne zu füllen, wenn die ernſthaften Begebenheiten nicht durch ein Luſtſpiel unterbrochen würden, das durch beide Theile des Schauſpiels fortläuft, von Zeit zu Zeit durch neue Figuren bereichert wird, und am Schluße des Ganzen ebenfalls erſt ſeine Kataſtrophe hat, wie nämlich Heinrich der Fünfte ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung die Gefährten ſeiner jugendlichen Ausſchweifungen, die ſich große Gunſt von ihm verſprechen, in die gebührende Ferne verweiſt.

Falſtaff iſt der Gipfel von Shakſpeares komiſcher Erfindungskraft. Er hat dieſen Charakter in drei Schauſpielen in immer neuen Lagen durchgeführt, ohne ſich zu erſchöpfen; die Figur iſt ſo beſtimmt und individuell gezeichnet, daß ſie ſchon dem bloßen Leſer den Eindruck einer ganz perſönlichen

Bekanntſchaft gewährt. Falſtaff iſt der angenehmſte und unterhaltendſte Taugenichts, der je geſchildert worden. Seine verächtlichen Eigenſchaften werden nicht verkleidet: alt und dabei lüſtern und liederlich; übermäßig wohlbeleibt und immer darauf bedacht, ſich durch Speiſe und Trank und Schlaf zu pflegen; beſtändig in Schulden und wenig gewißenhaft in der Wahl der Mittel um ſich Geld zu verſchaffen; ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler; ein Schmeichler und eine böſe Zunge hinter dem Rücken ſeiner Freunde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man ſieht, daß ſeine zärtliche Beſorgniß für ihn ſelbſt ohne alle Beimiſchung von Tücke gegen Andre iſt; nur in der behaglichen Ruhe ſeiner Sinnlichkeit will er nicht geſtört werden, und dieſe erkauft er durch die Geſchäftigkeit ſeines Verſtandes. Immer aufgeräumt und guter Laune, immer bereit Andre zum beſten zu haben und über ſich ſelbſt Spaß zu verſtehen, ſo daß er mit Recht von ſich rühmt, er ſei nicht bloß witzig, ſondern veranlaße auch Andre es zu ſein, iſt er ein vortrefflicher Geſellſchafter des jugendlichen Müßigganges und Leichtſinns. Unter einem unbeholfnen Aeußern verbirgt er einen äußerſt gewandten Geiſt: er weiß geſchickt einzulenken, ſobald ſeine gewagten Späße anfangen zu mißfallen; er unterſcheidet mit Scharfſinn die Perſonen, wo er ſich um Gunſt bewerben muß, und die, bei welchen er ſich eine vertrauliche Ueberlegenheit anmaßen darf. Er iſt ſo überzeugt, daß die Rolle, die er ſpielt, nur unter dem Deckmantel des Witzes durchſchlüpfen kann, daß er auch ſich ſelbſt gegenüber niemals ganz ernſthaft iſt, und ſeinen Lebenswandel, ſeine Verhältniſſe zu Andern und ſeine ſinnliche Philoſophie auf eine luſtige Weiſe einkleidet. Man ſehe nur ſeine unvergleichlichen Selbſtgeſpräche über die Ehre, über den Einfluß des Weines auf die Tapferkeit, ſeine Beſchreibungen von dem bettelhaften Geſindel, das er zum Kriege angeworben, vom Friedensrichter Schaal, u. ſ. w. Falſtaff hat einen ganzen Hof ergötzlicher Caricaturen um ſich her, die nach einander auftreten, ohne ihn je zu verdunkeln. Das Abenteuer, wie der Prinz, als Räuber verkleidet, ihm ſeinen eben gewonnenen Raub wieder abnimmt; wie beide gegenſeitig die Rolle des Königs und des Kronprinzen ſpielen; Falſtaffs Betragen im Kriege; ſeine Rekruten-Aushebung; ſeine Gönnerſchaft gegen den Friedensrichter, womit es nachher ein ſo übles Ende nimmt: dieß alles bildet eine Reihe eben ſo luſtiger als fein charakteriſtiſcher Scenen von der originellſten Art, die gerade nur in einem ſolchen hiſtoriſchen Schauſpiele ſtattfinden konnten, wie dieſes iſt.

Verſchiedne der komiſchen Rollen aus Heinrich dem Vierten ſind in den Luſtigen Weibern von Windſor fortgeſetzt. Dieß Stück ſoll Shakſpeare vermöge einer Auffordederung der Königin Eliſabeth gedichtet haben, welche den Charakter Falſtaffs bewunderte, und ihn noch einmal, und zwar verliebt angebracht zu ſehen wünſchte. (Zuverläßig weiß man, daß dieſes Stück vor der Königin aufgeführt werden. Manche örtliche Schilderungen von Windſor, und eine Anſpielung, wodurch der Orden des Hoſenbandes ſehr dichteriſch verherrlicht wird, machen es glaublich, daß das Schauſpiel beſtimmt war, zuerſt auf dem Schloße zu Windſor gegeben zu werden, wo der Orden ſeinen Kapitelſaal hat, vielleicht bei Gelegenheit eines Ordensfeſtes.) Verliebt konnte nun Falſtaff zwar eigentlich nicht ſein, aber er konnte es aus andern Abſichten vorgeben, und ſich allenfalls einbilden, man wäre in ihn verliebt. Er macht hier als Glücksritter zwei Frauen zugleich den Hof, die ſich verabreden, ihm ſcheinbar

Gehör zu geben, um einen erlaubten Scherz mit ihm zu treiben. Die ganze Anlage der Intrigue iſt daher aus dem gewöhnlichen Kreiße des Luſtſpiels genommen, jedoch ſehr reich und künſtlich mit einem andern Liebeshandel zuſammengewebt. Der Umſtand, den man in Molieres Schule der Frauen ſo ſehr bewundert hat, daß ein Eiferſüchtiger zum beſtändigen Vertrauten der Fortſchritte ſeines Nebenbuhlers gemacht wird, findet ſich ſchon hier, und zwar viel wahrſcheinlicher eingeleitet. Doch möchte ich nicht dafür einſtehen, daß ihn Shakſpeare erfunden: dergleichen muß man beinahe als komiſches Gemeingut betrachten; Alles kommt dabei auf Feinheit und Laune in der Ausführung an. Daß Falſtaff ſo wiederholt in die Falle geht, läßt ſeinen Verſtand in einem weniger vortheilhaften Lichte erſcheinen, als in den vorhergehenden Stücken; allein man wird es nicht unwahrſcheinlich finden, ſobald man die erſte Bethörung zugiebt, worauf das ganze Stück gebaut iſt, daß er nämlich eine Leidenſchaft einflößen zu können glaubt. Dieß verleitet ihn, bei ſeinem Alter, ſeiner Korpulenz und ſeiner Abneigung vor Unbequemlichkeiten und Gefahren, ſich auf eine Unternehmung einzulaßen, wozu die Kühnheit und Behendigkeit der Jugend gehört, was dann unendlich luſtige Lagen veranlaßt. Unter allen Stücken Shakſpeares nähert ſich dieſes am meiſten der Gattung des reinen Luſtſpiels: es ſpielt ganz in damaligen engliſchen Sitten und bezieht ſich auf häusliche Verhältniſſe, faſt alle Charaktere ſind komiſch, und der Dialog, ein paar kurze Liebesſcenen ausgenommen, iſt in Proſa geſchrieben. Aber man ſieht, daß Shakſpeare den Grundſatz hatte, keine ſeiner Compoſitionen als eine bloße Nachahmung der proſaiſchen Welt, ohne poetiſchen Schmuck zu laßen: er hat den Schluß des Luſtſpiels durch eine wunderbare Einmiſchung gehoben, die an eben dem Orte zu Hauſe iſt, wo es vermuthlich zuerſt aufgeführt ward. Ein Volks-Aberglaube wird zu einer phantaſtiſchen Myſtification Falſtaffs benutzt; er muß, als das in den Waldungen von Windſor umgehende Geſpenſt eines Jägers mit Hirſchgeweihen verkleidet, ſeine ſchalkhafte Geliebte erwarten; in dieſer Tracht überraſcht ihn ein Chor von Knaben und Mädchen, die ebenfalls als Elfen verlarvt, der Dichterſage gemäß, ihre nächtlichen Tänze halten, und ihn unter zierlichen Geſängen ängſtigen. Dieſes Gaukelſpiel iſt Falſtaffs letzte Beſchämung, und zugleich wird die Auflöſung des zweiten Liebeshandels auf eine ſinnreiche Art daran geknüpft.

König Heinrich der Fünfte iſt in der engliſchen Geſchichte ſichtbar Shakſpeares Lieblingsheld: er ſchildert ihn mit allen ritterlichen und königlichen Tugenden begabt, offen, bieder, leutſelig, und zwiſchen gefährlich ruhmvollen Thaten immer noch geneigt zu einer unſchuldigen Neckerei als Erinnerung an ſeine Jugend. Indeſſen war es nicht ohne große Schwierigkeit, ſeinen Lebenslauf ſeit ſeiner Thronbeſteigung auf die Bühne zu bringen. Die Eroberungen in Frankreich waren die einzige ausgezeichnete Begebenheit ſeiner Regierung, und der Krieg iſt weit mehr ein epiſcher, als ein dramatiſcher Gegenſtand. Denn wo die Menſchen in Maſſe gegen einander wirken, iſt der Schein der Zufälligkeit nie ganz zu vermeiden, und das Drama ſoll uns Entſcheidungen zeigen, die aus den gegenſeitigen Verhältniſſen der Perſonen, aus ihren Charakteren und Leidenſchaften mit einer gewiſſen Nothwendigkeit hervorgehn. Zwar kommen ſchon in einigen griechiſchen Tragödien Kämpfe und Schlachten vor, das heißt die Vorbereitungen dazu und deren Erfolge; und in hiſtoriſchen Schauſpielen iſt der Krieg, dieſe ultima ratio regum, durchaus nicht auszuſchließen. Jedoch muß er, wenn dramatiſches Intereſſe da ſein ſoll, nur Mittel zu etwas Anderm und nicht letzter Zweck und Inhalt des Ganzen ſein. So dienen z. B. im Macbeth die Schlachten, die gleich zu Anfange berichtet werden, nur dazu, Macbeths Ruhm zu erhöhen und ſeinen Ehrgeiz anzufeuern, und die Kämpfe, welche der Zuſchauer gegen den Schluß vor ſeinen Augen ſieht, führen den Fall des Tyrannen herbei. Eben ſo iſt es in den römiſchen Stücken, in den meiſten aus der engliſchen Geſchichte, und überall, wo Shakſpeare den Krieg in einer dramatiſchen Verknüpfung angebracht hat. Mit großer Einſicht in das Weſen ſeiner Kunſt ſchildert er das Kriegsglück nicht wie eine blinde Gottheit, die willkürlich bald dieſen, bald jenen begünſtigt; ohne in das Einzelne der Kriegskunſt einzugehn, das er doch auch zuweilen berührt, läßt er den Erfolg aus den Eigenſchaften der Feldherrn und aus deren Einfluße auf die Gemüther der Krieger im voraus vermuthen; zuweilen ſtellt er den Ausgang in das Licht einer höhern Fügung, ohne doch unſern Wunderglauben in Anſpruch zu nehmen: das Bewußtſein einer gerechten Sache und Vertrauen auf den Schutz des Himmels macht die Einen unverzagt, während die Ahndung eines auf ihrem Unternehmen ruhenden Fluchs die Andern niederſchlägt*). Zu dem letzten Mittel, den Ausgang des Krieges dramatiſch zu machen, war in Heinrich dem Fünften keine Veranlaßung; des erſten hat ſich Shakſpeare mit beſonderer Sorgfalt bedient. Er ſchildert mit den lebhafteſten Farben vor der Schlacht bei Azincourt die leichtſinnige Ungeduld der franzöſiſchen Heerführer nach dem Augenblick des Gefechtes, der ihnen unfehlbar der Augenblick des Sieges zu ſein ſcheint; auf der andern Seite die Beklommenheit des engliſchen Königs und ſeines Heeres über ihre verzweiflungsvolle Lage, gepaart mit dem feſten Entſchluße, wenigſtens mit Ehren zu unterliegen. Er benutzt dieß zur Entgegenſtellung des franzöſiſchen und engliſchen Nationalcharakters überhaupt, die freilich parteiiſch für ſeine Nation ausfällt, wie es einem Dichter erlaubt iſt, und vollends wenn er ſich auf einen ſo glorreichen Beweisgrund ſtützen kann, als jene ewig denkwürdige Schlacht war. Er hat die allgemeinen Begebenheiten des Krieges mit einer Fülle individuell charakteriſtiſcher, zum Theil ſogar komiſcher Züge umgeben. Ein ſchwerfälliger Schotte, ein hitziger Irländer, ein wohlmeinender, ehrenfeſter, aber pedantiſcher Walliſer, alle in ihrer eigenthümlichen Mundart redend, machen es anſchaulich, wie Heinrichs kriegeriſcher Genius nicht bloß die Engländer, ſondern auch die übrigen Nationen der beiden Inſeln, die unter ſeinem Scepter noch nicht vollkommen vereinigt oder ihm gar nicht unterwürfig waren, mit ſich fortriß. Einige nichtsnutzige Geſellen aus Falſtaffs Gefolge befinden ſich im Troß des Heeres, und geben Anlaß, Heinrichs ſtrenge Kriegszucht zu bewähren, oder werden ſonſt auf

---

*) Mit gleicher Weisheit hat Aeſchylus in der ganz kriegeriſchen Tragödie Die Sieben vor Thebe den thebaniſchen Häuptern Vorſicht, Entſchloßenheit, Gegenwart des Geiſtes, ihren Gegnern übermüthige Verwegenheit zugetheilt. Auch endigen alle Kämpfe glücklich für jene, bis auf den zwiſchen Eteokles und Polynikes. Der väterliche Fluch und die daraus entſpringende Verblendung reißt die Brüder zu dem unnatürlichen Zweikampfe hin, worin ſie beide einer durch

---

die Hand des andern fallen. S. Th. I. S. 106. Aber für Shakſpeare war das Beiſpiel dieſes alten Meiſters nicht zugänglich, und in der That bedurfte er es auch nicht.

ſchimpfliche Art nach Hauſe geſchickt. Aber alle dieſe Mannichfaltigkeit ſchien dem Dichter noch nicht hinreichend, ein Schauſpiel zu beleben, deſſen Gegenſtand eine Eroberung iſt. Er hat deswegen zu Anfange jedes Aufzuges einen Prolog (nach der damaligen Kunſtſprache ‚Chorus‘) hinzugefügt. Dieſe Prologe, welche epiſche Pracht und Feierlichkeit mit lyriſchem Schwunge vereinigen, und worunter beſonders die Beſchreibung der beiden Feldlager vor der Schlacht bei Azincourt ein bewundernswürdiges Nachtſtück iſt, ſollen dem Zuſchauer beſtändig vergegenwärtigen, daß die eigentliche Größe der geſchilderten Thaten auf einer engen Schaubühne nicht entfaltet werden könne, ſie ſollen ſeine Einbildungskraft auffordern, die mangelhafte Darſtellung zu ergänzen. Da der Stoff nicht recht dramatiſch war, ſo iſt Shakſpeare auch in der Form lieber über die Gränzen der Gattung hinausgegangen, und hat als ein dichteriſcher Herold beſungen, was er nicht ſichtbar machen konnte, als daß er durch beſchreibende, den Perſonen ſelbſt in den Mund gelegte Erzählungen den Gang der Handlung hätte lähmen ſollen. Das Eingeſtändniß des Dichters, daß „vier bis fünf ſchartige Rapiere „zu einem lächerlichen Gefecht übel angeordnet, den Namen „Azincourt nur mißzieren können“ (eine Bedenklichkeit, worüber er ſich doch in Anſehung ſo mancher großen Schlachten, unter andern der bei Philippi hinweggeſetzt hat), führt uns hier natürlich auf die Frage, in wie fern die Vorſtellung von Kriegen und Schlachten auf der Bühne überhaupt ſchicklich und rathſam ſein kann. Die Griechen haben ſie ſich durchgängig unterſagt: da ihre ganze theatraliſche Darſtellung auf großartige Würde gieng, ſo wäre es ihnen unleidlich geweſen, daneben eine ſchwache und kleinliche Nachahmung des Unerreichbaren zu ſehen. Bei ihnen werden alſo alle

Gefechte bloß berichtet. Durchaus verſchieden war der Grundſatz der romantiſchen Schauſpieldichter: ihre wunderbaren Gemälde waren unendlich größer als ihre theatraliſchen Mittel der ſichtbaren Ausführung; ſie mußten überall auf die willfährige Einbildungskraft der Zuſchauer rechnen, und durften es alſo auch in dieſem Stücke. Es iſt allerdings lächerlich, wenn eine Handvoll ungeſchickter Streiter in pappnen Rüſtungen durch einige Degen, womit, wie man deutlich ſieht, ſie ſich wohl hüten, einander das mindeſte Leid zuzufügen, das Schickſal mächtiger Reiche entſcheiden ſollen. Allein das entgegengeſetzte Aeußerſte iſt noch weit ſchlimmer. Wenn es nun wirklich gelingt, das Getümmel einer großen Feldſchlacht, die Erſtürmung einer Feſtung und dergleichen einigermaßen täuſchend vor die Augen zu bringen, ſo iſt die Gewalt dieſer ſinnlichen Eindrücke ſo groß, daß ſie den Zuſchauer der Aufmerkſamkeit unfähig machen, welche ein dichteriſches Kunſtwerk erfordert; und das Weſentliche wird unter dem Zubehör erdrückt. Beſonders lehrt die Erfahrung, daß, wenn man Gefechte der Reiterei anbringt, die Menſchen neben den vierfüßigen Schauſpielern bald zu Nebenperſonen werden *). Glücklicher Weiſe war zu Shakſpeares Zeit die Kunſt noch nicht erfunden, die ſchwankenden Bretter der Bühne zur Reitbahn zu machen. Er ermahnt die Zuſchauer in dem erſten Prologe zu Heinrich dem Fünften:

> Wenn wir von Pferden ſprechen, denkt, ihr ſeht ſie
> Die ſtolzen Hufe in die Erde drücken.

---

*) Die Griechen haben zwar Pferde auf die tragiſche Bühne gebracht, aber nur bei feierlichen Aufzügen, nicht in der wilden Unordnung eines Gefechtes. Agamemnon und Pallas kommen bei'm Aeſchylus auf einem vierſpännigen Wagen angefahren. Freilich waren ihre Theater auch nach einem andern Maßſtabe gebaut, als die unſrigen.

Wenn Richard der Dritte jenen berühmten Ausruf thut:

Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd!

ſo iſt es freilich widerſprechend, daß man ihn vorher und nachher beſtändig zu Fuße fechten ſieht. Indeſſen iſt es vielleicht beßer, daß der Dichter und Schauſpieler durch hinreißende Eindrücke dieß vergeßen mache, als ſich durch buchſtäbliche Richtigkeit äußern Störungen auszuſetzen. Bei allen den erwähnten Nachtheilen haben Shakſpeare und einige ſpaniſche Dichter aus der unmittelbaren Vergegenwärtigung des Krieges ſo große Schönheiten gezogen, daß ich nicht wünſchen kann, ſie hätten ſich deren enthalten. Ein heutiger Schauſpieldirektor wird dabei einen Mittelweg einzuſchlagen haben: er muß beſonders ſeine Kunſt darauf richten, daß dasjenige, was er zeigt, nur als einzelne Gruppen eines unüberſehbaren Gemäldes erſcheine: er muß die Zuſchauer überzeugen, daß die Hauptſache hinter der Bühne vorgeht, wozu nähere oder entferntere Kriegsmuſik und Waffengeklirr ganz leichte Mittel ſind.

So ſehr Shakſpeare Heinrichs franzöſiſche Eroberungen verherrlicht, ſo hat er doch nicht unterlaßen, nach ſeiner Weiſe über die geheimen Triebfedern dieſes Unternehmens Winke zu geben. Heinrich bedurfte auswärtige Kriege, um ſich auf dem Thron zu befeſtigen; die Geiſtlichkeit wünſchte ihn ebenfalls auswärts zu beſchäftigen, und erbot ſich zu reichen Geldbeiträgen, um eine Verordnung abzuwenden, die ſie um die Hälfte ihrer Einkünfte gebracht hätte. Seine gelehrten Biſchöfe ſind alſo eben ſo bereitwillig, ihm ſein unwiderſprechliches Recht an die Krone Frankreichs zu beweiſen, als er es iſt, ſein Gewißen durch ſie beruhigen zu laßen. Der Beweis wird daraus geführt, daß das ſaliſche Geſetz für die Thronfolge in Frankreich nicht gelten könne, noch jemals gegolten habe, und er iſt bündiger und einleuchtender abgehandelt, als Manifeſte gewöhnlich zu ſein pflegen. Nach ruhmvollen Kämpfen wollte Heinrich ſeine Eroberungen durch die Vermählung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin ſichern; alles, was hierauf Bezug hat, iſt in dem Schauſpiele ironiſch gemeint. Die Frucht dieſer Verbindung, von welcher ſich zwei Nationen eine ſo ſchöne Zukunft verſprachen, war eben jener ſchwache Heinrich der Sechſte, unter welchem Alles ſo kläglich verloren gieng. Man glaube daher ja nicht, es ſei ohne Wißen und Willen des Dichters geſchehen, daß ihm ein Heldenſchauſpiel unter den Händen zum Luſtſpiel wird, und nach Art der Luſtſpiele mit einer Convenienz-Heirat endigt.

Die drei Theile Heinrichs des Sechſten ſind, wie ich ſchon bemerkt habe, weit früher gedichtet, als die vorhergehenden Stücke. Shakſpeares Wahl fiel zuerſt auf dieſe an Unglück und Gräueln jeder Art ſo reiche Epoche der engliſchen Geſchichte, weil das Pathetiſche natürlich einem jugendlichen Dichtergeiſt angemeßner iſt als das Charakteriſtiſche. Wir finden hier noch nicht die ganze Reife ſeines Genius, wohl aber deſſen ganze Kraft. Sorglos über den ſcheinbaren Unzuſammenhang des Gleichzeitigen, hält er ſich wenig mit Vorbereiten und Entwickeln auf: alle Figuren treten raſch nach einander hervor, und kündigen ſich nachdrücklich ſelbſt ſo an, wie man ſie erkennen ſoll; von Scenen, deren Wirkung ſchon erſchütternd genug iſt, um die Kataſtrophe einer weniger umfaßenden Anlage zu ſein, reißt uns der Dichter zu immer ſchrecklicheren Kataſtrophen fort. Der erſte Theil enthält nur den Anfang der Parteiung der weißen und rothen Roſe, unter welchen blühenden Feldzeichen nachher ſo blutige Thaten verübt wurden; die wechſelnden

Erfolge des Krieges in Frankreich erfüllen hauptſächlich die Bühne. Die wunderbare Schutzheldin ihres Vaterlandes, Jeanne d'Arc, hat Shakſpeare als Engländer parteiiſch geſchildert: doch läßt er es zu Anfange zweifelhaft, ob ſie nicht wirklich eine himmliſche Sendung hat; ſie erſcheint in der reinen Glorie jungfräulichen Heldenmuthes; ſie gewinnt, und dieſer Umſtand iſt von der Erfindung des Dichters, durch ihre übernatürliche Beredſamkeit den Herzog von Burgund für die franzöſiſche Sache; nachher, durch Eitelkeit und Wolluſt verderbt, nimmt ſie zu hölliſchen Geiſtern ihre Zuflucht, und geht ſchmählich zu Grunde. Ihr gegenüber ſteht Talbot, ein rauher eiſerner Krieger, der um ſo inniger rührt, da man ihn im Augenblicke einer unvermeidlichen Todesgefahr bloß um die Rettung ſeines Sohnes zärtlich beſorgt ſieht, der eben unter ſeinen Augen die erſten Waffenthaten verrichtet. Nachdem ſich Talbot vergeblich aufgeopfert hat, und die Jungfrau von Orleans in die Hände der Engländer gefallen iſt, gehen die franzöſiſchen Provinzen durch eine unpolitiſche Vermählung vollends verloren, und damit endigt das Stück. Das Geſpräch zwiſchen dem bejahrten Mortimer im Gefängniß, und Richard Plantagenet, dem nachherigen Herzog von York, enthält die Expoſition der Anſprüche des letzteren auf den Thron; für ſich allein betrachtet iſt ſie eine ſchöne tragiſche Elegie.

Im zweiten Theile ſtechen beſonders hervor: die Ermordung des biedern Protektors Gloſter und ihre Folgen; der Tod des Kardinals Beaufort; der Abſchied der Königin von ihrem Günſtlinge Suffolk, und ſein Tod durch die Hand wilder Seeräuber; dann der Aufruhr, den Hans Cade unter einem angenommenen Namen auf Anſtiften des Herzogs von York erregte. Die kurze Scene, wie Heinrich der Sechſte den Kardinal Beaufort, den ſein Gewiſſen wegen der Ermordung Gloſters quält, an ſeinem Todbette beſucht, iſt über alles Lob erhaben. Hat je ein andrer Dichter auf eine ſo erſchütternde Art am Ausgange dieſes Lebens den Vorhang der Ewigkeit weggezogen? Und dennoch iſt es nicht bloß Grauſen, was uns erfüllt, ſondern eine feierliche Rührung: Fluch und Segen ſtehen dicht neben einander; der fromme König iſt das Bild der himmliſchen Gnade, die ſich noch in den letzten Augenblicken um den Sünder bemüht, ob er ihrer etwa empfänglich wäre. Die ehebrecheriſche Leidenſchaft der Königin Margaretha und Suffolks hat Shakſpeare mit tragiſcher Würde bekleidet, und alle unedlen Nebenbegriffe entfernt. Ohne die Verbrechen zu beſchönigen, deren beide ſchuldig ſind, ohne die Mißbilligung dieſer frevelhaften Liebe aufzuheben, erregt er dennoch durch die zauberiſche Gewalt des Ausdrucks Theilnahme an ihrem Schmerz. In dem Aufruhr des Cade hat er das Betragen eines pöbelhaften Demagogen, die furchtbare Lächerlichkeit des anarchiſchen Taumels unter dem Volke mit einer ſo ergreifenden Wahrheit geſchildert, daß man glauben ſollte, er wäre Augenzeuge mancher Begebenheiten unſers Zeitalters geweſen, die man aus Unkunde der Geſchichte für beiſpiellos hielt.

Der bürgerliche Krieg hebt im zweiten Theile nur an, im dritten entfaltet er ſeine ganze verderbliche Wuth. Das Gemälde wird immer düſtrer, und ſcheint zuletzt mehr mit Blut als mit Farben gemalt zu ſein. Man ſieht mit Entſetzen, wie Grimm den Grimm, Rache die Rache entzündet, und unter der Zerreißung aller Bande der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt edle Naturen ſich zur Grauſamkeit abhärten. Der bitterſte Hohn wird den Unglücklichen zu Theil: keiner gewährt ſeinem Feinde das Mitleiden, deſſen er bald ſelbſt bedürfen wird. Ihre Partei wird allen Familie, Vaterland, Religion: die einzige Triebfeder ihres Handelns. Da York, deſſen Ehrgeiz mit edlen Eigenſchaften gepaart iſt, frühzeitig umkommt, ſo gilt es bei dem ganzen Streite nur, entweder einen unfähigen König zu behaupten, oder einen üppigen König auf den Thron zu ſetzen, der den theuer erkauften Beſitz durch ausſchweifenden Genuß verkürzt. Dafür verſchwendet der berühmte und großmüthige Warwick ſein ritterliches Leben; Clifford rächt den Tod ſeines Vaters mit blutdürſtiger kindlicher Liebe; und Richard übt ſich für die Erhebung ſeines Bruders in jenen ſchwarzen Thaten, die bald zu ſeiner eignen Größe den Weg bahnen ſollen. Mitten in der allgemeinen Zerrüttung, die er ſchuldlos veranlaßt hat, ſteht König Heinrich wie ein kraftloſes Heiligenbild, an deſſen Wunderthätigkeit Niemand glaubt: er kann die verübten Gräuel nur beſeufzen und beweinen. Jedoch iſt dieſem frommen Könige in ſeiner Einfalt die Gabe der Weiſſagung verliehen: im Augenblick ſeines Todes am Schluße dieſes großen Trauerſpiels prophezeit er ein noch entſetzlicheres, womit die Zukunft ſchwanger geht; ein Trauerſpiel, worin die Ränke kaltblütiger Bosheit herrſchen, ſo wie in jenem die Thaten ergrimmter Wuth.

Die Rolle Richards des Dritten iſt durch vortreffliche Schauſpieler in England ſehr berühmt geworden, und dieß hat natürlich auf die Bewunderung des Stückes ſelbſt zurückgewirkt: denn viele Leſer Shakſpeares mögen wohl gute Dolmetſcher des Dichters auf der Bühne nöthig haben, um ihn recht zu begreifen. Dieſe Bewunderung iſt auf alle Weiſe gegründet, nur kann ich nicht umhin es ungerecht zu finden, wenn man die drei Theile Heinrichs des Sechſten gegen Richard den Dritten zurückſetzt. Dieſe vier Schauſpiele ſind ohne Zweifel unmittelbar nach einander geſchrieben, wie ihre Aehnlichkeit im Stil und im Geiſt der Behandlung beweiſet; das letzte wird in den vorhergehenden beſtimmt angekündigt, und iſt wiederum voller Zurückweiſungen auf jene: dieſelben Abſichten gehen durch die ganze Reihe hin, mit Einem Worte, alle zuſammen machen nur ein einziges Werk aus. Selbſt die tiefe Charakteriſtik Richards iſt keineswegs ein ausſchließender Vorzug des von ihm benannten Stücks: ſein Charakter iſt in den beiden letzten Theilen Heinrichs des Sechſten ſehr beſtimmt angelegt; ja ſeine erſten Reden laßen beinahe ſchon das Schlimmſte von ihm ahnden. Er lauert ſeitwärts wie eine ſchwarze Gewitterwolke am Horizont, die allmälich näher rückt, und erſt wann ſie über den Häuptern der Menſchen ſteht, den lange in ſich gehegten Zunder der Verwüſtung ausſchüttet. Zwei der bedeutendſten Monologe Richards, und welche die größten Aufſchlüße über ſeine Gemüthsverfaßung geben, finden ſich im letzten Theile Heinrichs des Sechſten. Leidenſchaften blenden über den Werth und die Rechtmäßigkeit der Handlungen, wozu ſie antreiben, aber die Bosheit kann ihr eignes Weſen nicht verkennen: Richard, ſo wie Jago, iſt ein Böſewicht mit vollem Bewußtſein. Daß ſie dieß in Worten ausſprechen, iſt vielleicht nicht in der Natur: allein der Dichter hat das Recht, in Selbſtgeſprächen den verborgenſten Gedanken eine Stimme zu leihen, ſonſt wäre die Form des Monologs überhaupt verwerflich *). Richards Mißgeſtalt iſt der Ausdruck ſeiner

---

*) Ausgemacht unnatürlich iſt es, was doch in ſo vielen Trauerſpielen geſchieht, wenn ſich Jemand gegen ſeinen Vertrauten ſelbſt für einen Böſewicht erklärt. Er wird ſeine Denkart kund geben, aber nicht unter verdammenden Namen, ſondern als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht, und von dem Andern ebenfalls gebilligt wird.

innern Tücke, und vielleicht zum Theil deren Wirkung: denn welche Häßlichkeit würde nicht durch Wohlwollen und Offenheit gemildert? Er hingegen betrachtet ſie als eine gehäßige Verwahrloſung der Natur, die ihn berechtige, an der menſchlichen Geſellſchaft, wovon er dadurch ausgeſchloßen ſei, ſeine Rache zu nehmen. Daher dieſe erhabnen Zeilen:

> Graubärte nennen's göttlich, dieß Wort ‚Liebe‘;
> Es wohn' in Menſchen, die einander gleichen,
> Und nicht in mir: ich bin ich ſelbſt allein.

Die Bosheit iſt nichts anders, als ein mit Vorſatz gewißenloſer Egoiſmus; dennoch kann ſie ſich der Form der Sittlichkeit nie ganz entledigen, weil dieſe das Geſetz aller denkenden Weſen iſt, ſie muß ſuchen ihre verkehrte Handlungsweiſe auf Grundſätze zu bringen. Wiewohl Richard die Schwärze ſeines Gemüths und ſeine hölliſche Sendung gar wohl erkennt, ſucht er ſich doch durch einen Trugſchluß vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen: das Glück geliebt zu werden, ſei ihm verſagt; was bleibe ihm übrig, als das Glück zu herrſchen? Alles was ihm dabei im Wege ſtehe, müße weggeräumt werden. Jener Neid auf den Genuß der Liebe iſt am Richard um ſo natürlicher, da ſein Bruder Eduard, der überdieß die Krone vor ihm voraus hatte, von ausgezeichnet edler und ſchöner Bildung und ein faſt unwiderſtehlicher Eroberer weiblicher Herzen war. Ungeachtet ſeiner vorgeblichen Entſagung ſetzt Richard ſeine höchſte Eitelkeit darein, den Frauen, wo nicht durch ſeine Geſtalt, wenigſtens durch einſchmeichelnde Reden gefallen und ſie für ſich gewinnen zu können. Shakſpeare zeigt uns hier mit ſeinem gewöhnlichen Scharfblick, wie die menſchliche Natur, auch wenn ſie im Guten oder im Böſen ſchon ganz entſchieden iſt, nebenher noch kleinlichen Schwachheiten unterliegt. Richards liebſte

Unterhaltung iſt, über Andre zu ſpotten, und er beſitzt außerordentlich viel ſatiriſchen Witz. Er ſchätzt im Grunde alle Menſchen gering, weil er ſich getraut ſie zu überliſten, ſie mögen ſeine Werkzeuge oder Gegner ſein. In der Heuchelei bedient er ſich vorzugsweiſe der religiöſen Formen, gleichſam aus einem Gelüſt, dasjenige im Dienſt der Hölle zu entweihen, deſſen Segnungen er innerlich abgeſchworen hat.

So viel über die Hauptzüge von Richards Charakter. Das nach ihm benannte Schauſpiel umfaßt noch die letzte Hälfte von Eduards des Vierten Regierung, im Ganzen einen Zeitraum von acht Jahren. Es ſtellt alle Machinationen dar, wodurch Richard auf den Thron gelangte, und ſeine Thaten, um ſich darauf zu behaupten, was ihm aber nur zwei Jahre hindurch gelang. Nach Shakſpeares Abſicht ſollte in dieſem Trauerſpiel mehr das Schrecken als das Mitleiden vorwalten: er iſt pathetiſchen Scenen, die ihm zu Gebote ſtanden, eher aus dem Wege gegangen, als daß er ſie geſucht hätte. Unter den Opfern von Richards Herrſchſucht wird der einzige Clarence auf der Bühne umgebracht: ſein Traum erregt ein tiefes Grauſen, und bewährt die Allmacht der Phantaſie des Dichters; ſein Geſpräch mit den Mördern iſt erſchütternd; aber Clarence hatte durch frühere Verbrechen ſeinen Tod verdient, wiewohl nicht von Seiten ſeiner Brüder. Die unſchuldigſten und reinſten Opfer ſind die beiden Prinzen: man ſieht ſie nur wenig, und ihre Ermordung wird bloß erzählt. Anna verſchwindet, ohne daß man weiter etwas von ihr erfährt: ſie hat eine faſt unglaubliche Schwäche bewieſen, indem ſie ſich mit dem Mörder ihres Gatten vermählt. Lord Rivers und die übrigen Freunde der Königin haben zu ſehr bloße Nebenrollen, um lebhafte Theilnahme zu erregen; Haſtings macht ſich durch den Triumph über den

Fall ſeiner Feinde alles Mitleides verluſtig; Buckingham iſt der Helfershelfer des Tyrannen, der ihn nachher dem Beil des Henkers überantwortet. Im Hintergrunde ſteht die verwittwete Königin Margaretha, als die Furie der Vergangenheit, die den Fluch über die Zukunft hervorruft. Jedes Unglück, das ihre Verfolger einander zufügen, iſt Labſal für ihr rachedurſtendes Herz. Mit ihrer prophetiſchen Stimme vereinigen ſich von Zeit zu Zeit andre weibliche Stimmen der Wehklage und Verwünſchung. Aber Richard iſt die Seele oder vielmehr der Dämon des ganzen Trauerſpiels. Er erfüllt ſein zuvor gethanes Verſprechen, den mörderiſchen Macchiavell in die Schule zu ſenden. Neben dem gleichförmigen Abſcheu, den er einflößt, beſchäftigt er auf das mannichfaltigſte durch ſeine tiefe Verſtellungskunſt, ſeinen Witz, ſeine Klugheit, ſeine Gegenwart des Geiſtes, ſeine raſche Thätigkeit und ſeinen Muth. Er ficht zuletzt gegen Richmond wie ein Verzweifelter, und ſtirbt den ehrenvollen Tod der Helden auf dem Schlachtfelde. Dieſen hiſtoriſchen Ausgang konnte Shakſpeare nicht ändern, und doch befriedigt er keineswegs das ſittliche Gefühl, wie Leſſing bei Gelegenheit eines deutſchen Trauerſpiels über denſelben Gegenſtand ſehr richtig bemerkt. Wie hat nun Shakſpeare dieſe Schwierigkeit gelöſt? Durch eine wunderwürdige Erfindung öffnet er eine Ausſicht in die andre Welt, und zeigt uns Richard in ſeinen letzten Augenblicken ſchon mit dem Stempel der Verwerfung gebrandmarkt. Man ſieht Richard und Richmond in der Nacht vor dem Treffen in ihren Zelten ſchlafen: die Geiſter der von dem Tyrannen Hingewürgten ſteigen nach einander auf, und wenden ſich zu ihm mit ihrem Fluch, zu ſeinem Gegner mit ihrem Segen. Dieſe Erſcheinungen ſind eigentlich nur die ſichtbar gemachten Träume der beiden Heerführer. Es iſt freilich der ſinnlichen Wahrſcheinlichkeit zuwider, daß ihre Zelte nur durch einen ſo kleinen Raum getrennt ſind; aber Shakſpeare durfte auf poetiſche Zuſchauer rechnen, welche bereit waren, die Breite der Bühne für die Entfernung zwiſchen zwei Heerlagern gelten zu laßen, wenn durch dieſe Vergünſtigung ſo erhabne Schönheiten erkauft wurden, wie dieſe Reihe von Geſichten und das Selbſtgeſpräch Richards bei ſeinem Erwachen. Die Kataſtrophe Richards des Dritten iſt in Anſehung der äußerlichen Begebenheiten der des Macbeth ſehr ähnlich: man vergleiche die durchgängige Verſchiedenheit der Behandlung, um ſich zu überzeugen, daß Shakſpeare die poetiſche Gerechtigkeit im ächten Sinne des Wortes, wo es nämlich die Offenbarung des unſichtbaren Segens oder Fluches, der auf menſchlichen Geſinnungen und Thaten ruht, auf das Genaueſte beobachtet hat.

Wiewohl die vier letzten Stücke der hiſtoriſchen Reihe ſpätere Begebenheiten ſchildern, ſo haben doch die Schauſpiele von Heinrich dem Vierten und Fünften im Coſtum und Ton einen weit moderneren Anſtrich. Dieß rührt zum Theil von den vielen komiſchen Scenen her; denn das Komiſche muß immer nicht nur in nationalen, ſondern in gleichzeitigen Sitten gegründet ſein. Shakſpeare ſcheint es aber auch in dem ernſthaften Theile beabſichtet zu haben. Blutige Staatsveränderungen und Zerrüttungen bürgerlicher Kriege erſcheinen der Nachwelt als ein Rückfall in einen früheren ungebildeteren Zuſtand der Geſellſchaft, oder ſie ſind auch wirklich von einem ſolchen Rückfall in ungebändigte Wildheit begleitet. Wenn alſo der Hang eines noch jugendlichen Dichtergeiſtes, ſeinen Gegenſtand in eine wunderbare Ferne zu rücken, auf den Stil Einfluß gehabt hat, worin Heinrich der Sechſte und Richard der Dritte gehalten ſind, ſo hat Shakſpearen ſein Inſtinkt richtig geleitet. Wie es dem Heldengedicht eigen iſt, die vergangnen Menſchengeſchlechter als koloſſal an körperlicher und Willenskraft zu ſchildern, ſo machen in dieſen Schauſpielen die Stimmen eines Talbot, eines Warwick, eines Clifford und Andrer den Eindruck, als ob man die Trompete auswärtiger oder bürgerlicher Kriege vernähme. Der Streit der Häuſer York und Lancaſter war das letzte Aufbrauſen der Feudal-Unabhängigkeit: denn es war die Sache der Großen und nicht des Volkes, welches nur durch jene in die Parteiung mit hineingezogen wurde. Nachher verſchwand der Einzelne in dem Ganzen, und niemand konnte mehr ſo wie Warwick ein Königmacher ſein. Shakſpeare war ein eben ſo tiefer Geſchichtſchreiber als Dichter: wenn man ſeinen Heinrich den Achten mit den vorhergehenden Stücken vergleicht, ſo wird es anſchaulich, wie die engliſche Nation während der langen ruhigen und ökonomiſchen Regierung Heinrichs des Siebenten, ſei es durch die von den Bürgerkriegen zurückgebliebne Erſchöpfung, oder durch allgemeinere europäiſche Einwirkungen, aus der kräftigen Verwirrung des Mittelalters plötzlich zur geordneten Zahmheit der neueren Zeit übergegangen war. Heinrich der Achte hat deswegen ein etwas proſaiſches Anſehen, denn Shakſpeare unterwarf ſich als Künſtler immer der Beſchaffenheit ſeines Stoffes. Wenn unter ſeinen Werken andre an Schwung der Phantaſie, an Nachdruck des Pathos und der Charaktere weit über dieſes hervorragen, ſo hat man dagegen Gelegenheit, hier die Feinheit ſeines Verſtandes und ſeine vollkommne Kenntniß des Hofes und der Welt zu bewundern. Welche Geſchicklichkeit gehörte dazu, vor den Augen der Königin ſo bedenkliche und ihre Perſon ſo nahe berührende Gegenſtände öffentlich vorzuſtellen, ohne doch der Wahrheit zu nahe zu treten! (Aus Allem erhellet, daß Heinrich der Achte noch bei Lebzeiten der Eliſabeth geſchrieben worden. Man weiß, daß Ben Jonſon unter König Jakobs Regierung das Stück mit vermehrtem Pomp wieder auf die Bühne gebracht und ſich erlaubt hat, einige Veränderungen und Zuſätze zu machen. Ohne Zweifel rührt die Prophezeiung auf Jakob den Erſten von Ben Jonſon her: ſie hätte der Eliſabeth nur mißfallen können, und iſt ſo übel eingefugt, daß man ſie gleich als ein fremdes Einſchiebſel erkennt.) Er hat den tyranniſchen König für die Einſichtsvollen ganz ſo entlarvt, wie er wirklich war: hochmüthig und ſtarrſinnig, wollüſtig und gefühllos, ausſchweifend in ſeinen Gunſtbezeugungen, und rachſüchtig unter Vorwänden der Gerechtigkeit; und dennoch iſt die Schilderung ſo gehalten, daß eine Tochter ſie für vortheilhaft nehmen konnte. Eliſabeths rechtmäßige Geburt beruhte auf der Ungültigkeit der erſten Vermählung Heinrichs, und Shakſpeare hat die Verhandlungen über ſeine Scheidung von Katharina von Arragon in ein ſehr zweideutiges Licht geſtellt. Man ſieht deutlich, daß Heinrichs Gewißens-Scrupel nichts anders ſind, als die Schönheit der Anna Boleyn. Katharina iſt eigentlich die Heldin des Stücks: ſie erregt die innigſte Theilnahme durch ihre Tugend, ihr wehrloſes Unglück, ihren ſanften, aber feſten Widerſtand, und ihre würdige Reſignation. Nächſt ihr macht der Fall des Kardinal Wolſey den Hauptinhalt aus. Heinrichs ganze Regierung eignete ſich nicht zu einer dramatiſchen Behandlung. Es wäre nur eine Wiederholung derſelben Auftritte geweſen: die Verſtoßung oder gar Hinrichtung ſeiner Frauen, und der Fall ſeiner geſchätzteſten Diener in eine Ungnade, welcher gewöhnlich die Todesſtrafe auf dem Fuße folgte. Von allem, was Heinrichs Lebenslauf bezeichnet, hat Shakſpeare hinlängliche Proben gegeben. Aber da an der Stelle, wo er abbricht, eigentlich kein Abſchnitt in der Geſchichte iſt, ſo muß man es ihm ſchon verzeihen, daß er uns eine Schmeichelei gegen die große Eliſabeth für eine glückliche Auflöſung giebt. Das Stück endigt mit der allgemeinen Freude über die Geburt dieſer Prinzeſſin, und mit Weiſſagungen der Glückſeligkeit, die ſie künftig genießen oder verbreiten ſollte. Nur durch eine ſolche Wendung konnte die gewagte Freimüthigkeit der übrigen Darſtellung geſichert werden: Shakſpeare täuſchte ſich ſelbſt gewiß nicht über dieſes theatraliſche Blendwerk. Der wahre Schluß iſt Katharinas Tod, den er daher auch gegen die Zeitordnung früher geſtellt hat.

Somit hätte ich nun alle unbezweifelt ächten dramatiſchen Werke Shakſpeares durchgegangen. Ich habe mich dabei möglichſt aller unbeſtimmten Lobpreiſungen enthalten, welche bloß ein Mißverhältniß zwiſchen dem Gefühl und der Fähigkeit, es auszudrücken, beweiſen. Vielen werden obige Bemerkungen für den Zweck und Plan dieſer Vorleſungen vielleicht zu weitläuftig, Andern werden ſie unbefriedigend dünken. Mir genügt es, wenn ſie die Leſer, die noch nicht mit dem Dichter vertraut ſind, in den rechten Geſichtspunkt ſtellen und ein gründliches Verſtändniß vorbereiten, und wenn ſie die Kenner an einige der Gedanken erinnern, die ſie ſchon ſelbſt gehabt haben.

Anhang.

Ueber die angeblich Shakſpearen untergeſchobenen Stücke.

Die Ausleger Shakſpeares haben meiſtens bei ihren Verſuchen, ihm Theile ſeiner Werke oder eins und das andre ganz abzuſprechen, äußerſt wenig kritiſchen Geiſt bewieſen. Pope war, wie man weiß, ſehr bei der Hand, ganze Scenen für Einſchiebſel der Schauſpieler zu erklären, fand aber damit wenig Eingang. Indeſſen tritt noch Steevens über die Erſcheinung der Schatten und Jupiters im Cymbelin, während Poſthumus im Kerker ſchläft, Popes Meinung bei. Allein Poſthumus findet, erwachend, eine Tafel mit einer Prophezeiung auf ſeiner Bruſt, worauf die Entwickelung des Stücks beruht. Glaubt man, Shakſpeare werde ſeinen Zuſchauern zugemuthet haben, ein Wunder ohne eine ſichtliche Urſache zu glauben? Soll Poſthumus die Tafel mit der Weiſſagung herbeiträumen? Auf dieſen Einwurf laßen ſich die Herren gar nicht ein. Die Verſe, welche die Schatten ſagen, ſchienen ihnen nicht gut genug, um von Shakſpeares Hand zu ſein. Ich glaube einzuſehen, warum der Dichter ihnen nicht mehr Glanz der Diction ertheilt hat. Es ſind die bejahrten Eltern und früh verſtorbnen Geſchwiſter des Poſthumus, die um ſein Schickſal bekümmert aus der Unterwelt zurückkommen: ſie ſollten alſo die Sprache einer einfältigeren Vorzeit reden, zugleich ſollten ihre Stimmen als ein ohnmächtiger Klagelaut gegen die donnernden Ausſprüche Jupiters abſtechen. Deswegen wählte Shakſpeare ein Silbenmaß, das vor ihm ſehr üblich geweſen war, damals anfieng aus der Mode zu kommen, jedoch noch häufig, beſonders zu Ueberſetzungen klaſſiſcher Dichter, gebraucht ward. So mochten etwa die Schatten in den vorhandnen Ueberſetzungen des Homer und Virgil ſprechen. Die Rede Jupiters iſt dagegen prachtvoll und in Form und Stil vollkommen Shakſpeares Sonetten ähnlich. Nur die Unfähigkeit, die Abſichten des Dichters und die von ihm beobachtete Perſpektive einzuſehn, konnte an dieſer Stelle Anſtoß nehmen.

Pope hätte gern das Wintermärchen für unächt erklärt, eine der herrlichſten Schöpfungen der in gleichem Grade kühnen und lieblichen Phantaſie Shakſpeares. Warum? Ich vermuthe wegen der bewußten Schiffe in Böhmen, und der Kluft von ſechszehn Jahren zwiſchen dem dritten und vierten Aufzuge, welche die Zeit als Prolog gefälligſt zu überſpringen bittet.

Mit den drei Theilen Heinrichs des Sechſten iſt man endlich auf dem Reinen. Theobald, Warburton und letztlich Farmer haben behauptet, ſie ſeien nicht von Shakſpeare. Wäre dieß, ſo möchten wir uns wohl die übrigen Werke des unbekannten Verfaßers ausbitten, der die göttlichen Scenen von Talbots, von Suffolks, von Beauforts, von Yorks Tode, und ſo viele andre zu dichten vermochte. Die Behauptung iſt ſo widerſinnig, daß in dieſem Falle Richard der Dritte auch nicht von Shakſpeare ſein könnte, da er ſich an jene drei Stücke ſowohl durch den Inhalt, als durch Geiſt und Behandlung auf das unmittelbarſte anſchließt.

Alle Herausgeber, bis auf Capell, verwerfen einſtimmig als Shakſpeares unwürdig den Titus Andronikus, wiewohl ſie ihn immerfort, gleichſam als den Sündenbock ihrer tadelnden Kritik, mit abdrucken laßen. Die richtige Methode bei einer ſolchen Unterſuchung iſt, ſich erſt nach den äußern Gründen, Zeugniſſen u. ſ. w. umzuſehn, und ihr Gewicht zu prüfen; alsdann kommen die innern Gründe aus der Beſchaffenheit des Werkes an die Reihe. Beſonders muß beides ſtrenge aus einander gehalten werden. Die Kritiker des Shakſpeare machen es gerade umgekehrt: ſie gehen von einer vorgefaßten Meinung gegen ein Stück aus, und ſuchen dieſer zu lieb die hiſtoriſchen Gründe verdächtig zu machen und bei Seite zu ſchieben. Titus Andronikus findet ſich in der erſten Folio-Ausgabe von Shakſpeares Werken, die, wie bekannt, von Heming und Condell, ſeinen vieljährigen Freunden und Mitvorſtehern deſſelben Theaters, veranſtaltet wurde. Kann man ſich wohl überreden, ſie hätten nicht gewußt, ob ein in ihrem Repertorium befindliches Stück wirklich von Shakſpeare ſei oder nicht? Und will man dieſe ehrlichen Männer gerade in dieſem einzigen Falle eines abſichtlichen Betruges beſchuldigen, da ſie ſich ſonſt gar nicht ſo begierig zeigen, alles zuſammen zu raffen, was unter Shakſpeares Namen gieng, ſondern, wie es ſcheint, bloß die Schauſpiele gaben, wovon ſie Handſchriften in Händen hatten? Doch das Folgende iſt noch weit ſtärker. George Meres, ein Zeitgenoße und Bewunderer Shakſpeares nennt in einem Verzeichniſſe von deſſen Werken im Jahr 1598 den Titus Andronikus. Meres war perſönlich ſo genau mit dem Dichter bekannt, daß dieſer ihm ſeine Sonette noch vor dem Druck vorgeleſen hatte. Ich begreife nicht, wie aller kritiſche Skepticiſmus in der Welt hinreichen ſoll, ein ſolches Zeugniß umzuſtoßen.

Es iſt wahr, dieſes Trauerſpiel iſt nach einem falſchen Begriffe des Tragiſchen entworfen, welches darin durch Anhäufung von Gräueln und Entſetzlichkeiten in's Gräßliche ausartet, und doch keinen tiefen Eindruck zurückläßt: die Geſchichte von Tereus und Philomele iſt unter andern Namen übertrieben, und mit dem Gaſtmahl des Atreus und Thyeſt und vielen andern vermengt. Im Einzelnen fehlt es nicht an ſchönen Zeilen, kühnen Bildern, ja auch an Zügen, die Shakſpeares eigenthümliche Darſtellungsweiſe verrathen. Dahin rechnen wir die Freude des verrätheriſchen Mohren an der Schwärze und Häßlichkeit ſeines im Ehebruch erzeugten Kindes; das Mitleiden des vor Gram kindiſch gewordnen Titus Andronikus mit einer todtgeſchlagnen Fliege, und nachher ſeine Wuth, da er in ihr ſeinen ſchwarzen Feind zu erkennen glaubt, läßt den nachherigen Dichter des Lear vermuthen. Sind die Kunſtrichter beſorgt, es möchte Shakſpeares Ruhm ſchaden, wenn es ausgemacht bleibt, er habe in früher Jugend ein ſchwaches und unreifes Werk an's Licht gebracht? Hat Rom darum weniger die Welt beherrſcht, weil Remus über ſeine erſten Mauern wegſpringen konnte? Man verſetze ſich doch in Shakſpeares Lage bei'm Anfange ſeiner Laufbahn. Er fand nur wenige und mittelmäßige Vorbilder vor, und dennoch gefielen dieſe ungemein, weil das Publikum in der Neuheit einer Kunſt, ehe Wahl und Ueberfluß den Geſchmack ekel machen, genügſam zu ſein pflegt. Sollte dieſer Zuſtand gar keinen Einfluß auf ihn gehabt haben, bis er gelernt hatte, höhere Forderungen an ſich ſelbſt zu machen, und durch tieferes Nachgraben in ſeinem eignen Geiſte die reichſten Adern edlen Metalls zu Tage zu fördern? Es iſt ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß er einige Fehlgriffe gethan haben wird, ehe er den rechten Weg ausfand. Das Genie iſt in gewiſſem Sinne untrüglich und hat nichts zu lernen; aber die Kunſt iſt erlernbar, und muß durch Uebung und Erfahrung erlernt werden. In Shakſpeares anerkannten Werken finden ſich faſt gar keine Spuren ſeiner Lehrjahre, und doch hat er gewiß Lehrjahre gehabt. Jeder Künſtler hat ſie, und vollends in einer Epoche, wo er ſich nicht an eine ſchon gebildete Schule anſchließen kann. Ich halte es für wahrſcheinlich, daß Shakſpeare weit früher angefangen für das Theater zu ſchreiben, als man gewöhnlich annimmt, nämlich erſt nach dem Jahre 1590. Wie es ſcheint, hat er ſchon im Jahre 1584, eben nur zwanzig Jahre alt, ſeine Vaterſtadt verlaßen und ſich nach London begeben. Glaubt man, ein ſo reger Kopf werde ſechs Jahre lang ſtill geſeßen haben, ohne einen Verſuch zu machen, ſich durch ſeine Talente aus einer widerwärtigen Lage zu reißen? Daß er in der Zueignung des Gedichts Venus und Adonis dieſes „den Erſtling ſeiner Erfindung“ nennt, beweiſt hiegegen nichts. Es war das erſte was er drucken ließ; er mochte es früher gedichtet haben; vielleicht rechnete er auch die theatraliſchen Arbeiten nicht mit, weil ſie damals noch wenig litterariſche Würde hatten. Je früher nun Shakſpeare angefangen für das Theater zu dichten, deſto weniger darf die Unreife und Unvollendung eines Werkes, wenn ſich ſonſt nur hervorſtechende Züge ſeines Geiſtes darin finden, für einen Beweisgrund der Unächtheit gegen die hiſtoriſchen Angaben gelten. Verſchiedne der als unächt verworfnen Schauſpiele dürften der Zeitordnung nach zwiſchen Titus Andronikus und die früheſten unter den anerkannten fallen.

Sieben dem Shakſpeare zugeſchriebene Stücke hat endlich Steevens in zwei Supplement-Bänden abdrucken laßen. Sie ſind, wohl zu merken, faſt ſämmtlich ſchon bei Shakſpeares Lebzeiten mit Vorſetzung ſeines vollſtändigen Namens im Druck erſchienen.

1. Lokrin. Die Beweiſe für die Aechtheit dieſes Stückes ſind nicht ganz unzweideutig, die Zweifel dagegen erheblich.

Indeſſen wird ſich die Frage zunächſt an die über den Titus Andronikus anſchließen, und mit der letzten zugleich bejaht oder verneint werden müßen.

2. Perikles, Prinz von Tyrus. Dieß Stück erkannte ſchon Dryden an, aber als ein Jugendwerk Shakſpeares. Es iſt ganz unläugbar von ihm, und man hat es in einige neuere Ausgaben eingerückt. Die vermeinten Unvollkommenheiten rühren nur daher, daß Shakſpeare darin einen kindlichen und märchenhaften Roman des alten Dichters Gower behandelte, und den Gegenſtand nicht aus ſeiner Sphäre reißen wollte. Deswegen führt er auch Gower ſelbſt ein, und läßt ihn ganz in ſeiner veralteten Sprache und Versart Prologe halten. Dieſe Verſetzung in eine ſo fremde Manier beweiſt wenigſtens keine Unbeholfenheit.

3. Der Londner verlorne Sohn (the London prodigal). Wo wir nicht irren, urtheilte ſchon Leſſing, dieß Stück müße von Shakſpeare ſein, und wollte es auf die deutſche Bühne bringen.

4. Die Puritanerin oder die Wittwe von Watlingſtreet. Einer meiner litterariſchen Freunde, ein großer Kenner Shakſpeares, meinte, Shakſpeare habe den Einfall gehabt, einmal ein Luſtſpiel in Ben Jonſons Stil zu ſchreiben, und daher rühre das Abweichende dieſes Stückes. Nach dieſer Annahme würde die kritiſche Unterſuchung freilich ſehr in's Feine gehen.

5. Thomas Lord Cromwell.

6. Sir John Oldcaſtle. Erſter Theil.

7. Ein Trauerſpiel in Yorkſhire. (A Yorkshire tragedy.) Die drei letzten Stücke ſind nicht nur unbezweifelt von Shakſpeare, ſondern ſie gehören, meines Erachtens, unter ſeine reifſten und vortrefflichſten Werke. Steevens giebt am Ende

ſo ziemlich zu, ſie ſeien von ihm, ſo wie auch die übrigen bis auf den Lokrin, aber er redet von allen ſehr verächtlich, als ganz werthloſen Arbeiten. Indeſſen ſind ſeine abſprechenden Urtheile nicht im mindeſten eindringend, noch durch kritiſchen Scharfſinn aufgeſtutzt. Ich wäre neugierig zu ſehen, wie ein ſolcher Kritiker aus natürlichem Triebe über Shakſpeares anerkannte Meiſterwerke urtheilen, und was er daran zu loben wißen würde, wenn ihm nicht die öffentliche Meinung die Pflicht der Bewunderung auferlegte. Thomas Lord Cromwell und Sir John Oldcaſtle ſind biographiſche Schauſpiele und muſterhaft in dieſer Gattung: das erſte ſchließt ſich durch ſeinen Inhalt an Heinrich den Achten, das zweite an Heinrich den Fünften an. Der zweite Theil vom Oldcaſtle fehlt; ich weiß nicht, ob man in England ein Exemplar des alten Abdrucks aufgetrieben, oder ob er verloren gegangen iſt. Das Trauerſpiel in Yorkſhire iſt ein bürgerliches Schauſpiel in Einem Aufzuge, eine dramatiſierte Mordgeſchichte: die tragiſche Wirkung iſt erſchütternd, und es iſt äußerſt merkwürdig zu ſehen, wie Shakſpeare auch ſolch einen Gegenſtand poetiſch zu halten gewußt hat.

Ferner ſind ihm noch zugeſchrieben worden: 1. Der luſtige Teufel von Edmonton, ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge, abgedruckt unter Dodsleys alten Schauſpielen. Dieß hat allerdings einigen Schein für ſich. Es kommt hier ein behaglicher Gaſtwirth vor, der mit dem in den luſtigen Weibern von Windſor eine auffallende Aehnlichkeit hat. Indeſſen iſt es auf jeden Fall nur eine, zwar geiſtreiche, aber flüchtig hingeworfene Skizze. 2. Die Verklagung des Paris. 3. Merlins Geburt. 4. Eduard der Dritte. 5. Die ſchöne Emma. 6. Mucedorus. 7. Arden von Feversham. Alle dieſe habe ich nie zu Geſichte bekommen, und kann alſo nichts darüber ſagen. Nach angeführten Stellen vermuthe ich, daß im Mucedorus die volksmäßige Geſchichte von Urſon und Valentin behandelt iſt: ein ſchöner Stoff, den auch Lope de Vega zu einem Schauſpiele benutzt hat. Arden von Feversham ſoll ein Trauerſpiel über die Geſchichte eines Mannes ſein, von dem der Dichter von mütterlicher Seite abſtammte. Dieß würde, wenn die Beſchaffenheit des Stückes der Angabe nicht geradezu widerſpricht, eine Wahrſcheinlichkeit mehr in die Wagſchale legen. Denn ſolche Beſtimmungsgründe waren Shakſpearen nicht fremd: er behandelt Heinrich den Siebenten, der ſeinen Vorfahren für geleiſtete Dienſte Güter ertheilt hatte, mit ſichtbarer Vorliebe.

Von Shakſpeares Antheil an den Zwei edlen Vettern wird bei Fletchers Werken die Rede ſein.

Endlich wäre es ſehr lehrreich, wenn ſich darthun ließe, daß einige frühere Entwürfe umgearbeiteter Werke von ihm ſelbſt und nicht von einem fremden Verfaßer herrühren. Man würde dabei ſeiner Entwickelung als Künſtler am beſten auf die Spur kommen. Von dem älteren König Johann in zwei Theilen (abgedruckt von Steevens unter Six old plays) dürfte es ſich ſehr wahrſcheinlich machen laßen. Daß er zuweilen auf daſſelbe Werk zurückkam, iſt gewiß. Namentlich vom Hamlet weiß man, daß er ihn ſehr allmälich zu ſeiner jetzigen Vollſtändigkeit ausgebildet.

Wer Shakſpearen ein ihm ſchon frühzeitig zugeſchriebenes und unbeſtritten aus ſeiner Zeit herrührendes Schauſpiel abſpricht, dem liegt billig ob, mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Frage zu beantworten, wer es denn geſchrieben haben ſoll? Shakſpeares Mitwerber im dramatiſchen Fach kennt man ſo ziemlich, und wenn ſchon diejenigen, die ſich einen bedeutenden Namen gemacht, ein Lilly, Marlow, Heywood, ſo tief unter ihm ſtehen, ſo läßt ſich nicht annehmen, daß der Verfaßer eines Werkes, welches die ihrigen weit übertrifft, unbekannt geblieben ſein ſollte.

Zweiunddreißigſte Vorleſung.

Zwei Perioden des engliſchen Theaters; die ältere die wichtigſte. Früheſte Geſtalt der Schaubühne und deren Vortheile. Zuſtand der Schauſpielkunſt zu Shakſpeares Zeit. Alterthümer der dramatiſchen Litteratur. Lilly, Marlow, Chapman, Heywood.

Der große Meiſter, von dem wir in der vorhergehenden Vorleſung geſprochen, macht in der ganzen Kunſtgeſchichte eine ſo einzige Ausnahme, daß man ihm eine abgeſonderte Stelle einräumen muß. Er verdankte ſeinen Vorgängern faſt gar nichts, und hat dagegen den größten Einfluß auf ſeine Nachfolger gehabt: aber ſein Geheimniß hat ihm Niemand abgelernt. Zwei Jahrhunderte hindurch, während welcher ſeine Landsgenoßen mit reger Thätigkeit alle Fächer des Wißens und der Kunſt angebaut, iſt er nach ihrem eignen Geſtändniß unübertroffen, ja ſelbſt bis auf einen großen Abſtand unerreicht geblieben.

Bei dem Abriß einer Geſchichte des engliſchen Theaters, den ich jetzt zu geben habe, werde ich daher noch oft auf Shakſpeare zurückkommen müßen. Die dramatiſche Litteratur der Engländer iſt ſehr reichhaltig; ſie haben eine bedeutende Anzahl von Schauſpieldichtern aufzuweiſen, die das Talent origineller Charakteriſtik und die Mittel theatraliſcher Wirkung in ausgezeichnetem Grade beſeſſen haben. Dabei wurden ihnen die Hände nicht durch Vorurtheile, willkürlich feſtgeſetzte Regeln und ängſtliche Beobachtung der Convenienzen gebunden. Niemals hat es in England akademiſche Gerichtshöfe des Geſchmacks gegeben, in der Kunſt wie im Leben entſcheidet ſich dort im Ganzen jeder für das, was ihm zuſagt, ſeiner Natur angemeſſen iſt. Dem Einfluße der wechſelnden Mode und des Geiſtes der verſchiednen Zeitalter haben ihre Schriftſteller demungeachtet freilich nicht entgehen können.

Wir bleiben unſerm Grundſatze getreu, bloß bei denjenigen, was wir als ein Höchſtes der Poeſie betrachten, lange zu verweilen, und alles übrige, was nur die zweite oder dritte Stelle einnimmt, in kurzen Ueberſichten abzuhandeln.

Die Alterthümer des Theaters in England ſind von den engliſchen Litteratoren, und zuletzt von Malone, genugſam in's Licht geſetzt worden. Die früheſten dramatiſchen Verſuche waren auch hier, wie anderswo, Myſterien und Moralitäten. Indeſſen ſcheint es, daß die Engländer ſich hierin frühzeitiger als andre Nationen hervorgethan. Es iſt in der Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Konſtanz aufgezeichnet worden, daß die engliſchen Prälaten in einer Zwiſchenzeit der Sitzungen ihre übrigen Mitbrüder mit einem geiſtlichen Schauſpiele in lateiniſcher Sprache unterhielten, dergleichen dieſe entweder noch gar nicht oder nicht in ſolcher Vollkommenheit (nach den damaligen einfältigen Kunſtbegriffen) kannten. Den Anfang des eigentlichen Theaters kann man jedoch nicht viel früher als die Regierung der Eliſabeth anſetzen. John Heywood, der Spaßmacher Heinrichs des Achten, wird als der älteſte komiſche Dichter angeſehen: das einzige in der dodsleyſchen Sammlung abgedruckte Interlude von ihm iſt aber in der That bloß ein Geſpräch und kein Drama. Den Namen eines Luſtſpiels verdient hingegen allerdings Mutter Gurtons Nadel, (Gammer Gurton's needle) ungefähr um das Jahr 1560 zuerſt aufgeführt. So ſehr dieß Stück in der Sprache und im Versmaß veraltet iſt, ſo hat es doch im Niedrig-Komiſchen unverkennbares Verdienſt. Die ganze Verwickelung beruht auf einer verlorenen Nadel, deren Wiederfindung mit der äußerſten Wichtigkeit betrieben wird; die Armut der handelnden Perſonen, welche dieß vorausſetzt, und ihr ganzer häuslicher Zuſtand wird ſehr luſtig geſchildert, beſonders iſt die Rolle eines verſchmitzten Bettlers mit vieler Laune ausgeführt. Das derbe Komiſche darin hat Aehnlichkeit mit dem des Avocat Patelin; doch iſt dem engliſchen Stücke nicht, wie dem franzöſiſchen, die Ehre zu Theil geworden, in erneuerter Geſtalt auf die Bühne gebracht zu werden.

Die Geſchichte des engliſchen Theaters zerfällt natürlich in zwei Perioden. Die erſte hebt ungefähr mit der Thronbeſteigung der Eliſabeth an, und erſtreckt ſich bis gegen Ende der Regierung Karls des Erſten, als die Puritaner die Oberhand gewannen, und ein Verbot aller Schauſpiele, welcher Art ſie auch ſein mochten, auswirkten. Die Schließung der Schauſpielhäuſer dauerte dreizehn Jahre: erſt durch Karl des Zweiten Herſtellung wurden ſie wieder geöffnet. Dieſe Unterbrechung, die unterdeſſen in der allgemeinen Denkart und den Sitten vorgefallne Veränderung, endlich der Einfluß der damals ſchon blühenden franzöſiſchen Litteratur, gaben den ſeitdem geſchriebnen Schauſpielen einen ganz andern Charakter. Die Werke der ältern Schule wurden zwar zum Theil wieder hervorgeſucht, ſie ſelbſt aber war erloſchen.

Eine Schule, im künſtleriſchen Sinn, nenne ich die dramatiſchen Dichter der erſten Epoche, weil bei aller perſönlichen Verſchiedenheit dennoch im Ganzen eine gemeinſchaftliche Richtung in ihren Hervorbringungen zu erkennen iſt. Auch unabhängig von den Kennzeichen der Sprache oder gleichzeitigen Anſpielungen würde man ein Schauſpiel aus jener Schule, deſſen Urheber und Zeit der Entſtehung man nicht wüßte, niemals für eine Hervorbringung der neueren Periode halten können. In dieſer ließen ſich leicht mehrere Unterabtheilungen machen, die aber auch zu entbehren ſind. Das Talent der Schriftſteller und der Geſchmack des Publikums hat nach allerlei ſich zum Theil durchkreuzenden Richtungen hin und her geſchwankt, die fremden Einflüße haben immer mehr überhand genommen, und um es gerade herauszuſagen, das engliſche Theater iſt in ſeinem Fortgange immer charakterloſer und weniger ſelbſtändig geworden. Für einen Kritiker, der überall auf das Urſprüngliche geht, den das aus Nachahmung Entſprungne weit weniger kümmert, ſind die dramatiſchen Dichter der erſten Periode bei weitem die merkwürdigſten, wiewohl man ihnen, Shakſpeare ausgenommen, große Mängel und Ausſchweifungen vorwerfen kann, und wiewohl manche Neuere ſich durch eine ſorgfältigere Politur empfehlen.

Es giebt Zeitpunkte, wo der menſchliche Geiſt in einer vorher beinah unbekannten Kunſt plötzlich Rieſenſchritte thut, gleichſam als ob er während ſeines langen Schlummers die Kräfte dazu eingeſammelt hätte. Eine ſolche Epoche war in England für die dramatiſche Poeſie das Zeitalter der Eliſabeth. Dieſe Königin hat während ihrer freilich langen Regierung noch die erſten Kindheits-Verſuche des engliſchen Theaters, und dann deſſen vollendetſte Meiſterwerke aufführen ſehen. Shakſpeare hatte ein lebhaftes Gefühl von dieſer allgemeinen ſchnellen Entwickelung bisher ungeübter Fähigkeiten; in einem ſeiner Sonette nennt er ſein Zeitalter these time-bettering days. Die Liebhaberei für das Schauſpiel nahm dergeſtalt überhand, daß in einem Zeitraum von ſechszig Jahren unter dieſer und der folgenden Regierung in London ſiebzehn Schauſpielhäuſer erbaut oder eingerichtet wurden, da ſich jetzt die doppelt ſo ſtark bevölkerte Hauptſtadt mit zweien begnügt. Freilich ſpielte man nicht alle Tage, und mehrere dieſer Theater waren ſehr klein und vermuthlich nicht viel beßer als Marionettenbuden ausgerüſtet. Indeſſen dienten ſie doch zu Aufforderungen an die Fruchtbarkeit der Schriftſteller, die dramatiſches Talent beſaßen, oder ſich welches zutrauten; denn jedes Schauſpielhaus mußte ſich ein eignes Repertorium verſchaffen, weil die Stücke entweder gar nicht oder erſt lange nach ihrer Abfaßung gedruckt wurden, und weil eine einzige Schauſpielergeſellſchaft im ausſchließenden Beſitz der Handſchrift war. So viel Schwaches und Verfehltes hiebei auch zum Vorſchein kommen mochte, ſo konnte doch eine ſo vielfache Mitbewerbung nicht anders als vortheilhaft ſein. Unter allen Gattungen der Poeſie iſt die dramatiſche die einzige, wozu Erfahrung nöthig iſt; und das Mißglücken Andrer iſt für den Mann von Talent eine Erfahrung, deren Unkoſten ihm erſpart werden. Ferner erfordert die Ausübung dieſer Kunſt rüſtige Entſchloßenheit, wozu der große Künſtler oft am wenigſten geneigt iſt, weil er ſich bei der Ausführung ſelbſt am ſchwerſten befriedigt, und dagegen am meiſten Genuß darin findet, eine geliebte Schöpfung ſeiner Einbildungskraft innerlich auszubilden. Es iſt daher gut, wenn er in der Zudringlichkeit derer, die ſich mit geringen Mitteln in die ſchwierige Laufbahn wagen, einen Antrieb findet, friſch Hand an das Werk zu legen. Es iſt für den Schauſpieldichter wichtig, mit der Bühne in unmittelbarer Verbindung zu ſtehn, damit er ſie entweder ſelbſt lenke, oder ſich nach ihren Bedürfniſſen zu richten wiße; und die damaligen dramatiſchen Dichter waren großentheils zugleich Schauſpieler. Das Theater machte noch wenig litterariſche Anſprüche, dadurch blieb es frei von der Pedanterei der Schulgelehrten. Es gab noch keine Zeitſchriften, die als Werkzeug der Kabale die Meinung mißleiten konnten. An Eiferſucht und Sticheleien unter den Schriftſtellern fehlte es nicht, das Publikum ergötzte ſich hieran mehr, als daß es Aergerniß genommen hätte; es entſchied ſich mit unbefangnem Sinn nach dem Maße ſeiner Unterhaltung. Ueberhaupt war ſowohl bei den Dichtern und Schauſpielern, als bei den Zuſchauern die weſentlichſte Bedingung des Gedeihens vorhanden: wahre Liebe zur Sache. Dieſe war um ſo unzweideutiger, weil die theatraliſche Kunſt damals noch nicht mit allen den fremden Zierraten und Erfindungen des Luxus umgeben war, welche die Aufmerkſamkeit zerſtreun und den Sinn beſtechen können, ſondern in der beſcheidenſten, und man kann ſagen, in der demüthigſten Geſtalt auftrat. Für die Bewundrer Shakſpeares muß es ein Gegenſtand der Neugierde ſein, wie das Theater ausſah, wo ſeine Werke zuerſt aufgeführt wurden. Man hat einen Kupferſtich von dem Schauſpielhauſe, dem er vorſtand, und das von dem Sinnbilde eines den Atlas vertretenden Hercules ‚die Weltkugel‘ hieß: es iſt ein maſſives Gebäude ohne allen architektoniſchen Zierrat, ſogar beinahe ohne Fenſter an den Außenwänden. Das Parterre war unter freiem Himmel und man ſpielte an hellem Tage; die Scene hatte keine andre Decoration, als gewirkte Teppiche, die in einiger Entfernung von den Wänden hiengen, und verſchiedne Eingänge frei ließen. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne, eine Art von Balkon, der zu verſchiednen Zwecken diente, und nach Befinden der Umſtände allerlei bedeuten mußte. Die Schauſpieler erſchienen bis auf ſeltne Ausnahmen in der gewöhnlichen Tracht ihrer Zeit, höchſtens durch höhere Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen ausgezeichnet. Die hauptſächlichſten Mittel der Verkleidung waren falſches Haar und Bart, zuweilen wohl auch Maſken. Die Frauenrollen wurden durch Knaben geſpielt, ſo lange ihre Stimme es erlaubte. Zwei Schauſpielergeſellſchaften in London, die zu den vornehmſten gehörten, beſtanden ſogar ganz aus Knaben, nämlich den Chorſängern von der Kapelle der Königin und der Paulskirche. Zwiſchen den Akten war keine Muſik gebräuchlich, wohl aber in den Stücken ſelbſt Märſche, Tänze, Lieder von einzelnen Singſtimmen und dergleichen, wenn es die Gelegenheit gab, auch Trompetenſtöße bei'm Eintritt hoher Perſonen. In der ältern Zeit war es üblich, die Handlung, ehe ſie geſprochen wurde, zwiſchen jedem Aufzuge in ſtummer Pantomime (dumb show) vorzuſtellen, allegoriſch oder auch ohne Einkleidung, um der Erwartung eine beſtimmte Richtung zu geben. Shakſpeare hat noch bei dem Schauſpiel im Hamlet dieſe Sitte beobachtet.

Wir ſind jetzt durch den Aufwand an allem theatraliſchen Zubehör, Architektur des Schauſpielhauſes, Beleuchtung, Muſik, Täuſchung der wie auf den Wink eines Zauberſtabes wechſelnden Decorationen, Maſchinerie und Coſtum dergeſtalt verwöhnt, daß uns dieſe dürftige Beſchränktheit auf keine Weiſe zuſagen will. Indeſſen ließe ſich vielleicht Manches zu Gunſten einer ſolchen Verfaßung der Bühne anführen.

Wo durchaus keine glänzenden Nebenſachen anlocken, da werden die Zuſchauer in der Hauptſache, nämlich der Vortrefflichkeit der dramatiſchen Compoſition und ihrer Belebung durch Vortrag und Geberdenſpiel, deſto ſchwerer zu befriedigen ſein. Wenn in der äußern Ausſchmückung die Vollkommenheit nicht zu erreichen ſteht, ſo wird der Kenner lieber ganz darauf Verzicht leiſten, als ſich durch das Mißlungne und Geſchmackwidrige ſtören laßen. Und wie ſelten iſt das Vollkommne hierin erreicht worden! Seit etwa anderthalb Jahrhunderten hat man angefangen, auf den europäiſchen Bühnen Fleiß auf die Beobachtung des Coſtums zu wenden; was darin geleiſtet worden, hat dem großen Haufen immer herrlich geſchienen, und doch kann man ſich aus den Kupferſtichen, welche die gedruckten Schauſpiele zuweilen begleiten, und aus allen Angaben leicht überzeugen, daß es immer ſehr läppiſch und manieriert ausfiel, und daß man bei allem Bemühen, ſich ausländiſch oder antik zu geſtalten, die Mode ſeiner Zeit nicht los werden konnte. Lange galt eine Art von Reifrock für das unentbehrliche Zubehör eines Helden; die Allongen-Perücken und Fontangen haben ſich eben ſo lange im heroiſchen Trauerſpiel behauptet, als in der wirklichen Welt; ſpäterhin hätte man es für barbariſch gehalten, ohne gepudertes und gekräuſeltes Haar zu erſcheinen: auf dieſes ſetzte man einen Helm mit bunten Federn, eine Scherpe von Zindeltaft flatterte über dem goldpapiernen Panzer, und der Achilles oder Alexander war fertig. Jetzt iſt man endlich auf einen reineren Geſchmack zurückgekommen, auf einigen Haupttheatern wird das Coſtum wirklich gelehrt und in einem ſtrengen Stil beobachtet. Man verdankt dieß hauptſächlich der antiquariſchen Reform in den bildenden Künſten, und der Annäherung des weiblichen Putzes an die griechiſchen Trachten; denn die Schauſpielerinnen waren immer am abgeneigteſten, auf der Bühne die Moden fahren zu laßen, wodurch ſie in der Geſellſchaft ihre Reize geltend machten. Jedoch ſind die Schauſpieler noch ſehr ſelten, die eine Toga oder einen griechiſchen Purpurmantel mit natürlichem Anſtande zu tragen wißen, und nicht in Augenblicken der Leidenſchaft mit dem Halten und Werfen der Draperie ungebührlich beſchäftigt ſcheinen.

Unſer Syſtem der Decoration iſt eigentlich für die Oper erfunden, der es auch in der That am beſten angemeßen iſt. Es hat einige unvermeidliche Gebrechen, andre die ſich allerdings vermeiden laßen, aber ſelten vermieden werden. Zu den unvermeidlichen Gebrechen zähle ich die Brechung der Linien auf den Seitencouliſſen aus allen Geſichtspunkten außer einem einzigen, das Mißverhältniß der Größe des Schauſpielers, wenn er im Hintergrunde auftritt, mit den perſpektiviſch verkleinerten Gegenſtänden, die ungünſtige Beleuchtung von unten und von hinten, den Widerſpruch der gemalten und der wirklichen Lichter und Schatten, die Unmöglichkeit die Bühne nach Belieben zu verengen, ſo daß nun das Innre eines Pallaſtes und einer Hütte dieſelbe Höhe und Breite einnimmt, und dergleichen mehr. Die vermeidlichen Fehler ſind: Mangel an Einfachheit und großen ruhigen Maſſen; Ueberladung mit überflüßigen und zerſtreuenden Gegenſtänden, weil der Maler entweder ſeine Stärke in der Perſpektive zeigen wollte, oder den Raum nicht anders auszufüllen wußte; eine manierierte, oft ganz unzuſammenhängende, ja unmögliche Architektur, in buntſcheckigen Farben, die keiner Steinart in der Welt ähnlich ſehen. Nur durch die Unwißenheit der Zuſchauer in den bildenden Künſten können die meiſten Decorationsmaler Glück machen: ich habe oft ein ganzes Parterre über eine Decoration entzückt geſehn, wovon jedes verſtändige Auge ſich mit Widerwillen wegwenden mußte, und an deren Stelle eine ſchlichte grüne Hinterwand weit vorzüglicher geweſen wäre. Daß durch die Verwöhnung des Geſchmacks in Abſicht auf den Glanz der Decorationen und die Pracht der Kleidungen die Verwaltung der Theater ein verwickeltes und koſtſpieliges Geſchäft geworden iſt, wobei dann oft die Haupterforderniſſe, nämlich gute Stücke und gute Schauſpieler, den Nebenſachen nachſtehn müßen, dieſen Nachtheil will ich hier nicht einmal erwähnen.

Wiewohl die ältere engliſche Bühne eigentlich keine Decoration hatte, ſo kann man ihr doch den Gebrauch der Maſchinerie nicht ganz abſprechen: die Aufführung einiger Stücke, z. B. des Macbeth, des Sturmes und andrer, läßt ſich ohne das beinahe nicht denken. Unter der Regierung Jakobs des Erſten lebte der berühmte Baumeiſter Inigo Jones, der zur Ausſchmückung der am Hofe aufgeführten Masquen Ben Jonſons ſehr zuſammengeſetzte und künſtliche Maſchinen in Bewegung geſetzt hat.

Auf dem ſpaniſchen Theater trat in der Zeit, wo es ſich bildete, derſelbe Umſtand ein, wie auf dem engliſchen, daß man ſich, wenn die Scene einen Augenblick leer blieb, und andre Perſonen durch einen andern Eingang hereinkamen, eine Veränderung des Schauplatzes denken mußte, wiewohl durchaus keine ſichtbar war; und dieſer Umſtand hat auf die Form der Schauſpiele den vortheilhafteſten Einfluß gehabt. Der Dichter durfte nicht erſt mit dem Decorationsmaler zu Rathe gehen, was ſich würde vorſtellen laßen und was nicht, noch überrechnen, ob der Vorrath vorhandner Decorationen hinreichte, oder neue gefertigt werden müßten.

Er verzwängte die Handlung nicht in Betreff des Wechſels der Zeiten und Oerter, ſondern er ſtellte ſie ſich ganz ſo vor, wie ſie natürlicher Weiſe vorgegangen wäre *); es blieb der Einbildungskraft überlaßen, nach den andeutenden Reden die Zwiſchenräume auszufüllen, und ſich die Umgebungen hinzuzudenken. Dieſer Aufruf an die ergänzende Phantaſie ſetzt freilich nicht nur wohlwollende, ſondern auch verſtändige Zuſchauer in einer poetiſchen Stimmung voraus. Die wahre Täuſchung beſteht eben darin, wenn man durch die Eindrücke der Dicht- und Schauſpiel-Kunſt ſo hingerißen wird, daß man die Nebenſachen überſieht, und die ganze übrige Gegenwart vergißt. Das ſpöttiſche Auflauern hingegen, ob nicht irgend ein Umſtand der ſcheinbaren Wirklichkeit widerſpricht, die, ſtrenge genommen, doch niemals vollkommen zu erreichen ſteht, beweiſt die Ohnmacht der Einbildungskraft und die Unfähigkeit getäuſcht zu werden. Dieſer proſaiſche Unglaube kann ſo weit gehen, daß es den theatraliſchen Künſtlern, die unter jeder Verfaßung der Scene gewiſſe Vergünſtigungen bedürfen, ganz unmöglich fällt, durch ihre Hervorbringungen die Zuſchauer zu ergötzen, und ſo ſind dieſe am Ende die Feinde ihres eignen Genußes.

Man beklagt ſich heut zu Tage, und mit Recht, daß in Shakſpeares Stücken der allzuhäufige Wechſel der Decorationen

---

*) Capell, ein einſichtsvoller und von den übrigen unbillig zurückgeſetzter Commentator Shakſpeares hat den Vortheil hievon in einer Anmerkung zu Antonius und Kleopatra treffend in's Licht geſetzt. Es machte die Dichter ſo kühn, wenn die Wahrheit der Handlung es erforderte, Auftritte zu entwerfen, die auch der geſchickteſte Maſchiniſt und Decorations-Maler kaum vor die Augen würden bringen können, wie z. B. in einem ſpaniſchen Schauſpiele Seegefechte vorkommen.

eine Störung verurſacht. Allein der Dichter iſt hieran ganz unſchuldig. Man muß wißen, daß damals die engliſchen, ſo wie die ſpaniſchen Schauſpiele ohne Angabe des Schauplatzes und ſeiner Veränderungen gedruckt wurden. Bei'm Shakſpeare haben die neueren Herausgeber die ſceniſchen Anweiſungen hinzugefügt, und ſind dabei mit einer pedantiſchen Genauigkeit verfahren. Wer die Aufführung eines Stückes von Shakſpeare zu leiten hat, darf nur dreiſt alle die Veränderungen des Schauplatzes wegſtreichen, die folgendermaßen lauten: „ein andres Zimmer im Pallaſt, eine andre Straße, „ein andrer Theil des Schlachtfeldes,“ u. ſ. w. Bloß durch dieſes Mittel werden in den meiſten Fällen die Decorations-Verwandlungen auf eine ganz mäßige Anzahl herabgeſetzt werden.

Von der Kunſt der Schauſpieler auf einem Theater, das ſo wenig äußern Glanz hatte, als das ältere engliſche, werden diejenigen, welche den Mann nach dem Kleide zu beurtheilen pflegen, geneigt ſein, ſich eine wenig vortheilhafte Vorſtellung zu machen. Ich ziehe hieraus einen ganz entgegengeſetzten Schluß: der Mangel an anlockenden Zufälligkeiten macht die Sorgfalt im weſentlichen deſto nothwendiger. Verſchiedne Engländer *) haben ſchon die Meinung geäußert, die Schauſpieler der erſten Epoche möchten vorzüglicher geweſen ſein als die der zweiten, wenigſtens bis auf Garrick; und wenn man ſonſt keinen andern Beweis hätte, ſo würde mir dieß ſchon durch die Beſchaffenheit der Stücke Shakſpeares ſehr wahrſcheinlich werden. Es fällt in die Augen, daß ſeine meiſten Hauptrollen einen großen Schauſpieler erfordern; der hohe und gedrängte Stil ſeiner Poeſie kann

---

*) S. ein Geſpräch vor dem 11. Bande von Dodsley's old plays.

ohne den nachdrücklichſten und biegſamſten Vortrag nicht verſtanden werden; oft ſetzt er zwiſchen den Reden ein ſchwieriges ſtummes Spiel voraus, welches er gar nicht angiebt. Ein Dichter, der bloß und unmittelbar für die Bühne arbeitet, wird ſeine ganze Wirkung nicht auf ſolche Züge berechnen, von denen er voraus ſieht, daß ſie bei der Aufführung durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner Dolmetſcher verloren gehen werden. Shakſpeare hätte alſo ſeine dramatiſche Kunſt geflißentlich herabſtimmen müßen, wenn er nicht vortreffliche theatraliſche Gehülfen gehabt hätte. Der Name und das rühmliche Andenken einiger von ihnen hat ſich bis auf unſre Zeit erhalten. Weil man nicht gern einem einzigen Manne zwei große Talente in gleichem Maße zugeſteht, ſo hat man nach ſehr unſtatthaften Gründen angenommen, Shakſpeare ſelbſt ſei nur ein mittelmäßiger Schauſpieler geweſen. (Man hat noch keine beſtimmte Nachricht von einer Hauptrolle gefunden, die Shakſpeare in ſeinen eignen Stücken übernommen hätte. Im Hamlet ſpielte er den Geiſt: allerdings eine ſehr wichtige Rolle, weil das ganze Stück Gefahr läuft, in's Lächerliche zu fallen, wenn ſie verfehlt wird. Ein Schriftſteller jener Zeit ſagt in einem ſatiriſchen Pamphlet, der Geiſt habe erbärmlich gewinſelt, daraus ſchließt man, Shakſpeare habe ſchlecht geſpielt: welche Logik! Bei der Herſtellung des Theaters unter Karl dem Zweiten war man begierig, Ueberlieferungen und Nachrichten aus der ältern Zeit einzuſammeln. Lowin, der urſprüngliche Hamlet, unterrichtete Betterton über die Weiſe, wie die Rolle zu faßen wäre. Es lebte noch ein Bruder Shakſpeares, ein ſteinalter Mann, der niemals litterariſche Bildung gehabt und bei dem das Alter das Gedächtniß geſchwächt hatte. Aus dieſem konnte man nichts weiter herausbringen als: er habe zuweilen ſeinen Bruder in der Stadt beſucht, und ihn einsmals einen Greis mit weißem Haar und Bart ſpielen ſehen. Nach der Beſchreibung ſchloß man, dieß müße der treue Bediente Adam in Wie es euch gefällt geweſen ſein, ebenfalls eine Rolle vom zweiten Range. Bei den meiſten Stücken Shakſpeares weiß man nicht das Geringſte über die Rollenvertheilung. Bei zwei Stücken Ben Jonſons ſteht Shakſpeares Name unter denen der vornehmſten Schauſpieler.) Die Lehren Hamlets an den Schauſpieler beweiſen wenigſtens, daß er ein vollkommner Kenner war. Freilich iſt die Einſicht und das richtige Urtheil nicht immer mit den Mitteln der Ausführung gepaart; Shakſpeare beſaß aber ein ſehr wichtiges und zu oft nachgelaßenes Erforderniß der ernſten Schauſpielkunſt, eine ſchöne und edle Geſichtsbildung. Auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er Vorſteher des angeſehenſten Schauſpielhauſes geworden ſein würde ohne das Talent, ſelbſt zu ſpielen und das Spiel Andrer zu lenken. Konnte doch Ben Jonſon, wiewohl ein verdienſtvoller Dichter, nicht einmal die Stelle eines Schauſpielers erlangen, weil er keine glückliche Anlage hatte. Aus der angeführten Stelle im Hamlet, aus der burlesken Tragödie der Handwerker im Sommernachts-Traum, und aus manchen andern Stellen, geht hervor, daß es ſchon damals eine Ueberſchwemmung von ſchlechten Schauſpielern gab, die auf alle die Abwege geriethen, woran wir uns heut zu Tage ärgern; aber das Publikum wußte, wie es ſcheint, ſehr gut zu unterſcheiden, und war nicht leicht zu befriedigen. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht folgendes Gleichniß in Richard dem Zweiten:

As in a theatre the eyes of men,
After a well-grac'd actor leaves the stage,
Are idly bent on him that enters next,
Thinking his prattle to be tedious, etc.

Ein kritiſches und ergründendes Studium der Alterthümer des engliſchen Theaters läßt ſich nur in England ſelbſt anſtellen: die alten Abdrücke der dahin gehörigen Stücke ſind ſogar dort ſelten, und in auswärtigen Bibliotheken gar nicht vorhanden; die neueren Sammler haben nur einzelne Proben und nicht den ganzen Vorrath geben können. Es wäre ſehr wichtig, alle Schauſpiele beiſammen zu ſehen, die unbezweifelt vorhanden waren, ehe Shakſpeare ſeine Laufbahn antrat, um mit Gewißheit zu entſcheiden, was er etwa in der dramatiſchen Kunſt von Andern lernen mögen. Das Jahr der Erſcheinung eines Stückes auf der Bühne iſt aber meiſtens ſchwer auszumitteln, weil der Druck oft erſt ſehr lange nachher erfolgte. Wenn man in den Arbeiten der Zeitgenoßen Shakſpeares, auch der älteren, die aber doch gleichzeitig mit ihm zu ſchreiben fortfuhren, Aehnlichkeiten mit ſeinem Stil und Spuren ſeiner Kunſt entdeckt, ſo bleibt es immer zweifelhaft, ob man ſie für das ſchwächere Vorbild, oder für die unvollkommne Nachahmung zu halten hat. Shakſpeare ſcheint eben die Biegſamkeit des Geiſtes, und eben die Beſcheidenheit gehabt zu haben, wie Raphael, der auch, ohne doch jemals ein Nachahmer und ſeinem hohen und ſtillen Genius ungetreu zu werden, alle Fortſchritte ſeiner Mitwerber zu ſeinem Vortheile verwandte.

Einige ſchwache Verſuche, die Form der antiken Tragödie mit Chören u. ſ. w. einzuführen, ſind frühzeitig zum Vorſchein gekommen, aber bald ohne Wirkung verſchollen. Sie zeigen, wie die meiſten von den Neueren gemachten Verſuche dieſer Art, durch welche ſeltſamen Brillen man die alten Dichter ſah: denn es iſt unglaublich, wie unähnlich ſie den griechiſchen Tragödien ſind, nicht bloß an Werth und Gehalt, das verſteht ſich von ſelbſt, ſondern ſogar in den

Aeußerlichkeiten, welche am leichteſten zu faßen ſind. Am häufigſten wird Ferrex und Porrex oder das Trauerſpiel vom Gorboduc angeführt, die Arbeit eines Lords aus den erſten Zeiten der Eliſabeth. Pope hat dieß Stück wegen ſeiner Regelmäßigkeit hoch geprieſen, und beklagt, daß die gleichzeitigen Dichter nicht auf dieſem Wege fortgegangen: ſo, meinte er, hätte ſich in England ein klaſſiſches Theater bilden können. Dieß Urtheil beweiſt nur, daß Pope, der doch für einen vollendeten Kenner der Poeſie gilt, ſelbſt von den erſten Elementen der dramatiſchen Kunſt keinen Begriff hatte. Es giebt nichts Geiſt- und Lebloſeres, auch im Ton der Sprache und im Versbau einförmiger Hingeleiertes, als dieſen Ferrex und Porrex; wiewohl die Einheiten des Ortes und der Zeit keinesweges beobachtet und eine Menge Begebenheiten darin abgefertigt ſind, ſo bleibt dennoch der Schauplatz gänzlich leer an Bewegung: alles, was geſchieht, wird in endloſen Berathſchlagungen zuvor angekündigt, und nachher in eben ſo endloſen Erzählungen berichtet. Ein andres mißglücktes Werk verwandter Art, Muſtapha, ebenfalls von einem großen Herrn, iſt ein ermüdendes Gewebe von allen Spitzfindigkeiten der Staatsräſon; beſonders die Chöre ſind wahre Abhandlungen. Indeſſen finden ſich unter den unzähligen gereimten Sentenzen manche, die wohl in den ſpäteren Stücken Corneilles ihre Stellen einnehmen könnten. Kyd, einer von den Vorgängern Shakſpeares, die Ben Jonſon mit Lobe nennt, hat Garniers Cornelia bearbeitet. Das heißt in der That die Nachahmung der Alten aus der dritten oder vierten Hand empfangen.

Das erſte ernſthafte Stück, welches auf eine populare Wirkung berechnet war, iſt die ſpaniſche Tragödie, von dem Schauplatze der Geſchichte, und nicht von der Entlehnung aus einem ſpaniſchen Schriftſteller, ſo benannt. Es erhielt ſich ziemlich lange auf der Bühne, wiewohl die nachfolgenden Dichter es häufig zur Zielſcheibe ihres Spottes und ihrer Parodien machten. Es pflegt ſo zu gehen, daß das Publikum nicht leicht von einer in der erſten regen Empfänglichkeit für die Eindrücke einer noch unbekannten Kunſt gefaßten Vorliebe zurückkommt, auch wenn es längſt beßere, ja vortreffliche Werke kennen gelernt hat. Dieſes Stück iſt allerdings voller Abgeſchmacktheiten; der Verfaßer hat ſich an die Schilderung der gewaltſamſten Lagen und Leidenſchaften gewagt, ohne ſeine Ohnmacht zu ahnden; beſonders iſt die Kataſtrophe, die an Entſetzlichkeit alles Erſinnliche überbieten ſoll, auf läppiſche Art herbeigeführt, und macht bloß eine lächerliche Wirkung. Das Ganze iſt wie die Zeichnungen der Kinder, ohne Beobachtung der Proportionen, und mit unſichrer Hand gekritzelt. Bei vielem Bombaſt hat doch der Ton des Dialoges etwas Natürliches, ja Vertrauliches, und im Wechſel der Auftritte ſpürt man eine leichte Bewegung, wodurch der allgemeine Beifall, den dieß unreife Werk erhielt, einigermaßen begreiflich wird.

Unter Shakſpeares Vorgängern verdienen noch Lilly und Marlow bemerkt zu werden. Lilly war ein Schulgelehrter, und bemühte ſich in die engliſche Proſa und in den Geſprächston eine verſchrobne Zierlichkeit einzuführen, womit es ihm ſo gut gelang, daß er eine Zeitlang Mode-Schriftſteller war, und daß die Hofdamen nach ſeinem Buche Euphues ihre Unterhaltung bildeten. Sein Luſtſpiel in Proſa, Campaſpe, iſt ein warnendes Beiſpiel, daß man aus Anekdoten und epigrammatiſchen Einfällen niemals ein dramatiſches Ganzes zuſammen baut. Der Verfaßer war ein gelehrter Witzling, aber durchaus kein Dichter.

Marlow hatte mehr wahres Talent, und war auf einem richtigeren Wege. Er hat die Geſchichte Eduards des Zweiten zwar ſehr kunſtlos, jedoch mit einer gewiſſen Treue und Einfalt behandelt, ſo daß manche Auftritte ihre pathetiſche Wirkung nicht verfehlen, Seine Verſe ſind fließend, aber ohne Nachdruck; wie Ben Jonſon dazu kommt, den Ausdruck ‚Marlow's mighty line' von ihm zu gebrauchen, begreife ich nicht. Von Lillys ſüßlicher Manier konnte Shakſpeare nichts lernen oder benutzen; in Marlows Eduard dem Zweiten hingegen glaube ich allerdings das ſchwächere Vorbild der früheſten hiſtoriſchen Stücke Shakſpeares zu entdecken.

Unter den alten Luſtſpielen in Dodsleys Sammlung ſcheinen mir der Flurſchütze von Wakefield, und Grim der Köhler von Croydon aus der früheren Zeit vor Shakſpeare herzurühren. Beide ſind nicht ohne Verdienſt, in der Manier der Marionettenſtücke: in dem erſten iſt eine volksmäßige Ueberlieferung, in dem zweiten eine ſcherzhafte Legende mit treuherziger Jovialität behandelt.

Ich habe mich bei den Anfängen des engliſchen Theaters länger aufgehalten, als ſie ihrem innern Werthe nach verdienen, weil man neuerdings in England die Behauptung an's Licht gebracht hat, Shakſpeare zeige mehr Verwandtſchaft mit den in Vergeßenheit gerathnen Werken ſeiner Zeitgenoßen, als man bisher gewöhnlich zu glauben geneigt geweſen. Gewiſſe äußre Aehnlichkeiten dürfen uns eben ſo wenig Wunder nehmen, als die Gleichheit der Kleidertrachten an Bildniſſen aus derſelben Zeit. Im engern Sinne aber gebraucht man das Wort Aehnlichkeit nur von der Verwandtſchaft der Züge, die den Geiſt und das Gemüth ausdrücken. Ferner können als ein gültiger

Beweis für obige Behauptung nur ſolche Schauſpiele angeführt werden, die ausgemacht vor dem Anfange von Shakſpeares Laufbahn geſchrieben ſind; denn in den Werken ſeiner jüngern Zeitgenoßen, eines Decker, Marſton, Webſter und Andrer iſt die etwanige Aehnlichkeit ganz natürlich zu erklären: die Spuren der Nachahmung Shakſpeares ſind deutlich genug. Ihre Nachahmung hielt ſich indeſſen bloß an das Aeußerliche und Einzelne; dieſe Schriftſteller haben in der That, ohne die Tugenden ihres Muſters, alle die Fehler an ſich, welche unverſtändige Beurtheiler an Shakſpeare fälſchlich getadelt haben.

Ein etwas günſtigeres Urtheil verdienen Chapman, der Ueberſetzer des Homer, und Thomas Heywood, nach den einzelnen Probeſtücken von ihnen in Dodsleys Sammlung. Chapman hat die bekannte Geſchichte der Matrone von Epheſus unter dem Titel Die Thränen der Wittwe nicht ohne komiſches Talent behandelt. Heywoods Durch Güte getödtete Frau (A woman kill'd with kindness) iſt ein bürgerliches Trauerſpiel: ſo früh finden ſich ſchon Beiſpiele von dieſer Gattung, die man für neu ausgegeben hat. Es iſt die Geſchichte einer zärtlich geliebten, und dennoch mit einem Verführer, den ihr Mann mit Wohlthaten überhäuft hat, treulos gewordnen Gattin; ihr Fehltritt wird entdeckt, ihr Gemahl kann keinen härteren Entſchluß über ſich gewinnen, als ſie ohne Kränkung ihrer Ehre von ſich zu entfernen; ſie grämt ſich vor Reue zu Tode. Die Verführung iſt nicht gehörig durch eine allmäliche Stufenfolge hindurchgeführt, aber die letzten Auftritte ſind wahrhaft erſchütternd. Ein deutlich ausgeſprochner moraliſcher Zweck iſt vielleicht dem bürgerlichen Trauerſpiel weſentlich; oder vielmehr eben dadurch wird eine Darſtellung menſchlicher Schickſale, ſie mögen Könige oder Privat-Familien betreffen, aus der idealiſchen Sphäre in die proſaiſche Welt herabgezogen. Aber wenn man einmal dieſe untergeordnete Gattung gelten läßt, ſo wird man finden, daß die Forderungen der Moral und der dramatiſchen Kunſt zuſammentreffen, und daß die höchſte Strenge der ſittlichen Grundſätze wiederum zur dichteriſchen Erhebung führt. Der Anblick der unächten Reue, die nur die Strafe abzukaufen ſucht, iſt peinlich: die Reue als der Schmerz über die unerſetzliche Einbuße der Unſchuld, iſt einer wahrhaft tragiſchen Schilderung fähig. Man gebe dem obigen Stücke einen glücklichen Schluß, denſelben, der heut zu Tage in einem bekannten Schauſpiele troß des Aergerniſſes ſo allgemeinen Beifall gefunden hat, nämlich die Ausſöhnung der Gatten, nicht am Sterbebette der Reuigen, ſondern bei geſundem Muthe, und die Erneuerung der Ehe, ſo würde es nicht nur um den moraliſchen, ſondern auch um den poetiſchen Eindruck geſchehen ſein.

Uebrigens iſt dieß Stück von Heywood ziemlich kunſtlos und leicht hin gearbeitet: ſtatt die Haupthandlung gehörig zu entwickeln, zerſtreut uns der Verfaßer durch eine zweite Verwickelung, die mit jener gar nicht oder ſehr loſe zuſammenhängt. Dieß darf uns nicht wundern, denn Heywood war zugleich ein Schauſpieler und ein übermäßig fruchtbarer Schriftſteller. Er hatte, wie er ſelbſt ſagt, zwei hundert und zwanzig Stücke ganz oder großentheils geſchrieben, und war ſo ſorglos über dieſe vermuthlich ohne viele Mühe zu Stande gebrachten Hervorbringungen, daß ihm die Handſchriften der meiſten abhanden gekommen waren, und daß nur fünfundzwanzig zur Bekanntmachung für den Druck übrig blieben.

Allen den bisher genannten Schriftſtellern und noch vielen andern iſt es nicht gelungen, wie viel Beifall ſie auch bei ihren Lebzeiten finden mochten, ein lebendiges Andenken ihrer Werke auf die Nachwelt zu bringen. Unter Shakſpeares jüngeren Zeitgenoßen und Mitwerbern erlangten dieſe Auszeichnung nur wenige; hauptſächlich Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher, und Maſſinger.

Dreiunddreißigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Ben Jonſon. Beurtheilung ſeiner Werke. Masquen. Beaumont und Fletcher. Allgemeine Charakteriſtik dieſer Dichter, und Bemerkungen über einige Stücke. Maſſinger und andre Zeitgenoßen unter Karl I.

Ben Jonſon fand an Shakſpeare einen bereitwilligen Aufmunterer ſeines Talentes. Sein erſtes, wiewohl noch ziemlich unvollkommnes Stück Jedermann in ſeiner Laune (Every man in his humour) wurde durch Shakſpeares Fürſprache auf die Bühne gebracht, am Sejanus legte Shakſpeare ſogar ſelbſt Hand an, und übernahm in beiden eine Hauptrolle. Dieſe gaſtfreie Aufnahme wurde dem großen Geiſte, der über alle Eiferſucht und kleinliche Künſtler-Leidenſchaften erhaben war, bald übel vergolten. Jonſon überhob ſich gegen Shakſpeare mit ſeiner Schulgelehrſamkeit, der einzigen Seite, wo er wirklich einen Vorzug vor ihm hatte, er ſtreute ſeinen Stücken und Prologen allerlei beißende Anſpielungen ein, und verwarf beſonders jene Bezauberungen der Phantaſie, die Shakſpeares eigenthümliches Erbtheil waren, als dem ächten Geſchmack entgegen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß man bemerken, daß er nicht unter einem glücklichen Geſtirn geboren war: ſeine Stücke fielen ganz und gar, oder erfreuten ſich eines geringen Beifalls neben der erſtaunlichen Popularität Shakſpeares; obendrein hetzten ihn ſeine Nebenbuhler mit theatraliſchen und andern Satiren, als einen läſtigen Pedanten, der Alles beßer wißen wollte wie ſie: alles dieß zuſammen machte ihm viel ſchwarzgallichten Humor. Er beſaß wirklich einen ſehr gründlichen Verſtand, er war ſich bewußt, daß er die Kunſt mit Ernſt und Eifer ausübe; daß ihm die Natur eine Eigenſchaft verſagt hatte, welche durch keine Anſtrengung erlangt wird, nämlich die Grazie, konnte er freilich nicht ahnden. Er dachte, ſeines Fleißes kann ſich Jedermann rühmen, wie Leſſing bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagt. Nach einigen Unglücksfällen auf der Bühne nahm er alſo die Partei, im voraus zu erklären, ſeine Stücke ſeien gut, und wenn ſie nicht gefallen ſollten, ſo könne dieß nur von dem Unverſtande der Menge herrühren. Sehr luſtig lautet die Ueberſchrift eines verunglückten Luſtſpiels, das er im Druck herausgab, „wie „es niemals vorgeſtellt, ſondern von gewiſſen Dienern des „Königs höchſt nachläßig geſpielt, und von andern Unterthanen des Königs noch ekler angeſehen und getadelt worden.“ *)

Jonſon war ein kritiſcher Dichter, im guten und im ſchlimmen Sinne des Wortes. Er ſuchte ſich deutlich Rechenſchaft abzulegen, was er jedesmal zu leiſten habe: es gelang ihm daher am beſten mit derjenigen Gattung, woran der Verſtand den größten, und Einbildungskraft und Gefühl nur einen untergeordneren Antheil hat, dem Charakter-Luſtſpiel.

---

*) As it was never acted, but most negligently play'd by some the King's servants, and more squeamishly beheld and censured by others the King's subjects.

Er legte aber nichts in ſeine Werke hinein, was kritiſche Zergliederungen nicht wieder herausziehen können, weil er zu dieſen das Zutrauen hegte, ſie erſchöpften alles wodurch die Poeſie gefällt und entzückt. Er ſah nicht ein, daß in der chemiſchen Retorte des Kritikers eben das Koſtbarſte, der flüchtige Lebensgeiſt eines Gedichts, verdunſtet. Es fehlt ſeinen Werken überhaupt an Seele, an jenem unnennbaren Etwas, das immer von Neuem anzieht und bezaubert, eben weil es ſich nicht erklären läßt. In den lyriſchen Stücken ſeiner Masquen vermißt man eine gewiſſe geiſtige Muſik der Bilder und Töne, die ſich nicht durch genaue Beobachtung ſchwieriger Silbenmaße hervorbringen läßt. Ueberall ſteht er zurück in Bezug auf ſolche Vorzüge, die ſich von ſelbſt einſtellen müßen, und um die es ſchon geſchehen iſt, wenn der Künſtler ſie ſich abſichtlich zu eigen machen will. Man muß es ihm nicht verargen, wenn er ſeine Werke für verdienſtlich hielt, denn ſie ſind wirklich ganz ſein eignes Verdienſt, wie erworbene ſittliche Eigenſchaften. Es koſtete ihm Mühe ſie hervorzubringen, und es macht leider auch Arbeit ſie zu leſen. Sie gleichen feſten und zweckmäßig errichteten Gebäuden, vor denen aber das ſchwerfällige Gerüſte ſtehen geblieben iſt, welches den leichten Ueberblick und den harmoniſchen Eindruck hindert.

Man hat von Jonſon zwei tragiſche Verſuche und eine beträchtliche Anzahl Luſtſpiele und Masquen.

Zur Würde des tragiſchen Tones konnte er ſich wohl erheben, aber er hatte durchaus keine Anlage zum Pathetiſchen. Da er überall den Grundſatz der Nachahmung der Alten predigt, und man ihm die gelehrte Kenntniß ihrer Werke nicht abſprechen kann, ſo iſt es merkwürdig, wie weit ſich ſeine beiden Trauerſpiele in Gehalt und Form von der griechiſchen Tragödie entfernen. Man ſieht an dieſem Beiſpiel, welchen Einfluß der herrſchende Ton eines Zeitalters, und der Gang, welchen eine Kunſt einmal eingeſchlagen, auch auf einen ſehr ſelbſtändigen Geiſt hat. Bei dem hiſtoriſchen Umfange, den Jonſon ſeinem Sejanus und Catilina gab, war an Einheit der Zeit und des Ortes nicht zu denken; auch ſind beide Stücke mit einer Menge von Nebenperſonen überhäuft, dergleichen man in keiner griechiſchen Tragödie findet. Im Catilina ſpricht der Geiſt des Sylla den Prolog, ungefähr wie der des Tantalus im Atreus und Thyeſtes von Seneca; dem Ende jedes Aufzuges iſt ein lehrhafter moraliſierender Chor angehängt, ohne gehörig eingeführt oder mit dem Ganzen verknüpft zu ſein. Darauf beſchränkt ſich die ganze Aehnlichkeit mit den Alten; übrigens bleibt es bei der Form von Shakſpeares hiſtoriſchen Schauſpielen, aber ohne deren romantiſchen Reiz. Man kann nicht mit Gewißheit ſagen, ob Jonſon ſchon Shakſpeares römiſche Stücke vor Augen hatte: vermuthlich wenigſtens bei'm Catilina; auf keinen Fall hat er ihm die Kunſt abgelernt, der Geſchichte treu zu bleiben und dennoch die Forderungen der Poeſie zu befriedigen. Unter Jonſons Händen iſt der Stoff eben Geſchichte geblieben, ohne Poeſie zu werden; die geſchilderten politiſchen Vorfälle haben mehr das Anſehen eines Geſchäftes, als einer Handlung. Catilina und Sejanus ſind gründliche dramatiſche Studien nach dem Salluſt und Cicero, nach dem Tacitus, Sueton, Juvenal und Andern; das iſt das Beſte, was ſich davon rühmen läßt. Im Catilina, der übrigens vorzüglicher iſt als Sejan, muß man noch die nicht verſchmolzne Ungleichartigkeit der Maſſen tadeln. Der erſte Aufzug hat am meiſten Schwung, wiewohl er durch Mangel an Schonung empört: man ſieht eine geheime Zuſammenkunft der Verſchwörer, und die Natur ſcheint durch furchtbare Anzeichen der raſenden Begeiſterung der Bosheit zu antworten. Der zweite Aufzug ſchildert die Intriguen und Liebeshändel verderbter Frauen, wodurch die Verſchwörung an's Licht kam, und ſtreift ſtark an das Luſtſpiel hin; die letzten drei Aufzüge enthalten dialogiſierte Geſchichte, mit vielem Verſtande entwickelt, aber ohne ſonderliche poetiſche Erhebung. Es iſt zu beklagen, daß Jonſon nur ſeinen eignen Text vom Sejanus gegeben, und Shakſpeares Veränderungen nicht mitgetheilt hat. Man wäre neugierig zu ſehen, durch welche Mittel dieſer die Einförmigkeit des Stückes zu beleben verſucht haben mag, ohne deſſen Plan zu verändern, und in wie fern ſich ſein Genius fremden Abſichten zu fügen gewußt.

Nach dieſen Verſuchen entſagte Jonſon der tragiſchen Muſe, und in der That beſtimmte ihn auch ſein Talent ganz für das Luſtſpiel und zwar für das Charakter-Luſtſpiel. Indeſſen iſt ſeine Charakteriſtik mehr ernſthaft ſpottend als zum Lachen eingerichtet; die ſpäteren römiſchen Satiriker waren faſt noch mehr ſeine Muſter als die Komiker. Jener leichte Scherz war ihm verſagt, der harmlos um Alles gaukelt, der eine bloße Eingebung der Fröhlichkeit zu ſein ſcheint, aber um ſo philoſophiſcher iſt, weil er nicht eine beſtimmte Lehre einkleidet, ſondern nur eine allgemeine Ironie enthält. In Jonſons komiſchen Erfindungen zeigt ſich mehr Beobachtungsgeiſt als Phantaſie. Deswegen ſind ſeine Stücke auch von Seiten der Intrigue mangelhaft. Er hielt ſehr auf die Reinheit der Gattung, wollte keine romanhaften Motive gebrauchen, und nahm niemals ſeine Zuflucht zu einer Novelle. Aber ſeine Mittel der Verwickelung und Auflöſung ſind oft unwahrſcheinlich und gezwungen, ohne durch reizende Kühnheit die Einbildungskraft zu beſtechen. Auch wo er eine glückliche Anlage gemacht hat, bedarf er ſo viel Raum zum Ausmalen der Charaktere, daß man die Intrigue oft aus den Augen verliert, und die Handlung ſich nur ſchwerfällig fortbewegt. Er gleicht zuweilen den allzu genauen Porträtmalern, die der Aehnlichkeit zu lieb jede Pockengrube und Sommerſproße mit in die Nachahmung aufnehmen zu müßen glauben. Er iſt häufig beargwohnt worden, wirkliche Perſonen mit dieſer oder jener Rolle zu meinen; zugleich hat man ihm vorgerückt, ſeine Charaktere ſeien bloß perſonificierte Allgemeinbegriffe, und wiewohl dieſe Vorwürfe einander zu widerſprechen ſcheinen, ſo ſind ſie doch beide nicht ganz ohne Grund. Er war ein methodiſcher Kopf: wo er alſo einen Charakter einmal bei einem Hauptbegriffe gefaßt hatte, da führte er dieſen ſtrenge durch: was bloß zur individuellen Belebung gedient hätte, ohne ſich hierauf zu beziehen, hätte ihm eine Abſchweifung geſchienen. Auch ſind ſeine Namen meiſtens bis zu einer mißfälligen Deutlichkeit ſprechend, und zum Ueberfluße fügt er nicht ſelten dem Perſonen-Verzeichniß erklärende Beſchreibungen bei. Auf der andern Seite übte er den Grundſatz, der Komiker müße das wirkliche Leben darſtellen, mit einem kleinlichen Fleiße aus. Er faßte meiſtens die Sitten ſeiner Nation und ſeiner Zeit auf: dieß war zu loben; aber er hieng ſich oft zu ſehr an äußerliche Eigenheiten, an Seltſamkeiten und Zierereien des Modetons, die man damals Humore nannte, und die ihrer Natur nach ſo vorübergehend ſind als Kleidertrachten. Deswegen veraltete ſein Komiſches zum Theil ſehr ſchnell, und ſchon bei Wiedereröffnung des Theaters unter Karl dem Zweiten fanden ſich keine Schauſpieler, die dergleichen Caricaturen gehörig zu geben gewußt hätten. Solche Lokalfarben, wenn ſie nicht verbleichen ſollen, müßen ganz mit Geiſt durchdrungen ſein. Dieß wußte Shakſpeare zu leiſten. Man vergleiche ſeinen Osrick im Hamlet mit Faſtidius Briſk in Jonſons Jedermann außer ſeinem Humor: beides ſind Schilderungen der faden Ziererei eines damaligen Höflings; aber Osrick, wiewohl er ſeine ganz eigne Sprache redet, bleibt für alle Zeiten ein treffendes und verſtändliches Bild der Geckerei, Faſtidius iſt ein Porträt in einer aus der Mode gekommenen Tracht, und weiter nichts. Indeſſen iſt Jonſon nicht immer in dieſen Fehler verfallen; ſein Hauptmann Bobadill zum Beiſpiel in Jedermann in ſeinem Humor, ein bettelhafter und feiger Abenteurer, der ſich bei jungen einfältigen Leuten als Rauſer geltend macht, iſt zwar bei weitem nicht ſo ergötzlich und original als Piſtol, aber bleibt in ſeiner Art auch nach veränderten Sitten muſterhaft, und ſpätere engliſche Komiker haben ihn nachgeahmt.

In dem eben genannten Stücke, Jonſons erſter Arbeit, iſt die Handlung äußerſt ſchwach und unbedeutend. In dem folgenden, Jedermann außer ſeinem Humor, iſt er noch weiter auf den Abweg gerathen, die komiſche Wirkung bloß in Caricatur-Zügen ohne alles Intereſſe der Situationen zu ſuchen: es iſt eine Rhapſodie lächerlicher Auftritte ohne Zuſammenhang und Fortrückung. Auch der Bartholomai-Jahrmarkt iſt bloß eine derbe Bambocciate, worin ſich eben nicht mehr Folge bemerken läßt, als in dem Gewühl, dem Lärm, den Zänkereien und Diebereien, die bei einer ſolchen Ergötzung des Pöbels vorzufallen pflegen. Die gemeine Behaglichkeit wird nur allzu natürlich geſchildert; doch verdient die Rolle des Puritaners ausgezeichnet zu werden: ſeine kaſuiſtiſche Berathſchlagung, ob es erlaubt ſei, nach der Sitte auf dem Jahrmarkt ein Spanferkel zu eßen, nachher ſeine

Strafrede gegen die Marionetten als einen heidniſchen Bilderdienſt, ſind unvergleichlich und voll von dem kräftigſten komiſchen Salz. Ben Jonſon ſah damals wohl nicht voraus, daß die Puritaner nach einem Menſchenalter mächtig genug werden würden, um für dergleichen Spöttereien an ſeiner Kunſt eine ſehr ernſthafte Rache zu nehmen.

Von Seiten der Anlage verdienen am meiſten Lob Volpone, der Alchymiſt und Epicöne oder Das ſtumme Mädchen. In Volpone hat ſich Jonſon einmal in italiäniſche Sitten verſetzt, aber nicht von der idealiſchen Seite. Der Hauptgedanke iſt vortrefflich und großentheils meiſterlich ausgeführt; nachher aber geht Alles zu ſehr auf Gaunereien aus, wo dann die Criminal-Juſtiz in's Mittel treten muß, und das Stück nimmt mit der Beſtrafung der Schuldigen ein nichts weniger als luſtiges Ende. Im Alchymiſten gewähren ſowohl die Betrüger als die Betrognen viel Unterhaltung, nur läßt ſich der Verfaßer zu gründlich auf alchymiſtiſche Gelehrſamkeit ein. Von einem unverſtändlichen Kauderwelſch müßen im Luſtſpiel nur kurze Proben gegeben werden, und am beſten iſt es, wenn ſie eine Nebenbedeutung haben, die der, welcher dieſe geheimnißvolle Sprache führt, nicht beabſichtet; auf die Länge fortgeſetzt macht es Langeweile, wie in den Schriften ſelbſt, die dabei zum Muſter gedient haben. In dem Dummen Teufel (The devil's an ass) hat der Dichter von einer phantaſtiſchen Erfindung, womit er anhebt, die aber freilich nicht die ſeinige war, nicht den gehörigen Vortheil gezogen, und die getäuſchte Erwartung kann durch andre Scenen von gutem komiſchem Gehalt nicht zufrieden geſtellt werden.

Von allen Stücken Jonſons möchte wohl keines ganz ſo wie es iſt heut zu Tage auf dem Theater gefallen, wie ja auch die meiſten ſchon zu ſeiner Zeit nicht gefielen; aber Auszüge daraus dürften ſich mit Glück machen laßen. Ueberhaupt wäre aus ihm viel zu entlehnen, und ſowohl an ſeinen Vorzügen, als an ſeinen Mängeln, viel zu lernen. Seine Charaktere ſind meiſtens feſt und richtig gezeichnet, nur fehlt es oft an der Kunſt, ſie durch den Contraſt der Situationen hervorzuheben. Selten hat er hierin Scenen ſo glücklich angelegt wie die in Jedermann in ſeinem Humor, wo der eiferſüchtige Kaufmann zu einem wichtigen Geſchäft abgerufen wird, da ſeine Frau eben einen ihm verdächtigen Beſuch erwartet, wo er alſo ſeinen Bedienten gern zum Wächter beſtellen will, ohne ihm doch ſein Geheimniß anzuvertrauen, weil er vor allen Dingen fürchtet, man möchte ſeine Eiferſucht merken. Dieſe Scene iſt ein Meiſterſtück, und wenn Jonſon immer ſo komponiert hätte, ſo müßte man ihn unter die erſten komiſchen Dichter zählen.

Bloß der Vollſtändigkeit wegen erwähnen wir die Masquen, allegoriſche Gelegenheitsſtücke, meiſtens für Hoffeſte beſtimmt, und mit Maſchinerie, verlarvten Aufzügen, Tanz und Geſang ausgeſchmückt. Dieſe Nebengattung iſt mit Jonſon beinahe wieder ausgeſtorben, ſpäterhin hat nur der Komus von Milton einigen Ruhm erlangt. Wenn die Allegorie bei der bloßen Perſonification ſtehen bleibt, ſo muß ſie in einem Schauſpiel unfehlbar froſtig ausfallen; die Handlung ſelbſt ſollte allegoriſch werden, und dazu gehören ſinnreiche Erfindungen, wovon uns beinahe nur die ſpaniſchen Dichter glückliche Beiſpiele darbieten. Die bemerkenswertheſte Eigenheit der Masquen von Jonſon ſcheinen mir die ſogenannten Antimasquen zu ſein, eine Parodie, die der Dichter ſelbſt zuweilen ſeiner Erfindung beifügt, und meiſtens dem ernſthaften Aufzuge vorangehen läßt. Da die idealiſchen Schmeicheleien, wozu man die Götter vom Olymp herunter bemüht, leicht in's Süßliche fallen, ſo wäre bei ſolchen Gelegenheiten dieß Gegenmittel wohl immer zu empfehlen.

Ben Jonſon, der in allen Stücken die Kunſt etwas handwerksmäßig betrachtete, hatte auch darin Aehnlichkeit mit dem Meiſter eines Handwerks, daß er ſich einen Geſellen zuzog. Er hatte einen Bedienten, Namens Broom, der ſich durch den Umgang und die Lehren ſeines Herrn zum Schauſpieldichter bildete, und mit Beifall Luſtſpiele auf die Bühne brachte.

Beaumont und Fletcher werden immer zuſammen genannt, als wären ſie zwei unzertrennliche Dichter, die alle ihre Werke gemeinſchaftlich entworfen und ausgeführt hätten. Dieſe Vorſtellung iſt aber nicht ganz richtig. Man weiß zwar ſehr wenig von ihren Lebensumſtänden, indeſſen iſt es gewiß, daß Beaumont ſehr jung ſtarb; Fletcher überlebte ſeinen jüngeren Freund zehn Jahre, und fuhr ſo anhaltend fort in ſeiner Laufbahn als dramatiſcher Dichter thätig zu ſein, daß verſchiedne Stücke von ihm erſt nach ſeinem Tode auf die Bühne gebracht, und einige unfertig hinterlaßene von fremder Hand vollendet wurden. Die unter beider Namen geſammelten Stücke belaufen ſich über fünfzig; es iſt alſo wahrſcheinlich, daß von dieſer beträchtlichen Anzahl vielleicht die Hälfte als die Arbeit Fletchers allein betrachtet werden muß. Beaumonts und Fletchers Werke erſchienen erſt eine geraume Zeit nach ihrem Tode, die Herausgeber haben ſich nicht damit bemüht, den Antheil eines jeden kritiſch zu ſondern, noch weniger über die etwanige Verſchiedenheit ihres Talentes Aufſchlüße zu geben. Einige Zeitgenoßen haben Fletchern insbeſondere kühnen Schwung der Einbildungskraft, und ſeinem Freunde reifes Urtheil zugeſchrieben; jener war nach ihrer Meinung eigentlich das erfinderiſche Genie, dieſer der lenkende und mäßigende Kunſtrichter. Allein dieſe Angabe gründet ſich auf nichts. Es iſt jetzt unmöglich, die Hand eines jeden an ſichern Kennzeichen zu unterſcheiden, und es verlohnt ſich auch nicht der Mühe. Alle ihnen zugeſchriebnen Stücke, mögen ſie nun von einem allein, oder von beiden zuſammen herrühren, ſind in demſelben Geiſte und in derſelben Manier gedichtet. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß nicht das Bedürfniß, ihre beiderſeitigen Mängel zu ergänzen, ſondern vielmehr eine große Aehnlichkeit der Sinnesart ſie bewog, ſich ſo anhaltend zu verbinden.

Beaumont und Fletcher begannen ihre Laufbahn bei Lebzeiten Shakſpeares, Beaumont ſtarb noch vor ihm, und Fletcher überlebte ihn nur um neun Jahre. Aus einigen parodierenden Anſpielungen läßt ſich ſchließen, daß ſie eben keine übermäßige Ehrerbietung vor ihrem großen Vorgänger hatten, von dem ſie doch ſo vieles gelernt, und aus dem ſie unläugbar manche einzelne Gedanken entlehnt haben. Sie folgten ſeinem Beiſpiel in der ganzen Form ihrer Schauſpiele, unbekümmert um Ben Jonſons abweichende Grundſätze und um die Nachahmung der Alten. Sie ſchöpften, wie er, aus Novellen und Romanen, ſie ließen pathetiſche und burleſke Auftritte mit einander abwechſeln, und ſuchten durch die Verknüpfung der Vorfälle den Eindruck des Außerordentlichen und Wunderbaren zu erregen. Ihre Abſicht, Shakſpearen in derſelben Gattung zu überbieten, liegt oft deutlich genug am Tage: ihre lobenden Zeitgenoßen gehn geradezu mit der Sprache heraus, ſtellen Shakſpeare weit gegen Beaumont und Fletcher zurück, und behaupten, durch dieſe ſei die engliſche Bühne erſt zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden. In der That verdunkelten ſie in einem gewiſſen Grade Shakſpeares Ruhm in dem nächſten Menſchenalter nach ihm, und noch unter Karl dem Zweiten beſaßen ſie eine größere Popularität als er; der Fortgang der Zeiten hat Alles wieder in die gehörige Ordnung gebracht. Da auf dem Theater ſelbſt das Vortrefflichſte durch häufige Wiederholung ſich abnutzt, und die Neuheit einen großen Reiz hat, ſo iſt die dramatiſche Kunſt dem Einfluß der Mode ſehr unterworfen; ſie iſt mehr als andre Zweige der Litteratur und ſchönen Kunſt der Gefahr ausgeſetzt, ſchnell vom großen einfachen Stil zu einer ſchimmerreichen und oberflächlichen Manier überzugehen.

In der That waren Beaumont und Fletcher Männer von den ausgezeichnetſten Talenten, es fehlte ihnen faſt nichts als tiefer Ernſt des Gemüthes und eine gewiſſe künſtleriſche Weisheit, die in Allem Maß hält, um einen Platz neben den größten dramatiſchen Dichtern aller Nationen zu verdienen. Sie beſaßen eine ungemeine Fruchtbarkeit und Biegſamkeit des Geiſtes, und eine glückliche Leichtigkeit, die nur allzu oft in Leichtſinn ausartete. Die höchſte Vollkommenheit haben ſie faſt nirgends erreicht, ich möchte behaupten, ſie haben ſie nicht einmal geahndet; aber mehrentheils ſcheinen ſie ganz nahe daran zu ſein. Und warum blieb es ihnen verſagt den letzten Schritt zu thun? Die Poeſie war für ſie nicht eine innre Andacht des Gefühls und der Einbildungskraft, ſondern ein Mittel zu glänzendem Erfolge. Sie giengen zuvörderſt auf die Wirkung, die dem großen Künſtler von ſelbſt zufallen muß, wenn er vor allen Dingen darauf bedacht iſt, ſich ſelbſt zu befriedigen. Schauſpieler waren ſie nicht*), wie die meiſten

---

*) In dem von Jakob dem Erſten ertheilten Privilegium der königlichen Schauſpieler wird neben Shakſpeare Lawrence Fletcher

ſten ihrer Vorgänger; aber ſie lebten in der Nähe des Theaters, in beſtändigem Verkehr damit, und ſie verſtanden ſich vortrefflich darauf. Auch kannten ſie ihre Zeitgenoßen aus dem Grunde; allein ſie fanden es bequemer, dem Publikum gefällig entgegenzukommen, als es wie Shakſpeare zu ſich emporzuheben. Sie lebten in einem kräftigen Zeitalter, welches leichter Ausſchweifungen jeder Art verzieh, als Schwäche und Kälte. Sie ließen ſich daher niemals von poëtiſchen, noch moraliſchen Bedenklichkeiten aufhalten, und dieſe Zuverſicht kam ihnen zu ſtatten: ſie gleichen gewiſſermaßen Nachtwandlern, die bei verſchloßnen Augen auch auf gefährlichen Wegen nicht fallen. Selbſt wenn ſie das Verkehrteſte unternehmen, ſo greifen ſie es mit einem gewiſſen Geſchick an. Bei anfangender Ausartung der dramatiſchen Kunſt verlieren die Zuſchauer zuerſt die Fähigkeit, ein Schauſpiel im Ganzen zu beurtheilen; auf die Harmonie der Zuſammenſetzung, auf das richtige Verhältniß aller Theile wenden Beaumont und Fletcher daher den wenigſten Fleiß. Nicht ſelten laßen ſie eine glücklich gemachte Anlage fahren, und ſcheinen ſie beinahe zu vergeßen, ſie bringen etwas anders an, was an ſich gefallen und unterhalten kann, aber nicht an dieſe Stelle gehört, und nicht vorbereitet iſt. Sie ſpannen immer die Neugier, oftmals die Theilnahme, ſie reißen mit ſich fort; jedoch erregen ſie die Erwartung beßer als ſie ſie zu befriedigen wißen. So lange man ſie lieſt, fühlt man ſich lebhaft getroffen; aber es bleiben wenig unvergeßliche Eindrücke davon zurück. Am meiſten mißlingt es ihnen mit ihren tragiſchen Anſprüchen, weil ſie das Gefühl nicht genug aus

---

als Vorſteher der Geſellſchaft genannt. Der Dichter hieß John Fletcher. War jener vielleicht ein Bruder oder naher Verwandter von ihm?

den Tiefen der menſchlichen Natur ſchöpfen, und die Betrachtung nicht genug auf die menſchlichen Schickſale im Allgemeinen hinlenken; weit vorzüglicher ſind ſie im Komiſchen, und in den ernſthaften und pathetiſchen Darſtellungen, welche die Mitte zwiſchen dem Komiſchen und Tragiſchen einnehmen. Die Charaktere ſind oft mit einer gewiſſen Willkür angelegt, und werden ſich ſelbſt ungetreu, wenn es dem Dichter nach ſeinen augenblicklichen Bedürfniſſen bequem fällt; in der äußerlichen Erſcheinung haben ſie Haltung genug. Den ganzen Nachdruck ihres Talents wenden Beaumont und Fletcher auf Gemälde der Leidenſchaften; allein ſie laßen ſich wenig mit der geheimen Geſchichte des Herzens ein: ſie übergehen die erſten Regungen und die allmäliche Steigerung eines Gefühls; ſie faßen es gleich in ſeinen höchſten Graden auf, und entwickeln alsdann deſſen Symptome bis zur Täuſchung ergreifend, nur mit einer übertriebenen Kraft und Fülle. Wenn aber auch ihr Ausdruck nicht immer die ſtrengſte Wahrheit hat, ſo ſcheint er doch immer natürlich: alles hat freie Bewegung, nichts iſt mühſam erzwungen oder weit hergeholt, wenn es auch noch ſo ſeltſam auffällt. Sie vereinigen durchaus in ihrem Dialog den vertraulichen Ton des wirklichen Umgangs und den Schein der augenblicklichen Eingebung mit poetiſchem Schwunge. Sie gehen zwar auf eben die beliebte Natürlichkeit aus, welche einigen Schauſpieldichtern unſrer Zeit ſo große Gunſt gewonnen hat; aber dieſe ſuchten ſie in der Entfernung aller erhebenden Phantaſie, und mußten daher nothwendig in Plattheit verfallen. Beaumont und Fletcher paaren meiſtens die Natürlichkeit mit der Phantaſterei; ſo gelingt es ihnen, das Gemeine als außerordentlich vorzuſtellen, und ein gewiſſes Trugbild des Idealiſchen zu retten. Die Sittlichkeit dieſer Schriftſteller iſt zweideutig. Nicht als ob ſie nicht Seelengröße und Güte, und auf der andern Seite Niedrigkeit und Bosheit mit ſtarken Farben contraſtierten, nicht als ob ſie nicht gewöhnlich mit der Beſchämung oder Beſtrafung der letzten endigten; aber zu oft wird mit Edelmuth Prunk getrieben, wo nur von Pflicht und Rechtlichkeit die Rede ſein ſollte. Alles Gute und Vortreffliche geht in ihrer Schilderung mehr aus wandelbaren Aufwallungen hervor, als aus feſten Grundſätzen; ſie ſcheinen die Tugenden in das Blut zu verlegen; und ganz dicht daneben brüſten ſich bloß ſelbſtiſche und inſtinktartige Triebe, als wären ſie vornehmerer Abkunft. Es giebt eine unheilbar gemeine Seite der menſchlichen Natur, welcher ſich der Dichter immer nur mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit nähern ſollte, wenn er nicht umhin kann ſie wahrnehmen zu laſſen; Beaumont und Fletcher hingegen gönnen der Natur gar keinen Schleier. Sie gehen über Alles gerade mit der Sprache heraus, ſie machen den Zuſchauer zum unwilligen Vertrauten von allem was edlere Gemüther ſogar vor ſich ſelbſt verheimlichen. Was ſich dieſe Dichter daher von Seiten der Unanſtändigkeit erlauben, das überſteigt alle Vorſtellung. Die Zügelloſigkeit in den Reden iſt das Geringſte; viele Auftritte, ja ganze Verwickelungen ſind ſo angelegt, daß ſchon der bloße Gedanke daran, geſchweige denn der Anblick, die Sittſamkeit auf's gröbſte beleidigt. Ariſtophanes iſt ein verwegner Dolmetſcher der Sinnlichkeit; aber wie die griechiſchen Bildhauer in den Geſtalten der Satyrn u. ſ. w., verweiſt er ſie in das bloß thieriſche Gebiet, wohin ſie gehört; nach der damaligen Sittenlehre beurtheilt, iſt er weit unanſtößiger. In einer ganz andern Sphäre legen Beaumont und Fletcher die unſaubre und ekelhafte Haushaltung des Laſters zur Schau, ihre Compoſitionen gleichen dem Tuch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL, A. W. FN. 10463/008

voll reiner und unreiner Thiere im Geſicht des Apoſtels. Dieß war der allgemeine Hang der dramatiſchen Schriftſteller unter Jakob und Karl dem Erſten. Es iſt als ob ſie geflißentlich den Puritanern hätten Recht geben wollen, welche behaupteten, die Theater ſeien eben ſo viele Schulen der Verführung und Kapellen des Teufels.

Denen, welche bloß zu ihrer Unterhaltung und allgemeinen Geiſtesbildung leſen, kann man Beaumonts und Fletchers Werke nur mit Einſchränkung empfehlen. Für den ausübenden Künſtler hingegen und für den kritiſchen Kenner der dramatiſchen Kunſt iſt unendlich viel daraus zu lernen, ſowohl von Seiten ihrer Vorzüge als ihrer Ausſchweifungen. Eine ausführliche Zergliederung eines oder des andern von ihren Werken, wozu uns hier der Raum gebricht, würde dieß in das hellſte Licht ſetzen. Für die Vorſtellung hatten dieſe Stücke zu ihrer Zeit die Bequemlichkeit, daß dazu nicht ſo große Schauſpieler erforderlich ſind, wie zu den Hauptrollen von Shakſpeares Stücken. Um ſie heut zu Tage wieder auf die Bühne zu bringen, müßten die meiſten ganz umgeſchmolzen werden, bei einigen könnte man mit Weglaßen, Mäßigen und Reinigen abkommen. (So viel ich weiß, iſt bis jetzt nur ein einziges auf dem deutſchen Theater, nämlich Rule a wife and have a wife, von Schröder bearbeitet unter dem Titel ‚Stille Waßer ſind tief‘, welches, gut aufgeführt, immer viel Beifall gefunden hat.)

Eine beſondre Erwähnung verdienen die Zwei edlen Vettern (Two noble kinsmen), weil ſie von Shakſpeare und Fletcher gemeinſchaftlich herrühren ſollen. Ich ſehe keinen Grund, dieſe Angabe zu bezweifeln; das Stück iſt zwar erſt nach dem Tode beider erſchienen, aber in welcher Abſicht hätte der Herausgeber oder Drucker dieß betrügeriſcher Weiſe vorgeben ſollen, da Fletchers Name damals wenigſtens eben ſo berühmt oder noch berühmter als Shakſpeares war? Wäre es die Arbeit Fletchers allein, ſo müßte man es unſtreitig für das vortrefflichſte unter ſeinen ernſten und hiſtoriſchen Stücken erklären. Indeſſen es würde parteiiſch ſein, einem ſonſt talentvollen Schriftſteller ein Werk deswegen abzuſprechen, weil es zu gut für ihn ſei. Könnte nicht Fletcher, der in den Gedanken und Bildern nicht ſelten einige Verwandtſchaft mit Shakſpeare zeigt, einmal das Glück gehabt haben, ſich ihm mehr zu nähern als gewöhnlich? Noch mißlicher wäre es, auf die Aehnlichkeit einzelner Stellen mit ſhakſpeareſchen zu fußen. Dieß könnte vielmehr eine Spur der Nachahmung ſein. Ich gründe mich alſo bloß auf die hiſtoriſche Angabe, die vermuthlich von einer Ueberlieferung der Schauſpieler herrührt. Es giebt Kenner der Malerei, die bei den Gemälden Raphaels, welche, wie bekannt, nicht immer ganz von ſeiner Hand ausgeführt ſind, auf ſich nehmen zu entſcheiden, was Franceſco Penni oder Giulio Romano oder irgend ein andrer Schüler daran gemalt. Ich wünſche ihnen Glück zu der Feinheit ihrer Unterſcheidung; ſie ſind dabei wenigſtens ſicher vor der Gefahr, widerlegt zu werden, weil es an Nachrichten fehlt. Ich möchte dieſe Kenner jedoch daran erinnern, daß Giulio Romano ſich durch eine Kopie des Andrea del Sarto nach Raphael hintergehen ließ, und zwar in Abſicht auf ein Bild, woran er ſelbſt mitgemalt hatte. Der vorliegende Fall iſt indeſſen eine noch weit verwickeltere Aufgabe der Kritik. Der Entwurf von Raphaels Bildern rührte wenigſtens von ihm allein her, und nur die Ausführung wurde theilweiſe ſeinen Schülern überlaßen. Um aber auszumitteln, was an den Zwei edlen Vettern Shakſpearen gehören kann, müßte man nicht nur die

Verſchiedenheit der Hände in der Ausführung unterſcheiden, ſondern Shakſpeares Einfluß auf die Anlage des Ganzen beſtimmen. Wenn er ſich aber einmal zur Hervorbringung eines Werkes mit einem andern Dichter vereinigte, ſo wird er ſich auch in einem gewiſſen Grade nach deſſen Anſichten haben bequemen und darauf Verzicht thun müßen, ſeine innerſte Eigenthümlichkeit kund zu geben. Soll ich unter ſo vielen Gründen zum Zweifeln dennoch irgend einen Ausſpruch wagen, ſo glaube ich Shakſpeares Geiſt in einer gewiſſen idealiſchen Reinheit wahrzunehmen, die dieſes Stück vor Fletchers übrigen voraus hat, und in der gewißenhaften Treue, womit die aus Chaucers Palämon und Arcites entlehnte Geſchichte behandelt iſt. Im Stil dürfte Shakſpeares Hand an einer an Dunkelheit gränzenden Kürze und Gedankenfülle am erſten erkennbar ſein; in der Farbe des Ausdrucks haben ſonſt alle damaligen Dichter viel Aehnlichkeit mit einander. Die erſten Aufzüge ſind am ſorgfältigſten ausgearbeitet, nachher dehnt ſich das Stück auf epiſche Art in die Länge; das dramatiſche Geſetz, die Handlung gegen den Schluß zu beſchleunigen, iſt nicht genugſam beobachtet. Die Rolle der Tochter des Schließers, deren Wahnſinn kunſtlos in lauter Monologen fortgeführt wird, iſt gewiß nicht von Shakſpeare, man müßte denn annehmen, er habe ſeine Ophelia überbietend nachahmen wollen.

Uebrigens war die Sitte damals ſehr allgemein, daß zwei oder gar drei Dichter ſich zu einem Schauſpiele vereinigten. Außer dem beſtändigen Beiſpiele von Beaumont und Fletcher finden ſich eine Menge andre. Die Berathſchlagungen über die Anordnung des Plans wurden meiſtens bei fröhlichen Gelagen in öffentlichen Häuſern vorgenommen, wo es einmal einem der Theilnehmer widerfuhr, weil er in poetiſcher Trunkenheit ausgerufen hatte: „Ich will es unternehmen, den König umzubringen!“ als Hochverräther verhaftet zu werden, bis das Mißverſtändniß ſich aufklärte. Für die leichteren Gattungen, welche geſelliger Witz beleben muß, mag dieſe Art der Compoſition gut ſein, überhaupt in Abſicht auf theatraliſche Wirkung mögen vier Augen mehr ſehn als zwei, und gegenſeitige Einwendungen mögen die geſchickteſten Mittel ausfinden helfen. Die höchſte dichteriſche Begeiſterung dürfte aber vielmehr einſiedleriſch als mittheilſam ſein, denn ſie ſucht immer den Ausdruck für etwas Unausſprechliches, was durch einzelne Worte nur geſchwächt und zerſtreut wird, und was ſie nur durch den Geſammt-Eindruck des vollendeten Kunſtwerks erreichen kann, deſſen Idee ihr vorſchwebt.

Ein unvergleichliches und in ſeiner Art einziges Werk von Beaumont und Fletcher iſt Der Ritter von der brennenden Mörſerkeule (the Knight of the burning pestle). Es iſt eine Parodie der Ritterromane; der Gedanke des Ganzen iſt aus dem Don Quixote entlehnt, aber die Nachahmung iſt mit ſolcher Freiheit behandelt und auf Spenſers Feenkönigin insbeſondere gewandt, daß ſie für eine zweite Erfindung gelten kann. Aber die eigentlich ſinnreiche Neuheit des Stückes beſteht in der Zuſammenſtellung dieſer Ironie über einen chimäriſchen Mißbrauch der Poeſie mit einer andern gerade entgegengeſetzten Ironie über die Unfähigkeit, irgend eine Dichtung und die dramatiſche Form insbeſondere zu begreifen. Ein Gewürzkrämer und ſeine Frau kommen als Zuſchauer auf's Theater, ſie ſind unzufrieden mit dem Stück, das eben angekündigt wird, ſie verlangen ein Schauſpiel zu Ehren der Bürgerſchaft, und Ralph, ihr Lehrburſche, ſoll die Hauptrolle darin ſpielen. Man willfahrt ihnen, aber ſie ſind damit noch nicht zufrieden, machen über Alles ihre Bemerkungen, und reden den Schauſpielern immerfort darein. Schon Ben Jonſon hatte erdichtete Zuſchauer zur Schau geſtellt, aber es waren entweder wohlwollende Erklärer oder ungeſchickte Tadler der Abſichten des Dichters: ſie führten alſo immer nur ſeine eigne Sache. Der Gewürzkrämer und ſeine Frau hingegen repräſentieren eine ganze Gattung, nämlich die unpoetiſchen und von Kunſtſinn entblößten Zuſchauer. Die Illuſion wird bei ihnen zum leidentlichen Irrthume, das Vorgeſtellte wirkt auf ſie als wäre es wirklich, ſie ſind dabei dem Eindrucke jedes Augenblicks hingegeben und nehmen Partei für oder wider die Perſonen. Auf der andern Seite zeigen ſie ſich aller ächten Illuſion, d. h. der lebhaften Verſetzung in den Geiſt der Dichtung unfähig: Ralph, wie heldenmäßig und ritterlich er ſich auch geberden mag, bleibt für ſie immer Ralph, ihr Lehrburſche, und ſie maßen ſich an, nach augenblicklichen Einfällen Auftritte zu verlangen, die ganz aus dem Plane des angefangnen Stücks herausgehn. Kurz, die Anſichten und Zumuthungen, womit die Dichter oft von einem proſaiſchen Publikum beläſtigt werden, ſind auf das geiſtreichſte und ergötzlichſte in dieſen Caricaturen von Zuſchauern perſonificiert.

Die treue Schäferin, eine Paſtorale, wird von einigen engliſchen Kritikern ſehr gerühmt, weil ſie allerdings mit großem Fleiß in gereimten und zum Theil lyriſchen Verſen ausgearbeitet iſt. Mir ſcheint es ein ganz verfehltes Werk zu ſein. Fletcher wollte auch einmal klaſſiſch ſein, und that ſeinem natürlichen Talente Gewalt an. Vermuthlich hatte er die Abſicht, Shakſpeares Sommernachts-Traum zu überbieten, aber er hat eine eben ſo ſchwerfällige Dichtung an's Licht gebracht, als jene leicht und luſtig iſt. Das Stück iſt mit Mythologie und landſchaftlichen Schilderungen überladen, untheatraliſch, und dabei ſo weit entfernt von dem ächten Ideal der Schäferwelt, daß es vielmehr die größten Gemeinheiten enthält. Man könnte es eine ſehr unſittſame Lobpreiſung der Keuſchheit nennen. Ich will hoffen, daß Fletcher Guarinis Pastor fido nicht gekannt hat, ſonſt wäre ſein Mißgriff noch weniger zu entſchuldigen.

Es fehlt uns hier an Raum, von den übrigen Werken Beaumonts und Fletchers im Einzelnen zu reden, wiewohl ſie zu vielen lehrreichen Bemerkungen Anlaß geben können. Im Ganzen kann man von dieſen Schriftſtellern ſagen, ſie haben ſich einen prächtigen Pallaſt erbaut, aber nur in den Vorſtädten der Poeſie, während Shakſpeare im Mittelpunkte der Hauptſtadt ſeinen königlichen Sitz hat.

Maſſingers Andenken iſt noch vor kurzem durch eine Ausgabe ſeiner Werke erneuert worden. Einige Litteratoren wollen ihn über Beaumont und Fletcher ſtellen, als hätte er ſich der Vortrefflichkeit Shakſpeares mehr angenähert als dieſe. Ich kann dieß nicht finden. Er ſcheint mir die größte Aehnlichkeit mit jenen beiden zu haben, in der Anlage der Stücke, im Ton der Sitten, auch in der Sprache und dem vernachläßigten Versbau. Ich würde es nicht unternehmen, an innern Kennzeichen zu unterſcheiden, ob ein Schauſpiel von Maſſinger oder von Beaumont und Fletcher herrührt. Dieß gilt auch von andern Zeitgenoßen, z. B. von Shirley, von dem wirklich ein paar Stücke ſich unter die Anzahl der den beiden letztgenannten zugeſchriebnen Werke eingeſchlichen haben ſollen. Es gab damals, wie ſchon geſagt, eine Schule der dramatiſchen Kunſt in England, eine Schule, deren unſichtbares und allzu oft verkanntes Oberhaupt Shakſpeare war; denn Ben Jonſon war faſt ohne Nachfolger geblieben.

Der Manier iſt es eigen, die Züge perſönlicher Originalität zu verwiſchen, und die Hervorbringungen verſchiedner Künſtler einander ähnlich zu machen; und von Manier kann keiner der nach Shakſpeare aufgetretnen dramatiſchen Dichter dieſes Zeitalters freigeſprochen werden. Wenn man indeſſen ihre Werke neben die des folgenden Zeitalters ſtellt, ſo wird man zwiſchen ihnen ungefähr dasſelbe Verhältniß gewahr, wie zwiſchen den Malereien aus der Schule des Michelangelo und denen aus der letzten Hälfte des ſiebzehnten und der erſten des achtzehnten Jahrhunderts. Beide ſind manieriert, aber die Manier in jenen trägt noch die Spuren eines erhabnen Urſprungs in der erſten Geſchlechtsfolge an ſich, in dieſen iſt Alles kleinlich, geziert, leer und oberflächlich. Ich wiederhole es: in einer allgemeinen Geſchichte der dramatiſchen Kunſt iſt die erſte Periode des engliſchen Theaters die einzig bedeutende. Die Schauſpiele der unbekannteſten Schriftſteller dieſer Zeit (ich wage es zu verſichern, ohne ſie bei weitem alle zu kennen) ſind lehrreicher für die Theorie und merkwürdiger als die berühmteſten aus allen ſpäteren Zeiten.

Vierunddreißigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Schließung der Schaubühne durch die Puritaner. Erneuerung des Theaters unter Karl II. Geſchmacks- und Sitten-Verderbniß. Davenant, Dryden, Otway und Andre. Luſtſpieldichter von Wycherley und Congreve an bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gemeinſchaftlich charakteriſiert. Trauerſpiele aus demſelben Zeitraum. Rowe. Addiſons Cato. Neuere. Bürgerliches Trauerſpiel: Lillo, Garrick. Neueſter Zuſtand.

Bei dem bisher geſchilderten Zuſtande blieb es ungefähr unter der Regierung Karls des Erſten, bis im Jahre 1647 die Strafpredigten der Puritaner, die lange gegen das Theater gemurmelt und hierauf laut gedonnert hatten, ſich in Geſetze verwandelten. Schauſpiele aufführen und ſogar anſehen, wurde bei harter Strafe unterſagt. Nun erfolgte ein bürgerlicher Krieg, und hiebei ereignete ſich der außerordentliche Fall, daß die Schauſpieler, die ſonſt, unbekümmert um die Regierungsform, nur für die friedliche Unterhaltung ihrer Mitbürger zu ſorgen pflegen, nothgedrungen eine politiſche Partei ergriffen, deren Intereſſe mit dem ihrer eignen Erhaltung auf das genaueſte zuſammenhieng. Faſt alle nahmen Dienſte in der Armee des Königs, viele kamen für die gute Sache um, die Ueberlebenden kehrten nach London zurück, und fuhren fort, ihre Kunſt insgeheim auszuüben. Aus den Trümmern aller bisherigen Schauſpieler-Geſellſchaften bildete ſich eine einzige, die zuweilen, jedoch mit großer Vorſicht, auf den Landſitzen der Großen in der Nähe von London Vorſtellungen gab. Denn unter allen Seltſamkeiten, welche der damalige gewaltſame Zuſtand der Dinge hervorbrachte, war auch dieſe, daß es für einen Beweis der Anhänglichkeit an die alte Verfaßung galt, Schauſpieler zu lieben, zu belohnen und in ſeiner eignen Wohnung zu beherbergen. Zum Glück verſtanden ſich die Puritaner noch nicht ſo gut auf die Wichtigkeit der Bücher-Cenſur, wie man es ſeitdem gelernt hat: ſonſt hätten die noch ungedruckten dramatiſchen Hervorbringungen der vorgehenden Zeit auch nicht im Druck erſcheinen dürfen, und Vieles würde ohne Zweifel unwiederbringlich verloren gegangen ſein. Dieſe finſtern Fanatiker waren ſo ſehr Feinde alles Schönen, daß ſie nicht nur jede freie Geiſtesergötzung, was irgend das Leben ſchmücken kann, insbeſondere das Schauſpiel, als einen öffentlichen Baals-Dienſt verfolgten, ſondern ſogar der Kirchenmuſik, als einem dämoniſchen Geheul, die Ohren verſtopften. Hätte ihre Herrſchaft ſich länger behauptet, ſo müßte England in eine unheilbare Barbarei verfallen ſein: die Unterdrückung des Theaters dauerte bis zum Jahre 1660, als mit Karl dem Zweiten die freie Ausübung aller Künſte wiederkehrte.

Es iſt genugſam bekannt, welchen Einfluß auf die Sitten und den Zeitgeiſt die Regierung dieſes Königs und die natürliche Rückwirkung gegen die zuvor herrſchende Partei hatte. Wie die Puritaner die republikaniſchen Grundſätze und den Religionseifer haßenswürdig gemacht hatten, ſo ſchien der leichtſinnige Monarch recht dazu geboren, dem Königthum alle Achtung zu verſcherzen. In ſeinem Gefolge überſchwemmten England fremde Thorheiten und Laſter. Der Hof gab den Ton der unverhohlenſten Sittenloſigkeit an, und dieß Beiſpiel griff um ſo weiter um ſich, weil man durch eine eben ſo ausgelaßene Denkart und Lebensweiſe ſeinen Eifer für die neue Ordnung der Dinge zu bewähren glaubte. Der Fanatiſmus der Republikaner war von wahrhafter Strenge der Sitten begleitet geweſen; man fand daher nichts bequemer, als ſich durch den ausſchweifenden Hang zu allen erlaubten oder unerlaubten Vergnügungen zum Royaliſten zu ſtempeln. Nirgends wurde das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten verkehrter nachgeahmt. Die am franzöſiſchen Hofe herrſchende Galanterie war nicht ohne Zurückhaltung und ohne Zartgefühl; man ſündigte, wenn ich ſo ſagen darf, noch mit einiger Würde, und Niemand wagte das Ehrwürdige anzutaſten, wenn ſeine Handlungen auch nicht in Uebereinſtimmung damit waren. Die Engländer ſpielten eine ihnen ganz unnatürliche Rolle, und ſpielten ſie daher mit Ungeſchick: ſie warfen ſich ſchwerfällig in den Leichtſinn: ſie verwechſelten überall die gröbſte Zügelloſigkeit mit freier Aufgewecktheit des Geiſtes, und ſahen nicht ein, daß die Art von Grazie, die bei der Verderbtheit noch möglich iſt, mit dem letzten Schleier, den ſie abwirft, verſchwindet.

Es iſt leicht einzuſehen, welche Wendung eine unter ſolchen Auſpicien unternommene neue Bildung des Geſchmacks nehmen mußte. Man beſaß keine Kennerſchaft in den ſchönen Künſten, man begünſtigte ſie bloß wie andre auswärtige Moden und Erfindungen des Luxus. Man fühlte weder ein wahres Bedürfniß der Poeſie, noch hatte man Sinn dafür: man wollte nur auf eine glänzende und flüchtige Art unterhalten ſein. Das Theater, das in ſeiner vormaligen Einfalt bloß durch die Vortrefflichkeit der dramatiſchen Werke und der Schauſpieler die Zuſchauer angezogen hatte, wurde jetzt mit allen ſeitdem üblichen Zuthaten ausgerüſtet: allein was es an äußerm Schmucke gewann, verlor es an innerm Werthe.

Sir William Davenant war es, dem das engliſche Theater bei ſeiner Erneuerung nach der oft erwähnten Unterbrechung die neue Einrichtung verdankt, wenn anders dieſes Wort hier angebracht iſt. Er führte das italiäniſche Syſtem der Decoration ein, das Coſtum, ſo gut oder ſchlecht man ſich damals darauf verſtand, die Opernmuſik und überhaupt den Gebrauch des Orcheſters. Karl der Zweite hatte ihn zu dieſem Unternehmen mit ausgedehnten Privilegien verſehen. Davenant war zugleich eine Art von Glücksritter und von ſchönem Geiſt, und auf alle Weiſe der königlichen Gunſt werth, zu welcher niemals Würde des Charakters eine Bedingung war. Er gab ſich mit allem ab, was das Bedürfniß eines mannichfaltigen Theater-Repertoriums erfordern kann; er machte Umarbeitungen alter Stücke, ſchrieb eigne Schauſpiele, Opern, Prologe u. ſ. w. Aber von allen ſeinen Arbeiten iſt nichts der verdienten Vergeßenheit entgangen.

Bald wurde Dryden der Held der Bühne, und blieb es eine geraume Zeit hindurch. Dieſer Mann hat durch ſeinen Einfluß auf die Feſtſetzung des Versbaues und der Diction, wenigſtens in den gereimten Verſen, einen mit ſeinem wahren Verdienſt ganz unverhältnißmäßigen Ruhm erworben. Wir laßen es hier dahin geſtellt ſein, ob ſeine Ueberſetzungen der lateiniſchen Dichter nicht bloß manierierte Paraphraſen ſind; ob ſeine politiſchen Allegorien, nachdem das Intereſſe der Parteien erloſchen iſt, ſich ohne die größte Langeweile leſen laſſen; aber ſeine Schauſpiele ſind, in Bezug auf ſeinen großen Ruhm betrachtet, unglaublich ſchlecht. Dryden hatte eine fließende und leichte Verſification, er beſaß ziemlich viel, aber unverdaute Kenntniſſe, und dabei die Gabe, dem von allen Seiten her Entlehnten einen gewiſſen Schein der Neuheit zu geben. Allein was er ohne wahre Tiefe des Geiſtes hätte leiſten können, verdarb er noch durch die nachläßige Uebereilung, womit er ſchrieb: ſeine dienſtbare Muſe war der Nothbehelf eines unordentlichen Lebens. Dabei hatte er eine ungemeßne Eitelkeit; manchmal verkleidet er ſie in demüthigen Prologen, andre Male geht er mit der Sprache heraus und erklärt zuverſichtlich, daß er es beßer als Shakſpeare, Fletcher und Jonſon (die er ungefähr auf die gleiche Höhe ſtellt) gemacht zu haben vermeine; das Verdienſt davon müße aber der Verfeinerung und den Fortſchritten des Zeitalters zugeſchrieben werden. Ei ja! das Zeitalter! Als ob das der Eliſabeth im Vergleich mit dem, worin Dryden lebte, nicht in allen Stücken, „Hyperion bei 'nem Satyr“ geweſen wäre! Dryden ſpielte auch den Kritiker: er ſtattete ſeine Stücke reichlich mit Vorreden und Abhandlungen über die dramatiſche Poeſie aus, worin er über Shakſpeares und Fletchers Genie und über Corneilles ganz entgegengeſetztes Beiſpiel, über die originelle Kühnheit der britiſchen Bühne und über die Regeln des Ariſtoteles und Horaz verwirrt durch einander ſchwatzt. Ein eben ſo verworrenes Gemiſch war denn auch ſeine Ausübung der dramatiſchen Kunſt. Er bildete ſich ein, eine neue Gattung erfunden zu haben, nämlich das heroiſche Schauſpiel: als ob nicht von jeher das Trauerſpiel ſeiner Natur nach heroiſch geweſen wäre! Wenn man aber ein heroiſches Drama ſucht, das dennoch nicht eigentlich tragiſch ſei, ſo hatten es die Spanier längſt in der größten Vollkommenheit beſeßen. Bei der ungemeinen Fertigkeit im Reimen, die Dryden hatte, koſtete es ihm wenig Mühe, ſeine meiſten ernſthaften Stücke ganz in gereimten Verſen abzufaßen. Allein dieß war eine höchſt unglückliche Neuerung. Die zehnſilbigen gereimten Verſe vertreten bei den Engländern ungefähr die Stelle der Alexandriner; ſie haben mehr Freiheit als dieſe in den Abſchnitten, dagegen fehlt ihnen die Abwechſelung der männlichen und weiblichen Reime; ſie gehen eben ſo paarweiſe einher wie die franzöſiſchen Alexandriner, und von Seiten der Silbenmeßung ſind ſie noch einförmiger ſymmetriſch. Sie geben daher dem Dialog unvermeidlich eine große Steifheit. Die Weiſe der ältern engliſchen Dramatiker, ſich im Ganzen der reimloſen Jamben zu bedienen, und nur dann und wann Reime einzumiſchen, war unendlich vorzüglicher. Auch hat man in der Folge den Reim nur allzu ausſchließend verworfen.

Drydens Plane ſind bis zur Abgeſchmacktheit unwahrſcheinlich, die Vorfälle ſind darin gedankenlos zuſammengewürfelt, die ſeltſamſten Theaterſtreiche fallen unaufhörlich aus den Wolken. Von Charakter-Schilderung kann nicht die Rede ſein; in ſeinen Perſonen iſt nicht ein Funke Natur. Leidenſchaften, verbrecheriſche und edelmüthige Geſinnungen fließen ihnen mit gleichgültiger Leichtigkeit von den Lippen, ohne je im Herzen gewohnt zu haben; am meiſten gefallen ſie ſich in heroiſchen Großprahlereien. Der Ton des Ausdrucks iſt abwechſelnd platt und bis zum Unſinn bombaſtiſch, häufig auch beides zugleich: der Dichter gleicht einem Menſchen, der auf Stelzen in einem Moraſte ſpazieren geht. Seinen Witz läßt er in geſchraubten Sophiſtereien, ſeine Einbildungskraft in übel angebrachten weitläuftigen Gleichniſſen glänzen. Alle dieſe Fehler hat der Herzog von Buckingham in ſeinem Luſtſpiel, die Schauſpiel-Probe, (the Rehearsal) lächerlich gemacht: unter dem Namen Bayes iſt Dryden gemeint, wiewohl einige Züge von Davenant und andern gleichzeitigen Schriftſtellern beigemiſcht ſind. Die Einkleidung dieſer kritiſchen Satire könnte künſtlicher und mannichfaltiger ſein; von Seiten des Gehalts aber iſt ſie vortrefflich, und die einzelnen Parodien ſind ſehr luſtig und geiſtreich. Der Geſchmack an dieſen verkehrten Manieren war jedoch zu herrſchend, als daß das Anſehen eines ſo witzigen Kopfes, der zugleich ein Großer des Reichs war, ihm hätte Einhalt thun können.

Jüngere Mitwerber Drydens im Trauerſpiel waren Otway und Lee. Otway lebte in der Dürftigkeit und ſtarb jung: unter günſtigeren Umſtänden hätte er vielleicht mehr geleiſtet. Seine erſten Stücke in gereimten Verſen ſind Nachahmungen von Drydens Manier; er hat auch Racines Berenice bearbeitet. Zwei Stücke von ihm in reimloſen Verſen haben ſich auf der Bühne erhalten: Die Waiſe und Das gerettete Venedig. Es fehlt viel daran, daß dieſe Trauerſpiele gut zu nennen wären, aber es iſt Anlage darin, beſonders in dem letzten, und unter viel leerer Deklamation finden ſich einige wahrhaft pathetiſche Züge. Wie wenig Otway die wahren Regeln der Compoſition verſtand, kann man ſchon daraus ſchließen, daß er in ſeinen Cajus Marius die Hälfte der Scenen von Shakſpeares Romeo und Julia wörtlich oder mit entſtellenden Veränderungen übertragen hat. Es läßt ſich nichts Widerſinnigeres denken, als eine ſolche Epiſode in römiſchen Sitten und in einem hiſtoriſchen Schauſpiele. Dieß unverſchämte Plagiat wird keineswegs dadurch entſchuldigt, daß er es eingeſteht.

Dryden hat verſchiedne Stücke von Shakſpeare umgearbeitet, wie ſich denn damals und noch lange nachher jedermann für fähig dazu hielt. Er ſchrieb auch Luſtſpiele, aber

Wycherley und Congreve machten ſich zuerſt in dieſer Gattung einen Namen. Das gemiſchte romantiſche Drama wurde jetzt ganz bei Seite geſetzt, Alles ſollte entweder Trauerſpiel oder Luſtſpiel ſein. Die Geſchichte jeder dieſer beiden Gattungen läßt ſich alſo beſonders abhandeln, wenn anders etwas, wobei keine fortgehende Entwickelung, ſondern bloß Stillſtand oder gar Rückſchritt und ein unſichres Schwanken nach allerlei Richtungen zu bemerken iſt, eine Geſchichte hat. Indeſſen haben die Engländer unter Karl dem Zweiten und der Königin Anna bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Luſtſpieldichtern gehabt, die ſich gemeinſchaftlich abhandeln laßen, weil die bedeutendſte Verſchiedenheit unter ihnen bloß von einem äußern Umſtande, nämlich dem wechſelnden Ton der Sitten herrührt.

Ich habe an andern Stellen dieſer Vorleſungen gezeigt, daß die Zierlichkeit der Form im Luſtſpiel von der größten Wichtigkeit iſt, weil es durch den Mangel an Sorgfalt von dieſer Seite leicht in eine bloß proſaiſche Nachahmung des Wirklichen ausartet, wobei denn weder von Poeſie, noch von Kunſt überhaupt die Rede ſein kann. Die engliſchen Luſtſpiele ſind aber gerade in der Form ſehr vernachläßigt. Zuvörderſt ſind ſie ſämmtlich in Proſa geſchrieben. Wie ein engliſcher Kritiker mit Grunde bemerkt, hat die Verbannung der Verſe aus dem Luſtſpiele ſogar auf den Versbau im Trauerſpiele nachtheilig gewirkt. Die älteren Dramatiker wußten den Ton ihrer Jamben beliebig herauf und herunter zu ſtimmen; durch die Entfernung dieſer Versart vom vertraulichen Dialog iſt ſie pomphafter und ungelenker geworden. Es iſt wahr, Shakſpeares komiſche Scenen ſind meiſtens ebenfalls in Proſa geſchrieben; aber im gemiſchten Schauſpiel, das eine ernſthafte, wunderbare oder pathetiſche Seite hat, dient die Proſa neben der erhöhten Sprache der Verſe den Gegenſatz zwiſchen der gemeinen und der idealiſchen Geſinnung zu bezeichnen; ſie wird ein poſitives Mittel der Darſtellung. Durchgängige Proſa im Luſtſpiel hingegen iſt nichts als die natürliche Sprache, auf die der Dichter keinen Kunſtfleiß gewandt hat, um ſie bei einer ſcheinbar genauen Nachahmung dennoch zu verfeinern und abzuglätten: es iſt jene Proſa, die Molieres bürgerlicher Edelmann ſein Leben lang geſprochen hatte, ohne es nur zu argwohnen.

Ferner binden ſich die engliſchen Luſtſpieldichter zu wenig an die Einheit des Ortes. Ich habe mich verſchiedentlich erklärt, daß ich, ſobald ein Schauſpiel hiſtoriſchen Umfang oder romantiſchen Zauber haben ſoll, den Wechſel der Scene ſogar für ein Erforderniß halte. Im bürgerlichen Luſtſpiel iſt es aber ganz etwas andres. Ich bin überzeugt, daß es auf die Führung der Handlung in den engliſchen Luſtſpielen faſt immer einen vortheilhaften Einfluß gehabt haben würde, wenn ſich ihre Verfaßer in dieſem Stücke ſtrengeren Geſetzen unterworfen hätten.

Die muntre Gaukelei der italiäniſchen Maſken hat in England von jeher noch weniger Eingang gefunden als in Frankreich. Der Narr oder Clown in Shakſpeares Luſtſpielen iſt vielmehr ein ironiſcher Humoriſt, als ein mimiſcher Poſſenreißer. Intrigue im wirklichen Leben iſt den nordiſchen Nationen ſowohl durch ihre Tugenden, als durch ihre Mängel fremd: ſie haben zu viel Offenheit des Charakters und zu wenig ſchnelle Feinheit des Verſtandes. Es iſt merkwürdig, daß die ſüdlichen Völker bei heftigen Leidenſchaften dennoch die Gabe, ſich zu verſtellen, in weit höherem Grade beſitzen. Im Norden iſt das ganze Leben auf gegenſeitiges Zutrauen eingerichtet. Auch im Schauſpiele werden daher die Zuſchauer weniger darauf geübt und weniger dazu geneigt ſein, ſich an der Geheimhaltung der Abſichten, an ihrem Gelingen durch kühne Liſt, und an der Gegenwart des Geiſtes zu ergötzen, welche bei unerwartet kreuzenden Zufällen aus der Verlegenheit reißt. Indeſſen kann im Luſtſpiele Intrigue im dramatiſchen Sinne ſtattfinden, ohne daß irgend eine der Perſonen eigentlich Intriguen ſpielt. Von Seiten der Verwickelung und Auflöſung ſind aber die engliſchen Luſtſpieldichter am wenigſten zu loben. Es fehlt ihren Planen an Einheit. Shakſpearen glaube ich hinlänglich gegen dieſen Vorwurf gerechtfertigt zu haben; eher verdienen ihn manche Stücke Fletchers. Wenn indeſſen die Einbildungskraft Antheil an einer Dichtung hat, ſo iſt es bei weitem nicht ſo nöthig, daß Alles als Urſache und Wirkung genau unter ſich zuſammenhänge, als wenn das Ganze bloß durch den Verſtand zuſammen gehalten wird. Die doppelte oder dreifache Intrigue in vielen neueren engliſchen Luſtſpielen iſt von engliſchen Kunſtrichtern ſelbſt anerkannt worden. (Unter andern ſagt der ungenannte Verfaßer eines geiſtreichen Briefes an Garrick vor Coxeters Ausgabe von Maſſingers Werken: What with their plots, and dubble-plots, and counter-plots, and under-plots, the mind is so much perplexed to piece out the story, as to put together the disjointed parts of our ancient drama.) Die dabei in's Spiel geſetzten Erfindungen ſind oft nicht recht wahrſcheinlich, ohne doch durch glückliche Neuheit zu reizen, hauptſächlich fehlt es aber an Klarheit und leichter Entwickelung. Die meiſten engliſchen Luſtſpiele ſind viel zu lang. Die Verfaßer überladen ihre Compoſition mit Charakteren, von denen man nicht einſieht, warum ſie ſie nicht in mehrere Stücke vertheilt haben. Es iſt, wie wenn man eine größere Anzahl einander fremder

Perſonen nöthigt, mit demſelben Poſtwagen abzufahren, als eigentlich darin Platz hat: die Reiſe wird unbequemer und die Unterhaltung nicht lebhafter.

Das vornehmſte Verdienſt der engliſchen Luſtſpieldichter dieſes Zeitraums beſteht in der Charakter-Schilderung, und manche haben darin allerdings viel Talent bewieſen, doch möchte ich keinem eigentliches Genie dafür zuſchreiben. Auch von dieſer Seite ſind ihnen die älteren (Shakſpeare, das verſteht ſich von ſelbſt, aber auch Fletcher und Jonſon) überlegen. Selten haben die Neueren gewußt, der Natur die verborgenſten und unwillkürlichſten Regungen abzulauſchen und komiſch aufzufaßen; ſie ſchildern meiſtens nur die natürliche oder angenommene Oberfläche der Menſchen. Dazu kam derſelbe Umſtand, der auch in Frankreich nach Moliere nachtheilig wirkte. Die komiſche Muſe, ſtatt ſich mit dem bürgerlichen Leben der mittleren und unteren Stände, ihrer eigentlichen Sphäre, vertraut zu machen, wurde vornehm: ſie drängte ſich an den Hof, und ſuchte einen Widerſchein der ſchönen Welt aufzuhaſchen. Es war nun nicht mehr ein engliſch nationales, ſondern ein londner Luſtſpiel. Faſt Alles dreht ſich um modiſche Liebeshändel, und um modiſche Geckereien: die Liebeshändel ſind entweder anſtößig oder fade, die Geckereien immer läppiſch und geiſtlos. Dieſe Luſtſpieldichter mögen den Ton ihrer Zeit recht gut getroffen haben: ſie thaten hieran ihre Pflicht, aber ſie haben dieſer Zeit ein klägliches Denkmal geſtiftet. In wenigen Zeitaltern hat man eine ſo tiefe Ebbe des Geſchmacks in den ſchönen Künſten erlebt, als am Schluße des ſiebzehnten und in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Die politiſche Maſchine gieng ihren Gang fort: Kriege, Unterhandlungen und Staatsveränderungen verleihen auch dieſem Zeitalter einen gewiſſen hiſtoriſchen Glanz; aber die Luſtſpieldichter und Porträtmaler haben uns das Geheimniß ſeiner Armſeligkeit offenbart, dieſe durch Abbildung der Kleidertrachten, jene durch Nachahmung des geſellſchaftlichen Tons. Ich bin überzeugt, wenn wir die Geſpräche der damaligen ſchönen Welt heut zu Tage noch anhören könnten, ſie würden uns eben ſo kleinlich geziert und mit Anmaßung geſchmacklos vorkommen, als die Reifröcke, gethürmten Kopfputze und hohen Hackenſchuhe der Frauen, und die großen Perücken, Halskrauſen, hängenden Aermel und Bandſchleifen des männlichen Anzuges. (Wenn ich den guten oder ſchlechten Geſchmack in den Kleidertrachten für ein untrügliches Kennzeichen der geſellſchaftlichen Bildung oder Mißbildung ausgebe, ſo beſchränkt ſich dieß auf das Zeitalter, wo eine Mode aufkommt; denn es kann zuweilen ſehr ſchwer halten, eine verkehrte Mode wieder abzubringen, wenn ſchon längſt in andern Dingen ein beſſerer Geſchmack herrſcht. Die Trachten der Alten waren einfacher und daher dem Wechſel der Mode weniger unterworfen, beſonders die männliche Kleidung war beinahe unveränderlich. Indeſſen ließe ſich bloß nach den Trachten, wie wir ſie aus den alten Denkmälern kennen, eine ziemlich treffende Charakteriſtik der Aegyptier, der Griechen und der Römer entwerfen. An den weiblichen Portraitbüſten aus der Zeit der ſpäteren römiſchen Kaiſer finden ſich oft äußerſt geſchmackloſe Kopfputze; ſogar Büſten mit Perücken, die abgenommen werden können, vermuthlich um ſie zu wechſeln, ſo wie die Originale ſelbſt thaten.)

Der letzte und nicht der geringſte Tadel, der die engliſchen Luſtſpiele trifft, iſt ihre Anſtößigkeit. Ich erſchöpfe Alles mit Einem Worte, wenn ich ſage, daß nach Allem, was man von der Ausgelaßenheit der Sitten unter Karl dem

Zweiten weiß, Wycherley und Congreve einen noch durch ihre Frechheit in Erſtaunen ſetzen. Nicht bloß die einzelnen Reden, und häufig die Anlagen im Ganzen verletzen auf's gröbſte die Sittſamkeit, ſondern es wird in der Rolle des rake, des modigen Wüſtlings, geradezu ſittliche Freigeiſterei gepredigt, und die Ehe iſt der beſtändige Gegenſtand des Spottes. Beaumont und Fletcher haben eine ausſchweifende, aber kräftige Natur geſchildert; nichts iſt hingegen widerwärtiger als rohe Verderbtheit neben den Anſprüchen auf Ueberverfeinerung. Unter der Königin Anna wurden die Sitten wieder anſtändiger, und dieß läßt ſich auch in den Luſtſpielen ſpüren; in der Reihe der engliſchen Luſtſpieldichter: Wycherley, Congreve, Farquhar, Vanbrugh, Steele, Cibber u. ſ. w. läßt ſich ſo ziemlich eine Stufenfolge von der frechſten Unanſtändigkeit bis zu einer leidlichen Sittſamkeit wahrnehmen. Indeſſen hat doch das Beiſpiel der Vorgänger mehr Einfluß als billig auf die Nachfolger gehabt. Durch die Verjährung des Anſehens haben ſich Stücke auf der Bühne erhalten, dergleichen jetzt Niemand wagen dürfte darauf zu bringen. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, deren Urſachen erklärt zu werden verdienen, daß die engliſche Nation in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von einer ſo ganz entgegengeſetzten Denkart zu einer faſt übertriebnen Strenge der Sittſamkeit im geſellſchaftlichen Geſpräch, in Romanen und Schauſpielen, und in den bildenden Künſten übergegangen iſt.

Einige haben von Congreve geurtheilt, er habe allzu viel Witz für einen komiſchen Dichter gehabt. Dieſe Leute mochten wohl keinen ſonderlichen Begriff vom Witze haben. Die Wahrheit iſt, daß Congreve und die übrigen oben genannten Schriftſteller meiſtentheils weniger komiſchen als epigrammatiſchen Witz haben. Oft artet der letzte aber auch in Witzelei aus. Steeles Dialog zum Beiſpiel erinnert nur allzu ſehr an die Briefe im Spectator. Farquhars Anlagen ſcheinen mir unter allen die geiſtreichſten zu ſein.

Die neueſte Periode des engliſchen Luſtſpiels fängt ungefähr mit Colman an. Seitdem ſind die Sitten untadelig geweſen, in feiner und origineller Charakteriſtik iſt manches Gute geleiſtet worden; die Form iſt aber im Ganzen dieſelbe geblieben, und dieſe kann ich nun einmal nicht muſterhaft finden.

Das Trauerſpiel iſt im achtzehnten Jahrhundert in England vielfältig bearbeitet worden, aber ein Genie vom erſten Range iſt nicht darin aufgetreten. Man verließ Drydens Manier, und das war allerdings eine Verbeſſerung. Rowe war ein aufrichtiger Bewunderer Shakſpeares, und ſeine beſcheidne Verehrung dieſes überlegnen Geiſtes ward ihm durch Rückkehr zur Natur und Wahrheit belohnt. Die Spuren der Nachahmung ſind unverkennbar: in Jane Shore iſt ſogar die Rolle des Gloſter geradezu aus Richard dem Dritten entlehnt. Ein kühner und kräftiger Geiſt war Rowe nicht, aber liebenswürdig gefühlvoll; er beſaß Anlage, die ſanfteren Rührungen zu erregen, und hat daher in ſeiner Schönen Büßenden, Jane Shore und Lady Jane Gray mit Erfolg weibliche Heldinnen und ihre Schwächen zum Gegenſtande gewählt.

Addiſon, ein ſchöner Geiſt, aber durchaus kein Dichter, unternahm es, das engliſche Trauerſpiel nach den vermeinten Regeln des guten Geſchmacks zu reinigen. Von einem Kenner der Alten hätte man erwarten ſollen, er würde ſich den griechiſchen Muſtern anzunähern geſucht haben. Ob er dieß beabſichtete, weiß ich nicht, aber gewiß iſt es, daß nichts weiter daraus geworden als ein Trauerſpiel nach franzöſiſchem Zuſchnitt. Cato iſt ein ſchwaches und froſtiges Stück, faſt ohne Handlung, ohne einen einzigen wahrhaft erſchütternden Moment. Ein großes heroiſches Gemälde hat Addiſon durch ſchüchterne Behandlung ſo in's Enge gezogen, daß er nun nicht einmal den Rahmen ohne fremde Einmiſchungen auszufüllen wußte. Er hat daher zu den hergebrachten Liebſchaften ſeine Zuflucht genommen; wohl gezählt ſind ſechs verliebte Perſonen in dem Stück, Catos beide Söhne, Marcia und Lucia, Juba und Sempronius. Der gute Cato kann ſich daher auch nicht enthalten, als ein ſorgſamer Hausvater am Schluße zwei Heiraten zu ſtiften. Bis auf den Sempronius, den Böſewicht des Stücks, ſind die Verliebten ſämmtlich etwas pinſelhaft. Cato, der das Ganze heben ſollte, wird uns faſt nicht handelnd gezeigt: es bleibt ihm nichts mehr übrig, als ſich bewundern zu laßen und zu ſterben. Man könnte meinen, der ſtoiſche Entſchluß des Selbſtmordes ohne Kampf und ohne Leidenſchaft ſei kein günſtiger Stoff; aber im Grunde giebt es keine ungünſtigen Stoffe, es kommt nur darauf an, jeden auf die rechte Art zu faßen. Addiſon iſt durch die leidige Einheit des Ortes bewogen worden, den Cäſar, den einzigen würdigen Gegenſatz zum Cato, wegzulaßen, und hierin hat es ſogar Metaſtaſio beßer getroffen. Die Sprache iſt rein und einfach, aber ohne Schwung; der reimloſe Jambe giebt dem Dialog mehr Freiheit und einen etwas weniger conventionellen Anſtrich, als er in den franzöſiſchen Trauerſpielen hat; dagegen ſteht Cato dieſen an gedrängter Beredſamkeit weit nach.

Addiſon nahm einen großen Anlauf, er brachte alle großen und kleinen Kritiker, Pope an ihrer Spitze, die ganze Miliz des guten Geſchmacks unter die Waffen, um eine hohe

Erwartung von ſeinem mühſam zu Stande gebrachten Stücke zu erregen. Cato wurde denn auch allgemein als ein Meiſterwerk ohne Gleichen gelobpreiſt. Und worauf gründeten ſich dieſe ungemeßnen Anſprüche? Etwa auf die Regelmäßigkeit der Form? Dieſe war von den franzöſiſchen Dichtern ſeit beinahe einem Jahrhundert beobachtet worden, und ſie hatten ungeachtet dieſes Zwanges oft eine weit ſtärkere pathetiſche Wirkung erreicht. Oder auf die politiſchen Geſinnungen? Aber in einem einzigen Geſpräche des Brutus und Caſſius bei'm Shakſpeare iſt mehr Römerſinn und republikaniſche Energie, als in dem ganzen Cato.

Ich bezweifle, daß dieſes Stück jemals einen tiefen und mächtigen Eindruck hat hervorbringen können; aber deſſen Anſehen hat allerdings einen nachtheiligen Einfluß auf die fernere Bearbeitung des Trauerſpiels in England gehabt. Das Beiſpiel des Cato und die immer häufiger werdenden Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele konnten zwar den Glauben an die Unverbrüchlichkeit der Regeln nicht allgemein machen; aber die Rückſicht darauf beunruhigte doch das Gewißen der dramatiſchen Dichter, und ſie machten daher nur einen äußerſt ſchüchternen Gebrauch von den Vorrechten, die ihnen Shakſpeare hinterlaßen hatte. Dieſe Vorrechte waren freilich von der andern Seite zugleich Aufgaben: es gehört eine außerordentliche Meiſterſchaft dazu, um ſo große Maſſen, wie jener zuſammenzufaßen pflegte, mit Einfachheit und Klarheit zu ordnen: man bedarf mehr Zeichnung und Perſpektive zu einer weitläuftigen Freſco-Malerei, als zu einem kleinen Oelgemälde. Daß man der Einmiſchung komiſcher Scenen entſagte, wenn man ihren ironiſchen Zweck nicht mehr verſtand, daran that man ganz Recht; Southern hat es noch in ſeinem Oroonoko verſucht, es iſt aber auch verkehrt genug ausgefallen. Bei der in England ſo allgemeinen Kenntniß und Bewunderung der Alten hätte man erwarten ſollen, daß Jemand eine wahre Nachbildung der griechiſchen Tragödie verſucht hätte; es iſt aber durchaus keine zum Vorſchein gekommen, in der Wahl und Behandlung der Stoffe zeigt ſich vielmehr eine unläugbare Verwandtſchaft mit den Franzoſen. Einige in andern Gattungen geſchätzte Dichter, Young, Thomſon, Glover, haben Trauerſpiele geſchrieben, aber kein einziger hat wahren Beruf dazu gezeigt.

Man hat dann und wann zum bürgerlichen Trauerſpiel ſeine Zuflucht genommen, um der Unfruchtbarkeit der Einbildungskraft aufzuhelfen; allein der vorwaltende und ausſchließliche moraliſche Zweck iſt ein Löſchungsmittel für die ächte poetiſche Begeiſterung. Es hat daher bei wenigen Verſuchen ſein Bewenden gehabt. Der Kaufmann von London und Der Spieler ſind die einzigen Stücke dieſer Gattung, die einen bedeutenden Ruf, ſogar im Auslande, erlangt haben. Der Kaufmann von London wird dadurch merkwürdig, daß Diderot und Leſſing ihn als ein nachahmungswürdiges Muſter anführen. Leſſingen konnte dieſer Irrthum nur in der Lebhaftigkeit ſeiner Polemik gegen den conventionellen tragiſchen Ton entſchlüpfen. Denn in der That muß man ſich Lillos rechtliche Abſichten gegenwärtig erhalten, um den Kaufmann von London nicht eben ſo lächerlich zu finden, als er trivial iſt. Wer ſo gar keine Welt- und Menſchenkenntniß beſitzt, ſollte ſich nicht zum öffentlichen Sittenlehrer aufwerfen. Man könnte aus dieſem Stück eine ganz entgegengeſetzte Lehre ziehen als die, welche der Verfaßer bezweckt, nämlich man müße die jungen Leute zeitig mit liederlichen Mädchen bekannt machen, damit ſie nicht für die erſte, die ihnen Schlingen legt (was ja doch nicht zu vermeiden ſteht), eine unerhörte Leidenſchaft faßen, und dadurch zum Stehlen und Morden gebracht werden mögen. Uebrigens finde ich es nicht Recht, daß der Galgen erſt im letzten Auftritte ſichtbar wird; ein ſolches Stück ſollte immer mit einem Richtplatze im Hintergrunde aufgeführt werden. In Abſicht auf die hieraus zu ziehende Erbauung würde ich aber die Armen-Sünder-Geſchichten vorziehen, die man in England bei Hinrichtungen zu drucken pflegt: ſie enthalten wenigſtens wahre Thatſachen ſtatt ungeſchickter Erdichtungen.

Garricks Erſcheinung macht Epoche in der Geſchichte des engliſchen Theaters, weil er ſein Talent hauptſächlich den großen Rollen Shakſpeares widmete, und auf die ſteigende Bewunderung für dieſen Dichter ſeinen eignen Ruhm baute. Bisher hatte man Shakſpeare nur in verſtümmelten und entſtellenden Bearbeitungen auf die Bühne gebracht. Garrick kehrte im Ganzen zu den wahren Originalen zurück; jedoch erlaubte auch er ſich noch ſehr unglückliche Veränderungen. Mir ſcheint bei'm Shakſpeare durchaus keine Veränderung zuläßig, außer einigen geringen Auslaßungen, die der Zeitgeſchmack fordert. Ohne Zweifel war Garrick ein großer Schauſpieler: ob er Shakſpeares Rollen immer ganz im Sinne des Dichters gefaßt, möchte ich ſelbſt nach den lobpreiſenden Beſchreibungen ſeines Spiels bezweifeln. Indeſſen hat er einen edlen Wetteifer erregt, den Lieblingsdichter der Nation würdig darzuſtellen; dieß iſt ſeitdem in England die höchſte Aufgabe der Schauſpieler geworden, und noch jetzt glänzen dort in dieſem Fache berühmte Talente.

Warum iſt aber dennoch dieſe erneuerte Bewunderung Shakſpeares für die dramatiſche Poeſie unfruchtbar geblieben? Weil man ihn zu ſehr als ein einziges und unerreichbares Genie angeſtaunt hat, das der Natur Alles und der Kunſt

Nichts verdanke. Was ihm gelungen, meinte man, ſei beiſpiellos, und könne ſich nicht wiederholen; ja man müße ſich in dieſelbe Region gar nicht einmal hinwagen. Hätte man ihn dagegen mehr aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkte angeſehen, ſo würde man geſtrebt haben, die Grundſätze, wonach er ſeine Kunſt ausübte, zu verſtehn, und ſie ſich zu eigen zu machen. Ein Meteor erſcheint, verſchwindet, und läßt keine Spur zurück; die Bahn eines Himmelskörpers hingegen kann der Aſtronom nachzeichnen, um die Geſetze der allgemeinen Mechanik dadurch genauer zu erforſchen.

Mit den neueſten dramatiſchen Hervorbringungen der Engländer bin ich nicht genugſam bekannt, um darüber im Einzelnen zu urtheilen. Daß aber die dramatiſche Kunſt und der Geſchmack des Publikums dort in einem großen Verfall ſei, glaube ich ſchon aus folgender Erſcheinung mit Sicherheit ſchließen zu können. Vor einer Anzahl Jahre fanden einige deutſche Schauſpiele ihren Weg auf die engliſche Bühne, Schauſpiele, die unter uns zwar bei der Menge beliebt ſind, aber von den Verſtändigen gar nicht mit zur Litteratur gerechnet werden, und in denen ausgezeichnete Schauſpieler ſich faſt ſchämen, Beifall einzuernten. Dieſe Stücke haben in England das außerordentlichſte Glück gemacht, ſie haben eigentlich, wie die Italiäner ſagen, fatto furore, wiewohl die Kritiker nicht ermangelten, ſich gegen ihre unter empfindſamer Heuchelei verkleidete Unſittlichkeit aufzulehnen. Aus der Armut unſrer dramatiſchen Litteratur begreift es ſich, daß dergleichen Mißgeburten in Deutſchland Eingang fanden; was läßt ſich aber zur Entſchuldigung dieſes verkehrten Geſchmacks anführen, wenn man ſolche Reichthümer beſitzt und von ſo Hoch herunterſteigt wie die Engländer? Gewiſſe Schriftſteller ſind an ſich ſelbſt gar nichts, ſie ſind bloße Krankheits-

Symptome ihres Zeitalters, und, hiernach zu urtheilen, muß man fürchten, daß in England weichliche Sentimentalität im Privatleben häufiger iſt, als die bewundernswürdige politiſche Größe und Energie der Nation vermuthen läßt.

Möchten dort das romantiſche Drama und das große hiſtoriſche Schauſpiel, dieſe wahrhaft einheimiſchen Gattungen, bald wieder belebt werden, und Shakſpeare würdige Nachfolger finden, dergleichen Deutſchland ſchon einige aufzuweiſen hat!

Fünfunddreißigſte Vorleſung.

Spaniſches Theater. Deſſen drei Perioden: Cervantes, Lope de Vega, Calderon. Vom Geiſt der ſpaniſchen Poeſie überhaupt. Einfluß der National-Geſchichte darauf. Form und verſchiedne Arten der ſpaniſchen Schauſpiele. Verfall ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Reichthümer der ſpaniſchen Bühne ſind bis zur Sprichwörtlichkeit angeprieſen worden; auch iſt es unter den italiäniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Dramatikern mehr oder weniger Sitte geweſen, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, meiſtens ohne ſie anzugeben. In den vorhergehenden Vorleſungen habe ich öfter Gelegenheit gehabt, dieß zu bemerken; meine Abſicht konnte jedoch nicht ſein, ein Verzeichniß des Entlehnten zu liefern, welches ziemlich ſtark ausfallen und nur mit vieler Mühe vollſtändig zu machen ſein dürfte. Was den berühmteſten ſpaniſchen Dichtern abgeborgt iſt, läßt ſich leicht nachweiſen; man hat aber auch die Schriftſteller vom zweiten und dritten Range nicht verſchmäht, deren Werke außerhalb Spanien ſelten angetroffen werden. Sinnreiche Kühnheit mit leichter Klarheit in der Intrigue vereinigt, iſt den ſpaniſchen Dramatikern ſo ausſchließend eigen, daß ich mich berechtigt halte, wo ich ſie in einem Luſtſpiele finde, einen ſpaniſchen Urſprung zu vermuthen, wenn auch der Verfaßer ſelbſt es nicht wußte, ſondern ein Plagiat an einer nähern Quelle verübte. So gilt z. B. Der Bediente zweier Herren von Goldoni, ein unter ſeinen übrigen durch die beluſtigende Verwickelung ſehr ausgezeichnetes Stück, für ein Original. Ein gelehrter Spanier hat mich verſichert, daß er es als eine einheimiſche Erfindung kenne. Vielleicht hatte aber Goldoni dabei bloß eine ältere italiäniſche Bearbeitung vor Augen.

Durch das politiſche Uebergewicht Spaniens im ſechszehnten Jahrhundert war die Kenntniß der ſpaniſchen Sprache in Europa ſehr verbreitet worden. Noch in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts finden ſich viele Spuren von Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Litteratur in Frankreich, Italien, England und Deutſchland; ſeitdem iſt das Studium derſelben überall mehr und mehr vernachläßigt worden, bis in Deutſchland neuerdings wieder einiger Eifer dafür ſich geregt hat. In Frankreich hat man durchaus keinen andern Begriff vom ſpaniſchen Theater als den, welchen man ſich etwa aus Linguets Ueberſetzungen bilden kann. Dieſe hat man wieder aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche übertragen, und mit andern nicht beßeren, unmittelbar nach den Originalen vermehrt. Die Ueberſetzer haben aber ihre Wahl faſt einzig auf das Fach der Intriguen-Luſtſpiele beſchränkt, und, da doch ſämmtliche ſpaniſche Schauſpiele verſificiert ſind, einige Entremeses, Saynetes und die aus der neueſten Zeit ausgenommen, Alles in Proſa aufgelöſt, Vieles nur auszugsweiſe gegeben, und es ſich wohl gar zum Verdienſt angerechnet, allen ſogenannten poetiſchen Schmuck ſorgfältig wegzuſchaffen. Bei dieſem Verfahren konnte nur das materielle Gerüſte der urſprünglichen Werke übrig bleiben, das ſchöne Kolorit mußte mit den Formen der Ausführung verloren gehn. Daß Ueberſetzer, welche ſolchergeſtalt einen gänzlichen Mangel an Urtheil über dichteriſche Vorzüge beweiſen, nicht das Vortrefflichſte unter dem ganzen Vorrath ausgewählt haben werden, läßt ſich leicht ermeßen. Auch macht dieſe Gattung, wiewohl ſich in der Erfindung unzähliger ſolcher Intriguen, dergleichen andre Theater-Litteraturen kaum einige aufzuweiſen haben, ein bewundernswürdiger Scharfſinn zeigt, dennoch keinesweges die ſchätzbarſte Seite des ſpaniſchen Theaters aus, deſſen Eigenthümlichkeit ſich in der Behandlung wunderbarer mythologiſcher oder ritterlicher Fabeln, oder hiſtoriſcher Gegenſtände weit glänzender offenbart.

Die von de la Huerta herausgegebene Auswahl in ſechszehn Bänden unter dem Titel Teatro Hespañol, mit Einleitungen über die Verfaßer der Stücke und über die verſchiednen Gattungen verſehen, kann ſelbſt dem Kenner der Sprache keine umfaßende Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Theater verſchaffen; denn ſeine Sammlung beſchränkt ſich ebenfalls faſt ohne Ausnahme auf das Fach der Luſtſpiele in modernen Sitten; auch hat er keine Stücke aus der früheren Periode, von Lope de Vega oder deſſen Vorgängern aufgenommen. Unter uns haben Blankenburg und Bouterweck (der erſte in ſeinen Anmerkungen zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, der zweite in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie) ſich bemüht, die ältere Geſchichte des ſpaniſchen Theaters aufzuklären, die ziemlich dunkel iſt, ehe es eine rechte Geſtalt gewann, und zu litterariſcher Würde gelangte. Auch noch ſpäterhin wurde erſtaunlich vieles für die Bühne geſchrieben, was nie im Druck erſchienen, und alſo entweder ganz verloren gegangen oder nur handſchriftlich vorhanden iſt, da hingegen der umgekehrte Fall, daß man Stücke gedruckt hätte, ohne ſie auf die Bühne zu bringen, faſt nie vorkommt. Eine genaue und vollſtändige kritiſche Geſchichte des ſpaniſchen Theaters möchte daher nur in Spanien ſelbſt ausgearbeitet werden können. Die Notizen der eben genannten deutſchen Litteratoren ſind nutzbar, wiewohl nicht von Irrthümern frei; in den Urtheilen über den poetiſchen Werth und in der ganzen Anſicht weiche ich gar ſehr von ihnen ab.

Die erſten Fortſchritte der dramatiſchen Kunſt in Spanien fallen in die letzte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, die Blüthe nimmt mit dem ſiebzehnten Jahrhundert zugleich ein Ende. Aus dem achtzehnten, ſeit dem Succeſſionskriege, der überhaupt auf die ſpaniſche Litteratur einen bedeutenden nachtheiligen Einfluß gehabt zu haben ſcheint, wird wenig anzuführen ſein, was nicht Verwilderung, Rückſchritt, Beibehaltung der alten Obſervanz ohne Sinn, oder mittelmäßige Nachahmung des Ausländiſchen wäre. Die ſpaniſchen Gelehrten des letzten Menſchenalters überheben ſich zum Theil ihrer alten National-Dichter, das Volk hegt eine große Anhänglichkeit an ſie, und in Mexico wie in Madrid werden ihre Stücke noch immer mit leidenſchaftlichem Beifalle aufgeführt.

Die verſchiednen Bildungs-Epochen der ſpaniſchen Bühne laßen ſich mit dem Namen dreier berühmten Schriftſteller, des Cervantes, Lope de Vega, und Calderon, bezeichnen.

Die älteſten bedeutenden Nachrichten und Urtheile darüber finden ſich in den Schriften des Cervantes, hauptſächlich im Don Quixote, in dem Geſpräche mit dem Canonicus, in der Vorrede zu ſeinen ſpäteren Schauſpielen, in der Reiſe auf den Parnaß, dann auch an andern Stellen zerſtreut. Er hatte in ſeiner Jugend noch die Anfänge der dramatiſchen Kunſt in Spanien erlebt, die er in ihrer Dürftigkeit ſowohl an dichteriſchem Gehalt, als an theatraliſcher Ausſchmückung, launig ſchildert.

Er war berechtigt, ſich als einen der Stifter dieſer Kunſt anzuſehen, denn ehe er durch ſeinen Don Quixote unſterblichen Ruhm erwarb, hatte er fleißig für die Bühne gearbeitet, und zwanzig bis dreißig Stücke von ihm, ſo nachläßig redet er davon, waren mit Beifall aufgeführt worden. Er machte damit keine höheren Anſprüche, ließ, nachdem ſie ihre augenblickliche Beſtimmung erreicht hatten, nichts davon drucken, und erſt vor kurzem ſind zwei dieſer älteren Arbeiten herausgegeben worden. Das eine von dieſen Schauſpielen, vermuthlich das Früheſte des Cervantes, Die Lebensart in Algier, el trato de Argel, trägt im Uebergewicht der Erzählung, in der Magerkeit des Ganzen und in der mangelnden Hervorhebung der Figuren und Situationen noch Spuren von der damaligen Kindheit der Kunſt an ſich. Das andre aber, Die Zerſtörung von Numancia, ſteht ganz auf der Höhe des tragiſchen Kothurns, und iſt durch die bewußtloſe und ungeſuchte Annäherung an die antike Größe und Reinheit eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte der neueren Poeſie. Die Idee des Schickſals herrſcht durchaus darin; die zwiſchen den Aufzügen auftretenden allegoriſchen Figuren leiſten auf einem andern Wege ungefähr was der Chor in den griechiſchen Tragödien: ſie lenken die Betrachtung und verſöhnen das Gefühl. Eine große That des Heldenmuths wird vollbracht, das äußerſte Leiden ſtandhaft erduldet; aber es iſt die That und das Leiden eines ganzen Volkes, deſſen einzelne Mitglieder faſt nur als Beiſpiele auftreten, während die römiſchen Helden als Werkzeuge des Verhängniſſes erſcheinen. Es iſt darin, möchte ich ſagen, ein ſpartaniſches Pathos: alles Einzelne geht unter in dem Gefühle für das

Algier, los baños de Argel, eine Umarbeitung jenes früheren, und Das Labyrinth der Liebe ſogar in ihrer ganzen Anlage ſehr zu loben; alle enthalten ſo viel ſchöne und geiſtreiche Züge, daß man, wenn man ſie für ſich allein betrachtet, auch ohne auf die Numancia Rückſicht zu nehmen, geneigt iſt, die unter den ſpaniſchen Kritikern ziemlich allgemeine Meinung, Cervantes habe kein dramatiſches Talent gehabt, für ein bloßes Vorurtheil zu halten. Vergleicht man ſie aber nur mit den Stücken des Lope, oder vergegenwärtigt man ſich die höheren Forderungen, wozu Calderon ſein Publikum verwöhnte, ſo läßt ſich dieß Urtheil bedingter Weiſe rechtfertigen. Man kann im Ganzen wohl eingeſtehen, daß ſich der Geiſt dieſes Dichters mehr zum Epiſchen, im weiteren Sinne für die erzählende Darſtellungsform genommen, neigte, und daß die beſcheidne Gelindigkeit, womit er die Gemüther anzuregen liebt, nicht zu der Benutzung des Augenblicks und raſchen Gedrängtheit paßt, welche auf dem Theater einheimiſch iſt. Sieht man wieder auf das energiſche Pathos in der Numancia, ſo muß man es faſt nur für zufällig halten, daß Cervantes ſich dieſer Gattung nicht ganz gewidmet, und darin Raum gefunden hat, alle Seiten ſeines erfinderiſchen Geiſtes zu entfalten.

Die Urtheile des Cervantes über die Schauſpiele ſeiner ſpäteren Zeitgenoßen ſind auch eine von den überhörten Stimmen, welche ſich in Spanien von Zeit zu Zeit erhoben, um auf Nachahmung der alten Klaſſiker zu dringen, während der National-Geſchmack ſich durchaus für das romantiſche Schauſpiel in ſeiner kühnſten Form entſchied. Cervantes war dabei aus begreiflichen Urſachen nicht ganz unparteiiſch. Lope de Vega war ihm als dramatiſcher Schriftſteller nachgefolgt, und hatte ihn durch größere Fruchtbarkeit und glänzendere Effekte verdrängt; ein Umſtand, der bei der Unzufriedenheit des Cervantes mit der Richtung des öffentlichen Geſchmacks und der Verfaßung des Theaters in ſeinem höhern Alter allerdings in Anſchlag gebracht werden muß. Dann, ſcheint es, war in ſeinem poetiſchen Gemüthe noch ein proſaiſcher Winkel übrig geblieben, von welchem aus er die Neigung zum Wunderbaren und die Kühnheit phantaſtiſcher Spiele, als der Wahrſcheinlichkeit und Natur entgegen, verwarf; nach der Auctorität der Alten auf reinere Sonderung der Gattungen drang, da doch die romantiſche Kunſt alle Elemente der Poeſie in ihren Hervorbringungen zu verſchmelzen ſucht, wie er es ſelbſt in ſeinen Romanen und Novellen that; und nicht weniger als wahre Verſtöße gegen die Schicklichkeit den raſchen Wechſel der Zeiten und Oerter rügte. Es iſt merkwürdig, daß auch Lope ſeine Rechte verkannte, und eingeſtand, er ſchreibe ſeine Stücke gegen die ihm wohl bekannten Regeln, auf dieſe vielfältig angefochtene Art, nur um der Menge zu gefallen. Daß er dieſe beſonders bedachte, hat allerdings ſeine Richtigkeit, jedoch bleibt er unter allen popularen und beliebten Theater-Schriftſtellern, die je gelebt haben, einer der außerordentlichſten, und verdiente wohl von Cervantes, ſeinem Nebenbuhler und Gegner, in allem Ernſte ein Wunder der Natur genannt zu werden.

Die über allen Glauben zahlreichen Stücke des Lope de Vega ſind zum Theil nie gedruckt worden, und die Sammlung der herausgegebenen iſt außer Spanien ſelten vollſtändig anzutreffen. Vermuthlich iſt Vieles fälſchlich auf ſeinen Namen geſchoben worden, ein Mißbrauch, über den ſich auch Calderon beklagt. Es iſt mir nicht bekannt, ob Lope ſelbſt irgendwo ein Verzeichniß der wirklich von ihm herrührenden Stücke giebt; am Ende hatte er wohl ſelbſt viele davon vergeßen. Indeſſen kann man durch Leſung einer geringen Anzahl es ſchon ziemlich weit in der Bekanntſchaft mit dieſem Dichter bringen, und darf nicht beſorgen, das Ausgezeichnetſte verfehlt zu haben, indem er in ſeinen einzelnen Hervorbringungen nicht durch Erſchwingung ungewöhnlicher Höhen, oder Darlegung unbekannter Tiefen ſeines Gemüthes überraſcht. Unſtreitig erſcheint dieſer bald zu ſehr vergötterte, bald zu ſehr herabgewürdigte Vielſchreiber hier im vortheilhafteſten Lichte, da das Theater zur Ablegung ſeiner drei Hauptfehler, Mangel an Zuſammenhang, Weitſchweifigkeit und unnütz ausgekramter Gelehrſamkeit, die beſte Schule war. In einigen ſeiner Stücke, beſonders den hiſtoriſchen, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. Der König Wamba, Die Jugendſtreiche des Bernardo del Carpio, Die Zinnen von Toro u. ſ. w. herrſcht eine gewiſſe Rohheit der Darſtellung, die aber gar nicht ohne Charakter iſt, und abſichtlich für die Gegenſtände gewählt zu ſein ſcheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit ſchildern, z. B. Die muntre Toledanerin, Die ſchöne Häßliche, zeigt ſich ſchon ein ſehr gebildeter geſelliger Ton. Alle enthalten neben wahrhaft intereſſanten Situationen unvergleichliche Späße, und vielleicht ſind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn ſie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel ſind ungefähr die nämlichen: verſchwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachläßigte Ausführung. Sie gleichen den Gruppen, die ein geiſtreicher Skizziſt, ohne alle Vorbereitung, ohne ſich nur die gehörige Zeit zu nehmen, auf das Papier hinkritzelt, wo ungeachtet dieſes eilfertigen Leichtſinnes jeder Strich Leben und Bedeutung hat. Außer der ſorgfältigen Bildung fehlt es Lopes Werken nur an Tiefe, und an jenen feineren Beziehungen, welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.

Wenn es bei dem Bisherigen, nämlich den Werken des Lope und ſeiner vorzüglicheren Zeitgenoßen, eines Guillen de Caſtro, Montalban, Molina, Matos-Fragoſo u. a., ein Bewenden gehabt hätte, ſo müßte man an dem ſpaniſchen Theater mehr den großen Entwurf und die verſprechenden Anlagen, als die reife Vollendung loben. Aber nun trat Don Pedro Calderon de la Barca auf, ein eben ſo fruchtbarer Kopf, eben ſo fleißiger Schriftſteller als Lope, und ein ganz andrer Dichter, ein Dichter, wenn je einer den Namen verdient hat. In weit höherem Grade erneuerte ſich das Wunder der Natur, der enthuſiaſtiſche Beifall, und die Beherrſchung der Bühne. Die Lebensjahre des Calderon halten gleichen Schritt mit denen des ſiebzehnten Jahrhunderts; er war folglich ſechszehn Jahr alt, als Cervantes, und fünf und dreißig, als Lope ſtarb, den er faſt um ein halbes Jahrhundert überlebte. Nach der Angabe ſeines Lebensbeſchreibers hat Calderon über hundert und zwanzig Schauſpiele geſchrieben, über hundert geiſtliche allegoriſche Akte, hundert ſcherzhafte Zwiſchenſpiele oder Saynetes, und eine Menge nicht dramatiſche Gedichte. (Dieſe Angaben ſind vielleicht etwas rhetoriſch zu nehmen. Die vollſtändigſte und beſte Ausgabe der Schauſpiele, die von Apontes, enthält nur hundert und acht Stücke. Auf Verlangen eines großen Herrn gab Calderon noch kurz vor ſeinem Tode ein Verzeichniß ſeiner ächten Werke. Er nennt hundert und eilf Schauſpiele; aber unter dieſen ſind beträchtlich mehr als drei, die ſich nicht in der Sammlung von Apontes finden. Einige können zwar unter andern Titeln verſteckt ſein, z. B.

das Stück, welches Calderon ſelbſt El Tuzani de la Alpujarra nennt, heißt in der Sammlung Amar despues de la muerte. Andre fehlen unläugbar, z. B. ein Don Quixote, auf den ich beſonders neugierig ſein würde. Nach manchen Spuren zu urtheilen, hatte Calderon eine große Verehrung vor dem Cervantes. Die Sammlung der Autos sacramentales enthält nur zweiundſiebzig, und mehrere giebt auch Calderon nicht an. Und dennoch legt er auf dieſe das größte Gewicht: ganz der Religion gewidmet, war er im Alter gegen die weltlichen Spiele ſeiner Muſe gleichgültiger geworden, wiewohl er ſie nicht verwarf, und noch immer fortfuhr dergleichen zu dichten. Es könnte ihm wohl wie einem unermeßlich Reichen ergangen ſein, der bei einem allgemeinen Ueberſchlag manche ſeiner Kapitale vergißt. Saynetes von Calderon ſind mir nie zu Geſichte gekommen; ja ich finde nirgends eine Nachweiſung, ob ſie wirklich geſammelt und gedruckt worden.) Da er von ſeinem vierzehnten bis zum einundachtzigſten Jahre, in welchem er ſtarb, dramatiſche Arbeiten geliefert, ſo vertheilen ſie ſich freilich auf einen großen Zeitraum; man darf nicht annehmen, daß er mit ſo übereilter Haſt geſchrieben wie Lope: es blieb ihm Muße genug, ſeine Plane reiflich zu überdenken, was er auch ohne Zweifel gethan hat. In der Ausubung mußte er durch die Uebung eine große Fertigkeit erlangen.

Unter dieſem faſt unüberſehbaren Ueberfluß von Werken findet ſich nichts auf's Gerathewohl Hingeworfne, Alles iſt nach ſichern conſequenten Grundſätzen mit den tiefſten künſtleriſchen Abſichten in vollkommner Meiſterſchaft ausgearbeitet. Dieß läßt ſich nicht läugnen, wenn man auch Calderons reinen und hohen Stil des Romantiſch-Theatraliſchen als Manier verkennt, und dieſe kühnen Flüge der Poeſie bis an die äußerſte Gränze des Erſinnlichen für Verirrungen hält. Denn Calderon hat überall das, was ſeinen Vorgängern ſchon für Form galt, wieder zum Stoff gemacht; ihm konnte nirgends weniger als die edelſte und feinſte Blüthe genügen. Daher kommt es, daß er ſich in manchen Ausdrücken, Bildern, Vergleichungen, ja ſelbſt in manchen Spielen der Situation wiederholt, da er ſonſt zu reich war, um von ſich ſelbſt, geſchweige von Andern, borgen zu dürfen. Die Erſcheinung auf der Bühne iſt ihm das Erſte; aber dieſe ſonſt beſchränkende Rückſicht wird bei ihm durchaus poſitiv. Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effekt ſo zu poetiſieren gewußt hätte, der zugleich ſo ſinnlich kräftig und ſo ätheriſch wäre.

Seine Schauſpiele zerfallen in vier Hauptklaſſen: Darſtellungen heiliger Geſchichten aus der Schrift und Legende; hiſtoriſche; mythologiſche oder aus andern erdichteten Stoffen gebildete; endlich Schilderungen des geſelligen Lebens in modernen Sitten.

Hiſtoriſch im engern Sinne ſind nur die auf einheimiſche Geſchichte gegründeten Stücke. Die ſpaniſche Vorzeit hat Calderon oft ſehr wahr ergriffen, ſonſt aber hatte er eine zu entſchiedne, ich möchte ſagen brennende Nationalität, um ſich in irgend eine andre zu verſetzen; höchſtens in das, was ſich zur Sonne hinneigt, den Süden und den Orient; aber nicht in das klaſſiſche Alterthum, noch auch in das nördliche Europa. Solche Stoffe hat er daher ganz phantaſtiſch genommen, wie ihm überhaupt die griechiſche Mythologie ein liebliches Märchen und die römiſche Geſchichte eine majeſtätiſche Hyperbel iſt.

Doch müßen die heiligen Darſtellungen gewiſſermaßen zu den hiſtoriſchen gerechnet werden, denn wiewohl mit reicher

Dichtung umgeben, wie dieß immer bei'm Calderon der Fall iſt, drücken ſie doch meiſtens den Charakter der bibliſchen Geſchichte oder Legende ſehr getreu aus. Indeſſen unterſcheiden ſich dieſe von den übrigen hiſtoriſchen durch die oft bedeutend hervortretende Allegorie, und durch den religiöſen Enthuſiaſmus, kraft deſſen der Dichter in den geiſtlichen Aufzügen, die zur Feier des Frohnleichnam-Feſtes beſtimmt waren, das allegoriſch dargeſtellte Univerſum gleichſam in purpurnen Liebesflammen glühen läßt. In dieſer letzten Gattung bewunderten ihn ſeine Zeitgenoßen am meiſten, und er legte ſelbſt den höchſten Werth darauf. Allein ohne wenigſtens einen davon in einer wahrhaft dichteriſchen Ueberſetzung geleſen zu haben, würden ſich meine Zuhörer gar keinen Begriff davon machen können; die Betrachtung dieſer Akte würde eine ſchwierige Erörterung über die Zuläßigkeit der Allegorie in dramatiſchen Compoſitionen erfordern. Ich beſchränke mich alſo auf ſeine nicht-allegoriſchen Schauſpiele, die ich doch bei weitem nicht erſchöpfend charakteriſieren, ſondern nur mit einigen allgemeinen Zügen ſchildern kann.

Unter der großen Menge ſinnreicher und aufgeweckter Köpfe, welche durch den damaligen blendenden Glanz des Theaters zum Wetteifer in dieſer Laufbahn hingerißen wurden, waren die meiſten nur Calderons Nachahmer; wenige verdienen neben ihm genannt zu werden, wie Don Auguſtin Moreto, Don Franciſco de Roxas, Don Antonio de Solis, der ſcharfſinnige und beredte Geſchichtſchreiber der Eroberung von Mexico, u. a. Die dramatiſche Litteratur der Spanier hat ſogar einen königlichen Dichter aufzuweiſen, nämlich Philipp den Vierten, Calderons großen Gönner und Bewunderer, dem man verſchiedne namenlos mit der Ueberſchrift

‚De un ingenio de esta corte‘ erſchienene Stücke zuſchreibt. (Dieſer Monarch ſcheint in der That Sinn für die eigentliche Vortrefflichkeit ſeines Lieblingsdichters gehabt zu haben, den er als die ſchönſte Zierde ſeines Hofes betrachtete. Er war ſo eingenommen für das nationale Schauſpiel, daß er die Einführung der italiäniſchen Oper nicht geſtattete, die damals ſchon an den europäiſchen Höfen allgemein das größte Glück machte. Ein Beiſpiel, welches verdient den deutſchen Fürſten vorgehalten zu werden, die bis jetzt meiſtens durch Gleichgültigkeit gegen das Einheimiſche und Parteilichkeit für das Fremde Alles gethan haben, um die deutſchen Dichter muthlos zu machen.) Alle damaligen dramatiſchen Schriftſteller ſchrieben in verwandtem Geiſt, es war eine wahre Kunſtſchule. Manche haben eigenthümliche Vorzüge, jedoch überflügelt Calderon ſie alle an Kühnheit, Fülle und Tiefe: in ihm hat das romantiſche Schauſpiel der Spanier den Gipfel der Vollendung erreicht.

Wir wollen verſuchen, von dem Geiſt und der Form dieſer von allen übrigen europäiſchen Hervorbringungen ſo weit abweichenden Dichtungen eine ſchwache Vorſtellung zu geben. Wir müſſen aber zu dieſem Zweck auf den Charakter der ſpaniſchen Poeſie überhaupt, und auf die hiſtoriſchen Umſtände, die ihn beſtimmt haben, einigermaßen eingehen.

Die Anfänge der ſpaniſchen Poeſie ſind ſehr einfach: ihre beiden Grundformen waren die Romanze und das Lied, und es iſt, als ob man überall die Accorde der Guitarre in dieſe urſprünglichen Nationalweiſen einklingen hörte. Die Romanze, halb arabiſchen Urſprungs, war zuerſt einfältige Heldenſage; ſpäterhin wurde ſie eine ſehr kunſtreiche Gattung zu mannichfaltigem Gebrauch, in welcher aber immer der maleriſche Beſtandtheil, zuweilen bis zur glänzendſten

Farbenpracht, vorwaltet. Das Lied hingegen, faſt bildlos, drückte zarte Gefühle in ſinnreichen Wendungen aus, es tändelt bis auf die Gränze hin, wo die Selbſtbetrachtung, welche eine unausſprechliche Gemüthsſtimmung in Gedanken zu verwandeln ſtrebt, den Gedanken wiederum zur träumeriſchen Ahndung verflüchtigt. Die Liederformen wurden vermannichfaltigt, hauptſächlich durch Einführung deſſen in die Poeſie, was in der Muſik die Variation leiſtet. Indeſſen konnten die reichen Anlagen der ſpaniſchen Sprache in dieſen mehr zarten und kindlichen als hohen Gattungen ſich nicht vollſtändig entfalten. Man nahm daher zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die umfaßenderen Formen der italiäniſchen Poeſie, Oktaven, Terzinen, Canzonen und Sonette in ſie auf, und nun erſt offenbarte ſich's ganz, was die kaſtilianiſche Mundart, dieſe ſtolzeſte Tochter der weltbeherrſchenden lateiniſchen Sprache, an Würde, ſchöner Kühnheit und Bilderpracht zu leiſten vermöchte. Sie iſt weniger ſanft als das Italiäniſche, wegen der Kehllaute und häufigen Endungen mit Konſonanten; aber ſie tönt wo möglich noch voller aus der Bruſt, und füllt das Ohr mit reinem Metallklange. Die rauhe Kraft und Treuherzigkeit der Gothen war in ihr noch nicht ganz verſchollen, als orientaliſche Einmiſchungen ihr einen wunderbaren Schwung gaben, und ihre in aromatiſchen Düften gleichſam berauſchte Poeſie über alle Bedenklichkeiten des nüchternen Abendlandes hinweghoben.

Mit dem Thatenruhm dieſes vor Alters ſo freien Heldenvolkes wuchs auch der Strom der dichteriſchen Begeiſterung, angeſchwellt von einem ſtolzen Bewußtſein. Die Spanier ſpielen in der Geſchichte des Mittelalters eine glorreiche Rolle, welche der neidiſche Undank der neueren Zeit allzu ſehr vergeßen hat. Als eine verlorne Vorwacht des bedrohten

Europa gegen die Einbrüche der Alles überſchwemmenden Araber, lagen ſie auf ihrer pyrenäiſchen Halbinſel wie im Felde, ohne fremden Beiſtand, zu immer erneuerten Kämpfen bereit. Die Gründung ihrer chriſtlichen Königreiche, Jahrhunderte hindurch, von der Zeit an wo die Abkömmlinge der Gothen, in die nördlichen Gebirge zurückgedrängt, aus dieſem Zufluchtsort wieder hervortraten, bis zur gänzlichen Verdrängung der Mauren aus Spanien, war ein einziges langes Abenteuer; ja die Rettung des Chriſtenthums in dieſem Lande gegen ſolche Uebermacht ſchien das Wunderwerk einer höheren als bloß menſchlichen Lenkung zu ſein. Gewöhnt immer zugleich für ſeine Freiheit und für ſeine Religion zu fechten, ſchloß ſich der Spanier mit feuriger Inbrunſt an dieſe an, als ein mit edlem Blut theuer erkauftes Erwerbniß. Jede gottesdienſtliche Tröſtung war ein Lohn vergoßnen Heldenſchweißes, jede Kirche konnte er als eine Trophäe ſeiner Ahnen betrachten. Treu ſeinem Gott und ſeinem König bis auf den letzten Blutstropfen, unverbrüchlich auf ſeine Ehre haltend, ſtolz, aber demüthig vor allem Heiliggeachteten, ernſt, mäßig, ſittig war der alte Kaſtilier; und nun ſpotte man des biederherzigen Volkes, das den geliebten Degen, das Werkzeug ſeines hohen Berufs, auch hinter dem Pfluge abzulegen ſich nicht entſchließen konnte.

Die ſo genährte Kriegsluſt, den Unternehmungsgeiſt ihrer Unterthanen benutzten die Monarchen Spaniens zu Ende des fünfzehnten und im ſechszehnten Jahrhundert, die Spanier zum herrſchenden Staate Europas zu machen, während ſie im Innern ihre politiſche Freiheit einbüßten. Die argliſtige und tyranniſche Politik Philipps des Zweiten hat unverſchuldeter Weiſe den Haß der Ausländer auf ſie gezogen, Der Macchiavelliſmus der Fürſten und Volksführer in Italien war allgemeiner Charakter, dieſelbe Tücke und Ränkeſucht hatte alle Stände angeſteckt; in Spanien fällt er bloß den Regierenden zur Laſt, wie auch die religiöſen Verfolgungen, die hier nie oder ſelten als Ausbrüche allgemeiner Volkswuth vorgegangen ſind. Der Spanier erlaubte ſich nicht, die Handlungsweiſe ſeiner geiſtlichen und weltlichen Obern zu prüfen, führte bieder und tapfer, wie ehemals ſeine Vertheidigungskriege, ihre Kriege des Angriffs und der Herrſchſucht. Perſönlicher Ruhm, vermeinter Eifer für die Religion verblendete ſie über die Gerechtigkeit ihrer Sache. Beiſpielloſe Unternehmungen waren mit Glück vollführt, eine neu entdeckte Welt jenſeit des Oceans war durch eine Handvoll verwegner Abenteurer unterjocht worden; einzelne Thaten der Grauſamkeit und Habſucht hatten den Glanz des beſonnenſten Heldenmuthes befleckt; aber die Maſſe der Nation blieb rein von dieſen Ausartungen. Nirgends hat der ritterliche Geiſt die politiſche Exiſtenz des Ritterthums länger überlebt als in Spanien. Noch lange nachdem durch Philipps des Zweiten verderbliche Fehltritte das innere Wohlſein zugleich mit dem auswärtigen Einfluße tief geſunken war, pflanzte ſich dieſer Geiſt bis in die blühende Periode ihrer Litteratur fort, und drückte ihr unverkennbar ſein Gepräge auf. Hier erneuerte ſich bei weit höherer Geiſtesbildung in gewiſſem Grade jene glänzende Erſcheinung des Mittelalters, wo Fürſten und Herrn die Kunſt des Minne- und Helden-Geſanges übten, wo die Ritter, ihre Geliebte neben der Andacht zum heiligen Grabe im Herzen, freudig auf die gefährlichſten Abenteuer zum gelobten Lande wallfahrteten, wo ſelbſt ein löwenherziger König die zärtliche Laute zu Liebesklagen rührte. Die ſpaniſchen Dichter waren nicht, wie gewöhnlich in den übrigen Ländern Europas, Höflinge, Gelehrte, oder an ein bürgerliches Gewerbe geheſtet; meiſtens von edler Geburt, führten ſie ein kriegeriſches Leben. Das Bündniß des Degens und der Feder, die Uebung der Waffen und der edleren Geiſteskünſte, war ihre Loſung. Schon Garcilaſo, einer der Stifter der ſpaniſchen Poeſie unter Karl dem Fünften, von den peruaniſchen Yncas abgeſtammt, von ſeiner lieblichen Muſe nach Afrika begleitet, fiel vor den erſtürmten Mauern von Tunis; Camoens, der Portugieſe, ſegelte als Soldat in's entfernteſte Indien, auf der Spur des glorreichen Weltentdeckers, den er beſang; Don Alonſo de Ercilla dichtete ſeine Araucana während des Krieges mit empörten Wilden, unter einem Zelt am Fuß der Cordilleras, oder in der von Menſchen noch unbetretnen Wildniß, oder auf einem im Ocean umhergetriebnen Schiff; Cervantes erkaufte die Ehre, unter dem großen Johann von Oeſterreich die Schlacht von Lepanto als gemeiner Krieger mitgeſtritten zu haben, durch den Verluſt eines Armes und lange Gefangenſchaft in Algier; Lope de Vega erlebte unter andern die Unfälle der unüberwindlichen Flotte; Calderon that Feldzüge in Flandern und Italien, unterzog ſich als Ritter von Santiago ſeinen kriegeriſchen Pflichten, bis er in den geiſtlichen Stand trat, und ſo auch äußerlich beurkundete, wie die Religion die herrſchende Triebfeder ſeines Lebens ſei.

Wenn Religionsgefühl, biedrer Heldenmuth, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantiſchen Poeſie ſind, ſo mußte ſie in Spanien, unter ſolchen Auſpicien geboren und herangewachſen, wohl den höchſten Schwung nehmen. Die Phantaſie der Spanier war kühn wie ihre Thatkraft, kein geiſtiges Abenteuer ſchien ihr zu gefährlich. Schon früher hatte ſich in den Ritterromanen die Vorliebe des Volkes für das ausſchweifendſte Wunderbare kund gegeben. Dieß wollten ſie auf der Bühne wieder ſehen, und da nun ihre Dichter, ganz auf der Höhe der künſtleriſchen und geſelligen Bildung ſtehend, es darnach umſchufen, ihm eine muſikaliſche Seele einhauchten, es ganz von grober Körperlichkeit gereinigt zu Farbe und Duft hinauf läuterten, ſo entſteht eben aus dem Kontraſt des Stoffes und der Form ein unwiderſtehlicher Reiz. Ihre Zuſchauer glaubten einen Widerſchein der ſchon halbverlornen welterobernden Größe ihrer Nation zu erblicken, wenn über die immer neue Dichtung alle Harmonie der mannichfaltigſten Silbenmaße, alle Zierlichkeit ſinnreicher Spiele, alle Pracht der Bilder und Vergleichungen ausgegoßen war, die ihre Sprache nur aufbieten konnte. Die Schätze der entfernteſten Zonen wurden, wie in der Wirklichkeit, zur Befriedigung des Mutterlandes herbeigeſchafft, und man kann ſagen, daß im Reiche dieſer Poeſie, wie in dem Reiche Karls des Fünften, die Sonne niemals untergieng.

Auch diejenigen Schauſpiele Calderons in modernen Sitten, die am meiſten zum Ton des gemeinen Lebens herabſteigen, feßeln durch irgend einen phantaſtiſchen Zauber, und können nicht ganz für Luſtſpiele im gewöhnlichen Sinne des Wortes gelten. Wir haben geſehen, daß die ſogenannten Luſtſpiele Shakſpeares immer aus zwei fremdartigen Theilen zuſammengeſetzt ſind, dem komiſchen, welcher in engliſchen Sitten gehalten iſt, weil die komiſche Nachahmung örtliche Beſtimmtheit fordert, und dem romantiſchen, auf irgend einen ſüdlichen Schauplatz hinaus verlegten, weil der einheimiſche Boden nicht dichteriſch genug dazu war. In Spanien hingegen konnte das damalige nationale Coſtum noch von der idealen Seite gefaßt werden. Freilich wäre es nicht möglich geweſen, wenn Calderon uns in das Innere des häuslichen Lebens eingeführt hätte, wo Bedürfniß und Gewöhnung meiſtens Alles zur alltäglichen Beſchränktheit herabſtimmt. Seine Luſtſpiele endigen, wie die der Alten, mit Heiraten; aber wie verſchieden iſt das, was ihnen vorhergeht! Dort werden zur Befriedigung ſinnlicher Leidenſchaften und ſelbſtiſcher Abſichten oft ſehr unſittliche Mittel in Bewegung geſetzt, die Menſchen ſtehen mit ihren Geiſteskräften als bloß phyſiſche Weſen gegen einander, und ſuchen ſich ihre Schwächen abzulauſchen. Hier herrſcht zuvörderſt eine brennende Leidenſchaftlichkeit, die immer ihren Gegenſtand adelt, weil ſie über alles Verhältniß mit irgend einem ſinnlichen Genuße hinausgeht. Calderon ſtellt uns ſeine Hauptperſonen von beiden Geſchlechtern zwar meiſtens in den erſten Aufwallungen der Jugend, und im noch zuverſichtlichen Ehrgeiz des Lebengenußes dar, aber das Ziel nach dem ſie ringen, bei deſſen Verfolgung ſie alles Uebrige in die Schanze ſchlagen, iſt in ihrer Geſinnung mit keinem andern Gute vertauſchbar. Ehre, Liebe und Eiferſucht ſind durchgängig die Triebfedern; aus ihrem gewagten, aber edlen Spiele geht die Verwicklung hervor und wird nicht durch ſchelmenhaften Betrug geflißentlich angezettelt. Die Ehre iſt immer ein ideales Princip, denn ſie beruht, wie ich anderswo gezeigt habe, auf jener höheren Sittenlehre, welche Grundſätze heiligt, ohne Rückſicht auf den Erfolg. Sie kann zur bloß geſelligen Uebereinkunft in gewiſſen Meinungen oder Vorurtheilen herabſinken, zu einer Waffe der Eitelkeit; aber in jeder Entſtellung wird man noch das Schattenbild einer erhabnen Idee darin erkennen. Wie Calderon die zarte Reizbarkeit des Ehrgefühls ſchildert, weiß ich kein treffenderes Sinnbild dafür, als die fabelhafte Sage vom Hermelin, einem Thierchen, das ſo ſehr auf die Weiße ſeines Felles halten ſoll, daß es lieber, als ſie zu beflecken, von den Jägern verfolgt, ſich dem Tode überliefert. Dieß Ehrgefühl iſt in den weiblichen Charakteren Calderons eben ſo mächtig, es beherrſcht die Liebe, die nur neben, nicht über ihm ſtattfinden darf. Die Ehre der Frauen beſteht nach der geſchilderten Sinnesart darin, nur einen Mann von ganz unbefleckter Ehre lieben zu können, und mit völliger Reinheit zu lieben, keine irgend zweideutige Huldigung zu dulden, die der ſtrengſten weiblichen Würde zu nahe tritt. Die Liebe fordert unverbrüchliches Geheimniß, bis eine geſetzliche Verbindung ſie öffentlich zu erklären erlaubt. Schon dieß ſichert ſie vor der vergiftenden Beimiſchung der Eitelkeit, welche ſich mit Anſprüchen oder zugeſtandnem Vorzug brüſtet; ſie erſcheint dadurch als ein geheimes und um ſo heiliger gehaltnes Gelübde. Zwar iſt in dieſer Sittenlehre, der Liebe zu gefallen, Liſt und Verſtellung erlaubt, was ſonſt die Ehre verbietet; aber es werden dennoch in der Colliſion mit andern Pflichten, z. B. mit denen der Freundſchaft, die feinſten Rückſichten beobachtet. Die immer rege, oft furchtbar ausbrechende Gewalt der Eiferſucht, nicht wie die der Morgenländer auf den Beſitz, ſondern auf die leiſeſten Regungen des Herzens und auf die unmerklichſten Aeußerungen derſelben, adelt die Liebe, weil dieſes Gefühl, ſobald es nicht ganz ausſchließend iſt, unter ſich ſelbſt herabſinkt. Oft löſt ſich die Verwirrung, welche der Zuſammenſtoß dieſer insgeſammt geiſtigen Triebfedern geſtiftet, in Nichts auf, und dann iſt die Kataſtrophe wahrhaft komiſch; zuweilen nimmt es aber auch eine tragiſche Wendung, und dann wird die Ehre ein feindſeliges Schickſal für den, welcher ihr nicht Genüge leiſten kann, ohne ſein eignes Glück zu vernichten, oder ſogar ein Verbrecher zu werden.

Dieß iſt der höhere Geiſt der Schauſpiele, welche von den Ausländern Intriguen-Stücke genannt werden; im Spaniſchen heißen ſie von der Tracht, worin man ſie ſpielt, Luſtſpiele im Mantel und Degen, Comedias de capa y espada. Gewöhnlich haben ſie keinen andern burlesken Theil als die Rolle des luſtigen Bedienten, der unter dem Namen des Gracioso bekannt iſt. Dieſer dient meiſtens bloß dazu, die idealen Triebfedern, wonach ſein Herr handelt, zu parodieren, welches er oft auf die zierlichſte und geiſtreichſte Weiſe thut. Selten wird er als wirkſamer Hebel gebraucht, um durch ſeine Liſten die Verwicklung zu ſtiften, in welcher man mehr den Witz des Zufalls bewundert. Andre Stücke heißen Comedias de figuron, die übrigen Beſtandtheile ſind gewöhnlich dieſelben, nur ragt in der Zuſammenſetzung irgend eine in Caricatur gezeichnete Figur hervor. Manchen Schauſpielen Calderons kann man den Namen Charakter-Stück nicht verſagen, wiewohl man die feinſte Charakteriſtik nicht von Dichtern einer Nation erwarten muß, welcher rege Leidenſchaftlichkeit und ſchwärmende Phantaſie zu den Tücken der lauſchenden Beobachtung weder Muße noch Kaltblütigkeit genug laßen.

Eine andre Gattung ſeiner Stücke nennt Calderon ſelbſt Feſtſpiele, Fiestas. Sie waren zur Aufführung am Hofe bei feierlichen Gelegenheiten beſtimmt; und wiewohl es dabei auf theatraliſchen Pomp, durch häufigen Decorations-Wechſel und ſichtbar vorgehende Wunder angelegt iſt, auch häufig Muſik eingeführt wird, ſo könnte man ſie doch poetiſche Opern nennen, d. h. Schauſpiele, die durch den bloßen Glanz der Poeſie das leiſten, was in der Oper erſt durch die Ausſchmückungen der Maſchinerie, der Muſik und des Tanzes erreicht werden ſoll. Hier überläßt ſich der Dichter ganz den gewagteſten Flügen ſeiner Phantaſie, und ſeine Darſtellung berührt kaum noch die Erde.

Sein Gemüth aber ſpricht ſich am meiſten in der Behandlung der religiöſen Gegenſtände aus. Die Liebe ſchildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichteriſche Kunſtſprache. Die Religion iſt ſeine eigentliche Liebe, das Herz ſeines Herzens. Nur für ſie erregt er die erſchütterndſten bis in die innerſte Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten ſcheint er dieß vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie ſind ihm, wie trübe ſie auch an ſich ſein mögen, ſchon durch die religiöſe Anſicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieſer Glückſelige hat ſich aus der labyrinthiſchen Wildniß der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungeſtörter Seelenruhe anſieht und ſchildert; ihm iſt das menſchliche Daſein kein düſtres Räthſel mehr. Selbſt ſeine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, ſpiegeln den Himmel in ſich ab. Seine Poeſie, was auch ſcheinbar ihr Gegenſtand ſein möge, iſt ein unermüdlicher Jubel-Hymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung; darum feiert er mit immer neuem freudigem Erſtaunen die Erzeugniſſe der Natur und der menſchlichen Kunſt, als erblickte er ſie eben zum erſten Male in noch unabgenutzter Feſtpracht. Es iſt Adams erſtes Erwachen, gepaart mit einer Beredſamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimſten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geiſtesbildung und reife Beſchaulichkeit ſie verſchaffen kann. Wenn er das Entfernteſte, das Größte und Kleinſte, Sterne und Blumen zuſammenſtellt, ſo iſt der Sinn aller ſeiner Metaphern der gegenſeitige Zug der erſchaffnen Dinge zu einander wegen ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs, und dieſe entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls iſt ihm wieder nur ein Widerſchein der ewigen Alles umfaſſenden Liebe.

Calderon blühte noch, als man ſich in andern Ländern Europas ſchon ſtark zu dem manierierten Geſchmack in den Künſten und zu den proſaiſchen Anſichten in der Litteratur neigte, die im achtzehnten Jahrhundert ſo allgemein einrißen. Er iſt folglich als der letzte Gipfel der romantiſchen Poeſie zu betrachten. Es iſt in ſeinen Werken alle Pracht derſelben verſchwendet, ſo wie man bei einem Feuerwerke die bunteſten Farben, die glänzendſten Lichter und wunderlichen Figuren der feurigen Springbrunnen und Kreiße für eine letzte Exploſion aufzuſparen pflegt.

Etwa ein Menſchenalter nach dem Calderon mag das ſpaniſche Theater noch in demſelben Sinne bearbeitet worden ſein. Doch iſt alles was aus dieſer Zeit angeführt wird, nur Nachklang des Vorhergehenden, es iſt nichts Neues, noch wahrhaft Eigenthümliches zum Vorſchein gekommen, das nach dem Calderon genannt zu werden verdiente. Späterhin läßt ſich eine große Unfruchtbarkeit ſpüren. Es ſind einzelne Verſuche gemacht worden, regelmäßige Trauerſpiele zu liefern, verſteht ſich, nach franzöſiſchem Zuſchnitt. Sogar das deklamatoriſche Drama des Diderot hat Nachahmer gefunden. Ich erinnere mich, ein ſpaniſches Schauſpiel geleſen zu haben, deſſen Zweck war, die Abſchaffung der Tortur zu empfehlen. Welche Aufheiterung von einem ſolchen Werke zu erwarten ſteht, läßt ſich ermeßen. Diejenigen Spanier, welche dem alten National-Geſchmack abtrünnig geworden ſind, machen viel Weſens von den proſaiſchen und moraliſchen Dramen des Moratin; allein wir finden keinen Grund, in Spanien zu ſuchen was wir zu Hauſe eben ſo gut, oder richtiger geſprochen, eben ſo ſchlecht haben können. Die Mehrheit der Zuſchauer hat ſich von dieſen fremden Einflüßen ziemlich frei erhalten; als vor einer Anzahl Jahre ein ſchöner

Geiſt unternommen hatte, ein mit Recht bewundertes Stück des Moreto, El parecido en la corte, nach den drei Einheiten umzuarbeiten, gerieth das Parterre zu Madrid darüber in einen ſolchen Aufruhr, daß die Schauſpieler es auf keine andre Weiſe zu beſänftigen wußten, als indem ſie das Stück in ſeiner ächten Geſtalt auf den nächſten Tag ankündigten.

Wenn ſich in einem Lande äußere Umſtände, z. B. der Einfluß der Geiſtlichkeit, Cenſur-Zwang, ſelbſt die eiferſüchtige Wachſamkeit des Volkes auf die Beibehaltung der alten Sitten, der freien Einführung deſſen widerſetzen was in benachbarten Ländern für einen Fortſchritt in der Geiſtesbildung gilt, ſo geſchieht es oft, daß die beßeren Köpfe nach den verbotnen Früchten ungebührlich lüſtern werden, und etwas Verkehrtes erſt dann recht zu bewundern anfangen, wenn es anderswo ſchon wieder aus der Mode gekommen iſt. Gewiſſe Geiſteskrankheiten ſind ſo epidemiſch in einem Zeitalter, daß eine Nation niemals vor einem Anfalle davon ſicher iſt, bis man ſie ihr inokuliert hat. Indeſſen ſind die Spanier, wie es ſcheint, in Abſicht auf die leidige Aufklärung des letzten Geſchlechts mit den Windpocken abgekommen, während die entſtellenden Blattergruben in den Zügen andrer Nationen nicht zu verkennen ſind. In ihrer etwas inſulariſchen Exiſtenz haben ſie das achtzehnte Jahrhundert verſchlafen, und wie konnte man im Grunde ſeine Zeit beßer anwenden? Sollte die ſpaniſche Poeſie im alten Europa oder in der andern Hemiſphäre wieder aufwachen, ſo würde ſie allerdings einen Schritt vom Inſtinkt zum Bewußtſein zu thun haben. Was ſie bis jetzt aus angeborner Neigung geliebt, müßten die Spanier mit klarer Erkenntniß verehren lernen, und, unbekümmert um die dazwiſchen aufgekommene Kritik, aus Grundſatz im Geiſt ihrer großen Dichter zu ſchaffen fortfahren.

Sechsunddreißigſte Vorleſung.

Anfänge des deutſchen Theaters. Hans Sachs. Gryphius. Gottſchediſche Zeit. Schlechte Nachahmung der Franzoſen. Leſſing und Goethe. Ueberſicht ihrer Werke.

In ſeiner gebildeten Geſtalt iſt das deutſche Theater weit jünger als irgend eins derer, wovon wir im Vorhergehenden geſprochen; wir dürfen uns alſo nicht wundern, daß der Vorrath unſerer Litteratur an ſchätzbaren Original-Werken in dieſem Fache auch weit geringer iſt.

Seit nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert, da nach der niedrigſten Ebbe des Geiſtes ſich zuerſt wieder beßere Beſtrebungen hervorthaten, haben die Deutſchen Rieſenſchritte gethan, und wenn die dramatiſche Kunſt nicht mit gleichem Glücke, und ich ſetze hinzu, nicht mit gleichem Eifer angebaut worden, als andre Gattungen, ſo liegt es vielleicht mehr in manchen ungünſtigen Umſtänden, als in dem Mangel an Talenten.

Die rohen Anfänge der Bühne ſind in Deutſchland eben ſo alt als in andern Ländern. (Die erſte mir bekannte Erwähnung der ſogenannten Myſterien oder geiſtlichen Vorſtellungen in Deutſchland findet ſich im Eulenſpiegel. Dieſen luſtigen, aber etwas anſtößigen Streich des weltberühmten Schalksnarren kann man nachleſen in der dreizehnten Hiſtorie: „Wie Eulenſpiegel in der Oſtermette ein Spiel machte, daß „ſich der Pfaffe und ſeine Kellnerin mit den Bauern ſchlugen.“ Eulenſpiegel ſoll gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt haben, die Aufzeichnung des Buches kann man jedoch wohl nicht über den Anfang des fünfzehnten hinausſetzen.) Das älteſte Drama, das man noch ſchriftlich hat, iſt von einem Nürnberger Hans Roſenpluet aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Ihm folgten zwei fruchtbare Dichter, beide aus der freien Reichsſtadt Nürnberg gebürtig, Hans Sachs und Ayrer. Unter den Werken des Hans Sachs finden ſich eine große Menge Tragödien, Komödien, geiſtliche und weltliche Hiſtorien, bei denen immer der Herold den Prolog und Epilog ſpricht, ferner kurzweilige Faſtnachtſpiele. Alles dieſes wurde, wie es ſcheint, nicht von Schauſpielern, ſondern von ehrſamen Bürgern, ohne alle theatraliſche Vorrichtung, zu einer erlaubten Gemüths-Ergötzung aufgeführt. Die Faſtnachtſpiele ſind etwas derb, aber, ſo wie überhaupt die Schwänke, nicht ſelten ſehr luſtig; ſie gehen oft in die tollſten Poſſen über, und mit der Begeiſterung der Luſtigkeit über die Gränzen der wirklichen Welt hinaus. Die Darſtellung in allen dieſen Schauſpielen iſt ehrlich und macht nicht viel Umſchweife: die Perſonen, von Gott dem Vater an, ſagen gleich gerade heraus, wie es ihnen um's Herz iſt, und weswegen ſie hereinkommen: ſie gleichen den Figuren auf alten Bildern, denen beſchriebene Zettel aus dem Munde gehn, ohne daß die Geberden den Sinn der Worte ausdrücken. Die Form nähert ſich am meiſten dem, was man anderswo Moralitäten nannte; es kommen häufig allegoriſche Perſonen vor. Die Umriſſe der noch unmündigen dramatiſchen Kunſt ſind ſchwach angegeben, aber doch nicht verzeichnet, und wenn man nur auf dieſem Wege fortgeſchritten wäre, ſo hätte ſich etwas Eigenthümliches und Beßeres entwickeln müßen, als im ſiebzehnten Jahrhundert geſchah.

In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts kam die Poeſie aus dem bürgerlichen Kreiße, auf den ſie ſich lange beſchränkt hatte, wieder in die Hände der Gelehrten. Opitz, der als der Stifter ihrer neueren Form angeſehen werden kann, hat einige Trauerſpiele aus den Alten in Verſen überſetzt, und Schäfer-Opern nach dem Italiäniſchen gedichtet; ich weiß nicht, ob irgend etwas für die Bühne. Auf ihn folgt Andreas Gryphius, unſer erſter namhafter dramatiſcher Schriftſteller. Er beſaß einen gewiſſen Umfang litterariſcher Kenntniß in ſeinem Fach, wie einige nachgeahmte und überſetzte Sachen beweiſen: ein Stück aus dem Franzöſiſchen, eins aus dem Italiäniſchen, ein Trauerſpiel aus dem Niederländiſchen des Vondel, endlich eine Poſſe, Peter Squenz, eine Erweiterung des burleſken Trauerſpiels Pyramus und Thiſbe im Sommernachts-Traum von Shakſpeare. Dieſer war damals im Auslande ſehr unbekannt; der gelehrte Morhof, der in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchrieb, geſteht, er habe Shakſpeares Werke niemals geſehen, wiewohl er Ben Jonſon recht gut kennt. Noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ein damals geſchätzter und nicht verdienſtloſer Schriftſteller in einem eignen Aufſatze eine Vergleichung zwiſchen Shakſpeare und Andreas Gryphius angeſtellt. Wir können hiebei kaum ernſthaft bleiben; die ganze Aehnlichkeit möchte darin beſtehen, daß Gryphius gern Geiſter der Abgeſchiednen auftreten läßt. Er ſcheint vielmehr den Niederländer Vondel hauptſächlich vor Augen gehabt zu haben, der unter ſeinen Landsleuten noch hochberühmt nur

„der große Vondel‘ heißt, während jener der Vergeßenheit überantwortet wurde. Das Silbenmaß in Gryphius Schauſpielen iſt leider ſchon der Alexandriner, jedoch die Form noch nicht ſo enge wie die nachherige franzöſiſche; der Schauplatz wechſelt zuweilen, und die muſikaliſchen, zum Theil allegoriſchen Zwiſchenakte, Reihen genannt, haben einige Aehnlichkeit mit den engliſchen Masquen. Sonſt iſt wenig Theater-Einſicht darin, und ich weiß nicht, ob dieſe Stücke wirklich auf die Bühne gebracht worden ſind. Die Trauerſpiele von Lohenſtein, der nach dem Maßſtabe alles Uebrigen den Marino in unſrer damaligen Litteratur vorſtellen ſoll, gleichen im Zuſchnitt denen des Gryphius, ſind aber, ihre übrigen Fehler ungerechnet, von einer ſo endloſen Länge, daß ſchon deswegen ihre Aufführung ſich gar nicht denken läßt.

Der Zuſtand des Theaters in Deutſchland zu Ende des ſiebzehnten und im erſten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, wofern es überhaupt eine andre Schaubühne gab, als Puppenſpiele und herumziehende Poſſenreißer, war unſtreitig eben ſo kläglich, als in allen andern Fächern. Man hat einen Maßſtab dafür, wenn man bedenkt, daß Gottſched für den Wiederherſteller unſerer Litteratur gelten konnte, Gottſched, deſſen Schriften einem wäßerichten Tranke gleichen, von der Art, wie man ihn ehedem geneſenden Kranken zu empfehlen pflegte, in der Meinung ſie würden nichts Stärkeres vertragen können, wodurch aber ihr Magen nur noch mehr geſchwächt ward. Auch mit dem Theater befaßte ſich Gottſched vielfältig; in Verbindung mit einer gewiſſen Frau Neuber, die einer Schauſpieler-Geſellſchaft in Leipzig vorſtand, ſchaffte er den Hanswurſt ab, und ſie beerdigten ihn feierlich mit großem Triumph. Gern will ich glauben, daß die Rollen des Hanswurſt, die man jetzt nur noch aus den

Puppenſpielen beurtheilen kann, nicht immer gleich geiſtreich aus dem Stegreife mögen ausgefüllt worden, daß zuweilen Plattheiten mögen mit untergelaufen ſein; allein ohne Zweifel hatte Hanswurſt auch ſo noch mehr Verſtand in ſeinem kleinen Finger, als Gottſched in ſeinem ganzen Leibe. Hanswurſt, als allegoriſche Perſon, iſt unſterblich, und wenn man ihn noch ſo ſicher begraben zu haben glaubt, ſo kommt er unverſehens in irgend einer gravitätiſchen Amtskleidung wieder zum Vorſchein.

Gottſched und ſeine Schule überſchwemmten nun das deutſche Theater, welches forthin regelmäßig ſein ſollte, mit matten und weitſchweifigen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Einige beßere Köpfe fiengen an für die Bühne zu arbeiten, aber ſtatt wirklicher Original-Werke lieferten ſie nur leidige Nachahmungen, und das Anſehen des franzöſiſchen Geſchmacks war ſo groß, daß das Manierierteſte eben ſo wohl ergriffen wurde, als das Beßere. So dichtete z. B. noch Gellert Schäferſpiele nach ſehr ſchlechten franzöſiſchen Muſtern, worin roſenroth und apfelgrün bebänderte Schäfer und Schäferinnen ſich allerlei fade und alberne Artigkeiten ſagen.

Außer den franzöſiſchen Luſtſpielen wurden die aus dem Däniſchen überſetzten des Holberg mit großem Beifalle aufgeführt. Dieſer Schriftſteller hat allerdings viel Verdienſt. Seine Sittenſchilderungen ſind von großer örtlicher Wahrheit, ſeine Darſtellungen der Verkehrtheit, Narrheit und Dummheit außerordentlich gründlich, an der Kraft der komiſchen Motive und Situationen fehlt es ihm nicht, nur von Seiten der Intrigue beſitzt er wenig Erfindung. Die Ausführung geht allzu ſehr in die Breite. Von der Feinheit ſeiner Scherze in ihrer Sprache rühmen die Dänen viel; unſerm heutigen Geſchmack iſt die Gemeinheit ſeines Tones anſtößig, die in der niedrigen Sphäre, worin er ſich bewegt, und wo unaufhörlich Ungewitter von Stockſchlägen ausbrechen, natürlich ſein mag. Man hat ihn neuerdings wieder aufzuführen verſucht, meiſtens nicht mit ſonderlichem Glück. Da ſein Hauptverdienſt in der freilich caricaturmäßigen Charakteriſtik beſteht, ſo bedarf er guter komiſcher Schauſpieler, um gehörig zur Erſcheinung zu kommen.

Einige damalige Luſtſpiele in einheimiſchen Sitten von Gellert und Elias Schlegel ſind nicht ohne Verdienſt, nur haben ſie den Fehler, daß in die Schilderungen der Narrheit und Dummheit die Langeweile mit hineingetragen iſt, welche ſie in der alltäglichen Wirklichkeit begleitet.

In einigen Trauerſpielen nach franzöſiſchen Vorbildern verſuchten ſich zuerſt mit einigem Glück Elias Schlegel, dann Cronegk und Weiße. Ich weiß nicht, ob uns ihre Arbeiten in vortreffliche franzöſiſche Verſe übertragen, eben ſo froſtig vorkommen würden, als im Deutſchen. Es iſt uns unleidlich, ellenlange Verſe zu leſen, in denen ſich die Schreibart faſt gar nicht über eine wäßerichte Proſa erhebt; der wahrhaft dichteriſche Ausdruck iſt ſeitdem erſt im Deutſchen erſchaffen worden. Der Alexandriner, der in keiner Sprache ein gutes Silbenmaß ſein kann, iſt in der unſrigen doppelt ſteif und ſchwerfällig. Gotter hat, lange nachdem unſre Poeſie wieder angefangen hatte, einen höheren Schwung zu nehmen, in Uebertragung franzöſiſcher Trauerſpiele den letzten Verſuch gemacht, den Alexandriner zum tragiſchen Gebrauch zu adeln, und, wie mich deucht, durch ſein Beiſpiel bewieſen, daß wir dieß ein für allemal aufgeben müßen. Um den Stelzengang der falſchen tragiſchen Emphaſe zu parodieren, iſt er hingegen vortrefflich; auch im Luſtſpiel, beſonders in kleinen Nachſpielen dürfte ſein Gebrauch ſehr zu empfehlen ſein. Jene früheren Trauerſpiele nach franzöſiſchem Zuſchnitt, welche doch damals ungemeinen Beifall fanden, zeigen, welch geringes Gedeihen der Kunſt auf dem Wege der knechtiſchen Nachahmung zu hoffen ſteht. Eine an ſich ſchon enge Form hat doch da noch einige Bedeutung, wo ſie ſich unter dem Einfluße nationaler Sinnesart feſtgeſetzt hat; auswärts auf Glauben angenommen, wird ſie ganz und gar zum ſpaniſchen Mantel.

Alſo ſchlechte Ueberſetzungen franzöſiſcher Luſt- und Trauerſpiele, außerdem etwa Holberg und ſpäterhin Goldoni, abwechſelnd mit wenigen deutſchen Nachahmungen von ſchwachem Gehalt und ohne eigenthümlichen Geiſt, dieß war das ganze Repertorium unſrer Bühne, als endlich nach einander Leſſing, Goethe und Schiller auftraten, und das deutſche Theater aus ſeiner langen Mittelmäßigkeit retteten.

Leſſing hat zwar durch ſeine früheren dramatiſchen Arbeiten der Zeit ebenfalls den ſchuldigen Tribut abgetragen. Seine jugendlichen Luſtſpiele ſind ziemlich unbedeutend; ſie verkündigen noch nicht den ausgezeichneten Kopf, der in ſo vielen Fächern Epoche machen ſollte. Er hat verſchiedne Trauerſpiele nach den franzöſiſchen Regeln entworfen, auch einzelne Scenen in Alexandrinern ausgeführt, aber keines zu Stande gebracht: es ſcheint, er hatte keine Leichtigkeit für eine ſo gebundne Verſification. Noch ſeine Miß Sara Sampſon iſt weinerliches ſchleppendes bürgerliches Trauerſpiel, wobei er unverkennbar beſonders den Kaufmann von London als Muſter vor Augen gehabt hat, Im Jahre 1767 gab ihm ſeine Verbindung mit einer Schauſpieler-Geſellſchaft in Hamburg und eine dramaturgiſche Wochenſchrift, die er unternahm, nähere Veranlaßung, ſich auf Kritik des Theaters einzulaßen. Er übte ſie witzig und ſcharfſinnig aus, ſeine dreiſten und in

Beziehung auf die damals allgemein geltende Meinung gewagten Angriffe waren beſonders ſiegreich gegen die uns nur aufgedrungne Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks im tragiſchen Fach. Er brachte es dahin, daß bald nach Bekanntmachung der Dramaturgie die Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele und die deutſchen in gleichem Zuſchnitt von der Bühne verſchwanden. Er ſprach zuerſt mit Nachdruck von Shakſpeare, und bereitete deſſen Erſcheinung vor. Allein ſein Glaube an den Ariſtoteles neben dem Einfluße, den Diderots Schriften auf ihn gehabt, brachte eine ſeltſame Miſchung in ſeiner Theorie der dramatiſchen Kunſt hervor. Er verkannte die Rechte der poetiſchen Nachahmung, und wollte im Dialog wie in allem eine bare Kopie der Natur, als ob dieſe in der ſchönen Kunſt überhaupt zuläßig oder auch nur möglich wäre. Gegen den Alexandriner hatte er Recht, aber er wollte alle Verſification abgeſtellt wißen; es gelang ihm nur allzu gut damit, und er iſt Schuld daran, daß unſre Schauſpieler in der Erlernung und im Vortrage der Verſe ſo unglaublich zurückgekommen ſind, und ſich noch immer nicht wieder daran gewöhnen können. Er iſt dadurch mittelbar auch Schuld an den platten Natürlichkeiten unſrer dramatiſchen Schriftſteller, welche der allgemeine Gebrauch der Verſification etwas mehr würde im Zaum gehalten haben.

Leſſing war nach ſeinem eignen Geſtändniſſe kein Dichter und hat in ſeinem reiferen Alter nur wenig dramatiſche Arbeiten mühſam hervorgebracht. Minna von Barnhelm iſt ein wahres Luſtſpiel der feineren Art, in der Form hält es die Mitte zwiſchen der franzöſiſchen und engliſchen Weiſe, der Geiſt der Erfindung aber und der geſchilderte geſellige Ton iſt eigenthümlich deutſch. Alles iſt ſogar örtlich beſtimmt, und die Anſpielungen auf merkwürdige Zeitumſtände nach dem ſiebenjährigen Kriege trugen nicht wenig zu dem außerordentlichen Glücke bei, welches dieß Schauſpiel damals machte. Der ernſthafte Theil iſt nicht frei von witzelnder Ziererei im Ausdruck des Gefühls, und das Verhältniß der beiden Liebenden iſt bis zur Peinlichkeit auf die Spitze geſtellt. Die komiſchen Nebenfiguren aber ſind mit drolliger Laune gezeichnet, und haben ein ächtdeutſches Gepräge.

Noch mehr Bewunderung als Minna von Barnhelm erwarb Emilia Galotti, ich weiß nicht ob mit vollkommnem Rechte. Das letztgenannte Werk iſt vielleicht mit noch mehr Ueberlegung entworfen und mit noch mehr Fleiß ausgeführt als jenes; aber Minna von Barnhelm entſpricht weit mehr dem ächten Begriffe des Luſtſpiels, als Emilia Galotti dem des Trauerſpiels. Leſſings Theorie der dramatiſchen Kunſt hatte begreiflicher Weiſe einen weniger nachtheiligen Einfluß auf eine halb proſaiſche Gattung, als auf eine, die unvermeidlich unter ſich ſelbſt herabſinkt, wenn ſie nicht den höchſten Schwung nimmt. Er hatte die Welt zu gut kennen gelernt, um wieder in den ſchleppenden und weinerlichen Predigerton zu verfallen, der in Miß Sara Sampſon herrſcht. Auf der andern Seite bewahrte ihn ſein geſunder Sinn bei aller Bewunderung für Diderot vor deſſen deklamatoriſcher Emphaſe, die ihren vornehmſten Nachdruck von Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen entlehnt. Aber da er alle poetiſche Erhöhung des Dialogs entſchieden verwarf, ſo konnte er dieſen Manieren nicht entgehen, ohne in eine andre zu verfallen. Er übertrug die kalte und lauſchende Beobachtung des Komikers in das tragiſche Gebiet; die Leidenſchaften ſind in der Emilia Galotti mehr ſcharfſinnig und witzig charakteriſiert, als beredt ausgedrückt. In dem Glauben, das Schauſpiel wirke am ſtärkſten, wenn es täuſchende Kopien des Bekannten und nahe Liegenden darbietet, verkleidete Leſſing eine alte, berühmte, unauslöſchlich in die Weltgeſchichte eingezeichnete That rauher Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, unter erdichteten Namen in neu-europäiſche Verhältniſſe und heutige Sitten. Aus der Virginia wurde eine Gräfin Galotti, aus dem Virginius Graf Odoardo, aus dem Appius Claudius ein italiäniſcher Prinz, aus dem unverſchämten Diener ſeiner Lüſte ein Kammerherr, u. ſ. w. Es iſt nicht eigentlich ein bürgerliches Trauerſpiel, ſondern ein Hoftrauerſpiel im Converſationstone, zu welchem für einige Rollen der Staatsdegen und Hut unter dem Arme eben ſo weſentlich gehört, als zu vielen franzöſiſchen Luſtſpielen. Leſſing hat die unentfliehbaren tyranniſchen Gewaltſtreiche der Decemvirn in den ruhmloſen Bezirk des Fürſtenthums Maſſa-Carrara verpflanzen wollen; aber wie man ſich mit wenigen Schritten aus einem ſo kleinen Gebiet fortmacht, ſo entſchlüpft man auch mit einiger Ueberlegung gar leicht den mühſam angelegten Vorausſetzungen des Dichters, worauf die ganze Nothwendigkeit der Kataſtrophe beruht. Die ſichtbare Sorgfalt, Alles zu motivieren, fordert zu näherer Prüfung auf, wobei man durch keinen Zauber der Einbildungskraft geſtört wird; und dieſer Prüfung kann der innere Unzuſammenhang in dem mit ſo ungemeinem Verſtande herausgerechneten Drama nicht entgehen.

Es iſt ſonderbar, daß unter allen dramatiſchen Werken Leſſings das letzte, Nathan der Weiſe, welches er bloß ſchrieb, wie er ſagt, um den Theologen einen Poſſen ſpielen, als ſein Eifer ſich mit der Aufnahme des deutſchen Theaters zu beſchäftigen ſchon ziemlich erkaltet war, den ächten Kunſtregeln am meiſten gemäß iſt. Eine merkwürdige Erzählung des Boccaz iſt mit wunderbaren, jedoch nach den Zeitumſtänden nicht unwahrſcheinlichen Erfindungen eingefaßt; die erdichteten Perſonen ſind um einen berühmten hiſtoriſchen Charakter her gruppiert, um den großen Saladin, der ganz der Geſchichte gemäß gehalten iſt; die Kreuzzüge im Hintergrunde, der Schauplatz zu Jeruſalem, das Zuſammentreffen verſchiedner Nationen und Religions-Verwandten auf dieſem morgenländiſchen Boden, das alles giebt dem Ganzen einen romantiſchen Anſtrich, womit die jenem Zeitalter fremden Gedanken, die der Dichter ſeinem philoſophiſchen Zwecke zu lieb ſich erlaubt hat einzuſtreuen, einen zwar etwas gewagten, aber anziehenden Gegenſatz bilden. Die Form iſt freier und umfaßender als in den übrigen Stücken Leſſings, ſie iſt beinahe die eines ſhakſpeareſchen Schauſpiels. Er iſt hier zum Gebrauch der vorhin verworfnen Verſification zurückgekehrt; zwar nicht der Alexandriner, deren Abſchaffung im ernſten Drama wir ihm auf alle Weiſe zu danken haben, ſondern der reimloſen Jamben. Sie ſind im Nathan oft hart und nachläßig gearbeitet, aber wahrhaft dialogiſch, und ihr vortheilhafter Einfluß iſt leicht zu ſpüren, wenn man den Ton des Stücks mit der Proſa ſeiner vorhergehenden vergleicht. Hätte die Entwickelung der Wahrheiten, welche Leſſingen beſonders am Herzen lagen, nicht zu viel Ruhe erfordert, wäre eine etwas raſchere Bewegung in der Handlung, ſo wäre das Stück auch recht ſehr dazu eingerichtet, auf der Bühne zu gefallen. Daß Leſſing, wiewohl ein ſo ſelbſtändiger Geiſt, dennoch ſeine früheren dramatiſchen Grundſätze gewiſſermaßen von der allgemeinen Neigung des Zeitalters überkommen hatte, ſchließe ich daraus, daß er mit ſeinem Nathan weit weniger Nachfolge fand, als mit der Emilia Galotti. Unter den auffallenden Nachahmungen des Stils der letzten will ich nur Julius von Tarent erwähnen.

Als einen Schüler Leſſings muß man Engel anſehen. Seine kleinen Nachſpiele in leſſingiſcher Manier ſind ganz unbedeutend, aber ſeine Mimik zeigt, wohin die Theorie ſeines Meiſters führt. Dieſes Buch enthält manches Brauchbare über die erſten Elemente der Geberdenſprache; der Hauptirrthum des Verfaßers war, daß er es für eine vollſtändige Mimik hielt, wiewohl er darin durchaus nur vom Ausdrucke der Leidenſchaften handelt, und keine Silbe über Charakter-Darſtellung ſagt. Ferner räumt er dem Begriffe des Tragiſchen und Komiſchen in ſeiner Schauſpielkunſt nirgends eine Stelle ein, und daß er das Idealiſche jeder Art verwirft, nur bare Kopie der Natur verlangt, das verſteht ſich von ſelbſt. (Unter anderm äußert Engel, weil die Sprache des Euripides, des ſpäteſten und nach ſeiner Meinung des vollkommenſten griechiſchen Tragikers, weniger Schwung und Erhebung habe, als die ſeiner Vorgänger, ſo ſei zu vermuthen, die Griechen, wenn ſie die Tragödie ferner vervollkommt hätten, würden noch einen Schritt weiter gegangen ſein und den Verſen gänzlich den Abſchied gegeben haben. So durchaus verkannte Engel den Geiſt der griechiſchen Kunſt! Die allerdings im Euripides zu ſpürende Annäherung an den Ton des gewöhnlichen Lebens verkündigt eben den Verfall und bevorſtehenden Untergang der Tragödie; aber ſelbſt im Luſtſpiel haben ſich die Griechen nie zum Gebrauch der Proſa entſchließen mögen.)

Je mehr ich mich der neueſten Zeit nähere, deſto mehr ſei es mir erlaubt, meine Bemerkungen auf das Allgemeine zu richten, und mich nicht auf die Beurtheilung von Werken noch lebender Schriftſteller einzulaßen, mit denen ich zum Theil in Verhältniſſen der Freundſchaft oder Gegnerſchaft geſtanden habe. Doch darf ich wohl von der dramatiſchen

Laufbahn Goethes und Schillers, zweier Männer, auf welche unſre Nation ſtolz iſt, und im vertrauten Umgange mit denen ich oft meine Gedanken über die Kunſt berichtigt habe, mit der Offenheit reden, welche ihres großen uneigennützigen Strebens würdig iſt. Die Verirrungen, welche ſie, anfänglich noch in Mißverſtändniſſen begriffen, veranlaßt haben, während ſie immer reinerer Klarheit entgegen giengen, ſind zum Theil ſchon in Vergeßenheit verſunken oder werden es bald ſein; ihre Werke werden dauern: wir haben darin wenigſtens die Grundlage einer zugleich eigenthümlich deutſchen und ächt künſtleriſchen dramatiſchen Schule.

Kaum hatte Goethe im Werther gleichſam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der geſellſchaftlichen Verhältniſſe aufgeſtellt, ſo proteſtierte er im Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkürlichen Regelnzwang, wodurch die dramatiſche Poeſie eingeengt worden war. Man ſieht in dieſem Schauſpiele nicht Nachahmung Shakſpeares, ſondern die durch einen genialiſchen Schöpfer in einem verwandten Geiſte angeregte Begeiſterung. Im Dialog ſetzte er Leſſings Grundſätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Geſetze der ſchriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch Niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichteriſche Umſchreibung, die Darſtellung ſollte die Sache ſelbſt ſein, und ſo ließ er täuſchend genug, wenigſtens für diejenigen, welche die geſchichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unſre Altvordern ſelbſt reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutſche Treuherzigkeit hat er auf das rührendſte ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderſtehlich, das

Ganze hat einen großen hiſtoriſchen Sinn, es ſtellt nämlich den Kampf einer abſcheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen, aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politiſchen Zahmheit. Die Vorſtellung auf der Bühne berückſichtigte der Dichter dabei gar nicht, ſchien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Uebermuthe zu trotzen.

Ueberhaupt war es Göthen vor Allem darum zu thun, ſeinen Genius in ſeinen Werken auszuſprechen, und neue poetiſche Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabei gleich, wiewohl er meiſtens die dramatiſche vorzog. Zugleich war er indeſſen ein warmer Freund des Thaters, und arbeitete zuweilen nach deſſen durch Gewohnheit und Zeitgeſchmack beſtimmten Forderungen, wenn er z. B. im Clavigo ein bürgerliches Trauerſpiel in Leſſings Manier lieferte. Dieſes Stück hat überdieß noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In dieſen hatte ſich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten, die Kataſtrophe hat er hinzugedichtet, und wenn wir bemerken, daß ſie gar ſehr an die Beerdigung Ophelias und an das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, ſo iſt damit auch ſchon geſagt, wie ſehr ſie gegen den Ton und das Kolorit der übrigen abſticht. In der Stella machte es Goethe mit der Geſchichte des Grafen von Gleichen ungefähr ſo, wie es Leſſing mit der Geſchichte der Virginia gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler: jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge iſt rührend, treuherzig, ſogar erbaulich; Stella kann nur der Empfindſamkeit verwöhnter Herzen ſchmeicheln.

Späterhin ſuchte er eine Ausgleichung zwiſchen ſeinen Kunſtabſichten, und den üblichen dramatiſchen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er faſt ſämmtlich mit einzelnen Verſuchen durchgegangen hat. In ſeiner Iphigenia drückte er den Geiſt der antiken Tragödie aus, wie er ihn beſonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben ſolcher Einfachheit, Gediegenheit und edlen Zierlichkeit dichtete er den Taſſo, in welchem er eine hiſtoriſche Anekdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegenſatzes zwiſchen dem Hof- und Dichter-Leben wandte. Sein Egmont iſt wieder ein romantiſch hiſtoriſches Schauſpiel, deſſen Stil zwiſchen ſeiner älteren Weiſe im Götz und Shakſpeares Form in der Mitte ſchwebt. Erwin und Elmire und Claudine von Villa bella ſind, möchte ich ſagen, idealiſche Operetten, ſo leicht und luftig hingehaucht, daß ſie durch muſikaliſche Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, ſchwerfällig und proſaiſch zu werden; der edle und gehaltne Stil des Taſſo im Dialog wechſelt darin mit den zarteſten Liederſtimmen. Jery und Bätely iſt ein reizendes Naturgemälde in ſchweizeriſchen Sitten, im Geiſt und der Form der beſten franzöſiſchen Operetten, Scherz, Liſt und Rache dagegen eine wahre opera buffa voll italiäniſcher Lazzi. Die Mitſchuldigen ſind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Luſtſpiel nach den franzöſiſchen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablaßung, daß er eine Fortſetzung zu einem Nachſpiele von Florian lieferte; ſo weit die Unparteilichkeit des Geſchmacks, daß er einige Trauerſpiele von Voltaire für die deutſche Bühne überſetzte. Goethes Worte und Rhythmen haben immer einen goldnen Klang, aber als Ueberſetzungen können wir dieſe Arbeiten nicht für ganz gelungen halten; und man müßte es bedauern, wenn etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden ſollen. Man braucht nicht etwa Leſſings Dramaturgie herbeizurufen, um dieſe auf deutſchem Boden unerſprießlichen Erſcheinungen zu bannen; Goethes eigne meiſterliche Parodie des franzöſiſchen Trauerſpiels in einigen Scenen der Eſther wird dieß weit ergötzlicher verrichten.

Der Triumph der Empfindſamkeit, eine höchſt geniale Verſpottung der eignen Nachahmer Goethes, neigt ſich zur komiſchen Willkür und phantaſtiſchen Symbolik des Ariſtophanes; aber es iſt ein züchtiger Ariſtophanes in feiner Geſellſchaft und am Hofe. Weit früher hatte ſich Goethe in einigen Schwänken und Faſtnachtsſpielen ganz die Manier unſers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denſelben freien und kräftigen Dichtergeiſt erkennt man unter allen dieſen Verwandlungen wieder; worauf ſich die homeriſchen Zeilen vom Proteus anwenden laßen:

Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Floß dann als Waßer dahin, und rauſcht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört ſein früh entworfner, aber erſt ſpät erſchienener Fauſt an, der auch in ſeiner neueſten Geſtalt immer noch ein Bruchſtück iſt, und in deſſen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchſtück bleiben zu müßen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man mehr zu der Höhe hinanſtaunt, die der Dichter oft darin erſchwingt, oder mehr an den Tiefen ſchwindelt, die ſich vor unſern Blicken aufthun. Aber hier iſt nicht der Ort, dieſes labyrinthiſche und gränzenloſe Werk, Goethes eigenthümlichſte Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatiſcher Hinſicht zu betrachten. Die wunderbare Volksſage vom Fauſt iſt ein ſehr theatraliſcher Stoff, und das Marionettenſpiel, woraus Goethe nach Leſſing *) den erſten Gedanken zu einem

---

*) Leſſing hat die einzige Scene ſeines Entwurfs, die er mittheilt, nämlich wie Fauſt die böſen Geiſter citiert, um den ſchnellſten

Schauſpiel hergenommen, entſpricht dieſer Erwartung ſelbſt noch in den verſtümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwißenden Puppenſpielern vorgetragen wird. Goethes Darſtellung, die ſich in einigen Punkten genau an die Ueberlieferung hält, in andern aber ſie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen ſind ſtehende Schilderungen von Fauſts innern Zuſtänden und Stimmungen, Entwickelungen ſeiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menſchlichen Wißens und über das unbefriedigende Looß der Menſchheit in langen Monologen oder Geſprächen; andre Auftritte, wiewohl an ſich äußerſt geiſtreich und bedeutſam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele ſehr theatraliſch gedachte ſind nur flüchtig ſkizziert: es ſind rhapſodiſche Bruchſtücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraſchenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatiſchen Gedicht, welches auf der Bühne mit ſich fortreißen ſoll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert ſein müßen, ſo daß man ſagen kann, jede Scene habe ihre Expoſition, ihre Verwickelung und Auflöſung. Einige Scenen, voll von der höchſten dramatiſchen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins, und Gretchen und Fauſt im Kerker, beweiſen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote ſtand, und daß er ſie nur umfaßenderen Abſichten aufgeopfert hat.

---

zu ſeinem Dienſt zu wählen, geradezu aus dem alten Stück entlehnt, welches den ſchönen Titel führt: Infelix prudentia oder Doctor Johannes Fauſtus. Schon Marlow hatte in England einen Fauſt gedichtet, der aber leider in Dodsleys Sammlung nicht wieder abgedruckt iſt.

Er fordert oft die Einbildungskraft der Leſer auf, ja er nöthigt ſie, ſeinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemälde zu geben, die keine theatraliſche Kunſt vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethes Fauſt aufzuführen, müßte man Fauſts Zauberſtab und Beſchwörungsformeln beſitzen. Bei ſolcher Unfähigkeit zur äußern Darſtellung iſt dennoch aus dem ſeltſamen Werke erſtaunlich viel für die dramatiſche Kunſt, ſowohl in der Anlage als Ausführung, zu lernen. In einem vermuthlich ſpät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, ſeinem Genius treu, ſich nicht den Forderungen eines gemiſchten Haufens von Zuſchauern fügen könne, und ſchreibt gewiſſermaßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingeſtehn, daß Goethe zwar unendlich viel dramatiſches, aber nicht eben ſo viel theatraliſches Talent beſitzt. Ihm iſt es weit mehr um die zarte Entfaltung als um raſche äußre Bewegung zu thun; ſelbſt die milde Grazie ſeines harmoniſchen Geiſtes hielt ihn davon ab, die ſtarke demagogiſche Wirkung zu ſuchen. Iphigenia auf Tauris iſt zwar dem griechiſchen Geiſte verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es iſt nicht ſowohl eine antike Tragödie, als Widerſchein derſelben, Nachgeſang: die gewaltſamen Kataſtrophen jener ſtehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und Alles löſt ſich leiſe im Innern der Gemüther auf. Das ſtärkſte erſchütternde Pathos findet ſich im Egmont, aber der Schluß dieſes Trauerſpiels iſt ebenfalls ganz aus der äußern Welt in das Gebiet einer idealen Seelenmuſik entrückt.

Daß Goethe bei dieſer Richtung ſeiner dichteriſchen Laufbahn auf den reinſten Ausdruck ſeiner Begeiſterung ohne irgend eine andre Rückſicht, und von Seiten der Kunſt auf

Univerſalität der Studien, nicht den entſcheidenden Einfluß auf die Geſtalt unſers Theaters gehabt, den er hätte haben können, wenn er ſich ihm wirklich ausſchließend und unmittelbar widmen gewollt hätte, iſt leicht zu begreifen.

Mittlerweile, kurz nach Goethes erſter Erſcheinung, hatte man gewagt, Shakſpeare auf unſrer Bühne auftreten zu laßen. Die Wirkung war außerordentlich groß. Noch lebende Schauſpieler erwarben die erſten Kränze des Ruhmes in dieſen Darſtellungen ganz neuer Art, und Schröder erreichte in einigen der berühmteſten tragiſchen und komiſchen Rollen Shakſpeares vielleicht dieſelbe Vollkommenheit, für welche Garrick vergöttert worden war. Das Ganze der Stücke kam indeſſen ſehr unvollkommen zur Erſcheinung: in ſchleppenden proſaiſchen Ueberſetzungen, oft im bloßen Auszuge, mit entſtellenden Veränderungen. Shakſpeares einzelne Charaktere und Situationen hatte man bis auf einen gewiſſen Grad begriffen, aber noch nicht den Sinn ſeiner Compoſition.

Siebenunddreißigſte Vorleſung.

(Fortſetzung.) Schiller. Ueberſicht ſeiner Werke. Schilderung des Einfluſſes von Goethe und Schiller. Ritter-Schauſpiele, rührende Dramen und Familien-Gemälde. Ausſichten für die Zukunft.

Unter dieſen Umſtänden trat Schiller auf, mit allen Anlagen ausgerüſtet, um zugleich auf die edleren Geiſter und auf die Menge ſtark zu wirken. Er dichtete ſeine früheſten Werke noch ſehr jung, unbekannt mit der Welt, die er zu ſchildern unternahm, und wiewohl ein ſelbſtändiger und bis zur Verwegenheit kühner Genius, dennoch von den eben erwähnten Vorbildern Leſſings, Goethes in ſeinen früheren Arbeiten, und Shakſpeares, wie er ihn ohne Kenntniß des Originals verſtehen konnte, mannichfaltig beherrſcht.

So entſtanden ſeine Jugendwerke Die Räuber, Cabale und Liebe, und Fieſco. Das erſte, wild und gräßlich wie es war, wirkte gewaltig, bis zu gänzlicher Verdrehung jugendlich ſchwärmender Köpfe. Die verfehlte Nachahmung Shakſpeares iſt nicht zu verkennen: Franz Moor iſt ein proſaiſcher Richard der Dritte, durch keine der Eigenſchaften geadelt, welche bei dieſem den Abſcheu mit Bewunderung miſchen. Cabale und Liebe kann ſchwerlich durch den überſpannten Ton der Empfindſamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern. Fieſco iſt im Entwurf das verkehrteſte, in der Wirkung das ſchwächſte.

Ein ſo edler Geiſt konnte nicht lange in ſolchen Ausſchweifungen beharren, wiewohl er dabei eines Beifalls genoß, der die Fortdauer der Verblendung verzeihlich gemacht haben würde. Er hatte die Gefahren der Rohheit und eines unbändigen Trotzes gegen alle mäßigende Zucht an ſich ſelbſt erprobt, und warf ſich daher mit unglaublichen Anſtrengungen und einer Art von Leidenſchaft in die Bildung. Das Werk, welches dieſe neue Epoche bezeichnet, iſt Don Carlos. Theilweiſe ſehr tief in der Charakterzeichnung, kann es doch die alte ſich brüſtende Unnatur noch nicht ganz verläugnen, die nur in gewähltere Formen gekleidet iſt. Die Situationen haben viel pathetiſche Kraft, die Anlage iſt bis zur epigrammatiſchen Spitzfindigkeit verwickelt, aber ſeine theuer errungnen Gedanken über die menſchliche Natur und die geſellſchaftliche Verfaßung waren dem Dichter ſo werth, daß er ſie ausführlich darlegte, ſtatt ſie durch den Gang der Handlung auszudrücken, und daß er ſeine Perſonen mehr oder weniger über ſich ſelbſt und die andern philoſophieren ließ, wodurch der Umfang ganz über die dem Theater vorgeſchriebnen Gränzen anſchwoll.

Hiſtoriſche und philoſophiſche Studien ſchienen hierauf den Dichter eine Zeit lang der theatraliſchen Laufbahn zu entführen, zum Vortheil für ſeine Kunſt, zu der er mit reifem und vielſeitig bereichertem, und endlich über ſeine Zwecke und Mittel wahrhaft aufgeklärtem Geiſte zurückkehrte. Er wandte ſich nun ganz zum hiſtoriſchen Trauerſpiel, und ſuchte mit Entäußerung ſeiner Perſönlichkeit bis zu wahrhaft objectiven Darſtellungen durchzudringen. Im Wallenſtein hatte er ſo gewißenhaft nach hiſtoriſcher Gründlichkeit geſtrebt, daß er darüber des Stoffes nicht ganz Meiſter werden konnte, und eine Begebenheit von nicht großem Umfange ihm in zwei Schauſpiele und einen gewiſſermaßen didaktiſchen Prolog zerfiel. In den Formen ſchloß er ſich ſehr an Shakſpeare an, nur ſuchte er den Wechſel von Ort und Zeit mehr zu beſchränken, um nicht der Einbildungskraft der Zuſchauer zu viel zuzumuthen. Auch hielt er auf mehr durchgeführte tragiſche Würde, ließ keine geringen Perſonen auftreten, oder wenigſtens nicht in ihrem natürlichen Tone reden, und verwies das Volk, hier das Heer, das Shakſpeare ſo lebendig und wahr in den Hergang der öffentlichen Begebenheit eingreifen läßt, in das Vorſpiel. Die Liebe zwiſchen Thekla und Max Piccolomini iſt zwar eigentlich eine Epiſode, und trägt das Gepräge einer ganz andern als der ſonſt geſchilderten Zeit, aber ſie giebt zu den rührendſten Auftritten Anlaß, und iſt eben ſo zart als edel gedacht.

Mit größerer Kunſtfertigkeit und eben ſo großer Gründlichkeit iſt Maria Stuart angelegt und ausgeführt. Alles iſt weislich abgewogen; man kann einzelne Theile als beleidigend tadeln, z. B. das Gezänk der beiden Königinnen, die wilden Ausbrüche von Mortimers Leidenſchaft und dergleichen: aber man wird ſchwerlich etwas verrücken können, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Die Wirkung iſt unfehlbar, Marias letzte Scenen ſind wahrhaft königlich, religiöſe Eindrücke ſind mit ihrer würdigem Ernſte angebracht, nur die vielleicht überflüßige Sorge, an der Eliſabeth nach Marias Tode poetiſche Gerechtigkeit auszuüben, entläßt den Zuſchauer etwas erkaltet.

An einem wunderbaren Stoffe, wie die Geſchichte der Jungfrau von Orleans iſt, glaubte Schiller ſich mehr Freiheiten erlauben zu dürfen. Die Verknüpfung iſt loſer; die Scene mit dem Montgommery, eine epiſche Einmiſchung aus der Ilias, fällt aus dem Tone; bei der ſeltſamen und unbegreiflichen Erſcheinung des ſchwarzen Ritters iſt die Abſicht des Dichters zweideutig; im Charakter des Talbot und manchen andern Theilen hat Schiller nicht glücklich mit Shakſpeare gewetteifert; und ich weiß nicht, ob der aufgewandte Farbenzauber, der denn doch nicht ſo glänzend iſt, als man ſich's denken könnte, das darüber eingebüßte ſtrengere Pathos vergütet. Die Geſchichte der Jungfrau von Orleans iſt auf's genaueſte beurkundet, ihre höhere Sendung wurde von ihr ſelbſt und großentheils von ihren Zeitgenoßen geglaubt, und brachte die außerordentlichſten Wirkungen hervor. Das Wunder konnte der Dichter dahingeſtellt ſein laßen, wenn ihn der Zweifelgeiſt ſeiner Zeitgenoßen davon ablenkte, es für wahr zu geben; und das wahre ſchmachvolle Märtyrerthum der verrathnen und verlaßnen Heldin würde uns tiefer erſchüttert haben, als das roſenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerſpruch mit der Geſchichte ihr andichtet. Shakſpeares wiewohl aus ſeinem nationalen Geſichtspunkte parteiiſche Darſtellung iſt dennoch weit hiſtoriſcher und gründlicher. Indeſſen bleibt das deutſche Stück immer eine ſchöne Ehrenrettung eines durch frechen Spott geſchändeten Namens, und ſeine blendenden Effekte, durch den reichen Schmuck der Sprache unterſtützt, verdienten ihm ein ausgezeichnetes Glück auf der Bühne.

Am wenigſten kann ich mit den Grundſätzen einverſtanden ſein, die Schillern bei der Braut von Meſſina geleitet haben, und die er in der Vorrede ſelbſt erklärt. Doch die Erörterung darüber würde mich zu weit in das Gebiet der Theorie abführen. Es ſoll ein Trauerſpiel in antiker

Form, aber von romantiſchem Gehalt ſein. Eine ganz erdichtete Geſchichte iſt in einem ſo unbeſtimmten und von aller innern Wahrſcheinlichkeit entblößten Coſtum gehalten, daß die Darſtellung weder wahrhaft idealiſch, noch wahrhaft natürlich, weder mythologiſch, noch hiſtoriſch iſt. Die romantiſche Poeſie ſucht zwar das Entfernteſte zu verſchmelzen, allein geradezu unverträgliche Dinge kann ſie nicht in ſich aufnehmen: die Sinnesart der dargeſtellten Menſchen kann nicht zugleich heidniſch und chriſtlich ſein. Die offenbaren Entlehnungen will ich nicht rügen: das Ganze iſt aus zwei Hauptbeſtandtheilen zuſammengeſetzt, aus dem Bilde des Eteokles und Polynikes, die ungeachtet der Vermittlung ihrer Mutter Jokaſte um den Alleinbeſitz des Thrones ſtreiten, und aus den zwei durch Eiferſucht in der Liebe zum Brudermord getriebnen Brüdern in den Zwillingen von Klinger und im Julius von Tarent. Auch in der Einführung der Chöre, wiewohl ſie viel lyriſchen Schwung und ſchöne Stellen haben, iſt der Sinn der Alten verfehlt: indem jedem der feindlichen Brüder ein eigner Chor parteiſch anhängt, der ſich mit dem gegenüberſtehenden ſtreitet, hören beide auf, ein wahrer Chor, d. h. über alles Perſönliche erhabne Stimme der Theilnahme und Betrachtung zu ſein.

Das letzte von Schillers Werken, Wilhelm Tell, iſt meines Erachtens auch das vortrefflichſte. Hier iſt er ganz zur Poeſie der Geſchichte zurückgekehrt; die Behandlung iſt treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntſchaft mit der ſchweizeriſchen Natur und Landesſitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit. Es iſt wahr, daß er hierin an des unſterblichen Johannes Müllers ſprechenden Gemälden eine herrliche Vorarbeit hatte. Im Angeſichte von Tells Kapelle am Ufer des Vierwaldſtätter-Sees, unter freiem Himmel, die

Alpen zum Hintergrunde, hätte dieſe herzerhebende, altdeutſche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darſtellung verdient zur halbtauſendjährigen Feier der Gründung ſchweizeriſcher Freiheit aufgeführt zu werden.

Schiller war in der reifſten Fülle ſeiner Geiſteskraft, als ihn ein unzeitiger Tod dahin raffte; bis dahin mußte eine längſt untergrabne Geſundheit ſeinem mächtigen Willen immer noch gehorchen, und ſich in ruhmwürdigen Anſtrengungen vollends erſchöpfen. Wie Vieles hätte er ſonſt noch leiſten können, da er ſich ausſchließend dem Theater widmete, und mit jedem Werke an ſichrer gewandter Meiſterſchaft zunahm! Er war im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künſtler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte, und dem raſtloſen Streben darnach ſeine Perſönlichkeit zum Opfer darbrachte, fern von kleinlicher Eigenliebe und ſelbſt unter vortrefflichen Künſtlern allzuhäufiger Eiferſucht.

Es iſt in Deutſchland immer der Fall geweſen, daß die Erſcheinung großer Original-Geiſter ein Heer von Nachtretern an's Licht brachte, und ſo haben denn auch Goethe und Schiller, großentheils ohne ihr Verſchulden, viel Verfehltes und Ausgeartetes auf unſrer Bühne veranlaßt.

Götz von Berlichingen hat eine ganze Ueberſchwemmung von Ritter-Schauſpielen nach ſich gezogen, in denen nichts hiſtoriſch iſt als die Namen und andre Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutſch als vermeintlich die Rohheit, ſonſt die Geſinnungen eben ſo modern, als gemein. Aus Ritterſtücken ſind wahre Reiterſtücke geworden, die zuletzt mehr von Pferden als von Menſchen aufgeführt zu werden verdienen. Auch auf die, welche noch einigermaßen durch oberflächliche Erinnerungen an die Vorzeit die Einbildungskraft anſprechen, läßt ſich anwenden, was ich von einem der beliebteſten ſagte:

Mit Harfthörnern und Burgen und Harniſchen pranget Johanna;
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei.

Die beliebteſten Gattungen ſind außerdem das Familiengemälde und das rührende Drama geworden, zwei Aftergattungen, von deren Begünſtigung durch Lehre und Beiſpiel Leſſing, Goethe und Schiller (die letzten durch ihre früheren Compoſitionen Stella, Clavigo, die Geſchwiſter, Cabale und Liebe) nicht freigeſprochen werden können. Ich will Niemanden nennen, aber einmal annehmen, zwei Schriftſteller von einigem Talent und theatraliſcher Einſicht hätten ſich dieſen Gattungen gewidmet, ſie hätten beide das Weſen der dramatiſchen Poeſie verkannt, und ſich einen angeblich moraliſchen Zweck vorgeſetzt; dem einen wäre aber die Sittlichkeit bloß unter der beſchränkten Geſtalt der Häuslichkeit, dem andern als Weichherzigkeit erſchienen: was würde dieß für Früchte bringen, und wie würde ſich endlich der Beifall der Menge zwiſchen dieſen beiden Mitwerbern entſcheiden?

Das Familiengemälde ſoll den alltäglichen Lebenslauf der mittleren Stände ſchildern. Die außerordentlichen Vorfälle, welche Intrigue hervorbringen, werden verbannt ſein; um dieſen Mangel an Bewegung zu decken, wird man zu ganz individueller Charakteriſtik ſeine Zuflucht nehmen, die ein geübter Schauſpieler wohl zu einer gewiſſen Wahrheit aufſtutzen mag, die aber an Aeußerlichkeiten klebt, ſo wie ein ſchlechter Porträtmaler durch Pockennarben und Warzen und durch die Art ſich zu kleiden und das Halstuch zu knüpfen, die Aehnlichkeit zu erreichen ſucht; die Motive und Situationen werden zuweilen launig und drollig, niemals aber wahrhaft luſtig ſein, weil die immer gegenwärtig erhaltne proſaiſch ernſthafte Abſicht dieß verhindert. Die raſchen Entſcheidungen des Luſtſpiels endigen meiſtens vor dem Familienleben, das Alles zu alltäglichen Gewöhnungen feſtſetzt. Die Oekonomie poetiſch zu machen, iſt unmöglich: von einem glücklichen und ruhigen Hausweſen wird der dramatiſche Familienmaler eben ſo wenig zu ſagen wißen, als der Geſchichtſchreiber von einem Staate bei innerm und äußerm Frieden. Er wird uns alſo durch die mit peinlicher Treue geſchilderte Plage und Engigkeit des häuslichen Lebens intereſſieren müßen: Verdruß bei redlich geübter Amtspflicht, bei der Erziehung der Kinder, Zwiſtigkeiten zwiſchen Mann und Frau, an denen kein Ende abzuſehen, ſchlechte Aufführung des Geſindes, vor allen Dingen aber Nahrungsſorgen. Die Zuſchauer verſtehen ſolche Schilderungen nur allzu gut, denn jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt; es kann ihnen recht heilſam ſein, daß jeder einmal wöchentlich vor dem Schauplatz das Verhältniß ſeiner Ausgabe zu ſeiner Einnahme in Gedanken überſchlägt; aber Gemüths-Erhebung und Erholung werden ſie ſchwerlich dort ſchöpfen, denn ſie finden auf der Scene eben das wieder, was ſie vom Morgen bis in den Abend zu Hauſe haben.

Der rührende Dichter hingegen macht es ihnen deſto leichter um's Herz. Seine allgemeine Lehre iſt eigentlich, daß ein ſogenanntes gutes Herz alle Fehltritte und Ausſchweifungen wieder gut mache, und daß man es mit der Tugend nicht ſo ſtrenge nach Grundſätzen zu nehmen habe. Laßt nur euren natürlichen Trieben freien Lauf, ſcheint er zu ſeinen Zuſchauern zu ſagen, ſeht wie allerliebſt es meinen naiven Mädchen ſteht, Alles von ſich zu bekennen. Weiß er nun durch ſchlaffe, mehr ſinnliche als ſittliche Rührungen zu beſtechen, am Ende aber Alles fein auszugleichen, indem irgend ein großmüthiger Wohlthäter eintritt und mit vollen Händen ausſpendet, ſo gefällt es den verwöhnten Herzen außerordentlich; es iſt ihnen zu Muthe, als hätten ſie ſelbſt edle Thaten verrichtet, ohne doch in ihre eigne Taſche zu greifen: Alles wird aus dem Beutel des freigebigen Dichters beſtritten. Unſtreitig wird alſo die rührende Gattung auf die Dauer über die ökonomiſche den Sieg davon tragen, und ſo iſt es in Deutſchland wirklich erfolgt. Was uns aber in dieſen Dramen nicht nur als natürlich und erlaubt, ſondern als ſittlich und edel geſchildert wird, das überſteigt alle Begriffe, und dieſe Verführung iſt weit gefährlicher, als die der leichtfertigen Luſtſpiele, eben weil ſie ſich, ohne durch äußere Unanſtändigkeit abzuſtoßen, in noch unverwahrte Gemüther einſchleicht, und die heiligſten Namen zum Deckmantel wählt.

Dieſer ſowohl poetiſche als ſittliche Verfall des Zeitgeſchmacks hat nun den Umſtand zur Folge gehabt, daß die Schriftſteller, welche auf der Bühne am beliebteſten ſind, nur um augenblicklichen Beifall buhlen, unbekümmert um das Urtheil der Kenner und um wahre Achtung; diejenigen aber, welche beides bei höheren Zwecken vor Augen haben, ſich nicht entſchließen können, ſich nach den Forderungen der Menge zu bequemen, und wenn ſie dramatiſch componieren, auf die Bühne keine Rückſicht nehmen wollen. Daher bleiben ſie denn mangelhaft in dem theatraliſchen Theile der Kunſt, der nur durch Uebung und Erfahrung zur Meiſterſchaft gebracht werden kann.

Das Repertorium unſrer Schaubühne bietet daher in ſeinem armſeligen Reichthum ein buntes Allerlei dar, von Ritterſtücken, Familien-Gemälden und rührenden Dramen, welche nur ſelten mit Werken in größerem und gebildeterem

Stil von Shakſpeare oder Schiller abwechſeln. Dazwiſchen können wir die Ueberſetzungen und Bearbeitungen der fremden Neuigkeiten, beſonders der franzöſiſchen Nachſpiele und Operetten, nicht entbehren. Bei dem geringen Werth des Einzelnen lenkt ſich die Schauluſt bloß auf den flüchtigen Reiz der Neuheit, zu großem Nachtheil der Schauſpielkunſt, da eine Menge unbedeutender Rollen übereilt eingelernt werden müßen, um ſogleich wieder vergeßen zu werden. Dazu kommt noch, um die Gemeinheit unſrer Theater beinahe unheilbar zu machen, die grundverkehrte Einrichtung von allem was auf das Schauſpiel Bezug hat. Die Schauſpieler-Geſellſchaften ſollten unter der Aufſicht von einſichtsvollen Kennern und Ausübern der dramatiſchen Kunſt ſtehen, die nicht ſelbſt Schauſpieler wären. Engel hat eine Zeit lang dem berliniſchen Theater vorgeſtanden, und die Augenzeugen verſichern allgemein, daß er es zu einer ungewöhnlichen Höhe erhoben hatte. Was Goethe durch ſeine Leitung des weimariſchen Theaters in einer kleinen Stadt und mit geringen Mitteln leiſtet, wißen alle Kenner. Seltne Talente kann er weder ſchaffen, noch belohnen, aber er gewöhnt die Schauſpieler an Ordnung und Schule, wovon ſie ſonſt meiſtens nichts wißen wollen, und giebt dadurch ſeinen Vorſtellungen oft eine Einheit und Harmonie, die man auf größeren Theatern vermißt, wo jeder ſpielt, wie es ihm eben einfällt. Das mangelhafte Auswendiglernen, und die Unvollkommenheit des mündlichen Vortrags habe ich ſchon anderswo gerügt. Ich habe berühmte Schauſpieler die Verſe dergeſtalt verſtümmeln hören, wie man es in Paris einem Anfänger nicht verzeihen würde. Ich weiß, daß man bei einem gewiſſen Theater, wenn man ſich in der traurigen Nothwendigkeit befand, ein Stück in Verſen aufzuführen, die Rollen als Proſa ſchrieb, damit nur die Schauſpieler durch Beobachtung des Silbenmaßes nicht in ihrer beliebten platten Natürlichkeit geſtört würden. Wie viele „haarbuſchige Geſellen“ (ſo nannte Shakſpeare ſolche Leute) müßen wir ertragen, die dem Publikum ſchon einen Genuß zu gewähren glauben, wenn ſie ſich mit ihrer ungeſchickten Perſon auf den Brettern ſpreizen, und dabei die Worte, die ihnen der Dichter zu ſagen aufgegeben hat, bloß als ein nothwendiges Uebel betrachten. Unſre Schauſpieler haben an ſich ein weniger lebhaftes Beſtreben zu gefallen, als die franzöſiſchen. Durch die Errichtung der ſtehenden ſogenannten National-Theater, womit man in einigen Hauptſtädten etwas Gutes für das Gedeihen der Kunſt geleiſtet zu haben vermeint, hat man vollends allem Wetteifer ein Ende gemacht. Man ertheilt den Schauſpielern ausſchließende Privilegien, man ſichert ihnen lebenslängliche Gehalte zu: nun haben ſie keine geſchickteren Nebenbuhler mehr zu fürchten, ſie hängen nicht von der wandelbaren Gunſt der Zuſchauer ab, und ſind bloß darauf bedacht, ihre Stelle als eine Pfründe auf das bequemſte zu benutzen. Auf dieſe Art ſind die National-Theater eine wahre Verpflegungs-Anſtalt für verſauerte oder durch Trägheit vernachläßigte Talente geworden. Die Frage Hamlets in Betreff der Schauſpieler „Werden ſie roſtig?“ iſt immer an der Zeit, und leider muß man ſie faſt immer bejahend beantworten. Der Schauſpieler, bei ſeinen zweideutigen Lebensverhältniſſen, (die einmal nicht zu ändern ſind, weil ſie in der Natur der Sache liegen) bedarf einer gewiſſen leichtſinnigen Begeiſterung für ſeine Kunſt, um das Außerordentliche zu leiſten. Er kann nicht leidenſchaftlich genug nach rauſchendem Beifall, nach Ruhm, nach jeder glänzenden Belohnung ſtreben, die ihm unmittelbar für das Geleiſtete zu

Theil wird. Der Augenblick iſt das Gebiet ſeiner Ernten, die Zeit iſt ſein gefährlichſter Feind, weil er nichts Dauerndes aufzuſtellen vermag. Sobald die bürgerliche Aengſtlichkeit, ſich und Frau und Kindern ein mäßiges Auskommen zu ſichern, ſich ſeiner bemächtigt, ſo iſt es um alle Fortſchreitung geſchehen. Wir wollen hiemit nicht ſagen, daß man nicht für die ſpätere Lebenszeit verdienter Künſtler ſorgen ſolle. Aber man ſollte den Schauſpielern, die durch Alter, Krankheit oder andre Zufälligkeiten ihre Vorzüge eingebüßt haben, Gehalte geben, damit ſie aufhören und nicht damit ſie fortfahren zu ſpielen. Ueberhaupt ſollte man den Schauſpielern nicht einbilden, daß ſie ſo wichtige und unentbehrliche Leute ſeien. Nichts iſt ſeltner als ein wahrhaft großer Schauſpieler; allein nichts iſt häufiger als die Anlage, Rollen ſo leidlich auszufüllen, wie wir es gewöhnlich ſehen: hievon kann man ſich auf jedem Geſellſchafts-Theater in einem einigermaßen geiſtreichen Cirkel überzeugen. — Endlich iſt das bei uns beſtehende Verhältniß zwiſchen den Theater-Direktionen und den Schriftſtellern auch ſo nachtheilig wie möglich. In Frankreich und England hat der Verfaßer eines Stücks ſeinen beſtimmten Antheil an dem Ertrage jeder Aufführung; dieß ſchafft ihm eine fortdauernde Einnahme, ſobald ſich einige Stücke von ihm mit Glück auf dem Theater erhalten. Fällt das Stück hingegen, ſo bekömmt er gar nichts. In Deutſchland bezahlen die Theater-Direktionen die ihnen angetragnen Manuſcripte im Voraus und auf ihre Gefahr mit einer gewiſſen Summe. Sie können dabei ſehr in Schaden gerathen; macht das Stück hingegen ein außerordentliches Glück, ſo erhält der Verfaßer keine angemeßene Belohnung.

Die Beſtrebungen der nicht unmittelbar für das Theater arbeitenden Dichter gehen nach ſehr verſchiednen Richtungen auseinander; auch hier iſt wie in andern Fächern eine Gährung der Begriffe ſichtbar, die unſerer Litteratur bei den Ausländern den Vorwurf der chaotiſchen Anarchie zuzieht, worin aber die Hinweiſung auf ein noch unerreichtes höheres Ziel ſichtbar iſt.

Die tiefere Ergründung der Aeſthetik hat bei den Deutſchen, einem von Natur mehr ſpekulativen als praktiſchen Volke, dahin geführt, daß man Kunſtwerke und beſonders Tragödien nach mehr oder weniger mißverſtandnen abſtrakten Theorien ausgearbeitet hat, die dann natürlich auf dem Theater keine Wirkung machen können, ja überhaupt ganz unvorſtellbar ſind, und kein innres Leben haben.

Andre haben ſich mit wahrem Gefühl den Geiſt der alten Tragiker angeeignet, und die ſchicklichſte Auskunft geſucht, die einfachen gediegenen Kunſtformen des Alterthums nach der Verfaßung unſrer Scene zu modificieren.

Wahrhaft ausgezeichnete Talente haben ſich in das romantiſche Schauſpiel geworfen, aber es meiſtens in einer Breite genommen, die nur dem Roman erlaubt iſt, unbekümmert um die Zuſammendrängung, welche die dramatiſche Form durchaus erheiſcht. Oder ſie haben auch von den ſpaniſchen Schauſpielen nur die muſikaliſch phantaſierende und maleriſch gaukelnde Seite ergriffen, ohne die feſte Haltung, die draſtiſche Kraft und die theatraliſche Wirkung.

Welchen Weg ſollen wir nun einſchlagen? Sollen wir uns wieder an die längſt verbannte Form des franzöſiſchen Trauerſpiels zu gewöhnen ſuchen? Eine wiederholte Erfahrung hat bewieſen, daß es durch die Weiſe der Ueberſetzung und den Ton der Aufführung ſo modificiert, wie es unvermeidlich modificiert werden muß, ſelbſt unter den Händen eines Goethe oder Schiller kein ſonderliches Glück machen kann.

Das den Griechen auf ächtere Weiſe nachgebildete Trauerſpiel iſt unſrer Sinnesart verwandter; allein die Menge begreift es nicht, es wird immer ein gelehrter Kunſtgenuß für wenige Gebildete bleiben, ungefähr wie die Betrachtung der antiken Statuen.

Im Luſtſpiel hat ſchon Leſſing die Schwierigkeit bemerkt, nationale Sitten einzuführen, die doch nicht provincial ſeien, da ſich bei uns der Ton des geſelligen Lebens nicht nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt modelt. Verlangen wir reine Luſtſpiele, ſo würde ich ſehr zum Gebrauch gereimter Verſe rathen; vielleicht ſtellte ſich mit der künſtlicheren Form auch allmälich ein eigenthümlicher Gehalt ein.

Indeſſen ſcheint mir dieß nicht das dringendſte Bedürfniß: laßt uns zuvörderſt die ernſten höheren Gattungen des deutſchen Charakters würdig ausbilden. In dieſen ſcheint mir nun unſer Geſchmack ſich durchaus zum Romantiſchen zu neigen. Was die Menge in unſern halb rührenden, halb drolligen Dramen am meiſten anzieht, die uns bald nach Peru, bald nach Kamtſchatka, bald in die Ritterzeit verſetzen, während die Geſinnungen modern und empfindſam bleiben, iſt immer eine Fratze des Romantiſchen, die man auch in den abgeſchmackteſten Zauber-Opern noch wieder kennt. Die Bedeutung dieſer Gattung iſt bei uns verloren gegangen, ehe wir ſie noch recht gefunden hatten; die Phantaſie iſt mit den Erfindern ſolcher abenteuerlichen Hirngeſpinſte durchgegangen, und die Abſichten der Schauſpiele ſind manchmal klüger als die ihrer Urheber. Auf hundert Komödienzetteln wird der Name Romantiſch an rohe und verfehlte Erzeugniſſe verſchwendet und entweiht; es ſei uns erlaubt, ihn durch Kritik und Geſchichte wieder zu ſeiner wahren Bedeutung zu adeln. Man hat ſich neuerdings bemüht, die Reſte unſrer alten National-Poeſie und Ueberlieferung auf mancherlei Weiſe wieder zu beleben. Dieſe können dem Dichter eine Grundlage für das wundervolle Feſtſpiel geben; die würdigſte Gattung des romantiſchen Schauſpiels iſt aber die hiſtoriſche.

Auf dieſem Felde ſind die herrlichſten Lorbeern für die dramatiſchen Dichter zu pflücken, die Goethen und Schillern nacheifern wollen. Aber unſer hiſtoriſches Schauſpiel ſei denn auch wirklich allgemein national, es hänge ſich nicht an Lebensbegebenheiten von einzelnen Rittern und kleinen Fürſten, die auf das Ganze keinen Einfluß hatten; es ſei zugleich wahrhaft hiſtoriſch, aus der Tiefe der Kenntniß geſchöpft, und verſetze uns ganz in die große Vorzeit. In dieſem Spiegel laße uns der Dichter ſchauen, ſei es auch zu unſerm tiefen Schamerröthen, was die Deutſchen vor Alters waren, und was ſie wieder werden ſollen. Er lege uns an's Herz, daß wir Deutſche, wenn wir die Lehren der Geſchichte nicht beßer bedenken als bisher, in Gefahr ſind, wir, ehedem das erſte und glorwürdigſte Volk Europas, deſſen frei gewählter Fürſt ohne Widerſpruch für das Oberhaupt der geſammten Chriſtenheit anerkannt ward, ganz aus der Reihe der ſelbſtändigen Völker zu verſchwinden. Lange haben ſich die höheren Stände durch Vorliebe für fremde Sitten, durch Beeiferung um fremde Geiſtesbildung, die doch immer nur eine kümmerlich gerathne Frucht im Treibhauſe ſein kann, der Geſammtheit des Volkes entfremdet; noch länger, ſeit drei Jahrhunderten, hat innrer Zwieſpalt unſre edelſten Kräfte in Bürgerkriegen aufgezehrt, deren verderbliche Folgen ſich nun erſt vollſtändig enthüllen. Mögen ſich alle, die auf die öffentliche Geſinnung zu wirken Gelegenheit haben, beeifern, das alte Mißverſtändniß endlich zu löſen, und alle ächt Geſinnten um die leider verlaßenen Gegenſtände der Verehrung, bei treuer Anhänglichkeit woran unſre Vorahnen ſo viel Heil und Ruhm erlebt haben, wie um ein heiliges Panier zu verſammeln, und ſie ihre unzerſtörbare Einheit als Deutſche fühlen zu laßen! Welche Gemälde bietet unſre Geſchichte dar, von den urälteſten Zeiten, den Kriegen mit den Römern an, bis zur feſtgeſetzten Bildung des deutſchen Reichs! Dann der ritterlich glänzende Zeitraum des Hauſes Hohenſtaufen, endlich der politiſch wichtigere und uns am nächſten liegende des Hauſes Habsburg, das ſo viele große Fürſten und Helden erzeugt hat. Welch ein Feld für einen Dichter der wie Shakſpeare die poetiſche Seite großer Weltbegebenheiten zu faßen wüßte! Aber ſo unbekümmert ſind wir Deutſche immer um unſre wichtigſten National-Angelegenheiten, daß ſelbſt die bloß hiſtoriſche Darſtellung hier noch ſehr im Rückſtande iſt.

Regiſter.

Academie, franz., über den Cid II. 75. — Accoltis Virginia 362. — Achäus 89. — Acharner ſ. Ariſtophanes. — Achill II. 45. — Achilles auf Skyros (Metaſtaſios) 353. f. — Acte ſ. Aufzüge. —

Addiſon II. 368. ff. — Adler, der, an den Tempeln 323. — Admet 144. 163. — Adonis (Shakſp.) II. 175. — Adraſt 171. f. —

Aegeus 165. — Aegiſth ſ. Agamemnon, Choephoren, Elektra. — Aegyptier ſ. Aeſchylus. —

Aeſchylus 6te Vorl. und 58. 79. 112. 113. 115. 116. 120. ff. 131. 144. 176. 204. f. 258. 262. 338. II. 21. 28. 155. 196. 253. 259. — A. Agamemnon II. 26. — A. Aegyptier 105. — A. Choephoren 9te Vorl. — A. Danaiden 105. — A. Eumeniden 190. 321. II. 26. 28. 196. — A. Niobe 85. — A. Oreſtie 92. ff. 360. — A. Perſer 107. f. — A. Prometheus 108. ff. 295. und Philoktet 310. — A. Schutzgenoßinnen 104. ff. 325. — A. Sieben vor Thebe 106 f. II. 286. — A. Trilogien 92. ff. 254. —

Aeſop am Hof, Aeſop in der Stadt II. 126. —

Afranius 335. —

Ἀγαλμάτια 273. — Agamemnon 93. 141. 168. 266. ſ. Aeſchylus, Choephoren, Elektra. — Agathon 89. 176. 179. 202. 204. —

Ajax 124. f. 200. II. 194. ſ. Sophokles. —

Alcäus 248. — Alceſte 173. ſ. Euripides. — Alchymiſt (Ben Jonſons) II. 340. — Alcibiades 208. — Alexander (Racines) II. 49. — Alexanderſchlacht in Moſaik zu Pompeji 301. — Alexandra (des Lykophron) 177. — Alexandriner (Vers) II. 52. 63. 103. f. 360. 403. 405. ff. 410. — Alexandriniſche Kunſtrichter 88. — Alexandriniſche Tragiker 10te Vorl. a. E. — Alfieri 18. 350. ff. 356. ff. 360. 367. 369. — Algardi 303. — Algier, die Lebensart in (des Cervantes) II. 379. — Alkmene 173. — Allegorie 101. — Alzire (Voltaires) 50. 97. ff. —

Amar despues de la muerte II. 385. — Amphitruo (des Moliere und Plautus) II. 114. — Ampyiad 110. —

Anacharſis Reiſe 46. ſ. Barthelemy. — Anakreon 240. — *Ἀνάκτορα* 323. — *Ἀναπίεσμα* 285. — Anaxagoras 139. — Andromache 166. ſ. Euripides. (Racines) II. 83. f. — *Ἀνδρῶνες* 326. — Anfang II. 12. — Anna (v. Engl.) II. 367. — Antigone 122 ff. 126. 168. 261. II. 15. f. ſ. Sophokles. — Antike. Hülfsmittel zur Erkenntniß des griech. Geiſtes 45. — Antimaſquen II. 341. — Antiphanes 24.. — Antitheſen II. 53. — Antonius u. Cleopatra (Shakſp.) II. 263. 266. f. 322. —

Apelles 314. — Aphrodite 140. — Apollo 102. — Apollodor 239. — Apontes II. 384. — Apoſtolo Zeno 352. — Appulejus 294. —

Araber II. 388. 390. — Arabesken der Poeſie II. 137. — Araucana (des Al. de Ercilla) II. 392. — Architektur, gothiſche und neuere II. — Arden v. Feversham (Shakſp.?) II. 309. f. — Arena 277. — Aretino, Pietro 361. — Argiver 161. — Argos 308. 311. — Ariadne auf Naxos 309. Ar. (des Th. Corneille) II. 89. — Ariel II. 236. f. — Ariodant und Ginevra II. 221. — Arioſt und Homer 7. Ar. Luſtſpiele 361. Arioſt 370. II. 218. 221. —

Ariſtophanes 12te Vorl. 35. f. 52. 134. 136. f. 140. 144. f. 173. 179. 183. ff. 187. ff. 210. ff. 254. 258. 263. 278. 281. f. 287. 291. 323. II. 125. 128. 171. 347. 415. — A. Acharner 138. 198. ff. Scene daraus 209. ff. — A. Aeoloſikon 217. — A. Ekkleſiazuſen 198. 201. — A. Friede 197. f. — A. Fröſche 198. 204. f. 219. A. Kokalus 243. — A. Lyſiſtrata 198. 200. f. — A. Plutus 198. 208. f. — A. Ritter 196. f. — A. Vögel 198. 206. f. — A. Weſpen 198. 205. f. — A. Wolken 196. 203. f. —

Ariſtophanes der Grammatiker 222. —

Ariſtoteles 74. 120. 133. 164. 166. 176. 232. 263. 349. II. 5. f. 8. 10...14. 17. f. 20. 23. 28. 63. 75. 93. 359. 407. über den Chor 77. —

Arlequin 364. ſ. Harleq. Hansw. — Armen-Sünder-Geſchichten II. 372. — Arteaga 352. —

Aſinius Pollio 339. — Aſopodorus 287. — Aſtyanax 106. —

Atella 333. — Atellanen 28. 331. — Athalie (Racines) II. 39. 66. f. 92. — Athen 308. 311. Theater 34. f. Schauplatz der Luſtſp. 212. Sitz der dram. Kunſt 195. Bedeutung der Schauſpielk. daſ. 262. — Attila (Corneilles) II. 82. — Attiſche Biene (d. i. Sophokles) 116. — Attius 108. 337. f. — Atoſſa 107. —

Aufführung griech. Dramen 296. — Aufzüge (Akte) II. 26. ff. — Auguſtus 338. f. II. 171. — Auläum 59. 296. — *Αὔλειαι πύλαι* 324. — Aulularia (des Plautus) II. 110. — Autos sacramentales II. 385. —

l'Avocat Patelin II. 314. — Ayrer II. 401. —

Bacchantinnen ſ. Euripides. — Bacchus 193. Schutzgott der trag. Dichter 92. In den Fröſchen des Ariſtophanes 204. f. — Bacchusfeſte 175. — Bacon II. 169. — Bajazet (Racines) II. 48. 60. 85. — Ballett 370. — Barthelemy 52. 61. 123. 133. 179. 265. f. ſ. Anacharſis. — Bartholomäi Jahrmarkt (Ben Jonſons) II. 339. f. — Basreliefs 303. — Bathyllus (Pantomime) 337. — Bau des griech. Theaters 263. ff. — Baukunſt in Griechenland 304. — Bayes II. 380. —

Beaumarchais II. 146. f. 413. — Beaumont und Fletcher II. 332.

342...44. 367. — Der Bediente zweier Herren (Goldonis) II. 376. — Bellerophon 139. — Ben Jonſon II. 96. 167. 175. 301. 308. 321. 325. 327. 329. 332...42. 352. 353. 359. 365. — Berenice (Racines) II. 85. 361. — Beſenval II. 131. — Beverley, Trauerſp. II. 146. —

Binden der Scene II. 41. —

Blankenburg II. 377. — Blomfield 254. — Blume, die (des Agathon) 177. —

Boccaccio 25. 361. II. 239. 409. — Bock 89. — Boileau II. 10. 69. 87. 115. 122. 136. 148. f. — Bolingbroke II. 273. — Boshafte, der (Greſſets) II. 134. f. — Bosheit II. 296. — Bourſault II. 125. f. — Bouterwek II. 377. —

Brighella 364. — Britannicus (Racines) II. 70. 84. — Broom II. 342. — Brumoy 345. — Brunck 164. 254. — Brunett II. 141. — Brutus II. 13. (Voltaires) II. 40. f. 94. — La Bruyere II. 127. —

Buckingham, Herzog von, II. 360. — Bühne, griech. 240. f. — Buffonnerie II. 141. —

Cabale und Liebe (Schillers) II. 419. f. 425. — Cäſar, Julius 140. 239. 333. f. II. 52. 110. (Shakſpeares) II. 94. 263. ff. 370. Cäſars Tod (Voltaires) II. 95. — Calderon 352. 365. II. 18. 60. 81. 137. 155. f. 159. 160. 163. f. 182. 378. 382. 384...87. 393...98. — Caliban in Shakſp. Sturm II. 168. f. 236. f. — Calprenede II. 90. — Calſabigi 349. 371. — Camoens 8. II. 392. — Capell II. 304. 322. — Caricatur 221. — Carlos, Don (Schillers) II. 420. — Carnaval 29. 333. — Carpio, Jugendſtreiche des Bernardo del, II. 383. — Cartons 300. — Caſtro, Guillen de, II. 384. — Catilina (Ben Jonſons) II. 336. f. (Voltaires) II. 95. f. — Cato 126. (Addiſons) II. 369. f. — Catullus 330. —

Cella, ναός, 319. — Cervantes II. 177. 378...82. 392. — Cibber II. 367. — Cicero 129. II. 96. 194. 336. C. über Roſcius 63. — Cid, der ſpan., II. 81. Cid (Corneilles) II. 47. f. 49. 63. ff. 74. f. Urtheil der Akademie darüber II. 42. — Cinna (Corneilles) II. 67. 70. f. 151. — Circus maximus 280. —

Chamfort II. 109. — Chapman II. 330. — Charakteriſtik II. 189. 197. f. — Charakterſtücke 226. ff. II. 396. — Charons Nachen 274. — Charoniſche Stiege 57. — Chaucer II. 350. — Chaulieu II. 60. — La Chauſſee II. 146. — Chevalier ſ. Dancourt. — Chiari 370. — Chineſen, ihr Schauſpiel 26. — Chineſiſche Waiſe (Voltaires) II. 101 f. — Choephoren ſ. Aeſchylus. — Chor 53. 76. ff. 184. ff. 216. f. 266. 270. 273. 291. 336. f. 348. II. 26. auf dem Theater 60. beim Euripides 137. deſſen Wiedereinführung durch Neuere 78. in Schillers Braut von Meſſina II. 423. — Chorgeſang 69. der griech. Tragödie II. 185. — Chorus des engl. Theaters II. 288. — Die Chriſtenſclaven in Algier II. 380. f. — Chriſtenthum 13. — Chryſothemis ſ. Elektra des Sophokles. —

Claudine von Villa bella (Goethes) II. 414 — Clavigo (Goethes) II. 413. 425. — Cleopatra ſ. Jodelle. — Clizia (Machiavells) 361. — Clown II. 201. 363. —

Cocagne, le roi de (Legrands) II. 128. — Colman II. 368. — Columbus (Lemerciers) II. 148. f. — Commentatoren Shakſpeares II. 165. ff. — Congreve II. 362. 367. — Conſtanz, Kirchenverſ. zu, II. 313. — (Convenienz) II. 9. Convenienzen in der franzöſ. Tragödie II. 51. ff. — Comedias de capa y espada II. 396. — Comedias de figuron II. 125. 396. — Commedia dell' arte 29. 332. — Coriolan (Shakſp.) II. 263. f. — Corneille 345. 352. II. 4. 5. 6. 18. f. 23. 36. 47. ff. 53. 55. ff. 65...68. 70. 72. 73. 74...82. 85. f. 94. 102. 124. 151. 327. 359. Cid II. 5. 37. Luſtſpiele II. 63. Trauerſpiele II. 4. — Corneille, Thomas, II. 64. 89. f. — Cornelia ſ. Garnier. — Correctheit II. 210. — Correggio 303. — Coypel II. 91. — Cozeter II. 364. —

Crebillon II. 49. 90. f. 93. Elektra II. 90. Rhadamiſt II. 60. — Criſpin II. 109. — Cromwell, Th. Lord (Shakſp.?) II. 308. f. — Cronegk II. 405. — Croyton ſ. Grim. —

Curtius 241. —

Cymbelin Shakſp.) II. 239. ff. 303. —

Danaiden (des Aeſchyl.) 105. — Dancourts Chevalier nach der Mode II. 132. — Dankin, Geo. II. 122. — Dante, Aligh. 7. 91. II. 165. 183. 237. 253. — Dares Phrygius II. 270. — Darius 91. — Davenant, Sir William II. 358. 361. —

Decker II. 330. — Decoration des Theat. 55. ff. 284. ff. II. 320. — Deianira 125. 129. — Delphi 103. — Demetrius Phalereus 239. — Demophon 172. — Demoſthenes 282. — Deſtouches II. 132. f. — Deutſche, ihr dram. Talent 29., ihr Theater 36te u. 37te Vorl. διαζώματα 280. — Dianentempel in Tauris 317. 320. — Diderot 225. II. 142. ff. 146. 371. 398. 407. f. — Dido ſ. Jodelle. — Dikäopolis ſ. Acharner. — Dindorfs Dramatiker 263. — Dionyſius d. ä. 192. Diphilus 238. f. — Diſtegie 261. 285. 327. —

Dodsley II. 309. 314. 323. 329. f. 416. — Don Quixote II. 169. 351. 378. f. (Calderons) II. 385. — Doriſche Bauart 322. d. Säulenordnung 317. —

Drama, (Begriff) 21. (Eintheilung) 18. (Verführ. Kraft) 33. ff. (Rührendes) 133. (Satyriſches) ſ. Satyr. Vgl. auch: Deutſch., Engl., Franz., Span. u. ſ. w. — Dramatiſche Poeſie 3te Vorl. — Dramaturgie (Leſſings) II. 406. f. 414. — Dromos 264. f. — Dryden II. 209. 358. ff. 361. 368. —

Dſchingiskan (Voltaires) II. 51. —

Ducis II. 147. — Dumb show II. 318. —

Edelleute ſ. Verona. — Edmonton, der luſt. Teufel von, (Shakſp.?) II. 309. — Eduard der Bekenner II. 258. f. — Eduard II. (Marlows) II. 329. — Eduard III. (Shakſp.?) II. 309. —

Egmont (Goethes) II. 414. 417. —

Ehre II. 394. f. —

Einheit II. 19. ff. Die 3 Einheiten 351. II. 8. ff. Einheit des Orts und der Zeit II. 104. 144. Einh. des Orts II. 363. — *Εἱρκτή* 326. — *Εἴσοδοι* 265. —

Ekkleſiazuſen ſ. Ariſtophanes. — *Ἐκκλησιαστήριον* 269. — Ekkyklema 285. II. 29. —

Elektra 169. ſ. Aeſchylus, Crebillon, Sophokles. — Elegie 39. — Elis ſ. Princeſſin. — Eliſabeth von Engl. II. 168. ff. 301. 315. ff. — Elmsley 254. —

Emma, die ſchöne (Shakſp.?) II. 309.

Ende, das II. 12. — Ende gut Alles gut (Shakſp.) II. 172. 219. ff. — Engel II. 411. 428. — Engliſches Theater 32te Vorl. ſ. auch Schule. — Enkyklema 240. f. — Ennius 337. — Entremeses II. 376. —

Ephialtes 103. — Epicharmus 27. — Epicöne (Ben Jonſons) II. 340. — Epidaurus, Theater in 279. — Epicuriſche Philoſophie 240. — Epiſche Poeſie 38. f. — Epopöe 180. II. 23. ſcherzhafte 39. —

Ercilla, Don Alonſo de II. 392. — Erechtheum 320. — Ernſt 181. 220. E. u. Scherz 40. ff. II. 163. — Erwin u. Elmire (Goethes) II. 414. — Eros 206. —

Eſcarbagnas, Gfin v. (Molieres) II. 116. — Eſſex, Gf. II. 175. (des Th. Corneille) II. 89. — Eſther (Goethes) II. 415. (des Racine) II. 87.

Eteokles 106. 168. — Etruriſche Hiſtrionen 331. — Etruſker 25. 331. —

Euadne 172. f. — Euelpides 274. — Eugenie (des Beaumarchais) II. 146. — Euklides 302. — Eulenſpiegel II. 400. f. — Eumeniden ſ. Aeſchylus. — Euphues (Lillys) II. 328. — Eupolis 207. f. 217. II. 128. —

Euripides 8te u. 9te Vorl. u. 78. 88. f. 112. 189. 197. 202. f. 219. 286. 315. ff. 318. 322. f. 324. 326. f. 339. 350. II. 45. 60. 86. f. 411. ſ. auch Ariſtoph. Acharner. — E. Alceſte 163. — E. Andromache 170. — E. Andromeda 310. — Bacchantinnen 170. — E. Elektra 9te Vorl. — E. Hekuba 167. f. — E. Helena 173. — E. Herakliden 171. 172. f. — E. Jon 164. 291. — E. Iphigenia in Aulis 163. f. in Tauris 169. 317. — E. Kyklops 174. f. — E. Medea 141. 165. f. — E. Oreſt 169. — E. Phädra 164. f. — E. Phönikerinnen 168. f. — E. Raſender Herkules 168. — E. Rheſus 169. 174. — E. Schutzgenoſſinnen 171. II. 26. — E. Trojanerinnen 166. f. —

Eurydike 125. — Euryſtheus 171. 173. —

Exoſtra 53. 285. 324. — Expoſitionen des Drama II. 59. f. —

Fabel II. 14. die Thierfabel 230. — Falſtaff II. 221. 281...85. — Familiengemälde II. 425. 427. — Farmer II. 304. — Farneſiſcher Stier 339. — Farquhar II. 367. — Fastigium 323. — Faſtnachtſpiele II. 401. (Goethes) II. 415. — Fauſt (Goethes, Leſſings, Marlows, Marionettenſpiel, Volksſage) II. 415. f. — Favart II. 139. —

Feenkönigin (Spenſers) II. 351. — Ferrara 348. — Ferrex und Porrex II. 327. — Festin de pierre (Molieres) II. 63. f. — Feſtſpiele II. 398. —

Fieſco (Schillers) II. 419. f. — Fiestas II. 396. — Fife, Grafen von, II. 259. — Figaros Hochzeit II. 146. — Figuron, comedias de, II. 125. —

Fletcher II. 310. 342. f. 348. f. 359. 364. f. — ſ. Beaumont. — Fletcher (Lawrence) II. 344. f. — Florian II. 414. — Flurſchütz ſ. Wakefield. —

Fontenelle II. 4. — Forcellini 280. — Form der Kunſt II. 157. f. —

Franzöſiſches Drama 17...24. Vorl. — im Verhältniß zum italiän. und ſpan. 346. — Franzöſiſcher Nationalcharakter II. 64. f. — Fr. Publikum II. 57. 59. — Fr. Schauſpieler II. 149. ff. — Fr. Sprache II. 3. 52. — Frauen im Luſtſpiel 241. ff. — Fr., die gelehrten (Molieres) II. 116. 118. f. — Frauenrollen II. 318. — Frauenſchule (Molieres) II. 116. ff. — Friede ſ. Ariſtophanes. — Fröhlichkeit II. 141. — Fröſche ſ. Ariſtophanes. — Fronte des Scenengebäudes 313. f. —

Furien 102. —

Galotti, Emilia (Leſſings) II. 408. f. — Ganzes II. 12. f. — Garcia, Don (Alfieris) 359. — G. von Navarra II. 63. — G. de la Huerta II. 64. — Garcilaſo II. 392. — Garnier II. 5. Garniers Cornelia II. 327. — Garrick II. 323. 364. 372. f. 418. — Gartenkunſt, franzöſ. II. 61. —

Geberdenſpiel II. 145. — Geiz II. 113. — Geizige, der (Molieres) II. 85. 111...14. — Gelehrte Behandlung der Alten 253. ff. — Gell, Sir W. 279. — Gellert II. 404. f. — Genelli 257. ff. 264. f. 272. 290...97. 308. — Genie und Geſchmack 9. — Gerolamos Marionettentheater 367. —

Gherardi II. 127. — Ghiberti 303. —

Giulio Romano II. 349. —

Gleichen, Graf von II. 413. — Gleiches mit Gleichem (Shakſp.) II. 172. 219. 223. ff. — Glover II. 371. — Glykera 240. —

Goethe 193. 247. 299. II. 187. 249. 406. 412...19. 424. f. 428. 432. f. W. Meiſter II. 168. Propyläen II. 153. — Götter bei Homer und den Tragikern 73. — Götz von Berlichingen (Goethes) II. 412. 414. Nachahmungen II. 424. f. — Goldoni 364. f. 370. II. 145. 376. 406. — Gorboduc, Trauerſpiel von, II. 327. — Gorgias 91. 176. — Gothen II. 389. f. — Gotter II. 405. — Gottſched II. 403. f. — Gozzi 365...67. 370. —

Gracioſo 365. II. 396. — Grammatiker 255. byzantiſche 276. — Greſſet II. 134. f. — Griechen, ihre Bildung 12. als Dramatiker 18. ihr dramatiſches Talent 27. ihre Poeſie und Kunſt 43. ff. ihre

Schauſpielkunſt II. 155. Griech. Tragödie, Idealiſches in der Darſtellung 71. — Grim der Köhler von Croydon II. 329. — Griſeldis II. 221. — Grobbeck 286. — Größe II. 13. — Gruppe, die, 85. 316. II. 161. f. — Gryphius, Andr. II. 402. —

Guarini 348. ff. 369. II. 353. — Guillen de Caſtro II. 74. — Guiſe, Herzog von, II. 99. — Gurtons Nadel, Mutter, II. 314. —

Habsburg II. 434. — Hämon 125. — Häßliche, die ſchöne II. 383. — Haſen 311. — Hageſtolz (von Collin d'Harville) II. 135. — Hamlet (Shakſp.) II. 100. 168. 171. 179. f. 199. 202. 206. 212. 213. 247...252. 263. 310. 318. 324. f. 413. 429. — Handlung II. 14. ff. Einheit der H. II. 9. f. 12. ff. — Hans Sachs II. 415. — Hanswurſt II. 403. f. — Harlekin 333. 367. — Harville, Collin d', II. 135. — Hausvater, der (Diderots) II. 144. f. —

Hebräiſche Geſchichten bei Racine II. 50. — Heinrich IV. (Shakſp.) II. 273. ff. 280...83. 299. — Heinrich V. (Shakſp.) II. 274. ff. 285...91. 299. — Heinrich VI. (Shakſp.) II. 208. 274. ff. 291...94. 300. 304. — Heinrich VII. von England II 273. ff. (Shakſp.) II. 310. — Heinrich VIII. defensor fidei II. 10. 276. f. 300...302. (Shakſp.?) II. 309. — Hekatompedon 318. — Hekuba 141. 167. 173. ſ. Euripides. — Helena 173. ſ. Euripides. Heming und Condell II. 305. — Hemſterhuys 10. — Herakliden ſ. Euripides. — Heraklius (Corneilles) II. 81. (Voltaires) II. 60. — Herder II. 168. über Philoktet 128. — Herkulaniſche Kunſtſchätze 300. — Herkules 144. 163. 172. II. 267. der raſende H. ſ. Euripides. — Hermann, Gottfr. 258. 284. — Hermione II. 44. — Heroiſmus, helleniſcher und barbariſcher 121. — Heſychius 264. — Hexastylos eustylos 318. — Heren II. 253. ff. — Heyne 253. — Heywood II. 311. 313. f. 330. f. —

Hiero 107. — Hierokles II. 184. — Hippolytus 164. (des Euripides) 171. 205. — Hirt, Al., 257. f. — Hiſtoriſches Schauſpiel II. 433. — Histrio 25. — Hiſtrionen 331. —

Hofnarren II. 201. — Hohenſtaufen II. 434. — Holbein II. 201. — Holberg 232. II. 216. 404. f. 406. f. — Holz, Vorderſtes ſ. *Πρῶτον*. — Homer 39. 84. 175. 176. 322. II. 44. ff. 183. 304. 415. — Homonymen II. 195. — Honorar der Theaterdichter II. 430. — Horatier II. 68. (Corneilles) II. 75. f. — Horaz 77. 188. 222. 236. 239. 335. 338. 339. 343. II. 27. 35. 38. 45. 171. 359. — Hospitalia 326. —

Huerta, de la, II. 147. 377. — Humboldt, W. von, II. 153. — Humor II. 141. —

Hyginus 142. 350. — Hyllus 172. — Hypermneſtra 106. — Hyposcenium, Hypoſcenien 270. 272. f. 285. ff. 294. —

Jago (Shakſp.) II. 196. — Jakob I. (v. Engl.) II. 168. 170. 175. 258. 344. — Jamben, reimloſe 368. f. II. 360. 410. — Japhet von Armenien (Scarrons) II. 124. — Jaſon 165. —

Ida (Berg) 294. — Ideal 221. —

Jeanne d'Arc II. 292. 422. ſ. Jungfr. v. Orl. — Jedermann in ſeiner Laune (Ben Jonſ.) II. 333. 339. Jedermann außer ſeiner Laune (deſſ.) II. 339. — Jeruſalem, Befreites (Taſſos) 363. — Jery und Bätely (Goethes) II. 414. —

(Iffland) II. 425. ff. —

Ilias II. Buch. 174. —

Inder, deren Schauſp. 26. — Infelix prudentia oder D. Joh. Fauſtus II. 416. — Inigo Jones II. 321. — Intercolumnien 269. 318. 321. — Intrigue 118. II. 18. f. 34. f. 363. f. — Intriguen-Stück 226. ff. II. 395. f. — Inverneß II. 259. —

Jo 109. — Jocriſſe, Verzweiflung des (Vaudeville) II. 141. — Jodelles Cleopatra und Dido II. 5. — Jodelle (Scarrons) II. 124. — Johann (vorſhakſp. Drama) II. 310. — Johann, Kön. (Shakſp.) II. 276. ff. — Joh. v. Oeſterreich II. 392. — Johnſon II. 29. 184. 189. 192. f. 199. 220. — Jokaſte 119. f. 125. 168. — Jolaus 172. — Jon ſ. Eurip. — Jones ſ. Inigo. — Jophon 128. 130. — Journée des dupes la (v. Lemercier) II. 149. —

Iphigenie in Tauris 317. f. 322. ſ. Agamemnon, Euripides. — Iph. (Goethes) II. 414. 417. (Racines) II. 45. 86. —

Ironie 366. II. 198. ff. —

Irrungen, das Luſtſp. der (Shakſp.) II. 214. f. —

Iſmene ſ. Antigone. — Iſokrates 167. 171. —

Italiäner, dramat. Talent 28. Drama 16te Vorl. —

Julius von Tarent (Leiſewitzens) II. 410. 423. — Jungfrau v. Orleans (Schillers) II. 421. f. (Shakſp.) II. 292. ſ. Jeanne. — Juvenal II. 336. —

Ixion (Eurip.) 140. —

Kampaſpe (v. Lilly) II. 328. — Kant üb. d. Erhabene 76. — Kapaneus 172. — Karl I. (v. Engl.) II. 314. 355. — Karl II. (v. Engl.) II. 314. 356. ff. — Karl der Kühne v. Burgund II. 202. — Kaufmann von London II. 371. 406. — Kaufm. von Venedig (Shakſp.) II. 171. 219. 225...28. — Kaſſandra 141. ſ. Agamemnon. —

Kenner, der II. 142. — Kephiſophon 129. ſ. Acharner, Fröſche des Ariſtoph. —

Klaſſiſch oder antik und Romantiſch 1te Vorl. — Kleon 196. f. — Klingers Zwillinge II. 423. — Klotz 299. — Klytämneſtra ſ. Agamemnon, Choephoren, Elektra. —

Knight of the burning pestle (Beaum. und Fletch.) II. 351. —

Köhler von Croydon ſ. Grim. — Kokalus ſ. Ariſtophanes. — Kolonos, Sophokles Geburtsort 114. — Komet II. 36. — Komiſche, das, 3te Vorl; deſſen Arten 228. ff. — Komiſche Oper ſ. Operette. — Komödie, die alte griech. 11te Vorl.; die mittlere? 188. 13te Vorl.; die neuere 178. f. 181. 218. ff. — Komus (Miltons) II. 341. — Koniſtra 275...78. — Kordax 270. — Korinth 308. — Koſtum in künſtler. Hinſicht II. 180. ff. — Kothurn 54. 64. — (Kotzebue, v.) 36. 133. II. 424. ff. 432. —

Kranke, der eingebildete (Molieres) II. 116. — Krates 187. — Kratinus 187. 207. f. 217. — Kreon 119...68. ſ. Antigone. — Kritik 4. —

Küſter 278. — Kunſtſchulen, dramatiſche in Athen 129. —

Kyd II. 327. — Kyklope ſ. Euripides. —

Labdakiden 81. — Laberius 333. ff. — Labyrinth der Liebe II. 361. — Lacedämonier 171. 201. — Lälius 238. — Laharpe 47. II. 4. 74. 86. 94. 100. 127. f. 145. f. — Laius 120. II. 15. — Lancaſter II. 274. — Lamachus ſ. Acharner. Laokoon, Gruppe des 85. f. — Lateiniſche Sprache 330. — Lazzi II. 106. 414. —

Lear (Shakſp.) II. 201. 213. 259...63. 306. — Lee II. 361. — Legouvé II. 4. — Legrand II. 128. f. — Leiſewitz ſ. Julius v. Tarent. — Lemercier II. 148. — Lenotre II. 61. — Leſage II. 140. — Leſſing 142. 297. ff. 302. 350. II. 11. f. 55 f. 80. 92. 97. 100. 142. f. 145. 167. 191. 298. 308. 334. 371. 406...10. 413. 415. 425. 432. über Ariſtoteles 74. über Philoktet 128. — Letronne 299. 301. —

Licinius, der Mathematiker 269. — Liebesmüh, Verlorne (Shakſp.) II. 217. ff. — Lied 39., das ſpaniſche II. 388. — Lillo II. 371. — Lilly II. 311. 328. f. — Linguet II. 376. — Livius Andronicus 311. 336. f.

Logeum 55. 266. 271. f. 274. 277. 285. 287. — Lohenſtein II. 403. — Lokrin (Shakſp.?) 307. ff. London, Schauſpielhäuſer daſ. II. 316. ff. London prodigal, the (Shakſp.?) 308. London ſ. Kaufmann. — Lope de Vega 19. II. 124. 176. 310. 377. 380...84. f. 392. — Louvois II. 88. — Lowin II. 324. —

Lucan 344. II. 49. 67. 78. 175. — Ludwig XIV. II. 7. 48. f. 63. 68. 70. f. 87. 105. f. 125. 131. 136. 150. 168. — Ludwig XV. II. 131. — Lügner, der (Corneilles) II. 124. — Lulli II. 137. — Luſignan und Nereſtan (Voltaires) II. 50. — Luſtigen Weiber von Windſor, die ſ. Windſor. — Luſtigmacher 220. 244. — Luſtſpiel, das feinere 228. ff. franzöſiſches 22te Vorl.; in gereimten Verſen II. 432. ſ. Komödie. — Luther II. 180. —

Lyriſche Poeſie 38. — Lyſipp 89. — Lyſiſtrata 274. ſ. Ariſtophanes. —

Macbeth (Shakſp.) II. 35. 195. 208. 213. 353...59. 263. 286. 299. 321. — Machiavelli 359. 361. II. 77. 180. — Maffei II. 92. deſſ. Merope 350. — Magnes 187. — Mahomet (Voltaires) II. 50. 71. f. 99. f. — Mailand 367. — Maine, Herzogin v. II. 91. — Maintenon, Frau v. II. 69. 87. — Mairet II. 151. — Makaria 172. f. — Maler bei den Griechen 300. — Malerei 302. II. 33. 162. — Malone II. 208. 211. 313. — Mandragola (Machiavellis) 391. — Mantegna 133. — Marathon (Aeſchylus bei) 91. — Marforio ſ. Paſquino. — Maria Stuart (Schillers) II. 421. — Mariamne (Mairets) II. 151. — Marini 256. 265. — Marino II. 403.

— Marionetten II. 140. — Marius (Otways) II. 361. — Marivaudage II. 133. — Marivaux II. 132. ff. — Marlowe II. 311. 328. f. — Marſton II. 330. — Martellianiſche Verſe 370. — Maſcarill II. 109. — Maſchinenwerk des griech. Theat. 58. — Maſke (Schauſpielgattung) II. 208. ſ. Maſquen. Maſke (Geſichtsbed.) 54. 61. ff. 246. 333. II. 318. — Maſquen II. 403. (Ben Jonſ.) II. 321. 335. 341. f. — Maſſinger II. 332. 343. f. 364. — Matos-Fragoſo 384. — Matrone v. Epheſus II. 330. — Mauren II. 390. — Mazarin II. 136. —

Medea ſ. Euripides, Ovid, Seneca. — Melancholie als Weſen der nord. Poeſie 15. — Melanie (Laharpes) II. 146. — Melodrama II. 147. f. — Menächmen (des Plautus) II. 214. — Menander 219. 222. 239. 243. 250. II. 110. — Menelaus 167. 173. — Menſchenopfer 167. 173. — Mercier II. 142. 146. — Mercur, der galante (Bourſaults) II. 126. — Meres, Geo. II. 305. — Merlins Geburt (Shakſp.?) II. 309. — Merope (Maffeis) 350. (Voltaires) II. 55. 92. — Meſſina, Braut v. (Schillers) II. 422. f. — Metaſtaſio 18. 350...56. ff. 369. II. 137. — Metromanie, die (Pirons) II. 134. f. —

Michel Angelo 7. II. 334. — Milet, Einnahme von (des Phrynichus) 79. — Milton II. 167. 207. 253. 341. — Mimen 332. ff. 361. II. 126. ſ. Sophron. — Mimik (der Alten) 60. ff. (Engels) II. 411. — Minna von Barnhelm (Leſſings) II. 407. f. — Miſanthrop (Molieres) II. 116. 120. f. 133. — Mithridat (Racines) II. 70. 85. f. — Mitſchuldigen (Goethes) II. 414. — Mitte, die II. 12. —

[redacted] —

Moliere 22te Vorl. ſ. auch 232. II. 63. f. 120. 132. f. 363. 365. — Molina II. 384. — Montague, Mrs. II. 165. — Montalban II. 384. — Monteſpan, Frau von, II. 87. f. — Moralitäten (und Myſterien) 27. 347. II. 401. — Moratin II. 398. — Moreto, Don Aguſtin II. 387. 399. — Morus, Th. II. 201. — Monodien 336. — Motte, de la II. 19. 142. — Moſis, die Bücher II. 194. —

Mucedorus (Shakſp.?) II. 309. f. — Müller, Adam II. 159. — Müller, Joh. II. 423. — Museo Borbonico 309. — Muſikaliſche Stimmung 39. — Muſtapha (Trauerſp.) II. 327. —

Mykene 322. — Myrrha (Alfieris) 360. — Myſterien 347. II. 313. 400. ſ. Moralitäten. — Mythologie als Stoff der griech. Tragödie 78. ff.; die alte M. iſt ſymboliſch 101. —

Nachahmung der Alten 8. — Nachſpiele, franzöſ. II. 428. — Nacht, tauſend und eine, II. 19. — Nävius 337. — Nanine (Voltaires) II. 145. — *Ναός* 319. — Narrenfeſte 333. — Nathan (Leſſings) II. 409. f. — National-Theater II. 429. — Natürliche Sohn, der, (Diderots) II. 144. f. — Nauſikaa 176. —

Neoptolemus 128. — Nero 334. 359. II. 49. 84. — Neſtor II. 45. — Neuber, Frau II. 403. —

Nikomachus 301. — Nikomedes (Corneilles) II. 81. — Nina, Operette II. 140. — Niobe 85. f. 118. —
Numancia, die Zerſt. v. (Cervantes) II. 379. ff. — Nürnberg II. 401. —

Octavia (Senecas) 343. — (des Alfieri) 359. —
Ode 39. — Odyſſee 175. —
Oedipus 168. II. 15. — Mythus von ihm 118. f. — auf Kolonos 114. 272. — Corneilles II. 55. 91. — Voltaires II. 91. —
Okeaniden 100. — Okeanos 100. —
Oldcaſtle, Sir John, (Shakſp.?) II. 308. f. —
Omphale II. 267. —
Oper 370. II. 136. ff. — unpaſſend mit der alten Tragödie verglichen 67. f. — Opern ſ. Metaſtaſio. — Opera buffa II. 139. 414. — Operette II. 139. f. 428. — Ophelia II. 330. — Opitz II. 402. f.
Orakel 256. — Orcheſtra 54. 264. ff. 269. 271. f. 274. 277. 279. 283. 285. 287. 305. 336. — Orchomenos 322. — Oreſt ſ. Choephoren, Elektra, Euripides. — O. Voltaires II. 92. ff. — Oreſtie 93. ff. 360. — Oroonoko (Southerns) II. 370. — Orpheus II. 181. — Ort und Zeit, Einheit derſ. II. 10. ff. — Orthographien 304. —
Oſter 331. 333. —
Othello (Shakſp.) II. 213. 238. 241. 244...47. Otho, (Corneilles) II. 55. — Otway II. 361. —
Ougein 26. —
Ovid 279. f. 291. 341. II. 166. — Ovids Heroiden 339. — Ovids Medea 339. —

Pacuvius 337. f. — Palämon und Arcites (Chaucers) II. 330. — Paläſtra 275. 277. — Palladio, ſ. g. antikes Theater zu Vicenza 51. 257. II. 39. f. — Pallas 90. 102. f. — Pallaſt als Ort der Handlung in griech. Dramen 304. 311. 315. — Palliata comoedia 335. — Pandarus II. 270. — Pantalon 364. — Pantomimen 337. — Parabaſe 137. 186. f. — Paraſcenien 263. ff. 276. f. 285. 290. — Parecido en la corte, el II. 399. — Paris 173. — Paris, Verklagung des (Shakſp.?) II. 309. — Parodie 180. f. — *Πάροδος* 265. — Parolles II. 221. — Parrhaſius 314. — Parthenon 304. 318. — *Παρθενῶνες* 326. — Paſquino und Marforio 332. — Pastor fido (Guarinis) 348. f. II. 352. — Pasito 356. — Patricier 340. f. — Pauſanias Beſchr. der Malereien des Polygnotus 297. f. 314. — Pazzi, Verſchwörung der 359. —
Pelopiden 81. — Penni, Franc. II. 349. — Pentelikos 271. — Pentheus 144. 170. — Percy II. 280. f. — Periakten 286. ff. 310. 312. ff. — Perikles 196. II. 171. P. u. Sophokles zugl. Feldherren 113. P. (Shakſp.?) 308. — Perſer (Aeſchylus) 107. — Perſpective 297. ff. 302. — Perugino 133. — Peruſe, Jean de la II. 5. — Petrarca II. 194. —
Pferde auf dem Theater II. 289. f. —

Phädra 141. des Euripides, ſ. d.; Ph. (Pradons) II. 87. Ph. (Racines) 44. 46. 56. 86. f. — Phädrus 240. — Phaon 249. — Phidias 89. f. — Philemon 144. 238. f. — Philipp ſ. Alfieri. — Philipp II. v. Spanien. II. 390 f. Ph. IV. v. Span. II. 387. f. — Philoktet (Sophokles) 126. ff. II. 146. f. Sophokl. — (Philologie) 253. ff. — Philoxenus 301. — Phönikerinnen ſ. Euripides. — Phormio (Terenz). II. 115. — Phrixus und Helle 309. — Phrynichus 79. 89. II. 144. —

Pieces a tiroir II. 126. — Pindar 253. 338. — Pindemonti, Giov. 368. — Piron II. 134. f. 140. — Piſa, Campo santo 299. — Piſthetärus 274. —

Plato 35. 56. 134. 176. 179. f. 187. 192. 201. 223. 278. II. 12. das Dramatiſche ſeiner Dialogen 21. f. — Platonius 62. 217. 246. f. — Plautus II. 110. ff. 214. f. Pl. Amphitruo, Gefangene, Menächmen 226. Plautus und Terenz als Vorbilder der neuern Luſtſpiele 18. als Nachbildner der Griechen 14. Vorl. — Pl. und Ter. 330. 335. 337. f. 361. 363. II. 106. f. — Plinius 268. 301. 339. 342. — Plutarch 179. II. 46. — Plutus ſ. Ariſtophanes. —

Poeſie 5. 38. II. 11. — Poetiſch und Theatraliſch 30. Poetik des Ariſtoteles II. 10. f. — Poetiſche Gerechtigkeit II. 35. — Polichinell II. 141. — Pollux, Julius 137. 191. 241. 247. 260. 264. 267. 273. 275. 284. 286. 288. f. 308. 310. ff. 324. 326. f. — Polybius 278. — Polydor 167. — Polyeukt II. 151. Pol. (Corneilles) II. 79. f. — Polygnotus 297. ff. (314.) — Polyklet 89. — Polymeſtor 141. 167. f. 173. — Polynikes 106. 168. — Polyxena 167. — Pompeji ſ. Alexanderſchlacht; P. Wandgemälde 333. — Pompejus Tod (Corneilles) II. 78. — Pomponius 223. — Pope II. 167. 189. 209. 302. 304. 327. 369. — Porſon 254. — Porta, Giambatt. 363. — Portrait im Luſtſpiel 222. — Porträtſtatuen zweier Komiker 249. f. — Portugieſen, Dürftigkeit ihrer dramat. Litteratur 28. — Poſidippus 250. — Poſſe 225. improviſierte, mit ſtehenden Masken 363. f. — Poſſenſpiel 228. ff. — Poſſenreißer, herumziehende II. 403. — Pourceaugnac, Hr. v. (Molieres) II. 116. —

Pradon II. 46. 64. 87. — Prinzeſſin von Elis (Molieres) II. 63. — Proceßführer, die (Racines) II. 125. — Prometheus (Aeſchyl.) 108. ff. ſ. Attius. — Pronaos 318. — Properz 341. — Propyläen 304. — Proscenium 55. 264. 268. 271. 277. 281. 285. f. 288. 290. ff. 295. 321. — Protagoras 201. — Proteus II. 415. — *Πρῶτον ξύλον* 267. 281. —

Pulcinell 333. — Pulpitum 55. — Puppenſpiele II. 403. f. — Puritaner 314. 348. 355. f. — Puritanerin (Shakſp.) II. 308. —

Pylades 169. P. (Pantomime) 337. Pyl. ſ. Choephoren, Elektra. — *Πυλώματα* 324. —

Quinault II. 64. 136. ff. — Quintilian 62. 143. 336. 339. 343. —

Rabelais II. 108. — Racine 47. 132. 165. 170. 352. II. 4. 6. 7-16. 17. 39. 46. 48. ff. 53. 56. 63. 68...70. 73. 83...89. 90. 92 125. 361. — R. Britannicus 359. — R. Phädra 345. — Rafael 7. 130. II. 326. 349. — Raoul sire de Crequy II. 140. — Räuber (Schillers). II. 419. —

Regnard II. 127. f. — R. Zerſtreute II. 37. — Reim 369. — Religion 13. römiſche, griechiſche, 340. — Rembrand II. 244. —

Rhakamiſt ſ. Crebillon. — Rheſus ſ. Euripides. — Rhetorik des Ariſtoteles II. 11. — Rh. in Drama II. 53. —

Richard II. (Shakſp.) II. 194. 273. ff. 278...80. 325. — Richard III. (Shakſp.) II. 196. 273. ff. 294...99. 300. 304. 368. 419. — Richard Löwenherz II. 140. 278. — Richelieu II. 51. 63. 149. — Ritter des Ariſtophanes 327. — Ritter von der brennenden Mörſerkeule (Beaumonts und Fletchers). II. 351. — Ritterbücher, heroiſche Geſchichten derſ. II. 181. — Ritterſtücke II. 424. 427. — Ritterthum 14.—

Rodogune II. 67. — R. Corneilles II. 80. f. — R. Voltaires II. 55. 60. — Das Romantiſche 9. ff. II. 161. 432. — Romantiſches Schauſpiel 25te Vorl. II. 431. — Romanze, ſpaniſche, II. 388. f. — Romeo und Julie (Shakſp.) II. 208. 213. 225. 242...44. 361. — Römer, ihr Charakter 341. f. — R. als Dramatiker 18. — R., ihr Theater als Luxus 27. — Römerkriege der Deutſchen II. 434. — Römiſche Schauſpielkunſt II. 156. — *Ῥόπτρα* 291. — Roſcius 337. — Roſenplüt, Hans II. 401. — Rotrous Wenceslas II. 63. — Rouſſeau 10. 233. II. 121. 139. — Rowe II. 211. 368. — Roxas, Franc. de II. 124. 387. —

Ruhmredige, der, (Destouches) II. 132. 135. — Rührende Dramen II. 426 ff. —

Sacchi in Venedig 365. — H. Sachs II. 108. 401. — Sakuntala 26. — Salamis, Aeſchylus bei, 91. — Salluſt II. 96. 336. — Sancho von Arragon II. 63. — Sannio 333. — Sappho 248. — Sara Sampſon (Leſſings) II. 406. 408. — Sarto, Andrea del, II. 349. — Saturae 331. — Saturnalien 29. Satyriſches Drama 83. 92. 174. f. S. Dramen des Achäus, Aeſchylus und Sophokles 89. — Saul (Alfieris) 360. — Säulen 322. — Saynetes II. 376. 384 f. —

Scaliger 261. — Scapin II. 109. — Scapins Betrügereien (von Moliere) II. 115. f. — Scarron II. 117. 124. f. — Scaurus Theater 268. 342. — Scene, Wortbedeutung 263. f. — Scenenbilder 312. ff. — Scenengebäude 267. f. — Sceniſche Anordnung der griech. Schauſpiele 253...328. — Scenographie 264. griechiſche 297 ff. Schäferin, die treue (Beaum. und Fletcher) II. 352. — Schäfer-Opern II. 402. — Schäferſpiele ſ. Gellert, Guarini, Taſſo. — Schaubühne bei den Griechen 4te Vorl. — Schauſpiel, als Unterhaltung. 22. Mangel desſelben bei den Aegyptern, Arabern und Perſern, ſowie im europäiſchen Mittelalter 25. Sch. bei den Südſee-Inſulanern 25. bei den Indiern 26. bei den Chineſen 26. — ſ. Hiſtoriſch, Romantiſch, Rührend u. ſ. w. — Schauſpieler, der, Beruf und Art, II. 428. ff. — italiän. 367. f. — Schauſpielkunſt der Griechen 4te Vorl. — Schauſpielprobe, (Buckinghams) II. 360. — Schauplatz der franz. Dramas II. 51. des franz. Theaters. II. 38. ff. — Scherz ſ. Ernſt. — Schickſal 135. — Schiller. II. 54. (253). 406. 412. 419...24. 428. 432. f. — Schlaraffenland II. 128. — Schlegel, A. W., II. 164. 425. Comparaison des 2 Phèdres 132. üb. den Geiſt des Zeitalters II. 169. über Romeo und Julie. II. 186. 243. üb. das Verhältniß der ſch. Kunſt zur Natur II. 143. — Schlegel, Joh. El. II. 41. f. 405. — Schneiders Wörterbuch 278. — Scholiaſt des Euripides 134. 164. 174. — Scholiaſten 260. f. — Schröder II. 348. 418. — Schule, engl. dram. Dichterſch. II. 314. f. — Schutzgenoſſinnen (Aeſchylus) 104. ff. — ſ. Euripides. — Schwänke (Goethes) II. 415. — Scipio, der ältere, 238. — Scuderi II. 75. — Romane der Mad. Sc. II. 49. —

Sedaine II. 139. — Sejanus (Ben Jonſons) II. 333. 336. f. — Selbſtmord 125. — Semiramis (Crebillons) II. 100. (Voltaires) II. 37. 40. 54. 73. 100. — Seneca 164. f. 338. 343. ff. 359. 369. II. 5. 67. 87. 336. — Sentenzen des Publius Syrus 334. — Sertorius (Corneilles) II. 78. f. — Servius ad Virgil. 55. — Sevigné, Frau von, II. 68. — Sevilla, Barbier von II. 146. —

Sganarell II. 109. —

Shakſpeare 11. 19. 26. 91. 94. 262. II. 7. 13. 21. 31. f. 35. 47. 60. 72. 94. 126. 147. 156. 159. 160. 163. 164...311. 315. ff. 322. ff. 329. f. 333. ff. 336. 339. 343. f. 348. ff. 353. 359. 362. f. 365. 368. 374. 393. 402. 407. 412. ff. 418. f. 421. f. 428. f. 434. — Anfang ſeiner Werke II. 307. — Böſewichter. II. 195. ff. — Bruder II. 324. f. — Jul. Cäſar II. 15. — Diction und Versbau II. 203. ff. — Ende gut Alles gut 362. — Heinrich V. 262. — Ironie II. 198. ff. — Leben II. 164. ff. — Luſtſpiele 28te 29te Vorl. — Menſchenkenntniß II. 186 ff. — Pathos 191. ff. — Schauſpiele aus der engl. Geſchichte 31. Vorl. — Sommernachtstraum 266. — Sonette II. 174. ff. 305. 316. — Zweifelhafte Stücke II. 303. ff. —

Shirley II. 353. — Shylock II. 225. ff. —

Sieben, die gezähmte böſe (Shakſp.) II. 213. 215. ff. — Sieben vor Thebe (Aeſchylus) 106. f. — Sikinnis 270. — Silbenmaße der gr. Tragödie 69. — Sittenlehre der Alten 190. — Sittenſprüche 233. —

Skulptur II. 32. f. 161. f. 180 f. griechiſche 249. —

Soſſoue 356. — Sokrates 139. 179. 189. 192. II. 109. in Ariſtophanes Wolken 203. — Solis, Antonio de II. 387. — Sommernachtstraum (Shakſp.) II. 208. 232...34. 325. 352. 402. — Sonett II. 208. — Sonette Shakſpeares II. 174 ff. 305. 316. —

Sophokles 7te Vorl. — II. 78. 88. f. 131. 135. 136. 141. 144.

145. 176. 205. 254. 324. 339. II. (15.) 21. 91. 155. 259. — Ajax II. 28. - Elektra 9te Vorl. — Laokoon 85. f. — Niobe 85. f. — Oedipus 311. 313. — Oedipus in Kolonos 313. — Philoktet 313. — Trachinierinnen II. 26. — Ueber Aeſchylus 111. — Ueber Euripides 134. —

Sophoniſbe ſ. Triſſino. — Sophrons Mimen 223. — Southern II. 370. — Southampton, Graf von, II. 175. —

Spanier. Nationalcharakter II. 64. f. — Reichthum an Dramen 28. — Spaniſche Poeſie, deren Reiz II. 65. — Schaubühne II. 321. f. Theater 35te Vorl. — als Vorbild des franzöſiſchen II. 63. ff. — Sp. Tragödie, die (engl. Trauerſpiel) II. 327. f. — Spectator, the, II. 368. — Spenſer II. 209. 351. — Sphinx, deren Räthſel, 118. — Spieler, der (Regnards) II. 127. (Trauerſpiel) II. 146. 371. — Sprache, engliſche, II. 203. f. —

Squenz, Peter (von Gryphius) II. 402. —

Staatsaufſicht über das Theater 34. f. — Stabträger 282. ff. — Statue 316. — Steele II. 367. f. — Steevens II. 303. 307. f. 310. — Stella (Goethes) II. 413. 425. — Stil der gemalten Architektur des griech. Theaters 315. ff. tragiſcher, des Aeſchylus, Sophokles, Euripides, 89. — Stille Waßer ſind tief (Schröders) II. 348. — Stoff der franz. Dramen 19te Vorl. — Strafbare Mutter, die (des Beaumarchais) II. 146. — Straße, Schauplatz im Luſtſpiel II. 104. — Sturm (Shakſp.) II. 208. 232...37. 321. — Stylobates 320. f.

Suard II. 4. — Suetonius 272. II. 336. — Suidas 270. 276. f. 283. — Sulzer 302. II. 377. —

Sykophant 244. — Symboliſch 101. — Symboliſche Mythologie der Alten 101. — Syrus 333. —

Tacitus 359. II. 50. 336. — Talma II. 147. — Tancred (Voltaires) II. 50. 101. — Tanz 270. — Tartuffe (Molieres) II. 116. 118. 132. f. — Taſſo 8. 369. II. 253. — Taſſos Schäferſpiele 348. ff. — Taſſos gli intrichi d'amore 362. f. — Taſſo (Göthes) II. 414. — Täuſchung II. 24.

Tell, Schillers II. 423. f. — Tempel, griech. 315. ff. — Tempel, Ort der Handlung 304. 315. — Tempelruinen 316. — Tempelthür 321. — Terenz 226. II. 110. 115. f. Plautus. — Teufel, dummer (Ben Jonſons) II. 340. — Teukros 126. —

Thamyris 65. 115. — Theater 263. 264. f. 267. ff. 273. 280. 283. 289. — Th. Bau und Einrichtung 4te Vorl. — Th. in Athen erfunden und vervollk. 27. — Th., das dionyſiſche 278. — Th., das römiſche 15te Vorl. — Th. des M. Scaurus 268. — Th. ſ. Sceniſche. — Theaterpolizei 282...84. — Theaterſtücke, Länge der griech. 296. — Theatraliſch und poetiſch 30. — Thebe 308. 311. 313. — Th., Königshaus in, 324. — Themiſtokles 240. — Theobald II. 304. — Theophraſt 239. — Theorie 3. — Theſeus 81. 171 ff. — Theſmophorien 185. 198. 202. — Theſpis-Karren 89. — Thoas

169. — Thomſon II. 371. — die Thränen der Wittwe II. 330. — Thukydides und Sophokles gleichzeitig Feldherrn 113. — Thyeſt 157. — Thymele 60. 265. f. 272. f. 277. 283. 287. — Thymeliker 284. — θύραι μέσαυλοι 325. — θύριον 324. — θυρῶν 324. —

Tieck über Shakſp. II. 168. — Timon von Athen (Shakſp.) II. 267. ff. — Timotheus 138. — Tiraboſchi 107. — Tireſias 119. — Titanen 91. 101. f. — Titus Andronikus (Shakſp.) II. 304. ff. —

Togata comoedia 335. f. — Toledanerin, die muntere, II. 383. — Toro, die Zinnen von, II. 383. —

Trachinierinnen des Sophokles? 128. — Trachten II. 366. — Tragiker, griech. II. 46. — das Tragiſche 3te Vorl. 73. f. — Tragödie II. 12. 23. — Tr. im Gegenſatz der Komödie 11te Vorl. — Tr. in Rom. 336. ff. deren Ideal 340 f. — Trallenſer 269. — Trilogien 92. ff. II. 26. 275. — Triſſinos Sophoniſbe 347. ff. II. 5. — Triumph der Empfindſamkeit, (Goethes) II. 415. — Das Triumvirat (Voltaires). II. 96. f. — Troilus und Kreſſida (Shakſp.) II. 267. 269...71. — Trojanerinnen ſ. Euripides. — Trygäus 198. f. —

Tuilerien 306. — Turin 348. — el Tuzani de la Alpujarra II. 365.

Two noble kinsmen II. 248. —

Tynnichus 110. —

Ueberläſtigen, die (Molieres) II. 126. — Ueberſetzungen 44. —

Ujjayini als Sitz der indiſchen Schauſpielkunſt 26. —

Ulyſſes 125. 176. II. 45. —

Univerſalerbe, der, (Regnards) 127. —

Urſon und Valentin 310. —

Valckenaer 254. — Valliere, Herzogin de la II. 49. — Vanbrugh II. 367. — Varro über Plautus 236. — Väter im Luſtſpiel 243. f. — Vaudeville II. 140. f. —

Venedig, das gerettete (Otways) II. 361. — Venus und Adonis (Shakſp.) II. 307. — Verbrechen der griech. Königsfamilien als Stoff der Tragödie 80. f. — der Verlorne Sohn (Voltaires) II. 145. — Verona, Amphitheater 281. — Verona, die beiden Edell. von (Shakſp.) II. 213. f. — Vers im Luſtſpiel 224. — Verso sciolto 368. ff. — Vertraute im Drama II. 59. — Vettern, zwei edle (Shakſp.?) II. 310. 348. —

Vicenza ſ. Palladio. — Viel Lärmen um nichts (Shakſp.) II. 219. 221. f. 225. — Virgil 7. 341. II. 304. — Virgils Georgika 296. — Virginia 362. 409. ſ. Accolti. — Virginia (Alfieris) 360. — Vitruvius 51. 256. 259. 260. 268. f. 271. f. 275. 279. 286. 290. f. 304. f. 307. f. 316. ff. 322. 326. —

Vögel (des Ariſtophanes) 274. 282. ſ. Ariſtophanes. — Volpone (Ben Jonſons) II. 340. — Voltaire 47. 179. 247. 346. 350. II. 4. 7. 8. 30. f. 34. 37. 39. f. 50. f. 53. f. 68. 70...73. 74. 79. 81. 86.

90. 91...102. 109. 145. 150. f. 165. 168. 414. — V. Heraklius II. 64. — V. Semiramis II. 37. — V. über das Trauerſpiel 62. — Vondel II. 402. f. — Vorhang des griech. Theaters 59. — Voßens Ariſtophanes 210. —

Waiſe, die, (Otways) II. 361. — Wakefield, der Flurſchütz von, II. 329. — Wallenſtein (Schillers) II. 420. f. — Wamba, der König, (Lopes) II. 383. — Warburton II. 304. — Was ihr wollt, (Shakſp.) II. 178. 208. 231. f. — Watlingſtreet, Wittwe von, (Shakſp.?) II. 308. —

Webſter II. 330. — Weiße II. 405. — Weltkugel, Schauſpielhaus in London II. 317. — Werther, (Goethes) II. 412. — Weſpen ſ. Ariſtophanes. —

Wie es euch gefällt (Shakſp.) II. 179. 202. 228. ff. 325. — Wieland II. 27. — Winckelmann 85. 139. 316. — Geſch. der Kunſt 45. f. — über Philoktet 128. — über Raphael 7. — Windſor, die Luſt. W. v. (Shakſp.) II. 232. 283...85. 309. — Wintermärchen (Shakſp.) II. 237. ff. 304. — Witz, komiſcher II. 141. —

Wolf, F. A., Ueberſ. d. Wolken 210. — Wolken des Ariſtophanes 240. f. — a Woman kill'd with kindness (Heywoods) II. 330. f. — Wortſpiel II. 193. ff. —

Wunderbare, das, II. 79. —

Wycherley II. 362. 367. —

Ξενοίνες 326. — Xerxes 91. —

Xuthus 164. —

York II. 274. — a Yorkshire tragedy (Shakſp.?) II. 308 f. — Young II. 371. —

Zaire (Voltaires) II. 50. 55. f. 72. 97. f. — Zanni 333. —

Zeit, Einheit der, 16. Vorr. — der Zerſtreute (Regnards) II. 127. —

Zucheri 132. —

Zwillinge, die ſ. Klinger. —

Vergleichung dieſer mit der vorigen Ausgabe.

Dritte Ausgabe.			Zweite Ausgabe.		
Band I.			**Band I.**		
1. Vorleſung.	Seiten	1… 20.	1. Vorleſung.	Seiten	3… 43.
2. —	—	21… 37.			
3. —	—	38… 50.	2. —	—	44… 75
4. —	—	51… 70.	3. —	—	76…131.
5. —	—	71… 87.			
6. —	—	88…111.	4. —	—	132…197.
7. —	—	112…130.			
8. —	—	131…146.	5. —	—	198…267.
9. —	—	147…162.			
10. —	—	163…177.			
11. —	—	178…191.	6. —	—	268…315.
12. —	—	192…208.			
Scene aus den Acharnern.	Seiten	209…215.	Scene aus den Acharnern.	Seiten	316…325.
13. Vorleſung.	—	216…234.	7. Vorleſung.	Seiten	326…378
14. —	—	235…250.			
Ueber die ſcen. Anordn. des griech. Theaters.	Seiten	251…328.	fehlt.		
			Band II.		
15. Vorleſung.	—	329…345.	8. Vorleſung.	Seiten	3… 68.
16. —	—	346…371.			

Band II.

17.	Vorleſung.	Seiten.	3... 22.	9.	Vorleſung.	Seiten	69...120.
18.	—	—	23... 42.				
19.	—	—	43... 61.				
20.	—	—	62... 82.	10.	—	—	121...223.
21.	—	—	83...102.				
22.	—	—	103...123.				
23.	—	—	124...135.	11.	—	—	224...301.
24.	—	—	136...153.		Band III.		
25.	—	—	154...172.				
26.	—	—	173...190.				
27.	—	—	191...210.				
28.	—	—	211...230.	12.	Vorleſung.	Seiten	3...242.
29.	—	—	231...252.				
30.	—		253...271.				
31.	—	—	272...311.				
32.	—	—	312...332.				
33.	—	—	333...354.	13.	—	—	243...337.
34.	—	—	355...374.				
35.	—	—	375...399.	14.	—	—	338...377.
36.	—	—	400...418.	15.	—	—	378...431.
37.	—	—	419...434.				

Die Druckfehler dieſer Ausgabe ſind, ſoviel man bis jetzt bemerkt hat, der Art, daß ſie den geneigten Leſer nicht ſtören werden, weshalb eine genaue Angabe derſelben überflüſſig erſcheint.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Erſter Band.

Sprache und Poetik.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Siebenter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Hb/04/1258

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede des Herausgebers zu den vermiſchten und kritiſchen Schriften . . . VII

Vorerinnerung zum Athenäum. 1798 . . . XIX

Vorrede zu den Charakteriſtiken und Kritiken. 1801 . . . XXI

Vorrede zu den kritiſchen Schriften. 1828 . . . XXIII

Ueber die Künſtler, ein Gedicht von Schiller. 1790 . . . 3
(Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſte. 1791. Bd. I. St. 2. S. 127...179.)

Etwas über William Shakſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters. 1796 . . . 24
(Schillers Horen. 1796. St. 4. S. 57...112. — Schlegels Krit. Schriften. 1828. Bd. I. S. 365...386.)

Ueber Shakſpeares Romeo und Julie . . . 71
(Schillers Horen. 1797. St. 6. S. 18...49. — Schlegels Charakt. und Krit. 1801. Bd. I. S. 282...317. — Krit. Schr. 1828. Bd. I. S. 387...416. — Engliſch: A. W. Schlegel on Shakspeare's Romeo and Juliet in Ollier's Literary Miscellany, in prose and verse. London, Ollier. 1820. 8. S. 1...39.)

Briefe über Poeſie, Silbenmaß und Sprache. 1795 . . . 98
(Schillers Horen. 1795. St. 11. S. 77...103; 1796. St. 1. S. 54...74; St. 2. S. 56...73. — Schlegels Charakt. und Krit. 1801. Bd. I. S. 318...397.)

Betrachtungen über Metrik. An Friedrich Schlegel . . . 155
(Aus der letzten Hälfte der neunziger Jahre. Ungedruckt.)

Der Wettſteit der Sprachen . . . 197
(Athenäum. 1798. I. 1. S. 3...69. —. Krit. Schr. I. S. 179...257.)

Aphoriſmen, die Etymologie des Franzöſiſchen betreffend . . . 269

Vorrede zu Flore und Blanſcheflur . . . 272
(Flore und Blanſcheflur. Ein epiſches Gedicht in zwölf Geſängen von Sophie von Knorring, geb. Tieck. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von A. W. Schlegel. Berlin 1822. 8. S. XV...XXXIV.)

Schreiben an Herrn Buchhändler Reimer, über die Ueberſetzung des Shakſpeare. 1838. 1839 . . . 281

Vorrede des Herausgebers.

> Kam nach ihnen ein ander Geſchlecht auf, das den Herrn nicht kannte, noch die Werke, die er an Iſrael gethan hatte.
>
> Buch der Richter 2, 10.

A. W. Schlegel iſt als Kritiker noch nie genug, geſchweige denn zu ſehr gefeiert worden; und wenngleich die heutige bellettriſtiſche Welt über ihn und aus ihm wenig weiß, ſo weiß ſie doch verhältnißmäßig deſto mehr von ihm oder durch ihn. Vieles von dem, was der Verſtorbene mit ſeinem glücklichen Takt und Scharfſinn, aber auch mit gründlicher Gelehrſamkeit und raſtloſer Geiſtesübung erarbeitet hat, und was unſre Großväter kaum ahndeten, genießen wir Enkel, als ob es ohne Fleiß und Müh energiſcher Väter auf dem freien Felde unſres Geiſtes von ſelbſt emporgeſchoßen wäre, oder gar als hätten wir unſer Erbgut ſelber geſchaffen. Ich will nicht anklagen, noch vertheidigen, nur Zeugniß geben, Thatſachen zum Bewußtſein bringen, welche die wenigen Einen wieder vergeßen, die vielen Anderen noch nie gekannt haben. Woher ſollten die Jüngeren eine Anſchauung von Schlegels ganzer kritiſcher Thätigkeit ſich verſchaffen, die ſelbſt von Litterarhiſtorikern nur unvollſtändig und nicht ohne entſtellende Schiefheiten aufgefaßt wird? Man ſehe nur, daß ich, von H. Heine u. A. zu ſchweigen, ein achtbares Beiſpiel anführe, Gervinus poetiſche Nationallitteratur: ſpricht er nicht mitunter von den Brüdern Schlegel, als ob ſie, mindeſtens viele Jahre hindurch, gleich dem bekannten Mädchen von Saſſari, mit beiden Oberleibern auf Einem Beingeſtelle gelebt hätten? Und wie verſchieden ſind ſie doch beide! Nicht erſt ſeit ſie getrennt lebten fühlten ſie das ſelbſt, wie z. B. die Antwort A. W. Schlegels auf Schillers Brief vom 31. Mai 1797. und die Gedichte der Brüder an einander zeigen (Poet. W. I. S. 244. ff.), worin ſie gerade ihre Einigkeit und Vereintheit feiern wollten. Aber ſelbſt an den gelehrten Litteraturhiſtoriker kann man mit Billigkeit die Forderung nicht ſtellen, daß er die unglaublich zerſtreuten, gröſtentheils ununterzeichneten, und nicht ſelten mit den beurtheilten Büchern bald wieder verſchollenen Kritiken und Recenſionen, welche die mannichfaltigſten Kreiße des Wißens und der Kunſt berühren, ſelber ſammle, um ihren Einfluß auf die Litteratur, ihre Wirkungen im Einzelnen ſorgfältig würdigen zu können. So iſt denn auch Schlegels Wirkſamkeit in der That noch nicht gehörig gewürdigt worden: ſeine Altersgenoßen und mit ihm oder gegen ihn Strebenden konnten dieß ſo wenig als ſich überhaupt die Gegenwart geſchichtlich darſtellen läßt; den Jüngeren aber muſten ſeine Werke zum großen Theile unbekannt bleiben, da der Verfaßer nicht nur nicht bemüht geweſen iſt, ſie zugänglich zu machen, ſondern ſogar den Vorwurf verdiente, viele derſelben abſichtlich in Vergeßenheit zu drängen. Hat er doch öfters Solche, die ihn um Bezeichnung ſeiner einzelnen Schriften baten, auf das Converſations-Lexikon verwieſen, dort ſtünden ſie verzeichnet; hatte er doch ſelbſt ſeine Theilnahme an den Göttinger Anzeigen ſeit dem vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, als er nicht lange in die Zwanziger eingetreten war, ſo zu ſagen gänzlich vergeßen gemacht und vergeßen, wahrlich mit Unrecht. Ja, würden nicht, wie bei den ſtäts wieder verweltlichenden Klöſtern, ſo auch bei den Recenſier-Anſtalten von Zeit zu Zeit Reformen nöthig, um den Untergang abzuwenden, welchen unvermeidlich der Schlendrian herbeiführt, und wäre nicht demzufolge glücklicher Weiſe die Tendenz der alten Jenaer Litteratur-Zeitung zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſo ſehr verſunken, daß ſich die notabelſten Mitarbeiter zurückziehen muſten und Schlegels Zwiſt mit dem ſeligen oder doch gewiß verſtorbenen Schütz ausbrach, wer könnte jetzt wißen, daß jener in die genannte kritiſche Zeitſchrift binnen etwa drei Jahren an dreihundert Recenſionen geliefert habe?

Hectora quis nosset, si felix Troia fuisset?

Und ſind mir nicht ſelbſt, der ich doch ein Dutzend Jahre mit dem Verewigten in nicht bloß collegialiſcher Freundſchaft gelebt hatte, als ich nach ſeinem Tode ein Verzeichniß ſeiner Schriften zuſammenſtellte, manche und zum Theil wichtige entgangen? Man wird dieß Alles großentheils erklärlich finden, wenn man ſeine Aeußerungen in der Vorrede zu der unvollendet gebliebenen Auswahl der ‘Kritiſchen Schriften’ oder in der ‘Berichtigung (1828.)’ lieſt, wo er ſich, damals gereizt durch litterariſche und andre Klatſchereien und Verleumdungen, die er nicht wol gänzlich ungerügt laßen konnte, feierlichſt dagegen verwahrt, daß man nicht, was er zur Vergeßenheit verurtheilt habe, nach ſeinem Tode wieder ans Licht ziehe und ihm aufbürde, und wo er laut erklärt, daß ein Herausgeber, der ſolches thue, dem Publikum einen ſchlechten Dienſt leiſten und gegen ihn ſelbſt ein wahres Unrecht begehen würde. Ich habe den

Hingeſchiedenen zu ſehr geachtet und geliebt, als daß ich, auch abgeſehn von meinem Wunſche, abſichtliches Unrechts nie geziehen zu werden, ſolches ihm anthun möchte; auch bin ich nicht ſo dienſteifrig noch übelgeſinnt gegen das Publikum, daß ich ihm zur Leiſtung eines ſchlechten Dienſtes mich zudrängen ſollte. Ich muß vielmehr nur, wie ich es auch dem lebenden zuweilen thun mußte, des verſtorbenen Freundes Behauptung widerſprechen und ſolchen Widerſpruch nicht bloß bei mir ſelbſt, ſondern auch vor Schlegels und meinem Vaterlande, vor Deutſchland, und der ganzen litterariſchen Welt rechtfertigen. Ich widerſpreche aber jenem Urtheil kühnlich, weil ich weiß, daß der Verſtorbene nichts Verdammenswerthes, wenn auch ein und andres nicht zu Billigende gewollt und geſchrieben hat, und weil ihm ſelbſt, auch an den über ihn gefällten Urtheilen, die Gerechtigkeit und Wahrheit lieber war als die Gunſt und grundloſes Lob: Wahrheitsliebe war der Grundzug ſeines durchaus ehrenwerthen Charakters, der nur leicht unter einer, aus eigenthümlicher Ironie und dem Mangel an Zurückhaltung des Urtheils über das Selbſt und das Eigne im Verhältniß zu Andern und Fremdem gemiſchten Tünche, unter dem Scheine geſelliger Anmaßlichkeit und Selbſtüberhebungsluſt verkannt werden konnte und allzuoft verkannt worden iſt. (Daß er ſeine, wol nur wenige Deutſche anſprechende Liebe zu Zierrat und Eleganz, die doch ſelbſt wieder aus einem ehrenwerthen Grunde aufgewachſen war, mitunter bis zum Lächerlichen trieb, gehört eben ſo wenig hierher, als die Nachweiſung, wie er dadurch ſo mannichfaltig die Verleumdung und die Klatſcherei gegen ſich gelockt hat.) Gerechter aber können wir auch ihn gewiß dann beurtheilen, wenn wir möglichſt vollſtändig ſeine Leiſtungen überſchauen, als wenn wir, wie er es dort andeutet, nur einen Auszug ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke unſrem Urtheile zum Grunde zu legen genöthigt wären. Ich hege indeſſen auch das feſte Zutrauen, daß mein verewigter Freund und Gönner um ſo mehr gewinne, je gerechter er beurtheilt wird. Er ſagt ſelbſt ‘Es ſollte mir leid thun, wenn ‘mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja ſtürmiſchen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geiſtes, ernſte ‘Betrachtung und Selbſtbeobachtung in verſchiedenen Lebensaltern mich gar nichts gelehrt hätte.’ Wie wenig das bloße Facit einer Reihe von Erfahrungen und Studien ausreiche, dieſe ſammt dem Erfahrenden und Forſchenden kennen zu lehren, braucht ſicherlich hier nicht erklärt zu werden, da wol jeder Leſer dieſer Schriften ſelbſt weiß, wie kärglich die Summa des Wißens auch bei der erſtaunlichſten Maſſe des Gewuſten ſei. Und dann verſichert die Vorrede zu den kritiſchen Schriften mit beſtem Rechte ‘Vergeblich würde man hoffen, durch die Aufſuchung des hier ‘Weggelaßenen eine Ausbeute des Anſtößigen zu gewinnen. ‘Ich mag in dieſem oder jenem Stücke meine Meinung geändert haben, manche meiner früheren Aeußerungen jetzt ‘einſeitig und übertrieben finden; aber ich habe nie etwas ‘drucken laßen, das ich verheimlichen müßte.’ Hält man hiemit zuſammen die Grundſätze, die einſt der Verſtorbene in der Recenſion der Dresdener Ausgabe von Winckelmanns Werken aufſtellte, Grundſätze, die ich auch in andern Beziehungen faſt durchgängig befolgen konnte, ſo wird an meiner Rechtfertigung vor dem Publikum, daß ich mehr aufgenommen habe, als der Verfaßer ſelbſt gethan haben würde, kaum etwas fehlen, zumal ich durch die kleinere Druckſchrift das ausgezeichnet oder vielmehr unſcheinbarer gemacht habe, was jener ſelbſt wol nicht wieder hätte abdrucken laßen. Zu weiterer Rechtfertigung könnt' ich, aber ich thu' es nicht, weil ich die Heuchelei verſchmähe, noch anführen, daß er durchaus keine Erklärung darüber gegeben hat, was er in den beabſichtigten, aber nicht erſchienenen, ja nicht einmal beſonders vorbereiteten dritten Band der 'Kritiſchen Schriften' aufgenommen haben wollte. Eben ſo wenig hat mich etwa die Beſorgniß irgend beſtimmt, es möchten Andere als Ergänzungen der Werke liefern was ich ausſchließe: vor welcher, an ſich ſonſt ſchwerlich ganz ungegründeten, ich mich nöthigenfalls mit dem Schwerte der Gerechtigkeit ſchirmen könnte. Dagegen darf und muß ich hier berichten, daß mir Schlegel, im Herbſte 1837., als er mich die Beſorgung ſeines Nachlaßes zu übernehmen bat, nach einer Unterredung, deren Mittheilung ich mir auf eine andere Gelegenheit vorbehalte, volle Gewalt ertheilte, nach meiner Ueberzeugung und Einſicht bei der Herausgabe ſeiner Schriften zu verfahren, und daß ſeine Erbinnen mir dieſe Befugniß unter Abtretung ihrer ererbten Autorrechte rechtsförmlich beſtätigt haben. Der Verewigte hatte in dieſer Beziehung eine beſondere teſtamentariſche Verfügung eben ſo wenig getroffen, als er meine Bitte, möglichſt vollſtändig und genau aufzuzeichnen, was er von ſeinen Werken und wie er es herausgegeben haben wollte, obgleich er mir zu deren Erfüllung Hoffnung gemacht, erfüllt hat: die große Menge ſeiner hinterlaßenen Schriften fand ſich unter ſeinen Papieren und Büchern theils gar nicht, theils nicht im mindeſten zu einer Ausgabe geordnet. So ſtehe ich nun zwar mit der vollen Verantwortlichkeit eines nur an ſelbſtgebilligte Grundſätze gebundenen Herausgebers dem Publikum gegenüber; muß jedoch, meiner Pflicht gegen den Verfaßer zu genügen, ſo viel es mir thunlich iſt, in deſſen Geiſte verfahren: aus welchem Grunde ich auch, zumal mir ſeine beſtimmten Willensäußerungen über dieſen Punkt vorlagen, in die Gedichte manches aufnehmen mußte, was ich, wär' es das meinige geweſen, nicht veröffentlicht haben würde. Dagegen halte ich dafür, daß der oben bezeichnete Entſchluß, nur eine Auswahl der kritiſchen Schriften aufzunehmen, jenem Geiſte nicht entſpreche. Als Schlegel in dem Briefe über ſeinen Bruder Friedrich an Windiſchmann ſchrieb 'Das deutſche Publikum ſcheint dergleichen Sammlungen '(vollſtändige, ausdrücklich für geſchloßen erklärte) zu lieben; 'wir haben viele Beiſpiele von ſehr bändereichen, worin 'Schriften mit aufgenommen ſind, welche bei ihrer erſten 'Erſcheinung ſchon wenig Käufer fanden, und bei einem 'neuen beſondern Abdruck deren noch weniger gefunden hätten', als er dieß ſchrieb, 1834., hätte er an ſeinen eignen 'Kritiſchen Schriften' ſeine Wahrnehmung, daß wir, das deutſche Publikum, unvollſtändige Sammlungen nicht lieben, beſtätigt wißen können; und ich hege nicht bloß den Wunſch, ſondern auch das Zutrauen, daß der erſte Theil jenes Erfahrungsſatzes an den geſammelten Werken ſich ebenfalls bewahren möge. Ich dächte, die Erklärung jenes Satzes läge nahe genug bei der Hand und das deutſche Publikum hätte ſich auch jener ſeiner Liebe, ſofern nicht miteinfließende tadelnswerthe Regungen dieſelbe ſchänden, keineswegs zu ſchämen. Wir wollen einen Schriftſteller, dem wir unſere Aufmerkſamkeit oder gar unſere Liebe zuwenden, auch möglichſt wahr und deshalb möglichſt ganz kennen lernen können. Aus dieſer Anforderung, welche dem Beſtreben der Schriftſteller, ſowol der in Wahrheit als der anderswie thätigen, gleichmäßig, aber verſchiedenartig entſpricht, iſt auch die Sitte hervorgegangen, vor geſammelten oder größeren Werken den Verfaßer abzuſchildern, in Bildern und Lebensbeſchreibungen. Wir wollen, auch diejenigen unter uns, denen dieß nicht zum Bewuſtſein kommt, ſelbſt urtheilen können über den Mann und ſeine Leiſtungen: das aber, weiß oder fühlt man, können wir, insbeſondere bei den hervorragenderen Geiſtern, nicht aus einzelnen Hervorbringungen, nicht aus bloßen Proben ihrer Schöpfungen, ſondern nur aus deren Geſammtheit, und ſo beruhigen wir uns an der Sammlung, während es uns die unangenehme Spannung des Unbefriedigtſeins erregt, wenn uns bloß das Einzelne oder nur eine Auswahl zugänglich iſt. Kurz, jene Erſcheinung, zu deren Beſtätigung man etwa auch auf das halbe Tauſend Bände unſrer Goethe- und Schiller-Sammlungen verweiſen könnte, iſt eben eine der mancherlei Formen, in denen unſer Wißenstrieb, wol auch unter dem Einfluß unſrer Neugierde, Eitelkeit und Habſucht, ſich äußert. Mag auch die Sammlung innerlich etwas ſehr Einzelnes ſein: das ſtört weniger; man tröſtet ſich, daß es doch Alles, daß mehr Niemanden zugänglich ſei. So urtheilt auch der deutſche Richter aus gehörig geſchloßenen Akten ruhiges Gewißens, ſeien ſie auch ihrem Inhalte nach nicht vollſtändig oder zuſammenhängend, während ohne den Aktenſchluß es an der Sicherheit über die Richtigkeit auch der dargebotenen thatſächlichen Grundlagen eines Urtheils mangelt.

Dieß wird genügen zur Erklärung und Rechtfertigung, daß ich in meiner Sammlung der Schriften Schlegels, ſoweit dieſe überhaupt zur Veröffentlichung beſtimmt waren oder jetzt eine ſolche in Anſpruch zu nehmen haben, Vollſtändigkeit erſtrebe, ohne daß ich ‘Alles zuſammenraffen ‘möchte, was jemals ſeiner Feder entfloßen iſt.’ Zugleich iſt damit auch genug geſagt, daß wer um der darin beurtheilten Bücher willen nach den Recenſionen in den folgenden Bänden griffe, leicht einen argen Mißgriff thäte. Die meiſten dieſer Bücher exiſtieren, ſo zu ſagen, gar nicht mehr, wenn man nicht lieber behaupten will, daß ſie eigentlich niemals exiſtiert haben; und inſofern ſind auch die Beurtheilungen oder Anzeigen derſelben nun überflüßig; die wenigen anderen aber, die wirklich zur Exiſtenz gekommen ſind und ſich daher auch erhalten werden, brauchen uns jetzt nicht mehr vorrecenſiert zu werden, wir kennen ſie entweder aus ihnen ſelbſt oder aus dem miterlebten oder ererbten National-Urtheil, und zwar entweder in Uebereinſtimmung mit unſrem Recenſenten, und dann iſt uns dieſer als ſolcher entbehrlich, oder abweichend von ihm, und dann möchte es ihm ſchwerlich gelingen, uns zu ſeiner individuellen Anſicht hinüberzuziehen. Es iſt ſonach im Allgemeinen hauptſächlich ein litterar- und kunſthiſtoriſches Intereſſe, welches uns dieſer Beurtheilung zuführen mag. Deren Verfaßer aber war ſelbſt einer unter den bedeutenderen der ſehr bedeutenden Litteraten und Litteratoren ſchon im dritten und vierten Jahrzehent ſeiner langen Lebenszeit, welche ſich mannichfaltig aufs anſchaulichſte in ſeinen Schriften abſpiegelt, ſo wie er hinwiederauf die Geſtaltung unſerer Litteratur einen ſehr beträchtlichen Einfluß gehabt hat. Gewiß verlohnt es alſo wol, auch ihn ſelber durch Leſung und Studium ſeiner großentheils meiſterhaften und anmutigen Schriften und Beurtheilungen der Schriften Anderer kennen zu lernen.

Dieſe Schriften habe ich unter den Ueberſchriften ‘Sprache und Poetik’, ‘Charakteriſtiken und Littratur’, ‘Malerei, bildende Künſte, Theater’, ‘Recenſionen’, zuſammengeſtellt. Woher das Einzelne entnommen ſei, beſagen die den verſchiedenen Abtheilungen beigegebenen Inhaltsverzeichniſſe; wo dieſe keine Angabe des älteren Druckes bieten, iſt das betreffende Stück von mir aus dem handſchriftlichen Nachlaße des Verfaßers herausgegeben. Die Recenſionen aus der alten Jenaer Litteratur-Zeitung ſind nach einem von Schlegel ſelbſt angefertigten und auch gedruckt herausgegebenen Verzeichniſſe zuſammengeſtellt; die aus der neuen Jenaer Litt. Zeit. aufzunehmenden machten in Betreff der Urheberſchaft keine Schwierigkeit. Anders die Recenſionen aus den Göttinger gelehrten Anzeigen von 1789. bis 1791., von denen der Verfaßer ſelbſt, mit einziger Ausnahme der vom Torquato Taſſo, gar keine Nachweiſung hinterlaßen hat, und die ich auch ſonſt nirgends verzeichnet gefunden habe. Glücklicher Weiſe half mir aus dieſer Schwierigkeit das jetzt der Tübinger Bibliothek gehörige Exemplar der Göttinger Anzeigen, in welchem mit ſeinem unermüdlichen Bibliothekarfleiße der ſelige Reuß die Namen der Verfaßer der einzelnen Recenſionen beigeſchrieben hat: aus dieſem Exemplar verzeichnete mir Herr Doctor Klüpfel die von A. W. Schlegel verfaßten Recenſionen, und bewahrte mich dadurch vor einem Mißgriffe, zu welchem Oppermann (Die Götting. gel. Anzeigen. Hannov. 1844. 8.) verleitet worden iſt und auch mich vielleicht verleitet haben würde. Dieſer ſagt S. 119 ff., nachdem er von der Recenſion des Götz von Berlichingen in den G. G. 1773. Stück 146. geſprochen „Nun aber „ſchweigen die G. A. die ganzen ſiebziger Jahre und den „Anfang der achtziger Jahre hindurch von Goethe, eine Anzeige des Clavigo 1775 Zugabe S. 56. ausgenommen; „dieſelbe referirt bloß, dann heißt es: ‘Der Bruder, der

„gleich Anfangs ..... iſt wohl geſchildert.' Erſt als Goethe's „ſämmtliche Werke zuerſt geſammelt wurden, treten „die G. A. mit Kritik hervor, und zwar thut ein großer „Kritiker hier ſeine erſten Flügelſchläge. A. W. Schlegel „lebte damals in Göttingen, er hatte 1787 das philoſo„phiſche Acceſſit erhalten, und dadurch ſich den Göttinger „Herren empfohlen, ſo daß man glaubte wagen zu dürfen, „einen ſo jungen Mann über Goethe urtheilen zu laßen. „Wir theilen dieſe Anzeige ſo mit, wie ſie urſprünglich im „St. 170 der G. A. v. 1787 abgedruckt war. „„Der Dichter [und nun folgt die Anzeige, aber ſehr ungenau wiederholt und am Schluße verſtümmelt.] „Im Jahre 1790 wird „Torquato Taſſo angezeigt.“ Trotz meines Mißtrauens gegen das unkritiſche Buch, aus welcher ich ſo eben Mittheilung gemacht habe, konnte es mich doch verführen, die Recenſion der vier erſten Bände der Leipziger Ausgabe von Goethes Schriften aus dem Jahre 1787. ebenfalls Schlegeln zuzuſchreiben, indem der Stil und Ton derſelben, wenngleich von dem in den bald darauf folgenden ſchlegelſchen Recenſionen verſchieden, einen jungen Schriftſteller erkennen läßt, und die von Oppermann ſofort darauf angeführte Recenſion des goetheſchen Taſſo als eine ſchlegelſche bekannt iſt. Und ſollte man bei der Zuverläßigkeit, womit das oppermannſche Buch redet, vermuthen, daß es, wie es iſt, unzuverläßig ſei? Reußens Subſcriptionen ſind ſicher zuverläßig: aus ihnen belehrt mich Klüpfel, daß die Recenſion jener vier Bände von Goethes Werken, ſo wie noch eine Menge anderer in den G. G. A. von 1787. abgedruckter, von F. L. W. Meyer, damals außerordentlichem Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, von welchem Pütter und Saalfeld in der Götting. Gelehrten-Geſchichte ein Mehreres berichten, verfaßt ſei.

Die Vorleſungen über Litteratur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters aus der 'Europa', ſo wie die über das Mittelalter aus dem 'Deutſchen Muſeum', welche allenfalls in dem Bande 'Charakteriſtiken und Litteratur' erſcheinen konnten, ſind für eine ſpätere Abtheilung der Werke, welche die Vorleſungen befaßen wird, zurückgelegt worden. Eine ganz unbedeutende und nicht ganz richtige Erklärung einer kleinen römiſchen Inſchrift, welche Schlegel vor etwa 10 Jahren im Bonner Wochenblatte mittheilte, habe ich aufzuſuchen und wieder abdrucken zu laßen nicht der Mühe werth erachtet.

Bonn den 20. Mai 1846.

Böcking.

Vorerinnerung zum Athenäum.

1798.

Die erſten Stücke dieſer Zeitſchrift können den Leſer hinlänglich über ihren Zweck und Geiſt verſtändigen. In Anſehung der Gegenſtände ſtreben wir nach möglichſter Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; im Vortrage nach der freieſten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntniſſe und Fertigkeiten, um welche ſich ein jeder von uns an ſeinem Theile bewirbt, nicht für unnütz. Bei dieſer leitet uns der gemeinſchaftliche Grundſatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rückſichten nur halb zu ſagen.

In der Einkleidung werden Abhandlungen mit Briefen, Geſprächen, rhapſodiſchen Betrachtungen und aphoriſtiſchen Bruchſtücken wechſeln, wie in dem Inhalte beſondre Urtheile mit allgemeinen Unterſuchungen, Theorie mit geſchichtlicher Darſtellung, Anſichten der vielſeitigen Strebungen unſers Volks und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klaſſiſche Alterthum. Was in keiner Beziehung auf Kunſt und Philoſophie, beide in ihrem ganzen Umfange genommen, ſteht, bleibt ausgeſchloßen, ſo wie auch Aufſätze, die Theile von größeren Werken ſind. Der Prüfung der Kenner widmen wir unſre angeſtrengteſten Bemühungen; für die Unterhaltung aller Leſer wünſchen wir ſo viel Anziehendes und Belebendes in unſre Vorträge zu legen, als ernſtere Zwecke erlauben.

Wir theilen viele Meinungen mit einander; aber wir gehn nicht darauf aus, jeder die Meinungen des andern zu den ſeinigen zu machen. Jeder ſteht daher für ſeine eignen Behauptungen. Noch weniger ſoll das Geringſte von der Unabhängigkeit des Geiſtes, wodurch allein das Geſchäft des denkenden Schriftſtellers gedeihen kann, einer flachen Einſtimmigkeit aufgeopfert werden; und es können folglich ſehr oft abweichende Urtheile in dem Fortgange dieſer Zeitſchrift vorkommen. Wir ſind nicht bloß Herausgeber, ſondern Verfaßer derſelben, und unternehmen ſie ohne alle Mitarbeiter. Fremde Beiträge werden wir nur dann aufnehmen, wenn wir ſie, wie unſre eignen, vertreten zu können glauben, und Sorge tragen, ſie beſonders zu unterſcheiden. Die Arbeiten eines jeden von uns ſind mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Vornamens, die gemeinſchaftlichen mit beiden bezeichnet.

W. und F.

Vorrede zu den Charakteriſtiken und Kritiken.

1801.

Unſre kritiſchen Bemühungen und Grundſätze haben einige Aufmerkſamkeit bei dem Publikum erregt. Doch haben wir keine Urſache vorauszuſetzen, daß dieſe uns geſchenkte Aufmerkſamkeit überall mit einer gründlichen Bekanntſchaft verbunden geweſen ſei. Wir wünſchen ſie bei allen denen, die ein ernſtliches Intereſſe an der deutſchen Litteratur nehmen, zu befördern, und das iſt der Zweck dieſer Sammlung, welche außer einigen neuen Verſuchen auch eine Auswahl von älteren in Zeitſchriften zuvor einzeln gedruckten kritiſchen Abhandlungen enthält.

Da jeder der einzelnen Verſuche ſeinen Zweck und Standpunkt ſelbſt klar genug beſtimmt, ſo iſt nur noch übrig, anzuzeigen, wo die ältern Aufſätze geſtanden haben, damit, wer die Vergleichung anſtellen will, nach der Auswahl, den Abkürzungen, Aenderungen und Zuſätzen beurtheilen kann, ob wir bloß gegen Andre oder auch gegen uns ſelbſt ſtrenge ſind . . . .

. . . Die Recenſion des philoſophiſchen Journals, und alle Beurtheilungen, wie auch die Charakteriſtiken und einzelnen Bemerkungen im zweiten Theile ſind aus der Jenaiſchen A. L. Z. Manche andre Recenſionen aus dieſer von A. W. Schlegel, welche der Aufnahme eben ſo würdig ſchienen, als die wirklich aufgenommenen, erlaubte der Raum nicht in dieſen beiden Bänden drucken zu laßen.

Die Charakteriſtik des Meiſter hat im erſten Bande des Athenäums geſtanden, und der Aufſatz über Romeo ſo wie die Briefe über Poeſie und Silbenmaß in den Horen. Sie ſtehen hier als ein Beitrag und Dokument zur Theorie des Verfaßers über Sprache und Rhythmus, weil ſich mehrere der ausführlichen Beurtheilungen auf dieſe Theorie beziehen und gründen, welche er immer noch nicht ſyſtematiſch darſtellen konnte. Aber eben deswegen wird die Erinnerung nicht überflüßig ſein, daß der Verfaßer den Gang der Unterſuchung in jenen Briefen ſelbſt einſeitig und nicht rational genug findet, indem die pſychologiſche Erklärung von der Entſtehung des Rhythmus mit der phyſiologiſchen hätte verbunden werden ſollen.

Neu iſt . . . . die Kritik des Bürger . . . .

Vorrede zu den Kritiſchen Schriften.

1828.

Der Kritiker, aus deſſen Schriften man hier eine Auswahl geſammelt findet, ſtand in ſeinen jüngeren Jahren in üblem Ruf. Man ſchilderte ihn wie einen Wütherich, einen Herodes, der an einer Menge unſchuldiger Bücher nichts geringeres als einen bethlehemitiſchen Kindermord verübt habe. Nachdem dieſes Geſchrei in Deutſchland ſchon ziemlich verſchollen war, erhob es ſich von Neuem im Auslande, beſonders in Frankreich, auf Veranlaßung einer kleinen franzöſiſchen Schrift über die Phädra des Racine, und gewiſſer Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt. Ein Pariſer Journaliſt nannte den Kritiker den Domitian der franzöſiſchen Litteratur, welcher wünſche, ſie möge nur Ein Haupt haben, um es mit einem einzigen Streiche abzuſchlagen. Der gelehrte Kunſtrichter hatte den Domitian mit dem Caligula verwechſelt, denn dieſem wird ja bekanntlich jener grauſame Wunſch zugeſchrieben. Indeſſen traf er es vielleicht beßer, als er ſelbſt wußte. Die Lieblings-Unterhaltung des Domitian, Fliegen zu ſpießen, möchte ein ganz paßendes Bild für eine ſcharfe Kritik ſein, welche an kurzlebige Erzeugniſſe der litterariſchen Betriebſamkeit, die einen Augenblick im Sonnenſchein des Modegeſchmacks herumgaukeln, verſchwendet wird.

Jetzt, nach ſo viel verfloßenen Jahren, kann ich die Schriften dieſes Kritikers wie die eines Fremden leſen; und ich darf es wohl ſagen: man hat, wie mich dünkt, dem

Manne Unrecht gethan. Er hat ſein läſtiges Amt nicht nur redlich und gewißenhaft, ſondern auch mit Mäßigung und Schonung verwaltet. Man würde finden, er habe oft bei weitem zu viel gelobt, wenn alle ſeine Beurtheilungen aus verſchiedenen litterariſchen Blättern hier wieder abgedruckt wären. Dieß iſt aber nicht geſchehen, weil die Schriften, zu unbedeutend um eine ernſthafte Würdigung zu verdienen, von der nächſten Welle des Zeitſtromes verſchlungen worden ſind. Es iſt eine thörichte Gutmüthigkeit gegen die Schriftſteller und das Publikum, Zeit und Kräfte an etwas zu ſetzen, das von ſelbſt erfolgen muß. Wo es achtungswerthe Namen galt, zeigt ſich eine nicht geringe Sorgfalt, die Pille des Tadels zu vergolden. Es iſt wahr: wenn eine gemeine, platte Denkart ſich in die idealiſche Poeſie breit und bequem hineinlagerte, wenn die Erſchlaffung aller ſittlichen Grundſätze ſich mit edeln Gefühlen brüſtete, ſo wandelte ihn wohl einmal der Unwille an; und wenn er ſich nicht weiter zu helfen wußte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem luſtigen Einfall oder einer Parodie. Dieß hat man ihm am meiſten verargt, und es war doch gerade das Unbedenklichſte. Was Gehalt und Beſtand in ſich hat, mag der Scherz umſpielen, wie er will: es verfängt nicht. Nur wenn der Spott auf den Grund der Wahrheit trifft, kann er der Sache, gegen die er gerichtet iſt, den Garaus machen.

Im Ernſt zu reden, ich beſorge vielmehr, meine heutigen Leſer möchten hier und da die nöthige Würze vermiſſen, als daß ihnen die Speiſe verſalzen und überwürzt dünken ſollte. Die jüngeren Zeitgenoßen, denen viele Aufſätze eben deswegen neu ſein werden, weil ſie vor einer ſchon beträchtlichen Anzahl von Jahren in Zeitſchriften erſchienen und, ſeitdem nicht wieder abgedruckt, aus dem Umlaufe gekommen ſind; die nur durch das Gerücht vernommen haben, daß damals die kritiſchen und ſatiriſchen Wagniſſe eines Kreißes von jungen Dichtern und Litteratoren, zu welchem auch ich gehörte, in Deutſchland großes Aufſehen erregt haben; daß von den Vertheidigern des litterariſchen Herkommens der öffentliche Unwille gegen dieſe gefährlichen Neuerer aufgerufen worden; — die jüngeren Zeitgenoßen, ſage ich, werden vielleicht finden, dieſe Wirkung ſei außer Verhältniß mit ihrer Urſache geweſen. Was meinen perſönlichen Antheil an jenem gegebenen oder genommenen Aergerniſſe betrifft, ſo würden ſie einen hinreichenden Grund auch in den kritiſchen Aufſätzen, welche in dieſe Sammlung nicht aufgenommen ſind, und in einigen parodiſchen Gedichten, wozu ich mich genannt, wohl vergeblich ſuchen. Der Geſchmack und die Schätzung des Werthes mancher litterariſchen und künſtleriſchen Erzeugniſſe hat ſich ſeitdem ſtark verändert, und zwar in der damals angedeuteten Richtung; wobei ich weit entfernt bin, mir irgend etwas Anderes zuzuſchreiben, als ein früheres, unabhängig gefälltes Urtheil, und die Vorausſicht, daß es dieſe Wendung nehmen werde. Durch den bloßen Wechſel und, wie ich behaupten möchte, den Fortſchritt der Zeiten, bin ich, ohne meinen Standpunkt zu verändern, aus einem als revolutionär verſchrieenen ein völlig konſtitutioneller Kritiker geworden. Sogar in Frankreich zeigen ſich Symptome, daß die Sinnesart des Publikums meinen Anſichten von dem bisher für klaſſiſch geltenden tragiſchen Theater, welche die nationale Eigenliebe anfangs ſo heftig empört haben, ſich wohl einigermaßen entgegen neigen möchte. Im Allgemeinen gilt freilich dort noch das Virgiliſche:

manet alta mente repostum
Judicium Paridis, spretaeque injuria formae.

Als einige mir gewogene Gelehrte in Paris mich wegen meiner indiſchen Arbeiten zum auswärtigen Mitgliede der dritten Klaſſe des Inſtituts vorgeſchlagen hatten, ſoll ein Mitglied meine Schilderung des franzöſiſchen Theaters aus der Taſche gezogen, und ſich gegen die Verbindung mit einem des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldigen Fremden nachdrücklich aufgelehnt haben. — Die Gunſt des engliſchen Publikums hatte ich vom Anfange an durch meine Charakteriſtik Shakſpeares gewonnen, wiewohl, was ich über Dryden, Pope und Addiſons Cato geäußert, einige Kunſtrichter der alten Schule ziemlich verſchnupft haben mag. Ein Engländer von ſehr gebildetem Geſchmack, ein berühmter Parlamentsredner, ſagte mir, ich ſei in der Richtung der nationalen Vorliebe zu weit gegangen, und er könne nicht umhin, mich für einen Ultra-Shakſpeariſten zu erklären. — Die National-Eitelkeit der Italiäner iſt beinahe noch reizbarer als die der Franzoſen; die Alpen ſind für ſie meiſtens die Gränze der litterariſchen Welt: wenn einmal zufällig ein transalpiniſches Urtheil nach Italien gelangt, ſo erregt es eben deswegen die Aufmerkſamkeit um ſo ſtärker. Da nun das Theater die ſchwache Seite der italiäniſchen Litteratur iſt, ſo mußte ich dort lebhaften Widerſpruch finden. Selbſt mein Ueberſetzer, Gherardini, hat ſich nicht enthalten können, an Gründen ſchwache, aber im Ton ziemlich unhöfliche Widerlegungen beizufügen. Ein Florentiner, Pagani-Ceſa, beſtreitet in einer eignen Schrift über das tragiſche Theater der Italiäner meine Lehren, ſo zu ſagen, auf allen Blättern. Einzelne ſind meiner Anſicht beigetreten: junge talentvolle Männer, was immer das Wirkſamſte iſt, auf ausübende Weiſe. Die Zeit dürfte wohl kommen, wo meine Bildniſſe von Metaſtaſio und Alfieri in Italien nicht mehr ſo unverzeihlich ſcheinen werden, als jetzt.

Bei neuen Hervorbringungen von Schriftſtellern, die zum erſtenmale auftreten, hat der Kritiker am wenigſten zu befürchten, daß die Leſer gegen ihn Partei nehmen werden. Da die öffentliche Meinung ſich noch nicht feſtgeſetzt hat, ſo betrachten ſie ihn nur als einen vorläufigen Berichterſtatter, und behalten ſich allenfalls die Reviſion des vorgeſchlagenen Urtheilſpruches vor. Gleichwohl darf gerade hierbei Eiferſucht und eigennützige Parteilichkeit am ſicherſten ihr Spiel treiben. Eine einſeitige Schilderung kann durch künſtlich ausgewählte Proben ſcheinbar beſtätigt werden, und dem noch unberühmten Talent auf eine Zeitlang den Zutritt zur Mitwerbung um den öffentlichen Beifall verſperren.

Das gewagteſte Unternehmen der Kritik ſcheint der Widerſpruch gegen eine durch lange Verjährung befeſtigte Meinung über Kunſt- und Geiſteswerke zu ſein: denn hier hat der Einzelne, dem Anſchein nach, unzählbare Tauſende von Stimmen gegen ſich. Aber das längſt Vergangene erregt ſelten lebhafte Leidenſchaften. Wenn vollends das fragliche Werk ſich zugleich aus einem entfernten Zeitalter und von einer fremden Nation herſchreibt, ſo läßt man ſich den Widerſpruch wohl gefallen. Die Zeitgenoßen ſind für das gangbare Urtheile nicht verantwortlich: ſie haben es ſchon fertig überkommen, haben es auf Glauben gelten laßen, und werden nun erſt zu einer ſelbſtthätigen Prüfung aufgefordert. Auch liegen ja in der Geſchichte des Geſchmacks die Beiſpiele des auffallendſten Wechſels zwiſchen Bewunderung und Herabſetzung zu Tage: in den bildenden Künſten und in der Muſik noch mehr als in der Poeſie. In jenen hat man ſo Manches ehemals beinahe vergöttert, was uns jetzt nur flüchtig anzuſehen oder anzuhören ſchon zur Qual gereicht. Auf der andern Seite ſind vermöge derſelben Ausartung des Geſchmacks die erhabenſten Werke des menſchlichen Geiſtes verkannt und vernachläßigt worden. Hat es nicht eine Zeit gegeben, wo Pietro da Cortona für einen ganz andern Maler galt, als Raphael? wo man jenem die ſchöpferiſche Kraft und Fülle zuſchrieb, dieſen kalt und ſteinern nannte? wo der hohe Sinn der Antike, die man nur als antiquariſche Seltenheit ſchätzte, gegen die ſinnlichen Beſtechungen Berninis für nichts geachtet ward? Und ſolche Urtheile ſind im Angeſicht der Meiſterwerke gefällt worden. Mit der ſchönen Litteratur iſt es etwas Andres: ſie iſt national und an den Entwickelungsgang einer Sprache gebunden. Man nimmt vorlieb, bis man etwas Beßeres kennen gelernt hat. In einem Lande, wo der Kaffee noch nicht bekannt geworden wäre, würde vielleicht ein Kaufmann Glück machen, der mit Cichorien handelte, und ſie für den ächten Mokha ausgäbe. Doch hat man auch Rückfälle und Ausartungen der Litteratur und des Geſchmacks darin erlebt, und zwar nicht bloß vom Großen und Einfachen zum Ueberladenen, Ueppigen und Verkünſtelten, was ſich am leichteſten begreift, ſondern auch zum Flachen, Gemeinen und Geiſtloſen. Der Kunſtrichter wäre übel daran, der die Zeiten nach der Reihe befragen wollte: er würde ſtatt eines Orakels nur ein vervielfältigtes, verworrenes und mißlautendes Echo vernehmen. Er darf und ſoll ſich allerdings an der Geſchichte orientieren, ſeinen Sinn durch Vergleichungen ſchärfen: aber ſein Urtheil muß ſein eignes ſein; das Urbild der Vollkommenheit muß ſeinem Geiſte inwohnen: ſonſt fehlt ihm ein zuverläßiger Maßſtab für die Arten und Grade der Annäherung.

Das Mißlichſte von Allem iſt, eine ſcharfe Kritik gegen ältere Zeitgenoßen zu richten, die ſchon ſeit geraumer Zeit im Beſitz des Beifalls und des Ruhmes waren. Hier miſcht ſich in die Theilnahme des zuſchauenden Publikums ein moraliſches Gefühl, das an ſich löblich iſt, aber durch ein Mißverſtändniß auf litterariſche Vorfälle übertragen wird. Es iſt als ob ein angeſehener Mann ſeiner Aemter und Würden entſetzt werden ſollte, ohne förmlichen Rechtsgang, und ohne daß eine bis jetzt verheimlichte Schuld entdeckt worden wäre. Ich habe dergleichen Kritiken eigentlich niemals abgefaßt: aber man hat geglaubt, ich mache Miene dazu, und das hat mir ſchon Anfeindungen genug zugezogen. Ein nun längſt vergeßener Schriftſteller von ziemlich eilfertiger Feder bediente ſich des liebreichen Ausdrucks: „ich ſtrebe in meinem gemachten Muthwillen, die wohl erworbenen Lorbern von Wielands grauem Haupte zu reißen;“ und indem er eine ſolche Beſchuldigung anonym in der geleſenſten Zeitſchrift vorbrachte (Jen. Allg. Litt. Zeitung, 1799. Nr. 372. S. 475.), wußte er ſich noch viel mit ſeiner Moralität. Man wird in allen meinen kritiſchen Schriften kaum ein Dutzend Zeilen finden, welche Wieland betreffen: was konnten dieſe gegen einen ſo weit verbreiteten und auf der Grundlage von fünfzig Bänden aufgebauten Ruhm ausrichten? Wenn die Lorbern ſeitdem heruntergefallen ſind, ſo kam es vermuthlich daher, daß ſie welk und mürbe waren. So viel ich weiß, iſt noch keine gründliche Kritik der wielandiſchen Werke vorhanden, worin gezeigt würde, wie er das Idol des deutſchen Publikums geworden und zwanzig bis dreißig Jahre geblieben, und was er für die Ausbildung der Sprache, des Versbaues, der Formen unſerer Poeſie wirklich geleiſtet habe. Es wäre wohl an der Zeit, von der allzugroßen Vernachläßigung dieſes von manchen Seiten liebenswürdigen Schriftſtellers abzumahnen.

Wiewohl das meiſte in den folgenden Bänden Enthaltene aufgehört hat, in Deutſchland paradox zu ſein, ſo ſchmeichle ich mir dennoch, daß es darum nicht trivial geworden iſt. Die Aufgabe der litterariſchen und Kunſt-Kritik iſt ja nicht, wie es von der philologiſchen und hiſtoriſchen Kritik allerdings gilt, die ſcharfſinnige und gelehrte Führung eines ſchwierigen Erweiſes.

Die Bemühung des Kritikers verliert dadurch nichts an ihrem Werth, daß das Urtheil unverbildeter, unverwöhnter und vorurtheilsfreier Leſer des Gedichtes oder Betrachter des Kunſtwerkes ſchon im Voraus mit dem ſeinigen übereinſtimmt. Man ſuchte nur einen Sprecher der gemeinſamen Empfindungen, weil die Mittheilung und Verſtändigung darüber den Genuß erhöht. Die Aufgabe iſt, für den Geſammt-Eindruck, der aus einem unendlich feinen Gewebe einzelner Eindrücke zuſammengeſetzt iſt, den angemeßenſten Ausdruck zu finden; dieſe Wirkung des Kunſtwerkes aus den Anlagen der menſchlichen Natur, aus den Forderungen des äußern Sinnes, der Einbildungskraft, des Geſchmacks, des Verſtandes und des ſittlichen Gefühls, befriedigend zu erklären; und überall von dem beſonderen Fall auf allgemeine Wahrheiten und Grundgeſetze zurückzuweiſen. Man ſchätzt die Verbindung des philoſophiſchen Geiſtes mit der praktiſchen Einſicht, wie dieſes oder jenes anders und beßer hätte gemacht werden können, oder warum das Ganze, ſo wie es iſt, vollendet erſcheint. Denn mit abſtrakten und hohlen Theorien iſt wiederum nichts ausgerichtet.

Unter allen Aufgaben der Kritik iſt keine ſchwieriger, aber auch keine belohnender, als eine treffende Charakteriſtik der großen Meiſterwerke. Wie die ſchöpferiſche Wirkſamkeit des Genius immer von einem gewiſſen Unbewußtſein begleitet iſt, ſo fällt es auch der begeiſterten Bewunderung ſchwer und, je ächter ſie iſt, um ſo ſchwerer, zu beſonnener Klarheit über ſich ſelbſt zu gelangen. Am beſten wird es damit gelingen, wenn die Betrachtung nicht vereinzelt wird, ſondern vielmehr den menſchlichen Geiſt in dem Stufengange ſeiner Entwickelung bis zu dem Gipfel hinauf begleitet. Mit einem Worte, die Kunſtkritik muß ſich, um ihrem großen Zwecke Genüge zu leiſten, mit der Geſchichte, und, ſo fern ſie ſich auf Poeſie und Litteratur bezieht, auch mit der Philologie verbünden. Mein Verſuch über die dramatiſche Kunſt iſt bisher der einzige in dieſer Art geblieben. Jetzt wünſchte ich, mehr dergleichen unternommen, meine Kräfte nicht am Einzelnen und zuweilen am Unbedeutenden verwendet zu haben. Aber in den nicht vollen neun Jahren, vom Sommer 1795. bis zum Frühling 1804., wo ich mich ausſchließend dem Schriftſteller-Berufe widmete, während welcher Zeit das meiſte hier Geſammelte, dann meine Nachbildungen des Shakſpeare, des Calderon und einzelner Stücke von italiäniſchen und ſpaniſchen Dichtern zu Stande gekommen ſind, hatte ich mit mancherlei Schwierigkeiten und Beſchränkungen zu kämpfen; und die Anforderungen des Augenblicks ließen mir nicht freie Muße genug, um Gegenſtände von großem Umfange zur Behandlung zu wählen, und dazu die vorbereitenden Studien zu machen. Es war längſt mein Vorhaben, eine Geſchichte der bildenden Künſte in ähnlicher Weiſe auszuführen, wie ich die Geſchichte des Theaters entworfen; bei Betrachtung der europäiſchen Kunſtſchätze, wovon ich die meiſten zu ſehen Gelegenheit hatte, war dieß mein beſtändiges Augenmerk; und einige kürzlich in Berlin vor einer kunſtſinnigen Zuhörerſchaft gehaltene Vorleſungen über dieſen Gegenſtand gaben mir dazu eine neue Anregung.

Unter meinen früheren kritiſchen Aufſätzen habe ich eine Auswahl getroffen. Was in die beiden jetzt zugleich erſcheinenden Bände, und in den dritten, welcher demnächſt folgen wird, nicht aufgenommen iſt, ſoll nach meiner Abſicht nicht von Neuem durch den Druck verbreitet werden. Wenn ein Autor ſeine zerſtreuten Schriften weder ſelbſt geſammelt noch ſonſt darüber verfügt hat, ſo läßt es ſich allenfalls mit der guten Meinung entſchuldigen, daß nach ſeinen Lebzeiten, wie zu geſchehen pflegt, alles zuſammen gerafft wird, was jemals ſeiner Feder entfloſſen. Nach der obigen Erklärung würde ein künftiger Herausgeber durch das gleiche Verfahren dem Publikum einen ſchlechten

Dienſt leiſten, und gegen mich ein wahres Unrecht begehen. Wie unvollkommen auch in Deutſchland das Eigenthum des Schriftſtellers anerkannt, wie wenig es durch Geſetze geſichert iſt, ſo wird man ihm doch das Recht nicht abſtreiten, ſein eigner Beurtheiler zu ſein, an ſeinen Hervorbringungen zu ändern, wo möglich zu beßern, und was ihm nicht mehr gefällt, ihn nicht mehr befriedigt, ganz bei Seite zu ſchieben. Vergeblich würde man hoffen, durch die Aufſuchung des hier Weggelaßenen eine Ausbeute des Anſtößigen zu gewinnen. Ich mag in dieſem oder jenem Stücke meine Meinung geändert haben, manche meiner früheren Aeußerungen jetzt einſeitig und übertrieben finden; aber ich habe nie etwas drucken laßen, das ich verheimlichen müßte.*)

Die Anonymität halte ich übrigens für vollkommen rechtmäßig, wenn die anonymen Schriften ſonſt keine Mißbilligung verdienen: ohne ein ſolches Mittel, ſeine perſönliche Ruhe zu ſichern, bliebe wohl manche nützliche, aber mißfällige Wahrheit ungeſagt. Für mich machte ich nur ſelten und ausnahmsweiſe Gebrauch davon; bei recenſierenden Zeitſchriften, z. B. der jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung, mußte ich mich der Regel des Inſtituts bequemen. Dieſe Anonymität hob ich nachher ſelbſt wieder auf. Ich hatte in den Jahren 1796...99. ſtarken Antheil an der Litteratur-Zeitung gehabt, das Fach der ſchönen Litteratur dem gröſten Theile nach beſorgt. Da ich ſah, daß die Herausgeber, welche mir Dank ſchuldig waren, ſtatt deſſen Kabalen gegen mich und meine Freunde machten, ſo fand ich mich bewogen, mich öffentlich von der ferneren Theilnahme loszuſagen. (Jen. A. L. Z. 1799. Intelligenz-Blatt, Nr. 145.) In einer weitläuftigen und geſchraubten Gegenerklärung gaben die Herausgeber zu verſtehen, ich würde mich zu manchen meiner Recenſionen wohl nicht gern nennen wollen. Hierauf hatte ich keine andere Antwort, als die, das vollſtändige Verzeichniß in einem Anhange zum Athenäum drucken zu laßen. Ich bemerke hier, daß die dort aufgezählten Recenſionen zwar alle von mir durchgeſehen und eingeliefert worden ſind, daß ich aber Hülfe dabei gehabt habe*). Wie hätte ich allein einen ſolchen Wuſt ſchlechter Bücher bewältigen können? Erſt ſpäter in den Jahren 1804...1807., als Goethe die Leitung der jen. allg. Lit.-Zeitung übernommen hatte, gab ich auf deſſen Einladung wiederum einige Beiträge.

---

*) [Vergl. die Vorrede des Herausgebers.]

Der Zeitung für die elegante Welt habe ich in den Jahren 1802 und 1803 Theater-Artikel und Beurtheilungen ausgeſtellter Kunſtwerke eingeſandt, welche ſich nur für die Unterhaltung des Tages eigneten.

In den Heidelberger Jahrbüchern habe ich meine Recenſionen immer unterzeichnet.

Das Athenäum unternahm ich mit meinem Bruder Friedrich von Schlegel; wir erklärten im voraus, wir ſeien nicht bloß Herausgeber, ſondern in der Regel auch Verfaßer dieſer Zeitſchrift. Man wußte alſo, an wen man ſich zu halten hätte. Wir unterzeichneten jeder mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Vornamens; bei gemeinſchaftlichen Arbeiten mit beiden. Dieß geſchah bei einer Anzahl aphoriſtiſcher Bemerkungen und Sätze, welche unter der Ueberſchrift 'Fragmente' dem erſten Bande des Athenäums eingerückt ſind. Eben weil über dieſe Fragmente ſo laut Zeter gerufen worden, habe ich meinen Antheil daran, vollſtändig**) ausgeſchieden, ſo fern ich mich

---

*) [und zwar von ſeiner erſten Gattin, Karoline, geb. Michaelis, hatte der Verfaßer dieſe Hülfe.] **) [S. jedoch die Anmerkungen zu der hier vervollſtändigten Ausgabe.]

nach ſo langen Jahren noch auf mein Gedächtniß verlaßen kann, hier als 'Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunſt' wieder abdrucken laßen. Die Leſer werden vielleicht auf meine Beiſteuer zu dem damaligen litterariſchen Aergerniß das Sprüchwort anwendbar finden: Viel Geſchrei und wenig Wolle!

Jedem Aufſatze habe ich die Jahrzahl der Abfaßung beigefügt, deren Beachtung mir, wie ich meine, günſtig ſein wird. Die in der Inhalts-Anzeige mit einem Sternchen bezeichneten Stücke ſind nicht ganz von mir, ſondern zum Theil von der Hand einer geiſtreichen Frau, welche alle Talente beſaß, um als Schriftſtellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war *). In den 'Gemälden' iſt der Dialog nebſt den angehängten Gedichten von mir, die Beſchreibungen ſind es nur zum Theil.

Ich gedenke dem Publikum einmal einen kurzen Bericht über den Gang meiner Geiſtesbildung und über meine litterariſchen und gelehrten Arbeiten vorzulegen **). Dieſer Bericht kann vielleicht durch meine genaue Bekanntſchaft mit ausgezeichneten Zeitgenoßen einigermaßen anziehend werden. Mein Lebenslauf iſt in eine Periode höchſt merkwürdiger Entwickelungen jeder Art gefallen, wo tauſend Erfahrungen mir die Wahrheit einprägten, daß die Wirkſamkeit des Einzelnen meiſtentheils von geringer Bedeutung iſt. Niemand kennt beßer als ich das große Mißverhältniß zwiſchen meinen Beſtrebungen und dem wenigen, was mir zu leiſten vergönnt war.

Bonn im Februar 1828.

A. W. von Schlegel.

---

*) [S. die Anm. zu S. XXXI.] **) [Dieſer Vorſatz iſt leider nicht zur Ausführung gekommen, ſo oft auch, vielleicht nicht von mir allein, daran erinnert worden iſt. Bg.]

Sprache und Poetik.

Ueber die Künſtler, ein Gedicht von Schiller. [1790.] *)

Das Gedicht, das wir näher betrachten wollen, trägt einen ehrwürdigen Namen, und lockt ſchon durch ſeinen Gegenſtand den Freund des Schönen herbei. Was iſt geſchickter, die Kunſt zu verherrlichen, als ſie ſelbſt? Von einem ächten Dichter darf man erwarten, er werde mit einnehmender Wärme, mit der ſtillen Würde des Bewußtſeins reden über den Werth ſeiner eignen und der übrigen Künſte.

Der Urſprung und das Wachsthum der ſchönen Künſte; die feinern Vergnügungen durch die ſie den Menſchen ſeiner erſten Wildheit entrißen; der Unterricht, den ſie der kindiſchen Urwelt in bildlichen Darſtellungen gaben; ihr mildernder und verſchönernder Einfluß auf das ganze Leben: endlich ihre Wiederauflebung in neuern Zeiten, und die Ausſicht auf eine höhere Vollendung des Menſchengeſchlechts durch die letzte Vervollkommnung derſelben: dieß iſt der Stoff, den der Dichter — nicht etwan in einer Hymne des Lobes nur im Fluge berührt — nicht etwan mit didaktiſcher Umſtändlichkeit erſchöpft — ſondern in eine lehrende, aber mit und durch Begeiſterung lehrende Rhapſodie zuſammengefaßt hat.

Die Klaſſennamen, unter welche man Gedichte zu ordnen pflegt, drücken ſo wenig von dem individuellen Weſen derſelben aus, daß es nicht der Mühe verlohnt, zu zanken, welcher von ihnen einem

---

*) [Die folgende Beurtheilung iſt zwar nicht unterzeichnet; dennoch hegte ich über die Verfaſſerſchaft gar keinen Zweifel, auch als ich ſie noch nicht durch einen Brief Schillers an Schlegel d. d. Jena 5. Oct. 1795. beweiſen konnte. Bg.]

Gedichte zukomme. Indeſſen möchte ich doch die Künſtler nicht gern ſchlechthin ein didaktiſches Gedicht nennen, weil es ſich von den gewöhnlichen Werken dieſer Art in Etwas, wo ich nicht irre zu ſeinem Vortheile, unterſcheidet. Man erlaube mir, um dieß in's Licht zu ſetzen, einige allgemeine Betrachtungen.

Der Grund, weswegen Lehrgedichte, die beſten kaum ausgenommen, ſo wenig geleſen werden, weswegen ſelbſt die meiſten Kunſtrichter ihnen nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten einräumen, iſt bekanntlich der, daß der Stoff derſelben der Proſa angehört, und einzig durch den Vortrag poetiſche Geſtalt gewinnen kann. Wenige Leſer ſind aber für die Schönheit des Vortrags empfänglich genug, um dadurch den Abgang an Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit des Unterrichts hinlänglich vergütet zu glauben.

Einen großen Vorzug haben ſchon die Lehrgedichte, welche wichtige, weit umfaßende Lehren enthalten. Ein Gedicht über die Grammatik, oder über die Bearbeitung der Wolle mag Schulpräceptoren und Tuchfabrikanten intereſſieren: philoſophiſche Wahrheiten ſind der ganzen Menſchheit werth. Zugleich entſpringt aus der Größe des Gegenſtandes der Vortheil, daß die Poeſie des Stils nicht bloß geſuchter Zierrat ſcheint; denn es iſt natürlich, daß ein Mann Wahrheiten, die ſeinem Herzen nahe ſind, mit Feuer, Nachdruck und Hoheit ausführe.

Ich glaube jedoch, es gebe noch eine höhere Stufe der lehrenden Poeſie. Wahrheit, wenn ſie ſehr wohlthätig iſt, oder uns den Adel unſrer Natur kennen lehrt, erzeuget Begeiſterung; aber die Alten glaubten, Begeiſterung finde auch Wahrheit. Wie, wenn der Dichter nun ſeine Lehre nicht mit jener zweiten nur abgeleiteten Begeiſterung mittheilte, ſondern mit dieſer urſprünglichen, die der Erkenntniß voraneilt? — Ich will mich deutlicher zu machen ſuchen.

Nicht alles iſt Chimäre, wovon ſich nicht in deutlichen Begriffen Rechenſchaft ablegen läßt: verworrene Gefühle und Ahndungen ſind für uns wahr und wirklich. Und wer iſt wohl, der ihre Allmacht nicht aus eigner Erfahrung kennt? Wenn nun dieſes innre Regen und Streben uns Verhältniſſe zwiſchen den Dingen entdeckt, ohne daß wir die Reihe der Mittelideen mehr als dunkel wahrnehmen, ſo ahnden wir die Wahrheit, ſo lange bis hellere Erkenntniß die Ahndung widerlegt, oder ſie in Ueberzeugung verwandelt. Vieles aber kann nie von uns zu ganz deutlicher Erkenntniß gebracht werden; wir müßen uns begnügen, es als Gefühl zu beſitzen. Die gewöhnliche Menſchenſprache verſagt uns ſogar die Mittel, es mitzutheilen, und ſo bleibt es in unſerm Buſen gefangen.

Wenn nun ein Dichter ſolchem Wahrheitsgefühl Stimme giebt, wenn er ſich der ſchwebenden Erſcheinungen geiſtiger Anſchauung bemächtigt, und ihnen durch Bilder und Töne beſtimmteren, feſteren Umriß und Selbſtändigkeit verleihet: ſollte er nicht ſtärker auf uns wirken, tiefer in unſer Innres greifen, als wenn er bloß aus dem allgemeinen Schatze des menſchlichen Wißens Wahrheiten aushebt, und dieſe in poetiſche Sprache kleidet, die er wiederum aus dem allgemeinen Schatze der Dichtkunſt genommen hat? Mich däucht, dasjenige Gedicht, in welches die Individualität des Dichters am meiſten verwebt iſt, ſei, wenn das Uebrige gleich iſt, immer das beßere.

„Aber wird er alsdann nicht vielmehr ſchwärmeriſche Einbildung lehren, als Wahrheit?“ — Wie man's nehmen will. Freilich keine Wahrheit, die noch im dürren Buchſtaben ſyllogiſtiſcher Formen beſtünde, aber Wahrheit für die, welche ihn faßen, weil ihr Geiſt übereinſtimmend mit dem ſeinigen denket und fühlet. In jedem Kopfe ſpiegelt die Welt ſich anders. Dem ſchöpferiſchen Genie bildet die Natur Alles in großen idealiſchen Zügen vor. Seine Wahrheit (wenn es nicht etwan ſeinem natürlichen Hange Gewalt anthut, um auch kalt und abſtrakt zu ſpekulieren) iſt von der des kälteſten Denkers am weiteſten verſchieden.

Man ſieht, daß auf dieſe Weiſe das lehrende Gedicht ſelbſt im Stoffe poetiſch werden könne, und daß dann die dichteriſche Behandlung nicht mehr willkürliche Auszierung ſei, ſondern nothwendiges Werkzeug der Ideen-Mittheilung.

Beſtimmtere Anwendungen werden das bisher Geſagte vielleicht noch beßer entwickeln. — Wie oft gehen vortreffliche Köpfe, eben weil ihr ſtarkes Wahrheitsgefühl ſie hinreißt, weil ſie ihre Gedanken nicht zergliedern und ſkelettieren mögen, ſondern immer die volle lebendige Geſtalt geben, bei ihren Unterſuchungen über die Gränze der Proſa hinaus; nicht in der Diktion (denn das iſt oft ein Fehler gemeiner Köpfe), ſondern in der Gedankenbildung und Folge, in der ganzen Betrachtungsart der Dinge. Wie viele Stellen dieſer Art könnte ich aus einigen unſrer beſten Schriftſteller anführen! —

Der Syſtemliebhaber findet freilich dabei ſeine Rechnung nicht; aber ſein Tadel würde nicht gelten, wenn dieſe Schriftſteller das, was der Poeſie dem Weſen nach angehörte, auch durch die Behandlung ihr zugeeignet hätten.

Faſt kein Stoff zu didaktiſchen Gedichten iſt unverſucht geblieben. Und doch, wie unerſchöpflich reich, wie neu könnte die lehrende Poeſie immer noch ſein, nähme ſie mehr dieſe Richtung! Man hat vortreffliche Gedichte über die Dichtkunſt, in denen mit Scharfſinn, mit Eleganz, mit Witz das Beſte darüber geſagt iſt, was ſich in Proſa auch ſagen läßt. Allein wie weit höher könnte ein Dichter ſich ſchwingen, der ſein eignes Genie gleichſam in der Werkſtätte ſeiner Schöpfungen belauſchte; nicht bloß über Begeiſterung philoſophierte, ſondern ſeine Leſer ſie ahnden ließe; der vom Schönen und Erhabnen, wie es in ſeinem Gefühle lebt, anſchauliche Ideen gäbe. Man hat gute Gedichte über die bildenden Künſte. Aber man leſe gegen Watelet und Andre Winckelmann über den vatikaniſchen Apoll, oder Lavater in einigen Stellen der Phyſiognomik: wie weit poetiſcher! das heißt nicht: weniger wahr und gründlich, ſondern fähiger in das Innre theilnehmender Seelen zu dringen, weil der, welcher ſchrieb, bei vieler Regſamkeit der Seele, den Ausdruck ſo tief als möglich aus ſeinem Innern zu ſchöpfen ſuchte. Welch ein Stoff zu einem Gedichte wäre z. B. das Idealſchöne in der Kunſt! Selbſt der ſtrenge prüfende Mengs wird darüber beinahe zum Poeten.

Nun wieder zu den Künſtlern. Schiller hat ſeinen Gegenſtand nicht ſo geſchildert, wie er ihn etwan aus hiſtoriſchen Factis und philoſophiſchen Räſonnements kennen konnte, ſondern er hat ihn nach ſeiner Weiſe idealiſiert; er hat das Bild dargeſtellt, das ein Geiſt, wie der ſeinige, nach dem Genuße, den Ihm die ſchönen Künſte gaben, nach dem Einfluße, den ſie auf Sein Leben hatten, von dem Urſprunge und Fortgange derſelben, und ihren Wirkungen auf das geſammte Menſchengeſchlecht, ſich machen mußte. Es wäre alſo ein völlig ſchiefer Geſichtspunkt, wenn man bei jeder Zeile des Gedichts fragen wollte: iſt das auch wirklich ſo geſchehen? Läßt ſich das auch durch trockne Argumente darthun? — Die einzelnen Züge ſollen dem Ganzen dienen, und ſie ſind gut, wenn ſie zu ſeiner Einheit und Beſtandheit gehören. Das Ganze aber iſt nicht willkürlich erfunden: denn es iſt das Reſultat von den Objekten und der Eigenthümlichkeit des erkennenden Geiſtes; und das ſind ja alle unſre Vorſtellungen.

Auf der andern Seite iſt es dem Dichter damit nicht erlaubt, myſtiſch und dunkel zu werden, ſondern ſeine Ideen müßen anſchauliche Klarheit und anſchaulichen Zuſammenhang haben. Beides ſcheint mir Schillers Gedicht, einige Stellen ausgenommen, zu beſitzen. Dieß Verdienſt iſt um deſto größer, da er nicht an der äußern Schale ſeines Gegenſtandes kleben geblieben, ſondern in das Innre gedrungen iſt, und zwar tiefer als mancher ſich brüſtende Philoſoph. Denn es bedarf wohl keines Beweiſes, daß anſchauliche Darſtellung um ſo ſchwerer ſei, je geiſtiger das iſt, was dem Dichter vorſchwebt.

Es iſt Geiſt, ſo raſch beflügelt —
Welche Macht kann ihn bezähmen!
Welche Macht durch Ton und Wort
Feßeln und gefangennehmen!
Leicht, wie Aether, ſchlüpft er fort. —

Indeſſen iſt hier gerade der Punkt, wo die Poeſie eines ſo verfeinerten Zeitalters, wie das unſrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zarter und feiner die innre Organiſation des Menſchen durch beſtändige Ausbildung, je durchſichtiger und leichter die Atmoſphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geiſterwelt ſcheidet; um ſo mehr verliert die Sprache an Energie in der Darſtellung ſinnlicher Gegenſtände; doch in eben dem Grade erweitert ſich der poetiſche Horizont auf der andern Seite: was ſonſt nur den betrachtenden Verſtand beſchäftigen konnte, nimmt nun eine ſinnlichfühlbare, wenn gleich ätheriſche, Bildung an.

Nun zu einzelnen Stellen. Der Dichter erhebt zuvörderſt die Vorzüge des jetzigen Menſchengeſchlechts. Er ermahnt es, die Wohlthäterin nicht zu vergeßen, die ihn zu dieſer Höhe hinaufgeführt. Noch hat er ſie nicht genannt, um die Erwartung deſto ſtärker zu ſpannen, und den größten Nachdruck auf den Schluß dieſer ankündigenden Lobrede zu verſparen:

Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein,
Dein Wißen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern:
Die Kunſt, o Menſch, haſt Du allein!

Die dritte Zeile könnte beim erſten Anblick ſchwächer ſcheinen, als die vorhergehende; ‘dein Wißen iſt nichts gegen das Wißen vorgezogner Geiſter’, dächte man, müßte es heißen. Aber der Gegenſatz mit der letzten Zeile erlaubte dieß nicht. Und doch iſt der Gedanke den dieſe enthält, gerade der wichtigſte, gerade der, um welchen ſich das Gedicht dreht. Die Kunſt — ich brauche wohl nicht näher zu beſtimmen, in welchem Sinne der Ausdruck hier beſtändig vorkommt? — iſt das eigenthümlichſte Vorrecht der Menſchennatur, weil bei der Hervorbringung und dem Genuße ſchöner Kunſtwerke alle Kräfte derſelben in dem ſchönſten Verhältniſſe geübt werden, und weil daher auch die Bildung, die ſie gewähren, ächt menſchlich iſt.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höh’ren Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

In den erſten beiden Zeilen wird man eine kleine Verwirrung gewahr, die ſich nicht ganz auflöſen läßt. Was heißt ein ‘Morgenthor’? Iſt es ein Thor, wodurch man von Oſten her, oder wodurch man am Morgen eingeht? Und warum eins von beiden hier? Wo ich nicht irre, ſoll es ſagen, daß der Sinn für das Schöne im Menſchen der Morgenröthe gleicht, und eine zukünftige Mittagshelle der Erkenntniß verheißt. Aber dieſe Anſpielung iſt zu entfernt und dunkel. Die letzten vier Verſe:

Was bei dem Saitenklang der Muſen u. ſ. w.

ſchwingen ſich mit bezaubernder Leichtigkeit dem Gange des heitern Gedankens nach.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloßen,
Die älternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.

Die dritte Zeile wird nicht ſogleich deutlich; wenigſtens iſt es durch die Konſtruktion zweifelhaft gelaßen, ob das Schöne und Große (Erhabene) noch ein andres Symbol haben, oder ſelbſt Symbol deſſen ſein ſoll, ‘was die älternde Vernunft erfand’, da dann freilich der Zuſammenhang für das letzte entſcheidet. Und ſo genommen iſt es ein ſchöner, herrlicher Gedanke. Die Zeichenſprache der Natur, gleichſam ihre ewige Offenbarung an den ſinnlichen Menſchen, iſt das Schöne und Erhabene. Der Inſtinkt für daſſelbe leitete ihn, und oft ſichrer, auf die rechten Wege, als die weit ſpäter entwickelte Vernunft. Dieß wird in einigen Beiſpielen gezeigt, die weit übergehen.

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht, in höh'rer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie — als Schönheit vor ihm da.
Der Schönheit Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn,
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

Der Name Urania kann ſowohl die himmliſche Liebe, als die himmliſche Wahrheit und Vollkommenheit bezeichnen. Alle dieſe Begriffe ſind nahe verwandt: reine Geiſterliebe wird erzeugt durch unſinnliche Vollkommenheit; und dieſe iſt Wahrheit, in ſo fern Geiſter ſie erkennen. Die hier gegebne Schilderung entſcheidet auch nicht näher, in welcher unter den drei Bedeutungen Urania genommen werden ſoll; nur von der erſten ſcheint das Beiwort ‘die furchtbar herrliche’ wegzulenken. Aber größere Beſtimmtheit iſt auch hier nicht nöthig: in dieſer überirdiſchen Höhe können wir unſre Begriffe nicht mehr ſcheiden und definieren: ſie fließen in eine große Einheit zuſammen. Immer bleibt die Deutung klar, die Schönheit ſei ein himmliſches Weſen, das ſich eines ätheriſchen Glanzes freiwillig entkleide, um uns himmliſche Dinge zu lehren.

Noch etwas über die Schilderung. Die reiche Periode, in welcher beſonders die erſte Zeile mit ihren vollen Vokalen ſo prächtig hereintönt, thut viele Wirkung. Die meiſten Züge, ‘die Glorie von Orionen, der Sonnenthron, die Feuerkrone’, drehen ſich um die Idee eines allblendenden Glanzes. Die gehäufte Fülle dieſer Züge wäre anderswo ein Fehler, hier iſt ſie analog mit dem geſchilderten Gegenſtande: durch ſie wird das Bild ſelbſt blendend. — ‘Der

Schönheit Gürtel umgewunden', iſt eine für unſre Sprache zu harte Participial-Konſtruktion.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sinnlichkeit verwies,
Und ſeine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchweren Sinnenpfad ihn ſinken hieß,
Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß ſie, die Menſchliche, allein
Mit dem verlaßenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie mit geſenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elyſium auf ſeine Kerkerwand.

Schöner, platoniſcher Mythus! Genuß der Schönheit iſt das einzige Ueberbleibſel von dem beßern Zuſtande der abtrünnig gewordnen und daher gefallnen Menſchheit. Er iſt das einzige Pfand der nicht ganz verlornen Huld des Schöpfers, und ſoll uns wieder in die urſprüngliche Heimat hinaufleiten. Von allen Erdgeſchöpfen hat nur der Menſch Sinn für Schönheit, und auch nur der Menſch eine höhere Beſtimmung.

Als in den weichen Armen dieſer Amme
Die zarte Menſchheit noch geruht,
Da ſchürte heil'ge Mordſucht keine Flamme,
Da rauchte kein unſchuldig Blut.

Der Dichter ſcheint hiebei die Griechen und vorzüglich die Religion derſelben vor Augen gehabt zu haben; dieſe Religion, die, indem ſie mit dem Volke aufwuchs und es wieder groß ziehen half, ſich allmählich zu einem Gottesdienſte der Schönheit erhob. Sie befahl nicht, ſie verfolgte nicht, lehrte und ſchmückte nur, ſie führte die Menſchen am leichten Gängelbande der Freude. Die folgenden Zeilen reden mehr im Allgemeinen vom Einfluße des Schönheitsgefühls auf das ſittliche:

Das Herz, daß ſie an ſanften Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
Verſucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,

Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
Der Freiheit ſüßes Recht, zurück.

Der Dichter ſcheint nur ſchlicht zu erzählen, und doch beweiſt er — aber freilich als Dichter: ſein Beweis beſteht in einem Gleichniß, in einem hingeworfnen Ausdruck. Indem er z. B. den Dienſt der Schönheit mit anſchaulicher Wahrheit einen ‘keuſchen’ Dienſt nennt, iſt dadurch das folgende ‘kein niedrer Trieb verſucht ſie’ ſchon dichtereriſch dargethan. Nur das daneben ſtehende ‘kein Geſchick bleicht ſie’ ſcheint mir zu abgeriſſen. Freilich macht ein verfeinertes Gefühl den Menſchen vom Geſchick unabhängiger, durch die Hülfsquellen, die es in ſeinem Innern eröffnet. Es macht ihn eben dadurch auch unfähiger, ſich durch leidenſchaftliches Streben nach äußern Glücksgaben vom Wege der Sittlichkeit abführen zu laßen. Zuſammenhang iſt alſo wohl da, nur muß man ihn zu mühſam ſuchen. Hier folgt eine Anrede an die Künſtler, als die auserwählten Prieſter der Schönheit, die ſo ſchließt:

Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt!
In die erhabne Geiſterwelt
Seid ihr der Menſchheit erſte Stufe.

In der ſchnellen Wiederholung des Wortes ‘Stufe’, in verſchiedner Verbindung, da die Künſtler das erſte Mal auf eine Stufe geſtellt, das andre Mal die Stufe ſelbſt ſind, iſt die nöthige Einheit zu ſehr verfehlt.

Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Weſen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau, im ſchwarzen Flor der Nacht
Nächſt um ihn her mit mattem Strahle nur beſchienen,
Ein ſtreitendes Geſtaltenheer,
Die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungeſellig, rauh wie er,
Mit tauſend Kräften auf ihn zielten,
So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.

Der Dichter mußte nach ſeinem Zweck, den ganzen Werth der Künſte zu zeigen, thieriſche, nackte, angſtvolle Wildheit, nicht, nach der poetiſchen Vorſtellungsart, ein Zeitalter ſeliger Unſchuld für den urſprünglichen Zuſtand der Menſchen annehmen. Jenes goldene Zeitalter ſeliger Unſchuld mochte wohl hier und da gefunden werden, aber es war ſicher nirgends der urſprüngliche Zuſtand. Er ſetzt

Entwickelung mannichfaltiger Kräfte voraus, die ſonſt nur durch die Künſte im Menſchen geweckt werden, die aber unter glücklichen Klimaten, bei zarterer Organiſation vor der Erfindung derſelben ſich regten. Denn da dichtete gleichſam die Natur ſelbſt durch ihren heitern Anblick dem Menſchen ein mildes geſelliges Leben vor.

Durch der Begierde [blinde] Feßel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenoßen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand,
Und lerntet mit harmon'ſchem Band
Geſellig ſie zuſammen gatten.

'Die Schatten der Seele der Natur' werfen auf dieſe ſonſt ſchöne Stelle einen Schatten der Undeutlichkeit. Wenn ich den Gedanken des Dichters anders recht faße, ſo würden 'Strahlen' oder andre zarte Ausflüße ihn beßer bezeichnet haben. Das Folgende iſt um deſto lichtvoller:

Leichtſchwebend fühlte ſich der Blick
Vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen;
Gefällig ſtrahlte der Kryſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam!
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge ſchwamm.
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf ſie ſich in den Silberſtrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.

Kann der ſchlichte Gedanke, der Menſch ſei durch den Widerſchein der Gegenſtände, den eine glatte Fläche zurückwirft, auf die Erfindung geleitet, Körper auf einer Fläche abzubilden, kann er wohl in ein reizenderes Bild gekleidet werden? Die Natur iſt hier eine muthwillige Nymphe, die ſich halb freiwillig vom Künſtler im Bade überraſchen läßt. — Die beiden Zeilen

Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,

ſind ſehr ſinnreich; vielleicht würden ſie allzu ſinnreich ſcheinen, wenn ihre gefällige Anmuth ſie nicht vor ſo ſtrenger Prüfung ſchützte. Das einzige, was bei mir den Eindruck des Ganzen ſtört, ſind die unächten Reime ‘kam, ſchwamm, geſchieden, bieten’.

Warum wohl der Dichter beim Urſprunge der Künſte die zeichnenden vorangehen läßt, da doch gewiß Poeſie und Muſik überall früher, man kann ſagen, da ſie mit dem Menſchengeſchlechte zugleich entſtanden, weil der Menſch nicht nur die Anlage dazu, ſondern auch das Organ ihrer Darſtellungen in ſich trug? Nach meinen oben geäußerten Ideen von poetiſcher Weisheit kann man ihm keinen Vorwurf darüber machen, wenn er nur den Uebergang von der erſten Wildheit zu dieſen Künſten anſchaulich gezeigt hat. Und dieß iſt ihm in den Zeilen ‘Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr’ u. ſ. w. bis auf die darin befindliche Dunkelheit wirklich gelungen.

Die ſchöne Bildkraft ward in eurem Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand, im Thon, den holden Schatten nach,
Im Umriß wird ſein Daſein aufgefangen,
Lebendig regte ſich des Wirkens ſüße Luſt —
Die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

Ich wünſchte die dritte Zeile weg. Sie gehört nicht in die Gedankenfolge: denn jener Wink der Natur, von dem eben die Rede war, kann durchaus die Erfindung der plaſtiſchen Künſte, die allerdings wohl älter war, als die der Malerei, nicht erklären helfen; ſie enthält aber auch ſelbſt eine Unrichtigkeit: im Sande und Thone wird kein ‘Schatten’ nachgeſchaffen. Ich brauche nicht zu erinnern, daß die übrigen, beſonders der zweite Vers vortrefflich ſind.

Noch ein Paar andre Verſe muß ich wegen einer eben ſolchen Unterbrechung des Zuſammenhanges zu tadeln wagen. Der nächſte Abſatz ſchildert das Wachsthum der bildenden Künſte und ſchließt ſo:

Der Obeliſke ſtieg, die Pyramide,
Die Herme ſtand, die Säule ſprang empor:
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

In den beiden Schlußzeilen wird man ganz unvermuthet zur Muſik und Poeſie hinverſchlagen, deren im Vorhergehenden noch mit keiner Silbe Erwähnung geſchehen iſt. Man wünſchte lieber gar nichts von ihrem Urſprunge zu hören, als hier, wo ſie Einem ſo plötzlich in den Weg treten. Doch halte ich dieſen Urſprung einer nähern pſychologiſchen Entwickelung eben ſo werth, als einer poetiſchen Behandlung fähig. Es iſt Schade, daß ſich der Dichter dieſen Stoff hat entgehen laßen. —

Mit dem Fortgange der Künſte erweitert ſich auch der Umfang ihrer Schöpfungen: was vorhin ein Ganzes ausmachte, ſchmiegt ſich jetzt als Theil unter die Mannichfaltigkeit eines größern Ganzen. Dieſer in den zunächſt folgenden Verſen entwickelte Gedanke wird durch Beiſpiele erläutert:

> Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
> An ihre Schweſtern nachbarlich ſich ſchließen,
> Der Held im Heldenheer zerfließen,

Bis ſo weit ſehr gut, obgleich der zweite Fall mit dem erſten nicht völlig übereinſtimmt, indem das größere epiſche Gedicht doch immer einen Haupthelden hat. Allein der Schluß

> Des Mäoniden Harfe ſtimmt voran

iſt abgerißen und befremdend. Man erwartet noch ein ähnliches Beiſpiel, etwan aus einer andern Kunſt, und ſtatt deßen kommt ein ſpecieller hiſtoriſcher Umſtand, der ſich bloß an das letzte Beiſpiel anhängt. Homer war der erſte, der das Heldengedicht ſo vergrößerte. Ueberdieß ſcheint mir das 'ſtimmt voran' grammatiſch nicht ganz richtig zu ſein. Sollte 'ſtimmen' intranſitiv gebraucht werden können, wie 'tönen' und ähnliche Wörter?

Nun geht der Dichter zu den Wirkungen über, die der erſte geiſtige Genuß auf den ganzen innern und äußern Menſchen hatte, und hier zeigt er ſich in voller Größe:

> Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
> Die freie ſchöne Seele los,
> Durch euch entfeßelt, ſprang der Sklave
> Der Sorge in der Freude Schooß.
> Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
> Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
> Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
> Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.

Beſonders verrathen die beiden letzten Verſe den Meiſter, der mit kühnſtem und ſicherm Gange die Gränze des Erlaubten betritt, und uns Erſtaunen darüber abnöthigt, daß ſeine Idee in einer ſo auffallenden, ſo überraſchenden Geſtalt noch natürlich erſcheint. Die Perſonifikation des Gedankens erhält zugleich einen noch höhern

Reiz durch die Anſpielung auf Minervens Geburt aus dem Haupte Jupiters. Mit dieſer Anſpielung erwachen in uns alle an dieſen Mythus geknüpften Künſtler- und Dichter-Ideen, und theilen jenem Bilde ihre göttliche Würde mit.

Jetzt ſtand der Menſch, und wies den Sternen
Sein königliches Angeſicht,
Schon dankte in *) erhabnen Fernen
Sein ſprechend Aug' dem Sonnenlicht.

Die Verſetzung der Worte 'in erhabnen Fernen', die hinter dem Sonnenlicht ſtehen ſollten, iſt eine in unſrer Sprache ſchwerlich zu verſtattende Licenz. Die folgende Schilderung iſt eben ſo wahr als reizend:

Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme ſeelenvolles Spiel
Entfaltete ſich zum Geſange,
Im feuchten Auge ſchwamm Gefühl,
Und Scherz und Huld im anmuthsvollen Bunde
Entquollen dem beſeelten Munde.

Man kann dieſen Einfluß des geiſtigen Genußes in die Phyſiognomie des Aeußern, die hier auf die ganze Gattung ausgedehnt wird, oft ſehr deutlich an einzelnen Individuen wahrnehmen; aber freilich trifft man weit häuſiger die entgegengeſetzten Züge, womit die Hand der Natur die böotiſchen Verächter des Schönen wie zur Strafe zeichnet. —

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umſchlungen von des Sinnes Luſt,
Erkanntet ihr in ſeiner Bruſt
Den edlen Keim der Geiſterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beßrer Keim ſich ſchied,
Dankt er dem erſten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verſchämtere Begierde
Melodiſch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Die erſten ſechs Zeilen ſind durch unnöthige Wiederholungen gedehnt. Der erſte und zweite Vers ſagen dasſelbige, und dann kommt

---

*) [Jetzt 'nach'.]

noch einmal 'des Sinnes niedrer Trieb', und wiederum 'der Keim der Geiſterliebe', und 'der Liebe beßrer Keim'. Das, was folgt, iſt dagegen bezaubernd durch Gedanken und Ausdruck. Es liegt tiefer Sinn darin, und doch, ſo täuſchend iſt die leichte Grazie des Vortrags, könnte man faſt glauben, der Dichter ſpiele nur mit Bildern. Dieſer ſich verſteckende Tiefſinn, der dem Leſer allen Genuß des Denkens giebt, ohne ihn die Anſtrengung dabei ahnden zu laßen, iſt überhaupt ein Charakter der ſchillerſchen Werke. — Bei dem Ausdruck 'Hirtenlied' darf man nicht an unſere Idylle denken; hier werden darunter Lieder wirklicher Hirten verſtanden. Im Wohlſtande des Nomadenlebens war es, wo zuerſt ein zärteres Band, als das rohe Bedürfniß, die beiden Geſchlechter verknüpfte. Liebe gab das erſte Hirtenlied ein, und Poeſie half wiederum dieſer Leidenſchaft auf den Weg der Veredlung, in ſo fern ſie durch ihre Akkorde die einfachen Urtöne der Sympathie, wenn ich ſo ſagen darf, im Menſchen hervorrief, und ſie in eine unendliche Mannichfaltigkeit von Melodien der Empfindung auflöſte; in ſo fern durch ſie ſchöne Seelen ihren Enthuſiaſmus, ihre zauberiſchen Liebesphantaſien auch minder empfänglichen Gemüthern mittheilten. —

> Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
> Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
> Vermähltet ihr in einem Bilde,
> Und ſtelltet es in eine Glorie.
> Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
> Er liebte ſeinen Widerſchein;
> Und herrliche Heroen brannten,
> Dem großen Weſen gleich zu ſein.
> Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen,
> Ihr ließet ihn in der Natur ertönen!

Ich beziehe mich bei dieſer Stelle auf das, was ich oben von dichteriſcher Wahrheit geſagt: denn ſonſt dürften ſich, bei zu beſtimmter Anwendung, leicht Einwürfe dagegen machen laßen. So erhaben oft die Volksreligionen in ihren Dichtungen über die phyſiſche Vollkommenheit des höchſten Weſens waren, ſo weit blieben ſie gewöhnlich in denen über die moraliſche zurück, ſelbſt dann noch, wenn das Volk ſchon auf einer hohen Stufe der ſittlichen Kultur ſtand, weil man nicht weichen wollte von der ehrwürdigen Sage der Väter. In den Worten 'der Edeln Grazie' ſcheinen mir die Begriffe nicht richtig gepaart zu ſein. Das Subſtantiv ſollte doch ſeinem Beiworte, wie die vorhergehenden den ihrigen, genau entſprechen.

Der Leidenſchaften wilden Drang,
Des Glückes regelloſe Spiele,
Der Pflichten und Inſtinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit ſtrengem Richtſcheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Geſange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geſchrecket
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Looß des Todes aus dem Lied.
Lang', eh die Weiſen ihren Ausſpruch wagen,
Löſt eine Ilias des Schickſals Räthſelfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Theſpis Wagen
Die Vorſicht in den Weltenlauf.

Die pragmatiſche Dichtkunſt iſt hier aus dem erhabenſten Geſichtspunkte betrachtet: ſie ſoll die Rathſchlüße des Himmels auslegen; ſie ſoll die Menſchen lehren, daß ewige Geſetze der Gleichheit und Vergeltung über ihren Schickſalen walten. Das Rad der Begebenheiten rollt auf der Schaubühne, wie auf der Bühne der wirklichen Welt, nur unendlich ſchneller. Der Dichter beut dem Zuſchauer hier den Faden um ſich hindurch zu finden, der ihm im Gewirre des Weltlaufs ſo leicht entſchlüpft. Man vergleiche mit den Zeilen:

Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Looß des Todes aus dem Lied,

folgende Stelle aus Duſchens Wißenſchaften, die einen ähnlichen Gedanken behandelt:

Den Wüthrich lehret ſie (die Dichtkunſt) die eigne Schuld empfinden,
Und ſtraft ſein hartes Herz in Strafen andrer Sünden,
Wenn ſie in Trauerſpielen die Todten auferweckt
Und ihn in fremden Bildern mit ſeinem eignen ſchreckt:
Wenn er bei fremdem Fall von Ahndungen ergriffen,
Den Stahl, der Gußman trifft, ſieht auf ſich ſelbſt geſchliffen:
Wenn er von jedem Dolche, der Cäſars Bruſt durchwühlt,
Den Stoß in Todesängſten an ſeinem Herzen fühlt.

Welche mühſame Genauigkeit, welche Aengſtlichkeit des Dichters, der Leſer möge ihn nicht verſtehen! Man halte die ſchilleriſchen Zeilen dagegen, und man wird die ſchon öfter gemachte Bemerkung beſtätigt finden, daß die Schönheit des Vortrags eben ſo ſehr von dem abhängt, was verſchwiegen, als von dem, was geſagt wird. Den Gedankenſtoff, der in den Künſtlern entwickelt oder halb entwickelt liegt, hätte der ſonſt ſchätzbare Duſch leicht in ein halb Dutzend Bücher ausgeſponnen.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geſchickes dunkle Hand,
Was ſie vor eurem Auge ſchnürte,
Vor eurem Aug nicht aus einander band,
Das Leben in die Tiefe ſchwand,
Eh es den ſchönen Kreiß vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da ſtürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus ſchwarzen Ocean,
Und trafet das entflohne Leben
Jenſeits der Urne wieder an:
Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte,
An Kaſtor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angeſichte
Eh ſich der ſchöne Silberkreiß erfüllt.

Es kann nicht befremden, daß die Entſtehung des Glaubens an ein zukünftiges Leben von den Dichtern abgeleitet wird: nach der ſtrengſten Wahrheit muß man ſie für eine Wirkung der poetiſierenden Kraft im Menſchen erkennen. Der Zuſammenhang, in dem dieſer Glaube hier vorgeſtellt wird, leuchtet zu mächtig ein, als daß man verſucht werden ſollte zu grübeln, ob ſeine Entſtehung nicht aus andern Urſachen erklärt werden müße, ob er nicht zu einer Zeit entſtanden, wo die Menſchen ſolcher Räſonnements noch nicht fähig waren? Der Dichter hat vortrefflich idealiſiert, und indem er das, was nur Lehre war, in That, in heroiſche That verwandelt ('da führet ihr aus kühner Eigenmacht' u. ſ. w.), hat er die Sache in's Große und Wunderbare hinübergeſpielt. Nur gegen die vier letzten Verſe möchte ich Einwendungen machen. Ich begreife wohl, daß die Dioskuren als Sinnbild der Unſterblichkeit gebraucht werden können, wegen ihres abwechſelnden Lebens im Olymp und in der Unterwelt. Allein was ſoll der Zuſatz 'mit umgeſtürztem Lichte'? Ich entſinne mich nicht, daß die Dioskuren mit dieſem Attribut vorkämen. Soll es vielleicht auf die berühmte Gruppe von Statuen gehen, die einige für Kaſtor und Pollux, andre für ein Paar Genien halten? Die Beziehung wäre doch zu ſpeciell. Die zwei letzten Zeilen ſcheinen als Appoſition oder Erklärung zu den erſten hinzugefügt zu ſein, und vielleicht darauf zu deuten, daß man ſich nur ein dämmerndes Schattenleben nach dem Tode dachte. Allein in dieſer Verbindung ſind ſie mir gleichfalls dunkel.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
Schwang ſich der ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entſtehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Fechters Muſkel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Erhöhung der Kunſt zum Ideal-Schönen wird hier mit kurzen aber treffenden Zügen geſchildert, hauptſächlich von der Seite, daß das Ideal aus der Verſchmelzung verſchiedner Charaktere von Schönheit zu Einem Ganzen entſpringt. Statt ‘Fechter’ wünſchte ich, es möchten lieber ‘Ringer’ oder ‘Kämpfer’ ſtehen*). Die Kunſt hat nie Fechter, Gladiatoren, gebildet, obgleich die gemeine Meinung es behauptet. Bei den Griechen gab es ja nicht einmal welche. Durch das Neigen des Jovisbildes hat vermuthlich das *ἐπ’ ὀφρύσι νεῦσε* ausgedrückt werden ſollen, welches dem Phidias zum Vorbilde ſeines Zeus diente. Ob das dadurch ausgedrückt wird? Wenigſtens möchte es dem, der dieſen Umſtand nicht weiß, ſchwer zu begreifen ſein, warum das ‘ſtolze’ Jovisbild ſich ‘neige’.

Ich übergehe ein Paar Abſätze, die von der Vervollkommnung der Künſte als einer Gegenwirkung der durch ſie zuerſt bewirkten Ausbildung des Menſchen, von der Uebertragung der menſchlichen Begriffe von Schönheit auf das Weltall, und von dem dadurch erhöheten Genuße der ganzen Natur handeln, und ſetze dagegen die

---

*) [Schiller hat hiernach ‘Ringer’ geſetzt.]

Stelle von dem Einfluße des gebildeten Schönheits-Gefühls auf alle Lagen und Verhältniße des Lebens vollſtändig her.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn;
Die ſelige Vollendung ſchwebet
In euren Werken ſiegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der ſtille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen,
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
Im weichen Umriß in einander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonienmeere,
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaßen hingeſtüzt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Hier, wenn irgendwo, gilt alles das, was ich vorhin von der Wahrheit-findenden Begeiſterung behauptet. Wehe dem Kritiker, der es nicht fühlet, daß der kleine Maßſtab ſeiner kalten Beurtheilung nicht bei jedem Zuge eines ſolchen Gemäldes angebracht werden dürfe! Wie iſt beſonders die beſchließende und vollendende Schilderung ſo groß gedacht, ſo rein und zart empfunden, und ſo ganz im hohen griechiſchen Stil ausgeführt! Wem fallen bei dem 'ſanften Bogen der Nothwendigkeit' nicht ſogleich die gelinden Geſchoße des Apoll und der Diana ein, wodurch Homer einen ſchnellen und ſanften Tod bezeichnet? Das vervollkommte Schönheitsgefühl zaubert nach der Idee des Dichters das goldne Zeitalter wieder zurück, wo die Menſchen, wie Hemſterhuys ſagt, weil ſie ſich der gleichförmigen Fortſchritte ihres Daſeins bewußt waren, den Tod nicht ſcheuten und ihn auch nur als eine ſolche natürliche Entwickelung ihres Weſens betrachteten. —

Der Dichter wendet ſich wieder an die Künſtler mit einer Anrede des Dankes für alle von ihnen empfangenen Wohlthaten. Man findet darin hier und da Wiederholungen ſchon da geweſener Gedanken; doch meiſtens werden ſie durch die neuen Wendungen des Ausdrucks wieder gehoben.

Aus dem, was von der Wiederauflebung der Künſte in Italien, und von der noch bevorſtehenden letzten Vollendung des Menſchengeſchlechts durch dieſelben geſagt wird, will ich nur Folgendes über das gegenwärtige Verhältniß des Künſtlers gegen den Denker ausheben:

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,
Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldners-Lohne
Den edlen Führer zu entlaßen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt:
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze
Schließt die vollendete Natur.

Ich mag bei dieſen Zeilen nichts von der ſchönen Behandlung ſagen; die lautre, gewichtige, in unſerm Zeitalter ſo ſelten beherzigte Wahrheit, die ſie enthalten, feßelt mein ganzes Intereſſe. Und nun der triumphierende Schluß:

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben:
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird die Geſunkene ſich heben![*]
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!

---

[*] [Jetzt ‘ſie ſich heben’.]

Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamenen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange,
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freiſten Mutter freiſte Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne;
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
Was ſchöne Seelen ſchön empfunden
Muß trefflich und vollkommen ſein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmert*) ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tauſendfach verſchlungnen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht;
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

So hoch der Dichter ſich auch vorher in einzelnen Stellen geſchwungen haben mag, ſo hat er doch gewußt für den Beſchluß noch etwas Höheres aufzuſparen. Alles Vorhergeſagte diente zur Vorbereitung auf dieſen; und alles Vorhergeſagte vereinigt ſich hier wie in einem Brennpunkte. Dieß iſt gleichſam das Band, welches die ganze Rhapſodie zuſammenhält. Man ſieht den Sänger ſchon nah am Ziele: auf einmal nimmt er einen raſchen lyriſchen Flug und hat es erreicht. Es thut viel Wirkung, daß er unvermerkt aus der freien Versart in den lyriſchen Rhythmus wiederkehrender Strophen übergeht, und darin bis an's Ende aushält. Das Quatrain, welches anfängt 'Die Schweſter, die euch hier verſchwunden' u. ſ. w. iſt mir in dieſer Verbindung dunkel. Hinreißend ſchön ſind die beiden Verſe:

---

*) (dämm're.)

Fern dämmert ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

Mit großer Tiefe und Fülle des Gedankens paart ſich in ihnen die heiterſte Anmuth des Bildes.

Von dem Plane des ganzen Gedichts werde ich nicht nöthig haben, noch zu reden. Ich habe ſchon in meinen Bemerkungen darauf hinzuweiſen geſucht. Mich däucht, bei dieſem Tone, bei dieſem Maße der Begeiſterung konnte und durfte die Ordnung nicht ſtrenger ſein.

Die Verſifikation iſt im Ganzen vortrefflich. Nur das Einzige möchte ich erinnern, daß der Dichter nicht die ganze Mannichfaltigkeit benutzt hat, welche die verſchiednen Reimſtellungen bei dieſer freien jambiſchen Versart darbieten. Faſt immer läßt er die Reime ſo abwechſeln, daß ein weiblicher vorangeht, und ein männlicher folgt. Die umgekehrte Abwechſelung, und die ſchöne Verſchlingung, wo zwei neben einander ſtehende Reime, männliche oder weibliche, von zwei andern eingeſchloßen werden, hat er weit ſeltner angebracht. Einzelne harte Verſe und unächte Reime ſind an einem ſo ſchönen Werke nur kleine Flecken.

Die Diktion iſt völlig harmoniſch mit dem Gegenſtande. Ueberall weht der milde Hauch jenes Kunſtgefühles, das der Sänger preiſt, und zaubert dem Gedanken gemäßigte ſanfte Formen an. Ueberall herrſcht ein ſtiller hoher Geiſt, der ſich ſeiner Stärke, die Seelen zu erſchüttern, freiwillig begab, oder auch, in ſüßer Vertraulichkeit mit allen Göttern des Schönen, auf eine Zeitlang ſie vergaß.

Etwas über William Shakſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters.

Unter tauſend verſtrickenden Anlockungen für den Geiſt, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfnen Räthſel und mancher mit ſchalkhaftem Ernſt vorgetragnen Sittenlehre, bieten 'Wilhelm Meiſters Lehrjahre' jedem Freunde des Theaters, der dramatiſchen Dichtkunſt und des Schönen überhaupt, eine in ihrer Art einzige Gabe dar. Die Einführung Shakſpeares, die Prüfung und Vorſtellung ſeines Hamlet iſt ein eben ſo lebendiges Gemälde für die Phantaſie, als ſie den Verſtand lehrreich beſchäftigt, und ihm Gegenſtände des tiefen Nachdenkens mit den flüchtigſten Wendungen zuſpielt. Sie kann keinesweges als Epiſode in dieſem Roman angeſehen werden. Nichts wird von dem Erzähler in ſeinem eignen Namen abgehandelt: die Geſpräche, die er ſeine Perſonen darüber halten läßt, werden auf das natürlichſte durch ihre Lagen und Charaktere herbeigeführt; Alles greift in die Handlung ein, und endlich wird durch die geheimnißvolle Erſcheinung eines bekannten Unbekannten, eines, wie man denken ſollte, nichts weniger als entkörperten Geiſtes in eben der Rolle, welche der wackre Meiſter William Shakſpeare ſelbſt zu ſpielen pflegte, ein neuer Knote geſchürzt. Mit Einem Wort, das Lob und die Auslegung des gröſten dramatiſchen Dichters iſt auf die gefälligſte Weiſe dramatiſiert. Es wird keine Standrede an ſeinem Grabe gehalten, noch weniger ergeht ein ägyptiſches Todtengericht über ihn. Er iſt auferſtanden und wandelt unter den Lebenden, nicht durch irgend eine peinliche Beſchwörung gezwungen, ſondern willig und froh ſtellt er ſich auf das Wort eines Freundes und Vertrauten in verjüngter Kraft und Schönheit dar.

Armer Shakſpeare! durch welches Fegefeuer kunſtrichterlicher Beurtheilungen haſt du gehen müßen!

I could a tale unfold, whose lightest word —

Nie wurde ein Sterblicher mehr vergöttert als du, aber auch nie einer alberner bewundert und läſterlicher geſchmäht. Dieß mag nun vielleicht daher kommen, weil du, wie der ſinnreiche Pope zierlich bemerkt, wie beßer, ſo auch ſchlechter als jeder andre Dichter geſchrieben. Allein durch welche Verſündigungen an der Natur hatteſt du Warburtons Erläuterungen und Voltairens Nachahmungen verdient? Von dem Briefe des letzten an die franzöſiſche Akademie ſchweige ich: er hätte dir vielleicht keinen zu verwerfenden Dienſt geleiſtet, wenn er die Ueberſetzung in's Franzöſiſche dadurch hätte hintertreiben können. Noch viel mehr zweifle ich, du werdeſt es ſelbſt übel empfunden haben, daß gewiße deutſche Recenſenten in gewiſſen ſchönen Bibliotheken ſo eifrig gegen die Ueberſetzung deiner Werke in unſre Sprache proteſtierten*), als der ſelige Gottſched aus billiger Beſorgniß für ſeine tragiſchen Reimereien nur immer hätte thun können, wenn er dieß Herzeleid noch erlebt hätte. Hätteſt du aber gewiße Kommentatoren, Nachahmer und Recenſenten erlebt, welch einen Stoff zu luſtigen Scenen würden ſie dir geliefert haben!

Man muß geſtehen, auch die ächtere Kritik, wie nützlich und nothwendig ſie ſein möge, gehört, für ſich betrachtet, keinesweges unter die ergötzlichſten Dinge auf dieſer Erde, wenn ſie ſchon nicht immer ein ſo fürchterliches Antlitz hat, wie Doktor Samuel Johnſon, der alle Welt richtete. Der Genuß edler Geiſteswerke iſt unabhängig von ihr, denn er muß ihr vorangehn; ſie kann ihn eigentlich nicht erhöhen, wohl aber ihm Vieles abziehen, auf's höchſte ihn zergliedern und erklären. Ihr rühmlichſtes Geſchäft iſt es, den großen Sinn, den ein ſchöpferiſcher Genius in ſeine Werke legt, den er oft im Innerſten ihrer Zuſammenſetzung aufbewahrt, rein, vollſtändig, mit ſcharfer Beſtimmtheit zu faßen und zu deuten, und dadurch weniger ſelbſtändige, aber empfängliche Betrachter auf die Höhe des richtigen Standpunktes zu heben. Dieß hat ſie jedoch nur ſelten geleiſtet. Warum? Weil jenes nahe und unmittelbare Anſchauen fremder Eigenthümlichkeit, als wäre ſie mit im eignen Bewußtſein begriffen, mit dem göttlichen Vermögen, ſelbſt zu ſchaffen, innig verwandt iſt, und weil dieſes ſich immer lieber mit den Gegenſtänden zunächſt zu thun macht, als mit den Begriffen davon, den Hülfsmitteln einer unvollkommenen Erkenntniß, wodurch die Klarheit der ſeinigen nichts gewinnen kann. Nur das, was man ſelbſt auf dem Umwege des Nachdenkens gefunden, was man gelernt hat, kann man Andere durch eben dieſes Mittel lehren, und ſie durch Beweiſe davon überzeugen. Was uns hingegen ſchon vermöge unſrer Anlagen ſo gegeben iſt, daß es nur einer äußern Berührung bedarf, um es ohne unſer weiteres Zuthun auf einmal in uns zur Wirklichkeit zu bringen, das offenbaren wir eigentlich nur; wir ſagen ‘ſo iſt es’, und fordern von andern Weſen, bei welchen wir ähnliche Anlagen vorausſetzen, Glauben für unſre Ausſage. So verhält es ſich mit der anſchaulichen Erkenntniß vom Daſein und der Beſchaffenheit ſinnlicher Gegenſtände. Wie ſehr auch darin die Menſchen wegen der Verſchiedenheit ihrer Organe von einander abweichen, ſo lange ſie die Richtigkeit ihrer Empfindungen nicht zu einer Angelegenheit des Verſtandes machen, werden ſie niemals mit Gründen darüber ſtreiten, ſondern ſich durchaus nur auf die Wirklichkeit berufen. Von der weſentlichen Beſchaffenheit menſchlicher Gemüther, ihrer unſichtbaren Geſtalt, wenn ich ſo ſagen darf, fallen nur die äußerlichen Wirkungen, kund gegebne Geſinnungen und Handlungen, in die Sinne. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des innern Menſchen zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchenbeobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz Verſchiednes; das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder ihn (zwar nicht für das wirkliche Leben, aber für die Ausübung ſeiner Kunſt) beider überhebt. Es iſt ein Blick, ein wunderbarer Blick in die Seelen, vor dem ſich das Unſichtbare ſichtbar enthüllt, verbunden mit der Gabe, die vermöge einer ſo außerordentlichen Sehkraft geſammelten Bilder wiederum auf die Oberfläche des geiſtigen Auges zurückſenden, und ſie Andern darin wie in einem klaren Spiegel erſcheinen laßen zu können. Wenn alſo ein großer dramatiſcher Dichter Werke eines ihm verbrüderten Geiſtes nach ihrem Gehalt und Weſen prüft, ſo wird er auch hier ſeine Art nicht verläugnen, und nicht ſowohl beweiſen, was er denkt, als darſtellen, was er ſieht. Sehr unſinnlichen Begriffen wird er das Einleuchtende ſinnlicher Wahrheit und Gegenwart zu geben wißen, und was er ſagt, wird vielmehr der Kunſt ſelbſt, als ihrer Theorie anzugehören ſcheinen.

---

*) Dieß iſt vor etwa dreißig Jahren bei Gelegenheit der wielandiſchen, und wiederum vor ungefähr zwanzig Jahren bei Gelegenheit der eſchenburgiſchen Ueberſetzung geſchehen. Aber der Ton und Geiſt (man verzeihe den unſchicklichen Gebrauch dieſes Wortes) einiger Zeitſchriften bleibt ſich in einem langen Zeitraume bei veränderten Verfaßern ſo ähnlich, daß man nicht umhin kann, eine Art von Seelenwanderung dabei anzunehmen, und zu glauben, daß dieſe Kritiker beim Abſterben einander ihren 'Geſchmack' vermachen. Sie meinen es unſtreitig gut mit ihren Nachfolgern, und doch möchte es ſchwer halten, unter ihren Habſeligkeiten ein Erbſtück von geringerem Werthe auszufinden.

Die Gedanken, welche Wilhelm Meiſter über Shakſpeares Hamlet vorträgt, ſind ſo einzig treffend, ſie umfaßen das Ganze mit einem ſolchen Seherauge, daß man vielleicht den Einwurf machen könnte, er gehe dabei zu weit über ſeinen bisherigen Kreiß hinaus, wie vieles auch ſchon von ſeinen Talenten vorgekommen ſein mag, und ſein Geſchichtſchreiber habe ihm zu reichlich aus eigner Fülle geliehen, was er nicht wieder im Handel und Wandel anbringen könne, ohne durch Bild und Ueberſchrift der Münze den wahren Eigenthümer zu verrathen. Aber der Held des Romans iſt grade in den Jahren der entſcheidendſten Entwickelung; dieſe geht nicht immer gleichförmig vor ſich: wie ſie zuweilen ſtillſteht, ſo thut ſie auch wohl plötzlich einen Rieſenſchritt, wenn ein ungewöhnlicher Anlaß ſchlummernde Kräfte weckt, und ein ſolcher Anlaß iſt eben für Wilhelmen die mit dem großen Dichter geſtiftete Bekanntſchaft. Auch iſt durch einige Bemerkungen Aureliens über ihren Freund jener Einwendung ſchon hinlänglich vorgebeugt.

Hamlet iſt von jeher vielleicht das bewundertſte und gewiß das mißverſtandenſte unter allen Stücken Shakſpeares geweſen. Wie verträgt ſich dieß beides miteinander? Woher die große Popularität eines Schauſpiels, das den Denker in troſtloſe Labyrinthe der Betrachtung verſtrickt, und in deſſen Gange die Armuth an Handlung auch einem gemeinen Blick ſchwerlich entgehen kann. Wenigſtens bleibt der Held, für den man ſich ſo ſehr intereſſiert, unter allen auf ihn losdringenden Vorfällen gröſtentheils leidend. Thaten werden von ihm gefordert, und er giebt nur Gefühle und Gedanken. Allein wenn gleich wenig gethan wird, ſo geſchieht doch viel, und viel wird zu denken aufgegeben. Grauſen, Erſtaunen und Mitleid ketten den großen Haufen an die Bühne, die von den wundervollen und furchtbaren Schlägen des Schickſals gleichſam in ihren Grundfeſten wankt, während den weiſeren Hörer die unaufgelöſten Räthſel ſeines Daſeins, welche er in Hamlets Seele ließ, in ſein eignes Innre verſenken.

Es könnte befremden, daß es möglich war, über Hamlets Charakter, nachdem er ſich ſo unzählig vielen Leſern und Zuſchauern dargeſtellt, und ſo viele gute Köpfe beſchäftigt, nachdem ihn ſchätzbare Philoſophen zergliedert, und die gröſten Schauſpieler, die es in neuern Zeiten, die es vielleicht jemals gab, mit dem höchſten Aufwande ihrer Kunſt vollendet und ausgemalt, noch etwas Neues und Wahreres wie bisher zu ſagen. Freilich ſollte der Sittenlehrer den Menſchen kennen; der große Schauſpieler weiß ihn zuverläßig auf das feinſte zu beobachten: aber es iſt nicht nöthig, daß beiden auch nur ein Funke von dramatiſchem Genius, vielleicht dem ſeltenſten aller Vorzüge des menſchlichen Geiſtes, inwohne. Je mehr der Philoſoph ſich gewöhnt hat, vorſichtig zu ſchließen, deſto weniger iſt es ſeine Sache, glücklich kühn zu errathen, und Verhältniſſe, die ſich vielfach durchkreuzen und unüberſehlich auseinander laufen, durch einen raſchen Griff bei dem einzigen gemeinſchaftlichen Berührungspunkte aller zu faſſen. Die Beſtrebungen des Schauſpielers ſind immer am meiſten auf die Außenſeite des Menſchen gerichtet. Er kann daher ſehr gut im Stande ſein, ſich treu in die vorgezeichneten Umriſſe zu fügen, und ſie durch das kräftigſte und ſchönſte Kolorit ſeiner Perſon, ſeiner Stimme, ſeiner Geberden zu beleben, ja er kann eine vollkommene Harmonie in die Aeußerungen eines Charakters bringen, ohne doch die geheimſten und erſten Gründe, warum jedes ſo oder ſo iſt, zu durchſchauen *). Alſo könnte wohl gar ein Schauſpieler den Hamlet übereinſtimmend mit Wilhelm Meiſters Erklärung vorſtellen, ohne von dieſer zu wißen, und ohne im Stande zu ſein, ſie ſelbſt zu geben? Nicht anders. Genug, wenn es ihm nur gelungen iſt, alles Einzelne (nicht die einzelnen Stellen, denn das reicht nicht hin, wie Wilhelm ſehr richtig bemerkt, ſondern die verſchiedenen Seiten des Charakters) vollkommen zu faßen und auszudrücken. Der Dichter überhebt ihn der Sorge für einen großen, innigen Zuſammenhang in allem dieſem. Wenn er denſelben nur nicht zerſtört, ſo werden ihn die Zuſchauer nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten mehr oder weniger dunkel fühlen, bis ihnen einmal ein überlegener Geiſt hilft, die Ahnung bis zur Erkenntniß aufzuhellen. Unternehmen ſie ohne das, ihn nach Begriffen zu erklären, ſo können ſie ſich freilich leicht verirren.

Doch wie? möchte man fragen: iſt es nicht ein weſentlicher Fehler an einer Dichtung, die ja nicht bloß für wenige Menſchen überhaupt beſtimmt iſt, wenn ſie ſo ſehr Gefahr läuft, mißverſtanden oder wenigſtens nicht vollſtändig begriffen zu werden? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Es giebt Künſtler, die gute Gedanken haben, aber wegen einer gewißen Ohnmacht der Darſtellung nicht umhin können, immer die beſte Hälfte davon zurückzubehalten **); fruchtbare Phantaſien giebt es, die dabei mit einer Art von Verworrenheit behaftet ſind, welche ſie hindert, ihre Geburten jemals recht aufs Reine zu bringen. Aus dieſen beiden Gebrechen entſtehen zwei Arten der Dunkelheit; beide verwerflich und dem Vergnügen, das ein ſchönes Geiſteswerk gewähren ſoll, mehrentheils tödtlich. Hingegen iſt Klarheit eben ſehr wie Fülle und Kraft ein unterſcheidendes Merkmal des Genius, und folglich kann in ſeinen Schöpfungen nicht wohl ein andre Art von Dunkelheit ſtattfinden, als die Unergründlichkeit der ſchaffenden Natur, deren Ebenbild er im Kleinen iſt. An den wirklichen Dingen, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgehen, iſt das Gepräge einer höhern, ſelbſtändigen Macht auch für das beſchränkteſte Erkenntnißvermögen im geringſten nicht zweideutig oder unbeſtimmt; es fühlt ſehr wohl, ſo wenig es von ihrer Beſchaffenheit einſieht, daß ſie, unabhängig von ſeinen Vorſtellungen oder Irrthümern, ſind, was ſie ſind. Jeder mehr umfaßende, auch der höchſte endliche Verſtand ſteht in demſelben Verhältniße zur Natur. Er treibe ſeine Forſchungen noch ſo weit, endlich wird er doch bei der Betrachtung der Weſen auf einen Punkt gelangen, wo er mit ſeinem Gefühle ſtillſtehen, und ſich unerkannten Geſetzen des Daſeins gläubig unterwerfen muß. Ob ſich gleich die menſchliche Wißenſchaft nicht rühmen darf, das Weſen eines einzigen Atoms erſchöpft zu haben, ſo kann ſie doch die todten Erzeugniße der Körperwelt in ihre einfacheren Beſtandtheile zerlegen; ſie kann an organiſierten Geſchöpfen alle Werkzeuge des Lebens nach ihrem Bau und ihren Beſtandtheilen ſehr genau unterſuchen: allein hat ſie jemals die lebendigen Kräfte ſelbſt erhaſcht, die wir überall um uns her wirkend ſehen, deren eine wir in uns fühlen? Leben iſt das große Geheimniß der Natur; es iſt der Nilſtrom, der Länder befruchtet und ſich mit vielen Armen in das Meer ſtürzt, aber deßen Quelle kein Sterblicher erblickt hat *). Um nun die Anwendung zu machen und Großes mit Kleinem zu vergleichen: der dramatiſche Künſtler im höchſten Sinne des Wortes, ſei er Maler oder Dichter, bildet Menſchen; er beſeelt ſie durch einen göttlichen Funken des Lebens, den er rauben muß, denn auf einem rechtmäßigen Wege iſt nicht daran zu kommen. Die andern Menſchen, welche die Natur ſelbſt erſchaffen hat, können ſich nicht erwehren, jene anziehenden

---

*) Man hat öfter den Fall gehabt, daß vortreffliche Schauſpieler nur untergeordnete Schauſpieldichter waren. Da ihre Einbildungskraft ſich unaufhörlich anſtrengen muß, den theatraliſchen Vortrag zu erfinden, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn bei eignen Werken ihre Erfindung in allem Uebrigen, beſonders in den Reden, die ſie ſonſt immer bloß auswendig lernen müßen, dürftig ausfällt. Wenn man aber ihre Stücke, worin die Verfaßer eine Rolle ausdrücklich für ſich zu beſtimmen pflegen, von ihnen ſelbſt aufführen ſieht, ſo wird man getäuſcht, und geſteht ihnen ein viel höheres Verdienſt zu. Das Beſte daran iſt das, was ſich nicht aufſchreiben läßt.

**) Ich weiß nicht, welchem franzöſiſchen Schriftſteller es begegnete, bei einem Gönner, dem er ſein Buch übergeben hatte, der es aber dunkel fand, und ſich daher über viele Stellen Erklärungen ausbat, häufig die Redensarten zu gebrauchen, ‘hiemit habe ich folgendes gemeint; hiemit habe ich ſagen wollen’ u. ſ. w. “Vous avez voulu dire de belles choses”, erwiderte endlich der Gönner, “Pourquoi ne les dites vous pas!”

---

*) Ausgenommen James Bruce!

Geſchöpfe für ihres Gleichen anzuerkennen, und ſich des Umgangs mit ihnen zu freuen, wenn ſchon in ihrer Art zu ſein und zu handeln Manches ihnen nicht ganz verſtändlich iſt. Wißen wir doch von unſern vertrauteſten Bekannten, wenn ſie einige Tiefe und Umfang des Charakters haben, nicht immer mit deutlichen Gründen darzuthun, warum ſie ſich jedes Mal unter beſondern Umſtänden ſo oder ſo benehmen, ohne daß wir darum an dem Beſtande ihrer Perſönlichkeit irre würden. Jene entweder in der Ausführung verfehlten, oder ſchon in der Anlage verworrenen Darſtellungen, wovon ich oben ſprach, könnte man mit trüben Strömen vergleichen, worin das ſchärfſte Geſicht ſo wenig etwas unterſcheiden kann, als das blödeſte; die Werke des ächten Genius hingegen mit einem reinen und ſtillen Waßer von unermeßlicher Tiefe. Sollte auch kein Auge ganz bis auf den Boden dringen, ſo findet doch jedes für ſeine Sehkraft Befriedigung: denn ſo weit dieſe reicht, erblickt es die in dem flüßigen Elemente enthaltenen Gegenſtände vollkommen deutlich und unentſtellt. Nur der iſt durch eigne Schuld irrigen Vorſtellungen ausgeſetzt, der ſich einbildet oder anmaßt, tiefer zu ſehen, als er wirklich ſieht.

Ob der Dichter beim Hamlet Alles ſo gedacht hat, wie Wilhelm Meiſter ihn auslegt, das iſt ein Zweifel, den Shakſpeare allein, wenn er könnte, zu bekräftigen das Recht hätte. Es muß aber dabei die anſchauliche Wahrnehmung von dem entwickelten Begriffe unterſchieden werden. Man kann ſich recht gut denken, daß Shakſpeare mehr von ſeinem Hamlet wußte als ihm ſelbſt bewußt war; ja er läßt ihn vielleicht ausführlicher über ſich und ſeine ſittlichen Verhältniſſe philoſophieren, als er es bei Anlegung dieſes Charakters in eigner Perſon that. In einem ſolchen Dichtergeiſte müßen alle Kräfte in ſo inniger Gemeinſchaft wirken, daß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn der Verſtand erſt hinterdrein ſeine Verdienſte geltend zu machen, und ſeinen Antheil an der vollendeten Schöpfung zurückzufordern weiß. Am Hamlet iſt er in der That ſo hervorſtechend, daß man das Ganze, wie Goethes Fauſt, ein Gedankenſchauſpiel nennen könnte. Nämlich nicht ein Schauſpiel, durch welches eine Reihe von Gedanken neben der Handlung hinläuft, und zwar ſo, daß dieſe ſich in ihren Fortſchritten nach der Folge jener richten muß, um damit immer in gleich naher Beziehung zu bleiben;

wo alſo die dramatiſche Verknüpfung gewißermaßen ein Bild des logiſchen Zuſammenhanges wird (wie etwa in Leßings Nathan); ſondern ein ſolches, aus deßen Verwickelung Aufgaben hervorgehen, welche aufzulöſen dem Nachdenken des Leſers oder Zuſchauers überlaßen wird. Hiezu wird der Charakter eines Helden am brauchbarſten ſein, dem die Widerſprüche ſeiner ſittlichen Natur zum Hauptgegenſtande der Betrachtung werden müßen, weil ſeine Erkenntniß ſeiner Willenskraft weit überlegen iſt; und darauf beruht eben die Aehnlichkeit zwiſchen den beiden genannten Schauſpielen.

Doch nichts weiter über Hamlets Charakter, nach dem was Wilhelm Meiſter geſagt: keine Ilias nach dem Homer! Aus demſelben Grunde ſchweige ich auch von den Bemerkungen über Ophelia, und den wenigen, aber köſtlichen Worten über Polonius und das doppelte Exemplar von Höflingen, Roſenkranz und Güldenſtern. Was die Aufführung betrifft, ſo iſt ſehr zu wünſchen, daß jeder Schauſpieler, der ſie künftig anordnen oder nur daran Theil nehmen ſoll, die darüber gegebnen Winke auf das ſorgfältigſte erwäge und beherzige. Nur hüte ſich der, welcher den Geiſt ſpielen ſoll, nicht, wie der Unbekannte hier thut, ſein Viſier herunter zu laßen. Dort in dem Schauſpiel mußte Hamlet die Geſichtszüge ſeines Vaters ſehen, um vollkommen überzeugt zu werden, daß ihm wirklich ſein Geiſt erſchienen*); hier im Roman war es weſentlich, daß Wilhelm den Schalk im Harniſch nicht erkännte, um allerliebſte Abenteuer vorzubereiten; und nur einem Dichter ziemt es, ſich mit den offenbaren Abſichten eines andern poetiſche Licenzen herauszunehmen. Hingegen läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit ausmachen, wie Shakſpeare in der Scene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter es mit den Bildnißen hat gehalten wißen wollen, da die älteſten Ausgaben ſeiner Schauſpiele ganz ohne theatraliſche Anweiſungen ſind, und in den Zeiten des barbariſchen Geſchmacks in England, wo Shakſpeares Stücke entweder gar nicht oder ſehr ſelten geſpielt wurden, die urſprüngliche Ueberlieferung der Bühne ſich nicht erhalten

---

*) Haml. Act. 1. Sc. 2.
Hamlet. Arm'd, say you? All. Arm'd, mylord. Haml. From top to toe? All. Mylord, from head to foot. Haml. Then saw you not his face? Horat. O yes, mylord, he wore his beaver up.

haben kann. Wilhelm erklärt ſich, gegen den allgemein eingeführten Gebrauch, nach welchem Hamlet zwei Miniaturbilder hervorzieht, oft auch das eine zu Boden wirft, für zwei Gemälde in Lebensgröße, an der Dekoration angebracht. Der Gedanke, durch die Aehnlichkeit zwiſchen der Abbildung des verſtorbnen Königs und ſeinem Geiſte die Täuſchung zu erhöhen, iſt neu und groß, und überwiegt leicht den Einwurf, es ſei nicht wahrſcheinlich, daß die Königin das Bildniß ihres erſten Gemahls, gleichſam einen beſtändigen Zeugen ihrer Schande, in ihrem Kabinet habe dulden können. Für die Miniaturbilder ließe ſich eine Stelle des Hamlet anführen, woraus man ſieht, daß dem Dichter die Vorſtellung geläufig war, ſich dergleichen von geſchätzten Perſonen machen zu laßen*). Ja, Shakſpeare iſt zuweilen ſo ſeltſam in ſeinen Ausdrücken, daß ſich ſelbſt die Meinung derer nicht ganz verwerfen läßt, welche annehmen, es ſei nur von Bildniſſen im metaphoriſchen Sinne die Rede, und Hamlet ſehe die Geſtalten der beiden Brüder bloß in ſeiner erhitzten Einbildungskraft vor ſich.**)

Manche Bewunderer Shakſpeares werden Wilhelm Meiſtern dafür lieb haben, daß er ſich ſo ernſtlich gegen eine Verſtümmelung des Stückes ſträubt, daß er am Ende nur der gebieteriſchen Konvenienz nachgiebt, und die Umarbeitung ſelbſt übernimmt, um größeren Uebeln vorzubeugen. Bei dem Gleichniß mit einem Baume, das er gebraucht, möchte man immer noch zugeben, daß Zweige weggeſchnitten, andre eingeimpft werden könnten, ohne den freien königlichen Wuchs zu entſtellen, und die Spur der Schere ſichtbar werden zu laßen. Wie aber, wenn ein dramatiſches Gedicht dieſer Art noch mehr Aehnlichkeit mit höheren Organiſationen hätte, an denen zuweilen die angeborne Mißgeſtalt eines einzigen Gliedes nicht geheilt werden kann, ohne dem Ganzen an's Leben zu kommen? Indeſſen die Bühne hat ihre Rechte: um einig zu werden, müßen ſich Dichter und Schauſpieler auf halbem Wege entgegenkommen. Shakſpeare hat ſich gewiß in vielen Aeußerlichkeiten nach den Bedürfniſſen ſeines Theaters gerichtet; würde er weniger für das unſrige thun, wenn er jezt lebte? Da er ſo reich an tief liegenden und feinen Schönheiten iſt, die bei dem ſchnellen Fortgange und unter den unvermeidlichen Zerſtreuungen einer öffentlichen Vorſtellung leicht verloren gehn, und, um ganz gefühlt zu werden, die ruhigſte Sammlung des einſamen Leſers erfordern, ſo mögen die eigenſinnigen Leute (worunter ich bekennen muß mit zu gehören), die ihren Dichter durchaus ſo verlangen, wie er iſt, wie ſich Verliebte die Sommerſproßen ihrer Schönen nicht wollen nehmen laßen, ſich damit zufrieden ſtellen, daß ihnen der Original-Kodex nicht genommen werden ſoll noch kann.

---

*) A. II. S. 2. Haml. It is not very strange: for my uncle is king of Denmark, and those, that would make mouths at him while my father liv'd, give twenty, forty, fifty, an hundred ducats a-piece for his picture in little.

**) So ſagt Hamlet einmal, da ihm Horatio eben die Erſcheinung des Geiſtes erzählen will:

— methinks, I see my father.
Horat. O where my lord? Haml. In my mind's eye, Horatio.

Die hier vorgeſchlagne Veränderung des Hamlet bloß nach der Ueberſicht des Plans, wie ihn Wilhelm Meiſter angiebt, beurtheilen zu wollen, wäre unſtreitig zu voreilig. Was für ſchöne Stellen dem zu Folge übergangen werden müßen, fällt ſogleich in Augen; aber um den Gewinn, der aus der Vereinfachung der äußerlichen Verhältniſſe für den Gang des Stückes zu hoffen iſt, recht einzuſehn, müßte man die ausgeführte Bearbeitung im Zuſammenhange vor ſich haben. Und um einzelne neue Schönheiten vorherzuſehen, wodurch ſeine Einbuße etwa vergütet werden möchte, müßte man ſelbſt eine Dichtungskraft beſizen, die fähig wäre, Shakſpeare zu bereichern. Die Reiſemoral, welche Polonius ſeinem Sohn mitgiebt, erließe man ihm noch wohl. Deſto mehr iſt es Schade um die unvergleichliche Scene zwiſchen Polonius und Reynaldo, und doch muß ſie ohne Gnade fort; denn wenn Laertes nicht ſeiner Ausbildung wegen auf Reiſen geht, ſondern in königlichen Angelegenheiten abgeſandt wird, ſo möchte ſich's nicht ſonderlich paßen, daß ihm der Vater einen Bedienten nachſchickt, um auf eine pfiffige Weiſe hinter ſeine wahre Lebensart zu kommen. Auch verliert durch denſelben Umſtand der Zweikampf einen Beweggrund, der ihn beim Shakſpeare wahrſcheinlicher macht, ob er gleich immer noch ſonderbar genug bleibt. In Frankreich, welches Laertes als den Hauptſiz ritterlicher Vorzüge beſucht, konnte er die Fechtkunſt als einen derſelben auf eine in Dänemark ſeltne Höhe getrieben haben, und dadurch Hamlets

Wetteifer rege machen: aber auch in Norwegen, einer eroberten Provinz? Daß der an ſich vortreffliche Monolog Hamlets im vierten Aufzuge, wie er die Armee des Fortinbras auf ihrem Zuge nach Polen geſehen hat, wegfällt, iſt vielleicht weniger zu beklagen, da er im Weſentlichen mit dem, welchen der rauhe Pyrrhus veranlaßt, übereinkömmt. Verloren geht er dennoch nicht, wenn die Aufſchlüße über Hamlets Charakter, an denen er faſt noch reichhaltiger iſt als jener, anderweitig benutzt werden. Den Fortinbras, dieſen wackern jungen Krieger, pflegt man überhaupt bei allen Abänderungen immer am erſten aufzuopfern, und doch wüßt' ich im ganzen Stücke nichts, was, wenigſtens beim Leſen, inniger erſchütterte, als ſeine feierlich wundervolle Erſcheinung auf der Wahlſtatt, wo das Schickſal eben ſeine furchtbaren Entſcheidungen vollendet hat. Bleibt ſie weg, ſo werden Gute und Böſe einander auch im Tode gleich gemacht, alle ſterben ohne Feierklage, und der einzige überlebende Horatio kann ſich als Zeuge jener Begebenheiten nur an unbedeutende Hörer wenden. Wie groß tritt Fortinbras auf, um dem unglücklichen Edlen im Namen der Nachwelt, deren Ausſpruch ſeine letzte Bekümmerniß war, zum erſten Male Gerechtigkeit widerfahren zu laßen. Eine ſo außerordentliche Verwüſtung verlangt einen erhabenen Zuſchauer, und nur ein Held iſt würdig einer zertrümmerten Welt (denn mit dieſem Eindrucke endigt das Trauerſpiel) die letzte Ehre zu erweiſen.

Soll indeßen Hamlet unter uns verändert aufgeführt werden, wie es bisher immer geſchehen, und wie er ſich's ja auch in England muß gefallen laßen, ſo iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß die von Wilhelm Meiſters Geſchichtſchreiber erregte Hoffnung bald erfüllt werden mag. Eine ſolche neue Bearbeitung würde durch ihren Werth alle künftigen überflüßig und durch ihr Anſehen verdächtig machen. Daß Niemand mehr Beruf haben kann, in Shakſpeares Sinne zu dichten, als der Schöpfer des Götz von Berlichingen, des Fauſt, des Egmont, leuchtet von ſelbſt ein. Schwerlich wird ſich einer der Schriftgelehrten unterſtehen, ihn zu fragen: 'aus waſer Macht thuſt du das?'

Aus ein Paar kleinen Bruchſtücken ſieht man, daß Wilhelm Meiſters Ueberſetzung des Hamlet proſaiſch war. Es begreift ſich, daß er vor der Aufführung keine Muße zu einer poetiſchen hatte:

und wozu auch, bei einer zunächſt für das Theater beſtimmten Arbeit, da doch unſre meiſten Schauſpieler nicht gern mit Verſen zu thun haben, weil ſie wohl fühlen, daß ſie ſelbige entweder radebrechen oder ſkandieren? Allein bei weitem die meiſten Stücke Shakſpeares werden bei uns nicht auf die Bühne gebracht, und man hat auch keine Hoffnung ſie darauf zu ſehen. Es bleibt dem Leſer überlaßen, ſich mit ihren Schönheiten vertraut zu machen, und dieſem würde vermuthlich eine poetiſche Ueberſetzung nicht unwillkommner ſein, als die proſaiſche geweſen iſt.

Vor mehr als dreißig Jahren wagte ſich zuerſt ein Schriftſteller, der wegen der eignen Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes am wenigſten zum Ueberſetzer beſtimmt ſchien, der aber nachher auch in dieſem Fache für uns klaſſiſch geworden, an die herkuliſche Arbeit, den größern Theil der Werke Shakſpeares zu verdeutſchen. Sie war es damals noch weit mehr, da man weniger Hülfsmittel zur Kenntniß der engliſchen Sprache hatte, und ſelbſt in England noch wenig für die Erläuterung des oft ſo ſchweren, hier und da ganz unverſtändlichen Dichters geſchehen war. Indeſſen wurde dieſes Verdienſt nicht gleich gehörig anerkannt, und das war nicht zu verwundern, da auf unſrer Bühne ſchale Nachahmungen der Franzoſen noch allgemein herrſchten, und auch unſre beſten dramatiſchen Werke ganz nach ihrem Muſter gearbeitet waren. Wer hätte ſich's damals einbilden dürfen, daß ſo heidniſch regelloſe, barbariſche Stücke, wie man aus einem dunkeln Gerüchte wußte, daß ein gewiſſer Engländer, Shakſpeare, geſchrieben habe, uns jemals vor die Augen gebracht werden dürfen? Leſſing, dieſer rüſtige Feind der Vorurtheile, zeigte zuerſt die tragiſche Kunſt der Franzoſen in ihrer Blöße, erhob eine nachdrückliche Stimme über Shakſpeares Verdienſte, und erinnerte die Deutſchen, weil ſie es ſo bald vergeßen zu haben ſchienen, ſie beſitzen eine Ueberſetzung des großen Dichters, woran ſie, ungeachtet ihrer Mängel, noch lange genug würden zu lernen haben, ehe ſie nothwendig eine beßere haben müßten.*)

Freilich konnte er nicht vorherſehen, was wenige Jahre nachher geſchah, und wofür er ſelbſt durch den Stil ſeiner dramatiſchen Werke, beſonders der Emilia Galotti, die Empfänglichkeit ſeiner

---

*) In der Hamburg. Dramaturgie. St. 15.

Landsleute hatte wecken helfen. Die Erſcheinung des Götz von Berlichingen ſtiftete, in Verbindung mit einigen andern Umſtänden, eine ganz neue Epoche unſrer Bühne im Guten und Böſen *). Nicht lange vorher war der einzige Britte mit glühender Beredſamkeit, die ſeine Gegner, wo nicht überzeugen, doch hinreißen mußte, geprieſen, und beſonders die Wahrheit eingeſchärft worden, daß ſich der Regelnkram modiger Verfeinerung ſchlechterdings nicht als Maßſtab für ſeine Schöpfungen gebrauchen laße **). Schon neun Jahre nach Erſcheinung der wielandiſchen Ueberſetzung ſtellte ſich das Bedürfniß, nicht eines neuen Abdrucks derſelben, ſondern einer verbeßerten Verdeutſchung der ſämmtlichen Werke Shakſpeares ein. Da Wieland ſelbſt dieſe Arbeit nicht übernehmen konnte, fiel ſie glücklicher Weiſe einem unſrer gelehrteſten und geſchmackvollſten Litteratoren in die Hände, der mit gründlicher Sprachkunde, ſeltnem Scharfſinn im Auslegen, und beharrlicher Sorgfalt, der Ueberſetzung ertheilte was ihr bisher noch gefehlt, nämlich Vollſtändigkeit im Ganzen und Genauigkeit im Einzelnen. Jetzt wurde auch mehreren Schauſpielen Shakſpeares eine öffentlichere Huldigung geleiſtet; von der Bühne herab bemächtigten ſie ſich der Gemüther, und ließen unauslöſchliche Eindrücke zurück. Unſre größten Schauſpieler fanden hier freien Spielraum für Talente, die ſie ſonſt nicht ſo glänzend hätten entwickeln können ***). Er wurde immer mehr einheimiſch unter uns.

---

*) Im Böſen, verſteht ſich, ganz ohne Shakſpeares und Goethens Schuld. Man hat behauptet, durch Hintanſetzung der konventionellen Regeln ſei es leichter geworden, ſchlechte Schauſpiele zu ſchreiben. Nicht doch! es iſt von jeher ſehr leicht geweſen. Es iſt wahr, mancherlei dramatiſche Mißgeburten unſrer Tage kannte man in jener früheren Periode nicht: dagegen gab es in Menge mittelmäßige Stücke nach dem alten Zuſchnitt, die nun vergeßen ſind. Die heutigen ſind unvernünftiger; dieſe waren dagegen noch langweiliger und froſtiger. Bei gänzlichem Unwerth des Gehalts werden alle Formen gleichgültig. Nicht durch Zurückführung auf die geprieſenen, verrufnen, angefochtnen, behaupteten, in den Staub getretnen, vergötterten drei Einheiten des Ariſtoteles ſtände manchen wüſten Ritterſpielen, rußiſchen Familiengemälden u. ſ. w. zu helfen: unter alle möglichen Einheiten, auf Null ſollte man ſie herabſetzen.

**) In den fliegenden Blättern ʻvon deutſcher Art und Kunſtʼ.

***) Nicht ohne eine ſchmerzliche Empfindung erinnre ich mich Schröders in den Rollen des Shylock, Hamlet, Lear, eben in dem Zeitpunkte, da er, wie man verſichert, ſich dem Publikum entziehen will.

Auch Laien in der ausländiſchen Litteratur lernten ſeinen Namen mit Ehrerbietung ausſprechen, und man darf kühnlich behaupten, daß er nächſt den Engländern keinem Volke ſo eigenthümlich angehört, wie den Deutſchen, weil er von keinem im Original und in der Kopie ſo viel geleſen, ſo tief ſtudiert, ſo warm geliebt, und ſo einſichtsvoll bewundert wird. Und dieß iſt nicht etwa eine vorübergehende Mode; es iſt nicht, daß wir uns auch einmal zu dieſer Form dramatiſcher Poeſie bequemt hätten, wie wir immer vor andern Nationen geneigt und fertig ſind, uns in fremde Denkarten und Sitten zu fügen. Nein, er iſt uns nicht fremd: wir brauchen keinen Schritt aus unſerm Charakter herauszugehn, um ihn 'ganz unſer' nennen zu dürfen. Die Sonne kann zuweilen durch Nebel, der Genius durch Vorurtheile verdunkelt werden: aber bis etwa aller Sinn für Einfalt und Wahrheit unter uns ausſtirbt, werden wir immer mit Liebe zu ihm zurückkehren. Was er ſich hie und da erlaubt, findet bei uns am leichteſten Nachſicht, weil uns eine gewiße gezierte Aengſtlichkeit doch nicht natürlich iſt, wenn wir ſie uns auch anſchwatzen laßen; die Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie und ſeines Gefühls (giebt es anders dergleichen) ſind gerade die, denen wir ſelbſt am meiſten ausgeſetzt ſind, und ſeine eigenthümlichen Tugenden gelten einem edlen Deutſchen unter allen am höchſten. Ich meine damit ſowohl die Tugenden des Dichters als des Menſchen, in ſo fern ſich dieſer in jenem offenbaren kann; in Shakſpeare iſt beides auf das innigſte verbunden: er dichtete wie er war. In Allem, was aus ſeiner Seele gefloßen*), lebt und ſpricht altväterliche Treuherzigkeit, männliche Gediegenheit, beſcheidne Größe, unverlierbare heilige Unſchuld, göttliche Milde.

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that nature might stand up
And say to all the world: this is a man!

---

*) Auch in ſeinen nicht dramatiſchen Gedichten, vorzüglich ſeinen Sonetten, die ſo vernachläßigt worden, daß unter allen Herausgebern ſeiner Werke zuerſt Steevens und Malone es der Mühe werth gehalten, ihrer, und jener noch dazu ſehr ungünſtig, Erwähnung zu thun. Sie athmen kindliche Gefühle eines Mannes, ſelbſt da, wo der tändelnde Witz eines Kindes ihren Ausdruck verfälſcht. Sie haben ſchon deswegen einen Werth, weil ſie von einer nicht erdichteten Freundſchaft und Liebe eingegeben ſcheinen, da wir ſo gar wenig von den Lebensumſtänden des Dichters wißen.

Doch zu ſo herrlichen Schätzen iſt die engliſche Sprache der einzige Schlüßel; zwar nicht ein goldner, wie Gibbon mit Recht die griechiſche Sprache nennt, doch wenn ſchon aus mehr gemiſchtem, gewiß aus eben ſo edlem Metall, als die unſrige. Wie ſehr ſich auch die Kenntniß derſelben in Deutſchland verbreitet hat, ſo iſt ſie doch ſelten genug in dem Grade, der erfordert wird, um von der Menge der Schwierigkeiten nicht beſtändig im Genuße unterbrochen, oder gar von der Leſung des Dichters abgeſchreckt zu werden. Wie Wenige giebt es wohl unter denen, welche ihn im Ganzen (d. h. die Stellen ausgenommen, wo die Engländer ſelbſt eines Kommentars bedürfen, weil die Wörter veraltet, die Anſpielungen unbekannt, oder die Lesarten verderbt ſind) ohne Anſtoß leſen können, denen alle die feineren Schönheiten, die zarten Abſchattungen des Ausdrucks, worauf die Harmonie eines poetiſchen Gemäldes beruht, ſo fühlbar und geläufig wären, wie in ihrer Mutterſprache! Wie Wenige, die es in der engliſchen Ausſprache zu der Fertigkeit gebracht hätten, die dazu gehört, ſich den Dichter mit dem gehörigen Nachdruck und Wohlklang vorzuleſen! Und dennoch erhöht dieß immer die Wirkung beträchtlich, denn die Poeſie iſt einmal keine ſtumme Kunſt. Solche Leſer Shakſpeares, bei denen alles Obige zutrifft, möchten ſich's denn doch wohl der Abwechſelung wegen gefallen laßen, zuweilen auf vaterländiſchem Boden im Schatten ſeiner Dichtungen auszuruhen, wenn ſie ſich nur ohne zu beträchtlichen Verluſt an ihrem ſchönen Blätterſchmuck dahin verpflanzen ließen. Wäre alſo eine Ueberſetzung derſelben nicht eine ſehr wünſchenswerthe Sache? 'Wir haben ja ſchon eine, und zwar eine vollſtändige, richtige, gute'. Ganz recht! ſo viel mußten wir auch haben, um noch mehr begehren zu können. Nach der Befriedigung des Bedürfnißes thut ſich der Hang zum Wohlleben hervor; jetzt iſt das Beſte in dieſem Fache nicht mehr zu gut für uns. Soll und kann Shakſpeare nur in Proſa überſetzt werden, ſo müßte es allerdings bei den bisherigen Bemühungen ſo ziemlich ſein Bewenden haben. Allein er iſt ein Dichter, auch in der Bedeutung, da man dieſen Namen an den Gebrauch des Silbenmaßes knüpft. Wenn es nun möglich wäre, ihn treu und zugleich poetiſch nachzubilden, Schritt vor Schritt dem Buchſtaben des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeſchreiblichen Schönheiten, die nicht im

Buchſtaben liegen, die wie ein geiſtiger Hauch über ihm ſchweben, zu erhaſchen! Es gilt einen Verſuch. Bildſamkeit iſt der ausgezeichnetſte Vorzug unſrer Sprache, und ſie hat in dieſer Art ſchon vieles geleiſtet, was andern Sprachen mißglückt oder weniger gelungen iſt: man muß an nichts verzweifeln.

Wir ſind jedoch an proſaiſche Dramen aller Art, von der Poſſe bis zum heroiſchen Trauerſpiel, ſo ſehr gewöhnt, daß Mancher hiebei denken möchte, Shakſpeare ſei ja ein dramatiſcher Dichter; an ſeinen Verſen, als ſolchen, könne daher nicht viel gelegen ſein. Es komme auf die Handlung, die Charaktere, die Reden der Perſonen an, und der Ueberſetzer, der ihn in Proſa überträgt, nehme ihm höchſtens einen entbehrlichen, zufälligen Zierrat, befreie ihn wohl gar von einem wahren Fehler. Wie ſehr würde er ſich irren! Doch um dieß einleuchtend zu beweiſen, muß ich tiefer in Shakſpeares eigenthümliche Form der Darſtellung eingehn.

'Die Nataks oder indiſchen Schauſpiele', ſagt der berühmte Sir William Jones in ſeiner Vorrede zur Sakontala, 'ſind durchgehends in Verſen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Proſa, wo er ſich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanskrit in den Mund gelegt, die Weiber hingegen ſprechen Prakrit, welches nicht viel anders iſt, als die Bramenſprache durch eine weichere Ausſprache bis zur Zartheit des italiäniſchen verſchmelzt, und die geringen Leute den Dialekt der Provinz, die ſie jedesmal nach der Vorausſetzung bewohnen'. Dieß iſt ſchon an ſich merkwürdig genug: es ließe ſich eine Abhandlung von Schlußfolgen darüber ſchreiben, welchen Grad der Bildung es bei den Hindus in dem Zeitpunkte vorausſetzt, da jene Schauſpiele geſchrieben wurden. Aber ungemein merkwürdig wird es, wenn man einen Blick der Vergleichung auf unſern Dichter wirft. Eine ſo auffallende, genaue Uebereinſtimmung in einem ganz beſondern Punkte zwiſchen zwei Dichtern, die durch ein Paar Jahrtauſende, durch ganze Welttheile, durch den größten möglichen Abſtand des Klimas, des Nationalgeiſtes, der Sitten und Sprachen, von einander geſchieden werden! Man wird wohl annehmen müßen, daß ſie nicht durch ein blindes Spiel der Willkür zuſammentreffen, ſondern daß beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben, die in allen Zonen und Zeitaltern fließt, wenn menſchliche Verkehrtheit ſie nicht verſtopft. Zu argwöhnen, Sir William Jones habe ſeinen Landsleuten durch eine vorgegebne Aehnlichkeit mit ihrem Lieblingsdichter zu ſchmeicheln, oder jenem mehr Eingang zu verſchaffen geſucht, wäre ohne weitere Gründe ungerecht gegen den großen verdienten Kenner des Morgenlandes, beſonders da er gar keine ſolche Anwendung davon macht; und wider die Aechtheit der Sakontala möchte es ſchwer halten, Zweifel aufzutreiben.

Shakſpeares Schauſpiele insgeſammt, gleichviel, ob ſie Tragödien, Komödien oder Hiſtorien heißen, (denn, wie bekannt, gehören ſie alle eigentlich zu einer einzigen Hauptgattung) ſind aus Poeſie und Proſa, aus dem vertraulichen Ton des Umgangs und einem edleren Gange der Rede gemiſcht. Nur wenige ſind faſt ganz in Proſa geſchrieben, in den mehrſten überwiegt um ein Großes der poetiſche Theil. In dieſem iſt der fünffüßige reimloſe Jambe die herrſchende Versart; aber häufig ſind am Schluße der Scenen und Aufzüge einige gereimte Zeilen in demſelben Silbenmaße angebracht, in verſchiednen Stücken ſind auch ſonſt Reime eingeſtreut, oder ganze Scenen darin gearbeitet. Außerdem kommen Lieder vor, wo es die Gelegenheit giebt, und zwar gewöhnlich nicht als epiſodiſche Ergötzlichkeit, ſondern ſie ſind in das Geſpräch, ja in die Handlungen ſelbſt mit eingewebt. Ob es gleich in England keine zwei völlig abgeſonderten Sprachen der Vornehmen und Geringen, kein Sanskrit und Prakrit giebt, ſo weicht doch Shakſpeares poetiſche Sprache von ſeiner proſaiſchen durch die Wahl, Zuſammenſetzung, Anordnung und Bindung der Worte vielleicht eben ſo weit ab, als jene indiſchen Dialekte von einander. Aber der Gebrauch der einen oder der andern hängt bei ihm nicht ſo ſehr am Stande, als am Charakter und dem Gemüthsſtimmungen der redenden Perſonen. Freilich paßt ſich das Edle und Auserleſene nur zu einer gewiſſen Anſtändigkeit der Sitten, die ſowohl Laſter als Tugenden überkleidet, und auch unter heftigen Leidenſchaften nicht ganz verſchwindet. Wie nun dieſe den höheren Ständen, wenn gleich nicht ausſchließend, doch natürlicher Weiſe mehr eigen iſt, als den geringen, ſo iſt auch bei Shakſpeare Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poeſie und Proſa, auf eben die Art unter die Perſonen vertheilt. Daher ſprechen ſeine gemeinen Bürger, Bauern, Soldaten, Matroſen, Bedienten, hauptſächlich aber ſeine Narren und Poßenreißer faſt ohne Ausnahme im Tone ihres wirklichen Lebens. Indeſſen offenbart ſich innre Würde der Geſinnungen, wo ſie ſich immer finden mag, durch einen gewiſſen äußern Anſtand, ohne daß es dazu durch Erziehung und Gewohnheit angekünſtelter Zierlichkeiten bedürfte; jene iſt ein allgemeines Recht der Menſchen, der niedrigſten wie der höchſten: und ſo gilt bei Shakſpeare die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr wie die bürgerliche. Auch läßt er nicht ſelten dieſelben Perſonen zu verſchiednen Zeiten die erhabenſte, und dann wieder die gemeinſte Sprache führen, und dieſe Ungleichheit iſt ebenfalls in der Wahrheit gegründet. Außerordentliche Lagen, die den Kopf lebhaft beſchäftigen und mächtige Leidenſchaften ins Spiel ſetzen, heben und ſpannen die Seele: ſie rafft alle ihre Kräfte zuſammen, und zeigt, wie in ihrem ganzen Wirken, ſo auch in der Mittheilung durch Worte einen ungewöhnlichen Nachdruck. Hingegen giebt es ſelbſt für den größten Menſchen Augenblicke des Nachlaßens, wo er die Würde ſeines Charakters bis auf einen gewiſſen Grad in ſorgloſer Ungebundenheit vergißt. Um ſich an den Scherzen Andrer zu beluſtigen, oder ſelbſt zu ſcherzen, was keinen Helden entehrt, iſt ſogar dieſe Stimmung nöthig. Man gehe zum Beiſpiel die Rolle Hamlets durch. Welche kühne, kräftige Poeſie ſpricht er, wenn er den Geiſt ſeines Vaters beſchwört, ſich ſelbſt zu der blutigen That anſpornt, ſeiner Mutter in die Seele donnert! Und wie ſteigt er in ſeinem Tone in das gemeine Leben hinab, wenn er ſich wahnſinnig ſtellt, oder es mit Perſonen zu thun hat, mit denen er nach ihrer Würdigkeit nicht anders umgehen kann: wenn er den Polonius und die Höflinge zum Beſten hat, die Schauſpieler unterrichtet und ſich auf die Späße des Todtengräbers einläßt. Unter allen ernſten Hauptcharakteren des Dichters iſt keiner ſo reich, wie Hamlet, an Witz und Laune, denen er ſich mitten in ſeiner Schwermuth überläßt; darum bedient er ſich auch unter allen am meiſten des vertraulichen Stils. Andre verfallen gar nicht darein, entweder weil der Pomp des Ranges ſie beſtändig umgiebt, oder weil ein gleichförmiger Ernſt ihnen natürlich iſt, oder endlich weil eine Leidenſchaft, nicht von der niederdrückenden Art, wie Hamlets Kummer, ſondern eine erweckende Leidenſchaft ſie das ganze Stück hindurch beherrſcht. So feine Unterſcheidungen findet man in dieſem Punkte überall von Shakſpeare beobachtet; ja ich möchte behaupten, wo er eine Perſon in derſelben Rede aus Proſa in Poeſie, oder umgekehrt, übergehen läßt, würde man dieß nicht ohne Gefahr, ihm zu ſchaden, ändern können. Nicht als ob er immer dabei mit beſonnener Ueberlegung verfahren wäre; vermuthlich vertrat ein faſt untrüglicher Inſtinkt des Schicklichen auch hier die Stelle der Kunſt.

Die Rückſichten oder Leitungen des Gefühls, wornach er ſich beim Gebrauch des Reimes richtete, laßen ſich nicht ganz ſo beſtimmt angeben. Man ſieht wohl, daß er ſinnreiche Sprüche ganz in Reime kleidet, beſonders wo ſie ſymmetriſch neben oder gegen einander geſtellt ſind: dieß iſt nicht ſelten der Fall am Schluße der Scenen, der zuweilen eine epigrammatiſche Wendung nimmt, ſo daß gleichſam das Reſultat des Vorhergegangenen in einige Zeilen zuſammengedrängt wird. Fortgehend gereimt findet man andre Stellen, wo Feierlichkeit und theatraliſcher Pomp paßend iſt, wie die ſogenannte Maſke im Sturm, und das Schauſpiel, das im Hamlet aufgeführt wird. Räumte er deswegen vielleicht an einigen Stücken, am Sommernachtstraum, an Romeo und Julia, dem Reime einen bedeutenden Antheil ein, weil ihr Stoff vorzüglich viel Anläße zu gefälligen Spielen der Phantaſie darbot? Es mag immer ſein, daß er mitunter auch aus keinem andern Grunde in Reimen gedichtet, als weil er grade Luſt daran fand. Denn, daß er den Reim geliebt, erhellet theils aus ſeiner Fruchtbarkeit an Sonetten, theils aus mehreren ſeiner Lieder, worin er mit dieſem dichteriſchen Wiederhall gar künſtlich und artig tändelt. Man hat bemerkt, daß in ſeinen ſpätern dramatiſchen Arbeiten wenige gereimte Stellen angetroffen werden, und bei der Unterſuchung über ihre muthmaßliche Zeitfolge dieß ſogar zu einem Merkmale gemacht. Aber würde jene Bemerkung auch durchgängig beſtätigt, (und ſie leidet ihre Ausnahmen: ‘Was ihr wollt’, das letzte Stück Shakſpeares nach Malones eigner Angabe, gewiß eines ſeiner reifſten, enthält unter den Verſen ziemlich viel Reime, ob es gleich großentheils in Proſa geſchrieben iſt) ſo folgt daraus noch nicht, daß er ſeinen jugendlichen Geſchmack in der Folge verworfen. Er konnte ja auch im höheren Alter die Biegſamkeit der Einbildungskraft, und den Reichthum an Wendungen verloren haben, welcher dazu gehört, um mit Leichtigkeit zu reimen. Dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt es offenbar, daß die Verſchiedenheit der metriſchen Bearbeitung ſehr weſentlich auf den Inhalt zurückgewirkt. Seine gereimten Jamben ſind ſeinen reimloſen nicht nur im Ton und Gange unähnlich, ſie haben auch eine ganz andre Farbe des Ausdrucks, und ſind, ſo zu ſagen, in einer andern Gegend der Bilder und poetiſchen Figuren zu Hauſe.

Allein macht eine ſo bunte Vermiſchung verſchiedner Stile nicht einen häßlichen Uebelſtand? Wohl mehr für das Auge, das dieſe Ungleichheiten neben einander ſieht, mit dem wir aber hier nichts zu ſchaffen haben, als für das Ohr, das ſie nach einander vernimmt. Ueberhaupt möchten ſie den mehr beleidigen, der gewohnt iſt, die Alexandriner des franzöſiſch modernen Trauerſpiels alle von gleichem Maß, und mit gleichem Tritt auf ihre Parade ziehen zu ſehn, als den Leſer der griechiſchen Tragödien, wo nicht nur lyriſcher Geſang das Geſpräch unterbricht, ſondern auch zu dieſem, außer den Jamben, anapäſtiſche und trochäiſche Versarten gebraucht werden; ja, wo zuweilen eine Perſon in derſelben Rede aus Jamben in lyriſchen Geſang übergeht. Indeſſen bleibt der Stil in allen verſchiednen Silbenmaßen immer edel und poetiſch, und dieß mußte auch ſo ſein. Auf ſchöne Einfachheit und harmoniſches Ebenmaß war im griechiſchen Heldendrama Alles gerichtet. Der Charakter der einzelnen Perſonen mußte ſich unter den allgemeinen, erhöhten Charakter einer Darſtellung fügen, welche den Zuſchauer durchaus in eine vergötterte Vorwelt verſetzen ſollte: auch der Bote, der Diener, die Magd oder Wärterin, trugen von der Würde des vorgeſtellten Mythus, wozu ſie mit gehörten, ihr beſcheidenes Theil davon. Shakſpeares Theaterwelt iſt eben ſo gränzenlos mannichfaltig, als die wirkliche nach ſeinen Anſichten; er ſchloß nichts davon aus, was irgend in der menſchlichen Natur und in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtattfand. Wie hätte er ſich nun dabei auf einen einzigen, gleichförmigen Stil der Darſtellung beſchränken können? Die Natur der Sache bewahrte ihn vor einer ſolchen Abgeſchmacktheit, denn ſobald er es verſuchte, mußten ſeine Dramen aufhören zu ſein was ſie ſind; und aus höchſt intereſſanten wären nicht ſchöne, ſondern gleichgültige Gedichte geworden. Jede ſeiner Perſonen hatte gleiche Rechte auf die Behauptung ihrer Eigenthümlichkeit: nach weſſen Weiſe hätte ſie alſo reden ſollen, wenn ihr verboten worden wäre, es nach ihrer eignen zu thun? Wir haben die Wahl, ob wir uns, was nur eine kleine Angewöhnung erfordert, zu dem äußern, ich darf ſagen, nur ſcheinbaren Mißverhältniß des häufigen und ſchnellen Wechſels der Stile bequemen, oder die ganze dramatiſche Gattung verwerfen wollen, welche ohne jene Vergünſtigung nicht beſtehen kann, ſie aber auch mit unendlichen Vorzügen bezahlt. Ich darf Leſer vorausſetzen, die ſich darüber ſchon auf eine oder die andre Art entſchieden haben: es würde mich daher nur von meinem Zwecke abführen, die ſo oft unternommenen Rechtfertigungen Shakſpeares wegen ſeiner Verknüpfung komiſcher und tragiſcher Theile zum Ganzen Einer Handlung von neuem vorzutragen.

'Gut', könnte man ſagen, 'wenn er uns denn ſchlechterdings in ſo geringe Geſellſchaft führen wollte, ſo mußte er auch ſeinen Ton darnach ſtimmen. Wir verlangen keine tragiſche Würde: aber was verhinderte ihn, eine Gleichförmigkeit der entgegengeſetzten Art zu beobachten? Warum legt er den höchſten Charaktern nicht Proſa, zwar edlere, aber doch ſchlichte Proſa in den Mund, ſo gut wie den gemeinſten? Wir wollen auf der Bühne natürliche, wirkliche Menſchen auf das täuſchendſte nachgeahmt ſehen. Man rühmt von Shakſpeares Menſchen, daß ſie das ſind, und doch wißen wir wohl, Niemand ſpricht in Verſen. Ein wohlklingendes Silbenmaß, eine gewählte poetiſche Sprache ſind ſchön: aber darf das Wahre, worauf doch allein die Theilnahme an einem Schauſpiele ſich gründet, dem Schönen aufgeopfert werden?' Dieſe Einwendungen, welche dem geſunden Urtheile, wenn es nicht recht in das Weſen der Poeſie eingedrungen iſt, ſo nahe liegen, laßen ſich nicht wohl ohne weitere Umſtände mit einer bloßen Berufung auf das Beiſpiel der Alten, und mancher vortrefflichen Neuern abfertigen, da in den neueſten Zeiten einſichtsvolle Kenner ſie durch Lehre und Beiſpiel unterſtützt haben*). Das Anſehen der Alten ſoll nichts mehr gelten als die Gründe, welche ſie ſelbſt bei dem oder jenem Verfahren für ſich hatten, und man könnte ihm hier mit aller Ehrerbietung ausweichen, wenn man ſagte, der Gebrauch des Silbenmaßes ſei bei ihnen mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl geweſen, wie ſchon dadurch wahrſcheinlich werde, daß ſie es von allen Gattungen vom Trauerſpiele des Aeſchylus an bis zur neuern Komödie, ja bis zu den Mimen des Syrus und Laberius herunter, durchgängig angebracht. Wenn die Stimme des Schauſpielers auf ihren großen Theatern nicht ungehört verhallen ſollte, ſo mußte ſie ſich zur muſikaliſchen Recitation erheben, und dieſe ſetzte einen regelmäßigen Rhythmus voraus. In der That loben auch alte Schriftſteller den Jambus, als den für's Theater paßenden Vers, wegen ſeiner akuſtiſchen Eigenſchaft *). Um alſo die obigen Zweifel gründlich zu löſen, müßen wir uns an das Weſen des Dialogs, und den Grundſatz der Nachahmung ſelbſt nach ſeinem gültigen Sinne und ſeinen Einſchränkungen wenden.

---

*) Diderot, Leſſing (dieſer doch nicht unbedingt, wie ſein Nathan beweiſt), und am ausführlichſten Engel in ſeiner vortrefflichen Mimik, gegen deſſen Gründe ich mir vorbehalte, meine Einwürfe bei einer andern Gelegenheit vorzutragen.

Ueber den dramatiſchen Dialog. 1796 **).

Menſchen will man auf dem Theater ſehn und hören, wirkliche Menſchen, und ſie ſollen ſo genau nachgemacht ſein, daß man ſie durch keinen einzigen Zug von den andern außerhalb des Theaters unterſcheiden könne. Nichts weiter? Das ließe ſich wohlfeiler haben, ſollte man denken. Auf Straßen und Märkten begegnen einem ja wirkliche Menſchen zu ganzen Haufen, man kann ihnen faſt nirgends aus dem Wege gehen: und doch hält man ſie für etwas ſo Seltenes und Sehenswürdiges, daß man ein eigenes Gebäude errichtet, ein Gerüſt erleuchtet, viele mühſame Anſtalten macht, um etwa ein Dutzend von ihnen vor einer Verſammlung, die aus eben dergleichen beſteht, zur Schau zu ſtellen! Wahrlich, man möchte auf den Verdacht kommen, es widerfahre bloß deswegen einigen wirklichen Menſchen ſo unverdiente Auszeichnung, um den übrigen einen hohen Begriff von ihrer eigenen Wichtigkeit zu geben. — ‘Nein, ſo iſt es nicht gemeint: man muß merkwürdige oder unterhaltende Eigenſchaften haben, wenn man dieſer Ehre würdig geachtet werden ſoll.’ — Das wäre denn doch ein Umſtand, der die theatraliſchen Perſonen ſtark von den wirklichen, wie ſie ſo gewöhnlich ſind, unterſcheiden würde. Denn jeder geſteht gern ein, mit der gehörigen Ausnahme für ſich ſelbſt, daß er ſie, im Ganzen genommen, weder ſehr merkwürdig, noch ſehr unterhaltend findet. Aber auch Menſchen, die eins oder das andre in hohem Grade ſind, ſtellen ſich doch nicht in ihrem ganzen Lebenslaufe ſo dar: es giebt Augenblicke, ja beträchtliche Zeiten, wo der merkwürdige Mann in ſeinem Thun ganz alltäglich ſcheint, und der unterhaltende Kopf zur Langweiligkeit herabſinkt. Oft entwickeln ſich erſt nach einem fortgeſetzten Umgange die am meiſten charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines Menſchen vollſtändig und entſchieden.

---

*) Horat. Art. poet. v. 81. — Populares Vincentem strepitus.

**) [Unter dieſer Ueberſchrift iſt das Folgende bis zu der Anwendung der Theorie auf Shakſpeare („Wie viel anders Shakſpeare!") vom Verf. ſelbſt in die Krit. Schr. Bd. I. S. 365...379 aufgenommen und S. 380...386 mit dem am Schluße dieſer Abhandlung folgenden Zuſatze 1827 verſehen werden.]

Mit den Perſonen auf der Bühne muß unſre Bekanntſchaft in ein Paar kurzen Stunden geſtiftet werden, und ihren höchſten Punkt erreichen. Dazu iſt es nun erforderlich, daß ſie in mancherlei, und zwar in ſolche Lagen verſetzt werden, die am geſchickteſten ſind, das Weſen ihres Charakters in ein helles Licht zu ſtellen. Wir erlauben dem Dichter daher (und müßen es, wenn wir nicht ſelbſt unſre Abſichten durch die Bedingungen, denen wir ihre Ausführung unterwerfen, vereiteln wollen) eine Verwickelung, eine Anordnung der Ereigniſſe zu erfinden, die dergleichen am beſten herbeiführt, ob wir ſchon ſehr gut wißen, daß im wirklichen Leben intereſſante Lagen nie oder faſt nie ſo gedrängt, und von gleichgültigen nicht unterbrochen, auf einander folgen. Aber Lagen ſind nur das entferntere Mittel, Menſchen kennen zu lernen: zunächſt kommt es dabei auf ihr eignes Benehmen an, auf ihre Geberden, Reden und Handlungen. Die Geberden ſind die Sache des Schauſpielers, nicht des Dichters: ſchon deswegen nicht, weil ihre ſchriftliche Bezeichnung bei den gröberen Merkmalen ſtehen bleiben muß, und von dem feineren Seelenvollen nur dem eine Vorſtellung zu geben vermag, der ſie ſchon hat. Der Dichter darf höchſtens einige Anweiſungen für jenen einſtreuen: eine Rolle wäre unvollkommen ausgeführt, wenn ein guter Schauſpieler aus den Reden und Handlungen nicht hinlänglich einſehen könnte, wie er ſie zu ſpielen hat *). Worte werden häufig den Thaten entgegengeſetzt, und in einem gewiſſen Sinne mit Recht: in ſo fern ſie nämlich Richtungen der Willenskraft ankündigen, die entweder gar nicht vorhanden ſind, oder doch ohne weitere Wirkungen bleiben. Aber Worte können auch Thaten ſein; die größten Dinge wurden nicht ſelten bloß durch Worte verrichtet. So wenig in einem Schauſpiel müßige

---

*) Die ausführlichen theatraliſchen Anweiſungen kommen heraus wie ein Wechſel, welchen der Dichter auf den Schauſpieler ſtellt, weil er ſelbſt nicht zahlen will oder kann. Diderot brachte ſie zuerſt auf: er war dabei noch einigermaßen zu entſchuldigen, weil er von den Schauſpielern ein ganz andres, weit ungezwungneres Spiel forderte, als das, woran ſie gewöhnt waren. Beaumarchais hat es nachgeahmt, Schiller iſt nicht frei davon geblieben, und bei unſern beliebten Dramatikern gieng es bis zum Lächerlichen. Ich erinnere mich in einem pathetiſchen Schauſpiele geleſen zu haben: 'Er blitzt ihn mit den Augen an, und geht ab'.

Anm. z. n. Abdruck. 1827.

Reden geduldet werden dürfen, die ſelbſt nicht Handlung ſind, und die Handlung weder fördern noch aufhalten: ſo wird auf der andern Seite großentheils nur redend gehandelt; und das muß ſo ſein, weil wir die ſittlichen Verhältniſſe der Perſonen zu einander, worauf uns Alles ankommt, allein vermittelſt gegenſeitiger Mittheilungen ihrer Gedanken, Abſichten, Geſinnungen einſehen können. Müßen auch Handlungen vorgeſtellt werden, die nicht bloß in dergleichen beſtehen, ſo erhalten ſie gleichwohl erſt durch die vorhergegangnen oder begleitenden Reden ihren dramatiſchen Werth: denn nur dieſe können uns Aufſchlüße über die Triebfedern geben, woraus ſie entſprungen ſind.

Am Ende muß alſo doch die ganze Darſtellung der Charaktere bloß durch den Dialog bewerkſtelligt werden: alles was mittelbar dazu helfen kann, bleibt ohne Anwendung, wenn der Dichter es nicht in Dialog zu verwandeln weiß. Muß ihm alſo nicht bei Benutzung des einzigen Mittels zu einem ſo großen und ſchwierigen Zwecke eine ähnliche Freiheit verſtattet werden, wie bei der Anlegung des Plans? Darf er nicht, wenn er nur das Weſen des Dialogs ſchont, die zufälligen Beſchaffenheiten ſo einrichten, wie es ihm am vortheilhafteſten dünkt? Darf er dabei nicht, nach dem allgemeinen, nie beſtrittenen Vorrechte der Dichtkunſt, über die Wirklichkeit hinausgehen, wenn ſeine Erdichtungen nur in den Gränzen der Wahrſcheinlichkeit bleiben? Die Verneinung dieſer Fragen möchte aller dramatiſchen Kunſt ein Ende machen.

Zum Weſen des Dialogs gehört zweierlei: augenblickliche Entſtehung der Reden in den Gemüthern der Sprechenden, und Abhängigkeit *) der Wechſelreden von einander, ſo

---

*) derſelben von 1796.

daß ſie eine Reihe von Wirkungen und Gegenwirkungen ausmachen. Das erſte iſt in dem letzten gewiſſermaßen mit enthalten: denn ſoll meine *) Antwort ganz ſo beſchaffen ſein, wie die Rede des Andern ſie in mir veranlaßen muß, ſo kann ich ſie nicht beſtimmt zuvor ausgeſonnen haben, weil ich höchſtens nur **) muthmaße, was er ſagen wird. Alles Uebrige iſt beim Dialog zufällig: die Zahl der Perſonen, die Länge der Reden, u. ſ. w. Sogar ein Monolog kann in hohem Grade dialogiſch ſein, und er ſollte in einem Schauſpiele nie etwas anders ſcheinen, als was man im gemeinen Leben nennt: ‘ſich mit ſich ſelbſt beſprechen’. Dabei findet nicht bloß augenblickliche Eingebung ſtatt, ſondern auch eine Art von Wirkung und Gegenwirkung, indem man ſich gleichſam in zwei Perſonen theilt. ***) Was die Länge betrifft, ſo haben wir Dramen, deren Verfaßer zu glauben ſcheinen, die Lebhaftigkeit des Dialogs beſtehe darin, daß ihre Perſonen immer nur drei Worte hinter einander ſagen, und ſich gegenſeitig faſt nicht zu Worte kommen laßen; da doch im wirklichen Leben ſchwerlich ein bedeutendes Geſpräch in ſolchen Brocken zum Vorſchein kommt, und das letzte unter geſitteten Leuten gar nicht hergebracht iſt.

Man kann den Dialog in zwei verſchiednen Bedeutungen vollkommen oder unvollkommen nennen: nämlich insbeſondere als Dialog; dann in allgemeiner Hinſicht nach ſeinem Gehalt und Ausdruck. Mit Unvollkommenheiten der einen und der andern Art iſt er im gemeinen Umgange oft reichlich genug ausgeſteuert, um Verdruß und Langeweile zu erregen. Billig entfernt daher der Dichter alle ſolche, die nicht aus

---

*) Rede 1796. **) ungefähr muthm. 1796. ***) Man erinnere ſich an die berühmte Monologe Hamlets. 1796.

den Charaktern und Lagen der Perſonen entſpringen. Zufällig begegnet es wohl jedem Menſchen, daß er nur mit halbem Ohre hört, und mit halber Beſinnung antwortet; daß er ſich wiederholen laßen muß, was der Andere geſagt, weil er es nicht begriffen; daß er immer auf dasſelbe zurückkommt, ohne auf die Gründe des Andern zu achten; aber nur an dem Zerſtreuten, dem langſamen Kopfe, dem Hartnäckigen iſt es charakteriſtiſch. Sobald dialogiſche Unvollkommenheiten dieſes ſind, kann man ſie nicht von der dramatiſchen Darſtellung ausſchließen; ſie dürfen ſogar Hauptgegenſtand derſelben werden *). Eben dieß gilt von den Mängeln der Reden, für ſich, außer dem Zuſammenhange des Geſprächs betrachtet. Dagegen darf der Dichter den Reden alle Vorzüge verleihen, welche den Charaktern und Lagen der Perſonen nicht widerſprechen, und er wird dadurch unſere Luſt unfehlbar erhöhen. Finden wir wohl jemals im wirklichen Leben, wenn ſich nicht Eigenliebe in's Spiel miſcht, daß jemand zu treffend, zu lebhaft, zu witzig, zu **) anſchaulich, zu ſeelenvoll ſpricht? Nur müßen wir ja keine Spuren von Vorbereitung entdecken, die augenblickliche Eingebung muß immer die Muſe des Geſprächs bleiben. Sonſt ſagen wir, er rede wie ein Buch, und die vortrefflichſten Dinge, die er vorbringt, können uns keine geſellſchaftliche Unterhaltung mehr gewähren. Einen ſolchen Dialog verwerfen wir, nicht als ob er allzu ***) vollkommen wäre, ſondern weil es gar kein Dialog iſt.

---

*) So hat man ein artiges Nachſpiel, le Babillard. Aber von franzöſiſchen Schauſpielern muß man es aufführen ſehen: hier ſind ſie in ihrem Fache!

) darſtellend 1796. *) unvollkommen wäre, ſondern weil es eigentlich gar 1796.

Die Anwendung dieſer letzten Bemerkung auf die dramatiſche Kunſt macht ſich von ſelbſt. Nun fragt ſich's nur: kann Poeſie des Stils die Vollkommenheit des Dialogs *) in ſeiner beſondern Eigenſchaft vermehren, oder hebt ſie vielmehr ſein Weſen unvermeidlich auf? Es iſt ein grobes aber gewöhnliches Mißverſtändniß, das Geſchmückte und Redneriſche mit dem wahrhaft Poetiſchen für **) einerlei zu halten: leider wird es durch ſo viele angebliche Gedichte beſtätigt, wo man ſtatt dichteriſcher Kunſt mit rhetoriſchen Künſten abgefunden wird. Nur die anſchaulichſte Bezeichnung der Vorſtellungen, der innigſte Ausdruck der Empfindungen heißt mit Recht poetiſch, und dieß iſt unſrer Natur ſo wenig fremd, daß man es vielmehr in den unvorbereiteten Reden von Menſchen ohne Bildung und Unterricht, wenn ihre Einbildungskraft erhitzt, oder ihr Herz bewegt iſt, oft am auffallendſten wahrnimmt. Aechte Poeſie des Stils iſt daher nichts anders, als die unmittelbarſte, natürlichſte Sprache, die wir nämlich reden würden, wenn unſre Natur ſich immer, von zufälligen Einſchränkungen befreit, in ihrer ganzen Kraft und Fülle offenbarte; ſie iſt mehr die Sprache der Seelen als der Zungen. Hieraus folgt, daß der Gebrauch einer ſolchen Sprache den Dialog, in ſo fern er eine Reihe von Wechſelwirkungen iſt, allerdings vollkommener machen kann. Je geſchickter das Werkzeug der Mittheilung iſt, Gedanken und Gefühle nicht bloß ſo ungefähr nach ihrem Stoff und ihrer allgemeinen Beſchaffenheit anzudeuten, ſondern ihre beſonderſte, eigenthümlichſte ***) Geſtalt darzuſtellen, deſto vollſtändiger verſteht man ſich gegenſeitig, und deſto genauer

---

*) als ſolchen verm. 1796. **) ſchlechthin einerlei 1796.
***) Bildung 1796.

wird jede Rede der, wodurch ſie veranlaßt worden, entſprechen. Eher könnte es Zweifeln unterworfen ſein, ob ſich der poetiſche Ausdruck mit dem zweiten weſentlichen Kennzeichen des Dialogs, der augenblicklichen Entſtehung, verträgt. Ich bemerke hier zuerſt, daß alle Poeſie mehr oder weniger nach den Gattungen Anſprüche darauf macht, für eine zwar ungewöhnliche, aber doch ſchnelle, ungetheilte, ununterbrochene Eingebung, nicht für eine allmäliche Hervorbringung gehalten zu werden; daß die letzte, und nicht die leichteſte Kunſt des Dichters darin beſteht, alle Kunſt zu verbergen, und über das tiefſte Studium, die ſorgſamſte Wahl den Anſtand ungezwungener Leichtigkeit zu verbreiten, als hätte er Alles nur ſo eben hingegoßen. Zweitens: wie aus dem Weſen jeder Dichtungsart beſondre Geſetze des Stils herfließen, ſo hat auch das Drama die ſeinigen. Vieles muß darin vermieden werden, was ſchön und vortrefflich wäre, wenn der Dichter es in ſeinem eigenen Namen ſagte. Dramatiſche Schicklichkeit iſt hier die erſte Rückſicht, welcher alle andern nachſtehen müßen.

Aber nicht genug, daß die poetiſche Behandlung der Wahrheit des Dialogs nicht nothwendig Eintrag thut, ich möchte behaupten, er könne durch ſie noch dialogiſcher gemacht werden. Daß den Redenden das, was ſie ſagen, in demſelben Augenblicke einfällt, erkennen wir an gewiſſen Merkmalen, die in der Wirklichkeit nicht immer in gleichem Maße vorhanden ſind, zufällig fehlen oder abſichtlich nachgeahmt werden können. Giebt es nicht Menſchen, welche das, was ſich in der That ſo eben in ihnen entwickelt, ſo feierlich und abgemeßen vortragen, als hätten ſie es zuvor auswendig gelernt, während andre durch Impromtüs überraſchen, worauf ſie drei Tage lang geſonnen haben? Für das Vergnügen der Unterhaltung entſcheidet hiebei der Schein mehr, als die Wahrheit; im Drama verſteht es ſich ohnehin ſchon, daß das Anſehen des Unvorbereiteten in den Reden bloßer Schein iſt. Es beruht aber, außer dem Ton und den Geberden, die immer ſehr viel thun müßen, auf allerlei kleinen, in der Bücherſprache nicht erlaubten Freiheiten und Nachläßigkeiten; auf Verſchweigungen und zuweilen ſogar auf einem ſcheinbaren Mangel an Zuſammenhang; auf der Stellung, welche ſo beſchaffen ſein muß, wie die *) Vorſtellungen am natürlichſten nach und durch einander rege werden, nicht wie man ſie nachgehends am vortheilhafteſten anordnen könnte; auf einfachen und geraden Wortfügungen. Künſtlich verflochtene Perioden (die überhaupt mehr der Beredſamkeit als der Poeſie angehören) verrathen immer eine Art von Vorbereitung: man kann ſie nicht wohl anfangen, ohne zu wißen, wie man ſie zum Ende führen will, und dazu muß man ſchon die ganze Reihe von Sätzen, woraus ſie beſtehen, im Zuſammenhange überſchaut haben. Alle **) dieſe Merkmale muß der Schauſpieldichter Sorge tragen, auch im proſaiſchen Dialog anzubringen. Behandelt er ihn aber poetiſch, ſo wird er durch die unumſchränktere Gewalt über die Sprache, wodurch die Poeſie alles, was im Menſchen vorgeht, anſchaulicher zu machen geſchickt iſt, in den Stand geſetzt, die Zeichen der unmittelbaren Entſtehung noch entſchiedner hervorzuheben. Schon wegen der ſonſtigen Schönheit und Stärke des Ausdrucks müßen ſie die Aufmerkſamkeit mehr an ſich ziehn, weil man nicht gewohnt iſt, ſie in ſolcher Geſellſchaft anzutreffen; ſo wie hinwieder jene Vorzüge dadurch, daß ſie freiwillige Gaben des Augenblicks ſcheinen, einen ganz eigenen

---

*) Ideen 1796. **) jene 1796.

Zauber gewinnen. Das Silbenmaß ſelbſt, wenn es nicht an eine ſteife Regelmäßigkeit gebunden iſt, kann durch einen geſchickten Gebrauch die Täuſchung vermehren helfen: kleine Unebenheiten darin, unerwartete Pauſen, dann wieder fortſtrömende Fülle oder ein ſanfter und ſtetiger Fluß, können den Anſtoß, den Stillſtand der Gedanken, die raſche Bewegung des Gemüths oder das Gleichgewicht ſeiner Kräfte einigermaßen ſinnlich bezeichnen.

‘Das Silbenmaß! Alſo doch durchaus in Verſen?’ Freilich, weil Poeſie des Stils aus Urſachen, welche zu ergründen hier nicht der Ort iſt, ohne geordnete Verhältniſſe der Bewegung gar nicht beſtehen kann. Der wiederkehrende Rhythmus iſt der Pulsſchlag ihres Lebens. Nur dadurch, daß die Sprache ſich dieſe ſinnlichen Feßeln anlegen läßt und ſie gefällig zu tragen weiß, erkauft ſie die edelſten Vorrechte, die innere höhere Freiheit von allerlei irdiſchen Obliegenheiten. Soll das Silbenmaß im Drama nicht ſtattfinden, ſo muß es ja bei der ſchlichteſten Proſa ſein Bewenden haben; denn ſonſt wird unvermeidlich eine ſogenannte poetiſche Proſa entſtehen, und poetiſche Proſa iſt nicht nur überhaupt ſehr unpoetiſch, ſondern vollends im höchſten Grade undialogiſch. Sie hat die natürliche Leichtigkeit der Proſa verloren, ohne die künſtliche der Poeſie wieder zu gewinnen, und wird durch ihren Schmuck nur belaſtet, nicht wirklich verſchönert. Ohne Flügel, um ſich kühn in die Lüfte zu heben, und zu anmaßend für den gewöhnlichen Gang der Menſchenkinder, fährt ſie, unbeholfen und ſchwerfällig, wie der Vogel Strauß, zwiſchen Fliegen und Laufen über den Erdboden hin.

‘Indeſſen bleibt das Silbenmaß im Munde dramatiſcher Perſonen immer Erdichtung: und iſt es nicht die unwahrſcheinlichſte, die ſich denken läßt? Wie ſoll man glauben, daß Brutus und Caſſius, als ſie Cäſar ermordeten, in ihren Reden auf den Wechſel der langen und kurzen Silben geachtet haben?' Man muß geſtehn, es iſt um nichts glaublicher, als daß Cäſar, von dem wir wißen, daß er vor achtzehn Jahrhunderten auf dem Kapitol umgebracht worden, vor unſern Augen zu Paris oder London unter den Dolchen der Verſchwornen fällt. Die angeführten Beiſpiele ſind nicht gleichartig, wird man *) einwenden: hier braucht ſich der Zuſchauer nur in Gedanken von ſeinem Ort, ſeiner Zeit wegzuverſetzen, dort wird ihm zugemuthet, etwas für wahr zu halten, das von dem ewigen Lauf der Dinge abweicht, nnd ſchlechthin unmöglich iſt. Wie die Frage oben geſtellt war, würde es ſich freilich ſo verhalten; allein warum ſollte man nicht, eben ſo gut als man jene Römer engliſch oder deutſch ſprechen läßt, ihre Reden in eine Sprache überſetzen dürfen, worin ſich alles, was man ſagt, nothwendiger Weiſe und wie von ſelbſt **) in Verſe ordnet? Und ſolch eine allen menſchlichen Zungen gemeinſchaftliche Mundart iſt ja doch in gewiſſem Betracht die Poeſie. Bei der theatraliſchen Täuſchung kommt es gar nicht auf ***) jene Wahrſcheinlichkeit an, die man unter mehreren möglichen Erfolgen demjenigen zuſchreibt, welcher die meiſten Gründe für ſich hat, und die ſich in vielen Fällen ſogar arithmetiſch beſtimmen läßt, ſondern auf den ſinnlichen Schein der Wahrheit. Was in jener Bedeutung unwahrſcheinlich, völlig falſch, ja †) faſt unmöglich iſt, kann dennoch wahr zu ſein ſcheinen, wenn nur der Grund der Unmöglichkeit außer dem Kreiße unſrer Erkenntniß liegt, oder uns geſchickt verſchleiert wird. Mit dem Verſtande unterſucht, muß das Silbenmaß freilich für das, was es iſt,

---

*) ſagen 1796. **) rhythmiſch ordnet 1796. ***) die W. 1796. †) ja unmögl. 1796.

nämlich für eine Erdichtung erkannt werden: aber der zergliedernde Verſtand und die Täuſchung vertragen ſich überhaupt nicht zum Beſten mit einander; genug wenn der Eindruck des Silbenmaßes auf das Gehör bei einem lebendigen Vortrage ſie nicht zerſtört. Der Versbau mag den Dichter noch ſo viele Mühe gekoſtet haben, wofern ſie gelungen iſt, ſo wird ſie im geringſten nicht mehr hörbar ſein, ſondern nur durch Schlüße vermuthet werden können. Die Verſe ſind bei ihrer Ausarbeitung nach einer Regel abgemeßen worden, aber es wäre höchſt fehlerhaft, durch die Art, ſie herzuſagen, die Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf dieſe zu lenken. Sie kann fühlbar bleiben, ohne daß man ſich ihrer abgeſondert bewußt wird. Sie ſoll dem Wohlklange nur zur Unterlage dienen, und indem ſie die endloſe Mannichfaltigkeit der Töne bis zum ſchönen Wechſel begränzt, dem Ohr ihre harmoniſchen Verhältniſſe faßlich machen. Wie ſollte der Zuhörer, iſt nur der Inhalt ſo beſchaffen, daß er ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigt, nicht vergeßen den proſodiſchen Maßſtab anzulegen, da ihn der Dichtende ſelbſt im Feuer der Empfindung zugleich beobachten und vergeßen kann? Daß dieß möglich ſei, wird unwiderſprechlich durch das Improviſieren dargethan; ich meine hier nicht die ſpätere Kunſt der Improviſatoren vom Handwerk, die man eine poetiſche Seiltänzerei nennen könnte, ſondern das natürliche, zum Theil dialogiſche Dichten aus dem Stegreif, das bei mehreren Völkern eine gewöhnliche geſellſchaftliche Ergötzung war oder noch iſt.*) Sehr merkwürdig iſt es, und kann gewiſſermaßen für einen hiſtoriſchen Beweis gelten, daß der dramatiſche Gebrauch des Silbenmaßes unſrer Natur nicht ſogar fremde ſei, daß ſchon in der früheſten Kindheit der theatraliſchen Kunſt die Reden, welche man noch nicht aufſchrieb und auswendig lernte, ſondern aus dem Stegreif erfand, doch ſchon in Verſen, ſo gut oder ſo ſchlecht man ſie zu machen verſtand, hingeſchüttet wurden. *)

---

*) Das älteſte mir bekannte und in jedem Betracht der Erwägung ſehr würdige Zeugniß hierüber enthält der angeblich homeriſche Hymnus auf den Hermes, V. 54 ... 56.:

— θεὸς δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν
ἐξ αὐτοσχεδίης πειρώμενος, ἠΰτε κοῦροι
ἡβηταὶ θαλίῃσι παραιβόλα κερτομέουσιν.
(— Der Gott ſang ſchön zu dem Spiele
Was ihm der Sinn eingab, Schnellfertiges, gleichwie am Feſtſchmaus
Jünglinge wohl ſich verſuchen mit neckendem Wechſelgeſange.

Die bekannte Geſchichte vom Caedmon beweiſt, daß bei den Angelſachſen, einem Volke von ſo ſchlichten Sitten, das geſellſchaftliche Improviſieren nach der Mahlzeit ebenfalls üblich war. Zuſ. 1827.) Man vergleiche ROUSSEAU *Dictionnaire de Musique*, Art. *Improviser.* „C'est faire et chanter inpromptu des chansons, airs et paroles, qu'on accompagne communément d'une Guitarre ou d'autre pareil instrument. Il n'y a rien de plus commun en Italie, que de voir deux masques se rencontrer, se défier, s'attaquer, se riposter ainsi par des couplets sur le même air, avec une vivacité de dialogue, de chant, d'accompagnement, dont il faut avoir été temoin pour la comprendre.

*) Ausdrücklich ſagt dieß Ariſtoteles (Poet. c. IV.) zwar nicht; allein wenn man zwei ſeiner Sätze vergleicht: *Γενομένη οὖν ἀπ' ἀρχῆς αὐτοσχεδιαστικὴ καὶ αὐτὴ (ἡ τραγῳδία) καὶ ἡ κωμῳδία* u. ſ. w. und nachher: *τὸ μὲν γὰρ πρῶτον τετραμέτρῳ ἐχρῶντο;* ſo wird es über allen Zweifel erhoben. Daß es mit den atellaniſchen Spielen bei ihrem Urſprunge dieſe Bewandniß gehabt, verſichert Livius, VII, 2. auf die beſtimmteſte Weiſe: Imitari deinde eos iuventus, simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus; hernach: iuventus ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit, quae deinde exodia postea appellata, consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt.

Alles Obige findet, wie ſich verſteht, nur bei einer ſchicklichen Wahl des Silbenmaßes ſtatt: es muß weder die feierliche Fülle des epiſchen, noch die melodiſchen Schwünge der lyriſchen haben; es muß den gewöhnlichen Schritt der Rede beflügeln, ohne ſich zu auffallend von ihm zu entfernen. Dieſe Eigenſchaften hat der Jambe, der eigentliche dialogiſche Vers, wofür ihn ſchon die Alten rühmen*). Ariſtoteles bemerkt, daß man im Geſpräch ſehr häufig Jamben einmiſche, aber ſelten Hexameter. Der Trimeter der Alten iſt zwar noch merklich von dem engliſchen blank verse und unſern fünffüßigen Jamben unterſchieden; aber für die beiden Sprachen leiſten dieſe ungefähr eben das, was jener für die griechiſche und römiſche. Um über die dramatiſche Untauglichkeit des Reimes, den das allgemeine Urtheil in England ſchon vor geraumer Zeit, ſpäter bei uns, von der Bühne verbannt hat, gründlich zu entſcheiden, müßte man wohl noch tiefer in ſein Weſen eindringen, als bisher geſchehen iſt. Das iſt offenbar, daß es ſehr fehlerhaft iſt, wenn er der Symmetrie einer eintönigen Versart ſymmetriſch angehängt wird, wie in den franzöſiſchen Trauerſpielen. Ueberhaupt geben dieſe ziemlich vollſtändige Muſter ab, wie man ſowohl das Silbenmaß als die Poeſie des Stils im Drama nicht gebrauchen ſoll; wenn wir ſie anders im Gebiet der Dichtkunſt anerkennen, und nicht lieber gerades Weges in die Schulen der Rhetoren, als ihre Heimat, verweiſen wollen.**)

---

*) Hunc socci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum sermonibus, et populares
Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

**) [S. den Zuſatz zu der vorſtehenden Abh. über den dram. Dialog am Schluße.]

*)

Wie viel anders Shakſpeare! Die Darſtellung in ſeinen proſaiſchen Scenen iſt meiſterhaft. die keckſten Züge einer komiſchen Alltagswelt ſcheint er mit eben ſo unbekümmertem Muthwillen hinzuzeichnen, als er ſie aufgefaßt haben mochte. Aber dennoch erreicht er erſt vermittelſt der dichteriſchen Behandlung den Gipfel ſeiner dramatiſchen Vortrefflichkeit. Hier iſt ſein Stil einfältig, kräftig, groß und edel. Wer wird ſich nicht gern zu einigen Härten bequemen, wo ihn ſo viel einſchmeichelnde Zartheit dafür entſchädigt? Shakſpeare hat alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſein verknüpft: ſeine fremdartigſten Eigenſchaften beſtehen friedlich neben einander: in ſeiner kühnſten Erhabenheit iſt er noch ſchlicht und beſcheiden, in ſeiner Seltſamkeit natürlich. So zieht ſich ſelbſt die höchſte tragiſche Würde niemals wie eine Glorie um ſeine Menſchen her; nein, es wird uns immer eine gleich vertraute Nähe geſtattet. In den vergleichungsweiſe wenigen Stellen, wo ſeine Poeſie aus dem wahren Dialog heraustritt, machten ihm eine zu gewaltige Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz die völlige dramatiſche Entäußerung ſeiner ſelbſt unmöglich. Er giebt alsdann mehr als er ſollte, aber oft iſt es von der Art, daß man es ſich nicht ohne Bedauern würde nehmen laßen.

Die Vorzüge ſeines Versbaues zu fühlen und zu würdigen, ſteht fremden Leſern weniger zu, als den Landsleuten des Dichters. Auch haben ihm engliſche Beurtheiler in dieſem Stück volle Gerechtigkeit widerfahren laßen. Seine reimloſen Jamben ſind überaus mannichfaltig, bald mehr bald weniger regelmäßig, hier und da ſogar regellos (wovon doch manches auf die veränderte Ausſprache, manches auch darauf zu ſchieben iſt, daß Shakſpeare gar nicht für genaue Abſchriften ſeiner Stücke ſorgte); immer aber ausdrucksvoll und gedrängt, oft von großer Schönheit und Lieblichkeit. Er iſt darin das älteſte, aber in ſeiner Gattung (denn Miltons Versbau mit ſeinen athemloſen Perioden würde für das Schauſpiel höchſt unpaßend ſein) immer noch unübertroffene Vorbild der Engländer. Von ſeinen gereimten Verſen läßt ſich nicht daſſelbe ſagen. Sei es nun, daß die engliſche Dichtkunſt ſich von dieſer Seite ſpäter ausgebildet, oder daß gewiſſe Reize der Sprache, wie manche Arten der Malerei, den Verwüſtungen der Zeit mehr ausgeſetzt ſind als andre: genug, Shakſpeares Reime ſind mehr veraltet, dunkel und fremd geworden, als ſeine reimloſen Verſe. In dieſen hat nach ihm nur Milton eigentlich Epoche gemacht; die Kunſt harmoniſch zu reimen hingegen, worin die Dichter im Zeitalter der Königin Eliſabeth nicht ganz unglücklich geweſen waren, gieng im nächſtfolgenden völlig verloren, wurde dann in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder erworben, vielfach bearbeitet, von Dryden und endlich von Pope zur höchſten möglichen Vollendung gebracht, aber auch für immer an eine wohlklingende Einförmigkeit gefeßelt. Man muß alſo, um billig zu ſein, in dieſem Theil der Verskunſt nicht von Shakſpeare fordern, was die engliſche Sprache erſt hundert Jahre nachher liefern konnte, ſondern ihn etwa mit ſeinem Zeitgenoßen Spencer vergleichen, was gewiß ſehr zu ſeinem Vortheile ausſchlägt. Denn Spencer iſt oft gedehnt, Shakſpeare, wenn ſchon gezwungen, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas Nöthiges auszulaßen, als etwas Unbedeutendes einzuſchalten. Doch ſind viele ſeiner gereimten Zeilen noch jetzt untadelich; ſinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falſchen Schimmer. Die eingeſtreuten Lieder (des Dichters eigne nämlich) ſind meiſtens ſüße kleine Spiele und ganz Geſang: man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man ſie bloß lieſet.

---

*) [S. oben S. 46. Note **)]

Eine poetiſche Ueberſetzung, welche keinen von den charakteriſtiſchen Unterſchieden der Form auslöſchte, und ſeine Schönheiten, ſo viel möglich, bewahrte, ohne die Anmaßung ihm jemals andre zu leihen; welche auch die mißfallenden Eigenheiten ſeines Stils, was oft nicht weniger Mühe machen dürfte, mitübertrüge, würde zwar gewiß ein Unternehmen von großen, aber in unſrer Sprache nicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſein. Haben doch die Engländer ſchon eine gelungne poetiſche Nachbildung von einem dramatiſchen Meiſterwerke: ſollte dieß um die Verdienſte der Ausländer ſonſt ſo unbekümmerte Volk wärmere Freunde unſrer großen Dichter aufzuweiſen haben, als wir der ſeinigen? Denn herzliche Liebe zur Sache iſt freilich ein ſo weſentliches Erforderniß bei einer ſolchen Arbeit, daß ohne ſie alle übrigen Geſchicklichkeiten nichts helfen können. Auch möchten die ſechs und dreißig Stücke Shakſpeares eine zu lange

Bahn für einen Einzigen ſein, um ſie auf dieſe Art zu durchlaufen: vor der Hand wäre es genug, wenn mit einzelnen Stücken der Verſuch gemacht würde.

Ich wage zu behaupten, daß eine ſolche Ueberſetzung in gewiſſem Sinne noch treuer als die treueſte proſaiſche ſein könnte. Denn nicht gerechnet, daß dieſe eine entſchiedne Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche ſich über das Ganze verbreitet, ſo ſtellt ſich dabei ſehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck ſchwächen, oder ſich in Proſa erlauben zu müßen was nur der Poeſie, und auch ihr kaum anſteht. Ferner würde es erlaubt ſein, ſich dem Dichter in ſeiner Gedrungenheit, ſeinen Auslaßungen, ſeinen kühnen und nachdrücklichen Wendungen und Stellungen weit näher anzuſchmiegen. Hart möchte die Treue des Ueberſetzers zuweilen ſein, und er müßte ſich den freieſten Gebrauch unſrer Sprache in ihrem ganzen Umfange (eine alte Gerechtſame der Dichter, was auch Grammatiker einwenden mögen) nicht verwerfen laßen; aber nie dürfte ſie ſchwerfällig werden. Er überhüpfe lieber eine widerſpenſtige Kleinigkeit, als daß er in Umſchreibungen verfallen ſollte. In der Kürze wetteifre er mit ſeinem Meiſter, obgleich die engliſche Sprache wegen ihrer Einſilbigkeit, welche ſonſt der Schönheit des Versbaues nicht ſehr günſtig iſt, hierin Vieles voraus hat, und ruhe nicht eher, als bis er ſich überzeugt, er habe darin alles im Deutſchen Thunliche geleiſtet. Nicht immer wird er Vers um Vers geben können, aber doch meiſtentheils, und den Raum, den er an einer Stelle einbüßt, muß er an einer andern wieder zu gewinnen ſuchen. Dieß iſt ſehr wichtig, denn geht er in einem Verſe über das Maß hinaus, ſo muß er es auch in den folgenden, bis er ſich wieder in gleichen Schritt geſetzt hat. Dadurch werden dann Sätze, welche im engliſchen eine Zeile mit ſchöner Rundung umſchließt, in zwei aus einander geriſſen, und die bedeutenden Schlüße der Verſe, worauf bei ihrem harmoniſchen Falle ſo viel beruht, verändert. Es beweiſt die große Uebereinſtimmung der beiden Sprachen, daß manche Zeilen Shakſpeares, wenn man ſie wörtlich und mit beibehaltner Ordnung überträgt, ſich wie von ſelbſt in daſſelbe Maß fügen; hingegen ſtehe ich dem Ueberſetzer nicht dafür, daß bei manchen andern auch die vielfältigſten Verſuche nur ein halbes Gelingen zu Wege bringen möchten. Er hüte ſich vor einer zu ſteifen Regelmäßigkeit in ſeinen reimloſen Jamben: aber zu ſchön können ſie ſchwerlich ſein. Es iſt in unſrer Sprache nicht ſo leicht, als man ſich gewöhnlich einbildet, dieſem Silbenmaße alle Vollkommenheit, deren es empfänglich iſt, zu geben, wie ſchon daraus erhellet, daß wir ſo wenig Vortreffliches darin beſitzen. In den gereimten Verſen wird man ſich mit einer weniger wörtlichen Treue begnügen müßen: ihr eigenthümliches Kolorit iſt die Hauptſache, und dieſes kann nur durch Beibehaltung des Reimes übertragen werden. Vielleicht wird es hier oft unvermeidlich ſein, wenn man nicht zu viel weglaßen oder gar ein Paar Verſe in zwei ausdehnen will, ſtatt des fünffüßigen den ſechsfüßigen Jamben zu gebrauchen, wodurch Sentenzen und Schilderungen weniger verlieren, als die eigentlich dialogiſchen Stellen.

Uebrigens wäre alles ſorgfältig zu entfernen, was daran erinnern könnte, daß man eine Kopie vor ſich hat. Die Wortſpiele, welche ſich nicht übertragen, oder durch ähnliche erſetzen laßen, müßten zwar wegbleiben, aber ſo, daß keine Lücke ſichtbar würde. Eben ſo hätte es der Ueberſetzer mit durchaus fremden und ohne Kommentar unverſtändlichen Anſpielungen zu halten. Von bloß zufälligen Dunkelheiten dürfte er den Text befreien; aber wo der Ausdruck ſeinem Weſen nach verworren iſt, da könnte auch dem deutſchen Leſer die Mühe des Nachſinnens nicht erſpart werden. Schon Wieland hat treffend dargethan, warum man Shakſpeare nirgends und in keinem Stücke muß verſchönern wollen. Ein ganz leichter Anſtrich des Alten in Wörtern und Redensarten würde keinen Schaden thun. Nicht alles Alte iſt veraltet, und Luthers Kernſprache iſt noch jetzt deutſcher, als manche neumodige Zierlichkeit. Obgleich Shakſpeares Sprache in dem Zeitalter, worin er ſchrieb, neu und gebräuchlich war, ſo trägt ſie doch das Gepräge der damaligen noch einfältigeren Sitten, und in der Sprache unſrer biedern Vorältern drücken ſich dergleichen ebenfalls aus. Solche Wörter und Redensarten, welche unſre heutige Verfeinerung bloß zu ihrem Behufe erſonnen, wären wenigſtens ſorgfältig zu vermeiden. Die dramatiſche Wahrheit müßte überall das erſte Augenmerk ſein: im Nothfall wäre es beßer, ihr etwas von dem poetiſchen Werth aufzuopfern, als umgekehrt.

Dieſe Forderungen ließen ſich leicht noch mit vielen andern vermehren; allein ich möchte einem Verehrer Shakſpeares, der, wie ich weiß, es mit einigen Stücken verſucht hat, ſeinen ſehr willkommenen Dienſt thun, indem ich durch den aufgeſtellten Begriff einer Vollendung, die vielleicht gar nicht erreicht werden kann, ſeine Arbeit ſchon im Voraus unter ihren wahren Werth herabſetze. Er liebt indeſſen den göttlichen Dichter ſo ſehr, daß er ſich freuen wird, wenn mein Eifer ihm Nebenbuhler bei dieſer Unternehmung erweckt, die durch ein glücklicheres Gelingen ſeine Bemühungen verdunkeln.

Zuſatz zum neuen Abdruck. 1827.

Die obigen Bemerkungen ſind aus einem Aufſatze in Schillers Horen, ‘Etwas über William Shakſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters’, ausgehoben, worin ich, jedoch ohne Nennung meines noch unbekannten Namens, mein Vorhaben, den Shakſpeare zu überſetzen, auf einem Umwege ankündigte. Das Bedürfniß einer Ueberſetzung, worin die dichteriſchen Formen des Originals beibehalten wären, ſchien damals noch nicht ſonderlich gefühlt zu werden. Shakſpeare war ſchon vor langen Jahren, zuerſt von Wieland, dann genauer und vollſtändiger von Eſchenburg, in Proſa übertragen; in dieſer Geſtalt hatte man ihn, freilich außerdem noch mannichfaltig verſtümmelt und verunſtaltet, auf die Bühne gebracht: und ſelbſt in einer ſo unvollkommenen Erſcheinung hatte der hohe Genius ſeine Zaubergewalt bewährt. Auch Bürger blieb in ſeiner Bearbeitung des Macbeth, die Hexengeſänge ausgenommen, bei der Proſa; und noch kurz vor Abfaſſung meines Aufſatzes gab Goethe im Wilhelm Meiſter nicht die leiſeſte Andeutung, als ob man wünſchen könne, in Deutſchland etwas anders als einen proſaiſchen Hamlet aufgeführt zu ſehen. Dieſes war um ſo weniger zu verwundern, da durch Lehre und Ausübung der verſificierte Dialog damals beinahe ganz von unſerer Bühne verbannt zu ſein ſchien.

Leſſings Vorurtheil gegen den Gebrauch des Silbenmaßes im Schauſpiel, — man kann es nicht anders als ein Vorurtheil nennen, und zwar ein ganz perſönliches Vorurtheil: denn ſeine Gründe galten nur das fehlerhafte Beiſpiel der franzöſiſchen Tragödie; durch die allgemeine Verwerfung rächte er ſich gewiſſermaßen für die Pein, welche ſeine mißglückten Anfänge von Trauerſpielen in Alexandrinern ihm verurſacht hatten; — Leſſings Vorurtheil alſo hatte in Deutſchland nur allzu tiefe Wurzeln geſchlagen. Sogar ſo unabhängige und zu freier Meiſterſchaft beſtimmte Geiſter, wie Goethe und Schiller, konnten ſich bei dem Eintritt in ihre Laufbahn dem Einfluße des Zeitgeſchmacks nicht entziehen. Von ihnen gieng dieß auf die Schriftſteller vom zweiten Range über, und ſo weiter auf die beliebten Verfertiger von Schauſpielen für den täglichen Verbrauch. Es kam dahin, daß bei dem Entwurfe eines dramatiſchen Werkes, zu welcher Gattung es auch gehören mochte, der proſaiſche Dialog ſchon ohne weiteres vorausgeſetzt, und deſſen Zulänglichkeit für Alles gar nicht mehr in Frage geſtellt ward. Freilich hatte, wie es zu gehen pflegt, die Form, oder vielmehr in dieſem Falle die Abweſenheit jeder metriſchen Form auf den Ton der Darſtellung zurückgewirkt: Alles wurde möglichſt in die Nähe der gewöhnlichen Wirklichkeit, der einheimiſchen und der heutigen Sitte herangerückt. Sogar da, wo die geſchichtliche Beſchaffenheit des Gegenſtandes dieß nicht ganz geſtattete, wurde dennoch die Proſa beibehalten: in Klopſtocks Bardieten, die Bardengeſänge ausgenommen; im Götz von Berlichingen; in Gerſtenbergs Ugolino und Minona; im Julius von Tarent; im Fauſt vom Maler Müller; in der Medea von Klinger; in Otto von Wittelsbach und ſo vielen andern Ritterſchauſpielen. Der Urheber der falſchen Theorie hatte ſelbſt im Nathan, jedoch nur ganz leiſe, wieder eingelenkt. Bei Goethe eilte das Gefühl des künſtleriſchen Bedürfniſſes dem deutlich gefaßten Vorhaben voran: in die leidenſchaftlichen Scenen des Egmont haben ſich die Jamben eingedrängt, ſind aber auf dem halben Wege zur regelmäßigen Verſifikation ſtehen geblieben. Man verſichert, die Iphigenia ſei zuerſt auch in Proſa abgefaßt geweſen, und erſt beträchtlich ſpäter in Verſe gebracht. Dieſelbe Umgeſtaltung (daneben allerdings eine noch weſentlichere) nahm der Dichter mit Erwin und Claudine vor. Allein Goethes reimloſe Jamben, beſonders in der Iphigenia und im Taſſo, können bei der vollendeten Zierlichkeit des Ausdrucks und dem gefälligſten Wohllaut dennoch nicht für Muſter von dem dramatiſchen Gebrauche dieſer Versart gelten. Sie ſind nicht dialogiſch genug; es fehlt darin, was man in der Malerei heurté nennt; die Perioden ſchlingen ſich in harmoniſchem Wellengange durch zu viele Zeilen fort. Der Gebrauch des Reimes im Fauſt hingegen, wo er bald kurze Verspaare in hans-ſachſiſcher Weiſe bindet, bald Jamben von verſchiedener Länge bis zum Alexandriner, mannichfaltig alternierend, begränzt, iſt Goethes eigner, einzig glücklicher Gedanke, mit einer Meiſterſchaft durchgeführt, die mich in ein immer neues Erſtaunen ſetzt. Die Reime werden gar leicht zu Gemeinplätzen; hier, ſie mögen nun im idealiſchen Gebiet der Sprache daheim ſein oder in's Barocke übergehen, ſind ſie immer neu, bedeutſam und gleichſam die Lichtpunkte der Darſtellung. Auch in der Verſifikation des Fauſt iſt alles unmittelbar und augenblicklich, alles iſt Leben, Charakter, Seele, Geiſt und Zauberei.

Schiller hatte ſich bei ſeinem Don Carlos zuerſt wieder zu einer Art von Versbau bequemt. Aber ſeine Erklärung über die Gründe, die ihn dazu bewogen, war eben ſo unbefriedigend, als die Jamben ſelbſt, beſonders in den Schlußfällen und Cäſuren, nachläßig und locker hingeworfen, oder vielmehr aus einander geſchwemmt ſind.

Die Gewohnheiten der Dichter wirkten wie natürlich auf die Schauſpieler. Eckhof ſcheint die Recitation der tragiſchen Alexandriner in großer Vollkommenheit beſeßen zu haben: bei der verwandelten Verfaßung des Theaters ſtarb dieſe Kunſt mit ihm aus. Die ausgezeichneten Schauſpieler des nächſten Zeitraumes, Schröder, Brockmann, dann Fleck und Iffland, fanden die Proſa ſchon im ausſchließlichen Beſitz der Bühne, und waren daher nie veranlaßt, ihrem Gedächtniſſe und ihrer Stimme irgend eine auf den Vortrag von Verſen abzweckende Uebung zuzumuthen. Engel pflanzte Leſſings Lehre fort, er trieb ſie in ſeiner Mimik, wo möglich, noch weiter *); er ſanktionierte ſie für die Schauſpieler, und Engeln war geraume Zeit die Leitung des berliniſchen Theaters anvertraut. Nur ein Mann von ſo großem Anſehen, und der die theatraliſche Wirkung ſo ganz in ſeiner Gewalt hatte, wie Schiller, konnte die Wiedereinführung der Verſe durchſetzen. Von jedem Andern hätten damals die Direktionen verſificierte und vollends theilweiſe in Reimen abgefaßte Stücke, als eben deswegen unbrauchbar, zurückgeſchoben. Doch mußten ihm noch die Vorübungen auf dem weimariſchen Theater unter Goethes Leitung zu Hülfe kommen. Anderswo geberdeten die Schauſpieler ſich ſehr wunderlich dabei: ungefähr wie jemand, dem zum erſten Mal eine Ananas dargeboten wird, und der die unbekannte Frucht mit der ſtachlichten Krone voran zum Munde führt. Insbeſondre ſchienen unſre

---

*) Vergl. d. Vorl. über dram. Kunſt u. Litt. 3. Ausg. Bd. II. S. 411.

jungen Helden und erſten Liebhaber überzeugt geweſen zu ſein, es ſei die Hauptſache bei der Schauſpielkunſt, ſich mit einer ſtattlichen Figur auf den Brettern zu ſpreizen; man müße mit ſeiner Perſon bezahlen; die Worte der Rolle ſeien dabei nur ein nothwendiges Uebel, womit man ſich ſo wohlfeil abfinden dürfe, wie möglich. Sie wußten durchaus keine Vermittelung zwiſchen dem belebten freien Ausdruck und einer erhöhten Recitation zu treffen, und ſuchten alſo das verhaßte Silbenmaß ganz zu vernichten. Man fand es ſehr unbequem, genauer auswendig lernen zu müßen, als es bei der bisherigen platten Proſa nöthig geweſen war. Die Rollen wurden wie Proſa ausgeſchrieben, damit nur der rohe Naturalismus des Vortrags ja nicht geſtört würde. Iffland, ein ſo vortrefflicher Schauſpieler im charakteriſtiſchen Fache, hat niemals die erſten Elemente des Versbaues begriffen. Vergeblich hätte man ſich bemüht, ihm in's Klare zu ſetzen, daß die Umſtellung einiger Wörter, irgend ein beweglich eingeſchobenes ‘o Himmel!’ oder dergleichen, die Ordnung der Verſe zerſtöre. Nur eine eben ſo genialiſche als beſonnene Künſtlerin, Friederike Unzelmann, nachherige Bethmann, kam der Neuerung mit Eifer entgegen: ſie ſah darin eine Gelegenheit, ihre Talente von einer neuen Seite zu zeigen; und ohne eines methodiſchen Unterrichtes zu bedürfen, bloß vermöge ihres zarten Sinnes für Wohllaut und Ebenmaß, wurde ſie auch in der Recitation der Verſe Meiſterin.

Da ſeit dreißig Jahren ſo viel verſificierte Schauſpiele, nicht nur in reimfreien Jamben, ſondern auch in mannichfaltigen Reimformen, auf die deutſche Bühne gebracht worden ſind, ſo hat ohne Zweifel durch Uebung und Erfahrung auch die Schauſpielerkunſt von dieſer Seite gewonnen. Doch artet immer noch zuweilen die Deklamation in ein Gepolter aus; und es wird nicht unnütz ſein, die Erinnerung Shakſpeares zu wiederholen, daß ſelbſt im Wirbelwinde der Leidenſchaft eine gewiſſe Mäßigung und Geſchmeidigkeit beibehalten werden müße. Die Verſifikation iſt unläugbar ein akuſtiſches Hülfsmittel. Von Meiſterwerken der dramatiſchen Kunſt darf keine Silbe verloren gehen. Dieß kann ohne übermäßige Anſtrengung der Stimme geleiſtet werden, durch reine Artikulation, richtige Betonung und die Beobachtung der gehörigen Pauſen. Wenn unſre Schauſpieler ſich dieſe Kunſt erſt ganz zu eigen gemacht haben, dann werden wohl auch die häufigen Klagen über die fehlerhafte akuſtiſche Beſchaffenheit der Theater wegfallen. Bei der Neigung unſrer Sprache zur Härte kann Biegſamkeit der Stimme und Gelindigkeit der Ausſprache nicht genug empfohlen werden. Unſre Schauſpielerinnen beſitzen dieſe Eigenſchaften häufiger, als unſre Schauſpieler. Weibliche Hauptrollen Shakſpeares, eine Julia, eine Porcia im Kaufmann von Venedig, habe ich ſchon ſo vollkommen darſtellen ſehen, auch von Seiten der Recitation, als ich es in jener Zeit, wo ich den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, ſchwerlich erwarten durfte.

Dieſer Blick auf die Zeitumſtände und auf die Geſchichte unſers Theaters wird die Leſer des vorſtehenden Aufſatzes, der zwölf Jahre vor der Herausgabe meiner Vorleſungen über dramatiſche Kunſt geſchrieben ward, in den rechten Geſichtspunkt ſtellen. Jetzt habe ich freilich wenig Widerſpruch zu befürchten; damals aber ſtanden ſehr angeſehene Autoritäten mir entgegen. Die Theorie des proſaiſchen Dialogs zu widerlegen, kann immer noch nicht überflüßig ſcheinen: denn wie ſie von Diderot, Leſſing und Engel gelehrt, von vielen ausgezeichneten Köpfen angenommen worden, ſo könnte ſie auch einmal wieder aufkommen. Das beſte Vorkehrungsmittel dagegen iſt die deutliche Einſicht, warum und wie das Drama verſificiert werden ſoll.

Wenn aber die Anſicht der dramatiſchen Darſtellung und die Verfaßung des Theaters in Deutſchland ſeit dreißig Jahren ſo beträchtlich verändert iſt, ſo hat gewiß die Bekanntſchaft mit den Werken Shakſpeares in ihrer ächten Geſtalt dazu beigetragen. Jetzt dürfte es an der Zeit ſein, den Gebrauch der Proſa, wenigſtens theilweiſe, wieder zu empfehlen. Shakſpeare hat durch die Einmiſchung proſaiſcher und eigentlich mimiſcher Scenen den dichteriſchen Theil ſeiner Schauſpiele vortrefflich zu heben gewußt; das Beiſpiel des großen Meiſters ſollte auch von dieſer Seite für uns nicht verloren ſein.

Ueber Shakſpeares Romeo und Julia. 1797.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß Shakſpeare die dieſem Schauſpiel zu Grunde liegende Geſchichte ſogar in kleinen Beſonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade ſo genommen, wie er ſie vorfand. Auch mir ſcheint dieſer Umſtand merkwürdig, aber in einer andern Hinſicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Anſprüche zu machen, die ganze Macht ſeines Genius auf die Geſtaltung wandte, ſetzte ohne Zweifel das Weſen ſeines Geſchäftes einzig in dieſe, ſonſt hätte er fürchten müßen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienſt abſprechen. Er hatte alſo feinere, geiſtigere Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, als man gewöhnlich ihm zuzuſchreiben geneigt iſt. Aber auch von der Bildung der Zuſchauer, für die Shakſpeare eine ſo allgemein bekannte und populäre Erzählung (denn dieß war ſie damals) dramatiſch bearbeitete, erweckt es eine günſtige Vorſtellung, daß ſie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das Wie als das Was ankam. Vielleicht ließe es ſich aus mancherlei Andeutungen wahrſcheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter, trotz ihrer Unwißenheit und einer gewiſſen Rauhheit der Sitten, mehr *) dichteriſchen Sinn und einen freieren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauſpielen iſt Shakſpeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer ſchlechten Ueberſetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben ſo gewißenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig erſonnen zu haben ſcheint, iſt man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder ſie können auch verloren gegangen ſein. Ueber dieſen Punkt haben hauptſächlich die neueſten Herausgeber, Steevens und Malone, ſo viele vorher vernachläßigte Entdeckungen gemacht, daß ſich noch manche erwarten laßen, wenn mit ihrem forſchenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geſchichte Romeos und Juliens war aus des Luigi da Porta urſprünglicher Erzählung **) von

---

*) poetiſchen 1797.

**) Dieß iſt ſie nämlich, in ſo fern ihr keine wahre Geſchichte zum Grunde liegt. Gerolamo della Corte trägt ſie umſtändlich als eine ſolche in ſeinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmal der beiden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab) häufig geſehen zu haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-Dichter eine ſo wunderbare Begebenheit von dem Geſchichtſchreiber werden entlehnt haben, weil der entgegengeſetzte Fall bei dieſem gar zu wenig Urtheil verrathen würde. Dennoch ſcheint es hier wirklich ſo gegangen zu ſein; denn Gerolamo della Corte, dem der gelehrte Maffei überhaupt nicht das beſte Lob ertheilt, hat die Geſchichte von Verona bis auf das Jahr 1560 geführt; die Novelle von Luigi da Porta iſt dagegen ſchon früh in der erſten Hälfte des ſechszehnten

Bandello, Boiſteau und Belleforeſt in ihre Novellenſammlungen aufgenommen worden. Auch hatte man vor Shak-

---

Jahrhunderts erſchienen, und ein älteres hiſtoriſches Zeugniß wird ſich ſchwerlich finden. Es fehlt an Quellen für die veroneſiſche Geſchichte, beſonders in dem Zeitraume, wo das Haus della Scala herrſchte. Muratori klagt (Script. rer. Italic. Vol. VIII.), daß er nichts als eine kurze Chronik von Pariſius de Cereta habe auftreiben können. In der Fortſetzung dieſer Chronik durch einen Ungenannten wird nicht nur von der Geſchichte Romeos und Juliens (dieß wäre bei der großen Kürze des Berichtes nicht zu verwundern) ſondern auch von den Streitigkeiten der Montecchi und Cappelletti nichts erwähnt. Was aber die hiſtoriſche Authenticität noch weit verdächtiger macht, iſt ein negatives Zeugniß des Dante. Bartolomeo regierte vom Jahr 1301 bis 1304; Dante kam entweder in dem letztgenannten Jahre oder nach andern Angaben im Jahr 1308 nach Verona, und lebte daſelbſt beträchtliche Zeit, von Alboino, beſonders aber von Cangrande, den Brüdern und Nachfolgern des Bartolomeo, begünſtigt. Das traurige Schickſal jener Liebenden hätte alſo noch in ſehr friſchem Andenken ſein müßen, und wäre gewiß, wie die Geſchichte der Franceſca, von ihm auf eine oder die andre Art in ſein Gedicht eingeflochten werden, wenn es hiſtgriſchen Grund hätte. Dante kennt auch die beiden Geſchlechter, aber er nennt ſie gemeinſchaftlich als Freunde, wenigſtens beide als ghibelliniſch geſinnt, in ſeiner Ermahnung an Kaiſer Albrecht, ſich Italiens anzunehmen. Purg. C. VI.

Vieni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, uom senza cura;
Color gia tristi, e costor con sospetti.

Die Filippeſchi und Monaldi zagen,
Sorgloſer! komm und ſieh, ſchon unterdrückt,
Die Cappelletti und Montecchi klagen.

(Die Namen der Familien ſind in der veränderten engliſchen Schreibung, Capulet und Montague, unverkennbar. So viel ich weiß, iſt dieſe Stelle von niemanden bemerkt, noch gegen die angebliche Feindſchaft, und ſomit gegen die Aechtheit der Geſchichte angeführt werden. 1828.)

ſpeares Zeit verſchiedene Uebertragungen ins Engliſche. Die welche er, wie nunmehr ausgemacht iſt, wo nicht ausſchließend, vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contayning in it a rare Example of true Constancie etc., und iſt in Verſen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone ſie hinter dem Romeo von Neuem abdrucken laßen, ſo daß nun jeder die Vergleichung anſtellen kann. Shakſpeare hat ſie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts Gedehnteres, Langweiligeres als dieſe gereimte Hiſtorie, welche *)

Sein Geiſt, ſo wie der reiche Stein der Weiſen,
In Schönheit umſchuf und in Würdigkeit.

Nur die Freude, dieſe wundervolle Umwandlung deutlicher einzuſehen, kann die Mühſeligkeit vergüten, mehr als dreitauſend ſechs- und ſiebenfüßige Jamben durchzuleſen, die in Anſehung alles deſſen, was uns in dem Schauſpiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt ſind. Mit der trockenſten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schickſale der beiden Liebenden das Herz und die Phantaſie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, ſchwerfälligen Anmaßungen **) einer anſchaulich ſchildernden und redneriſchen Erzählung die Theilnahme gänzlich erſtickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieſer geſtaltloſen Maſſe Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält ſich das Gegebene und das, was Shakſpeare daraus gemacht, wie ungefähre Beſchreibung einer Sache zu der Sache ſelbſt. So iſt aus folgender Angabe:

---

*) 1797. 1801. ſteht ſtatt der folg. Ueberſetzung:

His genius, like richest alchymy,
Has chang'd to beauty and to worthiness.

**) einer darſtellenden Ausbildung die Th. 1797. 1801.

A courtier, that eche where was highly had in price,
For he was courteous of his speche and pleasant of devise,
Even as a lyon would emong the lambes be bolde,
Such was emong the bashfull maydes Mercutio to beholde;

und dem Zuſatze, daß beſagter Mercutio von Kindesbeinen an beſtändig kalte Hände gehabt, eine glänzende, mit Witz verſchwenderiſch ausgeſtattete Rolle geworden. Man muß ſtrenge auf dem Begriffe der Schöpfung aus Nichts beſtehn, um dieß nicht für eine wahre Schöpfung gelten zu laßen. Einer Menge feinerer Abweichungen nicht zu gedenken, finden wir auch einige bedeutende Vorfälle von der Erfindung des Dichters, z. B. das Zuſammentreffen und den Zweikampf *) der beiden Nebenbuhler Paris und Romeo an Juliens Grabe. Geſetzt aber auch, alle Umſtände, bis auf die Klötze, die Capulets Bedienter zur Bereitung des Hochzeitmahles herbeiſchleppt, wären ihm fertig geliefert, und ihre Beibehaltung vorgeſchrieben worden, ſo würde es deſto bewundernswürdiger ſein, daß er mit gebundenen Händen, Buchſtaben in Geiſt, eine handwerksmäßige Pfuſcherei in ein dichteriſches Meiſterwerk umzuzaubern gewußt.

Shakſpeares gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandenes läßt ſich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meinung erklären, als ob dieß Pflicht ſei, noch weniger aus einem bloßen Bedürfniſſe; denn zuweilen hat er dreiſt genug durch einander geworfen, was ihm in der urſprünglichen Beſchaffenheit untauglich ſchien, und ſeine Erfindſamkeit, beſonders in komiſchen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm ſein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erſchweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung

---

*) des Paris u. R. 1797. 1801.

bloß nach Willkür durchſchweifte? Bedurfte er vielleicht einer äußern Umgränzung, um ſich der Freiheit ſeines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geiſtigern Entwurf, worin ſich ſeine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zuſammenhängenden Theile durch die Behandlung erſt innere Einheit gewannen? Und dieſe Einheit, wo ſie ſich mit ſcheinbaren Widerſprüchen beiſammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geiſt hervor, dem wir immer neue Geheimniſſe ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke, als auf den Romeo. Dieſer iſt voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es ſind keine Räthſel darin zu entziffern. Daß Shakſpeare ſowohl durch die beſtimmte und leicht überſehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme, ſondern auch die Neugier ſpannende Verflechtung, den bloß techniſchen Forderungen an den Mechaniſmus des Dramas hier mehr Genüge geleiſtet hat, als er meiſtens pflegt, iſt ein fremdes und zufälliges Verdienſt: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht dieſe Beſchaffenheit, was ſie ihm zur dramatiſchen Bearbeitung empfahl. Das Zuſammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört ſchon weniger zu den Aeußerlichkeiten: ſie folgt dem reißenden Strome der Leidenſchaften. Das Schauſpiel endigt mit dem Morgen des ſechsten Tages, da ſich in der Erzählung Alles in langen Zwiſchenräumen hinſchleppt. Doch ſollten wir Shakſpearen wohl ſo genau nicht nachrechnen, der dieſe Dinge mit einer heroiſchen Nachläßigkeit treibt, und unter andern die Gräfin

Capulet, die im erſten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreißig Jahren iſt, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindſchaft der beiden Familien iſt der Angel, um welchen ſich Alles dreht: ſehr richtig hebt alſo die Expoſition mit ihr an. Der Zuſchauer muß ihre Ausbrüche ſelbſt geſehen haben, um zu wißen, welch unüberſteigliches Hinderniß ſie für die Vereinigung der Liebenden iſt. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe, aber kräftige Repräſentanten: es zeigt, wie weit ſie geht, daß ſelbſt dieſe albernen Geſellen einander nicht begegnen können, ohne ſogleich in Händel zu gerathen. Romeos Liebe zu Roſalinden macht die andre Hälfte der Expoſition aus. Sie iſt Vielen ein Anſtoß geweſen, auch Garrick hat ſie in ſeiner Umarbeitung weggeſchafft. Ich möchte ſie mir nicht nehmen laßen: ſie iſt gleichſam die Ouvertüre zu der muſikaliſchen Folge von Momenten, die ſich alle aus dem erſten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatiſcher Hinſicht, aber lyriſch genommen (und ſein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeiſterung, die es athmet), unvollſtändig ſein, wenn es die Entſtehung ſeiner Leidenſchaft für ſie nicht in ſich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung ſehn? Wie wird ſeine erſte Erſcheinung dadurch gehoben, daß er, ſchon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit geſondert, auf dem geweiheten Boden der Phantaſie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß ſeiner Eltern, ſein unruhiges Schmachten, ſeine verſchloßene Schwermuth, ſein ſchwärmeriſcher Hang zur Einſamkeit, Alles an ihm verkündigt den Günſtling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend iſt wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo ſchwüler Duft die ſchönſten, üppigſten Blüthen umlagert. Wird ſein ſchneller Wankelmuth die Theilnahme von ihm abwenden? Oder ſchließen wir vielmehr von der augenblicklichen Beſiegung des erſten Hanges, der ſchon ſo mächtig ſchien, auf die Allgewalt des neuen Eindrucks? Romeo gehört wenigſtens nicht zu den Flatterhaften, deren Leidenſchaft ſich nur an Hoffnungen erhitzt, und doch in der Befriedigung erkaltet. Ohne Ausſicht auf Erwiederung hingegeben, flieht er die Gelegenheit, ſein Herz auf andre Gegenſtände zu lenken, die ihm Benvolio zu ſuchen anräth; und ohne ein Verhängniß, das ihn mit widerſtrebenden Ahndungen auf den Ball in Capulets Hauſe führt, hätte er noch lange um Roſalinden ſeufzen können. Er ſieht Julien: das Looß ſeines Lebens iſt entſchieden. Jenes war nur willig gehegte Täuſchung, ein Geſicht der Zukunft, der Traum eines ſehnſuchtsvollen Gemüths. Die zartere Innigkeit, der heiligere Ernſt ſeiner zweiten Leidenſchaft, die doch eigentlich ſeine erſte iſt, wird unverkennbar bezeichnet. Dort ſtaunt er über die Widerſprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid ihm noch nicht natürlich ſitzt; hier iſt ſie mit ſeinem Weſen zu ſehr eins geworden, als daß er ſich noch von ihr unterſcheiden könnte. Dort ſchildert er ſeine hoffnungsloſe Pein in ſinnreichen Gegenſätzen; hier bringt ihn die Furcht vor der Trennung zur wildeſten Verzweiflung, ja faſt zum Wahnſinne. Seine Liebe zu Julien ſchwärmt nicht müßig, ſie handelt aus ihm mit dem entſchloßenſten Nachdrucke. Daß er ſein Leben wagt, um ſie in der Nacht nach dem Balle im Garten zu ſprechen, iſt ein Geringes; der Schwierigkeiten, die ſich ſeiner Verbindung mit ihr entgegenſetzen, wird nicht gedacht; wenn ſie nur ſein iſt, bietet er allen Leiden Trotz.

Julia durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe ſie den

Romeo ſah: es iſt das erſte Entfalten der jungfräulichen Knoſpe. Ihre Wahl iſt ebenfalls augenblicklich:

Amor' al cor gentil ratto s'apprende;
*) Die Liebe zündet ſchnell in edlen Herzen;

aber ſie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, ſie für nichts weiter, als ein unbeſonnenes Mädchen, zu halten, die im Gedränge unbeſtimmter Regungen, deren ſie ſich zum erſtenmale bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Man glaubt mit den beiden Liebenden, daß hier keine Verblendung ſtattfinden kann, daß ihr guter Geiſt ſie einander zuführt. In Juliens Hingebung iſt noch eine göttliche Freiheit ſichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß ſie ſo leicht gewonnen wird: ſie iſt ſo jung und ungekünſtelt, ſie weiß von keiner andern Unſchuld, als ohne Falſch dem Rufe ihres innerſten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückſcheuchen, noch die **) feinſten Forderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit ſich ſelbſt: ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen, ſondern nur laut, was das ſittliche Weſen denken darf. Ohne Rückhalt geſteht ſie ſich die ungeduldige Erwartung, womit ſie am nächſten Abend ihrem Geliebten entgegenſieht; denn ſie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite ſtehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwiſchen ſchüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Phantaſie ergießt ſie ſich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht ſie an, ſowohl ***) dieſen Regungen, als der verſtohlnen Vermählung ihren Schleier zu gönnen.

Der früheſte Wunſch der Liebe iſt, zu gefallen; er be-

---

*) 1797. 1801. haben die Ueberſ. nicht. **) feinen 1797. 1801. ***) dieſen als 1797. 1801.

ſeelt auch die erſte Annäherung Romeos und Juliens beim Tanze. Es iſt unendliche Anmuth über ihre Reden hingehaucht, wie ſie nur aus dem reinſten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß Romeo die Kühnheit ſeiner Bitten unter Bildern der ſchüchternen Anbetung zu verſchleiern! Ein in der Nähe ſo vieler Zeugen geraubter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beiſpiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakſpeares Zeiten nicht für eine bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freiere Lebensweiſe ſüdlicher Länder, die ihm hier oft vorgeſchwebt hat, ſo daß durch das Ganze hin eine italiäniſche Luft zu wehen ſcheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Geſpräch ſo vorgeſtellt werden, daß Romeo, wie Julie nach dem Tanz ausruht, an der Rücklehne ihres Sitzes ſteht und ſich ſeitwärts zu ihr hinüber neigt. Gröber kann man wohl nicht mißverſtehen, als der Maler, der auf einem Bilde der Shakspeares-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil ſie ihn Pilger nennt, indem ſie die liebliche Tändelei ſeiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantiſchen Schwung, und doch iſt auch hier das Bildlichſte und Phantaſiereichſte immer mit der Einfalt verſchwiſtert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche ſüßen Geheimniſſe verräth uns die Allwißenheit des Dichters! Nur die verſchwiegene Nacht darf Zeugin dieſer rührenden Klagen, dieſer hohen Betheuerungen, dieſer Geſtändniſſe, dieſes Abſchiednehmens und Wiederkommens ſein. Die arme Kleine! Wie ſie eilt, den Bund unauflöslich zu knüpfen! — Auch *) der Schauplatz iſt nichts weniger als gleichgültig.

---

*) die Scene 1797. 1801.

Unter dem heitern Himmel, bei deſſen Anblick Romeo Juliens Augen wohl mit Sternen vergleichen konnte, von den Bäumen umgeben, deren Wipfel der Mond mit Silber ſäumt, ſtehen die Liebenden unter dem näheren Einfluße der Natur, und ſind gleichſam von den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft losgeſprochen. Eben ſo wird in der Abſchiedsſcene durch die Nachtigall, die nachts auf einem Granatbaum ſingt, ein ſüdlicher Frühling herbeigezaubert; und nicht etwan ein Glockenſchlag, ſondern die Stimme der Lerche mahnt ſie an die feindliche Ankunft des Tages.

Eine Lage wie die, worein Julien die Nachricht von dem unglücklichen Zweikampfe und von Romeos Verbannung verſetzt, ließ ſich ſchwerlich ohne alle Härten und Diſſonanzen darſtellen; indeſſen will ich nicht läugnen, daß Shakſpeare ſie weniger geſpart habe, als unumgänglich nöthig war. Johnſons Tadel, den Perſonen dieſes Stücks, wie bedrängt ſie auch ſeien, bleibe in ihrer Noth immer noch ein ſinnreicher Einfall übrig, hat vielleicht bei den Ausbrüchen der Verzweiflung Juliens am erſten einigen Schein. Doch glaube ich, bis auf wenige Zeilen, die ich glücklicher Weiſe in meiner Ueberſetzung auslaßen mußte, weil ſie ganz in Wortſpielen beſtehn, läßt ſich mit richtigen Begriffen von der Wahrheit im Ausdrucke der Empfindungen Alles retten. Ich behalte mir darüber eine allgemeine Bemerkung vor.

Romeos Qual iſt noch zerreißender, weil er mit Unrecht, aber doch natürlicher Weiſe, ſich als ſchuldig anklagen muß. Es entehrt ihn nicht, daß er ſeiner durchaus nicht mehr mächtig iſt. Wer wollte dieß von dem Jünglinge fordern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet und nur die Amme erbauen wird. Doch vergehen darüber einige Minuten, während welcher der Verzweifelnde ſich ſammeln, und dann auf den bündigeren Troſt horchen kann, daß ihm eine Julia zugeſagt wird, was die Philoſophie nicht vermochte. Romeos ſanfte Männlichkeit giebt ſich bei andern Gelegenheiten kund. Auch ohne die Vermittlung der Liebe ſcheint er über den Haß hinweg zu ſein, und an der Feindſchaft der beiden Familien keinen Antheil zu nehmen. Mit Capulets Tochter verbunden, läßt er ſich von Tybalt auf das ſchnödeſte reizen, ohne es zu ahnden. Er beſitzt Muth genug, um hier feig ſcheinen zu wollen, und nur der Tod des edlen Freundes waffnet ſeinen Arm.

Wenn der Dichter uns von dem ſtürmiſchen Schmerze der Liebenden nichts erließ, ſo iſt es dagegen himmliſch zu ſehen, wie ſich deſſen Ungeſtüm am Morgen darauf in den Entzückungen der Liebe beſänftigt hat, wie dieſe bei dem wehmüthigen Abſchiede zugleich vertrauensvoll und Unglück ahndend aus ihnen ſpricht. Nachher iſt Romeo, obſchon in der Verbannung, nicht mehr niedergeſchlagen; die Hoffnung, die blühende, jugendliche Hoffnung hat ſich ſeiner bemeiſtert; faſt fröhlich wartet er auf Nachricht. Ach! es iſt nur ein letzter Lebensblitz, wie er ſelbſt nachher ſolche Aufwallungen nennt. Was er nun von ſeinem Bedienten hört, verwandelt auch wie ein Blitz ſein Inneres: zwei Worte, und er iſt entſchloßen zum Tode in die Erde hinabzuſteigen, die ihn eben noch ſo ſchwebend trug.

Nach dieſer unerſchütterlichen Entſcheidung iſt eine Rückkehr in ſich ſelbſt nicht am unrechten Orte. Die Berathſchlagung, wie er ſich Gift verſchaffen ſoll, und ſeine Bitterkeit gegen die Welt in dem Geſpräche mit dem Apotheker hat etwas vom Tone des Hamlet. Daß Romeo den Paris an Juliens Grabe treffen muß, iſt eine von den vielen Zuſammenſtellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem ganz eignen ſelbſtgeſchaffnen Daſein der Liebenden, wodurch Shakſpeare den unendlichen Abſtand des letzten von jenem anſchaulich macht, und zugleich das Wunderbare der Geſchichte beglaubigt, indem er es mit dem ganz bekannten Laufe der Dinge umgiebt. Der gutgeſinnte Bräutigam, der Julien recht zärtlich geliebt zu haben glaubt, will ein Außerordentliches thun: ſeine Empfindung wagt ſich aus ihrem bürgerlichen Kreiße, wiewohl furchtſam, bis an die Gränze des Romanhaften hin. Und doch, wie anders iſt ſeine Todtenfeier, als die des Geliebten! Wie gelaßen ſtreut er ſeine Blumen! Ich kann daher nicht fragen: war es nöthig, daß dieſe redliche Seele noch hingeopfert wird? daß Romeo zum zweitenmale wieder Blut vergießt? Paris gehört zu den Perſonen, die man im Leben lobpreiſt, aber im Tode nicht unmäßig betrauert; im Augenblicke des Sterbens *) gewinnt er zu allererſt unſre Theilnahme durch die Bitte, in Juliens Grab gelegt zu werden. Romeos Edelmuth bricht auch hier wie ein Strahl aus düſtern Wolken hervor, da er über dem durch Unglück mit ihm Verbrüderten die letzten Segensworte ſpricht.

Wie Juliens ganzes Weſen Liebe, ſo iſt Treue ihre Tugend. Von dem Augenblicke an, da ſie Romeos Gattin wird, iſt ihr Schickſal an das ſeinige gefeßelt; ſie hat den tiefſten Abſcheu gegen alles, was ſie von ihm abwendig machen will, und fürchtet in gleichem Grade die Gefahr entweihet oder ihm entrißen zu werden. Die tyranniſche Heftigkeit ihres Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern iſt ſehr anſtößig; allein es rettet Julien von dem

---

*) intereſſirt er zu allererſt durch 1797. 1801.

Kampfe zwiſchen Liebe und kindlicher Geſinnung, der hier gar nicht an ſeiner Stelle geweſen wäre: denn jene ſoll hier nicht als aus ſittlichen Verhältniſſen abgeleitet, und mit Pflichten im Streit, ſondern in ihrer urſprünglichen Reinheit als das erſte Gebot der Natur vorgeſtellt werden. Nach einer ſolchen Begegnung konnte Julia ihre Eltern nicht *) mehr achten; da ſie gezwungen wird, ſich zu verſtellen, thut ſie es daher mit Feſtigkeit und ohne Gewißenszweifel.

Daß zu ihrem furchtbaren Selbſtgeſpräch, ehe ſie den Trank nimmt, die Anlage in der Erzählung ſchon vorhanden war, gereicht wieder zu Shakſpeares Ruhme. Dieſe oberflächliche Aehnlichkeit des Gemeinſten mit dem Höchſten iſt der Triumph der Kunſt. Mit welcher Ueberlegenheit hat er ein ſolches Wageſtück von Darſtellung beſtanden! Erſt Juliens Schauer, ſich allein zu fühlen, faſt ſchon wie im Grabe: **) das Beſtreben, ſich zu faßen; der ſo natürliche Verdacht, und wie ſie ihn mit einer über alles Arge erhabenen Seele von ſich weiſt, größer als jener Held, der wohl nicht ohne ſeine Zuverſicht zu Schau zu tragen die angeblich vergiftete Arzenei austrank; wie dann die Einbildung in Aufruhr geräth, ſo viele Schrecken das zarte Gehirn des Mädchens verwirren, und ſie den Kelch im Taumel hinunterſtürzt, den gelaßen auszuleeren eine zu männliche Entſchloßenheit bewieſen hätte.

Ihr Erwachen im Grabe und die wenigen Augenblicke nachher ſchließen ſich, eben durch den Gegenſatz, auf das ſchönſte hier an. Der Schlummer, der ihre Lebensgeiſter ſo lange gefeßelt hielt, hat den ***) Aufruhr ihres Blutes ge-

---

*) 1797. 1801. ſehr achten. **) das Ermannen, der ſo nat. 1797. 1801. ***) Tumult.

ſtillt. Sie ſchlägt die Augen auf wie ein Kind, dem die Mutter etwas verſprach und dem davon geträumt hat, mit voller Beſinnung ſich ſelbſt zurechtweiſend über das Grauenvolle um ſie her. Sie läßt ſich nicht hinreißen von der Stätte zu weichen, wo ſie ihren Geliebten todt ſieht, ſie fragt nicht, ſie weiß damit genug.

Wie eine milde ſorgſame Vorſehung, die jedoch nicht mächtig genug iſt, um dem feindſeligen Zufalle vorzubeugen, ſteht vom Anfange an Bruder Lorenzo *) in der Mitte der beiden Liebenden. Kein Heiliger, aber ein Weiſer in der Mönchskutte, ein würdiger, ſanft nachdenkender Alter, faſt erhaben in ſeiner vertrauten Beſchäftigung mit der lebloſen Natur, und äußerſt anziehend durch ſeine eben ſo genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, die mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt iſt. So liebenswürdig er ſich zeigt, laßen uns doch ſeine naivſten Aeußerungen noch eine achtungswürdige Gewalt in ſeinem Weſen fühlen. Er hat einen ſchnellen Kopf, ſich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen; muthig in Anſchlägen und Entſchlüßen, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menſchenfreundlichem Ernſt, und ſetzt ſich ohne Bedenken Gefahren aus, um Gutes zu ſtiften. Wenn er thut, was ſeine jungen Freunde von ihm verlangen, ſo giebt er nicht leidend ihrem Ungeſtüme nach, ſondern ſeiner eignen Ueberzeugung, ſeiner Ehrerbietung vor einer Leidenſchaft wie dieſe, welche ſein Herz erräth, wenn er gleich ihre Herrſchaft nie an ſich ſelbſt erfuhr, oder wenigſtens die geläuterte Atmoſphäre ſeines Daſeins längſt nicht mehr von Stürmen getrübt wird. Er thut an Julien eine Forderung wie an eine Heldin, ermahnt ſie zur Standhaftigkeit in der

---

*) Lorenzo — amante antico e saggio — 1797. 1801.

Liebe wie an eine Tugend, und ſcheint vorher zu wißen, daß er ſich in ihr nicht betrügen wird. Von ſeinem Orden hat er nichts an ſich, als ein wenig Verſtellungskunſt und phyſiſche Furchtſamkeit. Indeſſen muß die letzte wohl auch auf Rechnung des Alters kommen. Sie übermannt und verwirrt ihn ſo, daß er in der unglücklichen Nacht auf dem Kirchhof Julien in dem Grabmale allein läßt, was freilich bei ruhiger Beſonnenheit gar nicht zu entſchuldigen wäre. Doch iſt er gleich darauf in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann, freimüthig und Herr ſeiner ſelbſt. Es iſt ſonderbar, daß dieſem Mönche bei allen Gelegenheiten religiöſe Vorſtellungsarten eben ſo weit aus dem Wege liegen, als ihm ſittliche Betrachtungen geläufig ſind. Wie er den verzweifelnden Romeo zu tröſten ſucht, bietet er ihm

Der Trübſal ſüße Milch, Philoſophie; —

und in der That iſt die vortreffliche Rede, die er kurz darauf an ihn hält, eine Predigt aus der bloßen Vernunft. Ein einziges Mal theilt er Anweiſungen auf den Himmel aus, nämlich wie er den troſtloſen Eltern über Juliens vermeinten Tod zuſpricht; alſo bei einem Anlaße, wo es ihm nicht Ernſt damit iſt. Man ſieht hieraus, mit welchem dumpfen Sinne Johnſon den Dichter muß geleſen haben, da er meint, Shakſpeare habe an Julien ein Beiſpiel der beſtraften Heuchelei aufſtellen wollen, weil ſie ihre Streiche meiſtens unter dem Vorwande der Religion ſpiele. Was für Namen ſoll man einer ſo dickhäutigen Fühlloſigkeit geben?

Mercutio iſt nach dem äußern Bau der Fabel *) eine Nebenperſon. Das Einzige, wodurch er auf eine bedeutende Art in die Handlung eingreift, iſt, daß er durch ſeinen Zwei-

---

*) eine große Nebenp. 1797. 1801.

kampf mit Tybalt den des Romeo herbeiführt (ein Umſtand, den Shakſpeare nicht einmal in der Erzählung vorfand), und dazu bedurfte es keines ſo hervorſtechenden und reichlich begabten Charakters. Aber da es im Geiſte des Ganzen liegt, daß die ſtreitenden Elemente des Lebens, in ihrer höchſten Energie zu einander gemiſcht, ungeſtüm aufbrauſen,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt;

da das Stück, könnte man ſagen, durchhin eine große Antitheſe iſt, wo Liebe und Haß, das Süßeſte und das Herbeſte, Freudenfeſte und düſtre *) Ahndungen, liebkoſende Umarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbſtvernichtung unmittelbar beiſammen ſtehen, ſo wird auch Mercutios fröhlicher Leichtſinn der ſchwermüthigen Schwärmerei des Romeo in einem großen Sinne zugeſellt und entgegengeſetzt. Mercutios Witz iſt nicht die kalte Geburt von Beſtrebungen des Verſtandes, ſondern geht aus der unruhigen Keckheit ſeines Gemüths unwillkürlich hervor. Eben das reiche Maß von Phantaſie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart einen romantiſchen Hang erzeugt, nimmt im Mercutio unter den Einflüßen eines hellen Kopfes eine genialiſche Wendung. In beiden iſt ein Gipfel der Lebensfülle ſichtbar, in beiden erſcheint auch die vorüberrauſchende Flüchtigkeit des Köſtlichſten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauſpiel ein ſo zartes Klagelied iſt. Eben ſo wohl wie Romeo iſt Mercutio zu frühzeitigem Tode beſtimmt. Er geht mit ſeinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geiſt verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein

---

*) Ahnungen 1797. 1801.

Spötter, ein großer *) Bewunderer der Schönen, wie es ſcheint, obgleich ein verſtockter Ketzer in der Liebe, ſo muthig als muthwillig, ſo bereit mit dem Degen als mit der Zunge zu fechten, wird er durch eine tödtliche Wunde nicht aus ſeiner Laune gebracht, und verläßt mit einem Spaße die Welt, in der er ſich über Alles luſtig gemacht hat.

Die Rolle der Amme hat Shakſpeare unſtreitig mit Luſt und Behagen ausgeführt: Alles an ihr hat eine ſprechende Wahrheit. Wie in ihrem Kopfe die Ideen nach willkürlichen Verknüpfungen durch einander gehn, ſo iſt in ihrem Betragen nur der Zuſammenhang der Inkonſequenz, und doch weiß ſie ſich eben ſo viel mit ihrem ſchlauen Verſtande, als mit ihrer Rechtlichkeit. Sie gehört zu den Seelen, in denen nichts feſt haftet, als Vorurtheile, und deren Sittlichkeit immer von dem Wechſel des Augenblicks abhängt. Sie hält eifrig auf ihre Reputation, hat aber dabei ein uneigennütziges Wohlgefallen an Sünden einer gewiſſen Art, und verräth nicht verwerfliche Anlagen zu einer ehrbaren Kupplerin. Es macht ihr eigentlich unendliche Freude, eine Heiratsgeſchichte, das Unterhaltendſte, was ſie im Leben weiß, wie einen verbotenen Liebeshandel zu betreiben. Darum rechnet ſie auch Julien die Beſchwerden der Botſchaft ſo hoch an. Wäre ſie nicht ſo ſehr albern, ſo würde ſie ganz und gar nichts taugen. So aber iſt es doch nur eine ſündhafte Gutmüthigkeit, was ihr den Rath eingiebt, Julia ſolle, um der Bedrängniß zu entgehn, den Romeo verläugnen, und ſich mit Paris vermählen. Daß ihre Treue gegen die Liebenden die Prüfung der Noth nicht beſteht, iſt weſentlich, um Juliens Seelenſtärke vollkommner zu entfalten, da ſie nun

---

*) Freund der S. 1797. 1801.

bei denen, die ſie zunächſt umgeben, nirgends einen Halt mehr findet, und bei der Ausführung des vom Lorenzo ihr angegebenen Entſchlußes ganz ſich ſelbſt überlaßen bleibt. Wenn auf der andern Seite dieſe Abtrünnigkeit aus wahrer Verderbtheit herrührte, ſo ließe ſich nicht begreifen, wie Julia ſie je zu ihrer Vertrauten hätte machen können. Das kauderwelſche Gemiſch von Gutem und Schlechtem im Gemüth der Amme iſt alſo ihrer Beſtimmung völlig gemäß, und man kann nicht ſagen, daß Shakſpeare den bei ihr aufgewandten Schatz von Menſchenkenntniß verſchwendet habe. Allerdings hätte er mit Wenigerem ausreichen können, allein Freigebigkeit iſt überhaupt ſeine Art, Freigebigkeit mit Allem, außer mit dem, was nur bei einem ſparſamen Gebrauche wirken kann. Das Verhältniß ſeiner Kunſt zur Natur erfordert nicht jene ſtrenge Sonderung des Zufälligen vom Nothwendigen, welche ein unterſcheidendes Merkmal der tragiſchen Poeſie der Griechen ausmacht. Das obige gilt auch vom alten Capulet (bei dem die Zugabe von Lächerlichkeit uns zum Theil des ernſteren Unwillens überhebt, den ſein Betragen gegen Julien ſonſt verdient) und von den übrigen komiſchen Nebenrollen Peters, der Bedienten und Muſikanten. Der geſellige, wohlmeinende, redliche Benvolio, der rohe Tybalt, der feine, geſittete Graf Paris, ſind bloß nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit mit wenigen, aber beſtimmten Zügen gezeichnet. Der Prinz iſt grade, wie man ihn ſich wünſchen möchte, ehrenfeſt und ſtattlich. Daß ihn der Augenblick des Bedürfniſſes immer ſo auf den Punkt herbeiruft, iſt eine theatraliſche Freiheit, die nicht nach kleinen Wahrſcheinlichkeiten berechnet werden darf, und den Vortheil gewährt, daß dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft unter dem heftigſten Sturme feindſeliger Leidenſchaften wie die eines

Weſens aus einer höheren Ordnung der Dinge wirkt. Die letzte Erſcheinung des Prinzen wird groß und feierlich, weniger durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, als durch ſeine Stellung, der eben vollendeten tragiſchen Begebenheit und den dabei betroffenen Perſonen gegenüber. Nicht bloß mit dem Anſehen eines irdiſchen Richters, ſondern als Wortführer der Weisheit und Menſchlichkeit, verſammelt er das Leiden, die Schuld und die Theilnahme um ſich her, und redet auf eine dieſes ernſten Berufes würdige Art. Die betrachtende Stille, welche ſein Nachforſchen auf den Sturm der Entſcheidungen folgen läßt, ordnet und bekräftiget den verwirrten Schmerz, und ſein letzter Ausſpruch drückt ihn, gleichſam zur ewigen Grabſchrift der beiden Unglücklichen, mit ehernem Griffel in die Tafel des Gedächtniſſes.

Lorenzos Erzählung hat den Kunſtrichtern Anſtoß gegeben, weil ſie nur das wiederhole, wovon der Zuſchauer ſchon unterrichtet iſt. ‘Es iſt ſehr zu beklagen’, ſagt Johnſon, ‘daß der Dichter den Dialog nicht zugleich mit der Handlung beſchloß.’ Ei ja, ſobald die Kataſtrophe da iſt, das heißt, ſobald die gehörige Anzahl Perſonen zum Tode befördert worden, darf der Vorhang nur ohne weitere Umſtände fallen! — Iſt es ein Wunder, daß man bei ſo groben körperlichen Begriffen von der Vollſtändigkeit einer tragiſchen Handlung nichts von Befriedigungen des Gefühls weiß? Hat uns denn der Mönch ſo gar nicht intereſſiert, daß es uns gleichgültig ſein könnte, ob die Reinheit ſeiner Geſinnungen verkannt wird? Noch mehr: die Ausſöhnung der beiden Familienhäupter über den Leichen ihrer Kinder, der einzige Balſamtropfen für das zerrißne Herz, wird nur durch ihre Verſtändigung über den Hergang der Begebenheit möglich. Das Unglück der Liebenden iſt nun doch nicht gänzlich verloren;

aus dem Haße entſprungen, womit das Stück anhebt, wendet es ſich im Kreißlaufe der Dinge gegen ſeine Quelle, und verſtopft ſie. Aber nicht bloß als nothwendiges Mittel ſind die Ausſagen des Mönches und der beiden Bedienten gerechtfertigt: ſie haben an ſich Werth, indem ſie die zerſtreuten Eindrücke des Geſchehenen auf der traurigen Wahlſtatt in einen einfachen Bericht zuſammenfaßen.

Man hat gefunden, Shakſpeare habe die Gelegenheit zu einer ſehr pathetiſchen Scene verſäumt, indem er Julien nicht vor Romeos Tode, in dem Augenblicke, wie er das Gift genommen, erwachen läßt. Große Erfindung hätte nicht zu dieſer Abänderung gehört, eben ſo wenig als zu dem entgegengeſetzten Auswege, daß Julia erwacht, ehe er noch ſeinen Tod entſchieden hat, und daß Alles glücklich endigt. Indeſſen ſcheint mir Shakſpeare, ſei es aus Treue gegen die Erzählung, welche er zunächſt vor ſich hatte, oder aus überlegter Wahl, das Beßere getroffen zu haben. Es giebt ein Maß der Erſchütterung, über welches hinaus alles Hinzugefügte entweder zur Folter wird, oder von dem ſchon durchdrungenen Gemüthe wirkungslos abgleitet. Bei der grauſamen Wiedervereinigung der Liebenden auf einen Augenblick hätte Romeos Reue über ſeinen vorſchnellen Selbſtmord, Juliens Verzweiflung über die erſt genährte, dann zernichtete Täuſchung, als ſei ſie am Ziele ihrer Wünſche, in Verzerrungen übergehen müßen. Niemand zweifelt wohl, daß Shakſpeare dieſe mit angemeßener Stärke darzuſtellen vermochte; aber hier war alles Mildernde willkommen, damit man aus der Wehmuth, der man ſich willig hingiebt, nicht durch allzu peinliche Mißklänge aufgeſchreckt würde. Warum bürdet man dem ſchon ſo ſchuldigen Zufalle noch mehr auf? Warum ſoll der gequälte Romeo nicht ruhig 'das Joch feindſeliger Geſtirne von dem lebensmüden Leibe ſchütteln?' Er hält ſeine Geliebte im Arm, und labt ſich ſterbend mit einem Wahne ewiger Vermählung. Auch ſie ſucht den Tod im Kuſſe auf ſeinen Lippen. Dieſe letzten Augenblicke müßen ungetheilt der Zärtlichkeit angehören, damit wir den Gedanken recht feſt halten können, daß die Liebe fortlebt, obgleich die Liebenden untergehen.

Garrick hat dieſe Scene nach dem Glauben, je mehr Jammer, je beßer! wirklich umgearbeitet; allein ſeine Ausführung wird eben Niemanden unglücklich machen: ſie iſt äußerſt ſchwach. Auch das Erwachen Juliens hat er ganz verdorben. Sie erinnert ſich nicht an Lorenzos Verheißungen, ſondern glaubt, man wolle ſie mit Gewalt dem Paris vermählen, und erkennt den Romeo nicht, der darüber ausruft: 'Sie iſt noch nicht wieder bei ſich — der Himmel helfe ihr!' — Ja wohl! und behüte ſie vor ungeſchickten Umarbeitern! Nachher, wie der Mönch hereintritt, ſchilt ſie heftig auf ihn, und will ihn gar mit ihrem Dolch erſtechen. Es iſt nur gut, daß ſie ſich bald darauf entleibt, denn da ſie ſo ungeberdig um ſich ficht, ſo weiß man nicht, wie viel Unheil ſie ſonſt noch angerichtet hätte. Sonderbar, daß ein großer Schauſpieler dem Dichter, den er anbetete, den er ſein halbes Leben hindurch ſtudiert hatte, auf eine ſo verkehrte Art etwas anheften konnte!

Noch verdächtiger wird Garricks Sinn für das Höchſte im Shakſpeare dadurch, daß er es für nöthig hielt, das Stück von dem unnatürlichen, tändelnden Witze zu reinigen, der darin nach ſeiner Meinung dem Ausdrucke der Empfindung untergeſchoben war. Zwar behauptet Johnſon ebenfalls, die pathetiſchen Reden ſeien immer durch unerwartete Verfälſchungen entſtellt; und das Anſehn dieſer Kunſtrichter mag Viele verführt haben, beſonders da ihr Urtheil der allgemeinen Faßungskraft ſo herablaßend entgegenkommt. Aechte Poeſie wird ja *) ſelten recht begriffen, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erſcheint denen unnatürlich, die keinen Funken davon beſitzen. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenſtand in einer beſtimmten Form der Darſtellung gezeigt wird, jeder Theil durch dieß Medium gefärbt ſein muß. Man nimmt das Dichteriſche im Drama hiſtoriſch, da es doch eine Bezeichnungsart iſt, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Weſentlichſte der Sache richtiger und lebendiger zur Anſchauung zu bringen dient, als das gewißenhafteſte Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innre der Gemüther, daß er ſeinen Perſonen ein vollkommneres Organ der Mittheilung leiht, als ſie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenſchaft ihren Ausdruck hemmt, und das Vermögen der Aeußerung feßelt, wie lebhaft auch das Verlangen darnach ſein mag, ſo darf er dieß Hinderniß aus dem Wege räumen. Nur den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beredten und ſtummen, nach außen hin ſtrebenden oder auf den innern Menſchen ſich concentrierenden Gefühlen hebe er nicht auf. Nie hat der reiche Strom ſeiner Bilder Shakſpearen über dieſe Gränze hinweggerißen. Wie Romeo den vermeinten Tod Juliens erfährt, ſagt er nichts weiter als:

Iſt es denn ſo? ich biet' euch Trotz, ihr Sterne! —

Eben ſo antwortet Julia nach ihrem Erwachen dem Mönche, der ihr das ganze vorgefallne Unglück in der Eil gemeldet, und ſie zu fliehn beredet hat:

Geh nur, entweich! denn ich will nicht von hinnen. —

---

*) ſehr ſelten verſtanden 1797. 1801.

Beide Male verräth ſich die Stärke des Gefühls nur in dem Entſchluße, wodurch ſich die Freiheit dagegen auflehnt.

Wenn die Liebe ſich der Liebe offenbart, ſo iſt es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von ſeiner Innigkeit dem Andern einzuflößen, gleichſam das Bewußtſein bis zu ihm zu erweitern. Es verſchmäht dabei die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit ſich eben ſowohl kleiden können, und wagt ſich nicht an das Unausſprechliche; aber es verſteht das Geheimniß, dem einfältigen, ja dem beſcheidenſten *) Ausdruck eine höhere Seele einzuhauchen. Sollte man dieſe rührende Herzlichkeit in den Geſtändniſſen, den Betheurungen, dem holden Liebesgeflüſter Romeos und Juliens überſehn können? Julia giebt ſich mit eben ſo kindlicher Offenheit hin, wie Miranda im Sturm, und was ſie ſagt,

**) iſt ſchlichte Einfalt,
Und tändelt mit der Unſchuld ſüßer Liebe.

Allein die Bewunderung, die Vergötterung ***) des geliebten Weſens kann nicht bildlos ſprechen; ſie muß ſich zu den kühnſten Vergleichungen aufſchwingen. Mit dem Zauberſchlage, der das Eine, was ihr vorſchwebt, †) ausſondert und über die ganze übrige Welt erhebt, hat ſie den Maßſtab des Wirklichen verloren, und kann bis an die Gränze der Dinge ſchwärmen, ſo weit die Flügel der Phantaſie ſie nur tragen wollen, ohne ſich einer Verirrung bewußt zu werden. Liebe iſt die Poeſie des Lebens: wie ſollte ſie über ihren Gegenſtand nicht dichten? Je entferntere und ungleichartigere Bilder ſie herbeiruft, deſto ſinnreicher müßen ihre Gleichniſſe ſcheinen, und was der müßige Witz mühſam ſucht, um zu glänzen, darein verfällt die ausſchweifende Leidenſchaft unwillkürlich. Unbegriffene Widerſprüche liegen im Weſen der Liebe; ſie kann ſich auch bei der ſchönſten Erwiderung nicht in vollkommene Harmonie auflöſen, und iſt daher ſchon an ſich geneigt, ſich antithetiſch zu äußern. Noch natürlicher iſt ihr dieß, ſobald äußerliche Verhältniſſe ſie drängen. Ein Wortſpiel iſt ein Gegenſatz oder eine Vergleichung zwiſchen dem Sinne der Wörter und ihrem Klange; und wie in der Liebe überhaupt das Geiſtige und das Sinnliche ſich innigſt zu verſchmelzen ſtrebt, wie ſie die zarteſten Anſpielungen des einen auf das andre wahrnimmt und ſich daran weidet, ſo kann ſie auch mit Aehnlichkeiten der Töne *) ahndungsvoll ſpielen.

---

*) Ausbruch 1797. 1801.

**) 1797. 1801.: is silly sooth,
And dallies with the innocence of love.

***) des Geliebten kann 1797. 1801.

†) iſolirt 1797. 1801.

Man verwirft gewöhnlich alle Wortſpiele als etwas Kindiſches und Unnatürliches. Iſt das erſte gegründet, ſo kann das zweite nicht ſein; und die Erfahrung zeigt allerdings, daß Kinder ſich gern mit **) den hörbaren Beſtandtheilen der Wörter zu ſchaffen machen, und ſie auf andere Bedeutungen wenden. Die Liebe aber in ihrer unbefangenſten Hingegebenheit verſetzt die Seele bei entwickelten Organen und blühender Lebensfülle auf gewiſſe Weiſe in den Stand der Kindheit zurück. Ohne es zu wollen, habe ich Petrarcas Apologie gemacht, deſſen wunderbare Bilder und Gleichniſſe, immer wiederkehrende Gegenſätze und leiſe myſtiſche Anſpielungen auch ſo vielen Leſern und Kunſtrichtern ein Aergerniß gegeben haben. Seine idealiſche, ätheriſche, im Entſagen ſchwelgende Anbetung Lauras hat nichts mit der jugendlichen

---

*) ahnungsvoll 1797. 1801. **) den ſinnlichen 1797. 1801.

Kraft und Glut gemein, die Romeon und Julien für einander zu leben und zu ſterben treibt: aber der Stil ſeiner Poeſie hat viel Aehnlichkeit mit dem Kolorit des zärtlichen Ausdrucks in unſerm Schauſpiele.

Ich möchte noch weiter gehn und behaupten, nicht nur den Freuden und der ſüßen Pein einer Leidenſchaft, wie die hier dargeſtellte iſt, welche die äußerſte Entzündbarkeit der Phantaſie vorausſetzt, ſei kühne Bildlichkeit und antithetiſche Wortfülle eigen; auch das niederwerfendſte Leiden, das aus ihr herfließt, der herbeſte Schmerz über Verluſt oder Tod des Geliebten, verläugne in der Art ſich zu äußern ſeinen Urſprung nicht ganz. Aus dieſem Geſichtspunkte, deſſen Richtigkeit ſich durch mancherlei Erfahrungen beſtätigen ließe, betrachte man die Scenen, wo die beiden Liebenden über Romeos Verbannung außer ſich ſind, und Romeos letzte Rede: und ſie ſind gerechtfertigt.

Immerhin mag der dramatiſierende Rhetor bei den froſtigen Deklamationen, die er an die Stelle der Ergießungen entflammter Leidenſchaft ſetzt, ſich ähnlicher Mittel bedienen: wer irgend Empfänglichkeit hat, oder bei wem Vorurtheile ihr nicht in den Weg treten, der wird nicht in Gefahr ſein, jene mit dieſen zu verwechſeln; er hat an der Wirkung einen untrüglichen Prüfſtein. Es laßen ſich auch Kennzeichen angeben, allein ihre Anwendung auf den beſtimmten Fall fordert immer noch einen Sinn, den man Niemanden geben kann. Das weſentlichſte Kennzeichen iſt die Natur der dargeſtellten Empfindungen ſelbſt, ihre Tiefe, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Konſequenz. Ferner wird durch allen deklamatoriſchen Pomp das Bildloſe und Abſtrakte häufig nur ſchlecht verkleidet: denn nur eine arme Phantaſie, die nicht durch das Bedürfniß des Gefühls in Schwung geſetzt wird, braucht zu dem Vorſatze, geſchmückt zu erſcheinen, ihre Zuflucht zu nehmen; jedoch es iſt ein vergebliches Bemühen, durch den Umweg des todten Begriffs in das Leben zurückkehren zu wollen. Auch wird der Dichter, welcher auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit zu glänzen ſtrebt, die vertrauliche Nachläßigkeit in den Reden, den Schein augenblicklicher Entſtehung eher vermeiden als ſuchen. Er wird beſorgen, das Unbewußtſein der redenden Perſonen, daß ſie etwas Außerordentliches ſagen, weil es für ihre Lage höchſt natürlich iſt, möchte den Zuhörer täuſchen, und das Geſuchte ſeinen einzigen Werth verlieren, indem es für leicht gefunden gilt. Im Romeo bietet ſich das Dialogiſche, Freie, aus der Quelle Strömende ſelbſt der bildlichſten und im höchſten Grade antithetiſchen Reden überall dar; es im Einzelnen zu entwickeln, würde mich zu weit führen.

Da ich dem Tadel ſo angeſehener engliſcher Kunſtrichter habe widerſprechen müßen, ſo freut es mich dagegen, den Ausſpruch eines deutſchen aufſtellen zu können, der gewiß unbeſtechlich durch falſchen Schimmer und ein Antipode alles Phantaſtiſchen und Ueberſpannten war. Leſſing erklärte Romeo und Julia für das einzige Trauerſpiel, das er kenne, woran die Liebe ſelbſt habe arbeiten helfen. Ich weiß nicht ſchöner zu ſchließen, als mit dieſen einfachen Worten, in denen ſo viel liegt. Ja man darf dieß Gedicht ein harmoniſches Wunder nennen, deſſen Beſtandtheile nur jene himmliſche Gewalt ſo verſchmelzen konnte. Es iſt zugleich bezaubernd ſüß und ſchmerzlich, rein und glühend, zart und ungeſtüm, voll elegiſcher Weichheit und tragiſch erſchütternd.

Briefe über Poeſie, Silbenmaß und Sprache.

Erſter Brief.

Der Dichter, ſo rühmten von jeher die glühenden Bewunderer ſeiner Kunſt, iſt vor allen andern Sterblichen ein begünſtigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdiſche Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfniſſes und der Eingeſchränktheit, welche ſie erzeugten, an ſich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die ſeinige athmet in reinem Aether, ſie iſt eine Tochter der unſterblichen Harmonie. Faſt ohne daß er ſelbſt es weiß, verwandelt ſich auf ſeinen Lippen das Wort in Geſang. Das Entzücken, womit er das von oben Empfangne wieder ausſtrömt, wird die Belohnung ſeiner Wohlthat. Leicht und frei wie auf Flügeln wird er über das Looß der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer, der ſeine begeiſterte Stirn verklärt, fordert Anbetung von ſeinen erſtaunten, hingerißenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuſchte Erwartung, liebſte Freundin, wenn anders mein feierlicher Ton dich irre führen konnte) dieſer Dichter iſt ſelbſt nur ein Geſchöpf der dichtenden Phantaſie. Wie viel anders erſcheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in ſeiner Werkſtätte belauſcht! Denn er hat eine Werkſtätte, wie jeder andre Künſtler. Wohl nur ſcherzend hat man ſie mit einer Schmiede verglichen: hier ſcheinen nicht ſo wohl Donnerkeile, wie auf dem Amboß der Cyklopen, als Nadeln zugeſpitzt zu werden. Das ſchönſte Gedicht beſteht nur aus Verſen; die Verſe aus Wörtern; die Wörter aus Silben; die Silben aus einzelnen Lauten. Dieſe müßen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Silben gezählt, gemeßen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verſe endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß iſt noch nicht Alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach beſtimmten Zwiſchenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Dieſe muß der Dichter alſo aufſuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Weſten bis Oſten durchſtreifen. Bei großer Anſtrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewiſſes erhebendes Gefühl ſtatt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entſchädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählich zuſammenbuchſtabiert wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geiſt demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt iſt! Gewiß, der Fluch der Mühſeligkeit, der ſich über alles menſchliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du Verſe machen! Mit Schmerzen ſollſt du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indeſſen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdeſt mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren

Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willſt. Sieh, das iſt eben das Schlimmſte. Andre wackre Leute dürfen ſich wenigſtens ihrer Arbeit nicht ſchämen; ja ſie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erſchöpfung nahe ſind. Um den Dichter wäre es geſchehen, wenn er ſich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß ſich knechtiſchem Zwange mit der ſtolzen Miene der Freiheit unterwerfen. Seine mit Feßeln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubſt, er ruhe wollüſtig auf Roſen, während er ſich auf dem Bette des Prokruſtes peinlich dehnt oder krümmt.

Freilich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus ſeiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim iſt hinlänglich, um ihn in dem kühnſten und glücklichſten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er dieſe ſpröde Echo, ohne daß ſie ihm antwortet. Ja, nicht ſelten bricht der geheime und anhaltende Zwieſpalt zwiſchen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Silbenmaß und Reim auf der andern Seite in ſo heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beider Parteien zu ſchonen, zu einem Machtſpruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiſte ſeiner Zuhörer, oder auch wohl mit beiden verdirbt.

Hiemit hängt der Umſtand zuſammen, der dich gewiß in deiner Meinung von der geringen Wichtigkeit metriſcher Vollendung beſtärkt hat, und ſie in der That zu begünſtigen ſcheint: daß nämlich die gröſten Originaldichter oft ein gewiſſes Ungeſchick zum Versbau verrathen, und ſich mehr als billig darin erlauben. Wem Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichſam von außen gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauſchen, weglaßen und hinzuſetzen. Der ſelbſtändige Geiſt hingegen, welcher ſie tief aus ſeinem Innern ſchöpft, würde bei dieſen Umwandlungen an ſeinem theuerſten Eigenthum, ja gewiſſermaßen an ſeiner Perſon leiden. Nicht zum Dienen erſchaffen, unterwirft er ſich daher das Silbenmaß; und ſollte ſelbſt der Ausdruck hier und da in's Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabei. Es iſt zweifelhaft, ob Dante und Shakſpeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, ſich um Taſſos und Popens glückliche Geſchmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn ſich indeſſen jene unabhängige Fülle nicht mit dieſem Talent in derſelben Organiſation verträgt, ſo macht ſie es auch entbehrlich.

Vielleicht biſt du mir bei der obigen, leider nicht übertriebnen Schilderung ſchon mit den Fragen zuvorgeeilt, die ſich hier natürlich darbieten: Wozu alſo jene Einſchränkungen? Iſt das Silbenmaß der Poeſie weſentlich? Iſt es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüße eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von ſeinem Gegenſtande erfüllten Geiſtes, nach einer mechaniſchen Regel abzumeßen? Und ſollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit ſeines Vornehmens, als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es iſt unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unſrer Bemerkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raſchen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poeſie vom Silbenmaß begleitet, damit verſchwiſtert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erſtreckt ſich alſo faſt eben ſo weit, als die bewohnte Erde; ſeine Erfindung iſt nicht viel jünger, als das Menſchengeſchlecht.

Bei einer ſo allgemeinen Anſicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bei den Alten würde man ſie vergeblich ſuchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein iſt das Silbenmaß bei keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatiſche Dichter dieſen Schmuck verwirft oder vernachläßigt, ſo muß er zugleich alle Anſprüche auf eigentlich dichteriſche Schönheiten des Dialogs aufgeben, und ſelbſt der tragiſche Schauſpieler thut in dieſem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beſchränkung des Gebietes der Poeſie gelten, als für eine Erweiterung, wie man ſie bei der ſogenannten poetiſchen Proſa im Sinne gehabt zu haben ſcheint. Wirſt du es auf dich nehmen, dieſer zweideutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Name weiſſagt nicht viel Gutes, und wenn man ſich bei den Alten nach etwas Aehnlichem umſieht, ſo wird man unglücklicher Weiſe an die Romane der ſpätern Sophiſten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetoriſche Anmaßung, oder eine Art von dichteriſchem Unvermögen eine ſolche Gattung erzeugt, die, indem ſie die ausſchließenden Vorrechte der Poeſie und Proſa vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beider verfehlt. Bemerke auch, daß ſie unter den neuern Sprachen am beſten in der franzöſiſchen gediehen iſt, welche mehr den Zwang als die Muſik der Silbenmaße kennt. Es mag ihr alſo hingehen, daß ſie ſich für eine Verwahrloſung der Natur an der Kunſt zu rächen ſucht. Bei einigen geſchätzten Werken dieſer Art unterſcheidet man billig den Geiſt der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinſtimmung der verſchiedenſten Völker und Zeiten läßt ſich unmöglich zu einem willkürlichen, zufälligen Einverſtändniſſe herabſetzen. So unſtatthaft es iſt, von der

Allgemeinheit einer Meinung auf ihre Wahrheit zu ſchließen, wie man oft gewagt hat, ſo zuverläßig berechtigt uns die Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menſchen zuzuſchreiben, zu behaupten, ſie gründe ſich auf irgend ein körperliches oder geiſtiges Bedürfniß ſeiner Natur. Strenge genommen iſt überhaupt nichts im menſchlichen Thun willkürlich, auch das nicht, woran ſich keine Spur von Abſicht wahrnehmen läßt: wenn man ſich vornimmt, einmal ohne allen Grund bloß nach Willkür zu handeln, ſo iſt eben dieß ſchon der Grund, welcher den Willen beſtimmt; und am unwillkürlichſten handeln wir unter dem Einfluße dunkler Antriebe, die ſich unſerm Bewußtſein entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menſchen was nicht durch weſentliche Verhältniſſe nothwendig beſtimmt, ſondern durch fremde Umſtände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengeſetzten Einwirkungen des Himmelsſtrichs und der Lebensweiſe, bei der abweichendſten Mannichfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung, immer wieder, dem Weſen nach unverändert, hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhythmiſche Gang der Poeſie dem Menſchen nicht weniger natürlich iſt, als ſie ſelbſt. Beides iſt keine überlieferte Erfindung, ſondern eben ſo einheimiſch in den erſtarrten Wüſten längs dem Eismeere, wie auf den lieblichen Südſeeinſeln; am Ontario, wie am Ganges. Ueberall, wo nur Menſchen athmeten und lebten, empfanden und ſprachen, da dichteten und ſangen ſie auch. Dieß bezeugt die älteſte Sage der Vorwelt, die ſelbſt nur durch den Mund der Poeſie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Urſprunge macht Poeſie mit Muſik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen ſeinen Geſtalten, von der einfachſten Natur bis zu den ſinnreichſten Erweiterungen der Kunſt, vom Freudenſprunge des Wilden bis zum noverriſchen Ballet, nie die Begleitung der Muſik entbehren gelernt. Dagegen beſtehen jetzt Poeſie und Muſik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden ſich vereinzelt in den Seelen verſchiedner, oft ſich mißverſtehender Künſtler, und müßen abſichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuſchung des Vortrages wieder eins zu ſcheinen. Es iſt mit dieſen Künſten wie mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder ſie alle für ſeine eigne Nothdurft; mit dem Fortgange der geſelligen Ausbildung ſchieden ſie ſich mehr und mehr. Der abſondernde Verſtand hat ſich ſelbſt an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, deſſen Wirkſamkeit im Verknüpfen beſteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, deſto mehr gelingt es ihm, jeden Zuſammenhang zu löſen, der ſich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann ſpielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was ſeine Geſchäftigkeit zerſtört hat, ſei nie wirklich vorhanden geweſen. Aber der geheimſte Zuſammenhang iſt oft auch der innigſte; eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erſchöpft, ſondern auf ſolchen Beſchaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anſchauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln ſuchen, weil wir ihn bloß fühlen: denn was nicht iſt, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarſte Schöpfung des menſchlichen Dichtungsvermögens, gleichſam das große, nie vollendete Gedicht, worin die menſchliche Natur ſich ſelbſt darſtellt, bietet uns von dem, was ich eben ſagte, ein auffallendes

Beiſpiel dar. So wie ſie auf der einen Seite, vom Verſtande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen ſeinen Verrichtungen zunimmt, ſo büßt ſie auf der andern an jener urſprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zuſammenhange zwiſchen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So wie die gränzenloſe Mannichfaltigkeit der Natur in abgezognen Begriffen verarmt, ſo ſinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchſtaben hinab. Zwar iſt es unmöglich, daß dieſer jene völlig verdrängen ſollte, weil der Menſch immer ein empfindendes Weſen bleibt, und ſein angeborner Trieb, Andern von ſeinem innerſten Daſein Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen (wie ſehr ihn auch die Herrſchaft des Verſtandes, der ſein Weſen, ſo zu ſagen, immer außer uns treibt, ſchwächen möge), doch nie ganz verloren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptſächlich in der Geſtalt, wie ſie zum Vortrage der deutlichen Einſicht, der Wißenſchaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlorne Spuren ihres Urſprunges, von welchem ſie ſo unermeßlich weit entfernt ſind; wir können ſie faſt nicht anders, als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft feſtgeſetzter Zeichen betrachten. Indeſſen liegt doch jene innige, unwiderſtehliche, eingeſchränkte, aber ſelbſt in ihrer Eingeſchränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen; ſie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poeſie möglich. Der iſt ein Dichter, der die unſichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, ſondern ſie auch Andern zu offenbaren weiß; und der Grad von Klarheit, womit dieß noch in *)einer Sprache geſchehen kann, beſtimmt ihre poetiſche Stärke.

---

*) ſeiner 1795.

Ich hatte dir vorgeworfen, du wäreſt bei deinem ſeelenvollen Vorleſen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigſtens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil du dich niemals im Mindeſten um die Verskunſt bekümmert haſt. Du wollteſt dieß zwar nicht eingeſtehn, doch einige proſodiſche Erörterungen dir wohl gefallen laßen, wenn ſie nur recht kurz und bündig wären; und nun findeſt du dich unverſehens von der Mühe, die es heut zu Tage unſern Dichtern koſtet, die Geburten ihrer Phantaſie in Verſe, oder, wie die ehrlichen Alten ſagten, in Reime zu zwingen, bis zum Urſprunge der Poeſie, ja bis zur erſten Entwickelung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indeſſen lieber jener ſinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwiſchen der Sprache der Philoſophie und dem Dithyramben, als der Abſicht zu, dich mit Hinterliſt in theoretiſche Unterſuchungen der Kunſt zu verſtricken, vor welchen ich deine Abneigung kenne. Du weißt, daß ich ſelbſt die Theorie, an ſich betrachtet, nicht liebe, ſondern ſie nur als ein nothwendiges Uebel anſehe. Sie iſt für die Poeſie der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen; ſobald dieſe davon gekoſtet hatte, war ihr Paradies der Unſchuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters beſtand darin, keine Geſetze zu bedürfen; aber in dem unſrigen können wir leider ſo wenig in der Kunſt, als in der bürgerlichen Geſellſchaft, ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen ſie darf ſich daher, um nicht unbillig zu ſein, nur wider die Machtgebote des Syſtems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Geſetze der Kunſt ausgiebt, oder wider die geſetzgebenden Anmaßungen des Philoſophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Dieſem Mißverſtändniſſe wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, ſtatt des wißenſchaftlichen Vortrags, die mehr anziehende hiſtoriſche Form geliehen hätte. Sie kann ſie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunſt wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendſte, was ſie ſein ſoll. Auch iſt nicht zu beſorgen, die Anſichten der Theorie möchten dadurch beſchränkt werden; ſie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunſtrichter ein ſo enges Regelgebäude errichtet, weil ſie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künſtlichen Bildung vor Augen hatten; weil ſie ſich nie bis zur Weltgeſchichte der Phantaſie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont iſt es, der alles uns bekannte Schöne der Poeſie, was jemals irgendwo unter den Menſchen erſchien, in ſich faßt! Gewiß, der Forſcher hat keine Urſache, ſich darüber zu beklagen, daß er jenſeit desſelben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiſte überlaßen muß, die noch nicht vorhandne Vortrefflichkeit vorherzuſehen.

Meine Abſicht iſt, dir darzuthun, daß das Silbenmaß keinesweges ein äußerlicher Zierrat, ſondern innig in das Weſen der Poeſie verwebt iſt, und daß ſein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebei von allgemeinen Grundſätzen auszugehen, weil mir das Meiſte von unſrer ſo wunderbar zuſammengeſetzten äußern und innern Organiſation abzuhängen ſcheint, welche wir als eine Thatſache erſt aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geſchichte der Metrik würde bei mir weit mehr Kenntniſſe, bei dir vielleicht mehr Geduld erfordern, als wir beide haben. Indeſſen dürfen wir doch nicht bei den Werken unſrer heutigen Dichtkunſt ſtehen bleiben, deren muſikaliſcher Theil, ganz vernachläßigt, beinah verſtummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erſcheint ſie uns durch Erfindungen des geſchäftig müßigen Witzes ſo vielfach bereichert oder entſtellt, und dem Eigenſinn der Gewohnheit oft ſo unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Urſprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu ſuchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es iſt, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erſt unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunſt (wenn ſie anders da ſchon dieſen Namen tragen ſoll, der die Vorſtellung von beſonnenen Abſichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur ſelbſt gepflegt und erzogen ward. Dieſe Wandrung wird wohlthätig für uns ſein; wir werden ſie nicht in Geſellſchaft jenes höchſt verfeinerten Geſchmacks anſtellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bei einer gänzlichen Erſtorbenheit des Innern beſteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa dieſe. Der Zwang des Silbenmaßes ſcheint bei der Aeußerung lebhafter Vorſtellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Abſicht des Dichters, ſie Andern ſo vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerſpruch zu ſein. Dennoch tritt die Poeſie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemeßenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte, ſeinen Grund in der menſchlichen Natur haben, dem man am leichteſten im Urſprunge derſelben nachſpüren kann, weil Abſicht und Ueberlegung ſich da noch am wenigſten in die Spiele des ſicher leitenden Inſtinktes miſchen. Poeſie entſtand gemeinſchaftlich mit Muſik und Tanz, und das Silbenmaß war das ſinnliche Band ihrer Vereinigung mit dieſen verſchwiſterten Künſten.

Auch nachdem ſie von ihnen getrennt iſt, muß ſie immer noch Geſang und gleichſam Tanz in die Rede zu bringen ſuchen, wenn ſie noch dem dichtenden Vermögen angehören, und nicht bloß Uebung des Verſtandes ſein will. Dieß hängt genau mit ihrem Beſtreben zuſammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beinah in natürliche und an ſich bedeutende Zeichen umzuſchaffen.

Hier bin ich nun auf den Punkt gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünſchte. Ich mußte dir dieſen Zuſammenhang wenigſtens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit du mich nicht beſchuldigteſt, ich mache es wie jener Sänger des trojaniſchen Krieges, der vom Ei der Leda anhob, oder wie ſo mancher Chronikſchreiber, der die Begebenheiten ſeiner kleinen Ortſchaft unmittelbar an die Geſchichte der Schöpfung anſchließt. Laß mich erſt in den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte ſagen ihrer Unentbehrlichkeit, aufſuchen; hierauf an ihrer fortſchreitenden Ausbildung im Allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche ſie zu erreichen ſtrebt; und endlich zeigen, wie dieſe durch den unendlich verſchiednen Bau der Sprachen in jeder eigenthümlich, und zwar ſehr abweichend beſtimmt, bald begünſtigt und bald gehindert wird.

Zweiter Brief.

Faſt gereut mich meines Vorhabens, liebe Freundin, da du mir bei ſeiner Ausführung ſo harte Bedingungen vorſchreibſt. Was ich nicht ohne Hülfe eines Kunſtwortes ſagen kann, ſoll ich nur verſchweigen. Allem eigentlich Wißenſchaftlichen, ſei es nun Metaphyſik oder Grammatik, willſt du den Zutritt durchaus nicht verſtatten. Geſtehe nur, deine Abſicht hiebei iſt weniger, es dir leicht, als es mir ſchwer zu machen. Du beſorgſt, ich möchte ein unwillkommnes Licht auf Gegenſtände werfen, die du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickſt, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe, ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum: auch nach den ſtrengſten und ſorgfältigſten Zergliederungen bleibt unſre eigne Natur uns immer noch ein Räthſel; beſonders iſt das Gewebe unſrer Empfindungen ſo fein und dicht, daß ſich die einzelnen Fäden, woraus es beſteht, kaum unterſcheiden, geſchweige denn unverſehrt auftrennen laßen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genuße des Ahnens und halben Errathens den forſchenden Ernſt aufzuheitern.

Wenn du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodiſchen Unterrichts flieheſt, ſo biſt du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach verſagter Erkenntniß frei, die zwar uns Allen angeboren ſcheint, ſich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen ſollen, in deinem Geſchlechte am früheſten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Unterſuchungen über jene Geſchichte hin, die aller eigentlichen Geſchichte vorausgeht. Wir ſteigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekannten und eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den erſten Menſchen, als manchmal um unſre Vettern und Muhmen. Wir ängſtigen uns, wie er doch ſeine von der armſeligſten Thierheit gefeßelten Anlagen entwickeln, wie er ſich aus ſo manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bei ſeiner Erſchaffung, ja bei der Schöpfung überhaupt gegenwärtig geweſen zu ſein!

Die Frage vom Urſprunge der Sprache ſteht mit den Meinungen über den anfänglichen Zuſtand des Menſchen in engem Bezuge. Sie iſt ſehr alt, denn ſie hat ſchon vor ein Paar tauſend Jahren Denker beſchäftigt; und die mancherlei entgegengeſetzten Auflöſungen, welche man damals, wie in den neueſten Zeiten, verſucht hat, erinnern uns zwar, daß es faſt eben ſo ſchwer iſt, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu erſinnen, aber ſie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollſtändige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich ſei. Hiſtoriſche Nachrichten kann die Philoſophie freilich nicht ertheilen: ſie begnügt ſich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menſchen die Sprache ſich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieſer Begebenheit nach Zeit, Ort und Umſtänden erzählen zu wollen. Zwiſchen der letzten, beſtimmteſten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den älteſten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, iſt der Abſtand ſo groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indeſſen von diesſeits und jenſeits gewagt, die Lücke iſt mit ſinnreichen Spielen oder ſchwerfälligen Grübeleien einer gewiſſen philoſophiſchen Etymologie, die weder der genaue Sprachforſcher, noch der nüchterne Philoſoph anerkennt, reichlich bevölkert, ſcheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenweſen nicht ſo unſtät und ohne Haltung herumſchweben ſähe, könnte man wirklich glauben, ſie hätten feſten Boden unter ſich. Was das Uebelſte iſt, ſo haben die mißlungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinſchaftlichen Stamme abzuleiten, indem man ſie mit der philoſophiſchen Theorie über ihren Urſprung verwechſelte, dieſe ſelbſt verdächtig gemacht. Du erläßeſt mir es gern, dir von den Schulübungen unſers erſten Stammvaters zu erzählen, von dem göttlichen Unterricht, der ſeiner Unfähigkeit, die Sprache zu erfinden, zu Hülfe gekommen ſein ſoll, da doch zu ihrer Erlernung dasſelbe Vermögen erfordert wird, dem ihre Erfindung angehört: nämlich das Vermögen, Vorſtellungen durch Zeichen feſtzuhalten und zu erneuern; oder von der müßigen und überlegten Verabredung der Menſchen, kraft welcher ſie den Dingen dieſe oder jene beliebigen Namen gaben, wie man etwa ſeine Kinder tauft, und ſich alſo verſtändigten, ehe ſie ein Mittel der Verſtändigung hatten. Dieſe beiden Meinungen ſind vielleicht noch nicht für immer abgewieſen, doch gewiß für immer widerlegt. Aber ihre ſiegreichen Gegner ſind nur darin einig, daß ſie keine Verirrung aus der menſchlichen Natur oder über ſie hinaus gelten laßen, und einen weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen den erſten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: ſie widerſprechen ſich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache iſt entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenſtände ganz allein, oder aus beiden zuſammen entſtanden. Der Hauptſache und dem Weſen nach laßen ſich nicht mehr Syſteme denken, als dieſe drei: und wenn die zahlreichen Schriften, worin ſie vorgetragen werden, eine größere Mannichfaltigkeit darbieten, ſo liegt ſie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Beſtimmung.

Nicht dem Menſchen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zuſtandes gewiſſe Laute ab, die von verwandten Geſchöpfen mit einer ähnlichen, oft faſt eben ſo ſtarken Erſchütterung der Nerven wie die, welche ſie erzeugte, vernommen werden. Bei manchen bleibt die Stimme nur für die dringendſte Noth, für die heftigſten

Leidenſchaften aufgeſpart, und ſelbſt ihre Geſelligkeit iſt meiſtens ſtumm. Andern hingegen iſt bei einer Organiſation, die ſich der menſchlichen weit weniger nähert, zum Theil auch bei beſchränkteren Anlagen und einem geringern Maße von Gelehrigkeit, der vielfachſte, beredteſte Ausdruck ſogar der zarteren Regungen, und, wie es ſcheint, eine unermüdliche Luſt an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menſchen, bloß nach ſeiner körperlichen Zuſammenſetzung betrachtet, zu jenen rechnet (und dieß hat allen Anſchein für ſich; denn zu unſrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichſten Affen viel mehr, als der Nachtigall): ſo iſt es allerdings einleuchtend, daß der Schrei körperlicher Schmerzen oder thieriſcher Begierden vom erſten Wimmern des Neugebornen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, ſich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entſtehung abgeſprochen. Selbſt die einfachen Ausrufe der Leidenſchaft (Interjektionen), welche auch die verfeinteſte Sprache noch gelten läßt, ſind eigentlich nicht mehr jene unwillkürlich hervorgebrachten Laute ſelbſt, ſondern vertreten ſie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und fließen alſo mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinſchaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch iſt es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Menſch eben ſo wohl für ſeine Empfindungen als für ſeine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche ſeinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedrückt werden, ſondern auch für ſolche, deren ihn bloß ſeine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der prometheiſche Funke in dem Stoffe, den er belebt, ſich freithätig und herrſchend beweiſet. Dieſe Zeichen beſtehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Geberden: wenn anders alles, wodurch ſich das Innre im Aeußern offenbart, mit Recht Sprache heißt, ſo verdienen ſie eben ſo ſehr dieſen Namen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Geberden ſind nachahmend, oder zeigen auch gleichſam auf die Gegenſtände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anſchaulich zu machen; allein in den meiſten redet das Gefühl, und zwar wendet es ſich hiebei nicht an den Verſtand, als an den Ausleger ſeiner Aeußerungen, ſondern weiß ſich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beiſpiel die Mienen eines Traurigen ſehen, und den Ton ſeiner Stimme hören, ohne die Worte zu verſtehn; iſt etwa erſt ein Schluß nöthig, um uns von ſeiner Gemüthslage zu unterrichten? oder wird nicht vielmehr durch die Eindrücke auf Auge und Ohr in unſern innern Organen, und dadurch in unſrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? ‘Jede Regung’, ſagt ein alter Philoſoph, ‘hat von Natur ihre Geberde, Miene und Stimme: der ganze Körper des Menſchen gleicht den Saiten einer Leier, welche, je nachdem die Seele ſie rührt, verſchiedne Töne angeben.’ Könnte man dieß ſchöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um ſie zu erklären, an jenes Geſetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgeſtimmte Saiten, ohne ſich ſichtbar zu berühren, nur durch die erſchütterte Luft ihre Bebungen gegenſeitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls, als der eigennützige Ideenhandel des Verſtandes, das menſchliche Geſchlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden ſonſt mitten in der Geſellſchaft einſam, im Leiden von aller Theilnahme verlaßen, im Glücke ſelbſt zu den todten Freuden des Egoiſmus verdammt ſein.

Dieſe Sprache ſchränkt ſich keineswegs bloß auf die ſtärkſten Regungen oder eigentlichen Leidenſchaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verſchiednen Graden und Abſtufungen der Empfindung, im weiteſten Sinne des Wortes, für Wahrnehmung des eignen Zuſtandes genommen; ja ſelbſt die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Irgend einer wird daher mit allen ausgeſprochenen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künſtliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer außer uns verſchaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzuſondern. Sobald aber dieſe Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden ſollen, ſo muß der Leſer den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgeſprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Geberden, Mienen und Accente von irgend einer Uebereinkunft abhienge, oder erſt durch die Erziehung erlernt würde, iſt aller Zwang der Erziehung und des Wohlſtandes nicht im Stande, ſie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeußern vollkommen zu erſetzen. Wie weit man es auch in der Herrſchaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag; einige Gefühle ſind dennoch zu ſtark, als daß man ihren Ausdruck völlig erſticken, andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbſt wo die verſtrickenden Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft die Verſtellung zum täglichen Geſchäfte machen, täuſcht man ſich nicht ſonderlich, weil der Scharfſinn im Unterſcheiden mit der Geſchicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt der Natur iſt als Schauſpielerin deſſen, was ſie wirklich fühlt, der geübteſten Kunſt überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin, jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausſchließung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Anſehen? Wir forſchen nach dem Urſprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Beſtandtheile; wir finden darunter etwas, was ſo wenig der künſtlichen Verabredung oder dem Witze einzelner Menſchen angehört, daß es vielmehr durch alle von dieſen herrührende Zuſätze und Veränderungen unfehlbar geſchwächt und entſtellt wird; das ſich in ſeiner größten Reinheit und Stärke grade unter ſolchen Völkern findet, deren Zuſtand ſich am wenigſten von dem Urſprünglichen zu entfernen ſcheint, oder deren reiche und regſame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredſamkeit eines Demoſthenes beſchämt; wodurch endlich Menſchen aus den entfernteſten Zonen, und, würden ſie wieder ins Leben gerufen, aus den entfernteſten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir alſo noch anſtehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menſchengeſchlechts anzuerkennen? Und iſt ſie das: wie ließe ſich noch zweifeln, daß ſie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Urſprüngliche ausmacht?

Nun ſcheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegenſatze zwiſchen thieriſchem Geſchrei und artikulierter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der gänzliche Mangel an Verwandtſchaft zwiſchen beiden mache einen Uebergang unmöglich. Es iſt wahr, die vierfüßigen Thiere ſchreien nur; aber die Vögel ſingen zum Theil; hier ſehen wir alſo ſchon zwei ganz verſchiedne Sprachen (ohne die vielen Dialekte der beſondern Thiergeſchlechter zu rechnen), welche die Natur durch die verſchiedne Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn ſo unwahrſcheinlich, daß ſie auch dem edelſten Thier eine ihm ausſchließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Menſch fängt freilich den Gebrauch ſeiner Stimme mit Schreien an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Choraſmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländiſchen Geſchichtſchreibers*) ſchon in der Wiege die muſikaliſchen Anlagen des Volkes verrathen, indem ſie faſt melodiſch weinen. Allein, man würde ſich ſehr irren, wenn man von den erſten Uebungen eines noch ſchwachen Organs einen ungünſtigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zuſtande ſeiner völligen Entwickelung und Stärke beſtimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall könnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitſchern mit Sperlingen verwechſeln. Die Kinder lernen erſt durch Nachahmung der Erwachſenen ſprechen: beweiſt dieß, daß die dazu erforderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen iſt? Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil? Ihre Fortſchritte hierin ſind im Vergleich mit denen, welche ſie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langſam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bei Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bei manchen ſogar eine Art von Unterricht ſtatt. Einige Vögel ſcheinen ja ihre Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch ſingen? Von der Nachtigall wirſt du es dem Dichter und Muſiker, die dieſen Gedanken ſo bezaubernd ausgeführt haben *), gewiß willig glauben, ohne auf die Beſtätigung des Naturforſchers zu warten. Zwar iſt ſchöner Geſang dem Menſchen nicht ſo angeboren, wie dieſem beneideten zarten Geſchöpfe, das gleichſam ganz Kehle, ganz Wohllaut iſt; aber die Stimme auf irgend eine Art ſingend zu biegen, iſt auch den menſchlichen Organen ſehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erſte Sprache mag ein wüſtes Gemiſch von Geſchrei und Geſange geweſen ſein: und warum wäre es unmöglich, daß dieſes nach und nach gemäßigt und herabgeſtimmt, durch viele Mittelſtufen ſich endlich in eine artikulierte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reiſenden noch ſehr unartikuliert gefunden, ſo daß ſie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachſprechen, geſchweige dann in unſrer Schrift aufzeichnen konnten.

---

*) Ibn Arabſchah. S. Jones de poesi Asiat. im erſten Kapitel.

Wie nun? Wofür ſollen wir uns im Gedränge zwiſchen dieſen zwei entgegengeſetzten Syſtemen entſcheiden? Da wir nicht beide zugleich gelten laßen, und doch weder das eine, noch das andre unbedingt verwerfen können, ſo müßen wir ſie friedlich zu vereinigen ſuchen. Beide ſcheinen mir Theil an der Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu ſein, daß ſie ihr Grundgeſetz des Urſprunges der Sprache als das einzige, mit Ausſchließung des andern, behaupten. Die, welche Alles auf die Aehnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenſtänden, erſt mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwiſchen den verſchiednen Sinnen auch mit andern, zurückführen, ſchränken den der menſchlichen Organiſation eignen Ausdruck der Empfindung willkürlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menſchen in einem widernatürlichen Zuſtande,

---

*) Klopſtock und Bach. Das Lied heißt, wo ich nicht irre, [illegible].

zum Beiſpiel an ſolchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebornen, taugen zum Beweiſe ihrer Vorausſetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menſchlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerſpricht ihr vielmehr. Gleicht der Menſch hierin einem vielbeſaiteten, von Leidenſchaften mannichfaltig gerührten Inſtrumente, indeſſen der thieriſchen Eingeſchränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von dieſen ableiten, ſo bleibt es unerklärlich, wie ſie ſo unendlich hat erweitert und vervollkommt werden können. In der Empfänglichkeit des Menſchen allein, wäre ſie auch noch ſo vieles zarter und umfaßender, als in den übrigen Thieren, liegt kein unterſcheidendes Kennzeichen ſeiner Natur. Er würde alſo, wie wir es an jenen ſehen, mit den Vorzügen ſeiner Organiſation durch alle Geſchlechter hin beſtändig auf eben dem Punkte beharren, wäre ihm nicht eine ſelbſtthätige Richtung derſelben verliehen. Bei dem Eindruck der Gegenſtände durch die Sinne auf die innern Organe, und bei der Gegenwirkung dieſer auf die äußern verhält er ſich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von ſeinem Willen abhängen. Unſer Liebling Hemſterhuys hat bei dem Syſtem, das er vertheidigt *), dieſer Einwendung dadurch vorzubeugen geſucht, daß er bei der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorſtellungen durch Zeichen feſtzuhalten und zu erneuern, ſchon vorausſetzt, und nur die Beſchaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zuſammenhang

---

*) S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 182...190.

zwiſchen den Bewegungen der innern und äußern Organe beſtimmen läßt. Allein warum ſollte die Selbſtthätigkeit grade hier ſtill ſtehen, da doch ihre Macht ſich ſo viel weiter erſtreckt? Wir wißen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der Empfindungen eher verfälſcht und ſtört, als befördert. Aber Zeichen mit den Vorſtellungen von Gegenſtänden außer uns, vorzüglich nach dem Geſetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und ſie dadurch auch in Andern erwecken, iſt ihr eigentliches Geſchäft: und wie ſollte ſie es bei der erſten Bildung der menſchlichen Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philoſophen ſind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwei Quellen der Sprache anerkannt: allein ſie räumen dabei der Empfindung meiſtens zu wenig ein; bleiben bei den Interjektionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, ſtehen; und bemerken ganz richtig, daß dieſe nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenſchaft, eine bedeutende Rolle unter den Wörtern ſpielen konnten, ſich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müßen. Es iſt wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorſtellungen verdunkeln, äußern ſich nur in abgebrochenen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in ſo fern ſie als Wahrnehmung des eignen Zuſtandes jede Vorſtellung von etwas außer uns nothwendig begleitet, ſowohl an dem Urſprunge als an der weitern Ausbildung der Sprache, mit dem Beſtreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich weſentlichen und allgemeinen Antheil habe, ſcheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freilich läßt ſich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Maſſe einer Sprache iſt ſie nicht ſichtbar vorhanden und gleichſam mit Händen zu greifen, eben ſo wenig, wie man den lebhaften

Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffaßen können. Es iſt eine geiſtige Gegenwart, wie die der Luft in ſo vielen von ihr durchdrungenen Körpern unſichtbar und belebend. Indeſſen will ich dir doch nachher, wann ich von dem ſinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigſtens flüchtig anzudeuten verſuchen, wie dieſes hauptſächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Urſprunge der Poeſie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Hiſtoriſch wißen wir davon eben ſo wenig, als von der Entſtehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umſtand in ihrer früheſten Geſchichte anſpielen, ſo ſind ſie doch immer an ihre beſondre Scene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin ſie Alles zurückſchieben, iſt jung neben dem Menſchengeſchlechte. Die erwachſene Muſe mochte ſich von ihrer Kindheit Einiges dunkel erinnern: wie hätte ſie es von dem erſten Augenblicke ihres Daſeins gekonnt? Wir müßen uns alſo mit den allgemeinen Aufſchlüßen begnügen, die uns die Lehre vom Urſprunge der Sprache geben kann. Aus der Beſchaffenheit des Bodens, woraus der erſte Keim der Poeſie aufſproßte, läßt ſich ungefähr vermuthen, wie er gediehen ſein mag. War die älteſte Sprache wirklich das Werk jener beiden vereinigt wirkenden Anlagen der menſchlichen Natur, denen wir ſie zugeſchrieben haben, ſo war ſie auch zuverläßig ganz Bild und Gleichniß, ganz Accent der Leidenſchaften: die ſinnlichen Gegenſtände lebten und bewegten ſich in ihr, und das Herz bewegte ſich mit allen. Dieß iſt es, was man ſo oft geſagt hat, und was doch nur in einem gewiſſen Sinne wahr iſt: Poeſie und Muſik ſei vom Anfange an da geweſen, und gleichalt mit der Sprache. Welch eine Poeſie und welch eine Muſik kann man ſich hiebei denken? Beiden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwickelung zu ſchönen Künſten hieng, nämlich ein Geſetz der äußern Form; und wie dieſes gefunden worden, iſt dadurch noch im geringſten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freiheit von äußern Bedürfniſſen und ungewöhnlich ſtarke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zuſammenzutreffen, ſo miſchte ſich die noch ungeübte rauhe Kehle des Menſchen unter die übrigen Waldgeſänge und ſtimmte den erſten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaß in ſeinen Geſang, oder (denn beides war ja urſprünglich eins) ein Rhythmus, ſei er auch noch ſo unförmlich geweſen, in ſeine Worte? Mußten ſie nicht vielmehr, den augenblicklich wechſelnden Antrieben gemäß, regellos hinſtrömen? Und wie verfiel der freie Sohn der Natur darauf, den Ungeſtüm ſeiner Phantaſie und ſeiner Gefühle ſelbſt irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächſte Mal will ich dieß Räthſel zu löſen ſuchen.

Dritter Brief.

Ein Kaiſer von Sina, Namens Tſcho-yong, welcher vor vielen Jahrtauſenden lebte, hörte eines Tages auf einem Spaziergange (die Regierungsgeſchäfte mochten ihm wohl einige Muße übrig laßen) ein Concert der Vögel. Es gefiel ihm ungemein, er beſchloß auch eins dergleichen anzuſtellen, und erfand durch dieſe Veranlaßung eine wunderwürdige und unwiderſtehliche Muſik, welche die Leidenſchaften beſänftigte, die unregelmäßigen Wallungen im menſchlichen Körper hemmte, und dadurch ſogar das Leben verlängerte. Seitdem ſind nun die Sineſer, Dank dem klugen und geſchmackvollen Tſcho-yong, im Beſitz einer ſo vortrefflichen Kunſt; und da es unhöflich ſein würde, die Erfindungen eines Kaiſers unvollkommen zu finden, ſo kann man ſich leicht denken, daß ſie nur Weniges werden hinzugeſetzt oder verändert haben. Vermuthlich werden ſie auch, wenn es dem Himmel gefällt, in alle Ewigkeit auf eben den Fuß zu muſicieren fortfahren.

Verachte mir dieß alberne Märchen nicht zu ſehr, liebe Amalie. Vielleicht iſt es recht paßend für den Charakter der ſineſiſchen Muſik, deren Langweiligkeit leicht an die Langeweile eines Monarchen erinnern mag. Freilich wird darin nicht erwähnt, ob ſeine Majeſtät den Takt aus eignem Belieben erſonnen; oder ob die Vögel in Sina zur Zeit Tſcho-yongs, welcher der ſechszehnte Fürſt der neunten Periode war, taktmäßig geſungen haben; oder ob dieſe kaiſerliche Muſik ganz ohne Takt beſtehen konnte. Allein ich habe in mehreren angeblich philoſophiſchen Schriften, die von der Verwandtſchaft der Poeſie und Muſik und von ihrem gemeinſchaftlichen Urſprunge handeln, keinen beßern Aufſchluß über die Erfindung des Zeitmaßes gefunden. Man nimmt darin den natürlichen Hang des Menſchen, ſeine Gefühle durch Töne und Bewegungen des Körpers auszudrücken, für die einzige und hinreichende Grundlage des Geſanges und Tanzes an. In ſo fern man hierunter nichts weiter als ſtarke, leidenſchaftliche Biegungen der Stimme, und wilde Geberden und Sprünge verſteht (und nur zu ſolchen beſeelt die bloße Empfindung), gehört die Vorſtellung von einem Zeitmaße gar nicht dazu. Trägt man aber dieſe gleich mit in die Worte hinein, wie es ihr gewöhnlicher Gebrauch erfordert, ſo verwechſelt man willkürlich die Bedeutungen, und überſpringt die eigentliche Schwierigkeit der Frage, indem man das als ſchon vorhanden vorausſetzt, wovon die Entſtehung erſt erklärt werden ſoll.

Allerdings läßt ſich eine Muſik von Inſtrumenten ohne Takt gar nicht denken; auch die von Inſtrumenten begleitete Stimme iſt durchaus an die Beobachtung desſelben gebunden; aber wenn ſie ſich ganz allein hören läßt, ſo darf ſie in dieſem Stücke ihre natürliche Freiheit wieder geltend machen, und darin auch neben dem künſtlichen Reichthum muſikaliſcher Zuſammenſetzung gefallen wollen. Du ſiehſt, ich rede vom Recitativ, das beſonders in der italiäniſchen Oper eine ſo ſchöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Namen eines Geſanges nicht verſagen kann. Die Kennzeichen, woran das Ohr die ſingende Stimme von der redenden unterſcheidet (auf welchem verſchiednen Spiel der Organe die Eigenthümlichkeit beider auch beruhen möge), ſind ein gewiſſes Schweben, das den Tönen Dauer verleiht; ihre Beſtimmbarkeit in Anſehung der Höhe und Tiefe; und der Uebergang von einem zum andern nach beſtimmbaren Zwiſchenräumen oder Stufen. Im Geſange der Nachtigall, bei welchem dieß alles eintrifft, und der ſo ſehr Geſang iſt, daß man verſuchen konnte, ihn muſikaliſch aufzuzeichnen, bemerkt man nichts, was einem Zeitmaße gliche.

Dürfte man in der Geſchichte der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten die Erfindung eines Inſtruments vor den erſten Uebungen der Stimme im Geſange vorangehen laßen, ſo wäre dadurch die Schwierigkeit der Auflöſung um vieles verringert, aber keineswegs ganz gehoben. Da muſikaliſche Inſtrumente erſt durch eine künſtliche Nachahmung einigermaßen den Ausdruck der Empfindung erreichen können, welcher den Stimmen lebender Geſchöpfe urſprünglich eigen iſt, ſo kann ihre erſte Anwendung keine andre ſein, als bloß das Ohr zu ergötzen. Dieß vermögen ſie durch einzelne Töne in keinem erheblichen Grade, und durch eine Folge derſelben, nach unſerm Urtheile wenigſtens, nicht anders, als wenn darin ein Geſetz des Zeitmaßes obwaltet. Es iſt daher nicht fremde, daß der Menſch, wenn er ſich einmal das Ergötzen zum Geſchäft machte, mancherlei Verſuche anſtellte, und gleichſam ſo lange herumtaſtete, bis er das Rechte traf. Indeſſen ſind ungeübte, aber nach Allem begierige Sinne äußerſt leicht zu befriedigen. Das armſeligſte Geklimper oder Geklingel bezaubert das Ohr eines Kindes oder eines Wilden, und ihr Entzücken über das ſchon Gefundne entfernt ſie von dem Streben nach einer höhern, noch unbekannten Vollkommenheit. Vaillant beſchreibt ſehr artig ein Concert ſeiner Hottentotten: er hatte ihnen Maultrommeln und andre dergleichen Inſtrumente ausgetheilt; nun ſpielten ſie ohne allen Takt auf das betäubendſte durch einander, und fanden dennoch ein unbeſchreibliches Vergnügen daran. Doch wir brauchen ſo weit nicht zu ſuchen: wie lärmen unſre Knaben nach einem Jahrmarkte mit ihren neuen Trommeln, Pfeifen oder Geigen durch die Gaßen! Und ſcheinen ſie bei dieſer muſikaliſchen Ergötzlichkeit wohl im geringſten das Bedürfniß des Taktes zu fühlen?

Der Schriftſteller, bei dem ich das obige Märchen angeführt ſah, nimmt es ſo, als ob demſelben zufolge in Sina die Inſtrumentalmuſik früher erfunden wäre, als der Geſang. Mir ſcheint es nicht ausdrücklich der Vorſtellung zu widerſprechen, der Kaiſer habe ſein menſchliches Vögelconcert bloß durch Singſtimmen zu Stande gebracht. Allein, geſetzt auch, das Gegentheil würde deutlich gemeldet, ſo muß das Anſehen einer Sage immer durch die innre Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten unterſtützt werden, und kann gegen ſie nichts gelten. Die Vermuthung, daß die Menſchen, als Spiel und Geſang ſchon durch viele Fortſchritte zu einer üblichen Unterhaltung geworden, und ihr Ohr für muſikaliſchen Genuß mehr gebildet war, eine beſchämende Vergleichung zwiſchen dem lieblichen Klange einiger Vögelſtimmen und der Rauhigkeit ihrer eignen angeſtellt, und ſich bemüht haben, jene nachzuahmen: dieſe Vermuthung möchte ich nicht verwerfen. Dagegen wißen wir hiſtoriſch, daß die meiſten Völker nie eine eigentliche, das heißt ohne Geſang für ſich beſtehende, Inſtrumentalmuſik gekannt haben, und daß dieſe, wo ſie etwa eingeführt ward, zu den ſpäten, ſchwächenden Verfeinerungen der Kunſt gehörte. Das Werkzeug des Geſanges bringt der Menſch mit auf die Welt, es begleitet ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens, und die Antriebe des Gefühls ſetzen es früh auf mannichfaltige Weiſe in Bewegung: die erſten unförmlichen Lieder mußten daher ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſein entſtehn. Aber der Gebrauch eines äußern Werkzeuges, wäre es auch nur ein geſpaltnes Bambusrohr, zur Begleitung des Geſanges, erfordert Ueberlegung, Benutzung der Natur, die nichts ohne Zubereitung dazu Taugliches darbietet, ja ſogar einige Beobachtungen über die Geſetze des Schalles. So bewundernswürdig ſchienen auch der Vorwelt ſolche Erfindungen, daß nach der griechiſchen Sage nur der ſinnreichſte aller Götter den Einfall haben konnte, einige Schafsdärme über eine Schildkrötenſchale zu ſpannen.

Aber wie? ſo haſt du mir vielleicht ſchon vorhin eingewandt: ſchreibt nicht die Beſchaffenheit der Empfindung ſelbſt den Bewegungen einen gewiſſen Takt vor? Hüpft nicht die Freude mit raſchem, ſchleicht nicht die Traurigkeit mit gedehntem Tritt? Und verhält es ſich nicht eben ſo mit ſchnellen und langſamen Tonfolgen? Um dieſen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange dauernden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beiſpiel den Schlag des Pulſes, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke. Du ſiehſt, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorſtellung, als die von Schnelle und Langſamkeit, geben, und hat nicht die entfernteſte Beziehung auf den Charakter verſchiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entſteht, das heißt ſobald Abwechſelung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemiſcht werden, ſo kann eine ſolche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulation ſchon einigen Einfluß auf unſer Gemüth haben, es erwecken oder beruhigen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langſameren oder ſchnelleren Zeitmaße der Schritte eines Menſchen an ſich nichts weiter erfahren, als den Grad ſeiner Eile, nach einem gewiſſen Ziele zu gelangen; ſeine Gemüthslage verräth ſich erſt durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinſtimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, ſondern jede für ſich betrachtet, bedeutend ſind. Ueberhaupt muß eine Leidenſchaft ſchon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zuſtande der Seele, gemildert ſein, wenn ein gewiſſes Ebenmaß in ihrem Ausdrucke ſtattfinden ſoll. Denn was uns am ſtärkſten erſchüttert, hat am wenigſten Beſtand, und deswegen äußern ſich in der Natur die lebhafteſten Gefühle in ſtürmiſchen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß alſo in beiden nicht das Abgemeſſene, das gleichförmig Wiederkehrende, ſondern das Abwechſelnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entſprechen und ſie wieder erregen?

Und doch, wirſt du ſagen, iſt es ſo fühlbar, daß der jeder Melodie angemeßne Takt die Seele derſelben iſt. Das iſt er allerdings: allein erinnre dich, wir ſind hier ſchon im Gebiete der Kunſt, die nicht bei unmittelbarer Nachahmung der Natur ſtehen bleibt, ſondern durch eine Art von Erdichtung ſich ihr wieder nähert. Ein zuſammengeſetztes Gefühl, welches die Seele aber doch auf einmal faßen kann, entfaltet der Muſiker nach der feinſten Eigenthümlichkeit desſelben in einer melodiſchen Folge von Tönen, und legt durch das beſtimmte Verhältniß ihres Fortſchrittes dem fliehenden Augenblicke gleichſam Feßeln an; oder man kann auch ſagen, er bildet aus Empfindungen ein geordnetes Ganzes, was ſie eigentlich in der Wirklichkeit niemals ſind. Das Silbenmaß kann in der Poeſie etwas Aehnliches leiſten: aber welche geübte, beſonnene Empfänglichkeit gehört dazu, ſolch eine Wirkung nur wahrzunehmen, geſchweige denn, ſie ſelbſt hervorbringen zu wollen! Wir müßen uns wohl hüten, den ſchönen Gebrauch einer Erfindung mit dem, was ſie zuerſt veranlaßte, zu verwechſeln.

Ein Schriftſteller, der glücklicher darin war, Geheimniſſe in die Gegenſtände ſeiner Nachforſchung hineinzulegen, als die darin liegenden zu löſen, oder der dieß wenigſtens gern auf eine geheimnißvolle Art that, dem es eine allzu reizbare Organiſation ſchwer machen mußte, das wirklich Wahrgenommene vom Eingebildeten zu ſcheiden, findet den Urſprung des Zeitmaßes im Tanze und Geſange darin, daß den körperlichen Bewegungen, und den ausgeſprochnen oder geſungnen Worten, wozu bloß Leidenſchaft den Menſchen drängt, ein äußrer Zweck mangelt. Der gewöhnliche Gang, ſagt er, hat zur Abſicht, irgend wohin zu führen; die gewöhnliche Rede, uns Andern verſtändlich zu machen. Da beim Tanze und Geſange ſolch ein äußres Bedürfniß ganz wegfällt, und folglich dieſe Handlungen um ihrer ſelbſt willen vorgenommen werden, etwas an ſich ganz Zweckloſes aber uns kein Vergnügen gewähren kann, ſo ſtrebt die Seele unwillkürlich darnach, ſich einen Grund angeben zu können, warum ſie jedesmal die Bewegungen und Töne ſo oder ſo auf einander folgen laße. Dieß erlangt ſie nun durch ein innres Geſetz, ein Maß ihrer Folge. Indeſſen ſtrebte ſie vielleicht lange vergeblich, bis etwa zufälliger Weiſe dieſelbe Abwechſelung langſamerer und ſchnellerer Bewegungen mehremale auf einander folgte. Dieß immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende feßelte die Aufmerkſamkeit, prägte ſich dem Gedächtniſſe ein, ward bewundert, nachgeahmt und allmählich zum künſtlichen, regelmäßigen Tanze, oder in Anſehung der Poeſie zum künſtlichen regelmäßigen Versbau gebildet.

Ich habe dir dieſe Erklärung umſtändlich angeführt, weil ſie in einem ſonſt ſchätzbaren Buche, nämlich der Deutſchen Proſodie von Moriz, ſteht; denn freilich iſt ſie zu luftig, als daß ſie uns lange aufhalten dürfte. Die Redensart ‘zufälliger Weiſe’ gebraucht der Verfaßer mehrmals, und das iſt ſchon ein übles Zeichen. Erlaubt man es ſich einmal, bei einer, wenn ich ſo ſagen darf, dem ganzen Menſchengeſchlechte gemeinſchaftlichen Erfindung, den Zufall zu Hülfe zu rufen, ſo kann man ſich die Mühe dieſer und aller ähnlichen Unterſuchungen erſparen, und jenem blinden Gotte die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten überhaupt anvertrauen. Wäre der Satz wahr, daß nichts Zweckloſes uns Vergnügen gewähren könne, ſo müßte man entweder behaupten, kein bloß ſinnlicher Genuß reiche über die Befriedigung des Bedürfniſſes hinaus, oder man müßte dem Worte ‘Zweck’ eine höchſt ſeltſame Ausdehnung geben. In dem gebräuchlichen Sinne ſind Zwecke bloß Sache des Verſtandes; folglich handelt nur der gebildete Menſch nach ihnen, und auch dieſer nicht, ſobald Leidenſchaften ſeinen Verſtand ganz übermeiſtern. Dieß iſt in der kindiſchen Seele des unerzogenen Naturſohns unaufhörlich der Fall: er iſt daher der Gewalt jedes dunkeln Antriebes hingegeben. Eine lebhafte Regung nöthigt ihn, ohne allen weitern Zweck, ſie in Geberden und Tönen auszudrücken: aber wird wohl jemand noch nach einem Zwecke fragen, wo ein dringendes Bedürfniß befriedigt wird? Nähme man indeſſen auch an, die Erfindung des Taktes gehöre erſt in die Zeiten, wo durch Geſang und Tanz nicht mehr eigne und gegenwärtige Leidenſchaft ausgedrückt, ſondern fremde oder vormalige zur Ergötzung nachgeahmt wurde, ſo iſt ja doch Genuß des Daſeins der Mittelpunkt aller Zwecke, und was unmittelbar dazu dient, ſteht in ihrer Rangordnung oben an. Wenn alſo die wahrſte Nachahmung, die gewiß als ſolche kein Zeitmaß beobachtete, wie aus der Natur der Leidenſchaften erhellt, ſchon an ſich ergötzen mußte, ſo war ja nichts Zweckloſes darin.

Ferner begreife ich nicht, wie Moriz den Zweck der Rede darauf einſchränken kann, daß man ſich verſtändlich machen will. Soll ſie nicht noch in Zeiten der Verfeinerung, ſollte ſie nicht um ſo viel mehr, je näher die Sprache ihrem Urſprunge war, Theilnahme an den Empfindungen des Redenden erregen? Und ſollten dieß nicht gleichfalls die älteſten Lieder, wofern man nicht etwa annimmt, ihre Urheber haben ſie nur ſich ſelbſt vorgeſungen? Endlich iſt das Fortſchreiten von einem Orte zum andern, worauf hier die Vergleichung des Tanzes mit dem Gange ſich gründet, ein durchaus unweſentlicher Umſtand. Es giebt ſehr beliebte Tänze, bei denen man ſeine Stelle gar nicht verläßt; ja auf den freundſchaftlichen Inſeln im Südmeer ſah man dergleichen, wobei nicht einmal die Füße wechſelsweiſe gehoben wurden. Der Tanz hat freilich kein beſtimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang, aber die ausdrucksvollen Geberden, aus denen er mit Hinzufügung des Taktes entſtanden iſt, haben es eben ſo wenig.

Es fehlt ſo viel, daß die Rede, ſobald ſie ſich in die Form eines Geſanges fügt, dem Dienſte eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poeſie vielmehr in den früheſten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde, ſondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigſten Antheil hatte; und daß ſich bei einigen, zum Beiſpiel beim Gottesdienſte, die uralte Sitte ſogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und geprieſen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bei Völkern, die ſchon längſt in vielen Hinſichten geſittet heißen konnten, wurden die Geſetze noch als Lieder abgefaßt und geſungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwei Liedern einen unſterblichen Platz angewieſen, wodurch die Abgeſandten zweier Stämme im Namen derſelben ein Bündniß feierlich beſiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helſa, ließ, auf ſeinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchſten Feuer der Begeiſterung hinſtrömen. Sowohl auf den Inſeln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die europäiſchen Weltumſegler von den Eingebornen mit abgemeßenem Geſange bewillkommt. Durch ſtolze Lieder bietet der amerikaniſche Wilde mitten in der Todesqual ſeinen Feinden Trotz. Es iſt daher auch nichts Unglaubliches in der Sage, daß die nordiſchen Helden oft mit Liedern, in denen ſie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Abſchied nahmen. Du kennſt vielleicht den Geſang, womit Regner Lodbrog, der däniſche König, lächelnd im Kerker ſtarb. Ein andrer Held, Hallmund genannt, dichtete, tödtlich verwundet, ein Lied von ähnlichem Inhalt, und hieß ſeine Tochter es aufbewahren. Solche Gedichte waren kein Gedicht: die Poeſie, welche dieſe Männer im Leben und Tode begleitete, war ihr heiligſter Ernſt, ihre lebendigſte Wahrheit.

Wüßte man nicht hiſtoriſch das Gegentheil, ſo könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das Zeitmaß gehöre unter die ſpätern Erfindungen; der Geſang habe, ſo lange nur wirkliche Leidenſchaft ihn eingab, in dithyrambiſcher Freiheit geſchwärmt, und erſt als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes urſprünglichen Nachdrucks durch einen kunſtmäßigen Reiz zu erſetzen geſucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einſtimmig die bewundernswürdige Genauigkeit im Takt, womit ſie ihre Geſänge und Tänze aufführen. Selbſt die kannibaliſchen Schlachtlieder der Neuſeeländer, wobei die furchtbarſte Wuth ihre Augen verdreht und alle ihre Geſichtszüge verzerrt, werden vollkommen taktmäßig geſungen.

Wenn man alſo nicht annehmen kann, der ordnende Geiſt ſei es, der ſich durch Regelmäßigkeit in den Ausbrüchen der ungeſtümen Leidenſchaften herrſchend beweiſe; wenn ferner die, beſonders in kindiſchen Seelen, ſo unſtäten und raſch wechſelnden Gefühle nichts Abgemeßenes an ſich haben: ſo müßen wir uns nach einem andern Grunde dieſer Erſcheinung umſehn, und diejenige Art ſie zu erklären, wobei man der beſonnenen Abſicht am wenigſten einräumt, wird die wahrſcheinlichſte ſein. Indeſſen ſcheint alles Meßen, weil es auf einer Vergleichung beruht, ein Geſchäft der denkenden Kraft in uns zu ſein. Körperliche Gegenſtände, die man nach ihrer Ausdehnung gegen einander meßen will, hat man oft zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge iſt kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorſtellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maßſtabe dienen ſoll, muß folglich im Gedächtniſſe feſtgehalten werden. Ueberdieß iſt die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit ſehr abhängig von der Beſchaffenheit und Menge der ſie ausfüllenden Eindrücke. Man ſollte alſo denken, es müße für die Seele höchſt ſchwierig ſein, den Vergleich nur einigermaßen genau anzuſtellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieſelbe nicht ſowohl der Seele, als dem Körper, verdanken, daß ſie mit Einem Worte bloß mechaniſch iſt. Unſer Körper iſt ein belebtes Uhrwerk; ohne unſer Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherlei Bewegungen, zum Beiſpiele das Herzklopfen, das Athemholen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, ſo daß jede Abweichung von dieſem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maſchine anzuzeigen pflegt. Auch bei andern Bewegungen, die von unſerm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir ſie anhaltend wiederholen, von ſelbſt und ohne es zu wißen, in ein gewiſſes Zeitmaß. Nehmen wir mehrerlei ſolche Handlungen zugleich vor, zum Beiſpiel Gehen und Sprechen, ſo richtet ſich die Geſchwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorſätzlich die Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen aufheben wollen. Eben ſo ſetzen ſich mehrere Menſchen bei gemeinſchaftlichen Arbeiten ohne Abſicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freilich kommt alsdann der Umſtand hinzu, daß man einander ſonſt mit den Werkzeugen, zum Beiſpiel beim Rudern, Dreſchen, Mähen, hinderlich ſein würde; aber auch wer ganz allein angreifende Arbeiten der Art verrichtet, wird, ſobald er darin geübt iſt, ohne beſondre Aufmerkſamkeit einen Takt beobachten. Gleichmäßig wiederholte Bewegungen erſchöpfen am wenigſten: das Wohlthätige davon für den Körper muß ſich leicht fühlen.

Daß die Seele ſich mehr leidend, als durch Vergleichen und Urtheilen thätig beweiſe, indem eine Folge von Zeiten ſich, wenn ich ſo ſagen darf, von ſelbſt an der Organiſation abmißt, wird dadurch noch wahrſcheinlicher, daß auch mehrere Arten von Thieren an Beobachtung des Taktes in ihren Bewegungen, einige Vögel ſogar in ihrem Geſange gewöhnt werden können. Auch das ſcheint dieſe Vermuthung zu beſtätigen, daß wir nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes Zeitmaße genau und ſicher wahrnehmen, und daß wir dabei eben auf ſolche Grade der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit eingeſchränkt ſind, die mit dem fühlbaren Zeitmaß der Bewegungen im Körper in einem nahen Verhältniſſe ſtehn. Bei einer ſehr ſchnellen Folge iſt dieß weniger zu verwundern: die Eindrücke vermiſchen ſich unter einander, ſo daß eine große Menge derſelben in die Vorſtellung von einem *einzigen zuſammengedrängt* wird, wie wir zum Beiſpiel nach der verſchiednen Anzahl der Bebungen einer Saite in einer gegebnen Zeit nur einen einzigen höheren oder tieferen Ton vernehmen. Wir brauchen nur an die Schnelligkeit zu denken, womit ſich Schall und Licht durch unermeßliche Räume fortpflanzen, um überzeugt zu ſein, daß dasjenige, was uns wie ein einziger untheilbarer Augenblick vorkommt, eine ſehr zuſammengeſetzte Maſſe von Zeiten iſt. Aber wie käme es, daß bei einer ſehr langſamen Folge, wo wir doch um ſo mehr Muße haben, die einzelnen Zeiträume zu unterſcheiden, die Wahrnehmung von ihrer Gleichheit oder Ungleichheit ſich ebenfalls verliert, wenn ſie nicht auf Verhältniſſen zu unſrer Organiſation beruhte? Man laße eine Glocke alle Minuten einmal ſchlagen: niemand wird auch mit dem geübteſten Ohre entſcheiden können, ob die Zwiſchenräume ſich immer gleich ſind, er müßte ſie denn etwa durch ein körperliches Hülfsmittel eintheilen und die Anzahl der Theile in jedem mit einander vergleichen.

'Die Vorſtellung vom Zeitmaße', ſagt Hemſterhuys, 'iſt 'vielleicht die erſte von allen unſern Vorſtellungen, und geht 'ſogar der Geburt voran; denn es ſcheint, daß wir ſie ein'zig den aufeinander folgenden Wallungen des Bluts in der 'Nachbarſchaft des Ohres verdanken.'

Es ließe ſich hiebei fragen, ob die Fähigkeit Zeiten zu meßen unter unſern Organen dem Ohre ausſchließend gehöre; ob die Wallungen des Bluts in ſeiner Nähe, auch bei der gröſten äußern Stille, wirklich hörbar ſein können; wie früh Vorſtellungen ohne Bewußtſein in uns wirkſam zu werden anfangen, und dergleichen mehr. Du ſiehſt, eine gründliche Erörterung jenes Satzes würde uns in Labyrinthe der Phyſiologie und Pſychologie führen. Es iſt mir indeſſen lieb, mich wenigſtens in ſo weit mit Hemſterhuys auf Einem Wege zu finden, daß er die Anlage zum Takte auch für körperlich hält, und annimmt, nur die Regelmäßigkeit gewiſſer Bewegungen in unſrer Organiſation mache ſie zum tauglichen Werkzeuge der Zeitmeßung.

Zwar iſt auf dieſe Art noch nicht erklärt, wie die Menſchen darauf fallen konnten, die fremdartige Vorſtellung vom Takt auf den Ausdruck durch Geberden und Töne anzuwenden; doch iſt die Auflöſung, die ich jetzt deiner Prüfung übergeben will, dadurch vorbereitet.

Je mehr der Menſch noch ganz in den Sinnen lebt, deſto mächtiger ſind ſeine Leidenſchaften. Zwar eröffnet ihnen die Entwickelung des Verſtandes und die Vervollkommnung der geſelligen Künſte eine Welt von vorher unbekannten Gegenſtänden: aber eben dadurch, daß der Kreiß ihrer Wirkſamkeit ſich erweitert, muß ihr blinder Ungeſtüm gemäßigt werden. Hiezu kommt die tauſendfache Abhängigkeit von Verhältniſſen, die dem verfeinerten Menſchen bei ihrer Befriedigung im Wege ſtehn. Ein Zögling des Anſtandes, hat er ſchon früh gelernt, ihre Ausbrüche zu erſticken, und Gleichgewicht in ſeinem Betragen zu erhalten. Der rohen Einfalt hingegen ſcheint alles anſtändig, was die Natur fordert. Noch unbekannt mit den Anreizungen erkünſtelter Verderbniß läßt ſie ſich nur von natürlichen Trieben, aber von dieſen auch unumſchränkt beherrſchen. Wie eine Krankheit in einem geſunden Körper um ſo heftiger wüthet, je größern Ueberfluß an Lebenskräften ſie vorfindet, ſo iſt es auch mit den Leidenſchaften: die gewaltſamſten Zuſtände, worein ſie den künſtlich erzognen Menſchen verſetzen, ſcheinen neben ihrer ausſchweifenden Unbändigkeit in der Seele des freien und kräftigen Wilden nur ein beſonnener Rauſch zu ſein. Sei es nun Freude oder Betrübniß, was ſich ſeiner bemächtigt, ſo würden die aufgeregten Lebensgeiſter ihre Gewalt nach innen zu wenden, und ſeine ganze Zuſammenſetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigſten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Geberden Luft machte. Er folgt der Anforderung eines ſo dringenden Bedürfniſſes; durch jede äußre Verkündigung der Leidenſchaft fühlt er ſich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher inſtinktmäßig Stunden, ja Tage lang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis ſich der Aufruhr in ſeinem Innern allmählich gelegt hat. Bei ſchmerzlichen Gemüthsbewegungen werden ſogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn ſich die Seele dadurch nur die Linderung verſchaffen kann, ſie auszulaßen. Hierin liegt unſtreitig der Grund jener ſo vielen Völkern gemeinſchaftlichen Sitte, beim Trauern über die Todten ſich Wangen und Bruſt mit den Nägeln oder andern ſcharfen Werkzeugen zu zerfetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude iſt zwar *) der wohlthätigſte Affekt für den Körper; allein ihr ſinnloſer Taumel kann doch bis zu einer erſchöpfenden Verſchwendung der unaufhaltſam überſtrömenden Lebensfülle gehen. Selbſt Jubeln und Springen, ſo ausgelaßen und anhaltend, wie es der wilde Naturſohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper ſich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit ſich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menſchen dann der Inſtinkt, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, ſich dem berauſchendſten Genuße ohne abmattende Anſtrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten ſich die Füße nach einem Zeitmaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der raſche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Geſetze der Organiſation mußten ſich die übrigen Geberden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch dieſe ungeſuchte Uebereinſtimmung kam Takt in den wilden Jubelgeſang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen beſtand.

Hatte man erſt einmal das Wohlthätige dieſes Zügels

---

*) die wohlthätigſte Leidenſchaft 1796. 1801.

gefühlt, woran die Natur ſelbſt die ungeſtüme Seele lenkte, ohne daß ſie ſich eines Zwanges bewußt worden wäre, ſo iſt es nicht wunderbar, daß auch andre Leidenſchaften ſich willig ihn anlegen ließen. Wenn gleich die Betrübniß nicht zu ſo raſchen Bewegungen hinreißt, wie die Freude, ſo führt ſie dagegen auch gar keinen Erſatz für ihre zerrüttenden Wirkungen mit ſich. Tage lang Jammern iſt noch weit angreifender für den Körper als Tage lang Jauchzen; und doch konnte das ganz von ſeinem Verluſte überwältigte Gemüth dieſe einzige Linderung nicht entbehren; es weidete ſich, wie Homer es ausdrückt, an der verzehrenden Wehklage. Indem dieſe, vom Zeitmaße gefeſſelt, in Melodie übergeht, iſt ſie ſchon nicht ganz troſtlos mehr: der erquickende mildernde Einfluß wird von den Sinnen der Seele mitgetheilt.

Wenn Jemand unter uns den Tod eines Angehörigen mit Geſang betrauerte, ſo würden wir entweder glauben, es ſei ihm kein Ernſt damit, oder er ſei wenigſtens ſchon getröſtet und erneuere ſeinen Schmerz nur in der Erinnerung. Dieſelbe Handlung unter einem noch ungebildeten, ſinnlichen Volke eben ſo zu beurtheilen, würde ſehr gewagt und wahrſcheinlich irrig ſein. Den trojaniſchen Frauen war es gewiß Ernſt mit dem Wehklagen um Hektors Leiche, denn ſie ſahen verzweifelnd ihren eignen Untergang vor ſich: dennoch waren Sänger beſtellt, um ihnen dabei mit der Stimme vorzugehn. Gehörte dieß auch in den Zeiten, welche Homer ſchildert, ſchon zu den feierlichen Gebräuchen der Trauer, ſo deutet es doch auf einen natürlichen Urſprung hin. Als Cook auf ſeiner dritten Reiſe Neuſeeland verließ, ſo befiel zwei daſelbſt einheimiſche Knaben, die er mitgenommen hatte, eine tödtliche Schwermuth. Sie weinten und klagten unaufhörlich viele Tage lang, und drückten beſonders ihren Schmerz durch ein

Lied aus, worin ſie, ſo viel man verſtand, ihr nun für immer verlornes Vaterland prieſen. An eine hergebrachte Sitte läßt ſich hiebei nicht denken, und da dieß Lied ſich auf eine ganz ungewöhnliche Lage bezog, ſo muß man vermuthen, daß die jungen Wilden es nicht aus dem Gedächtniſſe geſungen, ſondern daß ſie es mitten in ihrer tiefſten Bekümmerniß gedichtet haben. Es würde nicht ſchwer ſein, ähnliche Beiſpiele zu häufen.

Was ich von der Freude und der Betrübniß geſagt, wirſt du, wenn meine Vermuthung dir anders Genüge leiſtet, leicht auf die übrigen Leidenſchaften anwenden. Die Seele, von der Natur allein erzogen und keine Feßeln gewohnt, forderte Freiheit in ihrer äußern Verkündigung; der Körper bedurfte, um nicht der anhaltenden Heftigkeit derſelben zu unterliegen, ein Maß, worauf ſeine innre Einrichtung ihn fühlbar leitete. Ein geordneter Rhythmus der Bewegungen und Töne vereinigte beides, und darin lag urſprünglich ſeine wohlthätige Zaubermacht. So wäre es denn erklärt, was uns ſonſt ſo äußerſt fremde dünkt, wie etwas, das uns, die wir ſo vieles bedürfen, entbehrlicher Ueberfluß oder höchſtens ein angenehmer geſelliger Luxus ſcheint, Tanz und Geſang, für den beſchränkten, einfältigen Wilden unter die erſten Nothwendigkeiten des Lebens gehöten kann.

Vierter Brief.

Mit der Erfindung des Zeitmaßes treten wir ſogleich in ein ganz andres Gebiet hinüber. Was man vor derſelben mit den Namen Geſang und Tanz geehrt hat, iſt nichts dem Menſchen ausſchließend Eigenthümliches; wenn er ſich darin vor andern lebenden Geſchöpfen auszeichnet, ſo iſt es nicht der Art, ſondern höchſtens dem Grade nach; und der

Unterſchied hat ſeinen Grund bloß in der Verſchiedenheit ſeiner Organiſation von andern thieriſchen. Die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu bewegen, hebt auf der Gränze an, wo das Pflanzenreich ſich in das Thierreich verliert. Alle Bewegungen des Lebendigen ſind aber von zweifacher Art: entweder verurſacht ſie eine Begierde oder das Gegentheil derſelben (wir haben kein ſchickliches Wort dafür, wo bloß von thieriſcher Natur die Rede iſt: in die Ausdrücke 'Abneigung, Verabſcheuung' iſt ſchon zu viel Menſchliches hineingetragen), oder Schmerz und Vergnügen drückt ſich in ihnen aus. Sie laßen ſich nicht weniger leicht unterſcheiden, wenn ſie auch, wie häufig geſchieht, in demſelben Augenblicke zuſammentreffen. Jene haben eine beſtimmte Richtung zu einem Gegenſtande hin oder davon hinweg: etwas Aeußeres hat alſo auch nach Erregung der Begierde, oder ihres Gegentheils. Einfluß darauf. Man kann ſie mit den Bewegungen lebloſer Körper vergleichen, welche durch Kräfte des Anziehens und Zurückſtoßens bewirkt werden. Dieſe hingegen erfolgen, wenn einmal ein gewiſſer Zuſtand des Schmerzes oder des Vergnügens da iſt, ganz nach innern Geſetzen des körperlichen Baues. Sie haben kein äußres Ziel, aber einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, wovon ſie ausgehen, nämlich das nach außen hin wirkende Leben. Durch jene wird Befriedigung der Bedürfniſſe und Vermeidung deſſen betrieben, was Zerſtörung droht oder zu drohen ſcheint; das Thier verrichtet dadurch die zur Erhaltung ſeines Daſeins nothwendigen Geſchäfte. In dieſen offenbaren ſich ſeine Zuſtände, ohne daß es dabei auf Veränderung derſelben abgeſehen wäre. Sind ſie ſchmerzlich, ſo haben die dadurch hervorgebrachten Aeußerungen immer das Anſehen von etwas unwillkürlich Erpreßtem, wie ſie es denn auch wirklich ſind, weil kein Thier ſich darein ergiebt zu leiden, außer wenn es innrer Zerrüttung oder äußrer Gewalt durchaus nicht entfliehen kann. Die Bewegungen, welche aus Gefühlen des Wohlſeins und einem Ueberfluße an Lebenskraft entſpringen, ſind zwar eben ſo ſehr ein bloßes Spiel der Organe, und hängen von körperlichen Reizen ab, die unwiderſtehlich auf die Muſkeln wirken; aber ſie ſchmeicheln uns mit einem täuſchenden Schein von Freiheit, und es giebt nichts in der thieriſchen Welt, was dem menſchlichen Genuße des Daſeins ſo ähnlich wäre. Der Hund begrüßt ſeinen Herrn, den er nach einiger Abweſenheit wiederſieht, durch tauſend lebhafte Sprünge; das Füllen jagt ſich muthwillig wiehernd auf der Weide herum; ſelbſt das träge Rind, wenn es nach langem Aufenthalte in den Winterſtällen zum erſtenmal wieder Frühlingsluft wittert, wird zu ungeſchickt ausgelaßenen Bewegungen und zu einem freudigen Brüllen erweckt. Was liegt wohl im Freudenſprunge, im Jubelgeſchrei des Wilden, ſo lange in beiden noch die urſprüngliche Regelloſigkeit mit ihrem ganzen Ungeſtüm herrſcht, das ein höheres Leben verriethe als das, welches er mit jenen Geſchöpfen theilt? Ja es giebt Thiere, deren Organiſation ſich noch viel weiter von der unſrigen entfernt, denen aber die Natur, weil ſie nicht, wie wir, am Erdboden haften ſollten, ſondern für ein leichteres Element beſtimmt waren, eine uns verſagte behende und unermüdete Beweglichkeit verliehen hat, welche weit ſeltner ihren leicht befriedigten Bedürfniſſen zu dienen, als ihnen an ſich ſelbſt ein feineres Ergötzen zu gewähren ſcheint. Von den Mücken, wenn ſie in der Abendſonne ſpielen, ſagen wir, ſie tanzen; und das freie Umhergaukeln des Schmetterlings iſt oft beneidet, und zum Sinnbilde eines erhöhten Daſeins erwählt worden.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Gebrauch der Stimme.

Die meiſten thieriſchen Laute gehören wohl zu den Bewegungen der zweiten Art, welche einen Zuſtand verkündigen, nicht zu jenen, wodurch etwas erreicht oder vermieden werden ſoll. Zwar ſcheinen ſich manche Thiere allerlei dadurch zu verſtehen zu geben, einander herbeizurufen, ja ganze Unterredungen zu halten. Indeſſen könnte man, ohne ſich grade, wie jener morgenländiſche Weiſe, dafür auszugeben, man wiße die Sprache der Vögel zu deuten, doch wohl unternehmen, dergleichen Laute und die Antworten darauf, mit Ausſchließung alles Abſichtlichen, bloß aus dem Antriebe eines gefühlten Bedürfniſſes, und aus ähnlichen, durch die gehörte Stimme eines verwandten Thiers angeregten Reizen zu erklären. Wie dem auch ſei, betrachtet man die Bewegungen der Stimme nicht als Mittel, Gegenſtände zu bezeichnen, ſondern nur als Ausdruck innrer Zuſtände, worauf ſie doch beim Geſange zurückgeführt werden ſoll, ſo fehlt ſo viel, daß der Menſch ſich hierin eines angebornen Vorzugs rühmen könnte, daß er vielmehr nur durch eine Ausbildung, die er allein ſich ſelbſt zu geben vermag, und durch die fortgeſetzte Uebung vieler Geſchlechter, ſich die Biegſamkeit, den Umfang der Singſtimmen, und das feine Gehör für das Harmoniſche in den Uebergängen erwirbt, welche manchen Gattungen der Vögel ohne Unterricht eigen ſind. Doch an künſtlicher Schönheit des Geſanges mag der Menſch ſie noch ſo weit übertreffen; die zarte Regſamkeit der Organiſation, wodurch bei ihnen allen Gefühlen der Luſt und des Verlangens Stimme gegeben wird, ſo daß ihr innigſtes Leben in der Kehle zu wohnen ſcheint, muß er an dieſen kleinen Muſen der thieriſchen Schöpfung bewundernd lieben, und kann dieſelbe höchſtens nur mit ihnen theilen.

An den Bewegungen der Glieder und der Stimme, wodurch der Menſch wirkliche Gefühle ausdrückt (von Nachahmung kann hier noch nicht die Rede ſein), iſt alſo das Zeitmaß das erſte unterſcheidende Kennzeichen ſeiner Natur. Daraus, daß auch manche Thiere an Beobachtung deſſelben gewöhnt werden können, folgt, wie wir geſehen haben, daß die Fähigkeit, Bewegungen in gemeßnen Zeiten vorzunehmen, auch im Menſchen bloß der Organiſation angehört. Aber kein Thier beſchränkt auf dieſe Weiſe von ſelbſt, ohne menſchliche Anleitung, die Freiheit ſeiner gleichgültigen, geſchweige denn ſeiner leidenſchaftlichen Verrichtungen. Daraus folgt unwiderleglich, daß es durch kein Bedürfniß dazu getrieben wird. Da folglich das Bedürfniß, welches den Menſchen allgemein auf Erfindung des Zeitmaßes geleitet hat, unter mit ähnlichen Sinnen verſehenen Geſchöpfen von ihm allein gefühlt wird, ſo kann es nicht bloß körperlich ſein, ſondern muß aus der ihm eigenthümlichen geiſtigen Beſchaffenheit herrühren. Wenn dich ſo trockne Erörterungen nicht ermüden, meine Freundin, ſo laß uns auf dem zurückgelegten Wege einige Schritte umkehren, um dieß deutlicher zu entwickeln.

Ich ſchilderte dir in meinem vorigen Briefe die überwältigende Heftigkeit der Leidenſchaft in rohen Gemüthern, und den ſtarken Trieb, ſie in die wildeſten Aeußerungen zu ergießen, der ſelbſt dem Gefühle gänzlicher Erſchöpfung nicht nachgiebt. So ſchwer es uns fällt, in ſolchen Ausſchweifungen die Würde der Vernunft zu erkennen, ſo iſt es doch unläugbar, daß der Menſch nur durch das, was ihn über die Thiere erhebt, derſelben fähig wird. Thieriſche Leidenſchaften werden bloß durch körperliche Antriebe erregt; ſie werden daher auch durch gleiche Antriebe von entgegengeſetzter Art, ſobald die letzten die ſtärkern ſind, unfehlbar wieder aufgehoben. Nur ſolche Leidenſchaften, die ein wahres Bedürfniß zum Ziele haben, können, wenn die Befriedigung verſchoben wird, zu einer für das Thier ſelbſt zerrüttenden Heftigkeit gelangen. Andre, wobei dieß nicht der Fall iſt. zum Beiſpiele, wenn ein Thier durch Neckereien zum Zorne gereizt worden, hören bald von ſelbſt auf, befriedigt oder unbefriedigt, wenn der Gegenſtand den Sinnen entrückt iſt. Der Menſch hingegen iſt mit ſeinem Daſein nicht auf die Eindrücke des Augenblicks eingeſchränkt. Er hat das Vermögen, Vorſtellungen ſelbſtthätig feſtzuhalten und zu erwecken. So wie darauf die ganze Entwickelung der menſchlichen Erkenntnißkräfte beruht, ſo läßt ſich auch ohne dasſelbe keine Anlage zur Sittlichkeit denken. Ohne Vergleichung könnte der Verſtand nicht urtheilen und der Wille nicht wählen. Aber lange ehe der Menſch von ſeinen Vorſtellungen einen ſittlichen Gebrauch machen, und ſich durch ihr Gegengewicht wider alle ſinnlichen Reize bei einem Vorſatze behaupten lernt, wirken ſie ſinnlich, und ihre ganze Macht wirft ſich verſtärkend auf die Seite der Leidenſchaften. Dieſe beherrſchen alſo, bis die Vernunft ſie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, den menſchlichen Körper unumſchränkt, da ſie bei dem Thiere nur ſeinen Bedürfniſſen oder ſeiner Sicherheit dienen; weswegen auch jede Zähmung derſelben, wie nützlich der Menſch ſie für ſeine Abſichten mit den Thieren finden möge, als eine wahre Ausartung anzuſehen iſt. Wie frühe ſchon leidenſchaftliche Vorſtellungen über körperliche Empfindungen im Menſchen die Oberhand gewinnen, darüber laßen ſich an ganz kleinen Kindern die auffallendſten Beobachtungen machen. Wie oft laßen ſie ihren Verdruß über ein weggenommenes Spielzeug, wodurch doch kein eigentliches Bedürfniß, ſondern nur der Trieb nach Beſchäftigung befriedigt wird, ſo laut und anhaltend ausbrechen, daß ihnen die Anſtrengung ſehr ſchmerzlich werden muß, und laßen dennoch nicht davon ab! Die Unart des Kindes und die Ausgelaßenheit des Wilden fließen aus Einer Quelle her; den ganzen Unterſchied machen unentwickelte und entwickelte Organe, Mangel und Ueberfluß an Kräften.

Da der Menſch nun, vermöge der Zuſammenſetzung ſeines Weſens, einem verderblichen Uebermaße in den Leidenſchaften ausgeſetzt iſt, und bei dem erſten Erwachen ſeiner Freiheit unvermeidlich darein verfällt, ſo iſt ihm eben dadurch aufgegeben, ſie zu mäßigen, und Ordnung in ſeinem Innern zu erſchaffen. Aber die gewaltigen Stürme des Gemüths, wodurch dieſe Forderung um ſo nothwendiger und dringender wird, verhindern den unerzognen Sohn der Natur, ſie anzuerkennen, ja ſie nur zu vernehmen. Ungezügelte Freiheit iſt ſein höchſtes Gut; in ihr genießt er das volle Gefühl ſeiner Kraft: wie ſollte er nicht alles von ſich weiſen, was ſich anmaßt ſie im geringſten einzuſchränken? Der Menſch hätte alſo immerfort durch alle Zeiten im Stande der Wildheit verharren können, er hätte durchaus darin verharren müßen, wäre nicht die Natur ſelbſt durch manche wohlthätige Kraft, die ſie in ihm und um ihn her verbarg, Vermittlerin zwiſchen ſeinen Sinnen und ſeiner Vernunft geworden. Er nimmt die Hand nicht wahr, welche ihn leitet, und erſt wann er von einer höhern Stufe der Bildung zurückſieht, erſtaunt er in ſeinen frühen Träumen Vorbilder ſeiner theuerſten Wahrheiten, in dem, was oft ſein Spiel war, Vorübungen der ernſten Pflicht zu erkennen. Geſang und Tanz, die liebſten Beſchäftigungen des Menſchengeſchlechts in ſeiner Kindheit, bieten ein Beiſpiel hievon dar. Der Ausdruck der Leidenſchaften wurde weit früher, als ſie ſelbſt, gebändigt. Das letzte hätte einen Vorſatz erfordert, welchen zu faßen das ſinnliche Geſchöpf noch ganz unfähig war; jenes geſchah ohne ein abſichtliches Wollen durch das Bedürfniß. Die anfangs unwillkürliche und inſtinktmäßige Beobachtung des Zeitmaßes in ausdrückenden Bewegungen und Tönen ſtellte das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Körper wieder her, welches durch die Uebermacht wilder Gemüthsbewegungen und des gleich ſtarken Triebes, ſie auszulaßen, aufgehoben worden war. Hatte der Menſch dieſe wohlthätige Wirkung erſt einmal erfahren, ſo kehrte er natürlicher Weiſe bei jedem neuen Anlaße zu dem zurück, was ſie ihm verſchafft hatte, und machte es ſich zur Gewohnheit. Die geordnete Freiheit, die er in ſeinem Innern noch nicht kannte, mußte ihm doch in den äußern Verkündigungen desſelben gefallen: er ahnete darin entfernt ſeine höhere Beſtimmung. Indem er ſich ſeiner Leidenſchaft ungebunden hingab, ſchmeichelte ihm ein gemeßner Rhythmus mit einer Art von Herrſchaft über ſie. Zwar ſtellt ſich der Menſch in ſeinem ganzen äußern Thun ſo dar, wie es der Beſchaffenheit und Lage ſeines Innern gemäß iſt; allein dieſe innige Gemeinſchaft zwiſchen Gefühl und Ausdruck iſt nicht bloß einſeitige Abhängigkeit. Der Ausdruck, wie ſich jeder dieß leicht durch eigne Erfahrung beſtätigen kann, wirkt nach Innen zurück, und verändert das Gefühl ſelbſt, wenn ihm eine fremde Urſache einen verſchiednen Grad der Stärke, oder eine verſchiedne Richtung gegeben hat. Auf ſolche Weiſe mußten die Leidenſchaften, indem ihre kräftigen Ausbrüche durch Einführung eines ordnenden Maßes in Geſang und Tanz umgeſchaffen wurden, ebenfalls gemildert werden.

Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung dieſe Wirkung gehabt, darüber giebt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine hiſtoriſchen Nachrichten, und kann dergleichen nicht geben. Welches Alterthum viele Sagen der Völker auch von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle viel ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten, gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein geſetzt auch, Ueberlieferung wäre ſchon möglich geweſen: wie hätte der Menſch, noch kaum zur Beſinnung erwacht, der Rückkehr in ſich ſelbſt fähig ſein ſollen, welche erfordert wurde, um ſich von einer ſolchen allmählichen, nie von andern Gefühlen abgeſonderten Wirkung auf ſein Innres Rechenſchaft zu geben? Wie viel gehörte nicht dazu, bis er überhaupt nur ſo weit kam, zu ſich ſelbſt zu ſagen, er habe eine Seele! Wir ſehen es ja aus manchem Denkmal alter oder wenig gebildeter Sprachen, daß Völker, unter denen ſchon viele andre Betrachtungen angeſtellt worden waren, immer noch große Mühe hatten, von der wollenden und denkenden Kraft, welche dem Menſchen inwohnt, ſich eine nur nicht gar verworrene Vorſtellung, wie von einem körperlichen Werkzeuge zu machen. Indeſſen haben wir doch in einigen Mythen, welche die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts bildlich erklären ſollten, das gültigſte Zeugniß, das man in einer Sache dieſer Art verlangen kann. Die Anfänge des geſitteten Lebens werden mit der Erfindung der Muſik zuſammengeſtellt; die als Götter oder Heroen verehrten Stifter beider, Oſiris und Iſis bei den Aegyptiern, bei den Griechen vorzüglich Orpheus, ſollen ſich der Macht des Geſanges bedient haben, um die rohen Gemüther zu zähmen. Freilich läßt ſich hievon auch eine andre nicht zu verwerfende Deutung geben, daß man nämlich ein ſo großes Wunder nicht ſowohl dem Rhythmus der Lieder, als den Empfindungen, die aus ihnen athmeten, den Lehren, die ſie vortrugen, zuſchreibt. Aber alsdann verjüngt man dieſe Sagen gewiſſermaßen, und betrachtet jene Namen, mit welchen ein religiöſer Glaube nachher ſo viel Allgemeines verflocht, als wirkliche Perſonen, deren Wohlthaten ihr Andenken auf die Nachwelt gebracht haben. Denn damit ſich einzelne Menſchen unter ihren Mitbrüdern durch *) menſchlicheres Gefühl und höhere Erkenntniß auszeichnen können, muß ſchon das ganze Geſchlecht nicht mehr auf der unterſten Stufe ſtehn. Der Geſang muß ſchon ein Gegenſtand des Wohlgefallens geworden ſein, wenn durch ſeine Hülfe ſanften Empfindungen, weiſen Sprüchen Eingang verſchafft werden ſoll. Die älteſten aller Erfindungen dankt das Menſchengeſchlecht Niemanden insbeſondre: ſie gehören ſeiner eignen Natur, und demnächſt dem Himmel und der Erde an, inſofern dieſe durch günſtige Einflüße ihrer Entwickelung zu Hülfe kamen. Der älteſte Orpheus war wohl nirgends perſönlich gegenwärtig: er wohnte überall verborgen im thieriſchen Menſchen, und als er zum erſtenmal göttlich hervortrat, und das wüſte Toben der Leidenſchaft durch melodiſchen Rhythmus feßelte und zähmte, konnte kein Ohr und kein Herz ſeiner Zaubergewalt widerſtehen.

Der Trieb, andre gleichſam in ſein eignes Daſein aufzunehmen, und wiederum in ihnen vervielfacht zu leben, der zwar nicht ſelbſt die Fähigkeit zur Sprache iſt, aber ſie doch

---

*) menſchliches 1801.

hervorgerufen hat, macht die eigentlich menſchliche Grundlage der Geſelligkeit aus, wie viel andre Umſtände und Bedürfniſſe auch dazu einladen oder nöthigen mögen. Schon in den früheſten Zeiten des geſelligen Standes (und wann lebte der Menſch wohl völlig einſam?) mußte daher häufig der Fall kommen, daß dieſelben Gefühle mehrere Gemüther zu gleicher Zeit bewegten, entweder weil Einer ſie den Uebrigen durch ſichtbaren und hörbaren Ausdruck mitgetheilt hatte, oder weil das, was ſie hervorbrachte, Alle gemeinſchaftlich betraf. Das Beiſammenſein einer Anzahl von Menſchen in leidenſchaftlichem Zuſtande, von denen jeder ſich ganz ſeiner Willkür überläßt, muß auch dann, wenn ſie alle nach derſelben Richtung hinſtreben, unausbleiblich tumultuariſch werden. Man hat es ja häufig unter geſitteten Völkern erlebt, daß in ſolchen Fällen die Wahrheit Raſende machte, und der Patriotiſmus Gräuelthaten verübte. Es entſteht ein Chaos von Kräften, worin ſelbſt das Gleichartige ſich zu kennen aufhört und mit blinder Feindſeligkeit gegen einander treibt. Will eine Verſammlung ihrer würdig handeln, das heißt nicht als roh zuſammengehäufte Maſſe, ſondern als ein Ganzes, von Einem Willen beſeelt, ſo muß jeder Einzelne ſich bis auf einen gewiſſen Grad ſeiner Freiheit entäußern, um dagegen von allen Uebrigen vertreten zu werden. Der allgemeine Wille bedarf einer Stimme, die ihn rein und vernehmlich verkündige; wenn die Eintracht einer verſammelten Menge nicht mit ſinnlicher Gegenwart in ihrer Mitte erſcheint, ſo iſt ſie ſo gut als nicht vorhanden. Gäbe es nun ein Mittel, wodurch viele Menſchen ſich im Ausdrucke derſelben Empfindungen vereinigen könnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören noch zu übertäuben, und wodurch bei einem noch ſo vielfachen, gewaltigen Widerhalle des lauten Lebensodems doch alles Mißhellige vermieden würde: ſo müßte dabei die gemeinſchaftliche Regung, durch die erklärte Theilnahme Aller beſtätigt, ſich zwar um ſo tiefer in die Gemüther pflanzen; aber es könnte nicht fehlen, der milde Sieg des geſelligen Triebes über den ſelbſtiſchen würde ihre äußere Stürme um vieles beſänftigen. Die Leidenſchaften der einzelnen Glieder der Geſellſchaft glichen alsdann nicht mehr wildlaufenden Waßern, die beim geringſten Aufſchwellen eine Ueberſchwemmung verurſachen müßen, ſondern wären wie Bäche in einem Strom verſammelt, und flößen in ihm zwar unaufhaltſam, doch um ſo ruhiger fort, je tiefer und breiter ſein Bett geworden wäre. Ein ſolches Mittel iſt aber Geſang und Tanz, ſobald beide durch das Zeitmaß geordnet ſind, denn das wird weſentlich erfordert, wenn man nicht bacchantiſch durcheinander toben ſoll. Dieſes könnte man als die zweite Art anſehen, wie der Rhythmus, bloß als Geſetz der Bewegung betrachtet, den wilden Menſchen ein wohlthätiger, göttlicher Orpheus ward. Er war es, der ausdrückende Geberden und Töne, in denen ſonſt nur uneingeſchränkte, hartnäckige Willkür geherrſcht, an ein friedliches Nebeneinanderſein gewöhnte, ſie zum Bande der Geſelligkeit und zugleich zu ihrem ſchönſten Sinnbilde umſchuf. Kein Wunder alſo, wenn Geſang und Tanz unter weniggebildeten Völkern von jeher die Seele aller Zuſammenkünfte war, und noch iſt. Ein gemiſchter Haufe wird dadurch in Chöre abgeſondert und gereiht.

Daß dieſe menſchlich natürlichen Künſte Sache der Geſellſchaft wurden, konnte und mußte zum Theil auf ihre weitere Bildung den entſchiedenſten Einfluß haben. Zuverläßig beſchränkte es zuvörderſt ihre urſprüngliche Freiheit, und fügte zu dem, worin man ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſein, übereinſtimmte, äußerliche Geſetze der Uebereinkunft und des Herkommens hinzu. Um Verwirrung zu vermeiden, war eine gewiſſe Anordnung, beſonders beim Tanze, unentbehrlich; und da dieſe nicht im Weſen des Alle beſeelenden Gefühls lag, ſo gewann der Verſtand dabei Raum, beſonnener zu verfahren, zu wählen und das an ſich Gleichgültige allmählich mit dem Gefallenden zu vertauſchen. Das Verlangen nach dieſem iſt ſo tief und weſentlich im Menſchen gegründet, daß er es faſt eben ſo früh zu offenbaren anfängt, als er Erzeugniſſe der Natur für irgend einen Zweck benutzt. Es genügt ihm nicht, daß ſein Werkzeug dieſen erreiche: er will ſich gern durch etwas Höheres als Schöpfer darin erkennen. Der Bogen des Wilden muß nicht bloß in die Ferne treffen; das Holz oder Horn, woraus er verfertigt iſt, muß auch zierlich geſchnitzt und geglättet ſein. Bald wird die Außenſeite ſeines eignen Körpers ihm ein Gegenſtand dieſes künſtleriſchen Triebes: Putz war überall, ausgenommen in ganz rauhen Himmelsſtrichen, das frühere Bedürfniß, und bedeckende Kleidung nur ein ſpäterer Fortſchritt zur Ueppigkeit. Mag uns der Putz der Wilden (ſo ſchelten wir einander nationenweiſe, ſagt ein wackrer Forſcher, ohne daß einmal jemand ſo keck oder ſo billig wäre, zu ſagen, was ein Menſch und was ein Wilder ſei) noch ſo abenteuerlich, widerſinnig, ja abſcheulich vorkommen; das eigenthümliche Gepräge unſrer Natur, welches ihm ſeine Beſtimmung giebt, kann zwar darin entſtellt, aber nie ganz ausgelöſcht werden. Im Wohlgefallen an vermeintlich ſchönem Zierrat, und in dem Vermögen der Einbildungskraft, ihn zu erfinden, liegen die edelſten Künſte, die ſich je unter geiſtreichen Völkern bis zur Reife entfaltet haben, wie in ihrem Keime beſchloßen. Man glaube auch nicht etwa, daß eine beträchtliche Höhe der Ausbildung dazu gehöre, ehe dieſe Anlagen wirkſam werden können, weil wir im geſitteten Europa unter den geringeren Ständen oft jede Spur davon vermiſſen. Wenn durch eine drückende Lage das freie Spiel der Kräfte, und mit ihm zugleich der wohlthätige Einfluß der Natur gehemmt wird, ohne daß die Vortheile der Verfeinerung zum Erſatz dafür dienen, ſo wird der Menſch dadurch in einen Stand der Barbarei zurückgeworfen, dem ungebundne, kräftige Wildheit gewiß weit vorzuziehen iſt.

Doch ich kehre von dieſer kleinen Abſchweifung zurück. Das erſte Aufdämmern des vorher ſchlafenden Triebes nach Schönheit eröffnet wieder eine ganz neue, weite Ausſicht künftiger Entwickelungen der drei rhythmiſchen Künſte. Die Seele fieng an ſich im Ausdrucke ihrer Gefühle, wenigſtens ſolcher, die nicht geradezu ſchmerzlich ſind, zu gefallen, und wiederholte ihn daher gern, auch wenn das Bedürfniß, welches ſie anfangs dazu gedrungen hatte, ſchon geſtillt war. Nun erſt wurde alſo Tanz und Geſang als Ergötzung getrieben. Es mußte endlich dahin kommen, daß man ſich durch Hülfe der Phantaſie freiwillig aus einem ruhigen Zuſtande in lebhafte Regungen verſetzte. So entſtand eigentliche Dichtung; ſo kam Nachahmung zum Vorſchein; denn alles Vorhergehende war reine, unvermiſchte Wahrheit geweſen.

Du wirſt bemerkt haben, liebe Freundin, daß ich im Gange aller obigen Betrachtungen zwei Sätze ohne Beweis angenommen und ſtillſchweigend zum Grunde gelegt habe, weil ſie mir von ſelbſt einzuleuchten ſchienen. Erſtlich: Poeſie ſei urſprünglich von der Art geweſen, die man in der Kunſtſprache lyriſch nennt. Zweitens; man habe ſie immer unvorbereitet nach der Eingebung des Augenblicks geſungen;

mit einem Ausdrucke, der uns Deutſchen wie die Sache ſelbſt fremd iſt, ‘improviſiert’. Was jenes betrifft, ſo erinnre ich hier nur mit wenigen Worten, daß dem empfindenden Weſen ſein eigner Zuſtand das Nächſte iſt; daß der Geiſt die Dinge zuerſt nur in ihrer Beziehung auf dieſen wahrnimmt, und ſchon zu einer ſehr hellen Beſonnenheit gediehen ſein muß, um ſeine Betrachtung derſelben, wenn ich ſo ſagen darf, ganz aus ſich heraus zu ſtellen. Durch welche Veranlaßungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyriſchen eingewickelt lagen, ſich in der Folge von ihr geſondert, erzähle ich dir ein andres Mal. Vorbereitung läßt ſich ohne Abſicht nicht denken: und wie ſollte dieſe bei den älteſten Geſängen, Kindern der Leidenſchaft und des Bedürfniſſes ſtattgefunden haben? Das Natürliche geht immer vor dem Künſtlichen her. Zu der Zeit, da noch alle Menſchen dichteten, waren die Dichter wohl nicht ſo ängſtlich für die Ewigkeit ihrer Werke beſorgt, als heut zu Tage: das Lied, das auf ihren Lippen geboren ward, ſtarb auch in demſelben Augenblicke. Es dem Gedächtniſſe einzuprägen, konnte ihnen ſchwerlich einfallen, eben ſo wenig, als wir alle Worte, in der Hitze eines leidenſchaftlichen Geſprächs ausgeſchüttet, aufzubewahren gedenken. Das gemeinſchaftliche Singen gab vielleicht auch hiezu den erſten Anlaß. Sollte der Chor wiederholen, was Einer vorgeſungen hatte, ſo mußte er ſich Worte und Melodie wenigſtens für ſo lange merken; das Gedächtniß wurde mit ins Spiel gezogen, wie gering auch der Dienſt ſein mochte, den man ihm anfangs zumuthete. Doch dieß läßt ſich auch aus einer andern Urſache ableiten. Die Sprache war ſo äußerſt arm an Worten und Wendungen, der Kreiß der Vorſtellungen ſo enge gezogen, daß man nicht vermeiden konnte, häufig auf eben daſſelbe zurück zu kommen. Wenige

Ausrufungen hießen ſchon ein Lied: ſie genügten dem einfältigen Herzen, erſchöpften aber auch den ganzen Reichthum des kindiſchen Geiſtes. Oft geſungen, blieben ſie natürlich ſammt ihren Anordnungen im Gedächtniſſe hängen, und boten ſich bei einer ähnlichen Gelegenheit von ſelbſt wieder dar.

Um deine Geduld zu belohnen, liebſte Amalie, wenn du dieſen Brief, ohne etwas zu überſpringen, bis zu Ende geleſen haſt, füge ich etwas hinzu, worüber du wenigſtens einen Augenblick lächeln magſt; ein Paar Proben von Poeſie, welche ein Weltumſegler aus der Südſee zurückgebracht hat. Folgendes Lied dichteten einige Neuſeeländer aus dem Stegereif, als ſie den Tod eines ihnen befreundeten Taheitiers erfuhren:

Aeghih, matte, ah wah, Tupaia!
Gegangen, todt! O weh! Tupaia!

Das zweite iſt fröhlicher. Die Taheitierinnen begrüßen damit ihre Göttin O-Hinna, die nach ihrem Glauben in den Flecken des Mondes wohnt:

Te-Uwa no te malama,
Te-Uwa te hinarro.
*) Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich.

Dem Monde iſt doch von jeher in allen Landen viel Artiges geſagt worden. Lebe wohl!

---

*) [Die Ueberſetzung ſteht in den Horen nicht.]

Betrachtungen über Metrik.

An Friedrich Schlegel.

Du ſchreibſt mir über Bürger: 'Es ſcheint mir etwas ſehr Untergeordnetes zu ſein, ſchön zu reimen in unſrer Sprache, die der höhern Harmonie empfänglich iſt.' Ich habe immer vergeßen dir für das artige Kompliment zu danken, das du mir machſt, indem du ein Verdienſt, auf das ich nur gar zu gern Anſprüche machte — auf das ich, wie man mir ſchmeichelt, auch einige habe — ſo ſehr gering findeſt. Wenn die Schwierigkeit etwas bei der Sache entſcheidet, ſo kann ich dir ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, im Deutſchen in gereimten Silbenmaßen wohlklingend und ausdrucksvoll zu ſchreiben. Vielleicht dürfte ich mich rühmen und es beweiſen, daß ich auch das Andre, in griechiſchen Silbenmaßen, kann, wenn ich will. Es möchte ſogar viel leichter ſein; verſucht habe ich es; denn ich glaubte auch einmal vor uralten Zeiten an Klopſtock.

Bürger macht ſehr ſchöne Hexameter — ich beziehe mich auf ſeine Ueberſetzung des Homer.

Du bekommſt nun aber den gerechten Lohn für deine Impertinenzen: eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand — wenn ich ſie zu Ende bringe: ein volles gerütteltes und geſchütteltes Maß. Sie ſoll drei Theile haben: über Euphonie; über Eurhythmie; und über den Reim. Dieſer iſt mit beiden verwandt — es iſt alſo wohl billig, daß man ſeine Theorie zuletzt vornimmt. Ueber den Reim möchte ich leicht allerlei zu ſagen haben, was du nicht vermutheſt.

Uebrigens iſt es mir gar nicht darum zu thun, einen Proſelyten zu machen. Ich kann dir gern die Gedichte, welche niemand lieſt, vom Meſſias an bis zur Boruſſias, überlaßen, und mich an die vielen Werke unſrer vortrefflichen Dichter halten, die in gereimten oder reimfähigen Silbenmaßen geſchrieben ſind. Was C. betrifft, ſo wende nur Alles an, um ihren Geſchmack zu verderben; ſie wird doch das Rechte treffen, und dazu keiner Theorie nöthig haben.

Du glaubſt es nicht, lieber Fritz, wie mich vor dieſer verwünſchten Kunſtrichterei ekelt, zu der mich die Natur verdammt hat. Mein Motto iſt immer:

Grau, junger Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Da Klopſtocks Anſehen in der Metrik, vorzüglich der deutſchen, dir ſo viel gilt, ſo will ich dir einige Betrachtungen darüber mittheilen, und dabei von ſeinen Fragmenten, die ich eben einmal wieder geleſen, dann und wann Veranlaßungen hernehmen. Befürchte aber nicht, daß der Inhalt dieſer Blätter ganz polemiſch ſein wird — die Unterſuchung hat genug Reiz für mich, um ihr ſelbſt weiter nachzuſpüren; und Kl. zu widerlegen iſt in den meiſten Fällen ſo leicht, daß man ſich gar nicht lange dabei aufzuhalten braucht.

In alten und neuern Sprachen iſt wenig Gutes über die Sache geſchrieben, und es iſt nicht ſchwer anzugeben, woher dieß rührt. Der Gegenſtand ſcheint geringfügig, und iſt doch ſehr wichtig — lockt alſo den Forſchungsgeiſt nicht an. Man muß ihn praktiſch kennen, alſo Gedichte geſchrieben, und dabei nach metriſcher Vollkommenheit geſtrebt haben. Nun haben aber die guten Dichter meiſtens einen Ekel vor der Theorie, oder auch nicht die gehörigen Talente dazu. Man kann ſehr wohlklingende Verſe zu machen verſtehen, und gar nicht im Stande ſein, zu entwickeln, wie man dabei verfährt. Auch läßt man ſich dabei durch tauſenderlei feine Wahrnehmungen beſtimmen, die dem Ausdrucke entſchlüpfen, oder wenn man ſie auszudrücken verſucht, nur Mißverſtändniſſe hervorbringen.

Will man nun vollends nicht bloß über die Metrik ſeiner eignen Sprache ſchreiben, ſondern Vergleichungen anſtellen, und die Sache aus einem höhern Geſichtspunkte betrachten, ſo gehört noch weit mehr dazu: Kenntniß einer Menge Sprachen, nicht bloß auf dem Papier, ſondern nach dem lebendigen Vortrage; Biegſamkeit der Sprachorgane, um in fremden Sprachen die Ausſprache täuſchend nachahmen zu können; und dabei äußerſte Empfindlichkeit, um zu fühlen, was ſchwer und leicht auszuſprechen iſt; große Feinheit und gänzliche Unparteilichkeit des Ohres — alſo keine Mutterſprache. Nur ein ſolcher Richter wäre befugt, zwiſchen mehrern Nationen über Sachen des Wohlklangs zu entſcheiden. Du ſiehſt, wieviel Klopſtocken hievon fehlt. Er weiß viel zu wenig Sprachen — hat die neuern, welche er kennt, nicht genau unterſucht, und bezieht ſich immer nur auf die todten, deren lebendigen Vortrag wir gar nicht kennen, und von denen wir alſo wie der Blinde von der Farbe reden. Er hat ein wahrhaft deutſches Ohr — das heißt, eines, welches ſich entſetzliche Dinge bieten läßt, ohne aufrühriſch zu werden; dabei iſt er in hohem Grade parteiiſch — wenn er die deutſche Sprache ſo ganz über Maß und Gebühr lobt, ſo überzeugt er mich von weiter nichts, als von der Wahrheit des Sprichworts: jedem Narren gefällt ſeine Kappe! Sua cuique regina pulchra est. Die Frage iſt ja gar nicht, ob ſie ihm wohlklingt, ſondern ob ſie fein unterſcheidenden Sinnen, ohne den Einfluß der Gewöhnung und Ohrenhärtung, gefallen kann. Da möchte die Entſcheidung denn wohl ganz anders ausfallen.

Klopſtock bemerkt ganz richtig, daß der Wohlklang einer Sprache weſentlich von ihrer proſodiſchen und rhythmiſchen Beſchaffenheit unterſchieden iſt. Allein ich glaube, er legt auf die letzte ein viel zu großes, und auf jene ein viel zu geringes Gewicht. Mein Grund iſt folgender. Bloß ſinnliche Eindrücke ſind ſtärker, als die feinern äſthetiſchen. Daher wird unfehlbar äſthetiſche Luſt durch ſinnliches Mißvergnügen zerſtört; oder mit andern Worten: einer unangenehmen Materie läßt ſich keine gefallende Form geben. Dagegen bleibt das ſinnliche Vergnügen was es iſt, wenn es auch mit keiner feinern Luſt gepaart wird, oder wenn ſelbſt der äſthetiſche Sinn widerſpricht.

In der Malerei ſind die Farben, in ſo fern ſie das Auge gern oder nicht gern hat, ohne irgend eine andre Beziehung, die Materie; in der Muſik der Klang der Stimmen oder Inſtrumente. Die Verhältniſſe der Gleichzeitigkeit und Folge — Harmonie und

Melodie — machen die Form aus. Ueberhaupt beruht die Form immer auf Verhältniſſen. Der äußere Sinn empfängt einzelne Eindrücke — nur der Reflexion des innern Sinnes iſt es gegeben, Vergleichungen unter ihnen anzuſtellen, und mehrere als ein Ganzes zu betrachten. In der Sprache alſo, ſofern ſie als etwas Hörbares betrachtet wird, machen die Beſtandtheile der Silben die Materie aus; ihre prosodiſchen und rhythmiſchen Verhältniſſe die Form. Kl. preiſt die deutſche Sprache in dieſer letzten Hinſicht vor allen andern — mit wie vielem Rechte unterſuche ich vielleicht nachher; in jener ſucht er ſie wenigſtens zu rechtfertigen. Hiebei muß ich zuerſt verweilen: denn wäre die deutſche Sprache wirklich, wie viele behaupten wollen, für ein unverwöhntes und unverhärtetes Ohr in vielen Fällen übelklingend, ſo hülfe ihr jenes Lob nichts, wie gegründet es auch ſein möchte. Der Sinn, der immer zuerſt ſeine Stimme giebt, läßt den Verſtand, der durch die der Bedeutung entſprechende Prosodie befriedigt wird, nicht zur Sprache kommen. Dieſer läßt dagegen Alles hingehen, wenn Reiz und Vergnügen den Sinn vorher gefeßelt und bezaubert haben. So ſind wir Menſchen — ſinnliche Geſchöpfe!

Kl. nimmt beim Wohlklange einer Sprache nur auf Einen Umſtand Rückſicht — nämlich die verhältnißmäßige Menge der Vokale und Konſonanten. Das heißt die Sache wie ein Tuchkrämer abthun und die Sprachen nach der Elle meßen. Er vergleicht in dieſer Rückſicht die deutſche Sprache mit der griechiſchen, und bringt heraus, daß jene nur in Einen Fehler verfällt, nämlich in die Härte; daß die griechiſche dieſen Fehler auch und den der Weichheit noch überdieß hat. Indeßen will er doch nicht in Abrede ſein, daß in der deutſchen Sprache der Konſonanten ein wenig zu viel ſind. Könnte man ihr alſo noch ein Paar Ellen Vokale zumeßen, wie der vorige König von Preußen mit ſeinem ‘ſagena, ſchreibena’ wirklich hat thun wollen, ſo wäre ihr geholfen.

Außer dem Uebergewichte der Konſonanten oder Vokale — einem Umſtande, der freilich viel wichtiger iſt, als Kl., der dieſe partie honteuse unſrer Sprache mit kindlicher Ehrerbietung zu bedecken ſucht, glauben machen möchte — kommt beim Wohlklange ſehr vieles auf die Beſchaffenheiten der Vokale und Konſonanten an, die in einer Sprache am häufigſten vorkommen; auf die Zuſammenſtellung der Konſonanten; und auf die Verbindung beider unter einander. Ehe ich unterſuche, wie ſich's im Einzelnen mit allen dieſen Dingen in unſrer Sprache verhält, noch einige allgemeine Bemerkungen über Euphonie.

Man wird es ziemlich allgemein beſtätigt finden, daß alles, was den Sprachorganen mühſam oder ſchmerzlich auszuſprechen iſt, auch dem Gehör mißfällt. Daß alles, was ſich leicht und angenehm ausſpricht, auch dem Ohre gefällt, will ich nicht eben ſo zuverſichtlich behaupten. Man muß bei jener Regel aber auf den natürlichen Bau der Sprachorgane Rückſicht nehmen — denn ſie ſind, wie der ganze Menſch, wunderbar biegſam und bildſam; Gewöhnung kann ſie ungeſchickt zu Hervorbringung ſehr leichter, und auf der andern Seite unempfindlich gegen die Schwierigkeiten der härteſten artikulierten Töne machen.

Vielleicht findet eine Sympathie zwiſchen den verſchiednen Organen ſtatt — indem wir einen Andern reden hören, empfinden unſre eignen Werkzeuge der Sprache etwas von dem, was der Redende fühlt. Es ließe ſich manches anführen, um dieſe Hypotheſe wahrſcheinlich zu machen; z. B. die Angſt, die es uns macht, einen Stammelnden mühſelig eine Redensart hervorbringen zu hören. Auch dieß: wenn wir unſre Landsleute deutſch reden hören, klingt es uns ſelten hart oder übel — warum? Es koſtet ihnen keine Mühe. Hören wir hingegen Fremde, vorzüglich ſolche, deren Mutterſprache wohlklingender iſt, als die unſrige, bei denen noch große Anſtrengung und Verdrehungen dazu erfordert werden, ſo ſcheint uns ihre Ausſprache, obgleich vielleicht gemildert, doch entſetzlich übelklingend. Dabei läßt ſich's immer noch erklären, daß das Ohr eines Ausländers doch gepeinigt wird, wenn er uns gleich mit Leichtigkeit deutſch reden hört. Die Arbeit der Organe geſchieht nämlich wirklich, wenn wir uns ihrer ſchon nicht bewußt ſind. Der Ausländer nimmt ſie daher auch an fertigen Sprechern wahr, wo ſie uns der Gewöhnung wegen nicht mehr auffallen kann.

Die Ungewohntheit kann machen, daß uns ein Laut ſehr viel zu ſchaffen macht, der an ſich ſelbſt ſanft iſt, und alſo auch leicht auszuſprechen ſein ſollte; dieß iſt z. B. der Fall mit dem engliſchen th. Ja, der, welcher ſeine Organe durch tägliche ſchwere Arbeit abgehärtet hat, iſt oft ganz unfähig, das Sanfteſte auszuſprechen.

Wie manchen Oberſachſen giebt's, der's im Franzöſiſchen nie weiter bringt als: pon schour, ma schollie minchonne! — Die Hände, welche auf der Harmonika ſpielen ſollen, müßen nicht hacken und graben.

In der ganzen tönenden Natur findet man gelinde Berührungen der Körper und leichte Bewegungen — Flüge, Schwingungen und Bebungen — von angenehmen, alles gewaltſame Werfen, Stoßen, Schlagen, Schütteln u. ſ. w., von rauhen und unangenehmen Lauten begleitet. Diejenigen Buchſtaben alſo, welche von der Zunge, dem Gaumen, den Zähnen, den Lippen, durch die gelindeſte Bewegung oder Berührung hervorgebracht werden, müßen auch die wohlklingendſten ſein. Alſo iſt b, d, w, wohlklingender als p, t, f; g wohlklingender als ch; das franzöſiſche je wohlklingender als ſch; und von dem doppelten engliſchen th das in the wohlklingender als das in thought. Doch ſind die einfachen Konſonanten, obgleich der eine angenehmer iſt als der andre, doch alle noch ſo leidlich — etwan das ch ausgenommen — auch weiß ich nicht, was ich von dem Knurr- und Hundelaut r urtheilen ſoll. Die Mißlaute entſtehen erſt aus übel zuſammentreffenden Konſonanten, wenn nämlich die Organe unmittelbar, ohne ſich durch einen Vokal ausruhen zu können, von einer Bewegung zu einer ganz entgegengeſetzten übergehen müßen, und alſo ein Hin-und-her-zerren erfolgt.

Von den unendlich vielen denkbaren Kombinationen der Konſonanten, ſind nur wenige möglich, und noch wenigere wohllautend. Je mehr alſo in einer Sprache die Konſonanten das Uebergewicht haben, deſto häufiger müßen auch ſolche kakophoniſche Zuſammenſetzungen vorkommen.

Kl. giebt zu, daß der Ueberfluß an Konſonanten eine Sprache hart mache; zugleich meint er, allzuviel Vokale machten ſie weich, das heißt bei ihm weichlich. Eine ſonderbare Behauptung! Würde man nicht ausgelacht werden, wenn man ſagte: wenn in den Röhren einer Orgel nicht Luft genug iſt, ſo tönt ſie hart oder rauh; pumpen die Bälge aber allzuviel, ſo wird ihr Ton weichlich. — Nein, guter Freund (ich meine nicht dich, ſondern Klopſtock), wenn der Bälgentreter ſeine Pflicht nicht thut, dann tönt die Orgel gar nicht, ſondern die Taſten klappern nur. Was ſind denn die Vokale? Doch wohl die aus der Kehle mit verengter oder erweiterter Oeffnung hervorgehende Luft — alſo ein Hauch, ein Odem, der allein die Sprache belebt und beſeelt. In ihnen beſteht eigentlich die Stimme wie auch ihr lateiniſcher Name andeutet; die andern Buchſtaben tönen nur mit — ohne Vokale würden ſie ſich nicht zu artikulierten Lauten erheben, ſondern bloß ein dumpfes Geräuſch bleiben, wie man ſich leicht überzeugen kann, wenn man die dazu erforderlichen Bewegungen mit den Sprachorganen vornimmt, ohne ſie mit Luft zu verſorgen. Wie ſollte alſo der Ueberfluß an dem einzigen, was in der Sprache tönt, ſie weichlich machen können? Allzutönend, zu ſonor — das kann ich begreifen, wenn die Vokale darnach ſind, und dieß iſt vielleicht im Spaniſchen der Fall.

Nimm dazu, daß die Leidenſchaften, wenn ſie einen Menſchen ganz übermeiſtern, meiſtens in bloßen Vokalen reden — und zwar nicht nur die ſanft hinreißenden, ſondern auch die widrigen und zerrüttenden; daß im Geſange, ſelbſt dem männlichſten, die Vokale weit mehr vorhallen, als in der gewöhnlichſten Rede; daß — aber ſage mir doch, iſt dir denn je das Geſchrei eines Eſels, oder einer Katze weichlich vorgekommen? Iii—aa — Mi—aa—uu — ſind das nicht Vokale?

Vergieb mir die Skurrilität — ich will ſehen, ob ich dich durch intereſſante Bemerkungen entſchädigen kann. Ich zweifle gar ſehr, ob der Sprache überhaupt, als bloßer Materie für den Gehörſinn, Weichlichkeit zum Vorwurfe gemacht werden kann; ob ihre Laute je zu ſanft, zu angenehm, zu ſchmeichelnd ſein können. Die Beſtandtheile der Silben, ſagte ich oben, ſind die Materie der Sprache, in ſo fern ſie etwas Hörbares iſt. Allein in einer andern Hinſicht ſind dieſe Beſtandtheile auch Form — nämlich in ſo fern ſie etwas bedeuten. Denn hier iſt ein Verhältniß zwiſchen Bedeutung und Laut; der innre Sinn vergnügt ſich daran, Analogien zu ſuchen und zu finden. Wenn nun eine Sprache Alles durch ſchmeichelnde, weiche Töne ausdrückt, ſo widerſprechen ſich die Eindrücke auf den Sinn und den Verſtand ſehr oft, und hieran findet die Reflexion Mißfallen. Was noch mehr iſt, ſo kann die Sprache ſolche Gegenſtände, zu denen dergleichen Töne vorzugsweiſe paßen, nicht mehr auszeichnen — ſie wird alſo unbedeutſam. Unbedeutſamkeit wäre alſo wohl ein ſchicklicherer Name für dieſen Fehler, als Weichlichkeit — denn es iſt eigentlich der Verſtand und nicht der Sinn, von dem der

Tadel herrührt. Unter den mir bekannten Sprachen weiß ich keine, der ich ihn vorwerfen möchte, als etwan die franzöſiſche, und auch dieſer bei weitem nicht unbedingt oder im höchſten Grade.

Dem Fehler des Ueberflußes an Vokalen iſt übrigens leicht abzuhelfen — die Sprachen, die ihn haben, genießen meiſtens auch der Freiheit, am Anfange oder Ende der Worte welche abzuſchneiden — oder ſie ſchmelzen ſie in einander, und laßen einige kaum merklich hören.

Die Konſonanten einer Sprache machen mehr das Darſtellende derſelben aus — die Vokale das Ausdrückende, oder: jene beziehen ſich mehr auf die Vorſtellungen, dieſe mehr auf die ſie begleitenden Empfindungen. Man kann dieß, beſonders in Anſehung der Vokale, nur ſelten an einzelnen Worten zeigen, weil wir erſtaunlich weit vom erſten Urſprunge der Sprache entfernt ſind — und weil wir vieles bezeichnen, was nur durch geringe oder gar keine Analogien mit dem Sinnlichen zuſammenhängt, und auch nur ſehr ſchwach auf unſer Gefühlsvermögen wirkt. Allein für die Sprachen im Ganzen genommen bleibt es nichts deſto weniger wahr. — Die Vokale ſind ein bloßer Odem aus der Bruſt — Aehnlichkeit haben ſie beinah nur mit Tönen; ſelten mit andern nicht hörbaren Gegenſtänden. Sie können alſo auch nur den Zuſtand des Innern verrathen — und die Interjektionen aller Sprachen, oder auch der Schrei der Leidenſchaften in der Natur, der nicht in der Grammatik ſteht, beſteht beinah ausſchließend aus Vokalen. Die Konſonanten dagegen ſind urſprünglich mimiſche Handlungen. Es liegt im Menſchen ein ſtarker Inſtinkt, Vorſtellungen zu bezeichnen und Andern deutlich zu machen. Der rohe Sohn der Natur ſpricht nicht bloß mit dem Munde, ſondern mit allen Gliedmaßen — noch jetzt ſehen wir, daß jemand, der ſich Leuten verſtändlich zu machen wünſcht, die ſeine Sprache nicht verſtehen, mit Händen und Füßen arbeitet, um eine mimiſche Darſtellung zu bewerkſtelligen. Nur langſam verlernen wir dieſe Gliederſprache — die lebhafteren Völker auch bei dem höchſten Grade der Ausbildung nie ganz. Um, wie die engliſchen Frauen thun, beim Reden alle Muſkeln des Geſichts und des Körpers, außer denen, die unmittelbar dazu erfordert werden, in einer ſtoiſchen Ruhe zu laßen, muß man durch die Zucht der feinen Sitten ein entſetzlich zahmes Menſchenkind geworden ſein.

Hieraus ſcheint zu folgen, daß die Natur den Mund zwar vorzüglich, aber gar nicht ausſchließend zum Sprechen beſtimmt hat. Die Urſache des Vorzugs iſt, daß die Bewegungen des Mundes unmittelbar von dem Tone der Empfindung begleitet, und mit ihm verbunden werden — da es hingegen, wenn ein Menſch die mimiſche Bezeichnung mit dem übrigen Körper vornähme, und nur die unartikulierten Töne des Gefühls mit dem Munde hervorbrächte, immer ſo herauskommen würde, als wenn Einer deklamiert, und ein Andrer die Geberden dazu macht.

Man pflegt gegen den mimiſchen Urſprung der Sprachen gewöhnlich ihre erſtaunlichen Abweichungen von einander in gleichbedeutenden Wörtern anzuführen — ein Einwurf, mit dem man gegen überwiegende pſychologiſche Gründe nichts ausrichtet. Denn erſtlich wird die Sprache, je mehr ſie ſich von ihrem Urſprunge entfernt, deſto willkürlicher modificiert — und wir kennen bei dieſer Unterſuchung nur die Sprachen gebildeter Völker, nicht die der Wilden, über welche genauere Beobachtungen und Unterſuchungen, als man bisher hat, zu wünſchen wären. Wir kennen oft nicht die rechten Stammſilben, oder haben wenigſtens ihre Bedeutung verloren. Endlich iſt die Sprache keine vollſtändige Beſchreibung der Gegenſtände — ſondern ſie ergreift nur einen oder den andern Umſtand bei einer Sache. Verſchiedne Völker ſind daher, nach der eigenthümlichen Wendung ihrer Phantaſie, auch zu Auffaßung, ganz verſchiedner Aehnlichkeiten und Beziehungen geneigt. Ueberdieß ſind die Vorſtellungen von denſelben Dingen ſelbſt, nach dem verſchiednen Maß und der Miſchung der Vorſtellungskräfte, äußerſt abweichend.

Vielleicht ſind wir gebildete Menſchen auch nicht ganz befugte Richter über dieſe feinen Analogien der Bezeichnung mit dem Bezeichneten; es iſt nur allzu gewiß, daß, trotz aller unſrer Bildung, rohe Wilde eine gewiſſe Schärfe der ſinnlichen Wahrnehmungskraft vor uns voraus haben.

Die Sprache iſt in ihrem Urſprunge mimiſch, und ſie ſoll noch in ihrer höchſten Ausbildung darſtellend ſein, wenn ſie nicht in den Fehler der Unbedeutſamkeit verfallen will. Vergebens hofft man aber mit dem harten und widrigen Eindrucke, den viele Gegenſtände auf uns machen, das unangenehme Zuſammenſtoßen der Buchſtaben, das Krachen, Poltern, Ziſchen u. ſ. w. in den Worten, welche jene bezeichnen, zu entſchuldigen. Zum Ideal einer ſchönen Sprache gehört poetiſche, verſchönernde Darſtellung. Eine ſolche giebt die Eigenheiten der Dinge ſo treu als möglich zurück, ohne doch das Widrige, das geradezu die Sinne Beleidigende an denſelben in ſich aufzunehmen. Ein Wort kann eine ſehr treffende Darſtellung von etwas Großem, Starkem, Furchtbarem in ſich enthalten' ohne im mindeſten gegen den Wohlklang anzuſtoßen. Ich könnte dir hundert italiäniſche Beiſpiele für eines anführen; ich nehme die erſten die beſten: rimbombo, scoppio, sforzar, rampogna, fracassar u. ſ. w. Vielleicht fände ich im Deutſchen auch wohl einige der Art. Es iſt alſo ein ganz falſcher Grundſatz (zu dem auch Kl. ſich hinzuneigen ſcheint), daß eine durchaus und überall euphoniſche Sprache in Darſtellung des Großen und Starken mangelhaft, alſo weichlich und unbedeutſam ſein müße. — Unſre liebe Mutterſprache iſt in ihren Darſtellungen von dieſer Seite nur allzutreu. Was ihr aber noch weit weniger verziehen werden kann, ſind die tauſend und aber tauſend unnützen Härten, die gar nichts darſtellen, oder vollends da ſtehen wo die Bedeutung ſanfte Laute fordert.

Es iſt vielleicht mehr als ein Spiel meiner Phantaſie, wenn ich glaube, daß ſich der Geiſt und Charakter verſchiedner Nationen ſelbſt in dem Verhältniß der Konſonanten und Vokale in ihren Sprachen, und in den Beſchaffenheiten beider mannichfaltig abbildet. Ich will hier nur Einiges berühren — für eigentliche Beweiſe iſt die Sache zu fein: man kann einen Andern nur auffordern, ſelbſt zu beobachten. Für eine ganz genaue Entwickelung würden mir auch die Ausdrücke fehlen.

Im Ganzen genommen haben die Bewohner der ſüdlichen Hälfte der gemäßigten Zone mehr Empfänglichkeit und einen ſchnelleren Verſtand, als die der nördlichen. Wir Nordländer (erlaube mir einmal wie ein Franzoſe von den peuples du Nord zu reden) haben eine treue, aber nicht ſehr bewegliche Einbildungskraft; unſer Verſtand faßt gut und genau, aber langſam. Zugleich werden wir weder ſehr leicht, noch ſehr ſtark von den Eindrücken gerührt, und haben daher Zeit, bei ihren Gegenſtänden zu verweilen. Es iſt, als ob unſre guten Vorväter geglaubt hätten, die Beſchreibung der Dinge durch Laute nie deutlich genug machen zu können. Es war ihnen nicht genug Einen Umſtand an einer Sache zu faßen — ſie packten ihrer drei oder vier auf einmal. Daher klebt unſrer und andern nordiſchen (ſowohl germaniſchen als ſlawiſchen) Sprachen dieſe Schwerfälligkeit an, daß es zuweilen iſt, als könnten ſie gar nicht fertig werden, ſich gar nicht herauswinden. Sie ſtrotzen daher von Konſonanten. In unſrer Mutterſprache haben die einſilbigen Wurzeln wenigſtens einen Konſonanten vor und einen hinter dem Vokal (wenige Ausnahmen kommen hier nicht in Betracht), ſehr oft aber zwei, drei Konſonanten vor, und, ſobald durch Ableitung Nebenumſtände bezeichnet werden ſollen, eben ſo viele hinter ihm. Dagegen beſtehen die griechiſchen Wurzellaute aus Einem Konſonanten und Einem Vokal. (Dieſe Stellung gewährt große Vorzüge in Abſicht auf Euphonie, wovon nachher.) In ihr und den übrigen Sprachen ſüdlicher Völker, die mir bekannt ſind, der römiſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, ich glaube auch in der arabiſchen und perſiſchen, der Lieblingsſprache des Orients, endlich auch in der indiſchen, wenn ich aus den Namen in der Sakontala ſchließen ſoll, — findet man ein ſchönes Gleichgewicht zwiſchen Konſonanten und Vokalen; und wenn ſie ausarten, ſo iſt es eher durch den Ueberfluß dieſer als jener. Daß dieß Gleichgewicht etwas Wünſchenswerthes iſt, ſieht man, wenn man dem Gange der Ausbildung ſolcher Sprachen nachſpürt, die es urſprünglich nicht hatten. Man bemerkt, daß ſie auf alle Weiſe darnach geſtrebt, und ſich dabei erlaubter und unerlaubter Kunſtgriffe bedient haben. Trendelnburg macht es wahrſcheinlich, daß die griechiſche Sprache im höchſten Alterthume, vorzüglich am Ende der Worte, viele Konſonanten gehabt, die ſie nachher weggeworfen. Sieh nur, wie hart und rauh die römiſche in den Geſetzen der zwölf Tafeln und an der Ehrenſäule des Duilius erſcheint! Wie war ſie zu den Zeiten Auguſts gemildert — ob ſie gleich in dieſem Punkte immer hinter der griechiſchen zurückblieb. Auch in einigen neuern Sprachen beweiſt die Orthographie unwiderleglich, daß ehedem weit mehr und zum Theil harte Konſonanten ausgeſprochen wurden, z. B. im Engliſchen. Nur wir Deutſchen ſind in dieſem Stücke, wie in allen, die Geduldigen und ewigen Laſtträger des Herkommens und ſprechen vermuthlich das meiſte noch ungefähr eben ſo, wie damals, da Kaiſer Karl der Fünfte nur mit ſeinen Pferden deutſch ſprechen wollte. Der hochdeutſche Dialekt iſt hierin vorzüglich unglücklich — ihm ſcheint ganz die Gabe des Wegſchleiſens zu fehlen, die ſelbſt der Niederdeutſche vor ihm voraus hat. Der ſchwäbiſche, wie ihn die Minneſänger ſprachen, iſt vielleicht auch weniger mit Konſonanten überhäuft geweſen.

Die mindere Empfänglichkeit der nordiſchen Völker verräth ſich zuerſt in der Kargheit, womit ſie ihren Sprachen die Vokale — alſo Stimme, Geſang, Lebensodem, Seele — zugemeßen haben; und dann auch in der Beſchaffenheit derſelben. Wir Deutſchen machen es in jener Rückſicht freilich noch nicht ſo ſchlimm, wie die Böhmen zum Beiſpiel, die ganze Worte ohne einen einzigen Vokal haben, und bei denen ſolche wie ‘Przmysl’ ganz gewöhnlich ſind; aber, Klopſtock mag ſagen was er will, ſo klappern doch auch bei uns die Taſten oft ganz gewaltig. Dieß iſt ſowohl in unſern einfachen Worten (ſchwarz, Sprung, Pfropf, ſtirb, Furcht, Krampf u. ſ. w.) oft der Fall, als auch, und noch weit mehr in unſern Zuſammenſetzungen. Dieſe gleichen häufig den gezwungnen Ehen. Es iſt, als ob ſich den Worten ſelbſt die Haare ſträubten, wenn ſie ſich zu ſehen kriegen, und doch müßen ſie ohne Gnade zuſammen. Nimm nur ſolche wie ‘Kopfſchmerzen, Geſichtskreiß, Sprachwerkzeuge’ — den ‘Hechtskopf’, womit man die Fremden gewöhnlich zu plagen pflegt, will ich dir hier erlaßen. – Kl. verſteht ſo wenig vom Wohlklange, daß er dieſe Gewaltthaten für eine Eleganz unſrer Sprache hält, und ihrer, außer den eingeführten, noch viele ganz neue und unerhörte begeht, um Spondeen herauszubringen. Sieh nur die Chöre im letzten Geſange des Meſſias.

Die Vokale haben — dieß bemerkt Kl. ganz richtig — einen dreifachen Ton: den abgebrochnen (toll), den offnen (ſo), den gedehnten (Ohr). Der abgebrochne iſt am wenigſten muſikaliſch; denn die Stimme kann bei ihm nicht verweilen, ſondern muß zu dem folgenden oder den folgenden Konſonanten ſo eilig als möglich übergehen. Frage nur einen Komponiſten. Der gedehnte Ton macht eine Silbe unfehlbar lang — und dieſe Länge iſt ſelbſt ein wenig ſchleppend; ſie iſt es in hohem Grade, wenn nach dem Vokale noch zwei oder mehrere Konſonanten ausgeſprochen werden müßen (ſtrömt, rührt, ſucht). Bei dem offnen hat die Stimme die freieſte Modulation — ſie kann ihn, je nachdem die Silbe, worin er ſteht, lang oder kurz ſein ſoll, in ſeiner ganzen Fülle hören laßen, oder ihn nur unmerklich andeuten — er behält immer ſeine muſikaliſche Natur. Eine Sprache, worin er herrſcht, iſt daher nicht nur für den Komponiſten die bequemſte, für den Sänger die leichteſte und angenehmſte, ſondern ſie muß auch in der gewöhnlichen Rede am meiſten Geſang haben. Vielleicht wirken auch pſychologiſche Gründe mit dazu, daß er uns mehr als die beiden andern Tonarten gefällt. Er beſchließt die Silbe — das Gefühlausdrücken kommt alſo nach dem Bezeichnenden der Vorſtellung; wir können uns ihm überlaßen, ohne nachher noch auf dieſes die Aufmerkſamkeit richten zu müßen. Der Ausdruck des Gefühls ſchallt vor, weil er mit ihm beſchloßen wird. — Es ſcheint, daß die Seele beim Vernehmen der artikulierten Laute mehr thätig aufmerkſam iſt, beim Anhören der eigentliche Töne mehr leidend empfängt. (Das Nämliche gilt vielleicht von den Eindrücken des Auges, Geſtalten und Farben. Jene meßen wir aus, dieſe laßen wir uns nur ſo darbieten, wenn wir nicht einen beſondern Zweck bei genauer Unterſcheidung haben. Ein Gegenſtand, an dem die Geſtalt Alles, die Farbe Nichts iſt, beſchäftigt uns am meiſten; ein zauberiſches Farbenſpiel, bei dem gar keine beſtimmten Geſtalten herauskommen, z. B. ein ſchöner Abendhimmel, gewährt uns das leidendſte Vergnügen.) Es iſt alſo wohl beßer, die Ruhe auf die Beſchäftigung folgen zu laßen, als umgekehrt. Bei den Silben mit abgebrochnem Tone (nennen, Kalk) wird uns gar keine Ruhe gelaßen, ſondern wir werden gleich weiter geſchleppt zum nächſten Konſonanten. Bei den gedehnten Silben (lobt, ſchlugſt) findet zwar Ruhe ſtatt, aber ſie iſt täuſchend. Wir ergeben uns ihr, und nun werden wir auf einmal aufgefordert — o Schrecken, — noch zwei bis drei Konſonanten anzuhören, bevor die Silbe zu Ende iſt. In unſrer löblichen Mutterſprache nämlich; im Italiäniſchen und andern wohlklingenden Sprachen haben die gedehnten Vokale nur Einen Konſonanten hinter ſich.

Wenn vor und hinter dem Konſonanten Vokale ſtehen, ſo wird auch das Bezeichnende einer Silbe dadurch gleichſam zerrißen. Die am feinſten empfindenden Völker haben es gern ganz an einer Seite, am liebſten voran; und hier ließen ſie ſich lieber Härten gefallen, als zu theilen.

Ich bin es zwar zufrieden, wenn du dieß Grübelei und Spielerei nennſt — ich gebe es dir ja nur für eine verlorne Hypotheſe.

Das müßen wir indeßen nie aus den Augen verlieren, daß in der Sprache vieles auf erſtaunlich feine Beziehungen ankommt. Wäre ich ein Mediciner, ſo könnte ich dir vielleicht beßere phyſiologiſche Gründe aus dem Bau des Ohres anführen, warum die offnen Vokale angenehmer ſind als die übrigen. Wenn wir aber auch gar keine Beweiſe dafür hätten, und auch kein Gehör, ſo könnten uns ſchon die Sprachen der am feinſten organiſierten Völker davon überführen.

Dieß Alles habe ich deswegen hergeſetzt, um zu beweiſen, daß die überhäuften Konſonanten nicht nur an ſich ſelbſt Uebellaut verurſachen, ſondern auch die Vokale in einer Sprache verderben. Denn wenn faſt alle Silben mit Konſonanten eingefaßt ſind, ſo können auch faſt alle nur den abgebrochnen oder gedehnten Ton haben. So iſt es auch im Deutſchen. Unſre meiſten kurzen und tonloſen Silben haben jenen; unter den langen giebts ihrer mehrere, die den offnen Ton haben — allein im Ganzen theilen doch jene beiden Tonarten ſie unter ſich.

Der abgebrochne Ton, wenn er herrſcht, raubt einer Sprache die Sonorität; der gedehnte macht ſie ſchleppend. Dieß letzte iſt bei der holländiſchen Sprache der Fall, die aber wirklich auch ſonorer iſt, als die unſrige.

Ueber den Wohl- oder Uebellaut der Konſonanten, ſowohl an ſich ſelbſt, als in der Verbindung mit andern, wäre ein langes Kapitel zu ſchreiben, das auch deswegen ſchwierig iſt, weil hierin die Urtheile der Völker, auch ſolcher, die eine ſehr gültige Stimme haben, oft weit abzuweichen ſcheinen. Ich werde nur Einiges berühren.

L, m, n, ſcheinen mir unbedingt angenehm im Anfange der Silben (—nämlich unmittelbar vor dem Vokal; μνημοσύνη klingt nicht gut —), und verdoppelt zwiſchen zwei Silben: Wonne, Flamme, Hülle. Dergleichen Worte ſind aber in unſrer Sprache ſelten. — Das l vor dem m oder n in der Mitte eines Wortes iſt auch ſanft: alnus, ἁλμυρός. So kommt es bei uns äußerſt wenig vor. Dagegen haben wir dieſe flüßigen Buchſtaben viel in guten Zuſammenſtellungen mit andern, aber nicht ſo häufig zu Anfang und in der Mitte der Worte, als am Ende, wodurch Alles wieder verdorben wird.

B, d, w, ſind angenehmer als p, t, f. Wir haben ungeheuer viel f; denn v und f ſind bei uns eins. Ich wünſchte unſrer Sprache mehr b und d — du mußt bemerken, daß wir oft die harten Buchſtaben ausſprechen, wo wir die weichen ſchreiben; z. B. labt, ſind. Ich will das nicht in Rechnung bringen, daß die Majorität der Provinzen das b und d gar nicht hervorzubringen im Stande iſt, und ſie etwan nur aus den Berichten der Reiſenden kennt. Auch w könnten wir wohl mehr vertragen.

G iſt offenbar angenehmer als ch. Wir haben jenes ziemlich viel, wenn wir es nur rein bewahrten und nicht bald ins j, bald ins k, bald — was das Abſcheulichſte iſt, ins ch verfielen. Dieſen Gurgellaut haben wir viel zu viel — ja wir ſind ſolche Virtuoſen darin, daß wir ſogar ein doppeltes ch haben, da andre Nationen nur eine Art kennen. Das eine ch wird nach a, o, u und au geſetzt: ach, auch. Das andre, welches uns eigenthümlich iſt, uns vielleicht angenehmer iſt als das andre, aber Ausländern unglaubliche Schwierigkeit macht, ſteht nach i, e, ä, ö, und den Konſonanten: nicht, Furcht. Es herrſcht in vielen Wörtern der erſten Nothdurft: ich, dich, nicht u. ſ. w.

Wir machens in dieſem Stücke indeſſen noch längſt nicht ſo arg, wie die Holländer. Dieſe haben zwar meiſtens da, wo wir ch haben, k; aber dagegen wo bei uns g ſteht, jenes. Ueberdieß trennt ihre Sprache im ſch das ſ vom ch (s-choon, s-chriklyk), welches, über alle Beſchreibung widrig iſt — ſo wie ſie es aus der Gurgel hervorholen.

J als Konſonant oder Jod iſt ein ziemlich gleichgültiger Buchſtabe. Nur in Einer Verbindung wird er angenehm, nämlich nach dem l in der Mitte der Worte. Vielleicht auch nach dem n (gentille, regner). In beiden Verbindungen haben wir ihn nicht. Nach jenem giebt er eine Art von Vibration, ſowohl der Zunge als des Klanges. Im Anfange der Worte haben es die Spanier: llorar, llanura, und das liebe ich vorzüglich.

Ich weiß nicht, ob ich unſrer Sprache Glück dazu wünſchen ſoll, daß ſie den Naſenbuchſtaben, das n nasal, nicht hat. Am Ende und mit Maße gebraucht, wie bei den Engländern (king, song), mag er gut ſein; aber ſo häufig wie bei den Franzoſen, oft mehrmals in Einem Worte (entendre), giebt er der Sprache etwas Schnarrendes.

Eben ſo bin ich zweifelhaft, ob es uns Vortheil oder Schaden bringt, daß wir die Worte nicht mit dem geſchärften s der Italiäner, Engländer, Franzoſen, Spanier anfangen, ſondern mit dem gelindern oder dem z der Franzoſen. Zuweilen kommt es zu häufig vor: ‘Wollen Sie ſie ſehn?’ Einem jungen Franzoſen, den ich deutſch lehrte, fiel es erſtaunlich auf. C'est tout comme le Prince Zizi! ſagte er lachend.

Einen gleichen Ueberfluß haben wir am ſch, an ſich keinem unangenehmen Buchſtaben: aber wie wir ihn zuſammenſtellen? Wollte man auch läugnen, was mir unläugbar ſcheint, daß er in ſt, ſp, ſtr, ſpr geſprochen werden muß, ſo bleibt er uns in ſchl, ſchm, ſchr. Uns klingt er da freilich gut — aber wie viel vermag nicht die Gewöhnung.

Den lieblichſten aller Konſonanten haben wir gar nicht. Ich meine das ſanftere ſch, entweder rein oder mit einem leiſen d voraus (ſch, dſch; joli, giallo). Ja, ſo ſehr ſind deutſche Ohren und Zungen gegen Euphonie gepanzert, daß Viele dieſen Laut von ſch gar nicht zu unterſcheiden und ihn auch nicht hervorzubringen wiſſen.

Qu, einen angenehmen zuſammengeſetzten Laut — denn es iſt eigentlich kw — haben wir beinah nur in Worten ausländiſchen Urſprungs (außer Quelle, Qual ꝛc. — du ſiehſt welche ſchöne Worte), eben ſo x. Z dagegen reichlich, urſprünglich deutſch, und ſo hart ausgeſprochen als möglich.

Nun zu den Zuſammenſtellungen. Erſt noch die allgemeine Bemerkung, daß die Härte einer Sprache nicht ſowohl aus gehäuften Zuſammenſtellungen der Konſonanten zu Anfange und in der Mitte, als am Ende der Worte herrührt. Kl. hat ſie ganz überſehen — ich will mich bei den Beweiſen dafür ſo kurz als möglich faßen, da ich eben ſchon Einiges berührt habe.

Die Konſonanten zu Anfange verderben den Vokal nicht. Wenn dieſer offen und tönend iſt, ſo vergeßen wir das ausgeſtandne Ungemach, und ſind ausgeſöhnt, ehe die Silbe noch zu Ende iſt. Stimme und Ohr ruhen von der Arbeit der Konſonanten im Vokal aus. Daher finden wir auch durchgängig in allen, ſelbſt den anerkannt wohllautendſten Sprachen zu Anfange der Worte ſtr, ſpr, u. ſ. w.

Mit den Konſonanten in der Mitte iſt es noch leichter zu begreifen. Denn dieſe theilen ſich — der vorhergehende Vokal und der folgende nimmt jeder welche zu ſich, und ſo kommen ſie alle unter Dach und Fach, wenn ihrer nicht zu viele ſind.

In Anſehung der Anfänge iſt der Unterſchied zwiſchen der griechiſchen und deutſchen Sprache nicht beträchtlich — vorausgeſetzt, daß ſie ihre Konſonanten ſo ausgeſprochen haben, wie wir thun — wir wißen vom ζ und ϑ mit ziemlicher Gewißheit das Gegentheil. Ich habe keine Wörterbücher bei der Hand, will alſo nur herſetzen, was mir eben einfällt.

Gemeinſchaftliche Anfänge beider Sprachen:

Sanfte: bl, dr, fl, gl, pl, kl, ſp, ſt;

Stärkere: br, fr, gr, pr, kr, kn, tr;

Starke: ſtr, ſpr.

Eigenthümliche der griechiſchen Sprache:

Sanfte: ſk (Skylla), ſf (Sfäre); bd (βδέλλα), und vielleicht noch andre. Sm, Smintheus.

Härtere: tl (Tlepolemos), ks oder x (wir haben es nicht in urſprünglich deutſchen Wörtern), kt, pt (beide haben wir zwar nicht zu Anfange, aber welches weit ſchlimmer iſt, zu Ende der Worte), tm, km (dieſe kommen wenig vor), mn (auch nur wenig), chr.

Kl. führt unter den harten Zuſammenſtellungen auch φϑ oder phth an. Ich höre da keine Härte, auch wenn wir das ϑ wie t ausſprechen: Ftia. Spricht man es aber wie das engliſche th, ſo iſt es ſogar ſanft.

Eigenthümliche im Deutſchen:

Sanfte: willſt du ſchweigen, ſchmiegen, ſchlingen, dafür rechnen? Ich bins zufrieden.

Härtere: ſchr, z; die Griechen fangen zwar auch mit ζ an — aber das ſtand nicht für ts, wie unſres, ſondern für δσ oder σδ — zw: entſetzlich hart, beſonders wenn nachher noch ein z folgt: zwanzig.

Pf; dieſen ſehr harten Zuſammenſtoß hatten die Griechen nur ſelten in der Mitte der Worte: Σαπφώ — alſo Sapfo nicht Saffo — wie zu Anfange oder Ende. Klopſtock will ihn der deutſchen Sprache abläugnen -- er behauptete, man bilde ſich nur ein, daß man ihn ausſpreche, und das zwar in allen oder den meiſten Provinzen. Er ſchreibt daher: Ferd, Flicht u. ſ. w. Er muß wohl ſeit langer Zeit nicht in die ſüdlichern Gegenden Deutſchlands gekommen ſein. Ich erinnere, daß das Anſehen der Niederſachſen in der Sprache gar nichts gelten kann, ſobald ſie die Majorität der übrigen Provinzen gegen ſich haben. Sie ſind Niederdeutſche. Ohne die Abſtammung in älteren Zeiten zu unterſuchen, beziehe ich mich nur auf die bekannten flamändiſchen Kolonien, die im Mittelalter dieſe Gegenden beſetzt haben. Sie haben das Hochdeutſche wie eine fremde Sprache erlernt, die auch erſt ganz vor kurzem über ihren platten Dialekt geſiegt hat. In einigen Stücken ſprechen ſie es ſanfter — in hundert Fällen aber äußerſt fehlerhaft. Das offenbar fremdartige Sanfte verſchönert eine Sprache nicht, ſondern macht ſie breiweich. Wie ekelhaft klingt das Slagen, Sweigen, Smellen u. ſ. w. im Munde der ächten Niederſachſen! Wollen wir aber einmal das f ſtatt pf von ihnen annehmen, ſo iſt kein Grund da, warum wir nicht auch ſagen ſollten: Das mag der Deubel duhn! Du liewer Jott! Es is eine rechte jroße Plage!

Die Urſache, warum das pf ſo ſehr übel klingt, iſt, daß es aus zwei verwandten, nämlich Lippenbuchſtaben beſteht, die in der Verwandtſchaft einander entgegengeſetzt ſind. Beim p ſtößt man die Lippen von ſich, beim f muß man ſie einziehn. Wir haben außer dem pf noch pfr und pfl — ungeheure Härten! aber ſie ſind da.

Geſetzt nun auch, Kl. hätte Recht, und pf fände nicht ſtatt zu Anfange und nach einem andern Konſonanten (dampft), ſo kann er es doch niemals am Ende wegbringen, wenn er nicht Kof, Trof, ſchöft, ſprechen und ſchreiben will. Sein großer Haß gegen dieſen Doppelbuchſtaben — denn ſonſt iſt er den Härten eben nicht gram — ſcheint aus einer geheimen Urſache herzurühren. Die Leute, welche affektiert hochdeutſch ſprechen, nennen ihn Klopfſchtock — ein Beiſpiel deutſcher Kakophonie, das ihm an ſeinem eignen Namen, einem Dichternamen, ſehr empfindlich ſein mußte. —

Kl. meint, die Konſonanten vor dem Vokale würden ſchneller ausgeſprochen, als die nach ihm. Ich habe keine Geduld, das jetzt auszuhorchen — doch mag es vielleicht wahr ſein, da bei den Griechen auch die Silben nicht durch voran, ſondern am Ende ſtehende Konſonanten lang wurden. Iſt die ſchnelle Ausſprache, wie er anzunehmen ſcheint, dem Wohlklange günſtig, ſo fiele die Bemerkung ſehr zu unſerm Nachtheile aus, weil wir häufig, die Griechen aber nur ſelten, viele Konſonanten nach dem Vokal haben. Ich zweifle aber ſehr daran, wenn man ſie nämlich in der That ausſpricht, nicht einige gleiten läßt: denn in je kürzerer Zeit die Arbeit der Sprachorgane geſchehen muß, deſto mühſeliger iſt ſie.

Er bemerkt ferner: "di Schnelligkeit der Ausſprache nimt mit der Zal der Mitlaute ſogar zu." Dieß iſt wahr, aber keine Tugend, ſondern eine Noth. Die Artikulation der Mitlaute fordert die Hülfe des Selbſtlautes. Im Anfange der Silbe eilt man daher, über mehrere Konſonanten hin, ihm zu. Wenn am Ende vier bis fünf Konſonanten ſtehen, ſo iſt man im Gedränge, wie man zu Ende kommen will, ehe der Vokal ganz verhallet. In demſelben Verhältniſſe alſo, wie ein nachfolgender Konſonant ſich von dem Vokal entfernt, wird er daher auch mühſeliger auszuſprechen: ſich — Geſicht — Geſichts; — nun nimm an, daß noch ein k hinten angeſetzt würde — ein leichter Laut, und in der Verbindung mit ſ angenehm — Geſichtsk, das erfordert eine ungeheure Anſtrengung.

Alle Völker, die ein zartes Gehör hatten, haben es bei den Konſonanten am Ende der Worte bewieſen. Die Griechen haben eine Menge urſprünglich verbandne weggeſchafft. Nachher waren, wo ich nicht irre, nur vier erlaubt: k, n, r, s mit einigen Zuſammenſetzungen: ls, ps, ks. Die Römer waren weniger ekel, bei ihnen galt auch in den gebildeten Zeiten der Sprache: b, c, d, l, m, n, r, t, nc, u. ſ. w. — Aus der Abſtammung des Lateiniſchen und der mehreren Härte der Nation iſt dieß ſehr begreiflich.

Die Italiäner wollen nicht einmal das s am Ende leiden, welches die Spanier viel haben -- und auch l, n, r, kommt meiſtens nur dann vor, wenn den Worten ein Vokal abgeſchnitten iſt. Ueberall wo urſprünglich ein Konſonant ſtand, halfen ſie ſich durch Anhängung eines Vokals. Dadurch wird ihre Sprache in Proſa, wo ſie das Hülfsmittel der Eliſion nicht hat, zu vielſilbig.

Bei den Franzoſen wird nach vielen Konſonanten wenigſtens ein ſtummes e gefordert. Die Provenzalſprache, im Mittelalter unter allen die ſchönſte, war kürzer in ihren Wörtern, als die italiäniſche; es ſtanden alſo auch mehrere Konſonanten am Ende — doch gab es, wo ich nicht irre, auch bei ihnen verbotne.

Nur wir Deutſchen laſſen uns alle gefallen — und nicht nur alle einzeln, ſondern auch alle Zuſammenſtellungen, die nur irgend ausſprechbar ſind. Ich will hier aus dem Kopfe ein Verzeichniß unſrer Endungen herſetzen:

Endungen von Einem Konſonanten: b, d, oder, welches einerlei iſt: p, t, ch, f, g, k, l, m, n, r, ſ, ſch.

Von zweien: lb, rb, ld, nd, rd, chs, cht, nf, lf, rf, lk, nk, rk, ng, rg, rch, mt, nt, rt, ſcht, pt, ft, lt, pf, lm, ln, rm, rn, bt, ps, ſt, z (ts), x (ks) u. ſ. w.

Von dreien: rbt, lbt, rlt, rnt, rſt, chts, rz, nz, lz, fz, chz, nſt, lſt, rſt, tſt, mſt, pſt, ſſt, gſt, chſt, nicht, richt, zt, kſt, pft, rft, ngs, nks, tzt, nkt, ngt, rcht, u. ſ. w.

Von vieren: rbſt, lbſt, rlſt, rnſt, rzt, nzt, lzt, fzt, chzt, rmſt, rfſt, tzt, rkſt, pfſt, ngſt, nkſt, rgſt, u. ſ. w.

Von fünfen: jetzt fällt mir nur: mpfſt, ein; du ſtampfſt. Es giebt ihrer gewiß mehrere.

Wenn dir einmal wieder jemand vom Wohlklange unſrer Sprache etwas weiß machen will, ſo wirf einen Blick auf dieß leicht noch zu vermehrende Verzeichniß ihrer Eleganzen. Glaube auch nicht, daß ich die Sache übertreibe. Viele unſrer beſten und nothwendigſten Worte endigen grade, wie es daſteht. Die zweite Perſon des Singularis kommt in der Poeſie ſehr häufig vor. Wollte man immer das tonloſe e dazwiſchen ſetzen, ſo würde dieſer abſcheuliche Vokal den Vers leer machen. Allein man kann nicht einmal ſagen: du wirfeſt, du ſtirbeſt.

Geh unſre beſten Dichter durch, und ſieh wie oft ſie ſolche Endungen gebrauchen — oft noch obendrein, wenn das folgende Wort mit einem oder mehrern Konſonanten anfängt. Nur ſelten haben wir die lieblich fließende Folge, daß, wenn ein Wort mit einem Konſonanten endigt, das nächſte mit einem Vokal anhebt, oder umgekehrt. Hierdurch entſteht eine Kontinuität, welche macht, daß das Ganze eines Verſes beßer wirkt, indem man ſeine Theile weniger deutlich unterſcheidet. Hieraus iſt es auch erklärbar, daß dieſes Abſtoßen zweier Worte, die jedes mit einem Konſonanten endigen und anheben, die Griechen vermögen konnte, die Endſilbe des erſten alsdann immer für lang zu rechnen — ein Geſetz ihrer Proſodie, das Klopſt. grundlos tadelt. —

Mit den Vokalen ſtehts, wo möglich, noch ſchlechter in unſrer Sprache, wie mit den Konſonanten. Ich muß erſt auf einige allgemeine Bemerkungen zurückkommen, und neue hinzufügen.

Die Vokale ſind das Gefühlausdrückende in einer Sprache. Wenn man den unartikulierten Laut der heftigen Leidenſchaften beobachtet, ſo wird man finden, daß jeder darunter verſchieden gebraucht wird, und einer beſondern Gattung von Gefühlen am analogſten iſt. Man hat wohl Tonleitern der Vokale gegeben, und bei der Bezeichnung der wirklichen muſikaliſchen Tonleiter ihre Verſchiedenheit benutzt: ut re mi fa sol la; wenn du mit Tändeleien der Phantaſie Nachſicht haben kannſt, ſo will ich dir eine Vokal-Farbenleiter, nebſt dem Charakter eines jeden herſetzen. Nimm es nicht übel, daß kein vollſtändiger Regenbogen herauskommt:

A, O, I, Ue, U.
roth, purpurn, himmelblau, violett, dunkelblau.

Man könnte auch dem A die weiße, dem U die ſchwarze Farbe geben. Damit trifft das ganz gut überein, daß das E zwiſchen dieſen beiden Vokalen in der Mitte ſteht, wie Grau zwiſchen den Farben. Denn das E gehört durchaus nicht unter die Farben des Regenbogens — es iſt grau. Ich habe nachher noch mehr Böſes von ihm zu ſagen.

Ae könnte man gelb nennen, und Oe ſpielt ins bräunliche.

A roth oder lichthell. Ausdruck: Jugend, Freude, Glanz, z. B. Strahlen, Gewand, Klang, Adler.

O purpurn; es hat viel Adel und Würde — oft wiederholt fällt es ins Prächtige, z. B. Sonne, thronen, los ojos — das lateiniſche formosus.

I himmelblau; iſt der Vokal der Innigkeit und Liebe, z. B. ſchlingen, Geſpielen, Kind.

Ue violett. Beſcheidner Genuß, ſanfte Klage, z. B. Fülle, kühl, fühlen.

U dunkelblau. Trauer, melancholiſche Ruhe, z. B. dumpf, Kluft, rufen. Bei öfterer Wiederholung wird ſeine Farbe ſehr dunkel, z. B. in Uhu — ululare. Dagegen iſt es in dem italiäniſchen usignuolo vom ſchönſten Lazurblau. Und wie purpurn nachher das herrliche Wort endigt! Wir malen die 'Nachtigall' mit zu hellen Farben — die unleidlich ſein würden, wenn nicht noch das I in der Mitte ſtünde. Das engliſche nightingale iſt weniger ſchreiend. Das griechiſche Wort aedōn drückt durchaus nichts weiter aus als Lieblichkeit. Ich wünſchte eines, worin der Vokal der Innigkeit herrſchend wäre — vielleicht iſt das römiſche luscinia, vorzüglich wenn du der Wahrſcheinlichkeit gemäß annimmſt, daß es lu-skinia geſprochen wurde, das beſte von allen.

Dem E kann ich weiter keinen Ausdruck zugeſtehn, als daß es offen oder gedehnt und mit dem Tone etwan Ernſt und Nachdenken bezeichnet: z. B. ehren, Seele. Geſchloßen aber, und hauptſächlich ohne den Ton, wie der Infinitiv aller unſrer Verba: ſagen u.ſ.w. ſagt es gar nichts, ſondern iſt das treffendſte Bild der Gleichgültigkeit. —

'Den Grundſatz: Alles, was den Sprachwerkzeugen ſchwer und mühſam, iſt dem Gehör unangenehm, kann ich nicht ganz gelten laßen. Im Griechiſchen kommen oft ſehr viele Längen und ſehr viele Kürzen nach einander vor. Gewiß iſt das rohen Organen ſchwer, ja unmöglich, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein ſolches Organ ſchon deshalb die Muſik der griechiſchen Sprache für Uebellaut erklärte. Aber, würde ich fragen: iſt es leichter zu ſingen oder zu reden? zu reden oder zu lallen? oder zu ſchweigen?'

Mein Satz bezieht ſich nur auf die Bildung artikulierter Laute. Der Unterſchied zwiſchen Singen und Reden beruht nicht auf einem verſchiednen Gebrauch der Organe, womit wir die Konſonanten hervorbringen, ſondern auf der größern oder geringern Stärke und Ausdauer des hervorgeſtoßnen Odems, und auf der verengten oder erweiterten Oeffnung des Schlundes. Da nur von Euphonie, nicht von Eurhythmie die Rede war, ſo konnten auch die Schwierigkeiten der Silbenzeit oder Tonſetzung nicht in Betracht kommen. Uebrigens bleibt es immer problematiſch, wie die Folgen von langen und kurzen Silben geklungen haben mögen: in den uns bekannten Sprachen giebt es dergleichen nicht, und es iſt keine Hoffnung da, jemals Griechiſch [illegible]ren. Nur rohen Organen wäre es unmöglich? Sollten wohl die geübteſten Redner oder Sänger unſrer Zeiten unter den gebildetſten Völkern jemals lernen, ein Dutzend gleich kurzer Silben hinter einander auszuſprechen? Ich, für meinen Theil, mache mich lieber anheiſchig, noch einmal als **Meiſter** in der Gaſtrilalie meine Künſte hören zu laßen. Schon dieſer einzige Umſtand ſollte uns von der Unmöglichkeit überzeugen, uns die Ausſprache des Griechiſchen, auch nur auf die entfernteſte Weiſe, vorzuſtellen. —

Uebrigens gebe ich jenen Grundſatz für nichts Beßeres, als eine Hypotheſe, deren Güte darnach geprüft werden muß, ob ſie die Sache aus natürlichen Gründen erklärt, und in allen Fällen zutrifft. Jenes glaube ich gethan zu haben. Was das Letzte betrifft, ſo habe ich eine Menge Fälle angeführt, wo das in der Ausſprache Mühſelige auch unangenehm klingt. Um mich aus meiner Hypotheſe herauszutreiben, mußt du die Fälle der entgegengeſetzten Art aufſtellen. Indeſſen werde ich ſie nur dann gern aufgeben, wenn du mir eine feſter begründete dafür wiedergeben willſt. —

'Und iſt nicht überall das Weichliche mehr vom Schönen entfernt, wie das Harte?' Glaube mir, erſt einen Mangel an Genauigkeit im Ausdrucke zu rügen. Weichlichkeit iſt keine ſinnliche Beſchaffenheit der Dinge, ſondern eine ſittliche Eigenſchaft des Menſchen. Ein ſybaritiſches Bett iſt weich; wer, gemächlich darauf ruhend, ſelbſt den Druck eines Roſenblattes übel empfindet, iſt weichlich. Es iſt Weichlichkeit, jedes Ungemach über die Gebühr zu ſcheuen, oder dem, was den Sinnen durch ſanfte Eindrücke oder gänzliche Abſpannung ſchmeichelt, einen zu hohen Werth beizulegen. Abhärtung iſt davon das Gegentheil.

Man kann moraliſche Begriffe nicht gegen äſthetiſche abwägen, weil es an einem Vergleichungspunkt zwiſchen ihnen fehlt. 'Die Aeſthetik hat auch mit jenen nur in ſo fern zu thun, als ſie, durch Kauſalverbindung oder ſonſt, Beziehung auf äſthetiſche Eigenſchaften haben. Weichlichkeit in der Lebensart iſt gewiß der Schönheit des Körpers, wenigſtens des männlichen, nachtheilig. Eben ſo läßt ſichs auch denken, daß die Weichlichkeit eines Volks in ſeiner Sprache ſich verriethe. (Man redet ja von der Männlichkeit unſrer Sprache.) Allein ich weiß kein Beiſpiel davon. Wenn ich letzthin das Franzöſiſche wegen ſeiner zu großen Weichheit tadelte, ſo that ich vielleicht dieſer gefälligen Sprache Unrecht. Ich könnte dir aus ihr eine Menge Ausdrücke für das Große und Starke anführen, die kräftiger ſind, als die unſrigen. — Oder wirſt du etwan mit Kl. das Griechiſche und Italiäniſche weichlich ſchelten?

Wenn du in deiner Frage den äſthetiſchen Begriff an die Stelle des ſittlichen ſetzeſt, ſo antworte ich ohne Bedenken: O nein! grade das Gegentheil. Das Harte iſt nicht nur entfernt vom Schönen — es widerſpricht ihm durchaus. Dagegen läßt ſich ſein Eindruck auf unſre Sinne mit dem, welchen das Große und Erhabne auf die Seele macht, ohne Schwierigkeit vereinbaren. Die Wirkungen des Weichen auf unſre Sinne ſind mit denen des Schönen homogen. — Es muß ihnen geſchmeichelt werden, um das liebliche Ideenſpiel in uns zu erregen, wodurch der Geiſt ſich das Schöne aneignet, oder es vielmehr in ſich ſelbſt erſchafft. Das Weiche ſchmeichelt ihnen auch, läßt aber den Geiſt ſchlummern. Es thut allerdings dem Schönen Eintrag, wenn bedeutende Verhältniſſe in Weichheit erſchlaffen, wenn uns, wo wir Form verlangen, nur Materie dargeboten wird. Aber als Einfaſſung des Schönen, an den umgebenden Gegenſtänden, beſonders ſolchen, die ihrer Natur nach wenig empfänglich für Form ſind, iſt es gewiß dem höhern Genuſſe nicht hinderlich. Wer wird ein reizendes Weib nicht lieber auf einem ſybaritiſchen Lager umarmen wollen, als zwiſchen den eiſernen Bettwänden des Prokruſtes? Was Wunder alſo, wenn ſich die Muſe ſträubt, der ein Barde auf der Lagerſtätte des uralten Rieſen aus Norden, Thuiſko, den Gürtel löſen will?

'Deine Behauptung, daß ſinnlicher Reiz das erſte Erforderniß 'einer Sprache ſei, daß ohne dieſen Schönheit und Rhythmus nicht 'wirken können, haſt du nicht erwieſen.'

Es iſt mir nie eingefallen, dieß zu behaupten oder zu beweiſen. Ich habe nur geſagt, daß es eine vergebliche Mühe iſt, einem unangenehmen Stoff ſchöne Form geben zu wollen. Er braucht den Sinnen kein poſitives Vergnügen zu gewähren; es iſt ſchon hinreichend, wenn er ihnen an ſich ſelbſt, ohne die Verhältniſſe, auf welchen Schönheit beruht, nur gleichgültig iſt. In jeder Sprache giebt es wohl einige unangenehme Töne — es kommt auf die Häufigkeit derſelben, und auf die Menge der angenehmen Töne an, die das wieder aufwiegen oder überwiegen.

So wie ich den Satz aufgeſtellt habe, liegt der Beweis in der Natur der ſinnlichen und äſthetiſchen Empfindungen, und in dem Verhältniſſe unſrer innern und äußern Organiſation zu beiden. Der Inſtinkt, der uns das, was die Sinne widrig trifft, fliehen heißt, iſt ſtärker, als der freie Trieb des Geiſtes, äſthetiſchen Ergetzungen nachzugehen. So iſt es auch in der Ordnung; denn dieſer dient nur zur Entwickelung unſrer geiſtigen Kräfte, jener iſt nothwendig zu unſrer Erhaltung. Der Schmerz, der höchſte Grad des ſinnlichen Mißvergnügens, iſt ein Bote der Zerſtörung. — Der Sinn entſcheidet eher als der Geiſt: wenn jener eine Sache für unangenehm erklärt hat, ſo gilt keine Appellation an dieſen, der ſich niemals anmaßen kann, über ſeine Gerichtsbarkeit hinauszugehen. — Ein gebildeter Geiſt kann ſich um der feineren Luſt willen wohl entſchließen, ſeinen Sinnen Gewalt anzuthun — aber, wohl gemerkt, nicht an demſelben Gegenſtande. Er wird vielleicht um einer Muſik willen üble Luft, Hunger und Durſt nicht achten — aber die Ohren dürfen ihm nicht davon gellen, wenn er ſie ſchön finden ſoll. Oder glaubſt du, daß ſich durch Schweine- oder Katzen-Geſchrei ein gutes Konzert hervorbringen ließe, wenn man nur ihre Stimmen nach der Höhe und Tiefe ordnete, und die Kunſt erfände, ſie taktmäßig in Bewegung zu ſetzen? —

Uebrigens iſt die Härte einer Sprache ein Fehler, der nicht bloß die Materie, ſondern in vielen Fällen auch die Form betrifft, und alſo keine Schönheit zuläßt. Jedes harte und unangenehme Wort für eine ſanfte, liebliche Sache iſt eben wegen dieſes Mißverhältniſſes zwiſchen der Bezeichnung und dem Bezeichneten häßlich. Wir haben in unſrer Sprache tauſend ſolche Wörter. Es iſt alſo eine ſeltſame Forderung, die du an mich machſt, zu beweiſen, daß ſie bei ihrer Härte der Schönheit nicht fähig ſei. Wenn du jene eingeſtehſt, ſo liegt es dir vielmehr ob, zu zeigen, wie ſie dennoch in ſchöner Geſtalt auftreten kann. —

Zum Studium der griechiſchen Poeſie gehört gewiß auch das ihrer Metrik. Ich kenne ſie nur etwan aus einigen ihrer Dichter, nicht aus den Theoriſten, über die ich dir daher auch nichts ſagen kann. Allein ich glaube, ſie müßen mit äußerſter Vorſicht gebraucht werden — ich will dir deswegen hauptſächlich zwei Warnungen geben.

Vor allen Dingen muß man ſich hüten, keine Ideen aus ſeiner Mutterſprache zu ihnen hinzubringen, welches doch ſo gar leicht geſchieht. Man verfällt ſo leicht in den Irrthum, ihre Bezeichnung von Tönen, die uns unbekannt ſind, auf diejenigen Laute zu deuten, wofür wir nun zufällig eben dieſe Zeichen gebrauchen; und dieß erzeugt unzählige Mißverſtändniſſe. Wenn Dionyſius das S als übelklingend verwirft, welchen Laut mag er gemeint haben? Unſer Anfangs-S, das *z* der Franzoſen, oder das geſchärfte S der übrigen Nationen, oder etwas unſerm ſch Aehnliches? Beim griechiſchen R möchte uns ebenfalls Manches verborgen ſein, wie ſich auch aus den Aſpirationen ſchließen läßt. In Anſehung der Vokale ſchweben wir ganz im Dunkeln; aber auch die Ausſprache mehrerer Konſonanten, des θ, φ, ζ, iſt uns unbekannt oder ungewiß. Von der Art, die Worte im Ganzen auszuſprechen, haben wir nun vollends keinen Begriff. Die vielen langen und kurzen Silben hinter einander habe ich ſchon vorhin erwähnt. — Die Accente laßen Einige ganz aus der Acht. Andre geben den Silben, die ſie haben, die Länge. Beides iſt unſtreitig ganz falſch. Mehrere haben geſagt, die Accente beſtimmten die Modulation, die Höhe und Tiefe der Stimme, ſo wie die Quantität den Takt, die Zeit des Verweilens bei einer Silbe, abmißt. Ich möchte aber wohl Jemanden hören, der nach dieſer Regel das Griechiſche zu leſen und beiden ihr Recht zu geben wüßte. 'Die Accente', ſagt ein vortreflicher Schriftſteller, 'dieſe 'muſikaliſchen Noten, die von einer attiſchen Zunge, und für ein 'attiſches Ohr die geheime Seele der Harmonie ſein mußten, ſind 'für uns ſtumme und bedeutungsleere Zeichen, überflüßig in Proſa 'und läſtig in Verſen.' —

Da wir nun bei Schriftſtellern, die ſich unaufhörlich auf dieſe uns unbekannten, und durchaus keine hinlängliche Beſchreibung zulaßenden Dinge beziehen, nur die Wahl haben, ob wir ſie gar nicht verſtehen, oder nach angeerbten oder willkürlich gebildeten Vorſtellungen von der griechiſchen Ausſprache mißverſtehen wollen, ſo ſteht es ſehr mißlich um irgend eine Anwendung ihrer Lehren auf die Vervollkommnung unſrer Verskunſt. Es wird ſichrer ſein, uns über das, was gut oder übel klingt, mit unſern eignen Ohren, als mit denen des Hephäſtion oder Dionyſius zu berathſchlagen, beſonders da unſre Verſe für deutſche und nicht für griechiſche Ohren beſtimmt ſind.

Ferner: die Theoriſten kamen erſt viele Zeitalter nach den großen Dichtern. Wie Sprache Jahrtauſende früher als Grammatik, ſo waren auch weit weit früher Verſe, und ſehr ſchöne Verſe da, als regelmäßige Proſodie und Metrik. Die Grammatiker hatten die alten Dichter vor ſich, und zogen nun aus dieſen Regeln ab; weil ſie dieſe nicht immer beobachtet fanden, Regeln der Ausnahmen; weil ſie auch von den Ausnahmen Abweichungen bemerkten, Regeln der Ausnahmen von den Ausnahmen, und ſo weiter bis ins Unendliche. Die alexandriniſchen Dichter waren meiſtens ſelbſt Grammatiker, und brachten dergleichen ſchulfüchſiſche witzige Unterſcheidungen ausübend in ihre Poetereien. Die alten Sänger, die zum Theil gedichtet hatten, ehe die Schreibekunſt überhaupt im Gebrauch, oder als ſie wenigſtens noch ſehr unvollkommen war, und alſo die Worte unmöglich ſo in ihre Beſtandtheile zerlegt und haarſcharf anatomiſiert werden konnten, hatten ſie vermuthlich bloß nach dem Gehör getrieben, 'wie Eßen und Trinken thut.' Hätten ſie ſich das Leben ſo ſauer gemacht, ſo wäre vermuthlich niemals eine Iliade geworden. — Es iſt offenbar, daß im Homer eine Menge Verſtöße gegen die Grammatik der griechiſchen Sprache in ihrer reichſten Ausbildung, und gegen die nach dem Verfall der Dichtkunſt erfundne Proſodie zu finden ſind. Mir ſind beide ſehr willkommen, als ein Beweis, daß die Ariſtarche, aus deren Händen wir ihn haben, noch einigermaßen ſäuberlich mit ihm verfahren, und nicht gar zu großmüthig mit ihren Korrekturen geweſen ſind. Kl. tadelt ihn in ſeinen Fragmenten weitläuftig darüber. Iſt es nicht lächerlich, wenn ein nordiſcher Barbar nach dreitauſend Jahren den ehrwürdigen Alt- und Stamm-Vater der Poeſie belehren will, er habe gar nicht recht gehört, und nichts weniger als ſeinen Vers verſtanden; ſo und ſo hätte er hören ſollen — dann wäre noch Hoffnung da geweſen, ſich der Vollkommenheit der Hexameter, die er, Klopſtock, macht, von ferne zu nähern. Das iſt nun dein kritiſches Genie!

Auf die Wahrſcheinlichkeit oder Gewißheit, daß ſich bei den Griechen, wie bei allen andern Nationen, im Laufe der Zeiten Ausſprache und Orthographie allmählich verändert haben, will ich jetzt nicht einmal Rückſicht nehmen. Wer ſteht uns dafür, daß nicht ſchon beim erſten Aufſchreiben der Ilias die Beſtandtheile der Worte, auf denen ihre Quantität beruhte, hier und da Veränderungen erlitten hatten? (Eben wie bei unſern Minneſängern, wenn wir ſie nach der heutigen Ausſprache leſen, häufig der Reim, der doch urſprünglich gewiß richtig war, verloren geht.) Merke wohl, daß wir alle ältern Dichter aus alexandriniſchen Recenſionen haben. Iſt es ſo unglaublich, daß dieſe Grammatiker Vieles nach ihrer Sprachtheorie ummodelten, und wenn dann dabei der Vers litt, in ihre Proſodie noch neue Ausnahmen von den Ausnahmen von den Regeln eintrugen? — Dieß war dann freilich eine Ehrenrettung, die für den Homer ſo gut paßte, wie für den Herkules eine Rechtfertigung ſeiner Thaten aus der chriſtlichen Moral. —

Was das Zuſammentreffen der Vokale betrifft, ſo ſcheinſt du mir nicht die gehörigen Unterſcheidungen zu machen; ich habe aber ſelbſt zu einer genauern Erörterung jetzt keine Luſt. Es iſt ganz etwas Anderes, ob die Vokale in demſelben Worte, oder zu Ende des einen und Anfang des andern Wortes beiſammenſtehen, und ob im letztern Fall die Sprache das Hülfsmittel der Eliſion und des Ineinanderſchmelzens hat oder nicht. Ferner, was für Vokale auf einander folgen. Einige gleiten ohne Schwierigkeit, und machen durchaus kein Abſetzen und von Neuem Anheben nothwendig, z. B. die Angewöhnung, zu ihm, ouir, jouaillier u. ſ. w.

Wenn ein Vokal am Ende elidiert und der vor ihm ſtehende Konſonant gleichſam an das folgende Wort gehängt wird (lieb' ihn, Geſtad' ergieng), ſo vermehrt er den Wohlklang und Fluß der Rede. Die franzöſiſche Sprache hat dieß ſehr viel, und verdankt dieſem Verbinden der Worte nicht wenig von ihrer bezaubernden Sanftheit. Wenn wir es nur mehr hätten!

In dem Maße, daß eine Sprache Ueberfluß an Vokalen zu Anfang und Ende der Worte hat, ſind auch mehr Eliſionen bei ihr erlaubt; z. B. im Griechiſchen und Italiäniſchen. Bei uns iſt durchaus keine andre geſtattet, als die des tonloſen e am Ende — und auch nicht einmal dieß in allen Fällen; nicht an Adjektiven, deren darauf folgendes Subſtantiv mit einem Vokal anfängt, z. B. blaue Augen. Das können wir auch in Verſen nicht anders ſagen, und es macht bei unſrer Art, das e am Ende auszuſprechen, einen üblen Abſatz oder Hiatus.

Mit deinem Schluß, unſre Sprache müße, weil ſie von Konſonanten ſtarrt, vor dem Zuſammentreffen der Vokale ſicher ſein, ſteht es alſo nicht ganz richtig. Dieſer Fehler, wenn es anders einer iſt, iſt ihr vielmehr, ſowohl in unvermeidlichen Wortfolgen, als in demſelben Worte, gar nicht fremd. Zwar hat ſie wohl äußerſt ſelten oder nie drei Vokale nach einander, wie in deinen griechiſchen Beiſpielen, aber häufig zwei, oder einen Vokal und einen Diphthong;

dann und wann auch wohl zwei Diphthongen. Du mußt hiebei bemerken, daß wir oft Aſpirationen ſchreiben, wo wir ſie nicht ausſprechen: z. B. ſehend, blühend. Solcher Worte giebt's ſehr viel; ferner: Schmähung — reuig — beurlauben — Auen — Beſchauung — Heuernte — Seen — herbeieilen (zwei Diphth.) — die Ehe (drei Vok.) u. ſ. w. — Unvermeidliche Vokfolgen: der Artikel mit weiblichen Subſtantiven, die mit einem Vokal anheben, oder mit dergleichen im Pluralis, z. B. eine Augenweide, die Alten; einige Präpoſitionen mit dergleichen Worten, z. B. bei ihnen, zu uns u. ſ. w. —

Wie du das Verbot der Rhetoriker und die genieloſe Kleinigkeitskrämerei des Iſokrates in Anſehung der zuſammentreffenden Vokale gegen mich anführen kannſt, begreife ich in der That nicht. Ich hatte gegen Kl. behauptet, zu viele Vokale könnten eine Sprache nicht weich, wohl aber allzuſonor machen. Wenn die griechiſchen Rhetoren dieſes Uebermaß nur dem erhabnen Vortrage erlaubt haben, ſo hat es ihnen doch unmöglich weich, ſondern voll und ſtark geſchienen. — Behaupten ſie im Allgemeinen, daß auf einander folgende Vokale den Fluß der Rede hemmen — ſo mag das vielleicht im Griechiſchen ſo geweſen ſein; einer ſo leicht fließenden Sprache, daß der geringſte Anſtoß merklich werden konnte. Dieß heißt, denke ich, dieſe Herren mit aller Höflichkeit behandeln — denn daß es in neuern Sprachen oft nicht ſo iſt, davon überzeugen uns unſre Ohren. Giebt es wohl ſanftere, flüßigere Worte als Louisiane, poésies? Und ſolcher giebt es beſonders im Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Spaniſchen viele hunderte. Vielleicht haſt du aber die Behauptung zu allgemein genommen. Es kommt wohl ſehr viel auf die Beſchaffenheit der Vokale an — *ἠϊόνες* und *βοόωσιν* ſcheinen wirklich nicht ohne Hiatus ausgeſprochen werden zu können. (Bemerk aber, daß wir in dem letzten das *ο* nicht vom *ω* verſchieden auszuſprechen verſtehen.) Es ließen ſich vielleicht über die guten und nicht guten Folgen der Vokale Regeln geben — da wäre Iſokrates nun recht der Mann, dem nachzugrübeln. Nur dieß: i ſcheint mir vor allen andern Vokalen gut zu ſtehen: *διί*, *δίοδος*, *δῖα* u. ſ. w. Die Wiederholung desſelben Vokals klingt vielleicht immer übel: da aß er, geh', eh er kommt, die ihn, ſo ohnmächtig, zu uns. Sage mir doch das Urtheil deines Ohres hierüber. Von der üblen Wirkung unſres tonloſen e am Ende hab' ich ſchon geſprochen; dieß erſtreckt ſich auch auf die Anfangsſilbe be und ge vor einem Vokal: beengen, beeifern, beurlauben u. ſ. w., geirrt, zugeeignet u. ſ. w.

Lange Folgen von Vokalen ſind dem ioniſchen Dialekt ſehr natürlich, wegen des häufigen Auflöſens der Diphthongen in zwei Vokale. Sieh nur den Herodot — findeſt du, daß dieſes Auseinanderziehen der Worte ihm ein erhabnes Anſehen giebt, oder daß es vielmehr ſeinem Geſchwätz noch mehr naiven Reiz verleiht? Auch der gute Homer muß nicht beleſen in den Rhetorikern geweſen ſein, denn er hat die ἰόντες und [illegible] faſt in jede Zeile aufgenommen, und nicht etwan bloß, wo von erhabnen Dingen die Rede iſt, ſondern auch, wo ein Ferken gebraten wird, oder Jemand ſich die Füße waſchen läßt.

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Ueber die Regeln des deutſchen Jamben.

Fragmentariſche Winke.

Des Jamben — oder wie du ihn ſonſt nennen willſt; damit ich nur gleich deinem Einwurfe antworte, daß ja aus Jamben, Trochäen und Pyrrhichien durcheinander keine Jamben werden können. Was kommt darauf an, wie eine Versart heißt, wenn ſie nur gut iſt? Wie du auch meinen Satz verdrehſt! Durcheinander! Als ob dieſe drei Füße ungefähr gleich häufig vorkommen ſollten. Der Jambe ſoll bei weitem und noch weit mehr als im Griechiſchen der Hauptfuß ſein; reine Jamben ſind an ſich betrachtet die ſchönſten — nur des Ausdrucks, oder der Abwechſelung wegen, oder um dem Dichter die Schwierigkeit zu erleichtern, ſoll die Einmiſchung der Nebenfüße erlaubt ſein.

Ich muß dir nur geſtehn, lieber Fritz, ich bin in Gefahr, mich zu ereifern, wenn du aus der griechiſchen Theorie gegen Eigenheiten unſrer Verskunſt räſonnierſt, die du gar nicht praktiſch kennſt — nicht einmal aus einem genauen Studium unſrer Deklamation. Die Theorie hilft nichts ohne ein geübtes Ohr, an dem ſie geprüft werden muß; aber ein geübtes Ohr hilft wohl ohne jene — die ſchönſten Verſe ſind nicht nach ihr gemacht.

Du wirſt glauben, ich fühle mich im Namen aller deutſchen Verſifikatoren und in meinem eignen beleidigt. Alſo will ich mich überwinden, und ſo ruhig als möglich, ohne allen Flammeneifer, dir meine Gründe weiter entwickeln. —

Jede Sprache hat ihre Metrik, die aus ihrer eignen Art und Struktur abgeleitet und entwickelt werden muß. Nur einheimiſche Geſetze gelten. Ja die Abweichungen hierin ſind ſo groß, daß in verſchiednen Sprachen die metriſchen Namen nicht mehr dieſelben Begriffe bezeichnen, und man ſich alſo unaufhörlich mißverſteht. — Im Deutſchen vollkommen die griechiſchen Silbentänze nachmachen wollen, thut eine lächerliche Wirkung; man kann einen ſtarken, aber ſchwerfälligen Zugochſen unmöglich den Galopp eines engliſchen Renners lehren.

Ueberhaupt würde es bei uns ein allzugroßer Zwang ſein, ſich an ſo komplicierte und doch ſo genau beſtimmte und abgewogne Wechſel von Kürzen und Längen zu binden. Die Griechen warfen die Worte beinah in jede beliebige Ordnung; unſre Wortfolge iſt grammatiſch beſtimmt, und auch in der Poeſie ſind nur geringe Freiheiten verſtattet. Die griechiſche Sprache war äußerſt biegſam — und ihre Worte litten beſonders in ihren vielſilbigen Endungen die mannichfaltigſten Modifikationen, die, ohne dem Sinn zu ſchaden, durch die veränderte Quantität dem Silbenmaße zu Hülfe kamen. Die unſrige iſt halsſtarrig — ſie kann an ihren Worten nicht modeln, hinzuſetzen oder wegnehmen laßen; denn es iſt Alles daran nothwendig, und nur zur Leibes Nahrung und Nothdurft vorhanden. Die griechiſche Sprache rankt ſich wie eine zarte Rebe ohne Mühe an jedem ſo oder ſo gebildeten Stabe des Silbenmaßes hin. Die deutſche iſt ein Eichbaum, der, wenn der Nordwind (unſer Genius) drein bläſt, wohl brechen kann, aber niemals ſich biegen.

Endlich, was die Schwierigkeit für uns unendlich vermehrt, iſt die begriffsmäßige Beſtimmung unſrer Quantität. (Ob ſie wirklich ein Vorzug iſt, unterſuch' ich ein andres Mal.) Die griechiſche iſt mechaniſch beſtimmt; von zwei Worten, die gleich viel bedeuten, kann das eine aus lauter kurzen, das andre aus lauter langen Silben beſtehen. Bei uns müßen, um einen Moloſſus hervorzubringen, drei Wurzelſilben, deren jede einen Hauptbegriff bezeichnet, zuſammentreten; um einen Tribrachys, drei Ableitungsſilben und Nebenbegriffe. Hieraus iſt klar, daß das Verhältniß, Gleich- oder Ueber-Gewicht der kurzen oder langen Silben, und ihre Stellung gegen einander bei uns einen weit entſcheidenderen Einfluß auf den Ton des Ausdrucks, ja ſelbſt auf die ganze Gedankenbildung hat. — Daß einige von Klopſtocks Chören im Meſſias und von ſeinen Oden ſo ganz über allen Ausdruck mißrathen ſind, kommt gewiß nur von dieſem unſrer Sprache unerträglichen Zwange. Am fremdeſten, ſteifſten, unverſtändlichſten wirſt du unter ſeinen Gedichten immer die finden, wo er ein ſtarkes Uebergewicht, entweder von langen oder kurzen Silben, hat erkünſteln wollen. Unſre Sprache wägt ſie meiſtens gleich — ſie leidet keine ſtarken Abweichungen von einer oder der andern Seite — daher ſind auch Jamben und Trochäen ihre natürlichſten und gleichſam freiwilligen Silbenmaße.

Ein andrer charakteriſtiſcher Unterſchied iſt es, daß der Gang der griechiſchen Sprache (ſo viel wir vermuthen können) unendlich raſcher und flüchtiger muß geweſen ſein: ihre Kürzen kürzer, ihre Längen weniger lang. Die Beſtandtheile ihrer Silben, die Geſetze ihrer Quantität laßen uns daran nicht zweifeln. In jenen iſt ihr die franzöſiſche Sprache ähnlich — und wie ſiegt ſie der deutſchen voraus! Die ſechs Silben von irritabilité ſind ſchneller geſagt, als die drei von Reizbarkeit; ein franzöſiſcher Moloſſus (wenn man dieſer Sprache bei der großen Unbeſtimmtheit ihrer Proſodie ſo etwas zuſchreiben kann) ſchneller als ein deutſcher Anapäſt. Im lebhaften vertraulichen Geſpräch wird in dieſer Sprache das Meiſte, außer den Silben, die den Ton haben, kurz; wenn ſie mit Nachdruck und Emphaſe reden, haben ſie oft ganze Folgen von langen Silben. Dieß würde dir deutlicher ſein, wenn du das franzöſiſche Theater kennteſt: z. B.

Me pardonnerez vous de vous avoir fait naître

Oder:

Oh, les honnêtes gens sont sans doute aux galeres,
Car ceux qui n'y sont pas! —

In dieſer ſo angegebenen Quantität wäre ſonſt freilich viel Willkürliches: aber in dem Zuſammenhange beſtimmt die Deklamation ſie unwandelbar. Dieß ſollte nur zum Beiſpiele dienen, wie ſich etwan die Folgen von Längen im Griechiſchen ausnehmen möchten.

Sie wirkten nicht ſo ſtark, und hielten auch im Ausſprechen nicht ſo lange auf. Bei uns trifft der Ton, die Wichtigkeit der Bedeutung, und oft auch das Mechaniſche der Vokalendehnung, der Diphthongen und der doppelten und dreifachen Poſition auf denſelben Silben zuſammen. Daher ſind vier vollkommne Längen beinah für alles, was ein Dichter ausdrücken wollen kann, ſchon zu ſtark; z. B. Der Sturm tobt wild her.

Hieraus folgt nun, daß das Verhältniß der Längen und Kürzen bei uns nicht ſo ſein kann und darf, wie bei den Griechen. Sie brauchen mehr Längen, um die äußerſte Flüchtigkeit ihrer Kürzen in Zaum zu halten; wir mehr Kürzen, um die Schwerfälligkeit unſrer Längen zu beleben. Ein Hexameter, wie der unſrige, in welchem der Trochäe ſtatt des Spondeen (alſo auch eine Silbenzeit weniger) erlaubt iſt, würde im Griechiſchen unſtreitig fade und matt ſein; der wahre griechiſche Hexameter aus Daktylen und Spondeen beſtehend, würde im Deutſchen (könnte man die Sprache auch hineinzwängen) ſich mühſelig fortſchleppen, oder man müßte die Zahl der Daktylen noch weit größer, die der Spondeen weit geringer machen, als ſelbſt beim Homer.

Darum alſo dürfen wir in unſern Jamben die Spondeen nicht ſo häufig gebrauchen, als die Griechen; darum iſt auch der Pyrrhichius dann und wann uns erlaubt; darum alſo iſt es mißlicher, den Anapäſt zu gebrauchen, weil die eingeſchobne Kürze ſelten; wie bei den Griechen, ein Sechzehntheilchen, ſondern meiſtens einen Achtel- oder Viertel-Takt ausmacht.

Unſre Sprache neigt ſich faſt durchgängig zu jambiſchen, oder, welches einerlei iſt, zu trochäiſchen Versarten. Ich könnte dieß mit der ausführlichſten Genauigkeit darthun, allein ich will nur auf zwei Punkte aufmerkſam machen.

1. Die Quantität der einzelnen Worte. Die einſilbigen ſind eben ſo häufig lang als kurz. Jenes die Subſtantiva und Adverbia; dieſes immer die Artikel, die wir unaufhörlich gebrauchen, meiſtens auch die Präpoſitionen, Konjunktionen, zum Theil die Pronomina. Die zweiſilbigen, unter allen die gröſte Anzahl, ſind meiſtens ◡– oder –◡, ſeltener ––, und nie ◡◡. Die dreiſilbigen Worte folgen ihrer Häufigkeit oder Seltenheit nach ſo aufeinander: ◡–◡, –◡◡ (deren viele dem Amphimaker ähneln), –◡–,

dann ◡ – – oder – – ◡, ſelten – –, vielleicht nie (in demſelben Worte) ◡ ◡ –. Weiter will ich dieß nicht verfolgen; denn die Anzahl der vier- oder mehrſilbigen Worte iſt verhältnißmäßig nur gering; auch unter ihnen giebt es viele ◡ ◡ – und – ◡ – ◡; und die ◡ ◡ – – und – – ◡ ◡ ſind für unſern Jamben (oder wie er heißen mag) nicht ganz unbrauchbar.

2. Die ganze Art unſrer proſodiſchen Beſtimmung. Die wenigſten Längen und Kürzen ſind es bei uns abſolut; die meiſten relativ, nach ihrer Stellung. Sie werden gegen die vorhergehende und nachfolgende Silbe abgewogen, und gelten für kurz, wenn ſie nur leichter ſind als diese; für lang, wenn ſchwerer. Daher kommts, daß unſre meiſten Moloſſen (– – –) ſich zum – ◡ –, unſre ◡ ◡ ◡ zum ◡ – ◡ neigen. Das erſte iſt immer der Fall, wenn auf einen trochaïſierenden Spondeen eine abſolut lange Silbe folgt; z. B. die Schwermuth ſiegt. Das zweite leidet auch nur wenige Ausnahmen; etwan: beſeligende Ruh. Huldigung iſt – ◡ ◡ wenn eine vollkommne Länge folgt; aber Huldigungen iſt nothwendig – ◡ – ◡.

Alſo wird gewöhnlich durch dieſe Folge der Silben: – ◡ ◡ ◡ –, oder ◡ – – – ◡, der jambiſche Gang des Verſes gar nicht geſtört; und man darf ohne Schwierigkeit den jambiſierenden Spondeen (◡ – | – – | ◡ –) und den jambiſierenden Pyrrhichius (◡ – | ◡ ◡ | ◡ –) darin aufnehmen.

Der trochaïſierende Spondee iſt viel häufiger bei uns, als der eigentliche oder gleich abgewogene: alle Zuſammenſetzungen von zwei Wurzelſilben bilden jenen. Bei unſrer begriffmäßigen Quantität kann dieß nicht anders ſein — denn der allgemeinere Geſchlechtsbegriff wird gewöhnlich ans Ende, der ſpecifiſche Unterſchied, ein Umſtand, oder eine individuelle Beſtimmung voran geſetzt; z. B. krank, ſeekrank, Fall, Rheinfall. Der Geſchlechtsbegriff iſt leerer, enthält weniger von der Sache — die differentia specifica hat mehr Beſtandheit, nähert ſich dem wirklichen Dinge ſchon mehr; und dieß wird dann auch in der Proſodie bezeichnet. Kommt nun am Ende noch eine Biegungsſilbe hinzu, die einen grammatiſchen Nebenbegriff ausdrückte und alſo kurz iſt, ſo bleibt zwar der Spondee trochaïſierend, aber die letzte Hauptſilbe bleibt doch entſchiedner lang, als vorher; z. B. Muth, Schwermuth, ſchwermüthig. Dieſer Fuß – – ⏑ iſt daher in Einem Worte nicht angenehm – die erſte und letzte Silbe arbeiten ſich in Anſehung der mittelſten gleichſam entgegen; jene verkürzt, dieſe verlängt ſie. Sie iſt alſo in einer unbequemen Lage, wie ein Menſch, der an einem Arm ein ſchwereres Gewicht trägt, als am andern. Hieraus ließe ſich wieder Manches über die Vorzüge des Jamben in unſrer Sprache folgern.

Die gleich gewognen Spondeen entſtehen bei uns meiſtens nur aus Zuſammenſtellungen zweier einſilbigen Hauptworte; z. B. der Strom brauſt. Die Längen müßen ſo lang als möglich ſein, wegen der gegenſeitigen Wirkung der Silben auf einander. Jede Länge mißt ſich gleichſam an der, die bei ihr ſteht; und wenn ſie der andern nur die geringſte Schwäche anmerkt, wird ſie gewiß ihren Vorrang geltend machen. Die Längen müßen einander alſo durchaus nichts anhaben können. Darum iſt dieſer Spondeus ein ſo ſehr ſtarker Fuß: zwiſchen ſeinen Beſtandtheilen iſt immer eine Art von Kampf.

Kl. wünſcht unſrer Sprache mehr Reichthum daran. Er hat der Sponda (er mußte den Spondeus erſt weiblich machen, damit man ihn nicht etwan einer Leidenſchaft nach griechiſchen Sitten beſchuldigen möchte) ſeine Liebe auf das zärtlichſte erklärt, aber zugleich über die wenige Erwiderung geklagt. Dieſe Ode, deren du dich gewiß erinnerſt, zeigt poetiſche Kunſt und zugleich Pedanterie auf ihrem höchſten Gipfel: ſie würde vortrefflich in einem poetiſchen Raritätenkabinet prangen. Der Enthuſiaſmus ſinkt, wenn man näher erwägt, für wen der liebende Dichter ſchmachtet. Die deutſche Sponda iſt nicht die griechiſche: jene iſt eine nervige, knochige, herkuliſche Schöne, gewaffnet mit Keule und Löwenhaut, aber nicht, wie Omphale, über runden Schultern und zartgeſchweiften Hüften: nur ein nordiſcher Barde kann ihre Umarmungen begehren. Die Wahrheit iſt, daß unſre meiſten Spondeen durch breite Dehnungen und Diphthongen und gehäufte Konſonanten bis zur gänzlichen Unbrauchbarkeit übellautend ſind. Der Dichter mag alſo eher die Muſe bitten, ihm derer, die wir haben, ohne Nachtheil entrathen zu helfen, als ihm noch mehrere zu beſcheren.

Aber wie, wenn ſich Kl. nun gar in der Perſon ſeiner Geliebten geirrt, und wie ein Profeſſor ſein Ehegeſuch an die falſche gebracht hätte? Die Sponda, eine Folge von zwei Längen, iſt reichlich in unſrer Sprache vorhanden — nur bildet ſie leider, von kurzen Silben eingefaßt, den Antiſpaſtus, der unter allen Füßen am wenigſten muſikaliſch, und ein wahrer Dämon der Disharmonie iſt: z. B. die See tobte, hinaufſteigen, verantworten, Geſichtspunkte und viele hunderte. Den pſychologiſchen Grund ſeiner üblen Wirkung hat Moriz recht gut entwickelt, und auch der griechiſche Name zeigt ihn an: er zieht Ohr und Seele nach verſchiedenen Seiten hin. Aus dem Hexameter, Jamben und überhaupt den meiſten alten Silbenmaßen iſt er deswegen auch verbannt.

Die Sponda ſteckt alſo, wie die Alten eine Grazie in der Statue eines rauhen Satyrs zu verbergen pflegten, in dem garſtigen Gegenzerrer wie eingeſchachtelt. Wie wäre ſie da herauszuholen? Mit Einem Wort, ausgenommen zu Anfang oder Ende eines Verſes iſt mit zwei Längen nichts anzufangen; drei müßen beiſammenſtehen, um den Antiſpaſt zu vermeiden. Der Dichter begehrt alſo eigentlich die Moloſſa, nicht die Sponda. Indeſſen muß jene, ſonſt rauh und barbariſch, wie der moloſſiſche König Echion, doch nicht hierüber eiferſüchtig geworden ſein, ſie gewährt Klopſtocken, beſonders in der letzten Hälfte des Meſſias und ſeinen ſpätern Oden, nur allzu oft.

Kl. macht es dem Jamben zum Vorwurf, daß man dergleichen wie 'Angſt wehklagt' nicht ohne Silbenzwang hineinbringen könne. Gott bewahre uns! Wer wird denn überhaupt ſolche Monſtruoſitäin ein Gedicht bringen wollen? Wenn der Jambe uns davor beſchirmt, ſo verdient er gar ſchönen Dank.

Wie der Spondeus mit einfaßenden Kürzen den Antiſpaſt, ſo bildet der Pyrrhichius mit den umgebenden Längen den ſchönen Choriambus (–⏑⏑–). Dieſes ſchönen Fußes berauben wir uns freilich, wenn wir aus unſerm Jamben den Anapäſt ausſchließen: allein ich bin auch weit entfernt, den anapäſtiſchen Jamben in unſrer Sprache zu verwerfen. Vielleicht, wie wir nachher ſehen werden, giebts auch eine Auskunft, den Choriambus ohne Aufnahme des Anapäſtes doch wieder zu bekommen.

Ueber den Gebrauch der Nebenfüße in unſerm Jambus mußt du folgende Regeln nur als einen flüchtigen hingeworfnen Verſuch anſehen.

Den jambiſierenden Spondeus und jambiſierenden Pyrrhichius kann man faſt ohne Skrupel gebrauchen — freilich macht jener den Vers nachdrücklicher, dieſer leichter, beſonders wenn ſie zweimal in demſelben fünffüßigen Jamben gebraucht werden. Man muß das nach dem Inhalte abmeßen; z. B.

An Allem, was hienieden Schönes lebet

oder:

Du haſt mir, wie mit himmliſchem Gefieder —
Vernahm mein Sinn ſo reinen Einklang nie. —

Der eigentliche Pyrrhichius darf nur ſelten gebraucht werden: er würde den Vers entkräften. Hier und da einmal bei ſanften und lieblichen Gegenſtänden thut er eine gute Wirkung; z. B. Es iſt die ewige Magie. Am Ende des Verſes macht ihn der Reim unmöglich; aber auch in reimloſen Verſen gefällt er mir da nicht: er ſcheint mir die Spitze der Zeile gleichſam abzuſtumpfen. Ebenfalls vor einem männlichen Abſchnitt, beſonders wenn die darauf folgende Silbe nicht ganz entſchieden kurz iſt; z. B. dieſer Vers iſt falſch:

Dem Glücklichen | kann es an nichts gebrechen —

Er wäre richtiger ſo:

Es kann an nichts | dem Glücklichen gebrechen —

Erlaubter als jenes iſt vielleicht:

Sie wandelte, mit einer Göttin Gange —

Zu Anfange des Verſes (◡◡◡–) verbietet er ſich von ſelbſt — von drei Kürzen vor einer Länge wird gewiß immer die zweideutigſte lang.

Trochäiſierende Spondeen in zweiſilbigen Worten können nie ſo gebraucht werden, daß die längere Länge anſtatt der kurzen Silbe des Jambus ſtünde.

Im dreiſilbigen dürfen ſie zuweilen ſo gebraucht werden, doch mit großer Vorſicht*); am beſten zu Anfang des Verſes oder nach einem männlichen Abſchnitt: gebraucht man ſie anderswo, ſo muß man vorzüglich dafür ſorgen, eine entſchiedne Länge vorausgehen zu

---

*) Folgende Zeile zum Beiſpiel iſt fehlerhaft:
Küßt ſein friedſelig Angeſicht —

laßen. Man muß hiebei hauptſächlich den Wohlklang zu Rathe ziehn; 'wehmüthig' darf eher ſtehn, als 'aufbrauſend'. In der letzten Region eines weiblichen Verſes darf er durchaus nicht ſtehn. Haller hat geſagt: ſie ſind wie wir hinläßig.

Es wäre vielleicht kein übler Gedanke, dieſe Art Spondeen, wo man ſie erlaubt, durch einen Pyrrhichius gleich wieder aufwiegen zu laßen, und dem Verſe alſo wieder zu nehmen was man ihm zuviel gab: z. B. Unglücklicher wie du; freiwilliges Geſchenk.

Der Spondeus, der aus einem einſilbigen Wurzelwort und einem darauf folgenden trochäiſchen Worte entſteht, und zu allen drei Gattungen von Spondeen gehören kann, darf ſchon kühner angebracht werden; beſonders wenn ſeine erſte Silbe kein ſtarkes mechaniſches Gewicht hat. Geh weiter, könnte man wohl auch am Ende eines Verſes ſagen; bleibt immer, wäre da ſchon bedenklicher.

Der Spondeus aus zwei einſilbigen Wurzelwörtern hat in der Mitte des Verſes eine beinah zu große Kraft, weil da drei abſolut lange Silben zuſammentreten; z. B. die See tobt wild. Zu Anfange des Verſes hingegen verleiht er Würde und Nachdruck: Nichts kam ihr gleich auf dieſem Erdenrunde. Eben das gilt von der eben beſchriebnen Art Spondeen, wenn ſie durch das Gewicht der Bedeutung oder mechaniſchen Beſchaffenheit der erſten Silbe trochaïſierend werden:

Horch! hohe Dinge lehr' ich dich.

Auch nach einem männlichen Abſchnitte nach einer entſchieden langen Silbe ſtehen beide Arten gut. Man bemerkt da, eben wegen der Pauſe des Abſchnitts, die drei vollen Längen weniger — z. B.

Führt euch ein Augenblick? | Kann Liebe ſo bethören? –
Des grauſenvollen Thurms; | drob ſchaut' ich ſtarr —

Der Gebrauch des Trochäen iſt am engſten beſchränkt, ſowohl in ſeiner Beſchaffenheit. als ſeiner Stellung.

Bei unſrer relativ beſtimmten Quantität iſt die Vergleichung mehrerer Silben Eines Wortes unter einander unmittelbarer, nothwendiger und ſichrer, als verſchiedner Worte. Daher findet auch bei zuſammenſtehenden einſilbigen Worten am meiſten Unbeſtimmtheit der Quantität ſtatt. Da nun der Trochäe grade das Gegen theil des Jamben iſt, ſo würde der Kontraſt zu ſchneidend ſein, wenn man Trochäen in Einem Worte erlaubte. Es dürfen nur ſolche gebraucht werden, die aus zwei Worten beſtehn, und bei einer andern Bedeutung und Wendung der Deklamation auch Jamben oder wenigſtens Spondeen vorſtellen könnten; z. B. durchaus nicht: deine Geſtalt; aber wohl: haſt du geſehn? Denn es kann auch heißen: haſt du geſehn.

Ferner: hinter dem Jambus bildet der Trochäus den greulichen Antiſpaſt, vor ihm den ſchönen Choriambus. Er darf alſo nie nach einem Jambus ſtehen – daher ſind ſeine einzigen guten Stellen zu Anfang des Verſes und nach einer männlichen Pauſe. Er ſcheint mir vorzüglich im Anfange dem Verſe einen ſchönen Aufſchwung zu geben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde –

(Zweimal in einem Verſe iſt doch beinah zu viel.)

Käm' uns Homer zurück ins Leben –
Würd' er die Schuld dem Gürtel geben –
Weißt du, was er davon geſungen –

Man muß beſonders darauf achten, daß der nächſte Jambe eine recht beſtimmt lange Silbe habe; ſonſt verliert der Vers ſeinen jambiſchen Gang. Fehlerhaft iſt z. B.

Wenn ein kaſtilian'ſcher Grande Briefe –

Auch iſt es wohlklingender, wenn mit eben dieſem Jamben ein Wort endigt, als wenn eine weibliche Endung folgt; z. B.

Frei wie ein Gott, und Alles dank' ich dir –

ſchöner als:

Siehſt du die Wogen der Rebellion –

Beim Gebrauch aller dieſer Nebenfüße iſt übrigens die gröſte Mäßigung zu empfehlen. Einer in einem fünffüßigen Jamben, aufs Höchſte zwei, und nicht leicht zweimal derſelbe; z. B.

es Könige | in Spanien gegeben –

iſt mit ſeinen eigentlichen Pyrrhichien unerträglich matt.

Nun iſt noch die Lehre von den Abſchnitten oder Pauſen, der Zuſammenknüpfung der Zeilen durch die poetiſchen Perioden, dem Gebrauche der hyperkatalektiſchen Verſe oder weiblichen Versendungen übrig.

Was vom jambiſchen Verſe geſagt iſt, läßt ſich leicht mit den gehörigen Modifikationen auf den trochäiſchen anwenden.

Eines der beſten Muſter iſt Goethe in der Zueignung, Iphigenia, Taſſo, Claudine, Erwine. Weit weniger ausgearbeit iſt Don Karlos; beſonders fehlt es Schillers Jamben oft an Fülle. Leſſings Nathan, ſo viel ich mich erinnern kann, iſt für das vertrauliche Geſpräch gut. Klopſtocks Trauerſpiele erinnere ich mich nicht. —

Ich habe nie behauptet, daß unſer Jambus an ſich beßer ſei, als der griechiſche, nur geſtanden, daß er mir für unſere Sprache paſſender ſcheint. Du erklärſt mir die Theorie des Trimeters, als ob ich an ihr gezweifelt hätte, da mein Zweifel doch nur war, ob die Unterſcheidung der Regionen nicht für unſer Ohr zu ſein ſei? Ich will nicht einmal dieß verneinen, denn meinem Ohre ſind noch niemals griechiſche Trimeter in deutſcher Sprache vorgekommen. Schicke mir nur welche, ich will dir treulich wiedererzählen, was mein Ohr dazu ſagt. Ich befürchte indeſſen, die vollkommne Beobachtung jener Geſetze wird nur eine vergebliche Mühſeligkeit ſein.

Der anapäſtiſche Jambus, wie er ſich z. B. im neuen Amadis und einigen Stellen des Oberon findet, hat bisher bei uns eine zu ungebundne Freiheit genoßen. Man ſollte ihm den Pyrrhichius und Trochäus als Nebenfüße ganz verbieten, ihm nur den Spondeus erlauben, und die Anzahl und Stellen der zu brauchenden Anapäſte genauer beſtimmen.

Du mußt dich die Mühe nicht verdrießen laßen, lange Stücke, gereimte und reimloſe, in unſern Dichtern nach den angegebnen Rückſichten durchzuſkandieren und zu deklamieren. Es iſt wohl eine verzeihliche Eitelkeit, wenn ich dir dazu auch meine Gedichte empfehle. — Ob ich mir gleich dieſe Geſetze nie ſo deutlich entwickelte, wirſt du ſie darin doch ſo ziemlich beobachtet finden. —

Eine ſo lange polyrhythmiſche Strophe, wie in den griechiſchen Chören, beſonders wenn dann noch die Epode dazwiſchen kommt, kann das deutſche Ohr nicht faßen. Wählen wir bei der Ueberſetzung kurze und einfache Strophen, ſo wird der Gang zu abgemeßen: lange und verwickelte, ſo laden wir uns eine vergebliche

Mühſeligkeit auf. W. Humboldt hat dieß bei einer Ode Pindars gethan, die ich habe; überdieß iſt ſein Silbenmaß nicht ſehr glücklich aus lauter Anapäſten, Jamben, Trochäen, Daktylen zuſammengeſetzt. — — — Hätte ich meine Abhandlung über die Metrik fortgeſetzt, ſo würde ich dir nun ſchon die Vorzüge des fünffüßigen Jamben entwickelt haben. Dieß wird ſchwerlich fürs erſte geſchehen; nimm alſo mit folgenden Winken vorlieb.

1. Die eigentliche Feinheit des Trimeters iſt uns verborgen. Denn ſage ſelbſt: iſt unſer Ohr wohl im Stande, einen Grund anzugeben, warum in der 1., 3. u. 5. Stelle ein Spondee oder Anapäſt ſtehn darf, in der 2., 4. und 6. Stelle nicht? —

2. Der im Griechiſchen ſehr häufige Gebrauch der Spondeen iſt bei uns theils wegen der Seltenheit der Spondeen und Moloſſe unmöglich; theils würde er wegen der Beſchaffenheit unſrer Spondeen (wovon in meiner Metrik gehandelt werden wird) den Vers zu ſehr belaſten.

3. Der Vers iſt für unſre Sprache beinah zu lang; denn du mußt bemerken, daß unſre Kürzen weniger kurz und unſre Längen länger ſind als die griechiſchen.

4. Der Gebrauch des Anapäſts ſcheint mir im Deutſchen der tragiſchen Würde zuwider; freilich brauchen ihn die Griechen (wenigſtens Aeſchylus, den ich vor mir habe) auch nur ſelten; ich finde oft eine ganze Seite hinunter nur einen oder ein Paar. In einer Ueberſetzung aus dem Griechiſchen müßte man ihn vielleicht der Beiwörter wegen, die vor ihren Hauptwörtern oft unvermeidlich Anapäſten bilden, aufnehmen, aber mit weiſer Sparſamkeit.

5. Der fünffüßige Jambe, wie ihn Leſſing, Goethe, Schiller, Klopſtock ſelbſt, in gereimten oder reimloſen Gedichten gebraucht haben, ſteht dem Trimeter an Mannichfaltigkeit nicht nach, auch wenn du in jenem den Anapäſt, in dieſem nicht gebrauchſt. Denn:

a) Unſer Jambe endigt bald männlich, bald weiblich; der griechiſche immer männlich; b) jener hat männliche oder weibliche Abſchnitte nach der 4., 5., 6., allenfalls auch nach der 7. Silbe — dieſer muß den Abſchnitt immer weiblich haben, und zwar immer in der Mitte des dritten oder vierten Fußes: denn am Ende des dritten Fußes macht er den Vers einförmig, nach dem zweiten oder vierten kakorhythmiſch. Verſuch' es nur bei deinem eignen Gehör. c) Der fünffüßige Jambe kann ganz ohne Abſchnitt beſtehen; der ſechsfüßige ohne Abſchnitt erſchöpft den Odem allzuſehr. d) Der Trimeter hat zum Hauptfuß den Jambus, zu Nebenfüßen den Spondeus und Anapäſt; unſer Jambe hat zu Nebenfüßen den Spondeen, den Trochäen und den Pyrrhichius. Man könnte alſo eher glauben, er wäre allzu mannichfaltig, wenn dieß nicht wieder durch die vielen Einſchränkungen und Beſtimmungen gemäßigt würde, unter denen der Gebrauch dieſer Füße verſtattet iſt. Die feinen Regeln dieſer Versart hat noch kein Prosodiker entwickelt, ſie liegen aber ziemlich beſtimmt in der Praxis unſrer guten Dichter, ſo beſtimmt wenigſtens, als zu Homers Zeiten die Regeln des Hexameters ſein mochten. Hievon in meiner Metrik. Gegen die Leute, welche glaubten, in unſren Jamben müße der Jambus der einzige Fuß ſein, hatte Klopſtock freilich gewonnenes Spiel: denn dieß iſt weder ſchön, noch möglich. Wo bleibt nun die Monotonie? Aber ſage mir im Ernſt, iſt dir denn jemals Goethes Iphigenia, etwan von Carolinen vorgeleſen, monotoniſch vorgekommen? Nun ſo helf dir Gott und Sankt Klopſtock!

Der Wettſtreit der Sprachen.

Ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. 1798.

Vorerinnerung.

Was in den Reden des Deutſchen mit Häkchen bezeichnet iſt, ſind Klopſtocks Sätze aus der obengenannten oder früheren Schriften, immer dem Inhalte, zuweilen auch dem Ausdrucke nach. Der dialogiſchen Form wegen mußte in den Reden des Griechen Einiges als Behauptung vorgetragen werden, was nur Vermuthung iſt.

Poeſie. Soll ich meinen Augen trauen? Du lebſt alſo wirklich?

Grammatik. Ja, es iſt mir ſelbſt wunderlich dabei zu Muthe. Vor Klopſtocks grammatiſchen Geſprächen *) war es mir niemals begegnet.

Poeſie. Ganz recht! Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. Derentwegen bin ich eben herbeſchieden. Aber ſage mir, was habe ich mit ihnen zu ſchaffen? Ich trete ja nicht darin auf.

Grammatik. Wie konnteſt du? Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gegengewicht hal-

---

*) iſt 1798.

ten, und daß, wo die Grammatik lebt, die Poeſie todt ſein muß?

Poeſie. Wir werden uns alſo auch jetzt freundſchaftlich darum vertragen, und beide mit einem halben Leben zufrieden ſein müßen.

Grammatik. Nach geendigtem Geſchäft will ich dir's ganz abtreten: denn dir kommt das Leben zu, für mich iſt es immer nur ein gezwungener Zuſtand.

Poeſie. Zu dem du dich aber, *) Klopſtocken zu Gefallen, bequemt haſt.

Grammatik. Er belohnt es mir durch die reichhaltigen Winke, die feinen Bemerkungen, die Aufforderungen zu tieferer Forſchung, die in ſeinem Buch verborgen liegen.

Poeſie. Verborgen allerdings! Habe ich doch auf meinen Wanderungen bis jetzt nie davon gehört. Warum wißen denn die Deutſchen kaum, daß ſie ſo etwas beſitzen?

Grammatik. Viel thut wohl die Einkleidung; dann der Grad von Einſicht, der bei dem Leſer vorausgeſetzt wird; die Hauptſache iſt aber, daß es von etwas Deutſchem handelt.

Poeſie. Und doch wird dieſe Sache aus der Fremde, und ſogar aus dem Alterthum her in Anregung gebracht?

Grammatik. Die alten und neuen Sprachen ſind höchlich entrüſtet: ſie behaupten, Klopſtock habe die Vorzüge der ſeinigen weit überſchätzt, und herabwürdigend von ihnen geſprochen.

Poeſie. Und da ſollen wir den Streit ſchlichten. Wie ſchlau ſie doch ſind! Sie befürchteten, wir möchten beide, aus alter Freundſchaft, Klopſtocks Sachwalterinnen werden;

---

*) Klopſtock 1798.

um uns zur Unparteilichkeit zu nöthigen, haben ſie uns das Richteramt anvertraut.

Grammatik. Wie iſt mir? Du biſt ja gar nicht wie ich dich mir aus der Ferne vorgeſtellt habe. Du redeſt ſo ſchlicht.

Poeſie. Ich muß wohl, um mich von der poetiſchen Proſa zu unterſcheiden. Doch ſtill! das ſind vermuthlich die Parteien.

Grammatik. Weswegen kommt ihr? wer ſeid ihr?

Deutſcher. Die Andern um Klopſtock anzuklagen, ich um ihn zu vertheidigen. Wir ſind Repräſentanten unſrer Sprachen.

Grammatik. Warum kommen dieſe nicht ſelbſt?

Deutſcher. Sie glaubten, es würde euch ſo beßer gefallen. Du, Grammatik, haſt es lieber mit den Begriffen ſelbſt, als mit ihrer Scheinbelebung zu thun; und du, Poeſie, hältſt nicht viel auf luftige Begriffperſonen.

Poeſie. Ich merke, ihr macht die Sitte der Zeit mit: denn das repräſentative Syſtem iſt in den ſchönen Künſten wie in der Politik herrſchend geworden. Iſt kein Repräſentant der Menſchheit unter euch?

Deutſcher. Wir wollen dir nicht in's Amt fallen. Du ſollſt ja Repräſentanten der Menſchheit, und nichts Anders als ſolche *) vorſtellen.

Poeſie. Da würde ich am Ende ſelbſt nur repräſentiert.

Grammatik. Kommt ſogleich zur Sache, und bringt die einzelnen Punkte der Klage und Vertheidigung nach einer gewiſſen Ordnung vor.

---

*) aufſtellen 1798.

Deutſchheit (draußen). Wehrt mir's nicht. Ich wage mein Leben für den ächten deutſchen Barden. Meine Loſung iſt: Er und über ihn!

Franzoſe. Wie grob! Ich hielt nur die Thür zu, um erſt zu fragen, wer ſie wäre, und ſie ſchleudert mich eine Ecke weit in den Saal hinein.

Grieche. Wer iſt dieſe blonde Gigantin?

Deutſchheit. Ich achte mich höher als euch alle. Nur du biſt meines Grußes werth, Göttin des Geſangs! Biſt groß und gut, ein biedres deutſches Weib.

Poeſie. O weh! ſie zerdrückt mir die Hand.

Grammatik. Was willſt du hier, Deutſchheit? Ich kenne dich, du haſt mir auch ſchon Unheil genug angerichtet.

Deutſchheit. Er iſt mein Vater. Wer mir von dem ausländiſchen Volke etwas wider ihn und unſre alte Kernſprache ſagt, dem ſoll dieſe ſtarke Fauſt —

Grammatik. Hier wird nicht mit Gewalt geſtritten, ſondern mit Gründen.

Deutſcher. Ich erkenne ſie nicht an, ich habe nichts mit ihr gemein, ſie würde meinen guten Handel verderben.

Poeſie. Schafft ſie hinaus! Die Ungeſchlachte gehört nicht in dieſen gebildeten Kreiß.

Deutſchheit. Bei Hermanns Schatten! —

Franzoſe. O der erſcheint längſt nicht mehr!

Grieche. Die Barbarin! fort mit ihr!

Poeſie. So hätten wir *) denn wieder Ruhe. Aber ſage mir, Deutſcher, welche Bewandtniß hat es mit der Abſtammung, deren ſie ſich rühmt?

---

*) dann 1798.

Deutſcher. Es iſt wohl nur eine von ihren Prahlereien, denn du weißt ja: Von ſelbſt weiß Niemand, wer ihn gezeuget. Bedenke, daß eine Stunde der überflüßigen Kraft noch ganz andern Geſchöpfen das Daſein gegeben hat. Auch wäre es unbillig, *)Klopſtocken die Schuld ihres Betragens beizumeßen. Sie hatte zwar ſchon als Kind etwas von gezierter Männlichkeit und prunkhaftem Biederſinn an ſich, aber erſt durch die Erziehung der Jünger iſt ſie ſo leer und hochtrabend, und endlich, wie es den meiſten Menſchen geht, wenn ſie nun recht in's bürgerliche Leben eintreten, platt geworden.

Poeſie. Von den Nachäffern laß uns nicht reden; aber ſelbſt der Urheber hat einen ſchlimmen Mißgriff gethan. Die meiſten Nationen haben das Vorurtheil, ſich höher als alle andern zu halten: wenn nun einmal eine es nicht hat, warum ſoll man es ihr mit Gewalt anſchwatzen? Uebrigens, wie ſtolz auch dieß vorſätzliche und unaufhörliche Erinnern an den Werth alles Deutſchen klingt, ſo iſt es doch etwas ſehr Demüthiges: denn es ſetzt voraus, daß, woran man erinnert, ſei ſo beſchaffen, daß es gar leicht könnte vergeßen werden.

Deutſcher. Wenn man nun aber ſeine Vorzüge wirklich vergißt?

Poeſie. Es hat damit bei Nationen eben ſo wenig auf ſich, als bei einzelnen Menſchen. Man ſoll ja nicht im Bewußtſein ihres Beſitzes unthätig werden. Wenn man nur die Vorzüge nicht vergißt, nach welchen man zu ſtreben hat.

Deutſcher. So wird man uns doch freien Ausdruck unſrer Eigenthümlichkeit erlauben.

---

*) ihm 1798.

Poeſie. Der wird verfehlt, ſo bald man ihn ſich vornimmt. Ueberdieß mußt ihr über euren Charakter erſt mit euch ſelbſt einig werden. Was ihr für Deutſchheit ausgebt, iſt meiſtens, bei Licht beſehn, nur die Nordiſchheit. Ich kann am beſten wißen, ob ihr nationale Eigenthümlichkeit habt.

Deutſcher. Freilich keine einſeitig beſchränkte.

Grammatik. Zur Sache. Die Sprache des Griechen hat den Vorrang der Würde und des Alterthums; und Klopſtock macht ſich, eben weil er ſie am meiſten ehrt, faſt immer mit ihr zu thun, um die ſeinige mit ihr zu meßen. Was er von ihr ſagt, gilt zum Theil die römiſche mit. Auf die neueren wirft er nur einige ſchnöde Seitenblicke. Der Grieche ſei alſo Wortführer der Klage: die Andern mögen ſie bei den Punkten, die auf ſie Bezug haben, unterſtützen; und wenn ihnen beſondere Beleidigungen widerfahren ſind, nachher reden.

Deutſcher. Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.

Grieche. Mir war nichts davon bewußt, ich habe es durch Klopſtock erfahren.

Deutſcher. ‘Schon Plato hat ja πῦρ und andre ſolche zugleich griechiſche und altdeutſche Worte aus dem Scythiſchen, dem erſten Quell des Deutſchen, abgeleitet.’

Grieche. Leitet der Philoſoph nicht etwa auch das Wort Ironie aus dem Scythiſchen her? Die Stelle iſt im Kratylus, wo Sokrates die etymologiſche Weisheit eines gewiſſen Euthyphron durch die wunderlichſten und drolligſten Ableitungen, immer unter dem Schein des Ernſtes, zum Beſten giebt. Bei allen unerhörten Gewaltthätigkeiten, die er ſich mit den Wörtern erlaubt, behält er ſich immer noch das Recht vor, wo er ſich gar nicht weiter zu helfen weiß, vorzugeben, ein Wort ſei barbariſchen Urſprungs, und er könne es alſo nicht erklären. Dieß thut er bei πῦρ. Geſetzt aber, er ſpräche im Ernſte, ſo bewieſe ſeine Ausſage gerade das Gegentheil von Verwandtſchaft. Denn es wären ja nach ihm nur einige ſcythiſche Wörter fremd in das Griechiſche gekommen, und zwar hauptſächlich 'durch die unter den Barbaren wohnenden Hellenen.'

Deutſcher. Ihr verdankt eure erſte Bildung dem Orpheus, 'einem getiſchen Druiden.'

Grieche. Weil er ein Thracier heißt? Wanderte nicht auch der Thracier Thamyris im Peloponneſus umher? Durch jene Benennung wird Orpheus zu einer hiſtoriſchen Perſon gemacht, da er doch bloß eine mythiſche iſt. Die Sage von ihm verdient um ſo weniger Glauben, da ſie nicht ſo alt zu zu ſein ſcheint, als Prieſter ſie *) ausgeben. Homer kennt ſie nicht.

Deutſcher. 'Die Deutſchen bildeten vor Alters viele ihrer Zeitwörter durch Verdoppelung des anfangenden Mitlautes, und hatten einen Dual wie wir. Sprachen, die ſogar ſolche Sonderbarkeiten gemein haben, wie der Dual iſt, haben überhaupt viel Gleiches.'

Grammatik. Die Verdoppelung iſt allerdings eine ſeltnere Eigenheit, die der Römer aber auch mit dem Griechen gemein hat. Der Dual findet ſich in den verſchiedenſten Sprachen; im Hebräiſchen und im Finniſchen. Er iſt dem Urſprunge der Geſellſchaften und der Kindheit des menſchlichen Geiſtes ſehr natürlich: je weniger zahlreich jene ſind, deſto häufiger tritt der Fall ein, daß nur zwei zuſammen

---

*) ausgaben 1828.

handeln; und der unmündige Verſtand erhebt ſich durch den Begriff des Paares wie durch eine Stufe zu dem allgemeineren der Vielheit. Die Griechen gaben vielleicht das einzige Beiſpiel einer Sprache, die den Dual auch in der höchſten Ausbildung nicht ablegt; und wer weiß was geſchehn wäre, hätten die Dichter nicht gethan.

Deutſcher. Die Stammväter der Deutſchen und Griechen waren in ihren urſprünglichen Sitzen Nachbarn.

Grieche. Reicht eure Geſchichte bis da hinauf? Homer und Herodot ſagen nichts davon. Doch nimm an, die Pelasger wären von Norden her in mein Vaterland eingewandert: das Volk der Hellenen iſt erſt weit ſpäter durch Abtrennung von jenen entſtanden, und hat zugleich mit dieſer durch unbekannte Urſachen bewirkten Umwandlung eine andre Sprache bekommen. Herodot wagt es nicht, mit Sicherheit zu beſtimmen, welche Sprache die Pelasger geredet; er vermuthet aber eine barbariſche, das heißt, nicht eine durch die Mundart, ſondern weſentlich und durchaus von der helleniſchen verſchiedne. War alſo die pelasgiſche Sprache mit der deutſchen verwandt, was folgt daraus für die helleniſche?

Deutſcher. Durch alles dieß wird die Thatſache nicht umgeſtoßen, daß viele deutſche Benennungen mit den griechiſchen auffallend übereinſtimmen.

Grieche. Wenn ihr die ausnehmt, wo eine gewiſſe Beziehung des Zeichens auf den Gegenſtand ſtattfindet, und die, welche ihr durch Vermittlung der Römer, entweder bei der Niederlaßung chriſtlicher Prieſter oder ſchon früher, erhalten, ſo wird keine beträchtliche Zahl übrig bleiben. Wie viele Namen erhieltet ihr zugleich mit den Dingen! Oder haben die Germanier in ihren uralten Wäldern den ‘Wein’ ſchon mit ‘Roſen’ gekränzt?

Deutſcher. Nein, aber bis Zehn gezählt haben ſie doch wohl?

Grieche. Sie nahmen vielleicht mit der Erlernung der Ziffern auch die dazu gehörigen Benennungen großentheils an, und ließen ihre alten dahinten. Ich ſage nur, was ein entſchiedener Zweiſler einwenden könnte.

Franzoſe. Es iſt luſtig anzuhören, wenn einer dem andern ſeine Verwandtſchaft im zwanzigſten Grade vorrechnet, die dieſer nicht anerkennen will.

Engländer. Man möchte ihm antworten: ich will glauben, daß ihr mein Vetter ſeid; aber ich weiß gewiß, daß ich eurer nicht bin.

Grieche. Wir ſtreiten zu lange über die Herkunft. Welcher Verſtändige giebt bei Menſchen und Sprachen etwas darauf, wenn ſie ſich nicht durch Verdienſt bewährt? Hatte eure Sprache gleiche Abſtammung mit der unſrigen, deſto ſchlimmer für euch, *) daß ihr nichts Gefälligeres aus ihr gemacht. Doch da ſie in ihrer Kindheit einen milderen Himmel gewohnt war, ſo hat ſie ſich vermuthlich in den feuchten Wildniſſen Germaniens erkältet, und ſeitdem eine heiſere Stimme behalten.

Römer. Die Verwandtſchaft der lateiniſchen Sprache mit der griechiſchen war, denke ich, von ganz anderer Art. Und dennoch wäre ſie bei den

Verſen, **) wie vormals wohl ſie die Faun' und die Seher geſungen,

geblieben, hätte die Siegerin nicht die Erziehung ihrer Ueberwundenen empfangen.

Italiäner. Da das Lateiniſche aus den älteſten Mundarten des Griechiſchen, das Italiäniſche aber aus der Ver-

---

*) da 1828. **) welche vordem die Faunen und Prieſter geſungen 1798.

miſchung von jenem mit dem Gothiſchen und Longobardiſchen entſtanden iſt, welches deutſche Sprachen waren, ſo haben ſich ja in uns die beiden Zweige der Familie wieder vereinigt.

Franzoſe. Auch in uns die Franken mit den lateiniſch gewordenen Galliern. Wir hätten alſo ſämmtlich das Vergnügen, unter lauter Vettern und Baſen zu ſein, den *) Spanier mit eingeſchloßen, wiewohl er ſich mit dem Heidenthum etwas gemein gemacht hat.

Deutſcher. 'Unſre Sprachen, Grieche, haben auch im Klange viel Aehnliches.'

Grieche. Hier erwartete ich dich: ich wollte vorhin ſchon vom Wohlklange anfangen.

Italiäner. Ja, das ſcheint mir auch die Hauptſache.

Deutſcher. Klopſtock giebt eine Menge Beiſpiele von ähnlichen Wörtern, ja ganzen Halbverſen.

Grieche. Selbſt die Richtigkeit der Vergleichung zugeſtanden, behielten wir noch den Vorzug. Denn in den kurzen Silben, wo wir tönende Vokale haben, ſteht bei euch das unbedeutende E. Allein er legt die deutſche Ausſprache **) des Griechiſchen zum Grunde. So ſpottet er über Bettinelli, dem man griechiſche und deutſche Verſe ***) vorſagte, da er beide Sprachen nicht kannte, und der lauter †) Deutſches gehört zu haben glaubte. Der arme Bettinelli! Er hatte ja wirklich lauter deutſche Verſe gehört.

Deutſcher. Wich denn eure Ausſprache ſo ſehr von unſrer heutigen ab?

Grieche. Mehr als eure Schriftzeichen ausdrücken, und eure Organe nachbilden können. Ich rede nicht vom

---

*) señor Castellano 1798. **) der Griechiſchen 1798.
***) vermiſcht vorſagte 1798. †) Deutſche 1798.

ungefähren Nachſprechen, ſondern von den Feinheiten, woran Theophraſt nach Jahren des Studiums von einer attiſchen Gemüſehändlerin als Fremdling erkannt ward.

Deutſcher. Du legſt viel Gewicht auf unmerkliche Schattierungen.

Grieche. Dieſer lebendige Hauch iſt gerade das Eigenthümlichſte im Vortrage der Sprachen, und wie in häßlichen das Abſchreckendſte, ſo in ſchönen der Gipfel ihrer Anmuth.

Italiäner. Er hat Recht! Der Gipfel unſerer Anmuth.

Grieche. Aber wenn wir auch bei den gröberen körperlichen Beſtandtheilen ſtehen bleiben: welche Ausſprache iſt die eurige! Ihr unterſcheidet ϑ nicht von τ; das ſäuſelnde ζ, von dem es zweifelhaft ſein konnte, ob es für σδ oder δσ ſtände, ſtoßt ihr auf eure heftige Art heraus; φ und das römiſche F gilt euch gleich, da doch jenes ein ſchmeichelnder Ton, dieſes ein ungeheurer Buchſtabe war; ihr verwechſelt die Diphthongen αι und ει, und die nicht das Geringſte mit einander gemein haben, οι und ευ —

Deutſcher. Gut, daß du der Diphthongen erwähnſt! ‘Ihre nicht ſelten unvermeidliche Häufung iſt ein großer Uebelſtand eurer Sprache. Sie artet dadurch in Rauhigkeit aus. Das οι iſt übelklingend.’

Grieche. Das entſcheideſt du, der du überhaupt im Blinden biſt, wie es geklungen hat?

Grammatik. Ich zweifle, daß ihr euch über die Diphthongen je verſtehen werdet. Ueber keinen Punkt der Ausſprache weichen die Völker, ſowohl durch das Urtheil ihres Ohres, als durch die Schreibung, ſo weit von einander ab.

Römer. In Anſehung des letzten wir ſchon durchgängig von den Griechen. Zur Bezeichnung jedes ihrer Diphthongen ſetzen wir andere Vokale zuſammen, als ſie.

Grammatik. Sie ſind nicht einmal darüber einig, was Diphthongen, und was einfache Vokale ſind.

Engländer. So gilt uns das ei des Deutſchen in wine u. ſ. w. für ein langes i.

Römer. Das habt ihr wohl von uns angenommen.

Grammatik. Einige haben Diphthongen, die ſich andre, ohne ſie gehört zu haben, gar nicht würden vorſtellen können.

Franzoſe. So wir oiseau, nuire.

Grammatik. Auch hätte das Zutrauen zu der Schreibung der Alten nicht ſo weit gehen ſollen, anzunehmen, was ſie auf einerlei Art geſchrieben, ſei in allen Verbindungen auf einerlei Art ausgeſprochen worden, denn die Armuth der Bezeichnung mußte hinter den mannichfaltigen Abſtufungen der Töne zurückbleiben.

Römer. Freilich, wir hatten ſogar für alle Vokale, die lang oder kurz ſein können, in beiden Fällen nur dieſelben Buchſtaben. — Und glaubt man, es ſei ohne Grund geweſen, daß wir für das griechiſche ει bald i bald e ſetzten? Alexandria, Medea.

Grieche. Du hätteſt billig zweifeln ſollen, Deutſcher, ob es etwas ſo Breites und Vollmundiges, wie eure Doppellaute ſind, überhaupt in unſerer Sprache gegeben habe. Kannſt du dir wohl vorſtellen, wie man zwei Vokale, ohne daß ſie in der Verſchmelzung verloren gehn, und ein ganz verſchiednes Gemiſchtes daraus wird, und doch in Einer Silbe hören läßt?

Deutſcher. Ganz und gar nicht.

Italiäner. Ich ſehr gut: Euro, lauro, mai, voi. In buono wird der letzte Vokal mehr gehört.

Grieche. Der Uebergang des αι, ει, οι in ᾳ, ῃ, ῳ wäre bei deiner Ausſprache unerklärlich. Wenn aber das ι dem vorangehenden Vokale leiſer nachhallte, ſo mußte es bei *) deſſen Verlängerung ganz verſchwinden. Auch die Verwandlung von αυ und ευ in ηυ, und von αυ in ωυ hätte dich auf den Argwohn bringen müßen, daß dir hier etwas verborgen wäre.

Deutſcher. Aber wenn die Vokale in den Diphthongen ſchon abgeſondert gehört wurden: wozu die Trennungspunkte, wenn eure Dichter ſie in zwei Silben auflöſen?

Grieche. Du vergißt immer, daß unſer Ohr auch feine Unterſchiede wahrnahm. Selbſt dieſer Umſtand konnte dir jene Vermuthung beſtätigen: denn wie hätten die Dichter trennen dürfen, was ſo, wie durch eure Ausſprache, vereinigt war?

Grammatik. Ueber das Zuſammentreffen der Vokale weichen die Urtheile ab. Einige Völker lieben es, andre halten es für weichlich oder hart, und vermeiden es, wo möglich, durch Herauswerfung.

Römer. Dieß thaten wir. Doch war uns die Weiſe der Griechen in ihrer Sprache nicht zuwider, und unſere Dichter ließen daher griechiſche Namen ohne Eliſion auf einander folgen.

Italiäner. Wir ſind achtſamer auf den Wohlklang, als ihr waret, und unſer Ohr ſtimmt hierin mit dem griechiſchen überein.

Grieche. Die zuſammentreffenden Vokale müßen aber nicht gleichſam gegen einander gähnen, ſondern mit Stätigkeit hinüberſchmelzen und dazu gehört unſere Biegſamkeit der Stimme.

---

*) ſeiner 1798.

Italiäner. Oder unſere.

Grammatik. Aber — ehe die Parteien weiter fortfahren — iſt der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich, und nie auszugleichen? Sage mir, Poeſie, du biſt ja Kennerin des Schönen, giebt es dabei etwas Allgemeines, und an ſich Gültiges, oder hängt Alles von der verſchiedenen Organiſation, Gewöhnung und Uebereinkunft ab, und gilt auch hier das Sprichwort: Jedem iſt ſeine Königin ſchön?

Engländer. Oder jedem Narren gefällt ſeine Kappe.

Italiäner. Du ſiehſt ja, Grammatik, daß ſich alle Nationen Europas vereinigen, unſre Sprache wohlklingend zu finden.

Franzoſe. Für den Geſang.

Italiäner. Was ſich gut ſingt, ſpricht ſich auch gut.

Poeſie. Hierin haſt du nicht unrecht, Italiäner. Aber dein ſelbſtgefälliges Berufen auf jene Anerkennung war wenigſtens ſehr voreilig. Was iſt das heutige Europa gegen den Umfang des Menſchengeſchlechtes in den verſchiedenſten Himmelſtrichen und Zeitaltern? Europäiſcher Geſchmack iſt nur ein erweiterter Nationalgeſchmack. So weit es ſich ohne geiſtige und körperliche Zergliederung thun läßt, Grammatik, will ich deinem Verlangen Genüge leiſten. Ich habe ja die Welt umwandert und umflogen: habe an den ſchönen Ufern des Ganges und Ohio geweilt, die Wüſten Afrikas und die Steppen Siberiens beſucht, und mich unter den Nebeln des ſchottiſchen Hochlandes, wie unter dem ewig unbewölkten Himmel der Südſee-Heſperiden gelagert.

*)Franzoſe. Ah qu'elle devient poétique!

---

*) Die Ausrufung des Franzoſen fehlt 1828.

Poeſie. Keinem Volke, wie roh und beſchränkt es ſein mochte, verſchmähte ich durch meine Töne die Mühen des Lebens zu lindern.

Franzoſe. Dieß wird zu arg. Sie ſchreibt nur nicht den Feuerländern bel esprit zu.

Poeſie. Ich kenne daher auch die unzähligen Sprachen, welche du niemals geordnet, noch ihnen zur Kenntniß ihrer ſelbſt geholfen haſt. Es giebt allerdings allgemeine Geſetze des Wohlklanges, auf die menſchliche Natur und das Weſen der Töne gegründet.

Deutſcher. Es iſt mir doch lieb, daß man auch darüber etwas a priori wißen kann.

Poeſie. Alles was den Sprachorganen leicht wird hervorzubringen, iſt dem Ohr angenehm zu vernehmen. Dieß iſt die nothwendige Wirkung einer ſinnlichen Sympathie. Indeſſen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltſamſten und verworrenſten Bewegungen zu einer gewiſſen Leichtigkeit bringen, und deswegen ſcheinen ſogar die rauheſten Sprachen den Einheimiſchen, von ihnen ſelbſt geſprochen, *) leidlich. Erſt wenn Fremde dieſelben Laute mit Anſtrengung herauszwingen, wird ihr Ohr beleidigt. Auf der andern Seite kann den Organen bei einer ſolchen Gewöhnung das Leichteſte ſchwer fallen: ſie werden durch harte Arbeit zu den ſanfteren Biegungen ungeſchickt; die Fauſt des Tagelöhners kann nicht auf Harmonikaglocken hingleiten. Doch das angegebne Geſetz betrifft mehr die Vermeidung des Mißfälligen, als die Hervorbringung deſſen, was ich in den Sprachen liebe und hervorhebe. Das Wohlklingende muß, wie alles Schöne, einen Gehalt haben, und

---

*) ſehr leidlich 1798.

dieſen bekommt es nur durch einen mannichfaltigen, tönenden und ausdrucksvollen Gebrauch der Stimme. Der Sitz der Stimme iſt wo nach Homer die Seele wohnt, in der Bruſt. Was nicht aus ihr hervorgeht, iſt nicht Stimme; die Verrichtungen der Zunge, des Gaumens, der Lippen und Zähne beim Sprechen werden erſt durch ihre Begleitung recht hörbar, da ſie ſonſt ein unvernehmliches Geräuſch ſein würden. Die Alten haben daher die Selbſtlaute die Stimmigen (*φωνήεντα*), wenn es ſolch ein Wort gäbe, oder ſchlechthin die Stimmen (voces) genannt.

Deutſcher. Jenes hat man ehedem durch 'die Stimmer' zu verdeutſchen geſucht.

Poeſie. Die Mitlauter hingegen hießen den Griechen die Stimmloſen (*ἄφωνα*). Wenn nun in einer Sprache die ſtimmloſen Buchſtaben herrſchen, und von den Stimmen höchſtens nothdürftig begleitet werden, ſo entſteht nicht nur *) dieſes, daß das Ohr die gehäuften und oft mit einander ſtreitenden Bewegungen der Organe ungern vernimmt, ſondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräuſch verdunkelt. Geräuſch hat gar nichts Muſikaliſches an ſich, nur die Stimme kann ſich zum Geſange erheben; und derjenige Gebrauch der redenden Stimme iſt der ſchönſte, von welchem dieſer Uebergang am leichteſten iſt. Alſo entſchiedene, reine, volle, nicht dumpfe noch ſchleichende Töne. Die natürliche Tonleiter der Vokale werde durch Accente, durch einen belebten Wechſel der Höhe und Tiefe unterſtützt. Wo mehrere unmittelbar folgen, wird es durch dieſe beiden Umſtände entſchieden, ob gefällige Stätigkeit dabei möglich iſt. Aber damit es gegliederte Rede bleibe, und nicht in ein ſingendes Auf- und Abſteigen der Stimme ausarte, müßen der Regel nach die Vokale durch Bewegungen der Sprachorgane getrennt, und doch auch wieder verknüpft werden: denn während derſelben geht die zur Hervorbringung eines andern Vokals nöthige Erweiterung oder Verengung des Mundes am unmerklichſten vor. Manche einfache Bewegungen vereinigen ſich ohne Schwierigkeit in zuſammengeſetzte, andre Verbindungen ſind widerſpänſtig, noch mehrere ganz unmöglich. Das Ausdrucksvolle und Muſikaliſche der Stimme beruht auf der Freiheit, flüchtiger über die Töne hinzueilen, oder dabei auszuhalten und zu ſchweben; dieß erlauben die offenen (rosa) am meiſten, weniger die gedehnten (Lohn), am wenigſten die abgebrochenen (halten), die daher auch für den Muſiker am wenigſten taugen. Alſo iſt die Anordnung, daß die ſtimmloſen Buchſtaben, und öfter einfache als verbundne, vor den Stimmen hergehn, die ſchönere; ſeltner ſei der Vokal an beiden Seiten mit Konſonanten eingefaßt, oder beſtehe die Stimme bloß aus jenem. Die Mannichfaltigkeit erfordert jedoch Einmiſchung der weniger ſchönen Folgen und Anordnungen, damit das Ohr nicht durch Wohlklang überſättigt werde. Im Ganzen genommen ſei das Verhältniß der Vokale und Konſonanten ungefähr gleich. Ueberwiegen jene zu merklich, ſo geht der Charakter der Rede verloren; dieſe, ſo hemmt das Geräuſch nicht nur den Ausdruck der Stimme, ſondern zerſtört auch durch die entgegengeſetzten und ſich abſtoßenden Bewegungen der Sprachorgane die fließende Stätigkeit der Töne.

---

*) jenes 1798.

Grammatik. Und warum haben nur ſo wenige Völker ihre Sprachen nach dieſen Geſetzen gebildet?

Poeſie. Wie die Natur den Menſchen berührt, ſo giebt er es ihr zurück. Ein von ſelbſt ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Bruſt hebt ſich dem beſeelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Weſen wird elaſtiſch und expanſiv. Das ſchöne Gemälde der Natur ſteigt in heitern leichten Farben vor ſeinen Blicken auf, und die Bewegungen des Lebens um ihn gleiten in vollen Melodien, nicht verworren oder ſchreiend, vor ſeinem innern Sinn vorüber. Sein Geiſt ſondert und ordnet die Gegenſtände ſchnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühſelig ihre Merkmale häufen, um ſie feſtzuhalten. Die Empfindung behält daher den freieſten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche ſeines Daſeins.

Wende dich in Gedanken von dieſen glücklichen Gefilden weg, und durchſchneide, wie jene kühnen Weltumſegler, die Zonen bis gegen den Nordpol hin. So wie die Natur karger, der Himmel unfreundlicher wird, ſo weicht die fröhliche Hingegebenheit dem Ernſt und der Sorge. Die Bruſt verengt ſich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuße offen, ſind nur zu Kampf und Arbeit geſchärft. Der langſamere Verſtand greift Alles ſchwer und gewaltſam an. Der ſchlanke Leib badet ſich nicht mehr leicht bekleidet in der freien Luft, die unförmlichere Geſtalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht ſich der innre Menſch, wie der äußre, in dumpfe Winterhöhlen.

Wenn nun die Sprache nie aufhört im Ganzen, obſchon nicht in den einzelnen Beſtandtheilen, das zu ſein, was ſie in ihrem Urſprunge war, Darſtellung der Gegenſtände, und Verkündigung des Eindrucks, den ſie machen; wenn die Stimme aus der Bruſt mehr ausdrückende Geberde, die Verrichtung der Sprachorgane mehr nachahmende Handlung iſt: ſo läßt ſich leicht einſehn, welchen Einfluß die umgebende

Welt, außer dem unmittelbaren auf die Organiſation des Ohres und der Werkzeuge der Rede, auf die Art haben muß, wie der Menſch ſeine Sprache bildet. Es kann eine ſo üppige und zerfloßne Sinnlichkeit geben, daß der Geiſt aller Spannung unfähig wird, und dann verſchwimmt auch die Sprache ohne Haltung in Vokalen, wie die der Otaheitier. Wo die Beweglichkeit der anſchauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in ſchönem Gleichgewichte ſteht, da geht dieß auch in die Sprachen über: ſie fügen ſich, tönend und geflügelt, den Geſetzen des Wohlklanges wie von ſelbſt. So ſind, ich nenne mit Fleiß keine der hier ſtreitenden Sprachen, die arabiſche und perſiſche, jene Zierden des Morgenlandes, gebildet, die mir ſo aromatiſche Blüthen zum Opfer bringen; ſo die zarte Sanskrita oder die Vollendete, zu welcher die Gottheit ſelbſt die Schriftzüge erſann. Je verſchloßner und ungeſtümer die Natur wird, je mehr ſich ihr Bild entfärbt und umnebelt: deſto rauher, verworrner und mühſeliger wird auch die Bezeichnung der Gegenſtände durch ſtimmloſes Geräuſch, wozwiſchen ſich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt. Sehr ſchön hat daher ein Denker die nordiſchen Sprachen Töchter der Noth, die ſüdlichen der Freude genannt.

Franzoſe. Es iſt Rouſſeau.

Deutſcher. Wenn es ſich ſo verhielte, wie ſie ſagt, ſo ſtände es ſchlimm um meine Sache. Doch ſie wird nur ein Stück Poeſie vorgebracht haben. Ich muß mir ein Herz faßen.

Grammatik. Mich dünkt, Poeſie, es fänden ſich manche Ausnahmen von deiner allgemeinen Angabe.

Poeſie. Allerdings. Aber vergiß nicht die vielen Wanderungen der Völker. Eine ſchon fertige Sprache, die ſie unter einen andern Himmelſtrich mitbrachten, konnte zwar abgeändert werden, aber ſich nicht gänzlich verwandeln. Auch haben die Grade der Bildung großen Einfluß.

Grammatik. Dieß weiß ich ſelbſt aus der Geſchichte der Sprachen. Die noch ungezähmte Leidenſchaftlichkeit des Barbaren äußert ſich tönend und laut, aber auf eine ungeſchlachte Art.

*) Deutſcher. So war das Deutſche vor Alters.

Grammatik. Ein Uebermaß der Verfeinerung kann das entgegengeſetzte Aeußerſte hervorbringen, und mit der flüchtigen Oberflächlichkeit der Empfindungen die Töne bis zum Unbedeutenden abſchleifen.

Franzoſe. Ich hoffe nicht, daß *) ſie mit der letzten Schilderung auf uns zielt.

Grammatik. Vielleicht könnte man dem Charakter der Nationen auch in der Art nachſpüren, wie ſie allmählich zu höherem Wohlklange zu gelangen geſtrebt. Einige ließen Konſonanten weg.

Franzoſe. Dieß thaten wir und die Provenzalen.

Grammatik. Andre ſetzten Vokale hinzu.

Italiäner. Dieß wir und die Spanier meiſtens, doch auch jenes nicht ſelten.

Grieche. Ich kann von dem Verfahren meines Volkes hiebei keine Rechenſchaft geben. In den älteſten Denkmälern finden wir das Helleniſche ſchon wohllautend: es war wohl urſprünglich ſo.

Deutſcher. Und die Pelasger?

Grammatik. Die gröſte Gefühlloſigkeit des Ohres

---

*) Die Bemerkung des Deutſchen iſt weggelaßen 1828.

**) ſie auf uns zielt. 1798.

beweiſt es aber, wenn man zum Beiſpiel bei Aufnahme fremder Wörter das ſchon vorhandne Verhältniß zerſtört, die Konſonanten behält, und kaum nothdürftig Vokale übrig läßt.

Deutſcher. O weh! das ſind wir.

Grieche. Die Poeſie, Deutſcher, hat auch hier bewährt, daß ihr Weſen Wahrheit iſt. Sie hat, ohne es zu wollen, meine Sache geführt, und ich kann mich nun kurz faßen. Klopſtock hat behauptet, der Klang des Griechiſchen arte nicht ſelten durch gehäufte Diphthongen und übelvereinte Konſonanten in Rauhigkeit, auf der andern Seite durch allzuviele Vokale in Weichheit aus.

Deutſcher. Richtig, und jenes habe unſre Sprache mit eurer gemein, von der letzten ſchlimmeren Ausartung ſei ſie frei.

Grieche. Von den Diphthongen habe ich ſchon genug geſagt. Die harten Zuſammenſtellungen der Konſonanten, die mir Klopſtock vorwirft, ſtehn zu Anfange der Silben, wo ſie ſehr leidlich ſind, weil das Ohr bei dem darauf folgenden Vokale wieder ausruht.

Deutſcher. Dieß mildert nur, aber es hebt nicht auf.

Grieche. Ueberdieß ſind ſie gar nicht häufig. Jene Milderung gilt auch von den in der Mitte zweier Silben zuſammentreffenden Konſonanten: der vorangehende und der folgende theilen ſich in ſie. Und was ſind ſie gegen die bei euch vorkommenden? Finde doch im Griechiſchen Wörter wie ‘Geſichtskreiß.’

Deutſcher. Ihr endigt auch oft das Wort mit mehreren Konſonanten.

Grieche. Niemals als vor dem ſchließenden ς mit den wenigen, die ſich leicht damit vereinigen laßen: ἅλς, ἄψ, φάλαγξ. Klopſtock führt verſchiedene unſtatthafte Beiſpiele von Wörtern an, die wir durch mehr als einen Mitlaut endigen ſollen: πάντ', βάσκ', ἄμφ'; der Apoſtroph hängt ſie ſo genau mit dem nächſten Worte zuſammen, daß ſie eigentlich gar nicht mehr ſchließen, und daß der letzte Konſonant mit dem anfangenden Vokal des nächſten Wortes ausgeſprochen wird.

Deutſcher. 'Wir ſchließen, wie ihr, am gewöhnlichſten mit dem ſanften N.'

Grieche. Und werdet dadurch einförmig, weil ihr nicht ſo wie wir mancherlei Vokale, ſondern immer das unbedeutende E vorangehen laßt. Doch wir reden jetzt nicht vom Tönenden, ſondern vom Fließenden des Wohlklangs. Wir ſchließen außer dem ν nur noch häufig mit dem ς, und ſelten mit κ und ρ. Ihr ſchließt mit dieſen, und mit welchen nicht? Aber nicht nur mit allen einzelnen, ſondern mit dreien, vieren, fünfen: 'Furcht, ſtürzt, Herbſt, ſtampft'; auch nach Gelegenheit mit zweien, die für ſechſe gelten können: 'Kopf'.

Deutſcher. 'Dieſe endenden Mitlaute werden von einem Deutſchen ſehr ſchnell ausgeſprochen.'

Grieche. Das iſt Sache der Noth: der vorhergehende Vokal würde ſonſt gänzlich verhallen, ehe man damit fertig wäre. Aber deſto ſchlimmer, denn je mehr ihr eilen müßt, um ſo mehr drängen ſich die ſtreitenden Bewegungen der Organe.

Deutſcher. 'Die Ausſprache mildert dergleichen.'

Grieche. Sie kann das Unmögliche nicht. Und wie ſollte ſie es wollen, da ſie gar nicht einmal das Bedürfniß fühlt? Ihr glaubt zum Beiſpiel, 'ſanft' ſei ein ſehr ſanftes Wort, da es doch einem Griechen unerträglich hart geſchienen hätte.

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutſcher, daß ſich die Sorgfalt der ſüdlichen Völker für den Wohlklang am meiſten auf Wegſchaffung der ſchließenden Konſonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin weniger ekel als die Griechen; wir erlauben b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beiden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwei Konſonanten nach einander am Ende, und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten alſo ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Grieche. Ich wünſche zu wißen, Deutſcher, was deine Voreltern in dieſem Stück für die Verſchönerung der Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvokale, wo ſie vorhanden waren, weggenommen.

Deutſcher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. 'Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konſonanten entſteht. Wörter von ſtarker Bedeutung fordern den ſtarken Klang als Mitausdruck.'

Grieche. Die Darſtellung der Sprache ſollte, wie die des Dichters, wahr und doch verſchönernd ſein: ſie bedarf alſo niemals das Uebelklingende. Glaubſt du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräuſch? Bei den gehäuften Schlußkonſonanten hört man nur das letzte.

Franzoſe. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauhigkeit der Konſonanten zu ſetzen, kommt mir ſo vor, als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer raßelnden Rüſtung geſteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck iſt, ſo hat ſich eure Sprach, ſo heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch dieſe Benennung drollig genug charakteriſiert. Sp iſt die Bezeichnung des Beſtandes, der Feſtigkeit, der ruhenden Kraft; Str der angeſtrengten; Spr der plötzlich losbrechenden, wie in 'Springen, Sprützen, Spreizen'; alsdann kommt der gedehnte breite Vokal, und endlich ein rauher Hauch. Klopſtock leitet es ja auch ſelbſt von Brechen durch das verſtärkende S ab.

Franzoſe. So daß es alſo ein wahres Losbrechen wäre.

Deutſcher. Eine ſo weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unſre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Grieche. Gut, daß du des Weichlichen erwähnſt: dieſer Punkt blieb mir noch übrig. Die zuſammentreffenden Diphthongen ſollen bei mir Rauhigkeit, die Vokale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie ſtimmt dieß zuſammen; wenn es nicht vor Allem auf die Beſchaffenheit der ſich folgenden Vokale ankommt, ob ſie ſtark oder ſanft klingen? Ich denke, Niemand von euch findet Wörter wie *ἄωτος* oder *οὔατα* weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopſtock iſt hierin mit Niemanden übler umgegangen, als mit meiner Sprache.

Deutſcher. 'Sie zerfließt auch beinah, und iſt obendrein einförmig. Ihre Schlußſilben wechſeln meiſtens nur mit den vier Vokalen a, e, i, o.'

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und haſt du ein Recht, mir dieſen Wechſel als Einförmigkeit vorzurücken, da du faſt keinen ſchließenden Vokal als E kennſt?

Deutſcher. 'Dieſer Fehler wird durch die einförmige Silbenzeit noch auffallender; denn deine Endungen ſind faſt immer weiblich.'

Italiäner. Durch die dreierlei Accente (amò, amándo, amábile) werden die Schlußfälle der Wörter mannichfaltig genug. Den weiblichen hört man freilich am ofteſten, aber er fällt weniger auf, weil der Schlußvokal ſich ſo oft in den anfangenden des nächſten Wortes verſchmelzt. Das Vorurtheil, als ob die Weichheit durchgängig in unſrer Sprache herrſchte, hat Rouſſeau ſchon widerlegt, und man muß ſich wundern, dergleichen Behauptungen immer wieder vorgebracht zu ſehn. Wenn ich dir nun zeigte, daß meine Sprache das Starke der Gegenſtände weit beßer als deine bezeichnet?

Deutſcher. Das wäre!

Italiäner. So hätte ich wohl mehr gethan, als du forderſt und wünſcheſt. Ich führe dir Wörter an, nenne mir welche von ähnlichen Bedeutungen. Rauco, forte, fracasso, rimbombo, orrore, squarciar, mugghiando, spaventoso.

Deutſcher. Heiſer, ſtark, Getöſe, Widerhall, Schauer, zerreißen, brüllend, furchtbar.

Italiäner. Guai, crollo, zampa, selvaggio, alpestro, orgoglioso, torbido, abbajar, s'accapriccia, arroncigliò.

Deutſcher. Wehklage, Erſchütterung, Tatze, wild, gebirgig, ſtolz, unruhig, bellen, ſträubt ſich, einhackte.

Franzoſe. Ich kann ihm auch dergleichen aufgeben: écraser, s'écrouler, gouffre, rage, flamboyant, sanglots, foudre, tonnerre.

Deutſcher. Zerſchmettern, einſtürzen, Abgrund, Wuth, flammend, Geſtöhn, Blitz, Donner. — Könnteſt du lange ſo fortfahren?

Franzoſe. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutſchen mit ſeinen meiſtens geräuſchigen, aber dumpfen Wörtern ſollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müße bei der nachahmenden Bezeichnung das Beſte thun. Ihr glaubt Wunder, wie ſtark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derſelbe Klang macht unſer Herz von den ſüßeſten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzoſe. Wie ſagt ihr das?

Deutſcher. Ehedem 'die Frauenzimmer' oder 'das Frauenzimmer', jetzt 'die Frauen', und wenn man auf franzöſiſche Art über ſie philoſophieren will, 'die Weiber'.

Franzoſe. Da habt ihr einen großen Schritt zur Kultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Perſon unterſcheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzoſe. Ich beſorge, Deutſcher, du haſt Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt auf's Haupt ſchlagen willſt.

Deutſcher. Wie ſo?

Franzoſe. Die ausdruckvollſten ſind doch die, welche die bezeichnete Sache ſelbſt hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: 'Kopfſchmerz' macht Kopfſchmerz, wenn man es ausſpricht, und 'Pfropf' pfropft einem den Mund zu.

Deutſcher. Auch der Name 'Liebe' erregt was er nennt.

Franzoſe. Dieſes Wort mag ein weißer Rabe im

Deutſchen ſein, ſonſt würdet ihr nicht ſo viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was ſtreiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kanſt du Verſe wie folgende aufweiſen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,
Simile a un grande e spaventoso tuono.
Aspro concento, orribile armonia
D'alte querele, e d'ululi e di strida
De la misera gente, che peria
Nel fondo per cagion de la sua guida,
Istranamente concordar s'udia
Col fiero suon de la fiamma omnicida.

Deutſcher. Sogleich.

Poeſie. Ich rathe dir nicht, Deutſcher, dich auf dieſen Wettſtreit einzulaßen. Du kannſt zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit ſtärkern rhythmiſchen Ausdruck ähnlicher Gegenſtände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen ſehr ſchön ſind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beſchaffenheit ihrer Vokale, beſonders derer in den kurzen Silben, zu weit nachſteht.

Grieche. So iſt es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwiſchen Vokalen und Konſonanten; ſie gebraucht von den letzten *) anderthalb Mal mehr als das Griechiſche: ſondern ihre wenigeren Vokale ſind obendrein nicht die rechten. Man kann Verſe, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu ſtoßen, aber faſt nie einen, ohne zu oft von dem E heimgeſucht zu werden.

Deutſcher. Ich konnte es vorausſehn, daß ihr mich von Seiten der Euphonie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie ſchweigt ihr, weil ihr hier meine

---

*) über anderth. 1798.

Ueberlegenheit kennt. Jene iſt, wo der Klang nicht ausdrückt, nur das ſinnlich Angenehme; dieſe das eigentlich Schöne.

Grieche. Ich gebe dir dieß nicht ohne Einſchränkung zu: denn auch im Klange der Silben und Wörter ſind Verhältniſſe bemerkbar. Aber es ſei, das Sinnliche muß doch immer dem Schönen zur Unterlage dienen: und was hilft eine ſchöne Form an einem widrigen Stoffe?

Italiäner. Zum Beiſpiel eine vortreffliche Muſik auf einem verſtimmten, halb beſaiteten Klavier geſpielt. Man hört da nur die Taſten klappern.

Deutſcher. Weſſen Sprache gar keine beſtimmte Silbenzeit hat, rede nicht mit. ‘Die begriffmäßige Beſtimmung der unſrigen, Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechaniſchen.’

Grieche. Den Ausdruck ‘mechaniſch’ muß ich verbitten. Mechaniſch nennt man die todten Kräfte. Der lebendige Hauch des Vortrags, der jedem Laute ſeine natürliche Dauer giebt, gehört doch wohl nicht zu dieſen? Sinnlich beſtimmt war bei uns die Silbenzeit: und wird nicht etwas Sinnliches durch einen ſinnlichen Maßſtab am beſten gemeßen?

Deutſcher. Auch bei uns iſt die Silbenmeßung ſinnlich, aber ſie ſteht unter einem höhern Geſetze und erhält dadurch Bedeutung. So wie der Verſtand über die größere und geringere Wichtigkeit der Begriffe entſchieden hat, ſo vernimmt nun auch das Ohr die Längen und Kürzen.

Grieche. Meine Landsleute hätten bei euern Längen Verſtärkung und Höhe der Stimme, weil ja bei euch der Accent immer auf die Länge fällt, wahrgenommen; aber ſchwerlich das Verhältniß der Dauer zwiſchen unſern Längen und Kürzen. Die Länge war bei uns gleichzeitig mit zwei Kürzen.

Deutſcher. ‘Das war nun ſo ein Einfall eurer Theoriſten.’

Grieche. Gleichwohl waren dieſem Einfalle gemäß alle unſre Silbenmaße erfunden worden, ehe es noch Theoriſten gab. Wie ſollen wir uns verſtehn, wenn du ſolche Sätze nachſprichſt? Fühlſt du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo Alles auf die ſinnliche Anſchauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunſtverſtändigen, welche ſie hatten, entſcheidend widerſpricht? Klopſtock mußte bei noch ſo tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er ſich über den ungültigen Geſichtspunkt ſeiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er ſcheint nicht ſelten zu vergeßen, was er doch Alles ſehr gut weiß, daß unſre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte; daß ſie weit ſtärkere muſikaliſche Accente hatte; daß ihr Vortrag weit geſungener und in Verſen weit abgemeßener war; daß Metrik und Muſik urſprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunſt ſchon verfiel, ſobald an die Stelle des Geſanges Deklamation trat; daß ſelbſt dieſe Deklamation —

Poeſie. Du ereiferſt dich; ſtreitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig beſtimmten Silbenzeit an.

Deutſcher. Sie laßen ſich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erſtaunlichem Umfange ſind. ‘Unſre Silbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, ſondern immer dahin, wo er hin gehört.’

Grieche. Und wo gehört er hin?

Deutſcher. Bei einſilbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beiwort, Umſtandswort, manchmal das Fürwort; bei mehrſilbigen auf die Stammſilben. Die Ableitungs- und Biegungsſilben ſind meiſtens kurz.

Grieche. Sage mir, wirken die Wörter als Ganze oder theilweiſe?

Deutſcher. Wie verſtehſt du das?

Grieche. Ich meine, wenn du etwa das Wort ‘Begleitung’ hörſt, ob du dir erſt bei der Silbe ‘Be’ die Anwendung auf einen Gegenſtand, dann bei ‘gleit’ den allgemeinen Begriff von ‘geleiten’, endlich bei ‘ung’ eine Handlung denkſt, und ſo aus dieſen Stücken die vollſtändige Vorſtellung von Begleitung zuſammen lieſeſt; oder ob ſie auf einmal, ſobald du das Wort zu Ende gehört haſt, in deine Seele tritt?

Deutſcher. Doch wohl das letzte. Nur ein Sprachkundiger könnte jenes. Die wenigſten Menſchen ſind mit der Uebung ihres Abſonderungsvermögens und mit ihrem Nachdenken über die Sprache weit genug dazu gekommen.

Grieche. Denkt ſich denn etwa der Sprachkundige bei dem Worte ‘leider’ erſt den Begriff von ‘leid’ und dann den Begriff von ‘er’?

Deutſcher. Schwerlich, denn die Bedeutung der Ableitungsſilbe iſt hier, wenigſtens ohne etymologiſche Unterſuchungen, dunkel. Allein die zuſammengeſetzten Wörter löſet man doch in die einfachen Begriffe auf.

Grieche. Freilich müßen die, welche man ſich neu zu bilden erlaubt, ohne Schwierigkeit aufgelöſt werden können, um verſtändlich zu ſein. Aber ſetze mir doch aus dem Umſtande ‘Bei’ und dem allgemeinen Begriff von ‘Spiel’ das ‘Beiſpiel’ zuſammen. — Die weitere Anwendung wirſt du ſelbſt machen. Wenn der Hörer alſo die Wörter nicht zerſtückt, ſo iſt es für ihn gleichviel, ob der proſodiſche

Werth ihrer Beſtandtheile mit dem grammatiſchen übereinſtimmt; denn um dieſe Uebereinſtimmung zu bemerken, müßte er jeden der Beſtandtheile beſonders denken.

Deutſcher. Sie kann auf ihn wirken, ohne daß er ſich ihrer bewußt wird. Seine Aufmerkſamkeit fällt nun von ſelbſt auf das Wichtigere.

Grieche. Da das Wort nach ſeinem unmittelbaren Eindruck ein untheilbares Ganzes iſt, ſo findet in dieſer Rückſicht auch in der Wichtigkeit ſeiner Theile gar keine Unterordnung ſtatt.

Deutſcher. ‘Iſt es nicht im höchſten Grade verſtimmte Silbenzeit, wenn man zum Beiſpiel in *φιληθησοίμην* nach der kurzen Stammſilbe vier lange Veränderungsſilben anhören muß?’

Grieche. Man hört die Stammſilbe ja doch hinlänglich mit der Kürze. Seid ihr ſo ſchwer zu verſtändigen, oder ſo unaufmerkſam, daß ihr ſie nicht unterſcheiden könnt, wenn ihr nicht insbeſondre mit den Ohren darauf geſtoßen werdet?

Deutſcher. ‘Wenn die Theile ſelbſt des dem Inhalte des Wortes angemeßenſten Fußes in Anſehung ihrer Länge oder Kürze den Begriffen widerſprechen, ſo bekommt jener dadurch etwas, welches nun nicht mehr ſo recht übereinſtimmt; kurz, der Eindruck des einen wird durch den des andern geſchwächt.’

Grieche. Du ſetzeſt bei dieſem Eindruck außer der ſchon widerlegten Zergliederung des Wortes in ſeine Theilbegriffe, auch das voraus, worüber geſtritten wird: ob nämlich dieſe Eigenheit eurer Sprache ein allgemeingültiges Geſetz zum Grunde hat? ob wichtigere oder unwichtigere Theilbegriffe eines Wortes in einem natürlichen Verhältniſſe zu Längen und Kürzen ſtehn? Dieß ſcheint mir nun gar nicht ſo, ich finde da gar keinen Uebergang. Wenn noch von kurzen und langen Begriffen die Rede wäre! Aber da möchten die Nebenbeſtimmungen oft die weitläuftigſte Erörterung verlangen. Vielleicht leuchtet dir das Willkürliche der Regel mehr ein, wenn ich dir ein Beiſpiel aus deiner Sprache anführe, wo ſie nicht beobachtet iſt.

Deutſcher. Es giebt deren nur wenige.

Grieche. Ihr ſagt lĕbēndĭg: würde das Wort nun deutlicher, nachdrücklicher, ſchöner werden, wenn ihr lēbĕndĭg ſagtet?

Deutſcher. Es iſt überhaupt nicht gut abgeleitet: ein Deutſcher muß bei näherer Betrachtung etwas Unſchickliches darin wahrnehmen.

Grieche. Weil es Ausnahme macht. Sonſt, denke ich, könnte eure Sprache aus lauter Wörtern beſtehn, die auf dieſe Art die Länge von den Stammſilben wegverlegten, und ſich ſehr wohl dabei befinden. Es verſteht ſich, daß ſie darnach *) eingerichtet ſein, und die Wörter tönend und vielſilbig verändern müßte.

Deutſcher. Dadurch würde ſie ganz aus ihrem Charakter herausgehn.

Grieche. Allerdings, dieſer Umſtand greift in den innerſten Bau der Sprachen ein. Er hat einen unüberſehbaren Einfluß auf die Wortſtellung, und worauf nicht alles?

Deutſcher. Wir ſind zu ruhig, um einen unverhältnißmäßigen Nachdruck auf das Unwichtigere zu legen, und lieben die Kürze zu ſehr, um es weitläuftig zu bezeichnen.

Römer. Wir waren lakoniſcher als ihr, und hatten

---

*) organiſirt 1798.

doch Ableitungen und Biegungen von mehreren und zum Theil langen Silben.

Grieche. Was iſt das Wichtigere an einem Begriffe? Das nackte Allgemeine, oder die näheren Beſtimmungen, die beſondern Beziehungen, worin man ihn jetzt grade denkt?

Deutſcher. Unſtreitig jenes, weil alles Andre ſich daran knüpft.

Grieche. Für den kalten Verſtand, ja; aber auch für die rege Phantaſie, für das beſchäftigte Gemüth des Redenden? Wenn Völker von lebhaftem Geiſt einſilbig und tönend ableiten, biegen, ſteigern und *) umenden, ſo ſiehſt du, was man aus eurer kurzen, karglauten und nur nicht ſtummen Art es zu thun, ſchließen muß. Sie hängt mit der begriffmäßigen Silbenzeit ſo zuſammen, daß man nicht weiß, was Urſache und Wirkung iſt. Sollten die Stammſilben Ton und Länge behalten, ſo durften ſich die hinzugeſetzten freilich nicht ſehr laut machen; aber wären dieſe häufiger ſtark in's Ohr gefallen, ſo hätten jene vielleicht beides verloren *).

Deutſcher. Es komme woher es will, ſo bleibt es ein großer Vorzug, daß bei uns die Bewegung der Worte mit ihrem Inhalte immer übereinſtimmt.

Grieche. Mit ihrem Inhalte! Du redeſt wirklich, als ob die proſodiſche Beſchaffenheit des Wortes das Bild und die Empfindung ausdrückte, die es mittheilen ſoll. Hat nicht ‘ſteigen’ und ‘fallen’ denſelben Fuß? Und ‘pfeilſchnell’ den ſchweren Spondeen, ‘Verzug’ den muntern Jamben? Führe

---

*) umwenden 1798.

**) Ihr ſagt ündankbäre, da es doch nach der Regel ündänkbäre heißen ſollte. 1798.

dieß durch unzählige Fälle hindurch. Der Inhalt, welchen die begriffmäßige Silbenzeit bezeichnet, iſt nicht einmal die logiſche, ſondern nur ungefähr die grammatiſche Form, das Verhältniß des Urſprünglichen und Abgeleiteten. Was kann mit Bezeichnung derſelben für die Darſtellung des Dichters gewonnen ſein?

Deutſcher. ‘Ihr habt Hauptwörter, die ganz unſchicklich aus lauter kurzen Silben beſtehn.’

Grieche. Der Accent hob ſie hinlänglich. Doch ihr könnt euch die Muſik einer Sprache gar nicht vorſtellen, deren ſtarke Accente von der Quantität getrennt und unabhängig ſind.

Deutſcher. ‘Ihr laßt oft lange Reihen von Kürzen und Längen ununterbrochen auf einander folgen, was bei unſrer Beſtimmung der Silbenzeit niemals der Fall ſein wird.’

Grieche. In der Poeſie wird dieß ſchon durch die Regel des Silbenmaßes beſchränkt; in der Proſa giebt die freiere Wortfolge und der Reichthum an Synonymen Mittel genug an die Hand, es zu vermeiden.

Deutſcher. ‘Ihr habt einen Ueberreichthum an Spondeen.’

Grieche. Unſre Längen waren weniger lang als eure. Ihr Uebergewicht konnte alſo nicht ſchaden, ſondern diente vielmehr dazu, die allzugroße Flüchtigkeit unſrer Sprache aufzuhalten. Ihr habt dagegen viel zu wenig Spondeen: Klopſtock hat ja ſelbſt dieſen Mangel durch ſein liebliches Klagelied ‘an Sponda’ verewigt.

Deutſcher. Er hat nachher ſeine Geſinnung verändert, und fragt nicht mehr ſo viel nach den Spondeen.

Grieche. Sponda hat andre Liebhaber gefunden, die der etwas ſtarkgegliederten Schönen ihre Gunſt abzwingen, wenn ſie ſie nicht freiwillig erhalten. Es iſt eine große Unbequemlichkeit bei eurer Beſtimmung der Silbenzeit, daß mit dem logiſchen Verhältniſſe der Haupt- und Neben-Begriffe auch das Verhältniß der Längen und Kürzen ſo feſtgeſetzt iſt, daß es nur innerhalb ſehr enger Gränzen wechſeln kann.

Deutſcher. Wir haben doch verſchiedne lyriſche Gedichte, wo ungewöhnlich viel Längen oder Kürzen zuſammengeſtellt ſind.

Grieche. Dafür iſt denn auch die am Sinn und an der Sprache verübte Gewaltthätigkeit ſehr ſichtbar.

Poeſie. Ich will es dir nicht verſchweigen, Deutſcher, daß Einige von euch, die ſich zu meiner Religion bekennen, manchmal in die Abgötterei des Rhythmusdienſtes verfallen.

Grieche. Und die Opfer, die bei dieſem Dienſte gebracht werden, ſind Holokauſte: niemand kann ſie genießen.

Deutſcher. Wenn dergleichen Verſuche auch mißlingen, ſo ſtellen ſie doch die proſodiſche Beſchaffenheit unſerer Sprache in's Licht, und bringen unſre Verskunſt weiter. Warum hältſt du dich bei dieſen Nebenſachen auf? ‘Es iſt doch, däucht mich, ſo etwas, in der epiſchen Versart, der ſchönſten unter allen, die Griechen zu übertreffen.’

Grieche. Der ſchönſten? Das kann ich dir nicht zugeben.

Deutſcher. Deine eignen Landsleute ſagen es ja.

Grieche. Spätere Grammatiker. Könnteſt du ein ſolches Urtheil aus der Zeit anführen, wo lyriſche und dramatiſche Kunſt blühten? Der Hexameter war vollkommen für ſeine Beſtimmung, der tragiſche Trimeter war es eben ſo ſehr für ſeine noch würdigere. Und welch ein Reichthum von muſikaliſchem Zauber liegt in den lyriſchen Silbenmaßen und Chören! Ich finde überhaupt bei Klopſtock die Anſicht, den Hexameter für den Gipfel der griechiſchen Metrik zu halten, da er doch nur ihre allereinfachſte Grundlage war.

Deutſcher. 'Der homeriſche Hexameter iſt wenigſtens der vorzüglichſte unter allen.'

Grieche. Inſofern der Hexameter damals die natürliche Blüthe der Sprache war, konnte kein Späterer dieſe leichte Fülle wieder erreichen, auch bei dem gröſten Aufwande von Feinheiten der Kunſt, welche Homer noch nicht kannte.

Deutſcher. 'Und dennoch iſt an Homers Versbau noch viel zu tadeln. Er übt oft Silbenzwang aus.'

Grieche. Etwas ganz Eignes, daß jemand, der einen Sänger nie gehört hat, ihn nach drei Jahrtauſenden hören lehren will! Klopſtock hat den Homer fleißig geleſen; aber Homer, weißt du, beſtimmte ſeine Rhapſodien eben nicht für den Druck. — Wißen wir, wie ſehr ſich die Ausſprache des Griechiſchen in dem zwiſchen der Entſtehung der homeriſchen Geſänge und ihrer Aufzeichnung verfloßenen Zeitraume verändert hat? Vermuthlich hatte zu jener erſten Zeit der Accent noch einen Einfluß auf die Länge, den er nachher verlor. Endlich mußte in einem Zeitalter, wo die ſchriftliche Bezeichnung noch gar nicht oder ſehr wenig im Gebrauch war, das Ohr ohne alle Regeln über die Silbenmeßung entſcheiden: und man wundert ſich, daß es auch bei der gröſten Zartheit nicht immer mit grammatiſcher Genauigkeit entſchied? Es fehlt ſo viel daß 'die andern Dichter auch in der Beobachtung der Silbenzeit unter Homeren' geweſen wären, daß man vielmehr dieſe Freiheiten ganz allein bei ihm findet.

Deutſcher. 'Homers Hexameter keucht manchmal unter der Spondeenlaſt, und kann kaum fort.'

Grieche. Du beurtheilſt den griechiſchen Spondeen nach dem deutſchen. Ich gab dir ſchon vorhin den Grund an, warum unſre Sprache mehr Längen verträgt als eure. Ein Vers von zwölf Silben, wovon meiſtens acht, häufig neun lang wären, würde im Deutſchen unfehlbar ſchwerfällig ſcheinen. Und doch iſt der Trimeter des Aeſchylus ſo beſchaffen, und verdankt ſeine Größe hauptſächlich dem öftern Gebrauch der Spondeen.

Deutſcher. 'Homers Verſe gehen nicht ſelten ihren Weg für ſich, und laßen den Inhalt den ſeinigen gehn, oder ſie gehn gar geradezu gegen den Inhalt an.'

Grieche. Wenn nun Homer gar nirgends die Abſicht gehabt hätte, den beſondern Inhalt durch den Gang des Verſes auszudrücken? Wenn dieſer Gedanke ganz außerhalb ſeines Kreißes lag?

Deutſcher. So hätte er ja Weſen und Zweck des Silbenmaßes verkannt. 'Silbenmaß iſt Mitausdruck durch Bewegung.'

Grieche. Sage mir nur, wie der deutſche Hexameter ſich vom griechiſchen unterſcheidet, und was er dabei gewinnt. Das wird uns auf die Prüfung dieſes Satzes führen.

Deutſcher. 'Unſer Hexameter hat den Trochäen zum dritten künſtlichen Fuße angenommen, und verlangt ſogar dieſen merklich öfter, als den Spondeen. Er wird dadurch mannichfaltiger, und bekommt faſt den vierten Theil mehr metriſchen Ausdruck. Der griechiſche hat nur ſiebzehn verſchiedne Wortfüße; der deutſche, die fünf- und mehrſilbigen nicht mitgerechnet, zweiundzwanzig.'

Grieche. Alſo Mannichfaltigkeit und Ausdruck. Hältſt du Mannichfaltigkeit für etwas unbedingt Gutes?

Deutſcher. Nun freilich, ſie gefällt an ſich.

Grieche. Wäre Mannichfaltigkeit ohne Einſchränkung gut, ſo wäre jedes Silbenmaß fehlerhaft: denn jedes ſchränkt die Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Bewegungen ein. Ferner: ſoll der Ausdruck auf die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung, oder auf das Allgemeine gehen?

Deutſcher. Unſtreitig auf jene.

Grieche. Aber kehren die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung in dem Gedicht wieder?

Deutſcher. Nein, ſie ziehen vorbei, und es kommen andre und andre.

Grieche. Allein das Silbenmaß iſt ein Geſetz der Wiederkehr. Du ſiehſt alſo, der 'Mitausdruck durch Bewegung', auf dieſe Art ausgelegt, würde niemals darauf führen.

Deutſcher. Was verſtehſt du aber unter dem Allgemeinen, und wie ſoll es der Dichter metriſch ausdrücken?

Grieche. Weiß etwa einer unter euch Repräſentanten der Sprachen, was epiſch iſt?

Franzoſe. Épique? Poëme épique? Das ſollten wir nicht wißen?

Deutſcher. Unſre Theoretiker lehren es umſtändlich. Vor allem ſind die Epopöen epiſch.

Grieche. Die nun grade am wenigſten. Dir, Deutſcher, ſollte durch Nachbildungen der homeriſchen Erzählungsweiſe, die ihr ſeit Kurzem erhalten habt, ſchon ein Licht über das bisherige Nichtwißen angezündet ſein. Was für Gegenſtände weiſt Klopſtock dem metriſchen Ausdrucke an?

Deutſcher. 'Erſt die ſinnlichen; hauptſächlich aber gewiſſe Beſchaffenheiten der Empfindung und Leidenſchaft.'

Grieche. Der Empfindung und Leidenſchaft weſſen? Des Dichters, oder der von ihm dargeſtellten Perſonen?

Deutſcher. Beides fällt in Eins: der Dichter nimmt an ſeinen Perſonen den innigſten Antheil.

Grieche. Wenn nun der epiſche Dichter Herrſchaft genug über ſich ſelbſt beſäße, um von dieſem Antheile nichts zu äußern?

*)**Franzoſe.** Das müßte ein entſetzlich harter Menſch ſein.

Grieche. Und wenn eben dieſe über die Darſtellung verbreitete Ruhe der Grundcharakter des epiſchen Gedichtes wäre?

Deutſcher. Wie kann es dann gut ſein? 'In guten Gedichten herrſcht die Leidenſchaft.'

Grieche. Wer das ſagte, dachte wohl nur an lyriſche. — Das Silbenmaß ſoll durch das Geſetz ſeiner Wiederkehr den Geiſt der Dichtart ausdrücken; die in dieſen Gränzen freigelaßene Abwechſelung geſtattet dem Dichter, ſich auch dem Einzelnen durch metriſchen Ausdruck zu nähern. Der Geiſt des Epos iſt der unbeſtimmteſte, umfaßendſte, ruhigſte: das Geſetz der Wiederkehr durfte alſo ſehr einfach, und der freigelaßene Spielraum ſehr groß ſein. Die ganz individuell beſtimmte Richtung des lyriſchen Gedichts hingegen, die das Einzelne unumſchränkt beherrſcht, erfordert oft ein ſehr verwickeltes Geſetz der Wiederkehr: Strophen, auch wohl Antiſtrophen und Epoden; und hebt die Freiheit der Abwechſelung faſt gänzlich auf. Du wirſt dieß weiter anwenden: die Sache iſt zu weitläuftig, um ſie hier auszuführen. Es könnte doch wohl ſein, daß eben die Veränderung, welche eurem Hexameter mehr Mannichfaltigkeit und alſo Fähigkeit gab, das Einzelne auszudrücken, ihn zum Ausdruck der Hauptſache, nämlich des Epiſchen, weniger geſchickt gemacht hätte.

---

*) Die Rede des Franzoſen iſt 1828 weggelaßen.

Deutſcher. ‘Der Trochäe vertritt ja den Spondeen beinahe. Er beſchützte euch vor den übermäßigen Längenreihen, wenn ihr ihn ebenfalls aufnahmt.’

Grieche. Mit der Gleichzeitigkeit der beiden Hälften jedes Fußes wäre der ruhige, ebenmäßige Rhythmus des Hexameters zerſtört worden.

Deutſcher. Das beruht wieder auf dem Einfall mit der doppelten Dauer der Länge.

Grieche. Nennſt du es auch einen Einfall, wenn jemand Dreiachteltakte zwiſchen Zweivierteltakte einmiſchen wollte, und ein Muſiker ſagte ihm, das gienge nicht?

Deutſcher. Verſe und Muſik ſind auch ſehr verſchieden.

Grieche. Bei euch freilich, unſre Hexameter wurden geſungen. Dieß vergißt Klopſtock auch, wenn er ſeinen, für den Vorleſer ganz richtigen, Unterſchied zwiſchen künſtlichen und Wort-Füßen auf uns anwendet, und daraus folgert. Wie die Poeſie überhaupt bei uns weit mehr Gewalt über die Sprache hatte, ſo vermehrte ſie auch ihre ſo ſchon große Stätigkeit; und was ein Abſchnitt des Verſes in ſich ſchloß, wurde gleichſam zu einem einzigen poetiſchen Worte.

Deutſcher. Du verwirfſt alſo unſern Hexameter gänzlich?

Grieche. Nicht doch, ich kann nur nicht zugeben, daß er unſerm vorgezogen werde. Eben weil der deutſche Vers nur zum Vorleſen beſtimmt iſt, darf ſein Geſetz weniger ſtrenge ſein. Ueberdieß hat ja Klopſtock, wo er wollte, und mehrere eurer Dichter haben gezeigt, daß man im Deutſchen Hexameter machen kann, die in Anſehung des Rhythmiſchen, von der Euphonie iſt hier nicht die Rede [illegible] unſern ſehr nahe kommen.

Deutſcher. Ich bin zufri[illegible] du räumſt mir immer noch mehr ein, als alle meine neueren Gegner von ihren Sprachen rühmen können.

Italiäner. O wir haben auch Hexameter aufzuweiſen.

Franzoſe. Wir auch.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. 'Ihr habt euch alle bemüht welche zu machen, aber es iſt euch mißlungen.'

Italiäner. Mißlungen? Ich denke, unſere Hexameter könnten den alten wohl ähnlicher werden als eure. Man hat nur keinen Geſchmack daran gefunden.

Poeſie. Ein erſter Verſuch gelingt nie ganz. Wenn die Sachen gleich ſtehen ſollten, ſo müßte in einer gleich günſtigen Epoche der Bildung jener Sprachen ein eben ſo hoher Dichtergeiſt ſeinen Ruhm an die Einführung der alten Silbenmaße gewagt haben. Mir ſcheint Klopſtock allzubeſcheiden, ſein eigenes Verdienſt der Sprache zuzurechnen.

Deutſcher. Die Andern haben ja gar nicht einmal eine beſtimmte Silbenzeit.

Poeſie. Kannte man die eurige als ſolche, ſo lange ihr bei den gereimten Silbenmaßen verharrtet? Hat nicht Klopſtock ſelbſt ihre Geſetze nur allmählich entdeckt? Hat nicht Hagedorn ſich in einem Briefe an Ebert wegen einer ihm zweifelhaften Quantität erkundigt, über die ihn jetzt jeder Schüler der Proſodie zurechtweiſen kann?

Deutſcher. Es bleibt doch ein Verdienſt der Deutſchen, daß ſie die alten Silbenmaße ſo willig aufgenommen.

Poeſie. Du vergißt, welche ſaure Mienen ihr Geſchmack gemacht, ehe er ſich dieſe Medicin hat eingehn laßen. Die vom Zaune gebrochenen Einwendungen rechne ich mit zu den ſauren Mienen. Es gehörte wirklich Klopſtocks feſte Männlichkeit dazu, um die Sache durchzuſetzen. Ueber ein halbes Jahrhundert iſt es nun her, ſeit der Anfang gemacht wurde; Klopſtock hat gleich damals, und beſonders in den neueſten Zeiten von großen Dichtern fleißige Nachfolge gefunden: und wie weit iſt es denn nun mit der Popularität der alten Silbenmaße?

Deutſcher. So weit, daß es nie wieder rückwärts gehen kann. Auch deswegen nicht, weil wir ein Bedürfniß haben, die Alten in ihrer ächten Geſtalt zu leſen, und uns in eigenen Werken an ihre großen Formen anzuſchließen.

Poeſie. Ueber die anfängliche Abneigung gegen die antiken Silbenmaße darf man ſich indeſſen nicht wundern: ihre Verſchiedenheit von den modernen liegt nicht auf der Oberfläche, ſondern iſt in dem weſentlich verſchiednen Charakter der Bildung gegründet. Laß bei den andern Nationen den Sinn für das Antike einmal erwachen, ſo werden ſie in ihren Sprachen die Fähigkeit zu den alten Silbenmaßen ſchon hervorzurufen wißen, und deine verliert ihr Monopol damit.

Deutſcher. Es ſoll mir lieb ſein, wenn das geſchieht: Klopſtocks Name wird immer zuerſt dabei genannt werden.

Römer. Zur Vergeltung dafür, daß er die Römer ohne Umſtände Meiſterer genannt hat, weil ſie die Freiheiten des griechiſchen Versbaues aus Gründen, die in der Natur ihrer Sprache lagen, enger einſchränkten, mache ich ihm den Ruhm der Erfindung ſtreitig.

Deutſcher. Es kann ihm nur in ſo fern daran liegen, als er es zuerſt auf die rechte Art angefangen und die Erfindung behauptet hat.

Römer. Dem ſei wie ihm wolle, es ſind ſchon vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren deutſche Hexameter gemacht. Ihr wundert euch? Ich hörte ja erſt, die Geten wären ein deutſches Volk geweſen.

Deutſcher. Ganz richtig.

Römer. *)Ovid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langerweile, oder weil er es gar nicht laßen konnte, getiſche Verſe:

**)Sag' ich es? Ach, wie beſchämt! Ich entwarf auch getiſch ein Büchlein,
Fügte barbariſche Wort' unſeren Weiſen gemäß.

Alſo in ***) lateiniſchen Silbenmaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beifall damit:

Und †) es gefiel, ja! wünſche mir Glück; ſchon unter den wilden
Horden des getiſchen Volks werd' ich ein Dichter gerühmt. — —
Als ich das Werk durchleſen der ††) nicht einheimiſchen Muſe,
Als mir das ſchließende Blatt nieder zum Finger gelangt:
†††)Schüttelten alle das Haupt, voll klirrender Pfeile die Köcher,
Während von getiſchem Mund langes Gemurmel erſcholl.

Deutſcher. Die Geten waren alſo ſchon klüger als die neueren Europäer, die nichts von den alten Silbenmaßen wißen wollten.

Grieche. Ich komme auf die Kürze. Klopſtock hat ſich beſonders bemüht zu zeigen, ſeine Sprache übertreffe hierin die beiden alten.

Deutſcher. Es iſt ihm auch gelungen. Er hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Ueberſetzung verkürzt, ohne ihnen etwas zu nehmen.

Grieche. Sollen wir die Kürze mit der Elle meßen, oder nach der Uhr berechnen?

---

*) Vgl A. W. Schlegels Werke Bd. III. S. 185. **) Ach, ich ich ſchäme mich deß! ich ſchrieb auch ein getiſches Büchlein, 1798. ***) römiſchen 1798. †) ich gefiel, ja! .. Glück, und es fängt bei den wilden Geten mein Dichterruhm ſchon zu erheben ſich an .. 1798. ††) nicht mir heim. 1798. †††) Haben ſie alle das Haupt und die vollen Köcher geſchüttelt 1798.

Deutſcher. Wozu dieſe ſpöttiſche Frage?

Grieche. Die Kürze iſt ja etwas Sinnliches: ſie wird alſo im Raume oder in der Zeit wahrzunehmen ſein.

Deutſcher. Allerdings in beiden. Du ſiehſt ja, Klopſtocks Verdeutſchungen haben immer weniger Verſe, als das Original.

Grieche. Das wäre denn doch eine Art von ſinnlichem Maßſtabe. Aber er iſt nicht genau genug: welch ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers! Daß ein deutſcher Hexameter auf dem Papier länger iſt als ein griechiſcher, fällt in die Augen, und wenn du noch zweifelſt, ſo befrage den Setzer. Um jenen Maßſtab nach der Zeit näher zu prüfen, müßte der Originaldichter und der Dolmetſcher, jeder ſo geſchwind er könnte, die angeblich verkürzte Stelle herſagen, und man ſähe dann, wer am erſten fertig wäre.

Engländer. Schön, da giebt es Vers-Wettrennen. Ich will gleich eine Wette anſtellen.

Franzoſe. Auf dieſe Art werde ich den Deutſchen auch leicht in der Kürze beſiegen, denn drei von ſeinen Silben dauern oft länger als ſechs von meinen. Irritabilité, Reizbarkeit.

Deutſcher. Wie kannſt du ſo lächerliche Vorſchläge thun? Je kürzer der Ausdruck, deſto mehr Würde, Nachdruck und alſo auch Langſamkeit erfordert der Vortrag.

Grieche. So geht ja der ganze Vortheil der Kürze, das bischen erſparte Zeit, wieder verloren.

Deutſcher. Du redeſt unmöglich im Ernſt, denn du weißt ſo gut, wie ich, daß 'die Kürze wenige Theile durch Worte von ſtarker Bedeutung zuſammenfaßet, und gleich einer großen Lichtmaſſe auf einem Gemälde leuchtet.'

Grieche. Vortrefflich! Das hat ein Meiſter geſagt.

Ich wollte dich nur zu dem Geſtändniß bringen, daß man die Kürze nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen einer gewiſſen hervorzubringenden Wirkung ſucht, und daß ſie nicht überall in gleichem Grade hingehört.

Deutſcher. 'Sie begünſtigt doch überall das ſchnellere Denken; und der ſchnellere Gedanke iſt lebendiger, hat mehr Kraft!'

Grieche. Schnell und langſam ſind Verhältnißbegriffe, wobei es auf Gewöhnung ankommt. Ihre großen Streiche thut die Kürze nur durch das Ungewöhnliche. Der beſtändige Lakoniſmus mag eine große ſittliche oder politiſche Eigenthümlichkeit ſein, aber er iſt weder etwas Dichteriſches noch Redneriſches.

Deutſcher. Iſt es nicht erhaben, wenn die ſpartaniſche Mutter ihrem Sohne den *) Schild mit den Worten übergiebt: „Den oder auf dem!“

Grieche. Weil es das Schlichte und Entſchiedne einer erhabenen Geſinnung ausdrückt. Aber gewiß fiel dieß den Athenern, eben weil ſie vom Morgen bis in den Abend zu plaudern pflegten, ſtärker auf, als den halb ſtummen Spartanern ſelbſt. Der geſellige Menſch liebt zu reden, der Dichter iſt der geſelligſte aller Menſchen. Wenn er nun immer mit den Worten und Silben geizte, ſo wäre ſeine Freude ja gleich zu Ende.

Deutſcher. Er iſt ſo reich, daß er viel in Wenigem geben kann, ohne ſich zu erſchöpfen.

Grieche. Seine Erhebung über die Wirklichkeit fordert von ihm eben ſo oft Entfaltung, als Zuſammendrängung. Der angeſtellte Wettſtreit bewieſe nichts, wenn die überſetzten

---

*) Schild übergiebt 1798.

Stellen auch noch viel beträchtlicher in einer Dolmetſchungsmühle zuſammengeſtampft würden. Die alten Dichter wollten ja nicht kürzer ſein, als ſie waren. Man müßte ſie nun erſt wieder erwecken, und ihnen geſtatten, aus ihren Verſen Kunſtſtücke der Kürze zu machen.

Deutſcher. Es iſt die Frage, ob ſie daſſelbe kürzer ausdrücken konnten.

Grieche. Nach der Wahl der aus dem Griechiſchen überſetzten Stellen kann es Klopſtocken unmöglich rechter Ernſt damit geweſen ſein. Aus dem Homer, und immer aus dem Homer! Homer kennt keine andre Kürze, als die der Einfalt, und ihm iſt auch ihre ganze Weitläuftigkeit eigen. *) Uebrigens iſt ſchöner Ueberfluß der Hauptcharakter ſeines Stils. Galt es bei dem Wettſtreite wirklich eine Entſcheidung: warum wurden nicht Stellen des tragiſchen Dialogs gewählt, wo die Gedanken mit jeder Zeile wie Geſchoße hin und wieder fliegen? Oder von jenen Verſen des Aeſchylus, wovon zwei in die Wage gelegt, den ganzen Euripides mit Weib, Kindern, Kephiſophon und Büchern aufwiegen konnten? Oder von jenen gewaltigen Sprüchen des Pindar, womit er ſeiner über ihre Ufer brauſenden Rede auf einmal einen Damm entgegenſetzt? Oder wenigſtens von den gediegenen Sittenſprüchen des Menander?

Römer. Auch die aus dem Römiſchen gewählten Stellen ſind meiſtens virgiliſche, mit einer gewiſſen Fülle geſchmückte. Und vollends aus dem geſchwätzigen Ovid!

Deutſcher. Doch auch aus Horazens Oden.

Römer. Das bedeutet ſchon mehr. Man muß, denke ich, froh ſein, ihn ohne Verkürzung überhaupt nur gut überſetzen zu können.

---

*) Ueberdieß 1798.

Deutſcher. Kurz und gut.

Römer. Es möchte kurz und ſchlecht daraus werden. Dieß wäre der Fall, wenn an die Stelle der Anmuth und Leichtigkeit, die ſich beim Horaz mit dem ſinnreichen Nachdruck der Kürze paart, Härte und Dunkelheit träte.

Deutſcher. Klopſtock hat deine Sprache durch die Bedingung des Wettſtreites genug geehrt, Römer. Die Vereinung ſoll ja Siegerin ſein, wenn ſie auch die überſetzten Stellen ein wenig verlängern müßte.

Römer. Sie thut es nur Einmal, und wo es nicht nöthig war, bei dieſen Zeilen Virgils:

> Ille caput quassans: Non me tua fervida terrent
> Verba, ferox, di me terrent, et Juppiter hostis.

Turnus ſchüttelt ſein Haupt: Nicht deine flammenden Worte
Schrecken, Wütender, mich, mich ſchrecken die Götter, und der mir
Zürnet, Jupiter!

Warum nicht:

*) Schüttelnd das Haupt ſprach jener: Mich ſchreckt dein brauſendes Drohn nicht,
Trotziger! Göttergewalt, und der feindliche Jupiter ſchreckt mich.

Du ſiehſt, die einzelnen Fälle beweiſen weder für, noch wider die größere Kürze einer Sprache; es miſcht ſich da zu viel Zufälliges hinein. Man muß auf ihren Bau zurückgehn.

Deutſcher. ‘Gut, die meinige hat kürzere Worte.’

Engländer. Wenn es darauf ankommt, ſo nehmt es einmal mit mir auf.

Römer. Soll die Sprachkürze dichteriſchen Werth haben, ſo muß ſie der Schönheit nicht Eintrag thun. Das thut aber die Einſilbigkeit. Zur Würde gehört ein gewiſſer

---

*) Jener ſchüttelnd das Haupt: Nicht deine brauſenden Worte
Schrecken mich, Wilder, mich ſchrecken die Götter und Jupiters Zürnen. 1798.

Umfang der Wörter. Die Schönheit liebt tönende und durch den Wohlklang beflügelte Vielſilbigkeit. Alles beruht darauf, daß eine Sprache die Theile der Gedanken in große Maſſen *) zuſammenfaßen, und daß ſie kühn auslaßen dürfe.

Deutſcher. Dieß hat Klopſtock ſelbſt dadurch angedeutet, daß er die Vereinung mit Harmoſis und dann mit Ellipſis den Wettſtreit der Kürze halten läßt.

Römer. In beiden Stücken kann es die deutſche Sprache den alten und beſonders meiner nicht gleich thun. Dieſe iſt noch kürzer als die griechiſche, weil ſie keinen Artikel und keine Partikeln hat.

Grieche. Die Partikeln verlängern die Sprache wenig, weil ſie ſich ganz an die größeren Wortmaſſen anfügen. Der Artikel iſt erſt ſpäter in unſre Sprache gekommen: Homer hat ihn noch nicht, und unſre Dichter waren daher überhaupt nicht ſo ſehr an ihn gebunden.

Römer. Und weil ſie Vieles durch Umendungen der Nennwörter anzeigt, wozu die griechiſche Beziehungswörter braucht. Das Deutſche hat nun obendrein die unvollſtändige Biegung der Zeitwörter, welche ihm oft doppelte Hülfswörter, und die beſtändige Wiederholung der perſönlichen Fürwörter nöthig macht. Redensarten wie: Ostendite bellum, pacem habebitis! mögt ihr in der Silbenzahl kürzen; in wie viele Wörter und Wörtchen müßt ihr ſie zerſtücken! Eben die vollſtändige Beſtimmtheit, womit wir die Nebenbegriffe und Verhältniſſe an den Hauptwörtern bezeichnen, macht auch, daß wir viel auslaßen dürfen, ohne, wie ihr, Zweideutigkeit und Verworrenheit zu befürchten. Dazu kommen nun noch jene zuſammendrängenden Wendungen: der bei euch ſo ſehr beſchränkte Gebrauch des Particips, der abſolute Ablativ u. ſ. w.

---

*) zuſammenfaſſe 1798.

Deutſcher. Wir können mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte vereinigen.

Römer. Das iſt etwas. Unſre Sprache hat ſich hierin freilich ſehr eingeſchränkt. Aber du ſiehſt, daß es bei weitem nicht entſcheidet: denn ſonſt könnten wir nicht kürzer als die Griechen ſein, die ebenfalls viel zuſammenſetzen.

Franzoſe. Hört endlich auf, ſo langweilig über die Kürze zu ſein. Ihr beweiſt, daß es damit weit mehr an den Menſchen als an den Sprachen liegt. Unſere zum Beiſpiel iſt kurz, weil es uns natürlich iſt, uns kurz zu faßen.

Deutſcher. Oder wenigſtens ſchnell überhin zu gehn.

Franzoſe. Die eurige hingegen iſt lang, weil ihr bedächtig, langſam und ſchwerfällig, mit näheren Beſtimmungen, Einſchränkungen und Gegeneinſchränkungen, Erläuterungen, Einſchaltungen, Bevorwortungen etwaniger Mißverſtändniſſe, und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnt. Ueber die Heiligerömiſchereichdeutſchernationsperioden hat ſich ja euer Fürſprecher ſelbſt luſtig gemacht. Hier laßt ihr euch doch öffentlich als Nation vernehmen. Vergleicht nur einen einzigen Reichstagsſchluß mit einer ganzen Konſtitution von uns.

Deutſcher. Deswegen habt ihr auch beinah ſo viel Konſtitutionen nöthig, als wir Reichstagsſchlüße.

Italiäner. Warum wird denn mir Weitſchweifigkeit vorgeworfen? Giebt es einen deutſchen Dichter, der ſo ſehr Meiſter in der Kürze wäre, als Dante? Wir haben auch eine vollſtändigere Biegung der Zeitwörter, und knüpfen oft mehrere Fürwörter an ſie an.

Deutſcher. O ja, ihr ſeid beſonders in der Proſa allerbewundernswürdigſt kurz! Maravigliosissimamente!

Italiäner. Das iſt nun wieder Sache des Geſchmacks. Wir lieben den Superlativ.

Poeſie. Da Klopſtock einen ſo ungemeinen Werth auf die Kürze legt, warum hat er nicht neben der Bildſamkeit, Bedeutſamkeit und ſo manchen ähnlichen auch die Schweigſamkeit aufgeführt?

Grammatik. Sie konnte ja nicht mitreden, ohne ihren Charakter zu verläugnen.

Poeſie. So hätte ſie wenigſtens, wie die Niobe des Aeſchylus, mit verhülltem Antlitz unter den Streitenden geſeſſen und Ehrfurcht geboten.

Grammatik. Klopſtock ſpielt ſelbſt die Rolle der Schweigſamkeit in dem ganzen Buche. Kaum giebt er Winke, wo man befriedigende Belehrung von ihm wünſcht.

Franzoſe. In den grammatiſchen Geſprächen wird ein Wettſtreit zwiſchen den Sprachen angekündigt, worin ihnen der Vorrang nach der Geſchicklichkeit im Ueberſetzen zuerkannt werden ſoll. Ich proteſtiere hiegegen im Namen der meinigen. Es iſt ein bloß nationaler Kanon, denn die Deutſchen ſind ja Allerweltsüberſetzer. Wir überſetzen entweder gar nicht, oder nach unſerm eignen Geſchmack.

Deutſcher. Das heißt, ihr paraphraſiert und traveſtiert.

Franzoſe. Wir betrachten einen ausländiſchen Schriftſteller, wie einen Fremden in der Geſellſchaft, der ſich nach unſrer Sitte kleiden und betragen muß, wenn er gefallen ſoll.

Deutſcher. Welche Beſchränktheit iſt es, ſich nur Einheimiſches gefallen zu laßen!

Franzoſe. Die Wirkung der Eigenthümlichkeit und der Bildung. Helleniſierten die Griechen nicht auch Alles?

Deutſcher. Bei euch eine Wirkung einſeitiger Eigenthümlichkeit und konventioneller Bildung. Uns iſt eben Bildſamkeit eigenthümlich.

Poeſie. Hüte dich, Deutſcher, dieſe ſchöne Eigenſchaft zu übertreiben. Gränzenloſe Bildſamkeit wäre Charakterloſigkeit.

Grieche. Was ihr im Ueberſetzen leiſten könnt, weiß ich. Indeſſen wollte ich euch doch in wenigen Zeilen allerlei zu rathen aufgeben, und ſehr lebhaft daran erinnern, daß unſre Sprache ihre ganz unnachahmlichen Reize hat. Es verſteht ſich, daß nur das mit gleicher oder beinah gleicher Würde, Kraft und Anmuth Nachgebildete überſetzt heißen kann.

Deutſcher. Ich erwarte deine Aufträge.

Grieche. Hier ein Paar Verſe des Sophokles:

Ὅτε Μοῖρ' ἀνυμέναιος,
ἄλυρος, ἄχορος, ἀναπέφηνε.

Und folgendes Diſtichon des Hermeſianax:

Μίμνερμος δὲ τὸν ἡδὺν ὃς εὕρετο, πολλὸν ἀνατλὰς,
Ἦχον, καὶ μαλακοῦ πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου.

Es iſt nur eine kleine Probe.

Italiäner. Laß mich auch eine hinzufügen, es ſollen nur einzelne Verſe ſein. Von Dante aus der Jugendgeſchichte der Seele:

L'anima semplicetta, che sa nulla;

und vom Arioſt auf den großen Buonaroti:

Michel, più che mortal, Angel divino.

Deutſcher. Nach dieſem Spiel fürchte ich, daß mir der Römer Semibovemque virum semivirumque bovem aufgiebt.

Römer. Sei unbeſorgt, ich habe Beßeres zu wählen: Hier iſt eine Schilderung des Hylas an der Quelle:

Et circumriguo surgebant lilia prato
Candida purpureis mista papaveribus.

Quae modo decerpens tenero pueriliter ungui,
Proposito florem praetulit officio.
Et modo formosis incumbens nescius undis
Errorem blandis tardat imaginibus.

Du haſt die Bedingung ‘mit faſt gleicher Anmuth’ nicht vergeßen.

Deutſcher. Ich werde die Aufgaben aus den Alten Klopſtocken und Voßen vorlegen. Wir können freilich keine ſolchen Pentameter machen. Dann ſchließe ich auch aus eurer Wahl, daß ihr einen mir unmöglichen Fehler mitübertragen wünſcht.

Grieche. Welchen Fehler?

Deutſcher. Die Abtrennung der Beiwörter von ihren Hauptwörtern, und überhaupt ‘eure verworfne Wortfolge’.

Grieche. Die Freiheit der Wortfolge, die ſchönſte Frucht von dem vollkommenen Bau unſrer Sprachen, ſoll ein Fehler ſein?

Deutſcher. Gut, ich will mit beibehaltner Wortſtellung aus euren Dichtern überſetzen.

Römer. Ich weiß wohl, daß Klopſtock, um die Unſchicklichkeit unſerer Wortfolge zu beweiſen, dieſe Probe an einer ſchönen Stelle des Horaz gemacht hat. Aber was beweiſt ſie? Zuerſt wird in jeder Sprache Vieles für natürlich gehalten, was bloß auf der Gewöhnung beruht. Es iſt eben ſo, als wenn jemand aus einer fremden Sprache mit beibehaltnem Geſchlecht der Hauptwörter überſetzte, etwa argenteus Luna und aurea Sol ſagte, und ſich dann über die Wunderlichkeit jener wunderte. Ferner iſt die Sache durch die Uebertragung in's Deutſche durchaus verändert. So wie ihr die Wörter aus den erlaubten Stellen wegrückt, entſteht Zweideutigkeit und Verworrenheit, weil bei euern unvollſtändigen Biegungen die Stellung zu Hülfe kommen muß, um die Verhältniſſe der Wörter zu erkennen, die bei uns auf das deutlichſte an ihnen ſelbſt bezeichnet ſind.

Deutſcher. ‘Die Wirkung wird geſchwächt, während man die Worte, die hie und da getrennt herum taumeln, mit Zeitverluſte zuſammen ſuchen muß.’

Grieche. Und wer mußte das? Die Einheimiſchen, die es von Jugend auf ſo gewohnt waren? Ueberdieß fallen unſre tönenden und vielſilbigen Biegungen (du erinnerſt dich deſſen, was ich vorhin von ihrem vielfachen Einfluße ſagte) ſtark in's Ohr; das durch die Bedeutung Verknüpfte ordnet ſich von ſelbſt auch ſinnlich zuſammen. Eine ſo ängſtliche Wortfolge zu beobachten, wie in eurer und andern neueren Sprachen, wäre bei uns übermäßige Deutlichkeit geweſen, und dieſe iſt für eine ſchnelle Faßungskraft läſtig und beleidigend.

Deutſcher. Gleichwohl ſcheint ihr ſelbſt das Fehlerhafte gefühlt zu haben. ‘Ihr Griechen giengt in der Verwerfung der Worte nicht ſo weit als die Römer, und Homer war unter euern Dichtern der enthaltſamſte.’

Grieche. Das brachte die Einfalt ſeines Zeitalters und der Geiſt der Gattung mit ſich. Auf dieſe Art würfeſt du aber der Sprache vor, was die Dichter verſehen hätten. Eine Freiheit iſt ja niemals ein Uebel. Man kann ſich ihrer bedienen, oder auch nicht.

Deutſcher. ‘Eure verworfne Wortfolge war eine Sache der Noth. Sie iſt vermuthlich bloß daher entſtanden, daß ihr aus lauter Längen oder Kürzen beſtehende Wörter habt, daß alſo die natürliche Ordnung zu viel lange oder kurze Silben zuſammenbrachte, die des Silbenmaßes und in Proſa des Numerus wegen getrennt werden mußten.’

Grieche. Du ſiehſt das als einen Nothbehelf an, was die durchgängige Unabhängigkeit unſrer Poeſie vom Bedürfniſſe auf das ſchönſte beurkundet. Du kennſt doch die orientaliſche Weiſe, mit Blumen Briefe zu ſchreiben? Nimm nun an, die Bedeutung jeder Blume ſei beſtimmt, und ihre Verhältniſſe zu einander ebenfalls; möchteſt du dann den Kranz daraus lieber ſo geflochten ſehen, daß die gleichartigen Blumen beiſammen blieben, oder daß ſie ſich mannichfaltig durchſchlängen? Unſre Strophen, unſre Diſtichen ſind ſolche Kränze; eben durch die Stellung werden ſie zu Ganzen, wo nichts herausgerißen werden kann, ohne ſie zu zerſtören. Das Bild, der Gedanke wirkt nun als eine untheilbare, innig vereinigte Maſſe.

Franzoſe. In dem Verdienſt einer natürlichen, dem Verſtande gemäßen, ordentlichen Wortfolge ſind wir dir überlegen, Deutſcher.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. Ihr müßt wohl: man verſtände euch ſonſt gar nicht, da ihr keine Umendungen der Haupt- und Beiwörter habt.

Franzoſe. Du führſt eben das gegen uns an, was der Grieche gegen dich. Ueberhebe dich alſo nicht deiner etwas weniger kargen Wortändrung.

Engländer. Deine Sprache iſt auf halbem Wege ſtehn geblieben. Meine hat nicht nur die Umendungen, ſondern auch die unnützen Geſchlechtsunterſchiede der Haupt- und Beiwörter abgeſchafft: ja ſie konjugiert nur eben zwiſchen den Zähnen. Sie iſt eine Philoſophin.

Deutſcher. Auch eine Dichterin?

Engländer. Sie iſt ſehr kühn und frei, ſo oft ſie will.

Franzoſe. Welches iſt das Geſetz der deutſchen Wortfolge?

Deutſcher. Sie läßt gewöhnlich das Unbeſtimmtere vorangehen.

Grieche. Damit leiſtet ſie der Einbildungskraft einen ſchlechten Dienſt.

Deutſcher. ‘Ueberhaupt liebt ſie es, Erwartungen zu erregen: ſie ſetzt daher das Beiwort vor die Benennung, und die Modifikation vor das Modificierte.’

Franzoſe. Deswegen trennt ſie auch das unmittelbar Zuſammengehörige: das perſönliche Fürwort und Hülfswort vom Zeitworte, dieſes von der Konjunktion, wodurch es regiert wird: die trennbaren Präpoſitionen von den Zeitwörtern, womit ſie zuſammengeſetzt ſind u. ſ. w. Das eine ſtellt ſie zu Anfange, das andre zu Ende des Satzes. Kurz, eure Wortfügung gleicht, beſonders in den langen proſaiſchen Perioden, einer Krebsſchere, die ſich langſam und bedächtig öffnet, und dann auf einmal zuſchnappt.

Deutſcher. Du haſt keine Urſache zu ſpotten. Wie gebunden iſt deine poetiſche Wortfolge gegen meine!

Italiäner. Und wiederum die deutſche gegen meine!

Franzoſe. Ihr könnt nicht einmal, wie wir, das Beiwort vor oder hinter das Hauptwort ſetzen.

Deutſcher. Wir thun jetzt auch das letzte mit Hülfe des wiederholten Artikels.

Poeſie. Man kann einer Sprache eigentlich das nicht anrechnen, wozu nur die Kühnheit einiger Männer von Anſehn ſie allmählich nicht ohne Widerſetzlichkeit gebracht hat. Erinnre dich, Deutſcher, wie gar Weniges von poetiſcher Wortſtellung ihr hattet, ehe Klopſtock dichtete.

Engländer. Jetzt habe ich eine beſondere Klage gegen ihn vorzubringen. Er beſchuldigt mich der barbariſchen Sprachmiſcherei: ich nehme lateiniſche Wörter aus dem eiſernen Zeitalter auf, und ſelbſt aus dem bleiernen der Mönche.

Deutſcher. Es liegt ja am Tage. Er hat auch durch Ueberſetzung einer Stelle Miltons, worin er die franzöſiſchen und lateiniſchen Ausdrücke im Deutſchen beibehält, gezeigt, welchen Eindruck das machen muß.

Engländer. Freilich iſt unſre Sprache aus fremdartigen Beſtandtheilen erwachſen, aber ſie ſind ſo *) verſchmolzen, daß man deren verſchiedenen Urſprung gar nicht einmal bemerkt.

Deutſcher. 'Das thut nichts, dadurch wird dem Unedlen der Miſchung nicht abgeholfen.'

Engländer. Hältſt du 'entkörpern' für ein edles Wort?

Deutſcher. Allerdings.

Engländer. Wenn nun jemand, wo es in einem eurer Dichter vorkommt, 'entkorporieren' ſetzte? Oder gar ſtatt 'der Lorbeer krönt ihn', 'der Laurusbeer koroniert ihn'? Würde dadurch nicht die ganze Sache verändert? Dennoch hat es mit jener Ueberſetzung aus Milton ungefähr dieſe Bewandtniß.

Deutſcher. Die ſpätern verwerflichen Einmiſchungen der Gelehrten und Weltleute abgerechnet, enthält das Deutſche wenig fremde Wörter. Es iſt eine urſprüngliche und reine Sprache.

Grieche. Das Urſprüngliche iſt mehr, als ich von der helleniſchen zu rühmen wage.

Römer. Und was das Reine betrifft, ſo weiß ich beßern Beſcheid zu geben.

---

*) amalgamirt 1798.

Deutſcher. Nun ja, die Ausdrücke, welche auf den Religionsdienſt Bezug haben, brachten freilich die lateiniſchen Prieſter mit.

Römer. Nicht doch! Ihr könnt ohne unſre Hülfe keine ‘Verſe’ machen; ihr habt nicht einmal eine einheimiſche ‘Natur’.

Grieche. Ich befürchte, Deutſcher, deine Landsleute werden die Ausdrücke aus den fremden, beſonders aus den alten Sprachen nicht los, bis ſie es einmal wie die Kaunier machen.

Deutſcher. Was thaten die Kaunier?

Grieche. Man richtete Tempel fremder Götter bei ihnen auf, gegen die ſie eine Abneigung hatten. Sie bewaffneten ſich alſo einſt ſämmtlich, ſchlugen mit ihren Speren in die Luft, und zogen ſo bis an die Gränze, indem ſie dabei ſagten, ſie trieben die fremden Götter aus.

Franzoſe. Der unwiderſtehliche Hang, der ſich in eurer Sprache äußert, aus einer andern zu entlehnen, deutet auf höhere Bildung dieſer. Die Minneſinger borgten ſchon von unſern Provenzalen, und noch jetzt —

Deutſcher. Die wißenſchaftlichen Ausdrücke nehmen wir meiſtens von den Römern und Griechen; mit den Namen der geſellſchaftlichen Thorheiten verſehen uns unſre Nachbarn.

Franzoſe. Die feineren Thorheiten und ihre Beobachtung zeugen auch von Bildung: ſie machen das Leben liebenswürdig. Doch nun iſt die Reihe an mir, über die ausgezeichnete Feindſeligkeit zu klagen, daß in den grammatiſchen Geſprächen aus einer einzelnen Grille meiner Sprache eine eigne Perſon, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, gemacht wird —

Grammatik. Was erhebt ſich draußen für ein Geräuſch?

Poeſie. Da tritt eine ſeltſame Figur herein. Wer biſt du?

Grille. Eine mächtige Fee. Ich nenne mich, wie es mir einfällt und es euch beliebt. Oft herrſche ich über dich, Grammatik, und nicht ſelten auch über dich, Poeſie.

Grammatik. Daß wir nicht wüßten.

Grille. Ich komme jetzt nur um euch zu melden, welch ein Unglück bevorſteht, wenn ihr nicht ſchleunigſt dieſe Verſammlung trennt. Die Deutſchheit, entrüſtet über die ihr widerfahrne üble Begegnung, hat Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, und das Gerücht von dem, was hier vorgeht, überall verbreitet. Nun ſind alle in den grammatiſchen Geſprächen vorkommenden Perſonen und noch andere rege geworden; ſie wollen anklagen, vertheidigen, oder wenigſtens als Zeugen auftreten. Sie ſind zum Theil heftig unter einander entzweit, und wenn ihr nicht ſchnell aufbrecht, ſo werdet ihr dieſen friedlichen Ort zum Schauplatze des allgemeinen Krieges werden ſehn. Der Verſtand und die Vernunft lagen einander in den Haaren: jener behauptete, er ſei einerlei mit der Vernunft, ſie würden nur in der kantiſchen Philoſophie unterſchieden. Die Kunſtwörterei, die ſich für die Philoſophie ausgab, trat hinzu, und wollte ſich den Ausſpruch darüber anmaßen. Das Gemüth weinte, Klopſtock habe es für ein ſchlechtes nichts-ſagendes Wort erklärt. Dieſe Entſcheidung ſei ihm gewiß nicht aus dem Gemüthe gekommen. Die Einbildungskraft forderte das Urtheil auf, das Buch in Schutz zu nehmen, worin ſie beide eine ſo artige Rolle ſpielen. Das Urtheil war verdrießlich, weil es nur ſchlechthin ſo heißen ſolle, und *) nicht mehr Urtheils-

---

*) nicht Urtheilskraft; da doch Kl. 1798.

kraft, welchen verlängerten Titel Kant ihm durch ein eignes Buch geſichert; da doch Klopſtock ſelbſt Einbildungskraft ſage. Es kümmre ſich nicht darum, ob bei dem ganzen Handel Urtheil oder Einbildung mehr Kraft beweiſen würde. Ein berühmter Grammatiker hatte einen Sturm gegen die grammatiſchen Geſpräche vor, und ſetzte ſich dazu ritterlich auf den Rücken des Sprachgebrauchs. Da der Grammatiker aber etwas ſtark beleibt war, ſo konnte der Sprachgebrauch nicht einmal aufrecht ſtehen, geſchweige denn tragen, ſondern er kroch auf allen Vieren. Der Puriſmus wollte als Vertheidiger auftreten. Die Ausländerei warf ihm vor, er ſei ein Siebenſchläfer, der nur alle halben Jahrhunderte wach werde: zur Zeit der fruchtbringenden Geſellſchaft, unter Gottſched, und jetzt. Klopſtock halte es gar nicht mit ihm: das beweiſe die Gelehrten'republik', die 'Fragmente' über Sprache und Dichtkunſt, endlich die 'grammatiſchen' Geſpräche. Der Puriſmus erwiederte, man könne es in dergleichen Dingen nicht ſo genau nehmen; ſein Geſchäft werde ihm ſehr ſauer gemacht, er habe ſelbſt noch nicht zu einem deutſchen Namen gelangen können. Hierauf fragte ihn die Ausländerei, ob er Reinigungsengel oder Reinigungsteufel heißen *) wolle? Ihr könnt denken, wie er ergrimmte, nicht ſowohl wegen der Schimpflichkeit des einen Namens, als weil man geglaubt hatte, er wiſſe nicht, daß Engel und Teufel griechiſch wären. Der Reim war außer ſich über die Verunglimpfungen von Eintönigkeit, von Klinglern u. ſ. w. Er pflege ſonſt auf dergleichen nur zu antworten: Ich gefalle, thu mir was! Allein jetzt wolle er in einer tiefſinnigen Schutzrede zeigen, wie innig ſein Weſen in die ganze Natur verwebt ſei; Rei-

---

*) wollte 1798.

men ſei Vergleichen, und im Vergleichen beſtehe ja alle Poeſie. Der *) begeiſterte Prophet Mahomed habe ſeinen Offenbarungen durch ihn Eingang verſchafft. Auch bei den Griechen ſei die Rhetorik auf ihn gebaut geweſen; ja ſelbſt in Gedichten habe ihn der Pentameter eher geſucht, als verſchmäht. Die Rivarolade, die Paliſſotie, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, und wie ſoll ich ſie alle nennen? ſie kommen mit Macht angezogen. Eilt, ſonſt überraſchen ſie euch!

Grammatik. Um die vielen vorgebrachten Klagen zu prüfen, bedürfen wir ruhigerer Muße. Aber wollen wir nicht ſogleich noch erklären, Poeſie, daß ſich Klopſtock durch Anregung ſo vernachläßigter Unterſuchungen um uns beide verdient gemacht hat?

Poeſie. Von ganzem Herzen.

Grille. Ich ſage euch nochmals, brecht auf!

Grieche. So endigt alſo dieſes grammatiſche Geſpräch wie eine Tragödie des Euripides mit einer langen Erzählung.

Deutſcher. Oder wie ein Ritterſchauſpiel mit Aufruhr und Waffengeklirr.

Grille. Sie haben ſich wirklich ſchrecken laßen, und mein Zweck iſt erreicht, dieſe Zuſammenkunft zu trennen, wobei ich, ohne daß ſie es wußten, den Vorſitz führte.

---

*) göttliche 1798.

Anmerkungen.

1827.

Mit nicht geringem Befremden ſehe ich, daß die beiden Schriften, womit ſich der vorſtehende Aufſatz beſchäftigt, die Fragmente über Sprache und Dichtkunſt (1779 und 80 mit zwei Fortſetzungen) und die grammatiſchen Geſpräche (1794) in der neueſten Ausgabe von Klopſtocks Werken (1823 in 12 Duodezbänden) nicht mitenthalten ſind. Die frühere Sammlung, die er ſelbſt noch veranſtaltet und angeordnet, deren Vollendung er jedoch nicht erlebt hat, umfaßte nur die dichteriſchen Werke. Hier aber iſt die deutſche Gelehrtenrepublik, es ſind ſogar die hinterlaßenen Schriften ſeiner erſten Gattin beigefügt worden, welche letzten wohl eher in einem Anhange zu der Lebensgeſchichte Klopſtocks, als in der Sammlung ſeiner Werke, einen ſchicklichen Platz fänden. Den Grund, warum jene beiden wichtigen Schriften ausgeſchloßen blieben, kann ich durchaus nicht errathen. Schwerlich war es die Beſorgniß, ſie möchten gegenwärtig nur wenige Leſer anlocken, und noch wenigere feſthalten. Denn dieſe Beſorgniß gilt gewiß, in gleichem, wo nicht noch höherem Grade, von der Gelehrtenrepublik und von manchen andern Hervorbringungen Klopſtocks. Worüber möchte man ihn wohl lieber reden hören, als über das, was er während einer vieljährigen Laufbahn ſich zum Gegenſtande ſeines beharrlichſten Nachdenkens und Strebens gewählt hatte: die Eigenthümlichkeit und die Tugenden der deutſchen Sprache, ihre dichteriſche Behandlung, und die rhythmiſche Verskunſt? Geſetzt aber auch, Klopſtock hätte ſich hiebei nie zu einem wahrhaft wißenſchaftlichen Ueberblick erhoben; geſetzt, ſein Geſichtspunkt wäre ein bloß nationaler, ja ein ganz perſönlicher geweſen, indem er, bei der Verskunſt wenigſtens, die Theorie ſeiner vorausgegangenen Ausübung anpaßte: ſo gründlichen und aus der Tiefe geſchöpften Irrthümern, wie die ſeinigen waren, iſt immer etwas abzulernen. Jedoch, den Inhalt einſtweilen bei Seite geſtellt, die genannten Schriften verdienen wegen des vortrefflichen Vortrags aufbewahrt zu werden. Klopſtock iſt — und der Mangel der Anerkennung macht mich an dieſem Urtheil nicht irre — einer von unſern wenigen Meiſtern im proſaiſchen Stil. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß er in ſeinem Meſſias, und beſonders in ſeinen Oden durch Verkünſtelung, durch abſichtliche Dunkelheit und Verworrenheit, die Gränzen der rechtmäßigen dichteriſchen Freiheit häufig überſchreitet, ſo iſt dagegen ſeine Proſa gediegen, klar, nachdrücklich, und frei von allen fremden Zierrathen, welche die neuere Rhetorik der Poeſie nur allzugern abzuborgen pflegt. Sie iſt auch mannichfaltig: der Kenner unſerer Sprache wußte ihre Idiotiſmen zu eigenthümlichen Wendungen und feineren Beſtimmungen des Ausdrucks ſehr bedeutſam zu benutzen. Freilich gedieh Klopſtocks Meiſterſchaft hierin erſt in ſeinen ſpäteren Jahren zu völliger Reife. Die Schreibart in den ſogenannten Bardieten und in der Gelehrtenrepublik iſt nicht frei von allerlei Zierereien, die um ſo ſchlimmer ſind, weil ſie ganz im Widerſpruche mit den zur Schau getragenen Eigenſchaften ſtehn. Indeſſen liegt der Fehler mehr in der Denkart des Verfaßers, als in der Ausführung: wäre der angeſtimmte Ton der rechte, ſo wurde ihm die Sprache allerdings dazu ein biegſames Werkzeug.

Klopſtock war mit den großen Geſchichtſchreibern und Rednern des Alterthums vertraut, und von ihrer keuſchen Schönheit durchdrungen. Er ſpricht mit Begeiſterung von

Demoſthenes. Eine von ihm überſetzte Stelle aus Xenophons Rückzuge der Zehntauſend, einige aus dem Tacitus, zeigen, was er in Nachbildung der klaſſiſchen Proſa hätte leiſten können. Es iſt demnach nicht genug zu beklagen, daß er ſeine, wie mir glaubwürdig verſichert worden iſt, bereits fertig geſchriebene Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges aus unbegreiflichen Bedenklichkeiten der Welt entzogen und verbrannt hat.

Schon in der Gelehrtenrepublik (1774) hatte Klopſtock einige Grundzüge zu einer deutſchen Grammatik und Proſodie entworfen; aber, nach ſeiner damaligen Weiſe, mit übertriebenem Lakoniſmus. In ſeinen Fragmenten ließ er ſich zum erſtenmal in einem ſchlichten, vertraulichen Lehrvortrage, frei von der bisherigen Sprödigkeit und Anmaßung, über die Mittel der Dichtkunſt, Sprache und Versbau, ausführlicher vernehmen. Denn zuvor hatte er faſt nur mit Räthſelſprüchen wie aus dunkler Wolke geblitzt, beſonders in einigen Oden über dieſe Gegenſtände. Unter allem aber, was Klopſtock geſchrieben, haben nach meinem Gefühl die grammatiſchen Geſpräche am meiſten Anmuth. Er war ſchon ſiebzig Jahre alt, als er ſie herausgab: die Heiterkeit und empfängliche Regſamkeit eines friſchen Greiſenalters erſcheint darin ungemein liebenswürdig. Zwar hat die Einkleidung etwas Grillenhaftes: nicht nur allgemeine Begriffe, ſondern auch Meinungen, ja ſogar einzelne Beſtandtheile der Sprache und Schrift, bis auf die Buchſtaben herunter, werden redend eingeführt. Indeſſen findet man ſich bald in dieſe bunte Geſellſchaft von Scheinperſonen, und wird angenehm überraſcht, ſie ſo charakteriſtiſch in Handlung geſetzt zu ſehen. Das Geſpräch iſt raſch und munter, der reichlich eingeſtreute Scherz oft ſehr drollig, und immer vom beſten geſellſchaftlichen Tone. Ich denke, niemand wird die ſatiriſche Schilderung einiger

Lehren Adelungs ohne Lachen leſen können, eine Schilderung, die gleichwohl bis zur Wiederholung der eignen Worte des ſchwerfälligen Grammatikers treu iſt.

Den Fragmenten hatte Klopſtock ſelbſt durch die neue Rechtſchreibung den Eingang in die größere Leſewelt verſperrt; die Geſpräche erſchienen in einem Zeitpunkte, wo ganz andere Gegenſtände die öffentliche Aufmerkſamkeit an ſich rißen. Beide Schriften ſind deswegen wohl nur von ſolchen Freunden der Dichtkunſt genau beachtet worden, denen die Angelegenheiten der Mutterſprache, ihre Bildung oder Verbildung, wichtig ſind; und deren giebt es in Deutſchland äußerſt wenige. Die Sammlung von Klopſtocks Werken kann nur durch die Hinzufügung beider vollſtändig werden: ſie bedürfen aber eines einſichtsvollen Herausgebers. In den Fragmenten wäre die gewöhnliche Schreibung herzuſtellen, wie Klopſtock ſelbſt ſie nachher wieder beobachtet hat. Die Abhandlung, worin er die Gründe ſeines nicht annehmbaren Vorſchlages darlegt, brauchte dennoch nicht ausgeſchloßen zu werden, weil ſie gute Bemerkungen über die Ausſprache enthält. Die Leſung der grammatiſchen Geſpräche ließe ſich durch äußere Einrichtungen beim Druck bequemer machen; einige Anſpielungen, vielleicht ſchon damals nicht allgemein verſtändlich, jetzt durch den Verlauf der Zeit noch mehr verdunkelt, wären durch Anmerkungen zu erklären. Ich erinnere noch, für den künftigen Herausgeber, daß ein Paar grammatiſche Geſpräche aus der Monatsſchrift 'Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks' nachzutragen ſind. Eines darunter enthält eine ſcharfe Kritik der kantiſchen Terminologie: eine Kritik, die vielleicht jetzt mehr Eingang finden möchte, als damals.

Ich hoffe, der vorſtehende Aufſatz wird auch ſolchen

Leſern verſtändlich ſein, welche die Schriften Klopſtocks, worauf er ſich bezieht, nicht geleſen haben: denn ich habe ſeine Lehren treu dargelegt, meiſtentheils mit Wiederholung ſeiner eignen Worte. Die Vorzüge unſrer edlen Mutterſprache wollte ich nicht herabſetzen: meine Abſicht war nur, die etwas einſeitige Anpreiſung auf eine richtige, von nationaler Vorliebe freie Schätzung zurückzuführen. Die Grammatik und die Poeſie ſind in dieſem Wettſtreite der Sprachen die Sprecherinnen allgemeiner Wahrheiten; die Stellvertreter der verſchiedenen Nationen führen jeder das Wort für ſeine Sprache und ſeine Litteratur.

Die Geſchichte der deutſchen Sprache und ihre alten Denkmäler, über Luthers Zeitalter hinaus, hatte Klopſtock kaum mit dem äußerſten Rande der Lippen gekoſtet. Von der jetzt lebenden und üblichen Sprache hingegen war er ein ſehr gefühlvoller Kenner. Ueber die gültigen und ungültigen neuen Wortbildungen, über den Unterſchied des edlen und unedlen Ausdrucks, über die Wichtigkeit der Nebenvorſtellungen, die ſich an gewiſſe Wörter knüpfen, hat er ſehr treffende und feine Bemerkungen vorgetragen, womit ich ganz einverſtanden bin.

Die folgenden Erklärungen und Zuſätze habe ich an den Schluß geſtellt, um den Gang des Geſpräches nicht zu unterbrechen.

S. 200. ‘Er und über ihn.’ — Dieß iſt der ſeltſame Titel eines der Verherrlichung Klopſtocks gewidmeten, nun vergeßenen Buches von K. F. Cramer. — Die Deutſchheit, wie ſie hier auftritt, bezeichnet nicht die nationale Eigenthümlichkeit, ſondern einen gewiſſen Ton, der in den ſiebziger und achtziger Jahren unter den jüngeren Bewunderern des berühmten Mannes, nicht unveranlaßt von ihm, eingerißen war. Unbekannt mit den Urkunden des deutſchen Ruhmes in der Völkergeſchichte, in den Wißenſchaften, der

Litteratur und den Künſten, hielt man ſich berechtigt, auf den bloßen Namen eines Deutſchen, ohne eignes Verdienſt, ſtolz zu thun, und auf alles Ausländiſche, ebenfalls ohne Kenntniß, mit Geringſchätzung herabzuſehen. Dieſes ausſchweifende und hohle Weſen, ſo verſchieden von ächter Vaterlandsliebe, hatte damals ſelbſt edlere Naturen angeſteckt: man findet zum Beiſpiel in Fr. Leop. Grafen zu Stolberg Jugendgedichten ſtarke Anklänge davon.

S. 202. 'Sollen unſre Sprachen ſich anfeinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.' — Die urſprüngliche Verwandtſchaft der deutſchen Sprache mit der griechiſchen ſollte hier nicht im Ernſt beſtritten werden. Ich war davon überzeugt; ich wollte nur zeigen, daß Klopſtocks Beweisgründe nicht durchgängig die beſten ſeien. Ein wirklich gültiger unter den von ihm angeführten (Gr. Geſpr. S. 81.) iſt jedoch das an einigen Zeitwörtern im Gothiſchen noch vorhandne Augmentum geminationis. Auch die Zahlwörter ſind ein triftiger Beweis, eben deswegen, weil ſie nicht buchſtäblich einerlei, ſondern nach den Geſetzen der Lautverſchiebung verſchieden, bald mit den griechiſchen, bald mit den lateiniſchen mehr übereinſtimmen. Nur die ſo oft wiederholte Berufung auf die ſkythiſchen Wörter beim Plato iſt durchaus zurückzuweiſen. Die Skythen, oder vielmehr die Skoloten des Herodot waren zuverläßig nicht deutſchen Stammes. Seit ich das Geſpräch ſchrieb, haben wir durch die Entdeckung des Sanskrit, durch manche ſcharfſinnige Unterſuchungen, insbeſondre durch die unſers großen Sprachforſchers Jakob Grimm, eine ganz andre Einſicht in das Weſen dieſer Verwandtſchaft gewonnen. J. Grimm hat allein mehr für die Geſchichte unſerer Sprache und die Aufſtellung ihres Stammbaumes gethan, als alle ſeine Vorgänger in Deutſchland, Holland, England, Dänemark und Scandinavien zuſammengenommen. Niemand alſo, der den heutigen Stand der Wißenſchaft kennt, wird die Verwandtſchaft leugnen oder auch nur bezweifeln. Aber ſie beweiſet nichts für die Schönheit und den Wohlklang des Deutſchen. Denn von zwei noch viel näher verwandten Sprachen, ja von zwei Mundarten, kann die eine ſich zum Schönen und Gefälligen bilden, die andre in das Uebellautende ausarten; und das letzte iſt leider der deutſchen Sprache ſeit vierzehn Jahrhunderten immerfort begegnet.

S. 203. 'Orpheus, ein getiſcher Druide'. — In dieſen Ausdrücken Klopſtocks ſind ſo viele unhiſtoriſche Zuſammenſtellungen gehäuft, wie nur möglich. Orpheus wird ein Druide genannt, aus einem Thracier zu einem Geten gemacht, und dieß unter der Vorausſetzung, Geten und Gothen ſeien dasſelbe Volk. Dürften wir den Orpheus als eine hiſtoriſche Perſon betrachten, ſo war er allerdings ein Lehrer prieſterlicher Geheimniſſe, der im Norden von Hellas ſeine Heimat hatte; aber ſchwerlich kann ihm ein perſönliches Daſein geſichert werden. Die kriegeriſchen Sänger und die Prieſter der Gallier hießen Barden und Druiden. Dieſe Namen hatte Klopſtock unerlaubter Weiſe,‘ wiewohl nach dem Beiſpiele vieler Vorgänger, auf die Germanier übertragen. Wenn wir aber dem Julius Cäſar irgend etwas glauben, und er iſt im höchſten Grade glaubwürdig, ſo hatten die germaniſchen Prieſter mit dem Orden und der Schule der galliſchen Druiden nichts gemein. Klopſtock, ein Liebhaber, nur in wenigen Stücken ein Kenner unſerer Alterthümer, ſchwankte in Bezug auf die celtiſche Hypotheſe: wenn er ſeinem natürlichen Gefühle folgte, verwarf er ſie; wenn ihm einmal der Etymolog Wachter zu viel weiß gemacht hatte, glaubte er daran. Die Einerleiheit der Geten und der Gothen iſt auch von vielen Gelehrten behauptet worden. Sie haben ſich dabei auf zwei Scheingründe geſtützt: erſtlich die benachbarten Gegenden, wo die Gothen zuerſt wandernd und erobernd in der Geſchichte auftreten; dann die Verwechſelung der beiden Namen bei Geſchichtſchreibern des fünften und ſechsten Jahrhunderts. Was das erſte betrifft, ſo ſind die Zeiträume verſchieden; wir kennen die früheren mehr nördlichen Wohnſitze der Gothen; wir wißen, wann ſie zuerſt über die Donau gegangen ſind, da ſchon Ovid, weit im Süden dieſes Flußes, zu Tomi, mitten unter den Geten wohnte. Daß die Gothen nicht ſelten Geten genannt werden, iſt freilich wahr. Aber dieß rührt bloß von einer Sitte der ſpäteren Geſchichtſchreiber und Dichter her: ſie ſuchten eine Zierlichkeit der Schreibart darin, daß ſie alte ſchon den klaſſiſchen Autoren geläufige Namen der Völker ſtatt der neueren, erſt durch die Zeitereigniſſe bekannt gewordenen ſetzten, weil dieſe weniger Würde, oder gar etwas Barbariſches zu haben ſchienen. So nennen wir wohl auch die Schweizer im redneriſchen und dichteriſchen Stil Helvetier, die Engländer Britten, u. ſ. w., wiewohl die Völker nicht das Mindeſte mit einander gemein haben. Wenn die Geten ſchon in früherer Zeit Gothen genannt würden, das möchte etwas mehr beweiſen; aber es geſchieht nirgends.

S. 205. ‘Verſen, wie vormals wohl’ u. ſ. w. — Ein bekann-Vers des Ennius:

Versibu’, quos olim Fauni vatesque canebant.

S. 206. ‘Wich denn eure Ausſprache ſo ſehr von unſrer heutigen ab?’ — Es iſt ein recht auffallender Beweis, wie feſtgewurzelt am vaterländiſchen Boden, ja wie landſchaftlich beſchränkt Klopſtocks Anſichten von den Sprachen waren, daß ihm der Zweifel niemals eingefallen iſt, ob denn wohl für die Vergleichung des Wohlklanges unſre Ausſprache des Griechiſchen eine gültige Grundlage ſein könne? Ich hätte ihm nicht zugemuthet, die Ausſprache der Neugriechen für die ächte zu halten; denn, in welchem Zeitalter ſie auch aufgekommen ſein mag, die Schreibung und der grammatiſche Bau beweiſen unwiderſprechlich, daß eine andre ihr vorhergieng, welche alle ſchriftlichen Unterſcheidungen, und, bei den Uebergängen, die Verwandtſchaft der Laute genau beobachtete. Und dieſe klaſſiſche Ausſprache war wiederum erweislich ſchon eine Abänderung der urſprünglichen, die wir nicht gerade vorhiſtoriſch nennen können, weil ſie vermuthlich noch in der homeriſchen Zeit, in der äoliſchen Mundart noch viel ſpäter lebte. Unſre eraſmiſche Ausſprache ſoll nun jene mittlere klaſſiſche vorſtellen; aber ſie thut es auf eine ſehr rohe Weiſe: denn außer dem, was ich an den Konſonanten und Diphthongen gerügt, wird auch die Quantität der Vokale nicht gehörig beobachtet. Hiefür iſt der Sinn zwar auch den Neugriechen wie den meiſten neueren Völkern verloren gegangen.

S. 211 ... 215. An dieſer Darlegung der allgemeinen Geſetze des Wohllautes in den Sprachen wüßte ich nichts Weſentliches zu verändern; wohl aber hätte ich manches hinzuzufügen, was die ſeitdem erworbene Bekanntſchaft mit dem Vortrage einer größeren Zahl von lebenden Sprachen, und vornehmlich mit dem Baue des Sanskrit mich gelehrt hat. Der Einfluß des Klimas auf den Wohllaut iſt bei der Bildung der Mundarten unverkennbar: doch ſcheint dabei die wärmere oder kältere Temperatur weniger einzuwirken, als der Gegenſatz der Gebirgsluft mit der Luft der Ebenen, Niederungen und Seeküſten.

S. 224. ‘Die begriffsmäßige Silbenzeit der deutſchen Sprache, Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechaniſchen'. — Klopſtock hat hier zwei ganz verſchiedene und eigentlich inkommenſurable Dinge mit einander verglichen: die logiſch-grammatiſche Rangordnung der Silben in dem Ganzen des Wortes oder des Satzes, welche, nach unſerm Syſtem der Betonung, uns in den Stand ſetzt, etwas den rhythmiſchen Silbenmaßen Analoges in unſerer Sprache anzuordnen; und die nicht mechaniſche, ſondern muſikaliſche Meßung der Silben nach ihren hörbaren Beſtandtheilen, die Quantität. Das Geſetz der Quantität lautet nach dem einfachſten Ausdrucke ſo: Silben, die einen langen Vokal oder einen Diphthongen enthalten, ſind lang; Silben mit einem kurzen Vokal ſind kurz; die letzten können aber durch die Poſition lang werden, das heißt, wenn mehr als Ein Konſonant darauf folgt. Dieſes, was Klopſtock als eine beſondre, vielleicht willkürliche Einrichtung der griechiſchen Sprache, von da in die lateiniſche übertragen, zu betrachten geneigt war, ſcheint vielmehr ein allgemeines Naturgeſetz zu ſein: es iſt die Grundlage der ſanskritiſchen Metrik wie der griechiſchen. Die Länge hat die doppelte Dauer der Kürze. Dieß nennt Klopſtock, ziemlich verwegen, einen Einfall der griechiſchen Theoriſten. Er würde doch wohl über ſeine Behauptung etwas ſtutzig geworden ſein, wenn er erfahren hätte, daß die altindiſchen Metriker, ohne von den Griechen zu wißen, daſſelbe gelehrt haben; daß auch in manchen indiſchen Silbenmaßen (die meiſten ſind, wie die lyriſchen der Griechen, von beſtimmter Silbenzahl) unter gewiſſen Bedingungen zwei Kürzen eine Länge, oder umgekehrt, vertreten dürfen.

Die Geſchichte der Sprachen lehrt uns, daß in einer früheren Epoche die Empfänglichkeit des Gehörs hiefür ſehr rege war, und daß die Quantität nicht nur in der Poeſie ein herrſchendes Princip wurde, ſondern auch in der geſammten grammatiſchen Entwickelung ſich wirkſam bewies.

Wenn nun eine Zerrüttung der Sprachen durch plötzliche Miſchungen eintritt, ſo geht das Gefühl der Quantität mehr oder weniger verloren, die zuvor ſcharfe Unterſcheidung der langen und kurzen Vokale wird ſchwankend, und der Accent reißt in gleichem Grade die Oberherrſchaft an ſich. So iſt es bei den Neugriechen und den Neulateinern, nämlich in den romaniſchen Sprachen, erfolgt. Ohne ein ſolches Ereigniß iſt bei uns und den übrigen Völkern deutſchen

Stammes im Verlauf der Jahrhunderte, aus bisher unerforſchten Urſachen, dasſelbe geſchehen. Denn ausgemacht war es nicht von jeher und urſprünglich ſo. Nach J. Grimms vortrefflicher Abhandlung über das gothiſche Vokalſyſtem kann niemand mehr bezweifeln, daß die Ausſprache der Gothen, wie ihre Schrift, die Quantität der Vokale äußerſt genau und folgerecht unterſchied. Ueber die Betonung ſind wir wegen der mangelnden Accente weniger im Klaren. Aus dem Otfried entſcheiden zu wollen, dürfte bedenklich ſein, weil er fünf Jahrhunderte ſpäter als Ulfilas und in einer andern Mundart ſchrieb, und weil, bei der Beſtimmung ſeines Gedichtes für den Geſang, ſeine Accente mehr muſikaliſcher als grammatiſcher Art zu ſein ſcheinen. Da aber das Gothiſche wie das Griechiſche und das Sanskrit vielſilbige Biegungen mit tönenden und zum Theil langen Vokalen hatte, ſo war es faſt unvermeidlich, der Ton mußte von der Stammſilbe wegverlegt werden. Daß das ungelehrte kriegeriſche Volk der Gothen vor anderthalb Jahrtauſenden ſeine wißenſchaftlich gebildeten Nachkommen an Feinheit des Gehörs und an zarter Sorgfalt für den Wohllaut unendlich weit übertroffen, dieß mag uns ein Gegenſtand des Erſtaunens ſein, aber es läßt ſich nicht leugnen. Die gothiſche Sprache ſteht, wie in Allem, ſo auch in dem Organiſmus der Laute auf einer ſehr hohen Stufe, und tritt nahe hinan zu den edelſten Hervorbringungen der Vorwelt, dem Griechiſchen und dem Sanskrit. Es beſitzt alle die muſikaliſchen Tugenden, welche das heutige Deutſch zu ſeinem großen Nachtheile eingebüßt hat.

Die Formen der gothiſchen Poeſie ſind uns unbekannt. Indeſſen liegt es am Tage, daß die Sprache ſich in rhythmiſche Silbenmaße, ganz nach den Geſetzen der griechiſchen Metrik, fügen konnte. Daß es wirklich geſchehen, wird man wenigſtens wahrſcheinlich finden, wenn man Folgendes erwägt. Gewöhnlich tritt, wo der Sinn für die Quantität verloren geht, ſogleich der Reim hervor. In der Geſchichte der deutſchen Poeſie finden wir eine Mittelſtufe, die Allitteration. Dieſe iſt die bindende Form in den älteſten altſächſiſchen Gedichten, die wir haben. In der angelſächſiſchen Poeſie hat ſie bis zum Untergange der Sprache beſtanden. Was gieng nun der Erfindung der Allitteration voraus? Ich denke, der Rhythmus.

Vielleicht würde ſich Klopſtock weniger eifrig bemüht haben, die bewunderten Vorzüge der klaſſiſchen Sprachen herabzuſetzen, und ihre vermeinten Gebrechen (nothwendige Eigenſchaften ſolcher Sprachen, worin die Quantität herrſcht) zu rügen, wenn er eingeſehen hätte, daß der Vorzeit unſrer Sprache dieſe Vorzüge und dieſe vermeinten Gebrechen mit jenen gemein waren.

S. 239. Die überſetzten Verſe des römiſchen Dichters ſtehen in ſeinen Epist. ex Ponto L. IV. El. 13. Nur zum Scherze ward hier, nach **Klopſtocks** eigner Vorausſetzung, behauptet, Ovids getiſche Verſe ſeien gothiſche, folglich deutſche geweſen. Auch äußert ſich der verwöhnte Römer ſonſt ſo wenig ſchmeichelhaft für die Geten, daß wir kaum wünſchen können, ſie unter unſere Vorfahren zählen zu müßen.

Barbarus hic ego sum, quia non intellegor ulli;
Et stolidi Getae verba Latina rident.

Indeſſen bleibt es immer eine merkwürdige Thatſache, daß Ovid es möglich fand, in der unbekannten barbariſchen Sprache der Geten Verſe nach den Geſetzen der klaſſiſchen Metrik zu machen.

S. 239. ‘Klopſtock hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Ueberſetzung verkürzt’. — Wiewohl er ſich ſelbſt hierdurch das Ziel dichteriſcher Nachbildungen verrückte, ſo verdienen doch die ſeinigen ſehr beachtet zu werden. Sie ſind friſch und lebendig, und haben eine gewiſſe Anmuth Vielleicht werden meine Leſer nicht ungern eine berühmte und bewundernswürdig ſchöne Stelle des Virgil in der klopſtockiſchen und voßiſchen Ueberſetzung vergleichen.

Aen. VI. 847. sqq.

Excudent alii spirantia mollius aera;
Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus,
Orabunt causas melius, coelique meatus
Describent radio, et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hae tibi erunt artes; pacisque imponere morem,
Parcere subiectis, et debellare superbos.

Klopſtock.

Andere mögen athmendes Erz anmuthiger gießen,
Mögen denn bilden in Paros Stein die Geberde des Lebens,
Schöner reden vor dem Gericht, des Himmels Bewegung
Mit dem Zirkel bezeichnen, verkündigen kommende Sterne:
Dein ſei, Römer, daß du die Nationen beherrſcheſt,
(Hier ſei du der Künſtler!) des Friedens Sitte gebieteſt,
Deſſen ſchonſt, der gehorcht, mit dem Stolzen ſiegend es endeſt.

V o ß.

Andere gießen vielleicht geründeter athmende Erze,
Oder entziehn, ich glaub' es, beſeeltere Bildung dem Marmor,
Beßer kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die Bahnen des Himmels
Zeichnet genauer ihr Stab, und verkündiget Sternen den Aufgang:
Du, o Römer, beherrſche des Erdreichs Völker mit Obmacht;
(Dieß ſei'n Künſte für dich!) du gebeut Anordnung des Friedens;
Demuthsvoller geſchont, und Trotzige niedergekämpfet!

Nach meinen Grundſätzen des Versbaues habe ich dieſe Stelle ſo zu geben verſucht:*)

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß! anbilden lebendige Züge dem Marmor;
Werden beredſamer ſein im Gericht, und die Bahnen des Himmels
Meßen mit kreißendem Stab, und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du ſei, Römer! bedacht, weltherrſchende Macht zu verwalten,
(Solcherlei Kunſt ſei dein!) dann friedliche Sitte zu ordnen,
Wer ſich ergab, zu verſchonen, und Trotzige niederzukämpfen.

---

*) [Vgl. Werke Bd. III. S. 191.]

Aphoriſmen
die Etymologie des Franzöſiſchen betreffend.

1.

Die Sprache einer kleinen, von andern, an Kultur und Macht überlegenen Völkern umgebenen Völkerſchaft iſt wie eine ſtehende Lache in einem Thal, wohin alle Waßer von den Anhöhen rings umher zuſammenlaufen: ſie kann ſich der fremden Einflüße nicht erwehren. Die Sprache eines wirkenden voranſtrebenden Volkes iſt wie ein raſcher Strom, der ſich ſelbſt durch einen See oder das Meer mit geringer Miſchung den Weg bahnt: die gewaltige Bewegung ſtößt den fremden Andrang zurück.

2.

Die im Bas-breton die Urſprache ſuchen, erinnern an den Mann, der in einem Steinbruche die Verſteinerungen fand, welche ſein Freund geſchnitzt hatte. Des petits pâtés pétrifiés beweiſen, daß die Paſtetchen ſchon vor der Sündflut in Gebrauch waren: ſie rühren von einer letzten Mahlzeit des ertrunkenen Menſchengeſchlechts her!

3.

Le Brigant voudrait bien passer, à ce qu'il paraît, pour le dernier rejeton de l'illustre tribu des Brigantes qui dans la Grande-Bretagne fit une si belle résistance aux Romains.

4.

Ce Bas-Breton, c'est vraiment une bonne pâte de langue: on en fait à volonté de l'Hébreux ou du Sanscritan. Mais ces deux assertions se réfutent réciproquement. Si le Bas-breton est de l'Hébreux, il n'est donc pas du Sanscritan; s'il est du Sanscritan, il n'est donc pas de l'Hébreux, puisqu' il est reconnu que ces deux langues n'ont rien de commun et qu'elles appartiennent à des familles différentes.

5.

Die celtiſche Hypotheſe iſt ein symptôme mortel, die facies Hippocratica für die geſunde Vernunft.

6.

Genaue und authentiſche Berechnung der Bevölkerung Helvetiens bei Cäſar — ungefähr ein Fünftel der heutigen — Blühender Zuſtand — Vermeinte Engigkeit ihrer Gränzen. — Folgerungen hieraus. Das geſammte Gallien, Aquitanien und Belgien inbegriffen, nach demſelben Verhältniß fünf bis ſechs Millionen vor der Eroberung. Verwüſtungen des Krieges. Dünne Bevölkerung, als es eine römiſche Provinz ward. Große Wirkung der Kolonieen. Die Bevölkerung nahm ohne Zweifel unter der römiſchen Herrſchaft zu, aber erſt als die lateiniſche Sprache ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht hatte.

7.

Unter dem Tiberius ſind 400,000 Sueven und Sigambrer nach Gallien an's linke Rheinufer verpflanzt worden (Sueton. u. Eutrop.). Wie äußerſt gemiſcht die Bevölkerung Galliens! Hätte dieß ohne Einfluß auf die Sprache bleiden können? (Die Zahl bei Eutropius iſt freilich ſtark.) — Franconville — Romainville. —

8.

Galliciſmen kommen ſchon beim Gregor von Tours vor, z. B. focus (feu), mala hora (malheur), homo (on) u. ſ. w.

9.

On aurait essayé en vain d'arrêter les partisans de l'hypothèse hebraïque un petit instant à la tour de Babel — ils couraient tout droit au paradis terrestre.

10.

Phöniciſche Hypotheſe — Bochart — Im ſiebzehnten Jahrhundert gab es eine Menge Leute, die Einem Hebräiſch, Chaldäiſch, Arabiſch an den Kopf warfen, que c'était une bénédiction. Man ſagt wohl, ſie wußten zu viel, das verwirrte ihre Gedanken; offenbar aber wußten ſie nicht genug. Man könnte heutzutage immerhin das etymologiſche Studium aufmuntern: vor der Gefahr d'être assommé à coups d'érudition iſt man ziemlich ſicher.

11.

Höhlen der Troglodyten, aus welchen neuere Philoſophen die ganze Kultur hervorgehen laßen.

12.

Die Geſchichte vom Pſammetichus — le sauvage de l'Aveyron.

13.

Die göttlichen und menſchlichen Namen der Dinge beim Homer und in der ſämundiſchen Edda.

14.

Etymologiſche Anſpielungen im alten Teſtament. — Plato — die Stoiker — Varro.

Vorrede zu Flore und Blanſcheflur, von Sophie v. Knorring, geb. Tieck.

Seit einiger Zeit hat ſich, nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern Europas, eine lebhafte Neigung ſowohl zu den Dichtungen, als zu geſchichtlichen oder dichteriſchen Darſtellungen des Mittelalters kund gegeben. Es iſt vielleicht um ſo anziehender, ſich in die vaterländiſche Vorzeit zu verſetzen, je fremder ihre Sitte uns geworden, und je mehr die damalige Verfaßung der Geſellſchaft in der heutigen Wirklichkeit ausgelöſcht iſt. Glücklich begabte Dichter haben ſich darin gefallen, ihre eignen Erfindungen in die Tracht der ritterlichen Zeit zu kleiden. Allein dieß iſt ein bedenkliches Unternehmen: denn es ſteht kaum zu erwarten, daß eine freie Erdichtung menſchlicher Leidenſchaften, Handlungen und Lebens-Auftritte nicht in gewiſſem Grade das Gepräge ihrer Zeit tragen ſollte: und wenn das der Fall iſt, ſo wird das gewählte Koſtum nicht ganz zu dem Grundgewebe paßen, und ein Mangel an ſichrer Haltung zu ſpüren ſein. Ueberhaupt ſind die einfachen, kräftigen, und eben deswegen gläubigen Zeitalter am glücklichſten im Erfinden; ich meine im Hervorbringen ſolcher Erdichtungen, die wenn ſie einmal vorhanden ſind, in die Reihe der Wirklichkeiten einzutreten, und die Mannichfaltigkeit des Weltſchauſpiels zu bereichern ſcheinen. Ausbilden und vollenden hingegen, auch die bewußtloſe Tiefe ergründen, iſt der eigentliche Beruf ſolcher Zeitalter, in welchen die Beſonnenheit und der zweifelnde Verſtand vorwaltet.

Es dürfte alſo auf alle Weiſe das Gerathenſte ſein, bei einem ſolchen Verhaben ſich an die ächten und noch vorhandenen Dichtungen des Mittelalters anzuſchließen. Hier iſt durch die Bewegung der Charakter der Geſtalten ſchon gegeben; die verloſchenen Umriße dürfen nur aufgefriſcht, und mit ihren eigenthümlichen Farben ausgefüllt werden, um ein anſchauliches Bild der ritterlichen Zeit in vollkommener Einſtimmung mit ſich ſelbſt hervortreten zu laßen.

Man hat ſich auf verſchiedene Art bemüht, die zuvor ganz in Vergeßenheit begrabenen alten Ritterromane wieder ans Licht zu ziehen. Zuvörderſt durch proſaiſche Auszüge: dieß iſt beſonders in Frankreich geſchehen, aber ohne Kritik, ohne Kenntniß der wahren Quellen, nach vergleichungsweiſe ſehr ſpäten und verfälſchten Bearbeitungen, in einem gezierten Vortrage, der mit der Unſchuld und Treuherzigkeit der Dichtungen in ſchneidendem Widerſpruche ſtand; man ſchien die feine Leſewelt gleichſam um Verzeihung zu bitten, daß man ſie von ſolchen Albernheiten unterhalte. Nur in Deutſchland iſt bisher eine beträchtliche Anzahl der in Verſen abgefaßten Originale aus dem dreizehnten Jahrhundert treu in der alten Sprache abgedruckt. In England, wiewohl man dort den Gehalt dieſer Dichtungen zu ahnden anfängt, hat man ſich meiſtens mit Proben begnügt, übrigens Auszüge, zum Theil ziemlich verſtändige, geliefert. In Frankreich, wo durch Raynouards meiſterhafte Arbeiten ein neues Licht über die provenzaliſche Litteratur aufgeht, hat man im Nordfranzöſiſchen nur von den Fabliaux und dem allegoriſchen Roman von der Roſe genaue Ausgaben veranſtaltet; an die Ritterromane iſt die Reihe noch gar nicht gekommen.

Indeſſen müßen ſie, auch durch treue Abdrücke vor dem gänzlichen Untergange bewahrt, dennoch den meiſten Leſern unzugänglich bleiben. Denn ſie ſind in einer veralteten Sprache geſchrieben; und was das Schlimmſte iſt, in einer Sprache, welche zwar ſchwer verſtändlich, aber doch die unſrige iſt. Wenn es um den Genuß ausländiſcher Poeſie zu thun iſt, ſo verſetzen wir uns willig zu dem Dichter auf ſein eignes Gebiet. Hier aber wird man beſtändig durch die Erinnerung an den verſchiedenen Sprachgebrauch, und die veränderte Geltung der Wörter geſtört, und gelangt nur durch lange fortgeſetzte und eigentlich gelehrte Uebung zu einem reinen Eindruck.

Es kommt jedoch ein viel weſentlicherer Umſtand hinzu, weswegen die alten erzählenden Gedichte nicht bloß einen Sprachausleger, ſondern einen dichteriſchen Dolmetſcher erwarten. Ihre Form iſt meiſtens ſehr unvollkommmen: ich hoffe durch dieſes Geſtändniß die Verehrer der Vorzeit um ſo weniger zu kränken, je entſchiedener ich mich über den unermeßlich hohen Werth der Dichtungen ſelbſt, und das Unvermögen der jetzigen Zeit, etwas Aehnliches hervorzubringen, ausgeſprochen habe. Die Erzählung iſt unbeholfen: es fehlt ihr auf der einen Seite an raſcher Gewandtheit und gedrängter Kürze, welche vorzüglich in den bloß zur Verſtändigung unentbehrlichen, und des Schmuckes wenig empfänglichen Theilen erfordert wird; auf der andern Seite an gleichmäßig vertheilter und in leichtem Schwunge vorübereilender Fülle. Es iſt, als fühlten die Erzähler die Unzulänglichkeit ihrer Worte für das, was ſie ſo treu und gemüthlich empfinden; ſie wollen ihren Gegenſtand erſchöpfen, ſie nehmen verſchiedentlich einen neuen Anlauf, und verfallen in Weitſchweifigkeit. Insbeſondere wißen ſie die Wendepunkte der Begebenheiten nicht genugſam herauszuheben, und weder allmählich vorzubereiten, noch zu verſchweigen und auszuſparen, wo Ueberraſchung bewirkt werden ſoll. An dieſen Gebrechen hat die unglücklich gewählte Versart der kurzen Reimpaare keinen geringen Antheil. Es iſt nicht zu läugnen, die ſchnelle Folge der Reime hat den Dichtern oft befremdliche und ſtörende Wendungen abgenöthigt, ja zuweilen Verſe, die ganz wie müßige Einſchiebſel ausſehen. Dieſe Versart iſt von einer auch dem geübteſten Vorleſer unüberwindlichen Eintönigkeit: die kunſtreicheren Meiſter haben dieſe, jedoch vergeblich, dadurch zu heben verſucht, daß ſie mit dem Sinne beſtändig aus einem Reimpaare in das andre hinüberſchreiten, und alſo durch die Wortfügung, der Natur des Reimes zuwider, verbinden was er trennt, und trennen was er verbindet. Welcher Kunſterfahrene möchte es unternehmen, in dieſer Versart ein langes erzählendes Gedicht durchzuführen? Bei dem Gebrauch des Reimes iſt irgend eine Abtheilung in Strophen dazu ganz unentbehrlich. An dem Bruchſtücke des ächten Titurel in vierzeiligen Strophen, einigermaßen auch noch an der Umarbeitung in ſiebenzeiligen, ſieht man die günſtige Rückwirkung einer ſchicklicher gewählten Form auf die Darſtellung. Es verſteht ſich, daß wir nicht von dem Liede der Nibelungen reden, welches durch Ton und Farbe eben ſo weſentlich von den welſchen Ritterromanen ausgeſondert iſt, als durch ſeine Heimat und die verſchiedene Art der Entſtehung. Von dieſem Gedichte behaupte ich allerdings, und berufe mich dabei auf die ſchon gemachten Erfahrungen, daß es keiner Erneuerung, die der Ausſprache beim mündlichen Vortrage ausgenommen, weder bedürfe, noch ſie dulde, um lebendig auf die Gemüther zu wirken.

Wenn man mir im Obigen beiſtimmt, ſo wird man mir auch zugeben, den alten Ritterromanen ſei nicht etwa damit zu helfen, wenn man durch Wegnahme des Unverſtändlichen, Ueberflüßigen und Mißfälligen ſtellenweiſe nachbeßerte, im Ganzen aber Form und Manier beibehielte. Hiedurch würde nichts anderes bewirkt werden, als ein zwitterhaftes Weſen; eine unerlaubte Verfälſchung des Alten, ohne daß doch ein wahrhaft Neues aufgeſtellt und in ſich ſelbſt begründet wäre. Nein: man muß ſich ganz an das Weſen halten, die Hülle aber fahren laßen; der Geiſt der alten Dichtung, aus einem künſtleriſchen Sinne wiedergeboren, muß ſich aufs Neue in einer ſprechenden und einnehmenden Geſtalt verkörpern. Eben dieſes Recht haben die alten Dichter an ihren Vorgängern geübt, von welchen ſie Ueberlieferung oder Erfindung überkamen: ſie ſchmückten das Ererbte nach den Forderungen ihrer Zeitgenoßen; wir müßen das Gleiche für die unſrigen thun, denn Niemand kann für ſeine Altvordern ſchreiben.

Solche Gedanken haben mich oft beſchäftigt, als ich der Poeſie noch jugendliche Stunden zu widmen hatte. Meine Bewunderung für den Arioſto hielt mich nicht ab, ſein wahres Verhältniß zu den Ritterromanen einzuſehn. Er hat nur die ſpäteren Bearbeitungen in Proſa gekannt, und an dieſen ſchien ihm erlaubt alle Willkür zu üben: ihre Namen und Abenteuer dienten ihm nur zum Vorwande ſeiner phantaſtiſchen Einfälle. Er hat fremde Schätze mannichfaltig darauf zuſammengehäuft, keineswegs aber die Dichtung aus ihren eignen Mitteln bereichert; er hat ſie übertrieben, ohne ſie natürlich zu entfalten. Seine künſtleriſche Meiſterſchaft lobt man am beſten, wenn man ſagt, was erweislich wahr iſt, daß er ſein Gedicht ohne einen Entwurf angefangen, und ohne einen Entwurf fortgeführt hat; daß er von Geſang zu Geſang, wie von Tage zu Tage, gelebt; endlich daß er, während er den bunten Teppich ohne Maß und Ziel fortwebt, dennoch die Wiederholung der Figuren zu verkleiden, und die Zuſchauer bei der Betrachtung feſtzuhalten weiß. Wenn aber von Haltung und Einheit die Rede iſt, ſo geſtehe ich gern, daß ich den proſaiſchen Roman von Fierabras, ſo roh und wild er auch ſein mag, vorziehe; wenn von ergreifender Wirkung auf die Gemüther, daß im raſenden Roland nichts mit der Erkränkung des Roſſes Bayard in den alten Heymons-Kindern verglichen werden kann. Unter den italiäniſchen Dichtern hat Dante noch die ächten Ritterromane gekannt, und nach ſeiner großen Weiſe gefühlt: ſeine wenigen Erwähnungen, vom Lancelot (wer gedenkt nicht dieſer?), vom Artus, vom Triſtan, von Ronceval und Rolands gewaltigem Horn, haben einen ganz anders zauberiſchen Anklang als Arioſtes verſchwendete und ſich gegenſeitig im Preiſe herabſetzende Wunder-Erſcheinungen.

An einer Dichtung, mit deren tiefer Leidenſchaftlichkeit nichts Anderes aus demſelben Kreiße verglichen werden kann, am Triſtan, unternahm ich, was meinem Sinne vorſchwebte, zu verwirklichen. Der erſte Verſuch ſchien mir hinlänglich gelungen zu ſein, um mich zu der Fortſetzung aufzumuntern; und ich würde das Werk raſch zu ſeinem Ziele fortgeführt haben, wenn ich nicht durch unglückliche Vorfälle unterbrochen worden wäre. Nachher iſt es mir in einem mannichfaltig bewegten Leben niemals geglückt, den abgerißenen Faden wieder anzuknüpfen; ſo daß ich mich endlich entſchloß, den erſten Geſang, nur als Zeugniß eines unvollendet gebliebenen Vorhabens, dem Publikum mitzutheilen.

Jetzt gewährt es mir eine ungemeine Befriedigung, was ich ehemals zu leiſten mich bemüht hatte, an einer andern Lieblings-Dichtung des Mittelalters, mit zartem Sinne, mit leichter und glücklicher Hand, ausgeführt zu ſehn. Die Geſchichte von Flore und Blanſcheflur iſt eine anmuthige Kinder-Idylle unter den Ritterromanen. Sie war ſo allgemein beliebt, daß ſie in alle europäiſche Sprachen, worin man vom dreizehnten bis zum ſechszehnten Jahrhundert zu ſchreiben und zu dichten pflegte, verſchiedentlich übertragen worden iſt. Die bibliographiſchen Nachrichten hierüber, ſo wie über die Handſchriften und Drucke, wird man leicht in den Büchern finden, wo man dergleichen zu ſuchen gewohnt iſt. Den Geiſt der Dichtung hat mein Bruder Friedrich von Schlegel in ſeiner Nachricht von den poetiſchen Werken des Boccaccio bei

Gelegenheit des Filopono *) treffend geſchildert. Die eben genannte Jugendſchrift des berühmten Italiäners iſt nämlich nichts anderes als die Geſchichte von Flore und Blanſcheflur, aber durch geſuchte Pracht der Schreibart, durch die hinzugedichtete Einwirkung überirdiſcher Weſen unter heidniſchen Namen, und allerlei andere fremde Zuthaten zu einem weitläuftigen heroiſchen Roman in Proſa hinaufgeſchraubt. An dieſer unerträglichen Verkleidung eines lieblichen Märchens kann man lernen, wie man es nicht machen muß, wenn man Dichtungen des Mittelalters erneuern will; aber der mit ſo großer Anſtrengung unternommene ehrgeizige Verſuch beweiſt wenigſtens, daß im vierzehnten Jahrhundert die Geſchichte auch in Italien volksmäßig verbreitet war, und in hohem Rufe ſtand.

Was den Urſprung des Romans von Flore und Blanſcheflur betrifft, ſo iſt die Meinung einiger Gelehrten, Spanien ſei deſſen Heimat, ohne allen Grund, und vielleicht nur durch den Schauplatz der Handlung in der erſten Hälfte veranlaßt worden. Die älteſte bisher bekannt gewordene Behandlung iſt die welſche, worauf unſer alter Meiſter mit Nennung des Verfaßers Robert von Orbent (wofern die Leſeart richtig iſt) ſich beruft. Ob dieſe noch in der königlichen Bibliothek zu Paris, oder ſonſt irgendwo vorhanden ſei, kann ich nicht ſagen. Allein ich halte Frankreich dennoch nicht für das Geburtsland der Dichtung, und bin geneigt zu glauben, ſie ſei, wie ſo manche andre, aus dem Morgenlande, dieſe aber zunächſt aus dem chriſtlichen Morgenlande nach Europa gekommen, und vielleicht durch Vermittlung des Griechiſchen und Lateiniſchen in den lebenden Volksſprachen verbreitet worden. Der feindliche Gegenſatz zwiſchen Chriſtenthum und Islam fand im Occident eben ſo wohl ſtatt, als im Orient. Den Schauplatz und die Erwähnung der Pilgerfahrt zu St. Jakob von Compoſtella wird man nicht als eine erhebliche Einwendung anführen: die geographiſchen Angaben konnten bei der Uebertragung verändert werden: ſie ſind überdieß meiſtens verwirrt und unbeſtimmt genug; Boccaccio hat ſie vollends unverantwortlich entſtellt. Da ich gegenwärtig die Hülfsmittel nicht zur Hand habe, welche erfordert werden, um eine ſolche Spur

---

*) [Charakter. u. Krit. II. S. 374 f. Fr. Schl. Werke. X. Bd. Wien 1825. S. 14 f.]

weiter zu verfolgen, ſo gebe ich meine Anſicht für nichts weiter aus, als eine bloße Vermuthung. Aber da es bei uns Sitte geworden iſt, die alten Gedichte nach Fabelkreißen zu ordnen, und ich ſehe, daß Flore und Blanſcheflur, wegen der am Schluße beigefügten Genealogie, zu dem Fabelkreiße von Karl dem Großen gerechnet wird, ſo finde ich nöthig zu bemerken, daß dieſe Dichtung mit jenem Fabelkreiße nicht das Mindeſte zu ſchaffen hat, ſondern, wo ſie auch entſtanden ſein mag, unabhängig für ſich beſteht. Ein ſolcher genealogiſcher Zuſatz, ganz willkürlich erſonnen, war wohlfeilen Kaufs zu haben; und nichts iſt bei den alten Erzählern gebräuchlicher, als dieſes Mittel, die Namen ihrer Helden an ſchon berühmt gewordene anzuknüpfen.

Wir haben zwei Bearbeitungen in alten Reimen, die eine in oberdeutſcher, die andre in niederdeutſcher Mundart. Die letztere hat Bruns, Profeſſor in Helmſtädt, in einer Sammlung niederdeutſcher Gedichte herausgegeben; der gelehrte Eſchenburg beſaß eine beßere Handſchrift davon. (S. deſſen Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. S. 209...230.) Sie ſcheint ſehr jung zu ſein: ſchwerlich darf man ſie höher hinaufſetzen, als in die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Erzählung iſt ungemein abgekürzt, ja ſogar durch Weglaßung der eigentlichen Züge (z. B. des Schachſpiels, wodurch Flore des Gärtners Gunſt gewinnt) häufig verſtümmelt. Die Verſe ſind unförmlich, die Ausdrücke gemein, die bei jedem Abſchnitte wiederholte bänkelſängeriſche Aufforderung, dem Vorleſer zu trinken zu geben, iſt wohl nur dem Abſchreiber zuzurechnen. Aber das Ganze iſt in dichteriſcher Hinſicht völlig werthlos. Der einzige Geſichtspunkt, aus welchem es einige Aufmerkſamkeit verdienen möchte, iſt abweichende Angabe einiger Namen und Oerter, woraus hervorgeht, daß das Buch, auf welches der niederdeutſche Verfaßer ſich beruft, nicht die vorhandene oberdeutſche Bearbeitung war. Vielleicht hat er mittelbar oder unmittelbar aus einer lateiniſchen Quelle geſchöpft. Die Vermuthung ſcheint durch die Abänderung der Namen in Flos und Blankflos begünſtigt zu werden.

Das oberdeutſche Gedicht von Flore und Blanſcheflur iſt durch C. H. Müller in der bekannten Sammlung zum Druck befördert worden: bis zur Unleesbarkeit fehlerhaft, wie Alles, was durch die Hände dieſes unwißenden Herausgebers gegangen iſt. Der Verfaßer hat, wie ich oben bemerkte, den Urheber der welſchen Fabel, aber, gegen die Sitte des Zeitalters, nicht ſeinen eignen Namen genannt. Man nimmt an, er habe Herr Konrad Flecke geheißen, weil Rudolph Dienſtmann von Montfort einen Ritter dieſes Namens als Erzähler der Geſchichte von Flore und Blanſcheflur rühmt; wogegen auch nichts einzuwenden iſt, ſo lange wir nur Eine ſo alte Behandlung kennen. Hieraus folgt dann, daß das Gedicht früher als Wilhelm von Orleans geſchrieben worden. Der Verfaßer ſpricht ſehr beſcheiden von ſich ſelbſt. Es war ſein erſter Verſuch, und er glaubt deswegen auf Nachſicht Anſpruch machen zu dürfen.

Wanne zu nuwen liſten iſt las
Ein vngeſlißen ſynn.
Dis iſt myn erſte begynn,
Des ſoll ich genießen.

Indes, wiewohl er weder an erfindungsreicher Tiefe mit Herrn Wolfram von Eſchenbach, noch an blühender Anmuth mit Meiſter Gottfried von Straßburg, noch an gewandter Leichtigkeit und Fülle mit Meiſter Konrad von Würzburg verglichen werden kann, ſo fehlt es doch ſeiner Erzählung nicht an gemüthlichen Zügen, an treffenden Ausdrücken und Bildern, welche ganz unverändert noch jetzt gefallen können. Dieſe hat die Dichterin ſorgſam bewahrt, oft einen verſprechenden Keim entfaltet, zuweilen das ausführlich Geſchilderte zuſammengedrängt. Was die Umſtände der Geſchichte betrifft, iſt ſie mit allem Rechte dieſer ächteſten Ueberlieferung Schritt vor Schritt gefolgt, und hat ſich nur da kleine Abweichungen erlaubt, wo ein verändertes Gefühl der Schicklichkeiten ſie nothwendig machte. Auch dieſe Wendung iſt dem alten Dichter abgeliehen, daß die Erzählung in einem ritterlichen Kreiße von Herren und Frauen, in einer lachenden Frühlings-Umgebung, durch eine edle Frau gleichſam wie vor einem Liebeshofe vorgetragen wird. Allein jener hat dieſes nachher fahren laßen; hier iſt hingegen dadurch zu Anfange jedes Geſanges ein Ruhepunkt gewonnen, wo, ſtatt der beim Arioſt und den übrigen italiäniſchen Erzählern von Rittergedichten üblichen allgemeinen Betrachtungen, an eine ſchon ſonſt bekannte romantiſche Dichtung, welche Beziehung auf die Lagen und Schickſale der Liebenden hat, erinnert wird. Mit kunſtreicher Symmetrie iſt dann in dem Laufe jedes Geſanges irgend ein mythologiſches Beiſpiel eingeflochten. Man würde irren, wenn man glaubte, die Dichterin ſei hiedurch aus der Gedankenſphäre des Zeitalters, in welches ſie uns verſetzen will, hinausgetreten. Die Bilder der alten Mythologie waren im Mittelalter niemals ganz vergeßen, ſie lebten in dem Sinn der damaligen Menſchen nach ihrer allgemeinen Bedeutſamkeit, wenn ſie ſich gleich auf eigne Weiſe geſtalteten: wie zum Beiſpiel Ritter Ulrich von Lichtenſtein ſich die Göttin Venus zum Helmzimier gewählt hatte, aber vorgeſtellt als eine Königin im Purpurgewande, mit Krone, Scepter und Fackel. Ein Troubadour vergleicht den Mund ſeiner Geliebten, der ihn durch einen Kuß verwundet hatte, mit der peleiſchen Lanze, welche allein die geſchlagenen Wunden zu heilen vermochte; ſich ſelbſt, indem er ſich in ihren Augen ſpiegelt, mit dem Narciſſus. In einer Geſchichte, wo der Sohn eines mohriſchen Königs in Spanien aus der Liebeskunſt des weiſen Meiſters Ovidius Latein lernt, wo nachher ein wunderbarer mit der Geſchichte des Paris und der Helena verzierter Becher vorkommt, waren mythologiſche Erwähnungen doppelt veranlaßt und gerechtfertigt. Auch ſtand nicht zu beſorgen, daß ſolche kleine Epiſoden die Theilnahme unwillkommen ſtören möchten, denn ſie ſteigt niemals bis zu einer ſchmerzlichen Spannung, weil man vom Anfange an der glücklichen Löſung entgegenſieht.

In der Sprache hat die Dichterin einen leiſen Anſtrich von Alterthümlichkeit mit der heutigen Ausbildung glücklich gepaart; hierin, ſo wie in der Wahl des Silbenmaßes, in der Behandlung der Reime, der wechſelnden Rhythmen und Einſchnitte hat ſie ungefähr daſſelbe vor Augen gehabt, was ich bei der Ausarbeitung meines Triſtan erſtrebte. Ich würde Vieles bewundernd zu bemerken, nur hier und dagegen einzelne Ausdrücke, gegen die Gliederung der Sätze und manche grammatiſche Freiheiten etwas zu erinnern finden, wenn ich das Amt eines Kunſtbeurtheilers, und nicht das willkommenere eines Herausgebers übernommen hätte. Es ſteht mir nicht zu, dem Gefühle der Leſer und Leſerinnen vorzugreifen, denen ich nur geſchichtlich die Verhältniſſe der Dichtung habe darlegen oder ins Gedächtniß zurückrufen wollen. Die zarte Geſchichte von zwei ſittſamen Blumenkindern, wo Unſchuld und Liebesglut als Lilie und Roſe perſönlich erſcheinen, mit friſchem und farbigem Schmuck ausgeſtattet, wird ohne Zweifel auch jetzt wie ehemals ſich Wohlgefallen und Zuneigung erwerben.

Bonn im Junius 1822.

Schreiben an Herrn Buchhändler Reimer in Berlin.

Bonn, im December und Januar 1838 u. 39.

Mein hochgeehrter Herr und Freund!

Sie ſind gewiß der einzige Buchhändler in Deutſchland, der den Shakſpeare im Original gründlich genug verſteht, um ſchätzbare Varianten zu einer Ueberſetzung liefern zu können. Ich bedaure, die Ihrigen für jetzt beiſeit legen zu müßen, weil meine Rechnung mit dem König Johann bereits abgeſchloßen iſt.

Ich lade Sie ein, im 2ten Bande meiner indiſchen Bibliothek die Seiten 254…258 nachzuleſen und zu beherzigen. Die Kunſt, worüber ich dort einige leichte Andeutungen hinwarf, habe ich nun ſeit einem halben Jahrhundert (ganz wörtlich zu verſtehen, ſeit genau gezählten funfzig Jahren) auf die mannichfaltigſte Art ausgeübt, und beträchtliche Zeiträume hindurch meinen ganzen Fleiß darauf gewandt.

Ich habe keine Abſchrift meiner Korrekturen zurückbehalten, und kann deswegen die Vergleichung nicht anſtellen. Aber bei einigen Ihrer Vorſchläge habe ich die Gründe gleich zur Hand, warum ich ſie nicht annehmbar finde. Antwortſt

— antwort'geziemend — Verbrechriſch Scheuſal' ſind Härten, die ich möglichſt vermeide. Glauben Sie mir, ich habe viel über dieſe Dinge nachgedacht, und könnte leicht eine Abhandlung bloß über die Eliſion kurzer Vokale und den Gebrauch des Apoſtrophs ſchreiben, in welchen Fällen nämlich die Verkürzung dem Wohllaut ſogar förderlich, oder erlaubt, oder unzuläßig ſei.

Alle möglichen Varianten erſchöpfend erörtern zu wollen, wäre endlos. Es thäte Noth, man hätte eine Goldwage, eine poetiſche, rhetoriſche, logiſche, grammatiſche, ſynonymiſche, metriſche Goldwage, um Silben und Wörter, Ausdrücke und Bilder, Auslaßungen und Zuſätze, Wortfügungen und Wortſtellungen, endlich Verſe, Silbenfüße, männliche und weibliche Schlüße der Jamben, Reime und Verstheilungen gegen einander abzuwägen.

Ich habe kein Monopol: Jedermann hat das Recht den Shakſpeare zu überſetzen.

Die Voße hatten das Recht; Tieck, Graf Baudiſſin und der oder die Ungenannte haben das Recht; Benda hat das Recht; Kaufmann hat das Recht; Ortlepp hat das Recht; Petz hat das Recht; Mügge hat das Recht; Fiſcher hat das Recht: die Wiener mit ihrem vaterländiſchen Surrogat haben das Recht; und Johann Deut, Georg Kahl, Franz Nagebein und Wilhelm Quake werden ebenfalls das Recht haben, wenn ſie als meine ſiegreichen Nebenbuhler auftreten wollen.

Auch korrigieren kann Jeder meinen Shakſpeare: entweder handſchriftlich am Rande ſeines Exemplars, oder gedruckt, in Beurtheilungen u. ſ. w. Aber in meine Ueberſetzung hineinkorrigieren, das darf Niemand ohne meine ausdruckliche Erlaubniß.

Ein großer Dichter, ein geiſtreicher und liebenswürdiger Mann, mein alter Jugendfreund, kurz Ludwig Tieck, hat ſich dieſe Freiheit genommen. Wie es ausgefallen, mögen unparteiiſche Kenner prüfen. Wenn ich meine alten Leſearten wieder herſtelle, ſo darf mein Freund ſich dadurch nicht gekränkt finden: er kann ſich ſagen, ich ſei nur meinem individuellen Gefühle gefolgt.

Hierin liegt die wichtigſte Bedenklichkeit gegen alle fremden Korrekturen. ‘Jeder hat ſeine eigene Manier, ſeine Art, ‘die Sprache und den Vers zu brauchen. Aenderungen können Fehler und Mißverſtändniſſe tilgen, aber nicht Kolorit, ‘Sprache und das Weſen der Arbeit ſelbſt zu bedeutend ändern, wenn nicht zu großer Widerſtreit und Ungleichheit in ‘dem Werke ſelbſt entſtehen ſoll.’ So drückt ſich Tieck in der Vorrede zum dritten Theile aus, und ich ſtimme ihm vollkommen bei.

Sehr frühzeitig habe ich hierüber eine Erfahrung gemacht, da ich es unternahm den Sommernachtstraum mit Bürger gemeinſchaftlich zu überſetzen. Er beſaß gewiß große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Verſifikation, hatte aber zugleich eine ſtark ausgeprägte, oft übertreibende Manier. Ich ſah bald ein, daß ich die von ihm ausgearbeiteten Stücke gänzlich bei Seite legen müße, weil ſonſt ein ſchreiender Kontraſt zwiſchen ſeinem und meinem Antheil entſtanden wäre.

Demnach wünſche ich, wenn unter der jetzigen Sündflut von Sh.-Ueberſetzungen etwas von der meinigen auf die Nachwelt kommen ſollte, es möge ganz von meiner eignen Hand ſein, und die Ueberſetzung möge den Titel: überſ. v. Schl. mit vollem Rechte führen.

Jetzt komme ich auf den eigentlichen Zweck dieſes Brieſes, nämlich Einiges in unſerer Verabredung näher zu beſtimmen, was bei der Kürze Ihres Aufenthaltes nicht gehörig erwogen werden konnte.

Indem ich förmlich das Recht des Herausgebers anerkenne, mit den unter ſeiner Leitung hinzugefügten Stücken nach Belieben zu ſchalten, ſo mache ich auch die gleiche Forderung für meinen Antheil, nicht bloß in Bezug auf den Text, ſondern auch auf die Zuthaten. Wir wollen dieß einzeln durchgehen.

1. Hoffentlich hat Tieck nicht die Abſicht, ſeine beiden Vorreden unverändert wieder abdrucken zu laßen. Er hat ja ſelbſt ſchon Manches zurücknehmen müßen: namentlich das Verſprechen der ſchleunigen Beendigung, und die Ankündigung der von ihm ſelbſt überſetzten Stücke.

In der erſten Vorrede äußert er, zwar in ſehr mildernden Ausdrücken, er könne meine Ueberſetzung nicht nur verbeßern, ſondern auch 'berichtigen', weil er den Sh. ſprachlich beßer verſtehe. — Dieß habe ich damals ſtillſchweigends hingehen laßen; wenn Tieck es aber jetzt wiederholte, ſo müßte ich nachdrücklich proteſtieren, und zwar durch die That, indem ich ſeine Mißverſtändniſſe nachwieſe.

2. Ich will gern glauben, daß die Auslaßung meines Namens auf dem Titel der einzelnen Stücke unabſichtlich und gewiſſermaßen zufällig war. Man befolgte bei dem neuen Abdrucke die bisherige Form, ohne zu bedenken, daß nun eine nähere Bezeichnung nöthig geworden ſei. Dieſe wird man auch in den Anmerkungen vergeblich ſuchen. Erſt am Schluße des neunten Bandes, im Epilog ſagt mein Freund: 'Schlegels Arbeiten ſind bekannt.' — Und ich ſage: Nichts weniger! ganz unbekannt ſind ſie heut zu Tage. Das ältere Publikum hat ſie vergeßen, und das jüngere noch nicht kennen

gelernt. Wenn nun mein unvollſtändiger Sh. nicht wieder gedruckt wird, wie ſoll ein künftiger Antiquar unſerer Litteratur meinen Antheil ausmitteln? Doch ja! durch Subtraktion wäre es möglich. Die von den beiden Mitarbeitern gelieferten Stücke werden am Schluße des Epilogs aufgezählt. Man darf alſo nur eine Tabelle der ſämmtlichen 36 Stücke anfertigen, und die Buchſtaben Gr. B. oder D. T. beifügen, wo ſie hingehören. Der Reſt iſt — Schlegel.

Die Titel der einzelnen Stücke werden alſo lauten: ‘überſetzt von A. W. von Schlegel:’ bei den zweien, die Sie bereits in Händen haben, und ſo lange ich eine ſolche Durchſicht fortſetzen kann, noch mit dem Zuſatze: ‘überſetzt und aufs neue durchgeſehen’ ꝛc. Träte aber hiebei eine Verhinderung ein, ſo wäre der Text der erſten Ausgabe, verſteht ſich, mit Wegräumung der Druckfehler, zum Grunde zu legen, und auch dieß auf den einzelnen Titeln zu bemerken.

3. Sie legen in Ihrer Ankündigung ein großes Gewicht auf T.'s Anmerkungen, und ſind auch als Verleger berechtigt, es zu thun. Mich dünkt, man durfte von einem Manne wie Tieck etwas weit Bedeutenderes erwarten. Ich finde das Allgemeine unbefriedigend, und das Einzelne großentheils unzweckmäßig.

Ich bin wohl berechtigt, hier mitzuſprechen. Auch ich habe über den großen Dichter geſchrieben, und zwar mit dem glänzendſten Erfolge. Das litterariſche Europa weiß es von Cadiz bis Edinburg, Stockholm und Sct. Petersburg. Jenſeit des atlantiſchen Meeres weiß man es auch: die engliſche Ueberſetzung meines Buches über dramatiſche Kunſt und Litteratur iſt in Nord-Amerika viermal nachgedruckt worden. Nur mein Freund Tieck ſcheint nichts davon zu wißen. — Als das Buch nach dem Frieden erſt in den höheren Kreißen, durch die franzöſiſche Ueberſetzung, dann allgemein durch die engliſche in dem Vaterlande des Dichters bekannt geworden war, ſchrieb mir mein verewigter Freund Sir James Mackintosh: If reputation in this country be agreeable to you, I may congratulate you on having fairly earned it, without the help of artifice or cabal. I know no book so generally read and followed or opposed, as your Lectures on Dramatic Poetry. You are become our National Critic. —

Ich glaube allerdings, daß gute erklärende Anmerkungen und beſonders Einleitungen, eine ſehr erſprießliche Begleitung des deutſchen Sh. ſein würden. Der gemeine Leſer, der über hundert halb oder gar nicht verſtandene Stellen gedankenlos hinweg lieſt, würde dadurch aus ſeiner Dumpfheit geweckt. Der denkende Leſer erkennt die Schwierigkeiten, und wenn er den nackten Text vor ſich hat, ſieht er ſich vergeblich nach Hülfe um.

Doch einen ſolchen Kommentar zu ſchreiben fühlte ich mich nicht berufen: mir war es einzig darum zu thun, den Dichter in ſeiner wahren Geſtalt aufzuſtellen. Auch war ich nicht gehörig mit Hülfsmitteln ausgerüſtet. Ich hatte keine Shakſpeare-Bibliothek, wie Eſchenburg ſie beſaß; die Anſchaffung einer ſolchen hätte leicht das Doppelte und Dreifache des Honorars für die Ueberſetzung verſchlungen, wiewohl die Maſſe der dahin gehörigen Bücher bei weitem noch nicht ſo angewachſen war wie jetzt, nach vierzig Jahren.

Excerpte aus den engliſchen Ausgaben cum notis variorum, wie ſie Eſchenburg giebt, wären leicht zu machen, aber damit wäre wenig ausgerichtet. Der deutſche Leſer hat ganz andre Bedürfniſſe als der engliſche. Freilich, wer erklären will, muß ſich der Herablaßung nicht ſchämen. Z. B. bei den hiſtoriſchen Stücken wären Erinnerungen über die Ausſprache der engliſchen Namen ſehr nützlich: ſonſt wird der unkundige Vorleſer oder Schauſpieler unfehlbar manche Verſe verderben. Für den, der Gaunt nach der deutſchen Geltung der Buchſtaben ausſpricht, ſind die Wortſpiele mit ſeinem Namen verloren. Die Ausſprache ſchwankte in Sh.'s Zeit. Worcester ſoll meiſtens Wûster lauten; doch gebraucht er es nach Bequemlichkeit auch dreiſilbig. Doch dieß ſind Kleinigkeiten. Ich begehre zu denſelben Stücken chronologiſche, biographiſche und geographiſche Anmerkungen. Ich will es nur geſtehen: ſo vertraut ich mit Richard II. war, ſo bin ich doch bei dieſer Durchſicht erſt zu einer deutlichen Vorſtellung von Bolingbrokes Zuge gelangt, und dieß iſt doch für das Verſtändniß der Handlung weſentlich.

Meines Erachtens müßten alle Anmerkungen zu einzelnen Stellen ſich auf die Sachen beziehen, und nicht auf die Worte. Sh. iſt voller Dunkelheiten. Einige ſind, wo nicht abſichtlich, doch urſprünglich und zum Theil charakteriſtiſch: ſie entſtehen aus der gedrängten Kürze, den kühnen Licenzen, dem raſchen Uebergange von einer Metapher zur andern. Andre Dunkelheiten ſind im Verlaufe der Zeit zufällig entſtanden, vornehmlich durch den veränderten Sprachgebrauch. Hier darf der Ueberſetzer, jedoch ohne Abſchwächung oder Paraphraſe, gelinde zur Deutlichkeit einlenken, und gewiſſermaßen ein praktiſcher Kommentator werden.

Was iſt der Zweck einer dichteriſchen Nachbildung? Ich denke, denen, für die das Original unzugänglich iſt, deſſen Genuß ſo rein und ungeſtört wie möglich zu verſchaffen Folglich muß der Ueberſetzer die Schwierigkeiten, die er im Texte ſchon beſeitigt hat, nicht von Neuem in den Noten vorbringen. Wozu ſollen dem unbefangenen Freunde der Poeſie die Mühſeligkeiten der Wortkritik, Varianten, Konjekturen, Emendationen? Die wenigen gelehrten Leſer, die eine Vergleichung anſtellen können, werden auf den erſten Blick ſehen, welche Leſeart der Ueberſetzer befolgt hat.

Alſo nur Sacherklärungen für den gebildeten, aber nicht gelehrten Leſer, entweder unter dem Text, oder mit einer Nachweiſung am Schluße des Schauſpiels. Wer wird ſie im 3ten Bande ſuchen? Ein weit wichtigeres Bedürfniß würde durch Einleitungen befriedigt werden, in der Art wie ich eine zu Romeo und Julia verſucht habe. Bei jedem Schauſpiele Sh.s ſieht man ſich in eine fremde Welt verſetzt, wo man erſt einheimiſch werden muß. Nichts kann die tiefſinnige Kunſt des Dichters und die ſchöpferiſche Kraft ſeines Genius in ein helleres Licht ſetzen, als wenn man den Stoff ſeiner Dichtungen, ſei es nun wahre oder apokryphiſche Geſchichte, Novelle, Feen- oder Zaubermärchen, Volksſage u. ſ. w., mit dem vergleicht, was dieſer poetiſche Alchymiſt daraus gemacht hat. Steevens und Malone haben mit großem Fleiß den Quellen Sh.s nachgeſpürt und viel Unbekanntes ans Licht gezogen. Hier müßte man meines Erachtens das Papier nicht ſparen, und z. B. bei den Stücken aus der engliſchen Geſchichte ganze Stellen aus dem Holinſhed wörtlich überſetzt oder im Auszuge geben. Zuweilen iſt die Quelle bekannt, wie bei den römiſchen Stücken; aber wenige Leſer werden wohl den Plutarch ſo gut im Gedächtniſſe haben, daß ihnen gleich die Winke des Biographen beifallen, die Sh. für ſeine Charakteriſtik benutzt und entwickelt hat. Manchmal möchte es eben ſo anziehend als belehrend ſein, nicht bei der nächſten Quelle ſtehen zu bleiben, ſondern bis auf die entfernteſte zurückzugehen; z. B. beim König Lear. Welches iſt denn die erſte Quelle dieſer apokryphiſchen Geſchichten? Fragen Sie einmal herum, ob viele Leſer die Antwort darauf zu geben wißen.

Dergleichen Unterſuchungen ſtehen in der Mitte zwiſchen der Wortkritik und der künſtleriſchen Beurtheilung der Werke im Ganzen; ſie können die letzte allerdings vorbereiten helfen.

Ludwig Tieck iſt ein Geiſtesverwandter Sh.s. Ich bin gewiß, der große Meiſter hätte ſeinen Fortunat bewundert, wenn er ihn hätte leſen können. Tiecks 'Dichterleben' iſt eine unvergleichliche Darſtellung: es ſind Porträte, aus der Idee gemalt, aber von einer ſo individuellen Wahrheit, daß man ſchwören ſollte, die Perſonen hätten ihm dazu geſeßen.

Wer würde nicht gern unſern Lieblingsdichter den großen Genius in ſeiner Werkſtätte belauſchen ſehen? Wer möchte ihn nicht über die tiefſinnige Anlage reden hören, über die ſchöne Gliederung des Ganzen und das Verhältniß der Theile, über den raſchen Wechſel der Scenen, über die theatraliſche Perſpektive, über die Gruppierung der Charaktere, endlich über die Bewirkung eines großen Geſammteindrucks, der aus allen noch ſo grellen Kontraſten hervorgeht? Aber hierüber hat Tieck nur ausnahmsweiſe und bei wenigen Stücken etwas geſagt. Dagegen hat er ſich ganz in die philologiſche Kritik geworfen, und zwar in die ſpeciellſte Art, die Wortkritik: ſeine Anerkennungen handeln allermeiſt von Leſearten, Varianten, verwerflichen Emendationen, von neuen und alten Ausgaben, Quartos und Folio u. ſ. w. Wenn nun dieſe Anmerkungen noch ſo vortrefflich wären, ſo frage ich doch: für wen ſind ſie beſtimmt? Unter hundert Leſern des deutſchen Sh. verſtehen kaum zehn etwas engliſch; unter den Zehnen wird man kaum Einen finden, der den Sh. gründlich verſteht. Und auch dieſer Eine kann die Noten nicht benutzen, ohne das Original zu vergleichen; und zwar nicht einen kompakten Reiſe-Shakſpeare, ſondern eine von jenen bändereichen theuern Ausgaben, worin dergleichen ausführlich erörtert wird. Wie viele deutſche Leſer ſind mit allen dieſen Kenntniſſen und Mitteln ausgeſtattet? Dazu kommt noch in Ihrer Ausgabe, daß die citierten engliſchen Stellen, bei einer Sache, wo jeder Buchſtabe erwogen werden muß, voller Druckfehler ſind.

Und wozu nun die unaufhörliche wegwerfende Polemik gegen die Editoren für deutſche Leſer, denen ſie ganz unbekannt ſind? Niemand denkt daran, dieſe Leute als Kunſtrichter zu ſeinen Führern zu wählen; das iſt eine längſt abgethane Sache, auch in England, und dort noch mehr ſeit Erſcheinung meiner Charakteriſtik Sh.s. Dennoch möchte ich einem Pope oder Johnſon den Namen Kunſtrichter nicht ſo ganz abſprechen; beſonders Johnſons Lebensbeſchreibungen engliſcher Dichter enthalten viele ſcharfſinnige Bemerkungen und treffende Urtheile. Nur Sh. war ihnen manchmal zu hoch und zu tief, wie eine irrationale Gleichung dem, der nur die gewöhnliche Rechenkunſt gelernt hat. Aber die neueren Herausgeber, Steevens, Malone und Reed, treten gar nicht als Kunſtrichter auf. Ihr Geſchäft iſt die Wortkritik und die Auslegung. Und eben in dieſer Beziehung findet ſie Tieck ganz verwerflich. Ich hingegen fühle mich dieſen wackern Männern, und ſo vielen andern, die ihnen Beiträge geliefert haben, zu großem Dank verpflichtet; denn ich habe viel von ihnen gelernt, was ich auf keine andre Weiſe hätte lernen können. Sie haben mit unermüdlichem Fleiß aus gleichzeitigen oder älteren Schriften hervorgeſucht was irgend zur Aufklärung dienen konnte.

Tieck erklärt alle bisherigen Ausgaben Sh.s, die ſeit einem Jahrhundert erſchienen ſind, für ſchlecht, und ſagt, es ſei endlich Zeit, aus der Verderbniß den ächten Text wieder herzuſtellen. Ich wäre neugierig, dieſen ächten Text zu ſehen. Er behauptet mit Zuverſicht, er verſtehe die engliſche Sprache weit beßer als alle jene gelehrten Engländer. Nun, wenn er dieſes auf einem öffentlichen Kampfplatze, ich meine, durch eine engliſch abgefaßte und in England gedruckte Schrift durchfechten kann, ſo wünſche ich ihm Glück dazu.

Ich will kein allgemeines Urtheil ausſprechen, ich will nur gegen einzelne Anmerkungen in einem Anhange dieſes Briefes meine Einwendungen vortragen; und auch dieß bloß, um Sie zu überzeugen, daß ſie zu den von mir überſetzten Stücken nicht ſtehen bleiben können, weil ſie zu meinen Auslegungen nicht paſſen.

Bei den unter Tiecks Leitung überſetzten Stücken muß er völlig freie Hand behalten. Von den Ueberſetzungen habe ich nur weniges theilweiſe geleſen: ich glaube, daß ſie ſehr verdienſtlich ſind. Die Anmerkungen dazu habe ich bei weitem nicht alle geprüft; aber gegen einige hege ich ſtarke Zweifel.

Dieß war es ungefähr, mein verehrter Freund, was ich über die Einrichtung Ihrer neuen Ausgabe zu erinnern hatte. Leben Sie recht wohl.

Anmerkungen

zu Tiecks Anmerkungen zum deutſchen Sh. und zu einigen Stellen des engliſchen Textes.

König Johann.

Anm. zu S. 6. u. 7.

Eine Roſe hinter dem Ohr wäre ein ſeltſamer Schmuck für das Bildniß einer Königin. Ich vermuthe, die fragliche Münze trug auf der Vorderſeite das Profil der Eliſabeth mit der Krone auf dem Haupt, und auf dem Revers eine Roſe, mit Anſpielung auf die weiße und rothe Roſe, weil die Tudors behaupteten, das Erbrecht beider in ihrer Dynaſtie zu vereinigen. Die Geſchichte der engliſchen Numiſmatik wird dieß ausweiſen.

Anm. zu S. 14.

Die fragliche Stelle lautet im Zuſammenhange ſo:

Blanch.
O, well did he become that lion's robe,
That did disrobe the lion of that robe.

Bastard.
It lies as sightly on the back of him,
As great Alcides' shows upon an ass.

Die alte Leſeart war shoes; einer oder der andre Scholiaſt hat geglaubt, ſie rechtfertigen zu können. Dieſe Auslegung, alle übrigen Unſchicklichkeiten bei Seite geſetzt, läßt ſich kurz abfertigen: Herkules gieng barfuß.

Theobald hat ganz richtig verbeſſert: shows. Vielleicht iſt dieß nicht einmal eine eigentliche Emendation. Bei der ſchwankenden Orthographie jener Zeit mochte ein Schreiber wohl shoes für shows ſetzen.

Tieck läßt die Emendation gelten, nimmt aber Alcides für den Nominativ, und überſetzt:

Wie auf dem Eſel Herkuls Kraft erſchiene.

Du irrſt dich in der Perſon, mein Freund: Silenus reitet auf einem Eſel, aber Herkules nimmermehr. Kein Dichter, kein Maler, kein Bildhauer hat jemals ein ſo lächerliches Bild erſonnen. Eins von beiden wäre daraus erfolgt: entweder dem Thiere wäre das

Rückgrat gebrochen, oder die Beine des Reiters hätten auf der Erde nachgeſchleift. Weiter oben nimmt Tieck an, Theobald habe shows nicht als das Verbum, ſondern als den nom. plur. des Subſtantivs a show verſtanden. Das iſt ſchwer zu glauben; von mir wenigſtens kann ich das Gegentheil verſichern.

Da der Gen. sing. der Subſtantive durch ein s bezeichnet wird, dieſes aber den Subſtantiven, die an ſich ſchon auf ein s ausgehen, nicht ohne Uebelſtand angefügt werden kann, ſo wird ſtatt deſſen nach der heutigen Orthographie ein Apoſtroph geſetzt: Alcides'. Ich weiß nicht, ob dieß diakritiſche Zeichen ſchon in Sh.s Zeit üblich war; aber darauf kommt nichts an: es iſt offenbar der Genitiv, und es muß ſuppliert werden: Alcides' robe. — Der Eſel in der Löwenhaut iſt eine alte weltbekannte Fabel. — 'Herkuls Kraft' für 'Herkules' iſt eine homeriſche Redensart, *βίη Ἡρακληείη*, aber dem Sh. ganz fremd.

'Augenfällig' iſt ein neues gegen den Sprachgebrauch zuſammengeſetztes Wort. Man darf nur 'baufällig, hinfällig' damit vergleichen.

Der Konjunktiv 'erſchiene' ſoll wohl das Auffallende des Bildes mildern; shows iſt aber der Indic. praes.

Die beiden Zeilen ſind im Original vollkommen klar und können für ein ſinnreiches Epigramm gelten. Meine Ueberſetzung:

Es liegt ſo ſtattlich auf dem Rücken ihm,
Wie auf 'nem Eſel des Alcides Kleid

war ſo treu wie möglich, und überhaupt untadelig. Die Verkürzung des unbeſtimmten Artikels kommt im Geſpräch unaufhörlich vor. In der Schrift billigt ſie ſogar Klopſtock, beſonders für den Ausdruck der Geringſchätzung. Tiecks ſeltſames Mißverſtändniß hat mich bewogen der Deutlichkeit zu Liebe die letzte Zeile zu ändern; und nun gereut es mich beinahe, denn ich fürchte, es thut der epigrammatiſchen Wendung Abbruch.

Ich verbinde hiermit die Erörterung einer andern Stelle, wo eine ähnliche Anſpielung vorkommt. K. Joh. Akt III. Sc. 1. Conſtance ſchilt den Herzog von Oeſterreich:

— — — — — What a fool art thou,
A ramping fool!

Ich hatte überſetzt: „Welch ein Narr biſt du,
„Ein kecker Narr;“

T. hat geſetzt: „geſpreizter Narr." Ich habe dieß ſtehen laßen, wiewohl die Weglaßung des unbeſtimmten Artikels nicht ohne Härte iſt. Aber ſind wir dadurch dem Originale viel näher gerückt? Ich denke nicht. Rampant, franzöſiſch, iſt ein Kunſtausdruck der Heraldik: es bedeutet ein Raubthier, beſonders den in den Wappen ſo häufigen Löwen, auf den Hinterbeinen ſtehend, die Vordertatzen zum Angriffe erhoben. Das Wort iſt unverändert ins Engliſche übergegangen, aber auch durch die einheimiſche Endung (ramping) eingebürgert. Der Herzog von Oeſterreich, der die Löwenhaut auf dem Rücken trägt, könnte, wenn er wirklich tapfer wäre, ein ſteigender Löwe, a ramping lion, zu ſein ſcheinen; ſo aber iſt er nur a ramping fool.

Derſelbe heraldiſche Ausdruck kommt vor in Heinrich IV. Akt 3. Sc. I. in Percys Rede:

A couching lion and a ramping cat.

Anm. zu S. 32. Z. 15. v. o.

„So kommt trimmed nicht ſelten unanſtändig vor, — ſpäter „iſt der Ausdruck wieder edel geworden," ꝛc. ꝛc.

Dieſe ſo hingeworfene Behauptung hätte durch authentiſche und klare Parallel-Stellen begründet werden müßen, die ſchwer zu finden ſein werden. Das ſpaniſche gozar iſt ein wahrer Euphemiſmus und gehört nicht hieher. Sonſt ſind ſolche Ausdrücke, z. B. das italiäniſche chiavar, durchaus obſcön. Nach T.s Vorausſetzung wäre trim ungefähr wie trousser une fille, das in der guten Geſellſchaft nicht vorkommen darf, und wohl immer pöbelhaft bleiben wird.

Die urſprüngliche Leſeart war:

Const.

O Lewis, stand fast; the devil tempts thee here
In likeness of a new untrimmed bride.

Die Emendation and trimmed iſt von Theobald. Ich geſtehe, das and iſt etwas matt. Ich würde vorſchlagen: uptrimmed *). Doch glaube ich, die alte Leſeart läßt ſich vertheidigen, und dabei doch

---

*) Die Präpoſition iſt üblich, z. B. in Henry IV. P. I. Act 5.
Trimm'd up your praises with a princely tongue.

eine ſo alberne Auslegung, wie die von Steevens, oder eine ſo undelikate, wie die von Tieck, vermeiden. Blanca begleitet den König Johann auf ſeinem Feldzuge, ſie muß alſo zuerſt im Reitkleide erſcheinen. Nun iſt aber die Verlobung oder Trauung ſo plötzlich vorgenommen worden, daß ſie nicht einmal ihren Brautſchmuck hat anlegen können. — Ich habe, in der Ungewißheit, es bei dem allgemein Angenommenen gelaßen.

Akt V. Sc. 3.

Der Dauphin ſagt:

> Have I not heard these islanders shout out,
> Vive le Roi! as I have bank'd their towns?

Dieſe Zeilen haben ſich meinem Gedächtniſſe beſonders eingeprägt, weil ſie mir bei einer merkwürdigen Gelegenheit als eine Prophezeiung auf das Ereigniß des Tages erſchienen. Im April des Jahres 1814 landete ich mit dem erſten engliſchen Packetboot in Dover. Hier war Alles in Bewegung, die Stadt mit Menſchen angefüllt: Ludwig der achtzehnte ward eben erwartet. Er war überall auf ſeiner Rückreiſe vom Volke mit dem gröſten Jubel empfangen worden. In London ſchrieb ich die Verſe ab, und nahm ſie mit in eine Geſellſchaft bei dem damaligen Präſidenten des Staatsrathes, Lord Harrowby. Jedermann fand die Beziehung frappant, der gelehrte Lord ſtieß nur an bei dem Worte bank'd, das in der Bedeutung, die es hier hat, 'längs dem Ufer hinfahren,' veraltet iſt. Ich hatte überſetzt:

> Hört' ich nicht dieſer Inſel Bürger jauchzen:
> Vive le Roi! als ihre Städt' ich grüßte?

Hier war ein nicht nur für die Anſchaulichkeit, ſondern auch für die Geſchichte ſehr weſentlicher Zug verloren gegangen. Der Dauphin hat einen Theil ſeiner Truppen bei Dover gelandet, und Kent bis auf Dover-Caſtle erobert. Er ſelbſt läuft mit ſeinem Schiffsgeſchwader in die Themſe ein, und ſegelt aufwärts bis oberhalb London. Auf dieſe Hauptſtadt zielt Sh. augenſcheinlich. Dem fremden Prätendenten die Thore zu öffnen wäre ein zu offenbarer Abfall von dem verhaßten Johann geweſen; aber auf den Stadtmauern längs dem Ufer ihre Freude zu bezeugen, das konnte Niemand den Londoner Bürgern wehren. Nachher marſchierte er nordwärts, wie daraus erhellet, daß die Schlacht bei Sct. Edmunds-Bury in der Grafſchaft Suffolk geliefert ward. Der Baſtard mußte, trotz ſeiner Prahlereien, nach dieſer Schlacht einen tüchtigen Rückzug angetreten haben, ſonſt hätte nicht ein Theil ſeiner Truppen in den Niederungen von Lincoln verunglücken können

Das Hülfsgeſchwader, das der Dauphin vergeblich erwartete, hatte ohne Zweifel dieſelbe Beſtimmung, entweder in die Themſe einzulaufen, oder an der Oſtküſte noch weiter nordwärts zu ſegeln. Es litt Schiffbruch bei Goodwin-Sands, und dieſe Sandbänke liegen eben zwiſchen Dover und der Mündung der Themſe.

Auch das iſt ganz dem hiſtoriſchen Koſtum gemäß, daß die Bürger den Dauphin in franzöſiſcher Sprache begrüßen. Damals, nicht volle anderthalb Jahrhunderte nach der normänniſchen Eroberung, wurde in den Städten ſehr allgemein franzöſiſch geſprochen. Daher ſchreibt ſich die Sitte, daß noch jetzt in Staatsgeſchäften gewiſſe Formeln, z. B. Le Roy le veut! Le Roy s'avisera! franzöſiſch ausgerufen werden. Die Ausſprache iſt freilich ganz engliſch geworden, und dieß habe ich durch Beibehaltung der veralteten Schreibung andeuten wollen.

Allgemeine Bemerkung
über Franken, Fränkiſch und Franzoſen, Franzöſiſch.

In der erſten Ausgabe habe ich mir jene Benennungen erlaubt, weil die eigentlichen ſich ſehr ſchwer in den Vers fügen. ‘Franzoſen’ für French ſind drei Silben für eine, und leiden in Jamben kein andres Beiwort vor ſich, als ein daktyliſches. Jetzt habe ich die Franken überall ſorgfältig weggeräumt, weil ſie unhiſtoriſch ſind. Freilich, die lateiniſchen Geſchichtſchreiber haben immer fortgefahren zu ſchreiben Franci. Aber in den neueren Sprachen war es anders. Bei unſern Alten heißt es ſchon im dreizehnten Jahrhundert Francoys. Der Ausdruck Franke paßt nur auf den Zeitraum, wo in Gallien die Eroberer und die Römer, ihre Unterthanen, noch zwei getrennte Nationen waren; ſpäterhin bloß auf das deutſch gebliebene Franken.

Die Engländer ſind auch ſehr unbequem im Verſe. Das Wort, durch den Gebrauch ſanktioniert, iſt überhaupt ungeſchickt gebildet;

es iſt um nichts beßer als wenn man ſagte: ein Deutſchländer. Da habe ich mir durch die ‘Engliſchen’, ſubſtantiviſch gebildet, geholfen.

Widerſprüche in der Geſchichte von K. Johann, Arthur und Hubert.

Der König verlangt die Ermordung des Prinzen, iſt aber dabei ſo ſcheu, daß er das Wort nicht auszuſprechen wagt. Indeſſen verſteht ihn Hubert vollkommen, verſpricht es, thut jedoch nichts. Nun hat aber der König ohne irgend einen erdenklichen Bewegungsgrund ſein Vorhaben geändert, und will den Arthur bloß geblendet wißen. Schmeichelte er ſich etwa, das Verbrechen könne verborgen bleiben, und man werde die Blindheit Arthurs als ein natürliches Augenübel betrachten? Wie dem auch ſei, er ſtellt dem Hubert hiezu eine ſchriftliche Vollmacht aus. Nun hat aber der König ſein erſtes Vorhaben doch nicht geändert, denn er hat zu derſelben Zeit eine zweite ſchriftliche Vollmacht zur Ermordung des Prinzen ausgeſtellt. Dieſe Vollmacht zeigt Hubert einem Freunde des mißvergnügten Lord Pembroke vor. Wenn Hubert zu dieſer Schwatzhaftigkeit eines alten Weibes fähig war, ſo konnte der König in der That kein ungeſchickteres Werkzeug wählen.

Die Nachricht von dem Tode Arthurs befremdet den König nicht: er hatte ſie nach ſeinem Auftrage erwartet. Er macht dem Hubert Vorwürfe, daß er ſeinen verſtohlenen Wink ſo bereitwillig aufgefaßt habe. Wo bleibt nun die Blendung? und wo bleiben die beiden ſchriftlichen Vollmachten?

Die Blendung ſcheint mir ein Verſtoß gegen das hiſtoriſche Koſtum zu ſein. Das Zeitalter war nur allzu geneigt zu gewaltſamen und blutigen Thaten. Aber in jenem Mittel ſich eines Kronprätendenten zu entledigen, verräth ſich eine feige und heuchleriſche Grauſamkeit. Man vergoß wenigſtens kein unſchuldiges Blut; ja, wenn man den Unglücklichen in ein Kloſter ſtieß, ſo ſorgte man zugleich für ſein Seelenheil. Nur aus der Geſchichte der Merowinger und des byzantiniſchen Hofes ſind mir Beiſpiele erinnerlich.

Ich habe jetzt nicht Muße nachzuſehen, was Sh. aus dem älteren K. Johann genommen haben mag. In der Geſchichte oder Sage fand er ſchwerlich Anlaß hiezu.

Wenn wir mit vollem Rechte behaupten, daß Sh. nicht blindlings aufs Gerathewohl geſchrieben, ſondern als ein Künſtler ſeine Entwürfe reiflich überdacht habe: ſo müßen wir doch wohl eingeſtehen, daß er zuweilen auch ſorglos und vergeßlich geweſen ſei.

König Richard II.

In der allgemeinen Anmerkung werden zuverſichtlich zwei Behauptungen vorgetragen, die mir beide ſehr problematiſch zu ſein ſcheinen.

Ins Einzelne gehende Bemerkungen fehlen, wiewohl Stoff genug dazu da geweſen wäre.

Im Perſonen-Verzeichniſſe heißt es:

Sir Pierre von Exton.

In allen engliſchen Ausgaben, die ich nachſchlagen konnte, ſteht Sir Pierce of Exton. Die alte von Steevens nachgedruckte Quart-Ausgabe hat kein Perſonen-Verzeichniß, aber in der Scene, wo der Mörder Richards auftritt, wird der Name eben ſo geſchrieben.

In Tiecks Ausgabe iſt das ‘Pierre’ gewiß kein Druckfehler, denn in der eben angeführten Scene, S. 149, ſteht es gleichfalls. Es ſoll alſo wohl eine Emendation ſein. Die Veränderung eines einzigen Buchſtaben verſtößt zugleich gegen die Sprache und gegen die Geſchichte.

Was ſoll dieſes Pierre ſein? Vielleicht die franzöſiſche Umwandlung von Petrus?

Die aus der heil. Schrift und der Legende entlehnten Taufnamen haben zum Theil in den romaniſchen Sprachen ſtarke Veränderungen erlitten; einige auch im Engliſchen: z. B. John, James. Aus Petrus wurde in Italien, Spanien und Frankreich Pietro, Pedro und Pierre; in England iſt es immer, nur mit etwas veränderter Ausſprache, Peter geblieben. Und woher käme nun hier die franzöſiſche Form zwiſchen einem engliſchen Titel und einem engliſchen Familien-Namen?

Die romaniſchen Formen kannte Sch. freilich, und gebraucht ſie auch, wiewohl nicht immer regelmäßig, aber nur für Ausländer. Jaques in As you like it iſt ein Franzoſe.

Bei den älteren Geſchichtſchreibern lautet der Name dieſer hiſtoriſchen Perſon gleichmäßig Sir Pierce of Exton. Hume ſchreibt Sir

Piers Exton, ich weiß nicht auf welche Autorität. In der Ausſprache macht es keinen Unterſchied.

Zu Sh.s Zeit muß Pierce ein ziemlich üblicher Taufname geweſen ſein, da er zu einer allegoriſchen Bezeichnung gebraucht wird. The apologie of Pierce Pennylesse iſt der Titel einer ſatiriſchen Schrift.

Das Mittelalter verehrte unzählig viele Heilige, wovon die meiſten nur in einem kleinen Kreiße berühmt waren. Die Namen haben oft unglaubliche Veränderungen erlitten, wie die gangbarſten Münzen ſich am meiſten abſchleifen. Pierce iſt gewiß kein angelſächſiſcher Name; aber durch die normänniſche Eroberung und den Beſitz franzöſiſcher Provinzen ſind manche fremde Heilige nach England verpflanzt worden.

Menage hat, ſehr zweckmäßig, ſeinem etymologiſchen Wörterbuch ein alphabetiſches Verzeichniß der Heiligen vorangeſetzt, wo das lateiniſche Original und die franzöſiſche Korruption neben einander ſtehen. Doch finde ich hier keinen Namen, woraus Pierce wahrſcheinlicher Weiſe entſtanden ſein könnte. Das nächſte wäre wohl Persius; aber ich weiß nicht, ob es jemals einen ſolchen Heiligen gegeben hat.

Akt III. Sc. I. am Schluße.

Bolingbroke.

Thanks, gentle uncle. — Come, lords, away:
To fight with Glendower and his complices;
A while to work, and, after, holyday.

Der mittelſte Vers iſt erweislich unächt; ich habe ihn deswegen bei der jetzigen Durchſicht herausgeworfen. Die Bemerkung iſt ſchon vor hundert Jahren durch Theobald gemacht worden; aber der wackre Mann iſt nicht damit durchgedrungen, und der eingeflickte Vers hat ſich bis in Reeds Ausgabe behauptet.

Einer der Kommentatoren hat den Vers dadurch rechtfertigen wollen, daß er bemerkt, Glendower habe damals wirklich im Felde geſtanden. Das mag ſein: es kommt gar nichts darauf an; wir haben bloß darnach zu fragen, wie Sh. die Geſchichte aufgefaßt hat. Und da behaupte ich, daß in dem ganzen Schauſpiel auch nicht ein Fuß breit Raum für Glendower iſt.

Lord Salisbury wird vom Regenten nach Wales geſchickt, um die dortigen Mannſchaften aufzubieten. Sie kommen auch, zerſtreuen ſich aber auf die Nachricht von Richards Tode. Dieß meldet dem Lord ein namenloſer Hauptmann. Salisbury meldet es wieder dem Könige, der darüber in die höchſte Beſtürzung geräth. Wenn Glendower noch im Felde ſtand, ſo mußte Salisbury es ja wißen, und hatte alſo das Mittel zur Hand, den König zu beruhigen. Aber kein Wort!

Zieht nun aber Bolingbroke wirklich gegen Glendower? Nichts weniger. Man nehme nur die Landkarte vor. Er zieht von Briſtel ohne irgend Widerſtand zu finden, bis vor Flint-Caſtle wohin ſich der König gerettet hat; und dieſes liegt zwar in Wales, aber in der nordöſtlichen Ecke, am Meere und dicht an der engliſchen Gränze. Und hier, zum ſichern Beweiſe, daß er nicht in Wales eingedrungen iſt, wiederholt er die obige Nachricht von der Zerſtreuung der Walliſer.

Zu dieſem allen kommt nun ein ganz entſcheidender Grund, den ſchon Theobald geltend gemacht hat: der unächte Vers hat ſich zwiſchen ein Reimpaar eingedrängt, das dadurch zerſtört wird. In Richard II. ſind die Reime häufig, und beſonders am Schluße der Scenen.

Der eingeſchobene Vers war wohlfeilen Kaufs zu haben. Er beſteht aus zwei Vershälften, die aus verſchiedenen Schauſpielen zuſammengerückt ſind.

Henry IV. P. I. am Schluße.

To fight with Glendower and the earl of March.

Richard II. Act 2. Sc. 3.

By Bushy, Bagot, and their complices.

Man möchte endlich noch verſuchen, den Vers durch Beziehung auf die in dem folgenden Stücke erwähnten Gefechte (Henry IV. P. I. Act 3. Sc. 1.) zu retten, wo Glendower ſagt:

> Three times hath Henry Bolingbroke made head
> Against my power.

Aber dieſer Feldzug ſoll offenbar nach der Abſicht des Dichters in den Zeitraum zwiſchen dem Schluße Richards des zweiten und den Anfang Heinrichs des vierten fallen. Die chronologiſche Lücke zwiſchen beiden Schauſpielen beträgt mehr als anderthalb Jahre. Wenn man auch noch ſo viel auf Glendowers Prahlerei abrechnet, ſo war der Ausgang des Treffens doch wenigſtens zweifelhaft, es hätte alſo in Richard dem Zweiten nicht unerwähnt bleiben können. Dort aber findet Boligbroke nirgends erheblichen Widerſtand.

Der erſte Vers:

Thanks, gentle uncle — Come, lords, away,

iſt mangelhaft: es fehlt eine Silbe, und dieß iſt in einem ſymmetriſchen Reimpaare am wenigſten zu dulden. Aber die Ergänzung iſt leicht:

Thanks, gentle uncle York. — Come, lords, away;

oder:

Thanks, gentle uncle. — Come, mylords, away.

Weit entfernt, den engliſchen Herausgebern mit Tieck eine willkürliche Behandlung der Verſe Schuld zu geben, behaupte ich vielmehr, daß es ſehr erlaubt iſt, den lahmen Verſen aufzuhelfen, wo es durch eine richtigere Abtheilung, durch den Zuſatz oder die Weglaßung einer unbedeutenden Silbe geſchehen kann. Die Nachläßigkeit und der Unverſtand der damaligen Setzer, ſo wie des Korrektors, wofern es überhaupt einen ſolchen gab, liegt am Tage.

Von dieſen Druckfehlern laßen ſich die abſichtlich und charakteriſtiſch gebrochenen oder ſonſt unregelmäßigen Verſe beſonders in den ſpäter geſchriebenen Stücken leicht unterſcheiden.

[So weit die Ausarbeitung der Anmerkungen durch den Verfaßer. Zu ähnlichen hatte er ſich noch Folgendes aufgezeichnet:

K. Henry IV. P. 1. Eingang. Erinnys — ſchlechte Emendation.
  Vertrag der Verbündeten. Geographie.
  Merlin.
K. Henry IV. P. 2. Epilog. Schwitzkur.
K. Henry V. A waxen epitaph.
  Tennis balls falſch überſetzt.
Sommernachtstraum. Wahre Erklärung des Namens — Die Sirene — Königin Marie.
Tempest. A. 1. Der Miranda fälſchlich zugeſchriebene Rede. *)
Macbeth. Monolog Macb. vor der That.

[*) und **) In einem Briefe des Verf. vom Nov. 1839 finden ſich folgende Stellen:

Schlagen Sie einmal den Sturm auf, S. 249. Z. 11 v. u. Hier ſteht vor der Rede 'Miranda'. Streichen Sie das gleich in Ihrem Exemplar aus und ſetzen Sie 'Proſpero' dafür. Es iſt nichts als

bank and school of time
bank für Küſte Henry IV. P. I. Act III. Sc. 1. **)
Hamlet. Polack — pollax — pole axe. Vergl. 4°.
Romeo and Juliet. Der Wurm im Finger eines Mädchens — Floh.

Tiecks Heinrich IV. S. 184.

Meine Korrektur: ich könnte Pſalmen ſingen, oder was es ſonſt wäre.

S. 190. meine neue Ueberſetzung

> Dein majeſtätiſcher Thron wird nur für einen Schemel geachtet, dein goldnes Scepter für einen bleiernen Dolch, und deine koſtbare reiche Krone für eine armſelige kahle Krone.

S. 207. Z. 6. v. u. Bei dieſer Feuerflamme!
Leſeart der älteſten Quartos:

> By this fire, that's God's angel!]

---

ein aufgewärmter Druckfehler, und eine arge Verſündigung am Shakſpeare und an der Miranda ſelbſt: aber ich müßte ein Paar Seiten voll ſchreiben, um die ganze Verkehrtheit davon ins Licht zu ſetzen.

Macbeth S. 292. Z. 14. v. u. Es iſt wieder ein aufgegabelter Druckfehler: school ſtatt scoal. In der Anmerkung heißt es: 'Bank iſt hier die Schulbank.' Aber, du Guter, eine Schulbank heißt bench, und bank kann dieß durchaus nicht bedeuten.]

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

August Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Zweiter Band.

Charakteriſtiken und Litteratur.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Achter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Hb/04/1858

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunſt. 1798. 3
(Athenäum, 1798. I. 2. S. 3...146. und Kritiſche Schriften Berl. Reimer 1828. I. S. 418...436.)

II. Litterariſcher Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. 1799. 34
(Athenäum, 1799. II. 2. S. 328...340.)

III. Entwurf zu einem kritiſchen Inſtitute. 1800. 50

IV. Vorrede zu: ‘Horatio Walpole's hiſtoriſche, litterariſche und unterhaltende Schriften, überſ. von A. W. Schlegel. Leipzig, Hartknoch. 1800. 8.’ 58

V. Bürger. 1800. 64
(Charakt. u. Krit. 1801. II. S. 3...96. — Krit. Schr. II. S. 1...80.)

VI. Vorrede zu: ‘Friedrich Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen. Von Joh. Gottlieb Fichte. Herausg. von A. W. Schlegel. Tübingen, Cotta'ſche Buchh. 1801. 8.’ 140

VII Brief an Fouqué. 1806. 142
(Morgenblatt, 1845. Nr. 143...146.)

VIII. Umriße entworfen auf einer Reiſe durch die Schweiz. 1808. 154
(Alpenroſen. Ein Schweizer-Almanach auf das Jahr 1812. Herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyß u. a. Bern bei J. J. Burgdorfer. Leipzig bei F. A. Leo. 16. S. 245...266 Jahrg. 1813. S. 92...105. Zum Theil auch im ‘Prometheus’, Bd. 1. H. 1. S. 73...78. Montbard, im ‘Prometheus’, Bd. 1. H. 2. S. 15...20.)

Seite

IX. Biographie J. Necker's. 1816. 177
(Zeitgenoßen. Leipzig, Brockhaus. 1816. 8. Bd. 1. Abth. 3. S. 93...112.

X. Vorrede zu: 'Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Stael. Von Frau Necker, geb. v. Sauſſure. Ueberſ. von A. W. v. Schlegel. Paris, London und Strasburg. 1820. 8.' 203

XI. Abriß von den europäiſchen Verhältniſſen der deutſchen Litteratur. 1825. 207
(Handbibliothek der deutſchen Litteratur von J. H. Bohte. London, 1825. 8. — Krit. Schr. I, S. 1...14.

XII. Berichtigung einiger Mißdeutungen. 1828. 220
(Erſchien ſelbſtſtändig 1828, Berlin, Reimer. 8.)

XIII. Ueber Friedr. Schlegel. Brief an Windiſchmann. 1834. 285

XIV. Vorläufiger Entwurf einer neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen. 1844. 294

XV. Ueber hiſtoriſche und geographiſche Beſtimmungen der Zoologie. Einleitung einer, vermuthlich zur Vorleſung in der berliner Akademie der Wißenſchaften beſtimmten Rede. 334

Charakteriſtiken und Litteratur.

I.

Urtheile, Gedanken und Einfälle

über

Litteratur und Kunſt *).

1798.

1.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungsſüchtig und ſtolz auf Selbſtändigkeit: unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geſchickt im tief- oder trübſinnig-Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach überſchwänglich in Empfindungen und Anſichten, in ernſthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abſcheu verſchanzt: auf die große Maſſe welcher Litteratur möchten dieſe Züge etwa paßen?

---

*) [Von dieſen Aphoriſmen aus dem Athenäum I. 2. S. 3…146. hat A. W. v. Schl. die Nummern 1…73. durch Aufnahme in die Krit. Schriften Nr. XIV. S. 417…436. für die ſeinigen erklärt; die Nummern 74…109 gehören ihm ebenfalls theils nach Anzeichnungen des Herrn Varnhagen von Enſe (Nr. 74…78. 80…84. 86…92. 94. 95. 100…106. 109.) theils nach denen des Verfaßers ſelbſt (Nr. 79. 84. 85. 93…99.); die Nummern 107. 108. habe ich auf eigne Gefahr zufügen zu müßen geglaubt. Vg.].

2.

Die ſchlechten Schriftſteller klagen viel über Tyrannei der Recenſenten; ich glaube, dieſe hätten eher die Klage zu führen. Sie ſollen ſchön, geiſtvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen iſt; und es ſtößt ſich nur an dem kleinen Umſtande der Macht, ſo giengen die Recenſierten eben ſo mit ihnen um, wie Dionyſius mit den Tadlern ſeiner Verſe. Ein Kotzebue hat dieß ja laut bekannt. Auch ließen ſich die neuen Erzeugniſſe von kleinen Dionyſen dieſer Art hinreichend mit den Worten anzeigen: „Führt mich wieder in die Latomien.“

3.

Wieland hat gemeint, ſeine beinah ein halbes Jahrhundert umfaßende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unſerer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geſtändniß eines natürlichen optiſchen Betrugs!

4.

Wie das Lebensmotto des poetiſchen Vagabunden in Claudine von Villabella: „Toll aber klug!“ auch der Charakter mancher genialiſcher Werke iſt: ſo ließe ſich der entgegengeſetzte Wahlſpruch auf die geiſtloſe Regelmäßigkeit anwenden. „Vernünftig, aber dumm!“

5.

Klopſtock iſt ein grammatiſcher Poet und ein poetiſcher Grammatiker.

6.

Nichts iſt kläglicher, als ſich dem Teufel umſonſt ergeben; zum Beiſpiel ſchlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich ſind.

7.

Manche Theoriſten vergeſſen bei Fragen, wie die über den Gebrauch des Silbenmaßes im Drama, allzuſehr, daß die Poeſie überhaupt nur eine ſchöne Lüge iſt, von der es aber dafür auch heißen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

8.

Es giebt auch grammatiſche Myſtiker. Moriz war einer.

9.

Der Dichter kann wenig vom Philoſophen, dieſer aber viel von jenem lernen. Es iſt ſogar zu befürchten, daß die Nachtlampe des Weiſen den irre führen möchte, der gewohnt iſt im Lichte der Offenbarung zu wandeln.

10.

Johannes Müller wirft *) in ſeiner vaterländiſchen Geſchichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeſchichte; ſeltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

11.

Sollte ſich eine durch Konvenienzen gefeßelte Sprache, wie etwa die franzöſiſche, nicht durch einen Machtſpruch des allgemeinen Willens republikaniſieren können? Die Herr-

---

*) thut 1798.

ſchaft der Sprache über die Geiſter iſt offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben ſo wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Urſprung aller Staatsgewalt gelten laßen kann.

12.

Man erzählt, Klopſtock habe den franzöſiſchen Dichter Rouget de Lisle, der ihn beſuchte, mit der Anrede begrüßt: wie er es wage in Deutſchland zu erſcheinen, da ſein Marſeiller Marſch funfzigtauſend braven Deutſchen das Leben gekoſtet? Dieſer Vorwurf war unverdient. Schlug Simſon die Philiſter nicht mit einem Eſelskinnbacken? Hat aber der Marſeiller Marſch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, ſo hat wenigſtens Rouget de Lisle die mörderiſche Gewalt ſeiner Poeſie in dieſem einen Stücke erſchöpft: mit allen ſeinen übrigen zuſammengenommen würde man keine Fliege todt ſchlagen.

13.

Der pariſiſchen ſchönen Welt haben Geßners Idyllen gerade ſo gefallen, wie der an haut goût gewöhnte Gaum ſich manchmal an Milchſpeiſen labt.

14.

Mag es noch ſo gut ſein was jemand vom Katheder herab ſagt: die beſte Freude iſt weg, weil man ihm nicht drein reden darf. Eben ſo mit dem lehrhaften Schriftſteller.

15.

Sie pflegen ſich ſelbſt die Kritik zu nennen. Sie ſchreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Maßen wäßericht. Natur, Gefühl, Adel und Größe des Geiſtes ſind für ſie gar nicht vorhanden, und doch thun ſie, als könnten ſie dieſe Dinge vor ihr Richterſtühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen franzöſiſchen Schönweltsverſemacherei ſind das äußerſte Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Korrektheit gilt ihnen für Tugend. Geſchmack iſt ihr Idol; ein Götze, dem man nur ohne Freude dienen darf. — In dieſem Sinne iſt die Kritik unter uns geraume Zeit hindurch, und nicht ohne großes Anſehen, in einer ſogenannten Bibliothek der ſchönen Wißenſchaften ausgeübt worden.

16.

Es giebt Tage, wo man ſehr glücklich geſtimmt iſt, und leicht neue Entwürfe machen, ſie aber eben ſo wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken ſind es; nur Seelen von Gedanken,

17.

„Ich will einem Narren niemals trauen," ſagt ein ſehr geſcheiter Narr beim Shakſpeare, „bis ich ſein Gehirn ſehe." Man möchte dieſe Bedingung des Zutrauens gewiſſen angeblichen Philoſophen zumuthen; was gilt's, man fände papier maché, aus kantiſchen Schriften verfertigt?

18.

Diderot iſt im Fataliſten, in den Verſuchen über die Malerei, und überall wo er recht Diderot iſt, bis zur Unverſchämtheit wahr. Er hat die Natur nicht ſelten im reizenden Nachtkleide überraſcht, er hat ſie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten ſehen.

19.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunſt ſo dringend eingeſchärft worden iſt, ſieht man die Lehrlinge treuherzig hinter dieſem Vogel herlaufen, um ihm, ſo bald ſie etwa nahe genug wären, das Salz der Aeſthetik auf den Schwanz zu ſtreuen.

20.

Moriz liebte den griechiſchen Gebrauch der geſchlechtlichen Adjektive für Abſtrakte, und ſuchte etwas Geheimnißvolles darin. Man könnte in ſeiner Sprache von der Mythologie und Anthuſa ſagen, daß das Menſchliche dem Heiligen ſich hier überall zu nähern und das Denkende im Sinnbildlichen ſich wieder zu erkennen ſucht, aber ſich manchmal ſelbſt nicht verſteht.

21.

Das Trugbild einer geweſenen goldenen Zeit iſt eins der gröſten Hinderniſſe gegen die Annäherung der goldnen Zeit, die noch kommen ſoll. Iſt die goldne Zeit geweſen, ſo war ſie nicht recht golden. Gold kann nicht roſten oder verwittern: es geht aus allen Vermiſchungen und Zerſetzungen unzerſtörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, ſo mag ſie lieber gar nicht anheben, ſo taugt ſie nur zu Elegien über ihren Verluſt.

22.

Zuweilen nimmt man doch einen Zuſammenhang zwiſchen den getrennten und oft ſich widerſprechenden Theilen unſrer Bildung gewahr. So ſcheinen die beßeren Menſchen in unſern moraliſchen Dramen aus den Händen der neueſten Pädagogik zu kommen.

23.

Es giebt Geiſter, denen es bei großer Anſtrengung und beſtimmter Richtung ihrer Kraft an Biegſamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber Weniges, und in Gefahr ſein, dieſe Lieblingsſätze immer zu wiederholen. Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Bret drückt, ohne ihn umzudrehen.

24.

Vielleicht muß man, um einen tranſcendentalen Geſichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern ſein. Winckelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemſterhuys hingegen wußte modernen Umfang durch antike Einfachheit ſchön zu beſchränken, und warf von der Höhe ſeiner Bildung, wie von einer freien Gränze, gleich ſeelenvolle Blicke in die alte und in die neue Welt.

25.

Wie bequem iſt es doch, daß mythologiſche Weſen allerlei bedeuten, was man ſich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen ſpricht, glaubt einen der gutmüthige Leſer im Beſitz der bezeichneten Eigenſchaft. Einer oder der andre von unſern Dichtern wäre ein geſchlagener Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

26.

Dichter ſind doch immer Narciſſe.

27.

Es iſt als wenn die Frauen Alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

28.

Manche haben es in Hermann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikateſſe getadelt, daß der Jüngling ſeiner Geliebten, einer verarmten Bäuerin, verſtellter Weiſe den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner guten Eltern zu kommen. Dieſe Kritiker mögen übel mit ihrem Geſinde umgehen.

29.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas Neues, ſo läßt ſich etwas Neues darüber ſagen.

30.

Gewiſſen Lobrednern der vergangenen Zeiten unſerer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: Wir rühmen uns viel beßer zu ſein denn unſere Väter.

31.

Zum Glück wartet die Poeſie eben ſo wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, ſonſt hätten wir für's erſte noch keine Hoffnung zu einem Gedicht.

32.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausſchließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß dieſe Dinge innig vereinbar ſind, daß in der ſchönen Darſtellung die Natur idealiſch, und das Ideal natürlich ſein ſoll.

33.

Es iſt ein grobes, doch immer noch gemeines Mißverſtändniß, daß man glaubt, um ein Ideal darzuſtellen, müße ein ſo zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zuſammengepackt, ein ganzes Kompendium der Moral in einem Menſchen aufgeſtellt werden; wodurch nichts erlangt wird, als Auslöſchung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität, ſondern in der Qualität. Grandiſon iſt ein Exempel, und kein Ideal.

34.

Humor iſt gleichſam der Witz der Empfindung. Er darf ſich daher mit Bewußtſein äußern: aber er iſt nicht ächt, ſobald man Vorſatz dabei wahrnimmt.

35.

Die Eigenſchaft des dramatiſchen Dichters ſcheint es zu ſein, ſich ſelbſt mit freigebiger Großmuth an andere Perſonen zu verlieren; des lyriſchen, mit liebevollem Egoiſmus Alles zu ſich herüber zu ziehn.

36.

Die Mildthätigkeit iſt die ſchmähliche Tugend, die es in Romanen und Schauſpielen immer ausbüßen muß, wenn gemeine Natur zum edlen Charakter erhoben, oder gar, wie in Kotzebues Stücken, anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden ſoll. Warum benutzt man nicht die wohlthätige Stimmung des Augenblicks, und läßt den Klingelbeutel im Schauſpielhauſe umhergehen?

37.

Noten zu einem Gedicht ſind wie anatomiſche Vorleſungen über einen Braten.

38.

Es heißt, in engliſchen und deutſchen Trauerſpielen wären doch ſo viele Verſtöße gegen den Geſchmack. Die franzöſiſchen ſind nur ein einziger großer Verſtoß. Denn was kann geſchmackwidriger ſein, als ganz außerhalb der Natur zu ſchreiben und vorzuſtellen?

39.

Hemſterhuys vereinigt Platos ſchöne Seherflüge mit dem ſtrengſten Ernſt des Syſtematikers. Jacobi hat nicht dieſes harmoniſche Ebenmaß der Geiſteskräfte, aber deſto freier wirkende Tiefe und Gewalt; den Inſtinkt des Göttlichen haben ſie mit einander gemein. Die Dialogen des Hemſterhuys mögen intellektuelle Gedichte heißen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchſtücke voll Originalität, Adel und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemſterhuys Schwärmerei mächtiger, weil ſie ſich immer in den Gränzen des Schönen ergießt; hingegen ſetzt ſich die Vernunft ſogleich in wehrbaren Stand, wenn ſie die Leidenſchaftlichkeit des gegen ſie eindringenden Gefühls gewahr wird.

40.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftſtellern von Profeſſion herrühren. In

Frankreich wird dieſer Stand ſeit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man bloß Schriftſteller war. Noch jetzt regt ſich dieß Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beiſpiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftſtellerei iſt, je nachdem man ſie treibt, eine Infamie, eine Ausſchweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft und eine Tugend.

41.

Die moraliſche Würdigung iſt der äſthetiſchen völlig entgegengeſetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille, witzig zu ſein, zum Beiſpiel, iſt die Tugend eines Pagliaß. Das Wollen beim Witze darf nur darin beſtehen, daß man die konventionellen Schranken aufhebt und den Geiſt frei läßt. Am witzigſten aber müßte der ſein, der es nicht nur ohne es zu wollen, ſondern wider ſeinen Willen wäre, ſo wie der bourru bienfaisant eigentlich der allergutmüthigſte Charakter iſt.

42.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur ſo viele Ausgeburten der Originalitätsſucht aufzuweiſen, als unſre. Es zeigt ſich auch hierin, daß wir Hyperboreer ſind. Bei den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Eſel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er ſich ergötzte.

43.

Schöner Muthwille im Vortrage iſt das einzige, was die poetiſche Sittlichkeit lüſterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn ſich nicht überſchäumende Fülle der Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausſchweifen wollen, nicht dem herrſchenden Hange der Sinne knechtiſch nachzugeben gewohnt ſein. Und doch findet man unter uns meiſtens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichſten; hingegen hat man das Stärkſte in dieſer Art verziehen, wenn es mit einer phantaſtiſchen Myſtik der Sinnlichkeit umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!

44.

Es giebt verdiente Schriftſteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, ſie aber da fixieren wollten, wo die Kraft ſie ſelbſt verließ. Dieß iſt umſonſt: wer einmal, thöricht oder edel, ſich beſtrebt hat, in den Gang des menſchlichen Geiſtes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er iſt nicht beßer dran, als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts ſetzen will.

45.

Es iſt ein erhabner Geſchmack, immer die Dinge in der zweiten Potenz vorzuziehn, z. B. Kopien von Nachahmungen, Beurtheilungen von Recenſionen, Zuſätze zu Ergänzungen, Kommentare zu Noten. Uns Deutſchen iſt er vorzüglich eigen, wo es auf's Verlängern ankommt; den Franzoſen, wo Kürze und Leerheit dadurch begünſtigt wird. Ihr wißenſchaftlicher Unterricht pflegt wohl die Abkürzung eines Auszugs zu ſein; und das höchſte Produkt ihrer poetiſchen Kunſt, ihre Tragödie, iſt nur die Formel einer Form.

46 *).

Die Geſellſchaften der Deutſchen ſind ernſthaft; ihre Komödien und Satiren ſind ernſthaft; ihre Kritik iſt ernſthaft; ihre ganze ſchöne Litteratur iſt ernſthaft. Iſt das Luſtige bei dieſer Nation immer nur unbewußt und unwillkürlich?

47.

Noch ehe Hermann und Dorothea erſchien, verglich man es ſchon mit Voßens Luiſe; die Erſcheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen ſollen; allein ſie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsſchreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bei der Nachwelt wird es Luiſen empfehlen können, daß ſie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

48.

Man kann ſagen, daß es ein charakteriſtiſches Kennzeichen des dichtenden **) Genius iſt, viel mehr zu wißen, als er weiß, daß er weiß.

49.

Im Stil des ächten Dichters iſt Nichts Schmuck, Alles nothwendige Hieroglyphe.

50.

Die Poeſie iſt Muſik für das innere Ohr, und Malerei für das innere Auge: aber gedämpfte Muſik, aber verſchwebende Malerei.

51.

Mancher betrachtet Gemälde am liebſten mit verſchloßnen Augen, damit die Phantaſie nicht geſtört werde.

---

*) [Soll von A. W. Schl. und Schleiermacher ſein.]

**) Genies iſt … es weiß, daß es weiß. 1798.

52.

Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich ſagen, daß der Himmel voll Geigen hängt.

53.

Für die ſo oft verfehlte Kunſt, Gemälde mit Worten zu malen, läßt ſich im Allgemeinen wohl keine andre Vorſchrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenſtänden gemäß, auf's mannichfaltigſte zu wechſeln. Manchmal kann der dargeſtellte Augenblick aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen iſt eine faſt mathematiſche Genauigkeit in örtlichen Angaben nöthig. Meiſtens muß der Ton der Beſchreibung das Beſte thun, um den Leſer über das Wie zu verſtändigen. Hierin iſt Diderot Meiſter. Er muſiciert viele Gemälde wie der Abt Vogler.

54.

Darf irgend etwas von deutſcher Malerei im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgeſtellt werden, ſo kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu ſtehn, als der gelehrte Mengs.

55.

Tadelt den beſchränkten Kunſtgeſchmack der Holländer nicht. Für's erſte wißen ſie ganz beſtimmt was ſie wollen. Für's zweite haben ſie ſich ihre Gattungen ſelbſt erſchaffen. Läßt ſich eins von beiden von der engliſchen Kunſtliebhaberei rühmen?

56.

Die bildende Kunſt der Griechen iſt ſehr ſchamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankommt. Freilich weiß ſie nichts von einer gewiſſen halben Delikateſſe, und zeigt daher die frechen Lüſte der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muß in ſeiner Art bleiben. Dieſe unbezähmbaren Naturen waren ſchon durch ihre Geſtalt aus der Menſchheit hinausgeſtoßen.

57.

Rubens Anordnung iſt oft dithyrambiſch, während die Geſtalten träge und aus einander geſchwommen bleiben. Das Feuer ſeines Geiſtes kämpft mit der klimatiſchen Schwerfälligkeit. Wenn in ſeinen Gemälden mehr innere Harmonie ſein ſollte, mußte er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder ſein.

58.

Sich eine Gemäldeausſtellung von einem Diderot beſchreiben laßen', iſt ein wahrhaft kaiſerlicher Luxus.

59.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemalt, und über die Schönheit geſchrieben.

60.

Peter Laars Bambocciaten ſind niederländiſche Koloniſten in Italien. Das heißere Klima ſcheint ihr Kolorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüſtigere Kraft veredelt zu haben.

61.

Der Gegenſtand kann die Dimenſionen vergeſſen machen. Man fand es nicht unſchicklich, daß der olympiſche Jupiter nicht aufſtehen durfte, weil er das Dach eingeſtoßen hätte; und Herkules auf einem geſchnittenen Steine erſcheint noch übermenſchlich groß. Ueber den Gegenſtand können nur verkleinernde Dimenſionen täuſchen. Das Gemeine wird durch eine koloſſale Ausführung gleichſam multipliciert.

62.

Wir lachen mit Recht über die Chineſen, die beim Anblick europäiſcher Porträte mit Licht und Schatten, fragten, ob die Perſonen denn wirklich ſo fleckig wären. Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit rembrandſchem Helldunkel gezeigt, und der in ſeiner Unſchuld gemeint hätte, ſo male man wohl im Lande der Kimmerier?

63.

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wolluſt, als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunſt iſt daher keuſch, ohne Rückſicht auf die Gegenſtände; ſie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Ariſtoteles die Leidenſchaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebei nicht in Betracht: denn in ſchmutzigen Seelen kann ſelbſt eine Veſtalin Begierden erregen.

64.

Gewiſſe Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen ſie erreicht werden, zu herabwürdigend ſind. Wenn nicht einmal ein verſoffener Gaſtwirth, wie Jan Steen, ein Künſtler wird, einem Künſtler kann man nicht zumuthen, ein verſoffener Gaſtwirth zu werden.

65.

Das Wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, iſt das Sentimentale. Er hat aber den Leſer, den es irre führen könnte, durch ſeine unvergleichliche Frechheit ſelbſt zurecht gewieſen.

66.

Die einförmigſte und flachſte Natur erzieht am beſten zum Landſchaftmaler. Man denke an den Reichthum der holländiſchen Kunſt in dieſem Fache. Armut macht haushälteriſch, es bildet ſich ein genügſamer Sinn, den ſelbſt der leiſeſte Wink höheren Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künſtler dann auf Reiſen romantiſche Scenen kennen lernt, ſo wirken ſie deſto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antitheſen: der größte Maler ſchauerlicher Wüſteneien, Salvator Roſa, war zu Neapel geboren.

67.

Die Alten, ſcheint es, liebten in der Miniatur das Unvergängliche. Die Steinſchneidekunſt iſt die Miniatur der Bildnerei.

68.

Die alte Kunſt ſelbſt will nicht ganz wiederkommen, ſo raſtlos auch die Wißenſchaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar ſcheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich gerade das, was nur aus dem Leben kommt, und was kein Modell geben kann. Die Schickſale der alten Kunſt indeſſen kommen mit buchſtäblicher Genauigkeit wieder. Es iſt als ſei der Geiſt des Mummius, der ſeine Kennerſchaft an den korinthiſchen Kunſtſchätzen ſo gewaltig übte, jetzt von den Todten auferſtanden.

69.

Wenn man ſich nicht durch Künſtlernamen und gelehrte Anſpielungen blenden läßt, ſo findet man bei alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunſt ſeltner, als man erwarten ſollte. Pindar kann vor allen der plaſtiſche unter den Dichtern heißen, und der zarte Stil der alten Vaſengemälde erinnert an ſeine doriſche Weichheit und ſüße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben ſo viel Künſtler charakteriſieren konnte, iſt eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch ſeine Behandlung des Sichtbaren große Maleranlagen, doch hat er mehr Beſtimmtheit der Zeichnung, als Perſpektive. Es fehlte ihm an Gegenſtänden, dieſen Sinn zu üben: denn die neuere Kunſt war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Malern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Arioſt trifft man auf ſtarke Spuren, daß er im blühendſten Zeitalter der Malerei lebte, ſein Geſchmack daran hat ihn bei Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poeſie fortgerißen. Bei Goethe iſt dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künſte zuweilen zum Gegenſtande ſeiner Dichtungen, außerdem iſt ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbei gezogen. Die Fülle des ruhigen Beſitzes drängt ſich nicht an den Tag, ſie verheimlicht ſich auch nicht. Alle ſolche Stellen hinweggenommen, würde die Kunſtliebe und Einſicht des Dichters in der Gruppierung ſeiner Figuren, und der einfachen Großheit ſeiner Umriße unverkennbar ſein.

70.

Welche Vorſtellungen müßen die Theoriſten gehabt haben, die das Porträt vom Gebiete der eigentlich ſchönen Kunſt ausſchließen! Es iſt gerade, als wollte man es nicht für Poeſie gelten laßen, wenn ein Dichter ſeine wirkliche Geliebte beſingt. Das Porträt iſt die Grundlage und der Prüfſtein des hiſtoriſchen Gemäldes.

71.

Wenn der Geſchmack der Engländer in der Malerei, wie die mechaniſche Zierlichkeit ihrer Kupferſtiche befürchten läßt, ſich auf dem feſten Lande noch weiter verbreiten ſollte, ſo möchte man darauf antragen, den ohnedieß unſchicklichen Namen ‘hiſtoriſches Gemälde’ abzuſchaffen, und dafür ‘theatraliſches Gemälde’ einzuführen.

72.

Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelica Kaufmann anzieht, hat ſich bei den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeſchlichen. Ihren Jünglingen fehlt es an Männlichkeit, und ſie ſcheinen mit weiblichem Reiz gefallen zu wollen. Vielleicht waren ſich die griechiſchen Malerinnen dieſer Gränze oder Klippe ihres Talentes bewußt. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

73.

Da man jetzt überall moraliſche Nutzanwendungen verlangt, ſo wird man auch die Nützlichkeit der Porträtmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müßen.

Mancher, der ſich an ſeiner Frau ein wenig müde geſehen hat, findet ſeine erſten Regungen vor den reineren Zügen ihres Bildniſſes wieder.

74.

Die Langeweile gleicht auch in ihrer Entſtehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beide entwickeln ſich gern, wo eine Menge Menſchen im eingeſchloßnen Raum beiſammen iſt.

75.

Das ſicherſte Mittel unverſtändlich oder vielmehr mißverſtändlich zu ſein, iſt, wenn man die Worte in ihrem urſprünglichen Sinne braucht; beſonders Worte aus den alten Sprachen.

76.

Niemand beurtheilt eine Dekorationsmalerei und ein Altarblatt, eine Operette und eine Kirchenmuſik, eine Predigt und eine philoſophiſche Abhandlung nach demſelben Maßſtabe. Warum macht man alſo an die rhetoriſche Poeſie, welche nur auf der Bühne exiſtiert, Forderungen, die nur durch höhere dramatiſche Kunſt erfüllt werden können?

77.

Manche witzige Einfälle ſind wie das überraſchende Wiederſehen zwei befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung.

78.

Mit dem Schriftſtellerruhm iſt es oft, wie mit Frauengunſt und Gelderwerb. Iſt nur erſt ein guter Grund gelegt, ſo folgt das Uebrige von ſelbſt. Viele heißen durch Zufall groß. ‘Es iſt alles Glück nur Glück’ iſt das Reſultat mancher litterariſchen Phänomene nicht minder, als der meiſten politiſchen.

79.

Die Unterthanen in einigen Ländern rühmen ſich einer Menge Freiheiten, die ihnen alle durch die Freiheit entbehrlich werden würden. So legt man wohl nur deswegen einen ſo großen Nachdruck auf die Schönheiten mancher Gedichte, weil ſie keine Schönheit haben. Sie ſind im Einzelnen kunſtvoll, aber im Ganzen keine Kunſtwerke.

80.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, ſo ſagt er ihm: ‘Du kannſt es doch nicht beßer machen.’ Das iſt eben, als wenn ein dogmatiſcher Philoſoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein Syſtem erfinden könnte.

81.

Man redet immer von der Störung, welche die Zergliederung des Kunſtſchönen dem Genuß des Liebhabers verurſachen ſoll. So der rechte Liebhaber läßt ſich wohl nicht ſtören!

82.

Nach dem Weltbegriffe iſt jeder ein Kantianer, der ſich auch für die neueſte deutſche philoſophiſche Litteratur intereſſiert. Nach dem Schulbegriffe iſt nur der ein Kantianer, der glaubt, Kant ſei die Wahrheit, und der, wenn die Königsberger Poſt einmal verunglückte, leicht einige Wochen ohne Wahrheit ſein könnte. Nach dem veralteten ſokratiſchen Begriffe, da die, welche ſich den Geiſt des großen Meiſters ſelbſtändig angeeignet und angebildet hatten, ſeine Schüler hießen, und als Söhne ſeines Geiſtes nach ihm genannt wurden, dürfte es nur wenige Kantianer geben.

83.

Daß es den Adel vaterländiſcher Feſtgeſänge nicht entweihen kann, wenn ſie tüchtig bezahlt werden, beweiſen die Griechen und Pindar. Daß aber das Bezahlen nicht allein ſelig macht, beweiſen die Engländer, die wenigſtens darin die Alten haben nachahmen wollen. Die Schönheit iſt alſo doch in England nicht käuflich und verkäuflich, wenn auch die Tugend.

84.

Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder kalt noch warm macht, ſo pflegte er zu ſagen: es verdiene in der Bibliothek der ſchönen Wißenſchaften geprieſen zu werden.

85.

Das männliche Geſchlecht wird nicht eher durch das weibliche verbeßert werden, als bis die Geſchlechtsfolge der Narren nach den Müttern eingeführt ſein wird.

86.

Wie der Roman die ganze moderne Poeſie, ſo tingiert auch die Satire, die durch alle Umgeſtaltungen bei den Römern doch immer eine klaſſiſche Univerſalpoeſie, eine Geſellſchaftspoeſie aus und für den Mittelpunkt des gebildeten Weltalls blieb, die ganze römiſche Poeſie, ja die geſammte römiſche Litteratur, und giebt darin gleichſam den Ton an.

Um Sinn zu haben für das, was in der Proſa eines Cicero, Cäſar, Suetonius das Urbanſte, das Originalſte und das Schönſte iſt, muß man die horaziſchen Satiren ſchon lange geliebt und verſtanden haben. Das ſind die ewigen Urquellen der Urbanität.

87.*)

Der Agricola des Tacitus iſt eine klaſſiſch prächtige, hiſtoriſche Kanoniſation eines konſulariſchen Oekonomen. Nach der Denkart, die darin herrſcht, iſt die höchſte Beſtimmung des Menſchen, mit Erlaubniß des Imperators zu triumphieren.

88.

Cicero war ein großer Virtuoſe der Urbanität, der ein Redner, ja ſogar ein Philoſoph ſein wollte, und ein ſehr genialiſcher Antiquar, Litterator, und Polyhiſtor altrömiſcher Tugend und altrömiſcher Feſtivität hätte werden können.

89.

Ovid hat viel Aehnlichkeit mit dem Euripides. Dieſelbe rührende Kraft, derſelbe rhetoriſche Glanz und oft unzeitige Scharfſinn, dieſelbe tändelnde Fülle, Eitelkeit und Dünnheit.

90.

Das Beſte im Martial iſt das, was katulliſch ſcheinen könnte.

91.

In manchem Gedicht der ſpätern Alten, wie zum Beiſpiel in der Moſella des Auſonius, iſt ſchon nichts mehr antik, als das Antiquariſche.

---

*) [Nr. 87...92. ſind nach einer von Herrn Varnhagen von Enſe mitgetheilten Notiz von A. W. Schl. verfaßt. Mir ſcheinen dieſe Bemerkungen von Fr. Schl. geſchrieben zu ſein. Bg.]

92.

Weder die attiſche Bildung des Xenophon, noch ſein Streben nach doriſcher Harmonie, noch ſeine ſokratiſche Anmuth, durch die er liebenswürdig ſcheinen kann, dieſe hinreißende Einfalt, Klarheit und eigne Süßigkeit des Stils, kann dem unbefangnen Gemüth die Gemeinheit verbergen, die der innerſte Geiſt ſeines Lebens und ſeiner Werke iſt. Die Memorabilien beweiſen, wie unfähig er war, die Größe ſeines Meiſters zu begreifen, und die Anabaſe, das intereſſanteſte und ſchönſte ſeiner Werke, wie klein er ſelbſt war.

93.

Das Demonſtrieren a priori führt doch eine ſelige Beruhigung bei ſich, während die Beobachtung immer etwas Halbes und Unvollendetes bleibt. Ariſtoteles machte durch den bloßen Begriff die Welt kugelrund: nicht das kleinſte Eckchen heraus- oder hineinwärts ließ er ihr. Er zog deswegen auch die Kometen in die Atmoſphäre der Erde, und fertigte die wahren Sonnenſyſteme der Pythagoreer kurz ab. Wie lange werden unſre Aſtronomen, die durch herſchelſche Teleſkope ſehen, zu thun haben, ehe ſie wieder zu einer ſo beſtimmten klaren und kugelrunden Einſicht über die Welt gelangen?

94.

Warum ſchreiben die deutſchen Frauen nicht häufiger Romane? Was ſoll man daraus auf ihre Geſchicklichkeit, Romane zu ſpielen, für einen Schluß ziehen? Hängen dieſe beide Künſte unter einander zuſammen, oder ſteht dieſe mit jener in umgekehrtem Verhältniſſe? Das letzte ſollte man beinah aus dem Umſtande vermuthen, daß ſo viele Romane von engliſchen, ſo wenige von franzöſiſchen Frauen herrühren. Oder ſind die geiſtreichen und reizenden Franzöſinnen in dem Fall affärierter Staatsmänner, die nicht anders dazu kommen ihre Memoiren zu ſchreiben, als wenn ſie etwa des Dienſtes entlaßen werden? Und wann glaubt wohl ſolch ein weiblicher Geſchäftsmann ſeinen Abſchied zu haben? Bei der ſteifen Etikette der weiblichen Tugend in England, und dem zurückgezogenen Leben, wozu die Ungeſchliffenheit des männlichen Umgangs die Frauen dort oft nöthigt, ſcheint die häufige Romanenautorſchaft der Engländerinnen auf das Bedürfniß freierer Verhältniſſe zu deuten. Man ſonnt ſich wenigſtens im Mondſchein, wenn man durch das Spazierengehn am Tage ſeine Haut zu ſchwärzen fürchtet.

95.

Ein franzöſiſcher Beurtheiler hat in Hemſterhuys Schriften le flegme allemand gefunden; ein andrer nach einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Müllers Geſchichte der Schweiz gemeint, das Buch enthalte gute Materialien für einen künftigen Geſchichtſchreiber. Solche überſchwängliche Dummheiten ſollten in den Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes aufbewahrt werden, man kann ſie mit allem Verſtande nicht ſo erfinden. Sie haben auch die Aehnlichkeit mit genialiſchen Einfällen, daß jedes als Kommentar hinzugefügte Wort ihnen das Pikante nehmen würde.

96.

Als ein Merkmal der Aechtheit antiker Münzen kennt man in der Numiſmatik den ſogenannten edlen Roſt. Die verfälſchende Kunſt hat Alles beßer nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Roſt giebt es auch an Menſchen, Helden, Weiſen, Dichtern. Johannes Müller iſt ein vortrefflicher Numiſmatiker des Menſchengeſchlechts.

97.

Hat Condorcet ſich nicht ein ſchöneres Denkmal geſetzt, da er, von Todesgefahren umringt, ſein Buch von den progrès de l'esprit humain ſchrieb, als wenn er die kurze Friſt dazu angewandt hätte, ſein endliches Individuum ſtatt jener unendlichen Ausſichten hinzuſtellen? Wie konnte er beßer an die Nachwelt appellieren, als durch das Vergeßen ſeiner ſelbſt im Umgange mit ihr?

98.

Die Meinung von der Erhabenheit des engliſchen Nationalcharakters iſt unſtreitig zuerſt durch die Gaſtwirthe veranlaßt; aber Romane und Schauſpiele haben ſie begünſtigt, und dadurch einen nicht zu verwerfenden Beitrag zu der Lehre von der erhabenen Lächerlichkeit geliefert.

99.

Die Freigeiſterei geht immer in dieſer Stufenleiter fort: zuerſt wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geiſt, demnächſt der Herr Chriſtus, und zuletzt Gott der Vater.

100.

Die Komödien des Ariſtophanes ſind Kunſtwerke, die ſich von allen Seiten ſehen laßen. Gozzis Dramen haben einen Geſichtspunkt.

101.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen ſoll, muß ein wenig von Allem haben, eine Art Mikrokoſmus ſein. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunſt und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewiſſe Doſis Laſter. Auch Geiſt muß drin ſein nebſt Witz, ja ſogar Philoſophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, ſo kann vielleicht das andre helfen. Und geſetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, ſo könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medicin, wenigſtens nichts ſchaden.

102.

In dem edleren und urſprünglichen Sinne des Worts ‘korrekt’, da es abſichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innerſten und Kleinſten im Werke nach dem Geiſt des Ganzen, praktiſche Reflexion des Künſtlers, bedeutet, iſt wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakſpeare. So iſt er auch ſyſtematiſch wie kein andrer: bald durch jene Antitheſen, die Individuen, Maſſen, ja Welten in maleriſchen Gruppen kontraſtieren laßen; bald durch muſikaliſche Symmetrie desſelben großen Maßſtabes, durch gigantiſche Wiederholungen und Refrains; oft durch Parodie des Buchſtabens und durch Ironie über den Geiſt des romantiſchen Drama, und immer durch die höchſte und vollſtändigſte Individualität und die vielſeitigſte, alle Stufen der Poeſie von der ſinnlichſten Nachahmung bis zur geiſtigſten Charakteriſtik vereinigende Darſtellung derſelben.

103.

An die Griechen zu glauben, iſt eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen deklamieren. Kommt aber Einer und ſagt 'Hier ſind welche', ſo iſt Niemand zu Hauſe.

104.

Ungeachtet er ſo eine idylliſche Natur iſt, hat Fontenelle doch eine ſtarke Antipathie gegen den Inſtinkt, und vergleicht das reine Talent, welches er für unmöglich hält, mit dem ganz abſichtsloſen Kunſtfleiße der Biber. Wie ſchwer iſt es ſich ſelbſt nicht zu überſehn! Denn wenn Fontenelle ſagt: La gêne fait l'essence et le mérite brillant de la poésie: ſo ſcheint's kaum möglich, die franzöſiſche Poeſie mit wenigen Worten beßer zu charakteriſieren. Aber ein Biber, der Académicien wäre, könnte wohl nicht mit vollkommnerem Unbewußtſein das Rechte treffen.

105.

Gegen den Vorwurf, daß die eroberten italiäniſchen Gemälde in Paris übel behandelt würden, hat ſich der Säuberer derſelben erboten, ein Bild von Carracci halb gereinigt und halb in ſeinem urſprünglichen Zuſtande aufzuſtellen. Ein artiger Einfall! So ſieht man bei plötzlichem Lärm auf der Gaße manchmal ein halb raſiertes Geſicht zum Fenſter herausgucken; und mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit und Ungeduld betrieben, mag das Säuberungsgeſchäft überhaupt viel von der Barbierkunſt an ſich haben.

106.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikweſen zu ſchmähen. Aber ſoll der wahre Autor nicht auch Fabrikant ſein? Soll er nicht ſein ganzes Leben dem Geſchäft widmen, litterariſche Materie in Formen zu bilden, die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich ſind? Wie ſehr wäre manchem Pfuſcher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünſchen, die wir an den gemeinſten Werkzeugen kaum noch achten!

107.

Der Satan der italiäniſchen und engländiſchen Dichter mag poetiſcher ſein; aber der deutſche Satan iſt ſataniſcher; und inſofern könnte man ſagen, der Satan ſei eine deutſche Erfindung. Gewiß iſt er ein Favorit deutſcher Dichter und Philoſophen. Er muß alſo wohl auch ſein Gutes haben, und wenn ſein Charakter in der unbedingten Willkürlichkeit und Abſichtlichkeit, und in der Liebhaberei am Vernichten, Verwirren und Verführen beſteht, ſo findet man ihn unſtreitig nicht ſelten in der ſchönſten Geſellſchaft. Aber ſollte man ſich bisher nicht in den Dimenſionen vergriffen haben? Ein großer Satan hat immer etwas Ungeſchlachtes und Vierſchrötiges; er paßt höchſtens nur für die Prätenſionen auf Ruchloſigkeit ſolcher Karikaturen, die nichts können und mögen, als Verſtand affektieren. Warum fehlen die Sataniſken in der chriſtlichen Mythologie? Es giebt vielleicht kein angemeßneres Wort und Bild für gewiſſe Bosheiten en miniature, deren Schein die Unſchuld liebt; und für jene reizend groteſke Farbenmuſik des erhabenſten und zarteſten Muthwillens, welche die Oberfläche der Größe ſo gern zu umſpielen pflegt. Die alten Amorinen ſind nur eine andre Race dieſer Sataniſken.

108.

Vorleſen und Deklamieren iſt nicht einerlei. Dieſes erfordert den richtig höchſten, jenes einen gemäßigten Ausdruck. Deklamation gehört für die Ferne, nicht in das Zimmer. Die laute Stimme, zu welcher ſie ſich, um den gehörigen Wechſel hervorzubringen, erhöhen muß, beleidigt ein ſeines Gehör. Alle Wirkung geht in der Betäubung verloren. Mit Geſtikulation verbunden wird ſie widrig, wie alle Demonſtrationen heftiger Leidenſchaft. Die gebildete Empfindung kann ſie nur in ſolcher Entfernung ertragen, die gleichſam wieder einen Schleier über ſie wirft. Der Ton, ſtatt ſich zu erheben, muß, um die Wirkung durch ein andres Mittel hervorzubringen, gedämpft, in der Tiefe gehalten und der Accent nur ſo bezeichnet werden, daß das Verſtehen deſſen, was man lieſt, angedeutet wird, ohne das Geleſene ganz auszudrücken. Bei epiſchen Gedichten und dem Roman insbeſondre ſollte der Vorleſer nie von ſeinem Gegenſtande hingeriſſen ſcheinen, ſondern die ſtille Superiorität des Verfaßers ſelbſt behaupten, der über ſeinem Werke iſt. Ueberhaupt wäre es ſehr nöthig das Vorleſen zu üben, damit es allgemeiner eingeführt würde, und ſehr nöthig es einzuführen, um es deſto beßer zu üben. Bei uns bleibt die Poeſie wenigſtens ſtumm, und wer denn doch zum Beiſpiel den Wilhelm Meiſter nie laut geleſen oder leſen gehört hätte, der hat dieſe Muſik nur in den Noten ſtudiert.

109.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seins und ihres Werdens neu und frappant ſein muß, ſo ſollte vielleicht das poetiſche Märchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr ſein; denn ſie will nicht bloß die Phantaſie intereſſieren, ſondern auch den Geiſt bezaubern und das Gemüth reizen; und das Weſen des Bizarren ſcheint eben in gewiſſen willtürlichen und ſeltſamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu beſtehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeiſterung, die ſich mit der höchſten Bildung und Freiheit verträgt, und das Tragiſche nicht bloß verſtärkt, ſondern verſchönert und gleichſam vergöttlicht; wie in Goethes Braut von Korinth, die Epoche in der Geſchichte der Poeſie macht. Das Rührende darin iſt zerreißend und doch verführeriſch lockend. Einige Stellen könnte man faſt burleſk nennen, und eben in dieſen erſcheint das Schreckliche zermalmend groß.

II.

Litterariſcher Reichsanzeiger
oder
Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.
1799.

Künftige Schriften.

Ein Gelehrter, den unſre Nation als den vielſeitigſten Konrektor verehrt, der bereits zwei Modejournale herausgiebt, und als Amanuenſis eines berühmteren Schriftſtellers einem dritten, etwas aus der Mode gekommenen, das Leben durch den Phosphor der Neuigkeiten friſtet, der außerdem ſeine vielhändige Wirkſamkeit über ein halb Dutzend Zeitſchriften und Zeitungen verbreitet, iſt zu einem ganz neuen ‘Journal der Journaliſtik oder der Kunſt, Journale zu ſtiften und zu erhalten’, entſchloßen. Niemand wird bei der litterariſchen Sitte unſers Zeitalters, ſeine Gedanken in ſchnell umlaufenden Heften zu kolportieren, die jeder Schriftſteller, der wirken will, mitmachen muß, an der Wichtigkeit dieſer Kunſt zweifeln, eben ſo wenig an der Befugniß des Herausgebers, ſie an's Licht zu ſtellen. Wie er überall klaſſiſche Brocken bei ſich trägt und ſie ſelbſt auf den Putztiſchen der Damen auskramt, ſo, daß nicht ſelten auf den Schmetterlingsflügeln ſeiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt, ſo heißt auch dießmal ſein Motto:

> Opportuna mea est cunctis natura figuris,
> In quamcumque voles, verte

Nur die ſchließenden Worte des Diſtichons, decorus ero, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein deutſches Journal faſt nicht ohne einen mythologiſchen Namen beſtehen kann, ſo daß beinahe der ganze Göttervorrath des Heidenthums, bis auf die Parcen und Furien nach, erſchöpft worden iſt, ſo dürfte vielleicht 'Vertumnus', von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über dieſe etruriſche Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geſchmeidige Biegſamkeit der Grundſätze das erſte Erforderniß zu einem Journalſchreiber iſt: die Erſcheinung nach Monaten ſei ſymboliſch zu nehmen, und wie ſich die Geſtalt des Jahres mit dem Lauf derſelben ändre, ſo habe auch ein Journal ſeine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie ſich das oberflächliche Verdienſt durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und ſchriftliche Bezeugungen unendlicher Devotion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie man eine weitläuftige Korreſpondenz für ſeine Journale benutzt, indem die Leſer ſelbſt vor gleichſam ungeſalznem Gewäſch einige Ehrerbietung bekommen, wenn London, Paris oder Rom darüber ſteht, weil es doch ſo weit hergereiſt iſt und nothwendig viel Poſtgeld gekoſtet haben muß; wie man abgeſchmackte Urtheile über die kantiſche Philoſophie in's Ausland ſchreibt und ſie ſich von dorther wieder zurück melden läßt; wie man beim Recenſieren, wo man anonym iſt, niemals ermangelt ſeine eignen Schriften zu citieren, damit es doch irgend jemand thue; wie man ohne Schamerröthen Briefe und Aufſätze einrückt, in denen man ſelbſt die derbſten Zurechtweiſungen, ja Demüthigungen empfängt, und ſie noch mit empfehlenden Anmerkungen begleitet; (z. B. man hat in einer Ueberſicht der engliſchen

Litteratur, Oppoſitionsjournalen zufolge, Manches in ein verächtliches oder feindſeliges Licht geſtellt, ein unterrichteter Engländer von entgegengeſetzten Anſichten widerſpricht, und läugnet Alles gerade zu, man befördert ſeine unparteilichen Ausſprüche nicht bloß zur Bekanntmachung, ſondern erhebt in dem Prolog dazu ein Geſchrei über die abſcheuliche Verſchwörung gegen die Meinung von der engliſchen Nation, die in Deutſchland immer mehr überhand nehme u. ſ. w.); wie man ſich ohne Beruf in Alles miſcht, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, ſich über Künſtler und Kunſtwerke ein Urtheil zuſammenhorcht, und dieſes dann, wenn man eine große Autorität hinter ſich zu haben glaubt, auf das zuverſichtlichſte und mit anmaßendem Enthuſiasmus ausruft; wie man nach allen Seiten ſchiefe und leere Anpreiſungen austheilt, bald des Schriftſtellers oder des Buchhändlers oder des Kupferſtechers, und die Wendungen dazu ſtets aufzufinden weiß (vielleicht wird bei dieſer Gelegenheit eine räſonnierende Ueberſicht aller derer gegeben, die dem Herausgeber bisher auf dieſe Art verpflichtet zu ſein Urſache haben), ſollten ſie auch nur in Noten Platz finden können, wo die unterwürfige Geſinnung durch die Stelle auf der Seite und den kleineren Druck um ſo bildlicher wird; wie man, zu furchtſam, ſelbſt einen Hieb zu verſetzen, ſich dergleichen von ſeinen Korreſpondenten überſchicken läßt, das im Text Geſagte in der Note modificiert, und die Modifikation bald wieder zurücknimmt. Den unverhältnißmäßigen Umfang des eben geſchloßnen Perioden mag der Umfang der Wißenſchaft entſchuldigen, wovon er doch nur einige Beiſpiele liefert. Um mehre Zwecke auf einmal zu erreichen, wird die Kunſt, in vielen Worten wenig zu ſagen, nicht beſonders und theoretiſch, ſondern praktiſch im Laufe des übrigen Unterrichts vorgenommen werden. Eben ſo die Theorie der pikanten Ankündigungen, die das Alte zur Neuheit adeln, und das Neue durch Altes aufſtutzen müßen. Die gegenwärtige muß einem ſolchen Meiſter viel zu matt und unbedeutend ſcheinen. Wir ſchließen daher in der Zuverſicht, er werde unſrer wohlmeinenden Ungeſchicklichkeit zu Hülfe kommen, und in ſeinen ſämmtlichen Journalen, und wo man ſonſt dergleichen einzurücken pflegt, unſre Ankündigung eiligſt und nachdrücklichſt ankündigen.

Der Herausgeber des Genius der Zeit und des Muſageten ſtiftet ‘Annalen der leidenden Schriftſtellerei’, nicht in zwangloſen, ſondern in nothgedrungenen Heften: eine Anſtalt, deren Bedürfniß ſo allgemein gefühlt wird, daß ſie großen Beifall finden muß. Allen Mühſeligen, Beladnen und Zerſchlagnen iſt hiemit ein Lazareth geöffnet, wo ſie wenigſtens den Troſt haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn ſie auch dadurch nicht geheilt werden ſollten. Hier werden einige von den bejahrteren Schriftſtellern Klagen darüber anſtimmen, daß das goldne Zeitalter unſrer Litteratur noch nicht vorüber ſein ſoll; andre ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mißlaune über die Fortſchritte der Kunſt und Wißenſchaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik ſchmähen, die den Pelz wäſcht und ihn wirklich naß macht. Die unerhörte Frechheit Einiger, ein eignes Urtheil zu haben, wird mit ſchwindelndem Erſtaunen berichtet, Witz und Spott aber, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geiſt, überall in die tiefſte Hölle verdammt werden. Der Herausgeber ſelbſt wird in einem Heft um das andre über eine Xenie wehklagen und ſchelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward. Man wird Nachricht von dem Tode ſolcher Weltweiſen ertheilen, die an einer einzigen wider ſie gerichteten Zeile vor Gram geſtorben ſind. Da das Schrift-ſtellen wie billig in ſeiner weiteſten Bedeutung genommen wird, ſo können auch Schulknaben ihre ungerecht beurtheilten Exercitia hier abdrucken laßen, um die Welt zwiſchen ſich und ihren Präceptoren zum Richter zu machen. Man ſchmeichelt uns, es werde vom Athenäum auf eine oder die andre Art in dieſen Annalen die Rede ſein.

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen ſeiner ſämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: 'Werke, die ich ſogar für die Supplemente zu ſchlecht halte, und völlig verwerfe'. Dieſe Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches ſich beſonders bei dem geglätteten Velin ſchön ausnehmen wird.

Nachdem Hr. Hofrath Hirt durch ſeinen Verſuch über das Kunſtſchöne (Horen 97. St. VII.) die Welt aus der Verworrenheit der bisherigen Theorien gerettet, indem man nun klar einſieht, wie 'ſchön' von 'ſcheinen' herkömmt, und daß 'alle unſre angenehmen Empfindungen entweder das Wahre, das Gute oder das Schöne zum Grunde haben': (wenn man bei einer Vorleſung des Hrn. Hirt einſchläft, aus welcher der drei Quellen mag dieſe angenehme Empfindung wohl herfließen?): ſo wird er eine vollſtändige 'Geſchichte der bildenden Künſte bei den Alten' geben, worin er zeigen wird, daß die Charakteriſtik der Hauptgrundſatz derſelben geweſen ſei. Dieſes merkwürdige Princip, welches er während ſeines vieljährigen Aufenthalts in Italien entdeckt, und bis jetzt nur noch in drei Abhandlungen eingeſchärft hat, beſteht darin, daß in der alten Kunſt ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Centaur wie ein Centaur abgebildet wurde; dazu kam noch 'die Individuellheit der Attitüde' (Archiv 98. St. XI. S. 430.): eine Venus nahm 'den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit' vor, (Horen 97. St. X. S. 19.) u. ſ. w. Dem zufolge hätten wir in den Bemerkungen über Hrn. Hirts Kunſtkennerſchaft ganz unverhoffter Weiſe ein Kunſtwerk im griechiſchen Stil geliefert, welches uns ſehr erfreulich iſt. Wir ſind auch darin dem Beiſpiel der alten Künſtler gefolgt, daß wir uns bei der Wahl des Gegenſtandes nicht durch das Wohlgefällige haben beſtimmen laßen (ebend. S. 24.), da uns vielmehr jene alten Meduſenköpfe 'mit vorreckender Zunge und gewaltigen Verzerrungen' (Archiv. S. 449.) vorſchwebten. Hr. Hirt (S. 437.) 'wollte ſich auch in die Reihe der Aeſthetiker ſtellen, und ein Wort zu Männern als Mann ſprechen'; ein Widerſpruch war ihm daher äußerſt befremdlich und ſtörend. Er muß ſich nur ja nicht aus der Faßung bringen laßen, ſondern im beredten Vortrage ſeiner geſchmackvollen Lehren über die alte Kunſt fortfahren, ſo wird die Tugend (welche 'ſchön machet', und beiläufig zu bemerken, 'in Ausübung beſtehet', Horen St. VII. S. 12.) am Ende 'eine Lichtkrone um das Haupt des unerſchütterten Tugendhaften formieren'.

Der Verfaßer der Boruſſias iſt eben am hundert zwei- und funfzigſten Geſange ſeiner 'Jeniſchias', eines Heldengedichtes in Hexekontametern, das fortgeſetzt wird. In dieſem Geſange beſchreibt er, wie er einmal als Studium zur

Boruſſias alle ſeit Erſchaffung der Welt geſchriebnen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgeleſen. Seine berühmte Fehde mit dem Magiſter Reinhard wegen einer Briefverfälſchung hofft er in zehn Geſängen abzuthun; die Vergleichung von vierzehn Sprachen zum Behuf einer Preisaufgabe der Berliner Akademie ebenfalls. Die Erfindung der ‘geſtirnten Oden’, nämlich ſolcher, die häufig durch drei Sternchen in Abſätze geſondert werden, weil ſie in einem Striche fort zu langweilig ſein würden (Berl. Archiv 99. St. I.), ſoll einſtweilen den Beſchluß machen.

Preis-Aufgaben.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zuſtande allerlei fremde Geiſter geſehn, und wünſcht ſehnlich nun auch den ſeinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieſes ſchwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung verſprochen.

Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die ‘Urania des Herrn von Ramdohr’ zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die ‘äſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt’ erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält ‘zwanzig’ noch ungedruckte ‘Gedichte von Matthiſſon’.

Mediciniſche Anzeige.

Das Philoſophieren iſt eine bekanntlich zwar nur ſeltene, aber in allen Geſtalten, welche ſie annimmt, höchſt bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und beſonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waßerſcheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit, verſtändliche Werke und mäßiges Räſonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anſtand und Geſchmack zu genießen: das ſind die gewöhnlichſten Uebel, die aus dieſer Quelle entſpringen, und die jeder verſtändige Mann, der das Glück der Geſundheit zu ſchätzen weiß, nicht ohne das innigſte Mitleid anſehen kann. Leider iſt es bekannt genug, daß überdieß viele ganz geſunde junge Leute ſich einbilden, an dieſer Krankheit darniederzuliegen, und daß dieſe ſonderbare Art von Hypochondrie, deren Urſache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unſers Jahrzehends geſucht worden iſt, dem litterariſchen Gemeinweſen eben ſo viel gute Köpfe entzieht, als die Krankheit ſelbſt. Man glaubt daher allen, denen das Beſte der deutſchen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienſt zu leiſten, wenn man ſie auf ein gegen beide Uebel, die leider oft ganz falſch behandelt werden, bewährtes Mittel auf's Neue aufmerkſam macht. Es iſt dieſes die bereits rühmlich bekannte

'antiphiloſophiſche Latwerge'

von deren großem Nutzen in den verwickeltſten Fällen die glaubhafteſten Zeugniſſe beigebracht werden können. Noch iſt es keinem Chemiker gelungen, die wahren Beſtandtheile dieſes im Grunde ſehr einfachen Mittels zu entdecken, indem ſich alle durch einen Geſchmack nach geſundem Verſtand und reifer Erfahrung, der dieſem Medikament ſehr künſtlich beigemiſcht iſt, haben hintergehen laßen, und das Publikum wird hiemit vor allem, was darüber verbreitet worden iſt, nachdrücklichſt gewarnt. Ein Theil desſelben hat ſich zwar über die widrige Zähigkeit und das große Volumen dieſer trefflichen Arzenei beſchwert; man kann aber auf Glauben verſichern, daß wegen des Aufbrauſens, welches bei der Kompoſition nicht zu vermeiden iſt, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und dieſe Eigenſchaften vielmehr die Kennzeichen der höchſten Güte und Vortrefflichkeit ſind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen ſucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nicolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabriciert, und iſt in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Kommiſſion zu haben; die ganze Portion in 17 Bänden koſtet 5½ Rthlr.; halbe Portionen ohne die Reiſebeſchreibung 2⅔ Rthlr. Beſondere Gebrauchszettel ſind nicht nöthig, da man die Doſis nicht leicht zu ſtark nehmen kann, und es iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten iſt, und man ſich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard, als ſchweißtreibender Mittel, bedienen kann.

Dienſtentlaßung.

In Erwägung

daß Niemand ſich mit Erfolg über das Zeitalter luſtig machen kann, als wer auf der Höhe desſelben ſteht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn ſie ſich herausnimmt, über die Philoſophie zu ſpotten;

daß in einem Zuſtande, wo gewiſſe Vorſtellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen franzöſiſchen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rosbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen ſind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatiſten billig erwartet, ſie werden die Schärfe ihrer Cenſur gegen ſich ſelbſt richten, und ihre unnützen Papierſchnitzeln, ſtatt ſie in alle Taſchenbücher und bis in den litterariſchen Anzeiger ausfliegen zu laßen, an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Looß der menſchlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall, wegen Abgang der zum Verſificieren nöthigen Geſchmeidigkeit, auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

iſt mit Anerkennung der vieljährigen geleiſteten Dienſte und Beibehaltung aller Titel und Beſoldungen der Witz des Hofrath Käſtners gnädigſt in einen ehrenvollen Ruheſtand verſetzt worden.

Merkwürdiger Scheintod.

Bekanntermaßen war die ‘Berliniſche Monatsſchrift’ nach einer langwierigen Zehrung und Austrocknung aller Säfte, welche ſich ſelbſt auf das Gehirn erſtreckte, faſt unmerklich entſchlummert. Alles war ſchon zur Beerdigung veranſtaltet, die Leidtragenden, als die Herren Bieſter, Gedicke, Nicolai, hatten ſich verſammelt und waren eben beſchäftigt, Berliniſche Blätter auf den Sarg ihrer zärtlich geliebten Freundin zu ſtreuen, als ſie ganz unverhoffter Weiſe Zeichen des Lebens gab, ſich aufrichtete und ihre väterlichen Verpfleger wieder erkannte. Was noch mehr Verwunderung erregte, war, daß ſie ſogleich in denſelben Geſprächen fortfuhr, unter denen ſie verſchieden war. Wie ſie immer die Aufklärung darein geſetzt hatte, keine Geſpenſter zu glauben, beſchäftigte ſie ſich vor allen Dingen mit Unterſuchung einer vorgefallnen Spukgeſchichte, ließ Winke über den Kryptokatholiciſmus fallen, und äußerte viel Berliniſchen Patriotiſmus, der ſich immer auf Zahlen, Mortalitäts-Liſten und dergl., bezog. Franklins moraliſchen Küchenzettel, nach welchem er wöchentlich Eine Tugend zur Hauptſchüßel machte, die übrigen aber nur in Aſſietten ſervierte, erklärte ſie für den Gipfel menſchlicher Weisheit. Kurz ſie lebte nicht nur, ſondern es war auch völlig die alte wieder. Dieſes merkwürdige Beiſpiel wird zur Warnung vor allzu ſchleuniger Beerdigung bei ähnlichen Todesfällen, die etwa bald bevorſtehen möchten, bekannt gemacht. Zwar behaupten einige junge Aerzte, die vermuthlich dem browniſchen Syſtem anhängen und ſich durch Paradoxien auszeichnen wollen, ſeltſamer Weiſe, es ſei hier gar nicht von einem Scheintode, ſondern vielmehr von einer Scheinbelebung die Rede.

Berichtigung.

Durch einen Druckfehler ſteht auf dem Titel eines der neueſten Werke von Jean Paul 'Palingeneſien'. Es ſoll 'Palillogien' heißen.

Perſonen, ſo geſucht werden.

Man wünſcht einen Mann von geſetzten Jahren, der nie in ſeinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genies verſpürt, überhaupt gegen alle Originalität eine innerliche Abneigung hegt, beiläufig einige Verſe gemacht hat, auch bereit iſt, den Eid auf die ſymboliſchen Bücher der Korrektheit, als Batteur von Ramler überſetzt u. ſ. w., abzulegen, und übrigens eine leſerliche, fließende und weitläuftige Hand ſchreibt, als ‘Mitarbeiter der Bibliothek der ſchönen Künſte und Wißenſchaften’ gegen ein mäßiges Honorar zu engagieren. Anderweitige Emolumente bei der Stelle ſind, daß er die Komödien und politiſchen Schriften des Buchhändlers und Magiſters Dyck *gratis* erhält, auch auf Verlangen zum Leipziger Magiſter kreiert werden ſoll.

Entdeckung.

Herr Fr. Nicolai hat letzthin in einer der königl. Akademie der Wißenſchaften zu Berlin vorgeleſenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des tranſcendentalen Idealiſmus, einen auf eigne Beobachtung gegründeten und alſo unumſtößlichen Unterſchied zwiſchen Erſcheinungen und Dingen an ſich erörtert. ‘Verſchwindet etwas, wenn man ſich ſechs ‘Blutigel an den After ſetzen läßt, ſo iſt es eine bloße ‘Erſcheinung; bleibt es, ſo iſt es eine Realität oder’, welches in ſeiner Sprache einerlei gilt, ‘ein Ding an ‘ſich.’ Ungeachtet nun der Akademiſt ſich durch jenes Mittel von einem kranken Zuſtande, während deſſen er allerlei Phantaſme vor ſich herumwandeln ſah, gründlich geheilt glaubte, ſo wollten doch einſichtsvolle Kenner bemerken, daß in der Abhandlung die eigne 'lebhafte Einbildungskraft' des Verfaßers herumſpuke, die offenbar kein Ding an ſich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erſcheinung, ſondern lediglich ein Phantaſma ſei. Man beſchloß alſo die Kur zu erneuern, und die Blutigel wurden ſogleich noch einmal applieiert. Dieß hatte den gewünſchten Erfolg: der Patient erkannte nun, daß das, was er bisher für ſeine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden geweſen; er geſtand auch mit vieler Beſchämung, daß ſeine neueren Schriften, worin er ſich wie ein Blutigel an die Werke der vortrefflichſten Zeitgenoßen, eines Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, u. a. anzuſaugen verſucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtſein verknüpften Nachahmung des Arzneimittels, welches ihm fehlte, entſtanden ſein müßten, und bat, das Andenken dieſer Krankheits-Symptome wo möglich auszulöſchen. Die Akademie will dem Vernehmen nach das Ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publikums zu entziehen, und ſie in dieſer Abſicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.

Anfrage.

Man wünſcht belehrt zu werden, wie ſich eine gelehrte Zeitung ohne alle Anonymität einrichten ließe. Es iſt zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bei einer ſolchen Anſtalt die Nennung der Recenſenten zum Geſetz gemacht worden; dieß hat aber zur Folge gehabt (was man eben vermeiden möchte), daß plötzlich ſowohl die recenſierten Schriften, als die darüber geſagten Dinge, anonym wurden; die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, ſo zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Reviſion einer Handlung ergiebt es ſich bisweilen, daß ſehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben ſind, bloß deswegen, weil das belehrungliebende Publikum nicht weiß, daß ſie noch zu haben ſind. Als einen Anhang zu ſeiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nicolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine anſehnliche Partie von ſeinen überverdienſtlichen Jahren zu haben iſt, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von ſeiner lebhaften Einbildungskraft und ſeinem Streben mit der Zeit fortzuſchreiten, indem dieſe Artikel nicht getrennt werden dürfen, zuſammen verkaufen will: Alles aus Liebe zur deutſchen Litteratur und beſonderer Umſtände wegen auf kurze Zeit um einen ſehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder 'Glaubwürdiger Bericht von der langen Verſtocktheit und endlichen reuevollen Bekehrung des zum litterariſchen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbader, nebſt den beweglichen Reden, ſo er auf dem Wege zum Richtplatz geführt', iſt in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

Neue Fabrik.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunſt erfunden, aus den Faſern von Heidekraut, Diſteln, Binſen, Mauerpfeffer u. dergl., einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muſter ſind ebenfalls von ſeiner Hand, ſie ſtellen theils einheimiſche Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, ſondern mit allen Staubfädchen und Pünktchen auf das genaueſte abgebildet ſind, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfäßer, Kinderſtülchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen beſtimmten Muſtern ſind die romantiſchen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. ſ. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatverſuche gemacht, da er dieſe aber verſchiednen gelehrten Geſellſchaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, ſo iſt er entſchloßen, die Sache nunmehr in's Große zu treiben, und beſonders Landpredigerstöchter dazu*) anzulehren. Zur Belohnung hat er ſich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen National-Theater der nicht vorhandnen Hauptſtadt der nicht vorhandnen deutſchen Nation wird bei der Eröffnung aufgeführt:

---

*) anzulernen 1799.

Kotzebue in England,
oder
die Auferweckung der ſchlummernden Plattheit,
eine weinerliche Poſſe in fünf Aufzügen, nebſt einem Prolog
geſprochen von W. Shakſpeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Rechtheit war,
Daß Hand in Hand ſie mit dem Schwure gieng,
Den ich bei der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armſelig gegen mich!
Allein wie Tugend nie ſich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um ſie in Himmelsbildung;
So Luſt, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes ſatt
Und haſcht nach Wegwurf. —

Als Nachſpiel:

Der Deutſche Jakobiniſmus,
oder
Abbé Barruel im Zollhauſe.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poeſie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus **Wieland** in Weimar, auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Maſſe mehreres Verdächtige und dem Anſchein nach dem Horatius, Arioſto, Cervantes und Shakſpeare zuſtehendes Eigenthum ſich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Anſprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, ſich binnen ſächſiſcher Friſt zu melden, hernachmals aber zu ſchweigen.

III.

Entwurf
zu einem kritiſchen Inſtitute.
1800.

Die hauptſächlichſten Fehler der bis jetzt beſtehenden recenſierenden Zeitſchriften ſind: Mangel an unparteilicher und rückſichtsloſer Schärfe der Kritik; große Ungleichheit in dem Maßſtabe der Beurtheilung, weil die Mitarbeiter auf äußerſt verſchiednen Punkten der Fähigkeit und Ausbildung ſtehen; allzu langes Verweilen bei dem Mittelmäßigen und Schlechten, und zu kurze Abfertigung oder gänzliche Uebergehung des Wichtigen und Vortrefflichen; Ungleichheit in der Zeit der Beurtheilung, indem einiges ſogleich nach ſeiner Erſcheinung angezeigt wird, andres erſt Jahre nachher, wenn ſchon das ganze Verhältniß des Werkes zu dem bis dahin Geleiſteten verändert iſt; Zufälligkeit der Anordnung, oder vielmehr abſichtliche Zerſtückelung, und Vermeidung einer ſolchen, die irgend eine Ueberſicht gewährte; endlich Einförmigkeit, Trockenheit und Geiſtloſigkeit in der Form oder Unform des Vortrags.

Hiezu kommt noch bei ſolchen gelehrten Zeitungen, die auf Allgemeinheit ausdrücklich oder durch die That Anſpruch machen: daß ſie erſtlich dieſem Verſprechen keine Genüge leiſten können, weil ſie den Begriff der Litteratur ſo materiell nehmen, daß ſie darunter alles Gedruckte verſtehen; daß ſie, wenn ſie es auch könnten, doch nur ein zweckloſes Aggregat von Dingen ſein würden, die unter ſich in keinem wahren Zuſammenhange ſtehen; daß ſie bei ihrer jetzigen Unvollſtändigkeit obendrein für ihre einzelnen Leſer nur einem kleinen Theile nach brauchbar ſind, indem ſie eine Menge Berichte über Kenntniſſe enthalten, die bloß zu einem bedingten ſpeciellen Zwecke dienen, welche der, welcher ſich nicht dieſem Fache gewidmet, als ihm unverſtändlich und unintereſſant überſchlägt, und der Gelehrte von Profeſſion in denſelben nicht befriedigend findet, und daher lieber in einem beſondern Journal für ſein Fach aufſucht.

An einem Theil obiger Mängel iſt ſchon die Form gelehrter

'Zeitungen' ſchuld, welche blindlings und ohne Zweck von den politiſchen Zeitungen entlehnt iſt, da die Begebenheiten in der litterariſchen Welt ja nicht wie die eines Feldzuges Tageweiſe vorgehen, und wenn dieß auch wäre, doch nicht wie Neuigkeiten am nächſten Tage berichtet werden können. Dieſe Form mußte alſo zuvörderſt aufgegeben und eine entgegengeſetzte gewählt werden. Auch die Erſcheinung auf Monate feſtzuſetzen, wäre mißlich, da Arbeiten, die oft weitläuftige Studien erfordern, nicht in ſo eng beſtimmten Zeiträumen gefertigt werden können. Es würde daher am beſten ſein, das Wort 'Journal' zu vermeiden, und die Erſcheinung in einem oder mehren Bänden von Meſſe zu Meſſe fortgehen zu laßen. Ich ſchlage zum Titel vor:

Jahrbücher
der Wißenſchaft und Kunſt für Deutſchland.

Hiedurch würde die Abſicht angedeutet, die Zeit fortdauernd in ihren wißenſchaftlichen und künſtleriſchen Fortſchritten zu begleiten, ohne eine pragmatiſche, zu Einem vollſtändigen Zuſammenhange verarbeitete Geſchichte, die erſt hinterdrein möglich wird, zu verſprechen, indem es das Geſchäft von Jahrbüchern iſt, jede merkwürdige Erſcheinung aufzuzeichnen, und ihr Verhältniß zu den vorhergehenden, gleichzeitigen und künftigen aufzuklären, alſo einer eigentlichen Geſchichte vorzuarbeiten. Die Ausdrücke: 'Wißenſchaft und Kunſt' würden den Umfang des Inſtituts deutlicher begränzen, als das unbeſtimmte Wort 'Litteratur', ſo wie auch das 'für Deutſchland' ſogleich mit anzeigte, daß ausländiſche Werke nicht ausgeſchloßen ſind, aber daß nur dasjenige davon beurtheilt werden ſoll, was auf den Gang der Wißenſchaft und Kunſt in Deutſchland Einfluß zu haben vermag und verdient, oder vermittelſt deſſen wir allgemeine Parallelen des Zuſtandes und Geiſtes unſerer mit der Litteratur der Ausländer anſtellen können.

Vollſtändigkeit können wir unmöglich nach der Zahl der gedruckten Bücher und dem Meßverzeichniſſe beabſichtigen. Die unbedeutende Schlechtheit betrachten wir als gar nicht vorhanden, und greifen das Irrige und Geſchmackwidrige nur in ſolchen Schriften an, die durch andre Eigenſchaften blenden können, oder ein gewiſſes Anſehen und Beifall genießen.

Eben ſo ſoll die Allgemeinheit, die wir ſuchen, nur darin beſtehen, daß wir dasjenige umfaßen, was wirklich einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hat, alſo was den Menſchen als Menſchen intereßiert, und einen integrierenden Theil der geſammten höheren Geiſtesbildung ausmacht. Hiedurch ſind alſo ausgeſchloßen alle Bücher, die bloß empiriſche Data oder poſitive Sätze, ohne Beziehung auf ein Syſtem oder Herleitung aus Principien zuſammentragen, ingleichen alle bloß techniſchen Kenntniße, die lediglich durch ihre Verwendung zu einem bedingten Zwecke einen Werth erhalten.

Unſre Gegenſtände würden alſo folgende ſein:

1) Philoſophie in ihrem weiteſten Umfange.

2) Naturwißenſchaft. Da alle Naturbeobachtung, die den Namen verdienen kann, zu allgemeinen Naturgeſetzen hinſtrebt, und die Spekulation über die Natur ihre Sätze bis in die ſpeciellſte Erfahrung hinein bewährt wißen will, ſo würde ſich die Kritik ſowohl über empiriſche als ſpekulative Phyſik verbreiten müßen, und es könnte nicht leicht zu viel in dieſem Fache geſchehen, da das Intereße des Zeitalters ſo vorzüglich darauf gerichtet iſt.

Was von der Mathematik zu erwähnen wäre, wird entweder ihre reale Gültigkeit und ihre Methode in philoſophiſcher Hinſicht, oder ihre Anwendung auf Phyſik betreffen, und unter eines der beiden Fächer gebracht werden können.

3) Von der Geſchichte dasjenige, was durch ſeinen Inhalt oder durch ſeine Form unmittelbaren Werth und Intereſſe hat, und dieſe nicht erſt durch äußerliche Brauchbarkeit erhält: alſo alles zur Geſchichte der Menſchheit gehörige, dann hiſtoriſche Kunſtwerke.

4) Von der Philologie: philoſophiſche Grammatik und Beurtheilung der einzelnen Sprachen nach Principien derſelben, philologiſche Kritik und Auslegungskunſt.

Das Studium des klaſſiſchen Alterthums fällt unter die beiden vorhergehenden Rubriken, deren Beſtimmung ausweiſt, was davon hier behandelt werden ſoll. Nur in ſo fern ſein Inhalt einen Theil der Kulturgeſchichte ausmacht, gehört es in das hiſtoriſche Fach; ſeine Methode, Hülfsmittel u. ſ. w. in das philologiſche oder grammatiſche.

5) Schöne Künſte und Theorie derſelben.

Poeſie in ihrem weiteſten Umfange, Beredſamkeit nach ihrer richtigeren Beſtimmung, als ſchöne Kompoſition in Proſa, und überhaupt was zur ſchönen Litteratur gerechnet wird, würde den Hauptartikel in dieſer Rubrik ausmachen. Der Zweck der Kritik eines Kunſtproduktes kann nicht erreicht werden, wenn der Leſer es nicht in ſeiner Gewalt hat, dieſes mit jener zuſammenzuhalten. Da nun bei den nur an Einem Orte befindlichen Werken der bildenden Künſte (Kupferſtiche gehören nur ſelten in das Gebiet der eigentlichen ſchönen Kunſt), wie auch bei den momentanen Hervorbringungen der Schauſpielkunſt dieß für die meiſten Leſer nicht der Fall iſt, ſo müßte die Beurtheilung derſelben wegfallen, und es bliebe etwa nur die Muſik übrig.

Um aber doch die Anſicht von dem vollſtändigen Kreiße der ſchönen Künſte gegenwärtig zu erhalten, würde man ſich mit den Schriften, die von ihrer Geſchichte und Theorie handeln, allerdings beſchäftigen müßen. Doch iſt in Anſehung der letzten wieder ein Unterſchied zu machen. Die Theorie der Künſte iſt entweder die allen gemeinſchaftliche, philoſophiſche, oder die beſondre, techniſche. Bei der Poeſie gehört auch die zweite ganz in unſern Kreiß, weil ſie philologiſch, oder aus Principien der Grammatik im höheren Sinne abzuleiten iſt. Bei den andern Künſten giebt es eine ſehr weitläuftige Kenntniß des Mechaniſchen, die bloß für den Künſtler praktiſch intereſſant iſt. Ihre techniſche Theorie wird alſo nur in ſo fern hieher gehören, als ſie auf Naturgeſetze zurückgeführt werden kann, wie z. B. die Farbenlehre in der Malerei, die Lehre von der Harmonie in der Muſik, u. ſ. w.

Was von den ſogenannten Fakultäts-Wißenſchaften in unſern Kreiß gezogen werden müßte, ergiebt ſich aus Obigem von ſelbſt; nämlich:

1) von der Theologie: philoſophiſche Religionslehre; Kritik und Auslegung der heiligen Schriften, in ſo fern ſie als Urkunden zur Geſchichte der Menſchheit zu betrachten ſind.

2) von der Jurisprudenz: Naturrecht und Theorie der Geſetzgebung.

3) von der Medicin: Begründung ihres Syſtems auf Principien der Naturwißenſchaft.

Anmerkung. Die obige Eintheilung iſt in keiner Rückſicht genau zu nehmen als in Beziehung auf das, was durch ſie von dem Plane des

Ganzen ausgeſchloßen bleibt. Sie ſoll keineswegs zum Princip der Vertheilung dienen, ſo daß jeder Mitarbeiter ein beſtimmtes Fach wählte oder angewieſen bekäme. Vielmehr wird jeder aufgefordert, dem Redakteur ein Schema von dem aufzuſetzen, was und worin er zu arbeiten gedenkt, nach ſeinen eignen beliebigen Rubriken, doch ſo genau beſtimmt und bedingt, wie möglich.

⁂

Die Verfaßung des Inſtituts wird ſehr einfach ſein können. Es wird vorausgeſetzt, daß die Mitarbeiter alle ſelbſtändige Denker, und von gleichem Eifer für die Fortſchritte der Wißenſchaft und Kunſt beſeelt ſind, und daß ſie ſich gegenſeitig, als in der gleichen Region des menſchlichen Geiſtes wirkend, anerkennen. Solche Männer können ſich nur nach dem Grundſatze der Gleichheit zu einer gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit verſtehn. Der Redakteur wird alſo nur ihr gemeinſchaftlicher Geſchäftsträger und das Organ ihrer Mittheilung ſein. Die Mitarbeiter werden das Ganze des Plans überſehen, ſie werden daher auch bei Vertheilung der Arbeiten nicht auf Vorſchläge des Redakteurs warten, ſondern bei Erſcheinung jedes Meßkatalogs eine Angabe von demjenigen machen, was in den Fächern, worin ſie arbeiten, ihrer Meinung nach beurtheilt werden müßte, und was ſie davon ſelbſt übernehmen wollen. Dieſe Angaben wären nach der Meſſe, ſowohl was die Lücken des Katalogs und das, was er zu viel hat, als was die merkwürdigen Erſcheinungen, die man aus den bloßen Namen der Bücher nicht als ſolche erkennen konnte, betrifft, zu berichtigen und zu ergänzen. Die Mitglieder, die in demſelben Fache arbeiten, werden ſich um ſo leichter über die Vertheilung der Arbeiten verſtehen, da es gar nicht zum Geſetz gemacht werden ſoll, daß von einem gewiſſen Buche nur Einmal die Rede ſein dürfe, ſondern das ſchon auf eine Weiſe Abgehandelte allerdings wieder in andern Beziehungen und Anſichten in Anregung gebracht werden kann. Da die Büchermeſſen die äußern Epochen unſrer Litterargeſchichte ſind, ſo müßte man, ſo viel möglich, mit ihnen fortrücken, ſo daß der in jeder Meße erſcheinende Band oder Bände den Bericht von der vorhergehenden möglichſt vollſtändig, nach dem oben feſtgeſetzten Begriffe enthielte, und jeder Mitarbeiter müßte das einmal Uebernommene zeitig genug hiezu liefern.

Sollten die verſchiednen Mitarbeiter in einem Fache ſich alle von der Beurtheilung einer Schrift abgeneigt finden, von welcher doch anerkannt würde, daß ſie nicht übergangen werden könne, ſo müßte die Mehrheit der übrigen entſcheiden, wer unter ihnen den nächſten Beruf dazu habe, und es alſo der Vollſtändigkeit wegen übernehmen müße. In ſonſtigen Streitigkeiten zwiſchen dem Redakteur und einem Mitarbeiter könnten beide ſich vergleichen, einen Dritten als Schiedsrichter zu wählen, oder der Fall würde allen vorgelegt und die Mehrheit entſchiede.

Das Weſentliche der Redaktion würde alſo eigentlich unter alle Mitarbeiter vertheilt ſein.

Anmerkung. Zunächſt und in ſeinem ganzen Umfange gilt Obiges nur für die Mitglieder, denen gegenwärtiger Entwurf mitgetheilt wird, und die die Grundlage des Inſtituts bilden, nämlich: Bernhardi, Schelling, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Schleiermacher, Tieck*). Wenn erſt das Ganze zur Ausführung kommt, ſo wird der Redakteur nach Billigung der Mehrheit noch für einen oder den andern Nebenzweig Gelehrte einladen, mit denen er ſeine eigne Verabredung zu treffen hat.

* * *

Was die Form des Vortrags betrifft, ſo hätte darin jeder Mitarbeiter unbeſchränkte Freiheit ihr ſein eigenthümliches Gepräge zu geben; er könnte ſein Urtheil nach Gelegenheit in Briefe oder Dialog einkleiden, oder es auch in Aphoriſmen ganz kurz hinſtellen und ſo viel Scherz einſtreuen, als ihm beliebte. Nur die Namen ‘Recenſent’ und ‘Recenſion’, noch mehr aber die Sache, nämlich die kathedraliſche Pedanterie, die Steifheit, Formloſigkeit und das weitläuftige und unnütze Auszugmachen und Ausſchreiben aus den beurtheilten Büchern müßte ſorgfältig vermieden werden.

Nicht bloß als beſondre Bücher erſchienene Schriften, ſondern auch einzelne Gedichte u. ſ. w. könnten für ſich allein kritiſiert werden, ſo wie auf der andern Seite auch mehre Schriften, ſelbſt aus verſchiednen Fächern, wenn man Beziehungspunkte zwiſchen ihnen zu finden wüßte, dürften in einer Kritik zuſammengefaßt und geſtellt werden. Um auch hierin die Kombinationen der Mitarbeiter nicht zu beſchränken, müßte der Redakteur für die einzelnen Kritiken eine

---

[*) Fichte iſt hier nicht genannt, weil er durch einen ähnlichen Plan, wie man wußte und weiter unten angedeutet iſt, wenigſtens vorläufig vom Beitritte zu der Geſellſchaft abgehalten war. Steffens wurde auch eingeladen, und erklärte, gern beitreten zu wollen.]

anſchauliche und überſehbare Anordnung wählen, aber ſie keineswegs ängſtlich nach Rubriken klaſſificieren.

Die äußere Einrichtung wäre etwa folgende:

1) Größere kritiſche 'Abhandlungen'; dieſe beträfen ausgezeichnet wichtige Werke, oder die ſämmtlichen Werke eines berühmten Autors, oder ſie enthielten Ueberſichten.

2) Kürzere Kritiken in allen Formen, die vielleicht am ſchicklichſten den Namen 'Notizen' führen könnten.

3) 'Selbſtanzeigen.' Da man nämlich unfehlbar die ſämmtlichen Mitarbeiter als eine Faktion ſolcher vorſtellen wird, die verſchworen ſeien ſich einander zu loben, und doch allerdings von den eignen Werken der Mitarbeiter gar ſehr die Rede wird ſein müßen, weil nur ſolche Beruf haben, es zu ſein, die in den Gang der Wißenſchaft und Kunſt mit Nachdruck eingreifen können: ſo wird es gerathen ſein, jeden Mitarbeiter bei der erſten Herausgabe eines Werkes ſeinen Plan und ſeine Abſichten dabei ſelbſt entwickeln zu laßen. Es bleibt einem andern Mitarbeiter dennoch unbenommen, desſelben in einer Ueberſicht, Parallele oder ſonſtigen Kombination lobend oder tadelnd Erwähnung zu thun. Dergleichen motivierende Anzeigen wären auch ſehr wünſchenswerth von einigen ausgezeichneten Schriftſtellern, über welche die Anſicht der ſämmtlichen Mitarbeiter längſt bekannt iſt, und die vielleicht zu keiner andern Theilnahme bewogen werden können; ich nenne hier Goethe und Fichte. Doch gilt wegen einer zweiten Erwähnung ſolcher Schriften durch Andre dasſelbe wie oben.

Dieſe Selbſtanzeigen würden auch den Vortheil haben, mehr Mannichfaltigkeit in das Ganze zu bringen, da der Hervorbringer des Werkes noch einen andern Standpunkt dafür hat, als irgend ein Beurtheiler haben kann.

4) Kritik der Kritik, oder 'Reviſion der recenſierenden Zeitſchriften.' Da ein kritiſches Inſtitut, wie das oben beſchriebene, ſich der That nach in einem beſtändigen Kampfe mit verjährten Autoritäten, mit dem Herkommen, der Geiſtesträgheit und dem wißenſchaftlichen Obſkurantismus befinden würde, ſo müßte es auch das Polemiſieren in der Form, und die gehäßige Deutung nicht ſcheuen, die man grade dieſem Artikel zu geben nicht ermangeln würde. Auf Vollſtändigkeit wäre dabei nicht Anſpruch zu machen. Jeder Mitarbeiter

zeichnete die auffallendſten Verſtöße, die ihm in ſeinem Fache vorkämen, mit lakoniſcher Kürze auf, und der Redakteur ſtellte ſie zuſammen. Scherze, Einfälle und Parodieen, die dazu dienten, die Dummheit und Verkehrtheit ins Licht zu ſtellen, wären dabei ſehr willkommen.

* * *

Die Namen der ſämmtlichen Mitarbeiter würden in der Einleitung, worin das Exoteriſche des obigen Plans weiter aufzuführen wäre, genannt, oder nach früheren Schriften bezeichnet, aber nicht bei den einzelnen Kritiken angegeben, weil dieß doch manchmal zu Rückſichten auf äußere Verhältniſſe nöthigen könnte. Der Name des Herausgebers könnte allenfalls auf den Titel geſetzt werden.

* * *

Vorſchläge für den Druck und die Bedingungen des Verlags.

Deutſcher Druck, mittleres Format 8., der Band 24 bis 30 Bogen. Näher läßt ſich die Stärke desſelben nicht wohl beſtimmen, da die Aufſätze nicht abgebrochen werden dürfen. Die Zahl der Bände richtet ſich natürlich nach den vorhandnen Materialien.

Der Druck müßte an einem Orte vor ſich gehen, wo der Redakteur, oder ein andrer Mitarbeiter, der es übernehmen will, die Aufſicht und Korrektur beſorgen könnte.

Honorar: 3 Lsd. pr. Bogen. Ferner: dem Redakteur eine beſtimmte Summe zum Erſatz der Auslagen für Korreſpondenz u. ſ. w., die aber etwas reichlich anzuſetzen wäre, wenn nichts beſonders für ſeine Mühe und Zeit gefordert werden ſoll.

Die zu beurtheilenden Bücher gleich in der Meſſe einzukaufen, und von da aus zu verſenden, würde ſchwerlich eine Erſparung ſein, theils wegen des Porto und dann weil eine Menge nachher unbrauchbare angeſchafft werden müßten, indem es einem Buche manchmal erſt bei der Einſicht anzuſehen iſt, daß man nichts darüber zu ſagen hat. Jeder Mitarbeiter kauft alſo an dem Orte ſeines Aufenthalts die Bücher, die er nicht ſonſt bequem haben kann, oder ohne dieß beſitzt; will er ſie nachher nicht behalten, ſo erſtattet der Verleger den Preis.

IV.

Vorrede zu Horatio Walpole's

hiſtoriſchen, litterariſchen u. unterhaltenden Schriften,

überſetzt von A. W. Schlegel. Leipzig bei Hartknoch. 1800. 8.

Die ſämmtlichen Werke des berühmten Horatio Walpole, nachherigen Grafen von Orford, ſind nach ſeinem Tode, jedoch ſeinen zu der Herausgabe gemachten Sammlungen und Veranſtaltungen gemäß, im Jahre 1798 zu London in fünf großen Quartbänden erſchienen. Schon ihre Koſtbarkeit, die durch viele zum Theil überflüßige Kupferſtiche und die Pracht des Druckes verurſacht wird, muß dieſe Sammlung in Deutſchland ſelten machen. Sie enthält aber auch vieles, was nur ein lokales und nationales Intereſſe haben kann, wiewohl es die Aufnahme allerdings verdiente, um den Nachlaß eines ſeinen Landsleuten auf ſo mancherlei Weiſe merkwürdigen Mannes vollſtändig beiſammen zu haben. In dieſer doppelten Rückſicht hofft man alſo dem deutſchen Leſer mit einer überſetzten und für ſeine Bedürfniſſe bearbeiteten Auswahl daraus einen Dienſt zu leiſten.

Die Erinnerungen von den Höfen und Regierungen der beiden erſten George, welche hier den Anfang machen, ſind zwar eine von Walpoles ſpäteſten Schriften, ſie beſchäftigen ſich aber doch mit den früheren Perioden ſeiner ſo langen und erfahrungsreichen Lebensbahn. Das Alter verräth ſich keinesweges in der Abnahme der Munterkeit, eher in einiger Geſchwätzigkeit und kleinen Nachläßigkeiten des Stils, die aber auch daher rühren können, daß der Aufſatz urſprünglich nicht für das große Publikum beſtimmt war, wodurch er nur um ſo anziehender wird. Dem Sohn eines großen Miniſters, der ſo lange das Ruder des brittiſchen Staates geführt hatte, konnte es bei einem regen Beobachtungsgeiſte nicht an Gelegenheiten fehlen, den Zuſammenhang zwiſchen kleinen Anekdoten und Charakterzügen und öffentlichen Begebenheiten wahrzunehmen. Seine politiſche Freimüthigkeit hat ſich hier, wo nicht von Behauptung großer Rechte, ſondern von Schwächen und Lächerlichkeiten die Rede iſt, mit leiſeren Andeutungen begnügt, die beſonders über die Erſcheinung, welche die zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf den engliſchen Thron gelangte neue Dynaſtie in den Augen der Nation, die ſie dazu berufen hatte, machen mußte, und über die Art, wie ſich jene ſelbſt in dem neuen Verhältniſſe benahm, nicht ſparſam eingeſtreut ſind.

Die Nachricht von der Streitigkeit zwiſchen Hume und Rouſſeau verſetzt uns lebhaft in die Epoche der Encyklopädiſten, wo ſich in Frankreich ein Verhältniß zwiſchen den Gelehrten und Vornehmen gebildet hatte, wie es überhaupt nicht wieder ſtattfinden möchte. So wird auch nicht leicht irgend eine Fehde in der litterariſchen Welt wieder ein ſo allgemeines Aufſehen im kultivierten Europa machen, als dieſe Geſchichte damals erregte, und ein Beitrag zur vollſtändigeren Entwicklung ihrer Triebfedern kann alſo auch jetzt nicht zu ſpät kommen. Walpoles berüchtigter fingierter Brief des Königs von Preußen darf ihm gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werden, ſo wie überhaupt die ganze Art ſeines Antheils daran nicht tadelnswerth iſt: allein indem er ſich rechtfertigt, läßt er ſich durch ſeine allgemeine Abneigung gegen die Franzoſen, die perſönliche gegen Rouſſeau, und einen gewiſſen ganz unbilligen Uebermuth des Mannes von Stande und Vermögen gegen den gelehrten Stand zu Härten und Uebertreibungen hinreißen.

Die Charaktere engliſcher Schriftſteller von hohem Range führen im Original den Titel: A catalogue of the royal and noble authors of England, with lists of their works; und es iſt dabei auf eine vollſtändige Angabe aller engliſchen Fürſten und Pairs ſowohl, die Autoren geweſen, als ihrer Schriften, ſelbſt die kleinſten Flugblätter nicht ausgenommen, abgeſehen. Aber wie Walpole überhaupt meiſtens ein gelegenheitlicher Schriftſteller war, ſo iſt auch nicht ſelten das, was bei Gelegenheit ſeines eigentlichen Zweckes zum Vorſchein kommt, das Willkommenſte, und die Zugabe von Geiſt, Witz und ſinnreicher Charakteriſtik, die er ſich hier als gelehrter Litterator und mühſamer Bibliograph erlaubte, wird für uns die Hauptſache.

Es ſind daher in die Ueberſetzung nur ſolche Namen aufgenommen, die auch außer England hiſtoriſch oder litterariſch merkwürdig ſind, oder mit denen man durch die Art ſie zu charakteriſieren auf eine anziehende Weiſe bekannt gemacht wird. Damit der Litterator doch auch hier nachſuchen könne, ſind die Verzeichniſſe der Schriften nicht weggelaßen, ſondern nur, da ſie im Engliſchen die übrigen Bemerkungen unangenehm unterbrechen, davon geſondert und in den möglichſt engen Raum zuſammengedrängt worden.

Die Parodie auf Cheſterfields Briefe an ſeinen Sohn und die allgemeine Kritik über Johnſons Schriften ſind geiſtreiche Aeußerungen eines Urtheils, das dem Zeitgeſchmacke gar nicht huldigte und um ſo verdienſtlicher, wenn man bedenkt, wie herrſchend in England das Joch einmal erworbener Autoritäten zu ſein pflegt, wie blindlings beſonders ihr ſogenannter großer Samuel Johnſon vergöttert wird. Walpoles Kritik bezieht ſich zwar hauptſächlich nur auf ſeine Manier des Vortrags; wie tief ſeine Schriften auch von Seiten des Inhalts ſtehen, wie wenig dieſer Mann, der ſein Leben damit zugebracht, über Dichter und Gedichte zu ſchreiben, von Poeſie nur eine Ahndung hatte: dieſe Einſicht ließ ſich freilich von einem Engländer des jetzigen Zeitalters nicht erwarten.

Die ſeltſamen Vorfälle und abgerißnen Gedanken ſind ein nur kleiner aber ſchätzbarer Beitrag mitgetheilter Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Vorrathe eines Mannes, deſſen außerordentliches Gedächtniß ſo ſehr gerühmt wird.

Die hieroglyphiſchen Märchen ſind ebenfalls in der Sammlung von Walpoles Werken zum erſtenmal erſchienen. Sie ſind voll leichten Witzes und Humors, und frei von aller Schwerfälligkeit. Satiriſche Anſpielungen auf öffentliche Ereigniſſe und National-Eigenſchaften ſind im Einzelnen nicht zu verkennen, ſo wie der Verfaßer in einem derſelben den Landſitz und Park ſeines Freundes Conway angebracht, und es dadurch mehr zu einem geſellſchaftlichen Scherz, als einer allgemeinen Darſtellung beſtimmt hat. Die hier zur Vorerinnerung gewordne Nachſchrift dazu giebt ein Beiſpiel ab, wie Autoren manchmal über ſich ſelbſt und ihre Intentionen nicht im Klaren ſind. Walpole klagt darin über die in den Produkten dieſer Gattung herrſchende Armuth der Einbildungskraft, und doch ſind ſeine eignen Märchen nichts weniger als phantaſtiſch. Es iſt Erfindung darin, und ſelbſt viele Erfindung, aber es ſind immer die Kombinationen des mit Bewußtſein abſichtlichen Verſtandes, nicht der frei gaukelnden Phantaſie. Eine ironiſche, in der That aber etwas froſtig gerathene Vorrede iſt weggeblieben.

Die Abhandlung über die neuere Gartenkunſt iſt zuerſt im J. 1771 als Anhang zum vierten Bande der Anecdotes of painting in England erſchienen, und hierauf beziehen ſich die darin vorkommenden Zeitangaben. Ueber ihren Inhalt und Werth hat ſich der Ueberſetzer in einer eignen Bemerkung umſtändlicher eingelaßen [welche wir im Folgenden mittheilen.]

S. 441. — Die Niederlande haben ſowohl nach der Seeſeite zu, als landeinwärts kleine Anhöhen und Hügel genug, um, wenn ſie benutzt werden, die mildern Partien engliſcher Gärten zu erreichen, die doch wohl die vorzüglichſten ſind; und ſie beſitzen auch ſchon eine beträchtliche Anzahl im engliſchen Geſchmack angelegter Landſitze.

S. 443. f. Der obige Aufſatz, der geſchrieben wurde, ehe eine ganze Menge Schriften über das Gartenweſen England überſchwemmt haben, kann, von einem Manne, der die Umwandlung der Gartenkunſt zum Theil erlebt, ſo viel Merkwürdiges in dieſer Art geſehen, und ſelbſt ſchöne Anlagen gemacht, nicht anders als intereſſant ſein, und die Hauptpunkte, wobei es darauf ankommt, ſind mit großer Klarheit entwickelt.

Auch iſt es einem patriotiſchen Engländer nicht zu verübeln, daß er auf die einzige bildende Kunſt, worin ſeine Landsleute Anſpruch machen können original zu ſein, einen ſtarken Nachdruck legt. Indeſſen läßt ſich vielleicht Manches gegen den hohen Werth der engliſchen Gartenkunſt, und zur Vertheidigung der Anſichten andrer Völker und Zeitalter darüber ſagen, was hier nur mit Wenigem angedeutet werden kann. Die Alten betrachteten unſtreitig die eigentlichen und beſchränkten Gärten als zur Wohnung gehörig, behandelten ſie daher nach architektoniſchen Grundſätzen; und Ordnung, Bequemlichkeit und Sauberkeit wurden dann natürlicher Weiſe Hauptſachen. Was kann bequemer und zweckmäßiger ſein, als eine gerade geebnete Allee mit Hecken eingefaßt? Man will ſpazierengehend in ununterbrochnem Schatten die freie Luft genießen, und ſich dabei einem Geſpräch, oder ſeinen Gedanken oder einer Lektüre überlaßen, wo es denn ſehr ſtörend ſein würde, immer darauf zu achten, wie der Weg ſich krümmt, und ob ſich der Boden hebt oder ſenkt. Selbſt die jetzt ſo verachteten Terraſſen und Parterre möchten nicht ganz zu verwerfen ſein. Es ſind gleichſam fortgeſetzte Zimmer in freier Luft: warum ſollten ſie alſo nicht auch nach Analogie der Zimmerverzierungen mit regelmäßigen Baſſins wie mit Spiegeln, mit Statuen, und ſelbſt mit allerlei Zierraten in lebendigen Stauden, endlich mit dem bunten Teppich der Grasfiguren und Blumenſtücke dekoriert werden, wenn dieß nur nicht ſo läppiſch und geſchmacklos geſchieht, wie meiſtens der Fall geweſen iſt? Warum ſollte die Gartenkunſt nicht auch ihre Arabeſken haben? — Natürlichkeit und Verſchönerung der Natur iſt die Loſung. Die Uebertreibung jener hat ſchon Walpole verſpottet; und dieſe ſoll doch wohl nur ſo viel heißen, daß ein beſtimmter Fleck durch Benutzung der in ihm verborgnen Anlagen verſchönert wird. Denn wer ſich einbildete, etwas Schöneres in einer gewiſſen Art hervorbringen zu können, als die Natur irgendwo ohne menſchliche Abſichtlichkeit ſchon veranſtaltet hat, müßte entweder ſehr vermeßen ſein, oder wenig große Naturſcenen geſehen haben. Wie kleinlich fällt immer in künſtlichen Anlagen was wild und erhaben ſein ſoll, als Felſen, Stromfälle, Ruinen, gegen die Wirklichkeit aus! Es ſcheint alſo verſtändiger, zur Natur hinzugehen, als ſie auf eine mühſame und kümmerliche Art zu ſich herkommen zu laßen. Die zahlreichen Villen der Römer in den üppigſten Gegenden Italiens, um von jeder Jahrszeit die Blüthe zu genießen, waren ein ganz andrer Luxus, als ein engliſcher Landſitz, der die Eigenthümlichkeiten verſchiedner Land- und Himmelſtriche in ſich vereinigen ſoll. Daß die Landſchaft ein Beſitzthum ſei, wovon man Andre ausſchließen kann, iſt Nebenſache, und wer ein Landhaus mit einem bequemen Gärtchens am Meerbuſen von Neapel oder am Genferſee bewohnt, darf gewiß den geräumigſten und am meiſten auf's Romantiſche angelegten Park nicht beneiden. — Auch die Ehre der Erfindung gebührt den Engländern wohl nicht ſo ganz ausſchließend. Iſt davon die Rede, die Kontraſte und Nüancen des verſchiednen Grüns abzulauſchen, Vorgründe und Hintergründe anzuordnen, Fernen zurücktreten zu laßen, und wiederum den Horizont ſchön zu begränzen, mit einem Wort, Scenen zu bilden, worin Beleuchtung und Luftperſpektiv ihre ganze Magie entfalten können: ſo haben die Gartenkünſtler Alles von den Landſchaftsmalern gelernt, und Claude Lorrain und Pouſſin ſind die eigentlichen Erfinder. Kommt es aber auf den unmittelbaren, mehr ſinnlichen Genuß der Natur an, in einem Gebüſch von üppiger und mannichfaltiger Vegetation, in kühlen Thalgründen um erfriſchende Quellen her angepflanzt, ſo darf man nur den Horaz oder Tibull nachſchlagen, um ſich zu überzeugen, daß die Römer, ſo wie die meiſten Südländer, hievon ſehr raffinierte Kenner waren.

Seit Walpole ſchrieb, hat ſich der engliſche Geſchmack in Gärten viel allgemeiner ausgebildet, als er vermuthet, und leider ſind auch die Ausartungen und Uebertreibungen, denen er ſich ſchon widerſetzt, im Gefolge desſelben nicht ausgeblieben. Dagegen ſind die Hoffnungen, die er daraus für die engliſche Landſchaftmalerei ſchöpft, nicht erfüllt worden: vielmehr haben ſeine Landsleute auch in dieſem Zweige der Kunſt durch ihre gefärbten Kupferſtiche eine blendende, aber gar nicht gründliche Manier zu verbreiten das Ihrige beigetragen. Die frühe Gewöhnung an landſchaftliche Scenen iſt vielleicht nicht ſo günſtig, den Landſchafter zu bilden, als die Nöthigung einer beſchränkten Landesart, die Natur erſt mit ſtiller Genügſamkeit aufſuchen zu müßen, ſo daß ſie nachher beim Eintritt in ſchönere Himmelsſtriche und herrlichere Scenen dem fleißigen Betrachter in ihrer ganzen Glorie entgegen kommt. Wenigſtens ſpricht dafür die Erfahrung, daß das einförmige und in der blühenden Periode ihrer Malerei ſo ſteif angebaute Holland die größte Zahl, vortrefflicher Landſchafter (die Viehſtückmaler wie billig mit eingerechnet) hervorgebracht hat. Jene allgemeine Ausbildung der Naturanlagen, die dem Künſtler auf gewiſſe Weiſe Alles ſchon fertig liefert, und worin doch wieder nichts eigentlich keck und genialiſch hervorſticht, muß den Geiſt eher dämpfen, als erheben. Schwerlich wird jemand, der von Jugend auf ſich in engliſchen Gärten ergötzt hat, düſtre Baumpartien und Waldwaßer ſo innig und unerſchöpflich tief herausfühlen, wie Ruysdael. Daß aber in England bei der außerordentlichen Liebhaberei für ſchönes Hornvieh und Pferde noch kein Potter oder Adrian van der Velde, kein Wouwerman aufgeſtanden iſt, muß Zweifel an dem Kunſtſinne der Nation, ſelbſt für die unteren Gattungen erregen.

Bürger.

1800.

Bürgers Nachlaß iſt nun ſeit einigen Jahren der Welt vollſtändig übergeben worden: der Ertrag eines auf manche Weiſe verkümmerten und gedrückten Lebens. Dieſe wehmüthige Betrachtung muß ſich zuvörderſt denen aufdrängen, welche Bürgern näher gekannt haben: die dem vierten Bande ſeiner ſämmtlichen Schriften eingerückte Lebensbeſchreibung, die von der Hand der Freundſchaft mit ſchonender Wahrheitsliebe, und in einem milden und menſchlichen Sinne abgefaßt iſt, wird ſie auch bei andern erwecken; ja ſogar den mit allen Umſtänden unbekannten, aber aufmerkſamen Leſer müßen eine Menge Spuren in den Gedichten ſelbſt darauf führen. Sie wird um ſo trauriger, wenn man bedenkt, daß nebſt den Folgen früher Gewöhnungen und Schwächen, welche die natürliche und bürgerliche Ordnung der Dinge weit härter als nach ihrem Verhältniſſe zur Sittlichkeit zu beſtrafen pflegt, nebſt der Zerrüttung einer unglücklichen Leidenſchaft, und in den letzten Jahren häuslichen Verdruſſes, gerade ſeine Neigung zur Poeſie und ſeine Beſchäftigung mit ihr es war, was ihn abhielt, ſein zeitliches Wohl entſchloßner und rüſtiger anzubauen; was ſeine Tage verbitterte und wahrſcheinlich verkürzte. Wenige haben die dichteriſche Weihe und ihr Theil Ruhmes um einen ſo theuren Preis gekauft. Auch darf man nicht etwa annehmen, eine anhaltende Erhöhung ſeines innern Daſeins habe ihm manche äußere Entbehrung vergütet, und er habe im ſorgenloſen Beſitze aus der Fülle ſeiner begeiſterten Träume nur gelegentlich Einiges feſtgehalten, und durch die Schrift mitgetheilt. Nein, er hat wirklich Alles gegeben, was er hatte: der Umfang ſeiner dichteriſchen Sphäre in den vorhandenen Werken bezeichnet uns das ganze Vermögen ſeines Geiſtes, wie den erlangten Grad von Meiſterſchaft. Seine heitern regſamen Momente konnten nur in wenige Brennpunkte zuſammengedrängt eine glänzende Erſcheinung machen, und was ſeinen Gedichten den ausgebreitetſten Beifall verſchafft hat, das Friſche, Geſunde, die energiſche Stimmung, hatte ſich bei ihm aus dem Leben in die Poeſie hinübergerettet, und beurkundet angeborne Anſprüche an eine ſchönere geiſtige Jugend, die ihm in der Wirklichkeit nie zu Theil ward.

Bürgers Eintritt in ſeine Laufbahn war nicht ohne begünſtigende Umſtände. Ein kühnerer Geiſt regte ſich um dieſe Zeit in unſrer ganzen Litteratur, gleichgeſinnte Freunde begleiteten ihn, und bald kam ihm der Beifall einer jubelnden Menge entgegen, die alles Neue mit der lebhafteſten Theilnahme aufnahm, und für die bei der bisherigen Eingeſchränktheit ſo Vieles neu war. Er hielt ſich nicht mit Unrecht für einen von den Befreiern der Natur vom Zwange willkürlicher Regeln, und ward als der Erfinder oder Wiederbeleber ächter Volkspoeſie ohne Widerrede anerkannt. Dieß gab ihm Muth und Sicherheit, wenn er gleich nicht in die trunkenen Hoffnungen Mancher einſtimmen konnte, die nicht nur ohne Theorie und Kritik, ſondern ohne alles gründliche Kunſtſtudium das Höchſte in der Poeſie, als die ihrem wahren Weſen nach nur eine freie Ergießung ſich ſelbſt überlaßener Originalität ſei, zu ergreifen gedachten.

Dagegen wurde er auch zu den Verirrungen, die bald auffallend überhand nahmen, nicht mit fortgeriſſen, und der Einfluß damals herrſchender Anſichten auf ſeine Grundſätze und Ausübung zeigt ſich *) nur bei einer näheren Prüfung. So viele zuverſichtliche Kraftverheißungen giengen ohne bleibende Spur vorüber, und nachdem die ſogenannte Sturm- und Drang-Periode in den ſiebziger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ ſich in den Achtzigern eine gewiſſe Erſchlaffung ſpüren, die durch mancherlei zuſammentreffende Umſtände vermehrt ward. Die Lethargie war ſo unerwecklich, daß ſelbſt das Wiederauftreten jenes großen Geiſtes, welcher zu der vorhergehenden Periode den erſten Anſtoß gegeben hatte, und deſſen Jugendwerke, die auf dem Standpunkte einer umfaßenden hiſtoriſchen Kritik nur als vorläufige Proteſtationen gegen die Anmaßungen der konventionellen Theorie erſcheinen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen geweſen waren: daß ſelbſt das Wiederauftreten **) Goethes, ſage ich, in der Geſtalt des reifen, ſelbſtändigen, beſonnenen Künſtlers unmittelbar keine ſichtbare bedeutende Wirkung hervorbrachte. Der Glaube, der in Rückſicht auf die, welche ihn hegen, ſeinen guten Grund zu haben pflegt, das Gebiet der Dichtung ziehe ſich gegen das der Begriffe immer enger zuſammen, jede neue und große Hervorbringung in der Poeſie werde immer ſchwieriger, ja unmöglich: dieſer Glaube verrieth ſich an mancherlei Symptomen als allgemein herrſchend, und Bürger hatte häufige Anwandlungen von dieſem Kleinmuth. Eine Kritik, die ihn noch in den letzten Jahren ***) traf, die Beurtheilung der

---

*) uns bei 1800. **) jenes großen Geiſtes, ſage ich 1800.

***) traf, war eben nicht gemacht ſelbigen zu heben. 1800.

zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung, war eben nicht gemacht, ihn davon zu heilen: ſie drohte ſeinem Ruhme einen gefährlichen Stoß, ohne daß er in ſeinem Innern einen rechten Gegenhalt wider ſie gefunden hätte *). So hatten ſich alle Umſtände zu ſeinem Nachtheile gewandt. Zu den allgemeinen Einflüßen einer einſchläfernden, iſolierenden, ungedeihlichen Zeit nehme man nun insbeſondre den umwölkten Horizont ſeiner weltlichen Ausſichten, Kränklichkeit, Sorgen und die Nothwendigkeit zu Beſchäftigungen zu greifen, worin er ſich entweder ſeines wenigen Berufs oder ihrer Beſchaffenheit wegen nicht hervorthun konnte, Trennung von alten Freunden und Geiſtesgenoßen, Mangel an bereichernden und auffordernden Anſchauungen, eine freudenloſe Umgebung ſowohl von Seiten der Natur, als des geſelligen Lebens **), endlich das beſtändige Ringen eines beleidigten Selbſtgefühls gegen den Uebermuth von Gelehrten, die ſich in geiſtloſem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet *) hatten, und mit denen ihn ſein Verhältniß nun einmal zuſammenſtellte **): ſo hat man alle Züge zu dem traurigſten Bilde

---

*) Der anonyme Verfaßer dieſer Recenſion, welcher ſich gleichwohl leicht errathen ließ, und nicht unbekannt bleiben konnte, war Schiller. Dieß kränkte Bürgern um ſo mehr, weil er für den Dichter der Götter Griechenlandes eine lebhafte Bewunderung gefaßt hatte. Die Recenſion war mit der kalten abgezirkelten Eleganz abgefaßt, welche Schillers damaligen proſaiſchen Schriften eigen war, und in ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung in die äußerſte Erſtorbenheit übergieng; aber ſie imponierte dem Publikum und Bürgern ſelbſt durch eine gewiſſe Würde, durch den Schein der philoſophiſchen Tiefe und durch den noch mehr trügeriſchen Schein der Mäßigung. Anm. zum neuen Abdruck. 1828.

**) Bürger pflegte wohl den Ausruf Hallers in einem ſchwermüthigen Gedichte auf ſich anzuwenden:

Ja, recht in ſeinem Zorn hat das gerechte Weſen
Mir dieſen fernen Ort zur Wohnung auserleſen!

Anm. z. n. A. 1828.

---

*) haben 1800.

**) Namen zu nennen, iſt unnöthig: wer das damalige Göttingen gekannt hat, wird ſie leicht ergänzen. Die Thatſache kann ich bezeugen, daß mehrere Profeſſoren der berühmten Univerſität Bürgern mit großer Verachtung begegneten, und von ihm ſprachen wie von einem Ausgeſtoßenen der bürgerlichen Geſellſchaft. Und dieſe Geringſchätzung gründete ſich nicht ſowohl auf einige Umſtände ſeines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen, als zu verdammen war; als darauf, daß er die brodloſe Kunſt der Poeſie trieb, und keine Kompendien zu ſchreiben wußte. Einen Dichter in Göttingen zu dulden, ſchien ganz unerträglich, und in der That paßte es nicht zum beſten. Bei meinem Eintritt in das akademiſche Leben als ein junger Schüler wurde ich ſehr bedenklich gegen den Umgang mit Bürgern gewarnt. Mir aber, einem leidenſchaftlichen Verſemacher von Kindesbeinen an, war nichts angelegener, als den Sänger der Lenore kennen zu lernen. Da nun nach einiger Zeit der Umgang lebhafter wurde, bei unſern täglichen Spaziergängen die Poeſie der beſtändige Gegenſtand unſrer Unterredungen war, da Bürger oft ganze Nachmittage bei mir zubrachte, in meinem Zimmer an ſeinen Liedern arbeitete, oder auch ſcherzhafte Aufgaben der Verſifikation mit mir um die Wette ausführte: ſo hielt man mich für einen ſchon halb verlorenen jungen Menſchen. Heyne nahm an jener engen Denkart keinen Antheil: ſo viel ich weiß, wurde auf ſeine Verwendung Bürger zum Profeſſor befördert, welches Amt ihm jedoch nur neue Qual zuzog. Auch mit einem eben ſo witzigen Kopfe und geiſtreichen Denker als gründlichen Gelehrten, mit Lichtenberg, ſtand Bürger, ohne häufigen Umgang, in einem freundſchaftlichen Verhältniße. Eben ſo mit dem Mathematiker Käſtner. Jedoch zog er ſich von dieſem bei folgender Gelegenheit ein Epigramm zu. Bürgern wurde für den jährlich erſcheinenden Muſenalmanach eine Unzahl ſchlechter Verſe eingeſandt, die oft der Gegenſtand unſers Scherzes und unſrer Verzweiflung waren. Er klagte darüber das ſich von *) dem Leben und dem allmälichen Untergange eines Dichters nur immer entwerfen läßt.

Bürger als Menſch wäre alſo gar leicht gerechtfertigt, wenn er auch mit dem anvertrauten Pfunde ſeines Talents weit weniger gewuchert hätte, als er wirklich gethan hat. Allein die Zufälligkeiten, welche die Entſtehung eines Kunſtwerkes umgaben, dürfen nicht in Anſchlag gebracht werden, wenn von einer Beurtheilung nach Kunſtgeſetzen die Rede iſt. Man kann nicht aus Menſchenliebe Beifall zollen, noch aus Mitleiden bewundern. Es wäre möglich, daß dieſer Baum, in einen andern Boden verſetzt, und bei andrer

---

in dem ‘Gebet eines an das Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers’:

> Vergieb, o Vater der neun Schweſtern,
> Die unter deinem Lorbeer ruhn!
> Vergieb es denen, die dich nun
> Und immerdar durch Stümperwerke läſtern:
> Sie wißen ſelbſt nicht was ſie thun.

Dieſes Epigramm taugte freilich nicht viel: bei der gewaltſam herbeigezogenen Anſpielung hatte noch die Ueberſchrift zu Hülfe genommen werden müßen. Käſtner, der in allem, was auf die Religion Bezug hatte, ſehr ſtrenge geſinnt war, fand darin eine Profanation, und ſchrieb:

> Und ſpräch’ er auch vom Kreuz herab noch frecher:
> Wer fragt darnach? Er iſt der linke Schächer!

Dieſe Zeilen wurden Bürgern in die Hände geſpielt. — ‘Was iſt ‘zu thun, mein verehrter Freund?’ ſagte ich: ‘Sie werden es ſchon ‘in Geduld hinnehmen müßen; denn hier iſt wirklich epigrammati‘ſcher Witz, und es war nicht möglich treffender zu erwiedern.’ — Worin mir denn Bürger bereitwillig beiſtimmte. Indeſſen wünſchte Käſtner ſeine oft unbedeutenden Verſe wieder in den Muſenalmanach eingerückt zu ſehen, und ſo wurde bald ein Friede vermittelt. Anm. z. n. A. 1828.

*) der Exiſtenz und 1800.

Witterung, ſeiner Art nach weit beßere Früchte getragen hätte: aber dieſe Betrachtung kann mich nicht bewegen, den Geſchmack der wirklich getragenen Frucht anders anzugeben, als ich ihn empfinde. Mit dem Hinſtellen für die äußere Anſchauung iſt das Gedicht oder ſonſtige *) Erzeugniß des Geiſtes von der Perſon des Hervorbringers eben ſo abgelöſt, wie die Frucht, welche genoßen wird, vom Baume; und wenn gleich die ſämmtlichen Gedichte eines Mannes ſeinen poetiſchen Lebenslauf darſtellen, und zuſammen gleichſam eine künſtleriſche Perſon bilden, in welcher ſich die **) Eigenthümlichkeit der wirklichen mehr oder weniger, ***) unmittelbar oder mittelbar offenbart: ſo müßen wir ſie doch als Erzeugniſſe der Freiheit, ja der Willkür, anſehen, und es dahin geſtellt ſein laßen, ob der Dichter ſein †) Inneres nicht auf ganz andere Weiſe in ſeinen Werken hätte abſpiegeln können, wenn er gewollt hätte.

Das war es wohl eben, was Bürgern in der oben erwähnten Beurtheilung in der Jenaiſchen Litteraturzeitung am empfindlichſten kränkte, daß ſie dieſe Trennung nicht zugab, daß ſo beſtimmt darin ausgeſprochen wurde, was man am Dichter vermiſſe, gehe dem Menſchen ab. Es ward ihm Mangel an Bildung vorgeworfen, in einem Alter, wo man eine ſolche Verſäumniß ſchwerlich mehr nachholt. Dadurch ſpielte der Kritiker die Frage eigentlich in ein ihm fremdes Gebiet. Spekulativ und im voraus betrachtet, erſcheint eines Menſchen freie in ihn ſelbſt zurückgehende Thätigkeit als eine Schöpfung aus Nichts; hiſtoriſch aber von hinten nach angeſehen, wird ſie zu einem bedingten Gliede

---

*) Kunſtprodukt von 1800. **) Individualität 1800.

***) unmittelbarer oder mittelbarer 1800. †) Individuum 1800.

in einer Reihe von Urſachen und Wirkungen: und wenn ſich aus jenem Standpunkte Alles von ihm fordern läßt, ſo muß man auf dieſem ſchlechthin mit dem vorlieb nehmen, was er wirklich geworden iſt. Ob jemand die äußeren und inneren *) Anregungen zu einer höheren Ausbildung gehörig benutzt hat, ob nicht, wenn bei ſeinem redlichen Beſtreben noch Rohheit in ihm zurückblieb, urſprüngliche und unüberwindliche Anlagen ihm den weiteren Fortſchritt wehrten, dieß ſind Fragen, die er in der geheimſten Stille mit ſich auszumachen hat; und die moraliſchen Angelegenheiten eines noch lebenden Menſchen vor das große Publikum zu ziehen, iſt in der That grauſam, wenn ihm auch in der Sache ſelbſt nicht das mindeſte Unrecht **) geſchähe ***). Davor iſt man aber niemals ſicher: denn zwiſchen das Innerſte des

---

*) Anforderungen 1800. **) geſchieht 1800.

***) Damals, als ich den obigen Aufſatz ſchrieb, hatte ich Urſache mit Schillers Betragen in ſeinem perſönlichen Verhältniße zu mir ſehr unzufrieden zu ſein. Dieß machte mich eben zurückhaltend. Auch hielt ich mich nicht für berechtigt, die Schutzmauer der Anonymität zu durchbrechen, wohinter Schiller, ungeachtet der Aufforderung Bürgers, ſich zu nennen, verſchanzt geblieben war. Jetzt, nachdem die beiden Gegner ſeit ſo vielen Jahren aus dem Leben geſchieden ſind, ſteht der Freimüthigkeit kein Bedenken im Wege. Schillers Recenſion war meines Erachtens eine nach den Geſetzen der litterariſchen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu, über einige in Bürgers Gedichten ſtehen gebliebene geſunde Derbheiten wie ein Rhadamanthus zu Gericht zu ſitzen? Der Verfaßer der Räuber, in deſſen früheren Gedichten und Dramen ſo manche Züge jedes zarte Gefühl verletzen, mußte wißen, wie leicht genialiſcher Uebermuth zu wilden Ausſchweifungen fortreißt. Oder war es gerade das Bewußtſein dieſer neuerdings mit ihm ſelbſt vorgegangenen Verwandlung, was ihn ſo unerbittlich ſtrenge machte? Und hatte er denn wirklich die alte Haut ſo voll

Gemüths und ſeine Erſcheinung in einem Kunſtwerke treten Organe und Medien ein, welche die Mittheilung leicht unvollſtändig machen oder entſtellen. Es giebt Menſchen die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeſte und edelſte wäre; es giebt hartgihöre Muſiker, die ihre Zuhörer mit häufigem Fortiſſimo heimſuchen, weil ſie nur Piano hören, wenn ſie ſchon Forte angeben. Wenn wir uns, ohne über den Urheber richten zu wollen, bloß an das Geleiſtete halten, ſo bekommen wir ſtatt eines unbekannten, unergründlichen und in's Unendliche hin beſtimmbaren Subjekts, das auf ſich ſelbſt hätte handeln ſollen und können, beſtimmte Objekte, auf die der Dichter gehandelt hat: nämlich ſeine Vorbilder; die poetiſchen Gattungen, wie ſie ſich hiſtoriſch gebildet haben oder durch ihren Begriff unwandelbar feſtgeſetzt ſind; die gewählten Gegenſtände, die ihm vielleicht zum Theil von außen her überliefert wurden; endlich die Sprache und die äußerlichen Formen der Poeſie, die Silbenmaße, wie er ſie vorfand und bearbeitete.

ſtändig abgeſtreift, als er damals glaubte? Ueberdieß hat Schiller durch dieſe Beurtheilung nur eine ſchwache Probe ſeiner Kennerſchaft gegeben. Er hätte Bürgern nicht tadeln ſollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verſtand. Wie er das Weſen der Gattung, worin Bürger wenigſtens zuweilen ein vollendeter Meiſter war, begriffen hatte, das zeigen die Balladen, die er ſpäter, wetteifernd mit Goethe, aber gegen den Willen der Minerva, dichtete. Es hat hiebei eine Nemeſis gewaltet, und Bürgern iſt, zwar erſt nach ſeinem Tode, die vollſtändigſte Genugthuung zu Theil geworden, indem nun die Vergleichung zwiſchen der Lenore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers zu Taubenhain, den Weibern von Weinsberg, und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus u. ſ. w. angeſtellt werden kann. Anm. z. n. A. 1828.

Sollte bei einer Prüfung der bürgeriſchen Gedichte nach dieſen Rückſichten, und ihrer Zuſammenhaltung mit dem unbedingten Maßſtabe des Kunſtgeſetzes, auch Vieles von dem wegfallen müßen, was Bürger ſich ſelbſt zuſchrieb, und was ihm ſeine mitlebenden Leſer größtentheils bereitwillig zugeſtanden: ſo glaube ich doch den Schatten meines Freundes durch offene Darlegung meiner jetzigen Ueberzeugungen darüber nicht zu kränken. Er iſt jetzt aus dem Reiche ſinnlicher Täuſchungen entrückt, und wenn ſich die Abgeſchiedenen noch um unſre Angelegenheiten bekümmern, ſo liegt ihm unſtreitig das Gedeihen der göttlichen Poeſie überhaupt mehr am Herzen, als die Beiträge ſeines beſchränkten Selbſt, wiewohl er im Leben es vielleicht nie völlig zu dieſer Entäußerung bringen konnte. Zudem iſt es eine vergebliche Hoffnung, einem menſchlichen Werke durch Verſchweigung der Mängel einen höheren Ruhm friſten zu wollen, als der ihm zukommt: vielmehr ſteht zu befürchten, in der Folge möchte mit dem ſo lange eingebildeten Werth, der ſich nicht bewährt gefunden, auch der ächte verkannt und bei Seite geſchoben werden; und es iſt daher in jedem Falle heilſam, die Sichtung zeitig ohne Rückhalt vorzunehmen. Man muß wünſchen, daß Bürgers Gedichte künftig nur nach ihrem reinen Gehalt wirken: da jedoch, wie es ſcheint, unſre Litteratur die ganze Schule möglicher Mißverſtändniße durchmachen mußte, um zu dem Rechten zu gelangen, ſo iſt ihnen auch die bisherige negative Wirkung, daß ſie hievon ihr Theil getragen, zu Gute zu rechnen.

Bei einem Dichter, wie Bürger, der gar nicht etwa wie ein begünſtigter Liebling der Natur den erſten Anmuthungen folgte, und Alles mit fruchtbarer Leichtigkeit hinſchüttete, ſondern meiſtens langſam und mit Mühe, ja nicht ſelten mit ängſtlichem Fleiße ſeine Sachen ausarbeitete und überarbeitete, ſind die leitenden Begriffe bei ſeiner Ausübung der Kunſt von großer Wichtigkeit, um uns über die Urſachen des Gelingens und Verfehlens aufzuklären. Ich finde deren hauptſächlich zwei während ſeines ganzen poetiſchen Lebenslaufes herrſchend: Popularität und Korrektheit; obſchon natürlicher Weiſe jener in deſſen erſter Hälfte, dieſer in der letzten mehr hervorſtach. Dazu kam noch in den *) ſpäteren Jahren, als ihn eine ſtolz verkennende Kritik an ſich ſelbſt irre gemacht hatte, der ihm eigentlich fremde und aufgedrungene Begriff der Idealität. Er hat zwar in einem eignen Spottgedichte **), ‘der Vogel Urſelbſt, ſeine Recenſenten und der Genius’, ſeinen Unglauben daran erklärt, aber nichts deſto weniger ſich dadurch zu mancherlei Aenderungen und Umſchmelzungen beſtimmen laßen. Dagegen verließen ihn in dieſer Periode die Begriffe von Originalität und Genialität beinahe gänzlich, auf die er immer nur mißtrauend gefußt hatte, und gleichſam um die Sitte ſeiner Altersgenoßen mitzumachen, welche darauf, wie auf eine glückliche Karte, ihr ganzes Vermögen wagten. Auf das allgemeine Weſen der Poeſie, auf die Nothwendigkeit und ſtrenge Reinheit der Gattungen, ſogar auf die Anlage eines einzelnen Gedichtes im Ganzen ſcheint er wenig Nachdenken verwendet zu haben.

Den Satz, welchen Bürger ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeiner Gedichte ohne Beweis poſtuliert hatte: Volkspoeſie ſei die vollkommenſte und die einzige wahre;

---

*) letzten Jahren, als ihn eine überlegene Krit. 1800.

**) das nicht in die Sammlung aufgenommen worden, ſeinen 1800.

dieſen Satz, folgendermaßen modificiert: 'Popularität eines poetiſchen Werkes iſt das Siegel ſeiner Vollkommenheit'; erkannte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Neuem an, und ſuchte ihn zu begründen. Wenn man das, was er dabei ſagt, um ſeine Meinung mit dem Worte 'Volk' deutlich zu machen, zuſammenfaßt, ſo läuft es auf einen mittleren Durchſchnitt aus allen Ständen hinaus, und zwar in Anſehung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten; denn in Betreff des Angebildeten und Erworbenen giebt es einen ſolchen mittleren Durchſchnitt überhaupt nicht, indem die an wißenſchaftlicher und konventioneller Bildung Theil nehmenden, und die davon ausgeſchloßnen Stände gänzlich getrennt bleiben. Nun läßt ſich aber nicht einſehen, warum die Poeſie, der es gegeben iſt, das Höchſte im Menſchen auszuſprechen, ſich irgend nach der Mittelmäßigkeit bequemen ſollte, ſtatt ſich an die vortrefflichſten und von der Natur am reichſten begabten Geiſter zu wenden, und die übrigen ſorgen zu laßen, wie ſie mit ihr fertig werden möchten. Bürger verſtand ſich mit dieſer Forderung ſelber nicht recht, und verwechſelte ſie mit dem allerdings erreichbaren Zwecke, den er ſich bei einem großen Theile ſeiner Lieder vorgeſetzt hatte: für Leſer aus verſchiednen Ständen, und namentlich auch aus den unteren und ungelehrten, zugleich zu dichten. Es dürfte auch dazu nicht eben eine ſo bewundernswürdige Herablaßung nöthig ſein, als manche haben *) vorgeben wollen; denn die Natur theilt Phantaſie und Empfänglichkeit ohne Rückſicht auf hohe oder niedre Geburt aus; konventionelle Kultur wird nur zu den Gattungen erfordert, welche Gemälde des feineren geſelligen Lebens aufſtellen;

---

*) vorſtellen 1800.

und gelehrte Kenntniſſe können durch die Wahl des Stoffes überflüßig gemacht werden. In dieſem Sinne iſt es ſehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu ſein. Allein es läßt ſich wiederum nicht einſehen, warum jeder Dichter, und zwar jederzeit, es wollen müßte, warum er nicht zum Beiſpiel Leſer ſollte vorausſetzen dürfen, welche die Natur mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet haben, oder mit dem klaſſiſchen Alterthume vertraut ſind. Was er an Ausdehnung ſeiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht erſetzen. Wie eng würde die Sphäre der Poeſie begränzt, welche herrliche Erſcheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundſatz allgemein gelten ſollte! Seiner Behauptung, ‘alle großen Dichter ‘ſeien Volksdichter geweſen; und was ſie nicht popular ge‘dichtet, ſei zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits ‘vergeſſen, oder gar niemals in die Vorſtellungskraft ‘und das Gedächtniß ihrer Leſer aufgenommen worden’, widerſpricht die Geſchichte, wenigſtens der modernen Poeſie, die uns hier zunächſt angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden älteſten Häupter derſelben, ſind auf jede Weiſe, ſowohl nach dem Maßſtabe der *) Kenntniſſe als der Geiſteskräfte, ſo unpopular wie möglich. Guarini ferner, der erſte große Verbinder des Antiken und Modernen, iſt keineswegs popular; und Shakſpeare und Cervantes ſcheinen es nur, indem ſie die Menge in ihren meiſten Werken durch raſche Bewegung oder heitre Darſtellung befriedigen, und ſie mit einem oberflächlichen Verſtändniſſe täuſchen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen **) gemeinen Leſern und Zuſchauern verborgen bleibt. Die Frage,

---

*) Stände als 1800. **) ihnen verb. 1800.

in wie fern Homers Rhapſodien urſprünglich volksmäßig waren, oder bloß für die Edlen und Großen geſungen wurden, würde uns hier zu weit führen; allein daß die Troubadours und Minneſänger im Ganzen nicht eigentlich Volksdichter zu nennen ſind, darf ich ohne Bedenken behaupten. Sie übten vielmehr eine adeliche und Ritter-Poeſie, auf die Sitten, Anſichten und Empfindungsweiſe des oberſten und damals gebildetſten Standes gebaut. Wir haben von Dichtern aus derſelben Zeit, die ſich um den Beifall der unteren Stände bewarben, noch *) manches, was mit jener den ſchneidendſten Gegenſatz macht; auch äußert einer und der andre edle Minneſänger keine geringe Verachtung der bürgerlichen und bäuriſchen Lieder.

Wenn Bürger mit ſeiner allgemeinen Forderung der Popularität, die er denn doch vornehmlich durch Klarheit und leichte Verſtändlichkeit erklärt, nur das meinte, daß jedes Gedicht dieſe Eigenſchaften in möglichſt hohem Grade nach dem Verhältniſſe ſeines Inhaltes beſitzen ſolle, ſo kann man ſie gern zugeben, bis auf die Ausnahmen, wo ein Schleier von Verworrenheit und Dunkelheit ſelbſt den bezweckten Eindruck hervorbringen hilft, und alſo ein Mittel der Darſtellung wird. Seine Bemerkung ſcheint **) dann auch nicht überflüßig, da manche unſrer Dichter ganz gewöhnliche Gedanken durch grammatiſche rhetoriſche Künſtelei zu einem ſchwerfälligen Tiefſinne ungenießbar aufgeſchraubt haben: eine Verkehrtheit, wovon Bürger überall frei blieb. Will man aber behaupten, vollkommene Deutlichkeit ſei das weſentlichſte Erforderniß zur Volkspoeſie, ſo möchte man mit ihr ganz auf den Irrweg gerathen. Unſer Daſein ruhet auf dem Unbe-

---

*) Arbeiten, welche 1800. **) denn 1800.

greiflichen, und die Poeſie, die aus deſſen Tiefen hervorgeht, kann dieſes nicht rein auflöſen wollen. Dasjenige Volk, wofür es ſich der Mühe verlohnt zu dichten, hat hierüber, wie über Vieles, die natürliche Geſinnung beibehalten; Alles verſtehen, das heißt mit dem Verſtande begreifen wollen, iſt gewiß ein ſehr unpopulares Begehren. Beiſpiele werden dieß einleuchtender machen. Die Bibel, wie ſie gegenwärtig in den Händen des Volks iſt, wird nur ſehr unvollkommen verſtanden, ja vielfältigſt mißverſtanden, und dennoch iſt ſie ein äußerſt populares Buch. Von unſern neueren Exegeten zum allgemeinen Verſtändniſſe zugerichtet, würde ſie unfehlbar ihre Popularität großentheils einbüßen. Die alten, beſonders katholiſchen Kirchenlieder, voll der kühnſten Allegorie und Myſtik, waren und ſind höchſt popular; die neuen bild- und ſchwungloſen, vernünftig gemeinten, und waßerklaren, die man an ihre Stelle geſetzt hat, ſind es ganz und gar nicht. Und warum ſind ſie es nicht? Weil in ihrer ekeln Einförmigkeit nichts die Aufmerkſamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft, und es in die Mitte desjenigen verſetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Wort, wer für das Volk etwas ſchreiben will, das über deſſen irdiſche Bedürfniſſe hinausgehen ſoll, darf in der weißen Magie, oder in der Kunſt der Offenbarung durch Wort und Zeichen, nicht unerfahren ſein.

Bürger wollte nun überdieß nicht bloß ein Volksſänger, ſondern auch ein korrekter Dichter ſein, und zwar, wie wir ſehen werden, nicht etwa in einigen ſeiner Gedichte volksmäßig und in andern korrekt, ſondern in demſelben beides zugleich. Da Korrektheit aber durchaus ein Schulbegriff iſt, ſo muß dieß, nebſt ſeinen übrigen Vorſtellungen von der Popularität, billig an der ſeinigen Zweifel erregen. Man wende nicht ein, der Erfolg habe dafür entſchieden: Bürger werde überhaupt in einem ausgebreiteteren Kreiße geleſen, als vielleicht irgend ein deutſcher Dichter, er habe mit einigen ſeiner Stücke ſogar bei den Ständen Eingang gefunden, die ſonſt nicht zu leſen pflegen. Denn auch dieſe ſind jetzt durch eine *) einſeitige Aufklärung ſo vielfältig bearbeitet worden, der Einfluß eines unpoetiſchen, Alles für den Nutzen erziehenden Zeitalters hat ſich auf ſo manchen Wegen bis zu ihnen erſtreckt, daß ſich von der Popularität bei unſerm jetzigen Volke kein Schluß auf die gültigere bei einem für Naturpoeſie noch nicht verbildeten machen läßt. Gedichte, ſie ſeien nun für Könige oder Bettler beſtimmt, ſollen kein Beitrag zu einem Noth- und Hülfsbüchlein, ſondern eine freie Ergötzung ſein; und die Denkarten und Anſichten, die man als Vorurtheile auszurotten bemüht iſt, möchten gar nahe mit den wunderbaren Dichtungen alter Volkspoeſie zuſammenhängen.

Eine Vergleichung mit dieſer wird alſo die beſten Aufſchlüße geben. Die Frage: war Bürger ein Volksdichter? verwandelt ſich demnach in folgende: ſind ſeine Romanzen ächte und unvermiſchte Romanzen? Seine Begriffe von dieſer Dichtart können uns die Prüfung nicht erleichtern: er hat ſie bloß in ſeiner Ausübung niedergelegt; denn daß er bei der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte, was er ſonſt Balladen und Romanzen genannt, unter dem Titel ‘epiſch-lyriſche Gedichte’ zuſammenordnete, darf man nicht zu hoch anrechnen. Werden dieſe Kunſtwörter ſtreng im Sinne der Alten genommen, ſo läßt ſich nichts Widerſinnigeres denken; aber ihre Vereinigung ſoll wohl nichts weiter bedeuten, als daß

---

*) abgeſchmackte Aufklärung 1800.

in der Romanze etwas erzählt wird, und daß ſie auch geſungen werden kann: folglich iſt ſie ein epiſch-lyriſches Gedicht. Man ſieht, dieß Stück Theorie iſt wohlfeil zu haben, und Bürger hatte es in der guten Zeit, als noch Engels Theorie der Dichtarten oder gar der Batteur etwas galt, unbeſehens angenommen. Ich will hier nicht entſcheiden, ob ſich die Romanze und die übrigen eigenthümlich modernen Gattungen anders als hiſtoriſch und genetiſch ableiten laßen, da die neuere *) oder romantiſche Poeſie ſich nicht wie die klaſſiſche unmittelbar aus reinen Kunſtgeſetzen ſtätig entwickelt hat, ſondern unter der Vermittlung aller Zeitumſtände, welche die Wiedergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegenſatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entſtanden iſt. Es wird für unſern Zweck hinreichend ſein, die alten Romanzen, die nicht mit Abſicht für das Volk, ſondern unter dem Volke gedichtet wurden, deren Dichter gewiſſermaßen das Volk im Ganzen war, zu charakteriſieren, wie wir bei den Spaniern, Engländern, Schotten, Dänen und Deutſchen wirklich vorfinden.

Der Name 'Romanze', der bei den Spaniern wohl zuerſt in dieſer Bedeutung gebraucht worden, iſt ſehr ſprechend. Romance heißt ſoviel als lingua volgare, die neuere Volksſprache, die ſich im Konflikt einer barbariſchen mit einer gelehrten und klaſſiſch vollendeten endlich gebildet hatte, ſo wie überhaupt aus dieſem Chaos ſtreitender Elemente die romantiſche Geſtaltung des Mittelalters hervorgieng. Romanze, als Dichtart, iſt eine romantiſche Darſtellung in volksmäßiger Weiſe. Aus dem letzten Punkte mußte in einem Zeitalter, wo alles Leſen ſchon zur gelehrten Bildung

---

*) das iſt romant. 1800.

gehörte, die Beſtimmung zum leichten Geſange von ſelbſt herfließen, ſo wie auch die Kürze in der Behandlung und die Einfachheit der erzählten Geſchichten, da ſie ſich dem Gedächtniſſe einprägen ſollten. So ſchieden ſich die Romanzen von den umfaſſenderen Romanen, die urſprünglich Ritterbücher waren, und erſt ſpäterhin in Proſa aufgelöſt zu Volksbüchern bearbeitet ſind. Natürlich wurden dazu nicht fremde und unbekannte Gegenſtände herbeigezogen, ſondern ſolche gewählt, die, wenn auch ganz im Gebiete der Phantaſie, doch innerhalb des Horizontes möglicher Anſchauungen lagen: die Romanzen waren durch ihren Inhalt, ſo wie durch die einheimiſchen Accente und Töne, die ſich darin regten, national. Das Ritterweſen bildete in den Ländern, wo es herrſchte, eine gemeinſame Nationalität, und was darauf Bezug hat iſt ſich daher überall ähnlich, wiewohl immer noch durch feinere Schattirungen abweichend bezeichnet. Sonſt ſind aber den alten Volksgeſängen die eigenthümlichſten Züge der ganzen Denk- und Empfindungs-Weiſe jedes Volkes anvertraut, oft mit unauslöſchlichen und *) die Geſinnung beſtimmenden Erinnerungen innigſt verwebt. So hallten in manchen ſpaniſchen Romanzen Scenen aus dem letzten Mohrenkriege ſo rührend wieder, daß es unterſagt ward, ſie zu ſingen, weil ſich dabei eine unbezwingliche Trauer aller Hörer bemächtigte. In andern ſchimmert die ſtille und brennende Liebe, die verwegne Eiferſucht, die phantaſtiſche Galanterie des Caſtilianers unter mohriſchen Namen und in der ſeidnen Pracht des untergegangenen Hofes zu Granada. Es iſt bemerkenswerth, daß in dieſen ſüdlichen Dichtungen nirgends eine Spur von Geſpenſtern

---

*) Charakter beſtimmenden 1800.

oder andern Schreckbildern der Phantaſie anzutreffen iſt, da in den nordiſchen Balladen beſonders der Engländer, Schotten und Dänen alle Schauer der Geiſterwelt kalt und leiſe und um ſo erſchütternder ins Leben *) herüber wehen.

Die Darſtellung iſt in den alten Romanzen überhaupt ſummariſch und abgeriſſen: manchmal zählt ſie Thatſachen und Namen chronikenmäßig auf; aber nie iſt ſie bemüht auch das Wunderbarſte vorzubereiten, noch läßt ſie ſich mit Entwickelung der Triebfedern ein. Jenes beglaubigt, und dieſes bringt, da nichts mit klügelnder Willkür erfunden, ſondern Alles mit der reinſten und kindlichſten Anſchauung aufgefaßt iſt, einen ahndungsvollen Unzuſammenhang hervor, der uns mit unausſprechlichem Zauber feſthält. Keine Rhetorik im Ausdruck der Leidenſchaften, bei deren faſt ſchüchterner Andeutung die rege Handlung um ſo gewaltiger trifft. Ueberhaupt wird man niemals mit der Schilderung der Gegenſtände übertheuert, wenn ich ſo ſagen darf: die Sache giebt ſich ſelbſt ohne Anſpruch und Bewußtſein, und nirgends iſt eine Richtung auf den Effekt wahrzunehmen. Durch alles dieß ſind die alten Romanzen in der Kühnheit weiſe, in der Ruhe herzlich rührend, im Abenteuerlichen und Phantaſtiſchen natürlich und einfältig, und im ſcheinbar Kindiſchen oft unergründlich tief und göttlich edel. Dem ſorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nur der abſichtsvolle Meiſter zurückkehrt: mit den unſcheinbarſten Mitteln das größte auszurichten. Ein gebildetes Zeitalter betrachtet dieſe Naturerzeugniſſe mit einer Art von Vergnügen, wie es Kenner der Malerei an leichten Skizzen und hingeworfenen Gedanken finden, wo man gleichſam die Grundanſchauung eines großen

---

*) hinüber 1828.

und reichen Kunſtwerks in wenigen geiſtvollen Strichen vor ſich hat. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft dazu erfordert, und ſo begreift ſich's, wie ein Kunſtrichter, dem es gänzlich an der Fähigkeit dazu gebrach, Johnſon, der herrlichen Chevy-Jagd unbelebte Kraftloſigkeit vorwerfen konnte.

Es verſteht ſich, daß das Obige nur von den älteſten und eigentlich urſprünglichen Romanzen in ſeinem ganzen Umfange gilt, die ſpäteren, wenn auch ſonſt im Geiſte jener gedichtet, haben doch eine regelmäßigere Ausführlichkeit. Die ſpaniſche Romanze wurde nachher zu einer ſehr mannichfaltigen und kunſtreichen Dichtart ausgebildet. Die engliſchen Balladen hingegen blieben für das Volk beſtimmt, aber ſie ſanken mehr: viele vor Shakſpeares Zeiten vorhandene ſind ſchon äußerſt flach, weitſchweifig, mit proſaiſchen Aufforderungen zur Theilnahme und Nutzanwendungen verbrämt, wie auch die damaligen Bearbeitungen der beliebten nur in der Sprache veralteten Stücke durchgehends Verwäßerungen ſind. Nur ſelten ließ ſich damals noch ein wahrhaft romantiſcher Anklang hören. Was Dichter *) des achtzehnten Jahrhunderts, ein Shenſtone, Collins, Mallet, Goldſmith u. ſ. w., als Balladen haben geben wollen, ſeit die Liebhaberei für dieſe Gattung wieder erweckt war, ſind **) empfindſame Reimereien ohne einen Funken vom Geiſt der alten. Verglichen mit der Ohnmacht und Verkehrtheit dieſer Verſuche bei einer Nation, die an aufbehaltenen einheimiſchen Vorbildern weit reicher iſt, als die unſrige, erſcheint Bürgers Verdienſt um die Wiederherſtellung der ächteren Romanze unermeßlich groß, und es iſt nicht mehr als billig, daß ſeine Lenore in England ein

---

*) dieſes Jahrh. 1800. **) ſentimentale 1800.

ſolches Erſtaunen erregt, und ſo end- und gränzenloſen Beifall erworben hat.

Es iſt wahr, Bürger verdankt den engliſchen Balladenſängern und beſonders der percyſchen Sammlung ſehr viel. Ohne dieſe Anregung wäre er wohl ſchwerlich ſeinen Beruf inne geworden, da das Deutſche, zum Theil ſchätzbare, was ſich in dieſer Art erhalten hat, beim Anfange ſeiner Laufbahn ganz unbekannt war *). Nicht weniger als fünf, und darunter zwei von Bürgers beliebteſten Balladen, die Entführung und der Bruder Graurock, ſind nach engliſchen Stücken gearbeitet, und faſt nur frei überſetzt Ich will ſie ſämmtlich durchgehen, und mit den nachgebildeten den Anfang machen, weil ſie beſtimmte Vergleichungspunkte darbieten. Freilich muß das Urtheil dabei ganz anders ausfallen, als im Vergleich mit jenen modernen Vers-Balladen-Krämern.

'Die Entführung' heißt im Original the Child of Elle, und gehört nicht zu den uralten Balladen, ſondern iſt aus der mittleren Periode, jedoch von ächtem Schrot und Korn. Die Handſchrift, woraus Percy ſie abdrucken ließ, war mangelhaft und verſtümmelt, ſo daß er hier und da hat zu Hülfe kommen müßen, und namentlich einen neuen Schluß dazu gemacht hat, wo man denn auch, wiewohl er ein vorſichtiger und enthaltſamer, und daher nicht unglücklicher Ergänzer iſt, wenn man leiſe hört, eine etwas empfindſamere Einmiſchung ſpürt. Bei allem dem ſcheint mir das Gedicht in ſeiner Art ſo vortrefflich, daß ich es nicht anders wünſchen kann, und es höchſt bedenklich finden würde, etwas

---

*) wie es noch immer nicht vollſtändig geſammelt und zuſammengeſtellt iſt. 1800.

mehr damit vorzunehmen, als eine ſo viel möglich treue Ueberſetzung. Bürger iſt nicht dieſer Meinung geweſen: er hat, während er alle Hauptzüge der Geſchichte beibehielt, das Kolorit, die Weiſe, den ganzen Charakter der Behandlung völlig umgewandelt. Man vergleiche nur ſeine neun erſten Strophen mit den entſprechenden im Engliſchen:

On yonder hill a castle standes,
With walles and towres bedight:
And yonder lives the Child of Elle,
A young an comely Knight.

The Child of Elle to his garden went,
And stood at his garden pale.
When lo! he beheld fair Emmelines page,
Come trippinge downe the dale.

The Child of Elle he hyed him thence,
Y-wis he stoode not stille,
And soone he mette fair Emmelines page
Come climbing up the hille.

Nowe Christe thee save, thou little foot-page,
Now Christe thee save and see!
Oh thelle me how does thy ladye gaye,
And what may thy tydinges bee?

My lady shee is all woe-begone,
And the teares they falle from her eyne;
And aye shee laments the deadlye feude
Betweene her house and thine.

And here shee sends thee a silken skarfe
Bedewde with many a teare,
And bids thee sometimes thinke on her,
Who loved thee so deare.

And here shee sends thee a ring of golde
The last boone thou mayst have,

And biddes thee weare it for her sake,
When she is layde in grave.

For ah! her gentle heart is broke,
And in grave soon must she bee,
Sith her father has chose her a new new love,
And forbidde her to think of thee.

Her father has brought her a carlish Knight,
Sir John of the north countraye,
And within three dayes shee must him wedde,
Or he vowes he will her slaye.

Nowe hye thee backe, thou little foot-page,
And greet thy ladye from mee,
And telle her that I her owne true love
Will dye, or sette her free.

Nowe hye thee backe, thou little foot-page,
And let thy fair ladye know,
This night will I bee at her bowre-windowe,
Betide me weale or woe.

Die erſte Strophe halte ich für einen Zuſatz von Percy, der vielleicht irrig den Anfang vermißte: ſie enthält eine im alten Romanzenſtil ſchon überflüßige Erläuterung, und es kann ſehr gut mit der zweiten anfangen. Das Silbenmaß, wenn man es ſo nennen kann, iſt im Original einfach, und loſe gehalten; im Deutſchen ſind die Verſe genau abgemeßen, die Strophe iſt komponierter, und hat den verſtärkten Reiz eines Reims am Schluß jeder Zeile, und zwar in der letzten Hälfte unmittelbar auf einander folgender Reime erhalten. So wird ſchon durch den Klang die raſchere Bewegung, die rüſtigere Leidenſchaft angekündigt, die Bürger bei ſeiner Umarbeitung bezweckte. Dort ſteht der Ritter am Gartenzaun, er verlangt von ſeiner Geliebten zu hören, und eilt dem Boten entgegen; hier wird er von einer Ahndung umhergetrieben, welche die bald darauf kommende üble Botſchaft vorbereiten ſoll, und wobei er ſich in der That etwas ungeberdig nimmt; ehe noch die Botin ihren Mund öffnet, ſchrickt er zuſammen. Von ſeinem Schreck und Betäubung bei der Nachricht ſelbſt wird dort nicht eine Silbe erwähnt, hier leſen wir eine rieſenhafte Beſchreibung davon. Dort hat der Vater mit Einem Wort gedroht, ſeine Tochter umzubringen, wenn ſie ſich nicht zu dem für ſie ausgewählten Gemahle bequemt; hier häuft er ausführlich alle Greuel: er will die Tochter 'tief ins Burgverließ ſtecken, wo Molch 'und Unke niſtet, nicht raſten, bis er ihrem Geliebten das 'Herz ausgeriſſen hat, und ihr das nachſchmeißen'. Dort will der Ritter ſie befreien oder ſterben, hier prahlt er im voraus, er wolle ſie Rieſen gegen Hieb und Stich abgewinnen. Dieſe Vergleichung ließe ſich auch im Folgenden durch alle Züge, ja bis in die kleinſten Beſtandtheile jedes Zuges hinein verfolgen, und man wird überall daſſelbe Verhältniß finden. Wenn es heißt, als das Fräulein aus dem Fenſter geſtiegen iſt:

And thrice he clasp'd her to his breste,
  And kist her tenderlie,
The tears that fell from her fair eyes,
  Ranne like the fountaine free.

ſo iſt der Inhalt der letzten Zeilen, die ein ſo ſchönes Bild banger Weiblichkeit geben, ganz weggelaßen, und die erſten ſind dagegen ſo erweitert:

Ach! was ein Herzen, Mund und Bruſt,
Mit Rang und Drang, voll Angſt und Luſt,
Belauſchten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne.

Wenn die Hofmeiſterin des Fräuleins mit *) dichteriſcher Unparteilichkeit nach ihren Geſinnungen redend und handelnd eingeführt wird:

All this beheard her own damselle,
In her bed whereas shee lay,
Quoth shee: My lord shall knowe of this,
Soe I shall have golde and fee.

ſo kann der deutſche Dichter ſein Verdammungsurtheil nicht zurückhalten!

Im nächſten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeiſterin,
Voll Gier nach ſchnödem Geldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Wenn das Fräulein ſich dort gegen ihren Vater entſchuldigt:

Trust me, but for the carlish knyght,
I never had fled from thee.

ſo platzt ſie hier heraus:

Glaubt, beſter Vater, dieſe Flucht
Ich hätte nimmer ſie verſucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

ohne zu bedenken, daß jedem feinen Sinne vor ſolchem Ekel ekeln muß. Kurz, in Haupt- und Nebenſachen iſt im Orinal alles edler und zierlicher: gegen den Junker Plump von Pommerland hat ſelbſt der carlish Knight of the North countraye noch Anſtand und Würde.

Nach einer ſo durchaus vergröbernden gewaltſamen Parodie kann man ſchwerlich in Abrede ſein, daß Bürger hier

---

*) poetiſcher 1800.

den beſcheidnen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltſamkeit, das Zarte, Gemüthliche und Leiſe gänzlich verkannte. Wie hätte er ſonſt glauben können, dem engliſchen Sänger nur etwas und vielleicht nicht ſonderlich viel (S. Vorrede zur erſten Ausg. S. XII.) ſchuldig zu ſein, da er ihm in der That mehr als Alles ſchuldig iſt? Ich halte mich überzeugt, daß ihm ſein Original an vielen Stellen matt und im Ganzen unvollkommen verkam; er dachte nach dem Grundſatze 'Mehr hilft mehr' die geſammte Wirkung zu erhöhen, wenn er jeder einzelnen Regung, ſo viel er konnte, an Heftigkeit zuſetzte; und bei einem großen Haufen von Leſern, die tüchtig getroffen ſein wollen, ehe ſie etwas fühlen, verrechnete er ſich allerdings nicht. Damit hoffte er denn auch, wenn alle Glieder feſter in einander griffen, den Zuſammenhang des Ganzen ſtraffer angezogen, und es vollſtändiger motiviert zu haben. Manche meiner Leſer erinnern ſich vielleicht noch, daß ein jetzt in Ruheſtand verſetzter Kunſtrichter das Gedicht in dieſer Hinſicht als ein Muſter der pragmatiſchen Gattung zergliedert hat: allein einem Kunſtwerke die Tiefe zu geben, welche durch ſolch eine Kritik bis auf den Grund ausgeſchöpft werden kann, iſt eben nicht ſchwer. In den alten Volkspoeſien ſind oft aus Inſtinkt, wie in den Werken großer Meiſter mit Abſicht, die innerſten Motive in den Hintergrund geſchoben, und nur hie und da kommt, wie zufällig, etwas davon zum Vorſchein: darin liegt eine ganz andre Art von Verſtand, als in der arithmetiſchen Richtigkeit, die ſich an den Fingern aufzählen läßt. Ueberall, wo Bürger nicht bloß verſtärkt, ſondern verändert und anders geſtellt hat, iſt es nachtheilig geworden. So kamen ihm die Vaſallen im Engliſchen zu plötzlich herbei: er hat ſie vorbereiten wollen, indem er den Ritter ſie vorher zu ſich berufen und von ſeinen Abſichten unterrichten läßt. Dadurch iſt nun die ganze Ueberraſchung aufgehoben; dieſen Hülfstruppen wird eine zu große Wichtigkeit beigelegt, Karl droht zum Ueberfluße noch dem alten Baron mit ihnen, was der engliſche Ritter weislich unterläßt; endlich iſt es klar, wenn die Vaſallen zum erſten Mal auf den bloßen Ton des Horns erſchienen, ſo hätten ſie es das zweite Mal ohne beſondere Beſtellung auch gekonnt. Im Engliſchen iſt dadurch, daß der Ritter bei Entführung des Fräuleins ſein Horn umgeſchlungen hat, leiſe, aber gerade hinlänglich auf den Erfolg angeſpielt. Von der Feindſchaft der beiden Familien, die im Original gleich in der Rede *) des kleinen Boten erwähnt wird, erfährt man dagegen im Deutſchen erſt ganz am Schluße etwas, wodurch der Baron zu Anfange mit ſeinen Drohungen als ein ohne Urſach tobender Unmenſch erſcheint, von dem keine Erweichung des väterlichen Herzens zu erwarten ſteht. So läßt z. B. Junker Plump ‘zu Trudchens Grauſen vorbei die Lanze ſauſen’, da im Original Sir John bloß einen Degen fuhrt. Die Lanze gehörte zur vollſtändigen ſchweren Rüſtung, in der wir zwar die fabelhaften mit Rieſenkräften begabten Ritter in den alten Romanen weite Reiſen machen ſehen, die aber zum flüchtigen Nachſetzen gar nicht taugte. Ueberdieß, wenn Plump eine Lanze bei ſich hat, ſo ſieht man nicht ein, warum er bei ſeiner unritterlichen Geſinnung nicht gleich unverſehens auf ſeinen Feind damit einrennt, warum er ſich bequemt, vom Pferde zu ſteigen, um mit den Schwertern zu fechten, die nachher gegen alles Koſtum ſogar Säbel genannt werden. Im Engliſchen kommen die Vaſallen über den Hügel geritten, im

---

*) an den kleinen 1828.

Deutſchen ‘durch Korn und Dorn herangeſprengt’. Wie kann man durch Korn und Dorn heranſprengen? Die Vaſallen werden doch nicht ihre eignen oder ihres Herrn Kornfelder niedergeritten haben, was der Ausdruck ‘durch Korn’ offenbar ſagt; ſondern ordentlich auf den Wegen und Pfaden dazwiſchen geblieben ſein. Und vollends durch Dorn! Dieß möchte unbequem fallen. Der Reim, der allerdings in unſerer Sprache in manchen ſprichwörtlichen Redensarten Begriffe entgegenſtellt und verbindet, hat den Dichter verleitet, und Korn und Dorn iſt nur eine andre Art von Sang und Klang. Bürger hatte eine ſolche Vorliebe für dieſe Formel, daß in dieſer einzigen Romanze außer Korn und Dorn, noch Laub und Staub, Rang und Drang, Kling und Klang und Ach und Krach vorkömmt.

Ich habe mich mit Fleiß bei dieſem Beiſpiele verweilt, weil es dazu dienen kann, uns mit einem Male von Bürgers Manier die klarſte Vorſtellung zu geben. Denn eine Manier hat er, und zwar eine ſehr auffallende und unverrücklich feſtgeſetzte, die ſich bei allem Wechſel der Gegenſtände gleich bleibt. Sie iſt derb und zuweilen nicht ohne Rohheit; ſie hat einen großen Anſchein von Kraft, aber es iſt nicht die ruhige ſichere Kraft, ſondern wie mit willkürlicher Spannung hervorgedrängte Muſkeln. Ihr größter Fehler iſt wohl die nicht ſelten überflüßige Häßlichkeit der dargeſtellten Sitten: wenn man ſich darüber hinwegſetzt, ſo muß ſie ſich durch Keckheit und Raſchheit im Ausdrucke, im Versbau und im Gange der Erzählung, durch *) Sauberheit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen. **) Einfachheit kann man ihr nicht zuſchreiben, vielmehr verſchwendet

---

*) Sauberkeit 1800. **) Simplicität 1800.

ſie die materiellſten Reize, und iſt reich an überladenden Ausſchmückungen, da doch nichts der Einfalt des Volksgeſanges mehr zuwider iſt, als ſtatt des ſtillen Zutrauens, die Sache werde für ſich ſchon wirken, ſie durch ein lautes davon gemachtes Aufheben aufzudringen. Dieſer letzte Punkt bezeichnet es hauptſächlich, was *) einigen Romanzen Bürgers abgeht; oder genauer zu reden, was ſie zu viel haben, um ganz ächte Romanzen zu ſein. Er iſt mit einem Wort, immer demagogiſch, aber ſehr oft nicht popular.

Was unſtreitig beitrug, Bürgern über das Fehlerhafte ſeiner Manier zu verblenden, oder ſie vielleicht ganz ſeinem Bewußtſein zu entziehen, war die Sicherheit und Meiſterſchaft, womit er ſie ausübte: denn alles, was mit einer gewiſſen Konſequenz durchgeführt iſt, kann aus ſich ſelbſt nicht widerlegt werden. So ſind in der 'Entführung' lauter Unſchicklichkeiten zu einem gewiſſermaßen ſchicklichen Ganzen zuſammengearbeitet, das Haltung hat und ſeine Wirkung nicht verfehlt. Ich geſtehe gern, daß die Vergleichung mit dem Engliſchen für manches, was ich daran rügte, meinen Blick geſchärft, und bin um ſo weniger durch den Beifall befremdet, den ſie bei ſo vielen deutſchen Leſern, für welche ſie Original war, gefunden hat und noch findet. Wenn Bürgern dieſe Vergleichung und das Studium ſeiner Vorbilder überhaupt nicht vor dem bewahren konnte, wozu ihn **) ſeine natürliche Anlage hinzog, ſo muß es dabei in Anſchlag kommen, daß das Medium einer fremden Sprache leicht die Anſicht eines Gedichtes verfälſchen kann. Herder hat die Volkslieder der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetiſchem Schul-

---

*) Bürgers Romanzen 1800. **) im Naturell 1800.

weſen, jedes treu in ſeinem Charakter übertragen; hier wäre Bürgern das Rechte ſo nahe gerückt worden, daß er es faſt nicht hätte verfehlen können. Aber leider erſchien dieſe in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigenſten Naturlaute mit allſeitiger Empfänglichkeit herausgefühlt ſind, erſt im Jahre 1778, alſo zugleich mit der erſten Ausgabe von Bürgers Gedichten, als ſeine Manier ſchon völlig fertig war. Auch Goethes meiſte und wichtigſte Romanzen ſind aus ſpäterer Zeit.

Bei den übrigen aus dem Engliſchen entlehnten Balladen können wir uns kürzer faßen. Dem Friar of orders gray, dem Urbilde 'des Graurocks und der Pilgerin', iſt die Bearbeitung nicht ſo verderblich geworden, als dem Child of Elle. Die von Bürgern gewählte Liederweiſe iſt nicht mißfällig; allerlei Vertraulichkeiten und dann wieder geſuchte Sonderbarkeiten des Ausdrucks, nebſt Verzierungen wie 'Ringellockenhaar' und 'Tauſendthränenguß', findet man freilich auch hier; doch iſt die Nachbildung dem Original näher geblieben, und folgt ihm ſtrophenweiſe nach. Der vornehmſte veränderte Umſtand iſt, daß die Pilgerin ihren Geliebten ſchon im Kloſter vermuthet, da ſie ihn im Engliſchen als Pilger beſchreibt, und nur fragt, ob er an dem heiligen Orte nicht etwa ſeine Andacht verrichtet hat. Dieß ſchien Bürgern den Schluß noch nicht genug vorzubereiten, er *) ſchildert die Regung des jungen Mönches beim Anblick der von ihm erkannten Geliebten:

> Gar wunderſeltſam ihm geſchah,
> Und als er ihr ins Auge ſah,
> Da ſchlug ſein Herz noch mehr.

---

*) er giebt die ... an: 1800.

und verräth ſomit gleich vorn ſein Geheimniß. Das Merkwürdigſte bleibt aber, daß ſeine Wahl überhaupt auf dieſes Stück fiel, welches gar keine alte Ballade, ſondern von Percy aus *) Bruchſtücken von dergleichen bei Shakſpeare, mit Hinzuſetzung eigner Strophen, ſinnreich genug zuſammengeſtückt iſt. Zwar hat er Zeilen verknüpft, die nimmermehr in demſelben alten Liede geſtanden haben; und um jenes noch ganz zu beſitzen, woraus die verwirrte Ophelia einige Strophen ſingt:

Wie erkenn' ich dein Treu-Lieb
  Vor den andern nun? —
„An dem Muſchelhut und Stab,
  Und den Sandelſchuhn.“
Er iſt lange todt und hin,
  Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Raſen grün,
  Ihm zu Fuß ein Stein.

möchte man leicht ſeine und ſeines Nachbildners Arbeit und noch viel Anderes dazu hingeben. Allein man ſieht doch, was treues Studium thut. An dichteriſchem Talent konnte ſich Percy gewiß nicht mit Bürgern meßen, und doch hätte dieſer bei einer ähnlichen Aufgabe ſich ſchwerlich mit gleicher Enthaltſamkeit an das Alte anzuſchließen vermocht. Zum Beweiſe, daß Bürgern nicht gerade das Aechteſte und Einfachſte anſprach, enthält Percys Sammlung eine wirkliche alte Ballade von ganz ähnlichem Inhalte, ein Geſpräch einer reuigen Pilgerin mit einem Hirten (Gentle herdsman, tell to me); welche ſchon darum weit romantiſcher iſt, weil ſie nicht mit dem Theaterſtreich einer Wiedererkennung endigt, ſondern die Pilgerin ungetröſtet ihre Wallfahrt fortſetzt.

---

*) Fragmenten 1800.

‘Frau Schnips’ iſt nach The wanton wife of Bath, ‘der Kaiſer und der Abt’ nach King John and the Abbot of Canterbury. Beide Originale ſind nicht alt, wie Sprache und Silbenmaß ausweiſen, das letzte nach Percys Zeugniß ſchon Umarbeitung eines älteren. Sie ſind das, was man im Altdeutſchen einen Schwank nannte, ein Stoff, der bei der gehörigen Behandlung wohl nicht vom Gebiet der Romanze auszuſchließen iſt, ſo wie jeder, der es verſteht, zugeben wird, Lazarillo de Tormes ſei ein romantiſches Buch, wiewohl es lauter luſtige Bettlergeſchichten enthält. In dem Weibe von Bath iſt jedoch eine zwar genialiſch eingekleidete Belehrung zu ſichtbar das Ziel, wodurch es mehr eine religiöſe Fabel wird, in dem Geiſt wie *) die Legende von Sanct Peter mit der Geis, von dem betrügeriſchen Schneider im Himmelreich, und andre bei unſerm Hans Sachs. Der Gedanke iſt äußerſt keck, und ſchonende Behandlung war daher anzurathen: eine Weisheit, die der engliſche Dichter unſtreitig bewieſen hat. Bürger, dem der Gedanke nicht gehörte, hat von dem Seinigen bloß eine verwegene Ausführung hinzugethan.

Daß es auf einen gewiſſen Grad drollig herauskommen muß, wenn man die Patriarchen und Apoſtel niedrige Redensarten führen und wie Kärrner fluchen läßt, begreift ſich: aber dem Zwecke iſt es hier ganz fremd, und wäre Bürger dieſem treuer geblieben, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, das zuvor ſchlimm Gemachte durch eine angehängte Apologie wieder gut machen zu wollen. Es könnte jemand dem ſcherzhaften Muthwillen das Aeußerſte für erlaubt halten, und doch manche von den Verſtärkungen und Erweiterungen,

---

*) Peter mit der Geis, der betrügeriſche 1800.

womit das Original hier ausgeſtattet iſt, platt und ekelhaft finden. Der *) poſſenhafte Gebrauch lateiniſcher Wörter, moderne Titulaturen, Anreden der Perſonen mit Er und Sie, und andre Züge erinnern an den Ton der 'Prinzeſſin Europa', die weder eine Romanze, noch volksmäßig, ſondern bloß gemein iſt, und wo **) die Verkleidung des Dichters als eines Bänkelſängers in allzu wahre Bänkelſängerei übergeht.

'Der Kaiſer und der Abt' hat auch mancherlei Zuſätze und Erweiterungen bekommen, doch iſt der gute Humor des Originals ohne Entſtellung übertragen, und manche von den Veränderungen können ſogar Verbeßerungen genannt werden. Sonderbar iſt es, bei Bürgers ***) gewöhnlicher Sorgfalt für die Wahrſcheinlichkeiten, daß er die Aehnlichkeit des Schafers mit dem Abt zu erwähnen unterlaßen hat:

I am like your lordship, as ever may bee

auch iſt es ein Verſtoß gegen Koſtum und Schicklichkeit, den Abt in ſeiner Bedrängniß mit dem Helden eines neueren Romans ('ein bleicher hohlwangiger Werther') zu vergleichen.

'Graf Walther', im Engliſchen Child Waters, iſt die letzte unter den entlehnten, und überhaupt in der Reihe der bürgeriſchen Romanzen. Es iſt, ungeachtet der etwas vermehrten Strophenzahl, eigentlich nur eine Ueberſetzung, aber freilich eine manierierte. Der Gegenſtand hat etwas Beleidigendes für die Würde des weiblichen Geſchlechtes, als ob die Treue der Männer großmüthige Gabe, die der Frauen aber Pflicht wäre. Nachdem Graf Walter die Liebe oder vielmehr die Unterwürfigkeit ſeiner Geliebten auf die erniedrigendſten Proben geſtellt hat, kann er ihr nichts zum Er-

---

*) burleſke 1800. **) die fingirte Bänkelſängerei in allzu wahre übergeht 1800. ***) 'gewöhnlicher' fehlt 1800.

ſatz anbieten, als worauf ſie ohnehin Anſpruch hatte. Sie war indeſſen von geringem Stande, und nach dem, damals nicht *) ganz ungegründeten, Glauben des Mittelalters, war Biederkeit und Adel der Geſinnungen an den Adel der Geburt geknüpft **). Das Empörende findet alſo im Geiſt der Zeiten allerdings ſeine Entſchuldigung, und ***) das Zeitalter hätte uns deswegen auch in allem Aeußern gegenwärtig erhalten werden müßen. Sprache und Versbau ſind zu fleißig ausgeputzt: jene, ungeachtet einiger beibehaltenen Archaiſmen, glänzt gleichſam von Neuheit, und dieſer iſt gegen die loſe Nachläßigkeit des Originals ſtraff und raſch, wiewohl nicht ohne Härten. Gleich die erſte Strophe iſt übel gerathen.

Childe Waters in his stable stoode
And stroakt his milk-white steede:

---

*) 'ganz' fehlt 1800.

**) Hiemit ſoll jedoch die damalige Verfaßung der Geſellſchaft keineswegs gerechtfertigt werden: willkürlich mißhandelte und verachtete Leibeigene mußten wohl körperlich, geiſtig und ſittlich ausarten. Jene Denkart des Mittelalters iſt aber in dem Sprachgebrauche aller romaniſchen Sprachen niedergelegt: Villano, vilain, urſprünglich ein Dorfbewohner, wurde für einen Menſchen von rohen Sitten und niedriger Geſinnung gebraucht. Als nachher die Verhältniße ſich milderten, kamen andre Namen für den Bauernſtand auf, um ihn durch die vorwaltende Nebenbedeutung nicht zu beleidigen: contadino, paysan. Merkwürdig iſt die Ableitung der Wörter: cattivo, chétif. Sie bedeuteten eigentlich einen Kriegsgefangnen, vom lateiniſchen captivus, dann einen Sklaven, endlich einen ſchlechten Menſchen und überhaupt alles Schlechte und Verwerfliche. Nur im Spaniſchen und Portugieſiſchen hat ſich die zweite Bedeutung erhalten. Die Normannen haben dieſe Wörter, wo möglich mit verſtärktem Sinn, auch nach England hinübergebracht: villain, caitiff.

Anm. z. n. A. 1828.

***) dieſer hätte 1800.

To him a fayre yonge ladye came,
As ever ware womans weede.

Graf Walter rief am Marſtallsthor:
Knapp, ſchwemm' und kämm' mein Roß.
Da trat ihn an die ſchönſte Maid,
Die je ein Graf genoß.

Auf die Stallbeſchäftigungen iſt durch Klang, Wendung und veränderten Inhalt der erſten beiden Zeilen viel zu viel Nachdruck gelegt; und wie unfein wird in der letzten das Verhältniß der Schönen mit dem Grafen vorausgemeldet! Im Folgenden hat Bürger einen der ſchönſten Züge überſehn, oder mit Fleiß weggelaßen. Wie die Geliebte neben dem reitenden Grafen durch das Waßer ſchwimmt, heißt es bei ihm bloß:

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
Hält hoch empor ihr Kinn.

Im Engliſchen ſteht die heilige Jungfrau der Armen bei:

The salt waters bare up her clothes,
Our Ladye bare upp her chinne.

Auch das Rudern mit Arm und Bein *)giebt hier, wo von einem hochſchwangern jungen Weibe in Mannstracht die Rede iſt, ein widerwärtiges Bild. Dieſe Beiſpiele aus vielen von der verminderten Zartheit der Behandlung mögen hinreichen.

Wir kommen jetzt auf Bürgers eigne Romanzen, wo der Gehalt und die Kraft ſeines Geiſtes weit reiner erſcheint, da wir bei der Vergleichung mit fremden Muſtern immer nur auf ſeine Manier, das heißt auf deſſen Beſchränkung, geführt wurden. Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendſte

---

*) iſt hier ein widerwärtiges Bild. 1800.

'Lenore', die ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern würde. Man hat neuerdings gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend widerlegt worden ſind. es iſt ausgemacht, daß Bürgern*), wie er mir ſelbſt auch mehrmals mündlich verſicherte, nichts dabei vorgeſchwebt hat, als einzelne verlorne Laute eines alten Volksliedes. Hat es in England auch Sagen und Lieder von einer ähnlichen Geſchichte gegeben, ſo iſt dieß ein Beweis mehr, daß die Dichtung in nordiſchen Ländern mit**) örtlicher Wahrheit einheimiſch iſt. Mit einer ſolchen Erfindung darf man gar nicht einmal aus willkürlichem Vorſatze weiter gehen, als volksmäßiger Glaube und Stimmung der Phantaſie Gewähr leiſtet. Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der koſtbare Ring, wodurch er ſich der Volkspoeſie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. Mit Recht entſtand in Deutſchland bei ihrer Erſcheinung ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünſtigungen der Jugend und Neuheit kamen dem Dichter zu Statten, allein es war auch an ſich ſelbſt ſein glücklichſter und gelungenſter Wurf. Eine Geſchichte, welche die getäuſchten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menſchlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, iſt ohne ***)erkünſteltes Beiwerk, ohne vom Ziel ſchweifende Ausſchmükkungen in die regſte Handlung, und faſt ganz in wechſelnde Reden geſetzt, während welcher man die †) Geſtalten, ohne

---

*) 'wie er...verſicherte' fehlt 1800. **) localer 1800. ***) conventionelles 1800. †) Figuren 1800.

den Beiſtand ſtörender Schilderungen, ſich bewegen und geberden ſieht. In dem Ganzen iſt eine einfache und große Anordnung: es *) gliedert ſich außer der kurzen Einleitung und den Uebergängen in drei Haupttheile, wovon der erſte das heitre Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet, und mit den beiden andern, der wilden Leidenſchaft Lenorens, und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den hebendſten Gegenſatz macht. Dieſe ſtehen einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, ſind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes **) ſich zeigt, wird ſie immer gewaltſamer und eilender, und zuletzt mit einem Sturm des Grauſens ihrem Untergange entgegengeriſſen. Auch in dem ſchauerlichen Theile iſt Alles verſtändig ausgeſpart, und für den Fortgang und Schluß immer Etwas zurückbehalten, was eben bei ſolchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit iſt. Denn es iſt ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Geſpenſt verſchwinden zu machen, grade darauf zugehn muß: die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründete ***) Furcht vor nächtlichen Erſcheinungen aus der Geiſterwelt bezieht ſich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahndung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer ſchreckenden Gegenwart; und mit dieſer kann der Dichter erſt dann die großen Streiche führen, wenn er ſich ſchon durch jene allmälich der Gemüther bemächtigt hat †). Ohne

---

*) theilt ſich...in drei Maſſen 1800. **) iſt 1800. ***) fantaſtiſche Furcht 1800.

†) Bürger erzählte mir, als er die eben vollendete Lenore ſeinem Freunde, Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg zum erſten Mal vorgeleſen, habe er gewünſcht, die Wirkung recht zu erproben,

dieſe Vorſicht kann ein ganzes Füllhorn von Schreckphantomen ausgeſchüttet werden, und es bleibt ohne die mindeſte Wirkung. In der Lenore iſt nichts zu viel: die vorgeführten Geiſtererſcheinungen ſind leicht und luſtig, und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei iſt von dem Rabenhaare an, das ſie zerrauft, jeder Zug bedeutend; der ſchöne Leichtſinn, womit ſie der Geſtalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde luſtige Ton in den Reden des Reiters: Alles ſpricht mit der Entſchiedenheit des friſchen Lebens zwiſchen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um ſo mächtiger erſchüttert.

Vielleicht laßen ſich von den meiſten Eigenheiten, die Bürgers nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigſtens Spuren und Keime auffinden: aber eine werdende Manier, die ſich noch ſchwebend erhält, iſt eigentlich keine, und hier wird ſie durch die Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande gewißermaßen zum Stil erhoben. Die häufigen 'Hop hop hop, Hurre, hurre, Huſch huſch huſch' u. ſ. w. haben am meiſten Anſtoß gegeben. Die altgläubigen Kritiker

---

und deswegen eine kleine Ueberraſchung vorbereitet. Er hielt nämlich, wie von ungefähr, eine Reitgerte in der Hand, und als er an die Stelle kam:

> Raſch auf ein eiſern Gitterthor
> Gieng's mit verhängtem Zügel,
> Mit ſchlanker Gert' ein Schlag davor
> Zerſprengte Schloß und Riegel;

ſchlug er damit an eine gegenüber ſtehende Thür. Stolberg, damals ein Jüngling von entzündbarer Einbildungskraft, durch die vorhergehende Schilderung ſchon ganz ergriffen, ſprang hiebei mit Entſetzen auf, als ob die geſchilderte Sache wirklich unter ſeinen Augen vorgienge. Anm. z. n. A. 1828.

tadelten ſie nicht mit Unrecht, aber aus dem unſtatthaften Grunde, weil ſie nicht in der Bücherſprache vorkommen; da *)ſie vielmehr deswegen wegzuwünſchen wären, weil es rhetoriſche Kunſtgriffe ſind, welche die Romanze verwirft; weil ſie anſchaulich machen ſollen, und nur wie eine unberedte kindiſche Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieſer Interjektionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlaßen würde, davon kann man ſich an der vortrefflichen Ueberſetzung von Beresford (der beſten unter den engliſchen, die ich kenne) überzeugen, wo ſie bei aller Treue ohne Schaden weggeblieben ſind**). Der ſchlechteſte Vers in der Lenore ſcheint mir demnach folgender:

> Hu hu! ein gräßlich Wunder!

Der Dichter hätte in der That ſeine Beſtrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leſer noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieſer Strophe vorgeht, ein gräßliches Wunder iſt.

Daß er die Geſchichte in ſo neue Zeit geſetzt hat, an das Ende des ſiebenjährigen Krieges***), iſt wohl nicht zu

---

*) ſie desw. 1800. **) [S. die Rec. aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.]

***) Die geſchichtlichen Angaben:

> Er war mit König Friedrichs Macht
> Gezogen in die Prager Schlacht;

und dann:

> Der König und die Kaiſerin,
> Des langen Haders müde,
> Erweichten ihren harten Sinn,
> Und machten endlich Friede;

könnten unbeſtimmt ſcheinen. Da Friedrich der Große im ſiebenjährigen Kriege mehrere mächtige Gegner hatte, und hier nur die Kaiſerin erwähnt wird, ſo möchte man an ſeine früheren Feldzüge gegen Maria Thereſia denken, wo auch Kriegsvorfälle bei Prag ſtatttadeln: denn, wenn fabelhafte Begebenheiten gern in der Ferne der Zeiten und Oerter geſchehen, ſo nimmt man dagegen ein warnendes Beiſpiel am liebſten aus der Nähe; und es liegt in *) dem Sinne der Dichtung, daß ſie dieß ſein ſoll. Weniger ſchicklich iſt der Umſtand, daß Lenorens Geliebter zu einem preußiſchen Krieger gemacht wird: dieß führt auf ein proteſtantiſches Land als Scene, worin man durch die Aeußerung der Mutter, er könne wohl in Ungarn ſeinen Glauben abgeſchworen haben, beſtärkt wird. Nach dem ganzen Geſpräch zwiſchen ihr und der Tochter hingegen fällt man eher darauf, ſie für katholiſch erzogen zu halten, was auch unſtreitig beßer paßt. So viel ich weiß, iſt dieſe Mißhelligkeit noch nicht bemerkt worden, ſie muß daher wohl nicht ſehr auffallend ſein.

Am meiſten Verwandſchaft mit der Lenore hat ‘der wilde Jäger’, und vielleicht iſt er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenſtand iſt mit ſtrenger Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt; die Erfindung, den guten und böſen Engel in Geſtalt zwei begleitender Reiter erſcheinen zu laßen, iſt ganz **) der geſchilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß; die verhängnißvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen ſondert die Momente der Handlung, und läßt zwiſchen ihrer ſtürmenden ***) Eile die Betrachtung zu Athem kommen,

---

gefunden haben. Aber darauf paßt ‘der lange Hader’ nicht, auch war der Friede mit Rußland ſchon früher geſchloßen, und mit der Prager Schlacht iſt ohne Zweifel die vom 6ten Mai 1757 gemeint.
Anm. z. n. A. 1828.

*) dem poetiſchen Sinne 1800. **) im Geiſte deſſelben 1800. ***) Bewegung die Reflexion zu 1800.

die immer ernſter einem nahenden Strafgericht entgegen ſieht. In den erſten beiden Strophen, in dem Gegenſatz des wilden Jagdgetöſes mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienſtes, liegt ſchon der Sinn des Ganzen beſchloßen, der ſich nachher nur ſtätig entwickelt. Die Darſtellung iſt meiſterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunſtvoll, wenigſtens von einer Kunſt, wobei die ſtudierte Wahl und Ausbildung der Züge zu ſichtbar bleibt. Ueberhaupt, bis auf das ſo ſprechende und gewiſſermaßen große Silbenmaß, das aber nicht faßlich in's Gehör fällt, und am wenigſten ſich einer Melodie anneigt, iſt dem Gedichte eine Gründlichkeit der Ausführung mitgegeben, woran es zu ſchwer trägt, um ganz die Bahn des leichten Volksgeſanges zu fliegen, wiewohl es in der Anlage höchſt popular gedacht iſt. Die Ausrufungen, grellen Tonmalereien, und was es ſonſt zu viel hat, ohne welches das Weniger mehr ſein würde: das verſteht ſich von ſelbſt.

Die beiden Stücke ‘der Raubgraf’ und ‘die Weiber von Weinsberg’, ſtehen ungefähr auf derſelben Stufe. Sie ſind munter und drollig, jedoch nicht ohne Anwandlungen von den Späßen, die in der ‘Europa’, ‘Herrn Bachus’ und der ‘Menagerie der Götter’ herrſchen, und *) vielmehr ſtudentenhaft als volksmäßig zu nennen ſind. Die Weiber von Weinsberg nähern ſich noch eher der reinen Romanze, da der Raubgraf durch die weitläuftige Peroration des Schwagers Matz, und die Anſpielung auf einen modernen Zeitumſtand am Schluße, ein ſeltſam gemiſchtes Ding wird. Die gut gerathene vertrauliche Mimik, womit die Geſchichte epiſodiſch eingeführt iſt, eignete ſich zu einer durchaus verſchie-

*) eher 1800.

denen Behandlung. Daß ich es für die Kenner mit Einem Worte ſage: es ſollte *) eine mimiſche Idylle ſein.

'Lenardo und Blandine' iſt unſtreitig von allen Seiten Bürgers ſchlimmſte Verirrung. Eine üble Vorbedeutung giebt ſchon die hingeworfene Art, womit er in der Vorrede zur erſten Ausgabe 'alter Novellen' erwähnt, worin 'die Geſchichte unter dem Namen Guiscardo und Gismunda ähnlich vorkomme', als ob ſeinem Vorbilde nichts abzugewinnen geweſen wäre, außer ungefähr die erſte Grundlage. Jene alte Novelle rührt doch von keinem geringeren Meiſter her als dem Boccaz: beſtimmte Einzelnheiten zeigen bei aller Abweichung unwiderſprechlich, daß Bürger den Decamerone vor Augen gehabt, und man kann ihn alſo nicht von dem Vorwurfe frei ſprechen, für den großen Stil dieſer Erzählung und ihre **) ſittliche Schönheit ganz unempfindlich geblieben zu ſein. Wer ſie in der Urſprache leſen und fühlen kann (denn keine bisherige Ueberſetzung möchte wohl den Charakter ganz wieder geben), dem muß die Ballade, damit verglichen, zugleich wie ein ungeſtümes Toben und ein kindiſches Lallen gegen die hohe und ruhige Beredſamkeit eines Weiſen erſcheinen. Vom erſten bis zum letzten ſind alle Züge vergröbert, entſtellt, überladen, und ein Schmerz, der von der edelſten Seelenſtärke zeugt, und dem die Fürſtin ihr Leben mit ſtiller tragiſcher Würde hingiebt, iſt in wilde Wuth umgeſchaffen. Die Gismunda des Boccaz iſt ſchon vermählt geweſen, aber bald als Wittwe zu ihrem Vater zurückgekehrt, der aus Anhänglichkeit an ſie vermeidet, ſie durch eine zweite Vermählung nochmals von ſich zu entfernen. Die Scham hält ſie ab, ihm darum anzuliegen, ſie meinte beßer zu thun,

---

*) eine Idylle 1800. **) moraliſche 1800.

wenn ſie ſich unter den Hofleuten und Dienern ihres Vaters einen wackern Liebhaber wählte. Guiscardo war einer der niedern Diener, aber ſie erblickte keinen, der an Sitten höher geweſen wäre. Ihr Verſtändniß befeſtigt ſich unter dem Schutz eines tiefen Geheimniſſes, der Vater iſt es ſelbſt, der es endlich durch einen Zufall entdeckt. Er läßt den Guiscardo gefangen nehmen, und ſtellt ſeine Tochter zur Rede, die nun, ſobald ſie das Schickſal ihres Geliebten inne wird, ſich jede weibliche Wehklage verbietet, und, mit dem Entſchluß der Liebe im Herzen, ihm nur durch die ruhige und ungeheuchelte *) Darlegung ihrer Antriebe und ihrer Rechte antwortet. Der Vater erkennt das hohe Gemüth ſeiner Tochter, hofft aber durch Strenge ſie zum Gehorſam und zum Gefühl der Ehre zurückzuführen, und läßt den Liebhaber umbringen. Da er ihr durch einen Vertrauten ſein Herz in einem goldnen Gefäße ſendet, hat ſie ſchon den hülfreichen Trank bereitet, und nach einer kurzen Todtenfeier nimmt ſie ihn, legt ſich anſtändig auf ihrem Bette zurecht, drückt das theure Herz an ihre Bruſt, und ſcheidet ſo aus der wehevollen Welt.

Bürgers 'Blandine' kündigt ſich wie ein leichtſinniges Mädchen an, das ohne Jungfräulichkeit der erſten Aufwallung folgt. Alles, was ihr Verhältniß zum Geliebten bezeichnet, iſt grob ausgedrückt, und der ſpaniſche Molch iſt gleich bei der Hand, um die Geſchichte auf der einen Seite durch gräßliche Worte zu heben, auf der andern, wahrſcheinlich um ein Theil von der grauſamen That des Vaters auf ſich zu nehmen, der, ob er gleich beim Boccaz ſie ohne ſolche Milderung begeht, dort als der liebendſte und mitleidens-

---

*) Auseinanderſetzung ihrer Handlung antw. 1800.

wertheſte Vater erſcheint, hier aber ein ſehr gleichgültiger Gegenſtand iſt. Die Unterredung der Liebenden iſt ein Gemiſch von allem, was jemals bei Bürgern als 'Geſchwätz der Liebe getrieben' wird; an einer Stelle iſt das Duo in Shakſpeares Romeo und Julia beim Anbruch des Tages auffallend benutzt; zuletzt artet ſie in eine Tändelei aus, die bedeutend ſein ſoll, aber um ſo *) mißfälliger wird. Der von Bürgern hinzugefügte Aufzug der drei Junker iſt der einzige glückliche Moment im ganzen Gemälde, ſo wie er es uns gegeben hat. Der plötzliche Wahnſinn der Prinzeſſin aber, wie ſie 'zuſammenſtürzt und nach Luft ſchnappt, und mit zuckender ſtrebender Kraft ſich wieder dem Boden entrafft', zeigt auf das ſtärkſte den unbedingten Widerſpruch der beiden Behandlungen. Bürger konnte ſich in der That nicht anders helfen: nach dieſer ungezügelten Anlage mußte ſich die Leidenſchaft toll geberden, und mit einem 'Juchheiſa Trallah' endigen. Zu dem Mittel des Wahnſinns zu greifen, mochte er ſich durch Shakſpeares Anſehn berechtigt halten, deſſen Darſtellungen der Verrücktheit ziemlich verrückt angeprieſen wurden: und ich glaube hier ganz deutlich das Unheil zu ſehen, was die mißkennende Anſicht dieſes Dichters, und die damals herrſchende, leider immer noch nicht ganz erloſchene Zuverſicht, als ſtände das Höchſte **) der Poeſie durch ein ungebührliches Getobe der Leidenſchaften zu erreichen, auch bei Bürgern angerichtet hatte. Denn ſonſt hätte er ſich nimmermehr eine Ausführung dieſes Wahnſinns erlaubt, die alle Sitte und Grazie unter die Füße tritt. Von ſeiner Blandine, 'die zum Sprunge ſingt, und zum Sange ſpringt', unter Ausrufungen wie:

---

*) widriger 1800. **) in der P. 1800.

Weg, Ekelgeſindel! Pfui! ſtinkeſt mir an!
Du ſtinkeſt nach ſtinkender Hoffarth mir an!

— — — — —

Und ſpeiet in euer hochadliches Blut.

kann man gewiß nicht rühmen, was Laertes von der Ophelia:

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle ſelbſt,
Macht ſie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Ihr iſt ſo wenig mit der Reihe von Zeichnungen, die *)ein Dilettant in pſychologiſch-künſtleriſcher Hinſicht nach der Ballade von Augenblick zu Augenblick etwas fratzenmäßig entworfen hat, als mit den unſeligen Nachahmungen, deren keine von Bürgers Romanzen ſo viele nach ſich gezogen, eine unverdiente Schmach widerfahren. Noch näher liegt die Parallele mit der Gismunda des Hogarth. Dieſer hielt das, was ſeine Freunde von dem edlen Stil der italiäniſchen Geſchichtmaler rühmten, für leere Einbildung: er vermaß ſich, *)eben ſo gut zu malen wie Correggio, wählte dazu eine Scene aus dieſer Novelle, und es fiel aus, wie ſich's erwarten ließ. Nach dem Zeugniſſe ſeines Freundes Walpole war Hogarths Heldin Gismunden ähnlich 'wie ich dem Herkules', und ſah aus wie eine heulende aus dem Dienſt gejagte Küchenmagd. So hart wurde der Künſtler für ſeinen Unglauben an eine höhere Gattung als die ſeinige beſtraft! Und ſo ſteht denn auch Bürgers Ballade, in ihrer ganzen Geſtaltung, von der an zu rechnen, die in dem hüpfenden Silbenmaße liegt, höchſt manieriert, und alſo in ſeiner ſchlechteſten Manier gearbeitet, als ein Beiſpiel da, daß wer ein vollendetes Kunſtwerk für den rohen Stoff anſieht, aus dem er erſt das Kunſtwerk zu bilden hätte, ſtatt deſſen es unfehlbar auf rohen Stoff zurückführen wird.

---

*) ein Herr von Götz 1800. **) es eben ſo gut machen zu können, wählte 1800.

In dem ‘Liede vom braven Manne’ hat der Dichter der biedern herzlichen Freude über eine wackre That Ton und Stimme geliehen, und die Abſicht macht ſeinem Herzen Ehre. Nur daß das Gedicht eine ächte Romanze und wahrhaft volksmäßig ſei, muß ich mehr als bezweifeln, wenn man auch für das letzte noch ſo viele Beweiſe von allgemeinem Beifall anführen möchte. Eine gute That wird ſittliche Vorſätze im Gemüthe rege machen, aber die Phantaſie trifft ſie an und für ſich noch nicht. Dieß hat der Dichter auch gefühlt, und die von ihm beſungene That durch ihre Umgebungen in das Gebiet des Romantiſchen und Wunderbaren zu heben geſucht: und indem er den möglichſten Nachdruck auf die Furchtbarkeit des Eisganges, auf das Dringende der Gefahr, auf die lange vergeblich geſpannte Erwartung eines Retters legen will, verbreitet er ſich in geſchmückten Schilderungen und rhetoriſchen Wendungen, die in der Romanze durchaus unſtatthaft ſind. Zu den letzten rechne ich die wiederholten ‘O braver Mann! braver Mann! zeige dich!’ und ‘O Retter! Retter! komm geſchwind’! das *) Betheuern ‘beim höchſten Gott!’ der Graf ſei brav geweſen, u. ſ. w.; vor Allem aber, das viele Reden des Liedes von ſich und mit ſich ſelbſt, das Rühmen des Dichters von dem Liede, ſeine Aufforderungen und Fragen an ſelbiges, die kein Ende nehmen. Mir däucht, wenn das Lied in allem Ernſte voll von dem braven Manne geweſen wäre, ſo hätte es gar nicht weiter an ſich denken müßen. Jede wahrhaft **) begeiſterte Darſtellung verliert ſich in ihrem Gegenſtande. Zudem führt dieſes Selbſtbewußtſein, dieſe Wichtigkeit auf die Vermuthung, es ſei bei dem Vortrage ein Aufwand von Künſt-

---

*) Beſchwören 1800. **) objective 1800.

lichkeit und Zurüſtungen gemacht, der ſich weder mit dem Vertrauen auf die Sache, noch mit der Einfalt des ächten Volksliedes verträgt. Dieſes iſt gleichſam nur die Sache ſelbſt, auf dem kürzeſten Wege aus einer Sage in eine Melodie umgewandelt: das Lied wird ſich alſo nicht der Sache ausdrücklich entgegenſtellen. Die urſprünglichſten Volksgeſänge hat, wie oben bemerkt wurde, das Volk gewiſſermaßen ſelbſt gedichtet; wo der Dichter als Perſon hervortritt, da iſt ſchon die Gränze der künſtlichen Poeſie. Ich wäre neugierig, eine wahre alte Romanze zu ſehen, deren Sänger ſo viel und mit ſolchem Pomp von ſich und ſeinem Liede ſpräche, als in dem Liede vom braven Manne geſchieht. Wenn einmal eine ſolche Erwähnung vorkommt, ſo wird ſie dem Gedichte nur als Anhang außerhalb der Darſtellung und in den ſchlichteſten Ausdrücken mitgegeben. So in dem ganz romanzenartigen alten Liede von den heiligen drei Königen, zu Anfange:

Ich lag in einer Nacht und ſchlief,
Mir träumt, wie mir König David rief,
Daß ich ſollt dichten und reimen,
Von heiligen dreien Königen ein neues Lied;
Sie liegen zu Kölln am Rheine.

und nun folgt gleich die Geſchichte. Oder in einer andern Ballade*) am Schluß:

Wer iſt's, der uns dieß Liedlein ſang?
So frei iſt es geſungen.
Das haben drei Jungfräulein gethan
Zu Wien in Oeſterreiche.

---

*) Eſchenburg theilt ſie aus ſeinem gelehrten Vorrathe mit: Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. S. 447. u. f.

Ferner, was den Inhalt betrifft, ſo iſt es ein *)unkünſtleriſches Beginnen, eine gute Handlung als ſolche darſtellen zu wollen; denn das, was eigentlich ihren ſittlichen Werth ausmacht, die Reinheit der Bewegungsgründe, kann auf keine Weiſe zur Erſcheinung kommen. Es iſt aber auch der unverfälſchten geraden Geſinnung des Volkes gar nicht gemäß. Das Bekanntmachen ſogenannter edler Handlungen durch die Zeitungen, die dafür ertheilten Ehrenbezeugungen oder gar darauf geſetzten Preiſe, alles dieß ſind Mißgeburten einer leidigen Aufklärung. Ich will nicht ſo übel von unſerm Zeitalter denken, nicht zu glauben, daß eine Menge viel beßerer Handlungen geſchehen, als die unſre albernen Volksſchriftſteller aufzeichnen. Dem Staate liegt es ob, dem Bürger, der z. B. einem andern das Leben gerettet, eine Corona civica zu verehren: allein dieß iſt ganz etwas anders, es iſt eine Belohnung für den ihm geleiſteten Dienſt, wobei die über allen Lohn erhabene Sittlichkeit des Thäters dahin geſtellt bleibt.

Jede Anſtalt iſt unſittlich, die es zweideutig macht, ob ſich in ein wohlthuendes Beſtreben nicht eitle Ruhmſucht miſchte. Der wahrhaft tugendhafte Menſch, der ſo innig fühlt, daß das Beſte, was er thun kann, nur ſeine Schuldigkeit iſt, wird bei dem Gethanen nicht ſelbſtgefällig verweilen, und ſich vornehmlich allem Schaugepränge damit entziehen. Die chriſtliche Geſinnung vollends, die wohl noch immer die popularſte iſt, bringt es mit ſich, wenn man Urſache zur Zufriedenheit mit ſich zu haben glaubt, ſich in ſeinem Innern zu demüthigen, damit nicht der Stolz auf das vollbrachte Gute die gefährlichſte Verſuchung werde.

---

*) unpoetiſches 1800.

Eine kleine Inkonſequenz iſt es, daß der Dichter *) ſo oft wiederholt erklärt, er wolle **) einen einzelnen Menſchen, einen Zeitgenoßen verherrlichen, und doch alle ***) örtlichen Beſtimmungen wegläßt, woran man ihn erkennen könnte. Es würde, wie mir ſcheint, auch poetiſch weit vortheilhafter ſein, wenn der Fluß und †) der Schauplatz der Ueberſchwemmung, das Vaterland und der Name des Retters angegeben wäre. Der Grund des Verſchweigens liegt freilich in der Erzählung ſelbſt:

> So rief er, mit adlichem Biederton,
> Und wandte den Rücken und gieng davon.

Der Bauer entzog ſich ſchnell der Dankbarkeit und Bewunderung, man hat vielleicht nicht einmal ſeinen Namen erfahren; er hätte ſich eine öffentliche Lobpreiſung gewiß eben ſo verbeten, wie den Lohn des Grafen. Dieſer wahrhaft große Zug krönt ſeine Handlung; und da Bürger das, was ihre Sittlichkeit beglaubigt, ſo gut gefühlt und ausgedrückt hat, ſo iſt es zu beklagen, daß er die That nicht den Thäter hat loben laßen, ohne zu ſagen, zu melden und anzukündigen, daß er ſie herrlich preiſen wolle. Man mache den Verſuch, mit Weglaßung aller Strophen und Zeilen, welche Deklamation enthalten, die bloße Erzählung herauszuheben: man wird nicht nur die Entbehrlichkeit jener Einſchiebſel einleuchtend, ſondern auch die Wirkung der Geſchichte um Vieles erhöht finden. Beſonders hat alles, was den Bauer und ſeine That darſtellt, den Ton der gediegenſten Biederkeit: und es iſt keine Frage, daß bei einem etwas anders gerückten Geſichtspunkte (das Irrige der jetzigen Behandlung

---

*) ſo wiederholt 1800. **) ein Individuum 1800. ***) localen 1800. †) die Scene 1800.

liegt ſchon zum Theil in der Ueberſchrift) ein vortrefliches Gedicht daraus hätte werden können.

Wir ſehen dieß gleich an der Romanze ‘die Kuh oder Frau Magdalis’ durch ein Beiſpiel beſtätigt. Der Inhalt iſt hier ebenfalls eine edle Handlung, und zwar von *) geringerem Belange, eine bloße Handlung der Mildthätigkeit. Allein der Nachdruck iſt auch gar nicht auf ſie gelegt: ſie kommt erſt ganz am Ende zum Vorſchein, nicht während ſie geſchieht, ſondern ſchon geſchehen: und wir werden zuerſt auf die überraſchende und ſinnreiche Art gelenkt, womit die Wohlthat erwieſen worden iſt. Die Nachrede, womit der Dichter ſie begleitet, iſt ſchmucklos, und enthält nur das Nöthige, um die Geſchichte als wahr zu beurkunden. Vorn führt er uns mit der naivſten Wahrheit in die Beſchränktheit einer Glückslage hinein, wo der Verluſt einer Kuh zum großen und unüberwindlichen Leiden wird. Daß die arme Wittwe bei dem Brüllen im Stalle ſich vor einem böſen Geiſte ängſtigt, giebt der Sache etwas Wunderbares, und iſt doch eben ſo natürlich, als ihre verdoppelte Freude beim Anblick der Kuh rührend. Es iſt alles aus dem Stoffe gemacht, was daraus werden konnte, ohne Prunk und Künſtelei; das Ganze iſt durchaus liebenswürdig und gemüthlich.

‘Des Pfarrers Tochter von Taubenhain’ wird unfehlbar jedes empfängliche Herz erſchüttern, aber leider mit peinigenden Gefühlen, gegen die nur derbe Nerven geſtählt ſein möchten. Das Gedicht hat eine moraliſche Tendenz, in dem Sinne wie unſere bürgerlichen Familiengemälde: und wie dieſe zum romantiſchen Schauſpiel, ſo verhält es ſich ungefähr zur wahren Romanze. Das Drückende dieſer Rück-

---

*) weit ger. 1800.

ſicht liegt gar nicht darin, daß überhaupt ein beſtraftes Verbrechen zur Warnung aufgeſtellt wird; dieß geſchieht ja auch in der Lenore und im wilden Jäger. Freilich werden die Vergehen beider als Frevel gegen den Himmel, und die Strafe als ein übernatürliches Verhängniß vorgeſtellt, wodurch die Dichtung einen weit kühneren Charakter bekömmt. Allein es giebt *) nicht wenige alte Romanzen, welche Mordgeſchichten enthalten, und mit der natürlichen oder bürgerlichen Beſtrafung endigen, und nichts deſto weniger vollkommen romantiſch ſind. Die genaue pſychologiſche Entwicklung der Motive, womit der Fortſchritt der unglücklichen Verführten vom erſten Fehltritt bis zum Verbrechen begleitet wird, iſt es, was weder ein heitres noch ein ernſt erhebendes Bild des Lebens aufkommen läßt. Die Akten zum Kriminalproceß der Kindermörderin ſind in dem Gedichte vollſtändig dargelegt: daß er, bei allem, was ſie entſchuldigt, dennoch mit ihrer ungemilderten Verdammung endigt, während der niederträchtige Verführer und der brutale Vater (denn an Häßlichkeit der Sitten iſt nichts geſpart) frei ausgehen, iſt empörend, und ſtellt uns die höchſte Widerrechtlichkeit und Verkehrtheit ſo mancher bürgerlichen Einrichtung vor Augen. Des menſchlichen Elendes haben wir leider zu viel in der Wirklichkeit, um in der Poeſie noch damit behelligt zu werden. Ich ſehe wohl, daß Bürger, vielleicht mehr aus **) einem bewußtloſen Triebe als mit Ueberlegung, überall zu der Region hinſtrebt, wovon ihn die einmal genommene und nunmehr unabänderliche Richtung ausſchloß, und in ſo fern iſt dieß Gedicht lehrreicher, als manches andre. Einige haben vorzüglich die Schilderung der

---

*) verſchiedne 1800. **) Inſtinct als Reflexion 1800.

Schwangerſchaft bewundert, mir ſcheinen die anfangenden *) Strophen das Meiſterhafte zu ſein. Auch die auf Unſchuld anſpielende Wahl des Namens 'Taubenhain' iſt glücklich, und die wiederum auf Namen und Sache anſpielende Geſtalt der Geiſtererſcheinungen:

> Da raßelt, da flattert und ſträubet es ſich,
> Wie gegen den Falken die Taube,

gehört zu den zarteren Geheimniſſen der Poeſie.

Das 'Lied von der Treue' iſt aus einem alten und vielfach wiederholten Fablian genommen. Da die Geſchichte bloß auf einen **) beißenden Spott gegen die weibliche Treue hinausläuft, ſo ſollte ſie entweder kurz als witzige Anekdote erzählt werden, oder in einer größeren Kompoſition der Ironie dienen, wie wir ſie wirklich in den Roman vom Triſtan eingeflochten ſehen, der ganz auf die höchſte Treue der Liebenden gebaut iſt. Wenigſtens fühlt man ſehr entſchieden, daß Bürgers Romanze keinen rechten Schluß hat. Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hat bei der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes unter dem Namen 'Schön Klärchen' (Muſenalmanach von Voß und Göckingk. 1781.) mit einer glücklicheren Wendung geendet, überhaupt eine weit anmuthigere Erzählung daraus gemacht, wiewohl nicht im reinen Ton der Ballade, aber ſo duftig und roſenfarben gehalten, daß der helle Leichtſinn uns noch zierlich daraus anſpricht, und der herzliche Kummer des Betrogenen wie eine kindliche Klage. Es iſt Alles beßer zuſammengewebt: die drei däniſchen Doggen erſcheinen nicht erſt mit der Kataſtrophe zugleich, ſie ſind ſchon als Schön Klärchens Gefolge bekannt, ſammt dem getigerten Spanier, den ſie auf der Jagd zu

---

*) und ſchließenden 1800. **) Sarkasm 1800.

reiten pflegte; und wie viel artiger nimmt ſich der Liebhaber aus, der ihr, wie ſie mit ihm davon zieht, Lieder und Märchen vorſagt (ein Zug der ſich ſo hübſch zu dieſem leichten Handel ſchickt), als der ſchwere Junker vom Steine. Für die Wahl der Romanzen-Form läßt ſich zwar das *)Lied vom Knaben mit dem Mantel anführen, ebenfalls ein Fabliau und eine Satire auf die weibliche Treue: allein in dieſer alten Ballade iſt die ganze Darſtellung ſcherzhaft, und es wartet nicht, wie hier, Alles auf eine einzige epigrammatiſche Spitze. Bürgers Behandlung thut ſich durch nichts ſonderlich hervor. Auf der einen Seite der ‘Donnergalloppſchlag des Hufs’ und die ‘Stürme der Naſe’, auf der andern:

Herr Junker, was hau'n wir das Leder uns wund?
Wir hau'n, als hackten wir Fleiſch zur Bank;

bezeichnen die beiden Endpunkte ſeiner Manier; nämlich eine unpopulare Künſtlichkeit der Darſtellung, und dann wieder **)Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, negativ, ſondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden ſollte.

Wir haben jetzt die größeren Romanzen ſämmtlich durchgegangen, es iſt aber noch eine Anzahl kleinerer Stücke zurück, die zum Theil romanzenartig, zum Theil Lieder im Volkstone ſind, und worunter die meiſten, wie mich dünkt, nicht leicht zu ſehr gelobt werden können. Sie ſind eigenthümlich ohne Bizarrerie, und frei und leicht wie aus voller geſunder Bruſt geſungen. Dahin gehören gleich die von ***)Minne redenden Lieder, die mit den alten Minneſingern nichts gemein haben, aber ein heiteres von Bürgern ſelbſt entworfenes Bild des Minneſingers darbieten. In ‘des armen

---

*) alte 1800. **) poſitive P. 1800. ***) 1800 durch Druckfehler ‘Minna’.

Suschens Traum’ iſt der ſo natürliche*) volksmäßige Glaube an ſinnbildliche Deutung der Träume rührend benutzt: die Folge und Verknüpfung der Bilder iſt wirklich träumeriſch, und das Pathetiſche anſpruchslos. ‘Der Ritter und ſein Liebchen’ drückt ſchon im Gange des Silbenmaßes treuloſen Leichtſinn aus: das Abgeriſſene des Anfangs und wie der Ritter unbekehrt davon geht, ohne daß eine weitere Auflöſung erfolgt, iſt im Geiſte der ächteſten Romanze. Eben ſo ‘Schön Suschen’; es läßt ſich nicht beſcheidner, ſinniger und zierlicher über die Wandelbarkeit der Liebe ſcherzen. Dem ‘Liebeszauber’ iſt gar nicht zu widerſtehen, ſo lebendig gaukelt er in dem muntern Liede, bei dem man gleich die Melodie mit zu hören glaubt, wenn man es nur lieſt. ‘Das Ständchen’ und ‘Trautel’ ſind gefällige Weiſen, das ‘Schwanenlied’ und ‘Molly’s Werth’ von der naivſten Innigkeit. ‘Das Mädel, das ich meine’, (denn ich bleibe bei dem ‘Mädel’, und kann mich nicht zu der ‘Holden’ bekehren) blüht in friſchen Farben; da der Dichter ſie hinterdrein noch duftiger verblaſen wollte, hat die Einheit des Tons darunter gelitten. Zu den Fragen und wiederholenden Antworten, überhaupt zu der tändelnden Einfalt, womit ſinnlicher Liebreiz als ein Wunderwerk des Schöpfers geprieſen wird, paßte der Ausruf ‘der liebe Gott! der hat’s gethan’, vollkommen.

‘Die Elemente’ ſind ein **)religiöſer Volksgeſang und Naturhymnus voll höherer Weihe und Offenbarungsgabe. Das Heiligſte iſt ganz in die Nähe gerückt, die myſtiſche Symbolik der Natur in allgemeine menſchliche Gefühle überſetzt, und nicht unbefugt hat der Sänger Ausſprüche aus der heiligen Schrift entlehnt. Ich glaube, Luther würde dieß

---

*) und 1800. **) rein rel. 1800.

Gedicht für ein würdiges Kirchenlied anerkannt haben. 'Untreue über alles' iſt ein ſüßes Liebesgekoſe: kindlich aus einem Nichts geſponnen, zart empfunden, phantaſtiſch erſonnen, und romantiſch ausgeführt. Es muß erfreuen, daß die muntere Laune den Dichter auch in den letzten Jahren nicht verließ. Das 'Hummellied', 'Sinnenliebe', 'Lied', (Ausgabe von 1796. Th. II. S. 266.) 'der wohlgeſinnte Liebhaber', und 'Sinnesänderung', alle von der zierlichſten Schalkheit und zuweilen von einer markigen, aber unverdorbenen Lüſternheit beſeelt, ſind angenehme Beweiſe davon. Ich kann nicht umhin, dieſe kleinen Sachen im Range weit über manche berühmtere zu ſtellen: das Maß des Kunſtwerthes wird nicht durch den äußeren Umfang und den Inhalt begränzt; und ſogar ein 'Spinnerlied', das ganz leiſtet, was es ſoll, wie das bürgeriſche, iſt nichts Geringes.

Doch muß ich erinnern, daß ich unter den obigen Stücken die früheren in ihrer urſprünglichen Geſtalt meine, ſo wie ich auch bei den vielerlei Veränderungen, die Bürger mit ſeinen übrigen lyriſchen Gedichten vorgenommen hat, faſt durchgängig für die alten Leſearten ſtimmen würde. Zuweilen iſt die Umarbeitung ſo entſtellend, daß der Liebhaber, der die poſtume Ausgabe aufſchlägt, ſeine vormaligen Lieblinge kaum wieder erkennen wird. Ich glaube, die Herſtellung des Beßeren würde keine Verletzung der Rechte des Dichters ſein, der zwar mit ſeinen Hervorbringungen nach Willkür ſchalten, aber nichts einmal Gegebenes zurücknehmen kann. Konnte doch Taſſo, der mit den Korrekturen in's Große gieng, ſein umgearbeitetes mit mühſam demonſtrierten Vorzügen ausgeſtattetes Jeruſalem nicht durchſetzen!

Zu nicht wenigen Veränderungen hat Bürgern das Bemühen bewogen, die ihm vorgerückte Verſäumniß des Idealiſchen nachzuholen; dazu gehören z. B. verſchiedene im ‘Hohen Liede’. Da ſich dieß auch auf Gedichte erſtreckte, die bisher recht gut ohne dergleichen fertig geworden waren, ſo ſind darin die Idealität und die Volksmäßigkeit in’s Gedränge mit einander gerathen: die letzte, als im wohlhergebrachten Beſitz, hat nicht ganz weichen wollen, und ſo ſchieben ſie ſich, wie zwei Perſonen auf einem zu ſchmalen Sitze, hin und her. An dem ‘Mädel’, nunmehr der ‘Holden, die ich meine’, hat man das deutlichſte Beiſpiel davon. ‘Der Minneſinger’ hat nunmehr den dritten Namen bekommen; er hieß in der zweiten Ausgabe ‘der Liebesdichter’, und jetzt ‘Lieb’ und Lob der Schönen’. Das gute ‘Ständchen’ „Trallyrum larum, höre mich!“ iſt ebenfalls ein etwas idealiſirtes Ständchen geworden. Bei weitem die meiſten Veränderungen rühren jedoch von dem *) Streben nach Korrektheit her. Noch von andern fällt es ſchwer, irgend einen Grund zu entdecken, und man kann ſie mit nichts anderm vergleichen, als mit dem willkürlichen Wundreiben der geſunden Haut. Wenn man in der älteſten Ausgabe lieſt:

  Wüßt’ ich, wüßt’ ich, daß du mich
Lieb und werth ein bischen hielteſt,
Und von dem, was ich für dich,
Nur ein Hunderttheilchen fühlteſt,
  Daß dein Danken meinem Gruß
Halben Wegs entgegen käme,
Und dein Mund den Wechſelkuß
Gerne gäb’ und wiedernähme:
  Dann, o Himmel, außer ſich
Würde ganz mein Herz zerlodern!
Leib und Leben könnt’ ich dich
Nicht vergebens laßen fodern! —

---

*) Princip der 1800.

Gegengunſt erhebet Gunſt,
Liebe nähret Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunſt
Was ein Aſchenfünkchen bliebe.

ſo begreift man nicht, was dieß harmloſe artige Liedchen ſo Schweres verſchulden konnte, das ihm folgende Ummodelung ſeiner drei erſten Strophen zuzog:

Wenn, o Mädchen, wenn dein Blut
Reger dir am Herzen wühlte;
Wenn dieß Herz von meiner Glut
Nur die leiſe Wärme fühlte;
Wenn dein ſchöner Herzensdank
Meiner Liebe Gruß empfienge;
Und dir willig ohne Zwang
Kuß um Kuß vom Munde gienge:
O dann würde meine Bruſt
Ihre Flammen nicht mehr faßen;
Alles könnt' ich dann mit Luſt,
Leib und Leben könnt' ich laßen.

Aehnliche Beiſpiele ſind die vierte Strophe des ‘Winterliedes’, die erſte und zweite des ‘Schwanenliedes’, jetzt ‘der Liebeskranke’ genannt, und die erſte des Gedichtes ‘an Adonide’, jetzt ‘an Molly’. Ich unternähme allenfalls, auch *) in den befremdlichſten Fällen die Gründe zu errathen, die Bürgern geleitet haben mögen; und noch weniger ſollte es mir ſchwer fallen, die Vorzüge der alten und die Mängel der neuen Leſearten aufzuzählen. Allein ich kann mich unmöglich zu dieſer Erörterung entſchließen, und laße es auf die Gunſt meiner Leſer ankommen, ob ſie mich dazu im Stande halten wollen. Wie unerfreulich und trocken es ausfällt, wenn man ſich vornimmt, dergleichen mit erſchöpfender Gründlichkeit abzuhandeln, zeigt uns Bürgers ‘Rechenſchaft über die Ver-

---

*) bei den befremdendſten 1800.

änderungen in der ‘Nachtfeier der Venus’. Er hat darin über die vier erſten Zeilen des Gedichtes oder den Refrain mehr als vierzig eng bedruckte Seiten, einige kleine Epiſoden mit eingerechnet, geſchrieben. Da das Reſultat nun nichts weniger als befriedigend ausfällt, ſo ließe ſich leicht ein mäßiger Band zur Widerlegung ſchreiben, welchen dann Bürger, oder wer ſeine Sache verföchte, mit einem noch ſtärkeren beantworten müßte; in dieſer Progreſſion könnte es in's Endloſe fortgehen, und ſo brächten zwei Menſchen (die Leſer, wenn deren welche aushielten, noch nicht einmal in Anſchlag gebracht) ihr Leben vortrefflich mit vier Verſen hin. Nein, in dieſer Art von Kritik will ich gern jenen Rabbinern den Vorrang gönnen, welche genau wußten, wie oft jeder Buchſtabe und jedes Tüttelchen im geſammten alten Teſtament vorkomme. Lieber will ich die Sache an der Quelle angreifen, woraus die einzelnen mit den Gedichten vorgenommenen Veränderungen, und Bürgers mühſeliges Schreiben darüber hergefloßen; und ſomit komme ich auf den ſchon anfangs berührten Einfluß, den ſeine Begriffe von der Korrektheit auf ſeine Ausübung gehabt haben. Wenn Bürger als ſtrenger Kritiker auftritt, und zwar gegen ſich ſelbſt, ſo möchte dieß bei Vielen ein großes Anſehn haben, beſonders da man gewohnt war, ihn als einen originalen und genialiſchen Dichter, und als einen Befreier der Poeſie von willkürlichen Konventionen zu betrachten. Allein es wird ſich zeigen, daß während er von den Altgläubigen in der Poetik als ein arger Ketzer verſchrieen ward, der alte Glaube ihm ſelbſt weit mehr als billig anhieng.

Korrekt kommt von korrigieren her, und demnach lautet dann das Hauptaxiom dieſer gebenedeiten Dogmatik: durch Korrigieren werden die Gedichte korrekt. Umgekehrt: wenn ſie nicht ſchon im Mutterleibe korrekt waren, ſo werden ſie auf dieſem Wege nimmermehr dazu gelangen. Pope ſagt, die letzte und größte Kunſt ſei das Ausſtreichen, und für einen Menſchen wie er, der immer nur Verſe, und niemals ein Gedicht hervorgebracht hat, mag es hingehen; ſonſt aber ſollte man denken, es wäre eine viel größere Kunſt, nichts hinzuſchreiben, was man wieder auszuſtreichen braucht. Jene Sätze mußten zu einem ſehr allgemein verbreiteten Vorurtheile werden, weil die meiſten Menſchen von der organiſchen Entſtehung eines Kunſtwerkes nicht den mindeſten Begriff, und an deſſen Einheit und Untheilbarkeit keinen Glauben haben; weil es ihnen an Fähigkeit und Uebung gebricht, es als Ganzes zu betrachten. Vollends geiſtloſe Kritiker (welches zwar ein Widerſpruch im Beiworte iſt) laßen ſich für die Korrektheit todtſchlagen; ſie iſt ihr Eins und Alles, und wenn man ſie ihnen nähme, würden ſie ſchlechterdings nichts mehr zu ſagen wißen.

Es giebt allerdings in der Poeſie Geiſt und Buchſtaben, einen ſchaffenden und einen ausführenden Theil. Ein Gedicht kann nur unter beſtimmten Bedingungen *) zum äußerlichen Daſein gelangen, und in ſo fern es dieſe in Uebereinſtimmung mit dem Innern, und ohne Widerſpruch unter einander, erfüllt, kann es korrekt heißen. Niemand darf auf den Namen eines Künſtlers Anſpruch machen, der nicht in dieſer Technik Meiſter iſt. Allein ſie geht zuvörderſt auf das Große und Ganze, Reinheit der Dichtart, Anordnung, Gliederbau und Verhältniß, und betrachtet das Einzelne immer in Beziehung auf jenes. Die korrekten Kritiker hingegen bleiben an lauter Einzelnheiten hängen, außer wo ihnen etwa

---

*) äußerlich exiſtieren 1800.

ein arithmetiſcher Begriff überliefert iſt, wie die drei Einheiten, welche deswegen auch ihr Lieblingsthema wurden. Diktion und Versbau iſt ihre Loſung, und wenn ſie denn nur dieſe letzten Kapitel der Poetik recht begriffen hätten! Aber was iſt ihnen fremder als philoſophiſche Grammatik, Studium der eignen Sprache aus den Quellen, und die Wißenſchaft der Metrik? Erbarmungswürdig iſt es, wenn z. B. Ramler immer noch als der Held der Korrektheit aufgeſtellt wird, der all ſein Leben lang nicht hat lernen können einen ordentlichen Hexameter zu machen; der den Gedichten Anderer immerfort die unpaßendſten, matteſten und übellautendſten Veränderungen aufgedrungen hat; dem man endlich in ſeinen eignen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bei dem nächſten Herkommen ſtehen bleibt, nachweiſen könnte.

Es thut mir leid, jenen dürftigen Begriff von Korrektheit, der ſich bloß auf Diktion und Versbau beſchränkt, auch bei Bürgern wieder zu finden. Er hat ſich zu deutlich darüber erklärt, um Zweifel übrig zu laßen. Er ſetzt in der ſchon angeführten ‘Rechenſchaft’ Form und Stoff eines Gedichtes einander entgegen. Unter Stoff verſteht er den geiſtigen Gehalt. Dieſer Ausdruck iſt nicht ſchicklich: der geiſtige Gehalt iſt kein bloßer Stoff, der durch die äußere Darſtellung erſt geformt werden müßte; er iſt ſelbſt ſchon Form, wovon die äußere Form nur der getreue Abdruck ſein ſoll. Was Bürger über die Unerſchöpflichkeit der äſthetiſchen Ideen ſagt, das einzige in dem Aufſatze, was von einer höheren Anſicht der Poeſie zeugt, iſt aus Kants Kritik der Urtheilskraft entlehnt. *) Dieß hat ſeine Richtigkeit: es giebt For-

---

*) Es 1800.

derungen an ein Kunſtwerk, die keine Gränze kennen, und die es nur gradweiſe befriedigen kann; *) und dann giebt es wiederum Geſetze, die es entweder erfüllt oder übertritt. Dieſe Geſetze erſtrecken ſich aber auf weit weſentlichere und tiefer eingreifende Punkte, als die Einzelnheiten der Diktion und des Versbaues ſind. Bürger iſt nicht der Meinung geweſen, oder er hatte vielmehr damals vergeßen was ihm ſein beßerer Genius ſonſt darüber eingegeben. 'Das Gebiet der Formen', ſagt er, 'erſtreckt ſich nicht weiter, als der Umfang 'der Sprache, die Bildbarkeit des Verſes und die Möglich'keit des Reimes, vermittelſt welcher man poetiſch darſtellt'. Und man halte dieß nicht etwa für eine übereilte Aeußerung, welcher der Inhalt ſeiner Bemerkungen widerſpräche. 'Ich 'hoffe', ſagt er von der jetzigen Geſtalt der Nachtfeier, 'jeder 'Vers wird die ſtrengſte Prüfung der poetiſchen Grammatik 'aushalten, ohne gleichwohl in Anſehung des poetiſchen Gei'ſtes, der den todten Buchſtaben beleben muß, gerechten Vor'würfen ausgeſetzt zu ſein'. Als ob ſich der poetiſche Geiſt auch ſo in einzelnen Zeilen offenbarte! Als ob es nicht ſehr möglich wäre, bei dem in der Welt vorhandenen Vorrath von Verſen, ohne allen poetiſchen Geiſt, nur mit Verſtand und Geſchick, Verſe zuſammenzuſetzen, denen man, für ſich betrachtet, den Namen ſchöner Verſe nicht verweigern dürfte!

Daß Bürger ſich mit ſeinen Korrekturen beſonders an die 'Nachtfeier der Venus' gehalten, iſt ganz in der Ordnung: denn dieſes Gedicht, wie er es dem Lateiniſchen frei nachgebildet, war vom Anfange an zum Korrigieren eingerichtet, und kann für nichts weiter gelten, als ein phraſeologiſches Studium. Von dem Original, über deſſen Zeit-

---

*) und Geſetze 1800.

alter und Urheber die gelehrteſten Philologen verſchiedner Meinung ſind, und worein, in der Geſtalt, wie wir es haben, unter barbariſchen Spuren doch Manches aus ächteren *) Quellen des klaſſiſchen Alterthums gefloßen ſein mag, redet Bürger ſelbſt nicht mit **) ſonderlicher Ehrerbietung. Demungeachtet betreffen, einige gleich zuerſt ***) angeordnete Umſtellungen ausgenommen, alle nachherigen Veränderungen nicht Anlage, Charakter, Haltung und Bedeutung des Ganzen, ſondern bloß einzelne Bilder, Wörter, Laute und Silben. Um nur ein Paar Beiſpiele zu geben, ſo iſt es ihm niemals eingefallen, daß die Stelle von der Venus als †) Mutter des Ahnherrn und Schutzgöttin des römiſchen Volkes bloß ††) örtliche Wahrheit und nationales Intereſſe hat, daß ſie bei einem für uns noch gültigen ſymboliſchen Gebrauche der Mythologie durchaus wegfallen mußte. Ferner, da der römiſche Dichter ſich erſt in den vier letzten Zeilen mit Vorwürfen über ſein bisheriges Schweigen und mit Anmahnungen, in den allgemeinen Jubel mit einzuſtimmen, erwähnt, ſo hat Bürger dieß beibehalten, aber zweimal vorher, den Geſang und die Leier ſo feierlich hervorgehoben, als ob der Dichter einem Chor vorſänge, und den Widerſpruch darin nimmer bemerkt. Von den Eintheilungen in Vorgeſang, Weihgeſang und Lobgeſang mag ich gar nicht einmal reden. Und bei dieſer Gedankenloſigkeit über die Ausbildung des Ganzen meinte Bürger dennoch mit der letzten ausgeputzten Geſtalt des Gedichtes einen Kanon für die Poeſie aufzuſtellen, wie der des Polyklet für die Bildnerei geweſen. Das iſt

---

*) antiken Quellen gefloßen 1800. **) ſonderlichen Reſpekt 1800. ***) vorgenommen 1800. †) Sternmutter [Druckf. für 'Stammmutter'] und 1800. ††) reale 1801.

gerade, als hätte Polyklet ſeinen Kanon nicht durch die Vollkommenheit der Proportionen, ſondern durch fleißiges Polieren der Bronze zu Stande bringen wollen. Ja er hoffte, dieſes Gedicht ſollte vermögend ſein, die Sprache auf mehrere Jahrhunderte zu fixieren, ‘ſoweit es nämlich in deutſche ‘Diktion und Vers-Mechanik vermittelſt ewig ſchöner Gedan‘ken und Bilder hineingriffe’. Den beſchränkenden Zuſatz verſtehe ich nicht recht, denn da in der Sprache Alles zuſammenhängt, ſo möchte ſie ſchwerlich theilweiſe zu fixieren ſein. Aber zu welchem Minimum mußte ihm die unendliche Fülle und der ewige Wandel des menſchlichen Geiſtes, der auch nur in Einer Sprache ſich regt und bewegt, zuſammengeſchrumpft ſein, um dergleichen Wirkungen von einem Gedichte zu erwarten, das bei geringem äußern Umfange, auf das glimpflichſte geſagt, leer iſt, und nichts von dem *) beſitzt, was die Gemüther in allen ihren Tiefen ergreift und ſich unauslöſchlich einprägt.

Bei den Zweifelsknoten, zwiſchen denen ſich Bürger mühſelig herumwindet, hätte er oft nur die Frage um einen Schritt weiter zurückführen dürfen, um zu ſehen, daß ſie ganz anders geſtellt werden müße, **) und um dann auch eine ganz verſchiedene Antwort auszumitteln. Gleich anfangs erzählt er das lächerliche Unglück, welches ihm mit dem Refrain begegnete, den er auf keine Weiſe ſich und Andern völlig recht machen konnte, der, je öfter er ihn umſchmolz, um ſo übler gerieth, ſo daß er endlich genöthigt war, durch einen Machtſpruch Einhalt zu thun. Ich glaube es wohl: er hätte noch zwanzigtauſend ſolche Refrains machen können, ohne einen vollkommen guten darunter zu finden; die Auf-

---

*) in ſich hat 1800. **) und auch 1800.

gabe gehört ihrer Natur nach zu den unmöglichen. Der Refrain des Originals, der in einem einzigen Tetrameter beſteht, ſoll in die doppelte Länge ausgedehnt werden, dabei findet keine Erweiterung des Inhalts Statt, und die Schmükkung des Ausdrucks will Bürger ſelbſt mit gutem Grunde möglichſt vermieden wißen. Wie ſoll das in aller Welt ohne Zerren und Künſtelei zugehn? Ueberdieß verurſacht der ſo verlängerte Refrain nothwendig ein Mißverhältniß: er trennt die Abſätze des Gedichtes viel weiter von einander, und eben ſo oft wiederholt, wie ihn Bürger wirklich gebraucht hat, nimmt er doppelt ſo viel Raum ein, wie im Original. Aber wenn der Refrain in zwei kürzere, einem Tetrameter gleichgeltende Zeilen *) überſetzt worden wäre, ſo hätten dieſe ohne Reim bleiben müßen. Allerdings: es fragt ſich eben, ob es überhaupt räthlich war, das Pervigilium auch bei einer freien Nachbildung in gereimte Verſe zu übertragen? Zwar ſcheint keine gereimte Versart größere Aehnlichkeit mit den trochäiſchen Tetrametern zu haben, als unſre ſogenannten vierfüßigen Trochäen mit alternierenden männlichen und weiblichen Reimen. Allein ſie verketten immer vier Zeilen zu einer kleinen Strophe, da in dem antiken Silbenmaße Vers auf Vers unaufhaltſam fortgeht. Alsdann trennt auch der weibliche Reim die erſte Zeile weit beſtimmter von der zweiten, als der Abſchnitt die beiden Hälften des Tetrameters, der eben wegen ſeiner Länge bei dem leichten Rhythmus raſch zum Ende eilt. Bei uns hat jenes Silbenmaß daher den ſanfteſten und ruhigſten Liederton, da hingegen die griechiſchen Kunſtrichter dem choreiſchen Tetrameter den beweglichſten und leidenſchaftlichſten Gang zuſchreiben. Dieſer ſtimmt

---

*) überſetzt wäre, ſo hätten ſelbige 1801.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCALEGEL,A.W. FN. 10464/009

auch-im Original ſehr gut zu dem Ausdruck trunkener Freude und allgemeinen Taumels bei der Wiederbelebung der Natur, worin allein ich einen Hauch *) vom Geiſte des klaſſiſchen Alterthums zu fühlen glaube. Durch die Hauptzierde der bürgerſchen Nachbildung, die Reime, iſt der Charakter des Gedichtes nicht nur verändert, ſondern es iſt eigentlich charakterlos geworden.

Ohne das hätte die Wahl der Bilder und Züge unmöglich eine ſolche Breite gehabt. Wie ſchon geſagt: durch Korrigieren war hier wenigſtens für das Ganze nichts zu verderben; im Einzelnen iſt es häufig geſchehen, wie ſich leicht zeigen ließe, wenn für unſern Zweck nicht der Beweis hinreichte, daß Bürger bei der Beſchränkung ſeiner Kritik auf Diktion und Versbau, ſelbſt über dieſe Punkte nicht auf die Grundſätze zurückgieng, und aus irrigen Vorderſätzen ſchloß. So nimmt er bei den metriſchen Bemerkungen gar keine Rückſicht auf den Gegenſatz der gereimten und rhythmiſchen Versarten. Nicht ſelten liegt der Satz im Hinterhalte, die Poeſie ſolle keine Freiheiten der Sprache vor der Proſa voraus haben: eine oft genug wiederholte und eingeſchärfte Meinung, die aber von Leuten aufgebracht iſt, welche Poeſie und Proſa als entgegengeſetzte und unabhängige Weſen in ihrem Kopfe nicht vereinbaren konnten, und deswegen, da man der Proſa zum nächſten Gebrauch doch nicht wohl entrathen kann, lieber die Poeſie aufheben wollten. Meiſtens aber rügt er Verſehen gegen die logiſch-grammatiſche Genauigkeit, die nur durch eine ängſtliche Zergliederung merkbar werden, auf welche die Poeſie, als eine Kunſt des ſchönen Scheines, gar nicht eingerichtet zu ſein braucht. Es

---

*) des antiken Geiſtes 1800.

giebt zwar in ihr ſowohl Miniaturen als Dekorationsmalereien, aber für *) dieſe mikroſkopiſche Betrachtungsart iſt keines ihrer **) Werke beſtimmt, und ein Gedicht, welches dem Leſer Muße und Luſt dazu ließe, könnte ſchon desfalls keinen Werth haben. Und doch iſt Bürger ſeiner Sache dabei ſo gewiß, daß er den Vorwurf der Kleinlichkeit und Pedanterei mit folgendem Ausſpruche abweiſt: ‘Ich verkündige allen denen, die es noch nicht wißen, ein großes und wahres Wort: „Ohne dieſe Silbenſtecherei darf kein äſthetiſches Werk auf Leben und Unſterblichkeit rechnen“. Die Geſchichte der Poeſie muß ihm, als er dieſes ſchrieb, gar nicht gegenwärtig geweſen ſein. Oder haben etwa Homer, Pindar, Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes dieſe Silbenſtecherei geübt? Und um aus der modernen Poeſie nur Ein Beiſpiel anzuführen, wer war weiter von ihr entfernt, als Shakſpeare? Ja wie läßt ſich bei den altengliſchen Volksliedern, die Bürgern zu ſeinen ſchönſten Hervorbringungen die Anregung gaben, und alſo hoffentlich noch leben, nur daran denken? Dagegen ſind manche, ſogar auf die Nachwelt gekommene Werke der alexandriniſchen Dichter, die in dieſer Silbenſtecherei keine gemeine Meiſterſchaft beſaßen, doch nicht am Leben. In der neueren Poeſie kann man diejenigen, welche ſie mit beſonderem Fleiße getrieben, und dennoch nie, außer im Wahne eines verkehrten Geſchmacks gelebt haben, zu hellen Haufen aufzählen. Bürger verkannte ſich ſelbſt und ſeinen Werth mit dieſer ängſtlichen Sorge um die kleinen Aeußerlichkeiten der Poeſie, worauf man den Spruch des Evangeliums anwenden kann: ‘Ihr ſollt nicht

---

*) die 1828. **) Produkte beſtimmt und dasjenige, welches 1800.

'ſorgen und ſagen: was werden wir eßen? was werden wir
'trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen
'trachten die Heiden. Trachtet am erſten nach dem Reiche
'Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches
'alles zufallen.'

Ich habe im Obigen Bürgers Maximen über Korrektheit und *) ſein Verfahren beim Ausbeßern lebhaft beſtritten: eine wider ihn ausfallende Entſcheidung würde indeſſen zu ſeinem Vortheil gereichen, indem ſie ihn von ſo vielem ungerechten Tadel ſeiner ſelbſt und von den ertödtenden Korrekturen befreite. Es thut weh, zu ſehen, wie Bürger z. B. bei 'Mollys Werth' (S. 501. u. f.) gegen ſein eignes Fleiſch wüthet, und Ausdrücke matt und gemein ſchilt, die nur dem Tone der Geſinnungen gemäß einfältig und naiv ſind; wie er ſelbſt in einem Gedichte von nicht mehr als drei Strophen Veränderungen ohne Rückſicht auf das Ganze vornimmt, und ſo aus einem ſüßen herzigen Liede ein ſteifes verzwängtes Unding herausbringt, an dem nichts mehr zu erkennen und zu fühlen iſt. Glücklicher Weiſe ſind die Romanzen von allem ſolchen Ungemach verſchont geblieben. Bürger mochte wohl einſehen, daß ſein allgemeines rhetoriſches Ideal einer guten reinen Schreibart (dem er bei den lyriſchen Gedichten unbedingt opferte, da doch nichts unter der Rubrik rhetoriſcher Fehler aufgeführt werden kann, was nicht in der Poeſie an ſeiner Stelle gut wäre;) hier nicht anwendbar ſei, ohne Alles umzuſtoßen. Daß indeſſen in den meiſten Romanzen viel und oft ausgeſtrichen worden, ehe ſie öffentlich erſchienen, iſt gewiß, und daß ſie zum Theil beßer, nämlich ungekünſtelter und freier von Manier

---

*) ſeine corrigirende Praxis lebh. 1800.

würden ausgefallen ſein, wenn frühere Leſearten ſtehen geblieben wären, nur zu wahrſcheinlich.

Die kritiſchen Aufſätze und Veränderungen, womit wir uns bisher beſchäftigt haben, ſind zwar aus Bürgers letzter Periode; allein in der Vorrede zur zweiten Ausgabe kommen ſchon ſtarke Aeußerungen über ſeine *) abſondernde Anſicht des techniſchen Theils der Poeſie vor; und in der Vorrede zur erſten verräth ſich der grammatiſche Hang wenigſtens durch die eigne ſo hitzig verfochtene Orthographie. Wenn man ferner bedenkt, daß 'die Nachtfeier der Venus', ſein fruheſtes, und 'das Hohe Lied', eines ſeiner ſpäteſten Werke, ungefähr nach derſelben Idee der Tadelloſigkeit und einer abſoluten Vollkommenheit der Diktion und des Versbaues, da es doch nur eine relative giebt, ausgeführt und durchgearbeitet ſind: ſo kann man ſchwerlich zweifeln, daß die Maximen der Korrektheit während ſeiner ganzen Laufbahn großen Einfluß gehabt haben.

Die Erwähnung des hohen Liedes führt mich auf einige ſeiner geliebten Molly gewidmete lyriſche Stücke, die noch zurück ſind. Ihr **) dichteriſcher Werth iſt aber ſo mit der Verworrenheit wirklicher Verhältniſſe verwebt, daß ſie keine reine Kunſtbeurtheilung zulaßen. Man kann zum Theil die himmliſchen Zeilen im 'Blümchen Wunderhold' auf ſie anwenden:

Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
Zu ſtürmiſch und zu laut.

Beſonders iſt die 'Elegie, als Molly ſich losreißen wollte', ein wahrer Nothruf der Leidenſchaft, wobei das Mitgefühl

---

*) iſolierende 1800. **) poetiſcher 1800.

jeden Tadel erſtickt. Dagegen iſt 'das Hohe Lied' durch die Ausführung ein kaltes Prachtſtück geworden, wiewohl die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage durchblickt. Man muß es der Zeit anheimſtellen, ob ſie dieſen blendenden Farbenputz und Firniß mit ihrer magiſchen Nachdunkelung genugſam überziehn wird, um es die Nachwelt für etwas andres halten zu laßen.

Bürger hat das Verdienſt, das bei uns gänzlich vergeßene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben. Indeſſen zeigt ſowohl ſeine Behandlung deſſelben, als was er in der Vorrede darüber ſagt, daß er *) die Gattung nicht aus der Betrachtung ihres wahren Weſens begriffen hatte. Alles läuft bei ihm auf die Merkmale der Kleinheit, Niedlichkeit und Glätte hinaus, durch welche Forderungen die antithetiſche Symmetrie und **) unveränderliche Architektonik des Sonetts durchaus nicht erklärbar wird. Er nennt es 'eine bequeme Form, allerlei poetiſchen Stoff von kleinerm Umfange, 'womit man ſonſt nichts anzufangen weiß, auf eine ſehr 'gefällige Art an den Mann zu bringen; einen ſchicklichen 'Rahm um kleine Gemälde jeder Art; eine artige Einfaßung 'zu allerlei Beſcherungen für Freunde und Freundinnen'; und ich befürchte, daß dieſe loſe, diminutive und alſo dem Obigen zufolge ſonettähnliche Vorſtellung vom Sonett immer noch nicht ganz außer Umlauf geſetzt iſt. Das Beiſpiel der großen italiäniſchen und ſpaniſchen Meiſter belehrt uns, daß für das Sonett nichts zu groß, ſtark und majeſtätiſch ſei, was ſich nur irgend nach materiellen Bedingungen des Raumes darein fügen will. Ja, es fordert ſeiner Natur nach

---

*) ſich die ... conſtruirt hatte 1800. **) ewig unv. 1800.

die möglichſte Fülle und Gedrängtheit, und Bürgers Sonette ſcheinen mir nicht genug gediegnen Gedankengehalt zu haben, um dem Nachdruck ihrer Form ganz zu entſprechen. Auch die bei den meiſten getroffene Wahl der fünffüßigen Trochäen ſtatt der eilfſilbigen Verſe oder ſogenannten Jamben, worin er fleißige Nachfolge gefunden, iſt ein Fehlgriff; was jedoch nur aus der Theorie des Sonetts, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ſich einleuchtend darthun läßt.

Es iſt nun noch übrig, etwas von Bürgers Ueberſetzungen und dem Charakter ſeiner Proſa zu ſagen. Unter jenen iſt ſeine Arbeit am Homer die wichtigſte: er hat ſie früh unternommen und lange dabei ausgeharrt. Ueber ſein erſtes Vorhaben, die Ilias zu jambiſieren, hat er ſelbſt in der Folge das Nöthige geſagt. Die Gründe, womit er es in jugendlichem Eifer vertheidigte, können jetzt, nach den Fortſchritten unſerer Sprache in der rhythmiſchen Verskunſt, und nach der Entwickelung richtigerer Begriffe vom epiſchen Gedicht, Niemanden mehr aufhalten: doch iſt es intereſſant zu ſehen, wie damals Punkte zweifelhaft ſchienen, über die der Erfolg nun ſo ſiegreich entſchieden hat, und welche Stufen die poetiſche Ueberſetzungskunſt durchgehen mußte, um auf die jetzige zu gelangen. Auch die jambiſchen Proben ſind für das Studium der Sprache und um zu ſehen, wie ſich Bürger bei einer ſolchen Aufgabe aus dem Handel gezogen, immer noch lehrreich.

Bei der hexametriſchen Ueberſetzung hatte er ſich eine beiſpielloſe Treue vorgeſetzt, und dieß redliche *) Streben, da ſonſt Entäußerung von ſeinen Eigenheiten eben nicht ſeine

---

*) Beſtreben 1800.

Sache war, iſt nicht unbelohnt geblieben; unter allem, was er poetiſch nachgebildet, iſt nichts ſo frei von Manier, und ſein langer Umgang mit dem Sänger hat ihm Manches von ſeiner traulichen und naiven Weiſe zu eigen gemacht. Hätte Bürger Fertigkeit und Ausdauer genug gehabt, das Ganze zu beendigen und aufzuſtellen, ſo würde man ſeine Ilias neben die ältere Odyſſee von Voß geſetzt haben, und ihm wären durch die Uebung die Kräfte gewachſen, noch fernerhin mit ſeinem alten Freunde zu wetteifern; da er jetzt an der voßiſchen Ilias und umgearbeiteten Odyſſee Nebenbuhler von zu großer Ueberlegenheit bekam, wodurch ſeine Bruchſtücke, die ohnehin als ſolche nur eine bedenkliche Exiſtenz haben, ganz in den Schatten zurückgedrängt wurden.

Aelter als ſeine homeriſchen Hexameter ſind die in einem frei überſetzten Stücke des vierten Buchs der Aeneide, welche für die damalige Zeit (1777), wo es mit der Bearbeitung der alten Silbenmaße faſt rückgängig werden wollte, allerdings zu loben ſind. Die gelehrte Ausbildung des Originals ſowohl in der Diktion als im Versbaue, beſonders in den Uebergängen der Sätze aus einem Hexameter in den andern, darf man nicht erwarten; auch fehlt es nicht an Ueberladungen und Manieren, doch zieht ein gewiſſer Schwung und leichte Fülle den Leſer fort. Wie Bürger aus der Epiſode der Dido durch eigne Zuſätze ein für ſich beſtehendes epiſches Gedicht hätte machen wollen, ſehe ich nicht wohl ein; ſeine Aeußerung darüber war wohl nicht ſo ernſtlich gemeint.

Auch Proben einer Ueberſetzung von Oſſians Gedichten finden ſich in der Sammlung. Ich ſehe die Meinung ſich immer erneuern, die Bürger ebenfalls hegte, daß dieß ein ſchweres Unternehmen ſei; ich, für mein Theil, begreife nicht, wie man es anfangen wollte, den Oſſian anders als gut zu überſetzen. Wenn man mich aber fragt: ob ſo etwas verdient überſetzt zu werden? ſo antworte ich dreiſt wie Macduff: Nein, nicht zu leben! Indeſſen ſtände von dieſem empfindſamen, geſtaltloſen, zuſammengeborgten, modernen Machwerk, über deſſen abſoluten Unwerth ich mich nicht ſtark genug auszudrücken weiß, dennoch vielleicht ein Gebrauch zu machen. Da, wie es ſcheint, in unſerm Zeitalter jeder poetiſche Jüngling die ſentimentale Melancholie einmal zu überſtehen hat, ſo ſchlage ich vor, wie man jetzt ſtatt der Kinderblattern mit den Kuhpocken abkömmt, ſie künftig mit dem Oſſian einzuimpfen; das Uebel wird auf dieſe Art am unſchädlichſten und am wenigſten anhaltend ſein.

Bürgers Arbeit am Macbeth hat Celebrität erlangt, und doch iſt ſie die mißlungenſte unter allen. Bei den Hexengeſängen erwartete man ihn in ſeinem eignen Fach, und er war es ſo ſehr, daß ſie manierierter ausgefallen ſind, als ſein Manierierteſtes. Shakſpeare hat auch hier ſeine gewöhnliche Mäßigung und Enthaltſamkeit geübt; man ſieht, daß er die Zauberinnen, ohne den Volksglauben zu verlaßen, der Würde einer tragiſchen Darſtellung leiſe anzunähern ſuchte. In der Uebertragung iſt Alles ins Scheußliche und *) Fratzenhafte getrieben. Zwei Zeilen reichen zum Beweiſe hin.

Round about the chauldron go;
In the poison'd entrails throw.

Trippelt, Trappelt, Tritt und Trott,
Rund um unſern Zauberpott!
Werft hinein den Hexenplunder.

Wo iſt im Original nur eine Spur von der kindiſchen

---

*) Burleske karikirt 1800.

Tonmalerei des erſten Verſes? Und wie verrucht müßten ſich die Hexen auf dem Theater geberden, um den Worten mit ihren Bewegungen zu entſprechen? Nach dem Zauber'pott' zu urtheilen, müßen ſie aus Niederſachſen gebürtig ſein. Aber wenn wir auch den 'Hexenplunder' fahren laßen, kommen wir mit dem Uebrigen nicht beßer fort. Es leiſtet durchaus nicht, was es als proſaiſche Ueberſetzung leiſten könnte. Bei vielen Kraftausdrücken, und ſchwächenden Ausrufungen, die pathetiſch ſein ſollen, iſt der Dialog nicht ſelten in platte Vertraulichkeit ausgeartet. Die Unſchicklichkeit aller mit dem Schauſpiel vorgenommenen Veränderungen, der Auslaßungen, Umſtellungen und verſchieden vertheilten Reden, nach der Strenge zu rügen, würde unbillig ſein, da Bürger ſich ſo beſcheiden darüber erklärt, und bei der Bearbeitung durch einen fremden Antrieb geleitet ward. Wie ſeine eignen Zuſätze beſchaffen ſind, kann jeder bei der Vergleichung ſehen. So viel erhellet aus Allem, und es dient zur Beſtätigung des bei Gelegenheit von Lenardo und Blandine Bemerkten, daß Bürger ſich zu keiner reinen und ruhigen Anſicht des Shakſpeare erhoben hatte.

'Bellin', ein Fragment, nach dem Giocondo des Arioſt, mußte freilich Fragment bleiben: denn wo hätte es nach dieſem Anfange mit dem Ganzen hinausgewollt? Im Arioſt iſt die Geſchichte, wie ſich's für eine ſolche Novelle in Verſen gehört, mit geiſtreicher Kürze erzählt; hier verliert ſich der Erzähler nach einer ſchon zu weitläuftigen Vorrede ſogleich wieder in endloſe Abſchweifungen, macht den Bellin, ſeinen Giocondo, ohne allen erdenklichen Zweck zu einem Dichter, und läßt den lombardiſchen König über die ungerechte Verachtung der Poeten und der Poeſie, endlich ſogar über eine obſkure Provincial-Zeitſchrift Dinge ſagen, die, Gott weiß wie, dahin gehören mögen. Es iſt ein ſprechendes Beiſpiel, wie ſorglos Bürger über Plan und Anlage eines Gedichtes ſein konnte, während ihn die Ausputzung des Einzelnen bis ins Feinſte hinein beſchäftigte. Denn ſehr ſauber gearbeitet ſind die Stanzen wirklich: ſie verdienen bei den Studien über den Gebrauch dieſer Versart zum Scherzhaften und Drolligen in Betrachtung zu kommen. Nur wäre ihnen mehr Freiheit und Wechſel zu wünſchen; ſogar der Abſchnitt nach der vierten Silbe iſt immer beobachtet, der als Regel bei fünffüßigen, nicht mit längeren und kürzeren Verſen untermiſchten Jamben eine ganz unnütze und nachtheilige Feßel iſt.

Popes *) Brief der Heloiſe an Abälard iſt in der Nachbildung ohne eigentlichen Zuſatz faſt um das Doppelte verlängert, was bei der einmal gewählten Versart unvermeidlich war. Die **) ſpruchreiche Kürze des Originals, die unter dem Pomp der Deklamation ſeinen beſten Reiz ausmacht, iſt in elegiſche Weichheit verwandelt. Die fünffüßigen Trochäen, die überhaupt nur in wenig Fällen zu empfehlen ſind, machen bei einem ſo langen Gedicht ein ermüdendes Geſchleppe. In fünffüßigen gereimten Jamben ließe ſich ſchwerlich Couplet um Couplet geben; eher in Alexandrinern, die aber den Charakter ſchwächen würden. Das Gedicht ſoll eine Heroide ſein, und wenn es nur im Geiſte dieſer antiken Untergattung gedichtet wäre, ſo müßte ſich's in elegiſchen Diſtichen ſchicklich überſetzen laßen. Da das aber nicht iſt, und ſich ſonſt kein paßendes Silbenmaß dazu finden will, und auch ſonſt noch allerlei, ſo müßen

---

*) Heloiſe an Abelard 1800. **) ſententiöſe 1800.

wir ſchon ſehen, wie wir uns im Deutſchen ohne ſelbiges behelfen.

Die ‘Königin von Golkonde’ iſt das phantaſieloſe, aber witzige Märchen von Boufflers in freie gereimte Verſe gebracht, nicht ohne manchen Verluſt, wie ſchon irgendwo ein Beurtheiler durch eine umſtändliche Vergleichung gezeigt hat. Wie mich dünkt, hat Bürger dabei einen Verſuch gemacht, Wielands Manier mit der ſeinigen zu vereinbaren.

Seine proſaiſchen Aufſätze beſtehen faſt nur in Vor- und Nachreden, und zwar meiſtens in geharniſchten: in dieſer Gattung hat er etwas gethan. Wenn er noch ſo ruhig und gehalten anfängt, ſo überfällt ihn, ehe man ſich's verſieht, plötzlich eine heftige ärgerliche Stimmung; ja er kann kaum eine rechtfertigende Anmerkung ohne dieſe widerwärtige Polemik zu Ende führen, worin ihn nur ſeine Lage entſchuldigt. Seine früheſten und ſpäteſten Aufſätze ſcheinen mir am beſten geſchrieben; in denen aus der mittleren Epoche geſellten ſich noch die üblen Sitten der Zeit dazu. Daß das rhetoriſche Ideal nicht vor manierierten Eigenheiten ſchützt, davon ſieht man an allen ein Beiſpiel: ſie ſind mit dem größten Fleiß durchgearbeitet, und doch iſt Bürgers Manier wo möglich noch ſtärker darin ausgedrückt, als in ſeinen Gedichten; ſie erſcheinen faſt durchgehends geſucht, bald in neuen Wörtern und Wendungen, bald in veralteten, und ſelbſt in der Einfachheit anmaßend.

Das Reſultat unſrer Prüfung, wenn wir es mit Uebergehung der nicht probehaltigen Nebenſachen zuſammenfaßen, wäre etwa folgendes: Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfaßender Phantaſie, von mehr biedrer und treuherziger, als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als von tiefem Verſtand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als in der höhern lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theil ſeiner Hervorbringungen ächter Volksdichter, deſſen Kunſtſtil, wo ihn nicht *) Grundſätze und Gewöhnungen hindern, ſich ganz aus der Manier zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit, ſeltner Größe hat.

---

*) Maximen 1800.

VI.

Vorrede zu Friedrich Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen.

Von Joh. Gottlieb Fichte. Herausg. von A. W. Schlegel.
Tübingen in der Cottaiſchen Buchh. 1801. 8.

Der Verfaßer dieſer Schrift hatte anfänglich die Abſicht, ſie unter ſeinen Augen dem Drucke zu übergeben. Da hiebei zufällige Hinderniße eintraten, und der nächſte Zweck derſelben durch die Unterhaltung, welche er bei ihrer Abfaßung gefunden und ſeinen Freunden durch die Mittheilung verſchafft hatte, eigentlich ſchon erreicht war, ſo wollte er von keiner weiteren Bemühung damit etwas wißen, und zog ſeine Hand gänzlich von ihr ab. Das Manuſkript kam in dem Kreiße ſeiner Freunde auch an mich; ich bin durch keine Bevorwortung des Verfaßers bei dem Gebrauche, den ich etwa davon möchte machen wollen, eingeſchränkt, und ſo geſtehe ich, daß ich mir ein Gewißen daraus machen würde, dieſe bündige und erſchöpfende Charakteriſtik eines in ſeiner Art merkwürdigen Individuums dem Publikum vorzuenthalten. Der Würde Fichtes wäre es vielleicht angemeßner, ſein bisheriges verachtendes Stillſchweigen auch jetzt nicht zu brechen: allein da er einmal die gutgelaunte Großmuth gehabt hat, ſo viel Werte und Federzüge an Nicolai zu wenden, ſo muthe ich ihm auf meine Gefahr auch die zweite zu, die Welt ſeine ausgeübte Herablaßung erfahren zu laßen. Was Nicolain betrifft, ſo weiß ich wohl, daß ich ihm durch die Herausgabe dieſer Schrift die größte Wohlthat erweiſe. Was könnte ihm, der ſeine hauptſächlichen Gegner nicht einmal dahin bringen kann, ſeine weitläuftigen Streitſchriften zu leſen, geſchweige denn zu beantworten, der ihnen höchſtens nur einige hingeworfene Sarkaſmen ausgelockt, Glorreicheres begegnen, als daß Fichte auf ihn, als auf ein wirklich exiſtierendes Weſen, ſich förmlich einläßt, ihn aus Principien konſtruiert, und ihn wo möglich ſich ſelbſt begreiflich macht? Der Tag, wo dieſe Schrift erſcheint, iſt unſtreitig der Ruhmbekrönteſte ſeines langen Lebens, und man könnte beſorgen, er werde bei ſeinem ohnehin ſchon ſchwachen Alter ein ſolches Uebermaß von Freude und Herrlichkeit nicht überleben. Verdient hat er es ganz und gar nicht um mich, daß ich ihm ein ſolches Feſt bereite, da er mir die Schmach angethan, mich in früheren Schriften ordentlich zu loben, und noch in den letzten mir Kenntniße und Talente zuzugeſtehen. Indeſſen die Leſung der folgenden Schrift hat mich in die darin herrſchende großmüthige Stimmung verſetzt, und wenn er ſich dieſe Anmaßung nicht wieder zu Schulden kommen laßen will, ſo ſei das Bisherige vergeben und vergeßen.

VII.

Auguſt Wilhelm Schlegel an Fouqué.

Genf, 12. März 1806.

Laß dich herzlich umarmen, mein geliebter Freund und Bruder, und dir meinen Dank ſagen für dein ſchönes Geſchenk, einen rührenden Beweis deiner Liebe zu dem Entfernten, und der durch ſein Stillſchweigen dich vergeßen zu haben ſcheinen konnte. Andere werden es dir nicht leicht glauben, daß du mein Schüler ſeiſt, ich ſelbſt aber kann nicht umhin, beſchämt darein zu willigen, wenn du dieſem freundlichen Irrthum noch treu bleiben willſt: es iſt das ſchönſte Blatt in dem mäßigen Lorber, den mir meine dichteriſchen Beſtrebungen verdient haben. — Ich wollte auf deine Zueignung, die mir erſt geraume Zeit nach meiner Zurückkunft aus Italien nebſt den Schauſpielen zu Handen gekommen, in einem Gedicht antworten, und dieß, um dich damit zu überraſchen, irgendwo in ein öffentliches Blatt einrücken laßen:

Fern an Poſilipp's Bucht, und der gelblichen Tiber Geſtade,
Wandelt' ich, da du den Gruß, trauteſter Freund! mir geſandt.
Nun erſt, ſeit ich die Alpen dahinten im Süden zurückließ u. ſ. w.

Zufällig aber verſäumte ich den rechten Zeitpunkt dazu. Indeſſen habe ich, wie Pindar ſagt, viele Pfeile in meinem Köcher, und denke es dir zu anderer Zeit nicht unwürdig zu erwidern. — Ich habe deine Schauſpiele mit großer Aufmerkſamkeit und ungemeinem Genuß vielfältig geleſen, und hätte Stunden, ja Tage lang mit dir darüber zu ſchwatzen, wenn uns der Himmel die Freude des Wiederſehens gönnen wollte. In einem Briefe muß ich mich aber ſchon kürzer faßen. Im Allgemeinen alſo: ich habe hier alle die Vorzüge, kunſtreicher auf umfaßendere Stoffe verwandt, wiedergefunden, womit die dramatiſchen Spiele glänzen: eine durchaus edle, zarte und gebildete Sinnesart, friſche Jugendlichkeit, zierliche Feinheit, gewandte Bewegung, viel Sinnreiches in der Erfindung und ſichere Fertigkeit in der Behandlung. In Sprache und Versbau beſitzeſt du eine ungemeine Fülle und Mannichfaltigkeit; die einzigen Klippen, wovor du Dich meines Bedünkens zu hüten haſt, ſind Dunkelheit, welche aus allzu künſtlichen Wendungen entſpringt, und Härte aus dem Streben nach Gedrängtheit. Mit vielem Geſchick verflichtſt du zuweilen proſaiſche Beſtandtheile in den Ausdruck, wodurch er neuer und eigener erſcheint, doch hüte dich, dieß Mittel allzufreigebig zu gebrauchen. — — So viel iſt ausgemacht, vor einer geringen Anzahl Jahre wäre es noch unmöglich geweſen, alles dieß mit ſo vieler anſcheinenden Leichtigkeit zu leiſten. Es hat tief in den Schacht unſrer Sprache gegraben, die Kunſt des Versbaues hat gleichſam in eine ganz andere Region geſteigert werden müßen, um dergleichen möglich zu machen. Aber was vor ein zwanzig Jahren ein großes Aufheben würde veranlaßt haben, das nehmen die gedankenloſen Leſer jetzt ſo hin, als müßte es nur ſo ſein; es ſcheint, daß ihre Unempfänglichkeit in demſelben Verhältniße zunimmt, wie die Fülle blühender Talente, die ſich ſeit Kurzem entfaltet haben. Ich glaube hievon den Grund einzuſehen, doch muß ich dazu etwas weiter ausholen.

Wie Goethe, als er zuerſt auftrat, und ſeine Zeitgenoßen, Klinger, Lenz u. ſ. w. (dieſe mit roheren Mißverſtändniſſen) ihre ganze Zuverſicht auf Darſtellung der Leidenſchaften ſetzten, und zwar mehr ihres äußeren Ungeſtüms als ihrer innern Tiefe, ſo meine ich, haben die Dichter der letzten Epoche die Phantaſie, und zwar die bloß ſpielende, müßige, träumeriſche Phantaſie, allzuſehr zum herrſchenden Beſtandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dieß ſehr heilſam und richtig ſein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erſtorbenheit dieſer Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz ſeine Rechte wieder, und in der Kunſt wie im Leben iſt doch das Einfältigſte und Nächſte wieder das Höchſte. Warum fühlen wir die romantiſche Poeſie inniger und geheimnißvoller als die klaſſiſche? Weil die Griechen nur die Poetik der Freude erſonnen hatten. Der Schmerz iſt aber poetiſcher als das Vergnügen, und der Ernſt als der Leichtſinn.

Mißverſtehe mich nicht, ich weiß wohl, daß es auch einen peinlichen Ernſt und einen ätheriſchen Leichtſinn giebt. Die Poeſie, ſagt man, ſoll ein ſchönes und freies Spiel ſein. Ganz recht, in ſo fern ſie keinen untergeordneten, beſchränkten Zwecken dienen ſoll. Allein wollen wir ſie bloß zum Feſttagsſchmuck des Geiſtes? zur Geſpielin ſeiner Zerſtreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Tröſterin in den innerlichen Drangſalen eines unſchlüßigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum iſt das Mitleid die höchſte und heiligſte Muſe. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menſchlichen Schickſals, von jeder ſelbſtiſchen Regung geläutert und dadurch ſchon in die religiöſe Sphäre erhoben. Darum iſt ja auch die Tragödie und was im Epos ihr verwandt iſt, das Höchſte der Poeſie. Was iſt es denn, was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shakſpeare die Gemüther ſo unwiderſtehlich hinreißt, als jener Orakelſpruch des Herzens, jene tiefen Ahnungen, worin das dunkle Räthſel unſeres Daſeins ſich aufzulöſen ſcheint?

Nimm dazu, daß die Poeſie, um lebendig zu wirken, immer in einem gewiſſen Gegenſatze mit ihrem Zeitalter ſtehen muß. Die ſpaniſche, die ſpielendſte, ſinnreichſte, am meiſten gaukelnd phantaſtiſche, iſt in der Epoche des ſtolzeſten Ehrgefühls der Nation und unter der Fülle kräftiger Leidenſchaften und eines überſtrömenden Muthes entſtanden. Unſere Zeit krankt gerade an allem, was dem entgegengeſetzt iſt, an Schlaffheit, Unbeſtimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerſtücklung des Lebens in kleinliche Zerſtreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfniſſen, an einem allgemeinen mit-dem-Strom-Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften alſo einer durchaus nicht träumeriſchen, ſondern wachen, unmittelbaren, energiſchen und beſonders einer patriotiſchen Poeſie. Dieß iſt eine gewaltſame, hartprüfende, entweder aus langem unſäglichem Unglück eine neue Geſtalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäiſche Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten beſtimmte Zeit. Vielleicht ſollte, ſo lange unſere nationale Selbſtändigkeit, ja die Fortdauer des deutſchen Namens ſo dringend bedroht wird, die Poeſie bei uns ganz der Beredſamkeit weichen, einer Beredſamkeit, wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Bande ſeiner Schweizergeſchichte. Ich geſtehe, daß ich für Gedichte, wie die meines Bruders auf den Rhein in der Europa und dem Taſchenbuch, viele andere von ihm hingeben würde. — Wer wird uns Epochen der deutſchen Geſchichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biederſinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer

Reihe Schauſpiele, wie die hiſtoriſchen von Shakſpeare, allgemein verſtändlich und für die Bühne aufführbar darſtellen? Tieck hatte ehemals dieſen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, z. B. die Regierungen Heinrichs des Vierten, der Hohenſtaufen u. ſ. w. würden eben ſo reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmſt du nicht dieß oder etwas Aehnliches?

Doch ich kehre von dieſer ſpeciellen Abſchweifung über die Zeitumſtände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem, was ich über die Freunde und Zeitgenoſſen geſagt, nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunſtübungen zu betrachten ſind, die zum allgemeinen Anbau des poetiſchen Gebiets das Ihrige beitragen möchten, aber auf keine ſehr eindringliche Wirkung Anſpruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meiſten das Gemüth bewegen, ſind gewiß die, wo mich ein perſönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verſtorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß ſie den gehörigen ſtrengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geſchichtlichen und dennoch gewiſſermaßen noch ſichtbaren Gegenſtandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unſerer Freunde können allerdings ſehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Kloſterbruder, Novalis geiſtliche Lieder, Alarcos, Genoveva ꝛc. Alorcos iſt faſt übertrieben draſtiſch und hat daher auch ſeine Wirkung auf der Bühne nicht verfehlt, aber der beſtändige Wechſel und das Weitgeſuchte in den Silbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig auf's Reine gebrachten Kunſtverſuch erkennen. In der Genoveva iſt nur in der erſten Hälfte das Phantaſtiſche zu ſehr verſchwendet, oder vielmehr nicht genugſam zuſammengedrängt und auf wenige Brennpunkte verſammelt. In dem bewundernswürdigen Oktavian finde ich, beſonders im zweiten Theil, die komiſchen Scenen weit kräftiger und wahrhaft poetiſcher, als die phantaſtiſchen, die manchmal viel zu weit ausgeſponnen ſind und in's Blaue allegoriſcher Anſpielungen ermüdend verſchwimmen. Er hat die orientaliſche Sinnlichkeit mehr didaktiſch abgehandelt, als ſie wie einen elektriſchen Funken ſprühen laßen. (Beiläufig zu bemerken, ſo ſind auch die Verſe zuweilen gar zu unbillig vernachläßigt.) — Das merkwürdigſte Beiſpiel aber von den Uſurpationen der Phantaſie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas, wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte ſich nicht verbergen kann, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnſucht, Wehmuth u. ſ. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen ſind. Laß dich's nicht befremden, daß ich hier ſtrenger urtheile, als du es vielleicht von mir zu hören gewohnt biſt. Ich habe gleich beim erſten Eindrucke ſo empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erſcheinung bin ich aus Grundſatz für die Werke meiner Freunde parteiiſch; auch jetzt würde ich mich wohl hüten, ſo etwas öffentlich, ja nur anders als im engſten Vertrauen zu ſagen, ſo lange das Vortreffliche an ihnen nur ſo unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den ſo phantaſtiſchen, muſikaliſchen und farbenſpielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles, was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke, wie die Andacht zum Kreuze und der ſtandhafte Prinz, gewonnen. Wo religiöſer oder nationaler Enthuſiaſmus eintritt, da iſt er es ſelbſt; im Uebrigen offenbart ſich nur der große Künſtler. Aber auch da ſorgt er immer zuerſt, ſei es nun im Wunderbaren, Witzigen oder Pathetiſchen, für das was am unmittelbarſten wirkt, für raſche Bewegung und friſche Lebenskraft.

Um in eine andere Region herabzuſteigen: woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er ſein ganzes Leben hindurch (etwa die romantiſche Fratze der Jungfrau von Orleans und die tragiſche Fratze der Braut von Meſſina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringſte Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erſchüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden? Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung ſelbſt, ſondern in der Unbekanntſchaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit das übel verknüpfte Gewebe ſeiner Kompoſitionen zu entwirren. — Sein Wilhelm Tell hat mich faſt mit ihm ausgeſöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich ſagen, mehr Johannes Müller als ſich ſelbſt zu danken hat.

Was den Werken der neueſten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, ſondern an der Richtung und Abſicht. Man kann aber ſo viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfſpiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber du wirſt mir zugeben, daß die Erwartung der Entſcheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuſchauer ganz anders bewegt als dort.

Jene Richtung rührt zum Theil von den Umſtänden her, unter welchen wir die Poeſie wieder zu beleben geſucht haben. Wir fanden eine ſolche Maſſe proſaiſcher Plattheit vor, ſo erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß wir ſo wenig als möglich mit einem gemeinen Publikum wollten zu ſchaffen haben, und beſchloßen, für die Paar Dutzend ächte Deutſche, welche in unſern Augen die einzige Nation ausmachten, ausſchließend zu dichten. Ich mache dieſes Recht dem Dichter auch nicht im mindeſten ſtreitig! nur der dramatiſche (wenigſtens theatraliſche) hat die Aufgabe populär zu ſein, den Gebildetſten zu genügen und den großen Haufen anzulocken, was auch Shakſpeare und Calderon geleiſtet haben. — — —

Sieh in Allem nur meine Liebe zu dir und deiner Poeſie, deren Gedeihen mir ſo ſehr am Herzen liegt. Du wirſt dich erinnern, daß ich ſchon ehedem ſolche Ermahnungen an dich ergehen laßen, und deine Gattin ſtimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken laſen. Lieber Freund, was ſoll ich ſagen? Du biſt allzu glücklich und es von jeher geweſen. Ein recht herzhaftes Unglück in deiner frühen Jugend hätte dir großen Vortheil ſchaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weiſe verhüten, daß du es noch nachholen ſollteſt. Du haſt zwar eine Zeit lang verlaßen in der Aſche gelebt, aber bald hat dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreiß gezogen, wo du nun heitere und ſelige Tage lebſt. Benutze fernerhin deine Muße zu ſchönen Dichtungen, begeiſtere dich, wie du es immer gethan, an den alten Denkmalen unſerer Poeſie und Geſchichte, und wenn es noch eines beſondern Sporns zu Behandlung nationaler Gegenſtände bedarf, ſo ſieh die jetzige Verſunkenheit an, gegen das, was wir vormals waren, und — faciat indignatio versum.

Nun einige Nachrichten von den Freunden und mir. Daß mein Bruder vorigen Herbſt ſechs Wochen in Coppet bei uns war, wirſt du wißen. Du kannſt denken, wie lebhaft unſere Mittheilungen über alle Gegenſtände des beiderſeitigen Nachdenkens waren. Er hat mir eine große Luſt zur orientaliſchen Litteratur gemacht, beſonders zur perſiſchen und indiſchen, und ich gehe gewiß daran, ſobald ſich Gelegenheit findet, was aber nicht eher ſein dürfte als bei einem längern Aufenthalt in Paris oder London. Von hier gieng Friedrich nach Paris, wo er einen großen Theil des Winters zugebracht und viel am Indiſchen gearbeitet hat. Unter andern hat er eine Abſchrift der Sakontala zum Behuf einer neuen Ueberſetzung genommen. Er ſchreibt die indiſchen Lettern ſo vortrefflich wie irgend ein Bramine, mit welchem Charakter er überhaupt immer mehr Aehnlichkeit gewinnt. In Köln hat er ſeine orientaliſchen Studien nicht weiter führen, ſondern nur die ſchon gemachten ordnen und entwickeln können. Dagegen hat er ſich mit dem Mittelalter, der deutſchen Geſchichte, den Kirchenvätern u. ſ. w. beſchäftigt. Ich fordere ihn ſehr auf zu einer Geſchichte der Deutſchen. —

Von Ludwig Tiecks Arbeiten in Rom habe ich bis jetzt nichts vernommen, ſei es, daß ihn ſeine Geſundheit, Stimmung, oder die Betrachtung ſo vieler neuen Gegenſtände bis jetzt abgehalten, oder man es mir nur nicht gemeldet hat. — Ohne Zweifel wird doch die ſüdliche Kunſtwelt ſehr befruchtend auf ſeinen Geiſt wirken. — Sophie Tieck hat ſich vorgenommen, ſobald es ihre Geſundheit erlaubt, die altdeutſchen Manuſkripte im Vatikan genau durchzugehen. — Der Bildhauer hat erſt Zeit nöthig gehabt, ſich nach Betrachtung der großen Kunſtwerke wieder zu ſammeln. Jetzt arbeitet er an einem Basrelief für Neckers Grabmal. — Vom ſogenannten Maler Müller ſchreiben mir die Freunde aus Rom viel Gutes; ich habe ihn nur ſehr flüchtig geſehen, weil er den

Prinzen von Baiern herumführte, und alſo niemals zu haben war. Die andern deutſchen und deutſchgeſinnten Künſtler in Rom hiengen ſehr an mir.

Du kannſt denken, daß ich während der ſieben Monate in Italien nicht viel Muße zu andern Studien übrig hatte, als die, welche der gegenwärtige Gegenſtand forderte. In Rom haben mich die geſchichtlichen Alterthümer faſt noch mehr beſchäftigt als die Kunſt. Die Elegie habe ich dort angefangen, aber erſt in Coppet vollendet. Du begreifſt wohl, daß man ein ſolches Gedicht nicht in der Geſchwindigkeit macht. Schreibe mir, wie es dir gefallen. Viele ſpecielle Anſpielungen müßen freilich für den verloren gehen, der nicht in Rom geweſen. — Einen Aufſatz von mir über die Künſtler in Rom, den ich auch ſeit der Zurückkunft geſchrieben, wirſt du im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeit. geleſen haben. — Ferner habe ich viel über die Etymologie, beſonders des Lateiniſchen aufgeſchrieben; doch bin ich ſeit dem Winter von dieſem Studium, in welches ich gleich leidenſchaftlich hineingerathen, abgelenkt worden. Endlich habe ich im Herbſt, als Verſuch, ob ich in franzöſiſcher Sprache öffentlich auftreten könnte, einen philoſophiſchen Aufſatz angefangen über Geſchichte der Menſchheit, der Religion u. ſ. w. Ich habe etwa 80 Seiten geſchrieben, die außerordentlichen Beifall gefunden haben, beſonders auch von Seite des Stils. Verſchmähe dieſe Fertigkeit nicht, wozu mich meine Lebensweiſe einladet; man ſoll ja auch den Heiden das Evangelium predigen. Es könnte ſein, daß ich in einiger Zeit mit einer Schrift über das Theater auftrete, beſonders mit polemiſchen Zwecken gegen das franzöſiſche Theater.

Von Shakſpeare und Calderon habe ich die verſprocheren folgenden Bände immer noch nicht fertig. Sie drücken mich auf dem Herzen wie Marmelſteine und fügen mir ein wahres Uebel zu. Meine Reiſen und andere Zerſtreuungen ziehen mich von anhaltender Arbeit daran ab, und doch läßt der Gedanke, daß dieſes zuvörderſt geleiſtet werden muß, mich nicht mit ungetheiltem Geiſt andere Pläne ausbilden. Doch hoffe ich in ein Paar Monaten damit zu Stande zu ſein. Das poetiſche Ueberſetzen iſt eine Kunſt, die man ſehr ſchwer lernt und äußerſt leicht verlernt; wenn man nicht beſtändig in das Joch eingezwängt iſt, weiß man es nicht mehr zu tragen. Jedoch habe ich lachen müßen über das Anſtellen von Heinſe mit ſeiner ſinnloſen proſaiſchen Ueberſetzung von Arioſt, in den Briefen an Gleim. — Was iſt es denn mit einer Bearbeitung des Hamlet von Musje Schütz in Halle, die ich angekündigt geſehen? Es wird wohl halb ein Plagiat und halb eine Sauerei ſein.

Melde mir recht viel von den Vorfällen in unſerer Litteratur, nicht nur von den eigentlichen Werken, ſondern auch dem Gange der Zeitſchriften, dem Theater, den Schreiern und andern Anekdoten; auch von den diis minorum gentium, den neuen Spatzen, welche geflogen und den Künſtlern, welche geplatzt ſind. — Bis zur Oſtermeſſe 1805 habe ich ziemlich viel neue Sachen erhalten. — Wie treibt's nur der alte Goethe? Ich höre, er hat Stella zu einem Trauerſpiele umgearbeitet, worin Fernando und Stella verdientermaßen umkommen. Es ſcheint, er will alle ſeine Jugendſünden wieder gut machen; er hat ſchon vorlängſt mit Claudine von Villa Bella angefangen. Nur vor einer Sünde hütet er ſich nicht, die am wenigſten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geiſt. Sein Winckelmann, das ſind wieder verkleidete Propyläen, die alſo das Publikum doch auf alle Weiſe hinunterwürgen ſoll. Und was ſoll uns eine ſteife, ganz franzöſiſch lautende Ueberſetzung eines Dialogs, den Diderot ſelbſt vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbariſche Avantage lachen müßen, die Shakſpeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben ſollen. Dieß iſt eine wahrhaft barbariſche Art zu ſchreiben, dergleichen ſich jene Großen nie zu Schulden kommen laßen. Man verſichert uns, daß Goethe im Geſpräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das iſt ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen ſie zu Felde? — Haſt du Müllers Bekanntſchaft gemacht? Das iſt ein göttlicher Menſch, bei ſolcher Begeiſterung von ſo unergründlich tiefer Gelehrſamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm; was iſt es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und ſchreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverläßig fortſetzen. — Lebe tauſendmal wohl; ich ſchließe dich und die Deinigen in mein Herz.

VIII.

Umriße,

entworfen auf einer Reiſe durch die Schweiz.

Vorerinnerung.

Der Verfaßer der nachſtehenden Umriße hatte ſich über den erſten Jahrgang der Alpenroſen ſo günſtig geäußert, daß der unterzeichnete Herausgeber ihn für dieſen gegenwärtigen um einen Beitrag zu erſuchen wagte. Seine gütige und entſprechende Antwort war:

„Gern möchte ich Ihnen Beiträge zu Ihrem ſchweizeriſchen
„Taſchenbuche geben, nur fürchte ich, daß das einzige was ich für
„jetzt anbieten kann, ihrem Zwecke vielleicht nicht entſpricht... Nach
„einer Wanderung durch die Schweiz vor vier Jahren fieng ich an
„meine Eindrücke aufzuzeichnen, und wollte eine eigne Schrift daraus
„machen; dieß blieb nachher liegen. Hier haben Sie einige
„Stücke, die ſich gerade abgeſchrieben finden.... Schilderungen ſchweizeriſcher
„Gegenden für die Schweiz drucken laßen, heißt zwar beinahe
„Holz in den Wald tragen. Indeß ſind doch hie und da
„vielleicht nicht unnütze Betrachtungen eingeſtreut“....

J. R. Wyß, der jüngere.

Die Schweiz überhaupt.

Die Schweiz verdient allerdings vor vielen Ländern bereiſet zu werden: wegen der großen und wunderreichen Natur; wegen des ſorgfältigen Anbaues; wegen mannichfaltiger Eigenthümlichkeit der Bewohner in Sitten, in Trachten, und, auch jetzt noch, in Verfaßungen; endlich als der Schauplatz ewig denkwürdiger Begebenheiten, deren Spur den Boden geadelt. Alles dieß hat beigetragen, vor noch nicht langer Zeit lebhaften Geſchmack an dieſer Reiſe allgemein zu verbreiten. Wie aber zu geſchehen pflegt, wenn Viele der Mode wegen etwas nachthun, ohne eigenen Sinn und Gefühl, ſo ſind hiebei verſchobene Anſichten und erkünſtelte vergebliche Mührungen häufig an die Stelle des Wahren getreten. Man hat die ſchweizeriſchen Gegenden übertrieben und ausſchließend gelobt. Unerſteigliche Alpengipfel hat auch Savoyen; die Anmuth der Seen am Fuß der Gebirge erſtreckt ſich in die Lombardei hinaus; Tirol und Salzburg wetteifern an wilden Berglandſchaften. Anſtatt die Sinnesart und Weiſe der verſchiedenen Völkerſchaften hiſtoriſch zu begreifen, haben ſie, ich weiß nicht welche, arkadiſche Sitteneinfalt geträumt, die in Arkadien ſelbſt wohl niemals gefunden ward; oder über Täuſchung geklagt, wenn ſie die erwartete Uneigennützigkeit und Gaſtfreiheit nicht fanden: Eigenſchaften, denen eben ſie, dieſe Schwärme verwöhnter Reiſenden, am verderblichſten waren. Seit den letzten Verwüſtungen der Schweiz, bei dem unruhigen Zuſtande Europas, wird das Land weniger von Neugierigen überlaufen, und das thut ihm wohl, wie mich dünkt Dieſe hervorragenden Grundfeſten des Erdbodens, die einſame Freiſtätte der dem Menſchen unüberwindlichen Natur, ſind am wenigſten zu geſchwätzigem Pflaſtertreten gemacht. Noch kenne ich keine Beſchreibung, welche in Beurtheilung des geſelligen Zuſtandes die wahre, die uns Deutſchen vornehmlich wichtige Anſicht darlegte: die Schweiz iſt ein ſtehen gebliebenes Bruchſtück des alten Deutſchlandes, ein Spiegel deſſen, was wir ſein ſollten.

Das Reiſen zu Fuß.

Rouſſeau empfiehlt das Reiſen zu Fuß mit großer Wärme und ohne Unterſcheidung der Fälle. Man wird aber ſchwerlich ſeine Anpreiſungen in den einförmigen Ebenen bewährt finden, wo man Alles ſo lange vorausſieht, wo keine Ueberraſchung, keine Neuheit der Gegenſtände das Gefühl der Ermüdung zerſtreut, und der Verdruß, nur ſo langſam aus der Stelle zu kommen, die Oberhand gewinnt. Der Genuß des Wanderns bleibt den hohen Gebirgsgegenden vorbehalten. Die Beſchwerden ſind zwar anfänglich für den Weichlichen oder Ungewohnten nicht gering: der ſteinige Boden verletzt ſeine Füße; das Hinanklimmen erſchöpft ſeinen Athem; ihm ſchwindelt auf dem ſchmalen Pfade über unermeßlichen Abgründen. Allein bald wird man des Vergnügens empfänglich, etwas bloß mit eignen Kräften errungen zu haben; man nimmt einen ganz andern Maßſtab der Entfernungen und Schwierigkeiten an, als für die gewohnten Spaziergänge, man unterzieht ſich gleichmüthig tagelang dem Ungemach einer Witterung, welcher man in der ſitzenden Lebensart der Städte auch nur auf eine Viertelſtunde ſich auszuſetzen vermeidet. Ueber Alles aber geht das Gefühl der Einſamkeit, und der Rückkehr in die unmittelbare Pflege der Natur. Wie die reine Bergluft ſtärke und belebe, hat man oft geprieſen; überall iſt ein erquickender Trunk bereitet in den unzähligen Quelladern, welche den Alpen entrieſeln, wenn man anders die heilſamen Gewäßer von den ſchädlichen aus geſchmolznem Schnee zuſammengelaufenen gehörig zu unterſcheiden weiß; Kühlung weht um die Waßerfälle, aus den Schluchten und von den beſchneiten Firnen herab; würzige Erdbeeren reifen am Wege, und in den Sennhütten findet man Ueberfluß an ſüßem Rahm.

Selbſt die zahmen Herden ſcheinen den Genuß des Berglebens, und ſich ihrer urſprünglichen Freiheit näher zu fühlen. Die Ziegen hängen graſend, wie im vormaligen wilden Zuſtande, an Abhängen, wo kaum der Fußtritt des Gemſenjägers Raum findet, und das ſcheinbar unbeholfene Wollenvieh bleibt nicht hinter ihnen zurück. Die Rinder verſteigen ſich zwar nicht ſo hoch, jedoch werden ſie ſehr behende im Klettern, und verunglücken ſelten. Beim melodiſchen Geläut ihrer Glocken weiden ſie die duftenden Alpenkräuter ab, und trinken aus ungetrübten Quellen. Wie den Zugvögeln verlängert ſich ihnen die milde Wärme und Blumenzeit des Frühlings, indem ſie mit dem Fortgange des Jahres aus den Thälern in die niedern, dann in die höhern Bergweiden hinauf, und eben ſo im Herbſt allmälich wieder herunter ziehen. Ich habe wohl um die Mittagsſtunde der Kühlung halb eine Herde Kühe auf und an einer großen Eismaße in einer Schlucht verſammelt geſehen: dieſe Thiere verſtanden die Vorkehrungen gegen übermäßige Hitze, welche zum verfeinerten Wohlleben des Menſchen gehören.

Urſeren.

Dieß iſt, glaube ich, eines der ſeltſamſten Bergthäler in der Welt. Es erſtreckt ſich ohne irgend eine Krümmung von Weſten nach Oſten, rings umher völlig abgeſchloßen: durch die Furka, den Sankt Gotthard und den Criſpalt von Wallis, Italien und Bünden; gegen Uri tritt der Teufelsberg vor, ſo daß man kaum ſieht, wie unter ihm hindurch im nordöſtlichen Winkel die Reuß ihren Weg findet. Sähe man ſich plötzlich hierher verſetzt, ohne die Lage des Thals an dem langen Steigen von unten hinauf, oder über die Gebirgspäſſe hinab ermeßen zu haben, ſo hielte man es wohl für einen ebenen Wieſengrund, von mäßigen Hügeln umſchränkt. Der Abhang der mittleren Fläche iſt unmerklich, man geht auf weichem Raſen hin, längs dem ſchon ziemlich breiten Bette des hier beruhigten Flußes, der unterhalb in Schöllenen wieder ſo gewaltig tobt. Rechts und links deckt der Wieſenteppich die einfaßenden Bergwände bis an die nackten oder beſchneiten Spitzen hinauf, welche, um den Irrthum zu vollenden, ein neblichter Himmel oftmals verbirgt. Keine losgerißenen Felstrümmer, keine Anſchwemmungen der Waldwaßer, ſeitwärts hereinſtürzenden Bäche oder tief gehöhlten Schuchten verrathen die wilde Bergesart. Bald fällt es jedoch auf, daß nirgends ein Frucht- oder anderer Baum aus dem einförmigen Grün ſich erhebt. Wenn man nun auch die Höhen unbewaldet ſieht, bis auf ein mäßiges Tannengehölz ganz in der Ecke ob Andermatt, und wie nur zwerghafte Stauden hier und da am Ufer des Flußes wachſen, ſo erinnert man ſich, daß die umgebenden Gebirge ſämmtlich in die Luft-Region emporſteigen, wo der Pflanzenwuchs erſtirbt, und daß der ſcheinbar milde Grund ſelbſt weit über den höchſten Bergen anderer Länder liegt. Der Ueberlieferung nach hatte Urſeren vor Alters Waldung, die auch vielleicht wieder gedeihen möchte: (wiewohl Wälder meiſt leichter auszureuten als anzupflanzen ſind;) allein der Landmann erträgt lieber den Mangel, um nicht etwa den einzigen Ertrag ſeines Bodens, die Weide, zu ſchmälern. Wenn man von der Furka herunterſteigt, überſieht man das Thal ſeiner ganzen Länge nach, ſeine drei Dörfer, Realp, Hoſpital und Andermatt hinter einander; dazwiſchen viele zerſtreute Häuſer, des Holzmangels wegen aus Steinen erbaut, das heißt aus roh zuſammengelegten Granitſtücken, die Dächer ſogar mit eben ſolchen gedeckt. Dieſe ſteinernen Hütten ermangeln aller Umſchattung: nicht einmal ein Zaun oder ein Krautgärtchen umgiebt ſie. Solche Nacktheit verbreitet über das Thal etwas Unmaleriſches, ja ich möchte ſagen Unlandſchaftliches. Alles ſteht einzeln und unverſchmolzen da. Weil ſich auch der Luftkreis nirgend in zweifelhafte Fernen öffnet, und kein Gegenſtand von weitem anders oder mit geringerer Deutlichkeit erſcheint, als in der größten Nähe, ſo iſt der Täuſchung jede Zuflucht benommen. Der Anblick des wackern, aber ärmlich gekleideten und unanſehnlichen Volkes verſtärkt dieſen Eindruck. Die einzige Zierde für die Einbildungskraft ſind ein Paar artige weißbetünchte Kirchen, beſonders die oberhalb Andermatt freundlich gelegen; ein alter Thurm bei Hoſpital, Ueberreſt der Burg eines gleichnamigen Geſchlechtes, und die wunderlich gezackten Felsgipfel: wie zum Beiſpiel, wenn man vom Gotthart kommt, die links gegenüber ſich erhebenden, die Zinnen und Thürme einer zerfallenen Veſte treffend nachahmen. Kaum mag daher Urſeren den Namen einer 'luſtigen Wildniß' verdienen, wie Tſchudi es nennt. Es iſt Einſamkeit, aber ohne Schauer; nicht düſter und gränzenlos, ſondern wirthlich enge; eine bloß verweigernde, nicht drohende Rauhigkeit der Natur.

Livinen.

Sogleich jenſeits der Höhe des Gotthart hebt Italien an. Alles entſcheidet ſich an dieſer Seite ſchneller: der ſteilere Weg iſt in ſcharfe Winkel gebrochen, vom Gebirge hinab und gen Süden eilt man mit gedoppelten Schritten einer milderen Landſchaft entgegen. Die felſige Nacktheit hört früher auf, erſt kommen Nadelſtauden, dann Tannenwaldung, bald ſogar Roſen- und andres blühende Gebüſch. Ein enges Thal am Fluße hin, dem die leicht empörte Einbildungskraft der Italiäner vom Zittern den Namen gegeben (Val Tremola), erinnert durch herabgerollte Felſenſtücke und die zum Andenken Verunglückter gepflanzten kleinen Kreuze an die Gefahren einer Winterreiſe, ſo wie die roh gemauerten Viehhütten, auf den Dächern mit Steinen beſchwert, an die Stürme der Alpen. Aber ſchon um Airolo wird, was in ganz Uri nicht, Korn gebaut. Man ſpürt einen ſüdlichen Anhauch, man glaubt den blaueren Himmel zu erkennen. Buntere Schmetterlinge flattern, wunderliche Heupferde hüpfen, und zahlloſes tauſendgeſtaltiges Gewürm ſchwirrt lebensfreudiger im üppig beblümten Graſe. Selbſt die kryſtallene Klarheit des Teſſins und aller hereinſtrömenden Gewäßer, und der im Sonnenſchein blitzende Sand des Pfades, ſcheint eine ganz neue Ergiebigkeit der Natur an auserleſenen Hervorbringungen zu verheißen. Dieß beides zwar nur zufällig: es rührt von der Steinart des Bodens her. Unterhalb Airolo, von dem Felſenthor an, wo der Thurm des Deſiderius, bis an das Zollhaus (Dazio grande) erweitert ſich Livinen zu einem breiteren Thal voll ebener Wieſen und Felder zwiſchen ſchwarz bewaldeten Bergwänden, links, als an der dem Mittag zugewandten Seite, mit über einander gelegenen Dörfern und hellglänzenden Kirchen geſchmückt. Nicht leicht ſah ich einen ſchönern Wellenaufruhr, als den Durchbruch des Teſſin durch den rieſenhaften Platifer. Zuvörderſt, gleich beim Zollhauſe, führt ein großer Schwibbogen über den Fluß, dann links daran hin der ſchmale, hier und da unterwölbte Weg, unter überhangenden Felſen, durch die gewundene tiefe Schlucht. In den ungezählten Jahrhunderten, ſeit durch Zerreißung des Platifer das obere Livinen aufgehört zu ſein, was urſprünglich, wie der Augenſchein lehrt, ein See; haben die ſtrudelnd ſich hindurchdrängenden Fluten ſo wenig über die Klippen gewonnen, daß dieſe an vielen Stellen unten in ſpitzen Winkeln zuſammenlaufen, und der Fluß gar kein Bette hat, wenn anders nicht etwas ſo wenig der Ruhe Beſtimmtes dieſen Namen verdient. Beim Austritt aus der Schlucht ſieht man hinter ſich zu beiden Seiten ſteilrechte himmelhohe Felſen, zur Linken des Teſſin kahl, zur Rechten mit vielfarbigen Mooſen und den Ranken wuchernder Pflanzen bekleidet, mit Tannen ſtarrend, von denen man kaum begreift, wo ſie ihre Wurzeln aufheften. Hinten thürmen ſich noch die letzten waldigen Berge des oberen Thals herüber. Bei aller Wildheit hat hier die Natur ich weiß nicht was für einen wollüſtigen Reiz, der den nördlichen Abhängen des Gebirges fehlt. Man iſt nun wieder auf einmal eine Stufe in die Gärten des Südens hinabgetreten. Gruppen von Kaſtanienbäumen beſchatten kräftig das neu eröffnete Thal, und weiter unten gegen den langen See, wiewohl bis dahin noch öfter Rauhigkeit und Milde wechſelt, gedeihen ſchon Feigen, Wein, Mandeln und andere Südfrüchte.

Auch für die Völkerſchaften iſt das Gebirge hier der Scheitelpunkt, und die Trennung ſchneidend. Livinen, wiewohl ſeit mehr als drei Jahrhunderten Uri brüderlich unterthan, und jetzt ein eigner ſchweizeriſcher Canton, iſt ganz italiäniſch. Zwar reden die Leventiner unter ſich eine verſtümmelte lombardiſche Mundart, aber die, welche mit Fremden verkehren, haben die reine Sprache erlernt. Gleich oben im Hoſpiz des Gotthard fand ich eine muntere ſchweigen die Menſchen und die Mauern reden. An den weißen Gewölben und Wänden der Kreuzgänge lieſt man in großen Buchſtaben die ſtrengſten Ausſprüche der Schrift und der heiligen Väter über den tiefen Verfall der Menſchheit, die Gefahren unſers irdiſchen Daſeins, und die unendliche Gerechtigkeit Gottes. 'Omne quod non aeternum, nihil est' fiel mir ſogleich beim Eintritt in das Gaſtzimmer, wohin mich ein Laienbruder führte, mit furchtbarem Ernſt in die Seele. Allem Lebensgenuſſe entfremdet, bei ſchwerer Arbeit in der Sommerhitze ihrer groben Tracht nie entladen, im Winter von keinem wärmenden Herde erquickt, ein hartes Bret zum Nachtlager, widmen ſich dieſe Weltüberwinder — glücklich, wer nicht mehr als nur ſie zu bewundern vermöchte! — ausſchließend der einzigen großen Angelegenheit des ſterblichen Menſchen, dem unenthüllten Jenſeits. Vor jedem unſcheinbaren Wanderer, der ihre armutſelige Gaſtfreiheit in Anſpruch nimmt, werfen ſie ſich mit dem Antlitz zur Erde; aber ſie ſtehen aufrecht vor den Gewaltigen, inſofern man Gott mehr gehorchen ſoll, denn dem Menſchen. Aus den nun achtzehnjährigen Zerrüttungen Europas, worin ſo manche vorhin feſtgeglaubte Ehre und Tugend fiel, ſind ſie ganz unerſchüttert und freien Hauptes hervorgegangen. Sie lehren uns, das einzige untrügliche Geheimniß, um ſich ſelbſt zu behaupten, ſei, Allem entſagen. Bei dem Ausbruch der Unordnungen in ihrem Vaterlande, in Frankreich, flüchteten ſie ſich hierher, bis der überſchwellende Strom ſie auch hier ereilte. Verläumdet und verhöhnt, von Gränze zu Gränze gebannt, irrten ſie in der rauhen Fremde bis nach Polen hinein, Alles ertragend, um nur ihrem Gelübde treu zu bleiben. Endlich durch Dulden ſiegreich, ſind ſie in dieſe ſtille Freiſtätte zurückgekehrt. Eine Tafel mit den Namen der auswärts in der Trübſal und Verfolgung geſtorbenen Brüder ergänzt die Verſammlung ihrer Todten auf dem Gottesacker. Sie, jetzt wie vormals, ſchweigen, gedenken des Todes, und beten für die Sünden der Welt.

Die Mundart *).

Das ſchweizeriſche Deutſch iſt übel verrufen. Nicht ganz mit Unrecht: Rauhigkeit der Ausſprache und verſtärkte Kehllaute, ſind

---

*) [Dieſer Aufſatz iſt zuerſt im Prometheus, einer Ztſchr., herausg.

nicht zu leugnen; ſonſt möchte ich Manches zu deſſen Gunſten anführen. Zuvörderſt muß ich mich ganz gegen das unbedingte Anſehen erklären, welches gewiſſe nördliche Gegenden Deutſchlands, weil ſie ſich neuerdings des Bücherſchreibens am meiſten befliſſen, über die Sprache anmaßen wollen, ſo daß alles, was dort nicht gäng und gebe iſt, als oberdeutſcher Provincialiſmus verſchmäht und verworfen wird. Die Sprache iſt eine National-Angelegenheit, worüber, wie in einem freien Gemeinweſen, durch Stellvertreter aller Theile des Ganzen verhandelt werden ſollte. Es iſt nicht dem deutſchen Sinne gemäß, im Reden und Schreiben, ſo wie überhaupt für die Sitte des Tages, von einer Hauptſtadt die Vorſchrift zu empfangen. Ueberdieß haben wir keine. Oder wo iſt das deutſche Kaſtilien oder Toſcana, d. h. die Provinz, wo jeder, auch der geringſte und ununterrichtetſte Bewohner ſich vermöge einer bloß natürlichen Gabe völlig klar, rein und zierlich ausdrückte? Adelungs abgeſchmackte Einbildungen von der meißniſchen Mundart ſind genugſam widerlegt worden. Ferner ſetze man ſich über das Verhältniß der Schriftſprache zu der des gemeinen Lebens gehörig in's Klare. Jene kann doch nur als ein wohlgewählter, allenfalls berichtigter Auszug aus dieſer betrachtet werden, auf die ſie bildend zurückwirken, aber deren Entwickelung ſie nicht unterdrücken ſoll. Nicht durch beſtändige Einflüſſe aus der Sprache des Umgangs erneuert, verengt ſich die Schriftſprache unfehlbar zur abgenutzten Redensart; ja, als unabänderlich feſtgeſetzt (was der Himmel bei uns verhüten möge), iſt ſie ſchon für todt zu achten. Unſre Alten liebten auch im Schreiben den überflüſſigen Zwang nicht; ſie kümmerten ſich nicht ängſtlich um Silbenſtechereien: ſo ward zu großem Vortheil der Lebendigkeit alles biegſam und ſchwebend erhalten. Jeder blieb der angewohnten Weiſe ſeines Geburtsortes treu: daher ſeine Schreibung, wie das Ohr die Ausſprache auffaßte; in Wortformen und Fügungen homeriſche Fülle. Man verſtändigte ſich dennoch von einem Ende des Reichs bis zum andern. Iſt denn dieß ſo barbariſch? War es nicht in der gebildetſten Sprache, die wir kennen, der griechiſchen, Grundſatz, verſchiedene Eigenthümlichkeiten neben einander als geſetzlich anzuerken-

---

v L. v. Seckendorf und J. L. Stoll. Wien 1808. B. 1. Heft S. 73—78. erſchienen.]

nen? Nicht nur in allen Hauptdialekten wurden Bücher geſchrieben, ſondern Dichter wandten verfeinerte Kunſt auf, die örtlichſten, vielleicht für roh geachteten Spracharten in wohllautende Maße zu fügen.

Soll aber ein grammatiſches Reichsgericht beſtallt werden, und dabei, wie billig, nicht bloß die Mehrheit, ſondern das Gewicht der Stimmen gelten, ſo würde ich das geringſte Anſehen denen Provinzen einräumen, wo das Volk plattdeutſch redet, und Hochdeutſch eine in den Städten und unter den höhern Ständen erlernte Sprache iſt: alſo Niederſachſen, Weſtphalen und Brandenburg. Das Plattdeutſche iſt eine durch Ausſchließung von der Schriftſprache verwahrloſete und durch Einmiſchung des Hochdeutſchen ausgeartete niederdeutſche Mundart *), die, wie dieſe ſämmtlich, Vieles grammatiſch unbeſtimmt läßt, weswegen die darin Erzogenen nur mit großer Mühe die hochdeutſchen Biegungen richtig gebrauchen lernen. Auch iſt ihre Ausſprache weichlich. Eine Stufe höher ſtehen die urſprünglich von ſlaviſchen Völkerſchaften bewohnten, von Deutſchen nur koloniſierten Länder, weil das Slaviſche ſich nicht unvermerkt dem Deutſchen einmengen konnte. Dahin gehört das ganze öſtliche Deutſchland, und ſelbſt ein Theil der ſächſiſchen Kurlande.

Die oberſte Stelle nehmen endlich diejenigen Länder ein, wo das Geblüt rein geblieben, und das Hoch- oder Oberdeutſche, wie man es nennen möge, von jeher einheimiſch war. Luft und Boden, fremde Nachbarſchaft, Anbau oder Vernachläſſigung der redenden Künſte, können in der Gefälligkeit des Vortrages und Ausdrucks noch bedeutende Unterſchiede begründen: aber immer wird die Mundart dieſer Gegenden dem Sprachforſcher als Quelle und dem Dichter für ſein Bedürfniß der Bereicherung beſonders wichtig ſein.

Ich komme auf die ſchweizeriſche Mundart zurück. In den hohen Bergländern (ſchon Joh. Müller hat es bemerkt) glaubt man oft die Minneſinger reden zu hören. Nicht wenige jener Dichter blühten im Umfange der Schweiz, und die Anhänglichkeit an das

---

*) Es iſt ein Irrthum, wenn manche Gelehrte in dem Plattdeutſchen noch die reine Sprache der alten Sachſen zu erkennen glaubten. Denn es iſt bekannt, daß nach der durch die Kriege mit den Slaven verurſachten Erödung dieſer Gegenden flamändiſche und frieſiſche Kolonien, von den Kaiſern berufen, häufig eingewandert ſind. [1812.]

Alte hat ſich hier, wie in den Sitten überhaupt, ſo in der Sprache bewieſen. Wie ſollten wir das nur in unſrer heutigen Sprechart Veraltete, an ſich aber Edle und Richtige, und nun doppelt Ehrwürdige, als Ausartung ſchelten? Wenige Beiſpiele mögen hinreichen, damit dieß nicht eine grammatiſche Abhandlung werde. 'Lugen' für ſchauen; 'geſeit' für geſagt, beides wie überall in den Minneſingern: ſo auch 'brinnen, brann, gebronnen', nach dem Muſter von gewinnen, eben ſo gültig gebildet als 'brennen', und dem Dichter wegen des wechſelnden Lauts willkommener; die Anrede mit 'Herr', ſtatt des dem franzöſiſchen nachgeahmten 'Mein Herr', und mit 'Ihr', nicht gegen Geringere, ſondern als Ehrenbenennung. Dieſe Uebereinſtimmung giebt Aufſchluß über die vermuthliche Ausſprache der Minneſinger. Man könnte glauben, ſie hätten au, ei und eu geſprochen, wo ſie auch u, i oder y und ü oder iu ſchreiben: die ſchweizeriſche Mundart zeigt das Gegentheil. Dieſe Verwandlung der häufigen Doppellaute, die man dem Deutſchen vorwirft, in einfache, iſt wenigſtens keine Härte. Ich kann auch die Beiklänge nicht unangenehm finden, die **Klopſtock** tadelt: o nach dem u und e nach dem i, woraus unſre Schreibung des gedehnten i durch ie entſtanden. Dieſes Schweben auf den Selbſtlautern, iſt wohl andern als wohlklingend gerühmten Sprachen eigen: z. B. im Ital. buono. Ferner ſtößt der lebhafte Vortrag manche gehäufte Mitlauter aus. Wie viel lieblicher iſt die Verkleinerung durch 'lin' und abgekürzt 'li', als die bei uns übliche Silbe 'chen'! 'Aeni', für Großvater, iſt verkleinert von Ahn, welches die deutſche Schriftſprache in der einfachen Zahl bloß noch für die Poeſie, und in unbeſtimmtem Sinne anerkennt.

Unter den Hirtengegenden ſchien mir das Deutſch im berniſchen Oberlande, und namentlich im Hasli beſonders vernehmlich und angenehm. Widerwärtiger iſt es, man muß es geſtehen, in den Stätten, wo die Anmuth lebendiger Eigenthümlichkeit verloren gegangen iſt, ohne durch erworbene Feinheit vergütet zu werden. Die Mundart des Gebirges iſt wie ein rauſchendes Inſtrument, das im Freien wohl thut, in Mauern eingeſchloßen aber gellend wird. In Zürich, ſo weit in die Ebene hinaus, ſo nahe bei Deutſchland, iſt die Sprache auffallend ungeſchlacht; in Bern durch die häufige Uebung des Franzöſiſchen verdorben. Dieſe rührt nächſt den politiſchen Verhältniſſen wohl daher, daß man ſich nicht zutraut, in der Mutterſprache zum gebildeten Ausdruck zu gelangen. Aber das ſchweizeriſche Franzöſiſch iſt im Ganzen noch unter ihrem ſchlechteſten Deutſch, und ein angeborner Fehler iſt immer beßer als ein angekünſtelter †).

Gebirgsnamen.

Von den Holländern haben wir die Kunſtſprache der Schiffahrt angenommen; den Schweizern ſollten wir wohl dasſelbe Vorrecht für die Naturbezeichnung der Gebirge zugeſtehen; ſie mögen für Kenner in dieſem Fache gelten. Die ſchweizeriſchen Wörter für die dahin gehörigen Gegenſtände und Erſcheinungen ſind edel und wohlklingend, wie ʻFlue (Fluh), Firn, Halde, Tobelʼ, oder wenn es bildliche Ausdrücke ſind, wie ʻein Horn, ein Stock, ein Grat, eine Platteʼ, bedeutſam und treffend *). So auch die eigenen Namen, wo ihre urſprüngliche Bedeutung nicht verloren gegangen iſt. Der Reichenbach, der Staubbach, das Thal Lauterbrunnen, das Wetterhorn, das Schreckhorn, ſprechen für ſich, und verdienen ihre Namen. Lauter-Aarhorn und Finſter-Aarhorn, die Spitzen, an deren Fuß die helle und trübe Aar entſpringt; doch könnte nach dem Altdeutſchen die finſtre Aar auch den linken Arm des Flußes bedeuten. Die Jungfrau und der Mönch ſind der Scherz einer gutgelaunten Einbildungskraft: jener Berg iſt nie erſtiegen worden, und ſeine Gipfel ſind ewig beſchneit; dieſer verliert frühzeitig den Schnee, und trägt alſo die Farbe des Felſens. Von der Wengenalp aus ſieht man beide in ihrer ganzen Größe gegenüber: die rieſenhafte Jungfrau thront hoch über den Wolken im weißen Gewande; der Mönch in ſeiner grauen Kutte ſteht wie lüſtern daneben. Selbſt in ſolchen Spuren verräth ſich der Geiſt des Volkes. Benennungen großer Natur-Gegenſtände von einem unedlen Vergleich entlehnt, z. B. der Name eines berühmten Waßerfalls im Walliſerland, würde bei mir keine günſtigen Vermuthungen erregen. Auch findet ſich jener unanſtändige Waßerfall in Unterwallis, wo der Schmutz herrſcht, und der Blödſinn gedeiht.

---

†) Anm. v. 1808. Obiger Aufſatz . . . ſteht doch vielleicht hier nicht am unrechten Orte. Das ungünſtige Vorurtheil gegen die Mundart mancher Gegenden wirkt zuweilen nachtheilig auf die Sprachbildung zurück, indem man weniger Sorgfalt auf einen Vorzug wendet, den man dennoch nicht zu erreichen hofft. Der Verfaßer hat die meiſten deutſchredenden Provinzen durchreiſet, und gefunden, daß auch in dieſem Stücke der Fehler ſeiner Landsleute iſt, ſich gegenſeitig nicht genug anzuerkennen, und ihre Einheit zu fühlen. Nur Ein Fehler ſcheint in der Sprache, wie in den Geſinnungen ganz unverzeihlich zu ſein: die Einmiſchung des Ausländiſchen.

*) Wir fügen noch einige Benennungen hier bei, um den Reichthum der Schweizerſprache in dieſem Fache zu beweiſen: Gütſch, Krachen, Nollen, Kulm, Balm, Hubel, Büel, Schachen, Firſt, Dole, Braue, ſind gebrauchte und ziemlich verbreitete Ausdrücke; andrer gar nicht zu gedenken, die mehr in's Beſondre gehen, und weniger üblich ſind. Wyß.

Der Montblanc.

Chamouni iſt die Alpenreiſe nach der Mode; der Montblanc iſt der eigentliche Damenberg geworden, wiewohl ihn ſeine Natur keineswegs zu einem Schooßkinde beſtimmt. Ich bin auf dem Montanvert mit einer berühmten pariſiſchen Komödiantin zuſammen getroffen, die ſich, ungeachtet ihrer unbehülflichen Korpulenz, dennoch der ſchönen Natur zu Ehren hatte hinaufſchieben laßen, und in vollem Triumph, wie eine wahre Theaterprinzeſſin, zwiſchen den Couliſſen der Berge erſchien, auf einem Armſeßel getragen, voran ihre Begleitung aus der ſchönen Welt, hinter ihr die zahlreichen Führer, welche ſich beim Tragen hatten ablöſen müßen, und nun für die ſaure Mühe durch Scherze in ihrer ſavoyiſchen Mundart ſich entſchädigten. Was man aber auf den Montblanc reiſen nennt, bedeutet nichts mehr, als an ſeinem Fuße herumkriechen: denn der Gipfel iſt, auch ſeitdem ihn Sauſſüre und einige Andere erklommen, für den Unternehmungsgeiſt und die Kräfte faſt aller Reiſenden, und bei den gewöhnlichen Veranſtaltungen, gleich unzugänglich geblieben. Die Nähe bei Genf, und der Ruf der dortigen Phyſiker, beſonders des genannten, der dieſem Gebirge dreißigjährige Beobachtungen widmete, hat natürlich die allgemeine Aufmerkſamkeit dahin gelenkt. Doch läßt ſich zweifeln, ob für den bloßen Liebhaber großer Naturſcenen die ſavoyiſchen gerade die ſehenswertheſten ſeien. Die Paar hundert Klafter, welche die Spitze des Montblancs mehr hat, als die höchſten des Oberlandes, können für den unmittelbaren Eindruck und das durch ſo gewaltige Maſſen längſt mehr als erſchöpfte Augenmaß ſchwerlich viel austragen. Das Thal von Chamouni iſt freundlich, aber hohe Berge beſchränken es von allen Seiten zu einförmig und laßen nur die Gipfel des Montblancs erblicken; ſeine Tiefe iſt flach, und der weit austretende Rhone läßt einen unangenehmen weißen Streif angeſchwemmter Kieſel darauf zurück. In allem dieſem verdient Grindelwald den Vorzug. Das friſchgrüne baum- und hüttenbeſäete Thal ſelbſt hat wellige Abhänge, es iſt nirgends offen, aber im Norden weniger hoch ummauert als gegenüber, wo man den Eiger, den Mettenberg und das Wetterhorn ganz unverhüllt ſieht, und zwiſchen ihnen zwei Gletſcher herein treten. Ohne beſchwerliches Steigen kann man auf der Wengenalp die Jungfrau in ihrer ungeheuern Größe dicht vor ſich ſehen, und Lavinen nicht bloß herabdonnern hören, ſondern ihnen von der Höhe bis in den Abgrund mit den Augen folgen, wie ſie ſich durch die von Waßeradern gehöhlten Spalten hindurch drängen und als Kaſkaden zerſtiebten Eiſes wieder zum Vorſchein kommen. Seltſam iſt es vollends, wenn Reiſende ſich einbilden, die von Chamouni aus ihnen zunächſt zugänglichen Gegenſtände ſeien einzig in ihrer Art. So heißt die Oberfläche des Gletſchers am Montanvert ſchlechtweg 'das Eismeer', als ob nicht jeder, in langen Thälern mit unmerklichem Abhang ſich hineinziehende Gletſcher ſein Eisthal oder Eismeer hätte. Auch von der Eisgrotte des Arveyron hat man zuviel Aufhebens gemacht; ſie wechſelt mit den Jahreszeiten; ich habe die Quelle ganz ohne dieſen Schmuck des Eisgewölbes geſehen, dergleichen auch andere aus den Gletſchern entſpringende Flüße, nach Maßgabe der Umſtände mehr oder weniger um ſich her bilden.

Was aber der Reiſe nach Chamouni vor den übrigen Alpenfahrten einen unbeſtrittenen Vorzug giebt, die bequemen, faſt ſtädtiſchen Wirthshäuſer, die vortrefflichen Führer, die gebahnten Pfade, dieß iſt eben wieder eine Wirkung des ihr ſeit einer Anzahl Jahre ertheilten Vorzuges. Im berniſchen Oberlande hat ſich der Gewerbsfleiß noch nicht darauf gerichtet, es den Fremden ſo bequem zu machen. Nur um auf die obere Fläche des kleinen Gletſchers am Grindelwalde zu gelangen, muß man ſich über einen ſenkrechten grauenvollen Abgrund zwiſchen dem Eiſe und den Felſen, an einer Wand herum winden, wo man in die ausgehauenen Tritte den Fuß kaum halb hineinſetzen kann, während ſich die Hände an hervorſtehende Spitzen klammern. Führer findet man zwar überall, die mit den Gebirgen (ſo weit ihre Bedürfniſſe ſie darin umher geführt) vertraut ſind, die ſcharfe Sinne, einen nie ſchwindlichten Kopf und eben ſo behenden als feſten Tritt haben. Was die Führer in Chamouni auszeichnet, iſt die Bildung, welche ſie im Umgang mit unterrichteten und nach Belehrung begierigen Fremden gewonnen haben. Das Geſchäft eines Führers iſt ein Gewerbe, ja eine Kunſt geworden, worin ein allgemeiner Wetteifer ſtattfindet, weil es einigen gelungen iſt, durch Geſchicklichkeit und Treue ſich ſogar im Auslande berühmt zu machen. Wiewohl ihre Landesſprache ſavoyiſch iſt, drücken ſie ſich alle gut auf franzöſiſch aus. (Der entgegengeſetzte Mangel war mir auf dem Veſuv ſehr verdrießlich, wo ſelbſt der ſogenannte Cicerone, der Führer, auf meine Fragen nur in neapolitaniſchem Kauderwälſch zu antworten wußte.) Sie haben Begriffe von der Erdkunde, und von dem Sinne der darauf bezüglichen Unterſuchungen. Viele ſammeln Mineralien und handeln damit, andere Einwohner von Chamouni verfertigen mehr oder weniger unvollkommene Abbildungen des Gebirges in erhabener Arbeit; alle ſind zuvorkommend gegen Fremde und ſuchen durch ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich ihnen wichtig zu machen. So war es gewiß nicht, als der vortreffliche Sauſſüre vor mehr als vierzig Jahren ſeine erſten Reiſen hierher machte. Es iſt erfreulich zu ſehen, wie ein gebildeter Menſch, bloß durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und die Uneigennützigkeit ſeiner Bemühungen, einen veredelnden Einfluß verbreitet und dauerhaſt zurückläßt.

Die Schutzhelden.

Im Innerſten der Schweiz wird es Einem recht anſchaulich, was Mythologie in ihren Quellen und ihrem Weſen eigentlich ſei. Lebendige Volksüberlieferung, vermöge deren das vor einem halben Jahrtauſend Geſchehene ſich dem Gedächtniſſe ſo vertraut, der Ueberzeugung ſo gegenwärtig erhält, als wäre es erſt geſtern vorgefallen. Die in den Sagen liegende Fülle des Wunderbaren und Fabelhaften kann durch gelehrte Kunſt entfaltet werden, wenn ſie im Sinne des Volkes ſchon längſt erſtorben iſt. Hier wißen Alle, klein und groß, die ewigen denkwürdigen Züge, welche die Gründung ihrer Freiheit bezeichnen, unerlernt, wie ſie die Berge und Seen umher mit Namen kennen. Ich will nicht entſcheiden, ob die Mädchen und Frauen in den drei Waldſtätten dem Tell zu Ehren einen ſildernen Pfeil durch ihre ſchönen hinten am Wirbel aufgewundenen Haarflechten ſtechen. Aber gewiß gründet ſich hierauf der noch allgemeine Gebrauch der anderswo ſo vernachläßigten Armbruſt zur Uebung der Knaben, bis ſie, herangewachſen, mit dem tödtlichen Feuergewehre unfehlbar zielen lernen. Vor Stanz ſahe ich ein Scheibenſchießen, wo Kinder von vier Jahren mit den zarten Händen die Armbruſt richteten, die ſie noch nicht ſelbſt zu ſpannen vermochten.

Jedes dieſer Ländchen hat gleichſam ſeinen eignen Schutzhelden. Uri hat den Tell; Schwytz Werner Stauffachern, dem allein unter den dreien vom Rütli eine Kapelle erbaut worden, zu Steinen an der Stelle jenes Wohnhauſes, welches den Uebermuth des Landvogts erregte; Unterwalden iſt am reichlichſten bedacht: denn außer den beiden Winkelrieden, denen es beſchieden war, in Vollbringung heldenmüthiger Thaten zu ſterben, wie Erechtheus und Kodrus, hat es den heiligen Klaus von der Flüe. Der ältere Winkelried iſt auswärts weniger berühmt: um Todtſchlag verbannt und begierig die Rückberufung zu erwerben, ſchlug er den Lindwurm am Rotzberge, von deſſen Verwüſtungen das benachbarte Dorf Oedweiler hieß; ſiegesfreudig ſchwang er das Schwert über ſein Haupt, und wurde durch das herabträufende Drachenblut vergiftet. Ihre gemeinſchaftliche Kapelle haben die Verheerer Unterwaldens verbrannt, doch wird ſie wieder erbaut. Das Haus Arnolds von Winkelried ſteht noch dicht bei Stanz; ſteinern und ehmals mit gewölbten Zimmern, beweiſt es den Stand und die Wohlhabenheit des Beſitzers.

Bruder Klaus hat in ſeinem langen Leben als Gatte und Vater eines zahlreichen Geſchlechts, als Obrigkeit und Krieger eines freien Staates, endlich als beſchaulicher aller irdiſchen Bedürfniſſe erledigter Weiſer den weiteſten Kreiß menſchlicher Würde durchmeßen; ja noch vor ſeinem Tode durch wunderthätige Wirkſamkeit als Heiliger ſich über ſie erhoben. Denn war es nicht ein Wunder, als dieſer greiſe Friedensbote in der rauhen Tracht der Wildniß zu Stanz auftrat, daß ſeine ungelehrten Worte bei den auf alten Ruhm und neue Siege und Reichthümer trotzenden Eidgenoßen Eingang fanden, und plötzlich Zwietracht, Hab- und Eiferſucht hemmten, eben die Leidenſchaften, wodurch von dem an ihr Bund nach und nach ſich verderbte? Voll Ehrfurcht ſah ich ſeine Bildſäule in der Hauptkirche des Orts mit der Unterſchrift: Nicolaus de Rupe.

Im Angeſicht derſelben wurden vor wenigen Jahren von eindringenden wüſten Horden Greiſe, Weiber und Kinder in dieſem Aſyl gewürgt, und der Prieſter am Altar, aus dem Geſchlecht der Luſi, muthwillig erſchoßen. Man bewahrt die Spur der Kugel zur ewigen Lehre für die Nachkommen.

Der Grimſel.

Unter den für Saumthiere noch gangbaren Alpenpäſſen iſt der Grimſel wohl einer der rauheſten. Von dem lieblichen Meyringen hinauf geht es zwar anfangs gelinde, über den Kirchet nach Hasli im Grund, einem runden Thal, welches dem Anblick und der Ueberlieferung nach ein See geweſen, ehe die Aar durch den eben genannten Berg ſich ihren Lauf gebahnt. Bald aber ſteigt man jäh im Schatten des Tannenwaldes hinan, und ſieht die Aar oft in ſehr tiefen und engen Schlünden unter ſich. Die Straße iſt gepflaſtert, aber nicht ſorgfältig, wie die des Gotthard, ſondern ungleich, mit großen Granitblöcken, die oft ſtarke Abſätze machen. Im Sommer, bei gutem Wetter iſt es leidlich, aber mit jedem ſtarken Regen ſtrömen unzählige wilde Waßer über den Weg herein, gegen die man nur mit Mühe einen feſten Fußtritt behauptet. Die hölzernen oder aus rohen Steinen gewölbten Brücken ſind ſämmtlich ohne Geländer, höchſtens mit einem niedrigen Rande verſehen, wie gefließentlich, um den ſchwindelnden Eindruck der Landſchaft zu verſtärken. Man zeigt eine, wo die Aar ſo enge zuſammengedrängt iſt, daß es einmal einem tollköpfigen Engländer gelungen ſein ſoll, dicht daneben auf ein hervorſtehendes Felſenſtück hinüber zu ſpringen. Drei Stunden oberhalb Meyringen liegt Guttannen, ein im Winter noch bewohnbares, wiewohl alsdann ganz im Schnee vergrabenes Dorf. Eine Feuersbrunſt hat es vor wenigen Jahren verzehrt, die Häuſer ſind zum Theil ſchön, und werden wieder aufgebaut, nach der Weiſe des Oberlandes aus dem ſauberſten Zimmerwerk und mit Denkſprüchen vielfältig beſchrieben. Mitten unter ſolcher Strenge der Natur, wo eine Wohnung nichts weiter leiſten zu können ſcheint, als nothdürftig vor dem Ungemach der Witterung zu ſchirmen, erfreuen dieſe umſtändlichen Verzierungen als ein Beweis der Wohlhabenheit und des guten Muthes ſo bald nach einem erlittenen Unglücksfall. Weiter hinauf iſt unter zahlloſen, die man nicht beſonders bemerkt, ein unbeſchreiblich herrlicher Sturz der Aar zwiſchen ſchiefen, in großen Tafeln gebrochenen Felswänden. Ich ſah ihn von oben auf einer überhangenden Spitze, und bewunderte, da eben die Mittagsſonne das tobende Geſtrudel erleuchtete, wie ſich das Bruchſtück eines Regenbogens tief unter mir recht in die feuchten engen Klüfte hineingelegt hatte, und mit dem emporgetriebenen Waßerſtaube ſich wallend bewegte. Bald nimmt die Waldung ab, an die Stelle der Tannen treten Arven (eine nur in ſehr hohen Gegenden gedeihende Fichtenart, wiewohl ſie in Anſehung der Frucht der ſüdlichen Pinie gleicht), dann Geſtrüpp, und endlich bloß Waſen und Moos. Dazwiſchen kahle vom Wetter geſchwärzte Felſen, nicht zackig, ſondern glatt und häufig in ungeheuren Platten abgerundet. Ueber mehrere dergleichen führt die Straße unmittelbar, nur durch eingehauene Tritte für die Maulthiere bezeichnet; eine dieſer unbehaarten Glatzen des Urgebirgs heißt die Höllenplatte, wegen der Gefahr beim Glatteis.

Nicht weit von der Herberge hatten wir den gewöhnlichen Weg verlaßen und waren ein Paar jungen rüſtigen Gemsjägern auf ungebahnten Pfaden nachgeklettert, um eine Kryſtallgrube zu beſehen. Wir kamen daher von drüben, jenſeits des Sees an das Spital. Dieſer kleine See iſt ganz ſchwarz: ſo färben ſein enges Becken die umgebenden ſchwärzlich bemooſten Berge und der moorige Grund unter der beträchtlichen Tiefe. Kein Fiſch, noch ſonſt Lebendiges hauſt darin. Der Himmel dämmert nebelig; die trägen Fluten, die wir im kleinen Nachen befuhren, glichen dem Styx, der Fuhrmann in übergeworfener Wildſchur dem rauhen Charon, das Spital, von grauen Steinen burgähnlich erbaut und im letzten Kriege zum Theil verbrannt, mochte das öde, farbloſe, zerfallene Haus des Orkus ſcheinen; ein großer Hund bellte gegen die Anlandenden, wie Cerberus; nur den Wirth und die Wirthin konnten wir nach ihrem treuherzigen, wiewohl bäuriſchen Empfang nicht für die unerbittlichen Beherrſcher der Unterwelt halten. Auch dem Hunde lernten wir bald beßer Gerechtigkeit widerfahren zu laßen: er iſt ſo wenig ein Aengſtiger der Schatten, daß er vielmehr die Lebenden an der Pforte des Todes zurückruft. Man hat ihn nämlich abgerichtet, die erſtarrten und im Schnee verſunkenen Wanderer herauszuzerren; ja er trägt alsdann ſogar zu ihrer Stärkung einige Lebensmittel am Halſe.

Der vortreffliche Sauſſüre ſagt, der See beim Spital heiße der

Todtenſee, weil man die Leichen der Verunglückten hineinwerfe. Wie hat er ſich nur ſo etwas überreden können? Solch ein unmenſchliche Gebrauch ſollte in einem chriſtlichen Lande ſtattfinden! Das würde ſchlecht mit der menſchenfreundlichen Sorgfalt der Obrigkeit übereinſtimmen, welche hier, wenige Wintermonate ausgenommen, einen Wirth zur Verpflegung der Armen unterhält, die vor der Reformation ohne Zweifel von frommen Mönchen beſorgt wurden. Der todte See, nicht Todten-See, liegt weiter oben, und heißt ſo, weil er keinen Abfluß hat. Mangelhafte Kenntniß der Sprache hat hier den genauen Beobachter irre geleitet. Aber er war nun einmal für die ſavoyiſchen Alpen, wie für ſein Eigenthum parteiiſch, und ſeine Beſchreibungen der deutſchen Schweiz ſind etwas mager.

Der Rhone.

Wenige Flüße wechſeln ſo oft und ſo auffallend ihre Farbe, als der Rhone. Milchweiß an der Quelle; wo er ſich in den See ergießt, von hellem lieblichem Grün; beim Ausfluß dunkelblau, wahrſcheinlich durch eine eigenthümliche Beſchaffenheit des Waßers (denn man bemerkt es nicht in gleichem Grade an andern Flüßen, die ſich, jeder in ſeinem See, ebenfalls bis zur durchſichtigſten Klarheit läutern), bald durch die aſchgraue Arve getrübt, mit deren Strom er ſich ungern zu miſchen ſcheint; wiederum grünlich im ſchmalen, vielfach gewundenen Bett, da wo er am ſüdlichen Ende des Jura tief unter der Feſtung Les Clüſes ſich durch die Schlucht einer Gebirgskette drängt, einer einzigen und vielleicht vormals durch die Gewäßer getrennten Gebirgskette, wiewohl ſie jetzt verſchiedene Namen führt; hierauf verſchlämmt durch die Auflöſung des lockern Kalkbodens, den er dergeſtalt ausgegraben hat, daß er in eine überwölbte Höhle hinunterſtürzt, und einige Augenblicke von der Oberfläche der Erde verſchwindet; bei Lyon wieder klarer als die ihm zögernd entgegen eilende blonde Saone. Die Laufbahn dieſes herrlichen Flußes iſt nicht ſehr lang, aber raſch, belebt und mannichfaltig. Dagegen umgiebt ernſte Stille und Einſamkeit ſeinen Urſprung: es iſt wie die in ſich zurückgezogene und unbemerkte Kindheit eines großen Geiſtes. Ganz hinten im langgeſtreckten Thal des Wallis, fern von Menſchenwohnungen, liegt der Rhonegletſcher zwiſchen den unfruchtbaren Scheiteln des Grimſel und der Furka, aber nicht von unerklimmbaren Alphörnern umgeben; er neigt ſich nur mit gelindem Abhange gegen das Thal und erweitert ſich zugleich in Geſtalt eines Fächers. Die verſchiedenen Arme, welche den Fluß bilden, rieſeln ohne Geräuſch und Anſtrengung unter flachen Schwibbögen von Eis hervor. Wenig unterhalb hat man das Vergnügen, auf einem kleinen Stege über den neugebornen Rhone zu ſchreiten, der ſich ruhig fortſchlängelt, wie im Bewußtſein einer großen Beſtimmung. Seinen Eintritt in die Welt kündigen keine losgerißenen Klippen an, kein Getümmel der ſchäumenden Wogen, womit zum Beiſpiel die weiße und ſchwarze Lütſchine im Grindelwald und ſo manche andere Bergſtröme ihre wilde Bahn eröffnen. Dieſe ſind nach wenigen Meilen verrauſcht und verſchollen, jener füllt mit ſeinem Ruhm die Welt.

Montbard.

Es iſt wohl natürlich, daß man ſich bei Buffons Landſitz eine ausgezeichnet ſchöne Gegend denkt, als Bedürfniß und Belohnung für den begeiſterten Betrachter aller Wunder der Natur. In dieſer Erwartung findet man ſich aber betrogen. Die Anhöhe, worauf ſein Arbeitszimmer abgeſondert erbaut iſt, hat nur eine mittelmäßige Ausſicht: keine Ferne; die rings umſchränkenden Hügel ſind ſteinig und kahl, den Vertiefungen dazwiſchen fehlt es an Waßer und friſchem Grün. Buffon, als der nie außerhalb Frankreich gereiſet, hatte vermuthlich einen nicht ſehr großen Maßſtab für landſchaftliche Reize, oder er begnügte ſich mit dem, was ſeine Provinz (Bourgogne) darbot, oder ihn beſtimmte bei der Wahl eines Landgutes die Rückſicht auf den Ertrag. Hierauf verſtand er ſich, wie man ſagt, vortrefflich: die in Montbard angelegten Eiſenhämmer beſchäftigten ihn ungemein. Ueberhaupt war es ihm wohl mehr darum zu thun, das Stadtleben zu vermeiden, als das Landleben zu ſuchen. Mit Tages Anbruch ſtieg er in den Sommermonaten, die er hier zubrachte, auch bei ſchlechter Witterung zu ſeinem Gartenſal hinauf; nicht etwa, um durch eine freie Ausſicht ſein Gemüth zu erweitern: er ließ vielmehr die Laden verſchließen, und arbeitete bei Licht. Dieſe künſtliche Nacht, und das Verbot, irgend jemand zu ihm heraufzulaßen, gab ihm das Gefühl der ungeſtörteſten Einſamkeit, wiewohl in der Nähe der Menſchen: denn das Wohnhaus liegt in dem Flecken ſelbſt. Nur ſelten, wahrſcheinlich wenn es mit dem Schreiben nicht nach

Wunſch fortrückte, gieng er ſpazieren unter den hohen Baumgängen, welche die obere Fläche umgeben, wo von einem ehemaligen Schloße nur noch ein Thurm übrig iſt.

Buffons prächtige und feſttäglich geputzte Schreibart erweckt allerdings den Begriff von abgemeßener Sorgfalt, die einer augenblicklich hinreißenden Eingebung nicht zuſagen würde. Ein alter Gärtner, den wir um die Lebensweiſe ſeines Herrn befragten, war vom Eindruck ihrer Einförmigkeit ſo durchdrungen, daß er ſeiner Erzählung immer die Redensart einflocht: 'Es war alle Tage dieſelbe Wiederholung.' Als der Mann auf die Zeiten nach Buffons Tode, und bis auf die franzöſiſche Revolution kam, ſteckte er bei dieſem Worte, und wir mußten ihm einhelfen; an unerſchütterliche Ordnung gewöhnt, hatte er jene bloß wie eine zufällige Störung angeſehen, und nun war ihm entfallen, wie man das Ding damals benannte. Uebrigens floh Buffon bei ſeinem Aufenthalt auf dem Lande keineswegs alle Geſellſchaft, vielmehr war ihm beim Mittageßen und Abends, wie ich von guter Hand weiß, ein eigentlicher Gevatterſchnack willkommen.

Wohnhaus und Arbeitszimmer ſind in der Schreckenszeit, als der junge Graf Buffon hingerichtet ward, geplündert worden; der Garten aber ſteht noch, wie ihn der berühmte Beſitzer angelegt, mit ſeinen Hecken, Alleen, Terraßen und andern Verzierungen. Unter dieſen fielen mir die vielen Statuen auf, von grober Arbeit, und aus übertünchten Backſteinen verfertigt. Es ſind ſämmtlich nackte weibliche Figuren, und Buffons Abſicht dabei iſt nicht mißverſtändlich: nämlich der ſinnlichen Wolluſt zu huldigen, wie an ſo vielen Stellen ſeiner Naturgeſchichte. Verſchiedene ſind ſchlechte Wiederholungen nach der Antike, z. B. die Venus Kallipygos, andre neu erfundene ohne Zweifel nach Buffons eigner Angabe ausgeführt. Ich bemerkte eine, nahe bei dem Kabinet, von breiten und ſchlaffen Formen, in einer mit nichten ſchüchternen oder in ſich geſchmiegten Stellung; was dieſe bei der mediceiſchen Venus für die Schamhaftigkeit leiſtet, hat der Künſtler alſo auf einem andern Wege zu erreichen geſucht. Ein Roſenſtock ſchlingt ſich ſeitwärts am Schenkel der überreifen Schönen hinauf, und eine weit aufgeblühte Roſe legt ſich dem geheimnißvollen Orte vor. Kann man ſich gröber an den Grazien verſündigen? Und iſt es möglich, daß ein Forſcher, der die

Hervorbringungen der Natur mit wahrem Kunſtſinne würdigte, dieſen wenig genug auf die bildende Nachahmung des Schönen übertrug, um ſo etwas nur um ſich dulden zu können? Allein dieß iſt ein recht nationaler Zug. Findet man doch bei keinem einzigen für klaſſiſch geachteten franzöſiſchen Schriftſteller auch nur eine Spur, daß er die bildenden Künſte mit Einſicht geliebt habe. Ja es gehörte in Frankreich nicht einmal zur Erziehung der Vornehmen, wie in andern Ländern, Kenner oder wenigſtens Liebhaber in dieſem Fache zu ſein. Erſt in den neueſten Zeiten haben ſie ſich Enthuſiaſmus für die ſchönen Künſte, wie ſie es nun verſtehen, einzuſchwatzen verſucht.

Die Anſicht der Natur als einer Künſtlerin, welche in einem mehr oder weniger widerſtrebenden Stoffe arbeitet, und durch das Bedürfniß ihrer ſchaffenden Phantaſie auf möglichſte Mannichfaltigkeit getrieben wird, wobei es denn nicht an unvollkommneren Abdrücken, ja an mißrathenen Verſuchen fehlen kann, die an die Gränze des Unmöglichen ſtreifen; dieſe Anſicht, ſage ich, ſtellt den Naturforſcher weit höher als der Geſichtspunkt, vermöge deſſen er überall auf Zwecke, verſtändige und wirthſchaftliche Zwecke ausgeht. Die Annahme durchgängiger Zweckmäßigkeit, alſo gleicher Vollkommenheit in allen Werken der Natur, iſt ein vorgefaßtes Urtheil, das den Blick für die geheimeren Beziehungen der Weſen abſtumpfen muß. Mit der Uebereinſtimmung der Mittel und Zwecke geht es freilich nach der Schnur: Alles beruht auf dem einfachen Kunſtgriffe, das Wirkliche zum Beabſichtigten zu machen und die Wirkung in Gedanken der Urſache voran zu ſtellen. Wie aber, wenn die Zwecke nun ſelbſt daran kommen ſollen, beurtheilt zu werden? Da wird es ſchlimm ausſehen; denn Alles läuft am Ende auf ein ins Unendliche fortgeſetztes gegenſeitiges Aufſpeiſen der Kreaturen hinaus, wobei die Pflanzen allein, und auch dieſe kaum, eine bloß leidende Rolle ſpielen: ein großes Gaſtmahl, wo die Gäſte zugleich die Gerichte ſind; wie man es in Bernardins de St. Pierre Naturſtudien an unſäglich vielem Gewürme entwickelt leſen kann. Buffon weiß von einer Rangordnung: er erkennt ſchöne und häßliche, edle und unedle, glückliche und unglückliche Geſchöpfe an. Er äußert Geringſchätzung gegen die Inſekten, ſelbſt die ſo bewunderten Bienen, er drückt ſich kühn aus über die Fehlgriffe der Natur, über die wahrhaft mißgebornen Gattungen, z. B. bei Gelegenheit des Faulthiers und des Toucan. Er iſt ein guter Phyſiognomiker der Thiere, und nähert ſich dadurch den Alten, einem Ariſtoteles, einem Plinius.

Dieſes, nebſt dem, was daraus herfließt, nehmlich dem Auflehnen gegen die geiſtloſen Klaſſifikationen und der Kritik über die Verſchiedenheit oder Einerleiheit der Arten macht ſein Hauptverdienſt aus. Denn mit ſeinen idealiſtiſchen Ahndungen iſt es nicht recht zum Durchbruche gekommen, und zum Begriff des Organiſmus der Himmels-Körper und Syſteme hat er ſich nie erhoben: ſeine Hypotheſen darüber geben auf lauter Zufälliges nnd Mechaniſches. Er war einmal in den Kreiß des irdiſchen Lebens feſtgebannt. Auch fehlt es ihm überall an Ueberſicht, und ſein großes Werk über die Naturgeſchichte der Thiere iſt nichts weniger als ein Werk.

IX.

Jakob Necker.

Jakob Necker ward den 1ſten Mai 1734 in Genf geboren, aus einem adlichen Geſchlecht, das urſprünglich im nördlichen Deutſchland zu Hauſe war. Frühzeitig, ſobald ſeine erſte Erziehung beendigt war, begab er ſich nach Frankreich, und widmete zwanzig Jahre ſeines Lebens dem Handel und dem Erwerb ſeines Vermögens. Die Republik Genf ernannte ihn zu ihrem Reſidenten in Paris: in dieſer Eigenſchaft kam er in Geſchäfts-Verhältniſſe mit dem Herzog von Choiſeul, und flößte dieſem Miniſter ausgezeichnete Hochachtung vor ſeinem Charakter und Wohlgefallen an ſeinem Geiſte ein. Da ihn die oſtindiſche Kompagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, ſo ließ er über dieſen Gegenſtand im Jahr 1773 ein Schrift drucken [Réponse au Mémoire de M. l'abbé Morellet sur la compagnie des Indes], worin er die Wichtigkeit einer den Handel betreffenden Frage durch die Zierlichkeit und Reinheit der Schreibart hervorzuheben wußte. Im folgenden Jahr erhielt ſeine ‘Lobrede auf Colbert’ den von der franzöſiſchen Akademie ausgeſetzten Preis. Condorcet, deſſen Gedanken ſchon damals auf die Freiheit gerichtet waren, machte es ihm zum Vorwurf, den Miniſter eines Deſpoten gelobt zu haben. Das zweite Werk Neckers, betitelt ‘Verſuch über den Getreidehandel und deſſen Geſetzgebung' (Essai sur le commerce et la législation des grains) wurde von Turgot und den Oekonomiſten (Phyſiokraten) lebhaft angegriffen. Der Verfaßer, wiewohl er im Allgemeinen den Grundſatz der Handelsfreiheit anerkannte, erklärte ſich dennoch für einige Einſchränkungen der Getreide-Ausfuhr, welche die Sorge für die ärmern Stände ihm nothwendig zu machen ſchien. Ein im Jahe 1775 durch die hohen Kornpreſſe verurſachter Aufſtand bewies nur allzuſehr die Wahrheit ſeiner Behauptungen. Das Buch des Adam Smith hat eine Anzahl Jahre hindurch für eine Art von Evangelium in der Staatswirthſchaft gegolten: aber ſeitdem ſcharfſinnige Schriftſteller bewieſen zu haben ſcheinen, daß einige Theile ſeines Syſtems auf unſre jetzige geſellſchaftliche Verfaßung nicht anwendbar ſind, verdient der Verſuch über die Geſetzgebung des Kornhandels mit beſondrer Aufmerkſamkeit wieder-geleſen zu werden. Die Finanzen Frankreichs waren in einer beunruhigenden Verwirrung; die Parlamente wurden von Tag zu Tag ſchwieriger beim Einregiſtrieren der Auflagen, und der Verfall des Credits machte die Anleihen unmöglich. Der erſte Staatsminiſter, Graf von Maurepas, hielt es für das beſte Mittel ſich aus ſo vielen Schwierigkeiten herauszuwinden, daß er die Verwaltung der Finanzen einem Mann anvertraute, den die öffentliche Meinung entſchieden dazu berief, wiewohl er ein Fremder und ein Proteſtant war. Im Jahr 1776 wurde alſo Necker Herrn Taboureau als Direktor des königlichen Schatzes beigeſellt, und im nächſten Jahr wurde ihm die Verwaltung der geſammten Finanzen übertragen. Wenige Monate vor ſeinem Eintritt in das Miniſterium hatte Necker eine Reiſe nach England gemacht, wo ſeine Aufmerkſamkeit ſich beſonders auf den Einfluß gerichtet hatte, den die Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Credit hat. Uebrigens, wiewohl er ein großer Bewundrer der engliſchen Verfaßung war, kann man verſichern, daß er zu Anfang ſeiner öffentlichen Laufbahn nicht im mindeſten daran dachte, in Frankreich eine ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Sein einziger Zweck war, in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung Ordnung und Gerechtigkeit einzuführen; ein langſames, aber ſichres Mittel zur Freiheit zu gelangen, welche nichts andres als die höchſte Gerechtigkeit iſt. Das, wodurch ſich Necker als Staatsmann eigenthümlich auszeichnet, iſt die Uebertragung der gewißenhafteſten Sittlichkeit des Privatlebens auf die öffentlichen Geſchäfte. Bei ſolchen Grundſätzen mußt' er jede gewaltſame Revolution ſcheuen, und man ſieht auch, daß er ſogar dann, wenn es darauf ankam, Mißbräuche abzuſtellen oder Privilegien zu vernichten, die der Nation nachtheilig waren, ſich lieber mit den vorhandnen Anſprüchen gütlich abzufinden geſucht hat, als daß er ohne Schonung hätte durchgreifen ſollen, ſo oft eine durch die Theorie empfohlne Verbeßerung, plötzlich und in ihrem ganzen Umfang durchgeſetzt, einige Ungerechtigkeiten hätte herbeiführen können.

Die ungleiche Vertheilung der Auflagen, die Privilegien der Stände und der Provinzen, die zahlloſen Mißbräuche der Verwaltung, das Elend der untern Stände, machten die Herſtellung der Finanzen zu einer unglaublich ſchwierigen Aufgabe. Necker wollte ſie durch die genaueſte Sparſamkeit in allen Ausgaben bewirken. Er gab ein in ſeiner Art einziges Beiſpiel, indem er das für ſeine Stelle beſtimmte Gehalt ausſchlug, und dem Staat ohne alle Vergütung mit dem Aufwand ſeines eignen Vermögens diente. Dieſer Beweis ſeiner Uneigennützigkeit ſollte nicht ſowohl dem Schatz eine an ſich wenig bedeutende Ausgabe erſparen, als vielmehr ihn ſelbſt in Stand ſetzen, der Verſchwendung der öffentlichen Gelder mit Nachdruck zu ſteuern, und die Beſoldungen und Gnadengehalte zu vermindern, die ſich auf unmäßige Summen beliefen.

Frankreich ergriff die Partei der amerikaniſchen Kolonien gegen England, wiewohl es Necker abgerathen hatte. Er nahm zwar lebhaft Antheil an der Sache der Unabhängigkeit Nordamerikas, aber er widerſetzte ſich einem Bruch, den er entweder als nicht hinreichend veranlaßt, oder nach den Verhältniſſen der franzöſiſchen Monarchie als unpolitiſch betrachtete. Indeſſen mußten die Unkoſten des Kriegs in einem verſchuldeten und unter der Laſt der Auflagen ſchon erliegenden Lande herbeigeſchafft werden. Necker nahm ſeine Zuflucht zu Anleihen. Der Ruf ſeiner Ueberlegenheit im Finanzweſen und ſeiner Gewißenhaftigkeit vertrat die Stelle wirklicher Gewährleiſtungen; und ſo ſchuf er ganz allein einen Kredit, welchen die Staatseinrichtungen Frankreichs unmöglich zu machen ſchienen. Er lockte die Kapitaliſten durch vortheilhafte Bedingungen an, er beſtach ihre Einbildungskraft durch Vortheile, die das Looß vertheilen ſollte, und Anerbietungen aus allen Theilen Europas entſprachen ſeinen Einladungen. Man hat das von Necker eingeführte Syſtem der Anleihen auf Leibrenten angegriffen, aber man hat hierbei nicht genugſam bedacht, wie damals die Lage der franzöſiſchen Finanzen beſchaffen war; man hat vor allen Dingen vergeßen, daß Necker nicht in neuen Auflagen, ſondern in bloßen Erſparniſſen die nöthigen Hülfsquellen zur Zahlung der Zinſen und zur allmälichen Tilgung der Kapitale zu finden wußte.

Der Graf von Maurepas pflegte immer gegenwärtig zu ſein, wenn der König mit ſeinen Miniſtern arbeitete; ein Anfall vom Podagra hielt ihn einmal in ſeinem Hauſe zurück, und Necker benutzte dieſen Zeitpunkt, um die Entlaßung des Miniſters der Marine, Herrn von Sartines, deſſen Unfähigkeit und unordentliche Geſchäftsführung dem Finanzminiſterium tägliche Verlegenheiten verurſachte, und die Ernennung des, eines ſolchen Vertrauens in jeder Hinſicht würdigen Marſchalls von Caſtries an ſeine Stelle zu bewirken. Der alte Höfling konnte es Neckern nie verzeihen, daß er einen unmittelbaren Einfluß auf den Geiſt des Königs ausgeübt hatte; von dieſem Augenblicke an ward er ſein Feind, und ſpähte unabläßig jede Gelegenheit aus, ihn mit Vortheil anzugreifen.

Unter den Verfügungen, welche Neckers erſtes Miniſterium bezeichnen, war die Einführung der Provincial-Verwaltungen eine der wichtigſten. Den Plan dazu hatte Turgot entworfen, allein Necker hatte zuerſt den Muth, ungeachtet des Widerſtandes jeder Art, den er dabei erfuhr, die Sache in's Werk richten. Die Provincial-Verſammlungen waren dazu beſtimmt, die Auflagen unter die Zahlungspflichtigen zu vertheilen, und die Regierung über die örtlichen Verhältniſſe aufzuklären. Ein Viertel ihrer Mitglieder war aus der Geiſtlichkeit, ein andres Viertel aus dem Adel, und die Hälfte aus dem dritten Stand gewählt. Wenn es wahr iſt, daß die Völker einer fortſchreitenden Erziehung bedürfen, um zur Freiheit zu gelangen, und daß man ihnen nur nach und nach alle Rechte zugeſtehen darf, auf deren Beſitz ſie Anſpruch haben, ſo war die Einrichtung der Provincial-Verſammlungen das geſchickteſte Mittel, Frankreich zu einer wahrhaft repräſentativen Verfaßung vorzubereiten. Welche Wünſche indeß Necker in dieſer Hinſicht hegen mochte, man hat Urſache zu glauben, daß ſeine Abſicht damals weniger darauf gieng, eine politiſche Reform herbeizuführen, als den Mißbräuchen der Verwaltung abzuhelfen und dem bedrängten Theil der bürgerlichen Geſellſchaft Lindrung zu verſchaffen. Die drei unter dem erſten Miniſterium Neckers geſtifteten Provincial-Verſammlungen in Berry, Rovergue und dem Delphinat, brachten in kurzer Zeit die heilſamſten Wirkungen hervor.

Eine Schrift, worin Necker die Vortheile der Provincial-Verſammlungen entwickelte, und unter andern darthat, daß ſie in der Folge als ein Gegengewicht gegen den Widerſtand der Parlamente dienen könnten, wurde durch die Indiscretion eines Herrn vom Hofe öffentlich bekannt, und zog Neckern die Feindſchaft dieſer Gerichtshöfe zu, die er doch mehr geſchont hatte, als irgend einer ſeiner Vorgänger im Miniſterium.

Das Recht der todten Hand, eins der beſchwerlichſten Lehnrechte, war in den Krongütern abgeſchafft. Mehr als dreihundert dem Hof und den Finanzen zur Laſt fallende überflüßige Aemter waren aufgehoben; die ſtrengſte Sparſamkeit führte bei allen Ausgaben den Vorſitz; das Deficit, das Necker im öffentlichen Schatz vorgefunden, war ausgefüllt; die Zinſen für ausgeliehene Gelder ſtanden niedriger als jemals; die ganze Einrichtung der Gefängniſſe und Hoſpitäler war verbeßert. Necker wollte das franzöſiſche Volk zum Zuſchauer ſeines Werks haben, und wenn es nicht bei der Verwendung ſeiner Einkünfte zu Rathe gezogen war, wollte er, daß ihm wenigſtens die Ergebniſſe mitgetheilt würden. Ueberzeugt, daß die Oeffentlichkeit der Finanz-Verhandlungen die erſte Grundlage des Kredits ſei, ließ er die Rechenſchaft über ſeine Verwaltung (Compte rendu) drucken, und legte darin das unverhoffte Reſultat eines Ueberſchußes der Einnahme über die Ausgabe von zehn Millionen dar. Der Eindruck, den dieſe Schrift machte, iſt unbeſchreiblich, und die öffentliche Dankbarkeit wurde dem Verfaßer von allen Seiten auf die lebhafteſte Weiſe ausgedrückt.

Der Graf von Maurepas, eiferſüchtig über die allgemeine Volksgunſt, die Necker genoß, glaubte den vortheilhaften Augenblick zu Angriffen auf ihn gefunden zu haben. Er wußte, daß ſein Amtsgenoße um keine andre Belohnung, als die des öffentlichen Beifalls, bemüht war, und daß ſeine Ruhmliebe bis zur äußerſten Empfindlichkeit über alle Aeußerungen der Meinung gieng: er fieng alſo an, heimlich Schmähſchriften gegen Necker verbreiten zu laßen. Unter andern griff ein gewiſſer Bourboulon die ‘Rechenſchaft’ in einer Schrift an, die zu erbärmlich war, als daß ſie eine Widerlegung verdient hätte. Necker, der vielleicht ſolche Gegner hätte verachten ſollen, beſorgte, daß ihre Schmähſchriften, wenn ſie das Anſehn hätten vom Hofe begünſtigt zu werden, ſeine Mittel Gutes zu ſtiften vermindern möchten; er hielt es für nothwendig, daß der König durch irgend ein Zeichen ſeiner Gunſt jeder Vermuthung dieſer Art ein Ende machte. Er begehrte demnach für ſich den Sitz im Staatsrath, und verlangte, daß die Verfaßer der Schmähſchriften aus dem Haus der Prinzen entfernt würden. Der Eintritt in den Staatsrath ward ihm, als Proteſtanten, verweigert, worauf er im Jahre 1781 ſeine Entlaßung nahm. Necker hat ſich ſeitdem oft Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht gewartet, bis ihm der Tod des Grafen von Maurepas erlaubt hätte, bei Ludwig XVI. den entſchiednen Einfluß zu gewinnen, deſſen er bedurfte um ſeine Entwürfe für das gemeine Beſte durchzuführen, und man muß dieſes mit ihm bedauern. Denn man iſt berechtigt zu glauben, wenn er ſich in ſeinem Amt behauptet, und fortgefahren hätte für Frankreich allmälich alle die Vortheile zu gewinnen, welche nachher mit Gewalt errungen worden ſind, ſo würde die Revolution entweder gar nicht ſtattgefunden, oder eine ganz andere Wendung genommen haben.

Neckers Entfernung aus dem Miniſterium ward in Frankreich als ein öffentliches Unglück betrachtet. Alle Städte, alle Korporationen beeiferten ſich um die Wette, ihm ihr Bedauern und ihre Bewundrung zu bezeugen. Joſeph II., Katharina II. *) und die Königin von Neapel trugen ihm

---

*) Wie die große Kaiſerin von Rußland über Neckers Verdienſte dachte, und mit welcher Theilnahme ſie ihn auf ſeiner politiſchen Laufbahn begleitete, das ſieht man am beſten aus ihren eigenhändigen Briefen an Hrn. Grimm, welche Frau von Staël in einer Anmerkung zu dem 'Privatleben' ihres Vaters hat abdrucken laßen.

Petersbourg, du $\frac{10}{21}$ Juillet 1781.

Enfin M. Necker n'est plus en place. Voila un beau rêve que la France a fait, et une grande victoire pour ses ennemis. Le caractere de cet homme rare est à admirer dans ses deux ouvrages, car le Memoire vaut bien le Compte rendu. Le roi de France a touché du pied à une grande gloire. Nun das wird ſchon ſo bald nicht wieder kommen, mais cela ne réviendra pas de sitôt. Il falloit à M. Necker une tête de maitre qui suivit ses enjambées.

Petersbourg, du $\frac{11}{22}$ Juillet 1781.

La lettre que M. Necker vous a écrite m'a fait grand plaisir; je suis seulement fachée qu'il ne soit plus en place. C'est un homme à qui le ciel a destiné la première place en Europe sans contredit pour la gloire. Il faut qu'il vive, il faut qu'il survive à une couple de ses contemporains, et alors cet astre sera à nul autre comparable, et ses contemporains resteront loin derrière lui.

an, ihn an die Spitze ihrer Finanzen zu ſtellen; allein er hatte zu viel Anhänglichkeit an Frankreich, um auf ſolche Vorſchläge einzugehen. Das erſte Werk, womit er ſich in ſeiner Zurückgezogenheit beſchäftigte, war das 'über die Verwaltung der Finanzen': ein klaſſiſches Buch in dieſem Fach, und das noch jetzt bei allen Berechnungen der Reichthümer Frankreichs zur Grundlage dient. Es erſchien im Jahr 1784, und achtzigtauſend Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft; niemals hatte ein ſo wißenſchaftlicher Gegenſtand eine ſolche unter allen Ständen verbreitete Neugierde erregt.

Die erſten Nachfolger Neckers waren zwei Parlaments-Räthe, Hr. Joly de Fleury und Hr. von Ormeſſon, deren Miniſterium nur als eine Art von Zwiſchenreich betrachtet werden kann, ſo groß war ihre Unwißenheit in den einzelnen Theilen der Verwaltung. Hierauf erſchien Hr. von Calonne, deſſen thörichte Verſchwendung jenes berüchtigte Deficit herbeiführte, welches die Urſache oder wenigſtens die ſichtbare Veranlaßung der Revolution ward. Er ſetzte während des Friedens das Syſtem der Anleihen fort, das Necker nur für den Krieg geſchaffen hatte; er begünſtigte den Luxus des Hofes, um mit Neckers ſtrenger Sparſamkeit einen Gegenſatz zu bilden, und verwickelte ſich dergeſtalt in

---

De Petersbourg, 8. Novembre 1784.

J'ai enfin pu lire l'introduction du livre de M. Necker, je viens de l'achever. Puisqu'il est sensible à l'estime, assurez-le de toute la mienne. On voit qu'il était à sa place et qu'il la remplissoit avec passion, il en convient lui-même. J'aime ce mot: Ce que j'ai fait je le ferois encore. Et on ne parle pas ainsi sans être bon, et il faut l'être éperdûment, pour n'en avoir rien perdu après beaucoup de traverses.

den Folgen ſeiner Unordnung, daß er keine andre Ausflucht mehr ſah, als eine Verſammlung der Notabeln zuſammen zu berufen (1787). In der Berechnung der Finanzen, die er dieſer Verſammlung vorlegte, geſtand er ein Deficit von 56 Millionen ein, aber er behauptete, es ſei ſchon vorhanden geweſen, als ſich Necker aus dem Miniſterium zurückzog, und beſtritt die Richtigkeit der von dieſem abgelegten ‚Rechenſchaft'. Necker antwortete auf die Angriffe des Hrn. von Calonne durch eine Schrift, worin die geiſtvollſte Polemik die ſiegreiche Beweiskraft der Gründe anziehend verwebt. Die Gültigkeit dieſer Antwort wurde bald, ſowohl von der öffentlichen Meinung, als von der Verſammlung der Notabeln, anerkannt, und Calonnes Entlaßung ward unvermeidlich. Bevor Necker ſeine Widerlegung bekannt machte, hatte er ſie dem Könige vorgelegt und die Erlaubniß begehrt, ſie drucken zu laßen. Von Seiten eines Privatmanns, wie es Necker damals war, konnte dieß Anſuchen nur als eine ehrerbietige Höflichkeitsbezeugung gegen den König betrachtet werden, und es wäre verkehrt, ihm einen ernſthaften Vorwurf daraus zu machen, daß er, ungeachtet der Gegenvorſtellungen Ludwig XVI., bei der Meinung verharrte, die Ehre mache es ihm zur Pflicht, ſeine Vertheidigung bekannt zu machen. Wie dem auch ſei, er wurde bald darauf zwanzig Meilen weit von Paris verbannt, wo jedoch die ausgezeichnetſten Zeugniſſe der öffentlichen Gunſt, welche er behielt, ihn über dieſe augenblickliche Ungnade leicht beruhigen konnten. Nach Herrn von Calonnes Verabſchiedung wollte der König Neckern zurückberufen, allein der Baron von Breteuil hielt ihn davon ab, und die Verwaltung der Finanzen wurde Herrn von Fourqueux, einem alten Staatsrath, übertragen, der bald ſeine vollkommne

Unfähigkeit einſah, und dem Erzbiſchof von Sens, Herrn von Brienne, Platz machte, welchen die Königin beſchützte. Die von dem neuen Miniſter vorgeſchlagene Auflage des Stempelpapieres wurde vom Parlament verweigert; man verbannte das Parlament, und wollte an deſſen Stelle einen aus Adlichen und Geiſtlichen beſtehenden oberſten Gerichtshof (cour plénière) ſetzen; aber die öffentliche Meinung lehnte ſich nachdrücklich hiegegen auf, und bald ward eine Zuſammenberufung der Reichsſtände die allgemeine Loſung. Der Erzbiſchof von Sens war genöthigt, ſie im Namen des Königs auf den Monat Mai des Jahres 1789 zu verſprechen.

Es geſchah im Monat Auguſt des vorhergehenden Jahrs, daß die Gewalt der öffentlichen Stimme Neckers zweite Berufung zum Miniſterium erlangte. Er hatte ſo eben in ſeiner Entfernung von den Geſchäften ſein Werk ‘über die Wichtigkeit der religiöſen Meinungen’ herausgegeben, worin die reinſte Sittenlehre in der edelſten Schreibart gepredigt wird. Im Jahr 1781 hatte er das Miniſterium mit Bedauern verlaßen, jetzo trat er mit Bekümmerniß wieder ein. Als man ihm ſeine Ernennung meldete, rief er aus: „Warum hat man mir nicht die fünfzehn Monate des Erzbiſchofs gegeben? Aber jetzt iſt es zu ſpät.“ Necker fand den öffentlichen Schatz erſchöpft, die Staatspapiere im Werth geſunken, ſo daß ſie eines Morgens nur auf 30 Procent ſtiegen. Bald boten ſich Kapitale von allen Seiten an; die Verbannten wurden zurückberufen, die wegen politiſcher Meinungen Verhafteten wurden in Freiheit geſetzt; allein die Gährung der Gemüther war ſchon allzu heftig, als daß es in menſchlichen Kräften geſtanden hätte, ſie zu meiſtern.

Die ariſtokratiſche Partei hat Neckern beſonders daraus einen ſchweren Vorwurf gemacht, daß er bei der Verſammlung der Reichsſtände dem dritten Stand die gleiche Zahl von Repräſentanten gegeben, wie den beiden übrigen Ständen zuſammen. Aber, einmal angenommen, daß die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes nicht eine Pflicht gegen die Nation geweſen wäre, ſo wäre es dennoch ungerecht, Neckern wegen einer Maßregel anzuklagen, welche ſo gebieteriſch von der öffentlichen Meinung gefordert ward, daß aller Widerſtand in dieſer Hinſicht nur die verderblichſten Folgen hätte nach ſich ziehen können. Selbſt das Parlament von Paris, der eifrigſte Vertheidiger des alten Herkommens, war gezwungen geweſen einzugeſtehn, daß in dieſem Stück die ehemaligen Gebräuche nicht zur Richtſchnur dienen dürften. Das Einzige, was man Neckern vernünftiger Weiſe vorwerfen kann, iſt, daß er von Neuem die Verſammlung der Notabeln berief, und daß er nachher einen Beſchluß faßte, welcher der Entſcheidung der großen Mehrheit ihrer Bureaux entgegengeſetzt war. Man weiß, daß das Bureau, bei welchem Monſieur, jetzt Ludwig XVIII., den Vorſitz führte, das einzige war, welches ſich für die Verdoppelung erklärte. Aber war es vorauszuſehn, daß eben dieſelbe Verſammlung, die unter dem Miniſterium des Hrn. von Brienne ſich ſo eifrig für das Beſte der Nation verwendet hatte, ſich bald nachher ſo hartnäckig in Vertheidigung ihrer eignen Privilegien zeigen würde?

Die Entſcheidung des Staatsraths vom 27ſten December 1788, worin Ludwig XVI., außer der verdoppelten Stellvertretung des dritten Standes, aus eigner, freier Bewegung die Abſtellung der verſiegelten Briefe (lettres de cachet) und die periodiſche Zuſammenberufung der Reichsſtände verſprach, erregte einen allgemeinen Enthuſiasmus, und der

Miniſter, der ſolche Beſchlüße angerathen hatte, gelangte auf den Gipfel der Popularität.

Demungeachtet wurde Neckers Lage in Kurzem ſehr ſchwierig; er ſah die unwiderſtehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, und fühlte, die einzige Weiſe ſie zu lenken, ſei, daß der König ſich ſelbſt an die Spitze der Volksbewegung ſetzte, und im Voraus der franzöſiſchen Nation die Vortheile zugeſtände, die ſie ihm ſpäterhin mit Gewalt entreißen würde. Ludwig XVI. blieb nicht lange dieſer Richtung getreu; Necker war das ſcheinbare Haupt des Miniſteriums, aber alle Schritte des Hofes wurden durch einen geheimen Rath und insbeſondere durch den Baron von Breteuil geleitet. Wenn Necker nur den Ehrgeiz gehabt hätte, mächtig zu ſein, ſo gab es keine Höhe, auf welche ihn nicht die Volksgunſt, deren er genoß, hätte emportragen können; allein er machte es ſich zur Pflicht, dem König dieſe Volksgunſt aufzuopfern; und ſelbſt dieſe ſchmerzlichſte aller Aufopferungen wurde bald fruchtlos.

Am 5ten Mai 1789 hatte die Eröffnung der Reichsſtände ſtatt. Necker beſchränkte ſich in ſeiner Rede darauf, den Zuſtand der Finanzen zu entwickeln, die nöthigen Verbeßerungen anzudeuten, und die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten darzulegen. Der dritte Stand war unzufrieden damit, daß er ſich auf die Prüfung der Verfaßung nicht eingelaßen hatte, und die privilegierten Stände, welche mit Erſtaunen ſahen, was er in den acht Monaten ſeines neuen Miniſteriums für die Herſtellung der Finanzen geleiſtet hatte, rückten ihm die Berufung der Reichsſtände als überflüßig vor. Aber war es möglich, ſich von dem feierlichen Verſprechen des Königs loszuſagen, wiewohl es unter dem Miniſterium des Erzbiſchofs von Sens gegeben war?

Schon ehe die Stellvertreter des dritten Standes ſich für eine National-Verſammlung erklärten, hatte Necker dem König zu erkennen gegeben, es ſei nothwendig, daß die drei Kammern über alles die Auflagen Betreffende ſich gemeinſchaftlich beriethen, und daß die Abgeordneten einzeln abſtimmten, wobei man dann die Berathung nach Ständen für die beſondern Intereſſen und Vorrechte jedes Standes beibehalten, und auf den nächſten Reichstag die Eintheilung in zwei Kammern ankündigen möchte. Der Entwurf Neckers für die königliche Sitzung vom 23ſten Junius war auf dem Punkt durchzugehen, als die Königin Alles rückgängig machte. Neue Mitglieder wurden in den geheimen Rath aufgenommen, und ſtatt ſeines Entwurfs ward eine Erklärung gut geheißen, die in einem ganz verſchiednen Geiſt abgefaßt war, wiewohl ſich hie und da Einiges von ſeinen Gedanken wiederfand. Der König fieng damit an, alle bisherigen Beſchlüße der National-Verſammlung umzuſtoßen. Die Wirkung einer ſolchen Erklärung war leicht vorauszuſehen; Necker widerſetzte ſich bis auf den letzten Augenblick, und um ihr nicht eine ſcheinbare Billigung zu geben, nahm er ſeine Entlaßung. Die unvorſichtig eingeſchärften Befehle des Königs blieben ohne Wirkung bei der Verſammlung; die Königin, in Schrecken geſetzt durch die Volksbewegung, welche ſich kund gab, bat noch an demſelben Tage Neckern, ſeine Stelle wieder anzunehmen, indem ſie ihm ſagte, die perſönliche Sicherheit des Königs hänge davon ab, und verſprach, fernerhin keinen andern Rathſchlägen als den ſeinigen Gehör zu geben. Die Nachricht von Neckers Wiedereintritt in das Miniſterium wurde in Verſailles mit Jubelgeſchrei aufgenommen, die Abgeordneten begaben ſich in Menge zu ihm. Vielleicht wäre es damals noch Zeit geweſen, der

Regierung das Anſehen wieder zu ſichern, das der König ſo unvorſichtig gefährdet hatte. Necker gab den einzigen Rath, der heilſam ſein konnte: der König befahl den beiden privilegierten Ständen, ſich mit der National-Verſammlung zu vereinigen, und dieſe Vereinigung, wiewohl man ſich mit Widerwillen und erſt nach einer vorläufigen Proteſtation des Adels dazu verſtand, brachte noch eine wohlthätigere Wirkung hervor, als man es hoffen durfte. Necker hatte mit Nachdruck vorgeſtellt, wie unvorſichtig es wäre, auf Paris Truppen anrücken zu laßen, deren man nicht ſicher ſein könnte. Seine Vorſtellungen wurden nicht gehört; er ſah ſehr wohl, daß der Hof ſich wieder vom Baron Breteuil leiten ließ, und daß der König nur noch der Form wegen mit ihm von Geſchäften redete. Endlich am 11ten Julius erhielt Necker einen Verbannungs-Befehl. Der Baron von Breteuil, der Neckers unermeßliche Popularität kannte, und wußte, daß er ſich nur in Paris zeigen dürfte, um das Volk zu ſeinen Gunſten in Bewegung zu ſetzen, hatte vorgeſchlagen, ihn zu verhaften; aber der König ſelbſt ſagte, er ſei verſichert, Necker werde gewißenhaft gehorchen. Welch ehrenvolles Zeugniß für ſeinen Charakter! Necker reiſte in größter Eile von Paris ab; er floh vor dem Triumph, den ihm die Liebe und Verehrung des Volks bereitete, wie man es vor einer Verfolgung thun würde, und fuhr bis nach Brüſſel, ohne ſich aufzuhalten. Während der zehn Monate ſeiner Verwaltung hatte er ſich unaufhörlich damit beſchäftigt, dem Unglück einer Hungersnoth vorzubeugen, womit Frankreich bedroht war. Das Handelshaus der Herrn Hope in Amſterdam hatte nicht anders, als unter ſeiner perſönlichen Gewährleiſtung, es übernehmen wollen, Paris mit Getreide zu verſorgen, und er hatte ihnen als Bürgſchaft die zwei Millionen ſeines Vermögens angeboten, welche im königlichen Schatz niedergelegt waren. Sogleich nach ſeiner Ankunft in Brüſſel war ſeine erſte Sorge, an die Herrn Hope zu ſchreiben, daß er ungeachtet ſeiner Verbannung ſeine Bürgſchaft nicht zurücknehme.

Als ſich die Nachricht von Neckers Abreiſe in Paris verbreitete, ſo wurden alle Schauſpiele geſchloßen, wie bei einem öffentlichen Unglücksfall; das ganze Volk der Hauptſtadt griff zu den Waffen, und das erſte Zeichen der National Vereinigung, welches man aufſteckte, war eine grüne Kokarde, zu Ehren Neckers, deſſen Farbe dieß war. Der Graf von Lally-Tolendal ſchilderte in einer Rede voll der hinreißendſten Beredſamkeit alle Verdienſte Neckers um Frankreich, und ſchlug der National-Verſammlung vor, bei dem König um ſeine Zurückberufung anzuhalten. In Baſel erhielt Necker die Briefe des Königs und der Verſammlung, und entſchloß ſich, wiewohl gegen ſeine Neigung, nach Frankreich zurückzukehren. Ein Brief an ſeinen Bruder, welchen Frau von Staël in der Geſchichte ſeines Privatlebens hat abdrucken laßen, beweiſt, daß er, weit entfernt ſich mit Stolz des Triumphs ſeiner Popularität zu erfreuen, nichts als Traurigkeit empfand, indem er ſich wieder an die Spitze der Geſchäfte ſtellte. „Nur um den innern Vorwurf zu vermeiden, als habe ich nicht Alles verſucht, gehorche ich den Befehlen des Königs; aber die Zeit Gutes zu ſtiften iſt vorüber."

Die Reiſe Neckers nach Paris war eine Art von Triumphzug. Die Städte und das Landvolk empfiengen ihn mit Jubelgeſchrei; man ſpannte ſeine Pferde aus, um den Wagen zu ziehen. Unterwegs ließ er verſchiednen Perſonen Päſſe ertheilen, die das Volk auf ihrer Flucht aufhalten wollte; er rettete Herrn von Beſenval das Leben, indem er es auf ſich nahm, den Befehl, ihn nach Paris zu bringen, zu widerrufen. Am nächſten Tag nach ſeiner Ankunft begab er ſich nach dem Rathhaus der Stadt, um den neuen Obrigkeiten ſein Verfahren zu erklären; durch die rührende Beredſamkeit ſeiner Rede erlangte er das Verſprechen einer Amneſtie für das Vergangne, und der Ausſöhnung für die Zukunft; und die Worte “Amneſtie!” und “Es lebe Necker!” ertönten auf dem ganzen Platze.

Dieſe ſchöne Volksbewegung war von kurzer Dauer. Schon Tags darauf war Mirabeau bemüht, ſie durch ſeine Reden bei den Sectionen zu vernichten, und die Erklärung der Amneſtie ward widerrufen. Von dieſer Zeit bis zu ſeiner Entfernung wandte Necker alle ſeine Beſtrebungen an, um das Anſehn des Königs zu ſtützen, ohne daß er auch nur einen Augenblick angeſtanden hätte, ihm ſeine Popularität aufzuopfern. Die engliſche Verfaßung, der Gegenſtand aller Wünſche für Frankreich, hätte vielleicht noch während der zwei ruhigen Monate nach dem 14ten Julius eingeführt werden können, wenn die rechte Seite der Verſammlung ſich durch ſeinen Rath hätte leiten laßen, ſtatt auf die übertriebenſten Vorſchläge der Demokratie einzugehn, in der Hoffnung, das Uebermaß der Verwirrung werde zur Gegenrevolution führen; aber es gab keine Partei, mit welcher die franzöſiſchen Ariſtokraten nicht eher bereit geweſen wären einen Vergleich zu ſchließen, als mit der Partei der uneigennützigen Freunde einer verfaßungsmäßigen Freiheit.

Frankreich litt an allen Uebeln der Theurung; der Schatz war erſchöpft. Necker ſchlug eine Anleihe auf fünftehalb Procent Zinſen vor, die National-Verſammlung ſetzte die Zinſen auf vier Procent herab, und dadurch ſchlug die ganze Sache fehl. Man mußte zu patriotiſchen Geſchenken ſeine

Zuflucht nehmen, und Necker, nicht zufrieden, während ſeines erſten Miniſteriums ſein Gehalt ausgeſchlagen zu haben, gab zuerſt das Beiſpiel, von ſeinem Vermögen hunderttauſend Franken anzubieten.

Die Schriften, welche er während ſeines zweiten Miniſteriums ſowohl dem König als der Verſammlung vorlegte, enthalten Anſichten voll ächter Weisheit, mit eben ſo viel Scharfſinn als Nachdruck in's Licht geſetzt. Bei der Streitfrage über das bloß aufſchiebende Veto, ſchlug er als eine vermittelnde Auskunft vor, daß der König es während dreier Legislaturen erneuern könnte. Die öffentliche Meinung hatte ſich ſchon entſchieden gegen das abſolute Veto erklärt, und überdieß wär' es unvorſichtig geweſen, das Anſehn des Königs im Kampf gegen eine einzige Kammer von Repräſentanten auf's Spiel zu ſetzen. In Betreff der Erklärung der Volksrechte rieth er dem König, ihr nicht eher ſeine Beiſtimmung zu geben, als bis ihre Grundſätze auf eine Verfaßung angewandt ſein würden. Bald darauf verſetzte die Revolution vom 6ten October die Verſammlung nach Paris, und machte es den Miniſtern durchaus unmöglich, der herrſchenden Partei zu widerſtehn.

Im Jahr 1790 lehnte ſich Necker gegen die Abſchaffung der Titel auf, nicht aus Widerſpruch gegen irgend eine liberale Theorie, ſondern nach einer richtigen Schätzung der Triebfedern, welche auf die menſchliche Einbildungskraft wirken, und deren keine in der Regierung eines Staats verabſäumt werden darf. Da der König dennoch den hierauf bezüglichen Beſchluß der Verſammlung beſtätigte, ſo hatte Necker den Muth, ſeine Meinung bekannt zu machen, wie ſehr ſie auch mit den Leidenſchaften des Augenblicks im Widerſpruch ſtehen mochte.

Die Abſchaffung aller Privilegien der Stände und Provinzen, die Eintheilung Frankreichs in Departemente, die gleichförmige Vertheilung aller Auflagen, Alles dieß hatte ohne Zweifel den National-Reichthum vermehrt. Aber bis eine neue Einrichtung der Verwaltung an die Stelle des umgeſtürzten Gebäudes getreten war, konnt' es an zahlloſen Verlegenheiten in den Finanzen nicht fehlen. Um ihnen abzuhelfen, ſetzte die National-Verſammlung eine Maßregel in's Werk, welche die ſtrenge Gerechtigkeit nicht gut heißen konnte: die Vereinigung der Güter der Geiſtlichkeit mit den Staatsdomänen. Necker beſtritt dieſe Maßregel; er konnte zwar nicht wünſchen, daß die Geiſtlichkeit fernerhin einen abgeſonderten Körper im Staat bildete, und ſich in allen ihren Reichthümern und Vorrechten behauptete; er ſah in der That die Geiſtlichen nur als Nutznießer von Einkünften an, wovon das Kapital der Nation angehörte; allein er fand es ungerecht, ſie ohne eine billige Vergütung außer Beſitz zu ſetzen, und wollte, daß die Vereinigung mit den Staatsdomänen nur allmälich, nach dem Abſterben der mit den Beneficien Beliehenen, vorgenommen würde. Er lehnte ſich nachdrücklich dagegen auf, daß man die ungeheure Summe von 1800 Millionen Aſſignaten in Umlauf ſetzen, und beſonders, daß man ihnen einen gezwungenen Kurs geben wollte. Er ſagte in einer eindringlichen Schrift alle die Uebel voraus, welche dieſe Maßregel nach ſich ziehen würde: die Unſittlichkeit der Agiotage, den unvermeidlichen Fall des Papiergeldes, den geringen Preis, wofür die Nationalgüter verkauft werden würden.

Mit welcher edelmüthigen Hingebung ſich auch Necker der Vertheidigung des königlichen Anſehns widmen mochte, ſo war er doch weit entfernt, das vollkommne Vertrauen

Ludwigs XVI. zu beſitzen. Die Ariſtokraten vergaßen den Muth, womit er ſie gegen die Volkspartei in Schutz genommen hatte; ſie verziehen ihm nicht das unerlaßliche Verbrechen, die Freiheit zu lieben. Schon damals, wie jetzt, ſuchten ſie ihre Stütze in der Gewalt fremder Waffen und riethen dem König, ohne Prüfung alle Beſchlüße der National-Verſammlung zu beſtätigen, bis zu dem Augenblicke, wo er außerhalb Frankreich wär, und Alles widerrufen könnte. Auf der andern Seite fieng die Partei der Jakobiner an, in der Verſammlung die herrſchende zu werden; Mirabeau ſelbſt ſah ſich in der Minorität. Bei einer ſolchen Lage der Sachen konnte Necker nicht mehr hoffen, irgend etwas Gutes zu ſtiften; kein Pflichtgefühl legte ihm die Nothwendigkeit auf im Amt zu bleiben, und er begehrte ſeine Entlaßung. Aber aus einem Uebermaß zarter Gewißenhaftigkeit ließ er die zwei niedergelegten Millionen im königlichen Schatz, ſei es, um ein Pfand ſeiner Verwaltung zu hinterlaßen, ſei es, um nicht durch ein Beiſpiel des Mißtrauens der Maßregel der Aſſignate als Privatmann zu ſchaden, die er als Miniſter nachdrücklich beſtritten hatte.

Necker verließ Paris am 8ten September 1790, um über Baſel nach der Schweiz zurückzukehren, und auf eben dem Wege, den er ein Jahr zuvor wie im Triumph durchzogen hatte, fand er alle Gemüther durch die Heftigkeit der revolutionären Parteien entfremdet. Von dem Volk in Arcis ſur Aube aufgehalten, war er genöthigt, an die National-Verſammlung zu ſchreiben, um die erforderlichen Befehle zur Fortſetzung ſeiner Reiſe auszuwirken.

Von dieſem Zeitpunkt an bis an ſeinen Tod hat Necker die Schweiz nicht wieder verlaßen, und vornehmlich zu Coppet, an den Ufern des Genfer Sees gewohnt. Wiewohl er den Geſchäften fremd geworden war, ſo hörte er dennoch nicht auf, an Frankreich den lebhafteſten Antheil zu nehmen, und die verſchiednen politiſchen Werke, die er in der Einſamkeit ſchrieb, haben, ſo zu ſagen, einen prophetiſchen Charakter durch die Art, wie er die auf einander folgenden Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution prüft. Mit eben ſo viel Muth als Scharfſinn ſagt er die Folgen der Fehler voraus, welche die jedesmal herrſchende Partei begieng. Seine unterſcheidende Eigenthümlichkeit als Schriftſteller iſt eine ungemeine Würde des Stils und eine Sorgfalt für die Harmonie der Sprache, welche ſogar manchmal allzuweit getrieben iſt, indem ſie ſeinen Schriften eine zu gleichmäßige Farbe giebt. Wenn ihm jedoch die Würde die erſte Eigenſchaft des Stils bei ernſthaften Gegenſtänden zu ſein ſchien, ſo hat er übrigens, theils durch kleinere Schriften, theils durch einzelne Stellen ſeiner politiſchen Werke bewieſen, daß er die Waffe des Lächerlichen mit Kraft und Gewandtheit zu führen wußte. Ein Aufſatz ‘über das Glück der Dummköpfe’ (sur le bonheur des sots), welchen Frau von Staël nach ihres Vaters Tode hat wieder abdrucken laßen, iſt ein Meiſterſtück von feinem Scherz. — Das Werk ‘über die Verwaltung Herrn Neckers, von ihm ſelbſt’ (1 Bd. in 8.), iſt das erſte, das er nach ſeiner Entfernung von den Geſchäften herausgab; es iſt die Geſchichte ſeines zweiten Miniſteriums, worin er ſich über Frankreich mit einer Gemüthsbewegung ausdrückt, wie einem Manne von Gefühl die innigſte Freundſchaft ſie eingeben könnte. Sein Werk ‘über die ausübende Gewalt in großen Staaten’ (2 Bde. in 8.), welches kurz darauf zu Anfang des Jahres 1792 erſchien, iſt ein klaſſiſches Buch. Die darin angeſtellte Prüfung der Verfaßung vom Jahr 1791, welche damals in Frankreich ſo großen Enthuſiaſmus erregte, iſt unübertrefflich an Scharfſinn und ruhiger Vernunft.

Ein Aufſatz Neckers zur Vertheidigung des Königs, den er am Schluß des Jahres 1792 drucken ließ, zog ihm die Einrückung ſeines Namens in das Verzeichniß der Ausgewanderten zu; in der Folge bewirkten die Schritte ſeiner Tochter beim Direktorium, daß er ausgeſtrichen ward. Die Konvention legte zu gleicher Zeit Sequeſter auf die zwei Millionen, die er dem öffentlichen Weſen anvertraut hatte, wiewohl ſelbſt im Schooß einer ſolchen Verſammlung ſich einzelne Stimmen gegen dieſe Ungerechtigkeit erhoben.

Im Jahr 1797 erſchien ſeine ‘Geſchichte der franzöſiſchen Revolution’ (4 Bde. in 8.). Sein vornehmſter Zweck bei deren Bekanntmachung war, die Mängel der Direktorial-Verfaßung zu prüfen: und in der That wendet er hierbei einen ſolchen Scharfſinn auf, daß ſeine Schlüße ihn beinahe dahin bringen, die Revolution des 18ten Fruktidor anzukündigen, welche kurz darauf ſtattfand.

Selbſt mitten in ſeiner öffentlichen Laufbahn hatte Necker das Bedürfniß gefühlt, über die Religion zu ſchreiben. Die Betrachtung dieſer hohen Wahrheiten wurde ihm in der Einſamkeit noch nothwendiger, und im Jahr 1800 gab er unter dem Namen ‘religiöſe Sittenlehre’ (Cours de morale religieuse, 3 vol.) Reden über Texte aus dem Evangelium heraus. Dieſes Werk iſt geſchickter als irgend eine ſeiner übrigen Schriften, einen richtigen Begriff von ſeiner edlen Schreibart und ſeinem tiefen Gefühl zu geben.

Seine letzte politiſche Schrift iſt vielleicht die merkwürdigſte unter allen, ſowohl an ſich ſelbſt, als wegen der Umſtände, unter denen ſie erſchien. In einem Augenblick, wo alle Parteien ſich an Buonaparte anſchloßen, wo ſeine Macht täglich anwuchs, wagte es Necker in ſeinen 'letzten Anſichten der Politik und der Finanzen' (dernières vues de politique et de finance. 1802. 1 vol.), alle die Fallſtricke zur Unterjochung Frankreichs zu enthüllen, welche die konſulariſche Verfaßung verſteckte. Nach einer gründlichen Prüfung dieſer Verfaßung legt er zwei Entwürfe vor, den einer Monarchie, und den der einen und untheilbaren Republik; und er ſcheint zu beweiſen, daß der letzte dieſer Plane der einzige auf die damalige Lage Frankreichs anwendbare ſei. Wenn man unter Neckers Schriften nur dieſe allein läſe, ſo könnte man glauben, ſeine Meinungen hätten ſich zur Demokratie hingeneigt; wenn man ſie aber mit den vorhergehenden vergleicht, ſo wird man ſich überzeugen, daß ſeine Gründe zu Gunſten der Republik hauptſächlich zum Angriff gegen die monarchiſchen Anſchläge des erſten Konſuls dienen. Buonaparte wurde durch die Bekanntmachung dieſes Buchs heftig gereizt, er hatte Frau von Staël in Verdacht mit daran gearbeitet zu haben, und von dieſer Zeit ſchreibt ſich die Verfolgung her, der ſie eine Reihe von Jahren hindurch ausgeſetzt war, weil ſie den von ihrem Vater ererbten Grundſätzen der Freiheit unverbrüchlich getreu blieb.

Necker ſtarb zu Genf am 9ten April 1804 im 70ſten Jahr; er genoß bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens der vollen Thätigkeit ſeiner Geiſteskräfte, welche das Alter eher erhöht als vermindert hatte. Alle, welche ihn beſonders während der letzten Jahre gekannt haben, ſind überzeugt, daß er im Privatleben der ſittlichen Vollkommenheit ſo nah kam, als es nur irgend einem Menſchen möglich iſt. Der Verluſt ſeiner Frau, die kurz nach ſeiner Rückkehr in die Schweiz ſtarb, war ein Unglück für ihn, worüber er ſich lange nicht tröſten konnte. Nachher wurde die Anhänglichkeit an ſeine

Tochter ſein vorwaltendes Gefühl: und die vollkommne Innigkeit, die zwiſchen ſo ausgezeichneten Gemüthern ſtattfand, macht beiden gleiche Ehre.

Nach ſeinem Tode gab Frau von Staël zuſammen in Einem Bande 'abgerißne Gedanken' ihres Vaters heraus, welche einen Begriff von der Anmuth ſeines Geiſtes im mündlichen Geſpräch geben können. Dann eine Hervorbringung ſo verſchiedner Art von ſeinen übrigen Schriften, daß ſie eine beſondre Aufmerkſamkeit verdient: es iſt eine wahre Geſchichte als Novelle behandelt, worin Necker kurz vor ſeinem Tod die Liebe zweier Gatten mit einer Lebhaftigkeit des Gefühls ſchilderte, welche die jugendlichſte Einbildungskraft beweiſt. Dieſe nachgelaßnen Schriften ihres Vaters hat Frau von Staël mit einer Schilderung ſeines Privatlebens begleitet, worin die Trauer über ſeinen Verluſt mit der tiefſten Wahrheit des Gefühls ausgedrückt iſt. —

Coppet im Juny 1816.

[Anm. Zur bequemeren Ueberſicht ſtehe hier aus den 'Oeuvres complètes de M. Necker, publiées par M. le baron de Staël, son petit-fils.' Paris, chez Treuttel et Wurtz. 1820 1821. 15 tom. 8., denen der Herausgeber eine Notice sur M. Necker p. I...CCCLI. vorausgeſchickt hat, die Table chronologique des écrits de Mr. Necker et des actes de son administration, avec l'indication des volumes où ils sont contenus. (L'asterisque désigne les ouvrages posthumes.)

Réponse au mémoire de M. l'abbé Morellet sur la compagnie des Indes, imprimé en exécution de la délibération des actionnaires, prise dans l'Assemblée generale du 8. août 1769. Tom. XV. p. 127...202.

Éloge de Jean-Baptiste Colbert; discours qui a remporté le prix de l'Académie Française en 1773. T. XV. p. 3...126.

Sur la législation et le commerce des grains. 1 vol. in 8. Paris 1775. T. I. p 1...336.

Actes du premier ministère de M. Necker, depuis le 22. octobre 1776., jusqu' au 19. mai 1781. T. III. p. 1...550. (und XI. p. 408...442.)

> Dans ce vol. se trouve compris le Mémoire sur les administrations provinciales, remis au Roi en 1778., et rendu public en 1781.

Compte rendu au roi, janvier 1781. 1 vol. 8. T. II. p. 3...157.

De l'administration des finances de la France; imprimé pour la 1ère fois en 3 voll. 8., à Lyon et à Lausanne. 1784. T. IV. (p. 3...578.) V. p. 1...621.

Mémoire en réponse au discours prononcé par M. de Calonne devant l'Assemblée des Notables. T. II. p. 160...235. 603...608.

De l'importance des opinions religieuses. 1 vol. in 8. 1788. T. XII. p. 3...438.

Sur le compte rendu au Roi en 1781., Nouveaux éclaircissements par M. Necker, 1 vol. in 4. Septembre 1788. T. II. p. 237...602.

Actes du second ministère de M. Necker, depuis son rappel, le 25. août 1788., jusqu'à son exil, le 11. juillet 1789. T. VI. p. 393...643.

Lettres, Discours, Mémoires et Rapports, addressés par M. Necker au Roi et à l'Assemblée constituante, depuis son retour à Paris, le 30. juillet 1789., jusqu'à sa retraite définitive au mois de septembre 1790. T. VII. p. 3...538.

Sur l'administration de M. Necker, par lui-même. 1 vol. in 8. 1791. T. VI. p. 3...392.

Du pouvoir exécutif dans les grands états. 2 voll. in 8. 1792. T. VIII. p. 3...601.

Réflexions présentées à la nation française sur le procès de Louis XVI. in 4.; 30. octobre 1792. T. XI. p. 342...407.

De la Révolution française, suivi de Réflexions philosophiques sur l'égalité. 4 voll. in 8. 1796. T. IX. (p. 3...476.) X. p. 1...500.

Cours de morale religieuse. 3 voll. in 8. T. XIII. (p. 3...433.) XIV. p. 1...385.

Dernières vues de politique et de finance. 1 vol. in 8. 1802. T. XI. p. 3...341.

Manuscrits de M. Necker, publiés par sa fille en 1804. 1 vol. in 8.:

* Pensées détachées. T. XV. p. 205...330. (Dans ces morceaux détachés se trouve compris le petit écrit sur le Bonheur des Sots, imprimé pour la première fois plusieurs années avant la révolution.)

* Suite funeste d'une seule faute, nouvelle. T. XV. p. 333...414.]

X.

Vorrede zu

Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël.

Von Frau Necker, geb. v. Sauſſure. Ueberſ. von A. W.
von Schlegel. Paris, London u. Straſburg. 1820. 8.

Als Frau von Staël in der Frühe des 14ten Julius 1817 verſchieden war, an einem in der Geſchichte der neueren Zeit verhängnißvollen Jahrestage, an welchem einſt ihr Vater den höchſten Triumph der öffentlichen Liebe und Verehrung erlebt hatte; als die Augen geſchloßen waren, in welchen ihre Freunde den Widerſchein des Göttlichen mit ſtets erneuertem Entzücken erblickten, in welchen der Unglückliche und Hülfsbedürftige den milden Strahl hülfreicher Güte niemals vergeblich ſuchte: ſo war kein Bildniß von ihr vorhanden, das ihre in die Schatten des Todes entwichene Geſtalt den trauernden Hinterbliebenen vollkommen hätte vergegenwärtigen können. Auf Andringen der Familie unterzog ſich der berühmte Maler Gérard der ſchwierigen Aufgabe, das fehlende aus der Erinnerung herzuſtellen, wiewohl er die Verewigte überhaupt nur wenige Male, und ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr geſehen hatte. Was ſich an Bildern vorfand, die ſowohl von Seiten der Aehnlichkeit als des Ausdrucks und der Bedeutung mehr oder weniger ungenügend waren, wurde herbeigeſchafft: dieſe Hülfsmittel konnten nur die erſte Grundlage ſichern, zur Erreichung des Zieles mußte der Künſtler ſich ſelbſt ſeinen Weg bahnen. Zweifelnd ob es gelingen würde, lud er erſt nach Vollendung des Entwurfs die Kinder und nächſten Freunde der Frau von Staël zu deſſen Betrachtung ein, um ſein Werk an den Eindrücken, welche ſie empfangen würden, zu prüfen. Alles war nicht nur richtig getroffen, ſondern würdig und edel gehalten, doch wurde noch ein unnennbares Etwas vermißt; und wie es zu gehen pflegt, die liebende Phantaſie vermochte nicht, was ſie ſo lebendig in ſich trug, nach Zügen und Linien genau zu beſtimmen. Indeſſen errieth der geiſtreiche Künſtler die Wünſche der trauernden Sehnſucht, und mit wenigen leiſe mildernden Pinſelſtrichen ward das Bild ſo vollendet, daß die äußere Aehnlichkeit alle auch nur eine flüchtige Bekanntſchaft hinzubringenden Betrachter überraſchte, die inwohnende Seele den Vertrauten ſich offenbarte, und der hohe Charakter dem Ruhme eines geſchichtlichen Namens entſprach.

Bei der geiſtigen Schilderung iſt der entgegengeſetzte Fall eingetreten. Frau Necker war vollkommen im Beſitz des aufzuſtellenden Bildes, aber ſie hatte ſich nie in der Kunſt einer umfaßenden Darſtellung geübt. Die Begeiſterung der Freundſchaft hat ſie plötzlich zur vollendeten Malerin gemacht.

Die Verfaßerin der folgenden Charakteriſtik iſt die Tochter des berühmten Naturforſchers Sauſſure. Von ihrem Vater frühzeitig in wißenſchaftlichen Kenntniſſen unterrichtet, die über die Sphäre der gewöhnlichen weiblichen Erziehung hinausliegen, mannichfaltig gebildet durch die Bekanntſchaft mit mehreren Litteraturen, durch Reiſen und durch die gewählteſte Geſellſchaft, vor allem begabt mit beobachtendem Scharfſinn, mit männlicher Feſtigkeit des Urtheils neben weiblicher Zartheit des Gefühls und der Einbildungskraft, hätte Frau

Necker längſt Anſprüche auf ſchriftſtelleriſchen Ruhm machen können, und wäre gewiß geweſen, den ausgezeichnetſten Beifall zu erwerben. Oft, wenn ich im Geſpräche Gelegenheit hatte, ihren Geiſt zu bewundern, habe ich der verehrten Frau geſagt, es ſei nicht billig, ſolche Schätze nur in einem kleinen Kreiße von Freunden mitzutheilen, und der Welt vorzuenthalten. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit und eine in ſich verſchloßene Innigkeit hielt ſie ab, öffentlich aufzutreten. Nur ein in ſeiner Art einziger Beweggrund, der ſeine Macht von dem Schmerz und der Liebe hernahm, konnte Frau Necker auffordern, alle Bedenklichkeiten beiſeit zu ſetzen. Die Welt wird es ihr eben ſo ſehr Dank wißen, als die Freunde der Verewigten: niemand hätte ihre Stelle hiebei vertreten können.

In ſo fern Frau von Staël hier als Schriftſtellerin geſchildert wird, liegen die Gegenſtände des Urtheils dem Publikum vor Augen, und die unbeſtochene Freundſchaft hat es nicht günſtiger ausgeſprochen, als die große Wirkung, und der allgemeine, ſelbſt über Europa hinaus verbreitete Ruhm Gewähr dafür leiſtet. Aber auch das, was den perſönlichen Charakter, die Geſinnung, das Gemüth betrifft, würde bis zum Ueberfluße beſtätigt werden, wenn alle in ſo vielen Herzen wiederhallenden Stimmen der Dankbarkeit, der Freundſchaft, der huldigenden Verehrung laut würden. Indeſſen wozu bedarf es der Zeugniſſe? Dieſes Buch trägt das Gepräge der Wahrheit an ſich.

Ich habe treu überſetzt, ohne Auslaßungen und ohne Zuſätze. Zu den letztern hätte ich manchen Anlaß gehabt, denn es wurde eine Welt von Erinnerungen durch dieſe Blätter in mir angeregt. Ich habe Frau von Staël in vielen bedeutenden Lagen ihres Lebens geſehen, wo ihre Freundin entfernt von ihr war: bei der erſten Nachricht von dem Tode ihres Vaters, bei allen Steigerungen der Unterdrückung, welche ſie von einer Tyrannei, die auf Europa laſtete, erlitt. Ich begleitete ſie in den blühenden Fluren Kampaniens, und unter den herbſtlichen Stürmen des bothniſchen Meerbuſens; endlich auch, nachdem ich Monate hindurch ihren Tod im voraus beweint hatte, auf dem langen ſchweigenden Wege zu der väterlichen Gruft. Doch wüßte ich nichts Weſentliches an der hier gegebenen Schilderung zu verändern oder hinzuzufügen. Sie war immer ſich ſelbſt gleich, und immer unvergleichbar. Die, welche ihr durch engere Bande der Freundſchaft und des Vertrauens angehört haben, werden nicht hoffen, zum zweiten Mal eine ſolche Verſchwiſterung geiſtiger Herrlichkeit und ſittlicher Güte auf Erden anzutreffen; jeder Tag ihres Lebens wird das Gefühl von der Unerſetzlichkeit des Verluſtes verſtärken; ſie dürfen nicht erwarten, daß ihre Trauer im ganzen Umfange getheilt, oder auch nur begriffen werde. Wohl aber mögen alle Guten und Edeln ſich überzeugen, daß durch den Tod dieſer einzigen Frau das Jahrhundert eine Zierde, und die Menſchheit eine großherzige Bundesgenoßin aller höheren Strebungen eingebüßt hat.

Bonn im Februar 1820.

XI.

Abriß

von den europäiſchen Verhältniſſen der deutſchen Litteratur.

1825.

Die deutſche Litteratur iſt eine der jüngſten unter den europäiſchen. Zwar hat unſre Nation ältere Denkmale ihrer Sprache aufzuweiſen, als die meiſten ihrer Nachbarn. Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, und ohne Zweifel ſchon lange vor dem Tacitus, welcher das Daſein ausführlicher Heldenlieder bezeugt (denn ausführlich mußten ſie ſein, wenn ſie die Stelle der Jahrbücher vertreten konnten), iſt in deutſchen Weiſen gedichtet worden: oft kunſtlos, nicht ſelten auch mit ausgebildeter Kunſt, und zuweilen mit eigenthümlichem Schwunge und kernhaftem Nachdruck. Aber dieſe dichteriſchen Alterthümer ſind großentheils verloren gegangen; in den noch vorhandenen iſt die Sprache dergeſtalt veraltet, daß ſie ſelbſt von Einheimiſchen beinahe als eine fremde erlernt werden muß. Die Epoche einer Litteratur rechnet man gewöhnlich mit Recht von dem Zeitpunkte an, wo die Sprache nach dem Maße ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer ſolchen Reife gediehen iſt, daß die wegen anderer Eigenſchaften bewunderten Werke auch in den Formen des Stils als Muſter gelten, und durch ihren mächtigen Einfluß auf die Feſtſtellung des Sprachgebrauchs Jahrhunderte lang unveraltet ihren erſten friſchen Glanz bewahren können. Dieſer Zeitpunkt iſt in Italien am früheſten, ſchon vor fünf Jahrhunderten, eingetreten; in Spanien unter Karl V. und Philipp II.; in England unter der Regierung der Eliſabeth; in Frankreich unter Richelieu und Ludwig XIV.; bei uns erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Daß wir uns daher in Abſicht auf den Reichthum an ausgezeichneten Werken im Fache der eigentlich ſchönen Litteratur mit manchen andern Nationen noch nicht meßen können, iſt nicht zu verwundern, und darf uns billiger Weiſe nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Die Natur iſt zuweilen ſparſamer, zuweilen freigebiger, niemals aber verſchwenderiſch mit den Gaben des Genius; und es bedarf eines beträchtlichen Zeitraumes, um mannichfaltige Schätze des Geiſtes anzuhäufen. Indeſſen hat ſich in den ſeit der oben bemerkten Epoche verfloßenen ſiebzig bis achtzig Jahren eine große Regſamkeit und fruchtbare Fülle offenbart; neue auffallende Erſcheinungen ſind einander Schlag auf Schlag gefolgt; und wir dürfen nur die Namen Klopſtock, Leſſing, Winckelmann, Wieland, Bürger, Goethe, Johannes Müller, Herder, Schiller nennen, (der jüngern Zeitgenoßen nicht zu erwähnen) um unſre Anſprüche auf europäiſche Anerkennung geltend zu machen.

Wenn aber auch unſre Litteratur denen, welche bei Erlernung einer fremden Sprache wie bei einer Erholungs-Reiſe, nur Befriedigung der Einbildungskraft und des Geſchmacks, und einen erweiterten Kreiß belebter Unterhaltung beabſichten, weniger Anlockungen darböte, als manche andre; ſo dürften wir doch dem Denker, dem Gelehrten, dem wißenſchaftlichen Forſcher verſprechen, jeder von ihnen werde ſich für die nicht geringe Mühe, welche es erfordert, ſich mit unſrer Sprache vertraut zu machen, reichlich belohnt finden.

Wir beſitzen nicht nur eine große Menge nützlicher und brauchbarer Werke, worin alles bisher in verſchiedenen Ländern und Zeitaltern über irgend einen wißenſchaftlichen Gegenſtand Geleiſtete fleißig geſammelt, geordnet und gründlich benutzt iſt, ſondern der Scharfſinn und der Tiefſinn deutſcher Denker hat ſich in allen Richtungen thätig bewährt; Vieles, was nach altem Herkommen unbeſehens für wahr galt, hat ſich bei erneueter Sichtung ganz anders geſtaltet; und es herrſcht bei uns eine Unbefangenheit und Vielſeitigkeit der Prüfung, eine Eigenthümlichkeit der Anſichten, die bei andern ſonſt ſehr geiſtreichen Nationen durch mancherlei Urſachen unmöglich gemacht wird. Es ließen ſich wohl manche Beiſpiele anführen, daß ausländiſche Schriftſteller bei ihren Landsleuten bloß dadurch den Ruf überlegener Köpfe und originaler Denker erworben haben, daß ſie das aus deutſchen Büchern oder aus Mittheilungen deutſcher Gelehrten Geſchöpfte ſich geſchickt anzueignen wußten. Denn bisher waren Plagiate gegen Deutſche bequem und mit ziemlicher Sicherheit auszuüben. Deutſchland, wiewohl nicht bloß geographiſch, ſondern auch in intellektueller Hinſicht im Herzen Europa's gelegen, iſt immer noch ſelbſt für die nächſten Nachbarn eine terra incognita. Dieſe Art zu ſein hat gleichwohl ihre Vortheile: reiſen doch auch die Souveräne incognito, weil ſie es anziehend finden, die Menſchen kennen zu lernen, während ſie von ihnen unerkannt bleiben. Wir ſind, darf ich wohl behaupten, die Koſmopoliten der europäiſchen Kultur: wir fragen gar wenig darnach, in welchem Lande zuerſt eine neue Wahrheit an's Licht gefördert worden iſt; wir werden durch keine Parteilichkeit oder Beſchränktheit gehindert, jeden irgendwo gemachten Fortſchritt in der Wißenſchaft ſofort anzuerkennen und zu benutzen. Die Ausländer haben uns nicht durch übertriebene Bewunderung zur nationalen Eitelkeit verwöhnt, wie es unſern weſtlichen Nachbarn zu ihrem Nachtheile widerfuhr; hierüber können wir am wenigſten Klage führen. Auf der andern Seite ſind wir auch unbekümmert um ihren Tadel: denn wir wißen ſchon im voraus, daß er meiſtens aus Unbekanntſchaft, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen und einſeitigen Gewöhnungen herrührt. Stolz könnte man wohl einigen deutſchen Schriftſtellern Schuld geben, indem ſie, im Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit, allzuſehr auf die Leiſtungen des Auslandes in manchen Fächern, als ganz unbedeutend, herabſehen. Es iſt allerdings ſchwer, ſich zuweilen kurz abweiſender Erwiderungen zu enthalten; denn die Urtheile über uns, welche uns von auswärts zukommen, lauten oft ſo, als wenn ein Goldſchmied, der aus dem ſchon geläuterten Metall allerlei artige Kleinigkeiten zu hämmern verſtände, aber niemals einen Schacht geſehen hätte, die Arbeiten des kühnen Bergmannes, der in der Tiefe des Gebirgs nach edeln Erzen gräbt, meiſtern wollte. Wenn zum Beiſpiel, wie es vor einiger Zeit in Schottland geſchehen iſt, ein berühmter Lehrer deſſen, was man in ſeinem Lande, nicht eben paßend, Philoſophie nennt, über die neueren deutſchen Philoſophen von Kant bis auf unſere Zeit wegwerfend aburtheilt, ohne die Sprache zu kennen, ohne die Schriften geleſen zu haben, ohne auch nur das Bedürfniß ächter Spekulation zu ahnden, welches jene große und merkwürdige Bewegung der Geiſter hervorgerufen, ſo haben wir nichts weiter darauf zu antworten, als daß er noch gar nicht weiß, wovon die Rede iſt, und daß dieſe Dinge weit über ſeinen Horizont hinausliegen.

Die Mängel unſerer wißenſchaftlichen Litteratur bin ich nicht geſonnen abzuläugnen: es war immer mein Beſtreben, mich zu einem europäiſchen Geſichtspunkte für alle Erſcheinungen des Jahrhunderts zu erheben. Die Gründlichkeit des gelehrten Sammelns wird oft nicht von einem gewandten Talent der Mittheilung begleitet; die Maſſe der Gelehrſamkeit hat zuweilen den Geiſt niedergedrückt, ſo daß er ſie nicht zu einer edeln und zierlichen Form verarbeiten konnte; bei dem unverkennbaren Tiefſinn des Gedankens vermißt man nicht ſelten anſchauliche Klarheit der Darſtellung. Die deutſchen Schriftſteller, wie ihre Landsleute überhaupt, wenden meiſtens nicht genug Sorgfalt auf die äußere Erſcheinung dem Publikum gegenüber, und deswegen gleicht ihr Vortrag der vernachläßigten typographiſchen Ausſtattung ihrer Bücher. Das Beſtreben neu zu ſein, was bei der allgemein verbreiteten Aufklärung, bei der regen wißenſchaftlichen Thätigkeit nicht leicht iſt, hat zuweilen zu abſichtlicher Paradoxie verleitet; manchmal hat ſich auch angeborne Originalität, verſtärkt durch eine eingezogne Lebensweiſe, mit phantaſtiſcher Seltſamkeit kund gegeben, und der Enthuſiasmus für das Schöne und Erhabene, wozu unſre Nation einen vorwaltenden Hang hat, iſt in Schwärmerei ausgeartet.

Ueberhaupt hat der Geiſt der Deutſchen mehr eine ſpekulative, als praktiſche Richtung genommen. Dieß hat ſeinen Grund theils in ihren natürlichen Anlagen, theils in äußern Umſtänden, in geſellſchaftlichen und nationalen Verhältniſſen. Vielleicht könnte daher die Bekanntſchaft mit unſrer Litteratur für eine Nation, bei welcher gerade das Gegentheil ſtattfindet, als ein heilſames Gegengewicht betrachtet werden. Denn die bei jeder Gelegenheit ungehörig wiederholte Frage ‘wozu läßt ſich dieß in der Staats- oder Hauswirthſchaft, in den Gewerben und mechaniſchen Künſten oder im Handel gebrauchen?’ iſt ertödtend für die Philoſophie, für dieſes uneigennützige und von keiner Rückſicht abhängige Streben des Geiſtes, überall die Principien in ihrer Einheit zu begreifen. Ich weiß jene Redensarten nicht beßer als mit Falſtaffs Rede über die Ehre zu vergleichen. Wenn man eine formloſe Anhäufung wirklicher oder vermeinter Erfahrungen mit dem Namen der Wißenſchaft adelt, ſo entflieht aus ihr unvermeidlich der philoſophiſche Lebensfunke; ſie ſinkt zum rohen Empiriſmus herab, und die Verachtung der Spekulation muß am Ende nachtheilig auf die praktiſchen Anwendungen zurückwirken.

Das heutige Europa iſt mündig geworden durch die Beſitznahme von der reichen geiſtigen Erbſchaft, welche Griechenland und Rom uns hinterlaßen hatten; durch die Reformation und den dadurch veranlaßten und Jahrhunderte lang fortgeſetzten Kampf der Meinungen, auch ſolcher Meinungen, welche auf den erſten Blick nicht an die Religion und kirchliche Verfaßung geknüpft zu ſein ſcheinen; durch die außerordentliche und in allen vorhergehenden Zeitaltern beiſpielloſe Entfaltung der beobachtenden und berechnenden Naturwißenſchaften; endlich durch die ſeit Vaſco de Gama und Kolumbus begonnene, und jetzt beinahe zur Vollendung gebrachte Entdeckung der Welttheile und Oceane, und die dadurch möglich gemachte Bekanntſchaft, ja den thätigen Verkehr mit den geſammten menſchlichen Bewohnern unſers Planeten.

Welche bedeutende Rolle Deutſchland bei der Entwickelung der drei erſten charakteriſtiſchen Beſtandtheile europäiſcher Kultur geſpielt hat, bedarf kaum einer Erinnerung. Zum Welthandel, und folglich zur Weltumſeglung waren die Deutſchen durch ihre geographiſche Lage weniger berufen; jedoch haben ſie keine Begünſtigung der Umſtände verſäumt, um auch zur Erforſchung der Länder und Meere ihren Beitrag zu liefern; und ein einziger Weltumſegler der Wißenſchaft, wie Alexander von Humboldt, wiegt manche berühmte Namen auf.

So erfindſam die Deutſchen bei den erſten Fortſchritten der Phyſik auf dem Wege des Experiments ſich gezeigt haben, ſo muß man es doch eingeſtehen, daß die neueſte Zeit an wichtigen und folgereichen Erfindungen und Entdeckungen für manche Fächer, namentlich für die Chemie und ihre Anwendung auf Technik und Mechanik, in andern Ländern fruchtbarer war, als bei uns; und wo dieß der Fall iſt, wird es ſich auch jedesmal aus dem Mangel an Mitteln und Anregungen erklären laßen. Auf die Geſtaltung anderer Theile der Naturwißenſchaft haben deutſche Forſcher ſich einen überwiegenden Einfluß erworben, wie zum Beiſpiel ſogar die deutſche Kunſtſprache der Mineralogie und Geologie als klaſſiſch überall eingeführt worden iſt.

Zu den glänzendſten Seiten und Leiſtungen gehören die philologiſchen und hiſtoriſchen Unterſuchungen aller Art: ein Gebiet von unermeßlichem Umfang. In der Kritik und Auslegung klaſſiſcher Texte haben ſich nach der Reihe italiäniſche, franzöſiſche, holländiſche und engliſche Gelehrte hervorgethan: niemand wird jedoch in Abrede ſein, daß dieß gelehrte Geſchäft gegenwärtig in Deutſchland mit der regſten Thätigkeit und anerkannt glücklichem Erfolge betrieben wird. Noch mehr: aus der Verbindung gründlicher Kritik des Einzelnen mit einer philoſophiſchen Betrachtungsart des Ganzen iſt uns ſeit Winckelmann und Leſſing ein tieferes Verſtändniß des klaſſiſchen Alterthums aufgegangen, und der wieder erweckte Geiſt jener kräftig und harmoniſch ausgebildeten Menſchheit ſpricht vernehmlicher und eindringlicher zu dem unſrigen.

Vormals, da unſer Horizont kaum über die Säulen des Herkules, und über die Küſten des mittelländiſchen Meeres hinausreichte, genoß die alte Weltgeſchichte das traurige Vorrecht, beſchränkt und mager ſein zu dürfen: mit dem Anwachs unſrer Länder- und Völker-Kunde ſind die Anforderungen an ſie in demſelben Maße geſteigert. Denn die Aufgabe iſt keine geringere, als die gegenwärtigen Zuſtände des Menſchengeſchlechts in allen Welttheilen aus der Vergangenheit, und zwar ſo viel möglich aus der entfernteſten Vergangenheit zu erklären. Viele von den kümmerlich vollgeſchriebenen, gehaltleeren, oft nur mit Namen und Jahreszahlen angefüllten Blättern der ehemals ſogenannten Univerſal-Geſchichte müßen überdieß noch als apokryphiſch durchſtrichen werden. Hierin übt die hiſtoriſche Kritik ihr Amt unerbittlich aus. Man kann wohl ſagen, dieſe ſei eine Kunſt von ganz neuer Erfindung: wenigſtens iſt ſie nie mit ſolcher Schärfe und Umſicht zugleich ausgeübt worden, wie jetzt. Aber die hiſtoriſche Kritik iſt keineswegs bloß negativ, ſie iſt auch auf die Entdeckung des bisher Verborgenen oder für ganz verloren Geachteten gerichtet: und eben in der Zuſammenſtellung vereinzelter Bruchſtücke, und in der Reſtauration eines hiſtoriſchen Ganzen aus ihnen, legt ſie die ſtärkſten Proben ihrer Meiſterſchaft ab. Jener ſcheinbare Verluſt an ehemals wahr geglaubten Thatſachen, die ſich nun einmal nicht retten laßen, wird reichlich aufgewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe ſonſt verwahrloſter oder nicht gehörig benutzter Mittel, tiefer in die Geſchichte der Urwelt einzudringen, und ihr geheimnißvolles Dunkel aufzuhellen. Solche Mittel ſind: die Erforſchung und Deutung der Denkmale; die Vergleichung der Sprachen, welche von der Herkunft und Verwandtſchaft der Völker Zeugniß geben; endlich die Vergleichung der Sagen, um zu entſcheiden, ob und in wie fern ächte, nur in's Wunderbare und Sinnbildliche umgekleidete Erinnerungen der Vorzeit in ihnen niedergelegt ſind. Alles Obige gilt nicht bloß von den äußerlichen Ereigniſſen und Umwälzungen, womit ſich die politiſche Geſchichte vorzugsweiſe beſchäftigt: den Wanderungen der Völker, ihren Anſiedelungen, Kriegen und Eroberungen, der Entſtehung, dem Wachsthum und dem Untergange der Staaten; ſondern in noch weit höherem Grade von der Geſchichte der Kultur überhaupt, von der Geſchichte der Religionen und Geſetzgebungen, der Wißenſchaften, der mechaniſchen und bildenden Künſte, des Gewerbfleißes und des Handels. Für alle dieſe Gegenſtände, durch deren Aufnahme in ihre Darſtellungen die Weltgeſchichte erſt einen Gehalt bekömmt, iſt in einem kurzen Zeitraum viel geleiſtet worden, vornehmlich in Deutſchland. Jedoch bleibt unüberſehlich viel zu thun übrig, und mehrere Menſchenalter werden nicht hinreichen, um die jetzt von allen Seiten herbeigeſchafften Materialien zu ſichten und zu ordnen. Die Aufgabe, das Menſchengeſchlecht über ſeine bisherige irdiſche Laufbahn aufzuklären, bleibt immer eine der edelſten und würdigſten für den denkenden Geiſt, ſollte ſie auch in aller Folgezeit nur approximativ gelöſt werden können.

Die hiſtoriſche Kritik muß, wenn ſie gedeihen ſoll, einer vollkommenen Autonomie genießen; das heißt, ſie muß keiner fremden Autorität gehorchen, ſondern über das Glaubwürdige nach den von ihr ſelbſt ausgemittelten Beweisgründen entſcheiden dürfen. Dieſes gilt freilich von allen Wißenſchaften, und man ſollte denken, es verſtände ſich von ſelbſt. Indeſſen haben ſich hier und da auffallende, im neunzehnten Jahrhundert ganz unerwartete Erſcheinungen hervorgethan, welche allerdings Verſuche, das Zeitalter wieder zur Unmündigkeit zurückzuführen, und Hemmungen der intellektuellen Freiheit beſorgen laßen. Wir hoffen zwar, kein Aſtronom werde künftig das Geſchick Galileis erfahren, aber wir möchten den Geſchicht- und Natur-Forſchern in andern Fächern, dem Geologen zum Beiſpiel, nicht überall die gleiche Sicherheit zuſagen. Die, welche von Seiten der Wißenſchaft Gefahr für ihnen theure Ueberzeugungen befürchten, ſind in einem Mißverſtändniſſe befangen. Die Wahrheit iſt nur Eine, und kann nie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen. Wer aber die freie Prüfung, es ſei auf welchem Gebiete es wolle, unterſagt, der muß eingeſtehn, er ſei entſchloßen, angeerbte Meinungen blindlings für Wahrheit anzunehmen.

Wir Deutſche haben Urſache, uns wegen des bei uns beſtehenden Verhältniſſes der Wißenſchaft zum Staat und zur Kirche glücklich zu ſchätzen. Durch die ſchon im weſtphäliſchen Frieden auf immer feſtgeſetzte politiſche Gleichheit der verſchiedenen Religionsparteien war die Toleranz längſt geſichert. Die Preßfreiheit iſt bis jetzt nur in wenigen Staaten des deutſchen Bundes als ein verfaßungsmäßiges Recht anerkannt: aber der größte Theil Deutſchlands iſt, der That nach, im Beſitz einer ſehr ausgebreiteten Denk- und Lehr-Freiheit. Ein unſterblicher Monarch, Friedrich der Große, hat hierin den Ton angegeben. Er behauptete für ſich ſelbſt das königliche Recht, ſeine Meinungen freimüthig zu äußern: aber er wollte es nicht allein beſitzen, er geſtand es jedem ſeiner Unterthanen zu. Er hat dadurch auch auf unſre Litteratur, die er nicht kannte, die er ſogar zu kennen verſchmähte, entſchieden fördernd gewirkt. Glücklicher Staat, wo man es, wie ein Märchen aus dunkler Ferne, erſtaunt und zweifelnd vernimmt, daß die Schriften eines weiſen und raſtlos thätigen Fürſten, dem das Land die Gründung ſeines Ruhmes, und den größten Theil ſeines Flores verdankt, anderswo in dem Index verbotener Bücher aufgeführt werden! Nach ſolchen Beiſpielen muß es in Deutſchland altfränkiſch und lächerlich erſcheinen, die freieſte Erörterung theoretiſcher Meinungen durch Machtſprüche hemmen zu wollen. Ein, wenn ich ſo ſagen darf, friedlicher Konflikt der abweichendſten Anſichten iſt daher der auszeichnende Charakter unſrer Litteratur geworden. Dabei dürfen wir es aber mit Wahrheit rühmen, daß dieſe große wißenſchaftliche Freiheit nur äußerſt ſelten leichtſinnig, und mit einem gewiſſen, dem öffentlichen Anſtande trotzenden Cynismus gemißbraucht worden iſt.

Dieſe flüchtigen Umriße, womit ich den heutigen Zuſtand des litterariſchen und wißenſchaftlichen Deutſchlands und ſein Verhältniß zu dem Geiſte des Zeitalters zu ſchildern verſucht habe, machen keinen Anſpruch darauf, ihren Gegenſtand zu erſchöpfen. Sie ſollen nur dazu dienen, ein bibliographiſches Repertorium unſrer Litteratur bei dem engliſchen Publikum einzuführen. Ich verſprach dieß dem achtungswürdigen Sammler, dem jüngſt verſtorbenen Buchhändler Bohte, deſſen frühzeitiger Tod für den litterariſchen Verkehr beider Länder ein wahrer Verluſt iſt. Die Auswahl der Bücher iſt großentheils zweckmäßig, der Druck der Namen und Titel korrekt; wo es thunlich war, ſind kurze Urtheile aus dem beredten und geiſtvollen Werke der Frau von Staël über Deutſchland, aus geſchätzten engliſchen Zeitſchriften, oder auch aus deutſchen Bibliographien beigefügt. Allen Freunden der deutſchen Litteratur in England darf ich dieſes Repertorium als ein brauchbares Handbuch empfehlen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt iſt vielleicht günſtig, um den Erzeugniſſen des deutſchen Geiſtes einen allgemeinern

Eingang in England zu verſchaffen. Vor einer Anzahl Jahre hat man die Sache dort von der unrechten Seite angegriffen. Populare Romane und Schauſpiele wurden durch Ueberſetzungen und Vorſtellungen auf der Bühne nach England verpflanzt. Nun erhoben ſich, nicht ganz mit Unrecht, Klagen über deren Unſittlichkeit; aber der Schluß davon auf die geſammte deutſche Litteratur war ſehr übereilt. Man wußte nicht, daß dieſe nun vergeßenen Erſcheinungen des Augenblicks in Deutſchland zwar bei gewiſſen Leſern und Zuſchauern beliebt, aber keinesweges von der Nation hochgeachtet ſeien. Hierauf kam die Sperre des Kontinental-Syſtems, wodurch Napoleon das Wort des alten Dichters, toto divisos orbe Britannos, an ſeinen ſtandhafteſten Gegnern zu verwirklichen ſuchte. Seit der Herſtellung des europäiſchen Friedens hat eine große Anzahl gebildeter Engländer Deutſchland bereiſet, und manche haben vielleicht eine gewiſſe Neigung dazu gefaßt. Der zu früh verewigte Lieblingsdichter Englands (der auch die herrlichen Rheingegenden, in welchen ich dieſes ſchreibe, ſo maleriſch geprieſen) und unſer Goethe haben ſich, wiewohl ohne perſönliche Bekanntſchaft, gegenſeitig Zeichen der Anerkennung und Bewunderung gegeben. Von verſchiedenen unſrer dichteriſchen Original-Werke ſind geiſtreiche und gelungene Ueberſetzungen erſchienen, unter denen die des Fauſt von Lord F. Leweſon Gower ein ausgezeichnetes Talent bei einem ſehr ſchwierigen Unternehmen bewährt. Die Vertheurung deutſcher Bücher durch den darauf gelegten Zoll ſcheint für eine begüterte Nation ein geringes Hinderniß zu ſein; ſie erſchwert aber dennoch den litterariſchen Verkehr, weil der Buchhändler Bedenken tragen muß, ohne beſondere Beſtellung Bücher kommen zu laßen, deren Abſatz ungewiß iſt, und die er nicht ohne großen Verluſt auf das feſte Land zurückſenden kann. Es iſt nicht zu läugnen, ein Zoll auf die Einfuhr fremder Gedanken, welche frei ſein ſollte, wie Licht und Luft, hat immer etwas Barbariſches; und man darf wohl die Hoffnung hegen, dieſe, ſo wie manche andre aus einem engen Syſtem hervorgegangenen Beſchränkungen des Handelsverkehrs nächſtens aufgehoben zu ſehen.

XII.

Berichtigung einiger Mißdeutungen.

1.

Beleuchtung eines Vorgebens der franzöſiſchen Zeitſchrift: der Katholik.

In einer Zeitſchrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erſcheint, heißt es Tome VI. No. 18. Juni 1827. pag. 607:

M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es iſt nicht meine Sitte, das Publikum mit meinen perſönlichen Angelegenheiten zu beläſtigen. Als Schriftſteller gebe ich meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung Preis, wie ſie auch ausfallen möge; ſogar gegen ſehr gehäßige und leidenſchaftliche Angriffe auf meinen Charakter erachtete ich nicht für nöthig, mich zu vertheidigen. Auf mehrere eigens gegen mich gerichtete Schriften, auf unzählige in Deutſchland und Frankreich gedruckte Zeitungs-Artikel habe ich nicht Eine Zeile der Erwiderung verwendet. In dem vorliegenden Falle aber könnte mein Stillſchweigen mißverſtanden werden. Es iſt mir nicht um eine Rechtfertigung, ſondern um eine Berichtigung zu thun. Der ungenannte Verfaßer des angeführten Aufſatzes meint es gar nicht übel mit mir. Er nennt mich neben ſehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er iſt geneigt, mich unter die mit ihm gleichgeſinnten zu zählen. Er irrt ſich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfaßer ſelbſt zuſehen, ob er durch den Ausdruck 'à moitié catholique' der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich ſollte meinen, vor einer geiſtlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwerfung fordert, würde 'halb' ſo viel als 'gar nicht' gelten. Wenn er aber ſagen will, ich ſei im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu ſeiner Denkart überzugehn, ſo iſt auch dieſes durchaus ungegründet.

In unſerer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten ſo fruchtbaren Zeit könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erſcheinen. Ich ergreife daher gern dieſe an ſich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitſchrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich ſchätze mich glücklich, in einer evangeliſchen Gemeinde erzogen worden zu ſein, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geiſtlichen, den erſten Unterricht in den Lehren des Chriſtenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinſchaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und ſo vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, ſondern ſeit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangeliſchen Glaubens waren, trennen, ſie als verderbliche Irrlehrer verdammen, und ihre Gebeine aus der chriſtlichen Begräbniß-Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reſormatoren ſo heldenmüthig wieder errungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menſchheit, und die Reformation, dieſes große Denkmal des deutſchen Ruhmes, als eine nothwendige weltgeſchichtliche Begebenheit, deren heilſame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, ſeit drei Jahrhunderten ſich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder ſittlichen und geſelligen Verbeßerung förderlich bewährt haben. Dieſe Wirkungen haben ſich unläugbar ſogar auf Länder erſtreckt, wo die Reformation die ihr entgegengeſtellten Hinderniſſe nicht hat beſiegen können. Wiewohl in der letzten Hälfte des fünfzehnten und zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, an der Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zuſammentraf, was dem menſchlichen Geiſte einen mächtigen Aufſchwung gab, ſo muß doch nach meiner Ueberzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geſchichte beiſpielloſen Höhe der europäiſchen Bildung ein ſehr bedeutender Antheil zugeſchrieben werden. Europa iſt wenigſtens theilweiſe mündig geworden; und alle Verſuche, noch ſo künſtlich angelegt, den mit dem Marke wißenſchaftlicher Forſchung genährten und zur Männlichkeit herangewachſenen Geiſt wieder in die alten verlegenen Kinderwindeln einzuſchnüren, werden hoffentlich vergeblich ſein.

Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner früheren Schriften mit dieſer Erklärung nicht übereinzuſtimmen ſcheinen, ſo bin ich nicht geſonnen, wie jener Römer zu antworten: ‘Was ich geſchrieben habe, das habe ich geſchrieben’. Es ſollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja ſtürmiſchen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geiſtes, ernſte Betrachtung und Selbſtbeobachtung in verſchiedenen Lebensaltern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer alſo in meinen früheren Schriften hier und da Unreifes, Einſeitiges und Uebertriebenes findet, dem werde ich bereitwillig beitreten. Wenn ich es der Mühe werth halte, eben jetzt meine in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze zu ſammeln, ſo geſchieht es hauptſächlich, um eine Auswahl zu treffen, eine Durchſicht vorzunehmen, und mich feierlichſt dagegen zu verwahren, daß man nicht, was ich zur Vergeſſenheit verurtheilt habe, nach meinem Tode wieder an's Licht ziehe und mir aufbürde*).

Uebrigens meine ich doch, ich hätte nur wenige Behauptungen ganz zurückzunehmen, andere bloß genauer zu beſtimmen und zu beſchränken. Man kann den Aeußerungen eines Schriftſtellers leicht einen ganz andern Sinn unterſchieben, als den er beabſichtete, wenn man ſie, abgeſondert von ihren nächſten Beziehungen und Anläßen, bei ganz veränderter Lage der Sachen wiederholt. Hiemit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Ueberzeugungen und Anſichten mit den Zeitläufen wechſeln müßten. Ich denke, niemand wird mir Schuld geben, den jedesmaligen Lieblingsmeinungen des Tages gehuldigt zu haben, mit denen ich mich ja fortwährend im Widerſpruch befand. Aber je nachdem ein vorwaltender Hang, eine einſeitige Richtung ſich kund giebt, kann es nützlich ſein, bald an dieſe, bald an jene allzuſehr verkannte Wahrheit nachdrücklich zu erinnern; und ein Schriftſteller, der es thut, beweiſt eben dadurch die Feſtigkeit ſeiner Denkart, und ſeine Unabhängigkeit von augenblicklichen äußern Einflüßen.

Das Schöne, Gute und Große habe ich nach meiner beſten Einſicht freudig anerkannt, wo es ſich auch vorfinden

---

[*) Vgl. meine Vorrede. Bg.]

mochte. Wenn dieß mich der Abtrünnigkeit verdächtig macht, ſo weiß ich mir nicht zu helfen. Große Dichter, deren begeiſterte Darſtellungen den katholiſchen Glauben verherrlichen, einen Dante, einen Calderon, habe ich bewundert und geliebt; ich liebe und bewundere ſie noch.

Zwar den Dante dürfen wir, eben ſo wohl, als die beiden andern Stifter der italiäniſchen Litteratur, den Petrarca und Boccaccio, wie einen Vorläufer der Reformation betrachten. Seine Theologie iſt innigſt verbunden mit ſeiner Philoſophie. Wo die kirchlichen Lehren ſeinem Gefühl zu ſtark widerſprachen, wie bei der ewigen Verdammniß der vor der Taufe geſtorbenen Kinder, und der tugendhaften weiſen Heiden, da hat er eine leidliche Auskunft zu treffen geſucht; und den letztgenannten Bewohnern ſeiner Hölle beweiſet er eine faſt kindliche Ehrerbietung. Die Mißbräuche der Hierarchie, die damalige Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit, rügt er mit niederſchmetternder Beredſamkeit: Luther konnte in ſeiner Freimüthigkeit nicht weiter gehen. Dantes Werk, wenn es nicht im Beſitz der Oeffentlichkeit und des Ruhmes wäre, dürfte im heutigen Italien zuverläßig nicht zum erſten Male an's Licht treten.

Calderon lebte ſeit der Reformation, aber in einem Lande, wo die Inquiſition herrſchte. Wenn er zu Gunſten der National-Ehre die Gräuel verſchweigt, wodurch die Eroberung Amerikas geſchändet worden iſt; wenn er jene rohen und habſüchtigen Wüthriche, die Verheerer Perus, als chriſtliche Helden ſchildert (in ſeiner Aurora in Copacavana): ſo können wir ihn entſchuldigen; denn die Sittlichkeit eines dramatiſchen Werkes muß nach der Darſtellung ſelbſt, nicht nach der außerhalb liegenden hiſtoriſchen Wahrheit, beurtheilt werden. Wenn er aber religiöſe Verfolgungen gut heißt, ſo iſt der Zauber ſeiner Poeſie verſchwendet, weil jedes menſchliche Gefühl ſich empört. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wißenſchaftlich unterrichteter, geſellſchaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon war, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Proteſtanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zuſtand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher.

Nach ſolchen Namen kann ich nicht ohne Beſchämung von meinen Gedichten reden. Die, welche hier in Betracht kommen, beziehen ſich meiſtentheils auf das Verhältniß des äußerlichen Gottesdienſtes, der Ceremonien und Feſte, der heiligen Geſchichten, und der ſpäteren Ueberlieferungen, welche die katholiſche Kirche, wo nicht ausdrücklich anerkennt, doch ungehindert in Umlauf ſetzen läßt, zu den bildenden Künſten. Dieſer Geſichtspunkt liegt zu Tage; zum Ueberfluß habe ich ihn noch ausdrücklich, und damals nicht ohne einen gewiſſen jugendlichen Leichtſinn aufgeſtellt (Athenäum, B. II. S. 134 u. f.)*). Ich konnte beſorgen, durch jene Gedichte eher ſtrengen Katholiken, als meinen Glaubensgenoßen, Anſtoß zu geben. Mein Gedicht 'der Bund der Kirche mit den Künſten', iſt nichts anders, als ein Ueberblick der neueren Kunſtgeſchichte ſeit dem Mittelalter in einer allegoriſchen Einkleidung.

Man erzählt, der Pabſt Adrian der fünfte, ein gelehrter Mann, aber ohne Kunſtſinn, habe, da man ſich beeiferte ihm bei ſeiner Ankunft in Rom die Schätze des vatikaniſchen Muſeums zu zeigen, ſich nach einem flüchtigen Blicke gleichgültig davon abgewendet, und geſagt 'sunt idola paganorum.' Müßen wir, um ächte Proteſtanten zu ſein, es nun unſererſeits mit den Meiſterwerken katholiſcher Künſtler eben ſo hal-

---

[*) In dem Geſpräche 'Die Gemälde'.]

ten? Ich denke nicht. Kunſtliebende Fürſten haben niemals ſo gedacht. Gemälde, die ſonſt als Altarblätter dem Gottesdienſte gewidmet waren, zieren jetzt, um theure Preiſe erworben, die Galerien, und erregen meiſtens nur eine ganz andere Art der Begeiſterung. Ich gehe noch weiter. Warum ſollten wir uns nicht beim Anblicke einer Darſtellung, die auf der Grundlage uns ganz fremder Vorausſetzungen ruht, religiöſen Rührungen überlaßen dürfen, wenn das fromme Gemüth des Künſtlers ſich in den Geſichtszügen und Geberden der an der Handlung theilnehmenden Perſonen ſpiegelt? Je unglaubhafter die Legende, je anſtößiger vielleicht ſie uns iſt, deſto weniger hat es damit Gefahr. Wenn ich den milden und kindlichen Sinn preiſe, worin Johann von Fieſole die Lebensgeſchichte ſeines Schutzheiligen Dominicus in einer Reihe von Bildern aufgefaßt (den blutigen Auftritten des Albigenſer-Krieges hat der Pinſel des frommen Mönches ſich weislich entzogen), folgt daraus, daß ich an die Wunder des Ordensſtifters glaube, und alle ſeine Thaten gut heiße, wie die Geſchichte ſie urkundlich darlegt? Eben ſo wenig, als der Bewunderer des Alterthums für einen Anbeter der olympiſchen Götter gilt, weil er entzückt anerkennt, daß die griechiſchen Künſtler aus den dunſtigen Regionen des Aberglaubens ſich in die ätheriſche Sphäre ſittlicher Urbilder emporgeſchwungen, und dadurch die Religion ihres Volkes verklärt haben.

Ich glaube, in Obigem alles erörtert zu haben, was in meinen gedruckten Schriften den Verfaßer des Aufſatzes bewogen haben mag, mich 'den hohen proteſtantiſchen Intelligenzen' beizuzählen, welche neuerdings, ganz oder halb, katholiſch geworden ſeien.

De hautes intelligences protestantes se sont faites dermièrement catholiques*): tels sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser. Tout homme de génie dans les contreés protestantes, penche aujourd'hui, à son insu ou autrement, vers le catholicisme: tel est l'ascendant irrésistible de la vérité. Citons W. Burke, W. Jones, Jean de Muller, le poëte Claudius, Lavater et plusieurs autres. Goethe s'est décidé fort tard en faveur du panthéisme. Jamais il ne fut protestant, et l'on trouve dans quelques-uns de ses ouvrages une tendance catholique prononcée. Schiller, lorsque son talent se perfectionna, entra de plus en plus dans des conceptions catholiques. Dans Wallenstein, Marie Stuart, Guillaume Tell, rien ne rapelle l'auteur déréglé de don Carlos, le violent déclamateur dont la jeunesse composa cette histoire boursoufflée de la Révolution des Pays-Bas. M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique: jamais Herder ne fut hostile.

Das Irrige und Grundloſe vieler von den obigen Angaben werden die Leſer ohne mein Zuthun berichtigen. In der erſten Aufzählung ſtehen ein Paar Namen von Männern, die meines Wißens nicht übergetreten ſind; andre ſind vielleicht keine hohen Intelligenzen. Mit Sir William Jones, das iſt ganz aus der Luft gegriffen. Eine ſo entgegengeſetzte Meinung war über ihn in England verbreitet, daß ſein Biograph, Lord Teignmouth, ſich's zum eignen Geſchäft macht, aus noch ungedruckten Aeußerungen von ihm zu beweiſen, er ſei wirklich ein Chriſt geweſen; aber dieſe Aeußerungen ſind ganz im proteſtantiſchen Sinne abgefaßt. Auch Burke gehört nicht hierher; aber es iſt unnöthig dabei zu verweilen. Wie es ſich mit den deutſchen Dichtern, Denkern und Gelehrten verhält, die hier in der zweiten Reihe aufgeführt ſind, wißen wir Alle.

---

*) Durch dieſen ſeltſamen Ausdruck, den die franzöſiſche Akademie gewiß nicht billigen wird, verräth ſich der Verfaßer als einen Ausländer in Frankreich. Er hat ſagen wollen: Des hommes d'un esprit supérieur parmi les protestants, se sont faits etc.

Schillers Geſchichte der Niederlande mußte freilich herabgewürdigt werden, denn hier liegt die proteſtantiſche Geſinnung allzuſehr am Tage. Wenn wir dem Verfaßer des Aufſatzes halbweg gute Worte geben, ſo übernimmt er die Vertheidigung Philipps des zweiten und des Herzogs von Alba. Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges wird mit Stillſchweigen übergangen: ſie war doch ein Werk ſeiner reiferen Jahre. Und was die Schauſpiele betrifft, denen noch die Jungfrau von Orleans beigefügt werden konnte, ſo iſt die daraus gezogene Folgerung ganz unſtatthaft. Die dramatiſche Kunſt wäre unmöglich, wenn es dem Dichter nicht erlaubt ſein ſollte, ſich in die Denkart des Zeitalters und der aufgeführten Perſonen zu verſetzen, ja die Macht eines ihm fremden religiöſen Glaubens oder Aberglaubens über die Gemüther in ihrer vollen Stärke zu ſchildern. Für die Reden ſeiner Perſonen kann der Dichter alſo nicht verantwortlich gemacht werden, ſo lange ſie aus der Lage und dem angenommenen Charakter natürlich hervorgehn. Allerdings kann er in der Anlage des Ganzen und in einzelnen Stellen Parteilichkeit und perſönliche Abſichten verrathen, eben ſo wohl wie der Geſchichtſchreiber: aber in den genannten Werken dürfte dieß ſchwerlich nachzuweiſen ſein.

Wenn der Verfaßer des Aufſatzes aus ſeiner Verworrenheit heraus verſtände, Dichter gehörig zu leſen, ſo hätte er in Mortimers Erzählung von ſeiner Reiſe nach Rom vielmehr eine Satire auf gewiſſe phantaſtiſche Uebertritte finden können.

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden empfieng;

Ja ja! Antike Marmorſäulen, Triumphbogen, die Ruinen des Koliſeums, das ſind in der That unwiderlegliche Beweiſe für die Richtigkeit der von Rom ausgegangenen Entſcheidung theologiſcher Streitfragen! Nun mußte ſich Mortimer der ſiegreichen Gewalt der Wahrheit gefangen geben, und die anglikaniſche Kirche abſchwören! Derſelbe Mortimer ſagt nachher:

Alle Frevel ſind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich will's. — –
Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Die ſchreckliche, aber auf ſo vielen Blättern der Geſchichte beurkundete Wahrheit, daß fanatiſche Verblendung zu jeder Frevelthat hinreißen kann, iſt wohl niemals eindringender anſchaulich gemacht worden, als in dieſen kurzen Zeilen, worin der treffliche Dichter ſeine Meiſterſchaft in der dramatiſchen Kunſt glänzend bewährt hat.

Indem ich den Sprecher im Katholiken verabſchiede, ſei es mir erlaubt, eine Zuſammenſtellung zu machen, die zwar etwas Lächerliches hat, woraus aber meine Leſer ſehen mögen, was für ſeltſame Anfechtungen ein Schriftſteller erleiden muß. Während ich hier ein halber Katholik heiße, werde ich von einem Italiäniſchen Autor für einen halben Renegaten angeſprochen, weil ich in meiner Schrift über dramatiſche Kunſt und Litteratur geſagt, Voltaire habe in ſeinem Mahomet einen großen hiſtoriſchen Charakter entſtellt. Wie ich dieß meinte, habe ich dort zur Genüge erklärt:

Kühnheit, Beharrlichkeit, ausgezeichnete Gaben zum Volks- und Heerführer, machen zuſammen einen großen Charakter aus. 'Wie mich dünkt', ſagt Herr Pagani-Ceſa *) 'hat dieſe Rede des Herrn Schlegel den Anſchein der Vor'liebe für die Sekte der Muſelmänner. — — — — Alles 'dieſes würde ſich beßer im Munde eines Türken ziemen, als 'eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß genommen', u. ſ. w. — Es ſcheint wohl, daß die Türken nicht ſo bereitwillig ſind, als Hr. von Eckſtein und ſeine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muſelmänner zu zählen. Wenigſtens habe ich von dem Mufti in Konſtantinopel noch kein Belobungsſchreiben empfangen.

2.

Beleuchtung

der Beſchuldigungen in der Anti-Symbolik von

J. H. Voß.

Ich wende mich nun zur Widerlegung von Beſchuldigungen, die mir von der entgegengeſetzten Seite her gemacht worden ſind: ich meine die in der Anti-Symbolik von Jo-

---

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l'apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un uomo, che si mostra scandalizzato, perchè Voltaire abbia etc."

hann Heinrich Voß enthaltenen. Wer das Folgende lieſt, wird wohl begreifen, welche Ueberwindung es mich koſtet. Mich dünkt, ich bin berechtigt, von einem Gegner, mit dem ich mich einlaßen ſoll, den Ton der edeln Sitte zu erwarten, welcher in den Kreißen der gebildeten Geſellſchaft, ſogar bei einem Zweikampfe auf Leben und Tod, niemals verletzt wird. Den Ton der Anti-Symbolik aber brauche ich nicht näher zu bezeichnen: meine Leſer werden ihn aus den beigebrachten Proben hinreichend kennen lernen. Ein unüberwindlicher Ekel wandelte mich jedesmal an, wenn ich dieſes Buch in die Hand nahm; um nur alle mich betreffenden Stellen aufzufinden, mußte ich das Ganze wenigſtens durchblättern. Gern hätte ich mich alſo überredet, eine Widerlegung des an ſich ſchon Unglaublichen ſei überflüßig. Ueberdieß fand ich mich hier in der beſten Geſellſchaft verunglimpft, mit berühmten und in Deutſchland verehrten Namen den meinigen gepaart: und ich erfuhr nicht, daß irgend einer der angegriffenen Männer, die ich zum Theil wegen ihrer Schriften, zum Theil aus perſönlicher Bekanntſchaft hochſchätze, wie die Herren Creuzer und Daub, oder die ich meine Freunde nennen darf, wie Ludwig Tieck und Schelling, ich erfuhr nicht, ſage ich, daß einer von ihnen nöthig gefunden habe, ſich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen. Was meinen Entſchluß zu einer Erklärung über das mich Betreffende entſchieden hat, iſt folgender Umſtand. Voß hat aus einem anonymen Aufſatze, einer Recenſion, Aeußerungen angeführt, die wirklich von mir herrühren, und die, ſo aus dem Zuſammenhange gerißen, wie er ſie ſtellt, bei ununterrichteten Leſern ſeinem Vorgeben einen gewiſſen Schein geben können. Meine freimüthigen Urtheile über Voß als Dichter und Ueberſetzer, lange Jahre zuvor öffentlich mit Nennung meines Namens gefällt, ſichern mich vor dem Verdacht, als hätte ich mich vor einem ſolchen Gegner gefürchtet, und bei ſeinen Lebzeiten nicht zu antworten gewagt. Auch iſt ja der zweite Theil der Anti-Symbolik, worin dieſelben Beſchuldigungen erweitert wiederholt werden, erſt nach dem Tode des Verfaßers an's Licht getreten. Wenn die Lüge noch von einem Grabe her erſchallt, ſo kann durch den Tod des Urhebers die Wahrheit ihrer unverjährbaren Rechte keineswegs verluſtig werden. Endlich hat Voß ſo eifrige Lobredner gefunden, daß es ihm auf keinen Fall an einem Vertreter fehlen wird, falls ich ihm Unrecht thun ſollte.

Die Anklagen lauten wörtlich folgendermaßen.

Anti-Symbolik. Th. I. S. 25.

'Natürlich rühmt der Symboliker (Hr. Creuzer) aus
'inniger Zuneigung die „geiſtreichen Gebrüder Schlegel,“
'von welchen Wilhelm durch Wort, Friedrich durch
'Wort und That, zum Zweck „einer unſichtbaren Gemeinſchaft“
'ſich bekannte: man leſe, was Wilhelm in der Jen. A.
'L. Z. 1807. N. 220 offenherzig darüber ausſagt.'

S. 156.

'Eure ſündhaften Mitbündner zur Herſtellung des für
'Fürſten und Volk unerfreulichen Nachtſonnenthums, die
'werdet ihr ſelbſt ermahnen, vorzüglich (denn das kleinere
'Geſchmeiß läßt im Dunkeln) die thätigen Brüder Schle-
'gel, nicht nur Friedrich, den offenen Pabſtritter vom
'Sporn, ſondern auch den hinterhältigen Sir Wilhelm.
'Dem wünſchen wir zu ſeiner indiſchen Buchdruckerei noch
'mehrere des barbariſchen Morgenlandes', u. ſ. w.

S. 353. 354.

‘Mit ſolchem Anwachs vorausſetzender und ſich ſelbſt „conſtruierender" Idealdenker verbrüderten ſich anwachſende Idealdichter, deren Ideal, Urſchrei der Wildniß, und Urkunſt des wildkräftigen Mittelalters, unter dem Namen der Romantik römelte. Wie den alten Kant jene kräftigen Vorausſetzer abgeſetzt, ſo erhuben die kräftigen Romantiker einen Urſchrei, um Deutſchlands altende Geſangmeiſter, Zöglinge des klaſſiſchen Alterthums, bis auf Einen von unaltender, und etwas bedenklicher Jugendkraft, mitſammt den altgriechiſchen und altrömiſchen Heiden, herabzuſchreien. Selbſt Idealdenker befiel einſt idealpoetiſche Wuth; nicht nur den Denkmann der Lucinde, auch Beßere drängte es, Kraftverſe zu conſtruieren. Man lud öffentlich junge Männer von Kraft, ſich anzuſchließen; Schutzbedürftige folgten im Troß; und endlich im Jahr 1807 verkündete der Rottmeiſter Wilhelm Schlegel mit lautem Ruf: „eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen", zur Verjüngung der kräftigen Pfaffenzeit’.

S. 379.

‘Was ſoll die Verſicherung (des Hrn. Creuzer) die Reformation habe doch auch Erfreuliches bewirkt, und aus Dankbarkeit, für ſeine Ausbildung als Menſch und Gelehrter, gedenke er im evangeliſch-proteſtantiſchen Glauben ferner zu leben und auch zu ſterben? So redeten Stark und Haller; ſo reden Tieck und Wilhelm Schlegel, und alle myſtiſchen Pabſtverehrer, die Haller unter hohen und niedrigen Proteſtanten, ſogar unter Gelehrten und Geiſtlichen, in Menge, und beinah ſprungfertig bemerkt haben will’.

Th. II. S. 239...241.

'Neben den älteren Pflanzſchulen des römiſchen Nachtſonnenthums entſtand in den Neunzigern die Schule der Romantiker; welcher Name zugleich auf Dichtformen des Mittelalters und auf Rom anſpielen ſollte. Sie auch unterwarf die Vernunft dem freien Spiele der Fantaſie, zur Auffriſchung des alten Glaubens. Sie verſprach, aus der Kälte der Vernunft in die Wärme der Fantaſie zu retten, aus nüchterner Beſchränktheit in zwangloſen Rauſch der Willkür, aus gemeinen Anſichten und Geſinnungen in entzückten Geiſtesflug, aus der Proſa des wirklichen Lebens in die erhebende Poeſie, die eins ſei mit — Religion.

'Solche Lehren der Romantiker wiederholte Wilhelm Schlegel ungeſcheut bei dem Roſtorfiſchen Dichtergarten in der Jen. A. L. Zeitung 1807. Nr. 220. Ihm iſt die Poeſie nun wieder eine freie Kunſt. „Der Fantaſie", ſagte er, „werden die größten Rechte eingeräumt, und ſie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur in ihrem eignen Dienſte, und mit keinem anderen Zweck, als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Willkür bewußt zu werden". 'Aber mehr als luſtige Fantaſieſpiele, dünkt ihm, bedarf der Weltlauf, man ſucht „eines begeiſterten Glaubens feſten Halt, man ſucht Erquickung des Gemüths und Stärkung". 'Die Poeſie muß ans Herz greifen, und Gegenſtänden huldigen, „um welche Liebe und Verehrung eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelt."

'Und was ſind die Gegenſtände der Huldigung? Wilhelm läßt ein Sonett ſeines Bruders Friedrich ſie ausſprechen: „Die lichten Zeiten, als Rittermuth der Andacht

„ſich verbunden.“ Alſo die vom hildebrandiſchen Sonnen-
‘thum erleuchteten Zeiten durch poetiſche Künſte zu empfehlen,
‘verband ſich eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Romantiker.
‘Bald hatte Friedrich Schlegel, und ein Trupp der
‘Edlen, auch mit der That gehuldigt.’

S. 252.

‘Wilhelm Schlegels edle Geheimbündner zur Her-
‘ſtellung der hildebrandiſchen Domherrnzeit, von welchen ein
‘Klupp im Jahr 1805 ſich bei uns (in Heidelberg) einge-
‘niſtet, übten zumeiſt nur Sang und Klang für die geahn-
‘ten Anſchauungen des karfunkelnden Orients und des süd-
‘lichen Sonnenthums. Sie pilgerten nach Rom, meiſtens
‘in poetiſcher Fantaſie, zum Theil auch wirklich.’

S. 315.

‘Noch früher, gewiß ſchon im Jahr 1804 gehörte
‘Creuzer*) zum Geheimbunde der Romantiker, deſſen Zweck,
‘Herſtellung des Mittelalters, der eitele Wilhelm
‘Schlegel in einer Recenſion der Jen. Litt. Zeitung 1807.
‘Nr. 220. unbedacht ausplauderte. Friedrich Schlegel
‘und mehrere bekannten ſich öffentlich zum Pabſt; Wil-
‘helm glaubt, wie Creuzer, noch Proteſtant zu ſein; und
‘Ludwig Tieck verhehlt ſeine Abſchwörung. Siehe Beſtät.
‘d. Stolberg. Umtriebe, S. 113—118.’

Ich glaube keine der Stellen, wo von dem vermeinten geheimen Bunde die Rede iſt, überſehen zu haben. Der einzige Scheinbeweis, welchen Voß dafür aufzutreiben wußte, war die Stelle in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung; deswegen kommt er unaufhörlich darauf zurück. Meine Leſer werden ſehr erſtaunt ſein, wenn ich ihnen die angeführten Worte im Zuſammenhange des Aufſatzes vorlege, über deſſen Veranlaßung ich nur Weniges im Voraus zu erinnern habe.

---

*) Erſt im J. 1818 hatte ich das Vergnügen, nähere perſönliche Bekanntſchaft mit Hrn. Creuzer zu ſtiften. Vorher hatte ich ihn nur ein einziges Mal bei einer Durchreiſe im J. 1808 auf kurze Augenblicke beſucht.

Ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit dem ich ohne lange fortgeſetzten Umgang in einem freundſchaftlichen Verhältniße ſtand, ein jüngerer Bruder meines verewigten Freundes Novalis, Freiherr von Hardenberg, hatte unter dem Titel Dichtergarten, und unter dem Namen Roſtorf eine Sammlung von Gedichten als Taſchenbuch auf das Jahr 1807 herausgegeben. Dieſe Sammlung enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke von meinem Bruder Friedrich, theils Lieder, theils Spruchgedichte. Mir war beſonders darum zu thun, auf dieſe die Aufmerkſamkeit des Publikums zu lenken, wegen ihrer Beziehung auf die Zeitereigniſſe, und wegen der vaterländiſchen Geſinnung, welche ſie athmeten. Es war Grundſatz bei der Litteratur-Zeitung, nahe Verwandte und vertraute Freunde der Verfaßer nicht als Beurtheiler auftreten zu laßen. Indeſſen trug man kein Bedenken, hier eine Ausnahme zu machen. Die Herausgeber mochten wohl ſich überzeugt haben, daß das den Gedichten meines Bruders ertheilte Lob nicht aus einer verzeihlichen brüderlichen Parteilichkeit entſprungen, ſondern in der Wahrheit gegründet war.

Der Aufſatz iſt mit W. unterzeichnet. Ich bemerke im Vorbeigehen, daß Voß widerrechtlich handelte, indem er eine förmliche Denunciation gegen mich auf eine anonyme Schrift gründete. Dieſes darf man nur dann thun, wenn man den gerichtlichen Beweis führen kann, daß der Angeklagte wirklich der Verfaßer ſei, welches Voßen ſchwer gefallen ſein möchte. In dem freien und freimüthigen England wird das Recht der Anonymität, ſowohl von Herausgebern politiſcher und litterariſcher Zeitſchriften als von andern, nachdrücklich behauptet. Wo keine Cenſur iſt, muß freilich irgendwer verantwortlich ſein; der Verleger kann nach Befinden der Umſtände in Strafe genommen werden, aber den Verfaßer braucht er niemals zu nennen. Indeſſen beſtehe ich nicht auf meinem Rechte. Voß hat ganz richtig gerathen. Ich habe die Anzeige des Dichtergartens wirklich geſchrieben. Wie ich damals erkannt zu werden wünſchte, ſo rühme ich mich deſſen noch jetzt.

Der Anfang lautet ſo:

„Wenn nüchterne Beſchränktheit ſich der Poeſie an„maßt, wenn die gemeinen Anſichten und Geſinnungen, über „welche uns eben die Poeſie erheben ſoll, aus der Proſa „des wirklichen Lebens ſich verkleidet und unverkleidet wieder „in ihr einſchleichen, ja ſich ganz darin ausbreiten, durch „ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel lähmen, und ſie zum „trägen Element herunterziehn: dann entſteht ein Bedürfniß, „das Dichten wiederum als eine freie Kunſt zu üben, in „welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth „hat. Der Fantaſie werden alſo die größten Rechte ein„geräumt, und ſie verwendet die übrigen Kräfte und An„triebe der menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bildungen „gleichſam nur in ihrem eignen Dienſte, und mit keinem „andern Zweck, als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Willkür „bewußt zu werden. Dieſe Richtung ließ ſich vor einigen „Jahren in Deutſchland ſpüren. Man gieng den kühnſten „und verlorenſten Ahndungen nach: oft wurde mehr eine

„dichteriſche Melodie der Gefühle leiſe angegeben, als daß „man ſie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgeſprochen hätte, die Sprache ſuchte man zu entfeſſeln, während „man die künſtlichen Gedichtformen und Sylbenmaße aus „anderen Sprachen einführte, oder neue erſann; man gefiel „ſich vorzugsweiſe in den zarten, oft auch eigenſinnigen „Spielen eines fantaſtiſchen Witzes. Unſtreitig iſt hiedurch „manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüße davon dürften ſich ſelbſt in den Hervorbringungen ſolcher „Dichter nachweiſen laßen, die unmittelbar an jener erneuerden Bewegung am wenigſten Antheil genommen. Die „Ausartungen in eine leere mühſelige Gaukelei ſind gleichfalls nicht unterwegs geblieben.

„Andre Umſtände ſchaffen andre Bedürfniſſe: denn „der Sinn der Menſchen wechſelt, wie Homer ſagt, mit „den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. „In einer Lage, wo man nur an einem begeiſternden Glauben einen feſten Halt zu finden wüßte, wo dieſer Glaube „aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar ſehr gefährdet wäre: da würde in der Poeſie jenes luftige Streben, „das wohl der Erſchlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück „entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht ſein. Nicht „eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung ſucht „man alsdann, ſondern Erquickung und Stärkung; und dieſe „kann die Poeſie nur dann gewähren, wenn ſie in ungekünſtelten Weiſen ans Herz greift, und, ihrer ſelbſt vergeſſend, „Gegenſtänden huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine „unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelt. Den „letzten Gedanken ſpricht ein Gedicht von Friedrich Schlegel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeligt, daß ſo Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eur Herz umwinden ſehen;
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſey, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden,

Die alte Schönheit, eh ſie ganz verſchwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten:
Das ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten.

„Die ganze Sammlung iſt in dieſem Sinne gedacht.“

Man ſieht, das Erſte bis zu dem Abſatze iſt rein litterariſch: es ſind allgemeine Betrachtungen über die poetiſchen Erzeugniſſe des letztverfloßenen Zeitraumes. Daß ſie Voßen nicht gefallen konnten, glaube ich gern: in den erſten Zeilen ſind ja, ohne Nennung ſeines Namens, ſeine eignen Gedichte unverkennbar geſchildert. In dem Folgenden würdigte ich nicht ohne Tadel das, was man damals 'die neuere Dichterſchule' nannte, und wozu mehrere meiner Freunde mit mir durch Einführung italiäniſcher und ſpaniſcher Formen in die deutſche Sprache, oder durch erweiterten Gebrauch der ſchon eingeführten die Anregung gegeben hatten.

Der zweite Abſchnitt bezieht ſich auf die damalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten: deutlich genug denke ich, um von allen verſtändigen Leſern verſtanden zu werden. Deutlicher konnte ich nicht ſprechen, ſonſt hätten die Herausgeber der Litteratur-Zeitung es gar nicht einrücken dürfen. Mein aus der Schweiz eingeſendeter Aufſatz erſchien im September des Jahres 1807. Der Tilſiter Friede war geſchloßen. Nach den unglücklichen Feldzügen der Jahre 1805, 1806 und 1807, nachdem die größten Mächte des feſten Landes, Oeſterreich und Rußland wiederholt, zuletzt Preußen, vergeblich und mit dem unglücklichſten Erfolge Alles aufgeboten hatten, um der um ſich greifenden Weltherrſchaft Napoleons einen Damm entgegenzuſetzen, ſchien alle Hoffnung verloren zu ſein. Die eroberten oder ſonſt deutſchen Fürſten entrißenen Länder wurden an napoleoniſche Dynaſtien ausgetheilt. Bald darauf erſtreckte ſich das franzöſiſche Reich von der Gränze Dänemarks bis an die Gränze von Neapel. Die Bundesgenoßen Napoleons, denen er augenblickliche Vortheile gewährte, konnten ſich ihr künftiges Schickſal vorausſagen. Deutſchlands politiſche Unabhängigkeit war dahin; es war beſtimmt, nach und nach dem franzöſiſchen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit Höheres, das koſtbarſte Eigenthum der Menſchheit, die geiſtige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüſter Napoleon, unwiderſtehlich ſchien, ſo war der Deſpot, der Tyrann Napoleon noch weit furchtbarer als ein Menſchenverderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habſucht die glänzendſten Lockungen aus; er belohnte mit beiſpielloſer Freigebigkeit alle Talente, alle Eigenſchaften, die ihm brauchbar waren. Nur Eine Bedingung war dabei: ſein Herrſcherwille, ja ſeine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewißens treten. In dieſer Art ſtellte er ſeine Diener auf die härteſten Proben; er gab ihnen Aufträge, die mit ihrer früheren Denkart im ſtärkſten Widerſpruche ſtanden: wenn ſie ſich dann nicht weigerten, ſo war er ihrer Ergebenheit gewiß. Die Poeſie und Beredſamkeit ſchätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künſte, weil ſie ſeine Thaten und den Glanz ſeines Hofes verherrlichten; die Mathematik und Naturforſchung mußten zur Förderung der Kriegskunſt und des Gewerbfleißes angebaut werden. Aber die Philoſophie, das heißt der freie Gedanke, und die wahrhafte Geſchichtſchreibung waren ihm ein Gräuel: die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geſchafft. Alle Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes in dem Bereich ſeiner Macht mußten die Liverei der Knechtſchaft tragen.

Die durch einen ſolchen Deſpotiſmus bei deſſen Werkzeugen bewirkte Verwandlung des franzöſiſchen Nationalcharakters hatte ich ſchon Gelegenheit gehabt, aus der Nähe zu beobachten. Bonaparte's Günſtlinge und Vertraute ſprachen von Patriotiſmus, Menſchenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermärchen. Sie wußten keinen Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, als was dem Kaiſer gefiel oder mißfiel. In Deutſchland zeigten ſich ähnliche Wirkungen: ſchon wurde der niedrigſte Ton der Schmeichelei angeſtimmt; ſchon gab es Menſchen genug, welche Napoleon als den Schöpfer eines neuen wiedergebornen Deutſchlandes prieſen.

In dieſer namenloſen Trauer, unter ſo verzweiflungsvollen Ausſichten, was blieb den Geiſtern übrig, die nicht bloß an der Erdſcholle hafteten, den Herzen, welche noch deutſches Blut durchſtrömte, als ein begeiſternder Glaube; der Glaube an eine allgütige und allweiſe Vorſehung, die über die Schickſale der Menſchheit waltet; der Glaube, daß der Triumph des Böſen nicht auf die Dauer beſtehen könne? Dann die Zuverſicht, Deutſchland ſei noch nicht tief genug geſunken, um die Schmach eines ausländiſchen Joches geduldig zu ertragen; fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil ſeiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer, denen die beſiegte Partei gefalle; das nicht erloſchene, nur eingeſchläferte Selbſtgefühl werde bei der erſten günſtigen Gelegenheit erwachen, und mit ſeiner ſtolzen Kraft die künſtlich geſchmiedeten Bande zerreißen. Es war Pflicht, in der hoffnungsloſeſten Lage zu hoffen, und dieſe Hoffnung in Andern zu nähren: denn eine große Nation iſt nur dann von aller Hülfe verlaßen, wenn ſie ſich ſelbſt aufgiebt. Und welches waren die Gegenſtände, um welche Liebe und Verehrung eine Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelte? Das Vaterland, ſeine lange ſicher beſeßene Unabhängigkeit und Würde; der alte Ruhm des deutſchen Volkes, die kühnen Heldenthaten, die biedern männlichen Tugenden, die es, unter den verſchiedenen Namen ſeiner einzelnen Stämme, ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden, ſeit den Cimbern und Teutonen, ſeit Julius Cäſar und Arioviſt, ſeit den Legionen des Varus, in die Jahrbücher der Welt eingezeichnet hat. Unſichtbar mußte dieſe Gemeinſchaft freilich ſein, denn man war überall von Spähern umgeben. In einer Zeit, wo der Buchhändler Palm hingerichtet ward, weil er die Schrift 'das erniedrigte Deutſchland' gedruckt hatte, und den Verfaßer nicht nennen wollte, war es unmöglich öffentlich und unverkleidet zu ſprechen. Aber die Gleichgeſinnten verſtanden ſich aus der Ferne und auf das halbe Wort. Welchen höheren Zweck konnte ſich die Poeſie vorſetzen, als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Aſche glimmend zu erhalten, bis es einmal wieder in helle Flammen auflodern könnte?

Auch ich, kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, dichtete damals vaterländiſche Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1806, ein anderes bei der *allgemeinen Entwaffnung*. Aber ich *war entfernt: Freund*ſchaft und Dankbarkeit hielten mich in Frankreich feſt. Dieſe Gedichte konnten alſo nicht an ihre Beſtimmung gelangen: ſie nur ſchriftlich aufzubewahren, hätte ſchon die Freunde, bei denen ich lebte, in Gefahr gebracht. Noch ſind ſie mir zum Theil im Gedächtniſſe; der Aufruf wäre auf empfängliche Gemüther vielleicht nicht unwirkſam geweſen; aber für dieſe friedlichen Zeiten ſind die damals geſprochenen Worte zu flammend: ſie haben meinem Vaterlande nichts genützt, ſo mögen ſie in Vergeßenheit begraben bleiben.

Ich weiß mir Voßens Mißdeutung nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß er von allen den Begebenheiten, welche damals und in den folgenden Jahren die Schickſale Europas entſchieden, nichts erfahren hatte. Er ſaß ruhig zwiſchen ſeinen vier Pfahlen, hinter ſeinem Gartenzaun, über welchen hinauszublicken er niemals verſtanden hat. Die anrückenden Heere hatten ſeine Kohlpflanzen noch nicht zertreten: folglich ſtand noch Alles gut. Das Kriegsgetümmel, wovon die Erde dröhnte, der prahlende Triumph der Sieger, die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu ſeinem Ohr. Er hatte ganz andre Beſchäftigungen. Er ſammelte Stoff zu ſeiner Anti-Symbolik; er wiederkäuete die Zurückſetzungen und Beleidigungen, die er von ſeinem ehrwürdigen Lehrer und Wohlthäter Heyne vor etlichen dreißig Jahren erlitten zu haben vermeinte, um ſie nach einem halben Jahrhundert dem Publikum abermals der Länge und Breite nach zu erzählen; er klaubte aus einem Aufſatze, worin ich mein überwallendes Herz mit Gewalt zurückhielt, eine Stelle heraus, wodurch er mich eine Anzahl Jahre nachher meinen evangeliſchen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeſchriebenen Sonett, worin ich meine eignen Geſinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutſche Vorzeit gelobt: alſo die Prieſterherrſchaft, den Aberglauben, die Unwißenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden aufgefordert, große Gegenſtände mit allem Ernſte eines davon ergriffenen Gemüths zu beſingen:

> Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
> Des deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
> Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden.

'In den lichten Zeiten', das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das Vorhergehende, was Voß ausgelaßen, laßt nicht der mindeſten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wißenſchaft und Gelehrſamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuſchreiben. In einem andern Gedichte derſelben Sammlung, 'Deutſche Sinnesart', preiſet er ja, daß der Deutſche jede ausländiſche Entdeckung und Erfindung ſich ſofort aneigne.

> Was in Kunſt und Wißenſchaft
> Fremder Himmel Hohes ſchafft,
> Ward von ihm alsbald erkannt,
> Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.

Dort aber iſt bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glorreich für Deutſchland? Was konnte mehr geeignet ſein, das Nationalgefühl der Deutſchen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei-erwähltes Oberhaupt ſeine Oberherrlichkeit weit über die Länder deutſcher Zunge hinaus, ſein ſchiedsrichterliches Anſehen faſt über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zuſtande, wo Deutſchland ein militäriſch vorgeſchriebenes neues Staatsgeſetz von Frankreich empfing?

> Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden.

Was hat nur in dieſer Zeile Voßens Unwillen ſo gewaltſam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgeſtritten. Andächtig waren ſie auch meiſtens, nach ihrer einfältigen ſchlichten Weiſe, nach den Lehren und Formen der römiſchen Kirche, weil es im europäiſchen Abendlande keine andere gab. Daran thaten ſie nun nach Voßens Meinung ſchon ſehr übel: aber wie konnten ſie anders? Endlich vollends waren ſie Ritter: das war abſcheulich! Allerdings, der Unterſchied der Stände war im Mittelalter ſtark bezeichnet; dieß gieng mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Kultur hervor: ſobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger ſich ſtolz neben dem Adel, und erwarben ſich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längſt zu ſein aufgehört hat, ein erblicher Kriegerſtand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geſelligen Verhältniſſe mildern, den Mißbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, ſo waren es die Grundſätze des Ritterthums, welches vorſchrieb, die Hülfsbedürftigen zu beſchützen, der Wehrloſen zu ſchonen, und den Kampf ohne Hinterliſt mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menſchheit mehr adeln, als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der bloß weltlich geſinnte Krieger mag für irdiſchen Beſitz und Ruhm ſein Leben muthig daran wagen; dieſer Muth kann durch

Leidenſchaft bis zur Tollkühnheit geſteigert werden; der ungerechteſte Eroberer und ſeine raubſüchtigen Krieger können in der Luſt der Gefahr gleichſam ſchwelgen. Aber zur beſonnenen freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtſein einer erfüllten Pflicht, vor Allem der Glaube, das irdiſche Daſein habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth. Wie ſehr ſittliche Antriebe den männlichen Muth ſtärken, das wußte ſchon Homer, als er den Hektor ſagen ließ:

> Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr ſtehn!

Von den übrigen dem ‘Dichtergarten’ eingerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufſatze ausführlich geſprochen. Unter anderen ſagte ich:

‘In Friedrich Schlegels früheren Gedichten iſt zuweilen
‘der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die
‘hier mitgetheilten hingegen ſind, ohne Anſtrengung oder
‘Bewußtſein irgend eines Kunſtbeſtrebens, unmittelbar aus
‘dem Gemüth gefloßen. So wie die Geſinnungen, ſind
‘die gewählten Weiſen der meiſten Stücke ächt national. In
‘den Liedern geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz,
‘Flemming, und andrer unſrer gediegenen und vollherzigen
‘alten Dichter, in den Sprüchen (einer den Deutſchen vor-
‘züglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten
‘Gattung) ſchließt er ſich an noch ältere, z. B. den Verfaßer
‘des Freigedank und ähnliche an.’

Dieſe Stelle hat Voß nicht abgeſchrieben: ſie hätte ſeinen ganzen Handel verdorben. Die Anpreiſung unſers Opitz und Flemming ſchmeckt nicht nach einem geheimen Plane zur Herſtellung des Pabſtthums und der Geiſtesknechtſchaft. Beide waren eifrige Proteſtanten: ſie haben ſich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländiſch geſinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit geprieſen. Ich verglich ferner die Sittenſprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Voßens düſtres und knechtiſches Mittelalter iſt ein weſenloſes Phantom, dem nie etwas in der Wirklichkeit ähnlich geſehen hat. Er focht mit Geſpenſtern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieſes Theils unſerer Geſchichte. Die verkehrten Vorſtellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer ſeichten Aufklärung, und aus der tiefſten hiſtoriſchen Unwißenheit hervorgegangen waren, ſind nun ſchon längſt in der öffentlichen Meinung berichtigt. Nur Voß iſt ſtarr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unſerer Väter auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beiſpiel, entſpricht ſeinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologiſche Sprüche nach dem katholiſchen Lehrbegriff; aber auch Sinnſprüche voll philoſophiſchen Tiefſinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Mißbräuche, deren Kühnheit in Erſtaunen ſetzen muß *). Dieſe, ſo wie manche Lieder unſerer Minneſänger und Meiſterſänger, ſind Vorboten der Reformation.

---

*) Ich ſetze aus dem wenig bekannten Buche, wovon wir noch keine kritiſche Ausgabe, ſondern bloß einen fehlerhaften unlesbaren Abdruck haben, [W. Grimms Ausg. von Vridankes Beſcheidenheit, aus welcher ich im Folgenden Einiges verbeßere, iſt 1834 erſchienen. Vg.] einige Proben her, der leichteren Verſtändlichkeit wegen

Die meiſten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung ſind, wie geſagt, patriotiſchen In-

---

mit erneuerter Schreibung, und Auslaßung der Zeilen, worin nicht zu enträthſelnde falſche Leſearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fährt, (W. Gr. Ausg. S. 149. f.)
Der von Raub dar und dannen zehrt,
Und gicht, der Pabſt habe ihm vergeben
Was er geſündet habe ſein Leben;
Und wem er Schaden habe gethan,
Des habe er ihn alles ledig gela'n.
Wer das gicht, der iſt betrogen,
Und hat den Pabſt angelogen....
Alle Abläße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So ſoll man Sühne gewinnen....
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut...
Die Gnade einem Eſel wohl ziemt,
Daß er einem Ochſen Sünd' abnimmt....
— — — — — — — — —
Der Pabſt hat ein ſchönes Leben: (W. Gr. S. 151.)
Möchte er Sünde ohne Reu vergeben,
So ſollte man ihn ſteinen,
Ob er der Chriſten einen
Oder keiner Mutter Barn
Ließe hin zur Hölle fahr'n.
— — — — — — — — —
Alle Schatzes Flüße gehn (W. Gr. S. 148.)
Zu Rome, daß ſie da beſtehn;
Und doch nimmer wird es voll:
Das iſt ein unſeelig Hohl!
So kommt auch alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo ſie die behalten,
Des muß Glück walten.
Zu Rome iſt alles Rechtes Kraft, (W. Gr. S. 153.)
Und aller Falſchheit Meiſterſchaft.
Römiſch Segen und ſein Gebot (W. Gr. S. 148.)
Die ſind Pfaffen und Laien Spott.
— — — — — — — —
Wer auch falſcher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth.

halts *). Die wenigen religiöſen ſind allgemein: eins darunter, das 'Gebet':

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich ſichtbar führt? u. ſ. w.

könnte, ganz wie es iſt, in unſre Geſangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unſern Kirchen ſingen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur römiſch-katholiſchen Kirche iſt erſt im Sommer des Jahres 1808 in Deutſchland bekannt geworden. Geſetzt aber auch, ich hätte dieſen Uebertritt ſchon im vorhergehenden Jahre vorausgeſehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus ſeinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverſtanden war: die Anſicht der Zeitereigniſſe, die vaterländiſchen Geſinnungen? Sind nicht die Geiſter frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde ſolidariſch ver-

---

Was zu Rome Feiles iſt; (W. Gr. S. 153.
Da ſieht man manchen falſchen Liſt,
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zwei da niemand ſchelten ſoll.

*) Da den meiſten Leſern das Taſchenbuch wohl nicht zur Hand iſt, ſo ſetze ich das Verzeichniß her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachſchlagen, und ſich ſelbſt hievon überzeugen könne: An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Geſang. Sinnbild. Spruch. Wechſelgeſang. Das verſunkene Schloß. Spruch. Eulenſpiegels guter Rath. Mahomets Flucht. An den Befreier. Spruch. Spruch. Gebet. Friede. Spruch. Spruch. Das Alte und das Neue. Im Speſſart. Deutſche Sinnesart. Eintritt in die deutſche Schweiz. Auf dem Feldberge. Weihe des Alten. Spruch. Fortunata.

antwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich ſo lange in inniger Gemeinſchaft und Verbrüderung der Geiſter wißenſchaftlich und litterariſch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich ſollte nicht meinen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn ſeitdem, nicht bloß über die Religion, ſondern auch über viele andre Gegenſtände unſere Anſichten und Meinungen ſich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: iſt es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu ſchreiben, was mir nach der redlichſten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufſatz geſchrieben; ſiebzehn Jahre nachher gründete Voß darauf ſeine Anklage gegen mich. Wenn nach allem Obigen ſein anfängliches Mißverſtändniß noch einigermaßen begreiflich wäre, hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müßen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818, lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Beſuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutſchland; und es war mir ſchon phyſiſch unmöglich, die Wirkſamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Deſpotiſmus laſtete zu ſchwer auf mir, als daß ich Luſt und Muße gehabt hätte, für die Herſtellung eines geiſtlichen Deſpotiſmus zu arbeiten. Ich lebte im Hauſe der Frau von Staël, der edlen Frau, welche wegen ihres feſten Sinnes, der ſich durchaus zu keiner ſchmeichleriſchen Huldigung verſtehen wollte, wegen der Wärme, womit ſie ſich der Unterdrückten annahm, wegen ihres europäiſchen Ruhmes und ihrer unwiderſtehlichen Beredſamkeit ſchon vom Conſul Bonaparte, nachher dem Kaiſer Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel ſeiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politiſche Verbrechen, welche die Staatsraiſon nicht erlaube zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu laßen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beſeitigen müße; nachdem er, in Folge dieſes Considérant, ſechs Baſtillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: ſo konnte man ſich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einſchließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorſtellen. Platz genug war da. Es iſt thöricht, unnützer Weiſe der Tyrannei eine Art von Recht gegen ſich zu ſchaffen. In Frankreich legte mir die Rückſicht auf meine Freundin die größte Vorſicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgeſinnten Landsleuten mich zu eröffnen, verſäumte ich keine Gelegenheit. Es geſchah in Wien im Jahre 1808 am Schluße meiner Vorleſungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenſtände der deutſchen Geſchichte zu großen dramatiſchen Darſtellungen zu empfehlen, ſprach ich die vaterländiſche Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine beßere Zukunft aus. Der franzöſiſche Geſandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredſamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter ſo dringenden Beſorgniſſen, ſo zweifelnden Hoffnungen bewirkten ſie eine ſichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt viele Beweiſe des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich eine Reiſe nach dem Norden von Deutſchland, um meine Mutter und meine Geſchwiſter zu beſuchen. Hier ſah ich meinen Geburtsort in eine

Landſtadt des weſtphäliſchen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzſichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten ſei nun für immer geſichert; Begünſtigte der neuen Macht, denen Alles in roſenfarbenem Lichte erſchien; aber auch freigeſinnte Männer, welche die Schmach eines ſolchen Joches, eines ſo läppiſchen Provincial-Deſpotiſmus unter der Vormundſchaft des eiſernen europäiſchen, tief empfanden, und auf Herſtellung hofften: unter dieſen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geiſtlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Geſpräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfaßung, die ihn ſeinen nahen Tod vorausſehen ließ, ſprach er von der Lage Deutſchlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Beſonders aber beſchäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verſchwendung eines üppigen Hofes und den militäriſchen Anſtrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch geflißentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wißenſchaft und Gelehrſamkeit gegen die ausländiſchen Staatsminiſter mit dem beharrlichſten Muthe verfochten. Hierin ſtand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne ſchonend andeutete, nicht mit gleicher Feſtigkeit. Auch Johannes Müller beſuchte ich in Caßel, und es entgieng mir nicht, daß er unter dem reichgeſtickten Rock, womit er täglich an jenem abgeſchmackten Hofe erſcheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen ſich verzehrte. Er unterhielt mich von ſeinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geſchäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in ſeltenem Grade wohlwollenden, nur zu ſchwachen Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erſchien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrſchaft ihren höchſten Gipfel erreicht hatte. Hier ſagte ich in einem Gedicht ‘auf der Reiſe’, auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l’Ecluſe:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt’ ich üben her und hin:
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten ſie den deutſchen Sinn.
Lang’ ein umgetriebner Wandrer,
Wurd’ ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht iſt all mein Schmerz!
Was euch trifft, iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ’ſchem Staub vereine.

Die Bziehung der letzten Strophe hob ich noch beſtimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfaßung, es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht ‘an die Irrführer’ heißt es:

Helft nun! Die Rieſenflügel ſpreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüſtung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leſer konnte wohl in dem rieſenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den uſurpierten römiſchen Adler, verkennen? Um die Aufmerkſamkeit der Cenſur abzulenken, ſetzte ich darüber: ‘Nach dem Propheten Jeſaïas’; wie denn auch viele Ausdrücke und Gleichniſſe aus dem heiligen Sänger entlehnt ſind. Da mir mehr und mehr die Hoffnung verſchwand, jemals wieder in Deutſchland leben zu können, ſo wünſchte ich meinen Landsleuten in dieſen und andern Gedichten wenigſtens ein Zeugniß meiner Geſinnungen zu hinterlaßen.

Im Frühlinge deſſelben Jahres 1811 wurde ich auf eine Denunciation des Präfekten von Genf bei dem Polizei-Miniſterium aus dem franzöſiſchen Reiche verbannt. Nach dem Einzuge der Alliierten in Paris habe ich das Original dieſer Denunciation in Händen gehabt. Sie lautete dahin: ein gewiſſer M. Chelègue, mehrjähriger Hausgenoße der Frau von Staël, ſei anti-napoleoniſch, anti-franzöſiſch, mit einem Worte deutſch geſinnt, und müße ferner nicht in Frankreich geduldet werden. Der Präfekt hatte wenigſtens keine Unwahrheit geſagt: ſo verhielt es ſich wirklich. Ich zog mich nach der Schweiz zurück, und bat in Bern den Kanzler des ſchweizeriſchen Bundes, Hrn. Mouſſon, mich offenherzig über meine Lage aufzuklären: ob die Schweiz mich beſchützen könne, falls mein Aufenthalt der franzöſiſchen Regierung verdächtig würde? Er erwiederte: die geringe Kraft des Widerſtandes, welche die Schweiz noch beſitze, müße für die öffentlichen Angelegenheiten aufgeſpart werden; für Privat-Intereſſen bliebe nichts übrig; ſelbſt die Anſiedelung in der Schweiz, die Erwerbung des Bürgerrechtes in irgend einem Kanton, könne mir nach meiner Vertreibung aus Frankreich nicht mehr helfen.

Im Sommer 1812, eben bei dem Ausbruche des ruſſiſchen Krieges, begleitete ich Frau von Staël auf ihrer Flucht vor Napoleon nach England, als dem Freihafen der Menſchheit. Sie wurde wie eine Gefangene betrachtet, ihr Vorhaben mußte äußerſt geheim gehalten werden, und um zum Ziele zu gelangen, mußte ſie Europa umkreißen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit mußten wir, jeder von ſeinem Vaterlande, für immer Abſchied nehmen. Dieſer Gedanke brachte meine verewigte Freundin beinahe zur Verzweifelung. Ich ſtärkte ihren wankenden Entſchluß, ich ſuchte ihr Muth einzuflößen. — ‘Faßen Sie ſich! Dieſer gewaltſame Zuſtand kann nicht ‘dauern. Ich bin feſt überzeugt, ich werde noch das Glück ‘haben, Sie über Dover und Calais nach Paris zurück zu ‘begleiten.’ — Und ſo erfolgte es wirklich binnen weniger als zwei Jahren. Nach der Kataſtrophe in Fontainebleau eilte ich ſogleich, um mein gegebenes Wort zu löſen, aus den Niederlanden nach England, wohin ich mich mit dem erſten großbritanniſchen Paketboot einſchiffte, das in Calais gelandet war. —

Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Beſchwerden, zuletzt noch der Gefahr eines Schiffbruchs während der Aequinoktial-Stürme auf dem bothniſchen Meerbuſen, langten wir glücklich in Stockholm an. Hier, zum erſten Mal mit freier Hand, entwarf ich die Schrift Sur le système continental, welche zu Anfange des Jahres 1813 erſchien. Dieſe Schrift war zunächſt dazu beſtimmt, die öffentliche Meinung in Schweden aufzuklären*). Sie wurde in das Schwediſche, Rußiſche, Deutſche und Engliſche überſetzt; im Originale in England, Deutſchland, zuletzt in Paris wieder gedruckt. Während des Feldzuges begleitete ich den Kronprinzen, jetzt regierenden König von Schweden als ſein Sekretär, um für die Zwecke des europäiſchen Bundes Schriften in franzöſiſcher und deutſcher Sprache auszufertigen. Ich hatte das Glück, naher Zeuge großer Thaten und denkwürdiger Begebenheiten zu ſein. Ich lief dabei keine andre Gefahr als die, wenn ich in die Gefangenſchaft des Feindes gerieth, wie ein aufrühriſcher Unterthan des weſtphäliſchen Königreichs, und wie ein Hochverräther behandelt zu werden. So hatte Napoleon mit dem General Winzingerode, ebenfalls aus Hannover gebürtig, gegen alles Kriegsrecht verfahren wollen, und hätte es gethan, wenn der General nicht durch Czerniſcheff befreit worden wäre. Hätte ich über Napoleons Grundſätze des Staatsrechts noch irgend einen günſtigen Zweifel gehegt, ſo konnte ein heftiger Ausfall von ihm in der Leipziger Zeitung, der einzigen, welche nach dem Rückzuge von Dresden noch in ſeiner Gewalt war, gegen den Kronprinzen von Schweden und deſſen Umgebungen, worunter auch ich bezeichnet und genannt war, mich hinreichend in's Klare ſetzen*).

---

*) Der Eigenthümer der einzigen Druckerei in Stockholm, welche auf den Druck eines franzöſiſchen Buches eingerichtet war, wagte nicht meine Schrift zu drucken, bis er die eigenhändige Verſicherung des Hofkanzlers hatte, daß ſie mit voller Genehmigung der Regierung erſcheine. Er war bisher ein Bewunderer Napoleons geweſen, und hatte mehrere Anpreiſungen ſeines politiſchen Syſtems verlegt. Nachdem er aber aus dem Abſatz meiner Schrift, wovon er das Manuſkript unentgeltlich erhielt, beträchtliche Summen gelöſt hatte, ſo fieng er an, ſeine Meinung zu verändern, und Napoleons wahre Größe zu bezweifeln.

---

*) Kurze Zeit vor der Leipziger Schlacht beſuchte ich den General Worenzoff in ſeinem Lager, der in ſtarken Eilmärſchen von einem Streifzuge jenſeits der Saale zurückkam. Verſpätet durch die Ermüdung meiner Pferde in grundloſen Wegen, hatte ich der ſchwediſchen Kanzlei nicht folgen konnen, und mußte noch in der Nacht allein mehrere Meilen zurücklegen, um das Hauptquartier zu erreichen. Als ich im Winter darauf mit dem General Worenzoff in Hannover zuſammentraf, ſagte er mir bei der erſten Begrüßung: 'Als Sie an jenem Abend von mir Abſchied nahmen, glaubte ich 'nicht anders, als Sie würden unterwegs von einer Streifpartei 'aufgefangen werden.'

Ich übergehe die nächſten Jahre, während welcher ich mich bemühte, die hergeſtellte Ruhe für meine Lieblings-Studien zu benutzen, dabei aber theils durch öffentliche Ereigniſſe, wovon ich wiederum Zuſchauer war, theils durch Schickſale, die mich ſchmerzlich betrafen, vielfältig geſtört ward. Ich bemerke nur, daß ich die ganze Zeit bis zum Frühlinge des Jahres 1818 entfernt von Deutſchland abwechſelnd in Frankreich, der Schweiz und Italien zubrachte. Mein letztes Geſchäft vor meiner Rückkehr war die Herausgabe des Werkes: Considérations sur les principaux événements de la Révolution française, ouvrage posthume de Madame de Staël, welche ich gemeinſchaftlich mit dem Sohne der unſterblichen Verfaßerin und ihrem Schwiegerſohne, dem Herzoge von Broglie, beſorgte*). In zwei Abſchnitten dieſes Buchs (De l'inauguration du Concordat à Notre-Dame, und Du mélange de la religion avec la politique) wird von dem Verhältniſſe der römiſchen Kirche zum Staat gehandelt: von dem angemaßten und angeſtrebten, und von dem Verhältniſſe, welches zum Beſten des Staats und der Religion ſtattfinden ſollte. Hier iſt das Aergerniß mit dem napoleoniſchen Katechiſmus authentiſch in's Licht geſtellt. Das Benehmen vornehmer Prälaten bei den politiſchen Umgeſtaltungen Frankreichs wird geſchildert: ihre bis zur Entweihung getriebene Schmeichelei gegen den Kaiſer Napoleon; ihre ſo ganz veränderte Sprache nach dem Glückswechſel; die Einſchärfung entgegengeſetzter Bürgerpflichten durch dieſelben Geiſtlichen, auf denſelben Kanzeln, mit Berufung auf dieſelbe geheiligte Autorität, mit Androhung derſelben ewigen Höllenſtrafen. Es ließ ſich hierauf anwenden, was König Lear beim Shakſpeare ſagt: 'Ja und Nein zugleich, das war keine gute Theologie!" — Doch fände ſich noch wohl eine Ausrede. Man möchte etwa erwidern: 'Keineswegs! Nicht zugleich Ja und Nein; nicht ganz zugleich: ſondern geſtern Ja und heute Nein!" — Die geſchichtliche Darſtellung in dem genannten Werke der Frau von Staël geht nur bis zum 5ten Julius 1815, ſonſt hätte das ſeitdem in Frankreich Vorgefallene einen reichhaltigen Nachtrag zu dem Kapitel von der Vermengung der Religion mit der Politik liefern können.

---

*) Mein Name ward nicht auf den Titel geſetzt, weil ich als ein Ausländer in Frankreich dem Buche keine Gewährleiſtung ſchaffen konnte, falls die Staatsbehörden einen Verſuch gemacht hätten, es zu unterdrücken. Mein Antheil an der Herausgabe iſt aber in der Vorrede beſtimmt angezeigt.

Entweder ich bin über die Ultramontaniſten und Kongreganiſten ganz irrig berichtet, oder dieſes Buch ſteht bei ihnen in der entſchiedenſten Verdammniß; und einen Antheil an deſſen Herausgabe gehabt zu haben, wenn auch einen bloß litterariſchen, kann mich bei ihnen nicht ſonderlich empfehlen.

Ich wiederhole meine Frage: war alles dieß Voßen unbekannt geblieben? Ihm, der ſo genaue Erkundigung über die Tritte und Schritte ſeiner ſelbſtgewählten Gegner einzuziehen pflegte? Und hätte nicht die Kenntniß auch nur von einem kleinen Theile der angeführten Thatſachen ihn vermögen müßen, ſeine Hypotheſe als unhaltbar aufzugeben? — Aber weit gefehlt! In dem wißenſchaftlichen Beruf, dem ich mich ſeit dem Jahre 1818 ausſchließend gewidmet, fand er eine neue Beſtätigung. Ich habe das Sanſkrit erlernt; mich bemüht, die Denkmale der alt-indiſchen Litteratur an's Licht zu ziehen; von einer Regierung, welche jede Erweiterung der Wißenſchaft fördert, bin ich dabei bereitwillig unterſtützt, und beſonders beauftragt worden, dieſes Studium in Deutſchland einheimiſch zu machen. Ich habe meinerſeits mich weder Mühe noch Koſten verdrießen laßen, Reiſen bloß zu dieſem Zweck nach Paris und London gemacht. Es iſt auch ziemlich gut damit gelungen: gründliche Gelehrte ſind als meine Mitarbeiter in dieſem Fache aufgetreten; ſchon haben ſich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium hat an Herrn Wilhelm von Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden.

Wer ſollte es denken? Ich that Alles nur für die Zwecke des bewußten geheimen Bundes. Die Brahmanen waren von jeher, ſo weit die Geſchichte reicht, ein erblicher Prieſterſtand, welcher große Vorrechte genoß; aus der Religion, die ſie lehrten, iſt die Geſetzgebung und geſellſchaftliche Verfaßung Indiens hervorgegangen. Unter dem Scheine einer bloß gelehrten Beſchäftigung mit der Litteratur und den Alterthümern dieſes Landes wollte ich eigentlich die Prieſterherrſchaft in unſerm Europa fördern; durch die Darſtellung der Mythologie einen myſtiſchen Aberglauben vorbereiten; und was ich von den Brahmanen erzählt, wollte ich mit den Jeſuiten zur Wirklichkeit gebracht wißen.

Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich nur beſorgen, daß meine Winke zu verſtohlen waren, und daß die meiſten Leſer meiner indiſchen Bibliothek ſie gar nicht gefaßt haben werden. Man muß geſtehen, ich wußte ehemals nachdrücklicher gegen Napoleon zu ſchreiben, der doch noch ziemlich mächtig war, als für die Jeſuiten, die doch ſchon ziemlich mächtig ſind. Man muß geſtehen, ihr Orden hat an franzöſiſchen Schriftſtellern und Rednern ganz anders rüſtige Verfechter gefunden, die der Sache gerade auf den Leib rücken. Was bin ich gegen einen Vicomte de Bonald? gegen einen Abbé de La Mennais? gegen einen Biſchof von Hermopolis? Während ich noch mühſelig den Rückweg von Benares nach dem päbſtlichen Rom ſuche, rücken die Jeſuiten triumphierend in ihre ehemaligen Kollegien wieder ein, und bemächtigen ſich der Kanzeln, der Beichtſtühle, der Schulen. Meine orientaliſchen Hülfstruppen vom Ganges werden dabei keine beßere Figur machen, als jener alte zum Sprichworte gewordene Entſatz von Mantua, welcher erſt vierzig Tage nach Einnahme der Feſtung anlangte. Die guten Väter werden mich auslachen, wenn ich nun komme und meinen Lohn begehre. Sie hören ſonſt, wie man zu ſagen pflegt, das Gras wachſen; aber von meinen Bemühungen zu ihren Gunſten haben ſie gewiß nichts verſpürt.

Bei dieſer unvergleichlichen Hypotheſe hat Voß mir jedoch eine große Unkunde der Geſchichte und der Alterthümer Aſiens zugetraut, oder er iſt ſelbſt darin befangen geweſen. Die Brahmanen waren und ſind ein erblicher Prieſterſtand, folglich heirateten ſie, ja die Ehe wird ihnen ſchon im Geſetzbuche des Manus zur Pflicht gemacht. Ferner haben ſie durchaus keine Hierarchie: von Geburt ſind ſie alle gleich; nur Wißenſchaft, Weisheit und ausgezeichnete Frömmigkeit kann einen Vorrang unter ihnen begründen. Es iſt keine beſondere Würde an den Tempeldienſt geknüpft: ſie halten die äußerlichen Verrichtungen bei den Feſten, Proceſſionen und Opfern, das ganze Ceremonienweſen, für eine ſehr untergeordnete Beſtimmung. Sie ſchätzen den Anbau der Geiſteskräfte ſo hoch, daß ihnen jede wißenſchaftliche Beſchäftigung für eine Art von Gottesdienſt gilt. Sie lieben die Philoſophie: es gab von jeher Philoſophen unter ihnen; und alle Syſteme der Metaphyſik, nicht bloß ſolche, die mit den Lehren ihrer geoffenbarten Bücher übereinſtimmen und ſie beſtätigen, ſondern auch verneinende und freigeiſteriſche Syſteme konnten unter ihnen aufkommen, und ungeſtört von Verfolgungen ſich in Indien verbreiten.

Alles dieß taugte ausgemacht nicht in meinen Kram, und ich konnte etwas weit Beßeres finden. Mit einem Schritt über den Ganges, mit dem zweiten über das Himalaya-Gebirge, wäre ich nach Tibet gelangt. Hier hatte ich in der Perſon des Dalai-Lama einen Pabſt, ſo zu ſagen, unter der Hand. Und was für einen Pabſt! Nicht etwa bloß einen Nachfolger des vornehmſten Apoſtels des Buddhiſmus: ſondern eine Verkörperung des Religions-Stifters ſelbſt, deſſen Seele von Patriarchen zu Patriarchen in den heutigen übergegangen. Ferner eine ſehr vollkommen geordnete Hierarchie, welche ihre Verzweigungen durch ganz China, durch das centrale Aſien, und weſtlich bis zu den Kalmücken an der Wolga erſtreckt; allgemeine Eheloſigkeit der Prieſter, Litaneien, Gebets- und Segens-Formeln in einer fremden, ausgeſtorbenen und dem Volke unverſtändlichen Sprache; die Verehrung der Reliquien; Mönchs- und Nonnen-Klöſter; Faſten, wogegen die Karthäuſer noch gelinde ſind; überhaupt einen Kultus, deſſen Formen und Ceremonien denen der römiſchen Kirche ſo auffallend ähnlich ſehen, daß mehrere Gelehrte vermuthet haben, dieſe ſeien aus der Nachahmung jener entſprungen; wogegen der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte Kenner der oſtaſiatiſchen Sprachen, Litteraturen und Alterthümer, Herr Abel Rémuſat, behauptet, der tibetaniſche Gottesdienſt ſei nach chriſtlichen Vobildern gemodelt.

Es war einfältig von mir, mich bei den Brahmanen aufzuhalten. Für den Buddhiſmus hätte ich mich erklären ſollen; damit war noch etwas auszurichten!

Ich habe allerdings von der Wißenſchaft und Weisheit der Brahmanen mit Achtung geſprochen. Das thaten ſchon die Griechen. Das that in neueren Zeiten Voltaire ebenfalls, wiewohl er dabei nur aus äußerſt mangelhaften, zum Theil entſtellenden Berichten ſchöpfen konnte. War es dem ſcharfſinnigen Manne etwa auch darum zu thun, die theokratiſche Verfaßung in Europa herzuſtellen und zu befeſtigen? Noch hat ſich kein Voß in Frankreich gefunden, der ihn deſſen angeklagt hätte.

Um keine Seite der voßiſchen Beſchuldigungen zu übergehen, ſetze ich die auf meine gelehrten Arbeiten bezüglichen Stellen der Anti-Symbolik her.

Th. I. S. 105. Anm.

‘Er (Herr Creuzer) konnte es (das Buch von Ward)
‘leicht bekommen durch ſeinen Freund A. W. von Schle-
‘gel, Mitglied des geheimen Bundes zur Herſtellung des
‘Mittelalters. Auch er in der indiſchen Bibliothek I.
‘I. (Bonn 1820) bekennt ſich alſo: „Der Zuſammenhang
„der alten prieſterlichen Lehre und Verfaßung Indiens mit
„der früheſten Bildungsgeſchichte der Weſtwelt iſt, in
„Hinſicht der Zeit, der Weiſe, der Richtung, worin die Mit-
„theilungen erfolgt ſein mögen, weit räthſelhafter, gleichwohl
„ſehr wahrſcheinlich, ja durch ſo viele auffallende
„Uebereinſtimmungen wird er faſt unläugbar.“
‘p. XII. Zu Wegweiſern in die indiſche Mythologie empfiehlt
‘er p. 34. die weiſen Männer Jones, Robertſon und
‘Maurice; nicht Wilford, nicht Polier, ein Wohlkun-
‘diger. Wir andern, meint er, wißen nicht, daß Maurice
‘bloß nacherzählt: nach Jones, des Dionyſus Geburtsberg
‘Meros bei Nyſa ſei Meru bei Naiſchada; nach Wilford,
‘der wahre Dionyſus ſei Dewa-Nahuſcha oder Deo-
‘nauſch, ein Eroberer bis Waraha-Dwip, und ſo fort.

'Aber, ſagt Hr. von Schlegel, „wen es vergnügt, ein Paar „Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum ſchimpfen zu „hören, der mag das Buch von Ward leſen, welches jedoch „in England viele Leſer zu finden ſcheint.“

S. 120.

'Ehe der Artillerie-Leutnant Wilford im Jahre 1792 'die gediegenſten Grundwahrheiten der ſymboliſchen Offenbarung, genannt Indomanie, von ſeinem Pandit durch gar 'verſtändige Fragen herauslockte, hatte bereits 1789 der Präſident Jones, oder, wie der Indoman Hr. A. W. von 'Schlegel ihn betitelt, Sir William Jones*), in Nebenſtunden der rühmlich verwalteten Staatsgeſchäfte, mit der 'vergleichenden Mythologie, wie er ſagt, durch Pomeys 'Hülfe geſpielt.'

S. 136.

„Sir William Jones, der weiſe Menſchen- und Völ-

---

*) Ich betitle den berühmten Gelehrten, wie jedermann in England thut. Sir, als Anrede, iſt von ganz allgemeinem Gebrauch; dem Taufnamen vorgeſetzt, iſt es der Titel eines Ritters oder Baronets, und ſo unzertrennlich damit verbunden, daß man wohl den Familien-Namen weglaßen kann, wenn die Perſon ſchon ſonſt hinlänglich bezeichnet iſt, niemals aber den Taufnamen, z. B. Sir Isaac Newton, und wenn der Name in derſelben Rede öfter vorkommt, bloß Sir Isaac. So wenig verſtand der Mann, welcher den Shakſpeare zu überſetzen unternahm, den gemeinſten engliſchen Sprachgebrauch! Daß Voß, nachäffend, mich 'Sir Wilhelm von Schlegel' nennt, ſoll vermuthlich ein Spott darauf ſein, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiſer Ferdinand der Dritte meinem Urältervater für ſich und ſeine männliche Nachkommenſchaft zugleich den Reichs- und ungariſchen Adel verliehen, und wovon das Original in meinen Händen iſt.

„ker-Kenner, hat mit anderen ſeiner Art,“ ‘nach der Bemerkung des Sir Wilhelm von Schlegel (Ind. Bibl. I. 1. p. 34.), „das Große und Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen gefühlt und in einem menſchlichen und philoſophiſchen Sinne darüber geſprochen. Jetzt aber iſt eine Partei —“ Nun, die laßen wir gehn, oder wünſchen ihr mitzupilgern in das Land, wo der Pfeffer wächſt.’

Wenn es Voßen bloß um die Wahrheit, um die Berichtigung wißenſchaftlicher Irrthümer, zu thun war, ſo begreife ich nicht, wie ich dazu kam, von ihm aus eigenem Antriebe in den Streit hineingezogen zu werden. Hrn. Creuzers Schriften handeln von vielen Dingen, die weit außerhalb des Kreißes meiner Forſchungen liegen. Deswegen habe ich mich nie darüber ausgeſprochen, weder in der indiſchen Bibliothek, noch anderswo. Hr. Creuzer behauptet einen großen Zuſammenhang zwiſchen den Religionen der alten Völker. Dieſe Meinung hat im Allgemeinen viel für ſich. Im Einzelnen aber kann man bei der Herleitung eines Kultus aus einem fremden Lande nicht behutſam genug zu Werke gehn, wo es uns an geſchichtlichen Zeugniſſen fehlt, und wo wir die Mittelglieder und Wege der Mittheilung nicht nachweiſen können. Die vielgeſtaltigen polytheiſtiſchen Religionen ſind dennoch aus Einem und demſelben Princip entſprungen: aus einer höchſt lebendigen Anſchauung der Natur. Die magiſche Gewalt, welche die Naturkräfte uber ſinnliche Gemüther ausübten, verdunkelte die reinere Erkenntniß der großen einfachen Religionswahrheiten, in deren Beſitz wenigſtens ein Theil des alteſten Menſchengeſchlechtes geweſen zu ſein ſcheint. Dagegen wurde durch eben dieſe magiſche Gewalt der unbewußt ſpielenden Einbildungskraft der Glaube an ihre eignen Schöpfungen aufgenöthigt; ſo entſtand Mythologie, ein räthſelhaftes unauflösliches Gewebe von kühnen, ungeheuern, furchtbaren und lieblichen Dichtungen; die bunte Hülle der Erfahrung, der Ueberlieferung und der ahndungsvollen Betrachtung. In den Religionen der alten Völker bemerkt man allgemeine Aehnlichkeiten, welche daraus entſtanden ſein können, daß überall dieſelben Triebe, Bedürfniſſe und Anlagen der menſchlichen Natur wirkſam waren; und wiederum beſondere Uebereinſtimmungen, welche uns berechtigen, auf eine vorgefallene Mittheilung zu ſchließen. Jene muß man ſorgfältig von dieſen unterſcheiden. Wenn der alte gottbegeiſterte Geſetzgeber bei den Indiern Manus heißt, bei den Griechen Minos; der erſte König bei den Aegyptiern Menes, bei den Lydiern Manes; wenn wir bei den Aegyptiern genau dieſelbe Erblichkeit der Stände, dieſelbe Kaſten-Eintheilung der ganzen geſelligen Verfaßung finden, wie bei den Indiern; hier und dort die Lehre von der Unſterblichkeit mit der beſondern Beſtimmung der Seelenwanderung; hier und dort die Verehrung und Schonung der Kuh als eines geheiligten Thieres; hier und dort dasſelbe Verbot gewiſſer Speiſen; wenn Manus in ſeinen Sprüchen eben ſo wie die alten griechiſchen Dichter lehrt, durch vier Weltalter hindurch ſei das Menſchengeſchlecht, von der urſprünglichen Vollkommenheit immerfort ausartend, allmälich zu dem gegenwärtigen Zuſtande der Verderbtheit und des Unheils herabgeſunken: dürfen wir dieſe Uebereinſtimmungen ſo geradezu für zufällig erklären? Wird nicht der beſonnenſte und vorſichtigſte Forſcher ſich bewogen finden, einen vorgeſchichtlichen Zuſammenhang anzunehmen? Die Religionen haben ſich örtlich und national bis zu einer erſtaunlichen Verſchiedenheit entwickelt; gewiſſe Grundzüge aber ſcheinen die Völker aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, und in die Wohnſitze, wo wir ſie kennen lernen, ſchon mitgebracht zu haben. Dazu kommt nun die Verwandtſchaft der Sprachen (z. B. des Sanskrit, des Griechiſchen und des Lateiniſchen), welche eine urſprüngliche Verwandtſchaft ſehr weit von einander entfernt wohnender Völker unwiderleglich beweiſet.

Voß hat in der zuerſt angeführten Stelle mehrere meiner Ausdrücke unterſtrichen, als ob Wunder was Verdächtiges dahinter ſteckte. Jedem in dieſen Unterſuchungen nicht ganz unbewanderten Leſer war es wohl klar, daß ich bei 'der früheſten Bildungsgeſchichte der Weſtwelt' hauptſächlich das alte Aegypten vor Augen hatte. Robertſon, Sir William Jones und Maurice habe ich wegen ihrer allgemeinen Anſicht von den indiſchen Alterthümern gelobt, nicht wegen der kritiſchen Genauigkeit im Einzelnen. Zwar hat Robertſon die Geſchichte des Handels mit Indien vortrefflich behandelt; er hat die hohe Kultur dieſes Landes, ſo weit unſere geſchichtlichen Nachrichten hinaufreichen, in's Licht geſetzt: von der Religion und Mythologie handelt er nur nebenbei. Es konnte mir nicht einfallen, die von Jones angeſtellte Vergleichung der indiſchen Mythologie mit der griechiſchen und römiſchen anzupreiſen. Sein unkritiſches Verfahren hiebei hat ſchon vor vielen Jahren Heyne gerügt*), ſo daß Voß darüber gar nicht einmal etwas Neues ſagt. Aber wer wird nicht einem um die Gelehrſamkeit und um die Menſchheit ſo hochverdienten Manne die Schwäche eines voreiligen und mißlungenen Verſuchs gern zu gute halten? In jenem Aufſatze ſprach ich von der dichteriſchen Seite der indiſchen Mythologie, und dieſe hat Jones in ſeinen Hymnen auf die indiſchen Götter ſehr geſchmackvoll hervorgehoben.

---

*) Vergl. Göttingiſche Anzeigen 1790. Bd. III. S. 1459.

Ich habe ferner Wards Buch getadelt. Voß giebt zu verſtehen, es ſei mir deswegen zuwider, weil darin der brahmahniſche Aberglaube nachtheilig geſchildert wird, da ich hingegen dieſen in einem günſtigen Lichte zeigen wolle, um einen europäiſch-chriſtlichen Aberglauben zu befördern*). Wie ſolche Kombinationen in den Kopf eines Menſchen kommen können, iſt ſchwer zu begreifen. Von einem Miſſionar, und vollends von einem Miſſionar, welcher den Verdruß gehabt hat, niemand zu bekehren, kann es nicht ſonderlich befremden, wenn er den vergeblich bekämpften Götzendienſt mit den ſchwärzeſten Farben malt; dem philoſophiſchen Forſcher iſt es aber auch nicht zu verargen, wenn er einem ſo einſeitigen Berichte ſein Zutrauen verſagt. Wird wohl jemand behaupten, man müße die Religion und Mythologie der Griechen und Römer, mit Uebergehung ihrer eignen Dichter, ihrer Geſchichtſchreiber, ihrer Kunſtwerke, ausſchließlich aus den Streitſchriften des Arnobius und anderer Kirchenväter adversus paganos kennen lernen? Freigebig zugeſtanden, Alles, was ſie ſagen, ſei wahr: ſo iſt es doch nicht die ganze Wahrheit: ſie haben nur Eine Seite der Sache gefaßt. Es fällt ſchon an ſich ſchwer genug, ſich in die Denkart der Vorzeit zu verſetzen; wenn man mit leidenſchaftlicher Parteilichkeit an das Werk geht, und ſogleich zur Verurtheilung ſchreitet, ſo wird es damit gewiß nicht gelingen. Die Aufgabe für den Denker iſt vielmehr, zu begreifen, wie ſolche Meinungen, Sitten, Gebräuche haben entſtehen und ſo tief wurzeln können, daß ſie ein auf Jahrtauſende hin unvertilgbares National-Gepräge hervorgebracht? Wie es kam, daß die Menſchen tauſendfache Hemmungen ihrer natürlichen Freiheit vermöge einer religiöſen Geſetzgebung ſich ſo willig gefallen ließen? Endlich zu beſtimmen, welchen Einfluß die Religionen auf die moraliſche, intellektuelle und imaginative Ausbildung gehabt? Wo man dann vielleicht mit Erſtaunen würde eingeſtehen müßen, daß trotz dem verkehrteſten Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes ſich entwickelt hat.

---

*) Ein deutſcher Miſſionar im ſüdlichen Indien hat mir auch in einem Briefe Ungerechtigkeit gegen Ward vorgeworfen. Der wackre Mann hatte mich ſo mißverſtanden, als ob ich das Werk der Miſſionen herabſetzen wollte, vor welchem ich vielmehr die größte Achtung hege, wenn es aus wahrer Frömmigkeit unternommen und mit dem gehörigen Verſtande betrieben wird. Ward hat ſich aber ſelbſt als den Miſſionar geſchildert, wie er nicht ſein ſoll. Zweierlei mißfiel mir nicht nur, ſondern empörte mich in ſeinem Buche. Erſtlich die Anſchwärzung einer Nation von hundert und zwanzig Millionen Menſchen bei ihren ausländiſchen Beherrſchern; dann die unzweideutige Anmahnung, den Götzendienſt durch gewaltſame Maßregeln zu unterdrücken. Das Buch iſt in England fleißig geleſen worden, von einer Religionspartei, welche das Bekehrungsgeſchäft auf ſolche Weiſe betrieben wißen will, wie es ſchwerlich etwas Heilſames wirken, zuverläßig aber die brittiſche Herrſchaft in Indien ſtürzen würde. Ich hatte mir vorgeſetzt, den Brief des deutſchen Miſſionars mit meiner Antwort zuſammen drucken zu laßen; unter ſo vielen andern Arbeiten iſt aber die letzte halb vollendet liegen geblieben. Hier iſt es meinem Zwecke fremd, den intereſſanten Gegenſtand weiter abzuhandeln: es kann aber ein andermal geſchehen.

Es iſt nicht im mindeſten zu tadeln, daß Voß Hypotheſen beſtritt, die nach ſeiner Meinung gewagt und grundlos waren. Aber dieſes Beſtreben hätte ihn vermögen ſollen, die Erforſchung der alt-indiſchen Sprache und Litteratur als verdienſtlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wißenſchaft ſich erweitert, deſto enger wird das Gebiet der Hypotheſe beſchränkt. Sind erſt die einheimiſchen Urkunden der Indier vollſtändiger an's Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritiſch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt ſein, bei Unterſuchungen über den Zuſammenhang der brahmaniſchen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälſchten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländiſcher Zeitgenoßen ſtehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müßen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron ſich ſchlecht auf die indiſchen Alterthümer verſtanden, habe ich ſchon im erſten Bande meiner indiſchen Bibliothek bemerkt. Im erſten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem erſten Bande der Anti-Symbolik erſchien, und alſo von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford geſprochen. Ich habe es in das hellſte Licht geſetzt, wie ſeine bereitwillige Selbſttäuſchung, verbunden mit einer künſtlich angelegten Myſtificatien, eine ſolche Waffe des Apokryphiſchen durch alle ſeine Schriften verbreitet hat, daß ſie völlig unbrauchbar ſind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeſtändig ſein müßen, daß er ſich ſelbſt geflißentlich verblenden will. Herr Creuzer hat ſich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe ſeiner Symbolik alle dieſe Anführungen ausſtreichen, und andre Beweisgründe ſuchen. In einem der letzten Hefte meiner indiſchen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Eroberungszuge des Bacchus nach Indien ſei erſt ſeit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienſtes aus Indien befragt, ſo würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er ſelbſt erzählt (Anti-

Symbolik, Th. II. S. 104.), von Hrn. Schütz, dem Herausgeber der jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, ich habe die Recenſion ſeiner mythologiſchen Briefe übernommen gehabt, nachher aber das Buch zurückgegeben. Mir war dieß gänzlich entfallen: doch erinnere ich mich nun, daß ich bei Leſung der mythologiſchen Briefe den allgemeinen Anſichten des Verfaßers gar nicht beiſtimmen konnte; daß ich jedoch einſah, zu deren Widerlegung müße ich neue und ſehr in's Einzelne gehende Studien machen, wozu es mir damals an Muße gebrach. Ich verſäumte alſo eine ſehr günſtige Gelegenheit, in der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchrift Einwürfe gegen Voßens Lehren vorzutragen.

Was bewog nun den Verfaßer der Anti-Symbolik, mich für ſeinen Gegner, für einen Bundesgenoßen des Herrn Creuzer, und, was ihm als einerlei galt, für einen Mitverſchwornen gegen die Rechte der menſchlichen Vernunft zu erklären? Mir kommt es nicht zu, Vermuthungen hierüber aufzuſtellen: die Leſer, denen mein ſonſtiges litterariſches Verhältniß zu ihm bekannt iſt, mögen ſelbſt ſeine Triebfedern errathen.

Den Lobrednern dieſes Mannes aber ſtelle ich anheim, ob ſie ſeine Redlichkeit und Wahrheitsliebe auf Koſten ſeines Verſtandes retten wollen, oder ſeinen Verſtand auf Koſten ſeiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Wenn ſie beides zu retten wißen, werde ich ihre Geſchicklichkeit rühmen; wenn ſie beides aufgeben ihre Vorſicht.

3.

Nachſchrift.

Ich habe mich in den beiden Abtheilungen der obigen Erklärung eines zudringlich freundlichen Katholiken und eines abſtoßend zänkiſchen Proteſtanten zu erwehren gehabt. Ich hoffe, es iſt auf ſolche Weiſe geſchehen, daß weder meine proteſtantiſchen, noch meine katholiſchen Mitbürger und Landsleute ſich dadurch verletzt finden können. Wenn ein katholiſcher Gelehrter ſich in demſelben Falle befände, daß ihm proteſtantiſche Denkart und verdeckte Begünſtigung des Proteſtantiſmus durch ſeine Schriften angedichtet worden wäre, ſo würde er wahrſcheinlich daſſelbe thun, und jedermann würde es gut heißen. Dem deutſchen Publikum kann es wohl gleichgültig ſein, wie unter ſo vielen gelehrteren und tiefſinnigeren Schriftſtellern ein Einzelner über Religionsſachen geſinnt iſt, wovon in den meiſten ſeiner Schriften gar nicht einmal gehandelt wird. Aber mir liegt daran, von den Zeitgenoßen und der Nachwelt, wenn anders das nächſte Menſchenalter noch Kenntniß von mir nimmt, nicht mißgedeutet zu werden. Mir liegt daran, das gegen mich erregte Mißtrauen zu heben, als ob unter dem, was ich in meinen litterariſchen Hervorbringungen und wißenſchaftlichen Forſchungen ſo redlich und offen darlege, noch etwas anderes im Hinterhalte verſteckt liege.

Da nicht nur mir ſelbſt ein beabſichteter, oder ſchon halb vollbrachter, oder vielleicht verheimlichter Uebertritt, ſondern auch das Beſtreben angedichtet worden iſt, den Uebertritt Anderer zu bewirken, ſo konnte ich freilich nicht umhin, die notoriſchen Uebertritte unſerer Zeit im Allgemeinen zu erwähnen. Man wird mir leicht glauben, daß es ſehr ungern geſchehen iſt. Viele Uebertritte ſind in dem Kreiße meiner Beobachtung vorgefallen. Einige darunter haben mich ſehr nahe berührt. Aber gerade dieſer Umſtand machte mich zurückhaltend, und ich habe nur nothgedrungen mein Stillſchweigen gebrochen. Wenn die Uebergetretenen in meiner Erklärung, daß ich nicht geſonnen bin, ihrem Beiſpiele zu folgen, ſchon einen Angriff und einen Anfang der Feindſeligkeiten ſehen, ſo wird dieß ohne Zweifel nur ihrer neu angenommenen Denkart zuzuſchreiben ſeyn. Ich meinerſeits wünſche, daß ſie, bloß ihres Uebertrittes wegen, nicht im mindeſten beeinträchtigt werden mögen.

Wir können es unmöglich als einen allgemeinen Grundſatz aufſtellen, jeder ſolle bei der Religion verharren, die von ſeinen Vorfahren und Vätern auf ihn vererbt worden iſt. Die Befolgung dieſes Grundſatzes hätte die Verbreitung des Chriſtenthums, und wiederum in neueren Zeiten die Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht. Ferner behaupten wir als Proteſtanten das Recht der freien Prüfung. Dieſes Recht wäre aber illuſoriſch, wenn wir nicht zugeben wollten, daß ein redlicher Prüfer, nach Maßgabe ſeiner Geiſteskräfte, Kenntniſſe und Einſichten, auf ein dem unſrigen entgegengeſetztes Reſultat geführt werden könne. Das Verhältniß der heiligen Schriften zu einem ſyſtematiſchen Lehrbegriff iſt ein ſehr verwickeltes; noch verwickelter wird es dadurch, daß ja eben auch über den Grad und Umfang der Gültigkeit geſtritten wird, welche man neben den ſchriftlichen Urkunden der Ueberlieferung und den Beſchlüßen des chriſtlichen Gemeinweſens zugeſtehen ſoll. Es iſt, ſo zu ſagen, eine irrationale Gleichung. Daß hiebei keine ſtreng wißenſchaftlichen Demonſtrationen möglich ſind, welche jedem einleuchten müßen, ſobald er nur die Begriffe gefaßt hat, beweiſet der Erfolg. In der Geometrie giebt es keine Sekten. In der Chriſtenheit hat die Abweichung der Meinungen von den Zeiten der Apoſtel her angefangen. Vollkommene Einheit der Lehre hat nur durch künſtliche und gewaltſame Mittel behauptet oder hergeſtellt werden können. Bei der allgemeinen Annahme feſtgeſetzter Formeln ſteht es noch dahin, was jeder ſich dabei denkt: weil für den metaphyſiſchen Theil der Dogmatik die Ausdrücke aller menſchlichen Sprachen inadäquat ſind.

Indeſſen ſind ſolche theologiſch gelehrte Uebertritte, vorbereitet durch ein kritiſches Studium der Schrift in den Urſprachen, der Kirchenväter, der Kirchen- und Dogmengeſchichte, endlich der neueren Polemik, wohl die ſeltenſten unter allen. Aber die geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen und ihre daher entſpringenden Neigungen und Abneigungen ſind gar mannichfaltig; nach ihrer individuellen Richtung kann dieſe oder jene Form des Chriſtenthums eine ſtärkere Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben. Die römiſch katholiſche Kirche unterſcheidet ſich von der evangeliſchen nicht bloß in ihren Lehren; ſondern auch durch die Hierarchie und kirchliche Verfaßung, und durch die Geſtalt des Gottesdienſtes. Wer wollte es läugnen, daß dieſe Dinge mächtig auf die Einbildungskraft wirken können? Was die Hierarchie betrifft, ſo erwähne ich ſie nicht in Bezug auf das Bündniß des weltlichen Ehrgeizes mit dem geiſtlichen. Die Geſchichte zeigt uns allerdings Beiſpiele von berühmten und berüchtigten Uebertritten, welche erfolgt ſind, quia honor sacerdotii firmamentum potentiae adsumebatur. In einem benachbarten Lande ſehen wir vor Augen, wie ſich ein ſolcher politiſcher

Religionseifer bis in Regionen hinunter verbreiten kann, wo man es gar nicht mehr erwarten ſollte. Nein, ich rede hier bloß von dem Eindrucke, den die Stufenleiter der geiſtlichen Würden bis zu dem gemeinſamen Mittelpunkte und Gipfel hinauf, die metaphoriſche Genealogie der Weihungen bis auf den Stifter zurück, zu machen vermögend iſt. Bei allen ſolchen Zuthaten und Umgebungen der Religion, die einzig und allein im Geiſte und im Herzen wohnt, kommt noch dieſes in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen Entgegengeſetzte eben durch ſeine Neuheit um ſo ſtärker wirkt. Die Anziehungskraft kann hier alſo in beiden Richtungen ſtattfinden.

In den Drangſalen des Lebens vollends glaubt wohl ein geängſtetes Herz in einem neuen Gelübde Troſt und Halt zu finden. Wer nahe daran iſt, in den Wellen unterzugehen, ergreift wohl auch einen brüchigen Aſt als den Anker ſeiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsſtimmung hingerißen hat, das will man bei einer ruhigeren Verfaßung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit ſich ſelbſt in offenkundigen Widerſpruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hauſe vielleicht nie in vollem Ernſte geſucht hatte, das iſt eine andere Frage.

Zur freien Religionsübung gehört auch die Freiheit der Uebertritte. Es dürfen ihnen alſo keine äußern Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, die wenigen Fälle ausgenommen, welche die Geſetzgebung allerdings vorausſehen muß, um Zwieſpalt und Zerrüttung in den Familien zu verhüten. Wo Chriſten verſchiedener Bekenntniſſe in einem Staate beiſammen leben, iſt vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte das beſte Mittel zur Bewahrung der Eintracht. England, ſo groß durch die Feſtigkeit ſeiner geſetzlichen Einrichtungen, iſt noch nicht bis zu dieſem glücklichen Verhältniſſe gelangt. In einigen Ländern Europas haben die neueſten Ereigniſſe Fortſchritte herbeigeführt. In den vereinigten Niederlanden fanden alle unterdrückten Religionsparteien eine ſichre Zuflucht; auch einzelne wegen ihrer Meinungen verfolgte Gelehrte; Spinozas und Bayles Schriften wurden dort gedruckt. Die Freiheit war ſo groß, daß ungehindert neue Sekten geſtiftet werden konnten. Jedoch waren Alle, die ſich nicht zu der herrſchenden Kirche bekannten, von Staatsämtern ausgeſchloßen. Dieß war eine natürliche Folge davon, daß in Holland wie in England die freie Verfaßung aus dem ſiegreichen Kampfe gegen den aufgedrungenen Katholiciſmus hervorgegangen war. Aber die Sicherheits-Maßregel hatte in Holland die Gefahr lange überlebt, und überlebt ſie in England in gewiſſem Grade noch jetzt. In Deutſchland war, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, die Gleichheit der Rechte beider Religionsparteien in dem unvollkommnen Staatenbunde, der noch das deutſche Reich hieß, anerkannt; ſogar durch das Jus discedendi in partes auf eine für die gemeinſame Wirkſamkeit nach Außen ſehr nachtheilige Weiſe. Indeſſen war es ein immer bewaffneter Friede, wo jeder eiferſüchtig darüber wachte, daß kein Eingriff in ſeine Rechte geſchähe. Deutſchland zerfiel großentheils in katholiſche und proteſtantiſche Staaten. Wo ſich eine kleine Minderzahl von Bürgern der in dem einzelnen Staate bloß geduldeten Kirche fand, blieb ſie von öffentlichen Aemtern ausgeſchloßen. Durch die Aufhebung der geiſtlichen Fürſtenthümer, durch die neue Umgränzung der Staaten, wo nunmehr die Bevölkerung beinahe bis zur Gleichheit oder wenigſtens in einem ſtarken Verhältniſſe aus beiden Religionsparteien zuſammengeſetzt iſt, mußte jene Ausſchließung wegfallen. Wie könnte ein Staat wohl gedeihen, der ſich ſelbſt der Kenntniſſe, der Talente, der thätigen Tugenden eines ſo großen Theils ſeiner Angehörigen bei der Führung ſeiner Geſchäfte beraubte, und dadurch ein gerechtes Mißvergnügen über eine ſolche Zurückſetzung nährte? Wie gleiche Pflichten, ſo haben auch Alle gleiche Rechte und Anſprüche.

Dieſen Grundſätzen ſcheint es gemäß zu ſein, daß durch die geſetzlich erlaubte Handlung des Uebertrittes hieran nichts eingebüßt werde. Es iſt aber auch in anderer Hinſicht wünſchenswerth, daß einem Uebergetretenen von Staats wegen nichts Nachtheiliges widerfahre. Dieß könnte gar leicht zum Märterthum umgedeutet werden; und das Märterthum, weiß man ſchon, lockt zur Nachfolge: vollends ſo ein gelindes Märterthum, wobei man ſich im Spiegel der Eigenliebe mit einem Nimbus um das Haupt, mit einem Palmenzweige in der Hand erblicken kann, und dabei doch ein ziemlich behagliches irdiſches Daſein genießt.

An den angenehmen Verhältniſſen des geſelligen Lebens mögen die Uebergetretenen oft eine Einbuße erleiden: das liegt in der Natur der Sache, und ſteht nicht zu ändern. Wenige Freundſchaften ſind ſo feſt gegründet, daß ſie nicht durch einen hervortretenden Widerſtreit der Meinungen über einen wichtigen Gegenſtand erſchüttert werden ſollten. Seine eigene Denkart und die abweichende des Freundes gleichſam von oben herab in ihrem ganzen inviduellen Zuſammenhange unparteiiſch zu betrachten: dazu gehört philoſophiſcher Geiſt, und dieſer iſt ſogar unter den gebildetſten Ständen ſehr ſelten. Seine Empfindlichkeit, ſeine Aufwallungen, ſein eignes Unrecht macht man dem Freunde zum Vorwurf; ſo ſtellt ſich bald von der einen Seite, bald von der andern zuerſt, Kälte, Gleichgültigkeit und Abneigung ein. Ach! es iſt nur zu wahr, was der große Dichter ſagt:

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Jeder, der in der menſchlichen Geſellſchaft lebt, muß es ſich gefallen laßen, daß ſeine Bekannten und Mitbürger über ſeine einigermaßen bedeutenden Handlungen hin und her ſprechen, daß ſie die Triebfedern zu errathen ſuchen, und darnach ihr Urtheil fällen. Wie vielmehr muß dieſes bei einem ſo auffallenden Entſchluß, als ein Uebertritt iſt, erfolgen! Die chriſtliche Gemeinſchaft, worin der Uebergetretene auferzogen worden, worin die übrigen verharren, war ihm nicht gut genug. Iſt es nicht natürlich, daß die letzten die Erinnerung an ſeinen bisherigen Lebenslauf prüfender aufwecken, ihn in ſeinem ferneren Lebenslaufe mit einer genaueren Beobachtung begleiten? Allen Menſchen gilt die Sittlichkeit, die thätige Tugend für den Prüfſtein des Ernſtes in der Religion. ‘Opfer, Andacht, Almoſen, Buße’, ſagt ein indiſcher Dichter, ‘können auch aus Heuchelei geübt ‘werden; Wahrheit, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, ‘wohnen nur in großen Seelen.’ — Man iſt begierig zu ſehen, ob unzweideutige Beweiſe einer neuen Heiligung zum Vorſchein kommen. Das gewöhnliche Reſultat wird wohl ſein, daß Alles beim Alten bleibt, ſowohl in Bezug auf die guten Eigenſchaften, als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Doch kommen auch rührende und erhebende Ausnahmen hievon vor. Mag der Uebergetretene immerhin ſeinen Aufenthalt unter den neuen Glaubensgenoßen wählen: ich bezweifle ſehr, daß er auch dort jener geſchärften Sitten-Cenſur werde entgehen können.

So weit bleibt jedoch Alles noch in dem Kreiße des Privatlebens beſchloßen. Nehmen wir aber an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, zum Beiſpiel als Schriftſteller; er ſetze ſeine Wirkſamkeit in dieſem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neu angeworbenen Soldaten, der gern das Kreuz der Ehrenlegion verdienen will, für die römiſche Kirche gegen uns in das Feld. Auch dieſes muß ihm verſtattet ſein. Proteſtanten und Katholiken widerſprechen einander durch die That; ihre Theologen ſind im alten Beſitz des Rechtes, ſich gegenſeitig zu widerlegen: ſie könnten ohne das ihre Dogmatik gar nicht lehren; die Polemik iſt ein integrierender Theil der Theologie. Dadurch wird das gute Verſtändniß nicht im mindeſten geſtört. Wenn niemand ſeine Argumente mit Gewalt durchſetzen kann, ſo bleibt es nur, wie ich mich anderswo ausgedrückt habe, ein friedlicher Konflikt der Meinungen. Ueberhaupt liegt die ausgedehnteſte Freiheit der Erörterung in Religionsſachen im Geiſte des Proteſtantiſmus. Und dieſes gilt nicht nur von den verſchiedenen chriſtlichen Parteien; ſondern auch von dem Verhältniſſe der Philoſophie und der Geſchichtforſchung zur poſitiven Theologie.

Können wir es je vergeßen, daß die Reformation nur vermöge der Preßfreiheit zu Stande gekommen iſt? Die unſchätzbare Kunſt der Buchdruckerei, ſeit einem halben Jahrhundert erfunden, wurde bereits mit Leichtigkeit ausgeübt; aber noch hatten die geiſtlichen und weltlichen Gewalthaber die Kraft dieſes Hebels der menſchlichen Geiſter und Gemüther nicht durch die Erfahrung kennen gelernt. Es gab noch keine polizeiliche Aufſicht über den Buchhandel, keine Cenſur, keine Bücherverbote. Ohne dieſen einzig glücklichen Umſtand hätte Luther wahrſcheinlich kein beßeres Schickſal gehabt, als ſeine Vorgänger, und die Reformation wäre im Keime erſtickt worden.

Es verſteht ſich, das Recht der Erwiederung behalten wir uns vor. Sonſt aber laße man doch ja die Uebergetretenen frei ausreden, man laße ſie ungehindert mitten in proteſtantiſchen Ländern die evangeliſche Lehre in Druckſchriften beſtreiten. Wir werden vielleicht etwas Neues vernehmen, und etwas ſehr Erſprießliches. Etwas Neues: weil es gar wohl ſein könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl ſie den Lehrſätzen der katholiſchen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer früheren bei uns empfangenen Geiſtesbildung einen eigenthümlichen Geſichtspunkt dafür hätten; daß ſie gewiſſe Folgerungen dreiſt ausſprächen, welche die verſtändigſten unter den katholiſchen Theologen gern bei Seite ſchoben und in den Schatten ſtellten; und daß ſie uns dadurch eine verſtärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth und der Wohlthätigkeit der Reformation gäben. Etwas ſehr Erſpießliches: wenn ſich ergeben ſollte, daß die zur römiſchen Kirche übergetretenen Schriftſteller, wie viel Gelehrſamkeit und Scharfſinn ſie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wißenſchaftlichen Forſchung eingebüßt haben, und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menſchheit theuer iſt, wird durch dieſe Erſcheinung am nachdrücklichſten von der Nachfolge abgeſchreckt werden.

Als Bonaparte die Bücher-Cenſur verordnen wollte, und einer ſeiner Staatsräthe ihm vorſchlug, ſie auf die politiſchen Zeitſchriften und Bücher zu beſchränken, weil die übrigen Fächer ja unbedenklich ſeien, erwiederte er: On peut faire de la politique sur tout. — Nach ſeinem Zwecke hatte er vollkommen Recht, und es war, wie ſo viele ſeiner Reden, ein treffendes Wort. Auf wie manchen Umwegen kann ohne ausdrückliche Aeußerung in der Philoſophie, in der Geſchichtſchreibung und in der Litteratur das Streben nach einer geſetzlich freien Verfaßung angeregt, oder der Deſpotiſmus empfohlen werden! Eben ſo ließe ſich nun wohl behaupten: On peut faire de la théologie sur tout. Mehrere unter den katholiſchen Neophyten in Deutſchland bemühen ſich beſtens, dieß ins Werk zu richten. Diejenigen, welche geradezu polemiſch auftreten, beweiſen ihre Freimüthigkeit: wir wißen im voraus, was wir von ihnen zu erwarten haben, und werden uns vermuthlich mit der Widerlegung nicht ſtark in Unkoſten zu ſetzen brauchen. Andere aber ſchreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegender Gegenſtände: über die Zeitereigniſſe; über den Geiſt des Zeitalters, das heißt über den moraliſchen, intellektuellen und ſocialen Zuſtand des heutigen Menſchengeſchlechtes; über alte und neue Weltgeſchichte; über Philoſophie und Litteratur. Sie geben ſich das Anſehen, als ob ſie wirklich freie philoſophiſche und hiſtoriſche Forſchungen anſtellten, und gleichwohl ſind ſie nur die Waffenträger einer auf dieſem Gebiete ganz ungültigen geiſtlichen Autorität. Das Verfahren dabei iſt ungefähr folgendes. Anfangs tritt man leiſe mit conciliatoriſchen Filzſohlen auf; wenn dieß ungerügt, und vielleicht von argloſen Leſern unbemerkt durchgegangen iſt, dann wird man dreiſter; man holt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigſtens 'an dieſer Seite der bewohnten Welt' längſt abgethan waren; man ſtellt ſie hin, als ob ſie ſich von ſelbſt verſtänden, und niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wißenſchaftlichen Unterſuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verſchweigt man als gänzlich ungeſchehen, oder man erwähnt ſie aus der Ferne als Verirrungen des menſchlichen Verſtandes; jedoch klüglich, ohne ſich in irgend eine Erörterung einzulaßen.

Ich will für jetzt keine Beiſpiele anführen. Eine Satire zu ſchreiben, wäre leicht; oder vielmehr, wie der römiſche Dichter ſagt: es iſt ſchwer, keine Satire zu ſchreiben.

Daß die römiſch-katholiſche Kirche ehemals, wie über alle weltlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker, ſo über alle menſchlichen Wißenſchaften ſich die oberſte Gerichtsbarkeit angemaßt hat, iſt unleugbar. Man denke nur an Galilei, ſeit deſſen Verurtheilung vor dem Tribunale der Inquiſition kaum zwei Jahrhunderte verfloßen ſind. Aber dieſe Anſprüche ſchlummern in den Archiven der römiſchen Curie, wie ſo manche andere, die man wegen der ungünſtigen Zeitläufe nicht geltend zu machen weiß. Die eben bezeichneten Schriftſteller ziehen ſie unbeſonnener Weiſe wieder an's Licht. Sie ſollen auch hiemit willkommen ſein: denn ſo ſehen wir ja klar, daß es auf Feßelung des menſchlichen Geiſtes abgeſehen iſt.

Jede wißenſchaftliche Unterſuchung muß nach den auf ihrem eigenen Gebiete gültigen Geſetzen ihren Gang ungehindert fortgehn. Wenn man ſie von einer fremden Autorität abhängig machen, ihr im Voraus die Reſultate vorſchreiben will, welche ſie finden ſoll, ſo iſt ihr ganzes Weſen aufgehoben, und ſie iſt eigentlich vernichtet. Wer ſeiner Vernunft die Augen ausſticht, um irgend eine wißenſchaftliche Entdeckung nicht zu ſehen, der wird nachher für die Unterſcheidung des Wahren und Falſchen überhaupt blind ſein.

Mancher hat hiebei nicht viel zu verlieren, weil er ſchon zuvor blödſichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur beſtimmt, gerade in die Sonne zu ſchauen, und mit ausgeſpreiteten Fittigen ſich ihr entgegenzuſchwingen, — wenn dieſer ſich mit ſeinen eignen Klauen blendete, das wäre in der That ein beklagenswerthes Schauſpiel.

Unbefugte Eingriffe der Theologie in die Rechte der Wißenſchaft, Hemmungen durch kirchliche Machtgebote, ſind leider auch in proteſtantiſchen Ländern verſucht worden. Neuerdings wieder auf eine ſehr unerfreuliche Weiſe in England. In einem zunächſt für das engliſche Publikum beſtimmten Aufſatze habe ich unbefangen darüber geſprochen *). Meine Aeußerungen ſind jenſeit des Meeres wohl verſtanden worden, und haben dort einige Aufmerkſamkeit erregt. Wenn ein ſo reicher und mächtiger Clerus, wie der anglikaniſche iſt, eine enge Denkart hegt; wenn eine ſo zahlreiche, ſo angeſehene und durch die Strenge ihrer ſittlichen Grundſätze ſo achtungswürdige Religionspartei, wie die Methodiſten, mit ihm gemeine Sache macht, um die dem unwißenden Geiſtlichen unbequeme, dem Zeloten widerwärtige philoſophiſche und hiſtoriſche Skepſis zu unterdrücken; wenn beide, gegen Bücher, wodurch nach ihrem Vorgeben die Staatsreligion gefährdet wird, die weltliche Obrigkeit zum Beiſtande aufrufen, und dieſe, ſo weit der Buchſtabe der Geſetze reicht, ihn nicht verweigern darf: dann wird die Sache bedenklich. Eine Zeit lang kann dieß retardierend und ſogar zurückdrängend wirken, wie es gegenwärtig in England der Fall iſt. Auf die Dauer muß dennoch eine ſchon ſo weit gediehene intellektuelle und ſociale Bildung die Oberhand gewinnen.

---

*) Abriß von den europäiſchen Verhältniſſen der deutſchen Litteratur.

Den Urſachen ſolcher Oſcillationen in der religiöſen Denkart der Völker oder eines großen Theils von ihnen nachzuſpüren, iſt eine intereſſante Aufgabe. Ueberhaupt muß man geſtehen, keine Seite der Geſchichte bietet ſo auffallende und unerwartete Erſcheinungen dar, als eben die Religionsgeſchichte. Nicht nur Reaktionen finden ſtatt: dieſe ſind natürlich, und ſogar nützlich, damit die beiderſeitigen Uebertreibungen, allmälich abgeſchwächt, ſich ins Gleichgewicht ſetzen; ſondern plötzliche Sprünge von einem Aeußerſten zum andern, vom Unglauben zur Schwärmerei, von der Gleichgültigkeit bis zum glühendſten Eifer, und umgekehrt, ſowohl bei der Menge als bei einzelnen Menſchen. Es wäre wohl vermeſſen, wenn jemand verſichern wollte, in irgend einem Lande, unter irgend einem Volke ſei die Entwickelung der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft ſo allgemein verbreitet und ſo feſt gegründet, daß ein Rückfall in den Aberglauben und Fanatiſmus für alle Folgezeit unmöglich ſei. Wie längſt erloſchene Vulkane können dieſe düſtern Mächte aus ihren unterirdiſchen Tiefen einmal unverſehens hervorbrechen, und die angebaute Landſchaft in eine Wüſtenei verwandeln.

Sorglos ſoll man alſo im Beſitz der koſtbarſten Güter niemals werden; aber eine allzu ängſtliche Beſorgniß könnte auch auf Irrbahnen leiten. Die Symptome, welche ſich in Deutſchland hervorgethan, kommen mir ziemlich unbedeutend vor. Zum Theil ſind es Reaktionen. Ferner war das verkehrte Streben nach Originalität durch Paradoxie und Affektation eine alte Krankheit unſerer Litteratur: nun iſt es auch einmal in eine andre Sphäre übergegangen. Neben der Originalitätsſucht iſt die Kontagion der Nachahmung ſehr ſtark bei uns. Es ſind die bekannten Hämmel des Panurg, die ſich unaufhaltſam in's Meer ſtürzen, weil der

Schelm Panurg einen mit Gewalt über Bord geworfen hatte. Einzelne Rücktritte ſind ſeit der Reformation wohl immer vorgefallen: ſie haben keinen Einfluß auf das Ganze gehabt, man hat ſie vergeßen. Wenn ſie in dem letzten Menſchenalter, wie behauptet wird, wirklich häufiger in Deutſchland geworden ſind als ehedem, ſo müßen wir erwägen, daß die Weltgeſchichte überhaupt ſeit einem halben Jahrhundert ſehr raſchen Ganges fortgeſchritten iſt, und daß das Gedränge großer Ereigniſſe auch mancherlei geiſtigen Gährungsſtoff aufgeregt hat. Ich weiß wohl, was manche meiner evangeliſchen Landsleute bei dem Uebertritt einzelner Deutſchen, bei den Bekehrungsverſuchen und insbeſondere bei der nur zu deutlich ausgeſprochenen Richtung einiger übergetretenen Schriftſteller beunruhigt: es iſt der Blick auf das weſtliche Europa. Sie denken: Jam proximus ardet Ucalegon! Ich ehre ihre Geſinnung ohne ihre Beſorgniſſe zu theilen. Wir haben viele und ſtarke Bürgſchaften. Das bei uns Vorgefallene ſcheint mir mit jenen Ereigniſſen nicht in dem mindeſten Zuſammenhange zu ſtehen, und nur zufällig in der Zeit zuſammenzutreffen. Billigen mag es vielleicht dieſer oder jener Fanatiker in Deutſchland, daß in Frankreich, ungeachtet der beredteſten menſchlichen und chriſtlichen Gegenvorſtellungen, ein blutdürſtiges Geſetz über das Sakrilegium durchgeht; daß in Spanien ein von Mönchen verhetzter Pöbel ſchreit: ‘Es lebe die Inquiſition!’ — Wenn er ſich aber rühmte, er habe es bewirken helfen, ſo wäre dieß doch nur eine wahnwitzige Prahlerei.

XIII.

Ueber Friedrich Schlegel.

Brief an Windiſchmann. d. d. 29. Decemb. 1834.

Der König Chilperich beſaß für einen Franken des ſechsten Jahrhunderts eine bedeutende litterariſche Bildung. Er machte lateiniſche Verſe, und war ein Liebhaber der Theologie. Er hatte einen lateiniſchen Traktat über die Dreieinigkeit geſchrieben, und ſchmeichelte ſich, dieſes Dogma wißenſchaftlicher, als bisher geſchehen war, behandelt zu haben. Er lud einige Biſchöfe ein, denen er es vorlas; aber es gerieth ihm übel damit. Die Biſchöfe mißbilligten einſtimmig ſeine Abhandlung; indeſſen mochten die, welche aus römiſchen Familien abſtammten, aus Scheu vor ſeiner Würde und Macht ſich mit einiger Mäßigung äußern; der Biſchof Bertram aber, ein Franke von Geburt, der in ſeinem geiſtlichen Stande ſein angeerbtes Kriegergeblüt nicht ganz verleugnen konnte, riß dem Könige das Manuſkript aus der Hand und warf es in den brennenden Kamin.

Ob eine Verſammlung von gelehrten, beſonnenen und gläubig bei den Lehren ihrer Kirche verharrenden katholiſchen Geiſtlichen, wenn ſie zu einer Entſcheidung berufen wäre, mit dieſen fünf Heften ‘zur Philoſophie und Theologie’ [von Friedrich Schlegel], die ja auch großentheils Materialien zu einer Abhandlung über die Dreieinigkeit enthalten, ſo verfahren wurde, das laße ich dahin geſtellt ſein. Nach meiner Denkart kann ich überhaupt keine vorgängige Cenſur billigen, geſchweige denn eine ſo fränkiſch-biſchöflich ausgeübte. Ich meine, man müße jeden ungehindert reden und ausreden laßen, wie auch ſeine Bejahungen oder Verneinungen beſchaffen ſein mögen: ihm fällt ja die geſetzliche und ſittliche Verantwortlichkeit anheim. Auch verſteht es ſich, daß die andern das Recht haben, nicht zuzuhören. Bei gedruckten Schriften ergiebt ſich dieß glücklicher Weiſe ſchon aus der Sache ſelbſt: Bücher wären ein bedenkliches Ding, wenn ſie Leſer erzwingen könnten.

Aus eignem Antriebe hätte ich gewiß dieſe Hefte nicht geleſen; denn ich ſah voraus, daß ich weder in wißenſchaftlicher, noch in pſychologiſch-biographiſcher Hinſicht etwas Neues daraus erfahren würde; ich ſah voraus, daß die Leſung nur ſchmerzliche Empfindungen bei mir aufregen würde, die ich gern von meiner Erinnerung entfernt halte. Der in Ihrer Mittheilung liegenden Aufforderung gemäß habe ich ſie jedoch geleſen, ſofern ſie für mich in der ziemlich verworrenen und mit Abbreviaturen und Chiffern überladenen Handſchrift lesbar waren. Es ſei mir erlaubt, Ihnen meine Anſicht vorzulegen, wobei ich nicht die Anmaßung habe, Ihre Vollmacht im mindeſten zu beſchränken. Sie haben in Ihrer Ankündigung am Schluße der erſten Seite den bei der Herausgabe eines handſchriftlichen Nachlaßes zu befolgenden Grundſatz aufgeſtellt, womit ich ganz einverſtanden bin.

Vieles von dem, was den Inhalt dieſer Hefte ausmacht, hat mein Bruder in der langen Reihe von Jahren, die er ſeitdem in faſt ununterbrochener Muße der Forſchung und Betrachtung widmen konnte, auf andre Weiſe verarbeitet, bereits öffentlich vorgetragen. Das Uebrige beſteht großentheils offenbar in kombinatoriſchen Verſuchen. Dahin rechne ich auch die Tabellen am Rande: es iſt ein Würfelſpiel, ein Kartenlegen mit hypoſtaſierten Begriffen, die in allen möglichen Anordnungen wiederkehren; und geſetzt es läge ein tiefer Sinn darin, was ich bezweifle, ſo ſind ſie doch für Jeden ohne einen Schlüßel zu der abſtruſen und willkürlichen Terminologie unverſtändlich.

Ferner erhellt aus den unzählig oft wieder kommenden 'Vielleicht, Wohl, Etwa, Es ſcheint, Oder, Sollte nicht, Könnte, Möchte, Dürfte' und den Fragezeichen, daß viele der aufgeſtellten Behauptungen bei ihm noch gar nicht zu einer feſten Ueberzeugung gediehen waren. Aber auch ſolchen Sätzen, die er ſcheinbar entſchieden ausſpricht, wird an andern Stellen auffallend widerſprochen.

Demnach bleibt nur Weniges übrig, wovon mit Sicherheit angenommen werden kann, daß er es ſelbſt, und zwar in der grellen barocken Form, wie es hier ſteht, zur Bekanntmachung geeignet gefunden haben würde.

Die Auswahl ſteht Ihnen zu. Wann ſie erſt getroffen ſein wird, dann möchte es rathſam ſein, dieſe Hefte zu vernichten, damit nicht irgend einmal, wenn der Zufall ſie in feindſelige Hände brächte, ein Mißbrauch davon zum Aergerniß und zum Spott gemacht werde. Dieß wäre leicht; es ließe ſich eine ſtattliche Blumenleſe der Art aufſtellen. Es wird nicht nöthig ſein, daß ich Beiſpiele abſchreibe; ich habe mir nicht einmal erlaubt, Stellen anzuzeichnen.

Ich war in einem Mißverſtändniſſe befangen, welches ſich erſt neulich durch unſer Geſpräch aufklärte. Ich glaubte, die Abſicht ſei, eine Ergänzung der ſämmtlichen Werke zu liefern, deren Herausgabe ja durch zufällige Umſtände unterbrochen worden war. Und hiezu wurde ich durch den

Brief meiner Schwägerin veranlaßt, indem ſie ſchreibt: ‘Was ‘ſonſt noch zerſtreut bei verſchiedenen Anläßen oder Zeitblät‘blättern bereits in früherer Zeit gedruckt iſt, was ſich eig‘nen möchte, wieder aufgenommen zu werden, das weiß ‘Niemand ſo gut, als Sie, da Sie ja früher mit allen ‘ſeinen Arbeiten bekannt waren.’ Von dieſen ſeit vielen Jahren aus dem Umlauf gekommenen, und alſo für die jüngeren Zeitgenoſſen ſo gut wie neuen Schriften habe ich nun ein, ſoviel möglich, vollſtändiges Verzeichniß mit Anmerkungen aufgeſetzt, wovon ich Ihnen, ſo wie meiner Schwägerin, eine Abſchrift einhändigen werde *). Dieſe

---

*) (Das Original liegt vor mir; das Verzeichniß iſt aber nicht ganz vollſtändig, ſondern enthält nur Angabe 1) einiger in [Reichardts] Deutſchland (Berlin bei Unger 1796. 8. 4 Bde.), welche Zeitſchrift A. W. S. ſelbſt nicht beſaß, enthaltener Schriften Friedrich Schlegels; dann derer 2) im Lyceum (Berl. bei Unger 1797. 8.), 3) im Athenäum (Berl. 1798...1800. 8. 3 Bde.), 4) in den Charakteriſtiken und Kritiken (Königsb. 1801. 8. 2 Bde.), 5) in der Europa (F. a. M. 1803. 2 Bde. 8.), 6) Leſſings Gedanken und Meinungen. 3 Thle., Lpzg. 1804. 8. 7) in dem Poet. Taſchenbuch auf 1806 von Fr. Schlegel. Berl. Unger 1806. 16., 8) der Schrift ‘Ueber d. Sprache u. Weisheit der Indier.’ Heidelb. 1808. 8., 9) in den Heidelb. Jahrbüchern (1808. Abth. für Theologie und Philoſ. S. 129...159. Rec. Fichteſcher Schriften, S. 266...90. Stolbergs Geſch. der Religion, unterzeichnet; Abth. f. Philologie, Hiſtorie u. ſ. w. S. 134...42. Büſching u. v. d. Hagen deutſche Volkslieder, anonym, wie die in die ſämmtl. Werke aufgenommene Rec. v. Goethes Werken Bd. 1...4.), 10) des Deutſchen Muſeums (Wien 1812. 1813. 8. 4 Bde.), 11) der Concordia, herausgeg. v. F. Schl. Wien 1823. 8. und 12) der Wiener Jahrbücher der Litteratur 1818. ff.

Von den hinzugefügten Anmerkungen hebe ich nur folgende heraus: Zu Nr. 1. über die Rec. des Woldemar von Jacobi:

Nachweiſungen können, wo nicht jetzt, in Zukunft nützlich ſein. Sie beiden mögen entſcheiden, was aufgenommen und was ausgeſchloßen werden ſoll.

"Meiſterlich geſchrieben und voller Witz; aber man fand ſie damals hart, weil ſie ſo tief in das Perſönliche eingreift."

Zu Nr. 6. "Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß die Auszüge aus Leſſings Werken nicht wieder gedruckt werden dürfen. Sie waren ſchon damals ein kaum verkleideter Nachdruck. Alles aber, was Friedrich beigefügt, wäre herauszuheben u. ſ. w."

Zu Nr. 8. "Dieſe Schrift hätte einer durchgängigen Umarbeitung bedurft, um dem gegenwärtigen Stande der Forſchungen über das alte Indien und den unermeßlich erweiterten Kenntniſſen zu entſprechen. Aber da Friedrich zu dem Studium der Quellen nicht zurückgekehrt war, ſo wäre er auch zu einer ſolchen Umarbeitung nicht gehörig gerüſtet geweſen. Alle drei Bücher über Sprache, Philoſophie und Poeſie ſind gleichermaßen mager und unbefriedigend. Indeſſen iſt, von der Dürftigkeit der Materialien abgeſehen, die Ausführung vortrefflich. Dem Verfaßer bleibt der Anſpruch auf Priorität in manchen Stücken, und das Verdienſt, eine neue Bahn betreten zu können. Alles muß ſo bleiben, wie es iſt. Nur in dem erſten Buche, über die Sprache, iſt die Schreibung der ſanskritiſchen Wörter durchgängig zu reformieren, und die erweislich falſchen etymologiſchen Zuſammenſtellungen ſind auszuſtreichen. Das Reſultat, das Sanskrit ſei als die Mutterſprache des lateiniſchen, griechiſchen und germaniſchen Sprachſtammes zu betrachten, iſt viel zu gewagt: hierin werden alle Kenner, Grimm, W. v. Humboldt, Bopp, Burnouf, Laſſen, Friedr. Windiſchmann u. ſ. w. mit mir einverſtanden ſein. Ich bin erbötig, in einer Vorerinnerung den Standpunkt des Ganzen aufzuſtellen, und zu dem erſten Buche eine berichtigende und ergänzende Nachſchrift zu geben."

Zu Nr. 9. die Rec. von Goethes Werken betreffend: "Vermuthlich hat ſich Friedrich nicht genannt aus Schonung für Goethe; denn es iſt eine Parodie auf Goethes Recenſion von des Knaben Wunderhorn [zuerſt in der Jen. Allg. Lit. Z. 1806. N. 18. ff.] Daß dieſer Aufſatz aber von ihm herrührt, weiß ich gewiß. Er iſt

Die Ergänzung der ſämmtlichen Werke ſchien mir deswegen das Dringendſte, weil bis jetzt das Eigenthum des Schriftſtellers, und beſonders eines verſtorbenen, in Deutſchland durch eine allgemeine Geſetzgebung noch gar nicht geſichert iſt. Es könnte alſo ein Nachdruck der in der Sammlung noch fehlenden Schriften veranſtaltet werden, ohne eine ſolche Auswahl, wie Friedrichs Freunde ſie wünſchen mögen. Dieſer Gefahr wäre einigermaßen vorgebeugt, wenn die Sammlung vervollſtändigt und ausdrücklich für geſchloßen erklärt wäre: denn alsdann ſind die Werke ein Bibliotheksbuch. Das deutſche Publikum ſcheint dergleichen Sammlungen zu lieben; wir haben viele Beiſpiele von ſehr bändereichen, worin Schriften mit aufgenommen ſind, welche bei ihrer erſten Erſcheinung ſchon wenig Käufer fanden, und bei einem neuen beſonderen Abdruck deren noch weniger gefunden hätten.

Freilich das einmal Gedruckte hat man immer unwiderruflich aus der Hand gelaßen, man kann es nicht wieder zurückholen. Vielleicht haben wir es nur der Vergeßlichkeit des deutſchen Publikums zu verdanken, daß kein Nachdruck der Lucinde an's Licht getreten iſt *). Ein ſehr wohlwollender Mann, Herr Golbéry, Rath des königlichen Gerichtshofes in Kolmar, hat Artikel über Friedrich und mich in

---

voller Witz und verdient auf alle Weiſe einen neuen Abdruck. Ob ſich in den folgenden Jahrgängen (der Heidelb. Jahrbücher) noch anonyme Recenſionen von Friedrichs Hand finden, weiß ich nicht: es iſt aber nicht glaublich. Er gieng ſchon im Sommer 1808 nach Wien, kurz darauf erfolgte der Krieg; nach deſſen Beendigung hielt er in Wien Vorleſungen und gab dann eine eigne Zeitſchrift heraus (das Deutſche Muſeum)." B g.]

**) [Bekanntlich hat Herr Chriſtern dieſen Satz unrichtig gemacht.]

der Biographie universelle geſchrieben; ferner eine ausführliche Nachricht von meiner litterariſchen Laufbahn in der Revue germanique. Dasſelbe wollte er nun auch in Bezug auf Friedrich thun, und ſchrieb mir, er habe ſich deſſen Schriften, auch die hier und da zerſtreuten, ſo vollſtändig wie möglich verſchafft, nur die Lucinde habe er nicht auftreiben können. Ich beſchwor ihn, ſie entweder ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, oder ſie nur flüchtig zu erwähnen, und er verſprach, es ſo damit zu halten. Wie ernſt ich den Druck dieſer thörichten Rhapſodie abgerathen, wiewohl ich noch ziemlich jung und tollkühn genug war, erhellet aus ſeinen Briefen, worin er mich den Antiroman nennt.

In Bezug auf die Hefte zur Philoſophie und Theologie, deren ja nach Ihrer Angabe aus den ſpäteren Jahren noch viele vorhanden ſein müßen, bemerke ich noch Folgendes: Bei der durchgängig entgegengeſetzten Richtung iſt doch die Manier genau dieſelbe, wie in den Fragmenten im Athenäum. Das Fragment war ihm ſchon früh ein hypoſtaſierter Lieblingsbegriff geworden und iſt es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen iſt unverkennbar. Auch in den mitgetheilten Heften habe ich hier und da meine eignen, längſt gehegten Ueberzeugungen wieder gefunden, die jedoch unter der ſeltſamen Verkleidung mir ſelbſt beinahe widerwärtig wurden. Wenn er aber zuſammenhängend und ausführlich ſchrieb, dann verfuhr er ganz anders ſchon in der früheſten Periode. Vollends aber in der letzten verſäumte er niemals, ehe er vor dem Publikum auftrat, conciliatoriſche Filzſchuhe anzulegen. Mich konnte er freilich damit nicht täuſchen; aber argloſe Zuhörer und Leſer haben wohl manche Sätze vorbeiſchlüpfen laßen, ohne zu merken, wohin ſie führten. Dieſe Bemühung hatte ſogar auf ſeine Schreibart einen ſichtbaren, ſehr nachtheiligen Einfluß: ſie wurde durch alle die Bevorwortungen, Limitationen und Kautelen ſchwerfällig und verworren.

Wiewohl er in die 'Sämmtlichen Werke' ſo manche Jugendſchriften aufgenommen hat, unverändert, nur mit dem Korrektiv einer Einleitung oder Schlußbemerkung, ſo iſt doch die Reihe an die Fragmente aus dem Lyceum und Athenäum nicht gekommen. Und hier hatte er ja nichts weiter zu thun, als das ihm anſtößig Gewordene auszuſtreichen, und ihm wäre noch eine reiche Auswahl witziger Einfälle, treffender Urtheile und ſinnreicher Gedanken übrig geblieben.

Aus allem Obigen ſchließe ich, daß er nur ſehr Weniges aus dieſen Heften in der Form oder Unform der erſten abgerißnen Aufzeichnung öffentlich ausgeſprochen haben würde.

Da mir nun Frau Dorothee von Schlegel ſchreibt, die Hefte hiſtoriſchen, litterariſchen und philologiſchen Inhalts hätten die Profeſſoren Steingaß und Bock (mir ziemlich unbekannte Namen) übernommen, ſo bin ich eigentlich mit keinem Theil des ungedruckten Nachlaßes beauftragt. Selbſt die neueren Studien über Indien, die Sie erwähnen, gehören ja zu dem philologiſchen Fach.

Was die bereits gedruckten Schriften betrifft, ſo kann nur bei einigen der früheſten ein Zweifel eintreten, ob er ſie in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen oder davon ausgeſchloßen haben würde. Denn das mußte er doch einſehen, daß es unmöglich ſei, die mannichfaltigen Verwandlungen ſeiner Denkart der Welt zu verheimlichen. Die Bahn ſeines Geiſtes war von jeher mehr als kometenhaft. Die höchſt excentriſche Ellipſe wechſelte plötzlich ihre Neigung gegen die Himmelsgegenden, ihre Neigung gegen die Ekliptik und ihren poſitiven und negativen Brennpunkt.

Aus der ſpäteren Zeit ſind, ohne noch die zerſtreuten Aufſätze zu rechnen, vier ſtarke Bände vorhanden. Die ſämmtlichen Werke würden folglich auf 16 bis 18 Bände anwachſen, und dieſe Vervollſtändigung ſcheint mir für ſeinen Ruhm das Erſprießlichſte.

Friedrichs Briefe an mich habe ich nur eben angefangen durchzugehen und kann Ihnen meine Reſultate und Bedenklichkeiten erſt ſpäter vorlegen.

XIV.

Vorläufiger Entwurf
einer
neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen.

1844.

Bisherige Aufnahme.

König Friedrich der Zweite hatte ſchon in früher Jugend, mehrere Jahre vor ſeiner Thronbeſteigung durch eine einnehmende Perſönlichkeit und ein reges Streben nach jeder Art von edler Geiſtesbildung die günſtigſte Meinung von ſeinen Anlagen begründet, nicht bloß in ſeiner näheren Umgebung, ſondern auch im Auslande, beſonders in Frankreich. In ſeinen Briefen an zwei Veteranen der franzöſiſchen Litteratur, den ſinnreichen Fontenelle und den gründlichen und frommen Rollin, ſprach ſich zugleich ſeine Beſcheidenheit und Wißbegierde aus, in dem eifrig fortgeſetzten Briefwechſel mit Voltaire ſeine leidenſchaftliche Neigung zur franzöſiſchen Poeſie.

Seine Laufbahn als Schriftſteller eröffnete er mit dem Anti-Machiavel, den er ſchon als Kronprinz ausgearbeitet hatte. Dieſe kleine Schrift erſchien ungefähr gleichzeitig mit ſeiner Thronbeſteigung. Sie erregte allgemeines Aufſehen, wurde in verſchiedene Sprachen überſetzt und mehrmals wieder gedruckt. Man kann wohl ſagen, daß der Beifall, womit ſie aufgenommen ward, ein wahrhaft begeiſterter war. Was konnte erhebender ſein, als zu erfahren, daß ein Thronerbe das alte Erbtheil des Königthums, die Staats-Raiſon, entſchieden verwarf und ſowohl im Innern als in den äußern Verhältniſſen keine andern Grundſätze der Regierungskunſt und der Politik anerkannte, als die Gerechtigkeit und die Menſchlichkeit. Beſonders jubelten der neu aufgehenden Sonne die Philoſophen entgegen, die noch nicht ſo wie ſpäter zu einer politiſchen Partei gediehen waren, aber doch ſchon großen Einfluß auf die allgemeine Denkart in Frankreich gewonnen hatten, und ſich ſchmeichelten, durch Annahme ihrer Lehren von Seiten der Machthaber ein neues goldenes Zeitalter, ja vielleicht den ewigen Frieden, herbeizuführen. Dieſe chimäriſchen Hoffnungen wurden zwar einigermaßen durch die Ereigniſſe gedämpft, welche der Tod Kaiſer Karls des Sechsten veranlaßte. Aber auch während der ſchleſiſchen Feldzüge ließ König Friedrich II. in ſeinen früheren Beſtrebungen nicht nach. Kaum waren die beiden ſchleſiſchen Kriege durch die Abtretung der Provinz beendigt, als er den früher gefaßten Plan, in Berlin eine Akademie der Wißenſchaften zu ſtiften oder vielmehr zu erneuern, wieder aufnahm und außer den einheimiſchen mehrere franzöſiſche Gelehrte dazu berief. In den folgenden Friedensjahren blieb die Poeſie, neben einer heitern und geiſtreichen Geſelligkeit, in Erholungsſtunden ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Aber er beſtimmte ſeinen Gedichten nur eine beſchränkte Oeffentlichkeit; er ließ nur eine kleine Anzahl Exemplare in einer eigens dazu eingerichteten Druckerei im Schloße zu Rheinsberg drucken. Als Geſchichtſchreiber zeigte er ſich zuerſt in den Denkſchriften der Akademie, wo ſeine Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg ſtückweiſe vorgeleſen wurden. Später veranſtaltete er davon eine verzierte Ausgabe in Quart. Die an litterariſche Freunde vertheilten früheren Gedichte konnten nicht geheim bleiben; es erſchienen davon, jedoch ziemlich ſpät, erſt im Jahre 1760, in Frankreich und in Holland fehlerhafte und hier und da verfälſchte Nachdrücke. Dieß bewog den König noch während des ſiebenjährigen Krieges eine authentiſche Ausgabe unter dem Titel 'Poésies diverses' zu veranſtalten. Wie ſehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Geiſteswerke eines Mannes gerichtet war, den man als einen unüberwindlichen Helden kennen gelernt hatte, läßt ſich aus dem einzigen Umſtande ſchließen, daß die Offiziere des rußiſchen Heeres, ehe ſie in ihr Vaterland nach geſchloßenem Frieden zurückkehrten, 900 Exemplare der Poésies diverses beſtellt hatten. Es wird behauptet, Friedrich der Große habe es zuweilen nicht unter ſeiner Würde gehalten, anonyme Artikel von ſeiner Hand in Zeitſchriften einrücken zu laßen, um berichtigte Anſichten unter dem Publikum zu verbreiten. Andere Schriften theilte er gedruckt, in wenigen Exemplaren, oder abſchriftlich nur vertrauten Freunden mit. Die einzige Schrift von einigem Umfange, die er einer uneingeſchränkten Oeffentlichkeit unmittelbar übergab, war die über die deutſche Litteratur. Dieſe Schrift, die im Jahre 1780 erſchien, rief lebhaften Widerſpruch hervor, weil der Verfaßer Alles, was in einer Periode der regſten Entwickelung des deutſchen Geiſtes ſeit vierzig Jahren geſchehen war, entweder nicht kannte, oder verkannte, oder nicht kennen zu wollen ſchien, und eine ausſchließende Vorliebe für die damals ſchon geſunkene franzöſiſche Litteratur kund gab. Eine Menge Widerlegungen traten an's Licht. Noch bei Lebzeiten des großen Königs dichtete Klopſtock eine Ode gegen ihn, die er zwar nicht veröffentlichte, aber doch in wenigen Exemplaren gedruckt an ſeine Freunde vertheilte; nachher iſt ſie in der Sammlung ſeiner Oden erſchienen. Jene Schrift kränkte im höchſten Grade das deutſche Nationalgefühl; dem Ruhme des Helden ließ ſich zwar nichts abdingen, aber gegen den Dichter und Denker begründete ſie eine oft leidenſchaftliche Stimmung. Auch brachte ſie eine gewiſſe Abneigung gegen die franzöſiſche Litteratur hervor, deren Studium Friedrich II. in Deutſchland auszubreiten ſich bemüht hatte. Die Nachahmung, welche 40 Jahre früher auf dem tragiſchen Theater ſtattgefunden hatte, war ſchon längſt aufgegeben worden, und deren Rückkehr war durch Leſſings ſiegreiche Polemik unmöglich gemacht; überhaupt hatte die deutſche Litteratur begonnen, ſich eine Sphäre zu bilden, die ſie mehr und mehr von der Denkart der weſtlichen Nachbarn abſchied.

Seine ſpäteren dichteriſchen Hervorbringungen fuhr der König fort wenigen litterariſchen Freunden mitzutheilen, aber es ergieng damit nicht ſo, wie mit den früheren, daß ſie in die Hände der Nachdrucker gerathen wären. Außerdem hatte er während ſeiner Feldzüge beſtändig ein Tagebuch gehalten. Dieſes arbeitete er nun von Neuem durch und ſchrieb es im Jahre 1775 eigenhändig ab, ergänzt durch einen kurzen Bericht über die in den Zwiſchenzeiten vorgefallenen politiſchen Verhandlungen *). Dieſe Arbeit erſtreckte ſich bis zum Schluße des ſiebenjährigen Krieges, ſo daß alſo damit die Geſchichte ſeiner Zeit von dem Regierungsantritte bis zum Hubertsburger Frieden vollendet war. Dieſe hielt er aber

---

*) [In dieſem letztern Satze hat der Verf. ein Zeichen gemacht, wahrſcheinlich in Betreff der Zeitangabe.]

durchaus geheim, da ihm ſehr daran gelegen war, daß ſie nicht wider ſeinen Willen unzeitig erſchiene, weil er ſie nur für die Nachlebenden beſtimmt hatte. Die ſpäteren Ereigniſſe gaben ihm noch Stoff zu Nachträgen, die ebenfalls geheim blieben.

Man kann wohl ſagen, daß die Thaten des Helden die Schriften des Denkers und Dichters in den Schatten zurückgedrängt hatten, was um ſo weniger zu verwundern iſt, da nur ein ſehr kleiner Theil davon bekannt geworden war.

Dieſer Zuſtand dauerte unverändert fort, bis im zweiten Jahre nach dem Tode des Verewigten eine Ausgabe ſeiner nachgelaßenen Werke an's Licht trat. Sie betrug nicht weniger als 15 Bände, denen im nächſten Jahre noch 4 Bände der ſchon früher gedruckten Schriften, dann zwei Supplement-Bände ſolcher Schriften beigefügt wurden, die man dem großen Könige zugeſchrieben hatte, für deren Rechtheit aber die Herausgeber nicht Gewähr leiſten wollten.

Dieſe Sammlung bot den reichſten Stoff dar, nicht nur für Befriedigung der Wißbegierde, ſondern auch der Neugier: Geſchichtbücher, abgefaßt von dem Manne, der in ſeinem Zeitalter die Hauptrolle geſpielt hatte; Gedichte, voll von biographiſchen Zügen, die vielleicht in Bezug auf die Lagen, worin er ſeine innigſten Gefühle ausgeſprochen hatte, in der ganzen Litteraturgeſchichte als einzig da ſtehen; einen Briefwechſel mit den bedeutendſten und einflußreichſten Männern Frankreichs. Iſt die Sammlung mit derſelben Wärme aufgenommen worden, wie die früher erſchienenen vereinzelten Schriften? Man wird wohl noch jetzt durch die Erben der Verlagshandlung erfahren können, wie ſtark die Auflage geweſen, und wie hoch ſich der Abſatz unmittelbar nach der Erſcheinung belaufen hat. Wenn er auch beträchtlich war, ſo iſt es doch kaum glaublich, daß eine lebhafte Nachfrage lange angedauert habe. Denn ſeitdem ſind ja einige funfzig Jahre verfloßen und bis auf den heutigen Tag ſind noch immer vollſtändige Exemplare vorräthig.

Freilich möchte es auch ſchwer fallen, einen ungünſtigeren Zeitpunkt für die Herausgabe dieſer Sammlung auszuſinnen, als der war, wo ſie ſtattfand. Frankreich war ſchon in voller Gährung: im übrigen Europa war man auf die die dortigen Vorfälle geſpannt. Die immer ſteigenden Beſorgniſſe wurden bei dem ſchnellen Wechſel der Ereigniſſe durch die Wirklichkeit noch überboten. Nun erfolgten in einem großen Theile Europas verwüſtende Kriege; im Innern Frankreichs, nach dem Umſturz alles Beſtehenden, eine unerhörte Epoche der Barbarei, wobei die Hervorbringung und der Genuß freier Geiſteswerke ganz unmöglich war. Erſt gegen Anfang des laufenden Jahrhunderts unter einer eroberungsſüchtigen Alleinherrſchaft, deren Kriege aber die Gränzen Frankreichs nicht berührten, erwachte die einheimiſche Induſtrie und zeigte ſich beſonders im Buchhandel rege. Man kehrte zu den ehemals bewunderten oder beliebten Schriftſtellern zurück: man veranſtaltete in Paris eine Menge berichtigter, verſchönerter, zum Theil auch zuſammengedrängter Ausgaben ihrer Werke. Die Kunſt der Typographie ſammt allem Zubehör machte die glänzendſten Fortſchritte. Und dennoch iſt in ſo langen Jahren die Reihe niemals an Friedrich den Großen gekommen; kein Litterator, kein Buchhändler, kein Drucker iſt auf die ſo nahe liegende Spekulation verfallen, eine neue beßer geordnete und beßer ausgeſtattete Ausgabe zu ermäßigtem Preiſe zu liefern.

Hiernach muß man wohl vermuthen, daß dieſe ſo wichtigen Schriften in Frankreich und den übrigen franzöſiſch redenden Ländern in eine vorübergehende Vergeßenheit gerathen ſind, und dieſe Vermuthung wird durch manche einzelne Züge beſtätigt.

Laharpe hat in ſeinen bändereichen Vorleſungen dem großen Könige nirgends einen Platz eingeräumt. Nur ein einziges Mal hat er Stellen aus deſſen Brieſen angeführt: in dem Abſchnitt über oder vielmehr gegen die Philoſophie des Jahrhunderts. (Cours de littérature T. XV. p. 124.) Laharpe hatte ſich früher gerühmt, ein Schüler Voltaires zu ſein, was er doch von Seiten der Talente niemals war; in ſeiner letzten Lebensepoche trat er nun plötzlich verwandelt wieder auf und bekämpfte mit dem blinden Eifer eines Neubekehrten ſeine ehemaligen Meinungsgenoßen. Die angeführten Stellen ſtehen wirklich in den Brieſen Friedrichs II. an Voltaire und d'Alembert; der König hat ſie einmal bei einer beſondern Gelegenheit zurecht gewieſen. Nichts deſto weniger hat ſich Laharpe hier eines groben Betruges ſchuldig gemacht, indem er die Sache ſo ſtellte, als wäre Friedrich II. überhaupt ein Gegner dieſer Männer geweſen. Eine ſo unverſchämte Behauptung konnte er nur in der Zuverſicht vortragen, daß keiner ſeiner Zuhörer die Schriften des großen Königs geleſen habe: ſonſt hätte er ſich der Gefahr ausgeſetzt, förmlich einer Lüge geziehen zu werden.

Die Schrift über die Feldzüge Karls XII. in Rußland gewann im Jahr 1812 eine neue Bedeutung durch das rieſenhafte Unternehmen Bonapartes und deſſen kläglichen Ausgang. Bonaparte begieng alle die Fehler, welche ein großer Meiſter der Kriegskunſt an Karl XII. gerügt hatte, und ſtürzte ſich dadurch, wie der ſchwediſche Held, in ſein Verderben. Ich habe oft Staatsmänner und Generale ihr Erſtaunen darüber ausſprechen hören, daß Napoleon die Schrift nicht geleſen zu haben ſcheine. Vielleicht iſt ſie ihm ganz unbekannt geblieben, da ſie in der Ausgabe von 1789 ziemlich verſteckt ſteht.

Lacretelle hat in ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts mit Verleugnung der nationalen Eitelkeit die Thaten Friedrichs unparteiiſch geſchildert. Er hat auch deſſen hiſtoriſche Schriften benutzt, und ein Paar Stellen aus den Gedichten angeführt. Wenn er aber in dieſer Beziehung den König ziemlich unſchicklich le métromane nennt, ſo muß ich behaupten, daß er die Gedichte entweder nicht gründlich geleſen, oder daß es ihm an allem Sinne für tiefe Gedanken und erhabene Geſinnungen gefehlt habe.

Beurtheilung der Ausgabe von 1788...89.

Wenn demnach die geſammelten Schriften nicht mit derſelben Wärme aufgenommen worden ſind, wie die früher einzeln erſchienenen, wenn ſie eine ihrem Werthe entſprechende Verbreitung nicht erlangt haben, ſo muß, außer den allgemeinen ungünſtigen Zeitumſtänden, ein Theil der Schuld auch den ſehr auffallenden Mängeln der Ausgabe beigemeßen werden.

Das Aeußere iſt in hohem Grade vernachläßigt. Dieſe Bände, mit abgeſtumpften Lettern und blaßer Schwärze auf grauem Papier gedruckt, können keine Zierde prächtiger Bibliotheken ſein.

Schon zeitig hat Gibbon nicht nur ein ſtrenges Urtheil, ſondern auch ſeinen Unwillen über dieſe unwürdige Behandlung eines ſolchen Denkmals der geiſtigen Hinterlaßenſchaft eines glorreichen Monarchen ausgeſprochen, dem der Staat ſeinen erhöheten Wohlſtand, ſeine Stärke und ſeinen Ruhm verdankte.

Die Ausgabe leidet aber außerdem an vielen andern und weſentlicheren Gebrechen. Zuvörderſt bemerke ich die fehlerhafte Anordnung, oder vielmehr den gänzlichen Mangel eines wohlgeordneten Planes in der Reihenfolge der verſchiedenartigen Schriften.

Dieſe, wiewohl ungemein zahlreich, vertheilen ſich doch bei einem allgemeinen Ueberblick wie von ſelbſt in folgende vier Klaſſen: 1) die hiſtoriſchen Werke; 2) die übrigen Schriften in Proſa: philoſophiſche, politiſche und moraliſche Abhandlungen, akademiſche Lobreden, ſcherzhafte Aufſätze, u. ſ. w. 3) die Gedichte, und 4) die Briefe.

Der Umſtand, daß die Herausgeber zuerſt die nachgelaßenen Werke (Oeuvres posthumes) angekündigt hatten, nachher aber die bereits bei Lebzeiten des Verfaßers erſchienenen Schriften geſammelt zu einem Nachtrage verbanden, war Schuld daran, daß jene ſo natürliche Ordnung nicht überall befolgt werden konnte. Das Zuſammengehörige ward auseinander gerißen, und das Gleichartige durcheinander geworfen.

Die Mémoires de Brandebourg, wiewohl früher und abgeſondert geſchrieben, ſind dennoch offenbar dazu beſtimmt, an die Spitze der übrigen geſchichtlichen Bücher geſtellt zu werden, da ſie bis zum Schluße der Regierung König Friedrich Wilhelms I. fortgehen, wo ſich dann die Zeitgeſchichte (Histoire de mon temps) unter verſchiedenen Titeln von 1740 bis 78 daran anſchließt. Statt deſſen ſind ſie unter die bei Lebzeiten des Verfaßers gedruckten Schriften verwieſen worden: ein Uebelſtand, der um ſo ſchlimmer iſt, weil ſich viele Exemplare der Oeuvres posthumes ohne den Nachtrag in Bibliotheken vorfinden.

Wie geſagt, dieß war unvermeidlich; aber die Unordnung geht noch viel weiter, beſonders bei dem Briefwechſel, wo ſich dann keine andere Entſchuldigung für die Herausgeber ausſinnen läßt, als die Annahme, ſie ſeien nicht gleich anfangs im Beſitze aller Materialien geweſen.

Aber es ſind noch weit ſchwerere Beſchuldigungen auf dieſe Männer gehäuft worden, welche doch das Zutrauen des erhabenen Verfaßers genoßen zu haben ſcheinen; ſie ſollen ſich nämlich Verfälſchungen erlaubt haben. Dieſer Vorwurf, der ſich nur auf die hiſtoriſchen Schriften bezog und beziehen konnte, iſt jetzt durch die That widerlegt. Ich werde im Folgenden darauf zurückkommen.

Das Meiſte, was man ſonſt den Herausgebern Schuld gegeben hat, beſteht in Unterlaßungs-Sünden. Sie haben nirgends für die Beglaubigung ihrer Ausgabe geſorgt, wozu ſie insbeſondere ihre Vollmacht hätten darlegen müßen. Haben ſie dieß in den vorausgeſchickten Ankündigungen gethan, ſo ſollten dieſe den Werken ſelbſt wieder vorgedruckt ſein. Sie haben ferner zwei Supplement-Bände gegeben, unter dem Titel: Supplement des Oeuvres posthumes — — contenant plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur; ſie haben aber die Leſer in der Ungewißheit darüber gelaßen, ob dieſe Stücke mit einigem Grunde oder fälſchlich dem Könige zugeſchrieben worden ſeien. Endlich, da es nicht fehlen konnte, daß bei einer in Deutſchland gedruckten Ausgabe franzöſiſcher Schriften Druckfehler ſich einſchlichen, da dieſe Druckfehler zum Theil von der Art ſind, daß ſie den Sinn gänzlich entſtellen, und in Ermangelung anderer Hülfsmittel nur durch divinatoriſche Kritik berichtigt werden können, ſo haben ſie doch nirgends ein Verzeichniß (Errata) beigefügt. Dieß heißt in der That den Lakoniſmus zu weit treiben.

Prüfung der beiden Supplementbände.

Wir begegnen hier zuvörderſt einer ſeltſamen und auffallenden Erſcheinung. Man erkennt auf den erſten Blick, daß dieſe Abtheilung, betitelt: Pièces qu'on attribue à cet illustre auteur, aus derſelben Druckerei hervorgegangen iſt, wie die übrigen 19 Bände; aber auf dem Titelblatt iſt der Name des Verlegers ausgelaßen, und ein falſcher Druckort, Cologne, geſetzt. Man hat mir zwar geſagt, hierunter ſei ‘Köln an der Spree’ zu verſtehen. Allein dieß iſt eine leere Ausflucht. Nur ſehr wenige Ausländer wißen, daß ein Theil von Berlin dieſen beſondern Namen führt. Wenn Köln ohne Beiwort genannt wird, ſo denkt jedermann nur an die berühmte Metropole und ehemalige freie Reichsſtadt am Rhein, um ſo mehr, weil Cologne als angeblicher Druckort auf dem Titel vieler Bücher ſteht, die in Frankreich nicht öffentlich erſcheinen durften.

Wie kommt es, wird demnach jeder aufmerkſame Leſer fragen, daß eine Sammlung von Schriften, wovon die meiſten unleugbar von der Hand des glorreichen Monarchen ſind, in deſſen eigner Hauptſtadt ſich unter der Verkleidung eines fremden Druckortes wie ein ungeſetzmäßiger Nachdruck hat einſchleichen müßen? Aus den perſönlichen Verhältniſſen der Herausgeber läßt ſich dieß vielleicht begreifen, aber ſchwerlich rechtfertigen. Wenn ſie dieſe Schriften des großen Mannes nicht würdig achteten, ſo hätten ſie beßer gethan, dieſelben ganz zu übergehen.

Da der Titel der beiden Supplementbände Schriften ankündigt, die man dem erlauchten Verfaßer zuſchreibe, ſo erhellet hieraus, daß ſie ſämmtlich bereits früher in einem gewiſſen Grade bekannt geworden waren. Aber man findet nirgends eine Nachweiſung, wo und wann ſie im Druck erſchienen, und ob ſie wirklich in den Buchhandel gekommen, oder nur in einer kleinen Anzahl Exemplare vertheilt worden ſind.

Durch welchen Zufall, oder welche ſeltſame Fahrläßigkeit ein beträchtlicher Theil der Briefe des Königs an Voltaire, gegen deren Aechtheit nicht der mindeſte Zweifel erhoben werden kann, abgetrennt von der übrigen Korreſpondenz, ſich in dieſe Abtheilung verirrt hat, weiß ich vollends nicht zu erklären.

Pensées sur la réligion.

Die ſo betitelte Schrift, die in dem zweiten Supplementbande nicht weniger als 170 Seiten einnimmt, iſt, bloß nach innern Gründen zu urtheilen, offenbar unächt und muß von der neuen Ausgabe ausgeſchloßen bleiben. Es iſt weder die Schreibart, noch die Methode des Königs. Ohne Zweifel war der Verfaßer ein geborner Franzoſe, und war, wie die ganze Richtung ſeiner Polemik ausweiſt, in der katholiſchen Religion erzogen worden. Vielleicht war er ſogar zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und hatte ſeine frühere Bildung in einem Prieſter-Seminar erhalten, denn er zeigt ſich nicht unbewandert in den Kirchenvätern und den ſcholaſtiſchen Theologen. Was aber ganz entſchieden gegen Friedrich II. als vermutheten Urheber ſpricht, iſt der Umſtand, daß er die Stellen der heiligen Schrift immer lateiniſch nach der Vulgata citiert, mit welcher ſich vertraut zu machen der in der proteſtantiſchen Kirche erzogene König nicht den mindeſten Anlaß hatte. Hingegen iſt es die Sitte der franzöſiſchen Kanzelredner, ihren Predigten bibliſche Beweisſprüche in den Worten der Vulgata einzuflechten.

Herr Preuß giebt in ſeinem Buche über Friedrich den

Großen (Th. I. S. 476) eine bibliographiſche Notiz von zwei Drucken, die im Jahre 1745 mit falſcher Angabe des Verfaßers erſchienen ſeien. Die Ausſage eines Predigers in Maſtricht: ein Offizier Namens de la Serre habe ſich auf dem Todbette dazu bekannt, hat nach allem Obigen wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich. Aus einer Stelle (Pensées, p. 70), wo von der Verfolgung der Proteſtanten in den Cevennen als einem gegenwärtigen Ereigniſſe die Rede iſt, laßt ſich ſogar ſchließen, daß die Schrift beträchtlich früher abgefaßt worden, und ſchon deswegen dem großen Könige nicht zugeſchrieben werden darf. Der unbekannte Urheber zeigt hier und da Scharfſinn; andre Male hat ihn ſeine Leidenſchaftlichkeit zu ſtarken Fehlſchlüßen hingerißen. Seine Anſichten ſind beſchränkt: es fehlt überall an einem philoſophiſchen Ueberblick.

Anforderungen an die beabſichtete neue Ausgabe.

Aus der Nachweiſung der wichtigſten Mängel, welche in der Ausgabe von 1788...89 ſo ſtörend auffallen, ergeben ſich ſchon die Vorzüge, wodurch ſich die neue Ausgabe wird auszeichnen müßen, um der großen, in ganz Europa erregten Erwartung zu entſprechen: 1) eine würdige typographiſche Ausſtattung; 2) eine zweckmäßige und leicht überſchauliche Anordnung; 3) vollkommene grammatiſche und orthographiſche Korrektheit, und Reinheit von Druckfehlern. Hieraus erhellet zugleich, welche ſchwierige Aufgabe den mit der Ausführung des königlichen Geſchäftes beauftragten Akademikern geſtellt worden iſt, zu deren glücklicher Löſung außer der vertrauteſten Bekanntſchaft mit der Zeitgeſchichte eine gründliche Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, verbunden mit einer

ner geſchmackvollen Kennerſchaft der franzöſiſchen Litteratur, wie der verewigte Ancillon beides beſaß, unerläßlich gefordert wird.

Die oft erwähnten Herausgeber haben nur ſehr wenige und zum Theil ungenügende Anmerkungen beigefügt. Die Sparſamkeit und Kürze iſt an ſich nicht zu tadeln,. da bei Werken, die nicht bloß für Gelehrte, ſondern für das allgemeine europäiſche Publikum beſtimmt ſind, der Schein eines fortgehenden Kommentars möglichſt vermieden werden muß. Vielleicht war auch in dem Zeitpunkte der Erſcheinung das Bedürfniß der Erklärungen nicht ſo fühlbar, wie jetzt nach dem Verlauf von einigen funfzig Jahren. Aus den Stürmen, die kurz darauf losbrachen, iſt erſt nach einem Viertel-Jahrhundert durch den allgemeinen Frieden ein vielfach verwandeltes Europa hervorgegangen. Auch unterrichteten jüngern Leſern fällt es ſchwer, ſich in den Geſichtspunkt jenes Zeitalters zu verſetzen. Manche Ereigniſſe, die damals in lebhaftem Andenken ſtanden, ſind durch gewaltigere Glückswechſel verdunkelt worden; viele Namen, die einen gewiſſen litterariſchen oder politiſchen Ruf erworben hatten, ſind in Vergeßenheit gerathen. Wenn ich die Bedürfniſſe anderer Leſer nach den meinigen beurtheilen darf, ſo werden viele Anſpielungen und Andeutungen, beſonders in den Briefen und den Gedichten, ihnen als Räthſel erſcheinen, worüber ein Aufſchluß ſehr willkommen geweſen wäre, aber vergeblich geſucht wird. Je beßer die Schriften des großen Königs verſtanden werden, deſto höher wird auch ihre Schätzung ſteigen. Die Worte bedürfen keiner Auslegung, da der Vortrag von großer Klarheit iſt, wohl aber die Sachen. Die Ueberhäufung mit Anmerkungen läßt ſich ſehr leicht vermeiden, wenn man andre Formen, z. B. kurze Vorerinnerungen, chronologiſche Anzeichnungen, und Namen-Regiſter zu den erforderlichen Aufklärungen benutzt.

Die hiſtoriſchen Schriften.

Daß dieſe die ganze Sammlung eröffnen müßen, darüber iſt man allgemein einverſtanden. Auch die Herausgeber vom Jahre 1788 haben dieß eingeſehen. Aber weil ſie ihre Ankündigung auf die nachgelaßenen, noch nie zuvor gedruckten Werke beſchränkt hatten, ſo entſtand hieraus, wie ich ſchon oben bemerkte, der Uebelſtand, daß ſie das Werk, welches offenbar dazu beſtimmt iſt, den übrigen zur Einleitung zu dienen, in einen ſpäter erſchienenen Nachtrag verweiſen mußten.

Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg.

Ein Theil von dem erſten Entwurfe dieſes Werkes iſt zuerſt unter den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wißenſchaften T. II....IV. erſchienen. Der Verfaßer hat es kurz nachher wieder durchgearbeitet, und hierauf das Ganze im Jahre 1751 in Quart drucken laßen. Hierauf folgte noch im Jahre 1767 eine mit Bildniſſen verzierte Quartausgabe, welche dem neuen Abdrucke wird zum Grunde gelegt werden müßen. Da nun dieſes Werk in ſeiner letzten Geſtalt den höchſten Grad der Beglaubigung darbietet, ſo hat die ſprachliche Kritik nichts weiter zu thun, als die Orthographie nach dem heutigen klaſſiſchen Gebrauch zu ordnen, und die etwa eingeſchlichenen Druckfehler wegzuräumen.

Histoire de mon temps.

Dieſer Titel, im Weſentlichen auf die ganze folgende Reihe paßend, pflegt beſonders den erſten beiden Bänden zugeeignet zu werden, welche die beiden ſchleſiſchen Kriege bis zum Dresdener Friedensſchluß umfaßen.

Der Herausgeber der hiſtoriſchen Werke, namentlich der Staatsminiſter Graf von Hertzberg, der die Oberaufſicht führte, während der Prediger Moulines den Druck beſorgte, iſt der Verfälſchung beſchuldigt worden, und zwar von Dohm, einem angeſehenen Diplomaten und Geſchichtſchreiber.

Da dieſe Behauptung nun, wie natürlich, Glauben fand, und von Vielen, auch von Hrn. Preuß in ſeiner Kompilation über das Leben Friedrichs des Zweiten unvorſichtiger Weiſe nachgeſprochen worden iſt, ſo war es wichtig, der Sache auf den Grund zu kommen. Dieß konnte nur durch Nachforſchungen in den königlichen Archiven geſchehen, womit Herr Preuß ſeitens der Akademie beauftragt ward.

Es fand ſich eine eigenhändige Handſchrift mit Angabe der Zeit der Beendigung, 1775, welche ausgemacht als die Bearbeitung letzter Hand betrachtet werden muß. Es ergab ſich ferner, daß eine Kopie derſelben dem Drucke von 1788 zum Grunde gelegt worden iſt.

Verfälſchung im ſtrengeren Sinne des Wortes verdient nur die Unterſchiebung eines fremden Machwerkes, unter dem Vorgeben, daß es von dem bekannten Verfaßer herrühre, genannt zu werden. Nun hat ſich bei genauer Kollation der bezeichneten Original-Schrift durchaus kein unächter Zuſatz gefunden, dagegen aber ſind einige Auslaßungen erwieſen worden. Auslaßungen können auch gewiſſermaßen für Verfälſchungen gelten, wenn ſie das Weſentliche betreffen, und in der Abſicht vorgenommen werden, die Erzählung des Verfaßers zu entſtellen, oder ſein Urtheil über die Thatſachen zu verheimlichen. Dieß iſt aber hier keineswegs der Fall. Die ausgelaßenen Stellen laßen keine Lücke bemerken, auch ſind ſie von ſehr geringem Umfange: die im erſten Bande befindlichen mögen, zuſammen gerechnet, ungefähr dreißig Druckzeilen betragen. In dem zweiten werden ſie auch nicht viel mehr ausmachen. Man ſieht hieraus, wie ſehr Herr Preuß im Irrthume war, als er in ſeiner Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen (Th. IV. S. 359.) behauptete: „Auch ‘verſtümmelt’ hat der Graf von Hertzberg die hiſtoriſchen Werke um ‘ein Großes’.“

Die im Druck übergangenen Stellen ſind, wie ich bei genauer Vergleichung der Varianten des Manuſkriptes bemerkt habe, ſämmtlich von derſelben Art: ſatiriſche Ausfälle gegen einzelne Perſonen und ganze Völker, lächerliche oder anſtößige Anekdoten. Der Graf von Hertzberg ſcheint das Amt des Cenſors übernommen zu haben, und man begreift ſehr wohl die damaligen Bedenklichkeiten des Staatsmannes, die freilich jetzt nach einem ſo langen Zeitraume wegfallen. So findet ſich z. B. (Vol. I. ad pag. 84. 85.) eine ſehr deutliche Anſpielung darauf, daß Don Carlos, König von Neapel, nachher von Spanien, unnatürlichen Lüſten ergeben geweſen ſei. König Karl III. von Spanien ſtarb erſt gegen Ende des Jahres 1788; er lebte alſo noch, als der Druck der Oeuvres posthumes im Jahre zuvor begann. Wenn auch die meiſten der ausgelaßenen Stellen heutzutage ohne Bedenken eingerückt werden können, ſo möchte man doch wohl bei einigen zweifeln, ob ſie dem Werke, das der Verfaßer ſelbſt un ouvrage grave nennt, zur Zierde gereichen würden. Eine Schilderung, wie die von den Ausſchweifungen der Kaiſerin Eliſabeth (Vol. II. ad pag. 96. 97.) iſt man vom Suetonius gewohnt; beim Tacitus würde man dergleichen vergeblich ſuchen.

Da der König, wie Herr Preuß bemerkt, das Manuſkript von 1775 offenbar nicht wieder durchgeleſen hat, ſo tritt auch natürlich die Frage ein, ob er nicht, bei einer ſpäteren Erwägung, ſelbſt ausgeſtrichen haben würde was er in einer muthwilligen Laune auf das Papier hingeworfen hatte.

Histoire de la guerre de sept ans.

Die Handſchrift, die dem Druck dieſer Abtheilung der hiſtoriſchen Werke in einer Kopie zum Grunde gelegt worden iſt, führt am Schluße die Zeitangabe: d. 17ten Dec. 1763. In der Vorrede ſpricht der Verfaßer von der Schilderung der ſchleſiſchen Kriege mit einer gewiſſen Geringſchätzung als von einer jugendlichen Arbeit. Dieſes kann aber nicht auf die Behandlung, wie ſie im Druck erſchienen iſt, ſondern nur auf den erſten Entwurf vom J. 1746 bezogen werden. Es erhellet ferner daraus, daß der König damals noch nicht den Vorſatz gefaßt hatte, eine neue und zwar verkürzte Bearbeitung davon zu unternehmen: einen Vorſatz, den er erſt zwölf Jahre ſpäter ausführte.

Da ich noch nicht Gelegenheit gehabt, die Varianten nach der Kollation des Hrn. Preuß zu vergleichen, ſo kann ich über die etwanigen Auslaßungen in dieſem zweiten Werke nichts ſagen: doch wird vermuthlich dabei dasſelbe Verhältniß ſtattgefunden haben, wie in den erſten beiden Bänden. Dasſelbe gilt von den Mémoires, worin die Geſchichte bis zum Schluße des baieriſchen Erbfolge-Krieges fortgeführt wird.

Die Varianten der autographen Handſchrift vom J. 1775.

Sobald die Kollation des erſten Bandes der Histoire de mon temps beendigt war, ward ſie mir eingehändigt, und ich nahm auch unverzüglich eine genaue Prüfung vor. Ich war in hohem Grade erſtaunt, ja ich darf wohl ſagen beſtürzt, die Handſchrift ſo ungemein fehlerhaft in der Schreibart zu finden. Da ich den Bericht des Herrn Preuß gerade nicht zur Hand hatte, ſo wurde ich dadurch ſogar zu der irrigen Meinung verleitet, als ſei die kollationierte Handſchrift nicht die Redaktion der letzten Hand, ſondern ein früherer Entwurf.

Um meinen Aufenthalt in Berlin auf das beſte zu benutzen, verſparte ich die unbedeutenden Abweichungen auf eine andere Zeit, und hob nur die Leſearten der Handſchrift aus, einige dreißig an der Zahl, worin ich die auffallendſten Sprachfehler fand. Dieſe legte ich abſchriftlich, von meinen Anmerkungen begleitet, dem akademiſchen Ausſchuße vor.

Derſelbe erklärte ſich in der Sitzung vom 29. Juli 1841, welcher perſönlich beizuwohnen ich durch Unpäßlichkeit verhindert ward, im Allgemeinen mit mir dahin einverſtanden, daß eine grammatiſche Reinigung des Textes allerdings erforderlich ſei, wie folgender Auszug aus dem Protokolle ausweiſet:

„Was die bloß formellen Aenderungen betrifft, ſo hat
„ſich erſt jetzo, nach Einſicht der Handſchriften, herausge-
„ſtellt, wie dieſelben beſchaffen ſeien, und der Ausſchuß erkennt
„nach der Denkſchrift des Herrn v. Schlegel an, daß viele
„derſelben beizubehalten, und überhaupt daß alles ‘gramma-
„tiſch Unrichtige’ zu verbeßern ſei; indem auch in dem Be-
„richte vom 24. Januar 1841 der Grundſatz aufgeſtellt wor-
„den iſt, unweſentliche Fehler und bloße Verſehen zu verbeßern.
„Dagegen kann ſich der Ausſchuß nicht für ermächtigt hal-
„ten, über das Grammatiſche hinaus den Stil oder was man
„im Unterſchiede vom Grammatiſchen ‘das Rhetoriſche’ nennen
„kann, zu verbeßern, da hierdurch in die Eigenthümlichkeit
„des Verfaßers eingegriffen werden würde.“

Dieſe Mittheilung erwiderte ich durch ein an Hrn. Böckh als Kenner der philologiſchen Kritik gerichtetes Schreiben, worin ich den Begriff des Grammatiſchen und die Ausdehnung, welche demſelben in dem vorliegenden Falle gegeben werden müße, prüfte.

Auf dieſe ſo wichtige Erörterung, das Ergebniß meines reifſten Nachdenkens, iſt mir keine ſchriftliche Antwort zu Theil geworden.

Nach meiner Zurückkunft in Bonn im Herbſte 1841 erhielt ich die Kollation beider Theile der Histoire de mon temps, aber in einer kritzlichen, ſehr unleſerlichen, auch nachläßig angefertigten Kopie. Indeſſen ließ ich mich dadurch nicht abſchrecken, und nahm, ungeachtet meiner damals ſehr geſchwächten Geſundheit, zuvörderſt den zweiten Band vor, da ich die wichtigſten fehlerhaften Leſearten der Handſchrift des erſten Bandes ſchon in der oben erwähnten Vorarbeit behandelt hatte.

Bei dieſer Durchſicht habe ich alle Abweichungen der Berliner Ausgabe von der Handſchrift, auch die unbedeutendſten nicht ausgenommen, aufgezeichnet. Ich habe Anmerkungen beigefügt, worin ich die Gründe darlegte, warum dieſe oder jene Leſeart grammatiſch unzuläßig ſei. Wo ich beide einander entſprechende Leſearten unbefriedigend fand, that ich Vorſchläge zur Berichtigung des Ausdrucks, indem ich mich ſo ſehr wie möglich der Handſchrift annäherte.

Wie mühſam und weitläuftig dieſe Arbeit war, erhellet daraus, daß meine Analyse grammaticale der erſten 200 Druckſeiten in einer auf die leichteſte Ueberſicht eingerichteten Reinſchrift ungefähr anderthalb hundert Quartſeiten einnimmt.

Der akademiſche Ausſchuß hatte mir ſeine Verantwortlichkeit entgegengeſtellt, und zur Prüfung der Sache eine 'kollegialiſche Berathung' vorgeſchlagen. Es war vorauszuſehen, daß dieſe nicht anders als weitläuftig ausfallen könne, da wegen meiner Entfernung Alles ſchriftlich verhandelt werden mußte: indeſſen ließ ich mir den Antrag gern gefallen. Das erſte Heft meiner Analyse ſandte ich den 15. Mai 1842 ab, das zweite folgte in nicht langer Zeit nach. Meine Arbeit hat alſo dem akademiſchen Ausſchuße lange genug vorgelegen: allein es iſt keine Gegenbemerkung oder Belehrung erfolgt. Dem Ausſchuße hat es nicht beliebt, das übernommene Richteramt zu verwalten, und ich bin im Zweifel, ob deſſen Mitglieder meine Aufſätze auch nur durchgeleſen haben.

Unter ſolchen Umſtänden wollte ich nicht vergeblich fortarbeiten. Meines Erachtens hat der Prediger Moulines bei Feſtſtellung des Textes eine ſo gründliche Kenntniß der franzöſiſchen Sprache bewieſen, wie ſie heut zu Tage unter den deutſchen Gelehrten äußerſt ſelten vorkommt. Er iſt auch mit großer Treue zu Werke gegangen, hat nichts Weſentliches an dem Inhalt verändert, und meiſtens nur den richtigen Ausdruck an die Stelle des verfehlten geſetzt.

Das Urtheil des Hrn. Preuß iſt dem meinigen gerade entgegengeſetzt. In den Berichten über ſeine Kollationen hat er die Herausgeber wiederum mit leidenſchaftlichen Beſchuldigungen überhäuft. Man mag dem wohlgemeinten, aber blinden Eifer des fleißigen Sammlers, der keinen Begriff davon hat, was zu einer reinen und klaſſiſchen Schreibart gehört, dergleichen allenfalls zu Gute halten, aber es verdient keine Berückſichtigung.

Es würde allerdings ſehr bequem ſein, die eigenhändige Handſchrift, ganz roh wie ſie iſt, mit allen Solöciſmen und Verſtößen gegen den Sprachgebrauch buchſtäblich genau abzudrucken: aber ich ſehe davon ſehr nachtheilige Folgen voraus, die ich in dem beigelegten franzöſiſchen Aufſatze angedeutet habe. Die Bewunderer Friedrichs II. haben ohne Zweifel ſeine Geſchichtbücher ſchon geleſen; ſie werden nun eine Vergleichung der Ausgabe von 1788 mit der neuen anſtellen, und die bemerkte Unähnlichkeit wird ganz zum Nachtheil der letzten ausfallen. Es werden grammatiſch berichtigte Nachdrücke erſcheinen, und alle Leſer von Geſchmack werden dieſe vorziehen.

Wenn überhaupt den Herausgebern nachgelaßener Werke die Verpflichtung obliegt, den ausdrücklich erklärten oder ſonſt genugſam bekannten Abſichten des Verfaßers gemäß zu handeln, ſo kann dieſe Verpflichtung wohl nirgends in höherem Grade ſtattfinden, als in dem vorliegenden Falle, daß nämlich der verewigte Verfaßer ein glorwürdiger Monarch war. Nun iſt aber aus vielen Stellen der Schriften K. Friedrichs des Zweiten erweislich, daß er eifrigſt um die Reinheit der Diktion bemüht war. Nichts würde alſo ſeinen Abſichten mehr entgegengeſetzt ſein, als wenn man die ſeiner Feder entſchlüpften Sprachfehler der Nachwelt als geheiligte Reliquien überliefern wollte. Die meiſten bei Lebzeiten des Königs erſchienenen Schriften ſind vor dem Druck wiederholt durchgeſehen worden; auch kommen auffallende Verſtöße gegen die Grammatik und den Sprachgebrauch ſowohl in den proſaiſchen Abhandlungen als in den Gedichten nur ſelten vor. Mit den hiſtoriſchen Werken verhält es ſich aber anders: um die Geheimhaltung zu ſichern, die ihm ſehr wichtig war, hat der Verfaßer keinen litterariſchen Freund zu Rathe gezogen, auch nicht einmal einem Schreiber diktiert; und es läßt ſich leicht begreifen, daß die mühſelige Arbeit, mehrere Bände mit eigner Hand niederzuſchreiben, ſeine Aufmerkſamkeit von der Vollendung des Stils abgelenkt hat.

Ausſtatttung der hiſtoriſchen Werke mit Anmerkungen und andern zum beßern Verſtändniß dienlichen Zugaben.

Mir iſt nicht bekannt, ob es in dem Plane der neuen Ausgabe liegt, der Darſtellung der Feldzüge Specialkarten des jedesmaligen Kriegsſchauplatzes, Riße der Feſtungen nach ihrer damaligen Beſchaffenheit, endlich Zeichnungen von der Stellung und den Bewegungen der Heere in den Hauptſchlachten beizufügen. Daß aber dieſe Mittel der Anſchaulichkeit vielen Leſern, und namentlich denen, welche gründliche Belehrung ſuchen, ſehr erwünſcht ſein würden, nehme ich keinen Anſtand zu behaupten. Die Meinung des großen Meiſters der Kriegskunſt hierüber iſt nicht zweifelhaft: er hat ſie ſelbſt auf das entſchiedenſte ausgeſprochen. Voltaire hatte ihm ein neues Werk über die Feldzüge des Marſchalls von Sachſen angekündigt; der König erwiedert hierauf:

L'ouvrage dont vous me parlez du Maréchal de Saxe m'est connu, et j'ai écrit pour en avoir un exemplaire. Les faits sont récents et connus; il n'y a que les cartes qui intéressent, parce que le terrain est l'échiquier de nous autres anthropophages, et que c'est lui qui décide de l'habileté ou de l'ignorance de ceux qui l'ont occupé. (Oeuvres posthumes. T. IX. p. 259.)

Es haben ſich ſogar im Archiv flüchtige Skizzen der Schlachten bei Leuthen und Zorndorf von des Königs eigner Hand vorgefunden.

Auch der originalen Quartausgabe der Mémoires de Brandebourg ſind auf Befehl des Verfaßers ein paar Landkarten der öſtlichen preußiſchen Staaten beigefügt, die aber noch unvollkommener ausgefallen ſind, als es damals erwartet werden konnte.

Seit dem Anfange der Kriege K. Friedrichs II. iſt ein volles Jahrhundert verfloßen, während deſſen mannichfaltige und wichtige Veränderungen eingetreten ſind, beſonders in den Gränzbeſtimmungen ganzer Staaten und ihrer landſchaftlichen Unterabtheilungen. Ehemals berühmte Namen ſind ſogar völlig aus der Geographie verſchwunden. Die allgemeinen und Special-Karten, welche den heutigen Zuſtand darſtellen, können dem ſo nachdrücklich ausgeſprochenen Zwecke, dem Leſer die Feldzüge anſchaulich zu machen, nicht genügen, ſie könnten vielmehr Irrthum und Verwirrung verurſachen. Die älteren Landkarten, für den heutigen Gebrauch nicht mehr tauglich, überdieß auch in andern Hinſichten mangelhaft, werden nur noch in großen Bibliotheken aufbewahrt, und dürften im Auslande überhaupt ſchwer zu finden ſein. Die Unentbehrlichkeit dieſer Hülfsmittel für das gründliche Verſtändniß der Geſchichtbücher tritt demnach bei der unternommenen authentiſchen Ausgabe, beſonders in dem ſiebenjährigen Kriege, der auf ſo weit von einander entlegenen Schauplätzen gleichzeitig geführt ward, auf das ſtärkſte hervor.

Ungeachtet der ſehr zuſammengedrängten Erzählung, worin unzählig viele kleinere Einzelheiten übergangen werden mußten, iſt dennoch die Menge der Orts- und Perſonen-Namen beinahe unüberſehlich, und es erfordert eine große Aufmerkſamkeit, ſie dem Gedächtniſſe einzuprägen, und überall wo ſie vorkommen, ſich der früheren Erwähnungen zu erinnern. Für die Ausländer iſt die Schwierigkeit noch größer, weil es ihnen nicht leicht gelingt, ſich die Ausſprache ſo vieler fremd klingender Wörter anzueignen. Meines Erachtens würde demnach ein doppeltes alphabetiſches Regiſter, eines der Ortsnamen, mit Beifügung der geographiſchen Beſtimmungen, das andere der Perſonen-Namen mit kurzen biographiſchen Notizen ungemein nützlich ſein. In beiden müßten die ſämmtlichen Stellen, wo jeder Name vorkommt, mit Angabe des Bandes und der Seitenzahl nachgewieſen werden. In Bezug auf die handelnden Perſonen erſcheint dieß doppelt nothwendig, weil ſehr häufig mehrere, die denſelben Familiennamen führen, unterſchieden werden müßen, und der Verfaßer dennoch dieſe näheren Bezeichnungen, ſo wie auch die Geburtstitel ausläßt. Wegen der bekannten Sorgloſigkeit in dieſem Punkte, da der König nicht ſelten die Namen ſeiner eignen Generale oder ſeiner Gegner fortwährend fehlerhaft ſchreibt, iſt eine durchgängige Berichtigung der Namen unerläßlich, die am ſicherſten bei Anfertigung der beiden vorgeſchlagenen Regiſter vorgenommen werden wird. Dieſe Arbeit fällt großentheils dem Geographen und dem Hiſtoriker zu. Indeſſen giebt es nicht wenige Ortsnamen, bei welchen der franzöſiſche Sprachgebrauch eine abweichende Schreibung feſtgeſetzt hat, und hier wird ein gründlicher Kenner der Grammatik zu Rathe gezogen werden müßen. Für die Umſetzung der rußiſchen Namen in lateiniſche Buchſtaben gilt in gewiſſem Grade daſſelbe.

Berühmte neuere Geſchichtſchreiber, Voltaire und Gibbon haben nicht geglaubt, ihre Werke durch dergleichen Zuthaten zu verunzieren.

Ob die militäriſchen Ereigniſſe, wegen der ſeit jener Zeit in manchen Stücken veränderten Geſtalt des Kriegsweſens, beſonderer Erklärungen bedürfen, darüber ſteht das Urtheil den Kennern des Faches zu.

Zweite Abtheilung.

Den hiſtoriſchen Werken werden die übrigen Schriften in Proſa: politiſche, philoſophiſche, moraliſche Abhandlungen, einige ſatiriſche Geſpräche, endlich die akademiſchen Lobreden, ſich am natürlichſten anſchließen.

Im Ganzen wird man hiebei der Zeitordnung folgen können; auf ſolche Weiſe begleitet der Leſer gleichſam den Verfaßer durch die verſchiedenen Lebensſtufen hindurch, und wird in den Stand geſetzt zu beobachten, in wie fern ſeine Anſichten von den menſchlichen Angelegenheiten mit dem Fortſchritte des Alters ſich entweder mehr und mehr feſtgeſetzt haben, oder einigermaßen durch ſpätere Erfahrungen abgeändert worden ſind.

Von einigen iſt die Zeit der Abfaßung bekannt, bei andern läßt ſie ſich aus einzelnen Zügen oder aus Erwähnungen in dem Briefwechſel des Königs wenigſtens ungefähr beſtimmen. In einigen Fällen dürfte eine Abweichung von der Zeitfolge nicht nur erlaubt, ſondern rathſam ſein.

Um dieſer Abtheilung eine glänzende Einfaßung zu geben, ſchlage ich vor, den Anti-Machiavell voranzuſtellen, und die Reihe mit der Schrift über die deutſche Litteratur zu beſchließen, die im J. 1780 erſchienen iſt. Beide haben großes Aufſehen erregt, aber freilich in durchaus entgegengeſetztem Sinne: die erſte in ganz Europa, die zweite nur in Deutſchland. Dieſe iſt, ſo weit ich es überſehen kann, unter allen bisher im Druck erſchienenen die ſpäteſte.

Die älteſten Ausgaben des Anti-Machiavel finden ſich in der königlichen Bibliothek, wo ich die Gelegenheit benutzt habe, ſie genau zu prüfen; da ſie mir aber jetzt nicht zur Hand ſind, ſo kann ich das Verhältniß zu der Ausgabe von 88. nicht angeben. Ein holländiſcher Buchhändler hat Voltairen Verfälſchungen Schuld gegeben, wie es ſcheint, mit Unrecht: wenn dieſer nichts Schlimmeres gethan, als ſolche Sprachfehler wie propaginer und les parties belliqueuses, durch propager und les parties belligérantes zu berichtigen, ſo wird ihn wohl Niemand deshalb tadeln. Voltaire geſteht jedoch ein, daß er einige Ausdrücke aus politiſchen Rückſichten gemildert habe. Der Verfaßer äußert ſich in gewiſſen Punkten mit der Redaktion ſeines Vertrauten nicht einverſtanden, aber man ſieht nicht deutlich, was ihm daran mißfiel. Auch hat er niemals eine authentiſche Ausgabe veranſtaltet. Es wird alſo wohl bei der urſprünglichen Geſtalt dieſer Schrift ein Bewenden haben müßen. Herr Gottlieb Friedländer hat im J. 1834 Bruchſtücke einer autographen Handſchrift des Königs herausgegeben. Aber dieß iſt offenbar nur ein erſter roher Entwurf, den der Verfaßer bei wiederholter Durchſicht theilweiſe ſelbſt verworfen hat. Aus einem Briefe des damaligen Kronprinzen vom 10. Januar 1740 erhellet unwiderſprechlich, daß das an Voltaire übermachte Manuſkript des Anti-Machiavell nicht von deſſen eigner Hand, ſondern eine durch einen ſeiner Sekretäre, Namens Gaillard, angefertigte Kopie war. Man würde daher einen großen Fehlgriff thun, wenn man in der beabſichteten klaſſiſchen Ausgabe dieſe merkwürdige Schrift, welche in ihrer urſprünglichen Form längſt in verſchiedene Sprachen übergegangen iſt, durch Einrückung der friedländer'ſchen Bruchſtücke erweitern, und ſie vielleicht weitſchweifig machen wollte. Dieſelbe Bemerkung gilt von allen autographen Handſchriften, die etwa noch entdeckt werden mögen. Wir wißen aus der Epiſtel an Darget, daß der königliche Verfaßer von ſeinen Aufſätzen in Proſa und in Verſen wiederholt Abſchriften nehmen ließ, und jedes Mal eine neue Durchſicht vornahm. Nur die hiſtoriſchen Schriften machen eine Ausnahme wegen der dabei ſtrenge beobachteten Geheimhaltung.

Am beſten wird ſich hier die Schrift Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe anſchließen. Die Herausgeber der Oeuvres posthumes ſetzen ſie, aber ohne irgend einen Beweisgrund anzuführen, in das Jahr 1736. Ich muß dieß bezweifeln, weil ich die früheſte Erwähnung in einem Briefe Voltaires vom 5. Auguſt 1738 finde, wo dieſer erſt eben die Mittheilung der Handſchrift empfangen hatte; und wir wißen doch, daß der Kronprinz mit der Ueberſendung ſeiner vollendeten Aufſätze und Gedichte an ſeinen litterariſchen Vertrauten nicht zu zögern pflegte.

Die Schrift Examen critique du Système de la nature fällt in das Greiſenalter des Verfaßers, da das berüchtigte Buch, welches hier widerlegt wird, erſt im Jahre 1770 erſchienen iſt. Wie lebhaft auch der Eifer K. Friedrichs II. gegen die verderbliche Lehre angeregt war, ſo hat er ſich doch nicht bewogen gefunden, ſeine Prüfung zu veröffentlichen. Sie iſt aber ungemein wichtig, da ſie als die letzte ernſte Erklärung über die kirchlichen Angelegenheiten der Staaten und über das Verhältniß der Monarchen zu denſelben betrachtet werden muß.

Die akademiſchen Lobreden ſind zwar über einen langen Zeitraum zerſtreut, müßen aber dennoch, als einer beſondern Gattung angehörig, zuſammengeordnet werden. Die letzte iſt die auf Voltaire, die während des baieriſchen Erbfolgekrieges abgefaßt, gegen Ende des Jahres 1779 in der Akademie vorgeleſen worden iſt.

Dritte Abtheilung.

Die dichteriſchen Werke.

Aus der früheren Zeit finden ſich eine Menge Briefe, beſonders an Voltaire und Jordan, denen Verſe nach augenblicklichen Einfällen und ohne Anſpruch eingemiſcht ſind.

Dieſe werden am zweckmäßigſten dem Briefwechſel zugeordnet werden, da ſie ſich oft auf den zuvor empfangenen Brief beziehen, und zum Verſtändniß der Antworten dienen, ſo daß durch deren Auslaßung eine fühlbare Lücke entſtehen würde.

Auch ſtehen die meiſten der gemiſchten Briefe, beſonders die aus der früheren Zeit vor der Thronbeſteigung bis zu Voltaires Ankunft in Berlin bereits in der Ausgabe vom J. 1788 an der rechten Stelle. Einige ſpätere haben ſich aber unter die Poésies des achten Bandes verirrt: ſie müßen von da weggewieſen und dem Briefwechſel eingeſchaltet werden.

Die Gedichte ſind in eben dieſer Ausgabe, aller zweckmäßigen Anordnung zuwider, zerſtreut und vier- oder fünffach auseinander gerißen.

Die älteren ſchon bei Lebzeiten des Königs gedruckten Gedichte ſtehen am Schluße der Oeuvres publiées du vivant de l'auteur im dritten und vierten Bande; die ſpäteren erſt nach dem Ableben des Verfaßers erſchienenen füllen den ganzen ſiebenten Band der Oeuvres posthumes und das erſte Drittel des achten aus. Außerdem iſt noch eine Anzahl dichteriſcher Hervorbringungen, zum Theil von beträchtlichem Umfange, die meiſten unſtreitig von der Hand Friedrichs des Großen, in den erſten Supplement-Band verwieſen, unter dem Titel Plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur.

Alle dieſe Gedichte gehören zu einer einzigen Reihenfolge, und das Zweckmäßigſte wird ſein, dabei, ſoviel möglich, die Zeitordnung zu beobachten. Auf ſolche Art wird der Leſer in den Stand geſetzt, den Verfaßer auch in dieſer beſondern Hinſicht auf ſeiner Lebensbahn zu begleiten und die Entwickelung ſeines ausgezeichneten Talentes nach den Stufen des Alters wahrzunehmen.

Die früheſten Gedichte, wobei die berliniſchen Herausgeber die Zeit der Abfaßung bemerkt haben, fallen in das Jahr 1734. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hat ſich aber die Neigung zur Poeſie bei dem Kronprinzen ſchon weit früher geregt; dieß läßt ſich ſogar aus einigen Andeutungen in den ſpäteren Schriften über den Inhalt dieſer jugendlichen Verſuche ſchließen, die ihr Urheber vermuthlich, entweder als noch zu unreif, oder aus andern Gründen ſelbſt vernichtet hat. Die den Briefen an Voltaire eingeſtreuten Verſe fangen erſt mit dem Jahre 1736 an.

Es iſt bekannt, daß Friedrich II. nach ſeiner Thronbeſteigung (der Zeitpunkt wird ſich wohl noch näher beſtimmen laßen) ſich im Schloße zu Rheinsberg eine eigene Druckerei eingerichtet hatte, wo eine Ausgabe ſeiner geſammelten Gedichte zum erſten Male im J. 1750 erſchien. Aber dieſer Druck beſchränkte ſich auf eine ſehr kleine Zahl von Exemplaren, die nur ſeinen vertrauteſten Freunden beſtimmt waren, und dem großen Publikum durchaus nicht mitgetheilt werden ſollten.

Mehrere Jahre hindurch ward das Geheimniß bewahrt; endlich aber, man weiß nicht mit Zuverſicht, durch weſſen Veruntreuung, gerieth ein Exemplar in die Hände eines gewinnſüchtigen Nachdruckers: es erſchienen im J. 1760, zum Theil unter falſchem Druckort in Holland und in Frankreich Ausgaben, die großes Aufſehen machten, und den theologiſchen Eiferern Anlaß zu Ausfällen gegen den Philoſophen von Sansſouci gaben. Der König war ſehr erbittert gegen den unbekannten Thäter und ſpricht ſich darüber in einem Gedichte an d'Argens (Oeuvres posth. T. VII. p. 4.) mit gerechtem Unwillen aus. Da jedoch die Oeffentlichkeit nicht mehr zurückzunehmen, auch die Nachdrücke durch erhebliche Fehler entſtellt waren, ſo entſchloß er ſich, eine ächte Sammlung zu veranſtalten, die, von dem Marquis d'Argens beſorgt, noch in demſelben Jahre in Quartformat unter dem Titel Poésies diverses erſchien. Aus dem Briefwechſel mit dem zuletzt genannten Gelehrten erfährt man, daß der Verfaßer eine in dem Originaldruck wirklich befindliche Leſeart, die beſonders großen Anſtoß gegeben hatte, auf Andringen ſeines Vertrauten gemildert hat.

Die Anordnung der Gedichte in der als authentiſch zu betrachtenden Quartausgabe wird beizubehalten ſein. Sie gehören ſämmtlich in die frühere Periode bis zum Jahre 1750, aber es fehlen nähere Zeitangaben der Abfaßung, die, wo ſie ſich ermitteln laßen, ſehr wünſchenswerth ſind.

Wie es ſcheint, iſt in der Sammlung vom J. 1750 bloß zufällig eines der früheſten Gedichte des Königs ausgelaßen worden. Mit der Ueberſchrift Épitre à Milord Baltimore, sur la liberté, hat es ſich in den erſten Supplementband der berliniſchen Ausgabe, welcher die zweifelhaft gelaßenen Stücke enthält, ſehr ungehörig verirrt. (Supplément aux Oeuvres posth. T. I. p. 261 … 270.) Dieſes Gedicht trägt das Gepräge der Aechtheit an ſich; überdieß wird es durch einen Brief des Verfaßers an Voltaire vom 20. Oktober 1739 beglaubigt. Dieſer Brief, wie wohl manche andre, wird in der Berliner Ausgabe von 1788 … 89 vermißt; er findet ſich aber in der vollſtändigen Sammlung von Voltaires Werken, die zuerſt durch Beaumarchais in Kehl veranſtaltet, nachher häufig wiederholt worden iſt. Algarotti und Lord Baltimore hatten im Sommer des J. 1739 einen Beſuch in Rheinsberg abgeſtattet, wo ſie mit offenen Armen empfangen wurden. Der Kronprinz fand großes Wohlgefallen an der Unterhaltung des weit gereiſten Engländers, wiewohl dieſer im franzöſiſchen Ausdruck ſehr ungeübt war.

Die dichteriſche Epiſtel enthält eine beredte Lobpreiſung der verfaßungsmäßigen Freiheit Englands, und iſt im höchſten Grade merkwürdig. Dieß Gedicht muß unter den jugendlichen an ſeiner Stelle eingerückt werden.

Die im ſiebenten und achten Bande der Berliner Ausgabe enthaltenen Gedichte gehören der ſpäteren Zeit an. Viele während des ſiebenjährigen Krieges geſchriebene ſind mit einer genauen Angabe nicht nur der Zeit, ſondern auch des Ortes wo ſie entſtanden, im Lager oder in den Winterquartieren, begleitet. Dieß iſt unſchätzbar, weil es den Beweis liefert, daß der Held auch in den ſchwierigſten, ja in beinahe verzweiflungsvollen Lagen ſeinen unerſchütterlichen Gleichmuth und eine Freiheit des Geiſtes behauptete, die ihn in den Stand ſetzte, ſeinen Geſinnungen und Gefühlen einen harmoniſchen Ausdruck zu geben. Es wird vortheilhaft ſein, dieſe Angaben nicht auf den Schluß zu verſparen, ſondern ſie der Ueberſchrift anzufügen: ſo wird der Leſer ſchon im voraus auf den Schauplatz verſetzt. Die zahlreichen Stücke ohne Datum ſind in der Berliner Ausgabe, wie es ſcheint, ziemlich auf's Gerathewohl zwiſchen die urſprünglich damit bezeichneten eingeſchoben, wiewohl ſich bei vielen die Zeit der Abfaßung durch Anſpielungen auf gleichzeitige Ereigniſſe oder durch andre Kennzeichen wenigſtens ungefähr ausmitteln läßt, und ich brauche nicht zu erinnern, daß die jetzigen Herausgeber hierauf den größten Fleiß zu verwenden haben. So ſtehen im 7ten Bande zwei Epiſteln an einen Grafen Hoditz, die erſte pag. 27, die zweite pag. 98, die in der Zeit wenigſtens dreißig Jahre auseinander liegen. Es wird ſchicklich ſein, mit dieſer Bemerkung die beiden Stücke unmittelbar auf einander folgen zu laßen, um den Kontraſt ſtärker hervorzuheben.

In demſelben Bande findet ſich ein kurzes Gedicht, überſchrieben Au sieur Gellert. Dieß iſt ein Irrthum oder eine willkürliche Veränderung: das Gedicht war urſprünglich an Gottſched gerichtet, wie ich nach einer nicht allgemein bekannten litterariſchen Anekdote zuverläßig verſichern kann. Dieſe Verſe ſind erſt nach Anfang des ſiebenjährigen Krieges geſchrieben. Damals war Gottſcheds früheres diktatoriſches Anſehen ſchon ſehr tief geſunken, aber dieß konnte dem Könige, der ſich gar nicht um die Entwickelung der deutſchen Litteratur bekümmerte, ſehr wohl unbekannt geblieben ſein.

Bei den Gedichten, die im erſten Supplementbande der Berliner Ausgabe unter dem Titel ſtehen Pièces qu'on attribue à cet illustre auteur, wird zuerſt kritiſch zu unterſuchen ſein, ob ſie ſämmtlich von K. Friedrich II. herrühren. Herr Preuß hat das Luſtſpiel Tantale en procès dem Könige abgeſprochen, aber ſo viel ich mich erinnere, ohne ſeine Beweisgründe anzuführen. Indeſſen iſt es nur allzu wahrſcheinlich, daß dieſe Satire auf die verdrießlichen Händel Voltaires in Berlin von irgend einem der Hofleute herrührte, die damals ſich aus Nachahmung des Königs eine gewiſſe Fertigkeit in der franzöſiſchen Verſifikation erworben hatten. Voltairen wird darin, in Anſpielung auf ſeinen Geiz, der ſprechende Spottname Engoule-tout beigelegt, der aber durchgehends ſprachwidrig Angoule-tout geſchrieben iſt.

Was die unleugbar von Friedrich II. herrührenden ſcherzhaften und ſatiriſchen Stücke betrifft, ſo ſind darunter einige, bei deren erneuertem Abdruck meines Erachtens ſolche Bedenklichkeiten eintreten, daß derſelbe der allerhöchſten Entſcheidung vorbehalten bleiben muß, wofern die Genehmigung nicht ſchon in der Inſtruktion für die Akademie enthalten iſt.

In den ſcherzhaften Gedichten haben die Herausgeber mehrmals einzelne Wörter ausgelaßen und die Lücke durch Sternchen bezeichnet. Für jeden Kenner der franzöſiſchen Sprache iſt die Ausfüllung leicht, da das Silbenmaß und der Reim dabei zu Hülfe kommen. Die Frage iſt nur, ob bei dem neuen Abdruck die Neugierde der Leſer gereizt, oder ob die Anſpielungen, die den erſten Herausgebern anſtößig ſchienen, voll ausgeſchrieben werden ſollen.

Manche Anſpielungen in den Gedichten dürften den heutigen Leſern ohne erklärende Anmerkungen nicht verſtändlich ſein, und der künftige Herausgeber wird vielleicht den Stoff dazu in Zeitſchriften und Anekdoten-Sammlungen zuweilen ziemlich weit zu ſuchen haben. Dasſelbe gilt von den Briefen.

Litterariſche Briefwechſel.

In der Ausgabe von 1788 folgen die Briefe des Königs an jeden ſeiner gelehrten Freunde, an d'Alembert, an d'Argens u. a. unmittelbar aufeinander, und die Antworten der genannten Gelehrten ſind ebenſo von jenen abgeſondert zuſammengeſtellt. Dieß iſt eine ganz verkehrte Einrichtung: denn ein Briefwechſel iſt in der That ein Dialog in vergrößertem Maßſtabe, und eine dialogiſche Erörterung verliert allen ihr eigenthümlichen Reiz, wenn der Leſer die Reden und Gegenreden nicht mit Leichtigkeit überſehen und vergleichen kann, ſondern ſie erſt mühſam aus verſchiedenen Bänden zuſammenſuchen muß. Der Herausgeber des Briefwechſels mit Algarotti hat die richtige Methode befolgt, und dadurch an dieſer ſchätzbaren Bereicherung der Briefſammlungen zugleich ein Beiſpiel zur Nachahmung aufgeſtellt. Die Antworten mögen aus einer um einen Grad kleineren Schrift geſetzt werden, um den Antheil des Königs auf eine in die Augen fallende Art auszuzeichnen.

Einige vereinzelte Briefe, die nicht zu einer fortgeſetzten Korreſpondenz angewachſen ſind, werden an verſchiedenen Stellen ſchicklich angehängt oder eingeſchaltet werden können. Die Briefe an Fontenelle und Rollin verdienen ganz an der Spitze zu ſtehen: ſie ſind gleichſam die Vorrede zu ſeiner Laufbahn als Schriftſteller, indem ſie ſein frühzeitiges Streben bezeugen, mit berühmten Gelehrten nähere Verhältniſſe anzuknüpfen.

Briefwechſel mit Voltaire.

Dieſer Brifwechſel iſt der wichtigſte unter allen, von Seiten des litterariſchen Gehaltes; er erſtreckt ſich auch über den längſten Zeitraum. Der Anfang fällt beinahe vier volle Jahre vor der Thronbeſteigung des Kronprinzen, und mit einigen Unterbrechungen dauert die Korreſpondenz bis kurz vor dem Tode des hochbejahrten Voltaire fort.

In der Ausgabe von 1788 ſind die Briefe des Königs in vier Bände vertheilt, oder vielmehr unordentlich durcheinander geworfen, folgendermaßen:

Oeuvres posthumes.

T. VIII. p. 223 jusqu'à la fin.
T. IX., le volume entier.
T. X. p. 1...158.
Supplément aux Oeuvres posthumes. T. II. p. 171...456.

Es iſt ſchwer zu begreifen, warum die Herausgeber eine ſo beträchtliche Anzahl von Briefen, deren Aechtheit nicht im mindeſten bezweifelt werden kann, in den Nachtrag der unbeglaubigten Schriften verwieſen haben: es müßte denn etwa ſein, daß ſie keine Abſchriften davon unter den Papieren des Königs vorgefunden hatten, und ſie erſt aus der vollſtändigen Sammlung der Werke Voltaires von Beaumarchais kennen lernten. Wie dem auch ſei, der künftige Herausgeber wird eine ſehr mühſelige Arbeit zu verrichten haben, um in dieſer unerhörten Verwirrung die chronologiſche Ordnung herzuſtellen, und die Briefe richtig zu beziffern. So ſtehen z. B. die aus den erſten vier Jahren abwechſelnd in dem Supplementbande und in T. VIII. und IX. der Oeuvres posthumes.

Ferner ſind Voltaires Antworten (ſo kann man ſie mit Recht nennen, weil der königliche Gönner ſelbſt den Briefwechſel zuerſt den 8. Auguſt 1736 eröffnet hat) durchgängig weggelaßen, wiewohl die Briefe von d'Argens und d'Alembert, ſo viel ſich deren vorfanden, in die Ausgabe von 1788 aufgenommen ſind. Hieraus entſteht der große Nachtheil, daß das Verhältniß des Königs zu ſeinem litterariſchen Führer und Vertrauten, ein Verhältniß, das auf die ganze Laufbahn Friedrichs II. den entſcheidendſten Einfluß gehabt hat, gar nicht gehörig an's Licht tritt. Freilich finden ſich die Briefe Voltaires in den Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke, und zwar ſind ſie mit vollem Recht als die merkwürdigſten unter allen an die Spitze geſtellt: aber man darf nicht vorausſetzen, daß jeder Leſer jene bändereichen Sammlungen zur Hand haben werde. Sollten die Briefe Voltaires auch beträchtlich zahlreicher ſein, was ich noch nicht Muße hatte zu unterſuchen, ſo würde doch nicht rathſam ſein, die überflüßigen auszulaßen. Dieſer durchaus unverſtümmelte Briefwechſel wird leicht die unterhaltendſte Abtheilung der neuen klaſſiſchen Ausgabe bilden.

Um bei dem großen Umfange die Ueberſicht zu erleichtern, erſcheint es als zweckmäßig, das Ganze in mehrere Bücher einzutheilen, wozu ſchon die verſchiedenen Lebensepochen des Königs veranlaßen: 1) bis zur Thronbeſteigung; 2) bis zu

Voltaires Aufenthalt in Berlin, und dem darauf erfolgten Bruche im Jahre 1752; 3) während des ſiebenjährigen Krieges; 4) aus den ſpäteren Lebensjahren Voltaires bis kurz vor deſſen Tode. Nach den bekannten Störungen tritt eine Lücke von ungefähr fünf Jahren ein, ehe ſich wieder ein leidliches Verhältniß anknüpfte. In den unglücklichſten Kriegszeiten hatte Voltaire den Helden durch neue Verräthereien zu gerechtem Unwillen gereizt, wie aus einigen Briefen erhellet, worin er deſſen lächerliche Anmaßungen mit bitterm Spotte zurückweiſt. Auch nach geſchloßnem Frieden vergieng einige Zeit, bis Friedrich II. Alles in Vergeßenheit begrub, und dem geſchwächten Greiſe die tröſtlichſten Briefe ſchrieb.

Dieſer Theil des Briefwechſels iſt in litterariſcher Beziehung vielleicht weniger bedeutend, als die früheren, aber voll von Zügen, die dem Charakter des Königs Ehre machen. So geht es fort bis kurz vor Voltaires Tode; auch nachher bewährt ſich die rege Theilnahme, durch den genauen Bericht, den d'Alembert auf Andringen Friedrichs von ſeiner letzten Krankheit abſtattete.

Die nicht zahlreichen Briefe von der Marquiſe du Châtelet und an ſie können am füglichſten der erſten Abtheilung des Briefwechſels mit Voltaire eingeſchaltet werden, da dieſer damals von ſeiner gelehrten Freundinn unzertrennlich war.

Die übrigen litterariſchen Korreſpondenzen.

Die Briefe, die Friedrich II. mit ſeinem geiſtreichen und heitern Freunde Jordan wechſelte, ſchließen ſich hier zunächſt an. Dieſer Gelehrte war ſchon vier Jahre vor der Thronbeſteigung einer von den Geſellſchaftern des Kronprinzen in Rheinsberg geworden. Der Briefwechſel nahm frühzeitig ein Ende durch den Tod Jordans am 24. Mai des Jahres 1745. Die Briefe des Königs ſind meiſtens ſcherzhaft und voll von der fröhlichſten Laune, ſelbſt während der Feldzüge. In der Ausgabe von 1788 ſtehen ſie zerſtreut im VI. und VIII. Bande; die entſprechenden Briefe Jordans im XII. Die meiſten ſind von beiden Seiten mit Verſen untermiſcht, müßen aber dennoch nach dem oben entwickelten Grundſatze nicht unter die dichteriſchen Werke geſtellt, ſondern den Briefen zugeordnet werden. Da die von Jordan an den König im Feldlager gerichteten Briefe großentheils Tagesneuigkeiten enthalten, ſo finden ſich darin manche durch die Zeit verdunkelte Anſpielungen, die vielleicht nur aus den damaligen Zeitungen Licht erhalten können.

Hierauf folgen nun die Korreſpondenzen mit Algarotti, d'Argens und d'Alembert, nach derſelben chronologiſchen Ordnung, nämlich nach dem Zeitpunkte des Schlußes. Der erſte Briefwechſel fehlt in den Oeuvres posthumes und iſt erſt vor einigen Jahren durch die verdienſtlichen Bemühungen des Herrn Generals Minutoli an's Licht gebracht worden. Die richtige Methode der Anordnung, wie ich ſie im Vorhergehenden (S. 327 u. f.) beſtimmt habe, iſt darin beobachtet, und dadurch dem künftigen Herausgeber die Arbeit ſehr erleichtert.

Die Briefe des Marquis d'Argens an den König nehmen den ganzen XIII. Band ein; die ſeines Gönners an ihn nur die letzte Hälfte des X. von p. 199...348. Die Briefe des Königs ſind offenbar ſehr unvollſtändig vorhanden; denn ſie fangen erſt im Jahre 1759 an, während von d'Argens die erſten Briefe ſich ſchon aus dem Jahre 1747 datieren. Die Zwiſchenräume zwiſchen der Abfaßung der einzelnen beweiſen keine wirklichen Lücken, da der Briefwechſel natürlicherweiſe wegfiel, wenn der Marquis, wie ſo häufig, in der Nähe des Königs lebte. Von den Briefen des Königs ſind etwa vierzig ohne Angabe des Ortes und der Zeit; die Herausgeber haben ſie zuſammen an den Schluß des Bandes geſetzt und ſie unordentlich durcheinander geworfen; von vielen wird ſich aus Erwähnung der Zeitereigniſſe ermitteln laßen, wohin ſie gehören, und der künftige Herausgeber hat hierauf den größten Fleiß zu verwenden. Endlich muß dem Briefwechſel noch ein Brief der Wittwe beigefügt werden, worin ſie dem Könige einen ausführlichen Bericht über das letzte Krankenlager ihres Gemahls ertheilt. Dieſer iſt in der Ausgabe von 1788 an den Schluß des XII. Bandes geſchoben.

Die Briefe des Königs an d'Alembert füllen den ganzen XI. Band aus und von dem folgenden noch p. 1...60. Die Briefe des berühmten Gelehrten an ſeinen Gönner füllen den XIV. und die erſte Hälfte des XV. Bandes, p. 1...236.

Dieſer Briefwechſel iſt folglich nach der Zahl und Ausführlichkeit der Briefe von großem Umfange, und zugleich, was den Gehalt betrifft, von hoher Bedeutung. Er fängt erſt, einige Briefe von d'Alembert ausgenommen, mit dem Hubertsburger Frieden an, und dauert fort bis auf die letzten Lebensjahre des Königs. Man lernt alſo daraus ſeine Gemüthsſtimmungen in dieſem Zeitraume kennen, ſo wie auch den Ausdruck ſeiner Meinungen, wie ſie ſich nach vielfältigen Prüfungen feſtgeſetzt hatten.

Als Anhang müßen beigefügt werden die Briefe des Marquis de Condorcet an den König, welche Tome XV. p. 261 bis zum Schluße p. 284 ſtehen. Die Briefe des Königs an denſelben, wie auch einige an den bekannten

Grimm, ſind unter die Lettres mêlees Tome XII. p. 71...90 geworfen.

Der König hat ohne Zweifel außerdem noch viele litterariſche Briefe geſchrieben, die vielleicht zufällig verloren gegangen oder von ihm ſelbſt vernichtet worden ſind. Die letztere Vermuthung iſt die wahrſcheinlichere. Zuverläßig hatte er an den Präſidenten ſeiner Akademie Maupertuis während deſſen lange dauernden Abweſenheiten häufig geſchrieben. Er bezeugt aber, daß Maupertuis alle Papiere, die er von ihm hatte, vor ſeinem Tode verſiegelt an ihn zurückgeſendet habe. Auch ſeine Briefe an d'Alembert forderte er von dem Marquis de Condorcet zurück, und beruhigte ſich damit, daß ihm gemeldet wurde, ſie ſeien verbrannt; da dieſes doch nicht geſchehen iſt. Die übrigen einzeln gedruckten Briefe habe ich mir aus der hieſigen Bibliothek nicht verſchaffen können; viel weniger kenne ich die Inedita, und kann alſo auch nicht ſagen, ob dadurch eine wahre Bereicherung der Ausgabe von 1788 erworben werden würde.

IV.

Ueber hiſtoriſche und geographiſche Beſtimmungen der Zoologie.

[Einleitung einer vermuthlich zur Vorleſung in der Berliner Akademie der Wißenſchaften beſtimmten Rede.]

Nicht ohne Schüchternheit trete ich vor dieſer zahlreichen und durch die mannichfaltigſten Verdienſte ausgezeichneten Verſammlung auf. Ich muß befürchten, das Unternehmen eines öffentlichen Vortrags über Gegenſtände, wovon ich nur die zur allgemeinen Bildung gehörende Kenntniß beſitze, möchte für eine Anmaßung gelten. Auch erkläre ich ausdrücklich im voraus, daß ich keine neuen Entdeckungen mitzutheilen, ſondern nur Zweifel und Fragen vorzulegen habe. Ich wünſche die Aufmerkſamkeit der Forſcher auf eine Bahn zu lenken, wo vielleicht für unſre Kenntniß der Thierwelt noch eine Nachleſe zu erwarten iſt.

Ich hoffe mir ein geneigtes Gehör zu verſchaffen, indem ich meinen Vortrag mit dem europäiſch berühmten Namen eines Mannes, den ein allzufrüher Tod vor wenigen Jahren der Wißenſchaft entriß, mit dem Namen Cuviers eröffne.

Es gereicht dieſem unermüdlichen Forſcher und geiſtreichen Denker zum größten Ruhme, daß er, zu hohen Würden und Aemtern gelangt, dennoch ſeinem Berufe als Profeſſor mit unvermindertem Eifer oblag. Ich hatte das Glück, zugleich mit Alex. von Humboldt, noch mehrere ſeiner Vorleſungen im Winter 31...32. anzuhören, wovon die letzte leider ſeine Krankheit durch eine plötzliche Erkältung verurſachte.

Aus Veranlaßung unſerer häufigen Unterredungen über wißenſchaftliche Gegenſtände ſchenkte er mir ein Exemplar ſeines kurz zuvor erſchienenen Commentars über die Bücher des Plinius, welche die Zoologie betreffen.

Dieſe Arbeit iſt vielleicht nicht ſo bekannt geworden, als ſie zu ſein verdiente, theils weil die von Lemaire beſorgte Ausgabe der lateiniſchen Klaſſiker außer Frankreich wenig in Umlauf gekommen iſt, theils weil man den Naturforſcher unter einem Schwarme philologiſcher Commentatoren nicht zu finden erwartet. Cuviers Anmerkungen ſind durch den Herausgeber ins Lateiniſche übertragen.

Ich habe einen berühmten deutſchen Anatomen behaupten hören, Plinius ſei wegen der Unbeſtimmtheit ſeiner Angaben, und ſeiner endloſen Verworrenheit wißenſchaftlich gar nicht zu benutzen. Cuvier dachte nicht ſo: er hat in der allgemeinen Biographie die Vorzüge und Mängel des Plinius unübertrefflich richtig gewürdigt. Er fand freilich hier Vieles zu berichtigen, ja als Fabel und volksmäßigen Aberglauben zu verwerfen; aber er beſtätigt auch nicht Weniges, und deutet glücklich was bisher unbegreiflich ſchien.

Da nun Cuvier in andern Schriften ſich's überall angelegen ſein läßt, dem größten Zoologen des Alterthums, dem Ariſtoteles, Gerechtigkeit widerfahren zu laßen, ſo darf ich mich wohl auf ſein Anſehen berufen, wenn ich es wage, den Forſchern die Prüfung alter Zeugniſſe über die Thierwelt zu empfehlen.

Es giebt bereits eine doppelte Zoologie: die der Gegenwart und die der Urwelt. Die erſte hat ſeit Linné und Buffon durch die Entdeckung unzähliger zuvor unbekannter Arten unermeßlich an Umfang, und durch Zuziehung der Phyſiologie und vergleichenden Anatomie an wißenſchaftlicher Tiefe gewonnen. Die zweite iſt eine ganz neue Wißenſchaft: man kann wohl ſagen, ein Triumph des menſchlichen Scharfſinns, wo die reſtaurierende Kritik Wunder geleiſtet hat.

Zwiſchen der Gegenwart und jener Vorzeit, wo eine andre Verfaßung des Planeten auch andre ſowohl in den Dimenſionen, als ſpecifiſch von den heutigen verſchiedene Geſtalten des thieriſchen Lebens, wiewohl immer in verwandten Richtungen der bildenden Kraft hervorrief, liegt ein unbeſtimmbar langer Zeitraum in der Mitte. Von dieſem Zeitraume nimmt die irdiſche Laufbahn des Menſchengeſchlechtes nur den letzten, und wahrſcheinlich den kleinſten Theil ein. Unſre hiſtoriſche Kenntniß iſt noch weit beſchränkter: denn die älteſten auf uns gekommenen ſchriftlichen Zeugniſſe ſind nicht viel älter als dreitauſend Jahre. Freilich iſt aber in dieſen Zeugniſſen und in andern Spuren und Denkmalen Manches enthalten, was uns auf eine beträchtlich weiter entlegene Vorzeit zurückweiſt.

Es iſt nicht glaublich, daß ſeit dem Daſein des Menſchengeſchlechtes auf der Erde neue Arten von Thieren der oberen Ordnungen zum Vorſchein gekommen ſein ſollten. Eher wäre es möglich, daß manche von der Natur gegen die Angriffe ſtärkerer Raubthiere nicht ſonderlich gewaffnete Arten ganz ausgeſtorben ſeien. Hiſtoriſch gewiß aber iſt es, daß mehrere dem Menſchen feindliche oder wenigſtens hinderliche Gattungen durch den im Ganzen immer ſteigenden Anbau der Länder verſcheucht und weit zurückgedrängt ſind, ſo daß ſie ſich nur noch in einem Theil des urſprünglich inne gehabten Bezirkes behaupten. Auf der andern Seite haben die zu mancherlei Zwecken gezähmten Thiere die Völker auf ihren Wanderungen begleitet. Da iſt es dann für den Zoologen wichtig zu wißen, an wie verſchiedne Klimate ſie ſich gewöhnen konnten, und welche Abartungen dadurch bewirkt worden ſind.

Dieß läßt ſich nun, wie mich dünkt, ganz ſchicklich mit dem Namen der hiſtoriſchen und geographiſchen Zoologie bezeichnen.

Es erhellet ſchon im Voraus, daß die Unterſuchung ſich nur auf eine kleine Abtheilung der Wißenſchaft beziehen wird: - - - - -

---

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

August Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Dritter Band.

Malerei. Bildende Künſte. Theater.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Neunter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

Hb/94/1850

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Die Gemälde. Geſpräch. In Dresden. 1798. 3

(Athenäum, 1799. II. 1. S. 39...151. Krit. Schriften II. S. 145...252.)

II. Ueber Zeichnungen zu Gedichten u. John Fiarman's Umriße. 102

(Athenäum, 1799. II. 2. S. 193...246. Krit. Schriften II. S. 253...309.)

III. Ueber die Berliniſche Kunſtausſtellung von 1802. . . . 158

(Zeitung für die elegante Welt. 1803. Nr. 4...9.)

IV. Theater-Kritiken aus der Zeitung für die elegante Welt. 1802 u. 1803. 180

Regulus. Trauerſpiel von Collin. (Ztg. f. d. e. W. 1802. Nr. 49. 50. Krit. Schr. II. S. 122...127.)

Nathan der Weiſe. (Ztg. f. d. e. W. 1802. Nr. 52.)

Der Waßerträger. Der Hausverkauf. Turandot. Der Tod des Herkules. Die franzöſiſchen und die deutſchen Kleinſtädter. (Daſ. Nr. 78. 79.)

Ueber den deutſchen Ion. Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt. (Daſ. Nr. 100. 101. Krit. Schr. II. S. 128...144.)

Theaterſache, luſtig und erbaulich. (Daſ. Nr. 106. 107.)

Das öffentliche Geheimniß. Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt. Rodogüne. Rolla's Tod. (Daſ. Nr. 127...130.)

Rüge eines Urtheils über Mad. Unzelmann. (Daſ. Nr. 91.)

V. Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künſtler. Im Sommer 1805. 231

(Jen. A. L. Z. 1805. Intelligenzblatt Nr. 120. 121. Krit. Schr. II. S. 338...370.)

VI. Ueber einige tragiſche Rollen von Frau von Staël dargeſtellt. An Madame Bethmann geb. Flitner, Schauſpielerin des königl. Nationaltheaters zu Berlin. 267

(Berliniſcher Damen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1807. 16.)

Seite

VII. Ueber die Vermählungsfeier S. K. K. Majeſtät Franz I. mit J. Königl. Hoheit Maria Ludovica Beatrix von Oeſterreich, ... 282

(Prometheus. Eine Zeitſchr. Herausg. v. L. v. Seckendorf und Joſ. Lud. Stoll. I. Band I. Heft. gr. 8. Wien 1808. Anzeiger S. 3...19.)

VIII. Ueber das Verhältniß der ſchönen Kunſt zur Natur; über Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit; über Stil und Manier. Aus Vorleſungen, gehalten in Berlin im Jahre 1802. . 295

(Prometheus. 5. u. 6. Heft. S. 1...28. Krit. Schr. II. S. 310...336.)

IX. Johann von Fieſole. Nachricht von ſeinem Leben, und Beſchreibung ſeines Gemäldes 'Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominikus'. 319

(Mariä Krönung und die Wunder des heiligen Dominicus nach Johann von Fiesole in funfzehn Blättern; gezeichnet von Wilhelm Ternite. Nebst einer Nachricht vom Leben des Malers und Erklärung der Gemälde von August Wilhelm von Schlegel. Paris 1817. Imp. Fol. — Krit. Schriften II. S. 371...411.)

X. Kunſt- und Antiquitäten-Sammlung des Herrn Canonicus Pick in Bonn. 356

(Jahrb. d. Preuß. Rhein-Univerſ. Bd. I. Heft I. S. 94...98.)

XI. Corinna auf dem Vorgebirge Miſeno, nach dem Roman der Frau von Staël. Gemälde von Gérard. 1821. . . 360

(Kunſtblatt. 1822. Nr. 7. Krit. Schr. II. S. 412...420.)

XII. Beſchreibung eines bei Lechenich im Regierungsbezirke Köln ausgegrabenen, jetzt dem Alterthums-Muſeum der Univerſität Bonn zugehörigen Gefäßes von Erz mit halberhebener Arbeit. Fragment 1839. 369

XIII. Vorerinnerung zu dem Verzeichniß von d'Altons Gemälde-Sammlung, und ausführliche Beurtheilung dreier darin befindlicher Bilder. 1840. 372

(Verzeichniss einer von Eduard d'Alton, weiland Professors der Archäologie und Kunstgeschichte an der königl. Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, hinterlassenen Gemäldesammlung. Nebst einer Vorerinnerung und ausführlichen Beurtheilung dreier darin befindlichen Bilder. Herausgegeben von A. W. von Schlegel. Bonn 1840. gr. 8.)

Malerei, bildende Künſte, Theater.

I.

Die Gemälde.

Geſpräch.

In Dresden 1798.

Louiſe. Sie gehen ſo gedankenvoll unter den Antiken auf und ab, Waller; dichten Sie etwa einen Hymnus auf die alten Götter?

Waller. Ich weiß nicht, wie es *) zugeht; ſo oft ich in dieſen Saal trete, fühle ich mich zur Rückkehr in mein Inneres eingeladen, und bin unter den jungen Künſtlern, die hier arbeiten, auch wohl unter dem Gewühl begaſſender Fremden, wie in der tiefſten Einſamkeit.

Louiſe. Es iſt der Nachahmungstrieb, lieber Freund; Sie wollen ſelbſt zur Bildſäule werden.

Waller. Unandächtige! Ihr Spott triſſt näher an die Wahrheit als Sie glauben. Müßen Sie nicht geſtehn, daß ſich viele Menſchen nicht wenig dünken, die *) doch herzlich ſchlechte Statuen abgeben würden?

---

*) iſt 1798. **) 'doch' fehlt 1798.

Louiſe. Ganz gewiß; und ich habe mir oft das Unheil gedacht, wenn plötzlich ein Perſeus mit dem verſteinernden Meduſenhaupte in unſre Schauſpielhäuſer oder Tanzſäle träte.

Waller. Das gäbe Gruppen von Bernini, oder noch ſchlimmere. Für ſo viele Geberden und Bewegungen iſt die Dauer eines Augenblicks ſchon zu lang: für beſtändig feſtgehalten, erſcheinen ſie in ihrer ganzen Blöße und Unwürdigkeit. Auch über das Unvollendete der Geſtalt täuſcht das Leben: aber die Bildnerei iſt Wahrheit und über alle Täuſchung erhaben. Ihre Schöpfungen ſind wie Geiſter, die ihre äußere Hülle überall durchdrungen, und *) deren Umgränzung ihrem eignen Weſen gemäß geordnet haben; ſie können nun in dieſer ſelbſtgebildeten Welt mit ruhigem genügendem Daſein beharren. Es iſt eine ſichtbare ewige Seligkeit.

Louiſe. Die ich Ihnen für jetzt noch gönne. Sie rufen beinahe wie jener Prophet in der Wüſte: Ich ſage euch, Gott könnte dem Abraham aus dieſen Steinen Kinder erwecken. Aber was Sie ſagten, gilt nur von den Olympiern, die ſchon ihren eignen Himmel haben; wo ſollen in dem ihrigen **) die muthwilligen Faune Platz finden, die bacchantiſchen Tänzerinnen, die kämpfenden Ringer und Fechter, die Helden, die ſich in Todesnoth gegen umwindende Schlangen wehren?

Waller. Vergeßen Sie nicht, daß von keiner ſittlichen ſondern von natürlicher Vollendung die Rede iſt, die in

---

*) Die Umgr. derſelben ihrem Weſen 1798. **) Die Faunen Platz finden, die mit Nymphen ſcherzen, die Fechter, die im Ausfalle begriffen ſind, die Helden 1798.

der Durchbildung von Innen heraus, in der Ausſchließung des Zufälligen, in der durchgängigen Bedeutſamkeit der Geſtalt, und in der Uebereinſtimmung der beſeelenden Kraft mit ſich ſelbſt, beſteht. Was die augenblicklichen, mitunter ſehr gewaltſamen Handlungen betrifft, ſo ſind ſie immer den Formen untergeordnet, und nur als die angemeſſenſte Entfaltung derſelben konnten ſie verdienen gewählt zu werden.

Louiſe. Alſo geben Sie doch zu, daß die Bildnerei auch den *)Augenblick verewigen darf?

Waller. Sie unterwirft ihn ihren Geſetzen, damit er deſſen würdig ſei.

Louiſe. Und wodurch wird er das?

Waller. Durch Vollendung.

Louiſe. Wie ſollte die in einem entfliehenden Theile der Zeit ſtattfinden können?

Waller. Eben ſo gut wie in einem beſchränkten Theile des Raums. Die Bewegung muß, ſo zu ſagen, eben ſo hoch und rein organiſiert ſein, als das Körpergebilde, das ſich in ihr darſtellt. Maß, Verhältniß und Gleichgewicht müßen ihr Streben immer wieder in ſich zurückdrängen, ſo wie die ſtrenge Richtigkeit des Umrißes ſeine Weichheit. Bemerken Sie, daß ſelbſt die gewaltigſte Kraftäußerung von einer völlig ruhigen Stellung nur dem Grade, nicht der Art nach verſchieden iſt. Zur bloßen Haltung des Körpers beim Stehen oder Sitzen ſind Muſkeln in Wirkſamkeit: der Geſunde fühlt es freilich nicht, aber er kann es an dem ermattenden Kranken beobachten, der Schlafende liegt anders, als der Todte. Das Leben iſt von der Bewegung nicht zu trennen: durchaus ruhende Formen würden todt ſein.

---

*) Moment 1798.

Louiſe. Und da die Bildhauerkunſt in *)einem ſo ſchweren Stoffe arbeitet, ſo muß ſie ſich allerdings an das Lebendige halten, ſonſt würden die Todten ihre Todten begraben.

Waller. Alle Plaſtik iſt entweder organiſch oder **)geometriſch, das heißt, ſie läßt in den hervorgebrachten Formen eine beſeelte Einheit erkennen, oder mißt ſie nach regelmäßigen ergründlichen Verhältniſſen ab. Die ***)geometriſche Plaſtik iſt die Architektur.

Louiſe. Sie gerathen mir in die Metaphyſik der Künſte hinein, womit ich nichts zu thun habe. Ich muß nur mit einem Zweifel kommen, um Sie davon abzuhalten. Daß die lebloſen Nebenwerke, welche bloß den Figuren dienen, als Sitze, Stämme zum Anlehnen und dergleichen, den Kreiß der Bildnerei nicht erweitern können, begreife ich wohl. Allein wo wollen ſie bei Ihrer organiſchen Plaſtik mit den Gewändern hin, die uns ja die Formen zum Theil verbergen, und worin doch ein †)großer Theil der Vortrefflichkeit liegt?

Waller. Die Griechen haben mehr als irgend ein Volk die Würde des Körpers vor ſeiner Bekleidung erkannt. Nichts verhüllen, ſagt ein römiſcher Schriftſteller, iſt griechiſche Sitte; und es wäre eine anziehende Unterſuchung, in wie fern dieſe Denkart der Kunſt aufgeholfen hat, oder wiederum von den Künſtlern begünſtigt worden iſt. Dieſe mußten ſich aber doch bei vielen Gegenſtänden der Schicklichkeit fügen, und man muß ſie nur loben, daß ſie aus der Noth eine Tugend zu machen gewußt und die Gewänder ſo meiſterhaft behandelt haben.

---

* einer ſo ſchweren Maſſe 1798. **) mathematiſch 1798.
***) mathematiſche 798. †) ſo großer 1798.

Louiſe. Für einen Seher antworten Sie dießmal nicht ſonderlich, lieber Waller. Erinnern Sie ſich des naiven Ausrufs jener morgenländiſchen Schönen, als eine Europäerin ihr im Reifrocke einen Beſuch machte: Biſt Du das alles ſelbſt? Bei einer ſchön bekleideten griechiſchen Statue wäre die Frage nicht mehr lächerlich. Sie iſt wirklich ganz ſie ſelbſt, und die Bekleidung kaum von der Perſon zu unterſcheiden. Nicht nur zeichnet ſich der Bau der Glieder durch das anſchmiegende Gewand hindurch, ſondern in ſeinem Wurf und Fall, ſeinen Flächen und Falten drückt ſich der Charakter der Figur aus, und der beſeelende Geiſt iſt bis auf die Oberfläche der nächſten Umgebungen gedrungen. Sehen Sie nur die mehr als lebensgroße weibliche Geſtalt dort, die man gewöhnlich Veſtalin nennt. Wie das ſchlichtere Obergewand ihr vom Haupte auf die Schultern und auf das faltige Kleid herunterfällt! Unter dem rechten Ellbogen iſt es etwas hinaufgezogen, er ruht in der Höhlung, und die Hand greift oben an den Saum des Tuches. Dann geht es umgeſchlagen über die linke Bruſt herauf, und fällt von der Schulter hinab, unten wickelt ſich die Hand darein. Welch eine heilige Anmuth, welche ſittſame Würde iſt in dieſer Stellung und Tracht! Konnte eins ohne das andre ſein? Konnte ſich die innere Reinheit anders als in einer Umhüllung der Sitte und des Anſtandes zurückhaltend zeigen?

Waller. Ich laße mir Ihre Zurechtweiſung gefallen, da ſie die Schönheiten einer Lieblingsſtatue ſo in's Licht ſtellt. So könnte die Göttin der Treue oder der Zucht in ihrem Schleier gleichſam ruhen. Bemerken Sie auch die ſchöne Senkung des Hauptes. Man hat ſie bei den Götterſtatuen ſo erklären wollen, als neigten ſie ſich den Gebeten der Sterblichen entgegen. Sie ſehen aber an dem Haarputze, den anliegenden Locken, die von der Stirn zurückgehn, ſo wie am Geſichte ſelbſt, daß dieſes das Bildniß einer Matrone und keine Göttin iſt. Mir ſcheint vielmehr, die alten Künſtler haben den obern Theil des Geſichtes auch durch die Stellung vor dem Untertheil wollen vortreten laßen, ſo wie ſie *) ihn ſchon durch die Bildung des Profiles herrſchend gemacht hatten.

Louiſe. Es giebt den Statuen ein kontemplatives Anſehen: ſie halten den Zuſchauern durch ihr Beiſpiel vor, wie ſie genoſſen zu werden verlangen. Ich bin aber heute gar nicht kontemplativ geſtimmt, ſondern geſellig und zum Plaudern. Kommen Sie, laßen Sie uns unſern Reinhold begrüßen: er zeichnet dort unten nach dem herrlichen Rumpf des Ringers. Eben iſt er aufgeſtanden. — Wie geht's, lieber Reinhold? Sie ſcheinen verdrießlich.

Reinhold. Die Zeichnung will nicht nach meinem Sinne gerathen.

Louiſe. Es geht Ihnen, wie Wallern auch mitunter, wenn er ſich an den Pindar oder Sophokles **) wagt. Er hat zum Ueberſetzen nur deutſche Worte, Töne und Rhythmen, Sie nur ſchwarze Kreide.

Reinhold. Ach, wenn meine Zeichnung eine Ueberſetzung wäre! Sie iſt kaum ein dürftiger Auszug, deren man hundert verſchiedene machen könnte. Will ich alles übertragen, was ich an den Umriſſen wahrnehme, ſo fällt

---

*) es 1798. **) macht 1798.

es bei dieſem Maßſtabe leicht in's Kleinliche; und mit jeder Partie, die ich in größere Maſſen zuſammenſchmelze, geht etwas von der Bedeutung verloren. Dann ſind die Uebergänge ſo leiſe, die Ein- und Ausbiegungen, die Flächen, Wölbungen und Vertiefungen, alles das flieht und verfolgt einander, daß man niemals ſicher iſt, die rechte Richtung zu haben.

Louiſe. Sie haben Recht, das iſt ſehr mühſelig. Wenn Sie ein Gemälde kopieren, da können ſie recht herzhaft auf der Palette eintunken, und auf einmal einen großen Fleck überſtreichen, wie wir es alle Tage auf der Galerie geſchehen ſehn.

Reinhold. Sie wollen mich nur necken. Sie wiſſen zu gut, daß die Tinten ſich eben ſo unmerklich und unendlich abſtufen, als die Umriſſe ſich verlaufen.

Louiſe. Es mag ſein, daß die Schwierigkeiten der Hervorbringung für beide Künſte gleich groß ſind; aber das geben Sie mir doch zu, daß die Bildnerei für den Betrachter die ſprödere Schweſter iſt. Die Malerei macht es einem leichter, ſie zu genießen, ſie ſpricht ſo unmittelbarer in unſre Sinnenwelt hinein.

Reinhold. Ja, was nennen Sie ſo etwa genießen?

Louiſe. Mich der ſchönen Darſtellungen erfreuen, mich daran ſättigen, ſie ganz in mich aufnehmen.

Reinhold. Das reicht lange nicht hin, um ein Bild gründlich zu beurtheilen, geſchweige denn um ihm abzuſehn, wie man ſelbſt etwas machen ſoll.

Louiſe. Was Sie da nennen, ſind ja Geſchäfte, lieber Reinhold. Legt der Künſtler ſich ſelbſt ein ſo ſchweres Geſchäft auf, bloß um Andern wieder das Leben ſauer zu machen? Man ſoll ſich ohne Mühe ergötzen, das iſt ja die Abſicht.

Reinhold. Aber es muß Einen doch ärgern, wenn Leute, die nicht einen Strich zu machen im Stande ſind, herumgehen, und die größten Meiſter keck durch einander tadeln. Hier vermiſſen ſie dieß; jenes ſollte ſo ſein, und wenn es nach ihnen gienge, kämen arge Mißgeburten heraus.

Louiſe. Ich merke, Sie hätten nicht übel Luſt, uns beim Eintritt in einen Kunſtſal immer einen kleinen Maulkorb vorhängen zu laßen. Ihnen ſind alſo die Fremden am liebſten, die mit offnen Naſen und Ohren ſich ſtumm durch die Galerie hindurchſtaunen?

Reinhold. Immer noch lieber als die, welche beſtändig darauf geſpannt ſind, etwas Sinnreiches und Auffallendes zu ſagen, und um dieß vorzubringen, ſich gar nicht die Zeit gönnen, ordentlich zu ſehn.

Louiſe. Allerdings die ſind unleidlich. Sie werden mich doch nicht darunter rechnen, weil ich gern über Kunſtwerke ſchwatze? Ich ſehe, ich bemerke anhaltend und wiederholt; ich ſammle die Eindrücke in aller Andacht und Stille: aber dann muß ich ſie innerlich in Worte überſetzen. Dadurch beſtimme ich ſie mir erſt recht, dadurch halte ich ſie feſt, und dieſe Worte ſuchen dann natürlich den Ausweg in die Luft.

Reinhold. Sie thun Alles auf eine ſo artige Weiſe, daß man Ihnen Nichts verbieten kann. Wenn Ihre Bemerkungen nur nicht als ein eigentliches Urtheil gelten ſollen.

Waller. Das trockene Urtheilen wollen wir gern den Kunſtverſtändigen überlaßen. Allein wir werden doch das Recht haben, Eindrücke mitzutheilen, die unſer eignes Werk ſind?

Reinhold. Eigenes Werk? wie ſo? Sie wären alſo willkürlich?

Waller. Selbſtthätigkeit iſt noch weſentlich von Willkür unterſchieden. Eine Wirkſamkeit kann nach der gegebenen Anregung nothwendig, und doch unſer eigen ſein. Daraus, daß die Eindrücke eines Kunſtwerkes bei verſchiedenen Perſonen an Reichthum und Tiefe und Zartheit ſo erſtaunlich weit von einander abſtehen, leuchtet es ein, wie viel auf das ankommt, was der Betrachter mit hinzubringt.

Reinhold. Ihre philoſophiſchen Sätze verſtehe ich nicht zu prüfen. Aber das weiß ich gewiß: der Eindruck iſt nur ein Schatten von dem Gemälde oder der Statue; und wie unvollkommen bezeichnen wieder Worte den Eindruck! Das Rechte kann man gar nicht nennen.

Waller. Die Sprache vermag, wie Sie es nehmen wollen, Alles oder Nichts.

Reinhold. Ja, die Sprache pfuſchert an allen Dingen herum: ſie iſt wie ein Menſch, der ſich dafür ausgiebt, von Allem Beſcheid zu wißen, und darüber oberflächlich wird.

Waller. Läſtern Sie nicht die große Schöpferin der Dinge, die einmal in der Seele des erſten Menſchen rief: es werde Licht, und es ward Licht. Das einzelne Wort thut es freilich nicht, eben ſo wenig als der Zauber der Malerei in den abgeſonderten Farben auf Ihrer Palette liegt. Aber aus der Verbindung und Zuſammenſtellung der Worte gehen nicht nur Geſtalten hervor: die Rede giebt ihnen auch ein Kolorit und kann ſtärker oder ſanfter beleuchten.

Louiſe. Brav! Dießmal reden Sie ganz nach meinem Herzen.

Waller. Freilich muß ſie, um hierin die höchſte Vollkommenheit zu erreichen, auch die Töne mit Wahl zuſammenſtellen, und die Bewegungen nach Geſetzen ordnen.

Louiſe. O weh! es ſoll alſo förmlich gedichtet ſein. Mit den Silbenmaßen habe ich mich niemals abgegeben.

Reinhold. Nun, Waller, zeichnen ſie mir doch einmal den verwünſchten Ringer da mit Worten ab, da ich ſchon mit meiner Kreide ſo ſehr den Kürzeren gegen ihn ziehe.

Waller. Sie verſtehn mich unrecht, beſter Freund. Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein ſinnlicher Abdruck leiſten kann. Ich ſage bloß, daß ſie fähig iſt, den Geiſt eines Werkes der bildenden Kunſt lebendig zu faßen und darzuſtellen.

Reinhold. Dieſer ſogenannte Geiſt iſt immer nicht die Sache ſelbſt.

Waller. Machen Sie es nicht wie ein berühmter Philoſoph, der ſich die Auslegung ſeiner Schriften nach dem Geiſte geradezu verbittet, und nach dem Buchſtaben verſtanden ſein will. Für manche Künſtler wäre die Vorkehrung freilich unnütz, denn ſie haben bloß den Buchſtaben der Kunſt.

Louiſe. Lieber ſtarrſinniger Reinhold, wie Sie ſich dagegen ſetzen, daß man Statuen und Gemälde, die für ewig ſtumm ſind, auch einmal reden lehren will! Wie ſoll man ſich denn mit ihnen beſchäftigen?

Reinhold. Sie unermüdlich ſtudieren, und dann ſelbſt etwas Gutes hervorbringen.

Louiſe. So arbeitete ja der Künſtler immer nur für den Künſtler; eine Gemäldeſammlung würde auf die andere gepfropft, und die Kunſt fände, wie es leider oft der Fall iſt, in ihrem eignen Gebiete den Urſprung und das Ziel ihres Daſeins. Nein, mein Freund, Gemeinſchaft und geſellige Wechſelberührung iſt die Hauptſache.

Waller. Sehr wahr? Es iſt mit den geiſtigen Reichthümern wie mit dem Gelde. Was hilft es, viel zu haben und es in den Kaſten zu verſchließen? Für die wahre Wohlhabenheit kommt Alles darauf an, daß es vielfach und raſch circuliert.

Louiſe. Und ſo ſollte man die Künſte einander nähern und Uebergänge aus einer in die andere ſuchen. Bildſäulen belebten ſich vielleicht zu Gemälden, (verſtehen Sie mich recht, es ſollte eine Verwandlung von Grund aus ſein, nicht wie manche Schüler ihre ſteinernen Akademien in ein Bild bringen;) Gemälde würden zu Gedichten, Gedichte zu Muſiken; und wer weiß? ſo eine feierliche Kirchenmuſik ſtiege auf einmal wieder als ein Tempel in die Luft.

Waller. Es wäre nicht das erſte Mal. Sie treffen ohne daran zu denken, auf die Fabel vom Amphion, die der wackre Z. ſo gern hat, weil er zugleich die Baukunſt und die Muſik übt.

Louiſe. Für alle Künſte, wie ſie heißen mögen, iſt nun doch die Sprache das allgemeine Organ der Mittheilung; daß ich bei Wallers Gleichniß ſtehen bleibe, die gangbare Münze, worein alle geiſtigen Güter umgeſetzt werden können, Alſo plaudern muß man, plaudern! — aber mich *) dünkt, unſer Geſpräch fängt an im Kreiſe herumzugehen. Kommen Sie, Reinhold, Ihr Portefeuille zu! Sie werden heute doch nicht mehr an dem Ringer arbeiten. Laßen Sie uns in's Freie hinaus, in das Gebüſch; und weil Sie ſo ſehr für das Ausüben, für das Hervorbringen ſind, ſo wollen wir nicht länger vom Plaudern über Kunſtwerke plaudern, ſondern ich will Ihnen etwas ſchon fertig Geplaudertes zum Beſten geben.

---

*) däucht 1798.

Reinhold. Ei, das wäre! Da bin ich gleich dabei. Sie wißen, ich bin kein großer Leſer, aber wenn man mir vorleſen will, und mit ſo gefälliger Stimme —

Louiſe. Schade was für die Stimme! Es iſt nur weil Sie unterdeſſen bequem mit dem Bleiſtift oder der Feder etwas auf das Papier kritzeln können, was Ihnen zu laßen unmöglich iſt.

Waller. Ich bin erſtaunt; liebe Louiſe. Sie haben mir ja nichts von Ihrem Unternehmen merken laßen, außer daß Sie von der Galerie immer ſo gedankenvoll nach Hauſe giengen, wie jemand, der eine Beſtellung hat, und um ſie nicht zu vergeßen, ſie ſich in einem fort wiederholt.

Louiſe. Sie glauben alſo, man *) müße Sie bei Allem zu Rathe ziehn. Gehen wir, ich erzähle Ihnen den Anlaß unterwegs. — Sie wißen, meine Schweſter Amalie hatte gehofft, dießmal nach Dresden mitreiſen zu können; es traten Hinderniſſe ein, und ſie band es mir beim Abſchiede auf die Seele, ihr etwas von meinem hieſigen Genuße mitzubringen. Da bin ich nun recht treu zu Werke gegangen. Ich bin mißtrauiſch gegen meine Flüchtigkeit geweſen, ich habe die Phantaſie unter das Auge gefangen genommen, und mich ſo recht in die Bilder hineinzuſehen bemüht. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich nicht in Gefahr war, durch den Gebrauch der privilegierten Kunſtwörter Amalien unverſtändlich zu werden. Es erſchallt hier zwar genug um mich her von impasto, von Halbtinten, von Karnation, von Pyramidalgruppen, von Kontrapoſt, von beaux accidents de lumière und ſo weiter, daß ich wohl einige dieſer Ausdrücke hätte erhaſchen können: aber mir iſt, als würde mir durch ſie das wieder verdunkelt, was ich an ſich klar genug erkenne.

---

*) müßte 1798.

Waller. Einige davon ſagen nichts mehr, als die Ausdrücke des gemeinen Lebens; andere gehen darauf aus, den Geiſt der Kunſt (mit Ihrer Erlaubniß, Reinhold!) auf mechaniſche Griffe herunterzuſetzen.

Reinhold. Jedem Handwerke wird ja ſeine beſondere Sprache vergönnt. Es ſind doch nützliche Abbreviaturen, womit man ſich am geſchwindeſten verſtändigen kann.

Waller. Nur werden ſie gar zu oft gemißbraucht, um damit den Kenner zu ſpielen, da ſie nichts weiter beweiſen, als daß einer den Buchſtaben des Buchſtabens inne hat.

Louiſe. Die Beſchreibungen von dem Höchſten und Göttlichſten, die ſolche zungenfertige, achſelzuckende Kenner geben, ſind in der That Skelette, todtgeſchlagene Bilder, in der Vorrathskammer ihrer dürren Köpfe in den Rauch gehängt.

Waller. Genug von ihnen. Haben Sie bei ihren Darſtellungen kein Vorbild vor Augen gehabt?

Louiſe. Nicht daß ich wüßte.

Waller. Kennen Sie Diderots Salon de peinture?

Louiſe. Ob ich das kenne? Ich habe mir aber ſeine durch und durch geiſtvollen Schilderungen jetzt mit Fleiß *)entfernt. Ihm iſt es nicht um eine treue und einfache

---

*) entfernt. Sehen Sie, fürs erſte bin ich keine Franzöſin, und dann bin ich eine Frau, und möchte nicht gern für kokett gehalten werden. Diderot kokettiert offenbar mit ſeinem Feuer, 1798.

Auffaßung, ſondern um Reiz und Unterhaltung zu thun. Er buhlt um Beifall mit ſeinem Feuer, ſeinem leichten Geſellſchaftstone, ſelbſt mit ſeiner brusquerie. Ferner iſt es etwas ganz anderes, einige der vorzüglichſten Gemälde in einer der erſten Sammlungen, oder eine Ausſtellung beſchreiben, wo Reines und Unreines neben einander ſteht, und vielleicht unter dem ganzen Haufen kein einziges Kunſtwerk vom erſten Range befindlich iſt. Da iſt der rittermäßige Ton ſchon eher erlaubt; Diderot hat doch die Lobſprüche wohl noch zu ſehr verſchwendet, und unter den vielen Wendungen, womit er das Schlechte abzuweiſen weiß, muß man ihm einige witzige Ungezogenheiten ſchon zu Gute halten.

Waller. Ich glaube mit Ihnen, daß die Züge ſeiner Feder *) weniger vergänglich ſein werden, als die geſchilderten Werke des Pinſels und des Meißels.

Louiſe. Daß ich Ihnen auch ein Urtheil abfordere: was halten Sie von Forſters Kunſtbeſchreibungen in ſeinen Anſichten?

Waller. Es ſind eigentlich Anſichten, intereſſante, aber ſehr perſönliche. Wäre der Kunſtſinn des edlen Mannes eben ſo ſcharf geweſen, als ſein ſittliches Gefühl regſam und zart, ſo hätte er alle Forderungen befriedigt. So aber verwechſelt er oft dieſes mit jenem, ja es ſcheint bei ihm nie zu einer rechten Abſonderung gekommen zu ſein. Er ſucht die Würde des Gegenſtandes, und vergißt darüber das Verdienſt der Behandlung. Deswegen wird er zuweilen unbillig gegen niederländiſche Meiſter, wo das letzte vorwaltet. Manchmal hat er indeſſen einen liebevollen Enthuſiasmus mit viel Seele ausgeſprochen.

---

*) unſterblicher ſein 1798.

Louiſe. Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſchon zu der Abſtraktion gediehen wäre, keine Vorliebe für den edleren Gegenſtand zu hegen, und die Poeſie der Darſtellung am Gemeinen mit eben der Luſt aufzufinden. Ich hatte ja die Wahl. Sie werden nicht böſe ſein, wenn ich Sie am meiſten in den italiäniſchen Saal führe.

Reinhold. Hier, dächte ich, ließen wir uns nieder: wir können keinen bequemeren und anmuthigeren Sitz finden. Vor uns der ruhige Fluß; jenſeits erhebt ſich hinter dem grünen Ufer die Ebne in leiſen Wellen, dort unten ſpiegelt ſich die Stadt mit der Kuppel der Frauenkirche im Waßer, oberhalb ziehen ſich Rebenhügel dicht an der Krümmung hin, mit Landhäuſern beſäet und oben mit Nadelholz bedeckt.

Louiſe. Ich bin es gern zufrieden. Setzen wir uns, wir werden hier ungeſtört ſein. Im Angeſicht dieſer lachenden Gegend hören Sie vielleicht um ſo lieber ein Paar Beſchreibungen von Landſchaften, die ich Ihnen gleich zu Anfange geben will.

Waller. Wenn die Malerei nur nicht gerade in dieſem Fache gegen die Größe der Natur am meiſten verlöre! Alle Landſchaftmalerei iſt doch nur eine Art von Miniatur.

Reinhold. Weswegen ſollte ſie? Miniatur beſteht darin, wenn ein Gegenſtand klein und dabei mit einer Deutlichkeit in ſeinen Theilen abgebildet wird, die ſie nicht haben könnten, wenn die Verkleinerung von der Entfernung herrührte. Dieß braucht der Landſchaftmaler ſo wenig zu thun, daß es vielmehr allen Zauber zerſtört, wenn er es ſich zu Schulden kommen läßt.

Waller. Aber wie muß er einen weiten Horizont, ein hohes Gebirge, den gränzenloſen Ocean auf ſeiner Leinwand zuſammendrängen!

Reinhold. Es drängt ſich von ſelbſt zuſammen. Blicken Sie nur durch eine kleine Fenſterſcheibe oder durch die hohle Hand in's Freie hinaus, und welche Menge von großen Gegenſtänden wird ihr Auge umfaßen!

Waller. Dennoch giebt mir das Bild nie den Eindruck einer furchtbaren und unermeßlichen Größe, wie der Gegenſtand in der Natur.

Reinhold. Weil ſie uns da ſo umgeben, oder wir uns ihnen ſo nähern können, daß ſie von allen Seiten über den Sehwinkel hinausgehen und das Auge erſt allmälich ihre ganze Ausdehnung durchläuft. Dicht unter herabdrohenden Felſenmaſſen haben wir freilich den Maßſtab unſrer eignen Kleinheit ſehr bei der Hand.

Louiſe. Sie haben Recht: es iſt ordentlich ſchauerlich, daß die Welt ſo groß iſt. Wenn ich Abends den geſtirnten Himmel ſehe, und mir die erſtaunlichen Entfernungen denke, ſo wird mir zu Muthe, wie jemanden, der auf einem kleinen Kahn mitten auf dem weitem Meere ſchwebt.

Reinhold. Sie denken die Entfernungen auch nur, Sie ſehen ſie nicht. Die Malerei unternimmt ja nicht die Gegenſtände abzubilden wie ſie ſind, ſondern wie ſie erſcheinen. Wie groß erſcheint denn die Landſchaft vor uns? Ihre Antwort würde hier noch ziemlich richtig ausfallen, nicht weil Sie den Umfang wirklich ſehen, ſondern weil Sie ihn hiſtoriſch wißen. Die Entfernung der Stadt haben wir ungefähr mit den Füßen ausgemeßen, und am äußerſten Horizont bemerken wir die viereckigen Felſen vom Königſtein und Lilienſtein. Aber wie groß erſcheint der Himmel? wie groß das Meer? Das Auge an ſich kennt nur die ſcheinbare Größe der Gegenſtände in ihrem Verhältniſſe unter einander: ein naher Raubvogel, der ein entferntes Wölkchen verdeckt, iſt ihm eben ſo groß. Auf die Entfernungen ſchließen wir nur aus den gedämpfteren Farben und verlorneren Umrißen; und ſo berechnen wir die wahre Größe, indem wir nahe bekannte Gegenſtände, einen Baum, eine menſchliche Figur, als Maßſtab zu Hülfe nehmen. Dergleichen ſetzt der Landſchafter in den Vorgrund hin.

Waller. Muß *) dieſe Gegenſtände aber doch ſchon beträchtlich verkleinern.

Reinhold. So entfernt er ſie auch zugleich; nur etwa einigen Kräutern und Blumen ganz am Rande des Bildes giebt er ihre volle Beſtimmtheit. Da in dieſem Zweige der Kunſt die Luftperſpektiv vorzüglich zu Hauſe iſt, ſo hat ſie das Mittel ganz in ihrer Gewalt, auf einem kleinen Raume das Große groß darzuſtellen. Es läßt ſich ſogar denken, daß ſie in das Koloſſaliſche übergienge.

Louiſe. Laßen Sie ihn, Reinhold. Er hat es gegen die Landſchaftmalerei, weil die Alten wenig daraus gemacht haben, und weil er die beſchreibende Poeſie verabſcheut. Vielleicht kommt in den folgenden Beſchreibungen etwas vor, was dienen kann, ihn zu widerlegen.

'Ich ſah drei Landſchaften neben einander, von Salvator Roſa, Claude Lorrain und Ruisdael. Die erſte iſt eine beſchränkte Gegend von Bäumen, Waßer und Geſtein. Keine hohen Felſen: rechter Hand nur lehnt ſich eine bewachſene Maſſe von Stein ſanft hinauf; durch das mittlere Geſträuch hin wird eine Andeutung in die Ferne ſichtbar. Mehr rechts vertieft ſich das Waßer in die Büſche hinein; ein großer Stein tritt von der linken Seite (nämlich des Zuſchauers, nicht des Bildes; ſo werde ich die Ausdrücke rechts und links in dem Folgenden immer gebrauchen;) hell hervor. Auf dieſem ſtehen und ſitzen im Geſpräch begriſſen drei Männer, wahrhaft ſprechende Figuren. Aber gleichſam wie die erſte Geſtalt auf dem Bilde zeichnet ſich vor den Bäumen zur Linken ein ſtarker unbelaubter Stamm aus. Er ſtrebt wie ein herrſchendes Weſen in die Höhe und Breite: man glaubt beſeelte Kraft in ihm wirken zu ſehen, und die Männer unter ſeinen Aeſten ſtehn wie ſeine Diener da. Die Farben ihrer Kleidung ſtimmen mit denen des Stammes und den hellen Partien des Geſteins überein; ſie gehn in's *) Gelbliche und Graue, ſo daß das Schönſte und Charakriſtiſche des Bildes wie erleuchtet ausſieht. Alles iſt auch hier des Geiſtes voll, Alles iſt rege. Die Bäume haben kein ruhiges Laub: die Luft ſcheint es zu zerreißen, und in lang hinſtrebende Partien zu theilen. Doch tobt kein Ungeſtüm an dieſem einſamen Orte; das ſtille Blau des Himmels blickt hinter den grauen Wolken hervor, und die Bewegung, die ich erblicke, iſt erhabnes Leben, nicht wildes Gemüth. Auf andern Landſchaften kann man ſich vielleicht abgeſonderter in die Oede verlieren; haſt du dich hier einheimiſch gemacht, ſo biſt du in der Geſellſchaft einer begeiſterten Seele. Es iſt, als führten die wunderbaren menſchlichen Geſtalten zur näheren Gemeinſchaft mit ihr: die romantiſche Stellung und Tracht, wiewohl dieſe nur einfache Landleute oder Bewohner der Wildniß ankündigt, der Ort wo ſie ſich bereden, Alles macht die bedeutendſte Gegenwart. Nicht der Zufall hat ſie verſammelt, ſie ſind eins mit dem Ganzen, und vollenden den beſtimmten Ausdruck, den ſelbſt der oberflächliche Beobachter nicht verkennen wird. Wen auch

---

*) ſie aber beträchtlich 1798.

---

*) gelblichte 1798.

Landſchaftſtücke ſonſt gleichgültig ließen, auf den würde dieſes noch die Wirkung eines hiſtoriſchen Gemäldes machen können, wie die Muſik wenigſtens zu irgend einem großen Text.

Claude Lorrains *) Einbildungskraft iſt gemäßigter und in der ſchönen Wahrheit daheim. Sein warmer lichter Himmel, ſeine feuchten bewachſenen Felſen, über denen der Duft der Vegetation ſchwebt, ſind in ihrer Gattung wie die Farbengebung des Tizian. Das Stück, von welchem die Rede iſt, ſtellt eine wirkliche Gegend bei Neapel vor. Man ſieht Iſchia und Capri über den Horizont hervorragen. Zwei hohe Felſenpartien treten von der Rechten in's Meer hinein, und das Meer **) im Schatten zwiſchen ſie. Dahinter iſt die Stadt nebſt Hafen und Schiffen angedeutet. Dicht vor dem Bilde verliert ſich die Ferne, man wird kaum die Spur des Pinſels gewahr: in der gehörigen Weite zeigt ſie ſich eben ſo treu und zweifelhaft, wie das Auge ſie in der Wirklichkeit abreicht. Auf der linken Seite des ſchmalen Vorgrundes ſtehen ein Paar himmelhohe Bäume, die das Ganze für den erſten Blick ſo ſchön einſchließen. Hinter dem Vorgebirge erhebt ſich wie eine Wolke der Gipfel des Veſuv, deſſen unterirdiſche Flammen vor der Morgenſonne erblaßen. Sie leuchtet mit ſanftem Schein um die Felſen her. Keine lichtgeſäumten Gewölke; es iſt reiner Glanz, nur vom Hauch der Frühe gemildert, und der Körper ſelbſt eben ſichtbar, der ihn ausſtrömt. Unbeſchreiblich harmoniſch vermiſcht er ſich mit dem grünlichen Meer, worauf auch der Nebel noch ruht, kaum gefärbt von dem Strahle, welchen die Sonnenſcheibe herüberſendet. Die ganze Luft iſt mitgemalt: kein Gegenſtand ſteht nackt da, ihr durchſichtiger Schleier iſt über ihn

---

*) Imagination 1798. **) in 1798.

geworfen. Man ſieht in die Vertiefung zwiſchen die Felſen, oder auf die weite Meeresfläche hinaus: der Geſichtspunkt iſt überall gleich vortheilhaft. Es iſt aber in der Natur dieſer Landſchaft, daß man in ſie hinausblickt, ohne in und auf ihr zu wohnen. Sie bedürfte daher keine Figuren zu ihrer Belebung. Eine ſolche Ferne ſcheint doch niemals einſam, das Leben des Unbeſeelten webet über ihr, das wiederum Seele aus ſich ſelber ſchafft. Da Claude keine Figuren malte, ſo hat Allegrini den Vorgrund mit einer Gruppe verziert, wo Acis und Galatea liebkoſend zuſammen ruhn; auf dem Vorgebirge liegt der eiferſüchtige Polyphem. Das Zelt von violetter Farbe, welches die Liebenden ſchirmt, und ihre hellen Gewänder ziehen doch das Auge zu ſehr an ſich, und ſtören anfangs die ſüße Ruhe, die über die Landſchaft ausgegoßen iſt. Denn man muß ſich keinesweges einen prahlenden Sonnenaufgang dabei denken. Das Auge wird im Vorgrunde durch die Schatten, worin dieſer und die Felſen ruhen, geſchont, und in der Ferne durch die ſtille Behandlung des Glänzenden. Man entdeckt nicht einmal die Sonnenſcheibe ſogleich, und der Tag ſcheint erſt höher herauf, indem man vor dem Bilde ſteht.

Wie ganz anders iſt Ruisdael, und doch wie vortrefflich, ſelbſt in ſeiner Beſchränktheit! Hier iſt eins ſeiner größeren Stücke, eine durchſichtige Baumgegend auf waßerreichem Moorgrunde. Jeder Stamm ſondert ſich von dem andern, und weicht bis zu der fernen Helle, unter dem Laubwerk hin, zurück. Eine glänzende Wolke, halb hinter den Wipfeln der Bäume verſteckt, wirft die herrlichſten Widerſcheine zwiſchen ſie auf den Boden hinunter, welche das breite Gewäßer des Vorgrundes nochmals in einen dunkeln Spiegel aufnimmt. Dieſes iſt mit Pflanzen und Geſträuch durchwachſen, die ſeine

Schatten vertieſen und zugleich durch die Reflexion der kleinſten wie der großen Gegenſtände ganz durchſichtig machen. Die vorderen Stämme heben ſich um ſo mehr hervor, weil es meiſtens Buchen mit weißer Rinde ſind; der anſehnlichſte darunter iſt völlig nackt, und ſtellt ſich, beſonders wo er oben herunter ſchräg *) abgeſpalten iſt, ſehr täuſchend dar. Die durch Verſchiedenheit der Töne äußerſt mannichfaltigen Baumpartien ſind mit ſo viel Freiheit als Fleiß gearbeitet. In einigen bräuneren Tinten zeigt ſich der nahende Herbſt. Das Laub ſelbſt hat wenig Abwechſelung. Ruisdael kannte nur eine einſeitige Natur, allein in dieſer hat er eine Wahrheit, die jedesmal **) innig aus ihm ſelbſt hervorzugehen ſcheint. Was er darſtellt iſt oft ſchauerlich oder dürftig; die Behandlung läßt uns aber bei ihm an Oertern verweilen, wo wir uns in der Wirklichkeit nicht wohl befänden. Er zieht dabei die Gegenſtände ſo nahe an ſich heran wie möglich, und läßt nur ſelten eine Ausflucht in die Ferne zu, ihnen zu entkommen. Wo ſeine Schatten nicht nachgedunkelt haben, die auf manchen ſeiner Bilder undurchdringlich ſind, iſt ſein Grün von großer Wahrheit, und wie aus den friſcheſten Quellen getränkt. Hier iſt es zugleich gefällig und dieſer ſanftere Ton erſtreckt ſich bis auf den Himmel, den er ſonſt meiſtens aus dem nebliчhten Norden nimmt. Ueberhaupt ſchwimmt das Ganze in naſſer Klarheit, und wenn von ungefähr ein Sonnenblick darauf fällt, wird es in Magie verwandelt. Eine Hirſchjagd belebt ***) den Schauplatz, oder vielmehr ſie ſoll es thun. Adrian van der Velde hat die Figuren darauf geſetzt, und ſie ſind nicht ganz mit dem

---

*) abgeſpaltet 1798. **) wieder innig 1798. ***) die Scene 1798.

Uebrigen durch die nächſten Wirkungen verbunden. Der Jäger, der am Ufer hinſprengt, macht ſich gut. Der Hirſch aber, welcher durch das Waßer ſetzt, und die Hunde ihm nach, laßen hier keine Bewegung zurück, die eine wahre Schönheit hinzugefügt hätte, und ſpiegeln ſich ganz beſtimmt in ruhiger Fläche. Freilich wird man dieſen Mangel nur ſpät gewahr in dem harmoniſchen Bilde, vor dem man mit Wohlgefallen und Bewunderung verweilt, ob Ruisdael gleich nicht ſo lieblich die Sinne bezaubert, wie Claude, noch ſo lebendig zum Geiſte redet, wie Salvator.'

Sind Sie ausgeſöhnt, Waller?

Waller. Mir däucht, Sie erheben die Darſtellung zu ſehr gegen die Natur, da Sie doch durch Ihre Schilderung jene zum Theil wieder in dieſe verwandeln.

Louiſe. Das letzte iſt wahr: ſeit ich mich mit dieſen Dingen viel beſchäftige, ſehe ich eine wirkliche Gegend mehr als Gemälde, und ein Landſchaftſtück ſuche ich mir zu einer wahren Ausſicht zu machen. Aber wie können Sie mir das erſte vorwerfen, da Sie immer davon ausgehen, der menſchliche Geiſt ſchreibe der umgebenden Welt ſein Geſetz vor, und ſchaffe und modle ſie nach ſich?

Reinhold. Ich muß Louiſen vertheidigen. Es verſteht ſich von ſelbſt, lieber Freund, und wir geben es gleich zu, daß die Kunſt als bloße Abſchrift der Natur gegen das ewige Regen und Weben derſelben unendlich zurückſtehen müßte. Eben deswegen ſoll ſie den Abgang durch etwas von weſentlich verſchiedener Art erſetzen. Der Künſtler kann die landſchaftliche Natur nur durch Wahl und Zuſammenſtellung verbeßern, nicht an ſich erhöhen. Dagegen leiht er dem Anſchauer ſeinen erhöhten Sinn für ſie, oder vielmehr er ſtellt den allgemeinen Sinn her, wie er urſprünglich beſchaffen iſt. Er lehrt uns ſehen. Drollig genug, daß man es in dem Grade verlernen kann! Aber wann ſieht man auch einmal um des Sehens willen? Es geſchieht immer in andern Geſchäften. Man rühmt den Sinn des Auges als den edelſten, und den Verſtändigen mag er es deswegen ſein, weil er zur Erkenntniß ſo behülflich iſt; dem großen Haufen gewiß nur wegen ſeiner Brauchbarkeit in der Haushaltung. Es iſt uns gar nicht darum zu thun, wie die Dinge erſcheinen, ſondern wie ſie ſind, das heißt, wie ſie ſich greifen und handhaben laßen. Wir begnügen uns, *) jeden Gegenſtand, jedes zu einer Gattung gehörige Einzelweſen immer wieder zu erkennen, und die wirklichen Veränderungen wahrzunehmen, die damit vorgehn, ohne auf die tauſend verſchiedenen Anſichten zu achten, unter denen **) ſie ſich uns darbieten. Von der erſten Kindheit an verbinden wir mit dem Gebrauch des Auges Wahrnehmungen andrer Sinne und eine Menge Schlüße, die uns ſo geläufig werden, daß wir Alles unmittelbar zu ſehen glauben. Im Grunde ſind wir uns aber deſſen, was uns umgiebt, ſo lange es beim Gewöhnlichen ſtehen bleibt, mehr bewußt, in ſo fern wir es wißen, als in ſo fern wir es ſehen.

Waller. Mit dem Gehör geht es im Ganzen eben ſo zu. Die Anlage zum Maler und Muſiker liegt alſo wohl darin, daß man von Jugend auf dieſe Sinne nicht bloß wie Hausthiere zähmen und abrichten läßt, ſondern neben der nützlichen Anwendung ihre freie Thätigkeit und die Luſt daran behauptet.

Louiſe. Ja ja, der Geruch iſt am Ende der edelſte

---

*) ein Individuum immer wieder 1798. **) es ſich uns darbietet. 1798.

und am meiſten *) dichteriſche Sinn, weil er weniger dem Bedürfniſſe dient. Seine lieblichen dunkeln Anregungen ſcheinen mir am nächſten mit den Zaubereien der Phantaſie zuſammenzuhängen: der Duft einer Orangenblüthe verſetzt mich in die glückſeligen Inſeln.

Reinhold. Wenn meine Bemerkungen richtig ſind, ſo wißen wir auch, was wir von dem Urtheile derer zu halten haben, welche die Färbung und Beleuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erſt erſcheinen, zu untergeordneten Theilen der Malerei, oder wohl gar zu unweſentlichen Reizen derſelben herabſetzen. Sie iſt ja eigentlich die Kunſt des Scheines, wie die Bildnerei die Kunſt der Formen; und wenn ich nicht fürchtete, in Ihre philoſophiſchen unausführbaren Forderungen hineinzugerathen, Waller, ſo möchte ich ſagen, ſie ſoll den Schein idealiſieren. In der Wirklichkeit gewöhnen wir uns, über ihn weg, oder durch ihn hindurch zu ſehen: wir vernichten ihn gewiſſermaßen unaufhörlich. Der Maler giebt ihm einen Körper, **) ein ſelbſtändiges Daſein außer unſerm Organ: er macht uns das Medium alles Sichtbaren ſelbſt zum Gegenſtande. Wir ſollen alſo bei dem Schein verweilen, und wie kann er dieß verdienen, wenn er nicht auf das bedeutendſte und wohlgefälligſte gewählt und dargeſtellt wird?

Waller. Die Malerei ſoll alſo täuſchen?

Reinhold. Nicht doch: auch bei der kunſtvollſten Nachahmung iſt ſie ſchon dadurch vor dieſem Abwege geſichert, daß es ihr an einer wahren Lichttinte fehlt.

Louiſe. Haben Sie die durchſichtigen Mondſcheinlandſchaften ſchon vergeßen, womit wir uns manchmal unterhielten? Die ſind doch mit wahrem Lichte gemalt.

*) poetiſche 1798. **) eine ſelbſtändige Exiſtenz 1798.

Reinhold. Dafür ſind ſie auch keine Kunſtwerke, ſondern nur eine artige Gaukelei.

Waller. Aber die Täuſchungen, die, wie man bezeugt, wirklich durch Gemälde hervorgebracht worden ſind?

Reinhold. Sie fanden vermuthlich nur bei beſondern Veranſtaltungen und auf einen Augenblick ſtatt. Am empfänglichſten dafür werden entweder ſolche ſein, die ihre Sinne blindlings gebrauchen, ohne ſich im mindeſten Rechenſchaft davon zu geben; oder im Gegentheil die Meiſter im Sehen, deren Einbildungskraft immer auf die Erſcheinung gerichtet iſt.

Louiſe. Auf die Art hätte die Fabel vom Zeuxis und Parrhaſius, daß ſie mit ihren gemalten Sachen die unvernünftigen Thiere betrogen haben, demnächſt aber einer den andern, einen recht feinen Sinn.

Waller. Bei der Abſtraktion, worin Sie das Weſen der Malerei faßen, und der Ausdehnung, mit der Sie ihre Gränzen beſtimmen, nehmen Sie auch wohl das Stillleben in Schutz?

Reinhold. Ganz gewiß.

Waller. Und machen die Landſchaftmalerei zur höchſten Gattung, weil in ihr das bloße Phänomen eine ſo wichtige Rolle ſpielt?

Reinhold. Vielleicht. Indeſſen halte ich überhaupt nichts von ſolchen Rangſtreitigkeiten.

Waller. Man ſieht aber doch, daß die Landſchafter, wo ſie können, über ihre Gattung hinaufſtreben. Sie bevölkern die Scene nicht nur mit Figuren, ſie bringen Geſchichten darauf an; und wenn ſie dazu ſelbſt nicht genug zu zeichnen wißen, ſo laßen ſie dergleichen von Andern hinſetzen. — Als ob ich ihre Vorliebe für den Salvator Roſa nicht gemerkt hätte, Louiſe, die Sie eben darum hegen, weil er die Natur bloß wie eine Schrift braucht, in deren großen Zügen er ſeine Gedanken hinwirft. Wenn ein Satiriker zum Landſchaftmaler gemacht iſt, ſo werden Idyllendichter ſich wohl mit Glück im Schlachtenmalen verſuchen.

Louiſe. Ich geſtehe, wenn man mir ſagte, dieſe Landſchaft rühre von einem Dichter her, ſo würde ich nicht auf einen Idyllendichter rathen, jedoch auch ſchwerlich auf einen Satiriker, vielmehr auf einen feurigen Lyriker, und das iſt Salvator vielleicht in ſeinen Satiren. Wenn der Maler, wie Reinhold ſagt, dem Scheine einen Körper giebt, ſo muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und dieß darf doch wohl ſeine eigne ſein.

Reinhold. Allerdings kann der Landſchaftmaler zu willkürlich in die Natur hineindichten. Allein es iſt ein weſentlicher Mangel, wenn man der Darſtellung ſogleich auf den Grund ſieht, wenn ſich der Schein in die bezeichneten Gegenſtande gleichſam verliert.

Louiſe. Da ſie mir das eigentliche Kritiſieren verboten haben, ſo freue ich mich, daß ich auf ein Beiſpiel zu ihrer Kritik geſtoßen bin. Hören ſie nur.

‘Eine große Landſchaft von Hackert *), vier bis fünf Fuß hoch und etwa ſechs Fuß breit, worauf eine Gegend von ſehr weitem Umkreiße bei Neapel abgebildet iſt. So wie du davor ſtehſt, vergißeſt du bald die Malerei, und befindeſt dich in einem entzückenden Lande. Du ſtehſt auf dem braunen Vorgrunde, der von dem nächſten Boden durch einen **) großen hinter ihm verborgenen Zwiſchenraum abgeſchnitten iſt. Ein weiter Kreiß von Hügeln thut ſich auf, die ſich von einer Seite höher hinan lehnen und ringsum anmuthig heben und ſenken; die Augen ruhen auf einem ſtillen See aus, den jene in ihrem blühenden reichen Schooß eingeſchloßen halten, und der gleichſam wieder das Auge der Landſchaft iſt. Jenſeits der Hügel zeigt ſich, da der Standpunkt ziemlich hoch angenommen worden, eine angebaute Ebene, mit leichten Erhöhungen und Dörfern. Ein Streif des Meeres ſcheidet das Land vom Horizont, über den der Gipfel einer vulkaniſchen Inſel hervorragt und Schiffe ſichtbar ſind. Der heiterſte Himmel mit wenigem Gewölk füllt den weiten obern Raum aus. Zu beiden Seiten des Vorgrundes erheben ſich hohe Bäume; die zur Linken auf Felſenſtücken, zwiſchen denen ſich ein mit Fuhrwerk und Menſchen beſetzter Weg hineinzieht. Die Hügel ſind mit Gebüſch und Reben, lieblichen Anpflanzungen und Wohnungen jeder Gattung überdeckt; zur Linken zeichnet ſich eine größere Burg aus. *) Dieſe Fülle von einzelnen Wahrnehmungen können keine Worte aufzählen, da kaum die Augen**) deren mächtig werden. Alles iſt mit großer Leichtigkeit und einem zugleich flüchtigen und genauen Pinſel dargeſtellt: nicht die Thüre in der Ecke eines Weinbergs, die offen ſteht und auf die Mauer daneben Schatten wirft, iſt weggelaßen, und Alles durch den Duft einer glänzenden Helle in einander gewebt. Der Widerſchein der Gegenſtände im klaren See wird zum Theil noch von der Sonne erleuchtet: der Himmel geht in einem etwas tieferen Azur aus dieſem Bade hervor. Die großen Bäume ſind voll und kräftig hingeworfen; der zur

---

*) Im Beſitz des Herzogs Albert zu Sachſen-Teſchen, jetzt mit andern Stücken zu Dresden im Zwinger befindlich. Anm. v. 1798.

**) weiten 1798.

---

*) Dieſes reiche Detail können 1798. **) deſſen m. w. Es iſt 1798.

linken Hand erſcheint nur zu röthlich, ſammt den Felſen darunter, die in dietrichiſchem Geſchmack behandelt ſind. Die weite Ferne iſt täuſchend. Der Ton der Hauptpartie weicht beträchtlich vom Vorgrunde ab, und geht ſchon in's Graue über. Nach mehreren Landſchaften von Hackert könnte dieß, ſo wie der hohe Standpunkt, Gewohnheit bei ihm ſein: hier unterbricht es indeſſen die Harmonie nicht. Alle Farben des Bildes ſind wie ſein Himmel, ſanft und freundlich, nicht ſtark aufgetragen, aber auch nicht durchſichtig, ſo daß man ſie eher für gouache, als für Oel anſehen möchte. Kein Lüftchen regt die Blätter oder kräuſelt die Wellen; die ſüdliche Heiterkeit iſt überall ausgedrückt.

Woher kommt es aber, daß dieß blendende Gemälde in ſeiner weiten Ausdehnung dennoch keinen Eindruck von Größe und erhabenem Reiz macht, und nur wie ein leichter Sirenengeſang in die Wirklichkeit lockt, die es wiederzugeben verſucht? Ich glaube, weil es ſie nach Art einer camera obscura wiedergiebt: das Große in einer *) ſaubern Verkleinerung. Es wirkt weniger, als die Natur vermag, und doch nicht genug als Kunſt. Vielleicht giebt es **) Gegenden auf der Erde, die zu üppig für die Darſtellung ſind, welche ſich gern Beſchränkungen gefallen läßt, um dann erſt, wie über ihren Umfang hinaus, unendlich zu werden. Auch ließe ſich denken, daß ein Künſtler dieſen Reichthum in einfachere Maſſen auffaßte, und durch das, was er anzudeuten unterließe, das Schönſte in der Wirklichkeit erſt in das Große für die Kunſt verwandelte. So viel iſt gewiß, Claude Lorrain, der in der nämlichen Natur lebte und malte, iſt in einem edleren Stil mit ihr umgegangen. Und dann hat

---

*) netten 1798. **) Flecke 1798.

Hackerts Landſchaft noch einen weſentlichen Mangel: der Schatten im Ganzen fehlt. Alles ſteht in ſchimmerndem Licht und reinen Farben da.'

Reinhold. Das Kritiſiren laßen Sie ſich denn doch nicht gänzlich unterſagen, Louiſe.

Waller. Wie billig. Wir können nicht charakteriſiren, ohne daß darin auf gewiſſe Weiſe ein Urtheil enthalten wäre. — Ich geſtehe, die Beſchreibung hat mir größere Sehnſucht nach dem *) See von Salerno erregt, (denn dieſer iſt, wie ich höre, der Mittelpunkt der Ausſicht;) als nach dem Gemälde, das ich noch nicht Gelegenheit hatte zu ſehen.

Louiſe. Jetzt müßen ſie mir nach Deutſchland zurück folgen, und zwar zu unſern ehrenfeſten Vorfahren. Ich habe ein altes Porträtſtück beſchrieben.

Waller. Das Porträt ſollte vorzüglich ein deutſches Talent ſein, da wir eine ſo treue Nation ſind.

Louiſe. Keinen Spott! Es giebt eine knechtiſche und eine freigeſinnte, edle Treue, wovon ſie ein Beiſpiel ſehen ſollen.

'Die gute alte Zeit, wo ein Familiengemälde noch ein Denkmal der Frömmigkeit, nicht der Eitelkeit ſein durfte! Sie war des weiſen Künſtlers werth, der ſeine Perſonen nicht mit fremden Zierlichkeiten verkleidete, ſondern ihre eigne Sitte und Art ausdrückte, und ſie wahrhaft auf die Nachwelt brachte. So hat Holbein einen Bürgermeiſter von Baſel, Jacob Meyer, mit den Seinigen gemalt, wie alle ſich der Mutter Gottes und dem Jeſuskinde weihen. Dieſe ſteht in der Mitte unter einer Blende, zu ihrer Rechten kniet der Vater mit zwei Söhnen, zur Linken die Schwiegermutter,

---

*) lago Salernitano 1798.

Frau und Tochter. Der Vater, zunächſt an der Jungfrau, nach ihr hin, doch etwas mehr vorwärts gewandt; wie es ſcheint, (denn er wird großentheils verdeckt) auf beiden Knien liegend. Seine Kleidung iſt ſchwarz, mit Pelz gefüttert. Der Kopf mit dem kurz abgeſchnittenen dunkeln Haar drückt ſich in den Nacken, das Kinn tritt vor, die gehobenen Hände greifen feſt in einander. In ſeinem Geberden iſt eine kräftige Inbrunſt, ohne alle Frömmelei und Abgeſchiedenheit von der Welt. Man ſieht wohl, er faßte dieſe heilige Pflicht ſo herzhaft an wie jede irdiſche, und der biedre, wackre Bürger trägt die rüſtige Thätigkeit ſeines Lebens in ſeine Andacht über, zugleich mit aller Würde, die ihn begleitet, *) wenn er zu Rathe ſitzt. Es iſt ein herrliches unbekümmertes Zutrauen in dem Kopfe; das Gebet ſcheint die geſunde natürliche Farbe noch ein wenig erhöht zu haben. Kein Zug iſt ſchlaff; ſie drücken alle das wohl- und recht-Gemeinte der Handlung aus, ohne daß doch einer überflüßig angeſtrengt würde. Dieß giebt ihm ein ſchönes Gleichgewicht, und erhebt das wahre Anſehen von ſchlichter bürgerlicher Kraft, welches dadurch noch verſtärkt und ſelbſt veredelt wird, daß der Kopf nicht durch die Kleidung vom Körper getrennt, ſondern der ganze Hals ſichtbar iſt. Er hat ganz denſelben Charakter wie das Geſicht, und iſt mit ſeinen wenigen leiſen Falten, die der Völligkeit mehr, als dem Alter zu gehören ſcheinen, auch ſo kernhaft gemalt. Wäre er verdeckt, ſo könnte es ausſehn, als ob der Nachdruck des Kopfes gleichſam aus der Kleidung hervorgepreßt wäre; nun gewinnt er ein weit freieres und männlicheres Anſehen. Vor dem Vater kniet ein artiger Knabe, von zehn bis zwölf Jahren viel-

---

*) wann 1798.

leicht, in einem hellbräunlichen weiten Rock, mit purpurnen Sammtſtreifen, die mit goldnen Knöpfen geſchmückt und befeſtigt ſind. Er lauſcht ſeitwärts weg, auf den kleineren Bruder hin, den er, die eine Hand loſe auf ſeiner Schulter, die andre an ſeiner Bruſt, ſtehend vor ſich hält. Sein Auge iſt beinahe trübe gegen des Vaters glänzend ſchwarzes, aber der Mund iſt ſchön und bedeutend; der Kopf ſehr länglich, das helle ſtarke Haar, im Nacken abgeſchnitten, umſchließt das Geſicht in ziemlich geraden Linien und Ecken. Das blonde krausköpfige Bübchen ſteht dagegen, ganz ſeiner holden kindlichen Natur überlaſſen, nackt vorn auf dem Bilde, es hält den linken Arm mit der offnen Hand niederwärts ausgeſtreckt, und blickt ebenfalls nach der Seite hinunter. Sein Körper iſt äußerſt lieblich, zart und rund gehalten bei der großen Beſtimmtheit der Zeichnung, das Geſichtchen recht ſchalkhaft, und ſo macht es den artigſten Kontraſt gegen die Uebrigen, wie eine reizende Blume in einem nützlichen Garten. Es iſt eben ſo ſehr außer der Familiengruppe, wie das Jeſuskind, dem es an Schönheit aber überlegen iſt. — Die weibliche Seite iſt dieſes Mal nicht die annehmlichſte: hier offenbart es ſich, daß die mit ſo viel Selbſtändigkeit und Liebe dargeſtellte Einfalt der Sitten nicht ſchön und natürlich, ſondern eine *) altväteriſche Eingeſchränktheit war, die für dieſen Theil der Familie nothwendig in das Klöſterliche übergehen **) mußte. Hier ſehen wir keine Hausmutter mit blühenden Töchtern, ſondern zwei Nonnen von geſetzten Jahren. Die ältere kniet nächſt der Blende, aber etwas weiter zurück als der Vater gegenüber. Von ihrem Geſicht iſt nur ein kleines Dreieck ſichtbar: die weißen leinenen Tücher, die

---

*) gothiſche Eingeſchränktheit iſt, 1798. **) muß 1798.

ſie um den Kopf gebunden hat, ſchneiden ſich auf der Wange, ſchräg vom Kinne herauf und vom Auge herunter. Unter dem Auge feine Fältchen. Die nämliche Tracht läßt bei ihrer Tochter doch mehr von dem Geſicht ſehen: das Tuch geht nur unter dem Kinne durch, und auf der Stien liegt ein durchſichtiger Streif. Beider Kleidung iſt ſchwarz, am Kragen mit Pelzwerk gefüttert: Alles iſt dicht und ſchwer eingehüllt, bis auf die Fingerſpitzen, die den Roſenkranz zählen. Auch im Geſicht der letzten iſt keine gegenwärtige Regung zu bemerken, doch ſchaut ſie verſtändig aus großen braunen Augen. Man ſieht wohl, daß dieſe das Hausweſen angelegentlicher betreibt, als ſelbſt den Dienſt der Heiligen. Die Tochter ſieht man ganz im Profil, nach damaliger Weiſe koſtbar geſchmückt, weiß mit Gold, die Aermel ſorgfältig bis auf die Knöchel der Hand gefaltet und gepufft, um den Hals ein geſtickter ſteifer Kragen, der Kopfputz ſehr künſtlich in Perlen und Filagran gearbeitet, an der Seite iſt eine Flechte von braunem Haar darum her gebogen. Sie hat eine helle zarte Geſichtsfarbe, und macht darin, wie in der Pracht des Putzes, dem ſehr *) länglichen Kopf und matteren Augen das Gegenſtück des Bruders. Nur ihre Stellung iſt ungeſchickter: auf beiden Knien liegend, den Leib vorgebogen, den Kopf geneigt, die Schultern zurück. Sie betet am Roſenkranz, und ſieht, die Wahrheit zu ſagen, dabei etwas langweilig und etwas albern vor ſich hin: man weiß nicht, ob es die Albernheit der Langenweile, oder die Langeweile der Albernheit iſt. Sie gleicht einer Blüthe, die in harter Schale verſchloßen gehalten wird, bis die Jahreszeit vergeht, in der ſie ſich entfalten könnte. Aber wie wahr und treu ſo recht

---

*) länglichten 1798.

das Eigenſte dieſer Beſchränkungen ergriffen iſt, und wie die Mutter Gottes nun mit höherem freierem Weſen dagegen erſcheint, in holdſeliger Pracht eine demüthige geiſtliche Königin! Ihre Ergebung iſt liebevoll, ihre Züchtigkeit milde, ſie ſenkt den Blick anmuthig, und die volle Wölbung der Augenlieder läßt ſeelenvolle Augen unter ihnen vermuthen. Der Mund iſt von großer Lieblichkeit, unter den Augen aber fehlt dieſe: es iſt da wie eine leere Stelle, wo ſie verflogen wäre. Sie trägt auf dem Haupt eine reiche Krone, deren ſchmale Bogen wie Blenden jeder ein Heiligenbild, künſtlich in Gold gearbeitet, enthalten; die aber etwas zurückgeſchoben, die hohe reine Stirn ganz erkennen läßt. Ihr blondes Haar fließt anfangs beinahe ſchlicht, nachher in dünnen Wellen über die Schultern *) hinab. Ihre Kleidung iſt ein dunkelgrüner Mantel, wovon wenig zu ſehen, über einem noch dunkleren grünen Gewande, das faſt wie ſchwarz ausſieht, und von einem vorn geknüpften rothen Bande umgürtet wird. An den Armen, vom Ellbogen an, kommt ein Unterkleid von Goldſtoff zum Vorſchein. Sie hält das Kind hinter, den ſtill über einander gelegten wunderſchönen Händen, an denen die Finger unbeſchreiblich zart auslaufen, und die Grübchen die feinſte, ja ſeelenvollſte Bewegung ausdrücken. Die rechte ſieht man ganz ausgeſtreckt bis auf den Daumen, von der linken unterwärts einige Finger, und dahinter die Beine des Kindes; das dreifache Fleiſch iſt durch die Abſtufung der Schatten vortrefflich geſondert. Ich halte dieſe Maria nicht für ein Porträt, **) ſie ſcheint vielmehr aus der Idee gemalt zu ſein. Sie iſt aber keine italiäniſche Madonna, ſondern eine deutſche Liebe Frau, zu der ſolche Frauen, wie

---

*) herab 1798. **) ſondern aus der Idee gemalt 1798.

die neben ihr knieenden, mit Zuverſicht beten können. In dem Jeſus iſt nichts Hohes, auch nichts Fröhliches, aber eine rührende Kindlichkeit. Er lehnt ſein Köpfchen auf der einen Hand an den Hals der Mutter, als ſuchte er, faſt überdrüßig, ſeine liebſte Zuflucht auf; die andre iſt wie zum Segnen ausgeſtreckt, und erſcheint daher verkürzt, der ganze Körper aber nach Verhältniß der übrigen Figuren, die alle unter Lebensgröße ſind, ſehr klein.

Der bewundernswürdige Fleiß in den Beiwerken iſt nicht zerſtreuend: die viereckigen Zierraten des unten liegenden orientaliſchen Teppichs ſind durch eine große Falte gebrochen, und eben weil alle Verzierungen, auch *) an der Kleidung, ſo ſehr in's Kleine gehen, zeichnen ſich die Züge und Umriße des menſchlichen Antlitzes viel beſtimmter und reiner daneben ab, als etwa bei überflüßigem Prunk fliegender Gewänder und hingeworfener Falten. Der Ton des Ganzen nähert ſich ſchon ziemlich dem Harmoniſchen. Die Geſichtsfarben ſind durchaus wahr, und beſonders am männlichen Theil der Familie ſchön nach dem Alter unterſchieden. Die Köpfe der älteren Frauen ſtechen gegen die bläulich weißen Tücher nur ein wenig zu braun ab. Immer wird der erſte Blick weniger anziehen, als die nahe Unterſuchung, die mit zunehmender Liebe an dieſes Bild feßelt. Holbein bewährt ſich darin ganz als den **) beſonnenen Meiſter von eben ſo einſichtsvollem, klarem und ruhigem Geiſte, als kunſtgeübter Hand, der das Schöne erkannte und ausdrückte, jedoch auch dem minder Schönen treu oblag, um es durch die innige Wahrheit zu adeln; und das Alles ohne Anmaßung und Geräuſch.'

---

*) 'an' fehlt 1798. **) ſinnreichen 1798.

Reinhold. Die Erinnerung an die Zeit, wo wir auf dem Wege waren, eine ächte einheimiſche Kunſt zu bekommen, wenn ungünſtige Umſtände und die Sucht des Fremden es nicht verhindert hätten, macht mich immer recht wehmüthig. Haben Sie Dank, daß Sie mit ſo ehrerbietiger Bewunderung bei dem alten Holbein verweilten. Sie haben in der That ein Bild von ihm gewählt, woraus man ihn ganz kennen lernen kann.

Louiſe. Nicht wahr, Sie hätten mir ſo viel Ruhe und Gründlichkeit gar nicht zugetraut?

Waller. Ich weiß nicht, warum uns Holbein ſo ſehr alt vorkommt, da er doch gerade in der blühendſten Periode der italiäniſchen Kunſt lebte. Bei ſeinem Vorgänger Albrecht Dürer, der auch *) ein älterer Zeitgenoße Raphaels war, iſt dieß in noch weit höherem Grade der Fall. Iſt es den deutſchen Malern etwa ergangen, wie dem Weibe und den Töchtern des Baſeler Bürgermeiſters?

Reinhold. So gar alterthümlich finde ich das Anſehen von Holbeins Werken nicht: ſie ſtehen darin ungefähr auf derſelben Stufe mit denen des Leonardo da Vinci, der freilich erſt als Greis das neue Künſtlergeſchlecht aufblühen ſah. Auch in der Art des Fleißes ſind ſie zu vergleichen. Stellen Sie nur das Bildniß eines mailändiſchen Herzogs von Leonardo, und Holbeins Heinrich den Achten von England neben einander.

Louiſe. Still von Leonardo! Sie möchten mir vorweg nehmen was ich von ihm ſagen will. Vorher noch einige andre Beſchreibungen.

Waller. Sie ſparen das Liebſte bis zuletzt.

---

*) 'ein älterer' fehlt 1798.

Louiſe. Ich bin Kind genug dazu.

'Es giebt unter den chriſtlichen Sagen manche Gegenſtände für den Maler, die eben durch ihre Einfachheit reich ſind, weil er ſie ſich denken kann wie er will. So iſt bei der Flucht nach Aegypten, und der Ruhe während derſelben nichts vorgeſchrieben, als die holde Mutter und das Kind, ihren alten väterlichen Freund, und allenfalls den dienſtbaren Gefährten, den Eſel, unter freiem Himmel zu verſammeln. Keine Handlung, die künſtlich gruppiert werden müßte, und doch eine Situation, die ſo ſchön gruppiert werden kann. Ferdinand Voll und Treviſani haben ſie in einem ganz verſchiedenen Sinne genommen. Der erſte ſtellt eine Landſchaft vor, wo Alles erſtorben ſcheint, und das Grün der wenigen breitblättrigen Pflanzen und des Buſchwerkes ſich in ein trocknes Braun verwandelt hat. Grau oder braun iſt der Ton überhaupt; keine einzige friſche Farbe erquickt das durſtige Auge. Am Fuß eines Felſen ſitzt die erſchöpfte Familie. Die Züge der Mutter haben der Angſt und dem Hunger *) nachgegeben, ihre bleichen Wangen ſind eingefallen, der Mund ſchließt ſich nicht mehr, die Augenlieder ſinken herab. Sie ſtützt den Arm auf eine Stufe des Felſen, und den müden ſeitwärts gebogenen Kopf in die kraftloſe Hand. Er iſt mit einem weißen Tuche ſo umwunden, als ob dieſes eher Schmerzen lindern, als ſchmücken ſollte. In der Lage ihres Körpers iſt nicht die mindeſte Anſtrengung zu bemerken: von allen Bedürfniſſen ſcheint das der Ruhe allein ſchmerzlich befriedigt. Sie blickt zum Kinde **) hinab, das ganz eingewindelt auf einem ***) länglichen Kiſſen in

---

*) ſchon nachg. 1798. **) herab 1798. ***) länglichten Küſſen 1798.

ihrem Schooße eingeſchlummert iſt, eine welkende Blüthe, abgefallen von der mütterlichen Bruſt, deren Quellen verſiegt ſind, und die auch durch ihre Form nicht an die frohe Schönheit glücklicher Tage erinnert. Von der ziemlich ſchweren Kleidung umſchloßen, iſt *) die Bruſt nur zur Hälfte durchſichtig bedeckt. Sie ſollte es ganz ſein. Das kahle Köpfchen des Kindes ruht in zu ähnlicher Rundung daneben. Ihr andrer Arm iſt über das Kind hingeſtreckt, um es zu halten. Die rothen ſammtnen Aermel, die bis zur Hand reichen, ſind verblichen, wie die Farben der übrigen Gewänder von Sonne und Staub angegriffen, was mit der äußerſten Wahrheit ausgedrückt iſt. Joſeph ſitzt höher am Felſen hin, ſo daß ſeine Geſtalt über der Mutter hervorragt, und **) er das traurige Schauſpiel mit gerade vor ſich hin geſenktem Haupte überſieht. Es iſt ein jüdiſches ***) Geſicht, eine hohe bleiche Stirn, deren Ecken ſehr weit hinaufgehn. Die äußere Kraft ſcheint ihn, ſo krank er iſt, weniger verlaßen zu haben, als die innere: in den Zügen des Geſichts iſt die Unthätigkeit der Verzweiflung; die Hände haben noch Regſamkeit, wenn nur etwas da wäre, was ſie ergreifen könnten, um die Mutter damit zu laben. Den Korb zur Seite füllt kein Vorrath weiter, als Tücher, und der Krug hat kein Waßer mehr. In der Ferne erſcheint eine Brücke, aber vielleicht iſt der Bach ausgetrocknet. Von der Felſenſeite des Vorgrundes dehnt der Eſel ſeinen geduldigen Hals hervor, und nagt an dem hölzernen Sattel, der ihm als Krippe hingeſtellt iſt, woraus einzelne Halme Stroh hervorragen. Alles iſt †) das treue Bild menſchlicher Noth, kein göttlicher Funke darin, der ſie

---

*) ſie nur 1798. **) er ſo das 1798. ***) braves Geſ. 1798. †) hier das 1798.

erhebt, kein Leuchten der Hoffnung, das ſie mildert. Der mitleidige Blick wendet ſich weg, bis er durch Ueberlegung beſänftigt wiederkehrt, um die vollkommne Wahrheit in dieſer Darſtellung der leidenden irdiſchen Natur zu bewundern.

Treviſani hat ſie mit fröhlichem Muth über das Bedürfniß weggehoben. Seine Landſchaft ſchon iſt gefällig erfunden: zur Rechten vorn ein hohes Fußgeſtell mit dem Untertheil einer zerbrochnen Statue, die freilich nicht in Aegypten, ſondern in Griechenland zu Hauſe iſt; dahinter ein Palmbaum, links in der Ferne eine Brücke. In der Mitte erhebt ſich ein prächtiger Baum, und nimmt Marien in ſeinen Schatten auf: ſie ſitzt mit über einander geſchlagenen ausgeſtreckten Füßen, als dem ſymboliſchen Zeichen ihres Ausruhens; ſonſt bei weitem nicht ſo natürlich und bequem, *) als dort die arme Mutter, was ſie auch gar nicht nöthig zu haben ſcheint. Sorglos und beſcheiden mit niedergeſenktem Blick ergötzt ſie ſich an dem Kinde, das ſeitwärts von ihrem Schooße mit Händen und Füßen begierig vorſtrebend herunter will zu den beiden Engeln, die auf einem Stein vor ihm knien. Sie hat ein hübſches liebliches Geſicht; der Schleier wirft einen Schatten über das eine Auge hin, **) das um ſo reizender darunter hervorblickt. Sie hält mit der einen Hand das nackte Kind in der Mitte des Leibchens feſt, mit der andern zieht ſie viel zu zierlich mit ſpitzen Fingern ein weißes Tuch neben ihrem Gewande in die Höhe. Nimmt man ***) dieſe Hand weg, ſo macht die Mutter mit den drei Genien ein ſehr anmuthiges Bild. Das Roth und Blau ihrer Kleidung iſt ſanft verſchmolzen. Die ſüße Be-

---

*) als die erſte arme 1798. **) womit der Maler in ihre Seele etwas kokett geweſen iſt. Sie 1798. ***) dieſe weg, ſo macht ſie mit 1798.

gierde des Kindes lächelt Einen an. Joſeph ſteht im Profil, in einfärbigem braunem Gewande, und ſieht mit aufgehobnen Händen und Geſicht an dem Baume hinauf, der eine Fülle von Engeln wie himmliſche Früchte trägt. Durch eine lichte Stelle des *) Wipfels fällt ein Schein auf den Umriß ſeines Kopfes und Bartes, der ſich dadurch in der blauen Luft gleich einem halben Monde zeichnet. Auch dieß iſt ein Spiel, aber man iſt geneigt, es der freundlichen Laune des Malers nachzuſehen. Die Engel zeigen ſich in den mannichfaltigſten Wendungen, einige kommen noch durch die Lüfte und bringen Aehren und dergleichen herbei: ſie bevölkern den Baum wie paradieſiſche Vögel; denkt man ſie ſich ſingend, wie man es bei ihrer Lebendigkeit wohl könnte, ſo wird aus dem Gemälde ein rauſchendes Allegro; die Ruhe verſchwindet ganz, die Flucht wird nur durch das Reiſebündel angedeutet, und der Eſel erſcheint bloß in der Ferne, wo ihn ein ſchalkhaftes geflügeltes Bübchen auf die Weide führt. Die gemeine Wahrheit, die ſterbliche Sorge iſt davon, aber gewiß iſt das Ganze weit poetiſcher gedacht, wenn es gleich keinen großen Charakter hat. Maria iſt nicht die göttliche Mutter, ſie iſt eine reizende Nymphe, dort ein mühebeladenes Weib. Wie ſchön und edel ließe ſich dieſe Lücke ausfüllen!

Hier iſt eine gar zierliche Anbetung der Könige, auch dem Maßſtabe nach, denn die vorderſten Figuren ſind nur etwa fünf Zoll hoch. Welche ausdrucksvollen netten Köpfchen und welche artige Anordnung! Maria ſitzt linker Hand auf den Stufen ihrer gleich einem Tempel verzierten Wohnung;

---

*) Baumes 1798.

Joſeph kniet tiefer neben ihr. Er lehnt ſich auf ſeinen Stab nach ihr hin und beſchaut das *) Kind auf ihrem Schooß, als überließe er ſich zum erſten Male ſeinem Ergötzen an ihm, und ſienge an Zutrauen zu gewinnen. Zwei Könige ſind in etwas ſteifen Mänteln vor den Stufen nieder gekniet; der ſchwarze ſteht noch, und wartet mit vollen Händen, bis die Reihe an ihn kömmt. Es iſt oft der Fall dieſer Könige, daß ſie kindiſcher ausſehn, wie das Kindlein ſelbſt: aber hier ſchickt ſich ihre unmündige Weisheit recht zu dem kleinen embryoniſchen Jeſus, der aber doch Ausdruck hat, und die Hände mit Verwunderung und Freude erhebt. Im Geſicht des Schwarzen iſt die Andacht am gutherzigſten und verwundrungsvollſten. Weiter rechts hinter ihnen ſtehn zwei wackre Figuren von Männern, wovon der eine dem andern die Sache bedeutet: man könnte ſie für ein Paar armeniſche Kaufleute halten, deren Geſpräch nicht ſowohl heilige, als koſtbare Dinge beträfe. Sie haben Hüte auf mit platten Köpfen, vorn weit hinaus in die Höhe gehendem Rand und einzelner Feder **), eine kurz geſchürzte Kleidung wie eine weitläuftige Weſte mit Aermeln, und ſtellen ſich maleriſch dar. Ihnen folgt ein ſchöner andächtiger Jüngling mit geſenktem und entblößtem Haupte, die gefalteteten Hände bis vor die Bruſt erhoben, ebenfalls in rother Weſte, die Beine nackt. Er gehört nicht bloß zum Gefolge, ſein eignes Herz hat ihn gehen heißen. Nach ihm vermehrt und verengt ſich das Getümmel der Dienerſchaft und des Gepäckes, Menſchen und Pferde ***) bunt durch einander. Kein Kopf iſt ohne Ausdruck; entweder der Neugier nach dem,

---

*) Püppchen 1798. **) (chapeaux à l'audace) 1798. ***) romantiſch 1798.

was da kommen ſoll, oder mit gegenwärtiger Handlung und Geſpräch beſchäftigt. Der ſchöne Jüngling allein geht ſtill vor ſich hin. — Der Zug überhaupt zeigt ſich im Profile, doch mit abwechſelnden Wendungen. Vier oder fünf Pferde werden in der gedrängten Gruppe ſichtbar, vorn ein weißes in der Verkürzung, auf dem ein Mann mit einem Turban ſich halb vom Rücken her zeigt; andre ſtehen ihm entgegen.*) Alle Umriße ſind ſcharf und ſtrenge, keine Luft auf dem Bilde, keine Hauptlichter und Schatten, die das Ganze rundeten, und die Farben in einander webten; aber eine feine herrliche Ausmalung, beſonders der Köpfe. Mariens regelmäßiges Antlitz ſagt am wenigſten und bekümmert ſich nicht. Die beiden Hirten hinter ihr ſind dafür voll bedeutender Bewunderung und Liebe, und die ſchlanke Geſtalt des jüngeren höchſt anmuthig gewendet. Am linken Rande ſehen einige Thiere hervor, um die Herberge zu bezeichnen. Das Gebäude iſt dunkelgrau, daneben ſteht ein harter hellbrauner Fels, der ſich in die Landſchaft hineinzieht. Der Vorgrund wird durch blaues Waßer von der Ferne getrennt, in dieſer erſcheint der vordere Streif braun, und Stadt und Berge dahinter ohne weiteren Uebergang in ſtarrem Blau. Man erblickt rechts das Ende der Karavane, die erſt um das Waßer herumziehen ſoll: hier iſt ein Kamel mit angebracht, von ſo dürftiger furchtſamer Geſtalt, daß ſich einſehen läßt, warum der Maler ſich nicht in den Vorgrund damit wagte. Von Bäumen ſind nur einzelne Zweige da, ſelbſt die Blätter daran einzeln gemalt, und jedem von dieſen ein Licht mit wirklichem Golde aufgeſetzt, dergleichen auch über das

---

*) Drei Pferdeköpfe treffen ſo zuſammen, als hielten ſie eine verſtändige Unterredung mit einander, die man auch ihren Phyſiognomien anſieht. Alle 1798.

Ganze ausgeſtreut ſind, vom Stern über der Hütte an. Ein goldnes Lichtlein aus der Kindheit der Kunſt möchte man dieſes wunderbare Bild nennen. Es iſt von Pietro Perugino, dem Meiſter Raphaels.

Unter vielen vortrefflichen Gemälden erſcheint mir keines ſo *) maleriſch, und das auf eine ſo edle Weiſe, als der Abraham des Andrea del Sarto. Abraham ſteht hinter dem niedrigen, ſchräg in das Bild hinein geſtellten Opferſteine oder Altar. Sein Kopf iſt zurück nach oben gewendet, woher der Engel kommt. Den rechten Arm ſtreckt er mit dem Meßer aus, um das Opfer zu vollbringen; der linke reicht über die Bruſt hin, hinter dem Kopfe des Sohnes weg, und hält dieſem die gebundenen Hände auf dem Rücken zuſammen, im Begriff nachzulaßen. Das linke Bein hat mit einem Schritt zur Seite feſt auf der Erde Wurzel gefaßt, und berührt in dieſer Richtung unter dem Knie die Spitze des Steines. Das andre iſt zum Theil hinter dieſem und dem Knaben verborgen. Er trägt ein violetgraues Unterkleid mit weitläuftigen hinaufgeſchobenen Aermeln, die nur die Hände unbedeckt laßen. Darüber ein Gewand von ſchönem **) gelblichem Roth, auch in einer mehr regelmäßigen Form; es umgiebt den Rücken, und hat weite Oeffnungen, woraus die Arme hervorgehen, am Halſe ſchlägt es ſich um wie zu einem Kragen, fügt ſich auf der Bruſt zuſammen, und iſt nach hinten zu hinaufgeſchürzt. Die Beine zeichnen ſich durch die graue Kleidung ***) hindurch, vom Knie an ſind ſie bloß, und die Füße in Sandalen. Der Knabe iſt nackt.

---

*) pittoreſk 1798. **) gelblichtem 1798. ***) 'hindurch' fehlt 1798.

Er kniet mit dem linken Beine auf den Altar, mit dem rechten ſteht er auf der Erde. Das Geſicht dreht ſich nach vorn, mit dem angſtvollen Auge ſchaut er gerade aus. Da die ganze Handlung hinter ſeinem Rücken vorgeht, ahndet er mehr, als daß er es wüßte. Zwar iſt der Mund vom Schrecken weit geöffnet, und die Augenbrauen ſpannen ſich in der Ecke nach der Naſe zu ſtark hinauf: *) aber die edeln Züge bleiben dabei unentſtellt. Der Unterleib iſt von der Furcht eingezogen, ohne krampfhafte Zuckung: da er die Hände auf dem Rücken hat, wird der ſchöne Körper in weichem Schatten völlig ſichtbar. Die vorgedrängten Schultern ſind von einem unbeſchreiblich lieblichen und wehmüthigen Ausdruck; der Rücken ſteht in dieſer Lage ein wenig über den vordern Arm hervor, und dieß vollendet gleichſam die Todesangſt. Keine kalte vollkommene Zeichnung nur: ſie iſt in das warme Leben übergegangen. Schmerz und Schönheit halten ſich rührend die Wage, und der himmliſche Knabe zerreißt das Herz nicht, da der Bote von oben her ſchon als ein rettender jüngerer Bruder in der Luft ſchwebt, und das Ohr und Auge des Vaters nun erreicht. Noch hat Abraham die Worte nicht verſtanden. Er blickt in die Höhe, wie von dem Werk aufgeſchreckt, das er mit Kraft und Verzweifelung unternommen hat; eine Spur von Unwillen veredelt ſein Antlitz. Er hat graue Haare (am Barte ſind ſie faſt weiß) ohne ein Greis zu ſein. Die herrlichſte Gewalt des Mannes zeichnet ſich in ſeiner Geſtalt, in den Sehnen des Halſes und der Hand die das Meßer faßt. Der linke Arm, der dunkel über das rothe Gewand hinreicht, und der andre, der in einiger Verkürzung daraus hervorgeht, machen eine

---

*) aber das Edle der Züge bleibt völlig erkennbar. 1798.

bewundernswürdige Wirkung, da beide ſchöne Farben ſich abſchneiden, ohne grell gegen einander abzuſtechen. Das einzige vielleicht, was an der kräftigen Figur weniger würdig erſcheint, iſt das mit zu ſichtbarem Nachdruck von ihr ab geſtellte linke Bein. Der Körper des Knaben iſt beſcheiden gefärbt, ein wenig blaß gehalten, als wenn das unſchuldige Blut, das vergoßen werden ſoll, zurückgetreten wäre; doch keine ſteinerne Behandlung. Der Engel füllt den kleinen Raum zwiſchen dem Kopfe des Abraham und der obern Ecke des Bildes aus, und iſt ein geflügeltes Kind, das gute Botſchaft bringt. Man könnte ihn ſich größer und ernſter denken: der maleriſche Kontraſt gewinnt aber durch die Verſchiedenheit der drei Figuren. Die Landſchaft im Hintergrunde kann nur für einen bunten Holzſchnitt gelten.

Andrea del Sarto hat Abraham als den Laokoon des Chriſtenthums vorgeſtellt. Nicht daß ihm bloß bei der Zeichnung des Iſaak die Söhne Laokoons gegenwärtig geweſen ſein möchten: nein, dem Gedanken und dem Geiſte nach. Dieſer iſt nicht der fromme Abraham im langen Gewande, welcher dem Gott der Liebe mit ſchmerzenvoller Ergebung das Liebſte zum Opfer bringt. Der Glaube iſt mächtig in ihm, weil er ſelber mächtig iſt. Die Kraft hat den Gehorſam in ihm geſchaffen.'

Reinhold. Wißen Sie, daß Sie da ein ſehr berühmtes Bild beſchrieben haben, deſſen Geſchichte auch ungemein merkwürdig iſt? *)

---

*) Nachdem es durch die Hände verſchiedener Beſitzer gegangen war, kam es aus der Galerie von Modena nach Dresden. In den Verzeichnißen der von der franzöſiſchen Republik eroberten Kunſtwerke wird auch die Opferung Iſaaks von Andrea del Sarto mit aufgeführt. Man ſehe das, welches der General Pommereul als

Louiſe. Das kümmert mich nicht, wenn ich nur darin nicht irre, es für ein hohes Meiſterwerk zu halten.

Reinhold. Andrea malte es, um Franz den Erſten von Frankreich auszuſöhnen, der aufgebracht gegen ihn war, weil er, unter dem Vorwande, Gemälde für ihn einzukaufen, Summen von ihm mitgenommen hatte, in Florenz aber aus Liebe zu ſeiner Gattin Alles vergaß, das Geld ausgab, und nun gar nicht nach Frankreich zurückkam, da ihn der König doch auf die liebreichſte Weiſe *) zu feßeln geſucht hatte. Ich bin überzeugt, Franz, deſſen großen Sinn für die Kunſt kein franzöſiſcher König nach ihm gehabt hat, hätte dem Anblick des rührenden Iſaaks nicht widerſtehen können. Allein es kam nicht dazu, und Andrea ſtarb darüber. Vaſari beſchreibt das Gemälde umſtändlich mit den ſtärkſten Lobſprüchen, und hat auch den Charakter des Abraham eben ſo gefaßt, wie Sie: der lebendige Glaube und die Standhaftigkeit, die ihn bereitwillig gemacht, ohne Zagen ſeinen eignen Sohn umzubringen, ſei in dem Greiſe göttlich ausgedrückt. Aber wie haben Sie es wagen können, die Landſchaft ſo gering zu behandeln, von der Vaſari ſagt, ſie ſei ſo vortrefflich gemacht, daß die wirkliche, wo die Geſchichte vorgieng, weder ſchöner noch anders ſein konnte?

Anhang zu ſeiner Ueberſetzung der Schrift des Milizia, De l'art de voir dans les beaux arts, geliefert hat. Dieſes Stück iſt eine Kopie, welche der König Auguſt III. in Italien erſtand, um ſich von der Aechtheit des modeneſiſchen zu verſichern, aber ſogleich bei der Vergleichung verwarf. Beim ſiebenjährigen Kriege kam ſie in preußiſche Hände, und ſo in das Kabinet des Erbſtatthalters, aus welchem der Irrthum in die franzöſiſchen Angaben übergegangen iſt. Vielleicht wünſchen die Kunſtfreunde, daß dieſe noch mehr dergleichen enthalten möchten. *) an ſich zu 1798.

Louiſe. Wenn unſer eins auf die Art urtheilte, ſo würden wir es, mit Erlaubniß, ein wenig albern finden.

Reinhold. Ei nun, Vaſari war freilich eben ſo wenig ein philoſophiſcher Kunſtrichter, als ein kritiſcher Hiſtoriker: er meint es jedoch ehrlich und eifrig; da begegnet es ihm dann mitunter, der Queere zu loben. Daß er nicht wußte, was zu einer guten Landſchaft gehört, kann ihn übrigens in ſeinem Zeitalter eben ſo wenig herabſetzen, als ſeinen Meiſter Andrea, daß er die Luftperſpektive nicht in höherem Grade beſaß. Dieſe Gattung wurde ſpäter ausgebildet: Tizian hatte erſt den Grund zur Landſchaftmalerei gelegt.

Louiſe. Es iſt mir lieb, wenn ich bei Gelegenheit ein Stückchen Kunſtgeſchichte erfahre. Sie ſollen zum Dank eine angenehme Ermahnung zur Buße in drei Kapiteln hören.

Welch ein anmuthsvolles Bild iſt die Magdalena der katholiſchen Sage, zu der die Schrift nur wenige Züge angiebt! So jugendliche Sünde, ſo liebliche Reue, und die ſich in vielfachen Schattierungen ausdrücken läßt. Ich ſehe da drei Magdalenen, und in jeder eine beſondere Geſchichte. Dieſe von Franceſchini hat das leidenſchaftlichſte Gemüth, und wohl manches Vergehen gegen ſich ſelber zu büßen, aber man ſieht es doch dem holden Geſicht an, daß ſie nichts damit gewollt hat, als Leben und Glück. Sie iſt ermattet von der erſten Bewegung über die Predigt des Heilandes, die endlich einmal in der fröhlichen Welt ſie zum Nachdenken gebracht hat. So mag ſie nach Hauſe gekommen ſein, ihre Dienerin ihr entgegen, vielleicht mit neuem Schmuck und Botſchaften, die ſie alle von ſich weiſt, und ſich in heißen Thränen auf einen Seſſel wirft. Die Frauen haben ſich um ſie her geſtellt, und ſind ganz mit ihr beſchäftigt.

Sie hat das reiche Gewand ſchon gelöſet und ablegen wollen: es bedeckt nur noch die untere Hälfte des Körpers. Perlen und Kleinodien, die ſie abgeriſſen hat, liegen zu ihren Füßen. Sie wendet ſich mit dem Kopfe hinauf, nach der älteren Freundin, die neben ihrem Seſſel ſteht und ihr zuredet. Ihre Augen blicken dieſe flehend an, ihr Mund ſpricht: Kannſt du mir nicht helfen aus dieſem Labyrinth? weißt du nicht, was ich thun ſoll, um die Noth in meiner Bruſt zu ſtillen? Auf die obere Hälfte des Geſichts fällt der Schatten von dem hinter ihr ſtehenden Mädchen: er verdunkelt es freilich ein wenig, aber man freut ſich, daß das Licht die getrübten ſchönen Augen nicht blendet. Die hellen Haare rollen lang hinab und ſchmiegen ſich um und hinter die Arme; ſie laßen daher Hals und Bruſt frei, und geben ihr kein zerrüttetes Anſehen. Der linke Arm ruht nachläßig im Schooß; auf der rechten Seite, von der ſich die ganze Figur zeigt, hängt der Arm wie bei völliger Ohnmacht herunter, und ſie wird von einem jungen Mädchen unterſtüzt, das ſich zu ihr herumbeugt. Eine allerliebſte Figur, die nur zu ſehr im Schatten ſteht; aber das artige Köpfchen tritt hervor, und fragt mit gefühlvoller Neugierde: Was ſoll dieß bedeuten? was fehlt meiner ſchönen Gebieterin? wie kann man ſich ſo kränken? — Bei dem mittleren Mädchen, die ſich von oben herunter über den Stuhl neigt, iſt ein ähnlicher Ausdruck, nur iſt ſie neugieriger und gleichgültiger zugleich, ſie verwundert ſich mehr bei weniger Theilnahme. Beide ſind in nymphenhaftem Koſtum hübſch gekleidet, die Alte aber in einem braunen Mantel, der über den Kopf herunterhängt. Sie mag die Amme oder Pflegerin geweſen ſein, und ſieht anſtändig und recht achtungswürdig aus. Jezt ermahnt ſie mit ſanften Worten ohne zu ſchmeicheln; ihre linke Hand deutet abwärts, vielleicht auf die Huld des himmliſchen Lehrers; ſie ſcheint dem bisherigen Wandel eher mit Strenge zugeſehen zu haben, und zu denken: Es iſt gut, daß du dieſe Schmerzen leideſt. — So bindet ſich die Gruppe durch eine vortreffliche Harmonie der Stellungen und des Ausdrucks, wobei das Kolorit nicht in Betrachtung kommt, da es in ein todtes Grau fällt, und der Grund ſo ſehr nachgeſchwärzt hat, daß man nur mit Mühe die Umriße darin unterſcheidet. Dieß iſt beſonders ein Verluſt bei dem niedlichen Mädchen. Der Mohr, welcher in der andern Ecke halb auf der Erde liegt, und in der Verwirrung den weggeworfenen Schmuck zu erbeuten ſucht, möchte ſich immerhin mit den ſchwarzen Tinten vermiſchen: der Einfall iſt doch mehr drollig als ſchicklich. Auch über die Geiſel ſehe ich gern hinweg, die der Magdalena ein wenig zu frühzeitig in die Hand gegeben worden. Man muß ſie ſymboliſch nehmen. Die Buße iſt ſo lebhaft in ihr, wie *) es die Freude an der Welt war.

Batonis Büßende lockt durch die ſüßeſten Farben von weitem ſchon an: ſie iſt ganz Gemälde und wenig Geſchichte. Ein blühendes Mädchen, die ſich in eine ſanfte Zerknirſchung des Herzens **) hineingeträumt und im Stillen artig dazu bereitet hat. Sie liegt am Eingange einer Grotte, im vollen Licht, das von der linken Seite auf ſie fällt. Der dunkle Hintergrund bleibt doch ganz in Harmonie mit der hellen Geſtalt; eine kleine Oeffnung oder perſpektiviſche Durchſicht in's Freie unterbricht die braune Felsmaſſe, die ſie einfaßt. Ihre Lage iſt ſchräg nach der Linken hervor, auf der Hüfte und dem Arm ruhend, mit welchem ſie ſich

---

*) die Freude an der Welt. 1798. **) hineinphantaſiert 1798.

auf einen Stein legt. Sie neigt den Kopf zu ihrer Linken auf den Buſen hinab, der andre Arm geht etwas unter der Bruſt her, die Hände treffen zuſammen und falten die roſigen Finger leicht in einander. Ihre Augen ſind auf ein Buch gerichtet, das nach der Mitte des Bildes zu an einen Todtenkopf gelehnt iſt. Ob der innere Sinn aber nicht ein wenig umherflattert? Wie auserleſen ſie noch in der Einſamkeit ihre Kleidung geordnet hat! Das klare Hemde bedeckt nur die linke Schulter, von der rechten iſt es bis unter den Arm und die eine Bruſt herabgezogen, und am linken Arm hoch hinaufgeſtreift. Ein himmelblaues Gewand liegt oben loſe um ſie her gebreitet, daß ihre Arme noch weißer und weicher hervortreten, und den harten Stein nicht berühren mögen, dann ſchließt es *) feſt um die Hüften und bis zu den Füßen hinab an den Körper, deſſen Lage ſo freilich mehr gewählt als natürlich erſcheint. Man zweifelt, ob ſie es darin lange wird aushalten können, beſonders mit dem aufgeſtützten Arme, der eben ſchon durch den Druck der Laſt, und weil das blaue Gewand hie und da die reinen Umriße verſteckt, ganz in Schlangenlinien zum Vorſchein kommt. Sehr gefällig iſt aber die Neigung des Kopfes und die zurücktretende Schulter, hinter welche das blonde Haar hinabgeht, und ſie dem hellſten Licht ausſetzt. Ja es läßt ſich nichts Reizenderes und Durchſichtigeres denken als dieſe Theile überhaupt, von da, wo die Röthe der Wange in Weiß gleichſam verfliegt und das zarte Ohr ſich anſchließt, wie auch der Uebergang zum Halſe, bis zu der leiſen Vertiefung, welche die Schulter von der Bruſt ſcheidet. Das Haar geht aus der Stirn zurück, fällt aber in ſchweren ſei-

---

*) ſich feſt 1798.

denen Ringeln zur Linken zwiſchen Arm und Bruſt herunter; ein Theil davon wirft einen Schatten auf den Arm: Alles in ſorgfältiger Nachläßigkeit. Das Geſicht iſt lieblich in ſeinem verkürzten Profil, nur ein wenig leer; eine tiefe Regung hat es niemals getrübt. Die Sündlichkeit ſcheint oberflächlich, und die Bekehrung vielleicht vergeblich. Wovon ſollte ſie ſich auch bekehren? Von dem unſchuldigen Wohlgefallen an ſich ſelber? Sie fährt fort zu ſündigen: der Todtenkopf iſt zwar da, aber es ſprießen Blumen an ihm auf, und die Grotte wird bald ihr Putzgemach werden. Ihre ganze Stellung iſt die einer Narciſſa, welche ſich im Bache ſpiegelt.

Dieſe beiden Bilder ſind in Lebensgröße. Correggios Magdalena hat nur einen Fuß in der Höhe und gegen anderthalb in der Breite, allein er hat wohl nie etwas in einem größeren Stile gemalt, ſchon was das bloße Machwerk betrifft. Und außerdem hat er ihr nicht Anmuth allein gegeben: nein! ſie iſt die eigentlich ſchöne Seele, die der zufällige Irrthum früher Jugendzeit nicht hat entſtellen können. Unbekümmert liegt ſie im tiefen Gebüſch, wahrhaft einſam, keine andre Gegenwart ahndend, als den Gegenſtand ihrer ernſtlichen Betrachtungen. Die Richtung ihres Körpers iſt die nämliche, wie auf dem vorhergehenden Bilde, nur daß ſie geradezu auf dem Leibe ruht; das Licht fällt ebenfalls von der Linken auf ihr blondes Haupt, jedoch nicht blendend: ſie iſt ganz wie in der Obhut ſanfter Schatten. Mit dem rechten Arme ſtützt ſie den Kopf, die Hand greift in das weiche Haar, das um ſie herausquillt, der kleine Finger iſt ein wenig darin umgebogen, die andern ſieht man nicht; jener thut die zarteſte Wirkung. Sie weiß nichts davon, ſie gedenkt ihrer Reize nicht mehr. Wie ſie ſich zum Buche *) hinabneigt, das ſie ganz natürlich im andern Arm hält, und es mit der Hand oben umfaßt, werden ihre niedergeſchlagenen vollen Augenlieder und langen Wimpern beſchattet; man glaubt die Spur von Thränen in dem dunklen Rande zu erblicken. Sie hat geweint, heiß wie ein Kind, das von bitterm Schmerz überwältigt wurde, und nun anfängt ſich **) eben kindlich zu beruhigen. Darauf deutet auch der holdſelige Mund; es iſt eine Bewegung darin, die in Frieden übergeht. Wie rein und verſchmolzen ſind die übrigen Züge und das edle Oval des Antlitzes! Rechts wallen die ſchönen Haare in ihrer Fülle herunter. Schultern und Arme ſind bis zum Buſen unbedeckt, aber wie ſittſam! Das dunkelblaue Gewand geht über den Kopf, daß eben ein ſchmaler Streif davon ſichtbar wird, und iſt ſo von hinten herum, unter den Armen hin, leicht bis zu den Füßen zuſammengeſchlagen. Ein beſcheidener Umriß den Rücken hinab zeichnet ſich in den dunkeln Hintergrund, die weißen Füße erhellen die grüne Finſterniß ein wenig. Wie ſanft der Boden ſie zu tragen ſcheint! Sie kann nicht anders liegen, es iſt nichts zurecht-Gemachtes an der ganzen Geſtalt, nicht der leiſeſte Anſpruch.'

Reinhold. Kennen Sie Mengs Beſchreibung dieſer letzten Magdalena?

Louiſe. O ja! Sie enthält alles, was den Maler angeht, und was ich übergehen mußte, weil ich es nicht verſtehe, und weil gerade dabei Worte ohne den Anblick nicht helfen. Ich habe Ihnen alſo nicht genug geſagt?

Reinhold. Ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß das nichtartiſtiſche Schildern von Gemälden doch in ſo

---

*) herabn. 1798. **) eben ſo k. 1798.

ſern einſeitig wird, als es immer hauptſächlich vom Ausdrucke ausgeht und ausgehen muß.

Louiſe. Freilich muß ich mich an den innern Menſchen wenden, wenn ich ſeine Einbildungskraft *) dazu anregen will, ein noch nicht geſehenes Kunſtwerk in ſich zu erſchaffen. Was ſchadet es auch? Ich kann das Mittel doch nicht wieder zum Zweck machen wollen. Bei einem ächten Kunſtwerke kann ich es mir nicht anders denken, als daß die ganze Darſtellung nach ihrem **) Gegenſtande beſtimmt wird, daß alſo Farbengebung und Helldunkel durch innige Beziehungen mit der Handlung, dem Charakter der Zeichnung und dem Ausdrucke zuſammenhängt. Und vielleicht war nie ein Künſtler harmoniſcher als Correggio.

Reinhold. Sie glauben alſo, was er nur durch die mühſamſte Behandlung erreichte, indem er die Kupfertafel immer von Neuem überdeckte, und dann die Unebenheiten wieder abſchliff, daß die Farben ſo kunſtlos hingegoßen ſcheinen, wie die Magdalena ſelbſt; dieß habe Correggio als Mittel des wahrſten Ausdrucks geſucht?

Louiſe. Der Abſicht war er ſich vielleicht nicht bewußt. Ich finde aber auch in ſeinen andern Gemälden eben dieſe innere Uebereinſtimmung. Der ſogenannte heilige Georg, wo um die Madonna auf dem Thron, die ziemlich leichtfertig drein blickt, Petrus der Märtyrer, Johannes der Täufer, der heilige Geminianus, Sankt Georg und Kinder verſammelt ſind, die mit ſeinen Waffen ſpielen, iſt ein wahres Concert der Freundlichkeit, und wird von eben ſo ſchmeichelnden Harmonien des Helldunkels begleitet. Durch ſeinen Zauber ründen ſich die Körper, treten vor und zurück, ohne

---

*) intereſſiren will 1798. **) Hauptgegenſtande 1798.

die Hülfe tiefer Schatten und hebender Hintergründe. Ein freundliches Licht durchſpielt frei und ungehindert die Räume zwiſchen ihnen, bis ganz nach hinten. In dem Bilde, welches als Gelübde für die Errettung von einer Peſt aufgeſtellt ſein ſoll, wo der heilige Rochus krank und ermattet ſchläft, und der ſchöne Jüngling Sebaſtian von dem Baume, wo er angebunden iſt, um von Pfeilen durchbohrt zu werden, zur Madonna hinauf fleht, taucht ſich die brennende Glorie um ſie her, und mit ihr die herabſchwebenden Engel in ſchwärzere Wolken und dichter geworfene Schatten hinunter. Eben ſo ſcheint mir in ſeiner Nacht das Licht ganz einzig gemacht, um die Armut und Einfalt der umgebenden Gegenſtände wunderbar zu erleuchten.

Waller. Seine Magdalena iſt gewiß nicht bloß ein Wunder der Malerei, ſondern auch von Seiten des zarten und innigen Ausdrucks die ſchönſte, und die wahre Grazie der Reue. Warum ſagten Sie nicht ein Wort von der des Mengs?

Louiſe. Von dieſem unbedeutenden Jugendwerke? Laßen wir die auf ihrem Sopha ſitzen und ihre ewig lange Rolle durchleſen, oder wenigſtens mit zierlichen Fingern halten. Sie iſt eben ſo wenig hingerißen, aber nicht ſo naiv, als ein italiäniſches Mädchen, von dem man mir erzählt hat, die in einer geiſtlichen Komödie, welche geringe Leute unter ſich aufführten, die Rolle der Magdalena ſpielte. Sie kommt gerührt aus der Predigt des Heilandes, legt ihren Schmuck ab, nimmt ihren Spiegel zur Hand, und ſtößt tauſend Verwünſchungen gegen ihn aus. Als dieſe zu Ende ſind, legt ſie ihn ſorgfältig auf einen Stuhl. Es entſteht ein allgemeines Gelächter, ſie läßt ſich nicht aus der Faßung bringen und ſagt gegen das

Parterre: 'Ich weiß wohl, meine Herren, daß es in der Geſchichte anders iſt; ſie muß den Spiegel an die Erde werfen, aber wir haben ihn von der Marcheſa da drüben in dem großen Hauſe geliehen, ich durfte ihn alſo nicht zerbrechen.'

Waller. Ich erwähnte die Magdalena von Mengs wirklich nur zum Scherze, und ihrer vielen blonden Haare wegen. Weswegen müßen nur alle Magdalenen blond ſein? Iſt es wahr, was ein engliſcher Dichter ſagt:

Bereuen iſt die Tugend ſchwacher Seelen;

ſo iſt das ja recht ſchmählich für die Blondinen.

Louiſe. Eine ſchöne unchriſtliche Sentenz! Als ob nicht Fallen und Vergebung-erlangen der ganze Sinn des liebevollſten Glaubens wäre, der je der menſchlichen Schwäche entgegen kam. Magdalena muß daher unter den Heiligen einen ſehr hohen Rang einnehmen: ſie iſt die Bajadere der chriſtlichen Sage. Doch genug von ihr! Man verfällt ſo leicht in einen *) leichtſinnigen Ton, wenn man von dieſen fair penitents ſpricht. Hier iſt etwas für den Ernſt und das Nachdenken.

'Hat es jemals ein Porträt auf die ewige Dauer gegeben, ſo iſt es dieß eines Herzogs von Mailand, von Leonardo da Vinci. Ein alter und herrlicher Herzog. Er ſteht in ſeiner vollen Breite da, ohne Wendung und Künſtelei. Das Bildniß geht bis unter die Hände. Der Grund iſt ein dunkelgrüner Vorhang, die Kleidung ſchwarz mit Stickereien in eben der Farbe, um den Hals und vorn herunter mit Pelz beſetzt, auf der Weſte und längs den Aermeln goldne Knöpfe. An einer goldnen Kette hängt unter der Bruſt ein Medaillon. Die Aermel weit, vom Ellbogen an aufgeſchlitzt, wodurch das weiße Hemde bauſchig zum Vorſchein kömmt. Auf dem Kopf hat er ein ſchwarzes flaches Hütchen oder Barett, mit Edelſteinen geſchmückt. Von den Haaren iſt nichts zu ſehen, außer wo ſie ſich am Ohr in den Bart verlieren. Dieſer ſpielt in ſonderbar regelmäßigen Streifen vom Hellbraunen, faſt Röthlichen, in's Weiße. Ueber der Lippe iſt er braun. Da durch den Hut ein wenig von der Stirn abgenommen wird, macht ſich das Geſicht mit dem Bart wie ein *) längliches Viereck, das unbeweglich auf den ſtattlichen Schultern ruht. So unbeweglich muß man auch dieſes Geſicht und das ganze Werk anſchauen. Es iſt die Frage, ob der Kopf je in der Jugend ſchön zu nennen geweſen wäre, allein die Jahre, die würdig behaupteten Würden, und lange Erfahrungen haben ihm eine ſchöne Bedeutung gegeben. Der Hauptausdruck iſt Klugheit und bewährte Kraft. Die Augen ſind von ſcharfem Blick und Schnitt, nicht groß, die Augenlieder haben ſich **) über die äußern Winkel hingedrückt. Die feinen Falten um das Auge, zwiſchen den flach gewölbten Augenbrauen ***) und auf der Stirn, wie kommen ſie in ihrer weltklugen Schrift mit dem fein gezeichneten Munde überein! Die Unterlippe tritt etwas ſtärker wie die obere hervor, und iſt voll ſchlauer Bedächtigkeit. Mit einem unmerklichen Uebergange fängt der Bart an, und verſteckt keinen Zug; er verſchönert nur die von der Zeit durchgearbeiteten †) Wangen. Alles Einzelne iſt ſo treu, und der Charakter ſteht doch im Großen da. So bedeutend wie der Mund geſchloßen iſt, ſind es auch die Hände, und die ſchickliche Biegung und Feſtigkeit der

---

*) frivolen 1798.

---

*) länglichtes 1798. **) ſchräg über 1798. ***) und der Stirn 1828. †) bräunlichen Wangen. 1798.

'Arme zeichnet ſich durch den weitläuftigen Aermel nachdrücklich aus, wie überall der ſtarke Körperbau, der von keinem überflüſſigen Fleiſch beſchwert iſt. Er faßt mit der linken Hand, die der lederne Handſchuh bedeckt, den prächtigen Dolch, den er im Gürtel trägt, und drückt ihn ein wenig hinunter. Dieß iſt eine zarte, vornehme und doch alte väterliche Hand, die man um ihrer ſelbſt und der trefflichen Malerei willen küſſen möchte. Denn Alles iſt mit unermüdlichem Pinſel ausgeführt, keinem ſolchen, der nach Kleinigkeiten der Oberfläche haſcht; *) dem Pinſel des Leonardo ſieht man es an, daß er raſtlos nach der Wahrheit gräbt, und ſie von Innen heraus an das Licht bringt, ſo daß ſein tiefſinniger Fleiß das Gemüth mit Ehrfurcht erfüllt.'

'Es befindet ſich noch eine Herodias hier, welche ihm zugeſchrieben wird. Verglichen mit dem Bildniſſe des Herzogs iſt ſie vielleicht nicht für eine Arbeit desſelben Meiſters zu halten. Die Malerei iſt weniger ausführlich, und doch kälter; auch in der Zeichnung fehlt es, und beſonders ſind die Hände gegen jene des Herzogs wie von Holz anzuſehen. Dennoch bleibt ſie eine merkwürdige Schöpfung, und wie ſie mir erſcheint, miſcht ſich darin auf eine ſonderbare Weiſe das Beſchränkte des Porträts mit einer originalen Idee. Sie hat die ruhige Stellung, die dem bloßen Bildniß gegeben zu werden pflegt, und eine prachtvolle Kleidung aus Leonardos Zeiten. Mit beiden Händen hält ſie die Schüßel mit dem Haupte des Johannes in den Schatten zum Rande des Bildes hinunter. Ihr Kopf iſt **) ein wenig zur Rechten nach dem Lichte gewendet, und zur nämlichen Seite hinab

---

*) dem des 1798. **) wenig 1798.

geſenkt, ſo daß ſich nur der Schatten, der von der linken Schläfe ab die Wange umgiebt, ſtärker auszeichnet, und die ſtille Verachtung im Antlitz dadurch unterſtützt wird. Ein ovaler hoher Kopf und ſtreng regelmäßige Züge, gewölbte Augenbrauen und volle Augen, eine gerade Naſe mit breitem Rücken, ein unergründlicher ſchön gezeichneter Mund, deſſen Lippen es nicht der Mühe werth achten, ſich zu öffnen. Der Blick geht links nach der Seite hin, von der ſie ſich abwendet. Die Winkel des Mundes ſenken ſich unmerklich hinab. Das Kinn ſcheint von großer Feſtigkeit, und zugleich, wie alle übrigen Umriße und Rundungen, auch die Breite des Halſes, in voller Reife, jedoch ohne ſchmeichelnde Ausbildung. Wie an einer Bildſäule zeigt ſich in den reinen Hauptzügen der Charakter; eine faſt grauſame Gefühlloſigkeit, von Schwermuth gemildert. Dazu kommt der ſchwere Stoff der Kleidung, die ſie ſo einhüllt, daß nur der Hals bis auf die Hälfte der Bruſt ſichtbar iſt, und ſich keine weiche Form abzeichnet, die auch mit den unerbittlichen Zügen in Widerſpruch ſtehen würde. Der Farbenton iſt dunkel, ſelbſt am rothen Vorhang des Hintergrundes. Das Grün der Kleidung mit den halben rothen Aermeln ſticht wenig hervor. Das Haar ſcheitelt ſich, und hängt in einzelnen künſtlich gekräuſelten Ringen am Hals und den Schultern hinab. Eine Schnur mit einem Schlößchen von Rubin geht gerade um den Kopf, und durchſchneidet oben die Stirn. Die Wangen ſind ohne Farbe, es ſei, daß ſie verflogen iſt, oder urſprünglich durch dieſen Marmor kein Blut geſchimmert hat. Faſt iſt die Behandlung des Fleiſches lebendiger in dem lebloſen ſehr ſchönen Haupte des Johannes, über welches Tod und tiefe Schatten ausgegoßen ſind, ohne *) andre blutige Merkmale.

---

*) weiter bl. 1798.

So ernſt, wie die Herodias hier abgebildet ſteht, iſt ſie nicht die leichtherzige Tochter, die vor dem Vater tanzte, ſie iſt die Mutter ſelbſt, die der heilige Seher durch ſeine Erinnerungen gegen ihre Verbindung mit dem Bruder ihres Mannes beleidigt hat: kein Weib von kleinen rachſüchtigen Leidenſchaften zwar, ſondern eine Königin, die trauernd und verachtend das nothwendige Opfer empfangen hat.'

Waller. Für eine Kopie iſt dieß Gemälde wenigſtens nicht zu halten, wenn es auch nur von einem Schüler des Leonardo herrühren ſollte. In einer andern Herodias im Pallaſt Barberini hat er ganz die leichtſinnigſte Gefühlloſigkeit abgebildet. Vielleicht iſt dieſe hier dieſelbe, welche nach der Angabe ſeines Biographen Dufresne der Kardinal Richelieu beſaß. Ich bin mit Ihnen über den ungewöhnlichen Sinn einverſtanden, in welchem ſie dargeſtellt iſt. Den Charakter des Mannes, welchen das Bildniß vorſtellt, haben Sie vermuthlich zu günſtig gefaßt. Iſt es ein Herzog von Mailand, wie die Angaben lauten *), ſo kann Leonardo kei-

---

*) In den gangbaren Verzeichniſſen nämlich. In dem Recueil d'estampes des principaux tableaux de la Galerie de Dresde wird geſagt: in dem Inventarium der Galerie von Modena habe ſich über die Perſon weiter keine Nachricht gefunden, es werde bloß als das Bildniß eines alten Mannes angegeben; nach einer leichten Aehnlichkeit hätten Einige Franz den Erſten darin zu erkennen geglaubt, eine Meinung, der ſchon die Chronologie widerſpreche, weil Leonardo den König nur jung gekannt; da das Gemälde aus ſeiner beſten Zeit ſei, wo er in Mailand gearbeitet habe, ſo möchte es Franceſco Sforza, oder ein andrer Fürſt aus ſeinem Hauſe ſein. Doch wird dieß für eine bloße Vermuthung ausgegeben. Franceſco Sforza, der erſte Herzog aus dieſer Familie, ſtarb ſchon im Jahr 1466, wo Leonardo noch ein ganz junger Mann war; und in ſo

nen Andern in ſolchem Alter gemalt haben, als den Ludovico Maria Sforza, mit dem Beinamen il Moro. Dieſer berief ihn nach Mailand, wo er lange für ihn arbeitete. Es wird keiner früheren Reiſe dahin erwähnt; und die Söhne des Ludovico Maria, *) welche Leonardo, nach Vaſaris Bericht, zugleich mit ihm und ihrer Mutter Beatrix in einem Familiengemälde abbildete, waren damals viel zu jung. Jener war ein ehrgeiziger, ſtaatskluger Uſurpator, der ſeinen Neffen und Mündel, den jungen Johann Galeazzo, von der Regierung verdrängt, und wie man ihm allgemein Schuld gab, vergiftet hatte. Er ſpielte eine bedeutende Rolle in den damaligen Händeln großer Mächte, und brachte durch ſeine verfängliche Politik vielerlei Unglück über Italien, **) bis dieſe Politik ihn endlich ſelbſt verſtrickte, ſo daß er Mailand an Ludwig den Zwölften verlor, und in franzöſiſche Gefangenſchaft gerieth.

Louiſe. Er mußte doch alſo nach Ihrer Beſchreibung ein Mann von nicht gemeinen Eigenſchaften ſein. Auch hat die ungerechte Herrſchſucht in der Wirklichkeit kein ſo furchtbares Geſicht, wie die Tyrannen in ſchlechten Tragödien, und Leonardo durfte ſeinem Beſchützer wohl ohne Schmeichelei

---

fern widerſpricht alſo die Geſchichte. Der Sohn des Ludovico Maria, Franceſco, wuchs in Leonardos letzten Lebensjahren erſt heran. In der Historia delle vite de Duchi e Duchesse di Milano, con i loro veri Ritratti, compendiosamente descritte da Antonio Campo finde ich ein Porträt des Ludovico Maria, aber viel jünger, ohne Bart und in Profil, ſo daß ſich nicht ſicher über die Abweichung oder Uebereinſtimmung der Züge entſcheiden läßt. Auf jeden Fall ſtellt das obige Porträt nach der koſtbaren Kleidung und ſelbſt nach der Haltung zu urtheilen, einen Mann von großer Bedeutung vor.

*) die L., dem Vaſari zufolge 1798. **) bis ſie 1798.

den ritterlichen edeln Anſtand geben, der mit zur Politik des Zeitalters gehörte.

Waller. Uebrigens iſt man beim Leonardo nicht in Gefahr, einen zu tiefen Sinn in ſeine Werke zu legen. Er dachte ſich gewiß immer noch viel mehr, als er auszuführen im Stande war. Dieſe Ueberlegenheit des Urtheils über das ausübende Vermögen giebt er ſelbſt als Kennzeichen des ächten Künſtlers an.

Reinhold. Man kann ſagen, daß ihn die Liebe zur Kunſt in der Wißenſchaft zum Entdecker gemacht hat; und daß er die Kunſt ſo liebte, weil er in ihr das tief Erforſchte an den Tag legen konnte. Was er nicht alles ſchon gewußt hat, und bei dem damaligen Zuſtande der Naturwißenſchaften!

Waller. Der alte ſinnende Einſiedler mit ſeinem langgewachſenen Haar und Bart! Wenn ich in ſeiner Schrift leſe, kommt er mir vor, wie der Wahrſager Tireſias, der unter den Schatten der Unterwelt allein verſtändig umherwandelte.

Reinhold. In der That hat er vieles gleichſam prophezeit, was erſt viel ſpäter möglich gemacht worden iſt. Er verliert ſich ſo ganz in ſeinem Gegenſtande, und niemand warnt kräftiger vor einem ungültigen Einfluße der Perſon des Künſtlers auf ſeine Darſtellung. Sein großes Streben war, ſo allgemein und ſo urſprünglich zu ſein, wie die Natur. Bei Tage ſuchte er ſie auf der That zu ertappen, ſowohl in den Geberden leidenſchaftlicher Menſchen, die er *) unbeachtet beobachtete, als in den unmerklichſten optiſchen Täuſchungen und den Phänomenen der Luftperſpektive; und in der Stille und Dunkelheit der Nacht gieng er mit ſeiner Phantaſie zu Rathe.

---

*) unbeobachtet 1798.

Waller. Das Wunderbare iſt, daß dieſe, bei allen excentriſchen Flügen, die er ihr erlaubte, wie man an ſeinen Erfindungen von ungeheuern Beſtien und menſchlichen Mißgeſtalten ſieht, ſich doch unter der Leitung ſeines grübelnden Kopfes gewöhnt hatte, gründlich und ſyſtematiſch zu Werke zu gehen. So findet ſich in ſeinem Buche eine Anzeichnung, wie eine Schlacht gemacht werden könnte, wo er dieſe große Erſcheinung auf eine höchſt merkwürdige Art, wenn ich ſo ſagen darf, konſtruiert. Er fängt an mit dem erregten Dampf und Staube, und der verſchiedenen Behandlung beider nach ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit; *) handelt dann von der Beleuchtung durch das Feuer des Geſchützes, und ſo ſteigt er von dem Allgemeinſten bis in die Tiefen des Getümmels, zu den Geberden und Lagen einzelner Streitenden hinab. Auch hier ſpürt er überall der Verkettung von Urſachen und Wirkungen nach, und nicht der kleinſte Umſtand, bis auf die tiefer eingedrückten Fußſtapfen in dem Boden, der durch Vermiſchung des Staubes und Blutes ſchlüpfrig geworden iſt, entgeht ihm, wenn **) ein ſolcher Umſtand beitragen kann, in der Darſtellung die ergreifendſte Gegenwart und Ueberzeugung hervorzubringen. Und man glaube nicht etwa, weil er wie eine bloß überſchauende Intelligenz zuvörderſt nach den Geſetzen der Erſcheinung forſcht, er würde in der Gruppierung, den Bewegungen und dem Ausdrucke der Figuren kalt geweſen ſein. Daß er hier das Leidenſchaftlichſte eben ſo ergründete, wie in ruhigen Abbildungen das Charakteriſtiſche, zeigen ſeine Angaben der einzelnen furchtbaren Vorfälle.

Reinhold. Noch mehr die Gruppe von vier Rei-

---

*) 'handelt' fehlt 1798. **) er beitr. 1798.

tern, die um eine Fahne kämpfen: das einzige Stück was von ſeinem Karton für den großen *) Saal des Rathhauſes in Florenz auf die Nachwelt gekommen iſt, wiewohl in einer entſtellenden Abſchrift. Der Gedanke, die Wirkungen des Geſchützes und den Pulverdampf, welcher das Schauſpiel einer Schlacht zum Theil verhüllt, zu der wilden Verworrenheit der Darſtellung zu benutzen, iſt viel ſpäter von Gerquozzi, dem Bourguignon, Wouwerman und Andern in hohem Grade ausgebildet worden, aber auch wieder in Manier und Willkür ausgeartet. Und dann Schlachten als **) Staffeleiſtücke! Leonardo dachte ſich gewiß die Wände eines großen Saales damit bedeckt, die Figuren in Lebensgröße. Man ***) darf es ſich kaum vorſtellen, mit welcher niederwerfenden Gewalt ein ſolches Stück, in ſeiner Idee ausgeführt, wirken würde.

Waller. Hinweg von dieſem Rieſenbilde! Seine großartige Mikrologie ließ ihn nicht zur vollſtändigen Ausführung von ſo etwas kommen, und es iſt vielleicht gut, damit man nicht in der Bewunderung eines allumfaßenden Menſchen ausſchweife. Er hätte einer immer †) erneuerten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für ſeine Gedanken; der Tod riß ihren labyrinthiſchen Faden ab. Bei ihm hielt das Streben nach der Wahrheit mit dem Kunſttriebe nicht nur gleichen Schritt: beides hatte ſich gegenſeitig durchdrungen und war Eins geworden. Sein Forſchungsgeiſt war durchaus romantiſch, bizarr und mit Poeſie tingiert; und er ††) befolgte hinwieder die Forderungen der Kunſt mit der Strenge der Wißenſchaft oder der

---

*) Rathsſaal zu Fl. 1798. **) Kabinetsſtücke 1798. ***) darf ſichs 1798. darf ſich 1828. †) erneuten 1798. ††) verfolgte 1798.

Pflicht. In ſeinen Werken ſowohl als in ſeinem Leben leſen wir den Wahlſpruch:

Vogli sempre poter quel, che tu debbi.

Louiſe. Schön, lieber Waller! Meine Vorleſung konnte nicht beßer beſchloßen werden, als mit Ihrer begeiſterten Lobrede auf den ehrwürdigen Patriarchen.

Reinhold. Sie ſind alſo am Ende Ihrer geſchriebenen Galerie?

Louiſe. Für jetzt, ja.

Reinhold. Da muß Ihre Schweſter ſich gegen die Schätze, die wir täglich vor Augen haben, mit Wenigem genügen laßen, ungeachtet Ihres Fleißes und Ihrer Liebe.

Louiſe. Ich konnte gar nicht unternehmen, ihr mehr zu geben, als einige Proben des Ausgezeichnetſten.

Reinhold. Auch ſo bleiben große Lücken. Sie haben nichts von Paul Veroneſe, von Carracci, von Rubens. —

Louiſe. Es iſt wahr, manche Dinge ſind wie nicht vorhanden für mich. Vor den Bildern von Rubens gehe ich immer vorbei.

Waller. Sie rufen doch von weit genug her. Ich kann Ihnen mit ein Paar Beſchreibungen aushelfen, die ich in dieſen Tagen zu meiner eigenen Erinnerung aufſetzte, eben von ſolchen Stücken, zu denen Sie ſich vielleicht nicht entſchließen würden.

Louiſe. Deſto beßer, der Mannichfaltigkeit wegen. Laßen Sie doch hören.

Waller. Wenn Sie ſich wollen gefallen laßen, ein wenig herabzuſteigen, recht gern. Ich habe ſie hier in der Schreibtafel.

‘Eine Satyrn- und eine Tiger-Familie, die zuſammen Weinleſe halten, von Rubens. Jene beſteht aus dem Vater und zwei Buben, dieſe aus der Tigerin und drei ganz kleinen ſaugenden Jungen; ſie bilden eine leicht überſehbare Gruppe. Der Vater iſt zu alt: über vierzig Jahre hinaus ziemt es niemanden ein Satyr zu ſein, und dieſer bekommt, glaube ich, ſchon graue Haare. Doch iſt in ſeinen grinſenden Mienen, in den Muſkeln des braunen Körpers, und in der Bewegung der in's Blaue fallenden Beine, die bis auf den geſpaltenen Fuß mehr denen eines Pferdes, als eines Bockes gleichen, große Kraft. Er hat ein rauhes Fell um den Rücken und über den linken Arm geworfen, wovon nur die innere glatte Seite, die ſich aufſchlägt, der Fleiſchfarbe daneben zu ähnlich iſt, und dadurch eine widrige Wirkung macht. Links auf einem Felſenſtücke ſitzend, vor einem von Reben üppig umrankten Baume, der den größten Theil des Grundes einnimmt, drückt er mit beiden Händen abgerißene Trauben aus. Die gewöhnliche Satyrngeberde, die Beine an die Schenkel in die Höhe zu ziehen, bezeichnet hier nicht die thieriſche Begierde: es iſt die Ungeſchicklichkeit eines rohen Körpers, der das zu einer Verrichtung nöthige Glied nicht allein wirken laßen kann. Die Hufe helfen auf ihre Weiſe mitkeltern. Der eine tritt auf den Rücken der vorn liegenden Tigerin. Hinter dieſer kauzt der älteſte Bube, den man nur bis an die Schenkel ſieht; er hält dem Vater eine Schale unter, aber ſein Kopf iſt noch mehr als ſein Leib *) vorgedrängt, um den herunterſpritzenden Traubenſaft unterwegs aufzufangen. Man ſieht wohl, daß es reichlich zugeht: der Vater wehrt es ihm nicht, er ſcheint ſich nicht einmal über die Ungezogenheit ſeines Söhnchens zu verwundern. Da der feiſte **) Knabe ſo blond iſt, und ſo weißes

---

*) vorwärts gedrängt 1798. **) Burſch ſo 1798.

Fleiſch hat, ſollte er ſich billig keiner ſo ungeſtümen Gierigkeit überlaßen; man ſieht den bräunlicheren Bruder weiter rechts hinter ihm lieber, weil er nicht ſo bloß thieriſch ſeine Traube verzehrt, ſondern aus den *) grauen Augen ſchalkhaft dazu lacht. Wiewohl hier nichts vom Taumel eines Bacchanals iſt, wo die ſüße Gewalt des trunkenen Gottes ſelbſt Leoparden bändigt, ſo findet man doch die nackten Knaben ſo ſorglos neben dem furchtbaren Thiere nicht unwahrſcheinlich. Jene Naturen ſind wild genug, um die wildeſten zu zähmen und geſellig mit ihnen zu leben. Die Tigerin liegt auf ihrer rechten Seite, den Kopf nach dem alten Satyr, den Rücken nach den jungen Faunen zugekehrt. Der Bauch zeigt die feineren weißen Haare; **) das rechte Hinterbein iſt aufgehoben, damit die unförmlichen Kleinen an die Zitzen kommen können, und der Schweif darunter gekrümmt; das linke tritt auf, am rechten ſieht man die weichgefütterte Tatze, womit ſie unhörbar und deſto ſchrecklicher auf den Raub ſchleicht. Die Vorderpfoten ſind über einander geſchlagen, mit der unteren quetſcht ſie einen Zweig mit einigen Trauben: auch ſie iſt bei der ſchwelgeriſchen Ernte nicht leer ausgegangen. Der Kopf lauſcht über die Vorderbeine hin mit behaglich zugedrückten Augen, worin man doch die Wuth entdeckt, die daraus hervorblitzen würde, wenn ſie plötzlich gereizt aufſpränge. An der ganzen Art der Ruhe verräth ſich, wie wohl ihr das Säugen thut; ſie liegt ſo bequem in ihrem weiten gleißenden Felle. Rubens regelloſe Zeichnung iſt für ***) die unbeſtimmteren Formen wie geſchaffen. Ein ſtrengerer Umriß würde den Charakter der behendeſten Ge-

---

*) grellen 1798. **) die Hinterbeine ſind auseinander geſperrt, damit 1798. ***) dieſe unb. 1798.

ſchmeidigkeit verdunkeln, welcher eben darin liegt, daß das Fell über die gewaltigen Muſkeln nicht ſtraff geſpannt iſt. Auch ließen die Streifen und Flecke des farbigen Pelzes der Willkür ſeines Meiſterpinſels freien Spielraum, und er war dabei nicht in Gefahr, das Kolorit zu überladen. Vielleicht iſt ihm daher nichts ſo gelungen, als die Darſtellung der großen Raubthiere. Ueberhaupt verräth er viel Sinn und Liebhaberei für das Wilde: er bringt es auch da an, wo es nicht hingehört, oder nur als dichteriſche Licenz entſchuldigt werden kann. Seine prächtigen Pferde ſcheinen oft Löwenſeelen zu haben, und es wäre nur zu wünſchen, daß man eben das von ſeinen Göttern rühmen dürfte. Andre Male läßt er uns Schauſpiele des römiſchen Circus ſehen; hier hat er ſich gemäßigt und die Wildheit in der friedlichſten Lage leiſe durchſchimmern laßen: beides wie aus der Natur geſtohlen.'

'Die obige Bemerkung finde ich gleich an dem daneben hängenden Bilde desſelben Meiſters beſtätigt, das unter dem Namen Quos ego berühmt iſt. Eine Anſpielung auf die virgiliſche Scene, worin dieſe gebietenden Worte vorkommen, verherrlicht mit mythologiſchem Aufwande die Seefahrt des Kardinals Ferdinand von Oeſterreich von Spanien nach Italien. Aber wie hat die keuſche Dichtung in dieſem üppigen Boden gewuchert! Virgil würde ſich ſchwerlich in einer ſolchen Nachbildung wieder erkennen, die halb eine überſpannende Parodie, halb (wie Mengs ſich bei einer andern Gelegenheit über Rubens ausdrückt) 'Ueberſetzung in's Flamändiſche' iſt. Auf einem großen Muſchelwagen, von Seeroſſen gezogen, fährt Neptun von der linken herein. Die Kraft ſeiner Muſkeln iſt nicht durch Göttlichkeit gemäßigt, vielmehr ſchweift ſie in Umrißen aus, die der Natur oder der Phantaſie zu voreilig, nur noch als Entwurf, entſchlüpft zu ſein ſcheinen. In dem Kopfe iſt dagegen der ohnmächtige Zorn eines ganz gemeinen Menſchen: was ſage ich? — eines alten Weibes. Die zerwebten greiſen Haare werden auch der Sache nicht den Ausſchlag geben. Man wundert ſich, daß er durch das Alter nicht mehr zur Vernunft gekommen iſt. Warum ſchreitet er nur in einer ſolchen Fechterſtellung weit aus, und hält den Dreizack in der Rechten, als wollte er damit ſo recht in's Meer hineingabeln? Lenkte er ſtatt deſſen *) noch ſeine Roſſe, die verwirrt über einander poltern, aber dafür auch mit den aufgerißnen Augen und Naſenlöchern, deren Odem die See erhitzen müßte, eine herrliche Theatererſcheinung machen. Man weiß wirklich nicht, ob er Getümmel erregen oder beſänftigen will; und ſieht man auf den blaſenden Triton vor ihm her, auf die wilden Roſſe, die empörten Wellen rings herum, den Sturm im Gemüth des Gottes, wie in ſeinem fliegenden Gewand und Haar, ſo muß man jenes glauben. Die entfliehenden Winde oben betragen ſich geſitteter mit ihren in Flügelgeſtalt ausgeſtreckten Armen und Beinen, und die Schiffe in der Ferne ſegeln ganz ruhig, nicht etwa ſchräg gelehnt, und im aufſpritzenden Schaume halb vergraben. Kurz, Neptun ſtillt einen Sturm, der noch gar nicht vorhanden war, ſo wie Rubens einen unnützen erregt. Das Auge kann am meiſten auf drei Nereiden ausruhen, die vorn vor dem Muſchelwagen die linke Ecke ausfüllen; eigentlich ausfüllen, denn ſie ſind nach der Erfahrung gemacht, daß wohlbeleibte Perſonen am beſten ſchwimmen können. Sie umfaßen ſich und tauchen vorwärts

---

*) doch 1798.

unter: ſie ſind zu blond und phlegmatiſch, um an dem Unheile Theil zu nehmen. Auch iſt ihr Fleiſch nicht ſo mit Röthe geſättigt, wie gewöhnlich bei Rubens, es fällt vielmehr in's Weißliche, als wäre das Element, welches ſie bewohnen, eingedrungen. Ein Uebel, das der Phantaſie des Malers ebenfalls begegnet ſein möchte.'

'Eine artige und ſchön gepuzte Prinzeſſin iſt auf einer Spazierfahrt begriffen geweſen. Eine geflochtene Kiſte, im Schilf des Ufers ſchwimmend, hat ihre Aufmerkſamkeit erregt; ſie iſt abgeſtiegen, und ſteht, von ihrem Gefolge umringt, unter Bäumen auf einer Erhöhung am Ufer. Das Käſtchen iſt ſchon heraufgeholt, man hat es geöffnet, und o Wunder! ein ſchönes geſundes Kind ſtreckt aus dem Tuche, *) worein es gewickelt war, den Begleiterinnen der Prinzeſſin die Arme entgegen. Sie überreichen es ihr: ſie ſteht in Ueberlegung, ob ſie den Fündling in ihren Schutz an- und aufnehmen ſoll; während die vertrauteſte von ihren Geſpielinnen ihr zuredet, erwarten die andern neugierig den Ausgang. Dieß iſt ungefähr die Geſchichte, welche Paul Veroneſe aber nicht ſo ſchlicht vorträgt, ſondern nach ſeiner Weiſe bizarr, modig und doch romantiſch zu verzieren, und in einer üppigen Anordnung auszubreiten gewußt hat. Auf der linken Seite machen die dicht ſtehenden Bäume den Hintergrund aus, der näher vortritt; rechts eine hellere Ferne; eine Brücke mit großen Schwibbogen, unter welchen die längs dem Fluße hingebauten Häuſer ſichtbar ſind. Der Fluß zieht ſich ſchräg nach der rechten Seite hin, und fließt vermuthlich mit einer Krümmung, tiefer als das Bild ſich erſtreckt, vor der Scene

---

*) worin 1798.

der Handlung vorbei. Aus einer großen Entfernung läuft die Schweſter des Kindes athemlos und barfuß herzu. In der rechten Ecke werden zwei Figuren halb durch den untern Rand abgeſchnitten: eine Magd, die den leeren Korb hält, und ein Trabant in alter Schweizertracht, der vom Rücken her geſehen wird, aber durch die Wendung nach der Prinzeſſin hinauf den Kopf im Profil zeigt. Ein zweiter Trabant ſteht über ihnen an einem Baum und guckt nach dem Korbe hinunter. Sein rothes Wamms mit ſchrägen Einſchnitten nach Art eines Panzers, unter welchem grüne aufgeſchlagene Schöße des Rocks hervorkommen, ſeine wunderderliche Mütze und eine große Hellebarde geben ihm ein ſtattliches Anſehen, das zu ſeinem biedern und kräftigen Geſichte wohl ſteht. Mit dem Kinde ſind zwei Frauen beſchäftigt: eine erfahrne Alte, vielleicht die Amme der Prinzeſſin, faßt die Zipfel des Tuchs, worin das Kind noch liegt, und ſieht fragend nach jener hin; ein junges Fräulein hält es auf den Armen, und hat ſich der Prinzeſſin gegenüber auf ein Knie niedergelaßen. Dieſe ſteht mit dem Kopfe und Körper nach vorn gewandt; die linke Hand an der Hüfte geſtützt, mit der rechten auf die Schulter ihrer Freundin ſich lehnend. Sie iſt die Hauptfigur des Bildes, aber *) die andre die anziehendſte. Die Prinzeſſin iſt nur vornehm, zierlich und geſittet; das Fräulein verwendet gefällig und liebreich eine ſittſame Beredſamkeit für den kleinen Schützling. Zwiſchen jener und der Alten neigen ſich ein Paar weibliche Köpfe im Schatten nach dem allerliebſten Knaben — einem Gegenſtande, der für jetzt eigentlich noch über ihre Sphäre iſt — mit mädchenhafter Theilnahme hin.

---

*) dieſe die 1798.

In den Kleidungen iſt elegante Pracht und Mannichfaltigkeit der ſchönen Stoffe angebracht, und die Mode maleriſch benutzt. Das Mädchen mit dem Kinde hat weite und lange vorn anſchließende Aermel von ſchmalgeſtreifter weiß und grauer Leinwand; das Obergewand von fleiſchfarbenem Atlas iſt in bauſchigen Falten zurückgeſteckt, und läßt an dem knieenden Beine ein Unterkleid von eben jenem Zeuge ſehen. Die Prinzeſſin trägt ein Kleid von weißem Stoff mit goldnen Blumen oder Schnörkeln geſtickt, das ſie mit der linken Hand an der Hüfte hinaufzieht, und dadurch das Unterkleid von grünlichem Moor ſichtbar werden läßt. Die Form des Schnürleibes iſt etwas ſteif, und ſein Ausſchnitt an der Bruſt viereckig, was durch zwei Feſtons von Perlen unter demſelben wenig gemildert wird. Deſto vortheilhafter für die Freundin neben ihr in einem Kleide von röthlichem Taft, mit braunen weit von einander entfernten Streifen. Ihr linker Arm iſt vor der Prinzeſſin her mit einer redenden Geberde ausgeſtreckt, die rechte Hand nimmt einen weißen atlasnen Rock über jenem Kleide auf, und bringt darin eine üppige Unordnung von Falten hervor. Sie erſcheint von der Seite: die Biegung des Leibes vorwärts und ein breiter Kragen von weißem Atlas, der in Feſtons ausgeſchnitten von Bruſt und Schultern herunterfällt, verbergen das Mißfällige der Schnürbruſt; ein zarter und blühender Buſen, worauf ein Medaillon ruht, hebt ſich ſo reizend daraus hervor, daß er allen Zwang unnatürlicher Trachten vergeßen macht. Keine regelmäßige Schönheit: das Profil mit etwas auswärts gebogener Naſe und einem kleinen Unterkinn iſt niedlich und aufgeweckt. Das blonde Haar beinahe in griechiſchem Geſchmack eng zuſammengefaßt, und ſeine Flechten auf dem Wirbel gedreht und befeſtigt. So auch bei den übrigen, nur daß die Prinzeſſin eine Krone trägt. Die Köpfchen werden durch den einfachen Putz um ſo kleiner, und dieß giebt den Geſtalten überhaupt ein ſchlankeres Anſehen. Die Geſichtsfarbe der Frauen iſt zart und geſund, ohne im mindeſten geſchminkt zu ſein; eher iſt die Röthe zu ſehr geſpart. Der verkürzte Körper des Kindes hat die wärmſte Fleiſchfarbe. Pauls gewohnte Freigebigkeit in Gewändern erſtreckt ſich bis auf das Tuch, worin das Kind liegt: es iſt mit breiten Frangen beſetzt. Die koſtbaren metallnen Zierraten des Phaetons, der aus dem Schatten der Bäume hervorſchimmert, vermehren die Pracht: vor ihm kommen die braunen Pferdeköpfe mit weißen Bläßen zum Vorſchein, der eine zwiſchen der Prinzeſſin und dem Fräulein, der zweite dieſer zur Rechten. Die Entfernung und den Plan, worauf man ſich die Pferde denken muß, um ſie an der Stelle in ſolcher Größe und Entfernung von einander zu ſehn, mag der Maler ſelbſt rechtfertigen. Seine grillenhafte Phantaſie hat ſich ganz vorn linker Hand noch eine eigne Ergötzlichkeit geſtattet: ein verwünſchter Mohrenzwerg in einer ſammetnen purpurnen Pagenkleidung thut ſehr geſchäftig mit zwei Jagdhunden, die er an der Koppel hält. Seine ſeltſame Phyſiognomie und Mütze zeichnet ſich ſo grell wie möglich auf dem weißen Atlasrocke des Fräuleins. Dieß kann für einen verſchlungenen Namenszug gelten, wodurch ſich der Urheber des Gemäldes ſelbſt angiebt.'

Auch Pouſſin hat ſich eben ſo unverkennbar angegeben, aber auf eine ganz andre Art, als er die Ausſetzung deſſelben Kindes darſtellte, das dort gefunden wird. Die Perſonen, welche den kleinen Moſes dem Nil anvertrauen, nehmen näheren Antheil an ſeinem Schickſal, als die, welche ihn zufällig entdecken: dieſen Augenblick umgiebt eine glänzende geräuſchvolle Gegenwart, jenen erfüllt eine ſtille, aber innige Handlung. Ein höchſt verletzbares Geſchöpf wird von der, die es am zärtlichſten liebt, einem unſichern Element übergeben, um es menſchlichen Verfolgungen zu entziehen. Dieſe Lage der Mutter, ihre hoffende Beſorgniß, ihre zweifelnde Vorahndung, und den Muth, zu dem ſie geängſtigt worden iſt, läßt Pouſſin uns in ihrer Stellung und Geberde fühlen. Doch bleibt ihr ſchönes Profil unentſtellt von dieſen Regungen. Das Auge iſt auf den Säugling gerichtet, der zu ihren Füßen in die Kiſte gelegt wird, der Mund unmerklich geöffnet; ſie wagt nicht einmal laut zu ſeufzen. Die Arme nicht ganz ausgeſtreckt, nur von dem Ellbogen an emporgehoben, und die wenig gekrümmten Finger beider Hände wenig von einander entfernt: ſie begleitet damit ſo natürlich die Bewegungen des Gegenſtandes, den ſie nun ſchon nicht mehr erreicht, damit er nirgends anſtoßen ſoll. Vor ihr iſt ein Knecht, bis auf ein rothes Tuch um die Hüften unbekleidet, damit beſchäftigt, das Kind in der Kiſte zu verwahren. Er kniet vortrefflich, er ſtreckt die Hände nach der Kiſte wacker aus, die Handlung ſeines ausgearbeiteten und edlen Körpers iſt mehr als akademiſch: ſolche Figuren ſieht man auf alten Basreliefs Dienſte bei Opfern verrichten. Hinter der Mutter eine weibliche Geſtalt, wie die beiden eben geſchilderten im Profil und von ihrer rechten Seite zu ſehen. Sie hält die umgewandte Hand vor der Stirn, und ſchaut umher. Ihre Gewänder werden ſo unordentlich nach vorn und auseinander geweht, daß man zuerſt nicht begreift, weswegen ſie ſich auf einer ſo windigen Anhöhe aufhält, bis man ſich erinnert, daß es die Schweſter des Kindes iſt, welche in der Entfernung wachen muß, damit ſeine Ausſetzung nicht bemerkt werde. Dieſe Entfernung ſchließt man aus der Verkleinerung, weniger aus den gedämpfteren Farben, denn die der vorderen Gegenſtände ſind ſchon matt und dumpf. Sie tritt daher zu nahe an die Mutter heran, und macht für eine Nebenperſon zu viel Lärm. Die Zweideutigkeit dieſer Figur wird auf den erſten Anblick dadurch noch mehr vermehrt, daß ihr Haarputz und ihr kurzes unter der Bruſt gegürtetes Obergewand und das untere, das ſich ſeitwärts an den Knieen öffnet, etwas von der leichtgeſchürzten Diana hat, ſo daß man ſie für eine allegoriſche Gottheit halten könnte, wie den alten nackten Flußgott, der, auf der vorderſten Fläche liegend, beinahe die ganze Breite des Bildes einnimmt. Er lehnt ſich mit der Linken auf ein Felsſtück, hinter welchem der Strom ſich verliert; die Rechte greift an das nachläßig angezogene linke Knie, der rechte Schenkel iſt ausgeſtreckt, und wie der Rücken in ſeiner ganzen Länge ſichtbar. Ein Füllhorn auf dem Boden neben ihm bezeichnet den befruchtenden Nil. Er ſieht der Handlung, die an ſeinem Ufer vorgeht, in majeſtätiſcher Ruhe zu. Seine Formen ſind groß, aber für lebendiges Fleiſch zu hart und trocken, der Körper erſcheint daher mit ſeiner braunrothen Farbe eher hölzern, als ſteinern; und doch wäre das letzte noch am erſten zu ertragen geweſen. Als Bildſäule möchte der Alte immer da liegen, als wirklicher Flußgott verdirbt er eigentlich die ganze Geſchichte: das Kind wird nun nicht mehr den fühlloſen Wellen, ſondern einem göttlichen Pflegevater anvertraut, der ſchlimmer ſein müßte als er ausſieht, wenn er nicht gehörige Sorge dafür tragen wollte. Auf einem Basrelief, wo das Waßer nicht, wie auf einem Gemälde ausgedrückt werden kann, läßt man ſich einen ſolchen Flußgott zur Bezeichnung der Scene als eine nothwendige Licenz gefallen: hier hat Pouſſin dadurch vollends ſein Bild zu einem gemalten Basrelief gemacht, dem es ſich ſchon durch die geringe Rundung der Körper und den Mangel an *) Abſtufung der Farben nähert. In dieſen iſt die größte Einförmigkeit: die Kleidung der Mutter iſt roth und blau, und das Fleiſch ſcheint faſt aus derſelben Miſchung erſchaffen zu ſein, welche zu dem rothen Zeuge gedient hat. Rechts ſind Gebäude ohne alle Verzierungen der griechiſchen Baukunſt mit ſchlichten Mauern und Gewölben; links kömmt die Prinzeſſin mit ihrem Gefolge ganz von weitem herzu, am Horizont ſieht man ein Paar grell erleuchtete Pyramiden: alles kleinlich und ohne Wirkung.

Daß die Sache in Aegypten vorgeht, iſt alſo hinlänglich außer Zweifel geſetzt: aber bei allem dem kann man der gerühmten Gelehrſamkeit Pouſſins im Koſtum hier nichts weiter zugeſtehen, als daß er es beinahe ſo gut, wie Paul Veroneſe, beobachtet hat. Bei dieſem iſt Alles modern, aber Alles aus einem Stücke; bei jenem iſt Alles antiquariſch, allein es paßt nicht zu einander. Mutter und Tochter ſind der Kleidung nach ziemlich griechiſch, *) der Flußgott iſt wahrlich weder ägyptiſch noch hebräiſch, ſondern griechiſch, und bei einer Geſchichte, wo Jehovas unmittelbare Vorſehung eintritt, noch obendrein erzheidniſch. Das Füllhorn iſt auch griechiſch. Eigentlich iſt es doch ein Glück, daß der Maler auf halbem Wege ſtehen blieb, und zufrieden war, daß eine alte Geſchichte antik ausſah. Ein Andrer, der das Studium des Koſtums (auf welches die franzöſiſchen Kunſtrichter, die darin mit Pouſſin ſympathiſieren, eine ſo

---

*) Degradation 1798. **) der Knecht iſt ganz griechiſch, der Fl. 1798.

lächerliche Wichtigkeit legen) noch ſtrenger verfolgte, könnte der Tochter Pharaos die Phyſiognomie einer Mumie geben. Soll aber einmal etwas Fremdes ſich eindrängen dürfen, ſo iſt es wohl eben ſo erlaubt, eine bibliſche Geſchichte im venetianiſchen Dialekt zu erzählen, als die ganze Welt durch eine griechiſche Brille zu ſehen. Das Einheimiſche und Neue iſt uns näher, lebendiger, luſtiger; Paul malte friſch was er ſah und erlebte, Pouſſin ſchöpfte mühſam aus alten Denkmälern und Büchern. Jener hätte vielleicht ſeine phantaſtiſche Jovialität eingebüßt, wenn er die Kunſt ſo ernſt hätte treiben wollen; dieſer konnte ſich ſchwerlich über ſeine klaſſiſche Kälte erheben, wenn er ſich auch geſelliger in's Leben hineinwagte, und nicht mehr nach feßelnden Vorbildern, ſondern nach eigner Luſt und Liebe darzuſtellen ſuchte. Er verſtand ſich beßer darauf, was zur Würde des Menſchen, Paul was zum Glanz und der Herrlichkeit der Malerei gehört. Der letzte blieb zu ſehr bei der Oberfläche ſtehen: es war ihm weniger um den Ausdruck, als um die Geſtalt, und weniger um die Geſtalt, als um die Kleidung zu thun. Aber wie er auch kleidete! Er iſt doch noch mehr, als ein Maler für putzliebende *) Damen: die gleichwohl von ſeinen Trachten, ob ſie ſchon drittehalb hundert Jahr alt ſind, Manches benutzen könnten. Wenn man den ſteifen Anzug von Tizians Frauen mit ſeinen Kleidungen vergleicht, ſo muß man entweder annehmen, daß die Mode, die damals noch nicht ſo veränderlich herrſchte, in einem kurzen Zeitraume um ein Beträchtliches geſchmackvoller geworden war, oder daß Paul Veroneſe ihre Reize mit einem andern maleriſchen Geiſt auffaßte.'

---

*) Damen, die von 1798.

Reinhold. Ei, ei! wie ſtehts mit dem Verſprechen, nicht eigentlich Urtheile zu fällen? Gegen Waller waren Sie darin noch beſcheiden, Louiſe.

Louiſe. Er hat ſich das bei ſeiner kritiſchen Profeſſion ſo angewöhnt. Indeſſen geht er doch in ſo fern nicht über ſeine Befugniß hinaus, als ſeine Bemerkungen und ſein Tadel des Rubens und des Pouſſin meiſtens das betreffen, was in den Kunſtbüchern ſelbſt der poetiſche Theil genannt wird.

Waller. Hier ſind noch ein Paar kleinere Stücke, wo möglich ganz Beſchreibung.

Joſeph und Potiphars Frau von Cignani. Beide Figuren nur bis zu den Knieen: der enge Raum des achteckigen Bildes iſt ſchicklich gewählt, um die Bedrängniß des keuſchen Jünglings in einer ſolchen Nähe fühlbar zu machen. Potiphars Frau ſitzt links auf Polſtern eines Ruhbettes, ihr Oberleib unbekleidet; über den Hüften umgiebt ſie loſe ein *) bläuliches mit goldnen Blumen geſticktes Gewand, und zieht ſich um das rechte ſichtbare Knie anſchließender zuſammen. Ihr vorgebeugter Leib nähert ſich dieſem; beide Arme ſind ganz ausgeſtreckt: der linke hinter Joſeph kommt an ſeiner linken Schulter nur mit den Fingern, welche ſie halten, zum Vorſchein; der rechte greift in ſeinen rothen Mantel über dem dunkelblauen Gewande, der aber ſchon heruntergefallen nur noch über einem Arme hängt. Das Nackte an ihr iſt üppig, aber nicht von ſchönen Formen, die Brüſte zeigen ſich in einer ungünſtigen Lage, durch die heftigen Bewegungen der Arme zuſammengedrängt. Im Taumel der Begierde vergißt ſie ſogar der Sorge für ihren

---

*) bläulichtes 1798.

Reiz, worauf ſie ſich ſonſt, nach dem buhleriſchen Geſichte zu urtheilen, wohl verſteht. Eine entſchiedene kecke Brunette, keine Spur von weiblicher Scheu, die ſie zurückhalten könnte; ſie iſt ganz auf ihren fliehenden Raub gerichtet. Ihr ſchwarzes, nicht lockiges Haar iſt vorn geſcheitelt, und hinten zuſammengebunden, eine breite goldene Schnur durchſchlingt es ein paarmal. Die aufgeworfene Naſe, das runde vortretende Kinn, die ſtarken Lippen des geöffneten Mundes, Alles deutet auf jugendliche kühne Sinnlichkeit, und in dieſer Rückſicht konnte Joſeph nicht ſchlimmer verſucht werden. Wie ſchön ſtechen ſeine edlen ſeelenvollen Züge gegen die ihrigen ab! Er lehnt ſich zurück, um ihrem Arm zu entgehen; ſein Geſicht iſt nach ſeiner linken Schulter in den Schatten gewandt, in welchen auch ſeine braunen Locken wie von ihr wegfliegen. Die heiligen keuſchen Augen ſind über ſich gen Himmel gekehrt, der Stern tritt unter das obere Augenlied. Der Mund öffnet ſich, aber nur zu einem ſanften ächzenden Ruf, und ladet um ſo beredter zu Liebkoſungen ein, gegen die er um Hülfe fleht. Die Arme, bis zum Ellbogen bloß, hält er vor, die Hände mit den geöffneten Fingern ſieht man beide von der innern Seite über dem Kopfe der Frau. Auch das iſt zart gedacht, daß er die Verführerin nicht mit körperlicher Gewalt zurückſtößt. Die Hände wollen ſie nicht berühren, und ihre Bewegung iſt nur das bildliche Entfernen einer verabſcheuten Vorſtellung. So ringt eine ſchöne Seele, die in Gefahr kommt, ihr Theuerſtes zu verlieren. Ein Schlagſchatten, welchen der eine Arm auf den untern Theil des zurückgebogenen Geſichtes wirft, vollendet den rührenden Ausdruck, und überredet uns, daß bloße Wirkungen und Spiele des Lichtes Gedanken eines theilnehmenden Weſens ſind, welches die Gegenſtände umſchwebt.'

'Ein jugendlich männlicher Kopf voll Ruhe und Würde: das Haar vom ſchönſten Braun, oben geſcheitelt, aber *) vorn nicht von gleicher Länge, tritt hier und da unregelmäßig in die ebene, wenig gewölbte Stirn herein, und fließt an beiden Seiten des **) länglichen, doch geräumigen Geſichtes auf die Schultern hinab; große braune Augen von offnem, feſtem, lichtem Blick, über die ſich die vom aufgeſchlagenen Augenliede gebildete Linie in ungewöhnlicher Entfernung ſchön gebogen herumzieht; über ihnen Schatten durch die Vertiefung unter den Augenbrauen; dieſe nicht ſtark, welches die Majeſtät vermindert, aber auch nicht ſchlicht anliegend, ſondern von etwas ſtrebendem und ungleichem Haar, und alſo auch nicht von einem leidenden Charakter; die Naſe mit einer kleinen Einbiegung an die Stirn gefügt, der Naſenrücken breit, doch rundet er ſich an beiden Seiten; der Zwiſchenraum von da bis zur Oberlippe klein und nicht ſehr nach innen ausgeſchweift; die Lippen voll, der Mund in einer ziemlich geraden Linie geſchloßen, die beſchattete Vertiefung über dem Kinn ſehr kräftig, der Bart mit hellerem und krauſerem Haar angeflogen; alle Züge groß und in ihrer Großheit ſtill geordnet; ein hoher einfältiger Beruf, keine ſchwermüthige Vorahndung von Leiden, ſondern die weiſeſte, heiterſte, überſchauendſte Faßung; viel von einem Sohne Jupiters, und doch auch etwas von einem Juden: das iſt der Chriſtuskopf des Hannibal Carracci.'

Louiſe. Der Schluß ihrer Beſchreibung blieb mir kein Räthſel, ich erkannte darnach das Bild viel früher. Das iſt wirklich der Chriſtus des Hannibal Carracci, aber ich kann nicht ſagen: es iſt ganz der meinige.

---

*) nicht gleich von ebener L. 1798. **) länglichten 1798.

Waller. Und warum nicht?

Louiſe. Es iſt der ſchönſte, den ich jemals geſehn habe, aber doch fehlt ihm der Brennpunkt, wo die höchſte Kraft und Duldſamkeit zuſammentreffen; und bis ich den finde, werde ich vielleicht die Darſtellung dieſes Ideals für unmöglich halten.

Waller. Sie ſind der Meinung Forſters?

Louiſe. Aus weniger ſubtilen Gründen vielleicht. Die Aufgabe iſt aber wirklich ſubtil, der mancherlei Lokalbedingungen wegen, unter denen der Gott Menſch war, oder unter denen wir ihn ſo denken. Die Ruhe in Carraccis Kopf iſt herrlich, aber doch mit zu viel Weichheit verbunden. Er hat mehr von dem Jünger, als von dem Meiſter. Ein hoher einfältiger Beruf liegt in ihm, wie Sie mit Recht ſagen, aber es iſt der, die weiſe Lehre zu faßen und wiederum auszuſtreuen, und an der Bruſt des Meiſters zu ruhn. — Doch wir wollen dieſen unendlichen Streit nicht weiter führen. Geben Sie mir Ihre Papiere; ich nehme Alles mit, und kann nun um ſo eher Feierabend machen.

Waller. Und von dem Raphael wollen Sie ſchweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang ſtehen ſah?

Louiſe. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bei mir nicht allemal von dem über, deſſen das Herz voll iſt. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuſchreiben, und doch iſt mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit mir hinwegnehmen ſollte. Aber wie ſoll man der Sprache mächtig werden, um das Höchſte des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt ſo unmittelbar und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei, man hat keine nöthig, um zu erkennen was in unzweifelhafter Klarheit daſteht und gar nicht anders, als es iſt, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingeſtanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem *) gefeierten Namen bei Ihnen, daß Sie einige Umſtände machen, und ſich nicht ſo getroſt mittheilen, wie ein Menſch doch über alles thun darf, wovon er verdient, daß es ihm lieb iſt?

Louiſe. Es kann ſein, und ich habe ſchon gewünſcht, überall nicht zu wißen, dieſes Bild ſei von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müßen. In der Reihe der andern Gemälde habe ich es niemals geſehen, weil es immer unten für die Schüler auf der Staffelei ſtand: aber wie es ſich ſchon durch die einfache Zuſammenſetzung der drei großen Figuren unterſcheiden müßte für den erſten Blick! In beiden Sälen iſt nichts Aehnliches und unter dem Vortrefflichen nichts Verſtändlicheres, ſelbſt für das ganz unkünſtleriſche Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt ſein, der ſich in den Sinn des Malers oder der Malerei überhaupt zu verſetzen weiß; aber hier trifft eben das Erſte und Letzte zuſammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen zu, wo nicht für Raphael überhaupt, doch für dieſes Bild von ihm.

Louiſe. Liegt es nicht darin, daß die Geſtalten ſo einzeln daſtehen, jede für ſich geltend? Das Auge ruht dazwiſchen aus, und hat nichts zu ſondern, nichts **) willkürlich Angenommenes ſich klar zu machen. Und doch ſind ſie innig verbunden, ſelbſt für den erſten augenblicklichen Eindruck:

---

*) heiligen N. 1798. **) Konvenzionelles ſich 1798.

denn, ſagt! wer würde ſich nicht gern neben dieſen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louiſe; in der *) Begeiſterung vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann ſie doch ein jeder nach ſeiner Weiſe haben.

Louiſe. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, **) das ſie trägt, iſt ein Gott: denn ſo hat noch niemals ein Kind ausgeſehen. Sie hingegen iſt nur das Höchſte von menſchlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß ſie den Sohn ſo ſtill, ſo ohne ſichtbare Regung von Entzücken oder Selbſtgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es iſt auch nichts Aetheriſches an ihr, ***) Alles gediegen und körperlich. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt ſie ſchreitend auf die Wolken, und ſchwebt nicht in der Glorie, in die ſich ihre große Geſtalt hinzeichnet. Der Kopf ganz gerade aus, †) und eben ſo die Blicke. Das Oval des Geſichtes iſt oben ziemlich breit, die braunen Augen weit aus einander, die Stirn klein, das Haar ſchlicht geſcheitelt, — aber nein! ich kann das nicht einzeln und phyſiognomiſch deuten.

Waller. Sie ſollen auch nicht; ſagen Sie, was Ihnen einfällt.

Louiſe. Das ſcheint mir vortrefflich, daß man ſie oben nicht ganz im Freien ſieht: der Schleier, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen iſt, dient ihr gleichſam zur Blende.

---

*) Andacht 1798. **) was 1798. ***) alles gediegne feſte Theile 1798. †) und ſo 1798.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieſer Seite ſehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grunde hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Geſtalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louiſe. Der umgebende Schleier ſtimmt auch mit der Beſcheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt Alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber ſie läßt ſich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, ſichtbar bleibt, beſonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid feſt anſchließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleier an, bis, wo er ſich an den Füßen aus einander ſchlägt, und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorſchein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht ſelbſt geſehen hätte, würde es mir doch ſchwer werden.

Louiſe. Laßen Sie nur! Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erſt in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, ſelbſt daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand ſie verſteckt, iſt nicht umſonſt: man ſieht die Geſtalt beſtimmter und ſie erſcheint menſchlicher.

Waller. Nach *) meinem Gefühl auch majeſtätiſcher.

Louiſe. Ja, eben weil es eine ſo reine Erſcheinung iſt, die nicht Menſchen mit dem, was nach ihrer Meinung

---

*) meiner Anſicht 1798.

Ehrfurcht *) fordert, ausgeſchmückt haben, ſondern die in ihrer eigenen Natur daſteht. Denken Sie nun, wie groß ſie das Kind auf dem Schleier trägt, ſo daß es oberhalb frei bleibt und nur die Enden unter ihm zuſammen genommen ſind. Sie faßt mit der Rechten unter **) deſſen rechten Arm, die Linke unterſtützt das rechte Bein, das über das andre hinüber geſchlagen iſt, und an welches die Linke des Kindes greift, nicht ſpielend, wie Kinder thun, ſondern in der Ruhe, welche vollbracht hat. Es ſitzt nach vorn gewendet, und ſcheint nichts zu wollen, aber was es einſt wird wollen können, iſt unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn Alles iſt bereits geſchehen, und es zeigt ſich nur auf dem Arm der Mutter der Erde wieder, wie es ſie zuerſt betrat. Die Formen ſind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder ſtark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrſchen die Welt. Der Mund iſt beſonders ernſt, ſehr geſchweift, beide Enden der Lippen ziehen ſich herunter. Dieſer fremde Zug an einem Kinde giebt ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporſtrebend den Kopf umgiebt. Die Augen ſcheinen zwei unbewegliche Sterne; ſie liegen tief, die Stirn iſt voll Nachdenken. Und doch kann man nicht ſagen, dieſer Knabe iſt ſchon ein Mann. Es iſt keine Ueberreife, aber Uebermenſchlichkeit. Denn ſo weit ſich das Göttliche in kindiſcher Hülle offenbaren kann, iſt es hier geſchehn, und ich kann mir den Mann zu dieſem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Iſt das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Chriſtuskopf für unmöglich halten?

---

*) auflegt 1798. **) ſeinen r. 1798.

Louiſe. Ja ich geſtehe Ihnen, ich ſehe den Erlöſer der Welt am liebſten als Kind. Das Geheimniß der Vermiſchung beider Naturen ſcheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am beſten gelöſet, die ſo gränzenlos in ihrem Weſen wie begränzt iſt.

Waller. Faſt möchte ich Ihrer Meinung werden.

Louiſe. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zuſammen. Welch ein erhabenes Daſein, und ganz allein durch das bloße Daſein, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte ſagen, auch ohne Beleuchtung: ein geſchloßnes Helldunkel iſt wenigſtens nicht da, keine Magie der Erſcheinung.

Reinhold. Es iſt aber doch in den kräftigſten Farben, und ganz in Raphaels herrlichſter Weiſe gemalt.

Louiſe. Dagegen gieng meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beinah ohne Kolorit beſtehen können? Wirklich iſt dieſes ſo, daß ich es nicht anders wünſchen mag. Ich liebe das Bräunliche *) daran und den Roſt der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louiſe. Sei's was es wolle, ich laſſe mir ſelbſt die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben, als es iſt. Denn worin bei ihr die wahre Zartheit liegt, das iſt die Reinheit und Keuſchheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichſam nur dadurch gereift ſcheint, daß ſie für ewig feſtgehalten wurde, und dieſes bringt eben in der ganz irdiſchen Hülle noch näher an das Herz.

---

*) deſſelben u. 1798.

Reinhold: Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, ſelbſt wenn es noch vollkommener ſein könnte.

Louiſe. Iſt es nicht genug, wenn etwas ſo vollkommen iſt, daß man es bis zu dieſem Grade lieben muß? Wenigſtens können Sie mir die Schwachheit geſtatten. Aber ſtören Sie mich nicht. Ich wollte ſagen, daß eine ſolche Gegenwart doch gar nichts als ſich ſelber bedarf, daß die bloße Geſtalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe iſt nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkoſend, das Kind weiß nichts von ſeiner Mutter. Die Mutter iſt da, um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in dieſem heiligen Dienſte erſcheint ſie vor der anbetenden Welt, ſo groß wie ſie ihn im Himmel verwaltet, von wannen ſie wieder herabgekommen iſt. Sie iſt ohne Leidenſchaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenſchaft ſchweigen. Wie ich hinaufgeſtiegen bin, um ihr nahe in's Anlitz zu ſchauen, kann ich nicht leugnen, es iſt ein ſanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen ſind naß geworden.

Waller. *) Ihre Bewunderung geht in gläubige Schwärmerei über.

Louiſe. Wie dann und wann bei den Götterbildern der Alten. Es iſt keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Hierophant iſt. Sagen Sie, Reinhold, iſt nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beiden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektoniſche Symmetrie.

---

*) Sie ſind in Gefahr katholiſch zu werden. Louiſe. Wie dann und wann heidniſch. Es iſt keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Prieſter iſt. 1798.

Reinhold. Sie nehmen ſich wirklich in einiger Entfernung wie zwei Dreiecke aus, die ein ſchmales Oval zwiſchen ſich tragen. Sie ſind vor der Jungfrau einander ſo nahe gegenüber, daß ihr Gewand ſie eben zu berühren ſcheint. Die Köpfe ſtehen ungefähr der Mitte der Hauptgeſtalt gleich. Die drei Figuren zuſammen bilden wieder ein größeres Dreieck, welchem oben ein von beiden Seiten ſchräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die hart *) von einander abgeſchnittnen Farben noch auffallender gemacht. Am härteſten ſteht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen ſeine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum ſichtbar angedeutet ſind, **) bläulich wird; der ſchwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht, zeichnen ſich doch weniger ſtark aus. Die beiden Heiligen ſinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bei.

Louiſe. Wißen Sie, wie mir überhaupt die zwei knieenden Figuren vorkommen? wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt ſein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er ſeine Linke betheuernd auf die Bruſt legt, und die Rechte zum Bilde herausſtreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und dieſe Hände ſind vortrefflich gezeichnet.

Louiſe. Die junge Heilige, die ſo innig und anmu-

---

*) gegen einander 1798. **) bläulicht 1798.

thig die Hände auf der Bruſt zuſammenfaltet, wendet ihr Geſicht mit geſenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vordern Schulter herum. Sie iſt zu ſchüchtern, um hinaufzuſchauen, zu demüthig und auch mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Der Alte iſt kühner als Mann und als Greis: wohin ſein Sinn ſteht, dahin blickt ſein Auge; auch ſcheint er für Andre und nicht für ſich ſelbſt zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigne Seelenheil. Sie hat ein ſehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünſche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch iſt ſie nicht das Vorzüglichſte auf dem Bilde.

Louiſe. Eins muß ja wohl zurückſtehen, obwohl ich es nicht gewahr werde und nicht wißen will. Lieber laßen Sie mich von den himmliſchen Kindern ſprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das iſt nun die kindliche und die engliſche Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben; ſie betrachten nur in ihrem wonnevollen unſchuldigen Sinn. Der älteſte wieder anders, als der jüngere. Er ſchaut über ſich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in ſein ſüßes trunkenes Auge, man ſieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit ſchon, welche der Kleine kindlich anſtaunet, der mit ſeinen runden Wangen auf beiden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, liebe Freundin, es giebt viele Engel, die geiſtiger noch und geiſtlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel ſind: aber ſo irdiſch und himmliſch zugleich ſind mir noch keine vorgekommen.

Louiſe. Es iſt wahr, ſie ſind Kinder der Erde in bunten Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg ſind. Der Größere iſt ſanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen ſträubt ſich das Haar ſo trotzig um das volle Geſichtchen. Man kann ſie nicht ohne Verlangen anſehen, aber dann leitet der älteſte mit ſeinem ſinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heiterer nur, denn alles, was *) kindlich iſt, erheitert ja die Seele.

Waller. Und ſo wäre der Kreißlauf Ihrer Betrachtungen vollbracht, und wenn ich Sie nicht mit einem Vorſchlage unterbreche, fangen Sie ihn von Neuem an. Sie ſind unvermerkt in einen ſolchen Strom der Schilderung hineingerathen, daß ſie nichts weiter zu thun haben, als das Geſagte zu Hauſe niederzuſchreiben, damit ihre Schweſter den Raphael nicht vermiſſe.

Louiſe. Wenn es mir nur unter der Feder nicht wieder erkaltet.

Waller. Ich habe für mein Theil darauf geſonnen, ihm auf eine andere Weiſe beizukommen.

Louiſe. So? Da iſt gewiß etwas von Poeſie dabei: mir däucht, Sie ſpielten vorhin darauf an.

Waller. Das Verhältniß der bildenden Künſte zur Poeſie hat mich oft beſchäftigt. Sie entlehnen Ideen von ihr, um ſich über die nähere Wirklichkeit wegzuſchwingen, und legen dagegen der umherſchweifenden Einbildungskraft beſtimmte Erſcheinungen unter. Ohne gegenſeitigen Einfluß würden ſie alltäglich und knechtiſch, und die Poeſie zu einem unkörperlichen Phantom werden.

---

*) Kind iſt, erheitert doch d. 1798.

Louiſe. Was ſie bei manchen Dichtern und manchen Leſern ſchon allzuſehr iſt.

Waller. Gut! ſie ſoll immer Führerin der bildenden Künſte ſein, die ihr wieder als Dolmetſcherinnen dienen müßen. Nun ſind uns aber die Gegenſtände, welche der modernen Malerei in ihrem großen Zeitalter und auch nachher angewieſen wurden, ſo fremd geworden, daß ſie ſelbſt der Poeſie zu ihrer Dolmetſcherin bedarf.

Louiſe. Allerdings haben die Proteſtanten im Allgemeinen für *) manche katholiſche Vorſtellungsarten einen etwas proſaiſchen Geſichtspunkt.

Waller. Der Katholik hat ihn auch, wenn er ſeine Religion nicht liberal und menſchlich behandelt. Wir müßen uns erſt bewußt ſein, daß wir etwas ſelbſt in uns erſchaffen, ehe wir uns erlauben, es durch ein dichteriſches Spiel zu veredeln. Ein ſchöner Gottesdienſt kann nie Aberglaube ſein: aber die prieſterliche Zaubermacht wird dadurch am ſtärkſten bewährt, daß ſie den Menſchen das Häßliche, Lächerliche, Armſelige in Heiliges verwandelt.

Louiſe. Es wäre alſo ſchon Liberalität von den Päbſten und andern kirchlichen Häuptern geweſen, wenn ſie die Talente großer Künſte **) zur Auszierung der Tempel aufboten?

Waller. Unſtreitig; ſie war aber durch den allgemeinen Pomp des ***) Ceremoniendienſtes viel früher vorbereitet. Auf jeden Fall verdanken wir ihr einige von den eigenthümlichſten Schöpfungen der modernen Kunſt. Ich habe es oft beklagen hören, daß die großen Maler immerfort Madonnen, heilige Familien, Apoſtel, Heilige, Himmelfahrten und ſo weiter gemalt. Nach meinem Bedünken iſt es vielmehr ein unſchätzbarer Vortheil, einen beſtimmten mythiſchen Kreiß zu haben, wo die Gegenſtände ſchon bekannt und von lange her maleriſch organiſiert ſind, und die Aufmerkſamkeit ſich daher um ſo ungetheilter auf die Behandlung richten kann.

---

*) den katholiſchen Glauben einen ſehr proſ. 1798.

) zum Dienſte der Religion aufb. 1798. *) religiöſen Luxus v. 1798.

Reinhold. Indeſſen ſehen wir, daß die heutigen Künſtler Himmel und Erde bewegen, um aus dieſer Beſchränkung herauszukommen. Sie verſteigen ſich in die klaſſiſche Mythologie und Geſchichte, oder plagen ſich mit Allegorie, oder, wenn ſie recht nordiſche Naturen ſind, laßen gar die Geiſter Oſſians im Nebel erſcheinen.

Waller. Das erſte thaten die Meiſter der ſchönſten Periode auch zuweilen zur Abwechſelung; doch blieb die Religion mit ihren Geſchichten immer ihre Hauptbeſchäftigung, ſo wie ſie ihnen faſt ausſchließend Beſchäftigung gab. Man hat es noch nicht erlebt, daß die große Geſchichtsmalerei in einem proteſtantiſchen Lande recht geblüht hätte.

Reinhold. Der politiſche Enthuſiaſmus müßte ihr dann irgendwo ein neues weites Feld und eine ruhmvolle öffentliche Beſtimmung öffnen.

Waller. Sie würden freilich dadurch aus der Verlegenheit gezogen, meiſtens für ein gelehrteres Privatintereſſe zu arbeiten, welches niemals popular werden kann. Allein *) das Nationalgefühl und die ſtolze Erinnerung an vollbrachte große Thaten werden nie etwas Uebermenſchliches erſinnen. Wenn der Künſtler auf dieſes alſo nicht ganz Verzicht thun will, ſo iſt er auf die Alternative reduciert, die Ideale einer ausgeſtorbenen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Perſonen eines noch beſtehenden und wirkenden Glaubens fortbildend zu huldigen. *) Ich habe dieſen Glauben, und die daran geknüpften Ueberlieferungen und Sagen als ſchöne freie Dichtung zu nehmen verſucht, und mir nicht gerade einzelne Gemälde, aber hergebrachte Gegenſtände dazu gewählt. Die Poeſie beweiſet auf dieſem Wege der Malerei ihre Dankbarkeit, und es würde ſie ſelbſt vielleicht nicht gereuen, wenn ſie darauf fortgienge.

---

*) der Republikanismus wird nie 1798.

Louiſe. Sehen Sie, Reinhold? Die Verwandlung von Gemälden in Gedichte, wovon ich ſagte. Laßen Sie uns doch hören, Waller.

Waller.

Der engliſche Gruß.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkor,
Doch ſtilles Sehnen iſt ihr Seelenweide.
Da ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor;
Denn ſeine Stirn iſt Morgenroth der Freude.
Gegrüßt, Maria! tönt ſein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.

---

*) **Reinhold.** Eines noch beſtehenden! Aber wie lange? **Waller.** Als ſchöne freye Dichtung verdient er eine unvergängliche Dauer. Ich habe ihn als ſolchen zu nehmen verſucht 1798.

Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſich's geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen!

Chriſti Geburt.

'Mein ſüßes Kindlein, wüßt' ich dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh' am Buſen warm;
Die Nacht iſt dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten dich in dieſe Krippe legen.'
So ſprach Maria; draußen rief's dagegen:
'Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebornen Segen.'
Das Dach empfängt ſie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entſtrahlt des kleinen Heilands Angeſicht.
Sie ſtehn, ſie ſchaun, ſie jubeln, preiſen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Die heiligen drei Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit ſtrebten wir ſeit langen Jahren,
Doch wandern wir in unſern Silberhaaren;
Ein ſchöner Stern iſt vor uns her geflogen.
Nun ſteht er winkend ſtill am Himmelsbogen:
Den Fürſten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was haſt du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir iſt der Herr vor allen hoch gewogen.
Holdſelig Kind, laß auf den Knien dich grüßen!
Womit die Sonne unſre Heimat ſegnet,
Das bringen wir, obſchon geringe Gaben.
Gold, Weihrauch, Myrrhen liegen dir zu Füßen;
Die Weisheit iſt uns ſichtbarlich begegnet,
Willſt du uns nur mit einem Blicke laben.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu geſtaltet,
Gebenedeite! haſt du ihr gegeben.
Du darfſt dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.
Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das ſpielend ſich auf deinem Schooß entfaltet.
Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genoſſen feurige Geberde,
Dem Jeſus zarte Händ' entgegen breitet.
Der braungelockte Knabe ſcheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich deiner würdig werde?
Gern ſterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.
Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten;
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.
Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.
Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
Ach, gegen dich, wie bin ich ſtreng' und wild!

MATER DOLOROSA.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er ſieht voll Huld, die ihn hinaus begleitet,
Der Treuen Schaar in namenloſem Bangen:
Sie ſchaun auf ihn mit ſchmerzlichem Verlangen,
Was noch ſein Wink für Tröſtung ihnen deutet.
Der Mutter Antlitz blaßt in Todesſchauer,
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Ihr ſtummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.
Kein ſterblich Weib erfuhr ſo tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einſt das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

'Wie iſt mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen:
Ich ſeh' den Vater bei dem theuren Sohne.
Hinan! hinan! auf daß ich bei euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft und einſt empfaht die Krone.'
Und wie ſie ſo auf Wolk' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.
Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feier,
Und Heil'ge beten, wo dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, der Sphären Leier.
Dein Geiſt blickt ſichtbar göttlich durch den Schleier
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreier.

O Jungfrau! Tochter des, den du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo ſelbſt ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.
Dein Leben hat das Leben neu beſeelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Iſt unauflöslich uns durch dich vermählet.

Louiſe. Ach, da haben wir endlich unſern Raphael!

Reinhold. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie nicht bei dem vorletzten Sonett an die Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni zu Düſſeldorf, und bei Johannes dem Täufer an den ebenfalls dort befindlichen gedacht hätten, der bald dem Andrea del Sarto, bald dem Raphael zugeſchrieben wird.

Louiſe. Und bei der Geburt Chriſti hatten Sie gewiß Correggios Nacht vor Augen. Aber wie konnten Sie in dieſer poetiſchen Galerie die holde Magdalena auslaßen?

Waller. Ich habe ſie nicht vergeßen, allein ich wollte ſie nicht geradezu in jene heilige Reihe ſtellen. Bemerkten Sie doch ſelbſt vorher, daß man über dieſen Gegenſtand ſo leicht frivol wird.

In unbewahrter Jugend friſcher Blüthe
Riß Magdalena ihre Schönheit hin;
Den edlen Geiſt berückt' ein weicher Sinn,
Daß ſie in ungeweihten Flammen glühte.
Sie hört den Heiland, und die ernſte Güte,
Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu ſeinen Füßen ſinkt die Sünderin,
Mit tief zerrißnem ſchmachtendem Gemüthe.
Entblößt vom Schmucke liebt ſie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.
Ja, fromme Huldin! flieh in Wüſtenei'n
Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen:
Denn ſonſt bethört noch deine Reu' die Herzen.

Louiſe. Bis zur letzten Zeile haben Sie ſich ſtrenge gehalten; und wer weiß, wenn das Sonett nicht einen Schluß hätte haben müßen, Sie wären ohne alle Weltlichkeit durchgeſchlüpft. *) — Müßte ſich nicht viel dergleichen und von größerem Umfange zur Verherrlichung der heiligen Geſchichte und der Legenden dichten laßen?

Waller. Wer ſoll es thun? In Deutſchland **) wohnen der Katholiciſmus und die Poeſie eben nicht unter Einem Dache beiſammen. Proteſtântiſche Dichter haben ſich zwar in England und Deutſchland zum Theil mit ausgezeichnetem Geiſte an Gegenſtände ihres Glaubens gewagt; allein nach der Natur der Sache ***) konnte es ſelbſt einem Milton, einem Klopſtock damit nicht recht gelingen. Durch die Reformation wurde das erneute Chriſtenthum von ſeiner †) Vorzeit abgeſchieden, und eine mythiſche Welt hinter ihm vernichtet. Auf gewiſſe Weiſe wiederholte ſich was bei Verdrängung des Heidenthums durch das urſprüngliche Chriſtenthum geſchehen war. ††) Wie den erſten Chriſten die ſchönſten Werke der griechiſchen Kunſt als Werkzeuge des Aberglaubens ein Gräuel waren, ſo verbannten die ſtrenge-

---

*) Was aber die übrigen Stücke betrifft, warnen Sie nur wieder vor dem Katholiſchwerden! Sie ſind nicht nur ein Katholik, ſondern ein Proſelytenmacher. **Waller.** Gut, das bewieſe ja, daß ich jenes recht wäre. **Louiſe.** Müßte u. ſ. w. 1798.

) wohnt 1798. *) kann es damit nicht recht gelingen 1798.

†) ehrwürdigen V. 1798.

††) Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert,
Unſichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
(Schiller.)

Geſt nach einem langen Zeitr. 1798.

den Reformatoren alle bildlichen Darſtellungen aus den Kirchen: ſie hatten die Ausartung des Bilderdienſtes in Idololatrie bekämpft, und wollten jedem Rückfalle vorbeugen. Erſt nach einem langen Zeitraume konnten proteſtantiſche Dichter aufſtehen; nun fanden ſie ſich von aller volksmäßigen Sage verlaßen, und griffen nach wunderbaren Dichtungen in die nüchterne Luft. Bei der Verſchmähung der Sinnlichkeit, welche im Geiſte ihres Syſtems liegt, mußten ſie dabei faſt unvermeidlich in's *) Ueberſchwengliche verfallen, und die wahre kindliche Myſtik überfliegen.

Louiſe. Was machen Sie da, Reinhold? Sie haben gewiß einmal wieder eine von ihren Abweſenheiten.

Reinhold. Ich habe nur ein Paar Ideen flüchtig ſkizziert, die mir bei den Gedichten einfielen. Hier iſt eine Verkündigung Mariä für Sie, und da ein heiliger Johannes für Waller. Sie werden ſich das ſchon zueignen.

Louiſe. Wie ſo?

Waller. Nun, das begreift ſich: ſymboliſch **). Das Vorgefühl der Mütterlichkeit iſt gewiß für jedes zarte weibliche Herz ein verkündigender Engel.

Louiſe. Und ein junger Dichter und Schwärmer, der ſich weder in den Wißenſchaften, noch bürgerlichen Verhältniſſen einzunften laßen will, bleibt immer die Stimme eines Predigers in der Wüſte.

Waller. Daß Sie ſich nur nicht zu eifrig dem Dienſt der Antike widmen, Reinhold, und mir ja ***) die katholiſchen Ueberlieferungen recht in Ehren halten. Als Maler haben

---

*) Tranſzendente 1798. **) Wenn Sie einmal Mutter werden ſollten — das Vorgefühl eines ſo ſchönen Geheimniſſes iſt gew. 1798. ***) den katholiſchen Glauben recht 1798.

Sie mehr Urſache damit zufrieden zu ſein, wie mit der griechiſchen Mythologie.

Reinhold. Das wäre!

Waller. In dieſer hat Ihre Kunſt durchaus keinen Schutzgott.

Louiſe. Das iſt wahr: keine einzige Muſe malt, und ſo viele muſicieren.

Waller. Sie müßen wohl, wenn die Muſik von ihnen den Namen führen ſoll. Apollo iſt für die Dichter, *) der hinkende Vulkan für die mechaniſchen Künſte, Minerva für die weiblichen Arbeiten; die bildenden Künſte gehen immer leer aus.

Reinhold. Dieß kommt wohl daher, daß ſie viel ſpäter aufblühten, als Poeſie und Muſik, da ſchon alle Götter vertheilt waren.

Waller. Auch ſolche Heroen haben ſie nicht, wie Orpheus, Linus, Amphion und andere. Der einzige, den man nennen kann, iſt Dädalus, und dieſer gilt nur für die Bildner, nicht für die Maler. Welch einen würdigen Schutzheiligen haben ſie dagegen an dem Evangeliſten Lucas!

Reinhold. Und auch das iſt nicht wenig werth, daß wir wißen, er hat die Bildniſſe der Jungfrau, Chriſti und der Apoſtel nach dem Leben genommen, und der Nachwelt überliefert.

Waller. Es deutet die Richtung der neueren Kunſt auf individuellen menſchlichen Charakter ſo ſchön an. Niemanden konnte es einfallen, daß der olympiſche Jupiter dem Phidias geſeßen habe.

Louiſe. Aber Homer ſah ihn doch gewiß von der

---

*) Vulkan für 1798.

ioniſchen Küſte herüber auf dem wolkigen Gipfel des Olymp ſitzen.

Waller. Damit ich das Geſchenk Ihrer Skizze mit etwas erwiedre, lieber Freund, hören Sie meine Legende von Ihrem Schutzpatron*).

Reinhold. Tauſend Dank! Und die erſte Madonna, die mir gelingt, ſoll dem heiligen Lucas und dem heiligen Raphael gemeinſchaftlich geweihet ſein.

---

*) 1798. 1828 folgt das in den Gedichten Bd. I. S. 215..219 befindliche Gedicht 'Der heilige Lucas'.

II.

Ueber Zeichnungen zu Gedichten
und
John Flaxmans Umriſſe.
1799.

Nichts iſt gewöhnlicher unter uns, als Kupferblätter und Blättchen zu Gedichten, beſonders zu Schauſpielen und Romanen, theils zu den Ausgaben derſelben, theils zu Taſchenbüchern in den kleinſten Formaten. In ſolchen embryoniſchen Geburten erſchöpft ſich die Kunſt und bringt ſelten etwas Reiferes und Ausgewachſenes hervor. Dieſer Geſchmack iſt wohl ſchwerlich irgendwo ſo herrſchend geworden, und hat ſich zu einer Art von Syſtem ſo ausgebildet, als in Deutſchland. Den Italiänern liegt ein größerer Maaßſtab für Kunſtwerke zu nahe, als daß das Zwerghafte und Kleinliche viel Eingang bei ihnen finden könnte. Die Engländer haben die Verzierungen mit Kupfern, wie überhaupt den typographiſc[illegible] Luxus, mehr in's Große getrieben, und beſtechen wenigſtens durch mechaniſche Sauberkeit und Eleganz das Auge.

Aber wer wird unſern Kupferblättchen eine ſo verwerfliche Abſicht Schuld geben, ſchnöde wie ſie meiſtens hingekratzt ſind? Dann die ungünſtige Oktavform. Skizzen darin zu machen, wäre ein gutes Studium zu ſolchen Altarblättern, wo der Maler wenig Breite hat, und in eine unverhältnißmäßige Höhe gehen muß. Und endlich: was ſtellen ſie gewöhnlich zur Schau? Figuren und Scenen, die einem gebildeten Menſchen in der Wirklichkeit ſehr gleichgültig ſein müßten, oder denen er gern aus dem Wege gienge, wenn es wegen ihrer unendlichen Alltäglichkeit nur möglich wäre. In der That, es wird darauf gerechnet, daß bei weitem die Meiſten, für welche dieſe Arbeiten beſtimmt ſind, in ihrem Leben kein ordentliches Kunſtwerk geſehen haben: denn wiewohl manche Stadt Deutſchlands herrliche Schätze der Kunſt verwahrt, ſo reiſen die Deutſchen doch ſelbſt in ihrem Vaterlande zu wenig, um dieſe Gelegenheit zu benutzen. Wie müßte Einem zu Muthe werden, der in ſeiner demüthigen Abgeſchiedenheit jenes Gekritzel in den Almanachen immer für die edle Zeichen- und Maler-Kunſt gehalten hätte, *) und nun auf einmal in eine Galerie, oder auch nur in ein Zimmer voll großer und ſchöner Kupferſtiche träte! — Aber ſoll nicht Kunſtſinn und Kunſtliebe einſtweilen durch kleine Reize angeregt werden? — Der dürftige Bücherzierrath iſt dazu ungefähr eben ſo tauglich, als Heiligenbilder, aus Marcipan gebacken, die Kinder zur **) Frömmigkeit vorzubereiten.

Das iſt die eine Seite der Sache. ***) Wenn man aber bedenkt, an was für Bücher und Dichtungen (†)wofern ſie ſo heißen können) die Zeichner der Kupferſtiche größtentheils gebunden ſind, ſo wird man ſie nicht nur entſchuldigen,

---

*) und auf 1799. **) Religioſität 1799. ***) Sache; aber wenn man 1799. †) wenn 1799.

ſondern finden, daß ſie die traurigſten Aufgaben oft mit ungemeiner Geſchicklichkeit ausgeführt haben. Menſchenkenntniß, Pſychologie nud Moral waren die herrſchenden und anerkannten *) Principien, beſonders des Romans. Neuerdings hat es verlauten wollen, die Poeſie wäre eine ſchöne Kunſt, und die Romane gehörten ſo zu ſagen mit zur Poeſie. Da ſind nun manche Beurtheiler in Verlegenheit, die jene alte Loſung des Lobſpruches nur noch in den Bart hinzumurmeln wagen, und doch ſchlechterdings nicht wißen, was an einem Roman zu loben ſein kann, wenn es nicht die Menſchenkenntniß, die Pſychologie und die Moral iſt. Auch giebt es noch viele edle Gemüther, die den unnützen Genuß des Schönen und Geiſtreichen entweder für ſündlich halten, oder gar keinen Begriff davon haben. Was blieb alſo den Zeichnern übrig, als mit den Schriftſtellern in ihrer eignen Gattung zu wetteifern? Und welche Wunder von Pſychologie haben ſie in den engſten Raum zuſammengedrängt! Einem zollhohen Figürchen konnte man ſeine ganze Erziehung anſehen, alles was es im Leben gethan und gelitten hatte. Hier konnte man recht eigentlich ſagen, daß die geheimſten Triebfedern der menſchlichen Seele auf der Breite eines Haares ſchweben. Zweifelt noch jemand, daß die Tugend glücklich, das Laſter aber höchſt elend macht? Man hält ihm ein Taſchenbuch entgegen, worin der Kupferſtecher die irdiſche Laufbahn beider in einer Folge von Blättchen verzeichnet hat. Nach Art der **) poetiſchen Gerechtigkeit wurde eine ſchreckliche Grabſtichel-Gerechtigkeit gehandhabt. Wir haben Kupferſtiche zur Clariſſa erhalten, wo die alte Kupplerin auf dem Todbette wirklich ſchon in ein Meerungeheuer ver-

---

*) Prinzipe 1799. **) poetiſchen wurde 1799.

wandelt ſcheint. Bloß die Höllenfahrt fehlt noch. Mit Unrecht: denn von allen Argumenten gegen das Laſter bleibt das von den hölliſchen Flammen immer das entſcheidendſte.

Freilich haben unſre Zeichner bei dieſer unkünſtleriſchen *) Richtung eine frühere, ausländiſche, und alſo um ſo anſehnlichere Autorität für ſich: ich meine Hogarth. Die ausſchweifende Schätzung dieſes berühmten Mannes in ſeinem Vaterlande darf uns nicht über den wahren Werth ſeiner Werke verblenden. **) Die engliſche Nation hat ſo wenig große einheimiſche Talente in den zeichnenden Künſten aufzuweiſen, daß ſie auf die wenigen natürlich einen deſto ſtärkeren Nachdruck legt. Sein künſtleriſches Unvermögen, ſeine Blindheit für das Höchſte unter dem Sichtbaren, ***) das Schöne, hat Hogarth ſelbſt durch ſeine angebliche Zergliederung †) der Schönheit unwiderleglich dargethan. Man könnte übrigens zugeben, er ſei ein ausgezeichneter Kopf geweſen, und ihn doch für einen herzlich ſchlechten Maler halten. Der geiſtvolle Walpole, der, bei aller Vorliebe für Hogarth, ſehr wohl einſah, wo es ihm fehlt, ſcheint ihm noch zu viel zuzugeſtehen, wenn er ihn mehr für einen Komödienſchreiber mit dem Pinſel, als für einen Maler angeſehen wiſſen will. Komödien ſollten luſtig ſein. In Hogarths Bildern iſt Alles häßlich und unpoetiſch, oft die ekelhafteſte Anatomie moraliſcher Verweſung. Keine leichte Jovialität, nichts von jener abſoluten Willkür, die den darſtellenden

---

*) Tendenz 1799.

**) In England bewundert man mit Guineen, und wenn nun einen wohlmeinenden Reichen die baare Bewunderung in der Taſche brennt, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er ſie rechts und links ohne Urtheil ausſtreut. Ueberdieß hat die engliſche 1799.

***) die Schönheit 1799. †) derſelben 1799.

Geiſt über die Unſittlichkeit und Niedrigkeit des Dargeſtellten in eine reinere Region erhebt, und die ſcherzende Frechheit der alten Komödie ſo *) großartig macht. **) Man erklärt uns mühſam alle Abſichten und Anſpielungen, man weiſt uns mit Fingern darauf hin, damit wir es auch ja merken, was hier zu bewundern iſt. Ich für mein Theil, wenn ich Witz beſäße, und zwar ſolchen, der nicht erſt durch einen Vorſatz herausgedrückt zu werden braucht, ſondern eine überſtrömende Ader, die ſich in gleichſam elektriſchen Schlägen ihrer Fülle entledigt, ſo wollte ich ihn ſchon beßer anwenden, als zu einem weitläuftigen Kommentar über die ſchwerfällige ſatiriſche Proſa des *) engliſchen Malers. Doch das Kommentieren haben die Deutſchen nun einmal in der Art, ſelbſt die witzigen. **)

---

*) erhaben 1799.

**) Obiges Urtheil über Hogarth hatte ich nach ſorgfältiger und wiederholter Betrachtung der Kupferſtiche gefällt. Außerhalb England wird vielleicht kein einziges Originalbild dieſes Malers aufbewahrt. Seitdem hatte ich Gelegenheit, davon eine ſo große Menge zu ſehen, als man ſelten beiſammen ſieht, weil die einzelnen Stücke in Privat-Sammlungen, zum Theil auf Landſitzen zerſtreut ſind. Im Frühling des Jahres 1814 hatten ſich die Liebhaber und Beſitzer vereinigt, ihre Bilder auf einige Zeit herzuleihen, ſolchergeſtalt eine hogarthiſche Galerie zu bilden, und dem Londoner Publikum den Zutritt zu dieſer Ausſtellung zu öffnen. Ich gerieth in Erſtaunen. So gar ſchlecht hatte ich mir die Farbengebung doch nicht vorgeſtellt. Die Farben ſind buntſcheckig und dabei kraftlos; Alles iſt flach und ohne Rundung. Bei dieſer Bewandtniß der Sache wird den Malereien Hogarths durch die Uebertragung in einen Kupferſtich eigentlich geſchmeichelt. Um den berühmten Maler, deſſen Bilder in England, ſo zu ſagen, mit Gold aufgewogen werden, ja nicht Unrecht zu thun, muß ich von dem allgemeinen Urtheil über den Geiſt ſeiner Kompoſitionen einige wenige Blätter ausnehmen, z. B. die herumziehenden Komödianten in einer Scheune, den Muſiker in Verzweiflung, in welchen wirklich ausnahmsweiſe komiſche Laune ſich kund giebt. Anm. z. n. Abdruck. 1828.

---

*) engländiſchen 1799.

**) Hier möge Platz finden, was ich kurz darauf über Lichtenbergs Erklärung der hogarthiſchen Kupferſtiche ſagte.

'Seit in dem vorhergehenden Aufſatze die den Hogarth betreffende Stelle geſchrieben ward, hat Deutſchland an dem Erklärer ſeiner Bilder einen der ſinnreichſten Schriftſteller verloren. Er hatte gerade eine ſchalkhafte Note mitten durchgeſchnitten, als die Parce ſeinen Lebensfaden entzwei ſchnitt, und man kann gewiß nicht ſagen, daß er ſeinen Witz und ſeine liebenswürdige Laune überlebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferſtiche zeigt noch deutlicher, als die vorhergehenden, die platte Tendenz der hogarthiſchen Gattung: der erſt ſeit Lichtenbergs Tode erſchienene Text dazu zeigt dagegen um ſo ausgezeichneter die Feinheit, womit er ſie liberaliſiert, die Bereitwilligkeit aus eigenen Mitteln zuzubüßen, wo ihn ſein Kommittent im Stiche läßt, die Kunſt der Wendungen und Uebergänge, um ſeine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freilich können unter ſolchen Umſtänden ſeine Einfälle nicht immer das Anſehen freiwilliger und augenblicklicher Entſtehung haben, ſie gerathen zuweilen in's Spitzfindige, Weithergeholte und Verworrene. Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth ſo viel geliehen, daß man bei einem Urtheil über dieſen wohl auf ſeiner Hut ſein muß, die Grundfäden von dem feineren Einſchlage des Auslegers zu unterſcheiden. Wer die Fortſetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte ſich ſelbſt ſogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die wenn man ſie nicht recht durchzuſetzen weiß, dazu führt, von andern für das gerade Gegentheil erklärt zu werden: welches allerlei unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein ſelbſt anzapfen, nicht bloß wie ein Böttiger das leere Faß vor ſich hinrollen, worin ſo oft die angeblich litterariſche Thätigkeit beſteht.' —

Das Letzte bezieht ſich auf eine angekündigte Fortſetzung von anderer Hand. Man gab mir damals Schuld, ich hätte durch einen

Hogarth wurde Vorbild und zum Theil Quelle für die unzähligen Karikaturenzeichner, die ſich vor dem Fehler der moraliſchen Zwecke ziemlich zu hüten wißen. Da ſie für die Volksbeluſtigung arbeiten, ſo bemühen ſie ſich beſtens, komiſch zu ſein, und wenn das Behagen an eigner Laune dazu hinreichte, wären ſie es auch gewiß. Leider ſind aber ihre Ausgeburten großentheils plumpe Einfälle, mit plumper Hand ausgeführt: man muß eben den Ergötzlichkeiten des Geiſtes nur zur Erleichterung der Verdauung obliegen, um ſie witzig zu finden. In Frankreich erzeugte zu Anfange der Revolution die damals noch herrſchende Anglomanie ebenfalls Karikaturen; ich erinnere mich einiger, die von Seiten des Einfalls leicht die meiſten engliſchen aufwiegen mochten. *)

Bei den Zeichnungen zu Dichtern ſind die Engländer in den neueſten Zeiten aus der hogarthiſchen pſychologiſchen Gattung in das entgegengeſetzte Aeußerſte gegangen. Flache Manier iſt überhaupt das Weſen ihrer **) modiſchen Kunſt, und Effekt ihr Ziel. Weit entfernt, die Züge zu einem individuellen Charakter hundert Originalen in der Natur abzulauſchen, haben viele engliſche Maler im Sinne und in

---

leichten Scherz die ganze Unternehmung vereitelt. Das wäre doch eine Wirkung geweſen! Anm. z. n. Abdruck. 1828.

*) 1799 folgt: Ich bin nicht unterrichtet, wie weit dieſes Feld der politiſchen Betriebſamkeit ſeitdem angebaut worden, oder ob die große Republik auch von dieſer Seite noch nicht liberal genug iſt, um ſich ſelbſt zum Beſten zu haben. Faſt ſollte man das Letzte glauben, da ein Journal, das uns mit feuerfarbner Unparteilichkeit berichtet, was in den beiden Hauptſtädten Europas vorgeht (mitunter auch, was dort geklatſcht wird), meiſtens nur londonſche Karikaturen auf deutſchen Boden verpflanzt und à la Hogarth kommentiert.

**) modigen 1799.

der Hand nur ein einziges Geſicht, das bloß nach Maßgabe des Alters und Geſchlechts ein wenig modificiert wird, oder auch wenn ein Tyrann vorkommt, der die Augenbrauen ſtark herunterziehen muß. Wie man verſichert, iſt die theatraliſche Darſtellung Shakſpeares in England jetzt ſehr manieriert, aber die Kupferſtich-Galerie zum Shakſpeare überagiert wirklich den Akteur. Es giebt auch deutſche Sachen in dieſem Geſchmack. Andern, z. B. den Scenen aus dem Doolin von Kininger und John, thäte man Unrecht, ſie anders als mit den beßeren engliſchen *) Kunſtarbeiten zu vergleichen.

Im Ganzen bleibt es aber bei der einmal genommenen Wendung, und ich habe die gegründete Klage führen hören, die Gedichte würden durch begleitende Kupferſtiche proſaiſch; eine Gefahr, wovor freilich die ſogenannten beliebten Romane geſichert ſind. Aber wie mißglückt es meiſtens, wenn einmal die Reihe, Scenen in die Taſchenbücher zu liefern, auch ſolche Dichtungen trifft, die nicht bloß den zärtlichen Herzen gelten! Was ſoll man dazu ſagen, wenn Chodowiecky in Hermann und Dorothea nichts als Ochſenköpfe und aufgeworfene Naſen ſieht? Die Grazien einer gewiſſen Philine auf dem Sopha ſcheinen mir an einem ganz andern Ort zu Hauſe zu ſein, als im Wilhelm Meiſter; nur daß man ſelbſt in den Winkeln einer verfeinerten großen Stadt noch mehr äußere Anſtändigkeit finden dürfte. **)

Auch was die Wahl der Scenen betrifft, ſieht man in dieſem Fache ganz eingelernte Zeichner nicht ſelten im Blinden tappen. Einige glauben nicht fehl treffen zu können, wenn ſie nur eine edle Handlung wählen. Schon Hagedorn, der ſonſt im Praktiſchen ſo einſichtsvoll iſt, giebt dieſen Rath, und ſucht mit ſolchen ſentimentalen Grundſätzen dem derben aber wahrhaft künſtleriſchen Realiſmus der niederländiſchen Maler zu begegnen, die ſich bei dem Gewühl eines Jahrmarktes, einer Bauernhochzeit, oder eines Strandes, wo Waaren abgeladen werden, um alle großmüthigen Aufopferungen in der Welt nichts kümmern. Und mit Recht! Denn wenn ſich eine edle Handlung malen ließe, ſo wäre es eben keine edle Handlung. Die Schwierigkeit, das Eigenthümliche des Gedichtes darzuſtellen, verleitet andre Maler dazu, etwas ganz Unbedeutendes herauszugreifen. In einem Taſchenbuchsblättchen zu Voßens Luiſe läuft ſie am Arme ihres Bräutigams, um den Kahn zu erreichen, woraus ihnen der Vater zuruft: ‘Ehrbar, Kinder, und ſacht!’ Allerdings die laufende Atalanta mit dem Hippomenes wäre ein ſchöner Gegenſtand für den Maler: warum nicht auch Luiſe Blum mit dem *) Kandidaten Walter? Den kleinen Grafen kann man ſich als Amor hinterdrein ſtolpernd denken.

---

*) Produkten 1799.

**) 1799 folgt: Allein ich geſtehe gern, darüber nicht kompetent zu ſein; man ſollte den Prediger Jeniſch befragen, der, wie bekannt, ein eignes Buch über Philinens Philinität geſchrieben hat, ob er ſie hier getroffen findet.

Eigen iſt es, daß die Kupferſtich-Liebhaberei ſich ſo beſonders auf den Roman gerichtet hat. Und nicht bloß unter uns: auch auf engliſchen Blättern ſieht man Lotte im Werther Butterbrot ſchneiden. Bei keiner Dichtart iſt doch die Sache ſo bedenklich, als gerade bei dieſer. Daß ſie gewöhnlich das Koſtum des Tages fordert, (ein Umſtand, wegen deſſen der Dichter ſich auch vor allzu beſtimmter Angabe der Kleidungen zu hüten hat, und nur das erwähnen darf, was in der Mode ewig und allgemein gültig iſt, wie

---

*) Kandidat 1799.

blaßrothe Schleifen, weiße Neglige's, Strohhüte und dergleichen;) und daß die ſo bald veralteten Trachten hernach eine Störung verurſachen, iſt noch das Geringſte. Ein Roman könnte vortrefflich ſein, und keinen einzigen tauglichen Moment für die maleriſche Darſtellung enthalten. Es würde hingegen keine ſonderliche Tiefe verrathen, wenn ſich Alles darin ſichtbar machen ließe. Gerade das Bedeutendſte kann oft in der äußeren Erſcheinung am wenigſten mit Evidenz hervortreten. Der Roman iſt beſtimmt, die zarteren Geheimniſſe des Lebens, die nie vollſtändig ausgeſprochen werden können, in reizenden Sinnbildern errathen zu laßen. Die Poeſie ſchmiegt ſich hier vertraulich an die Wirklichkeit an, und haucht ihr eine höhere Seele ein. Es iſt nicht mehr die bloße Wirklichkeit, aber ſie ſoll es noch ſcheinen. Es giebt keine Brücke, die den bildenden Künſtler aus ſeinem Gebiet in den Mittelpunkt einer ſolchen Dichtung hinüberführen könnte, und ſo ſollte er ſich auch für zu gut halten, *) an ihren äußerſten Gränzen herumzuſchleichen.

Wo der Dichter dem Zeichner eigentlich die Hand bietet, wo beſtimmter Umriß und Gruppierung für die Phantaſie iſt, wo ſich ſchöne kräftige Geſtalten, nicht von zweifelhafter oder verwickelter Deutung, in idealiſchem Koſtum entſchieden bewegen: da wird der Wink ſelten verſtanden und benutzt. Welch eine Reihe von Bildern ließen ſich nach **) Goethes neuem Pauſias und ſeinem Blumenmädchen entwerfen! Das Getümmel des Gaſtmahls könnte von der ruhigeren Gruppe des Sängers und ſeiner Geliebten eingefaßt werden, wie er von ihren Blumenketten umſtrickt, ihr zu Füßen ſitzt; und ſelbſt in dieſer Gruppe würde der erfindſame Blick eine

*) um an 1798. **) dem neuen 1799.

Mannichfaltigkeit von Wendungen und Abſtufungen ſehen, die ohne Wiederholung in mehreren Bildern entfaltet werden könnte. Nur auf ſo gar winzigen Blättchen müßte es nicht geſchehen, das verſteht ſich: von dieſen und für dieſe iſt kein Heil zu hoffen, und man möchte ſie alſo nur ein für allemal den Kinderfibeln überlaßen.

Daß das Gedicht des Zeichners über das *) Werk des Dichters nicht vollſtändig verſtanden werden kann, ohne daß man ſich an dieſes erinnert, iſt wohl kein hinreichender Grund, die Gattung ganz zu verwerfen. Ein ſcharfſinniger Kenner hat vor Kurzem auf die ſo oft vernachläßigte Forderung gedrungen, daß jedes Kunſtwerk ſich ſelbſt ganz ausſprechen ſolle, und treffend die Wahl ſolcher Gegenſtände gerügt, bei denen gerade das, worauf ihre Wirkung beruht, erſt von dem Beſchauer hinzugedacht und in das Bild hinein gelegt werden muß. Aber die Freiheit, manchen Umſtand als bekannt vorauszuſetzen, auf den er nur anſpielen kann. wird doch dem Künſtler bleiben müßen, wenn er nicht gar zu enge eingeſchränkt werden ſoll. Ein ſolcher Kreiß von Mythen oder Legenden iſt dann als das gemeinſchaftliche Gedicht eines Volkes oder Zeitalters zu betrachten, womit man die Bekanntſchaft jedem Einzelnen zumuthet. Eben jener Kunſtrichter hat den Begriff eines Cyklus von Gemälden ſehr belehrend in's Licht geſetzt, und giebt zu, daß in der cykliſchen Form Auftritte vorkommen dürfen, die erſt durch vorhergehende oder folgende ihre volle Deutung erhalten. Da, wo nicht unabhängige und ausgeführte Werke aufgeſtellt werden ſollen, ſondern wo eine Kunſt nur einen Theil ihrer Mittel gebraucht, um ſich mit einer andern zu

---

*) Poem des 1799.

verbrüdern, erſtreckt ſich die Befugniß natürlich noch weiter. Warum ſollte es nicht eine pittoreſke Begleitung der Poeſie, nach Art der muſikaliſchen, geben können? Je ſtätiger ſie wäre, je liebevoller der Zeichner das Ganze des Gedichts umfaßte, deſto kühner dürfte er auch werden, deſto mehr ſich mit ganzer Seele auf die Seite werfen, wo er reich und mächtig iſt, und den Dichter für das Uebrige ſorgen laßen. So erhielte man das ſeltene, aber entzückende Schauſpiel des Zuſammenwirkens zweier Künſte, in Eintracht und ohne Dienſtbarkeit. Der bildende Künſtler gäbe uns ein neues Organ den Dichter zu fühlen, und dieſer dolmetſchte wiederum in ſeiner hohen Mundart die reizende Chifferſprache der Linien und Formen.

Ein engliſcher Bildhauer, John Flaxman, hat *) dieſen Gedanken in zahlreichen Sammlungen von Umrißen zu Dantes göttlicher Komödie, zur Ilias und Odyſſee, und zu den Tragödien des Aeſchylus, mit ſo viel Verſtand, Geiſt; und klaſſiſchem Schönheitsſinne ausgeführt, daß man ihn in ſeiner Gattung Erfinder nennen, und wünſchen muß, er möge bald glückliche und ſelbſtändige Nachfolger darin finden. Dieſe Werke führten mich durch den Gegenſatz mit der herrſchenden einheimiſchen Praxis auf obige Betrachtungen. Leider ſind ſie in Deutſchland ſo ſelten **), und ſollen

---

*) dieſe Idee 1799.

**) Die Titel dieſer Sammlungen ..... ſind folgende: La divina Commedia di Dante Alighieri, cioe l'Inferno, il Purgatorio ed il Paradiso, disegnata da Giovanni Flaxman, Scultore Inglese, ed incisa da Tommaso Piroli Romano. 1793. In possesso di Tommaso Hope, scudiere, Amsterdam. Klein Querfol. 110 Blätter. The Iliad of Homer engraved by Thomas Piroli from the compositions of John Flaxman, sculptor. Rome 1793. Querfolio 34 Blätter. The Odyssey of Homer engraved by Thomas Piroli from the comes nunmehr 'auch in Rom geworden ſein, daß ich bei dieſem Aufſatze nicht auf Leſer rechnen darf, die ſchon damit bekannt wären. Meine Abſicht kann alſo auch nicht ſein, zum Genuß der *) Beſchauung einzuladen, die mich ſo oft im Zauberkreiſe des Künſtlers gefangen hielt, und die einzelnen Kompoſitionen gemeinſchaftlich mit meinem Leſer durchzugehen. Ich muß mich damit begnügen, ſie im Allgemeinen zu charakteriſieren, ſo viel es ſich thun läßt, und meine Bemerkungen über die ganze Gattung mitzutheilen.

Zuvörderſt ſcheint mir für die **) maleriſche Begleitung eines Dichters der bloſe Umriß viel bequemer und brauchbarer, als die ausgefüllte Zeichnung. Bei dem ökonomiſchen Empfehlungsgrunde, daß ſo viel Arbeit und Koſten erſpart werden, will ich mich nicht weiter aufhalten, ob er gleich keineswegs unbedeutend wäre, wenn man in dieſer Art etwas Erhebliches für die möglichſte Verbreitung eines beßeren Geſchmacks unternehmen wollte. Wie unnütz wird ſo manches Buch durch wenige geleckte Blätter in punktierter Manier vertheuert, die man ſich im Augenblick müde geſehen hat! Der weſentliche Vortheil iſt aber der, daß die bildende Kunſt, je mehr ſie bei den erſten leichten Andeutungen ſtehen bleibt, auf eine der Poeſie ***) analogere Weiſe wirkt. Ihre Zeichen werden faſt Hieroglyphen, wie die des Dichters; die Phantaſie wird aufgefordert zu ergänzen, und nach der empfangenen Anregung ſelbſtändig fortzubilden, ſtatt

---

positions of John Flaxman, Sculptor. Rome 1793. Querfolio 28 Blätter. Compositions from the tragedies of Aeschylus, designed by John Flaxman, engraved by Thomas Piroli. The original drawings in possession of the Countess Dowager Spencer. Gr. Querfolio 31 Blätter. Anm. 1799. *) Betrachtung 1799.

) pittereske 1799. *) deſto anal. 1799.

daß das ausgeführte Gemälde ſie durch entgegen kommende Befriedigung gefangen nimmt. Die Bemerkung iſt nicht neu: ſchon Hemſterhuys hat den großen Reiz flüchtig entworfener Skizzen dadurch erklärt. So wie die Worte des Dichters eigentlich Beſchwörungsformeln für Leben und Schönheit ſind, denen man nach ihren Beſtandtheilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, ſo kommt es Einem bei dem gelungenen Umriß wie eine wahre Zauberei vor, daß in *) wenigen und zarten Strichen ſo viel Seele wohnen kann. Zwar muß man ſeine Phantaſie ſchon maleriſch geübt und vollſtändige Kunſtwerke viel geſehen haben, um dieſe Sprache geläufig leſen zu können. Daher iſt auch die Liebhaberei für bloße Contourzeichnungen ungleich ſeltner. Vielen iſt die Licht- und Schattentinte des Kupferſtichs ſchon eine zu ſtarke Abſtraktion: ſie möchten ihn, wie Kinder, illuminiert haben, weil ſie ſich einen blauen oder grünen Rock nicht anders vorſtellen können, als wenn ſie ihn vor Augen ſehen.

Doch dieß iſt nicht Alles. Was der Zeichner aus der Poeſie für ſich nehmen kann, ſind eigentlich die in Handlung geſetzten Weſen, die er nach ihrem Charakter geſtaltet. Den Grund, worauf ſie ſich bewegen, giebt der Dichter nur ſo viel an, als gerade nöthig iſt, weil die Stärke ſeiner Darſtellung gar nicht im **) Gleichzeitigen und Beharrenden liegt. In der ausgeführten Zeichnung aber wird Scene und Umgebung mit eben der Beſtimmtheit abgebildet, wie die Fuguren ſelbſt, und zwar nach den Bedürfniſſen der Beleuchtung und Perſpektive. Die Aufmerkſamkeit des Betrachters wird alſo auf die Theile zerſtreut, die weit ***) mittelbarer

---

*) ſo wenigen 1799. **) Simultanen 1799. ***) unmittelbarer 1799.

vom Dichter veranlaßt ſind, als die rein charakteriſtiſchen Züge in den Umrißen der bewegten Gruppen. Dieß iſt der Punkt, wo die Strahlen der beiden Künſte einander kreuzen, und jenſeits deſſen ſie wieder divergieren. Zeichnung kann man der Poeſie gewiſſermaßen zuſchreiben, aber weder Helldunkel noch Farbengebung anders als in metaphoriſcher Bedeutung. Nur die descriptive poetry etwa giebt ſich mit Luftperſpektive ab, und es iſt ihr ſo damit gelungen, daß das Nächſte wie das Entfernteſte in gleich unbeſtimmter und haltungsloſer Dämmerung verſchwimmt. Es begreift ſich auch, wie viel freiere *) Hand ſelbſt für die Anordnung und Gruppierung der Figuren der Zeichner behält, wenn er das Lokal nur ganz leicht und wie ſymboliſch andeuten darf. Endlich wird die Phantaſie ſie viel dreiſter zu den vorhergehenden und nachfolgenden Handlungen begleiten, als wo ihr die Schranken eines völlig dekorierten Schauplatzes entgegenſtehen.

Alle dieſe Vortheile hat Flaxman meiſterhaft benutzt. Keine überflüßigen Striche, auch nichts von jenen Schwungzügen, die bloß zur Verbindung dienen, und die man ſich bei flüchtigen Entwürfen erlaubt, oder auch wohl, um ihr Feuer zu beweiſen, mit Fleiß anbringt. Alles iſt mit dem Wenigſten gemacht; ſeine Umriße vereinigen die bedeutſame Keckheit des erſten Gedankens mit der Sorgfalt und Zierlichkeit **) einer ausgeführten Behandlung. Er ſchreibt den menſchlichen Körper in ſeinen verſchiedenſten Beſtimmungen und Anſichten mit Sicherheit hin, ohne ſich dabei, wie meiſtens die fertigen Schreiber, Schnörkel an den Buchſtaben angewöhnt zu haben.

---

*) Hand für .... der Figuren ſelbſt der Z. 1799.

**) der ausgeführteſten 1799.

Ferner in der Wahl der Dichter ſowohl, als der einzelnen Gegenſtände aus ihnen, zeigt der Künſtler *) ein richtiges Urtheil, und, wenn man ſo ſagen darf, ein plaſtiſches Dichtergefühl. Zwar iſt mit dieſen dreien keinesweges der Kreiß derer geſchloßen, die einer pittoresken Begleitung fähig ſind: noch auch mit den gelieferten Skizzen der ganze Reichthum an Scenen, welche ſie darbieten, erſchöpft: aber günſtigere Dichter für ein ſolches Unternehmen konnte er doch ſchwerlich finden; und er hat ſo gewählt, daß er bei jedem etwas in einem eignen Stil leiſten konnte. Aus dem Homer Gegenſtände zu Gemälden zu nehmen, iſt vielfältig mit antiquariſcher und artiſtiſcher Wärme empfohlen worden. Daß Homer, nach Winckelmanns Ausdruck, nicht in Bildern ſpricht, ſondern fortſchreitende Bilder giebt, fühlten gewiß auch die Alten, wie unter anderm die Anekdote von der Idee des Phidias zum olympiſchen Jupiter zeigt. Unter den Tragikern verdiente Aeſchylus unſtreitig den Vorrang, wenn die ſtrenge Hoheit der idealiſchen Bühne der Griechen ſichtbar gemacht werden ſollte. Darſtellungen aus den Tragödien des Sophokles hätten ſich mehr dem milderen gemäßigteren Stil der homeriſchen nähern müßen. Was den Dante betrifft, ſo war das bekanntlich ſchon Michelangelos Wahl, und Flaxman fand alſo den Gedanken dazu in der Kunſtgeſchichte aufgezeichnet. Allein an einem **) engliſchen Künſtler beweiſet es doch eine ungewöhnliche hohe Bildung, daß er, da er einmal einen modernen chriſtlichen Dichter wählen wollte, nicht bei ſeinem angebeteten Landsmann Milton ſtehen blieb, ſondern den nach der gemeinen Meinung finſtern und auf die geſchmackloſeſte Art wunderlichen

---

*) das richtigſte 1799. **) engländiſchen 1799.

Italiäner vorzog. Dem unbefangenen Urtheil iſt es allerdings einleuchtend, wie weit hier Milton, der das Chriſtenthum klaſſiſch idealiſieren wollte, gegen den großen *) Hierophanten des Katholiciſmus zurückſtehen muß. Die Figuren, womit Milton den Maler verſieht, laßen ſich in einem Augenblick überſehen: die heilige Dreieinigkeit, deren Perſonen jedoch aus dem kindlichen Anthropomorphiſmus ſchon ſehr in's Formloſe erweitert ſind; Adam und Eva mit ihrem langen Mantel von blonden Haaren; die **) Engel und Teufel, nicht wie die Tradition ſie gegeben, ſondern wie der Dichter nach eignen Begriffen ſie umgeſtaltet hat, und ein paar allegoriſche Ungeheuer. Dante hingegen, bald der Raphael und bald der Michelangelo der Poeſie ***), wie ſeine Viſion überhaupt nichts geringeres als das Univerſum umfaßt, ſo ſtellt er auch eine vollſtändige Galerie aller menſchlichen und göttlichen Charaktere auf.

Zu jeder der vier Sammlungen macht ein Titelblatt, mit bedeutenden Sinnbildern geziert, den Eingang. Bei der göttlichen Komödie geht das Bruſtbild des Dichters aus Wolken hervor, unter ihm die verkleinerte Mißgeſtalt Lucifers, oberhalb ein Engel des Lichtes mit verbreiteten Fittigen und gehobenen Armen, Sterne zur Rechten und Linken. Dante iſt wie immer mit dem Lorbeerkranze über der florentiniſchen Mütze vorgeſtellt, mit ſinnender Miene, den Zeigefinger der rechten Hand an die Stirne gelegt. Der ſtäte Hang zum Grübeln und die Kämpfe eines mühevollen Lebens haben auf dieſem Geſichte das Gepräge urſprünglicher Sonderbarkeit mit noch tieferen Furchen eingegraben: es iſt

---

*) Propheten 1799. **) proteſtantiſch gewordenen Engel und Teufel, und ein paar alleg. 1799. ***) (ich borge dieſen Ausdruck von jemanden, der ihn von mir geborgt hat) 1799.

eins von jenen, deren Aehnlichkeit nicht leicht verfehlt wird. Der Zeichner hatte zwar das Recht, es etwas jugendlicher zu halten: denn nach der Dichtung fällt Dantes Wanderung durch die Geiſterreiche in ſein fünf und dreißigſtes Jahr. Er hat aber mit Bedacht mehr das Alter gewählt, in welchem Dante wirklich dichtete, und dadurch nicht bloß den Gegenſatz mit der Jugend Virgils und Beatricens gewonnen. Den Urheber des geheimnißvollen Werkes denkt man ſich unwillkürlich mit den Zügen ernſter Jahre: *) in dieſen Zügen erſcheint das Ringen nach heiligender Wahrheit, das ihn begeiſterte, aber noch nicht von den irdiſchen Mühſalen zur Vollendung hindurchgedrungen iſt.

Daß die Figuren Dantes und ſeiner Begleiter, erſt des Virgil, dann der Beatrice, nach der Natur der Sache ſo häufig wiederkommen müßen, weil an ihre Fortſchritte alles Uebrige gereiht iſt, könnte eine große Unbequemlichkeit **) ſcheinen. Flaxman hat ſie jedoch, ohne den Reichthum ſeiner Erfindung erſchöpfen zu laßen, überwunden und zu den Vortheilen, die darin liegen, vortrefflich benutzt. Dieſe ſchon bekannten Perſonen, als Zeugen der dargeſtellten Scenen, laßen uns leichter die Deutung ***) einer jeden finden: wir erblicken die Gegenſtände wie in dem Gedichte ſelbſt durch die Vermittlung ihres Handelns und Betrachtens; die erſtaunensvolle Theilnahme, die naivere Gemüthsbewegung iſt immer die des Dante, ruhiger, und doch nicht weniger bedeutend ſteht der höhere Führer daneben. Das Koſtum der beiden Dichter, die römiſche Toga, und der Mantel über einer anſchließenden Kleidung, welches in Dantes

---

*) in ihnen erſch. 1799. **) ſcheinen, die Fl. jedoch .... hat. 1799. ***) derſelben 1799.

Zeitalter die bürgerliche Tracht war, ließ ſich ſehr gut brauchen: bis an das Kinn eingehüllt, ſcheinen dieſe Wanderer oft die andringenden Schrecken von ſich abhalten zu wollen, und nur die Lorberkränze verrathen, in welchem Sinne ſie ſolche Oerter der Qual beſuchen. Auf vielen Blättern ſind ſie Hauptfiguren, andre Male nur klein im Hintergrunde angegeben, und außer den epiſodiſch erzählten Geſchichten, wobei ſie nicht vorkommen, hat der Zeichner ſie von manchen Höllenſcenen, wobei ſie gegenwärtig ſind, durch den engeren Raum, den er umfaßt, mit Recht ausgeſchloßen, weil es ihm nur darum zu thun war, eine Gruppe in ihrer ganzen Kraft hervorzuheben. Da Virgil ſeinen Freund erſt gegen Ende des Purgatorio verläßt, ſo will es etwas ſagen, daß die beiden immer charakteriſtiſch und doch mit beſtändiger Abwechſelung erſcheinen, die ſich wie ungeſucht darbietet. Mehrmals bildet ſchon ihr bloßes vereintes Fortſchreiten eine ſprechende Gegenwart.

In Beatricens Geſtalt iſt die verklärte Geliebte und die Heilige verſchmolzen: die himmliſche Weisheit hat die Mienen einer zarten Jungfrau, der gegenüber die Runzeln in Dantes Geſicht ſich erheitern. Ein Schleier wallt ihr hinten vom Haupte bis zu den Füßen herab und verbindet ſich mit *) dem Kleide, das um Bruſt und Arme anſchließt, ſich dann erweitert, und unten fliegend in Falten bricht, da hingegen der ganze Wurf jener männlichen Gewänder durch ein Paar ſtarke Striche beſtimmt wird. Auf ähnliche Art wie Beatrice ſind auch die andern weiblichen Weſen des Himmels: Matilda, die natürlichen und chriſtlichen Tugenden, und ſelbſt einmal **) die Jungfrau Maria, gekleidet; nur bleibt

---

*) einem Kl. 1799. **) die Mutter Gottes 1799.

zuweilen der Schleier weg, und die Haare fliegen oder ſind in einen Wirbel gebunden. Dieſe Tracht iſt eine glückliche Auskunft zwiſchen dem Bedürfniß der Zeichnung und den Forderungen des Koſtums, welches für Sitten und Geiſt eines Zeitalters ſehr malend ſein kann, und es hier wirklich iſt: ohne nonnenhafte Verhüllung drückt ſich eine ſo eigne Jungfräulichkeit darin aus; unmöglich könnte man eine griechiſch drappierte Frau für eine ſolche *) Grazie der Religion erkennen. Die ſchlanken Körper entfernen jeden irdiſchen Begriff, und die Formen zeichnen ſich, zum Beiſpiel bei dem Tanz der Tugenden um den ſymboliſchen Wagen, auf das beſcheidenſte **) hindurch.

Wenn von Wundern der Leidenſchaft und des Pathos die Rede iſt, ſo wird Ugolino genannt: eine von den Darſtellungen, die eigentlich weit über die Sphäre der Poeſie hinauswirken, weil menſchliches Gefühl die einzige Bedingung iſt, um auf's tiefſte von ihr erſchüttert zu werden. Hier erwarten wir daher unſern Künſtler, und nicht vergeblich. Man kennt den Ugolino von Reynolds aus dem Kupferſtiche: es iſt ein alter Mann, der hungert, aber es iſt nicht Ugolino. Ohne die große Kluft zwiſchen einem ausgeführten Gemälde und einer Skizze zu vergeßen, kann man doch wohl ſagen, daß Flarman eine viel höhere Anſicht der Geſchichte gefaßt hat. Das erſte Blatt ſtellt die Gefangennehmung des Grafen und ſeiner Söhne vor. Er ſteht in der Mitte ganz nach vorn, an jeder Seite hat ihn ein bewaffneter Feind am Kragen und an den Knöcheln der Hände gepackt, die er zuſammenballt. Auch in dieſer Lage ſieht man den mächtigen, herrſchenden, unerſchütterlichen Mann;

---

*) religiöſe Grazie 1799. **) durch 1799.

die Knaben vor ihm, die ſich brüderlich an einander ſchließen, ſind nach Alter und Leidenſchaft abgeſtuft: der eine niedergeſchlagen, der andre verzweifelnd, der dritte ergrimmt, der kleinſte kindiſch weinend. Die rechts andringenden rauhen Krieger zeigen uns die Gewaltthätigkeit jener kraftvollen Zeiten, der Erzbiſchof Ruggieri, der links herumſchleicht, die mönchiſche Einmiſchung in die bürgerlichen Parteiungen. Das zweite Blatt geht gleich zum andern Ende des Trauerſpiels im Kerker über:

Ich rief die Todten noch drei Tage lang,
Und tappte, blind ſchon, über jeder Leiche.

Die Söhne liegen neben einander ausgeſtreckt, der Vater über ihnen auf ſeinen Armen, in der Verkürzung, doch ſo, daß das Geſicht mit den erloſchenen offenen Augen, ganz ſichtbar, die furchtbare Mitte der Gruppe ausmacht.

Die Scene, wie Franceſca da Polenta mit ihrem Verwandten Paolo im Lanzelot lieſt, und eine Stelle des Buches den Liebenden zum erſten Kuſſe hinreißt, iſt mit äußerſter Zartheit behandelt. Franceſca iſt ganz Liebe, Sittſamkeit, Hingebung und ſchüchterner Widerſtand. Daß ihr Gemahl ſie gleich jetzt belauſcht, und alſo der Augenblick des erſten gegenſeitigen Geſtändniſſes mit der unglücklichen Entdeckung zuſammenfällt, war eine nothwendige Abweichung von der Geſchichte, weil den liebenswürdigen Verirrten ſelbſt ihre Schuld, die ſchon den Moment der Verführung mit bangen Ahndungen umgiebt, nicht angeſehen werden durfte: die Kompoſition nähert ſich alſo der Abſicht des Dichters von einer andern Seite wieder um ſo mehr. Wie pathetiſch iſt das nächſte Blatt! Die beiden Geliebten als nackte Schatten, abgewandt, weinend und im Begriff vom Sturm weggewirbelt zu werden: Franceſca hält die Hand vor's Geſicht, aber der Schleier ihrer langen Haare bedeckt nicht die zarte Bildung; Dante liegt vorn, vor Mitleid in Ohnmacht gefallen, hinter ihm kniet Virgil, der ihn mit wehmüthiger Miene anblickt. So oft die Darſtellungen des Inferno ein Aeußerſtes im Ausdruck und den Bewegungen erfordern, hat der Künſtler es immer erreicht, ohne es über die Gränze der Wahrheit mit Anmaßung hervorzudrängen; mit dem Dichter einverſtanden, bei welchem das Leiden eben durch das genaue Maß unermeßlich wird, und der uns ganz in ſeiner Gewalt hat, wenn er beſchreibt, der Jammer beim Eintritte in die Hölle ſei ſo geweſen, —

Daß ich zu Anfang drüber weinen mußte.

Die ſtarre Art, wie Dante auf dem eben erwähnten Blatt in ſeiner ganzen Länge daliegt, die Arme rücklings hinter dem Haupte ausgeſtreckt, hat auf den erſten Blick etwas Seltſames, beim zweiten etwas Großes: und ſo hat der Künſtler immer, wo er den Sinnen nicht ſchmeicheln konnte, den Erſatz der Hoheit geſucht. Nur die Geberde des im Sarge aufrecht ſitzenden Farinata möchte noch ruhiger und trotzender ſein; vielleicht wäre ihm unter dem Grabtuche beßer ein Harniſch gegeben. Auch der Mantuaner Sordello, der entzückt ſein ſoll im Virgil einen Landsmann zu finden, umarmt ihn etwas zu ſchläfrig.

Da die Geiſter der Abgeſchiedenen in der Hölle und in der Büßungswelt meiſtens als menſchliche Geſtalten ohne Bekleidung vorgeſtellt werden, ſo gab es *) reichlich Gelegenheit, Zeichnung des Nackten, zum Theil in gewaltſamen Stellungen und ſchweren Verkürzungen, anzubringen. Freilich mußte **) das Nackte, um zu paßen, mehr nervig und

---

*) reichliche 1799. **) es, um 1799.

mager, als blühend und auserleſen ſein; allein der aufmerkſame Künſtler hat überall der Mißgeſtalt ſo wenig Gebiet einzuräumen geſucht wie möglich, und oft mit geringen Verdrehungen oder Zügen, die das Anatomiſche mehr auf die Oberfläche bringen, der dargeſtellten Qual ihr Recht erwieſen. Dante hat durch dieſe Bilder der Strafe ſowohl, als durch die Ungeheuer, welche die Hölle bevölkern, dem Zeichner manchmal etwas zu rathen aufgegeben; das Wageſtück, einen Verdammten ſeinen abgehauenen Kopf a guisa di lanterna in der Hand halten zu laßen, möchte nicht jeder beſtehn, ohne daß er ſtatt des Furchtbaren das Lächerliche ergriffe.

In Anſehung der Teufel hat Dante *) nicht, wie Milton, ſeinen maleriſchen Komponiſten in die Verlegenheit geſetzt, eine edle, ja majeſtätiſche Bosheit (man verſtehe wohl: nicht **) etwa feindſelige Leidenſchaften von einem großen Charakter, was ſehr ***) thunlich iſt, ſondern Verworfenheit mit dieſem vereinigt:) ſchildern zu ſollen. Er verſenkt ſie vielmehr in das Thieriſche, und giebt ihnen die Keckheit originaler und mit ſich einſtimmiger Naturen, was Flarman beſonders in den Malebranche meiſterhaft ausgedrückt und ſie dabei ſehr mannichfaltig charakteriſiert hat. Lucifers Scheußlichkeit war einmal nicht zu mildern, und wenn der Künſtler auch dieſe Aufgabe nicht übergehen wollte, ſo that er wohl, jeden Gedanken an ein menſchliches Geſicht zu entfernen: denn nur durch unwillkürlich angeſtellte Vergleichungen drängt ſich das Mißgeſtaltete uns in eine widerliche Nähe auf.

Zweimal kommt in der göttlichen Komödie die Erzäh-

---

*) ſeinen maleriſchen Komponiſten aus der Verl. 1799. **) 'etwa' fehlt 1799. ***) wohl angeht, ſondern 1799.

lung vor, daß ſich ein Abgeſandter des Himmels und der Hölle beim Tode eines Menſchen um den Beſitz ſeiner Seele ſtreiten, und beide Male iſt ſie in dieſer Sammlung ſkizziert. Das eine Mal zieht der gute Engel den Abgeſchiedenen an beiden Händen zum Himmel empor, und der Böſe ſchleicht mit hämiſchen Fratzen beſiegt davon. Auf dem andern Blatte liegt Graf Guido von Montefeltro, der nach einem ränkevollen Leben ſich als Franciſcaner hatte einkleiden laßen, todt in der Mönchskutte mit eingedrücktem Kopf auf einem härnen Lager, von der einen Seite der Füße her ſchwebt Sanct Franciſcus herzu, gegenüber hat der ſchwarze Cherub dem Todten ein Knie auf die Bruſt geſetzt, ſtreckt über ihm ſchwebend die Krallen weit vor, und ſchreit gegen den Heiligen auf: Nol portar! non mi far torto! Die Zuſammenſetzung iſt neu und kühn gedacht, und die ſtille Bedenklichkeit des Heiligen, die habſüchtige Haſt ſeines Gegners, und die nun unbeweglich gewordene Heuchelei des Verſtorbenen unvergleichlich kontraſtiert.

Man hat häufig *) den Dante, und mit ihm *) den Michelangelo, aus den gewöhnlichen oberflächlichen Gründen getadelt, daß ſie heidniſche Mythologie unter katholiſche Vorſtellungsarten gemiſcht; während das tiefere Gefühl einen großen Zuſammenhang ahndet, und ſie rechtfertigt. Es gehört mit zu den Myſterien der Hölle, die Phantome einer blinden Vorwelt, in ſchreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzuſtellen. Ueberdieß mochte Dante immerhin aus dem klaſſiſchen Alterthume entlehnen wollen: es iſt damit, als wenn er ſich für einen Nachahmer Virgils ausgiebt, welches ihm niemand glaubt; ſobald jene Bilder in die Seltſamkeit ſei-

---

*) 'den' fehlt 1799.

nes Geiſtes wie eingetaucht ſind, treten ſie auch als einheimiſche in ſeine Welt ein. Unſerm Künſtler iſt dieß nicht entgangen, er hat die mythologiſchen Figuren durch ein ähnliches Medium gehen laßen, und den Charon, Cerberus, die Furien, die Centauren u. ſ. w. ganz anders behandelt, als er bei einem antiken Gegenſtande gethan haben würde. Bei der nähern Betrachtung ſeiner homeriſchen und äſchyliſchen Umriße werden wir ſehen, welche Enthaltung dieß von ihm war, und wie ganz er ſeinem Dichter hingegeben ſein mußte, um etwas, das klaſſiſche Namen trägt, nicht im reinſten Sinne des Alterthums auszuführen.

Im Paradiſo fand er Veranlaßung, ſeine Stärke in ſchwebenden Geſtalten zu zeigen: und mit welcher Leichtigkeit ſchweben ſie und ſchwingen ſie ſich! Die Geſetze der Schwere ſcheinen wirklich für dieſe ätheriſchen Körper aufgehoben zu ſein. Bei der Darſtellung der Engel hat er mehrentheils die altere Weiſe der chriſtlichen Malerei vorgezogen, ſie mit lang herabwallenden Kleidern und großen Fittigen abzubilden; zu nackten oder von wenig Gewand umflatterten Knaben mit *) Amorflügeln wurden ſie, wie man weiß, erſt ſpäterhin nach der Idee der griechiſchen **) Genien und Liebesgötter gemacht. Dieß läßt ſich allerdings als Anſpielung auf einen Stand der Unſchuld, wobei gar nicht an Geſchlecht gedacht wird, ſehr gut vertheidigen; mit der ſtrengen kirchlichen Sitte, mit den keuſchen Entzückungen eines ***) chriſtlichen Himmels ſtimmt die andere Vorſtellungsart unſtreitig beßer überein. Die Engel ſind wie himmliſche Chorknaben bei jenem ewigen Gottesdienſte

---

*) Amorsfl. 1799. **) Genien gemacht. 1799. ***) katholiſchen 1799.

zu betrachten, die alſo auch feierlich gekleidet ſein müßen. Der Künſtler hat ihnen ganz die liebliche fromme Beſchränktheit gegeben, womit ſie in der heiligen Schrift und Sage ihre Botſchaften verrichten, und die über dem Beſtreben, ihre Natur durch Umfang der Kräfte und Gedanken in's Erſtaunliche zu erhöhen, in vielen neueren Dichtungen verloren gegangen iſt. Einige Male erſcheinen ſie ohne Flügel, aber in Gewändern, die noch unterhalb der Füße in Falten fliegen, *) unter denen der ſchlanke Körper, bis auf die Theile, worin der geiſtige Ausdruck wohnt, das Geſicht und die entzückt verbreiteten oder über die Bruſt gefalteten Arme, faſt verſchwindet; ſo daß ſie auf ein Paar Blättern, wo ſie einen zahlreichen Kreiß in lauter ähnlichen Stellungen ſchließen, gleichſam wie hingehauchte Seufzer der innigſten und demuthvollſten Andacht die Glorie in der Mitte umſchweben.

Da im Paradiſo und zum Theil ſchon im Purgatorio zuweilen lange Stellen mit Geſprächen über theologiſche Gegenſtände angefüllt ſind, ſo hat ſich der Zeichner, der einmal das Gedicht Geſang für Geſang begleiten wollte, freiere Hand gelaßen: was figürlich und myſtiſch zu nehmen iſt, ſinnlich vorgeſtellt, oder auch wohl ein bloß epiſodiſches Bild, eine Metapher, zum unabhängigen Gegenſtande ausgebildet. Seine Entwürfe ſind dann nicht ſowohl Kompoſitionen der angeführten Zeilen des Dichters, als eigene durch ſie veranlaßte pittoreſke Phantaſien, und als ſolche zu beurtheilen. Zu der erſten Art gehört es, wenn der Geiſt des Foreſe, dem die inbrünſtigen Gebete ſeiner hinterlaßenen Wittwe Nella dazu verhalfen, ſchneller durch die Kreiße der Büßung hindurch zu gelangen, vor der niedergeworfenen Beterin ſicht-

---

*) und in welchen der 1799.

lich gen Himmel ſteigt. Auf einem andern Blatte treibt ein *) koloſſales Gerippe, wovon nur der Kopf und eine Hand ſichtbar iſt, Kinder mit den unbefangenſten Geberden durch die Luft **) ſchwebend vor ſich her; dieß ſind ‘die harmloſen Kleinen, die der Zahn des Todes gebißen, ehe ſie von der menſchlichen Schuld gereinigt wurden.’ (Purg. C. VII. v. 31...34.) Der Ausdruck ‘von den guten Geiſtern, die thätig geweſen ſind, damit Ehre und Ruhm ihnen nachfolge,’ (Parad. C. VI. v. 112...114.) iſt hier etwas zu wörtlich genommen, indem hinter einer Schaar von Seligen die Ehre als ein gekröntes Weib mit Sternenkränzen über dem Haupt und in den gehobenen Händen, und zunächſt an ihr die hergebrachte Figur der Fama ſchwebt. Ein einziges Mal verſtehe ich die Anſpielung gar nicht, die der Zeichner im Sinne hatte, und vermuthe einen Mißverſtand: das Bild des Heilandes als Knaben mit der Weltkugel in der Hand und auf die Schlange tretend, ſteht im Sternbilde des Löwen, und ſoll ſich auf Paradiso C. XVI. v. 37. 38. beziehen. Hingegen das gleich vorhergehende Stück, eine Mutter mit dem neugebornen Knäbchen in den Armen, zu deren Lager die Jungfrau Maria ſegnend hinzu ſchwebt, was ſich aus einem ſehr entfernten Wink des Dichters entwickelt hat, gehört unter die zarteſten Bilder der ganzen Sammlung.

Von den heitern Geſichten gegen Ende des Purgatorio an zieht ſich ein Strom von Licht, von Verklärung und Glorie durch Dantes Gedicht, der immer voller und ſtrömender wird, und in deſſen Urquell der geblendete Seher ſich zuletzt verliert. Ein in irdiſche Farben getauchter Pinſel kann bei dergleichen wenig ausrichten, und wie muß ſich

---

*) koloſſaliſches 1799. **) ſchwimmend 1799.

vollends der Zeichner *) dabei beſcheiden, der nur Linien hat! Die Malerei kann nicht zum Wetteifer in die Schranken treten wollen, wo die Darſtellung der unbegränzten Poeſie ſelbſt eigentlich ein beſtändiges Erliegen unter ihrem Gegenſtande iſt. Mit dem Aufſchwung in jede lichtere Sphäre verklärt ſich Beatricens Schönheit, und wird ſo überſchwenglich, daß der ſterbliche Geliebte ihr Lachen nicht ertragen, ſondern ‘wie Semele, in Aſche niederfallen’ würde, da er doch ſchon bei dem erſten Zurückſchlagen des Schleiers vor ihren Augen im irdiſchen Paradieſe ausgerufen hatte:

O Strahlen ewiger lebend'ger Helle!
Wer kann ſo blaß ſich in Parnaſſus Schatten,
Und trank ſo tief Apolles reine Quelle,
Daß ſein Gemüth nicht ſchiene zu ermatten
Bei dem Bemühn, zu ſagen, wie ihr waret,
Wo euch die Himmel tönend überſchatten,
Nun hüllenlos den Lüften offenbaret?

Das einzige Mittel, welches dem zeichnenden Künſtler hiebei bleibt, iſt der Ausdruck menſchlicher Geſichter, und in dieſem Spiegel weiß uns Flaxman manches erblicken zu laßen, was er nicht unmittelbar zeigen kann. Die Seligen und Engel ſind ſtill entzückt, und die Mienen der Betrachtenden ſprechen:

Ich fühle ſo von Liebe mich durchdrungen,
Daß ich **) zuvor noch nie ein Ding gekannt,
Das mit ſo ſüßen Banden mich umſchlungen.

Doch hat er ſich auch mitzuzeichnen bequemt, wie die Geiſter als Sternenkränze ſich um Dante her bewegen; wie in der Mitte eines aus ſolchen Sternen beſtehenden Kreuzes das Bild Chriſti ſtrahlt, und die Geſtalten der Seligen ſich in ver-

---

*) reſigniren, der 1799. **) noch nie zuvor 1799.

ſchiedene Buchſtaben zuſammen drängen, die etwas Heiliges bedeuten: was denn freilich Umriß vom Umriße bleibt, weil die ſchwarzen Striche nicht ſcintillieren. Er hat indeſſen dadurch zu verſtehen gegeben, daß er den Juwelenſchmuck, womit Dante ſeinen Himmel ausſtattet, nicht ſo kindiſch finde, als er vielen in ihrer Weisheit vorkommen möchte. Das Höchſte und Feſtlichſte der himmliſchen Freuden kann nur durch Licht und Farbenſpiel verſinnlicht werden, denn eben durch dieſe hängt unſere Erde mit den ätheriſchen Regionen zuſammen, und deswegen geht das Symboliſche darin in's Unendliche hinaus. Jede Organiſation hingegen, auch die edelſte, iſt an ihren Wohnort gebunden, und Ausdruck und Beſchränkung auf gewiſſe Zwecke. Wo aber keine organiſche Bildung iſt, da muß mathematiſche Regelmäßigkeit eintreten, wenn die Erſcheinung nicht formlos werden ſoll. Geometriſche Figuren ſind wiederum einer myſtiſchen Beziehung fähig, weil bei ihnen die Anſchauung mit dem Begriffe eins iſt, und dieſer jene ganz erſchöpft; man hat noch kein beßeres Sinnbild, als das Dreieck für die Dreieinigkeit finden können, und der Zirkel wird immer das Ewige und in ſich Vollendete bedeuten. Dantes Viſionen endigen mit einem Anſchauen der unbegreiflichen Gottheit, welches er mit dem Nachſinnen über die Quadratur des Zirkels vergleicht. — Er baut den Himmel, in den er ſich aufſchwingt, nach beſchränkteren Begriffen vom Weltſyſtem, als die unſrigen ſind, und eben darum geordneter und ſchöner. Zwar lag dabei Wißenſchaft zum Grunde: nämlich theils die Weltlehre des Ariſtoteles, die aber rational ſein wollte, und folglich die Regelmäßigkeit des Ganzen umfaßte; theils die ältere Aſtronomie, die ſchon Mythologie, d. h. poetiſches Koſtum der Natur, geworden war. Wenn eine gelehrte und zurecht gewieſene Einbildungskraft die neueren Erweiterungen der Sternkunde in die Dichtung hinübertrug, ſo geſchah dieſer kein ſonderlicher Dienſt damit. Denn für die Beobachtung iſt die Natur jederzeit unendlich; und wie ſie ſich neue Welten unterwirft, dehnen ſich immer von Neuem jenſeits dieſer Welten unermeßliche Gebiete aus, woraus unſere Unwißenheit uns als Unordnung und Geſetzlöſigkeit zurückkommt. Mit chaotiſcher Größe iſt es aber in der Poeſie nicht gethan: eine harmoniſche Erſcheinung iſt das Erſte und Letzte. Nur wenn die Sphären ſich um die Erde wie um ihren Mittelpunkt drehen, und der königliche Mantel des blauen Gewölbes ſie als letzte Gränze umfaßt, erklingen ſie in *)melodiſchen Tönen; und der Himmel der Seligen iſt eben der, nach welchem das Kind die Händchen ausſtreckt, um die Sterne wie ein goldnes Spielzeug zu greifen.

Noch dürfen wir ein Paar Blätter nicht übergehn, worauf Ideen *)jener Religion, welche durch das Ganze hin webt und waltet, perſönlich ſichtbar gemacht ſind: die drei chriſtlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe als Titelblatt zum Purgatorio; die heilige Kirche zwiſchen Sanct Franciſcus und Sanct Dominicus als Führern und Stützen; die ſtreitende Kirche, einen Cherub mit flammendem Schwert an jeder Seite, die zu ihren Füßen zwei Ungeheuer, den Satan und das Fleiſch, niederſtürzen, während ſie in Nonnentracht Augen und Hände zum inbrünſtigen Gebet gen Himmel wendet. Das eigentlichſte Lob dieſer Bilder iſt, daß man weder katholiſcher noch danteſker ſein kann, als ſie ſind. Und dieß liegt keineswegs bloß darin, daß der Künſtler ſich die hieher gehörige Symbolik zu eigen gemacht

---

*) ſchönen Tönen 1799. **) der Rel. 1799.

hat, ſondern im Stil der Kompoſition ſelbſt. Die ſteiſe Symmetrie auf den Bildern der Maler aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert rechnet man mit Grund der damaligen Kindheit der Kunſt zu, allein es iſt darin doch unleugbar eine Beziehung auf die religiöſen Gegenſtände, denen dieſe Männer meiſtens oblagen; ich möchte behaupten, ſie hätten es deswegen in dieſem Punkte beßer getroffen, als manche Spätere, weil ihre Religion mit ihrer Kunſt auf derſelben Stufe ſtand. Zu der naiven demüthigen Frömmigkeit gehören gerade und viereckte Bewegungen des Körpers, den ja die Gebräuche dieſes Gottesdienſtes gänzlich unterjochen ſollen; und jede heilige Geſchichte oder Situation wird als ein feierlicher Akt gedacht, der ſtrenge Zucht und einfältige Ordnung erfordert. Mit einiger Milderung haben daher auch Maler aus den beſten Zeiten dieſe Symmetrie angebracht, wie zum Beiſpiel auf einem vortrefflichen Bilde von Bagnacavallo in der Dresdener Gallerie vier Apoſtel und Heilige vor dem Thron der Madonna mit völlig parallelen Köpfen neben einander ſtehn. Man verſuche nur, in die flaxmaniſchen Stücke, wovon hier die Rede iſt, eine zierlichere Mannichfaltigkeit der Anordnung zu bringen, und man wird unfehlbar ihren großen Charakter, ja ihre ganze Bedeutung zerſtören. Welche unwiderſtehliche Drei: die Santa Chiesa, zu ihrer Rechten der klöſterliche Weltüberwinder San Franceſco von Aſſiſi, zur Linken der cherubiſch erleuchtete Domenico! Mit wie feinem Urtheile iſt hier der Mönch Franciſcus, der Streiter für den Glauben, ganz anders abgebildet, als dort der friedliche Heilige am Todtenbett ſeines Ordensbruders! Eben ſo erſcheint die Kirche auf dem Blatt, wo wir ihre furchtbaren Triumphe erblicken, in weiblicher Andacht und Wehrloſigkeit; hier hingegen im vollen prieſterlichen Ornat, mit unverrückter heiliger Miene und Haltung. Gern beſchriebe ich noch, wie die wiederholte Handlung, daß ein Engel dem Virgil und Dante ein myſtiſches Thor zum Hinaufſteigen auf den Berg der Büßung öffnet, durch den einſichtsvollen Gebrauch der Symmetrie beide Male feierlich, und doch wieder nach den zarteſten Beziehungen verſchieden charakteriſiert iſt: aber ich reiße mich los, um zu den übrigen Sammlungen zu kommen.

Hier befinden wir uns plötzlich in einer ganz andern Welt, und müßen die Vielſeitigkeit des Künſtlers bewundern, der mit gleicher Liebe und gleichem Glück ſich in beide warf, und jedes ſo rein in ſeiner Art zu erhalten weiß. Mehr kann man wahrlich von einem geiſtvollen Manne nicht verlangen, als daß er in ſeiner Sinnesart und ſeinem Geſchmack entweder recht entſchieden modern, oder recht entſchieden antik ſei. Leider giebt es, ſeit begeiſterte Kunſtrichter das klaſſiſche Alterthum gepredigt haben, ſo viel halbe Weſen, die nicht ſind was ſie ſollen, und nicht ſein können was ſie wollen. Es ſind die Mäuſe der Kunſt und Poeſie, die bei dem großen Kampfe zwiſchen den Erd- und Luft-Bewohnern zur entgegengeſetzten Partei übergiengen, und zum Dank dafür Fledermäuſe geworden ſind. — Nach dem Anblick dieſer Umriße kann man nicht umhin, Flaxman für einen gelehrten Kenner der Klaſſiker zu halten, der mit den griechiſchen Dichtern in ihrer Sprache vertraut *) ſei: und wenn ſich nachher bei genauerer Unterſuchung hiegegen einige Zweifel regen, ſo wird es deſto erſtaunlicher, daß er ſie ſo gefaßt: man könnte alsdann ſeine Umriße zum Homer eine Rückũberſetzung aus Popes **) Verkleidung in das Aecht-

---

*) iſt 1799. **) Traveſtie 1799.

griechiſche und Heroiſche nennen, aus eigenmächtiger Befugniß des Künſtlerſinnes ohne grammatiſche Beihülfe vollbracht. Allerdings iſt die klaſſiſche Bildung ein großes untheilbares Ganzes: durch den vollkommenen Beſitz einer Seite davon muß einem alſo auch der Zugang zu den übrigen geöffnet werden. Wer die alten Dichter recht verſteht, (man verſtehe was eigentlich Verſtehen heißt) dem *) müßen auch für die bildende Kunſt der Alten die Augen aufgehn; und umgekehrt hat ſich unſer Künſtler durch tiefes und liebevolles Studium der Antike mit den Dichtern in eine nähere Berührung geſetzt, als durch moderniſierende Ueberſetzungen hätte geſchehen können. Seit Spences Polymetis hat man ſich viel damit abgegeben, die Schriften und Kunſtwerke der Alten gegenſeitig aus einander erklären zu wollen. Allein man hielt ſich **) zu ſehr an das Einzelne, nahm Anſpielungen und Beziehungen wahr, wo keine ſind, und vergaß beſonders die ewigen Gränzen, welche die verſchiedenen Künſte ſcheiden. Die Vergleichung kann nur dahin gehn, daß die Aeußerungen der ***) verſchiedenartigſten Anlagen bei ſtrenger Begränzung dennoch durch ein gemeinſchaftliches Streben beſeelt werden. In dieſer Art hat Winckelmann einige große Blicke gethan; er war dem Genius der bildenden Kunſt und dem Genius der Poeſie zugleich auf die Spur gekommen. †)

---

*) mußten 1799. **) dabei viel zu ſehr 1799. ***) heterogenſten 1799. †) 1799 folgt dieſer Ausfall auf Hirt: 'Allein wie die Zeit ihren vortrefflichen Krebsgang immer nicht ganz verlernen kann, ſo iſt auch kürzlich ein Archäologe aufgetreten, der beide gleich vollkommen mißverſteht, und deswegen Winckelmann darüber zurecht weiſen will. Er hat entdeckt, das Weſen der alten Kunſt beſtehe bloß in treuer Charakteriſtik; um Schönheit, edle Ein-

Wenn Flaxman *) auch die alten Sprachen nicht beſaß, ſo iſt er doch in ſo fern mit **) wahrer Gelehrſamkeit verfahren, daß er in Beobachtung des Koſtums ſogar bis in das ***) Auserleſene und ſelten Vorkommende hineingeht, ſo daß ſich über ſeine Blätter ſehr artige antiquariſche Vorleſungen müßten halten laßen. Wer es noch nicht weiß, erfährt hier anſchaulich, warum die Achäer beim Homer die ‘ſchön geſchienten’ heißen; daß man ſich die Trojaner mit phrygiſchen Mützen vorzuſtellen hat; welches die Form des delphiſchen Dreifußes war; wie die griechiſchen Stallknechte das Haar der Pferde auf der Stirn zuſammenbanden, damit ein Ampyr daraus wurde, und dergleichen mehr; die un-

---

falt und ſtille Größe ſei es dabei gar nicht zu thun geweſen. Wir geben das ganze Argument zu: für einen Kenner, den die Natur zu etwas gröberen Geſchäften beſtimmt zu haben ſcheint, als Myrons berühmte Kuh zu weiden, ſind dieſe Dinge allerdings gar nicht vorhanden. Er iſt mit einer ſo ſchweren unbeholfenen Oberflächlichkeit (ich bilde dieſe Beiwörter nach dem Muſter der ‘rohen raſtloſen Ruhe’, die eben dieſer Antiquar (Horen 1797. St. X. S. 19.) ‘am Herkules bewundert) auf die Denkmäler der griechiſchen Kunſt hineingetappt, daß er ihren Geiſt gewiß todt gedrückt hätte, wenn Geiſter nicht unſterblich wären. Man könnte ſeine, in ſo fern wirklich neue, Betrachtungsart der Kunſtwerke die chirurgiſche nennen, denn ſie geht überall auf Leibesgebrechen und Unförmlichkeiten aus, und nach ſeiner Verſicherung (Berlin. Archiv der Zeit. 1798. St. XI. S. 439.) erſcheint ‘das klaſſiſche Alterthum bald alt und ‘bald jung, vorzüglich aber abgezehrt, mißgeformt, zerfallen, knö‘chericht und runzlicht’. So behauptete er letzthin, Laokoon werde augenblicklich am Schlage ſterben, wenn man ihm nicht eine Ader ſchlüge. Da ich mir nun merken ließ, ich halte den Zuſtand Laokoons noch nicht für ſo verzweifelt, hat er ſich ſo unmäßig darüber ereifert, daß er beinahe mit ſeinem Helden die Rolle gewechſelt hätte,

*), damit ich von meiner Abſchweifung zurückkehre, 1799.
) großer Gel. 1799. *) Auserleſenere 1799.

zähligen reizenden Formen von allerlei Hausgeräth, die Trachten und *) weiblichen Kopfputze nicht zu erwähnen. Wir ſind jetzt ſolche Freunde von Moden, daß wir uns ſogar um die Moden bekümmern, die vor einigen tauſend Jahren im Gange waren; und in einer Zeitſchrift, welche den neueſten gewidmet iſt, uns dann und wann zu einem Beſuche im Ankleidezimmer einer Römerin abmüßigen; damit es deſto anſtändiger ſei, laßen wir es eine alte **) (eine bejahrte oder eine antike?) Römerin ſein. Niemand zeigt im Punkte des Gräciſierens mehr guten Willen, als die heutigen Franzoſen: man weiß, daß die Pariſerinnen die Aufopferung ſo weit getrieben, daß ſie beinahe φαινομήριδες wurden, um nur den Spartanerinnen zu gleichen. Dieß iſt um ſo verdienſtlicher, da im Ganzen die antiquariſchen Kenntniſſe der Republik ***) aus Barthelemys Anacharſis, der Reiſe, nicht eines jungen Scythen, ſondern eines alten Pariſers, nach Griechenland geſchöpft ſind. Die bisherigen Verſuche von olympiſchen Spielen u. ſ. w. ſind freilich auch darnach ausgefallen; man dürfte ſich manchmal an das antike Gaſtmahl im Peregrine Pickle erinnern. †) Schade nur, daß dem Entſchluße, das klaſſiſche Alterthum nicht bloß müßig zu vergöttern, ſondern es aufzuwecken und in das wirkliche Leben einzuführen, immer verwünſchte kleine Umſtände in den Weg treten, die allen Enthuſiasmus dämpfen! So habe ich klagen hören, daß in einem ſehr geſchmackvoll dekorierten Hauſe die Herren bei der Aſſemblee ſich häufig an den Stühlen mit ſtark vor- und hinterwärts geſchweiften Füßen die Schienbeine zerſtießen, und bei gewiſſen Coëffures à la

---

*) weibliche 1799. **) nämlich eine bejahrte 1799. ***) aus der Reiſe, 1799. †) Schade, daß 1799.

Grecque ſollen viel häßliche Hälſe zum Vorſchein gekommen ſein.

Genug, Flarman hat für Antiquitäts-Dilettanten auf das reichlichſte geſorgt. Um nur ein Beiſpiel zu geben: auf dem Blatt, wo Penelope das Geſchoß des Ulyſſes herbeiträgt, ſind die zechenden Freier ganz leicht in der Ferne angegeben; doch unterſcheidet man, daß ſie die Trinkſchalen mit dem Daum durch einen Henkelring geſteckt halten, und mit der übrigen Hand unterſtützen. Und dieß war gerade die Art, wie Leute von gutem Tone bei fröhlichen Gelagen tranken; das Gefäß konnte nachher an dem Ringe hinter die Hand herumgeſchwenkt werden, wie auf einigen Vaſengemälden zu ſehen iſt.

Etwas weit Höheres als antiquariſche Belehrung gewähren indeß dieſe Kompoſitionen dem Betrachter, der ohne gelehrte Bekanntſchaft mit den Alten in den Sinn ihrer Dichter eingeweiht zu werden wünſcht, indem ſie deren Darſtellungen mit Bildern griechiſcher Sitte und Kunſt umgeben. Selbſt das geringſte Nebenwerk bekommt in dieſer Rückſicht einen ganz andern Werth. Der Menſch ſucht überhaupt die Gegenſtände, die er handhabt, nach ſich zu bilden; er thut dieß um ſo mehr, je freier und *) ſelbſtändiger er wirkt: wie alldurchathmend der Geiſt der helleniſchen Bildung war, davon laßen ſich die Spuren bis in die geringſten Anticaglien hinein verfolgen, und die Ehrerbietung vor dieſen Ueberbleibſeln hat daher auch eine ſehr ernſte Seite. Es wäre ein ſinnreicher Verſuch, irgend ein antikes Geräth mit Verzierungen und **) allerlei Bilderwerk, einen Sarkophag, eine Vaſe, vorzunehmen, und in der Vorausſetzung als ob nur

---

*) ſelbſtthätiger 1799. **) Kunſtabbildungen, einen 1799.

dieß Eine Stück von einem Volke zeugte, deſſen Andenken ſonſt gänzlich untergegangen wäre, zu ſehn, wie weit ſich die Schlüße daraus auf den Grad und die Art der Kultur treiben ließen. Aber nicht bloß den Umgebungen des Menſchen war dieß Gepräge aufgedrückt: auch im Charakter der Formen und des Ausdrucks, den uns die aufbewahrten Kunſtwerke darſtellen, erſcheint die edle Nationalität; denn wie ſehr die Kunſt wählen, erhöhen und umbilden mochte, ſo mußte ſie doch den Boden *) der Sitte und eigenthümlichen Denkart unter ſich haben.

Der Sinn der Worte beſtimmt ſich nach den Anſchauungen, die man ihnen unterzulegen gewohnt iſt; wir ſind alſo in beſtändiger Gefahr, die Worte der griechiſchen Dichter, wenn wir ſie grammatiſch noch ſo genau verſtehn, etwas ganz anderes gelten zu laßen, als ſie ihnen und ihren Hörern galten. Das einzige Mittel hiegegen iſt, unſere Phantaſie auf den Flügeln der alten bildenden Kunſt zu ihnen emporzuheben, und es iſt des beſten Dankes werth, wenn ein geiſtvoller neuerer Künſtler uns hiezu hülfreiche Hand bietet. Aber wie? wird man einwenden: ſind dieſe Abbildungen wahrhaft homeriſch? Mit ſo zierlicher Pracht, ſo üppig zartem Geſchmack wären die Kleidungen, Waffen, Wagen und Pferdegeſchirre, die Geräthſchaften jeder Art bei den hauptumlockten Achäern und roſſezähmenden Troern ausgearbeitet und verziert geweſen? Schlief Penelope auf einem ſolchen Bett, und erleuchtete ſie ihr Gemach mit ſolchen Kandelabern? Und endlich: ſind die Figuren nicht viel zu idealiſch? Hat das Nackte der Körper nicht viel zu ſehr die feine und doch kraftvolle Gewandtheit, welche die Hellenen ſich erſt lange nachher durch Gymnaſtik gaben, und paßt dieß zu der un-

---

*) derſelben unter 1799.

geheuern rohen Stärke der Kämpfer um Troja? — Das iſt keine Frage: wenn man zur Erläuterung die oben genannten Dinge und überhaupt die *) Erzeugniſſe der mechaniſchen Künſte, welche beim Homer vorkommen, ſo genau ſich's nach der Beſchreibung thun läßt, abbilden wollte, ſo würde es ganz anders ausfallen. Was aber die handelnden Heroen und Götter ſelbſt betrifft, ſo wird uns wohl niemand ſagen, wie ſie im Kopfe Homers oder der homeriſchen Sänger ausgeſehen haben. Wir können uns allenfalls begnügen, wenn unſre Phantaſie die Rhapſodien des Alten mit ſolchen Bildern begleitet, wie ſie einem gebildeten Griechen aus den Zeiten der blühenden Kunſt dabei gegenwärtig waren. Dahin ſtreben nun gerade Flaxmans Umriße. Für den, welcher den Homer **) nur immer als begeiſterten Naturſohn, als Barden wilder Völkerſtämme fühlt, könnten ſie ein gutes Gegenmittel ſein, ihn auch einmal an die unnachahmliche Schönheit, Ausbildung und Harmonie ſeines Epos zu erinnern. Ein vollendeter Stil der Poeſie kann nur durch einen eben ſo vollendeten Stil der bildenden Kunſt ausgedrückt werden.

Wie übrigens in Homers Zeitalter der Zuſtand der mechaniſchen Künſte, und die erſten Verſuche in ſchönen Künſten beſchaffen geweſen, hat man wohl noch nicht gehörig durch Ausſcheidung des Hiſtoriſchen in ſeinen Beſchreibungen ausgemacht. Man würde dabei auf Punkte treffen, wo die Frage ſehr verwickelt, aber wichtig wird: ob die Dichtung Anläße von der Wirklichkeit genommen oder ihr ganz und gar vorausgeeilt? Daß bei ſolcher Rohheit in vielen Stücken, bei der Eingeſchränktheit der Bedürfniſſe, ein

---

*) Produkte 1799. **) immer nur 1799.

ſo großer Nachdruck auf Zierlichkeit in Weberei, Metallarbeiten u. ſ. w. gelegt wird, iſt ein charakteriſtiſcher Zug, der dahin deutet, daß aus Homers Achäern Hellenen werden ſollten. Auch von körperlicher Schönheit iſt viel die Rede, ſchon regen ſich die Anfänge der Gymnaſtik, und es iſt nicht zu überſehen, daß Achilles, der ſtärkſte unter allen aufgeführten Helden, der ſchnellfüßige heißt.

Eine etwas andre Bewandtniß hat es mit der Art den Aeſchylus aufzufaßen, deſſen Darſtellungen urſprünglich für eine ſichtbare Erſcheinung auf der Bühne beſtimmt waren. Wie die idealiſche Schauſpielkunſt der Griechen auf der einen Seite der Muſik verſchwiſtert war, ſo ſtrebte ſie auf der andern mit den plaſtiſchen Künſten gleichen Schritt zu halten, und es iſt wohl klar, daß die Griechen auf dem Theater immer lieber etwas von dem Leben und der Leidenſchaft, als von der Größe und Schönheit der Geſtalten und Bewegungen aufopferten. Gewiß kann man ſich den Anblick ihrer Tragödien nicht leicht zu herrlich und majeſtätiſch vorſtellen; allein wenn wir auch beßer in Stand geſetzt wären, einen anſchaulichen Begriff davon zu geben, ſo könnte man dem Zeichner doch nicht rathen, daß er dieß zu ſeinem Ziel machte. Wir würden den Dichter erſt aus der zweiten Hand empfangen, wenn er ihn durch das Medium der theatraliſchen Darſtellung zu komponieren verſuchte; und da jede dieſer Künſte durch ihre verſchiedenen Mittel und Zwecke oft weit von der andern abweichen muß, ſo würde er ſich unnöthiger Weiſe den Beſchränkungen beider unterwerfen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der moderne Künſtler dasjenige in ſeinen Bildern, was uns in die Heroenwelt des Homer und Aeſchylus verſetzt, nicht aus der Luft greifen, oder aus eignen Mitteln hervorbringen konnte. Man erwartet ſchon ein vertrautes Studium der Antike darin zu erkennen. Flaxman hat dieſes aber nicht bloß in dem Umfange getrieben, wo es ihn als Bildhauer beſonders angieng; vielmehr wird man bei ſeinen Umrißen an nichts ſo ſehr erinnert als an die Bilder auf den griechiſchen (ehedem *) etruſkiſch genannten) Vaſen. Doch halte man dieß ja nicht für eine blinde **) oder knechtiſche Nachahmung. Zwar kann es nicht fehlen, daß unter der großen Menge von Figuren nicht hie und da eine eigentliche Reminiſcenz vorkommen ſollte; allein im Ganzen hat Flaxman ſich den Stil der Vaſengemälde ſelbſtändig angeeignet, und nach ſeinen Bedürfniſſen mit Verſtand und Eigenthümlichkeit modificiert. Unſtreitig giebt es viele Punkte, worin ihnen der Zeichner von Umrißen beßer folgen kann, als den Statuen und Basreliefs, namentlich im Wurf der Gewänder und der Anordnung und dem Putz der Haare. Was in der Natur durch die Leichtigkeit des Stoffes, durch das wechſelnde Spiel der Bewegungen, auch wohl der Farben reizend iſt, wird der Skulptur zur Maſſe: ſie muß es alſo durch Form adeln, und die Umgebungen ſich bedeutſamer an den Körper anſchließen laßen; bauſchige Falten und fliegende Wimpel von Stein hat ſich nur der fehlerhafte Geſchmack neuerer Bildhauer erlaubt. Schon eine gewiſſe Weitläuftigkeit der Zuthaten, auch wo die Beſchaffenheit des Stoffes ſich weniger widerſetzt, und der Körper nicht dadurch verſteckt wird, würde an einer Statue leicht unverhältnißmäßig ſcheinen; z. B. die gewaltigen Helmbüſche auf unſern Umrißen, wodurch die Figuren nur deſto ***) ſchlanker werden. Bei dem in den

---

*) hetruriſch 1799. **) und kn. 1799. ***) ſvelter werden 1799.

Vaſengemälden häufig vorkommenden und hier daraus entlehnten weiblichen Kopfputze, wo das Haar unten am Ende des Haarwuchſes durch ein Band oder eine feſtere Stütze getragen, oder ſonſt verhindert wird, auf den Hals herabzufallen, geht es oft flammenartig ſo weit hinterwärts hinaus, als ich mich nicht erinnere, es an irgend einer alten Statue geſehen zu haben. — Auch für mancherlei Verzierungen und Nebenwerke waren die Vaſen vortrefflich zu benutzen. Beſonders ſind die ſchönen Stickereien an den Gewändern, womit ſich die Skulptur natürlich nicht abgiebt, dort zu Hauſe. Allein Flaxman hat ſich mit Recht gehütet, dieſe Dinge völlig mit der Ausführlichkeit zu behandeln, wie ſeine Vorbilder thun: denn es iſt ein doppelter Umſtand zu bemerken, welcher die Gattung *) jener von der ſeinigen unterſcheidet. Zuvörderſt iſt es der ſeltnere Fall, daß uns die Vaſen Gegenſtände darbieten, wobei es einzig auf Ausdruck und Haltung ankommt; meiſtens ſind feſtliche Vorſtellungen auf ihnen angebracht, die auf Gebräuche, Einweihungen, Siege in heiligen Spielen Bezug haben. Dabei ſind folglich dieſe Dinge: Kränze, Geſchmeide, geſtickte Gewänder, Gefäße, Altäre u. ſ. w. etwas Weſentliches, was, nebſt der häufigen Wahl der eben aufkeimenden Jugendblüthe in männlichen und weiblichen Geſtalten, zu der üppigen Zartheit des Stils beiträgt, und doriſche Sitte zu charakteriſieren ſcheint. Dann ſind auch die **) Abbildungen auf den Vaſen nicht bloße Umriße, ſondern wirklich Gemälde, obgleich meiſtens monochromatiſche, wo in die rothe ***) Farbe, welche den äußerſten Umriß ausfüllt, wieder ſtark mit Schwarz

---

*) derſelben v. 1799. **) Vaſenabbildungen 1799.

***) Tinte, welche der außerſte Umr. 1799.

hineingearbeitet werden darf, ohne daß ein Mißverhältniß entſtünde. Einen bedeutenden Unterſchied macht es noch, daß auf den Vaſen mehrentheils die ſtarken Verkürzungen vermieden und die Geſichter in's Profil gekehrt ſind. Schwerlich findet man auf irgend eine Vaſe eine Verkürzung, wie die hineinwärts jagenden Roſſe des Achill, auf dem Blatte, wo er den Hektor ſchleift, oder eine ſo gerundete Gruppe, wie die drei Töchter des Pandareus, die ſich, von den Harpyen verfolgt, feſt mit den Armen umſchlingen. Wo es für den Gegenſtand vortheilhaft war, hat Flaxman maleriſch gruppiert und die Figuren auf verſchiedene Plane geſtellt; oft aber die dem Baſrelief eigne Kompoſition angewandt, daß mehrere Figuren auf demſelben Plane hinter oder gegen einander ſtehen, jede ganz für ſich gilt, und kein Hintergrund vertieft wird. Hierin iſt auch Symmetrie, aber von einer ganz andern Art als die beim Dante erwähnte: es iſt die gebildete *) Einfachheit eines Geſchmacks, der ſich nicht im Unnütz-ſchwierigen gefällt, ſondern mit den leichteſten Mitteln gerade zum Ziele geht. Hat die Handlung etwas Gleichförmiges, ſo wird, wie mich dünkt, der Eindruck durch eine geordnete Wiederholung ruhiger und größer in die Seele gebracht. Man nehme z. B. das Blatt, wo Elektra mit drei Choephoren ein Trankopfer zum Grabe ihres Vaters trägt: alle gehen im Profil in gleicher Entfernung hinter einander, weinend, mit ähnlichen Geberden, nur Elektra tiefer gebeugt. Eben ſo iſt die Scene **) angeordnet, wo Eteokles und Polynikes todt herbeigetragen werden: voran der Herold, dann die beiden Leichen, jede auf den Achſeln von zwei Kriegern getragen, hierauf in kleinen Entfernungen

---

*) Simplicität 1799. **) komponirt 1799.

Antigone und Iſmene, entgürtet mit aufgelöſtem Haar und die Hände ringend, endlich eine weibliche Perſon, die den Chor vorſtellt.

Da die Vaſengemälde aus einer ganz andern Kunſtſchule und andern Zeiten herrühren, als die auf uns gekommenen alten Statuen, ſo weichen auch die Vorſtellungsarten der Götter manchmal ſehr ab: Flarman hat ſich daher in Koſtum und Charakter an das uns bekanntere Herkömmliche gehalten, und z. B. dem Apollo immer die Haarſchleife über der Stirn, die Schlankheit in den Hüften u. ſ. w. gegeben, womit wir ihn zu ſehen gewohnt ſind; auf den Vaſengemälden könnten wir ihn bloß für einen mit Lorber bekränzten weichen Jüngling halten. Andere Gottheiten, wie *) Pallas, Iris, ſind nicht zu verwechſeln. Hingegen das Luftſchreiten der Götter, das mit den Bildern Homers weit beßer übereinſtimmt, als Fliegen oder Schweben, und eben durch das Seltſame bedeutungsvoll für ihre unwiderſtehlich ſchnelle Wirkſamkeit wird, hat der Künſtler den Vaſen abgeſehen. So ſtellt er Apollo und Diana vor, wie ſie die Menſchen mit ihren ſanften Geſchoßen umbringen. Und wie herrlich führt Merkur die Seelen der Freier in die Unterwelt! Den Caduceus in der Linken auf die Schulter zurückgelehnt, die Rechte in die kurze Chlamys gewickelt, die ſich dadurch an den rechten Schenkel ſtraff anzieht, und den linken gewaltig ausſchreitenden unbedeckt läßt, iſt er das Bild des behendeſten Boten; und die Schatten, die hinter ihm, in Mäntel vermummt, mit ſtraubigem Haar und verwildertem Blick in die ſchauerlichen Regionen gedrängt **) hineinſchweben, machen damit einen ſchönen Kontraſt. Das Luft-

---

*) Minerva 1799. **) hereinſchw. 1799.

ſchreiten iſt auch an den Götterpferden bemerklich gemacht: ihre Hufe ſchlagen hinten ohne Gegenhalt weit aus, vorn ſind ſie ſtark angezogen. So auf dem Blatte, wo Pallas und Juno auf einer Quadrige zum Thor des Olympus hinausjagen, das ihnen die voranſchwebenden Horen öffnen; auf dem nächſten treten die ausgeſpannten Pferde, von den Horen wieder in den Stall geführt, auf die Wolken mehr wie auf feſten Boden, und die leichten Mädchen zwiſchen den ſich bäumenden Roſſen bilden eine reizende Gruppe. Die Pferde ſind übrigens im Ganzen auf den Vaſengemälden nicht eben das Vorzüglichſte: ein heutiger Pferdekenner würde ſowohl gegen ihre Proportionen, als die Art, die Beine zu ſetzen, Manches einzuwenden haben. Unſer Künſtler hat daraus den Schnitt *) der geſtutzten Mähnen und die Art des Geſchirres genommen; in der Zeichnung ſelbſt aber hält er ein gewiſſes Mittel, ſo daß das fremde Anſehen der Thiere mit zu dem antiken Götter- und Helden-Koſtum zu gehören ſcheint.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich an den einzelnen Darſtellungen die Zartheit des Sinnes, womit Ruhe und lebendige Wahrheit, das Heroiſche und das **) Anmuthige verſchmolzen iſt, näher entwickeln wollte, und muß mich an wenigen Beiſpielen begnügen. Ein ſehr gefälliges Bild macht die Scene zwiſchen Venus, Helena und dem aus der Schlacht entkommenen Paris. Der verführeriſche Weichling liegt in der phrygiſchen Mütze zugedeckt auf dem Lager, und lauſcht, den Arm auf das Polſter gelehnt, auf den Ausgang der Unterhandlung zwiſchen jenen beiden. Neben der reich bekleideten Helena ſteht Venus nackt auf einem Wölkchen, neigt den

---

*) der Mähnen 1799. **) Graziöſe 1799.

Kopf anmuthig überredend zu ihr *) hinab, und legt ihr die linke Hand auf die Schulter. Helena ſteht nach vorn, mit eben dieſer **) Schulter vom Paris abgewandt, nach welchem ſie jedoch über die Achſel hinſieht; die Finger der rechten Hand an der Wange, überlegt ſie mit züchtig lüſterner Miene. Nicht weniger zart iſt die andere Hälfte der Geſchichte gedacht: der wackere Hektor tritt in voller Rüſtung, den Schild auf den Rücken geworfen, herein, und redet ſeinen Bruder beſtrafend an; am anderen Ende ſitzt Helena im Seßel zurückgelehnt, und giebt ihrem Schwager in der Stille Recht. Der ſchöne Paris, bis auf die Sohlen und die phrygiſche Mütze nackt, ſteht in der Mitte, auf den Bogen geſtützt, den er eben geglättet hat, und hört die Vorwürfe mit geſenktem Haupte an. Das Naive und Drollige in manchen homeriſchen Erzählungen muß der Künſtler ganz im richtigen Sinne gefühlt haben, ſo leiſe giebt er es an, ohne dem Edlen Abbruch zu thun. Wie außer ſich vor Beſtürzung und Schmerz iſt die verwundete Venus, die von der Iris an beiden Händen zum Olymp gehoben wird, während Mars, ebenfalls verwundet, ſeitwärts ſitzt! Gerade ſo verzweifelt eine ſchöne Göttin, die man in den Finger geritzt hat. Nachher, wie die für Troja kämpfenden Götter luftſchreitend wider ihre Gegner ziehen, und in dem regen Gewühl ***) vorn Diana und Apollo den Bogen ſpannen und Mars die Lanze ſchwingt, iſt Venus durch Schaden gewitzigt, und hält ſich ganz im Hintertreffen. — Eine ungemein artige Gruppe iſt die, wo Eurynome und Thetis, jene ganz nackt, †) dieſe nur unterwärts von einem loſen Gewande bedeckt, gegen einander knieend den kleinen vom Himmel herabgeſchleu-

---

*) herab 1799. **) 'Schulter' fehlt 1799. ***) vornan D. 1799. †) 'dieſe ... bedeckt' fehlt 1828

derten Vulkan auf ihren Armen halten; der alte Okeanos ſitzt koloſſaliſch in der Ferne dahinter, mit lang fließendem Bart und einem Kranze von Seethier-Köpfen.

Ganz eigen iſt die Zeichnung von der Leukothea gedacht, die dem Ulyſſes ihre Binde giebt; nicht genau nach der Geſchichte, allein die Vortheile der Abweichung fallen ſogleich in die Augen. Dort ſetzt ſich die Göttin auf den Rand des Fahrzeuges nieder, worin Ulyſſes noch ſchifft. Hier iſt es ſchon zertrümmert, und er ſchwimmt rücklings, einen Balken umarmend. Sie iſt in gerader Richtung aus dem Meer emporgeſtiegen, ohne Bekleidung, die Schenkel und Beine an einander geſchloßen, nur die Spitzen der Füße ſind noch in das Waſſer eingetaucht. Mit beiden über dem Haupte erhobenen Armen löſet ſie das mehrmals um ihre Haare, die zum Theil ſchon an beiden Seiten bis unter die Hüften flattern, gewundene Band. Ob κρήδεμνον dieſes bedeuten könne, und es alsdann nicht vielmehr ἀναδέσμη heißen müßte, mag der Künſtler mit *) den Philologen ausmachen. In der Abbildung der Scylla iſt die Idee des Dichters zuverläßig nicht getroffen, ſie ſoll bei ihm offenbar ganz thieriſches Ungeheuer ſein, mit ſechs Köpfen und langen Drachenhälſen. Hier iſt ſie menſchlich und zwar männlich gebildet, drei Geſichter ſind ſichtbar, und vier Arme, in deren jedem ſie einen zappelnden Gefährten des Ulyſſes hält; unterhalb des Leibes gehn aus gewundenen Schweifen eines Seethiers bellende Hundsköpfe hervor, die, wie man weiß, ein neuer Zuſatz ſind. Indeſſen iſt die Geſtalt immer geſchickter zuſammengeſetzt, als man ſie zuweilen ſieht, und vielleicht iſt das am meiſten zu tadeln, daß der Zeichner

---

*) dem 1799.

ſich überhaupt darauf eingelaßen hat; denn auch treu nach dem Homer genommen, gäbe es immer nur einen abſcheulichen Meerdrachen. In andern ähnlichen Fällen hat er ſich vorſichtiger herausgezogen: der hundertarmige Briareus, von der Thetis zu Jupiters Schutz heraufgerufen, der, vollſtändig vorgeſtellt, wie eine indiſche Gottheit ausſehen würde, kommt hier erſt mit dem rieſenhaften Kopfe aus der Erde hervor und greift vorläufig nur noch mit ſechs Händen an die Kluft, die er ſich öffnet. Die andringenden Haufen der Schatten, welche den Ulyſſes fürchten laßen, die Gorgo werde erſcheinen, ſind zwar gräßliche Larven, aber von mannichfaltigem und furchtbarem Ausdruck. Man kann keine ſprechendere Geberde ſehen, als die der Nymphe Lampetie, wie ſie dem Sonnengotte den Verluſt ſeiner geliebten Herden ankündigt. Sie ſchwebt hinzu, ihr Geſicht iſt gegen ihn in die Höhe gerichtet, die ſtarren Arme hinter *) das Haupt zurückgeſchlagen, während der Gott, beſtürzt nach ihr umgewandt, die Zügel der Pferde plötzlich bis gegen die Schultern anzieht. In den Scenen zwiſchen Ulyſſes und dem göttlichen Sauhirten, und dann der Penelope, entſpricht der milde, erfreulich rührende Ausdruck **) jener ſtillen Anhänglichkeit an häusliche Verbindungen, welche die ganze Odyſſee beſeelt: beſonders iſt Penelope, die zu dem lange bezweifelten Gemahl ***) hinantritt und ihn, die Hand um ſeinen Kopf gebogen, zum erſtenmal umarmt, ein anmuthig ſittiges Weib.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich, ſo ſehr alle vier Sammlungen in Einem Geiſte gearbeitet ſind, die Umriße zum Aeſchylus für die vorzüglichſten halte, die der

*) daſſelbe z. 1799. **) der 1799. ***) herantr. 1799.

Künſtler, vielleicht durch die vorhergehenden Studien geübt, zuletzt unternahm. Es giebt ihnen ſchon einigen Vorzug, daß die Platten, deren Format übrigens nicht bei allen dasſelbe iſt, ſondern ſich nach den Bedürfniſſen der Anordnung richtet, die größten ſind. Die Geſtalten des Aeſchylus gehen eigentlich alle über Lebensgröße hinaus; man kann ſagen, daß er, wie Sophokles die Heroen und Heroinen, die Götter am beſten dargeſtellt habe, und unter dieſen zwar die alten: die Titanen, wie Prometheus und die Eumeniden. Jener ſcheint mir auf dem letzten der zu dieſer Tragödie gehörigen Umriße im größten Charakter gerathen zu ſein: die unbezwingliche Kraft iſt nicht durch übermäßige Schwellung der Muſkeln, ſondern durch ihre Derbheit und ſcharfe Bezeichnung erreicht. Merkur iſt eben nach der letzten vergeblichen Botſchaft weggeflogen, Prometheus erwartet mit drohend herumgewandtem Geſichte das Ungewitter; ſein Trotz, der die geſpreizten Glieder, ungeachtet der Ketten, gewaltſam aufregt, und die Fäuſte ballt, wird durch die weiche Troſtloſigkeit und Angſt der zu ſeinen Füßen zuſammengeſchmiegten Okeaniden noch mehr gehoben. Hiezu paßen die etwas volleren Formen, welche der Künſtler den nackten oder halbbekleideten Nymphen gegeben hat, um ihr Element anzuzeigen, ſo wie auch ein Paar von ihnen auf dem Blatt, wo ſie herzufliegen, die Arme faſt wie zum Schwimmen bewegen. Die Flügel, die ſie haben, ſtehen zwar beim Aeſchylus: warum müßen es aber gerade Schmetterlingsflügel ſein? Vielleicht um eigentliche große Fittige zu vermeiden? Die Ankunft des Okeanos auf dem Greif nimmt ſich ſo ſchön und würdig aus, daß man nicht fragt, ob die Abſicht des Dichters genau befolgt iſt, bei dem das Thier ein vierfüßiger ſchnellgeflügelter Vogel heißt. Hier iſt es als ein Be-

Bewohner der See mit Floßen gebildet: die Klauen an den Tatzen, wovon die eine zum Fortſchreiten durch die Luft gehoben, die andere mächtig niedergedrückt iſt, ſind durch eine Schwimmhaut verbunden, der Hals biegt ſich ſchwanenartig, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Pferdes. Der Okeanos ſitzt nachläßig hingelehnt auf ſeinem Rücken, nach Art der Flußgötter, in der Linken das an der Schulter ruhende Ruder, die Füße ſind durch den gewundenen Schweif des Thieres geſteckt.

Es iſt eine von Flaxmans gewöhnlichen Feinheiten, daß die Gottheiten im Tempel zu Argos, wohin ſich die Danaiden geflüchtet, im älteren Stil der Skulptur mit ſteif geordneten Locken und Flechten abgebildet ſind. An den Danaiden als Aegyptierinnen iſt durch Phyſiognomie und Tracht, durch die eckigen Zierraten und Streifen der Zeuge, durch wunderlich gekräuſelte oder ganz ſchlichte Haare, wovon ein ſtarker Streif hinter dem Ohr hinunter vor die Schulter fällt, das Ausländiſche und Barbariſche ſehr gut ausgedrückt. Zwar konnte dieß dem Zeichner nicht entgehen: der Dichter hat einen ſolchen Nachdruck darauf gelegt, daß es vielmehr ihm zum Verdienſt anzurechnen iſt, wenn er nicht übertrieb. Der König Pelasgus ſagt zu den Danaiden, da ſie ihm erklärt haben, ihr Geſchlecht ſtamme aus Argos ab:

Unglaublich lautet's, fremde Jungfraun! meinem Ohr,
Daß ihr mit uns ſollt ſproßen aus Argeier Stamm.
Denn nach dem Anſehn ſeid ihr Weibern Libyens
Vielmehr vergleichbar, keineswegs einheimiſchen.
Auch Neilos etwa möchte ſolch Gewächs erziehn;
Dergleichen Weſen prägt den Frauenbildungen
In Kypros Eiland Zeugekraft der Männer auf.
So ſollen Inderinnen auf berittener
Kamele Rücken weit umherziehn, deren Land

Angränzend fernhin bei den Aethiopen liegt.
Den männerloſen ſtarken Amazonen auch,
Wofern ihr Bogen führtet, möcht' ich euch gar ſehr
Vergleichen. Darum thut mir das belehrend kund,
Wie eure Herkunſt, euer Sam' argeiiſch ſei.

Es iſt eine von den Stellen, wobei man den koloſſaliſchen Kothurn des Aeſchylus [illegible] und bewundern kann, der im Tragiſchen eben ſo naiv iſt, wie Homer im Epos. Ausdruck und Gegenſatz iſt vortrefflich auf dem Bilde, wo der ägyptiſche Herold eins von den Mädchen bei den Haaren wegſchleifen will, und der edle König mit halbgezognem Schwert herbeieilt und ihm zuruft:

Du höhnſt, Barbar! Hellenen mit zu keckem Muth.

Bei der ſonſt feurigen, und doch einfachen Kompoſition vom Schwur der ſieben Helden gegen Thebe, hat einmal ein moderner Gebrauch zu feſt in der Einbildungskraft des Künſtlers gehaftet, als daß er den Irrthum hätte wahrnehmen ſollen. Sie ſtehen nämlich in ihrer Rüſtung und mit *) Schilden gegen einander, drei an einer, vier an der andern Seite des geſchlachteten Stiers, und halten alle den Daum und die nächſten zwei Finger in die Höhe, welches gewiß nicht die griechiſche Weiſe zu ſchwören war. Nach dem Aeſchylus ſcheint es, als hätten ſie beim Schwur die Hand in das Blut des Opferthieres getaucht; ſollten Hände erhoben werden, ſo mußten es wenigſtens beide ſein, wie beim Beten. Auch iſt der Dichter offenbar mißverſtanden, wenn Apollo an dem Zweikampf der Brüder Antheil nimmt, und den Bogen gegen Polyneikes ſpannt: dieß ſoll ſich auf V. 806....808 gründen.

---

*) den Schilden 1799.

Die Scenen aus dem Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden ſind ganz im ernſten Sinne dieſer großen tragiſchen Verkettung gezeichnet. Auf die feſtliche Rückkehr Agamemnons wirft Kaſſandra neben ihm auf der Quadrige einen Schatten trüber Ahndung; nachher ſteht Klytämneſtra mit dem Beil als erhabene Verbrecherin unerſchüttert hinter der Leiche ihres in das Badegewand verwickelten Gemahls, dem zu beiden Seiten der Chor trauernd kniet; da hingegen Oreſtes den Zoll der Menſchlichkeit für ſeine Gräuelthat bezahlt, und mit Entſetzen flüchtet. Die Schlußſcene aus den Eumeniden krönt das Ganze. An der einen Seite ſitzen die alten ſchweigenden Richter auf ihrem Thron; vor ihnen ſteht Oreſtes, noch in ſchwermüthiger Stellung; vor dieſem Athene, und weiter hineinwärts Apollo. Jene redet den Eumeniden gegenüber zu: ſie iſt die Weisheit und Ueberredung in ſchöner weiblicher Geſtalt, welcher ſelbſt die Töchter der Nacht nicht widerſtehen können, und ſich mit geſenkten Fackeln, wie über ihre eigenen gemilderten Geſinnungen verwundert, zum friedlichen Abzuge anſchicken. — Aus den Perſern iſt kein einziger von den auf dem Theater vorkommenden Auftritten behandelt. Die Gegenſtände ſind: ein Traumgeſicht der Atoſſa; ein Gefecht, wo perſiſche Krieger von einem Berge hinabgeſtürzt werden; dann die gebeugte und knieende Aſia mit den zerbrochenen Inſignien ihrer Herrlichkeit. Sonſt ſind noch auf verſchiedenen Blättern zu den andern Tragödien bloße dichteriſche Bilder und Anſpielungen, wie beim Dante, zu pittoreſken Phantaſien entfaltet.

Wenn man andere Dichter des Alterthums auf ähnliche Weiſe mit Zeichnungen begleiten wollte, ſo würden beſonders Pindars Oden unüberſehlich viele Veranlaßungen zu der zuletzt erwähnten Gattung geben; doch kommen ja auch viele ausführlich erzählte Mythen und Geſchichten bei ihm vor. Dann iſt Sophokles und Euripides noch unberührt, und der herrliche Ariſtophanes, für den mit genialiſch entworfenen Bildern eine ganz neue Epoche des Verſtändniſſes *) anheben würde. Die Vaſengemälde, die eine Menge komiſche Maſkenfiguren enthalten, würden hiezu wiederum ein weſentliches Studium ſein. Ohne noch zu den ſpäteren Dichtern der Griechen und zu den Römern herabzuſteigen, welch ein unermeßliches Feld für den Künſtler, der ſich berufen fühlte, mit Flaxman zu wetteifern! Auch in den von ihm geſchmückten Gedichten iſt noch etwas mehr als Nachleſe zu halten: ich will hier nur als Beiſpiel erinnern, daß unter den Umrißen zur Ilias der berühmte Abſchied der Andromache von Hektor fehlt.

Indem ich lebhaft wünſche, daß uns bald ein deutſcher Künſtler mit eben ſo ſchönen Einladungen zum Genuß der alten Poeſie beſchenken möge, und mich freuen würde, wenn dieſer Aufſatz etwas beitrüge, die Aufmerkſamkeit dahin zu lenken, kann ich nicht vergeßen, daß die Dichter auch das Ihrige thun müßen, ihre Vorbilder bei uns einheimiſch zu machen, und daß unter andern, bei allen Fortſchritten in dieſem Fache, poetiſche Ueberſetzungen, woraus der deutſche Leſer die ſämmtlichen Dramatiker der Griechen und den Pindar nach Würden könnte ſchätzen lernen, zu den Aufgaben gehören, die noch immer ihren Meiſter ſuchen.

---

*) angehen 1799.

Anmerkung zum neuen Abdruck. 1828.

Mein frühzeitig über Flaxmans Umriße gefälltes Urtheil iſt ſeitdem durch die europäiſche Meinung beſtätigt worden. Vielfältig in Nachſtichen verbreitet, haben ſie in Italien, England, Deutſchland und Frankreich allgemeinen Beifall gefunden. Bei meinem Aufenthalt in London vor vier Jahren hatte ich das Glück, den vortrefflichen Künſtler noch perſönlich kennen zu lernen, durch deſſen Tod England im vorigen Jahre eine ſeiner Zierden verloren hat. Der ſchwächliche Mann, von gebrechlichem Körperbau, aber von ungemein liebenswürdigen Sitten, empfieng mich auf das freundlichſte. Ich fand ihn in ſeiner Werkſtätte mit großen Bildhauer-Arbeiten beſchäftigt, beſonders für Grabmonumente, womit man ſeit einiger Zeit angefangen hat, die St. Pauls-Kirche zu bevölkern. Dieſe beſondern Aufträge, vielleicht auch der fromme Hang ſeines Gemüthes, entfernten ihn in ſeiner ſpäteren Lebenszeit von mythologiſchen Gegenſtänden, dem eigentlichen Gebiet des Bildners.

In ſeiner Jugend hatte er unternommen, für einen der ausgezeichnetſten Kunſtkenner Englands, Herrn Thomas Hope, den Torſo von Belvedere zu kopieren und zu ergänzen. Hebe ſollte neben dem vergötterten Herkules ſtehen und ihm die Nektarſchale reichen, während er, den linken Arm auf ihre Schulter gelehnt, entzückt zu ihr hinaufſchauend, mit der rechten Hand die Schale empfängt. Dieß iſt der Gedanke, der ſich mir, ohne daß ich von Flaxman's Vorhaben wußte, bei Betrachtung jenes erhabenen Bruchſtückes, jedesmal aufgedrängt hat. Wie viel unbefriedigende und verkehrte Vermuthungen darüber vorgebracht worden, iſt bekannt. Zu einer Gruppe hat die Figur augenſcheinlich gehört, und ſchwerlich läßt ſich eine ſchicklichere ausſinnen. Flarman ſagte mir jedoch, er habe die Unternehmung aufgegeben, weil er ſich überzeugt, ſeine Ergänzung ſei nicht die richtige. Wie dem auch ſei, es bleibt immer eine herrliche Aufgabe, werth, daß unſre gelehrteſten Künſtler ſich darüber berathen mögen.

Zwei Gegenſtände aus dem klaſſiſchen Alterthume hat Flarman noch in den letzten Jahren behandelt: er hat eine Reihe von Umrißen zum Heſiodus gegeben, und den Schild des Achilles in halberhobener Arbeit ausgeführt. Von den erſten ſchenkte er mir ein Exemplar mit Einzeichnung ſeines Namens: ſie ſind mir nun ein theures Andenken. Es war ihm angelegen, daß ich ſeinen Schild ſehen ſollte: er begleitete mich deswegen in die City zu dem Goldſchmied und Juwelier der Krone, wo das Werk, nach ſeinem Modell in vergoldetem Silber ausgearbeitet, aufgeſtellt war. Es iſt auf ſolche Art dreimal wiederholt worden: für den König, den Herzog von York und den Herzog von Wellington. Ich hatte nicht Muße, die reiche, glänzende und höchſt belebte Kompoſition mit der homeriſchen Beſchreibung im Einzelnen zu vergleichen; auch war es hier ja nicht um eine antiquariſche Reſtauration zu thun, dergleichen mehrere Gelehrte und zuletzt Quatremère de Quincy verſucht haben: ſondern der Künſtler hatte ſeiner Einbildungskraft freien Lauf gelaßen.

Ob die heſiodiſchen Umriße gleichen Ruhm mit den früheren erwerben werden, läßt ſich bezweifeln, ohne daß man darum zugeben müßte, daß ſie den Blättern zum Homer und Aeſchylus an wahrem Gehalt nachſtehen. Denn zuvörderſt iſt Heſiodus weder ſo popular als die zwei genannten Dichter, noch ſo günſtig für eine maleriſche Begleitung.

Ferner iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Kupferſtichen bemerklich. An Thomas Piroli hatte Flaxman für den Dante, Homer und Aeſchylus einen geübten Kupferſtecher gefunden, der allenfalls aus eigner Wißenſchaft den Unbeſtimmtheiten des Originals nachhelfen konnte, weswegen ſeine Blätter ſich wie dreiſte Federzeichnungen ausnehmen. Der engliſche Kupferſtecher hingegen hat mit furchtſamer Hand die Striche nachgezeichnet, zuweilen wohl die flüchtigen Andeutungen nicht ganz richtig aufgefaßt. Deswegen kommen ſtarke Verzeichnungen vor: aber Korrektheit kann von einem erſten Entwurfe nicht gefordert werden, noch für ſich allein ihn hinreichend empfehlen, da man hier andre Eigenſchaften ſucht. Der dichteriſche Sinn, die eigenthümliche Auffaßung, kühne und gelungene Gruppierungen, endlich ſo viel Geiſt in einer ſo leichten körperlichen Umhüllung, empfehlen dieſe Bilderreihe in gleichem Grade wie die vorigen; und über Alles iſt eine ſinnige Naivetät, eine ätheriſche Grazie hingehaucht.

Bei dem Rückblicke auf die Zeit, wo ich den vorſtehenden Aufſatz abfaßte, emfinde ich eine wahre Befriedigung und lebhafte Freude. Welche Fortſchritte ſind ſeitdem gemacht worden! Welche Bahn hat die deutſche Kunſt durchmeßen! Und gerade der Gattung, welche ich empfahl, der maleriſchen Begleitung der Dichter, haben ſehr ausgezeichnete Talente ihre Neigung zugewendet. Ich erwähne hier vor allen andern die Blätter meines genialiſchen Freundes Cornelius zu dem Liede der Nibelungen und zum Fauſt. Jene bezeichnen einen doppelten Fortſchritt: denn auch das herrliche Denkmal unſrer alten Heldenſage war damals noch faſt Niemanden bekannt oder zugänglich. Die Zeichnungen zum Fauſt ſind ein groß gedachter und tiefſinniger Kommentar zu der originalſten Schöpfung unſers großen Dichters, neben welchem man gern die ſchwerfälligen hohlen Grübeleien, welche ohne alle praktiſche Einſicht in die Poeſie über den Fauſt bis zum Ueberdruße geſchrieben ſind, dem Dichter und dem Maler als ein Holokauſt verbrennen möchte. Aber der Werth ſolcher Leiſtungen läßt ſich nicht in einem Anhange und vorübergehend gehörig ſchätzen: ich habe mir längſt vorgeſetzt, ihnen eigne Betrachtung zu widmen.

III.

Ueber die berliniſche Kunſtausſtellung von 1802.

Eine Ausſtellung führt, wie ich glaube, dieſen Namen davon, daß ſie gemacht wird, damit Ausſtellungen darüber gemacht werden können. Vielleicht hat man dieſe Benennung deswegen einer Ausſetzung vorgezogen, weil die letzte an das Schickſal ausgeſetzter Kinder erinnern möchte, welches in der That nicht ſelten ausgeſtellten Kunſtwerken zu Theil wird: denn ſonſt würde dabei dieſelbe Bequemlichkeit der Ableitung eintreten, daß Kunſtwerke ausgeſetzt werden, damit an ihnen allerlei ausgeſetzt werden könne. Dieß iſt ein uralter Gebrauch; ſchon Apelles hat auf ſolche Art Gemälde ausgeſetzt oder ausgeſtellt. Hier haben wir nun eine ganze Menge moderner Apellen; der Kritiker ſpielt dabei die Rolle des bekannten Schuſters, und mag ſich hüten, nicht über die Befugniß ſeines Leiſtens hinaus zu gehn. Wenn er ſich nur auf Schuhe verſteht, muß er bei dieſen ſtehen bleiben und ſich nicht an das Ganze des Gemäldes wagen, außer etwa, wenn es wirklich von unten bis oben ganz Schuh ſein ſollte.

Da nun viele der vorliegenden Bilder ſich nicht höher ſchwingen, ſo befindet ſich der Beurtheiler in einem ſchwierigen Gedränge zwiſchen der Verehrung, welche man einer berühmten Akademie der Künſte in einer der Hauptſtädte Europas ſchuldig iſt; zwiſchen der ſtaunenden und nachdenklichen Bewunderung, womit man eine Sammlung von Erzeugniſſen des menſchlichen Geiſtes betrachtet, welche zu Stande zu bringen nichts Geringeres als der Mittelpunkt eines großen Königreichs, freigebige fürſtliche Unterſtützung, überhaupt ein hoher Grad von Kultur und der Zuſammenfluß der mannichfaltigſten Beſtrebungen erforderlich iſt, – und der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, die allein ſeinen Bemerkungen einigen Werth ertheilen kann. Er wird, um ſich aus dem Handel zu ziehen, ſeine Zuflucht zu Hypotheſen nehmen müßen. Eine ſolche wäre zum Beiſpiel, daß die Akademie nach ihrer Weisheit eine ſcherzhafte Prüfung des öffentlichen Geſchmacks habe anſtellen und verſuchen wollen, wie ſchlecht ein Kunſtwerk wohl ſein dürfte, ehe das Publikum es merkte. Da wäre es denn ſehr lobenswürdig, daß ſelbſt Vorſteher und Lehrer zu dieſer ergötzlichen Unterhaltung die Hände geboten haben. Was hierin noch mehr beſtärkt, iſt, daß der Verfaßer des gedruckten Verzeichniſſes die Akademie nach ihrem eignen Vorgange zu ironiſieren ſcheint, indem er in der vorangeſchickten Lebensbeſchreibung des bisherigen jetzt verſtorbenen Kurators, Freiherrn von Heinitz, die Ausſtellung zwar nicht als ein Monument, aber doch als ein castrum doloris für ihn, wörtlich alſo 'als ein Lager des Schmerzes' angeſehen wißen will. Man ſollte freilich denken, eine beſondre Ausſtellung wäre hiezu überflüßig, da die Probe, wenigſtens in Anſehung perſpektiviſcher Landſchafts- und Architektur-Stücke, täglich im Nationaltheater mit den Dekorationen des Hrn. Verona angeſtellt wird, welche den Zuſchauern immer gefallen, wenn ſie nur bunt wie Weihnachts-Aufſätze ausſehen, wiewohl ſie ſämmtlich ſo ungereimt und widerſinnig ſind, daß dieſe koſtbare Bühne unter ihrem Dekorationen-Vorrath, ich darf es dreiſt behaupten, kein ordentliches Wohnzimmer für Familien-Gemälde, ja nicht einmal einen einzigen ordentlichen Raum beſitzt.

Man wird alſo eine zweite Hypotheſe zu Hülfe nehmen müßen, die viel weiter reicht als die erſte, da bei einer öffentlichen Anſtalt billig dem Ernſte ein viel weiteres Gebiet eingeräumt wird, als dem Scherze. Hat die Akademie nicht unverkennbar die großen Grundſätze der Toleranz und Humanität durch die That predigen wollen? Der erſte wird im artiſtiſchen Fache ſo lauten: es ſoll Allen und Jeden, nicht bloß den Dilettanten, ſondern auch den Künſtlern von Profeſſion erlaubt ſein, ſo ſchlecht zu malen, als ſie wollen, ohne daß ſie in dieſer Liebhaberei geſtört werden dürfen. Der Grundſatz der Humanität: ſämmtliche Urheber dieſer Arbeiten ſind für wackre, rechtſchaffne und artige Leute zu halten, wenn ſie ſchon das Unglück haben, ſchlecht zu malen oder bildzuhauen. Dieſes kann' dem Beſten begegnen, und um es anſchaulich darzuthun, haben ſich nicht wenige von den Profeſſoren, Lehrern und Mitgliedern der Akademie aufgeopfert. Es iſt, als ob ſie ſelbſt bei ihren Werken ſtünden, und den talentloſen, trägen und auf jede Art untauglichen Schülern zuriefen: Laßt den Muth nicht ſinken! Seht, ſo arbeiten wir, und ſind dennoch geſchätzte nützliche Bürger des Staats, und ſind dennoch zu Ehren und Würden gelangt!

Wenn wir die angegebenen Geſichtspunkte feſthalten, ſo werden wir uns über Manches kürzer faßen können, und für eine engere Auswahl des Beßeren, die immer noch eine nicht unbeträchtliche und wahrhaft erfreuliche Ausſtellung hätte bilden können, mehr Raum gewinnen. Ohne weitere Vorrede treten wir in die Säle und wollen uns darin zu orientieren ſuchen. Das Verzeichniß, welches nicht weniger als 477 Nummern enthält, wovon überdieß verſchiedne für mehrere Stücke gelten, und worunter noch manche ſpäter eingeſandte Kunſtwerke fehlen, wird uns dabei von keiner ſonderlichen Hülfe ſein, denn die Sachen folgen nicht nach der Ordnung der Zahlen aufeinander; und wiewohl Abſchnitte gemacht ſind, werden die Rubriken theils nicht genau beobachtet, theils trennen ſie, was in künſtleriſcher Hinſicht zuſammengehört. So ſind von den hiſtoriſchen Gemälden die vaterländiſch-hiſtoriſchen, von den Landſchaften die vaterländiſchen Gegenden, von den Bildſäulen überhaupt, die von merkwürdigen Männern Preußens abgeſondert. Auf dieſe Art findet man weder was von Einem Meiſter herrührt, noch was zu derſelben Gattung, beiſammen; ja es iſt oft nicht einmal angegeben, ob etwas Gemälde in Oel oder Paſtell, oder ob es Zeichnung und in welcher Art iſt. Kurz ein Catalogue raisonné iſt es gewiß nicht, da er ſich überdieß alles Urtheils enthält; eher möchte es ein Catalogue confusionnaire heißen. Wir werden uns alſo in den Zimmern ſelbſt umſehen und das Zuſammengehörige ſo gut als möglich herausfinden müßen.

Das Eintrittszimmer iſt mit künſtlichen Fabrikaten, Teppichen, Porzellan, lakierten Sachen, Stuck-Marmor, Metallarbeiten u. ſ. w. angefüllt; hierauf das Zimmer der Skulptur; dann ſind in einigen größern die Gemälde, Zeichnungen und Kupferſtiche aufgehängt:

alles endigt mit einem Zimmer, worin ſich kolorierte Kupferſtiche von Architektur und Landſchaften, nebſt den Zeichnungen von Schülern der hieſigen Akademie und einiger Provincial-Anſtalten in Mappen befinden. Es iſt eine ſinnreiche Allegorie auf die Art, wie die ſchönen Künſte heutiges Tages exiſtieren, daß man erſt durch die Induſtrie der Manufakturiſten zu ihnen gelangt; dieſe zeigen uns, wie man nichtsnutzige Kunſtwerke in nützliche verwandelt. Manierierte Bilderchen auf ſchön glaſierte und vergoldete porzellänene Teller gebracht, oder Stücke aus der englichen Shakſpeare-Gallerie zu lakierten Präſentiertellern in der Stobwaſſerſchen Fabrik verwandt, können nunmehr mit allen Ehren beſtehen. Die Allegorie würde vollkommen ſein, wenn man durch eben ein ſolches Zimmer am andern Ende herausgienge, und dieß hätte auf gewiſſe Weiſe erreicht werden können, wenn die Kupferſtiche alle in das letzte Zimmer zuſammen gebracht werden wären. Denn ſie ſind ja derjenige Zweig, wodurch der Kunſtſinn, der es in unſern erleuchteten Zeiten einmal nicht laßen kann nützlich zu ſein, aus ſeiner unfruchtbaren Sphäre wieder in die Oekonomie hinaustritt, und ſich an das Fabrikat anſchließt. Dann aber müßten freilich die Schüler-Mappen hier weggeräumt werden, die wegen des Mangels an Fertigkeit und Sauberkeit nicht eben fabrikmäßig zu nennen ſind. Ich unternehme es nicht, in dieſen verworrenen ſibylliniſchen Blättern die Zukunft zu leſen: ſie mögen eine Ilias von Begebenheiten in ſich enthalten, die ſich erſt in entfernten Ausſtellungen vollſtändig entwickeln wird.

Skulpturarbeiten.

Von Bildhauerarbeiten hat die Schadowſche Werkſtätte bei weitem die größte Menge geliefert. Sie beſtehen größtentheils in Porträt-Büſten, doch ſind auch einige ganze Figuren darunter. Jenen iſt im Ganzen genommen das, was man gemeinhin Aehnlichkeit nennt, nicht abzuſprechen, welches auch nicht zu verwundern iſt, da Herr Rektor und Hofbildhauer Schadow, wie man weiß, ſich fleißig des Zirkels bedient, und überdieß nicht ſelten die bequeme Methode des Formens über den lebendigen Kopf zu Hülfe nimmt. Freilich bekommt bei dieſer widerwärtigen Operation der Mund etwas Gekniffenes, die ganze Miene wird peinlich, die fleiſchigen Partien werden platt gedrückt u. ſ. w., ſo daß bei dem Nacharbeiten

Leben und Bewegung gleichſam nur wie eine Schminke auf die todte Maße aufgetragen werden muß. Das gemeine Auge, welches ohne Gefühl für Form bloß eine materielle Befriedigung in der Kunſt ſucht, iſt zwar mit einer auf dieſem Wege entſtehenden Aehnlichkeit zufrieden: ſie iſt aber nichts deſto weniger von der ächten Aehnlichkeit, welche in der charakteriſtiſchen Auffaßung des Ganzen beſteht, himmelweit verſchieden. Die Eitelkeit könnte wenigſtens das Auge der Damen ſchärfen, um ſie bemerken zu laßen, daß der Kopfputz an den weiblichen Porträten ſehr nachläßig, ohne Wahl und Zierlichkeit iſt, was um ſo weniger Entſchuldigung findet, da die heutige Mode darin ſo viel Geſchmackvolles, den antiken Formen ſich Annäherndes darbietet. Was Locke ſein ſoll, hängt ſchwer wie aus dem Waßer gezogen; die anliegenden Partien der Haare ſind mit einem geriefelten Eiſen oder Holze überſtrichen, welches für einen Koch bei Paſtetenformen ein brauchbares Werkzeug ſein mag, in der Skulptur aber nicht ſo ohne weiteres angewandt werden ſollte. Man vergleiche nur den Kopfputz der Madame Bürger von Schadow mit dem der Gräfin Voß von Tieck. Wie verworren, zerſtört und wenn man von dem weißen Gypſe dieß ſagen kann, wie ſchmutzig erſcheint jener gegen die durchgearbeite Beſtimmtheit und Nettigkeit des letzten. Von Eleganz und für den Charakter des Geſichts bedeutender Wahl wollen wir gar noch nicht einmal ſprechen.

Um im Einzelnen etwas über erwähnte Köpfe zu erwähnen, ſo hätte die Schauſpielerin Madame Meyer, die als Galatea im Pygmalion im Augenblick des Erwachens zum Leben dargeſtellt iſt, ohne Frage ſich viel vortheilhafter nehmen laßen. Es iſt ſchon ein ſeltſames Unternehmen, etwas an der bloßen Büſte vorſtellen zu wollen, wozu kaum die ganze Figur hingereicht hätte. Sollte es aber geſchehen, ſo mußte der Ausdruck weit energiſcher und freudiger ſein, und nicht eine in Einfalt übergehende matte Naivetät zeigen. Die unteren Augenlieder ſind zu ſehr in die Höhe gezogen, was zwar in manchen Mienen eine Gewohnheit des Originals iſt, hier aber nicht hätte gewählt werden ſollen, [illegible] s die ohnehin nicht großen Augen gegen die Backenfläche noch [illegible] macht. — Fräulein von Arnſtein aus Wien, eine ausgezeichnete Schönheit, wird in dieſer Büſte ſchwerlich dafür erkannt werden. Das Geſicht iſt ſehr vorwärts geſenkt; dabei fallen die oberen Augenlieder ſo tief herunter, daß beides zuſammen das Anſehn einer blinden, oder ſchlafenden oder wenigſtens ſehr ſchläfrigen Perſon giebt. Ich ſehe wohl, daß der Bildhauer durch die Stellung, die vom Profil aus hineinwärts zu ſehr nach oben gehenden Lineamenten an Kinn, Mund und Naſe hat verkleiden wollen: allein ſind dieſe einmal da, ſo muß ſie der Künſtler durchaus angeben; iſt der Kopf ſonſt wahrhaft ſchön, ſo wird er durch eine auffallende Individualität nur pikanter, und ächte Charakteriſtik veredelt Alles. Eben ſo hat die etwas ſtarke Dicke des oberen Augenliedes durch die Senkung vermindert werden ſollen: ſie wird aber dadurch nur ſichtbarer, die Augenlieder liegen wirklich wie Kiſſen auf den Augen. Bruſt und Nacken ſind lange nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, die hier um ſo mehr erwartet werden konnte, da ein ſchöner weiblicher Nacken etwas ſehr Seltnes iſt.

Die beinah geſchloßenen Augen hat Hr. Schadow auch bei der Büſte einer verſtorbenen Dame, die, wie es ſcheint, nach unvollſtändigen Angaben in Marmor gearbeitet iſt, angebracht. Hier paßt es beßer, da der Kopf in einen prieſterlichen Schleier gehüllt iſt: doch bleibt es immer allzu ſubjektiv, die Trauer des intereſſierten Betrachters gleichſam in den Gegenſtand ſelbſt übergehen zu laßen. —

Eine lebensgroße ſitzende Figur in Marmor, welche, auf eine Urne gelehnt, in der andern Hand einen Myrtenkranz, die Treue vorſtellen ſoll, und zu einem Monument für den verſtorbenen Staatsminiſter von Arnim beſtimmt iſt, beweiſet, daß dieſe Art, die Augen zu ſchließen, bei dem Künſtler Manier geworden iſt. Der porträtmäßige Kopf der Figur hat durch ſeine Richtung nun keinen andern Gegenſtand der Betrachtung, als den ihr zu Füßen ſitzenden Hund. Sie iſt in ihren Verhältniſſen plump, und geiſtlos gedacht. Die Bemerkung in dem Verzeichniß, ‘mehrere Partien dieſer Gruppe ſeien noch nicht ganz beendigt’, befremdet in ſo fern, als man der rohen Arbeit nach das Ganze noch für unvollendet halten möchte.

Viel gefälliger iſt eine ſtehende Figur, das Porträt eines ſehr hübſchen Mädchens, die auf das Attribut der Hoffnung, den Anker, gelehnt, abgebildet iſt. Die Stellung iſt kein Originalgedanke, und konnte es bei der Intention, die Hoffnung vorzuſtellen, ſchwerlich ſein; und was die Ausführung betrifft, ſo hat Hr. Schadow im

Oktober-Stück der Eunomia die zufällige allmäliche Entſtehung dieſer Arbeit ſelbſt angegeben, wobei es um ſo weniger zu verwundern, daß nicht Alles genau an ihr zuſammenhängt, und gegen die Verhältniſſe der Zeichnung Manches einzuwenden ſein möchte. Es iſt in den verſchiedenen Partien eine ungleichmäßige Fülle bemerkbar, die in manchen neben der großen Jugend des Geſichts zu ſehr aus der Hoffnung in Erfüllung übergegangen zu ſein ſcheint.

An dem Kopfe dieſer Figur ſind, wie an den meiſten ſchadowſchen, welche geöffnete Augen haben, die Kreiße der Pupille mit doppelten Einſchnitten bezeichnet. Die Skulptur muß ſich zwar hier und da, wo ſie an die Gränzen ihres Gebiets kommt, konventioneller Andeutungen bedienen; die eben erwähnte iſt aber gewiß als antiplaſtiſch zu verwerfen: ſie ahmt den Blick auf eine grelle Weiſe nach, da die Skulptur ihre Darſtellungen nur durch das leiſe Spiel der Formen beleben ſoll. Man führe hiegegen nicht an, daß die griechiſchen Bildhauer zuweilen ſtatt des Augenſterns Edelſteine eingeſetzt und das Weiße im Auge mit einem ſilbernen Blättchen belegt haben. Dieß zerſtörte wenigſtens die Form des Augapfels nicht, und wenn ſie hiedurch über die Gränzen ihrer Kunſt hinausgiengen, ſo thaten ſie es mit tiefer Bedeutung, welche zu entwickeln hier nicht der Ort iſt.

Alles was wir bisher durchgiengen, war Porträt; und da Hr. Schadow in einem vor einiger Zeit in der Eunomia abgedruckten Aufſatze die Nachfolge des klaſſiſchen Alterthums verwirft, und die Kunſt zu einem natürlichen Erguß beſtimmter Nationalitäten und Zeitalter gemacht wißen will: ſo iſt auch nicht wohl abzuſehen, wie er je etwas anders als Porträte und porträtmäßige Figuren ſollte hervorbringen können, da die idealen Formen, welche wir an den Werken der Alten bewundern, nur aus einer abſoluten Grundanſchauung herfließen, die er nicht anerkennt. Bei einer größern Kompoſition, die nicht auf die Ausſtellung gebracht werden konnte, aber im Verzeichniß als dazu gehörig mit aufgeführt wird, den Basreliefs an dem neuen Münzgebäude, hat er ſich, ſeinen Grundſätzen entgegen, dennoch durch das Bedürfniß ſeiner Kunſt genöthigt geſehen, ſich an die Antike anzuſchließen, nicht nur in dem ganzen Geiſt der Symbolik, ſondern auch in einzelnen Figuren. Warum, möchte ich fragen, wurden hier nicht Bergleute in heutiger Tracht mit Schiebkarren u. ſ. w. angebracht, und ſo in allem Uebrigen? Die Vorſtellung würde doch für die Menge von Handwerkern, und dergleichen Leuten, welche an dem Gebäude vorübergehen, weit verſtändlicher geweſen ſein. Ich weiß wohl, was hierauf zu antworten iſt, aber Hrn. Schadow ſoll es ſchwer fallen, nach den in jener Abhandlung aufgeſtellten Maximen der Natürlichkeit es zu rechtfertigen. Er wird ſelbſt zugeben müßen, daß ſchon ungemeine Geiſteskraft dazu gehört, ein Nachfolger und nicht ein bloßer Nachahmer und Benutzer des Alterthums zu ſein. Da dieß Werk, unſtreitig eins der ſchätzbarſten von ihm, nicht beurtheilt werden kann, ohne den Antheil der Antike daran genau zu beſtimmen, ſo überlaße ich es gelehrteren Antiquaren, welche die ſämmtlichen alten Denkmäler im Gedächtniß oder den vorhandenen Kupferwerken gegenwärtig haben.

Es bleibt alſo dabei, daß das Porträt Hrn. Schadows eigentliches Fach iſt, und da muß ich als das gelungenſte von allen die Büſte des Hrn. von Kotzebue erwähnen. Sie iſt, ohne daß der Bildhauer ſich in ihm ungewöhnliche Kunſtbeſtrebungen verſtiegen hätte, ganz Natur, ganz Wahrheit, und, ſo viel es bei dieſem Gegenſtande möglich war, ganz Charakter. Auf den erſten Blick ſieht man in dieſem Geſichte die beliebte Popularität der Schriften des Originals, und erkennt wohl, daß ein ſolcher Mann ſeinen Zeitgenoßen keine zu ſchweren Aufgaben und Zumuthungen machen wird. Kurz, dieſe Büſte iſt durchaus als der Kulminationspunkt von Hrn. Schadows Talent zu betrachten; und wenn man damit Goethes Büſte von Tieck vergleicht, die ebenfalls unter den hier aufgeſtellten die gelungenſte ſein möchte, wenn man hinzufügt, daß man in ihr eben ſo, wie in jener von Kotzebue, die Energie erkennt, womit der Dichter auf ſein Zeitalter gewirkt, die Reinheit, womit er die antike Poeſie erneuert hat, die reife Männlichkeit ſeines umfaßenden Geiſtes: ſo hat man ungefähr einen Maßſtab für die Weiſe der beiden Künſtler, Bildniſſe aufzufaßen und zu entwerfen.

Die Porträtbüſten von Hrn. Hagemann, einem Schüler Schadows, ſind denen ſeines Lehrers ſo ähnlich, daß es ſchwer fallen möchte, ſie zu unterſcheiden. Wir finden von ihm die Büſte des bekannten Schriftſtellers, Profeßor Feßler, wobei ebenfalls das Abformen zu Hülfe genommen worden, und die daher von großer

Aehnlichkeit iſt, jedoch ſo, daß ſie ſelbſt denen, welche das Original kennen, faſt noch als Carikatur erſcheinen wird. Ueberdieß iſt ſie ſehr ungünſtig mit dunkelgrüner Lackfarbe angeſtrichen, welche Bronze vorſtellen ſoll, aber die ſtörendſten Blendlichter macht. Und welch ein unglücklicher Einfall des Bildhauers war es, ihr ein Gewand umzugeben, das in der That gerade wie eine Mönchskutte ausſieht! Oder iſt es ein verfehlter Philoſophen-Mantel? — Die Büſte von Kant führt auf die Betrachtung, daß die Imbecillität des hohen Alters ein trauriger Gegenſtand für die Skulptur iſt. Hr. Hagemann hat ihrethalb eine Reiſe nach Königsberg gemacht. Man ſollte denken, es hätten ſich ohne ſolchen Aufwand ſo widerſprechende Theile zuſammenfinden laßen, wie man an dieſem Kopfe ſieht, da die ausgetrocknete Abgelebtheit in einigen, in andern, z. B. der Naſe, eher eine kindiſche Formloſigkeit neben ſich hat. — Die Büſte des Profeſſors Herz, welche dicht bei der von Kant ſteht, hat auch manche Aehnlichkeiten mit ihr: der Anblick von beiden iſt unerfreulich.

Endlich hat Hr. Hagemann eine kleine nackte Figur in Marmor geliefert, eine liegende Najade mit einer Perlenmuſchel, an welcher man ein Beiſpiel ſieht, wie es ungefähr mit der Hervorbringung von etwas Idealiſchen aus eignen Mitteln in dieſer Schule gelingt. Die Stellung, da ſie auf dem rechten Schenkel, oberwärts aber auf dem ganzen Leibe ruht, ſo daß ſich die Bruſt vermittelſt der aufgeſtützten Arme vom Lager erhebt, und das Geſicht in die Höhe gewandt iſt, verdient noch am meiſten Lob; doch gehört dieſer Gedanke dem Künſtler nicht ganz: wenn man die Magdalena des Correggio entkleidet denkt, wird man eine ſehr ähnliche Stellung bekommen. Die Verhältniſſe dagegen ſind nicht die beſten, die Schenkel viel zu ſtark gegen die Brüſte; der Ausführung fehlt es am gehörigen Detail. Während man bei einer ſo kleinen Figur in ſchönem Marmor die fleißigſte, zierlichſte Vollendung erwarten darf, ſo iſt dieſe nur ſo ungefähr, wie in groben Stein fertig gehauen. Man betrachte nur die Haare, wo man das Korn des Marmors ordentlich wie an einem ungefähren Bruche ſieht. Am rechten Arm, um nur eins anzuführen, fehlen vom Ellbogen an bis zum erſten Fingergliede ſämmtliche Muſkeln und Gelenke, ja es iſt keine Spur eines organiſchen Gebildes zu entdecken; alles geht in einer geraden Linie fort. Das Geſicht iſt noch der mißrathenſte Theil an der ganzen

Figur. Die in die Höhe gezogenen unteren Augenlieder ſollen wollüſtig ſein, ſind aber nur häßlich und matt, der Zwiſchenraum von den Augen bis zum Munde iſt ungeheuer, von einer wirklich unmöglichen Länge, die Augen ſelbſt zu klein. Der linke Augapfel iſt flach weggehauen. Der Bildhauer hat kein griechiſches Profil machen wollen, und hat dafür eine kleinliche, nach Außen gebogene Naſe gemacht. Kurz, das Geſicht iſt lange nicht ſchön, nicht bedeutend regelmäßig genug, um irgend für ideal, und allzu leer und unbeſtimmt, um für individuell zu gelten; und dieß läßt ſich auf die ganze Figur ausdehnen.

Von Tieck iſt nicht Vieles da: außer den ſchon bekannten Büſten von Goethe und Madame Unzelmann nur noch die der Gräfin Voß. Jene ſind einmal umſtändlich in der Zeitung für die elegante Welt (Nr. 19 des vor. Jahrg.) beſchrieben worden; ich übergehe ſie daher hier, und will nur bemerken, daß die Büſte der Madame Unzelmann ungünſtig ſteht, weil ſie nicht ſo von unten angeſehen werden ſollte. An der von Goethe wünſchte ich die als Haar ausgeführten Augenbraunen hinweg, die der Künſtler an den übrigen nur durch die ſchärfere Ecke des Augenknochens angegeben, und auch hier leicht ſo verändern könnte. Ferner habe ich behaupten hören, der etwas geöffnete Mund vermindre den Ausdruck der Kraft und Feſtigkeit. Auch erinnre ich mich ſehr wohl, daß Büry an ſeinen zwei meiſterhaften Abbildungen Goethes, einer Zeichnung in ſchwarzer Kreide, die voriges Jahr auf der weimarſchen Ausſtellung zu ſehn war, und dem auch hier bekannten Oelgemälde, beide ein Höchſtes in ihrer Art, (wovon aber jene mehr vertrauliches Leben, dieſe mehr Würde und Erhabenheit vor der andern voraus hat) den Mund geſchloßen, wie denn dem Original allerdings ein feſtes Schließen, ja nicht ſelten Zudrücken des Mundes eigen iſt. Ich will hier nur die Frage aufwerfen: ob der Fall nicht für den Maler und Bildhauer verſchieden ſein dürfte? Der letzte ſucht überall die reine Form; ſie könnte ihm ſchon durch den Druck der Lippen auf einander geſtört werden, beſonders wenn ſie, wie hier der Fall, ſchön gerundet und geſchweift ſind. Wenigſtens hat er, wo er auf Idealität hinzuarbeiten berechtigt iſt, die Götterſtatuen der Alten für ſich, da der ruhige Jupiter wie der erzürnte Apollo mit geöffneten Lippen erſcheinen.

Die Büſte der Gräfin Voß ſoll vielen Zuſchauern mißfallen haben. Ein gutes Zeichen! Was den Meiſten als fremd nicht zuſagt, iſt eben das Rechte. Hier hat vermuthlich die leiſe Anſpielung auf den griechiſch-ägyptiſchen Stil in der Skulptur, und auf die Attribute einer Iſis, den Anſtoß gegeben. Daß dieſer Künſtler ſeine Porträte immer nach einer beſtimmten charakteriſtiſchen Idee ausführt, beweiſt eben, daß ſie nicht die Gränze ſeines Talents ſind. Man muß wünſchen, ihn in eignen Kompoſitionen beurtheilen zu können, wozu er hier keine Gelegenheit gegeben hat.

Mit dem Ueberreſt des Saals werden wir bald fertig ſein. Er iſt theils mit Büſten angefüllt, worunter ich nur von Hrn. Bardou, eine ſtarräugige von Friedrich dem Zweiten in Marmor, und das Bildniß eines Offiziers erwähne, deſſen Tod durch einen zu feſt geſchnürten Anzug verurſacht ward, und dem die Halsbinde auch in dem Gypſe noch eng iſt; theils mit Statuen. Von Hrn. Profeſſor Bettkober, ein ſitzender Friedrich II. in hohem Alter mit der Flöte in der Hand, dem es gänzlich an Knochen fehlt, und wovon der altfränkiſche Lehnſtuhl das Beſte; — ein Ganymedes mit Spindelbeinen, von demſelben; ein ſchlafender Endymion von Hrn. Bardou, der nichts als eine ſchlechte Akademie iſt; ein andrer von Hrn. Rauch im Waldeckiſchen, der, wie bemerkt wird, nach der Natur ſein ſoll, aber in einer ſehr unbequemen Stellung, und mit einem von den langen Rippen an eingezognen Hohlbauche, ſchläft; ein Friedrich II. zu Pferde in halber Lebensgröße, von Hrn. Bardou; die ſtehende Statue eines Generals, in gleicher Größe, von Hrn. Bettkober: das Modell für ein größeres Denkmal, woran die Weſte über einen großen Pudding geknöpft, und die Beinkleider und Stiefeln über Mettwürſte gezogen zu ſein ſcheinen. Von den beiden letzten gilt, was ich auch beiläufig von einem gemalten Friedrich II. zu Pferde in Lebensgröße von Hrn. Roſenberg bemerken will: ſie möchten gute Modelle zu bleiernen Soldaten abgeben.

Doch wir brauchen das Zimmer der Skulpturarbeiten nicht mit ſo niederſchlagenden Betrachtungen zu verlaßen. Ich habe mir etwas für den Schluß aufgeſpart, wozu ich immer mit neuem Entzücken und erhöhter Bewunderung von jenen rohen formloſen Maſſen zurückkehrte, und was man, wie mich dünkt, nicht leicht zu viel loben kann. Es ſind ſechs kleine in Holz geſchnitzte Hautreliefs mit Blumen, Pflanzen, Früchten, Vögeln, kriechenden Thieren und Inſekten, von Hrn. Parent. Auf dem erſten iſt ein ſingender Kanarienvogel auf einem Roſenzweige abgebildet; in Anſpielung auf die Kunſt des Sängers hängt ein Notenblatt herunter; auf dem zweiten ein Paar ſich ſchnäbelnde Tauben, ebenfalls auf einem Roſenſtrauche; auf dem dritten durch einander flatternde und ſich liebkoſende Sperlinge: auf dem vierten ein Vogelneſt voll von noch nicht flüggen, unförmlichen und ſchreienden Jungen, das Weibchen, das ſie eben hat füttern wollen, ſitzt daneben, das Männchen gegenüber, eine Schlange ſchlingt ſich durch die Zweige des Strauches hinein und verbreitet die lebhafteſte Unruhe und Beſtürzung; auf dem fünften picken Vögel an Weintrauben, eine Maus nagt an einer Nuß: auf dem ſechſten ſind Vögel in Schlingen gefangen, einer hat ſich eben verſtrickt, eine Nachteule hat eine Maus erhaſcht.

Alle dieſe Bilder ſind geiſtreich gedacht, geſchmackvoll und die vier letzten dabei äußerſt reich gruppiert, und mit der fleißigſten Sorgfalt bis in's Feinſte hinein ausgeführt, ſo daß man die Verſchiedenheit der Oberflächen an den nachgeahmten Gegenſtänden, das Krauſe der Federn und Haare, das Knorplichte der Vogelbeine, die Glätte oder Rauhheit der Blätter, Früchte u. ſ. w. deutlich erkennt; dabei aber mit einer meiſterlichen Keckheit und Freiheit, welche die Schwierigkeit gänzlich vergeßen läßt. Sie ſind durchaus Leben, Bewegung und Ausdruck. Man glaubt auf dem dritten die Sperlinge in ihrer üppigen Lüſternheit zwitſchern zu hören, ſo wie man die grelle Farbe an den Augen der Nachteule wirklich zu ſehen glaubt. Das vierte Stück erinnert an das uralte göttliche Bild von dem Vogelneſt und der Schlange beim Homer: der Ausdruck in dem geängſteten Weibchen und dem Männchen, das ſich zugleich in ſeiner Ohnmacht ergrimmt, iſt bei der leidenſchaftlichen Heftigkeit, welche Theilnahme erregt, von der drolligſten Naivetät. An den Vögeln in Schlingen iſt ſelbſt in den Tod noch Gradation gebracht, der eine iſt erſtorbener, als der andre, und wie wahr iſt die eifrige Beſtrebung des dritten, ſich loszumachen! Der Künſtler hat dieſen leichten Naturen das Bizarrſte und Eigenſte in ihren Geberdungen, und die anziehendſten Augenblicke der artigen Dramen, die ſie unter ſich aufführen, abzulauſchen gewußt. Er hat es innig gefühlt, daß auch in den Inſtinkten ſolcher Thierchen ſich der große Naturgeiſt ausſpricht, daß eigentlich in jedem Gegenſtande eine Unendlichkeit ſich darſtellen läßt; dadurch ſind ſeine Bilder zugleich ſo phantaſtiſch und ſo wahr. Man möchte ſich davor hinſetzen, und zu jedem als muſikaliſche Begleitung irgend ein wunderliches Märchen erzählen.

Nach der Rangordnung der Gattungen, wo man vornehmere und geringere annimmt, fallen dieſe Hautreliefs halb unter die Rubrik von Blumen- und Frucht-, halb von Thier-Stücken, alſo pièces de genre; allein ſie geben einen Beweis, daß jede Gattung, zur Vollkommenheit gebracht, ein Vollkommnes und Höchſtes darbietet. Vollendung heißt der Brennpunkt, wo die Kunſt ihre eine und untheilbare Wirkung hervorbringt, und wer ihn erreicht, ſei es in welcher Gattung es wolle, verdient immer den ſchönſten Kranz.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß es ein Ausländer iſt, der ſich auf dieſer Ausſtellung im Schnitzwerk am meiſten oder einzig hervorthut (denn eine ſchlecht gezeichnete Andromeda in Basrelief, und eine unbedeutende Arabeſke von zwei Herren Ambres aus Breslau, ſind nur rohe Arbeiten) da ehedem dieſe Kunſt, wie Alles was mühſame Ausdauer fordert, von den Deutſchen beſonders geübt ward. Albrecht Dürer war bekanntlich groß darin. Der Freiherr von Brabeck in Söder beſitzt von ihm eine Mutter Gottes mit dem Kinde, aus Buchsbaum, noch nicht eine Spanne hoch, aber ein wahrhaft bewundernswürdiges Werk. Es wird ſo oft über die Koſtbarkeit und Unbeholfenheit des Materials der Skulptur geklagt: wohlan, hier iſt das Mittel, etwas ſehr Wohlfeiles und leicht zu Handhabendes durch kunſtreiche Arbeit in Koſtbarkeiten zu verwandeln.

Gemälde.

Wir kommen nun zu den Gemälden, wo ich zuvörderſt an die anfangs aufgeſtellten Hypotheſen erinnern muß. Den erſten Preis des Mißlingens unter den Werken angeſtellter Lehrer fordert, ohne Widerrede, ein großes hiſtoriſches Gemälde von Hrn. Profeſſor Grätſch, die Geſchichte des Mucius Scävola vorſtellend. Dieſes Bild iſt ganz heroiſch, es herrſcht eine furioſe Konfuſion darin. In ſeliger Unwißenheit über die Schwierigkeiten der Kunſt hat ſich der Verfertiger an ihre größten Aufgaben gewagt, und iſt geſonnen in der nervichten Zeichnung wenigſtens den Michelangelo, im Ausdruck zum mindeſten den Raphael hinter ſich zu laßen.

Mit vorgerecktem Arm ſtürmt Scävola dem Zuſchauer entgegen und legt heldenmüthig die Hand in alten fuchſigen Flachs recht breit und weich hinein. Dafür muß man es halten, denn eine Flamme würde doch leuchten, und über der Hand wieder zuſammen zu ſchlagen ſtreben, da dieſe zähe Subſtanz ſich ganz horizontal nach beiden Seiten ſtreckt. In Allem, was die Perſpektive betrifft, in den Händen mit geſpreizten Fingern u. ſ. w. erkennt man ganz die Art, wie Kinder zu malen pflegen. Der in die Höhe gewandte Kopf eines bärtigen Alten kann in umgekehrter Richtung für einen Ziegenbock gelten, und ſolcher unwillkürlichen Aehnlichkeiten würden ſich bei näherer Prüfung mehrere finden. Der Effekt des Ganzen iſt, als wenn man ſchmutzige Farben auf ein Papier geſchüttet, und ſie dann vermöge eines Scheidungsmittels hätte durch einander laufen laßen.

Man kann ſagen, daß dieß Bild wirklich ſelten in ſeiner Art iſt: wegen dieſer Merkwürdigkeit habe ich mich länger dabei verweilt.

Von der Chryſeis des Hrn. Profeſſor Collmann, die ihrem Vater vom Ulyſſes wieder zugeführt wird, — meines Bedünkens dem zweiten Gemälde in der umgekehrten Rangordnung, — weiß ich, außerdem daß es ganz und gar violet, nichts weiter zu ſagen, als daß es ſchlecht, ſchlecht, ſchlecht iſt. — Als Pendant nehme ich gleich den Koriolan, welcher Mutter und Gattin abweiſt, dazu, wiewohl es von einem nicht titulierten Maler, Hrn. Mügge, herrührt. Durch den rothen Ton hat dieß Bild noch einen Vorzug vor jenem, denn roth iſt immer beßer als violet; dagegen iſt es in der Perſpektive noch kindiſcher unvollkommen: der Horizont entſetzlich hoch, die Figuren ſtehen mit den Füßen gar nicht auf. Das Weiße im Auge hat der Verfertiger ganz wörtlich genommen, wodurch die Geſichter fürchterlich ſtarr werden. Wie ſich nur jemand zum Malen beſtimmen kann, der noch niemals ein Auge in der Natur aufmerkſam betrachtet haben muß!

Hierauf folgt von Hrn. Profeſſor Schumann: ‘Burggraf Friedrich IV. von Zollern, der dem Kaiſer Ludwig von Baiern den gefangnen Gegenkaiſer Friedrich von Oeſtreich nebſt deßen Bruder 'Heinrich überliefert', ein großes hiſtoriſches Gemälde voll kleiner Figürchen, ziemlich fleißig gepinſelt, auch ſind die Farben nicht geſpart, jedoch grell und ohne Haltung. Blanke Rüſtungen giebt es hier in Menge, worin nach der Meinung des Malers ſogar menſchliche Körper ſtecken ſollen. Für bleierne Soldaten wäre wieder vieles zu benutzen, wenn man das Spiel erweitern, und, um es für die Kinder lehrreicher zu machen, welche in alte Ritterrüſtungen gießen wollte.

Wie die Muſe des hiſtoriſchen Gemäldes dort im unförmlichen Panzer, ſo erſcheint ſie in moderner, jedoch altfränkiſcher Hoftracht in Hrn. Vicedirektors Friſch 'Friedrich mit Marquis d'Argens', vor ihnen Arbeiter, die ein Loch in die Erde graben und ausmauern, hinten Ausſicht auf einen Theil der Gebäude zu Sansſouci. Solch ein Bild ſollte chapeau bas gemalt werden, und vielleicht hat ſich auch die patriotiſche Begeiſterung des Künſtlers auf dieſe Weiſe ausgedrückt. Wie oft muß man es wiederholen, daß witzige Anekdoten und Bonmots ſich einmal nicht malen laßen. Dieſer Vorſtellung wären zur Deutlichkeit Zettel aus dem Munde des Königs und des Marquis unentbehrlich, und dann würde das gemalte Geſchriebene unſtreitig mehr werth ſein, als das geſchriebene Gemalte. Aber wer gar nicht zu malen verſteht, thut wohl am beſten, etwas Unmalbares zu wählen, ſo ſchiebt man es auf den Gegenſtand. Dergleichen Figuren ſah man ehemals auf Fächern, und in dieſem Geſchmack iſt auch das abgedämpfte, verblaßte, beflorte Kolorit, welches roſenfarbig zu ſein ſtrebt, aber aus Mattigkeit nicht dazu gelangen kann. Eben das gilt von den übrigen Bilderchen deſſelben Malers, z. B. der 'Ino mit dem Melicertes', nur daß er hier noch edlere Muſter, boucherſche Figuren, und das manierierte franzöſiſche Vignetten-Weſen vor Augen gehabt hat. In den neben einander ſtehenden Figuren zweier Schweſtern hat Hr. Friſch gezeigt, was er im Porträt vermag: es hält ſchwer ſich etwas ſo Schlechtes und Leeres, ſo Ungezeichnetes und Ungemaltes vorzuſtellen.

Mit mehr Farbe prangen unſtreitig die Bilder des Hrn. Hofrath und Galerie-Inſpektor Puhlmann, und der rothe Mantel des babyloniſchen Alten auf dem Gemälde von 'Pyramus und Thiſbe' verdient in dieſer Hinſicht allerdings Lob. Dagegen tritt aber dieſe Kompoſition mit weit mehr Anſpruch einer gewiſſen Gelehrſamkeit, und weniger Naivetät auf, und verdient daher ſowohl in Betreff der unzulänglichen Zeichnung, als des Zuſammengeleſenen in der Erfindung eine deſto ſchärfere Prüfung.

Der Kopf des todten Pyramus iſt nach der Antike; die ſterbende hinſinkende Thiſbe ſcheint eine Reminiſcenz von einer Maria bei irgend einer Kreuzabnahme zu ſein; die Sklaven mit der Bahre ſind, wo ich nicht irre, nach Le Brun. Ueberdieß gehören ſie nicht recht hierher, denn ſie ſind nach Phyſiognomie und Tracht mehr ägyptiſch als babyloniſch; der erzählende Grieche iſt ein Aeſkulap, und der babyloniſche Alte, der ihn anhört, ein bärtiger Bacchus. — Der Verfaßer des Verzeichnißes hat nöthig gefunden, die bekannte Geſchichte von Pyramus und Thiſbe in einer Erzählung beizufügen, welche ſich ungefähr wie die Ballade beim Shakſpeare anfängt: 'In Babylon, da wohnt ein Mann'. Er hat dadurch unglücklicher Weiſe an die Vorſtellung dieſer Geſchichte im Sommernachtstraum erinnert, und ſo darf wohl unſer Jammer um den Jammer einer ſolchen Thiſbe um einen ſolchen Pyramus nur kurz ſein.

Von Hrn. Puhlmans zweitem Bilde, einer 'Bathſeba im Bade', brauchte nicht beſonders bemerkt zu werden, daß es eine Nachahmung iſt. Wem dieß entgehen könnte, der müßte mit der holländiſchen Malerei ganz unbekannt ſein.

Am ſchicklichſten wird hier die Penelope des Hrn. Profeſſor Niedlich ihre Stelle finden, die man wegen ihrer geringen Bedeutung leicht ganz überſieht. In den Köpfen ſieht man Studium nach der Antike, doch fehlt es an Zeichnung. Penelope ſoll vom Grame niedergebeugt ſein; aber vom Grame kann Einem doch nicht das Kreuz zerbrechen, wie es ihr wirklich geſchehen iſt. Der herunterhängende Arm iſt an den Schultern nur ſo angeheftet, auch kann er ſich nicht biegen, denn der Unterarm geht von der innern Seite weit über den Ellbogen hinauf in den Oberarm hinein. Die Kompoſition iſt ärmlich, und füllt die leere Fläche des Bildes nicht aus; die Gruppe der beiden Mägde bindet ſich nicht mit der Penelope; dieſe allein hat etwas Farbe, jene ſind gegen die Nähe, worin ſie ſtehen, unverhältnißmäßig abgedämpft.

Wir kommen zu den Arbeiten des Hrn Rektors und Hofmalers

Weitſch, der zwei hiſtoriſche Gemälde und eine Menge Porträte ausgeſtellt hat. Sie ſind vermuthlich dasjenige, was am allgemeinſten gefällt, und erfordern deshalb eine etwas umſtändlichere Beleuchtung.

'Friedrich II. in der Schlacht bei Kunnersdorf', ein Bild mit kleinen Figuren und weitläuftiger Landſchaft. Der König auf einem Hügel unter einem Baum, im Begriff von ſeinem durchſchoßenen und niederſinkenden Pferde abzuſteigen; ein Offizier, der abſteigt, um ihm ſeines anzubieten; ein hinzuſprengender Huſarenoffizier; hinter dem Könige ein verwundeter Soldat, machen die Hauptgruppe aus; im Hintergrunde die Schlacht.

In der Miene und Stellung des Königs iſt nichts von Heldenmuth und Geiſtesgegenwart ſichtbar, bloß die körperliche Unbehaglichkeit, die aus dem Vorfalle mit dem Pferde, dem unbequemen Sitzen und dem Beſtreben abzuſteigen entſteht. Der Schimmel unter ihm ſtreckt die Vorderbeine von ſich; er verſcheidet wirklich gut, doch ſollte Hr. Weitſch wegen der Pferde bei Wouwerman in die Schule gehen. Daß ihm dieſe Quelle nicht unbekannt geweſen, zeigt beſonders in der Bewegung der Vorderbeine das Pferd, wovon der Officier abgeſtiegen, nicht undeutlich. Dieſer ſteigt ab, wie man nicht abſteigen muß, noch kann; es iſt viel zu weit nach der Kroupe des Pferdes zu. Im erſten Augenblicke weiß man nicht, ob es der linke oder der rechte Fuß ſein ſoll, den er noch im Steigbügel hat, denn er könnte ja, wie der Schneider im Poßenſpiele, verkehrt geſeßen haben. Sobald man ſich aber beſinnt, daß es der linke Fuß ſein muß, findet man eine ungeheure Verzeichnung, denn wenn man die Linie des Beines fortſetzt, und dann den Schenkel in irgend einer möglichen Biegung hinzudenkt, ſo fehlt es an Platz dazu, ſie können ſich durchaus nicht an den Körper anfügen. Der Huſar iſt leicht die beſte Figur, doch tritt er zu weit vor, da er ſich vielmehr etwas fernen ſollte: ſein herunterhängender Säbel ſcheint das vordere Pferd berühren zu müßen. Der verwundete Soldat ſoll intereſſant machen. Ich grüße ihn als einen Bekannten, denn es iſt, wie ich glaube, eigentlich ein Grenadier aus dem 'Tode des General Wolf', der in allerlei Metamorphoſen in den engliſchen Kupferblättern von Schlachten herumſpukt; eine Reminiſcenz aus dieſen iſt er wenigſtens gewiß.

Aus dem Obigen erhellet ſchon genugſam, wie kleinlich, unbedeutend und fehlerhaft das Ganze iſt; doch werden die Mängel der Zeichnung durch die moderne Kleidung mehr verdeckt, und die widerwärtige Färbung des Fleiſches fällt bei den wenigen nackten Theilen und an den verkleinerten Figuren nicht ſo auf. Beides hat der Maler mehr im Großen in ſeinem heroiſchen Gemälde Komala, nach dem Oſſian, entwickelt.

Das ganze Stück oder, wenn man es ſo nennen kann, Gedicht iſt im Verzeichniſſe abgedruckt. Dieß hat mir Gelegenheit zur Erneuerung des Staunens gegeben, was mich immer wieder erfüllt, wenn ich eine Weile nicht im Oſſian geleſen habe: wie nämlich ein ſo Geſtalt-, Gehalt- und Haltungs-loſes Machwerk in einem großen Theile Europas ſo ungemeinen Beifall hat finden können.

Komala erwartet mit Sehnſucht ihren Geliebten Fingal, der in den Krieg gegen die Römer gezogen iſt. Zwei andre Jägerinnen glauben mit ihr, Vorzeichen von Fingals Unfall und Tod zu ſehen. Hidallan, ein verſchmähter Liebhaber Komalas, beſtätigt ihre Ahnung durch ſeine falſchen Nachrichten. Fingal kommt nun ſelbſt mit ſeinem Heer; ſie hält ihn erſt für den römiſchen Feldherrn, dann für Fingals Geiſt, endlich erkennt ſie ihn, und der Uebergang von geängſteter Trauer zur Freude iſt für ſie zu plötzlich! ſie geht hinter einen Felſen und ſtirbt kurzweg. Fingal macht auch nicht lange Umſtände mit ſeiner Trauer, er läßt die Barden ein Lied auf ſie ſingen, und damit iſt es aus.

Dieß iſt eine kahle und ziemlich alberne Geſchichte. Die Mädchen bekommen ängſtliche Ahndungen, man weiß nicht warum. Oder der Himmel ſendet ihnen wirklich Unglücks-Zeichen, ſo weiß man nicht warum er dieß thut, da Fingals Unternehmen gelingt. Hidallan macht der Komala Fingals Tod weiß, man weiß wieder nicht warum; denn der Betrug muß zu bald herauskommen, als daß er Vortheil davon zu ziehen hoffen dürfte. Endlich daß eine Jägerin, alſo durch Witterung und Leibesübung abgehärtet, eine Art von Amazone, durch den raſchen Wechſel der Gemüthsbewegungen ohne weiteres ſtirbt, beweiſt, daß das Ganze in der Epoche der empfindſamen Nervenſchwäche erfunden iſt. Doch wäre Komala in einem andern Roman mit einer Ohnmacht abgekommen; man muß dieß Sterben als eine nordiſche ungeſchlachte Ohnmacht anſehen.

Die einfachſte Art nach dem Oſſian zu malen ſcheint mir: Nebel und Wolken, und Wolken und Nebel, allenfalls hier und da eine dazwiſchen hervorragende Felſenſpitze. Oder noch beßer mit transparenten Mondſchein-Landſchaften. Denn wie man auf dieſen nichts ſiehet, bis das Lämpchen dahinter gebracht wird, ſo verſteht man auch die verworrne Unvernehmlichkeit der meiſten oſſianiſchen Stücke erſt mit Hülfe der Inhaltsanzeigen: der kalte Mondſchein der Empfindſamkeit muß ſie beleben. Komala iſt noch eins von denen, wo ſich die Geſtalten am meiſten ſondern, was zum Theil wohl von der einigermaßen dramatiſchen Einkleidung herrührt. Auch hat der Maler bis auf den Hidallan ziemlich alle Beſtandtheile der Geſchichte angebracht: die todte Komala, ihre zwei graulichen Doggen, eine der Geſpielinnen, den trauernden Fingal, einen Barden, im Hintergrunde Krieger, endlich Wolken und Felſen.

Wie billig iſt es eine Nachtſcene, auch ſcheint der Mond, doch beleuchtet er nicht: dieß geſchieht durch eine Fackel. Dadurch hätte ein wärmeres Licht gewonnen werden können; allein der gelbliche Ton des Ganzen geht beſonders in den Fleiſch-Partien in's Rauchige über. Die Flamme der Fackel ſelbſt wird durch den Stand des Bildes abgeſchnitten, man ſieht nur den Anfang davon, wodurch der Maler freilich einen großen Theil der Schwierigkeiten umgangen hat. Doch hält die Beleuchtung, die auf den erſten Blick manches Auge beſtechen mag, bei näherer Prüfung eben ſo wenig Stich, als das Uebrige. Der Knabe, welcher die Fackel trägt, hält ſie ungeſchickt genug in der rechten Hand, über die linke Schulter zurückgelehnt. Folglich iſt es unmöglich, daß das rechte Profil ſeines Kopfes, wie im Bilde geſchieht, ganz im Schatten bleibe und nicht von hinten erleuchtet werde. Der Schlagſchatten ſeines Körpers fällt dem Zuſchauer entgegen, und er ſollte vielmehr in's Bild hineinfallen. Ferner kann die Bruſt des knieenden Mädchens unmöglich ein ſo helles Licht auffangen, ihre Schulter iſt dazwiſchen. Komala liegt todt da, als wenn ſie niemals lebendig geweſen wäre: die formloſe, ich möchte ſagen, unorganiſche Art, wie die geſchloßnen Augenlieder und Wimpern, Mund und Naſe gemacht ſind, läßt ſich nicht beſchreiben, man muß das ſehen. Der rechte ausgeſtreckte Arm iſt verdreht; bei einer ſolchen Lage der Achſel und Hand kann der Ellbogen ſich nicht ſo weit herum ſchieben. Die rechte Hand, welche den Pfeil hoch hält, iſt ganz klein, eigentlich nur ein Stumpf von einer Hand, denn ſonſt ſollten die Knöchel doch angedeutet ſein; wo die Finger bleiben, weiß man nicht, wenn ſie ſich nicht in den Boden graben. Dagegen liegt die linke Hand ungeheuer groß über den Leib. Wo das Untertheil der Finger bleibt, weiß man auch nicht, es ſollte hinter der Knieenden wieder zum Vorſchein kommen.

Die ganze Unwahrſcheinlichkeit des Gedichts erneuert ſich in dem Bilde: daß nämlich eine Dirne von ſo derben Gliedmaßen an einer Ueberraſchung des Schreckens und der Freude geſtorben ſein ſoll. Bei der vor der Leiche knieenden Geſpielin (vermuthlich Derſagrena, — ja ich wette, daß es Derſagrena iſt; Melilkoma würde ſchon zierlicher ausſehen) tritt ein ähnlicher Fehler mit den Händen ein: ſie ſollen nur leiſe in einander greifen, und doch müßte ſie ſich die Finger abbrechen, oder ſie in einander hinein ſchieben. Das Untertheil des Geſichts von der Unterlippe an ſchwindet ganz. Fingal ſteht an einen Felſen gelehnt, und weint, auf den linken großen Arm geſtützt, der rechte kleine hängt herunter. Daß der Maler das Koſtum eines griechiſchen Helden vermied und das nordiſche an ihm zu charakteriſieren ſuchte, iſt zu loben, auch am Harniſch, Horn und Helm mit einem Adlerſittich Manches recht gut gerathen; doch fällt Geſtalt und Ausdruck in's Rohe und Gemeine. Der Barde, welcher ſtehend die Harfe ſpielt, mit großem Bart und ganz kleinem unmündigen Munde, iſt ſo, wie man ihn zum Ueberdruße auf engliſchen Kupferſtichen geſehen hat. Das Beſte ſcheinen mir die beiden graulichen Doggen, die ſich, der Fackel gegenüber, am andern Rande des Bildes abſchneiden.

Es leuchtet ein, daß an dieſem Gemälde weder für das Kleinſte noch das Größte irgend ein Studium nach der Natur gemacht iſt. An ſorgfältig ausgeführte Kartons iſt vollends nicht zu denken. Unſer Zeitalter weiß die Kunſt leichter zu handhaben, als jene erhabene Geiſter in der großen Epoche derſelben, die es ſich ſo thöricht ſauer werden ließen. Es fällt denn freilich auch darnach aus. Dieß verſteht ſich zwar von allen bisher durchgegangenen hiſtoriſchen Bildern; allein ich habe es bei ihnen nicht erwähnt, weil ſie auch nicht einmal einen ſolchen Schein von Realität haben, daß davon nur die Frage ſein könnte.

In ſofern ſind Hrn. Weitſchs Porträte um ein Beträchtliches beßer als ſeine hiſtoriſchen Gemälde, weil er doch bei jenen durch die Beſchaffenheit der Aufgabe genöthigt ward, die Natur zu Rathe zu ziehen; indeſſen finden ſich auch da Spuren genug vom Malen aus der Idee, d. h. hier, aus der Manier. Was die Zeichnungen betrifft, ſo iſt kein Kontour rein gehalten, ſondern Alles herüber und hinüber verſchmiert. Die Hände ſollen mit ſcheinbarer Meiſterſchaft leicht gewandt und bewegt ſein: doch ſieht man bald, wie viel fehlt, daß ſie wahrhaft als die Werkzeuge der lebendigſten Beweglichkeit charakteriſiert wären. Die Einſchnitte an den Gelenken gleichen vielmehr denen an den harten Körperdecken gewiſſer Inſekten. Die Lieblingshand des Malers, wo ſich der Zeigefinger gegen den Daum in einen halben Zirkel krümmt, läßt ſich füglich mit Krebsſcheren vergleichen. Die feinen Nüancen der Haut hat er durch ein unverdautes Gemiſch von Tinten zu erreichen gedacht. Wenn das menſchliche Fleiſch wirklich ſo ausſähe, ſo wäre es in der That ein ekelhafter Gegenſtand, und verdiente nicht nachgeahmt zu werden. Beſonders an Engels Porträt iſt dieß auffallend. — Das Bildniß des beim Klavier ſtehenden Knaben iſt eines der beſten; ſo zeichnet ſich auch das Bruſtbild eines Mannes in altdeutſcher Tracht vortheilhaft aus. Der Pendant zu dem letzten hingegen, eine Frau ebenfalls in altdeutſcher Tracht, mit einem Kinde, iſt unglücklich ganz von vorn genommen, und völlig flach geblieben, nur das ſchwarze in's Geſicht hängende Haar kommt hervor. Eben ſo nimmt ſich in einer Gruppe von Kindern ein Mädchen, das im Profil geſehen wird, wie ein aufgeklebtes Blatt auf dem grünen Hintergrunde aus.

Einen ſchlimmen Nachbar haben obige Malereien des Hrn. Weitſch an Leonardo da Vincis 'Chriſtus, der den Phariſäern die Schrift auslegt', von Hrn. Hummel in Caſſel ſehr wacker in Oel kopiert. Dieſes Bild, das man hier ſchon durch Bürys vortreffliche Kopie in Waſſerfarben kennt, kann ſelbſt Ununterrichteten bei der Vergleichung über alle gerügten Punkte die Augen öffnen. Von der Bedeutung, dem göttlichen Tiefſinn darin, iſt hier nicht der Ort zu reden; ich bleibe nur bei dem Nächſten des Machwerks ſtehen. Wie kräftig iſt der beſcheidne Farbenauftrag! Welche Sauberkeit des fleißigen Pinſels! Welche Kühnheit der Umriße und Beſtimmtheit der Phyſiognomien! Wie durchgearbeitet ſind die ſchön gezeichneten und mannichfaltig charakteriſierten Hände! Aber freilich, Leonardo da Vinci malte in der Kindheit der Kunſt, zu einer Zeit, wo ſich die Künſtler lächerlicher Weiſe niemals mit der Vollendung Genüge leiſteten; jeßt malt man auf den Effekt im Ganzen und kann in wenigen Tagen mehr zu Stande bringen, als damals in Jahren.

IV.

Theater-Kritiken

aus der Zeitung für die elegante Welt.

1802 u. 1803.

Regulus, Trauerſpiel von Collin,

aufgeführt in Berlin im Jahr 1802.

Seit einiger Zeit ſind hier die verſificierten Stücke ziemlich an der Tagesordnung; man hat den Regulus gegeben, den Nathan den Weiſen, und jetzt eben wird Turandot erwartet*). Für den Regulus waren von Wien her große Erwartungen erregt werden; er hatte dort ſchon im vorigen Herbſte bedeutende Senſation gemacht. Die Empfänglichkeit für ſolch ein Stück macht dem Geſchmack des Wiener Publikums von einer gewiſſen Seite Ehre: ſie deutet auf das Bedürfniß, welches **) jetzt überall rege wird, ſich aus dem engen Kreiſe der bisherigen dramatiſchen Vorſtellungen hinaus in das Gebiet der Geſchichte und der ***) Vorzeit zu wagen. Es iſt erquicklich, einmal wieder große Namen, das herrliche Rom auf unſerer Bühne nennen zu hören. Daß dabei die bis jetzt ſo wenig geübte Schärfe der Unter-

---

*) 'Seit ... erwartet' fehlt in dem Abdr. von 1828. **) ſich jetzt überall regt 1802. ***) Fantaſie zu wagen 1802.

ſcheidung fehlt, darf nicht befremden. Denn freilich iſt der Regulus keineswegs, wie man gerühmt hat, ein Meiſterwerk eines bisher noch unbekannten Autors, ſondern er hat vielmehr ganz die Art einer Schulübung: wo ein junger Mann was er in den alten Geſchichtſchreibern geleſen und ſich wohl gemerkt hat, beſtens wieder anzubringen ſucht. Der Verfaßer iſt in Anſehung der dramatiſchen Kunſt noch lange nicht auf dem rechten Wege, oder vielmehr, er iſt auf gar keinem Wege: die Halbheit und das Schwankende ſeiner Manier drängt ſich dem erſten Blicke auf. Er ſcheint es ſich ſelbſt nicht recht klar gemacht zu haben, ob er etwas im Sinn der *) griechiſchen Tragödie, oder des franzöſiſchen Trauerſpiels dichten wolle; dazwiſchen iſt ihm Manches aus der Form von Shakſpeares hiſtoriſchen Dramen eingefloßen; ja ſogar aus den nächſten und trübſten Quellen hat er geſchöpft, indem er unleugbar die Octavia des Hrn. v. Kotzebue, wo nicht beſtimmt nachahmte, doch vor Augen hatte.

Aus der letzten Richtung ſcheint beſonders der Widerſpruch in der Behandlung entſprungen zu ſein, daß er auf Simplicität Anſpruch macht, und auf Effekt Verzicht zu leiſten ſcheint, und daß er **) dennoch nach Effekten haſcht. Warum liegt gleich zu Anfang Atilia mit ihren ſchlafenden Kindern auf der Treppe? Dieſe Nacht hat gar nichts ſo Entſcheidendes; die Kinder werden auf den kalten Stufen den Schnupfen bekommen; da ſie vergiebt, ſie ſo außerordentlich zu lieben, hätte ſie, wie eine verſtändige Mutter, ſie ordentlich zu Bette bringen ſollen. Nach einem ſo ***) kläglichen Anfange prophezeit man ſich gleich viel Beläſtigung

---

*) antiken 1802. **) dabei dennoch 1802. ***) lamentabeln 1802.

von dieſen armen Geſchöpfen: und ſo trifft es denn auch zu, man muß ſie das Stück hindurch bis zum Ueberdruß ſehen. Es ſind eigentlich dieſelben alten und wohlbekannten Kinder aus Menſchenhaß und Reue, welche durch verſchiedene Stücke hindurch bis in die Octavia gewandert ſind, und ſich endlich auch in den Regulus gezogen haben, nur iſt der ältere, Serran, ein wenig aus dem Zeuge gewachſen, und in die ſogenannten Lümmeljahre getreten. Das Motiv, ein hartes Männerherz durch die unvermuthete Erſcheinung der Kinder zu erweichen, welches in Menſchenhaß und Reue Glück gemacht hatte, und in der Octavia froſtig wiederholt iſt, wird hier ebenfalls in der Scene zwiſchen Atilia und Regulus angebracht. Daß aber die Mutter den älteſten ſchon mündigen Sohn hartnäckig zum Ungehorſam gegen ſeinen Vater hetzt, um dieſen wider ſeinen Dank und Willen zu befreien, iſt *) eine Probe von der neuen überaus edelmüthigen Sittlichkeit, die alle Gerechtigkeit und Schicklichkeit unter die Füße tritt, und in ſo vielen Schauſpielen der letzten Jahre mit wahrem Bekehrungseifer gepredigt worden iſt. Und doch ſchürzt gerade dieſer Punkt den Hauptknoten, indem Publius, der Sohn des Regulus, als Tribun des Volkes ſein Veto ſpricht, und dadurch dem Entſchluße des Helden, unausgelöſt in die Gefangenſchaft zurück zu kehren, Hinderniſſe in den Weg legt. **)

---

*) ein Pröbchen 1802.

**) In der Z. f. d. el. W. folgt: Daß der Sohn eines Konſuls, folglich ein Patricier, Volkstribun ſein ſoll, iſt eine den hiſtoriſchen Bedingungen widerſprechende Erdichtung, die bei einer andern Behandlung hingehen möchte, dem Verfaßer aber, welcher darauf ausgeht, gelehrte Kenntniß des Alterthums anzubringen, und in dem Stücke gleichſam antiquariſche Beluſtigungen anſtellt (wie z. B. mit

Der zweite Akt, der ganz im Senate ſpielt, wo der Conſul Metellus *) den Vorſitz führt, Regulus nebſt dem karthagiſchen Geſandten Bodoſtor erſcheint, und über die Auswechſelung der Gefangenen **) unterhandelt wird, beſticht und ſöhnt beinahe mit dem Stücke aus. Er zeigt recht auffallend ***) die Majeſtät eines freien Gemeinweſens, die Würde der Oeffentlichkeit, und überhaupt das Gewicht großer Staatsangelegenheiten, wenn ſie nur ohne fremden Schmuck †) rein geſchichtlich auf die Bühne gebracht werden.

Der dritte Akt ſinkt wiederum ſehr: er zeigt uns den Regulus von den Ueberredungen Bodoſtors, und nachher ſeiner Frau nebſt Familie, bearbeitet; und er beweiſt wahren Heroiſmus, indem er ††) nicht am Ende aus Langerweile nachgiebt. Bodoſtor, deſſen barbariſche Rohheit, im Senat ausbrechend, eine ſo gute Wirkung that, wird hier ganz zahm: er ſpinnt ein weit hergeholtes Geſpräch mit dem Regulus an, über den Vorzug des Weltbürgerſinnes vor dem Patriotiſmus. †††) Außerdem daß ſeine Rede trivial iſt, ſieht man ihr ſogleich an, wo ſie ſich herſchreibt, nämlich aus Rouſſeaus Schriften. Nicht leicht haben wir etwas treffender gefunden, als den Anfang von der Antwort des Regulus, der dem Karthager erwiedert:

Wohl hätteſt du die lange Rede dir
Erſparen mögen.

---

dem Kandidaten, mit der Verdeutſchung gewiſſer Formeln, die nicht einmal immer glücklich iſt u. ſ. w.) billig nicht verſtattet werden kann.

*) präſidirt 1802. **) verhandelt 1802. ***) das Impoſante der republikaniſchen Politik, und überhaupt großer 1802. †) ganz hiſtoriſch 1802. ††) endlich aus Langerweile nachgiebt 1802. †††), dem man, außerdem, daß es trivial iſt, ſogleich anſieht, wo es ſich 1802.

Nur Schade, daß dergleichen Aeußerungen nicht hin und wieder in dem Stück vorkommen, ſo hätte es die Kritik über ſich gleich in ſich ſelbſt getragen.

Der vierte Akt ſchleppt ſich dürftig fort in Unterredungen des Conſul Metellus mit zwei Senatoren von entgegengeſetzten Geſinnungen; dann *) erfolgt ein mörderiſcher Ueberfall des jungen Publius, welchen der Konſul durch ſeine ruhige Faßung vereitelt. Der Dolch, womit dieß ausgeführt werden ſoll, iſt der zweite im Stück; mit dem erſten bedroht Atilia, dem Regulus gegenüber, ihr eigenes Leben; den dritten zuckt Regulus im fünften Akt auf ſich ſelbſt; doch wir irren uns, dieſes iſt eben der, welchen er der Atilia entwinden mußte, um als Sklav in Feßeln dennoch einen bei der Hand zu haben. Wenn das nicht Theaterſtreiche im übeln Sinn des Wortes ſind, ſo wißen wir nicht, was man ſo nennen könnte. Die Erſcheinung der Atilia im fünften Akt, die, nachdem ſie ſich durch das ganze Stück hin unverſtändig genug geberdet, nun vollends im Verſtande verwirrt geworden, iſt noch das Mißlungenſte, Erborgteſte und Unſchicklichſte von Allem. Dagegen wird Einem bei der Volksverſammlung, wo die Sache ſich letztlich entſcheidet, wo der Konſul, Regulus ſelbſt und ſein Sohn, der Tribun, die erhöhete Bühne beſteigen und Reden an das Volk halten, wieder wohl; es gilt davon zum Theil, was vom zweiten Akt. Ein ſchöner Moment iſt das Gebet des Konſuls am Altare Jupiters, und der Ruf der Rache gegen Karthago beſchließt das **) Ganze auf eine nachdrückliche und erhabene Art.

---

*) mit einem Attentat des jungen Publius auf ſein Leben hin, welches er durch 1802. **) Stück 1802.

Manche haben die Mängel des Stücks auf den Stoff geſchoben; allein für den ächten Künſtler giebt *) es eigentlich weder günſtige noch ungünſtige Stoffe; Alles kommt auf die Art an, wie der Gegenſtand genommen wird. Shakſpeares Darſtellungsart römiſcher Geſchichten ſcheint der Verfaßer gar nicht gehörig ſtudiert, wenigſtens gewiß nicht recht verſtanden zu haben. Die Gemeinheit und Unmündigkeit im Thun des rohen Haufens iſt im Regulus dem Shakſpeare nachgemacht; bei dieſem hängt ſie mit der tiefen oft unergründlichen Ironie in der ganzen Darſtellung zuſammen, dort iſt es eine ungehörige und ſtörende Einmiſchung. Aus dem Katilina des Ben Jonſon wäre auch wohl noch Manches zu lernen geweſen, ſogar aus den römiſchen Stücken Voltaires: denn in dieſen franzöſiſchen Trauerſpielen iſt doch eine Kunſt der Anordnung und ein ſtrafferes Zuſammenhalten, was wir hier gänzlich vermiſſen. Auch die Reden durften, da das Ganze ſeiner Natur nach eine rhetoriſche Richtung hat, weit gedrängter und prächtiger ſein: mit einigen Sentenzen aus dem Seneca iſt es noch lange nicht gethan. Um den römiſchen Geiſt recht hervortreten zu laßen, müßte eine mehr ſtoiſche Anſicht der Dinge (welcher denn freilich die Familien-Quälerei beträchtlich würde weichen müßen) zugleich mit dem nachdrücklichſten Lakoniſmus durchgehends herrſchend gemacht ſein. Die Reden ſind faſt immer zu lang, häufig zu ſchwach, die Verſe ohne Schwung, die Sprache nicht voll und würdig genug; der erzmodernen Phraſen, die an das letzte Jahrzehend erinnern, ſtatt nach Rom zu verſetzen, nicht zu gedenken.

---

*) es weder 1802.

Die Darſtellung auf der hieſigen Bühne war im Ganzen ſehr lebenswürdig. Iffland gab den Regulus mit gefühlter Würde und ohne den Druck der ausgeſtandenen Leiden zu ſchwer auf ihm laſten zu laßen. Nur einige Male verfiel er vielleicht zu ſehr in das Weſen des bürgerlichen Biedermanns und Hausvaters. Hingegen der Augenblick, wo er ſich den Untergöttern weiht, erſchien wahrhaft groß. Madame Meyer als Atilia war ganz in ihrem Fache; ſo erinnern wir uns auch Herrn Beſchort ſelten mehr zu ſeinem Vortheile geſehen zu haben, als in der Rolle des Metellus, die er durchaus mit dem ruhigen Anſtande ſpielte, wovon Herrn Bethmann mehr zu wünſchen wäre, der ſonſt als Publius ſein Talent bewies, leidenſchaftliche Situationen mit Wärme darzuſtellen.

Was das Aeußere betrifft, ſo iſt von den Dekorationen nicht zu reden; das Koſtum aber war nach den Angaben eines gelehrten Alterthumskenners mit Fleiß beſorgt. Der rothe Streif an der Toga des Volkstribuns war freilich wohl ein Verſehen; auch der ganz ſcharlachne Mantel des Konſuls läßt ſich ſchwerlich hiſtoriſch rechtfertigen, doch ſtach er gut gegen die Menge der weißen Togen ab. Dieſe waren vielleicht nach dem alten Maß noch nicht weitläuftig, beſonders nicht breit genug: doch würde dann die Schwierigkeit, das ſchwere Tuch zu tragen und ſich damit zu behelfen, noch größer geworden ſein, welche ſo ſchon die ungewohnten Schauſpieler in augenblickliche Verlegenheiten verwickelte. Warum die Römer auch nur ſolche verwünſchte Lappen tragen mußten, und nicht, wie wir, ordentliche, bequeme Röcke! — Die Tracht des Bodoſtor, als des Abgeſandten einer reichen, aber barbariſchen Nation, war vortrefflich gegen die römiſche einfache Großheit, die keinen goldnen Zierrat und nur wollene Zeuge zuließ, kontraſtiert. Er hatte einen ſcharlachnen Leibrock mit breitem geſtickten Gürtel, grüne lange Beinkleider und rothe Halbſtiefeln, einen kurzen Mantel von Goldſtoff, grün gefuttert, der an den Schultern feſt geheftet war und um die Arme geſchlagen werden konnte; der Bart, welcher ihn auch von den Römern auszeichnete, vollendete das fremde, und man kann wohl ſagen, puniſche Anſehn.

Bis jetzt hat der Regulus fünf Vorſtellungen erlebt, das letzte Mal war es ſchon ziemlich leer, und vielleicht haben die vorhergehenden Male Manche von den Zuſchauern die Anerkennung des guten Geſchmacks, welche ſie dadurch zu üben glaubten, mit Langeweile gebüßt. Der Erfolg hat auf dieſe Art ſchwerlich dem Aufwande entſprochen, welches denn leicht die ſogenannten poetiſchen Stücke bei den Theaterkaſſen in Mißkredit bringen mag, aber gewiß nur durch die Schuld der Autoren: denn es iſt eine offenbare Ungeſchicklichkeit, zu einem Schauſpiele, in welchem eigentlich ſo Weniges vorgeht, ſo viele Figuren zu gebrauchen; in dieſer Hinſicht ſollte es viel einfacher eingerichtet ſein. Indeſſen hat die Aufführung des Regulus den Vortheil, daß nun Togen in Menge für den Julius Cäſar und Koriolan des Shakſpeare vorräthig ſind, mit denen ja, wie zu hoffen iſt, die Direktion bald einmal das hieſige Publikum beſchenken wird.

Nathan der Weiſe
auf dem Berliner Theater.

Nathan der Weiſe iſt von Weimar aus in Schillers Bearbeitung für's Theater hierher befördert worden. Dort hatte die Aufführung einen bedeutenden Zweck: da man die Recitation überhaupt zu vervollkommnen ſucht, ſo wollte man es auch einmal mit einem Stücke verſuchen, worin durchgehends der Ton des Verſtandes und der beſonnenen Ueberlegung, ohne heftige Leidenſchaften, und ohne eigentlich komiſche Charakteriſtik herrſcht; und es läßt ſich denken, daß der Nathan auf der weimariſchen Bühne ſich beſonders vortheilhaft ausgenommen haben wird. Hier konnte dieß Stück wegen andrer Beziehungen gewiſſermaßen als einheimiſch betrachtet werden; es giebt hier noch alte Freunde Leſſings, welche ſich zuverläßig einbilden, mit daran geholfen zu haben; Moſes Mendelsſohn hat hier gelebt, deſſen Religionsverwandte denn auch nicht ermangelt haben, den weiſen Nathan, ‘ihren Nathan’, zu beſuchen, ſo daß er vier Mal wirklich ein ſehr gefülltes Haus gehabt hat.

Uebrigens war es wohl von Leſſing ein wenig übereilt, wenn er das Land glücklich pries, wo dieß Schauſpiel zuerſt würde aufgeführt werden dürfen; denn die Vergünſtigung könnte eben ſo leicht von Schlaffheit, als von Liberalität in religiöſen Angelegenheiten herrühren; die letzte könnte ſogar fehlen, wo die erſte bis zur gänzlichen Auflöſung geht. Auffallend iſt es, wie ſo manche Lehren und Anſichten in eben dieſem Nathan, von welchem Leſſing glaubte, daß er erſt in ferner Zukunft recht an der Zeit ſein würde, ſchon gänzlich veraltet ſind: man hat es ſeitdem zur Genuge erfahren, wie eine gewiſſe geprieſene Toleranz nur das Negative dulden will, und das Proteſtieren gegen alles Poſitive in der Religion, gegen jede individuelle Anſchauung derſelben auf die nüchternſte Dürftigkeit hinausläuft. Leſſings Meinung war es auch gar nicht, mit den neuern Theologen gemeinſchaftliche Sache zu machen, aber im Nathan könnte man ihn leicht ſo mißverſtehen.

Die hieſige Aufführung läßt ſich nicht in gleichem Grade rühmen, wie die des Regulus. Zwar Iffland als Nathan befriedigte jede Forderung der Kunſt; Madame Unzelmann machte als Sittah eine ſehr glänzende und geſchmackvolle Erſcheinung, und man bedauerte nur, ſie nicht mehr und bedeutender zu ſehen, da dieſe Rolle bei der Feinheit ihrer geſelligen Ausbildung ſich wie von ſelbſt verſteht. Herr Mattauſch, als Tempelherr, wußte für ſich zu intereſſieren; das Beſtreben, den Ungeſtüm und die Uebertreibungen ſeines Spiels zu mäßigen, war unverkennbar, und ſobald ihm dieß gelingt, muß ſeine ſchöne Figur, ſein edler Anſtand, ſein gefühlvolles Weſen vortheilhaft hervortreten. Er hatte wirklich außerordentlich glückliche Momente. Auch der Patriarch wurde über die Erwartung gut vorgetragen. Dagegen war Recha gar nicht bedeutend; Daja charakteriſierte ſich, ganz unpaßend, in's Kleinliche und Gemeine hinein; Saladins Laune gieng gänzlich verloren; der wackre Schauſpieler, welchem Alhafi zugefallen war, befand ſich durchaus nicht an ſeiner Stelle, und der Kloſterbruder war unter der Kritik. In dem verunglückten Saladin glaubte man einen nicht zu tadelnden Alhafi zu erkennen, und der Sultan, der ja gar nicht ſo bejahrt zu ſein braucht, da er noch einen Vater am Leben hat, hätte wohl von einem der jüngeren Schauſpieler, etwa Herrn Beſchort, muntrer und fröhlicher gegeben werden können.

Es hilft nichts, zu tadeln, wo ſich einmal keine Auskunft treffen läßt: deswegen mag obiger Wink als einer von vielen, die ſich geben ließen, hier ſtehen; denn das berliniſche Theater hat ein ſo zahlreiches Perſonal und einen ſolchen Ueberfluß an Mitteln, daß man von ihm billig harmoniſche Darſtellungen ausgezeichneter und berühmter Werke ſollte erwarten dürfen.

Berliner Nationaltheater.

Der Waßerträger. Der Hausverkauf.

Berlin, am 14. Mai 1802. Ich habe noch unſre letzten Theaterneuigkeiten dieſer Winter-Jahreszeit vom Ende des März bis jetzt nachzuholen.

'Der Waßerträger', nach dem franzöſiſchen les deux journées, Muſik von Cherubini, eine Oper, die von Madame Unzelmann zu ihrem Benefiz-Stück erwählt ward, hat hier, ſo wie an andern Orten, viel Glück gemacht, und verdient es auch, ohne noch von der Muſik zu reden, die vielleicht die ausgezeichnetſte dieſes Verfaßers iſt, durch die muntre fröhliche Behandlung des Stoffes, mit dem es zwar auf eine edle Handlung hinausläuft, wobei aber der weinerliche und empfindelnde Ton meiſtens glücklich vermieden iſt, und ſtatt deſſen die plötzlichen Verlegenheiten der Gefahr entdeckt zu werden, und die ſinnreichen Mittel der Rettung unterhalten, und theatraliſche Gemälde darbieten. Auch der Anſtrich einer hiſtoriſchen Anekdote iſt vortheilhaft dabei.

An demſelben Abend wurde der 'Hausverkauf', ein Nachſpiel in einem Akt, nach einer franz. Operette: Maison à vendre, mit bloßer Weglaßung des Geſanges, zum erſten Mal gegeben. Dieß kleine Stück, welches einmal in dieſen Blättern ein Wiener Korreſpondent, ich weiß nicht aus welchen Gründen, getadelt hat, iſt meines Bedünkens eins der artigſten, die man in dieſer Gattung ſehen kann, und die darin gebrauchten komiſchen Motive ſind ſo einleuchtend und entſchieden, daß ſelbſt eine ganz verkehrte Dekoration (man wird Mühe haben, dieß zu glauben, da der franzöſiſche Autor ſie auf's genaueſte nach allen Umſtänden angegeben, und doch iſt es nicht anders;) und das ſchlechte Spiel, womit die beiden Hauptrollen durch Hrn. Schwadke und Hrn. Bethmann entſtellt wurden, die Wirkung nicht herunterbringen konnte. Es wurde am erſten Abend mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und man hat es ſeitdem oft mit Vergnügen wiederholen ſehen.

Turandot,

ein tragi-komiſches Mährchen von Gozzi nach Schiller,*) fand im

---

*) So ſteht in der Handſchrift. Anmerk. d. Vfs.

Ganzen nur eine kalte Aufnahme; allein die Darſtellung war auch darnach. Man gab es zum erſten Mal am 5. April zum Benefiz der Demoiſ. Eigenſatz, welche ſelbſt die Rolle der Turandot darin ſpielte, oder vielmehr nicht ſpielte, ſondern verdarb. Wenn die Gefälligkeit einer Direktion auch ſo weit gehen muß, die Schauſpieler bei der Wahl eines Stückes nicht einzuſchränken, ſo dürfte ſie ihnen doch wohl eine ſchlechthin für ſie nicht paßende Rolle verweigern, damit das Benefiz nicht ein Malefiz für die Zuſchauer werde. Auch der Rolle des Prinzen Kalaf war Hr. Bethmann keinesweges gewachſen, ſie wäre offenbar Hrn. Mattauſch zugekommen. Nur der Kaiſer wurde von Hrn. Unzelmann recht gut, mit einem an Karikatur gränzenden Pathos, und Adelma von Mad. Unzelmann meiſterhaft mit hinreißender Energie und ſtolzer Größe dargeſtellt, ſo daß ſie die Prinzeſſin neben ſich ganz verdunkelte. Die Maſken, welche bis auf den Pantalon, der niemals leidlicher ausgeſehen hat, als mit dieſer ſtattlichen langen Naſe, die ihm allerdings Noth that, keine waren, fielen unbedeutend und froſtig aus, ſo daß man immerfort eine Empfindung hatte, als müßte man ihnen nachhelfen. Man hatte ſehr untergeordnete Schauſpieler dazu gewählt, die vielleicht auch einen untergeordneten Dienſt damit zu verrichten glaubten. Es möchte den Austheiler der Rolle befremden, wenn man den erſten komiſchen Akteur zum Truffaldin forderte und behauptete, dieſer müße ſich auch durch eine ſolche Wahl geehrt glauben; und doch iſt es bekannt, daß die Truppe Sacchi, für welche Gozzi ſchrieb, die glänzendſten Talente in dieſem Fache beſaß, und daß er auf ſie beſonders das Heil ſeiner Stücke gründete.

Auch die Aufzüge, wiewohl zahlreich und koſtbar genug, giengen nicht ohne mancherlei Ungeſchicklichkeiten ab; und Reiſende wollen verſichern, daß ſelbſt auf dem kleinen weimariſchen Theater mit weit geringern Mitteln, der Eindruck einer weit größern Pracht hervorgezaubert war. Ordentliche Prinzenköpfe auf den Thoren von Peking ſtatt der verwünſchten verblichenen Kartenblätter, die der Unbelehrte kaum für das, was ſie ſein ſollten, erkennen konnte, hätte man wenigſtens mit denſelben Unkoſten in Menge haben können. Der erſchütternde Moment, da der Scharfrichter das Haupt des Prinzen von Samarkand über dem Thor aufſteckt, gieng, vermuthlich durch die Beſorgniß, die Zuſchauer möchten gleich anfangs durch das gräßliche Schauſpiel empört werden, gänzlich verloren. Ueberhaupt war es, als würde mit einer geheimen Scheu und Furcht vor dem Auspochen vor einem weiſen und aufgeklärten Publikum geſpielt, und dieß hätte wenigſtens der Darſtellung ein verdientes Auspochen zuziehen können; da hingegen Alles, was mit einer gewiſſen Entſchiedenheit auftritt, ſei es ſonſt noch ſo fremd, für ſich einnimmt. So diente dieſer Verſuch Gozzis geiſtreiche Phantaſterei zur Erſcheinung unter uns zu bringen, bloß zum Beweiſe, wie ſehr unſre Bühne durch den bisherigen Zeitgeſchmack geſunken iſt, und wie gänzlich es unſern meiſten Schauſpielern an den beiden Haupterforderniſſen dazu, prächtiger Rhetorik und kecker gewandter Buffonerie, fehlt. — Vielleicht ſollte es überhaupt noch nicht mit dem Gozzi verſucht werden, und man ſollte lieber gleich mit den Spaniern anfangen, die das, was Gozzi mit derber, aber roher Kraft ergriff, mit unendlich höherer Bildung vereinigt und dem glänzendſten Schmuck einer muſikaliſchen Poeſie ausgeſtattet, beſitzen, vielleicht muß man auch Gozzis Märchen einen andern Bearbeiter wünſchen, denn eben daß die ſchillerſche Uebertragung, bis auf einige nicht glückliche, aber leider nothwendige Veränderungen, bloß Ueberſetzung iſt, läßt eine Leerheit in der komiſchen Partie verſpüren, die in Gozzis Werken nur ſkizziert angegeben wird: nicht nur iſt ſonſt nichts von Späßen hinzugefügt, ſondern dem Verſchnittenen Truffaldin ſind bei der Aufführung die ſeinigen noch beträchtlich verſchnitten worden.

Auch in Weimar war der Erfolg nicht viel beßer und Goëthe giebt in einem Aufſatze darüber zu, daß die Aufführung allerdings mit Schuld daran war, die er daher zu vervollkommnen wünſcht. Ich kann nicht ſagen, ob die hieſige Direktion von einem gleichen Streben beſeelt iſt, den Mängeln der erſten Darſtellung durch verbeßerte ſceniſche Anordnung, durch andre Vertheilung der Rollen oder fortgeſetzte Uebung der Mitſpielenden abzuhelfen; allein es hat nicht den Anſchein, ſondern ſo wie das Stück zuerſt gegeben iſt, pflegt es in Gottes Namen fortgeſpielt zu werden, und wenn es die Kaſſen nicht füllt, muß entweder der Autor oder das Publikum die Schuld tragen; hier nun offenbar jener, da es nicht ein ökonomiſch-rührend-edles Familiengemälde, ſondern ein für vernünftige und phantaſieloſe Menſchen unglaubliches Kindermärchen iſt, womit er zu ergötzen gehofft hatte.

Der Tod des Herkules.

Von dem 'Tod des Herkules', einem Melodrama mit Chören, von Reichardt componirt und von Iffland dargeſtellt, kann ich Ihnen nichts melden, da es nach den beiden erſten Aufführungen, die ich zufällig verſäumen mußte, nicht wieder gegeben worden iſt. Doch glaube ich ohne das die Urſachen der etwas kalten Aufnahme, welche die häufigere Wiederholung verhindert hat, aus der Natur der Gattung und der Wahl des Gegenſtandes hinlänglich erklären zu können. Ein Melodrama iſt an ſich ein verſtümmeltes Trauerſpiel; was in dieſem durch die übrigen Maſſen in's Gleichgewicht geſetzt werden kann, ſteht in jenem oft iſoliert und daher ohne Verhältniß da. So iſt's beſonders mit der Darſtellung körperlicher Leiden, die auch in den Trachinerinnen des Sophokles den Tod des Herkules gräßlich genug macht, aber hier faſt das Ganze einnimmt und daher eine ſehr peinliche Empfindung erregen mag. Dem Schauſpieler war daher eine ſehr ſchwierige und nicht eben dankbare Aufgabe zu Theil geworden.

Die franzöſiſchen und die deutſchen Kleinſtädter.

'Die franzöſiſchen Kleinſtädter' und 'die deutſchen Kleinſtädter', beide von Kotzebue, jene nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, dieſe Original, folgten kurz auf einander.

Das Original der erſten iſt von Picard, von dem man wohl beßere Stücke hat. Dieſes iſt eine ſogenannte pièce à tiroir, wo nur ein dünner Faden die einzelnen charakteriſtiſchen Scenen zuſammenhält. Dabei könnte nun viel mehr Verſtand aufgewandt ſein, und es war kein glücklicher Gedanke, das Stück nach Deutſchland zu verpflanzen, da mit der lokalen Wahrheit ſolcher Schilderungen ihr eigentliches Intereſſe verloren geht. Auch hielt ſich das Ganze nur durch das vortreffliche Spiel der Mad. Unzelmann und Hrn. Ifflands, als zweier Kleinſtädter vom modigſten Schnitt. Hingegen war es unglaublich, daß die Herren Schwadke und Bethmann zwei Pariſer von ächtem guten Ton ſein ſollten, und da zum Nachſpiel der 'Hausverkauf' gegeben ward, hatte man den Verdruß, die Unfähigkeit dieſer Subjekte an einem Abend zwei Mal bewundern zu müßen.

Die 'deutſchen Kleinſtädter' ſind eine Poße, wo mit vieler Plattheit einige luſtige Situationen erkauft werden. Und wenn dieſe und die Mittel ſie herbei zu führen nur dem Autor ſelbſt gehörten! Allein, wer dramatiſche Litteratur beſitzt, wird leicht nachweiſen, woher dieß und jenes genommen iſt. Indeſſen danken wir Hrn. v. Kotzebue für den guten Willen holbergiſch ſein zu wollen: es iſt immer für ihn eine große Stufe zur Bildung. Nur iſt freilich in Holbergs Stücken eine Gründlichkeit der Kompoſition, die hier durchaus vermißt wird. Der Rolle eines abgeſchmackten ſüßlichen altfränkiſchen Poeten, Hrn. Sperling, iſt hier alles mit aufgebürdet, was Hr. v. Kotzebue für die neueſten Thorheiten einer für revolutionär in der Litteratur ausgeſchrieenen Geſellſchaft von Schriftſtellern hält, wovon einige allerdings nicht zum Beſten mit ihm umgegangen ſind. Das paßt nun zwar ganz und gar nicht, allein die Abſicht der perſönlichen Satire auf dem Theater verdient mit Lob bemerkt zu werden, wenn auch die Kraft dazu fehlt; und die, auf welche hauptſächlich gezielt wird, würden gewiß die Erſten ſein, Herrn v. Kotzebue ihr Kompliment darüber zu machen. Das Stück wurde durchweg ungemein gut gegeben, die Zuſchauer lachten, und fanden es eben deswegen platt; der Pranger gab ihnen großen Anſtoß, da er doch unſtreitig der beſte Einfall im ganzen Stück iſt. Wenn wir bei Hrn. von Kotzebue beſtellen dürfen: immer lieber ſo etwas, als Oktavien oder Bayards. — Jetzt wird Ion erwartet.

Ueber den deutſchen Ion.

Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.

Berlin 4. Aug. 1802. Sie fordern mich auf *) mein hochgeehrteſter Herr, über eine in Ihrer Zeitung **) enthaltene Fehde, die meinen Ion betrifft, etwas zu ſagen; und die Aufmerkſamkeit, welche Sie der Erſcheinung dieſes Schauſpiels durch Einrückung intereſſanter Aufſätze darüber (worunter noch der letzte über die berliniſche Darſtellung mir beſonders belehrend war,) gewidmet haben, verbindet mich zu dieſer Erwiederung. Doch weiß ich nicht, ob ich dabei Ihren Erwartungen Genüge leiſten werde. Denn zuvörderſt werde ich mich wohl hüten, den Handel, der durch eine beiläufige Erwähnung des Stückes in der Nachricht über die weimariſche Aufführung in Nr. 7., dann einen ausführlicheren Bericht über das Schauſpiel, der gewiſſermaßen gegen jenen Aufſatz gerichtet war, in Nr. 41., und endlich einen Angriff auf dieſen Bericht in Nr. 90. und 91., etwas verwickelt geworden iſt, in's Klare zu ſetzen; vielmehr ſoll es mir lieb ſein, wenn die Leſer, welche kein ſelbſtändiges Urtheil haben, erſt noch recht verwirrt werden *). Ich finde nichts unterhaltender, als über etwas, das man gemacht hat, ſich kreuzende Meinungen zu hören. Dann muß ich mich ausdrücklich gegen alles Vertheidigen des Jon vertheidigen, den ich vielmehr durch die öffentliche Ausſtellung allem Preis gegeben habe, was ihm widerfahren mag. Man hat mir und meinen Freunden **) den Vorwurf gemacht, daß wir einander loben. Das hat auch ſeine Richtigkeit, ſteht aber nicht zu ändern, weil wir uns gleich vom Anfange geſcheite Freunde gewählt haben, deren Arbeiten man in allewege loben kann und muß. Noch hat uns jedoch niemand ***) nachſagen können, daß wir ſo kleinmüthig wären, etwas als Kunſtwerk Aufgeſtelltes zu vertheidigen, und ich will nicht der Erſte ſein, der dieſe Schmach auf unſern †) Kreiß ladet.

---

*) wertheſter Herr Hofrath 1802.

**) entſtandene 1802.

Erlauben Sie mir, ehe ich zur Sache komme, der

---

*) : denn ich 1802. **) häufig vorgerückt, daß wir uns unter ein. 1802. ***) nachweiſen 1802. †) Zirkel 1802.

Kürze halber die Verfaßer von Nr. 7., Nr. 41., und Nr. 90. und 91 mit A, B, C, zu bezeichnen. Ich, der ich ihre Bemerkungen zuſammen zu buchſtabieren ſuche, ſtelle folglich den Abcſchüler vor, und Sie den Abclehrer, indem Sie mir auf die Finger ſehen, ob ich es auch recht mache.

C behauptet, B habe mich auf eine verkehrte und mir nachtheilige Weiſe gelobt; mir aber ſcheint C ſelbſt mancherlei Nachtheiliges unter günſtigem Anſchein zu verſtehen zu geben. Hat alſo C über B und habe ich über C Recht, ſo komme ich zwiſchen dem unwillkürlichen und dem verſteckten Tadel in die Klemme. Doch es macht nichts aus; laßen Sie den Ion nur erſt gedruckt ſein, ſo wird es noch beßer kommen. Wenn auch die jenaiſche Litteratur-Zeitung und andre Blätter der bisher meiſtens befolgten Maßregel, über meine Schriften zu ſchweigen, treu bleiben, ſo iſt doch Hr. *) G. M. in der Welt, der ſich gewiß (oder meine ganze Zuverſicht auf ihn trügt mich) bei dieſer Gelegenheit mit einigem Aerger und Schimpfen in Unkoſten ſetzt. Ferner haben wir den Herrn **) B., von dem, als profeſſioniertem weimariſchem Theaterkenner, und weil es in's Fach der Antiquitäten einſchlägt, zu erwarten ſteht, daß er ſich der Sache annehmen werde.

Indem Sie mir das Wort, und zwar als das letzte in Ihrer Zeitung zu ſprechende zuſchieben, verweigern Sie es gewiſſermaßen B, dem es doch, wie mir däucht, allerdings zukäme. Sie werden es alſo billig finden, daß ich B's Sache zu führen übernehme, und in ſo fern bekomme ich es mit A und C zu thun. Daß dieß wirklich zwei verſchiedene Perſonen ſind, ſteht nirgends ausdrücklich geſchrieben, und wenn ich ſie als eine und dieſelbe annähme, ſo hätte

---

*) Garlieb Merkel 1802. **) Oberkonſiſtorialrath Böttiger 1802

ich einen Gegner weniger. Allein dieſe Hypotheſe iſt gar nicht wahrſcheinlich. Denn warum ließe C, wenn er mit A eins wäre, es ſo unbeſtimmt, ob der Aufſatz Nr. 7. von ihm ſelbſt herrührt? Ferner: C kennt den Euripides und ſcheint ihn im Originale geleſen zu haben, A hingegen weiß kein Griechiſch; ich wette mein Griechiſch daran, daß er keines weiß; ja er hatte, da er den Aufſatz ſchrieb, zuverläßig nicht einmal die ſchlechte botheſche Ueberſetzung des griechiſchen Jon geleſen. Er verräth ſich mit dem Ausdrucke: 'Außer der Fabel, die „unſtreitig“ aus dem Stück dieſes Namens von Euripides genommen iſt, u. ſ. w.'; denn 'unſtreitig' ſagt man von Dingen, über die nicht geſtritten werden ſoll, wenn ſie ſchon Gegenſtand eines möglichen Streites ſind. Wäre er ſeiner Sache ganz gewiß geweſen, wie er es nach Leſung des Euripides ſein mußte, ſo hätte er die Entlehnung der Fabel ſchlechthin als *) entſchiedene Thatſache erwähnt. Wenn alſo A mit C einerlei iſt, ſo hat er ſich ſeitdem erſt auf das Griechiſche und den Euripides gelegt: dieß würde **) begreiflich machen, warum er ſeine Erklärung gegen Nr. 41. ſo lange verſchob; auch würde es mit der Bemerkung übereinſtimmen, daß man das friſch-Gelernte gemeiniglich mit der größten Zuverſicht wieder anbringt; und wenn man die furchtſame Unbeſtimmtheit in den Aeußerungen über das Stück bei A mit der Entſchiedenheit ***) bei C vergleicht, müßte man ſich wundern, daß das Griechiſchlernen plötzlich ſo viel Herz macht. Aber eben hieraus, ſo wie aus dem ganz verſchiedenen Charakter der Schreibart, ſchließe ich auf die Verſchiedenheit der Verfaßer,

---

*) entſchiedenes Faktum 1802. **) erklären, w. 1802.
***) darin bei 1802.

die ich, wenn es nicht zu weitläuftig wäre, kritiſch darthun wollte; und nehme ſie im Folgenden als erwieſen an.

C beſchuldigt B, ſich zu der übernommenen Rolle zugedrängt zu haben. Wir bitten ihn hierauf, zuvörderſt vor ſeiner eignen Thür zu kehren. A hat ſich ja in ſeinem eignen Namen nicht beklagt; wenn alſo C für ihn in's Feld rückt, ſo hätte er ausdrücklich erwähnen ſollen, er ſei beauftragt, die A widerfahrne Beleidigung auszufechten; ſonſt könnte B antworten: Was geht es dich an? Laß A ſich ſelber ſtellen. Ja ihm bliebe dieſe Ausrede ſelbſt nach jener Erwähnung; denn wenn man eine Ehrenſache mit einem artigen Kavalier auszumachen hat, braucht man es, wie mir ſcheint, keineswegs zuzugeben, daß einem ſtatt deſſen ein berühmter Haudegen auf den Leib geſchickt wird. Jedoch, den Auftrag und ſeine Gültigkeit einmal zuzugeben, behaupte ich immer noch, daß C darüber hinausgegangen ſein muß. Denn A meint es mit dem Stücke gut, er geht nur *) zu flüchtig darüber hin, um ſich von wegen des Griechiſchen und der botheſchen Ueberſetzung nicht voreilig zu verſtricken; ſchwerlich hat er auch deshalb ſeine Geſinnungen verändert, weil B, indem er meinen Jon lobt, etwas an ſeinem Aufſatze rügt. C hingegen meint es mit dem Stücke nicht zum Beſten, wie ich nachher zeigen werde. B wird ferner von C beſchuldigt, die Gelegenheit gegen A's Aufſatz zu ſchreiben, bloß vom Zaune, nämlich von der Ueberſchrift, gebrochen zu haben; der Aufſatz ſelbſt enthalte gar keine Bemerkungen über das Stück, und die ungenügenden und unrichtigen, welche B daran rügt, ſeien eine bloße Vorſpiegelung von ihm, um die ſeinigen an den Mann zu bringen. Die-

---

*) ſo ſt. 1802.

ſer Behauptung muß ich widerſprechen. Die Ueberſchrift lautete: „Jon, ein Schauſpiel nach dem Euripides.“ Was heißt ‘nach’ in ſolchem Falle? Zuweilen *) eine Ueberſetzung, öfter eine freie Ueberſetzung, noch öfter eine freie Ueberſetzung nebſt Bearbeitung, das heißt meiſtens, mit Verbeßerungen **) durch Johann Ballhorn. So iſt unter ‘nach’ gewöhnlich ‘unter’ zu verſtehen, und ich weiß nicht, welche Präpoſition, ‘neben’ oder ‘außer’, ‘über’ oder ‘hinter’ dem Euripides, mir nicht lieber wäre, als ſo ein verwünſchtes Nach. Die Ueberſchrift alſo, die man berechtigt iſt, mit zu einem Aufſatze zu rechnen, wie den Titel zum Buch, konnte B, wenn er ſich für das Stück intereſſierte, ſchon hinreichend veranlaßen, gegen A zu ſchreiben. Denn ſagte dieſer gar nichts weiter darüber, ſo trat natürlich die populare und hergebrachte Auslegung von „Nach dem Euripides“ ein. Aber A ſagt allerdings in dem Aufſatze noch etwas, was dieſe zu beſtätigen ſcheint: ‘Außer der Fabel, ‘die „unſtreitig“ ‘aus dem Stück dieſes Namens von Euripides genommen iſt, gehört die Bearbeitung faſt durchgehends dem Verfaßer.’ ‘Faſt durchgehends’, alſo doch nicht ganz; alſo iſt noch ein Stück von dem Stücke des Euripides geblieben, woran der neue Autor ſein Stück von einem neuen Stücke angeſtückt hat. Der Himmel helfe ihnen beiden, und gebe, daß die alten und neuen Lappen gut zuſammen halten mögen? Ein poetiſches Werk iſt ein untheilbares Ganzes, das in Einem Geiſte empfangen und von Einem Hauche beſeelt ſein muß: eine Bearbeitung, die ſich ***) theilweiſe als dem einen und dem andern Autor zugehörig

---

*) eine ſimple Ueb. 1802. **) per 1802. ***) partieenweiſe 1802.

unterſcheiden läßt, iſt demnach nothwendig Flickwerk; und es hilft dem neuen Autor nichts, daß ſie ihm 'faſt durchgehends' gehört, vielmehr würde daraus nur hervorgehn, daß er den Euripides außerordentlich ſtark durch Johann Ballhorn verbeßert habe. A fährt fort: 'faſt durchgehends 'dem Verfaßer, deren man fünf bis ſechs verſchiedne von 'ſehr ungleichen Eigenſchaften genannt hat'. — Von ſehr ungleichen Eigenſchaften! Das will ich glauben: wo ſollte auch die Gleichheit unter der Menge herkommen? Zugegeben, daß die Eigenſchaften nicht auf den Charakter gehen ſollen, und daß es lauter rechtſchaffene Leute geweſen ſein mögen, denen man den Jon zuſchrieb, ſo waren doch 'unſtreitig' einige darunter, in deren Haut ich nicht ſtecken möchte, weil man nicht ſo in der Geſchwindigkeit fünf bis ſechs ordentliche Dichter zuſammen bringt. Wenn jedem bei einem Werk, deſſen Urheber man nicht weiß, gleich eine *)große Anzahl Menſchen einfällt, denen er es gern zutraut, das iſt gewiß kein gutes Zeichen; und bemerken Sie, daß A gar kein Urtheil hinzufügt, in wie fern er dieſe Gerüchte für verſtändig oder unverſtändig hält; daß er vielmehr mit einer Abſtraktionsgabe von der Erwähnung des Stückes wegeilt, die es ſchwer findet, dieſes und die Vorſtellung an Einem Abend zu überſehen: da ja doch das Stück eben das Vorgeſtellte iſt, und jeder erhöhte Grad von Aufmerkſamkeit, welcher der Vorſtellung gewidmet wird, der Einſicht in die Beſchaffenheit des Stückes ſelbſt zu Gute kommen muß. Je mehr ich es überlege, je zweideutiger erſcheinen mir A's Aeußerungen; ich möchte beinah meine Meinung, daß A es gut mit dem Jon meine, zurücknehmen, und A und C wären ſonach doch

---

*) ganze Anz. 1802.

beßer mit einander einverſtanden, als ich anfänglich gedacht.

Bei ſo bewandten Umſtänden muß mir alſo doppelt daran liegen, in B nicht nur einen aufrichtigen, ſondern auch einen einſichtsvollen Freund zu finden, und ich werde mir ihn nicht ſo geſchwind verdächtig machen laßen. C wirft B vor, mich auf eine Weiſe gelobt zu haben, daß ich unmöglich damit zufrieden ſein könne. Ich bin aber damit zufrieden: ſomit wäre dieſer Einwurf abgethan. B's ganzer Aufſatz laufe auf den Beweis der Originalität und auf die Vergleichung mit dem Euripides hinaus. Ganz recht! dieß ſind auch die beiden Punkte, worauf es bei der Frage über den Werth meines Ion ankömmt. Original oder Johann Ballhorn, aus dieſer Alternative kommen wir einmal nicht heraus. Iſt nun der deutſche Ion zwar ein anderer, aber ein vielleicht ſchlechterer, oder wenigſtens nicht beßerer als der griechiſche, ſo hätte es bei dieſem immer ſein Bewenden haben mögen, und die Aufführbarkeit für unſre Bühnen wäre an jenem nur ein geringes Verdienſt. Ich kann alſo ſchon nicht umhin einzugeſtehen, daß ich wirklich die Abſicht gehabt, es beßer als Euripides zu machen. Dieß wird hoffentlich kein Frevel ſein, da ein klaſſiſcher Dichter aus dem goldnen Zeitalter unſrer Litteratur, auf deſſen Autorität man ſich alſo mit Sicherheit berufen kann, Wieland, bei ſeiner Alceſte nach eigner Ausſage dieſelbe Abſicht gehabt hat. Aber ich werde mich wohl hüten, mir merken zu laßen, als glaubte ich, es wäre mir damit gelungen: wenn ich ſonſt Luſt dazu hätte, würde mich eben die Erinnerung an Wieland warnen. Dieſer gedachte ſeiner Sache auch ſehr gewiß zu ſein, und ſetzte ſie in einer Reihe Briefen im Merkur umſtändlich auseinander; aber ihm wurde durch Goethes

'Götter, Helden und Wieland' das Bad ſchön geſegnet. Deswegen überlaße ich dieß, ſo wie die Entſcheidung über die Originalität den Kennern, indem es mir mit der Führung des Beweiſes leicht beßer gelingen könnte, als ich ſelbſt wollte: nämlich zu zeigen, daß nicht bloß der Jon ein Original-Schauſpiel, ſondern ich ſelbſt ein Original ſei. Das Folgende will ich daher bloß für B gegen C erinnert haben.

Bei der Frage über die Originalität eines Kunſtwerkes ſcheint es mir einzig darauf anzukommen, ob das Ganze desſelben nach einer eigenthümlichen Idee wiederum urſprünglich entworfen iſt. Die Benutzung fremdartiger Elemente bei der Bearbeitung, wofern ſie nur organiſch aſſimiliert, nicht bloß mechaniſch zuſammengefügt ſind, thut dabei keinen Eintrag; ſonſt könnte überhaupt kein Gedicht original ſein, weil es ja immer in einer durch frühere Dichter gebildeten Sprache geſchrieben wird, und Bilder und Wendungen aus dem öffentlichen Schatz der poetiſchen Diktion darin gebraucht werden müßen. Iſt das Werk wahrhaft ein Ganzes, ſo ſind auch alle Einzelnheiten nur relativ zu nehmen, und ſo werden die aus der Vorarbeit eines Andern benutzten in dem Zuſammenhange eine ganz andre Bedeutung erhalten. Daß dieſes mit dem, was man aus dem euripideiſchen Jon mehr oder weniger ähnlich in dem meinigen wiederfindet, (wovon ſich ein weit längeres Verzeichniß geben ließe, als das, welches C giebt; welche Uebereinſtimmung in Umſtänden, Zügen, ſogar einzelnen, beinah ganz beibehaltenen Reden und Verſen, ich ja auch keineswegs geheim zu halten hoffen konnte, da der Euripides oder im Nothfalle die bothesche Ueberſetzung allen und jeden Zuſchauern und Leſern zur Vergleichung vorliegt;) daß dieſes, ſage ich, der Fall ſei, hat B behaupten wollen, indem er ſagt: 'Die zerſtreuent 'poetiſchen Partien im Euripides ſeien theils durch Erfindung, 'theils durch Ummodelung des Alten zum Ganzen eines wahr'haften Kunſtwerkes verbunden.' Die andere Aeußerung von ihm: 'in dem deutſchen Ion gehöre nichts als die Fabel 'dem Euripides', widerſpricht dem gar nicht, ſo lange man meine oben dargelegte Anſicht des Originalen gelten laßen muß: denn aus ihr folget, daß alle poetiſchen Elemente, ſie mögen ſich vorfinden, wo ſie wollen, dem gehören, der ſie gehörig zu organiſieren weiß.

Auch hierüber wäre mithin B gerechtfertigt, wenn er nur darin Recht hat, daß im deutſchen Ion eine ächte poetiſche Einheit ſei, (worüber mir, wie geſagt, keine Stimme zukommt,) und daß ſie in dem griechiſchen fehle. Dagegen wird aber Euripides von C in Schutz genommen, und dieß iſt die letzte Verſchanzung, worin wir *) den Gegner anzugreifen haben. B's allgemeine dieß betreffende Tiraden, ſagt er, ſeien heut zu Tage trivial. — Es könnte immerhin nöthig ſein, ſchon oft geſagte Wahrheiten bei einer beſtimmten Gelegenheit in Erinnerung zu bringen: allein wodurch und ſeit wann iſt denn jene Würdigung des Euripides, die ihn unermeßlich tief unter die beiden älteren Tragiker herabſetzt, trivial geworden? Seit Ariſtophanes iſt, ſoviel ich weiß, Friedrich Schlegel der erſte Schriftſteller, bei dem ſie ſich wiederfindet, da der ſchönen Sentenzen wegen, und nach dem zum Theil mißverſtandenen Lobe des Ariſtoteles die meiſten Kritiker den Euripides, der überhaupt die Modernen mehr anſprach, entweder dem Sophokles vorzogen, oder beide doch auf gleichem Fuß behandelten. Noch Leſſing konnte ſich weiß machen, die Prologe, welche die Geſchichte im Voraus

---

*) letztern 1802.

erzählen, (ein Bedürfniß bei den willkürlich entſtellten Mythen,) ſeien ein Fortſchritt in der Kunſt. Im *) Einzelnen iſt die Sache noch von keinem Neueren gründlich ausgeführt worden. Ariſtophanes hat zwar mit unergründlichem Verſtande alles erſchöpft, was ſich über die tiefe Verderbniß und innerliche Jämmerlichkeit dieſes Dichters, wie über den Verfall der Kunſt durch ihn ſagen läßt: aber man verſtand nicht, es da zu finden, weil man ſeine Darſtellungen für bloße Poßenreißerei und pasquillantiſchen Unfug hielt. Das Wenige, was B über den Euripides im Allgemeinen und über ſeinen Jon ſagt, iſt alſo allerdings ein Beitrag zu einer noch zu ſchreibenden Kritik dieſer Dichters. Wenn C den darin enthaltenen Tadel aus Batteux Grundſätzen abzuleiten unternimmt, ſo möchte ich ihn bitten, den Verſuch dieſer Deduktion anzuſtellen; gelingt es damit, ſo iſt der Batteux ſo übel nicht, und man ſollte das vernachläßigte Studium **) ſeiner Schriften nur wieder vornehmen. Alsdann will ich meinerſeits zuſehen, wie weit ich es in Abſicht auf C's Vertheidigung des griechiſchen Jon aus dem Geſichtspunkte hiſtoriſcher und nationaler Zwecke, mit der Ableitung aus eben demſelben Batteux bringen kann. Bei der Beurtheilung eines Gedichts erkennen wir durchaus nur den poetiſchen Zweck an, und alle andern müßen, ſobald ſie in poetiſcher Form auftreten, um gültig zu ſein, mit den künſtleriſchen Bedingungen ***) zuſammenſtimmen.

Die Schmeichelei gegen Athen in dem Jon des Euripides iſt am Ende handgreiflich genug; aber berechtigte ſie ihn zur Auflöſung des Zuſammenhangs, zur Verletzung der ſittlichen Verhältniſſe zwiſchen den Perſonen,. indem eine fort-

---

*) Detail 1802. **) deſſelben 1802. ***) vollkommen 1802.

geſetzte Lüge des angenommenen Sohnes gegen den Vater, der Gattin gegen ihren Mann ſanktioniert, und dieſer dadurch ohne alle Schuld gleichſam aus dem Bunde der zutrauenden Liebe ausgeſtoßen wird? Die Abſicht, Athen zu verherrlichen, iſt auch in den Eumeniden des Aeſchylus, und dem zweiten Oedipus des Sophokles ſehr hervorleuchtend: allein wo haben ſie ſich deswegen ſo etwas erlaubt? Wie beſteht vielmehr ihre Verherrlichung eben darin, Athen als das geſetzmäßigſte Land zu bezeichnen, in welchem Vernunft und Sitte längſt über die blinde Gewalt die Oberhand gewonnen haben! Wenn es denn dem Xuthus als einem Fremdlinge ſo übel ergehen mußte, und es mit zum atheniſchen Patriotiſmus gehörte, einem mit einer Athenerin verheirateten Ausländer es ja zu verheimlichen, wenn die Frau etwa *)vor der Ehe ein Kind gehabt hatte, ſo hätte Euripides dieſe patriotiſche Maxime auch nicht durch Aufführung ſeines Stücks verrathen ſollen: die zufällig gegenwärtigen Ausländer konnten ſich eine ſchöne Warnung mit nach Hauſe nehmen. Wenn, nach C., Alles auf die Einſetzung des Jon als Erben in ſein mütterliches Königshaus ankommt, ſo iſt es deſto wichtiger, ihn noch nach der Offenbarung ſeines wahren Urſprungs vom Xuthus anerkennen zu laßen; denn wenn dieſer, der ja doch die königliche Gewalt in Händen hat, nachher dahinter kommt, (und er muß gewiß dahinter kommen,) ſo iſt der Jon **)nicht ſicher davor, aus dem Hauſe geworfen zu werden, welches für den künftigen, vom Schickſal erkorenen Stammvater ſo vieler Könige und Völker ein ſchlimmer Umſtand wäre.

Wie ich durch Obiges gezeigt zu haben glaube, daß

---

*) ſchon vor 1802. **) gar nicht 1802.

der Schluß des Stücks weder poetiſch und ſittlich (dieß fällt hier zuſammen), noch ſelbſt hiſtoriſch befriedigend iſt, ſo muß ich nicht nur allen Tadel B's unterſchreiben, ſondern ich kann noch *) Vieles hinzufügen. Die geringe Bedeutung und Müßigkeit des Chors nicht zu erwähnen, die man ſchon gewohnt iſt, finde ich die doppelte Göttererſcheinung des Merkur zu Anfange, um Alles im voraus zu erzählen und die Mühe einer wohl vertheilten Expoſition zu ſparen, und der Minerva am Schluß, um mit den Athenern ſchön zu thun, lahme Behelfe und entbehrliche Krücken. Sie bewirken überdieß, daß man das ganze Stück hindurch in Delphi iſt, ohne recht von dieſer Gegenwart durchdrungen zu werden; denn Apollo iſt, wie es ſcheint, nicht zu Hauſe. Da hat es Aeſchylus ganz anders verſtanden! Die erſten Scenen der Eumeniden haben, möchte ich ſagen, mehr Delphi in ihrem kleinen Finger, als das Drama des Euripides in ſeinem ganzen Leibe. Ferner: die weitläuftige Rede des Ion über die Schwierigkeiten des politiſchen Lebens in einer Republik, da doch hier von der Führung des Königthums die Rede iſt; die weitläuftige ausmalende Erzählung im Munde eines Boten, der eben die Kreuſa in voller Angſt aufſucht, um ſie vor der Verfolgung des Volkes, das ſie ſteinigen will, zu warnen; die Unſchicklichkeit, den Xuthus unter dem Vorwand eines neuen Opfers von dem Gaſtmahle zu entfernen, wobei ihm vor Allen der Vorſitz zukam; die Unwahrſcheinlichkeit, daß ihm **) der Anſchlag auf Ions Leben, wovon das ganze delphiſche Volk Zeuge geweſen war, und ſomit der Grund von Kreuſas und Ions Verſöhnung, des letzten wahren Urſprung, verborgen bleiben ſoll: dieſe Dinge und

---

*) eine Menge h. 1802. **) das Attentat auf 1802.

viele andere, finde ich ſo ſchlecht, ja zum Theil ſo abgeſchmackt, daß ich glaube, man braucht noch gar kein beſonderer Meiſter zu ſein, um es beträchtlich beßer zu machen. Mit einem Worte, das Stück hat, wie die meiſten von Euripides, wunderſchöne *) Theile, iſt aber im Ganzen locker und liederlich gearbeitet.

C findet es in B's Lobe beſonders nachtheilig für mich, daß ich die Fabel zu einem allgemein menſchlichen Familiengemälde umgearbeitet habe; doch giebt er Winke, daß ich dieß in der That in einem gewiſſen Grade gethan. Sei es Lob oder Tadel, ſo gebe ich die Sache gleich zu, und laße mich keineswegs durch den Ekelnamen ‘Familiengemälde’ beſtürzt machen. Leſſing hat dieß Wort bei Gelegenheit eines langweiligen Stückes von Gellert zuerſt für eine dramatiſche Gattung gebraucht. Er meinte eigentlich ein Familienporträt damit, worauf die Aehnlichkeiten einer wirklichen Familie ohne Handlung und ohne weiteres Intereſſe getroffen ſind. Spätere Schriftſteller eigneten ſich dieſen Namen für ihre Kompoſitionen zu, und verſtanden **) unter ‘Gemälde’ Darſtellung. Warum ſollte ſich die Poeſie nicht das bürgerlich-häusliche Leben zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen wählen dürfen? Deswegen iſt die Benennung ‘Familiengemälde’ nicht herabgekommen, ſondern weil man fand, daß die Verfaßer derſelben meiſtens keinen poetiſchen Standpunkt dafür gefunden ***) hatten. Die Albernheiten, welche man in unſerm Zeitalter mit dem Familienweſen getrieben hat, können das nicht aufheben, daß alles Menſchliche von der Familie aus, und auf ſie zurückgeht. In der griechiſchen Poeſie iſt die Odyſſee das älteſte Familiengemälde, und ſind es der Agamemnon,

---

*) Partien 1802. **) dann unter 1802. ***) haben 1802.

die Elektra, und andere Tragödien etwa nicht? Ich war mir recht gut bewußt, daß ich im Ion nur ein heroiſches Familiengemälde aufſtellen konnte, und ich hätte meinen Vortheil ſchlecht verſtanden, wenn ich nicht auf kindliche und mütterliche Liebe einen ſtarken Nachdruck gelegt hätte. Ich ſehe wohl ein, daß ſich auch die hiſtoriſche Seite der Fabel auf den Punkt eines allgemeinen Intereſſes hätte führen laßen; dann hätte Ion den ioniſchen Stamm, ſeine Mutter Athen, der Alte das atheniſche gemeine Volk u. ſ. w. repräſentieren müßen. Dieß glaube ich auch angedeutet zu haben, nur iſt es zu ſolchem Zwecke nicht genug hervorgehoben. Die Familie wäre alsdann mehr allegoriſiert, doch mußte immer ihren unmittelbaren Verhältniſſen Genüge geſchehen. Iſt denn der hiſtoriſche Geſichtspunkt, welchem Euripides dieſe aufgeopfert haben ſoll, bei ihm wirklich ſo die Hauptſache? Mich dünkt, dazu müßte ſein Stück noch ganz anders eingerichtet ſein.

Die wahrhaft und ohne Zwang beobachtete Einheit des Ortes und Stätigkeit der Zeit ſcheint mir bei einem in griechiſchem Sinne gedachten Drama gar nicht ſo ſehr Nebenſache, wie C. gegen B, der ſie am deutſchen Ion gerühmt hatte, annimmt. Ich glaube vielmehr, daß ſich das Weſen der Sache ſehr bedeutend noch in dieſer Aeußerlichkeit offenbaren kann; doch ich müßte zu weitläuftig werden, um dieß näher zu entwickeln. So viel ich B's Aufſatz durchleſe, kann ich nicht finden, daß er das Verdienſt des neuen Ion weit mehr im Sittlichen, als im Poetiſchen ſuche, und es alſo, wie C ſagt, an beſchränkte Begriffe halte. Allein das Erſte könnte der Fall ſein, ohne daß das Zweite daraus folgen würde. Ich antworte hier eben ſo, wie auf die Erwähnung des Familiengemäldes: muß denn darum, weil einige Schriftſteller die Poeſie herabgewürdigt haben, eine enge und dürftige Moral durch ſie auf verkehrte Weiſe zu predigen, das Sittliche und Poetiſche als getrennt und entgegengeſetzt betrachtet werden? Erreicht nicht der Dichter einen großen Theil ſeiner Wirkung durch das Spiel ſittlicher Regungen, die er aus der Tiefe der Gemüther hervorruft? Und iſt nicht ächte ſtrenge Sittlichkeit die innerſte Seele der Tragödie insbeſondere? — Da ich höre, daß hie und da Ehrbarkeits-Pedanten Manches im Ion haben anſtößig finden wollen, ſo will ich nur bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich mir etwas damit weiß, dieſen Gegenſtand durchaus mit ſolcher Reinheit und Schonung jedes ſittlichen Gefühls behandelt zu haben.

Aber ſehen Sie, ſo geht es, wenn man die Feder in der Hand hat, und ſich ihr überläßt. Mit Scherz fieng ich an, und mit dem ſtrengſten Ernſte ſchließe ich. Und dieß in einer Zeitung für die elegante Welt! Mir fällt dabei die Warnung aus dem Sommernachtstraum ein: Einen Löwen, Gott behüte uns! unter Damen zu bringen, das iſt etwas Entſetzliches. Ich breche alſo geſchwind ab, und ſollte C noch nicht befriedigt ſein, ſo überlaße ich es B, wo es auch ſei, den Handel für ſich weiter zu führen. Er bedarf meiner dabei nicht: er ſcheint mir zu denen zu gehören, die, wie man ſagt, Haare auf den Zähnen haben, und ſo wird er ſich ſchon zu vertheidigen wißen.

Und hiemit genug und ſchon zu viel über den Ion in Ihren Blättern! Geben Sie uns dagegen bald etwas über den Alarcos meines Bruders, deſſen Sie noch nirgends erwähnt haben, wiewohl dieß herrliche Werk ſowohl bei der Leſung alle diejenigen ergriffen, welche wißen, warum es zu thun iſt, als auch bei wiederholter Aufführung in Weimar und Lauchſtädt die größte Wirkung gethan hat. Der einzige Kunſtrichter, der ſich darüber vernehmen laßen, iſt, ſo viel ich weiß, bis jeßt noch oben belobter Hr. Oberkonſiſtorialrath Böttiger, der in dem Journal 'London und Paris' S. 180. von „einem tragiſchen Marionettenſpiel in Aſſonanzen, einem höchſt „ſeltſamen Geiſtesprodukt, über deſſen menſchliche Tendenz billig „Zweifel entſtehen könnten", ſpricht; womit er unverkennbar den Alarcos meint, da noch in keinem andern deutſchen Drama von der Aſſonanz Gebrauch gemacht worden iſt. Das vom Marionettenſpiel habe ich ſchon von mehrern Seiten gehört, und es iſt in der That klüger, als ſie es meinen. Was aber den Mangel der menſchlichen Tendenz betrifft, ſo lade ich Hrn. Böttiger ein, ſich näher zu erklären, ob er ihn 1) in dem ſogenannten Marionetten-Stil, oder 2) in den Aſſonanzen, oder 3) in der Kombination beider findet. Worauf ich ihm dann weiter zu dienen bereit bin.

Theaterſache
luſtig und erbaulich.

An den Herausgeber dieſer Blätter ſind folgende zwei Briefe eingelaufen, die hier wörtlich, ja buchſtäblich genau aus der Handſchrift abgedruckt gegeben werden.

Berlin d. 19. July 1802.

Wohlgeborner Herr Hoffrath!

In der eleganten Zeitung, im Stück 78 und 79, vom 1ten und 3ten July a. c. über die Schauſpiele; der Hausverkauf, Turandot, die deutſchen Kleinſtädter und Hausverkauf, iſt dem Herrn Bethmann und mir, durch einen krietiſchen Machtſpruch, alle Fähigkeit abgeſprochen irgend etwas als Schauſpieler zu leiſten.

Wir bitten daher Ew. Wohlgeb. gantz ergebenſt uns jenen Kritiek-Fabrikanten zu nennen, der die elegante Zeitung auf ſo ungalante Weiſe verunreinigt und zur Schmähſchrift herrabſezzen will, wo wir den unſre Maaßregeln ergreifen werden, und nicht unterlaſſen wollen unſre Exiſtenz ſo gut als möglich zu vertheidigen.

In dieſer Erwartung verbleibe ich mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

gantz ergebenſter Diener
Karl Wilhelm Schwadke
Königl. Schauſpieler.

Berlin d. 3ten Auguſt 1802.

Wohlgebohrner Herr.

Auf mein Schreiben vom 19ten July a. c. habe ich noch keine Antwort erhalten, geſchieth es auch hierauf nicht, ſo bin ich entſchloſſen: in den öffentlichen Zeitungs-Blättern, Sie dazu aufzufordern und die elegante Zeitung für das zu erklären, was ſie in ſolcher Hinſicht wirklich iſt.

C. W. Schwadke
Königl. Schauſpieler.

Nachdem endlich dieſe beſcheidenen Anforderungsſchreiben dem Beurtheiler des Hrn. Schwadke zugeſtellt worden, ſind darauf folgende ſachdienliche Erörterungen erfolgt, die ein für alle Mal in dieſen Blättern als ein Beſcheid für jeden ähnlichen Fall angeſehen werden können. Hoffentlich werden ſich andere Schauſpieler, die mit Hrn. Schw. gleiche Linie halten, eine gute Lehre daraus nehmen. Alſo:

Antwort des Hrn. Prof. A. W. Schlegel.

Jeder ſieht leicht ein, daß der Hr. Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt gar nicht verpflichtet geweſen wäre, auf das zudringliche Anſinnen des Hrn Schwadke irgend etwas zu thun, weder den Verfaßer jener Kritik zu nennen, noch ſelbſt dem Briefſteller zu antworten. Der Herausgeber würde übel daran ſein, wenn er allen ſolchen Zumuthungen Rede ſtehen müßte, und ſeine Leſer ebenfalls, wenn die verletzte Eigenliebe eines Jeden, der ſich mit irgend einer Kunſt abgiebt, befugt ſein ſollte die Nennung des Beurtheilers zu fordern: ſie würden alsdann lauter oberflächliche Berichte voll unbeſtimmten Lobes zu leſen bekommen, weil die meiſten Verfaßer von dergleichen ihre Ruhe zu ſehr lieben, um ſich Streitigkeiten auszuſetzen, und daher nicht gern ein freimüthig tadelndes Urtheil mit ihrem Namen in den Druck geben. Ohne alles Präjudiz alſo für das unbeſtreitbare Recht, welches dieſe Blätter mit andern Zeitſchriften gemein haben, anonyme Beurtheilungen im Fache der ſchönen Künſte zu liefern, habe ich, der Verfaßer jener Theaterkritik, dieſes Mal für gut befunden mich zu nennen, wie denn Hr. Schwadke meinen Namen am Schluße dieſes Aufſatzes finden wird. Dieß geſchieht aber keineswegs 'um ihm zu willfahren', ſondern vielmehr um an ſeinem Exempel manches Erſprießliche zur

Warnung und Belehrung für Andre in's Licht zu ſetzen, wie auch in der Hoffnung, daß ſeine Abfertigung den Leſern zu einiger Gemüthsergötzlichkeit gereichen möchte. Hiezu war es erforderlich, die Briefe abdrucken zu laßen, wozu der Hr. Herausgeber in dieſem Falle ohne alle Frage berechtigt iſt, da der letzte mit Beziehung auf den erſten ihn ja bedroht, die Sache öffentlich zu machen, und alſo ſchon der Anfang einer gedruckten Fehde iſt.

Zuvörderſt will ich noch erinnern, daß, da Hr. Bethmann die Briefe nicht mit unterzeichnet hat, da auch Hr. Schwadke in dem zweiten bloß in ſeiner eignen Perſon ſpricht, ich es für jetzt allein mit dem Letzten zu thun habe, und ſo anſehe, als ob der Erſtgenannte, bis er etwa das Gegentheil erklärt, keinen Antheil an der Schreibung derſelben gehabt habe. Dieſe Trennung iſt mir auch deswegen lieb, weil ich Hrn. Bethmann als Schauſpieler, wiewohl ich ihn in den beiden Stücken, wovon hier die Rede iſt, (in den Briefen werden ſie nicht einmal richtig angegeben; es ſind die franzöſiſchen Kleinſtädter und der Hausverkauf) nach meiner Ueberzeugung eben ſo ſehr habe tadeln müßen, doch nicht für ſo talentlos halte, als Hrn. Schwadke. Ich habe dieß auch in der Beurtheilung des Regulus geäußert, die nebſt der des Nathan, und dem Aufſatze, welchen Hrn. Schwadke bezeichnet, (damit ich bei dieſer Gelegenheit mich einmal zu Allem nenne) bisher das Einzige iſt, was ich über das berliniſche Theater zu dieſen Blättern beigetragen habe.

Hr. Schw. dringt auf die Nennung jenes 'Krietik-Fabrikanten', jenes frevelhaften Menſchen, der ihn unfähig zu nennen wagt, und droht im Weigerungsfalle 'die elegante Zeitung für das zu erklären, was ſie in ſolcher Hinſicht wirklich iſt'; offenbar meint er in Beziehung auf den vorhergehenden Brief, für eine Schmähſchrift. Der Grund dieſer Alternative iſt nicht recht abzuſehen: hat ſich die Z. f. d. e. W. durch Einrückung jenes Aufſatzes in der That 'verunreinigt, und zur Schmähſchrift herabgeſetzt', ſo kann dieß durch Nennung des Vſs. nicht aufgehoben werden; iſt es aber urſprünglich nicht der Fall, ſo macht die verweigerte Nennung ſie eben ſo wenig zur Schmähſchrift. Doch es darf uns nicht befremden, daß Hrn. Schwadkes Logik nicht die beſte iſt, da es ſogar mit ſeiner Orthographie ſo übel ausſieht.

Da die Nennung ihm für die Führung ſeiner Sache von gar keinem Nutzen ſein konnte, ſo ſcheint es, daß er mit den Briefen noch etwas andres beabſichtigte. Es wäre wohl ſehr willkommen geweſen, wenn der Hr. Herausgeber geantwortet hätte: es ſei ſo ſchlimm nicht gemeint, man wolle künftig keine Kritiken von dieſem Vf. annehmen, oder wenigſtens ſolche Stellen darin ſtreichen, u. ſ. w.; mit Einem Worte, wenn er ſich in das ſogenannte Bockshorn hätte jagen laßen. Von allem dieſen iſt nun aber leider nichts erfolgt; ſtatt deßen iſt hier mein Name, von welcher Notiz Hrn. Schw. beliebigen Gebrauch zu machen frei ſteht. Und da er die Alternative geſtellt hat, entweder dieſe zu erhalten, oder die Z. f. d. e. W. für eine Schmähſchrift zu erklären, ſo ſei ihm auch jetzt noch, nicht bloß vergönnt, ſondern wir fordern ihn auf, dieß letzte wenn er im Stande dazu iſt, zu beweiſen. Wohl gemerkt: beweiſen: denn für einen ſchlechten Schauſpieler kann man jemanden wohl erklären, damit ſagt man bloß ſein individuelles Urtheil über einen in's Fach der ſchönen Kunſt einſchlagenden Gegenſtand; der Begriff einer Schmähſchrift hingegen oder eines Pasquills iſt juriſtiſch, durch die Geſetze beſtimmt; daß er auf eine Schrift anwendbar ſei, muß man beweiſen, ſonſt iſt die Behauptung eine Injurie gegen den Vf., worauf dieſer bei der Obrigkeit auf Genugthuung klagen kann.

Wie ſollte Hr. Schw. aber im Stande ſein, dieſen Beweis zu leiſten, da ihm die erſten Begriffe dazu fehlen. Er weiß ſo wenig, was eine Schmähſchrift auf ſich hat, daß vielmehr eben das, wodurch ſich nach ſeiner Meinung dieſe Zeitung 'verunreinigt und zur Schmähſchrift herabgeſetzt' hat, ihre völlige Reinheit darthut. Es werde ihm, führt er an, 'alle Fähigkeit abgeſprochen, irgend etwas als Schauſpieler zu leiſten'. Alſo nur von der Schauſpielkunſt war die Rede! Weiß Hr. Sch. nicht, daß zu einer Schmähſchrift ein Angriff auf den moraliſchen und bürgerlichen Charakter gehört, daß die Ehre angetaſtet ſein muß? — Man hat in unſern humanen Zeiten, wo man ſo gern den Pelz wäſcht, ohne ihn naß zu machen, fleißig die Regel eingeſchärft, man ſolle ſich bei kritiſchen Beurtheilungen durchaus an das Werk halten, die Perſon des Urhebers aber ſchonen. Ich möchte nur wißen, wie dieſe Trennung immer zu bewerkſtelligen iſt. Denn wenn man beweiſt, daß ein Buch abgeſchmackt und unſinnig iſt, ſo wird wohl herauskommen, daß der Autor ebenfalls albern oder gar ein wenig verrückt ſei;

beweiſt man, daß es unſittlich iſt, ſo kann es faſt nicht anders ſein, als daß er ſelbſt unſittliche Geſinnungen hegen muß, und thäte man z. B. dar, ein Schauſpieler habe ſich in ſeiner Rolle, die fein und zierlich ausgeführt werden ſollte, gemein und pöbelhaft geberdet, ſo würde man vermuthen müßen, ſein Betragen im geſelligen Leben ſei eben auch nicht anders. Ja, bei keiner andern Kunſt iſt das Talent ſo ſehr mit der Perſon verwebt, als gerade bei dieſer, weil die ganze perſönliche Erſcheinung zu ihren Darſtellungen gehört, und bei aller Geſchicklichkeit des Schauſpielers, ſich zu verwandeln, immer die Grundlage ſeiner Individualität nicht ganz hinweggeräumt werden kann. (Hr. Schw. wird dieß vielleicht nicht verſtehen, es iſt aber eine Bemerkung für die übrigen Leſer). Daher rührt es, daß von ſo vielen Nationen und Zeitaltern allen ſolchen, die ihre Perſon öffentlich zur Beluſtigung ausſtellen, Gauklern, Luftſpringern, Seiltänzern und Komödianten gewiſſe Grade der bürgerlichen Ehre und Auszeichnung verweigert wurden; und nur wo man höchſt liberal über die ſchönen Künſte dachte, wie bei den Griechen, oder wo man nicht ſonderlich ſtrenge über die bürgerliche Ehre geſinnt iſt, wie in den jetzigen Zeiten, hat dieß nicht ſtattgefunden. Aus demſelben Grunde iſt der Beifall, welchen ein Schauſpieler einerntet, eben weil er ſo unmittelbar ſeine Perſon trifft, ſchmeichelhafter als der in jeder andern Kunſt erworbene; und eben ſo das bezeigte Mißfallen erniedrigender. Ungeachtet dieſes allgemeinen Gefühls haben ſich aber die Zuſchauer nie das Recht nehmen laßen, beides frei und laut in Gegenwart des Schauſpielers, den es betrifft, kund zu geben; und wo man ihnen dieß Recht hat nehmen wollen, iſt eben dadurch die Unterhaltung gelähmt worden, und das Schauſpiel hat ſeinen anziehendſten Reiz verloren. Das Pochen und Pfeifen wird alſo wohl immer erlaubt ſein und die ſchlechten Schauſpieler werden folglich auch dieſer Demüthigung ausgeſetzt bleiben, wenn ſie nicht etwa wie Kaiſer Nero (der auch ein Dilettant der Schauſpielkunſt und obendrein kein ſchlechter war) die Macht beſitzen, ihre Leibwachen im Parterre herumzuſchicken, und die Leute die nicht gehörig klatſchen, oder gar bei ihren Darſtellungen einſchlafen, auf die Köpfe ſchlagen zu laßen.

Hr. Schw. beklagt ſich, daß ich ihm 'alle Fähigkeit abgeſprochen habe, irgend etwas als Schauſpieler zu leiſten' Dieß wird zwar in jenem Aufſatze gar nicht geſagt, ſondern es iſt bloß von der in zwei Rollen bewieſenen, höchſtens im Allgemeinen von der bisherigen Unfähigkeit die Rede. Wenn er es aber vortheilhaft für ſeine Sache findet, ſo will ich freigebig ſein, und ihm nicht nur die bisherige, ſondern eine durchgängige, unbedingte, auch für die Zukunft geltende und durch keinen Unterricht aufzuhebende Unfähigkeit zugeſtehen. Ich hätte damit immer noch nichts weiter geſagt, als daß Hr. Schw. nach meiner Ueberzeugung einmal kein Talent zum Schauſpieler hat, daß er alſo nicht wohl gethan, dieſen Stand zu erwählen; ich laße es dahin geſtellt ſein, ob er nicht in einem andern Gewerbe oder Amte ſeinen Platz recht gut ausfüllen könnte. Sein Charakter bleibt dabei ganz aus dem Spiele, und ſeine bürgerliche Ehre wird nicht im mindeſten angetaſtet.

Allein ich habe dieß, wie er ſagt, 'durch einen krietiſchen Machtſpruch' gethan. Er ſcheint einen beſondern Haß auf die Wörter 'kritiſch' und 'Kritik' geworfen zu haben, da er jenes mit Machtſpruch, dieſes mit Fabrikant zuſammenſetzt. Ich weiß nicht, auf welche Ableitung des Wortes Kritik ſich ſeine Art es zu ſchreiben gründet, ich will ihm aber eine angeben, wobei er zu dem von ihm eingeſchobenen e nur noch ein g hinzuzufügen braucht. Die 'Kriegtik' nämlich oder Kritik beſteht eben darin, daß man denen den Krieg macht, welche einen Tik (tic) haben. Und was ſetzt denn nun Hr. Schw. meinem 'krietiſchen' Machtſpruche entgegen? Einen kikerikitiſchen Machtſpruch, das heißt, das Hahnengekrähe der Eigenliebe. Doch um ernſthaft zu reden, bei Urtheilen in Sachen der ſchönen Kunſt findet ein eigentliches Beweiſen gar nicht ſtatt. Man kann wohl die Beſchaffenheiten des vorliegenden Gegenſtandes näher zergliedern, und die Zergliederung an die beſtimmten Kunſtforderungen halten, allein in letzter Inſtanz beruft man ſich immer auf den Sinn und das unmittelbare Gefühl. Wenn ich z. B. die Bewegungen, wodurch Hr. Schw. in den öfter erwähnten Rollen Munterkeit und Schalkhaftigkeit auszudrücken ſuchte, höchſt linkiſch fände, ein Anderer aber behauptete, ſie ſeien gewandt geweſen, ſo ließe ſich der Streit keineswegs ſo ausmitteln, daß man die Begriffe linkiſch und gewandt definierte, dann Hr. Schwadkes Spiel als Minor darunter ſubſumierte, und ſo den Syllogiſmus zu Stande brächte. Was linkiſch oder gewandt iſt, ſteht eben in keinem Wörbuche, in keiner artiſtiſchen Encyklopädie, man muß es ſehen und Sinn dafür haben; demungeachtet glaubt in obigem Falle mein Gegner es eben ſo gut zu wißen, als ich: der Unterſchied iſt nur, daß der Eine es wirklich weiß, und der Andre nicht. Jedes kritiſche Urtheil iſt alſo gewißermaßen ein Machtſpruch; und wenn es nur recht kritiſch iſt, ſo wird es auch ein ächter Machtſpruch ſein, d. h. Macht und Beſtand haben. Es iſt wahr, ich habe in jenem Aufſatze die Thatſache, wie ſie nach meinem Urtheile ſteht, ohne weiteren Beleg angeführt: allein die Kritik würde ein beſchwerliches Geſchäft ſein, wenn ſie verpflichtete, bei der Zergliederung des Schlechten ſich weitläuftig aufzuhalten; dort war überhaupt nur die Abſicht, einen ſummariſchen Bericht zu liefern, und wo ſelbſt das geiſtreiche, witzige, zierliche und in jeder Hinſicht meiſterhafte Spiel einer Unzelmann und eines Iffland in demſelben Stücke (den franzöſiſchen Kleinſtädtern) nur mit kurzen Worten erwähnt, wo das lobenswerthe Spiel der Mlle. Döbbelin und älteren Demoiſ. Beſſel mit Stillſchweigen übergangen ward, wäre es ganz unverhältnißmäßig geweſen, Hrn. Schw. eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Für jetzt iſt meine Erinnerung zu unbeſtimmt, (wie man das Mißfällige denn immer gern vergißt) als daß ich mit völliger Sicherheit jeden Zug ſeines damaligen Spiels ſollte aufzeichnen können; wünſcht er es aber ſehr, ſo bin ich gern erbötig, Zeit und Geduld daran zu wenden, wenn die erwähnten Stücke wieder geſpielt werden, hineinzugehen, und entweder eine jenes Urtheil beſtätigende Schilderung zu geben, oder falls er ſich ſeitdem gebeßert haben ſollte, es anzumerken. Bis dahin ſteht es Hrn. Schw. frei, dieß nicht mit Gründen belegte Urtheil für ein in der Z. f. d. e. W. angeſtelltes individuelles und Privat-Pochen zu halten. Ein ſolches ſtilles und metaphoriſches Pochen hat ſogar vor dem körperlich im Parterre ausgeübten manche Vortheile voraus: es ſtört die Uebrigen nicht, es verbreitet keine Anſteckung um ſich her, wie das letzte gewöhnlich, wenn es mit Grund unternommen wird, u. ſ. w. Das Pochen iſt ja auch ein kritiſcher Machtſpruch, und ſo ſehr wie möglich, denn der Pochende beweiſt dadurch nichts, als daß er nicht kontrakt iſt, und ſeine Gliedmaßen rühren kann: wer ſein Pochen aber in einem Journale abdrucken läßt, beweiſt wenigſtens, daß er einen Aufſatz zu ſtyliſieren verſteht, welches nichts geringes iſt. —

Da ich mein Urtheil nur ganz kurz anführte und es ohne meinen Namen gab, ſo ſollte es auch nichts weiter gelten, als in ſo fern der übrige Aufſatz den Leſern einiges Zutrauen zu meinem Geſchmack und Einſichten einflößen möchte. Es konnten immer Viele, die Hrn. Schw. nie haben ſpielen ſehen, zweifeln, ob ihm nicht Unrecht geſchehen ſei; allein ich fürchte, daß ſeine Art ſich dagegen aufzulehnen, eben das Gegentheil bewirken, und die verſtändigen Leſer überzeugen wird, er ſei in der That ein unfähiger Schauſpieler.

Da Hr. Schwadke mit der Nennung meines Namens ſeinen Zweck erreicht hat, ſo iſt es nun an ihm ‘ſeine Maßregeln zu ergreifen’, wie er es drohend ankündigt. Sollte man nicht denken, er habe eine Regierung im Rückhalte, die er dahin vermögen könnte, Allen und Jeden fernerhin das nachtheilige Urtheilen über ſein Talent zu unterſagen? wenn man nicht zu gut wüßte, daß das Theater gerade zu den unverfänglichſten Gegenſtänden gehört, über die es immer erlaubt war und erlaubt ſein wird, beliebig zu ſchreiben, auch wo die Schreibfreiheit über alles Uebrige beſchränkt wäre. Die Regierungen möchten ſchwer zu überreden ſein, ſo etwas für bedeutend zu halten; durch die üble Laune eines mittelmäßigen Komödianten (einen vortrefflichen Schauſpieler wird ſie nicht leicht anwankeln, auch wenn ihm der verdiente Beifall einmal verſagt wird, weil ihm das ſichre Gefühl ſeines Werthes bleibt) werden Staaten nicht gefährdet, die Throne nicht wankend gemacht. Und in der That, wenn es nicht mehr verſtattet ſein ſollte, über Theater und Schauſpieler mit der unbeſchränkteſten Freiheit zu urtheilen, zu reden, zu ſchreiben und zu drucken, ſo wäre es beßer, lieber gar keine zu haben.

Hr. Schw. fügt hinzu, daß er ſeine Exiſtenz ſo gut als möglich vertheidigen will. Von ſeiner bürgerlichen Exiſtenz iſt nicht auf die entfernteſte Weiſe die Rede geweſen, er muß alſo die artiſtiſche meinen, und da will ich nur erinnern, daß etwas erſt vorhanden ſein muß, wenn es vertheidigt werden ſoll. Die beſten Maßregeln für einen angehenden Schauſpieler (und wer noch kein guter war, iſt immer ein angehender) ſeine artiſtiſche Exiſtenz zur Wirklichkeit zu bringen, wären etwa: daß er zuvörderſt alle hohen Einbildungen von dem bisher Geleiſteten fahren ließe, und zu einer innerlichen Zerknirſchung übergienge; dann einen Tanz-, Fecht- und

Exerzier-Meiſter annähme, um eine geſchickte Haltung des Körpers zu gewinnen; bei großer Verſäumniß einen Sprach- und Leſe-Meiſter, der ihn mit Präciſion artikulieren und ſeine Mutterſprache grammatiſch richtig ſprechen lehrte; einen Deklamier-Meiſter, der ihm wenigſtens die Elemente der ſchweren Kunſt des mündlichen Vortrags, und einen allgemeinen Begriff von den Versarten beibrächte; endlich einen Lehrer der dramatiſchen Kunſt, der ihn über das Weſen und den innern Zuſammenhang poetiſch dargeſtellter Charaktere, über den Unterſchied zwiſchen natürlichen, nationalen und idealiſchen, phantaſtiſchen, ferner über die Bedingtheit eines dramatiſchen Charakters durch ſeine Stellung gegen die übrigen und das Ganze der Kompoſition, zuletzt über die Art wie der Stil des Drama die mimiſche Darſtellung beſtimmen muß, aufklärte. Dieſer letzte Lehrer möchte etwan nicht gar leicht zu finden ſein. — Wenn es ſolche Maßregeln ſind, die Hr. Schw. meint, ſo wünſche ich ihm bei ihrer Ergreifung in allem Ernſte den beſten Erfolg.

Der letzte Punkt, worauf ich noch aufmerkſam machen will, iſt die Unterſchrift, deren ſich Hr. Schw. zweimal bedient: ‘Königl. Schauſpieler’. Dieß könnte eine doppelte Auslegung zulaßen. Man pflegt wohl im gemeinen Leben von einem königlichen Spaße zu reden, man nennt einen Menſchen, welcher dergleichen Späße verbringt, einen königlichen Hanswurſt; man giebt dieß Beiwort überhaupt ſolchen Dingen, die in einem hohen Grade vor andern ihres Gleichen hervorſtechen. In dieſem Sinne wäre es ein allzuſtarkes Selbſtlob, welches ich Hrn. Schw. nicht zutrauen will. Er muß alſo meinen: Schauſpieler vom königlichen National-Theater; aber nach dieſem Sprachgebrauch ſind alle dabei angeſtellte Perſonen zu dem gleichen Titel berechtigt, und man wird königliche Statiſten, königliche Lichtputzer u. ſ. w. bekommen. Doch das mag immerhin gelten, ich will Hrn. Schw. gern für einen königlichen Schauſpieler halten, ſogar für einen imperatoriſchen, indem er, wie der obengenannte Kaiſer, Beifall drohend zu erzwingen ſucht: nur nicht für einen guten Schauſpieler. Keine Beſtallung, kein äußerlicher Rang und Titel kann zum Künſtler ſtempeln, wiewohl man auf dieſes Vorurtheil in Reſidenzen, wo manche das Kunſtfach betreffende Geſchäfte kollegialiſch behandelt werden, nur allzuhäufig trifft. Wer nichts kann, iſt ein Stümper, wenn er auch alle möglichen Titel auf ſich verſammelte. Im Solde eines Fürſten zu ſtehen, iſt an ſich ein Glück und kein Verdienſt; es giebt ſogar Küchenjungen, die königliches Brod eßen. Der Fall iſt denkbar, daß ein Fürſt, wie zuweilen von andern Beamten, ſo auch von ſeinen Komödianten nicht zum Beſten bedient würde; es iſt denkbar, daß ein großmüthiger und freigebiger Monarch demungeachtet ihnen ſeine Gnade nicht entzöge, indem er mehr auf ihre Bedürftigkeit als Würdigkeit achtete. Wenn alſo ein Theater die Benennung eines Hoftheaters oder königlichen erhält, ſo wird dadurch keinesweges befohlen, es für gut zu halten, noch die Freiheit, darüber zu urtheilen, eingeſchränkt, ſondern es werden nur gewiſſe ihm geſicherte Rechte öffentlich erklärt.

Hiemit ſchließe ich dieſe Erörterung, die manchen Leſern zu lang dünken mag, die ich mich aber deswegen nicht habe verdrießen laßen, weil ſie gerade das Uebel zur Sprache bringt, woran viele unſrer Schauſpieler leiden, die bei einer geringern Meinung von ſich ſelbſt, bei mehr Fleiß und beßerer Leitung Anlage hätten mehr zu leiſten. Man muß ſich durch ihr Geſchrei nicht im mindeſten im ſtrengen öffentlichen Urtheilen über das Theater irre machen laßen, und wenn viele Korreſpondenten der Z. f. d. e. W. hierüber ſo geſinnt ſind, wie ich, ſo kann ſie eine wahre Geiſel für die ſchlechten Schauſpieler werden, wovon es, dem Himmel ſei's geklagt, im heiligen römiſchen Reiche eine Unzahl giebt.

August Wilhelm Schlegel.

Berliniſches Theater.

Das öffentliche Geheimniß.

Berlin im September. Auf dem hieſigen Theater iſt in der letzten Zeit nicht viel vorgefallen. Die Sommermonate ſind für uns die magern Kühe Pharaonis geweſen, die aber keine fetten hinter ſich hatten, um davon zu zehren; die Winkel des Repertoriums haben ausgekehrt und verlegene Stücke hervorgeſucht werden müßen, und trotz aller Langeweile iſt das Haus doch ziemlich ſtark beſucht worden, was man zum Theil wohl dem unfreundlichen Sommer, der wenig zu Landpartien einlud, und dem Mangel an andern Ergötzungen zuzuſchreiben hat.

Eine Operette, 'der reiſende Student oder das Donnerwetter', abgerechnet, ſind im Junius, Julius und Auguſt nur drei für das hieſige Publikum neue Stücke auf die Bühne gebracht worden, keines davon Original. Das erſte war 'das öffentliche Geheimniß' von Gotter nach Gozzi, oder um genauer zu reden — denn es läßt ſich wohl darthun, daß Gotter nicht den italiäniſchen Text, ſondern nur die ziemlich ſchlechte deutſche Ueberſetzung gekannt hat : von Gotter nach Werthes nach Gozzi, und hiemit iſt das 'nach' noch nicht zu Ende. Denn die Kritiker werfen dem Gozzi vor, er habe das Stück von einem älteren italiäniſchen Autor geſtohlen; hiegegen proteſtirt jener aber, und zeigt, daß dieſer es eben da geſtohlen, von woher er es rechtmäßig genommen zu haben meint, aus Calderons Werken, wo es El secreto a voces heißt.

Die Wahrheit zu geſtehen, ſo ſind die Kindermärchen eigentlich Gozzis Stärke: wo er ſich von dieſer phantaſtiſchen Region entfernt, iſt er weit weniger origineller Dichter und wahrer Künſtler. Es iſt etwas ſtark, daß er hier nur ſo im Allgemeinen den Stoff entlehnt zu haben verſichert, da alle die ſinnreichen Erfindungen, welche das Weſen der Verwickelung ausmachen, dem ſpaniſchen Dichter angehören, bei dem zugleich die Ausführung die größte Feinheit und Bildung hat. Gozzi hat durchaus nichts gethan, als das Stück mit ſeinen gewöhnlichen Maſken ausgeſtattet, die hier eine zum Theil überflüſſige, ja ſogar hinderliche Zugabe ſind. Der einzige Maſkencharakter, den er in dem Originale vorfand, iſt der komiſche Bediente, der gracioso, der bei ihm zum Truffaldin geworden; den ganz ernſthaften Vater der Laura hat er zum Pantalon gemacht, und den Tartaglia als Cärimonienmeiſter, den Brighella als Hofpoeten ganz von dem Seinigen hinzugefügt; der für Laura von ihrem Vater beſtimmte Bräutigam iſt im Spaniſchen auch keine ſolche Karikatur, ſondern bloß ein verſchmähter Liebhaber. Gotter hat nun die Maſken wieder entmaſkt, d. h. die Plumpheit der Charakterzeichnung beibehalten, und dasjenige, was dazu berechtigte, weggenommen; ja er hat noch einen Muſiker hinzugefügt, der nebſt dem Hofpoeten Geld von dem Tartaglia (der nun ſtatt zu ſtottern, hinken muß) fordert, wodurch die erſte Scene, die man noch gar nicht Expoſition nennen kann, unſäglich ſchleppt, bis es nun zur Muſik kommt, die das ſpaniſche Stück gleich mit wenigen geſungenen Zeilen eröffnet, während die Prinzeſſin in ihrem Garten ſpazieren geht; die hier neu dazu komponierte Muſik war auch für den Zweck viel zu lang. Auch die improviſierten Reimereien, welche in der gotterſchen Bearbeitung die kurzen ſcharfſinnigen Antworten auf eine vorgelegte Frage des ſpaniſchen Originals erſetzen, ſind geſchmacklos, und der Gebrauch der Proſa hat den Nachtheil, daß die Reden, wo ſich die beiden Liebenden in Gegenwart der Prinzeſſin etwas Geheimes ſagen wollen, indem ſie die erſten Worte jedes Satzes zuſammen leſen, zu ſehr abſtechen, da ſie um den Anfang deutlicher zu bezeichnen, dann in Verſen reden, und dieſe auf eine gezwunge Art einführen.

Doch, 'das öffentliche Geheimniß' iſt ein ſo vortreffliches Stück, daß es durch alle Bearbeitungen nicht hat heruntergebracht werden können, und auch ſo wie wir es geſehen haben, von Gotter nach Werthes nach Gozzi nach Calderon, den Zuſchauern durch ſeine ſinnreiche Intrigue ein lebhaftes Ergötzen gewährte, wiewohl, da hier die Forderung eintritt, etwas den Mitſpielenden Unmerkliches den Zuſchauern deutlich zu machen, bei dem unvernehmlichen Sprechen, welches unſre Schauſpieler, beſonders in Unterhaltungsſtücken, immer noch nicht ablegen können, und der Schwierigkeit, womit man in dem neuen Schauſpielhauſe hört, nicht ſelten das Gegentheil ſtattfand, daß nämlich den Mitſpielenden die angewandten Kunſtgriffe nicht verborgen bleiben zu können ſchienen, während die Zuſchauer kaum nothdürftig darüber verſtändigt wurden.

Mad. Unzelmann gab die eigentlich unerfreuliche Rolle der Prinzeſſin mit großer Kunſt, ſie verſetzte uns ganz an einen feinen zierlichen Hof, und man kann wohl ſagen, daß ſie den ihrigen auch allein ausmachte. Der Sekretär, geheimer Referendar, wie er im Deutſchen kanzleimäßig heißt, hatte eine gewiſſe Steifheit an ſich, welche die Neigung der Prinzeſſin für ihn nicht rechtfertigte, und ſchwerlich aus der Peinlichkeit ſeiner Situation zu erklären war. Laura ſchien ſich zu ſehr einem zärtlichen Gefühle zu überlaßen, da helle Beſonnenheit und ſchlaue Gegenwart des Geiſtes hervorſtechende Züge an ihr ſein ſollen. Der Prinz von Amalfi, welchen Hr. Schwadke vorſtellte, iſt zwar inkognito da, doch hätte er nicht ſo inkognito ſein ſollen, daß man ihn durchaus für keinen Prinzen halten konnte, und die Demuth des nicht begünſtigten Liebhabers darf ſich nicht in Armenſündergeberden offenbaren. Hrn. Bethmann war die ſchwere Aufgabe zugefallen, den Vito, den italiäniſchen Truffaldin und ſpaniſchen gracioso zu machen. Er ſchien die Luſtigkeit und Laune bloß in das übereilte, unverſtändliche und polterichte Sprechen zu ſetzen. Es ſollte ſich doch Niemand auf Buffonnerie (womit ich hier einen achtungswerthen Theil der Kunſt meine) einlaßen, der nicht wenigſtens die Elemente der komiſchen Mimik beſitzt, z. B. die Stimme und Geberden beſtimmter Perſonen nachmachen kann; eine Fertigkeit, die unſern meiſten heutigen Schauſpielern, bei dem vielen edlen und biederherzigen Weſen, das ſie ſich angewöhnt haben, ganz abgeht. Bei der Rolle des Vito war der Mangel eines maſkenhaften Aeußern recht auffallend: es iſt nicht zu ertragen, daß ein gewöhnlicher Bedienter ſich ſolche Dinge gegen die Prinzeſſin herausnehmen darf. Bei einem privilegierten Spaßmacher hat es einen ganz andern Sinn.

Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt.

Das zweite Stück ‘Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt’, aus dem Franz. von Huber, bot einige luſtige Scenen, jedoch mit Plattheiten untermiſcht, dar. Die Aufführung war dem Werthe des Stücks angemeßen, die Aufnahme zweideutig, ſchon am erſten Abend aus Pochen und Klatſchen gemiſcht, und nach ein Paar Vorſtellungen ſcheint es ganz vom Theater verſchwunden zu ſein.

Rodogüne.

Am Geburtstage des Königs wurde ‘Rodogüne’ in einer neuen Ueberſetzung in reimloſen Jamben gegeben. Man könnte es wohl mehr als bezweifeln, ob es ein glücklicher Gedanke war, dieſes von den Franzoſen ſo bewunderte Werk des Corneille, das ehedem vielfältig, und noch in den Zeiten der leſſingſchen Dramaturgie in Deutſchland geſpielt werden, jetzt wieder auf unſre Bühne zu bringen. Was Leſſing ſo witzig und geiſtreich dagegen vorbringt, iſt freilich auf das ungültige Princip einer gewiſſen Natürlichkeit in den Leidenſchaften gebaut, auf welche die poetiſche Kunſt allerdings Verzicht leiſten darf; allein die meiſten deutſchen Zuſchauer möchten noch jetzt auf eine unpoetiſche Weiſe mit Leſſing übereinſtimmen. Auch wer dieß nicht thut, iſt berechtigt, für den Abgang an wahrer Rührung und Theilnahme einen beßeren Erſatz zu fordern, als die tragiſchen Intriguen-Stücke des Corneille mit ihren ſymmetriſchen Antitheſen und ihren auf die Spitze geſtellten Situationen, da dieſe gänzlich von den hohen Farben der Phantaſie entblößt, in ſchwerfälliger Trockenheit daſtehen, zu liefern vermögen. Immer iſt an ſolchen Werken noch mehr zu bewundern, als viele unſrer kunſtloſen Dramenſchreiber einſehen möchten. Und da man doch jeder in ſich zuſammenhängenden Sache die Achtung erweiſen muß, ſie in ihrer eignen Art zu laſſen und es ein ausgemachter Satz der poetiſchen Ueberſetzungskunſt iſt, ſo viel möglich dieſelben metriſchen Formen zu gebrauchen, ſo könnte man wohl eigentlich nur eine Ueberſetzung in gereimten Alexandrinern gut heißen.

Die reimloſe fünffüßige Jambe verändert den Charakter ganz, und kann die Symmetrie und ſententiöſe Rhetorik von jenen nicht wieder geben. Man wird vielleicht Goethes Beiſpiel hiegegen anführen. Allein zum Theil iſt es bei Voltaire ſchon anders: er hat den Alexandriner in einem etwas verſchiedenen Sinne bearbeitet, wie er überhaupt manche Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Tragödie (mich dünkt mit ſchlechtem Vortheil) aufgab; und dann weiß man auch wie Goethe ſeine Verdeutſchungen des ‘Mahomet’ und ‘Tankred’ betrachtete, und daß er ſie bloß für eine Uebung der Schauſpieler beſtimmte. Die Jamben in der ‘Rodogüne’ waren übrigens zu loben, auch die Antitheſen mit Fleiß beibehalten.

Franzöſiſche Tragödien werden überhaupt nie mehr in Deutſchland großes Glück machen, und die von Corneille insbeſondere erfordern den ſonorſten rhetoriſchen Pomp des Vortrags. Darin hätte nun, wenn ich auch auf den Mangel der Reime und die ſchlechte akuſtiſche Beſchaffenheit des Hauſes Rückſicht nehme, bei der hieſigen Aufführung beträchtlich mehr geſchehen können.

Was die einzelnen Mitglieder betrifft, ſo hob Mad. Fleck das Ganze am meiſten. Sie machte als Rodogüne eine durchaus liebenswürdige und intereſſante Erſcheinung, beſonders in der Scene, wo ſie ihre Neigung für den einen der beiden Prinzen wider Willen verräth, entfaltete ſie die zarteſte Weiblichkeit. Auch ihre Kleidung war angemeßen und günſtig, nur hätte ihr Mantel, der überdieß etwas zu groß war, anders befeſtigt und geworfen ſein ſollen: er bedeckte immerfort den ganzen rechten Arm, und hemmte dadurch die Freiheit leidenſchaftlicher Bewegungen.

Weniger gut wurde die Hauptrolle der Kleopatra von Mad. Meyer ausgeführt, wiewohl ſolche Rollen ganz eigentlich ihr Fach ſind. Sie zog dieß Mal den Ton der Herrſchſucht und Rachbegier zu ſehr in's Gemeine herunter, und das Große, was ſie ſich zu geben ſuchte, war meiſtens manieriert; nur im letzten Akte hob ſie ſich, und man fand mehrere von jenen Zügen wieder, welche ſie zur tragiſchen Schauſpielerin machen. Ihr Anzug war entſetzlich. Ueber einem ſchwarzen oder ganz dunkelblauen Gewande hatte ſie vom Gürtel an herunterwärts ein zweites purpurnes, vom ſtarkem ſeidnen Zeuge und mit reich geſtickter Borte: dieß war nach vorn zu in bauſchigen Falten heraufgezogen und ließ dann in der Mitte einen wunderlichen langen geſtickten Zipfel herunterhängen. Auf dem Kopfe hatte ſie ferner einen ſchweren gelbbraunen wollenen Shawl ſtatt Mantels, der auf der Stirn unter dem Diadem befeſtigt war, ſo daß er die Haare gänzlich verdeckte. Nicht die Wahl dunkler, zu dem Charakter ſtimmender Farben war zu tadeln: aber in dieſer Zuſammenſtellung waren ſie gänzlich disharmoniſch, und der Schnitt der Kleidungsſtücke war verkehrt und entſtellend. Und dann ſolch ein ſchweres Zeug auf dem Kopfe! Iſt es zu verwundern, daß die Königin bei der Hitze des dortigen Klima verwirrt im Kopfe wird und auf tolle Plane geräth? Viel beßer nahm ſie ſich ſchon im letzten Akte aus, wo ein ſeidner purpurner Mantel, zwar auf eben die Art befeſtigt wie der Shawl, die Stelle desſelben vertrat.

An den beiden Prinzen, von denen Leſſing ſo luſtig ſagt: „ſie ſeien ſchön angekommen“, war der Druck, worunter ihre Mutter ſie hat auferziehn laßen, durch den dürftigen Anzug allzu ſehr verſinnlicht, und das Gefühl, womit ſie geſpielt wurden, erhob ſich eben nicht hierüber. Dem Antiochus, Hrn. Schwadke, hieng der Mantel ungeſchickt vorn auf die Füße herunter; Hr. Bethmann hingegen hatte ein Mäntelchen, wogegen die der Kurrendaner weitläuftig ſind, und welches beſonders, wenn er verwegne Draperien damit vornahm, die ganze untere Hälfte des Leibrocks bloß ließ. Antiochus hatte doch die Satisfaktion, nachher in königlicher Pracht zu erſcheinen; der arme Seleukus aber muß in ſeinem Läppchen ſterben, und kann ſich ſchwerlich wie Julius Cäſar beim Fallen darein verhüllen. Soll man die oben bei dem Shawl der Kleopatra angewandte Art zu motivieren fortführen, ſo mußte wohl der weitläuftigere Mantel im

Herzen der Rodogüne für den Antiochus den Ausſchlag geben; denn außerdem war nicht viel zu entdecken, warum man den Einen hätte dem Andern vorziehen mögen. Noch will ich bemerken, daß der parthiſche Geſandte ganz vortrefflich koſtumiert war; man ſah wohl, daß dabei ein gelehrter Alterthumskenner, Hr. Hirt, und ein ſehr wackrer Künſtler, Hr. Hummel, ihren Rath ertheilt hatten, ſowie beim Anzuge der Rodogüne; und es wäre eine ähnliche Vorſchrift für den der Königin zu wünſchen geweſen.

Rollas Tod.

Unter den wiederaufgelebten Stücken will ich nur Rollas Tod erwähnen, bei welchem ſich das Sprichwort bewährte: alte Liebe roſtet nicht, denn das Haus war bei der erſten Wiederaufführung faſt ſo angefüllt, als es bei einer erſten zu ſein pflegt. Wer dieß Stück aber hier vor einer Unzahl von Jahren hatte aufführen ſehen, den mußte es zu der traurigen Betrachtung veranlaſſen, wie ſehr ſeitdem das hieſige Theater verloren hat. Den Rolla ſpielte damals Fleck, jetzt Hr. Mattauſch; den Alonſo — Hr. Mattauſch, jetzt Hr. Bethmann; die Elvira — Mad. Baranius, jetzt Mad. Meyer; den Pizarro — Hr. Czechtitzky, jetzt Hr. Berger. Der einzige glänzende Punkt, welcher aus der damaligen Aufführung übrig geblieben, war die Rolle der Kora, von Mad. Unzelmann geſpielt. Sie weiß bei ſolchen Aufgaben ihre gewöhnliche Anmuth ſelbſt in den heftigſten Ausbrüchen der Leidenſchaft zu behaupten, in den zerreißenden Situationen jedes Herz zu erſchüttern, ohne Einmiſchung eines widerwärtigen Gefühls, ſo daß von ihr wohl gilt, was von der Ophelia geſagt wird:

> Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle ſelbſt
> Macht ſie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Was die übrigen neu beſetzten Rollen betrifft, ſo füllte Hr. Mattauſch die ſeinige recht gut aus; er erſchien als Wilder kühn und phantaſtiſch, und mehr mit der Kraft 'eines Karaiben als eines freundlichen Peruaners. Toben ſoll er nun einmal nach der Intention des Autors, und ſolche Ungehörigkeiten wie die, daß Rolla gleich nachdem Alonſo vermißt wird, mit dem Antrage gegen Kora herausplatzt, ihn zu heirathen, kann kein Schauſpieler wieder gut machen. Hr. Berger, ſonſt nicht der Liebling des Publikums, that als Pizarro ſein Möglichſtes, und ich erinnere mich nicht, daß er mir in irgend einer andern Rolle ſo gut gefallen hätte. Die ſchon im Stück liegende Weichlichkeit in den Charakteren des Ataliba und Alonſo wurde durch das Spiel der Herren Schwadke und Bethmann unleidlich geſteigert.

Am verfehlteſten unter allen aber war das Spiel von Mad. Meyer, als Elvira. Immer mißlingen ihr ſolche Rollen, wo buhleriſcher Reiz aufgewandt werden ſoll; und da ſie die der Kreuſa im 'Jon', wo dieß gar nicht der Fall war, als anſtößig ferner zu ſpielen verweigert hat, (wie in Berlin allgemein geſagt ward, auf Antrieb ihres Ehegemahls, des Hrn. Doktor Meyer;) ſo ſcheint ein muthwilliger Dämon des Zufalls zum Poßen ihr ſeit einiger Zeit die meiſten anbrüchigen Charaktere dieſer Art zuzuweiſen, wie die Lady Milford in Kabale und Liebe, die Gräſin Imperiale im Fieſko, die Kleopatra in der Oktavia; und ſo mußte ihr denn auch die Elvira zufallen, die, außerdem daß ſie Mätreſſe des Pizarro iſt, ſich ohne viele Umſtände dem Alonſo anbietet, und nachher auch wohl mit dem Rolla verlieb nähme. Elvira ſoll als Mann, etwa als Page, gekleidet ſein, und Mad. Baranius hatte in dieſer Rolle, in weißen oder gelben anſchließenden Unterkleidern, mit blauem Mantel, Federhut und Halbſtiefeln, äußerſt zierlich und reizend ausgeſehen; Mad. Meyer war als Frau, ja, man kann wohl ſagen als Duenna gekleidet: ſie trug über einem ſchwarzen taftnen Kleide einen ſchwarzen Bruſtharniſch mit Gold geſchuppt, einen Helm, der, die Figuren ausgenommen, von dunkler Stahlfarbe war, ohne alle Federn, mit einem langen ſchwarzen Schleier verſehen, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, an die Donna Dreiſchleppina im Don Quixote zu denken. Es läßt ſich nicht errathen, warum Mad. Meyer einen ſolchen Anzug gewählt hatte, da ſie ja in andern Stücken, in der 'Zauberin Sidonia' und im 'Bayard', nicht nur in Mannskleidern, ſondern ohne Mantel im bloßen Wamms und Hoſen erſcheint. Vieles in den Reden hatte deshalb abgeändert werden müßen, der Sinn der Rolle wurde gänzlich entſtellt. Selbſt an Kotzebues Stücken, wenn man ſie einmal ſpielt, iſt ſolche Willkür gewiß nicht verſtattet.

Was dieß Stück ſelbſt betrifft, ſo könnte man daran, wie an der 'Sonnenjungfrau', die Kunſt lehren, einen großen hiſtoriſchen Gegenſtand zur möglichſten Kleinheit herunterzubringen. Um ein

Meſtizenkind dreht ſich Alles, für Alonſos Schickſal ſoll man ſich, während ein altes herrliches Reich untergeht, ausſchließend intereſſieren, da er doch als übergetretener Offizier, als Verräther ſeines Vaterlandes, den Tod allerdings verdient. Wer von dem heroiſchen Rittergeiſte der Spanier dieſes Zeitalters durchdrungen iſt, den muß es empören, wie übel dieſer glorreichen Nation mitgeſpielt wird. Daß alle dieſe Motive nicht einmal erfunden, ſondern aus dem Robertſon und Marmontel entlehnt ſind, leuchtet von ſelbſt ein. Dabei iſt es charakteriſtiſch, daß der einzige Spanier, mit dem es der Verfaßer gut meint, Las Caſas, ſich mit der Elvira, ein Mönch mit einem liederlichen Mädchen, zum Beſten der Menſchheit zuſammenthut. Ueberhaupt iſt es ein bedeutender Zug vom Geiſte unſers Zeitalters, daß ein Schauſpiel, worin ſo ziemlich ohne Hehl das Heidenthum an Werth dem Chriſtenthum gleich geſtellt wird, in Staaten hat aufgeführt werden dürfen, wo man eine ächt religiöſe Darſtellung auf dem Theater unfehlbar als eine Entweihung anſehen würde.

Die Liebhaber des Schauſpiels dürfen jetzt vielleicht einer fruchtbareren Epoche entgegenſehen, welche ihnen die Rückkehr des Hrn. Direktor Iffland zu Ende Auguſts nach einer etwa vierteljährigen Abweſenheit verſpricht. Da die Berliner in den Zeitungen ſo viel von dem jubelnden Empfange haben leſen können, der ihm an verſchiedenen Orten zu Theil geworden, da jeder ſchätzbare Beſitz durch eine temporäre Entfernung um ſo werther zu werden pflegt: ſo durfte man auf die wärmſte Begrüßung eines ſo verdienten Schauſpielers bei dem erſten Wiederauftreten rechnen. Um ſo mehr muß es befremden, wenn man hört, daß an dem Abend, wo Hr. Iffland ſich als Abbé de l'Epée wieder zeigte, im Schauſpielhauſe außerordentliche Polizei-Vorkehrungen gegen ein etwaniges Auspochen getroffen worden: und man muß dieß entweder auf eine ſeltſame Verſtimmung des Publikums, oder auf ein nicht von demſelben veranlaßtes Mißtrauen deuten.

Bis jetzt iſt ſeit Hrn. Ifflands Zurückkunft noch kein neues Stück auf die Bühne gebracht worden; doch wird am 17. Septbr. eine Oper von d'Alayrac, Leon, oder die Burg Montenero, zum Benefiz der Mad. Schick erwartet. Vielleicht bekommen wir nun auch bald die Huſſiten vor Naumburg, von Kotzebue, zu ſehen, womit uns ſchon das Leipziger Theater zuvorgekommen iſt. Wie ſie auch ſonſt beſchaffen ſein mögen, ſo ſind ſie wenigſtens eine Neuigkeit.

Rüge eines Urtheils über Mad. Unzelmann.

An den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.

Berlin, 23. Juli 1803. Ihr Münchner Korreſpondent, mein wertheſter Herr Hofrath, hat dem daſigen Theater, das in einigen frühern Blättern Ihrer Zeitung bis zur Verwunderung vortheilhaft geſchildert ward, durch ſeine Kritik über Mad. Unzelmann in der That einer ſchlimmen Dienſt geleiſtet. Es iſt von einer Künſtlerin die Rede, deren Rang und Verdienſte allgemein anerkannt ſind, zum Theil von Rollen, die zu ihren ausgezeichneten gehören, und über die es, im gebildeten Deutſchland wenigſtens, längſt nur Eine Stimme giebt. Da nun in einer geographiſchen Darſtellung unſerer Litteratur der Name 'München' gar nicht vorkommen würde; da man nach Allem, was man von dorther erfährt, ſich keinen Zuſtand der Künſte denken darf, (die Muſik etwa ausgenommen) bei welchem, durch die Gewöhnung das Vortrefflichſte zu ſehen, die Forderungen außerordentlich hoch geſpannt würden, und in Anſehung des Theaters auswärts geſehene Proben dieß genugſam beſtätigen: ſo bleibt kein anderer Ausweg übrig, als anzunehmen, daß man da, wo das Vortrefflichſte mißfällt, wohl in das Mittelmäßige und Schlechte verliebt ſein muß.

Freilich gilt dieſer Schluß nur in dem Falle, daß Ihr Korreſpondent wirklich Sprecher des Münchner Publikums wäre, welches Sie ihm durch Ihre Anmerkung ohne weiteres zuzugeben ſcheinen, was aber durch die Art, wie er am Schluße ſeines Berichtes die lauten Bezeugungen des lebhaften Beifalls bei Seite zu ſchieben ſucht, mehr als zweifelhaft wird. Sie ſagen, indem Sie München mit Ihrem Korreſpondenten verwechſeln: 'München hat das Recht, darin anderer Meinung zu ſein, als z. B. Berlin.' Erlauben Sie mir, zuvörderſt zu bemerken, daß durch dieſe Stellung die Gränze der abweichenden Meinungen bedeutend verrückt wird: denn Mad. Unzelmann hat ſich nicht bloß in Berlin, ſondern in vielen andern

Hauptſtädten Deutſchlands und von den hier aus allen Gegenden zuſammentreffenden Fremden den gleichen Grad von Bewunderung erworben. Dann verſtehe ich nicht, wie im Kunſtfache von einem Recht die Rede ſein kann. Von zwei entgegengeſetzten Meinungen muß doch nothwendig die eine wahr, die andre*) falſch ſein; und wie es belehrend für die geſchmackvolle Welt ſein ſoll, wenn jemand theils ſeine Unempfänglichkeit für das Schöne, theils ſeine Beſlißenheit es herabzuſetzen, ſo deutlich darlegt, wie der Münchner Korreſpondent, geſtehe ich nicht zu begreifen. Endlich, um noch einmal zu der nicht haltbaren Hypotheſe von einem Sprecher im Namen des Publikums zurückzukehren, ſo kann ich keinesweges zugeben, daß alle Städte Deutſchlands gleiche Feinheit des Urtheils über theatraliſche Darſtellung erwarten laßen. Es kommt dabei, in beſonderer Hinſicht auf den Vortrag der Rede, gar ſehr auf den Dialekt an, der an einem Orte geſprochen wird; und wo dieſer ſo beſchaffen iſt, daß das gebildete und ächte Deutſch dagegen wie eine fremde Sprache erſcheint, da kann ſelbſt die Fremdheit der gehörigen Würdigung im Wege ſein.

Sich in eine ausführliche Widerlegung des Korreſpondenten einzulaßen, der ſeine Kenner-Anſprüche auf einige franzöſiſche Redensarten gründet, und übrigens die tragiſche Kunſt nach der Natur und dem Ellenmaße mißt, ſcheint mir gänzlich überflüßig. Ich kann nur ganz kurz darüber ſagen, daß ſeine Schilderungen, wie Mad. Unzelmann die Rollen geſpielt habe, (da ſie doch in München ungefähr eben ſo geſpielt haben wird, wie hier und anderswo) unrichtig, und ſeine Bemerkungen über die Art, wie ſie geſpielt werden ſollten, verkehrt ſind. So verlangt er in der Nina die phyſiſche Verrücktheit dargeſtellt zu ſehen, welche pſychologiſche Ergötzung ihm gern gegönnt ſein ſoll; wir haben immer geglaubt, es komme darauf an, die Verwirrung eines kranken Gemüths auszudrücken, wobei doch wohl die Leidenſchaft, welche jene hervorgebracht hat, vorwaltendes Element ſein muß, wie ſie auch im Text und in der Muſik dieſer Oper iſt. Ueber die untadeliche Zartheit aber, womit Mad. Unzelmann dieſe Leidenſchaft, deren Ausdruck durch den Zuſtand der

---

*) [oder beide.]

Selbſtvergeßenheit über die gewöhnlichen Konvenienzen hinaus gedrängt wird, darſtellt, bitte ich Sie nachzuſehen, was in der Europa von Fr. Schlegel (1ſtes Stück S. 171 u. f.) ein geiſtreicher Kenner von Paris aus bemerkt, wo der deutſchen Schauſpielerin in dieſer, wiewohl dort einheimiſchen, Rolle, bei weitem der Vorzug vor einer der geſchätzteſten pariſiſchen zuerkannt wird. Ueber die erſchütternde Größe, womit Mad. Unzelmann die wenigen Momente ausführt, woraus die Rolle der Johanna von Montfaucon beſteht, verweiſe ich auf das, was in dem ehemaligen berliniſchen Archiv bei der erſten Erſcheinung des Stücks darüber geſagt worden, von einem Kritiker, an dem man ſonſt die gehörige Schärfe des Urtheils nie vermißt hat.

Die Art, wie der Korreſpondent von München als dem Mittelpunkt der höchſten Bildung, von wo aus man mit vollkommener Ueberlegenheit auf alles herabſehe, was im übrigen Deutſchland geleiſtet und geurtheilt wird, redet, ſtellt die gute Laune wieder her, welche das Uebrige ſeines Berichts ſtören könnte. Sie erbieten ſich ſeinen Namen zu nennen, unter der Bedingung einer ſchicklichen Anfrage, zu welcher ich mich allerdings im Stande halte; allein es regt ſich bei mir nicht die mindeſte Neugier. Nach einer Ueberſicht unſerer Litteratur weiß man doch ungefähr, was für bedeutende Schriftſteller an einem Orte leben. Sie wißen, daß gegenwärtige Beliebtheit mir keineswegs eine ſo unüberwindliche Ehrfurcht einflößt; eben ſo wenig (wie denn die Beliebtheit ephemere zu ſein pflegt) eine ehemalige, von der man in der Provinz, wo der Autor lebt, ſich ſchwerlich vorſtellt, in welchem Grade ſie bei uns altfränkiſch geworden und verſchollen iſt. Ich wüßte nicht, welche unglaubliche Thathandlungen ein Schriftſteller im dramatiſchen Fach vollbracht haben müßte, wenn ſein Name für ein ſolches Urtheil zur Autorität werden ſollte. Doch dieß findet überhaupt nicht ſtatt, und eben weil der Korreſpondent Anſpruch auf Autorität macht, zuerſt für ſein Publikum, und dann, als im Namen desſelben ſprechend, für ſich ſelbſt, ſo kann dieß nicht ſo ungerügt hingehen. Wenn Publikum, wie billig, nicht eine verworrene Menge, ſondern eine in gewiſſem Grade gleichmäßig gebildete Maſſe bedeutet, welche ebendeswegen in ihren Urtheilen frei zuſammenſtimmt, ſo wißen Sie wohl, wie problematiſch in den meiſten Fällen die Exiſtenz des Publikums iſt, und daß mit dieſem Begriff eigentlich nur ein Poſtulat, ein frommer Wunſch bezeichnet wird. Wer ſich über dieſe Bedenklichkeit ſo ganz hinwegſetzt, erregt ſchon großes Mißtrauen. Jedes Kunſturtheil ſollte individuell ausgeſprochen werden: behauptet der Kritiker aber durchaus für eine Geſammtheit das Wort zu führen, ſo ſollte er das Protokoll der Primär-Verſammlungen, welche ihm ihre Vollmacht ertheilt haben, beglaubigt beibringen.

Ich habe die Ehre mit vollkommner Hochachtung zu ſein, u. ſ. w.

V.

Schreiben an Goethe
über
einige Arbeiten in Rom lebender Künſtler.

Im Sommer 1805.

Eine Nachricht von den jetzt in Rom lebenden Künſtlern und ihren Arbeiten wird ſich an die ſo lichtvolle Ueberſicht von der Kunſtgeſchichte der letzten Epoche, welche Sie, mein verehrteſter Freund, Winckelmanns Briefen zugegeben, vielleicht nicht unwillkommen anſchließen. Nur Vollſtändigkeit kann ich dabei nicht verſprechen: die Aufmerkſamkeit des Reiſenden iſt in Rom unter ſo verſchiedene Gegenſtände vertheilt, und es geht ſo viel Zeit damit hin, ſich erſt über Alles zurecht zu fragen, daß man leicht auch bedeutende Künſtler überſehen oder verſäumen könnte. Es hat bisher an einem Vereinigungspunkt für dieſen Zweck gefehlt; ein Mangel, welchem jetzt durch eine jährliche Ausſtellung abgeholfen werden ſoll. Der Pabſt hat auf Canovas und Camoccinis Vorſtellungen in einer Kirche am Corſo ein Lokal dazu bewilliget, und der wackere Canova hat ſeinen Gehalt zu deſſen Einrichtung ausgeſetzt, bis es in Stand ſein wird.

Außer der großen Bequemlichkeit für Fremde und überhaupt für alle Kunſtliebhaber, kann dieß noch ſonſt manche gute Wirkungen haben, und in Rom dürften Ausſtellungen zuſammenkommen, wie ſchwerlich eine andere Hauptſtadt Europas, ſelbſt Paris nicht ausgenommen, zu liefern im Stande iſt; theils wegen des Zuſammenflußes von Künſtlern aus verſchiedenen Ländern, theils weil ſie ſich dort in einer günſtigeren Lage für freie Hervorbringung befinden, als anderswo. Es iſt gleichſam der poetiſche Theil ihrer Laufbahn, ehe die bürgerlichen Verhältniſſe und manche andere Einflüße ſie herabſtimmend berührt haben, weswegen es auch nicht ſelten begegnet, daß Künſtler die in Rom erregten Erwartungen nachher nicht befriedigen.

Im übrigen Italien ſind Ausſtellungen, ſo viel mir bekannt geworden, nicht ſonderlich üblich, und es dürfte wenig frommen, ſie zu vervielfältigen. Eine in Mailand, den Krönungsfeierlichkeiten zu Ehren, veranſtaltete Ausſtellung, die ich auf der Rückreiſe ſah, war wenigſtens ſo beſchaffen, daß ſie mich über manches dieſer Art in Deutſchland Erlebte ſehr getröſtet hat.

Canova hat vielleicht unter allen jetzt lebenden Künſtlern in ganz Europa den ausgebreitetſten Ruhm und die anſehnlichſten Beſtellungen. Dieß ſetzt ihn in den Stand, die äußerlichen Veranſtaltungen zur Ausübung ſeiner Kunſt in's Große zu treiben, was für den Bildhauer unendlich wichtig iſt.

Seine koloſſale Statue von Bonaparte iſt im Marmor ſchon ſehr weit vorgerückt, es fehlt ihr nur die letzte Hand. Sie iſt nackt, die eine Hand hält einen Speer, die andere eine Weltkugel. In der Stellung und ruhigen Würde möchte dem Künſtler der Pompejus im Pallaſt Spada am meiſten vorgeſchwebt haben: mir ſcheint es eines ſeiner vorzüglichſten Werke. Der Kopf iſt durch Gypsabgüße ſchon auswärts bekannt, und unter allen Bildniſſen Bonapartes leicht das gelungenſte, wenn man ſich über den Grad und die Art von Aehnlichkeit beſcheidet, welche eine koloſſale Porträt-Statue haben ſoll. Andere Künſtler haben ſichtbar genug auf eine Aehnlichkeit mit Cäſar hingearbeitet; bei Canova gräciſiert die Phyſiognomie vielmehr, und erregt den Gedanken an Alexander. Man ſagte, die Büſte ſei in Frankreich für officiell erklärt worden, d. h. ſie ſolle bei Münzen und dergleichen künftig zum Muſter dienen. Es wäre wenigſtens dankbar, ſeinen Abbildner als Lyſippus anzuerkennen *).

Die Statuen für das Mauſoleum der Erzherzogin waren eben fertig, und wurden eingepackt; der Künſtler wollte zur Aufſtellung nach Wien reiſen. Dieß iſt eine weitläuftige Kompoſition, die, wenn ich nicht irre, ſchon im Kupferſtiche vorläufig dem Publikum mitgetheilt worden iſt. Sie ſtellt einen feierlichen Zug vor, wie im Begriff in die Gruftpyramide einzutreten, um den Aſchenkrug der Prinzeſſin beizuſetzen. Eine weibliche Figur trägt die Urne, in trauernder Stellung darüber geneigt; die Wohlthätigkeit führt einen Greis herbei, Kinder ſchließen ſich an; ein jugendlicher Genius lehnt ſich trauernd auf einen Löwen, u. ſ. w. Die Gruppen ſollen durch Blumengehänge mit einander verknüpft werden, welches nicht ſehr plaſtiſche Mittel allerdings unentbehrlich ſein dürfte, um das Ganze einigermaßen zuſammen-

---

*) Dieſer Umſtand gab mir Veranlaßung zu folgendem Epigramm auf Napoleon:

Tu viens de déclarer Canova ton Lysippe:
Mais qui te reconnait pour le fils de Philippe?

Anm. z. n. Abdruck 1828.

zuhalten. Der Anlaß zu zarteren Schönheiten und einer gewiſſen einſchmeichelnden Weichheit, die Canova ſo gut in ſeiner Gewalt hat, iſt mannichfaltig benutzt; der Genius in der That ein ſehr anmuthiges Bild. Ueber die maleriſche Wirkung, auf welche es doch durchaus abgeſehen iſt, wird ſich erſt an Ort und Stelle urtheilen laßen. Aber in der Erfindung, die vermuthlich wegen ihrer Neuheit und des rührenden Eindrucks einer Leichenfeier am meiſten bewundert werden wird, liegt eine unſtatthafte Vermiſchung des Dargeſtellten mit dem Wirklichen. Es iſt im Grunde dasſelbe, was an dem widerwärtigen Grabmale zu Hindelbank bei Bern, wo die Mutter, mit ihrem Kinde im Arm, als auferſtehend ſich unter dem zerborſtenen Leichenſteine hervordrängt, ſo vielfältig geprieſen worden. Etwas ganz Aehnliches iſt der Tod als Skelett am Monumente Pabſt Alexanders des Siebenten von Bernini, der die Decke des Sarges über ſich mühſam in die Höhe ſchlägt, als ob er den Pabſt mit Ungeduld in ſeinem Reich erwartete, was jetzt Jedermann einverſtanden iſt, ſcheußlich zu finden. Alles nur augenblicklich gültige Vorſtellungen, Einfälle, die nun ſo verſteinert worden. Dieſe Beiſpiele ſind merkwürdig; ſie beweiſen wie die Neueren bei dem Beſtreben, die Alten in immer reinerem Sinn nachzuahmen, durch einen faſt unwiderſtehlichen Hang zur Täuſchung, zur eigentlichen buchſtäblichen Täuſchung hingezogen werden. Bei der Skulptur, welche dieſes Mittel ganz entſchieden verwirft, iſt dieß am auffallendſten. Oft iſt es nur ein ſcheinbar geringes Schwanken über die von den Griechen nie verkannten Gränzrn, was unſere neueren Künſtler ganz aus ihrem eigenthümlichen Gebiete herauswirft. Hätte Canova das wirkliche Monument auf einem daran angebrachten Basrelief verkleinert, nebſt dem eintretenden

Leichenzuge, abgebildet: ſo würde ich den Gedanken untadelich und ſogar ſehr beifallswerth finden.

Eben vor meiner Abreiſe hatte er das Modell in Thon zu einer koloſſalen Gruppe fertig: Theſeus, der einen Centauren erlegt. Ein Werk von großem Umfange, denn es iſt an 17 bis 18 Palmen hoch, und unten an der Baſe eben ſo breit. Man muß ſich freuen, einen Künſtler in der Lage zu ſehen, ſo etwas ohne beſondere Aufforderung unternehmen zu können; und man kann die Kunſterfahrenheit und die Vereinigung von Mitteln, welche auch nur zu einem mäßigen Gelingen erforderlich iſt, nicht ohne Achtung bedenken. Ich meine, daß dieſes Werk die übrigen, welche Canova im Fache des Starken und Gewaltſamen verſucht hat, ſowohl den Herkules mit dem Lichas, als die beiden Fauſtkämpfer, bei weitem übertrifft. Am Herkules iſt der unverhältnißmäßige Kraftaufwand für eine ſo leichte That, und dann die gezwungene und verdrehte Art, wie er den Knaben ſchleudert, ſchon oft getadelt worden. Der Akt der beiden Fauſtkämpfer iſt gemäßigter, weil ſie eben in der Vorbereitung und Erwartung des Angriffes vorgeſtellt ſind. Sämmtlich aber haben dieſe Figuren, ungeachtet der angeſchwellten Muſkeln, ſtatt derben Fleiſches, etwas Speckiges, was ſie weichlich macht, und mir von einer mißverſtandenen Nachahmung des Torſo herzurühren ſcheint. Die Zeichnung des Theſeus iſt ſtrenger, und die Stellung, wiewohl äußerſt gewaltſam, frei und natürlich. Der Centaur iſt ſchon durch die Ueberlegenheit ſeines Gegners mit dem Pferdeleibe auf den Boden niedergedrückt (was den Vortheil hat, eine ſtörende Stütze zu erſparen), und ſtrebt nur mit den Hinterbeinen noch aufzukommen. Theſeus, ihm gegenüber, hat ihm das eine Knie gegen den Menſchenleib geſtemmt, ihn mit der

Linken bei der Gurgel gepackt, und die hoch erhobene Rechte holt aus, um ihm mit der Keule den Kopf einzuſchmettern. Der Centaur greift mit ſeiner Rechten abwehrend an Theſeus Arm, die andere iſt krampfhaft mit geſpreizten Fingern auf den Boden gedrückt, und ſchien mir unverhältnißmäßig groß, wenn man auch der rohen Natur des Halbthieres noch ſo viel zugiebt. Dem Theſeus dient kein Baumſtamm oder etwas dergleichen zur Stütze, ſondern ein vom linken Oberarm herunterhängendes, wie vom Winde oder der Bewegung gegen den hinten ausgeſtreckten Fuß zurückgetriebenes Gewand. Dieſes ſchon einmal bei'm Perſeus angebrachte Mittel ſcheint hier nicht beſonders glücklich: eine ſo ſchwerfällige Draperie müßte durch die heftige Bewegung längſt herunter gefallen ſein, oder ihr hinderlich werden. Doch vermiſſe ich an der Behandlung überhaupt eher Schonung, als Kraft. Der eingedrückte Leib, die zugepreßte Gurgel des Centauren ſind peinlich anzuſehen. Ein Kampf, ſo dargeſtellt, daß das Erliegen des einen Theils unmittelbar vorhergeſehen wird, iſt ein grauſamer Gegenſtand, wofern es nicht ein Ungeheuer iſt, welches erliegt. Ein griechiſcher Künſtler hätte daher vermuthlich die menſchliche Hälfte der Centauren-Natur mehr dem Anblicke entzogen, und den Angriff auf die thieriſche gerichtet ſein laßen.

Einen Palamedes, das Gegenſtück zu dem Perſeus, der im Pio-Clementiniſchen Muſeum in der Niſche des Apollo von Belvedere aufgeſtellt iſt, eben ſo kalt und fade wie dieſer, aber noch ſteifer, indem er das Schwert mit den an der Scheide verzeichneten Ziffern, welche ihn charakteriſieren ſollten, am Arme hielt, wie unſere Soldaten ihr Gewehr, habe ich noch vor ſeinem Untergange geſehen. Er hat ſich ſelbſt gerichtet. Eine ungewöhnlich ſtarke Ueberſchwemmung der Tiber zu Anfang des Jahres hatte auch in der Werkſtätte des Künſtlers große Verwüſtung angerichtet; die Bretter, welche dieſer Statue zur Unterlage dienten, waren gefault, ohne daß man es bemerkt hatte; geraume Zeit nachher ſtürzte Palamedes um, und hätte beinahe an ſeinem daneben ſtehenden Meiſter ein Parricidium verübt.

Bei der Vergleichung der ſämmtlichen ſo verſchiedenartigen Werke Canovas unter einander glaube ich einen Widerſtreit zwiſchen ſeiner natürlichen Neigung und dem durch den Anblick der Antike erregten Wetteifer zu bemerken. Jene ohne dieſen hätte ihn vielleicht ganz auf den Abweg des Sentimentalen geführt. Zur Beſtätigung führe ich ein in Venedig befindliches Jugendwerk an, Dädalus und Ikarus, wo er in dem über die Maßen verſchrumpften Alten das Et patriae tremuere manus hat ausdrücken wollen, der Knabe hingegen mit eitler Selbſtgefälligkeit ſich nach den angebundenen Fittigen umſieht. An einer büßenden, etwas abgehärmten Magdalena, mit hängenden Haaren, auf ihren Beinen wie vom Knieen ausruhend, und in beiden Händen ein quer über die Schenkel gelegtes Kreuz haltend, welche eben in Marmor ausgeführt ward, fand ich einen Rückfall in dieſelbe Manier. Das Empfindſame in der Erfindung zum Monument der Erzherzogin habe ich oben bemerkt. In den Werken, wo der Künſtler nach dem Vorgange der Alten das kräftigſte körperliche Leben hat ergreifen wollen, iſt er, eben weil ihm dieſes fremd war, in's Empörende und Schonungsloſe ausgeſchweift. Die Skulptur ſollte kaum ein Rehböckchen ſo übel behandeln, als in der Gruppe des Herkules dem mit dem Kopfe zur Erde hängenden, an einem Beine und den Haaren geſchleuderten kleinen Lichas widerfährt. Den beiden Fauſtkämpfern kann nichts Schlimmeres begegnen, als wenn man ihre gelehrte Bedeutung erklärt. Denn wie kann man ſich's denken, daß der eine dem andern mit einem Fauſtſchlage den Bauch aufreißen will, ohne ſich mit Schauder wegzuwenden? Die glücklichſte Mittelklaſſe machen diejenigen Werke aus, welche Schönheit der Formen in erſter Jugendlichkeit darbieten: der Genius auf dem Grabe des Pabſtes Rezzonico und an dem der Erzherzogin, Venus und Adonis in Neapel, Hebe (nur etwas zu tänzermäßig), und beſonders die berühmte Gruppe von Amor und Pſyche. Doch auch dieſe unterſcheidet eine gerührtere, ſchmachtendere Zärtlichkeit von ähnlichen Darſtellungen der Alten, bei denen das ſinnliche Gefühl der blühenden Glieder ſolche Figuren wie mit berauſchender Lebensfülle durchſtrömt und durchathmet.

Ich habe einen vortrefflichen Alterthumskenner ſagen hören, Canovas Manier ſei bei aller anſcheinenden Aehnlichkeit weiter vom Stil der Antike entfernt, als die Manier des Bernini. Die Rechtfertigung dieſes Urtheils will ich keineswegs über mich nehmen, doch wird es weniger befremden, wenn man es gehörig verſteht. Freilich kann die Flamänderei des Bernini niemals wieder kommen, und unſer Zeitalter fordert, ſtatt jener unverhohlen lüſternen Reize, die Beſtechung ſittſamerer Weichlichkeit. Doch, wenn wir gerecht ſein wollen, können wir dieſem ausſchweifenden, aber reichen Geiſte eben ſo wenig die Erregung zarterer Rührungen, als die Erfindung ſinnreicher Gedanken abſprechen; nur daß er damit faſt immer ſeine Kunſt aus ihrer Sphäre hinausrückte, wovon hier eben die Rede iſt. Wenn Bernini die Finger des Pluto ſich ganz in das weiche Fleiſch Proſerpinens eindrücken läßt, ſo iſt dieſe Entſtellung der Form, dem Schein des Lebens zu gefallen, allerdings nicht ſonderlich plaſtiſch. Aber iſt es viel anders, dem Fleiſch eine gelbliche Wachstinte zu geben, dagegen die Draperie im ſtarren Weiß des Marmors zu laßen, damit ſie ungefähr wie feine Wäſche gegen eine weiße Haut abſteche? Elaſtiſche Weichheit iſt doch eine Eigenſchaft, welche die Plaſtik mit andeuten ſoll, und nur das Uebermaß iſt tadelnswerth; die Nachahmung der Fleiſchfarbe hingegen nähert ſich den Anſprüchen der Wachsfiguren. Man führe hiegegen nicht etwa die vergoldeten Haare, die goldenen, oder aus verſchiedenem Stein verfertigten Gewänder u. dgl. an antiken Statuen an: es war damit keineswegs auf täuſchende Nachahmung abgeſehen, ſondern es ſollte bloß eine Andeutung ſein, daß die Nachbildung in eine andere Sphäre übergehe.

Das vielfältige Schwanken im Gange der neueren Bildhauerei iſt unſtreitig daher entſtanden, daß, nach Anerkennung der Antike als Kanon, die Beſtrebungen nach Unabhängigkeit von ihr ſich immer unter anderen Verkleidungen wieder eingeſtellt haben. Wäre eine eigenthümlich moderne, und dennoch ächte Bildhauerei möglich, ſo hätten die Florentiner ſie gewiß erfunden, deren Schule, von Donatello und Ghiberti an, die vortrefflichſten Bildner in Erz und Stein aufzuweiſen hat. Allein da ſelbſt das, was Michel Angelo geleiſtet, nur perſönliche Ausnahme geblieben iſt, und keine neue Bahn gebrochen hat: ſo wird wohl jeder künftige Verſuch nur von Neuem darthun, daß hier kein anderer Weg übrig bleibt, als ſich ganz an die Alten in der Wahl der Gegenſtände ſowohl, als in dem Geiſt der Behandlung anzuſchließen, und auf ihrem eigenen Boden mit ihnen zu wetteifern.

Ich freue mich, einen jungen Künſtler nennen zu können, der, mit den herrlichſten Anlagen begabt, dieſe Laufbahn betritt; und den wir uns gewiſſermaßen zueignen dürfen, da er, wiewohl ein Däne von Geburt, wie ein Deutſcher unſere Sprache redet, und ganz deutſche Bildung beſitzt. Es iſt Thorwaldſen. Vor einigen Jahren war er ſchon im Begriff, Rom zu verlaßen, ohne ſeine eignen Kräfte kennen gelernt zu haben, und ohne Andern bekannt geworden zu ſein, als das Modell eines Jaſons über Lebensgröße, das er unternahm, die Aufmerkſamkeit aller Künſtler und Kenner in der vortheilhafteſten Art auf ihn richtete. Seitdem haben ſich die Beſtellungen ſo angehäuft, daß in ſeiner Werkſtätte vier Statuen in Marmor in der Arbeit waren, verſchiedene Kopien antiker Köpfe und Bruſtbilder nach dem Leben nicht zu erwähnen.

Thorwaldſens Jaſon iſt in der That des Bildes würdig, das uns Pindar von ihm entwirft, wie er, der ſchönſte der Menſchen, zu ſeinem faſt erblindeten Vater hineintritt, und ihn mit Freude überſchüttet. Er hat über dem linken Arm das Vließ hängen, in der Rechten den Speer, den Helm auf dem Haupte, übrigens iſt er nackt. Durch die edle Geſtalt iſt ruhige gleichgewogene Kraft ohne Anſtrengung hingegoßen; in der Stellung iſt eine, ich möchte ſagen, gymnaſtiſche Grazie; und in dem Ausdruck der ganzen Figur liegt jene ſtolze Unbekümmertheit, jenes dem heroiſchen Zeitalter eigene Unbewußtſein der Größe und Vortrefflichkeit.

Vier kleine Statuen, etwa zwei Drittel Lebensgröße, die eine gemeinſchaftliche Beſtimmung haben: ein Bacchus, ein Ganymedes, eine Venus und ein Apoll, hat der Künſtler dem gemäß entworfen. Der Apoll iſt als der Muſengott vorgeſtellt, aber auf eine Art, wie wir, ſo viel ich weiß, keine antike Statue haben. Er hält mit der linken Hand die Leier über dem Dreifuß, in der Rechten das Plektrum, er iſt nach dieſer Seite herumgewandt; man ſieht deutlich in dem etwas geſenkten Haupte das Nachſinnen, und daß er ſchon geſpielt hat, und ausruhend auf neue Lieder ſinnt. Der Kopf hat am meiſten Aehnlichkeit mit dem ſchönen im Pallaſt Giuſtiniani, der einen ſo geiſtigen ſchwermüthig ſinnenden Ausdruck hat, und deſſen Stirn von der weit vorgehenden Haarſchleife anmuthig beſchattet wird. Die Venus hält den Apfel mit einer etwas zu geſuchten Zierlichkeit der Stellung in die Höhe, was vielleicht ſchwer zu vermeiden iſt, wenn man nicht geradezu die mediceiſche Venus wiederholen will. Doch iſt ſie in den Formen, beſonders vom Rücken her, von ungemeiner Schönheit. Ein Basrelief, die Wegführung der Briſeïs vom Achilles, beweiſet, daß Thorwaldſen auch im dramatiſchen Theile der Kunſt in den Geiſt der Alten eingedrungen iſt, und Pathos und Ruhe weislich zu vertheilen verſteht. Nur der Schmerz des Achilles iſt zu konvulſiviſch ausgedrückt, nicht dem Homer gemäß; dieß iſt die einzige mir bekannte Figur von ihm, die einen modernen Anſtrich hat.

Als Gegenſtück des Herkules und Lichas von Canova, der in der Villa des reichen Kaufmanns Marcheſe Toklonia aufgeſtellt werden ſoll, hat dieſer (ſolchergeſtalt der Chigi unſerer Tage) bei Thorwaldſen eine koloſſale Gruppe beſtellt, mit freigelaßener Wahl des Gegenſtandes, über welche der Künſtler noch nicht mit ſich einig war. Vielleicht unternimmt er ebenfalls einen Centaurenkampf. Die Zuſammenſtellung wird in jedem Fall ſehr merkwürdig ſein.*)

---

*) 1805 folgt: Zuerſt nach Thorwaldſen verdient ein deutſcher Bildhauer, Schweikel, genannt zu werden, der ebenfalls mit ausgezeichnetem Talent die richtige Bahn betritt. Er hat ſich bis jetzt mehr in der gefälligen als ſtarken Gattung gezeigt; ein Eros Nikator

In der franzöſiſchen Akademie ſtudieren fünf Bildhauer: Marin, Mouton, Calamare, Milhomme und Dupaty. Alle haben Verdienſt, der ſchwächſte darunter iſt vielleicht der letztgenannte, ein Sohn des durch Briefe über Italien bekannten Präſidenten Dupaty. Nur als Beiſpiel fehlgegriffener Wahl und Behandlung führe ich einen Philoktetes von ihm an, der das wunde Bein auf einen Felſen ſtützt, und ſchmerzlich darauf herunterſieht. Es leidet keinen Zweifel, daß ſich Philoktetes, wund, hinkend, ermattet vom mühſeligen Gehen, mager und mit wüſtem Haar, ſehr unglücklich, ja bejammernswürdig vorſtellen läßt. Aber es fragt ſich nur, ob es rathſam iſt, wenn nicht der Ausdruck der Seelengröße im Dulden Erſatz dafür darbietet; und das iſt hier nicht der Fall; denn Philoktetes erſcheint nothwendig ganz niedergebeugt: nur der Tragiker kann uns ſeine heldenmüthige Ausdauer zeigen, und wie er ſich nach überſtandenem Anfalle der Schmerzen wieder ermannt.

Bedeutende Meiſterſchaft in der Zeichnung und Gruppierung bewies das Modell eines Theſeus, der eine beſiegte Amazone entführt, in Lebensgröße, von Mouton. Solche Gegenſtände, wenn ſie nicht als lüſterne Bilder behandelt werden dürfen, wie zwiſchen Faunen und Nymphen, ſind mißlich, und berniniſchen Motiven ausgeſetzt: denn ergiebt ſich die weibliche Figur in ihr Schickſal, ſo bedurfte es keiner Gewalt; das gewaltſame Sträuben macht meiſtens ihre Lage nur noch ſchlimmer. Der Künſtler hat ſich geſchickt genug herausgeholfen. Die Amazone ſcheint muthlos über den Verluſt ihrer Waffen, ſie ſitzt abgewandt auf der linken

---

von ihm, und eine Venus, forderten durch ähnlichen Stil und gleiche Dimenſionen zu einer in's Feine gehenden Vergleichung mit Thorwaldſens Arbeiten auf.

Schulter des Helden, der mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit und Kühnheit, zugleich beſorgt ſeinen Raub zu ſichern, und ihn doch nicht zu verletzen, im Fortſchreiten nach ihr umſchaut, und mit der Rechten eine ihrer Hände hält; ſein linker Arm um ihr Bein geſchlungen, iſt etwas gewagt, doch erregt dieß in der edlen Behandlung keine unwürdigen Nebengedanken. Die Gruppe iſt für die Betrachtung von allen Seiten künſtlich geordnet.

Vorzüglich haben mir die Arbeiten von Marin gefallen. Eine ſtehende nackte Venus oder Nymphe, die, wie aus dem Bade gekommen, mit emporgehobenen Händen ihre Haare trocknet und ordnet, iſt von ſehr ſchönen Formen, und voll natürlicher Grazie in der Stellung. Liebliche Naivetät iſt der Charakter einer ebenfalls nackten ſitzenden jugendlichen Heldenfigur. Daß es den Attributen nach Fenelons Telemach, und nicht der Telemachus der Odyſſee ſein ſoll, muß man einem franzöſiſchen Künſtler zu Gute halten. Schon völlig im Marmor ausgeführt war ein Basrelief zum Denkmal einer Frau von Beaumont, Tochter des Miniſters Montmorin, die nach dem Verluſte aller ihrer nächſten Verwandten (zum Theil als Opfer der Revolution) in Rom ſtarb. Auftrag und Gedanke dazu iſt von ihrem Freunde Chateaubriand. Die Sterbende iſt auf ihrem Lager vorgeſtellt, ſie deutet mit der einen Hand hinauf, über ihr ſind in fünf runden Vertiefungen flach gehaltene Profile des Vaters, der Brüder u. ſ. w. angebracht; um anzudeuten, daß dieſe Trauer die Urſache ihres Todes geweſen, ſtehen in dem Raume dazwiſchen die Worte Quia non sunt *). Kleinere Inſchriften im Kreiſe

---

*) Dieſe, freilich nicht in klaſſiſchem Latein abgefaßte, Inſchrift iſt aus der Vulgata Jerem. XXXI. 15. entlehnt, als eine Anſpielung auf die Wehklage der Rahel um ihre Kinder. Anm. 1828.

um die Bildniſſe herum ſollten, nebſt den Namen der Perſonen, die Zeit und Art ihres unglücklichen Todes anzeigen, es traten aber andere als künſtleriſche Bedenklichkeiten hiegegen ein: vielleicht zum Vortheil des Werkes, worin ſo viel Schrift den reinen Eindruck der figürlichen Darſtellung ſtören müßte. Es wäre vortheilhafter geweſen, durch Cypreſſenguirlanden und andere um die Medaillons angebrachte Sinnbilder im Allgemeinen ſie als Bildniſſe Verſtorbener zu bezeichnen. Auch die als Worte der Sterbenden eingemiſchte Schrift will ich nicht gegen die ſtrengen Kunſtregeln vertheidigen: doch hat der Gedanke etwas einfach Rührendes, und man erkennt darin den eben ſo gefühlvollen als geiſtreichen Verfaßer des Génie du christianisme. Der Künſtler hat mit Zartheit ausgeführt, die Geberde iſt ſprechend, und die Ermattung des Hinſterbens ohne Entſtellung ausgedrückt. Dieß Monument ſoll in einer Kapelle der Kirche S. Luigi de' Francesi, dem des Kardinals Bernis gegenüber, aufgeſtellt werden.

Ich gehe zur Malerei über. Unter den italiäniſchen Künſtlern hat ſich Camoccini, ein liebenswürdiger, noch ſehr junger Mann, als Hiſtorienmaler ausgebreiteten Ruf erworben, und bekleidet die Stelle eines Malers der Peterskirche. Was Korrektheit im beßeren Sinne zu heißen verdient, muß man ihm in ausgezeichnet hohem Grade zugeſtehen. Seine Zeichnung iſt beſtimmt und richtig, der Charakter der Figuren edel, das Kolorit kräftig und heiter ohne Härte, die Draperien ſind wohl verſtanden, und die Farben der Gewänder gut gewählt, das Koſtum iſt gelehrt beobachtet, auch die Gruppierung meiſtens glücklich; endlich, was die Kompoſition im Ganzen betrifft, ſo iſt ſie ſchicklich und mit gründlich überlegten Motiven entworfen. Unter allen dieſen Vorzügen ſpürt man freilich eine etwas ſparſame Ader der Erfindung; ein Mangel, welchem der Künſtler durch unabläßige Studien jeder Art abzuhelfen bemüht iſt. Vollendet habe ich von ihm ein großes Gemälde, den Tod der Virginia, geſehen. Die Ermordung des Cäſar, ein Gegenſtand, den er ſchon einmal im Großen ausgeführt, wurde jetzt von ihm mit kleinen Figuren gemalt. Dann für die Peterskirche Chriſtus mit dem ungläubigen Thomas. In der Ermordung Cäſars will ich nur als Beiſpiel von feiner und richtiger Charakteriſtik die Art bemerken, wie Caſſius und Brutus kontraſtiert ſind: wie jenen Wuth und perſönlicher Haß beſeelt, dieſer aber, abgewandt, gleichſam Scham über die nothwendige Handlung empfindet. Eben ſo ſchön iſt es, daß die ſterbende Virginia noch aus kindlicher Gewohnheit das Gewand ihres Vaters faßt. Die Architektur, welche hier das Forum verziert, iſt freilich ein ſtarker Verſtoß gegen das Koſtum, was ich nicht als Tadel anführe, ſondern bloß, um bemerklich zu machen, daß ſelbſt dieſe gelehrten Beobachter des Koſtums und der hiſtoriſchen Wahrheit, die ſich nicht erlauben würden, Cäſarn anders als nach ſeinen Büſten abzubilden, durch die Erforderniſſe ihrer Kunſt zu Abweichungen genöthigt werden. Dieſe zu prächtige Architektur ſchien mir aber auch gegen die Perſpektive zu fehlen, indem die Gebäude, gegen ſehr entfernte und abgeſchwächte Gruppen des Volks vor ihnen, zu nahe herantreten.

Aus dem Geſagten wird die Verwandtſchaft der Werke Camoccinis mit der neueſten franzöſiſchen Schule (auch in der Wahl der Gegenſtände, worauf ich nachher zurückkommen werde) ſchon einleuchten. Er hat nur mehr natürliche Harmonie, und eine gewiſſe ſüdliche Milde vor ihr voraus. Daß dieſe Wendung des Talents nicht bloß zufällig ſei, ſondern vom Geiſte des Zeitalters veranlaßt werde, wie ich weiter unten zu entwickeln verſuchen will, beſtätiget unter andern das Beiſpiel Benvenutis, eines Malers von ungefähr gleicher Stärke mit Camoccini, der jetzt in Florenz lebt, und ganz denſelben Weg, wie der letztgenannte, eingeſchlagen hat.

Von Landi rühmte man ein auswärts befindliches Kirchenſtück. Ich habe von ihm nur eine liegende weibliche Figur geſehen, nach der Idee der ſogenannten Venus-Bilder von Tizian, die aber das Unglück hatte, bei der beabſichtigten Lüſternheit kalt und geleckt ausgefallen zu ſein. Sonſt iſt er ein geſchätzter Porträtmaler. Doch glaube ich nicht, daß Rom unter den italiäniſchen Künſtlern in dieſem Fache einen aufzuweiſen hat, der es dem Appiani in Mailand gleich thäte. Von dieſem ſah ich das Bildniß Montis, des anerkannt erſten unter den jetzt lebenden italiäniſchen Dichtern; äußerſt charakteriſtiſch belebt durch den begeiſterten Blick, womit er ſeinen hinreißenden Vortrag der Poeſie begleitet.

An Malern iſt die franzöſiſche Akademie nicht ſo reich, als an Bildhauern. Guerin hielt ſich in Rom auf, war aber mehr mit dem Studium fremder, als der Hervorbringung eigener Werke beſchäftiget. Doch hatte er ein idylliſches Bild nach unſerem Geßner angefangen, wo eine Hirtin zwei jungen Hirten, die neben einem Grabmale ſitzen, die Geſchichte des Mannes erzählt, deſſen Andenken es gewidmet iſt. Ländliche Einfalt, Unſchuld und Grazie auszudrücken, iſt dem Künſtler in der That ſehr gut gelungen. Dabei eine wahrhaft maleriſche Behandlung, in dem mannichfaltigen Grün, der Wirkung der Schlagſchatten, und den unter die Bäume, worunter die Hirten ſitzen, durchſpielenden Sonnenſtrahlen. Ich geſtehe, daß mir dieſes Bild von Guerins Talenten einen vortheilhafteren Begriff gegeben hat, als der Kupferſtich nach ſeinem ſo gerühmten Marcus Sextus, welcher auf den erſten Blick allerdings einen ſtarken Eindruck machen kann, aber die Prüfung nicht aushält. Die beiden Hauptfiguren durchſchneiden ſich unangenehm in rechten Winkeln, die Beleuchtung mit dunkeln Maſſen und weißen Rändern, und nicht gehörig begründeten grellen Reflexen, iſt erkünſtelt und unrichtig, und die ſtarre Unbeweglichkeit des Schmerzes im Marcus Sextus von dem ſchon nicht ſonderlich zu rühmenden Ugolino des Reynolds entlehnt.

Harriet, ein junger talentvoller Mann, hatte ein ungeheuer weitläuftiges Gemälde von Horatius Cocles angefangen, und zwar verdient die Art, wie er daran arbeitete, erwähnt zu werden, weil es die von David in ſeiner Schule eingeführte ſein ſoll. Er hatte nicht Alles gleichmäßig angelegt, um mit wiederholter Rückkehr zu den verſchiedenen Theilen ſie gemeinſchaftlich der Vollendung entgegenzuführen, ſondern er malte jede einzelne Figur gleich ganz aus, ehe er das Uebrige angefangen, und hatte ſo eben das unterſte Stockwerk, oder die unterſte Menſchenſchichte ſeines Bildes fertig, die den Rückzug einiger Römer über den Fluß durch Schwimmen oder in Kähnen vorſtellt. Ich habe über die Wange eines im Kahn ſitzenden Soldaten eine Thräne des Unwillens und der Scham über ſeine gezwungene Unthätigkeit derb und rund herabrollen ſehen, während Horatius Cocles, dem zu Ehren ſie fließt, nur noch in ein Paar Kreideſtrichen oben auf der grundierten Leinwand exiſtierte. Es iſt faſt luſtig zu denken, wie weit dieſes iſolierende Verfahren im Vertrauen auf praktiſche Fertigkeit und vorläufiges Berechnen getrieben werden könnte; die Augen einer Figur werden vielleicht ſchon den vollen Ausdruck einer Leidenſchaft zeigen, während der Mann erſt noch ſeine Naſe erwartet. Seien die ausdrückenden Geberden der einzelnen Figuren noch ſo gut erſonnen, ſo wird ihnen das Gleichgewicht gegenſeitiger Beziehung und das unmittelbare Eingreifen fehlen, ſo wie einer Scene auf dem Theater, wo jeder Schauſpieler gut für ſich, aber ohne Rückſicht auf die anderen ſpielt. Vom Kolorit will ich gar nicht einmal reden: jedermann weiß, wie das Auge alle Farben relativ beurtheilt, und wie eine, allein betrachtet, energiſche Tinte durch eine andere abgeſchwächt wird, wie ſie ſich wechſelweiſe hell oder dunkel machen. Und welche Abſtraktion gehört dazu, z. B. Reflexe von einem noch nicht vorhandenen Gegenſtande mitzumalen! Man führe nicht das Verfahren beim Freſcomalen an, denn die gründlichen Meiſter haben dabei nie anders, als nach Cartons gearbeitet, und dann würde ſich die Oelmalerei durch Nachahmung dieſes Verfahrens eines ihrer eigenthümlichſten Vorzüge entäußern, der in der unmerklicheren Verſchmelzung der Tinten und in der ſanfteren Haltung liegt. Die eben beſchriebene Methode iſt merkwürdig, weil ſie ein Beiſpiel giebt, wie den Franzoſen der Begriff allſeitiger und unendlicher Wechſelbeſtimmung in einem Kunſtwerke fehlt. Sie ſind in der Naturwißenſchaft, wie in der Kunſt, ausſchließend für den Mechaniſmus, und eigentliche Antiorganiker.

Uebrigens hat Harriet Beſtimmtheit und Nachdruck in der Zeichnung, Fülle und Kühnheit in der Erfindung, und er geht mehr auf das Starke und Mächtige, als Camoccini. Nicht leicht wird ſich das franzöſiſche Kunſtbeſtreben von einer vortheilhafteren Seite zeigen können, als an ſolch einem Beiſpiele; ſo wie man hingegen an dem Entellus eines andern Zöglings der Akademie die Karikatur davon ſah. Entellus, rieſenmäßig, überherkuleſt den Herkules; der verwundete Dares, der weggeführt wird, erſcheint wie ein Kind dagegen, wiewohl ohne Abſchwächung, welche die Ferne bezeichnete; das Fleiſch von beiden ziegelroth; der Stier, den Entellus eben erſchlagen will, iſt mit einem faſt kaiſerlichen Purpurmantel verziert, und da er in der Verkürzung hat vorgeſtellt werden ſollen, gräulich verzeichnet; alles das ohne Luftperſpektive und andere Erforderniſſe der Malerei. Eben ſo entſetzlich für die Augen, ich weiß nicht, ob mit Entſchädigung für den Geiſt, war eine Lucretia von einem jungen Spanier, Namens Materaſſi, der, von Paris kommend, ſein Werk im Pallaſt des ſpaniſchen Geſandten ausgeſtellt hatte. Das Fleiſch war grünlich bronzirt, die Gewänder eben ſo viele ſtarre Flecken von verſchiedenen Farben in dem Bilde; die pathetiſchen Motive wurden dem Zuſchauer ſchülerhaft zugezählt; alles dieß mit großen Anſprüchen auf einen ſtrengen heroiſchen Stil, welcher Harmonie und dergleichen gemeine Reize verſchmäht.

Auch in ſolchen verunglückten Hervorbringungen wird man jedoch, wie mich dünkt, noch mehr Gehalt erkennen, als in den charakterloſen Manufakturwaaren der engliſchen Schule, in der eigentlich die Nebler und Schwebler zu Hauſe ſind. Mir ſcheint die Richtung der franzöſiſchen Schule, im Ganzen genommen, das Reſultat von dem Anſtoße zu ſein, welchen Mengs und Winckelmann dem Studium der Kunſt gegeben, nebſt der Art, wie der beſondere Nationalcharakter dieſe Einwirkung modificieren mußte. Dieß könnte befremden, weil es unſtreitig das neulich aufgekommene Beſtreben nach Beſtimmtheit und Strenge iſt, was unſern Mengs in den Schatten zurückgedrängt hat, und Schuld iſt, daß er vielleicht noch unter ſeinem Werth geſchätzt wird. Eine nähere Entwickelung wird es vielleicht einleuchtend machen.

Zuvörderſt iſt es unleugbar, daß es den Franzoſen mit der Skulptur weit beßer gelingt, als mit der Malerei. Die eingeſchärfte Nachahmung der Antike, welche in dieſer ſo viel Unheil angerichtet, konnte dort nur heilſam wirken. Auch iſt die Sphäre des Bildhauers beſchränkter, und wenn einmal gewiſſe Maximen begriffen ſind, und ſich feſt eingeprägt haben, ſo iſt er den Verirrungen weniger ausgeſetzt. Auf den Theil, welchen die Malerei mit der Skulptur gemein hat, die Zeichnung, haben die Franzoſen die größte Sorgfalt gewendet, und wenn man bedenkt, wie es damit vor David beſchaffen war, ſehr beträchtliche Fortſchritte gemacht. Kolorit und Helldunkel ſind mehr das Muſikaliſche in der Malerei; und für das Muſikaliſche fehlt es dieſer Nation ſowohl in der Muſik ſelbſt, als in der Poeſie, gänzlich an Sinn.

Winckelmann betrachtete die Schönheit mit hoher Begeiſterung; Mengs wollte ſie mit maleriſchem Zauber umkleiden, daher ſeine beabſichtigte Vereinigung des Correggio mit der Antike. Ein ſcharfer ſondernder Verſtand faßt von der Schönheit hauptſächlich die Seite, die ſich unter ſeine Gerichtsbarkeit ziehen läßt: alſo Vollkommenheit des Baues und Bedeutſamkeit der Lineamente. Hierin läge alſo nur Allgemeines und nichts national Eigenthümliches. Allein die Franzoſen ſind ein Volk, deſſen Exiſtenz gar ſehr der äußeren Erſcheinung zugewandt iſt. Das Talent, ihre Perſon mit Anſtand und gefällig darzuſtellen, wird man ihnen nicht abſprechen: daher ihre Vorzüge in der Schauſpielerkunſt, und ihre unbeſtrittene Ueberlegenheit in der Tanzkunſt. Eben dieß macht einzig ihren Beruf für die bildende Kunſt aus. Der Ausdruck in ihren dramatiſchen Gemälden hat Energie und Gewandtheit; nur fehlt es an Innerlichkeit, an tiefem Gemüth.

Aber die Lehre von Winckelmann und Mengs, Schönheit und das Idealiſche ſei der Hauptzweck der bildenden Kunſt, muß unfehlbar auf die Wahl mythologiſcher Gegenſtände, und auf Behandlung der chriſtlichen, wenn ſie aufgegeben wird, im Sinne jener führen; und dennoch ſehen wir, daß die Franzoſen und die ihrem Geiſte verwandten Kunſtgenoßen mit Vorliebe hiſtoriſche Gegenſtände, beſonders römiſche, wählen. Dieß erklärt ſich ſehr gut daraus, daß ſie die Poeſie und Kunſt faſt immer rhetoriſch ausüben, d. h. durch etwas Anderes zu wirken ſuchen, als durch Poeſie und Kunſt allein. Auf religiöſe Stimmung iſt aber weder bei dem Künſtler, noch bei ſeinen Zuſchauern zu hoffen; die klaſſiſche Mythologie erſcheint fade und abgenutzt, wenn man ſie nicht durch tiefere Symbolik neu zu ſchaffen weiß. Was verſpricht alſo eine mächtigere Wirkung, als das Andenken großer wirklich geſchehener Thaten, politiſche Würde, patriotiſche Geſinnungen? welches alles die Malerei freilich nur ſehr mittelbar andeuten kann. Ueberdieß kann die Darſtellung der römiſchen Geſchichte leicht in's Deklamatoriſche gewandt werden, weswegen ſie in den Schulreden ſo beliebt iſt. Die franzöſiſche Kunſt hat ſich von jeher, abwechſelnd mit dem Geſchmack der Putzzimmer, nach dieſer Seite geneigt. Le Brun erzählte die Thaten Alexanders des Großen ungefähr in dem pomphaften Tone ſeiner Geſchichtſchreiber; Pouſſins Tod des Germanicus u. ſ. w. ſind bekannt. Auch die gelehrte Genauigkeit im Koſtum, die ſchon der letztgenannte beabſichtigte, iſt keineswegs die poetiſche Wahrſcheinlichkeit, ſondern die Forderung eines von Phantaſie entblößten Verſtandes.

Endlich iſt Ehrgeiz weit häufiger die Triebfeder der franzöſiſchen Künſtler, als Liebe zur Sache; und wo dieß der Fall iſt, muß alle Geſchicklichkeit und Wißenſchaft eben da endigen, wo die innerſten Myſterien der Kunſt anfangen, welche ſich nur einer liebevollen Begeiſterung offenbaren.

Unter den deutſchen Malern fange ich mit Angelica Kaufmann an, die immer noch mit heiterem Sinn und ungeſchwächten Kräften in ihrer Sphäre thätig iſt. Ihre Porträte genießen den gewohnten Beifall: ſie ſind lebhaft koloriert, mit Geſchmack gekleidet, und ähnlich, wiewohl mit einer gefälligen Abglättung des Charakteriſtiſchen, wie ſich unſere Zeitgenoßen gern abgebildet ſehen, da ſie nicht gerne durch zu viel Charakter beleidigen wollen. In ihren Kompoſitionen iſt ein Widerſchein poetiſcher Ideen, freilich ungefähr wie der des Sonnenlichtes im Monde, keuſch und rein, aber nicht zu hell leuchtend, und noch weniger erwärmend. Es könnte lehrreich ſein, an ihren Werken den doppelten Einfluß einer mitgetheilten Richtung auf das Idealiſche und auf dichteriſche Unabhängigkeit, und dann der Bedürfniſſe eines romanliebenden und empfindſamen Zeitalters zu entwickeln. Denn oft ſind Hervorbringungen des Geiſtes bedeutender durch das, was ſie veranlaßt und beſtimmt hat, als an ſich ſelbſt. *)

---

*) 1805 folgt: Rehberg war noch immer abweſend, er hat die meiſten ſeiner Arbeiten mit ſich auf Reiſen genommen. Ich habe ſeiner, vor etwa anderthalb Jahren in Berlin veranſtalteten, Ausſtellung beigewohnt, wobei das dortige Publikum viel guten Willen für die Kunſt, ohne Anſehen, nicht der Perſon, ſondern der Werke bewies. Rehbergs Zeichnung iſt ſchwächlich, es iſt, als ob ſeine Striche nicht den Muth hätten, irgend eine Richtung zu nehmen. Die Formen ſind oft gemein: ein Homer, den er zeigte, ſieht, trotz des von der Antike erborgten Kopfes, genau wie eine alte Frau aus, nicht zu erwähnen, daß er etwa um eine Kopflänge zu kurz

Einen vortrefflichen jungen Maler, Schick, aus dem Würtembergiſchen, nenne ich recht im Gegenſatze mit den obigen Bemerkungen über die franzöſiſche Schule. Er hat zwar in Paris ſtudiert, ſich aber von allem dortigen Einfluße losgemacht, und geht ſeinen eignen Weg. Man ſieht es ſeinen Werken gleich an, daß ſeine Neigung ihn mit fruchtbarer Betrachtung zu Raphael und den anderen alten Meiſtern gewendet, und man ſpürt eine wohlthätige Beruhigung nach dem Gelärme der neumodiſchen Rhetorik. Sein Fleiß beſteht nicht in der Qual des Modells, der Befragung des Gliedermanns über jede Falte u. ſ. w., ſondern

---

iſt; die ihn führende, die Leier ſpielende, Muſe hat aufgeworfene Naſe und Lippen, und die Arme einer Bauerdirne. Der Ausdruck iſt meiſtens froſtig oder ganz verfehlt. Zu Rom, in der Sammlung des verſtorbenen Mylord Briſtol, iſt von ihm ein Kain, welchem der Sturm die Haare über die Stirn wehet, unter dieſen deckt er das Geſicht mit beiden Händen zu, ſo daß man auch nicht ein Eckchen davon ſieht. Dieß heißt in der That den Timanthes überbieten, der freilich nicht ſo wohlfeil davon kam, da er erſt nach Erſchöpfung der verſchiedenen Grade des Schmerzes den Agamemnon verhüllte; hier iſt aber Kain die einzige Figur. Eine Dame ſoll vor dieſem Bilde geweint haben. Da ich nicht leicht die Verſuchung gefühlt, vor einem Gemälde anders zu weinen, als darüber, daß es ſo ſchlecht war: ſo ſtelle ich mir immer vor, daß dieſer Grund auch bei Anderen, welchen die Malerei Thränen entlockt, unbewußter Weiſe mitwirkt. Rehbergs beſte Arbeit iſt vielleicht ein Beliſar, im königlichen Schloße zu Berlin befindlich, den er ſchon vor einer Anzahl Jahre gemalt. Auch ſeine landſchaftlichen Beiwerke ſind zuweilen nicht zu tadeln. Im Ganzen aber ſind ſeine Kompoſitionen ſo gänzlich leer und gehaltlos, daß ich, wenn alle Gemälde ſo beſchaffen wären, auf den Zweifel, ob und warum denn überhaupt dieſe Kunſt ausgeübt werden ſoll, keine Antwort wißen würde.

es iſt die beharrliche Wirkſamkeit einer mit maleriſchem Stoffe angefüllten Phantaſie, welche das in der Natur mit Liebe Empfangene mit gleicher Liebe nachzubilden ſtrebt. Seine Zeichnung iſt richtig und männlich, ohne übertreibende Härte; der Ausdruck ſeiner Figuren niemals vorlaut; ſondern beſcheiden und innig; ſeine Fleiſchfarbe iſt wahr, was auch unter den gerühmten Koloriſten unſerer Zeit ein ſeltener Vorzug iſt; in den Gewändern hat er ſich beſonders die Logen Raphaels zum Muſter genommen, wo die Annahme ſchillernder Stoffe von der Verbindlichkeit entledigt, durch ſtarre Maſſen der Hauptfarben das Auge ſtörend auf einzelne Theile zu ziehen: ſein Kolorit blendet nicht durch ſtarken Auftrag und auffallende Gegenſätze, ſondern es iſt zwar heiter und kräftig, aber in ſanfter Harmonie. Seine Verfahrungsart iſt gerade die umgekehrte von der des Harriet: er kehrt wiederholt zu den verſchiedenen Theilen ſeines Gemäldes zurück, läßt ſich ſelbſt nach dem jedesmaligen Eindruck beſtimmen, und ſtimmt nicht nur die Tinten nach einander, ſondern auch in Anordnung, Stellung, Bekleidung und den Zügen der Figuren macht er eine Menge pentimenti. Er hatte bei meiner Abreiſe von Rom eine große Kompoſition, Noahs erſtes Opfer, der Vollendung nahe gebracht. Ich kann nicht umhin, an dieſem Beiſpiele die Vortrefflichkeit der bibliſchen und überhaupt der chriſtlichen Gegenſtände im Vorbeigehen zu berühren, die mir für die Malerei eben ſo ewig und unerſchöpflich ſcheinen, als die der klaſſiſchen Mythologie es für die Skulptur ſind; ja in ihrer geheimnißvollen Heiligkeit noch unergründlicher. Welch ein umfaßendes und bedeutſames Bild des menſchlichen Lebens ſtellt uns Noahs Austritt aus der Arche vor! Das Ende einer zerſtörenden Naturrevolution, womit überall die Geſchichte anhebt; das Familienleben, und darin der Staat im Keime, das väterliche Anſehen auf Erden als der Widerſchein des göttlichen; ein Altar das erſte Gebäude; Gebet und Opfer, als die Grundlage der Religion, und in der verheißenden Erſcheinung der Gottheit das Sinnbild aller Offenbarung; auf der andern Seite das Verhältniß des Menſchen zu der ihm zugeordneten Thierwelt, als überlegene Vorſorge und Herrſchaft, aber ohne die Natur in der freudigen Freiheit und Mannichfaltigkeit ihrer Hervorbringungen zu ſtören; endlich die weite Ausſicht auf das Land und Meer, als den künftigen Schauplatz menſchlicher Thätigkeit. Ich kann den Künſtler nicht ſtärker loben, als wenn ich ſage, daß er dieſe Würde und ſinnbildliche Fülle ſeines Stoffes gar wohl gefühlt, und Alles, ohne doch methodiſch zu werden, gehörig angedeutet hat. Hier kommt auch einmal, zur Erquickung des Gemüths, die aus unſeren heutigen Gemälden gänzlich verſchwundene Andacht wieder zum Vorſchein *). In den Engeln iſt dieſes Gefühl voll ätheriſcher Glut; in den Menſchen nach Maßgabe des Alters und Geſchlechtes inbrünſtiger oder reſignierter, ehrerbietiger oder kindlich zutraulicher. Die zwei älteſten Söhne ſind eben noch mit dem Schlachten des Widders beſchäftiget, ein liebliches junges Weib reicht Früchte auf den Altar: dieſe ſind noch nicht von der Erſcheinung hinter ihnen getroffen worden; die zarteſte von den Frauen, leichter als die anderen gekleidet, kniet mit ihrem Gatten hinter ihr, von der Glorie geblendet; die älteſte Tochter wird von ernſterem Entzücken gleichſam zum Himmel emporgehoben; die Mutter betet demüthig; Noah nimmt mit entgegengeſtreckten Armen die himmliſche Verheißung in Em-

---

*) „jedoch keineswegs einförmig. 1805.

pfang. Zu ihm wendet ſich Gott Vater in ähnlicher Geſtalt, aber durch Großheit der Formen und Majeſtät unterſchieden. Die nach der Sitte der alten Maler bekleideten Engel, von denen Gott Vater in lichtem Gedränge umſchwebt wird, ſchweben wirklich, wozu man freilich kein Modell ſitzen oder ſtehen laßen kann. Einige Köpfe der Frauen und Engel ſind mit ſorgfältig ausgeführten Blumenkränzen geziert, wie ſie der ländlichen Unſchuld ſo lieblich ſtehen. Die aus der Arche wandelnden und fliegenden Thiere freuen ſich, nach ihrem verſchiedenen Charakter, ihrer neuen Freiheit und des wiederkehrenden Sonnenlichtes: Alles iſt auch in dieſen Gruppen voller Sinn. Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich alle einzelnen Schönheiten entwickeln wollte. Ueberdieß wird das Gemälde bald in Deutſchland beurtheilt werden können, da es der Kurfürſt von Würtemberg beſtellt hat. *)An dem Bildniſſe einer Dame, mit einem Kinde auf dem Schooß, hat Schick gezeigt, daß er auch das Individuelle gründlich zu charakteriſieren verſteht, ohne grelle Uebertreibung und ohne fade Abglättung. Stellung und Geberden ſind ohne Anmaßung, ruhig und dennoch beſeelt. Der Künſtler ſucht das Maleriſche nicht, wie manche Zeitgenoßen, in einem geſucht ſorgloſen Hin- und Durcheinanderwerfen, ſondern in der klarſten, ich möchte ſagen, kontemplativſten Anordnung und Umgränzung.

Erſt ſeit ein Paar Jahren ſtudiert dieſer, durch wahren Beruf zu ſeiner Kunſt getriebene, Maler in Rom. Ich wünſche ihm einen möglichſt verlängerten Aufenthalt daſelbſt, und die Gelegenheit, etwas Großes in Freſco zu unternehmen, wozu er eine beſondere Neigung hat. **)

---

*) An einem Portrait (der Frau von Humboldt, mit 1805.

**) 1805 folgt: Ich ſchließe hier unter den Hiſtorienmalern die Er-

Die Landſchaftmalerei hat aus anderen Gründen, als die Skulptur und Geſchichtmalerei, einen Hauptſitz in Rom; nämlich wegen der ſüdlichen Natur, die hier durch das naheaneinander-Gränzen ſtolzer, wiewohl unfruchtbarer, Fülle der Vegetation in Epheu, Fenchel u. ſ. w., und gänzlicher Wüſtheit noch anziehender wird; und dann wegen des Ueberflußes an ſchönen Ruinen. Freilich zieht dieß auch häufig die Beſchränkung auf das bloße Kopieren wirklicher Ausſichten nach

---

wähnung eines anderen deutſchen Künſtlers, Koch, aus dem Tirol, an, wiewohl ſein eigentliches Fach das Landſchaftliche iſt. Dieſer Mann beſitzt originellen Geiſt. er hat viel über ſeine Kunſt gedacht, und drückt ſich beredt und witzig darüber aus. Er hat einen großen Enthuſiaſmus für den Dante, ein günſtiges Zeichen für Tiefe des Sinnes; und hat eine Menge Zeichnungen zu dieſem Dichter entworfen, die nach Flaxman völlig neu ſind, meiſtens reichhaltiger in der Kompoſition, und gründlicher gedacht und ausgeführt. Ein beſonderes Studium der älteren Meiſter, eines Fieſole, Maſaccio, Piſani, Buffalmacco und Giotto, verbindet er mit dem des Michelangelo, welches für den Dante, denke ich, immer die rechte Verbindung ſein wird. Einige von Flaxman behandelte Scenen, zum Beiſpiel die Geſchichte der Franceſca von Rimini, den Streit des heil. Franceſco und des Teufels um die Seele des Guido von Montefaltro, hat er, ohne ſeinem Vorgänger gefliſſentlich aus dem Wege zu gehen, dennoch bedeutend erweitert und in die Tiefe gebildet. Seine meiſten Zeichnungen ſind freilich nur noch als Skizzen vorhanden; fände ſich aber ein deutſcher Buch- oder Kunſthändler, der den Verlag davon in geätzten Blättern übernähme, ſo würde er bereit ſein, ſie zu dieſem Zwecke auszuführen; und nach dem Beifalle, den Flaxmans Zeichnungen unter uns gefunden, und ſo manchen Anregungen zum erneuerten Studium des Dante, dürfte ſich die Unternehmung gewiß einen glücklichen Erfolg verſprechen. Ich wünſche von Herzen, daß nicht auch dieſes, wie ſo manches andere von wackeren deutſchen Künſtlern Beabſichtigte, aus Mangel an Aufmunterung unterbleiben möge.

ſich: man beſtellt Landſchaften, wie man Reiſebeſchreibungen lieſt. In dieſem treu nachbildenden Fache, jedoch mit der Wahl der glücklichſten Punkte, wird beſonders ein Italiäner Giuntotardi, geſchätzt, der in Aquarellfarben arbeitet. Eben dieſer Manier bedient ſich Kayſermann, ein Schweizer, der jedoch ſeine Abbildungen römiſcher Scenen, beſonders alter Architektur, mit etwas fabrikmäßigem Fleiße zu betreiben ſchien. Gmelin iſt ein verdienſtvoller Landſchaftzeichner, und ſticht ſehr ſchätzbare Blätter nach Claude Lorrain. *) Denis und Ducros hielten ſich an einer andern Quelle von Naturſchönheiten, in Neapel, auf. Denis malt in Oel Ausſichten vom neapolitaniſchen Meerbuſen u. dgl., nur mit erdichteten Vorgründen. Seine Manier hat viel Aehnlichkeit mit der hackertſchen: einen gewiſſen bräunlichen Ton der Vordergründe hat er mit ihr gemein; auch den Kunſtgriff, durch eine dahinter liegende verſteckte Tiefe gleich in eine weitere Ferne mit graueren Tinten überzuſpringen. Er hatte ſich auch an Nachtſtücke vom Ausbruche des Veſuvs gewagt. Ducros benutzt ſeine Reiſen in Unteritalien, Sicilien und Malta zu großen, und durch Neuheit reizenden Kompoſitionen in Aquarellfarben von Ruinen, See- und Felſen-Partieen.

Unter den freier dichtenden Landſchaftern iſt Reinhard in Deutſchland ſchon lange rühmlichſt bekannt. Seine Stärke iſt der Baumſchlag, welchem er eine Beſtimmtheit giebt, wie ſie beinahe in der Natur ſelbſt nicht ſtattfindet, da man doch in Landſchaften immer eine gewiſſe Entfernung bei einer mittleren Schärfe des Geſichtes annimmt. Ich vermiſſe nur bei den Landſchaften von ihm, die ich geſehen, jenen zauberiſchen Duft eines ſüdlichen Himmels, der uns ſo milde

---

*) Zwei franzöſiſche Maler in dieſem Fache, D. 1805.

von Claude Lorrains Gemälden anweht; überhaupt, was in eine muſikaliſche Stimmung verſetzt. Kaum ſollte man es glauben, daß es dieſelben Gegenden ſind, wo ſich jener große Maler begeiſtert hatte, und wo Reinhard die Elemente ſeiner Darſtellungen hernimmt: Albano, Fraſcati, Tivoli und weiter hinein die ſabiniſchen Gebirge. Reinhard zieht die römiſchen Gegenden denen um Neapel vor; natürlich: weil Seeausſichten und Fernen in lieblicher Himmelsklarheit eben nicht ſeine Sache ſind, und der Baumwuchs dort eher mangelhaft als ausgezeichnet iſt. Die Schweiz hat er noch nicht bereiſet, und dieß iſt vielleicht für ſeine Kunſt zu beklagen. Denn ich ſollte denken, wenn er die Scene mehr nach Norden verlegte, in eine ernſtere und rauhere Natur, ſo würde mehr Harmonie zwiſchen den Gegenſtänden und dem Geiſte ſeiner, in ſo ſeltenem Grade kräftigen und gediegenen Behandlung zu ſpüren ſein.

Koch, ein Tiroler, zeigt in ſeinen Landſchaften, ebenfalls in Oel gemalt, eine vorzügliche Gabe, den Charakter verſchiedener Himmelſtriche und Landesarten zu ergreifen oder zu imaginieren. Man werfe mir nicht ein, daß auf dem letzten Wege die vollkommene Wahrheit nicht zu erreichen ſtehe. Denn was man nicht mit der Einbildungskraft durchdrungen und vergeiſtiget, hat man ſelbſt mit leiblichen Augen nicht recht geſehen, geſetzt auch, man hätte die ganze Flora einer Gegend bis auf die Pilze in ſein Studienheft geſammelt. Weit eher als durch eine Arbeit des Gedächtniſſes, wird es gelingen, die nicht auf Begriffe zu bringende, nur zu fühlende Einheit eines großen Ganzen anſchaulich zu machen, wenn die Phantaſie nach einigen gegebenen Hauptzügen das Uebrige in ſich ausmalt. Iſt die Kunſt überhaupt etwas Anderes als die Mittheilung eines tieferen, geiſtigeren

Sehens, wobei das Aeußerliche und einzeln Wirkliche mehr oder weniger unweſentlich wird? Zur Poeſie der Landſchaftmalerei gehört unſtreitig die Darſtellung der Harmonie in den Hervorbringungen und Erſcheinungen der Natur unter gewiſſen Umſtänden.

Aber dieß iſt keine Sache der phantaſieloſen Erfahrung, und ich glaube, ein Künſtler könnte recht gut den richtigen Eindruck von Landſchaften des Orients geben, ohne dort geweſen zu ſein. Von Koch habe ich Landſchaften geſehen, die den Charakter des Klimas ſowohl von Italien als der Schweiz treffend ausdrückten. Seine Phantaſie führte ihn aber mit glücklichem Erfolge noch weiter in die poetiſchen Regionen hinaus. Der Eindruck, den dichtende Landſchaftmaler bezwecken, iſt ſeiner Natur nach muſikaliſch; deswegen haben ſie meiſtens der unvermeidlichen Unbeſtimmtheit dieſes Eindrucks mehr Richtung zu geben, gleichſam einen Hauptton anzuſtimmen geſucht. Dazu dienten ihnen die beigefügten Figuren; und die, welche auf das Idealiſche giengen, wie Claude Lorrain und Caſpar Pouſſin, nahmen dazu gern mythologiſche, und mit Recht. Wenn aber der Landſchafter ſeine Figuren nicht ſelbſt erfindet und ausführt, ſo können ſie unmöglich bedeutend genug ausfallen.

Von Hannibal Carracci haben wir dagegen einige Landſchaften (in der Galerie Doria), wo die Staffierung ſich zur Würde der hiſtoriſchen Darſtellung erhebt, und der landſchaftlichen mehr das Gleichgewicht hält. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Gattung mehr angebaut würde. Koch hat einige ſehr beifallswerthe Verſuche darin gemacht, unter anderen Ruth und Boas, in einer reichen orientaliſchen Fruchtgegend, wo Alles mit der Ernte beſchäftigt iſt: dann den Anfall der raſenden Bacchantinnen auf den Orpheus. Die

Landſchaft iſt recht zur Scene für ſolch eine That geſchaffen: zackige Felſen, ein ſchäumender reißender Bergſtrom, wilde und vom Sturm zerrißene Bäume, ein düſterer Himmel; Alles giebt die Vorſtellung einer ſchauerlichen Einöde in Thracien.

Ein verwandtes Streben zeigte ſich in den Arbeiten eines Engländers, Wallis, des einzigen in Rom lebenden Künſtlers von dieſer Nation, da die politiſchen Verhältniſſe für ſie, als Fremde, den Aufenthalt dort bedenklich machen; Wallis aber hat ſich ganz in Rom niedergelaßen. Beſonders haben mir einige oſſianiſche Landſchaften von ihm in der Sammlung Mylord Briſtols gefallen: der nordiſche Nebelhimmel und ein wildes Jägerland ſchien mir darin treffend für den Dichter bezeichnet. Vielleicht ſollte man nach dem Oſſian gar nicht anders malen als ſo, denn zu eigentlichen hiſtoriſchen Gemälden haben ſeine Darſtellungen nicht Haltung genug. Auch wiegt ja dieſer Dichter die, welche ihn lieben, in eine ſchwebende Träumerei, etwa wie eine Mondſchein-Landſchaft. — In Gemälden ſüdlicher Natur hat des Wallis Pinſel lachende Heiterkeit und ſorgfältige Ausführung; eher möchte es ihm zuweilen an Wärme fehlen. Eine weitläuftige Kompoſition, mit Ausſicht auf den Tiber und weitere Fernen, worauf die Abholung des Cincinnatus vom Pfluge vorgeſtellt iſt, ſchien mir bei vielen Schönheiten nicht ganz die Farbe dieſes Gegenſtandes zu tragen, ſondern zu geſchmückt und glänzend zu ſein; man denkt ſich bei ſolchem bäuriſchen Fleiß eine beſchränktere und rauhere Umgebung.

In einem Theile der maleriſchen Kunſtfertigkeiten, der jetzt doppelt wichtig iſt, da ſo viele unerſetzliche Gemälde von ihrer Stelle gerückt, andere ganz aus dem bekannten

Geſichtskreiße verſchwunden ſind, noch andere verwitternd ihrem Untergange entgegeneilen; ich meine im Kopieren nach den alten Meiſtern, iſt mir nichts Ausgezeichnetes vorgekommen. Wohl habe ich vielfältig junge Künſtler in den Stanzen und Galerien ihres eigenen Studiums halben zeichnen und malen ſehen, auch wird viel Handel mit ſauber gearbeiteten Miniaturen nach der Farneſina, der Aurora von Guido und Guercino u. ſ. w. getrieben; aber ich habe nicht erfahren, daß ſich ein Künſtler, wie unſer vortrefflicher Buri, dieſem Fache beſonders widmete, und Kopien lieferte, wie die ſeinige in Oel von der raphaeliſchen Madonna in Dresden, oder in Aquarell von einigen Bildern Leonardos. Ich geſtehe, daß ich bei dem Anblick der Modestia e Vanità von dem letztgenannten im Pallaſt Barberini, welches Bild ſehr nachgedunkelt hat, und nur mühſam hinter Glas geſehen wird, dann bei Jupiter und Juno von Carracci im Pallaſt Farneſe, mit lebhafter Dankbarkeit an den Künſtler gedacht habe, der mich im voraus den ganzen Werth dieſer Werke ſo gut hatte kennen lehren. In Parma traf ich einen ſchätzbaren Maler, Lucatelli, beſchäftigt, die Genien der Jagd von Correggio im Speiſeſaal des Kloſters der Benediktinerinnen, der lange wegen der Clauſur unzugänglich war, nun aber ſchon im Kupferſtiche von Bodoni bekannt gemacht worden, für den Kaiſer von Frankreich in Oel zu kopieren. *)

---

*) 1805 enthält folgenden Schluß:

Bei meiner Abreiſe erwartete man in Rom den Bildhauer Tieck, deſſen Arbeiten in Deutſchland genugſam bekannt ſind, und die Brüder Riepenhauſen, von deren Talenten man mir die vortheilhafteſte Erwartung erregt hat; durch deren Ankunft alſo das Uebergewicht der deutſchen Künſtler noch vermehrt werden wird.

Einige litterariſche Nachrichten mögen ſich hier anſchließen, doch beſchränke ich mich dabei auf das, was die deutſche Litteratur betrifft, für welche Rom ſeit Winckelmann ſo fruchtbar war. Hier ſtiftete Winckelmann eine neue Epoche für die Kunſtgeſchichte, und überhaupt für das Studium des klaſſiſchen Alterthums; hier wurden vor einer Anzahl Jahre die ſchönſten deutſchen Elegien in antikem Koſtum gedichtet; hier empfieng Moriz die Anregung zu ſeinen Schriften voll ahndungsreichen Tiefſinnes über die bildende Nachahmung, über die Mythologie und die Feſte des alten Roms. Auch künftig wird ſich ja die Begeiſterung, welche dieſer Ort allen gefühlvollen Denkern einflößt, und die Betrachtung der dortigen Gegenſtände fruchtbar für uns bewähren, da wir Deutſche doch am meiſten Beruf haben, mit dem Alterthum, ſei es nun das klaſſiſche, oder das noch entferntere des Orients, oder das chriſtliche des Mittelalters, vertraut umzugehen.

Der gelehrte Kunſtkenner und Antiquar, Zoëga, hat den Stoff zu einem großen kritiſchen Werke über die Topographie des alten Rom und ſeine Gebäude vollſtändig beiſammen, und iſt jetzt auf die Ausführung bedacht. Nur war er noch zweifelhaft, ob er es in italiäniſcher oder deutſcher Sprache geben ſollte; ich hoffe, er wird ſich für das letzte entſcheiden. Ein ganz fertig gedrucktes lateiniſches Werk über die koptiſchen Manuſkripte des verſtorbenen Kardinals Borgia wird durch eine über das Eigenthumsrecht desſelben entſtandene Streitigkeit von der öffentlichen Erſcheinung zurückgehalten.

Hr. von Humboldt, der preußiſche Miniſter am päbſtlichen Hofe, hat eine Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in Verſen vollendet, und zwar, was nicht lyriſch iſt, die Trimeter, Anapäſte und trochäiſchen Tetrameter, genau im Silbenmaße des Originals; alles mit großer Treue, und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachſenen Sprache. Die Mittheilung dieſer Ueberſetzung im Drucke würde um ſo willkommner ſein, da wir bis jetzt nur die ſtolbergſche haben, die weder in den Formen noch dem Geiſte nach ſtrenge zu nennen iſt. Hr. von Humboldt fährt außerdem fort, ſich mit Sprachunterſuchungen über das Biscayiſche und den Urſprung und die Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen überhaupt zu beſchäftigen. Möchte er ſich entſchließen, etwas über das alte Rom zu geben, von deſſen Ueberreſten er in den wenigen Jahren ſeines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden iſt; eine ſolche Schrift, nicht ſowohl vom antiquariſchen, als weltgeſchichtlichen und philoſophiſchen Standpunkte abgefaßt, müßte ſehr intereſſant werden.

Mit ſeinem Bruder, dem berühmten Reiſenden, bin ich noch einige Wochen in Rom zuſammen geweſen. Hr. von Humboldt bringt freilich überall zur Betrachtung der Gegenſtände Vergleichungspunkte mit, wie ſie nicht leicht ſonſt jemand hat, und die ſeinem Scharfſinne zu neuen Anſichten behülflich ſein müſſen. Von einem ſolchen Mineralogen und Geologen würden Bemerkungen über die Steinarten der ägyptiſchen und griechiſchen Kunſtwerke, antiken Säulen u. ſ. w., dann ſeine Vermuthungen über die Entſtehung und Bildung dieſer ganzen vulkaniſchen Küſte ſehr wünſchenswerth ſein.

Den Maler Müller, der ſich ſeit vielen Jahren in Rom aufhält, und jetzt die Studien der jungen Künſtler aus Baiern leitet, habe ich als Maler nicht anführen können, weil ich keine Gelegenheit gehabt habe, ein Bild von ihm zu ſehen. Als Dichter hat er in früheren Hervorbringungen: ſeinen Idyllen, einem angefangenen Fauſt u. ſ. w. originellen Geiſt gezeigt, ſeit langer Zeit aber nichts von ſich hören laßen. Ich weiß, daß er manches Ungedruckte in ſeiner Schreibtafel hat, und vielleicht bedürfte es nur näherer Aufforderung, um ihn zur öffentlichen Mittheilung zu bewegen.

Zu Anfange des Frühlings kam Madame Sophie Bernhardi, geb. Tieck, in Rom an, ſeitdem iſt auch ihr älterer Bruder, der Dichter, eingetroffen; beide haben wegen ihrer Geſundheit ein ſüdliches Klima ſuchen müßen. Die zarte Phantaſie dieſer ſinnvollen Dichterin kennt man aus ihren lieblichen 'Wunderbildern und Träumen' und den 'dramatiſchen Phantaſien'. Ein rührendes romantiſches Schauſpiel, Egidio und Iſabella, hat ſie noch in Deutſchland vollendet, und es wird nächſtens im Drucke erſcheinen *). Ein angefangenes erzählendes Gedicht aber in Oktaven, welches zehn bis zwölf Geſänge haben wird: Florio und Blanſcheflur, wollte ſie in Rom vollenden. Die Wiederbelebung der alten Dichtungen in ih-

---

*) [Vgl. Schlegels Rec. des Dichtergartens von Roſtorf, aus der Jen. A. L. Z. 1807. Nr. 220.]

rem ächten Geiſte, die Umkleidung derſelben mit allem Schmuck gebildeter Sprache und Verſification, iſt gewiß eine der glücklichſten Bereicherungen, welche die Poeſie in unſerem, ſeiner Natur nach nicht ſchöpferiſchen, Zeitalter erhalten kann; und da man bisher nicht bis zu den rechten Quellen gelangt war: ſo iſt hierin faſt noch Alles zu thun. Florio und Blanſcheflur, dieſes liebliche Kinder- und Blumenmärchen, kannte man bisher nur aus Treſſans manieriertem Auszuge einer ſpäteren entſtellenden Bearbeitung. Die ſchon gänzlich verfehlte Behandlung des Boccaz in ſeinem heroiſchen Roman Filocopo, war theils in Vergeſſenheit gerathen, theils wurde ſie ſelbſt von Litteratoren für die wahre Quelle gehalten. Im Buch der Liebe findet ſich eine alte Ueberſetzung davon. — Unſere Dichterin hat ſich ganz an die Erzählung eines Minneſängers gehalten, die in der müllerſchen Sammlung abgedruckt ſteht, und ihre freie Behandlung mit der ſüßen Zärtlichkeit, dem blühenden Kolorit, der Fülle ſanften Wohllautes ausgeſtattet, welche der Gegenſtand fordert.

Von Tieck ſteht zu erwarten, daß der Anblick der ſüdlichen Natur und der dortigen Kunſtſchätze, ungeachtet ſeiner Vorliebe für das Altdeutſche, ſeiner Phantaſie neue Anregungen geben werde. Er ſowohl, als ſeine Schweſter, ſind mit großem Eifer in das Verſtändniß der altdeutſchen Poeſie eingedrungen, und ſo darf man ſich von ihnen nähere Unterſuchung und Benutzung des äußerſt ſchätzbaren Vorrathes deutſcher Manuſcripte in der vatikaniſchen Bibliothek verſprechen. Dieſe waren gänzlich aus der Kunde gekommen, bis der jüngere Adelung einen ſehr brauchbaren Katalog und kurze Proben, aber auch weiter nichts geliefert. Ich habe mich wegen Mangel an Zeit, auf flüchtige Durchſicht von ſieben Handſchriften, welche nicht aus franzöſiſchen Ritterbüchern entlehnte, ſondern urſprüngliche Dichtung enthalten, beſchränken müßen. Nur eine darunter, eine konſtantinopolitaniſche Geſchichte (wie die vom Hugdieterich), hat mir, der Sprache und dem Silbenmaße nach, ſehr alt geſchienen; die übrigen ziemlich neu. Sie mögen durch ihren poetiſchen Werth, und in Bezug auf den mythiſchen Cyklus des Heldenbuchs merkwürdig ſein: für die Fabel der Nibelungen unmittelbar iſt ſchwerlich Aufklärung davon zu hoffen. Tiecks Herausgabe und Bearbeitung dieſes Gedichtes iſt ſchon lange angekündigt worden, er hat vor ſeiner Abreiſe von Deutſchland den Codex in München verglichen. Man darf alſo hoffen, daß ſeine Arbeit, in kritiſcher Hinſicht, eben ſo ſchätzbar ſein wird, als von der poetiſchen Seite, und daß endlich dieß urälteſte und erhabenſte Denkmal deutſcher Ueberlieferung und Heldendichtung, welches zuerſt Bodmer aus der Dunkelheit zog, womit ſich dann Leſſing beſchäftigte, worauf nach deſſen vollſtändigem, aber unkritiſchem, und von allen Hülfsmitteln der Erklärung entblößtem, Abdruck Johannes Müller mit Enthuſiaſmus aufmerkſam machte; daß, ſage ich, dieſes unſterbliche Gedicht wieder in vollem Glanze erſcheinen, und dem größeren Publikum zugänglich gemacht werden wird.

VI.

Ueber einige tragiſche Rollen von Frau v. Staël dargeſtellt.

1806.

An Madame Bethmann, geb. Flitner, Schauſpielerin des königl.
National-Theaters zu Berlin.

Seit ich Berlin verließ, meine liebenswürdige und bewunderte Freundin, habe ich nicht wenige Schauſpiele in verſchiedenen Ländern und Sprachen geſehen, aber nirgends wurde mir jener auserleſene Kunſtgenuß zu Theil, den mir Ihre Darſtellungen ſo oft unvergeßlich gewährten. In Italien ſteht die Güte der Theater mit ihrer Menge und die Lebhaftigkeit der Unterhaltung mit der Länge der Zeit, die man darin zubringen ſoll, in umgekehrtem Verhältniſſe. Nur vortreffliche Opern giebt es, und auch dieſe ſind es bloß von Seiten der Muſik, keinesweges in theatraliſcher Beziehung. Die Schauſpieler ſind faſt durchgehends unter dem Mittelmäßigen, ſie haben keinen Begriff davon, daß man ſeine Rolle auswendig wißen könne, der Souſteur ſpricht ſo laut, wie anderswo ein guter Schauſpieler, um ſich von ihm zu unterſcheiden, ſchreien ſie ungebührlich, und verwandeln dadurch und durch ihre einförmige, von falſchem Pathos ſtrotzende Deklamation ſogar den Wohlklang ihrer Sprache in ein widerwärtiges Getöſe. Nur die nationalen Maſken-Charaktere machen hie und da eine Ausnahme, doch ſind auch dieſe in der Wirklichkeit wie in der Meinung ſehr geſunken; geiſtreiches Spiel wird immer ſeltener, und Gozzis Stücke ſo zu geben, wie ſie urſprünglich von der Geſellſchaft Sacchi aufgeführt wurden, dürfte jetzt unmöglich fallen. Sonſt ſpielt man fleißig unſre beliebten Dramen, ſo ſchlecht oder leidlich, wie ſie es verdienen. Am weiteſten iſt man aber im Trauerſpiele zurück, es könnte ſein, daß der Irrweg, worauf der geprieſene Alfieri die tragiſche Poeſie der Italiäner geführt hat, auch auf ihre Schauſpielkunſt nachtheilig einwirkte.

Was das franzöſiſche Theater betrifft, ſo lernte ich es noch nicht in Paris kennen, und nach Provinzialſtädten läßt es ſich nicht beurtheilen; denn in aller Kunſt und höhern Geiſtesbildung iſt Paris der Kern, und das übrige Frankreich leere Hülſe. Einzelne pariſiſche Schauſpieler von Ruf habe ich geſehen, aber nicht im tragiſchen Fache. In dieſem hatte ich endlich das Glück, etwas in der That Vollendetes bewundern zu können, wo man es am wenigſten erwarten darf, auf einem Geſellſchaftstheater und in der Perſon einer Dilettantin.

Dieſe unvergleichliche Künſtlerin, wenn ſie es ganz ſein wollte, oder nach ihren Verhältniſſen könnte, iſt Frau von Staël. Sie brachte den verwichenen Winter in Genf zu, und unternahm zu ihrer eigenen Zerſtreuung und der Unterhaltung ihrer Freunde eine Reihe theatraliſcher, beſonders tragiſcher Vorſtellungen, welche letzteren der anerkannten Schwierigkeit wegen in Frankreich ſonſt gewöhnlich von den geſellſchaftlichen Bühnen ausgeſchloßen bleiben. Sie beſitzt die Gabe, jeden Geiſt nach ſeinem Maße anzuregen, und ſo beſeelte ſie Alles, und hatte bald einen Kreiß von Talenten und Beſtrebungen um ſich her verſammelt, der im Stande war, ſie gehörig zu unterſtützen, und das Ganze der Stücke zur Erſcheinung zu bringen. Auch die äußre Anordnung, die geſchmackvolle Wahl und Beobachtung der Trachten, ließ wenig zu wünſchen übrig, ſo daß die Kleinheit unſrer Scene der Wirkung eben keinen Eintrag that.

Die Schriften der Frau von Staël ſind in Jedermanns Händen, Viele kennen ſie perſönlich, denn die ausgezeichnetſten Menſchen aller Nationen ſuchten immer ihren Umgang; was ſie als Schauſpielerin leiſtet, iſt beinahe gänzlich unbekannt, weil ſie dieſes Talent nur vor Wenigen und nie zuvor in ſolchem Umfange, wie erwichnen Winter, ausgeübt hat. Wie lebhaft habe ich oft die

Gegenwart einer Kennerin, wie Sie, gewünſcht! Ich will verſuchen, Ihnen dieſe in jedem Sinne einzige Frau, die ich meine Freundin nennen zu dürfen ſtolz bin, in Bezug auf Ihre Kunſt zu ſchildern. Auch für andre Leſerinnen und Leſer wird dieß neu, und da Frau von Staël ſich in Deutſchland ſo viele Bewunderer und Freunde erworben hat, des Gegenſtandes wegen anziehend ſein.

Um auf der Bühne ausgezeichnet zu erſcheinen, geſellen ſich bei ihr zu vielen Begünſtigungen der Natur und ſchönen Anlagen alle Vortheile der ſeltenſten Ausbildung: die Gewohnheit des Welttons, die für das feinere Luſtſpiel immer unentbehrlich, aber auch für das Trauerſpiel, wenigſtens das franzöſiſche, worin ſo ſehr eine auf Uebereinkunft gegründete Würde herrſcht, äußerſt wichtig iſt; die oft im Geſpräch geübte Gabe der Ueberredung, Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes; ein bis auf die Silben ſicheres, faſt untrügliches Gedächtniß; eine außerordentliche Uebung im Vortrag der Verſe. Hierin iſt ſie frühzeitig Schülerin der berühmten Clairon geweſen, freilich viele Jahre nachdem ſich dieſe vom Theater zurückgezogen hatte; und diejenigen Zuſchauer, welche dieſe merkwürdige Schauſpielerin geſehen, verſicherten, die Spuren davon in ihrer Weiſe ſehr wohl zu erkennen.

Dieß alles reicht jedoch nicht hin, um einen angemeßnen Begriff von der Eigenthümlichkeit ihres Spiels zu geben, die ganz aus ihrem Charakter und innerſten Gefühl hervorgeht. Frau von Staël verbindet mit der natürlichen Vorliebe für die Sprache und Litteratur ihrer Nation die in Frankreich äußerſt ſeltne Fähigkeit, ſich in ausländiſche Sinnesart zu verſetzen und ſie durch die Phantaſie ſich anzueignen. Sie iſt Kennerin und Freundin der franzöſiſchen Dichtkunſt, vorzüglich der dramatiſchen, jedoch ohne davon ganz erfüllt und befriedigt zu werden. Was ſie in aller Poeſie zuvörderſt ſucht, was ſie ſelbſt in ihren Schriften als den herrſchenden Eindruck ihres Lebens darzuſtellen geſucht hat, ſind die von einem fühlenden Herzen unzertrennlichen Schickſale, ſeine Geheimniſſe, ſeine Leiden, auf das unmittelbarſte und einfachſte ausgedrückt. Nun iſt nicht zu läugnen, daß die engen Schranken, welche der franzöſiſche Geſchmack dem Drama geſetzt hat, zum Theil auch der ganz der äußern Erſcheinung zugewandte Charakter der Nation ſelbſt, ſowohl was die Tiefe der dargeſtellten Leidenſchaften, als die überraſchende Wahrheit des Ausdrucks betrifft, gar viel vermiſſen laßen. Beredſamkeit ſcheint ihren Dichtern das erſte Erforderniß, und Beredſamkeit iſt immer etwas Vorbereiteletes Des Wohlſtandes wegen wollen ſie nus die menſchliche Natur nie ganz vom Schmerze verwirrt und überwältigt, und ohne allen feſtlichen Aufputz zeigen, weswegen Schiller ihre Perſonen treffend mit den Königen auf alten Kupferſtichen vergleicht, die ſich in Mantel und Krone zu Bette legen. Man könnte auch ſagen, daß die Helden des franzöſiſchen Trauerſpiels faſt nie wie unter ſich allein und unbeobachtet reden und handeln, ſondern, wie der Schauſpieler dem Zuſchauer nicht den Rücken wenden ſoll, ſo hat hier ſchon der Dichter Sorge getragen, die Reden ſichtbar nach dem Parterre hinauszukehren. Dieß ſind nur einige von den Urſachen, warum uns Deutſche ſelbſt die beſten tragiſchen Werke der Franzoſen bei der Leſung meiſtens kalt laßen. Würden ſie aber in den Hauptrollen durchgehends ſo aufgeführt, wie es Frau von Staël in den ihrigen geleiſtet hat, ſo müßten ſie dennoch rühren und erſchüttern. Könnte ich Ihnen nur beſchreiben, wie ihr Bedürfniß nach inniger Wahrheit den Widerſtand der Form überwand, wie ſie dieſen abgemeßenen Hervorbringungen ein freieres Gemüth einhauchte, ſie mit der Fülle ihres eignen Herzens erwärmte, ſie durch ihre Begeiſterung in höhere Regionen der Poeſie emporhob! Nicht als ob ſie deswegen über die Gränzen der Gattung hinausgienge. Eher dürfte dieß der Fall einiger von den berühmteſten heutigen Schauſpielern in Paris ſein, die nach dem Bericht gründlicher Beurtheiler die Werke ihrer Dichter ziemlich willkürlich behandeln, und oft aus pomphafter Deklamation plötzlich in eine krampfhafte Heftigkeit nicht ohne entſtellende Verzerrung übergehen, wozu der Text keinesweges Veranlaßung giebt. Dieſer Fehlgriff entſpringt vielleicht aus dem, daß das Leben in den Trauerſpielen, die ſie darzuſtellen haben, ſparſam ausgeſtreut iſt; ſie wollen daher in den wenigen Augenblicken, wo die Leidenſchaft einigermaßen ihre Rechte geltend macht, das Verſäumte nachholen, und überladen ſie gleichſam mit der zuſammengepreßten Kraft deſſen, wovon das ganze Stück gleichmäßig durchdrungen ſein ſollte. Ganz anders weiß Frau von Staël den Mangel zu erſetzen: bei ihr ſind alle Uebergänge von der gehaltenſten Rede bis zum unwillkürlichen Ausrufe des Schmerzes harmoniſch. Nie überſchreitet ſie, ich will nicht ſagen, die zarte Linie der Anmuth, ſondern ſelbſt die Schranken des herkömmlichen Anſtandes. Man kann ſagen, daß ein eigenthümlicher Reiz ihres Spiels in dem ausgeglichnen Widerſtreit des innern Antriebes und der dennoch beobachteten Regel liegt. Es iſt freie Bewegung im gebundenſten Ebenmaß, ein tiefes Gemüth unter einer glänzenden Oberfläche, Aufrichtigkeit und Herzlichkeit der Natur, die ſorglos überlegen am Hofe der verfeinerten Kunſt erſcheint.

Frau von Staël gehört nicht zu den beſonnenen Schauſpielern, welche das, was ſie einmal als das Richtigſte oder Vortheilhafteſte berechnet haben, immer auf gleiche Weiſe ausführen. Nachdem ſie ihre Rolle ſorgfältig durchdacht und geübt, überläßt ſie ſich bei der Aufführung ganz den Eingebungen des Augenblicks. Sie verliert ſich in die vorgeſtellte Perſon, ringt mit ſtreitenden Gefühlen, leidet, verzagt, entſetzt ſich, ſinkt in Ermattung, faßt neuen Muth oder wird zum letzten Entſchluße der Verzweiflung hingetrieben; kurz alles, wodurch die tragiſche Poeſie die Gemüther bewegt und erſchüttert, fühlt ſie bis zur Täuſchung, als gienge es mit ihr ſelbſt vor. Darum ſind dann das tiefere Athmen, das ſtärkere Schlagen des Herzens, das Beben der Stimme, der Schreck bei dem plötzlichen Unfalle einer geliebten Perſon, ja die überſtrömenden Thränen nicht mehr Erdichtung, ſondern Wirklichkeit. Dieſen angeſchlagenen Saiten kann keine verwandte ihren Akkord verſagen: ſie hat die Rührung ihrer Zuſchauer mit ihrem eignen Schmerz erkauft.

Die Bühne wurde mit Merope eröffnet und der rauſchendſte Beifall machte allen zuvor im Publikum geäußerten Bedenklichkeiten gegen die Möglichkeit des Gelingens ein Ende. Merope iſt eins von den wenigen franzöſiſchen Trauerſpielen, die neuerdings wieder mit Glück bei uns haben auf die Bühne gebracht werden können, und bei allen Fehlern, welche Leſſing mit ſeinem gewohnten Scharfſinn an dieſem Stücke rügt, wird ihm eine gewiſſe Gunſt niemals entſtehen. Das liegt in der Natur des Stoffes. Leidenſchaftliche Mutterliebe, um den Verluſt des einzigen Gutes geängſtigt, mit Unterdrückung bedroht, durch ſtandhaften Heldenmuth aufrecht erhalten und endlich ſiegend, iſt etwas ſo Wahres und Schönes, daß die Theilnahme wohlthätig wird, und von jeder peinlichen Einmiſchung frei bleibt. Wenn aber das reine und von der Natur ſelbſt geheiligte Gefühl der Mütterlichkeit mit aller Lebensfülle geſchmückt und im Gewande der edelſten Liebenswürdigkeit erſcheint, wie in der Darſtellung, von welcher ich rede, dann zollt man dem Bilde der Tugend nicht bloß die verdiente Huldigung, dann bezaubert es mit unwiderſtehlicher Gewalt. Perſönliche Vorzüge, wie ſie Frau von Staël in reichem Maße beſitzt; eine volle, tönende, biegſame Stimme, die gleichſam der Widerhall weiblicher Güte und Innigkeit iſt, die in der Tiefe noch deutlich ausſpricht, und in der gewagteſten Höhe, bei den raſcheſten Uebergängen immer rein bleibt; ſchöne dunkle Augen, von langen, ſchwarzen Wimpern überſchattet, deren Blicke, ja leiſeſten Winke ganz in Seele und Geiſt getaucht ſcheinen; ſprechende und bewegliche Züge, die, eben weil ſie eher ſtark gezeichnet ſind, ſich in der Entfernung nicht zu ſehr abſchwächen; eine edle Haltung, ein anmuthiger Gang; ſchöne Arme, die im harmoniſchen Geberdenſpiel immer neuen Reiz entfalten; ſolche perſönliche Vorzüge, ſage ich, erſcheinen gerade in einem Stücke, das ſich weniger, als die meiſten dramatiſchen Verwickelungen, auf die Gabe der Frauen zu gefallen und zu feßeln bezieht, und in einer Rolle, worin nicht von Liebe die Rede iſt, als eine uneigennützige Zugabe, als eine unerwartete und doppelt willkommne Freigebigkeit.

Auf Merope folgten Mahomet, Alzire und Zayre. Die Rolle der Palmyre hat nicht den weiteſten Umfang, allein Frau von Staël bewies durch die Grazie, womit ſie die Friſche und Durchſichtigkeit eines jungfräulichen Gemüthes, von morgenländiſcher Eingezogenheit umſchleiert, und eine unſchuldige, aufkeimende Liebe mit religiöſem Enthuſiaſmus gepaart, auffaßte, daß ſie ſich in ganz entgegengeſetzte Charaktere mit gleichem Glück verſetzen könne. Uebrigens verweilt man ſchwerlich bei dieſem Stücke mit Wohlgefallen. Die feindſeligen Abſichten des Verfaßers gegen die Religion liegen oben auf, die Geſchichte iſt nicht nur gröblich entſtellt, ſondern ihre wundervollen Reize ſind nicht im Geringſten benutzt, die Bosheit des Helden iſt in's Unglaubliche und Widernatürliche hinaufgeſchraubt, die Ermordung Zopirs im vierten Aufzuge (der beſonders gut gegeben ward) iſt eben ſo empörend, als zerreißend. Wo findet ſich nun ein Erſatz für ſo viel peinliche Eindrücke. Etwa in der reuigen Nutzanwendung am Schluße? — Alzire hingegen ſcheint mir die gelungenſte unter Voltaires Kompoſitionen. Der Grundgedanke des

Ganzen iſt glücklich. Die Kontraſte der alten und neuen Welt haben zu ſehr dichteriſchen Schilderungen Anlaß gegeben. Ungeachtet die Handlung erdichtet iſt, finde ich darin mehr hiſtoriſchen Gehalt und mehr von dem was wir ſymboliſche Behandlung nennen, als in den meiſten franzöſiſchen Tragödien. Zamore ſtellt uns den noch freien, Monteze den unterjochten Wilden vor, Gusman den Uebermuth der Eroberer, Alvarez den mildernden Einfluß des Chriſtenthums. Alzire ſteht zwiſchen dieſen ſtreitenden Elementen in der Mitte, in einem rührenden Kampfe zwiſchen der Anhänglichkeit an Vaterland, Sitte und erſte Wahl eines liebenden Herzens auf der einen, und neuen Banden der Ehre und der Pflicht auf der andern Seite. Frau von Staël ſpielte Alzire in ſpaniſcher Tracht, wie es jetzt auf den franzöſiſchen Theatern üblich iſt, vielleicht der Abſicht des Verfaßers entgegen, aber unſtreitig der Schicklichkeit und dem Geiſte der Geſchichte gemäß, da ſie ſchon Chriſtin geworden und im Begriff iſt, mit einem ſpaniſchen Großen vermählt zu werden. Der Eindruck nationaler Eigenthümlichkeit hängt ſo ſehr am Aeußern, daß es dabei freilich zur unmöglichen Aufgabe wird, an Alziren noch die Spuren amerikaniſcher Erziehung und Sinnesart kenntlich zu machen, die auch in ihren eignen Reden wenig oder gar nicht angedeutet ſind. Zamore muß einen Anſtrich von Wildheit haben, und hat ihn; Alzirens treue innige Zärtlichkeit, der Adel ihrer Geſinnung, vertragen ſich mit den gebildetſten Formen; und, wie Frau von Staël ſie darſtellte, wurde ſie ein faſt noch ſchönerer Triumph hoher Weiblichkeit als Merope.

Die Rolle der Zayre iſt weit weniger begünſtigt; ſie ſteht in ähnlichen Verhältniſſen wie Alzire, nur in umgekehrtem Sinne: für Alzirens Liebe ſprechen alle menſchlichen Antriebe, Zayrens Liebe hat ſie insgeſammt gegen ſich. Ich für meinen Theil kann nicht ſonderlich damit ſympathiſieren, wenn die Liebe zu einem verliebten und eiferſüchtigen Türken, der zwar mit Großmuth und europäiſchem Zartgefühl prahlt, aber alle Augenblicke in ſein rohes Wüthen und deſpotiſche Angewöhnungen zurückfällt, den heiligſten Anforderungen der Kindespflicht, Ehre und Religion die Wage hält. Hätte Voltaire wenigſtens ſtatt dieſes Oroſman, dieſes verfehlten Othello, einen wahrhaft edlen Charakter eines orientaliſchen Monarchen aufgeſtellt, wie wir z. B. den Saladin aus der Geſchichte kennen.

So aber neigt ſich alle Gunſt auf die Seite des Märtyrers Luſignan, und des ritterlichen Nereſtan; die Scenen, wo ſie erſcheinen, ſind die beſten und vernichten die Wirkung der übrigen. Um Zayrens Schwäche zu entſchuldigen, müßte ſie als ein junges Mädchen von glühender Einbildungskraft, und in den Blumendüften des Orients berauſcht, geſchildert ſein. Allein ihre phantaſieloſe Liebe wohnt einzig im Herzen, und wie läßt ſich das für einen ſolchen Gegenſtand denken? Unſre Zayre überkleidete dieß Mißverhältniß ſo viel möglich mit der ihr eignen Anmuth und Zartheit.

Die berühmteſte, vielleicht die ſchwerſte, gewiß bei vollkommnem Gelingen die belohnendſte Rolle der geſammten franzöſiſchen Bühne, Phädra, machte den Beſchluß und bildete zugleich den Gipfel aller vorhergegangenen Darſtellungen. Dieß war das erſte und einzige Stück von Racine, das gegeben ward. Voltaire hat die ſittlichen Triebfedern mächtiger in's Spiel geſetzt, Racine weiß die natürliche Regung einnehmender ſprechen zu laßen. Ueberhaupt hat er gefälligere Anlagen: in ſeiner Poeſie iſt etwas Einſchmeichelndes, beinahe Wolluſt-Athmendes, das ſich auch im ſanfteren Kolorit der Sprache, in der volleren Harmonie der Verſe offenbart. Zärtlichkeit iſt die Tugend ſeiner Heldinnen, nicht im Widerſtande, ſondern in der Hingegebenheit des Herzens wird ihre Schwäche zur Stärke, und ſie nehmen williger Abſchied vom Leben, als von der Liebe. Ich will nicht unterſuchen, ob das, was ſeine Phädra über die meiſten franzöſiſchen Trauerſpiele erhebt, ein Widerſchein griechiſcher Poeſie iſt, noch was er vom Euripides entlehnt und was daran verdorben. Dieß letzte dürfte weitläuftig ausfallen. Den göttlichen Hippolyt des Euripides finden wir hier nicht wieder, das Ganze beruht auf der Rolle der Phädra; aber genug, daß dieſe einen begeiſterten Schwung hat, daß darin der Phantaſie eine glänzende Stelle eingeräumt iſt; Dinge, die ſonſt in der vernünftelnden Poeſie der franzöſiſchen Tragiker gänzlich fehlen. Es begreift ſich aus der Natur des Gegenſtandes, wie Racine zu dieſem glücklichen Wurfe gekommen. Eine höchſt ſtrafbare, vom Laufe der Natur ausweichende Leidenſchaft ſoll dargeſtellt werden, nicht als Gegenſtand des Abſcheues, ſondern des Mitleidens, und die Heldin ſoll dieſer Leidenſchaft, zwar ihren eignen Untergang bereitend, erliegen. Hier mußten alſo jene wundervollen Beweggründe der Entſchuldigung herbeigerufen werden: ein unentfliehbares Verhängniß, die Rache der Götter. Nicht genug: man mußte im Hintergrunde die Entſtehung und allmälich gewonnene Uebermacht der Leidenſchaft und die langen fruchtloſen Kämpfe dagegen erblicken. Hier galt es, einmal die Feſttagskleider der gewöhnlichen Situationen abzulegen; jene wohlgeſtellten, bei guter Muße vorgenommenen Eröffnungen gegen die Vertrauten wären nur lächerlich geweſen. Phädra erſcheint hier gleich anfangs hinſchmachtend an ihrem Uebel, das ſich zuerſt in den Verirrungen ihrer Phantaſie verräth, deſſen Geſtändniß ihr dann unter Stammeln und Zagen abgelockt, ja entrißen wird. In der Folge, durch Hoffnung geſtärkt, handelt ſie zwar mit mehr Gegenwart des Geiſtes und bietet alle Lockungen auf, den Gegenſtand ihrer Liebe zu gewinnen. Dieß kann aber auch als die Eingebung der Leidenſchaft betrachtet werden, die alles, was ihr Streben begünſtigt, untrüglich ahndet und ſchleunig ergreift. In der Scene der Eiferſucht verfällt ſie ganz wieder in die erſte Verwirrung, und im Ganzen iſt dieſe Liebe wie eine zweite Seele vorgeſtellt, die Phädras eigene, ja ihr ganzes Weſen überwältigt hat. Unwillkürlich wie eine Krankheit, zerrüttet ſie auf gleiche Weiſe; ſolch eine Glut iſt nur den ſüdlichen Himmelsſtrichen eigen, wo die Bezauberung der Phantaſie und alles deſſen, was mit ihr zuſammenhängt, ungleich mächtiger wirken. Schwerlich hätte Racine das kühne Bild erſonnen, er fand es beim Euripides ſchon ſo vor. Der Verfaßer mag daher über die ſtrenge Sittlichkeit ſeines Stückes, in ſofern alle Vergehen darin beſtraft werden, ſagen was er will: mir ſcheint dieß ein ſehr verführeriſches Trauerſpiel zu ſein. In dem Anhauch ſolcher Seufzer, ſolcher Accente, eines ſolchen Hinſchmachtens in unerfüllter Sehnſucht theilt ſich etwas Sinnenverwirrendes mit, was die hintennach kommende Betrachtung der verderblichen Folgen nicht auszulöſchen vermag, ja es eher noch mehr entzünden möchte, denn ſelbſt die Gefahr iſt eine Lockung. Ich will dieß weder als Lob, noch als Tadel geſagt haben, ſondern nur daß es ſo iſt. Es bleibt immer ein Meiſtergriff, ſich an die letzte Gränze deſſen, was die tragiſche, was die dramatiſche Darſtellung überhaupt verſtattet, hinzuwagen, ohne auffallend zu beleidigen und abzuſtoßen; und dieß hat Racine meines Bedünkens geleiſtet.

Nach allen Erwartungen, welche die bisherige Entwickelung der Rolle vorausſetzt, wußte Frau von Staël noch zu überraſchen und in Staunen zu ſetzen. Ihre Darſtellung war was man eigentlich ʻim großen Stilʼ nennen kann. Mit dieſer Großheit der Blicke, Geberden, Stellungen, auch in dem verlorenſten Zuſtande noch, denkt man ſich die Tochter des Minos, die Enkelin des Sonnengottes. Zugleich mit dem Begriff der glorreichen Lebensfülle jenes heroiſchen Zeitalters gab ſie dem Zuſchauer einen Maßſtab für die Gewalt der Leidenſchaften, denen ſo übermenſchliche Naturen erlagen Unſtreitig kam es dem Eindrucke zu ſtatten, daß ſie zum erſtenmal (es war das zweite Stück in griechiſchen Sitten) gewagt hatte, ganz im ächten Koſtum der Antike aufzutreten: das heißt, in einem weißen goldgeſtickten Gewande ohne Aermel und ohne allen Zuſchnitt, auf den Schultern durch Agraffen und unter dem Buſen durch einen Gürtel gehalten, und rings umher faltig auf die Füße herabfallend; der königliche Purpurmantel, ebenfalls ohne allen verkünſtelnden Zuſchnitt, viereckig, und auf die einfachſte Weiſe befeſtigt und getragen: dann die ächte Sandale, die an den Formen eines zierlichen Fußes noch Leben, ſogar Ausdruck der Leidenſchaft erkennen läßt; das von Edelſteinen ſtrahlende in der Mitte zugeſpitzte Diadem, und anfangs den golddurchwirkten Schleier nicht zu vergeßen, den ſie bei den Worten abwirft:

> Que ces vains ornements, que ces voiles me pèsent!

Da Frau von Staël, wie ich oben ſagte, ſich jedesmal von dem, was ſie ausdrückt, ganz ergreifen und hinreißen läßt, ſo iſt es ihr nicht möglich, eine abgeſonderte Aufmerkſamkeit auf den maleriſchen Theil der Pantomime zu wenden, ſich mit Sorgfalt zu drapieren oder die Umriße einer Stellung zu berechnen. Sie überläßt ſich mit Sicherheit ihrer natürlichen Grazie; und hier, in einer Rolle, welche durchaus die Phantaſie auch durch ſichtbaren Zauber in Anſpruch nehmen muß, vertrat die Begeiſterung vollkommen die Stelle des Studiums. Ihre durch den edlen Stil der Kleidung gehobene Geſtalt zeichnete ſich immer vortheilhaft unter dem reichen und anſchmiegenden Faltenwurf, das Spiel der Arme, noch hingegebener und ſcheinbar nachläßiger wie ſonſt, bildete um ſo lieblichere Wellen. Und dann ihre Stimme! Wie verſchmolz ſie Alles, daß es nicht mehr einzelne Worte zu ſein ſchienen, ſondern ein Zuſammenklang von Seufzern und Accenten des Verlangens! So manche geflügelte Zeilen wie dieſe:

Dieux! que ne suis-je assise à l'ombre des forêts!
Quand pourrai-je au travers d'une noble poussière,
Suivre de l'oeil un char, fuyant dans la carrière!

wie ſchwebten ſie von ihren Lippen, und ſchienen in der bebenden Luft noch ſehnſüchtig fortzuleben! In der Scene mit Hippolyt, welche magiſche Lockungen der Zärtlichkeit! Ihre Augen waren mit allen Pfeilen der Liebe bewaffnet. Wiederum bei Annäherung der Kataſtrophe, z. B. bei der wahrhaft tragiſchen Stelle:

Où me cacher! Fuyons dans la nuit infernale.
Mais que dis-je, mon père y tient l'urne fatale etc.

welch ein Abgrund von Schmerz und Verzweiflung in ihrem Blick! Doch, es iſt vergeblich, durch Schilderungen erſchöpfen zu wollen was ſich nur in einem glücklichen Augenblick ſehen läßt, und leider ſeiner Natur nach vorübereilend iſt.

In der Reihe der Vorſtellungen habe ich eine übergangen, weil ſie einer andern Gattung angehört: nämlich ein kleines Schauſpiel, faſt nur eine Scene, worin die Geſchichte der Hagar treu nach der bibliſchen Erzählung ausgeführt iſt. Es giebt zwei franzöſiſche Stücke über dieſen Gegenſtand: eines in Proſa von Madame de Genlis, mit alltäglichen Sittenſprüchen für die Kinderſchulen ausgeſtattet; ein anderes in Verſen von Lemercier, nicht ohne poetiſche Anlage, aber zu wenig geeignet, Rührung zu erwecken. Frau von Staël, die einmal mit ihren Kindern allein ſpielen wollte, entſchloß ſich daher, da keines von dieſen beiden Stücken ihrer Abſicht entſprach, mit Benutzung einiger Züge daraus ſelber eins ganz von Neuem zu ſchreiben. Es iſt in Proſa und in den ſchmuckloſeſten Worten abgefaßt, aber voll tiefen Gefühls, und ſchon bei der bloßen Leſung unendlich rührend. Ihre Tochter, ein ſeelenvolles Kind von acht Jahren, trat als Iſmael, ihr zweiter Sohn, ein um einige Jahre älterer Knabe, als Engel auf. Die Wirkung war außerordentlich, Alles zerfloß in Thränen. Freilich trugen hier manche zufällige Umſtände zur Erhöhung des Eindrucks bei. Die liebevolle Mutter wurde nicht bloß vorgeſtellt, ſie war es, und Schauſpielerin und Dichterin in derſelben Perſon mit ihr vereinigt. Dann die einnehmende Bildung und das gefühlte Spiel der Kinder. Aber es war auch in den Nebenwerken wie im Weſentlichen der Darſtellung kein Mittel verſäumt, um der troſtreichen Wundergeſchichte Glauben zu verſchaffen. Wie Hagar in morgenländiſcher ländlicher Tracht, den Knaben an der Hand, auf ihrer hülfloſen Wanderung hinter den Felſen der Wüſte hervortritt, war es, noch ohne alle Worte, eine patriarchaliſche Idylle; wie ſie ſich zuredend auf einen Stein ſetzt, wie ſie vor ihm knieend ihm aus ihrem Kruge zu trinken giebt: Alles bildet rührende Gruppen. Bald ſinkt Iſmael in ermatteten Schlaf, die Mutter will ihn mit ihrem Schleier vor den Sonnenſtrahlen ſchützen, und ſtößt dabei den Waßerkrug, ihre einzige noch übrige Hoffnung, um; nach einem zerreißenden Schrei wirft ſie ſich auf der andern Seite der Bühne verzweifelnd nieder; der Sohn erwacht, bittet vergeblich um einen Labetrunk und ſinkt in Ohnmacht, ſo daß ſie ihn für todt hält, und zu ſeinen Füßen kraft- und ſinnlos ebenfalls den Tod erwartet. Flöten ertönen ſanft aus der Ferne, die Erſcheinung des Engels verkündigend; der hülfreiche Brunnenquell ſprudelt auf die Berührung der Palme; und als nun am Schluße der kleine Iſmael mit den ſchwarzen himmelflehenden Augen in demüthiger Andacht, und die Mutter hinter ihm voll dankbarer Inbrunſt hinkniete, dem ſchlanken blonden Boten des Himmels im azurnen Lichtgewand gegenüber, glaubte ich in der That ein lieblich frommes Gemälde aus Raphaels Logen zu erblicken.

Dieſes kleine Schauſpiel, das mit vielen Pauſen und Unterbrechungen geſprochen werden mußte, da durchgehends körperliche Erſchöpfung auszudrücken iſt, und wobei das ſtumme Spiel beinahe eben ſo viel wirkte, als die Worte, führte mich darauf, wie doch die ſteiſe Regel der franzöſiſchen Tragödie ſo manchen Arten und Stufen der Gemüthsbewegung den Zutritt gänzlich verwehrt. Ihre Dichter ſowohl als Schauſpieler glauben nicht ohne Grund, es mit einem ungeduldigen Publikum zu thun zu haben: darum iſt Alles in einer gewißen Spannung, jede Rede ſoll ihrem Zweck ohne Umſchweiſe entgegen eilen. Dem Schauſpieler bleibt kaum ein andrer Zeitraum für die ſtumme Pantomime übrig, als während der an ihn gerichteten langen Reden, wo ſie ihn häufiger in Verlegenheit ſetzt, als zur Entwickelung ſeiner Rolle behülflich iſt. Allein eben dieſes Publikum beſitzt doch Langmuth genug, ſich in weitläuftigen Abhandlungen auseinander ſetzen zu laßen was ſich anſchaulich unter ſeinen Augen entwickeln ſollte, und unſäglich langweilige verworrene

Expoſitionen auszuhalten. Es iſt zufrieden, wenn nur das Weben der Intrigue ſeinen einförmigen Takt fortgeht, und das Weberſchiffchen der Anrede und Erwiederungen zu dem Ende fleißig hin und her geworfen wird. Zur innigſten Theilnahme iſt erforderlich, daß man mit den Perſonen vertraut ſei, und wie iſt dieß möglich, wenn man ſie immer in das Joch ihrer Abſichten und Beſtrebungen eingeſpannt ſieht? Man muß ſie in den Zwiſchenräumen des Vorſätzlichen und Selbſtbewußten, wo ſie mit ſich allein zu ſein glauben, und ſich ſorglos geben laßen, belauſchen. Sollte eine ruhige Scene, die freilich zum Fortſchritt der ſchon entſchiednen Handlung nichts beiträgt, wie die in Schillers Maria Stuart, wo die verurtheilte Königin im feſtlichen Schmucke gleichſam ſchon im Glanze der Verklärung auftritt und von ihren trauernden Fräulein Abſchied nimmt, ihnen Vermächtniſſe austheilt u. ſ. w., wobei ich immer, wenn ſie von Ihnen ſo himmliſch dargeſtellt ward, eine heilige Stille der Rührung, nur von Schluchzen unterbrochen, im ganzen Hauſe herrſchen ſah; ſollte eine ſolche Scene nicht auf ein franzöſiſches Publikum die gleiche Wirkung thun? Aber damals, als die Regeln feſtgeſetzt wurden, gab es in Frankreich ſchwerlich Schauſpieler, die frei genug von Manier geweſen wären, um ſo etwas mit Seele auszufüllen; ſogar die beſten unter den heutigen möchten bei dem ängſtlichen Beſtreben zu gefallen, das ihnen nie Ruhe läßt, ſich ſchwerlich entſchließen können, ſo anmaßungslos zu ſpielen, ſcheinbar ſo wenig und eben dadurch ſo viel zu thun.

Ich wünſche und hoffe, daß die Beobachtungen, welche Frau von Staël bei Gelegenheit ihrer eignen Darſtellungen über theatraliſche Wirkung hat anſtellen können, ihr ein neuer Antrieb ſein mögen, für die tragiſche Schaubühne zu arbeiten, wozu ihr Talent ihr einen entſchiednen Beruf giebt. Sie hat in ihrer erſten Jugend mehrere Schauſpiele geſchrieben, die aber weder im Druck, noch auf dem Theater erſchienen, ſondern nur wenigen Freunden mitgetheilt worden ſind. Wenn ſie jetzt, mit der Kenntniß ausländiſcher Litteraturen bereichert, und durch ihre Reiſen über das Verhältniß des Geſchmacks einer Nation zu ihrem Charakter in's Klare geſetzt, mit reiferem Geiſte, einer ernſteren Anſicht des Lebens, und einem Gemüth, welches die Gewalt, durch den

Ausdruck des innerſten Schmerzes, durch Schilderung zerreißender Lagen und die ſchwermüthige Betrachtung des Looßes der Menſchheit überhaupt zu rühren und zu erſchüttern, nur allzu theuer erkauft hat: wenn ſie jetzt, ſage ich, zu dieſer Gattung zurückkehrte, ſo würde ſie nicht nur an ſich vortreffliche Werke liefern, ſondern es gelänge ihr vielleicht, verjährte Vorurtheile durch die That zu widerlegen, eine freiere Bahn zu öffnen, und ihre Nation mit manchen Arten des theatraliſchen Genußes, die ſie ſich bisher als unerlaubt verſagte, auszuſöhnen. Manches gelingt nur deswegen nicht, weil Niemand es unternimmt; aber freilich, um ſich gegen etwas aufzulehnen, was ſchon ſo lange für gültig angenommen iſt, daß Niemand mehr einen Gedanken daran wendet, um es zu unterſuchen, muß man einen ſo großen Ruf beſitzen, wie Frau von Staël, damit der neuen Hervorbringung eine Aufmerkſamkeit gewidmet werde, groß genug, um den erſten Eindruck widerſtehender Gewöhnungen zu überwinden. Auch muß man die Oppoſition nicht verſchwenden, in Nebendingen nachgeben, um den Hauptzweck zu erreichen, und beſonders wohl unterſuchen, was bloße Konvention oder Vorſchrift der Schule, und was wirkliche Eigenheit des Nationalgeſchmackes iſt. Man wird mir vielleicht einwenden, der Verſuch ſei ſchon vergeblich von Diderot angeſtellt. Allein Diderot hatte nur in ſeinen Angriffen auf die franzöſiſche Theater-Praxis Recht und auch da bei weitem nicht überall; das eigne Syſtem der dramatiſchen Kunſt, welches er dagegen aufbauen wollte, iſt grundfalſch. Er hat mit einer ſeltſamen Verworrenheit die Begriffe von Natur und Poeſie einen durch den andern vernichtet, und beide haben ſich dafür an ihm gerächt. Seine eignen Stücke ſind unpoetiſch, aber deshalb um nichts natürlicher; er affektiert darin die Natur, welches die widerwärtigſte aller Zierereien iſt.

Ich wollte Ihnen noch etwas über verſchiedene Rollen des feineren Luſtſpiels ſagen, worin Frau von Staël aufgetreten; aber neben jenen höhern Leiſtungen und bei einem ſo lebhaften Geiſte als der ihrige, wird dieß faſt nur zu einer Aeußerung des geſellſchaftlichen Witzes. Die Zuſchauer, die ſie als Merope, Alzire oder Hagar geſehen hatten, wurden freilich ſehr angenehm überraſcht, wenn ſie denſelben Abend mit aller Leichtigkeit und fröhlichen Schalkheit als eine falſche Agnes oder Roſine wieder auftrat; Ihnen, meine Freundin, deren vielſeitiges Talent alle Zweige und Gattungen der Schauſpielkunſt umfaßt, kann dieß weniger ein Gegenſtand der Verwunderung ſein. Oefters habe ich in Proſa und Verſen einen ſchwachen Abriß von Ihren unnachahmlichen Darſtellungen zu geben verſucht: dieſe eben ſo unvollkommnen Blätter übergebe ich Ihnen am liebſten, weil Ihre ſchaffende Einbildungskraft beßer als jede andre im Stande iſt, dem Unvermögen meiner Feder nachzuhelfen, und weil mit dem Gefühl eignen Werthes die Bereitwilligkeit zur Anerkennung fremder Verdienſte derſelben Art in gleichem Maße zu ſteigen pflegt.

Genf, im April 1806.

VII.

Ueber die Vermählungsfeier
Sr. K. K. Majeſtät Franz I.
mit J. Königl. Hoheit
Maria Ludovica Beatrix
von Oeſterreich.

Oeffentliche Feſte ſtehen in ſo mannichfaltiger Beziehung auf Sitte, Geſchmack und Gefühl für das Schöne und Große, daß man allerdings erwarten darf, in dem Theil unſerer Zeitſchrift, welcher den neuen Erſcheinungen im Gebiete der Kunſt und Litteratur gewidmet iſt, Schilderungen davon zu leſen. Keine glücklichere Vorbedeutung kann es geben, als die Eröffnung dieſes Abſchnittes mit der Vermählungsfeier des verehrteſten und geliebteſten Monarchen, und den öffentlichen Auftritten, welche ſie veranlaßt hat, eine Reihe von Feſten, eben ſo ſehr geeignet, durch die Würde der Gebräuche und den Pomp der Aufzüge, durch erhabene Erinnerungen und eine glänzende Gegenwart die Einbildungskraft zu befeuern, als ſie das Gefühl aller vaterländiſch Geſinnten zu begeiſterten Wünſchen und frohen Hoffnungen erhob.

Alle Cärimonien trugen das Gepräge einer alt angeſtammten und mit Milde ihrer ſelbſt bewußten Majeſtät an ſich.

Die Veranlaßung war groß und beinahe einzig. Seit hundert und drei Jahren hatte man keine Vermählung eines Kaiſers geſehen; ſeit vielleicht noch längerer Zeit war kein ſo ſchönes Band, im Schooße der erlauchteſten Familie ſelbſt, allein durch die Wahl des

Herzens geknüpft werden, ohne alle Einmiſchung der Staatsverhältniſſe: wenn es anders nicht die höchſte Staatskunſt iſt, gefühlvollen Völkern eine Monarchin zu geben, welche Verehrung und Liebe einflößen, welche insbeſondere in Ungarns ritterlich geſinnten Edeln jene begeiſterte Anhänglichkeit an ihre Fürſtin hervorrufen muß, die den hinreißendſten Augenblick ihrer Geſchichte bezeichnet.

Der erſte Oberſthofmeiſter, Fürſt von Trautmannsdorf, deſſen Ahnen in einer langen Reihe dem Kaiſerhauſe mit größter Ergebenheit, oftmals mit Aufopferung ihres Lebens gedient, und ihren Namen dadurch in die Geſchichte eingeſchrieben haben, war zu der feierlichen Werbung um die durchlauchtigſte Braut (am 3ten Januar) bevollmächtigt: ein Auftrag, dem ſein perſönlicher edler Anſtand auf's vollkommenſte entſprach. Er vollzog ihn in Begleitung mehrerer Geheimer-Räthe und Kämmerer; ein prachtvoller Zug kündigte dieſe Handlung den Bewohnern der Hauptſtadt an; und wo die Pracht, wie im öſterreichiſchen Staat, nicht ein mit Anſtrengung hervorgerufener oberflächlicher Schimmer iſt, ſondern von altem wohlverwaltetem Reichthum eines verfaßungsmäßigen Adels zeugt, der den Thron verherrlichend umgiebt: da hat auch die Pracht eine tiefere Bedeutung, und kann ſelbſt den Beifall des nachdenkenden Zuſchauers erwerben.

Am 6ten Januar Abends geſchah die Vermählung in der hell erleuchteten und mit gewirkten Teppichen verzierten Auguſtiner-Hofkirche. Dieſer jetzt durch den Beſitz des Grabmals der Erzherzogin Chriſtina von Canova auch bei allen Freunden der Kunſt berühmte Tempel vermochte allerdings ein ſo großes Schauſpiel zu faßen: er vereinigt mit den himmelanſtrebenden Pfeilern und Gewölben der gothiſchen, die Heiterkeit neuerer Kirchen. Gegen die dazu beſtimmte Stunde füllten ſich die ſtufenweiſe erhöhten Sitze mit allen Damen des Hofes im auserleſenſten Schmuck, die Plätze gegenüber mit den erſten Staats- und Hof-Beamten, das ganze mittlere Schiff mit einer Menge Generale, dann mit der vom Altare herabkommenden ehrwürdigen Geiſtlichkeit, an deren Spitze der Erzherzog Karl, Adminiſtrator des Biſthums Waitzen, den biſchöflichen Hirtenſtab führte, und unter deren Vortritt des Kaiſers Majeſtät die erhabene Braut empfieng.

Die Eigenſchaften und Familienverhältniſſe der bei der feierlichen Handlung zunächſt betroffenen Perſonen, bereiteten eine innigere Gemüthsbewegung vor, als die würdigſte Cärimonie ohne ſolche Beziehung hervorzubringen vermöchte. Man ſah den Monarchen, dem unermüdete Beſtrebungen für das allgemeine Wohl den ſchönſten Lohn des Herzens als Gatte und Vater verdient haben; die junge Kaiſerin, ein Bild aller weiblichen Huld, aus tiefer Eingezogenheit nun an der Hand mütterlicher Zärtlichkeit dem Altar und dem Throne entgegengeführt; in der durchlauchtigſten Mutter neben der gekrönten ein Muſter der im Unglücke bewährten Tugend; die geiſtlichen Inſignien auf einem nahverwandten jugendlichen Haupte, und die ſegensvolle Weihe des Himmels von brüderlichen Händen ertheilt; dann ſo viele bedeutende Männer aus allen Hauptſtädten des Staates gegenwärtig, gleichſam als Stellvertreter der Theilnahme vieler Millionen Menſchen. Alle dieſe zuſammenwirkenden Eindrücke mußten jedes Gemüth zu einer entzückten Rührung hinreißen, wovon das Geläute der Glocken, der Donner der Kanonen, die rauſchende kriegeriſche Muſik der Leibwachen bei Annäherung des Zuges, der Jubel des zuſtrömenden Volkes, endlich nach vollendeter Trauung das freudig ernſte Te deum nur ein lauter vielſtimmiger Widerhall zu ſein ſchienen.

Nach der den auswärtigen Botſchaftern ertheilten Audienz und der Zulaßung der Damen und Herren zum Handkuſſe bei J. M. der Kaiſerin, erſchien der Hof wieder im großen für die öffentliche Abendtafel eigens eingerichteten Redouten-Saal. Hier wiederholte ſich in freierem Gewühl dasſelbe feſtliche Schauſpiel des gewählteſten Putzes, der glänzenden Civil- und Militär Kleidungen, untermiſcht mit der eigenthümlich ſchönen ungariſchen Tracht; alles dieß wurde von den Reihen der drei Leibwachen der ungariſchen adelichen, der Arcieren und Trabanten eingefaßt. Doch richteten ſich die Blicke der Zuſchauer auf den Tribunen wie im Saal ausſchließend auf die Mitglieder der kaiſerlichen Familie an der Tafel, die ſich huldreich mit den Umſtehenden unterhielten, und auf den Balkon, wo die jüngeren Prinzen und Prinzeſſinnen ſaßen. Man ſah hier das Oberhaupt des Staates und ſeine vornehmſten Stützen beiſammen: ruhmvoll um das Vaterland verdiente Männer, oder deſſen aufblühende Hoffnung.

Die Ordnung an den Eingängen der Kirche und Hofburg war muſterhaft. Nirgends durften unangenehme Mittel gebraucht werden, um ihre Störung zu verhüten, und ungeachtet des Zudringens einer unüberſehlichen Bevölkerung wurde die Freude des Tages nicht durch den geringſten Unfall getrübt.

Maſkenball.

Der große Maſkenball am 10ten Januar bot einen neuen Anlaß dar, die öffentliche Freude in einer fröhlichen Verkleidung und den vorübergaukelnden Erfindungen einer ſpielenden Phantaſie an den Tag zu legen.

Eine Geſellſchaft von Herren und Damen des Hofes hatte ſich vereinigt, das neuvermählte Kaiſerpaar mit einem Aufzuge zu überraſchen, der nicht bloß eine Geſandtſchaft aus dem Orient, woher uns alle köſtlichen Gaben kommen, der einen glückwünſchenden Beſuch des großen Mogols ſelbſt mit ſeinem ganzen Hofſtaat vorſtellte, als ob die frohe Botſchaft dieſer Vermählung mit wunderbarer Schnelle ſchon bis über den Indus gedrungen wäre.

Man kann die Wahl nicht anders als glücklich nennen. Die idealiſchen Gebilde des alten Griechenlands erfordern eine Einfachheit und Strenge des Stils, welche nicht zu dem blendenden Prunk paßte, den man hier zu entfalten die Abſicht hatte; das uns nähere Morgenland, die Türkei, iſt durch häufige Nachahmung erſchöpft und alltäglich geworden; es blieb alſo nur Indoſtan, das Mutterland aller zarten Wundererſcheinungen, übrig, um Pracht mit Geſchmack, und Anmuth mit Neuheit zu verbinden.

Der über hundert Perſonen ſtarke Zug beſtand außer dem untergeordneten Gefolge von Soldaten, Männern mit muſikaliſchen Inſtrumenten, Sklaven mit Polſtern und Federfächern, Tänzern u. ſ. w. aus der Leibwache, dem männlichen und weiblichen Hofſtaat, der auf eine Sklavin gelehnten Kaiſerin-Mutter und endlich dem jungen auf den Schultern der Sklaven getragenen Großmogol. Er gieng unter einem feſtlichen Marſche die Länge des Saales hindurch Ihro kaiſerlichen Majeſtäten entgegen, die in deſſen Hintergrunde nebſt den übrigen Mitgliedern der k. k. Familie erhöhte Sitze einnahmen; theilte und ordnete ſich in den dazu eingerichteten Schranken; hierauf folgte ein Tanz, den einige Tänzer und Tänzerinnen vom Theater aufführten. Die Damen des indiſchen Hofes legten, nach dem Vorgange ihrer Kaiſerin-Mutter, jede eine Blume, welche ſie trug, auf einen Schild, um ſie in einem Strauß zu vereinigen. Dieſer wurde (wer kennt nicht die liebliche Blumenſprache des Orients?) dem neuvermählten Kaiſerpaar überreicht, zugleich mit einem darauf anſpielenden Gedichte von Collin, das wir unten noch näher erwähnen werden.

Die Zeichnungen der Koſtume zu dieſem Aufzuge waren von einem geſchickten Künſtler, Hrn. Fiſcher, entworfen, theils nach Anleitung der bekannten indiſchen Blätter von Hodges, theils hat er Gelegenheit gehabt, bei einer Geſandtſchaft Tippo-Saibs in England Vieles nach der Natur zu ſtudieren. Die faltenreichen, doch vermöge der Beſchaffenheit der Stoffe leichten Gewänder waren treu genug nachgeahmt, um die Eigenthümlichkeit auszudrücken, jedoch mit der gehörigen Freiheit behandelt. Der Kopfputz der indiſchen Frauen beſonders, an dem ſonſt die zu beiden Seiten des Halſes herabhängenden ſchlichten Haarſtreifen oder Flechten ſehr gut ſtehen, iſt oben zu flach, und verlangte einige ſchmückende Zugaben. Es hält überhaupt ſchwer, für die Damen geſchmackvollere Anzüge zu erſinnen, als ſie ſelbſt im gewöhnlichen Leben für ſich zu wählen wiſſen. Indeſſen hatten die ſämmtlichen Verkleidungen, was man hauptſächlich von ihnen fordert, eine gewiſſe phantaſtiſche Grazie, welche die Spanier nicht im franzöſiſchen Sinne des Wortes, ſondern in lebender Bedeutung Bizarria nennen.

Viele in Gold und Silber gearbeitete und mit farbigen Edelſteinen beſetzte Waffen der Männer, Säbel, Dolche und Schilde waren ächt indiſch oder perſiſch, aus der Sammlung morgenländiſcher Seltenheiten im Beſitze des Fürſten Eſterhazy. Auch die ächten Shawle von Kaſchemir, die ſich ſo ſchön drapieren, um den Gürtel oder zum Turban um den Kopf gewunden, waren im Ueberfluß verſchwendet. Die aufgewandte Pracht an Juwelen, Perlen und jeder Art von Geſchmeide überſteigt alle Beſchreibung. Das war das Seltene und Ausgezeichnete dieſer Darſtellung, daß hier der Schein die Wirklichkeit übertraf. So mochte ſich wohl der mogoliſche Hof in den Tagen ſeiner Herrlichkeit ausnehmen, aber ſchwerlich dürfte er ſich in ſeinem jetzigen Verfalle neben dieſe Nachahmung ſtellen. Die reizende Dichtung hatte dem Orient die urſprünglich von ihm zu uns hergebrachten Koſtbarkeiten dießmal in reicher Fülle wieder geliehen.

Wir verſuchen nur einige von den Damen, welche ihrer jungen Kaiſerin dieſe zartgedachte Huldigung darbrachten, mit wenigen Zügen zu bezeichnen. Man bewunderte die Fürſtin von Colloredo, die als indoſtaniſche Kaiſerin in ihrer Geſtalt und Haltung ganz die hohe Würde hatte, welche der Führerin eines ſolchen Zuges zukam; die Fürſtin von Liechtenſtein, die ihren erlauchten Rang mit beſcheidner Anmuth bekleidet, und durch ihre Güte ſelbſt den Neid über ſo hohe Vorzüge entwaffnen müßte; die Fürſtin von Schwarzenberg, welche den häuslichen Kreiß, worin ſie den edelſten Beſchäftigungen und der Erfüllung der heiligſten Pflichten lebt, verlaſſen hatte, um das heitre Feſt durch den himmliſchen Ausdruck ihrer Geſichtszüge zu verſchönern; die Gräfin Wrbna, Schwägerin des Oberkämmerers, deren Geiſt und Schönheit zu jenem ſanften weiblichen Ideal zuſammen ſtimmen, das vorzüglich der deutſchen Sinnesart zuſagt, ja der Stolz unſrer Nation iſt; die Fürſtin von Liechtenſtein, geborne Fürſtin Eſterhazy, welche durch Geburt und Vermählung die edelſten Namen Ungarns und Oeſterreichs in ſich vereinigt, und dieſen Glanz des Ranges, ſo wie den ihrer jugendlichen Schönheit mit der zarteſten Sittſamkeit gleichſam umſchleiert; die Gräfin Palffy, geborne Prinzeſſin von Ligne, die mit ausgezeichneten äußern Vorzügen jene erbliche Grazie des Geiſtes verbindet, welche im Hauſe des Prinzen von Ligne berühmt iſt; die Gräfin Zamoiska, die unter ſo manchen reizenden polniſchen Frauen durch den einnehmenden Charakter ihrer Schönheit die ſtilleren Regungen des Gemüthes für ſich gewinnt; die Prinzeſſin Sanguſcko, deren Augen alles begreiflich machen, was die orientaliſche Poeſie von der Allgewalt der Blicke ſingt; die ſchönen und liebenswürdigen Töchter der geiſtvollen Gräfin Potocka; und ſo viele andere, die wir in dem allgemeinen Wettſtreite der Schönheit, Anmuth und Pracht nicht zu nennen vermögen. Wie könnte man das Einzelne gehörig hervorheben, wo das reiche Ganze bezauberte, und (dieß war die allgemeine Klage) ſo ſchnell vorüberflog, und wie ein Gaukelſpiel aus einer fremden wunderbaren Welt wieder verſchwand?

Eine geätzte und kolorierte Skizze von Hrn. Fiſcher, die eben unter der Preſſe iſt, wird die Wirkung des Zuges im Ganzen wenigſtens andeuten, und die erſte Neugier des Publikums befriedigen können. Er nimmt ſich aber vor, ein größeres genauer ausgeführtes Blatt zu geben, wozu er Hoffnung hat, die einzelnen Perſonen in ihrem Koſtum nach dem Leben zeichnen zu können. Dieß wird dann ohne Zweifel von einer ausführlichen Beſchreibung alles Bemerkenswerthen begleitet ſein, welche zu liefern über die engen Gränzen dieſer Blätter hinausgeht.

Nach geendigtem Tanz der Charakter-Maſken miſchten ſich Ihro kaiſerlichen Majeſtäten auf das herablaſſendſte unter das Gedränge der frohen Zuſchauer, und die huldreiche Kaiſerin ließ den Strahl ihres unwiderſtehlichen Lächelns ſich überall hin verbreiten, und ſagte allen Damen ihrer Bekanntſchaft, die ihr begegneten, einige verbindliche Worte. Man hat nachher mit Bewunderung bemerkt, wie dieſe Monarchin bei bedeutenderen Gelegenheiten, z. B. beim Empfange der Abgeordneten von den Ständen der verſchiednen Reiche und Länder immer das Angemeßenſte, ſelbſtgedacht und ſelbſtempfunden, mit einem erleuchteten Wohlwollen zu ſagen wußte, und wie das, was man für eine Frucht langer Beobachtung der großen Welt hätte halten ſollen, bei ihr als natürliche Gabe und als der reine Ausdruck eines für die höchſte Stelle geborenen Gemüthes erſchien.

Der Ball verlängerte ſich bis gegen den folgenden Morgen. Die Erleuchtung des Saales war blendend, der große Schenktiſch hinter den auf die Tribune führenden Stiegen war mit friſchen Blumen und ausländiſchen Stauden, die ſich in den Spiegeln dahinter wiederholten, und mit durchſichtig ſchimmernden Draperien zugleich frühlingsmäßig und feenhaft ausgeziert.

Andere Feſtlichkeiten, welche auf die eigentliche Feier folgten, und ſich an ſie anſchloßen, können wir hier, wegen der großen Mannichfaltigkeit des Stoffes nur im Vorübergehen erwähnen. Dahin gehört der durch eben ſo geſchmackvolle als prächtige Anordnung ausgezeichnete Hofball am 11. Januar bei Sr. königl. Hoheit dem Herzog Albert von Sachſen Teſchen; das Karouſel der Bürgerreiterei in der Reitbahn der kaiſerlichen Hofburg, das an die von Alters bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Turniere angenehm erinnerte; endlich zwei Sonntage nach einander am 17. und 24. Januar der feierliche Ritterſchlag der Orden vom goldenen Vließe und des heil. Stephans; eine Handlung, welche durch die würdigen Gebräuche und Trachten der erlauchten Ritter glorreiche Erinnerungen und das Andenken jener Ritterzeiten erweckte, die, bei geänderter Verfaßung der Sitten, des Krieges und Friedens, nur in treuer Ergebenheit gegen den Thron und heldenmüthiger Geſinnung noch fortleben können.

Große Oper.

Die drei Tage lang ſämmtlich freigegebenen Schauſpiele mochten die Menge herbeilocken. Aber auf den 9ten Januar war in dem Schauſpielhauſe an der Wien von den Herren Eigenthümern deſſelben eine außerordentliche Vorſtellung veranſtaltet worden, welche der ganze Hof mit ſeiner Gegenwart beehrte, und wozu die eingeladene vornehme Geſellſchaft ſich ſo zahlreich einfand, als das Haus ſie nur immer faßen konnte. Bei der heitern Beleuchtung des Amphitheaters, die man an den gewöhnlichen Vorſtellungen allzu ſehr vermißt, gewährte dieß ſchon an ſich einen erfreulichen Anblick, welcher dem Mittelpunkt von Allem, der in die Mitte der erſten Galerie verlegten kaiſerlichen Loge, zur Umgebung diente. Auch der Zugang des Hauſes durch eine erhellte Orangen-Allee kündigte etwas Feſtliches an. Die Dekorationen näherten ſich den blendenden Täuſchungen der italiäniſchen Opernbühnen, und überhaupt waren gewiß alle hier vorhandenen Mittel mit Einſicht benutzt, um auf dieſem häufig nur den Lärm- und Schlacht-Stücken gewidmeten Theater ein muſikaliſches Kunſtwerk im höheren Stil zur würdigen Erſcheinung zu bringen.

Man gab Armida nach Quinault von Gluck; zwei klaſſiſche Namen in der Litteratur der Oper, ſowohl was deren poetiſche Grundlage als muſikaliſche Entfaltung betrifft. Quinault dürfte, ungeachtet der Anfeindungen Boileaus, ſeinen Platz unter den Dichtern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. ehrenvoll behaupten; Gluck war ein einheimiſcher Künſtler von ſchöpferiſchem Geiſt, der, wie ſo mancher andere, im Auslande ſein Glück machte.

Die Oper Armida iſt durch die Geſchichte ihrer Entſtehung merkwürdig. Die Partei des Piccini in Paris, an deren Spitze Marmontel und Laharpe ſtanden, warfen Glucken beſtändig vor, daß er ſeine Kunſt wohl an mittelmäßigen Texten verſuchen könne, aber keinen Sinn für ihren höheren tragiſch-lyriſchen Stil habe. Marmontel hatte nämlich für Piccini zwei Opern von Quinault umgearbeitet, während ſich Gluck immer mit ſchlechten Gedichten behelfen mußte. Um ſie des Gegentheils zu überführen, wählte nun Gluck ſelbſt die für die beſte anerkannte Oper von Quinault, ließ ſie aber ganz wie ſie war, mit allen Madrigalen und Rondeaux. So entſtand ſein vorzüglichſtes Werk, Armida, welches ſeinen Trimph über ſeinen Gegner entſchied.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Gluck in ſeinen muſikaliſchen Reformen von einer beſchränkten Anſicht ausgieng, indem er das eigentliche Weſen der Muſik als einer freien ſelbſtändigen Kunſt verkannte, und ſie als eine bloße Dienerin der Poeſie zur Entkleidung alles meliſmatiſchen Geſangs und des lieblichen Ritornells zurückführen wollte, ſo brachte ihn doch die unerſchütterliche Konſequenz, womit er zu Werke gieng, der majeſtätiſche Stil ſeiner Kompoſitionen, und die große Kunſt, womit er die nicht ſeltne Dürftigkeit ſeiner muſikaliſchen Gedanken zu verbergen wußte, zu einer entſcheidenden Höhe. Man darf indeß nicht vergeßen, daß er ſeine Reformen hauptſächlich in Paris ausführte, und daß keine Nation ſo viel innere Empfänglichkeit dafür beſaß, als die Franzoſen. Gluck bleibt nebſt Geßnern (vielleicht aus verwandten Urſachen, ſo ſeltſam es klingen mag) der Epoche machende deutſche Künſtler in Paris. Aber in Italien, und ſelbſt in ſeinem Vaterlande waren die Eindrücke weniger dauernd. Zwar ſchloß ſich Naumann an ihn an, allein ſeitdem Mozart mit ungeheurer Schöpfungskraft den romantiſchen Stil der Oper herausgriff, ſeitdem Salieri, Reichardt, Winter, Pär, Cherubini, wiewohl auf verſchiedenen Wegen, die gebrochene Bahn weiter verfolgten, ſcheint gluckiſcher Geiſt uns fremd geworden zu ſein, und ſelbſt der Vortrag ſeiner Muſik zu verſchwinden. Dieſer iſt von der höchſten Bedeutung, je mehr die Entfernung aller Verzierungen dem Sänger das Tragen des Tones und die genaueſte Beſtimmtheit zur Pflicht macht.

Es verdient daher dankbare Anerkennung, daß man auf den deutſchen Bühnen, wie dieß ſchon vor einigen Jahren mit der Iphigenia auf Tauris in Berlin und Weimar geſchah, dieſen faſt ganz verſchwindenden Vortrag durch Wiederaufführung der gluckiſchen Opern feſtzuhalten ſucht. Die neue Direktion eröffnete ſchon im verfloßenen

Jahre ein Theater mit einer würdigen Vorſtellung der Iphigenia. Möge die Armida ſich in wiederholten Vorſtellungen daran anſchließen, möge man aber auch nicht vergeßen, uns den Orpheus, die Alceſte und beſonders die herrliche Iphigenia in Aulis zu geben!

Ein theatraliſches Kunſtwerk kann nach einer vielleicht auf ſchnelle Einlernung gegebenen Vorſtellung nicht beurtheilt werden. Es ſchien, als ob das Orcheſter, im Verhältniß des vermehrten Chorperſonals nicht gehörig verſtärkt worden ſei. Die Ballette, in denen alle Talente der hieſigen Tanzgeſellſchaft ſich vereinigt zeigten, nahmen ſich vortrefflich aus, und ließen nach dem jetzt herrſchenden Geſchmack nichts zu wünſchen übrig, da ſtatt den eigentlich charakteriſtiſch-mimiſchen Tanz auszubilden, nur ein allgemeines Beſtreben nach Anmuth und Zierlichkeit, und der fertigſten Leichtigkeit in ſchwierigen Tanzſchritten ſichtbar werden will.

Eine ausführlichere Beurtheilung behalten wir uns für künftige Aufführungen dieſer Oper vor.

Gedichte.

Eine neue Verbindung der uralten Stämme Habsburg und Eſte, des Glorreichſten, was Deutſchland und Italien kennt, in noch blühenden Zweigen, verdiente wohl einen Arioſt oder Taſſo zu begeiſtern, in deren Gedichten wir noch den Widerſchein von den Feſten des ritterlichen Hofes von Ferrara erblicken: aber ſo ſeltene Geiſter erzeugt nicht jedes Jahrhundert. Indeſſen durfte man erwarten, an einem Hofe, wo Metaſtaſio Gunſt und Belohnung fand, werde bei ſolch einem Anlaße die italiäniſche Muſe nicht ausbleiben, und ſie hat in der That, wiewohl auf fremdem Boden, ihre melodiſche Stimme gefällig erhoben.

Bondi, einer der geſchätzteſten Dichter ſeines Vaterlandes im letzten Jahrhundert, hat in einer Reihe von Sonetten, die von den Grazien gebildete Geſtalt und aus der Blüthe aller Tugenden erſchaffene Seele der erhabenen Braut, dann die ſchöne Verſchlingung des friedlichen Oelzweiges mit der Myrte beſungen. Der Stil iſt von klaſſiſcher Reinheit, der Versbau voll und harmoniſch, die Bilder würdig, der Ausdruck zugleich zierlich und gedrängt. Nur dürfte man wünſchen, der Dichter möchte ſich nicht ſo ſehr in in den allgemeinen Gedanken gehalten, ſondern mehr auf die näheren perſönlichen Beziehungen eingelaßen haben.

Dieſen hat der ebenfalls durch verſchiedene Dramen und Oratorien rühmlich bekannte Abate Bagnoli ein längeres Gedicht in Stanzen vornehmlich gewidmet. Er feiert die weiſe und liebevolle Sorgfalt, womit die durchlauchtigſte Mutter ihre Tochter in ſtiller Eingezogenheit zu allem Vortrefflichen gebildet, dann wendet er ſich zu dem vielfachen Ruhme des Hauſes Eſte, verherrlicht beſonders deſſen hochgeſinnte Frauen und führt heldenmüthige Züge von zweien an, welche den Namen Beatrice führten; er ruft die Schatten des Arioſt und Taſſo auf, geht zur Lobpreiſung der Ahnen des regierenden Monarchen und ſeiner eigenen verehrungswürdigen Eigenſchaften über, und ſchließt mit feierlichen Wünſchen und heilverkündigenden Weiſſagungen. Eine reiche Ader von poetiſchem Schmuck ſtrömt durch das Ganze hin, das ſich überall auf gleicher Höhe erhält. Der Verfaßer iſt als Italiäner vollkommen gerechtfertigt, wenn er die Seite der hiſtoriſchen Erinnerungen, welche in ſeinem Vaterlande einheimiſch iſt, mit Vorliebe ausführlicher behandelt: möchte ſich nur auch ein deutſcher Dichter finden, der die andere Seite ergriffe, und die Glorien des Hauſes Habsburg in ihrer ganzen Fülle zu feiern wüßte! Allein hier haben die Geſchichtſchreiber ſelbſt noch ſo viel zu thun übrig gelaßen, daß man ſich nicht wundern darf, wenn die Poeſie im Rückſtande iſt.

Nicht im Druck erſchienen iſt ein Gedicht des geiſtvollen Carpani, der vor einiger Zeit eine dramatiſierte Darſtellung des Denkmals der Erzherzogin Chriſtina lieferte, in mailändiſcher Mundart als der Volksſprache des Geburtsortes der neuvermählten Kaiſerin abgefaßt. Man kennt die naive Grazie der italiäniſchen Dialekte: der Dichter hat das Vorrecht, welches ihm die Verkleidung gab, ſich mit einer gewiſſen vertraulichen Offenheit der Majeſtät zu nähern, ſehr gut zu benutzen gewußt; ſein Lied ſpielt ganz auf die eigenſten Verhältniſſe an, und erſcheint in ſeiner leichten fröhlichen Weiſe als ein wahrer Erguß des Herzens.

Unter den deutſchen Gedichten hatte das von Collin eine beſtimmte Aufgabe, nämlich den von den Damen auf der Redoute überreichten Blumenſtrauß paßend zu begleiten. Er hat ſie großentheils glücklich gelöſet, indem er in Diſtichen, welche das Sinnreiche ſo gut in ihrem engen Umkreiſe einſchließen, jede Blume einzeln bildlich deutet. Wir wurden dabei, und dieß ſei zum Lobe geſagt, an ein Gedicht von Goethe erinnert, worin er verſchiedene Blumen als eben ſo viel Charaktere ſchöner Weiblichkeit ſchildert. Nur ein Paar in der dichteriſchen Bilderſprache noch nicht klaſſiſch gewordne Blumen hätten wir weggewünſcht, z. B. die Vanille, welche gleich auf die Lilie folgt, und dieſe von der Roſe, dem Veilchen und der Myrte trennt, die ſonſt ſo paßend auf einander folgen würden. Uebrigens hat der Dichter ſelbſt den Dornen und dem Roſmarin eine gute Bedeutung abzulocken gewußt, und das Ganze iſt leicht zuſammengeſchlungen wie ein wirklicher Strauß.

Die vaterländiſchen Geſinnungen, welche Haſchka ſchon oft bei wichtigen Anläßen geäußert, finden wir auch jetzt in einer ſapphiſchen Ode auf die Vermählung wieder. Im Vertrauen auf männlichen Ernſt der Gedanken opfert der Dichter dann und wann etwas an der Klarheit und Gelindigkeit der Sprache und am ſanfteren Wohlklange auf; aber jedes Beſtreben (nach ſeinem eigenen Ausdrucke) 'den Fittig des erſchlafften Zeitgeiſtes wieder zu ſpannen', muß uns jetzt doppelt willkommen ſein.

Ein Wechſelgeſang in Sonetten von Karl Philipp, worin die Genien der Vorſicht, der Liebe und des Völkerglücks ſprechen, von Gyrowetz in Muſik geſetzt, empfiehlt ſich durch gefälligen Wohllaut und Reinheit der Sprache, ohne auf Eigenthümlichkeit und Tiefe Anſpruch machen zu können. Auch ſind es keine Sonette im genaueren Sinne des Wortes; jedoch war die freiere Stellung der Reime und der Wechſel längerer und kürzerer Zeilen vielleicht der muſikaliſchen Begleitung günſtig.

Eine anakreontiſche Ode an die Taube der Venus von A. F. Drexler iſt zart und niedlich genug, wenn man einmal den dieſer ehemals ſo beliebten Gattung eignen tändelnden Ton zugiebt. Aber auch bei denjenigen Leſern, welche finden, daß man die Grazien und Amorinen zu viel hat gaukeln laßen, welche vielleicht ſogar das Urbild dieſer Art von Liedern, den angeblichen Anakreon, nicht für ächt antik gelten laßen dürften, wird das glückliche ſchön ausgemalte Bild von dem Adler, der die ſanfte Taube unter ſeinen Fittig nimmt, der gewählten Form Gunſt und Beifall verſchaffen.

Nicht genannt hat ſich der Verfaßer einer Idylle, welche uns in eine ländliche Hütte einführt, und einem Zuſchauer aus dem Volke die Beſchreibung der Vermählungsfeier in den Mund legt. Dem urſprünglichen Begriffe der Idylle iſt dieſer Gedanke ganz gemäß, eine ähnliche Wendung liegt den Adoniazuſen des Theokrit zum Grunde. Auch fehlt es nicht an lebendigen und herzlichen Zügen, nur erfordert dieſe Gattung große Wahl in der Nachahmung des Volkstones, und die fleißigſte Ausbildung der beſchreibenden Sprache und des hexametriſchen Versbaues, wie ſie Voß ſeiner Louiſe und andern Stücken gegeben, und dieſe vermiſſen wir etwas an dem ſonſt in ſeiner Kunſtloſigkeit gemüthlichen Gedichte.

Doch eine ſtrenge Kritik wäre hier nicht an ihrer Stelle, wo auch die Geſinnung in Anſchlag gebracht werden muß, und bei der frohen Stimmung des Feſtes jede Bemühung die öffentliche Freude auszuſprechen wohl aufgenommen wird.

VIII.

Ueber das Verhältniß der ſchönen Kunſt zur Natur;
über Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit; über Stil und Manier.

Aus Vorleſungen, gehalten in Berlin im Jahre 1802.

Ariſtoteles hatte als Thatſache den Satz aufgeſtellt, die ſchönen Künſte ſeien nachahmend. Dieß war richtig, in ſo fern damit *) geſagt ſein ſollte, es komme etwas Nachahmendes in ihnen vor: unrichtig aber, wenn es bedeutete, wie Ariſtoteles es wirklich nahm, die Nachahmung mache ihr ganzes Weſen aus. Ueberdieß wurde Architektur und Redekunſt ſchon dadurch ausgeſchloßen, die auch Ariſtoteles nicht in den Kreiß jener Künſte zu ziehen ſcheint, wie Viele nach ihm aus demſelben Grunde.

Neuere Theoriſten haben dieſen Satz nun in folgenden verwandelt: die ſchöne Kunſt ſoll die Natur nachahmen.

**) Bei ‘Natur’ wird oft nichts weiter gedacht, als das ohne Zuthun menſchlicher Kunſt Vorhandene. Wenn man

---

*) nur geſ. 1808. **) Die Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit der Begriffe ‘Natur’ und ‘nachahmen’ hat hierbei die größten Mißverſtändniſſe verurſacht, und in mannichfaltige Widerſprüche verwickelt. Bei ‘Natur’ denken ſich viele nichts weiter, als 1808.

nun zu dieſem verneinenden Begriff der Natur einen eben ſo leidenden Begriff vom Nachahmen hinzufügt, ſo daß es ein bloßes Nachahmen, Kopieren, Wiederholen bedeutet, ſo wäre die ganze Kunſt in der That ein brodloſes Unternehmen. Man ſieht nicht ein, da die Natur einmal vorhanden iſt, warum man ſich quälen ſollte, ein zweites, jenem ganz ähnliches, Exemplar von ihr in der Kunſt zu Stande zu bringen, das für die Befriedigung unſers Geiſtes nichts voraus hätte, als etwa die Bequemlichkeit des Genußes. So beſtände z. B. der Vorzug eines gemalten Baumes vor einem wirklichen darin, daß ſich keine Raupen und anderes Ungezieſer daran ſetzen, wie die Bewohner der nordholländiſchen Dörfer in der That die kleinen Höfe an ihren Häuſern der Reinlichkeit wegen nicht mit wahren Bäumen bepflanzen, ſondern ſich begnügen, auf die Wände umher Bäume, Hecken und Lauben zu malen, die ſich überdieß auch im Winter grün erhalten. Die Landſchaftmalerei würde demnach bloß dazu dienen, im Zimmer gleichſam eine Natur im Auszuge um ſich zu haben, wobei man froh wäre, die gebirgigen Gegenden anzuſehen, ohne *)jedoch der rauheren Witterung ausgeſetzt zu ſein, und klettern zu müßen. Mir fällt dabei die 'Reiſenatur' des Prinzen in Goethes Triumph der Empfindſamkeit ein.

Aber man ſtelle ſich, wie man will, ſo kann man höchſtens **)zwei der bildenden Künſte, die Malerei und die Skulptur, in dieſem Sinne zur bloßen Nachahmung der Natur machen; die Erſcheinungen der übrigen bringt man auf keine Weiſe heraus. Denn man halte die Muſik für Nach-

---

*) 'jedoch' fehlt 1808. **) die unglücklichen bildenden Künſte in dieſem Sinne 1808.

ahmung des Naturausdrucks der Empfindungen durch Laute, oder laße ſie dem Geſange der Vögel abgelernt ſein, wie die Chineſen erzählen, einer ihrer Kaiſer habe einsmals ein Concert von Singvögeln vernommen, und nach dem Muſter desſelben das erſte menſchliche Concert veranſtaltet: ſo wird man daraus nimmer das Erforderniß des Taktes, des regelmäßigen Rhythmus ableiten, noch ſeine Entſtehung begreiflich machen können. *)Eben ſo iſt es mit dem Silbenmaße in der Poeſie: es iſt etwas durchaus Idealiſches, und der Natur auf keine Weiſe abgeborgt. So kommt man dahin, dieſe Dinge für außerweſentliche Zierraten zu halten, und erklärt, einer willkürlichen Meinung zu lieb, dasjenige, worin ſeit undenklichen Zeiten die Menſchen unter allen Himmelsſtrichen übereingekommen ſind, für zufällig und ungültig, woraus denn die verkehrteſten Regeln herfließen.

Einige haben doch gemerkt, obiger Grundſatz ſei gar zu unbeſtimmt; ſie haben befürchtet, die Kunſt möchte ſich, wenn man ihr dieſe Breite gäbe, in das Gleichgültige und Widerwärtige verlieren; ſie ſagen deswegen: die Kunſt ſoll die ſchöne Natur, oder ſie ſoll die Natur in's Schöne nachahmen. Dieß heißt recht, Einen von Pontius an Pilatus weiſen. Denn entweder ahmt man die Natur nach, wie man ſie vorfindet, ſo wird **)es vielleicht nicht ſchön ausfallen, oder man bildet ſie ſchön, ſo iſt es keine Nachahmung mehr. Warum ſagen ſie nicht gleich: die Kunſt ſoll das Schöne darſtellen; und laßen die Natur ganz aus dem Spiele? So wäre man der Quälerei los, daß die Kunſterſcheinungen zur Natur in dieſem Sinne umgedeutet werden müßen; was nicht ohne die äußerſte Gewaltthätigkeit möglich iſt.

---

*) 'Ebenſo … abgeborgt' fehlt 1808. **) ſie 1828.

Da es der beſte Beweis iſt, etwas ſei gut nachgemacht, wenn man die vorgeſtellte Sache für die wirkliche halten kann, ſo fließt aus dem grob verſtandenen Grundſatze der Nachahmung natürlich her: daß man ſich in der Kunſt ‘die Täuſchung’ zum Ziel ſetzen müße, und daß alles, was die Täuſchung ſtört, fehlerhaft ſei. Den ſpielenden Schein, welchen die ächte Kunſt ſucht, und welchem ſich das bezauberte Gemüth freiwillig hingiebt, wiewohl es ſich der Erdichtung ſehr gut bewußt iſt; worüber es auch auf Augenblicke, ſo wie über bloß innere Vorſtellungen, die nähere Gegenwart ganz vergeßen kann; — dieſen ſpielenden Schein, ſage ich, hat man mit dem eigentlichen Irrthum verwechſelt, mit der gänzlich leidenden Berückung, die dem Geiſte alle Freiheit der Betrachtung rauben würde, indem die geglaubte Wirklichkeit des Dargeſtellten nun ernſthaft auf ihn eindränge. *)Auf ſolche Weiſe täuſchte Leonardo ſeinen eigenen Vater, dem er zum Scherz verſprochen hatte, ihm ein Schild für das Haus ſeines Pächters zu malen. Er hatte hiezu ſeine bewundernswürdige Meduſa insgeheim vollendet, deren giftigen Aushauch man wirklich gemalt zu ſehen glaubt, wie der abgehauene Kopf von verdorrten Kräutern, Schlangen, Kröten und allerlei ekelm Gewürm umgeben, auf dem Boden liegt. Nun ſtellte er ſie in einem gedämpften Lichte auf die Staffelei, und lud ſeinen Vater ein, das fertige Schild in Augenſchein zu nehmen. Ser Piero da Vinci, bei'm Eintritt von Entſetzen ergriffen, nahm die Flucht vor dem Ungeheuer, bis ihm ſein Sohn lachend zurief, dieß ſei ja eben das beſtellte Schild.

Dieſer Grundſatz der Täuſchung iſt dem Weſen ächter

---

*) ‘Auf … beſtellte Schild’ fehlt 1808.

Kunſt ſo fremd, daß er faſt nur auf die Malerei und die Poeſie, mit Schauſpielkunſt verbunden, hat angewandt werden können. Geſang und Tanz bedürfen einer feſtgeſetzten Kunſtform, der Rhythmus erinnert jeden Augenblick daran, daß ſie nur freie umbildende Darſtellungen vom natürlichen Ausdruck der Gemüthsbewegungen ſind: man kann ihnen nicht ohne die größte Verwirrung der Begriffe eigentliche Täuſchung zuſchreiben. Die Skulptur thut anerkannter Maßen auf Täuſchung Verzicht. Wenn Täuſchung den Werth eines Kunſtwerkes beſtimmte, ſo müßte es erlaubt ſein, Statuen anzuſtreichen, und eine Wachsfigur mit natürlichen Haaren, und vielleicht den wahren Kleidern der vorgeſtellten Perſon, wäre der beſten Statue von ihr vorzuziehen *). Wenn man auch nicht ſo weit gieng, hat man gleichwohl der Skulptur zuweilen angerathen, der Täuſchung zu lieb, wenigſtens nicht koloſſal zu bilden. Wenn man die Kunſt einmal ſo anſieht, ſo darf man wenigſtens nicht über den Menſchen lachen, der ein Bruſtbild nicht ähnlich fand, weil die Perſon ja Hände und Füße habe.

Bei der Malerei hat es eher einigen Schein, doch kann *) auch ſie keine eigentliche Täuſchung bezwecken wollen, da ſie kein wahres Licht hat, ſondern nur durch einen geſchickten Gebrauch der weißen und durch die Abſtufungen der

---

*) Man hat dieſe Kunſt oder Künſtelei zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Die modigen Perückenmacher in Paris ſtellen weibliche Wachsbilder mit geſchmackvollem Haar- und Kleider-Putz aus, wobei ein Kurzſichtiger wohl in Gefahr iſt, der artigen Perſon, die in ſo buhleriſcher Stellung hinter dem Fenſter ſteht, liebäugelnde Blicke zuzuwerfen, und wenn er ſich einbildet, ſie habe ihm gewinkt, den einſeitigen Liebeshandel noch ein Paar Tage lang fortzuſetzen. Anm. 1828.

**) ſie auch 1808. 1828.

übrigen Farben die Beleuchtung zu bezeichnen vermag. Zum Behuf der Täuſchung müßte dem alſo durch anderweitige Vorkehrungen abgeholfen werden, wie z. B. in einem Panorama geſchieht, oder wenn man eine Mondſchein-Landſchaft durchſichtig erleuchtet. Die Frage jener Chineſen beim Anblick engliſcher Bildniſſe, ob die Perſonen denn wirklich ſo fleckig wären, als ſie durch Licht und Schatten erſchienen, kann uns aufmerkſam darauf machen, daß Gemälde nicht eigentlich täuſchen, daß Einſicht und Gewöhnung dazu gehört, um die Wahrheit des Scheins in ihnen zu finden.

Am meiſten Unheil hat dieſer Grundſatz in der dramatiſchen Poeſie und in der von ihr abhängigen Schauſpielkunſt angerichtet.

Man ſieht an obigen Beiſpielen, wie es immer in's Tändelnde oder Widerwärtige ausartet, wenn man mit der Täuſchung Ernſt macht. Wir erinnern uns hiebei der luſtigen Geſchichte von einem Künſtler im alten Rom, der natürlich wie ein Schwein grunzen konnte (in den Fabeln des Phädrus); ein Bauer wollte ihn vermittelſt eines unter dem Mantel verſteckten wahren Schweines übertreffen, ward aber ausgepfiffen, und beſchämte nun, indem er es hervorzog, die getäuſchten Kenner. Wer weiß, dieſe hatten doch ſo Unrecht nicht, jenen vorzuziehen, nur leiteten ſie ihr Vergnügen aus der falſchen Quelle der Täuſchung her, da es vielmehr daher rühren mochte, daß eine menſchliche Stimme die eines Thieres charakteriſtiſch, jedoch immer noch kennbar nachahmte.

Mit der Täuſchung iſt die Forderung 'der Wahrſcheinlichkeit' nahe verwandt, welche hauptſächlich an die Poeſie, vor allem an die dramatiſche gemacht worden iſt, und dahin geführt hat, alles Kühne, Große, Wunderbare und Außerordentliche daraus zu verbannen, und das Gemeine, Alltägliche für den wahren Gegenſtand derſelben auszugeben. Ganz verkehrter Weiſe. Die eigentliche Wahrſcheinlichkeit beruht auf Berechnungen des Verſtandes, die auf ein ſchönes Kunſtwerk nicht anzuwenden ſind; in der Poeſie kann von keiner andern die Rede ſein, als daß etwas wahr ſcheine; und wahr ſcheinen kann ſehr wohl auch was nimmer wahr werden mag. Es kommt nur darauf an, daß ein Dichter uns durch den Zauber ſeiner Darſtellung in eine fremde Welt zu verſetzen wiße, ſo kann er alsdann in ihr nach ſeinen eignen Geſetzen ſchalten.

In einem andern Sinne nennt man auch das ‘Natur’, was im Menſchen von ſelbſt und ohne Anſtrengung zum Vorſchein kommt, im Gegenſatz mit dem künſtlich-Angebildeten. Dieſe Natur hat man der Kunſt auf eine doppelte Art empfohlen: in Betreff der dargeſtellten Menſchen, und in Betreff der Perſon des Künſtlers. Bei den übrigen Künſten leuchtet es zu ſehr ein, daß deren Ausübung, wegen ihrer durchaus künſtlichen Mittel, ein gründliches methodiſches Studium erfordert; ſo hat denn dieſer ſchlimme Rath, ſich blindlings ſeinen Anlagen, und einer wilden Begeiſterung zu nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich kunſtloſen Ergießungen zu überlaßen, am meiſten in der Poeſie auf Irrwege geführt. Dieſem Grundſatze ‘der Natürlichkeit’, welcher eigentlich die Kunſt ganz aufhebt, ſteht als das entgegengeſetzte Aeußerſte gegenüber der Grundſatz ‘der Künſtlichkeit’, welcher eine Hervorbringung der Kunſt bloß nach dem Maße der darin auf der Oberfläche erſcheinenden Geſchicklichkeit und Mühe ſchätzt. Er lautet demnach: die überwundene Schwierigkeit ſei die Hauptquelle des Vergnügens an ſchönen Geiſteswerken: deswegen ſei z. B. ein Trauerſpiel in gereimten Verſen, und worin es möglich gemacht worden, eine Handlung in einem einzigen Zimmer innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Stunden vorgehen zu laßen, eine gar bewundernswürdige Sache. Dergleichen Ausſprüche zeigen auf's klarſte die herrſchende Beſchränktheit und Stümperhaftigkeit in der Ausübung der Kunſt; denn einem Meiſter, der das Große und Weſentliche unter ſich gebracht hat, muß die Erfüllung der mechaniſchen Bedingungen nur eine Kleinigkeit ſein. Entweder die Schwierigkeit wird dem Werke noch angemerkt, ſo iſt ſie nicht recht überwunden; oder ſie iſt vollkommen überwunden, ſo ergiebt ſie ſich nicht mehr aus deſſen Betrachtung, ſondern es kann nur von Kennern aus eigner Erfahrung auf ſie geſchloßen werden, welches gar nicht mit zum Kunſtgenuße gehört. Boileau hat ſich nicht geſchämt, die Poeſie mit der Kunſt zu vergleichen, Hirſekörner durch ein enges Loch zu werfen, und er hat der ſeinigen allerdings damit Gerechtigkeit widerfahren laßen. Wenn ſie aber überhaupt nichts weiter wäre, ſo verdienten die Poeten nur auf eben die Weiſe belohnt zu werden, wie vom Alexander jener Mann belohnt ward, der ſich ihm durch die überwundene Schwierigkeit der Hirſekörner empfehlen wollte.

Was die Natürlichkeit in Anſehung der dargeſtellten Perſonen betrifft, ſo hat es ſeine Richtigkeit, daß die Darſtellung Wahrheit und Tiefe haben muß, welches durch die Steifheit konventioneller Formen ganz unmöglich gemacht wird. Von dieſen müßen ſie alſo entkleidet werden. Jedoch hat die Forderung der Natürlichkeit bei Ausſtattung der Perſonen mit ausgezeichneten Eigenſchaften viel zu ſehr beſchränkt; im beſten Falle hat man das Naive und Einfache, meiſtens das Gemeine und Platte ergriffen.

Das Natürliche wird gewöhnlich nicht nach der Menſchheit im Allgemeinen, wie ſie ſich unter verſchiedenen Himmelsſtrichen in verſchiedenen Zeitaltern geſtaltet hat, beurtheilt, ſondern nach *) der einſeitigen Nationalität in einem verwöhnten Zeitalter, wo oft das Unnatürlichſte natürlich geworden ſein kann. Der Geizige findet die Freigebigkeit, der Feige die Tapferkeit unnatürlich, und ſo muß einer völlig unpoetiſchen Nation ſchon alles wahrhaft Poetiſche unnatürlich vorkommen, wie man es denn auch bei den Franzoſen erlebt. Sie führen trotz dem, daß ſie einen ſo großen Nachdruck auf den Grundſatz der Künſtlichkeit legen, auch den Grundſatz der Natürlichkeit beſtändig im Munde. Was ihnen natürlich ſcheinen ſoll, muß Klarheit und Beſtimmtheit haben, dabei aber nüchtern ſein. Sie können ſogar die kalte vernünftelnde Rhetorik der Leidenſchaft in ihren Trauerſpielen natürlich finden, wenn ſie nur bild- und phantaſielos iſt; im entgegengeſetzten Falle würde ſie ihnen bei der größten Wahrheit als übertriebner Bombaſt vorkommen.

Durch die gröbſte Verwirrung aller Begriffe hat man das, was Form, Mittel der Darſtellung iſt, mit zu ihrem Inhalte gerechnet, und es z. B. für unnatürlich erklärt, wenn die Perſonen im Drama in Verſen reden, als ob der Dichter im Sinne hätte, lauter improviſierende Poeten aufzuführen, und der poetiſche Stil nicht auf die Bedeutung des Werkes im Ganzen gienge. So Diderot, und Andere nach ſeinem Beiſpiel. Was man gegen die Oper als eine unſchickliche und verwerfliche Gattung eingewandt, läßt ſich meiſtens auf dieſen unſtatthaften Grund zurück führen.

Wenn man aus dieſer ſubjektivſten Verengung das Wort 'Natur' wieder zum Inbegriff aller Dinge erweitert, ſo leuchtet freilich ein, daß die Kunſt ihre Gegenſtände aus dem

---

*) einer einſ. 1808.

Gebiete der Natur hernehmen muß; denn es giebt alsdann eben nichts andres. Die Phantaſie kann in ihren kühnen Flügen zwar übernatürlich, aber niemals außernatürlich werden. Die Beſtandtheile ihrer Schöpfungen, wie ſie auch durch ihre wunderbare Thätigkeit verwandelt ſein mögen, müſſen immer aus einer vorhandenen Wirklichkeit entlehnt ſein. In dieſem Sinne braucht man aber gar nicht der Kunſt vorzuſchreiben, daß ſie die Natur nachahmen ſoll, ſondern ſie muß es; es hat gar keine Gefahr, daß ſie etwas anders können wird. Der Satz würde daher richtiger lauten: ‘die Kunſt muß Natur bilden’; wo er alsdann bloße Thatſache und berichtigter Ausdruck von dem des Ariſtoteles wäre.

Wenn man ſagt, der Künſtler ſoll die Natur ſtudieren, er ſoll ſie beſtändig vor Augen haben u. ſ. w., welches übrigens ſehr empfehlungswürdige Vorſchriften ſind, ſo verſteht man unter ‘Natur’ wieder nicht die Geſammtheit der Dinge, ſondern beſtimmte einzelne Gegenſtände der Außenwelt. Wie kommen dieſe nun dazu, mit einem ſo würdigen Namen belegt zu werden? Unſtreitig, weil ſich in ihrer Erſcheinung allgemeine Naturgeſetze offenbaren. Man ſagt von einer gemalten Kleidertracht, die doch ein Werk menſchlicher Hände iſt, ſie ſei nach der Natur gemacht, wenn in ihrem Faltenwurf die Geſetze der Schwere, wie ſie ſich nach der beſondern Beſchaffenheit des Zeuges und ſeiner Lage am Körper äußern, und wenn in ihrer Färbung die Geſetze der Lichtvertheilung beobachtet ſind. Allein das Wort ‘Natur’ hat auch hier wieder ſehr irre geführt, als ob das einzelne Naturding ſchon das abſolute Vorbild, das unübertreffliche, ja das unerreichbare für den menſchlichen Geiſt wäre. Sehr vortreffliche Künſtler haben dieſen Wahn durch ihr Anſehen beſtätiget. Gerade weil ſie die beſtimmteſte Anſchauung hatten, und die Unerſchöpflichkeit jener Erſcheinung innigſt fühlten, glaubten ſie den vorbildlichen Gegenſtand nur auf unvollkommene Weiſe, ſonſt unverwandelt in ihr Werk aufgenommen zu haben. Eben weil ihnen die Thätigkeit, wodurch er, gänzlich umgebildet, erſt zu einem paßenden Theile ihrer Darſtellung *) ward, ſo natürlich war, wurden ſie ſich dieſer Thätigkeit nicht bewußt, und ſchrieben alles Verdienſt der Natur zu. Daß dem ſo ſei, davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man ſich nur an die entgegengeſetzten Aeußerſten erinnert, wie z. B. ein Raphael, und wie ein mikroſkopiſcher Inſektenmaler die Natur vor Augen hat, oder ein Denner, der die Menſchen um nichts beßer als mikroſkopiſche Inſekten nachpinſelt. Durch bloßes **) Nachahmen, Kopieren, wird man immer gegen die Natur den Kürzeren ziehen; die Kunſt muß alſo etwas Anderes wollen, um dieſen Nachtheil zu vergüten, und das iſt reine Heraushebung des Bedeutſamen in der Erſcheinung, mit Uebergehung der ſtörenden Zufälligkeiten.

Die todte und empiriſche Anſicht von der Welt iſt, daß die äußeren Dinge 'ſind'; die philoſophiſche, daß Alles in ewigem Werden, in einer unaufhörlichen Schöpfung begriffen iſt: worauf uns ſchon eine Menge Erſcheinungen im gemeinen Leben gleichſam hinſtoßen. Von uralten Zeiten her hat demnach der Menſch dieſe in Allem wirkſame Kraft der Hervorbringung zur Einheit einer Idee zuſammengefaßt, und das iſt die Natur im eigentlichen und höchſten Sinne. In keiner einzelnen Hervorbringung kann dieſe allgemeine Schöpferkraft erlöſchen, allein wir können ſie nie mit dem äußern Sinne gewahr werden; am beſtimmteſten erkennen wir ſie von dem

---

*) wurde ..., wurden ſie ſich derſelben 1808. **) Nachmachen 1808.

Punkte aus, wo wir ſelbſt unſern Antheil daran in uns tragen: als organiſche Weſen, und nach den Graden der Verwandtſchaft anderer Organiſationen mit der unſrigen. Die geſammte Natur iſt ebenfalls organiſiert, aber das ſehen wir nicht; ſie iſt eine Intelligenz, wie wir, das ahnden wir nur, und gelangen erſt durch Spekulation zur klaren Einſicht. Wird nun Natur in dieſer würdigſten Bedeutung genommen, nicht als eine Maſſe von Hervorbringungen, ſondern als das Hervorbringende ſelbſt; und der Ausdruck 'Nachahmung' in dem edleren Sinne, wo es nicht heißt, die Aeußerlichkeiten eines Menſchen nachäffen, ſondern ſich die Weiſe ſeines Handelns zu eigen machen; ſo iſt nichts mehr gegen den Grundſatz einzuwenden, noch zu ihm hinzuzufügen: 'die Kunſt ſoll die Natur nachahmen'. Das heißt nämlich, ſie ſoll, wie die Natur ſelbſtändig ſchaffend, organiſiert und organiſierend, lebendige Werke bilden, die nicht erſt durch einen fremden Mechaniſmus, wie etwa eine Pendeluhr, ſondern durch eine inwohnende Kraft, wie das Sonnenſyſtem, beweglich ſind, und vollendet in ſich ſelbſt zurückkehren. Auf dieſe Weiſe hat Prometheus die Natur nachgeahmt, als er den Menſchen aus irdiſchem Thon formte, und ihn durch einen von der Sonne *) entwendeten Funken belebte. In dieſem höchſten Sinne hat, ſo viel ich weiß, nur ein einziger Schriftſteller den Grundſatz der Nachahmung für die Künſte ausdrücklich aufgeſtellt. Es iſt Moritz in ſeiner vortrefflichen kleinen Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen **). Die Mängel dieſer Schrift rühren daher, daß Moritz, bei ſeinem wahrhaft ſpekulativen Geiſte, in der

---

*) entwandten 1808. **) Seit dieſes geſchrieben wurde, Schelling in ſeiner [beredten und geiſtreichen 1828] Rede über Verhältniß der bildenden Kunſt zu der Natur.

damaligen Philoſophie gar keinen Anhalt fand, und ſich daher einſiedleriſch in myſtiſchen Irrgängen verlor. Er beſchreibt das Schöne als das in ſich Vollendete, was als ein für ſich beſtehendes Ganzes von unſrer Einbildungskraft umfaßt werden kann. Nun ſei aber der große Zuſammenhang der ganzen Natur, der über das Maß unſrer Anſchauung hinausgeht, das *) einzig wahre, für ſich beſtehende Ganze; jedes einzelne Ganze in ihm ſei wegen der unauflöslichen Verkettung der Dinge nur eingebildet; aber es müße ſich dennoch, als Ganzes betrachtet, jenem großen Ganzen in unſerer Vorſtellung ähnlich, und nach eben den ewigen feſten Regeln bilden, nach welchen dieſes ſich von allen Seiten auf ſeinen Mittelpunkt ſtützet, und auf ſeinem eignen Daſein ruht. Jedes ſchöne Ganze aus der Hand des bildenden Künſtlers ſei daher im Kleinen ein Abdruck des höchſten Schönen im großen Ganzen der Natur. Vortrefflich! Sowohl die im Schönen liegende Beziehung auf das Unendliche, als das Streben der Kunſt nach innerer Vollendung iſt hierdurch auf das glücklichſte ausgedrückt.

Wo ſoll aber der Künſtler ſeine erhabene Meiſterin, die ſchaffende Natur, finden, um ſich mit ihr gleichſam zu berathen, da ſie in keiner äußeren Erſcheinung enthalten iſt? In ſeinem eigenen Innern, im Mittelpunkte ſeines Weſens durch geiſtige Anſchauung kann er es nur, oder nirgends. Die Aſtrologen haben den Menſchen ‘Mikrokoſmus’, die kleine Welt, genannt, was ſich philoſophiſch ſehr gut rechtfertigen läßt. Denn wegen der durchgängigen Wechſelbeſtimmung aller Dinge iſt *) jedes Atom Spiegel des Weltalls. Der Menſch iſt aber das erſte uns bekannte Weſen, das nicht

---

*) einzige w. 1808. **) jeder 1808. 1828.

bloß für eine fremde Intelligenz Spiegel des Weltalls wäre, ſondern, weil ſeine Thätigkeit in ſich zurückgeht, es auch für ſich ſelbſt ſein kann. Die Klarheit nun, der Nachdruck, die Fülle, die Allſeitigkeit, womit ſich das Weltall in einem menſchlichen Geiſte abſpiegelt, und womit ſich wiederum dieſes Abſpiegeln in ihm ſpiegelt, beſtimmt den Grad ſeiner *) Genialität, und ſetzt ihn in den Stand, eine Welt in der Welt zu bilden.

Man könnte die Kunſt daher auch definieren als die durch das Medium eines vollendeten Geiſtes hindurchgegangene, für unſere Betrachtung verklärte und zuſammengedrängte Natur. Der Grundſatz der Nachahmung, wie er gewöhnlich ganz empiriſch genommen wird, läßt ſich alſo geradezu umkehren. ‘Die Kunſt ſoll die Natur nachahmen’ heißt mit andern Worten ‘die Natur (die einzelnen Naturdinge) iſt in der Kunſt Norm für den Menſchen’. Dieſem Satz iſt geradezu entgegengeſetzt der wahre ‘der Menſch iſt in der Kunſt Norm der Natur’. **)

Die äußerſt wichtigen Begriffe von Manier und Stil ſtehen mit dem Verhältniſſe zwiſchen Natur und Kunſt in genauem Bezug. Dieſe Ausdrücke ſind zuerſt in den bildenden Künſten üblich geweſen, von da hat man angefangen, ſie auf die übrigen Künſte zu übertragen; mit Recht, denn man kann eine ſehr gute Anwendung von ihnen machen.

Wir wollen mit der ‘Manier’, als dem leichteren Begriffe, anfangen. Zuweilen braucht man dieſes Wort in einem lobenden Sinne; man ſagt z. B. von einem Gemälde,

---

*) künſtleriſchen G. 1808. **) Die große Lehre des Plato, der Menſch ſei das Maß aller Dinge, bewährt ſich demnach auch in der ſchönen Kunſt, und wird hier gleichſam ſichtbar gemacht. Die 1808.

es ſei in einer großen Manier ausgeführt. Alsdann bedeutet es ſo viel als Stil *) und Charakter überhaupt. Gewöhnlich ſoll es aber den Werth eines Kunſtwerkes herabſetzen, wenn man Manier darin findet; dieß iſt immer der Fall, wenn man es ‘manieriert’ nennt. Manieriert heißt eine Darſtellung, wenn Manier darin als herrſchend wahrgenommen wird; und der höchſte Grad des Manierierten iſt es, wenn das Weſen der Sache darüber gänzlich verloren geht, und Alles ſich in bloße Manieren auflöſet.

Manieren heißen im gemeinen Leben Arten des äußerlichen Betragens, in ſo fern ſie Gewohnheit geworden ſind. Man ſieht alſo leicht, daß Manier im obigen Sinne eine fehlerhafte Angewöhnung des Künſtlers bedeutet, die entweder in ſeiner Weiſe der Ausführung und Behandlung, oder ſchon in der Art, ſeine Gegenſtände in der Idee zu faßen, liegen kann. Das Manierierte iſt alſo eine unerlaubte Einmiſchung der darſtellenden Perſon und ihrer beſondern Beſchaffenheiten in die künſtleriſche Darſtellung.

Nach dieſer Beſchreibung ſollte man die Manier, die ſich oft ſo vorlaut aufdrängt, für etwas Poſitives halten, und ſo könnte man das Entgegengeſetzte, den Stil, bloß verneinend erklären, als die gänzliche Abweſenheit der Manier; ſo wie immer ein Beiſchmack am Waßer getadelt wird, da die Reinheit des Waßers ſich daran zeigt, daß es eigentlich gar keinen Geſchmack hat. Es würde hieraus folgen, daß es nur einen einzigen Stil geben könne. Dennoch hört man die Kenner der Kunſt von verſchiedenen Stilen reden, und zwar ſoll man an dem Stile eines Werkes, ſo gut wie an der Manier, das Zeitalter, woraus es ſich herſchreibt,

---

*) oder 1808.

oder gar ſeinen beſtimmten Urheber erkennen. Es fragt ſich nun, mit welchem Rechte dieß geſchieht; ob man entweder die Behauptung mehrerer Stile, oder dieſe bloß verneinende Anſicht vom Stil fahren laßen muß, oder wie ſich beides mit einander verträgt.

Wenn wir uns auf einen höheren Geſichtspunkt ſtellen, ſo erkennen wir wohl, daß das Individuelle aus dem Allgemeinen durch Beſchränkung und Entgegenſetzung ſich bildet. In der Kunſt alſo, die als etwas Allgemeines für Alle Gültiges betrachtet werden muß, wäre die Hinzufügung des Individuellen, Perſönlichen, vielmehr beſchränkend und negativ, und die Enthaltung davon das Poſitive, die Erweiterung der Kunſt zu ihrem wahren Umfange.

Allein wir ſind nun einmal Individuen, werden als ſolche geboren, und können nicht aufhören, es zu ſein. Es iſt folglich ein beſtimmtes Verhältniß in unſern Anlagen, vermöge deſſen uns gewiſſe Handlungsweiſen am leichteſten und angemeßenſten ſind; durch die Wiederholung derſelben müßen Gewöhnungen und beſondere Neigungen entſtehen, die ſich in Werken, welche aus dem Innerſten unſers Weſens hervorgehen ſollen, wie die der ſchönen Kunſt ſind, nothwendig mehr oder weniger abdrücken werden. Wir ſehen die Dinge durchaus nicht, wie ſie an ſich ſind, ſondern nach ihrem Verhältniſſe zu uns, welches natürlich durch unſre ganze Perſönlichkeit beſtimmt wird. Wie iſt es alſo möglich, in der Kunſt nicht manieriert zu ſein, ja nur zu merken, daß wir eine Manier an uns haben?

Dadurch, daß wir nicht bloß Individuen, ſondern auch Menſchen ſind, d. h. etwas Feſtes, ſich ſelbſt Beſtimmendes und allgemein Gültiges in uns tragen, an welches wir, wie an einen Maßſtab, das Veränderliche, zufällig Beſtimmte und ausſchließend Eigenthümliche zu halten vermögend ſind. So wie die Sittlichkeit von uns fordert, unſere ſelbſtiſchen Triebe aus Gehorſam gegen ein höheres Geſetz zu bezähmen, ſo wird die künſtleriſche Tugend (virtù, wie ja auch die Italiäner eine vollendete Kunſtfertigkeit nennen) darin beſtehen, daß ſich der Künſtler, den Geſetzen des Schönen und der Darſtellung zu lieb, ſeiner Individualität zu entäußern weiß, daß er ſich ſeinem Werke gleichſam unterwirft; und ſo ſieht man ein, wie, wo nicht gänzliche Reinheit von allen perſönlichen Einflüßen, doch eine Annäherung an Vollendung ſtattfinden kann, welche den Betrachter des Kunſtwerkes keine Manier mehr darin erkennen laßen wird.

Von dieſer Seite wird alſo Erhebung über das Manierierte durch eine Maxime des Willens möglich. Allein die Wirkung einer ſolchen reicht nicht bis dahin, wo es aus der unüberſteiglichen Beſchränktheit unſerer Kenntniſſe herrührt. — Der Gegenſtand der Kunſt, wie wir geſehen haben, iſt nothwendig Natur. Die Idee der Natur haben wir in uns; aber in der hiſtoriſchen Erkenntniß durch Erfahrung bleibt ſie für uns unüberſehbar und unerſchöpflich. Da wir nun das, was wir in uns tragen, die Idee, den Geiſt, die Poeſie eines Werkes, nur durch beſtimmte äußere Erſcheinungen feſthalten können, ſo wird auch an dieſen die Mangelhaftigkeit unſerer Naturerkenntniß, ſowohl was ihren Umfang, als ihre Tiefe betrifft, bemerkt werden. Die Wißenſchaft des Malers iſt die Beobachtung des Sichtbaren: der eine hat es darin weiter gebracht in Anſehung der Erſcheinungen von Farben und Licht und Schatten, der andere in Anſehung der Formen, beſonders organiſierter Körper; jeder thut ſich alſo in dem entſprechenden Theile der Kunſt hervor, und wird den andern in ſelbigem für manieriert erklären; und vor dem allſehenden Auge der Natur würde wahrſcheinlich keiner von beiden auch in dem, was er am beſten verſteht, als frei von Manier beſtehen. Vollkommene Naturwahrheit iſt, mit Einem Worte, nicht zu erreichen möglich, und die Kunſt ſoll ſie nicht einmal ſuchen wollen, weil ſie über dieſem Suchen ihren eigenen höheren Zweck unfehlbar aus den Augen verliert. Die Natur als Gegenſtand der Darſtellung iſt für die Kunſt nur Mittel zu ihren Offenbarungen; durch jenes Streben würde ſie die Natur zum letzten Ziel der Darſtellung erheben, und im beſten Falle, wenn es noch ſo ſehr damit gelänge, wieder in bloße Natur übergeben, da ſie doch eine durchgängige Umbildung derſelben nach Geſetzen des menſchlichen Geiſtes ſein ſoll.

Zwiſchen der Kunſt und Natur ſteht alſo nothwendig etwas mitten inne, was ſie aus einander hält. Dieſes heißt ‘Manier’, wenn es ein gefärbtes oder trübes Medium iſt, welches auf alle dargeſtellten Gegenſtände einen falſchen Schein wirft; ‘Stil’, wenn es den Rechten beider, ſowohl der Kunſt als der Natur, nicht zu nahe tritt: welches nicht anders möglich iſt, als durch die dem Werke ſelbſt gleich eingeprägte Erklärung, es ſei nicht Natur, und wolle ſich nicht dafür ausgeben. Freiheit von Manier iſt alſo nur dadurch möglich, daß man einen Stil hat; nicht, wie Viele gemeint haben, durch völliges Uebergehen in die Natur, bis zur ununterſcheidbaren Einerleiheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier mit dem Worte ‘Stil’ noch etwas anderes meinen, als bloße Abweſenheit der Manier, ſonſt würde der Satz identiſch ſein und gar nichts ſagen; ſondern Stil iſt eine Verwandlung der individuellen unvermeidlichen Beſchränktheit in freiwillige Beſchränkung nach einem Kunſtprincip. Winckelmann hat darüber einen äußerſt treffenden

Ausdruck, indem er *) den Stil ein Syſtem der Kunſt nennt. Er redet von einem ‘Grundſatze des hohen Stils’ und ſagt: ‘Der ältere Stil war auf ein Syſtema gebaut, welches aus ‘Regeln beſtand, die von der Natur genommen waren, und ‘ſich nachher von derſelben entfernt hatten und idealiſch geworden waren. Man arbeitete mehr nach der Vorſchrift ‘dieſer Regeln, als nach der Natur, die nachzuahmen war, ‘denn die Kunſt hatte ſich ihre eigene Natur gebildet. Ueber ‘dieſes angenommene Syſtema erhoben ſich die Verbeßerer ‘der Kunſt, und näherten ſich mehr der Wahrheit der Natur.’ Wir wollen nicht alles prüfen, was in dieſen Worten liegt, beſonders das von den aus der Natur hergenommenen und idealiſch gewordenen Regeln, ſondern nur bemerken, daß auch nach der Annäherung an die Wahrheit der Natur die Kunſt ſich wieder ihre eigene Natur bildete, daß dieſes immer von der ächten Kunſt gilt, nur in einem mehr oder weniger auffallenden Sinne. — Stil wäre alſo ein Syſtem der Kunſt, aus einem wahren Grundſatze abgeleitet; Manier im Gegentheil eine ſubjektive Meinung, ein Vorurtheil, praktiſch ausgedrückt.

Es tritt jedoch von Neuem der Zweifel ein, wie es mehr als Einen Stil geben kann, da das Wahre nur Eins iſt. Wir müßen uns zuvörderſt erinnern, daß die Kunſt ein unendliches Ganzes, eine Idee iſt, in deren vollſtändigem Beſitz kein einzelner Menſch ſein kann: ſie läßt ſich alſo auch von ſehr verſchiedenen Seiten faßen, ohne daß ihr wahres Weſen darum verfehlt werden müßte. Und diejenige Anſicht von ihr, welche jeder Künſtler nach ſeiner Eigenthümlichkeit von ihr haben kann, gleichſam die Grundanſchauung ſeiner

---

*) ſie ein Syſtem 1808.

Kunſtwelt, iſt das Princip, welches ſich, mit Freiheit und Bewußtſein entwickelt, zum praktiſchen Syſtem, zum Stile bildet. Ferner: die Kunſt geht, wie die Natur, vermöge ihres innern Organiſmus in ſtreng geſonderte und entgegengeſetzte Sphären aus einander; mit andern Worten: es giebt verſchiedene Künſte, deren jede ein andres Princip der Darſtellung, folglich auch ſchon für ſich, ohne Rückſicht auf die Ausübenden, einen eigenen Stil hat. Es giebt einen plaſtiſchen und einen pittoresken, einen muſikaliſchen und einen poetiſchen Stil. Sind in einer dieſer Künſte durch ihr Weſen verſchiedene Sphären nothwendig vorausbeſtimmt, d. h. giebt es darin ‘Gattungen’, ſo haben auch dieſe ihre eignen Stile, wie es z. B. in der Poeſie einen epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Stil giebt, die einander entgegengeſetzt ſind, und doch alle aus dem Weſen der Poeſie abgeleitet werden können. Endlich entwickelt ſich die Kunſt als etwas von Menſchen zu Verwirklichendes nur allmälich in der Zeit: dieſes geſchieht unſtreitig nach gewiſſen Geſetzen, wenn wir ſie ſchon nicht immer in einem beſchränkten Zeitraume nachweiſen können. Wo wir aber eine Kunſtmaſſe als geſchloſſenes Ganzes überſehen, und die Geſetzmäßigkeit in ihrem Fortgange wahrnehmen, da ſind wir berechtigt, ſie auch durch Bezeichnung der verſchiedenen Epochen mit der Benennung ‘Stil’ anzudeuten. Stil heißt alsdann eine nothwendige Stufe in der Entwickelung der Kunſt. Daher kann es, ſo genommen, auch unvollkommene Stile geben: ſie ſind es nur, abgeſondert angeſehen; hiſtoriſch betrachtet, ſehen wir in ihnen die folgende oder die vorhergehende Stufe zugleich mit: ſie können ſomit nicht für bloße Manieren, das hieße, für zufällige Epiſoden in der Geſchichte, ausgegeben werden.

Auch in der Geſetzmäßigkeit der Kunſtbildung geht die Natur in große Gegenſätze aus einander, wie wir es an der Geſchichte der antiken Kunſt und der modernen ſehen, die aber freilich erſt angefangen, und in der wir mitbegriffen ſind, ſo daß wir nur eine ſehr unvollkommene Einſicht und Ueberſicht davon haben, und ſie mehr errathen müßen als ſie wißen können. Das Verworrene und Chaotiſche des erſten Anblicks könnte jemanden, deſſen Geiſt mit den einfachen großen Muſtern des klaſſiſchen Alterthums angefüllt und an ihre Vergleichung gewöhnt wäre, leicht zu der Behauptung veranlaßen, es gebe in der neuen Kunſt keine beſtimmten Bildungsſtufen oder Stile; ſo wie der ganz entgegengeſetzte Charakter derſelben, die nach den Grundſätzen der alten Kunſt irrationalen Gattungen u. ſ. w., die modernen Dichter und Künſtler hätten eigentlich keinen Stil, ſondern bloß Manieren. Dieſe wirklich aufgeſtellte Behauptung muß aber bei näherer Prüfung durchaus zurückgenommen werden, und es wird unſer Augenmerk ſein, ſowohl der modernen als antiken Kunſt Gerechtigkeit widerfahren zu laßen.

Wer kann z. B. läugnen, daß Shakſpeare einen Stil hat, ein Syſtem ſeines Kunſtfaches, und zwar ein erſtaunenswürdig gründliches und tiefgedachtes, das in der Anwendung nach Maßgabe der verſchiedenen Gegenſtände ſeiner Dramen ſich auf das mannichfaltigſte abändert? Ja man kann auch das Geſetzmäßige in dem Gange *) des Künſtlerlebens, ſeine verſchiedenen Epochen oder Stile, ſehr gut angeben. Calderon kann uns als Beiſpiel eines von dem ſhakſpeareſchen ganz verſchiednen, jedoch eben ſo vollendeten Stiles im romantiſchen Drama dienen.

---

*) ſeines K. 1808.

Das Urtheil über Stil und Manier, beſonders über den Punkt, wo jener in dieſe, das Allgemeine in Beſonderes übergeht, gehört zu den ſchwierigſten Punkten der Kennerſchaft, und eben um ſich dieſe anzumaßen, werden dieſe Worte ſo häufig gebraucht und nicht ſelten verkehrt angebracht. Ich will noch auf die beſondere Schicklichkeit des beiden zum Grunde liegenden Bildes aufmerkſam machen. Maniera kommt offenbar von manus her, und bedeutet urſprünglich die Führung der Hände. Dieſe gehören mit zu unſrer Perſon, und es können ſich alſo dabei leicht körperliche Gewöhnungen einſchleichen. Stilus hingegen iſt der Griffel, womit die Alten in Wachstafeln ſchrieben: dieſer gehört nicht mit zu uns, ſondern er iſt das Werkzeug unſrer freien Thätigkeit. Die Beſchaffenheit des Griffels beſtimmt freilich die Beſchaffenheit unſrer Züge, aber wir haben ihn ſelbſt gewählt, und könnten ihn mit einem andern vertauſchen.

Wenn man die ſchaffende Natur als die große Weltkünſtlerin, beſonders in Hervorbringung der organiſchen Naturen, betrachtet, ſo kann man ihr auch einen Stil und Manieren zuſchreiben; und vielleicht ließe ſich von dieſem Standpunkte aus die häufig aufgeworfene Streitfrage entſcheiden, ob es von der menſchlichen Schönheit bloß nationale Urbilder gebe, oder ob etwas darin allgemein gültig ſei. Die Bilder eines Malers, in welchen beſtändig dieſelben Köpfe, Verhältniſſe der Glieder, Hände und Füße u. ſ. w. wiederkommen, erkennen wir ſogleich ohne Bedenken für manieriert, weil wir ſehen, daß er aus perſönlicher Dürftigkeit den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Natur ungebührlich geſchmälert hat. Dieſe offenbart in der Geſammtheit ihrer Hervorbringungen unendliche Fülle und Abwechſelung, theilweiſe betrachtet aber beſchränkt ſie ſich oft bis zu einer auffallenden Einförmigkeit, ſowohl in dem Charakter der verſchiedenen Organiſationen, als beſonders innerhalb der menſchlichen Gattung: ſie bildet nicht nur ſehr einſeitige National-Phyſiognomien, ſondern ſogar Mißgeſtalten, wie Kröpfe und dergleichen, werden in manchen Gegenden allgemein. In ſolchen engeren Kreiſen können wir allerdings die Natur manieriert ſchelten; denn ſo nennen wir es, wenn ein fremdartiger ſtörender Zuſatz in das Kunſtprodukt mit aufgenommen iſt, welches rein ſein ſollte. Der Charakter organiſcher Naturen iſt, Urſache und Wirkung von ſich ſelbſt zu ſein: ein ſcharfſinniger Philoſoph hat ſie mit Wirbeln oder Strudeln in dem allgemeinen Strome von Urſachen und Wirkungen verglichen. Sie können jedoch nicht ohne eine umgebende unorganiſche Welt beſtehen, und ſind genöthigt, beſtändig fremde Einflüße in ſich aufzunehmen. Soll nun die Freiheit der Selbſtbeſtimmung, die am Menſchen, als der vollkommenſten Organiſation, welche wir kennen, im höchſten Grade erſcheint, nicht geſtört werden, ſondern den weiteſten Spielraum behalten, ſo müßen ſich die auf ihn einwirkenden Kräfte in's Gleichgewicht ſetzen, und da die beiden Hauptfaktoren des organiſchen Lebens Sonne und Erde ſind, ſo wird dieß in den gemäßigten Himmelsſtrichen ſein, wo ſich anerkannter Maßen die ſchönſten Menſchenbildungen finden. Winckelmann hat dieſe Schlußfolge eingeſehen, aber ſie verworren ausgedrückt: *) ‘Solche Bildungen wirket die Natur ‘allgemeiner, je mehr ſie ſich ihren äußerſten Enden nähert, ‘und entweder mit der Hitze oder mit der Kälte ſtreitet, wo ‘ſie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife

---

*) [Die Stelle aus W. iſt 1808 weggelaßen.]

‘Gewächſe von aller Art hervorbringt. Denn eine Blume
‘verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne
‘Sonne bleibet ſie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in
‘einem verſchloßenen finſtern Orte. Regelmäßiger aber bildet
‘die Natur, je näher ſie nach und nach wie zu ihrem Mit-
‘telpunkte gehet, unter einem gemäßigten Himmel. Folglich
‘ſind unſere und der Griechen Begriffe von der Schönheit,
‘welche von der regelmäßigſten Bildung genommen ſind,
‘richtiger, als welche Völker bilden können, die, um mich
‘des Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem
‘Ebenbilde ihres Schöpfers halb entſtellet ſind.‘ — Die Geſetze, nach welchen ſich die menſchliche Bildung klimatiſch beſtimmt, ſind hiermit freilich noch nicht erſchöpft. Die Beſchaffenheit des Erdkörpers polariſiert ſich nicht bloß nördlich und ſüdlich, ſondern auch öſtlich und weſtlich, und auch in dieſer Rückſicht ſcheinen die ſchönſten Bildungen innerhalb einer gewiſſen Breite gefunden werden. So möchten auch in der ſüdlichen Halbkugel, die vermöge der Polarität weit mehr Waßer als Land enthalt, wo dieß ſtattfindet, z. B. auf den Südſeeinſeln, die ſchönſten Bildungen ſich weit näher am Aequator finden, als in der nördlichen Halbkugel, u. ſ. w.

Genug, wo die Natur die menſchliche Geſtalt ſchön bildet, hat ſie in derſelben einen Stil, d. h. die Beſchränkung der möglichen Mannichfaltigkeit beruht auf einem, der menſchlichen Organiſation inwohnenden, nicht ihr fremden Princip; der Charakter der Menſchheit ſpricht ſich da am reinſten aus. Es giebt alſo auch in der menſchlichen Schönheit etwas allgemein Geltendes, wenn es ſchon von jenen manieriert gebildeten Nationen nicht anerkannt wird. Das darf uns nicht irren; machen es doch die Manieriſten in der Kunſt mit dem einfachen Stile der großen Meiſter eben ſo.

Es begreift ſich, daß Nationen, die aus einer ſolchen einſeitigen, ihnen von der Natur aufgezwungenen National-Phyſiognomie nicht hinaus können, in der bildenden Kunſt, deren höchſter Gegenſtand die menſchliche Geſtalt iſt, keine ſonderlichen Fortſchritte machen mögen, auch gar keine Anmuthung dazu haben; *) daß hingegen dieſelbe unter einer von dieſer Seite ſo begünſtigten Nation, wie die Griechen waren, ganz vorzugsweiſe gedeihen mußte. Man hat gewöhnlich die Gymnaſtik als eine Haupturſache von dem Flor der bildenden Künſte bei den Griechen angeſehen; mir ſcheinen vielmehr beide aus derſelben Quelle hergefloßene Wirkungen zu ſein. Aus eben dem Grunde, warum die Griechen die Vollkommenheit der Plaſtik erfanden, mußten ſie auch die Gymnaſtik erfinden, welche allen ihren Bewegungen die höchſte Freiheit und Harmonie gab; ſie halfen dadurch den ſtark angedeuteten Abſichten der Natur nur nach.

---

*) wie hingegen 1808.

IX.

Johann von Fieſole.

Nachricht von ſeinem Leben, und Beſchreibung ſeines Gemäldes ‚Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominikus‘.

Zum erſtenmal gedruckt in Paris 1817. Fol. nebſt fünfzehn Blättern,
gezeichnet von W. Ternite und geſtochen von Forſell.

Der Sinn und die Neigung für die ältere Malerei, welche ſich ſeit einiger Zeit beſonders in Deutſchland wieder geregt haben, laßen mich eine günſtige Aufnahme der folgenden Blätter hoffen. Johann von Fieſole nimmt unter den Herſtellern und Förderern der Kunſt, welche den großen Meiſtern des ſechszehnten Jahrhunderts vorangegangen ſind, eine bedeutende Stelle ein; und das Gemälde, wovon die vorliegenden Kupferſtiche eine ſo getreue Vorſtellung geben, als es durch bloße Umriße ſich thun läßt, iſt unſtreitig eines ſeiner vorzüglichſten und merkwürdigſten Werke.

Meinem Zwecke, den Beſchauer in den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, wird es nicht fremd ſein, wenn ich einige Züge aus der Lebensgeſchichte des Malers in Erinnerung bringe; denn was von vielen Künſtlern in einem gewiſſen Grade gilt, läßt ſich von ihm mit vollkommenſter Wahrheit behaupten: ſeine Bilder ſind ein Spiegel ſeines Lebens und ſeiner Geſinnung.

Man weiß wenig von den früheren und weltlichen Lebensumſtänden dieſes Mannes, deren Einfluß er ſelbſt aufhob, ſo viel an ihm lag, indem er ſich frühzeitig einem geiſtlichen Berufe ergab. Er ward im Jahre 1387 in Mugello, einer Landſchaft des florentiniſchen Gebiets, geboren; ſein weltlicher Name ſoll Santi Toſini geweſen ſein*). Im Jahre 1407, alſo im ein und zwanzigſten ſeines Alters, trat er in den Prediger-Orden der Dominikaner, wo er den Namen des Bruders Johannes, und von dem Kloſter, in welchem er eingekleidet war, den Beinamen von Fieſole erhielt**). Schon in früher Jugend hatte er angefangen die Kunſt zu üben. Sein älterer Bruder war Miniaturmaler, und in Gemeinſchaft mit dieſem hat er nach damaliger Weiſe verſchiedene Chorbücher fleißig mit kleinen Bildern ausgeziert, welche noch gegenwärtig in Florenz aufbewahrt werden. Dieſe erſte Richtung ſeines künſtleriſchen Vermögens iſt auch an ſeinen nachherigen Werken ſichtbar geblieben, in dem reichlichen Gebrauch der Vergoldung, in der Behandlung der Farben und in der unendlichen Sorgfalt, womit er ſogar die kleinſten Zierraten ausführte. Vaſari nennt keinen andern Lehrer des Johannes, und vielleicht hat er auch keinen gehabt, ſondern nur die Handgriffe der Miniatur von ſeinem Bruder, die der Freſko-Malerei von irgend einem andern Meiſter erlernt, übrigens aber ſich in Ausübung der Kunſt einer treuen Beobachtung der ſichtbaren Welt, und den Eingebungen ſeines eignen Gemüthes überlaßen. Neuere machen den Gherardo Starnina zum Meiſter des Johann von Fieſole.*) Allein ich ſehe nicht, auf welches gültige Zeugniß ſich dieſe Angabe gründen könnte; denn Vaſari ſchweigt nicht nur hievon, ſondern ſagt ausdrücklich, Starnina habe außer dem Maſolino da Panicale keinen Schüler von irgend bedeutendem Verdienſt gebildet. Was Vaſari in der Lebensbeſchreibung Maſaccios meldet, Johann von Fieſole habe ſich durch Betrachtung ſeiner Bilder vervollkommnet, hat an ſich geringe Wahrſcheinlichkeit, und möchte durch die Vergleichung ihrer Werke ſchwerlich beſtätigt werden. Maſaccio war fünfzehn Jahre jünger, und ehe er zu einiger Reife in der Kunſt gedieh, mußte ſich die Verfahrungsweiſe des Johann von Fieſole ſchon völlig feſtgeſetzt haben. Auch lag es wohl nicht in der Sinnesart des letztgenannten, nach den neuen gewiſſermaßen weltlichen Erfindungen ſeiner Zeitgenoßen umher zu forſchen. Er gieng in klöſterlicher Abgeſchiedenheit ſeine ſtille Bahn fort, und war auch in der Kunſt genügſam mit den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen und zu entfalten vergönnt hatte. Deswegen änderte er, wie Vaſari berichtet, nicht gern an ſeinen Bildern, ſondern beharrte bei ſeinen erſten Gedanken, weil er meinte, ſo ſei es der Wille Gottes geweſen. Lanzi bemerkt mit Recht, daß man meiſtens in den Bildern des Johann von Fieſole mehr von der alten Weiſe des Giotto ſpüre, als in denen der meiſten damaligen Maler. An Wißenſchaft war ihm unſtreitig Maſaccio überlegen, und deswegen hat er einen allgemeineren Ruhm erworben; denn ſeine Gemälde, beſonders die der Karmeliten-Kirche zu Florenz, wurden eine wahre Schule für die folgenden Maler.

---

*) Etruria pittrice, T. I. No. XVII.

**) Lanzi Storia pittorica dell' Italia. Bassano, 1809, T. I. p. 60. 61.

---

*) Etruria pittrice l. c.

Der Eintritt in den geiſtlichen Stand war für Johann von Fieſole kein Hinderniß, in der Ausübung ſeiner Kunſt fortzufahren. Der Orden der Dominikaner hatte ſeit ſeiner Stiftung nicht nur viele Lehrer der Theologie hervorgebracht, ſondern er begünſtigte auch unter ſeinen Mitgliedern die Erwerbung oder Ausübung weltlicher Wißenſchaften und Fertigkeiten. Mönche des Sankt-Markus-Kloſters zu Florenz waren die Baumeiſter verſchiedener ſchöner Kirchen dieſer Stadt, und ihre Laienbrüder dienten dabei als Handwerker. Später malte in eben dieſem Kloſter Fra Bartolomeo den größten Theil ſeiner erhabenen Gemälde.

So wie Johann von Fieſole die Kunſt ausübte, war ſie auch ein wahrer Gottesdienſt. Er widmete ſie ausſchließlich geheiligten Darſtellungen, und hatte dabei nicht einen eitlen Ruhm, noch ein flüchtiges Ergötzen, ſondern die Erbauung und Freude der Gläubigen vor Augen, wenn ſie die Gegenſtände ihrer Verehrung in ſchöner Geſtalt, in koſtbarem Schmuck, und mit dem Ausdruck der Seligkeit im Geſicht erblicken würden. Er pflegte ſein Gemüth durch Gebet zu reinigen und zu erheben, ehe er den Pinſel zur Hand nahm, und oft hat er vor dem Bilde des Gekreuzigten, während er es malte, Thränen vergoßen. Er war fleißig, und hat viele und dennoch ſehr ausgeführte Bilder geliefert; jedem, der ihn um ein Gemälde angieng, wollte er gern willfahren, und pflegte zu antworten, man ſolle nur die Erlaubniß des Priors auswirken, an ihm werde es nachher nicht fehlen. Der Ertrag ſeiner Arbeiten wurde zu mildthätigen Gaben verwandt.

Ungeachtet der Beſcheidenheit, ja Demuth des Johann von Fieſole wurde ſein Verdienſt dennoch frühzeitig anerkannt und hervorgezogen. Koſmus von Medicis, der Vater des Vaterlandes, ſchätzte ihn, und trug ihm die Ausführung weitläuftiger Freſkogemälde im Sankt-Markus-Kloſter auf, wobei er Gelegenheit hatte, die würdigſten Männer ſeines Ordens zu verherrlichen. Er ſtellte einen Baum vor, neben deſſen Stamme der heilige Dominikus ſtand: an den Zweigen hiengen in runden Rahmen die Bildniſſe ſeiner ausgezeichnetſten Nachfolger, welche die Ordensbrüder von entlegenen Orten herbeigeſchafft hatten. Nachher verzierte er mit ſeinen Gemälden verſchiedene Kirchen in mehreren Städten Italiens; unter andern in Cortona und Orvieto. Der Pabſt Nikolaus der Fünfte berief ihn nach Rom, und ließ ihn im Vatikan die Kapellen des heiligen Laurentius und des Sakramentes malen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ihn der Pabſt häufig, und gieng vertraulich mit ihm um; die Einfalt, Demuth und Frömmigkeit des kunſtreichen Mannes erwarben ihm die Liebe des Pabſtes, und als während dieſer Zeit das Erzbisthum in Florenz erledigt ward, ſo wollte ihn Nikolaus mit dieſer Würde bekleiden. Kaum hatte Johann dieſes erfahren, als er den Pabſt inſtändig bat, ihn deſſen zu überheben: er fühle ſich nicht berufen, ein ganzes Volk zu regieren, er ſei gewohnt zu gehorchen, nicht Andere zu lenken, bei welcher Lebensweiſe auch die Gefahr des Irrthums geringer ſei. Hierauf nannte er als den würdigſten einen andern Mönch des Prediger-Ordens, Fra Antonio, welcher dann auf ſeinen Vorſchlag zur erzbiſchöflichen Würde erhoben ward, und ſie löblich verwaltete.

In ſolchen Geſinnungen lebte Johann von Fieſole, mit ſtillem Gemüthe unabläßig darauf gerichtet, die Schönheit der geiſtigen Welt ſichtbar aufzufaßen, durch ſtrenge Mäßigkeit ſich zur Betrachtung vorbereitend, mit wenigem genügſam, geduldig und vertragſam unter ſeinen Ordensbrüdern, ein Tröſter der Armen, ein Freund aller Menſchen. Er ſtarb im acht und ſechszigſten Jahre ſeines Alters (1454) in Rom, und ward nach ſeinem Tode ſelig geſprochen, und durch die Beinamen: der ſelige Bruder Johannes (Beato Fra Giovanni), und der engliſche Bruder (Fra Angelico), geehrt. Sein Bildniß zeigt uns einen würdigen Greis mit kahlem Haupte, die gewölbte bilderreiche Stirn und das große Auge betrachtend geſenkt, voll milden Ernſtes, und ohne irgend eine Miſchung von Trübſinn oder düſterer Strenge.

Bei der klöſterlichen Abgeſchiedenheit, worin Johann von Fieſole lebte, und da er aus der Malerei zwar ſeinen zweiten Beruf, aber doch kein eigentliches Gewerbe machte, darf es uns nicht wundern, daß er keine große Anzahl von Schülern erzogen. Baldinucci hat von ihm gewiſſermaßen die venetianiſche Schule ableiten wollen, indem Johann von Fieſole der Lehrer des Gentile da Fabbriano geweſen ſein ſoll, welcher wiederum Meiſter des Jakob Bellini ward. Lanzi erinnert hiegegen, daß es ſich nicht mit der Zeitrechnung vertrage. Der einzige unbeſtrittene Schüler unſers Meiſters, von dem man noch Werke kennt, iſt Benozzo Gozzoli; deſſen zahlreiche und verhältnißmäßig wohl erhaltene Gemälde die Hauptzierde des Campo ſanto in Piſa ſind. Die heitere Farbenpracht des Johann von Fieſole, ſo wie ſeine erfindſame Mannichfaltigkeit in architektoniſchen Hintergründen, wovon wir auf den Nebenbildern des vorliegenden Gemäldes Proben im Kleinen ſehen, konnte Benozzo Gozzoli unter der hohen Säulenlaube des piſaniſchen Kirchhofes nach einem großen Maßſtabe entfalten, und hat es beſonders in der Vorſtellung des babyloniſchen Thurmbaues bewundernswürdig gethan. Auch die Wahrheit, und man könnte ſagen, die ungeſchminkte Aufrichtigkeit in den Geberden der Handelnden hat er von ſeinem Meiſter geerbt, in der Anmuth und zarten Gemüthlichkeit hat er ihn vielleicht nicht ganz erreicht.

Nur weniges von den Werken des Johann von Fieſole iſt im Kupferſtich erſchienen. Mir iſt nichts bekannt geworden außer einem ſchlecht geſtochenen Blatte in der Etruria pittrice *) und der Kapelle Nikolaus des Fünften in Umrißen **), welches aber nur eine rohe Arbeit iſt. Dieſe Vernachläßigung iſt begreiflich. Bei ihrem Aufkommen war die Kupferſtecher-Kunſt vorzugsweiſe auf die Werke der großen gleichzeitigen Meiſter gerichtet, und nachher wurde das Verdienſt der älteren Maler gänzlich verkannt. Obige Kapelle war dergeſtalt in Vergeßenheit gerathen, daß die Schlüßel dazu fehlten, und Bottari, der römiſche Herausgeber des Vaſari (im Jahr 1769) bemerkt, er habe, um die Bilder zu betrachten, zum Fenſter hineinſteigen müßen.

Das vorliegende Gemälde iſt im königlichen Muſeum zu Paris befindlich, wo es zuerſt unter einer Sammlung von Bildern aus verſchiedenen alten Schulen zu Anfang des Jahres 1815 nur auf kurze Zeit öffentlich ausgeſtellt wurde ***). Seit den Einbußen, welche das Muſeum erlitten, hat es in der Galerie des Louvre ſelbſt Platz gefunden. Ehemals zierte es die Sankt-Dominikus-Kirche zu Fieſole, und Vaſari beſchreibt es folgendergeſtalt:

---

*) T. I. No. XVII.

**) Le Pitture della Capella di Nicolo V, opere del beato Giovanni Angelico da Fiesole esistenti nel Vaticano. Disegnate ed incise a contorni da Francesco Giangiacomo Romano. In 16 rami. Roma 1810. fol.

***) Notice des Tableaux des écoles primitives de l'Italie, de l'Allemagne, et de plusieurs autres Tableaux de différentes écoles, exposés dans le grand salon du Musée Royal. Paris 1815, p. 40..45.

'Aber unter allen Werken, welche Fra Giovanni an's
'Licht gebracht, übertraf er ſich ſelbſt, und bewies ſeine hohe
'Vortrefflichkeit und Einſicht in die Kunſt an einer Tafel,
'welche in derſelben Kirche (San Domenico di Fiesole), neben
'der Thüre, wenn man hineintritt zur Linken, befindlich iſt.
'Auf ſelbiger Tafel krönt Jeſus Chriſtus Unſere Liebe Frau,
'inmitten eines Chores von Engeln, und unter einer unend-
'lichen Menge von Heiligen, ſo Männern als Frauen, welche
'ſo zahlreich und ſo wohl ausgeführt ſind, in ſo mannich-
'faltigen Stellungen, und mit ſo verſchiedenem Ausdruck der
'Köpfe, daß man unglaubliche Freude und Süßigkeit bei ihrem
'Anblick empfindet; ja es ſcheint, als wenn dieſelbigen Geiſter
'im Himmel nicht anders ſein könnten, oder vielmehr, wenn
'ſie Körper hätten, müßten ſie ſo geſtaltet ſein. Denn alle
'dieſe heiligen Männer und Frauen ſind nicht bloß lebendig,
'mit zarten und ſüßen Geberden abgebildet, ſondern die ganze
'Färbung des Werkes ſcheint von der Hand eines Heiligen
'oder Engels zu ſein, wie ſie denn auch wirklich iſt; weshalb
'mit gutem Grunde dieſer fromme Ordensbruder allezeit
'Frate Giovanni Angelico benannt worden iſt. Ferner die
'Geſchichten von Unſerer Lieben Frauen, und dem heiligen
'Dominikus, die im untern Rahmen des Bildes ſtehen, ſind
'in ihrer Art göttlich, und ich für mein Theil kann ver-
'ſichern, ich ſehe dieſes Werk niemals, ohne daß es mir als
'ein neues Weſen erſcheint, und ich ſcheide davon, ohne mich
'je erſättigen zu können.'

Ich habe dieſe ſo richtig gefühlte Beſchreibung aus dem Buche, welches immer die Grundlage der italiäniſchen Kunſtgeſchichte während der großen Jahrhunderte bleibt, in einer wörtlich genauen Uebertragung hergeſetzt, zuvörderſt weil ſie alle Zweifel über den Urheber und die Aechtheit des Bildes wegräumt; dann weil ſie beweiſet, daß es einen ſehr hohen Rang unter den Werken des Johannes einnimmt. Denn Vaſari hatte dieſe faſt ſämmtlich vor Augen, und zwar noch in ihrer völligen Friſche, ehe ſie durch den Verlauf der Zeit und Verwahrloſung beſchädigt oder gar zerſtört waren. Die Geſchichten von der Mutter Gottes, deren Vaſari erwähnt, beſchränken ſich freilich auf die am Grabe des Heilandes ſitzende Jungfrau, auf dem vierten kleinen Bilde. Dieß darf uns nicht irren: es iſt eine von den nicht ganz genauen Angaben, deren dem Vaſari ſo manche entſchlüpft ſind, ohne daß dadurch der Werth ſeines Buches weſentlich vermindert würde.

Das Bild iſt in ſeiner größten Höhe 6⅓ Pariſer Fuß hoch. Unſere Leſer werden ſich einen anſchaulichen Begriff von der Größe des Ganzen machen können, wenn wir bemerken, daß die Köpfe auf den beſondern Blättern, und die kleineren Bilder genau nach dem Maße des Urbildes geſtochen ſind. Die Tafel worauf es gemalt, iſt aus drei Stücken zuſammengefügt, und ganz vergoldet geweſen. Auf dieſem Goldgrunde ſind die mit Eyweiß angefeuchteten Waßerfarben aufgetragen, denn das Bild iſt vor Verbreitung der Oelmalerei in Italien verfertigt. Die Heiligenſcheine und die übrigen beträchtlichen goldenen Zierraten an den Gewändern ſind ausgeſpart, und auf dieſe Art kommt der Goldgrund vielfältig zum Vorſchein. Der verſchwenderiſche Gebrauch des Goldes, welchen die ältere Malerei von den Moſaiken der griechiſchen Kirche überkommen hatte, und wodurch der Maler hier den Glanz des himmliſchen Lichtes vorzuſtellen gedachte, bewirkt auf den erſten Anblick, es iſt nicht zu leugnen, eine befremdliche Störung. Der obere Raum zu beiden Seiten des Thrones, wo allein die freie Luft zum Vorſchein kommt, iſt dunkelblau; alsdann folgen in dichtem Gedränge die Engel und Heiligen bis auf den Vordergrund hinunter. Jeder Kopf iſt aber durch den Heiligenſchein, welcher ihn rings umgiebt, abgeſondert; dieſe Unterbrechung gönnt dem Auge nirgends Ruhe, und neben dieſem ſonnigen Glanze des Goldes erſcheinen die übrigen Farben, wie heiter ſie auch an den Geſichtern, wie prächtig an den Gewändern ſein mögen, gewiſſermaßen nur als Schatten. Die Heiligenſcheine ſind auf eigene Weiſe behandelt: die Zierraten davon ſind nämlich vermittelſt metallener zirkelrunder Formen dem Goldgrunde eingeprägt: man bemerkt deutlich die Vertiefungen in der Oberfläche des Holzes; und einige dergeſtalt eingedrückte Vertiefungen ſind wiederum mit Farben ausgefüllt, um Sapphire, Rubinen, und andere Edelgeſteine nachzuahmen, dergleichen man den irdiſchen Kronen einzufügen pflegte. Die Verſchiedenheit der Muſter zeigt, daß der Künſtler ſich nicht mit einer einzigen Form begnügte, ſondern eine Menge gebrauchte, ſo daß dieſer der Malerei fremde Schmuck einen beträchtlichen Aufwand von Mühe und Vorkehrungen erfordert haben muß. Die Glorie erſcheint demnach nicht als ein ſchmaler ätheriſcher Lichtkreiß, der die Scheitel wagerecht oder ſchräg umgiebt, ſich mit dem Haupte bewegt, und alſo auch den gleichen Verkürzungen wie alles übrige Sichtbare unterworfen iſt; ſondern, wie auch die Köpfe vorwärts, rückwärts oder ſeitwärts geneigt ſein mögen, der Heiligenſchein ſteht immer ſenkrecht, und umgiebt ſie mit einem breiten goldnen Kreiſe, innerhalb deſſen der Goldgrund bis an die Umriße der Geſichter tritt.

Was die Farben betrifft, ſo haben wir Urſache zu glauben, daß ſie beträchtlich ausgeblaßt ſind, nicht etwa durch irgend eine beſondere Beſchädigung, ſondern bloß vermöge der Wirkung der Zeit und der urſprünglichen Miſchung der Beſtandtheile. Einige Engelsköpfe zunächſt am Throne, welche ſich zufällig friſcher als die übrigen erhalten haben, geben uns einen Maßſtab für die Wärme und Kraft des Malers in der Färbung des Fleiſches. So wie aber die Farben jetzt in ihrer Geſammtheit daſtehen, nehmen ſie ſich einigermaßen grell aus, ohne doch recht kräftig zu ſein. Dieß rührt von der eigenthümlichen Behandlung her: der Künſtler hat durchaus die Wirkung der Widerſcheine nicht gekannt, oder ſie wenigſtens nicht in ſeine Nachahmung aufgenommen. Die verſchiedenen Farben der Gewänder ſtehen neben einander, ohne von ihren Umgebungen Einflüße zu empfangen, oder ſie ihnen zurückzugeben. Sie behaupten ſich überall in ihrer Reinheit: die Schatten ſind nicht durch Trübung, durch Verſetzung mit Schwarz oder Braun hervorgebracht, ſondern bloß durch Verdickung desſelben Pigments; die ſtärkſten Lichter ſind mit Weiß aufgehöht, aber um alle Härte zu vermeiden, iſt dieſes Weiß mit äußerſt feinen Pinſelſtrichen wie ſchraffiert aufgetragen. Man muß den Künſtler bewundern, welcher dennoch ſeinen Geſtalten ſo viel Rundung zu geben wußte; allein die frühe Gewöhnung des Miniaturmalers, im alten Sinne des Wortes, iſt darin nicht zu verkennen.

Die Anordnung iſt ſehr verſtändig: ſie vereinigt jene Symmetrie, welche den Eindruck einer feierlichen Handlung gewährt, mit lebendiger Fülle und Mannichfaltigkeit; der Künſtler hat dabei gründliche Kenntniß der Linien-Perſpektive bewieſen. Das Gerüſte des Ganzen iſt architektoniſch. Es ſtellt eine die ganze Breite des Gemäldes einnehmende und zu beiden Seiten in's Unbeſtimmte hin zu verlängernde Stiege von neun Stufen vor: dieſe Stiege führt zu dem in der Mitte befindlichen Throne hinauf, welcher oben eine ſechseckige Fläche bildet. Die drei zurücktretenden Seiten des Thrones ſind von reich bekleideten Wänden umgeben, die drei vorſpringenden Seiten von einem Thronhimmel mit gothiſchen Spitzbogen überwölbt. Zu dieſem Thron führt ein gleichfalls dreiſeitiger Vorſprung der Treppe, deſſen vordere Seite den großen Seitenflügeln parallel dem Beſchauer gerade gegenüber liegt, während die Nebenſeiten rechts und links ſchräg ablaufen. Der winklichte Ausſchnitt des Gemäldes am obern Rande ſtimmt hiemit überein: man darf dieſe Linie nur in Gedanken vorwärts neigen, ſo hat man die Form des ganzen Baues.

Der Maler hat den Geſichtspunkt gegen die Gewohnheit ſeiner Zeit niedrig angenommen, denn der Horizont des Bildes läuft an dem untern Rande der vorſpringenden Treppe hin. Die architektoniſche Vorausſetzung gab ihm das Mittel an die Hand, ſeine Geſtalten im engſten Gedränge dennoch ſtufenweiſe über einander erhöht gehörig erſcheinen zu laßen. Die Engel ſtehen oben zu beiden Seiten des Thrones, auf den Stufen hinabwärts ſind Erzväter, Apoſtel und Heilige geordnet; den Vordergrund, ein Eſtrich vor der Treppe, nehmen knieende Heilige ein. Nur die vorſpringenden Stiegen, aus geädertem Marmor von verſchiedenen Farben, ſind leer von theilnehmenden Zuſchauern gelaßen: hier iſt bloß die Jungfrau zu dem Sitze ihres Sohnes ſeitwärts hinangeſtiegen. Auf ſolche Art iſt die Haupthandlung gehörig abgeſondert und eingefaßt; nichts ſtört hier den hinanſtrebenden Blick des Betrachters, und der Künſtler hat zugleich ſorgfältig Rechenſchaft davon abgelegt, wie die umher verſammelten gemalten Zeugen ungehindert der Krönungsfeier zuſchauen können, welche den Gegenſtand des allgemeinen Entzückens ausmacht.

Wenn wir uns nun zu den einzelnen Geſtalten wenden, ſo müßen wir zuvörderſt die Erfindſamkeit des Künſtlers bewundern, der bei einem Gegenſtande, wobei eigentlich keine Entgegenſetzung der Charaktere ſtattfindet, und ein verwandter Ausdruck der liebevollen Freude und ſtillen Seligkeit auf allen Geſichtern erfordert wird, eine ſo große Mannichfaltigkeit innerhalb der Gränzen des Würdigen und Schönen zu erſchaffen wußte. Man wird nicht ſagen können, daß irgend ein Kopf den andern wiederhole. Und dieſe Mannichfaltigkeit erſtreckt ſich nicht bloß auf die Züge und den ſeelenvollen Blick, ſondern auch auf den Wuchs und die Anordnung der Haare, und auf den Bartwurf, welcher meiſtens von ungemeiner Schönheit iſt; endlich auf die Geberden und Stellungen. Durch die Anordnung des Ganzen hatte der Maler ſich den Vortheil geſichert, Geſtalten in allen Richtungen, ganz von vorn, ſeitwärts gewandt, und vom Rücken her zeichnen zu können, während ſie doch alle auf die Haupthandlung im Mittelpunkte gerichtet ſind.

Die Augen ſind immer beſeelt und von großer Klarheit, aber nicht immer ganz richtig gezeichnet: der Augenſtern erſcheint an Profilköpfen mit einer breiteren Rundung als er billig haben ſollte. Hüten wir uns jedoch, dieſes ſofort der Unkunde des Malers beizumeßen. Wir können vortrefflich geſchnittene Steine aus der Zeit der erſten römiſchen Kaiſer anführen, woran ſich derſelbe Fehler, oder wenn man lieber will, dieſelbe Licenz in Abbildung des Auges bemerken läßt. Es iſt als ob Johann von Fieſole ſich nicht gern entſchloßen hätte, den Augenſtern in einer Verkürzung zu malen, wodurch er ſeine Durchſichtigkeit und Empfänglichkeit für das Licht großentheils einbüßt.

Der Ton der Fleiſchfarbe hat viel Wahrheit, und wenn man auf die Wirkung des Verbleichens Rückſicht nimmt, ſo muß ſie urſprünglich auch von großer Wärme geweſen ſein. Die jugendlichen und weiblichen Hände ſind von ſehr zierlichen Formen; die Hände ſind durchgehends in ungezwungenen und zum Theil ſprechenden Bewegungen vorgeſtellt. Nur die Linke der heiligen Magdalena, welche das Salbengefäß hält, iſt nicht zum glücklichſten gerathen. Auf den erſten Blick glaubt man, das Gefäß müße herunter fallen, bis man ſich erinnert, daß der Geſichtspunkt beträchtlich tiefer liegt.

Die Zeichnung des Nackten iſt nicht die Stärke unſers Meiſters. Der Leib des Heilandes auf dem kleinen Bilde der Auferſtehung iſt mager und hölzern; etwas freier und lebendiger, wiewohl ſchmächtig, ſehen wir dieſelbe Geſtalt auf dem Bilde der Geiſelung am Gewande des heiligen Nikolaus. Die damals üblichen Gegenſtände der Malerei machten dem Künſtler nur in wenigen Fällen die Aufgabe unbekleidete Körper darzuſtellen; die Sitten und Kleidertrachten waren der Beobachtung der Natur in dieſem Stücke nicht günſtig; einen Geiſtlichen entfernten vollends ſeine Begriffe von Zucht und Sittſamkeit hievon, und eigne Veranſtaltungen für die Kunſt um jenem Mangel abzuhelfen, gab es noch nicht. Die Wiſſenſchaft der Anatomie iſt dem Johann von Fieſole völlig fremd geblieben; an den wenigen nackten Theilen, die er uns zeigt, dem Geſichte, dem Halſe, den Händen, hat er treulich beobachtet und nachgeahmt was auf der Oberfläche erſcheint: aber man kann nicht ſagen, daß ſeine Zeichnung von den Werkzeugen der Bewegung, die unter der Haut verſteckt liegen, und dem innern Bau der Theile eine beſtimmte Rechenſchaft ablege. Auf dem ganzen Hauptbilde findet ſich kein unbekleideter Arm, ja was noch auffallender iſt, weder ein bekleideter noch unbekleideter Fuß.

Dagegen beſaß Johann von Fieſole eine große Meiſterſchaft in den Gewändern. Die Stoffe ſind zwar nicht durch ihren eigenthümlichen Glanz und ihre Art das Licht einzufangen und zurückzuwerfen, wohl aber durch ihren Fall und den Bruch der Falten, von dem ätheriſchen Schleier der Jungfrau an, bis zu dem ſchweren damaſtenen Mantel des heiligen Nikolaus, gehörig unterſchieden. Die königlichen, biſchöflichen und geiſtlichen Ordens-Gewänder haben in der Fülle eine gewiſſe majeſtätiſche Einfachheit: die weibliche Bekleidung, und beſonders die der Engel aus leichteren Stoffen gewebt, iſt anmuthig geordnet. Die langen Gewänder der Engel ſind gegürtet, aber dergeſtalt, daß ein Ueberſchlag den Gürtel verbirgt: hiedurch wird die Einförmigkeit der gleichmäßig herabwallenden Falten vermieden, und die Schlankheit der Geſtalten hervorgehoben. Ueberhaupt iſt in dem Faltenwurf nirgends etwas Steifes oder ängſtlich zurecht Gelegtes: Alles iſt durch die gegenwärtige oder vorhergehende Bewegung beſtimmt. Auch finden ſich keine von jenen ſtörenden Querfalten, welche den Gang der Glieder unterbrechen.

Beſchauer, welche an die Darſtellungen der neueren Malerei gewöhnt ſind, werden vielleicht dem Maler einen Vorwurf daraus machen, daß er eine Handlung, welche im Mittelpunkte des Empyreums gedacht werden muß, auf ſo irdiſche Weiſe abgebildet habe: eine ſteinerne Schaubühne; keine ſchwebenden oder fliegenden Geſtalten; alle ganz körperlich, ſitzend, ſtehend oder knieend, den Geſetzen der Schwere unterworfen; bloß die Beleuchtung eines gewöhnlichen Tages; nirgends ein Ausblick in die Glorien des Himmels. Ein Dichter, wie Dante, kann freilich ſeine Hörer zu immer leuchtenderen Sphären hinauf entrücken, die verklärten Geſtalten durch umhüllende Ausſtrahlungen hindurch zeichnen, und zuletzt Alles in einem Ocean von Licht verfließen laßen: denn das innere geiſtige Auge kennt keine Blendung. Der Maler hingegen, der für den ſinnlichen Blick arbeitet, welchen Schwung auch ſeine Einbildungskraft nehme, wird ſchwerlich den irdiſchen Vorausſetzungen entgehen können. Das Licht auf der Tafel kann nur durch den Gegenſatz der Schatten fühlbar gemacht werden. Die Geſtalt erſcheint nur durch Farbe, und alle Farbe iſt Trübung des Lichtes; ſobald die Figuren nicht in ſchwebender Bewegung ſind, ſobald ſie ruhen, erfordern ſie eine Unterlage: dazu hat man in den ätheriſchen Regionen Wolken erſonnen. Aber auch die Wolken gehören der Atmoſphäre des Erdkreiſes an; ſchon bis zu den Gipfeln der höchſten Berge erheben ſie ſich nicht, und der Himmel ſtrahlt dort in tiefem ewig ungetrübtem Blau. Vielleicht iſt es alſo beßer, wenn der Maler ſich auf den Kampf mit ungleichen Waffen gar nicht einläßt, und nicht erzielen will was ihm dennoch unerreichbar bleibt. Die alten Maler zogen überhaupt nicht gern in das Gebiet ihrer Kunſt, was nicht eine beſtimmte Form hat. Sie wißen nichts von Luftperſpektive, und ſchildern die Gegenſtände der Fernen nicht in verſchwimmender Dämmerung, ſondern nur verkleinert, ſonſt eben ſo deutlich und ſtrenge umgränzt wie das Naheliegende. Sie malen keine Maſſen von grünem Laube, ſondern einzelne Zweige und Blätter; geben dem mannichfaltigen Wuchſe der Bäume gern eine gewiſſe Regelmäßigkeit, und wählen am liebſten ſolche, denen ſie ſchon in der Natur eigen iſt, wie die Palme und Cypreſſe.

In der Art nun, wie Johann von Fieſole eine ſo hohe und geheimnißvolle Handlung gefaßt hat, offenbart ſich jene kindliche Sinnesart, welche die himmliſchen Dinge auf menſchliche Weiſe begreift: eine Sinnesart, welche in der Herablaßung, womit ſich die heilige Schrift vertraulicher Gleichniſſe bedient, ihre Rechtfertigung findet. Alles iſt nach der Art einer Krönung unter Sterblichen gedacht. Eine hohe, und dennoch demüthige Fürſtin, die Kaiſerin des Himmels, wie unſere Dichter des Mittelalters ſie nannten, wird nach langer Entfernung aus ihrer Heimat von ihrem geliebten und liebenden Sohne empfangen, und zu gleicher Würde mit ihm erhoben. Der Thron iſt verziert wie der eines ſterblichen Monarchen; nur die neun Stufen dürften eine Anſpielung auf die Zahl der himmliſchen Sphären ſein. Die bewährteſten und geehrteſten Diener des Reiches ſtehen umher als Zeugen, in ehrerbietiger Freude und Erwartung, oder auch ſich unter einander über das frohe Ereigniß beſprechend. Eine frohe Muſik begleitet und verkündigt den feierlichen Augenblick.

Die Jungfrau kniet auf der oberſten Stufe vor dem Thron, vorwärts geneigt, die ſchönen Hände über der nur leiſe angedeuteten weiblichen Bruſt gefaltet, mit derſelben innigen und liebevollen Ergebung, womit ſie die erſte Botſchaft des Engels empfieng. Nichts geht über die Zartheit und Anmuth dieſer hingehauchten Geſtalt, über die Klarheit des unſchuldigen Hauptes. Sie iſt mit königlichem Schmuck angethan: ein luftiger Schleier fällt beſcheiden auf ihre Stirn, läßt aber die blonden Haarflechten durchſcheinen, und verhüllt nicht die Form des Kopfes. Der rothe Leibrock kommt nur an den Aermeln zum Vorſchein; über dieſem trägt ſie ein weites blaues Gewand, das, an den Seiten offen, die Arme frei läßt; dann den königlichen Mantel, der von den

Schultern bis über die Füße herabwallt, und violett oder purpurn geweſen, aber leider ſehr verblichen iſt.

Der Heiland hat ſich zur Linken des Thrones geſetzt, um ſeiner Mutter den Platz zu ſeiner Rechten frei zu laßen. Er iſt nach hergebrachter Weiſe mit einem rothen Leibrock und blauen Mantel bekleidet. An den Aermeln kommt blaues Unterfutter zum Vorſchein; unter dem aufgeſchlagnen Mantel Grauwerk, welches zwar unvollkommen ausgedrückt, aber an der ſchichtenweiſe helleren und dunkleren Farbe erkennbar iſt. Dergleichen bemerkt man auch unter dem Obergewande der Jungfrau. Es iſt hiebei nicht an das irdiſche Bedürfniß einer warmen Bekleidung zu denken; ſondern Pelzwerk gehörte im Mittelalter, ohne Rückſicht auf die Jahreszeit, zum feſtlichen Schmuck: dieß beweiſen viele Miniaturen in den Ritterbüchern, und wo ſonſt die damaligen Trachten dargeſtellt werden.

Die Geſtalt des Heilandes iſt nicht in gleichem Grade gelungen, wie die der Maria; man möchte jener etwas mehr Kraft und Jugend wünſchen: die Spuren des menſchlichen Leidens ſcheinen in den Geſichtszügen noch nicht ganz verwiſcht zu ſein. In dem ganzen Weſen Jeſu iſt etwas Väterliches, und es fällt ſchwer, ihn ſich als Sohn zu denken. Er hält die Krone beſonnen auf beiden Händen, um ſie ſo ſanft als möglich auf das geliebte Haupt herabzuſenken.

Der Engel ſind zu jeder Seite des Thrones zwölf, wenn man die mitzählt, welche von den vorn ſtehenden faſt ganz verdeckt werden. Sie ſind alle als Knaben, ſchon dem Jünglingsalter nahe, mit lockigem Haar, langen wallenden Gewändern, und großen purpurnen Fittigen vorgeſtellt. Ueber der Scheitel haben ſie ein rothes Flämmchen. Einen einzigen ausgenommen, der zur Rechten des Thrones anbetend ſteht, ſind die übrigen, deren Handlungen ſich wahrnehmen laßen, insgeſammt damit beſchäftigt, den feſtlichen Augenblick durch Muſik zu feiern und zu verkündigen. Die, welche auf Blaſe-Inſtrumenten ſpielen, ſtehen weiter zurück: zwei lange Poſaunen erheben ſich zu beiden Seiten des Thrones in die azurne Luft; andre durchkreuzen ſich in verſchiednen Richtungen, um anzudeuten, daß der durchdringende Poſaunenſchall den Gegenſtand des allgemeinen Jubels in alle Fernen und Richtungen des Himmels verbreiten ſoll. Es iſt unverkennbar, daß einige von dieſen Engeln ſowohl durch die dunklere Farbe und das krauſere Haar, als durch die geſchwollenen Lippen und die etwas eingedrückte Naſe als Mohrenknaben bezeichnet ſind. Dieſer ſeltſame Gedanke ſcheint durch eine Sitte des irdiſchen Lebens veranlaßt, da man bei öffentlichen Aufzügen die lärmende Muſik der Pauken und Trompeten, um ſie deſto auffallender zu machen, wohl durch Menſchen aus fremden Welttheilen ausüben läßt. Die edelſten und ſchönſten Geſichtszüge hat der Maler für diejenigen Engel aufgeſpart, welche auf allerlei Saitenſpiel eine ſanftere Muſik anſtimmen. Vier von ihnen ſind im Kupferſtich auf beſondern Blättern wiederholt: lauter Knabengeſtalten voll lieblicher Unbefangenheit und ſeliger Unſchuld. Sie rühren die Saiten mit einer anmuthigen Nachläßigkeit, als wäre Harmonie ihre eigne Natur; der letzte, welcher eine Art von Geige ſpielt, und etwas hineinwärts gewandt iſt, ſcheint wie freudetrunken und verliebt in die Töne, welche er ſeinem Inſtrumente entlockt. Ihre ganz ſichtbaren Gewänder ſind von vorzüglich heiteren Farben: hellblau und hellroth, zu jeder Seite des Thrones in umgekehrter Ordnung.

Außer den Blaſe-Inſtrumenten beſteht das Concert aus einer kleinen Orgel, einem Tamburin, einer Handtrommel, zwei Cithern und zwei Geigen von verſchiedener Form. Es iſt zu verwundern, daß der Maler nicht ein Saiten-Inſtrument angebracht hat, welches lateiniſch psalterium, von unſern alten Dichtern 'Rotten' genannt wird, und häufig in Abbildungen aus dem Mittelalter vorkommt. Vielleicht war es damals ſchon aus dem Gebrauch gekommen.

Der verſammelten Heiligen ſind zur Linken des Beſchauers achtzehn, zur Rechten zwei und zwanzig: unter dieſen letzteren ſind aber zwei weibliche Geſtalten ſo verdeckt, daß nur der Mund und ein Theil der Wangen der einen zwiſchen der heiligen Katharina und Agnes, von der andern Hals und Kinn hinter der heiligen Agnes, zum Vorſchein kommt. Sie laßen ſich alſo nicht näher beſtimmen, werden nur mit Mühe bemerkt, und ſcheinen bloß zur Ausfüllung des leeren Raums da zu ſein. Man ſieht, der Maler hat keine ängſtliche Symmetrie in dem lebendigen Gedränge beobachtet.

Den Zug eröffnen gleichſam zu oberſt auf den Stufen zwei Männer des alten Bundes: rechts vom Throne Moſes, bejahrt und mit dem Ernſt des Geſetzgebers, gegenüber David mit der Königskrone, und begeiſtert erhobenem Blick. Ohne Zweifel hat uns Johann von Fieſole durch die Wahl dieſer beiden das Weſen des geſammten alten Bundes, das Geſetz und die Propheten, vergegenwärtigen wollen. Eben ſo ſtehen, zunächſt bei jenen, die beiden vornehmſten Gründer der chriſtlichen Kirche, die Apoſtel Petrus und Paulus, einander gegenüber. Auch die übrigen Lehrer des neuen Bundes ſind mit Sinn geordnet, jeder hat ſein eigenthümliches Gepräge; da jedoch die Geſtalten einander zum Theil verdecken, und die hergebrachten Attribute nicht immer beigefügt werden konnten, ſo hat der Maler die Inſchriften auf den Heiligenſcheinen zu Hülfe genommen, um ſie kenntlich zu machen. Zur Linken des Beſchauers ſteht ganz oben, vor dem Moſes, Johannes der Täufer, zunächſt an ihm Petrus mit ſeinen Schlüſſeln, hinter dieſem Andreas mit dem ſchrägen Kreuz; eine Stufe weiter unten Bartholomäus, ebenfalls mit dem Werkzeuge ſeines Märterthums in der Hand, vor ihm der jüngere Jakobus, und voran der Evangeliſt Johannes, mit wallendem weißem Haar und Bart, in den Händen ein aufgeſchlagenes Buch und eine Feder, in ehrwürdigem Greiſenalter, als in welchem er ſein Evangelium und das Buch der Enthüllung abgefaßt hat. Unter dieſem ſteht Sankt Markus mit einem Buch, und vor ihm Simon der Prediger. Dann folgen Kirchenlehrer und Heilige der ſpäteren Jahrhunderte.

Auf der andern Seite ſteht hinter David der Apoſtel Matthias, Thaddäus hinter dem heiligen Paulus; eine Stufe niedriger voran der ältere Jakobus, als Wanderer mit ſeinem Pilgerſtabe; hinter ihm Philippus und der Evangeliſt Matthäus, und damit endigt hier die Reihe der Apoſtel.

Wir gehen zur untern Hälfte des Bildes auf der linken Seite des Beſchauers über. Der Maler hat natürlich den Stifter ſeines Ordens beſonders hervorgehoben. Der heilige Dominikus ſteht voran, in ſeinem Ordensgewande, das aber hier in der Verklärung mit goldenen Sternen beſäet iſt; ein Stern ſchwebt über ſeiner Scheitel; in der Linken hält er einen Lilienzweig, in der Rechten ein aufgeſchlagenes Buch, worin man auf Lateiniſch ſein geiſtliches Vermächtniß, nämlich die letzte Ermahnung des Sterbenden an ſeine Schüler, und eine Anrufung dieſer an ihren Schutzheiligen lieſet *).

---

*) Mit Wegnahme der Unregelmäßigkeiten, welche theils aus der damals üblichen Schreibung, theils aus der italiäniſchen Aus-

Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt eine feurige entzückte Andacht. Dieſelben Züge kommen auf allen den kleinen Bildern genau ſo wieder, und wir dürfen verſichert ſein, das wahrhafte Bildniß des heiligen Dominikus, oder wenigſtens das zur Zeit des Johann von Fieſole für ächt geltende vor uns zu ſehen. Hinter ihm ſteht der heilige Auguſtinus, durch ſeine Tracht als Biſchof, durch die Feder als Kirchenlehrer kenntlich gemacht. Auf dem vorderen Raume knieend folgen auf einander vom Rande gegen die Mitte zu: der heilige Benediktus, Carolus Magnus, Thomas von Aquino, Sankt-Antonius, Sankt-Franciſcus, Sankt-Nikolaus, und eine ſiebente Geſtalt, die man nur vom Rücken her ſieht, und die wir aus Mangel an Attributen nicht zu benennen wißen: die Feder ſcheint einen Kirchenlehrer zu bezeichnen. Die geiſtlichen Ordens-Stifter ſind in der Tracht ihrer Regel, jedoch mit goldenen Zierraten abgebildet. Nach der italiäniſchen Ueberlieferung ſollen die Köpfe des heiligen Antonius, des Franciſcus von Aſſiſi und des Thomas von Aquino ebenfalls von wahrhaften Bildniſſen entnommen ſein. Wir haben kei-

---

ſprache einzelner Buchſtaben entſprungen ſind, lauten die Worte folgendermaßen:

> Haec sunt, quae vobis tantum, filii carissimi, hereditario jure possidenda relinquo: Caritatem habete, humilitatem servate, paupertatem voluntariam possidete.

* * *

O spem miram, quam dedisti
Mortis hora te flentibus,
Dum post mortem promisisti
Te profuturum fratribus.
Imple, pater, quae dixisti,
Nos tuis juvans precibus:
Quantum signis claruisti
In aegrorum corporibus.
Nobis gratiam facias Christi,
Aegris mederi moribus.
Imple, pater, quae dixisti;
Nos tuis juvans precibus,
Quantum signis claruisti
In aegrorum corporibus.

nen Grund dieß zu bezweifeln, da Vaſari bezeugt, Johann von Fieſole habe auf mehreren ſeiner Werke die Bildniſſe wirklicher ſowohl lebender als verſtorbener Menſchen angebracht; und es erhöhet den hiſtoriſchen Werth ſeines Gemäldes.

Die Stickereien auf dem Obergewande Karls des Großen erſcheinen auf unſerm Kupferſtiche als Bienen, im Original ſind ſie aber ein freier blumenartiger Zierrat. Wir bemerken dieß nur, damit man nicht etwa dem Maler eine Gelehrſamkeit zuſchreibe, die er nicht beſaß, oder ſich wohl gar auf ihn als einen Zeugen berufe: da man in neueren Zeiten behauptet hat, goldene Bienen ſeien das Merkzeichen der älteſten fränkiſchen Könige geweſen, woraus mit der Zeit die Lilien entſtanden. Die Krone iſt mit Lilien verziert. Die drei am Kragen des kaiſerlichen Mantels herabhängenden Kronen ſollen ohne Zweifel die kaiſerliche, die fränkiſche und die italiäniſche bedeuten.

Der heilige Thomas von Aquino hält ein aufgeſchlagenes Buch, worin auf dem einen Blatte der ambroſianiſche Lobgeſang, auf dem andern Verſe aus einem Pſalme ſtehen. Auf der Bruſt trägt er ein Kreuz in einer Strahlenkrone; das Buch ſtrahlt ebenfalls Licht nach allen Seiten aus.

Der heilige Nikolaus iſt mit der Pracht vorgeſtellt, die einem morgenländiſchen Biſchofe, und einem Heiligen gebührt, von welchem Wunder der Freigebigkeit erzählt werden. Die ſchweren Stoffe ſeiner faltigen Gewänder ſind grün, vielleicht als die Farbe der Hoffnung; auch die großen Blumen-Schnörkel, womit ſie ganz durchwirkt ſind, nur in verſchiedenen Abſchattungen derſelben Farbe. Die goldnen Kugeln am Boden neben ihm ſind eine Anſpielung auf die drei Beutel Goldes, die er einem armen Edelmann zuwarf, um deſſen drei Töchter auszuſtatten, welche dieſe eben der Verführung Preis zu geben im Begriffe war. Beſondere Bewunderung verdienen die kleinen Bilder, die auf dem Mittelſtreif des biſchöflichen Mantels geſtickt ſind, und die Paſſion des Heilandes vorſtellen. Der Maler hat ſeine Gedankenfülle in geiſtreichen Entwürfen bis zur Verſchwendung bewährt; jede dieſer Gruppen in ihrem engen Raume enthält den Keim eines vortrefflich geordneten Gemäldes. Auf dem unterſten Bilde, wo die Figuren in den Falten halb verloren gehen, ſind dennoch die in Schlaf verſunkenen Jünger, und der am Oelberg betende Heiland mit natürlichen Geberden geſchildert. Hierauf folgen der Judaskuß, die Verſpottung unter der Dornenkrone, die Geiſelung, und oben die Auferſtehung. Die Henkersknechte in dem Bilde der Geiſelung ſind meiſterlich charakteriſiert. Die pöbelhafte Geberde des einen, der ein Knie gegen die Hüfte des Heilandes ſtemmt, um die Bande ſchärfer anzuziehen, dürfte einem neueren Maler vielleicht zu gewagt ſcheinen; aber ſie iſt eben ſo keck gedacht, als frei und lebendig ausgeführt.

Rechts auf den unteren Stufen ſtehen drei Märtyrer mit Palmenzweigen in den Händen: zu oberſt Sankt Petrus Dominikanus, ein Schüler des heiligen Dominikus, mit noch blutrünſtigem Haupte; vor ihm der heilige Laurentius mit ſeinem Roſt, dann der heilige Stephanus; hinter ihnen Sankt-Georg, ganz gepanzert, und die Linke im Eiſenhandſchuh auf ſeinen Schild geſtützt; bieder und ehrenfeſt wie ein chriſtlicher und ritterlicher Krieger, ſonſt eben nicht mit dem Aeußern heldenmäßiger Kraft ausgeſtattet.

Auf dem vorderen Raume knieend ſind an dieſer Seite die weiblichen Heiligen ſittſam verſammelt, wie auch in irdiſchen Tempeln die frommen Frauen einen abgeſonderten Raum einnehmen. Außer den zwei faſt ganz verdeckten Geſtalten, deren wir oben erwähnten, wißen wir drei von ihnen nicht zu benennen: am Rande eine gekrönte Jungfrau mit einem Pfeil, dann noch zwei ſchöne jugendliche Köpfe hinter den andern: die bekannten ſind Agnes, Katharina, Klara, Cäcilia und Magdalena. Die heilige Agnes hegt ihr Lamm zärtlich in den übereinander gelegten Händen; ihr offner Mantel iſt durch den Gürtel gezogen, und bildet ſchöne Falten; ſie iſt beſcheiden horchend zur heiligen Katharina hinübergewandt. Dieſe, auf ihr Rad geſtützt, ſcheint über die frohe Begebenheit begeiſtert geſprochen zu haben: ihr Blick iſt voll ſchmelzenden Entzückens, die Augenſterne halb von dem oberen Augenliede verdeckt. Die heilige Anna, in der ihr eigenthümlichen Nonnentracht, hält die Hände mit freudigem Erſtaunen erhoben: der zurückgeſchlagene Sonnenſchleier fällt auf ihre Schultern herab, ein weißes Tuch umgiebt ihren Hals bis an das Kinn, und verſteckt ihre Haare. Die heilige Cäcilia iſt mit einem wunderſchönen Roſenkranze geſchmückt, vermuthlich in Anſpielung darauf, daß ſie gerade an ihrem Hochzeittage jene himmliſche Harmonie vernahm, welche ſie zur Entſagung auf irdiſches Glück begeiſterte. Die heilige Magdalena, ganz vom Rücken her abgebildet, iſt durch die aufgelöſten blonden Haare und das Salbengefäß kenntlich; doch iſt ihre Stellung nicht zufällig oder unbedeutend: ſie ſcheint, unbekümmert um alles Uebrige, mit inbrünſtiger Andacht dem Throne des Heilandes zugewandt zu ſein.

Ob die Wahl der vorgeſtellten Heiligen ganz von dem Künſtler abgehangen, oder ob ihm dabei die beſondere Andacht ſeiner Kloſterbrüder Manches vorgeſchrieben, läßt ſich nicht mit Gewißheit ausmachen; doch iſt das letzte wahrſcheinlich. So lange die Kunſt für den Gottesdienſt arbeitete, war dieß ja meiſtens der Fall, auch bei den Werken der größten Meiſter. Mengs hat über dieſe Art von Gegenſtänden, wo Heilige des alten und neuen Bundes, der Kirchengeſchichte und der Legende, um die Jungfrau anbetend verſammelt ſind, das Treffende geſagt, und den ungeſchickten Einwurf zurückgewieſen, daß dieſe Heiligen ja in verſchiedenen Jahrhunderten, und lange vor oder nach der Jungfrau Maria gelebt. Der Schauplatz iſt nicht auf Erden, im Himmel giebt es keine Zeitrechnung. Die Handlungen der Gottheit ſind ewig, und gar wohl konnten alſo die ſeligen Geiſter der Frommen aus den verſchiedenſten Zeitaltern in einer himmliſchen Viſion als Zeugen einer Begebenheit erſcheinen, welche ſich unmittelbar an die Himmelfahrt Mariä anſchließt.

Bei den kleinen Bildern im unteren Rahmen fällt freilich die Störung der häufigen Vergoldungen weg, ſie erſcheinen aber dennoch in einer gewiſſen Entfernung fleckig, weil der Maler die örtlichen Farben überall auf das treueſte nachgeahmt, ihre Gegenſätze aber nicht durch die Widerſcheine und das Helldunkel in Uebereinſtimmung zu bringen gewußt hat. Dazu kommen die vielen ſchwarzen und weißen Ordenskleider des Dominikus und ſeiner Schüler, deren Harmonie mit dem Uebrigen auch für den geſchickteſten Koloriſten eine ſchwierige Aufgabe ſein dürfte. Je mehr man aber dieſe Bilder aus der Nähe betrachtet, deſto mehr muß man ſie bewundern. Die mannichfaltigen Hintergründe haben nicht bloß das Verdienſt einer Linear-Perſpektive, ſondern es iſt darin eine Wirkung des Zurücktretens und der Vertiefung; die Anordnung iſt vortrefflich; die Handlung iſt jedesmal auf das klarſte und ſinnigſte gefaßt; die Geberden der Theilnehmer ſind eben ſo lebendig als natürlich, und der Ausdruck der Geſichter hat das eigenthümlichſte Gepräge nach den Altern, Ständen und Gemüthslagen der Handelnden.

Das erſte Bild zu unſrer Linken hat Bezug auf die Stiftung des Prediger-Ordens *). Als Dominikus im Jahr 1215 dem Pabſt Innocentius dem Dritten den Plan zu ſeinem neuen Orden vorlegte, fand er ihn einigermaßen ſchwierig. In der folgenden Nacht aber ſchien dem Pabſt in einem Traum die Kirche des Laterans Einſturz zu drohen: er ſahe dieß mit Bekümmerniß und Schrecken, als Dominikus herbeieilte, und den wankenden Bau ſtützte. Innocentius der Dritte, getroffen von der ſinnbildlichen Bedeutung ſeines Traumes, bezeugte ſich nun ſehr willig, die Unternehmung des frommen Eiferers, als der Kirche heilſam, auf alle Weiſe zu begünſtigen. Da dieſes wundervolle Geſicht die große Beſtimmung des Heiligen prophetiſch verkündigte, ſo wird die Reihe der Geſchichten ſchicklich damit eröffnet.

Der Pabſt liegt ſchlafend in der Engelsburg. Der Einfalt des Zeitalters wird man es verzeihen, daß er auch im Bette mit den Zeichen ſeiner Würde, der dreifachen Krone, einem geſtickten Mantel und zahlreichen Ringen an den Fingern angethan iſt. Uebrigens iſt die Lage des ruhig Schlafenden natürlich und voll Anmuth: die Linke ſtützt das jugendliche Haupt, die Rechte iſt gegen das Bett gedrückt; in dem ganzen Weſen des Pabſtes iſt eine gewiſſe majeſtätiſche Unſchuld.

Dominikus, voller Bekümmerniß, aber zugleich voller Entſchloßenheit, ſtürzt ſich dem vorwärts geſenkten Vorder-

---

*) Man vergleich über dieſe und die folgenden Geſchichten insbeſondere: Vita Sancti Dominici Confessoris, scripta per Theodoricum de Appoldia. Acta Sanctorum, Mensis Augusti, T. I. p. 562 sqq.

giebel des Laterans entgegen, um die wankenden Pfeiler zu ſtützen. Die Mauer hat einen Riß wie vom Erdbeben; auch der Thurm der Engelsburg, vermuthlich treu nach dem damaligen Zuſtande des Gebäudes abgebildet, iſt gefliſſentlich etwas ſchief geneigt.

Das zweite Bild zeigt uns das Innere der alten Sankt-Peters-Kirche nach byzantiniſcher Bauart, mit ſchlanken einander nahe ſtehenden Säulen, welche runde Schwibbogen tragen. Als der Heilige nach erlangter Beſtätigung ſeines Prediger-Ordens in der Sankt-Peters-Kirche betete, erſchienen ihm die Apoſtel Paulus und Petrus, und reichten ihm, jener ein Buch, dieſer einen Stab, als Sinnbilder des Predigerthumes und der Wanderungen in fremde Länder. Sankt Dominikus, knieend, erhebt den Blick und die Hände voll Inbrunſt, um die Gaben zu empfangen, welche die vortrefflich ſchwebenden Apoſtel ihm mit der einen Hand hinabreichen, während die andre ſegnend erhoben iſt. Sie ſcheinen zu ſagen, wie die Legende berichtet: 'Geh' und predige! Gott hat dich zu dieſem Berufe erkoren.' Der den Dominikus begleitende Mönch, ebenfalls knieend, iſt abwärts gewandt, ſo daß er die Erſcheinung nicht gewahr wird, und ruhig fortbetet.

Das dritte Bild ſchildert ein Wunder, welches Dominikus in Rom verrichtet haben ſoll. Die Namen der Perſonen, die es betraf, der Schauplatz des Vorganges, endlich Zeit und Stunde, werden beſtimmt angegeben *). Ein junger edler Römer, Namens Napoleon, Neffe des Kardinals Stefano di Foſſa-Nova, hatte einen heftigen Sturz vom Pferde gethan, und war für todt weggetragen worden.

---

*) La Vie de Saint-Dominique, etc. Par le R. P. Touron, p. 223. 224.

Der heilige Dominikus befand ſich im Kapitel eines von ihm neu eingerichteten Nonnen-Kloſters, mit dem Kardinal, der bei der plötzlich erhaltenen Nachricht ihm ohnmächtig in die Arme fiel. Auf die Ermahnung ſeines Ordensbruders Tankred verwandte ſich der Heilige im Gebet für die Rettung des jungen Mannes. Er feierte die Meſſe, und bei Erhebung der Hoſtie ſah man ihn in einer Entzückung, welche die Erhörung ſeines Gebets anzukündigen ſchien. Hierauf trat er zu dem Ritter, der mit zerſchlagenen Gliedern da lag, und hieß ihn im Namen Jeſu Chriſti aufſtehen, welches zum Erſtaunen aller Anweſenden geſchah.

Das Bild ſtellt, nach hergebrachter Freiheit, zwei verſchiedene Augenblicke vor. An der linken Ecke ſieht man das Vordertheil des empörten Pferdes, welches ſtampfend mit einem Huf den Kopf des abgeworfenen Reiters zerſchmettert. Der übrige Schauplatz iſt ein Kreuzgang des Kloſters. Der junge Mann, noch in der Tracht, worin er geritten, einer Art von Koller, woran man blutige Flecken bemerkt, freudig zum Leben erwachend, ſtreckt die Hände ſeinem Retter entgegen. Die ſegnende Geberde des Wunderthäters iſt voll unausſprechlicher Würde, und zugleich voller Milde und Demuth: er ſcheint ſich ſelbſt als das Werkzeug einer höheren Kraft zu erkennen. Neben ihm ſteht der bejahrte Kardinal; aber unter allen Zuſchauern, deren Gemüthsbewegungen ſo ſprechend ausgedrückt ſind, zieht ein zartes Mägdlein, die Schweſter oder Geliebte des Todtgeglaubten, unſern Blick auf ſich. So könnte die Dankbarkeit perſönlich abgebildet werden. Noch müßen wir den Mann bemerken, welcher neben dem Ritter ſteht: ſeine Tracht, die Mütze und der vorn geſchloßene Mantel, machen ihn als den Arzt kenntlich. Seine Aufmerkſamkeit iſt, ohne Beimiſchung andrer Gemüthsbewegungen, einzig auf das Wiedererwachen des Geneſenen gerichtet. Er erſtaunt, möchten wir ſagen, mit Kenntniß der Sache, und in ſo höherem Grade, weil er die Wunden zuvor unterſucht und tödtlich befunden hatte. Die Frau neben ihm hingegen ſcheint von der Gewalt andächtiger Eindrücke, welche ſie erfährt, ganz überwältigt zu ſein: ihr Blick erhebt ſich, über den Ritter hin, nur ſchüchtern gegen den Heiligen. Man könnte ſie für die Mutter des jungen Mannes halten, aber die Zeugen dieſer Geſchichte erwähnen keines näheren Verwandten als des Oheims; ſie verſichern dagegen ausdrücklich, daß die Aebtiſſin des Kloſters gegenwärtig geweſen; und dafür laßen uns der Schleier und das weite Gewand dieſe fromme Frau erkennen.

Auf dem vierten Bilde ſchaut der auferſtandne Heiland, zwiſchen Sinnbildern ſeiner Paſſion im Sarge aufgerichtet, mitleidig auf ſeine Mutter und den geliebten Jünger herab, welche noch trauernd an ſeinem Grabe ſitzen. Der Körper des Heilandes iſt nach einem weit größeren Maßſtabe abgebildet, als die beiden menſchlichen Geſtalten.

Das fünfte Bild iſt wieder in zwei Hälften getheilt. Zur Linken ſieht man einen Platz vor einer Kirche. Der heilige Dominikus, von einem ſeiner Schüler begleitet, übergiebt einem Abgeordneten der Albigenſer ein Buch, worin er mit Nachdruck ein Bekenntniß der chriſtlichen Wahrheiten abgelegt, und die Lehre ihrer Sekte widerlegt hatte. Zur Rechten ſieht man das Innere eines Hauſes: verſchiedene Albigenſer ſind um ein Feuer verſammelt, und haben das Buch hineingeworfen. Nach der Legende ſoll es, während eine Schrift, welche die ketzeriſchen Lehren enthielt, augenblicklich von demſelben Feuer verzehrt ward, dreimal wieder aus den Flammen emporgeſprungen, und zuletzt unverſehrt geblieben ſein. Die Häupter hätten es möglichſt geheim gehalten, aber ein redlicher Zeuge habe das Wunder eingeſtanden. Auf dem Bilde iſt das Buch durch die ihm inwohnende Kraft über dem Feuer ſchwebend vorgeſtellt. Derſelbe Mann, der es aus den Händen des heiligen Dominikus empfangen, ſteht betroffen da; neben ihm betet ein ſchon Bekehrter; einige der andern ſcheinen zu berathen, wie dem Nachtheil, den dieß Wunderzeichen ihrer Sache bringen könnte, vorzubeugen ſei. Die Albigenſer ſind in fremden Trachten vorgeſtellt, mit ſeltſamen Mützen, welche zum Theil einem Turban gleichen, als hätten ſie mit dem Glauben ihrer Väter zugleich die Sitten ihrer Landesgenoßen und der übrigen Chriſtenheit abgeſchworen.

Das ſechſte Bild ſchildert die freiwillige Armuth, worin der heilige Dominikus lebte, und ſein Vertrauen auf die Vorſehung. In dem zahlreich beſetzten Kloſter in Rom, ſo lautet die Geſchichte, ſetzte er ſich häufig mit ſeinen Ordensbrüdern zu Tiſch, und ſprach den Segen, ohne daß die nöthige Nahrung vorhanden war. Zuweilen ſchien der geringe Vorrath ſich zu vervielfältigen, oder das Fehlende wurde unerwartet, oft auf eine wunderbare und unbegreifliche Art, herbeigeſchafft. Hier theilen zwei Engel Brote unter die armen Mönche aus. Die dienſtbaren himmliſchen Knaben verrichten ihr Amt mit eigner Anmuth, gleichſam wie verſtohlen, als ſolle niemand wahrnehmen, von welcher Hand die Wohlthat kam. Der Maler hat uns dadurch anſchaulich gemacht, daß die Engel den ſterblichen Augen unſichtbar ſind. Sehr drollig iſt die behagliche Bewunderung des Laienbruders von gemeinen Zügen, welcher eine nach italiäniſcher Art mit Stroh umwundene Weinflaſche hereinbringt. Denn nach der

Legende war auch der Wein auf das Wort des Heiligen aus einem Waßerbrunnen geſchöpft worden.

Auf dem ſiebenten Bilde ſehen wir den heiligen Dominikus ſterbend in ſeiner Zelle. Mit dem Ausdruck liebevoller Ergebung im Geſichte, wiewohl von tödtlicher Mattigkeit überwältigt, hat er ſich im Bett aufgerichtet, um ſeine Schüler zu ſegnen, und ihnen die letzte Ermahnung zu ertheilen. Sie ſtehen umher in verwirrten Gemüthsbewegungen. Seine Worte ſind der Tafel eingeſchrieben, es ſind dieſelben, welche das aufgeſchlagene Buch auf dem großen Bilde enthält. Oben iſt eine Ausſicht in's Freie, und hier erblickt man die Erfüllung einer Viſion, welche ein abweſender Ordensbruder, der Prior des Dominikaner-Kloſters in Brixen, an eben dem Tage und in eben der Stunde ſah, wo ſein geiſtlicher Lehrer verſchied. Er ſah nämlich zwei Leitern vom Himmel hernieder gelaßen, deren obere Enden der Heiland und die Jungfrau Maria hielten: Engel ſchwebten auf dieſen Leitern auf und nieder; unten ſtand ein Thron oder Stuhl dazwiſchen, auf welchem die verklärte Geſtalt des Heiligen ſaß, und ſo wie die Leitern wieder gen Himmel entrückt wurden, ſchwebte auch der Thron mit ihnen empor. Der Maler hat, den Umſtand mit dem Throne ausgenommen, die Ueberlieferung genau befolgt, welche wir beim Theodorich von Appolda finden. Seine Engel, wie ätheriſche Weſen nur leicht angedeutet, ſchweben unvergleichlich.

Gemälde ſind wie Gedichte zu betrachten; man muß ſich in die Sinnesart ihrer Urheber verſetzen. Wir haben daher die ſechs Vorſtellungen aus dem Leben des Dominikus aus derſelben Quelle zu erklären geſucht, woraus der Maler ſelbſt ſie geſchöpft hatte, nämlich aus der Legende. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß es hiebei auf keine

Weiſe die Abſicht ſein konnte, den Spanier Dominikus Guzman gegen die Anklagen neuerer Geſchichtſchreiber wegen der von ihm ſelbſt ausgeübten oder veranlaßten Verfolgungen zu vertheidigen. Johann von Fieſole arbeitete zunächſt für ſeine Zeitgenoßen, deren Glauben er theilte; und wie ungemein groß die Verehrung jenes Ordensſtifters im ganzen Mittelalter war, dafür geben uns unter andern die begeiſterten Lobſprüche des Dante einen Maßſtab. Er ſagt vom heiligen Franciſcus und vom heiligen Dominikus:

L'un fu tutto Serafico in ardore;
  L'altro, per sapienza, in terra fue
  Di Cherubica luce uno splendore.

Der eine war Seraphiſch ganz entbrennen;
  Der andre war durch Weisheit auf der Erden
  Ein Widerſchein der lichten Cherub-Sonnen.

Das Werk, welches wir ſo eben durchgegangen haben, ſetzt uns, auch ohne die Zuſammenſtellung mit andern Gemälden deſſelben Meiſters, völlig in Stand, ein allgemeines Urtheil über ihn zu fällen. Johann von Fieſole hat im Ganzen die Tugenden und Mängel ſeiner Zeitgenoßen mit ihnen gemein. Im Verſtändniß der maleriſchen Wirkung und in manchen wißenſchaftlichen Theilen iſt er vielleicht aus Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weiſe einigermaßen zurückgeblieben. Seine eigenthümlichen Vorzüge ſind Süßigkeit, Zartheit und Anmuth. Seine Einbildungskraft nimmt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet des Außerordentlichen und Wunderbaren, wie zum Beiſpiel die des Orgagna; aber nirgends auch wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht der Erfindung gewahr. Seine Kunſt iſt eine ergiebige Quellader, die gleichmäßig, ohne

Ungeſtüm und ohne Zwang, einem liebevollen, durch Andacht und Beſchaulichkeit geläuterten Gemüthe entfließt.

Wegen der Anmuth hat Lanzi Johann von Fieſole den Guido der älteren Malerei genannt. Dieß iſt unſtreitig als ein großer Lobſpruch gemeint, und die Bewunderer der gefälligen und oberflächlichen Manier des Guido werden vielleicht ihren Liebling dadurch gekränkt finden. Wer aber in der Kunſt überall auf das Urſprüngliche und Tiefgefühlte geht, dürfte dieſe Vergleichung weder als treffend noch als befriedigend anerkennen.

Wiewohl Gelindigkeit und Anmuth den Johann von Fieſole beſonders auszeichnen, ſo ſind doch dieſe Eigenſchaften keinesweges dem Geiſte der florentiniſchen Schule überhaupt fremd. Ich nehme hier Anlaß, einen Ausſpruch Winckelmanns zu berichtigen, welcher behauptet*), den toſkaniſchen Künſtlern ſei von den Etruſkern ein harter, gewaltſamer und übertriebener Stil angeerbt. Die Zuſammenſtellung iſt ſchon an ſich ſehr willkürlich, denn die heutigen Toſkaner haben mit dem vor beinahe zweitauſend Jahren erloſchenen Volk der Etruſker nichts gemein, als die Landſchaft, welche ſie bewohnen. Nun frage ich weiter: auf wen unter den älteren toſkaniſchen Künſtlern paßt denn dieſes Urtheil? Auf den Ghiberti? auf den Maſaccio? auf den Johann von Fieſole? auf den Benozzo Gozzoli? Gewiß auf keinen von dieſen. Und unter den Meiſtern des großen Jahrhunderts: auf den Leonardo da Vinci? auf den Andrea del Sarto? auf den Fra Bartolomeo? Eben ſo wenig. Wer bleibt alſo übrig? Michel Angelo, und einzig auf dieſen zielt auch das Urtheil Winckelmanns. Aber es iſt ganz verlehrt, nach dem Michel Angelo die geſammte toſkaniſche Schule charakteriſieren zu wollen. Dieſer große Mann wich von allen ſeinen Vorgängern ab, er gieng ſeine eigene Bahn, und glich nur ſich ſelbſt; auch hat er viele unglückliche Nachahmer, aber keinen ächten Nachfolger gehabt. Daß es, wenn man Eine Figur des Michel Angelo geſehen, ſo gut ſei, als ob man ſie alle geſehen hätte, dürfte doch dem vortrefflichen Winckelmann, welcher ſich aber oft von Vorurtheilen beherrſchen ließ, etwas ſchwer gefallen ſein, im Angeſicht der ſixtiniſchen Kapelle zu rechtfertigen.

---

*) Geſchichte der Kunſt, Buch III. Kap. 3. §. 15.

Obige Vergleichung hinkt alſo mehr als billig; aber alle unmittelbaren Vergleichungen zwiſchen der Kunſt der Alten und der Neueren werden mehr oder weniger dieſen Fehler haben. Denn beide ſind in ihrem innerſten Weſen nicht nur verſchieden, ſondern entgegengeſetzt, und können daher nicht mit einem gemeinſchaftlichen Maßſtabe gemeßen werden. Die Kunſt der Griechen gieng vom Körper aus, die der Neueren von der Seele. In den Darſtellungen der Griechen war der menſchliche Körper ſchon mit aller Vollkommenheit ſeines Baues ausgeſtattet, alle körperlichen Bewegungen und Kraftäußerungen wurden auf das nachdrücklichſte nachgeahmt, ehe die Seele ſich im Geſicht verkündigte. Ja auch diejenige Würde und Schönheit der Köpfe, welche unabhängig vom Ausdrucke auf den Verhältniſſen der Theile beruht, wurde von den Griechen vergleichungsweiſe ſehr ſpät entdeckt. Bei den alten chriſtlichen Malern hingegen iſt der Körper unvollkommen entworfen, und gleichſam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während ſich ſchon in der Mannichfaltigkeit der Phyſiognomien die zartgefühlteſten Unterſcheidungen offenbaren, und während es ihnen gelang, eigentlich die Schönheit der Seele zu malen. Dieſe Künſtler ſahen die Welt mit einem andern, geiſtigeren Auge an, ſie hatten aber auch ein weſentlich verändertes Menſchengeſchlecht vor ſich. In der Darſtellung der Körper ſind die Neueren nur durch Nachahmung der Alten vortrefflich geworden. Der Kunſtgeſchichte liegt es ob, zu zeigen, wie die Verſchiedenheit der Religionen dieſe entgegengeſetzten Richtungen bewirkt hat. Je weiter wir ſowohl in der Kunſt der Alten als der Neueren zurückgehen, deſto mehr finden wir ſie ausſchließend dem Gottesdienſte gewidmet, und durch Religionsbegriffe beſtimmt. Mit dem Fortgange der Zeiten iſt die Kunſt immer weltlicher geworden, und dieſes pflegt eigentlich ihr Verfall zu ſein. In unſerm Zeitalter hat man die Kunſt bloß durch weltliche Antriebe und Anſichten zu heben geſucht, welches aber nimmermehr gelingen kann. Alle Wißenſchaft, alle Beobachtung der wirklichen Dinge reicht nicht hin, um ſich zu eigenthümlichen und wahrhaften Schöpfungen zu erheben. Der Künſtler muß eine höhere Weihung empfangen, ſei es nun, wie bei den Griechen, in der Sphäre der lebendigen Naturkräfte, oder, wie bei den alten chriſtlichen Malern, in dem geiſtigen Reiche der Wiedergeburt des innern Menſchen. Die Kunſt als ein Widerſchein des Göttlichen in der ſichtbaren Welt, iſt eine Angelegenheit und ein Bedürfniß der Menſchheit, an welche, nach dem Ausdruck Dantes von ſeinem Gedicht:

— il poema sacro,
Al quale ha posto mano e cielo e terra, —

Himmel und Erde Hand anlegen müßen, wenn ſie gedeihen ſoll.

X.

Kunſt- und Antiquitäten-Sammlung des Herrn Canonicus Pick in Bonn.

Dieſe Sammlung hat ſchon häufig die Aufmerkſamkeit unterrichteter und berühmter Reiſenden auf ſich gezogen, und ſie verdient es, ſowohl wegen ihrer unterhaltenden Mannichfaltigkeit, als wegen des ausgezeichneten Werthes mancher Stücke in jedem der verſchiedenen Fächer.

Es erforderte, während einer langen Reihe von Jahren, unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf mancherlei kleine Vorfälle, und ſeltne Beharrlichkeit, alle dieſe Schätze zuſammenzubringen. Der würdige Sammler und Beſitzer hat dadurch nicht nur ſeine Kunſtliebe und vielſeitige Kennerſchaft, ſondern auch ſeinen Patriotiſmus bewährt, indem er vieles vereinigte, was vereinzelt der Gefahr des Untergangs ausgeſetzt geweſen wäre, und doch für Bonn von ganz beſonderer örtlicher Wichtigkeit iſt, weil es, in den hieſigen Gegenden gefunden, Erinnerungen aus einer näheren oder entfernteren Vorzeit anfriſcht, geſchichtliche Aufklärungen giebt, und uns Proben des Kunſtfleißes und Geſchmacks verſchiedner Zeitalter vor Augen ſtellt.

Auf einer an das Haus ſtoßenden Gartenterraſſe ſind architektoniſche Bruchſtücke, römiſche Steinſchriften und Werke der Skulptur zuſammengeordnet. Wir übergehen einige moderne Bruſtbilder mit antiken Namen, und verweilen nur bei den unbeſtreitbar ächten Köpfen des Galba und des Marcus Aurelius im Jugendalter. Der letzte beſonders iſt von hohem Werth, wegen des vortrefflichen Stils und der beinahe vollkommnen Erhaltung. Ich erinnere mich nicht, in Rom, Florenz oder Paris ein ſchöneres Exemplar geſehen zu haben. Man kann, wegen der bekannten Familien-Aehnlichkeit, zweifeln, ob dieſes Bildniß den M. Aurelius oder den Lucius Verus vorſtellen ſoll. Der Werth würde aber durch die letzte Annahme nicht verringert werden: denn die jugendlichen Bruſtbilder beider ſind weit ſeltner, als die bärtigen Köpfe.

Herr Canonicus Pick hat der Stadt einen großen galliſch-römiſchen Denkſtein überlaßen, welcher an einem öffentlichen Platze auf rohen Baſaltſäulen aufgeſtellt und eingehegt iſt. Daß dieſes Denkmal die aus dem Tacitus berühmte Ara Ubiorum ſei, werden ſtrenge prüfende Antiquare wohl ſchwerlich zugeben wollen. Es bleibt aber immer ein ſeltnes und ſchätzbares Stück, deſſen ſorgfältige Erhaltung ſehr zu wünſchen iſt. So wie es jetzt ſteht, iſt es nicht einmal vor Steinwürfen geſichert; auch müßen die ohnehin nicht ſehr deutlichen Figuren in flach erhobener Arbeit an der Luft immer mehr verwittern.

Unter den kleinen Bronzen und übrigen Antikaglien finden ſich artige Sachen. Beſondere Erwähnung verdient aber eine Silenus-Büſte unter Lebensgröße, aus karrariſchem Marmor. Sie iſt, nach dem Stil zu urtheilen, vermuthlich aus dem Zeitalter Hadrians, mit meiſterlicher Keckheit und Lebendigkeit gearbeitet, vortrefflich erhalten, und würde dem auserleſenſten Antiken-Kabinet zur Zierde gereichen.

Sehr bedeutend iſt die Münzſammlung. Die antike Abtheilung enthält zwar nur wenige griechiſche Münzen und Konſular-Münzen, zu deren Erwerbung hier an Ort und Stelle ſich wenig Gelegenheit findet. Deſto reicher iſt ſie an römiſchen Kaiſermünzen: außer einigen goldnen, beläuft ſie ſich auf fünfhundert ſilberne und zweitauſend kupferne. Darunter ſind viele ausgezeichnet wohl erhaltene Exemplare, und die meiſten ſind, was ihr hiſtoriſches Intereſſe noch erhöht, in hieſiger Gegend gefunden. Auf welchen Grad der Vollſtändigkeit die Reihe der römiſchen Kaiſer gebracht iſt, dieß läßt ſich bei dem jetzigen Mangel an ſyſtematiſcher Anordnung nicht wohl überſehen. Allein, wenn dieſe Sammlung die Grundlage eines für den öffentlichen Unterricht beſtimmten Münzkabinets werden ſollte, ſo würde ſie, bei dem Ueberfluß an Doubletten, durch Austauſch noch manche Bereicherung zu hoffen haben. Auch werden immerfort in der Nähe von Bonn Münzen ausgegraben, und es bedürfte gewiß nur allgemein bekannt gemachter Aufmunterungen, um das Nachforſchen fruchtbarer zu machen, und alles Aufgefundne an einen gemeinſamen Mittelpunkt herbeizuziehen. Denn wir ſind hier überall auf klaſſiſchem Boden, und wenn man ſo glücklich iſt, die rechten Stellen zum Nachgraben zu finden, ſo darf man wohl erwarten, es werde gelingen, noch bedeutendere Gegenſtände als bloß Münzen an's Licht zu fördern.

An dieſe Sammlung ſchließen ſich die Münzen aus dem Mittelalter und der neueren Zeit an, worunter, neben einer großen Zahl von Kupfermünzen, ſiebzig goldne, vierhundert ſilberne Medaillen und dreizehnhundert ſilberne Münzen befindlich ſind.

Die Hauskapelle vereinigt mancherlei merkwürdige Gegenſtände, die ſchon vormals einem heiligen Gebrauche gewidmet waren; und damit die Täuſchung, welche uns in die Vorzeit verſetzt, vollkommen ſei, ſind auch gemalte Glasfenſter eingefügt. Die übrigen zu der Sammlung gehörigen Glasmalereien liegen auf dem Speicher über einander, und ſind alſo nicht zu ſehen. Ueberhaupt erfordern die Kunſt-Alterthümer dieſer Art einen weitläuftigen Raum, um gehörig geltend gemacht zu werden: denn nur an ihrer eigenthümlichen Stelle, als Fenſter, können ſie erfreulich wirken. Sie bedürfen helles Licht, und wo möglich Sonnenſchein, weswegen eine Galerie, in Geſtalt eines Treibhauſes, das Zweckmäßigſte dafür ſein würde.

Es giebt faſt keine Art von künſtlicher Arbeit, von Bild- oder Schnitzwerk, in edlen Steinen, in Metall und Schmelz, in Elfenbein und Holz, wovon die pickſche Sammlung nicht ſeltene Proben aufzuweiſen hatte.

Die Gemäldeſammlung enthält einen Albrecht Dürer, einen Holbein, zwei Lucas Cranach, mehrere ſchätzbare Stücke niederländiſcher Meiſter, und einige namenloſe, welche aber ſichtlich aus dem funfzehnten Jahrhundert und aus jener kölniſchen Malerſchule herſtammen, die erſt vor Kurzem wieder zu ihrem verdienten Ruhme gelangt iſt.

Der Reichthum der Kupferſtichſammlung dürfte ſich erſt dann ganz beurtheilen laßen, wann man ſie nach Zeiten, Ländern, Schulen, Meiſtern und Gattungen geordnet vor ſich ſehen wird. Denn freilich liegen die Blätter meiſtens ohne alle Rückſicht auf ihren Werth und auf die Klaſſe, wozu ſie gehören, in großen Kartons durch einander. Doch ſind einige der vorzüglichſten in Rahmen gefaßt.

Auch Inkunabeln und Handſchriften (die letzten großentheils aus aufgehobenen Klöſtern in der Nachbarſchaft herſtammend) hat Herr Pick in nicht unbeträchtlicher Zahl zuſammengebracht. Wir bemerken insbeſondre ein Evangelienbuch in koſtbarem Einbande aus der karolingiſchen Zeit, wie die Schriftzüge ausweiſen, deren damalige Schönheit man wohl hauptſächlich der Sorgfalt Karls des Großen verdankt. Dieſe Handſchrift, auch mit Bildern verziert, dürfte an Werth den beiden berühmten Bibeln Karls des Kahlen in Paris nicht eben nachſtehen.

Der rühmliche Eifer des Sammlers iſt vielleicht durch manche Zeitumſtände begünſtigt worden. In verſchiedenen Fächern möchte es ſchwer halten, wieder ſo viel zuſammen zu bringen, wenn man jetzt von Neuem anfangen ſollte. Es iſt daher um ſo mehr zu wünſchen, daß dieſe lehrreiche Sammlung in ihren Haupttheilen (und hierunter verſtehen wir die römiſchen Antiquitäten und die aus dem Mittelalter) nicht zerſtreut, ſondern für Bonn erhalten werden möge.

Bonn, im Februar 1819.

XI.

Corinna auf dem Vorgebirge Miſeno,

nach dem Roman der Frau von Stael.

Gemälde von Gérard. 10′ breit und 8′ hoch.

1821.

Gérard, wiewohl der erſte jetzt lebende Maler Frankreichs, ſteht außerhalb der franzöſiſchen Schule, und, man darf wohl ſagen, über ihr. Er verſteht mit ſeltener Gewandtheit des Geiſtes zugleich die höheren Geſetze der Kunſt zu erfüllen, und die Forderungen des Zeitgeſchmacks zu befriedigen. Der rauſchende Beifall, den ſeine Werke in ganz Europa erwerben, darf ihn um die Dauerhaftigkeit ſeines Ruhmes nicht beſorgt machen.

Eben deswegen wird dieſer große Künſtler, in nicht geringerem Umfange wie Tizian und Van Dyk in ihrer Zeit, als Porträtmaler in Anſpruch genommen. Wechſelsweiſe begehren von ſeinem Pinſel die Majeſtät eine würdige Erſcheinung im Glanz ihrer Attribute, der Ruhm treffende Charakteriſtik energiſcher Eigenſchaften, die Schönheit ein dauerndes Denkmal ihrer flüchtigen Blüthe. Im Frühlinge des Jahres 1814 war bei ihm eine Galerie europäiſcher Bildniſſe zu ſehen: es ſchien beinahe, als hätten die verbündeten Monarchen und ihre Feldherrn auch in der Werkſtätte des Künſtlers dem Kaiſer Napoleon und ſeiner Dynaſtie einen unerwarteten Beſuch gemacht.

Dieſe gehäuften Anforderungen, dieſe zuweilen ſehr bindenden Aufgaben, wobei der Künſtler nur ſein Talent der Auffaßung, ſeinen Geſchmack in der Anordnung, und ſeine Meiſterſchaft in den ausübenden Theilen der Malerei bewähren kann, laßen ihm zu wenig Muße, um den Eingebungen ſeines Genius in vollkommener Freiheit zu folgen. Die Anzahl ſeiner hiſtoriſchen Gemälde iſt im Verhältniſſe zu der Menge ſeiner Porträte nicht ſehr groß, und man möchte die Ader geiſtreicher Erfindung, die ſich in jenen offenbart, häufiger ihre unerſchöpfte Fülle ausſtrömen ſehen.

Im Jahre 1817 verdunkelte Gérard durch ſeinen Einzug Heinrichs des Vierten in Paris eine ganze Ausſtellung. Es iſt eine reiche und majeſtätiſche Kompoſition, worin die maleriſche Wirkung aus der hiſtoriſchen und dramatiſchen Bedeutſamkeit wie von ſelbſt hervorzugehen ſcheint.

Als ich im Herbſt 1820 Paris wieder beſuchte, legte er eben die letzte Hand an das bezaubernde Werk, wovon ich eine einigermaßen anſchauliche Beſchreibung zu geben verſuchen will; er verſtattete mir den Genuß wiederholter Betrachtung, ehe es noch ſeine Werkſtätte verlaßen hatte.

*) Ich bemerke zuvörderſt die äußerſt glückliche Wahl

---

*) [Ein Umriß des Gemäldes begleitete dieſen Aufſatz im Kunſtbl., wo er ſo anhebt: „Wir legen unſern Leſern einen treuen und wohlgerathenen Umriß von dem neueſten Meiſterwerke eines Künſtlers vor, der mit ſeltener Gewandtheit des Geiſtes .... zu befriedigen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN.10465a/010

des Gegenſtandes. Niemanden, der ſeit einer Reihe von Jahren die öffentlichen Ausſtellungen in den Hauptſitzen der Kunſt beſucht hat, kann es entgangen ſein, daß die Maler am Stoff zu umfaßenden Kompoſitionen im edlen Stile verlegen ſind. Die geiſtlichen Gegenſtände ſchienen durch ſo viele große Maler erſchöpft zu ſein, oder man hat ſie *) wohl für ſchlechthin ungünſtig erklärt (auch unter uns iſt dieſe Lehre, wiewohl vergeblich, gepredigt worden), weil der Sinn dafür erloſchen war. Die Mythologie war fade geworden, weil man in dem vorhergehenden Zeitalter einen ſolchen Haufen manierierter Grazien und Liebesgötter erlebt hatte. Da hat man ſich denn in die proſaiſche Geſchichte geworfen, und zwar, wegen des vermeintlich ungünſtigen Koſtums im Mittelalter und der neueren Zeit, (wofern nicht etwa die Verherrlichung von Zeitbegebenheiten anbefohlen wurde) vorzugsweiſe in die alte Geſchichte. Hiebei ſind die Maler mancher Schulen auf einen rhetoriſchen Abweg gerathen, indem ſie glaubten, großmüthige Handlungen oder gar nachdrückliche Reden als ſolche malen zu können. Sie haben Stoiker dargeſtellt, auf ſtoiſche Weiſe, d. h. mit Verzichtleiſtung auf alle Bezauberungen der Phantaſie, auf alle eigenthümlichen Reize der Malerei; ſo daß nicht geringer Stoiciſmus dazu gehört, ſolchen Werken Geſchmack abzugewinnen.

Man hat den Malern öfters empfohlen, ſich an Dichter anzuſchließen; aber zur Verſtändlichkeit ſolcher Darſtellungen wird erfordert, daß der Dichter allgemein bekannt ſei, welches unter den Alten **) beinahe nur von Homer und

---

verſucht, und den der rauſchende Beifall .... erwerben, um .... machen darf. Wir bemerken zuvörderſt'.]

*) auch für 1822. **) höchſtens von 1822.

Virgil ſich rühmen läßt. Manche neuere Litteraturen haben keine wahrhaft maleriſchen Dichter; und zum Auslande ſeine Zuflucht zu nehmen, zum Beiſpiel in Frankreich aus dem Dante oder Taſſo zu malen, iſt bedenklich. Die eigenthümlichen Dichtungen des Zeitalters, die aus der heutigen geſelligen Verfaßung geſchöpft ſind, und ſich an die Denkart und das Gefühl der Zeitgenoßen wenden, die Romane, können große Verdienſte haben, ohne der Malerei einen günſtigen Stoff darzubieten.

Gérard hat eine ſeltene Ausnahme mit reifem Urtheil herausgegriffen. Corinna, ein allgemein geleſener Roman, das Lieblings-Handbuch Aller, die nach Italien reiſen, iſt in der That maleriſch angelegt; zwar nicht in allen Theilen, aber in vielen Auftritten, und beſonders in der Zeichnung der Heldin, welche entſchieden hervortretende Züge und zugleich eine idealiſche Haltung hat. In dem ganzen Buche möchte aber wiederum (den Feierzug auf das Kapitol etwa ausgenommen) keine andere Scene ſich ſo für die maleriſche Darſtellung eignen, als die hier gewählte, wie Corinna auf dem Capo Miſeno ihre augenblickliche Eingebung in einen erhabenen Hymnus ergießt.

Die Wunder der Natur und die Trümmer der alten Kunſt, die Zauber der Gegenwart, und die Erinnerungen der Vorzeit, welche ihr Geſang abwechſelnd preiſt, umgeben ſie. Sie ſitzt auf bemooſten Steinen, welche ein Reſt ehemaliger Form für Ruinen erkennen läßt; hinter dem erhöhten Vordergrunde erblickt man den Meerbuſen von Neapel, eingefaßt durch die Berge von Sorrento und den dampfenden Veſuv. Die Handlung iſt auch ohne vorgängige Leſung des Romans vollkommen verſtändlich: man ſieht eine begeiſterte Sängerin, die entzückt von dem großen Schauſpiele, ihre Stimme ertönen läßt, und ſtaunende Hörer um ſich her verſammelt. Indeſſen hat der Künſtler ſich ganz genau an die Erzählung gehalten, und jeden Wink der Verfaßerin benutzt. Die Geſtalt der Corinna iſt voll erhabner Anmuth, die Formen des Nackens, der Schulter und des Arms ſind mächtig, voll blühender Lebensfülle, und dennoch weiblich; die Karnation gefliſſentlich mehr warm als zart. Die kühne Wendung, der Wurf der Gewänder, Alles von den geſcheitelten Stirnlocken bis zu den Fußſohlen, iſt ſeelenvoll: und erſcheint als Wirkung ſelbſtvergeßener Hingerißenheit. Die Tracht hat der Künſtler mit unübertrefflich feinem Sinn angeordnet: es iſt nichts darin, was der Konvention oder der Mode angehörte, aber auch nichts, was beiden widerſpräche; eben ſo wie Corinna in dem Roman nicht aus der geſellſchaftlichen Sphäre hinaustritt, worin ſie geboren und erzogen iſt, ſondern ſich nur durch Genialität des Geiſtes und Gemüthes darüber erhebt. Sie iſt hier ganz im Sinne der Dichtung dargeſtellt, als eine idealiſche Zeitgenoßin, als eine Muſe der Mitwelt, deren Tracht ſo wie die Form ihrer Leier an die griechiſche Dichterin, die Freundin Pindars, erinnern darf, deren Namen ſie trägt.

Das Gewand iſt gelblich weiß, der Ueberwurf roth mit goldenen Randverzierungen, die Binde im ſchwarzen Haar, ſo wie der Gürtel, von einem gelben, in's Goldfarbige ſchillernden Stoffe. Dieſe warmen Tinten tragen dazu bei, die Hauptfigur noch mehr auf dem dunkeln Hintergrunde hervorzuheben. Ein heiteres Licht der Begeiſterung ſtrahlt gleichſam von ihr aus, während der ſinkende Tag, der mit Gewitterwolken beladene Himmel, der dampfende Krater, das bewegte Meer, eine trübe und ſtürmiſche Zukunft ahndungsvoll ankündigen.

In den Geſichtszügen, vorzüglich in dem emporgewandten Blick, iſt eine Anſpielung auf perſönliche Aehnlichkeit unverkennbar, welche dem Künſtler gar wohl verſtattet, ja wir möchten ſagen, durch die Erwartung der Betrachtenden im voraus angedeutet war. Von dem epiſchen und dramatiſchen Dichter mag es nach der Strenge gefordert werden, daß er in den dargeſtellten Charaktern ſich ſeiner ſelbſt ganz zu entäußern wiſſe; aber bei einem Roman, von weiblicher Hand entworfen, ſetzt man ſchon voraus, daß die Dichterin eigene Geſinnungen unter fremdem Namen ausgeſprochen, daß ſie das herrliche Geſchöpf ihrer Einbildungskraft aus der Tiefe ihres eignen Herzens begabt haben wird; und in dieſem unauflöslichen und geheimnißvollen Gemiſch des Wahren und Erdichteten liegt eben ein wunderbarer Reiz.

Es geht mir bei der Beſchreibung des Gemäldes, wie oft bei der Betrachtung; es fällt ſchwer, den Blick von der Hauptfigur abzuwenden, Corinna iſt in der That das Bild ſelbſt: die übrigen Perſonen ſind nur Umgebung; ſind nur da, um einen Gegenſatz zu bilden, und wurden alſo geflißentlich untergeordnet. Aber die Verhältniſſe ſind mit großem Verſtande mannichfaltig abgeſtuft. Oswald zunächſt, erſcheint von einer Leidenſchaft beherrſcht, womit er ſelbſt nicht recht einverſtanden iſt: den Blick unverwandt auf die Sängerin geheftet, und dennoch ſchwermüthig in ſich ſelbſt verſunken; weiter zurück zwei junge Engländerinnen, kindlich, gutmüthig, unbefangen, empfänglich für die Gaben des Genius; ohne ſie zu beneiden, ohne zu ahnden, wie theuer ſie ihrer Beſitzerin zu ſtehen kommen: es ſind Vorbilder zur Lucilie; auf der andern Seite ein bejahrter Engländer, allem Anſehen nach ein Schiffskapitän: ein ernſter, bedächtiger, wohlwollender Mann, nur nicht ſonderlich zum Bewundern geneigt, nicht einmal leicht in Verwunderung zu ſetzen; endlich ein Albaneſer, der unter ſeiner ſchüchternen, faſt jungfräulichen Haltung wohl etwas mehr Wildheit verrathen dürfte. Die Bäuerin, welche das Landvolk herbeiruft, um das Wunder mit anzuſehen, erinnert an gewiſſe raphaeliſche Motive.

*) In einer verkleinerten Kopie, welche der Künſtler für Ludwig XVIII. ausgeführt hat, iſt noch in der einen Ecke des Vorgrundes, vor dem Albaneſer und der Bäuerin tiefer unten ſitzend, ein aufhorchender Lazarone hinzugekommen. Dieſe Figur iſt meiſterhaft: man muß in Begleitung ſolcher Leute den Veſuv erſtiegen haben, um das ganze Verdienſt dieſer geiſtreichen Charakteriſtik zu fühlen. Auf Muſik und Poeſie mag der Lazarone ſich leicht beßer verſtehen, als die zuhörenden Engländer: ſeine Aufmerkſamkeit iſt geſpannt, ſein Erſtaunen beſonnen; man ſieht wie der Strahl der dichteriſchen Sonne in die gemeine Natur hineinblitzt, ohne ſie dennoch ſittlich adeln zu können. Freilich wäre es gewagt geweſen, eine ſo unedle Geſtalt in den Vordergrund zu rücken, wenn ſie nicht im Schatten ſäße, wo ſie nur durch Reflexe beleuchtet wird.

Die Abendbeleuchtung des Ganzen iſt vortrefflich gewählt, und harmoniſch ausgeführt; Corinna und die Figuren des mittleren Planes werden dadurch von unten her halb in den Schatten geſtellt, ſo daß das Licht auf den Haupttheil des Gemäldes beſchränkt iſt, und die günſtigſte Wirkung thut.

---

*) [Folgendes iſt 1828. etwas umgearbeitet. Aus 1822: 'Dieſe Figur iſt erſt in der verkleinerten Kopie hinzugekommen: ſie hilft den Raum beßer ausfüllen, und dem Vorwurfe begegnen, den man manchen neueren Malern gemacht hat, daß ſie für ihre Bilder zu weitlauftige Rahmen brauchen.']

Anmerkung. 1828.

Die obige Beſchreibung erſchien zuerſt im Kunſtblatte des Morgenblattes, und war von einem kleinen jedoch wohlgerathenen Umriße nach dem Staffelei-Bilde begleitet, welchen einer unſerer gelehrteſten Kunſtkenner, mein Freund Sulpiz Boiſſerée, zu dieſem Zwecke in Paris beſorgt hatte. Ich freue mich, die Leſer jetzt auf eine weit ausführlichere und vollkommenere Nachbildung des Meiſterwerkes verweiſen zu können: ein großes lithographiſches Blatt von Aubry-Lecomte. Das Helldunkel, mit energiſchem Kontraſt der ſtärkſten Licht- und Schatten-Partien und mit vermittelnden Gradationen, iſt ſehr wohl verſtanden; die punktierte Behandlung der Köpfe, Hände und Arme iſt ungemein ſauber; die Schraffierungen an den Draperien und andern Stoffen ſind dagegen keck und mannichfaltig; das Wollige an den Strichen, was ſich bei der Lithographie ſo leicht einſtellt, iſt vermieden; die Lokaltinten ſind angedeutet, ſo fern es möglich war, ohne der Harmonie des Ganzen zu ſchaden. Vielleicht iſt die Weichheit des markigen Pinſels nicht ganz erreicht, und einige Umriße, zum Beiſpiel an dem nackten Arm der Corinna, und beſonders an den Fingern der Hand etwas zu ſtrenge gehalten. Herr Baron Gérard ſchreibt mir bei Ueberſendung eines der erſten Abdrücke, den ich ſeiner Güte verdanke: Permettez moi de profiter du retour de Votre savant ami pour prendre la liberté de Vous adresser une épreuve d'une lithographie qu'on vient d'exécuter. C'est à l'Allemagne que l'on doit la découverte de la lithographie; Vous jugerez sur cette épreuve, quel parti les Français ont su tirer jusqu'ici de ce procédé appliqué à la figure; car on regarde généralement cette pièce comme la meilleure production en ce genre. —

Da wir in Deutſchland weder das Original dieſes unvergleichlichen Werkes, noch eine Kopie von der Hand des Meiſters ſelbſt beſitzen, wiewohl dieſer durch einen kunſtliebenden deutſchen Prinzen zu deſſen Ausführung aufgefordert ward, ſo wird es allen Kunſtfreunden willkommen ſein, daß ſie ſich eine ſo treue Vergegenwärtigung und einen ſo reichhaltigen Erſatz der unmittelbaren Betrachtung verſchaffen können.

[1822 ſchloß der Aufſatz alſo:]

Zu dem großen Original-Gemälde wurde Hr. Gérard durch einen deutſchen Fürſten, deſſen Kunſtliebe und gebildeter Geſchmack allgemein bekannt iſt, den Prinzen Auguſt Ferdinand von Preußen aufgefordert. Es iſt jedoch in Paris geblieben, weil S. kön. Hoheit es Frau Récamier, zum Andenken ihrer unter allen Verfolgungen bewährten Freundſchaft für Frau von Staël verehrt hat; Frau Récamier hat geglaubt, dieß nicht beßer erwiedern zu können, als durch die Kopie des Bildniſſes ihrer Freundin (wovon das Original im Beſitz der Herzogin von Broglie, Tochter der Frau von Staël iſt) von Hrn. Gérards eigner Hand. [Hiezu eine Note aus Schlegels Vorr. zu ſeiner Ueberſ. der Schrift 'Ueber den Charakter u. die Schriften der Fr. v. Staël.']

Das Staffelei-Gemälde, von welchem der Umriß zunächſt genommen werden, hat Hr. Gérard auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Frankreich verfertigt: bis auf die oben erwähnte Hinzufügung iſt es in allen Stücken eine treue Wiederholung des großen Bildes. Wir hoffen, bald durch einen ausführlichen Kupferſtich, worin doch einigermaßen der Zauber der Färbung und des Helldunkels ſichtbar werden wird, dieſes herrliche Denkmal allgemein verbreitet zu ſehen, welches der berühmte Meiſter der Kunſt, der Poeſie und der verewigten Dichterin aufgeſtellt hat. Von dem ſprechend ähnlichen Bildniß der Frau von Staël beſitzen wir ſchon einen vortrefflichen Kupferſtich, und die überall zahlreichen Verehrer der großen unſterblichen Frau werden entzückt ſein, daneben dieſen verklärten Widerſchein ihres Weſens zu erblicken.

XII.

Beſchreibung eines bei Lechenich im Regierungsbezirke Köln ausgegrabenen, jetzt dem Alterthums-Muſeum der Univerſität Bonn zugehörigen Gefäßes von Erz mit halb erhobener Arbeit.

[Fragment. 1839.]

Dieſes Gefäß iſt $5^{8}/_{12}$ Zoll rheinl. hoch, und hält oben im Durchmeſſer $4^{9}/_{12}$ Zoll. Am obern Rande iſt es gleichmäßig nach allen Seiten ausgeſchweift, und gegen die Mitte gelinde eingezogen; der Boden iſt durch eine mäßige Schwellung von der für die Figuren beſtimmten Fläche abgehoben und nach außen gerundet, ſo daß das Gefäß nicht darauf ſtehen kann, umgeſtürzt aber einer Glocke gleicht. Daneben hat ſich ein kleines ebenfalls chernes Gefäß mit eingezogenem Fuße, in der Form eines kurz abgeſtutzten Cylinders gefunden. Das größere kann hierauf allenfalls in's Gleichgewicht geſtellt werden, jedoch gehören die beiden Stücke offenbar nicht zuſammen; und da das Gefäß durchaus unverletzt iſt, ſo läßt ſich mit Gewißheit ſagen, daß es niemals einen Fuß gehabt habe. Auch keine Henkel waren daran befindlich, noch irgend andre Verzierungen, außer einer ganz feinen Perlenſchnur am oberen und unteren Rande. Starke Spuren der Vergoldung ſind hier und da noch ſichtbar, und dieſe Vergoldung hat ohne Zweifel das Metall geſchützt, ſo daß es ſich mit einer ſchönen Patina überzogen hat, während die innere Seite ſtark von Grünſpan angefreſſen iſt. Die römiſchen Kaiſermünzen aus Erz, welche daneben in beträchtlicher Menge ausgegraben wurden, waren vom Roſte großentheils bis zur Unkenntlichkeit entſtellt.

Der Figuren ſind ſechs, welche ſich in zwei, jedoch mit einander verbundene Gruppen theilen.

Hier ſieht man den Herkules mit dem Quirinus im Kampf. Herkules hat mit der Fauſt des linken vorgeſtreckten Armes die Löwenhaut als Schild gepackt, wovon der Rachen und eine Tatze vorn herunter hängen, und zwei andre Tatzen nebſt dem Schweife vermöge der raſchen Bewegung hinter dem Helden in der Luft fliegen. Der rechte Schenkel greift mächtig vor, der rechte Arm iſt rückwärts gebogen, um mit der geſenkten Keule einen gewaltigen Streich auf den Schild des Gegners zu führen. Durch dieſe Wendung ſtellt ſich der Kopf im Profil, Bruſt und Leib hingegen von vorn dar.

Quirinus, an der ſäugenden Wölfin mit den Knaben auf ſeinem Schilde kenntlich, iſt ebenfalls nackt. Ein Helm mit hohem Kamme bedeckt das Haupt, ein breites Schwert hängt über der Hüfte. Die Chlamys, unter dem Schilde über den Arm geworfen, zieht ſich theils in ſtraffen Falten zwiſchen die Schenkel hinab, theils flattert ſie hinten. Die rechte Hand hält den zum Stoße gerichteten Speer.

Etwas weiter zurück, zwiſchen den Kämpfern ſichtbar, ſitzt ein, wie es ſcheint, verwundeter Held am Boden, hineinwärts gewendet, und auf den rechten Arm ſich ſtützend.

Die andere Gruppe beſteht in zwei ſchwebenden Figuren, dem Mars und Amor, und einer am Boden liegenden Nymphe.

Dieſe iſt bis unter die Hüften nackt. Die reiche Draperie iſt über die Schenkel bis an die Füße geworfen, auf dem übrigen ruht ſie, das obere Ende hat ſie um den rechten Arm geſchlungen, der auf einer Erhöhung gleich einem Polſter ruht. Von der Bekleidung iſt ihr nur der breite unter dem Buſen geknüpfte Gürtel geblieben; ſie trägt an jedem Oberarm eine Spange; das wellige Haar iſt am Hinterhaupt in einen Wirbel gewunden. Die bewundernswürdige Schönheit ihres ſchlanken Wuchſes zeigt ſich vom Rücken her in der nachläßigen Lage auf das vortheilhafteſte. Man kann ſie nicht beſſer beſchreiben, als mit den Worten des Dichters:

per longum conspicienda latus. Alles an ihr athmet Anmuth, Ueppigkeit und buhleriſchen Reiz.

Mars, mit hochbebuſchtem Helme, mit breitem Schwertgürtel, mit einer auf der rechten Schulter geknüpften Chlamys, die theils hinter ihm flattert, theils über den linken Oberarm zurückgeſchlagen, faltig vor der Bruſt hängt, hält ſeinem Gegner den Schild gleichſam ſpielend entgegen und ſcheint mit dem Speer, welcher wie der des Quirinus am hinteren Ende in eine Pfeilſpitze ausgeht, auf die Nymphe zu zielen. Amor, als ein kleiner Knabe von rundlichen Gliedern, mit weiblichem Haarputz, — — — — — —

XIII.

Vorerinnerung zu dem Verzeichniß von d'Altons Gemälde-Sammlung, und ausführliche Beurtheilung dreier darin befindlichen Bilder.

Vorerinnerung.

Die Gemälde-Sammlung, wovon ich im Auftrage der Erben des Beſitzers dem Publikum das Verzeichniß vorlege, iſt der Zahl nach von geringem Umfange, gleichwohl aber geeignet, die Aufmerkſamkeit aller Kunſtfreunde auf ſich zu ziehen.

Mein verewigter Freund Eduard d'Alton war ein eben ſo großer Kenner der Kunſt als der Natur. In dieſer letzten Eigenſchaft hat er ſich im gelehrten Europa durch ſeine zoologiſchen Werke, die er ſelbſt mit vortrefflichen Zeichnungen auszuſtatten vermochte, einen wohl begründeten und dauerhaften Ruhm erworben. Ueber die Theorie und Geſchichte der bildenden Künſte hat er nichts Ausführliches in Druck gegeben, aber ſeit zwanzig Jahren eben ſo kenntnißreiche als beredte und beſeelte Vorträge gehalten. Die erlauchten Fürſtenſöhne, die wir unter unſere akademiſchen Mitbürger zu zählen das Glück hatten, ſind durch ihn in dieſes Heiligthum gebildeter Geiſter eingeführt worden.

D'Alton vereinigte den philoſophiſchen Naturforſcher und den ausübenden Künſtler in Einer Perſon. Er betrachtete die mannichfaltigen Erzeugniſſe der Natur immer in Bezug auf das unendliche

Ganze: ſein künſtleriſcher Blick drang durch die Oberfläche der lebendigen Gebilde bis in ihren innern Bau; und ſo verwandelten ſich ihm, gleichſam von ſelbſt, die unmittelbaren phyſiognomiſchen Eindrücke in wiſſenſchaftliche Beobachtungen.

Auf der andern Seite erkannte er mit faſt untrüglichem Sinne den Widerſchein der Natur, als der großen Urkünſtlerin, in den ächten Schöpfungen des Genius. Nichts Erborgtes, Angekünſteltes, nach willkürlichen Gewöhnungen Gemodeltes, konnte ihm verborgen bleiben. Seine Einſicht in das Weſen der Kunſt umfaßte Alles, von der höchſten Idee bis zu den kleinſten Handgriffen und Hülfsmitteln der Technik hinab.

Seit früher Jugend hat meine Neigung mich zu den ſchönen Künſten hingezogen. Später fand ich Gelegenheit, die wichtigſten Werke und Kunſtſammlungen in Deutſchland, den Niederlanden, Italien, Frankreich und England wiederholt zu betrachten. Im vertrauten Umgange mit den ausgezeichnetſten Malern und Bildhauern meiner Zeit, verweilte ich Stunden und Tage lang in ihren Werkſtätten; und während unſere Gedanken, durch freien Austauſch angeregt, die weiten Gebiete der Kunſt durchſchweiften, ſahe ich unter der feinen Führung des Pinſels oder des Modellier Stäbchens das Formloſe ſich zum Bedeutſamen und Schönen entfalten. Dieß erſetzte mir gewiſſermaßen die eigene Uebung der Hand, und machte mir die Theorie zur anſchaulichen Erfahrung. Aber gern erkenne ich die Ueberlegenheit meines Freundes an. Er war mein Orakel in Kunſtſachen. Wenn ſein ſchnell entſchiedenes Urtheil mit meiner früher gefaßten Anſicht übereinſtimmte, ſo galt es mir für die willkommenſte Beſtätigung.

Nur ein ſolcher Kenner konnte eine Sammlung wie die vorliegende, worin kein einziges Bild als werthlos auszuſcheiden wäre, einige aber wahre Kleinode ſind, aus mäßigen Privatmitteln ſtiften. Möge man Einiges hiebei auf die Rechnung glücklicher Zufälle ſetzen, ſo iſt es doch der Wahrheit nach die wache Aufmerkſamkeit, der durchdringende Blick, was den Kunſtliebhaber in den Stand ſetzt, die ſich darbietende, jedoch zuvor von niemanden erkannte günſtige Gelegenheit zu benutzen.

Oelgemälde, die nicht wie das Freſco an der Wand haften, ſind ihrer Natur nach beweglich, und ſo haben ſie oft im Verlauf von ein Paar Jahrhunderten ſeltſame Wanderungen gemacht und wechſelnde Schickſale erfahren. Durch Erbſchaft kommen ſie an unwiſſende und gleichgültige Beſitzer; werden wegen ihrer unbequemen Größe aus den Zimmern in Vorplätze hinaus gewieſen; nach Beſchaffenheit der Gegenſtände beſtimmt zuweilen die Lüſternheit mehr als die Kunſtliebe ihre Schätzung, oder ſie werden im Gegentheil aus ängſtlicher Sittenſtrenge als anſtößig verdammt und bei Seite geſchafft. Eine Zeit lang verwahrloſt, der Feuchtigkeit ausgeſetzt, durch Schmutz und Staub verdunkelt, ſcheinen ſie dem ungelehrten Auge dieſe Verwahrloſung verdient zu haben, bis endlich ein Kenner ſie von Neuem entdeckt und wieder zu gebührenden Ehren bringt.

Auf der andern Seite iſt der Gemälde-Handel wegen häufiger Verfälſchungen nicht ohne Grund übel berüchtigt. Die Namen berühmter Maler werden als Aushängeſchild gebraucht, mittelmäßige Kopien für Originale ausgegeben. In Ermangelung eines hiſtoriſchen Nachweiſes, der ſich bei alten Bildern ſelten herbeiſchaffen läßt, gewähren der künſtleriſche Werth und die unverkennbare Eigenthümlichkeit der Schule und des beſondern Meiſters immer die ſicherſte Beglaubigung.

Daß in den kunſtliebenden Landſchaften am Niederrhein vortreffliche Werke aus den flamändiſchen und holländiſchen Schulen im Ueberfluß angetroffen werden, iſt allgemein bekannt. Die mannichfaltigen Verhältniſſe, worin die geiſtlichen Churfürſtenthümer zu Italien ſtanden, erklären es aber auch zur Genüge, wie italiäniſche Bilder von hohem Werth hieher gelangen konnten.

Das folgende Verzeichniß iſt von d'Alton ſelbſt abgefaßt. Da er niemals darauf bedacht war, die geſammelten Gemälde zu veräußern, an deren Betrachtung er ſich fortwährend aufheiterte, ſo hat er ſich damit begnügt, den Gegenſtand kurz anzugeben, und den Namen des Künſtlers nach eigner Einſicht und Kenntniß beizufügen. Es würde belehrend geweſen ſein, wenn er genauere Beſchreibungen der einzelnen Stücke abgefaßt, und ihre beſondern Vorzüge, oder auch ihre Mängel, worüber er ſich offenherzig zu äußern pflegte, hervorgehoben hätte. Aber nach ſeiner praktiſchen Sinnesart nahm er lieber die Radiernadel zur Hand, um von einem ihm lieb gewordenen Kunſtwerke eine ſo treue Abbildung zu geben, als es durch dieſes Mittel möglich iſt. So hat er mehrere radierte Blätter vollendet, und darunter befinden ſich glücklicher Weiſe die drei ſchätzbarſten Gemälde ſeiner Sammlung: von Pontormo nach Michelangelo, von Correggio und von Rubens. Ueber das erſte und letzte, die auch für die Kunſtgeſchichte merkwürdig ſind, hat ſich unter ſeinen Papieren eine ausführliche Unterſuchung vorgefunden. Ueber das zweite hat Goethe ſchon vor vielen Jahren das Wort geführt. Ich gebe dieſe Aufſätze auf den nächſten Blättern*): die Urtheile ſo einſichtsvoller Kenner bedürfen meiner Beiſtimmung nicht; ich beſchränke mich darauf, einige vielleicht nicht unerhebliche Nachweiſungen beizufügen.

Venus und Cupido.

Nach Michelangelos Karton von Jacopo da Pontormo.

Das Bild, von dem hier die Rede ſein wird, iſt auf Leinwand gemalt, 3 Fuß 8 Zoll hoch, 4 Fuß $9^1/_2$ Zoll breit. Die Figuren ſind ſtark Lebensgröße. Michelangelos koloßaler Geiſt waltet ſichtbar in der Erfindung, wie in den Formen. Das Ganze iſt ſo in antikem Sinn gedacht, und frei von jeder Sentimentalität und ſchwächlicher Sinnlichkeit, daß ich es auf den erſten Blick der Schule dieſes Meiſters zuſchrieb. Wem aber unter ſeinen zahlreichen Nachahmern es zuzueignen ſei, war nicht ſo leicht zu ermitteln. Daß in dieſer Erfindung ein Michelangelo, und zwar ein ganz unverkleinerter, ſtecke, deßen war ich gewiß; daß es ihm aber ſo unmittelbar angehöre, würde ohne überzeugende Beweiſe zu glauben ich nicht gewagt haben.

Lange ſchon und vergeblich hatte ich unter alten Kupferſtichen nachgeſehen, und darüber nachgeleſen, als mir endlich Duppas Life of Michelangelo Buonarroti, with his Poetry and Letters, second Edition, London 1807, in die Hände kam, wo ich in dem Karton der Gruppe von Venus und Cupido das Original meines Bildes fand. Der Verfaßer dieſes Werkes, dem ich für ſeine Arbeit, w ſchwach auch die Kupfer ſind, nicht genug zu danken weiß, berich (S. 329) nach Vaſari, daß dieſer Karton, welchen Michelangelo für ſeinen Freund Bartolommeo Bettini gezeichnet, und welcher ſich lange im Beſitz dieſer Familie zu Florenz befand, unter deßen Augen und zu ſeiner größten Zufriedenheit von Jacopo da Pontormo in Oel gemalt worden ſei. In ſeinem eigenen Namen fügt Duppa hinzu, dieſes Gemälde, wovon ſich auch im Pallaſt von Kenſington eine Kopie oder ein Duplikat befinde, ſei im Jahre 1734 nach London gebracht, und daſelbſt für 500 Pfund ausgeboten worden. Hogarth, der damals das große Wort führte, und ſich für einen vollgültigen Kunſtrichter hielt, war über den Beifall, den dieſes Gemälde fand, ſo aufgebracht, daß er ſich nicht enthalten konnte, es in ſeiner bekannten Unterſuchung über die Schönheit zu bekritteln. Sein Tadel ſcheint freilich mehr dem Duplikat im Pallaſt von Kenſington, als dem Original zu gelten. *) Dieſes Bild, es ſei nun, wie Duppa ſagt, eine Kopie odder eine Wiederholung nach Pontormo, iſt, wie Fig. 49. Taf. I. bei Hogarth zeigt, vollkommen mit dem Karton übereinſtimmend, während ſich in meinem Bilde bedeutende Veränderungen finden. Das Format iſt anders, und der zu den Füßen der Venus befindliche Sockel mit den Maſken und dem Bogen Amors fehlt. Ein Lorbeerſtrauch bildet dagegen hier den Hintergrund, und erhöht die maleriſche Wirkung der Figuren mehr, als die im Karton angebrachten Wolken. Auch hat die Venus einen andern Kopfputz. Wären die Umriße bei Duppa nicht von ſo gar ſchwacher Hand, ſo würde ich wohl noch mehrere, weſentlichere Veränderungen zu bemerken Gelegenheit haben. Alle in meinem Bilde angebrachten Veränderungen müßen als Verbeßerungen angeſehen werden.

---

*) [Und ich durfte ſie ſowohl weil Schl. jene Unterſuchungen d'Altons redigirt hat, als auch um die ſchlegelſchen Zuſätze verſtändlich zu machen, nicht weglaßen. Böcking.]

Dieſes Bild, welches, obgleich in einem trockneren, ſtrengeren

---

*) Dieß iſt ganz richtig; denn Hogarth will das Bild, wie ſich verſteht, ohne irgend einen vernünftigen Grund des Tadels anzuführen, aus dem Pallaſte, den es zierte, hinausgeworfen wißen. Duppa giebt zwei Kopien in England an, wovon nur eine für die urſprüngliche gelten konnte. Aber er meldet nicht, ob die im Jahr 1734 käufliche wirklich von einer Privatperſon erſtanden, und wo ſie ſeitdem aufbewahrt worden ſei. Schl.

Stil, jedoch mit großer Freiheit und Feſtigkeit gemalt, im Fleiſchton viel von Paul Veroneſe hat, zeigt in der Verkürzung, an dem untergeſchlagenen Bein, an Knie und Wade eine fremde Hand, welche die Zeichnung berichtigt. Es iſt nicht anzunehmen, daß der Maler einem andern als dem Gründer dieſe Berichtigung geſtattet haben werde. Ohne Zweifel iſt mein Bild Original. So entſchloßen kann man nur malen, wenn man ſeines Erfolges gewiß iſt, und einen ausgeführten Karten vor Augen hat. Nur im Allgemeinen läßt ſich dieſes Bild charakteriſieren, aber nicht genügend beſchreiben.

Andere Maler haben in der Venus nur eine verliebte Göttin dargeſtellt. Michelangelo allein zeigt uns die Göttin der Liebe. Den Göttern ſind die Geſetze der Anſtändigkeit eben ſo fremd, wie die Sucht zu gefallen. Die Venus und Danae des Tizian liegen, ihrer Schönheit ſich bewußt, bloß zur Schau; hier dagegen erſcheint die Göttin in ſinnvoller Bewegung. Ihre Formen ſind mehr großartig als zierlich. Eine Fülle von Kraft und Geſundheit, wie ſie nur den Unſterblichen zukömmt, erhebt ſie über die menſchliche Geſtalt. Ihre Mienen, voll Hoheit, verkünden ein über das Schickſal der Sterblichen erhabenes Gemüth.

Man möchte vielleicht den Einwurf machen, daß, da der Karten des Michelangelo noch exiſtiert*), er ſeit Pontorme noch von vielen andern gemalt worden ſein könne. So verhält es ſich aber nicht. Sondern es läßt ſich überzeugend daraus erſehen, daß es kein in ſpäterer Zeit nach dem Karton verfertigtes Bild ſein könne, da im folgenden Zeitalter ein größeres Streben nach maleriſcher Wirkung ſtattfand, welches ſich ſchon vor Paul Veroneſe zu entwickeln begann, mit dem es in Italien die größte Meiſterſchaft erlangte. In meinem Bilde, obgleich es mit großer techniſcher Fertigkeit und Freiheit gemalt iſt, und ſich die oben bemerkten Veränderungen, welche der Malerei zuſagen, vorfinden, iſt dennoch das Streben nach plaſtiſcher Beſtimmtheit und Reinheit der Formen vorherrſchend. Gewiß wäre dieſe einer größeren maleriſchen Wirkung und dem Schmuck der Farbe aufgeopfert worden, gehörte dieſes Bild einer ſpäteren Zeit an, worauf kein Einfluß des Erfinders mehr ſtattfand.

---

*) Ob ſich dieß wirklich ſo verhält, kann ich nicht ſagen. Als Vaſari das Leben des Michelangelo ſchrieb, bewahrten allerdings die Erben des Bartolommeo Bettini dieſen Karton. Aber in neueren Zeiten ſcheint derſelbe wenigſtens in einen andern Beſitz übergegangen zu ſein, da Duppas Unterſchrift unter dem im J. 1806 geſtochenen Umriß lautet: FORMERLY in Florence in possession of the family Bettini. Bei meinem letzten Aufenthalt in Florenz im J. 1816 habe ich leider verſäumt mich darnach zu erkundigen, weil meine Aufmerkſamkeit nicht auf dieſen Gegenſtand gerichtet war. Schl.

Anmerkung A. W. Schlegels.

Vaſari ertheilt zweimal Bericht von dieſem Karton. Im Leben des Michelangelo, gegen das Ende und außer der Zeitordnung, findet ſich nur folgende kurze Erwähnung:

A Bartolommeo Bettini fece, e donò un cartone d'una Venere con Cupido, che la bacia, che è cosa divina: oggi appresso agli eredi in Fiorenza.[*]

Im Leben des Jacopo da Pontormo hingegen (T. V. p. 191. 192) erzählt er den Entwurf des Kartons und die Ausführung in Oelfarben mit allen begleitenden Umſtänden. Da dieß die hiſtoriſche Hauptſtelle iſt, ſo ſetze ich die Worte des Textes ohne Abkürzung her.

Veggendosi adunque quanta stima facesse Michelangelo del Pontormo, e con quanta diligenza esso Pontormo conducesse a perfezione, e ponesse ottimamente in pittura i disegni e cartoni di Michelangelo; fece tanto Bartolommeo Bettini, che il Buonarroti suo amicissimo gli fece un cartone d'una Venere ignuda, con un Cupido, che la bacia, per farla fare di pittura al Pontormo, e metterla in mezzo a una sua camera, nelle lunette della quale aveva cominciato a far dipingere dal Bronzino, Dante, Petrarca, e Boccaccio con animo di farvi gli altri poeti, che hanno con versi e prose Toscane cantato d'amore. — — — —

Avendo in tanto finito Jacopo di dipingere la Venere dal cartone del Bettino, la quale riusci cosa miracolosa, ella non fu data ad esso Bettino per quel pregio, che Jacopo glie l'aveva promessa, ma da certi furagrazie, per far male al Bettino, levata di mano a Jacopo quasi per forza, e data al Duca Alessandro, rendendo il suo cartone al Bettino. La qual cosa avendo intesa Michelangelo, n'ebbe dispiacere, per amor dell' amico, a cui aveva fatto il cartone, e ne volle male a Jacopo, il quale sebbene n'ebbe dal Duca cinquanta scudi, non però si può dire, che facesse fraude al Bettino, avendo dato la Venere, per comandamento di chi gli era signore.

---

[*] Vasari (ed. di Firenze 1772) T. VI. p. 329.

Unſere vom Cupido geküßte Venus iſt gewiſſermaßen das Gegenſtück zu der berühmten Leda deſſelben Meiſters. Die Leda hatte er nicht bloß gezeichnet, ſondern in Waſſerfarben mit großer Vollendung gemalt, wie ſie Vaſari beſchreibt, (**T. VI. p. 233.** Quadro grande dipinto a tempera col fiato.) In beiden Gruppen iſt dieſelbe Großheit der Formen und gewagte Wendung der nackten Glieder; in Verſchmähung der geſellſchaftlichen Anſtändigkeit iſt jedoch der Künſtler bei der Leda viel weiter gegangen. Er enthüllte das ſterbliche Weib unter den Liebkoſungen des in einen Schwan verkleideten Zeus, überwältigt vom Taumel der Sinne. Die Göttin hingegen erſcheint hier im ſtolzen Bewußtſein ihrer Schönheit ruhig und nachläßig hingelehnt; die Leidenſchaftlichkeit iſt dem Cupido allein zugetheilt, dem wilden Knaben, der zum Ausfluge auf zahlloſe Siege gerüſtet, noch im letzten Augenblicke ſeiner Mutter einen Kuß raubt.

Jene künſtleriſche Freiheit ward der Leda in der Folge verderblich. Michelangelo hatte ſie anfangs dem Herzog Alfonſo von Ferrara zugedacht. Da deſſen Abgeordneter aber den Werth des Werkes nicht zu ſchätzen verſtand, ſo ſchenkte er es nebſt vielen andern Zeichnungen einem treuen Diener, der es nach Frankreich brachte, und Franz dem Erſten für die Galerie von Fontainebleau verkaufte. Dort ward es lange bewundert, und ohne Zweifel auch kopiert, bis unter Ludwig dem Dreizehnten heuchleriſche Sittenſtrenge es verdammte, ſo daß es mit genauer Noth und ſchmählich behandelt, nämlich theilweiſe übermalt, dem Scheiterhaufen entgieng. Indeſſen kam der Karton nach Florenz zurück.

Aus der Zuſammenſtellung der Umſtände ergiebt ſich, daß beide Gruppen ungefähr demſelben Zeitraume angehören. Seine Leda vollendete Michelangelo erſt im Jahre 1530, als er nach der Belagerung von Florenz mit Sicherheit dahin zurückkehren konnte. Kaum hatte Pontormo die Venus nach dem Karton ausgemalt, als ſie ihm von dem Herzog Alexander von Medicis, der nur ſieben Jahre, von 1530 bis 37, regierte, für den geringen Preis von 50 Scudi abgedrungen ward.

Im Jahre 1530 war Michelangelo ſchon ſechs und fünfzig Jahre alt, und dennoch lodert in beiden Bildern die Flamme einer jugendlichen Begeiſterung hell auf. Bei dieſem Manne, an dem Alles außerordentlich war, ſogar ſeine Lebensdauer, darf man auch die beiden Epochen der natürlichen Laufbahn, Jugend und Alter, nicht nach demſelben Maßſtabe von einander ſcheiden, wie bei gewöhnlichen Menſchen. Jene verliebte Phantaſie, welche ihm die Kunſt zum Idol und zum Monarchen gemacht hatte, — l'amorosa fantasia Che l'arte mi fece idolo e monarca, — hörte niemals auf, den rüſtigen Greis zu begleiten.

Da der Herzog Alexander ermordet ward, ſo kann bei dieſer Gelegenheit auch mancher Raub an ſeinem Eigenthum begangen worden ſein. So begreift es ſich, wie die Venus von Pontormo abhanden kam, vielleicht verborgen gehalten oder aus Florenz weggeſchafft wurde, aus Beſorgniß, Alexanders Nachfolger, der Herzog Coſmus, möge ſie zurückfordern.

Michelangelo war unendlich fruchtbar an Erfindungen und Entwürfen, und eben ſo freigebig damit, nicht nur gegen Freunde, ſondern auch gegen Perſonen untergeordneten Standes. Aber er hatte noch einen beſondern Grund, warum er ſeine Kartone ausgezeichneten Koloriſten zur Ausführung in Oelfarben übergab. Im Fresco beſaß er eine große Meiſterſchaft, wie die weit früher gemalte Decke der ſixtiniſchen Capelle beweiſet, die unter die erhabenſten Hervorbringungen der neueren Kunſt gehört. Hingegen war er ſich bewußt, daß er das nicht beſitze, was den eigenthümlichen Reiz der Oelmalerei ausmacht: die zarte Verſchmelzung der Tinten und die Durchſichtigkeit der Schatten. Er hoffte nämlich dem Raphael, der ihm beinahe die Palme entrißen hatte, glückliche Nebenbuhler zu erwecken, wenn die tiefe Bedeutung ſeiner Kompoſition und die Großheit ſeiner Zeichnung durch den Zauber der Beleuchtung und eine warme Carnation hervorgehoben würde. Hiezu liehen ihm Venuſti, Pontormo, und vor allem Sebaſtiano dal Piombo ihren Pinſel. Duppa hat alle von Vaſari und Condivi erwähnten Kartone aufgezählt; ich muß jedoch die Vollſtändigkeit des Verzeichniſſes in Bezug auf den letztgenannten bezweifeln. Unter den aus Italien nach Paris weggeführten Gemälden habe ich oft das Märterthum der heil. Agatha von Sebaſtiano dal Piombo betrachtet und bewundert, in welchem, denke ich, kein geübter Blick den gewaltigen Geiſt des erſten Urhebers verkennen würde, auch wenn ihn die Tradition nicht bezeichnet hätte.

Michelangelos Darſtellung war ganz Phyſiognomik und, wenn ich ſo ſagen darf, Athletik; die menſchliche Geſtalt war ſein einziges Augenmerk. Die Umgebung ſeiner Gruppen warf er nur flüchtig hin. Landſchaftliches zu zeichnen, Bäume, Stauden und Kräuter, den verſchiedenen Baumſchlag jeder Gattung nachzuahmen, das war nicht ſeine Sache. Man darf daher vorausſetzen, daß er in dieſem Stück von den Malern, denen er die Ausführung ſeiner Entwürfe anvertraute, keine knechtiſche Genauigkeit gefordert haben wird. So erklären ſich ganz natürlich die Abweichungen, die wir in dem Gemälde des Pontormo bemerken, die nichts Weſentliches betreffen, und ſämmtlich der maleriſchen Wirkung vortheilhaft ſind. Wenn hingegen ein ſpäter lebender Künſtler eine Kopie des in dem Hauſe Bettini befindlichen Kartons unternahm, ſo hatte er einen Grund, ſich in allen Nebendingen genau daran zu halten: ſeiner Arbeit gab er dadurch einen täuſchenderen Schein der urſprünglichſten Nachbildung.

Dieſe Venus iſt aus dem Nachlaße eines Geiſtlichen erſtanden worden, der ſie ſeit langen Jahren beſeſſen hatte, aber dieſen Beſitz, aus begreiflichen Gründen, nicht eben öffentlich machen wollte, und der Göttin deswegen in ſeinem Schlafzimmer ihren dauernden Aufenthalt anwies.

Goethe über ein neu entdecktes Bild des Correggio.

1809.

Anm. Dieſer Aufſatz ſtand, zum erſten Male abgedruckt, in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung, wo er den Jahrgang 1809 eröffnete. Dort war er unterzeichnet mit den Buchſtaben: W. K. F. (Weimariſche Kunſtfreunde.), unter welcher Andeutung Goethe für einen Verein zur Aufmunterung talentvoller junger Künſtler, den er geſtiftet hatte, das Wort zu führen pflegte.

Das in vorſtehendem Kupferſtich verkleinert abgebildete Gemälde von ſeltener Vortrefflichkeit wurde durch ein günſtiges Ungefähr vor nicht langer Zeit einem unſerer Freunde zugewendet. — Von welches großen Künſtlers Hand ſolches herrühre, mögen wir auszumachen nicht unternehmen, theils weil es ſchwer iſt, die einmal anders Geſinnten in dergleichen Fällen von ihrer Meinung abzubringen, theils weil in der That ein Irrthum leicht kann begangen werden. Ueberdieß hat der wahre Werth eines Kunſtwerks mit dem Namen, den es führt, eigentlich nichts zu ſchaffen; und ſo ſoll auch unſer Bericht von dem hier in Frage kommenden Gemälde ſich ohne Nebenabſicht bloß mit den weſentlichen Verdienſten deſſelben beſchäftigen.

Alt iſt das Werk unſtreitig, und im Ganzen ziemlich wohl erhalten; wahrſcheinlich aber iſt der Ton der Farben überhaupt etwas dunkler geworden, als er anfänglich ſein mochte. Geſchmack und Behandlung erinnern, das kann Niemand leugnen, zunächſt an Correggio. Aus dieſer Urſache werden wir uns im Verfolg oft auf denſelben vergleichend berufen müßen: allein es geſchieht keineswegs mit dem Vorhaben, ihm unſer Bild beſtimmt zuzueignen, ſondern allein darum, weil zur Prüfung deſſelben keines andern Malers Werke einen ſo ſchicklichen und zu gleicher Zeit hohen Maßſtab darbieten.

Betrachtet man nun erſtlich die Erfindung und Kompoſition überhaupt: ſo erſcheint hier zwar nicht der hohe Grad ſentimentaler Innigkeit, wie etwa in Correggios bekannter Vermählung der heil. Katharina, oder in der Madonna la Zingara, oder der Madonna mit dem Kinde, dem ein Engel Früchte bringt; auch iſt in den eben genannten Bildern die Anordnung eleganter: indeſſen fehlt es dem unſeren ebenfalls nicht an Zartgefühl und dem freundlichen Beiſammenſein, welches Correggio in ſeinen Bildern ſo gern darzuſtellen unternahm, und welches ſelten einem Andern ſo gut als ihm gelungen iſt.

Die Formen ſind ſo, wie ſie dieſem großen Meiſter gewöhnlich waren: weniger ausſchweifend und rundlich, als im St. Georg zu Dresden, oder in der Kuppel zu Parma u. ſ. w., gleicht der Geſchmack der Zeichnung in unſerem Bilde am beſten der Zeichnung im Gemälde vom heil. Sebaſtian. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit würde man ſogar muthmaßen können, das junge Mädchen ſei mit dem jungen Mädchen in jenem Gemälde, welches eine Kirche in der

Hand hält, nach einerlei Modell, nur um ein oder ein Paar Jahre ſpäter gemalt. Aehnlichkeit mit den Zügen des Pfeilſchnitzers läßt ſich ebenfalls nicht verkennen, und Köpfe, welche mit dem Kopfe des Knaben übereinſtimmen, ſind ohne Mühe häufig in Correggios Werken nachzuweiſen.

Es dürfte faſt ſcheinen, als ob wir hiermit dem berühmten Haupt der lombardiſchen Schule einförmige Manier in ſeinen Bildungen vorwerfen wollten: indeſſen iſt der Sinn unſerer Bemerkungen durchaus nicht tadelnd. Das Manierierte entſpringt nicht daraus, daß ein ſehr ſchönes oder intereſſantes Geſicht in verſchiedenen Bildern öfter erſcheint, denn auch im Leben ſieht man dieſelbe ſchöne Geſtalt gern oft; ſondern, wenn derſelbe Ausdruck, Geſtalt, Motive u. ſ. w. ſchicklich und unſchicklich bis zum Ueberdruß wiederholt ſind, und der Beſchauer gleichſam ſchon zum voraus weiß, was er zu ſehen bekommt. Die größten Meiſter, Raphael ſelbſt nicht ausgenommen, haben gewiſſe Favoritgeſichter, welche ſelten in einem ihrer Bilder fehlen, und Kunſt und Gemüth haben ſich gewöhnlich in denſelben am beſten ausgedrückt.

Correggio brachte im Ausdruck, beſonders bei jugendlichen Figuren, Weibern und Kindern, die ihm eigenthümlichen frohen Mienen, ein heiteres Lächeln mit geöffnetem Munde und ſtark vertieften Seiten deſſelben an; ſeine Nachahmer ſind darüber faſt alle in's karikaturmäßig Manierierte verfallen, und zuweilen hat er auch ſelbſt, zumal in ſeinen ſpäteren Arbeiten, ein wenig die Gränzlinie übertreten. Wir können daher ſagen, daß in dem Bilde, von welchem hier die Rede iſt, das Verdienſt des Ausdrucks vorzüglicher und naiver ſei, als es ſonſt in den meiſten Arbeiten des Correggio zu ſein pflegt. In dem Mädchen beſonders bemerkt man einen ſo hohen Grad von jugendlicher, ſorgenfreier Unſchuld, von reinem, menſchlichem Daſein, ohne Anſpruch, ohne Ziererei, daß keine Nachahmung ihn erreichen, keine Worte beſchreiben können. Der Knabe, ſo vortrefflich er auch an ſich iſt, gleicht ſchon etwas mehr jener allgemeinen, vorhin angedeuteten, dem Correggio gewöhnlichen Weiſe, doch dergeſtalt gemäßigt, daß, im Fall das Bild wirklich für eine Arbeit dieſes Meiſters gelten ſollte, man eben daher auch zu ſchließen berechtigt wäre, es gehöre nicht zu den ſpätern Arbeiten deſſelben, und ſei wahrſcheinlich verfertigt worden, ehe noch im Fortſchritt ſeiner

Kunſt einiges Uebertriebene ſich eingefunden hatte. Bei fernerer Betrachtung des Werks wird der Beſchauer von dem höchſtbelebten Kopf der Alten angezogen. Man glaubt ihre Stimme, ja das Geſchrei zu vernehmen, womit ſie das unbefangen blickende Mädchen auf einen außer dem Bilde gedachten Gegenſtand aufmerkſam machen will, und, wie der Künſtler eben hier als vollendeter Meiſter gewaltet, verdient unſere höchſte Bewunderung; er hat dieſer Alten große Formen, edle Züge mitgetheilt, aber nebenher den Adel der Form durch eine große Warze an der Seite, und durch den erwähnten gemeinen Ausdruck des Geſchreis wieder danieder gehalten, dem Beſchauer gleichſam zum Scherz überantwortet.

In Betreff des Kolorits ſind wir ſehr geneigt zu glauben, unſer Bild habe durch Einwirkung von Zeit und Zufällen einige Veränderung erfahren. Zwar iſt die Farbe immer noch gut, indem ſie harmoniſch und in den Uebergängen bewundernswürdig in einander fließend iſt; aber eine ſo blühende Carnation, wie allenfalls von einem Werke erwartet werden dürfte, das, in Gemäßheit ſeiner übrigen Eigenſchaften, die Vergleichung mit den Arbeiten des Correggio nicht ſcheut, findet ſich gegenwärtig nicht mehr, ausgenommen an des Mädchens Ohre, einem der ſchönſten, welche von moderner Kunſt gebildet worden, und wo vielleicht ſtärkerer Farbenauftrag weniger Veränderung des urſprünglichen Tons erlaubte, als an andern Theilen. Denn daß Veränderung wirklich ſtattgehabt haben müße, läßt ſich augenſcheinlich an der Stirn des mehr erwähnten Mädchens nachweiſen, welche im Verhältniß zu den übrigen Theilen des Geſichts nicht mehr licht genug iſt. Die Schattenpartien mögen durchgängig etwas tiefer geworden ſein; doch iſt nichts ſchwarz, ſondern alle Gegenſtände noch immer vollkommen deutlich, der Ton überhaupt vortrefflich und das Werk, von dieſer Seite betrachtet, muſterhaft. Wir können dieſes um ſo mehr behaupten, da auch die Anlage von Licht und Schatten im großen Geſchmack gedacht iſt, ſo daß breite, ruhige Maſſen entſtehen, welche das Ganze in höchſter Deutlichkeit und gefällig für's Auge erſcheinen laßen.

Die Falten ſind ebenfalls nach dem Princip der Maſſen gedacht, gelegt und gemalt, mit großen Brüchen, ſo wie ſie in Correggios Bildern gewöhnlich vorkommen. Der weiße Hemdeärmel des Mädchens hat zwar einige ſchmalere und tiefere Falten: allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß verſchiedene anfänglich leichte Schatten an dieſer Stelle, theils durch die Zeit, theils durch Reſtauration etwas auffallender geworden ſind.

Ueber die Vertheilung der Farben zur harmoniſchen Wirkung des Ganzen geſtatten uns der geringe Umfang des Bildes und ſeine wenigen Figuren keine weitläuftigen Anmerkungen; nur ſo viel iſt zu melden, daß auch dieſer Theil des Werks zweckgemäß iſt, und ſich darin, wie in allen übrigen bereits abgehandelten Eigenſchaften gute alte Zeit, Geſchmack und Meiſterſchaft ankündigen. Der oben gedachte weiße Hemdeärmel des Mädchens iſt die zuerſt auffallende Farbenmaße, demſelben zunächſt zeigt ſich der Rock dieſer Figur von gedämpftem Orangegelb. Der Alten ſcheint ein in's Grüne fallendes Gewand gegeben zu ſein, welches ſich kaum noch vom dunkeln Grunde unterſcheidet; das Kopftuch derſelben iſt ſehr niedergehaltenes Weiß. Der Knabe hat ein Kleid von noch mehr geſchwächter Farbe, das vielleicht ungebleichte Leinwand bedeuten ſoll. Durch dieſe Anlage der Farbenmaßen entſteht eine ſchöne Stufenfolge und milde Abweichung derſelben aus der hellen Mitte nach dem dunkeln Grunde hin, in der Art wie Correggio, wenn er wirklich Verfertiger des Werkes wäre, ſie ungefähr würde gemacht haben.

An einem Gemälde von ſolchen ausgezeichneten Verdienſten, wie das, von welchem hier geredet wird, kann man ganz natürlich auch eine meiſtermäßige Behandlung erwarten. Sie äußert ſich indeſſen nicht in mächtigen auffallenden Strichen, ſondern verbirgt ſich gleichſam, und will geſucht ſein. Es iſt die Eigenſchaft hoher Kunſtwerke, daß ſie durch kein Werkzeug oder mechaniſches Wirken hervorgebracht, ſondern als Naturprodukte erſcheinen, und ſo iſt es mit dem unſeren allerdings beſchaffen. Die Geſichter des Mädchens und des Knaben ſind wie durch göttlichen Willen in's Daſein gerufen, ohne Zuthun des Pinſels. An dem mehr zurücktretenden und im Schatten ſtehenden Kopf der Alten hingegen laßen ſich ſehr freie breite Pinſelſtriche bemerken, wunderbarliche Meiſterſchaft, Bewegung und Wißen in dem Geflechte der Muſkeln und Falten am untern Theil des Geſichts. Ganz außerordentlich leicht, frei, weich und wahrhaft ſind auch die blonden Haare des Mädchen gemalt.

Anm. Ich übergehe hier einige allgemeine Betrachtungen über den Begriff eines Kenners und eines Kunſtrichters, und füge nur den Schluß bei.

Wir finden uns wieder zu unſerem Gemälde zurück, von welchem wir nach der oben vorgenommenen Auseinanderſetzung ſeiner Eigenſchaften nur glauben frei erklären zu dürfen: — Es iſt werth eine Arbeit des Correggio zu ſein — ja man mag füglich behaupten, einige der am vollkommenſten gelungenen und erhaltenen Theile, z. B. die Naſe, die Augen nebſt dem obern Theile der Wange an der Hauptfigur, ſeien von ſo unübertrefflicher Art, daß in Correggios anerkannten Werken nirgend etwas Herrlicheres nachgewieſen werden kann.

Hier hat die Kunſt, nach unſeren Begriffen von ihr, ihre Gränze gefunden; kein Bemühen, kein unerreichtes Streben, keine anmaßliche Meiſterſchaft iſt ſichtbar, ſondern Alles Fluß und Guß, Geiſt und lebendiger Hauch.

Anmerkung A. W. Schlegels.

Aus dem vorſtehenden Aufſatze geht klar genug hervor, daß Goethe dieſes ſo einſichtsvoll und gründlich beurtheilte Bild dem Correggio zuſchrieb. Er nennt keinen einzigen der Maler, auf die man allenfalls, im Zweifel über den Urheber, rathen könnte, z. B. den Schidone; immer kommt er auf den großen Meiſter der lombardiſchen Schule zurück. Er wollte aber ſeine Ueberzeugung nicht entſchieden ausſprechen, weil er damals über die Herkunft des Bildes keine befriedigende Nachweiſung mittheilen konnte. Dieß kann jetzt unbedenklich geſchehen. Es gehörte zu der anſehnlichen Gemälde-Sammlung eines Grafen von Rettenhan in Bamberg, deſſen Bruder Kardinal war, ſich gewöhnlich in Wien aufhielt, aber, durch die Verhältniſſe ſeiner geiſtlichen Würde bewogen, öfter Reiſen nach Italien machte. Hier hatte er dann das unvergleichliche Werk aufgefunden, und als ein ſeinem Bruder beſtimmtes Geſchenk angekauft. Er ſandte es nach Bamberg, und fügte, um ſeinem Bruder eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, nichts weiter hinzu als dieß: er ſende ihm hier ein Werk eines alten italiäniſchen Malers. Mittlerweile war der Graf Rottenhan erblindet. Er hoffte immer ſeine Sehkraft wieder zu erlangen, und verſchob deswegen bis auf dieſen Zeitpunkt das Auspacken des Bildes, um es ſelbſt zuerſt in Augenſchein nehmen zu können. So blieb es zehn Jahre lang, bis zum Tode des Beſitzers in der Kiſte verſchloßen, worin es überſandt worden war. Als es nun an das Licht hervorgezogen ward, war es ganz verdumpft und mit einer dicken Kruſte überzogen. Bei der Verſteigerung fand ſich, wie natürlich, kein Käufer dazu. D'Alten erſtand es, bloß auf die Vermuthung hin, daß unter dem entſtellenden Ueberzuge ein Werk von einigem Werthe verborgen ſein möchte. Erſt nach ſorgfältiger und ſchonend vorgenommener Reinigung entdeckte er, welch ein Schatz ihm zugefallen war.

Ueber ein neu entdecktes Bild von Rubens.

Ein Gemälde von Rubens dürfte weder als eine ſo große Seltenheit, noch gegenwärtig als ein Gegenſtand von ſolcher Erheblichkeit angeſehen werden, daß die Auffindung eines derſelben einer beſondern Erwähnung werth erſcheinen möchte. Allein wir glauben uns verpflichtet, in dieſe Geringſchätzung nicht nur nicht einſtimmen zu dürfen, ſondern halten es vielmehr zeitgemäß, den großen Verdienſten dieſes Meiſters die gerechte Anerkennung zu vindiciren, die ihm bisher geworden, und welche von der neueren Kunſt, wie achtungswerth ihr Beſtreben, ein höheres Ziel zu erreichen, auch ſein möge, noch keineswegs übertroffen oder verdunkelt worden iſt. Das Verzichtleiſten derſelben auf jene Meiſterſchaft im Techniſchen, worauf zum Theil das maleriſche Verdienſt des Rubens beruht, iſt nicht weniger ein Mangel, eine Einſeitigkeit, als der unreine Geſchmack in der Form und Zeichnung des Letzteren.

In einem Streit über die Vorzüge der neueren Kunſt gegen die ältere, beſonders gegen die Meiſter des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, wenn ja ein ſolcher Streit, worin die eine Partei ſich zugleich zum Richter aufwirft, vernünftiger Weiſe geführt werden kann, wird immer nur der beßere Wille gegen die tüchtige That in die Wagſchale gelegt, und nichts entſchieden werden können.

Wie verſchieden aber der Zweck und wie groß auch der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Natur ſein mag, immer wird es ein Merkmal eines vollkommenen Kunſtwerks bleiben, daß in demſelben, um ein in ſich geſchloßenes Ganzes zu bilden, gleich den Werken der Natur, der Wille und die That eins ſein müßen. Welche Veränderung im Verlaufe der Zeiten die Sinnes- und Vorſtellungs-Weiſe der Menſchen auch erleidet, ſtets wird die Wirkung, welche ein Kunſtwerk auf den Geiſt und das Gemüth des Beſchauers ausübt, den Eindrücken entſprechen, welche die Werke der Natur auf uns machen; ſo daß die Empfänglichkeit für das Kunſtſchöne immer das Gefühl für die Schönheiten der Natur vorausſetzt. Daß aber zur Erreichung höherer Kunſtzwecke die bloße Nachbildung des Natürlichen nicht genügen könne, ſondern ein gründliches Naturſtudium, die Erkenntniß, wie ſich der Charakter in der Form ausſpricht, erforderlich ſei, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Es ſind nur wenige Meiſter, deren Werke in dieſer Beziehung die Bedingungen eines Bildes als geſchloßenes Ganzes erfüllen, wie dieß bei Rubens der Fall iſt, und noch wenigere dürften ſich finden, deren Fehler, wie bei ihm, gleichſam als Folgen ſeiner Vorzüge angeſehen werden müßen. Wie die Deutlichkeit ſeiner größeren Werke eine Folge des Verſtändnißes der Maßenbildung und der großartigen Vertheilung von Licht und Schatten iſt, und dieſe wieder die breitere Behandlung und den eigenen Auftrag der Farbe zur Folge hat, iſt auch ſeine Zeichnung und die Uebertreibung der Formen nur Folge dieſes Beſtrebens. Obgleich nun der Stil ſeiner Zeichnung nichts weniger als rein und edel iſt; ſo kann ſie doch weder ſchlecht, noch eigentlich manieriert genannt werden. Seine Formen entſprechen in demſelben Grade ſeiner Denk- und Empfindungs-Weiſe, wie jene des Correggio. Beide unterſcheidet nur ein verſchiedenes Naturell, ein verſchieden ausgebildeter Geſchmack. Die maleriſche Wirkung ſeiner Bilder iſt bei Rubens kein Kunſtgriff, um die Fehler ſeiner Zeichnung zu verſtecken, oder den Mangel der Erfindung zu erſetzen; ſie beabſichtigt vielmehr, ſeine Ideen in ein deutliches Licht zu ſtellen. Es iſt auch nicht der Reichthum ſeiner Kompoſition, nicht die Großartigkeit ſeiner Formen, noch die Anmuth der Bewegung und des Ausdrucks, ſondern die Uebereinſtimmung aller Bedingungen, welche den Werth ſeiner Gemälde ausmacht. Es iſt weniger eine Eigenſchaft als ein Merkmal des Genies, daß es ſich ſelbſt zu beſchränken und die Richtung ſeiner Thätigkeit ſelbſt zu beſtimmen vermag. Eben ſo iſt dieſem Vermögen, Bewundernswürdiges, dem gemeinen Verſtande Unbegreifliches hervorzubringen, die beſondere Art der Auffaſſung, der beſondere Geſchmack in Anordnung und Ausführung, urſprünglich eigen und angeboren, auch daraus die frühe Entwickelung und große Produktivität des Genies erklärlich, worin vielleicht nur Raphael mit Rubens zu vergleichen iſt. Damit ein Kunſtwerk ein organiſches Ganzes bilde, deſſen verſchiedene Theile bei beſonderer Bedeutſamkeit dennoch zu einem gemeinſamen Zweck verbunden erſcheinen, und die Wirkung des Lebendigen erhalten, muß es ſchon als ein Ganzes aus der Idee entſpringen und in der Ausführung ſich nur entwickeln.

Durch dieſe innere Freiheit, welche alle Werke eines Meiſters charakteriſiert, erſcheint dieß Kunſtvermögen im Genie als eine potenzierte Natur, indem dieſelben ſich eben ſo ſpecifiſch gleichen, wie die Früchte eines Baumes, die ſich nach den verſchiedenen Jahren nur durch eine größere oder geringere Vollkommenheit und Reife unterſcheiden. Nur das beſchränkte Talent läßt ſich von ſeiner Zeit beſtimmen und verwirren. Rubens tüchtiger Naturſinn, ſeine Heiterkeit, Liebe und Klarheit leuchten aus allen ſeinen Bildern; daß er aber darum nach dem Ausſpruche eines neueren Kunſtrichters, dem dreiſtes Abſprechen mit Beiſeiteſetzen der Bedenklichkeiten der Vernunft, zur Natur geworden, ein bloßer Naturaliſt zu nennen ſei, müßen wir in dem Sinne, wie dieß von Michelangelo da Caravaggio, Spagnoletto, Hondhorſt u. A. gilt, mit Grund widerſprechen. Rubens hat große und ernſte Studien gemacht, und iſt nur in dem Grade als Naturaliſt zu betrachten, wie Alle, welchen Kunſt natürlicher Beruf iſt.

Wenige Künſtler hatten das Glück, ſo meiſterhafte und ſinnesverwandte Schüler und Gehülſen zu bilden, wie Rubens; daher von ſeinen vielen und großen Werken nur wenige von ihm eigenhändig ausgeführt ſind. Bilder, von denen ſich am ſicherſten nachweiſen läßt, daß ſie ihm angehören, ſind ſeine Porträte, und gerade dieſe werden auch noch gegenwärtig für das Vorzüglichſte gehalten, was die Kunſt jemals hervorgebracht hat. Welches Bild ließe ſich hierin auch wohl mit dem Confesseur in der königlichen Galerie im Haag vergleichen! Es iſt à la prima gemalt, und ſcheint das Werk weniger Stunden zu ſein. Niemals iſt wohl mit weniger Mitteln, einem geringeren Aufwande von Fleiß und Farbe ein in ſich ſo vollendetes, Geiſt und Leben athmendes Werk hervornur Erquickungen, aber keineswegs Arzneimittel aufgeſtellt. Der Ausdruck des jungen Kriegers iſt Aufgeregtheit, Erſtaunen, ja Unwille; er ſcheint nicht mit der Liegenden, ſondern ganz mit der Hauptfigur, dem Greiſe, beſchäftigt zu ſein. Die weinende Figur im Hintergrunde, Alles deutet auf ein ſchmerzliches Ereigniß hin, welches jedoch allein den Greis betreffen muß, da er allein den Ausdruck höchſt würdevoller Ruhe behauptet, wie es auch durch die allegoriſchen Figuren angedeutet wird.

In der Geſchichte des Olden-Barneveld, Advokaten von Holland, glauben wir den Stoff zu dem vor uns liegenden Bilde gefunden zu haben. Bekanntlich war Rubens ein perſönlicher Freund des Hugo Grotius, und mußte deshalb an dem tragiſchen Schickſal Olden-Barneveldts, dieſes eben ſo unglücklichen als berühmten Staatsmannes, um ſo mehr Antheil nehmen, als ſein Freund in daſſelbe verflochten, und zwar nicht zum Tode, aber zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilt war. Unter den hier obwaltenden Verhältniſſen iſt es wohl kein zu gewagter Schluß, wenn wir annehmen, daß Rubens, der nicht bloß Maler, ſondern auch Sekretär des geheimen Rathes des Königs von Spanien geweſen, mit dieſem berühmten Staatsmann, der vor allen andern die Angelegenheiten der vereinigten Niederlande geleitet, ungeachtet der Verſchiedenheit ihrer politiſchen Meinungen, gleichfalls in perſönlicher Bekanntſchaft gelebt, da dieſelbe doch kein Hinderniß in ſeinem Verhältniß zu Hugo Grotius geweſen.

Dieſes Bild kann, wie die allegoriſchen Figuren beweiſen, erſt nach Olden-Barneveldts Enthauptung, und alſo nicht vor 1620 ausgeführt ſein, iſt aber vermuthlich auch nicht viel ſpäter, und wahrſcheinlich zum Troſt ſeiner unglücklichen Familie, gemalt.

Es iſt hier der Augenblick dargeſtellt, wo einer ſeiner Söhne den am Schmerzenslager der Mutter ſitzenden Vater vor dem Schickſale des folgenden Tages warnt, indem der Prinz von Oranien beſchloßen, denſelben, wenn er ſich in die Rathsverſammlung begeben würde, gefangen nehmen zu laßen. Und zwar glauben wir den Moment annehmen zu können, wo Olden-Barneveld den Bitten und Ermahnungen des Sohnes die geſchichtlich aufbewahrten Worte entgegenſetzt: daß er in ſeinen Jahren, und mit dem Bewußtſein der Unſchuld, nichts fürchte. **D'Alton.**

Anmerkung A. W. Schlegels.

Daß das in Rede ſtehende Gemälde ein Werk des großen Flamänders ſei, und zwar eines von der vorzüglichſten Gattung, ein ſolches, das mit den berühmteſten allegoriſch-hiſtoriſchen Kompoſitionen deſſelben Meiſters in gleichen Rang geſtellt zu werden verdient; das bedarf keines Beweiſes. Ich bin überzeugt, alle Kenner werden auf den erſten Blick hiemit einverſtanden ſein.

Was nun die Deutung meines Freundes auf Olden-Barneveld betrifft, und zwar auf den Tag vor ſeiner Verhaftung, aus welcher er nicht anders als auf das Blutgerüſt abgeholt werden ſollte: ſo iſt ſie ungemein anſprechend; ſie wirft ein helles Licht auf die ſonſt räthſelhafte Zuſammenſtellung; überhaupt hat ſie alle Zuverläßigkeit, die in dergleichen Dingen zu erwarten ſteht, wo weder eine ununterbrochene Ueberlieferung, noch ein ausdrückliches Zeugniß vorhanden iſt. Weit entfernt, Bedenklichkeiten dagegen vorzutragen, will ich nur in der Kürze darthun, daß die Annahme mit den Zeitverhältniſſen vollkommen übereinſtimmt.

Eine perſönliche Bekanntſchaft zwiſchen Olden-Barneveld und Rubens iſt kaum zu bezweifeln. Sie waren Zeitgenoßen und gewiſſermaßen Nachbarn. Rubens, ungefähr dreißig Jahre jünger, hatte ſich ſeit ſeiner Zurückkunft aus Italien in Antwerpen häuslich niedergelaßen. Schon in weit früherer Zeit, im Jahre 1583, als Rubens noch ein Knabe war, hatte Olden-Barneveld Antwerpen in Geſchäften beſucht. Aber zu Anfang des Jahres 1609 gaben ihm die langwierigen Unterhandlungen über einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und den vereinigten Provinzen Anlaß zu einem verlängerten Aufenthalt. Als dieſe Unterhandlungen unter Vermittlung Englands und Frankreichs ſo weit gediehen waren, daß ſich ein glücklicher Abſchluß vorausſehen ließ, ward deren Sitz nach Antwerpen verlegt. Olden-Barneveld, als der Bevollmächtigte der Provinz Holland und einer der vornehmſten Geſchäftsführer, verweilte dort zwei volle Monate bis zur Unterzeichnung der Urkunde (den 9. April 1609). Sollten damals zwei ſolche Männer, der berühmteſte Künſtler und der angeſehenſte Staatsmann der geſammten Niederlande, die nur politiſch, nicht aber durch eine verſchiedene Nationalität von einander getrennt waren, fremd und gleichgültig an einander vorübergegangen ſein? Geſetzt aber, dieſe Gelegenheit zur Stiftung eines perſönlichen Verhältniſſes wäre verſäumt worden, ſo war der ganze folgende Zeitraum bis zur Gefangenſchaft Olden-Barnevelds (1618, den 28. Aug.) fortwährend günſtig dafür. Denn in dem Vertrage war der freieſte Verkehr der Bewohner beiderſeitiger Lande ausbedungen. Rubens blieb immer reiſeluſtig; er hatte oft beſondere Aufforderungen dazu, indem er von gekrönten Häuptern zur Ausübung ſeiner Kunſt in ihre Hauptſtädte berufen ward, oder auch wie behauptet wird, geheime diplomatiſche Aufträge erhielt. Mehrere Reiſen nach Holland werden ausdrücklich erwähnt; nur vermiſſe ich dabei in den Lebensbeſchreibungen, die mir zur Hand ſind, genauere Zeitangaben.

Ohne Zweifel finden ſich in Holland noch mehrere Bildniſſe des großen und zuletzt ſo unglücklichen Olden-Barneveld. Wagenaer hat ſeinem Geſchichtwerke eins beigefügt, von Houbraken geſtochen, von Schoumann gezeichnet; der Maler des Originals wird nicht angegeben. Aber Rubens kann es nicht geweſen ſein: denn hier iſt Barnevelt, den er nur als Greis kennen lernte, im kräftigſten Mannesalter vorgeſtellt. Der Kupferſtich widerſpricht wenigſtens unſerer Annahme nicht: ungeachtet des großen Unterſchiedes, den die Jahre und die verſchiedene Wendung des Kopfes machen, bemerkt man dort wie hier die hohe Stirn und die gebogene, im Profil ſtark vortretende Naſe.

Wir wenden uns nun zu der zweiten Hauptfigur, worin d'Alton mit großer Wahrſcheinlichkeit einen Sohn Barnevelds erkennt. Beide tragen ein ſolches Gepräge individueller Wahrheit im Charakter und Ausdruck, daß ſie unmittelbar nach dem Leben gemalt zu ſein ſcheinen. Dieß war aber mit dem Vater nicht der Fall, da das Gemälde, wie der ganze Gedanke ausweiſet, erſt nach deſſen Tode zur Verherrlichung ſeines Ruhmes entworfen worden iſt. Rubens mußte alſo, um die Aehnlichkeit der Züge zu treffen, ſeiner Erinnerung durch frühere Zeichnungen von eigner oder fremder Hand zu Hülfe kommen. Der Sohn hingegen kann allerdings zu dem Bildniſſe geſeſſen haben. Um dieſes darzuthun, muß ich in der Kürze Einiges von den Schickſalen der Familie Barnevelt, nach dem tragiſchen Fall ihres Hauptes, erwähnen.

Das tyranniſche Verfahren gegen den weiſen und ſtandhaften

Vertheidiger der Freiheit und ſeine beiden Mitbeſchuldigten, Hugo Grotius und Hoogerbeets, iſt weltbekannt: die Geſchichte hat ihr Urtheil längſt gefällt. Je mehr man ſich bemühte, die unerhörten Greuel dieſes Prozeſſes durch gerichtliche Förmlichkeiten zu verkleiden, deſto empörender treten ſie hervor. Je mehr der Prinz Moriz von Naſſau ſich ſcheinbar von allem Antheil an dem Handel zurückzog, deſto ſicherer iſt er als der wahre Urheber erkannt worden. Er hatte einen unverſöhnlichen Haß auf den Mann geworfen, der ſeiner Erhebung am förderlichſten geweſen war. Er wollte ſich um jeden Preis eines Nebenbuhlers entledigen, der ſeinem Anſehen die Wage hielt, und ſeinen herrſchſüchtigen Planen gemäßigt, aber entſchieden entgegen trat. Die Unterſuchung dauerte neuntehalb Monate; ſeit ſeiner plötzlichen Verhaftung verließ Olden-Barneveld das Gefängniß, wo er keinen ſeiner Freunde oder Angehörigen hatte wiederſehen dürfen, nur um das Blutgerüſt zu betreten. Der franzöſiſche Geſandte hatte ſich im Namen ſeines Monarchen vom Anfange an, und noch frühmorgens am Tage der Hinrichtung dringend für ihn verwendet: aber vergeblich. Der Gewalthaber konnte nur durch den Fall des ehrwürdigen Hauptes befriedigt werden. Dieß bleibt ein ſchwarzer Fleck im Leben des Prinzen Moriz, den aller Waffenruhm nicht hat überglänzen können. Sechs Jahre ſpäter ſtarb er, und es zeigte ſich, ſchon zuvor, daß er eine ziemlich fruchtloſe Frevelthat begangen hatte.

Die Verfolgung hörte mit dem Tode Olden-Barnevelds nicht auf. Die Konfiſkation ſeiner Güter als eines Hochverräthers war in dem Urtheil bereits ausgeſprochen: zwei Jahre ſpäter ward ſie auf's Neue beſtätigt und mit aller Strenge vollzogen. Mehrere ſeiner Anhänger hielten ſich nicht für ſicher, und wanderten aus. Seine Schwiegerſöhne wurden aus der Ritterſchaft geſtoßen; ſeine Söhne, die von dem Beſitz eines Rittergutes Beinamen führten, ihrer Aemter entſetzt. Der ältere, Herr von Groeneveld, war Landforſtmeiſter und Aufſeher der Deiche in Delfland; der jüngere, Herr von Stoutenburg, Befehlshaber von Bergen-op-Zoom und Rittmeiſter. Dieſer, von leidenſchaftlichem Gemüth, zur Verzweifelung gebracht, und brennend vor Begierde, Blutrache für ſeinen Vater zu nehmen, erſann im Jahre 1623 einen Anſchlag auf das Leben des Prinzen. Durch ungeſtümes und wiederholtes Andringen bewog Stoutenburg endlich ſeinen Bruder zur Beiſtimmung, deſſen Antheil ſich jedoch faſt auf die Mitwißenſchaft beſchränkte. Die Verſchwörung ward verrathen: alle mußten flüchten, den wenigſten gelang es. Groeneveld hatte vom Haag aus das Ufer bei Scheveningen erreicht; allein er trug Bedenken, ſich in einem Fiſchernachen auf das offne Meer zu wagen; er hoffte, als Fiſcher verkleidet, längs der Küſte zu entkommen, ward aber an der äußerſten Nordgränze erkannt, gefangen und bald darauf im Haag enthauptet. Er gieng in ritterlicher Tracht, mit edlem Anſtande, als ein tapferer Mann, dem Todesſtreich entgegen, und erregte allgemeine Theilnahme.

Glücklicher, und vielleicht entſchloßener, als ſein Bruder, erreichte Stoutenburg die cleviſche Gränze, und langte in Brüſſel an, wo ihm die Erzherzogin Iſabella einen Schutzbrief verlieh. Damals konnte Rubens ihn kennen lernen, oder auch noch ſpäter, indem Stoutenburg drei Jahre nachher nach einigen Reiſen als Rittmeiſter in ſpaniſch-niederländiſche Kriegsdienſte trat.

In dieſem jüngeren Sohne glaube ich das Original des ritterlichen Kriegers zu finden, der neben Olden-Barneveld ſitzt. Für einen ſolchen Charakter paßt deſſen ganze Haltung auf's vollkommenſte. In ſeinen Blicken und Mienen iſt nicht nur Erſtaunen und Unwillen ausgedrückt, ſondern auch ein muthiger Trotz und eine Drohung gegen den Mächtigen, wenn er die Ehre oder das Leben des Vaters antaſten ſollte. Dieſe Aufregung bildet einen unvergleichlichen Gegenſatz mit der Seelenruhe des Alten, der zu ſagen ſcheint, wie er bei der Warnung wirklich geſagt hat: er ſei bereit, ſogar ſeinen Feinden gegenüber ſeine Unſchuld zu vertheidigen. Das Koſtum beider Figuren bezeichnet ihren vornehmen Stand und ihre Wohlhabenheit. Der Sohn trägt ein atlaſnes Wamms, ſeine Mütze iſt mit einer weißen Straußenfeder verziert; er faßt mit beiden Händen an den Griff ſeines großen Ritterſchwertes. Der Vater ſitzt im Armſeßel in ſeiner bequemen Haustracht, einem ſammetnen Schlafrock, mit fleckigem Pelzwerk gefüttert.

Die zweite Gruppe, ebenfalls im Vordergrunde zur Rechten des Beſchauers: die Göttin der Zeit, die der Muſe der Geſchichte einen Lorbeerkranz über dem Haupte des Weiſen flechten hilft, iſt ſinnreich. Die Allegorie paßt auf jedes verkannte Verdienſt, ganz vorzüglich aber auf Olden-Barnevelt, deſſen Name noch lange nach ſeinem Tode in ſeinem Vaterlande geächtet blieb, in der Folge hingegen allen republikaniſch-Geſinnten ſprichwörtlich für einen Märtyrer der Freiheit galt.

Die dritte Gruppe, links und mehr in den Schatten zurück gedrängt: eine Kranke im Bett, von zwei Wärterinnen umgeben; dieſe Gruppe hat d'Alton ſehr natürlich auf die Gattin gedeutet. Allein hier hat der Künſtler ſich eine Abweichung von der Geſchichte oder wenigſtens einen Anachronismus erlaubt. Barnevelds Gattin iſt ſo vielen Leiden nicht erlegen, ſie hat ihn mehrere Jahre überlebt. Sie hatte die Erlaubniß erlangt, nach langer Trennung ihn am Tage ſeiner Hinrichtung mit ihren Kindern und Enkeln noch einmal zu beſuchen. Er lehnte es ab, vielleicht um ſeine Faſſung nicht zu verlieren; ſein Abſchiedsbrief iſt einfach und voller Zärtlichkeit. Vier Jahre nachher machte die unglückliche Wittwe einen fruchtloſen Verſuch bei dem unerbittlichen Prinzen, Begnadigung für ihren Sohn Groeneveld auszuwirken. Spätere Nachrichten finde ich nicht.

Es iſt ein ſchöner Gedanke des Künſtlers, den unerſchütterten Weiſen zwiſchen die irdiſche Trübſal und den unſterblichen Ruhm in die Mitte zu ſtellen.

Der Fall des Vertreters von Holland mußte in den ſpaniſchen Niederlanden großes Aufſehen machen; man nahm ohne Zweifel lebhaft Partei für ihn, wie überhaupt jeder, der aus politiſchen Gründen im Haag verfolgt ward, in Antwerpen und Brüſſel der beſten Aufnahme gewiß ſein konnte.

Hugo Grotius war der Freund, der Bewunderer, und beinahe der Schickſalsgenoſſe Olden-Barnevelds. Nach ſeiner wunderbar gelungenen Flucht lebte er in Paris, wohin auch Rubens durch die Königin Maria von Medicis eingeladen worden war. Der Maler befreundete ſich mit dem großen Gelehrten, der ihn ſehr glaublicher Weiſe dazu aufgefordert haben wird, dem verehrten Staatsmanne durch ſeine Kunſt ein Denkmal zu ſtiften.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

August Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Vierter Band.

Recenſionen.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Zehnter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

II 2/94/1850

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Recenſionen aus den Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, aus den Jahren 1789...1791.

Goethes Schriften. 8. Band. Leipzig, Göſchen 1789. (1789 St. 162.) 3
Goethes Schriften. 6. und 7. Band. Leipzig 1790.
  1) Torquato Taſſo u. ſ. w. (Nebſt einem Zuſatz über Taſſos Lebensgeſchichte, von 1827.) (1790. St. 93. Krit. Schr. I. S. 15...26.) 4
  2) Fauſt u. ſ. w. (1790. St. 154.) 16
The Athenaid, a poem by the author of Leonidas (Glover). 3 voll. 1787. (1789. St. 1987.) 18
Kretſchmanns ſämmtliche Werke. Leipz. 1784...89. 5 Bände. (1790. St. 28.) 21
(Schatz) Bluhmen auf den Altar der Grazien. Leipz. 1787. (1790. St. 47.) 23
Langbeins Gedichte. Leipz. 1788. (1790. St. 60.) 24
Richard Löwenherz, ein Gedicht. Berl. 1790.
Alfonſo, ein Gedicht. Göttingen 1790. (1790. St. 94.) . . 26
Lowths engl. Sprachlehre, überſetzt von Reichel. Leipz. 1790. (1790. St. 111.) 28
Wielands Ueberſetzung der horaziſchen Briefe. Leipzig 1790. (1790. St. 118.) 29
Arnolds engliſches Wörterbuch und engl. Grammatik. Jena 1790. (1790. St. 122.) . . . . —
C. Muzzani, Le caccie, poemetti. Padova 1790. (1790. St. 131.) 30
Thalia, herausgeg. von Schiller. Heft 1...7. Leipz. 1785...89. (1789. St. 162.) 30
Thalia, herausgeg. von Schiller. Heft 8...11. Leipz. 1789. (1790. St. 165. 1791. St. 70.) 33

Seite
Lucian, überſetzt von Wieland. Thl. 3...6. Leipz. 1789. (1790. St. 174.) 36
(Huber) Das heimliche Gericht. Ein Trauerſp. Leipz. 1790. (1790. St. 174.) 39
Fr. Schulz, Leopoldine. 2 Theile. Leipz. 1791. (1791. St. 22. Vergl. unten die Recenſion aus der A. L. Z. 1797. Nr 131. und den Krit. Schr. I. S. 282. ff.) 40
Fr. Schulz, Ueber Paris und die Pariſer. Braunſchw. 1791. (1791. St. 53.) 42
F. W. Gotters Gedichte. 2. Band. Gotha 1788. (1791. St. 28.) 44
Essai sur la nature champêtre. Paris 1787. (1791. St. 41.) . 46
A. W. Iffland, Friedrich von Oeſterreich. Ein Schauſp. Gotha 1791. (1791. St. 44.) 48
Charles Davy, Lettres — to a young gentleman upon subjects of literature etc. Bury St. Edmunds. 2 voll. 1788. (1791. St. 52.) 49
Niklas Vogt, Guſtav Adolph, König in Schweden. 2 Theile. Ff. und Mainz. (1791. St. 65.) 51
(Thümmel) Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Th. 1. und 2. Leipz. 1791. (1791. St. 69. Vgl. unten die Recenſion aus dem Ath. Bd. II. S. 319. ff. und Krit. Schr. I. S. 309. ff.) 52
Transactions of the Royal Irish Academy. Dubl. and Lond. 1788. (1791. St. 103.) 54

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1796.

Die Horen, eine Monatsſchrift, herausg. von Schiller. Tübing. 1795. 1...10. Stück. (Nr. 4.) 59
Schauſpiele von F. W. Gotter. Leipz. 1795. (Nr. 13.) . . 91
Erzählungen von S. G. Bürde. Königsberg 1796. (Nr. 24.) 98
Les chevaliers du cygne, par Madame de Genlis. 3. T. Hamb. 1795. (Nr. 32.) 101
Ovids Kunſt zu lieben, überſetzt von Fr. C. von Strombeck. Götting. 1795. (Nr. 127.) 104
Ahdim, eine morgenländiſche Erzählung von L. L. Schwarz. Berl. 1796. (Nr. 207.) . . . . —
Romeo und Julie, nach Shakeſpeare frei fürs deutſche Theater bearbeitet. Leipz. 1796. (Nr. 243.) 108
Der Bataver, ein Schauſp. v. J. W. Steinmüller. Augsb. 1796.
Terno secco, ein komiſches Singſpiel. Oels.
Das Recht des Lehnsherren, ein Singſpiel. Oels.
Rudolph von Weidungen, ein Ritterſchauſpiel. Breslau 1796.
Wenda, Trauerſpiel von G. J. Wurrwitz. Berl. 1796. (Nr. 255.) 110

Seite
Auch Vetter Heinrich hat Launen, von G. L. W. Frankf. 1796. (Ebendaſ.) 113
Albert und Eliſe. Leipz. 1796. (Nr. 258.) 114
Homers Werke von J. H. Voß. 4 Bde. Altona 1793. (Nr. 262...267. Charakt. und Krit. II. S. 97...197. Krit. Schr. I. S. 74...163.) 115
Zwei Reden am Geburtstage des Königs gehalten von F. Rambach. Berl. 1796. (Nr. 265.) 193
Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich 1795. (Nr. 275.) 194
Carolinens Blumenkranz. Berl. 1796. (Ebendaſ.) 197
Neue vaterländiſche Blumenleſe für Deutſchl. Muſenſöhne, von J. H. Eichholtz. Halle 1796. (Ebendaſ.) 198
Verbrechen aus Unſchuld, von J. C. W. Palm. Magdeb. 1796. Fürſtenglück, von demſ. Magdeb. 1796. (Ebendaſ.) 199
Analekten aus der Hinterlaßenſchaft des Küſters von Ilgenthal. I. Bdchn. Augsb. 1796. (Nr. 278.) 200
Petrarca, von F. Butenſchön. I. Bd. Leipz. 1796. (Nr. 280.) 201
Die Erſtlinge meiner Muſe. Von G. Kapf. Bresl. u. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 206
Romantiſche Bijouterien. Weißenfels u. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 208
Der Onkel aus Amſterdam. Eine komiſche Oper. Riga u. Mitau 1796. (Ebendaſ.) 209
Taſchenbuch für Freunde des Geſanges. 2 Bdchn. Stuttg. 1796. (Nr. 281.) 210
Abenteuer des Jakobitenbruders Raphael Pfau. 2 Bde. 1796. (Ebendaſ.) 211
Das Schloß des Grafen Roderich. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) . . 213
Lottens Tagebuch. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 214
Der Sub[illegible] des Behemoth. 2 Theile. (Ebendaſ. und 1797. N[illegible]) 215
Der [illegible] 2 Theile. Leipz. 1796. (Nr. 283.) 216
Ueber einige der gewöhnlichſten Sprachfehler der Niederſachſen, von J. C. Fröbing. Bremen 1796. (Nr. 284.) . . . —
Der Roſenkranz, ein tragikom. Gedicht von K. W. Z. Berlin. (Ebendaſ.) 218
Aurora oder das Kind der Hölle. Schauſp. von Julius Soden, Reichsgrafen. Chemnitz 1795. (Nr. 285.) 219
Der Richter, Schauſp. Berl. u. Leipz. 1796. (Nr. 290.) . . 220
Obriſt von Steinau, ein häusl. Luſtſp. Baſel 1795. (Ebendaſ.) 221
Der Univerſalfreund, Luſtſp. nach d. Engl. von G. F. Rebmann. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 222
Der Spiegel von Arkadien. Oper von E. Schikaneder. 1796. (Ebendaſ.) 223
Wielands Oberon als Dekorations- u. Maſchinenſtück von G. Buſch von Buſchen. Riga 1794. (Ebendaſ.) 224

Seite

Die Regata zu Venedig, eine Oper von S. G. Bürde. Königsb. 1795. (Nr. 293.) 225
Ariſton. 2 Theile. Leipz. 1796. 1797. (Nr. 299. und 1797. Nr. 7.) 227
Julius von Saſſen, ein Trauerſp. vom Verf. des Abällino. Zürich 1796. (Nr. 306. Vgl. 1798. Nr. 222.) 230
Salomon Geßner, von J. J. Hottinger. Zürich 1796. (Nr. 308. Charakt. u. Krit. II. S. 234...243. Krit. Schr. I. S. 331...337.) 232
Chr. Aug. Tiedgens Schriften. 1. Band. Göttingen 1796. (Nr. 309.) 247
Scenen aus Roms gold. Zeitalter, vom Verf. des Otto v. Schwarzenburg. Köthen 1796. (Ebendaſ.) 253
Der Melancholiſche, eine Geſch. in 3 Bdn., frei nach d. Engl. von J. F. Jünger. Berl. 1795. 1796. (Nr. 311.) 255
Chlorinde, von Groſſe. Berl. 1796. (Ebendaſ.) 256
Arkadien, ein Gemälde nach der Natur. Bayreuth 1796. (Ebendaſ.) 259
Honorine von Ueſerche, eine Novelle von dem Abbé de la Tour. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 260
F. C. Albrechts Triumph der neuen Philoſophie. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 262
Homers Iliade, traveſtirt. 1. Bd. Weißenfels u. Leipz. 1796.
Fürſtbürger Phosphorus. Alethiopel. (Nr. 312.) . . . . . —
Deutſche Schaubühne. Mannheim 1794.
Unglück prüft Tugend, ein Schauſp. von F. L. Schmidt. Lpz. 1796.
Vergehen und Größe, ein Schauſp. von Burchardi. Stuttg. 1796.
Alerina. Schauſp. aus dem Engl. v. Cowmeadow. Berl. 1796.
Saffar, König in Kambaja. Ein Trauerſpiel. Leipzig 1795. (Ebendaſ.) 266
Wilhelm Wallace, aus d. Engl. des Hrn. Siddons, v. F. Böſchmann. 2 Theile. Leipz. 1796.
Trümmer der Vergangenheit, von Albrecht. Hamb. 1796.
Scenen aus dem Ritterthume. Berl. 1796. (Ebendaſ.) . . 268
Der Tempel der Freiheit, von C. W. H. 2 Thle. Baſel 1796. (Ebendaſ.) 270
Oeuvres de Chamfort, 4 T. Paris, l'an 3 de la Rép. (Nr. 328...340. Krit. Schr. I. S. 338...364.) 272
Thereſe, oder die Tochter des Grafen von L**. 2 Thle. Magdeb. 1796. (Nr. 348.) 304
Ovids Heilmittel der Liebe, von Fr. K. v. Strombeck. Braunſchw. 1796. (Ebendaſ.) 306
Neuer Altar der Grazien in Erzählungen von J. G. Siede. 1. Bd. Berl. 1796. (Ebendaſ.) 308
Schweſterliebe und Bekehrung, von Albrecht. 1. Theil. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 309

Seite
Die Spanier in Peru oder Rollas Tod, von Kotzebue. Leipz. 1796.
Die Verläumder, von demſ. Ebendaſ. 1796. (Nr. 351.) . . 310
Ovids Lieder der Liebe, von J. G. K. Schlüter. Leipz. 1796.
Deſſ. Ibis, von demſ. Ebendaſ. 1796. (Ebendaſ.) 312
Egonen und Schnacken, beobachtet auf einer Reiſe. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 314
Barthel Moſt oder Leben u. Abenteuer eines Pädagogen neuerer Zeit. Magdeb. 1796. (Ebendaſ.) 315
Kleine Anekdoten-Bibliothek. Hamb. 1796. (Nr. 377.) . . 316
Maria Thereſia, Kantate von F. W. Gotter. Leipz. 1796. (Nr. 378.) . . . . —
Die Brautſchau, von C. F. W. Magdeb. 1796.
Bilder der Vorwelt. Leipz. 1796.
Die Aſſeburg. Braunſchw. 1796. (Ebendaſ.) 318
Ovids zehnte Heroide, von Ch. F. Becher. Görlitz 1796. (Ebendaſ.) 319
Samma, ein Trauerſpiel. Glogau 1796. (Nr. 384.) . . . 321
P. Metastasio, Lettere inedite. Nizza 1796. (Nr. 388.) . . 322
Der Verbannte, aus dem Engl. des Charl. Smith. 2 Theile. Hamb. 1795. (Nr. 394.) 324
Amaliens Feierſtunden, von Marianne Ehrmann. 1. Bdchn. Hamb. 1796. (Nr. 401.) 325
Die Schwanenritter, von der Frau von Genlis. 4 Theile. Hamb. 1795. (Ebendaſ.) 326

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1797.

Muſenalmanach fürs Jahr 1796 und f. J. 1797., herausg. von J. H. Voß. Hamburg. (Nr. 1. 2. Vergl. Charakt. und Krit. II. S. 352. ff.) 331
Taſchenbuch für Deutſchlands Söhne und Töchter auf d. J. 1797. von J. B. Klein. Wien. (Nr. 7.) 351
Poetiſche Blumenleſe (Götting. Muſenalmanach) für 1796. 1797. Göttingen. (Nr. 13.) 353
Baron Vanini u. Roſemont. Berl. 1796. (Nr. 23.) . . . 361
Chabanon, Meine Liebſchaften. Leipz. 1797. (Nr. 42.) . . —
[W. H. Wackenroder] Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. Berl. 1797. (Nr. 46. Charakt. u. Krit. II. S. 205...215.) 363
Neue Sammlung von Gedichten, von Caroline Rudolphi. Leipz. 1796. (Nr. 46.) 371
Das verlaßene Dörfchen, aus dem Engl. von S. G. Bürde. Breslau 1796. (Ebendaſ.) 373
Natur und Kunſt, aus dem Engl. der M. Inchbald. Leipz. 1797. (Nr. 48.) 375

Seite

Terpſichore, von J. G. Herder. 3 Thle. Lübeck 1795. 1796. [Nebſt einem Briefe Schlegels an Schütz.] (Nr. 53...55. Unter der Ueberſchrift 'Jacob Balde' theilweiſe in den Charakt. u. Krit. II. S. 342...48., und mit dem Zuſatze 'Ein Mönch und Dichter des 17. Jahrh.' in den Krit. Schr. 1. S. 325...30.) 376
Die Nettobrüder, ein Luſtſpiel von Pantolphi. Leipz. 1795. (Nr. 58.) 413
Robert und Eliſe. Vom Verf. des Hallo. 2 Theile. Leipz. 1796. (Nr. 64.) 415
Der Freund der Schooßhündchen. Königsb. 1797.
Frauenzimmeralmanach. Altona 1797.
Tempel der Muſen und Grazien. Mannheim 1797. (Ebendaſ.) 419

Recenſionen aus den Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen 1789—1791.

Goethes Schriften.

Achter Band. Leipzig, Göſchen 1789.

Dieſer Band iſt dem ſechsten und ſiebenten vorangeſchickt, um die Erwartung des Publikums, ſo lange die Erſcheinung dieſer beiden ſich noch verzögert, zu beſchäftigen. Er enthält, nebſt zwei Sammlungen vermiſchter Gedichte, das ſchon bekannte neueröffnete moraliſch-politiſche Puppenſpiel. In dieſem iſt das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern an vielen Stellen ſehr glücklich bereichert; beſonders iſt die darin vorkommende Tragödie von der Eſther weiter ausgeführt, und durch die ſtattlichen Alexandriner, worin ſie jetzt gekleidet iſt, noch um ein gutes Theil burleſker geworden. Der Satyr kündigt ſich nicht ſogleich als Satyr an, ſondern lacht hinter einer großen tragiſchen Maſke hervor. Was die vermiſchten Gedichte anbetrifft, ſo ſind wir Goethen vielen Dank ſchuldig, dafür, daß er uns ſo viel Neues geſchenkt hat, welches gewiß bei ſeiner Entſtehung gar nicht fürs Publikum beſtimmt war; daß er Manches ſo trefflich verändert hat; vielleicht auch dafür, daß er manche Nachläßigkeit in der Sprache und im Silbenmaße, ſo leicht er gekonnt hätte, nicht verändert hat. Denn wenn man einmal die Talente eines Schriftſtellers ſchätzen und bewundern gelernt hat, ſo gewinnt man die Individualität ſeines Charakters lieb, und freut ſich, ſie ſelbſt dem Kleinſten, das von ihm kommt, aufgeprägt zu ſehen. Dieſe Individualität aber erfordert durchaus alles Feuer, alle Liebe der erſten Ausführung: gar leicht geht bei dem ſpätern Ausbeßern etwas davon verloren. Eben der Geiſt, welcher Goethes größern Werken die Unſterblichkeit zuſichert, wird auch die Gedichte in Hans Sachſens Manier, die vielen kräftigen und einfaltigen Lieder, die Epigramme im Geſchmack der Anthologie, endlich auch jene ohne Reim und Silbenmaß hingeſchütteten Stücke, die eher Skizzen, als vollendeten Gemälden ähnlich ſind, und wo der Dichter gerade nur ſo viel vom Stoffe der Sprache nahm, als nöthig war, um ſeine Idee vernehmlich zu machen, vor dem Untergange bewahren. Der Band ſchließt ſich mit einem Fragmente: Die Geheimniſſe. In herrlichen Stanzen wird man in ein Labyrinth myſtiſcher Bilder geführt, als ob man in die hohen gewölbten Gänge eines alten Kloſters träte; nachdem man aber ſo weit gekommen iſt, daß man ohne Divinationsgabe ſich nicht wieder herausfinden kann, ſieht man ſich plötzlich von ſeinem Führer verlaßen, und bekommt beinahe Verdacht gegen ihn, daß er den Weg vielleicht ſelbſt noch nicht weiter ausgefunden habe.

Torquato Taſſo,
ein Schauſpiel.

(Goethes Schriften. 6r Bd. Leipz. Göſchen 1790.)

*) Der Gedanke, den Charakter eines wirklichen Dich-

---

*) Die Idee, 1790.

ters zum Gegenſtande einer dichteriſchen Darſtellung zu machen, hat *) etwas ſo Natürliches und auffallend Anlockendes, daß man ſich wundern muß, ihn nicht häufiger benutzt zu finden. So wie ein Dichter am fähigſten iſt, einen andern auszulegen, wie er oft einen dichteriſchen Zug mit lebendigem Gefühl auffaßt, der Andern nur verworrene Ahndungen erregt, ſo wird er auch tiefer ergründen, wie ſich in einer Dichterſeele die Triebe zart in einander weben; feiner belauſchen, wie da die Regung ſich allmählich zur That bildet: hiebei vorausgeſetzt, daß der Dichter, deſſen Charakter dargeſtellt werden ſoll, nicht ein gewöhnlicher Menſch im Leben ſei; daß **) der Schwung und die beſondre Richtung ſeines Genius ſich auch in Eigenthümlichkeiten der Denkart und Lebensweiſe äußere. Dieß war gewiß mit Torquato Taſſo, den Goethe zur Hauptperſon eines jetzt zum erſtenmal gedruckten Schauſpiels gemacht hat, in hohem Grade der Fall. Seine ſeltſamen und unglücklichen Schickſale wurden durch ſeinen Charakter veranlaßt, und eben die Eigenheiten ſeines Temperaments und ſeiner Organiſation, die dieſen beſtimmen halfen, hiengen auch mit ſeinem dichteriſchen Talent zuſammen. Sein leicht aufflammender Enthuſiaſmus zeigte ſich im Leben als höchſt reizbare Empfindlichkeit; die ſtille keuſche Würde ſeines Stils als ſchüchterne Beſcheidenheit, mit Künſtlerſtolz gemiſcht; der hohe Ernſt in dem Ton ſeiner Gedichte als Hang zur Einſamkeit und Betrachtung. Derjenige Zug ſeines Charakters, den man aus ſeinen Werken am wenigſten vermuthen ſollte, iſt das grillenhafte düſtre Mißtrauen gegen die Menſchen, das ihn ewig

---

*) ſo etwas Nat. 1790. **) die individuelle Beſchaffenheit ſeines Genies 1790.

quälte, und wie einen raſtloſen Flüchtling durch das Leben hinjagte. Nicht nur die *) Perſönlichkeit des Taſſo, wie man ſie aus der Geſchichte kennen lernt, hat Goethe treu und wahr in ſeinem Bildniſſe zuſammengefaßt, ſondern auch feinere Schattierungen, die er nur durch tiefes Studium der Werke des Dichters wahrnehmen konnte, auszudrücken **) gewußt. Selbſt auf einzelne Stellen der Gedichte ſeines Helden hat er angeſpielt. So iſt z. B. was Taſſo vom goldenen Zeitalter ſagt, gröſtentheils aus dem bezaubernd ſchönen Chor im erſten Akt des Aminta genommen. Manche Schönheiten dieſer Art müßen freilich für Leſer verloren gehen, die den Taſſo nicht als Dichter kennen, wenn ihnen gleich immer die Feinheit und Sorgfalt in der Behandlung des ganzen Charakters ſichtbar bleibt. Eine andre Klaſſe von Schönheiten, welche nur von Kennern der Lebensgeſchichte des Taſſo gefühlt werden können, machen die Benutzungen kleiner hiſtoriſcher Umſtände aus, die den Leſer auf den Schauplatz hinzaubern, und ihm das Ganze mit ***) anſchaulicher Wahrheit vorbilden. Hiebei iſt der Dichter weit mehr dem neueſten Biographen des Taſſo, dem Abate Seraſſi, als dem, aus welchem faſt alle übrigen geſchöpft haben, dem Giambatiſta Manſo, gefolgt. Aus der Lebensbeſchreibung des letzten ſchreiben ſich viele romanhafte Erzählungen her, die zum Theil von jenem, der mit großem Fleiß geſammelt und geprüft zu haben ſcheint, verworfen werden. †) Seraſſi leugnet das Liebesverſtändniß der Prinzeſſin Leonora mit dem Taſſo, wovon ſo viel erzählt worden war; er behauptet, ſie habe nie etwas Anderes für ihn empfunden als Freundſchaft,

---

*) ganze Individualität 1790. **) geſucht 1790. ***) täuſchender 1790. †) Statt der folgenden 2 Sätze hat 1790: In ei-

Bewunderung für ſein Talent, und Wohlgefallen an ſeinem geiſtreichen Umgange. Unſer Dichter hat zwar ihrer Neigung eine etwas andre Farbe geliehen; aber auch in ſeiner Darſtellung geſtattet ſie den leidenſchaftlichen Gefühlen ihres Günſtlings nicht, die Schranken der Ehrerbietung zu überſchreiten.

Der Plan des Stücks iſt ſehr einfach: gerade nur ſo viel Handlung, als erfordert wurde, um den Charakter des Taſſo ſich völlig entwickeln zu laßen. Ohne daß unerwartete Ereigniſſe oder mächtige Leidenſchaften zu Hülfe gerufen würden, um den Knoten zu ſchürzen, fließt Alles aus dem Kontraſt zwiſchen den Charaktern des Taſſo und des Antonio Montecatino, welcher Secretär beim Herzog Alfonſo war, leicht und natürlich her. Der Schluß iſt nicht ganz befriedigend. Das ſchöne Gleichniß, worin Taſſo ſich und den Antonio ſchildert, kann die dauernde Disharmonie zwiſchen ihnen nicht auflöſen, durch die der erſte in ſo quälende *) Lagen gerieth. Für die Bühne ſcheint der Verfaßer das Stück überhaupt nicht beſtimmt zu haben: ein Schauſpiel, das ſich mehr durch **) ſorgfältige Ausführung, durch Feinheit und ***) Zierlichkeit des Dialogs, durch Sittenſprüche, die mit attiſcher Urbanität vorgetragen ſind, als durch

---

nem wichtigen Punkte iſt Goethe vom Seraſſi abgewichen; aber ſowohl das poetiſche Intereſſe, als auch hiſtoriſche Gründe berechtigten ihn dazu. Seraſſi leugnet nämlich ſchlechthin die Leidenſchaft des Taſſo für die Prinzeſſin Eleonore von Eſte. Uns deucht, manche Stücke unter den Rime amorose des italiäniſchen Dichters reden zu deutlich, um Zweifel an dieſer Thatſache ſtattfinden zu laßen.

*) Situationen 1790. **) Schönheiten des Details 1790. ***) Eleganz 1790.

*) überraſchende Auftritte, durch Kühnheit und Kraft, ausgezeichnet, muß auch nothwendig auf den Leſer ſtärker wirken, als auf den Zuſchauer. Aber auch jener wird mehr bei der einſchmeichelnden Anmuth einzelner Stellen verweilen, als in das Intereſſe des Ganzen hineingezogen werden. Keine der handelnden Perſonen iſt ſo geſchildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem ſeinigen machen könnte. Taſſo ſelbſt erregt nur eine mit Unmuth über ſein grillenhaftes Betragen gemiſchte Theilnahme; und die Prinzeſſin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran ſollte nehmen können. **)

Zuſatz.

Ueber Taſſos Lebensgeſchichte.

1827.

Seit ich die obigen Bemerkungen ſchrieb, hat wiederholte Leſung der lyriſchen Gedichte Taſſos mich überzeugt, daß der Abate Seraſſi, wenn er auch mit Recht manche Erzählungen des Manſo verwarf, gleichwohl im Verneinen deſſen, was zuvor allgemein geglaubt worden war, viel zu

---

*) frappante Scenen 1790. **) 1790 folgt: „Lila, ein Schauſpiel mit Geſang in vier Aufzügen, iſt das andere in dieſem Bande enthaltene, vorher noch ungedruckte, Stück. Es iſt die Geſchichte einer Wahnſinnigen, die dadurch zum Bewußtſein ihrer wahren Lage zurückgebracht wird, daß man ihren romanhaften Phantaſien ſchmeichelt, und eine Feenwelt um ſie her erſchafft. Es iſt eines von den Stücken, die für eine glänzende Aufführung beſtimmt ſind, und ihren größten Reiz erſt durch Muſik, Tanz, Dekoration und geſchmackvolle Wahl der Kleidung erhalten.“

weit gegangen iſt. Sein Werk, zum erſtenmal gedruckt im J. 1785, iſt einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Eſte, der Erzherzogin Maria Beatrice, zugeeignet und ſichtlich dafür beſtimmt. Bei einer Geſchichte, worin mehrere Perſonen des Hauſes Eſte auf eine ihrem Rufe nicht vortheilhafte Weiſe verflochten ſind, muß dieſer Umſtand, wo nicht gegen die Redlichkeit, doch gegen die Freimüthigkeit des Biographen Bedenken erregen. Auch ſtellt er alles, was den Hof der Herzoge von Ferrara betrifft, die aus jenem erlauchten Hauſe abſtammten, in das günſtigſte Licht. Den Abate mochte überdieß ſein Stand und ſein Alter geneigt machen, alles Anſtößige möglichſt bei Seite zu ſchieben. Wenn man ſein Buch lieſt, ſo ſollte es ſcheinen, alle italiäniſchen Prinzeſſinnen und vornehmen Damen wären damals tugendhaft, die ſämmtlichen Fürſten milde, gerecht, großmüthig und Muſter aller ritterlichen und fürſtlichen Tugenden geweſen. An ſchriftlichen Zeugniſſen hiefür konnte es ihm nicht fehlen: denn ſeit die letzten Funken der alten Freiheit Italiens erloſchen waren, längſt vor dem Zeitalter Taſſos, gab es nie ein mehr mit Schmeichlern überſchwemmtes Land. Aber die allgemeine Zeitgeſchichte und ſo viele einzelne wohl beglaubigte Züge ſtellen uns ein ganz andres Bild auf. Sollten die Sitten des Hofes von Ferrara viel beßer geweſen ſein, als die der Mediceer? Der Umſtand, daß Arioſto die einzelnen Geſänge ſeines raſenden Roland, denen überall lüſterne Schilderungen, zuweilen auch derbe Unanſtändigkeiten eingeſtreut ſind, bei Hofe vor einem gemiſchten Kreiße von Herren und Damen vorleſen durfte, beweiſt, daß unter dem Vorgänger Alfonſos der geſellſchaftliche Ton in Ferrara nicht eben der ſittſamſte war. Der Abate Seraſſi iſt eifrig bemüht, den unbeſcholtenen Ruf der Prinzeſſin Leonora von

Eſte zu retten, und ungehalten auf die Biographen Taſſos wegen ihrer dreiſten Behauptungen von ſeinem nicht ganz geheim gebliebenen Glück. Dieß läßt man billig dahin geſtellt ſein. Die Prinzeſſin war unvermählt, und ſchon auf der Neige ihrer Jugendjahre, als der liebenswürdige und leidenſchaftliche Jüngling Torquato Taſſo zuerſt in Ferrara auftrat; ſie ließ ſich ſeine ätheriſchen, nicht bloß ihrem Geiſt, ſondern ihren Reizen gewidmeten Huldigungen gefallen; auf ihre und ihrer älteren vermählten Schweſter Lucrezia Empfehlung nahm ihn der Herzog in ſeine Dienſte, und ſie pflegte fortwährend mit ihm des vertrauteſten Umgangs.

Taſſos verliebte Jugendgedichte ſind von einer friſchen Lebensader durchſtrömt: es offenbart ſich darin ein entzündliches Herz, eine bewegliche Einbildungskraft, bereit von jedem neuen reizenden Gegenſtande zum Entzücken hingeriſſen zu werden; kühne Wünſche ſind mit einer jugendlichen Zuverſicht ausgeſprochen, welche Verwöhnung durch gewährte Wünſche verräth. Auf Treue und entſagende Hingegebenheit möchte bei ihm ſchwerlich zu rechnen ſein. In einem ziemlich leichtfertigen Liede an die Dienerin einer vornehmen Dame ſagt er:

Al fin si volge ogni femmineo ingegno.

Der Dichter, der die zarteſten Regungen weiblicher Herzen in ſeinem befreiten Jeruſalem ſo rührend zu enthüllen verſtand, war auch Meiſter in Schilderungen ganz anderer Art: ſein Pinſel hat ſich dem ſchwelgeriſchen Rauſch der Sinne nicht entzogen. Wenige kennen vielleicht ſein Madrigal Tirsi morir volea: aber wer kennt nicht Rinaldo und Armida? Man weiß, daß er den Bedenklichkeiten ſeiner Freunde mehrere Strophen aufgeopfert hat, die in einem heroiſchen, ja gewiſſermaßen heiligen Gedichte anſtößig ſchienen; und doch iſt noch genug ſtehen geblieben.

Der Abate Seraſſi hat mit lobenswerthem Fleiße Originalbriefe und andre ſchriftliche Urkunden beigebracht, aber er hält ſich dabei allzu ſehr an den Buchſtaben. Ich leſe, durch die konventionellen Formen des Briefſtils und den Zwang der Verhältniſſe hindurch, oft etwas ganz Anderes in Taſſos Briefen, als er daraus folgert. Wie hat man zum Beiſpiel den Poltergeiſt, über deſſen Diebſtähle und Quälereien Taſſo in ſeiner Gefangenſchaft Klage führt, im Ernſt als einen Beweis ſeiner Verrücktheit anführen können? Es ſind verdeckte Anklagen ſeiner Kerkermeiſter, die er nicht offen vorzubringen wagte, weil ſeine Briefe erbrochen werden konnten, und weil er ganz in ihrer Gewalt war.

Ueber die Urſachen des unverſöhnlichen Haßes, welchen der Herzog auf einen Mann warf, der lange ſeine ausgezeichnete Gunſt genoßen, ſeine Perſon und ſeinen Hof verherrlicht, ihm ein unſterbliches Werk zugeeignet hatte; über die Beleidigungen, welche er ſo grauſam rächte, indem er den Taſſo unter dem lügenhaften Vorwande des Wahnſinnes in ein Irrenhaus einſperrte, und ihn, taub für die nachdrücklichſten Verwendungen der Großen Italiens, taub für die Stimme der allgemeinen Bewunderung, welche den Namen des Unglücklichen, im Kerker Schmachtenden ſchon damals weit über die Alpen trug, mehr als ſieben Jahre darin feſthielt, bis ſein Muth und ſeine Kraft gebrochen war, und nur noch ein Schatten des großen Torquato in der Welt umherirren konnte: über dieſe geheimen Urſachen ſind mancherlei Vermuthungen vorgebracht worden. Die Sache wird ſich wohl niemals mit vollkommener Gewißheit ausmitteln laßen, eben ſo wenig als warum Auguſtus den Ovidius nach

Tomi verbannt hat. Wenn ein tyranniſcher Fürſt eine Hof-Intrigue in ewige Vergeßenheit begraben wißen will, ſo kann es ſeiner Willkühr auch nicht an Mitteln fehlen, die Beweiſe aus dem Wege zu räumen. Und als ein Tyrann hat ſich Alfonſo in ſeiner Behandlung des Taſſo gezeigt; das Verfahren des Auguſtus gegen den römiſchen Dichter erſcheint dagegen noch milde.

Der Abate Seraſſi findet den einzigen Grund in den Beleidigungen, welche Taſſo bei ſeiner letzten Rückkehr nach Ferrara, in einem Augenblicke leidenſchaftlicher Aufwallung, gegen den Herzog und ſeinen Hof öffentlich ausſtieß. Dieß heißt den Vorwand mit dem wahren Grunde verwechſeln. Offenbar hatte Taſſo ſich die Ungnade des Herzogs ſchon vor ſeiner Flucht von Ferrara zugezogen; ſeine Rückkehr war ein verwegener Streich: vielleicht glaubte er, an ſeinem Ruhm, an der ehemaligen Gunſt der Prinzeſſin ein ſichres Geleit zu beſitzen. Man verweigerte ihm den Zutritt bei Hofe nicht, aber ein kalter, ja verächtlicher Empfang war darauf angelegt, ſein ſtolzes Gemüth zu einem wilden Ausbruche zu reizen, und ſo gelang es, die Schuld ſeines Unglücks auf ihn zu wälzen. Der Herzog konnte ihn mit vollem Recht aus ſeinen Staaten verbannen, er konnte ihn vor Gericht ſtellen; jedoch that er keines von beiden. Taſſo wurde als ein Verrückter eingeſperrt, und in ſeiner Behandlung nichts verſäumt, wodurch man Menſchen wirklich verrückt machen kann: im vollen Beſitz ſeiner hohen Geiſtesgaben hat er die Probe ſiegreich beſtanden.

Andre haben die Urſache in Taſſos Verhältniſſe zu der Prinzeſſin Leonora geſucht. Dieß iſt ganz unglaublich. Wie hätte der Herzog ſich erſt nach ſo langen Jahren an einem Verhältniſſe geſtoßen, das ſich unter ſeinen Augen gebildet hatte, und ſchon ziemlich aufgelöſt war? Ein Sonett des Dichters bezieht ſich auf die Klage der Prinzeſſin, ſie werde nicht mehr von ihm beſungen. Er redet darin von ſeinen trilustri affanni, ſeiner ſeit drei Luſtren erlittenen Liebesqual. Dieß iſt die Sprache eines dienenden Ritters. Die Zeitangabe iſt nicht genau zu nehmen, denn fünfzehn Jahre nach der erſten Bekanntſchaft war Taſſo ſchon im Gefängniß; aber das Sonett beweiſt wenigſtens, daß die Prinzeſſin noch in ſpäter Zeit ſeine dichteriſchen Huldigungen lebhafter wünſchte, als er ſie zu leiſten bereit war. Schon nach ſeiner Flucht ließ ſie ihm ſagen, daß ſie nichts für ihn zu thun vermöge. Sie ſtarb im fünf und vierzigſten Jahre ihres Lebens, im zweiten ſeiner Gefangenſchaft.

Einiges Licht gewährt vielleicht folgendes Sonett, das ich im Original und in einer treuen Uebertragung herſetze.

Odi, Filli, che tuona! odi, che in gelo
Il vapor di là su converso piove!
Ma che curar dobbiam, che faccia Giove?
Godiam noi qui, s'egli è turbato in cielo.
Godiamo amando, e un dolce ardente zelo
Queste gioje notturne in noi rinnove;
Tema il volgo i suoi tuoni, e porti altrove
Fortuna o caso il suo fulmineo telo.
Ben folle ed a se stesso empio è colui
Che spera e teme; e in aspettando il male
Gli si fa incontro, e sua miseria affretta.
Pera il mondo e rovini; a me non cale,
Se non di quel, che più piace e diletta,
Che, se terra sarò, terra ancor fui.

Hör', Phyllis, wie es donnert! hör' von droben
Die Dünſt', in Eis verwandelt, niederrinnen!
Was aber ſoll uns kümmern Zeus Beginnen?
Freu'n wir uns hier, mag er im Himmel toben!
Freu'n wir uns liebend! laß uns neue Proben

Der ſüßen Glut in nächt'ger Luſt gewinnen!
Sein Donner ſchrecke nur des Pöbels Sinnen,
Von Glück und Zufall weit umher geſtoben.
Wohl thöricht und ſich ſelbſt iſt zur Beſchwerde
Wer hofft und fürchtet, und, dem er entgegen
Erwartend ſieht, ſein Schickſal übereilet.
Die Welt geh' unter: mir iſt nur gelegen
An dem, was mehr Genuß und Luſt ertheilet;
Denn, muß ich Erde ſein, ich war ja Erde.

Niemand wird wohl glauben, ein ſo gewaltſam leidenſchaftliches Gedicht ſei ohne eine Veranlaßung aus der Wirklichkeit in die blaue Luft hinein geſchrieben worden. Was war nun dieſe Veranlaßung? Ich weiß keine andre natürliche und wahrſcheinliche Deutung zu finden, als folgende. Taſſo wußte die Ungnade des Herzogs, und ſah einem nahen Ausbruche entgegen: er war Alfonſos Nebenbuhler, und zwar ein begünſtigter Nebenbuhler; aber er ließ ſich durch die Furcht vor der Rache des Mächtigen nicht abhalten, der Befriedigung ſeiner Leidenſchaften nachzugeben. Wenn man meine Deutung gelten läßt, ſo kann man dem Sonett keinen andern Zeitpunkt anweiſen, als vor der Flucht von Ferrara. Durch die trotzige Geſinnung, welche ſich darin offenbart, mochte Taſſo bei mehreren Gelegenheiten allmählich die Laſt eines unverſöhnlichen Haßes von Seiten des Fürſten auf ſich laden.

Vermuthlich leſen wir in ſeinen Werken nur eine Auswahl ſeiner viel zahlreicheren Jugendgedichte. Manche mochte er ausſchließen, weil er in reiferen Jahren ſie nicht ausgezeichnet genug fand; denn ſchwerlich konnte die Freigebigkeit der Muſe mit den Anſprüchen ſo vieler Schönen auf dichteriſche Lobſprüche gleichen Schritt halten; andre, weil ſie den Schleier geheimer perſönlicher Verhältniſſe allzuſehr lüfteten.

Sie ſind ohne Zeitangabe auf uns gekommen, meiſtens auch ohne den Namen der Perſonen, an die ſie gerichtet waren. Einzelne Vorfälle mit völliger Beſtimmtheit der Umſtände laßen ſich daher ſelten ausmitteln. Aber von der Sinnesart, den Gemüthsſtimmungen und Lagen des Dichters geben ſie ein allgemeines Zeugniß, welches ein Biograph, der nicht bloß bei Aeußerlichkeiten ſtehen bleiben will, nicht vernachläßigen darf. Einige der im Kerker geſchriebenen kann man nicht ohne die tiefſte Rührung leſen.

Dieſe Andeutungen haben keinen andern Zweck als zu zeigen, daß nach dem Abate Seraſſi ſich noch eine neue, anziehende und tiefer eingehende Biographie Taſſos ſchreiben ließe, die nicht gerade wie jene, ein ſchwerfälliger Quartband zu ſein brauchte; ferner, daß durch unſern großen Dichter der für die dramatiſche Darſtellung günſtige Stoff dieſer tragiſchen Lebensgeſchichte noch keineswegs erſchöpft iſt. Wer ſich an dieſe Aufgabe wagen wollte, müßte freilich die Vergünſtigung eines freieren Wechſels von Ort und Zeit zu Hülfe nehmen, welchen das Beiſpiel der engliſchen und der ſpaniſchen Bühne auch auf der unſrigen einheimiſch gemacht hat. Denn nur aus dem Gegenſatze einer ſo glänzenden Jugend, wo die Muſe, die Liebe und das Glück den edlen Jüngling auf ihren Fittigen gemeinſchaftlich emporzutragen ſchienen, mit ſo herben nachherigen Leiden könnten die erſchütterndſten Eindrücke bewirkt werden. Als Studium hiebei empfehle ich beſonders die lyriſchen Gedichte, dann auch die Rückkehr zu dem älteren Biographen Giambatiſta Manſo, der ja doch den Taſſo, wenn auch erſt in ſeinen letzten Lebensjahren, perſönlich gekannt hat. Bei allgemein bekannten Begebenheiten iſt es mißlich für den dramatiſchen Dichter, auffallend von dem wahren Gange der Geſchichte abzuweichen, z. B. eine ſelbſt erfundene Kataſtrophe unterzuſchieben, wie es Schiller in der Jungfrau von Orleans gethan. Allein über Taſſos Leben waltet in vielen Stücken der Zweifel, es iſt den meiſten Zuſchauern nicht genau bekannt: der romantiſche Tragiker kann ſich dabei ſeiner künſtleriſchen Rechte unbedenklich bedienen.

Goethes Fauſt, Jery und Bätely, Scherz, Liſt und Rache.

(Goethes Schriften. 7r Bd. Leipz. b. Göſchen. 1790.)

‘Fauſt, ein Fragment.’ Der Sinn dieſer dramatiſchen Dichtung liegt zu tief, iſt zu umfaſſend, und, da das Stück nur Fragment iſt, zugleich zu wenig entwickelt, als daß nicht zu befürchten wäre, ein großer Theil der Leſer werde ihn überſehen, und ſich nur bei Nebenwerken verweilen. Fauſt, wie Goethe die Volksſage nach ſeinem Zwecke erhöht und erweitert hat, iſt ein Menſch, für deſſen Verſtand die Wiſſenſchaft, für deſſen ungeſtümes Herz ſittlich gemäßigter Genuß zu eng iſt; deſſen Empfindungen das Gepräge angeborener Hoheit und ächter Liebe zur Natur an ſich tragen, und deſſen Thun ſchwankend und zwecklos und verderblich iſt; ein Menſch, der in dem einen Augenblick ſich über die Gränzen der Sterblichkeit hinausdrängt, um Bündniſſe mit höhern Geiſtern zu ſtiften, und in dem nächſten dem Teufel wilder Sinnlichkeit ſich preisgiebt; edel genug, um von der fühlloſen Spottſucht des Dämons, der ihm in der Befriedigung ſeiner Begierden dient, nicht angeſteckt zu werden, und nicht ſtark genug, die Leidenſchaften zu übermeiſtern, die ihm einen ſolchen Begleiter nothwendig machen. Gleich weit entfernt von behaglicher unthätiger Ruhe und von der Freude gelungener Thätigkeit, hat Fauſt ſein Leben in endloſem Forſchen hingebracht. Endlich reißt er ſich los, verwirft alle Wißenſchaft als todtes Gerippe der Natur, und eilt, ſie ſelbſt lebendig zu umfangen. Kühne Begeiſterung hebt ihn empor in die Geiſterwelt. Ihm wird eine neue Jugend gegeben. Ein Mädchen, das in ſittſamer Eingeſchränktheit, in kindlicher Genügſamkeit für ſich hinlebt, reizt ihn und wird der Raub ſeiner Leidenſchaft. Er hat ihren häuslichen Frieden zerſtört: das gute ſchwache Geſchöpf vergeht in Liebe und Reue. Dieß Alles iſt hinreißend dargeſtellt, und nach Goethes Art mit einer Art von Sorgloſigkeit, und doch mit der treuſten Wahrheit hingeworfen. Allein weiter führt uns der Dichter nicht. Fauſts Schickſal iſt zwar in gewiſſer Rückſicht längſt entſchieden: der Weg, den er einmal betreten hat, führt unvermeidlich zum Verderben. Aber wird dieß ſich bloß auf ſeinen äußern Zuſtand, oder auch auf den innern Menſchen erſtrecken? Wird er ſich ſelbſt treu bleiben, und auch bei ſeinem letzten Fall noch menſchliches Mitleid verdienen, weil er mit großen Anlagen menſchlich fiel? Oder wird der verworfene Geiſt, dem er ſich übergeben hat, ihn dahin bringen, ſelbſt Erfinder von Bosheit, ſelbſt Teufel zu werden? — Dieſe Frage bleibt noch unaufgelöſt.

Wie die Anlage dieſes Schauſpiels einzig iſt (denn es läßt ſich durchaus mit keinem von Göthes eignen, noch irgend eines andern dramatiſchen Dichters Produkten vergleichen), ſo iſts auch die Behandlung. Es herrſcht hier kein Hauptton, keine Manier, keine allgemeine Norm, nach der ſich der einzelne Gedanke fügen und umbilden muß. Nur das Eine Geſetz ſcheint ſich der Dichter gemacht zu haben, dem freieſten Gange ſeines Geiſtes zu folgen. Daher die plötzlichen Uebergänge von populärer Einfalt zu philoſophiſchem Tiefſinn, von geheimnißvollen magiſchen Orakeln zu Sprüchen des gemeinen Menſchenverſtandes, vom Erhabenen zum Burlesken. Auch in der Verſifikation findet man eben ſo mannichfaltigen Wechſel: bald Hans Sachſens Versart, bald gereimte Zeilen von allen Maßen und Längen; hier und da auch regelloſe lyriſche Rhythmen. Diejenige Politur des Versbaues, die ein Werk des mechaniſchen Fleißes iſt, vermißt man in vielen Stellen; Energie und Ausdruck nirgends. Es zeigt ſich auch hier ein überlegener Geiſt, der manche Vorſicht vernachläßigen darf, und doch ſein Ziel nicht verfehlt.

Außer dem Fauſt enthält dieſer Band noch ‘Jery und Bätely’, ein Singſpiel; eine ländliche Alpenſcene, die auf keine andern Vorzüge, als Einfachheit und Naivetät, Anſpruch macht; und ‘Scherz, Liſt und Rache’, gleichfalls ein Singſpiel, deſſen Inhalt iſt, daß ein alter geiziger Doktor von einem Paar durchtriebenen Schelmen nach einem verabredeten Plane überliſtet wird. Für eine Skapinade, die im Gange der Intrigue völlig den italiäniſchen und franzöſiſchen Poſſen dieſer Art gleicht, iſt das Stück reich an ächtem Witze.

The Athenaid, a poem, by the author of Leonidas (Glover). 3 voll. 1787.

Die Zeiten, wo ein Dichter, durch Darſtellung großer Begebenheiten der Vorzeit, der Aufbewahrer der Volksſagen, der Lehrer und Liebling ſeiner Nation werden konnte, ſind vielleicht für immer dahin. Ein Nationalheldengedicht zu liefern ſcheint beinahe unmöglich. Das Wort Vaterland hat ſeine Zaubergewalt verloren; an die Stelle des Patriotiſmus iſt ein allgemeineres, aber eben daher auch kälteres Intereſſe für die Menſchheit getreten. Mit der Zerſtörung der Volksreligionen iſt zugleich die alte Sage zu Grunde gegangen. Wir ſind unſern Vorvätern entfremdet, da hingegen den ſpätern Griechen das Andenken ihrer homeriſchen Helden in tauſend Gegenſtänden entgegen kam. Aber unſere friedliche, ganz auf häusliche Thätigkeit gerichtete, Erziehung ſcheint uns überhaupt für den Eindruck großer Thaten, bei denen kriegeriſcher Muth vorwaltet, weniger empfänglich gemacht zu haben. Es iſt wahr, Glover hat zu ſeinem Gedichte einen Vorwurf gewählt, deſſen Betrachtung ſelbſt das roheſte Gemüth kaum gleichgültig laßen kann: ein aufblühendes freigeſinntes Volk, das mit dem Verluſt ſeiner Freiheit bedrohet wird, aber, ſtark durch Eifer und Standhaftigkeit, den Trotz eines übermächtigen Deſpoten züchtigt. Dem ungeachtet möchten wir, bei allem Verdienſte der Ausführung, der Athenaide nicht die Aufhebung jenes Fluchs verſprechen, der jetzt auf heroiſchen Gedichten ruht, und ſie, vom Volke hinweg, zu dem grübelnden Kunſtrichter verbannt.

Schon vor vielen Jahren hat unſer Dichter ſich durch ſeinen Leonidas bekannt gemacht. Das gegenwärtige, aus dreißig Büchern beſtehende, Gedicht, welches jetzt nach ſeinem Tode auf die Veranſtaltung ſeiner Tochter (Mrs. Halſey) erſcheint, ſchließt ſich in der Folge der Ereigniſſe ſo genau an den Leonidas an, daß es als eine Fortſetzung davon angeſehen werden kann, wenn es gleich ein Ganzes für ſich, und zwar ein mehr umfaßendes, als jener, ausmacht. Es hebt an mit dem Einzuge der perſiſchen Armee in Lokris, und endigt mit der Schlacht bei Platäa. Nicht einen einzelnen Helden ſoll die Athenaide verherrlichen, ſondern ein ganzes Volk: die Athener, deren Standhaftigkeit, Freiheitsliebe und ächt-helleniſche Geſinnung allein Griechenland rettete. Daher durften denn auch die beiden Hauptperſonen, Themiſtokles und Ariſtides, ſo neben einander geſtellt werden, daß die Bewunderung unentſchieden zwiſchen ihnen hin und her wankt; daher durften auch auf der Seite der Barbaren Mardonius, ehrgeizig und tapfer, wie Themiſtokles, Maſiſtius, weiſe und ſittlich groß, wie Ariſtides, geſchildert werden. Weder Themiſtokles, noch Ariſtides, treten je ganz von der Bühne der Handlung ab; aber jener ſpielt zu Anfange, dieſer gegen das Ende, eine glänzendere Rolle. Indeſſen hat doch der Dichter der Geſchichte Gewalt anthun müßen, um die Mitwirkung der Athenienſer und des Ariſtides zu dem Siege bei Platäa, welcher der Befreiung von Griechenland das Siegel aufdrückte, wichtiger zu machen, als ſie in der That geweſen iſt. Uebrigens iſt das Gedicht hiſtoriſch; Herodot und Plutarch geben den Hauptſtoff dazu her; die von jenen dargeſtellten Begebenheiten und Charaktere findet man, den poetiſchen

Schmuck abgerechnet, unverändert wieder. Aber es iſt nicht bloß hiſtoriſch; die Geſchichte macht nur den Grundfaden des Gewebes aus. Dieſem ſind überall Fiktionen eingeflochten, welche das Innere der Motive und die allmähliche Entwickelung der Begebenheiten zeigen. Mit Unrecht würde man alſo der Athenaide den Titel einer eigentlichen Epopée verſagen, weil einige Kunſtrichter ohne Grund das Charakteriſtiſche dieſer Gattung in die hier fehlende Dazwiſchenkunſt höherer Weſen geſetzt haben. Homer erfand dieſe Dazwiſchenkunſt ja nicht: er ſchöpfte ſie aus der Sage; und in ſo fern möchte ein Unterſchied zwiſchen dem epiſchen und hiſtoriſchen Gedichte gelten, als die Sage überhaupt am Wunderbaren reichhaltiger iſt, als die Geſchichte. Die Einwirkung von Weſen, an die Niemand glaubt oder geglaubt hat, beſonders von allegoriſchen Geſchöpfen, giebt nur gar zu leicht einem Heldengedichte etwas Froſtiges. Indeſſen erzählt Herodot den perſiſchen Krieg ſo homeriſch mit allen dabei vorgefallenen Wundern, daß Glover dieſe immer hätte benutzen können, wenn er nicht lieber mehrere davon der Politik des Themiſtokles hätte zuſchreiben, und auf dieſe Weiſe die Götter ſeinem Helden aufopfern wollen. Man findet in der Athenaide ein mannichfaltiges Detail von Epiſoden, die auf verſchiedene Art mit der Haupthandlung zuſammenhängen, und gröſtentheils Liebe, edel, zärtlich und oft pathetiſch, aber durchaus nicht im griechiſchen, noch viel weniger im orientaliſchen, Koſtume ſchildern. Man erkennt auch darin die Denkart eines neuern Europäers, daß der Einfluß der Weiber auf öffentliche Geſchäfte wichtiger gemacht wird, als er damals ſein konnte. So muß z. B. Alexander, der macedoniſche König, zu dem Freundſchaftsdienſte, den er den Griechen vor der Schlacht bei Platäa aus ganz andern Motiven leiſtete, hier durch ein Weib bewogen werden. Winke der Geſchichte ſind oft meiſterhaft benutzt; man freut ſich, manches, was man beim Hiſtoriker kaum beachtete, hier durch eine künſtliche Stellung ſo ſtark hervortreten zu ſehen. Da man überall ſo viel Studium der Alten bemerkt, ſo könnte man ſich wundern, daß man die ſchöne Stelle des Aeſchylus in den Perſern von dem Uebergange des fliehenden Xerxes über den Strymon, der gefroren war, und aufthauete, als noch ein groſſer Theil des Heeres ſich darauf befand, nicht benutzt findet. Doch bei näherer Betrachtung muß man es billigen, weil die Unfälle, die eine Herde wehrleſer Barbaren betrafen, die Befreiung Griechenlands nichts mehr angiengen.

In der Diktion hat ſich der Dichter Milton zum Muſter gewählt, den er auch irgendwo ſeinen ältern Bruder nennt. Er erreicht ihn wohl nicht an Fülle und Hoheit, macht aber auch nicht ſo ermüdend ſchleppende Perioden, als jener, die nirgends fehlerhafter ſind, als in der Poeſie. In Gleichniſſen iſt er oft ſehr ſinnreich; oft wählt er dazu Umſtände aus der griechiſchen Fabelwelt, die vorzüglich gefallen, weil es Blumen ſind, aus demſelben Boden entſproßen, auf welchem die Scene vorgeht. Unſchicklich ſind hingegen hier die aus den heiligen Büchern genommenen Gleichniſſe. Wenn er den Themiſtokles und ſeine Gattin mit Jupiter und Juno auf dem Ida, und kurz darauf mit den erſten Eltern im Paradieſe vergleicht, ſo kann man bei allem Ernſte des Dichters den ſeinigen kaum behalten. Die Darſtellung nimmt im Ganzen zwar nicht den höchſten epiſchen Schwung, ſie ſinkt jedoch faſt niemals zu tief herab; und hie und da ſtößt man auf jene großen Züge, welche hinreißen, und das Anrecht eines Genies an die erhabenſte aller Dichtarten unwiderleglich beurkunden.

K. Fr. Kretſchmann, ſämmtliche Werke. 5 Bde. Leipz. 1784....89.

Die Erſcheinung eines neuen Bandes von den Werken eines ſchon bekannten Schriftſtellers giebt uns Gelegenheit, die Anzeige der vorhergehenden Bände nachzuholen. Der erſte enthält das, was Herrn K. ſchon vor langer Zeit das Wohlwollen der Nation verdiente: die Bardengeſänge: 'Rhingulphs Geſang, als Varus geſchlagen war', ſeine 'Klage bei Hermanns Tode', und 'die Jägerin', vielleicht von allen das originellſte, freieſte, bardenmäßigſte. Alle ſind ſprechende Gemälde aus den älteſten Heldenzeiten unſers Volks; werth, neben denen von Klopſtock aufbewahrt zu werden. 'Kleiſts Ehrengedächtniß' ſchließt ſich nur im Gange der Gedanken und im Schwunge der Rhythmen, nicht aber im Weſen und Inhalt, an die Bardenlieder an. Voran ſteht eine gute Abhandlung über das Bardiet. Im zweiten Bande: 'Hymnen', in denen, wenn gleich nicht mit immer gleicher Fülle, überall Funken von jener Begeiſterung ſprühen, welche die Bardengeſänge beſeelt; ‘ſcherzhafte Lieder’ und ‘Sinngedichte’. Unter dieſen ſowohl, als jenen, ſind Stücke von ſehr ungleichem Gehalt. Betrachtungen über die Dichtkunſt, beſonders über die allzugroße Gleichgültigkeit gegen dieſelbe, deren Beherzigung zwar ſehr zu wünſchen, aber ſchwerlich zu hoffen iſt, ſind als Vorrede vorangeſchickt. Den dritten und vierten Band nehmen vier Luſtſpiele ein: ‘die Familie Eichenkron’, ‘die Belagerung’, ‘der alte böſe General’, ‘die Hauskabale’ nach Goldoni. Das erſtere Stück iſt vielleicht im Verhältniß gegen die nicht allzureichhaltige Intrigue zu ſehr gedehnt. Uebrigens ſind es ſchätzbare Beiträge für unſere Bühne, denen es hauptſächlich nur an dem fehlt, was immer noch unter unſern dramatiſchen Schriftſtellern ſo ſelten iſt: Converſationston der höhern Stände. Im fünften Bande endlich findet man Gedichte und Aufſätze, die gröſtentheils nun erſt gedruckt erſcheinen, ob ſie gleich ſchon vor längerer Zeit geſchrieben waren. Die ‘Gedichte’ ſind meiſtens lyriſch; wenige davon zeichnen ſich als vollendete Ganze aus, aber faſt alle durch Stellen voll genialiſcher Wärme. Der ‘Briefwechſel zweier Damen’ vom Jahr 1772 enthält eine lebhafte, in Handlung eingekleidete, Darſtellung der damaligen Hungersnoth, und iſt auch damals ſchon zu einem edlen Zwecke gedruckt worden. ‘Zwei Todtengeſpräche’. ‘Hochmuth und Stolz’, eine Erzählung. Der Gegenſtand iſt nicht neu, aber er hat durch den drolligen Ton und das römiſche Koſtum eine originelle Wendung erhalten. ‘Launen und Einfälle’. Wir hätten Nr. 13. weggewünſcht. Der Verf. leugnet darin die Nützlichkeit äſthetiſcher Regeln ſchlechthin, betrachtet die Sache aus eben dem ſchiefen Geſichtspunkte, der ſchon hundert ähnliche Angriffe veranlaßt hat, und erneuert einen hundertmal gehobenen Mißverſtand. ‘Apophthegmen an einen jungen Porträtmaler’. In einem etwas unangenehmen Lehr- und Deklamier-Tone geſchrieben. Und wie konnte der Verf. bei Feſtſtellung des Ranges, der dem Porträtmaler unter den übrigen Klaſſen von Malern zuſteht, den ſo entſcheidenden Punkt übergehen, daß er immer nur Kopiſt, niemals aber Erfinder, ſelbſtſchaffender Künſtler iſt? ‘Ueber Sterne und Chodowiecky’. Beurtheilung der chodowieckyſchen Kupfer zum deutſchen Triſtram Shandy, und Ideen zu Abbildung anderer Situationen aus demſelben. Hogarth habe Sternes Laune in ſeinen Kupfern zum Shandy nicht getroffen. ‘Geſchwind, eh ſichs ändert’. Ein Aufſatz über die Veränderlichkeit der Mode. In dieſem und überhaupt in dem proſaiſchen Stil des Verf. iſt hie und da eine Begierde nach dem Seltſamen ſichtbar, die ſogar Sprachfehler veranlaßt. Z. B. ein Wort, wie ‘verunengeln’, wird gewiß durch keine Analogie der Sprache gerechtfertigt. Ueberhaupt dürften unſere Proſaiſten auf das Lob der Eleganz, die nur bei Mäßigung im Ausdrucke ſtatt findet, wohl immer noch ſeltener, als auf andere Vorzüge des Stils, Anſpruch zu machen haben.

(Schatz) Bluhmen auf den Altar der Grazien.
Leipz. 1787.

Eine Sammlung von Liedern und Epigrammen; von kleinen Stücken (Idyllen im alten Sinne des Worts), die bald mehr in die eine, bald in die andere von dieſen Gattungen hineinſpielen; von Fabeln in Leſſings Manier, die aber oft auch mehr ſinnbildliche Gedanken und Einfälle ſind, als eigentliche Fabeln; endlich von einigen kurzen Erzählungen und Epiſteln. Unter der Dedikation, die an ein Frauenzimmer gerichtet iſt, nennt ſich Herr Schatz in Gotha als Verfaßer. In dieſen Gattungen, wo die Poeſie mit den beſcheidenſten Anſprüchen in einfältiger ungeſuchter Anmuth erſcheint, iſt jetzt vielleicht am wenigſten Neuheit und Originalität möglich, vielleicht aber auch am wenigſten weſentliches Erforderniß. Blumen, ſie mögen noch ſo bekannt und häufig ſein, wenn ſie nur friſch duften, und nicht ſchon welk, oder etwa gar mit ängſtlicher Kunſt nachgemacht ſind, ergötzen immer auf Augenblicke, und das iſt alles, was man von ihnen verlangt. Man läßt ſichs auch gefallen, wenn der Dichter in einen ſonſt ſchönen Strauß einige geruchloſe Blümchen mit eingebunden hat. Selbſt dem unnachahmlichen Meiſter in dieſem Fache, Götz, iſt dieß nicht ſelten begegnet. Wenn Herr S. gleich dieſen Dichter und andere vortreffliche Vorgänger, von deren Gedichten eine größere oder kleinere Anzahl in dieſe Klaſſe gehört, Gleim, Gerſtenberg, Jacobi und Gotter, nicht erreicht, wenn ſeine Sammlung gleich nicht viel Hervorſtechendes enthält, ſo hat ſie doch ihre Verdienſte. Die Verſifikation iſt, bis auf einige Nachläßigkeiten in Anſehung des Reims und der Quantität (die hier eigentlich gar nicht gelten ſollten) leicht und fließend; meiſtens iſt die Diktion korrekt und das rechte Maß derſelben getroffen; durch allzuſtark aufgetragene Farben iſt nirgends, wohl aber hie und da durch ein allzubleiches und mattes Kolorit, gefehlt. Auch mangelt es nicht an gelungenen Wendungen und gefälligem Scherz. Die Fabeln ſcheinen dem Verfaßer am wenigſten zu glücken; in den meiſten hinkt etwas entweder in der Erfindung oder in der Anwendung.

Wie viele von den Stücken Herrn S. nicht nur durch die Behandlung, ſondern auch in Rückſicht auf die Idee, eigenthümlich zugehören, wagt Rec. nicht zu beſtimmen. Im Ganzen ſcheint er ſich franzöſiſche Vorbilder gewählt zu haben. Warum — wenn einmal dieſe Dichtungsart noch behandelt werden ſoll, ungeachtet wir gegen andere wichtigere Fächer einen unverhältnißmäßigen Reichthum darin beſitzen — warum wird doch die griechiſche Anthologie ſo wenig benutzt? Franzöſiſche Grazien ſind keine griechiſche, und dieſe möchten jene ſchwerlich für ihre Schweſtern anerkennen.

A. F. E. Langbein, Gedichte. Leipz. 1788.

Der beträchtlichſte Theil dieſer Sammlung großentheils ſchon bekannter und mit Beifall aufgenommener Gedichte enthält, laut der Ueberſchrift, ‘Balladen und Romanzen’. Ohne L.s Talent für die erzählende Poeſie im mindeſten herabſetzen zu wollen, kann Rec. nicht umhin, zu bemerken, daß ihm der gröſte Theil dieſer Erzählungen eigentlich nicht unter die benannten Gattungen zu gehören ſcheint. Wäre die Theorie der Romanze ſchon hinlänglich ergründet, ſo würde es leichter ſein, zu zeigen, warum ihnen jener Name ſtreitig gemacht werden kann. Doch darüber iſt man wohl einverſtanden, daß die Romanze eine lyriſche Erzählung im Volkstone ſein ſoll. Es ließe ſich noch hinzuſetzen ‘von nationalem Inhalte’, wenn eine ſolche Beſtimmung ohne genaue Erörterung vor Mißverſtande ſicher wäre. L.s Erzählungen ſind zwar lyriſch durch das Aeußere, das Silbenmaß nämlich, weniger aber durch den Gang und die innere Beſchaffenheit der Darſtellung, welches doch das Haupterforderniß iſt. Noch weit mehr fehlt ihnen der populäre Ton. So ſchwer es indeſſen ſein mag, die Laune deſſelben, und die raſche dramatiſche Manier der Erzählung wirklichen Volksliedern abzulauſchen, ſo hat doch L. durch einzelne Stellen in dieſen Stücken, z. B. in der ‘Eliſe’, gezeigt, daß er ſich beides recht gut hätte eigen machen können, wenn er ſein Studium dorthin gelenkt hätte. In mehreren Stücken iſt auch der Stoff zu dieſer Art von Behandlung ſehr geſchickt, z. B. in ‘Eginhard und Emma’, in ‘Woldemar und Margarethe’, im ‘Vatermörder’. Das letztere ſcheint aus einer Volksſage genommen zu ſein, und es möchte ſich ſchwerlich eine Dichtung erfinden laßen, die den Abſcheu gegen das unnatürlichſte aller Verbrechen tiefer einprägen könnte. Schubart hat denſelben Gegenſtand behandelt, vielleicht mit etwas mehr Kraft, wofür aber L. durch einen mehr gereinigten Geſchmack und Schonung bei Dingen, die der Einbildungskraft des Leſers nicht zu nahe gerückt werden dürfen, reichlich entſchädigt. Der Stoff mancher andern Stücke iſt nicht ſo gewählt, daß er die dichteriſche Handlung hätte unterſtützen können. Wenigſtens erfordert es großen Aufwand der Originalität, eine Vademecumsgeſchichte über den Kreiß des Alltäglichen zu erheben; und doch iſt dieß L. mit einigen in hohem Grade gelungen. Aber ſollte bei Geſchichten boccaziſcher Intriguen, wie ‘die Wiege’ und ‘die Spannkette’ ſind, das freie jambiſche Silbenmaß, deßen ſich Wieland und Andre bedient haben, der ſcherzenden Laune nicht weit freieres Spiel laßen, als das lyriſche, vom Verfaßer gewählte?

Lyriſche Gedichte und Launen, Fabeln, Erzählungen und Sinngedichte füllen die andere Hälfte des Bandes aus. Unter allen dieſen Klaßen finden ſich ſchätzbare Stücke. Man findet faſt überall richtige und fließende Verſifikation, jedoch weniger in den anapäſtiſchen Silbenmaßen, wo man ſich zuweilen mühſam durch einen Vers hindurcharbeiten muß. Der ſcherzhafte Ton ſcheint der eigenthümlichere des Dichters zu ſein. Er beſitzt auch die muntere Leichtigkeit, durch die der Witz erſt gefällig wird, und die das komiſche Salz in manchen Fällen ſelbſt erſetzen kann.

Richard Löwenherz, ein Gedicht in 7 Büchern. Berl. 1790.

Alfonſo, ein Gedicht in 8 Geſängen. Göttingen 1790.

Zwei poetiſche Produkte von ſo beträchtlichem Umfange, die zu gleicher Zeit erſcheinen, und von der Hand deſſelben Verfaßers herrühren, der jetzt zum erſtenmale auftritt, und mit einer Verleugnung und Beſcheidenheit, die dem ächten Künſtlerſinne ſo nahe verwandt iſt, ſeine früheren Vorübungen dem Auge des Publikums entzogen zu haben ſcheint; zwei epiſche Gedichte, die zwar nicht in der Anlegung des Plans und Manier der Erzählung den völlig ausgebildeten Meiſter verrathen, aber durch ſanfte und pathetiſche Empfindungen, durch beinahe üppige Jugendfülle in der Darſtellung, anlocken, und in Sprache und Versbau einen ſehr edeln männlichen Gang gehen, ſind eine Erſcheinung, die für unſere Litteratur theils wegen des gegenwärtigen Genies, theils wegen zukünftiger Hoffnung nicht gleichgültig ſein kann. Nur zu gerecht iſt der Vorwurf, den man der heutigen deutſchen Poeſie gemacht hat: ſie ſei arm in den großen Gattungen, wiederhole ſie aber unaufhörlich in kleinlichen Werken, die durch ihre ephemeriſche Exiſtenz nichts bewirken, als daß ſie den Sinn für gewiſſe Gegenſtände immer mehr abſtumpfen helfen. Dieß hat denn auch gegen größere Unternehmungen in der epiſchen und dramatiſchen Poeſie Gleichgültigkeit verurſacht, und die Hoffnung immer weiter entfernt, andern Nationen einen verhältnißmäßigen Reichthum unſerer Litteratur in dieſen Fächern entgegenſtellen zu können. — Der Verfaßer des Richard Löwenherz und des Alfonſo beſitzt in der That in vorzüglichem Maße einige von den Anlagen, die dazu erfordert werden, um mit Glück auf einer Bahn zu gehen, wo man Wielanden zum Vorgänger hat. Es iſt augenſcheinlich, daß er durch anhaltendes Studium der Werke dieſes Dichters, vorzüglich ſeines Oberon, viel gewonnen hat. Nur möchte man wünſchen, er hätte dieſes Gedicht bei der Ausarbeitung der ſeinigen weniger lebhaft im Gedächtniſſe gehabt; man wird durch einzelne Stellen zuweilen an beſtimmte Stellen des Oberon erinnert. Richard Löwenherz iſt früher geſchrieben; man merkt dieß auch daran, daß es in Verſifikation und Sprache ſchwächer iſt, als Alſonſo. Indeſſen bleiben ihm auch von dieſer Seite noch ſehr beträchtliche Verdienſte übrig. Der Plan iſt auf die bekannten und ſchon in verſchiedenen Formen behandelten Abenteuer jenes edeln Königs gebaut, der in den Zeiten der Provenzalen als Held, als Liederſänger und endlich als Pilgrim und Gefangener ſich allgemeine Liebe und Bewunderung erwarb. Dieſe Epoche des Mittelalters bietet vielleicht einen nicht minder ſchönen Stoff zu Ritterromanen dar, als die frühern, wo Karls des Großen, und noch weiter zurück König Arthurs Ritter glänzen. Freilich verſchwindet hier ſchon die Feerei mit ihrem ganzen fabelhaften Gefolge; allein das Zeitalter iſt noch voll von wunderbarem Heroiſmus; abenteuerliche Kühnheit mit zärtlichem Hange zu den Freuden des Geſangs, mit enthuſiaſtiſchem Schwunge der Freundſchaft und Liebe vereinigt, bilden ein höchſt originelles, aber für die poetiſche Behandlung vortheilhaftes Gemiſch in den Sitten der damaligen Menſchen. Nicht immer hat freilich unſer Dichter dieſe Vortheile zu benutzen gewußt; er ſchiebt häufig den handelnden Perſonen unſere gegenwärtige Art zu denken und zu empfinden unter; doch findet man hie und da treffende Züge und ächte alte Ritterreden. Am meiſten iſt der Geiſt jener ſchwärmeriſchen Liebe verfehlt, die im Zeitalter der Provenzalen am ſtärkſten auffällt;* nur durch eine flüchtige Ueberſicht von Notre-dame Vies des poetes Provençaux kann man ſich hievon überzeugen. Eine Unvollkommenheit in dem Plane, die aber bei dem einmal gewählten Stoffe wohl kaum zu vermeiden war, iſt die, daß der Hauptheld faſt ganz unthätig erſcheint. Man erfährt nur aus fremden Berichten, was er vorher und während des Verlaufs der Geſchichte gethan hat. Das Lied, welches Blondel vor Richards Kerker ſingt, ſcheint nicht ſehr gut gewählt. Rec. erinnert ſich, daß Wieland in einem der ältern Jahrgänge des Merkur dem Troubadour ein weit ſchöneres, aus dem Franzöſiſchen nachgeahmtes, in den Mund legt. — Alfonſo iſt eine ganz von dem Verf. erfundene Geſchichte aus dem ſechszehnten Jahrhundert, deren Scene auf ein Paar auch erdichtete Inſeln im atlantiſchen Ocean verlegt iſt. Die Fehler des Plans umſtändlich zu rügen, würde unbillig ſein, da der Verf. in einer Nachrede ſich ſelbſt ſo aufrichtig darüber erklärt. Die Charakterſchilderungen bleiben großentheils bei Allgemeinheiten ſtehen, und dringen nicht tief genug in das individuelle Weſen der Perſonen ein. Die Handlungen ſind oft nicht hinlänglich motiviert. Das Ganze würde mehr Ton und Haltung haben, wenn die wahren Sitten eines beſtimmten Volkes und Zeitalters abgebildet worden wären. Das hier entworfene Bild ſieht gewiß keinem Volke der Erde ähnlich. Das Gedicht iſt in Stanzen, gleich denen des Oberon, geſchrieben, von denen die meiſten in wechſelnden, ſchön gerundeten Perioden ohne Anſtoß dahinfließen. Am vortheilhafteſten zeigt ſich das Talent des Dichters, wo er malt. Außer einigen ſehr gelungenen größern Scenen bewundert man mannichfaltigen Reichthum an Landſchaftsſtücken aller Art, an Bildern des Morgens, des Abends und der Nacht, bei denen man über dem friſchen Glanz und der lieblichen Verſchmelzung der Farben vergißt, wie abgenutzt die Gegenſtände ſchon ſind.

Lowths Engliſche Sprachlehre, überſ. und mit Anmerkungen begleitet von Chr. Heinr. Reichel. Lpz. 1790.

Dieß allgemein geſchätzte Buch von dem berühmten Lowth, das vorzüglich in der Abſicht geſchrieben iſt, Ungelehrten die grammatiſche Erlernung der engliſchen Sprache leicht zu machen, aber auch intereſſante Blicke in die allgemeine Grammatik enthält, iſt ſchon von Hrn. Albrecht bearbeitet und einem weitläuftigen Lehrgebäude zum Grunde gelegt worden. Jetzt erhalten wir ſie in einer meiſtens gut geſchriebenen und fleißigen Ueberſetzung. S. 3 findet ſich ein Verſehen von Bedeutung. Es heißt da, das engliſche v laute wie ein ſcharfes f. Im Engliſchen ſteht: a coarser f, ein gröberes f; hier alſo: ein ſtumpferes, weniger ſcharfes. Eben der Fehler iſt S. 4 beim z begangen. Der Ueberſetzer hat Noten hinzugefügt, die ſich zum Theil auf Vergleichungen der deutſchen Sprache mit der engliſchen beziehen, und aus Adelungs Sprachlehre genommen ſind. Hinten ſind verſchiedene Materien in einem Anhange noch beſonders erläutert.

Wielands Ueberſetzung der horaziſchen Briefe. 1790.

In der Weidmanniſchen Buchhandlung iſt in dieſem Jahr der erſte Theil von Wielands Ueberſetzung der horaziſchen Briefe, die im Jahr 1782 erſchien, verbeßert wieder aufgelegt worden. Mehrerer Bequemlichkeit halber iſt der lateiniſche Text dießmal mit abgedruckt, ſo daß er immer unter dem deutſchen ſteht. Durch nicht unbeträchtliche Verbeßerungen hat die Ueberſetzung theils an Rundung, theils auch hie und da an Richtigkeit und Genauigkeit noch gewonnen. Weniger Veränderungen oder Zuſätze findet man in den Einleitungen und Noten. S. 83. iſt ‘verſtohlne Farbenpracht’ (furtivi colores) ungewöhnlicher Weiſe für geſtohlen geſetzt, wenn es nicht ein Druckfehler iſt.

Arnolds engl. Wörterbuch. 4te Auflage. 1790.

Arnolds engl. Grammatik. 7te Auflage. 1790.

Bei Frommanns Erben iſt in dieſem Jahre die vierte Auflage von Arnolds engliſchem Wörterbuch, und die ſiebente von Arnolds engliſcher Grammatik veranſtaltet worden. Der Anhang zu der letzten iſt mit einigen Todtengeſprächen von Littleton vermehrt. Zu dem Wörterbuche hat Hr. Rogler, der die Herausgabe beider Bücher beſorgt, einen deutſch-engliſchen Theil hingefügt, der auch beſonders abgedruckt iſt. Er hat darin das Nothwendigſte in der Kürze zuſammenzufaßen geſucht, viele, oft unnütze, Redensarten weggelaßen, die abgeleiteten Wörter nur kurz bei den Stammwörtern mit angemerkt u. ſ. w. Ein Punkt, wo ſowohl die Grammatik, als das Wörterbuch noch am meiſten dem Tadel ausgeſetzt ſein möchte, iſt die Bezeichnung engliſcher Töne durch deutſche Buchſtaben. Die einzelnen Verſehen ſind weniger beträchtlich; aber es iſt durchaus unmöglich, mit unſerm Alphabet die mannichfaltigen Miſchungen und Schattierungen der engliſchen Vokale, und auch einige Konſonanten, die uns ganz fehlen (th, j, ing, wh) auszudrücken. Möchte man doch Sheridans Methode der Bezeichnung unter uns benutzen!

Cristof. Muzzani, Le Caccie, poemetti. Padova 1790.

Unter allen Arten von Lehrgedichten, die nicht große, den Menſchen unmittelbar intereſſierende Wahrheiten vortragen, iſt vielleicht eine vorzüglicher, als die, welche ſich mit ländlichen Gegenſtänden beſchäftigt und uns auf ländliche Scenen hinführt, die uns immer noch im Bilde reizen, wenn wir ſchon mit der ſinnlichen Natur zu wenig vertraut ſind, als daß uns jeder getroffene und nicht getroffene Zug des Gemäldes auffallen ſollte. Das gegenwärtige Gedicht gehört zu dieſer Klaſſe. Der Titel deſſelben iſt eigentlich zu allgemein: es handelt, den letzten Geſang ausgenommen, der die Haſenjagd ſchildert, nur vom Vogelfang. Das Ganze iſt voll lokaler Beziehungen, beſonders auf Vicenza und Piſa. Die Schilderungen fließen leicht hin in den Versi sciolti, die ganz für dieſe Gattung von Poeſie gemacht zu ſein ſcheinen; vielleicht hie und da mit überſtrömender Fülle, aber überall mit der heitern Ruhe ausgemalt, die das Landleben einflößt. Zuweilen iſt der Ton höher geſtimmt, als es für den Gegenſtand paßlich iſt, und dieß erhöht die Lebhaftigkeit durch eine leichte Miſchung von Scherz. Epiſodiſche Bilder, Gedanken und Erzählungen, auf die ſich bei dieſer Art von Werken, welche die Erwartung nicht ſehr ſpannen, die Phantaſie des Leſers willig leiten läßt, ſind mit glücklicher Laune herbeigeführt. Nur kann man bei aller Nachgiebigkeit gegen dieſe Laune nicht begreifen, wie der Verfaßer ſeinen ſechsten Geſang mit einem Stück flacher Metaphyſik anfangen konnte, um nachher — von der Haſenjagd zu reden.

Thalia, herausgeg. von Schiller. Erſtes bis ſiebentes Heft. Leipz. Göſchen 1785....89.

Die verſpätete Anzeige dieſer periodiſchen Schrift gewährt uns den Vortheil, von verſchiedenen Stücken mehrere Fortſetzungen mit Einem Blick überſehen zu können. Bei den frühern, ſchon bekannten, Heften wird eine kurze Anzeige hinreichend ſein. Von der anfänglichen Idee, dieſes Journal vorzüglich dem Theater zu widmen, die auch den Namen deſſelben veranlaßt hatte, iſt ſchon im zweiten

Hefte abgegangen: nur das erſte enthält noch Theaternachrichten; indeſſen hat es dadurch an Intereſſe nicht verloren. Im erſten Hefte bemerken wir außer dem Anfange von Don Carlos, den wir, ſo wie die Fortſetzung in den folgenden Blättern, hier übergehen, vorzüglich: ‘Eine Vorleſung über die Frage: was kann eine gute, ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?’ voll von nicht neuen, aber mit Nachdruck und Würde geſagten, Wahrheiten über den moraliſchen Werth eines guten Theaters. ‘Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache’, aus einer Schrift von Diderot überſetzt. Im zweiten Hefte drei Gedichte: ‘an die Freude’, ‘Freigeiſterei der Leidenſchaft’ und ‘Reſignation’, die alle drei bei einem ganz entgegengeſetzten Charakter die kühne Hand desſelben Verfaßers verrathen, und nur durch kleine Inkorrektheiten und Dunkelheiten an ihrer Schönheit hie und da etwas verlieren. Selbſt bei denen, die die ſchaudervolle Erhabenheit in den beiden letztern Stücken ganz fühlen, möchte doch eine leiſe Stimme gegen manche Stelle ſprechen. Sie werden es dem Dichter nicht verargen, daß er ſo etwas im Drange der Leidenſchaft ſagte, aber wohl, daß er es bei ruhiger Ueberlegung drucken ließ. Die kränkende Betrachtung, daß Kraft auch unwillkürlich oft ſchadet und zerſtört, ſollte den Mann von Genie um ſo behutſamer machen, es nie willkürlich zu thun. ‘Ueber moderne Größe’, eine Parallele der moraliſchen Größe unſers Zeitalters mit der der Alten. ‘Verbrecher aus Infamie’, eine wahre Geſchichte, ſehr merkwürdig, und vortrefflich dargeſtellt. Im dritten Hefte: ‘Philoſophiſcher Briefwechſel’ zwiſchen Julius und Raphael, fortgeſetzt im ſiebenten Hefte. Raphael hat ſeinen Freund Julius aus der jugendlichen Unſchuld des Glaubens geriſſen, den Geiſt der Unterſuchung in ihm rege gemacht, und ein Syſtem geſtürzt, welches dieſer mit warmer Phantaſie und noch wärmerm Herzen erbaut hatte. Raphael tröſtet ihn über ſeinen Verluſt durch Betrachtungen über den Zweck der Vernunft und die Gränzen ihrer Forderungen. Tiefſinnige Gedanken ſind oft mit überraſchender Neuheit und Wärme vorgetragen. Im vierten Hefte: ‘Der Geiſterſeher’; in allen folgenden Heften fortgeſetzt. Ueber den philoſophiſchen und pſychologiſchen Zweck dieſer Erzählung läßt ſich nicht vollſtändig urtheilen, weil die Entwickelung noch fehlt. Eine ſo ſinnreich ausgeſonnene Geſchichte, mit beſcheidener Anmuth des

Stils geſchmückt, bedürfte auch jenes Zweckes nicht, um anziehend genug ſein. Von dem Dialog des Baron F. mit dem Prinzen, worin dieſer ſein freigeiſteriſches Syſtem entwickelt, gilt eben das, was wir von den philoſophiſchen Briefen geſagt haben. Nur erlaubt dem Verfaßer ſein Tiefſinn nicht, ſeine Gedanken bis zur völligen Deutlichkeit hervorzuarbeiten. Die Erſcheinung der Griechin ſcheint wieder auf Geiſtererſcheinungen hinzulenken, und die Erwartung iſt aufs höchſte geſpannt. Im fünften Hefte: Vielverſprechende Scenen aus einem Schauſpiel, 'das heimliche Gericht', im ſechsten fortgeſetzt. Nur, deucht uns, iſt zuweilen die Sprache zu ſehr aus unſerm Jahrzehend entlehnt, um nicht zwiſchen den Sitten der alten Ritter und ihren Reden einen merklichen Kontraſt zu verurſachen. Beſonders iſt dieſes auffallend bei der Scene, wo Heinrich in das heimliche Gericht eingeweiht wird; noch mehr, wenn man ſich zugleich an die große Simplicität der Scene des heimlichen Gerichts in Götz von Berlichingen erinnert. Im ſechsten und ſiebenten Hefte: eine metriſche Ueberſetzung der Iphigenia in Aulis des Euripides. Im Ganzen edel und treu, obgleich nicht mit jener ängſtlichen Treue, die ſich an die Worte feßelt. Man geſteht bei einer Arbeit dieſer Art dem Ueberſetzer auch gern die Freiheit zu, wenn eine Stelle dunkel oder zweideutig iſt, den bequemſten Sinn zu wählen. Der Verſuch, die griechiſchen Chöre in freien abwechſelnden Rhythmen, aber mit Reimen, zu überſetzen, iſt meiſtens ſehr gut gelungen. Nur wünſchen wir, wenn einmal gereimt ſein ſoll, die häufigen Provincialreime, wie z. B. 'geprieſen, verfließen', 'entbrannte, Lande', daraus weg. 'Ueber die Freiheit eines Dichters bei der Wahl ſeines Stoffes'. Vortrefflich gedachte und mit Ruhe und Mäßigung ausgeführte Betrachtungen, ob ſie gleich ſichtbar auf einen heftigen Ausfall, der auf Hrn. Schillers Gedicht 'die Götter Griechenlands' geſchehen war, abzielen. Es würde uns zu weit führen, dem Verfaßer in ſeinen einzelnen Gedanken nachzugehen.

Thalia, herausgegeben von Schiller. 8...11tes Heft. Lpz. 1789...90.

Das achte Heft enthält 1) 'die Phönicierinnen des Euripides', in reimloſen Jamben überſetzt, bis zum zweiten Chorgeſange. Die Ueberſetzung iſt fließend, und treu genug, ohne den Worten des Textes mit der Genauigkeit zu folgen, welche unvermeidlich Steifigkeit hervorbringt. Manches Beiwort iſt weggelaßen, manche Wendung gemildert worden, die für uns zu viel tragiſchen Pomp gehabt hätte. Bei der Stelle, wo der Dialog im Original Zeile um Zeile wechſelt, und in Fragen und Antworten eine epigrammatiſche Schnelligkeit herrſcht, wäre mehr Kürze nöthig geweſen, um den Charakter des Originals zu erreichen. Indeſſen wird dieſe Eigenthümlichkeit der griechiſchen Tragödie, ob Goethe ſie gleich in die Iphigenia, und ſelbſt in den Taſſo, aufgenommen hat, uns wohl immer fremd bleiben. 2) 'Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod, von Schiller.' Lehrreich wird es jedem Leſer ſein, mit dieſem Aufſatze die zuſammengedrängte Charakterzeichnung Egmonts in der Geſchichte des Abfalls der Niederlande zu vergleichen; in der Schilderung das Leben des Mannes, und in dieſem die Schilderung wieder zu erkennen. Einen Theil der hier erzählten Begebenheiten bis auf die Gefangennehmung Egmonts findet man auch dort ſchon: aber hier werden ſeine Thaten in Rückſicht auf ihn ſelbſt betrachtet, wie ſie ſein letztes trauriges Schickſal über ihm zuſammengezogen: dort nur, in ſo fern ſie in die große Reihe von Urſachen und Folgen eingreifen, deren Reſultat die Freiheit der Niederlande war. 3) 'Der Abſchied.' Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geiſterſehers, ganz außer aller Verbindung mit den Geſchichten des erſten Bandes. Allein mit dieſer Macht der Darſtellung darf es der Schriftſteller ſchon wagen, für noch unbekannte Perſonen ohne weitere Vorbereitung die Theilnahme des Leſers aufzufordern.

Neuntes Heft. 1) 'Scenen aus dem heimlichen Gericht', die wir hier übergehen, da das ganze Stück ſchon beſonders abgedruckt iſt. 2) 'Anekdote aus Wien.' Ein merkwürdiges Beiſpiel von weiblicher Großmuth: eine Frau von Stande unterzieht ſich, um ihren treuloſen Gemahl von der Hinrichtung zu retten, freiwillig zehnjähriger Zuchthausſtrafe, findet durch die Menſchenfreundlichkeit des

Zuchthausaufſehers Linderung ihres Schickſals, und erlangt endlich, da ihre Unſchuld offenbar wird, völlige Rettung ihrer Ehre. 3) Scenen aus einem Trauerſpiel: ‘Mathilde von Gießbach, von F. W. Ziegler’. Nicht ſehr bedeutend; doch fehlts mehr an Charakterzeichnung als an Situationen. 4) ‘Die Kunſt und das Zeitalter’. Ein Aufſatz über den Vorzug der alten Kunſt vor der neuern, beſonders in Anſehung des Idealſchönen, und über die Urſachen dieſes Vorzuges; ein Gegenſtand, der freilich ſchon oft, nur ſelten mit ſo viel Empfänglichkeit für äſthetiſche Eindrücke bei ſo viel philoſophiſchem Scharfſinn, abgehandelt worden iſt. Die Umſtände, aus denen der Verfaßer das Phänomen der griechiſchen Kunſt erklärt, ſind bekannt; allein die Art, wie er ſie daraus erklärt, macht das Verdienſt des Aufſatzes aus. Beſondere Beherzigung verdienen die Bemerkungen über die Unbefangenheit des erſten Genußes, die durch kältere Ueberlegung und ausgedehntere Einſicht geſtört wird; über den Schaden, den es ſtiftet, wenn Wißenſchaft der Kunſt zuvoreilt, und Theorie die Begeiſterung leiten ſoll. 5) ‘Juliane’ ein Luſtſpiel. Erſter Aufzug. Ein viel verſprechender Anfang, den Gewandtheit des Dialogs, Sitten, wie ſie den geſellſchaftlichen Ton der feinern Welt charakteriſieren, und geſchulte Expoſition der Handlung vortheilhaft auszeichnen.

Zehntes Heft. Eilftes Heft. Die meiſten Aufſätze in dieſen beiden Heften ſind einer ernſtern Muſe gewidmet, als der, wovon die Schrift den Namen trägt, und hiſtoriſchen Inhalts. In das Gebiet der dramatiſchen und der ſchönen Litteratur überhaupt gehören nur folgende Stücke: Scenen aus der ‘Sacontala’, oder dem unglücklichen Ring, einem indiſchen, 2000 Jahre alten Drama; aus dem Indiſchen ins Engliſche und aus dieſem ins Deutſche übertragen. Es wäre zu wünſchen, man wüßte, wie genau der erſte Ueberſetzer ſich an das Original gehalten hat; indeſſen beweiſt der durchaus fremde, nicht europäiſche Ton des Ganzen, daß er nichts hineingelegt hat, wenn auch vielleicht Vieles unter ſeinen Händen verloren gegangen iſt. Die Scenen ſind voll ſüßen kindlichen Geſchwätzes, voll unſchuldiger, naiver Koketterie; es herrſcht eine feine Senſibilität darin, welche die zarteſten Blüten des Genuſſes mit ſchonender Hand zu pflücken weiß. — ‘Ueber die Humanität des Künſtlers’. Ein mit hinreißender Fülle geſchriebener Aufſatz von Hrn. Forſter, in deſſen Anſichten vom Niederrhein u. ſ. w. er jetzt ſchon wieder abgedruckt ſteht. — ‘Der verſöhnte Menſchenfeind.’ Einige Scenen aus einem Drama, welches nicht vollendet werden ſoll, weil der Verfaßer für die Ausführung dieſes Charaktergemäldes eine andere Form günſtiger hielt. Sie enthalten einige gute Gedanken, in einer glänzenden Sprache geſagt, aber die Behandlung iſt undramatiſch. Unter den hiſtoriſchen Aufſätzen ſind die wichtigſten: ‘Die Sendung Moſis’ im zehnten, ‘Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde’, und ‘die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon’ im eilften Hefte. Die Ideen in den beiden erſten Abhandlungen ſind nicht neu, aber hier mit Würde in einem einfachen Stil vorgetragen. Bei dem Aufſatze über die Sendung Moſis iſt auch die Hauptquelle angegeben, woraus der Verfaßer vorzüglich geſchöpft hat, ‘eine Abhandlung über die älteſten hebräiſchen Myſterien vom Bruder Decius.’ Moſes war in den ägyptiſchen Myſterien eingeweiht, und machte das, was dort die Epopten erfuhren, zum Inhalte der Volksreligion, die er lehrte. Hiebei bleibt noch immer der Zweifel übrig: da Moſes die eine der beiden großen Lehren, die ihm in den ägyptiſchen Myſterien offenbart waren, die von der Einheit Gottes, den Hebräern ſo ſehr einſchärfte, warum verſchwieg er die andre, nämlich die von der Unſterblichkeit der Seele, oder gab höchſtens nur dunkle Winke davon? War etwa dieſe Lehre für ein ſo rohes und tiefgeſunkenes Volk zu ſchwer zu begreifen? Die Geſchichte der Religionen lehrt, daß die Menſchen ſich weit leichter wenigſtens zu verworrenen Begriffen von einem Leben nach dem Tode, als zum Monotheiſmus erheben. Und überdieß beweiſen auch die häufigen Abfälle zur Abgötterei, die Moſes ſelbſt erlebte, daß er den Hebräern die Lehre von der Einheit Gottes früher gegeben hatte, als ſie ſie tragen konnten. Der zweite Aufſatz enthält intereſſante Spekulationen über die erſten Entwickelungen der menſchlichen Natur und die erſten Fortſchritte des geſelligen Lebens, angeknüpft an die erſten Kapitel der Geneſis. Bei der Darſtellung der lykurgiſchen Geſetzgebung iſt noch Alles in dem Geſichtspunkte gelaßen, in den ſie gewöhnlich, dem Plutarch zufolge, der ohne Rückſicht auf den Geiſt der Zeiten den Lykurg zum ſtoiſchen Philoſophen macht, geſtellt wird. Eine kritiſche Unterſuchung der Sagen vom Lykurg und der Lobeserhebungen der ſpartaniſchen Sitten, die ſich meiſtentheils aus Zeiten herſchreiben, wo dieſe Sitten nicht mehr exiſtierten, würde ſich wohl auf eine Erforſchung der Urſachen einſchränken, wodurch die Lacedämonier auf einer Stufe der Barbarei, worauf ganz Griechenland, nur mit einigen Modifikationen, die von der Verſchiedenheit der Stämme und Gegenden herrührten, einmal geſtanden hat, mehrere Jahrhunderte länger feſtgehalten wurde. — Die übrigen hiſtoriſchen Aufſätze ſind: 'Die enthüllte Baſtille', eine Erzählung von der Einnahme derſelben, aus dem Franzöſiſchen. 'Verſchwörung des Doge Marin Falier gegen Venedig'; 'Auflöſung des Geheimniſſes der eiſernen Maſke', aus den Mémoires des Herzogs von Richelieu. 'Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken'.

Lucians Werke, überſ. v. Wieland. 3...6. Theil. Lpz. 1789.

Mit den gegenwärtigen drei Bänden iſt nun dieſe verdienſtliche litterariſche Unternehmung, die W. unter die angenehmſten und mühſamſten ſeines Lebens rechnet, und der er drei Jahre hindurch den größten Theil ſeiner Zeit gewidmet, zu Ende gebracht. Wir verweiſen auf die Anzeige der erſten Bände (Götting. Anz. 1788. S. 1257), wo die mannichfaltigen Vorzüge, die dieſe Arbeit vor unzählig vielen aus derſelben Klaſſe charakteriſieren, angegeben worden und, und fügen hier nur hinzu, daß ſowohl die Ueberſetzung, als die Erklärungen und Einleitungen ſich völlig in ihrem Werthe behaupten, und daß man nirgends auf einem ſo langen Wege eine Spur von erkaltetem Eifer des Ueberſetzers, oder erkalteter Liebe zu ſeinem Schriftſteller, wahrnimmt. Mißdeutungen einzelner Stellen wird man auch bei genauer Vergleichung des Originals nur wenige finden, und überall wohl keine ſolche, die das Vergnügen des deutſchen Leſers ſtören könnten; ein hiſtoriſches oder mythologiſches Verſehen ſtieß Rec. in einer Note Th. IV. S. 452 auf. Es wird daſelbſt wahrſcheinlich gefunden, die Fabel vom trojaniſchen Pferde habe zu des Malers Polygnotus Zeiten noch nicht exiſtiert. — Wie? dieſe Fabel, die ſchon beim Homer (Od. IV. 272) ſich findet?

Unter den Schriften, die Lucians Namen tragen, ſind nur viere (außer dem Okypus, einer allgemein für unächt anerkannten, abgeſchmackten Nachahmung eines lucianiſchen Stücks) unüberſetzt geblieben, und zwar, weil ſie unüberſetzlich waren: die Liebesgötter, weil ſie unſere Sitten zu ſehr widerſprechen; Lexiphanes, der

Solociſt und das Gericht der Vokale, weil ſie nur Kennern des Griechiſchen verſtändlich und unterhaltend ſein können, indem ſie bloß griechiſche Sprache, Grammatik, Orthographie u. ſ. w. betreffen. Uebrigens ſind auch die Schriften von zweideutiger und beſtrittener Aechtheit in dieſe Bände aufgenommen; und, in ſo fern ſie an ſich ſelbſt Werth haben, konnten ſie auch am ſchicklichſten hier einen Platz finden, da man doch einmal gewohnt iſt, ſie bei Lucians Werken zu ſuchen. Die Ordnung der Bücher iſt auch in dieſen Bänden von der in der reiziſchen und andern Ausgaben des Lucian abweichend; aber, wie es ſcheint, eben ſo willkürlich beſtimmt. Eine allgemeine Ueberſicht am Ende wäre zu wünſchen geweſen, da man jetzt, um irgend einen kleinen Aufſatz zu finden, in allen ſechs Theilen nachſehen muß. Der vierte Theil enthält 'Toxaris', 'Wie man die Geſchichte ſchreiben müße', 'Die wahre Geſchichte,' 'Lucius oder der magiſche Eſel', nebſt einem Aufſatze über den wahren Verfaßer des Buchs. W. findet es nämlich unglaublich, daß Lucian den Lucius von Paträ beſtohlen und deſſen Roman abgekürzt haben ſollte, ohne ſeiner im mindeſten zu erwähnen. Dieſe Meinung beruhe auch nur auf dem Zeugniſſe des Photius; wahrſcheinlich habe Lucius gar nicht exiſtiert, ſondern ſeine vermeintliche Exiſtenz bloß dem Lucian zu danken; die vom Photius angeführten Metamorphoſen möchten etwa von einem ſpäteren Schriftſteller herrühren, der ſich einer vom Lucian erdichteten Perſon bemächtigt habe, um ſeinem Hexenmärchen Kredit zu verſchaffen. W. unterſtützt dieſe Behauptungen durch verſchiedene nicht unwichtige Gründe, allein auf die Metamorphoſen des Apuleius, eines Zeitgenoßen Lucians, die doch wirklich aus einem ſolchen längern Roman, wie der des Lucius geweſen ſein ſoll, geſchöpft zu ſein ſcheinen, nimmt er dabei keine Rückſicht. 'Von der Tanzkunſt', ein Buch, das der Ueberſetzer ſeinem innern Werthe nach mit Recht ſehr herabwürdigt, wenn es gleich für den Alterthumsforſcher manche ſchätzbare Notizen enthält. Es möchte wohl mehr Grund vorhanden ſein, dieſe Schrift dem Lucian abzuſprechen, als manche andre; wenigſtens iſt die trockene Nomenklatur mythologiſcher Sujets für den mimiſchen Tänzer höchſt unlucianiſch. 'Hippias', 'Lobrede auf die Fliege.'

Fünfter Theil: 'Hermotimus', 'das traurige Looß der Gelehrten, die ſich an vornehme und reiche Familien vermiethen', 'Schutz rede für die vorhergehende Schrift’, ‘Der Eunuch’, ‘Von der Trauer um die Verſtorbenen’, ‘Von den Opfern’, ‘Schutzrede für einen im Grüßen begangenen Fehler’, ‘Von der Aſtrologie’. Mit Recht fragt W. bei dieſer Schrift, die ſo ſtark gegen Lucians Charakter als Schriftſteller und Menſch abſticht, ‘Iſt Saul auch unter den Propheten?’ Hingegen behauptet er, das bald darauf folgende Buch ‘von der ſyriſchen Göttin’ ſei dem Lucian ganz ohne Grund abgeſprochen worden. Sollte nicht, was von dem einen dieſer Bücher gilt, auch von dem andern zugeſtanden werden müßen? Wenn in dem letzten ſeine Perſiflage unter der gläubigen Einfalt verſteckt liegen ſoll, ſo kann man ſie auch in dem von der Aſtrologie zu finden glauben. Lucian hätte aber alsdann den ärgſten Fehler begangen, in den ein ſatiriſcher Schriftſteller verfallen kann, nämlich ſeine Leſer in Zweifel zu laßen, ob er ein Spötter oder ein Einfaltspinſel ſei. Sonderbar iſts immer, wie dieſe beiden Schriften, die von demſelben Verfaßer herzurühren ſcheinen, unter den Namen eines Mannes kamen, dem ſie auch wegen des ioniſchen Dialekts und der Affektation des herodotiſchen Stils, die Lucian in dem Aufſatze über die Geſchichtſchreibung ſo lächerlich macht, nur mit der gröſten Unwahrſcheinlichkeit zugeſchrieben werden konnten. ‘Der Eisvogel’, ‘Harmonides’, ‘der galliſche Herkules’, ‘Verzeichniß von Perſonen, die bis zu einem hohen Alter gelebt haben’, ‘Lob des Vaterlandes’, ‘Ein kleiner Wortwechſel mit Heſiodus’. W. hält dieß Stück mit Franklin nur für ein Fragment.

Sechster Theil: ‘Die Rednerſchule’, ‘Der ungelehrte Büchernarr’, ‘Gegen die Verleumdung’, ‘Lobrede auf den Demoſthenes’, ‘Der doppelt Angeklagte’, eine der launigſten Schriften Lucians, deren Ueberſetzung auch mit ganz eigner Liebe gemacht zu ſein ſcheint. ‘Prometheus’, ‘Nero’, ‘Der Tyrannenmörder’, ‘Der enterbte Sohn’, ‘Der erſte und zweite Phalaris’, ‘Lobrede auf einen ſchönen Saal’, ‘Charitemus’, ‘Philopatris’, ‘Tragopodagra’, ‘Sinngedichte’. Die letzten beiden ſind metriſch überſetzt. Das kleine Schauſpiel fällt auch in der Verdeutſchung noch drollig genug aus, wenn gleich ein Theil des Witzes, die Nachäffung des tragiſchen Pomps, der in unſerer Sprache nicht ſo, wie in der griechiſchen, ſtattfindet, deutſchen Leſern nur halb fühlbar iſt.

(Huber) Das heimliche Gericht. Ein Trauerſpiel. Quaesivit lucem ingemuitque reperta. Lpz. 1790.

Aus jeder dramatiſch dargeſtellten Handlung fließt natürlicher Weiſe Belehrung, ſo wie überhaupt alle Poeſie der Philoſophie verſchwiſtert iſt. Wenn aber Lehre, und zwar nicht ein einzelner Satz, ſondern eine Reihe von Sätzen, der Zweck des Dichters iſt, ſo kann das Schauſpiel ein lehrendes heißen; eine Gattung, in der wir ſchon verſchiedene Werke beſitzen, und die unſerm Zeitalter, da das Intereſſe für Dichtungen, als bloße Dichtungen, immer kälter wird, vorzüglich angemeßen ſcheint. Gegenwärtiges Trauerſpiel betrifft einen Gegenſtand, über den gerade jetzt ſo viel hin und wieder geſtritten wird, geheime Geſellſchaften. Der Verfaßer ſucht zu zeigen, daß der Zweck eines Ordens, er möge noch ſo edel und ehrwürdig klingen, ſelbſtiſche Leidenſchaften der Einzelnen nicht verhindern könne, darunter ihr Spiel zu treiben; daß gewöhnliche Menſchen in denſelben Abſichten dienen müßen, die ſie nicht überſehen; daß ſtarke und zu großer Wirkſamkeit beſtimmte Seelen weit beßer thun, frei und allein ihre Bahn zu gehen. Das Inſtitut der Femgerichte im vierzehnten Jahrhundert iſt der Name, an den der Dichter ſeine Erfindungen geknüpft hat, weil ſie doch, wenigſtens dem Aeußern nach, Lokalität haben mußten. Denn freilich widerſprechen die dargeſtellten Dinge ganz dem Geiſt des gewählten Zeitalters, und das eigentliche Koſtum oder das Koſtum der Denk- und Handlungsart, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, iſt gar nicht beobachtet. Man ſieht leicht, daß der Dichter dieß freiwillig aufgeopfert hat, um ſeine Idee mit größerer Freiheit zu entwickeln. Allein er gieng noch weiter, als es zu dieſem Endzwecke nöthig war. Er verwiſchte alle Züge von Individualität in der Art, wie ſeine Menſchen reden, ſo daß der Leſer nie vergeßen kann, der Dichter ſei es, der da ſpricht; und wenn etwas ſicherlich nicht dadurch zum Dialog wird, daß vor gewiſſen Abſätzen verſchiedne Perſonen ſtehen, ſo darf man hier auch keine dramatiſche Illuſion erwarten. Dieß iſt um ſo mehr zu bedauern, da die Intrigue ſehr gut geknüpft iſt, nicht bloß die Neugier durch zu erwartende Ereigniſſe beſchäftigt, ſondern auch einen Reichthum mannichfaltiger Situationen darbietet. Ein muthvoller, thätiger, im Guten unerſchütterlicher Menſch wird in den

Orden hereingelockt. Es entſteht bald darauf eine Kolliſion zwiſchen der Ordenspflicht, die ihm verborgene Miſſethaten zu verfolgen befiehlt, und menſchlicher Schonung. Sein Freund nämlich hat ſich durch Leidenſchaft für ein Weib in ein Verbrechen verſtrikken laßen; bekennt es ihm, und giebt die gegründetſte Hoffnung, durch ein Leben voll beßerer Thaten die Schuld zu büßen. Die mildere Pflicht ſiegt: er wendet Alles an, ſeinen Freund zu retten. Da dieß nicht anders möglich iſt, giebt er ſein eignes Leben zum Opfer: allein jenen erreicht dennoch der Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit. Mehr rühren würde dieſe Geſchichte, wenn nicht überall das Beſtreben ſichtbar wäre, die Hauptperſonen als erhabne Menſchen zu ſchildern: dieſe Charaktergröße ſitzt ihnen nicht natürlich, gleichſam wie ein Staatskleid, das nach der Vorſtellung wieder abgelegt wird. Die Schilderung des einzigen weiblichen Charakters, welcher vorkommt, iſt durchaus verfehlt und ohne Wahrheit. — Einer von den Vorzügen des Stücks iſt der korrekte und blühende Ausdruck, in dem ſich Stärke und Feinheit oft glücklich vereinigen. Hier und da erkennt man darin ein beſtimmtes Vorbild.

Friedr. Schulz, Leopoldine, ein Seitenſtück zum Moriz. 2 Theile. Lpz. 1791. *)

Unſere Romanenlitteratur iſt immer noch ſo arm, und die gemeine Vorſtellungsart, welche die Idee von Roman und frivoler Unterhaltung unzertrennlich mit einander verknüpft, noch ſo ſelten durch beßere Dinge widerlegt, die unter dem Namen und Form eines Romans ins Publikum gebracht wären, daß ein Schriftſteller von Talent, der ſich dieſer Gattung mit Aufmerkſamkeit widmet, doppelte Aufmerkſamkeit verdient. Schulzens Weiſe, eine Erzählung zu behandeln, iſt aus dem Moriz und andern kleinern Stücken, ſeine durchgängig korrekte, leichte und gefällige Schreibart aus mehreren andern Schriften bekannt. Man erkennt den Verfaßer des

---

*) Vgl. unten die Rec. aus der A. L. Z. 1797. Nr. 131. und den Krit. Schr. I. S. 282. ff.

Moriz in der Leopoldine wieder, doch nicht ſo, "als ob Sch. eine Manier angenommen hätte, in dem übeln oder zweideutigen Sinne, den das Wort bei den Malern hat; jedes der beiden Bücher unterſcheidet ſich durch viel Eigenthümliches, und wir wollen durch eine Parallele zwiſchen ihnen weder des einen, noch des andern Verdienſte zu ſchmälern ſuchen. Die vollkommenſte Einheit — eine Sache, wovon ganz erträgliche Romanenſchreiber nicht einmal einen Begriff haben — iſt im Plan der Leopoldine beobachtet. Die Heldin wird als Kind von Räubern gefangen und in eine unterirdiſche Höhle gebracht. Ein ebenfalls von den Räubern entführter Knabe wird ihr Geſpiele; es bildet ſich zwiſchen ihnen bald eine unzertrennliche Freundſchaft, die, von der Sonderbarkeit der äußern Umſtände begünſtigt, ſo tiefe Eindrücke auf beider Herz und Phantaſie macht, daß, ſobald beide heranwachſen, Leidenſchaft ſich von ſelbſt daraus entwickeln muß. Ein Zufall errettet ſie aus der Räuberhöhle. Leopoldine fällt in die Hände eines Mannes von Stande, der durch Erfahrung dem weiblichen Geſchlechte mißtrauen gelernt, und die Grille gefaßt hat, ſich ſelbſt eine Gattin, entfernt von allem weiblichen Umgange, zu erziehen. Ungeachtet aller Kunſt, die er aufwendet, um ihre Anhänglichkeit an den Knaben zu zerſtören, und Neigung für ſich zu erregen, ſiegt endlich die Leidenſchaft doch, und er ſieht ſich genöthigt, ſeinen Entwurf aufzugeben. — Zu einem Reichthum kleiner Ereigniſſe, die großentheils ſehr lebhaft, anſchaulich und mit einem beinahe homeriſierenden Detail erzählt ſind, iſt dieſer einfache Stoff ohne alle Dazwiſchenkunft von Epiſoden verarbeitet. Doch hat bei aller angewandten Erfindungskraft hier und da Einförmigkeit, alſo Armuth in dem anſcheinenden Reichthum, nicht vermieden werden können. Auch beim Romanendichter vermehrt in vielen Fällen, wie bei ſo vielen andern Klaſſen von Schriftſtellern, das, was er hätte ſagen können, und nicht ſagt, die Anmuth und das Gewicht des wirklich Geſagten. Es würde unbillig ſein, Hrn. Sch. daraus einen Vorwurf zu machen, daß das Buch mehr Handlung und Leidenſchaft, als Charakterdarſtellung, enthält: er verläßt ſeine Hauptperſonen in einem Alter, wo gewöhnlich ſowohl Charakter, als Phyſiognomie des Menſchen, bei weitem noch nicht zur vollendetſten Beſtimmtheit hervorgearbeitet ſind. Indeſſen ſind an Leopoldinens Freunde die Wirkungen des frühen und langen

Aufenthaltes unter Räubern vortrefflich durchgeführt, und von der unbändigen Wildheit des Knaben ſtufenweiſe bis zu kühner Raſchheit des Jünglings veredelt; bei Leopoldinen ſelbſt hingegen verliert ſich das Individuelle mehr in den allgemeinen Zügen der Weiblichkeit. Meiſterhaft iſt gezeigt, wie die Abhängigkeit und die Verhältniſſe ihres Geſchlechts von der erſten Jugend an jede Anlage zur Schlauigkeit und Verſtellung hervorlocken mußten. Ueberall iſt das Buch voll von einem pſychologiſchen Scharfſinn, der auch über die unbeträchtlichſten Kinderſcenen Intereſſe verbreitet. Ob Herr Schulz nicht vielleicht noch mehr für das Vergnügen der Leſer geſorgt haben würde, wenn er ihnen mehr zu thun überlaßen, und ſeine pſychologiſchen Abſichten bei jedem Theil weniger deutlich dargelegt hätte, das iſt eine Frage, die mit der oben gemachten Bemerkung über das Alles ſagen zuſammenhängt. Gewiß iſt es, daß viele der Beobachtungen für Leſer, denen eine ſolche Umſtändlichkeit etwa zu Hülfe kommen ſollte, doch zu fein ſind.

Fr. Schulz, Ueber Paris und die Pariſer. Braunſchw. 1791.

Nachrichten dieſer Art haben das gröſte Verdienſt, wenn der Verfaßer nicht aus andern Beſchreibungen ſchildert, ſondern mit eignen Augen ſieht, und ſich das Bemerkte durch die eigenthümliche Art der Anſicht zu eigen macht, wenn er lebhaft dargeſtellt, gut zuſammenordnet, berichtigt und ergänzt. S. darf auf dieſe Vorzüge in höherm Grade Anſpruch machen, als er es thut, und es verdient unſtreitig den Dank des Publikums, daß er ſeine während eines halbjährigen Aufenthalts zu Paris gemachten Beobachtungen, von denen einige ſchon in periodiſchen Schriften erſchienen waren, gegenwärtig zuſammen drucken läßt. Ueberdieß iſt es bei Werken dieſer Art, wenn der Verfaßer ſonſt die nöthigen Eigenſchaften zum Beobachter hat, immer von Wichtigkeit, zuletzt beobachtet zu haben. Eine Hauptſtadt muß natürlich mehr, wie jeder andre Diſtrikt des Landes, unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ſein, weil ſich da die Kräfte der Menſchen am meiſten unter einander drängen, und vieles ſchnell, wie in einem Treibhauſe, zur Reife gebracht wird, was anderswo nur langſam heranwächſt. Sch. genoß noch insbeſondere des Vorzugs, die Revolution dort zu erleben, und dieß giebt ihm Gelegenheit zu manchen intereſſanten Vergleichungen zwiſchen dem ehemaligen und jetzigen Zuſtande; ſo z. B. in dem Kapitel von der Polizei, die ehedem dem Deſpotiſmus ſo geheime und furchtbare Dienſte leiſten mußte, und jetzt dieſe furchtbare Seite ganz verloren hat. Der Ton des Buchs iſt dem Gegenſtande ſehr angemeßen, die Stimmung, womit es geſchrieben wurde, völlig diejenige, womit der Reiſende vor die Bühne der großen Welt hintreten muß, wenn er ihre Scenen aus dem rechten Geſichtspunkte faßen will. Nichts Deklamatoriſches, kein leeres Staunen über Dinge, die ſo wunderbar nicht ſind, wenn man ſich mit dem Mechaniſmus einer großen Stadt im Allgemeinen bekannt gemacht hat. Das Elend, welches ſich dort in ſonſt unbekannten Geſtalten zeigt, verſchweigt Sch. nicht, aber er malt es nicht mit den düſtern Farben aus, betrauert es nicht mit dem miſanthropiſchen Eifer der Menſchenliebe, worin Mercier ſich ſo ſehr gefällt. Die franzöſiſchen Nationalzüge, die Sch. auch in kleinen Aeußerungen, wo ſie dem flüchtigern Beobachter unbedeutend ſcheinen könnten, aufgefaßt und hervorgehoben hat, tragen auch dazu bei, die Schilderung munter und unterhaltend zu machen. Dieſer Band enthält einige vorbereitende Abhandlungen über das Aeußere der Stadt im Allgemeinen und die Geſchichte ihres Anwuchſes, über die Konſumtion, über die Anſtalten zur innern Verbindung, über die Polizei, über die wohlthätigen Anſtalten und die Gefängniſſe. Alsdann folgen Briefe, die ſich alle mit Beſchreibung der öffentlichen Vergnügungsplätze beſchäftigen. Das umſtändliche Detail wird von den in ihrer Art einzigen und noch nicht einmal ganz vollendeten Anlagen des Palais royal gegeben, eines Ortes, der jetzt das Centrum aller pariſiſchen Merkwürdigkeiten geworden iſt. Es ſoll dieſem Bande noch ein zweiter folgen, der vom Theater, der Litteratur, den Sitten und dem Charakter der Pariſer handeln wird.

Friedr. Wilh. Gotter, Gedichte. 2ter Bd. Gotha 1788.

Der zweite Band der Werke dieſes, beſonders bei Leſern, deren Empfänglichkeit durch Uebung verfeinert iſt, ſo beliebten Schriftſtellers enthält vier tragiſche Dichtungen, drei eigentliche Trauerſpiele, Elektra, Merope und Alzire, und ein Melodrama, Medea. Alle waren ſchon vorher bekannt, und erſcheinen hier nur in verbeſſerter Geſtalt. Jene ſind Nachbildungen von voltairiſchen Stücken; von zweien führen die Originale denſelben Namen, als hier; Elektra heißt bei dem franzöſiſchen Dichter vielleicht paſſender Oreſt. In einer Vorrede erklärt ſich der Verfaßer über die tragiſche Bühne der Franzoſen, ſucht ihre Vorzüge zu zeigen, und empfiehlt den Schauſpielern, die Meiſterſtücke derſelben nicht ganz von der unſrigen zu verbannen. 'Iſt nicht Vergnügen', ſagt er, 'der erſte Zweck des 'Theaters; iſt nicht Abwechſelung die Seele des Vergnügens? 'Schließt die vollkommnere Gattung die minder vollkommne aus, 'und ſteht dieſe im gegenwärtigen Falle wirklich ſo tief unter jener, 'daß es Widerſpruch der Empfindung wäre, heute in Hamlet oder den 'Räubern zu zittern und morgen in Zayre zu weinen?' — Manche Leſer möchten wohl ſchon durch die Zuſammenſtellung Hamlets und der Räuber, die ſchwerlich ein ächter Bewunderer des erſten gelten laßen wird, ſich geneigter machen laßen, dieſe Fragen zu bejahen; doch ließe ſich Vieles dagegen einwenden. Es iſt zwar kein Widerſpruch der Empfindung, Dinge zu gleicher Zeit zu lieben, die nur in den Graden oder verſchiedenen Arten des Werths von einander abweichen: aber Dinge, die gradezu mit einander kontraſtieren? Das Natürliche, Tiefe, Umfaßende der Darſtellung ſteht dem Steifen, Flachen, Eingeſchränkten entgegen; und das franzöſiſche Trauerſpiel iſt noch nicht erſchienen, welches von dieſen Fehlern ganz frei wäre. Indeßen da Leſſing, Herder in ſeinem Aufſatze über Shakſpeare, und Andre mit aller Strenge die Schwächen des franzöſiſchen Theaters gerügt haben, ſo iſt es gut, wenn Männer von ſolchem Anſehen in Sachen des Geſchmacks, wie Wieland und Gotter, auch ihre Schönheiten hervorheben. Da Niemand mehr die franzöſiſche Litteratur, und beſonders dieſen Zweig derſelben, übertrieben preiſt, ſo braucht auch Niemand ſie ungebührlich herabzuſetzen: das Intereſſe unſers Theaters rechtfertigt jetzt nicht mehr eine gegen unſre höfiſchen Nachbarn begangene Unbilligkeit. Man kann eingeſtehen, daß ihre Trauerſpiele mannichfaltige Schönheiten beſitzen, nur die weſentlichen eines Trauerſpieles nicht. Ueberdieß haben wir jetzt ein ächt-griechiſches Schauſpiel in unſerer Sprache: es iſt nicht zu befürchten, daß wir jemals griechiſche Ideale mit franzöſiſchen verwechſeln ſollen, wie es den Franzoſen ſelbſt widerfahren iſt. Der Spott gegen ſie, den Gotter inſofern mit Recht tadelt, daß jede Nation ihre Vergnügungen nach ihrem Sinne wählen muß, war nur alsdann gerecht, wenn ſie ſich über Alle hinausſetzten, des Ausländiſchen, welches ſie nicht verſtanden, ſpotteten, oder gar an fremdes Gut Hand legten, und etwa Shakſpeares Mohr von Venedig zum Marquis Othello zurechtſtutzten.

Rec. nimmt keinen Anſtand, zu behaupten, daß die drei Stücke durch Gotters, ſowohl in Rückſicht auf die Oekonomie, als auf den Gang einzelner Scenen ſehr freie, Behandlung beträchtlich gewonnen haben. Die Sprache iſt gedrängter und gedankenreicher geworden, es iſt ihr Vieles von dem dort ſorgfältig weggeſchliffenen Nachdruck wiedergegeben, ohne die Feinheit zu zerſtören. Der Ausdruck der Empfindung iſt hier herzlicher, die Wendung des Dialogs ungezwungener. In den Originalen verſetzt uns deutſche Leſer oft ein einziger Galliciſmus in Sitten und Denkart, ſo ein einziges Ah Madame, in der höchſten Glut der Leidenſchaft ausgeſprochen, für lange Zeit in eine Stimmung, wo denn auch das nicht in dieſem Tone Geſchriebene ohne ſeine Schuld eine lächerliche Schattierung annimmt. Merope iſt in reimloſe Jamben überſetzt, Elektra und Alzire in gereimte Alexandriner. Das letzte Stück, welches weit ſpäter geſchrieben iſt, als die beiden andern, iſt auch am vollkommenſten verſificiert. Gotter hat geſucht, die Alexandriner dadurch zu heben, daß er die durch den Reim gepaarten Verſe zuweilen durch den Sinn trennt, daß er die Abſchnitte nicht mit Aengſtlichkeit beobachtet, doch ſo, daß ſich der Vers immer mit Leichtigkeit leſen läßt, und zuweilen einen Periodenbau durch mehrere Zeilen hindurchſchlingt. In der Elektra hat er dieß vielleicht zu viel gethan, da Symmetrie einmal zum Weſen dieſes Silbenmaßes gehört. Was auch ſonſt von der Form des franzöſiſchen Trauerſpiels geurtheilt werden mag, ſo iſt es doch für uns ſehr glücklich, daß Schauſpieler und Zuſchauer ſich einmüthig verbunden haben, die Alexan driner von unſerer Bühne zu verbannen. Vieles von den nicht lebenswürdigen Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Tragödien rührt offenbar von der allgemeinen Einführung derſelben her.

Essai sur la nature champêtre. En vers avec des notes.

Paris 1787.

Nicht ganz genau entſpricht der Titel dem Inhalt des Gedichts. Es ſoll nach der Abſicht des Verfaßers eben ſo ſehr didaktiſch, als beſchreibend ſein: neben den Schilderungen ſchöner Naturſcenen bietet es auch Vorſchriften zur künſtlichen Verſchönerung, Lehren der höhern Gartenkunſt, dar. In einem Discours préliminaire erzählt der Verfaßer zuerſt die Umſtände, unter denen er ſchrieb. Schon in der Kindheit hatten ländliche Freuden ihn vor allen gerührt. Nach einem militäriſchen Leben kehrt er zu einem Landſitz auf einer Höhe des Jura zurück. Hier machte Liebe zur Natur ihn zum Gärtner, Leidenſchaft für die Gartenkunſt zum Dichter. Sechs Jahre beſchäftigte er ſich ſo, ohne, als er ſein Gedicht entwarf, noch zu wißen, daß de Lille an einem ähnlichen arbeite. Nach der Erſcheinung von dieſem, ſagte er, ſei er oft zweifelhaft geweſen, ob er das ſeinige vernichten ſolle. Gewiß werden viele Leſer dem beſcheidenen Dichter danken, daß er es nicht gethan. — Hierauf folgt eine flüchtige Skizze der Geſchichte und Litteratur der Gartenkunſt. Die Römer Mäcenas, Plinius, Hadrian; die Italiäner; die Franzoſen: le Notre; endlich die Engländer. Dann werden die Dichter über den Land- und Gartenbau beurtheilt, Virgil, Rapin, Vaniere, Pope, Roucher, de Roſſet, de Lille und andre; unter den Theoriſten werden vorzüglich Watheley, ein Engländer (ſoll Tho. Whatley ſein), und Morel, ein Franzoſe, geprieſen. Auch Hirſchfelds Verdienſte werden anerkannt, doch wird ihm Weitſchweifigkeit und Mangel an Methode vorgeworfen: 'Les Allemands savent fouiller 'les mines, en tirer des richesses; mais les seuls Français savent 'façonner l'or.' Doch werden wir in dem Gedichte ſelbſt zum Erſatze für dieſen acht franzöſiſchen Ausſpruch les sages Germains genannt.

Der Dichter hätte dabei gewonnen, wenn er für ſein Werk die

Anſprüche auf den Namen eines diktaktiſchen Gedichtes aufgegeben, und ſich mit dem eines ſchildernden begnügt hätte. Aus dem erſten Geſichtspunkte betrachtet kann der Plan des Ganzen manchem Tadel nicht entgehen, der wenigſtens gemildert wird, wenn nur eine Reihe ländlicher Gemälde mit epiſodiſchen Betrachtungen über die Eindrücke, die ſie machen, und über die Unterſtützung dieſer Eindrücke durch die Kunſt, hat aufgeſtellt werden ſollen. Denn das Geſetz der didaktiſchen Poeſie, mehr durch Beiſpiele, als gradezu, und nicht mit zu ſtrenger Ordnung zu lehren, entſchuldigt ihn nicht, wenn er ſo oft wieder auf dieſelben Gedanken zurückkommt, und mit ſeinen Vorſchriften faſt immer bei unbeſtimmten Allgemeinheiten ſtehen bleibt. Hat er wirklich eine überdachte Anordnung befolgt, ſo hat er ſie doch ſicher zu ſehr verſteckt. Der ſanfte Enthuſiaſmus, der den Dichter für ſeinen Gegenſtand beſeelt, kann indeſſen ſchon Vieles wieder gut machen. Die liebſte Idee, worauf er am häufigſten verweilt, iſt die hohe Würde der Gartenkunſt, wenn ſie, eben ſo wie ſchildernde Poeſie und Landſchaftsmalerei, die ſüßeſten und edelſten Empfindungen in mannichfaltigen Abſtufungen zu erregen, ihre Haine, Bäche, Wieſen, Hügel und Felſen bedeutend zu gruppieren weiß. Viel Schönes wird über Einheit und Harmonie, über Benutzung des natürlichen Charakters einer Gegend, über die Einſchränkungen, unter welchen Gebrauch der Architektur und Skulptur in Gärten anzurathen ſei u. ſ. w. geſagt. Ermenonville ſcheint des Verfaßers liebſtes Muſter zu ſein; überhaupt hofft er in Frankreich dieſe Kunſt zur wahrſten und einfachſten Größe gedeihen zu ſehen, nachdem man daſelbſt die geometriſche Langweiligkeit des le Notre verlaßen hat. Den Engländern wirft er bei aller Originalität, womit ſie die Natur aufgefaßt haben, doch wilde Abweichungen von derſelben vor, und vergleicht die Plane ihrer Gärten mit denen in Shakſpeares Tragödien. (Hier iſt noch einmal der Franzoſe ſichtbar, wie in dem Allgemeinſatz über die Deutſchen.) Mit vieler Grazie, mit leichter, obgleich kunſtvoller Wendung iſt oft das Detail der Gemälde ausgeführt; Ueberladung, ein Fehler, zu dem ſowohl die engliſche, als die deutſche ſchildernde Poeſie ſich oft hinneigt, verdirbt ſelten ihren Reiz. Zuweilen ſind Gelegenheiten, eine Deklamation fremden Inhalts einzuflechten, glücklich benutzt; wie es auch Roucher in ſeinen 'Monaten' gethan hat. Wer wollte dieſes einem franzöſiſchen Dichter nicht verzeihen, der gewöhnlich da am meiſten glänzt, wo er Redner ſein darf? — Welchem unter ſeinen Landsleuten, die eben die Gattung bearbeitet haben, der Verfaßer des gegenwärtigen Gedichtes ſich in Stil und Versbau am meiſten nähere, wagt Recenſent nicht zu beſtimmen: er geſteht, daß ihm bei franzöſiſchen mehr, als bei engliſchen oder italiäniſchen Dichtern, das charakteriſtiſche Individuelle in dem Konventionellen und Nationalen verloren geht.

Die Noten enthalten manches Gute, wenn ſie auch oft als Erläuterungen des Textes hätten entbehrt werden können. Ein am Ende hinzugefügter Conte moral, l'heureuse famille, iſt zu unbedeutend, als daß er den Zweck, ländliche Simplicität der Sitten mit Wärme zu empfehlen, ſollte erreichen können.

A. W. Iffland, Friedrich von Oeſterreich. Ein Schauſpiel. Gotha 1791.

Herr I. ſchrieb dieß Stück auf Verlangen des Intendanten der Mainzer Nationalſchaubühne, Hrn. geh. Raths von Dalberg, der ein Schauſpiel aus der öſterreichiſchen Geſchichte zur Aufführung bei den Krönungsfeierlichkeiten zu Frankfurt zu haben wünſchte. Weil man damals die Krönung früher erwartete, ſo blieb dem Verfaßer nur ſehr kurze Zeit, und jetzt hat er es, um dem Nachdruck zuvorzukommen, ganz in ſeiner erſten Geſtalt abdrucken laßen. Die Wahl des Gegenſtandes macht ſeiner Beurtheilung Ehre; die Behandlung auch inſofern, daß auf die nächſte Beſtimmung des Stücks beſtändig Rückſicht genommen iſt. Ueberall ſind die Gelegenheiten benutzt, außern Pomp anzubringen, und ſinnlich die Aufmerkſamkeit zu reizen, ohne daß man doch dem Verfaßer den Vorwurf machen kann, er habe nur dem Auge ein Schauſpiel geben wollen. Denn den Zweck hat er dadurch ſehr gut zu erreichen gewußt, das Wichtige, Oeffentliche, Hiſtoriſche der Handlung der Seele des Zuſchauers immer gegenwärtig zu erhalten. In einem Zeitpunkte, wo der Gemeingeiſt durch den Anblick der öffentlichen Feierlichkeiten mehr als gewöhnlich geweckt war, in Gegenwart ſo vieler hohen Perſonen aus eben dem Hauſe, aus welchem hier ein

Fürſt in liebenswürdiger Größe aufgeſtellt, da mochte wohl manches einen tiefen Eindruck machen, was jetzt über die Seele des kühlern Leſers ganz leiſe weggleitet. Die Eilfertigkeit, womit das Stück geſchrieben iſt, bemerkt man daran, daß die Charaktere gleichſam mit irrer und ungewiſſer Hand entworfen ſind. Eine von den Unbequemlichkeiten des hiſtoriſchen Dramas iſt es, daß gewöhnlich eine große Anzahl Nebenperſonen darin nothwendig iſt; entweder muß der Dichter dieſen keine Bedeutung geben wollen, und die Aufmerkſamkeit durchaus nicht auf ſie, ſondern bloß auf ihre Verrichtungen lenken, oder er muß ſicher ſein, daß er in wenigen Zügen einen Menſchen darſtellen kann. Hier iſts, als drängten ſich die Nebenperſonen herzu, auch Charakter zu haben und zu zeigen, und es wollte ihnen nicht recht damit gelingen. In der Sprache wäre mehr Einheit zu wünſchen. Zuweilen wird man ganz in die Zeiten verſetzt, in denen die Handlung geſchah; dann ſtößt man häufig wieder auf ganz friſche Blüten unſeres Jahrzehends. Die Leute reden viel von ihren Empfindungen, und analyſieren ſie nach heutiger Sitte

---

Charles Davy, Letters chiefly addressed to a young gentleman upon subjects of literature etc. Bury St. Edmunds.

2 voll. 1787.

Bei ſehr beſcheidenen Anſprüchen des Verfaßers, der ein bejahrter Geiſtlicher iſt, und unter den Beſchwerden und Schmerzen einer anhaltenden Krankheit zu ſeiner Zerſtreuung dieſe Aufſätze ſammelte und ausbeßerte, die er meiſtens in frühern Zeiten geſchrieben hatte, und in einem einfachen und deutlichen Vortrage, der hier und da nur ein wenig ins Weitſchweifige fällt, giebt dieß Buch manchen nützlichen Unterricht. Die epiſtolariſche Einkleidung bedeutet nicht viel; außer einer nicht immer geglückten Einleitung und einem oft alltäglichen Schluße erinnert einen faſt nichts daran, daß man Briefe lieſt. Der Verfaßer ſcheint dieſe Form nur um der Freiheit willen vorgezogen zu haben, die ſie ihm gewährt, von einer Materie jedes Mal ſo viel zu ſagen, als ihm beliebte, und auf geringe Veranlaßung zu andern Gegenſtänden überzugehen. Die meiſten

Briefe ſind an einen jungen Freund gerichtet, einige an andere Perſonen; dann ſind noch verſchiedene von fremden Verfaßern eingerückt. Die Gegenſtände, die ſie betreffen, ſind ſehr mannichfaltig und heterogen, und, wie es ſcheint, ſind die Briefe ähnlichen Inhalts mit Fleiß nicht zuſammengeſtellt, um mehr Abwechſelung hervorzubringen. So folgt einem Briefe über die Tanzkunſt (Vol. II. let. 9) ſogleich einer über die äußere Form des Gottesdienſtes, und dieſem ein anderer über Erfindung und Geſchmack. Hr. Davy rechnet es unter die Verdienſte ſeines Buchs, daß es ſo vielerlei vereinige, was man ſonſt zerſtreut in mehrern Büchern ſuchen müße: Rec. hält dieſen Mangel an Plan und Anordnung der Gemeinnützigkeit vielmehr für hinderlich, da manches Gute ungebraucht in dieſer Sammlung ruhen wird, weil man es hier grade nicht vermuthet. Auch war der Verfaßer nicht aller Gegenſtände, über die er etwas ſagt, gleich mächtig; bei manchen hätte er beßer gethan, ſelbſt eine oberflächliche Berührung zu vermeiden. Die Stücke ſind daher auch von ſehr ungleichem Werthe; allein ſelten widerfährt es ihm, wirkliche Abgeſchmacktheiten vorzubringen, wie z. B. wenn er es für ausgemacht hält, daß die celtiſche Religion von der jüdiſchen abgeleitet ſei, und in der Heiligkeit der Eiche beim druidiſchen Gottesdienſte eine, man begreift nicht worin beſtehende, Anſpielung auf den Meſſias findet (Vol. I. let. 33). Ausführlich und ziemlich gründlich ſind verſchiedene Kapitel der griechiſchen Grammatik behandelt, beſonders die von der Proſodie und Accentuation. Vielleicht wird über dieſe beiden Dinge zu viel ſubtiliſiert und gegrübelt. Der Verfaßer beſtrebt ſich, ſo viel möglich eine ſinnliche Vorſtellung von der Ausſprache der Griechen zu geben, und wendet dabei immer ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe an; er ſcheint auch was man darüber bei alten Schriftſtellern findet, fleißig benutzt zu haben. Bei der ganzen Unterſuchung wird wohl nie ein allgemeines Einverſtändniß der Gelehrten aus verſchiedenen Nationen ſtatt finden. Die proſodiſchen Begriffe bilden ſich bei jedem nach dem Ton, der eigenthümlichen Muſik ſeiner Sprache; ein Engländer und ein Deutſcher werden hier alſo mit denſelben Worten ſehr weit abweichende Ideen verbinden. Da die Accentuation im Engliſchen ſo häufig vernachläßigt worden iſt, ſo konnte es von deſto größerem Nutzen ſein, ihr Anſehen zu behaupten, und ihre Regeln nebſt den Gründen derſelben, zu entwikſeln. Hr. D. verlangt, man ſolle das Griechiſche nach der Quantitat und den Accenten zugleich leſen, ſo wie man beim Singen zugleich Takt und Ton halten müße, denn die Accente ſeien nur da, um Steigen und Fallen der Stimme anzudeuten. So ſimpel und einleuchtend dieß klingt, möchte die Beobachtung davon doch wohl große Uebung und Aufmerkſamkeit, und eine faſt gänzliche Entäußerung von der gewöhnlichen Art, unſre eigne Sprache auszuſprechen, erfordern. Eine beträchtliche Anzahl Briefe im erſten Bande beſchäftigt ſich mit der Theorie der Muſik überhaupt und der griechiſchen insbeſondere, und im zweiten Bande findet man Euclid's Section of the canon und Treatise on harmonic in einer freien Ueberſetzung, nebſt einer Erläuterung der griechiſchen Tonarten nach der Lehre des Ptolemäus. — Vol. II. let. 2. enthält einen Bericht von dem Erdbeben zu Liſſabon, von einem Engländer Namens Braddock, der es daſelbſt erlebte. Die Lobſprüche, welche D. voranſchickt, ſind vielleicht übertrieben; indeſſen iſt die Erzählung lebhaft und darſtellend, und ſo viel auch ſchon darüber geſchrieben iſt, ſo bereichert doch jede Nachricht von einem Augenzeugen die Geſchichte dieſes ſchaudervollen Unglücks: denn der Umfang deſſelben war ſo groß, und die damit verbundene Verwirrung drang ſo plötzlich heran, daß keiner einen Ueberblick des Ganzen hatte, ſondern jeder in ſeinem engen Kreiße etwas Anderes wahrnahm.

Niklas Vogt, Guſtav Adolph, König in Schweden, als Nachtrag zur europ. Republik. Ff. u. Mainz. 2 Thle.

Der Verfaßer, der aus einigen hiſtoriſch-politiſchen Schriften vortheilhaft bekannt iſt, und beides von Kenntnißen und Scharfſinn unzweideutige Proben abgelegt hatte, verſuchte mit dieſer Schrift die Entſtehung der europäiſchen Republik anſchaulich darzuſtellen, da er in einem andern geſchätzten Werke das Weſen und die Beſchaffenheit dieſer Republik entwickelt hatte; er glaubte dieſes Ziel um ſo leichter zu erreichen, und den Cirkel ſeiner Leſer zu vervielfachen, wenn er hiezu ein glänzendes Gewand von der Dichtkunſt entlehnte. Allein es ſcheint nicht, daß der Plan ganz deutlich gefaßt war, und wenn er zwar von der einen Seite der Geſchichte treu bleiben, und von der andern dennoch ſie mit den Reizen der dramatiſchen Kunſt ſchmücken wollte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ein Zwitterding entſtand, das weder den Dichter, noch den Geſchichtſchreiber befriedigt. Es umfaßt dieſe Schrift Guſtavs Leben, von ſeiner Liebe zur Gräfin Brahe bis zu ſeinem ruhmvollen Tod. In zwölf Abſchnitte zerfällt das Ganze, welche der Verfaßer Geſänge nennt. In dem erſten ſind Proſa und Verſe gemiſcht, in den folgenden findet ſich bloß poetiſche Proſa; bald erzählt der Verfaßer, bald treten die Perſonen ſelbſt auf; dieß Alles, vereinigt mit einer bunten Diktion, kann nicht anders, als das äſthetiſche Gefühl oft beleidigen. Von einer andern, der hiſtoriſch-politiſchen Seite, möchte der Vortheil leicht gehaltvoller ausfallen, wie man denn wirklich treffende politiſche Winke, manches minder Bekannte belegt und bewieſen, und manche treffende Bemerkungen, z. B. zu Anfang des zweiten Theiles in einem Traum Guſtavs über verſtorbene gekrönte und ungekrönte Häupter, findet. Allein des Wunſches wird ſich Niemand entbrechen können, daß dieſe Kenntniß der damaligen Lage und dieſe politiſchen Ideen uns unverfälſcht gegeben wären, ohne ſie mit der Dichtkunſt abenteuerlich zu gatten. Das Gewand, das ihnen umgeworfen iſt, ſitzt ihnen unbehülflich. Die Kunſt liegt hier in beſtändigem Streit mit der Geſchichte, denn was hiſtoriſch wahr oder wahrſcheinlich iſt, bleibt oft äſthetiſch unwahr und unwahrſcheinlich, ja poetiſch häßlich, und ſo umgekehrt.

(Thümmel) Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich i. J. 1785 bis 1786. Thl. 1 u. 2. Lpz. 1791.

Es gab eine Zeit, wo Deutſchland von einer Menge empfindſamer Reiſebeſchreibungen heimgeſucht wurde, die alle dem armen Yorik zu Fuß oder zu Pferde nachtrabten; dieß Nachahmungsfieber gieng vorüber, wie ſo manches andere, ohne daß unſere Litteratur nur um ein einziges Produkt reicher dabei geworden wäre. Jetzt, da alle jene Schriften längſt die Reiſe ins Reich der ewigen Vergeßenheit gemacht haben, wird dem Publikum ein unvermuthetes Geſchenk gemacht mit dem Reiſejournal eines Mannes, der ein würdiger Gefährte für Yorik geweſen wäre, eben weil er ſeinen eignen Gang geht, nicht Yoriks, und weil er eben ſo, wie dieſer, in kleine Züge, die er von ſich ſelbſt erzählt, anziehendes Intereſſe zu legen und alle großen und kleinen Begegniſſe ſeiner Reiſe an den Faden der Laune zu reihen verſteht. Nach ſo vielen ſchreienden Anſprüchen auf Originalität, die unter uns zur Sitte geworden ſind, und die den fein fühlenden Leſer mehr beleidigen, als unverſteckte Alltäglichkeit in der Form des Vortrags, fühlt man ſich einmal herzlich wohl bei einem Schriftſteller und Dichter, der nicht ſcheinen will, ſondern ſich giebt, wie er iſt; der die Eigenthümlichkeiten ſeines Kopfes, ſeiner Phantaſie und ſeines Herzens darſtellt, mit einer Unbefangenheit und einem Unbewußtſein, als wäre nur von einem ganz gewöhnlichen Menſchen die Rede. Keine Reiſebeſchreibung von Inhalt hat man hier zu erwarten, keine politiſche oder ſtatiſtiſche Bemerkungen, keine Münz- und Antiquitäten-Sammlungen, keine Unterſuchung der Schichten der Berge; nur ein Votivgemälde wollte der liebenswürdige Verfaßer, nach ſeinem eignen Ausdruck, für ſeinen Erretter entwerfen. Die Briefe ſind an einen Freund gerichtet, der ihm die Reiſe für ſeine Geſundheit angerathen hatte. Anfangs umnebeln den kranken Reiſenden noch die Grillen der Hypochondrie; ſo wie die Bewegung ihre wohlthätigen Wirkungen äußert, wie er ſich dem glücklichen Himmelsſtriche nähert, von dem er Geneſung hofft, erheitert ſich ſein Horizont, und der zweite Theil iſt voll von den lachendſten Scenen eines eingeſchränkten friedlichen Landlebens und einer in ewiger Jugendfülle muthwillig ſcherzenden Natur. Gutmüthiger und doch oft überraſchender Spott, Feinheit, Leichtigkeit, ſchalkhafte Kühnheit, die Gefallen daran findet, an der Gränze der Delikateſſe hinzuſpielen, ohne ſie je zu überſpringen, und jene nachläßige Grazie, jene simplex munditiis, welche dem, der ſie zu erreichen ſucht, niemals gelingt, charakteriſieren ſowohl die Poeſie, als die Proſa in dieſem Buch; es möchte ſchwer zu entſcheiden ſein, welche von beiden in höherm Grade. Dem Beobachter ſeiner ſelbſt müßen die vielen Schilderungen eigner Zuſtände werth ſein, in denen der Verfaßer das Gewirr von Eindrücken eines Augenblicks oft ſehr glücklich mit leiſer Hand entwickelt, und ſich auch nicht ſcheut, ſein eignes Herz dann und wann auf einem kleinen Schleichwege zu ertappen. Seine Muſe, nicht unfähig höherer Anmaßungen, aber zu unbekümmert dazu, folgt immer nur den Eingebungen der jedesmaligen Stimmung; nie fehlt ſie durch allzulanges Ausſpinnen Eines Gedankens, zuweilen vielleicht durch allzuſchnelles Hinüberfliegen zu andern Gegenſtänden, durch gewagte Kombinationen. Indeſſen geſteht ja einer unſrer witzigſten Schriftſteller der Laune und dem Reim das Privilegium zu, Dinge neben einander zu ſtellen, die ſeit der Entſcheidung des Streit- der Elemente noch nie gepaart geweſen ſind. Die unterhaltendſten Stücke ſind wohl die Desorganiſationsgeſchichte in Straßburg im erſten, und der kleine Roman im zweiten Theile. Der letzte endigt eben ſo täuſchend, als das Lied Th. 2, S. 215, das bis auf die letzten beiden Zeilen in vollen Melodien eines ſchwärmeriſchen Gefühls fortſtrömt. So natürlich man bei näherer Betrachtung die Entwicklung finden muß, ſo hätte doch, um den Geſchmack der reizenden Margot zu rechtfertigen, der Bediente, der im Buche immer nur wegen ſeiner Treue und ſeines Fleißes gelobt wird, auf der Titelvignette weniger alt und mürriſch, als der andere Reiſegeſellſchafter, abgebildet werden müßen. — Die Reiſe iſt mit dieſen zwei Theilen noch nicht zu Ende, und nach dem Plane, der Th. 2. S. 100 gegeben wird, iſt in der Fortſetzung vermuthlich noch viel Schönes zu erwarten.

Transactions of the royal Irish Academy. Dubl. and Lond. 1788.

Schöne Litteratur. I. ‘Richard Stracks D. d. Th. Prüfung eines Verſuches über den dramatiſchen Charakter des Sir John Falſtaff’. Kühn genug iſt allerdings der Verſuch, der hier geprüft wird, aber beinah nicht minder unglücklich als kühn. — Da richtiger, ſcharfer Umriß und lebendes Kolorit der Charaktere unter Shakſpeares Vorzügen der erſte und unerreichbarſte iſt, ſo kann es gewiß eine in vielen Hinſichten nützliche und unterhaltende Arbeit ſein, dieſe Charaktere zu analyſieren. Unbegreiflich aber bleibt es wie man ſich über die Bedeutung derſelben ſtreiten kann; und noch unbegreiflicher, wie man behaupten kann, Falſtaff, von dem es von jeher ausgemacht war, daß ihm an Herz eben ſo viel abgehe, als er an Bauch zu viel hat, Falſtaff ſei ein Mann, bei dem Muth ein weſentlicher Charakterzug ſei. Es mußte dem Verfaßer der ge-

gegenwärtigen Prüfung leicht werden, das allgemeine Urtheil gegen eine ſo ſonderbare Paradoxie zu retten, und es iſt eine etwas zweideutige Beſcheidenheit, wenn er im Eingange ſeinen Gegner als beinahe unüberwindlich ſchildert. — Am Ende der Abhandlung wird gezeigt, wie ſehr nicht nur Falſtaffs Charakter ſelbſt, ſondern auch andre Charaktere der Stücke, in denen er vorkommt, durch eine ſolche Vorausſetzung leiden, und wie mun das allgemeine Wohlgefallen an dem alten Senſualiſten (in den ſelbſt die jungfräuliche Eliſabeth verliebt war) erklären, und vor dem Richterſtuhl der Moral rechtfertigen könne. Ueber den letzten Punkt ſowohl, als über die Abſicht, mit der Sh. dieſen Charakter auf die Bühne brachte, hätte ſich noch manche gute Bemerkung machen laßen.

II. 'Bemerkungen über den erſten Akt von Shakſpeares Sturm von einem Ungenannten'. Der Sturm iſt ohne Zweifel eines der fehlerfreiſten Stücke des Dichters, ſo wie er auch eine ſeiner letzten Arbeiten war. Mit dieſer Korrektheit iſt eine Menge hervorſtechender Schönheiten verbunden, wovon einige hier ſehr gut entwickelt ſind. Einzelne ſcharfſinnige Bemerkungen auszuheben, verbietet der Raum, und wir müßen uns begnügen, die Freunde Sh's. auf dieſe ſehr gut geſchriebne Abhandlung aufmerkſam zu machen.

III. 'Francis Hardy Gedanken über einige Stellen im Agamemnon des Aeſchylus'. Wood wollte aus dem Homer ſchließen, die Griechen und die Trojaner müßten eine und dieſelbe Sprache geredet haben. Der Vf. findet die Stelle im Aeſchylus, wo die gefangne Kaſſandra der Klytämneſtra nicht antwortet, und der Chor ſie entſchuldigt, ſie ſei eine Ausländerin; durch dieſe ſei Wood widerlegt. Wenn man die Alten mit keinem beßern Sinn lieſt, kann man ſie lieber ungeleſen laßen. Hiſtoriſche Beweiſe können ſich aus Dichtern in ſolchen Fällen, die das Dramatiſche und das Epiſche gar nichts angehen, weder für das Eine, noch das Andre führen laßen. Dichter ſetzen ein für allemal eine gemeinſchaftliche Sprache für ihre Handelnden voraus, ohne auf Stamm und Nation zu ſehen. H. durfte ja nur an das folgende Stück des Aeſchylus denken, wo Xerxes und Atoſſa auch griechiſch ſprechen.

IV. V. 'Wilh. Preſton über die Darſtellungskunſt des Lächerlichen (on ridicule), über Witz und Laune'. Bis jetzt hat der Verf. bloß den erſten Gegenſtand behandelt. Er legt die ariſtoteliſche Definition des Lächerlichen zum Grunde; vergißt aber dabei (wie dieß gewöhnlich bei dem ſo oft geführten Streite für und wider dieſe Erklärung geſchieht), daß Ariſtoteles den Begriff des Lächerlichen einzig und allein von der alten und mittlern Komödie abſtrahierte, in Beziehung auf ſeine Definition der letztern auch die Definition der erſtern einrichtete, und ſchwerlich eine ganz allgemeine Erklärung des Lächerlichen geben wollte. Hierauf wird die Gemüthsbewegung die durch das Lächerliche hervorgebracht wird, die Luſtigkeit (mirth), erklärt, und eine ziemlich enge Definition davon gegeben, die aus Hobbes genommen iſt, ſo wie dieſer ſie augenſcheinlich aus Ariſtoteles ableitete. Auf dieſe beiden Grundbegriffe baut der Verf. eine ausführliche Betrachtung der Natur des Lächerlichen. — Die zweite Vorleſung enthält eine phyſiologiſche Unterſuchung des Lachens, und eine Aufzählung der Quellen des Lächerlichen. Am Ende wird die bekannte Behauptung des Shaftesbury, das Lächerliche ſei ein Probierſtein der Wahrheit, mit ‘mathematiſcher Strenge’, wie uns der Verf. ſelbſt verſichert, widerlegt. Die ganze mathematiſch ſtrenge Widerlegung iſt aber weiter nichts, als ein Beiſpiel einer gewiſſen Art des Lächerlichen. — Harmonie ſchließt das Lächerliche aus, und es wird alſo wohl ewig unmöglich bleiben, außer dem Tollhauſe über Wahrheit oder über Schönheit zu lachen.

Anm. [Der folgende Theil der Recenſion, über die in den Verhandlungen beſprochenen ‘Alterthümer’, rührt ohne Zweifel von Heyne her und bleibt daher hier weg.]

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1796.

Die Horen. Eine Monatsſchrift, herausgegeben von Schiller.

Des Jahrgangs 1795. I.—X. Stück. Tübingen bei Cotta.

Bei den vor uns liegenden Heften dieſer Monatsſchrift finden wir uns durch die Menge trefflicher und leſenswürdiger Stücke, die denjenigen, welche ſie ſchon kennen, in Erinnerung zu bringen, Andern aber zu empfehlen ſind, wirklich im Gedränge zwiſchen den Schranken, die uns der Raum ſetzt, und den Forderungen, welche dieſe Monatsſchrift an die Kritik zu machen berechtigt iſt. Wir werden jene etwas überſchreiten, und von dieſen uns einen Nachlaß erbitten müßen, um uns mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehn. Bei der Verſchiedenheit des Inhalts und der Form ſo vieler anziehenden Aufſätze halten wir fürs Beſte, dieſer Anzeige zwei Abtheilungen zu geben, und in der erſten die poetiſchen Stücke, in der zweiten die von hiſtoriſchem und philoſophiſchem Inhalte durchzugehn, und mit unſerm Urtheile zu begleiten.

[Goethes Epiſteln.] Die beiden Epiſteln im erſten und zweiten Stück gehören ſowohl durch die darin herrſchende Manier (wenn anders dieſer Ausdruck für die natürlichſte und ungeſuchteſte Eigenthümlichkeit paſſend iſt) als durch den Inhalt zu einander. Die zweite iſt eine an denſelben

Freund gerichtete Fortſetzung der erſten. Dieſe redet im Allgemeinen vom Bücherſchreiben und Bücherleſen. Beides, behauptet der Dichter, habe im Guten und Böſen weit geringern Einfluß, als man ſich gewönlich vorſtelle. Der gemeine Leſer erblicke überall nur den Widerſchein ſeiner eignen Plattheit; der klügere verarbeite den dargebotenen Stoff eigenmächtig bis zur Gleichartigkeit mit ſeinen Begriffen und Geſinnungen. Der Menge gefalle ein Schriftſteller nur, wenn er geſchickt ihren Meinungen und Wünſchen zu ſchmeicheln wiße. Wie leicht das Leerſte und Luſtigſte Eingang findet, wird in einer artigen Erzählung gezeigt, womit die Epiſtel ſchließt. Der Gang der zweiten iſt noch einfacher; der Dichter beantwortet darin die Frage ſeines Freundes: wie bewahrt man ſeine Töchter vor der Leſung verderblicher Bücher? indem er häusliche Geſchäftigkeit empfiehlt und in ihren mannichfaltigen Zweigen ſchildert. Eine heitre Laune, welche die Angelegenheiten des Lebens auf die leichte Achſel nimmt, gutmüthige Schalkheit und freundlicher Ernſt beſeelen in dieſen Briefen den ſchmuckloſen, aber ſelbſt in ſeiner Geſchwätzigkeit gefälligen, Vortrag. Sie vereinigen den Reiz, den man an proſaiſchen Briefen vorzüglich liebt, den zutraulichen Ton und unvorbereiteten freien Gang des mündlichen Geſprächs, mit dem fließenden Wohlklange eines Silbenmaßes, dem ſich die Worte ebenfalls ohne allen Aufwand von Kunſt gefügt zu haben ſcheinen. Wie der Dichter ſelbſt nichts von Anſprüchen weiß, ſo überläßt er ſich auch ſeinen Einfällen, unbekümmert um die Forderungen, die es dem Leſer belieben könnte an ihn zu machen. Der Kunſtrichter, der ihm mit einer feierlichen Amtsmiene die ſeinigen vorrechnen wollte, liefe Gefahr, zur Belohnung für ſeine Mühe in einem der folgenden Briefe die Klaſſe von Leſern, wozu er ſelbſt gehört, unterhaltend gezeichnet zu finden. Wo nichts glänzt und nichts hervorſticht, da, meint eben der anmaßliche Kenner, ſei auch nichts zu loben, und leugnet die Ueberlegenheit, welche ein Wohlgefallen daran findet, in ſchlichter Geſtalt und Tracht unbemerkt aufzutreten. Jeder ſchmeichelt ſich dergleichen ſelbſt hervorbringen zu können (sibi quivis sperat idem); erſt bei dem Verſuche würde er gewahr werden, daß ihm die unlernbare Gabe der Verwandlung fehlt, wodurch das aus dem gewöhnlichen Leben Aufgegriffne ſo ſehr geadelt wird (tantum de medio sumptis accedit honoris). Nur wer ſelbſtändige Reichthümer des Geiſtes beſitzt, darf ſich, ſo ſehr und ſo viel ihm gut dünkt, zu beſchränkten Faßungskräften herablaßen, ohne befürchten zu müßen, er werde darum am Kredite ſeiner Talente verlieren. Das, womit er nur wie zur Erholung ſpielt, kann einen ſehr gebildeten Verſtand anziehend beſchäftigen.

Es iſt wohl das erſte Mal, daß der Hexameter in unſerer Sprache zur ſcherzhaften Epiſtel angewandt wird, ſo häufig auch dieſe Gattung ſchon bearbeitet iſt. Man ſchrieb ſie entweder nach Boileaus und Popens Beiſpiel in regelmäßig gepaarten, oder auch in frei verſchlungnen Reimen, wie ſie verſchiedene der neuern franzöſiſchen Dichter zu ihren poetiſchen Briefen wählten. Jene begünſtigen eine ſpruchreiche Kürze, verleiten aber auch leicht zu einer allzu einförmigen Symmetrie von Sätzen und Gegenſätzen. Dieſe können einem nachläßigen und gleichſam irrenden Gange der Gedanken nicht ohne Grazie folgen. Der Hexameter iſt das bildſamſte von allen Silbenmaßen, und diente daher auch den Alten, das Dramatiſche ausgenommen, beinah zu Allem. In den Epiſteln des großen römiſchen Vorbildes hat er nichts Stattliches, nichts Anmaßendes: bald gleitet er ohne genaue Beobachtung der Abſchnitte durch mehrere Zeilen fort; bald ſteht man aber auch bei einem gediegenen Spruche ſtill, den das Maß eines einzigen Verſes umfaßt und ſinnlich abſondert. Ob der Hexameter ſich im Deutſchen mit dieſer Art von Gedrängtheit verträgt, müßte erſt noch durch Beiſpiele ausgemacht werden, welche die vorliegenden Stücke nach ihrem Charakter nicht liefern konnten. Jene leichte, ungebundene Fülle des Versbaues iſt dagegen glücklich darin erreicht. Bei der Erwähnung des Horatius, welche die von dem deutſchen Dichter vorgezogene Form natürlich herbeiführte, ſoll es übrigens keinesweges auf eine Vergleichung abgeſehen ſein, die zwar angenehm unterhalten kann, aber bei der Beurtheilung nur zu leicht irre leitet, indem man über den bemerkten oder vermißten Punkten der Vergleichung das weit Wichtigere vergißt, was keine Vergleichung zuläßt.

[Goethes Elegien.] Die Elegien im ſechsten Stück ſind eine merkwürdige, neue, in der Geſchichte der Deutſchen, ja man darf ſagen, der neuern Poeſie überhaupt einzige Erſcheinung. Unbeſtochen vom Nationalſtolze kann der Deutſche wohl behaupten, daß ſeine Sprache im Ganzen genommen die treueſten poetiſchen Nachbildungen der Alten, daß ſie allein Originalwerke im ächten antiken Stil anzuweiſen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den griechiſchen Homer geleſen haben müßen, um Popens zierlich geglättete Reime nur für eine Ueberſetzung des Altvaters der Sänger gelten zu laßen, geſchweige dann, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodigen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und Ilias geſungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberſchrift gewiſſer engliſchen Oden, daß ſie pindariſch ſind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzoſen ſich dünken von einem höheren Gipfel der Kunſt und Vollendung auf die tragiſche Bühne der Griechen herabzuſehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälſchten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unſrigen abſtehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerſtörten Welt anſpricht, über deren räthſelhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unſterblichen Denkmale, noch ſo gewißenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufſchluß ertheilen. Es nachahmen wollen iſt ein edles, aber mißliches Bemühen. Die urſprünglichen, einfach ſchönen Formen der alten Kunſt haben das Schickſal aller Formen gehabt, ihren Geiſt zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, dieſen aufs Neue hervorzurufen, ſo iſt es vergeblich, daß er ſie nachzubilden ſucht; er umarmt in ihnen, wie in köſtlichen Urnen, nur die Aſche der Todten.

Das Antike war neu, da jene Glücklichen lebten.*)

Nur an der lebenden Welt kann ſich die Bruſt des Künſtlers und Dichters erwärmen; nur eigne Anſichten des Wirklichen treten wie unabhängige Weſen hervor, wenn ſie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantaſie zurück wirft. Die kühle Begeiſterung deſſen, der wahre Verhältniſſe ſeines Daſeins darzuſtellen vorgiebt, und ſich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Koſtum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des

---

*) Goethe, Elegie XIII. V. 21, ſetzte ſpäter: War das Antike doch neu, da u. ſ. w., und ſo hat unſer Vf. in den Krit. Schr. I. S. 28.

Wahren und Schönen, welcher nicht an dieſen oder jenen Aeußerlichkeiten deſſelben hängen bleibt, ſondern in das Innere dringt, wird hingegen wünſchen, daß ſich eigenthümlicher Geiſt immer in der angemeſſenſten, natürlichſten, eigenſten Form offenbare.

Und das iſt es eben, was an dieſen Elegien bezaubert, was ſie von den zahlreichen und zum Theil ſehr geſchickten Nachahmungen der alten Elegiendichter in lateiniſcher Sprache weſentlich unterſcheidet: ſie ſind originell und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die römiſche Poeſie durch deutſche Gedichte. Wenn die Schatten jener unſterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlaßne Leben zurückkehrten, würden ſie zwar über den Fremdling aus den germaniſchen Wäldern erſtaunen, der ſich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen geſellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugeſtehn, die für ihn noch eben ſo friſch grünt, wie ehedem für ſie.

Von den elegiſchen Dichtern der Griechen, ſowohl den frühern ioniſchen, als den Alexandrinern, haben ſich nur Fragmente erhalten. Allein wenn man einem beſcheidenen und einſichtsvollen Römer trauen darf, der von ſeinem Volke rühmt: „in der Elegie nehmen wir es ſogar mit den Griechen auf,“ ſo hätten wir weniger Urſache dieſen Verluſt zu bedauern, als manchen andern. In der That hat nicht leicht eine andere Dichtart, nachdem die Muſen in Griechenland verſtummt waren, ſich mit ſo ausgezeichnetem Gedeihen auf römiſchem Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit doch eine gewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen; Tibullus rührt durch ſchmachtende Weichheit; die ſinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft, und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausſpinnt. Der Charakter unſers Dichters iſt eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel ſeiner Geſinnungen am weiteſten; aber er iſt auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger geſucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er ſich die ſüßeſte Luſt des Lebens zum Geſchäfte macht, ſo ſcheint er doch nur mit der Liebe zu ſcherzen. Sie unterjocht ihn nie ſo, daß er dabei die offne Heiterkeit ſeines Gemüths einbüßen ſollte. Schwerlich hätte er ſich gefallen laßen, lange unerhört zu ſeufzen. In der erſten Elegie ſchweifen ſeine Wünſche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er ſie nicht nur gefunden, ſondern ſchon jede Gewährung erlangt. Es iſt wahr, einige Umſtände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines ſo ſchnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl iſt duldſamer, als das ſeiner römiſchen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abſcheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht ſtark genug zu erklären wißen. Doch erſcheint nachher die gefällige Römerin ſo ſchön, ſo liebenswürdig, ja ſelbſt ſo zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die ſich unter die Liebe miſchen, wohl entſchuldigen oder vergeßen kann. Seine Leidenſchaft würde ihrer eignen Natur widerſprechen, wenn ſie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrauſend, ſondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünſcht ſie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie iſt ſinnlich und zärtlich, ſchlau und offenherzig, und ſchwärmt in ihrem Muthwillen ſo lieblich für das Schöne, daß ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um ſeinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In ſeiner genügſamen Fröhlichkeit iſt der Sänger friedlich gegen alle Menſchen geſinnt und möchte ſich nicht gern an irgend etwas Argem ſchuldig wißen. Er bleibt ſeinem Wahlſpruche treu:

Nos Venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimat der Elegie, die Scene dieſer Darſtellungen iſt, erhöht noch um Vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Abſicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines mildern Himmels, unter den der Leſer ſich ſelbſt verſetzt fühlt, fordert ihn erwärmend zum Antheil an ſinnlicher Luſt und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkommt, gleichſam auf jedem Bruchſtücke eines alten Werks eingegraben ſteht, in jeder verloſchnen Spur ehemaliger Herrlichkeit ſich entziffern läßt: „alle menſchliche Größe muß untergehen;“ dieſe Wahrheit verliert am jugendlichen Buſen der Schönheit ihre Macht zu ſchrecken, ja ſie wird eine Einladung dem allgemeinen Looße der Vergänglichkeit zuvorzueilen, und die Freuden des Lebens zu haſchen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtauſenden einſtürzt:

Freue dich alſo, Lebend'ger, der Lieb'-erwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünſtigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das klaſſiſche Alterthum noch immer ſich ſelbſt zu überleben ſcheint, daß die ihn umgebenden Gegenſtände eine freundliche Gegenwart auf gewiſſe Art mit einer idealiſchen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich iſt die Erſcheinung der alten Götter, ſtatt daß ſie ſonſt, wenn der Dichter ſie unter den Ausdruck eigner Leidenſchaft miſcht, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen ſchwachen, oder, als etwas Fremdartiges und willkürlich Erſonnenes, einen ſtörenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuſchend. Die Einbildungskraft geſteht dieſen Weſen gern eine ſichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes perſönliches Daſein an einem Orte zu, wo ſie einſt ſo glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Geſtalten aufbewahrt, vor deren übermenſchlicher Macht das Volk ſich ehemals niederwarf, wie der Künſtler noch jetzt ihre übermenſchliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeiſterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit Einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

*) Es läßt ſich vorausſehn, daß gegen dieſe Gedichte mit großer Wichtigkeit der Einwurf gemacht werden wird, ſie ſeien keine Elegien. Es lohnt nicht ſonderlich die Mühe, um Namen zu fechten: eine Sache bleibt dennoch was ſie an ſich iſt, man nenne ſie wie man will. Man könnte alſo immerhin zugeben, es ſeien keine Elegien, ohne daß etwas mehr daraus folgen würde, als daß ein kleines Verſehen

---

*) [Krit. Schr. I. S. 32. „Nur von ſolchen Beurtheilern, die ihre Begriffe von den Dichtarten mehr aus neueren Theoriſten, als aus den Muſtern des Alterthums geſchöpft haben, ſteht der Einwand zu erwarten, dieſe Gedichte ſeien keine Elegien. Es lohnt nicht ſonderlich die Mühe, um Namen zu ſtreiten:“ u. ſ. w. In den Charakter. u. Krit. II. S. 204. iſt der Schluß der Beurtheilung ſehr abgekürzt.]

bei der Ueberſchrift vorgefallen ſei. Allein das Wort 'Elegie' iſt den Griechen abgeborgt, und es fragt ſich noch, wer mehr Recht hat, der Künſtler, der es im Sinne der Erfinder auf die Schöpfungen ſeines Geiſtes anwendet, oder der Kunſtrichter, der die Bedeutung desſelben nach den Bedürfniſſen ſeiner Theorie eigenmächtig abändert und feſtſetzt? Nach einer ziemlich gemeinen Meinung muß man nothwendig Seufzer der Wehmuth hören laßen, um auf den Namen eines elegiſchen Dichters Anſprüche machen zu können. Die Elegie hätte in der That Stoff zum Klagen, wenn man ſie auf dieſen kläglichen Ton beſchränken wollte. Wies ihr doch ſchon Horatius neben der Klage auch die Freude erhörter Liebenden zum Gebiet an, und wir finden mehrere dergleichen Jubellieder unter den Gedichten, die uns das Alterthum als Elegien überliefert hat. Sie umfaßt alſo ganz entgegengeſetzte Stimmungen der Seele; und wenn ſie meiſtentheils von einem Liebenden als Botin an den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft geſandt wird, ſo verläßt ſie doch auch nicht ſelten dieſen Kreiß. Schon Mimnermus, wo nicht der Erfinder des elegiſchen Silbenmaßes, doch der Vater der Elegie, „der in der Liebe mehr galt, als Homer,“ hat in ſeiner Dichtart die Siege der Smyrnäer beſungen; Tibullus feiert Geburtstage und frohe ländliche Feſte; und wer vermöchte die Schlacht bei Actium erhabner darzuſtellen, als Propertius? Die Benennung hieng bei den Alten an der metriſchen Form. Dieſe kann freilich kein unterſcheidendes Merkmal des innern Weſens liefern (wie die elegiſche denn auch häufig zum Lehrgedichte und Epigramm gebraucht worden iſt), allein ſie hat doch einen bedeutenden Einfluß auf Gang und Wendung der Gedanken, und auf die Farbe des Ausdrucks, und hieraus entſteht etwas Gemeinſchaftliches in der Behandlung ſehr verſchiedenartiger Stoffe, das ſich indeſſen leichter fühlen, als beſtimmt erklären läßt. Gehören einige aus der Reihe dieſer Gedichte eher eine in Sammlung, wie die Anthologie? Oder ſoll man mehrere Stücke der Anthologie lieber Elegien als Epigramme nennen? Es kommt wenig darauf an. Nur das würde zum Tadel berechtigen, wenn man dem Dichter Mißhelligkeit zwiſchen dem Inhalt und der äußern Form darthun könnte. Wer würde wohl dieſe lieblichen Dichtungen vernichtet zu ſehen wünſchen, wenn etwa gewiſſe Theoriſten einmüthig ausſagen ſollten, ſie laßen ſich in keines der von ihnen eingerichteten Fächer ſchieben? Möchten doch lieber alle möglichen Theorien der Kunſt zu Grunde gehen, als daß ihrem Eigenſinne ein einziges wahrhaft ſchönes Kunſtwerk aufgeopfert werden ſollte! *)

So anziehend auch die Beſchäftigung ſein müßte, ſowohl die einzelnen Schönheiten durchzugehn, als das Wenige zu bemerken, was man in Ausdruck oder Darſtellung anders wünſchen könnte, ſo würde ſie doch hier zu weit führen. Es ſei erlaubt, nur Einiges auszuheben. Das ſinnreiche Spiel mit dem Pentameter, wo eine Hälfte der andern gleichſam antwortet, iſt mehrmals ſehr glücklich angebracht:

„Doch ohne die Liebe
„Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom."
„Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier."

Der Schluß der dritten Elegie iſt überraſchend kühn; hingegen ſcheint die vierte in den letzten Zeilen nicht von aller Verworrenheit frei. Wie kann der Dichter ein glück-

---

*) [Hier ſchließt der Vf. die Beurtheilung in den Krit. Schr. I. S. 34.]

lich Liebender ſein, ohne noch immerfort die Gunſt der Göttin Gelegenheit zu beſitzen? Die ſechste Elegie rührt das Herz durch ihre Wahrheit; die ſiebente bezaubert die Phantaſie durch überirdiſchen Glanz. Unter den Helden, welche das Lager der Liebe mit ihrem Ruhm erkaufen würden, (10. El.) wäre Friedrich der Große vielleicht ſchicklicher nicht genannt. Der Dichter geht mit leichtem Schwunge von den lieblichſten Vorſtellungen zu den gröſten über, indem er (15. El.) einen geiſtvollen Blick auf die Majeſtät Roms wirft, um die Ungeduld, womit er eine glückliche Stunde erwartet, zu zerſtreuen. Die ſonſt ſchöne neunzehnte Elegie wird durch Eine Zeile (V. 60.) entſtellt, worin die ungeheure Verkehrtheit, zu welcher der Menſch durch den Mißbrauch ſeiner Vernunft herabgeſunken iſt, ohne Schonung erwähnt wird. Der Dichter theilt ja mit den Philoſophen die traurige Nothwendigkeit nicht, die menſchliche Natur auch auf dieſen Abwegen zu erforſchen. Der Schluß eben dieſer Elegie:

> Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

iſt eine launige Anſpielung auf das bekannte:

> Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Doch wir müßen uns, wiewohl ungern, von dieſen holden Spielen trennen, um für die Prüfung ausgezeichneter Stücke von einem ganz verſchiedenen Charakter Raum übrig zu behalten. Imbelles elegi, genialis Musa, valete!

[Kleinere Gedichte Schillers und Herders.] Mehrere kleinere Gedichte [von Schiller] am Ende des neunten Stücks, ‘der rauſchende Strom’ und ‘Leukotheas Binde’ [von Herder] im zehnten, dann zwei von größerem Umfange in eben dieſen Stücken, ‘Natur und Schule’ und ‘Elegie’ [beide von Schiller], tragen ein ähnliches Gepräge. In allen redet ein denkender

Dichter zu einem denkenden Leſer; die meiſten könnte man philoſophiſche Epigramme nennen. Die einfache Erzählung eines ſeltnen Beiſpiels von Edelmuth in dem Stücke ‘Deutſche Treue’ [von Schiller], hätte durch jede hinzugefügte Bemerkung nur geſchwächt werden können; die unerwartete dramatiſche Einführung fühlloſer Kleinheit in dem Eindruck, welchen die Handlung der beiden Fürſten auf einen dritten macht, hat einen kräftigen Stachel, den man nicht ungern fühlt. In den [ſchillerſchen] Stücken ‘Der philoſophiſche Egoiſt’, ‘Weisheit und Klugheit’, ‘an einen Weltverbeßerer’, ‘das Höchſte’, ‘Unſterblichkeit’, werden ſittliche Verhältniſſe des Menſchen mit eben ſo tiefem Blick in ſein Innres als weiter Ausſicht in die umgebende Welt gefaßt, und ernſte Wahrheiten mit der ihnen entſprechenden nachdrücklichen Würde an das Herz gelegt. In der Anrede der ‘Antike an einen Wanderer aus Norden’ [von Schiller] ließe ſich vielleicht ohne Nachtheil des ſchreckenden Kontraſtes die Stärke einiger Ausdrücke mildern: der ‘neblichte Pol’, der ‘eiſerne Himmel’, die ‘arkturiſche Nacht’, geben ein Bild von einem Norden, aus welchem nicht leicht jemand zu den Sitzen der alten Kunſt wallfahrtet. Zwar die Antike ſpricht nach den Begriffen des Alterthums, dem ein enger Horizont die ganze bewohnbare Welt begränzte: ſie weiß noch nicht, daß jetzt eben da, wo man vor zweitauſend nur unwirthbare Wüſteneien ſah oder zu ſehen glaubte, paradieſiſche Gegenden mit allen Früchten des Südens prangen. Aber ſollten die Einflüße des Himmels, wie ſehr auch die menſchliche Organiſation im Allgemeinen von ihr abhängen mag, für den einzelnen Menſchen wirklich ſo ganz überwindlich ſein?

[Schillers Natur und Schule — Der Genius.] Von dem Gedicht ‘Natur und Schule’ iſt es ſchwer zu entſcheiden, ob es mehr das Gefühl als dichteriſche Darſtellung, oder den Kopf als Auflöſung eines philoſophiſchen Problems beſchäftigt. Ein edler Freund (die Antwort verräth nachher, daß er ein unnachahmlicher Künſtler iſt) befragt den Dichter über den Werth des wißenſchaftlichen Ergründens der menſchlichen Anlagen und Kräfte für ihren beſten und richtigſten Gebrauch, ſowohl überhaupt, als in Bezug auf ſich ſelbſt insbeſondere. Dieſer giebt darauf zur Antwort: das goldne Zeitalter, wo die Leitung des natürlichen, unentwickelten Gefühls hinreichte, um ſeine Beſtimmung vollkommen zu erfüllen, ſei dahin; jetzt müße angeſtrengtes Denken über das Verborgenſte und Unſinnlichſte im Menſchen ihm erſt den Weg zur höchſten Ausbildung bahnen; und nur der ſei dieſes allgemeinen Geſetzes überhoben, der, wie der fragende Freund, das goldne Zeitalter noch jetzt in ſeinem eignen Buſen trage. Das erhabne Unbewußtſein, welches ſowohl die freieſte Seelengröße, als den ſelbſtändigſten Genius begleitet und der vollendende Zug ihrer Göttlichkeit iſt, wird hinreißend ſchön geſchildert:

> Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
> Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beuget,
> Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

Um verliehene Vorzüge kann man einen Menſchen beneiden; für ſelbſt erworbne muß man ihn preiſen; und wer würde nicht mit Theilnahme dem wackern Wettkämpfer folgen, der, von der Natur ſchon vortrefflich ausgeſtattet, durch einen mächtigen, ungemeßnen Trieb nach Vollkommenheit angeſpornt, ſich ein ſo entferntes Ziel ſteckte, daß er zwar die Palme am Ende ſeiner Laufbahn bräche, aber nicht genug Kräfte übrig behielte, um mit ihr die Heimat zu erreichen und ſich ſeines Sieges zu freuen, und, wie jener ſpartaniſche Bote, ein Opfer ſeines Eifers würde? Durch jede Uebung im Handeln und Schaffen wird nicht nur das Vermögen dazu verſtärkt, ſondern der ganze innre Reichthum des Menſchen vermehrt. Aber verhält es ſich ebenſo mit lange fortgeſetzten, abgeſonderten Anſtrengungen des Verſtandes? Und iſt nicht zu befürchten, es möchte eine Art von Deſpotiſmus dieſer Seelenkraft entſtehn, wenn ſie ſich gewöhnt hat, die übrigen gebieteriſch zu einer unwillkommnen Ruhe zu verweiſen? Der Mißbrauch jener Lebensfülle, die allein außerordentliche Thaten, und was uns hier näher liegt, bewundernswürdige Kunſtwerke erzeugt, iſt ein großes, jedoch heilbares, Uebel; der geringſte Verluſt an ihr iſt unerſetzlich. Es giebt Beſchäftigungen des Kopfes, die unleugbar etwas Ertödtendes an ſich haben: warum ſoll ſich gerade derjenige ihnen unterziehen, der am meiſten dabei einzubüßen hat? Nur aus innrer Harmonie können harmoniſche äußre Wirkungen hervorgehen; und kann es für die, welchen ſie nicht vollkommen angeboren iſt, als allgemeine Regel gelten: ſie ſollen ihren Verſtand bis an die Gränze des abſtrakten Wißens treiben? Iſt nicht vielmehr für jeden, nach der beſondern Miſchung ſeiner Anlagen, eine andre Vorſchrift der Ausbildung nöthig? Der Günſtling der Natur hüte ſich, ihr das Geheimniß deſſen, was ſie für ihn that, mit allzu beharrlich dringender Verwegenheit abzufordern. Ein ſeltnes, faſt beiſpielloſes, Gelingen darf nicht zum Beiſpiele werden. Wenn aber wirklich einmal ein hoher Dichtergeiſt das gefährliche Abenteuer beſtanden hat, ſich deutlich zu erkennen; wenn er bald als zergliedernder Denker und bald als beſeelender Künſtler Bewunderung erregt; wenn er ‘erhalten aus dem modrigen Grabe zurückkommt, und Troſt für die

Lebenden von den Mumien herbringt': wer wird ihn nicht froh und dankbar begrüßen?

[Schillers Elegie Der Spaziergang.] Die Elegie im zehnten Stücke beſingt einen großen, ja für uns Menſchen den größeſten aller Gegenſtände: die Schickſale der geſammten Menſchheit. In den kühnen Umrißen eines idealiſchen Geſichtes ziehen ſie vor dem Geiſte des Dichters vorüber. Erſt durchwandert er eine blühende Gegend, woran aber noch keine Spur der ordnenden Menſchenhand ſichtbar iſt. Dann entdeckt er von einem Berge herab weit ausgedehnte, angebaute Gefilde: in ihrem anmuthigen Anblick malt ſich das Glück des ländlichen Fleißes. Bald entſteht der Unterſchied der Stände; in den Städten bilden ſich Mittelpunkte der Geſelligkeit, und die natürlichen Erzeugniſſe werden mannichfaltiger benutzt. Die Jugend der Staaten bringt patriotiſchen Heldenmuth hervor, und gedeiht wieder durch ihn: Thaten, die für die äußre Sicherheit der Geſellſchaft unternommen werden, gelingen, und theilen jeder Art der Thätigkeit in ihr einen raſchern Umſchwung mit. Gewerbe, Handel, Kunſt und endlich Wißenſchaft, nähern ſich durch ſchnelle Fortſchritte ihrem höchſten Flor. Allein unterdeſſen iſt Unſchuld und Einfalt der Sitten zu Grunde gegangen; laſterhafter Egoiſmus gewinnt ein unermeßlich weites Feld; der Menſch ergiebt ſich den ungeheuerſten ſittlichen Ausſchweifungen, bis endlich die Zerrüttung ſo weit geht, daß das Gebaude der bürgerlichen Einrichtungen zuſammenſtürzen und ein zweiter wilderer Naturzuſtand erfolgen muß. Hier findet ſich der Dichter wieder mit der Natur allein, aber nicht mit der freundlich blühenden, ſondern mit der lebloſen und furchtbaren Natur. Dennoch wendet er ſich auch ſo mit Liebe zu ihr, und ſchließt mit einem Hymnus auf die wohlthätige

Unwandelbarkeit ihrer Geſetze, die allein dem Menſchen eine unfehlbare Richtſchnur des Handelns darbieten.

In allem dieſem herrſcht ein großer Zuſammenhang. Ob die unendlichen Vortheile der Vervollkommnung des geſelligen Leben für die zahlloſen Uebel, welche ſie erſchafft, entſchädigen, mehr als entſchädigen können, iſt eine uralte und vielleicht nie rein aufzulöſende Frage. Schon Prometheus mußte ja nach der Fabel für dieſe, als Folgen ſeiner That, büßen; aber er rechtfertigte ſich durch jene: und wer hatte mehr Recht, Jupiter oder der weiſe Titane? Muß das Menſchengeſchlecht durchaus an ſeinem Heil verzweifeln, weil es mit jedem Schritt zur Entwicklung ſeiner Kräfte auch ſeiner Verderbniß entgegen geht, oder wird es ihm gelingen, dem Schickſale zum zweitenmal ein goldnes Zeitalter abzunöthigen? Was für das ganze zu hoffen vermeßen wäre, darnach darf doch der Einzelne für ſich ſelbſt ſtreben: nämlich bei der vielſeitigſten Ausbildung die urſprüngliche ſittliche Einfalt zu bewahren; und das iſt es auch, womit ſich der Dichter am Schluß über die Verirrungen der Menſchheit tröſtet. Sein Hauptgedanke iſt folgender: die Menſchen, die zur Geſelligkeit geboren ſcheinen, und durch ſie in den Stand geſetzt werden, wundernswürdige Dinge auszuführen, verderben ſich dennoch unter einander. Das Gefühl, welches ihn auf dieſe Betrachtungen leitet, iſt das Verlangen, im einſamen, vertrauten Umgange mit der Natur ſich vor dem verderblichen Einfluße der Geſellſchaft und ihren einengenden Verhältniſſen zu retten. Hievon geht er aus:

— endlich entflohen des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Geſpräch —

Und hierauf kommt er auch zurück, nachdem ſowohl die glänzenden als die ſchrecklichen Scenen des menſchlichen Lebens wieder verſchwunden ſind:

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
  Herzen wieder, Natur? —

Das Gedicht iſt alſo nicht nur nach ſeinem Gegenſtande, ſondern durch die Beziehung desſelben auf die Seele des Dichters ein Ganzes: es hat Einheit, ſowohl lyriſch als philoſophiſch betrachtet.

In der Ausführung wird die ſtrömende Fülle des Ausdrucks vielleicht hier und da zum Ueberfluße. Beim Eingange könnte man einige Augenblicke zweifeln, ob man hier nicht bloß ein Landſchaftsgemälde zu erwarten habe. Die Schilderung der wirklichen Scene und der Anfang der Viſion fließen in einander: ſind ihre Gränzen mit Abſicht nicht genau gezogen? Von den einzelnen Anſchauungen, worunter die Phantaſie luſtwandelt, iſt faſt jeder Zug auf das Bedeutendſte gewählt; ſie ſind immer kräftig, größtentheils mit auffallender Neuheit, und oft wahrhaft erhaben dargeſtellt. Unter vielem Schönen ſind folgende Zeilen über allen Ausdruck ſchön:

Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
  In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt,
Freundliche Schrift des Geſetzes, des Menſchen erhaltenden Gottes,
  Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand.

Doch ſcheint der letzte Vers mit dem „glücklichen Volk der Gefilde," das gleich darauf geſchildert wird, im Widerſpruche zu ſtehn. So wäre auch die „Länder verbindende Straße," ſo treffend ſie gezeichnet iſt, bei der Schilderung des Handelsverkehrs wohl mehr an ihrer Stelle, als neben der genügſamen Eingeſchränktheit des Landbaues. Die Einführung der griechiſchen Götter darf nicht befremden, eben ſo wenig, als das ganz individuelle Beiſpiel von ſpartaniſcher Aufopferung für das Vaterland. Da der Dichter die Geſchichte des ganzen Menſchengeſchlechts in Einer Bilderreihe aufſtellt, ſo iſt er berechtigt, von einzelnen Völkern zu entlehnen, was gerade bei jedem in der ausgezeichnetſten Vortrefflichkeit erſcheint. Hiedurch läßt ſich auch die Erwähnung der Preſſe ſo kurz nach der Kunſt im griechiſchen Stil rechtfertigen.

[Proſodiſche Bemerkungen.] Da die eben angezeigten [ſchillerſchen] Gedichte mit den [goetheſchen] Elegien im ſechsten Stück das Silbenmaß gemein haben, ſo ſind einige proſodiſche Bemerkungen auch über dieſe bis hieher aufgeſpart worden. Der Pentameter, ein ſchwerer Vers im Deutſchen, iſt in allen vorzüglich gut gelungen. Seine Schönheit beruht darauf, daß die beiden Hälften durch eine natürliche Pauſe, und durch recht entſchieden lange Schluß- und Anfangsſilben aus einander fallen, ohne ſich abzuſtoßen, und daß die beiden ſchließenden Anapäſte recht leicht und hüpfend ſind. Man hat ſich hier nie erlaubt, wie es im Deutſchen ſonſt oft gegen das Beiſpiel der Alten geſchehn iſt, einen derſelben mit einem Jamben zu vertauſchen (–◡–◡◡– oder –◡◡–◡–), welches dem Verſe immer einen hinkenden Fall giebt. Vollends würde man in den vorliegenden Gedichten dergleichen Pentameter vergeblich ſuchen, wie wir ſie von einer nicht unberühmten Hand haben, wo einmal der arme Buchhändler Trophonius in Stücke zerriſſen wird, ſo daß das Buch die erſte, der zweite Händler in die Hälfte des Verſes gehört. Nur ſelten findet man die Pauſe verfehlt:

Hebe den Wandrer, und zog mich | in die Halle heran.
Biſt du am Ufer, ſo wirf ſie | in die Wellen zurück.

oder völlig falſche Skanſionen:

> Die zwiſchen mir und dir | traurig und finſter ſich thürmt.
> Dir gilt es nicht, was du thuſt | was dir gefällt ꝛc.

oder unreine, ſchwerfällige Anapäſte: Rom | auch nicht Rom; Vor- | welt und Mit- | welt zu mir: vor- | wärts und rück- | wärts den Schritt. In den Elegien im ſechsten St. iſt zum Nachtheil der Mannichfaltigkeit ſowohl im Pentameter, als im Hexameter dieſer Anfang: – ◡ ◡ – ◡ – | faſt ganz vernachläßigt: dagegen iſt er in der großen Elegie oft, zum Theil ſehr bedeutend und ausdrucksvoll angebracht: Hoch von des | Berges | Haupt: Künſtliche | Himmel ruhn; Hüpfet der | Brücke | Joch u. ſ. w.

Einſilbige Wörter am Schluß des Pentameters können wir nicht entbehren, brauchen ſie aber auch nicht, wie die Lateiner, zu vermeiden: ſie thun dem Wohlklange keinen Eintrag, wenn ſie vollkommne Längen ſind. Vor den vielſilbigen Schlüßen, worin ſich Propertius gefällt, iſt es nicht nöthig zu warnen: ſind es zuſammengeſetzte Wörter mit einer Stammſilbe am Ende (Wonnegeſang) ſo thun ſie eben die Wirkung wie zweiſilbige. Solcher Wörter: – ◡ ◡ ◡, (Glücklichere) haben wir nur wenig, und freilich ſind ihre Kürzen ſo gar nicht tönend, daß ſie ſich am Schluß ſehr ſchlecht ausnehmen würden. Der Reiz des lateiniſchen Pentameters, welcher aus der verflochtenen Stellung der Beiwörter entſteht, bleibt in unſrer Sprache unnachahmlich.

Die Schwäche unſers Hexameters liegt in den Trochäen, die wir genöthigt ſind, ſtatt der nachdrücklichern Spondeen zu gebrauchen. Wir müßen alſo den Vers durch einen häufigern Gebrauch des Daktylus zu beflügeln ſuchen, da doch unſre Kürzen die Leichtigkeit der griechiſchen und lateiniſchen nicht haben; ſowohl unſre unächten Spondeen in zuſammengeſetzten Wörtern benutzen (alſo nie einen Daktylus damit anfangen „am Uhrwerk der Zeiger“), als durch Zuſammenſtellungen einſilbiger Hauptwörter ächte bilden, wobei nur Künſtelei und Härte vermieden werden muß; dem Verſe, wo möglich, einen männlichen Abſchnitt geben, weil ſich ſonſt ſeine beiden Hälften zu ähnlich ſehen, wenn der Schluß auch trochäiſch iſt; unter den natürlichen oder Wortfüßen, die nach ihrer Verſchiedenheit bei einerlei künſtlichen Füßen eine ganz verſchiedne Wirkung hervorbringen, die ſteigenden und männlichen ⏑ –, ⏑ ⏑ –, ⏑ ⏑ – ⏑, und mit Hülfe des Spondeen ⏑ – –, ⏑ ⏑ – –, wie auch den ſchönen Choriambus, den fallenden – ⏑ ⏑, – ⏑, ⏑ – ⏑, vorziehen; alles dieß mit beſtändiger Rückſicht auf Abwechſelung, Ausdruck und nachahmende Bewegung. Der Trochäe wird noch leerer, wenn die erſte Silbe nicht recht lang iſt: „Das Antike war neu.“ Der Amphibrachys, womit unſre Sprache überhäuft iſt, ſchwächt den Hexameter am meiſten; dagegen erhebt ihn der anapäſtiſche Aufſprung; z. B. in der großen Elegie:

Ziſchend ſtiegt | in den Baum | die Axt; | es erſeufzt die Dryade.

So meiſterhafte Hexameter findet man mehrere in dieſem Gedichte. Hingegen in den Elegien im ſechsten Stück und in den kleinern Gedichten ſind ſie ſelten, und ein Proſodiker, der ſie nach obigen Grundſätzen prüfen wollte, würde noch Manches vermiſſen. Da dieſe Metrik, die unter allen Neuern noch allein bei uns Deutſchen Eingang gefunden hat, ſo wie die Zahl der beliebten Dichter, welche ſich für ſie erklären, zunimmt, immer mehr Glück machen muß, ſo iſt es wohl der Mühe werth, ſie mit genauem Fleiß zu bearbeiten.

[Schillers Reich der Schatten — Das Ideal und das Leben.] Wer Sinn für das Idealiſche hat, noch mehr, wer jemals unter dem Bemühn erlegen iſt, ihm außerhalb ſeinem eignen Innern Wirklichkeit zu geben, der wird mit eben ſo großem Wohlgefallen als Erſtaunen in ‘Das Reich der Schatten’ (neuntes St.) eintreten; ein Gedicht, deſſen Muſe wie deſſen Gegenſtand, die reinſte unkörperliche Schönheit iſt. Das verklärte Licht auf der Stirn der Himmliſchen leuchtet uns ſchon beim Eingange entgegen. Im Hintergrunde ſtrahlt die hohe Vollendung, welche zu erreichen keinem Sterblichen beſchieden iſt, ſo lange er das Irdiſche noch nicht abgelegt, zu der er aber in einem Daſein, an welches er überall durch die Bande der Unvollkommenheit gefeßelt iſt, unabläßig hinaufſtreben ſoll. Was hier geleiſtet worden iſt, mußte bis dahin faſt unglaublich ſcheinen, wenn man die Härte des Stoffes kannte, der ſich in dieſer glänzenden äußern Rundung verbirgt, und die unendliche Laſt des Gewölbes ungefähr berechnen kann, das hier von ſchön geordneten Säulen ſo leicht getragen wird. Die Frage, ob es erlaubt war, ſo viel zu leiſten, muß einer ausführlichern Prüfung vorbehalten bleiben.

Es iſt ſchwer, über ein ſolches Gedicht, indem man den empfangnen Eindruck ſinnlich machen will, nicht wieder zu dichten; allein damit die Ausdauer des dadurch entzündeten Enthuſiaſmus geſichert werde, muß man ihm helle, beſtimmte Einſicht zur Grundlage zu geben ſuchen. Und da liegt eben die Schwierigkeit, deren Ueberwindung der Zuhörer ſich nicht verdrießen laßen darf, wenn es ihm nicht genügt, die Harmonien des Sängers mit Wolluſt, aber unverſtanden wie Geiſterſprache, an ſeinem Ohr vorübergleiten zu laßen; wenn er die Offenbarungen, die darin mehr angekündigt, als wirklich entfaltet werden, in ſich aufnehmen und bewahren will. Wir befinden uns hier nicht in der Körperwelt, wo ſich Alles greifen und handhaben läßt: und ſind es gleich elyſiſche Geſtalten, welche den Betrachter umgeben, ſo haben ſie doch die Art der Schatten nicht ganz abgelegt, und entziehen ſich ſeinen Umarmungen, wenn er, von ihrer entzückenden Schönheit hingerißen, ſie auf das Innigſte mit ſeinem Weſen verſchmelzen will. Es iſt daher die erſte Pflicht des Beurtheilers, den dichteriſchen Schleier der Wahrheit wegzuziehn und, von ihrer Glorie ungeblendet, die bloßen Umriße, ſo viel es ſich thun läßt, in ungeſchmückten Worten hinzuzeichnen.

Die ſinnlichen Triebe im Menſchen ſtehn im Widerſpruche mit dem Triebe ſeines höhern Selbſt nach Vollkommenheit, und doch iſt die Uebereinſtimmung beider Beſtandtheile ſeines Weſens zur Glückſeligkeit nothwendig. Giebt es nun kein Mittel jenen Widerſpruch auszugleichen? Es giebt eins; aber wer deſſen theilhaftig werden will, muß damit anfangen, ſich von ſeinen Sinnen unabhängig zu machen, denn dieſe ſind es grade, wodurch er in thieriſcher Beſchränktheit feſtgehalten wird. Nur was körperlich an ihm iſt, muß unbedingt äußern Naturgeſetzen gehorchen: ſeine Perſönlichkeit dagegen iſt frei. Um dieſe zu veredeln muß er das Schöne und zwar in ſeiner höchſten Reinheit zu genießen ſuchen, und hiezu iſt eine Stimmung der Seele nothwendig, die ihn ganz von den ſtörenden Eindrücken der wirklichen Welt entfernt, und worin er, wenigſtens für die Zeit der ſtillen Beſchauung, alle Leiden des Lebens, alle eigenen Unvollkommenheiten vergißt. In ſolcher Abgeſchiedenheit muß er ſeine Einbildungskraft mit Idealen der menſchlichen

Natur beſchäftigen; doch ſoll ihn dieß keineswegs in äußre Unthätigkeit einwiegen, als ob er ſchon im Beſitz des Unerreichbaren wäre, weil er es ſich vorzuſtellen vermag: nein, er ſoll durch den angeſpannteſten Gebrauch ſeiner Kräfte ihm im wirklichen Leben näher zu kommen ſuchen, und ſich nur durch die Betrachtung desſelben von dem niederdrückenden Gefühl ſeiner Schwäche wieder aufrichten. Das Daſein des Menſchen iſt in jeder Beziehung ein raſtloſer Kampf, eine Aufgabe, die ſein Vermögen überſteigt: nur das Idealſchöne kann ihm daher einen völlig befriedigenden Selbſtgenuß gewähren. Der handelnde Menſch muß ſeinen ganzen Muth, ſeine ganze Entſchloßenheit aufbieten, um dem Widerſtande und den Gefahren, die ihm auf jeder rühmlichen Laufbahn begegnen, nicht nachzugeben: in einer ſchönen Ideenwelt darf er ſich ſorglos der ruhigſten Empfänglichkeit überlaßen. Nur durch die unermüdlichſte Beharrlichkeit des künſtleriſchen Genius werden vortreffliche Werke zu Stande gebracht: hingegen das Ideal der begeiſterten Seele iſt frei von allen den Mängeln, die es in der wirklichen Darſtellung unter ſich ſelbſt herabſetzen. Mit unerbittlicher Strenge müßen wir ſelbſt richten, um unſre ſittlichen Gebrechen abzulegen, und doch bleiben unſre beſten Bemühungen unendlich tief unter den Forderungen der Pflicht. Aber indem wir die Tugend als ſchön empfinden, und ihr Ideal mit voller Liebe umfaßen, wird es gewiſſermaßen Eigenthum unſers Herzens. Der geſellige Menſch muß das Elend ſeiner Mitgeſchöpfe, auch wenn er ihm nicht abhelfen kann, doch ſchmerzlich mitfühlen; aber in ſeinen idealiſchen Vorſtellungen rührt ihn nur die im Leiden bewieſene Seelengröße. So wird ihm durch die Schönheit mitten unter den harten Kämpfen und Selbſtverleugnungen, wodurch allein er ſich der ſeligen Ruhe einer höhern Vollendung würdig macht, ſchon ein Vorgefühl derſelben gegeben.

Nach dieſer Darlegung des Inhalts (die, wie wir hoffen, im Ganzen nicht verfehlt iſt, wofern ſich auch im Einzelnen Mißverſtändniſſe eingeſchlichen haben ſollten) wird ſich jeder, der das Gedicht noch nicht kennt, einen dichteriſch belebten, aber immer noch lehrenden, Vortrag denken, und durchaus nicht erwarten, es werde mit lyriſcher Fülle hinſtrömen. Lehrend kann ſich die Poeſie gewiſſermaßen ſelbſt das Unſinnlichſte zueignen, denn ſie gebraucht eben das als darſtellendes Zeichen, was der denkenden Kraft zur Feſthaltung der Begriffe unentbehrlich iſt. Die Sprache iſt die Leiter, auf der wir von der Erde bis in den Himmel, oder wenigſtens bis in die Wolken hinaufklimmen, und die oberſte Sproße derſelben iſt aus gleichartigem Stoff mit der unterſten verfertigt. Auch als Werkzeug ganz entkörperter Gedanken kann ſie ihren ſinnlichen Urſprung, ihre bildliche Natur nicht völlig verleugnen: es gilt alſo nur, Bild gegen Bild zu vertauſchen, und ſo lange herabzuſteigen, bis man aus der kalten obern Luft wieder in die wärmere Region des Lebens und der Schönheit gelangt iſt. Aber ein lyriſcher Geſang ſetzt nicht bloß innre Anſchauung, ſondern innige Regung voraus: und welche, wenn man ſo ſagen darf, vergeiſtigte Empfänglichkeit gehört dazu, von ſolchen Gegenſtänden berührt, ihren Eindruck melodiſch zurückzugeben.

Wenn man dieß bedenkt, ſo wird man ſich eher wundern, daß Sprache und Silbenmaß dem Dichter ſo oft zu Gebot geſtanden haben, als daß ſie hie und da widerſpenſtig hinter dem Gedanken zurückgeblieben ſind. Der bezaubernde Wohllaut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch eben faßen kann, und die ſanft verſchmelzte Harmonie des Ausdrucks wird nur ſelten unterbrochen. Die Bilder der alten Mythologie ſind hier bloß idealiſch mit einer deutenden Anwendung eingeflochten, und es iſt aufs glücklichſte ein neuer Raub an ihnen begangen. Der ganze Sinn des Gedichtes liegt in dem Apfel Proſerpinens begriffen. Es iſt eins jener erhellenden Gleichniſſe, welche die Wirkung der letzten Lichter thun, die man auf ein Gemälde ſetzt. Eben ſo ſchön und wahr iſt in der Erwähnung Laokoons die edelſte Forderung ausgedrückt, welche an die Menſchheit zu machen ſteht: der Widerſtand, der die niederdrückende Natur des Leidens in den höchſten Triumph der Seele, in das Zeichen ihres göttlichen Urſprungs verwandelt. Wir wißen, daß die Bildſäule Laokoons beides darſtellt, die Angſt, welcher ſich der Sterbliche nicht entziehen kann, und den Muth, wodurch er unſre Ehrfurcht mehr, denn der Gott erregt, der ein willkürliches Urtheil über ihn ſprach. Dieſem Gedanken, den der Künſtler in der Schrift menſchlicher Züge darlegte, ſind hier wenige, aber lebendige Worte verliehn. Die Vergötterung des Herkules endigt die Reihe dieſer Bilder auf die zweckmäßigſte Art; und das in der letzten Strophe wiederholte Wort:

— — des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt,

malt uns die Befreiung von der Laſt des Irdiſchen ſo fühlbar hin, daß wir am Ende des Geſanges in der That mit dem Vergötterten hinangeſchwebt zu ſein glauben.

[Kleinere Gedichte Verſchiedener.] Im neunten und zehnten St. ſtehen zwei poetiſche Ueberſetzungen griechiſcher Hymnen, des homeriſchen auf Apoll [von Goethe] und eines weniger bekannten von Proklus auf Pallas Athene [von Herder].

die den Liebhabern und Kennern des Alterthums willkommen ſein werden. Sie würden die Mühe einer nähern Vergleichung mit den Originalen belohnen, wenn hier Raum dazu übrig wäre. Das ſiebente Stück enthält Kompoſitionen von Reichardt zu drei voßiſchen Liedern, ‘die Dichtkunſt’ in demſelben Stück, ‘Weihe der Schönheit’ und ‘Sängerlohn’ im fünſten. In jenem finden ſich noch zwei Gedichte [von Woltmann], ‘der Dorfkirchhof’, welches nicht zu ſeinem Vortheile an die berühmte Elegie von Gray erinnert, und ‘Lethe’. Beide ſind wohlklingend verſificiert und nicht ohne glückliche Zeilen. In dem letzten wäre der Ausführung des wahren Gedankens, daß wir die Erinnerungen des gegenwärtigen Lebens für keine unbekannte Glückſeligkeit können hingeben wollen, mehr Klarheit zu wünſchen. Die Erſcheinung der ‘Anmuth und Würde’ am Ende iſt ziemlich unerwartet. Die ‘Schwarzburg’ [von Sophie Mereau] im neunten St. enthält in wohlklingenden Reimen ein Gemälde anmuthiger oder romantiſcher Naturſcenen, von blühendem, manchmal nur zu üppigem Kolorit, mit zarten Empfindungen untermiſcht.

[Goethes Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.] ‘Die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten’ (im erſten, zweiten, vierten, ſiebenten und neunten St.) ſind das, wofür der Vf. ſie giebt, eine leichte, angenehme Erholung, welche nicht ſowohl den ermüdeten Geiſt von ſich ſelbſt ablenkt und zerſtreut, als durch den ruhigen Ton, der darin herrſcht, zur Sammlung einladet, womit ihm oft der größere Dienſt geſchieht. Der Eingang erinnert an einen ähnlichen, zu einer ſonſt noch genug von dieſer verſchiedenen Reihe von Erzählungen, dem Dekameron des Boccaz. Dort flüchtete man ſich von dem Schauplatze der phyſiſchen Zerrüttung, wie hier von dem Schauplatze der politiſchen. Nur konnten die anmuthigſten

Erzählungen eine Peſt nicht beſchwören, da ſie hingegen Hader und Zwietracht wohl in den Schlaf zu wiegen vermögen. Die Einleitung zu dieſem Unternehmen hat freilich das Anſehen eines Widerſpruchs; denn es bringt dem Gedächtniſſe die Gegenſtände ſehr nahe, welche man ſich zu entfernen vorſetzte: doch iſt er nicht ganz unauflösbar. Das Uebel mußte noch einmal ſo lebendig geſchildert werden, daß es jedem, welcher je Partei genommen hatte, leicht wird, ſich von dem Daſein desſelben durch eine aufwallende Theilnehmung an dieſem Geſpräch zu überzeugen. Die Erwähnung des Galgens und der Guillotine berührt eben den Gipfel beider entgegengeſetzten Denkarten, und man iſt nicht betrübt, den braven Mann abreiſen zu ſehn, der ſie herbeiführte. Nun gewinnt man Raum, ſich an den folgenden Geſprächen zu erfreuen, worin Vernunft und Witz, allgemeine und beſondre Wahrheiten aufs glücklichſte gemiſcht ſind, wo es der Namen nicht bedarf, um die Sprechenden von einander abzuſondern, und ein jeder ſeinen Charakter behauptet. Ja, bis in die kleinſte der kleinen Geſchichten, welche vorgetragen werden, läßt ſich jene feine und lebhafte dramatiſche Wendung nicht verkennen. Auch die Spuren deſſen, was man Manier nennen möchte, gefallen noch daran: warum ſollte man eine zierliche Manier nicht lieben? Dieſe hier iſt nicht karg mit Worten und Aufzählung kleiner Umſtände, aber ſie haben alle Leben und Grazie und werden durch einen einfachen Gang zuſammengehalten. Ohne Prunk und gefliſſentlich erregte Spannung erreicht die erſte dieſer Erzählungen ihre Abſicht, unſre Aufmerkſamkeit zu feſſeln und die Phantaſie anzuregen, wobei es nicht ohne Schauder abgeht. Anordnung und Ausdruck ſind ſo kunſtlos und darſtellend, daß man gern zu ihnen zurückkehrt, und es ſich ſchon gefallen läßt, das Wort dieſes Räthſels, ſo wie der andern nachher aufgegebnen, nicht gefunden zu haben. Beſonders iſt alles, was darin zur Bezeichnung der Charaktere dient, vortrefflich. Alle Zaubereien des Vf. reichen dagegen nicht hin, den harten Kontraſt in dem Abenteuer des Marſchall de Baſſompierre ohne Widerwillen verſchmerzen zu laßen. Daß die Begebenheit der ſchönen Strohwittwe mit einem Prokurator zu Genua nicht unbekannt iſt, ſchadet allerdings dem Vergnügen nicht, womit wir ſie hier wieder leſen; doch ſchadet es ihrer Moralität, daß alles Verdienſt auf die Kälte und Geiſtesgegenwart des jungen Weiſen kommt, und die Entſagung der artigen Frau nach aufgehobnem Faſten vielleicht nicht Stand halten möchte. Uns dünkt daher die Geſchichte des verirrten Jünglings moraliſcher. Eine überzeugende Wahrheit der Darſtellung und der Bemerkungen, die dem Vf. in der That ſo natürlich wie das Athmen zu ſein ſcheint, ſpricht uns darin an. Gegen das Ende entſteht indeſſen die Frage, ob eine ſolche Erfahrung, wie die, welche Ferdinands Rettung begleitet, nicht zu denen gehört, an die, bei Gelegenheit des Sprungs zweier verbrüderten Schreibtiſche, die Forderung gemacht wird, daß ſie wahr ſein müßen, und die man alſo nur gern in Heinrich Stillings Leben lieſt.

Was aber alles Belehrende und Ergötzende in den vorigen Unterhaltungen dahinten läßt, was ein ſanftes Wohlgefallen in das lebhafteſte Vergnügen verwandelt, iſt das Märchen (zehntes St.), zu dem wir durch treffende Winke über das Weſen der Phantaſie vorbereitet werden. Sie gaukelt uns alsdann das lieblichſte Märchen vor, das je von ihrem Himmel auf die dürre Erde herabgefallen iſt. Alle ihre Jugend und Fröhlichkeit ſcheint wach geworden zu ſein.

So bunt ſie aber ihr Gemälde miſcht, ſo gemildert iſt es dennoch in ſeiner Haltung. Ein Reihe der lieblichſten Bilder zieht uns fort: ſie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteriſtik, und dann wieder ins Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung, als im Mitleiden, das der Gegenſtand erweckt. Nie gab es einen liebenswürdigeren Schmerz, als den der ſüßen Lilie; überhaupt erregt ſie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen ſie führt, in freier Luft einathmete. Dazwiſchen bringt irgend ein komiſcher Zug, wie die Verlegenheiit der guten Alten um ihre Hand, zum Lächeln, oder man erheitert ſich bei den Irrlichtern, einem Völkchen, das hier in ſeiner ganzen Beweglichkeit ergriffen, und wie feſt gezaubert iſt, ohne ſtill zu ſtehn. Es iſt eine Zeichnung, bei der man nicht ohne Ergötzen verweilen kann: ſie erſchöpft was ſie darſtellen ſoll, und gleitet doch leicht darüber hinweg, wie die Nymphe über die Spitzen des Graſes. So ſchwebt das ganze Märchen hin, und wer ſich nicht an ihm erfreuen wollte, müßte wenigſtens nicht mit unbefangnem Geiſte ſich beluſtigen können, oder alle Werke, woran die Einbildungskraft allein Theil hat, läſtig finden. Alsdann könnte es ihn vielleicht noch unterhalten, nach einem haltbaren Faden der Deutung zu ſuchen, welches wir noch nicht unternommen haben. Im Einzelnen iſt Sinn und Bedeutung nicht ſchwer zu erkennen. Bei der Flüchtigkeit, die man ſonſt nur den Landsleuten der Irrlichter zutrauen ſollte, ſchimmert ein gewiſſer Ernſt durch, der „nicht ſchwer wird über Allem," wie die Landsleute des Vf., ſondern eben hinreicht, eine deſto angenehmere Erinnerung der empfundnen Luſt zurückzulaßen. Es iſt kaum nöthig, zu bemerken, daß nirgends Ueberladung, weder in der Sprache, noch in den Beſchreibungen, ſtatt findet. Wollte die Kritik auch dieſes ſchöne Wolkenbild nicht ohne Tadel vorbeiſchlüpfen laßen, ſo könnte man ſagen, daß die Kataſtrophe, wobei die Theilnahme an den Lieblingen ſtill ſteht, nicht nahe genug ans Ende gerückt iſt. Allein dieß ſtört den Genuß nicht, und wenn wir geendigt haben, ſo ſehen wir im Geiſt den Erzähler, der bisher unter der Geſtalt eines alten Geiſtlichen aufgetreten iſt, die Maſke abwerfen, und mit einem Flügelpaar daſtehn.

[Alexander von Humboldt ‘Die Lebenskraft’.] ‘Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius. Eine Erzählung.’ (fünftes St.) Sie enthält eine treffende Allegorie über einen Gegenſtand aus der Naturwißenſchaft, für die man nur ſelten ſinnreiche Einkleidung erfand, während man die Lehren der Moral mit den platteſten überhäufte. Der kleine Aufſatz iſt gefällig und blühend geſchrieben; das Ende läßt eine ſanfte Rührung zurück.

[Engels Entzückung des Las Caſas und Lorenz Stark.] ‘Entzückung des Las Caſas, oder Quellen der Seelenruhe’. (drittes St.) So heißt die Ueberſchrift des Geſichts eines ſterbenden Weiſen, der auf ein thatenvolles Leben erbangend zurückſchaut. Sein Genius läßt ihn zuerſt die traurigen Folgen einiger Uebereilungen, und dann in weiter Ferne die endliche Auflöſung der Verwirrung erblicken, die ſein Herz an ſich ſelbſt verzweifeln ließ. Der Erzähler geht dabei keinen neuen Weg, aber den, worauf ihm der Denker gern folgt. Die Sprache hat durch Fülle und Feierlichkeit faſt am Einfachen eingebüßt, aber ſie iſt mit der frommen Erhabenheit des Gegenſtandes eins geblieben. Bei der Vergleichung mit dem Traum des Galilei ſollte man denken, ein Philoſoph für die Welt, deſſen man ſich dankbar erinnert, ſei hier Philoſoph für den Himmel geworden. Das Charaktergemälde im zehnten Stücke, ‘Herr Lorenz Stark’, iſt nur noch Bruchſtück, obſchon am Ende keiner zu hoffenden Fortſetzung erwähnt wird; doch iſt die Geſchichte weit genug geführt, um eine befriedigende Entwickelung vorausſehen zu laßen. Es iſt nicht nur ein unterhaltendes, ſondern ein lehrreiches Gemälde; denn wir erblicken darin Verhältniſſe, wie ſie ſich im gewöhnlichen Leben wirklich finden, und den häuslichen Frieden nur zu oft unterbrechen. Schwächen und Eigenheiten ſind hier in ihrem Zuſammenhange mit lobenswürdigen Eigenſchaften gezeigt; Recht und Unrecht findet ſich auf beiden Seiten, und eben dieß erregt eine mehr zuſammengeſetzte Theilnahme, als moraliſche Erzählungen meiſtens einzuflößen im Stande ſind. Die Aufdeckung manches feinen Selbſtbetruges verräth einen geübten Beobachter der Menſchen. Durch die ganz dialogiſche Behandlung wird die Umſtändlichkeit in treffenden, wenn auch kleinen, Zügen belebt und anziehender gemacht. Wenn man dieſe Charakterzeichnung neben die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten ſtellt, ſo kann man ſich des Wunſches nicht enthalten, daß die Verfaßer in ihrem wahren, leichten und vertrauten Ton der Darſtellung, wozu aber mehr Geiſt erfordert wird, als mancher ſich vielleicht einbildet, glückliche Nachfolger (nicht Nachahmer) finden, und unſre Leſewelt dadurch von dem Geſchmack am Gothiſch-Heroiſchen, Rieſenhaften und Abenteuerlichen geheilt werden möchte. Man müßte ihr wenig Gutes zutrauen, um dieſe Hoffnung nicht zu hegen, da eben in dieſem Zeitpunkt ein Roman von einer Meiſterhand das natürlichſte, freieſte Leben durch eine hie und da wunderbare, immer anlockend geknüpfte Verwickelung hinſpielen läßt.

Schauſpiele von Friedrich Wilhelm Gotter. 1795. Lpz. Göſchen.

Es iſt eine eigne Erſcheinung in unſrer Litteratur, daß wir bei unſrer Armuth im dramatiſchen Fach doch eine beträchtliche Anzahl ſehr geiſtvoller Schauſpiele beſitzen, die entweder von ihren Verfaßern gleich Anfangs nicht für die Bühne beſtimmt wurden, oder doch kein mit ihrem Werthe in Verhältniß ſtehendes Glück darauf machten. Kaum gehört eins oder das andre von den Stücken unſrer dramatiſchen Meiſter zu den allgemein gangbaren, während mittelmäßige Plattheit mit einer gewiſſen Zuverſicht auf dem Theater erſcheinen darf, und ſich deſſelben nur zu oft gänzlich bemächtigt. Der große Haufe der Schauſpieler findet ſie, wie es ſcheint, ſeinen Fähigkeiten, der große Haufe der Zuſchauer ſeinen Bedürfniſſen, die er doch wohl am beſten kennen muß, angemeßener: was man mit ſeinem eignen Geiſte verwandt fühlt, hat immer etwas ungemein Gemüthliches und Zuthätiges. Ein nicht geringer Grad von Bildung wird dazu erfordert, zu dem Vortrefflichen von Zeit zu Zeit mit neuem Vergnügen zurück zu kehren, und es ſtets noch durch eine mehr ergründende Betrachtung neu zu finden. Daher will man immer etwas Neues: ſollte es auch von der Beſchaffenheit ſein, daß ſein ganzes Verdienſt, wenn es vor dem Anfange der erſten Vorſtellung irgend einiges hatte, zu Ende derſelben gewiß dahin iſt. Dieſe Bemerkungen liegen dem Beurtheiler obiger drei Schauſpiele ſehr nahe, wenn er es bei der auserleſenen Unterhaltung, welche beſonders die beiden erſten ihm gewähren, beklagen muß, daß ſie zwar unſtreitig eine Bereicherung unſerer Litteratur, aber ſchwerlich unſers Theaters ſind. Der Dichter (einer von denen, die jedesmal willkommen ſind, ſo oft, oder vielmehr ſo ſelten ſie erſcheinen, und an denen man es nur tadeln möchte, daß ſie bei einer glücklichen Leichtigkeit mit ihrem Geiſte nicht freigebiger ſein wollen, wenn ſolche Anforderungen an Witz und Phantaſie, Kräfte, welche nur in ihrer freieſten Regſamkeit glänzen, nicht immer zudringlich und unbillig wären), der Dichter erklärt ſich ſelbſt hierüber in einer kurzen Vorrede. 'Den erſten Anlaß zu dieſen Stücken gab das Bedürfniß eines geſellſchaftlichen Theaters. Wer ſie aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird ſich vielleicht geneigter fühten, manche Abweichung von den ſtrengen Vorſchriften der dramatiſchen Kunſt und manche andre Verirrung des Witzes und der Laune zu entſchuldigen. Dieß gilt vorzüglich von den beiden erſten Stücken' (Vaſthi, ein Luſtſpiel in einem Akte; Eſther, ein Schauſpiel in ſechs Akten), 'deren Stoff mit der Art ihn einzukleiden in einem zu auffallenden Kontraſte ſteht, als daß ſie ſich mit dem Zwecke einer öffentlichen Vorſtellung vereinigen ließen.'

Die Geſchichte jener berühmten Königinnen iſt hier nämlich durch eine ſonderbare, ſehr originelle, Gattung des Komiſchen gewürzt. Hiſtoriſche Perſonen, die uns aus einer alten Urkunde von ehrwürdigem Anſehen ſchon von früher Kindheit her bekannt ſind, die aber, was ihren Charakter betrifft, nichts ſonderlich Ehrwürdiges an ſich haben, ſo daß die Laune mit gutem Fuge Muthwillen an ihnen treiben kann, erſcheinen hier mit neumodigen Vorſtellungsarten, Sitten und zum Theil Thorheiten ausgeſtattet. Vollkommene Beobachtung des Koſtums in der Darſtellung einer in ſo entlegnen Zeiten, bei ſo fremden Völkern vorgefallenen Handlung wäre vielleicht ein unmögliches Unternehmen; dennoch ſtellt ein auffallender Verſtoß dawider den Dichter ſelbſt, der ihn unwillkürlich mitten in ſeinem tragiſchen Ernſte begeht, in ein lächerliches Licht. Ganz etwas Anderes iſt es, wenn er, wie hier, die Zeitalter und Sitten abſichtlich verwirrt, um durch das Zuſammenrücken ſo fremdartiger Vorſtellungen überraſchende Gegenſätze zu bilden. Dieß kann bis in das Burleſke getrieben werden, und iſt eins der vorzüglichſten Hilfsmittel der Parodie. Unſer Dichter aber weiß auch im Scherze Maß zu halten, und dergleichen Kontraſte mit bedeutender Feinheit anzubringen, ohne ſich von dem höheren Komiſchen, das er in die Charaktere ſelbſt gelegt hat, zu entfernen. Das kleinere Stück iſt gewiſſermaßen ein Vorſpiel des zweiten: die darin auftretenden Perſonen kommen mehrentheils nachher wieder vor. Es hat nur wenig Verwicklung und kann ſie auch nicht haben: doch machen die zahlloſen und unleidlichen Grillen einer Schönen, bei der ſich der Uebermuth des Standes zu einem unbegränzten Vertrauen auf die oft erprobte Allmacht ihrer Reize geſellt; die willkommne, aber nachläßig aufgenommene Schmeichelei und vergeblich angebrachte Weisheit ihrer Hofmeiſterin; die verſchiednen Arten höfiſcher Pedanterei im Ton der an ſie abgeſchickten Kämmerlinge; endlich die platte

Feierlichkeit in der Berathſchlagung, wie die Verbrecherin geſtraft werden ſoll, zuſammen ein ſehr artiges Gemälde aus, deſſen anziehende Kraft weder auf dem allzu Bunten, noch auf dem Ueberladenen beruht. Die Geſchichte der ſtolzen Vaſthi (an welcher darin nichts verändert wird, als daß Haman und ſeine Frau ſchon vorkommen, und daß die Königin hier nach einem Geliebten ſchmachtet, der dafür, wie man im folgenden Stücke erfährt, 'nach altem Brauche im Stillen ſtranguliert wird'), hat wohl nie jemanden im Ernſte tragiſch geſchienen, außer herrſchſüchtigen Frauen, oder geplagten Männern, weil die wohlmeinende Abſicht des Ahaſverus wenig Erfolg für ſie gehabt zu haben ſcheint. Aber die That der Eſther iſt wirklich einmal als Trauerſpiel bearbeitet, um einen andächtigen und ausſchweifenden Hof zur Abwechſelung auch von der Bühne herab zu erbauen. Die Piété pries Ludwig den Vierzehnten in einem prächtigen Prolog dazu und damit die Demoiſelles de Saint-Cyr Gelegenheit hätten ihre Geſchicklichkeit in geiſtlichen Liedern anzubringen, und Madame de Maintenon zugleich unter dem Bilde der Eſther geſchildert werden könnte, mußte dieſe, der doch Alles auf Geheimhaltung ihrer Geburt ankam, eine ganze Schar junger Jüdinnen im königlichen Pallaſt in der Religion ihrer Väter erziehen. Konnte die tragiſche Muſe trotz aller ihrer Würde ſich enthalten zu lächeln, wenn ihr Racine dergleichen Dinge zumuthete? In der That, mancher Zug ſeines Trauerſpiels würde mit geringer Veränderung oder Verſtärkung in der Eſther, woraus auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilern einige Scenen vorgeſtellt werden, einen ganz ſchicklichen Platz finden. Wer kennt nicht dieſe unvergleichliche Poſſe? Wer muß nicht jedesmal über die herzbrechenden Geſpräche zwiſchen dem Kaiſer Ahaſverus und ſeinem Miniſter Haman, zwiſchen Eſther und ihrem Hofjuden Mardochai, von Neuem lachen? Um zu bemerken, daß ſie unſtreitig unſerm Dichter zu einer ſolchen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes in einem ausgeführten Schauſpiele Veranlaßung gegeben haben, wird nicht viel kritiſcher Scharfſinn erfordert; wer aber dabei verweilen könnte, nicht um das Vergnügen der Vergleichung zu genießen, ſondern um die jüngere Eſther herabzuſetzen, müßte den Unterſchied zwiſchen einem aufgefaßten, jedoch mit eigenthümlichen Geiſte benutzten Gedanken, und einer Nachahmung, die mit fremdem Eigenthume prangt, ganz aus den Augen verlieren, oder ihn auch verkennen wollen. Die komiſchen Farben ſind in jenem Bruchſtücke einer Haupt- und Staats-Aktion weit ſtärker aufgetragen, als in der vorliegenden Tragikomödie (wenn man ihr ja den Namen einer beſtimmten Gattung beilegen ſoll); auch ſind hier die gemeinſchaftlichen Charaktere ganz anders gezeichnet. Die ſchöne Eſther erſcheint durchaus liebenswürdig in ihrer ſchüchternen Einfalt, die ſich zuweilen bis zum frommen Heldenmuthe erhebt; der alte Mardochai als ein würdiger Greis ohne Beimiſchung jüdiſcher Nationalzüge. Auch die ſultaniſche Gleichgültigkeit und ſelbſtzufriedne Schlaffheit im Charakter des Ahaſverus iſt zwar nicht ganz weggenommen, aber doch beträchtlich gemildert worden. Faſt möchte man ſagen, ſein Betragen gegen Eſther ſei zu edel und gefühlvoll, um jenen Eigenſchaften nicht zu widerſprechen, wenn nicht die Liebe, wie erzählt wird, häufig dergleichen Wunder wirkte. Die ſchlafloſe Nacht, wo Ahaſverus ſich aus langer Weile ſeine Thaten vorleſen läßt, und erſt durch die Chronica und Hiſtorien erinnert werden muß, daß ihn Mardochai von einer Verſchwörung gerettet, war für den tragiſchen Dichter, der ſich an jeden Punkt einer ſo bezeugten Geſchichte gebunden glaubte, eine verzweifelte Aufgabe. Wer muß nicht über Racine lachen, wenn er den König ſich erſt auf ſeinen Thron, wie auf einen delphiſchen Dreifuß ſetzen läßt, um folgende Albernheiten zu ſagen:

> Je veux bien l'avouer. De ce couple perfide
> J'avais presque oublié l'attentat parricide.
> Et j'ai pali deux fois au terrible récit
> Qui vient d'en retracer l'image à mon esprit.

Hier hingegen iſt die Geſchichte ebenfalls befolgt; nur in dem ihr entſprechenden Tone behandelt und mit Umſtänden bereichert. Der ſchlaue Aſtrolog, der freimüthige griechiſche Arzt, die Sängerin mit ihrem allerliebſten fürſtlichen Wiegenliede, der Vorleſer und das 648ſte Kapitel des 1486ſten Buchs der Chronica, die den Monarchen nach einander unterhalten müßen, machen eine der ergötzlichſten und launigſten Scenen aus, die jemals geſchrieben ſind. Es iſt einſichtsvoll angeordnet, daß Ahaſverus ſich der von Haman vorgeſchlagenen Ermordung der Juden anfangs widerſetzt, und daß die Art, wie nachher der Befehl dazu erſchlichen wird, ins Dunkel gerückt iſt. Die gleiche Bereitwilligkeit, womit er in der wahren Geſchichte dem Haman dieß Blutfeſt, dann ſeinen jüdiſchen Nachfolger ein ganz entgegengeſetztes zugeſteht, iſt wirklich empörend. Auch die Rachſucht Mardochais und der Königin bleibt billig weg. Vielleicht iſt die Bitte, Hamans zehn Söhne ebenfalls aufzuhängen, noch im Munde des leeren und herzloſen Höflings, auf den ſie der Dichter übertragen hat, zu entſetzlich. Zum Glücke wird ſie abgewieſen. Haman ſelbſt mußte unumgänglich als Böſewicht geſchildert werden: dafür weiß man aber auch im voraus, wie ſtattlich die poetiſche Gerechtigkeit an ihm ausgeübt werden wird. Das Wageſtück, das Abſcheuliche bei einer lächerlichen Seite zu faßen, und durch geſchilderte Unmenſchlichkeit zu beluſtigen, ohne dem ſittlichen Gefühl zu nahe zu treten, kann ſchwerlich beßer gelingen, als in der Scene, wo Haman ſeiner Frau und ihrem Freunde den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen ankündigt:

Jetzt hört und freuet euch! In dreimal zwanzig Stunden
Schlägt man ſie alle todt — todt — todt, gleich tollen Hunden.

Es iſt meiſterhaft erſonnen und ausgeführt, wie ſich in ſeinen rohen, ſelbſtſüchtigen Prahlereien der Rauſch der Freude und des Weines zugleich ergießt. ‘Ihr ſeht was ich vermag,’ ſagt er, indem er ſich auf den Bauch klopft und trinkt:

Durch Felſen gieng mein Weg: Schweiß koſtete die Mine.
Verſchrieben von Paris iſt ſchon die Guillotine.
Sie kommt mit Extrapoſt in dreien Tagen an.
Dann ſchaut! mit Einem Schnapp ſind hundert abgethan.

Ein ähnlicher Einfall, zwar ein Wortſpiel, aber witziges Wortſpiel, iſt es, wenn Haman vorher, indem er dem Könige die Nachkommen Jacobs als Verbrecher ſchildert, ausruft:

Tilg' alle Jacobiner
Vom Eſeltreiber bis zum Haupte der Rabbiner!

Seres, Hamans Frau, eine alte weiſe Hofdame, die ſich nach ihrem Abſchiede als Hofmeiſterin auf moraliſche und politiſche Schriftſtellerei legt, hat die täuſchende Wahrheit eines Portraits; auch ihr Hausfreund, der Kammerherr, den nur die Bedürfniſſe ſeines Magens an die podagriſche Schöne feßeln, gehört ganz dazu. Unter der großen Menge eben ſo kühner als feiner Züge, die nur dem Witze eines geübten Menſchenkenners gelingen konnten, iſt es ſchwer, die vorzüglichſten zu wählen; auch verlieren ſie außer dem Zuſammenhange unendlich. Ceres giebt unter andern der jungen Königin folgende Beſchreibung der Etikette:

Es iſt die Heimlichkeit,
Die Loſung, das Panier der Höfe weit und breit;
Der Stein, von Geiſterhand zum Eckſtein abgeründet,
Worauf ſich Salomos verlorne Weisheit gründet;
Es iſt der Iſis Bild, die nie ihr Haupt entblößt,
Es iſt der Talisman, der alle Zauber löſt;
Und wenn von Pol zu Pol die Höfe ſich verdammen,
Verfolgen und entzwein — der Ring hält ſie zuſammen.

Ein andermal tadelt ſie den Mangel an Würde und Feierlichkeit in ihrem Betragen:

Das macht — die Königin weiß nichts von Etikette.
Mit ihren Kammerfraun ſtickt bald um die Wette;
Steht bald auf den Balkon, und ſpielt für ſich Joujou,
Koſt mit dem Aeffchen hier, dort mit dem Kakatou;
Bald geht ſie — nein! ſie läuft ſpazieren im Galoppe,
Und hängt den Purpur um, wie eine Pelzſaloppe.

Bei dem Ueberfluße an beluſtigenden Einfällen und komiſchen Darſtellungen, merkt man aber nirgends, daß dem Gegenſtande Gewalt angethan wäre, um ſie herbeizuholen; ſie ſcheinen ſich alle freiwillig darzubieten. Was nach dem Weſen der Sache ernſthaft iſt, hat der Dichter ſo gelaßen: er zeigt an manchen Stellen, daß ihm auch Eindrucke von einer ganz andern Art zu Gebote ſtehn, mit denen er hier indeßen nur ſpielt, und bald durch einen flüchtigen Uebergang gleichſam aus Muthwillen ſein eignes Werk zerſtört. Vielleicht ſtreift er einigemale zu weit in das Gebiet des Trauerſpiels hinüber. Es iſt wenig geſagt, daß die Scene, wo Haman, während Ahasverus eben hinausgegangen iſt, Eſther um Gnade anfleht, hier weit mehr pathetiſche Starke hat, als bei Racine; allein die letzte Beſchwörung hat in dem Munde eines ſolchen Böſewichts etwas unangenehm Erſchütterndes.

Obige Zeilen können zugleich eine Probe der Verſifikation abgeben, welche man an den Gedichten des Verf. gewohnt iſt. Die gereimten Alexandriner, die ehedem bei uns eben ſo, wie bei den Franzoſen, faſt in allen Dichtarten herrſchten, ſind eine Zeit hindurch vielleicht allzuſehr vernachläßigt worden. Wie aber Alles ſeine

Ebbe und Flut hat, ſo ſcheinen ſie auch jetzt wieder mehr empor zu kommen. Von der tragiſchen Bühne bleiben ſie zwar wohl mit Recht verbannt, obſchon Hr. Gotter in ſeinen Trauerſpielen ein muſterhaftes Beiſpiel von ihrem beſtmöglichen Gebrauche gegeben hat. Iſt dieſe Versart für den freien, vielfachen Ausdruck der Leidenſchaft nicht ſchon an ſich ſelbſt zu eintönig, ſo wäre es doch wohl eine zu ſchwere Aufgabe für unſre Schauſpieler, ſie natürlich, mit beſtändiger Abwechſelung des Tones, und doch ohne Nachtheil des Wohlklanges herzuſagen. Ueberhaupt erinnert uns der Reim unaufhörlich allzuſehr an den Dichter: wir wollen ihn lieber über ſeinen Menſchen vergeßen. Alles dieß gilt vielleicht weniger von komiſch dramatiſierten Handlungen. Wie dem auch ſei, das Ergötzen des Leſers an dieſen Schauſpielen (da ſich, ungeachtet ſie ſonſt alle theatraliſchen Erforderniſſe haben, wahrſcheinlich die Namen ihrer Aufführung widerſetzen werden) wird gewiß durch den Reim, deſſen feinere Reize, und wenn man ſo ſagen darf, deſſen Grazien der Dichter alle anzubringen weiß, ohne daß ſie ihm je die mindeſte Aufopferung zu koſten ſcheinen, um Vieles erhöht. Die Lebhaftigkeit und glücklichen Wendungen des Dialogs, ſtatt darunter zu leiden, ſind nur deſto glänzender geworden.

Des Verf. allzu beſcheidne Erklärungen überheben uns der Mühe, uns über das, was ſich etwa gegen den Plan oder die Ausführung einwenden ließe, z. B. die Lücke zwiſchen dem erſten und zweiten Akte, wodurch Undeutlichkeit entſteht, die Unwahrſcheinlichkeit, daß Mardochai von dem geheimen Befehle zur Ausrottung ſeines Volkes ein Originaldokument mit dem königlichen Siegel in Händen hat, u. dgl. m., weitläuftig zu verbreiten. Neben ſolchen Vorzügen würden viel größere Mängel unbedeutend werden. Wer ſcherzhafte Unterhaltung liebt, muß keine meiſternde Laune hinzubringen: man lacht gern, ſollte man auch gegen die Regeln gelacht haben.

Die ‘Baſen’ ſind nach Les caquets von Riccoboni gearbeitet, und ungeachtet die Handlung ganz in der niedrigen Sphäre geblieben iſt, wohin alles Weibergeklatſch verbannt ſein ſollte, doch eine feinere Ausführung dieſes Gegenſtandes, als eine andre ſchon im Deutſchen verbannte. Nur hätte ſie etwas abgekürzt werden mögen, da die Schwäche der Verwickelung uns kalt läßt, und nur die ungemeine Zungengelaufigkeit der beiden Heldinnen vom Trödel darin unter hat. Dieſe iſt mit völliger Sprach- und Sachkenntniß nachgeahmt, ohne in einen für die Zuhörer allzu beleidigenden Ton zu verfallen. Das Stück, welches durch die Geſellſchaft der beiden andern beinahe zu ſehr geehrt wird, iſt überhaupt weniger zum Leſen, als zur Aufführung beſtimmt, und würde wiederum weniger bei einer öffentlichen, als bei einer geſellſchaftlichen Vorſtellung gefallen, wo man eher Hoffnung hätte, jenen Ton auch im Vortrage vermieden, manche nur angedeutete Züge durch das Spiel gehoben, um dem ächten Hageſtolzen Schönemann ſein vollendetes Recht gethan zu ſehen.

Erzählungen von Samuel Gottlieb Bürde. Königsb. Nicolovius. 1796.

Dieſe erzählenden Gedichte ſind ſchon einzeln in periodiſchen Blättern abgedruckt, erſcheinen hier aber, wie uns die Vorrede belehrt, theils gänzlich umgeſchmolzen, theils ſorgfältiger ausgefeilt. Obgleich ein ſolches Beſtreben nach höherer Vollkommenheit lobenswerth iſt, ſo mag ihnen doch leicht jene Art der Ausſtellung günſtiger geweſen ſein. Hier, wo man ſie geſammelt, mit nichts Fremdem unvermiſcht und als ein für ſich beſtehendes Werk in die Hand nimmt, dürfte eine gewiſſe Einförmigkeit und Beſchränktheit, worin ſie alle einander ähnlich ſind, ſchwerlich der Bemerkung entgehen. Doch wir beſcheiden uns gern, daß es auch in dieſen leſeluſtigen Zeiten Leſer geben mag, die durch das Alltägliche noch angenehm überraſcht werden. Wem ſie irgend Unterhaltung gewähren können, den braucht die Kritik nicht vor ihnen zu warnen, und die Moral muß ſie ihm ohne alles Bedenken empfehlen. Nur auf der dichteriſchen Seite geht ihnen Vieles ab, nicht was den Schmuck der Beiwörter, Redefiguren und Bilder betrifft (denn daß der Verf. dieſen mit Mäßigung angebracht, und ihn dem Stoffe nicht aufgezwungen hat, bleibt ein Vorzug ſeiner Werke, mag es immerhin mehr eine Tugend der Nothwendigkeit als der Wahl ſein), ſondern an Geiſt und Leben, womit auch ſolche Dichtarten, deren Ton ſich der vertraulichſten Proſa nähert, nie zu reichlich ausgeſtattet werden können. Die Erfindung, wo ſie dem Dichter zugehört, iſt wenig anziehend, die Zeichnung der Charaktere unbedeutend, der ganze Gang der Erzählung matt; der Darſtellung fehlt es ſowohl an Stärke, als an Schönheit; der Scherz iſt nicht recht ſcherzhaft, und das Pathos nicht ſonderlich pathetiſch.

Die Beſcheidenheit, womit der Verf. ſelbſt ſeine Muſe in folgenden Zeilen charakteriſiert, erregt den Wunſch, ihm ſchmeichelhaft widerſprechen, und ſeine Zweifel heben zu können.

Der Stoff iſt arm, die Form gemein,
Der Wille gut, doch das Vermögen klein:
Dagegen buhlt er auch nicht um den Kranz der Ehre;
Den Leſer angenehm zerſtreun,
Dieß iſt das Ziel, nach dem er ſteuert.
Doch wie, wenn er auch das nicht traf?
Ei nun, im ſchlimmſten Falle leiert
Sein Reimwerk wenigſtens in Schlaf.

Die kürzeſte von dieſen Erzählungen, 'Karl der Fünfte im Kloſter,' iſt nicht am ſchlechteſten gerathen, hat ihr Vortrag gleich nicht die gedrängte Kraft, wodurch z. B. Pfeffel eine ſo wahre und wichtige Lehre noch eindringlicher gemacht haben würde. Der weltbekannten Geſchichte von 'Kröſus' hätte vielleicht ein weit größerer Aufwand von Witz und Darſtellungsgabe nicht vermocht den Reiz der Neuheit zu leihen. Die ſchlichte Kürze, womit die Alten ſie in Proſa erzählten, iſt der poetiſchen Auszierung aufgeopfert worden, und dieſe entſchädigt zu wenig für ihren Verluſt. Zwei Erzählungen von beträchtlichem Umfange, die eine in fünf Abtheilungen, die andre in vier Büchern, nehmen das Uebrige, und bei weitem den größten Theil des Bändchens ein. Die 'Bräutigam-probe' beſteht darin, daß man den Liebhaber in ſeiner Abweſenheit glauben läßt, ſeine Geliebte habe durch einen plötzlichen Unfall ihr Vermögen, und durch die Blattern ihre Reize verloren. Sehr uneigentlich verſpricht der Dichter in den erſten Zeilen ein Beiſpiel verliebter Treue aufzuſtellen. So verſchwenderiſch auch der Sprachgebrauch des Egoiſmus mit dem Wort Liebe umgegangen iſt, ſo ſagt man doch gewiß nicht, daß derjenige, welcher einen Kampf auf Tod und Leben zwiſchen Pflicht und Neigung überſtehen muß, um ſich zu einer Verbindung mit ſeiner Braut zu entſchließen, weil ſie verarmt und verhäßlicht iſt, dadurch einen Beweis von Liebe gebe. Nur ſeine Rechtſchaffenheit beweiſt er, und auch dieſe hätte er mit etwas mehr Scharfſinn nicht in Unkoſten zu ſetzen gebraucht, denn die Probe iſt in der That weder neu, noch verfänglich. Daß der Liebhaber ein reiſender Virtuoſe, und durch eine Verdrießlichkeit ſeiner Lebensart überdrüſſig geworden iſt, kann zwar an ſich nicht mißfallen, thut aber nichts zur Verwickelung und Entwickelung der Geſchichte, wenn man nicht etwa glaubt bei Muſikern wäre eine Prüfung ihrer Geſinnungen nöthiger, als bei andern Menſchen, und ſie hätten mehr Mühe ſie zu beſtehen. Wozu ſoll doch der unwahrſcheinliche Traum, der Melidoren vor der Entſcheidung ſeine vorigen und zukünftigen Schickſale vorſtellt? — 'Die Interimshochzeit, eine Novelle.' Ein junger Mann ſteht eben auf dem Punkte, ſich mit ſeiner Geliebten zu verbinden, als ihm eine bejahrte, würdige Verwandte den (nicht ſehr vernünftigen) Antrag thut, ihm durch eine Heirat zwiſchen ihnen ihr großes Vermögen zu ſichern. Ob er gleich bei ihrem bald zu erwartenden Tode durch dieſe Ausſicht verſucht wird, ſiegt doch die Zärtlichkeit; aber ſeine Braut entſagt freiwillig ihren Anſprüchen. Er heiratet die Alte, und zum Unglücke lebt ſie unerwartet lange. Er hat Langeweile, verfällt auf Zerſtreuungen, endlich auf das Reiſen. Durch einen Spieler, der ihm ſein ganzes Zutrauen abzugewinnen weiß, wird er nach Paris gezogen, und fällt in das Netz einer Buhlerin, an die er Alles verſchwendet, ſo daß er endlich in einem armſeligen Zuſtande zu ſeiner Gemahlin zurückkehren muß. Unterdeſſen iſt die Geliebte vor Gram geſtorben. Dagoberts Geſchichte giebt zu vielen Spöttereien über ihn, dieſe zu einem Duell Anlaß, worin er gefährlich verwundet wird. Die Alte ſtirbt vor Schrecken; ihre Brüder machen ihm einen Proceß über die Erbſchaft, er giebt ſein Recht daran freiwillig auf, und geht aus Reue und Ueberdruß der Welt in ein Kloſter. An tragiſchen Folgen jener Handlung iſt, wie man ſieht, eher Ueberfluß als Mangel; doch hätten ſie in einer proſaiſchen Erzählung wohl mehr Wirkung gethan, weil darin die Verhältniſſe des wirklichen Lebens, worauf doch ihr ganzes Intereſſe beruht, gründlicher hätten entwickelt werden können. Die Einbildungskraft hatte hier wenig zu thun; ſie miſcht ſich ungebeten ins Spiel, wenn ſie z. B. den Geiſt einer alten Dame 'ſchnell entkerkert' in das 'ſtille Land der Schatten' führt.

Sprache und Versbau ſind im Ganzen, wie man ſie ſchon aus Hrn. B. vermiſchten Gedichten kennt: jene rein und richtig, dieſe fließend, doch beide ohne ausgezeichneten Reiz. Nur die Alexandriner ohne Abſchnitt nach dem dritten, und ſelbſt die fünffüßigen

Jamben ohne Abſchnitt nach dem zweiten Fuße, welche oft vorkommen, geben dieſer gemiſchten Versart immer etwas Schleppendes. Folgende Schilderung von Dagoberts Seelenzuſtande ſiel uns als eine der glücklichſten und kräftigſten auf:

Ihm wies die Gegenwart Gefilde voll Ruinen,
In ſchwarzem Dunkel lag der Zukunft Hintergrund,
Die Hoffnung ſchloß auf ewig ihren Mund,
Denn ach! nie werden ihm die Myrten Hymens grünen.
Der Tod zerriß den erſten, reinen Bund
Der Liebe! wär' er auch Herr von Potoſis Minen,
Sie kauften ihm nicht einen Augenblick
Der Seligkeit, die er einſt von ſich, ſtieß, zurück!

Wie matt iſt dagegen dieſe Beſchreibung einer Schönen:

Ihr liebliches Geſicht,
Beſeelt vom blauen Augenpaare,
War blond; Mund, Naſe, Stirn und Haare,
Kurz alles, was an ihrem Körper nicht
Beſcheidner Putz dem Auge deckte,
War ſchön.

'Kehr' um, Unglücklicher!' ſo warnt der Dichter Dagoberten vor der Reiſe nach Paris:

— umſonſt; der Wagen rollt
Dahin, das Schickſal führt mit unſichtbaren Händen
Ihn fort bis an des Abgrunds Rand.
Doch machen wir hier einen Stilleſtand.

Gewiß thun wir Hrn. B. einen Gefallen, wenn wir uns dieſen hier ſehr unpoetiſchen Stillſtand an den Stillſtand unſrer Recenſion erinnern laſſen.

Les chevaliers du cygne, ou la cour de Charlemagne.
Par Madame de Genlis. III. T. Hamb. 1795.

Ungeachtet ſich dieſer Roman von den zahlreichen Erziehungsſchriften der Verf. durch den größern Antheil, welchen die Einbildungskraft daran genommen hat, unterſcheidet, ſo ſchlägt er doch im Ganzen wenig aus der Art. Die Verf. legt den lehrenden Ton, der ihrem Geiſte zur Gewohnheit geworden, oder ſelbſt ihr Geiſt

iſt, nicht darin ab, und läßt den ſichern Leitfaden moraliſcher Rückſichten niemals aus der Hand. Zu dem Nachtheile, den dieß ihrem Werke, als freies Kunſtwerk betrachtet, bringt, kommt noch ein anderer, worin ſie ſelbſt aber ſowohl als in jenem einen Vortheil und ein auszeichnendes Verdienſt zu ſuchen ſcheint, nämlich die mühſame Benutzung der Zeitgeſchichte, in welcher der Schauplatz des Romans liegt, zu unaufhörlichen Anſpielungen auf neuere Begebenheiten. Allenthalben ſind ſolche Anſpielungen glücklich oder unglücklich angebracht, und meiſtentheils mit Abhandlungen begleitet, die alle Täuſchung aufheben. Weder die hiſtoriſche Wahrheit, noch die Erdichtung gewinnt durch den Zwang dieſer Behandlung, und der Kunſtgriff, bekannten Namen nach Gefallen Menſchen unterzuſchieben, wie man ſie grade braucht, kann nur ſelten ernſteren Erforderniſſen unbeſchadet angewandt werden. Hier leidet nun noch beſonders der Eindruck des Ganzen durch die ſchmerzlichen Erinnerungen der Verfſn., über deren Bitterkeit ſie ſich nicht hat erheben können, ob ſie dieſelben gleich durch manche Betheuerungen zu mildern verſucht. — Der Held der Geſchichte und das Hauptintereſſe derſelben beſteht indeſſen für ſich. Fr. v. G. hat ſich dabei nicht allein der ſtrengſten Moral, ſondern auch der neueſten Erfindungen zu rühmen. Sie beſchäftigt uns drei Bände hindurch, nicht, wie es ſonſt gewöhnlich iſt, mit einer lebendigen Schönen, ſondern mit der todten Geliebten Oliviers, des einen der beiden Schwanenritter. Auf den erſten Blättern ermordet er ſie im Wahnſinne gereizter Eiferſucht; in den folgenden erzählt er ihre Geſchichte, und bis nahe vor dem Ende verfolgt ihn ihr grauenvolles Geſpenſt mit nächtlichen Beſuchen. Hätte es von ihr abgehangen, ſo würde ſie ihm hoffentlich in einer weniger ſchreckenden Geſtalt erſchienen ſein; aber ſie war zu der Qual ihn zu quälen verdammt, um das Verbrechen einer von ihrem Vater geheim gehaltenen Verbindung, das durch den Tod von der Hand ihres Gatten noch nicht hinlänglich vergolten war, gemeinſchaftlich mit ihm abzubüßen. Erſt als er der Freundſchaft und dem Andenken ſeiner Liebe und ſeiner That das Opfer einer neuen Leidenſchaft bringt, weicht ſie von ihm. Da ſich die ſchon überwundene Verſuchung erneuert, endigt ſich der zweifelhafte Kampf mit ſeinem Tode, den er in einer für ſeinen Freund übernommenen Fehde findet. Dieß iſt der Hauptfaden der Verwickelung, welche einige wirklich erſchütternde und anziehende Situationen neben manchen peinlichen und gleichgültigen hat. Namen und Gebräuche ſind aus den Zeiten Karls des Großen hergenommen; allein (weſſen ſich auch die Verfn. in der Vorrede auf Koſten Andrer ſchmeichelt) Charaktere, Sprache und Empfindungen haben den Zuſchnitt der neuern franzöſiſchen tugendhaften Romanenwelt. Nicht nur die Damen, ſondern auch die ſämmtlichen Ritter fallen oft in Ohnmacht und baden ſich in Thränen. Ganze Seiten voll wehklagender Monologen und Dialogen im Geſchmack des Arnaud wird ein Leſer, der gewißenhafter mit ſeiner Zeit, als mit ſeinem Buche umgeht, füglich überſchlagen können. Karl der Große, der es in der Kenntniß ſeiner Aecker und Wirthſchaftsgeräthe wohl weiter gebracht, als in der Gelehrſamkeit, redet wie ein königlicher Akademiſt, der die Erfahrungen des achtzehnten Jahrhunderts hinter ſich hat; und der Sachſe Wittekind wie Diderots Hausvater. Am beſten iſt eine fränkiſche Armide, die Buhlerin Armoſlede, gezeichnet, welche einen Ritter nach dem andern verführt und hintergeht, und auch die blutige That zu Anfange veranlaßt hat. Die übrigen Charaktere ſind mit den gewöhnlichen Farben aufgetragen, wenn gleich hie und da ſich Züge finden, welche ſie herausheben ſollen, aber mehr die Bekanntſchaft der Verfn. mit der großen Welt verrathen, als ihre Fähigkeit, ſich in die einfältige Vorwelt zu verſetzen. Die Menge der Epiſoden, wovon einige dem Stoffe ziemlich fremd ſind, ermüden das Gedächtniß wie die Aufmerkſamkeit. Im erſten Theil iſt die bekannte rührende Romanze, Robin Grey, zu einer langen empfindſamen Erzählung ausgedehnt. Die Ueberſetzung, welche in den Nouvelles nouvelles des Florian ſteht, und dem Original viel naher kommt, ob ſie gleich an die Verdeutſchung deſſelben unter dem Namen ‘Martin Grau’ nicht reicht, ſcheint ihr unbekannt geblieben zu ſein. Mit der Geſchichte von Eginhard und Emma iſt ſie nicht glücklicher geweſen; ſie hat Alles gethan, um das Intereſſe zu ſchwächen. Emma ſcheint ſich nur aus Mißmuth dem Eginhard ergeben, und er nur aus Eigenſinn um ſie geworben zu haben.

Die eingeſtreuten Verſe ſetzen die poetiſchen Talente der Fr. v. G. weniger in ein glänzendes Licht, als die meiſtentheils doppelten und dreifachen Sinnſprüche über den Kapiteln ihre Beleſenheit und ihr Gedächtniß. Die Schreibart überhaupt hat ſich, was gewiß als ein Vorzug anzuſehen iſt, von dichteriſchen Anſprüchen fern gehalten; nur in dem dramatiſchen Theile der Darſtellung herrſcht hie und da Deklamation. In der Vorrede ſagt uns die Verfn. noch, daß ihre Werke in alle lebenden Sprachen Europas überſetzt ſind. Sollte auch dieſer Roman einen deutſchen Ueberſetzer finden, woran kaum zu zweifeln iſt, ſo würden wir ihm beträchtliche Abkürzungen empfehlen.

Ovids Kunſt zu lieben, in der Versart des Originals überſetzt von Fr. C. von Strombeck. Götting. 1795.

Seit ſechs Jahren iſt dieß die dritte Ueberſetzung eines römiſchen Gedichtes, das dergleichen Bemühungen weniger verdient, als manches andre, womit kaum noch ein einziger Verſuch gemacht worden. Eine angeblich metriſche Ueberſetzung in ſehr unregelmäßigen Jamben erſchien im J. 1790 zu Leipzig; eine zweite in holperichten Hexametern im J. 1793 ebenfalls zu Leipzig. Die vorliegende iſt nun zwar beiden weit vorzuziehen, thut aber noch längſt nicht den Forderungen Genüge, die man an einen poetiſchen Ueberſetzer der Alten machen kann und darf. Ohne durch die leichte Zierlichkeit des Originals zu glänzen, iſt der Ausdruck oft nicht verwerflich. Der Versbau hingegen iſt großentheils ſehr mangelhaft; um hierin bei ähnlichen Arbeiten in der Folge glücklicher zu ſein, wird ſich der Verfaßer aus den proſodiſchen Regeln unſrer Sprache und dem Bau des elegiſchen Silbenmaßes ein ſorgfältiges Studium machen müßen. Uebrigens iſt die Ueberſetzung im Ganzen treu und richtig; daß Unanſtändigkeiten, wogegen ſich unſre Sprache eben ſo ſehr ſträubt, als unſre Sitten, verkleidet oder weggelaßen ſind, iſt allerdings zu billigen.

Ahdim, eine morgenländiſche Erzählung, von L. L. Schwarz. Berlin. 1796.

Die erſten ſechs Geſänge dieſes Gedichtes ſind vor mehreren Jahren im deutſchen Muſeum erſchienen. Der Entwurf des Ganzen war, wie der Verf. in einer kurzen Vorerinnerung meldet, auf zwölf

Geſänge angelegt, allein ſeine traurige Lage während der Unruhen in Polen, die er in einer poetiſchen Zueignung an die litterariſche Geſellſchaft in Halberſtadt ſchildert, hinderte ihn lange Zeit an der Ausführung, und bewog ihn nachher, ſie in den engern Raum von neun Geſängen zuſammen zu ziehen. Gleich in der erſten Stanze nennt der aufrichtige Dichter ſein großes Muſter, 'den Arioſt Germaniens,' dem er von manchen Seiten auch nicht unglücklich nachſtrebt. Indeſſen würde eine Vergleichung mit der erfinderiſchen Fülle, die im Idris oder Amadis herrſcht, ein unbilliger Geſichtspunkt für die Kritik ſein. Ein Märchen will unbefangene Leſer: ſein Begriff entfernt ſchon die hohen Forderungen, die man an ernſtere Dichtarten zu machen gewohnt und berechtigt iſt, und man kann es immer noch ſehr artig und unterhaltend finden, beſonders wenn man dabei von der Leichtigkeit eines beſcheiden geſchmückten Vortrages gehoben wird, ſollte man auch am Ende wenig gediegnen Gehalt, wenig Ausbeute für den Geiſt davon tragen. Auch iſt die vorliegende Erzählung reich genug an ſtarken oder gefälligen Schilderungen, wie z. B. folgende iſt:

Der herrlichſten von jenen Himmelsſchönen,
Die durch der Schönheit Allgewalt
Den kältſten Muſelmann mit Amorn dort verſöhnen.
Und ſeinen feſten Glauben krönen,
Glich dieſe himmliſche Geſtalt,
Aus Aetherſtoff gebaut, von dünnem Flor umwallt.
In ihrer Hand die goldne Nektarſchale
Vollendete das Bild von Hebens Ideale.

Weniger bedeutend ſind die eingeſtreuten Betrachtungen: man würde der Stelle über die ſinnliche und edlere Liebe, St. 91...94, kein großes Unrecht thun, wenn man ſie einen Gemeinplatz nennte. Den philoſophierenden Einleitungen, welche der Dichter nach Arioſts Weiſe dem dritten und ſechsten Geſange vorgeſetzt hat, fehlt es nicht an Laune, und dieſer erlaubt man ſchon, die Begriffe ein wenig zu verwirren. Wenn ſie ſich aber gelehrter Anſpielungen bedient, ſo ſollten ſie doch treffend gewählt ſein, und Hemſterhuys ſollte nicht unter den ſkeptiſchen Philoſophen (St. 59), noch Leonh. da Vinci als Maler genannt werden (St. 37), wo von einem üppigen blendenden Kolorit die Rede iſt. Das drollige Abenteuer am Ende des fünften Geſanges iſt vielleicht am geſchickteſten, von der Erfindung und dem Witze des Verf. einen vortheilhaften Begriff zu geben. Ahdim befindet ſich in einer grauſenvolle Höhle, und arbeitet ſich endlich mühſam zu einer Oeffnung empor. Hier vernimmt er ein ſo großes Geſchrei einer verſammelten Menge, daß er es kaum wagt, den Kopf hindurch zu ſtecken. Indem er dieß aber thut, wird er ſogleich zum Kaiſer von Taigi ausgerufen, ein Empfang, der ſeinen Grund in der Geſchichte dieſes Reichs hat.

Es gieng vordem den taſgiſchen Kalifen
Aus Omrahs Stamm ein wenig ſonderbar
(Durch Zauberei, das war wohl ziemlich klar).
Sie jagten, aßen, tranken, ſchliefen,
Wie nur ein Menſch zu ſchlafen fähig war:
Doch wenn zum Thron ſie Staatsgeſchäfte riefen,
So ſchienen ſie des Kopfes ganz beraubt,
Und man erblickte nun den Kaiſer ohne Haupt.

Obgleich die Geſchäfte hierunter nicht litten, ſo hatte es doch allerlei Unbequemlichkeiten:

Man war gewohnt, wenn ſich der Kaiſer zeigte,
Und Alles ſich vor ihm zur Erde beugte,
Daß er ſodann zum Zeichen ſeiner Huld
Sein hohes Haupt ein wenig vorwärts neigte:
Dieß hatte man ſo oft und gern geſehn:
Doch ohne Kopf, wie konnt' es nun geſchehn?

Ein Zauberer, der um Rath befragt wird, giebt zur Antwort: der Berg müße ihnen einen Schah gebähren.

Mit dieſem tröſtlichen Bericht
Verfügten die Geſandten ſich nach Hauſe.
Indeſſen ſtarb nach einem großen Schmauſe
Der Sultan an der Unverdaulichkeit.
Das ganze Reich war doch darob erfreut,
Man hörte ſchon, daß er im Berge ſauſe,
Zum Zeichen, daß er wirklich ſchwanger ſei.
Und Alles Volk von Taſgi lief herbei.

Man wartete bereits drei Tage lang,
Als ſich das Volk in zwei Parteien trennte.
Man wettete die Hälfte ſeiner Rente,
Ob, ſeit Aeſopus Fabeln ſang,
Wohl irgend noch ein Berg gebären könnte?

Ein jeder war vor Furcht und Hoffnung bang;
Auf einmal rief am Loch ein alter Weiſer:
Da kommt die Maus! — Doch dießmal war's ein Kaiſer

Die ſchwächſte Seite des Gedichts iſt die Anordnung der ganzen Fabel. Die Handlung in einem Märchen braucht zwar keine Einheit für den Verſtand zu haben; ja es iſt vielleicht das höchſte in dieſer Gattung, wenn die Phantaſie bloß von ihren eignen Flügeln getragen, und der Knoten ſowohl ſinnlich geſchürzt als ſinnlich aufgelöſt wird. Wenn aber auf einen beſtimmten Zweck hingedeutet wird, ſo muß auch jeder Theil der Erfindung damit zuſammenhängen, und dieß iſt im Abdim keineswegs der Fall. Daß eine ſchöne Frau, die man eben beſeßen hat, ſich auf einmal in eine garſtige und grobe Hexe verwandelt, iſt allerdings ein unangenehmer Vorfall, aber er beweiſt ganz und gar nicht, das ſinnlicher Genuß nicht das höchſte Gut des Lebens ſei. Ueberdieß brauchte ein wunderbarer Traum den Abdim nicht erſt mit Freuden bekannt zu machen, die er alle Tage in ſeinem Harem finden konnte. Wie ſollen die grauſamen Ausſchweifungen eines raſenden Tyrannen den Unwerth der Herrſchaft darthun? Abdims barbariſche Aufführung auf dem Throne von Tasgi iſt nicht gehörig motiviert, da man ihn vorher für einen ganz rechtlichen Menſchen hält. Daß die Geſchichte nur ein Traum iſt, erfährt man erſt am Ende; auch entſchuldigt es nicht hinreichend: denn ſollte es gleich keine ausgemachte Erfahrung ſein, daß Träumende ihrem Charakter gemäß handeln, ſo bleibt es doch Geſetz der Wahrſcheinlichkeit für den Dichter. Ueberhaupt ſcheinen viele Widerſprüche daraus zu entſtehn, daß die ganze Begebenheit am Ende aus der Feenwelt in die Phantaſie des ſchlafenden Abdims zurückverſetzt wird. Es ſcheint beinah ein ſpäterer Einfall zu ſein, denn kein einziger Zug der Darſtellung in den erſten Geſängen weiſt darauf hin. Wenigſtens muß man verſchiedne Träume annehmen, da der Dichter in ſeinem eignen Namen erzählt, was andre Perſonen zwiſchen Abdims Erwachen und Einſchlafen gethan; z. B. St. 68...71. Ferner iſt ein dreitägiger Traum von dieſem Umfange und Inhalt im wirklichen Leben eine hier ganz unerklärte und weit unſtatthaftere Unwahrſcheinlichkeit, als alle Wunder in einer Zauberwelt, wo man Wunder erwartet. Wozu dies Alles? fragt man. Abdim ſollte lernen, das einzige wahre Glück beſtehe in der Zufriedenheit. Aus der Schilderung ſeiner Lebensart (St. 6. 7.) ſieht man nicht, daß er dieſe Lehre nöthig gehabt hätte, die noch obendrein in dem Traume gar nicht liegt. An der Hexe wird endlich eine große poetiſche Ungerechtigkeit verübt: wenn es für Abdim wirklich ſo wohlthätig war, zu erfahren, welche Bewandniß es mit Aladins Talisman habe, ſo verdient ſie vielmehr allen Dank, als daß ſie auf hundert Jahre in den Kaſten kriechen muß.

So fehlerhaft die Anlage, ſo fleißig iſt die Ausführung, beſonders in Anſehung des leichten und wohlklingenden Versbaues Selten bemerkt man, daß die Schwierigkeiten des Silbenmaßes dem Gedanken oder Ausdruck Gewalt angethan hätten, ob ſie gleich bei dieſen Stanzen mit dreifachen frei verſchlungenen Reimen für die ſechs erſten Zeilen und zwei gepaarten Schlußreimen ſehr beträchtlich ſind. Wegen der Armut unſrer Sprache an Reimen darf man die Strenge darin nicht zu weit treiben: doch möchte Tag und wach, welches häufig vorkommt, klug und Verſuch, Monarch und verbarg wohl nur nach einer fehlerhaften niederdeutſchen Ausſprache gleich lauten. An einzelne Verſe von Wieland wurde Rec. nur bei folgenden Stellen erinnert:

. — verführten Aller Augen
So mannigfachen Reiz mit Wolluſt einzuſaugen.

Idris Geſ. 1. St. 25. — wünſcht itzt ſich hundert Augen
Den Reiz, der ſie bethört, auf einmal einzuſaugen.
— von zwei Junoniſchrunden
Und ſchwanengleichen Armen feſt umwunden.
Oberon. Geſ. 12. St. 18. Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwei elaſtiſch runden
Milchweißen Armen ſich gefangen und umwunden.

Ueberdieß iſt das Beiwort ‘Junoniſchrunden’ unglücklich zuſammengeſetzt. Die Sprache iſt ſonſt meiſtentheils korrekt und gewählt, man würde nur einzelne Kleinigkeiten daran zu rügen finden.

Romeo und Julie, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Shakeſpeare frei fürs deutſche Theater bearbeitet. Lpz. 1796.

Der Verf. bittet, bei der Beurtheilung nicht zu vergeßen, daß ſeine Arbeit bloß für die Bühne beſtimmt ſei. Allein wie müßte unſer theatraliſches Publikum beſchaffen ſein, wenn eins der ſchönſten Meiſterwerke des größten dramatiſchen Genies aller Zeiten und Völker erſt zum Matten, Alltäglichen, Froſtigen, und (wenn das Intereſſe hier nicht ſo feſt in die hiſtoriſchen Grundfäden der Handlung verwebt wäre, daß eine noch ſo verfehlte Ausführung es nicht ganz zu Grunde richten kann) zum völlig Gleichgültigen herabgeſetzt werden müßte, um auf unſre Bühne gebracht zu werden? Shakeſpeare arbeitete ſelbſt für Zuſchauer, nicht für Leſer, und Romeo iſt nach einem ſo regelmäßigen Plane entworfen, daß es noch weniger als ſeine meiſten übrigen Stücke einer vorſichtig ordnenden und ausbeßernden Hand bedurfte. Die Frage, ob die Einmiſchung komiſcher Darſtellungen, wenn ſie, wie im Romeo, nicht in den ernſthaften Scenen vorkommen, ſondern mit ihnen abwechſeln, und ganz aufhören, wo die Handlung eine eigentliche tragiſche Wendung nimmt, den Eindruck ſchwächt; ob ſie nicht vielmehr in dieſer umfaßenden dramatiſchen Form ganz an ihrer Stelle iſt, möchte nicht ſo entſchieden ſein, als der Verf. glaubt. Mercutio, dieſe herrliche Geburt genialiſcher Laune, iſt weggeblieben; an die Stelle der meiſterhaft gezeichneten Amme eine unbedeutende Kammerfrau geſetzt. Romeos erſte Liebe, ſo zweckmäßig ſie iſt, hat dieſem Bearbeiter auch Anſtoß gegeben. Dagegen müßen ſich die beiden Liebenden in der Kirche zuerſt geſehen haben, wodurch die Scene auf dem Balle allen Reiz verliert. Wie ſich der Chor- und Grab-Geſang aus Gotters Oper hierher verirrt hat, iſt ſchwer zu ſagen. Statt des raſchen Wortwechſels und Gefechtes zwiſchen Paris und Romeo iſt hier eine weitläuftige Scene, wo dieſer jenen auf eine abgeſchmackte Weiſe einladet, ihn umzubringen. Die nicht neue Idee, Julien erwachen zu laßen, da Romeo ſchon das Gift genommen hat, aber noch lebt, iſt hier angebracht, doch unglücklich benutzt. Die auf dem Titel angekündigte Freiheit erſtreckt ſich übrigens nicht bloß auf die Oekonomie des Stücks, ſondern auch auf den Dialog, der überall durch Auslaßungen und Zuſätze geſchwächt, verſtümmelt und entſtellt worden iſt. Wenn der Mönch Romeon über die Verbannung tröſtet:

> I'll give thee armour, to keep off that word,
> Adversity's sweet milk, philosophy,
> To comfort thee, though thou art banished:

ſo heißt es hier: 'Armer Sohn! du dauerſt mich! Aber ich will dir einen Troſt geben, der dich gewiß beruhigen wird: Religion! die wird dich aufrecht erhalten.' So ſehr aber faſt alle Spuren von Shakeſpeares Geiſt ausgelöſcht ſind, ſo groß bleibt immer noch das Mißverhältniß zwiſchen dem Entlehnten und des Bearbeiters eignen Erfindungen. Er läßt Julien die Rede des Mönchs, worin er ihr den Schlaftrunk vorſchlägt, einigemale unterbrechen. 'Wie mein Vater? wenn man mich aber' — Der Gedankenſtrich läßt ſich in dieſem Zuſammenhange nicht wohl anders ausfüllen, als: 'wenn man mich aber vorher ſecierte?' Was der Verf. dem Original von Schönheiten des Stils geraubt, weiß er vielleicht ſelbſt nur ſehr unvollſtändig: er ſcheint es nur aus Ueberſetzungen zu kennen. Wir verweiſen ihn deswegen auf das 3te und 4te St. der Horen von dieſem Jahre.

---

1) Der Bataver oder der Mädchenhandel. Ein Schauſpiel in 5 Aufz. von Johann Wilhelm Steinmüller, Schauſpieler. Augsb. 1796.

2) Terno secco, oder der gedemüthigte Stolz. Ein komiſches Singſpiel in 2 Aufz. nach dem Italiäniſchen frei bearbeitet, zu einer Muſik vom Herrn von Dittersdorf. Oels o. J.

3) Das Recht des Lehnsherrn. Ein Singſpiel in 3 Aufz. nach dem Franz. frei bearbeitet zu einer Muſik von Martini. Oels o. J.

4) Rudolph von Weidungen und ſeine Tochter. Ein Ritterſchauſpiel in 3 Aufz. Bresl. 1796.

5) Wenda, Fürſtin von Polen. (Ein) Trauerſpiel in 3 Akten von Gottlieb Friedrich Wurwitz. Berl. 1796.

Die Herren Stubenmeiſter und wohllöbliche Kaufmannſchaft in Augsburg haben ſich Nr. 1., 'das Werkchen eines geringen Genies,' wie es der Verf. in ſeiner Demuth gegen ſie richtig benennt, müßen dedicieren laßen. Die Geſchichte des Schauſpiels ſoll wahr ſein, der Verf. hat nur daran verändert, 'was Anſtand, Sittlichkeit, Moral und die Bühne nothwendig machten.' Es läßt ſich kaum einſehn, wie viel er uns alſo erlaßen haben mag. Der Stoff an und für ſich, ein völlig niederträchtiger Menſch, der ſeine Schweſter verhandelt, war ſchon nicht für die Bühne; hier iſt er aber noch mit unnöthigen pöbelhaften Scenen bereichert. Wir ſehn verſoffne Wirthsleute ſich zanken, und das Mädchen vor unſern Augen in einem ſchlechten Hauſe mißhandeln. Der Verf. hat vermuthlich gehofft, den Eindruck dieſes Uebelſtandes durch die Feinheit auszulöſchen, womit er den bekehrten Beleidiger, außer ſeiner Hand, 2000 Rthlr. zur Vergütung des verurſachten Schreckens bieten läßt.

Bei Nr. 2. beſteht die freie Bearbeitung vermuthlich nur darin, daß die Recitative des Originals in einen proſaiſchen Dialog verwandelt wurden; es müßte denn ſein, daß Stellen wie folgende, um deren willen wir den Komponiſten herzlich bedauern, S. 67:

> Heraus, du Hure! Marſch heraus!
> Geh, meide ein honettes Haus!
> Du Lumpenpack, ins Zuchthaus fort!
> Das iſt für dich der rechte Ort. u. ſ. w.

im Deutſchen noch Erweiterungen erlitten hätten.

Die Ueberſetzung Nr. 3, die von der nämlichen Hand wie die vorige zu ſein ſcheint, hat wenigſtens nicht alles feinere Gefühl vernichtet, womit der in Frankreich ſo oft benutzte Stoff, deſſen Anſtößigkeit ſich meiſtens unter dem leichten Operettenton verſteckte, hier behandelt worden iſt. Auch die Verſe darin ſind ganz leidlich.

Was Nr. 4. betrifft, ſo ſollte freilich jeder Kunſtrichter das ganz Schlechte 'mit gehäßigen Augen anſehn, und es ſtets ohne Rückſicht verdammen,' wie der Herausg. klagt, daß es Geiſtesprodukten, dergleichen das vorliegende iſt, widerfahre. Er ſollte ſich nicht einmal durch den Wunſch, 'das edelſte Bewußtſein, den Leſer keineswegs um ſeine paar Groſchen geprellt zu haben,' nicht zu verkümmern, bewegen laßen 'einen günſtigen Laufpaß zu ertheilen.' Und ſo kann Rec. denn nicht verhehlen, daß trotz allen beweglichen Reden, Trotz den 'Thränen, die in den Schroß kugeln', den Gefechten und Burgverließen, den Sturmglocken und der Traureden am Ende, kein Fünkchen Leben in dieſem matten, ſchauerlich ſein ſollen den Produkt zu ſpüren iſt, wovon ſich jedermann bei eigner Durchſicht leicht überzeugen wird.

Die Kataſtrophe der bei dem Schauſpiele Nr. 5. zum Grunde liegenden Geſchichte ſteht hier ganz abgerißen da, und erſcheint weit natürlicher in einer Erzählung, 'Ritogar und Wenda', die kürzlich in irgend einer Sammlung erſchienen iſt. Ritogar, der deutſche Fürſt, nimmt ſich im Unmuthe des gekränkten Stolzes, nichts gegen Wendas Eigenſinn zu vermögen, an der Spitze ſeines aufrühreriſchen Heeres das Leben, und Wenda ſtürzt ſich in die Weichſel, von ſpäter Liebe und Reue gequält. Hier iſt der ſehr überflüßige Umſtand hinzugedichtet worden, daß Rütigers Vater, der in den polniſchen Wäldern verborgen lebte, und zu weiter nichts gut iſt, als einen 'Unbekannten' aufs Theater zu bringen, mit einer Botſchaft von Wenda an Rütigern geſandt wird, und daß der Sohn im Zorne den Vater erſticht. Nachdem dieſer darauf noch in aller Eil ſeine Lebensgeſchichte erzählt hat, kehrt Rütiger das Schwert gegen ſich ſelbſt. An Wenda erblicken wir nichts als unbedeutenden Starrſinn. Ihre Räthe philoſophieren auch über ihren Tod als über eine Handlung der Eitelkeit, und überhaupt kramen alle Perſonen Betrachtungen aus, die im achten Jahrhundert ſtark gegen das Koſtüm verſtoßen. Der Prieſter entwickelt in einem Monologe das Syſtem der Hierarchie, das Hoffräulein ſucht die Fürſtin von religiöſen Vorurtheilen zurück zu bringen, der Unbekannte deklamiert über Welt und Zukunft. Der Sprache des Verſes fehlt es nicht ganz an Leben, doch iſt ſie ſich ungleich, und hat zuweilen Kraftausdrücke wie S. 5. 'Das Kapitalthier in Menſchengeſtalt triumphiert von ſeinem reichen Polſter herab;' auch Unrichtigkeiten z. B. S. 6. 'Laß den Gedanken an einer zukünftigen Welt verſchwinden;' S. 69. 'um ſeiner heftig tragenden Liebe zu derſelben.' Die Prieſter ſingen neben der Urne eines in der Feuerprobe Gebliebnen ein ſchlechtes und unpaſſendes Lied:

Ein Schiff, geht's gleich oft frei
Durch ſeines Meeres Wellen,
So kann ihm Räuberei
Sich unverhofft geſellen.
So zieht im Leben auch
Beim beſten Feu'r ein Rauch.

Auch Vetter Heinrich hat Launen von G. L. B. Frankf. a. M. 1796.

Man möchte gleich bei der kurzen Vorrede in Zweifel ziehn, ob Vetter Heinrich ſich auch auf Launen oder Laune verſteht. Er zieht entweder im Ernſt Don Sylvio von Roſalva dem Don Quixote vor, indem er ihn eine Kopie nennt, die ihr Original weit 'übereilt', oder er weiß keineswegs in ſeine Ironie das Salz zu miſchen, wodurch man ſie erkennt. Das Märchen, welches der Verf. hier zuſammengeträumt hat, kann ihn ſelbſt nur nothdürftig ergötzt haben. Der Stoff der Novelle hätte ſich unter einer andern Feder vielleicht ganz artig ausgenommen, aber hier machen uns die drei Freunde ſchon Langeweile, ehe es noch an die drei Schweſtern kömmt. S. 58 und 59 iſt das Muſter einer bedeutungsloſen Charakteriſtik von jenen aufgeſtellt. Nr. 1. beſucht in London die Kaffeehäuſer, Nr. 2. Mrs. Woolſtencraft, Nr. 3. die Weſtminſterabtei. In Paris macht Nr. 1. eine Ode auf die Trümmer der Baſtille, Mirabeau iſt der Held von Nr. 2. Lafayette von Nr. 3. In Wien geht Nr. 1 zu Blumauer und Hoffmann, Nr. 2. ſtellt Vergleichungen zwiſchen dem Augarten und Prater an, und beſucht Findel- und Accouchierhäuſer, Nr. 3. das Kloſter, in welchem Reinhold gelehret. Welcher Zuſammenhang iſt unter dieſen Zügen? Und wie läßt ſich daraus nur entdecken, welcher der unbedeutendſte der drei Reiſenden geweſen iſt? A sentimental voyage iſt ein Quodlibet, wo einige bekannte Sachen und Namen gezwungenen Witz und matten Scherz heben ſollen. Die letzten Blätter enthalten die Erfüllung einer Wette, jemanden zum Narren zu haben, wobei ebenfalls kein großer Aufwand an ſeiner Laune gemacht worden iſt. Ob es etwa mit der Orthographie auch launig gemeint iſt? Der Verf. ſchreibt wiederholt Anecktode, Chuignon ſtatt Guignon, reiſender Strohm ſtatt reißender Strom. Die doppelten langen ſ für ß, ſogar am Ende der Wörter, und kk für ck ſcheinen ſich bei ihm zum Grundſatze erhoben zu haben.

Albert und Eliſe, oder Partheilichkeit aus Vaterliebe. Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens.

Leipzig 1796.

Der Verf. vergleicht in einer Zueignungsſchrift ſein Werk mit dem Trunk Waßers, den ein armer Perſer ſeinem Monarchen als das einzige Geſchenk bot, welches er zu geben hatte. Von der Natur des Waſſers hat es auch Manches an ſich, nicht nur das Erquickende. Den guten Willen müßen wir beſonders rechnen: das durch ihn hervorgebrachte Buch aber bereichert den Leſer um nichts, als um ein paar Abenteuer nach dem gewöhnlichen Schnitte, von denen man ſich nicht erklären kann, wie ſie einen Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens abgeben ſollen. Wenigſtens iſt hier nur die abgetragenſte Seite desſelben zu ſehen. Ein Hr. von Ahnburg, der ſeine Tochter keinem Bürgerlichen geben will, ein Fräulein, das ſich in ihren Arzt verliebt u. dgl. m. Man ſuche auch nicht nach pſychologiſcher Darſtellung: Alles iſt ſchlecht und recht vorgetragen, und bei dem eiligen Laufe der Geſchichte findet man nirgends einen Ruhepunkt. Der zweite Titel iſt von einer Einſchaltung hergenommen, deren mehrere ſind, welche nach der Weiſe unbehülflicher Erzähler die Verwickelung ausmachen. Hr. v. Edelberg iſt aus Vaterliebe parteiiſch gegen den Mann, der ihm ſeinen Sohn vorenthält. Nachdem Flucht, Verrath, Entführungen aller Art, ein Mann, der ſeine Frau in allen ſpaniſchen Klöſtern ſucht, Gefängniſſe und überhaupt Gefährlichkeiten zur Genüge vorgekommen ſind, und der Held bis zum Schaffot gediehen iſt, wohin ihn ſein Vater, der ihn nicht kennt, zu befördern ſucht, ſchließt ſich der Roman ſo befriedigend wie möglich mit drei Heiraten. Um alles Unebne aus dem Wege zu räumen, iſt der Arzt auch ein geborner Baron. Nach den erſten Seiten des Buchs, wo der Satz ‘aus einer berühmten Familie geboren zu ſein iſt Zufall, kein Verdienſt: nur das, was wir uns ſelbſt geben, beſtimmt unſre wahre Größe,’ nach allen Ecken gedreht und gewendet wird, hätte man ſich ein Anderes vermuthen ſollen. Die Schreibart des Verf. iſt nicht ſehr reich an Wendungen; bei der Schilderung ſeiner Günſtlinge braucht er ſtets dieſelben. Doch kommt man auch ohne beſondern Anſtoß an das Ziel, die letzte Seite nämlich. Solche poetiſche Stellen wie

S. 179.: 'all mein Schmerz ſtarb in des Wiederfindens Wonnezähre', kommen zum Glück nicht oft vor.

Homers Werke von Johann Heinrich Voß.
Altona 1793.

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Proſa und in Verſen zu übertragen ſich bemüht hat, von der ſyriſchen bis zur engliſchen, kann ſich vielleicht keine der Urſchrift mit einer ſo glücklichen Treue nähern, als die deutſche. Schon das giebt ihr hiebei einen entſchiedenen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einſeitig ausgebildeten, neueren Sprachen, daß in ihr allein die metriſche Kunſt der Alten, in ſo fern wir ſie kennen und auf uns anzuwenden vermögen, feſten Fuß gefaßt hat, da hingegen bei den Italianern, Spaniern, Franzoſen, Engländern, der Verſuch ſie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz ohne Folge geblieben iſt, und nur noch unter den litterariſchen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unüberſehlich großer Vortheil liegt in der Freiheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte zu vereinigen, welche die neulateiniſchen Sprachen, wie die römiſche ſelbſt, beinahe gänzlich entbehren. Indeſſen giebt es noch andere Gründe, warum dieſer letzten weder ihr klaſſiſches Anſehen, noch ihre griechiſche Erziehung für eine Ueberſetzung Homers ſonderlich zu ſtatten kommt. Wie ihre Einfalt roh und ungeſchlacht geweſen war, ſo wurde ihre Bildung durchaus gelehrt, ein Werk der Schule, nicht eine Blüte der begünſtigenden Natur. Die Formen ihres poetiſchen, beſonders ihres epiſchen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des alexandriniſchen Kunſtfleißes. Ihr heroiſcher Vers war zu ſtolz, um zu der ſchmuckloſen, aber goldnen Beſcheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unſchuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraſeologiſchen Uebungen der Neueren iſt hier nicht die Rede; aber wären die altrömiſchen Arbeiten in dieſem Fache nicht verloren gegangen, ſo möchten wir leicht die Odyſſee des Livius Andronikus in ihrer harten Treue homeriſcher finden, als die abgeründetſte Nachbildung aus dem Zeitalter des Auguſtus.

Dieſe Betrachtungen führen auf einen Umſtand, der tiefer in das Weſen der Sache greift, ja worauf Alles ankommt. Im Geiſte unſrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unſrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins ſind, eine ſehr vielſeitige Bildſamkeit. Der Eifer des Deutſchen, alles Ausländiſche gründlich zu kennen, ſeine Willigkeit, ſich in die entlegenſten Denkarten und in die abſtechendſten Sitten zu verſetzen; die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohnteſten Tracht, huldigt, ſind oft in Nachahmungsſucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber ſie erheben ſich allmählich immer mehr zu freier Aneignung des Beſten. Beſtimmte, ausſchließende Nationalrichtungen machen unſre europäiſchen Mitbürger großentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beſchränken ſie daher ganz allein auf einheimiſchen Reichthum oder einheimiſche Armut. So viele angebliche Liebhaber des klaſſiſchen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren; wie viele giebt es wohl, die einen Römer oder Griechen nicht erſt in ihrem Kopfe eine modige Tracht anlegen müßten, um ihn genießbar zu finden? Unſtreitig iſt unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu leſen, am wenigſten ſelten, und da die Mutterſprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorſtellungen und Gefühlen ſein muß, ſo hängt damit eine vorzügliche Anlage der unſrigen, ſie in ihrem wahren Geiſte zu überſetzen, nothwendig zuſammen, ja ſie iſt nur eine verſchiedene Anſicht derſelben Eigenſchaft.

Es können daher auch an eine deutſche Ueberſetzung Homers Forderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre bei einer franzöſiſchen und ſelbſt bei einer engliſchen nur zu denken: aber eben dieß macht das Unternehmen um ſo ſchwieriger, und eine gelungene Ausführung um ſo verdienſtlicher. Die Sprache iſt an ſich ein todtes Werkzeug, und wartet auf den Künſtler, der durch einen geſchickten Gebrauch darthut, was ſie in irgend einer Gattung zu leiſten vermag. Daß dieſer ſich oft nicht ſo leicht findet, beweiſen die verunglückten Verſuche poetiſcher Ueberſetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfaßern, von Bodmer, Stolberg und Bürger (nämlich die Proben ſeiner Ilias in Jamben) kurz vor oder zugleich mit der Erſcheinung der ältern voßiſchen Odyſſee gemacht worden ſind. Sie trug zuerſt den ungetheilten Beifall der Kenner verdienter Weiſe davon. Allein der Kenner ſind wenig, und für ein Werk dieſer Art war unter uns weder enthuſiaſtiſche Aufnahme bei der Menge, noch angemeßene Belohnung zu erwarten. Dieſer vorauszuſehende Kaltſinn hat indeſſen Voßens edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unſre Litteratur zum zweitenmale mit einer völlig umgearbeiten Odyſſee, und einer neu verdeutſchten Ilias. Der in unſerm Zeitalter ſo ſeltne männliche Ernſt, die gewißenhafte Strenge, womit dieſer Schriftſteller das zu erreichen ſtrebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntſchaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntniſſe, wovon er unterdeſſen ſo manchen Beweis gegeben; die reifere Selbſtändigkeit eines Dichtergeiſtes, der in der Luiſe die Weiſe des ioniſchen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauſchte, aber durchaus reine, zarte und ſchöne Darſtellungen anzuwenden gewußt; die ſorgfältige Bearbeitung des deutſchen Hexameters, in deſſen Bau er von Seiten des Rhythmus, wenn gleich nicht des Ausdrucks, ſelbſt Klopſtock, den Lehrer dieſer Kunſt, übertroffen hat; dieß Alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgeſtellte Ueberſetzung werde kaum noch etwas zu wünſchen übrig laßen, da jene erſte ſchon ſo viel geleiſtet hatte. Sollte dieſe Erwartung nicht ganz befriedigt worden ſein, ſo liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundſätzen, welche Voßen bei ſeiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fordern alſo eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann ſich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen ſo viele Schriftſteller ſchon durch ihre ſorgloſe Eilfertigkeit geſichert ſind.

Wieland hat ſehr richtig bemerkt (im T. Merkur 1795. 12. St.), daß für eine Ueberſetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchſtäblicher Genauigkeit zu entfernen, der ſich ſo leicht an dieſen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchſte, ja faſt das einzige Geſetz ſein muß. Es giebt Werke, bei deren Nachbildung künſtleriſche Willkür immerhin ihr freies Spiel treiben mag, wie ſie es bei ihrer erſten Hervorbringung trieb. Eine Kopie derſelben, ſei ſie noch ſo unähnlich, hat ihren Werth, wenn ſie für ſich betrachtet gefällt. Die Sache wird ſchon bedenklicher, wenn das Anziehende des Werks zum Theil auf perſönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darſtellen wollen, auch einen unwillkürlichen Abdruck ſeines innern Selbſt gegeben hat. In einem einzelnen Weſen iſt nichts abgeſondert vorhanden: alle ſeine Charakterzüge ſtehen in durchgängigem Zuſammenhange, und wenn ihre innerliche Beſtandheit ſich auch nicht immer nach Begriffen erklären läßt, ſo kann ſie doch gefühlt, faſt möchte man ſagen, angeſchaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen ſind daher oft hinreichend, ein falſches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität läßt ſich nicht in Stücke zerlegen; ſie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyſſee bewundern und lieben, iſt zwar nicht die Perſon des Dichters: ihn allein ſuchen wir vergebens in einer Götter- und Menſchen-Welt, die ſonſt Alles zu umfaßen ſcheint. Eben daraus ſind ſo viele verkehrte Urtheile über die homeriſche Poeſie entſtanden, daß man ſie als den glücklichen Erguß eines ungewöhnlich reich begabten Geiſtes, oder gar als die abſichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat. Als nothwendiges Ergebniß einer durch große Naturgeſetze beſtimmten Form der Menſchheit, und zwar einer reinen und vollſtändigen Form, die in ihrer Art ein Höchſtes war, wird ſie ihre Anſprüche auf die Ehrerbietung des geſammten Menſchengeſchlechtes ewig behaupten. Homer iſt der Sprecher ſeines Zeitalters, und dieß giebt ihm ein höheres Anſehen, als ſeiner beſondern Perſönlichkeit zukommen könnte. Wer ihn in eine fremde Geſtalt kleidet, verletzt nicht einen einzelnen, ſondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorſtellungen von dem Aelteſten unter den Alten, von dem erſten Griechen, wenn wir ſo ſagen dürfen, müßen unfehlbar in Irrthümer über den ganzen Gang der griechiſchen Bildung verſtricken, weil man in ſeiner kindlichen Dichtung ſchon die Keime von Allem, ſelbſt dem Edelſten und Schönſten, wozu dieſes

Volk ſich von irgend einer Seite erhoben hat, ſich regen und entfalten ſieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter laße ſich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer dieſen nicht verſtehen lernen will, kann jenen nicht genießen. Man hat es ja genug erlebt, wie ſich die ſchönen Geiſter, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müßen, armſelige Schönheiten in ihm zu entdecken, die nicht da ſind. Nur einem ſeichten Geſchmacke kann z. B. in Popes Ueberſetzung, oder vielmehr Parodie, die widerwärtige Mißhelligkeit zwiſchen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er iſt? Die grammatiſche und antiquariſche Auslegung iſt hiebei noch das geringſte, ob ſie gleich Schwierigkeiten genug hat, ſo daß ſelbſt die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches Unerklärliche übrig laßen würden, wenn wir ſie auch alle hätten. Aber bei der doppelten Beziehung der Wörter nach außen auf Gegenſtände, von denen wir gar keine ſinnliche Anſchauung haben, und die wir erſt durch ſie kennen lernen müßen, und nach innen auf einen Kreiß von Vorſtellungen, auf eine Anſicht der Dinge, die von der unſrigen unendlich weit abſteht, ſind wir den mannigfaltigſten Täuſchungen ausgeſetzt. Wie leicht trägt man etwas aus der ſpätern wißenſchaftlichen Ausbildung in eine Sprache hinüber, der es gänzlich an abgezogenen, und, für alles, was Erſcheinung oder Wirkung des innern Menſchen iſt, auch an genau beſtimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach ſchwankenden ſinnlichen Wahrnehmungen ſondert und zuſammenfaßt. Das Medium iſt um ſo trugender, weil oft bei den Fortſchritten der Kultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen hindurch gegangen, während das Zeichen immer daſſelbe geblieben iſt. Der Eindruck, den eine dichteriſche Darſtellung machen ſoll, hängt endlich nur dem kleinſten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redeſätze ab, in ſo fern der Verſtand ihn ausmitteln kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beſeelter Töne nimmt die Poeſie, beſonders die Naturpoeſie, welche der eigentlich ſchönen Kunſt und der Wißenſchaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menſchen in Anſpruch. Für dieſe vielfach gemiſchten, ſtarken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Mutterſprache einen ſichern und unmittelbaren Sinn. Bis auf einen gewiſſen Grad läßt er ſich in einer fremden, ſelbſt in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verſchiedenen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln proſaiſchen Stil, und in den verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt. Für Homers Gedichte fehlt es uns an allen ſolchen Vergleichungspunkten, weil ſie, die Ueberbleibſel des Heſiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da ſtehn. Wir ſind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo ſie entſtanden ſind, die Sprache des gemeinen Lebens beſchaffen geweſen; und aus dem Verhältniß des homeriſchen Ausdrucks zu dieſer ließe ſich doch allein ſeine poetiſche Höhe mit Sicherheit beſtimmen, weil es noch keine ſchriftlich aufgezeichnete Proſa, und auch, ſo viel wir wißen, nur einen einzigen Stil der Poeſie gab. Zwar läßt ſich im Ganzen vermuthen, daß die Sprache der olympiſchen Muſen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menſchen, ſich nicht ſo gar weit von einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythiſche Welt, die älteſte Quelle der Dichtung, der wirklichen noch ſehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde es oft ſchwer zu ſagen ſein, was Schmuck oder Bedürfniß, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder bloß ſinnliche Kraft der Wahrheit iſt.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Anſehung des Wortverſtandes iſt ein Verdienſt, das bei der Arbeit eines ſo gründlichen Sprachgelehrten, wie *) Voß iſt, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweideutige Stellen der Urſchrift möchten etwa Stoff zu Einwürfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die aber nicht entſcheiden können, bis Voß in dem Kommentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden iſt, die Gründe für die ſeinigen vorgelegt haben wird. Alſo nur einige Zeifel dieſer Art. Sollte Il. II. 176.

Κὰδ δέ κεν εὐχωλὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λίποιτε
Ἀργείην Ἑλένην,
Ließet ihr ſo dem Priamos Ruhm, und den troiſchen Männern
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer ſo zu conſtruieren ſein, daß *εὐχωλήν* als Appoſition von *Ἑλένην* betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf **καταλίποιτε** bezogen würden? Es klingt ein wenig ſeltſam, daß Helena den troiſchen Männern zurückgelaßen wird. Sollte Il. II. 291.

Ἠ μὴν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνιηθέντα νέεσθαι,

bedeuten können:

Freilich ringt wohl jeder, wer Trübſal duldet, nach Heimkehr: was allerdings der Zuſammenhang zu fordern ſcheint? Kann es, wie der Vers jetzt ſteht, etwas anders heißen, als:

Freilich iſt es auch ſchlimm, mit Verdruß nach Hauſe zu kehren?

---

*) [1796. ſtatt: Hr. V.]

Aber alsdann wird im 298. V. faſt dasſelbe wiederholt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: *καὶ γάρ*, paſſen durchaus nicht. Da überdieß das doppelte *νέεσθαι* unmittelbar nach einander, V. 290. 291., das Ohr beleidigt, ſo wird eine verderbte Leſeart wahrſcheinlich. Die ſcharfſinnige, mir von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Vermuthung, es habe ſich ſtatt *ἀνιηθέντα καθῆσθαι*, aus dem vorhergehenden Verſe *νέεσθαι* eingeſchlichen, rückt Alles in die beſte Ordnung.

Was im Griechiſchen für einen der Sprache kundigen Leſer dunkel iſt, hat Voß mit Recht eben ſo ausgedrückt. An ein paar Stellen iſt vielleicht das Deutſche dunkler; z. B. Il. IV. 306.

> *Ὃς δέ κ' ἀνὴρ ἀπὸ ὧν ὀχέων ἕτερ' ἅρμαθ' ἵκηται,*
> *Ἔγχει ὀρεξάσθω,*
> Welcher Mann vom Geſchirr hinkommt auf des Anderen Wagen,
> Strecke die Lanze daher.

Geſchirr für Wagen, wie es Voß häufig gebraucht, ſollte nie ſtehen, wo es zweideutig ſein kann, da es auch, und zbar gewöhnlicher, das zum Anſpannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet; ferner iſt das weſentliche Fürwort ausgelaſſen, 'von ſeinem Geſchirr,' und 'ſtrecke die Lanze daher' legt zu viel Nachdruck auf den buchſtäblichen Sinn des *ὀρεξάσθω*, welches hier nichts anders ſagt, als 'er führe die Lanze', weil er nämlich fremde Pferde nicht ſo gut regieren kann. *) Der ſchwierige Vers Il. XVI. 507. und der vorhergehende:

---

*) Dieſer Bemerkung hat Voß in einer folgenden Ausgabe zur Hälfte nachgegeben, indem er den Vers ſo ändert:

Welcher Mann von ſeinem Geſchirr auf des Anderen hinkommt.

> *Μυρμιδόνες δ' αὐτοῦ σχέθον ἵππους φυσιόωντας*
> *ἱεμένους φοβέεσθαι, ἐπεὶ λίπον ἅρματ' ἀνάκτων.*

lautet im Deutſchen:

> Myrmidonen nun hielten daſelbſt die ſchnaubenden Roſſe,
> Sehnſuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geſchirr ſie verlaſſen.

wo man eher 'Geſchirr' als 'ſie' für den Nominativ halten ſollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meinung des Ueberſetzers war. Das ſonderbare 'Eigner' für *ἀνάκτων*, und 'Geſchirr' wiederum für Wagen, vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieſes Hemiſtichium bisher in allen Ausgaben geleſen ward, konnte es freilich einem Ueberſetzer zu ſchaffen machen. Unſtreitig iſt die Leſeart *λίπεν* vorzuziehen, die Wolf nach Vorgang des venetianiſchen Codex und der Scholien in ſeine neueſte Ausgabe aufgenommen hat, da *λίπον* bloß eine Veränderung des Zenodotus iſt, und zwar eine ſehr ungeſchickte. Der Scholiaſt erklärt die Stelle ſelbſt folgendermaaßen: *ἐπειδὴ τὰ ἅρματα τῶν ἀνάκτων ἐλείφθησαν, ἠρημώθησαν.* *)

In der Wahl der treffendſten Ausdrücke für die natürlichen Gegenſtände ſowohl, als für die Werkzeuge des Acker-

---

*) Auch hier hat Voß, jedoch nur zum Theil, nachgeholfen, indem er ſetzt:

> Welche zur Flucht ſich empörten, der Eigener Wagen verlaßend.

Nun iſt wenigſtens der für Pferde höchſt ſeltſame Ausdruck 'ſehnſuchtsvoll' weggeſchafft; aber das zweite Hemiſtichium iſt noch eben ſo ſchielend überſetzt. Man ſieht, Voß hat die wolfiſche, oder vielmehr die urſprüngliche Leſeart nicht annehmen wollen, die doch ganz unentbehrlich iſt. Der Wagenführer Sarpedons und er ſelbſt, vom Patroklus getödtet, waren vom Wagen heruntergeſtürzt; die Pferde, nun nicht mehr gezügelt, wollten flüchtig werden, als die Krieger des Patroklus herzueilten und ſie feſthielten, damit ihrem Anfüh baues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerlei menſchliche Erfindungen und Anſtalten, zeigt ſich Voß, wie in ſeinen Gedichten, als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte deutſche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der homeriſchen Sitten zu erinnern. Aus ſeiner erſten Odyſſee kennt man ſchon die ehrbare Schaffnerin, und freut ſich jedesmal, wenn ſie erſcheint. Für *σκῆπτρον* wird einigemale (Il. II. 46. 101.) ſehr ſchicklich Herrſcherſtab gebraucht: warum nicht immer, oder wo man ſchon weiß, wovon die Rede iſt, bloß Stab? Bei Scepter denkt man ſich ſo leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes *σκῆπτρον* war freilich auch Symbol derſelben, aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck Pallaſt auch für die geräumigſten und bequemſten Häuſer, die Homer beſchreibt, ſelbſt für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorſtellung von Pracht erweckt. Indeſſen läßt es ſich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauerhöfen*) der

der nicht die Beute entgienge. Wie konnten alſo die Pferde, noch an den Wagen geſpannt, ihn verlaßen? Sie konnten ihn nur mit ſich fortreißen. Ferner wird *ἐπεὶ λίπον*, das durchaus die Bedeutung des Plusquamperfectum haben muß, durch das Participium des Präſens 'verlaßend' gegeben. Ich würde nach der berichtigten Leſeart vorſchlagen:

Welche zur Flucht fortſtrebten, da leer der Gebieter Geſchirr war.

---

*) Ich bin hier zu weit gegangen. Die Wohnung des kleinen Königs von Ithaka ſieht freilich etwas ländlich aus; aber nach den Entdeckungen neuerer Reiſenden, welche Griechenland in antiquariſcher Hinſicht durchforſcht haben, vorzüglich Gells und Dodwells, kann es wohl nicht bezweifelt werden, daß die mächtigeren Fürſten ſchon in der trojaniſchen Zeit wirkliche Palläſte bewohnten. Noch

Könige Homers alles beiſammen war, was die damalige Welt von Glanz und Zierrath kannte. Allein Voß gebrauchte es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος ſteht (Il. I. 30.), und die Gemächer für die Familie des Priamus ſind bei ihm aus ſchöngeglättetem Marmor (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. 'Burg' für das Haus eines Fürſten, welches Bürger in den Proben ſeiner hexametriſchen Ueberſetzung öfter gebraucht, und Voß ſich auch Il. II. 513. entſchlüpfen läßt, giebt die dem Homer ganz fremde Vorſtellung von einem einzelnen befeſtigten Wohnhauſe, der barbariſchen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck 'Meerſchiff' (Il. XVI. 1. und öfter) legt wohl, außerdem daß er ganz ungewöhnlich iſt, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Größe der Fahrzeuge, die nicht viel beßer als große Kanots waren. Warum doch wohl φόρμιγξ in den beiden Ueberſetzungen der Odyſſee durchgängig Harfe heißt? An die Saiten Inſtrumente der alten nordiſchen Barden kann es nicht

---

ſtehen die beim Homer erwähnten Mauern von Tiryns, die Pauſanias als ein Wunderwerk der Vorzeit preiſt; auch Ruinen von Mykene und Argos. Das Schatzhaus des Atreus, irrig ein Grabmal genannt, iſt beinahe noch unverſehrt: und der König, der zur Verwahrung ſeiner Schätze ein ſolches Gebäude errichtete, wird ohne Zweifel auch eine dieſer Pracht angemeßene Wohnung gehabt haben. Nach Dodwells Bericht iſt das Schatzhaus von Orchomenos, wovon nur geringe, aber die Form bezeichnende Trümmern übrig ſind, aus Marmor erbaut geweſen, welcher aus weiter Entfernung dahin geſchafft werden mußte. So iſt man alſo berechtigt, wo von dem Königsſitz des Priamus die Rede iſt, ξεστοῖο λίθοιο durch 'geglätteten Marmor' zu überſetzen; denn ſchwerlich hätte Homer ξεστός von einer Steinart gebraucht, die nicht einer gewiſſen Politur empfänglich war. Auch der Ausdruck 'Burg' iſt nicht ganz zu verwerfen, wenn angenommen werden kann, daß die Wohnung des Königs auf der Akropolis lag.

erinnern, da wir ſie durchaus nicht kennen, und eine heutige Harfe hat mit der φόρμιγξ (wenigſtens wie ſie im Hymnus auf den Hermes beſchrieben wird; Homer ſelbſt läßt ſich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, außer etwa Od. XXI. 406...408.) nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ein Beiwort, das auf den bauchförmigen Reſonanzboden der φόρμιγξ geht, Il. IX. 304. die 'ſchön gewölbete' Harfe, wird dadurch ganz unverſtändlich. Warum nicht überall die Leier, die Voß ein paarmal nennt, (Il. I. 603. IX. 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin und her geſtritten, ob Homer φόρμιγξ und κίθαρις unterſcheide, oder nicht. Die erſte Meinung gründet ſich hauptſächlich auf Il. III. 54., und Voß ſcheint ſich dafür zu erklären, da er hier 'Laute' überſetzt. Die Stelle Od. I. 153...155. macht es wenigſtens ſehr zweifelhaft. Nach Wolfs ſcharfſinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hatte der Ueberſetzer ſchwerlich durch ſeinen Ausdruck für θυμοφθόρα πολλά:

> Aber er ſandt' ihn gen Lykia hin, und traurige Zeichen
> Gab er ihm, Todesworte, geritzt auf gefaltetem Täflein,

den vortrojaniſchen Helden die Schreibekunſt beigelegt; beſonders da er das γράψας ἐν πτυκτῷ ſchon ſo richtig nach dem alten Sinne gegeben hat. *)

Wäre es indeſſen leichter, als es wirklich iſt, die uns ſo geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitalter noch nicht kannte, zu vergeßen, ſo bliebe es doch

---

*) Hier hat Voß ebenfalls ſich der vorgebrachten Bedenklichkeit bequemt, und verändert:

> Gab er ihm, viel Mordwinke, geritzt auf gefaltetem Täflein.

Sehr glücklich, weil es nun eben ſo zweideutig lautet, wie im Original, ob es geſchriebene Worte oder bildliche Zeichen geweſen.

eben ſo ſchwierig, was ihnen vorhergieng treffend zu benennen. So überſetzt Voß z. B. θέμιστες Geſetze, wobei man doch nicht einmal an eine mündlich überlieferte eigentliche Geſetzgebung, ſondern nur an Herkommen und natürliche Billigkeit denken darf. Gebräuche erſchöpfen dieſen Begriff nicht ganz; doch heißt θέμις in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX. 177., nach Voß:

> Wie in der Menſchen Geſchlecht der Mann dem Weibe ſich nahet.

wörtlicher:

> Wie es im Menſchengeſchlecht der Männer und Weiber Gebrauch iſt.

Die Ausdrücke Homers, die ſich auf ſittliche Gefühle beziehen, können den Ueberſetzer in große Verlegenheit bringen. Die derben Aeußerungen geſunder, roher Kraft, die durch mancherlei geſellige Einverſtändniſſe noch nicht gefeßelt, aber für die edelſte ſittliche Bildung empfänglich iſt, ſind weſentlich von feſtgeſetzter Barbarei und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verſchieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worin der Wohlſtand ſeine deſpotiſche Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeſchwächt übertragen will, ſo veranlaßt man leicht eine Verwechſelung mit dieſen. Hierin war Bürger (auf deſſen hexametriſche Ueberſetzung wir noch zurückkommen werden) der Gefahr zu übertreiben ausgeſetzt; Voß hingegen ſcheint von Seiten der Milderung und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über ſich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I. 159.) und Helena ſich ſelbſt eine Hündin (Il. VI. 344. 356.) nennen zu laſſen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich ſagt, daß Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulkans Il. I. 586.:

Duld', o theuerſte Mutter, und faße dich, herzlich betrübt zwar!
Daß ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es ſehe,
Wenn er dich ſtraft (θεινομένην).

Freilich iſt es auch allzu demüthigend für die 'hoheitblickende Göttin', *βοῶπις πότνια Ἥρη*. Man ſieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andere nach ſich zieht. Hielt Voß 'die farrenäugige Here', wie ſie bei Bürger heißt, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beiwort iſt an ſich ſchön, es würde vortrefflich paßen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Geſtalt wie etwa die der Juno Ludoviſi im Sinne gehabt; aber es ſagt viel mehr, als die beiden griechiſchen: ſogar eine Sklavin heißt einmal *βοῶπις* (Il. III. 144.), und mit *πότνια* iſt Homer auch nicht karg. *) Die von Thieren hergenommenen Benennungen ſowohl ſchlechter als guter menſchlicher Eigenſchaften ſind ſehr bedeutend: ſie bezeugen die enge Nachbarſchaft, womit jene Heroen auf der einen Seite mit thieriſchen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zuſammenlebten.

---

*) Man erlaube mir, hier eine etymologiſche Vermuthung über die eigentliche Beſchaffenheit und Bedeutung des Wortes *πότνια* vorzutragen. Beim Homer kommt es durchaus nur im Femininum vor, meiſtentheils als Beiwort weiblicher Perſonen-Namen. Dadurch verräth es ſich als ein urſprüngliches Subſtantiv. Ich leite es ab von *πόσις*, welches vermuthlich vor Alters *πότις* lautete, wie ſo häufig im Jonismus das *Σ* ein urſprüngliches *Τ* verdrängt hat. *Πόσις*, Herr, Gemahl (vgl. das lateiniſche potis); *πότνια*, Herrin, Gemahlin. Es giebt zwei ganz entſprechende Wörter im Sanskrit: patis, Herr, Gemahl, und patnî, Gemahlin. In der homeriſchen Sprache iſt es ein Ehrentitel vornehmer Frauen; doch iſt es auch unvermählten Göttinnen beigelegt, was bei ſterblichen Mädchen niemals geſchieht. In der Benennung der Artemis, *πότνια θηρῶν*, die Herrin des Wildes, (Il. XXI. 470.) zeigt ſich noch deutlich die

Sollte dem Dichter nicht etwas Fremdes geliehen werden, wenn man γυναικῶν θηλυτεράων durch ‘zartgebildete Weiber, zartgeſchaffene Weiber’ giebt? Homer ſagt ſo vieles, was ſich von ſelbſt verſteht, daß man dies Beiwort ſo gut wie νεκύων κατατεθνειώτων für tautologiſch halten könnte. Zu der letzten Ueberſetzung geben die beiden Stellen, wo ſie vorkommt, Od. XI. 43. und XV. 421., noch einigermaßen Veranlaßung; bei den ‘zartgebildeten Weibern’ aber Od. XI. 385. fehlt ſie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hatte der Grieche eher auf jede andere Art bezeichnet; und wird geiſtige Bildung darunter verſtanden, ſo iſt Gedanke und Ausdruck noch unhomeriſcher. Warum nicht wörtlich ‘weibliche Frauen’ oder ‘Weiber’, welches auch dem Leſer, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leiſten könnte? Es wäre nicht das erſtemal, daß es in unſrer Sprache geſagt wird. Die Minneſänger begrüßen ihre Geliebten häufig ſo, als mit einem ſchmeichelnden Beiworte. Bei der nach unſern Sitten nicht anſtändigen, aber an ſich züchtigen Weiſe, wie Homer von der Liebe beider Geſchlechter redet, hat ſich der Ueberſetzer meiſtens geſchickt durchgeholfen, ohne doch ſchonende Schleier zu werfen, welche die Sache verſchlimmern. Nur in der Stelle von der Aſtyoche Il. II. 513...515.

in der Burg des azeidiſchen Aktors
Stieg ſie einſt in den Söller empor, die ſchüchterne Jungfrau,
Hin zum gewaltigen Ares, und ſank in geheimer Umarmung.

ſubſtantiviſche Natur des Wortes. Wie ſoll man nun aber das ſo häufig wiederkehrende βοῶπις πότνια Ἥρη überſetzen? Die voßiſche Uebertragung iſt nur eine verunglückte Verſchmelzung der beiden Beiwörter. ‘Die großäugige’ iſt wegen des Antiſpaſtes nicht zu gebrauchen. Man wird hier ſchon von der buchſtäblichen Treue etwas nachlaßen müßen. Ich ſchlage vor: ‘die ſtattliche Herrſcherin Here’.

giebt das letzte Hemiſtichium, eben weil es weniger ſagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das homeriſche ‘er lagerte heimlich zu ihr’. Zur Ehre der ſchüchternen Jungfrau ſollte auch wohl Ἄρηϊ κρατερῷ mit τέκεν verbunden, und ὑπερώϊον ἐςαναβᾶσα auf die Zeit der Niederkunft bezogen werden, ſo daß der Aoriſt παρελέξατο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένος ſteht dieſer Auslegung nicht im Wege, es heißt mehrmals nichts weiter als ein unvermähltes Mädchen. Die Redensart ‘durchbebt von ſüßem Verlangen’, für καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ, Il. III. 446. möchte ſelbſt für den Weiberheld Paris zu zart ſein.

Nirgends ſieht man auffallender, wie feſt Homer oder vielmehr ſein Zeitalter noch am Sinnlichen hieng, als in ſeinen Kinderbegriffen von der menſchlichen Seele. Der philoſophiſche Scherz, nach welchem ſie im einzelnen Menſchen mit dem Fortgange des Alters allmählich von den Füßen bis zum Kopfe hinaufſteigen ſoll, ließe ſich auch auf ganze Völker anwenden. Bei jenen guten Inſulanern der Südſee, denen Gedanken Worte im Bauche heißen, wohnt ſie noch tief unten. Auch aus der homeriſchen Sprache ſieht man nirgends, daß ſie ſich ſchon im Kopfe hätte ſpüren laßen, ihr eigentlicher Sitz iſt die Bruſt. Die Gränzen der verſchiednen Seelenvermögen fließen in einander: die Verrichtungen des Verſtandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die ſich am entſchiedenſten kund thut, zugleich mit zugeſchrieben; und dieſe iſt wiederum eigentlich nichts als das thieriſche Leben, ein ſo handgreifliches Ding, daß es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Bruſt gezogen werden konnte (Il. XVI. 386.). Beim Ueberſetzen ſolcher Stellen unſre unſinnliche Seelenlehre zu entfernen, verurſachte oft große Schwierigkeiten; doch ſind ſie nicht unüberſteiglich, weil jene einfältigen Vorſtellungsarten auch bei uns unter dem Volke nicht ausgeſtorben ſind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünſchen, Voß hätte ſtatt der ſo häufig bei ihm vorkommenden ‘Herz und Geiſt’, öfter für jenes ‘Bruſt’, für dieſes ‘Muth, Sinn, Gemüth, Seele’, gebraucht. Das Herz, bloß körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weiſe für den ganzen innern Menſchen geſetzt werden: aber die Stellung muß verhindern, es metaphoriſch zu verſtehn, was uns eigentlich weit geläufiger iſt; und beſonders muß man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unſern empfindſamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte dieſe Klippe vermieden ſein, wenn Juno (Il. I. 569.) *ἐπιγνάμψασα φίλον κῆρ*) ‘die Stürme des Herzens bezwingt’? Der Geiſt wird bei uns allem Körperlichen entgegengeſetzt, und entſpricht daher Homers für die Sinne faßlichen Bildern von der Seele am wenigſten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben ſolch einen *θυμός* als den Menſchen zugeſchrieben haben; allein es hat eine komiſche Emphaſe, wenn Voß die beiden Lämmer (Il. III. 294. *θυμοῦ δευομένους*) ‘den Geiſt aushauchen’ läßt. Da *θυμός* an andern Stellen, Il. V. 589. XVI. 469., ſchicklich ‘Leben’ überſetzt wird, ſo lag hier eine Auskunft nicht ſehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt, wäre der Geiſt wohl beßer weggeblieben. Il. V. 696. *τὸν δ’ ἔλιπε ψυχή*, und ihn verließ ſein Geiſt; *ψυχή* iſt ja an mehreren Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die ſichtbare Lebenskraft. Merkwürdig iſt es zu ſehen, wie Homer ſich hilft, wo er von der Einbildungskraft ſpricht, Od. I. 115: *ὀσσόμενος πατέρ’ ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσίν*, welches nicht zum treueſten überſetzt wird ‘denkend des Vaters Bild’. Man könnte zweifeln, ob Homer ſich das Gedächtniß, ſo wichtige Dienſte es ihm bei ſeinen Dichtungen leiſten mußte, und obgleich ſeine Wirkſamkeit ſchon zur Perſon erhoben war, als eine für ſich beſtehende Seelenkraft dachte; es wäre alſo ſicherer geweſen, Il. II. 33. *μηδέ σε λήθη αἱρείτω* anders zu geben als 'daß dem Gedächtniß nichts entfällt'. Wenn es aber Od. XVIII. 216. heißt

> Schon als Knab' im Herzen bewegteſt du mehr des Verſtandes,
> *Παῖς ἔτ' ἐὼν καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας,*

ſo tritt offenbar Verworrenheit an die Stelle jener Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterſcheidet, und die geſonderten und nunmehr entgegengeſetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben ſo gut das Herz im Verſtande bewegen, als den Verſtand im Herzen. Noch mehr mißlungen, wo möglich, iſt die Ueberſetzung des Hemiſtichs: *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*, 'in des Herzens Geiſt und Empfindung': welches um ſo ſchlimmer iſt, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Pſychologie hat das Herz im bildlichen Sinne, wozu hier die folgende 'Empfindung' nöthigt, einen Geiſt? Dem Worte Empfindung für *) inneres Gefühl möchte ſchwerlich etwas in der ganzen homeriſchen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innere Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derſelben, zu trennen? Doch dieß iſt noch nicht Alles; denn nun ſoll, nebſt dem Geiſte des Herzens, auch in der Empfindung des Herzens etwas 'erwogen' (Il. I. 193.) oder gar 'erkannt' werden (Il. IV. 163.). Wie ſchlicht und einfach lautet dagegen das Griechiſche! Tautologiſcher Ueberfluß iſt überhaupt im Tone der kindlichen Vorwelt; aber bei der Beſchreibung deſſen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an ſeinem Platze: denn hier glaubte man ſich nicht deutlich genug verſtändigen zu können. Wen es beleidigt zu hören 'in ſeinem Sinn und Gemüthe, in der Bruſt und in dem Gemüthe, in der Seel' und dem Gemüthe' u. ſ. w., der iſt noch nicht im Stande den Homer zu genießen.

---

*) [innre Empfindniß 1796.]

Dieß ſei genug über die Wahrheit der voßiſchen Ueberſetzung von Seiten des Inhalts. Wir müßen nun betrachten, in wiefern ſie die poetiſche Form, den Stil, den Ton, die Farbe der Darſtellung der homeriſchen Geſänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigſte iſt, weil es ſich über das Ganze erſtreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß ſich hiebei nicht Alles durch Gründe entſcheiden läßt; die feineren Unterſchiede der Eindrücke, ſowohl dem Grade als der Art nach, hangen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab: niemand kann ſein beſondres Gefühl zum allgemeinen Maßſtabe erheben, weil jeder ſich mit gleichem Rechte auf die Leitung des ſeinigen beruft. Viele Leſer könnten erklären, Voßens Homer ſei nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als ſie, da ihn unſtreitig wenige ſo tief und anhaltend wie er ſtudiert haben. Indeſſen würde es mißlich um die ganze Poeſie ausſehen, wenn es gar keine zuverläßig erkennbaren, im Weſen der Sache ſelbſt gegründeten Beſchaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobei eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweite Sprachverwirrung einreißt, ſo wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltſamen, das Beſcheidene mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünſtelten und Steifen vertauſcht wird. Der nüchternen, aber kräftigen Einfalt Homers kann nichts Schlimmeres widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird: in der gemeinſten Proſa wird man ſie immer noch eher wieder erkennen. Wie alſo Voß überſetzen konnte: ὁ δ' ἤϊε νυκτὶ ἐοικώς, ‘er wandelte düſter wie Nachtgraun’; τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, ‘denn ſein iſt ſiegende Allmacht’; ὀρινομένη τε θάλασσα, ‘des Meeres Empörung’; τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε, ‘ihn erblickt' aufſchauernd’; πολέμου ἐπιδημίου, ὀκρυόεντος, ‘des heimiſchen Kriegs, des entſetzlichen Scheuſals’; κονίη, ‘wölkender Staub’; πυρὸς ὁρμῇ, ‘von des Feuerorkans Wuth’; μεγάλῳ ἀλαλητῷ, ‘mit wild aufhallendem Feldruf’; ὑπερφιάλοισι μετελθών, ‘umlärmt ihn der trotzigen Schwelger Getümmel’; νέκταρ ἐρυθρόν, ‘rothfunkelnder Nektar’; μέγας σῦς, ‘ein borſtenumſtarrt Schwein’; θύελλα, ‘der Ungeſtüm des Orkanes’; πολύ μεῖζόν τε καὶ ἀργαλεώτερον ἄλλο, ‘ein größeres noch und viel graunvolleres Unheil’; ὕλη τηλεθόωσα, ‘des grünenden Haines Umſchattung’; ὀϊζύος, ἥ μιν ἱκάνει, ‘des Elendes, das ihn umdränget’; ἐπισπέρχουσι δ' ἄελλαι παντοίων ἀνέμων, ‘wie ſauſen gedrängt die Orkane, rings mit Orkanen im Kampf’; wie Voß ſo überſetzen konnte, wenn er nicht ſelbſt in dem alten Sänger den Pomp der ſpäteren kunſtgerechten Epopöe ſuchte und fand, ſcheint in der That unbegreiflich. Am auffallendſten werden dieſe Abweichungen, wenn von Gegenſtänden des gemeinen Lebens die Rede iſt. In einem Schranke oder Behälter, wo in der griechiſchen und älteren deutſchen Odyſſee viele Speere ſtanden, müſſen ſie jetzt ‘gedrängt aufſtreben’ (Od. I. 129.).

Den fichtenen Maſt (Od. II. 525.) 'ſtellten ſie hoch aufrichtend', στῆσαν ἀείραντες. Wenn Agamemnon, wie er ſein Heer in Ordnung ſtellt, mit einem Stiere unter der Herde verglichen wird (Il. II. 481.), ſo heißt es

> So wie der Stier in der Herd' ein Herlicher wandelt vor allen,
> Männlich ſtolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der
> Weide.

Das 'männlich ſtolz' iſt ein Zug, wovon man im Griechiſchen keine Spur findet, und der obendrein die Vergleichung verdirbt. Denn das Ergötzen an einem treffenden Gleichniſſe beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichenen Gegenſtände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, ſo muß auch der Mann einhergehn wie ein Stier: das verſteht ſich von ſelbſt.

Nach dergleichen Beiſpielen möchte man doch wohl genöthigt ſein, von Klopſtocks Ausſpruche, 'Homer könne nun, wenn er untergienge, aus dem Verdeutſcher wieder vergriecht werden' (Grammatiſche Geſpräche, S. 349.), etwas abzurechnen. Wir müßen jedoch erinnern, daß man beträchtliche Stücke in einem Zuge fortleſen kann, ohne auf ſo ſtarke Störungen zu treffen. Es ſei uns erlaubt, einige Stellen im Zuſammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit Bürgers Weiſe zu überſetzen, theils mit Voßens eigner früherer Arbeit, zu ſchärfen. Die Rede der Thetis, Il. I. 413., lautet in der neueſten Ueberſetzung ſo:

> Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergießend:
> Wehe mir, daß ich, mein Kind, dich erzog, unſelig Geborner!
> Möchteſt du hier bei den Schiffen doch frei von Thränen und
> Kränkung
> Sitzen, dieweil dein Verhängniß ſo kurz nur währet, ſo gar kurz!
> Aber zugleich frühwelkend und unglückſelig vor Allen

Wurdeſt du! Ja, dich gebar ich dem Jammergeſchick im Palaſte!
Dieß dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,
Geh' ich ſelber hinauf zum ſchneebedeckten Olympos.
Du indes an des Meers ſchnellwandelnden Schiffen dich ſetzend,
Zürne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.
Zeus gieng geſtern zum Mahl der unſträflichen Aethiopen
An des Okeanos Flut; und die Himmliſchen folgten ihm alle.
Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.
Hierauf ſteig' ich empor zum ehernen Hauſe Kronions,
Und umfaß' ihm die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bei Bürger im Journal von und für Deutſchland, 84. 1. Stück:

Ihm antwortete drauf die Göttin, Thränen vergießend:
Ach! was mußt' ich dich, Kind, gebären zum Unglück und aufziehn?
Daß du doch thränenlos und ungekränket hier ſäßeſt,
Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben beſtimmt iſt!
Sterblich biſt du ſo früh und über Alles doch elend!
Drum gebar ich gewiß dich heim zur Stunde des Unglücks.
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeſchneiten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib ſitzen indes bei den ſchnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus gieng geſtern zum Mahl an den Ocean hin zu den frommen
Aethiopen, und ihn begleiteten ſämmtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in ſein erzbegründetes Haus gehn,
Und ſein Knie umſchlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Geſanges bei Voß:

Sprachs; da lächelte ſanft die lilienarmige Here.
Lächelnd darauf entnahm ſie der Hand des Sohnes den Becher.
Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung
Rechts herum, dem Kruge den ſüßen Nektar entſchöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hefäſtos in emſiger Eil umhergieng.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne

Schmauſten ſie: und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons,
Noch des Geſangs der Muſen mit hold antwortender Stimme.
Aber nachdem ſich geſenkt des Helios leuchtende Fackel,
Giengen ſie auszuruhn, zur eigenen Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende Künſtler Heſäſtos
Bauete ſeinen Palaſt mit erſindungsreichem Verſtande.
Zeus auch gieng zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wann ſüßer Schlaf ihm genaht war.
Dorthin ſtieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bei Bürger:

Sprach's; ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.
Dieſer reichte nun auch, rechts anbeginnend, des ſüßen
Nektars, aus dem Kumpe geſchöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöſchliche Lache befiel die ſeligen Götter,
Als ſie ſahn, wie Heſäſtos die Halle ſo flink durchdiente.
Nun durchſchmauſeten ſie den Tag, bis die Sonne hinabſank.
Keines Herzen gebrachs an voller Gnüge des Mahles.
Feibos Apollon ſchlug die ſchöne Laute. Die Muſen
Sangen Wechſelgeſänge dazu, mit lieblichen Stimmen.
Als ſie geſunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da gieng jeder zu ruhn hinweg nach ſeinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Heſäſtos
Sein beſondres Gemach mit künſtlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett gieng Zeus, der olympiſche Schwinger des Blitzes,
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dorthin gieng er und ſchlief bei dir, goldthronende Here.

Man ſieht, daß Bürger ſchon ſehr viel geleiſtet. Zeile vor Zeile neben der voßiſchen Ueberſetzung mit dem Original zuſammengehalten, verliert die ſeinige, weil ſie ſich beſonders in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt. Hingegen im Zuſammenhange geleſen giebt ſie den Eindruck vielleicht vollkommener wieder, und ein gewißes Etwas darin ſpricht uns bekannter und herzlicher an. Die Wortfolge iſt oft von der homeriſchen verſchieden, aber im Deutſchen eben ſo leicht und kunſtlos, wie jene im Griechiſchen. Voßens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen; allein Bürgers Hexameter iſt bis auf einige Verſehen gegen die Proſodie keineswegs verwerflich, und man entdeckt daran weit weniger Spuren einer mühſamen Entſtehung. In Anſehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er ſelbſt ſich nicht neben Voß haben ſtellen wollen. Sonſt hatte dieſer wackre Dichter gewiß einen vorzüglichen Beruf, Ueberſetzer Homers zu werden. Alles, was die Deutſche Sprache, auch die alte, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, ſtand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengſtlichkeit ſagt ſeine Muſe Alles wie ſie es empfand; er war ſelbſt Volksdichter und vergaß nie, daß Homer es im höchſten Sinne des Wortes geweſen. Schwerlich ſo treu als Voß, aber vielleicht wahrer, hätte er ihn verdeutſcht. Da ſeine Ilias leider unvollendet geblieben iſt, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß die im Journal von und für Deutſchland zerſtreuten Geſänge ſowohl, als was ſich noch unter den Papieren des Verſtorbenen finden möchte, geſammelt herausgegeben würden.

Bei der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren voßiſchen Odyſſee wird ſich vielleicht ein ähnliches Verhältniß offenbaren, wie zwiſchen den eben zuſammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erſte Ueberſetzung iſt ſo durchaus umgearbeitet worden, daß es keiner ſorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterſchied auffallend zu zeigen. Faſt jedes andre Bruchſtück könnte denſelben Dienſt verrichten, wie die folgenden, die wir aus verſchiedenen Geſängen ausheben wollen. Pallas erſcheint der Nauſikaa im

Traum unter der Geſtalt einer Freundin, und redet ſie an, Od. VI. 25...40. In der älteren Ueberſetzung:

25. Liebes Kind, was biſt du mir doch ein läßiges Mädchen?
Deine koſtbaren Kleider, wie Alles im Wuſte herumliegt!
Und die Hochzeit ſteht dir bevor! Da muß doch was Schönes
Sein für dich ſelber, und die, ſo dich zum Bräutigam führen!
Denn durch ſchöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
30. Bei den Leuten; auch freun ſich deſſen Vater und Mutter.
Laß uns denn eilen und waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet:
Ich will deine Gehülfin ſein, damit du geſchwinder
Fertig werdeſt; denn Mädchen, du bleibſt nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja ſchon die edelſten Jüngling' im Volke
35. Aller Fäaken um dich; denn du ſtammſt ſelber von Edlen.
Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,
Daß er mit Maulern dir den Wagen beſpanne, worauf man
Lade die ſchönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich iſt es ſo bequemer, als wenn du zu Fuße
40. Gehen wollteſt; denn weit von der Stadt ſind die Spülen entlegen.

In der neueren:

25. Welch ein läßiges Mädchen, Nauſikaa, biſt du der Mutter!
Dein Gewand, wie liegt es in Wuſt, ſo geprieſener Schönheit;
Und dir naht die Vermählung, wo Schönes du brauchſt, für dich ſelber
Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!
Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bei den Menſchen
30. Rings; auch freun der Vater ſich des und die liebende Mutter.
Gehn wir denn zu waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet.
Ich als Helferin auch begleite dich, daß du geſchwinder
Fertig ſeiſt; denn wahrlich, du bleibſt nicht lange noch Jungfrau.
Denn ſchon werben um dich die Edelſten unter dem Volke
35. Aller Fäaken umher, da du ſelbſt von edler Geburt biſt.
Auf, den geprieſenen Vater ermuntere noch vor dem Morgen,
Daß er Mäuler und Wagen beſchleunige, welcher dir führe

Gürtel und feine Gewand' und Teppiche, edel an Kunſtwerk.
Auch iſt ſolches dir ſelbſt anſtändiger, als da zu Fuße
40. Hinzugehn; denn weit von der Stadt ſind die Gruben der Wäſche.

Die erſte Zeile folgt in beiden Ueberſetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der zweiten gewiſſermaßen noch weniger als in der erſten. Zwar ſteht Nauſikaa und nicht 'liebes Kind' im Texte, die Mutter iſt auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältniſſe. Der Dativ 'der Mutter' iſt hier ſehr fremd;, mit dem pleonaſtiſchen 'mir' hat es eine verſchiedene Bewandtniß: es iſt im vertraulichſten Tone gebräuchlich, da jenes höchſtens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte 'du biſt der Mutter ein läßiges Mädchen' bedeuten 'die Mutter leidet unter deiner Nachläßigkeit' (und was könnte ſonſt ihr Sinn ſein?), ſo iſt es noch überdieß unrichtig. Die folgende Rede zeigt, daß Nauſikaa ſich ſelbſt ein läßiges Mädchen war, weil ſie für ihren eignen Putz nicht ſorgte. Die griechiſche Wendung *τί νύ σ' ὧδε μεθήμονα γείνατο μήτηρ*, ſoll wohl nichts mehr ſagen als 'wie nachläßig biſt von Natur'; es möchte alſo durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu ſtarker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26. wird 'Gewand' als Collectivum gebraucht, welches dem Urſprunge des Wortes gemäß ſein mag, aber gewiß gar nicht üblich, und deswegen unverſtändlich iſt. 'So geprieſener Schönheit' für *σιγαλόεντα*, iſt zu geſchmückt und geſucht. Die mit dem Griechiſchen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutſchen gekünſtelte, wo nicht ganz unerlaubte Stellung verſtärkt noch dieſen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, ſich nicht über die einheimiſche Art zu conſtruieren erheben kann, wird mit einem

Wuſte von geprieſener Schönheit zu ſchaffen bekommen. Wie viel natürlicher iſt ‘deine koſtbaren Kleider’! Vielleicht iſt ‘im Wuſte’, für ἀκηδέα, in beiden Ueberſetzungen ein zu harter Ausdruck. ‘Und dir naht die Vermählung’ iſt viel vornehmer, aber auch ſteifer als ‘und die Hochzeit ſteht dir bevor’. Durch welches von beiden ſollte wohl das homeriſche σοὶ δὲ γάμος σχεδόν ἐστιν beßer getroffen ſein? Eben ſo verhält es ſich mit ‘wo Schönes du brauchſt’, ſtatt ‘da muß ſchon was Schönes ſein’. Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Subſtantivum möchte ‘Schönes’ ſchwerlich die Begleitung des Pronomen ‘etwas’ oder des vertraulicheren ‘was’ entbehren können, und wenn es mit ‘Gewand’ zuſammenhängen ſoll, wie das griechiſche καλά mit εἵματα, ſo mußte der ungelehrte Leſer erſt beſonders davon unterrichtet werden. Die Verſetzung, ‘wo Schönes du brauchſt’, ſtatt ‘wo du Schönes brauchſt’, iſt hart. V. 29. 30. klingt viel naiver in der älteren Ueberſetzung; in der neueren ſind die Leute zu Menſchen erhoben, und mit einem nachſchleppenden ‘rings’ verziert worden, wozu Homer nicht den geringſten Anlaß giebt. In den folgenden Zeilen ſind die Veränderungen weniger bedeutend, und meiſtens zum Vortheil der neueren Ueberſetzung. V. 35. ſcheint Voß beide Male ὅτι und nicht ὅθι geleſen zu haben. Sollte γένος ohne allen Zuſatz ‘edle Geburt’ bezeichnen können? Nach der Leſeart ὅθι ſagt Homer freilich etwas, das ſich von ſelbſt verſteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchſten Grade mißlungen iſt die Veränderung des 37. und 38. Verſes. Wie kann man ſagen ‘Mäuler und Wagen beſchleunigen’? Dieſes Zeitwort heißt ‘machen, daß etwas geſchwinder geſchieht’, und läßt ſich daher durchaus nicht auf Gegenſtände, ſondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beſchleunigt man ein

Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von Beſchleunigung einer Sache redet, ſo meint man damit immer ein Geſchäft, eine Verrichtung. Ueberdieß liegt dabei eine Vergleichung des Schnelleren und Langſameren zum Grunde, die hier gar nicht ſtattfinden kann. Wie ſeltſam würde Nauſikaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geſchwinder zu ſchaffen, da ſie ihm vorher noch nichts davon geſagt hatte’ Der Ausdruck des Textes ἐφοπλίσαι läßt keine Spur von dieſer unſchicklichen Eile wahrnehmen. ‘Wagen’ konnte im Deutſchen die Beſtimmung des Artikels ‘einen’ oder ‘den’ nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurückweiſen ſollte. ‘Welcher dir führe’ iſt in der That ſehr wörtlich nach dem griechiſchen ἥ κεν ἄγῃσι; doch ſteht das unnütze ‘dir’ nicht da, und ‘führen’ ſagt man in unſerer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, eines Frachtwagens, aber in andrer Beziehung, als wie es hier ſteht. Die griechiſche Wortfolge ‘Welcher dir führe Gürtel und feine Gewand’’ u. ſ. w. möchte bei uns durch hohen lyriſchen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenſtänden des gemeinen Lebens angebracht, iſt ſie ganz an der unrechten Stelle. Aus ῥήγεα σιγαλόεντα iſt hier wieder etwas ſehr Prächtiges geworden, nämlich ‘Teppiche, edel an Kunſtwerk’. Schwerlich läßt ſich die Präpoſition ‘an’ in dieſer Verbindung gebrauchen; man ſagt ‘edel von Abkunft’ ſtatt ‘von edler Abkunft’, aber nicht ‘edel an Abkunft’. Doch was ſoll man bei ‘edel an’ oder ‘von Kunſtwerk’ denken? Ein Kunſtwerk iſt ein ſelbſtändiges, durch Kunſt hervorgebrachtes Ding, und keineswegs eine Beſchaffenheit, wonach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunſtwerk, wenn man ſie anders mit dieſem Namen beehren will; da hätten wir alſo ein an Kunſtwerk edles Kunſtwerk. Der Verfaßer hat ſagen wollen ‘edel an Kunſtarbeit’, allein dieſe Bedeutung hat das Wort ‘Werk’ nur in den niederdeutſchen Zweigen der germaniſchen Sprache, dem Engliſchen und Holländiſchen, niemals im Hochdeutſchen. Im 39. V. entſpricht ‘anſtändiger’ dem κάλλιον beßer als ‘bequemer’; dagegen iſt ‘ſolches’ hineingekommen, gegen deſſen häufigen Gebrauch ſich ſchon der Beurtheiler im T. Merkur erklärt hat. ‘Gruben der Wäſche’ erklären die Sache beſtimmter als das mundartiſche ‘die Spülen’.

Die darauf folgenden Verſe lauten in der früheren Odyſſee:

Alſo redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigem Wohnſitz,
Nie von Orkanen erſchüttert, vom Regen nimmer beflutet,
Nimmer beſtöbert vom Schnee; die wolkenloſeſte Heitre
Wallet ruhig umher, und deckt ihn mit ſchimmerndem Glanze:
Dort erfreut ſich ewig die Schar der ſeligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.

In der ſpäteren:

Alſo ſprach und enteilte die Herſcherin Pallas Athene
Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
Sagen ſie: den kein Sturm noch erſchütterte, nie auch der Regen
Feuchtete, oder der Schnee umſtöberte; Heitre beſtändig
Breitet ſich wolkenlos, und hell umfließt ihn der Schimmer.
Dort erfreun ſich täglich die ſeligen Uranionen;
Dorthin kehrt' Athene, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.

In beiden Ueberſetzungen gehört die Stelle ſowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetſten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die ſie erlitten, hat ſie theils verloren, theils gewonnen. Beim Homer geht Athene weg, in der neuen

Ueberſetzung ‘enteilt ſie ſchnell’; und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet ‘von einem Orte wegeilen’, ſo enteilt ſie hier ‘zum Olympos empor’. In dem *ὅθι φασί* verräth ſich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bei ſeinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müßen meint, er habe ſeine Nachrichten darüber nur vom Hörenſagen. Dieſer merkwürdige Zug war vorhin überſehen worden; jetzt iſt er durch ‘Sagen ſie’ gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachſchleppt, und nicht frei von Undeutlichkeit iſt. Die Orkane, ein Prachtwort, daß Voß ſonſt vorzüglich liebt, ſind dießmal zum ‘Sturme’ gemildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat ‘beſtöbern’ in das künſtlichere ‘umſtöbern’ verändert werden müßen, da doch jenes genauer mit *ἐπιπίλναται* übereinkommt? Die Stellung des ‘beſtändig’ zwiſchen dem Nominativ und dem Verbum iſt den Geſetzen unſrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, ſo muß das Umſtandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, ſo muß es dieſem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man ſagen will ‘Heitre breitet ſich beſtändig’, oder ‘beſtändig breitet ſich Heitre’. Wenn unſre Sprachkundigen ‘breiten’ für ‘ausbreiten’ oder ‘verbreiten’ gelten laßen wollen, ſo iſt das Hemiſtichium ‘Breitet ſich wolkenlos’, ſchöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweiten Hälfte des Verſes ‘und hell umfließt ihn der Schimmer’. Im 40. V. iſt ‘täglich’ dem ſinnlichen Ausdruck *ἤματα πάντα* gemäßer als das zuvor geſetzte ‘ewig’; ‘Tag für Tag’ käme vielleicht noch näher. Für die Vertauſchung der Götter mit ‘Uranionen’ möchte es ſchwer ſein, einen Grund ausfindig zu machen.

Die folgenden Verſe würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum ſie alle hier zu entwickeln erlaubte. Unter andern iſt die buchſtäbliche Uebertragung des *πάππα φίλ'* durch ‘lieber Papa!’ in der Rede der Nauſikaa, von dem häßlichen und übelklingenden Diminutiv ‘Väterchen’ verdrängt worden. Sollte man bei ſolchen Gelegenheiten nicht denken, der deutſche, ſonſt ſo naive Dichter habe ſich der ehemals empfundenen Naivetät im Namen des griechiſchen Sängers und in ſeinem eignen geſchämt? Allein hier geht noch etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Daß die homeriſche Poeſie in einer ernſthaften Darſtellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Naturſprache nicht verſchmähte, iſt äußerſt charakteriſtiſch, und könnte allein hinreichen, manchem falſchen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erſte Anrede des Kyklopen Od. IX. 252...255. hieß ehedem:

Fremdlinge, ſagt, wer ſeid ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
Habt ihr ein Gewerb', oder ſchweift ihr ohne Beſtimmung
Hin und her auf der See, wie Küſten-umirrende Räuber,
Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu ſchaden?

Jetzt:

Fremdlinge, ſagt, wer ſeid ihr? Woher durchſchifft ihr die Woge?
Iſt es vielleicht um Gewerb', iſts ohne Wahl, daß ihr umirrt,
Gleich wie ein Raubgeſchwader im Salzmeer, welches umherſchweift,
Selbſt darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend?

Die letzte Hälfte des erſten Verſes iſt wörtlicher geworden. Das altdeutſche ‘von wannen’ hätte indeſſen beibehalten werden können; das Silbenmaß geſtattete es wenigſtens. ‘Ohne Beſtimmung’ war ein zu gelehrter Ausdruck, aber das dafür geſetzte ‘ohne Wahl’ iſt nicht ganz paſſend. Eine Wahl, wenn auch eine bloß willkürliche, gehört doch immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. ‘Aufs Gerathewohl’ wäre das eigentliche Wort für *μαψιδίως*. ‘Räuber’, *ληϊστῆρες*, war weit treuer und einfacher als ‘Raubgeſchwader’. Unter einem Raubgeſchwader ‘im Meere’ wird man ſich etwa Haifiſche vorſtellen; menſchliche Seeräuber fahren ‘auf dem Meere’. Und welche ängſtliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Wortes *ἅλς*, an die der Grieche vermuthlich ſelbſt nicht mehr dachte, wenn er es für Meer gebrauchte, durch ‘Salzmeer’ geben zu wollen! Der deutſche Leſer wird unfehlbar glauben, es ſei nicht von der See überhaupt, ſondern von einem beſtimmten, vorzüglich ſalzigen Meere die Rede. Der lächerliche Mißverſtand, der entſteht, wenn man gewöhnlichermaßen ‘welches’ auf das zunächſt vorhergehende Subſtantivum bezieht, wo dann ‘ein umſchweifendes Salzmeer’ zum Vorſchein kommt, hätte auch billig vermieden werden ſollen. Räuber, ‘die ihr Leben ſelbſt darbieten’, ſind in der That ſehr höflich und großmüthig: beim Homer ſetzen ſie es nur aufs Spiel (*ψυχὰς παρθέμενοι*). Die älterere Ueberſetzung ‘die ihr Leben verachten’ erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber ſie verunſtaltete ihn doch wenigſtens nicht.

Die darauf folgende Antwort des Ulyſſes überlaßen wir, um nicht weitläuftig zu werden, dem Leſer zu eigner Vergleichung, und heben nur die Schlußzeilen aus. In der älteren Ueberſetzung:

Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!
Und ein Rächer iſt Zeus dem hülfeflehenden Fremden,
Zeus, der Gaſtliche, welcher die heiligen Gäſte geleitet.

In der neueren:

Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir nahn dir jetzo in Demut;
Aber Zeus iſt Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
Gaſtbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das ‘nahn’ und den ‘nahenden Mann’ ſcheint Voß die Ableitung des ἱκέτης haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zuſatz ‘in Demuth’ zwar vor Mißverſtand geſichert, doch war die letzte Hälfte des erſten Verſes vorhin kräftiger und herzlicher überſetzt. Der ‘nahende Mann’ hingegen ohne weiteres könnte eben ſo gut ein Bandit ſein, als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt iſt es ſeltſam, eine vorubergehende Handlung auf dieſe Weiſe als fortdauernde Eigenſchaft vorzuſtellen. ‘Der nahende Mann’ nimmt ſich um nichts beßer aus als ‘der gehende Mann’, ‘der laufende Mann’. Der zweite Vers hob mit ‘Und’ weit ſchicklicher an, als jetzt mit “Aber’, obgleich im Griechiſchen δέ ſteht. Dieſes muß ſo manche unmerkliche Lucken zwiſchen den Redeſätzen ausfüllen, daß es längſt nicht den Nachdruck des “Aber’ hat, und auch in drei bis vier Verſen nach einander wiederholt wird, was im Deutſchen unerträglich ſein würde. Hier ſoll ja kein Einwurf gemacht, ſondern vielmehr etwas zur Beſtätigung des Vorhergehenden angeführt werden. ‘Gaſtbar’, allerdings ein altes deutſches Wort, aber auch ein veraltetes, iſt dem wohlklingenderen ‘gaſtlich’ vorgezogen worden. Daß ‘gaſtbar’ für ‘der gaſtbare’ ſteht, wird wohl kein Leſer errathen, der nicht das Griechiſche zugleich vor Augen hat; es könnte nicht ſo verſtanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte, “Aber Zeus, gaſtbar, iſt Racher’ u. ſ. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt iſt! Ein Beſchaffenheitswort wird erſt durch die Concretionsſilbe zum Adjectivum, und kann ohne dieſelbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Man wird alſo unfehlbar, trotz der Interpunction, conſtruieren ‘und (iſt) dem Fremdlinge gaſtbar’. Hieraus folgt weiter, daß das Relativum ‘welcher, da es mit einem Beſchaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und Zeus durch zwei andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt iſt, auf 'Fremdling' bezogen werden wird. Der Dativ 'ehrwürdigen Fremdlingen' ſtatt des Genitivs iſt fremd und gelehrt, um nicht zu ſagen undeutſch. Das Beiwort 'heiligen' für *αἰδοίοισιν*, war angemeßener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher ſcheint. 'Ehrwürdig' iſt man durch perſönliche Eigenſchaften, vorzüglich durch ſittliche; 'heilig' kann ſogar eine lebloſe Sache ohne ihr Verdienſt ſein, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die römiſchen Tribunen waren oft ſehr wenig ehrwürdig, aber dennoch *) geheiligte Perſonen; ſo auch ein Gaſt nach Homers Begriffen. Doch dieß iſt noch nicht das Wichtigſte: wir müßten uns ſehr irren, wenn die neuere Ueberſetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte: nicht von einer lenkenden, ſondern von einer beſchützenden Begleitung iſt die Rede. Zeus beſtimmt die Fremdlinge nicht, ſich hierhin oder dorthin zu begeben, er 'leitet' ihnen 'den Gang' nicht; ſondern er iſt ihnen nahe, damit ſie nicht verletzt werden; er geleitet ſie.

Dieſe umſtändliche Zergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienſtvollen Ueberſetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punkt geführt, von dem wir vorher abſichtlich geſchwiegen, um die verſchiedenen Geſichtspunkte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetſchung des Griechiſchen, nicht als eine Uebertragung ins Deutſche betrachtet. Dieſes doppelte Verhältniß liegt ſchon im Begriffe einer Ueberſetzung; eine Sprache muß dabei völlig an die Stelle der andern treten, ſo daß außer ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was ſich durch keine allgemeinen Vorſchriften beſtimmen läßt, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verſchiedenheit der Sprachen bleibt alles poetiſche Ueberſetzen, wo es nicht bloß auf den Sinn im Ganzen, ſondern auf die feinſten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommene Annäherung. Es bedarf keines Beweiſes, daß alle Freiheiten, die einem Originaldichter geſtattet werden, einem überſetzenden Dichter, deſſen Lage weit ungünſtiger iſt, im vollſten Maße zu Statten kommen müßen. Aber eben ſo ausgemacht iſt es, daß es für jede Sprache gewiſſe, durch urſprüngliche noch fortdauernde Beſchaffenheit, oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her feſtgeſetzte Grenzen giebt, die man nicht überſchreiten darf, ohne ſich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß man eigentlich keine gültige, als ſolche anerkannte Sprache, ſondern ein ſelbſterfundnes Rothwelſch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutſch, unentſtellt von Gräciſmen, unmöglich, ſo würde es beßer ſein, ganz Verzicht darauf zu thun.

---

*) [personae sacrae 1796.]

Noch neulich iſt darüber geſtritten worden, wie weit ſich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erſtrecke. Daß einzelne Schriftſteller, beſonders Dichter, durch ihr Beiſpiel einen unüberſehlich großen Einfluß darauf haben können, beweiſt die Geſchichte der Sprachen. Auch hat man Vieles anfangs als Sprachverderb verſchrieen, was nachher Eingang gefunden und ſich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorſchläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müßen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewieſen werden. Wie alle menſchlichen Einrichtungen, ſo ſtrebt auch die Rede, dieſe ſchöne Urkunde unſrer höhern Beſtimmung, unaufhörlich nach dem Beßeren, und es iſt ein wahres Verdienſt, wenn der Einzelne durch ſeine beſtimmten Beſtrebungen das Organ dieſes allgemeinen Wunſches wird. Nur iſt es dabei eine unerläßliche Bedingung, daß er nicht einreißen muß, indem er baut: das vorgeſchlagene Neue darf nicht im Widerſpruche mit dem entſchieden Feſtgeſetzten ſtehn. Wäre die Sprache eine bloße Zuſammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Beſtandtheilen, eine formloſe Maſſe, ſo dürfte man nach Willkür ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein ſie iſt ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anſpruch darauf, es mehr und mehr zu werden: nach Geſetzen der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft zieht Alles in ihr ſich an, oder ſtößt ſich ab; allgemeine Formen gehen durch ſie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfaßender und zuſammenhängender ihre Geſetze ſind, deſto vollkommner iſt ſie organiſiert; je größere Freiheit neben dieſen Geſetzen, nicht wider ſie, ſtattfindet, deſto geſchickter iſt ſie zum poetiſchen Gebrauch. Das Uebermaß poſitiver Geſetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwickelung originaler Anlagen übrig läßt, iſt, wie im Staate, ſo auch in der Sprache, ein großes Uebel. Hat es mit der geprieſenen Bildſamkeit der unſrigen ſeine Richtigkeit, ſo leiden wir nicht daran, wenigſtens nicht in Vergleich mit manchen andern Sprachen. Um ſo viel leichter läßt ſich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur Streitendes aufzudringen, was ſich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verſchmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anſchmiegen können, iſt nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbſtändigkeit dabei zu behaupten hat und behauptet. Bildſamkeit ohne eignen Geiſt, was wäre ſie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des ſprachbildenden Künſtlers hebt alſo da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er ſich in das Geſchäft des letzteren miſchen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher, der allgemeineren Analogie zuwider, nur in einzelnen Redensarten herrſcht, zurecht zu weiſen ſucht. Er thut es indeſſen immer auf ſeine Gefahr. Uebrigens iſt jedes poſitive Geſetz der Sprache, wie ſie ſelbſt überhaupt, wo nicht in ihrem Urſprunge, doch in ihrer entwickelten Geſtalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieſelbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daß ſich oft keine innere Nothwendigkeit dabei erkennen läßt, thut dem Anſehen des Sprachgebrauchs nicht den geringſten Eintrag. Bloß nach den Grundſätzen der philoſophiſchen Grammatik, ohne das Individuelle und ſelbſt das Willkürliche zu Hülfe zu nehmen, ließe ſich wohl eine Art logiſcher Chifferſchrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entſchieden iſt, bleibt es eben ſo ſehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabei ſein Spiel getrieben. Indeſſen hüte man ſich, charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechſeln. Oft wird ein Geſetz, das man, abgeſondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyranniſchen Streichen des ſo oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zuſammenhange der Beſtandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorſchreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und ſogar eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die ſich eher fühlen als darthun läßt.

Es ſchien das Kürzeſte, dieſe Betrachtungen vorauszuſchicken, um bei dem Urtheile über die Freiheiten, die Voß ſich mit der deutſchen Sprache genommen, immer ſtillſchweigend darauf zurückweiſen zu können. Sie beſtehen entweder in neu abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortſtellungen.

Bei der Leichtigkeit der Zuſammenſetzungen, die unſre Sprache mit der griechiſchen gemein hat, entſtehen häufig, ſelbſt in der ungelehrten Sprache des Umgangs, neue Wörter dieſer Art, und der Ueberſetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle ſeiner Beiwörter nachzuahmen ſuchen. Ich kann in Anſehung ihrer weder Bürgern beitreten, der ſie zum Theil für bloße Titulaturen hielt, noch dem Beurtheiler im T. Merkur, wenn er behauptet, Homer würde bei dem deutſchen Leſer gewinnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andre an ihre Stelle ſetzte, oder ſie auch manchmal gar wegließe. Es iſt ſchon gezeigt worden, daß dem modernen Geſchmack ſchlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des Originals geſchmeichelt werden darf, und die Leſer, bei denen Homer durch eine ſolche Veränderung gewänne, möchten wohl überhaupt unfähig ſein, ihn zu fühlen. Die Beiwörter gehören weſentlich zum Charakter ſeiner Poeſie: es liegt in der freundlichen Anſicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, daß ſie jedem Gegenſtande, ſei er noch ſo gering und unſcheinbar, irgend etwas wohllautend nachzurühmen weiß; und das Verweilen bei der ſinnlichen Gegenwart bezeichnet, ſo wie die unermüdliche Stätigkeit der ſanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortſchreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und Alles bis auf das Kochen und Braten, Eßen und Trinken, ſeinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines großen Scharfſinns, um zu bemerken, daß die Beiwörter im Munde der redenden Perſonen oft ſehr undramatiſch ſind: aber es leuchtet auch ein, daß die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epiſchen Tons untergeordnet ſein mußte, da der Vortrag durch Geſang, wozu das Gedicht urſprünglich beſtimmt war, doch keine eigentlich theatraliſche Täuſchung zuließ. Wenn die homeriſchen Beiwörter nicht immer eine hervorſtechende Eigenſchaft benennen, wenn ſie keinen Nachdruck haben ſollen, der die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können, ſo iſt doch die poetiſche Sitte, die ſie vertheilt und feſtgeſetzt hat, noch weit entfernt von der geſellſchaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen; und was hat die ſteife Leerheit in dieſen mit dem ſchönen Ueberfluße gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft ſchmeicheln? Mit Recht hat indeſſen der Ueberſetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verſchiednen Beiwörtern wechſelt, ſich eben dieſer Freiheit bedient. Auch dadurch iſt nichts verloren gegangen, daß er ſolche, deren buchſtäbliche Ueberſetzung ſchwierig oder unangenehm geweſen wäre, durch einfache, die ein ähnliches Bild geben, erſetzt hat: z. B. *ἐΰθρονον Ἠῶ*, ‘die goldene Frühe’, *καλλιπάρῃος*, ‘die roſige’ oder ‘die anmuthvolle’, *Κρόνου ἀγκυλομήτεω*, ‘des verborgenen Kronos’ u. ſ. w. Wären die ‘ſaumnachſchleppenden Weiber’ (*τανυπέπλοι*), die man für nachläßig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in dieſe Klaſſe gerechnet worden! Ob man nicht bloß das Haar ſelbſt, ſondern auch die Perſon, der es angehört, lockig nennen darf, ‘die lockige Leto’, bezweifeln wir. Immer iſt es noch beßer als Bürgers ‘lockenliebliche Leto’. Verſchiedene Beiwörter dieſer Art, die ſich bei ihm finden, und ſich auf die einzige Analogie des unedlen ‘lendenlahm’ ſtützen, ‘die wangenſchöne’, ‘der ſchenkelraſche’, u. ſ. w. hat Voß mit gutem Grunde verworfen. Dagegen liebt er überhaupt die Zuſammenſetzungen ſo ſehr, daß er ſie nicht ſelten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, beſcheiden ſchmückende Beiwörter hat. Aus dem geſtirnten Himmel Il. IV. **44**. wird ein ‘ſternumleuchteter’, aus langen Spießen Il. IV. **533**. werden ‘langſchaftige’; ein ‘borſtenumſtarrt Schwein’ (*μέγας σῦς*) und den ‘wild aufhallenden Feldruf’ (*μεγάλῳ ἀλαλητῷ*) erwähnten wir ſchon. Ja man findet ziemlich häufig dreifach zuſammengeſetzte Wörter, die nach dem Muſter des zuletzt angeführten gebildet ſind: ‘das weitaufrauſchende Meer’, ‘die hellaustönende Stimme’, ‘die holdanlächelnde Kypris’, ‘der harthinſtreckende Kampf’, ‘wild androhend’, ‘die weithinſchattende’, oder auch ‘weitherſchattende Lanze’, ‘der ſchönhinwallende Xanthos’, ‘die gradanſtürmende Lanze’, ‘der tiefhinſtrömende Herrſcher’, ‘die gernaustheilende Mutter’, ‘das ſchwerhinwandelnde Hornvieh’, und andre mehr. Freilich iſt die Zuſammenſetzung nicht ächt, und zerfällt von ſelbſt wieder in ihre Beſtandtheile. Die erſte Silbe bleibt, trotz der Weglaßung des Zwiſchenraumes beim Schreiben, ein eigens beſtimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinigung erfordert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Voß trennt ſelbſt einmal Il. XXI. 324. ‘in trub aufſtürmender Brandung’. Was ihm dieſe Zuſammenſtellungen empfohlen hat, iſt ohne Zweifel ihre proſodiſche Beſchaffenheit.

Beim Prägen neuer Wörter ſollten wir immer die ſorgfältigſte Rückſicht auf den Wohlklang nehmen, und ſie würde unſre Freiheit darin gar ſehr beſchränken. Der Grieche fand mit ſeinen ſchönen Vokalen und biegſamen Endſilben der

Wörter hiebei ſelten Anſtoß: ſie floßen von ſelbſt in einander. Bei uns müßen ſie wegen des Gedränges anfangender und ſchließender Konſonanten oft zuſammengezwungen werden. Wir haben ſchon zu viel ſolcher furchtbaren Wörter wie ‘Kopfſchmerzen, Sprachwerkzeug’ u. ſ. w., als daß wir noch neue erfinden ſollten, wie Voßen einige entſchlüpft ſind: ‘Siegsſtärke, ſchwarzſchauernd, erzſtarrend, ſtarkrädrig’ mit einem dreifachen R in drei Silben, und ‘hochhauptig’ mit einem dreifachen Hauche. Nur wenige neue Zuſammenſetzungen ſind mir aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt, z. B. ‘die unnahbaren Hände’, der ‘wohlanlandbare Hafen’. Die Ableitungsſylbe ‘bar’, wenn ſie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt (die einzige Bedeutung, worin es noch erlaubt iſt, neue Wörter durch ſie zu bilden), ſezt ein Zeitwort voraus, das ein vollſtändiges, perſönliches Paſſivum hat, und als Aktivum die vierte Endung regiert; beides iſt mit ‘nahen’ und ‘anlanden’ nicht der Fall. Ein ‘vielgerudertes’ Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin ſchon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern verſehenes Schiff. Die mit ‘um’ zuſammengeſezten Beiwörter, die Voß vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzu künſtliches Anſehen: ‘der ſternumleuchtete Himmel’, ‘die erzumſchirmten Achaier’, ‘der ſchwarzumwölkte Kronion’, ‘der helmumflatterte Hektor’. Das lezte enthält überdieß eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, ſondern der Helmbuſch. ‘Schollig’ und ‘quellig’ ſind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als daß ſie gefallen könnten. ‘Rothſchnäblicht’ iſt nur falſch geſchrieben; es ſollte ‘rothſchnablig’ heißen, denn das Schiff iſt nicht einem rothen Schnabel ähnlich, ſondern es hat einen rothen Schnabel. Eben das gilt von ‘mähnicht’, wenn die Kentauren ‘mähnichte

Ungeheuer' genannt werden. Ein ganz unſchickliches Beiwort erhält das Meer: am Strand des 'verödeten' Meeres (*ἁλὸς ἀτρυγέτοιο*); 'verödet' iſt nur dasjenige, was einmal nich öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, daß es nicht homeriſcher Ton ſei, die Beiwörter in Umſchreibungen aufzulöſen, ſo läßt es ſich doch in manchen Fällen gar nicht vermeiden, und es kommt dabei nur auf die geſchickteſte Art an. Für *ἀργυρότοξε* hatte Bürger verſucht 'Silberbogner': allein dieß würde nach der Analogie von Wagen und Wagner jemanden bedeuten, der ſilberne Bogen verfertigt. Beßer hat es Voß mit dem folgenden verflochten:

> Höre mich, Gott, der du Chryſa mit ſilbernem Bogen umwandelſt.

Für *ῥοδοδάκτυλος Ἠώς* ſetzt er 'Eos mit Roſenfingern'. Es iſt die Frage, ob es nicht heißen müßte 'mit den Roſenfingern', damit man es als fortdauernde Beſchaffenheit auf das Subſtantivum, nicht als Zuſtand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: 'ich erwachte mit Zahnweh', geſchieht. 'Die Stadt voll prächtiger Gaßen', für *πόλιν εὐρυάγυιαν*, Il. II. 329, hätte Voß, da er an andern Stellen 'die weitdurchwanderte Stadt' überſetzt, entbehrlich finden müßen. Freilich weiß ich in dem letzten Beiworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuſer in einer Stadt können weit aus einander liegen, und man kann ſie durchwandern: aber wie ſoll man ſie weit durchwandern? Gegen 'Artemis, die Lenkerin goldener Zügel', *χρυσήνιος*, Il. VI. 205. und 'Apollon mit goldenem Schwerte', *χρυσαόρον*, Il. V. 509, iſt nichts Erhebliches einzuwenden; auch den 'Sporner der Gaul', Aïdoneus' (Il. V. 654. *κλυτοπώλῳ*), ließe man ſich gefallen, wenn er nicht die Vorſtellung der Reitkunſt erregte, welche dem Koſtum der homeriſchen Helden fremd iſt. Mehrmals hat ſich Voß durch einen abſoluten Genitiv zu helfen geſucht, der aber, außer in den einmal eingeführten Redensarten, nur da ſtehen ſollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer beſtehenden Eigenſchaft geſprochen wird. Helena, 'die herrliche, langes Gewandes', iſt ſchon von Andern gerügt worden. Eben ſo fehlerhaft ſteht Il. III. 326. 327.:

> Rings um ſetzten ſich all' in Ordnungen, dort wo ſich jeder
> Roſſe gehobenes Hufs und gebildete Waffen gereihet.

Man könnte allenfalls ſagen 'die Roſſe laufen gehobenes Hufes', aber nicht ohne Dazwiſchenkunft eines Zeitwortes 'Roſſe gehobenes Hufes', für 'mit gehobenem Hufe.' Ueberdieß heben die ſtill ſtehenden Roſſe hier die Hufe ja nicht wirklich, ſondern ſie werden nur von der Gewohnheit, es beim Laufen zu thun, im Allgemeinen *ἀερσίποδες* genannt. *) [Dieſes Beiwort kommt außerdem nur noch ein einziges Mal vor, Il. XVIII. 532., von wirklich im Lauf begriffenen Pferden. Hier hat es Voß ganz anders, aber eben ſo koſtbar überſetzt 'im Sturm der Geſpanne'.]

So viel von den Beiwörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern ſind die häufigſten, und leider auch die mißrathenſten, die mit Hülfe der vorgeſetzten Silbe 'ent' gemachten. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zuſammenbringen: entſenden (welches ſehr oft vorkommt), entſchallen, entfunkeln, enttauchen (für

---

*) [Hätte der Ueberſetzer ſich genauer an das *ἔκειτο* gehalten, ſo würde man glauben müſſen, die Pferde haben auf dem Rücken gelegen und die Füße in die Höhe geſtreckt. 1796.]

emergere), enttaumeln, entragen, enthauen, entzittern, entheben, entlodern, entwandeln, enttrocknen, entſchiffen, entwaſchen, entnehmen, entſchöpfen, entſtöbern, entrudern, u. ſ. w. Nicht alle die eben angeführten ſind gleich verwerflich; manche darunter ſind auch ſchon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber ſein, daß es erlaubt iſt, vermittelſt der Silbe 'ent' neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in 'entzaubern, entgöttern') bezeichnen. Bei einer geſchickten Wahl kann der Ausdruck durch ſie ſowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Voß gebraucht ſie meiſtentheils ſo, daß er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte das einfache Zeitwort ganz denſelben Dienſt geleiſtet, z. B. Od. III. 157. 'Wir nun betraten die Schiff' und entruderten'. Od. V. 41. 'Sie enteilte — ſchnell zum Olympos empor.' An andern Stellen werden dieſe Zeitwörter nicht mit dem Dativ conſtruiert, den ſie immer fordern, wo ſie eine Entfernung von etwas bedeuten, ſondern mit der entbehrlichen Präpoſition, z. B. Il. V. 353 'enttrug ſie aus dem Getümmel'; ja ſogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichſte nennt: Il. XVII. 275. 'daß von der Leiche hinweg ſie entzitterten'. Ebendaſelbſt 583. 'enteilen von dannen'. Nicht edel, ſondern ſteif und koſtbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen, die täglich im gemeinen Leben vorkommen, für 'abſchicken' oder 'fortſchicken', für 'wegtragen', ſo ſeltſame Wörter wie 'entſenden' und 'enttragen' erfindet; wenn ſogar der Braten von den Spießen 'entzogen' wird. Man bemerke, daß Voß hier ein in anderer Bedeutung ſehr gewöhnliches Wort durch ſeinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuſchaffen gewußt hat. Eben ſo ſezt er Il. III. 325 'entſpringen' für 'herausſpringen'. Ganz untauglich für dieſe Art der Ableitung oder Entleitung ſind des entſtehenden Uebelklanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem T anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrocknen, enttragen, wird man nur mit einer kleinen Pauſe und erneuertem Anſaz der Stimme ausſprechen können, ent taumeln u. ſ. w., oder man wird ein T auslaßen: ent-aumeln, wodurch das ſo ſchon unbekannte Wort vollends unverſtändlich werden muß.

Von einem ähnlichen Mißbrauche der Präpoſition 'um' ſei es genug, zwei auffallende Beiſpiele anzuführen. Il. XVI. 548. 'Die Troer umſchlug ſchwerlaſtender Kummer'. Il. XII. 161. die Helme, 'von Mühlſteinen umprallt'. Das Widrige des lezten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darin ließe ſich ohne Schwierigkeit auseinanderſezen, nur möchte es die Geduld ermüden.

In den Wortfügungen iſt Voßens Sprache ebenfalls nicht rein von Verſtößen wider die Grammatik, wenigſtens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die bloß ungewöhnlichen, und freilich nicht ſonderlich gefälligen Wendungen; z. B. Il. I. 407. 'deß ihn erinnernd'; 'ereifern' und 'erzürnen' ohne 'ſich' nach oberdeutſcher Weiſe als Neutra gebraucht; 'einen hoch an Siz und an Fleiſch ehren'; 'welchen er das Blut vergoß', ſtatt 'deren Blut er vergoß', und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Verſen Il. IV. 497... 500 ſteht 'ihm' dreimal auf dieſe Weiſe); das active Participium in vielen harten Verknüpfungen, u. ſ. w. Wahre Sprachfehler hingegen ſind 'walten' und 'vernehmen' mit der zweiten Endung: Il. III. 440. 'es walten Götter auch unſer'. Il. VI. 465. 'Eh ich deines Geſchreies vernehme'; Auslaßungen, wie 'geſtrengt' für 'angeſtrengt' Il. XVII. 746.; Or

XIX. 105. ‘Wer? und woher der Männer?’ Im Griechiſchen ſteht das Zeitwort da. Die unterlaßene Wiederholung des Accuſativs, der alsdann auf zwei Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort ſteht, zugleich bezogen werden muß, Il. II. 595.:

dort, wo die Muſen
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten;

oder auch die gänzliche Auslaßung des Accuſativs, den ein tranſitives Zeitwort nothwendig regiert, Il. VII. 409. 410:

Nicht ja gebührt Kargheit bei abgeſchiedenen Todten,
Daß man, nachdem ſie geſtorben, mit Glut zu beſänftigen eile.

Pleonaſmen, wie Il. I. 91. 99. ‘zurück hingeben’; oder Il. XVII. 202. 203. ‘du zeuchſt die unſterbliche Wehr an, Sein des erhabenen Mannes’. ‘Sein’ als poſſeſſives Pronomen erfordert ohne Concretionsſilbe die Dazwiſchenkunft des Zeitwortes, ‘die Wehr iſt ſein’. Auch mit dieſer Silbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart ‘des Mannes ſeine’ umgekehrt herauskommen. Auch als perſönliches Pronomen der dritten Perſon in der zweiten Endung ſtatt ‘ſeiner’ ſteht es nicht nur überflüßig, ſondern fehlerhaft. Eine ganz falſche Conſtruction entſtellt die Zeilen Il. XVII. 601. 602.

Hektor ſodann durchſtach des Leitos Hand an dem Knöchel,
Ihm des erhabnen Alektryons Sohn;

‘Sohn’ ſoll vermuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ ſein, da doch ‘des Leitos’, womit es in Appoſition ſteht, den Genitiv erfordert. Die weggelaßene Biegungsſilbe des Dativs, ‘Sohn’ ſtatt ‘Sohne’, macht das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weiſe conſtruieren: Hektor durchſtach des Leitos Hand; ihm (dem Hektor) durchſtach ſie der Sohn des erhabnen Alektryons. Das dem letzten Namen angehängte s iſt wiederum fehlerhaft; denn bei eigenen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungsſilben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die ſie gar nicht haben können; ſo ſteht 'raffen' und 'entraffen' Il. V. 50. und 541. für 'erlegen'; im Texte beide Male ἕλε. Dieſe Beiſpiele ließen ſich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in dieſem Fache wenige hin, ſonſt würde die Kritik ein endloſes Geſchäft ſein. Ich führe nur noch einen unzählig oft wiederholten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des 'jener, jene, jenes', wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Geſetzt auch, es ließe ſich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiben, woran ich zweifle, was wird dadurch gewonnen? Heißt es nicht die Sprache geradezu auf den Kopf ſtellen? Nicht ganz dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem ebenfalls häufigen 'ſolcher, ſolche, ſolches', das wirklich ehedem als demonſtratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Voß es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelüberſetzung öfters ſo vorkommt. Freilich iſt es veraltet, und ſollte daher nicht anders, als mit einem beſondern Nachdrucke, in einem feierlichen Tone der Rede, geſetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleien, und nimmt ſich nicht beßer aus, als das abgedankte 'ſothanes'.

Was aber das ſchlimmſte Unheil in der ganzen Ueberſetzung von einem Ende bis zum andern geſtiftet, ſind unſtreitig Voßens Grundſätze über die deutſche Wortſtellung. Grundſätze nennen wir es, und nicht einzelne Verſehen oder in beſondern Fällen genommene Freiheiten, weil ſie mit Folge und Gleichförmigkeit durch ſein Werk hingehen, ſo daß man ſagen kann: es iſt Methode in ſeiner Undeutſchheit. Er hat ſich überall an die griechiſche Ordnung anſchmiegen wollen, nicht ſo nah wie möglich (dieß wäre ſehr zu loben), ſondern ſo nah wie es in unſerer Sprache unmöglich iſt. Es kann oft eine ſehr verſchiedene, ja entgegengeſetzte Wirkung thun, wenn in verſchiedenen Sprachen dasſelbe geſchieht, und faſt in keinem Punkte unterſcheiden ſich die beiden alten klaſſiſchen Sprachen weſentlicher und auffallender von den neueren insgeſammt, als in der Wortfolge. Die Freiheiten, die jene hierin genoßen, waren ohne Zweifel für Poeſie und Beredſamkeit weit günſtiger als die heutige Gebundenheit: dürfen wir darum ſie uns anmaßen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältniſſe gegen einander veränderlich ſind, die Bezeichnung dieſer Verhältniſſe vollſtändig und unzweideutig an ſich. Bei uns muß in unzähligen Fällen, um ſie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner beſtanden dort die Biegungslaute nicht wie bei uns in dumpfen Conſonanten und einem tonloſen E, ſondern ſie waren oft mehrſilbig, und wurden meiſtens durch tönende Vokale, auch wohl durch die Silbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerſtreut es auch ſtehen mochte, herauszufinden; ja nicht ſelten wurde das Ohr bei Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beiwortes, durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltſten Sätzen und Verbindungen ſchuf alſo ſchon die bloß ſinnliche Beſchaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne daß der Geiſt dabei mit Nachſinnen ſehr bemüht worden wäre. Hiezu kommt, daß der Verſtand bei den Neueren (und dieß gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrſchende Princip der Sprache iſt, als er es bei den Alten war, bei denen die rege, allſeitige Empfänglichkeit, wie auf die ganze Sprache, ſo auch auf die Wortſtellungen den entſchiedenſten Einfluß hatte. Dem Verſtande widerfuhr ſein Recht, wenn die Wörter den Verhältniſſen gemäß, die er vorſchrieb, umgeendet wurden; alles Uebrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, ſelbſt dem Gehör anheim; und ſo durfte die Kunſt auch bei der Anordnung der kleinſten Beſtandtheile eines Gedichts ein freies und ſchönes Spiel treiben. Einer leichten und ſchnellen Faſſungskraft iſt das zu ängſtliche Beſtreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die ſtrenge Regel der Wortfolge, die in den neueren Sprachen gilt, gebunden, waren die klaſſiſchen Sprachen bei der beſtimmten Vollſtändigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich geweſen. Die reizendſte Mannichfaltigkeit, die ſchönſten Zuſammenſtellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit ſtattfinden. Wie ein Kranz aus verſchiednen Zweigen am zierlichſten und zugleich am feſteſten ſo gewunden wird, daß bald dieſe, bald jene Blätter und Blumen zum Vorſchein kommen, ſo vereinigen ſich in der Poeſie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu ſtätigen und harmoniſchen Maſſen. Der Zwang des Bedürfniſſes verſchwand, freie Schönheit trat als ein höchſtes Geſetz an die Stelle vieler andern, und man konnte von der griechiſchen Dichterſprache beinahe ſagen wie von dem goldnen Zeitalter: Erlaubt iſt, was gefällt.

Dieß waren Vorzüge der Alten: wer will es leugnen? ob wir ſie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichſam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muß es ausfallen, wenn wir ſie uns, ohne Rückſicht auf die ganz entgegengeſetzte Natur unſrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache Anlage, dieß mit Glück zu thun, ſo iſt es gewiß nicht die deutſche mit ihren ſtummen Endungen und der kargen Einſilbigkeit ihrer Biegungen, ſondern vielmehr die italiäniſche, die zwar keine Umendungen für die Verhältniſſe (casus) der Hauptwörter und Beiwörter, aber dagegen Geſchlecht und Zahl derſelben, und hauptſächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meiſtens mit offnen Vokalen bezeichnet. Freilich iſt bei uns die Wortfolge noch lange nicht ſo gebunden, wie z. B. in der franzöſiſchen Sprache; und doch müßen wir ſogar dieſe um die armſelige Freiheit beneiden, das Adjectiv wenigſtens in vielen Fällen ſowohl nach als vor ſeinem Subſtantiv ſetzen zu dürfen. Aufnehmen können wir ſie nie, weil ſie dem ganzen Syſtem unſrer Wortfolge widerſpricht, worin Alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, ſeine Beſtimmungen vor ſich nimmt. Der Verſtand erſtreckt bei uns ſeine Herrſchaft nicht bloß über die gewöhnliche Wortſtellung, worin er die Beſtimmungen nach einer gewiſſen Stufenfolge ordnet, ſondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung vorausſetzen; über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inverſionen. Dieſe laßen ſich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenſchaftlich ſie auch ſcheinen mögen, ſo iſt es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes geſtellten Begriffs, was ſie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutſchen gerade ſo vielmal umkehren kann, als ſie Wörter enthalten; allein ſie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeſchickten bleibt dabei nach einer beharrlichen Regel beſtimmt. Eben ſo verhält es ſich mit der Inverſion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt. Voß hingegen erlaubt ſich Umſtellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo ſie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben ſollen und können, und grade ſo herauskommen, als ob man im Franzöſiſchen nach der deutſchen Ordnung ſagen wollte: j'ai à la campagne été, für j'ai été à la campagne.

Wir fangen mit einem einfachen Beiſpiele an. Il. I. 413.: 'Aber Thetis darauf antwortete.' Das Umſtandswort 'darauf' iſt eine Beſtimmung des Zeitwortes, und konnte ihm alſo nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelſt einer Inverſion an die Spitze des Satzes (das 'aber' abgerechnet) geſtellt wurde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als 'Thetis antwortete darauf', oder 'darauf antwortete Thetis.' Eben ſo erlaubt, als die von Voß erwählte Ordnung, wäre es, zu ſagen 'antwortete darauf Thetis'. Die Verneinung ſteht bei allen übrigen Redetheilen, wozu ſie gehört, voran; das Zeitwort allein fordert ſie hinter ſich. Voß ſtellt ſie häufig vor daſſelbe: Il. X. 235. 'nicht darfſt du'; Il. I. 468. 'nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles'. Wird dadurch ein beſonderer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn ſie an ihrer natürlichen Stelle ſtünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, ſie ſo voranzuſetzen, weil dadurch das bei dieſer Inverſion dem Zeitwort unentbehrliche 'es' verſchlungen wird; 'es mangelte nicht ihr Herz des gemeinſamen Mahles' wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte, und wegen der Unbeſtimmtheit des vorangehenden Pronomens ſchwächende Umſtellung. Il. I. 592. ‘Ganz den Tag (fehlerhaft für ‘den ganzen Tag’) hinflog ich’. So lange der Unterſchied zwiſchen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben iſt, muß es heißen ‘flog ich hin’. ‘Ganz den Tag hinflog ich’, iſt nichts beßer, als ‘ich anredete ihn, ich auskleidete mich’. Voß ordnet oft ſo: Il. XVII. 736. ‘und ſtets nachtobte des Kriegs Wuth’. Il. XVIII. 28. 29.:

> Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos,
> Laut mit bekümmerter Seel’ aufſchrieen ſie.

Dieſe Verſe enthalten noch ſonſt viel Sprachwidriges. ‘Mägde’ kann den Artikel nicht entbehren, da das ‘ſie’ am Ende beſtimmt auf ſie zurückweiſt. Dieſes hat eine rhetoriſche Emphaſe, die gar nicht in Homers Ton iſt. ‘Zugleich’ iſt ein Flickwort, wovon der Text keine Spur hat; es begünſtigt die durch die Stellung des ‘Patroklos’ verurſachte Zweideutigkeit: womit zugleich ſchrieen die Mägde? natürlich mit dem Patroklos. Aber ſo wollte der Ueberſetzer es nicht verſtanden wißen, ſondern Patroklos hatte die Mägde gemeinſchaftlich mit dem Achilleus erbeutet.

Da bei uns manche Zuſammenſetzungen ſowohl trennbar als untrennbar ſein können, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man bei der obigen Behandlung derſelben zuweilen nicht unterſcheiden kann, welche von beiden gemeint ſei. Od. XII. 325. ‘Aber den ganzen Mond durchſtürmte der Süd’. Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder durchſtürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich?

Il. XVI. 247.

> Unverletzt mir alsdann in die rüſtigen Schiffe gelang’ er.

Daß 'unverletzt' voran ſteht, iſt eine ſehr erlaubte Inverſion: aber nun mußte auch das Verbum mit dem dahinter geworfenen Nominativ ſogleich folgen. Jetzt iſt es freilich ganz die Ordnung des griechiſchen Verſes. Doch nein! etwas fehlt noch: θοὰς ἐπὶ νῆας. Warum gieng man, da man ſich einmal ſo viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und ſagte: 'Unverletzt mir alsdann rüſtigen in die Schiffe gelang er'? Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leſer zu enträthſeln: Il. XVI. 212.:

Feſt wie die Wand ſich füget ein Mann aus gedrängeten Steinen,
Eines erhabenen Saals,

wird er nicht eine Wand, die ſich ſelbſt füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängeten Steinen iſt, herausbringen? Auch ohne das ungeſchickte Flickwort 'ſich' wäre die Stellung noch unleidlich, weil die Wand gar kein Zeichen des Accuſativs an ſich trägt. 'Füget' ſollte wenigſtens, wie im Griechiſchen, unmittelbar vor den Worten 'aus gedrängeten Steinen' ſtehen. Auch kann der Genitiv 'eines Saals' unmöglich von dem Hauptworte geriſſen werden, das ihn regiert. So muß gleichfalls die Appoſition unmittelbar folgen, ſonſt entſtehen die ſeltſamſten Mißverſtändniſſe. Od. IV. 319...321.:

Denn feindſelige Männer umdrängen mich, welche mir immer
Ziegen und Schaf' abſchlachten, und mein ſchwerwandelndes Hornvieh,
Freier der Mutter umher, voll übermüthigen Trotzes.

Im Griechiſchen iſt freilich dieſelbe Ordnung; aber welch ein Unterſchied! wie deutlich bezeichnen die Endungen εἰλίποδας ἕλικας βοῦς, und μνηστῆρες — ἔχοντες, den Accuſativ und Nominativ! Im Deutſchen kann 'mein ſchwerwandelndes Hornvieh' und 'Freier' ſo gut der eine als der andre Caſus ſein, und die Stellung könnte hier zu einem lacherlichen Mißverſtande führen. Unzähligemale wird das Beiwort mit dem wiederholten Artikel nach ſeinem Hauptworte geſetzt. Il. XVI. 107. ‘Stets vom Schilde beſchwert, dem beweglichen’; Il. XIX. 393. ‘Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen’. Wo ein beſondrer Nachdruck darauf ruht, läßt es ſich allenfalls vertheidigen, ſonſt aber thut es gerade die Wirkung, als ob man etwas vergeſſen hätte und umkehren müßte, um es zu holen. Il. XVI. 428. folgen ſogar zwei Beiwörter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionsſilbe als Beſchaffenheitswort:

Beide den Habichten gleich, ſcharfklauigen, krummgeſchnabelt.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt unſerer Beurtheilung mit einem Beiſpiele eines gleichſam an allen Gliedmaßen verrenkten Satzes, Il. X. 15.:

Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft' er ſich Haare.

Ungern haben wir uns ſo lange bei dem unangenehmen Geſchäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgeſetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muſter ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen konnte, den in ſeinen Originalwerken oft der Genius unſrer Sprache ſelbſt zu beſeelen und mit harmoniſcher Fülle auszuſtatten ſcheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daß ein Werk von dieſem Umfange, von dieſer Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntniſſen aufs Beſte gerüſtet war, und wovon man nach der älteren Odyſſee die ſchönſten Hoffnungen hegen durfte, durch den nachtheiligen Einfluß einiger irrigen Grundſätze mißrathen iſt? daß eine Ueberſetzung dieſer unſchätzbaren Denkmale des Alterthums, die ſo nahe daran war, ſelbſt die höchſten Forderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beſchaffenheit, ſo viel einzelnes Vortreffliches enthält, nicht durch Vernachläßigung, ſondern durch verſchwendeten Fleiß, durch überſpanntes Beſtreben nach buchſtäblicher Treue, im ganzen undeutſch und dem Leſer einen reinen Genuß zu verſchaffen unvermögend geworden? Nur der Beſitz der älteren Ueberſetzung der Odyſſee, für welche Deutſchland nie aufhören ſollte, Voßen dankbar zu ſein, kann uns darüber tröſten. Wenn ſich alles Vorzüglichere, was die zweite vor ihr voraus hat, nicht bloß in Gedanken, ſondern in der Wirklichkeit in ſie übertragen ließe, ohne ihrer Einfalt und Popularität, dieſen liebenswürdigen Zügen des homeriſchen Geſanges, Abbruch zu thun, ſo hätten wir eine in der ganzen modernen Litteratur einzige Nachbildung eines Klaſſikers aufzuweiſen.

Noch eine, bisher unberührt gelaßene, und zwar eine ſehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Ich geſtehe, daß ich die hier bewieſene Kunſt nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreiſen kann, weil ich überzeugt bin, daß ſie, nächſt jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meiſten dazu beigetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der ſcharfſinnige Verfaßer der Abhandlung de metris poëtarum Graecorum et Romanorum, Hermann, äußert dieſelbe Meinung (S. 277). Voß hat ſich nicht nur den homeriſchen Hexameter überhaupt zum Muſter vorgeſtellt, ſo weit die Verſchiedenheit der deutſchen und griechiſchen Metrik es erlaubte, ſondern auch den Gang einzelner Verſe, die jedesmaligen Verhältniſſe der rhythmiſchen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verſe in den andern, und die dadurch beſtimmte Stellung der Einſchnitte, nachzumachen geſucht, und auch in der That erſtaunlich genau nachgemacht. Einem Leſer, der in der Ueberſetzung nichts weiter als den Versbau des Originals ſtudieren wollte, dürfte man ſie ohne Einſchränkung empfehlen, ſo gewißenhaft befolgt Voß die Vorſchriften, die er hierüber in der Vorrede zur Ueberſetzung des virgiliſchen Landgedichtes, und in einer kleinen Schrift über deſſen Ton und Auslegung dargelegt hat. Die Einrichtung dieſer Blätter geſtattet uns keine umſtändliche Prüfung dieſer Grundſätze der metriſchen Nachbildung, die übrigens für die beſonnene, nicht ſelten in Künſtlichkeit ausartende, Kunſt der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule ſehr gut paßen könnten, ohne auf den Homer anwendbar zu ſein. Eben ſo wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des ioniſchen Sängers anlegen. Wir müßen uns begnügen, in aller Kürze die hauptſächlichen Geſichtspunkte dieſer Unterſuchung anzudeuten. Zum Glücke haben diejenigen, die ein vortrefflicher Alterthumsforſcher vor Kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat, vieles, was hiebei wichtig iſt, über allen Zweifel erhoben.

Homer — oder die Sänger eines gewiſſen Zeitalters, die man unter dieſem collectiven Namen zuſammen zu faßen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche — Homer ſchrieb ſeine Geſänge nicht. Der erſte Grund zu einer theoretiſchen Grammatik wurde erſt viele Jahrhunderte nach ihm gelegt; und eine theoretiſche Prosodie konnte faſt weniger als irgend ein andrer Theil derſelben vor der Vervollkommnung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche ſtattfinden, weil dabei Alles auf die Zergliederung der Wörter in Silben, und dieſer in einzelne Laute ankam, die man nur mit Hülfe der Buchſtaben feſthalten, und nach langer Beobachtung über die verſchiedenen Bewegungen der Sprachorgane, als für ſich beſtehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch ſo zarte Gehör nur Maſſen empfängt. Uns will dieſe Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in ſo früher Kindheit bekommen haben, daß wir genigt ſind, es für etwas zu halten, das ſich von ſelbſt verſteht. Wir müßen es uns wiederholt einprägen, daß der göttliche Homer vermuthlich nicht buchſtabieren konnte, um es nicht bei der erſten Anwendung zu vergeßen. Das Gehör entſchied alſo damals ganz empiriſch, ohne alle Theorie, über die Silbenzeit, wahrſcheinlich nicht mit großer Schärfe, weil die Ausſprache ſelbſt, ehe man anfängt, durch ſchriftliche Aufzeichnung ſich Rechenſchaft davon zu geben, in allen Sprachen viel Schwankendes und Unbeſtimmtes zu haben pflegt. Ueberdieß ſind wir ſehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich ſich die Ausſprache der griechiſchen in dem langen Zeitraume vom Homer bis zum Solon und Piſiſtratus verändert und verfeinert haben mag, welchen Einfluß dieß auf die metriſche Beſchaffenheit jener alten Geſänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmählich und unmerklich vorgenommene, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müßen. Da der Text ſpäterhin durch die abglättenden Hände ſo vieler Kritiker gieng, die eine Menge orthographiſcher, und, bei der freien Mannichfaltigkeit der homeriſchen Wortformen, auch eine Menge grammatiſcher Mittel wußten, die Proſodie nach den nunmehr gültig gewordenen Regeln zu ſtützen, ſo könnte man ſich eher wundern, daß noch ſo viele bei ſpäteren Dichtern ſelten oder gar nicht vorkommende Freiheiten, als daß ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben ſind. Und zu welchen Schlüßen über den urſprünglich hiebei aufgewandten Grad von Kunſt und Genauigkeit berechtigt uns dieß Alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas ſchriftlich aufzubewahren, folgt weiter, daß das Silbenmaß zu Homers Zeit keineswegs bloß ſchmückende Einkleidung, ſinnliche Form des Schönen war, ſondern Hülfsmittel für das Gedächtniß, und alſo eine Sache des Bedürfniſſes. Die Aufmerkſamkeit des Sängers mußte daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet ſein, welche die Exiſtenz ſeiner Dichtungen ſicherte, als auf die dabei möglichen Abwechſelungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, ſeine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetiſche Periode mitgerechnet, nur irgend fähig iſt, in der Ilias und Odyſſee erſchöpft ſind, ſo kann das bei Gedichten von dieſem Umfange, wo daſſelbe Silbenmaß unter allen Verſchiedenheiten des Inhalts ſo viele tauſend Male wiederholt wird, eben ſowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeſchrieben werden. Wir müßen uns alſo hüten, da künſtelndes Studium zu ſuchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metriſchen Geſetz auf irgend eine Art Genüge geleiſtet zu haben. Selbſt die große Leichtigkeit, womit die damalige ioniſche Sprache, wie ihr ganzer Bau beweiſt, ſich in Hexameter fügte, mußte den Gedanken einer mühſelig ins Kleine gehenden Bearbeitung entfernen. Wo die gelungenſte Ausführung ſelten etwas mehr koſtet als einen glücklichen erſten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigſten, die ihn erſetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Iſt es glaublich, daß der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz ſinnlichen, ungebildeten Hörer an ſein wunderbares

Epos zu ſeßeln, noch ein Uebriges gethan, und nach ſeinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfanglichkeit bei ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergötzung gehabt hätte, vielmehr mußte ſein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben; nur läßt ſich nicht wohl denken, daß jede einzelne Welle ihnen Gegenſtand der abſondernden Betrachtung geworden ſei. Die ſtäte Wiederholung äußerſt einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geſchmack nicht: wozu hätte die auserleſenſte Mannichfaltigkeit aufgeboten werden ſollen?

Sie iſt indeſſen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebundenen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abſtufungen von Schnelligkeit und Langſamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, ſich nach dem immer wechſelnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den proſodiſchen Maßſtab anlegt, ſondern durch ununterbrochnes Fortſchreiten am Ende, durch Pauſen in der Mitte der Verſe, wo der Sinn ſie fordert, immer andre und andre rhythmiſche Maſſen bildet, worin das Geſetz ſich verſteckt, ohne aufgehoben worden zu ſein. Aber auch für den Vortrag durch Geſang, wozu jene Rhapſodien urſprünglich beſtimmt waren? Wir können uns zwar keine anſchauliche Vorſtellung davon machen, allein wir wißen doch, daß dieſer Geſang von einem Inſtrumente begleitet wurde, welches ſich auf eine ſehr enge Tonleiter beſchränkte, und daß er ſyllabiſch war, denn dieß blieb bei einer weit höhern Ausbildung der Muſik griechiſche Sitte. Dürfen wir von Homers Darſtellung ſolcher Gegenſtände auf ihn ſelbſt zurück ſchließen, ſo wird es wahrſcheinlich, daß er ſeine Hexameter nicht recitativiſch, ſondern taktmäßig und zwar die verſchiedenen Verſe in einerlei Tempo geſungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epiſchen Geſange des Demodokus getanzt (Od. VIII. 261. u. f.). Auch das Beiſpiel anderer Völker und die allgemeine Geſchichte der Muſik ſpricht für dieſe Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Taktes machte eine gewiſſe Stätigkeit im Vortrag jedes Verſes unvermeidlich, und dadurch mußte denn die Beſchaffenheit der Wortfüße und die Stellung der Abſchnitte, wenn ſie auch nicht ganz verſchwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man ſich einen muſikaliſchen Satz von ſechs Takten, wo der Aufſchlag immer eine lange Note hat, der Niederſchlag (ausgenommen im letzten Takte) eine lange oder zwei gleichgeltende kurze haben kann, tauſendmale wiederholt: wird an die Stelle der geprieſenen Mannichfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unſer verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher Geſagte ſoll die Zweckmäßigkeit und Schönheit des homeriſchen Versbaues im geringſten nicht herabſetzen, obgleich das bonus dormitat Homerus auch in dieſem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im Griechiſchen, deſſen Ausſprache wir ſo unvollkommen kennen, anmaßen dürfen. Als freiwillige Blüte der Natur betrachtet verdient dieſe Harmonie faſt mehr Bewunderung, als wenn man ſie für einen ſchwer errungenen Gipfel der Kunſt hält. In Voßens Ueberſetzung iſt ſie dieſes wirklich, und man ſieht ihr an, daß ſie es iſt. Bei aller Aehnlichkeit ſeines Versbaues mit dem homeriſchen im Einzelnen, die beſonders in Abſicht auf die Glieder der rhythmiſchen Periode bewundernswürdig groß iſt, verbreitet dieß einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermißt den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunſtloſe Leichtigkeit der ioniſchen Muſe. Man fühlt bei dem Genuße, daß Vieles aufgeopfert, daß große Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um ihn uns zu verſchaffen. Der Versbau in ſeiner älteren Odyſſee iſt zwar lange nicht ſo ſchön, ſo reich und mannichfaltig, aber doch fließend und angenehm, und bei den weit größeren Abweichungen im Einzelnen, giebt ihm das täuſchende Gepräge einer kunſtloſen Entſtehung, das er meiſtens trägt, im Ganzen einen mehr homeriſchen Charakter.

Man ſieht aus Voßens Art zu überſetzen, daß er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des griechiſchen Verſes und im Klange der Silben zu finden glaubt: er hat ihn, und zwar nicht ſelten verſtärkt, zu übertragen geſucht. Ohne wie Johnſon den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten, könnte man doch zweifeln, ob ſich ein ſo beſonnenes und kleinliches Studium bei einer improviſierenden Sängerkunſt annehmen laße, wie die war, woraus die homeriſchen Rhapſodien allmahlich hervorgegangen? Ob es nicht eine Zergliederung der äſthetiſchen Eindrücke vorausſetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters paßt, dem die dichteriſche Begeiſterung etwas ſo Unerklärliches war, daß es vollen Glauben an einen dabei waltenden göttlichen Einfluß hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenſtandes für abhängig von dem Vorſatze des Sängers hielt? (Od. I. 347...359.) Ob endlich das ſinnreiche Anſpielen auf körperliche oder geiſtige Beſchaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Silben und Buchſtaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunſt zu halten ſei, als für eine der Naturpoeſie eigene Schönheit? Es verſteht ſich, daß hier weder vom Ausdruck der innern Empfindungen in den lyriſchen

Weiſen, noch von der allgemeinen Wahl eines Geſetzes der Succeſſionen für das Ganze eines Gedichtes die Rede iſt, wobei die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichſten Inſtinkt geleitet worden ſind. Da ſich indeſſen vorausſehen läßt, daß dieſe Meinung ſtarken Widerſpruch finden, und daß vorzüglich, mit Berufung auf das Anſehen des Dionyſius von Halikarnaſſus, der Stein des Siſyphus gegen ſie bergewälzt werden dürfte, ſo behalte ich mir vor, ſie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnüge mich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunſt, mit welcher Voß den Bewegungen des griechiſchen Verſes Schritt vor Schritt folgt, auf einmal ſichtbar wird. Od. XI. 593...598.

Auch den Siſyfos ſah ich, von ſchrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angeſtemmt arbeitet' er ſtark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal ſtürzte die Laſt um;
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor.

Man vergleiche das Original. Nur übertreibt die Ueberſetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darin liegen ſoll. Die zweite Zeile hat im Griechiſchen einen hüpfenden daktyliſchen Schluß: ◡ — ◡ ◡ | — ◡ ◡ — ◡, hier endigt ſie ſchwerfällig: ◡ — ◡ ◡ | — — — ◡. Der abſichtliche Uebellaut 'von der Au' aufwälzte', iſt ebenfalls weit ſtärker als der Hiatus in ἄνω ὤθεσκε. In der letzten Zeile ſcheint Voß neben der Schnelligkeit auch noch das Getöſe des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchſtaben im geringſten andeutet. Dieß hat ihn dann auf die höchſt unglückliche Zuſammenſetzung 'Donnergepolter' gebracht, worin das Gepolter zu unedel, und der

Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperboliſch iſt. Sie ſteht indeſſen ſchon in der älteren Odyſſee. Warum nicht wörtlicher?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tückiſche Marmor.

Der Gang des Verſes wäre ganz derſelbe geblieben. Zwar bleibt noch der Marmor ſtehen, der hier durchaus nicht zu dulden iſt. Gegen die beredte Bewunderung des Dionyſius (*περὶ συνθέσ.* C. 30.), der dieſe Zeile ſo ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu malen, ließe ſich ein anderer Vers von völlig gleicher metriſcher Beſchaffenheit anführen, worin kein Stein hinabrollt, auch nichts Aehnliches geſchieht:

αὖτις ἔπειτα | πέδονδε | κυλίνδετο | λᾶας | ἀναιδής.
οἱ δ᾽ ἐπ᾽ ὀνείαθ᾽ | ἑτοῖμα | προκείμενα | χεῖρας | ἴαλλον.

Doch, wer weiß, Homer hat hier die Behendigkeit, womit ſeine eßluſtigen Helden nach den Speiſen gegriffen, durch den Gang des Verſes nachahmen wollen?

Mit Recht hat Voß der Mannichfaltigkeit wegen die ſpondeiſchen, im Deutſchen meiſtens trochäiſchen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmiſche Malerei im Originale geſehen, und daher meiſtentheils dieſelben Verſe, wo dieſes ihn hat, damit geſchloßen, obgleich Homer mehrmals Spondeen ſetzt, wo das Geſetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fordern würde, z. B. Il. II. 764. IV. 74. 500. Auch folgende Beiſpiele von ſpondeiſchen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, Il. VIII. 54. 55. und XII. 128. 131., wobei ſich Reime, in den letzten ſogar doppelte Reime, eingeſchlichen haben, ſind für die Kenntniß der homeriſchen Verskunſt wichtig. Eben ſo gut wie den Gang ſolcher Verſe Il. I. 11.

Οὕνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμησ' ἀρητῆρα,
Drum weil ihm den Chryſes beleidiget, ſeinen Prieſter,

hätte der Ueberſetzer dieß auch nachmachen können. Die einſilbigen Schlüße mit einem Hauptworte (— ◡ ◡ — | —), die nach Hermann, de metris p. 275., ſowohl das Große und Erhabene auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen ſollen (ſo zweideutig iſt das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks), hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen. Il. XVI. 123.

— und plötzlich durchflog unlöſchbar umher Glut.

Den einſilbigen Namen des Vaters der Götter und Menſchen ſetzt Homer und ſein Ueberſetzer oft an dieſe nachdrückliche Stelle: Il. I. 508. μητίετα Ζεῦ, 'Ordner der Welt, Zeus;' νεφεληγερέτα Ζεύς, 'der Herrſcher im Donnergewölk, Zeus.' Schade, daß einem Schweine dieſelbe Ehre widerfährt Od. IV. 457. μέγας σῦς, 'ein borſtenumſtarrt Schwein.'

Uebrigens bleibt Voßens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unſrer Sprache unerreichtes Muſter. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bei uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der matteren Wortfüße (— ◡, ◡ — ◡), wozu die deutſche Sprache einen großen Hang hat, iſt auf das glücklichſte vermieden, dagegen ſind die edleren und männlicheren (◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ — ◡, — ◡ —, — ◡ ◡ —) überall mit Wahl und ſchöner Abwechſelung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (◡ — —, ◡ ◡ — —, — — ◡, — — ◡ ◡) künſtlich eingemiſcht. *)

---

*) [1796 folgt: Nur hat ſich der Dichter den ſeltnen Spondeen zu lieb zuweilen harte Zuſammenziehungen wie 'Gebirgs Felshaupt',

Als Probe des ſchönen Versbaues mag ſolgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue des Stils faſt ohne Tadel iſt, Il. VI. 466...475.

Alſo der Held, und hin nach dem Knäblein ſtreckt' er die Arme;
Aber zurück an den Buſen der ſchön gegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der ſtralende Hektor,
Legete dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber
Küßte ſein liebes Kind, und wiegt' es ſanft in den Armen:
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den anderen Göttern.

Möchte es doch Voßen gefallen, wenn er einmal zum Ho-

---

oder übellautende Zuſammenſtellungen 'dumpf aufhallte', 'tief aufſeufzt' er', erlaubt. — Ein Paar wirklich antiſpaſtiſche Anfänge des Verſes ſind ſtatt ſpondeiſcher durchgeſchlüpft, z. B. 'Und erzſtarrende Schilde', 'Und Ruhm hätten gewonnen'. Solche Worte wie 'und' könnten wohl, vor eine unbedeutende Vorſchlagsſilbe geſtellt, als Länge gelten, aber vor der gröſten Länge, wie hier, werden ſie unfehlbar kurz. Im Griechiſchen kann die Arſis in Spondeen und Daktylen eine Silbe verlängern helfen, bei uns fordert ſie vielmehr eine entſchiedene Länge. Daher iſt es auch Silbenzwang, wenn die erſte Silbe ſolcher Wörter wie 'Schwachheit, Kargheit, abwärts' in die Theſis eines Spondeen, die zweite weit kürzere in die Arſis des nächſten Fußes fällt, z. B.

Nicht ja ge | bührt Karg | heit bei | abgeſchiedenen.

Nicht zu verwerfen iſt das Bemühn, manchen Wörtern ihre alte Vielſilbigkeit wieder zu geben, z. B. 'Adeler', es hieß ehedem 'Adeaar'; hingegen 'ſchöneſte' möchte ſchwerlich Eingang finden.]

mer zurückkehrt, der zu ſehr der ſeinige geworden iſt, als daß er ihn je überdrüßig werden könnte, die ganze Ueberſetzung in dieſem Geſchmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiſte dieſes ehrwürdigen Alten iſt, hat er durch ſeine ältere Arbeit an der Odyſſee, und durch die Nachbildung ſeines Stils in Originalgedichten dargethan. Daß ſein poetiſcher Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, iſt ſelbſt unter allen abſichtlichen Uebertretungen der Sprachgeſetze in der neueren Ueberſetzung unverkennbar; und in der Luiſe glänzt beides, ſo wie der ſchönſte Versbau, ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringſte ungebührliche Freiheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas ſo Vollkommenes zu liefern im Stande ſein als er, wenn er dieſer entſagte, ſich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leiſten vornähme, und ſich überhaupt lieber den Geiſt des Sängers, als ſeine Kunſt zum beſtändigen Augenmerk machte.

Anmerkung zum zweiten Abdruck. 1801. *)

Obige Beurtheilung erregte bei ihrer Erſcheinung im Jahr 1796. einige Aufmerkſamkeit, und fand bei Vielen Eingang: vermuthlich weil ſie ihre eigne ſchon vorher gehegte Meinung nur entwickelter ausſprach. Sie bezeichnet daher eine Stelle in der Geſchichte der Aufnahme, welche das Werk in Deutſchland fand, und kann eine Ueberſicht der widerſtrebenden Gewöhnungen geben, die der beharrliche, und ſeine Bemühungen immer ins Große treibende Urheber dabei zu überwinden hatte, und nunmehr wirklich ſchon weit mehr überwunden hat, als vor fünf Jahren. Dieß ſind die Gründe, warum ich ſie gänzlich unverändert wieder abdrucken laße,

---

[*) Charakteriſtiken und Kritiken. Bd. II. S. 192...197.]

wiewohl mein Urtheil über manche Punkte ſich ſeitdem beträchtlich anders beſtimmt hat. Beſonders bei der Behandlung der deutſchen Sprache und des Versbaues iſt es der Fall. Ich mache es mir zur Pflicht, hier anzuerkennen, daß meine damaligen Einſichten mich nicht in Stand ſetzten, der Meiſterſchaft des würdigen Verfaßers darin volle Gerechtigkeit widerfahren zu laßen. Ich hatte noch keine bedeutenden Verſuche mit poetiſchen Ueberſetzungen aus den Alten angeſtellt: einige wenige haben mich überzeugt, daß manche Freiheiten, die ich für unſtatthaft ausgab, dabei unentbehrlich ſind. Wenn man den Zweck will, muß man auch die Mittel wollen. Das Bedürfniß aber, ächte Ueberſetzungen der alten Dichter zu beſitzen, hat ſich in keiner der neueren Litteraturen entſchiedener offenbart, als in der unſrigen, ſo wie auch keine von ihnen Werke aufzuweiſen hat, die ſich in Geiſt und Form ſo nah an das klaſſiſche Alterthum anſchließen, als einige deutſche. Der Beurtheiler einer poetiſchen Dolmetſchung hat freilich die Rolle des Grammatikers zu ſpielen, der ſeiner Natur nach ein Widerſacher aller Abweichungen vom Herkommen iſt: er ſucht aus Analogien der Sprache zu beweiſen, daß dieſes oder jenes nie als einheimiſch darin Wurzel faßen könne. Wenn ihn nachher der Erfolg widerlegt, ſo wird er genöthigt, das Beſtrittene ſelbſt in den Umkreiß des gültigen Sprachgebrauchs aufzunehmen. Ich ſehe mich in manchen Stücken, der voßiſchen Ueberſetzung gegenüber, nicht ungern in dieſem Fall: denn die erworbenen grammatiſchen Vorrechte und Freiheiten kommen auch mir als Ueberſetzer und Dichter zu Gute. Manche von mir angefochtene Wendungen, Stellungen und Conſtructionen ſind auch keineswegs von Voß zuerſt gebraucht worden: ſie finden ſich bei den beſten Dichtern aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und hatten ſich nur während der Periode, wo man die Poeſie zur Proſa herabzuſtimmen ſuchte, aus unſerer Sprache verloren. Bei der jetzt angefangenen Umbildung derſelben, wodurch jener vernichtenden Richtung entgegengewirkt wird, ſind wir aber berechtigt, nicht nur ſo weit, ſondern bis zu den älteſten Denkmälern unſrer Sprache zurückzukehren, um das brauchbare Veraltete, das noch verſtändlich ſein kann, zu erneuern: wobei es ſich zeigen wird, daß wir reicher an einheimiſchen Schätzen ſind, als wir ſelbſt wißen. Allein auch bei ſolchen Annäherungen an die alten Sprachen, welche etwas bisher ganz Fremdes in die unſrige einführen, das nur nicht geradezu ihrem Baue widerſpricht, haben wir in der Geſchichte das Beiſpiel der lateiniſchen Sprache für uns, in der die ſo auffallende Anbildung griechiſcher Kunſt und Eigenthümlichkeit, die anfangs nicht ohne Härten und Widerſetzlichkeit von Seiten der Grammatiker abgieng, auf das Vollkommenſte gelungen iſt. Wir haben ferner das Beiſpiel der ſpaniſchen Sprache für uns, in welcher die poetiſche Diktion durch die Einführung der italiäniſchen Silbenmaße, die zuerſt ebenfalls dem lebhafteſten Widerſtande begegnete, einen weſentlich verſchiedenen Charakter gewonnen hat. Daß Voßens Ueberſetzungen der Alten, beſonders die des Homer, theils durch die unerſchütterliche Conſequenz, womit er ſeine Grundſätze in einem immer erweiterten Kreiße durchführt, theils durch den bloßen Fortgang der Zeit, ſchon um Vieles popularer geworden ſind, als ſie anfänglich waren, iſt unverkennbar. So wie die Dichter, welche Originalwerke im Sinne der Alten aufſtellen, auch das Ihrige beitragen mögen, ihnen Eingang zu verſchaffen, ſo ſind ſie auf der andern Seite für dieſe gleichſam mächtige Bundesgenoßen.

Was die Bearbeitung der antiken Silbenmaße, beſonders des Hexameters, im Deutſchen betrifft, ſo iſt Voß unſtreitig als der zweite Erfinder anzuſehen, und ſein Verdienſt dabei iſt unüberſehlich groß. Es iſt mir jetzt vollkommen klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei einer Ueberſetzung des Homer nicht mit einer geringeren Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen, als die ſeinige hat. Unſre Nachfolge der alten Metrik ſchreitet, wie ſie mit einer völlig loſen Obſervanz anfieng (ein Umſtand, dem wir es vielleicht hauptſächlich verdanken, daß die Sache bei uns feſten Fuß gefaßt, da die erſten Bearbeiter bei andern modernen Nationen an das Ohr und die Stimmung der Empfänglichkeit ihrer Zeitgenoßen gleich Alles forderten, und daher Nichts erlangten; der aber auch, bis Voß auftrat, die unförmlichſten Ausartungen veranlaßt hat), immer zu größerem Rigoriſmus fort, und möchte erſt bei einer der klaſſiſchen gleich oder ganz nahe kommenden Geſetzmäßigkeit einen bleibenden Ruhepunkt finden. Vielleicht iſt die Zeit nicht ſo gar weit entfernt, wo es z. B. nicht mehr erlaubt ſein wird, in den Hexameter reine Trochäen aufzunehmen. Freilich muß es alsdann möglich ſein, dieß Geſetz zu beobachten: ein Ziel, welchem uns eine ſolche Maſſe vortrefflicher Hexameter, als Voß beinahe beiſpiellos geliefert hat, denen bei der Umgebung der Schwierigkeiten tauſend und tauſend Vortheile abzulernen ſind, um ein Großes näher bringt.

Bei der neuen Ausgabe des deutſchen Homer, die wir vielleicht in Kurzem zu hoffen haben, muß die ganze Erwartung der Kenner darauf gerichtet ſein, ob das Werk in allem, was den Geiſt und Ton, die Naivetät und Einfalt des alten Sängers betrifft, gewonnen hat; ob es durch höhere Kunſt wiederum kunſtloſer erſcheint, oder eine fehlerhafte Künſtlichkeit in gleichem Grade oder gar verſtärkt zur Schau trägt; denn daß die wirklichen grammatiſchen Mißgriffe der wiederholten Prüfung eines ſo gründlichen Philologen nicht entgangen ſein werden, daran iſt kaum zu zweifeln.

Anmerkung zum dritten Abdruck. 1827.

Die vorſtehende Beurtheilung der voßiſchen Ueberſetzung des Homer war meine erſte kritiſche Arbeit von einigem Umfange. Ich hatte ſie mit großer Gewiſſenhaftigkeit vorgenommen, und mehrere Monate auf die Ausarbeitung verwendet. Kaum war ſie erſchienen, ſo empfieng ich von vielen Seiten her nicht nur Bezeugungen des Beifalls, ſondern eigentliche Dankſagungen. Dieß kam wohl daher, daß ich den Leuten ins Klare geſetzt hatte, wo ſie der Schuh drückte. Die voßiſche Ueberſetzung wurde allgemein als ein unübertreffliches Muſter geprieſen, jedoch wollte ſie vielen Leſern, vielleicht zum Theil durch Schuld früherer Gewöhnungen, nicht recht gefallen. Dieſe ſahen ſich nun von der läſtigen Pflicht losgeſprochen, zu bewundern, was ſie nicht genießen konnten. Zwei berühmte Dichter, in deren täglichem Umgange zu leben ich damals das Glück hatte, äußerten ſich im Ganzen entſchieden beiſtimmend, wiewohl ſie alles Verdienſtliche an Voß gern anzuerkennen pflegten. Das Gewicht eines ſolchen Urtheils könnte man durch die Bemerkung ſchwächen, daß dieſe beiden Dichter ſelbſt den Hexameter ziemlich loſe und nachläßig behandelt, auch die Geſetze der deutſchen Quantität häufig verletzt haben; welches allerdings nicht zu leugnen iſt. Ueber den dichteriſchen Ausdruck aber, über die Unterſcheidung des Freien, Geſchmeidigen, Leichten, vom Steifen, Ungelenken. Schwerfälligen, wird man Goethe und Schiller wohl als befugte Richter anerkennen.

Von dem großen Kritiker, dem wir für die Geſchichte der homeriſchen Geſänge und für die Herſtellung eines gereinigten Textes ſo viel, ja ich möchte ſagen, Alles verdanken, von Wolf, kamen mir mündliche und briefliche Aeußerungen zu, die weniger günſtig lauteten. Er hatte kurz zuvor Voßens Ueberſetzung in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Originals vom Jahre 1795. in ſtarken Ausdrücken gelobt. In der Folge iſt er mir durch die That beigetreten, indem er in ſeinen Analekten Bruchſtücke einer neuen Ueberſetzung der Odyſſee mittheilte, die ausgemacht von ſeiner eignen Hand ſind, wiewohl er ſich nicht ausdrücklich dazu bekannte. Dieſe Proben unterſcheiden ſich durch Ton und Farbe des Ausdrucks ſehr merklich von der voßiſchen, und zwar iſt gerade das vermieden, was ich an der letztgenannten als unhomeriſch gerügt hatte. Wolf war in ſeinen ſpäteren Jahren karg mit ſchriftlichen Mittheilungen, und mir war es leider nicht vergönnt, durch Unterredungen mit dem ſcharfſinnigen und geiſtreichen Manne meine Anſichten vom klaſſiſchen Alterthum zu erweitern und zu berichtigen: doch erhielt ich von ihm in der Folge manche Zeichen des Beifalls für das, was ich über die alten Dichter, namentlich was ich über den Ariſtophanes geſagt hatte.

Daß irgend eine Kritik auf Voß Eindruck machen würde, ſtand nicht zu erwarten. Seine Manier war völlig feſtgeſetzt, und er kümmerte ſich ſo wenig um Einwendungen, wie ſie auch mit Gründen unterſtützt ſein mochten, als jemand, der

In fünf gezettelter Ziegenpelz' Einwolſterung *)

---

*) Ariſtophanes überſetzt von Voß, die Wolken, Vers 9.

auf ſeinem Lager ruht, von einem rauhen Lüftchen angefochten wird. Daß er aber meinen Tadel ſeinem Gedächtniſſe wohl eingeſchrieben hatte, davon hat er mir lange Jahre nachher den Beweis gegeben. Die ſehr gehäſſigen und, ich muß es nur gerade heraus ſagen, verleumderiſchen Angriffe auf meinen Charakter in ſeiner letzten Schrift, der Anti-Symbolik, ſind mir jetzt ein neuer Bewegungsgrund geweſen, die Beurtheilung des verdeutſchten Homer, ſo wie die dem zweiten Abdruck beigefügte Anmerkung, der gegenwärtigen Sammlung unverändert einzurücken. Man wird daraus ſehn, wie bereit ich war, das Verdienſtliche in Voßens Arbeiten, was mir jedoch niemals Neigung einflößen konnte, achtungsvoll anzuerkennen. Daß mir dieſe Bereitwilligkeit ſo übel vergolten worden, thut nichts zur Sache. Perſönliche Verhältniſſe ſollen keinen Einfluß auf litterariſche Urtheile haben; ſie dürfen aber auch der Freimüthigkeit nicht in den Weg treten. Ein Kritiker wäre übel daran, wenn dieſer oder jener Schriftſteller nur ſeinen Charakter anfeinden dürfte, um ſich vor fernerem Tadel zu ſichern.

Voß beſaß unermüdlichen Fleiß und ernſte Beharrlichkeit: dieß ſind ſeltne und ſchätzenswerthe Eigenſchaften, womit ſich viel ausrichten läßt, wenn ſie durch Einſicht geleitet werden; und einen gewiſſen Grad von Einſicht in den techniſchen Theil der Poeſie hatte ſich Voß allerdings erworben. Ein zartes Gefühl und die einſchmeichelnde Gabe der Anmuth hatte ihm die Natur verweigert: keines von Beiden erwirbt man im Schweiße ſeines Angeſichts. Bei der mühſeligen Treue in ſeinen Ueberſetzungen der Alten vermißt man überall den linden Hauch der helleniſchen Muſe, spiritum Graiae tenuem Camenae. Nach der Beſchaffenheit der überſetzten Werke tritt dieſes Gebrechen mehr oder weniger hervor; in einigen, zum Beiſpiel in den Oden des Horatius und im Ariſtophanes, iſt es bis zum Unerträglichen geſteigert.

Die Fortſchritte, die Voß, ſowohl durch ſein Buch über die Zeitmeßung, als ausübend, durch ſeine Behandlung der klaſſiſchen Silbenmaße, beſonders des Hexameters (denn mit den übrigen wollte es nicht ſo gut gelingen), in der deutſchen Metrik bewirkt hat, habe ich von Neuem in meiner Indiſchen Bibliothek (I. S. 40...46.) ins Licht geſetzt, auch in der Kürze beſtimmt, wie weit ich mit ihm einverſtanden bin, und worin meine Anſichten und Forderungen von den ſeinigen abweichen. Bis ich Muße finde, eine lange beabſichtigte Abhandlung über den deutſchen Versbau und die Kunſt der dichteriſchen Nachbildungen auszuführen, darf ich meine Leſer wohl auf die genannte Schrift verweiſen.

Nach einer mäßigen Schätzung hat Voß wenigſtens ſiebzigtauſend Hexameter geſchrieben und drucken laßen. Welche Fertigkeit er hiebei erwerben mußte, läßt ſich leicht ermeßen. Indeſſen nimmt man ſeit der erſten vollſtändigen Ausgabe der homeriſchen Werke eben keinen weiteren Fortſchritt wahr. Er verſtand ſich ſehr gut auf die nach Regeln beſtimmte Gliederung des Hexameters, weniger auf gefälligen Wohllaut, weswegen viele ſeiner richtig gemeßenen Verſe durch ſtarke Härten Anſtoß geben. Von Klopſtock her war die Vergünſtigung auf ihn vererbt, dem Hexameter Trochäen ſtatt der Spondeen einzumiſchen, was mit den Geſetzen der alten Metrik durchaus unvereinbar iſt. Voß ſcheint hiebei wohl etwas Mangelhaftes geſpürt zu haben, denn er hat die Zahl der Trochäen vermindert, und ſie durch die Worttheilung zu verkleiden geſucht. Als nun die Forderung aufgeſtellt wurde, zuerſt vorläufig von mir in der obigen Anmerkung, dann von Wolf und Andern, die Trochäen ganz zu verbannen, ſo nahm

Voß hierauf gar keine Rückſicht. Natürlich! Was wäre ſonſt aus ſeinen ſiebzigtauſend Hexametern geworden? Zwar könnte eine nicht unbeträchtliche Anzahl darunter ſogar durch dieſe Muſterung gehen; woraus erhellet, daß Voß einen ſolchen Bau des Hexameters wenigſtens für wünſchenswerth hielt, wiewohl er die durchgängige Beobachtung, als unnöthig oder allzu beſchränkend, ſich nicht vorſchreiben wollte.

Man hat ſeit Klopſtock die Unmöglichkeit vorgeſchützt, Hexameter in unſrer Sprache ohne Trochäen zu Stande zu bringen. Dieſer Einwurf iſt nun durch die That weggeräumt. Ich habe in meinem Gedichte auf Rom einen Verſuch, ſo viel ich weiß, den erſten in Deutſchland, mit dem elegiſchen Diſtichon angeſtellt, wovon daſſelbe gilt wie von dem ungemiſchten heroiſchen Silbenmaße *). Später habe ich in einer dem indiſchen Epos nachgebildeten Dichtung, der Herabkunft der Göttin Ganga, das Gleiche am Hexameter verſucht; wie ich meine, ohne Härte oder Zwang. Die Länge des Gedichtes von mehr als vierhundert Zeilen erwähne ich nur, weil man wohl behauptet hat, in kurzen Stücken laße ſich das ſtrengere Geſetz durch eine mühſame Künſtelei allenfalls beobachten, dieß auf die Dauer durchzuführen, ſei aber unmöglich. Man wird mir die Berufung auf eine eigene Ar-

---

*) Ich freue mich, Anerkennung meiner Bemühungen in einem ſchätzbaren Buche zu finden, das vor mehreren Jahren erſchien und deßen Verfaßer bereits geſtorben iſt, das ich aber zufällig erſt jetzt kennen lerne. Metrik von Auguſt Apel, Th. II. S. 41. Sofern das Buch eine Theorie der klaſſiſchen Metrik enthält, maße ich mir kein Urtheil darüber an; in die deutſche Proſodie aber hat der Verfaßer gründliche Einſicht bewieſen. Auch über die Punkte, worin Apel von der voßiſchen Zeitmeßung abweicht, bin ich ganz mit ihm einverſtanden.

heit um ſo eher zu Gute halten, da ich dabei mich bemüht habe, auch in der Sprache den Ton zu treffen, den meines Erachtens ein Ueberſetzer Homers halten muß.

Unter andern nicht haltbaren Gründen, womit Klopſtock die Zulaßung der Trochaen rechtfertigen wollte, war auch dieſer, daß ohne eine ſolche Vergünſtigung viele deutſche Wörter, nämlich alle, worin ſich eine von zwei Längen eingefaßte Kürze befindet, vom Hexameter ausgeſchloßen bleiben müßten. Dieß gilt mehr oder weniger auch von andern Versarten; es fand ebenfalls in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache ſtatt. Wer vermißt aber dieſe Wörter im Homer oder im Virgil? Die Alten beobachteten das Geſetz ſo unverbrüchlich, daß ſie zuweilen widerſpänſtige Perſonennamen gebrochen haben, um die erſte Hälfte in die letzte Stelle des Hexameters zu bringen, an welcher allein der Trochäe ſtehn darf.

Die Schwierigkeit, welche allerdings ſehr groß bleibt, bis man mehr Erfahrung und Uebung erworben hat, wird jedoch durch richtige Ausdehnung des Begriffs der Länge und Beſchränkung des Begriffs der Mittelzeit beträchtlich vermindert. Der vornehmſte Kunſtgriff beſteht darin, ſowohl die tieftonigen, oder ſonſt unvollkommnen Längen, als die wirklich mittelzeitigen Silben, bald in die Theſis des Spondeen, bald, an gewiſſen Stellen des Verſes, wo der Rhythmus ſie hebt, in die Arſis zu ſchieben, damit das Ohr gehörig gefüllt, und keine trochäiſche Bewegung wahrgenommen werde.

Aus dem obigen geht zur Genüge hervor, daß es, ſchon des Silbenmaßes wegen, bei der voßiſchen Ueberſetzung des Homer nicht für alle Zukunft ſein Bewenden haben kann. Auch ſind bereits mehrere Proben neuer Verdeutſchungen, mit

Beobachtung des ſtrengeren metriſchen Geſetzes, an das Licht getreten: zuerſt von Wolf, dann von den Herren Kannegießer und Schwenck. Die erſten bedürfen meines Lobes nicht; die der beiden letztgenannten Gelehrten empfehle ich angelegentlich der Aufmerkſamkeit der Kenner. Eine ins Einzelne gehende, zergliedernde, alle Rückſichten erwägende Vergleichung dieſer Nachbildung mit der voßiſchen und dem Original, würde eben ſo viel Raum erfordern als die vorſtehende Beurtheilung. Theilweiſe habe ich ſie angeſtellt, und möchte unbedenklich nicht wenige Leſearten für vorzüglicher als die voßiſchen erklären, wiewohl an Ausdruck und Versbau noch Manches ausgeſtellt werden kann. *)

Bei einer Probe iſt dieß gar nicht anders zu erwarten. Völlige Sicherheit und verhältnißmäßige Leichtigkeit, ich ſage es aus eigner Erfahrung, erwirbt man nur im Fortgange einer ſo ſchwierigen Arbeit. Ein kleines vereinzeltes Stück erfordert folglich im Verhältniß einen weit größeren Aufwand von Studium, Mühe und Zeit als das umfaßende Ganze, beharrlich unternommen und in ſtätiger Zeitfolge ausgeführt, koſten würde. Möge nur recht bald ein gehörig ausgerüſteter neuer Ueberſetzer wenigſtens einem der beiden homeriſchen Werke ſeine Liebe, ſein Talent und ſeine geſammte Kraft zuwenden!

---

*) Seitdem ſind erſchienen: Die homeriſchen Hymnen, überſetzt von K. Schwenck, 1825. und: Die elegiſchen Dichter der Hellenen, nach ihren Ueberreſten überſetzt von Dr. W. E. Weber, 1826. Das metriſche Geſetz wird anerkannt, wiewohl demſelben noch nicht überall völlig Genüge geleiſtet iſt. Die Sache ſcheint demnach ihren guten Fortgang zu haben. Eine gründliche und alle Fälle erſchöpfende Theorie wird den Schwankungen der Ausübung am beſten abhelfen.

Ich befürchte nicht den Vorwurf von meinen Leſern, ich habe ſie, in dieſem und den beiden vorhergehenden Aufſätzen, gewiſſermaßen zwiſchen meiner erſten, zweiten und dritten Meinung zweifelhaft und irre gemacht. Man iſt es ſchon gewohnt, über dieſelben litterariſchen Erzeugniſſe von verſchiedenen Schriftſtellern ſehr abweichende Urtheile gefällt zu ſehen. Da müßen ſich die Leſer denn doch nach ihrem eigenen Sinne entſcheiden. Sollte ihnen dieß nun auch einmal mit demſelben Schriftſteller begegnen, ſo wäre der Schaden ſo groß nicht, falls es daher rührt, daß der Schriftſteller wirklich etwas zugelernt hat. Ueberhaupt iſt das Urtheil über dichteriſche Nachbildungen immer in ſo fern ein verwickeltes, als dabei die doppelte Rückſicht auf den Eindruck in der Mutterſprache und auf die Vergleichung mit dem Original vorwaltet. Auch haben Zeitverhältniſſe dabei einigen Einfluß: das bisher Geleiſtete giebt uns einen Maßſtab für die Schätzung des Neueſten an die Hand. Indeſſen iſt mein Urtheil über die vorhandene Ueberſetzung des Homer im Weſentlichen ſich immer gleich geblieben; nur von einer möglichen erſt noch zu erwartenden Ueberſetzung haben, durch Erfahrung in den alten Silbenmaßen, meine Begriffe ſich erhöht und erweitert: und vor Kennern würde ich einer Aufforderung, deren Ausführbarkeit durch mein eignes Beiſpiel darzuthun, nicht eben aus dem Wege gehn.

Ich habe anderswo geſagt (Indiſche Bibliothek, Th. II. S. 255.), ein Beurtheiler, der an einer Nachbildung etwas tadelt, müße billig zeigen, daß es unter den gegebenen Bedingungen in unſerer Sprache beßer gemacht werden könne. Der vorſtehende Aufſatz wäre allzu weitläuftig geworden, wenn ich mich dieſer Verpflichtung überall unterzogen hätte. Doch möge wenigſtens Eine der getadelten Stellen als Probe hier ſtehen. Ich wähle dazu die Stelle vom Siſyphus, und überſetze, unbekümmert um die Silben- und Buchſtaben-Malerei des Dionyſius, nur beſorgt für einen wohlgeordneten, hebenden und im Ganzen ausdrucksvollen Versbau. Siſyphus iſt zugleich ein treffendes Sinnbild für die Mühſeligkeiten eines dichteriſchen Ueberſetzers, dem ſein Unternehmen nie ganz gelingen will.

Ferner der Siſyphus ſchauet' ich dort, in entſetzlichen Plagen,
Wie er ſich müd' arbeitet' an einem gewaltigen Steinblock.
Er nun, gegen die Bürde geſtemmt mit den Händen und Füßen,
Schob bergan zu der Höhe den Steinblock. Aber ſo oft er
Wähnte den Hügel erklommen, zurück trieb große Gewalt ihn,
Wider zur Ebene rollte der frech ſich empörende Steinblock.
Wieder hinauf dann ſchob er, entgegengelehnt; und der Schweiß floß
Ihm an den Gliedern hinab; ihm wollte ſich Staub von der Scheitel.

Zwei Reden am Geburtstage Sr. Majeſtät des Königs, am 25. Septbr. 1794. und 1795. gehalten von Friedrich Rambach. Berlin 1796.

Den größeren Theil der erſten Rede nimmt ein allgemeines Lob der Künſte und des Friedens ein, auf den ſich damals ſchon eine nahe Ausſicht zeigte. Die zweite Rede, welche die Freude über ſeine Wiederherſtellung ausdrückt, hat mehr die Art eines Programms, und geht nach einer kurzen Einleitung die Symbole durch, die den Alten die Idee des Friedens verſinnlichten. Bei den Griechen erſt der Mythus von der Liebe der Venus und des Mars, und ihrer Tochter Harmonia; dann Irene als eine der Horen; darauf auch abgeſondert verehrt, mit dem ſaugenden Plutus an der Bruſt. So war ſie zu Athen von Kephiſodotus vorgeſtellt worden. Die kriegeriſchen Römer hatten in dieſem Stück doch gewiſſermaßen eine reichere Symbolik als die Griechen. Außer der Göttin Pax, der ſie den Oelzweig, das Füllhorn, den Flügelſtab Merkurs, eine unbewehrte Lanze, Aehren in der Hand, auch wohl einen Kranz von

Aehren oder Mohn, zu Attributen, oft die Eintracht und den Ueberfluß, oder die Siegesgöttin zu Begleiterinnen gaben, hatten ſie eine friedenſchenkende Minerva, und den Janus, deſſen Bezug auf den Frieden aber nicht von leichter Deutung iſt. Die Schreibart in dieſen Reden iſt leicht und fließend, und geſchmückt, ohne in das Koſtbare zu fallen. Nur muß man ſie nicht mit dem vollendeten Muſter des panegyriſchen Stils in Engels beim letzten preußiſchen Regierungswechſel gehaltnen beiden Reden vergleichen. S. 6. findet man 'die Feiern', einen ungewöhnlichen Pluralis, S. 35. 'die Mythe', weiblich, ſtatt 'der Mythus'. S. 12. 'Hier raunt er', (der Genius des Friedens) 'ihm' (dem Könige) 'ins leiſe horchende Ohr die Wünſche eines treuen Volkes, bis er ihm erlaubt, auf fröhlichem Gefieder ſich über ſeine neu beglückten Lande zu ſchwingen.' Hier ſind bei dem zweiten 'er ihm' die Subjekte verwechſelt, 'er' iſt nun der König, und 'ihm' der Genius, welches Verworrenheit verurſacht. Wie kann man ſich (S. 30.) 'einer Ahndung, wiewohl mit Zutrauen, doch mit einer bangen Beſorgniß überlaßen'? 'Die Freudenthränen, die ſich tief in Marmor eingraben ſollen' (S. 34.) wird der reine Geſchmack auch nicht billigen. Die Ueberſetzungen von Stellen aus griechiſchen und römiſchen Dichtern ſind nicht immer zum Beſten gerathen. In dem Hymnus des Bacchylides auf den Frieden ſcheint Hr. R. ἀοιδᾶν ἄνθεα auf αἴθεσθαι, nicht auf τίκτει zu beziehn: 'Sie' (Irene) 'legt die ſüßen Blüten des Geſangs — in die lichte Glut auf den Altar der Götter hin.'

Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter, herausgegeben durch Friedrich Matthiſſon. Zürich 1795.

Der liebenswürdige Dichter, von deſſen Beifall begleitet dieſe zum Theil ſchon einzeln erſchienenen Gedichte geſammelt in die Welt ausgehen, verſichert, bei ihrer Auswahl mit freundſchaftlicher Strenge verfahren zu ſein, und nichts aufgenommen zu haben, als was ihm der Dichterin würdig zu ſein ſchien. Dieß Letzte iſt freilich nur eine relative Schätzung, wobei man, genau genommen, immer noch einen andern für ſich beſtehenden Maßſtab vermißen könnte. Wir glauben jedoch mit Hrn. Matthiſſen, daß alles in dieſer Sammlung

Enthaltene der Verfaßerin ungefähr gleich würdig iſt. Man kann annehmen, daß ſie die Höhe ihres Talents ſehr früh erreicht hat, da man in einer ſo langen dichteriſchen Laufbahn (es finden ſich hier Gedichte von 1779 und von 1793) durchaus kein Steigen oder Fallen, und überhaupt keinen andern Unterſchied wahrnimmt, als daß ſich in den frühern Gedichten der Einfluß gewiſſer halbdäniſcher Muſen bemerken läßt, während man in den ſpätern einen Nachhall von der Harmonie matthiſſoniſcher Naturſchilderungen zu hören glaubt. So ſcheint das Lied ‘Ich gieng unter Weiden am ländlichen See’ ſowohl durch ſeinen Ton, als durch den metriſchen Bau mit dem ſtolbergiſchen ‘Ich gieng unter Erlen am kühligen Bach’ ſehr genau verwandt. Hingegen in der ‘Reiſe von Lyon nach der Perte du Rhone’ findet man das Silbenmaß und die ganze Manier der berühmten Elegie auf den Genferſee. Sehr ſchicklich wird es dieſer auffallenden Uebereinſtimmung wegen dem Verfaßer der letzten zugeeignet:

Hier dacht' ich dein, du Liebling der Natur,
Der ihr lobſingt in Nachtigallen-Tönen,
O Matthiſſon! der ihre leiſe Spur
Entzückt verfolgt durch himmelvolle Scenen!

O folg' auch hier! Es ruft dein Genius;
Dir winkt dieß Thal, der ew'gen Allmacht Tempel!
Nicht nur die Alpen wähle ſich dein Fuß;
Des Jura Saum trägt auch der Gottheit Stempel!

So iſt auch zu der ‘Mittagslandſchaft’ und zu der ‘Abendlandſchaft’ das ganz eigenthümliche Silbenmaß der ‘Abendphantaſie’ von Matthiſſon mit Glück gebraucht worden. Die erſte wird ſo eröffnet:

Strömend rauſcht,
Still umlauſcht
Von des Uferthals Gebüſche,
Hier des grünen Stromes Friſche.

Der vortrefliche Beurtheiler des ebengenannten Dichters in der A. L. Z. Nr. 298 1794. hat ſo viel tief Gedachtes über den Werth, die Grenzen und die Grundſätze der ſchildernden oder Landſchaftspoeſie geſagt, daß wir nur darauf zurückweiſen dürfen. Wir ſetzen daher als erwieſen voraus, daß Leben oder Harmonie des Gemäldes, wo möglich beides, von dem Dichter gefordert werden kann:

er muß entweder das zufällig Coexiſtierende in eine ſcheinbar nothwendige Folge von Erſcheinungen zu verwandeln wißen, oder die Gegenſtände müßen ſich nach ſeiner Empfindung richten, indem er muſikaliſche Einheit in ſie hineinlegt. Erſt dadurch wird das Gemalte Poeſie: denn das Feld dieſer Kunſt iſt nicht das Einzelne und wirklich Vorhandene, ſondern das Allgemeine und Mögliche. Dabei wird nicht geleugnet, daß der malende Dichter nicht mit Vortheil ſchöne Wirklichkeit zur Unterlage brauchen könnte. Allein wenn er ſich an ein genau beſtimmtes Lokal bindet, wenn er z. B. eine ‘Mittagslandſchaft am Ufer der Rhone nahe bei Genf,’ oder eine ‘Abendlandſchaft von der Bellevue am Genferſee vor dem Gervaisthore’ darſtellt, ſo unternimmt er etwas, das eine Camera obſcura unendlich beßer leiſtet. Daraus entſtehen dann Gedichte, wobei man dem weniger bereiſten Leſer mit Noten nachhelfen muß, ja wobei man wohl thun würde, eine gute Specialkarte zur Hand zu nehmen. Das Ganze wird vollends disharmoniſch, wenn Züge von der unbeſtimmteſten Allgemeinheit ſich einmiſchen. So ſchließt z. B. die Abendlandſchaft:

Ruhig wallt
Mild umſtrahlt
Jetzt der Mond am Azurhimmel;
Um ihn her das Sterngewimmel.

welches ſich eben ſo gut in der lüneburger Haide als zu Genf vor dem Gervaisthore zu ereignen pflegt. In dem ſchon erwähnten Stücke ſind ungeachtet des ganz individuellen Inhalts dieſe entgegengeſetzten Mängel wohl am glücklichſten vermieden. Die Gegenſtände verwirren ſich nicht, indem ſie nach einander hervortreten, die Darſtellung ſteigt mit dieſen Fortſchritten, und beſchließt eine Art von Kreiß, indem ſie zuletzt von den wildeſten zu den freundlichſten Scenen zurückkehrt. An Mannichfaltigkeit der Bilder hat die Poeſie der Verfaßerin durch ihre Reiſen unſtreitig ſehr viel gewonnen; allein dieß iſt nur eine materielle Bereicherung der Phantaſie. Das Weſen aller ſchönen Kunſt iſt Form. Die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick ſchöner Gegenden uns mitzutheilen ſcheint, entwickelt ſich eigentlich von Innen heraus, und man muß ſie im Keime ſchon mitbringen. Hieraus erklärt es ſich, warum diejenigen Gedichte dieſer Sammlung, worin die Farben der

Schilderung am glänzendſten gemiſcht ſind, an ſonſtigem Gehalte jene frühern nicht übertreffen, die ſich auf einen ziemlich engen Kreiß weder ſehr inniger noch ſehr eigenthümlicher Empfindungen beſchränken. Dieß gilt indeſſen von der letzten Klaſſe nicht immer in gleichem Grade. Das Gedicht 'An meinen Brun vor der Geburt meines zweiten Kindes' erhält durch die Situation eine gewiſſe Herzlichkeit (nur hätte die Verfn. bei einem ſo ſchwermüthigen Tone ihren Vornamen lieber nicht in 'Friedchen' abkürzen ſollen); und das 'Lied einer jungen Mutter an ihr ungebornes Kind,' ein glücklicher Gedanke, iſt zart und mit rührender Einfalt ausgeführt. Der Werth dieſes und andrer ganz für den Geſang beſtimmten Gedichte wird durch die Kompoſitionen von Schulze erhöht. Auf die Melodie 'Ich denke dein' hat man jetzt einen neuen Text von Goethe. S. Schillers Muſenalm. 1796. S. 5. Den Beſchluß machen einige Stücke in poetiſcher Proſa. Die Schweizergeſchichte 'Cyane und Amander' iſt eine lange Idylle, wobei wieder die Schweiz als Scene das Beſte thun muß, denn die Dichtung iſt in der That reicher an Gletſchern und Bergſtrömen, als an neuen Situationen und Empfindungen. Nordiſche Erinnerungen verließen auch hier die Dichterin nicht ganz: zur 'Schöpfung der Alpenroſe' im nächſten Stücke wird die Göttin Freia herbeigerufen.

Carolinens Blumenkranz zur Bildung des Herzens.
Berl. 1796.

Als den kürzeſten Beweis, daß dieſes Geſchreibſel tief unter der Kritik ſei, ſetzen wir einige Zeilen aus einem anmaßlichen Liede, 'Schurkenlohn,' her, ohne im geringſten zu verbürgen, daß wir unter dieſem Haufen platter, zum Theil ſinnloſer Knittelverſe die ſchlechteſten aufgegriffen....

> Ein Schurk zu werden iſt nicht gut,
> Doch hat ein ſolcher Glück!
> Man ſtählt oft ſeinen Sinn und Muth,
> Belohnt ſein Bubenſtück u. ſ. w.

Der Schluß lautet ſo:

> Dem drillionenfachen Schmerz
> Der ſolchen Wegen folgt!

Verzweiflung fühlt das Schurken-Herz,
Bis endlich ſie's erdolcht.

Worauf der Aberwitz mit den erdichteten Namen Tlantlaquatlapatli u. ſ. w. die als Verfaßer unter dieſen ſaubern Gedichten angegeben werden, abzielen ſoll, begreifen wir nicht; noch weniger, mit welchem Recht ein paar Kleinigkeiten von Gleim und Pfeffel, und eine Parodie von Goethe auf den Stil des verſtorbenen Clodius in Leipzig, an den Kuchenbäcker Händel, die er aber, ſo viel wir wißen, nie öffentlich anerkannt hat, in ſo ſchlechte Geſellſchaft gebracht worden ſind. Beluſtigend iſt es, wie ſich der Haß der ſchlechten Schriftſteller gegen alle Recenſenten ohne Ausnahme ſo naiv äußert.... S. 72 bittet Caroline:

Seid aber Ihr nicht hübſch galant,
Und recenſiert, wie ſchon bekannt:
So nennet alles Reimerei,
Mir iſt dieß völlig einerlei.

welches denn ihrem Verlangen gemäß hiemit geſchieht.

Neue vaterländiſche Blumenleſe für Deutſchlands Muſenſöhne, von J. H. Eichholtz. Halle 1796.

Unter dieſem vielverſprechenden Titel findet man hier längſt bekannte Erzählungen und Balladen: das Wintermärchen, Gangolf und Roſette aus dem Oberon, und Haas und Gulphené, von Wieland; den kleinen Schimmel, den Kapuziner und die Buckligen von Nikolai; die Büßende von Stollberg, wieder abgedruckt. In welcher Abſicht dieß geſchehen ſei, da die Werke der eben genannten Dichter in Aller Händen ſind oder ſein könnten, und die letzte Erzählung von Engelſchall nicht das mindeſte poetiſche Verdienſt hat, würde ſchwer zu errathen ſein, wenn nicht ein Blatt, worauf der Verfaßer die Sammlung ſeinen innigſt geliebten Landsleuten, 'den theuerſten Mitgliedern des neuen weſtphäliſchen oſtfrieſiſch verbündeten Kränzchens' (auf der Univerſität Halle) widmet, und die Liſte halliſcher Pränumeranten einigen Aufſchluß darüber gäbe. Unter Deutſchlands Muſenſöhnen hat man alſo einen kleinen Studentenzirkel zu verſtehn, und es iſt zu hoffen, daß die künftigen Bändchen der Blumenleſe auch in demſelben ihren Abſatz finden mögen, damit das übrige Publikum ſo wenig wie möglich damit behelligt werde. Es iſt unglaublich, mit wie geringem Aufwande, und wie ganz ohne Beruf ſich Mancher in Deutſchland dazu drängt, die Zahl der Buchmacher zu vermehren. Der Setzer und Drucker haben wenigſtens eben ſo gute Anſprüche darauf, als Hr. Eichholz, Verfaßer dieſes Buches zu ſein. Es iſt nicht einmal korrekt gedruckt, und das Papier hat eine unangenehme graugelbe Farbe.

1) Verbrechen aus Unſchuld. Ein ländliches Sittengemälde in vier Aufzügen, von Johann Carl Wilhelm Palm, Magdeburg 1796.

2) Fürſtenglück. — Ein fürſtliches Original-Familiengemälde in einem (Einem) Aufzuge von Ebendemſelben. Magdeburg 1796.

Die Abſicht des Verf. iſt ſo gut gemeint, daß man ſchon deswegen faſt nicht den Muth haben würde, bei Nr. 1. etwas Anderes als dieſe zu erwähnen, wenn es nicht auch durch ſeine ganze Beſchaffenheit allen Muth lähmte. Wir können daher nichts Beßeres thun, als 'die werthe und ehrenvolle Verſicherung' wiederholen, welche ein Mann, den der Verf. als den deutſchen Horaz bezeichnet, ihm darüber zugeſandt hat: 'Ueberhäufte Geſchäfte und ein Alter von ſiebzig Jahren hindern mich, eine genaue Kritik über dieſes Schauſpiel niederzuſchreiben, welches in ſeinen einzelnen Theilen recht ſchön iſt, und ſo ſehr Tugend und Religion lehrt, daß ſogar eine Betſchweſter, die das Theater haßt, ein ſolches Stück mit gutem Gewißen beſuchen würde' u. ſ. w. Allerdings iſt es ganz im Sinn einer Betſchweſter, den Fehltritt eines fünfzehnjährigen Mädchens ein 'Verbrechen' zu nennen, das nach S. 167. 'das Geſetz der Natur umkehrt;' und nie hatte ſich der liebenswürdige Florian einfallen laßen, daß man ſeine Claudine (in den nouvelles Nouvelles) in ein Sittengemälde wie dieſes umſchaffen könnte. Der Verf. hat ſich freilich zu hüten, daß die Moral ihn nicht, wie es Betſchweſtern begegnet, zur Unſittlichkeit, und auf einem andern Wege zu ähnlichen Wirkungen führe, wie die, denen er entgegen arbeitet. Denn ein Gegengift, wenn es nicht mit Einſicht gemiſcht iſt, kann Ekel erregen, ohne das Gift wegzuſchaffen; und Aergerniß kommt eben ſowohl von dem, welcher die Tugend langweilig und widerlich, als von dem, welcher das Laſter liebenswürdig darſtellt.

Was Nr. 2. betrifft, ſo können wir ebenfalls dem Verf. keinen beßern Troſt geben, als ſeine eigne Erklärung, daß ihm niemand, 'das Bewußtſein' verkümmern kann, 'aus allen ſeinen Kräften nach dem Guten geſtrebt zu haben.' Nur iſt zu bedenken, daß moraliſche und poetiſche Tendenz nicht einerlei iſt; ſonſt würden wir an jedem Erbauungsbuche ein Dichterwerk erhalten. Wer nicht Zeit hat, die Reden, die in dieſem und dem vorhergehenden Stücke gehalten werden, der Länge nach zu leſen, der halte ſich nur an die unterſtrichenen Stellen, als: 'Geld blendet! So krümmt ſich das Laſter vor ſeinem eignen Bewußtſein! Der Aeltern Segen bauet den Kindern Häuſer, aber ihr Fluch reißt ſie nieder! Unſchuld verloren, Alles verloren! Ohne Tugend iſt kein dauerhaftes Glück auf Erden!' u. ſ. w. Dieſe Auszeichnung ſolcher Sprüche durch verſchiednen Druck iſt der einzige Kunſtgriff, den ſich der Verf. erlaubt, um ſeinen Dialog zu beleben. Man lernt ihn vollkommen daraus kennen, und geräth in Verſuchung, auf ihn anzuwenden, was ſein Herr von Ludwig zu Gott ſagt: 'Segnen wollt' ich dich, wenn du nicht heilig wärſt!!'

Analekten aus der Hinterlaßenſchaft des Küſters von Ilgenthal. Erſtes Bändchen. Augsburg 1796.

Ein braver Mann mag der Küſter von Ilgenthal geweſen ſein, und Selbſtdenker genug, um gegen einen Paſtor wie der ſeinige anzuſtoßen, und den Kreiß von Menſchen, den er in der Schenke zu Miltenthal um ſich verſammelte, zu unterhalten und zu belehren. Aber da er nun todt iſt, und eine Recenſion, welche er im Leben ſo ſehr geſcheut, ihn nicht mehr ſchmerzen kann, ſo wollen wir nicht verhehlen, daß ſowohl der Vorbericht des Herausgebers, als ſein eigner, Erwartungen giebt, die über jene Sphäre hinausgehn und durch ſeine Aufſätze nicht erfüllt werden. Daß ſie dem gewöhnlichen geſunden Menſchenverſtande zuſagen, iſt alles, was ſich davon rühmen läßt: und wo man ſich nicht geradezu gegen dieſen verſchworen hat, wäre der gute Küſter wohl vor gehäßiger Aufmerkſamkeit ſicher geweſen. Er geht mit den Scenen ſeiner Jugendgeſchichte nicht aus den niedern Ständen heraus, für die ſie auch einen recht guten Spiegel abgeben können. Die gebildeten, bei denen feinere Gattungen von Barbarei zu Hauſe ſind, werden ſich ihn nicht vorhalten, und ſo hätte er von dieſer Seite eben ſo wenig zu fürchten als zu hoffen gehabt. Seine Mutter gebar ihn im Elende, bettelte mit ihm im Lande umher, bis man ſie in ein Arbeitshaus brachte, wo ſie ſtarb. Ihm ergeht es darauf erträglich, bis er zu einem Schuſter aufs Handwerk verdungen wird, wo die pöbelhafteſten Auftritte ihn verjagen, ſo daß er ſich anwerben läßt. Die Eiferſucht und üble Behandlung ſeines Hauptmanns bringt ihn zur Deſertion, worauf er Gelegenheit findet, ſich in einen Schulmeiſter umzuſchaffen. Hier denkt er über Gegenſtände nach, die eine 'Vorſtellung an die Theologen unſrer Zeit,' und 'politiſche Aphoriſmen' bei ihm veranlaßen, welche nichts als die gemeinſten Gemeinplätze enthalten. Als Produkte ſeines Witzes können das 'Geſpräch mit Freund Hain', der ihm das Leben läßt, da er ihm verſpricht, ſich mit der Arzneikunde abzugeben, und eine 'Hochzeitrede' gelten, wo er die Männer ermahnt, lieber Geduld als Schläge bei ihren böſen Weibern anzuwenden. In die Bibliothek eines Küſters auf dem Lande iſt dieſes Werk eines Mitbruders, ſammt den Theilen die noch erſcheinen ſollen, wenn ſie nicht ſchlimmer wie der erſte ſind, immer zu empfehlen.

Petrarca. Ein Denkmal edler Liebe und Humanität, von Friedrich Butenſchön. Erſter Band. Leipzig 1796.

Wenige merkwürdige Männer haben in ihren Schriften einen ſo reichhaltigen Stoff für den Biographen hinterlaßen als Petrarca. Nicht nur mit vielen äußern Vorfällen und Verhältnißen ſeines Lebens machen uns ſeine lateiniſchen Briefe bekannt; in ihnen ſowohl, als in den Unterredungen mit dem h. Auguſtin, am meiſten aber in ſeinen toſkaniſchen Gedichten, hat er ſeine beſondere

Anſicht der Dinge, ſeine eigenthümlichſten Geſinnungen, ja die Geheimniſſe ſeines Herzens niedergelegt, die es freilich für den zergliedernden Verſtand bei der Unterſuchung ſeines Charakters immer bleiben, und nur durch ein ähnlich geſtimmtes Gefühl aufgefaßt werden können. Das Werk des Abbé de Sade, worin ſonſt jene Materialien mit Gründlichkeit und Wahl verarbeitet ſind, läßt in der letzten Hinſicht noch am meiſten zu wünſchen übrig. Alle hiſtoriſchen Erläuterungen über Lauras Perſon, und über Petrarcas Liebe zu ihr, die ſich auftreiben ließen, hat er gegeben: aber dem Gange dieſer Leidenſchaft mit einiger Tiefe philoſophiſch nachzugehen, zu zeigen wie der Geiſt des Zeitalters ſie vorbereitete, wie die ſchönen Anlagen des Menſchen und Dichters ſie hervorlockten, und wie ſie jene wiederum zu harmoniſcher Vollendung entfaltete: das lag außer ſeiner Sphäre. Er ſchrieb wie ein Geiſtlicher über einen Geiſtlichen, für deſſen Schwäche in dieſem Stück er höchſtens Entſchuldigung zu erlangen wünſchte. Hier iſt alſo noch ein Feld für die hiſtoriſche Darſtellung offen, wo ſie das Intereſſe der Wahrheit mit allem Zauber der Dichtung vereinigen könnte. Das Denkmal, welches Hr. Butenſchön dem Petrarca zu ſtiften verſucht, iſt nicht von dieſer Art, ſondern ein auf Geſchichte gegründeter Roman. Wie weit man auch die Rechte der Dichtung über einen hiſtoriſchen Stoff ausdehnen mag, ſo wird man doch eingeſtehen, daß die Einbuße an Wahrheit immer durch einen äſthetiſchen Gewinn vergütet werden muß. Dieß zu leiſten war hier ein äußerſt gewagtes Unternehmen: denn wer kann hoffen, Petrarcas Liebe inniger, ſchöner, harmoniſcher auszudrücken, als er es ſelbſt in ſo vielen Gedichten gethan? Zwar macht die Sammlung ſeiner Sonette und Canzonen, worin, ungeachtet der meiſtentheils beobachteten Zeitordnung, die auf einander folgenden Stücke nur ſelten einen ſichtbaren Zuſammenhang haben, kein äſthetiſches Ganzes aus, und es läßt ſich denken, daß eine Auswahl dieſer poetiſchen Beſtandtheile mit Vortheil zur Einheit eines größeren Gedichtes verknüpft werden könnte. Allein es fehlt der Geſchichte dieſer Liebe, die während des Lebens der Geliebten achtzehn Jahre dauerte und nach ihrem Tode erſt noch den höchſten Schwung nahm, an eigentlichen Begebenheiten, an Mittelpunkten der dramatiſchen oder epiſchen Einheit, und ſie ſcheint ihrer Natur nach auf lyriſche Darſtellung eingeſchränkt zu ſein, worin Petrarca ſelbſt unſtreitig das Höchſte geleiſtet hat. Sollte Hr. Butenſchön wohl bei ſeiner Unternehmung an dieſe Bedenklichkeiten auch nur entfernter Weiſe gedacht haben? Ja, muß man ihm nicht, troß des vorgegebenen Enthuſiaſmus, alles Gefühl für die ſchöne Individualität jenes Dichters abſprechen, wenn er geradezu geſteht, Petrarca habe ihm ſeinen Namen zum Ausdrucke eigner Geſinnungen, eigner Schwärmereien geliehen? Er konnte ſich alſo ſchmeicheln, der Leſer werde lieber ſein Individuum kennen lernen, als die wahrhaft ſchöne Seele eines Mannes, der bloß durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, reine und umfaßende Empfänglichkeit, ſittliche Würde und überlegene Einſicht, ſo vielfach auf ſeine Zeitgenoßen und noch weit hinaus auf die Nachwelt wirkte? Statt eines idealiſchen oder auch eines treuen Bildes von Petrarca giebt er uns eine durch die abgeſchmackteſte Ueberſpannung verzerrte Karikatur. Seine Liebe wird in einem Meere empfindelnder Schwätzereien erſäuft, die überall lärmenden Anſpruch auf Kraft machen, aber völliger Leerheit des Kopfes kaum nothdürftig zum Deckmantel dienen. Dieſer Petrarca iſt ſtolz darauf, 'daß das kraftvolle Gemmengepräge der Natur in ihm noch nicht erloſch.' (Die Kunſt, Gemmen zu prägen, wird wohl ſeit dem 14. Jahrhundert verloren gegangen ſein.) Da er einen ſchönen Abend am Ufer des Meeres genießt, 'mußten Thränen ſeinem Herzen Luft machen, ſonſt wäre er ins Meer geſprungen.' Man ſieht, eine ſolche Empfindſamkeit, iſt gefährlich für ihren Beſitzer; aber ſie hat auch ihre Vortheile, denn vermöge derſelben riecht man die Unſterblichkeit der Seele: 'Wer in den Wohlgerüchen der Orangen und Myrten keine glückliche Zukunft ahndet, dem fehlt die ſchönſte Gabe der Natur.' Eben ſo muß man das Daſein Gottes 'in einem einfachen Morgengeſange,' etwa einer Lerche, hören können, ſonſt wird man für unfähig erklärt es überhaupt anzuerkennen. Lello, Petrarcas Freund, belehrt dieſen, 'daß Himmel und Erde ſich wie ein Buch Papier zuſammenrollen laßen,' doch übergeht er die mechaniſche oder chemiſche Procedur, wodurch man dieß bewerkſtelligen kann. Die bekannte Vorliebe Petrarcas für die Alten, die für die Wiederbelebung der klaſſiſchen Litteratur ſo wichtig wurde, iſt hier ins Lächerliche getrieben, wenn ihm 'die ewige Lampe der Humanität im Horaz leuchtet,' wenn 'die ganze Kraft Virgils in ſeinem Buſen rollt und erklingt,' und wenn er gar ‘den mit Ruthen gepeitſcht wißen will, welcher dieſe beiden Dichter zu erklären wagt, ohne zu lieben oder geliebt zu haben.’ Uebrigens hat er eine ungemeine Gabe der Kombination, denn ‘die ganze Geſchichte iſt ihm nur Ein Laut.’ Wie Laura auf ihn wirken wird, läßt ſich ermeßen, da er die ‘Weiblichkeit einen reinen Schmelz, einen ehrwürdigen Anflug des Göttlichen’ nennt. Auch ſteigt durch die Liebe ſeine Tollheit aufs Höchſte. ‘Kleinigkeiten erwürgen ihn, dagegen wäre es ihm Kinderſpiel, in den Feuerſchlund des Aetna zu ſpringen,’ und ‘er ringt mit ſich ſelbſt wie mit einem Gotte.’ Aber dann ‘wird auf einmal Alles ſo ſchön und heiter um ſeine kleine Perſon’ (hier vergaß Hr. Butenſchön vermuthlich, daß er nicht in ſeinem eignen Namen ſprach), daß es kein Wunder iſt, ‘wenn er ſich ſo heilig und gut, ſo frei von aller irdiſchen Schwäche dünkt,’ und wenn ‘ſich der Embryo des Himmels in ſeinem Herzen regt.’ Die Sprache des ganzen Buchs iſt wieder eins von den unter uns leider ſo häufigen Beiſpielen, zu welcher Verkehrtheit, Verſchrobenheit und Abenteuerlichkeit das erbarmenswürdige Ringen nach einem Scheine von Genialität führen kann. Es wird ſchwer gefunden, ‘das rege Kniſtern in unſerm Herzen’ zu erklären. ‘Liebliche Flocken der Harmonie ſchweben auf den Dichter herab;’ ein andermal ‘labt ihn Lauras Stimme wie Mannaflocken.’ ‘Zorn und Unwillen rollt alle Zuſchauer zuſammen.’ Die fernen Thürme von Avignon ‘ſummen,’ und jeder Laut ‘zerſplittert’ das Herz. Bei Hrn. Butenſchön nehmen die Thränen nicht immer ihren natürlichen Lauf, ſondern fließen nach Befinden der Umſtände auch hinaufwärts, und klaßificieren ſich dadurch ſelbſt. ‘Mit jedem Blicke bebte eine Thräne des Danks gen Himmel, und eine andre Thräne reiner Anhänglichkeit floß auf die Erde.’ Wer wollte ſich bemühen, das Feuer einer ſolchen Phantaſie, wie S. 240 ff. geklagt wird, daß es häufig geſchehe, ‘mit Haken und Waßereimern zu dämpfen?’ Man kann ſie ausbrennen laßen ohne große Gefahr zu fürchten. Dem gefühlvollen Bewunderer Petrarcas und ſeiner Liebe werden dergleichen Parodien ärgere Entweihung dünken, als die witzigſten Spöttereien des Taßoni. Bei der ungenießbaren Beſchaffenheit des Ganzen verdient es keine umſtändliche Rüge, daß in den Gedanken und Geſinnungen das Koſtum des Zeitalters alle Augenblicke übertreten wird; daß ‚die angenommene Briefform ſo wenig beobachtet iſt, daß Petrarca dem Lello einmal dasjenige erzählt, wobei dieſer gegenwärtig geweſen war; daß die vom Verf. eingeſtandnen, aber ſchlecht entſchuldigten Anachroniſmen ganz ohne Noth und Nutzen begangen werden u. ſ. w. Ein Beiſpiel, wie der Verf. hiſtoriſche Winke benutzt, kann man an der unklugen Geſchichte S. 140...145 ſehen, die ſich auf den Brief Petrarcas de rebus familiar. III. 22 gründet Er verwendet ſich darin für ein paar Liebende, die von ihrem Gutsherrn verfolgt wurden. 'Iuvenis quidam virginem, cuius amore languebat, ipsa non obluctante cognovit, matrimonii pactis interpositis etc. — Et nos aliquando, frater, arsimus, et opem ferre decet ardentibus.' Wie einfach, naiv und menſchenfreundlich! Nun vergleiche man die vorliegende Behandlung.

Was die kleinen Blumen betrifft, die Hr. Butenſchön nach ſeinem Ausdruck, 'aus fremden Gärten in den ſeinigen verpflanzt hat', ſo hätte er beßer gethan, ſie beſtimmt anzugeben. Die Betrachtungen über den Tod S. 227...229. ſind von Herder entlehnt, das Sonett nach Petrarca S. 183. iſt von A. W. Schlegel. Die wiederholten Lobreden auf die griechiſche Religion ſind, höchſt unpaſſend in Petrarcas Munde, Schillers Göttern Griechenlands nachgeſprochen. Doch wenn alle Reminiſcenzen dieſer Art für fremde Blumen gelten ſollten, ſo möchten ihrer gar viele werden. Die eignen Gedichte, die Hr. Butenſchön ſtatt petrarkiſcher aufgeſtellt, ſind zu ſchlecht, als daß er ſie nicht ſelbſt gemacht haben ſollte, z. B.:

Ariſtipps und Zenons Schüler,
Jene warm und dieſe kühler,
Predigen Philoſophie,
Geben und — vergeßen ſie.

In derſelben Strophe heißt es:

Flammt die Seele? welch ein Toben!
Iſt ſie ruhig? welche Ruh!

Ja wohl! Und ſchreibt der Autor unſinnig? welcher Unſinn! Wer von unſern Leſern ein ſo verwerfliches Produkt, woran übrigens ſchönes Papier und ſaubrer Druck mit ungerſchen Lettern verſchwendet iſt, hier zu umſtändlich gewürdigt findet, der bedenke, daß es nach dieſem Plane leicht durch ein Dutzend Bände fortgeführt werden könnte, und ſehe, von welcher Höhe Hr. Butenſchön in der Vorrede auf ſein Zeitalter herabſchaut, ja 'die Menſchheit für gänzlich geſtorben und begraben zu halten' droht. Er glaubt ſich berechtigt, die Gleichgültigkeit Andrer gegen alles Edle und Große zu ſchelten, da doch eine Gefangenſchaft von einigen Monaten während der unglücklichen Epoche in Frankreich hinreichend war, ſeinen politiſchen Enthuſiaſmus ſo ganz abzukühlen, daß er die Franzoſen ein 'Vandalenvolk' nennt, 'den Ariſtides und Decius für Fabeln anſieht, und beim Plutarch und Xenophon gähnt.'

Die Erſtlinge meiner Muſe. Von Gottlieb Kapf. Breslau und Leipzig 1796.

Sehr uneigentlich nennt der Verf. dieſe Gedichte Erſtlinge, da eins darunter nach der Ueberſchrift vom Jahre 1786., mehrere vom J. 1793. ſind, und andre vielleicht noch ſpäter geſchrieben ſein mögen. In einem Jahrzehend hat ein Dichtertalent ſchon Zeit genug ſich zu entwickeln, wenn es anders vorhanden iſt, oder reifere Einſicht ſollte den unglücklichen Kitzel wenigſtens in ſo weit mäßigen, daß man die Poeterei zu eigner Beluſtigung triebe, und nicht öffentlich damit aufträte. Ueberdieß giebt es ſo manche Zeitſchriften und Sammlungen, wo ein angehender Dichter (weil wir Hrn. Kapf doch als einen ſolchen betrachten ſollen) ſeine Verſuche zur Beurtheilung aufſtellen kann, wo nicht ſelten auch ziemlich ſchwache einen Platz finden, daß es viel rathſamer iſt, ſich dieſer zu bedienen, als mit einem noch ganz unbekannten Namen einen Band Gedichte auf einmal ins Publikum zu ſchicken. In dem herzbrechenden 'Lebewohl ans Büchlein,' worin der Verf. unter andern zu dieſem ſagt: 'Freundſchaft und Liebe haben dich gezeugt, und als die Freude deiner genas, war Mutter Natur dein Pathe,' ſcheint er den großen Unterſchied zwiſchen Gedichte machen und drucken laßen ſehr aus den Augen verloren zu haben; und bleibt es auch bei jenem, ſo möchte der Zeitvertreib, ſchlechte Verſe zu ſchreiben, leicht noch geiſtloſer ſein, als das Kartenſpiel, womit er ihn vergleicht. Dieſe hier ſind, wie es ſcheint, ſehr nachläßig, ohne allen Begriff von Kunſt und Feile mit einer unſeligen Fruchtbarkeit hingeworfen. Ob der Verf. wirklich einige Anlagen hat, iſt unter dieſem Wuſte ſchwer zu erkennen. So viel iſt gewiß, ſie ſind zum Theil noch ſo roh, zum

Theil ſchon ſo mißgebildet und verunſtaltet, daß an keine Beßerung zu denken, und das Verſprechen, bald 'reifere Geſchwiſter nachzuſenden' ſehr voreilig iſt. Faſt alle Stücke ſind lyriſch; einige hat eine unintereßante Gelegenheit veranlaßt, z. B. 'an meinem Namenstage'. Die meiſten drehen ſich um abgenutzte Gemeinplätze. Bald herrſcht Plattheit, bald Schwulſt, und das Schlimmſte iſt, daß der Dichter gar nicht aufzuhören weiß. So iſt die ſchwerfällige Ode, welche anhebt, 'Ewigkeit! — Gedanken ohne Ende!' faſt ein Gedicht ohne Ende geworden. Wer wird ſich bemühen wollen, folgenden Unſinn zu entziffern?

Am Geſtad der Ewigkeit geſcheitert
Stöhnen Weſen, von der Vaterhand geſchleudert
Hinter Gottes Ebenbild zurück —
Schlummern Onan's Legionen Enkel —
Ungeboren — in der Zelle dunklem Winkel,
Und erwarten des Allvaters Blick.

Um nichts geſcheiter iſt der Schluß:

Ewigkeiten müßen ihn (den Weiſen) belohnen,
Deren Dauer ihren Werth beſtimmt.

Ein andermal heißt es mit einem lächerlichen Pathos:

Denn wir wanken an dem ſchwarzen Schlunde,
Wo der Tod im Hinterhalte ſchmollt.

Aber den Gipfel ſeines Bombaſts hat Hr. Kapf vielleicht in folgenden Zeilen erreicht:

Wo der Drillingsſtern um Gottes Scheitel
Ewig flammt, Urwahr, Urgut, Urſchön u. ſ. w.

Die häufigen grammatiſchen und metriſchen Schnitzer, z. B. 'eurem Herz,' Reime wie 'Gelde, quälte,' 'Wünſchen, Menſchen,' 'gelebt, verzerrt,' würden allein hinreichen, dieſe Arbeiten als ſtümperhaft kenntlich zu machen, verdienen aber bei einer ſo durchgängigen Schlechtigkeit kaum eine Rüge. Ein Luſt-, Schau- und Trauer-Spiel, 'Sie finden ſich als Schauſpieler in zwo Handlungen', folgt den Gedichten als Anhang. Der Verf. hätte ſich nur unter die darin aufgeführten Perſonen oder Masken aufnehmen mögen. Seine Anſprüche haben in der Proſa noch ein weiteres Feld als in der Poeſie. In jener wechſelt Witz mit Philoſophie und Empfindung, Alles nach dem oben gegebenen Maßſtabe: ein würdiges 'Drillingsgeſtirn'! Es treten hier lateiniſch, franzöſiſch und engliſch radebrechende Deutſche auf, deren Rollen vermuthlich nicht immer mit Wißen und Abſicht ſo unorthographiſch geſchrieben ſind. Die Sprache, worin alle übereinkommen, iſt Unſinn, der nicht ſelten ins Pöbelhafte fällt.

Romantiſche Bijouterien. Weißenfels u. Leipz. 1796.

Schon der Titel ſetzt den Rec. in Verlegenheit. Sollen Bijouterien Kleinodien oder Spielwerke bedeuten? Faſt ſollten wir glauben, der Verf. ſelbſt mache keine Anſprüche auf die erſte Ueberſetzung, und für die letzte iſt ſeine Feder bei weitem nicht leicht genug. Eben ſo wenig weiß man, ob dieſe Erzählungen Originale oder aus fremden Zungen übertragen ſein mögen. Ein gewißer gezierter Ton ſcheint den Einfluß verunglückter engliſcher Novellen zu verrathen. Am zweifelhafteſten wird man am Ende vielleicht darüber ſein, ob man ſich unterhalten hat; und doch giebt der Verf. in einer Vorrede, die uns die Geſchichte der Romane überhaupt in kurzen Worten liefert, Unterhaltung als ſeinen Zweck an. So viel iſt gewiß, daß man hier überall auf koſtbare und ſchwerfällige Schilderungen ſtößt, und mit leerer Weitläuftigkeit zu kämpfen hat. In der erſten Geſchichte will ein junges Mädchen einer Freundin mündlich ihre Leidenſchaft erzählen, und bleibt bei folgender Tirade hängen: 'Ein kleiner Fluß, von bunten Blumen umkränzt, ſchlängelt ſich durch die lachenden Wieſen und Thäler durch, auf welchen Apollos ſchweigender Vogel mit ausgeſpanntem Gefieder ſich majeſtätiſch wiegt. Ich ſah ihn oft ſeinem mit einer goldenen Kuppel verſehenen Häuschen zueilen: kaum hatten ihn ſeine Jungen erblickt, ſo ſchwammen ſie ihm entgegen und freuten ſich recht kindiſch. Schäkernd verachteten die muntern Fröſche den Bach: ſie genoßen der wohlthätigen Sonne auf grünem Moos, aber bald ſprangen ſie in ihr Element zurück, und prophezeiten, mit den zirpenden Cicaden auf der hohen Pappel wetteifernd, den Regen; der bunte Specht pflückte inzwiſchen die zarte Knoſpe einer ſaftigen Dattel.' Es ließen ſich Bogen in dieſem Geſchmack auszeichnen, aber wohl dem, der ſie bei ſeiner Lektüre, ſo wie die unzähligen müßigen Briefe und Dialogen, die den Leſer um nichts als um die Seiten des Buchs weiter bringen, überſchlagen darf! In der letzten Novelle hat ſich der Verf. bemüht, leichtfertig zu werden, was man ihm in den vorhergehenden eigentlich nicht Schuld geben kann. Er erhält ſeine Heldinnen von einer gewiſſen Seite ziemlich bei ihrer Tugend. Vergiftungen ſcheut er ſchon weniger. Unter andern hat er einmal die bekannte Begebenheit der Marquiſe von Gange mit eingeflochten, aber das Rührende derſelben freilich ganz zu erſticken gewußt. Beſonders unglücklich iſt er in ſeinen Verſen. An den Hexametern iſt es noch der geringſte Fehler, daß ſie oft ſieben Füße haben: ſie erregen die Empfindung, als ob man in einem ſtoßenden Wagen über einen holprigen Steindamm führe.

Der Onkel aus Amſterdam. Eine komiſche Oper in 2 Aufz. Nach dem Ital. Il pittore Parigino frei bearbeitet und der Muſik des Cimaroſa untergelegt. Riga und Mitau 1796.

Der Wunſch des Ueberſetzers iſt in ſofern erfüllt, daß man die Verdeutſchung einer gut komponierten italiäniſchen Oper nicht als überflüßig anſehen kann, weil man um keinen andern Preis die Muſik derſelben auf deutſchen Theatern zu hören bekommt. Allein ohne den Charakter auszulöſchen und dadurch die Muſik unpaſſend zu machen, iſt es faſt unmöglich einer ſolchen Produktion des italiäniſchen Bodens das Fremdartige für uns zu benehmen, was denn auch bei weitem hier durch den Titel und ein paar deutſche Anſpielungen nicht geſchehen iſt. Der Alte vorzüglich wird in deutſcher Sprache immer plump und nicht komiſch auftreten; und es bleibt ſchwer in das Ganze einen rechten Zuſammenhang zu bringen, ohne daß man doch den Mangel daran der Willkür des Muthwillens zu gut hielte. Einige einzelne Arien ſind indeſſen ganz glücklich übertragen.

Taſchenbuch für Freunde des Geſangs. 2. Bdchn. Stuttg. 1796. Melodien zum Taſchenbuch 1. Abth.

Die Abſicht des Herausgebers gieng zunächſt dahin, junge Männer auf Univerſitäten mit einer Liederſammlung für den Gebrauch bei fröhlichen Zuſammenkünften zu verſorgen. Es giebt zwar ſchon verſchiedene dergleichen: doch iſt es immer noch nicht unnütz, ſie zu erneuern und zu vervielfältigen, da viel daran fehlt, daß die zum Theil ſinnloſen und unanſtändigen, zum Theil wenigſtens platten Lieder, die ein hartnäckiges altes Herkommen in Schutz nimmt, die aber den ganzen geſellſchaftlichen Ton zur Rohheit ſtimmen müßen, aus allen akademiſchen Zirkeln verbannt und durch geiſtvollere erſetzt ſein ſollten. Die hier befolgte Wahl iſt großentheils verſtändig und zweckmäßig. Man wird nicht leicht irgend einen lyriſchen Aufruf zur Freude von einem unſrer berühmten Dichter, der Popularität erlangt hat, vermiſſen. Wir finden hier Schillers Lied an die Freude, Göthens Bundeslied, viele Trink- und Geſellſchaftslieder von Gleim, Stolberg, Claudius, Hölty, und vorzüglich von Voß, auch von andern beliebten, wenn gleich weniger berühmten Verfaßern. Noch andre ſtehen ganz ohne Namen da, und müßen ſich alſo bloß durch ihren Gehalt empfehlen, der bei vielen dazu nicht hinreichen möchte. Meiſtens ſcheinen es ſchwäbiſche Produkte zu ſein, und daher dem Publikum, für das ſie zunächſt beſtimmt ſind, noch eher gefallen zu können. Da indeſſen ſingluſtige Kehlen viele Lieder nöthig haben, und die Strenge der Kritik gewöhnlich mit der geſelligen Fröhlichkeit in umgekehrtem Verhältniſſe ſteht, ſo kann man dieſe Stücke der Sammlung als den geringeren Wein betrachten, den man den Gäſten vorſetzt, wenn ſie ſchon viel getrunken haben. Nur ſollten nirgends, auch nicht einmal im Rauſche lärmender Freude, Vorurtheile begünſtigt werden. Wozu alſo das leere Pochen auf Deutſchheit, das in einigen dieſer Lieder, z. B. B. 2. S. 128. herrſcht? Es iſt ſonſt eine auszeichnende Eigenſchaft der Deutſchen geweſen, von thörichtem Nationalſtolze frei zu ſein, aber ſeit zwanzig oder dreißig Jahren hat man ſich unglaubliche Mühe gegeben, ihnen denſelben anzuſchwatzen. Wie abgeſchmackt ſind z. B. folgende Verwünſchungen B. 2. S. 27.:

Wer in fremdem Tranke praßet,
Meide dieſes freie Land!
Wer des Rheines Gabe haßet
Trink' als Sklav an fremdem Strand?

Was hat die Vorliebe für den Champagner oder Madera mit der Freiheit der Geſinnungen zu ſchaffen? Aber die Verfaßer mehrerer hier eingerückten Lieder würden bei ihrem blinden Lobe der deutſchen Freiheit wohl ziemlich verlegen ſein, wenn ſie den Begriff, den ſie mit dieſen Lauten verknüpfen, angeben ſollten. Der Sammler hätte wenigſtens für Uebereinſtimmung ſorgen, und die Zeilen eines ſtolbergiſchen Liedes:

Weh dem, der frei uns nennt,
Und Deutſchlands Schmach verkennt!

die bei den jetzigen Zeitumſtänden bedenkliche Erinnerungen wecken, auslaßen ſollen. Im zweiten Theil hat er ſich nicht auf eigentliche Geſellſchaftslieder beſchränkt, und auch einige von ältern Dichtern, die es verdienen, wieder in Andenken gebracht. Das nicht zur Ehre unſers Geſchmacks allbeliebte 'Freut euch des Lebens' ſteht am Eingange deſſelben. Die Melodien ſind theils die bekannten und hergebrachten, theils neue von den Hrn. Eidenbenz, Lang und Zumſteeg in Stuttgart für das Taſchenbuch beſonders komponierte.

Abenteuer des Jakobitenbruders Raphael Pfau, Zeitgenoße(n) des Erasmus Schleichers (Schleicher). 2 Bde. Schloß Lindenburg 1796.

Der Verf. macht in der Vorrede eine Satire auf einen Scribenten, der jede Meſſe ein erſtaunenswürdiges und ſpektakelvolles Geſchichtenbuch liefert, und dieſe führt er dann, freilich unerwartet genug, im Werke ſelbſt als in einem anſchaulichen Beiſpiele der Länge nach aus. Anders läßt ſich dieſer Roman, der nach einem etwas moderniſierten Zuſchnitt von weiland Herkules und Herkuliſka abgefaßt iſt, nicht wohl betrachten. Der Held windet ſich zwiſchen einem Chaos von Haupt- und Staatsaktionen und Hofintriguen, die den Leſer abſtumpfen, mit einem Hokuspokus hindurch, der ihn munter erhalten ſoll. Als Oberhaupt eines geheimen Bundes macht Raphael Pfau die Schurkereien ſchwarzer oder gemeiner Böſewichter aus allen Ständen, und die Ränke verworfner Weiber in allen ihren Haupt- und Nebenlinien zu Schanden, iſt allwiſſend und allgegenwärtig, und thut noch viel größere Dinge, als man deutlich in Erfahrung bringt. Denn die Angel des Geheimnißvollen wird bis zu Ende nicht ganz eingezogen, und es bleibt uns noch Vieles eben ſo unbegreiflich als unwahrſcheinlich. Wir ſehen ihn nur einen vertriebnen Miniſter wieder einſetzen, und einige gedrückte Unſchuldige im Triumph aufführen; aber die Beförderung eines ſeiner Beſchützten, der zuletzt ganz wie ein aſiatiſcher Wunderprinz auftritt, zeigt, daß er ſeine Hand in mehreren Regierungen des Erdbodens hatte, und, nach dem vorherverkündigten Tode des Fürſten zu ſchließen, ſitzt er auch im Rathe der Götter. Daß er Geiſter und Geſichte erſcheinen läßt, iſt nur ein Geringes, und die Kunſt, womit er ſich Kreaturen ſchafft, und ſie als Maſchinen braucht, bloß ein Beweis der natürlichen Ueberlegenheit dieſes unter Zigeunern gebildeten Rechtſchaffnen. Eine beträchtliche Anzahl von Liebesgeſchichten nebſt verliebten, freundſchaftlichen und räſonnierenden Dialogen durchkreuzen und dehnen dieſes ſeltſame Gemiſch. Das Gedächtniß weiß die Paare kaum mehr zuſammen zu finden, die ſich lieben, und verfolgt, getrennt, zuletzt auf einen Haufen geſammelt werden. Auch die ſchmutzige Geſchichte eines magnetiſierten Mädchens nimmt hier eine Stelle ein, und unter den Epiſoden kommt die Lebensgeſchichte der Madame Haſtings mit verſtellten Namen vor. Ein Beiſpiel, wie geſchickt fremde Züge benutzt werden, kann die Stelle B. II. S. 259. abgeben. Eine Opernſängerin, die jetzt eine ehrwürdige Marcheſa iſt, erzählt von ihrem erſten Geliebten: 'Rubinello brachte auch zuweilen Bücher mit ſich, die ihre Verfaſſer nicht dazu beſtimmt hatten, zu unterrichten, ſondern die bloß unterhielten, und dieſe las er mir zuweilen vor. Einſt brachte er mir Petrarcas Gedichte mit. Er las mir eins der feurigſten Gedichte an Laura daraus vor. Wir glühten von innen vor Liebe, und dieſe Glut von außen — an dieſem Tage fiel meine Tugend.' So weiß der Verf. in wenigen Zeilen eine Erinnerung aus Dante (Franceſca da Polenta erzählt nämlich in jener berühmten Stelle des Inferno, daß ihr der Roman von Lanzelot auf ähnliche Weiſe verderblich geworden) zu entweihen, und den Sänger der geiſtigen Liebe, Petrarca, zum Kuppler zu machen. In keinen höheren Sinne iſt er das, wofür er ſich doch geben zu wollen ſcheint, Beobachter des Ganges menſchlicher Schickſale, Thorheiten und Laſter. Was er uns auf ſeinem Schauplatze zeigt, iſt der abgenutzte, grobe Umriß, worin niemand Belehrung finden kann. Das einzige Gute, die wiederholte Anmahnung zu männlicher Thätigkeit, hat er wieder dadurch verdorben und ins Abenteuerliche verzerrt, daß er damit beſtändig vom geheimen Bunde ausgeht und auf ihn hinweiſt, und durch die Mitglieder deſſelben unglaubliche Thaten und Taſchenſpielerkünſte verrichten läßt. Das ganze Buch erhebt ſich daher nirgends über den Rang eines gemeinen Zeitverderbes. Der freiwillige Leſer iſt faſt zu bedauern, aber der unermüdete Schreiber flößt noch mehr als Mitleiden ein. Sprachfehler, wie B. 1. S. 27. 'ohne der Hülfe eines Officiers', und S. 297. 'die nichts in Sie liebte, als die Völle ihrer Geſundheit' u. ſ. w. ſind hoffentlich unter die zuletzt erwähnten Druckfehler zu rechnen.

Das Schloß des Grafen Roderich. Eine Geſchichte aus den gothiſchen Zeiten. Nach dem Engliſchen. Lpz. 1796.

Dieſe Geſchichte aus gothiſchen Zeiten iſt, zu ihrem Ruhme ſei es geſagt, auch in einem recht gothiſchen Geſchmack geſchrieben. Sie hat in England eine zweite Auflage erlebt, ungeachtet man glauben ſollte, der Effekt müßte bei einer zweiten Leſung verloren gehen. Sie könnte eine unterirdiſche Erzählung genannt werden, denn man kommt darin faſt nicht ans Tageslicht, und treibt ſich in wüſten Schlößern, Gefängniſſen und allerlei düſtern Gängen und Winkeln herum. Dieſe Dekorationen ſind die Hauptſache und die handelnden Perſonen nur das Nebenwerk. Es wäre daher nicht übel geweſen, einige Riße zu einer deutlicheren Vorſtellung von den Lokalen beizulegen. Trepp auf, Trepp ab verfolgt uns der Schall von Menſchentritten und die Erſcheinung befremdender Geſtalten; der Verf. iſt unermüdlich in dem Vergnügen, dem Leſer die Haare zu Berge ſtehen zu machen. Wenn man indeſſen über den erſten Schrecken hinweg iſt, ſo hat es mit dem Buche auch weiter keine Gefahr. Wir haben ſo wenig, wie der Ueberſ., irgend eine 'Verletzung der Zucht' wahrgenommen; nur was die 'Kunſtloſigkeit des Ausdrucks' betrifft, können wir nicht ſeiner Meinung ſein. Seine Feder hat vielmehr das Koſtbare des Originals nicht weggenommen. Dahin gehört S. 5. 'Ihre ſchwarzen Augen verriethen Lebhaftigkeit des Geiſtes mit dem Schmelzenden der Empfindſamkeit im ſchönſten Verbande'. S. 11. 'Unten aus dem Thal hatte der Gipfel ein ſo maleriſches Anſehn, daß die Seele des Zuſchauers feurige Wünſche ihn zu erreichen erfüllten' u. dgl. m.

Lottens Tagebuch. Aus dem Franzöſiſchen. Lpz. 1796.

Eine leichte fließende Ueberſetzung des ſchon bekannten kleinen Romans Journal de Lolotte, par Me. la Baronne de W., gegen die nichts zu erinnern iſt, als daß Hr. G. G. Lenz, der ſich unter dem Vorberichte als Ueberſetzer unterzeichnet, einen gar zu hohen Begriff von dem Werthe des Werkchens giebt. Es iſt allerdings unſchädlich, gefällig geſchrieben, und eben dadurch anziehend, daß es keine höheren Anſprüche zu machen ſcheint. Hier wird es aber beinahe als ein vollendetes Kunſtwerk betrachtet, da es doch in der Zuſammenſetzung große Mängel hat. Die epiſodiſche Erzählung von der Frau, die ihren Mann durch eine zu weibiſche Liebe unglücklich machte, hätte nothwendig lebendiger in das Ganze verflochten werden müßen, um die gehörige Wirkung zu thun. Es iſt eine andre Ungeſchicktheit und in Charlottens Munde ein Uebelſtand, ſie alle die Schmeicheleien, die man ihr macht, wieder erzählen zu laßen. Der Ueberſetzer muß es nicht übel nehmen, wenn er durch eine parteiiſche Beurtheilung, die nur das Beſte erwähnt und es in das vortheilhafteſte Licht ſtellt, die Kritik reizt, da ſie ſonſt das artige Original gern verſchonen würde

Der Subſtitut des Behemoth, oder Leben, Thaten und Meinungen des kleinen Ritters Tobias Roſemond. Eine Geſchichte aus uralten Zeiten. 2 Theile. Bagdad.

Unter dieſer Verlarvung finden wir eine Chronik, die der Schreiber unſtreitig auf neue Zeiten gedeutet haben will. Ohne Beihülfe dieſer Gemüthsergötzlichkeit würde ſie wenigſtens nicht viel Unterhaltung gewähren. Der kleine Ritter ſcheint nämlich die Perſon eines großen Königs, und Tobias Roſemond die ſeines Nachfolgers vorſtellen zu ſollen. Auf dem Titel ſind zwar beide Namen in eins gezogen, allein in der Geſchichte ſelbſt gehören ſie zwei verſchiednen Perſonen. Die Wahrheit pflegt bei ſolchen Gelegenheiten eben ſo zweideutig abgefunden zu werden, wie die Darſtellung, weswegen auch weder der hiſtoriſche noch der äſthetiſche Beurtheiler viel darüber zu ſagen haben kann. Der einmal darin angeſtimmte trockne und altväteriſche Ton iſt ziemlich gut behauptet; nur ſchließt er bei weitem den gemeinen nicht aus, wovon wir dießmal lieber kein Beiſpiel geben wollen, um allerlei Aergerniß zu vermeiden.

Der Ton dieſer uralten Chronik der neueſten Weltbegebenheiten verfällt in dem zweiten Theile ſo ſehr in das Niedrige, daß nunmehr wirklich ein ſehr populäres Buch daraus geworden iſt, deſſen leicht zu verſtehende, übrigens ganz wohlgemeinte Traveſtierung in den Schenken an Sonn- und Feſt-Tagen zur Ergötzlichkeit dienen mögen. Feine Leute werden ſchwerlich an Erzählungen wie folgende Vergnügen finden: 'Er (der Ritter Tobias) ließ Etwas darauf gehen, und gab unter andern einem dicken Weibe, welches hinkam und allerhand Künſte und Geberden zu machen wußte, einen ſchweren Seckel voll Goldſtücke, damit ſie, ſo lange die Faſtnachtsluſt dauerte, ihm und allen, die da waren, durch ihre künſtlichen Sprünge und Geberden der Luſt noch mehr machen möchte. Das Weib hatte ihren fetten Körper in eine dünne Haut eingenäht und ſchämte ſich nicht, ſo vor allen Menſchen aufzutreten' u. ſ. w. Es iſt Schade, daß man dieſes Buch nicht mit Holzſchnitten verziert hat, um ſeinen ganzen Inhalt noch anſchaulicher zu machen.

Der Spion. Nach dem Franzöſiſchen. 2 Thle. Lpz. 1796.

Nicht nach dem, was das Original. La mouche ou les avantures de Mr. Bigand vom Chevalier de Mouhy, zu ſeiner Zeit galt, ſondern wie es jetzt in ſeiner neueſten Bearbeitung erſcheint, haben wir dieſe zu beurtheilen. Sie dünkt uns allerdings eine ungleich unterhaltendere Lektüre, als ein großer Theil der neumodigſten Werke von verwandter Gattung, nach denen man freilich niemals ein Gemälde unſrer Sitten wird entwerfen können. als in ſofern der buntſcheckigſte Geſchmack einen Zug derſelben ausmacht. Aber auch den Spion möchten wir nicht mit dem Ueberſetzer für ein ächtes Sittengemälde ausgeben. Die Häufung der Abenteuer, bei welchen auch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit beobachtet worden iſt (wie denn der Held zuletzt durch einen Goldmacher, der das Gold ganz ernſtlich im Schmelztiegel kocht, aus aller Noth gerißen und zu Ehren und Ehrgefühl gebracht wird), mußte dem Ganzen nothwendig einen Anſtrich des Uebertriebnen mittheilen, der beßere Eigenſchaften verdunkelte. Jenes ſind doch 'äußere Dekorationen', welche die Weſen der Geſtalten verändern, und woran man hier das Veraltete erkennt. Die Lebhaftigkeit der Darſtellung iſt es vorzüglich, wodurch man ſich feſtgehalten fühlt, und dann einige allgemein wahre Züge und Schilderungen, die wir doch eher das kleine, als das 'große Spiel der Leidenſchaften' nennen möchten. Zuweilen könnte der Spion wohl noch feiner und gelenkiger ſein, um uns recht zu ergötzen, und den ſchwerfälligen Traum, den er im Kloſter lügt, hätte der Ueberſetzer beßer weggeſtrichen.

Ueber einige der gewöhnlichſten Sprachfehler der Niederſachſen. Von Johann Chriſtoph Fröbing. Bremen 1796.

Eine Schrift, die nur für einen eingeſchränkten Kreiß beſtimmt iſt, aber in dieſem recht nützlich wirken kann. Der ſchon durch viele gemeinnützige Schriften bekannte Verf. fängt mit einer Charakterſchilderung der Niederſachſen an, worin er ihnen viel Gutes nachrühmt (eine billige captatio benevolentiae, da ſie nachher ſo viel getadelt werden), geht dann die vornehmſten Sprachfehler nach einer grammatiſchen Ordnung durch, und endigt mit einem erdichteten Geſpräche, worin ſie im Zuſammenhange der Reden angebracht ſind. Rec. muß bezeugen, daß ihm die Schilderung der Unvollkommenheit, womit man in Niederſachſen das Hochdeutſche ſpricht, gar nicht übertrieben vorkommt. Sie iſt auch ſehr natürlich, in einem Lande, wo es nicht nur eine erlernte, ſondern eine erſt vor ſo kurzer Zeit allgemeiner verbreitete Sprache iſt, daß man noch Perſonen vom erſten Range dort zu nennen weiß, die aus ihrer Jugend die Sitte beibehalten hatten, ſogar am Hofe plattdeutſch zu reden, daß in einigen Städten, z. B. in Hamburg, die Kinder der Vornehmen früher Plattdeutſch als Hochdeutſch lernen. Nun wird es dabei freilich ſehr bedenklich, was einige Sprachlehrer vorſchlagen, Beiträge aus dem niederdeutſchen Dialekt in die hochdeutſche Bücherſprache aufzunehmen. Ein ſehr allgemeiner, und auch in dieſem Buche begünſtigter Irrthum iſt es, wenn die Niederſachſen die beſte Ausſprache des Deutſchen zu beſitzen glauben. Es iſt wahr, ſie haben eine Biegſamkeit der Organe, die es ihnen leicht macht, fremde Sprachen richtig auszuſprechen, und auch nach Ablegung der provinciellen Vorurtheile ſich zu einer reinen Ausſprache des Deutſchen zu erheben. Sonſt aber erhält unſre Sprache in ihrem Munde nicht einen ſanften Wohlklang, ſondern eine phlegmatiſche Weichlichkeit, die ihrem Charakter durchaus widerſpricht. Sie ſprechen beſtändig ein Jod ſtatt G (jejangen, Jüte), D ſtatt T (doll, guden Dag), F ſtatt Pf (Ferd, welches Klopſtock ſogar durch ſeine Orthographie hat ſanktionieren wollen), S ſtatt Sch (ſlafen) u. ſ. w. Auch das iſt fehlerhaft, daß ſie das S in den Wörtern, die mit St, Str, Sp, Spr, anfangen, nicht mit einem Hauche begleiten: in allen Gegenden, wo das Hochdeutſche oder Oberdeutſche urſprünglich zu Hauſe iſt, geſchieht es; und diejenigen Provinzen, wo jenes erſt ſpät erlernt worden, haben in einer ihnen fremden Sprache gar keine Auktorität. Der Einwurf einiger Sprachlehrer hiegegen aus der eingeführten Rechtſchreibung beweiſt nichts, da es offenbar iſt, daß die Deutſchen von uralten Zeiten her häufig bloß S geſchrieben haben, wo ſie Sch ausſprachen; z. B. die ſchwäbiſchen Minneſänger ſchreiben ‘Swaben, ſweben’, da ſie doch grade in den Provinzen dichteten, wo noch jetzt das S faſt überall mit dem ſtärkſten ziſchenden Laute begleitet wird. Rec. vermißt daher in der vorliegenden Schrift Regeln der Ausſprache für die Niederſachſen, denen ſie ſonſt, beſonders in den Ständen, welche keine gelehrte Bildung genießen, ſehr zu empfehlen iſt. Nebenher werden die beigefügten alphabetiſchen Verzeichniße von Zeitwörtern, Nennwörtern und Beiwörtern, die ſich dort, großentheils aus dem Plattdeutſchen, in das Hochdeutſche eingeſchlichen haben, dem Sprachforſcher ein willkommner Beitrag zu einem niederſächſiſchen Idiotikon ſein, obgleich der Verf. bei einem ganz andern Zwecke hiebei ſelbſt nicht auf Vollſtändigkeit Anſpruch macht. Einige Wörter werden, ſo viel ſich Rec. erinnert, nicht ganz ſo ausgeſprochen, als ſie hier gedruckt ſind; z. B. 'krauſemierig' heißt vielleicht eher 'kriſemierig': 'rebbeln, riwweln' u. ſ. w. Doch iſt die Ausſprache eines Idioms, das nicht geſchrieben wird, immer nicht ganz fixiert, und auch nach den Gegenden verſchieden 'Nippen' ſollte wohl nicht ganz verworfen werden: es iſt ausdrucksvoll, ohne unedel zu ſein, auch haben es gute Dichter ſchon gebraucht. Die S. 79. gegebne Regel: 'Endigt ſich das Participium praeteriti in den Buchſtaben t, ſo iſt auch das Wort in jedem Falle regelmäßig', iſt nicht ganz richtig ausgedrückt. 'Haben, Wißen, Wollen, Kennen,' ſind nicht völlig regelmäßig, obgleich ihr Particip. praeter. auf t ausgeht; aber ſie bilden ihr Imperfectum wie die regelmäßigen Zeitwörter mit te, und das wollte der Verfaßer ſagen.

Der Roſenkranz. Ein tragikomiſches Gedicht nach einer Legende von K. W. J. Berlin.

Ein Produkt, das von Seiten der poetiſchen Ausführung noch vieler Entſchuldigung bedürfen würde, wenn es ſich, von der ſittlichen Seite betrachtet, irgend entſchuldigen ließe. Eine Nonne, bei der ſich der Naturtrieb lebhaft regt, überläßt ſich auf einer Pilgerſchaft allen Ausſchweifungen, wird vor der Zurückkunft in ihr Kloſter durch ein unzeitige Niederkunft von dem Beweiſe ihrer Fehltritte befreit, bereut, büßt, bindet Roſen in ein Band von Grashalmen, um ſich dabei ihrer Sünden zu erinnern, und wird endlich als eine Heilige verehrt. Es war beinah unmöglich, dieſe magre Erfindung auf einen ſittlichen Zweck zu richten: hätte der Verf. dieß gewollt, ſo würde er ſich nicht auf die Schilderung ſolcher

Schändlichkeiten eingelaßen haben, wie er S. 11—13 berührt. War aber ſeine Abſicht, nur die Sinne zu reizen, ſo verſtand er ſeinen Vortheil darin ſchlecht, daß er widrige und ekelhafte Vorſtellungen einmiſchte. Die ganze Romanze, weitläuftig gedruckt wie ſie iſt, und mit ihren kurzen Verſen, kann in einer Viertelſtunde geleſen werden; aber auch dieſe iſt übel angewandt.

Aurore oder das Kind der Hölle. Schauſpiel in fünf Akten, von Julius Soden, Reichsgrafen. Chemnitz 1795.

Die reizende Erzählung von Cazotte, Le diable amoureux, hat zu dieſem Schauſpiele unſtreitig den Anlaß gegeben; aber jener leichte phantaſtiſche Stoff iſt durch die hinzugekommene anmaßliche Philoſophie faſt erdrückt worden. Ungeachtet hier Alles ohne Wunder zugeht, und der Satan ſich als eine verliebte Sterbliche enthüllt, da dort Beelzebub wieder ſo räthſelhaft davon fährt wie er gekommen: ſo ſcheint uns doch in der Erzählung alles natürlicher. Die ‘Fauſtiſierung’ des Helden, wodurch nach der Abſicht des Verf. das Ganze erhöht werden ſollte, ſchwächt bloß das romantiſche Kolorit, und giebt uns Bombaſt ſtatt haltbarer Begriffe, den ſich der Zuſchauer ſchwerlich auf der Stelle verſtändigen, deſſen Leere dagegen der Leſer bald einſehen wird. Antonio hält ſich für Etwas, wozu ihn bloß ſeine hohlen Worte machen; er äußert ſein Streben über die Endlichkeit hinaus, wie jemand, dem im Rauſche die Welt zu enge wird, weil ſein Kopf die aufſteigenden Dünſte nicht mehr faßen kann. ‘Es tobt ein Weſen in mir’ ſagt er S. 10., ‘das hienieden ſich daheim fühlt und doch keine Heimat findet. — Mit Adlersſchwingen ſchwebt es über die engen Gränzen dieſer eingeſchrumpften Natur, und ſchwimmt mit geſchloßnen Augen im Unermeßlichen.’ S. 11. ‘Für den Schrei meines Gefühls giebt es keinen Widerhall in der Schöpfung’. Man begreift nicht, welch ein Recht er hat, die Natur für ‘eingeſchrumpft’ zu erklären, wenn es nicht in ſeiner Aufgeblaſenheit liegt, noch wie er ſeinem Freunde ſo erhaben zurufen darf: ‘Geh! ruhig! Du ſiehſt, Satan zittert ohnmächtig vor der Allmacht der Tugend’. Mehr oder minder führen Alle eine ſo dämoniſche Sprache. Auroren kleidet es freilich, ſich für eine

Geburt der Thränen auszugeben, die Antonio am Buſen der Natur weinte; aber auch den ſanftmüthigen Ludoviko, wenn er ſich ſo geſpannt ausdrückt? S. 9. 'Friert den Einen der Teufel wohl in der Hölle?' oder S. 64. 'Satan war Ihr Rechenmeiſter'. Man hat die Wahl, von welcher Seite man Verzerrungen wie folgende auszeichnen will: 'Ich fülle ſorglos den Freudenbecher aus der nahen Quelle, der Strom der Zukunft rinnt am Ende der Pole'. — 'Die Gottheit ſchöpfte meine Seele aus der unermeßlichen Feuerflut der Liebe, wo jeder Tropfen im Ganzen ſich verliert, jeder das Ganze iſt! Sie will zurück! Sie will ſich verlieren im Ganzen, werden das Ganze! und der mütterliche Strom nähme ſie nicht auf?' u. ſ. w. Faſt das Einzige, was den Leſer angenehm überraſcht, iſt Antonios Anrede an Auroren, da ſie ihm ihren Namen ſagt: 'Aurore? Aurore? O die Morgenröthe iſt nicht anmuthiger wie du! Mit deinem Anblick bricht erſt die Morgenröthe meines Lebens an! — Aurore! O es ſoll mir nie mehr Tag werden! wenn dein Purpur erblaßt, wenn deine Roſen welken, will ich mein Haupt neigen und ſchlafen, auf ewig!' Nur daß ſolche Anſpielungen nachher zu oft wiederholt werden. Jene ausſchweifenden Räſonnements ſind dem Plane des Schauſpiels um ſo weniger angemeßen, da dieſer ſo ganz auf Popularität berechnet iſt, daß er nur das Intereſſe der Neugier in Anſpruch nimmt. Wer mag an Julien theilnehmen? Sie iſt nur ein Werkzeug in der Hand des Verf., um Gefahren zu ſchaffen. Wer an Ludovikos Liebe für ſie, die nur das zerbrochene Werkzeug aufzunehmen beſtimmt iſt? Filippo ſcheint bloß deswegen da zu ſein, um den Antonio zu verrathen; es fehlt ihm ebenfalls an durchgängiger Nothwendigkeit. Mit Auroren weiß man nichts anzufangen, ſo lange ſie für den Satan gilt, als daß man zu errathen ſucht, wer ſie ſein mag Die magiſche Gewalt, die ſie übt, wird ſogar am Ende dadurch nicht befriedigend erklärt, daß ſie eine Prinzeſſin iſt: denn ſie iſt nicht etwa regierende Fürſtin, ſondern eine insgeheim auferzogene natürliche Tochter des Fürſten.

Der Richter. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Breslau und Leipzig 1796.

Dieß iſt eins von den Schauſpielen, welche aus den Broſamen, die von der Herren Tiſche fallen, zuſammengeknetet ſind. Seit 'Kabale und Liebe' werden die argen Böſewichter immer zu Präſidenten erhoben, und hier führt ebenfalls einer, nicht ſowohl von der ſchwarzeſten als vielmehr von der niederträchtigſten Klaſſe, das Präſidium. Er leiht auf Pfänder, ſticht mit einer Putzmacherin durch, und ſucht durch dieſe und den Kammerdiener des Fürſten dem letzten ſeine Tochter zur Mätreſſe aufzudringen. Er iſt dumm genug, oder vielmehr der Verfaßer konnte ihn nicht klüger gebrauchen, dem Kammerdiener eine ſchriftliche Verſicherung des Lohnes ſeiner Dienſte zuzuſchicken, welche die Putzmacherin auf der Straße verliert. Ein ehrlicher Jude, eine ſo genaue Kopie von Ifflands Baruch in dem Schauſpiel 'Dienſtpflicht', daß er auch von 'himmliſchen Intereſſen' ſpricht, findet den Zettel, bekehrt die Putzmacherin ſtehenden Fußes, und nachdem nun Alles, theils durch ihn, theils durch ein paar Gerechte unter den Richtern, an den Tag kommt, macht er ferner den Apoſtel bei allen Chriſten im Stück. Es findet ſich noch am Ende ganz unerwartet, daß der Präſident nicht der Vater des Mädchens iſt, das er verkaufen wollte. 'Sie ſollte mir helfen', ſagt er, 'den einzigen Wunſch zu erreichen, den ich hatte, ganz hier zu regieren, und Andern nur den Namen zu laßen — es iſt mißlungen — nun nehm' ſie hin wer da will!' Die Rache, die er hier an ihr nehmen will, iſt ſehr übel erdacht, da er zugleich, ehe er abgeführt wird, ihren Taufſchein abliefert, der ſie als ein vollbürtiges Fräulein angiebt. Er muß ſich auch in der Wuth nicht recht auf ſeine Neigungen beſinnen können, und vergeßen, daß er neben dem Wunſche, ganz zu regieren, auf Pfänder lieh. Man kann ihm ſogar zutraun, daß er das Erſte nur zur Befriedigung ſeines Geizes betrieb. Möchten ſeines Gleichen auf immer vom Theater entfernt bleiben!

Obriſt von Steinau. Ein häusl. Luſtſpiel. Baſel 1795.

Das auf dem Titel gebrauchte Wort 'häuslich' iſt ein bequemer Vorwand, um einen nachläßigen Aufzug zu entſchuldigen. Von der Mühe, welche der Verf. bei ſeiner öffentlichen Erſcheinung auf ſich gewandt haben möchte, wird hier auch gar nichts ſichtbar. Von mehreren Handlungen, die er anlegt, bringt er nur Eine, und zwar auf eine etwas kindiſche Weiſe, zu Ende. Soll der Charakter des Obriſten ſein Hauptgegenſtand ſein, ſo muß man geſtehen, daß er ihn ſo wenig angefangen als vollendet hat. Denn daß dieſer ein Pärchen eine Stunde lang in der Hoffnung quält, ihm dadurch das Glück ſeines ganzen künftigen Lebens zu ſichern; daß er ſeiner unerwachſenen Tochter Lehren wie folgende giebt: ‘Die Jünglinge fallen euch um den Hals, zappeln wie auf den Sand geworfene Fiſche nach euren Küſſen, und taumeln dann ſo betrunken auf euren Lippen herum, als wenn ſie ein Gläschen über den Durſt getrunken hatten’; oder ‘Die Mädchen übergeben dem Herzinnigen alle Schlüßelgewalt über ſie, ſchüren alle Lebensgeiſter des Jünglings an. Er ſteht in Flammen — das Mädchen haucht die Flammen mit ihrem Odem an, und nun laufen beede Brunſt’; das deutet doch nicht einmal auf ein wenig Vernunft, viel weniger auf eine liebenswürdige Laune. Andere Lücken werden durch unſchmackhafte Verschen ausgefüllt, womit die Kinder den Geburtstag des Vaters feiern, und dieſer durch ſie den Liebenden ihr Heil verkündigen läßt. Lenchen iſt, ſo wie der Schulmeiſter, eine völlig überflüßige Perſon; und die Frage des Vaters möchten wir wohl dem Verf. vorlegen: was er mit dem Narrenſtreiche will, dieſes Kind durch Karl entführen zu laßen, ja was wir überhaupt mit dem Karl ſollen, mit dem er ſelbſt nichts anders anzufangen weiß, als ihn auf drei Tage in Arreſt zu ſchicken?

Der Univerſalfreund. Luſtſpiel nach dem Engl. des Goldſmith von G. F. Rebmann. Lpz. u. Gera 1796.

Wir müßen der Meinung des Ueberſetzers beipflichten, daß dieſes ‘Mittelgut’, neben ſo manches Schlechte geſtellt, den ſtrengen Tadel zum Schweigen bringt. Die Perſonen kündigen ſich ein wenig wie Maſken an: ich bin der Gefällige, ich die Luſtige, ich der Närriſche, ich der Windbeutel, u. ſ. w.; aber es fehlt ihnen doch nicht an menſchlicher und lebendiger Bewegung, da hingegen in dem Mittelgut unſrer Ritterſchauſpiele die Handelnden ſo oft nur wie geharniſchte Marionetten erſcheinen. Einige Züge, z. B. wie der Alte das Gekritzel des Kammermädchens für einen Brandbrief hält, ſind wirklich ſchon im Leſen komiſch, und eine gute Vorſtellung wird deren gewiß noch mehrere haben.

Der Spiegel von Arkadien. Oper in 2 Aufz. Von Emanuel Schikaneder. 1796.

Eigentlich kann dieſe Oper eben ſo wenig darauf Anſpruch machen, wie ein dichteriſches Kunſtwerk betrachtet zu werden, als man ſich einfallen läßt, die kleinen Dramen, womit auf Jahrmärkten eine Stimme hinter dem Vorhange die hölzernen Geberden kleiner Polichinelle zu begleiten pflegt, vor einen äſthetiſchen Richterſtuhl zu ziehen. Indeſſen hat der Verfaſſer deſſelben nicht etwa bloß eine vorübergehende Celebrität erlangt, ſondern wahrſcheinlich wird ſein Name, zwar ganz von ungefähr, auf die Nachwelt kommen: denn da Mozart die Zauberflöte gut genug gefunden hat, um ſie genialiſch zu komponieren, ſo wird man ſich wohl immerfort gefallen laſſen müſſen, ſie zu ſehen und auch den Text mitzuhören. So etwas konnte in Deutſchland nicht ohne Nachahmungen bleiben; zum Glücke haben ſie nicht ſo große Komponiſten gefunden, und können alſo ohne Umſtände der Vergeſſenheit überantwortet werden. Man iſt alle denkbaren Zauberinſtrumente durchgegangen, ja man hat Himmel und Erde um Abenteuerlichkeiten in Kontribution geſetzt. In dieſem Stücke, worin Hr. Schikaneder ſeine eigne in der Zauberflöte angenommene Manier nachgeahmt, oder, wofern ſo etwas noch eine Parodie zuläßt, parodiert hat, iſt auch zur Veränderung ein kleines Probeſtück aus der Hölle mit eingeflochten. Denn der böſe Genius, Tarkeleon, iſt doch nichts anders, als der leidige Satan unter einem ehrbaren Namen und zur Erſcheinung auf dem Theater ein wenig zugeſtutzt. Auf der andern Seite erſcheint Jupiter ungefähr wie Gott der Vater in den alten geiſtlichen Faſtnachtsſpielen, und läßt zum Ueberfluſſe auch noch die Juno vom Himmel herunter kommen. Es werden eine Menge Anſpielungen auf die Schöpfung und erſte Kultur der Menſchen angebracht; die Idee aber, um welche ſich das Ganze dreht, iſt eigentlich der Sündenfall. Er wird hier auf alle möglichen Arten emblematiſiert: dieſer ſcheinbare

Reichthum iſt aber wahre Armut, denn die Handlung rückt dabei nicht vorwärts, ſondern kehrt immer auf denſelben Punkt zurück. Wenn wir beſcheiden zählen, werden wenigſtens noch ein halb Dutzend Sündenfälle herauskommen, die ihr etwaniges Intereſſe dadurch vollends verlieren, daß der gute Jupiter immer gleich bei der Hand iſt, um allen Schaden zu verhüten, ſo daß am Ende doch Tarkeleon die Zeche allein bezahlen muß. Die komiſche Perſon iſt hier Metallio, eine Art von Papageno, nur freilich nicht befiedert und überhaupt plumper und fleiſchiger wie jener. Doch ſagt er Dinge, die im Munde des Kaſperl allerdings für artig gelten möchten. Uebrigens iſt ſehr dafür geſorgt, Augen und Phantaſie der Zuſchauer, wo nicht geſchmackvoll, doch ſo bunt als möglich zu unterhalten. Der Dekorateur, der Theaterſchneider, ſogar der Tonkünſtler, bekommt viel zu thun; nur der Verſtand konnte bei Verfertigung dieſer Oper und kann bei ihrem Genuſſe ganz müßig bleiben. Daß dem Komponiſten ein ſolcher roher, aber üppiger Stoff immer noch willkommner iſt, als magre Regelmäßigkeit, begreift ſich leicht. Es käme nur darauf an, durch ein Beiſpiel zu zeigen, daß in der Oper das Wunderbare mit dem ächten Schönen vereinigt, und die Forderung der kindlichſten Phantaſie und des gebildetſten Geiſtes zugleich befriedigt werden könnten. In Hrn. Gotters Geiſterinſel, einer Oper, deren Erſcheinung die Freunde der Dichtkunſt und der Bühne ſchon lange lange erwarten, iſt dieß wirklich geleiſtet, und es iſt nur zu beklagen, daß Mozart nicht länger gelebt hat, um endlich einen würdigen Gegenſtand für ſeine Kompoſition zu finden.

Wielands Oberon in 5 Aufz. als Dekorations- und Maſchinenſtück bearbeitet von G. Buſch von Buſchen. Riga 1794.

Niemanden, der dieſe Arbeit geprüft hat, wird es noch 'wunderbar vorkommen' (wie es der Verf. vermuthet, ungeachtet er ſich nicht das Mindeſte daraus zu machen gedenkt), daß er es 'wagte, Wielands Oberon zu dramatiſieren'. Das Wageſtück iſt aus der doppelten Urſache ſo groß nicht, weil der Schwierigkeiten in der That nicht gar viele ſind, und man es ſich hier ſehr leicht gemacht hat, ſie zu überwinden. Jenes Gedicht hat, in der Folge der Scenen wenigſtens, ſchon eine ſolche dramatiſche Anordnung, wie die Oper ſie bedarf, und iſt ſchon mehrmals auf dieſe Weiſe bearbeitet. Hier iſt nun weiter nichts geſchehen, als daß man ihr auf dem Fuß folgte, das Schönſte im Gedicht, das Leben auf dem Schiffe und der Inſel, wegließ, die Worte, wo es irgend thunlich war, beibehielt, die Stanzen in unregelmäßige Jamben, die ohne Abſätze gedruckt ſind, übertrug, und oft die Erzählung in Rede verwandelte. Allenfalls hätte der Oberon in einer Geſellſchaft aus dem Stegreif ſo traveſtiert und aufgeführt werden können. Es iſt hier doch nur eine ſtumme Oper daraus entſtanden. Maſchinerie iſt in Menge da, und dem Dekorateur iſt nichts erſpart worden; im Gegentheil die Mühe, die er an die Epiſode von dem Rieſen-Angulaffer zu wenden hat, ſcheint ziemlich überflüßig, ſo wie manche Veränderungen der Scene verſchwendet zu ſein. Allein der belebende Geſang fehlt, und ohne den jedesmal ſich wieder erneuernden Genuß muſikaliſcher Begleitung wird man es bald müde werden, ſich an dem Schaugepränge zu ergötzen. Die Theilnahme an dem Schickſale der Liebenden iſt zugleich mit dem Verdienſte ihrer Treue durch die deutlichen Winke Oberons gegen Hüon und durch Titaniens unerwartete Erſcheinung bei Rezia, um ſie bei der bevorſtehenden Prüfung zu ſtärken, beträchtlich geſchwächt worden. Die Verirrung der Liebenden auf dem Schiffe weiß der Verf. nicht feiner anzudeuten, als daß er den Oberon auf einen Felſen am Meer ſtellt, um ihn von da aus die Gefahr immer näher rücken ſehn zu laßen, bis er endlich in die Worte auszubrechen genöthigt iſt: ‘Ha! jetzt iſt es geſchehn!’ Wie im Gedichte ſelbſt, wird uns Hüons Verzweifelung im Bilde gezeigt: er fährt in einer Wolke über die Bühne, und hält dabei einen ziemlich langen Monolog. So etwas kann billiger Weiſe den Theatermeiſter und die Schauſpieler mit Hüon zur Verzweiflung bringen, trotz allen den Aufforderungen und Weiſungen, die ſie hier häufig erhalten; aber das Titelkupfer, wo Scheraſmin wie ein großer Orangutang und Oberon wie ein kleiner Affe ausſieht, mag ſie wieder tröſten, wenn ihre Darſtellungen nicht zum glänzendſten ausfallen.

Die Regata zu Venedig. Eine Oper in drei Aufzügen von S. G. Bürde. Königsb. 1795.

Der Stoff dieſer Operette iſt glücklich gewählt, und mit einer angenehmen Leichtigkeit behandelt. Beßer wäre es vielleicht geweſen, ihn in einen einzigen Akt zuſammenzudrängen, da der Ausgang gleich zu beſtimmt vorhergeſehen wird, um die Theilnahme eine ſo beträchtliche Länge hindurch zu unterhalten. Der Anfang und das Ende ſind dagegen ſehr gefällig für das Auge eingerichtet, daß ſie den Zuſchauer leicht in die Täuſchung verſetzen können, die ihn von unſern gewöhnlichen ländlichen Scenen weg in eine mehr poetiſche Welt entrückt. Uebrigens herrſcht in dem Stücke ein ziemlich müßiger und an vielen Stellen empfindſamer Dialog. Ein alter Gondolier ſpricht von ſeinem 'erſchlafften Herzen', das noch zu einer lebhaften Theilnehmung 'geſpannt' wird, und auf eben der Seite nennt ein junger Mann desſelben Standes ſeine Achtung für den Bruder und ſeine Liebe für die Schweſter 'eine ſchöne Doppelflamme'. So ſagt auch ein andrer 'Ihr gebt der Sache eine Wendung, die zu delikat iſt.' Eine kühne, bilderreiche Phantaſie läßt ſich unter dem Völkchen annehmen, das wir hier vor uns haben, und die Sprache durfte deswegen einen edleren Stil haben; allein aus derſelben Urſache hätte alles, was der räſonnierten Empfindung angehört, vermieden werden müßen. Für die erhöhte Bildung der Perſonen in einem Stande, der ſie nicht zu verſprechen, kaum ſie zuzulaßen ſcheint, welche bei der ganzen Darſtellung vorausgeſetzt wird, hätte es ſich unſtreitig beßer gepaßt, das ganze Stück in Verſen auszuführen. Zwar ſind in dem poetiſchen Theil desſelben auch nicht alle jene dramatiſchen Unwahrheiten, wovon Bettinens Arie einen auffallenden Beweis giebt, noch alle Härten und Mißlaute vermieden, aber er iſt dem Verf. bei weitem am beſten gelungen. Meiſtentheils kommt das erwählte Silbenmaß der Muſik ſchon zu Hülfe: es ſind gefällige Arien, raſche Duos, und die Romanze

Ueber'n Golfo von Abydos
Schwimmt des Nachts Leander kühn.
Freilich wird er ſüß belohnet,
Denn ſein Mädchen, Hero, wohnet
Drüben und erwartet ihn.

kann für eine recht artige Barkarole gelten, wie ſie unter den Gondolieren Venedigs zu Hauſe ſind. Folgende hübſche Zeilen ſind ebenfalls in dieſem Charakter:

> Gält es Bettinen, ich ſchiffte
> Mit meinem Gondelchen rings um die Welt.

Ein andrer reizender Zug iſt die Roſe in Bettinens Haar, wodurch ſie dem Geliebten ihr Geheimniß geſchickt zu verrathen weiß, er mag nun dem Verf. der Novelle oder der Oper gehören. Wir wünſchen dem letzten die Belohnung, einen Komponiſten zu finden, der ſeiner Dichtung Glanz verleihen könnte.

Ariſton. Eine Geſchichte aus dem Zeitalter der Griechen. 2 Theile. Lpz. 1796. 1797.

An dieſer Geſchichte aus dem Zeitalter der Griechen (eine Angabe, die nicht nur das Jahrhundert, in welches der Verf. ſeine Dichtung verſetzt, ſondern auch das Jahrtauſend unbeſtimmt läßt) iſt nichts griechiſch als die Namen. Wir ſehen hier zuerſt einen Jüngling Periander, der mit einem Male auf eine ſehr moderne Weiſe an Göttern und Menſchen irre wird, und dem ein gewiſſer Theobul zu ſeiner Belehrung die Geſchichte des Ariſton erzählt, ſo wie dieſer ſelbſt ſie ihm offenbart hatte. Man würde den Herrn Periander (der Verf. pflegt ſeine Griechen mit dem Titel 'Herr' zu beehren, ſo wie ſie ſich auch zum Theil untereinander 'Sie' nennen) ganz aus dem Geſichte verlieren, ſo glänzend er anfangs aufgetreten iſt, wenn er nicht hie und da ein unvermuthetes Wort dazwiſchen ſchöbe, auf das ihm Theobul in ſeinem eignen Namen antwortet, und ſogleich in der Perſon des Ariſton weiter redet, welches dann eine ſehr verwirrte Erzählung giebt. Ariſton wird von Philidor, den man mit einigen rouſſeauſchen Ideen ausgeſteuert hat, bloß durch die Entwickelung der natürlichen Triebe gebildet, bis ihm Euphranor ein höheres Princip der Tugend beibringt, und ihn 'das Getriebe der Menſchheit' kennen lehrt. Dieſes höhere Syſtem beſteht aus allerlei Begriffen, worunter die Lehren der praktiſchen Vernunft nach Kant, nebſt dem auf ſie gegründeten Glauben an Gott und an

Unſterblichkeit, den Vorrang behaupten, und dahin abzwecken, nach dem edlen Ausdrucke des Verf.'s, 'die Sinnlichkeit unter den Pantoffel zu bringen.' Es wird dem Plato geliehen, der es, wenn nicht mit Beredſamkeit, doch mit einem unaufhaltſamen Fluße der Rede, und einem großen Reichthum von gleichgeltenden Ausdrücken von ſich giebt. Der Stil des ganzen Werkes hat durchgehends dieſen Charakter. Man ſehe: 'Aber auch ſie, deren Element Liebe und Friede, Vertrauen und Freundſchaft, wie dem Fiſche das Waßer, wie dem Vogel die Luft iſt, wird vom Vater gemißhandelt, ihr wird vom Vater gezürnt, ſie wird der Liebe des Vaters und der gewohnten freundlichen Rede beraubt; auch ihr wird ihr Alles, ihr Ariſton entzogen.' Nachdem Euphranors Lehren den Ariſton zu einer gewißen Reife gebracht haben, hat dieſer nichts Angelegentlicheres zu thun, als mit einem Muthwillen, der in der That mehr einem rohen Studenten anſtände, als einem edlen gebildeten Griechen, wofür er doch ausgegeben wird, gegen Prieſter, Wunder und Opfer zu Felde zu ziehn. Der Eigenſinn, womit er hiebei zu Werke geht, indem er die Göttin Diana um die Hälfte eines Opfers betrügt, koſtet ihm faſt das Leben. Unter dem ſchlecht beobachteten Koſtum griechiſcher Prieſter verfolgen ihn gemeine katholiſche Pfaffen. Er entrinnt ihren Händen, um Periandern, man weiß nicht recht wie, zum Beiſpiele zu dienen. Der erſte Theil endigt ſich damit, daß ſich Periander in eine angehende Prieſterin verliebt, die ihm auch zu Theil wird. Der zweite Band wird vermuthlich das Schickſal beider Jünglinge naher verknüpfen. Ariſton liebt auch: dieſer Liebe wird ſogar ſein höchſtes Verdienſt zugeſchrieben. 'Seine Tugend iſt Liebe, und ſeine Liebe iſt Tugend, ſprach Theobul; ich kann ſie nicht trennen'. In der Darſtellung derſelben liegt das nicht. Einmal iſt ihm die Geliebte nichts neben ſeiner Mutter; ein andres Mal vermißt er aufs ſchmerzlichſte ſeinen Lehrer und Freund neben ihr: 'denn Charidion kann ihn zwar in glücklichen und unglücklichen Momenten beſeligen, aber nicht ſeine ernſten männlichen Stunden ausfüllen'. Ueberhaupt hat der Charakter des Helden gerade den ſchlechteſten Zuſammenhang und die wenigſte Würde. Er ſtellt ſich 'gleich einem unbändigen Thier' an, da die gewöhnlichſte Nuance ſeine Charidion antaſtet. Ihr Schluchzen, das er 'wie gräßliche Töne der heraufgepreßten Luft' beſchreibt, 'krampft ihm alle Lebensfäden zuſammen'. Er ſtößt ſie von ſich, weswegen ſie ihm ſanfte Vorwürfe macht, daß er mit ihr umgehe, 'wie man keinen Hund behandelt'. Doch das iſt nicht zu verwundern, da er nach ſeiner eignen Erzählung 'wie Höllengötter Feuer und Flammen zu ſpeien pflegt.' Solcher Fehler ungeachtet zweifeln wir nicht, daß ſich das Buch nicht manchen Leſern von Seiten der untadelhaften und mit unerſchöpflicher Fülle ergoßenen Moral empfehlen werde. Bei der Menge von Ideen und Worten, die jetzt über dieſe Gegenſtände im Umlaufe ſind, iſt es leichter, erträglich darüber zu ſchwatzen, als es dem Zuhörer wird, das Geſchwätz genau zu würdigen. Das darin enthaltene Gute läßt den Leſer das Entlehnte und Mittelmäßige überſehen; und auch hier iſt einiges Gute, wohin wir die Anekdote von dem Paphlagonier rechnen.

Der Verfaßer iſt ſich im 2. Theile ſo gleich geblieben, daß alle Bemerkungen über den erſten Theil auch für den zweiten gelten können. Ariſton, ſammt allem was ihn umgiebt, entfernt ſich nur, wo möglich, noch mehr von jedem Begriff, der mit dem Worte Griechiſch verbunden werden kann, und ſein Charakter verfällt überhaupt in die völligſte Unbeſtimmtheit. Er irrt Jahre lang in ſeiner Verbannung umher, ohne irgend etwas Entſchloßenes zu unternehmen, das ſeine Lage entſchiede. Man weiß nicht, warum er kommt und geht. Seine Liebe zu Charition, die er nur ſo gelegentlich und aus trüber Ferne betreibt, macht ihn nicht intereßanter. Der Verf. dringt auf Thätigkeit und Würde des Mannes, ohne uns das Mindeſte davon zu zeigen. Manches ſcheint vorbereitet zu werden, das nachher nicht zum Vorſchein kommt; es iſt häufig von Kriſen in der Bildung Ariſtons die Rede, von denen man keine Wirkung ſieht. So wird, da er auf ſeinen Wanderungen in eine Unſchuldswelt gerathen iſt, und bunte Körbchen für eine Hirtin flicht, über ihn räſonniert, wie er nicht ſein 'Sinken', ſondern nur endlich ſeinen 'Fall' bemerkt habe. 'Und die Urſache, warum Ariſton ſank, iſt keine andre, als der geſchäftige Müßiggang, in welchem er lebte, ſind die tändelnden Arbeiten, die er nach Belieben verrichtete oder nicht verrichtete, iſt das Leben ohne beſtimmten Zweck zu leben.' Allein was thut Ariſton, da er ſich aus der Verſunkenheit aufrafft? Er baut ſich eine Hütte und kauft ſich eine Herde. 'Und wie Ariſton hinter ſeinen Schafen hergieng, wahrhaſtig! auf der Rednerbühne zu Delos, als das Volk ihm Beifall zujauchzte, fühlte er nicht das Glück, das ſich jetzt um ſein Herz gelagert hatte.' Darauf folgt ein dreimaliger Ausruf über 'Ariſton den Schäfer', und ein Streit entſteht zwiſchen ihm und ſeinen Gefährten. 'Jeder wollte die Schafe weiden, keiner in der Hütte zurückbleiben. — So weiden wir beide, war endlich die Loſung des Friedens. — Wer wagt es das Gefühl des Glückes zu beſchreiben, deſſen dieſe beiden Männer genoßen!' u. ſ. w. 'Aus ſolchen harmloſen Freuden beſtand das Glück dieſer Männer;' einen Abſatz weiter: 'ein ſolches glückſeliges Leben, wie es dieſe beiden Männer genoßen.'

Um indeſſen nicht bloß vom Morgen bis Abend die Schafe zu hüten, ſucht er die Jugend des ſeligen Thals zu bilden, und thut damit etwas ſehr Unnöthiges, und, wie es ſich nachher zeigt, ſogar Schädliches. Nach einigen Jahren zieht er auch hier wieder von dannen, und der Zufall, der ihm in der Zwiſchenzeit ſchon einmal ſeine Charition zugeführt hatte, endigt zuletzt auch ſeine Verbannung und die Trennung von der oft erwähnten und oft vergeßnen Geliebten.

Der Jüngling Periander erſcheint nur um uns zu ſagen, daß er ein artiges Landgut bei Delphi gekauft hat. Die ganze Behandlung und der philoſophiſche Theil ſind ſo ſchwach und unzuſammenhängend wie die Nutzanwendung: 'Darum liebet von Herzen und bewahrt Unſchuld und Treue' u. ſ. w. 'Durch dieſe gieng Ariſton in den Tempel des Höchſten irdiſchen Glücks' u. ſ. w. Und doch hat er überall ſeine Lauigkeit in der Liebe verrathen, und die Treue keineswegs bewahrt.

Julius von Saſſen, ein Trauerſpiel vom Verf. des Abällino.
Zürich 1796.

Abällino der große Bandit hat ſeinem ungenannten Verf. bei der Menge, die der Mummerei darin nicht widerſtehen konnte, eine Art von Ruf verſchafft: dieß zweite Schauſpiel ſoll denſelben vermuthlich bei dem auserleſenen Publikum, das Charaktere und Moral verlangt, befeſtigen. Daß Charaktere darin vorhanden ſind, ſehen wir aus der vorangeſchickten Weiſung für Schauſpieler, und von der guten Abſicht des Verfs. belehrt uns der Vorbericht. Im Stücke ſelbſt iſt gar wenig zu unterſcheiden, ſelbſt nicht für die gewöhnliche Theilnehmung. Gegen ein Individuum läßt ſich allenfalls weniger Abſcheu und Geringſchätzung als gegen das andre hegen, aber Zuneigung für keines. Der vergeblich edle Julius vermag kaum eine gemeine Leidenſchaft für ein gemeines Mädchen zum Opfer zu bringen. Der Herzog iſt ſogar für einen erbärmlichen Fürſten allzu erbärmlich. Sennek ſchwankt zwiſchen Ehrgeiz und Liebe, weil er weder recht liebt, noch recht ehrgeizig iſt. Der Zimmermeiſter iſt ein Ungeheuer wie ein ehrlicher Handwerker niemals werden kann. Man ſollte indeſſen auch nach ſeiner Sprache auf eine geheime Bewandtniß mit ihm ſchließen, da er vom Strokko ſpricht. Allein wer mag errathen, wo er ſo fluchen gelernt hat? Freilich mußte er völlig ſo unnatürlich ſein, um die unnatürliche That ſeiner Tochter, die ſich neben der Wiege ihres Kindes eine Piſtole durch den Kopf ſchießt, zu motivieren. Wer kann nach allem dieſem, und nachdem ein Verrückter uns Seiten lang gequält, ſich noch des halben Lebens freun, das Julius aus der einzigen Scene davon bringt, die neben ihrer Gräßlichkeit einige Wahrſcheinlichkeit hat? Denn außerdem iſt Alles über das Wahrſcheinliche erhaben, und bis zu den häufigen nachhelfenden Anordnungen für den Schauſpieler verkehrt ausgedacht. In einem herzoglichen Vorzimmer ſchmiedet der Hofmarſchall mit ſeinem Sohne niederträchtige geheime Anſchläge. Der Herzog muß den Julius einmal 'mit den Augen anblitzen'. Wie ſoll er das ohne, lächerliche Karikatur dem Zuſchauer ſichtbar machen? u. dgl. In der Sprache herrſcht ein ähnlicher Geiſt; wir hören von 'geſpenſtiſchen Schatten' und von 'Lieblingslaunen, die ohne Futter bleiben'. Wie unſchicklich ſagt Julius dem Fürſten: 'Meine Hand ſoll nicht das Werk zerſtören, wofür ſie mich mit einem Kuſſe belohnten'. Am Ende dieſes Auftritts ruft er aus: 'O Menſchheit! Menſchheit! ich bedaure dich'. Rec. kann ſich nicht enthalten ihm nachzurufen: 'o Publikum! ich bedaure dich, wenn die Erinnerungen, die ſich von einigen ſchillerſchen und andern Schauſpielen in den Julius von Saſſen eingeſchlichen haben, dich für ihn gewinnen können'. Es läßt ſich aber hoffen, daß die Gedehntheit mancher Auftritte durch die Langeweile, die ſie bei der Vorſtellung erzeugen muß, dem unmündigen Geſchmack zu Hülfe kommen wird.

Salomon Geßner. Von Johann Jakob Hottinger. Zürich 1796.

Durch dieſe zugleich unterhaltende und lehrreiche Schrift hat Herr H. nicht nur ſeinem unſterblichen Freunde ein würdiges Denkmal geſetzt, ſondern auch Allen, die dieſen, ohne ihn perſönlich gekannt zu haben, als Dichter oder Maler lieben und bewundern, ein ſehr werthes Geſchenk gemacht, und indem er die Zeitumſtände entwickelt, welche auf die Ausbildung der dichteriſchen Anlagen Geßners einwirkten, einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte unſrer ſchönen Litteratur geliefert. Das Verlangen, einen merkwürdigen Schriftſteller oder Künſtler auch als Menſchen, und neben ſeinen Werken die Gewohnheiten und Schickſale ſeines Lebens zu kennen, iſt nicht bloß eine natürliche Neugierde: dieſe Zuſammenſtellung kann ſehr oft die Geſichtspunkte der Beurtheilung berichtigen, es können reichhaltige Aufſchlüße aus ihr hervorgehn. Der dadurch geleiſtete Dienſt wird um ſo weſentlicher, weil auch der gröſte Fleiß und Eifer den Verluſt nicht mehr erſetzen kann, wenn einmal der Zeitpunkt vorüber iſt, wo Umſtände, von denen meiſtens keine ſchriftliche Spur übrig bleibt, noch aus authentiſchen mündlichen Nachrichten aufgeſammelt werden können. Erſchienen über alle unſre geſchätzten Dichter bald nach ihrem Tode ſolche Arbeiten, wie die vorliegende, ſo würde ein künftiger deutſcher Johnſon nicht ſo oft über Mangel an Materialien klagen müßen, als der engliſche. Ungeachtet der beſcheidnen Aeußerungen des Vf., der alles hiſtoriſche Verdienſt ſeines Buches den willigen Mittheilungen zuſchreibt, womit Geßners Familie und ſeine älteren Freunde (die Hrn. Hirzel, Steinbrüchel, Schultheß und Heidegger) ihn dabei unterſtützt, ſieht man doch leicht, daß ſchwerlich jemand, als Mitbürger, als vertrauter Freund des Dichters und als Kenner ſeiner Muſe, mehr Beruf haben konnte, ſein Biograph zu werden, als er. Eine Preisaufgabe der mannheimer Geſellſchaft veranlaßte ihn zuerſt zu dem Unternehmen; aber ihre verſpätete Vollendung und andre Gründe bewogen ihn nachher, nicht um den Preis zu werben.

Sehr treffend beſtimmt Hr. H. gleich am Eingange, was für Erwartungen man zur Lebensgeſchichte eines bloß durch Geiſteswerke denkwürdigen Mannes nicht mitbringen ſollte, ob es gleich häufig geſchieht. Auch Geßners Leben iſt nicht reich an auffallenden äußern Begebenheiten, aber durch die Einſicht, womit bei kleineren Vorfällen immer das Charakteriſtiſche hervorgehoben wird, iſt es hier ein ſehr anziehendes Ganzes geworden. Wir heben nur einige der bedeutendſten Züge aus. Geßners vorzügliche Anlagen wurden in ſeinen Knabenjahren, hauptſächlich durch Schuld der verkehrten Methode des Unterrichts, verkannt. Er machte in den alten Sprachen keine Fortſchritte, weil ſie ihm auf alle Art verleidet wurden. Doch fehlte es nicht an Anzeichen, die ſchon damals einem aufmerkſamen Beobachter hätten verrathen können, daß etwas Außerordentliches in ihm liege. Sein muntrer Witz, ſeine muthwillige Lebhaftigkeit machte ihn zur Freude und meiſtens auch zum Anführer ſeiner Spielgenoſſen. In der Schule beſchäftigte er ſich damit, Figuren aus Wachs zu bilden, und weder Verbote noch Züchtigungen konnten die Leidenſchaft des künftigen Künſtlers für dieſe plaſtiſche Uebung ſchwächen. Ein Robinſon Kruſoe, der ihm in die Hände fiel, weckte früh ſeinen freilich noch unmündigen Trieb zu ſchaffen und zu dichten, und erzeugte eine Menge Robinſomaden. Nachher wurde Brockes, dieſer nun vergeßne, unermüdlich andächtige und unermüdlich malende, Dichter ſein

Liebling, Lehrer und Muſter. Seine früheſten poetiſchen Verſuche trugen das Gepräge dieſer Manier; aber auch in ſpätern Jahren ſprach Geßner immer noch mit großer Wärme von Brockes und dem, was er ihm verdankte. Ein zweijähriger Aufenthalt zu Berg, wo er unter beßerer Leitung in ländlicher Einſamkeit und in einer anmuthigen Gegend wohnte, war der Entwickelung ſeiner Dichtertalente vorzüglich günſtig. Bei ſeiner Rückkehr nach Zürich gewann er durch häufigen Umgang mit den beſten Köpfen, die es damals dort gab, beträchtlich an Bildung und Kenntniſſen. Er dichtete immer fort, meiſtens anakreontiſche Lieder, und trieb auch die Zeichenkunſt, doch ganz ohne Unterricht und auch ohne weitere Abſicht. Seine Aeltern ſchickten ihn nach Berlin in eine Buchhandlung, um ihn auf ſeine künftige Beſtimmung vorzubereiten. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, die kleinlichen Geſchäfte, womit man ihn plagte, mißfielen ihm; er faßte den kühnen Entſchluß, das Haus, unter deſſen Aufſicht er ſtand, ohne Umſtände zu verlaßen. Unzufrieden darüber ließen ihn ſeine Aeltern die Abhängigkeit von ihnen durch Zurückbehaltung der ihm beſtimmten Gelder empfinden. Jezt ergriff er die Malerei, als ein Mittel, ſich ſelbſt ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Er ſchloß ſich verſchiedne Wochen in ſeine Wohnung ein, und arbeitete unaufhörlich. Hierauf ging er zum damaligen Hofmaler Hempel, bat ihn mit auf ſein Zimmer zu kommen, wo alle Wände voll friſch gemalter Landſchaften hiengen, und ihm offenherzig zu ſagen, was er als Künſtler würde leiſten können. Zu Hempels Erſtaunen verſicherte Geßner, als jener nach den Originalen ſeiner Gemälde fragte, alle ſeien von ſeiner eignen Erfindung, und klagte nur, daß ſie durchaus nicht trocknen wollten. Er hatte nämlich die Farben nicht mit Leinöl, ſondern mit Baumöl gerieben. ‘Nun gut,’ erwiderte Hempel mit Lachen, ‘ich ſehe, daß ſie noch nicht lange bei der Kunſt ſind. Aber ein Anfänger, der ſolche Sachen nicht weiß, und ſolche Stücke erfindet, was für Stücke wird uns der nach zehn Jahren aufſtellen!’’ Bei dieſem ganzen Vorgange offenbart ſich eine Energie und Elaſticität des Gemüths, die man gar nicht veranlaßt wird in dem ſanften Idyllendichter zu vermuthen.

Seine Aeltern ſöhnten ſich bald mit ihm aus, und erlaubten ihm nun, den Aufenthalt in Berlin zu ſeiner weitern Ausbildung zu benutzen. Er hatte dort viel Umgang mit Sulzer und Ramler. Jenem konnte ſich Geßner nie über einen gewiſſen Punkt nähern: ohne wahre Ueberlegenheit imponierte ſein Ton, ſein Aeußeres dem beſcheidnen Jünglinge. Ramler leiſtete ihm als kritiſcher Freund große Dienſte, beurtheilte ſeine dichteriſchen Verſuche, beſonders in Anſehung des Versbaues, mit heilſamer Strenge, und rieth ihm, weil er bei ſeinem ſchweizeriſchen Dialekt ſich ſchwerlich ein ſichres Ohr für metriſche Richtigkeit und Schönheit erwerben würde, ſeine Verſe in eine wohlgefügte, harmoniſche Proſe umzugießen. ‘Nachher hat Hr. Ramler’, ſetzt der Vf. S. 61. hinzu, ‘mehrere ſeiner Gedichte verſificiert in zwei Bändchen herausgegeben. Es ſei mir erlaubt, ein wenig zu zweifeln, ob er ihm durch dieſen Dienſt, oder durch jenen Rath mehr genützt habe.’ Unſtreitig hat Geßner in Rückſicht auf ſeine eignen Anlagen Recht gehabt, dieſen zu befolgen: die wenigen verſificierten Stücke unter ſeinen Gedichten, wo er zum Theil bei Versarten, welche den Reim gar nicht entbehren können, dieſe Feßel abgeworfen, und doch noch zu Härten und unerlaubten Freiheiten ſeine Zuflucht genommen hat, beweiſen ſein gänzliches Unvermögen von dieſer Seite. Indeſſen mangelt doch der Poeſie Geßners mit dem Silbenmaße etwas Weſentliches. Vorzüglich hebt es alle Täuſchung auf, daß ſogar die häufig eingeführten Lieder der Hirten meiſtentheils proſaiſch abgefaßt ſind. Die Nothwendigkeit des Silbenmaßes für alle Dichtungen, wo die Darſtellung der Sprache ein erhöhtes Kolorit giebt, iſt bisher in der Theorie noch lange nicht ſo ſtrenge dargethan worden, als es geſchehen kann: aber von jeher haben alle Völker, die ein Ohr für die poetiſche Muſik abgemeßner Rhythmen und eine dafür empfängliche Sprache beſitzen, ſie anerkannt.

Wir enthalten uns ungern, von Geßners Bekanntſchaft mit Hagedorn, von ſeinem luſtigen Zuſammentreffen mit dem franzöſiſchen Harlekin Dancourt auf dem Straßburger Theater, und von der gründlichen Entwickelung der damaligen Lage unſerer Litteratur, beſonders der herrſchenden Stimmung in Zürich, als Geßner dahin zurückkehrte, hier etwas mitzutheilen. Die darauf folgenden Jahre waren eigentlich die dichteriſche Periode in ſeinem Leben. Nach einigen kleinern Proben erſchien zuerſt 'Daphnis' im J. 1754. (ein Beweis, wie gothiſch man damals noch dachte, iſt es, daß die Cenſur in Zürich an dieſem unſchuldigen, harmloſen Produkte Anſtoß nahm); zwei Jahre darauf 'Inkel und Yariko' und die Idyllen, dann 'der Tod Abels', und endlich in einer vollſtändigen Sammlung im Jahr 1762. zum erſtenmale 'der erſte Schiffer' und die beiden Schauſpiele 'Evander' und 'Eraſt'.

Geßner hatte ſchon das dreißigſte Jahr erreicht, als er den Gedanken faßte, die Malerei zu ſeiner Hauptbeſchäftigung zu machen, wozu ſeine Verheiratung den nächſten Anlaß gab. Er ſtudierte von der Zeit an die Kunſt ſehr angeſtrengt, bedurfte aber doch fremder Aufmunterungen; ja er konnte zuweilen, wenn er das ihm vorſchwebende Bild von Vollkommenheit nicht erreichte, in eine gänzliche Muthloſigkeit verſinken. Hr. H. verweiſt über dieſen Theil der Ausbildung ſeines Freundes auf den bekannten Brief deſſelben ‘über die Landſchaftsmalerei’, führt aber doch einige merkwürdige, dort nicht erwähnte, Umſtände an. Er unternimmt nicht, über Geßner, den Maler, ein Kennerurtheil zu fällen, redet aber von ſeinen Werken mit warmem Schönheitsgefühl, und erwähnt auch offenherzig was Andre daran getadelt haben. Geßners Familie beſitzt eine Sammlung ſeiner Studien in zwei Foliobänden, und es wird hier dem Publikum zu einer Auswahl daraus in Kupferſtichen Hoffnung gemacht.

Den Beſchluß dieſer Biographie macht eine Charakteriſtik Geßners nach ſeinem Geiſt und Herzen, nach allen häuslichen und geſelligen Verhältniſſen, worin er durchaus einfach, edel und liebenswürdig erſcheint. Aeußerſt merkwürdig iſt das, was von ſeiner jovialiſchen Laune, ſeinem Witz und ſeinem außerordentlichen Talent zur burleſk-komiſchen Mimik erzählt wird, wodurch er in frühern Zeiten die Seele der Geſellſchaften geweſen war, die er aber ſpäterhin nur bei ungewöhnlichen Aufforderungen kund gab. Daß dieſe Anlagen gar keinen Uebergang zu ſeinen beiden Lieblingskünſten gefunden, iſt ein ſonderbares Beiſpiel, wie ganz iſoliert ungleichartige Eigenſchaften in demſelben Menſchen neben einander beſtehen können. Man möchte wenigſtens vermuthen, Geßner habe zuweilen zur Unterhaltung Karikaturen gezeichnet; doch Hr. H. hätte dieß gewiß nicht übergangen, wenn es wirklich der Fall geweſen wäre.

Was ſeine Kenntniſſe betrifft, ſo konnte er die Verſaumniß der alten Sprachen nie ganz nachholen. Doch las er einige lateiniſche Dichter in der Urſprache, andre in Ueberſetzungen, die griechiſchen am liebſten in den lateiniſchen Verſionen. Daß ihm hiebei ein feiner Takt tiefere Sprachkunde entbehrlich gemacht, daß er ihre Schönheiten errathen, wie ſein Biograph ſagt, könnte man bezweifeln, wenn man ſieht, daß er in der Vorrede zu ſeinen Idyllen den Theokrit für ſein großes Vorbild erklärt. Wie konnte ihm, wenn er den Griechen in einem richtigen Sinne las, eine ſo entſchiedene Heterogeneität, wie konnte ihm der unendliche Abſtand zwiſchen ſchöner Darſtellung individueller Natur und einer ganz ſelbſtgeſchaffnen Idyllenwelt, zwiſchen naiver Einfalt, die aber weder vor Rohheit noch vor Verderbniß geſichert iſt, und dadurch deſto pikanter wird, und ſentimentaler und ſittlicher Idealität, wovon dort keine Spur iſt, entgehen? Ausdrücklich wird es hier nicht verneint, daß Geßner auch italianiſche Dichter geleſen: doch zeigen ſeine Werke keine Spur von Bekanntſchaft mit den beiden Meiſterſtücken der italianiſchen Schäferpoeſie, dem Aminta und dem Paſtor fido, aus denen er ſo viel hätte lernen können.

Ein beträchtlicher Theil des Buches beſchäftigt ſich mit der Beurtheilung der Werke Geßners und der Geſchichte ſeines litterariſchen Ruhmes. Eine Biographie verliert nicht an Intereſſe dabei, wenn der freundſchaftliche Enthuſiaſmus ihres Vf. ſeinen Helden in ein erhöhtes Licht ſtellt: nur muß durch das allzufreigebig ertheilte Lob den Verdienſten Andrer nicht zu nahe getreten werden. Wenn Hr. H. ſagt: “Wenige Altersgenoßen Geßners haben ſich an ihrer Stelle behauptet. Sie tragen meiſt alle den Stempel der Zeit. Wer damals für klaſſiſch galt, iſt oft kaum mehr lesbar. Der Ausdruck iſt veraltet, Bilder und Wendungen abgenutzt, und das ganze Kolorit verblichen', ſo vergißt er vermuthlich, daß Uz, Gleim, Klopſtock, Kleiſt, Ramler zum Theil weit früher, zum Theil eben ſo früh geblüht haben, als jener. Auch ſind Geßners Gedichte, beſonders 'Daphnis' und 'Inkel und Yariko', gar nicht frei von Spuren, daß auch ſeine Jugend nicht ſo ganz unverwelklich ſein möchte, wie Hr. H. meint. An einer andern Stelle findet er, ſeine Jünglingsjahre hätten unmöglich in einen für ihn glücklicheren Zeitpunkt fallen können. Zwanzig Jahre früher hätte ſein Talent unter der herrſchenden Geſchmackloſigkeit und mancherlei Vorurtheilen erſtickt werden können. Dieß wird niemand leugnen. 'Zwanzig Jahre ſpäter hätte er auf den Beifall ſeiner Nation Verzicht thun oder dem ſchon verwöhnten Geſchmacke fröhnen müßen.' Hiemit ſagt Hr. H. nichts Geringeres, als: alle Dichter, welche ſo viel ſpäter als Geßner aufgetreten ſind, und die öffentliche Bewunderung erlangt haben, alſo die meiſten jetztlebenden, ſeien dem ächten Schönen abtrünnig geworden. Es liegt dabei die traurige und leider ſo gemeine Vorſtellung zum Grunde, als ſei das goldne Zeitalter der deutſchen Poeſie unwiederbringlich vorüber, da doch der in jener Periode gemachte Anfang theils ſchon weit übertroffen iſt, theils noch übertroffen werden kann und wird. Daß dieſe Behauptung Hrn. H's mit der vorher angeführten im Widerſpruche ſtehe, iſt kaum nöthig zu bemerken. Er iſt mit der Aufnahme, die Geßner von jeher in Deutſchland gefunden, gar nicht zufrieden, und führt als eine ſiegende Autorität dagegen den außerordentlichen Beifall an, der ihm in Frankreich zu Theil geworden. Vorzüglich unglücklich iſt Hrn. H's Vermuthung, *) wodurch er dieſe Ver-

---

[*) Von hier an ſtimmen im Weſentlichen die Charakt. und ſchiedenheit, beſonders in Hinſicht auf 'den Tod Abels', erklären will. 'Das franzöſiſche Publikum wartet nicht zu, bis ſeine Journaliſten den Ton angeben. Es urtheilt ſelber, und urtheilt, wofern nicht Leidenſchaft und Kabale es mißleiten, richtig und fein. Aber bei einem Publikum von ungebildetem Geſchmacke, und ein ſolches iſt das deutſche noch immer, wird ein mittelmäßiges Werk ſo ſchnell gebo-

---

Krit. II. S. 334...41. und der Krit. Schr. I. S. 331...37. mit der im Text mitgetheilten Rec. aus der A. L. Z. 1796. In jenen neueren Ausgaben dieſer Recenſion findet ſich ſtatt des von uns aus der A. L. Z. mitgetheilten Anfanges folgender: 'Wenn man Geßners Idyllen geleſen hat, und nun ſieht, wie er in der Vorrede dazu den Theokrit für ſein großes Vorbild erklärt, ſo fällt man wie aus den Wolken. Es iſt zwar bekannt, daß es ihm an hinlänglicher Sprachkenntniß fehlte, um den griechiſchen Dichter gründlich zu ſtudieren; aber auch ſo, wenn er ihn nur mit einigem Sinne las, wie konnte ihm eine ſo gänzliche Verſchiedenartigkeit entgehn? Fühlte er nicht den unendlichen Abſtand zwiſchen ſchöner Darſtellung individueller Natur mit den lokalſten Farben und einer ganz ſelbſtgeſchaffenen Idyllenwelt; zwiſchen naiver Einfalt, die aber weder vor Rohheit noch vor Verderbtheit geſichert iſt, und dadurch deſto [pikanter 1801] reizender wird, und empfindſamer und ſittlicher Idealität, wovon dort keine Spur erſcheint? Er kannte alſo den Theokrit ſo gut wie gar nicht, und leider zeigen ſeine Werke auch keine Spur von Bekanntſchaft mit den Meiſterſtücken der romantiſchen Schäferpoeſie, bei den Italiänern dem 'Aminta' und 'Pastor fido' [* und bei den Spaniern vorzüglich der 'Galatea' *], aus denen er ſo viel hätte lernen können.

Sein Biograph Hottinger iſt mit der Aufnahme, die Geßner von jeher in Deutſchland gefunden, gar nicht zufrieden, und führt als eine ſiegende Autorität dagegen den außerordentlichen Beifall an, der ihm in Frankreich zu Theil geworden. Vorzüglich unglücklich iſt ſeine Vermuthung'. — In den neueren Ausgaben Weggelaßnes haben wir in [ ], das in denſelben Zugeſetzte aber in [* *] eingeſchloßen.]

ben, als ein vortreffliches niedergehalten oder geſtürzt.' Grade umgekehrt: in Deutſchland herrſcht die gröſte Anarchie im Reiche des Geſchmacks, und ſelbſt die gründliche Kritik vermag nicht das Schlechte zu unterdrücken, und Meiſterwerke, wenn keine Empfänglichkeit dafür vorhanden iſt, zu empfehlen. Wie kann man ſich nur überreden, daß eine vor dreißig oder vierzig Jahren geſchriebne Recenſion, deren kaum ein paar Litteratoren ſich erinnern, jetzt noch der Schätzung eines Gedichts, das wirklich vortrefflich wäre, Abbruch thun ſollte? Dagegen iſt es bekannt, welch einen äſthetiſchen Deſpotiſmus im ehemaligen Frankreich Paris über die Provinzen, und wiederum wenige den Ton angebende Köpfe über Paris ausübten. Ueberhaupt befürchten wir, daß Hr. H. auf dieſe franzöſiſche Bewunderung [(ſogar das Motto ſpielt darauf an: Principis urbium Dignatur ſuboles inter amabilis Vatum ponere te choros)] ein viel zu großes Gewicht legt. Es könnte leicht ſein, daß nicht ſowohl das, was Geßner beſitzt, als was ihm fehlt, ſein Glück bei unſern Nachbarn gemacht hätte. Wann hat man es wohl erlebt, daß ſie einem ausländiſchen Dichter von origineller Energie und kühner Genialität hätten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ihn nur begriffen hätten? Alle franzöſiſchen Produkte der höhern lyriſchen, der epiſchen und tragiſchen Poeſie, die franzöſiſche Sprache ſelbſt, *beweiſen, daß ein Volk ohne wahrhaft* poetiſchen Geiſt ſehr witzig und ſinnreich ſein kann. Eine einſeitige Empfänglichkeit wirft ſich gewöhnlich mit deſto größerer Gewalt auf ihre Gegenſtände, und hält kein Maß in der Bewunderung deſſen, was in ihrer Sphäre liegt. Es war ein günſtiger Umſtand für Geßners Ruhm daß er [an dem würdigen Hrn. Huber] einen ſo guten Ueberſetzer fand; allein er hatte auch in der That durch

Uebertragung ins Franzöſiſche weniger zu verlieren, als die vorzüglichſten deutſchen Dichter. Sein Ausdruck hat keine nationale Eigenthümlichkeit. Poetiſche Proſa, die nur in einer zu den ſchönen Verhältniſſen der Rhythmik untauglichen Sprache, wie die franzöſiſche iſt, Feld gewinnen kann, war die urſprüngliche Form ſeiner Dichtungen. Daß Rouſſeau ſo ungemeines Wohlgefallen an den Idyllen finden würde, hätte ſich pſychologiſch vorausſehn laßen; eine ſeltſamere Erſcheinung iſt es, daß der Held der Encyklopädie und der Verfaßer der Bijoux indiscrets, Diderot, ſo enthuſiaſtiſch dafür eingenommen war. Doch läßt es ſich aus ſeinem Ekel an der conventionellen Künſtlichkeit der franzöſiſchen Modelitteratur, und auch daraus erklären, daß er äſthetiſche Zwecke nicht für etwas unbedingt Höchſtes hielt, ſondern ſie den ſittlichen unterordnete. Für dieſe ſah er denn in Geßners einfacher Unſchuldswelt einen Spiegel, worin die cultivierte Verderbniß ihre Häßlichkeit erkennen könnte. Wenn aber Diderot Geßnern einen Griechen genannt hat, ſo giebt das keinen ſonderlichen Begriff von ſeiner Kenntniß der Alten. Denn was iſt den Griechen fremder, als dieſe reine, aber zugleich auch ſinnlich unkräftige Sentimentalität?

Die Schwächen der geßneriſchen Poeſie geſteht Hr. H. zum Theil ein, nimmt aber beinah wieder zurück was er geſagt. Es fehlt an Charakteriſtik. Aber dieß iſt nicht Alles. Der Verluſt an individueller Mannichfaltigkeit wird nicht hinlänglich durch den Gehalt der Ideale, oder vielmehr des einzigen Schäferideals erſetzt. Jene Harmonie des innern Daſeins, welches der Wahrheit nach nur die letzte, ſchwer errungene, Vollendung der Menſchheit ſein kann, verliert erſtaunlich an Würde und Intereſſe, wenn ſie als ein urſprünglicher Zuſtand, als ein allgemeines Erbtheil der

Beſchränktheit dargeſtellt wird. Dieſer Vorwurf trifft alle ſentimentale Schäferpoeſie, aber die geßneriſche in ausgezeichnet hohem Grade, eben weil ſeine Welt unſchuldiger, kindlicher und goldner iſt, als die der meiſten vorhergehenden Dichter in dieſem Fache. Gleichwohl hätte auch in einer ſolchen Welt ein weit höherer Grad von Lebendigkeit hervorgebracht werden können, als in Geßners Idyllen. Ganz unverdorbene Neigungen können ſich dennoch durchkreuzen; aber mit dem völlig aufgehobnen Antagoniſmus der Kräfte ſchlummert auch die Theilnahme ſanft ein. Wo ein geßneriſcher Hirt anfängt zu lieben, da iſt gewöhnlich ſchon die Gegenliebe im Voraus beſtellt. Wenn einmal phyſiſche Schwierigkeiten vorkommen, z. B. im erſten Schiffer, ſo iſt der Dichter ſo beſorgt, ſie zu mildern und auf alle Art zu Hülfe zu eilen, daß doch kein rechter Knoten der Handlung daraus entſteht. An die hohe Kunſt, womit Guarini mitten unter arkadiſchen Darſtellungen den mächtigen Hebel des Schickſals in Bewegung ſetzt, wollen wir gar nicht einmal erinnern.

Wenn man ſieht, daß es in Geßners größeren Gedichten theils an Handlung überhaupt, theils an Einheit und einem auf innrer Nothwendigkeit beruhenden Zuſammenhange derſelben fehlt; daß in ſeinen Idyllen oft gar kein wahrer Fortſchritt iſt; daß ſich ſelbſt die Empfindung nicht ſelten ohne eigentlich melodiſchen Gang nur hin und her wiegt; daß mehrere Stücke, die er als Idyllen giebt, bei bloßen Naturſchilderungen ſtehen bleiben; wenn man dazu nimmt, daß er auch für die äußre, aber weſentliche, Form der poetiſchen Succeſſionen, für die Verskunſt [rhythmiſche Kunſt 1796. 1801.] kein Geſchick und keinen Sinn gehabt: ſo bietet ſich natürlich der Gedanke dar, er habe [anfangs] ſein eignes Talent mißverſtanden, indem er den Stoff zu ſimultanen Darſtellungen, der in ſeiner Phantaſie lag, auf ſucceſſive verwandte. Auch als Landſchaftsmaler blieb er auf gewiſſe Art Idyllendichter, und er hätte es vielleicht nie in einem andern Sinne werden ſollen, als ein Pouſſin oder Berghem es waren. Als Gruppen auf einer Landſchaft betrachtet, ſind ſeine Hirtenfiguren allerliebſt: um der ganze Inhalt eines pragmatiſchen Kunſtwerks zu ſein, haben ſie nicht genug bedeutende, ſelbſtändige Lebendigkeit. Die Anſicht der Quartausgabe mit Kupferſtichen, wo man Geßner den Zeichner mit Geßner dem Dichter vergleichen kann, beſtätigt vielleicht dieß Urtheil. Die lebloſe Natur hält in ſeinen Idyllenlandſchaften der lebenden ungefähr das Gleichgewicht, und dieſe ſcheint jene nicht entbehren zu können, um anziehend zu ſein.

[*Es war alſo keinesweges eine unbillige Verkennung, wenn Geßner in den Litteraturbriefen ein ſtrenges Urtheil erfuhr, wenn ſchon Bodmer nach der Erſcheinung ſeines Daphnis mit Anſpielung auf die ſüßliche Flachheit des Gedichtes dem Verfaßer ſelbſt den ſchäferlichen Namen ſeines Helden beilegte. Wie viel er in Deutſchland wirklich noch geleſen, oder nach einem von Kindheit an eingeſogenen Glauben aus der Ferne verehrt wird, iſt nicht leicht auszumachen. Das leidet aber keinen Zweifel, daß ſich Geßners Ruhm im Auslande länger erhalten wird, als unter uns. Sobald theils die ächte mimiſche Idylle der Alten, theils die romantiſche Schäferpoeſie der Neueren auf dem Boden unſerer Sprache recht einheimiſch geworden ſein wird, kann nicht mehr von ihm die Rede ſein. Jene hat man ſchon angefangen aufzuſtellen, wiewohl unter einem ungünſtigen Lokal; und wenn wir dieſe nicht durch deutſche Originalwerke bereichern, ſo iſt doch der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man von den ausländiſchen mit Erfolg dichteriſche Nachbildungen wird geben können. Zu örtlichen Schilderungen des Hirtenlebens bieten die ſo eignen, alterthümlichen, einfachen und kecken Sitten der Alphirten, welche Geßner ganz in der Nähe hatte, den reizendſten Stoff dar, deſſen Bearbeitung ihm vielleicht gelungen wäre, da er im Umgange ein ausgezeichnetes mimiſches Talent gezeigt haben ſoll, *) wenn ihn nicht eine falſche Anſicht ſeiner Dichtart irre geleitet hätte.

---

*) Von dieſer komiſchen Mimik und der Gabe des genialiſchen Scherzes findet ſich in Geßners Idyllen und Landſchaften nicht die mindeſte Spur, gleichwohl läßt ſich nach den von ſeinem Biographen beigebrachten Anekdoten nicht bezweifeln, daß er beides wirklich beſeſſen. Ich habe nur eine ganz unſcheinbare, vielleicht von Niemanden bemerkte, aber, wie mich dünkt, entſcheidende Probe davon entdeckt. Dieß ſind einige mit den Anfangsbuchſtaben von Geßners Namen unterzeichnete Titelvignetten zu der Ausgabe der Ueberſetzung Shakſpeares von Eſchenburg, welche in Zürich in den Jahren 1775. u. f. erſchienen iſt. Man ſehe die Vignetten zu den beiden Theilen von Heinrich dem vierten und zu den luſtigen Weibern von Windſor. Es iſt nicht möglich, auf zwei Zoll großen, flüchtig ſkizzierten und ſchmutzig radierten Blättern, mehr drollige Charakteriſtik anzubringen. Jedes Figürchen lebt und verkündigt ſeine ganze Art zu ſein. Beſonders iſt die Muſterung, welche Falſtaff mit ſeinen lumpigen Soldaten anſtellt, unvergleichlich. Geßner hat hiedurch bewieſen, daß er ein Meiſter in Karikaturzeichnungen hätte werden können, wenn er gewollt hätte; und es wäre zu wünſchen, daß den großen und koſtbaren Kupferſtichen, die in England zur Verzierung der Werke Shakſpeares erſchienen ſind, nur ein Funke dieſes Geiſtes inwohnte. Anm. zum neuen Abdruck 1828. *]

[Das Obige mag genug ſein, um unſre Nation von dem Vorwurfe unbilliger Kälte und Gleichgültigkeit zu retten, den Hr. H. ihr nicht ohne Bitterkeit macht, weil Geßners Gedichte gleich anfangs bei uns kein großes Aufſehen erregt, und auch jetzt mehr aus der Ferne verehrt als häufig geleſen werden. Die wiederholten Ausgaben in den neueſten Zeiten, dergleichen andre ſehr achtungswürdige Dichter, z. B. Uz, nicht erlebt haben, ſollten jedoch, was das letzte betrifft, eher das Gegentheil vermuthen laßen. Es iſt hier nicht der Ort, alle die Gründe zu prüfen, womit der Vf. die gegen einzelne Gedichte Geßners hie und da gemachten Kritiken zu widerlegen ſucht; und wäre dieß auch vollſtändig gelungen, ſo ließen ſich vielleicht andre eben ſo erhebliche vorbringen. Wir führen nur das Eine an, daß er den Evander, um ihn gegen ein ſtrenges Urtheil in den Litteraturbriefen in Schutz zu nehmen, zwar ein mittelmäßiges Schauſpiel, aber ein vortreffliches Gedicht nennt. Rec. geſteht, daß alles, was darüber vorgebracht wird, ihn noch nicht von der Vereinbarkeit dieſer beiden Prädikate überzeugt. Geſetzt auch, die dramatiſche Form wäre hier nur Einkleidung eines didaktiſchen Stoffs, ſo bleibt es doch gewiß, daß man zu Erreichung eines äſthetiſchen Zwecks ſich nur äſthetiſch befriedigender Mittel bedienen darf, und daß eine ſchlechte Einkleidung ſchlimmer iſt, als gar keine. Kann das ein vortreffliches Gedicht heißen, wobei man die Belehrung, die man in einem oder in zwei Auftritten empfangen ſoll, durch Langeweile in allen übrigen erkaufen muß? Jene müßte im Evander noch ganz anders beſchaffen ſein, um überhaupt eine Aufopferung lohnen zu können: der unſchuldigen Einfalt wird ihr Sieg über die verderbte Kultur in jenen Scenen in der That gar zu leicht gemacht. Wie kann Hr. H. dieß Schauſpiel auch nur entfernter Weiſe mit dem Nathan vergleichen, einem Kunſtwerke, worin ein tiefer Sinn aus der anziehendſten Verwickelung hervorgeht, und das, unbeſchadet ſeiner techniſchen Richtigkeit und Schönheit als Drama, philoſophiſch iſt?

Bei der gewählten und nachdrücklichen Schreibart des Buches überſieht man gern einige ſchweizeriſche Idiotiſmen. Eine zweckmäßige Verzierung, und ein angenehmes Geſchenk, nicht nur für die Verehrer Geßners, ſondern auch für die Freunde der Kunſt, iſt ſein, wie man verſichert, ſehr ähnliches Bild, nach Graf von Lips geſtochen.

Chr. Aug. Tiedgens Schriften. I. Band. Epiſteln. I. Thl. Göttingen 1796.

Die Muſe dieſes ſchätzbaren Dichters iſt eine Tochter edler und menſchenfreundlicher Geſinnungen. Es ſcheint ein Bedürfniß ſeines Herzens zu ſein, jenen leitenden Wahrheiten, die der wertheſte Ertrag ſeines ganzen bisherigen Lebens ſind und ihren Anhänger in keiner Lage verlaßen, gefällige Formen zu leihen, und was ein ernſtes Geſchäft der Vernunft war, auch zum Lieblingsgegenſtande der Phantaſie zu machen. Dieſes Bedürfniß, dieſe Theilnahme des ganzen Menſchen an jeder poetiſchen Ergießung giebt ſeinem Tone eine gewiſſe Herzlichkeit, welche die bloße Willkür einer noch ſo geübten Kunſt nicht hervorbringen kann. Hiedurch wird auch der Grad und die Art von Eigenthümlichkeit beſtimmt, die ihn auszeichnet, ohne daß er ſie ſucht. Solche Anſichten der menſchlichen Dinge, wie die ſeinigen, ſind ſchon öfter von Philoſophen und Dichtern vorgetragen worden: aber er hat ſie nicht auf fremdes Anſehen angenommen; ſie gehören ihm, denn ſie ſind in ſeinem Gemüthe urſprünglich zu Hauſe, und das individuelle Reſultat des Verhältniſſes zwiſchen ſeinem innern Daſein und der umgebenden Welt. Die herrſchende Stimmung in dieſen Gedichten iſt eine ſanfte Schwermuth, die aber nichts Entkräftendes oder Niederſchlagendes hat, ſondern vielmehr zur geſammelten Heiterkeit einladet. Keine menſchenfeindliche Laune, nur der im Gewühl der Welt unbefriedigte Hang zur wahren Geſelligkeit treibt den Dichter in einſame Stille zurück; ſelbſt in den ſtärkſten ſatiriſchen Schilderungen ſchimmert das allgemeine Wohlwollen noch durch, das ſeinem Eifer gegen Thorheit und Laſter zum Grunde liegt. Ueberall lehrt er die Unabhängigkeit des menſchlichen Willens von äußern Begegnißen, dringt auf uneigennützige Tugend, die ſich ſelbſt genug iſt, und preiſt mit hinreißender Wärme den Werth der Leiden für ſittliche Stärkung und Erhöhung. Doch treibt er den Stoiciſmus keineswegs bis zur Verachtung der Freude: er fordert vielmehr zu weiſem Genuße auf, und ſtrebt deswegen, das Gleichgewicht der Seele zu bewahren, ohne welches jener nicht ſtattfinden kann. Mit umfaßender und regſamer Empfänglichkeit wirft er ſich an den Buſen der Natur und der Freundſchaft. Dieſer verdanken wir die vortrefflichen Epiſteln an Roſalia und an Gleim:

Im Erdenthal iſt Alles, Alles, nichtig,
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreift!
Die Liebe ſelbſt, dieß Roſenkind, iſt flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrte ſtreift;
Was Freundſchaft thut und ſpricht, bleibt ewig unvergeßen:
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft.
Schön, wie Unſterblichkeit, geht ſie durch die Cypreſſen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

Wie ſchön heißt es von jener:

Natur führt ihren Geiſt zur Tugend
Und Tugend führt ihn zur Natur.

Er weiß auch liebliche Gemälde von ihr zu entwerfen, die aber immer mit Gefühl und Geiſt durchwebt ſind, und nicht in eine kalte Malerei durch Worte ausarten. Er ſtellt ſie dar, wie er will, daß man ſie genießen ſoll:

Von leeren Sinnen
Kann die Natur
Für Hain und Flur
Kein Herz gewinnen!

Das Gedicht auf den Frühling, worin dieſe Zeilen vorkommen, iſt, wie man ſieht, in dem artigen Silbenmaße geſungen, das Bürger in ſeinem Dörfchen nach Bernard zuerſt im Deutſchen verſuchte, und hat großentheils den bei dergleichen Spielen unentbehrlichen Schein der kunſtloſeſten Leichtigkeit. In folgender Schilderung z. B.

entſpricht die Anmuth der Ausführung ganz der ſchönen Wahl, der es um Harmonie des Bildes und nicht um bunte Farbenmiſchung zu thun iſt:

Wie zärtlich iſt
Das Liebesflüſtern
Des jungen Hains,
In den ſo lüſtern
Des Sonnenſcheins
Verſtohlne Helle
Zur muntern Quelle
Herunter ſchlüpft,
Die unter lichten
Vergißmeinnichten
Muthwillig hüpft.

An andern Stellen hingegen ſcheint der Reim allerlei Tücken gegen den Dichter ausgeübt zu haben, der zu ſehr mit ſeinen Schwierigkeiten ſcherzte.

Wie ſich ein Düftchen
Um's andre flicht!
Wie jedes Lüftchen —
Ich liebe — ſpricht!

Die Düftchen, die ſich um einander flechten, können kaum durch die Zartheit der folgenden Zeilen, die wir durch ſie erkaufen, entſchuldigt werden, weil dieſe ſelbſt ins Tändelnde fällt. Noch ſtärker lehnt ſich das Gefühl gegen den ſichtbaren Zwang äußrer Feſſeln auf, wenn dadurch der Ausdruck eines wahren und großen Gedankens verfälſcht wird; z. B.

Ein Herz, von wilder Luſt bezügelt
Iſt in der Paradiesesflur
Verbannt aus ihrer Gottesſpur,
Die ſich dem Einfaltsſinn entſiegelt.
In einer reinen Seele ſpiegelt
Sich alle Gottheit der Natur.

Außer der Zweideutigkeit im erſten Verſe, da der Zuſammenhang erſt entſcheidet, ob das Herz die wilde Luſt bezügelt oder von ihr bezügelt wird, iſt 'bezügelt' für 'beherrſcht' hier kein paſſender Ausdruck, weil er vielmehr auf eine ordnende und wohlthätige Regierung führt, als auf ungeſtüme unterjochende Gewalt. 'Verbannt' wird man nur von einem Orte, wo man ſich aufhalten kann: dieß Verhältniß muß auch bei einem bildlichen Gebrauche des Wortes zutreffen. Eine 'Spur', aus der man 'verbannt' wird, und die ſich noch obendrein wie eine Thür 'entriegeln' ſoll, verurſacht eine große poetiſche Diſſonanz. Die Veränderung eines einzigen Buchſtabens, 'entſiegelt' ſtatt 'entriegelt,' würde ſie ſchon lindern, und bei einer etwas andern Wendung vielleicht ganz heben. Die beiden letzten Zeilen ſind tadellos und von großer Schönheit. Man könnte vermuthen, ſie ſeien mit beſonnener Kunſt ans Ende geſtellt, um jene Eindrücke wieder auszulöſchen.

Der ungebührliche Einfluß des Reimes würde ſich ſeltner ſo verrathen, wenn der Dichter nicht theils für ungewöhnliche Reime eine gewiſſe Vorliebe hätte, theils ſich an ihrer häufigen Wiederkehr, die in unſrer Sprache nicht leicht ohne Aufopferung herbeizuführen iſt, zu ſehr ergötzte. Auch durch längere Verſe hätte dem Uebel vorgebeugt werden können: die ſtreitigen Anſprüche des Gedankens und Ausdrucks und des Reimes laßen ſich ſchon eher ausgleichen, wenn die Zwiſchenräume nicht ſo gar kurz ſind. Mehrere Epiſteln ſind ganz in dreifüßigen Jamben, andre in trochäiſchen Dimetern geſchrieben. Beide Silbenmaße ſchicken ſich mehr für die leichte lyriſche Gattung, als für Gedichte von beträchtlichem Umfange, und die nicht in Strophen abgetheilt ſind. Das letzte hat einen ſanften Ausdruck, der mit dem Ton der Epiſtel an einen Freund recht gut übereinſtimmen möchte, wenn er nicht bei einem unabgebrochnen Fortgange ſo leicht ins Schleppende verfiele. Jenes hingegen iſt viel zu flüchtig und hüpfend für einen ſo ernſten Gegenſtand, wie der iſt, welcher den Dichter in der erſten Epiſtel an Gleim beſchäftigt. Mit größerem Rechte iſt zu einigen der vierfüßige Jambe gewählt, den auch Göcking und Gotter meiſtens bei ihren Epiſteln vorgezogen haben. Der fünffüßige hat eigentlich am meiſten Würde und rhythmiſche Fülle: wir finden ihn hier nur in ein paar kürzeren Stücken, nicht den ausgezeichnetſten der Sammlung. Der Stil kann dabei auch gedrängter ſein, als wenn die Gedanken durch ſo viel ſchnell auf einander folgende metriſche Pauſen zertheilt und gleichſam zerſchnitten werden. Dieß führt uns auf die Bemerkung, daß der Zwang des Silbenmaßes nicht auf den Ausdruck im Einzelnen, ſondern auch auf den Gang und das Ganze dieſer Gedichte zuweilen ungünſtig gewirkt hat. Da dieſe ganze Art des Vortrags philoſophiſcher Betrachtungen ſchon an ſich rhapſodiſch iſt, indem ſie von einer beſondern Lage und Stimmung ausgeht, ſo muß man ſich ſehr davor hüten, ſich durch zufällige Kombinationen der Töne nicht zu Ausbeugungen verleiten zu laßen, worüber der Leſer das Hauptziel ganz aus den Augen verliert. Es möchte ſchwer ſein, von manchen dieſer Epiſteln einen recht zuſammenhängenden Entwurf zu geben. Auch ſind ſie gar nicht frei von Wiederholungen: eine natürliche Folge davon, daß ſie zu lang ausgeſponnen werden. Es iſt, als ob der Verf. die Ueberzeugung von manchen Wahrheiten ſich immer noch feſter und gegenwärtiger zu machen ſuchte, und ſie deswegen von allen möglichen Seiten faßte. Darüber vergißt er dann zu rechter Zeit aufzuhören.

Wir kehren zu den überwiegenden Schönheiten zurück. Nicht ſelten gelingt es dem Dichter, in ein einziges Wort ein bedeutendes Bild zu legen, wodurch der Gedanke neben der nachdrücklichſten Kürze die klarſte Anſchaulichkeit bekommt. So ſagt er:

Die Tugend ſieht nach ihrem Schatten,
Dem Ruhm, ſich wenig um.

Kräftige Sprüche, wie folgende, prägen ſich leicht dem Gedächtniße ein, und verdienen ihm eingeprägt zu werden:

Treu der Vernunft, verdammme keinen Glauben!
Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott.

Eines von jenen erhellenden und einzig treffenden Gleichnißen, die eben ſo ſehr zur Ueberredung beitragen, als ſie durch ihre Schönheit entzücken, finden wir in dem Briefe an Roſalia, wo der Dichter zu zeigen ſucht, der Wechſel und Gegenſatz der Empfindungen ſei nothwendig, um uns den Werth des Genußes kennen zu lehren:

Empfienge wohl des Hirten Flöte
Die im bethauten Buſch erwacht,
Den Brautaufzug der Morgenröthe,
Wär' ihre Mutter nicht — die Nacht?

Schade, daß das Wort ‘Brautaufzug’ den Wohlklang ein wenig ſtört. Eben ſo gefällig iſt die Vergleichung der Unſchuld mit einer Quelle, in der ſich Blumen ſpiegeln. Aber im edelſten Stil gedichtet und wahrhaft erhaben iſt folgendes Bild in der Epiſtel an Gleim vom J. 1792., worin der Dichter ſich gegen die Beſchuldigung rechtfertigt, als ob die Theilnahme an den Zeitbegebenheiten ihn der Freundſchaft entzöge. Nachdem er die damaligen blutigen Auſtritte in Frankreich betrauert hat, fügt er hinzu:

Nur wünſchen darf ich doch,
Nur hoffen, daß wohl noch
Von jenem Opferherde,
Vor dem die Menſchheit bebt,
Ein Phönix ſteigen werde,
Der auf zur Sonne ſchwebt,
Und in dem Strahlenflügel,
Je mächtiger er ſteigt,
Je goldner einen Spiegel
Aus ſeiner Ferne zeigt.

Gern würde ſich Rec. bei dergleichen Stellen dem Vergnügen überlaßen, ihre Schönheiten näher zu entwickeln, wenn es der Raum zuließe. Die bisherigen Proben ſind hinreichend, um eine Vorſtellung von der Manier des Dichters zu geben, ſonſt ließe ſich noch Manches auszeichnen; unter andern die minder glänzende, aber einfache und rührende Stelle über Franklin.

Die meiſten in dieſem Bande enthaltenen Stücke erſcheinen, wie Hr. T. in der Vorrede erinnert, jetzt zum erſtenmale; andre, ſchon ehedem einzeln gedruckte, völlig umgearbeitet. Der folgende Band wird noch Epiſteln und Gedichte im epiſtolariſchen Tone enthalten. Ein dritter und vierter Band iſt vermiſchten Gedichten, lyriſchen Stücken und proſaiſchen Aufſätzen beſtimmt. Bei dem unabläßigen und angeſtrengten Beſtreben nach Correction, welches man den Gedichten für ſich anſehen würde, wenn auch Hr. T. nicht ſelbſt mit den beſcheidenſten Aeußerungen erklärte, daß er es ſich zum Geſetz gemacht habe, kann es ihm nicht unangenehm ſein, wenn man ihn für die Zukunft auf kleine Flecken des Ausdrucks aufmerkſam macht. Die Mißhelligkeit der Metaphern, in die er beſonders in Gefahr iſt zu verfallen, haben wir ſchon oben erwähnt; z. B. S. 229. heißt es von Truppen, die für Geld vermiethet werden, 'ſie verkaufen ſich dem Pfeil des Todes'. S. 234. wird die Zwietracht ein Ungeheuer genant, 'das dem Schleier der tiefſten Höll' entkroch'. Es iſt ein gezwungener und ſogar undeutlicher Ausdruck, wenn S. 233. der Tiger der 'ihm verwandten Flecken' (ſtatt andrer Tiger) ſchont. Die Pronomina werden zuweilen auf eine ſolche Art gebraucht, daß

Verworrenheit daraus entſteht; z. B. S. 227. in der dritten Zeile von unten ſteht ‘es’ fehlerhaft für ‘ihn’. Ein offenbarer Sprachfehler iſt ‘der ſich zurecht gefundene Blick’; ſo auch ‘hingeruht’ als Participium einer überhaupt unrichtigen Zuſammenſetzung: ‘Hin’ deutet eine Bewegung an, die mit ‘ruhen’ im Widerſpruche iſt. ‘Das Herz, dem ganz allein (für: in völliger Einſamkeit) am wohlſten iſt’, S. 63., möchte auch wohl eine unerlaubte Ellipſe ſein. Zuweilen iſt ein unedler Ausdruck durchgeſchlüpft: S. 209. ‘das Blut des Herzens heizen’; ‘Feßeln, die ins Mark ſägen’, ‘Geſchlängel’ für ‘Irrgänge’ kommt mehrmals vor, und wird durch ſchleppende Zuſammenſetzungen, ‘Labyrinth-Geſchlängel, Sorgen-Irrgeſchlängel’, noch unangenehmer. ‘Gluh’ für ‘glühend’ iſt ein niederſächſiſcher Provincialiſmus. Auch in der Bildung neuer Wörter iſt der Verf. nicht immer glücklich: er ſetzt z. B. ‘der Glauber’, für ‘der Gläubige’, oder ‘der, welcher glaubt’; ‘huldig’ für ‘hold’ oder ‘günſtig’; ‘Höhung’ für ‘Erhöhung’; ‘Gerechtſamt’, für ‘durch einen falſchen Schein gerechtfertigt’, möchte eher gelten; aber ‘eigenmündig’ kann ſchwerlich bedeuten ‘mit eignem Munde’, da das einfache ‘mündig’ nicht mit ‘mündlich’ übereinſtimmt, ſondern ‘majorenn’ heißt. Dergleichen Irrthümer, worein ein geübter und ſorgfältiger Schriftſteller bei neologiſchen Verſuchen doch zuweilen verfällt, können vielen unſrer jungen Dichterlinge, die ſich ganz über das Studium der Sprache wegſetzen, zur Lehre dienen.

Scenen aus Roms goldnem Zeitalter, vom Verfaßer des Otto von Schwarzenburg. Köthen 1796.

Dieſe Sammlung enthält Virginia oder der Sturz der Tyrannen; Paetus und Arria; Maſſiniſſa und Sophoniſba; eine Auswahl, die dem Titel wenigſtens nicht entſpricht. Kann man irgend ein Zeitalter Roms ſchicklicher Weiſe das goldne nennen, ſo hatte es entweder vor den Decemvirn noch nicht angefangen, oder war durch ihre Uſurpation ſehr unterbrochen worden, und erſtreckte ſich gewiß nicht bis zum Kaiſer Claudius. Die dritte Scene gehört den Römern nur in ſo fern an, als ſie die Veranlaßung dazu gaben. Gegen eine dialogiſierte Einkleidung einzelner Züge der römiſchen Größe, wie die vorliegende, möchten ſich indeſſen wichtigere Einwendungen machen laßen, wonach aber freilich derjenige wenig fragt, der einmal zum Schreiben gerüſtet iſt. Die That wird nicht ſelten durch die Vorbereitung erſtickt, wie es hier bei Virginiens Geſchichte geſchehen iſt; ein einfaches, großes Wort in einer Flut von Worten verſchwemmt, wie in Paetus und Arria. Die ungeſchmückteſte Erzählung rückt uns That und Wort weit näher, als eine dramatiſche Darſtellung, die ihre Helden durch heutige Empfindſamkeit und Vernünftelei verfälſcht. Was iſt hier aus dem Paetus geworden! Er krümmt und wendet ſich ſo lange vor dem Tode, daß Arria allein aus Ungeduld den Dolch hätte ergreifen können. Und doch wird er geſchildert 'Unduldend alles Zwanges, ein Sohn edler Freiheit, ein geborner Feind aller Tyrannen'. Zwar iſt er zugleich der Sekte und dem Charakter nach zu einem Epikuräer gemacht worden, allein der Verf. vergaß hiebei vermuthlich, wie ruhig der Stifter jener Sekte ſelbſt dem Tode entgegen ſah, und daß Caſſius zu derſelben gehörte. Dieſe Wendung reicht alſo keineswegs hin, um uns die Feigheit des Poetus erträglicher erſcheinen zu laßen. Er ſpricht und handelt wie ein Elender, welcher die prächtige Schilderung nicht verdient, die ihm vorangeſchickt wird. Die Schreibart verfällt überhaupt oft in das Geſuchte. Die Auseinanderſetzung von Virginiens Betragen iſt viel zu künſtlich gerathen. Dieſes in der Geſchichte bloß leidende Opfer hätte der Verf. zu einer gewiſſen Thätigkeit erheben können, ohne ſo ſpitzfindig dabei zu Werke zu gehn, wie S. 96.: 'Statt über dem ernſten Gedanken: frei und ehrenvoll zu leben! zu verweilen, und auf die Mittel der kühnſten Selbſtvertheidigung im Zorn gegen die Tyrannen zu ſinnen — lehnte ſich die ſchwächere Weiblichkeit an die ſichre und ruhigere Auskunft, und wollte lieber gewiß und edel fallen, als einem Wagſtück, deſſen Ausgang ungewiß war, und welches kaum ſo rühmlich ſchien, Tugend und Ehre anzuvertraun'. Im Ganzen genommen iſt der Verf. in einer durchaus verwerflichen Gattung immer noch ſchätzbarer geblieben, als eine Menge ſeiner Nebenbuhler.

Der Melancholiſche, eine Geſchichte in 3 Bänden. Frei nach dem Engl. von J. F. Jünger. Berl. u. Lpz. 1795 u. 96.

Es giebt gewiſſe charakteriſtiſch engliſche Produkte, welche auch der ſonſt glücklichen Hand eines Verpflanzers widerſtehen, und dahin ſcheint uns der Melancholiſche ſowohl dem Herzen als dem Kopfe nach zu gehören. So wie dem Franzoſen die naive und romantiſche Einfalt der Idyllenwelt, ſo ſchmeichelt dem Engländer oft jene übertriebene Zartheit des Gefühls, welche ihren Beſitzer nach und nach aufreibt, und ihn endlich wie unſern Helden reif macht, bei irgend einer unerwarteten Berührung wie die Frucht vom Baume niederzufallen. In unſrer empfindſamen Periode hätten deutſche Leſer eher Berührungspunkte mit ihm gefunden, ob er gleich dadurch auch weſentlich von dem Charakter derſelben abweicht, daß bei ſeiner Empfindſamkeit wirklich keine Affektation ſtattfindet, und daß ſie ſich nicht an lächerlichen Gegenſtänden übt. Allein in einem völlig natürlichen Zuſtande können wir uns ſchwerlich anders in die Stimmung dieſes Melancholiſchen verſetzen, als daß wir ſie wie eine pſychologiſche Ausſtellung betrachten. Immer iſt ſie kein erfreuliches Gemälde. Die Grundlage eines ſo reizbaren Gemüths kann keine andre als entſchiedne Schwäche ſein. Die Theilnahme wird daher durch eine Mißbilligung geſchwächt, die obendrein den Leſer mit dem Verfaßer, der ſie bei weitem nicht in dem Grade zu erkennen giebt, in Widerſpruch bringt. Was uns an Sympathie abgeht, dafür finden wir ſchwerlich in den ſeichten und weitſchweifigen Betrachtungen Erſatz, die einen großen Theil der drei Bände füllen. In ſo fern ſie ſich aus der Denkart des Melancholiſchen, aus ſeiner Mäßigung, ſeinem Wunſch Alles auszugleichen, ergeben, ſtünden ſie freilich an ihrer Stelle, wenn ſie nicht durch ihre Länge zu viel Anſprüche auf eine von ſeinem Charakter unabhängige Gültigkeit machten. Durch das ganze Buch geht eine Abhandlung über die Verfaßung der mähriſchen Brüderſchaft, deren Vortheile und Mängel ziemlich unparteiiſch dargeſtellt werden. Nur wird bei dieſer Gelegenheit religiöſe Schwärmerei für unſchädlich erklärt, und die Anſicht erhebt ſich nie über den etwas trüben Geſichtskreiß der ganz gewöhnlichen gedankenleeren Frömmigkeit. In einer ſanften Seele, wie die unſers Helden, kann dieſe mit Toleranz und geſunder Vernunft allenfalls beſtehn: allein er hat Unrecht, ihren Einfluß im Allgemeinen, da auch die unedelſten Gemüther für denſelben empfänglich ſind, nach ſich zu beurtheilen. Nicht, wie der Verf. ſagt, zu tief, ſondern zu oberflächlich dachte er, um richtig zu denken: der Verſtand iſt bei ihm bloß das unkräftige Werkzeug eines Gefühls, das zu ergründen ſtrebt, und wir hätten ihm alſo gern ſeine philoſophiſchen Selbſtgeſpräche geſchenkt. Was dann übrig geblieben wäre, hätte für ſich anziehender werden können, als in jener Verbindung. Es fehlt nicht an lebendigen Scenen, und an ſolchen Situationen, welche die Seelenſtimmung der Hauptperſon von allen Seiten zeigen. Früh entgeht ihm ein Vermögen, worauf er ſich Rechnung gemacht hatte; und dieſer Verluſt bringt ihn ſo ſehr um alles Selbſtvertrauen, daß er es nicht mehr wagt, die Augen zu ſeiner Geliebten aufzuſchlagen. Er vermag ſich ſelbſt nicht von der äußern Schale zu unterſcheiden, noch entſchloßen durch die falſche Schamhaftigkeit ſeiner Natur zu greifen. Kaum hat er ſich zum Glücke zwingen laßen, ſo kommt ſeine Geliebte in den Wellen um. Der Eindruck dieſer Begebenheit bleibt viele Jahre hindurch ungeſchwächt, bis ihn eine Freundin, von dem ganz weiblichen Verlangen, einen Kranken zu pflegen und zu heilen, hingerißen, nach manchen Begebenheiten, wobei ſeine muthloſe Unthätigkeit ſichtbar wird, wieder in wohlthätige Feßeln lockt. Doch ſolche Kranke ſind unheilbar und bringen ihren Arzt durch trügliche Geneſungszeichen zur Verzweiflung. Auch ohne die letzte Kataſtrophe würde der eigne Ausſpruch des Melancholiſchen: ‘ich bleibe ein Pinſel’, wahrſcheinlich in Erfüllung gegangen ſein. Was konnte er anders thun, da ſeine erſte, für todt gehaltne, Geliebte plötzlich wieder erſchien, als beiden die Hand reichen, und zwiſchen ihnen ſeine Seele mit einem Seufzer gen Himmel ſenden?

Chlorinde von Groſſe. Aus den Papieren Don Juans von B. Berlin 1796.

Das Motto auf dem Titelblatte:

> With every pleasing, every prudent part,
> Say, what can Cloë want? — She wants a heart.

iſt ſonderbar unglücklich gewählt. Nicht der Mangel eines Herzens entſtellt Donna Chlorinde (Clorinda, wenn es ein ſpaniſcher Name ſein ſoll), ſondern das in Konvulſionen ausbrechende Uebermaß einer lange und heimlich genährten Empfindung. Wollte der Verf. aber auch dieſen Zeilen einen ganz andern Sinn unterlegen, als ſie beim Pope (Moral Essays Ep. II. V. 159.) haben, und want für 'bedürfen' nehmen, ſo würden ſie ſelbſt nach dieſer gewaltſamen Umdeutung noch nicht auf die Heldin paſſen. Ihre Leidenſchaft würde nicht weniger verderblich für ſie ſein, auch wenn ſie eine unnatürliche Gegenliebe fände. Der Gegenſtand derſelben läßt ſich aus den erſten Bogen errathen, wäre es auch nur aus dem Umſtande, daß Don Joachim im dreizehnten Jahre verheiratet wird, welches ſelbſt für den ſüdlichen Schauplatz (denn auch hier befinden wir uns in Spanien, wo der Verf. nächſt Italien und Portugal immer am liebſten ſein Weſen treibt), zu früh ſcheint. Die völlige Entwicklung des Geheimniſſes wird aber mit vieler Kunſt bis zu der letzten Seite des Buchs und dem letzten Lebenshauche der Heldin aufgeſpart, die das entſcheidende Wort, nicht ohne der Sprache einige Gewalt anzuthun, mit jenem zugleich von ſich ſtößt. Dadurch gewinnt dieſer Roman vor den übrigen des Verf. allerdings den Vorzug der Einheit des Ganzen. Die Bogenzahl wird mehr durch ausgeſponnene Gefühle und detaillierte Schilderungen, als durch Abenteuer angefüllt. Beide tragen bei unſerm Verf. einerlei Charakter an ſich, der aus einem ziemlich glänzenden und loſen Gemiſch von gemeiner und überſpannter Phantaſie und der Gabe beſteht, unermüdet das Gemeine zu benutzen, um dem Ueberſpannten einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit zu geben. So verworren ſeine Darſtellungen ſind, und ſo unſinnig uns oft ſeine Begebenheiten dünken, ſo bleiben ſie doch ſelten ganz ohne Wirkung. Wir entdecken einen Zug, der wirklich einem Menſchen angehören kann, ja vielleicht mehrere neben einander geſtellt, die durch eine gewiſſe ſeltſame und kühne Manier die Aehnlichkeit eines Porträtes zu gewinnen ſcheinen; von der andern Seite wird die Neugier unterhalten und die Trägheit erſchüttert. Der Verf. kennt ſein Publikum, das durch das Bunte ergötzt, und durch das Tolle zum Glauben gebracht wird. Um ſich aber ferner gut mit ihm zu ſtehn, möge er ſich nur vor der Einen Gattung, die es doch auch unter dem Wortſchwall leicht zu erkennen pflegt, vor dem Langweiligen, hüten. Er iſt hier ſchon ſehr weitläuftig geworden, zuweilen auf eine ziemlich quälende Weiſe. Chlorindens innre und äußre Verzuckungen nehmen bei der Gelegenheit, wo ihr Vater, durch eine Bosheit, deren Plan man nicht recht einſieht, verwundet wird, einen ganzen Bogen ein. Die Triebfedern der Nebenperſonen, die faſt keinen Einfluß auf den Hauptgang der Geſchichte haben, wie es z. B. mit Donna Clara der Fall iſt, werden mit unaufhörlichen Wiederholungen aus einander geſetzt. Dagegen werden andre Dinge, als der Zuſammenhang von Claras Erſcheinung im Gartenhauſe, ihre unerwartete Reiſe, und das letzte Einverſtändniß Chlorindens mit dem Pagen, gar nicht erklärt. Auch in den Situationen fallen Wiederholungen vor. Don Juan rettet einmal Chlorinden, ein andermal ihrem Vater das Leben; und drei oder viermal ſpielen ihre Lieblingsthiere bedeutende Rollen. Beſchreibungen, wie folgende: 'Die Bäume beugten ſich mit einer Art von Wolluſt und Eitelkeit über die himmelklaren Fluten'; 'Er zog mit aller erdenklichen Grazie den Degen'; 'Alles bebte an ihr, und ſelbſt die ſchönen Locken ſträubten und verwirrten ſich entſetzlich'; 'Die zarten Glieder ſchlugen in nie geſehenen Krämpfen zuſammen', ſind ein Beweis, daß der Verf. ſich auch in ſeiner Schreibart getreu bleibt. Ganz beſonders iſt uns noch das Unwahre der erſten Unterredung zwiſchen Don Juan und Chlorinden aufgefallen. Wie kann ein Schriftſteller, der ſo oft des Welt- und Hof-Tons erwähnt, den Don Juan mit ſo unbeſcheidnen Fragen auftreten, und ihn ſich durch die Hoffnung entſchuldigen laßen, etwas durch ihre Beantwortung zu erfahren? In einem andern Sinne ſind die Ausrufungen 'Entſetzlich! Unnatürlich!' auf der letzten Seite verfehlt. Wenn Chlorinde in dieſem Augenblicke nicht Mitleid ſtatt Abſcheu und Mißbilligung einflößte, ſo müßte das von ihr gegebne Bild ſelbſt völlig verfehlt ſein, und das iſt es nicht. Es ſind Uebertreibungen genug darin: ſo bricht z. B. ihre unterdrückte Leidenſchaft mehrmals in die Bewegung aus, ein Thier zu ſchlagen. Dennoch wird der Hauptgedanke, verzehrende Glut in einem unverdorbnen Gemüthe, mit einer Sanftmuth gepaart, woran Liebe und bittre Verzweiflung gleiche Theile haben, immer ſichtbar feſtgehalten. Daß Don Joachim nicht thätig eingemiſcht wird, iſt für den Eindruck des Ganzen vortheilhaft.

Arkadien, oder Gemälde nach der Natur, geſammelt auf einer Reiſe von Berlin nach Rom. Bayreuth 1796.

Die Abſicht des Verf. iſt, ſeine Leſer auf einer arkadiſchen Brücke durch die Geſilde von Deutſchland, der Schweiz und Italien zu führen. Wir brauchen ihm bei dieſer neuen Gattung einer empfindſamen Reiſe nicht Schritt vor Schritt zu folgen: er nimmt abgerißene Scenen aus der Wirklichkeit, und ſucht ſie, bis jetzt, nur durch Geſtalten aus einer erdichteten Schäferwelt zu beleben. Deutſchland wird ſich darüber zu beſchweren haben, daß er es nur mit ſolchen, ſtatt mit ‘merkwürdigen Menſchengruppen’, wie er ſie verſpricht, zu bevölkern weiß; ja daß er ſogar nur künſtlich angelegte Plätze herauszuheben der Mühe werth fand: denn er führt uns immer nur in dieſem oder jenem Park herum. Für dieſes erſte Heft klagt er ſich auch ſelbſt der Einförmigkeit an, welcher er jedoch in der Folge eben ſo wenig entgehen wird, wenn er dieſelbe Manier beibehält. Seine Idyllen ſind mit der fleißigſten Wortmalerei überladen; nie legt er den Pinſel aus der Hand, ſchattiert jedes Blättchen, und färbt jeden Lichtſtrahl. Die bunteſte, ja die gelungenſte Nachahmung des Lebloſen reicht für ſich nicht hin, wahre Mannichfaltigkeit hervorzubringen, und es bedarf einer weiſen Sparſamkeit in dieſem Stücke, um die Beſchränktheit des Tons, worein der Verf. verfallen iſt, vor dem Ermüdenden zu bewahren. Die ‘Wahl des Gegenſtandes, ſchöne landſchaftliche Natur’, iſt daher gegen ſeine Meinung weniger lobenswürdig, als die Ausführung. Man kann ihm nicht abſprechen, das zuweilen recht artig gethan zu haben, was er weniger hätte thun ſollen, weil es höchſtens auf der erſten Seite ergötzt, und bei der zweiten und dritten die Aufmerkſamkeit unausbleiblich einſchläfert, wie den blinden Seher S. 77. Er entſchlummert zwiſchen ſeinen beiden Kindern, die ihm die Gegend vor ſeinen, ſchon ſeit Jahren verſchloßenen Augen ſo anſchaulich machen wollen, wie man ſie durch ein Mikroſkop ſieht. Sie zeigen ihm ſogar ‘die kleine Ameiſe, die unter dem Gewebe breiter Blätterchen herwandelt, und die Spinne, die in der Luft klettert’. Die Raupe erſcheint wie ein Ungeheuer, das die Gipfel eines Tannenwäldchens eindrückt. Sonſt iſt jene Dichtung ganz zweckmäßig erſonnen, wie mehrere andre, worunter ‘die kleine Flurkönigin’ am beſten gelungen iſt, ob ſie gleich ein wenig ins Spielende fällt. Dagegen würden die eigentlich thieriſche Geduld des ſtummen Weibes und ihr unmenſchlicher Gatte in der proſaiſchen Romanze von der Felshütte im Walde einen widrigen Eindruck machen, auch wenn ſie uns nicht in Arkadien begegneten, und in einer angemeßneren Form behandelt waren. Da ſich der Verf. eines leichten Silbenmaßes ſo gut zu bedienen weiß, wie in 'der Saugenden' und dem 'lehrenden Faun' geſchehen iſt, ſo hätte er ſo oft wie möglich damit abwechſeln, und wenigſtens alles, was Lied war, dadurch abſondern und heben ſollen. Jetzt iſt der ganze Gedanke zu dieſen Darſtellungen ſo ſchwankend ausgeführt, als er in ſeinem Urſprunge unreif geweſen zu ſein ſcheint. Es iſt zu wünſchen, daß ſich der Verf. für die Fortſetzung ſeiner Reiſe einen feſtern Plan entwerfen möge, ſonſt wird es ziemlich gleichgültig ſein, welches Land er durchwandert.

Honorine von Uſerche oder die Gefahr der Syſteme. Eine Novelle von dem Abbé de la Tour. Aus dem franzöſiſchen Manuſcript überſetzt von L. F. Huber. Lpz. 1796.

Für die Unterhaltung gehört dieſer Roman in die bedeutende Klaſſe. Aus dem philoſophiſchen Geſichtspunkte genommen, auf welchen der Titel hinweiſt, iſt das Beiſpiel eben ſo unvollſtändig gegeben, als der Hauptgedanke unreif behandelt. Die Gefahr der Syſteme hat ganz und gar keinen Einfluß auf das Schickſal dieſer Menſchen. Der oberflächliche und eigenſinnige Mann, der ſich hier aus Eitelkeit ein Geſchäft daraus macht, das ſeinige zu verkündigen, würde mit jedem andern Syſteme auf eben die Weiſe gehandelt haben; und wo er jugendliche Ueberzeugung anzufechten ſich nicht ſcheut, da gelingt es ihm doch nicht, etwas zu verderben. Der Verf. ſcheint indeſſen das Gegentheil darthun zu wollen. Nehmen wir ſein Werk als einzelne Charakterzeichnung, ſo wäre ihm das, was er nicht geleiſtet, eher als Verdienſt anzurechnen. Die Freidenkerei des H. de la Fouche iſt ganz in ſeinem Weſen, aber ſie iſt an ſich zu unbedeutend, um von beſtimmtem Einfluße weder auf ſeine eigne Moralität, noch auf die Moralität Andrer zu ſein, ſo daß die gemeine Verwechſelung religiöſer und ſittlicher Geſetzloſigkeit, die der Erzähler ſich überall zu Schulden kommen läßt, um ſo mehr auffällt. Honorine vermißt in einem Augenblicke von Schwermuth und Verzweiflung den Gott ihrer frühen Jahre: allein würde ihr voriger Glaube ſie getröſtet und eine Leidenſchaft, wie die ihrige, beſänftigt haben? In der Hälfte des Titels läge alſo das Verfehlte der Darſtellung, die übrigens alle Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Gattung hat und den Leſer anhaltend beſchäftigt. Wir ſehen hier Menſchen mit Geiſt und Treue gezeichnet, wie ſie aus den Verhältniſſen und der Lebensweiſe des ehemaligen Paris hervorgiengen. Sie haben einen Anſtrich von Unnatur, der ſie leider nur um ſo wahrer macht. Honorine, in deren Charakter eine Stärke liegt, die ihn ſehr hervorhebt, ob ſie gleich eben ſo ſehr zurückſtößt als anzieht, ſcheint dem Fluche ihrer Geburt nicht entgangen zu ſein, und von unwürdigen Aeltern allerlei geerbt zu haben. Ihr Bild iſt ganz aus Einer Farbe; aber fröhlich kann uns dieſe Farbe nicht machen. Die Verſchlagenheit des Kindes iſt ſchmerzlich: es intereſſiert uns als ein Geſchöpf, deſſen Anlagen ſchon im erſten Keime verfälſcht werden; denn die reinſte Liebe kann einem ſo gefährlichen, ſo kühlen Scharfſinne ſchwerlich die Wage halten, um ihre Unſchuld zu retten. Die Art, wie ſie die Verderbtheit der Kammerfrau zu ihren Zwecken benutzt, macht einen widrigen Eindruck, und ihre traurige Reiſe iſt unſtreitig um einige Jahre zu früh, ſelbſt für dieſe Anlagen, angeſetzt. Wir geben weiter keinen Auszug aus der Geſchichte, um dem Leſer nichts von dem Vergnügen zu rauben, das er hier finden kann. Die Revolution wird am Ende ziemlich mit Gewalt herbeigerufen, um dem Knoten eine Art von Auflöſung zu verſchaffen. Sie wird wohl noch oft in Romanen den Dienſt eines Blitzes leiſten müßen, der aus blauem Himmel niederfällt. An verſchiednen Zügen iſt der Verf. als Emigrierter kenntlich, und der Stil iſt nicht frei von Gallicismen, ſo daß man dieß Werkchen für eine Ueberſetzung halten muß, wenn gleich das Original noch nicht erſchienen iſt.

Friedrich Ernſt Albrecht(s) Triumph der reinen Philoſophie oder die wahre Politik der Weiber. In Brieſen zweier Freundin(nen) nach dem Franzöſiſchen. Lpz. 1796.

Dieſer Triumph, den Hr. A., dem erſten Theile des Titels nach ſich zueignet, iſt vermuthlich nicht ſowohl eine freie Bearbeitung 'nach' dem Franzöſiſchen, als vielmehr ganz 'aus' dem Franzöſiſchen übertragen. Der Stil hat alle Ungelenkigkeit einer wörtlichen Ueberſetzung, und läßt ſelbſt auf eine ungewöhnliche Steifheit im Original ſchließen. 'Die wahre Politik der Weiber' ſollte dergleichen nun wohl nicht an ſich haben. Hier ſind zwei Freundinnen, wovon die eine einen angenehmen Leichtſinnigen, die andre einen gefühlvollen Mann beſiegt, den aber betrogne Liebe gegen ihr Geſchlecht eingenommen hatte. Die Ehe der letzten iſt ſo glücklich, daß ſie Zeit behält, die Lehrerin der erſten zu machen, welcher die Flatterhaftigkeit ihres Gatten einige Prüfungen auferlegt. Doch iſt er bei weitem kein eingewurzelter Böſewicht, und der Triumph über ihn nicht der ſchwerſte. Die reine Philoſophie hat übrigens mit dem Unterricht der Meiſterin, welcher nur darauf abzweckt, die Eitelkeit des Mannes für ſich zu gewinnen, und aus der Ehe ein künſtliches Verhältniß zu machen, wenig zu thun. Der Vortrag iſt ein wenig pedantiſch, und an einigen Stellen ſpricht ſie von der Ehe, als wenn es eine rhetoriſche Kunſt wäre. 'Auch gebe ich wohl zu bedenken, daß, wenn man ſeine Ausdrücke nett, leicht und deutlich vorträgt, das natürlich Einfache von der Kunſt nicht unterdrückt ſein darf, und man nicht zu wortreich ſein muß.' In der der ganzen Form der Brieſe, ſogar in den Freundſchaftsverſicherungen, herrſcht eine gewiſſe Leere und Trockenheit, ſo daß das Individuelle nur eine Draperie einiger allgemeinen Betrachtungen abgiebt. Nicht ſelten überſetzt Hr. A. mit Galliciſmen, wie z. B. 'ſie iſt mein Liebling bis zur Raſerei.'

— — —

1) Homers Iliade. Traveſtirt nach Blumauer. 1. Band. Weißenfels u. Lpz. 1796.

2) Fürſtbürger Phosphorus, oder die Allerweltpfaffenharle-

kinade. Eine komiſche Geſchichte aus der Sphäre des Monds. Aethiopel.

Zur Bequemlichkeit des Beurtheilers und Leſers hat der Verf. der ſaubern 'Traveſtur' (ſo nennt er ſelbſt ſeine Dichtart) Nr. I. eine Vorerinnerung vorangehen laßen, woaus man ihn zur Genüge kennen lernt. Der Beurtheiler erfährt ſogleich, daß ihm hier nur das leichte, aber widrige Geſchäft bevorſteht, zu verwerfen und etwanige Käufer zu warnen; und an den Leſer, der ſich nach dieſen wenigen Blättern verſucht fände, noch weiter zu leſen, möchte leicht jede Warnung verſchwendet ſein. Durch die Worte auf dem Titel 'nach Blumauer', widerfährt dem Verf. der traveſtierten Aeneide in der That eine wahre Beleidigung: ſo wenig ein geläuterter Geſchmack die Ausſchweifungen ſeines Witzes und ſeiner Laune anerkennen wird, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt des freimüthigen Eifers für Wahrheiten, die in dem Kreiße, wo er ſchrieb, noch heftigen Widerſpruch fanden, der kecken treffenden Satire, und eines geſchickten Gebrauchs der Parodie, um auf Zeitumſtände anzuſpielen. Hier ſtellt ſich nun der geiſtloſeſte und aberwitzigſte Nachahmer in Eine Linie mit ſeinem Vorbilde, das er nur durch Grobheit und Schmutz zu übertreffen ſucht. Es iſt ſchwer, Ausdrücke für den Ekel zu finden, womit ein unfreiwilliger Leſer dieſes Produkt durchläuft, in welchem Alles ohne Ausnahme platt und niedrig, Manches obendrein ſinnlos und unanſtändig iſt. Es beſteht ganz aus Verſen wie folgende:

Und überdies, wo ſollte ich
Zum Hören Zeit hernehmen,
O! Klio denk', ich mußte mich
Zum Verſifex bequemen.
Und das bringt wenig, weißt du wohl,
Dabei bin ich von Schulden voll,
Als wie der Hund voll Flöhe.

Gleich in der nächſten Strophe nennt ſich der Verf. einen 'armen Schlucker', und leider hat man Urſache, dieſe Nachrichten von ſeiner Perſon nicht für Ironie zu halten. Seine Gelehrſamkeit iſt ungefähr von demſelben Schlage, wie ſeine Poeſie. Denn weil er glaubt, man könne 'durch die Lektüre einer guten und fließenden Traveſtur einen reichhaltigen Schatz von alten griechiſchen und römiſchen Sitten erhalten', ſo hat er dieſe mit Noten ausgeſtattet, die zuweilen ſo anſchwellen, daß oben auf der Seite nur für zwei Zeilen Raum bleibt. Man erfährt darin nicht nur, wer Jupiter, Juno u. ſ. w. ſind, ſondern auch, daß Amerika durch den Kolumbus entdeckt worden, und 'warum die deutſchen Muſenſöhne alle Handwerksgeſellen Gnoten nennen'. Er bittet nicht 'zu vergeßen, daß ſeine Feder nur für Männer von ruhiger Gemüthsbeſtimmung und magerer Beleſenheit geſchnitten war'. Merkwürdig iſt die bei ſchlechten Bücherſchreibern ſo charakteriſtiſche, halb demüthige, halb trotzige Verbeugung gegen ihre Feinde, die Recenſenten: 'Daraus will ich meinen Recenſenten erkennen: — Lobt er mich zu ſehr, (wie ich jedoch nicht hoffe) ſo werf' ich ihn zur gellertiſchen Fabel vom Kriegsgott. Tadelt er mich über Gebühr, ſo iſt er kein ehrlicher Mann. Hält er es aber mit dem Spruche beati tenuerunt medium! gut — ich lege mich ruhig ſchlafen'. Acht Bücher der Ilias ſind erſt in dieſem Bande durch das Fegefeuer der Parodie gegangen; es wäre alſo noch Stoff zu zwei Bänden da. Möchten ſie ungeſchrieben, ungedruckt, oder wenigſtens ungeleſen bleiben!

Nr. 2. gehört ebenfalls in die burleſke Gattung, iſt aber in einem ganz andern Ton und Geiſt geſchrieben. Der Verf. hat doch eine Abſicht dabei gehabt, und zwar keine geringere als die, alle poſitiven Religionen ohne Ausnahme lächerlich zu machen. Was von dieſer Abſicht nach moraliſchen und politiſchen Verhältnißen zu halten ſei, iſt nicht die Sache des Geſchmacks zu entſcheiden; aus dem Ernſt, womit der Verf. am Ende ſeinen Deiſmus predigt, muß man ſchließen, daß er ſelbſt geglaubt hat, durch jene wegwerfende Kühnheit etwas Gutes zu leiſten. Die Einkleidung iſt folgende. Ein vollkommen weiſer und tugendhafter Fürſt im Monde, Namens Phoſphorus, bekommt durch allzu angeſtrengtes Arbeiten Anfälle von Hypochondrie. Man räth ihm, Narren zu ſeiner Geſellſchaft kommen zu laßen, um ſich durch Lachen zu heilen. Da es aber im Monde keine Narren giebt, ſo beſchließt man Prieſter aller Religionen, als die ärgſten, von der Erde herauf kommen zu laßen. Man leiht ihnen dazu theils allerlei merkwürdige Thiere: den Pegaſus, den Widder des Phyrrus, den Eſel Bileams u. ſ. w., theils die Leiter, welche Jacob im Traume geſehen. Sie kommen an, Phoſphorus bewirthet ſie, legt ihnen Fragen über die Schöpfung, über die Mittel, ſich der Gottheit gefällig zu machen, über den Zuſtand nach dem Tode vor, ergötzt ſich an ihren widerſinnigen und ſtreitenden Antworten, und fühlt ſich geheilt. Hierauf verſammelt er ſie noch einmal, trägt ihnen ſeine Weisheit vor, und räth jedem, unter den Flaſchen, worin (nach der arioſtiſchen Dichtung) der Verſtand thörichter Erdbewohner im Monde verwahrt wird, die ihm zugehörige zu leeren. Dadurch werden ſie dann von ihrem Wahne befreit, und weil ſie nicht ohne Gefahr zur Erde würden zurückkehren können, laßen ſie ſich im Monde nieder. Rec. will nicht entſcheiden, ob es die Schuld des Inhalts oder der Ausführung iſt, daß man ungeachtet aller verzerrten Karikaturen, die vorkommen, ſich kaum ein oder das andre Mal zum Lachen, ja nur zum Lächeln gereizt fühlt. Die Verirrungen des Aberglaubens ſind vielleicht zu beklagenswürdig, der Betrug und die Laſter, welche ihn erzeugen, zu gehäßig, um zur komiſchen Unterhaltung dienen zu können. Was dieſe noch mehr vermindert, iſt, daß das Gedicht für jeden, der nicht in den Religionsgebräuchen und Lehren der verſchiedenſten Völker ſehr bewandert iſt, eines Kommentars bedarf, welcher dann auch auf mehr als hundert Seiten geliefert wird, und vom Kunſtrichter der Beurtheilung des Theologen und Geſchichtforſchers überlaßen werden muß. So viel kann auch jener wohl ſagen, daß die heiligen Bücher der Chriſten darin auf eine unedle und gemeine Art angefeindet werden. Folgende Proben des Stils werden eben nicht ſehr zur Leſung des Gedichtes einladen. Von der oben erwähnten Mondfahrt heißt es:

Die Thiere ſtiegen raſch empor
Auf nie verſuchten Bahnen;
Das Eſelein erhob ſein Ohr
Und fieng an zu yanen.
Deß freuten ſich die Reiter ſehr
Und dachten, dieſes Ungefähr
Sei ein — glückahnend Omen.

An den ernſthaften Stellen ſinkt der Ausdruck nicht ſelten zur matteſten Proſa hinab, z. B.

Geſetze, die der Nation
Erwählte Weiſe ſchrieben,

Wird es als ein folgſamer Sohn
Mit wahrer Achtung üben.
Die Strafe ſcheut ein Böſewicht —
Allein der Weiſe hält ſie, nicht
Aus Furcht — aus Ueberzeugung.

An dergleichen Verſen iſt außer dem letzten Kapitel vorzüglich das erſte reich, wo eine Menge politiſche Gemeinplätze ausgekramt werden.

---

1) Deutſche Schaubühne. 1794. Der Unabhängige, ein Luſtſpiel in 5 Aufz. Die glückliche Täuſchung, ein Luſtſpiel in 1 Aufz. Mannheim.
2) Unglück prüft Tugend, ein Schauſpiel in 3 Aufz. von F. L. Schmidt. Leipz. u. Frankf. a. d. O. 1796.
3) Vergeben und Größe, ein Schauſpiel in 5 Akten von Burchardi, Stuttg. 1796.
4) Alerina, oder ein Tag in der Türkei. (Ein) Schauſpiel in fünf Aufzügen. Aus dem Engliſchen. Frei bearbeitet vom Hrn. Prof. Cowmeadow. 2. Auflage. Berlin 1796.
5) Saffar, König in Kambaja. Ein Trauerſpiel in 5 Aufz. Lpz. 1795.

Das artige Titelblatt von Nr. 1. mit der Aufſchrift 'Deutſche Schaubühne' und der Vignette, worunter das Motto naturae aemulus ſteht, ſcheint einen ironiſchen Sinn zu haben, da man hier keine Originale findet, ſondern die Bearbeitung einer engliſchen Novelle und eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, als vermöchte der Deutſche der Natur nur durch die dritte Hand nachzueifern. Die übrige Unbedeutendheit beider Stücke läßt uns indeſſen ſchließen, daß auch der Titel keinen weitern Sinn gehabt habe. Man wird ſie leſen und ſehen, oder nicht, und beides wird auf Eins hinaus kommen. Die Ueberſetzung iſt ohne den mindeſten Fleiß gearbeitet; allein wäre ſie auch beßer, ſo würde ſie die abgenutzte Intrigue des

Originals um nichts unterhaltender, und die plötzliche Bekehrung des Ehemanns um nichts wahrſcheinlicher machen.

Nr. 2. wird bei einer guten Vorſtellung gewiß die Aufmerkſamkeit beſchäftigen. Es iſt in einer ganz natürlichen Sprache geſchrieben, die Verzerrung in Blunts Reden abgerechnet, und enthält, obgleich hier wiederum ein blinder Vater die Hauptrolle ſpielt, nichts was das Gefühl beleidigt, ſondern im Gegentheil Manches, wodurch es angezogen werden kann.

Wenige Leſer des Schauſpiels Nr. 3. werden eines Winkes der Kritik bedürfen, um es unter den völlig ungenießbaren Haufen zu verweiſen. Vergehn und Verbrechen iſt genug darin; aber vergebens haben wir einen Funken von Größe geſucht.

Nr. 4. iſt ein buntes Schauſpiel, das ſich als Operette beßer ausnehmen würde. Die Tugend, an welche der türkiſche Baſſa unaufhörlich gemahnt wird, müßte dann freilich vollends wegbleiben. Die zweite Auflage ſcheint auf eine wohlfeile Art, bloß durch ein neues Titelblatt, bewerkſtelligt worden zu ſein.

Die Prätenſionen, welche der Verf. von Nr. 5. in der Vorrede, und die, welche er im Stücke ſelbſt macht, bilden einen ſeltſamen Kontraſt. 'Dieſes Trauerſpiel', ſagt er, 'ſoll ein Spiegel ſein, in welchem man die Sitten jener Zeiten erblickt, und konnte eben deswegen nicht ſo behandelt werden, wie ein Trauerſpiel behandelt werden muß, in welchem Perſonen aus dem achtzehnten Jahrhundert auftreten'. Dem zu Folge hätte man eher eine zu knechtiſche Beobachtung des Koſtums erwartet; aber es wird durchgehends in Empfindung und Ausdruck dagegen geſündigt. Dieſe Perſonen ſind mit allen Sophiſtereien und Spitzfindigkeiten des Gefühls vertraut, und um dieß noch auffallender zu machen, hat der Verf. fleißig die Gegenſätze und Unterſcheidungen unterſtrichen. Der Dialog iſt ein beſtändiges Räſonnement. Die Spanierin und die indianiſche Prinzeſſin reden, ebenfalls ganz gegen die Abſicht des Verfs., wie aus der Vorrede zu erſehn, Eine Sprache. Der erſte Rath des indianiſchen Königs hält ihm ein Abſtractum der Tugend vor, das dieſer zu erreichen ſich krümmt und windet. 'Saſſar. — O hat wohl ein Erdenſohn dieſen gefahrvollen Kampf mit Ruhm beſtanden? nie! — nie! — Liebe iſt Ehrgefühl, Empfindung iſt Tugend! — Aſchraf! du läßt mich gehen? ſiehſt ruhig dem ehrloſen Gaukelſpiele zu, das ich beginnen werde? Iſt die Freundſchaft keine Stütze der Tugend mehr, ſo wirf die morſchen Krücken weg, und laß dem empfänglichen Herzen ſeinen unbedachtſamen Lauf! Aſchraf (fällt nieder). Willſt du die Stimme der Freundſchaft hören? Zaffar. Sie kriecht nie um mein Ohr (hebt ihn auf). Aſchraf. So kriech du nicht ſelbſt um den Thron deiner Leidenſchaften" u. ſ. w. Die indianiſche Prinzeſſin ſcheint in der römiſchen Geſchichte ſehr unterrichtet. Sie räſonniert über die Trockenheit der allzu erhabnen Tugend; daher trägt auch die Spanierin die Ehre ſich aufzuopfern davon. Sie allein räumt die Bühne wirklich: vier Andre haben bloß den guten Willen ſich zu ermorden. Einer derſelben fühlt ſein Herz etwas ängſtlich ſchlagen, indem er zum Werke ſchreiten will, und ruft mit rollenden Augen: "Ha Cato's Weibgeſang!"

---

1) Wilhelm Wallace, oder der Held aus dem Hochlande. Ein hiſtor. Roman, aus dem Engl. des Hrn. Siddons, überſetzt von M. Friedrich Boſchmann. 2 Theile. Leipzig 1796.
2) Trümmer der Vergangenheit, aus ihren Ruinen ans Licht gebracht von Albrecht. Hamb. 1796.
3) Scenen aus dem Ritterthume. Berlin 1796.

Die Novelle Nr. 1., die ſich etwas zu anſpruchsvoll einen Roman nennt, fügt nur eine Zahl zu der großen Menge hinzu, ohne ſich dem Gedächtniſſe beſonders merkwürdig zu machen. Der Stil iſt derjenige, den die Engländer meiſtens für dergleichen Erzählungen aus entfernten Zeiten gebrauchen, der geſchmückte: doch ſind ſie zum Troſt der Ueberſetzer noch nicht auf den antiquariſchen Einfall gekommen, die Sprache des Jahrhunderts nachzuahmen, in welches ſie die Handlung verlegen. Die ganze Ausführung verräth ihre Armuth durch die Menge der Epiſoden, die in einem ſo geringen Umfange zuſammengedrängt ſind, und das Intereſſe vom Helden abziehen, ohne etwas Intereſſantes an die Stelle zu ſetzen.

Nr. 2 entſpricht ſeinem Titel: Trümmer aus Trümmern ans

Licht gebracht! Man darf ſich daher über die Brocken nicht wundern, die zum Vorſchein kommen, zumal da der Verf. dergleichen überhaupt in ſo vielfachen Geſtalten zu Tage zu fordern beſchäftigt iſt. Zuerſt giebt er uns hier ein Ding, deſſen wahre Meinung ſich nicht wohl errathen läßt. Am Strande der Oſtſee liegt ein Mädchen und jammert, weil ſie während eines Sturms ihren Geliebten in den Wellen untergegangen glaubt. Aus ihrer Beſchreibung desſelben ſieht man, daß ſie ein Recht zu jammern hat, denn ‘wenn er ſie ſinken läßt, giebt er Entzücken’. Der Schutzgeiſt Teutoniens (der ſich anfangs anmaßt, die Geſchichte zu erzählen, worauf ihm aber der Verf. bald, ohne weiter davon Erwähnung zu thun, das Wort vor dem Munde wegnimmt) geht in der Gegend ſpazieren, und kommt ihr in ſo weit zu Hülfe, daß er den Verlornen anzuſpähen ſucht. Er entdeckt ihn auch auf einer benachbarten Küſte; aber leider neben einem andern Mädchen, das ihn gerettet hat. Er kann nicht verhindern, daß ſich dieſe nicht in einen ſolchen Jüngling ſogleich verlieben ſollte. Sie erfährt zwar, daß es umſonſt iſt, und drückt ihren Schmerz folgendermaßen aus: ‘Ich wage es nicht zu ſagen: warum habe ich ihn nicht ſterben laßen? aber ich wage es zu ſagen: warum bin ich geboren!’ Doch da die erſte Geliebte herbeieilt, hat der Held ſchon den Schwur gethan, beiden aus Mitleid gegen die zweite auf ewig zu entſagen. Nach einigem Kampf, wobei eins der beiden Mädchen ‘ihre ſchwache Seele gegen ſeiner ſtarken mit einer Art von Verachtung betrachtet’, finden ſich auch alle drei aufs Beſte in dieſe glückliche Auskunft. Der Schutzgeiſt ſagt ihnen Wunderdinge von der deutſchen Küſte vor, wohin er ſie zurückführen will. Sie ſchiffen ſich ein, und damit iſt Alles zu Ende, als hätte er ſie ins Himmelreich entführt; wo man denn ſehr zufrieden iſt, ſie verlaßen zu dürfen. Wer an bekanntern Gegenſtänden Geſchmack findet, kann im folgenden Stück die Schlacht bei Sempach leſen, die nun eben nicht aus Ruinen hervorgezogen zu werden brauchte. Die dritte Novelle iſt wieder aus dem Geiſterreiche oder der natürlichen Magie, und die vierte aus der mähriſchen Geſchichte genommen. Die fünfte Trümmer (es ſollte billig das fünfte Trumm heißen, denn Trümmer iſt ein Pluralis), ein Drama in Jamben, iſt ein Beweis mehr, daß dieſem Schriftſteller Nichts zu ſchwer dünkt, und daß ihm Alles in gleichem Maße gelingt.

Der Vorrede nach tritt in Nr. 3. ein neuer Verfertiger ſolcher Scenen auf, die von Helm und Schild widerklingen, und ſieht ſich nach Lob und Tadel um. Hier wäre alſo vielleicht ein Wort der Warnung nicht ganz verloren. Doch auch ohne eine ſolche Hoffnung darf Rec. nicht verhehlen, daß es mit der 'ſanften Theilnahme', welche der 'junge Anfänger zu entlocken' wünſcht, wenig zu ſagen hat; 'eine zurückſchreckende Empfindung' zu erregen, möchte ihm ſchon eher gelingen. Auch iſt es kein 'thunlicher Fall, durch geringfügige', und wir dürfen hinzuſetzen 'ganz und gar ungetreue' 'Schattenriße der Vorzeit ritterliche Denk- und Handelsweiſe zu entwerfen'. 'Die milderen Gefühle für den Werth des edleren reineren Sinns' werden nicht durch gedehnte, und im Munde der Sprechenden gegen alle ſowohl allgemeine als lokale Natur und Wahrheit verſtoßende Vernünfteleien 'kenntlich gemacht'; und 'die nächtliche Schwärze des Laſters' ſieht in Mord und Graus nur in ſehr rohen Umrißen da. Die eingeſtreuten Liedchen reichen bei weitem nicht hin, dieſe Erzählungen vor andern ähnlichen auszuzeichnen: ſie verrathen nur dadurch, daß ſie ſo häufig aus dem rechten Tone fallen, von einer Seite mehr das Unvermögen des Verfaßers.

Der Tempel der Freiheit. Eine tragiſche Scene unſers Zeitalters, von C. W. H. 2 Theile. Baſel 1796.

Zueignung und Vorrede thun es ſchon hinlänglich kund, daß die allerſchülerhafteſten Hände dieſen Tempel aufgeführt haben. Jene iſt 'an das beſte Mädchen unter dem Monde, ſeine Charlotte', gerichtet. 'Ein Kuß von ihren unentweihten roſigen Lippen wäre eine zu koſtbare Belohnung für ſeine geringe und unbedeutende Arbeit': deßen ungeachtet 'eilt er' vor den Augen des ganzen Publikums 'in ihre Arme, ſaugt Seligkeit von ihren Lippen, und verſinkt zum Schluße in nennloſe Wonne, als ihr ewig Liebender.' In der Vorrede äußert er die Hoffnung, daß irgend ein harter Vater nach Leſung dieſer wahrhaften Geſchichte, worin er nur Stand und Namen verändert habe (wie denn ſeinem Könige auch wirklich manches Bürgerliche anklebt), 'verzeihender und nachſichtsvoller ſeine Kinder behandeln werde.' Er muß dann wenigſtens kein ſo brutales Ungeheuer ſein, dergleichen der Schreiber eins aufſtellt, wenn er ſich durch Worte rühren laßen kann. Denn 'ſchrecklicher und ärger noch als Beelzebub ſeine Untergebnen' pflegt jener ſeine Tochter zu 'mißhandeln', und 'weniger und geringer ſind die Schmerzen, die der verſtockte Böſewicht auf der Folterbank ausſtehn muß, als das erbarmenswürdige Mädchen'. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn ſie ſo weit gebracht wird, daß ſie zuletzt gar Briefe an Gott ſchreibt: 'Lotte des Abends an Gott'. Vermuthlich hat der Verf. auch von ſolchen Briefen ein Muſter geben wollen, ſo wie er Th. I. 'zum Gebrauch manches Liebenden, der nicht ſo geübt in der Feder iſt', einen von Wilhelm an Lotten einrückt, durch den er ihr ſeine Seele verſchreibt, 'auf goldgerandetem Papier aufs zierlichſte geſchrieben und ſein Name darunter mit Blut ſchimmernd gezeichnet'. Dieß iſt zugleich ein Beweis, daß der Verf. ſeine Arbeit noch lange nicht für ſo 'gering' und ſo jämmerlich hält, als ſie iſt. Der Vorſitz des beſten Mädchens unter dem Monde hat nicht einmal auf die Anſtändigkeit ſeines Tons Einfluß gehabt, wenn er, um nur einen Ausdruck unter der Menge aufzugreifen, von 'zärtlichen Damen' ſpricht, 'die in den nervloſen Armen eines Wollüſtlings unbefriedigt die Nächte durchquälen.' Auch läßt er keine Gelegenheit vorbeigehn, das Anſehn phyſiſcher Kraft an Freund und Feind geltend zu machen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſich die Politik in dieſem Buche ebenfalls nur aberwitzig geberdet. Der Held flüchtet, und geräth durch eine Fallthür, nachdem er eben zuvor der ganzen Welt Trotz geboten, zitternd in den unterirdiſchen 'Tempel der Freiheit', unter eine Geſellſchaft, die dem heimlichen Gericht oder auch einer Räuberbande gleicht, und urplötzlich alle Großen und Vornehmen mordet, wobei er denn mitergriffen und hingerichtet wird. Doppelt Schade um ihn, da er auch ein Poet war, und nur die Feder zu ergreifen brauchte, 'ſiehe da war es ein Gedicht voll hoher Empfindungen, voll zärtlicher Ausdrücke', wie dieſe:

Und von Gottes unſichtbarer Hülle
Rauſchte Amen! Amen! drein;
Nachjauchz' ich es in der Freuden Fülle:
Amen! Lotte, du biſt mein!

Oeuvres de Chamfort, recueillies et publiées par un de ses amis. Paris. L'an 3 de la Rép. 4 Tomes.

In der Erwartung, die man häufig und mit Zuverſicht geäußert hat, als müßten die großen politiſchen Begebenheiten in Frankreich eine ſchnelle und durchgängige Umſchaffung der franzöſiſchen ſchönen Litteratur hervorbringen, liegt unſtreitig viel Ueberſpanntes. Zwar iſt der ſeit jenen verfloßenen Zeitraum bis jetzt noch viel zu kurz und zu unruhig geweſen, um ſie durch die Erfahrung zu widerlegen: aber die Frage iſt nicht von der Art, daß nur die Erfahrung zu ihrer Entſcheidung berechtigen könnte. So ſehr auch der Geſchmack, als ein Theil des Nationalcharakters oder aufs genaueſte damit zuſammenhängend, den Einflüßen der politiſchen Verfaßung unterworfen ſein muß, ſo iſt doch dieſe nicht die einzige moraliſche Urſache, welche den Charakter einer Nation beſtimmt, und die phyſiſchen Urſachen beſtehen unmittelbar unter allen Verfaßungen. Hiezu kommt, daß jede bis auf einen gewiſſen Grad gebildete Sprache ihr Volk mehr beherrſcht, als von ihm beherrſcht wird, und daß vermittelſt einer ſolchen Sprache, die ſich in einer ſchon feſtgeſetzten Form forterbt, entfernte Menſchengeſchlechter ihren Nachkommen eine Erziehung geben, welche oft von dieſen gar nicht wahrgenommen, oft geradezu geleugnet wird, und deſto unfehlbarer wirkt. Da die franzöſiſche Sprache durch die höchſte Verfeinerung auf eine zierliche Einförmigkeit beſchränkt und bis zur Schwächung abgeglättet und zugeſpitzt iſt, ſo läßt ſich bei ihr eben ſo wenig, als bei einer ſchon entwickelten Organiſation, an eine weſentliche Umgeſtaltung denken, die keine Ausartung wäre. So lange aber die Sprache, von der einen Seite das Medium der geiſtigen Empfänglichkeit, von der andern das Werkzeug des Dichtergeiſtes und Witzes, feinere Ausbildungen abgerechnet, dieſelbe bleibt: wie ſollten im Reiche des Geſchmacks höhere Forderungen als bisher gemacht, und wie befriedigt werden können? Wie Vieles wird noch geſchehen müßen, wenn die franzöſiſche Nation den ſo tief eingewurzelten, und auf gewiſſe Art gegründeten Glauben aufgeben ſoll, daß ſie in jeder Gattung unübertreffliche Muſter der Nachahmung beſitze?

Es giebt indeſſen Arten der Bildung, die nur in beſonderen Verhältniſſen des geſelligen Lebens gedeihen, und in Anſehung dieſer kann man ohne Bedenken ſagen, daß in Frankreich eine neue Epoche der Litteratur angefangen hat. Da das nächſte Zeitalter geneigter ſein wird, die Eigenthümlichkeiten der geendigten Epoche fremd und klein zu finden, als ſie ausſchweifend zu bewundern, ſo iſt es verdienſtlich, alle noch vorhandenen *) Schriften, worin ſie ſich ausſpricht, zu ſammeln und auf die Nachwelt zu bringen. Sie können nicht nur wichtige Beiträge zur Sittengeſchichte liefern, ſondern auch durch **) Vorzüge glänzen, die aus jener erklärt werden müßen, und die man, wo ſie ſich finden, genießen, aber nicht zurück wünſchen darf, wo ſie ausgeſtorben ſind. Dahin gehört eine gefällige, witzige Frivolität, die nur aus dem Mittelpunkte geſchmackvoller Ueppigkeit hervorgehen kann. Sie war Chamforts Geiſte nichts weniger als fremd; doch hätten wir aller Wahrſcheinlichkeit nach in dem, was von ihm verloren gegangen iſt, vorzüglich in ſeinen Erzählungen und in ſeinen Epiſteln der Ninon, noch mehr Anlaß gefunden, ihn mit Köpfen wie Hamilton und Boufflers zu vergleichen,

---

*) Denkmäler derſelben zu ſammeln 1796. **) äſthetiſche Vorzüge 1796.

als in dem Theile dieſer Sammlung, worin er ſeine Kenntniß der Welt und der Menſchen niedergelegt hat, und zwar zuweilen als witziger und ſatiriſcher, aber meiſtens als ernſter Beobachter erſcheint. Seine dichteriſchen Erzeugniſſe zeichnen ihn am wenigſten aus. Sie tragen das allgemeine Nationalgepräge, und die Feßeln der conventionellen franzöſiſchen *) Kunſtregeln haben ſeinem originalen Geiſte wenig freie Bewegung geſtattet. Als Kunſtrichter iſt Chamfort Akademiſt und gläubiger Verehrer des klaſſiſchen Zeitalters unter Ludwig dem vierzehnten. In ſeiner Philoſophie, die er immer nur aphoriſtiſch vorträgt, erkennt man den Zeitgenoßen von Voltaire, Helvetius und den Encyklopadiſten. Aber ſeine Anſichten der Geſellſchaft und des Lebens überhaupt ſind das reine Reſultat ſeiner **) Perſönlichkeit und ſeiner Erfahrung. ***) Sie wurden erſt nach ſeinem Tode in der Sammlung ſeiner Werke der Welt mitgetheilt, und möchten leicht den anziehendſten Theil ſeines ganzen †) ſchriftlichen Nachlaßes ausmachen.

Ein Zug, der Chamfort von vielen witzigen Köpfen ſeiner Zeit unterſcheidet, und den der Herausgeber in das volleſte Licht zu ſtellen bemüht iſt, um ihn dem jetzigen franzöſiſchen Publikum zu empfehlen, iſt die uneigennützige Wärme, womit ſeine Denkart der neuen Ordnung der Dinge entgegen kam. Der ganze Ton ſeiner Bildung hätte ihn eher davon entfernen müßen, wenn dieſe Bildung nicht von einem ſehr entſchiedenen Charakter begleitet geweſen wäre, in welchem jede Ueberzeugung ſich zur Triebfeder des Betragens

---

*) Technik 1796. **) Individualität 1796. ***) Sie werden hier der Welt zum erſten Male mitgetheilt 1796. †) ſchriftſtelleriſchen 1796.

und zur Neigung erhob. Er lebte in der großen Welt; die Art von Glück, welche er gemacht hatte, verdankte er ganz einem litterariſchen Luxus, der nur in einer Verfaſſung der Geſellſchaft ſtattfinden kann, wo die angeſehenſte Klaſſe das Vorrecht hat, ſich nicht um das Nützliche bekümmern zu dürfen, und daher einen hohen und ausſchließenden Werth auf bloß glänzende Vorzüge legt. Es war in einem Alter, wo man keine neuen Gewohnheiten mehr annimmt, wo die Wünſche und Beſtrebungen der meiſten Menſchen ſich auf ruhigen Beſitz des Erworbenen beſchränken, und wo ihnen alles unwillkommen iſt, was dieſen Beſitz auch nur entfernter Weiſe zu ſtören droht. Dennoch hielt ihn weder Einſeitigkeit, noch Eigennutz, noch Eitelkeit ab, ſeinen Ueberzeugungen eifrig und öffentlich zu huldigen. Mehrere vorher berühmte Schriftſteller haben ſich bloß aus Ehrgeiz auf die Seite der Revolution geworfen, um ſich eine noch glänzendere Exiſtenz zu verſchaffen, da ſie einſahen, daß ihre bisherige ein Ende nehmen müße; Chamfort hingegen ſcheint dabei gar nichts für ſich geſucht zu haben. Er fühlte, bei ſeiner ſchwachen Geſundheit keinen Beruf, ſich in die Strudel der politiſchen Thätigkeit zu ſtürzen; aber er blieb unter jedem Wechſel der Begebenheiten ſeinen Grundſätzen treu, und alles, was er für die Revolution ſprach oder ſchrieb, floß aus eignen wahren Geſinnungen. Den ſtärkſten Beweis hievon gab er dadurch, daß er zuletzt ſelbſt ein Opfer ſeiner Freimüthigkeit wurde.

*)Ueber den damaligen Zuſtand der franzöſiſchen Litte-

---

*) Statt der folgenden 3 Sätze hat die A. L. Z. 1796. S. 243 f. Folgendes: Durch eine vorangeſchickte, ſehr zweckmäßige und gut geſchriebene Notice sur la vie de Chamfort hat der Herausgeber, der ſich

ratur giebt der Bericht, welchen der gelehrte und einſichtsvolle Herausgeber, Ginguené, von Chamforts ſchriftſtelleriſcher Laufbahn erſtattet, manche Aufſchlüße. Sonſt aber

---

nur mit G. unterzeichnet (es iſt Ginguené, Mitglied des Nationalinſtituts), die Lücken ausgefüllt, welche die Betrachtung der Schriften Ch's in der Bekanntſchaft mit ſeinem Geiſt und Charakter noch übrig läßt. Wir heben die bedeutendſten Züge aus, die unſere Leſer theils mit ſeiner literariſchen Laufbahn bekannt, theils durch die Theilnahme an dem Menſchen auf den Schriftſteller begierig machen können.

Chamfort wurde in Auvergne im J. 1741. mit ſehr geringen Anſpruchen an die bürgerliche Geſellſchaft geboren, indem ſchon ſeine Geburt wider ihre Anordnungen verſtieß. Er lernte ſeinen Vater niemals kennen; aber er bewies ſich darum nicht weniger als einen zärtlichen Sohn gegen ſeine Mutter, and verſäumte während einer leidenſchaftlichen Jugend und bei eigner Noth niemals ſie zu unterſtützen. Seine gelehrte Erziehung erhielt er im College des Grassins. Eine entſchiedene Abneigung gegen den geiſtlichen Stand, ob er gleich ſchon Abbé hieß, entfernte ihn von dieſem Aufenthalte. Er hatte nun mit Noth und Armut zu kämpfen, und nährte ſich kümmerlich von einer dienſtbaren Schriftſtellerei. Seine erſte nützliche Arbeit war ſeine Theilnahme am Vocabulaire français. Er fuhr dabei fort, ſein poetiſches Talent zu üben, and ein akademiſcher Preis, den er durch eine in die Sammlung eingerückte Epitre d'un père à son fils, sur la naissance d'un petit fils gewann, war der erſte Schritt zu ſeinem Glücke. Dieſe Auszeichnung, verbunden mit einem angenehmen Aeußern und aufgewecktem Witze, verſchaffte ihm eine günſtige Aufnahme in der pariſiſchen Modewelt; allein die dadurch beförderte Unregelmäßigkeit ſeiner Lebensart gab ſeiner Geſundheit einen Stoß, wovon er ſich nie wieder ganz erholte. Seine Noth wurde dadurch beträchtlich vermehrt, bis es ihm gelang, ſeinen Glücksſtand feſter zu gründen. Dennoch verlor er ſein Ziel, ſich durch litterariſchen Ruf zu einer genügſamen Unabhängigkeit hinauf zu arbeiten, nicht aus den Augen, und ſchlug ſogar ſehr vortheilhafte Anträge aus, die ihn davon entfernt haben

haben die Schriften, wodurch Chamfort hauptſächlich ſeinen litterariſchen Ruf erwarb, für uns gerade am wenigſten Bedeutung. Sie beſtehen großentheils in theatraliſchen Arbeiten und akademiſchen Preisſchriften, welche ihm im Jahre 1781. eine Stelle in der franzöſiſchen Akademie verſchafften. Der darauf folgende Zeitraum bis in die erſten Jahre der Revolution war die glücklichſte und glänzendſte Periode ſeines Lebens. Der Graf von Vaudreuil, ein liebenswürdiger Hofmann, der damals in hoher Gunſt ſtand, war Chamforts genauer Freund, und bewog ihn, eine Wohnung in ſeinem

---

würden. Die gebahnten Wege hiezu waren damals in Frankreich theatraliſche Arbeiten und Bewerbung um akademiſche Preiſe. Nach einigen mißlungenen Bemühungen gewann er deren zwei, von der franzöſiſchen Akademie für ſeine Lobſchrift auf Moliere, und von der marſeilliſchen für die auf Lafontaine. Schon weit früher, im 23ſten Jahre machte er ſeine erſte Erſcheinung auf dem Theater mit einem kleinen Luſtſpiele: la jeune Indienne. Sechs Jahre nachher gab er ein anderes Nachſpiel, le marchand de Smyrne, und nach einem eben ſo langen Zwiſchenraume ſein Trauerſpiel Mustapha et Zeangir. Jene beiden waren mit Beifall aufgenommen worden, und hatten ihn eine Zeitlang ernährt; dieſes verſchaffte ihm eine Penſion vom Hofe, wo es ausgezeichnetes Glück machte. Vorher hatte er immer nur dürftig von dem Ertrage ſeiner durch Kränklichkeit ununterbrochenen Arbeiten, von der Unterſtützung reicher Freunde, und von einer kleinen Penſion auf den Mercure gelebt, die ihm Chabanon großmüthig abtrat. Jetzt bot ihm auch der Prinz von Condé die Stelle eines Sécrétaire des commandements in ſeinem Hauſe an, die Ch. einige Zeit verwaltete, aber bald aus Abneigung gegen den Zwang des Hoflebens aufgab; kurz darauf verließ er das Schloß des Prinzen gänzlich. Schwermuth über den Verluſt einer Freundin, nebſt andern Verdrießlichkeiten, entzogen ihn auf einige Jahre der litterariſchen Welt. Doch war ſein Ruf zu ausgemacht, als daß man ihn bei Erledigung einer Stelle in der Académie Française im J. 1781. hätte übergehen können.

Hauſe anzunehmen, wo er, frei von aller Abhängigkeit, bald das Schauſpiel der großen Welt genoß, bald ſich in einen ausgewählteren Zirkel von Freunden zurückzog, bald ruhig ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen nachhieng. So wie die politiſche Gährung zunahm, mußten ihn freilich ſeine Meinungen und ſelbſt ſeine Warnungen immer mehr von einem Adel entfernen, der den nahen Fall nicht vorausſah; er trennte ſich daher nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution von Vaudreuil. In den erſten Jahren jenes Zeitraums bildete ſich auch ſeine genaue Freundſchaft mit Mirabeau, die bis zum Tode des letzten fortdauerte. Vielleicht führt den Biographen der Wunſch, *) ſeinem Freunde politiſche Wichtigkeit beizulegen, zu weit, wenn er behauptet, Chamforts Rath und Leitung habe auf Mirabeaus öffentliche Laufbahn den **) entſchiedenſten Einfluß gehabt. ***) Zwar ſcheinen die ſeitdem herausgegebenen Briefe Mirabeau's an Chamfort die Behauptung des Biographen zu beſtätigen. Mirabeau eröffnet ſich ſeinem Freunde nicht nur mit großer Innigkeit und unbegränztem Zutraun; in den ſtärkſten Ausdrücken erkennt er deſſen Ueberlegenheit und das Wohlthätige ſeiner Leitung an. Allein Mirabeaus †) kühner Geiſt hatte immer Mühe, von dem leidenſchaftlichen Ungeſtüm, wodurch er eben

---

*) ſeinen Helden 1796. **) entſcheidendſten 1796.

***) 1796: Es iſt wahr, gegen die Aechtheit der eingerückten Stellen aus Briefen von Mirabeau an Ch. (der Herausgeber kündigt eine vollſtändige Sammlung derſelben an, die auch jetzt zu Paris erſchienen iſt; in der Decade phil. 4. Ann. republ. Nr. 83. S. 289. ſteht eine ſehr merkwürdige Lettre inedite de M. à Ch., aus und zum Theil über England) iſt weder aus äußern noch innern Gründen etwas einzuwenden: die ganze Eigenthümlichkeit ſeines großen Geiſtes ergießt ſich darin in glühenden Worten.

†) Genie 1796.

ſo unwiderſtehlich wirkte, nicht zu Verirrungen hingeriſſen zu werden. Er mußte daher einen großen Werth auf die Reife, auf die Gabe der kühleren Beobachtung legen, die Chamfort bloß durch Jahre und Erfahrung vor ihm voraus hatte. Auch gehörte er, wie man vorzüglich aus ſeinen Briefen ſieht, zu den auf eine edle Art verſchwenderiſchen Gemüthern, die Andern aus der Fülle ihrer Vorzüge erſt leihen, was ſie von ihnen zu empfangen ſcheinen. Mirabeaus ausgebreitete Aufmerkſamkeit ſogar auf ſehr untergeordnete Menſchen, um ſie zu ſeinen Zwecken zu benutzen, kann wohl nicht hieher gezogen werden. Chamfort war zu tiefer Menſchenkenner und fühlte ſich zu ſehr, um ein ſolches Verhältniß nicht zu merken und es ſich gefallen zu laſſen. Nur freie, auf Uebereinſtimmung und Gleichheit gegründete Anhänglichkeit konnte ihn bewegen, ſo uneigennützig für Mirabeau zu arbeiten. Er hatte beträchtlichen Antheil an deſſen früheren Werken, und vorzüglich an der Schrift über den Cincinnatus-Orden. *) Noch in ſpäterer Zeit dauerte dieſe gemeinſchaftliche Wirk-

---

*) 1796: Noch in ſpäteren Zeiten dauerte dieſer Verkehr fort. Eine ganz von Ch. verfertigte Rede über die Abſchaffung der Akademien, welche Mirabeau durch den Tod verhindert worden iſt zu halten, fand ſich unter den Papieren des letztgenannten, und iſt in dieſe Sammlung aufgenommen. Jener ſtand auch andern Rednern der conſtituierenden Verſammlung mit ſeinem Geiſt und ſeiner Feder bei. Sonſt waren ſeine letzten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mehrere Artikel im Mercure, woran er ſeit dem J. 1790. Antheil nahm, und Tableaux de la révolution, eine Reihe von Beſchreibungen der Hauptbegebenheiten, von großen Kupferſtichen begleitet, die Ginguené nachher fortgeſetzt. Noch kurz vor ſeinem Tode entwarf er mit einigen Freunden den Plan zu einer Zeitſchrift, welche unter dem Titel la décade philosophique in der Folge vielen Beifall gefunden hat

ſamkeit fort. Chamfort hatte eine Rede über die Abſchaffung der Akademien ausgearbeitet, welche Mirabeau halten ſollte, als ein plötzlicher Tod ihn hinwegraffte. Auch andern Rednern der conſtituierenden Verſammlung ſtand Chamfort mit ſeinem Geiſte und ſeiner Feder bei.

Die ihn betreffenden Folgen der Revolution, welche ihn bald aus gewohntem Ueberfluße in die eingeſchränkteſte Lage verſetzten, machten ihn in ſeinem Eifer für ſie nicht irre. Man hat ihm im Journal de Paris nachgerühmt, er habe alle Mißbräuche der alten Regierung ſogar an ſich ſelbſt leidenſchaftlich verfolgt. ‘Er eiferte gegen die Penſionen, bis er keine mehr hatte; gegen die Akademien, wovon die Einkünfte ſeine einzige Hülfsquelle geworden waren, bis es keine mehr gab; gegen alles Weihrauchſtreuen und Liebedienern, bis niemand mehr ſich um ſein Wohlgefallen bewerben mochte; gegen den übermäßigen Reichthum, bis er keinen Freund mehr hatte, der reich genug geweſen wäre, um ihm ſeine Kutſche zu leihen und ihn zum Eßen einzuladen; er eiferte endlich gegen die Frivolität, gegen die Schöngeiſterei, gegen die Litteratur ſogar, bis alle ſeine Bekannten, bloß mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, ſich nicht mehr um ſeine Schriften, ſeine Schauſpiele, ſeine Unterhaltung bekümmerten.’ In den unglücklichen Zeiten, wo die anarchiſche Partei die Oberhand gewann und mehr und mehr ihre Schreckensregierung gründete, kehrte ſich die kühne Offenherzigkeit ſeiner Reden, die vorher oft von Mund zu Mund gegangen und Sprichwörter geworden waren, gegen ſie, und ſeine beißenden Einfälle wurden ihm als Staatsverbrechen angerechnet. Den Wahlſpruch: Brüderſchaft oder der Tod! erklärte er: Sei mein Bruder, oder ich ſchlage dich todt’ Auch nannte er es die Brüderſchaft Kains und Abels, und da man ihm vorwarf, er wiederhole dieß Wort zu häufig, erwiderte er: 'Sie haben Recht, ich hätte zuweilen zur Abwechſelung ſagen ſollen: die Brüderſchaft des Eteokles und Polynices.' Die Tyrannei unter Robespierre hat ſich zwar nicht lange genug einwurzeln können, um, trotz allen Spionen, das freie Reden in Paris ſelbſt an öffentlichen Oertern zu verhindern; aber Chamfort war ein zu ausgezeichneter Kopf, um unbemerkt zu bleiben. Die Stelle eines Bibliothekars an der National-Bibliothek, die er er noch von Roland hatte, mußte zum Vorwande ſeiner Verhaftung dienen. Man brachte ihn zugleich mit Barthelemy in das Gefängniß der Madelonetten, ließ ihn zwar nach einigen Tagen wieder los, gab ihm aber einen Gendarmen zur Bewachung. Seine Kränklichkeit und das Bedürfniß beſtändiger Pflege machten ihm ein ungeſundes Gefängniß unerträglich, und als ihm der Gendarme eine zweite Verhaftung ankündigte, beſchloß er ihr durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Er entfernt ſich unter dem Vorwande Vorbereitungen zu machen, verſchließt ſich in ſein Kabinet, will ſich vor die Stirne ſchießen, aber verletzt nur die Naſe und das eine Auge: hierauf verwundet er ſich an der Kehle, an der Stelle des Herzens, verſucht ſich die Adern zu öffnen, hat aber nicht Kräfte genug zu einem tödtlichen Streiche. Man läuft hinzu, ſucht das Blut zu ſtillen, und bringt ihn auf ſein Bett, wo ſein Erſtes iſt, daß er eine Erklärung über ſeinen Entſchluß zu ſterben diktiert und unterzeichnet. Sein Freund Ginguené, der herbeieilt, findet ihn zwar in einem fürchterlichen Zuſtande, aber in vollkommener Gemüthsruhe, und ſchon wieder geſtimmt zu ſcherzen. 'Was iſt zu thun?' ſagt Chamfort zu ihm: 'da ſehen Sie, was es heißt eine ungeſchickte Hand haben. Nichts gelingt Einem, nicht einmal ſich ſelbſt umzubringen.' Hierauf erzählt er ihm. 'comment il s'était perforé l'oeil et le bas du front au lieu de s'enfoncer le crâne; puis charcuité le col au lieu de se le couper; et balafré la poitrine sans parvenir à se percer le coeur.' — 'Endlich,' fügt er hinzu, 'habe ich mich an Seneca erinnert; dem Seneca zu Ehren habe ich mir die Adern öffnen wollen. Aber er war reich, er hatte Alles nach Wunſch, ein warmes Bad, kurz jede Bequemlichkeit. Ich bin ein armer Teufel, habe nichts von dem allem; ich habe mir entſetzliche Schmerzen verurſacht, und da bin ich doch noch. Aber die Kugel ſitzt im Kopfe, das iſt die Hauptſache. Ein wenig früher oder ſpäter macht nichts aus.' *) — Bald darauf ſtarb Chamfort an den Folgen ſeiner Wunden, und fand im Tode eine Zuflucht vor ferneren Verfolgungen, die ihn ſonſt ohne Zweifel getroffen hätten.

Chamfort gehörte vielleicht zu den Köpfen, die nicht ſo ſehr

---

*) 1796: Es iſt merkwürdig, wie der Nationalcharakter Eigenſchaften, die ihm fremd ſcheinen, ohne daß er ſie doch im Grunde ausſchließt, modificiert, und wie dieſelbe Standhaftigkeit in Schmerzen und beim Anblick des Todes, die ſich bei einem Römer in die Würde ſeines Volkes kleidete, hier die Farbe der franzöſiſchen Flüchtigkeit trägt

Ob Ch. gleich bis auf einen gewiſſen Grad geheilt ward, ſo ſtarb er doch nicht lange nachher an den Folgen ſeiner Wunden. In der letzten Krankheit drang er mehrmals darauf, dem Herausgeber ſeine Papiere zu übergeben; dieſer ſchob es immer auf, um, wie er ſagt, 'die damit verknüpfte traurige Vorſtellung zu entfernen': eine Schonung oder Weichlichkeit, die in Anſehung Ch's gewiß überflüßig war, und der Litteratur einen nicht geringen Verluſt zugezogen hat. Sein Zimmer ward verſiegelt, und als man es nachher öffnete, ward ein beträchtlicher Theil ſeiner Handſchriften (un grand nombre d'ouvrages précieux), welcher vermuthlich entwandt war, vergebens geſucht.

durch ihre Talente, als durch ihre ganze Perſönlichkeit Original ſind, und die man daher mehr an dem, was ſie ſagen, als an dem, was ſie ſchreiben, erkennt. Zu einer ausdauernden Anſtrengung ſcheint er eben nicht gemacht geweſen zu ſein. Bei ſeinen früheren Werken, wodurch er ſeinen Ruhm gründete, ſpornte ihn faſt immer ein äußerer Antrieb; und was er nachher geleiſtet, wenigſtens was noch vorhanden iſt, ſcheint großentheils die Frucht augenblicklicher Eingebungen geweſen zu ſein. Hiezu kommt, daß er ſich früher als die meiſten Menſchen von Täuſchungen losmachte, und die Eitelkeit vieler Dinge einſah. Daher ſeine Gleichgültigkeit gegen Schriftſtellerruhm. ‘Iſt es nicht lächerlich,’ ſchreibt er einmal vom Lande, wo er ſich hinbegeben hatte, um an den Épitres de Ninon zu arbeiten, wegen deren man ihn drängte, ‘daß man vernünftig zu leben unternimmt, um Thorheiten zu ſchreiben?’ Der künſtleriſche Genius fühlt ein Bedürfniß der Kunſt, und wenn Chamfort nicht bloß als witziger Kopf den dramatiſchen Dichter machte, ſo ließ er es ſchwerlich bei ſo einzelnen, obgleich gelungnen Verſuchen bewenden. Daß er ſeine Lebensphiloſophie nicht zum ſchriftſtelleriſchen Geſchäft machte, gereicht ihm eher zum Lobe; die liebſte und gefühlteſte Wahrheit theilt man nur mit ſolchen Menſchen gern, von denen man ſicher iſt ganz verſtanden zu werden und ſcheut ſich am meiſten, ein Gewerbe damit zu treiben.

*) Unter den akademiſchen Schriften Chamforts verdienen ſeine Lobreden auf Lafontaine und Moliere ausgezeichnet zu werden. Dieſe bei den Franzoſen ſo beliebte und ſo häu-

---

*) 1796: Der erſte Theil der Werke Ch's enthält die von Seiten des Stils am fleißigſten, mit der Sorgfalt eines Akademiſten ausgebildeten, proſaiſchen Schriften. Die beiden oben erwähnten Eloges machen den Anfang.

ſig bearbeitete Gattung (auch das jetzige National-Inſtitut ſcheint die Sitte der Lobſchriften oder Lobreden aufrecht erhalten zu wollen), die unter uns [illegible] gänzlich vernachläßigt worden iſt, läßt ſich von mehr als Einer Seite betrachten. Selbſt ein allzu freigebiges Lob, einem Verſtorbenen ertheilt, wird nicht leicht unreiner Triebfedern verdächtig, und es iſt erweckend für Andre, wenn das Andenken des Verdienſtes feierlich geehrt wird. Mag es ſein, daß eine Nation in dieſer Gallerie verſchönerter Bildniſſe von Männern, welche ihr angehörten, vor allen Dingen ſich ſelbſt ſucht: ſo iſt doch viel dadurch gewonnen, daß ihre Eigenliebe ſich an wahrhaft große Namen knüpft, und nicht bei einem verworrenen Vorurtheile von Würde und Ueberlegenheit ſtehen bleibt, das auch der roheſte Barbar haben kann. Der ſtille Lebenslauf eines Denkers oder Künſtlers bietet dem Biographen ſelten eine Reihe auffallender Begebenheiten dar; das ächteſte Leben ſolcher Männer, hat man mit Recht geſagt, iſt in ihren Werken aufbewahrt: aber eine ergründende, ins Einzelne gehende Prüfung und Würdigung findet gewöhnlich nur ſolche Leſer, die das Fach, wozu die Werke gehören, vorzugsweiſe beſchäftigt. Das Éloge, ein Gemiſch aus freier Beurtheilung und biographiſchen Ueberſichten, kann auch Andre, die mit einer Kunſt oder Wißenſchaft nicht vertraut ſind, auf eine anziehende Art von ihrer Lage und ihren Fortſchritten unterrichten, und wenn von Erzeugniſſen der ſchönen Litteratur die Rede iſt, durch beredten Ausdruck des Gefühls ihre Empfänglichkeit anregen. Aus dieſem Beſtreben entſteht nun freilich für den Verfaßer die Gefahr, an Gründlichkeit zu verlieren, *)wenn er an Schönheit des Vortrags gewinnt,

---

*) was er 1796.

und die noch ſchlimmere, übertriebene Lobſucht, ohne eindringende Schärfe des Urtheils, durch froſtige Emphaſe des Tons zu verrathen. Gegen die gewöhnliche Meinung, die ſo Viele zu unbilligen Urtheilen verleitet, um die Stärke ihrer Kritik zu beweiſen, iſt es viel leichter, mit Verſtand zu tadeln, als geiſtvoll zu loben. Jenes kann man thun, und doch bei der Außenſeite, gleichſam bei dem techniſchen Gerüſte eines Geiſteswerkes, ſtehen bleiben; dieſes ſetzt voraus, daß man wirklich in das Innere gedrungen, und zugleich Meiſter im Ausdruck ſei, um die dem bloßen Begriffe entfliehende Eigenthümlichkeit *) des geiſtigen Gepräges zu faßen.

Chamfort hat es in beiden Lobſchriften in einem nicht gemeinen Grade geleiſtet; und doch möchte die Charakteriſtik Lafontaines in der franzöſiſchen Poeſie wohl eine der ſchwerſten Aufgaben dieſer Art ſein, wenigſtens ungleich ſchwieriger, als die des Moliere. Was der kraftvolle Komiker für ſeine Kunſt gethan, ordnet ſich leichter in große, in die Augen fallende Maſſen; man bewundert an ihm eben ſo ſehr, die Erfindung, als die Ausführung, und die Eigenſchaften ſeines Stils gleichen den Zügen einer ſtark gezeichneten Phyſiognomie. Lafontaines beſcheidene Originalität mußte mit großer Vorſicht vor Uebertreibung anſchaulich gemacht werden. Er hat wenig erfunden, und die wunderbare Zartheit in der Behandlung eines ſcheinbar geringen Stoffs, die naive Liebenswürdigkeit, die Grazie des Unvorbereiteten (la grâce de la soudaineté, nach dem eignen Ausdrucke des Dichters), die kunſtloſe Kunſt: alle dieſe feineren, ſanft verſchmolzenen Vorzüge entziehen ſich einem nicht ſehr gefühlvollen Kunſtrichter

---

*) äſthetiſcher Eindrücke zu faßen. 1796.

während der Unterſuchung. Das Einfachſte leidet am wenigſten handgreifliche Zergliederung. Eine der glücklichſten Zuſammenſtellungen in dem ganzen Aufſatze, unter vielen ſinnreichen Gegenſätzen, iſt es, wenn gegen Voltaires Vorwurf, Lafontaine habe nicht zu ſchildern verſtanden, die Zeilen, wo dieſer Auroren darſtellt, wie ſie

La tête sur son bras, et son bras sur la nue,
Laisse tomber des fleurs, et ne les répand pas,

zugleich als Widerlegung und als ein Bild der freundlichen und hingegebenen Muſe des Fabeldichters angeführt werden.

Daß in Chamforts Lobſchrift auf Moliere dieſer für den größten Komiker aller Zeiten und Völker ausgegeben wird, darf von einem Kunſtrichter ſeiner Nation nicht befremden. Bei der unumſchränkten Herrſchaft der äußerlichen Anſtändigkeit über Natur und Genialität, die in der franzöſiſchen Poetik hergebracht iſt, muß man ſich eher wundern, daß dem Ariſtophanes noch ſo leidlich Gerechtigkeit widerfährt. Die Schilderung von ihm neigt ſich zwar ein wenig zur Karikatur, iſt aber gar nicht verfehlt. Ein Irrthum, wie der, daß die alte Komödie zu Athen nicht unter obrigkeitlichem Schutze geſtanden habe, mochte in Frankreich, ſelbſt vor einer Akademie, wohl ohne Rüge durchſchlüpfen. An der neueren Komödie der Griechen und Römer tadelt es Chamfort, daß darin durch den Gang der Handlung keine beſtimmte Moral gleichſam ausgeſprochen wird. On ne voit point qu'une grande idée philosophique, une vérité mâle, utile à la société, ait présidé à l'ordonnance de leurs plans.' Als ob nicht eben dadurch die fröhliche Unbefangenheit, der köſtliche Muthwille der komiſchen Darſtellung verloren gienge, und als ob ſie nicht ſchon moraliſch genug wirkte, wenn ſie eine ſchöne Freiheit des Gemüthes in uns nährt' Wenn man, wie Chamfort, die ausdrückliche Moral zu einem Geſichtspunkte der Beurtheilung Molieres macht, ſo möchte ſein Verdienſt doch ebenfalls in einem zweideutigen Lichte erſcheinen, und die poetiſche Gerechtigkeit manchmal ſehr vermißt werden. Was Rouſſeau in dem Briefe an d'Alembert ſelbſt gegen ſeine geſittetſten Stücke, hauptſächlich gegen den Miſanthropen, in dieſer Hinſicht geſagt hat, und worauf Chamfort anſpielt, möchte ſich dann ſchwerlich widerlegen laßen. Rouſſeau betrachtet, ohne allen Begriff von ſchöner Kunſt, die Perſonen des Theaters als wirkliche Menſchen, und findet dann ihre Zuſammenſtellung in Molieres Komödien eben ſo unſittlich, als die menſchliche Geſellſchaft in der Wirklichkeit, deren Bild ſie iſt. Er hat darin gegen jeden Theoriſten Recht, der den unbedingten Werth der Form in Kunſtwerken nicht zu behaupten, und ihr den Stoff nicht ganz zu unterwerfen weiß. Daß die moraliſche Nutzanwendung nicht jener angehöre, iſt daraus klar, daß wahre Begebenheiten, ohne alle Zubereitung durch darſtellende Kunſt, ſie in ſich enthalten können; ſie iſt im Drama bloßer Stoff, und zwar, eine ſolche Armſeligkeit, daß die ſchlechteſte Sudelei ein Meiſterwerk darin übertreffen kann. Chamfort nimmt dieſe Forderung ſogar in ſeinen Begriff der Komödie auf, der aber weit mehr eine Beſchreibung von Zufalligkeiten iſt, als er ihr Weſen erklärend beſtimmt.

Eine dritte Lobſchrift iſt *) Chamforts Rede bei ſeiner Aufnahme in die Franzöſiſche Akademie. Sie iſt, um bei den veränderten Zeiten kein Aergerniß zu geben, mit einigen Auslaßungen abgedruckt. Eine ziemlich unnütze Vorſicht: denn

---

*) der Discours de reception de Ch. à l'Académie française. Sie iſt .... 1796.

wenn die Nachwelt einmal weiß, daß Chamfort Akademiker geweſen, ſo kann es ihr auch kein Geheimniß bleiben, daß er bei ſeiner Aufnahme dem Kardinal Richelieu und Ludwig dem vierzehnten den herkömmlichen Weihrauch geſtreut. Ohne den Zwang der Sitte hätte Chamfort wohl ſchwerlich ſeinen Vorganger zum Gegenſtande einer Lobrede gewählt: aber dieſe Lobrede iſt darum nicht weniger gelungen. Die Nothwendigkeit, in ſeinem eignen Geiſte Hülfsquellen gegen die Magerkeit des Stoffes zu ſuchen, hat den Redner auf eine ungewöhnliche Höhe gehoben. La Curne de Sainte-Palaye war weder Dichter, noch Philoſoph, noch Geſchichtſchreiber in dem Sinne, worin das Wort eigentlich hiſtoriſche Kunſt in ſich faßt. Er war ein antiquariſcher Gelehrter: man hat von ihm in der Handſchrift ein Wörterbuch der ältern franzöſiſchen Sprache, und vierzig Foliobände Materialien zu einem noch viel weitläufigeren der franzöſiſchen Alterthümer. Sein einziges bis dahin erſchienenes Werk waren die Abhandlungen über das Ritterthum. Hier weiß Chamfort mit einer geſchickten Wendung in ein fremdes Gebiet zu ſtreifen: man glaubt, er rede von dem Buche über das Ritterthum. und er redet doch eigentlich ſehr geiſtvoll und beredt, mitunter auch philoſophiſch ergründend, von dem Ritterthume ſelbſt, von ſeinem Werth und ſeinen Mängeln. Vortrefflich und ſehr gefällig vorgetragen ſind die Bemerkungen über deſſen Einfluß auf die Wiederbelebung der Poeſie. Hierauf kehrt er zum Sainte-Palaye zurück, und entwirft ein liebenswürdiges Bild von ſeinem Charakter und einem hervorſtechenden Zuge, ſeiner innigen, frühen und bis in das höchſte Alter ununterbrochenen Freundſchaft für einen Zwillingsbruder. Dieſe ſeltene Bruderliebe iſt in hohem Grade wahr und rührend dargeſtellt, und ſelbſt das, was auf den Argwohn der Eingeſchränktheit und bloß inſtinktartigen Angewöhnung führen könnte, hat die Kunſt des Redners, und noch mehr ſein Gefühl, ehrwürdig zu machen gewußt.

*) Der nächſte Aufſatz, welcher dazu beſtimmt war, im Jahre 1791. von Mirabeau als ein Bericht über die Akademien vor der Nationalverſammlung vorgeleſen zu werden, macht einen ſchneidenden Abſtich gegen den vorhergehenden. Nach einer ſcharfen Prüfung der angeblichen Verdienſte der franzöſiſchen Akademie trägt der Redner auf ihre Abſchaffung an. Zuerſt wird das, was einzelne Mitglieder für ſich geleiſtet, von den Werken des Kollegiums geſondert, womit man es häufig zu verwechſeln pflegte. Dann werden die Geſchäfte der Akademie einzeln durchgegangen, das Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache, die verſprochene und nicht gelieferte Grammatik und Rhetorik, die Reden bei der Aufnahme, die Komplimente, welche die Akademie Perſonen des Hofes machen mußte, die Austheilung von Preiſen der Poeſie, der Beredſamkeit u. ſ. w., auch eines Preiſes der Tugend, womit Leute aus der bedürftigen Klaſſe für edle Handlungen belohnt wurden. Alles wird in ſeiner Zweckloſigkeit und Armut gezeigt, und dieſe lag auch in Anſehung der meiſten Produkte ziemlich offen am Tage. Um den Preis der Tugend zu verwerfen, mußte ſich der Redner zu reinen Begriffen von Sittlichkeit erheben, aber ſie als Wahrheiten des Gefühls ausſprechen: er hat dieß mit edler Wärme, mit hinreißendem Nachdrucke, ganz Mirabeaus würdig gethan. Die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres glaubte er noch kürzer abfertigen zu können; die Académie des Sciences

---

*) Das nächſte Stück Des académies. Ouvrage que Mirabeau devait lire à l'Assemblée nationale sous le nom de rapport sur les académies en 1791. macht .... 1796.

wird gar nicht erwähnt; und der Schluß von der Unnützlichkeit der franzöſiſchen Akademie auf *) alle gelehrten Körperſchaften iſt ein wenig übereilt. Für Sprachkunde und Alterthumskunde, für die Naturwißenſchaften und die Anwendungen der Mathematik darauf, **) ſcheinen gelehrte Geſellſchaften, gehörig eingerichtet, ſehr nützlich wirken zu können. Dieſe Fächer erfordern theils mühſame, ſehr ins Einzelne gehende Forſchungen, theils Erfahrungen und Verſuche, und den damit verknüpften Aufwand, Reiſen, örtliche Beſichtigungen, u. ſ. w. Für alles dieß wird der vereinzelte Gelehrte durch den Abſatz von Druckſchriften, die nur wenige wißenſchaftliche Leſer finden, nicht gehörig entſchädigt; ja er kann dergleichen Arbeiten gar nicht unternehmen, wenn ihm nicht auf andere Weiſe eine ſorgenfreie Muße geſichert iſt***). Der Zunftgeiſt, der ſich bei einer ſolchen Auctorität über die ſchöne Litteratur unfehlbar einſchleicht und die freie Selbſtthätigkeit des Geiſtes hemmt, iſt dort nicht zu fürchten. Sollte dieſe Gefahr bei dem jetzigen National-Inſtitut vermieden ſein, das in der That eine Akademie, und, wo möglich, eine Alles umfaßende iſt? *) Wenigſtens hat der Dichter Desforgues gewiß Unrecht, wenn er in ſeinem Strafgedichte über den ausgelaßenen Preis der Poeſie dieſe Vernachläßigung für ſehr ſchädlich hält **). Muſikaliſche Wettkämpfe (im

---

*) alle litterariſche Collegien 1796.

**) ſcheint eine gelehrte Geſellſchaft mit großem Vortheil arbeiten zu können; und der Zunftgeiſt .... 1796.

***) Die wirklich nützlichen Akademien zugleich mit der unnützen, ja ſchädlichen franzöſiſchen aufzuheben, war allerdings eine verkehrte Maßregel. Doch wäre ſie allenfalls gerechtfertigt, wenn man ihre Einkünfte zur Stiftung von Univerſitäten auf den Fuß der beſten im proteſtantiſchen Europa verwendet hätte. Die Akademien ſind ſehr zeitig wieder hergeſtellt worden, weil ſie zum Glanze der Hauptſtadt und zur Repräſentation gehörten. Für den öffentlichen Unterricht hingegen iſt, aus Mangel an Einſicht, meiſtens auch an gutem Willen bei den Gewalthabern, nie etwas Umfaßendes und Durchgreifendes geſchehen. Die franzöſiſche Nation iſt deswegen zu beklagen: ſie gleicht hierin einem Menſchen, der zwar einen reich und geſchmackvoll geſtickten Rock, dabei aber kein Hemd auf dem Leibe hätte. Anm. z. n. Abdruck 1828.

---

*) Ich habe franzöſiſche Naturforſcher, die nicht zu der herrſchenden Schule gehörten, Klage führen hören, ſie hätten durch wiederholtes Andringen und öffentliche Aufforderungen niemals erlangen können, daß die Académie des Sciences von ihren Entdeckungen die mindeſte Kenntniß genommen, und etwa eine Kommiſſion zu deren Prüfung ernannt hätte. Ein Mitglied dieſer Akademie erklärte mir einmal ſo zuverſichtlich, eine noch ſchwebende Streitfrage ſei durch den Ausſpruch ſeines Kollegiums ein für allemal abgethan, daß ich mich veranlaßt fand, ihm zu erwidern, die Akademie könne keine Wahrheitspatente ertheilen. Anm. z. n. Abdruck 1828.

**) Die franzöſiſche Akademie hätte immerhin aufgehoben bleiben mögen: während die phyſiſch-mathematiſche und die hiſtoriſch-philoſophiſche Abtheilung des Inſtituts in Europa die verdiente Achtung genießen, iſt jene in Paris ſelbſt die Zielſcheibe des öffentlichen Spottes, und dieß hat ſie durch ihre nach der Hofgunſt eingerichteten Wahlen, ihr hohles Komplimentierweſen und andre Lächerlichkeiten reichlich verdient. Sie iſt das wahre Uhus-Neſt aller altfränkiſchen Meinungen in der Litteratur. Erſprießliches hat ſie ſeitdem eben ſo wenig geleiſtet als vorher. Es verſteht ſich, daß man die Arbeiten einzelner Mitglieder von denen der Körperſchaft unterſcheiden muß. Der einzige Raynouard hat „mehr für die Geſchichte der Sprache und die Alterthümer der einheimiſchen Litteratur gethan, als die ganze Akademie ſeit ihrer Stiftung. Daß das bisherige Wörterbuch unzulänglich ſei, wurde vorlängſt eingeſtanden, und die Akademie hat ſich anheiſchig gemacht, ein neues zu liefern. Aber die Arbeit iſt unglaublich langſam vorgerückt. Sollte dieß Wörterbuch jemals an das Licht treten, ſo wird es vermuthlich nicht viel beßer ausfallen, als das alte, weil es nach demſelben fehlerhaften Plane entworfen iſt. Ich habe hierüber mehrmals mit dem griechiſchen Sinne des Wortes) können nur vor einem verſammelten Volke ſchicklich gehalten werden, weil der allgemeine Beifall die Beglaubigung eines Künſtlers iſt, der für

---

vormaligen Secretär der Akademie, Suard, geſprochen. Ich behauptete, man müße in zwei Hauptſtücken von dem alten Muſter abweichen: man müße für die Bedeutungen der Wörter, und ihren Gebrauch in der Verbindung, Stellen aus den beſten Schriftſtellern anführen, und man dürfe die Etymologie nicht ganz ausſchließen. Meine Gründe fanden bei ihm keinen Eingang. Er ſagte: 'Wir ſind Vierzig an der Zahl, wir verſtehen alle unſre Mutterſprache vollkommen; wenn wir bezeugen, dieſes oder jenes ſei gut Franzöſiſch und jenes nicht, ſo muß man uns aufs Wort glauben; wir brauchen uns auf keine höhere Auctorität zu berufen.' — Es iſt gleichwohl klar: wenn in ein Muſter-Wörterbuch nur die gangbaren abgenutzten Redensarten aufgenommen werden, ſo muß dieſes immer mehr zur Einförmigkeit und zur zahmen Beſchränktheit führen. Die genialiſchen Redner und Dichter haben kühne Zuſammenſtellungen gewagt, und dadurch die Wörter gewiſſermaßen neu geſchaffen, und der Armut der Sprache abgeholfen. Aber dieß will man eben nicht. — Was die Etymologie betrifft, ſo gehört die hypothetiſche und bis zu den entfernteſten Graden der Verwandtſchaft aufſteigende freilich nicht in ein Lexikon, deſſen Hauptzweck iſt, den gegenwärtigen Sprachgebrauch aufzuſtellen. Es giebt aber eine ganz grammatiſche und hiſtoriſche Etymologie, welche oft die Definition des Wortes in ſich faßt, und allein über die Stufenfolge der Bedeutungen Aufſchluß geben kann. Weil es den Akademikern an dieſer Einſicht mangelte, haben ſie oft unglaubliche Fehlgriffe gethan. So haben ſie zum Beiſpiel das ganze Syſtem der Negationen, ein ſo wichtiges Stück der Grammatik, nicht verſtanden. Es beſteht darin, daß eine kleine Bejahung geſetzt, und durch die verneinende Partikel weggenommen wird. Je kleiner die Bejahung war, deſto ſtärker fällt nun die Verneinung aus. In dem *Dictionnaire de l'Académie* wird *Rien* erklärt durch: *néant, nulle chose.* Hinterdrein kommt heraus, es bedeute auch Etwas. Das wäre in der That ein wunderliches Wort. Etwas iſt die eigne Bedeutung, die andre bekommt es nur die gebildete menſchliche Natur überhaupt arbeitet. Sie ſetzen daher hohe Bildung und Selbſtändigkeit des öffentlichen Geſchmacks voraus. Die Sitzungen des National-Inſtituts ſind noch lange keine olympiſchen Spiele.

Außer ein Paar kleineren Aufſätzen enthält der erſte Band noch eine Dissertation sur l'imitation de la nature,

---

durch die hinzugefügte oder hinzugedachte Verneinung. Es iſt abgeleitet von res, und um dieſes zu errathen, brauchte man eben kein Oedipus zu ſein; denn im Provenzaliſchen ſind die lateiniſchen Formen res, re, rem, noch ganz beibehalten. Die Akademiker ſcheinen ſich aber an den Ausſpruch Molieres gehalten zu haben:

Et rien, comme tu le sais bien,
Veut dire rien, ou peu de chose.

Bei JAMAIS iſt die erſte angegebene Bedeutung ‘niemals’, dann ‘irgend einmal’, und endlich ‘immerfort, allezeit’. Man ſieht, das Wort wächſt gewaltig, ungefähr wie in den Puppenſpielen ein kleines Figürchen plötzlich oben einen langen Leib herausſtößt, und in Kurzem ein Rieſe wird. Jamais, von iam magis, bedeutet zuvörderſt eine Fortdauer. Solcher Proben ließen ſich viele anführen. Wenn einmal das neue Dictionnaire erſcheint, dann wird man ſehen, ob es jetzt mit der Sprachkunde der Akademiker beßer ſteht als ehemals. Auf jeden Fall, und dieſe Bemerkung iſt ſchon in Frankreich ſelbſt gemacht worden, muß die Langſamkeit der Ausarbeitung der Vollkommenheit Abbruch thun. Die franzöſiſche Sprache, die man wohl für völlig feſtgeſetzt ausgegeben hat, entwickelt ſich, wie jede lebende Sprache, nach den Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes. Wenn man Gedanken hat, die man zuvor noch nicht gehabt hatte, ſo müßen auch die Mittel des Ausdrucks herbeigeſchafft werden. Angenommen nun, daß in dem Dictionnaire die letzten Buchſtaben des Alphabets auf der Höhe des Zeitalters ſtehen, ſo werden A und B, vor dreißig Jahren ausgearbeitet, ſchon ins alte Regiſter zurückgetreten ſein. Die franzöſiſche Akademie gleicht jenem Barbier, der ſo langſam raſierte, daß der Bart an der einen Seite wieder wuchs, während er mit der andern beſchäftigt war. Anm. z. n. A. 1828.

relativement aux caractères dans les ouvrages dramatiques. Sie erſcheint hier zum erſtenmale gedruckt, und hätte für Chamforts Ruhm, wenigſtens im Auslande, immerhin unbekannt bleiben mögen. Dieſes äſthetiſche Geſchwätz ohne Grundſätze, ja ohne Beſtimmtheit der Begriffe, mag unter ſeinen Landsleuten immerhin für de la métaphysique appliquée aux beaux arts gelten, wir Deutſchen können nichts weiter daraus lernen, als daß die Theorie der ſchönen Künſte, und namentlich der Poeſie, in Frankreich noch in der unmündigſten Kindheit iſt. Wie ſollte es anders ſein, wenn ſie dabei von der ihrigen ausgehen? Die völlig ſchiefen Anſichten des griechiſchen und engliſchen Theaters ſind deswegen ſelbſt von einem ſo guten Kopfe, als Chamfort war, ſehr begreiflich. Es wird auf Idealität in der Darſtellung der tragiſchen Charaktere gedrungen, aber aus ſchwachen Gründen und mit ſo kahlen Angaben der Verhältniſſe zwiſchen gemeiner und ſchöner Natur, zwiſchen dieſer und dem Ideal, daß die Forderungen des Kunſtrichters durch die êtres gigantesques, boursoufflés et chimériques der franzöſiſchen Tragödie, wie ſie Rouſſeau ohne Umſchweife nennt, vollkommen befriedigt werden. Daß ſich Manier in der Kunſt niemals zum wahrhaft Idealiſchen erheben kann, und daß das vermeinte Idealiſche in den Darſtellungen franzöſiſcher Dichter im höchſten Grade manieriert iſt, ſcheint der Verfaßer nicht einmal von Ferne zu ahnden. *)

---

*) In der A. L. Z. 1796. folgt: Das Urtheil unſrer Nation über Werke, die nach dieſer ſeichten Theorie gemacht ſind, hat ſich ſchon lange ſo entſchieden kund gethan, daß wir der Mühe überhoben ſein können, von Mustapha et Zeangir, womit der zweite Band anhebt, etwas anderes zu ſagen, als daß es eine franzöſiſche Tragödie iſt. Der Stoff derſelben aus der türkiſchen Geſchichte iſt

Chamfort's weitläufige Auszüge aus den Mémoires und der Vie privée du Maréchal de Richelieu können der Leſung dieſer widerwärtigen Bücher überheben, und ſind beßer dazu

---

auch vor Zeiten für unſre Bühne bearbeitet. Daß Ch. vom Hofe einen Gehalt dafür bekam, läßt ſich, ohne viel auf die tragiſche Rührung zu rechnen, aus ein Paar geſchickt eingeflochtnen Stellen, welche für den König und ſeine Familie ſehr ſchmeichelhaft ſein mußten, ohne den Dichter zu erniedrigen, ganz befriedigend erklären. Das kleine Luſtſpiel in Verſen: la jeune Indienne, iſt auf die Geſchichte von Inkle und Yariko gegründet; doch iſt der Ausgang, wie ſich verſteht, glücklich, und der Charakter des Helden ſehr gemildert, aber wegen ſeiner Schwäche gleichgültig. Die Zuſammenſtellung der Schlichtheit eines Quakers mit der Naivetät eines Naturkindes könnte Reiz genug haben, wenn ſie gehörig durchgeführt wäre. Le marchand de Smyrne, comédie en un acte et en prose, iſt eine artige Kleinigkeit. Die Geſchichte iſt eigentlich rührend, aber auf eine leichte und ſogar fröhliche Art, und die offenherzige Gefühlloſigkeit eines Sklavenhändlers bringt ſehr luſtige Einfälle zum Vorſchein. Das Uebrige des zweiten Theils füllen vermiſchte Gedichte an, wozu im dritten Theil noch ein Nachtrag gegeben wird. Was einige ernſthafte Stücke betrifft, ſo bezieht ſich Rec. auf das oben Geſagte. Das ſtärkſte darunter iſt wohl L'homme de lettres, discours philosophique en vers, und wir würden in Verlegenheit ſein, anzugeben, warum es den akademiſchen Preis verfehlt, da die weit weniger vorzügliche Epitre d'un pére á son fils u. ſ. w. ihn gewonnen hat. Beide können indeſſen nicht als wahre Gedichte, ſondern nur als rhetoriſche Uebungen in Verſen betrachtet werden. Von den ſcherzhaften Stücken, Epiſteln, kleinen Erzählungen, Epigrammen u. ſ. w., ſind manche unbedeutend, in andern erkennt man Ch.'s Geiſt, doch auf eine weniger glänzende Art, als in ſeiner Proſe. Eins aus ſeinen letzten Lebensjahren, les fêtes Espagnoles, iſt reich an drolligen Zügen und nicht ohne originelle Laune.

Die Anzeigen der Mémoires und der Vie privée du Maréchal de Richelieu, im 2ten Th. ſind Auszüge, die im J. 1790. im Mercure de France geſtanden haben. Sie können der Leſung der Bücher ſelbſt überheben, gemacht, den wahren Geſichtspunkt für ihren Gegenſtand anzugeben, als der fremde Geiſt, welchen der Herausgeber der erſtgenannten, Soulavie, ihnen untergeſchoben hatte. Dennoch ſcheint Chamfort die tiefe Verworfenheit Richelieus, dieſes Helden in jeder Gattung von Infamie, nicht völlig abgeſondert von dem Glanze, den ihr die Sage und die Macht der Meinung verlieh, beurtheilt zu haben. Er ſpricht noch von der singularité de son caractère et de sa destinée, da ihn doch von keiner Seite etwas anderes merkwürdig macht, als die unermüdliche Unverſchämtheit, womit er die Verdorbenheit ſeines Zeitalters benutzte, von der er ein Denkmal geworden iſt. Sogar ‘ſein wirkliches Talent, Weiber zu verführen’ gründete ſich mehr auf die verächtliche Schwäche der Ueberwundenen, als auf die Unwiderſtehlichkeit des Siegers, und am meiſten auf den bis zur Raſerei gehenden Hang ſeiner Landsmänninnen, ſich dem Götzen der Mode an den Kopf zu werfen. Und wie leicht war dieſe Eigenſchaft für den zu gewinnen, den Geburt und Zufall begünſtigten! Daß er neben jener Unverſchämtheit wahre Vorzüge beſeſſen, wird man deswegen noch nicht glauben, weil ihn Voltaire ‘in allen Tönen beſungen hat’. Es ſcheint ſogar zweideutig, ob Richelieu in der ‘Kunſt, das Laſter zu ſchmücken, ſeine Nebenbuhler übertroffen.’ Wir werden weder Witz noch Fröhlichkeit bei ihm gewahr, wie bei ſeinem Vorbilde Hamilton, noch irgend eine Spur von wahrer Anmuth des Geiſtes. Seine Laſter ſtehn in ihrer nackten Häßlichkeit da, und es giebt nicht leicht einen Menſchen, von welchem es ſo offenbar wäre, daß ſich die Menſchlichkeit niemals in ihm geregt hat. Was ihm Chamfort als etwas Bemerkenswerthes und Eigenthümliches anrechnet, die dreiſte Freimüthigkeit, ſich der Nachwelt zu bekennen, iſt nur ein Zug, der ſeine gänzliche Schamloſigkeit vollendet. Indeſſen iſt hier keiner ausgelaßen, der Richelieu in das gehörige Licht ſtellt, und jeder wird von Bemerkungen über den Geiſt einer Regierung begleitet, unter welcher ſo etwas an einem Manne von hoher Geburt gut geheißen, ja bewundernd angeſtaunt ward. *)

Der vierte Theil von Chamforts Werken enthält luſtige Anekdoten, ſcherzhafte Einfälle, aber auch viele Bemerkungen, Erfahrungen und Lehren, die einer ſehr ernſten Prüfung werth ſind, und nicht wenige, worin die Tiefe des Gedankens ſich unter einer leichtſinnigen Art ihn vorzutragen an-

---

*) In der A. L. Z. 1796. folgt: Die ebenfalls aus dem franzöſiſchen Merkur genommenen Anzeigen der Memoiren des Duclos und ſeiner Reiſe durch Italien, ſind weniger ausführlich. Jenes Werk läßt auch keinen eigentlich Auszug zu, und die Leſung desſelben muß Niemanden erſpart werden. Ch. ſpricht davon mit der achtungsvollſten und gerechteſten Würdigung des Werks. Es folgen hierauf Lettres diverses, eine nicht zahlreiche und ſehr fragmentariſche Sammlung. Einige dieſer zuſammengeleſenen Briefe haben bloß ein biographiſches Intereſſe; der zweite enthält ein feines Spiel des Witzes; mehrere betreffen die Revolution, unter andern der 13te, der kurz nach dem 10. Aug. 1792. geſchrieben iſt. Ein charakteriſtiſch franzöſiſches Produkt ſind die Petits dialogues philosophiques. Viele darunter könnte man dialogiſierte Epigramme nennen, und zum Theil ſind die Einfälle von der Art, daß es ſchwer ſein würde, ſie in irgend einer andern Form feſtzuhalten; in der That paſſen auch nur die flüchtigſten Wendungen für einen ſo leichten, luftigen Gehalt. Daß dieſe Geſpräche, die zum Theil mit ein Paar Zeilen geendigt ſind, faſt nie ein Wort zu viel enthalten, iſt nicht ihr geringſtes Verdienſt. Hier ſind ein paar der kürzeſten zur Probe: ‘A. Ich thäte ihm gern etwas zu Leide. B. Er hat Ihnen ja nie etwas zu Leide gethan. A. Einer muß wohl anfangen.’ ‘Auf einen Menſchen ohne Charakter. Dor. Er liebt Hrn. von B . . . . ungemein. Phil. Woher weiß er das? Wer hat es ihm geſagt?’

ziehend verbirgt. Alle erſcheinen jetzt zum erſtenmale. Der Herausgeber erklärt in einem eignen Vorberichte die Entſtehung dieſer Sammlung und ſein Verfahren bei der Auswahl und Anordnung. Chamfort hatte die Gewohnheit, täglich Aphoriſmen, worin er die Reſultate ſeines Nachdenkens zuſammenfaßte, Anekdoten und Charakterzüge, die man ihm erzählte oder die er ſelbſt erlebte, witzige Reden von ihm ſelbſt oder von Andern, auf Zettel zu ſchreiben, und ſie durch einander geworfen in Mappen aufzubewahren, deren er eine beträchtliche Menge auf ſolche Weiſe angefüllt hatte. Wie von ſeinen übrigen Papieren, ſo wurde auch von dieſen ein großer Theil nach ſeinem Tode entwandt. *)

---

*) Statt der folgenden vier Zeilen hat die A. L. Z. a. a. O. Folgendes: Unter dem Reſt derſelben fand der Herausgeber einen Zettel mit folgenden Rubriken: Erzeugniſſe der vervollkommten Verfeinerung. 1. Th. Maximen und Gedanken. 2. Th. Charaktere. 3. Th. Anekdoten. Wahrſcheinlich waren dieß die erſten Linien des Entwurfs zu einem Werke, das Ch. aus dieſen Materialien zu machen gedachte. Der Herausgeber folgte alſo ſeinem Winke, verwarf mit ſorgfältiger Auswahl mehr als die Hälfte, und ordnete die übrigen in zwei Hauptklaſſen, indem er die nur in geringer Anzahl vorhandnen Charaktere mit den Anekdoten verband. Dieſe ließ er ohne weitere Eintheilung, wodurch ſie nichts gewinnen, wohl aber den Reiz der Abwechſelung und der Kontraſte verlieren konnten. Die Maximen und Gedanken vertheilte er, um die Ueberſicht zu erleichtern, in verſchiedene Kapitel. — Die beiden erſten enthalten allgemeine Maximen; das dritte handelt von der Geſellſchaft, von den Großen, den Reichen, den Weltleuten; das vierte vom Geſchmack am eingezognen Leben und von der Würde des Charakters; das fünfte nehmen wiederum moraliſche Gedanken ein; das ſechste Betrachtungen über die Frauen, die Liebe, die Ehe und die Galanterie; das ſiebente iſt überſchrieben: Des savants et des gens de lettres (eine Unterſcheidung, die ſich nicht ins Deutſche übertragen läßt. Das Wort 'ſchöner Geiſt', auch wenn der Mißbrauch keine

Bei der Anordnung iſt der Herausgeber den vorgefundenen Rubriken gefolgt: ſie iſt aber dennoch ziemlich willkürlich. Sonſt iſt dieſes bei weitem der wichtigſte und anziehendſte Theil von Chamforts Nachlaß.

Ein Syſtem der Moral und Lebensphiloſophie würde ſich ſchwerlich aus dieſen aphoriſtiſchen Bruchſtücken zuſammenbauen laßen, und vielleicht haben die einzelnen Behauptungen dabei gewonnen, daß Chamfort ſie unbefangen in ihrer ganzen Stärke hinſtellte, ohne ſich darum zu kümmern, ob ſie gegen ſeine zu andrer Zeit gefällten Urtheile über verwandte Gegenſtände anſtießen. Ein ſehr allgemeiner Satz, in welchen unzählige Erfahrungen zuſammengedrängt werden, iſt immer in einem gewiſſen Sinne unwahr: der verſtändige Leſer weiß doch ſchon, wie er ihn zu nehmen hat, und dem Leſer ohne Urtheil kann man durch noch ſo viele ſchwächende Nebenbeſtimmungen die richtige Anwendung nicht beibringen. Chamfort war ſehr weit von dem Irrthume entfernt, die

---

Nebenbedeutungen daran geknüpft hätte, drückt nur eine Neigung und eine Fähigkeit, aber keinen Stand, keine ausſchließende Beſchäftigung aus. Die gens de lettres bildeten in Frankreich eine eigne Klaſſe, zu welcher Ch. ſelbſt gehörte, ohne eigentlich ein Gelehrter zu ſein. Da bei uns dieſe Lebensart gar nicht ſtattfindet, ſo würden uns manche Sätze, beſonders ſolche, die ſich auf das ebenfalls bei uns unbekannte Verhältniß der gens de lettres zu den Großen beziehn, ganz unverſtändlich werden, ſobald wir die obige Bemerkung vergäßen). Das achte Kap. Ueber Sklaverei und Freiheit, über Frankreich vor und nach der Revolution. Man ſieht leicht, wie willkürlich und unvollkommen dieſe Eintheilung iſt. Mit der Auswahl hat man Urſache zufrieden zu ſein, wenn der Herausgeber nicht etwa zu Vieles verworfen hat. Trivialitäten und Wiederholungen deſſelben Gedankens mit etwas veränderter Wendung haben ſich verhältnißmäßig nur ſelten eingeſchlichen.

große Welt, die zum Glück der Ausdehnung nach nur die kleine Welt iſt, für das Menſchengeſchlecht überhaupt zu halten, obgleich viele ſeiner Sätze, zu wörtlich ausgelegt, veranlaßen könnten zu glauben, er ſei hierin gewiſſen, bei allem Scharfſinn höchſt einſeitigen Beobachtern ähnlich geweſen. So ſagt er im ſechsten Kapitel den Frauen im Allgemeinen viel Uebles nach, aber er meint offenbar nur die franzöſiſchen Frauen, nur die von hohem Stande. Mehrere unter den Anekdoten, welche dieſe Seite der Sittenverderbniß in ein nur allzu grelles Licht ſtellen, könnten ihn gegen den Vorwurf der Uebertreibung rechtfertigen, wenn dieſe Anekdoten nicht für den im Weltlaufe Unerfahrenen wiederum etwas Unglaubliches hätten. Chamfort gehört nicht zu den einſiedleriſchen Sittenlehrern, die eine Verkehrtheit ſchelten, welche ſie nicht ſelbſt beobachtet haben, und denen in ihrer Ferne nichts deutlich vorſchwebt, als der Widerſpruch zwiſchen dem was iſt und dem was ſein ſollte. Seine Schilderungen der Geſellſchaft ſind nicht bloß dem Gegenſtande, ſondern auch der Perſon des Urhebers nach, ein Erzeugniß der vervollkommten Verfeinerung, und er greift dieſe mit ihren eignen Waffen an. Auf der andern Seite gleicht er keineswegs jenen philoſophierenden Weltmännern, die ihren äußern Erfahrungen eine falſche Allgemeinheit geben, weil ſie dieſelben in ihrem Herzen beſtätigt finden, und die ärgſte Ausartung gewiſſermaßen in Schutz nehmen, indem ſie behaupten, was gewöhnlich geſchieht, könne gar nicht anders ſein. Vor dem entſchiednen Unglauben La Rochefoucaults an alle uneigennützigen Triebfedern, an Liebe und Tugend, bewahrte ihn ſein Gefühl, ob er es gleich in dem Talent, geheime Schwächen auszuſpähen, mit ihm aufnehmen kann. Er verwechſelt niemals die aus fehlerhaften Einrichtungen der Geſellſchaft entſtandene Mißbildung mit der menſchlichen Natur: er vertheidigt dieſe, indem er jener den Krieg macht.

*) Alles dieß muß dem Verfaßer als ſein eignes Ver-

---

*) Statt des folgenden Schlußes giebt die A. L. Z. 1796: So ſagt er z. B. 'Wäre die Geſellſchaft nicht ein künſtliches Machwerk, ſo würde die Aeußerung jedes einfachen und wahren Gefühls nicht die große Wirkung thun, die ſie thut. Sie würde gefallen ohne in Erſtaunen zu ſetzen. Aber ſie ſetzt in Erſtaunen und gefällt. Unſre Verwunderung iſt eine Satire auf die Geſellſchaft, unſer Wohlgefallen huldigt der Natur.' Dieſer Abſatz und der vorhergehende enthalten den Keim der Erklärung des Naiven, welche Schiller (Horen 1795. 11. St.) mit philoſophiſcher Tiefe ſo meiſterhaft entwickelt hat. Auch wenn Ch. harte Wahrheiten vorbringt, ſo thut er es meiſtens mit einer gutgelaunten Miſanthropie, die nur ſelten in wahren Mißmuth und Unwillen übergeht. Meiſtens gebraucht er die mit Recht von ihm geprieſne Waffe des Scherzes mit großem Glück. So erklärt er Celebrität als 'den Vorzug, denen bekannt zu ſein, die einen nicht kennen;' und auf Paris wendet er die Beſchreibung der heiligen Thereſe von der Hölle an: 'Der Ort wo es ſtinkt und wo man nicht liebt.' Wie fein iſt Folgendes bemerkt: 'Es ſcheint, daß nach der in der Welt gültigen Denkart und den Geſetzen der Schicklichkeit ein Prieſter, ein Pfarrer ein wenig glauben muß um nicht ein Heuchler zu ſein, aber ſeiner Sache nicht gewiß ſein darf, um nicht unduldſam zu werden. Der Weihbiſchof darf bei einem Spott gegen die Religion lächeln, der Biſchof laut lachen, der Kardinal ſein Wort dazu geben.' Nur der Papſt iſt in dieſer Stufenleiter vergeßen, und wenn man ſich erinnert, was ſich manche Päbſte in Anſehung der Religion erlaubt haben, ſo muß man zugeſtehn, daß es nicht nöthig geweſen wäre, ſie da abzubrechen. Gern würde Rec. eine ſehr artige Satire auf das Beſtreben, allen Genuß und alle Beſchäftigungen des Lebens in einen engen Raum zuſammen zu drängen, herſetzen, wenn ſie nicht zu lang wäre. Er widerſteht dieſer Verſuchung ebenfalls bei vielen andern Stellen, und giebt nur noch einige ganz kurze Sätze zur Probe. 'In den ſchönen Künſten und ſelbſt in vielen andern Dingen weiß man nur das recht, was man nicht gelernt hat.' 'Wenig

dienſt angerechnet werden. Chamfort hatte es gewiß nicht aus den Lehren der Encyklopädiſten geſchöpft; noch weniger

---

Philoſophie führt zur Verachtung der Gelehrſamkeit, viel Philoſophie macht geneigt, ſie hochzuſchätzen.' Ein Spruch, der beſonders in Deutſchland beherzigt zu werden verdient.' — 'Ich möchte gern auf die Metaphyſiker anwenden was Scaliger von den Biscayern ſagte: Man behauptet, daß ſie einander verſtehen; ich laße es mir nicht weiß machen.' — 'Die meiſten Adelichen erinnern an ihre Vorfahren, wie ein italianiſcher Cicerone an Cicero.' — Die politiſchen Betrachtungen im achten Kap. ſind wohl zum Theil ſchon vor der Revolution niedergeſchrieben. Hätte Ch. ſeine Schriften ſelbſt herausgegeben, ſo könnte man argwöhnen, er habe Stellen, welche den Schein einer früheren Entſtehung auffallend an ſich tragen, z. B. die Weiſſagung über Amerika, abſichtlich eingemiſcht, damit man auch die übrigen für gleichalt mit jenen halten möchte: viele franzöſiſche Schriftſteller haben ja den Ehrgeiz gehabt, der Revolution mit ihren Einſichten vorangeeilt zu ſein. Von den Anekdoten hätte manche eben ſo gut eine Stelle in der erſten Abtheilung finden können, bei denen das, was ſie zu Anekdoten qualificiert, bloß eine Wendung zu ſein ſcheint, um irgend einen Einfall nicht geradezu vorzutragen; z. B. 'Un homme d'esprit me disait un jour, que le gouvernement de France étoit une monarchie absolue, temperée par des chansons.' (Wir behalten hier das Franzöſiſche bei, weil wir chansons, in dem Sinne wie ſie hier gebraucht ſind, weder dem Worte noch der Sache nach haben.) Andre werden bloß mit den Worten eingeführt: 'M.... disait'; und dieſer M. könnte leicht Ch. ſelbſt ſein; wenigſtens ſtimmen die jenem zugeſchriebnen Sprüche ganz mit der Denkart des letzten überein, und der Herausgeber ſchreibt ihm auch einen darunter in ſeiner Biographie zu. Es iſt folgender: 'Dans le monde, disait M...., vous avez trois sortes d'amis: vos amis, qui vous aiment, vos amis, qui ne se soucient pas de vous, et vos amis qui vous haissent.' Auch die feine Rechtfertigung ſeiner Geſinnungen über die Liebe ſtimmt mit dem ſechsten Kap. der Maximen ſehr überein: 'M...me disait: c'est faute de pouvoir placer un sentiment vrai, que j'ai pris le parti de traiter l'amour comme tout le monde. Cette ressource a été mon pis-aller, comme un homme qui, voulant aller aus dem Beiſpiele der damaligen großen Welt: vielmehr hatte ſeine Denkart ſich hinter dem Rücken beider gebildet.

au spectacle, et n'ayant pas trouvé de place à Iphigénie, s'en va aux variétés amusantes.’ Die meiſten von den Anekdoten kommen freilich nur inſofern auf Ch.'s Rechnung, als er ſie geſammelt und der Vergeßenheit entzogen hat. Sie betreffen zum Theil bekannte Perſonen der gelehrten oder politiſchen Welt; einige gehen bis in die Zeit Ludwigs des XIV. zurück. Bei andern ſind die Namen der Perſonen, die auch außer einem gewißen Zirkel doch unbekannt ſein würden, nur mit den Anfangsbuchſtaben angedeutet. Da ſich für die Authenticität dieſer Geſchichtchen ſo wenig Gewähr leiſten läßt, ſo hat man ſie nur darnach zu beurtheilen, ob ſie als bloß erſonnene Einfälle gefallen können. Man wird indeßen nicht Luſt haben, ihre Wahrheit zu bezweifeln, wenn ſie den Charakteren ſo angemeßen ſind, wie folgende von Reſſeau: ‘Als Rouſſeau bei der Vorſtellung ſeines Devin du village zu Fontainebleau war, redete ihn ein Hofmann an, und ſagte verbindlich: Erlauben Sie, daß ich Ihnen mein Kompliment machen darf? — O ja, antwortete Rouſſeau, wenn es gut iſt. Der Hofmann gieng fort; man ſagte zu Rouſſeau: woran denken Sie? welche Antwort haben Sie da eben gegeben? — Eine recht gute, erwiderte Rouſſeau. Kennen Sie etwas ſchlechteres als ein ungeſchicktes Kompliment?’ Oder von Lafontaine: ‘Als er das Looß der Verdammten, im hölliſchen Feuer, beklagen hörte, ſagte er: Ich ſchmeichle mir, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß ſie da am Ende wie die Fiſche im Waßer ſind.’ Folgender Zug iſt wenigſtens artig erfunden: ‘Ein ſehr armer Autor, der ein Buch gegen die Regierung geſchrieben hatte, ſagte: morbleu, la Bastille n'arrive point; et voilà qu'il faut tout-a-l'heure payer mon terme.’ S. 278. ſteht ein ſehr treffendes Wort von D'Alembert. Er beſuchte Voltaire mit einem berühmten Profeßor der Rechte aus Genf; dieſer bewunderte nachher Voltairens Univerſalität gegen ihn, und ſagte: ‘nur im Staatsrecht habe ich ihn ein wenig ſchwach gefunden.’ ‘Und ich’, erwiderte D'Alembert, ‘nur in der Geometrie’. Von Voltaire ſelbſt kommen mehrere Einfälle vor, unter andern folgender: Als Voltaire das Anſehen der Religion täglich fallen ſah, ſagte er einmal! ‘Das iſt doch ärgerlich, denn worüber werden wir uns nun luſtig machen?' 'O tröſten ſie ſich', antwortete ihm Hr. Sabatier de Cabre, 'die Gelegenheiten werden Ihnen eben ſo wenig fehlen, als die Mittel.' 'Ah Monsieur! erwiderte Voltaire mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, 'hors de l'église point de salut.' Wir haben manche von dieſen Anekdoten ganz, oder wenigſtens die Worte, worin die pointe liegt, franzöſiſch angeführt, weil ſie in der That faſt alle in der Ueberſetzung ſehr verlieren. Viele laßen ſich durchaus nicht übertragen, nicht etwa bloß Wortſpiele wie dieſes: M. de Chaulnes avait fait peindre sa femme en Hebe; il ne savait comment se faire peindre pour faire pendant. Mlle. Quinaut, à qui il disait son embarras, lui dit: faites vous peindre en hebété; ſondern auch witzige Unterſcheidungen der Begriffe, für die ſich in andern Sprachen keine völlig gleichgeltende finden laßen, z. B. Mad. de Crequi me disait du Baron de Breteuil: 'ce n'est morbleu pas une bête que le Baron: c'est un sot.' Wir erinnern dieß hier, weil ſchon zwei Ueberſetzungen der Werke Ch.'s ins Deutſche angekündigt worden ſind: und doch iſt dieß Unternehmen von der einen Seite mißlich, von der andern ziemlich überflüßig. Der Inhalt der Sammlung iſt theils ſo beſchaffen, daß er nur diejenigen intereſſieren kann, die mit der franzöſiſchen Litteratur bekannt ſind und alſo das Original lieber leſen werden; theils ſetzt ihr feiner und flüchtiger Geiſt bei dem Leſer, welcher ihn faßen will, Bildung durch franzöſiſche Lektüre voraus. Ueberdieß iſt das Original in deutſchen Buchhandlungen zu haben, und nach dem Verhältniſſe unſerer Bücherpreiſe gar nicht theuer.

Thereſe, oder die unglückliche Tochter des Grafen von L**. Eine Geſchichte unſers Jahrhunderts. 2 Thle. Leipzig und Magdeburg 1796.

Es bedarf keiner Umſchweife, um vorliegendes Produkt für eine der ärgſten Mißgeburten zu erklären, deren es im herabgewürdigten Fache der Romane ſo unzählige giebt. Der Gang der Geſchichte, die Charaktere, das Koſtum (dieſe ſchändlichen Begebenheiten ſind nur um einige Jahrzehende von uns gerückt), die Sprache, eins iſt des andern vollkommen werth, und alles was ſittlich daran ſein ſoll, iſt ſelbſt ein grober Verſtoß wider die Sittlichkeit. Was der

Herz als Schwärmerei beſtreitet, iſt nichts als eine zügelloſe Sinnlichkeit, welcher in einem Mädchen mit dem 'Hypergefühl' Thereſens ſeine Beſchreibungen, ſeine Anrühmungen der Schönheit ihrer Verführer, eher Nahrung geben können; und diejenige, die ihn ohne Widerwillen läſe, müßte ſchon viel von dem Zunder in ſich tragen, wovon es S. 5. heißt: 'und dieß Gefühl war es, daß ſie zu einem Verbrechen herabſinken konnte' (eine Wortfügung, die unter den Druckfehlern nicht angezeigt iſt). Thereſe will mit einem Mann unter ihrem Stande eben ſo voreilig entfliehen, als ſie ſich ihm an den Kopf geworfen hat. Sie geräth durch eine längſt zuvor angelegte Intrigue in die Hände einer Räuberbande; glaubt im Himmel zu ſein, da ſie in einem 'düſtern Kellerloche,' das aber mit den ſchönſten ſeidnen Teppichen behangen, und deſſen Boden mit ſchimmerndem Marmor belegt war, erwacht; hält den wunderſchönen Räuberhauptmann für den verklärten Geiſt ihres abhanden gekommenen Geliebten; ergiebt ſich ihm mit Freuden, und läßt ihn ſich auch gefallen, nachdem die Täuſchung nicht länger Stich halten kann, und mit einer irdiſcheren vertauſcht werden muß. Ein andrer Böſewicht, dem ſie bei Auflöſung jener Räuberbande zufällt, erzählt ihr ähnliche Märchen, und trägt denſelben Sieg über ſie davon, bis er, ihrer müde, ſie auf der offnen Landſtraße ausſetzt, wo ſie zum Glück wieder unter ehrliche Leute kommt, und zuletzt doch würdig gefunden wird, ihren erſten Geliebten für große Thaten zu beleben. Sie war ja das erſte Mädchen geweſen, 'für das er dieſe Allgewalt empfand.' Es iſt faſt unnöthig zu erwähnen, was für aberwitzige und pöbelhafte Auftritte den übrigen Raum ausfüllen helfen. Einmal befindet man ſich auf einem Kirchhofe, wo ein Leichnam geſtohlen werden ſoll. Da heißt es in der Angabe des Schauplatzes: 'Eine ſchauervolle Stille; nur dann und wann unterbrochen von grauſendem Eulengeſchrei, wozu der Sterbegeſang eines im nahen Walde verſteckten Uhus fürchterlich accompagnirte.' Thereſe ermordet ſelbſt einen jungen Bauern, weil man ihr vorgeſpiegelt hat, ſie räche dadurch ihren Vater. 'Meine Freude iſt ſchon unbegränzbar', ſagt ſie zu den Räubern, 'wie groß muß die eurige ſein, da ihr das Mordgewehr zur Rache täglich ſchwingen könnt?....

Ovids Heilmittel der Liebe in der Versart des Originals... von Fr. Karl von Strombeck. Braunſchw. 1796.

Eine weit reifere und beßer gerathene Arbeit als die Ueberſetzung der Kunſt zu lieben von eben dem Verfaßer. Es war bisher von dieſem Gedichte, außer einer vor mehr als 300 Jahren erſchienenen proſaiſchen Ueberſetzung von einem gewißen Herzlieb, gar keine in unſrer Sprache vorhanden: und doch iſt es unter den erotiſchen Werken Ovids dasjenige, was Leſer aller Art mit dem wenigſten Anſtoße genießen können. Nur wenige Stellen bedurften nach unſern Sitten mehr verſchleiert zu werden, und dieſe Sorge hat der Ueberſetzer nicht vergeßen. Uebrigens iſt er dem Wortſinn meiſtens ſo treu geblieben, als es die metriſchen Feßeln erlaubten. Nur ſelten iſt es ihm begegnet unrichtig auszulegen; wenn er z. B. V. 20.

Invidiam caedis, pacis amator, habes,

ſo überſetzt:

Dir iſt das Morden verhaßt, Frieden und Ruhe dir lieb.

da es doch heißt, 'die gehäßige Beſchuldigung, die Schuld des Mordes fällt auf dich, ob du gleich ein Freund des Friedens biſt.' Der Gegenſatz zu dieſer Redensart findet ſich V. 37. sine crimine mortis. Auch V. 380 kann ſchwerlich ſo ausgelegt werden, wie hier geſchieht:

Wie's der Holden gefällt, tönet ihr ſcherzendes Lied.

Das ganze Diſtichen lautet ſo:

Blanda pharetratos elegeia cantet amores:
Et levis arbitrio ludat amica suo.

Heinſius fand den Pentameter verdächtig, und nahm von der Verſchiedenheit der Leſearten Anlaß zu einer Conjectur her: Burmann vertheidigt ihn, ohne zu erklären, ob er amica unabhängig von elegeia, oder als Appoſition von dieſer verſteht. Jenes würde gar nicht in den Zuſammenhang paßen; hingegen die Elegie 'eine gefällige Geliebte' zu nennen, iſt eine dem Dichter gar nicht fremde Perſonification. Die ganze Anmuth und Leichtigkeit des Originals wird hier niemand erwarten, der die mannichfaltigen Vortheile der alten Sprachen, und das Mißliche poetiſcher Ueberſetzungen überhaupt kennt. Aber auch einem Kenner werden ſich Zeilen, wie folgende, empfehlen, V. 75...78.:

Sieh, ich flehe zu dir: Hilf lorbeerbekränzter Apollo,
Der du die heilende Kunſt, der du die Lieder erfandſt!
Deinen Beiſtand verleihe dem Dichter, verleih ihn dem Arzte:
Beide verehren in dir ihren beſchützenden Gott.

Durch Ueberladung entfernt ſich der Ueberſetzer nirgends von ſeinem Original, doch neigt ſich ſein Ausdruck zuweilen zu ſehr zum Proſaiſchen, z. B. V. 311.:

Neulich wurd' ich von einem gewiſſen Mädchen gefeſſelt,
Aber die Schöne war eben nicht paßlich für mich.

An andern Stellen iſt er nicht frei von Steifheit. Die grammatiſche Richtigkeit hat Rec. überall beobachtet gefunden (etwas, das ſich von ſelbſt verſtehen ſollte, aber leider bei vielen poetiſchen Verſuchen in unſrer Sprache vermißt wird), nur 'das Blaß' als Subſtantiv ſtatt 'die Bläße' iſt ihm aufgefallen. Der Versbau iſt fleißig ausgearbeitet, und der ſchwierigſte Theil deſſelben, der Pentameter, im Ganzen gut gelungen. Nur muß der Verfaſſer es ſich nicht zum beſondern Verdienſte anrechnen, daß er ihn ohne Ausnahme mit zwei Anapäſten ſchließt: dieß gehört noch nicht zur metriſchen Schönheit, ſondern bloß zur Richtigkeit: es würde ohne das ein hinkender Vers ohne Namen, aber gewiß kein Pentameter ſein. Die beiden Elegien von Klopſtock, worin jene Regel nicht immer beobachtet iſt, ſchreiben ſich aus einer ſehr frühen Zeit her, wo ſich ſeine metriſchen Grundſätze noch nicht ausgebildet hatten. Erſt ſeit Kurzem iſt das elegiſche Silbenmaß mit Glück unter uns bearbeitet worden. Gegen die Hexameter in dieſer Ueberſetzung iſt mehr einzuwenden. Die weiblichen Abſchnitte ſind zu häufig, ja nicht wenige Verſe haben gar keinen Abſchnitt; z. B. V. 313.:

Selber wollt' ich mich kranken Podalirius heilen.

Unabgetheilte Trochäen in der dritten und vierten Region nehmen ſich immer übel aus, z. B. V. 69.:

Männer, bekämpft unter | meiner | Führung die Sorgen der Liebe.

Daktyle, wie 'Angriffe', 'Krankheit nichts', ſind entweder geradezu gegen die Regeln unſrer Proſodie, oder doch ſehr kakophoniſch; auch Zuſammenziehungen, wie 'beraubſt, ſehnſt', ſollte man ſich nie erlauben. Die dem Text beigefügten zahlreichen Noten ſind für Leſer, welche die alten Sprachen nicht kennen, ſehr zweckmäßig eingerichtet. Nur wenige kleine Unrichtigkeiten möchten mit unterlaufen; ſo heißt S. 106. der homeriſche Bettler fälſchlich 'Iren' ſtatt 'Irus.' Am Ende iſt eine gleichfalls metriſch überſetzte Elegie des Tibull, vermuthlich als Probe, angehängt. Merkwürdig iſt die Zuſammenſtellung, welche der Verf. in der Vorrede zwiſchen dem Verbot ſeiner erotiſchen Kunſt zu lieben in Wien und dem Befehl des Erzherzog Albrecht des Dritten von Oeſterreich, die libros amorum ins Deutſche zu überſetzen, macht. Das Aeußere des Buchs iſt ſehr einladend; es iſt mit großen ungariſchen Lettern auf ſaubres Papier gedruckt; nur die nicht immer abgeſetzten Verſe, die Noten und die vielen Worte mit aus einander gerückten Buchſtaben vermindern die typographiſche Schönheit. Die Idee zu dem Titelkupfer iſt gut gewählt; ein Jüngling weiht dem Amor Lethaeus das Bild ſeiner vergeſſenen Geliebten.

Neuer Altar der Grazien in Erzählungen von J. G. Siede, Verfaßer der ländlichen Gemälde u. ſ. w. I. Band. Berlin 1796.

Man kann dieſen Erzählungen eben nicht Schuld geben, daß ſie, wie ſich der Verf. deßen für vorhergegangne Sammlungen, wovon ſie eigentlich eine Fortſetzung, und, einem zweiten Titel zufolge, ein viertes Opfer auf einem ältern Altar der Grazien ausmachen, ſelbſt anklagt, eine ſeiner Göttinnen, die Schamhaftigkeit, beleidigen. Dagegen möchte in der letzten derſelben die unglückliche Fürſtin, welche ſich in einen ſchönen Müllerknecht verliebt, bei dem ſelbſt der Mehlſtaub, der auf ſeinem Geſicht lag, dazu beitrug, ihn nur noch ſchöner zu machen ('das blühende Roth wurde dadurch ſo ſanft durchſchimmernd'), den beiden andern Grazien der Sittlichkeit und der Anmuth, allenfalls ein Erröthen ablocken. Wenn der Verf. aber auch das Vorurtheil abgelegt hat, durch Verletzung der Ehrbarkeit ſeinen Stil beleben zu wollen, ſo mögen in Anſehung des nämlichen Zwecks noch manche andre bei ihm zurückgeblieben ſein. Er wiederholt ſich fleißig, um deſto ſichrer einzuſchärfen, läßt ſich die größte Umſtändlichkeit nicht verdrießen, und entdeckt uns die Geſinnungen ſeiner Perſonen, indem er ſie durchgehends auf folgende Manier vergegenwärtigt: ‘Wenn ſie nur wüßte, wie ſie ihm das ſo unter der Hand beibringen ließe; wie? wenn ſie es dem hübſchen glatten Waſchmädchen ſagte: hübſche Mädchen ſind doch gern etwas neidiſch auf einander.’ Dieß iſt ein Anſchlag jener Fürſtin; überhaupt verſteht der Verf. ſich ſchlecht auf das fürſtliche Koſtum. In der erſten Geſchichte iſt das bürgerliche Weſen des fürſtlichen Paars bis zur völligen Unwahrſcheinlichkeit getrieben, ſo wie die weinende Geduld der Gattin, trotz ſeiner Proteſtation, die uns als ein ſehr eingeſchränktes Geſchöpf zeigt. Im Ganzen ſcheint ihm unſer beliebter Romanendichter Lafontaine zum Vorbilde gedient zu haben: aber die Darſtellung iſt freilich viel kleinlicher, und eben dadurch das Dargeſtellte auch weit unſchmackhafter, als das Nachläſſigſte, was Lafontaine geſchrieben hat. Das Buch fängt gleich mit dem lächerlich emphatiſchen Ausdrucke eines ſchiefen Gedankens an: ‘Ihr Auge, ach wenn ſie es öffnet, ſo führt ſie ſchweigend den Beweis der Gottheit! So ſprach Prinz Carl.’

Schweſterliebe und Bekehrung… von Albrecht. 1. Theil. Leipzig 1796.

Die umgearbeitete Ausgabe eines ältern Romans von dieſem ſchreibſeligen Autor, den man an Unermüdlichkeit und Dreiſtigkeit mit der homeriſchen Fliege vergleichen möchte. Er hat ſich von der günſtigen Aufnahme des Werkes durch den Abſatz und das Urtheil ſeiner Freunde überzeugt. Ohne Zweifel wird es daher dem Verf. in dieſem neuen Gewande ebenfalls die Liebe ſeiner Leſer, welche, wie er erklärt, ſein heißeſter Wunſch iſt, gewinnen; wenigſtens ſolcher Leſer, die mit ihm gleiche Begriffe ‘von unbefangnem Gange, natürlichen Verwickelungen und Feſtigkeit der Charaktere’, deren er ſich in der Vorrede rühmt, überhaupt von einem Roman, haben.

1) Die Spanier in Peru oder Rollas Tod. Ein romant. Trauerſp., vom Präſidenten von Kotzebue. Lpz. 1796.

2) Die Verläumder. Ein Schauſp. von demſ. Lpz. 1796.

Nr. 1. iſt eine Fortſetzung der Sonnenjungfrau, der ſie jedoch vorgezogen zu werden verdient, wäre es auch nur deswegen, weil die ermüdenden langen Reden darin vermieden, und alle geſpannten Situationen möglichſt abgekürzt worden ſind. Ueberdieß ſehen wir auch in Kora lieber die zärtliche Mutter, als die naive ſchwangere Sonnenjungfrau, ob ſich gleich der Verf. auch hier nicht von dem Wege entfernt, durch die nackte ſinnliche Natur Rührung zu erwecken. Es gehört nämlich gar wenig Aufwand von Gefühl und Kunſt dazu, um uns durch die Verzweiflung einer Mutter zu erſchüttern, die ihren Säugling nicht mehr an der Stelle findet, wo ſie ihn hingelegt, und nun den Wald nach ihm durchirrt; oder um uns für das Kind beben zu laßen, über welches feindliche Schwerter gezückt ſind. Dabei bleibt ihm kaum das Verdienſt, dergleichen Auftritte nicht bis zum Empörenden getrieben zu haben. Pizarros Wildheit hätte nur angedeutet, nicht ausgemalt werden ſollen. Die Handlung, welche dem Rolla das Leben koſtet, die Rettung des Kindes, iſt gut herbeigeführt; aber da, wo ſeine Leidenſchaft für Kora ſich in Worten äußert, möchte ſie doch für den peruaniſchen Helden einen zu empfindſamen Anſtrich haben. König Atalibas Betrachtungen ſind auch zu friedlich gerathen. Durfte er von Siegen, die alles retten ſollten, was dem Menſchen theuer iſt, ſagen: ‘Ach, ich verkaufe alle meine Siege für ein frohes Erntefeſt’? Es iſt überhaupt ein Fehler des Verf.s auf Koſten der individuellen Schicklichkeit nach allgemeinen Sentenzen zu haſchen, ſo wie auch die Raſchheit des Dialogs durch Witzmacherei zu befördern, wovon die erſte Scene dieſes Stücks unter andern einen Beweis giebt.

In Nr. 2. werden der boshafte und der leichtſinnige Verleumder neben einander geſtellt. Jener unterſcheidet ſich zu wenig von jedem Niederträchtigen, der kein Mittel ſcheut, Menſchen, welche ihm im Wege ſtehen, wegzuräumen, und überhaupt ſeine Abſichten durchzuſetzen, und bei dem daher die Verleumdung nur etwas Untergeordnetes, keine vorwaltende Neigung iſt. Er iſt keiner von denen, die bloß zur Luſt durch eine böſe Zunge Verwirrung ſtiften, und ſich an einer ſchädlichen Wirkſamkeit dieſer Art ergötzen. Er will ſeinem Freunde ſchaden, darum verleumdet er ihn; er will die Eheleute zu ſeinem Vortheil entzweien, darum bringt er ihnen Verdacht bei. Der leichtſinnige Verleumder iſt richtiger geſchildert, doch ein allzuflacher Charakter, um ſehr zu unterhalten. Ein humoriſtiſcher Engländer nach dem hergebrachten Zuſchnitt, der die Leute um Erlaubniß bittet, wenn er mehr als drei Worte reden will, und ſelbſt viel von ſeiner nationalen Laune ſpricht, entlarvt den Boshaften und bekehrt den Leichtſinnigen. Zu dem erſten giebt ihm ein Empfehlungsſchreiben von William Pitt, das er dem Miniſter im entſcheidenden Augenblicke überreicht, die Macht, und zu dem andern berechtigt ihn, wie ſich verſteht, ſein edler Donquixotiſmus. Der Verleumdete wird jacobiniſcher Geſinnungen beſchuldigt, und ſeine Gattin gegen ihn eines Einverſtändniſſes mit dem Fürſten angeklagt. Es iſt freilich nicht ſehr wahrſcheinlich, daß der zärtliche Ehemann ſich ſogleich vom Verdacht übermeiſtern läßt, da er bis dahin ganz Liebe und Zutrauen war (wenn es nicht etwa durch die Erfahrung zu entſchuldigen iſt, daß die größte Verleumdung nur zu oft auf die redlichſten Männer wirkt), und die nächtlichen Beſuche ſeiner wohlthätigen Frau, die jenen Argwohn unterſtützen ſollen, ſind etwas gezwungen eingeleitet. Warum aber das Stück mit einer Scene anheben muß, in der die Frau ihre längſt gewünſchte Schwangerſchaft zuerſt ihrer Schwiegerin, dann dem Manne ankündigt, läßt ſich nicht anders, als aus dem Hange des Verf.s erklären, alle natürlichen Dinge dem Publikum recht nahe zu rücken; denn dieſe Eröffnung hat nachher weiter keinen Einfluß auf ſeinen Argwohn: ſie macht uns die Lage der Frau nur auf eine unangenehme Art peinlicher. Auch hätte immer Jennys Erinnerung, 'Siehſt du darum ſo hohläugig aus, arme Seele? Ha! ha! ha! Und mein Bruder weiß noch nichts davon?' und Emiliens Antwort 'Ich fürchtete bis jetzt euch durch vergebliche Hoffnungen zu täuſchen', erſpart werden können. Vom Dialog gilt durchgängig, was bei dem vorhergehenden Stücke bemerkt worden iſt. Er fällt meiſtens Schlag auf Schlag, allein die erſte Rede iſt nicht ſelten nach der zweiten ſichtbar eingerichtet. Jedes neue Produkt dieſes Schriftſtellers (ſie folgen ſo ſchnell auf einander, daß es zuweilen nicht leicht iſt, mit Gewißheit das neueſte zu nennen) muß den Beurtheiler überzeugen, daß es vergeblich ſein würde, bei ſeinen beſtändigen Verſündigungen an ächter Sittlichkeit und Schönheit zergliedernd zu verweilen. Im Schlechten und Guten, und in ſeiner eilfertigen Fruchtbarkeit bleibt er ſich ungefähr immer gleich, und wenn auch einmal eins ſeiner Werke das andre übertrifft, ſo macht er doch im Ganzen keine Fortſchritte zur Vollkommenheit. Allein fürs Erſte wird er wohl der Liebling unſrer gewöhnlichen Schauſpieler und des großen Haufens ihrer Zuſchauer bleiben, weil ſich weder die Darſtellungsgabe der erſten, noch die Empfänglichkeit der andern zu Kunſtwerken in einem höhern Geſchmack erheben kann. Hr. von K. hätte alſo in der Vorrede zum Rolla lieber nicht gegen die in der A. Lit. Zeitung gefällten Urtheile über ſeine früheren Arbeiten auf dieſen Beifall trotzen ſollen, der noch vielerlei Plattheiten außer den ſeinigen in Schutz nimmt.

---

1) P. Ovids Naſo's Lieder der Liebe, überſ. mit Anmerk. von J. G. Karl Schlüter. Lpz. 1796.

2) P. Ovids Naſo Ibis, überſ. mit Anmerkungen von demſ. Leipzig 1796.

Mit einer wirklich heroiſchen Zuverſicht tritt der Verf. dieſer Ueberſetzungen in der Vorrede zu Nr. 1. vor das Publikum, das er vertraulich duzt, und 'macht die ſicherſte Rechnung auf den Dank aller derer, die an den ſchönen Wißenſchaften Behagen finden.' Da es von den libris amorum noch keine deutſche Ueberſetzung gab, außer einer ungedruckten in Proſa aus dem 14ten Jahrhundert, ſo 'brach er die Bahn, und glaubt es ſo gemacht zu haben, daß kein fernerer Verſuch weiter nöthig ſein wird.' Rec. kann dieſer Meinung unmöglich beiſtimmen, und ob der Verf. gleich auf Ehre verſichert, 'er habe als ein rechtſchaffener Mann gearbeitet, und nicht geſudelt', ſo muß jener doch geſtehn, daß er ſeinen Begriff von Sudelei nicht ſo ſehr zu verſtärken weiß, daß er nicht immer noch auf vorliegende Arbeiten paßte. Von der Schönheit und dem Geiſte des Originals iſt keine Spur übrig geblieben; der platteſte, weitſchweifigſte Ausdruck, der ſich nur durch Härten oder gar Unrichtigkeiten der Sprache von bloßer Proſa unterſcheidet, iſt an die Stelle der gefälligſten Leichtigkeit getreten, und der Versbau iſt eine ununterbrochene Folge von Uebellauten, wenn man anders an dieſe abgeſetzten Zeilen den Namen der Verſe verſchwenden darf. Es iſt ſchon gegen alle rhythmiſche Schicklichkeit, alle Gedichte im elegiſchen Silbenmaße ganz hexametriſch zu überſetzen (freilich geht man dadurch dem gröſten Theil der Schwierigkeiten aus dem Wege, denn es iſt im Deutſchen weit ſchwerer Pentameter als Hexameter zu machen); aber was für Hexameter finden wir hier! Man höre:

> So viel war Calydon und ganz Aetolien nicht werth,
> Aber eine Dejanira allein war ſo viel werth.

Der erſte Vers iſt ein ſiebenfüßiger Jambe, der zweite fängt mit vier Trochäen an und endigt mit drei Jamben. Wie mag wohl folgende Zeile ſkandiert werden ſollen?

> Trojas Unglück, und dem langſamen Gewebe, das nächtlich —

Der Anfang des Ibis lautet folgendermaßen: 'Schon ſind mir zweimal zehen' (ein ſtarker Rechnungsfehler! bis quinque macht nur zehn. Es kann kein Druckfehler ſein, weil bei der Skanſion, die Ausdehnung des 'zehen' in zwei Silben zu Hülfe genommen iſt.) 'Luſtra verfloſſen, und bis jetzt waren alle Gedichte meiner Muſe noch friedlich: und kein Buchſtabe unter ſo vielen tauſenden, die ich Naſo ſchrieb, kann zänkiſch genennet werden; es haben keinem, als mir nur, meine Schriften Schaden verurſacht.' Wer wird, wenn nur die Abſätze der Zeilen wegbleiben, ſich einfallen laßen, daß dergleichen für Poeſie ausgegeben werden könne? S. 95. wird Hei mihi (Am. II. El. 19. V. 34.) durch 'Potztauſend' überſetzt. In eben dieſem Geſchmacke ſind die Anmerkungen, durch die der Verf. (ſo anmaßend iſt die Unwißenheit!) für die Auslegung der überſetzten Gedichte etwas ſehr Nützliches geleiſtet zu haben ſich einbildet. S. 4. 'Vulkan, der Mann der Venus, war eigentlich nicht rechter Vater des Kupido; denn Venus war eine Himmel- und Erd-Hure'. An der gemeinſten Unanſtändigkeit findet der Verf. ein ſolches Gefallen, daß er ſie oft ganz unnöthiger Weiſe herbeizieht; und wirklich ſind einige Stellen in ſeinen ſaubern Anmerkungen von der Art, daß es eher Sache der Polizei als der Kritik iſt, ſolche Schriftſtellerei zu unterſagen. In der Ueberſetzung der Gedichte ſelbſt iſt das, was bei Ovid reizend und verführeriſch iſt, bis zum Scheußlichen witzig geworden: der Sittenlehrer, den Hr. Schl. mit einem lächerlichen Trumpf zurückweiſen will, darf es daher wohl unter ſeiner Würde finden, vor etwas zu warnen, das ſich ſelbſt brandmarkt. Er droht mit einer Ueberſetzung mehrerer Werke Ovids, den er nicht einmal zu verſtehen im Stande iſt, wie ſich leicht an einer Menge Beiſpielen zeigen ließe, wenn es der Mühe verlohnte.

Egonen und Schnacken, beobachtet auf einer Reiſe.

Leipzig 1796.

Ein Produkt, das auf Laune Anſpruch macht, und deſſen Abſicht dahin geht, den durchgängigen Egoiſmus des Menſchengeſchlechts zu erweiſen. Egonen ſind diejenigen, deren Ich ſich recht entſchieden vernehmen läßt, und die Schnacken der nachſchwatzende Haufe. Es wird häufig auf die Zeitbegebenheiten angeſpielt, und ſie werden aus dem Triebe jedes Einzelnen erklärt, ſein Ego obenauf zu bringen. Der Adel hält dafür, ſein Stand müſſe herrſchen; der Kaufmann, ſein Geld; der Gelehrte, ſeine Geiſtesvorzüge. Dieſe Verblendungen des Ego werden ganz artig dramatiſiert. Ueberhaupt iſt der Verf. als Erzähler dieſes oder jenes drolligen Ereigniſſes glücklicher, als wenn er geradezu den Philoſophen macht. Die Vorliebe, welche ſich hie und da für die neueſten Umwälzungen findet, vergleicht er auf eine mehr populäre als feine Art mit 'dem Kitzel, den die Jungen empfinden würden, wenn man ihnen kund thäte, daß in einem gewiſſen Lande die Knaben ihre Präceptors fortgejagt hätten, und dann gleich zu Männern angewachſen wären, die eben das gälten wie andre Männer, ſo daß ihnen niemand mehr zu befehlen hätte, noch Lectiones aufgeben dürfte' u. ſ. w. Er kommt oft auf dieſen Gegenſtand zurück, und führt zuletzt, um die Deutſchen vor franzöſiſcher Verführung zu warnen, noch eine Predigt an, die der Fuchs den Gänſen hält, eine für unſre Nation in der That nicht ſchmeichelhafte Anwendung! Seine Meinung geht darauf hinaus, daß nöthige Veränderungen in Geduld und Frieden vorgenommen werden ſollen, weil doch Alles dem Mißbrauch unterworfen iſt, und der letzte Schaden ärger werden kann wie der erſte. S. 410. trägt er eine Prophezeihung vor, worin er die Hoffnung äußert, 'daß die

Welt auf eine Weile ſo geſund werden wird, als es ein Menſch nach einer ſtarken Purganz oder heilſamen Blutreinigung iſt'; doch bricht er gleich darauf plötzlich ab, vermuthlich mit dem Vorbehalt ſeines an andern Stellen vorgetragnen Satzes, daß Alles nur eine Weile daure. 'Denn das Schlimme', läßt er den Jupiter ganz zu Ende des Buches ſagen, 'wächſt immer von Zeit zu Zeit ſo, daß man das Gute nicht mehr davor bemerkt. Dieß wird euch denn wieder zur Empörung Luſt machen, und darunter wird das Schickſal, welches neben mir regiert, allemal gewiſſe Einflüſſe haben: es werden Belohnungen und Strafen einzelner Perſonen damit verknüpft ſein' u. ſ. w. Dieſe ganze Anſicht hat das Verdienſt der Mäßigung, allein, wie ſchon aus dem Auszuge erhellet, nicht das eines ſtrengen Zuſammenhangs. Wenn man den Egoiſmus einmal zum einzigen Maßſtabe nimmt, ſo wird es auch dem leichten Denker leicht, ihn allen menſchlichen Handlungen anzulegen, und durch Wahrheiten einer einſeitigen Erfahrung zu beſtätigen. Manche Erwähnungen und Seitenblicke auf die Spöttereien oder Auslegungen der recenſierenden Egonen und Schnacken, führen auf die Vermuthung, daß dem Verf. ſein eignes Ego nicht minder am Herzen liege, als es bei andern ſo unbedingt vorausſetzt.

Barthel Moſt, oder Leben und Abenteuer eines Pädagogen neuerer Zeit. Magdeburg 1796.

Man erwartet hier dem Titel zufolge einen Pädagogen nach neueſter Sitte; allein das ekelhafte Individuum, welches wir dargeſtellt finden, erzog die Jugend nicht durch Vernunft und Spiel, ſondern mit dem Stock. Als Liebhaberei iſt das Unternehmen unbegreiflich, ſich mit einer ſo ſchmutzigen Schilderung zu befaſſen, und ſolche Hefen der Menſchenkenntniß vor dem Publikum auszugießen. Der moraliſche Zweck kann ſich nur auf die roheſte Klaſſe deſſelben beziehen, und davon hätten billig alle Theile benachrichtigt werden ſollen, da es einem geſitteten Menſchen nicht anzumuthen iſt, dieſes Buch in die Hand zu nehmen. Das Bewußtſein ſeines Talents muß jedoch den Verf. getrieben haben, denn in der That iſt ihm ſein Held vortrefflich gelungen. Er iſt eine Art von Kaliban, in dem aber immer nur die verächtlichſte Thierheit zum Vorſchein kommt, und der uns doch einen ganzen ſtarken Band hindurch vorgehalten wird. Kaum blickt irgend ein Schimmer einer guten menſchlichen Neigung hervor, und nur die Vorſtellung der Möglichkeit einer ſolchen Exiſtenz kann zuletzt, da dieſes Geſchöpf in Leiden vergeht, menſchliche Theilnahme erwecken. Mit Branntwein wird das Ungethüm groß gezogen, Branntwein bleibt bis an das Ende ſeines Lebens ſein einziger Troſt. Sein Vater ſchlägt ihm die Glieder zu nichte; er verliert ein Auge bei einer unglücklichen Liebesexpedition; alle Welt tritt ihn ſo zu ſagen mit Füßen. Mit der größten Treue und Lebendigkeit wird dieß alles ſo anſchaulich gemacht, daß ſich pöbelhafte Gemüther ſogar daran ergötzen mögen. Die Schreibart iſt frei von Uebertreibung und der Sache vollkommen angemeßen: ein guter Stil für Memoiren, der wohl werth wäre, zum Vortrage beßerer Dinge gebraucht zu werden.

Kleine Anekdoten-Bibliothek... 1 Bdchn. Mit dem Bildn. Till Eulenſpiegels. Hamburg 1796.

Eine Sammlung, deren Urheber ſich eben ſo wenig den Witz als die Neuheit bei ſeiner Auswahl zum Geſetz gemacht hat. Sogar die drei Buckligen von Damaſkus kommen hier vor, und viele andere Geſchichtchen, die zum hundertſten Male ausgeſchrieben worden ſind, und wenn ſie gleich die Ehrbarkeit nicht beleidigen, doch keinen einigermaßen gebildeten Menſchen ſehr ergötzen können.

Maria Thereſia bei ihrem Abſchiede von Frankreich, Kantate von Fr. W. Gotter. Leipzig 1796.

Dieſe wenigen Blätter ſind, vielleicht eben deswegen, weil ſie ſo einzeln erſchienen, nicht ſo ſehr in Umlauf gekommen, als es auf der einen Seite ihr poetiſcher Gehalt und der Name des Dichters, der immer eine vollendete Ausführung verſpricht, auf der andern das durch den Augenblick erhöhte Intereſſe des Gegenſtandes erwarten ließ. Der Gang dieſer Kantate iſt einfach und zuſammenhängend; ein bei dieſer Gattung ſeltnes Verdienſt. Die Prinzeſſin erinnert ſich bei ihrem Abſchiede vom Vaterlande ihres ehemaligen Glücks und der plötzlich darauf gefolgten Leiden, und endigt mit einem Zurufe der Warnung. An den Grenzen Deutſchlands begrüßt ſie ein froher Chor mit Verheißung einer glücklicheren Zukunft. Aber durch ſo viele Unglücksfalle muthlos gemacht, weiß ſie ſich nicht ſogleich zu faſſen, noch das ihr dargebotne ſchönere Looß mit Zuverſicht zu ergreifen. Traurige Bilder herrſchen noch immer ihre Phantaſie. Einige Stimmen ſtellen ihr die Schickſale der Ihrigen auf eine Art vor, die etwas Tröſtendes hineinlegt: durch ihre tugendhafte Standhaftigkeit, ſo ſingen ſie, ſiegten jene großen Unglücklichen noch im Tode. Der Chor ſchließt mit einem Hinblick auf die ewige Gerechtigkeit, welche den ſcheinbaren Triumph des Verbrechens und die Unterdrückung der Unſchuld wieder auszugleichen weiß. Der Ausdruck iſt durchhin edel, rein und kräftig. Wie muſterhaft iſt z. B. folgendes Bild ausgeführt:

Noch ſchwindelt mir — noch gleich' ich einem Kranken,
Der, zitternd, ſeines Kerkers Schranken,
Nach jahrelangem Gram, durchbricht.
Der Boden unter ihm — ſcheint ihm zu fliehn: Ihn blendet
Der Sonne lang' entbehrtes Licht.
Wohin er ſeine Schritte wendet,
Schreckt ihn ein täuſchendes Geſicht.
Des Freundes Stimme ſelbſt erkennt der Arme nicht.
Sie ruft: ich bins, den dir dein Schutzgeiſt ſendet!
Er weicht betäubt und ſcheu zurück. —

Sowohl die Recitative als die Arien und Chöre ſind vortrefflich verſificiert. Daß in einem für die Muſik beſtimmten Gedichte ein ſo harter Vers wie 'Reſt des Herrſcherſtamms der Franken' durchſchlüpfen konnte, bemerken wir bloß als ein Beiſpiel, wie ſchwer dergleichen in unſrer Sprache zu vermeiden iſt. Uebrigens kann Rec. den Wunſch nicht unterdrücken, der Dichter möchte bei einem Gegenſtande, der ein rein menſchliches Intereſſe einzuflößen fähig war, alles umgangen haben, was parteiiſche Leidenſchaften wecken könnte. Wer mit Wohlgefallen darauf zurückſieht, daß er 'einſt den Göttern gleich geachtet ward' (welches billiger Weiſe keinem Menſchen widerfahren ſollte, am wenigſten jemanden, der ſich noch gar kein Verdienſt um ſeine Mitbürger gemacht), der ſchwächt nothwendig die Theilnahme an ſeinem Looſe: und Unſchuld, Jugend, Liebenswürdigkeit und Unglück ſind unſtreitig gültigere Anſprüche an dieſe, als der zufällige Umſtand der Geburt, worauf in dem begrüßenden Chore gleich zuvörderſt und wiederholt gedrungen wird.

---

1) Die Brautſchau oder der Kuß des Schreckens auf der Burg Rothweiler. Ein Mährlein aus den Vogeſiſchen Gebirgen. Von C. F. W. Magdeburg 1796.

2) Bilder der Vorwelt. Leipzig 1796.

3) Die Aſſeburg. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde. Dramatiſirt. Braunſchweig 1796.

Der Titel, den Nr. 1. führt, iſt ein zu abſchreckendes Aushängeſchild für den Inhalt. Muſäus, den der Verf. zum Vorbilde erwählte, würde ſich wahrſcheinlich mit der erſten Hälfte deſſelben begnügt haben; und freilich iſt ſein Ton hier durchgehends in eben dem Maße überladen worden. Indeſſen wohnt doch dieſer Nachahmung Manches von ſeiner wahren 'Kraft und Weiſe' bei, wodurch der Verf. eigne Anlagen verräth. Der feigherzige und delikate Held, der keine Sommerſproße an ſeiner Braut dulden will, iſt recht gut ausgeführt.

N. 2. iſt nach dem gewöhnlichen Recept der Rittergeſchichten verfertigt, und zeichnet ſich nur durch ſeine Harmloſigkeit und eine etwas menſchlichere Sprache aus, als die Vorzeit ſonſt bei uns zu führen pflegt.

Von Nr. 3. iſt vollends gar nichts zu ſagen, als daß es unbegreiflich iſt, wie man ein ſo unſchmackhaftes Werk nicht wenigſtens in Einem Bande endigt. Ungeachtet es nicht auf dem Titel angezeigt iſt, ſo muß doch noch ein zweiter nachfolgen, um den Knoten zu löſen, den man alſo lieber unaufgelöſt beruhen laßen wird.

Ovids zehnte Heriode, Ariadne an Theſeus… als Probeſtück einer neuen Ausgabe aller Heroiden deſſelben, von Ch. F. Becher. Görlitz 1796.

Der Widerſpruch, worin der Titel obiger Schrift mit einer Stelle der Vorrede ſteht, wo es heißt: 'Man würde mir ſehr unrecht thun, wenn man dieſe Probeſchrift als Maßſtab zu der Bearbeitung und Herausgabe aller Heroiden des Ovids (Ovid) in lateiniſcher Sprache anſehen, und mich hiernach beurtheilen wollte', macht es unmöglich, ſie anders als für ſich und nach ihrem eignen Werthe zu betrachten, da der Verf. nicht deutlich genug beſtimmt, in wie fern ſich die angekündigte Bearbeitung von der jetzigen unterſcheiden ſoll. Dieſe iſt ein erſter Verſuch, der von gründlichen philologiſchen Kenntniſſen und von Beleſenheit im Fache der ſchönen Litteratur zeugt, aber doch eigentlich für keine Klaſſe von Leſern ganz zweckmäßig eingerichtet iſt. Für gelehrte Kenner des Alterthums ſcheint Hr. B. ſeine Arbeit ſelbſt nicht beſtimmt zu haben; für Schüler, die noch ſo weitläuftige Erläuterungen nöthig hätten, möchte zu viel Kritik des Textes, und vorzüglich eine viel zu ausführliche Zergliederung der poetiſchen Schönheiten und Mängel eingemiſcht ſein. Die unaufhörlichen äſthetiſchen Fingerzeige bei jedem Schritt (ob dieſe Methode gleich berühmte Beiſpiele für ſich hat) ſind gewiß eher geſchickt, ſeichte Kunſtſchwätzer als gefühlvolle Kenner zu bilden. Wo es an Empfänglichkeit fehlt, wird man ſie dadurch nimmermehr hervorrufen; und den Schüler, der ſelbſt fein empfindet, läßt man nicht zu dem reinen Eindruck des Gedichts kommen, wenn eine fremde Auctorität ihm beſtändig darein redet. Ehe man Dichter genießen, und noch mehr, ehe man ſie beurtheilen kann, muß man ſie vollſtändig verſtehen: ſo lange dieß noch umſtändliche Arbeit und Vorbereitung erfordert, iſt es zu voreilig, auf jenes zu dringen. Eine theoretiſche Frage, wie die über den Werth der Heroide überhaupt, iſt vollends für Schüler viel zu verwickelt, und liegt ganz außer ihrem Geſichtskreiſe. Sie iſt auch hier keineswegs befriedigend beantwortet worden; und wie ſollten die gangbaren äſthetiſchen Regeln hiezu hinreichen, da wir gar noch nicht einmal eine feſte Theorie der einfachen Dichtarten haben, und die Heroide aus der elegiſchen, epiſchen und dramatiſchen zuſammengeſetzt iſt? Erwas Schiefes liegt in der ganzen Erfindung, auf die Ovid eben nicht ſtolz zu ſein brauchte, wenn ſie auch wirklich ihm und nicht dem Propertius, oder etwa gar einem Alexandriner zugeſchrieben werden muß. (Sein eignes Zeugniß iſt nicht von großem Gewicht, da wir die Stücke jenes ältern Elegikers dagegen haben.) Es iſt hier nicht der Ort, zu entwickeln, warum die Heroide immer etwas Rhetoriſches, das mit dem Rechtpoetiſchen im Widerſpruche ſteht, an ſich haben muß. Gegen den Vorwurf der Unwahrſcheinlichkeit wird ſie auch S. 37. nicht hinreichend gerechtfertigt. Den Gebrauch der Schrift kann man dem Heldenalter leicht zugeſtehen, aber es entſpringen oft andre ſehr handgreifliche Widerſprüche aus der beſondern Lage der Heldinnen. Die zehnte Heriode iſt in dieſer Hinſicht vorzüglich tadelhaft. Wenn es V. 3. heißt:

Quae legis, ex illo, Theseu, tibi litore mitto:

ſo drängen ſich natürlicher Weiſe die Fragen auf: mit welcher Gelegenheit dachte Ariadne den Brief von der wüſten Inſel abzuſchicken? hatte ihr Theſeus mit Fleiß das Gerath zum Schreiben zurückgelaßen, damit ſie ihre Vorwürfe gegen ihn aufzeichnen könnte? u. ſ. w. Was folgender Satz bedeuten ſoll: ‘Pope verhält ſich, nach meinem Gefühle, zum Ovid eben ſo, wie die Lage der Heloiſe zu der Penelope,’ kann ſich Rec. nicht erklären; auch weiß er nicht, warum Hr. Becher eine gute poetiſche Ueberſetzung des Ovid ins Deutſche für unmöglich hält, da in dieſem Fache ſchon weit ſchwerere Aufgaben gelöſt ſind. Die burmanniſche Recenſion des Textes iſt bei dieſem Abdrucke zum Grunde gelegt, aber hie und da iſt der Herausgeber, nicht immer mit gleich guten Gründen, davon abgewichen. V. 6. ſetzt er pro facinus ſtatt per. Dieſes hat die beſten Handſchriften für ſich: der Haupteinwurf dagegen, daß es nämlich mit Male im 5. Verſe tautologiſch zu ſein ſcheint, iſt übergegangen. Die heuſingerſche Conjectur V. 31. ut vidi, ſtatt aut, iſt unnöthig und proſaiſch. Die Verſetzung V. 144.:

Non tamen est, cur tu sis mihi causa necis,

ſtatt cur sis tu, die Hr. B., wie er ſagt, einigen bewährten Ausgaben zufolge in den Text aufnimmt, um den gleichlautenden Schluß der beiden Hemiſtichien wegzubringen, möchte ebenfalls den

Nachdruck ſchwächen. Und welch eine unnütze Sorgfalt! Gleich V. 142., auch V. 96. 124. 130. u. ſ. w. ſtehen ähnliche ὁμοιοτέλευτα. Hrn. Vs. Schreibart iſt noch viel zu wortreich. Wir finden Redensarten, wie: 'die Verbindung des Zuſammenhangs;' 'Wiederholungen erregen oft nichts als Tautologieen.' Auch Sprachfehler haben ſich eingeſchlichen: 'des Ovids'; 'mit Gewißheit annehmen, ob'; 'eclamatiſch [illegible]mmen'; 'ein Concetti' u. ſ. w.

Samma, ein Trauerſpiel. Glogau 1796.

Man iſt ungewiß, ob dieß eine undeutſche Ueberſetzung oder ein undeutſches Original iſt, und eben ſo ſehr, ob es Druckfehler oder Verſtöße des Verf.s gegen Grammatik oder Menſchenverſtand ſind, was man hier in jeder Zeile lieſet. S. 86. 'Wann, weh meinem Schwur, ich die Schuldigkeit eines blutigen Amtes einzig wegen ihm, aufgeſchoben, ſo ſieht er, daß die Niederträchtigkeit das grauſame Vergnügen hat, mich verzweifelnd zu machen, und meine Wünſche zu verrathen.' S. 91. 'Das Feuer, ſo meine Liebe gegen dich hatte, erſtike in deinem Blut.' S. 90. 'Das Anſchauen an dieſen Degen verdopple deinen Zorn: Er war an die Seite deines Vaters gezükt.' S. 72. 'Liebſte Samma, hab Mitleiden wegen den Qualen, die ich empfinde, meine Liebe hat nicht, als die Natur ſehr erwürgt.' Ebendaſelbſt: 'Ermahn' dich!' S. 69. 'Ich habe die überwundene und erniedrigte Perganer ihr Geſicht von mir wenden ſehen.' S. 32. 'Pentroſo wird mit ſeiner Samma kommen, vielleicht ſich von Hymnen verbinden laßen?' Wir haben in den ausgezogenen Stellen Orthographie und Interpunktion genau kopiert. Das, worüber man hingegen keinen Augenblick zweifelhaft ſein kann, iſt die unheilbare Beſchaffenheit dieſes Produktes, das auch bei der reinſten Diktion in der Handlung, den Charakteren und Leidenſchaften völlig unzuſammenhängend und wahnwitzig ſein würde.

Lettere inedite del Sig. Abate Pietro Metastasio... à Rinato Pindario... Nizza 1796.

Dieſe kleine Sammlung liefert einen ziemlich unbedeutenden Nachtrag zu dem litterariſchen Briefwechſel des Metaſtaſio. Der Eifer des Rinato Pindario (unter dieſem ſchäferlich akademiſchen Namen verbirgt ſich, oder vielmehr verbirgt ſich nicht, Hr. Gattinara, Profeſſor der italiäniſchen Sprache am Carolinum in Braunſchweig; man erkennt ihn daran, daß er ſich in den Noten als den Verf. des heroiſchen Gedichts della Pace angiebt) der Welt alles mitzutheilen, was er von der Hand jenes berühmten Dichters beſitzt, muß in der That ſehr groß geweſen ſein, ſonſt würde ihn die Eigenliebe bewogen haben, Manches davon zu unterdrücken. Dahin rechnen wir beſonders die Proteſtation Metaſtaſios gegen alle Neujahrswünſche, womit ſein Korreſpondent ſich nicht enthalten konnte, ihn immer wieder zu begrüßen. Gleich der erſte Brief fängt folgendermaßen an: 'Et è possibile, Gentiliss. Sig., che la formalità delle Buone Feste, flagello de' poveri Segertarj, non sia detestata da voi? Forte regolandovi colla cronologia, m'avete creduto tenace de' rancidi costumi: ma in questo v'ingannate, perchè rispetto all' abolizione delle incommode superfluità io son ancor giovanissimo.' Der Herausgeber ſcheint mit einer faſt diplomatiſchen Genauigkeit verfahren zu ſein, denn in der Vorrede meldet er, daß Metaſtaſios Briefe alle ganz von eigner Hand und auf Papier mit einem goldnen Schnitt geſchrieben ſeien, und S. 45. daß ſtatt des vollſtändigen Namens die Anfangsbuchſtaben P. M. in einem ſchön verſchlungenen Zuge ſich unter dem Briefe finden. Daß alles was aus Metaſtaſios Feder floß, auch das Hingeworfenſte, nicht anders als zierlich und gefällig ſein konnte, iſt kaum nöthig zu erinnern, und dieſe Sammlung beweiſt es von Neuem. Sonſt ſind dieſe Briefe meiſtens kurz, und durch den Inhalt nicht ſehr anziehend. Hr. Gattinara hatte Metaſtaſio durch eine Empfehlung des Kardinals Riminaldi kennen gelernt, gab ihm nachher öfter Nachrichten von ſeiner äußern Lage und Geſundheit, überſchickte ihm ſeine poetiſchen Produktionen, und wünſchte ihm Glück zum neuen Jahre. Auf das erſte antwortete Metaſtaſio mit Theilnahme, auf das zweite mit Artigkeiten, und auf das dritte mit zurückweiſendem Verdruß. Dazwiſchen kommen Klagen über ſeine Hypochondrie und in den ſpätern Briefen über die Nothwendigkeit vor, auf Befehl ſeiner hohen Gebieterin immer noch neue Opern zu dichten. Er ſpricht in der That von der Poeſie wie ein Geſchäftsmann von unangenehmen Akten. 'Il commercio di quella cicale delle Muse,' ſagt er 'invece di sollevarmi, mi annoja al presente, e m'inspira malinconia.' Die Lebhaftigkeit, womit er S. 42. ſeinem Korreſpondenten abräth, ſein Gedicht der Kaiſerin überreichen zu laßen, iſt wirklich drollig. Er verſichert, daß die Fürſten die gröſte Abneigung gegen alle Poeſie hegen; beſonders habe ſich bei Gelegenheit mehrerer königlichen Vermählungen eine ſolche inondazione canora von ganz Italien aus nach Wien ergoßen, daß man daſelbſt gar nichts mehr von Verſen wißen wolle. Was ihn, den Metaſtaſio, betreffe, ſo habe er in den 43 Jahren ſeines Dienſtes niemals den Fürſten auch nur eine Zeile überreicht, die er nicht auf höchſten Befehl verfertigt hatte. Hr. Gattinnra ließ ſich indeſſen nicht abhalten, ſein Gedicht della Pace nach Wien und an andre Höfe zu ſchicken; zur Rechtfertigung dieſes Schrittes hat er in die Noten einen darauf empfangenen Brief von Friedrich dem zweiten eingerückt. Dieſer Brief iſt charakteriſtiſch und ohne Zweifel von dem großen Könige ſelbſt diktiert; allein er leidet eine weit weniger ſchmeichelhafte Auslegung als die, welche Hr. Gattinara angenommen zu haben ſcheint, und er könnte zum Muſter dienen, wie man für das Geſchenk eines Gedichtes dankt, das man nicht geleſen hat, und auch nicht zu leſen geſonnen iſt. Die Noten enthalten übrigens den ſonſt wenig bekannten Lebenslauf des Rinato Pindario, dieſes unter unſern nordiſchen Himmel verpflanzten arkadiſchen Schäfers, indem er darin die Gedichte, welche er dem Metaſtaſio überſchickt hatte, bei jedem Briefe angiebt.

Der Verbannte. Ein Roman aus dem Engl. der Charl. Smith. 2 Theile. Hamburg 1795.

Es würde unſtreitig der Ueberſetzung einen beträchtlichen Vorzug vor der Urſchrift gegeben haben, wenn der Verdeutſcher fleißiger Abkürzungen vorgenommen hätte; es wäre Gerechtigkeit gegen die, wie es ſcheint, bedauernswerthe Verfaßerin geweſen, den Geiſt der Unmuths, der ſie beſeelte, und der ihr in der Meinung des unbefangenen Leſers ſchaden muß, in ihrem Werke ſo viel als möglich auszulöſchen. Die Schreibart iſt gut, die Darſtellung lebendig, ohne ſich irgend einer Ueberladung ſchuldig zu machen; die Begebenheiten ſind anziehend ohne Abenteuerlichkeit; aber die Weitſchweifigkeit drängt ſich doch dem Leſer ſehr überläſtig auf. Auch ohne weitere Vorerinnerung würde man manche Charaktere für Porträte, und viele Aeußerungen, vorzüglich die Briefe des Mrs Denzil, für ganz individuell halten müßen. Dieſe Herzenserleichterungen können nicht anders als nachtheilig für ein Kunſtwerk ausfallen, wo ſie meiſtens ein Gemiſch von Wahrem und Erdichtetem hervorbringen, das ſich nicht recht in einander fügen will. Es iſt ein Zeichen von der Geſchicklichkeit der Verfaßerin, daß ſie ohne ſich über ihre Stimmung erheben zu können, doch noch ſo allgemein intereſſant zu bleiben und ein treues Gemälde der Zeit und der Sitten zu entwerfen wußte. Ihr politiſchen Geſichtspunkte, die in der Geſchichte eines franzöſiſchen Ausgewanderten, nebſt einer Epiſode von einer ſchönen Polin, natürlicher Weiſe häufig vorkommen müßen, ſind die einer loyalen Engländerin; eine bedingte Liebe zur Freiheit mit einem unbedingten Abſcheu gegen franzöſiſche Ausſchweifungen gepaart. Sie nimmt nicht ohne Einſchränkung an den Grundſätzen des Verbannten Theil, der in ihre Familie geheiratet haben ſoll, und deſſen ſonſt übertriebne Weichherzigkeit ſich ſo leicht über die Hinrichtung eines republikaniſch geſinnten Bruders tröſtet, ungeachtet ſeine eigne Rettung den Anlaß dazu gab. Nur den heiligen Widerwillen gegen die Philoſophen hat ſie von ihm angenommen.

‘Zum Unglück’, heißt es von einem Landsmanne des Verbannten, ‘war er nur zu bekannt mit den verderblichen Erfindern der fälſchlich ſogenannten, ſeit zwanzig Jahren Mode gewordnen Philoſophie: und wenn ich ihn an die Vorſchriften erinnerte, die allein ich, und, wie ich hoffte, mit Glück, ihm einflößte, ſo antwortete er mir mit einer Stelle aus Rouſſeau oder einem deutſchen Schriftſteller, den er bewundert.’ Vielleicht iſt indeſſen dieſe Betrachtung nur als etwas Charakteriſtiſches einem ausgewanderten katholiſchen Geiſtlichen in den Mund gelegt.

Amaliens Feierſtunden von Marianne Ehrmann. 1. Bdchn. Hamburg 1796.

Ein geſunder beſtimmter Sinn belebt die Gedanken der Verfn., die hier theils in ganz kurzen, theils in ausgeführtern Sätzen vorgetragen werden. Sie ſind geſchickt Nachdenken zu erregen, wo ſich nur die mindeſte Empfänglichkeit in einem weiblichen Kopfe findet, und ſtreben den offenbaren ſowohl als den verborgnen Klippen entgegen, an denen Liebeswürdigkeit, Verdienſt und Glückſeligkeit ſo oft untergehen. Die Verf. ſucht auf ihr Geſchlecht nicht bloß in Beziehung auf weibliche Anlagen zu wirken, und ſcheint ſelbſt von einem lebhaften und ächten Gefühl allgemeiner Menſchenwürde durchdrungen zu ſein. Die Grundlinien ihres Unterrichts können kaum neu ſein, aber ihre einzelnen Anſichten ſind es mehrentheils, und ſie deutet mit Nachdruck auf vernachläſſigte Seiten hin. So fängt ſie damit an und ſchließt damit, auf beſtändige, zweckmäßige, wohl eingetheilte Beſchäftigung zu dringen. Sie ſagt ſehr wahr ‘Wer Wolluſt, Verzärtelung, üble Laune, Lüſternheit, kurz wer das Bild einer lebendigen Todten ſehen will, der beobachte eine habituelle Müßiggängerin.’ S. 304. ſucht ſie der Meinung entgegen zu arbeiten, welche die Weiber faſt allein auf mechaniſche Thätigkeit verweiſt: ‘Iſt der Geiſt eines Weibes einmal beſchäftigt, dann erſt vermag ſie mit voller Kraft die Folgen einer ſchlechten Wirthſchaft zu überdenken’ u. ſ. w. Ferner: ‘Es giebt zwar Weiber, die man im gewöhnlichen Sinne gute Hauswirthinnen nennt, wenn ihr Geiſt auch noch ſo unfähig iſt, ſich zweckmäßig zu beſchäftigen, weil ſie ihn nicht dazu anhielten. Aber wer kann, wer wird es leugnen, daß eben dieſe Weiber nicht planlos, gefühllos und mechaniſch handeln? — Kann der Gatte, können die Untergebnen an ihrer Seite ſo glücklich ſein als er es ſein würde, wenn ihr Geiſt in Allem den Ton angäbe?’ Nur wird mit dem bei dieſer und andern Gelegenheiten oft vorkommenden Ausdrucke ‘die Denkerin’ die zärtere Geiſtesbeſchäftigung des Weibes zu pedantiſch bezeichnet; und die Verfn. iſt von ähnlichen Geſchmackloſigkeiten bei weitem nicht frei. Dahin rechnen wir auch ihre etwas trockne und barbariſche Verachtung der Schönheit. ‘Wenn die Mädchen begreifen könnten, wie viel Reize ein gebildetes Frauenzimmer für einen denkenden Mann hat, ſie würden mit Vorbedacht ihr Geſicht zerkratzen, bloß um mit Geiſtesvorzügen eine weit rühmlichere Eroberung zu machen.’ S. 71. nennt ſie die Schönheit einen alltäglichen Vorzug von weniger Bedeutung, der auch dem Pöbel gefällt. ‘Und kann das, was dem Pöbel gefällt, für den Denker auch Werth haben!’ Kann eine Denkerin einen ſo falſchen Schluß machen? — In das Kapitel von der Selbſttäuſchung werden zu ſehr alle Triebfedern, alle Anlagen im Menſchen, die irgend Verblendung hervorbringen können, hineingezogen, ſo daß man ſich demſelben zufolge eben ſo gut der Menſchheit als der Selbſttäuſchung entledigen könnte. Die Denkerin iſt hier nur Moraliſtin. S. 171 u. f. iſt dagegen eine ſehr zu beherzigende Stelle von ‘ſelbſtgenügſamer Hausſchlamperei’ nachzuleſen. Die Schreibart überhaupt iſt weder rein noch richtig, aber an Kraft und Fülle mangelt es ihr nicht.

Die Schwanenritter, von der Frau von Genlis. Aus dem Franzöſiſchen überſ. 4 Theile. Hamburg 1796.

Eine gewißenhafte Ueberſetzung eines weitſchweifigen hiſtoriſch-moraliſchen Ritterromans. Die Wortfülle desſelben, die oft ganze

Seiten an Gehalt leer läßt, wird in der Verdeutſchung noch auffallender. Man darf indeſſen den, welcher ſie übernommen, nicht darum tadeln, daß er ſie nicht in einer Abkürzung lieferte, da der Verleger ſeine Arbeit nur als eine ſtärkere Auflage zugleich mit dem Original veranſtaltet hat. Auch wäre es freilich leicht geweſen, einige Erzählungen, die gar nicht zu ſehr als Epiſode erſcheinen, wie z. B. die Idylle von Zoë im erſten Theil oder die Geſchichte der Ariane im letzten, wegzulaßen. Allein dadurch würde dem Uebel noch nicht abgeholfen, und kein wahres, fortreißendes Leben an die Stelle geſetzt worden ſein. Man hat dagegen Gelegenheit, die Geduld des Ueberſetzers zu bewundern, der in dieſen langen vier Bänden ſich nur ſelten Nachläßigkeiten, wie folgende, zu Schulden kommen ließ: 'Werfe (wirf) deine Augen auf mein (meinen, in dieſer Bedeutung) Schild.' Von Armoſlede: 'Kurz, (enfin) coquett, ehrgeizig' u. ſ. f.; eine Stellung der Worte, wobei man das 'kurz' als eine Eigenſchaft mitzählen könnte. — 'Aber ſie erhielt die peinlichſte Erniedrigung', ſtatt ſie 'erfuhr'. Es war nicht anders zu vermuthen, als daß die Romanze von Robin Grey, aus der Franzöſierung der Frau von Genlis hier wieder ins Deutſche übertragen, vollends alle urſprüngliche Naivetät einbüßen würde; ſolcher Reime wie 'geſcheitert' und 'geſchleudert' nicht zu gedenken. Die ſchwächſte Seite aber iſt die Vorrede. Daß die Erfindung, mit deren Neuheit ſich die Verfn. tröſtet, in Schutz genommen wird, iſt ſehr begreiflich. Doch hätte man ſie lieber auf ſich ſelber beruhen laßen, als eine Allegorie, die, wo möglich, noch barbariſcher wie das Geſpenſt iſt, zu Hülfe rufen, und eine Periode wie folgende hinſetzen ſollen: 'Und in der That iſt wohl gerade die Entwicklung der Art, wie dieſes in einer edlern Seele wirkt, wie es hier ſich mit allen Empfindungen und Gedanken verwebt, mit jeder leiſen Regung zuſammenfällt, und doch am Ende ſeinen Gegenſtand am Beſten führt, da es ihn, nachdem er ausgebüßt hat, für ſein Vergehn, ausgeſöhnt mit der Gerechtigkeit, in dem Selbſtgefühl wieder emporhebt, da hingegen der Schuldige, der ſich dieſer Strafe entzieht, in einer gewiſſen Erſtarrung hinbrütet, die ihn abſtumpft, wie für die Schläge des Gewißens, ſo auch für jedes ſüße Gefühl, oder auch von Verbrechen zu Verbrechen fortſchreitet, bis er endlich aufhört, noch auf der Stufe der Menſchheit zu ſtehen, da er das verliert, wovon unſre ganze Würde abhängt, ein ſich auf das Sittengeſetz beziehender Wille, in der ganzen Anlage dieſes Romans, einer der am meiſterhafteſten ausgeführten Züge.' Etwas verſtändlicher iſt ein andrer Fehler des Buchs als eine Vollkommenheit herausgehoben, nämlich die Mühe, welche die Verſn. ſich gab, einzelne Züge aus jenen Zeiten zu benutzen, um ihrer Dichtung einen Anſtrich hiſtoriſcher Wahrheit zu geben (wobei der Geiſt jener Zeiten doch ſo gänzlich verloren gegangen iſt) und dieſe mit Anſpielungen auf die Gegenwart zu verbinden. 'Auf eine doppelte Art belehren' nennt der Vorredner alſo das, was auf eine doppelte Art irre leiten kann.

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1797.

Muſen-Almanach fürs Jahr 1796. und f. J. 1797.

Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg 1796. 1797. 2 Bdchn.

Die zufällige Verſpätung der Anzeige des vorjährigen voßiſchen Muſen-Almanachs bis zur Erſcheinung des neuen gewährt dem Beurtheiler den Vortheil der Vergleichungen und des Ueberblicks. Die geiſtige Fruchtbarkeit iſt wenigſtens eben ſo ſehr als die phyſiſche mancherlei Einflüßen unterworfen: die Aernte eines Jahres iſt weniger ergiebig als die eines andern, und der Herausgeber kann nicht dafür angeſprochen werden, wenn dieß im Kreiße ſeiner litterariſchen Verbindungen der Fall iſt, wofern nur ſeine Bemühungen, der Geiſt der Sammlung, und die Sorgfalt, womit alles Unwürdige ausgeſchloßen wird, ſich immer gleich bleiben. Von der voßiſchen Blumenleſe ſind die Freunde der deutſchen Poeſie ſchon ſeit einer beträchtlichen Reihe von Jahren gewöhnt, dieß mit Zuverſicht zu erwarten, und ihre Erwartungen befriedigt zu finden. Sie bedurfte daher der gefälligeren Geſtalt nicht, worin ſie ſich jetzt zum erſten Male mit lateiniſchen Lettern, etwas größerem Format und einem ſaubern Umſchlage darſtellt; aber ſie hatte dieſelbe ſchon längſt verdient. Wir freuen uns auch dieſer äußern Verjüngung, und betrachten ſie gern als ein günſtiges Zeichen, daß der vortreffliche Herausgeber noch lange und mit dem beſten Erfolge fortfahren werde, für die Fortſchritte der edelſten Muſenkunſt in unſrer Sprache zu wirken, und die Empfänglichkeit dafür zu nähren und zu erhöhen.

Bei einer allgemeinen Zuſammenſtellung der vorliegenden Almanache fällt es zuerſt in die Augen, daß Hr. Voß beide ſehr reichlich mit eignen Gedichten ausgeſtattet hat. Die Zahl der lyriſchen Stücke iſt im vorjährigen noch größer (ſie beläuft ſich auf 21, dießmal auf 15); dagegen enthält der neue drei Idyllen des Theokrit, als Proben der zu hoffenden vollſtändigen Uebertragung; auch die Nachbildungen kleinerer griechiſcher Stücke ſowohl in dieſem als in jenem ſind von der Hand eines ſo geübten Dolmetſchers der Alten ſehr willkommen. Zwei Gedichte von Goethe zieren vorzugsweiſe den Alm. von 1796.; ſonſt ſind die bekannten Dichter, die Beiträge geliefert haben, in beiden meiſtens dieſelben: **Gleim, von Halem, von Nicolay, Overbeck, Pfeffel, von Salis, K. Schmidt, F. L. Graf zu Stolberg.** Unter den Ungenannten zieht beſonders ein mit **B.** unterzeichneter die Aufmerkſamkeit an ſich, der den Alm. v. 1796. mit einer Menge artiger Sachen, unter andern einer Romanze von beträchtlicher Länge beſchenkt **hat;** ſeiner dießjährigen Beiträge ſind weit weniger und ſie weichen jenen auch an Bedeutung. Dagegen tritt jetzt ein **Ausländer, Baggeſen** der Däne, als Mitwerber um den Kranz der deutſchen lyriſchen Muſe auf, und ſeine Lieder verdienen nicht bloß der Seltenheit wegen, einen Fremden unſrer Sprache in ſo hohem Grade mächtig zu ſehn, daß man bei ihnen verweile. Wir wollen ohne längere Vorrede zu Betrachtung des Einzelnen übergehn, und von den empfangenen Eindrücken ſo ausführlich Rechenſchaft zu geben ſuchen, als die Einrichtung dieſer Blätter es geſtattet.

Den Alm. von 1796. eröffnet ein philoſophiſcher Geſang von Voß, 'der Geiſt Gottes', mit Nachdruck und Würde. Die große und vorzüglich in unſerm Zeitalter zu oft vergeßene Wahrheit, daß ſich das Göttliche im Menſchen niemals durch eine brauſende und zerſtörende Wirkſamkeit ankündigt, daß es viemehr ſeine Einflüße ſtill und mild, wie durch einen geheimen Zauber verbreitet, und anfangs von der Menge mißkannt, ſich endlich in ſiegender Verklärung darſtellt, iſt der Inhalt dieſes ernſten, männlichen Liedes. Für etwas ſo Unſinnliches konnte nicht leicht ein ſchöneres Bild erſonnen werden, als die Geſchichte des Propheten, dem Gott nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, aber im ſanften ſtillen Sauſen erſchien. Sie iſt nicht bloß am Ende als erklärendes Gleichniß herbeigerufen, ſondern vom Anfang an in die Darſtellung des Gedankens verwebt, doch ohne daß der Dichter es bis zur eigentlichen Allegorie getrieben hätte, welche dem Embleme nur ein ſcheinbares, dem verſchleierten Sinne ein mittelbares Leben läßt, und für die lyriſche Begeiſterung zu kalt iſt. Bild und Gedanke behaupten hier noch in der innigſten Verſchmelzung ihre gegenſeitigen Rechte: der Gedanke eignet ſich jenes als ſeinen Körper an, und wird dagegen die Seele des Bildes. Daß dieſes ſeinem Urſprunge und Gegenſtande nach einen Schimmer von Heiligkeit um ſich hat, macht die Wahl noch glücklicher: denn nun durfte der Ehrfurcht gebietende Ton des Sehers angeſtimmt werden. Das Gedicht könnte vollendet heißen, wenn es hier und da leichtere Wendungen des Ausdrucks, überhaupt mehr Klarheit im Vortrage hätte, und wenn nicht die häufig, allem Anſehen nach abſichtlich, eingemiſchten Spondeen den harmoniſchen Fluß des Silbenmaßes, der ſchönen italiäniſchen Stanze, die ganz vorzüglich reine Jamben zu fordern ſcheint, unterbräche. Auch einige Reime von allzufühlbarem Gewicht (z. B. Erkaltung, Entfaltung, Mißgeſtaltung) tragen vielleicht dazu bei, die einſchmeichelnde Rundung vermißen zu laßen, die bei einem ſo kleinen Ganzen doppelt nöthig iſt.

Auch von dieſem, bloß techniſche Aeußerlichkeiten betreffenden, Tadel iſt ein andres Lied von Voß im Alm. v. 96. frei, das vor allen ſeinen übrigen leicht den Preis davon tragen möchte. ‘Friedensreigen’ heißt dieſer Hymnus oder Chorgeſang, würdig, daß die veredelte Menſchheit eines freien Volkes ihre Triumphe am ſchönſten aller Feſte damit feire. Wir werden freudig überraſcht und entzückt durch die Harmonie beinah unvereinbarer Eigenſchaften: wir ſehen hier trunkne Taumel der Begeiſterung neben der wolkenloſen Heiterkeit eines beſonnenen, in ſich geſammelten Geiſtes; das Augenblickliche erregter Gefühle, und die Selbſtändigkeit einer überſchwänglichen, ewig gültigen Idee; die Wahrheit des Individuellen und das überlegne Anſehen des Allgemeinen; Hoheit in ſchlichter Einfalt; ein leichtes lebendiges Volslied und ein Kunſtwerk im gröſten Stil. Der Staat, von dem das hier Gerühmte in ſeiner ganzen Stärke gälte:

O du Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Einen wirbt,
Wo für Aller Wohl auch der Eine,
Mit Entſchloßenheit lebt und ſtirbt!

iſt ſchwerlich vorhanden; eine ſelbſtiſche Politik nennt ihn ein Hirngeſpinnſt, was auch die Geſchichte Großes und Herrliches in dieſem Fache aufzuweiſen haben mag; aber vermöge einer unabweislichen Forderung der Vernunft ſoll die Gemeinſchaft der Menſchen unaufhörlich vervollkommnet werden: und dieß iſt es, was dem aufgeſtellten Ideale Beſtand und Realität giebt. Dem Dichter wurde das Vorrecht zu Theil, die Aufgaben unſers Daſeins durch ſeine holden Täuſchungen zu löſen, und was ſeinem Weſen nach zu hoch über der irdiſchen Atmoſphäre ſchwebt, im Bilde auf den feſten Boden der Erde herabzulocken. Das einzig ſchöne Lied, von dem wir reden, erfüllt einen ſo würdigen Beruf in ſeltnem Grade; es nimmt alle Seiten unſrer Natur gleich unwiderſtehlich in Anſpruch. Die Vorſtellung von muthig beſiegten Schwierigkeiten regt das ſinnliche Leben auf; der Phantaſie wird der Pomp eines großen Volksfeſtes vorgeführt; das Herz erweitert ſich im frohen Mitgefühl verbrüderter Tauſende; und die Vernunft ſelbſt darf die richtende Wage aus der Hand legen und die Erſcheinung ihrer vollbrachten Entwürfe mit unbedingtem Beifall begrüßen.

Die ganz eigne rhythmiſche Kunſt, die bei dieſem Gedichte aufgewandt iſt, würde eine umſtändliche Zergliederung verdienen. Wir wißen uns nicht zu erinnern, daß in unſrer Sprache je ein ſo reicher Wechſel melodiſcher Wendungen und Schwünge, nach dem Vorbilde der alten Lyrik erfunden und geordnet, durch den Reiz des Reimes gehoben worden wäre. Der Anapäſt iſt der herrſchende Fuß. Gereimte anapäſtiſche Verſe ſind bei uns zwar nicht ſelten: entweder ungemiſcht, bloß mit einem jambiſchen Vorſchlage, oder willkürlich mit Jamben abwechſelnd. Hier iſt dagegen beides anders; die Stellen, wo der Jambus eintritt, ſind beſtimmt, und jeder Vers hebt mit einem Anapäſt an. Dieß hat große Schwierigkeiten, weil nach dem Bau unſrer Sprache ſelten zwei Kürzen von einer Länge hergehen. Es iſt aber auch ſehr wichtig, damit der Anapäſt ſeine ganze Kraft als pes acer et animosus beweiſe. In der Mitte des Verſes laufen die Füße in einander, man kann beliebig nach Daktylen oder Anapäſten eintheilen: hat aber das Ohr erſt einmal durch die doppelte Anakruſe den Eindruck des anapäſtiſchen Aufſprungs empfangen, ſo wird es auch das folgende mit eben dieſem Fuße meßen. Der nachher meiſtens am Ende des Verſes eintretende Jambus mäßigt den Ungeſtüm des Anapäſtes zum feſten Gange; auch der viermal eingemiſchte dritte Päon (◡◡—◡) hat bei ſeiner Flüchtigkeit etwas gefällig Milderndes. Die ganze Strophe, die ſich ungeachtet ihres Umfanges gleich beim erſten Hören dem Sinne einprägt, ſchließt ſich auf die befriedigendſte Art, ſowohl durch den Rhythmus als durch den dreifachen männlichen Reim. Sie bedurfte einen Komponiſten, der die muſikaliſche Rhythmik der poetiſchen unterzuordnen verſtand, und ſich begnügte, die vorgezeichnete Weiſe durch angemeßne Modulationen auszuführen; und ſie hat ihn ſchon an Zelter in Berlin gefunden. (S. zwölf Lieder von Zelter. Berlin.)

Ueber Voßens übrige Lieder müßen wir uns kürzer faßen und können es auch. Sie zerfallen in zwei Hauptarten: ſolche, wo das Gemüth des Sängers in philoſophiſchen oder religiöſen Betrachtungen, oder auch im Gange der Weltbegebenheiten einen allgemeineren Anlaß für ſeine Regungen fand, und ſolche, die dem geſelligen Vergnügen ihr Daſein verdanken, und es wiederum begünſtigen ſollen. In einigen iſt beides mit einander verbunden, z. B. ‘Aufmunterung’ und ‘das Gaſtmal’ im Alm. v. 1796. Außer dieſen und den ſchon beurtheilten gehören noch folgende’ ‘die erneute Menſchheit, Entſchloßenheit, Bitte, die Milderung, Gebet’, im dießjährigen Alm. aber nur drei Stücke, ‘die Duldſamkeit,' 'die Bewegung' und 'die Kirche' in die erſte Klaſſe. Die überall hervorleuchtenden Geſinnungen des Verfs. ſind ächt weltbürgerlich, frei und herzlich, männlich und doch ſanft; jeder wird ihnen mit Theilnahme entgegenkommen, wenn auch die Form, worin ſie ſich darſtellen, ſeinen Kunſtſinn nicht befriedigen, wenn er zuweilen Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie des Tons vermißen, wenn im Ausdrucke ihm nicht weniges als ſteif und fremd, manches ſogar als peinlich auffallen ſollte. Einige Lieder der zweiten Art beſingen einen feineren Naturgenuß; viele haben dagegen ein materielles Gewicht, und es wird darin fleißig gegeßen und getrunken. Es iſt gut, daß für die Haushaltung geſorgt werde: nur die Muſen müßen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu ſein, wenn ſie ſich mit dem alltäglichen Treiben des Menſchen ſo gemein machen, da ſie ihn vielmehr von der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beſtändig zu verſinken geneigt iſt, bewahren ſollten. Ein Familienfeſt, wie das in dem 'Agneswerder' geſchilderte, mochte recht artig ſein, wenn es durch eine geiſtvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch, ſonſt, als durch Sprache und Verſifikation, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von Außen gegeben iſt, und die Bilder bloß, an einen gleichgültigen hiſtoriſchen Faden gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbeſondre zum lyriſchen Ganzen? Der Verf. ſcheint hier und in ähnlichen Fällen, wo er ſich mit einer gewiſſen Nachläßigkeit hingehen läßt (denn einem Geiſte, wie der ſeinige iſt, kann es nicht begegnen, wenn er ganz ſein will, was er zu ſein vermag), den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Natur und Kunſt, den unermeßlichen Abſtand von gemeiner Wirklichkeit bis zu ſchöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern ſieht man in der 'Roſenfeier' eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geiſtigeres Bedürfniß ſeinen Lebensgenuß erfindſam zu ſchmücken wußte: Alm. von 1796. S. 68.

In ambroſiſchem Roſenkranze
Trank Anakreon ſingend aus.
Roſen kränzten den Held zum Tanze;
Roſen flocht er nach Kampf und Strauß.
Roſ', auch Götteraltären
Roſ', auch heiligen Chören
Gabſt du Kränz' um den Opferſchmaus:

und man läßt ſich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen ſein ſollte. Die Ode ‘vor dem Braten’ (Alm. v. 96. S. 75.) iſt dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poeſie. Der Titel iſt noch zu allgemein; er ſollte lauten, wie die umſtändlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: ‘zu ſingen, bevor man einen gebratnen Haſen verzehrt, der nicht auf der Jagd geſchoßen, ſondern von einem Bauern todtgeſchlagen worden.’ Dieſer letzte Umſtand macht obigen Braten zu einer dichteriſchen Behandlung noch um Vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte ſorgfältig zu entziehen; und was iſt geſchickter, alle Eßluſt zu verſcheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man eßen ſoll, in der Todesangſt ‘gequiekt’ hat? Um dergleichen Geſellſchaftslieder noch entſchiedener aus dem Gebiete der ſchönen Kunſt zu verweiſen, frage man ſich nur, welches Maß von Geiſt und Bildung man wohl in geſelligen Kreißen vorausſetzen dürfte, die dadurch nicht herab, ſondern herauf geſtimmt werden, und wo ſie keine Mittheilungen von beßerem Gehalt verdrängen ſollten. Durch Künſteleien der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur ſchlecht verkleidet. In folgenden Verſen z. B. (Alm. v. 97. S. 146.)

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch ſein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom Drillich
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme ſchwellt:
Dorthin, Brüder, dorthin troll' er,
Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverletzern,
Krähn und Ueberkrähn!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verſtehn!'

macht es einen widrigen Kontraſt, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und ſeltne Reime (denen der Verf. überall nachjagt) gezwängt zu ſehen. Ob 'Krähn und Ueberkrähn' Infinitive oder Subſtantive im Plural ſein ſollen? Manche der voßiſchen Stücke ſind ganz aus entſtellenden Zügen, unedlen Bildern und gezwungnen oder niedrigen Ausdrücken zuſammengeſetzt, z. B. 'der gute Wirth' im Alm. von 1796. und 'Naturfreude' im Alm. von 1797. Aber auch die ſchöneren ſind nicht frei davon, und aus dieſen nehmen wir noch einige Beiſpiele. 'Chorgeſang an der Quelle' im Alm. von 1796. 'Hier trinkt der Hirt bei ſeiner Krume;' 'Da galt kein Unter und kein Ober;' 'Vom Tadler fern, und fern vom Lober.' 'Frühlingstanz' im Alm. von 1797. 'im violigen Kranz;' 'Fröhlicher entſchwingt ſich des Tanzes Schwung.'

Schön tanzt die Braut auf weichem Graſe,
Und Schön, wie Silberklang, ihr Laut.

Was hat man wohl unter dem ‘Laute’ der Braut zu verſtehn, der, wenigſtens der Wortfügung nach, mittanzen ſoll? Das Gegenſtück zu dieſem, der ‘Frauentanz’, ſcheint ganz hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu ſein: die groben ſinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre ‘Burſche’ (ſo nennen ſie ihre Tänzer) verſtoßen eben ſo ſehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabſehen, weil nur ſie ‘das Männchen’ mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geſchweige denn veredelter Weiblichkeit.

Nicht bloß das Silbenmaß des Friedensreigens iſt eine Erweiterung unſrer Metrik; auch für andere Gegenſtände hat der Dichter paſſende, zum Theil ſehr ſchwierige Silbenmaße erfunden und ausgeführt. Der Dithyrambe im Alm. von 1796., und die für die Jugend beſtimmten Strophen in den beiden Liedern vom Tanze im Alm. v. 1797. hüpfen oder fliegen vielmehr in Anapäſten und Päonen dahin. Unter ſo viel neuen Verſuchen muß dann und wann einer verunglücken: die Bacchien und Antiſpaſte in der ‘Braut am Geſtade’ (Alm. v. 1796.) fallen in unſrer Sprache allzu hart ins Ohr, als daß das Geſetz des nachahmenden metriſchen Ausdrucks ſie rechtfertigen könnte; und bei der genauen Nachbildung des ſapphiſchen Silbenmaßes in dem Gedichte ‘die erneute Menſchheit’ iſt über dem Beſtreben nach Eurythmie die Euphonie zu ſehr ins Gedränge gekommen. *) Einerlei Verhältniſſe von Längen und Kürzen müßen bei uns eine ganz andre Wirkung thun, als in den alten Sprachen, weil unſre Längen länger, unſer Kürzen weniger kurz ſind, und

---

*) Das Folgende bis zum nächſten Abſatze iſt wiederholt in den Karakt. u. Krit. II. S. 352. f.

den Sprachorganen mehr Arbeit ſchaffen, als in dieſen. Da bei uns die Quantität der Silben auf ihrer grammatiſchen Wichtigkeit beruht, ſo iſt überhaupt die Anzahl der Längen und Kürzen in einer gewiſſen Maſſe von Wörtern und Sätzen ungefähr nach demſelben Verhältniſſe beſtimmt. Der Dichter kann dieſes zwar modificieren; will er aber ein ſehr großes Uebergewicht an einer oder der andern Seite erzwingen, ſo wird er der Sprache Gewalt anthun müßen, wie es denn auch in den beiden zuletzt genannten Gedichten geſchehen iſt. Immer wird ein Silbenmaß mit allzu viel Kürzen weniger gefährlich ſein, als das entgegengeſetzte, weil es gerathener iſt, die Vielſilbigkeit zu begünſtigen und kleine Partikeln einzuſchieben, als nothwendige Silben wegzulaßen und zu verbeißen, da unſre Längen meiſtens von Konſonanten ſtarren.

Goethe hat uns (Alm. v. 1796. S. 42.) mit leichten Zügen einige Liebesgötter hingezeichnet, ſo muthwillig, ſo verwegen ſchalkhaft, daß ſie ihrer Flatterhaftigkeit gar kein Hehl haben. Dieſe geflügelten Kinder kennen ſich, ſie kennen die Herzen, und geben, was ſie davon wißen, in artigen Geberden zu verſtehn. Wie raſch auch Alles vorübergaukelt, ſo iſt doch die Hand des einzigen Künſtlers unverkennbar, der mit eben ſo freiem und fröhlichem Sinn Meiſterwerke zur Vollendung ausbildet, als er ſeelenvolle Skizzen hinwirft. Im ‘Wiederſehn’ giebt die zarte beſtändige Liebe, gleichſam die ältere Schweſter jener flüchtigen Schaar, ein holdes Gegenſtück dazu ab: eine andre Vergänglichkeit des lieblichſten Gefühles ergreift das Herz mit Rührung.

Von dem ehrwürdigen Aelteſten unſers Parnaſſes, Gleim, iſt jeder der beiden Almanache gerade mit einem Dutzend Stücke beſchenkt werden. Dieſer Neſtor, der ſchon zwei litterariſche Geſchlechter untergehen ſah, und nun mit dem dritten lebt, dem die Rede ſüßer als Honig von der Lippe fließt, erhebt in unſern ſtreit- und parteiſüchtigen Zeiten eine Stimme der Mäßigung und des Friedens, wie der homeriſche:

> Weil nicht zwei Menſchen gleicher Meinung
> Auf Gottes Erde ſind und Alles Meinung iſt:
> So, Lieber! iſt mir die Erſcheinung,
> Daß du nicht meiner Meinung biſt,
> Nichts Unerwartetes!

Alles, was Gleim der Welt giebt, iſt ſchon um des reinen Wohlwollens willen, womit es gegeben wird, des Dankes werth. Es iſt nicht möglich, den Muſen freier von allen andern Triebfedern außer der Liebe zur Sache zu huldigen, als er es thut. Das Geringſte von ihm trägt daher das Gepräge einer müheloſen Entſtehung, einer unabhängigen, anſpruchsloſen Exiſtenz, eines freiwilligen Spiels an ſich. Er iſt immer er ſelbſt: natürlich, unbefangen, jovialiſch und bis zur Hingegebenheit naiv. Originalität kann man ſeinen Gedichten nicht abſprechen, in ſofern ſie ſich mit dem Manierierten verträgt. Denn freilich ſpielen bloß individuelle Eigenheiten eine ſo große Rolle in ihnen, daß man nicht recht einſehen kann, was noch übrig bleiben würde, wenn ſich durch ein chemiſches Verfahren alles, was darin der Manier angehört, rein ausſcheiden ließe. Dieſe augenblicklichen Ergießungen ſind von der Art, daß ſie genoßen werden müßen, wie ſie entſtanden ſind, eine zergliedernde Beurtheilung aber nicht zulaßen; ſonſt hätte der Dichter ſelbſt einen Maßſtab zu dieſer an die Hand gegeben. In dem Liede ‘Schlecht und gut’ (im Alm. von 1797.) giebt er ſehr treffend die Kennzeichen eines guten und eines ſchlechten Liedes an, und endigt:

Gieb doch, du guter Liedergott,
Daß ich kein ſchlechtes mache.

Wer wird nicht jeden aufſteigenden Zweifel unterdrücken, ob Apoll ſeinen alten Freund wohl auch einmal nicht erhört haben möchte? Uns wenigſtens würde dieß eher niederſchlagend ſcheinen, als in die jubelnde Stimmung verſetzen, worin der wackre Greis ein andres Mal ausruft:

Seht, ich lach', ich möchte platzen
Ueber's Dumme, das man macht!

Die Beiträge von F. L. Gr. zu Stolberg verleugnen den allgemeinen Charakter nicht, zu welchem ſich ſeine Poeſie, bei Anlagen, die etwas Beſſeres erwarten ließen, mehr und mehr hinneigt: froſtiges Prahlen mit Empfindung, ohnmächtige Schwärmerei, leeres Selbſtgefühl, gigantiſche Worte und kleine Gedanken. Eins unter den Gedichten im dießjährigen Almanach, ‘Kaſſandra’, verdient indeſſen als pſychologiſche Seltenheit erwähnt zu werden. Nach einer ſehr, ſehr langen Schilderung der Kaſſandra und ihrer Weißagungen kömmt der Verf. endlich auf ſich ſelbſt, den er dabei immer im Sinne gehabt hat, und wendet ſich mit folgenden erſtaunenswürdigen Offenbarungen an die verblendeten Deutſchen:

Der Strom der Zeiten rollte Jahrtauſende
Seitdem, bald rein und ſtill wie der Waldſee, bald
Mit trüben, lauten Wogen! niemals
Trüber als nun, und noch nie ſo toſend!

Seit ſieben Aernten ward in die Zukunft mir
Der Blick geöffnet. Aber Kaſſandra fand
Nicht Glauben, ward verlacht! Wohlan denn,
Deutſche! verlachet den Enkel Hermanns!

Auf daß ihr höret bald — denn ihr achtet's nicht,
Zu ſehn ihr Lächeln! — daß ihr ſie höret bald,

Die laute Lache der Verräther,
Die euch mit gleißendem Zauber täuſchen!

Die euch verriethen lang, und verkauften lang,
Die aus dem Sonnenſcheine des Himmels euch
Ins Labyrinth der Lehrgebäude
Führen, bei wankender Fackeln Glanze;

Bis ihres Mordbrands Gluten vom Untergang
Bis hin zum Aufgang lodern! O ſehet doch
Noch jetzt den gleißenden Verräthern,
Seht den Erleuchteten grad' ins Auge,

Merkt ihr verſtecktes Schweigen, wenn Hochverrath
Enthüllet wird! wenn Läſterung brüllet! wenn
Auf Gottes Altar ſich die Metze
Stellt! wenn das Blut der Gerechten fließet!

Ihr Heuchler! euer Lächeln bethört mich nicht!
Verworfne! Abſcheu lehret ihr, Furcht mich nicht!
Den Frommen miſcht ihr Gift, und Häuptern
Irrender Völker den ſüßen Schlaftrunk!

Die 'Erleuchteten' werden in einer Note zum Ueberfluße durch 'Illuminaten' erklärt. Man ſieht, daß dem Verf. Illuminaten, Jakobiner und Philoſophen einerlei ſind (vermuthlich nach der Weisheit, die in nichts als Ahndung beſteht; Alm. von 97. S. 30.), und daß er beſonders zwiſchen den Bemühungen der kritiſchen Denker und der politiſchen Begebenheiten den genaueſten Zuſammenhang entdeckt hat. Dabei muß er ſeiner Sache doch ſehr gewiß ſein, da er nicht einmal die bei Dichtern gewöhnliche Vorſicht beobachtet hat, den Erfolg abzuwarten, und hinten nach zu prophezeien, ungeachtet die glaubigen Zeiten leider vorüber ſind, wo eine Weißagung nicht erſt erfüllt zu werden brauchte, um ihr übernatürliches Anſehen zu bewahren. So etwas, als der Verf. hier geſchrieben hat, würde man, wenn es von den poetiſchen und prophetiſchen Zurüſtungen entlaſtet erſchiene, eine Denunciation nennen; und wie dieſer denuncierende Enkel Hermanns (ſeinem angeblichen Stammvater ſehr unähnlich) Zutritt in der achtungswürdigen Geſellſchaft des Almanachs erhalten hat, iſt wirklich nicht recht begreiflich. Auch hat das Gedicht ſchon eine ſchicklichere Stelle gefunden: es iſt in die Eudämonia (3. B. 2. St.) eingerückt, und man darf daher dem Verf. zu ſeiner ehrenvollen förmlichen Aufnahme in den zahlreichen Orden der Verfinſterer Glück wünſchen. Urtheilte man von der deutſchen Kaſſandra, wie es der griechiſchen widerfuhr ('dem Volke ſchien ſie toll,' heißt es von ihr), ſo könnte die Prophetin das für eine Wirkung derſelben Verblendung halten. Allein der Almanach ſelbſt bietet uns in einem Gedichte 'gegen die Verfinſterer', mit M. unterzeichnet (wir glauben darin einen berühmten Dichter zu erkennen, deſſen Name mit dieſem Buchſtaben endigt), die beſte Antwort dar:

Tumm machen laßen wir uns nicht,
Wir wißen, daß wir's werden ſollen!
Vernunft heißt das von Gott uns angeſteckte Licht,
Das ſie auslöſchen wollen!
Wir wißen, daß wir tumm, tumm wieder werden ſollen,
Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!

Wäre dieß Gedicht unmittelbar nach der Kaſſandra abgedruckt, ſo würde man noch eher vermuthen können, der Herausgeber habe ſie ſeinen Leſern bloß zu einer erlaubten Beluſtigung mitgetheilt.

In einer Epiſtel an Ramler (Alm. v. 96.) bejammert v. Nicolay den Verfall der deutſchen Litteratur:

Werf' ich, erſchöpft an Kräften und Geduld,
Den Blick von meinem Schreibepult

Auf's weite Reich der deutſchen Lettern:
Gott! was erblick' ich da für eine Schriftenbrut,
Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!

In ſeiner Anſicht wird manchem Leſer der wahre gegenwärtige Zuſtand des allgemeinen Geſchmacks verfehlt ſcheinen: deſto unzweideutiger iſt die Schilderung, die er von ſeinem eignen, ohne es zu wollen, gegeben hat. Unter den Dichtern, die er gelten läßt (zwei der gröſten jetztlebenden ſind mit Stillſchweigen übergangen), wird Klopſtock folgendermaßen umſchrieben:

Und jener, der aus Miltons Schule
Sich uns, ſein größrer Schüler, wies,
Und was im Himmel, in dem Pfuhle,
Erhabnes er vernahm, in neue Phraſen ſtieß.

Den Verf. der Epiſtel könnte man nach dieſer Weiſe als jenen bezeichnen, der alltägliche Gedanken in abgenutzte oder ungeſchickte Phraſen ſtieß; die Beſchreibung würde aber auf Mehrere paſſen. Wie die Kritik eines Dichters beſchaffen ſein wird, welchem, der Lehre und Ausführung nach, Phraſen in der Poeſie für das Höchſte gelten, iſt leicht zu errathen. Auch wird uns noch ausdrücklich verſichert:

Nicht in verſtiegnen Lektionen
Beſtehet die Kritik.

Die Philoſophie, wovon in der Epiſtel Proben gegeben werden, iſt würdig, die dritte dieſer verſchwiſterten Muſen zu ſein. Nachdem weitläuftig behauptet worden iſt, das Schöne laße ſich nach innern Gründen ohne Rückſicht auf Anſehen und Meinung ſicher unterſcheiden, giebt der Verf. bald darauf den dauerhaften Ruhm eines Kunſtwerkes als das untrüglichſte Kennzeichen vom Werthe deſſelben an; das Ende ſeiner Epiſtel vergißt den Anfang. Von der Magerkeit und Trockenheit der Ausführung mag folgende Stelle zur Probe dienen:

> Auch du vermenge nichts! wo nur die Sinne richten,
> Was ganz ſich auf dein Ich bezieht,
> Da haſt du freie Hand, da läßt der Unterſchied
> Der Launen ſich nach keiner Regel ſchlichten.
> Der liebet Roth, und jener Grün,
> Die Blonde reißet den, und den die Braune hin;
> Und beide haben Recht. Sie ſchließen beide
> Nach ihres Baues Unterſcheide.
> Noch mehr: dein eigener Geſchmack verändert ſich
> Von Jahr zu Jahr, und niemand tadelt dich u. ſ. w.

Man glaubt, ein in Verſe gebrachtes Kompendium zu leſen. Dennoch verſichert uns der Verf. (wer hätte es vermuthet?), daß er in der Poeſie 'vor aufgewärmter Speiſe mit ſtolzem Zahn vorbeigehe'. Er erlaube uns daher auch, bei ſeinen matten, ſchleppenden Erzählungen oder Romanzen, 'der Turban' und 'Ezzelin', die im Alm. von 97. über funfzig Seiten einnehmen, keinen Augenblick zu verweilen.

In einem ganz andern Geiſte iſt die Romanze im Alm. von 96., 'die Elfenburg', von V. gedichtet; wir rechnen ſie ohne Bedenken unter die gelungenſten Darſtellungen, die unſre Litteratur in dieſer Gattung beſitzt. Dieß luſtige Märchen iſt ſchon der Erfindung nach beluſtigend: aber es iſt mit ſo auserleſener Kunſt behandelt, die ſich unter äußrer Leichtigkeit verbirgt, ſo kräftig, keck und zierlich ausgemalt, daß es der Einbildungskraft ein ſehr anziehendes, buntes und dennoch vollkommen harmoniſches Schauſpiel gewährt. Die Elfen ſind hier nicht geſchildert, wie Wielands Zauberſtab ſie umgeſchaffen; noch weniger verlieren ſie ſich geſtaltlos hinter dem Schleier elegiſcher Empfindungen; dem alten Volksglauben gemäß, den auch Shakeſpeare benutzte, leben und weben ſie als leichte, neckende, gutherzige Weſen. Bei dieſem muntern Tone hat es einen erhöhten Reiz, gleichſam den ſchauerlichen Anhauch der Geiſterwelt täuſchend zu fühlen. Wie anmuthig wird z. B. der Tanz der Elfen aufgeführt!

Er ſprach's, und geiſtiges Getön,
Wie ſanft gerührter Kryſtalle,
Ertönt in leiſer Lüfte Wehn
Zu linder Aeolsharfen Halle.
Hier tanzet Oberon und Mab,
Dort Elf und Elfin auf und ab,
Und Edwin ſchwinget ſich im Reihen
Mit Ruk, der lieblichſten der Feien.

Da jeder der beiden Ritter bei ſeinem Beſuche in der Elfenburg ungefahr dieſelbe Scene erblickt, ſo war der Dichter der Gefahr ausgeſetzt, ſich zu wiederholen, wenn ihm nicht ein Reichthum von Bildern und Zügen zu Gebote ſtand. Er hat die Schwierigkeit geſchickt überwunden, und die Darſtellung das zweite Mal ſo verſchieden nüanciert, daß ſie ganz neu ſcheint. Auch die unerwartete launige Wendung, womit man am Schluße in die wirkliche Welt zurück verſetzt wird, iſt allerliebſt:

Dieß Märchen las mir, daß ihr's glaubt,
Aus einem alten Buch die Baſe;
Sie ſtreichelte mein junges Haupt,
Und nahm die Brille von der Naſe.
Sohn, ſprach ſie, denk der Elfenburg!
Wer geben kann, der kommt wohl durch;
Wer ohne Werth nach Scheine trachtet,
Wird ausgehöhnet und verachtet.

Ungern widerſtehen wir der Verſuchung, auch den übrigen Arbeiten von B. eine prüfende Aufmerkſamkeit zu widmen.

In einigen davon ſind franzöſiſche Originale nachgeahmt, z. B. in der witzigen ‘Nänie’ (Alm. von 96. S. 136.) und in der ‘Laune’. In dieſer ſind jedoch die Worte ‘die wunderholde Braune’ bis zur Ermüdung wiederholt. Die kürzere Nachahmung deſſelben Liedes im ſchillerſchen Almanach für 1797. unter der Aufſchrift ‘Gefälligkeit’, möchte wohl den Vorzug verdienen. Nur ein paar Stücke, ‘Barbe und Peter’ im Alm. v. 96., und ‘der trinkende Bauer’ im Alm. von 97., entſprechen nicht ganz der Feinheit des Geſchmacks, wovon die übrigen zeugen. Wollte ſich der beſcheidne Dichter nennen, ſo würden wir, wenn uns nicht Alles trügt, einen Namen erfahren, der ſchon lange durch andre Verdienſte um unſre Litteratur, als die eines Schriftſtellers, rühmlichſt bekannt iſt.

Einen etwas franzöſiſchen Anſtrich hat das Lied von Baggeſen: ‘Ja und Nein, oder die Grazie des Widerſpruchs’, ob wir gleich kein franzöſiſches Vorbild dazu kennen, und dem Verf. die Erfindung dieſer niedlichen Kleinigkeit nicht ſtreitig machen wollen. Hingegen der Rundgeſang ‘die geſammte Trinklehre’ iſt ganz originell; die Wißenſchaft des Trinkens iſt wohl hier zum erſtenmale nach allgemein gültigen Principien vorgetragen. So ſehr der Dichter ſchon durch die Wahl der Melodie (‘es hatt’ ein Bauer ein junges Weib’) für Popularität geſorgt hat, ſo wird doch das Drollige in dieſer Parodie der neueſten philoſophiſchen Syſtemſprache nur ſolchen Leſern recht fühlbar ſein, die wenigſtens eine oberflächliche Bekanntſchaft mit derſelben haben. Uebrigens iſt unter den verſchiedenen Arten der Parodie die, wo wißenſchaftliche Vorſtellungsarten und Ausdrücke auf Dinge des gemeinen Lebens angewandt werden, gewiß eine der beßeren: der Geſichtspunkt iſt dabei zu offenbar verrückt, als daß ſie die Sache ſelbſt lächerlich machen ſollte oder könnte; und eben das Harmloſe gefällt. Dieſe Quelle des Komiſchen möchte indeſſen bald erſchöpft, und wiederholte Ausführungen des einmal gelungenen Einfalls eben nicht anzurathen ſein. Es wird überdieß erfordert, daß man gerade den Zeitpunkt benutze, wo die parodierten Ideen die Köpfe lebhaft beſchäftigen. Vor vierzig oder funfzig Jahren waren die leibnitziſchen Monaden gäng und gebe: in Utzens Gedichten wird häufig darauf angeſpielt; jetzt würden ſie keine Wirkung mehr thun. Zwei andre Lieder, ebenfalls von Baggeſen, 'der ächte Biſchof' und 'Theelied', machen mit der Trinklehre einen guten Anfang zu einem poetiſchen Kurſus über alle möglichen Getränke. Das Lob des Biſchofs dreht ſich ganz um ein Spiel mit dem Namen des Getränkes; aber der Thee iſt recht fein und mit Laune charakteriſiert.

Das Sonett von Salis im Alm. von 96. enthält eine zarte Anſpielung auf das bekannte Skolion von Harmodius und Ariſtogiton. Unter den vier Gedichten im dießjährigen Alm. hat nur eins, 'Ergebung', noch einige Simplicität. Die andern ſind in den Naturſchilderungen überladen und ſchwerfällig, von Seiten der Empfindung kalt. Ob wohl jemand, der im Ernſt über die Entfernung ſeiner Geliebten trauert, die 'tief laſurnen Frühlungsgenzianen' ermahnen wird, ihre Thränen aufzufaßen? Auch die geſuchten Kunſtwörter:

Die Dämmerung betuſcht die Waldgeſtade
Mit zartem Grau; —
Der Sproßer Largo —

ſind ſehr an der unrechten Stelle angebracht. Sobald man die Natur mit Kenneraugen betrachtet, iſt ihr Zauber dahin, der nur auf der gänzlichen Abweſenheit des Begriffs von

Kunſt beruht. Das Beſtreben, die Neuheit und Fülle in Matthiſſons maleriſcher Sprache zu überbieten, hat Hemiſtichien wie folgende ans Licht gebracht: 'des Leuchtthurms Lamp' entblinkt;' 'umwölbt von Lerchbaumſproſſen' u. ſ. w. Eine wahre Merkwürdigkeit in dem bei uns ſo angebauten Felde der Diſſonanzen iſt ein Vers in dem 'Morgenpſalm':

Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt.

Tiedge hat in Elyſium allerlei glorreiche Dinge geſehen, unter andern den verſtorbenen Paſtor Göze in einer Laube mit Kleiſt und Geßner. Für 'den armen Thoms' von Falk können wir nichts thun als ihn bedauern. Von den Gedichten von K. Schmidt im Alm. von 96. läßt ſich wenig ſagen; dießmal hat er nur eins geliefert, und zwar ein gottesdienſtliches, welches anfängt 'Lobſingt dem Allbarmherzigen' u. ſ. w. Durch einige dürftige Einfälle von Haug wird der Armuth beider Sammlungen an Epigrammen nicht abgeholfen. Was ſie in dieſer Gattung und im Fache kleiner Erzählungen und Fabeln beſitzen, beſchränkt ſich ziemlich auf die Sachen von Pfeffel, und auf das, was unter den Beiträgen von Gleim und V. dahin gehört. Mehr Mannichfaltigkeit würde insbeſondere dem dießjährigen Almanach wohlgethan haben, der uns überhaupt ſeinen Vorgänger nicht zu erreichen ſcheint.

Taſchenbuch für Deutſchlands Söhne und Töchter auf das Jahr 1797. Herausgeg. von J. B. Klein. Wien.

Dieſe kleine Sammlung wird mit einer 'Apoſtrophe an die Deutſchen' eröffnet, die in einem ſehr koſtbaren Stile abgefaßt iſt. Der Verf. derſelben, Marc Anton Gotſch, erſtaunt ſelbſt über ſein vor ihm ſo oft vergeblich verſuchtes Unternehmen, 'das ſchlummernde Selbſtgefühl der Deutſchen zu wecken', und weiß daher kaum, wo er anfangen ſoll. Auch ſcheint er unter der Hand etwas von dieſem Vorſatze nachzulaßen, und ſich allein an ſeine Landsleute im engeren Sinn, an die Oeſterreicher, zu wenden. Wenigſtens ſind manche ſeiner Anſichten, wie z. B. folgende der Kreuzzüge, nicht auf das proteſtantiſche Deutſchland berechnet: 'Der edle Deutſche ſah das Land, wo ſein Heiland gelebt, gelehrt und geſtorben, in den Händen der Ungläubigen...... Das ertrug ſein großes Herz nicht. Ein gewaltiger Trieb erwacht in ihm, große Bilder ſteigen auf vor ſeiner Phantaſie, er will am Grabe ſeines Erlöſers die Feßeln ſeiner fernen Brüder zerbrechen u. ſ. w.' Nachdem er den Deutſchen nun vorerzählt hat, was ſie gethan haben ſollen, und wie ſich ihre Wirkungen über den ganzen Erdboden erſtrecken, wo er ihnen beſonders dankbar dafür iſt, daß ſie durch die Erfindung des Schießpulvers 'dem nun fernetödtenden und felſenſprengenden Europäer Amerika unterwerfen'; nachdem er ihnen das Wunderwerk ihrer Konſtitution angerühmt, zählt er ihnen auch ihre großen Männer zu, und ſtellt Wieland und Leſſing mit Voltaire und 'Sheakeſpear' zuſammen. Unter vielen, mit deren Werken er ſich, 'vom ſanften Liede Jakobis an bis zur Ode Klopſtocks, und von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bis zu den kantiſchen Kategorien', als ſehr vertraut angiebt, ſcheint ihm doch Göthens Exiſtenz ganz unbekannt geblieben zu ſein. Zuletzt ſieht er im Geiſt die 'Völkerſeligkeit' von Deutſchland ausgehen, und man kann ebenfalls leicht errathen, daß ſie ſich von Oeſterreich aus verbreiten wird. Der poetiſche Theil dieſes Taſchenbuchs hat einen nicht weniger provinziellen Zuſchnitt, der ſich in der Verſifikation am auffallendſten äußert. Ein recht artiger Kupferſtich von der Tänzerin Vigano dient einem Gedichte nach der, zu dem Gegenſtande ganz unpaßenden, Weiſe des hohen Liedes von Bürger zur Begleitung, worin unter andern Gewaltthätigkeiten 'Dannen' und 'Schwanen', 'Verſtummen' und 'Blumen' gezwungen werden, ſich zu reimen. In einem der Lieder, die auf den Krieg Bezug haben, drückt ſich ein öſterreichiſcher Küraßier gerade ſo aus, wie ein ungeſchickter Poet, der einen Küraßier nicht reden zu laßen verſteht.

Ertöne du mein Lied, und hauch
In jeden Buſen Wuth,
Und deinen Griffel, Muſe, tauch
In Flammen und in Blut; u. ſ. w.

Was die Sammlung ſonſt an Verſen und kleinen Aufſätzen von ungenannten, oder auch genannten und darum nicht bekannteren Verfaßern enthält, iſt zu unbedeutend um Beurtheilung zu verdienen. Nur folgender Zug in der Erzählung 'Ferdinand II. und Saint Hilair' iſt merkwürdig und macht einen komiſchen Kontraſt mit der ſonſtigen Bewunderung Joſephs II. 'Eine Acte ſollte Kaiſer Ferdinand der Zweite unterſchreiben, die der proteſtantiſchen Religion in Oeſterreich und Böhmen freie Ausübung gleich der katholiſchen gewährte..... Die Abgeordneten verſprachen, baten, drohten, Ferdinand ſollte unterſchreiben; aber eben ſo leicht hätten ſie Waßer aus der Marmorwand ſeines Gemachs erpreßt, als das Wort Duldung aus ſeinem Munde. Der edle Ferdinand blieb ſtandhaft, wo es den Glauben ſeiner Väter galt!' Dieſer Auftritt macht auch den Gegenſtand des Titelkupfers aus.

Poetiſche Blumenleſe für das Jahr 1796. und f. d. J. 1797.

Göttingen. 2 Bdchn.

An Maſſe und an derjenigen Mannichfaltigkeit, die aus der Menge der beitragenden Perſonen entſteht, giebt der göttingiſche Muſen-Almanach ſeinen Nebenbuhlern nichts nach, wie die Regiſter, die Seitenzahlen und der enge Druck beweiſen. Der letzte vermehrt aber auch das Unangenehme der typographiſchen Einrichtung, in Anſehung deren er hinter allen uns bekannten Taſchenbüchern dieſer Art zurückbleibt. In dieſen letzten Jahren wird er noch durch eine Anzahl ſchlechter Kupfer verunziert. Daß eigentliche Kunſtforderungen auf ſo kleinen Blättchen nicht befriedigt werden können, verſteht ſich von ſelbſt; allein es ſollte doch wenigſtens für einen angenehmen ſinnlichen Eindruck geſorgt ſein. Dieſe Kupferſtiche ſind aber ohne alle Sauberkeit und Feinheit ſo gekratzt und hingeſudelt, daß man das Auge gern ſo ſchnell als möglich darüber hingleiten läßt.

Das Bildniß von Ebert vor dem Alm. von 96. iſt noch leidlich, obgleich leblos, nach einer Büſte; das von Uz hingegen vor dem Alm. von 97. iſt eine wahre Karikatur. Bei einigen der übrigen Blätter ſcheint nur der Kupferſtecher das Werk des Zeichners verdorben zu haben; bei andern iſt Gedanke und Ausführung gleich ſchlecht. Die Kupfer ſollen indeß ihren Zweck erreicht, und den Abſatz befördert haben. Iſt dieß wirklich gegründet, ſo beklagen wir nur die kaufluſtigen Leſer, denen ſo etwas den Almanach empfehlen konnte.

Wäre Betriebſamkeit im Sammeln der Beiträge das einzige Erforderniß zum Vorſteher eines Muſen-Almanachs, ſo würde der jetzige Herausgeber des göttingiſchen Bürgers Stelle bei demſelben vollkommen ausfüllen. Allein es gehört noch etwas mehr dazu: ein ſelbſtändiger litterariſcher Charakter, gleich weit von Nachahmung und von excentriſchen Verirrungen entfernt; eine dauerhafte Celebrität; ein Anſehen, welches berechtigt, nicht nur die Verſuche von Anfängern abzuweiſen oder nach eigner Einſicht zu verbeßern, ſondern auch die unnützen Papierſchnitzel, die zuweilen aus den poetiſchen Brieftaſchen ſelbſt bekannter Schriftſteller herausfallen, bei Seite zu legen. Jeder Liebhaber der deutſchen Poeſie, der Hrn. Reinhards geſammelte Gedichte kennt, urtheile, in welchem Grade man ihm dieß alles zuſchreiben kann.

Indeſſen enthält der Alm. von 96., zu dem wir uns zuerſt wenden, verſchiedne ſchätzbare Stücke. Zwei der wichtigſten, Bürgers 'Nachtfeier der Venus', nach ſeiner letzten Umarbeitung, und 'die Gebete', eine Satire von Falk, ſind ſeitdem ſchon wieder erſchienen, jene in den ſämmtlichen Schriften Bürgers, dieſe als Anhang zu den 'Gräbern von Rom'; ihre Beurtheilung kann alſo am füglichſten für die Anzeige dieſer Werke aufgehoben bleiben. Die vortreffliche Elegie auf Bürgers Tod von Gockingk wird kein Freund des Verſtorbenen ohne die innigſte Rührung leſen können. Aber auch ohne nähere perſönliche Theilnahme iſt es ein Gegenſtand gerechten Schmerzes, ein außerordentliches Talent, gegen das von ſeiner früheſten Entwickelung an feindliche Geſtirne verſchworen zu ſein ſchienen, vor der Zeit unter körperlichen und geiſtigen Leiden erliegen zu ſehen. Wahrheit und herzliches Gefühl ſind die Muſen dieſes Gedichtes; die Schwächen des biedern Mannes werden leiſe berührt, ohne ſie ganz zu verſchweigen, und eine ſchonende Hand entſchleiert die letzten unglücklichen Verhältniße ſeines Lebens. Mit Recht wird die Wahl ſeines Aufenthalts getadelt:

— ſeine goldenen Früchte,
Wie ſie der Himmel Petrarchs ſelten zu reifen vermag,
Trug er — unglückliche Wahl! — am fernen Ufer der Leine

und nachher:

Du am Ufer der Lein' ein Fremdling!

So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an ſein Ende; ja es läßt ſich in Deutſchland kaum eine andre Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangeſetzt haben würde. Hätte es nicht von ſeinem eignen Entſchluße abgehangen (den ihm freilich Kränklichkeit und allerlei Umſtände erſchwerten), einen weniger unfruchtbaren Boden zu ſuchen, ſo hätte er, wie ſchon Haller vor ihm, ausrufen können:

O recht in ſeinem Zorn hat das gerechte Weſen
Mir dieſen öden Ort zur Wohnung auserleſen!

Ramlers berühmte Ode auf einen Granatapfel, die ſchon im Jahr 1749. gedichtet ward, iſt hier ſehr verändert abgedruckt, als eine Probe der zu erwartenden neuen Ausgabe ſeiner Gedichte. Viele der jetzigen Leſearten leuchten gleich auf den erſten Blick als Verbeßerungen ein; von einigen würde ſich der Werth nur durch eine umſtändliche Auseinanderſetzung beſtimmen laßen, und eine oder die andre iſt offenbar nicht glücklich. Dahin gehört beſonders die halbe Strophe, die ehedem ſo hieß:

Und ſteiget an der Weſen Kette
Bis dahin, wo den höchſten Ring
Zeus an ſein Ruhebette
Zu ſeinen Füßen hing.

jetzt:

Verfolgt der Weſen lange Kette
Bis an den allerhöchſten Ring,
Der an Zeus Ruhebette
Hängt, hangen wird und hing.

Das Beiwort 'lange' iſt ziemlich müßig; 'allerhöchſten' ſagt nichts mehr als 'höchſten', und iſt noch dazu weniger edel; das doppelte 'an' beleidigt das Ohr, und die Ordnung der Zeiten in der letzten Zeile befremdet den Verſtand. Ueberdieß iſt der vorletzte Vers ganz unrichtig ſkandiert, und der letzte wenigſtens ſehr hart. Indeſſen macht doch ein grammatiſcher Fehler in der alten Leſeart hier eine Veränderung nothwendig, deren Anlaß (wir erinnern uns nicht genau, in welcher Zeitſchrift) man ſo unbegreiflich gefunden hat: das Imperfekt des unregelmäßigen intranſitiven Zeitworts 'hangen' war ſtatt des Imperfekts des ganz verſchiednen, regelmäßigen und tranſitiven, Zeitworts 'hängen' (hängte) gebraucht worden.

Von Herder finden wir ein liebliches kleines Idyll (das Wort im Sinne der Griechen genommen) im elegiſchen Silbenmaße. Es enthalt zwar nur einen Neujahrswunſch, und war vielleicht nicht zur Bekanntmachung beſtimmt; aber eine ſo zarte Empfänglichkeit, und ein Geiſt, der allem, was von ihm ausgeht, reine und edle Formen zu leihen weiß, die ihm Gewöhnung und Bedürfniß ſind, können ſelbſt die abgenutzte Sitte neu und anziehend machen. Gleim theilt wie ein freundlicher Vater ſeine Gaben unter mehrere poetiſche Blumenleſen; man hat jedes Jahr Gelegenheit, ſich der fortdauernden heitern Stimmung und Fruchtbarkeit des vielgeliebten, verehrten Sängers zu freuen. Seine Beiträge in den beiden letzten göttingiſchen Almanachen ſind denen in den voßiſchen an Zahl ungefähr gleich. Auch Käſtner bleibt der epigrammatiſchen Dichtart immer noch getreu; nur ſcheint ſie ihm zuweilen untreu zu werden, wie er im Alm. von 96. ſelbſt darüber klagt, daß der Zwang des Versbaues anfange, ihm läſtig zu fallen, und daß er ſich daher genöthigt ſehe, ſeine Einfälle in Proſa zu ergießen. Indeſſen hat er doch im Alm. von 97. einige muthige Angriffe auf die Philoſophen gethan, vermuthlich als Dichter und als Mathematiker gleich ſehr dazu berechtigt und geneigt. Die Fabel von Friedrich, 'der Affe und der Tanzbär', kommt viel zu ſpat: denn wer denkt jetzt noch an Batteux Theorie? Auch die Epigramme von ihm, 'der Reim, der Kunſtfehler, die Epiſode', alle drei die Dichtkunſt betreffend, enthalten etwas Unrichtiges in den Gedanken, und zeigen den Dichter eben nicht zu ſeinem Vortheile als Kunſtrichter. Wir ſetzen das erſte her:

Dem Billiard gab man das Schellennetz,
Den Kugelfall dem Ohr des Zählers anzudeuten.

So läßt ein gothiſches Geſetz
Zum Silbenfalle Reime läuten.
Das Meiſterſpiel, das Geniusgedicht
Bedarf der Schelle nicht.

Was kann eine ſchiefe Vergleichung gegen den Werth des Reims beweiſen, den viele der gröſten Dichter in den neuern Sprachen durch ihre Werke anerkannt, und der ſich aus pſychologiſchen und äſthetiſchen Gründen ſehr befriedigend darthun läßt? Einige Kleinigkeiten von zwei verdienten Männern, deren eigentliches Fach die Poeſie nicht iſt, von Gedike und Gräter, wird man als Verſe, die eine Stunde der Erholung erzeugte, und die weiter keine Anſprüche machen, mit Vergnügen leſen. Die Verf. der übrigen Beiträge ſind: Mad. Brun, Kretſchmann, Mattheſius, Maler Müller, Niemeyer, Rooſe, Schmidt (E. A.), v. Wildungen; ferner Conz, v. Einem, Engelſchall, v. Halem, Haug, v. Knebel, Lappe, Mirow, Pape, Pockels, Reinhard, Schink, Kl. Schmidt, Tiedge; die Dilettanten, die ihre Namen verſchweigen, nicht zu rechnen.

Die zuletzt genannten, von Conz an, treten alle im dießjährigen Alm. wieder auf, wo noch Grabner, Manſo, v. Schmidt Phiſeldek, Mad. Ludwig, von Stramford, hinzugekommen, auch von zwei Verſtorbnen, Deurer und der Karſchin, von dieſer eine Epiſtel an Gleim, von jenem einige Diſtichen eingerückt ſind. Die Stücke von Bürger, die der Herausg. aufgefunden und abdrucken laßen, hätte der Dichter ſelbſt gewiß nicht der Aufbewahrung für würdig erkannt. Das erſte, 'die Leier', iſt vom Jahr 1766, alſo aus einer faſt noch unmündigen Jugend ſeiner Poeſie (die älteſten Stücke in der Sammlung ſeiner Gedichte ſind von 1769); es könnte etwa nur ſeinem Biographen merkwürdig ſein, um daraus auf den Grad von Bildung zu ſchließen, den er ſich damals ſchon erworben hatte. Man ſieht hier deutlich, daß Bürger noch nicht zu einiger künſtleriſchen Selbſtändigkeit gelangt war, und ſeine Kraft zum Fluge mehr auf fremden, als auf eignen Schwingen verſuchte. Der Gehalt des Gedichts, 'An M. W., als ſie mir einen Kuß verſagte' (vom J. 1771.), iſt zwar um nichts bedeutender, doch finden ſich ſchon mehr eigenthümliche Züge, auch Bürgerianiſmen im nachtheiligen Sinne, z. B.:

Ha, ſo ſäße die Gefahr
Dir bereits in dem Genicke!

oder:

Ihm (dem Orpheus) den bangen Aufenthalt
In des Orkus Finſterniſſen
Dankbegierig zu verſüßen,
Spitzte jede Mißgeſtalt
Ihren blauen Mund zum Küſſen.

Die Ode S. 87. iſt ein pflichtmäßig geſungenes Lied, das ſeine Beſtimmung vollſtändig erfüllt hatte, als es überreicht war. Am wenigſten aber hatte der nothgedrungene Prologus galeatus S. 188. vor das große Publikum gebracht werden ſollen, dem er, aufs mildeſte geſagt, ſehr fremd vorkommen muß, weil es von den lokalen Veranlaßungen nichts weiß. Wer hingegen mit Bürgers damaliger Lage näher bekannt iſt, der wird zwar ſeine Bitterkeit gegen das ihn zunächſt umgebende öffentliche Urtheil leicht entſchuldigen können (ob ſie gleich in der Art ihrer Aeußerung die Geſetze des Schönen und Anſtändigen verletzt), aber es werden andre ſchmerzliche Erinnerungen bei ihm erregt werden, welche zu berühren hier ebenfalls nicht der Ort iſt.

Wohlthätiger für das Gemüth wirkt das ſchon erwähnte Lied der Dichterin, welche ein ſchöner Frühlingstag ‘ächter Pontak, ein Haſelkrebs’ (vielleicht Havelkrebs?) ‘und ein Butterbrod’ innigſt zufrieden mit der ganzen Welt und mit dem großen Friedrich machen konnte. Die Leichtigkeit ſo vieler andern faſt aus dem Stegreif hingeſungenen Herzensergießungen der liederreichen Hirtin wird man auch in dieſer nicht vermißen. Sie gefallen als freiwillige Erzeugniſſe der Natur, an denen die Kunſt gar keinen Antheil hat, als wilde Blumen des Feldes.

Eine Satire von Falk, ‘die Schmauſereien’, glänzt durch eben die Vorzüge, die ſchon andern Arbeiten von ihm in dieſer Gattung ausgezeichnetes Lob erworben haben: kühne Kontraſte, gedrängte Sentenzen, eine ins Grelle fallende Stärke der Darſtellung, ein ſehr origineller, mehr bittrer als fröhlicher Humor. Allein wir geſtehn, daß wir uns Manches in der dramatiſchen Einleitung des obigen Gedichtes nicht zu erklären wißen; daß wir dem Dichter bei ſeinen Uebergängen nicht immer folgen können; und daß wir auch an dieſer wie an ſeinen übrigen Satiren die ſchöne Rundung eines äſthetiſchen Ganzen vermißen. Freilich iſt auch die Theorie hierüber noch ſehr unzulänglich, und die Unterſuchung, welche Modifikationen das Geſetz der Einheit erhalten muß, um auf das ſatiriſche Gedicht anwendbar zu ſein, iſt bei weitem nicht aufs Reine gebracht. In den ſeinſollenden Volksgeſängen iſt der Satiriker ganz aus ſeiner Sphäre herausgegangen. Er mag ſich hüten, daß man die von ihm ſo treffend gelehrte Kunſt, Recepte zu Geiſtesprodukten zu verſchreiben, nicht gegen ihn ſelbſt wende. Zu den Jägerliedern iſt eine übermäßige Doſis von Trarara, Huſſa, Hurra, Hallo, Heho u. ſ. w. verbraucht worden, und zwiſchen dieſen körnigen Interjektionen ſcheint die eigentlich artikulierte Sprache nur Nebenwerk zu ſein.

Einfachheit und Wahrheit des Gedankens empfehlen die Epigramme in Diſtichen von Knebel; beſonders der 'ewige Frühling' giebt eine ſchöne Lehre. Unter den Beiträgen von Halem ſcheinen uns auch die kürzeren in dieſer Form die vorzüglichſten zu ſein. Rec. iſt nicht genug von den neugriechiſchen Sitten und vom Tone der neugriechiſchen Poeſie unterrichtet, um ſagen zu können, ob in der 'Stickerin' und in der 'Mutterklage bei Kalliſtens Tode' von eben dem Verf. das Koſtum beobachtet iſt; doch würde er Verſe, wie folgende:

> O wie beredt iſt Natur! mich erfreun die zarten Gefühle,
> Wie auf der Wieſe mich freun die blinkenden Tropfen des Thaues,

an einem andern Orte ohne Anſtand für neudeutſch genommen haben. Die lyriſchen Stücke von Tiedge im vorigen Alm. ſind von geringerer Bedeutung, als die im dießjährigen. Das Gedicht 'an Acidalia' iſt eine gefällige Tändelei, und wäre es noch mehr, wenn es nicht durch Ausdrücke, wie 'entflöten' und 'Glauber', entſtellt würde. Nur muß man der üppigen Bilderſprache dieſes ſonſt ſchätzbaren Dichters mehr Haltung und Harmonie wünſchen. Von Kl. Schmidt wüßten wir etwa nur die 'Träume des Alters' als etwas zu nennen, das ſich über das ganz Gewöhnliche erhöbe. Vergebens hat ſich Rec. bemüht, in die Geſchichte des 'Eremiten von Melito' (die, wie man am Ende erfährt, nur eine Viſion iſt) von Engelſchall und in den 'Traum auf dem Frauenberge' von Juſti Sinn und vernünftigen Zuſammenhang zu bringen: es ſind in der

That aegri somnia. Die Erzählung ‘Palmerine’, ebenfalls von Engelſchall, iſt zwar nicht von einem Ende bis zum andern bloße Verirrung der Phantaſie, doch wird ſie durch keinen Funken wahren Dichtergeiſtes beſeelt. Ein lyriſches Gedicht von demſelben, ‘Paphos’, prangt mit Bildern und tönenden Phraſen, allein ſobald dieſe verhallt ſind, hat man Mühe, ſich irgend eines Inhalts zu entſinnen. Eben das gilt in geringerem Grade von den ‘Inſeln der Seligen’, von Manſo. Die Sprache iſt rein, der Versbau fließend, aber der ganzen Darſtellung hängt eine gewiſſe Ohnmacht an, und der Hauptgedanke (wenn das Gedicht anders einen hat) tritt nicht mit Klarheit und Beſtimmtheit hervor. Wenn er es thäte, würde wahrſcheinlich offenbar werden, daß er falſch iſt.

Genz, der ſonſt andern Vorbildern zu folgen pflegt, hat zu einer langen Erzählung, ‘der Philoſoph’, den Stoff von Voltaire, Manier und Ton von Wieland geborgt. Das proſaiſche Original, das kurz, munter und geiſtreich iſt, hat unter ſeinen Händen ſehr verloren. Was die Nachahmung im Vortrage betrifft, ſo halte man z. B. die erſten Stanzen mit dem Anfange von Muſarion zuſammen, und man wird eine Aehnlichkeit finden; freilich eine ſolche, wie zwiſchen der Schönen auf dem Kupferſtiche S. 260. und der Magdalena von Battoni, womit ſie im Gedicht verglichen wird. Man trifft in dieſen Blumenleſen noch auf vielerlei andre Spuren von Nachahmung, einem äſthetiſchen Vergehen, das man nicht immer ſo handgreiflich beweiſen, als mit Zuverläßigkeit wahrnehmen kann. Indeſſen iſt Rec. nicht oft etwas ſo Starkes in dieſer Art vorgekommen, als die Nachäfferei des altengliſchen Balladentons, reichlich mit Reminiſcenzen aus Bürger untermiſcht, in einer Menge Romanzen von einem gewiſſen Pape. Sie ſind meiſtens mit refrains, sans rime et sans raison, verbrämt (man ſehe z. B., wie die Zeile ‘im ganzen weiten italiſchen Land’ in jeder Strophe wiederzukehren gezwungen wird); die Perſonen ſterben darin häufig aus heiler Haut, und zum Ueberfluße iſt über dieſe angeblich altfränkiſchen Gedichte eine Brühe der neumodigſten Empfindelei ausgegoßen.

Sonſt enthalten beide Almanache noch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, deren wir, ihrem Werth nach, gegen die uns vorgezeichneten Schranken gehalten, nicht beſonders erwähnen können.

Baron Vanini und Roſemont, oder Beiſpiele von Verirrungen des menſchlichen Herzens. Berlin 1796.

Ob es gleich nicht auf dem Titel angezeigt iſt, ſo hat man doch alle Urſache, dieſe Verirrungen für ein Buch, das ſich aus dem Franzöſiſchen in unſre Sprache verirrt hat, und das Original für ein ziemlich fades und zuſammengeſtoppeltes Produkt zu halten. Zwei Nebenbuhler, die ſich recht gut gekannt haben, finden ſich in einer Einſamkeit wieder, wohin die Liebe beide verſchlug, ohne ſich zu erkennen. Der eine hat ſich mit Denkmälern unglücklicher Begebenheiten umringt, wozu er gewaltig viel Steine zuſammenſchleppen läßt, und für die er einen großen Hang zu haben ſcheint, da er überall ſeinen Weg mit dergleichen bezeichnet. Er erzählt dem Ankömmling die dazu gehörigen Geſchichten, und auf dieſe Art werden einige unbedeutende Novellen eingeführt, worunter die erſte aus the Orphan, einem bekannten engliſchen Trauerſpiel, ohne weiteren Zuſatz verfertigt worden iſt. In der dritten nehmen ſich die Leoparden beſonders gut aus, die in Portugal zwei Mädchen auf einem Spaziergange überfallen und eins davon auffreßen. ‘Zum Glück für mich’, ſagt die Uebriggebliebene, ‘hatten ſie bei meiner unglücklichen Freundin angefangen’. Dieſe Stelle lautet nicht ſehr empfindſam, und der Verf. weiß doch ſonſt wohl, was Empfindſamkeit iſt, da er ſeine jungen Verirrten, Roſemont und Luischen, den Entſchluß faßen läßt, als enthaltſame Einſiedler, einzeln, jedoch nachbarlich, ihr Leben hinzubringen. Am Ende freilich erkennt man ſich, verzeiht ſich, tritt einander die Geliebte ab, und der Leſer bekommt ‘die goldne Regel’ mit auf den Weg, ‘daß die Leidenſchaften die Feinde unſrer Ruhe ſind, und daß ſie uns nur glücklich machen, wenn ſie der Verſtand deſpotiſch unter ſeinem Scepter hat.’

Meine Liebſchaften. Ein nachgelaßnes Werk von Chabanon, herausg. v. Saint-Ange. A. d. Franz. überſ. Lpz. 1797.

Eine ſehr fließende und geſchickte Ueberſetzung der Amours du Chabanon, bei der man nichts von der Naivetät des Originals einbüßt. Voran ſteht eine flüchtige Vergleichung der beiden ungleichartigen Freunde, Chamfort und Chabanon, die wir mit ein paar Worten vermehren möchten: der erſte war ein Mann, der zweite ein gutes Kind, und beide ächte Franzoſen. Chabanons Erzählung iſt ſo gefällig wie ungeſchmückt vorgetragen, und man würde ihre hiſtoriſche Wahrheit nicht in Zweifel ziehn, auch wenn er keine beſondere Verſicherung darüber gäbe. Er legt aber ſo viel Nachdruck auf dieſen Umſtand, daß er keine andre Wahrheit als die der Geſchichte gelten läßt, ja kaum einen Begriff von der Wahrheit und innern Nothwendigkeit zu haben ſcheint, die in einer Dichtung ſtattfinden kann, und ihr die höchſte Moralität und Belehrung der hiſtoriſchen zu verleihen, ja dieſe gewiſſermaßen zu erweitern vermag. Der Akademiſt hat ganz vergeßen, daß ſchon Ariſtoteles der Poeſie höhern Ernſt und Würde als ſelbſt der Geſchichte zuſchreibt, weil dieſe nur das Einzelne, jene das Allgemeine lehrt. Sein aufrichtiges Herz war vielleicht die Quelle der Meinung, die er hier vorausſchickt, und in ſofern gehört ſie mit zu ſeinen Bekenntniſſen, die zu ſchreiben er bei derſelben unſtreitig geſchickter war, als irgend ein Kunſtwerk der dichtenden Einbildungskraft in dieſem Fache hervorzubringen.

Seine Gewißenhaftigkeit und ſeine liebenden Anlagen äußern ſich ſehr früh, und zwar dieſe ſo unſchuldig als jene ſeltſam, da er in einem Concert ſich die Ohren mit Papier verſtopft, weil er in dem hohen Genuß, welchen ihm die Muſik gewährt, Sünde ahndet. Er hatte das Papier ſo ernſtlich hineingeſteckt, daß er beim Herausziehen die heftigſten Schmerzen litt, und eine lange Taubheit davon trug. Seine früheſte Liebe war ‚der kleine Jeſus', wie er ihn liebkoſend nannte. Aber Geſchäftigkeit und Reinheit des

Sinnes bewahrten ihn bis in ſein 27ſtes Jahr vor einer irdiſchen Liebſchaft. In Paris half ihm dieß wenig. Wurde er nicht der Mann, ein Weib zu verderben, eine Koquette zu bilden, ſo fiel er dagegen in die Schlingen einer ſolchen, die ſein weiblich zartes, bis zur unbedingten Hingebung treues Gefühl fünf Jahre lang mißbrauchte, um ihn zu quälen, und ihm darauf ſchnöde den Abſchied gab. Seine zweite Geliebte machte ihn durch kindiſche Launen unglücklich. Sehr artig iſt ſeine Schilderung der häuslichen Lage, worin er bei der Entſtehung ihrer Bekanntſchaft dieſe Frau fand, die anfänglich überhaupt ein ſtärkeres Intereſſe erregt, als ſie verdient. An der dritten Begebenheit iſt nichts anziehend für das Herz, und nur das merkwürdig, daß Ch. ſie ſo ernſtlich nahm. In der Darſtellung der zärtlichen Freundſchaft zwiſchen einem ſeiner Bruder und ihm, welche die zweite auf dem Titel nicht erwähnte Hälfte des Buchs ausmacht, zeigt er ſich freilich liebenswürdiger, als wenn er, mehr durch Unverſchämtheit und Verſtellung als durch eine Leidenſchaft, ſich verblenden läßt. Auch haben die Bedürfniſſe des Geiſtes mehr Antheil an ſeiner Bruderliebe, und das giebt ihr ein männlicheres Anſehen. Die überall hervorleuchtende, ſeltene Unverdorbenheit des Gemüths verdient dieſen ſonſt nicht reichhaltigen Bruchſtücken einer Selbſtbiographie einen Platz in der Geſchichte des menſchlichen Herzens.

Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders [von W. H. Wackenroder]. Leipzig 1797.

Die Anſicht der bildenden Künſte, welche dieſer angenehmen Schrift zum Grunde liegt, iſt nicht die gewöhnliche unſers Zeitalters. Mit Recht vermied daher ihr ungenannter Verf. auch die Sprache der Mode, und wählte, um für ſein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunſt den lebendigſten Ausdruck zu finden, ein fremdes Koſtum, aus welchem er ſelbſt in der Vorrede nicht herausgeht. Seine Abſicht iſt, angehenden Künſtlern und Liebhabern ſeine an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor den großen Meiſtern mitzutheilen, und aufs nachdrücklichſte widerſetzt er ſich überall einer gewiſſen ſelbſtgefälligen Kennerei, die mehr auf einer fertigen Zunge als im Innern des Geiſtes wohnt, und die erhabenſten Schöpfungen des Genius, als wären ſie wirklich ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, zuverſichtlich durchmuſtert. Es iſt gewiß, man iſt nicht eher befugt zu richten, bis man ein Kunſtwerk ganz verſteht, bis man tief in ſeinen und ſeines Urhebers Sinn eingedrungen iſt. Dieß iſt aber nicht anders möglich, als wenn man alle eitlen Anmaßungen wegwirft, und ſich mit ſtiller Sammlung und liebevoller Empfänglichkeit des Gemüths der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geiſtlichen Einſiedlers, dem 'die Kunſt als eine Sache himmliſchen Urſprungs gleich nach der Religion theuer iſt, dem ſie eine religiöſe Liebe oder eine geliebte Religion wird', war vielleicht der angemeßenſte, der ſich finden ließ, um eine ſolche Stimmung vorzubereiten, ſolche Lehren eindringlich vorzutragen. Selbſt ein Anſtrich von Schwärmerei kann nicht verwerflich ſcheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen die überhand nehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunſt nichts ſucht als einen zerſtreuenden Sinnengenuß, und es ihr auch unmöglich macht anders zu wirken. Wer wird es dem ſchlichten, aber herzlichen, Religioſen verargen, wenn er das Göttliche, was allein im Menſchen zu finden iſt, aus ihm hinausſtellt, und das Unbegreifliche der Künſtlerbegeiſterung gern mit höheren unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl verwechſelt? Wir verſtehen ihn doch, und können uns ſeine Sprache leicht in unſre Art zu reden überſetzen. Jene hat überdieß, eben weil ſie veraltet iſt, den Reiz der Neuheit. So weſentlich verſchieden die freien Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunſtgenuß beſteht, von jener Andacht zu ſein ſcheinen, welche eine zerknirſchende Selbſtverleugnung und gleichſam eine augenblickliche Aufhebung des irdiſchen Daſeins fordert; ſo iſt es doch unleugbar, daß die neuere Kunſt bei ihrer Wiederherſtellung und ihrer gröſten Epoche mit der Religion in einem ſehr engen Bunde ſtand. Es iſt, als ob immer ein religiöſer Antrieb das Streben des bildenden Künſtlers, Ideen von höheren Naturen in die Form der Menſchheit aufzufaßen, anregen und beſtimmen müßte. Die überirdiſchen Darſtellungen der alten Kunſt hat der Volksglaube durchaus veranlaßt, und was die neuere in dieſem Fache Eigenthümliches beſizt, hat ebenfalls alles eine religiöſe Beziehung. An einem Gottesdienſte, der zum Untergange der alten Kunſt nur allzuviel beigetragen hatte, richtete ſich die neuere wieder auf; ſie empfieng nicht nur Beſchäftigung von ihm, ſondern auch ihre höchſten Gegenſtände, Madonnen, Heilande, Apoſtel und Heilige. Es iſt ſchwer zu ſagen, was dieſe Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunſt in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo ſchon die ſtrengere Vernunft alle ſinnlichen Ausſchmückungen einer auf das Unſinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche den Menſchen in ſeinem unendlichen Abſtande von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Weſen gebaut wird, eingerißen hatte. Wenn wir, der Forderung gemäß, daß der Betrachter ſich in die Welt des Dichters oder Künſtlers verſetzen ſoll, ſogar den mythologiſchen Träumen des Alterthums gern ihr luſtiges Daſein gönnen, warum ſollten wir nicht, einem Kunſtwerke gegenüber, an chriſtlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die ſonſt unſrer Denkart fremd ſind? In dieſer Bedeutung iſt das Wort ‘glauben’ (S. 192.) zu verſtehn, und wir hielten es für wichtig, dieſen Geſichtspunkt, beſonders für Aufſätze wie ‘Raphaels Erſcheinung’ und ‘Brief eines jungen deutſchen Malers in Rom an ſeinen Freund in Nürnberg’, ausdrücklich feſtzuſtellen, weil wir befürchten, daß ihn Leſer einer gewiſſen Art verfehlen werden, und daß bei der Wachſamkeit gegen den Katholicismus den guten Kloſterbruder weder ſein Beruf noch ſeine eigne Toleranz gegen den Vorwurf ſichern wird, ſeine Kunſtliebe habe eine Tendenz zu demſelben.

Mit großer Wärme empfiehlt der Verf. die meiſtens ſo vernachläßigte Künſtlergeſchichte, und vorzüglich die Leſung des Vaſari. Indeſſen haben junge Künſtler oft nicht Kenntniſſe genug, um dieſe Hauptquelle für die Geſchichte des wichtigſten Zeitalters der modernen Kunſt gehörig zu verſtehen, und das Studium derſelben iſt durch die Anmerkungen, Zuſätze und Berichtigungen der neueren Herausgeber, die man gleichwohl nicht entbehren kann, noch verwickelter und mühſamer geworden. Auch fehlt dem Vaſari noch viel zum muſterhaften Biographen; beſonders verlieren ſich ſeine Lobſprüche nicht ſelten zu ſehr in eine redneriſche Unbeſtimmtheit, als daß ſie demjenigen eine Vorſtellung von dem Charakter der beſchriebnen Kunſtwerke geben könnten, der ſie noch nicht hat. (Bei andern ſpäteren Malerbiographen, z. B. dem Malvaſia, iſt dieß freilich noch weit mehr der Fall.)

Durch ein Werk, welches die merkwürdigſten Lebensbeſchreibungen der Künſtler nach Vaſari mit Kritik und Benutzung der hinzugekommenen hiſtoriſchen Materialien auf eben die Art lieferte, wie hier die des Franceſco Francia, Leonardo da Vinci und Pietro di Coſimo verjüngt und durch anſchauliche Darſtellung beſeelt worden ſind, würde gleich ſehr für Belehrung und für Unterhaltung geſorgt werden. Bei einer Vergleichung mit dem italiäniſchen Original wird es leicht in die Augen fallen, wie glücklich der Verf. durch Anordnung, durch Auslaßung ſowohl als ausmalende Züge und eingemiſchte Betrachtungen, ſeinen Stoff umgebildet hat. Als Probe zeichnen wir nur einige Stellen aus dem Leben des Leonardo aus, an deſſen Beiſpiel der Verf. zu zeigen bemüht iſt, ‘daß der Genius der Kunſt ſich nicht unwillig mit der Minerva zuſammen paart, und daß in einer großen und offenen Seele, wenn ſie auch auf ein Hauptbeſtreben gerichtet iſt, doch das ganze, vielfach zuſammengeſetzte Bild menſchlicher Wißenſchaft ſich in ſchöner und vollkommner Harmonie abſpiegelt.’ S. 65. ‘Zu Erlernung jeder bildenden Kunſt, ſelbſt wenn ſie ernſthafte oder trübſelige Dinge abſchildern ſoll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es ſoll ja durch allmähliche mühſame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in ſich verſchloßene Gemüther haben keinen Hang, keine Luſt, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth beſaß der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte ſich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, ſondern auch in der Bildhauerei, und zur Erholung ſpielte er auf der Geige und ſang artige Lieder. Wohin alſo ſein vielbefaßender Geiſt ſich auch wandte, ſo ward er immer von den Muſen und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmoſphäre ſchwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erholung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens.' S. 71. 'Leonardo wußte, daß der Kunſtgeiſt eine Flamme von ganz anderer Natur iſt, als der Enthuſiaſmus der Dichter. Es iſt nicht darauf angeſehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebären; der Kunſtſinn ſoll vielmehr emſig außer ſich herumſchweifen, und ſich um alle Geſtalten der Schöpfung mit behender Geſchicklichkeit herumlegen, und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geiſtes aufbewahren, ſo daß der Künſtler, wenn er die Hand zur Arbeit anſetzt, ſchon eine Welt von allen Dingen in ſich finde. Leonardo ging nie, ohne ſeine Schreibtafeln bei ſich zu tragen; ſein begieriges Auge fand überall ein Opfer für ſeine Muſe. Dann kann man ſagen daß man vom Kunſtſinne ganz durchglüht und durchdrungen ſei, wenn man ſo Alles um ſich her ſeiner Hauptneigung unterthänig macht.' Sein Tod wird mit rührender Einfachheit erzählt, und der geiſtvolle Blick auf Raphael am Ende vollendet den ernſten Eindruck des Ganzen. Beinah vermißten wir hier das Sonett, welches das einzige Ueberbleibſel von Leonardos poetiſchen Gaben iſt (weil er meiſtens all' improviso dichtete, ſo ſchrieb er wahrſcheinlich ſeine Gedichte ſelten auf): ob es gleich nicht eigentlich die Kunſt betrifft, ſo könnte es doch Anlaß zu einer anziehenden Einkleidung von Vorſchriften für ſie geben, wenn man dergleichen in ſeinem Namen und nach ſeiner Weiſe dichteriſch vortrüge. Der Tod des Franceſco Francia, welchem ſeine Bewunderung Raphaels das Leben gekoſtet haben ſoll, wogegen ſich ſonſt allerdings große Zweifel erheben, iſt durch die Wahrheit der Darſtellung ſo glaublich gemacht worden, wie es nur immer möglich war. Die Vermiſchung hiſtoriſcher Wahrheit mit Erdichtung in dem Aufſatze 'Raphaels Erſcheinung' können wir nicht ganz billigen. Raphael hat die angeführten Worte wirklich geſchrieben; allein es iſt darin nicht von einer Madonna, ſondern von der in der Farneſina abgebildeten Meergöttin Galatea die Rede, welche, wie man weiß, nicht zu den höchſten Idealen gehört, die Raphaels Pinſel hervorgebracht: mithin fällt auch der geheimnißvolle Sinn jener Worte ganz weg. Daß übrigens ein in Raphaels Religion erzogener Künſtler, auch ohne Hang zur Schwärmerei, dergleichen artiſtiſch-religiöſe Viſionen haben könne, ließe ſich aus des Benvenuto Cellini Leben vertheidigen, wo freilich eine außerordentliche Lage ſie hervorrief. Die Blätter über Michelangelo enthalten ein ſchön durchgeführtes, erhellendes Gleichniß. Von deutſchen Künſtlern iſt nur dem alten Albrecht Dürer ein verdientes Ehrendenkmal geſetzt: die von ihm gegebene Schilderung iſt ſo ganz in dem ehrenfeſten Tone und nach den graden Sitten ſeines Zeitalters abgefaßt, daß ſie den Leſer täuſchend dahin verſetzt. Ueberhaupt bekommt die Schreibart des Verf. durch eine gewiſſe altväterliche Einfalt bei ihrem bildlichen Reichthum etwas Eigenthümliches. Sonſt iſt es ſichtbar genug, daß er ſich den gröſten Meiſter der darſtellenden Proſa in unſrer Sprache zum Vorbilde gewählt. Rec. erwähnt dieß gar nicht als einen Tadel; das Streben nach gründlicher Aehnlichkeit mit dem, was man für das Beſte erkennt und ohne eine gewiſſe Höhe der Bildung nicht dafür erkennen könnte, iſt ſehr verſchieden vom Haſchen nach bloßen Aeußerlichkeiten der Manier, noch mehr vom Entlehnen einzelner Gedanken und Ausdrücke. In einigen kleinen Gedichten, die keinen Anſpruch auf kunſtvolle Korrektheit machen, athmet wahres und herzliches

Gefühl, und man lieſt ſie gern an ihrer Stelle. Die Idee, Gemälde dadurch zu ſchildern, daß man die gegen einander in Verhältniſſe geſetzten Perſonen redend einführt, iſt originell und kann für manche Fälle ſehr angemeßen ſein: die beiden Ausführungen derſelben gefallen durch ihre Naivetät; doch hätte dabei vielleicht mehr Sorgfalt auf die Form gewandt werden ſollen. Das einzige Stück in der Sammlung, welches keine Beziehung auf bildende Kunſt hat, iſt die Geſchichte eines unglücklichen Muſikers, den 'die bittere Mißhelligkeit zwiſchen ſeinem angebornen ätheriſchen Enthuſiasmus und dem irdiſchen Antheil an dem Leben eines jeden Menſchen, der jeden täglich aus ſeiner Schwärmerei mit Gewalt herabziehet, ſein ganzes Leben hindurch quälte.' Die Wahrheit, daß Selbſtändigkeit des Charakters ein unentbehrliches Erforderniß zum Künſtler ſei, damit er das Ungemach der Wirklichkeit, dem ſich doch nicht immer entfliehen läßt, entſchloßen zu überwinden vermöge, damit er unter mannichfaltiger Abhängigkeit die Freiheit ſeines Geiſtes erhalte, und nicht zwiſchen phantaſtiſcher Ueberſpannung und kranker Erſchlaffung hin und her ſchwanke, prägt ſich bei dieſer Erzählung dem Gemüth des Leſers auf eine ſchmerzlich ergreifende Weiſe ein. Der Verf. macht Hoffnung zu einem zweiten Theile, der Beurtheilungen einiger einzelnen Kunſtwerke enthalten ſoll; ein Geſchäft, wozu eine liebevolle Phantaſie, nach Michelangelos Ausdruck:

— l'affettuosa fantasia,
Che l'arte mi fece idolo e monarca,

beßer berichtigt, wie uns deucht, als ſcharf beobachtende, aber auch gern verkleinernde, Kälte. *) Wir wünſchen recht

---

*) Statt des folg. Schlußes hat der Abdruck in den Charakt.

ſehr, daß die Aufnahme dieſer Schrift ihn auffordern mag, ſein unverkennbares Talent zur Darſtellung weiter zu üben; und wir zweifeln um ſo weniger daran, da ſchon das geſchmackvolle Aeußere des Buches es der Aufmerkſamkeit des noch nicht damit bekannten Leſers empfehlen muß.

---

und Krit. II. S. 215. dieſe 'Anmerkung. Obige Anzeige ſchrieb ich ohne perſönlich von dem Verfaßer zu wißen, an dem ich vielleicht in der Folge einen Freund gewonnen hätte, wenn nicht alle Hoffnungen durch ſeinen frühzeitigen und herben Tod wären vereitelt worden. Seinen Nachlaß hat ſein Herzensfreund Tieck, von dem auch Einiges in dem Kloſterbruder herrührt, in den Phantaſieen über die Kunſt mit eigenen verwandten Aufſätzen herausgegeben, und ſein Andenken durch rührende Gedichte gefeiert.'

Neue Sammlung von Gedichten von Caroline Rudolphi. Leipzig 1796.

Dieſe ſchon längſt bekannte und geſchätzte Dichterin beſchenkt die Freunde ihrer Muſe von Neuem mit den nicht glänzenden, aber ſanft erfriſchenden Gaben derſelben, die man ohne eigenſinnige Forderungen empfangen wird, wie ſie mit anſpruchsloſer Unbefangenheit dargeboten werden. Nichts iſt hier durch kalte, mühſame Kunſt hervorgelockt: dieſe Lieder ſind wie von ſelbſt einem Herzen entfloßen, das ſeinen immer edlen, zarten und weiblichen Gefühlen nur Stimme zu geben ſuchte. Und es iſt meiſtens eine harmoniſche Stimme: die Sprache iſt gefällig und blühend, nicht mit Bildern überhäuft, aber auch nicht zu arm daran; der Versbau hat eine natürliche Leichtigkeit, hauptſächlich in den gereimten Silbenmaßen, ob man gleich ſieht, daß die Verfn. ſich nie ein Studium daraus gemacht hat, und daher in Fällen, wo dieß unumgänglich vorausgeſetzt wird, häufig gegen die Regeln verſtößt, z. B. in den wenigen hexametriſchen Gedichten. Wie anmuthig und doch zugleich wie ſinnvoll ſind folgende Zeilen, womit ein Lied auf 'die Kindheit' anhebt:

Lieblich ſind der Kindheit Spiele,
Schön des Lebens Morgentraum,
Süß die dämmernden Gefühle,
Süß die Frucht vom Lebensbaum.

Unſchuld iſt der Baum des Lebens
In der Kindheit Paradies:
Der Erkenntniß Frucht, des Strebens,
Reift erſt, wo ſie es verließ.

Das Lob der 'Denkkraft' ſchließt mit einer überraſchend glücklichen Vergleichung. In kühnen Zügen wird die gegen jede ſinnliche Gewalt unendliche Energie des Geiſtes geſchildert. Der Gedanke

— faßt (wie Simſon Gaſas Thor und Riegel)
Was ſeine Urkraft lähmen will,
Und trägt's davon auf ſeinem raſchen Flügel;
Wer mag ihm ſagen: ſtehe ſtill!

Nachher heißt es mit Anſpielung auf dieſe Strophe:

Er ſtellt ſie feſt, der Möglichkeiten Schranken,
Schwingt ſich im Nu vom Nichts zum All,
Vom All zum Nichts — was macht ihn wanken?
Was fördert des Giganten Fall?

O daß er ſeine hehre Kraft verſchwendet!
O daß die Hand der Leidenſchaft
Des Hauptes Locken koſend ihm entwendet,
Und ihn zur Schmach mit Blindheit ſtraft!

Den größten Theil der Sammlung machen lyriſche Gedichte aus; voran ſteht eine Anzahl lehrender Rhapſodien in reimfreien Jamben, gegen das Ende einige artige Fabeln und Dialoge in Verſen. Manche Stücke kündigen ihren Inhalt gleich als ganz moraliſch an, in andern nehmen Ergießungen einer ſanften Schwermuth, Genuß der Naturfreude oder Mittheilungen des Wohlwollens eine ſittliche Wendung. So ſcherzt die Verfn. mit einem kleinen Mädchen:

Sorglos forderſt du von mir,
Sei es groß, und ſei's geringe,
Was dir mangelt, hältſt mich ſchier
Für den Inbegriff der Dinge.

Aber das gute Kind läßt ſich auch Verſagungen von ihrer mütterlich geſinnten Freundin gefallen, ohne zu murren.

O der Jugend goldnes Glück!
Wunſch und Sehnſucht zu verſchmerzen
Iſt des Weiſen Meiſterſtück:
Und ihr wohnt die Kunſt im Herzen.

Wie ungezwungen und vertraulich ſchließt ſich hier die Lehre an den naiven Gegenſtand an, der ſie veranlaßt! In einigen rhapſodiſchen Darſtellungen, mit Liedern untermiſcht, 'an meine Jungfrauen', erſcheint das Talent der Verfn. auf eine Art, die Achtung einflößt, mit dem näheren Beruf ihres Lebens vereinigt: die beſcheidne Dichterin wird hier gern der liebenden und einſichtsvollen Erzieherin einen Theil des Beifalls abtreten. Sie wird das letzte in einem noch weitern Umfange ſein, wenn junge Leſerinnen, denen ihre Gedichte vorzüglich zu empfehlen ſind, ihr Herz und ihre Sitten wie ihren Geſchmack daran bilden; und ſie tritt durch die Bekanntmachung derſelben keineswegs aus den Gränzen der Beſtimmung, die ſie ihrem Geſchlechte ſo wahr verzeichnet:

In uns gekehrt, verkünden weiblich wir
Dem engen Kreiß des Hauſes den Genuß,
Die Seligkeit, die reiner Lieb' entſtrömt,
Aus ungeprieſner Tugend lohnend quillt,
Die ſtiller Thätigkeit ſo friſch entkeimt.
Dieß iſt der Dienſt, dieß iſt das Prieſterthum,
Das in der Grazien Gebiet allein
Der reinen Weiblichkeit nur ziemt und frommt.

Das verlaßene Dörfchen, aus dem Engl. überſ. von S. G. Bürde. Breslau 1796.

Nicht leicht wird es jemanden einfallen, was Hr. B. in der Vorrede für möglich hält, ihn wegen der Wahl des überſetzten Gedichtes zu tadeln. The deserted village von Goldſmith iſt ein rührend ſchönes elegiſches Gemälde. Das einfache und innige Gefühl, das darin athmet, beſeelt die zarten, ungeachtet ihrer großen Naivetät von jeder unedlen Beimiſchung reinen Schilderungen des ländlichen Lebens; und die hebenden Kontraſte, in dem glänzenden Elende und den Laſtern der großen Welt, machen die Rückkehr zu denſelben noch erquickender. Die Ueberſetzung iſt, für ſich betrachtet, ganz lesbar, aber eine Vergleichung mit dem Originale hält ſie auf keine Weiſe aus. Kein billiger Beurtheiler wird fordern, daß bei einer poetiſchen Uebertragung gar nichts verloren gehen ſoll; aber die Aufopferungen ſind hier zu groß und zahlreich, als daß wir ſie, ſo ſehr wir die Schwierigkeit des Unternehmens anerkennen, für unvermeidlich halten könnten. Da einmal der weit weniger ſchöne und mannichfaltige Alexandriner ſtatt der fünffüßigen Jamben gewählt war, ſo hätte wenigſtens die Zahl der Verſe der Regel nach nicht überſchritten werden ſollen, wie hier häufig, leeren Zuſätzen zu lieb, geſchehen iſt. Im Original heißt es von dem Geiſtlichen des Dorfes:

His house was known to all the vagrant train,
He chid their wanderings, but relieved their pain.

In der Ueberſetzung:

Dem heimatloſen Volk war längſt ſein Haus bekannt;
Ihr Wandern ſchalt er zwar und ihres Leichtſinns Sitten,
Doch immer öffnete ſein Herz ſich ihren Bitten.

Hier iſt mit der Kürze zugleich der ganze Nachdruck des Gegenſatzes vernichtet. Noch übler iſt es folgender Stelle ergangen, wo der Abſchied der auswandernden Landleute von ihrer Heimat beſchrieben wird:

His lovely daughter, lovelier in her tears,
The fond companion of his helpless years,
Silent went next, neglectful of her charms,
And left a lover's for a father's arms.

Dieß iſt ſo überſetzt:

Verſchönt durch ſtillen Harm,
In Thränen reizender, ſchlang um des Vaters Arm
Die holde Tochter ſich, — ſein zärtlichſter Gefährte
Und ſeines Alters Troſt. — Ein Bräutigam erſchwerte
Das Scheiden ihr; — ſie flog, verſchmerzend den Verluſt,
Aus des Geliebten Arm, an ihres Vaters Bruſt.

Beinah von jedem Zuge des Originals findet man hier ein doppeltes Exemplar: der ſchönſte, neglectful of her charms, iſt weggelaßen, und an deſſen Stelle ein Zuſatz gekommen, der die ganze

Wirkung aufhebt. Auch das 'flog' iſt ſehr ungeſchickt: und wie iſt durch die veränderte Ordnung der leichte melodiſche Fortſchritt des Bildes zerſtört! Doch wir wollen dieß traurige Verzeichniß von Schönheiten, die man vergebens ſucht, nicht durch mehrere Stellen erweitern. Die Sprache iſt ziemlich korrekt, allein ſie fällt nicht ſelten ins Proſaiſche, hauptſächlich durch die verworrnen und ſchleppenden Wortfügungen. So iſt ebenfalls der Versbau fließend, aber kraftlos; auch iſt das Hinüberſchreiten aus einem Verſe in den andern mit wenigen Silben, z. B.

> Daß dem getäuſchten Blick ſich die verkehrte Seite
> Verbarg,

welches eigentlich der Natur des Alexandriners widerſpricht, zu häufig gebraucht worden. Die angehängten drei Stücke von Beattie, Scott und Jerningham hätten immerhin unüberſetzt bleiben mögen: den Begriff des deutſchen Leſers von engliſcher Poeſie werden ſie eben nicht erhöhen. Die erſte enthält gemeine moraliſche Betrachtungen; die zweite die Beſchreibung eines ſchwülen Sommertages, nebſt ſehr unpoetiſchen Gedanken, wie man ſie allenfalls haben mag, wenn einen die Hitze unfähig macht, etwas geſcheites zu denken; die dritte iſt eine von den vielen mißlungenen Nachahmungen von Grays Elegie auf einem Kirchhofe.

Natur und Kunſt, oder der Charakter des Menſchen gründet ſich auf die Erziehung. Eine Geſchichte aus dem Engl. der Miſtreß Inchbald. Leipzig 1797.

Ein Werk von der Verfn. der 'einfachen Geſchichte' konnte man nicht anders als mit den günſtigſten Erwartungen zur Hand nehmen: aber freilich entſcheidet es ſich bald, daß ſie hier nicht im mindeſten befriedigt werden. Die Noth, welche M. J. damals als ihre Muſe angab, hat ihr ungleich ſchönere Dienſte geleiſtet, als die lehrende Abſicht, welche ihr jetzt zur Seite ſteht, und durch den Titel ſchon ſo beſtimmt angekündigt iſt. Man vermißt gänzlich das liebliche und innige Intereſſe, welches ſie ſonſt der eigenſinnigen

Sonderbarkeit oder der Unvollkommenheit ihrer Helden ſo zart zu erhalten wußte; kaum ſind einige Spuren einer leichten Darſtellungsgabe ſichtbar. Die 'Kunſt' iſt übel verſteckt, die 'Natur' iſt peinlich, und man endigt mit widerwärtigen Eindrücken. Die Gefühlloſigkeit und das Elend des einen Bruders und ſeiner Nachkommenſchaft ſind weit lebhafter geſchildert, als die Gutmüthigkeit der andern Linie und der kärgliche Lohn, den ſie davon trägt, anziehend gemacht werden. Dem jüngern Heinrich ſcheint es nur an Entſchloßenheit zu fehlen, um ſich früher ein beßeres Looß zu verſchaffen. Faſt zwanzig Jahre muß er darauf in entfernten Welttheilen umherirren, um ſeine Geliebte, zwar unverheiratet und treugeſinnt, aber doch um ſo viel gealtert, wieder zu finden. Man begreift nicht, warum dieſer Zeitraum nicht abgekürzt, und die Einbildungskraft des Leſers auch hier ſo gar ſtrenge behandelt worden iſt, da die Verf. ſie durch das Unglück und die Verſunkenheit eines andern armen Mädchens, die von ihrem Verführer als Richter das Todesurtheil für ein Verbrechen empfängt, ſchon genugſam gequält hat. Was den Hauptſatz betrifft, der Charakter gründe ſich auf die Erziehung, ſo hat ſie ihn durch ein Beiſpiel ſehr methodiſch zu erweiſen geſucht, aber durch ein andres ihm widerſprechen: denn wo lag der Unterſchied der Erziehung bei dem erſten Brüderpaar, das nach des Vaters frühem Tode mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken zur Stadt kam? Einzelne ſowohl wahre als rührende Auftritte werden auf dieſe Art durch die mangelhafte, ängſtliche Anlage und nachtheilige Wirkung des Ganzen vernichtet. So viel von dem Original. Die Ueberſetzung iſt noch weniger leſenswerth und in hohem Grade nachläßig hingeworfen.

Terpſichore, von J. G. Herder. 3 Thle. Lübeck 1795. 1796.

Wenn je ein Geiſt dazu beſtimmt ſchien, ſehr abweichende Anſichten und Empfindungsarten, da wo jede derſelben ihre eigenthümlichſten Aeußerungen niederlegt, in der Poeſie, mit einander zu befreunden, ſo iſt es der, welcher in dieſer Sammlung die auserleſenſten Lieder eines längſt geſtorbnen und auch aus dem Andenken der Welt abgeſchiedenen Dichters neu belebt hat. An ihm bewundern wir nicht allein die eben ſo rege als zarte, vielſeitige, ja man möchte beinah ſagen, allſeitige Empfänglichkeit; den reinen, unbefleckbaren und dennoch milden Sinn, der, durch innige Verwandtſchaft zu dem Edelſten und Schönſten hingezogen, auch das Geringere nicht verſchmäht, wofern es der Menſchheit angehört; das innere Gleichgewicht, die ruhige Ueberlegenheit des Gemüths, wodurch es in den Stand geſetzt wird, eine Welt der verſchiedenartigſten Eindrücke, jeden in ſeiner Eigenheit, ohne Streit und Verwirrung in ſich zu bewahren; ſondern auch die Biegſamkeit, mit der ſich ſeine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt, und, wie unverkennbar auch das Gepräge ſelbſtändiger Beſtimmtheit in allem dem iſt, was er urſprünglich gedichtet hat, dennoch auch die Kunſtgebilde andrer Meiſter, aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern in treffenden Kopien darzuſtellen verſteht. Jetzt erweckt er einen einheimiſchen Dichter aus dem Grabe einer ausgeſtorbenen Sprache, worin er über ein Jahrhundert geſchlummert hatte, und giebt ihm ſeine Mutterſprache zurück. Balde, der vergeßne Balde, fand nicht nur einen vortrefflichen Ueberſetzer, was ſich doch in unſern Zeiten kaum erwarten ließ: ein Geiſt, der den ſeinigen durch Umfang und Höhe der Bildung entſchieden verdunkelt, verbrüdert ſich mit ihm und führt ihn verjüngt der Nachwelt entgegen.

Es giebt für die Prüfung der vorliegenden Gedichte einen doppelten Geſichtspunkt. Man kann entweder fragen: was ſind ſie, für ſich ſelbſt betrachtet? oder: wie verhalten ſie ſich zu ihren lateiniſchen Originalen? Da unſre Landsleute hier nicht mit einem Schriftſteller des Alterthums bekannt gemacht werden, deſſen Werke, wenn ſie auch keinen ausgezeichneten Werth hätten, doch das Gemälde deſſelben vollſtändiger machen helfen, ſo muß freilich durch jene erſte Unterſuchung am Ende die Wahl des Verf. gerechtfertigt werden. Aber um zu erfahren, was wir dem lateiniſchen Dichter, und was wir ſeinem deutſchen Wortführer verdanken, dürfen wir uns nicht auf ſie beſchränken. Was die zweite Frage betrifft, ſo leuchtet es von ſelbſt ein, daß Treue und Genauigkeit der Uebertragung hier nicht der Maßſtab der Würdigung ſein kann. Gedichte, von deren Daſein bei weitem die meiſten Leſer erſt durch die Verdeutſchung unterrichtet wurden, um die in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſich kaum Einer oder der Andre bekümmerte, gelten für neue. Alle mit ihnen vorgenommenen Umbildungen, wodurch ſie gewannen, ſind nicht nur erlaubt, ſondern willkommen. Wer ſie in einer gelehrten Abſicht kennen lernen will, kann und muß ſie in der Urſprache leſen.

Ehe wir beſtimmte Vergleichungen anſtellen, müßen wir Einiges im Allgemeinen über den Dichter Jakob Balde bemerken, was auf jene erſt ihr volles Licht werfen kann. *) Herder hat ſowohl in der Vorrede, als in dem ſchönen Ehrendenkmal, das er ihm noch beſonders geſetzt, ſeinen Geiſt mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüße der äußern Lage auf denſelben in der Kürze ſehr befriedigend erwogen. Dieſe letzten Rückſichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienſte des Menſchen einen billigen Aus-

---

*) [Hier beginnt der Aufſatz ‘Jakob Balde, ein Mönch und Dichter des 17. Jahrhunderts’, wie er in den Krit. Schr. II. (S. 326...30. und in den Char. und Krit. II. S. 243...48. abgedruckt iſt.]

ſpruch zu thun. Ueber ſeine Poeſie hingegen ließe ſich gar wohl ein davon unabhängiges Urtheil fällen; ja ſie müßten ſogar gefliſſentlich bei Seite geſtellt werden, wenn es ein reines Kunſturtheil ſein ſollte. Die Geſetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten: nichts kann den, der ſich als einen Eingeweihten in die Geheimniſſe desſelben, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung losſprechen. Bei Balde erhalten uns noch überdieß die Sprache, worin er gedichtet, und die dem Alterthume abgeborgten Formen die höchſten Forderungen der Kunſt gegenwärtig. Wenn wir erſt darüber zu einer Entſcheidung gelangt ſind, in wie weit er ihnen Genüge geleiſtet oder nicht, ſo kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter, auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, ſeine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entſchuldigen.

B. dichtete lateiniſch. Einer fremden Sprache kann man ſich allerdings, auch für den dichteriſchen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen (und die Beiſpiele davon ſind nicht ſelten), daß die Vorſtellungen und Empfindungen eben ſo innig mit ihren Zeichen verſchwiſtert und damit Eins geworden ſcheinen, als hätten ſie ſich ſchon beim Erwachen des Bewußtſeins, an der Quelle des Lebens, zu einander geſellt, und gemeinſchaftlich zum Strome ausgebreitet. Beträchtlich anders verhält es ſich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte iſt. Zwar haben Sprachen, die ſich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht, in unſterblichen Denkmalen ſich ſelbſt zu überdauern. Allein das geiſtige Leben, das dieſe Wundergebilde bis in die zarteſten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgeahmt werden, nie ſich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks iſt, kann ſich nicht fortbilden: ſie muß bleiben wie ſie iſt, oder ausarten; und dieſe Unveränderlichkeit der, wenn auch noch ſo ſchönen, Züge hat da, wo wir unentlehnten Reiz, urſprüngliche Bewegung erwarten, etwas Erſtorbnes. Eben dadurch, daß jede lebende Sprache auf gewiſſe Weiſe unbegränzt und unerſchöpflich iſt, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr möglich; ſobald ſie, vollſtändig abgeſchloßen, überſehen werden kann, muß das eigentliche Geheimniß des dichteriſchen Zaubers wegfallen. Balde ſelbſt ſah wohl ein, daß dem neueren lateiniſchen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in ſeinem Ausdrucke der treue Widerhall eines römiſchen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateiniſch zu reden, neu und eigenthümlich ſein will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldne Redensarten der Alten, fertig und glücklich ſpielend, von Neuem zuſammen zu würfeln (was er freilich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), ſondern die ganze Kraft eines von ſeinem Gegenſtande erfüllten Gemüths ungeſchwächt in Liedern zu ergießen. Er konnte ſich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beſchränktheit andrer Neueren begnügen laßen, und nöthigte ohne Bedenken alles, was ihm ſeine gründliche Gelehrſamkeit, ſein umfaßendes Gedächtniß von lateiniſchen Ausdrücken darbot, wofern er es für ſeinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, ſich in horaziſche Weiſen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinſten Beziehungen beruht, wovon ſehr viele nur den Mitlebenden fühlbar ſind, ſo wird unſtreitig manches in Baldes Gedichten auch den geübteſten Sprachkundigen unſrer Tage nicht im Genuße ſtören, was ein Metius Tarpa, ſollte er wieder auferſtehen, ſtrenge verdammen würde. Allein da wir den neuern Dichter gleichſam nicht unmittelbar, ſondern durch Dazwiſchenkunft der alten vernehmen, ſo haben wir auch an dieſen einen Maßſtab des Urtheils, und müßen nothwendig Haltung und Harmonie vermißen, wenn wir Bruchſtücke aus dem Latein des Plautus oder Catullus mit dem des Statius, Martialis u. ſ. w. verflochten finden. Wie dem auch ſei, es war ein Glück für Balde, daß ihm dieſer Ausweg ins Alterthum offen ſtand. Hätte er nie anders als in ſeiner Mutterſprache geſchrieben, ſo wäre ſein ächter Dichtergeiſt wahrſcheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm ſelbſt immer geſchlummert. Daß ſeine deutſchen Verſe ſo unfein und niedrig ſind, läßt ſich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zuſtande unſrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus ſeiner beſondern Lage, entſchuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther ſchon früher die Umriße der deutſchen Proſa angegeben; Opitz, Flemming und andre proteſtantiſche Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländiſche Poeſie eröffneten, lebten wie Balde zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Doch für den katholiſchen Geiſtlichen war dieß alles vermuthlich ſo gut als nicht vorhanden. Aus dem Elſaß gebürtig, hatte er gewiß eine fehlerhafte und rauhe Mundart des Deutſchen an ſich, die er in Baiern eben nicht wird verfeinert haben. Auch glaubte er ſich nach der Gemüthsart des Volks im ſüdlichen Deutſchland, die überhaupt fröhlicher iſt und handgreifliche Schwänke forderte, bequemen zu müßen. Man hat ja den Fall öfter gehabt, daß Männer, die von einer geſchmackloſen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernſt und für Anmuth des Ausdrucks erſt mit den alten Sprachen, wo dieſe Vorzüge einheimiſch ſind, einzuathmen ſchienen und ihn nur in denſelben wieder aushauchen konnten.

Ein tiefes, regſames, oft ſchwärmeriſch ungeſtümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus ſtarke und wunderbare Bilder ſich zahllos hervordrängen; ein erfinderiſcher, immer an entfernten Vergleichungen, an überraſchenden Einkleidungen geſchäftiger Witz; ein ſcharfer Verſtand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menſchlichen Verhältniſſe durchſchauend ergreift; große ſittliche Schnellkraft und Selbſtändigkeit; kühne Sicherheit des Geiſtes, welche ſich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahnteſten nicht ſcheut: alle dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Baldes Werken allzu hervorſtechend, als daß man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müßte. Auf der andern Seite erheben ſich nur wenige ſeiner Lieder zu einer fleckenloſen Vollendung; manche werden durch die ſeltſamſten Ausſchweifungen entſtellt. Oft wird ſein Ausdruck durch das Beſtreben nach Kraft und Neuheit hart, geſucht und verworren; die Darſtellung iſt nicht ſelten überſpannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins Ungeheure getrieben; ſein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verſchweigen weiß. Von Schonung und dichteriſcher Enthaltſamkeit ſcheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bei ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz abſprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen ſehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichem Kunſtſinn: wenigſtens laßen viele ſeiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmoniſches Ebenmaß und zart gehaltne Einheit des Tons vermißen. Eine witzelnde Spielerei unterbricht dann und wann den Erguß der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es ſei ihm der heiligſte Ernſt damit geweſen. Die Gränze des Schicklichen überſpringt er oft bis ins Abgeſchmackte hinein. *) [Mit einem Worte, es giebt wenige Dichter, von denen ſich zugleich ſo viel Gutes und Schlimmes ſagen ließe, und wo Fehler und Vorzüge ſo in die Augen fallend neben einander ſtänden.

Denjenigen unter unſern Leſern, welche ihn nur aus der Terpſichore kennen, wird obiger Tadel unfehlbar zu hart dünken, eben weil ſowohl durch die Wahl der Stücke, als durch die Art der Uebertragung das meiſte, worauf er ſich bezieht, gänzlich weggeräumt oder doch ſehr gemildert iſt. Rec. hält es deswegen für ſeine Pflicht, beſonders da der lateiniſche Balde nicht in Aller Händen iſt, ſein Urtheil durch einige Beiſpiele zu beſtätigen.

Wenn einmal Pompejus und Cäſar wegen des bürgerlichen Krieges, den ſie verurſacht, ‘die beiden Stücke der zerrißnen Welt’ (Lyr. IV. Od. 28. hi laceri duo frusta mundi) genannt werden, ſo könnte man dieſes rieſenhafte Wort durch das Anſehen des Propertius vertheidigen wollen; er ſagt bei einer ähnlichen Gelegenheit: huc mundi coiere manus. Aber der übermüthige König (Lyr. IV. Od. 9.), der, nicht zufrieden wie Xerxes das Meer zu geißeln, ‘die Backen des Aeolus mit Streichen, die Natur ſelbſt mit Stockſchlägen bedroht’ (Aeoli buccis colaphum minatur, Et mihi fustem), wetteifert mit jenem Furius, welcher die Alpen mit weislichem Schnee beſpie. Doch hat ſich dieſes Bild in das Deutſche mit eingeſchlichen, wie auch, was noch mehr

---

*) [Das Folgende bis zu den Worten ‘Vielleicht waren’ u. ſ. w. iſt in den Wiederabdruck dieſes Aufſatzes in den Charakt. u. Krit. ſo wie in den Krit. Schr. nicht aufgenommen.]

zu beklagen iſt, die Nymphe Europa, die auf dem Kopfe geht, ‘Füße gen Himmel gekehrt’, und die damalige Verwirrung der europäiſchen Angelegenheiten andeuten ſoll. Ekelhafte Beſchreibungen ſind vorzüglich in den Verwünſchungen des Katarrhs und den ſcherzhaften Gedichten gegen die Fetten zu Hauſe. Nach der folgenden wird man weiter keine verlangen: Sylv. IX. Od. 26.:

Quid tandem fiet? quoties testudo resumpta est,
  Tempestas caput egit aquosa:
Perque cavas fauces se praecipitavit, et alto
  Obstruxit praecordia limo.
Unde putrem lanam et squalentia vellera tabe
  Eructat circumsona tussis.

Leider verräth ſich Baldes Vorliebe für ſolche Gegenſtände dadurch, daß er ſie auch da anbringt, wo ſie gar nicht unentbehrlich waren. Er ermahnt z. B. den aus Frankreich zurückkehrenden Deutſchen, die erlernte fremde Sprache nicht in ſeiner Heimat beizubehalten: Sylv. III. Od. 6.:

Heu! redux matrem, cave, ne salutes
Ore Gallorum; Sequanam sub ipsas
    Evome portas,
Vappa linguarum, putriumque vocum,
Unico ructu stomachi levanda.

Ein andres Mal will er das häßliche Ungeheuer Mein und Dein vernichten (Sylv. IX. Od. 20.). In einer ſehr lebendigen Dichtung ſtellt er ein Opfer damit an, und ſobald die Flamme es verzehrt hat, kehrt das goldne Zeitalter auf die Erde zurück. Eine ſo frohe Begebenheit ſoll nun durch ein andres bloß aus Düften beſtehendes Opfer gefeiert werden:

Parte alia tota ponatur Maius in ara,
Violis et omni copia florum rubens,
Alcinoique nemus Paestique, et Hymettus et Hybla,
Aurique viridis dives hortus Africae,
Quidquid Niliaci sudat de vulnere trunci,
Syrusque summis messor in spicis legit,
Quidquid odorifero victurus funere Phoenix,
Quoties sepulcrum mutat in cunas suum,
Quidquid blanditur croceis Panchaia silvis.

Bis hieher läßt man ſich den gelehrten aromatiſchen Ueberfluß, der dichteriſch geſchmückten Sprache zu lieb, worin er dargereicht wird, gefallen. Die Zeilen vom Phönix ſind, wenn auch allzukünſtlich, doch ſinnreich. Aber nun genügt es dem Dichter noch nicht an dieſen aus Oſten und Weſten zuſammengetragenen Wohlgerüchen:

Et quidquid usquam nasus invenit boni,
Nasus Arabs, nasusque Cilix, nasusque Sabaeus,
Collata nostro foeteant incendio.

Wenn er (Lyr. III. Od. 18.) der Jungfrau Maria ihre Verbindlichkeiten gegen die Eva vorhält, weil ſie ohne den Sündenfall derſelben nicht Mutter des Heilands hätte werden können, ſo entzog ſich ihm vielleicht das Widerſinnige, was darin liegt, unter dem Schleier der Heiligkeit. Hingegen möchte eben nach ſolchen Religionsbegriffen die Tändelei in einer andern Ode (Lyr. III. Od. 38.) bis zur Entweihung getrieben zu ſein ſcheinen. Das Ganze dreht ſich um den Umſtand, daß der Name Maria als Tribrachys ſich in kein lyriſches Silbenmaß bringen läßt. Er vergleicht ihn daher in zwei wirklich ſehr ſchönen Strophen mit der Daphne, ſich ſelbſt mit dem vergebens verfolgenden Apollo. ‘Rufe ich auch: Mari- (a) alta!" fährt er fort, ‘ſo ſteckt Tethys den Kopf heraus, und meint es ſei von den Meeren (maria) die

Rede. Andre heilige Jungfrauen, Walpurgis, Agnes, Thereſia, Urſula u. ſ. w. wünſchen von mir beſungen zu werden, und verſprechen mir noch obendrein Belohnungen.

> Una centenas gerit inter intra-
>   ctabile nomen.
> Forte vult cogi. Quid agis, poeta?
> Saepe, quod nunquam pudor assecutus,
> Cepit audendo violens amator,
>   Ruris alumnus.'

Er führt den Entſchluß aus, und begrüßt ſie, den Regeln der Silbenzeit zum Trotz, in der adoniſchen Schlußzeile der Ode: Virgo Maria.

So weit Balde entfernt iſt, ſich auf die Sprache des Horatius zu beſchränken, ſo gebraucht er doch mehrmals die eignen Worte deſſelben auf eine Art, die man nicht wohl anders als Parodie nennen kann. Im Gegenſatze mit der Mater saeva Cupidinum wird die heil. Jungfrau decentium Mater blanda Cupidinum. Ein andres Lied an ſie hebt nach Horat. C. II. Od. 4. an: Ne tibi servi sit amor pudori. Wiederum Lyr. IV. 4.:

> Intermissa diu redi,
>   Virgo, Davidicis edita regibus.

Wollte der Dichter im Ernſt, daß wir unſre Gedanken auf die heil. Jungfrau richten ſollten, indem er uns zu gleicher Zeit an die Angriffe der Venus auf den römiſchen Lyriker und an die Abkunft des Mäcenas erinnert? Und wie ganz mußte der Sinn für das Schickliche bei ihm ſchlafen, als er über die Madonna mit dem Kinde ausrief:

> O nate in usum laetitiae puer!
> O matre pulcra parvule pulcrior!

Ihm mochte dieß für einen frommen Raub an jenen unheiligen Gegenſtänden gelten; aber da er nur auf Leſer rechnen durfte, die mit dem Horatius vertraut ſind, ſo hätte er ſich hüten ſollen, ihre Stimmung durch die Anregung ſo verſchiedenartiger Eindrücke, beſonders beim Anfange eines Liedes, gänzlich zu verfälſchen. Eine Muſe, die, obgleich mit einer römiſchen Stola bekleidet, nicht ſelten ihre barbariſche Herkunft verräth, hatte noch andre Gründe, die Vergleichung mit dem urbanſten aller Dichter auf jede Art zu meiden. Balde ſcheute ſie eben nicht: er wollte nicht nur ſeine Freiheit und Eigenthümlichkeit neben dem Römer behaupten (Sylv. V. Od. 4.), ſondern er ſtrebte ihn auch zu übertreffen; gewiß nicht auf dem richtigen Wege, wenn er, wie wir nach ſeinen Aeußerungen glauben müßen, die weiſe Mäßigung, die vollendete, einfache Anmuth ſeines Vorbildes als Schwäche oder Armuth mißdeutete. Offenbar iſt es, daß Horatius äußerlich weit mehr begünſtigt war, und ſeinem ſpätern Nebenbuhler alſo durch manches überlegen ſein konnte, was nicht zu ihm ſelbſt gehörte. Wenn in ihm, wie Herder ſo ſchön ſagt, ‘die Grazie des Lebens wohnt’, wie konnte Balde unter den trübeſten Ausſichten in einer gräuelvollen Zeit andre als furchtbare Grazien haben? Der Römer knüpfte ſeine Dichtkunſt an den feinſten Lebensgenuß an; der Deutſche rettet ſich aus der einengenden Wirklichkeit in das Gebiet der Poeſie hinüber. Wenn jener bei ſeiner wandelbaren Philoſophie immer liebenswürdig iſt, ſo hat dagegen die ſtrenge, auf Entſagung und Abhärtung gegründete Lebensweisheit des letzten oft einen großen Charakter. Dieß führt uns auf die allgemeinere Betrachtung, daß er über das meiſte, was wir eben gerügt, mehr beklagt als getadelt zu werden verdient. Allein wo tritt wohl der Fall ein, daß der freie Menſch mit der Natur und dem Schickſale ganz reine Abrechnung halten könnte?]

Vielleicht waren hier alle perſönlichen Anlagen zu einem einzig großen Dichter vorhanden: nur eine dichteriſche Mutterſprache fehlte. Die Summe der für ſeine Bildung ungünſtigen Umſtände, ob ſie ſich gleich in die wenigen Worte zuſammenfaßen läßt: er war ein deutſcher Jeſuit und lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Baiern, war ſo groß, daß man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erſtaunen muß. Und wer würde untheilnehmend vorübergehn, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den ſo viele Feßeln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geſchichte ſeines Lebens, von ihm ſelbſt geſchildert, läſe?

> Tristibus imperiis spatio retinemur in arcto,
> Et curtum male perdimus aevum.*)

Der Zweck alles Bisherigen war, zu zeigen, was und wie viel ein Dichter wie Balde dabei gewinnen konnte, daß er mit geläutertem Geſchmack und einer umfaßendern Anſicht der Dinge in unſer Zeitalter verpflanzt, daß ſeine Lieder aus einer freier athmenden Bruſt von Neuem geſungen wurden. Jetzt müßen wir unterſuchen, mit welchem Glücke dieß geſchehen iſt. Die Art, wie ſich der würdige Vf. über ſeine Arbeit äußert, zeugt von tiefer Einſicht in das, worauf es hier weſentlich ankam. ‘Ich folgte dem Geiſt ſeiner Muſe, nicht jedem ſeiner Worte und Bilder. Bei ſeinen lyriſchen Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton jedes derſelben im Ohr, den Sinn und Umriß deſſelben im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht geliehen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich ſeinen großen Genius zu ſehr ehrte, als daß ich mit kleinfügigem Stolz ihn in dieſen zur Schau ſtellen ſollte. Wo dem Umriß ſeines Gedichts etwas zu fehlen ſchien, zog ich mit leiſer Hand, wie bei einer alten Zeichnung, die Linien zuſammen, damit ich ihn meiner Zeit darſtellte.' In Einem Stücke müßen wir dieſer allzu gemäßigten Andeutung der Bemühungen des Ueberſetzers widerſprechen. Man darf behaupten, daß Vereinfachung, Abkürzung und Milderung hier nach der Natur der Sache ſchon an ſich oft wahre Verſchönerung ſein muß; aber uns ſind auch viele Züge in der Terpſichore werth, wovon ſich in den Originalen keine Spur findet.

---

*) [Hier ſchließt der Aufſatz über Balde in den Charakt. und Krit., ſo wie in den Krit. Schr. a. a. O.]

Wir gehen zu einzelnen Beiſpielen fort. Die Ode Lyr. III. 14. Argonautae, heißt im Deutſchen 'die Schiffenden', und lautet ſo:

Daß die Kühnen des Meeres heil'ge Rechte,
Daß den hohen Trident ſie frech beleidigt,
Klag' ich. War es ein Fell, das goldne Fell werth,
        Daß ihr, o Schiffer
Argonauten, die Blitze Zeus und alle
Aeols Winde, den Grimm Neptuns verſchmähtet?
Hat die Erde nicht Grüfte gnug? Bedarf es
        Urnen des Abgrunds?
Sieh die Schuldigen, die der Klotho Faden
Murrend läſtern, er ſei zu zart, zu brüchig:
Und vom brüchigen Faden ſpannen Segel
        Sie an den Maſtbaum,
Rudern ſelbſt mit der Parze heil'ger Spindel —
O ihr Götter des Meers, warum erſäuftet
Ihr die Sträflichen nicht, die nur der Habſucht
        Länder vereinen?

Der lateiniſche Anfang: Ius sacri laesum refero tridentis iſt kürzer und gehaltner; der deutſche reißt leidenſchaftlicher den Hörer mit ſich fort. Es iſt in der Art des erregten Unwillens, daß er, um den Frevel zu bezeichnen, den er rügt, ſtarke Ausdrücke häuft, deren Aehnlichkeit dann keinesweges eine leere Wiederholung iſt. Auch daß die Thäter ſogleich genannt werden, obgleich auf eine unbeſtimmte Weiſe, nach der Eigenſchaft, welche ſie durch ihre That offenbaret, ‘die Kühnen’, belebt die Sache mehr als die dort gebrauchte leidende Form. ‘Klag’ ich’ ſtatt des ruhigern refero iſt den übrigen Veränderungen angemeſſen, und der Doppelſinn (hier nicht verwerflich, weil er keine Undeutlichkeit verurſacht), daß es entweder für ‘beklagen’ oder ‘anklagen’ ſtehen kann, vereinigt in dem Worte die Kraft beider Bedeutungen. Auch das iſt weit lyriſcher, daß der deutſche Dichter uns nicht erſt über den Zug der Argonauten hiſtoriſch belehrt (Per truces fluctus et opaca ponti, Thessalam Graii docuere nautae Currere pinum), ſondern von Herabwürdigung der Triebfeder ihres Unternehmens ausgeht, und dieſe in eine Frage verwandelt. Die Verächtlichkeit des goldenen Vließes wußte Balde nicht anders als durch eine widrige Uebertreibung auszudrücken: Huc ovis flavae scabies avaros impulit. Wie viel feiner iſt es im Deutſchen bloß dadurch geſchehen, daß ‘Fell’ ſtatt ‘Vließ’ geſetzt, und der Umſtand, daß es von Gold war, als etwas Unbedeutendes und anfangs Vergeßnes erſt nachgeholt wird. Der Vorleſer muß ſich davor hüten, das Beiwort ‘goldne’ durch Erhebung der Stimme auszuzeichnen, ſondern ſo leicht wie möglich darüber hineilen. Das Einerleiſagende in den Worten ‘o Schiffer Argonauten’ wird Leſer, welche die alten Sprachen nicht kennen, weniger beleidigen: es hätte durch ein

Komma am Ende der erſten Strophe gemildert, oder noch beßer ganz vermieden werden können. Balde fährt fort: tanti fuerat, timere Fulmen et spumas, et equos, et aerei Flammea tauri! Die zuletzt erwähnten Abenteuer, welche die Argonauten in Kolchis zu beſtehen hatten, ſind der Abſicht des Liedes fremd; mit Recht iſt daher dieſer zerſtreuende Schmuck nicht in der Nachbildung aufgenommen. Dagegen haben die im Lateiniſchen nur flüchtig berührten Gefahren des Meeres eben ſo ſchicklich eine vollere Ausführung erhalten, und dadurch, daß bei jeder zerſtörenden Wirkung die Gottheit genannt wird, welcher der Volksglaube ſie zuſchrieb, iſt obige Ankündigung der Sache als einer heiligen Angelegenheit durchgeführt, und auf das Ziel des Ganzen, die Schiffahrt als einen die Naturgeſetze verletzenden Frevel darzuſtellen, hingearbeitet worden. Baldes dritte Strophe:

> Ergo telluri locus et sepulcra et
> Asseres desunt, quibus inferantur
> Ossa! de fundo pelagi petendae
> Funeris urnae!

iſt in zwei Zeilen zuſammengezogen; aber die Hälfte iſt hier unſtreitig mehr als das Ganze. Die asseres erinnern neben den Urnen an die heutige Weiſe in Särgen zu begraben, und quibus inferantur ossa iſt nach sepulcra ein ſchwächender Zuſatz. Im Deutſchen haben die kurzen, raſch auf einander folgenden, Fragen einen größeren Nachdruck, und die 'Urnen des Abgrunds' ſind weit dichteriſcher, als 'Begräbnißurnen, die vom Grunde des Meeres heraufgeholt werden'. In den folgenden Zeilen: En reos: parcam Lachesin queruntur Pensa de vili glomerare lana, iſt der verſtärkte Ausdruck 'Murrend läſtern' ſtatt queruntur die bedeutendſte Veränderung, die mit dem gleich anfangs lebhafter bezeugten Unwillen vollkommen übereinſtimmt. Eine äußerſt kühne und ſinnreiche Wendung iſt es, wenn hierauf der Gedanke, die Menſchen ſetzen beim Seeweſen ihr Leben auf das gewagteſte Spiel, ſo eingekleidet wird: ſie gebrauchen das, woran dasſelbe hängt, die Werkzeuge der Parzen, zum Schiffsgeräthe:

Nec colum totam dubitant trementi ad-
nectere malo.
Unus in remi quoque forsan usum
Fregit, ut stantes agitaret undas:
Alter intextae data vela vitae in
Carbasa vertit.

Die beiden erſten Zeilen ſind zum Vortheile der Ueberſetzung ganz weggeblieben; denn ſoll das Bild Zuſammenhang haben, ſo müſſen die Werkzeuge der Parzen als tauglich zur Einrichtung eines Schiffes vorgeſtellt werden, und man ſieht nicht ein, wozu der an den Maſt geknüpfte Spinnrocken dienen ſoll. Ueberhaupt durfte der Dichter hiebei nicht zu lange verweilen, damit nicht die Wahrheit der ſinnbildlichen Beziehung durch das bemerkte ſinnliche Mißverhältniß verdunkelt würde: die abgekürzte Nachbildung iſt alſo auch hier für Gewinn zu halten. In der letzten Strophe:

Di maris, cur non prius obruistis
Quam reversura Minyae carina
Magna dissecti traherent in unum
Foedera mundi?

kehrt der deutſche Dichter ſchicklicher nicht wieder zu den Argonauten zurück, von denen er zu der allgemeinen Betrachtung Anlaß genommen hat, und durch den kleinen Zuſatz ‘der Habſucht’ iſt dem Einwurfe vorgebeugt, die Verbindung der Erdtheile ſei ja etwas Wohlthätiges, und die ſittliche Richtung des Gedichtes erſt recht beſtimmt.

Wir haben dieſe Ode nur deswegen gewählt, weil ſie kurz iſt, und eine ſolche durchgängige Zergliederung einer der längeren uns zu weit geführt hätte. Uebrigens finden wir faſt überall, wo wir aufſchlagen, Beſtätigungen des Urtheils, das aus der eben angeſtellten Vergleichung hervorgehen muß. 'Das Schachſpiel', eins von Baldes angenehmſten Stücken, eilt hier noch raſcher und leichter zu ſeiner Entwicklung fort, und die kürzeren Anwendungen auf das menſchliche Leben ſind bei dem ernſten Sinn, den ſie wirklich einſchließen, durch eine leiſe Einmiſchung von Scherz und Laune noch mehr gewürzt. Es wird mit dem Spiele in der That ſehr artig geſpielt. Im 'Thomas Morus', den Balde als einen zweiten Regulus beſang, finden ſich die Worte, welche dem zum Tode gehenden in den Mund gelegt werden, und die heiterſte Gemüthsruhe darſtellen, nicht im Original. In der erſten Strophe der Ode 'Kronen' iſt an die Stelle eines übertriebnen Bildes ein weit gemäßigteres und edleres getreten. In der Ode 'der Blinde' iſt es ein rührend verſchönernder Zug, daß der Blinde ſeine glückliche Blindheit beſingt, da er bei Balde nur mit ſich ſelbſt davon ſpricht. Dieß ſchöne Lied hat überhaupt noch ſehr gewonnen: eine lieblichere Schwärmerei ſchwebt gleich einem zarten Hauche über dem Ganzen. Auch in den beiden Stücken 'an die Bildſäule eines ſchönen Knaben' und 'auf einen Garten, die Sternenau genannt', ſind die faſt zu glänzenden Farben des Originals ſanfter verſchmelzt. In der eben ſo dichteriſchen als maleriſch dargeſtellten Erſcheinung 'Malerei und Dichtkunſt' iſt die ausdrückliche Beziehung auf König Belſazers Geſicht, welche nicht in dieſen Bilderkreiß gehörte, weggelaßen, und ſtatt der aus der Wand hervorgehenden Hand nur der goldne Griffel, den ſie führt, geblieben; dagegen ſpielt der Schluß des Liedes ſinnreich auf das bekannte Wort Corregios an. Auch der darin liegende Sinn, deſſen ſich Balde wohl nicht deutlich bewußt war, daß die Dichtung durch ein ganz andres Mittel als die Malerei, nämlich durch fortſchreitende Bewegung ihre Geſtalten zur Anſchauung bringen ſoll, iſt zu größerer Klarheit erhoben. ‘Die Römerbilder’ gehören unter die begeiſterten Ausflüge, wobei ſich der Dichter ohne Vorſatz dem Feuer ſeines Geiſtes hingab (Enthusiasmus, quem auctor passus est etc. lautet die Ueberſchrift); in des Kurfürſten Maximilian Sammlung römiſcher Antiken beleben ſich ihm die merkwürdigen Geſtalten, und ihre Thaten gehen vor ſeinem bewundernden oder unwilligen Sinne vorüber. Sieben Strophen voll ſittlicher Anwendungen auf ihn ſelbſt, welche im Lateiniſchen die Ode ſchließen, ſind hier zu drittehalb Strophen eingeſchmolzen:

Wo bin ich? von Apollos Höhen
Kehr' ich zu euch in die Ebne wieder,

Ihr Freunde. Viel iſt's, ewig gekannt zu ſein
Im Marmorbilde; ſchöner und größer iſt's,
Verehrt zu ſein in ſtillen Thaten,
Ewig geliebt in der Menſchen Herzen.

Auch ohne Bildniß. Möge mein Antlitz einſt
Zu Staub verweſen; Bilder, ich neid' euch nicht,
Ihr Kaiſerlarven. Wer verborgen
Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich.

Und doch iſt alles Weſentliche geſagt, und in jenen drückt ſich keine ſo wohlwollende Hoheit der Geſinnung aus, als hier in der vorletzten Strophe. Auch das iſt ſehr glücklich verändert, daß die Rückkehr von der trunkenen Begeiſterung den Betrachtungen vorangeht, die nur ein mehr geſammeltes

Gemüth anſtellt, da ſie dort erſt in den beiden letzten Zeilen erfolgt. Die verwandelte Geſtalt einer zweiten Daphne, einer Heiligen, die nach der freundlichen Legende vor dem Tempel der Mutter Gottes, der ſie ſich geweiht hatte, ſterbend zur Linde aufwuchs, wird in folgenden Zeilen beſeelt vorgeſtellt:

Thut ſie nicht noch, was ſie lebend gethan? Sie dienet der Göttin,
  Und wacht vor ihrem Tempel hier,
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit ſüßem Verlangen,
  Und grüßt mit ſanftem Säuſeln ſie.
Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter,
  Du höreteſt ihr Ave noch.

Der ſchönſte Zug ‘ſie bewegt die Arme mit ſüßem Verlangen’, iſt ſtatt des Windes, der bei Balde ‘ihre Haare kämmt’, hinzugekommen. Aber das, warum uns dieſe Schilderung im Deutſchen überhaupt weit lieblicher anſpricht, läßt ſich eher fühlen als zergliedern. Wie veredelt iſt das mehr als um die Hälfte verkürzte Lied ‘an einen jungen Helden’, beſonders durch die bedeutende Lehre am Schluße, ſtatt deren im Original ein niedrig komiſches Bild völlig zwecklos angehängt war. Viele Stücke, ‘die Todtenſtätte’, ‘das flüchtige Wort’ u. ſ. w. haben ſich durch Milderungen den Geſetzen der Wahrheit und Schönheit nachgiebiger gefügt. In andern, z. B. ‘der Waldraſt’, iſt durch Entladung von überflüßigem Schmucke mehr Raum für den einfachen Ausdruck des Gefühls gewonnen; noch aus andern ſcheint gleichſam nur der reine Geiſt gezogen zu ſein, z. B. ‘die Tadelloſe’. Selbſt bei ſolchen Liedern, deren Uebertragung eine Art von Wageſtück war, hat ſich der deutſche Dichter mit großer Geſchicklichkeit zu helfen gewußt. Man vergleiche z. B. ‘die Langſam-Sterbende’ mit dem Originale, wo der dithyrambiſche Brautgeſang der heil. Genevefa an den Tod ſowohl das Gemüth als die Sinne durch eine furchtbare Mißfälligkeit zerreißt. Die Sprache des wärmſten Verlangens iſt von der Liebe entlehnt; dazwiſchen erſcheinen die ſchauderhafteſten Larven des Todes: was iſt ewig entgegengeſetzter, als ein glühender Wonnetaumel in den kalten Armen der Verweſung? Im Deutſchen iſt alles Sinnlich-Widerwärtige entfernt, der Ton gemäßigter, und die Beleuchtung des Ganzen, wenn man ſo ſagen darf, verſchwimmt mehr in eine ſanfte Dämmerung, die auch in der Wirklichkeit wohl ein Sterbebett mit ſüßen Empfindungen und Ahndungen umgeben mag.

Ob ſich gleich die angeführten Beiſpiele noch mit einer Menge andrer häufen ließen; ſo wollen wir doch nicht behaupten, daß Balde überall und in jedem Theile der übertragnen Gedichte gewonnen habe. Aus der Beſchaffenheit der beiden Sprachen ergiebt es ſich ſchon, daß manche kunſtvolle Schönheiten der Verknüpfung, der Wortſtellung und des Versbaues auch bei einer ſorgfältigen Behandlung verloren gehen mußten. Allein gerade dieſe ſind am wenigſten das Eigenthum eines Dichters, der als ein ſpäter Fremdling auf den angebauten Gefilden einer Sprache, wie die römiſche, Blumen ſammelte. Wenn z. B. der Ausruf über die Eitelkeiten des Lebens, womit das Lied am Grabe eines Mächtigen ſchließt:

Somnia, somnia
Emissa per rimas eburnae
Mox iterum revocanda portae!

Träume der Träume, die
Aus Ritzen jener Trugespforte
Wieder zurück in die Ritze ſchlüpfen.

im Lateiniſchen einen Zauber hat, der auf der tönenden

Fülle, auf dem Gebrauch der beiden Mittelwörter der vergangnen und künftigen Zeit, beſonders aber auf der Trennung des Beiwortes von ſeinem bis an das Ende verſparten Hauptworte beruht, wofür unſre Sprache folglich gar nicht empfänglich iſt, ſo wird ihn der deutſche Leſer auch nicht vermiſſen. Wir wollen nicht entſcheiden, ob nicht ein andresmal die zierliche Wendung des Dichters, der ſich gegen die Anfälle des Schnupfens auf ſeine Magerkeit beruft (Lyr. II. Od. 35.):

> Quid in poetas immeritos furis,
> Heu! praedo vocis? nos graciles sumus,
> Genusque Divûm,
>
> Was fälleſt frech du, Räuber der Stimme, ſelbſt
> Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt, u. ſ. w.

glücklicher hätte getroffen werden können, als geſchehen iſt.

Genug, daß ein ſolcher Verluſt bei einzelnen Feinheiten der Ausführung gegen den Gewinn im Ganzen in keine Betrachtung kommt. Schon dadurch ſind dieſe Gedichte nun zu einer lebendigen Wirkung weit geſchickter gemacht, daß ſie, ſelbſt die Sprache abgerechnet, ein weniger gelehrtes Anſehen haben. Vortrag und Einkleidung ſind ſchmuckloſer; eine Menge Anſpielungen auf das fabelhafte oder geſchichtliche Alterthum ſind weggefallen, auch nähere Zeit- und Ortbeziehungen ausgelöſcht, zum Theil ſchon durch die veränderten Ueberſchriften, die bei Balde meiſtens wirkliche oder bedeutend erdichtete Namen, auch wohl andre genauer beſtimmende Zuſätze enthalten. Es iſt gut, wenn der Standpunkt des Hörers in eine gewiſſe Weite gerückt wird, wohin Sektengeiſt und parteiiſche Leidenſchaften, die keinen unbefangnen Genuß der Dichtkunſt geſtatten, nicht reichen. Nach der Terpſichore kann man nicht umhin, Balde, den heftigen

Feind der Religionsfreiheit (der den Guſtav Adolph, über ſeinen Tod triumphierend, den baltiſchen Antäus, und ſeine Krieger Finnen und Goth=Hunnen nannte), dennoch als einen vaterlandsliebenden Deutſchen zu ehren. Und doch hat ihm der Ueberſetzer hierin nichts geliehen, ſondern nur einige Ausbrüche verblendeter Leidenſchaft unterdrückt: die Spuren der irrigen und darum vergänglichen Meinung ſind vertilgt, die Dauer verdienende Geſinnung iſt beibehalten.

Wir ſind bisher bemüht geweſen, den Werth der urſprünglichen Gedichte Baldes zu prüfen und von den Verdienſten Herders um dieſe nunmehr deutſch und neu gewordne Auswahl derſelben zu ſondern. Aber bei Liedern, die durchaus nichts von der mühſeligen, ängſtlichen Art wortzählender Dolmetſchungen verrathen, ſondern überall mit dem Gepräge der Urſprünglichkeit, der freien Entſtehung, der augenblicklichen und genialiſchen Eingebung bezeichnet ſind, können wir, und müßen uns auch, um ſie recht zu fühlen, dem geſammten Eindrucke hingeben, ohne zu fragen, woher ſie ſtammen? was ſie waren? was ſie nun geworden ſind? Wenn eine harmoniſche Stimme den Weiſen, die ſie vorträgt, gleichſam eine ſchönere Seele leiht; bald eine Disſonanz mildert, bald unſer Ohr über einen harten Uebergang hinüberſchmeichelt; hier einen Mangel durch zarte Nebenausbildungen, dort einen Ueberfluß durch Vereinfachung ausgleicht; ſo dürfen wir nicht den Muſiker von dem Sänger zu unterſcheiden ſuchen, wenn wir auf den Wellen der Melodie wollen getragen ſein. Welche Fülle ſchön gewundner lyriſcher Kränze bietet uns die holde Terpſichore dar, damit unter der anlockenden Mannichfaltigkeit jeder Sinn ſich das zueignen könne, was ihm am nächſten verwandt iſt. Ihren fröhlichen Namen darf ſie auch da nicht einbüßen, wo ſie ernſte Lehrerin wird, denn ſie iſt es immer mit Anmuth. Liebt jemand gefällige oder würdige Sinnbilder in ſchönem Leben? Er findet ſie in 'der Leyer der Pythagoras', 'dem Hirtenleben', 'den Königen', 'der heiligen Begeiſterung' und den 'zwo Göttinnen'. Sinnreiche Einkleidung oder auch leichte Launen der Phantaſie? In 'der Verwandlung', 'der Zigeunerin', 'der Virginiſchen Pflanze', 'der zweiten Eurydice'. Friſche, blühende Scenen des ländlichen Naturgenuſſes? In 'dem Sänger des Frühlings' und 'dem Stadt- und Landleben'. Ehrwürdig dargeſtellte ſittliche Vorbilder? In den 'Menſchenfürſten', 'Trajanus Schwerte', 'dem ſchlummernden Greiſe'. Männliche ſtrafende Satire? In dem Gedichte 'gegen die falſchen Staatskünſtler', in 'der Kriegszucht', 'der Mutter der Dinge'. Farbenpracht dichteriſcher Gemälde? In dem 'Lobe des Gartens, die Sternenau genannt' und in 'dem Sternenhimmel'. Sanfte Wehmuth, rührende Klagen? In dem 'Liede an den Schlaf', in 'der ſterbenden Nachtigall', in 'der Melancholie'. Erſchütternd ernſte Betrachtungen über die Nichtigkeit des Irdiſchen? In 'der Grabſchrift', 'der Todtenſtätte', 'den Ruinen' u. a. Innige Empfindungen der Andacht, ihre Entzückungen, ihre Hoffnungen auf die Zukunft? In dem Gedichte 'Gott', 'dem Götterleben', 'der Nachtfeier der Liebe'. Tiefe Blicke in die ſittlichen Verhältniſſe des Menſchen, genügſame und ſelbſtſtändige Lebensweisheit, wohlthätige Warnungen, eindringliche Aufforderungen, gewichtige Lehren und Denkſprüche? In einer großen Anzahl Lieder, durch das ganze Buch hin verſtreut. Eben dieſes reifen Gehaltes wegen verdient es, daß man es ſich zum Freunde und Begleiter mache, nicht viele Stücke auf einmal leſe, ſondern bald dieſes, bald jenes beherzige, und oft zu ihnen zurückkehre. Eine ſolche Sammlung will nicht flüchtig durchlaufen ſein, weil ſonſt die Eindrücke einander verdrängen, und nichts in der Seele haftet: der Beurtheiler, der anhaltend darin leſen muß, um Vieles zugleich ſeinem Gedächtniſſe gegenwärtig zu erhalten, iſt daher wirklich in Gefahr, Manches nicht mit der Wärme aufzufaſſen, als wenn er es, einzeln für ſich, in der entſprechenden Stimmung auf ſich wirken ließe.

Es ſei uns erlaubt, noch einen Augenblick mit Wohlgefallen bei einigen Liedern zu verweilen, die wir oben übergiengen, um ſie jetzt beſonders zu erwähnen. Sie ſtehen zuſammen im dritten Theile unter der Aufſchrift ‘Maria’; doch gehören auch ‘der Kranz, die dunkle Kapelle, Weihung eines Kindes, Mutter und Kind’ im erſten Theile dazu. Wir wißen es dem Herausgeber Dank, daß er ſich durch die nur allzu gewöhnliche einſeitige Denkart derer, die immer vergeßen, daß für die Poeſie alles Schöne wahr iſt, nicht hat abhalten laßen, ſie in die Sammlung aufzunehmen. Wenn die zarten Täuſchungen des Herzens in der Liebe heilig ſind, wie ſollten wir nicht gern einem Dichter, der auf der Erde keine Laura fand, noch finden durfte, ſeine anbetende Hingebung an ein über den Wolken ſchwebendes Bild himmliſcher Weiblichkeit nachfühlen wollen? Die Malerei hat es ſich oft angelegen ſein laßen, dieſe verklärte Geſtalt, die, was kein Ideal der alten Götterwelt, Jungfraulichkeit und Mütterlichkeit in ſich vereinigt, zu verherrlichen; ſeltner die ihr verſchwiſterte Poeſie auf eine würdige Weiſe (denn die kirchlichen Geſänge ſind doch nicht für Kunſtwerke zu rechnen), und unſre jetzt lebenden Dichter entfernt der Geiſt des Zeitalters immer mehr davon. Deſto willkommner iſt es, daß im Namen eines frommen verſtorbnen

Sängers der heiligen Jungfrau in dieſer Sammlung eine Kapelle geſtiftet worden iſt. Die zum Theil ſehr kleinen Lieder an ſie ſind von einer wunderbaren Süßigkeit: bald begrüßen ſie, wie innige Seufzer, die ſchöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinſten Odem der Liebe umweht; bald werden ſie auf den Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als ſchüchterne Huldigungen niedergelegt. Was wir von den Nachbildungen der Gedichte Baldes überhaupt geſagt haben, gilt von dieſen ganz vorzüglich. Nur geſtehe ich, daß mir in dem ‘Anblick der Liebe’ die in der dritten Strophe erſcheinende mater dolorosa:

Der am Kreuze, ſo oft mit Mutterblicken
Du ihn ſchaueteſt an, der Liebe Stärkung
Ihm zuſendend, mit feſtem Blick hinaufſah,
Auf zu dem Vater.

gar nicht zum Kolorit der vorhergehenden zu paſſen ſcheint, und daß er ſtatt derſelben den Tauſch lächelnder Blicke zwiſchen Mutter und Kind, den das Original ſchildert:

Ille suspensus, quoties ocellis
Dulce connives, et amoris ignem
Visa suspiras, toties parenti
Dulce renidet:

wiederzufinden gewünſcht hätte. Auch darin kann ich dem Herausgeber nicht beiſtimmen, daß ‘die Himmelfahrt’ in demſelben Geiſte gedacht ſei, wie das Gemälde Raphaels in Dresden. Mich erinnerte ſie vielmehr an die in Düſſeldorf befindliche Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni. Dort iſt der ſtrenge, alles Irdiſche zurückweiſende, Begriff von Göttlichkeit ausgedrückt, wo das Unendliche an die Stelle jeder beſtimmten Regung tritt; hier die überſchwengliche Beſeligung eines unſchuldvollen Weibes, ohne Bewußtſein eigner Hoheit: und ſo auch in dem Liede.

In einer angehängten Nachſchrift legt der Vf. unter andern ſeine metriſchen Grundſätze dar. Jeder Sachkundige wird mit ihm einverſtanden ſein, wenn er behauptet, man müße einen Dichter ſo viel als möglich in ſeine eignen Silbenmaße übertragen, aber auf der andern Seite der Sprache keine aufzwingen, die ihr nach ihrem Baue fremd und zuwider ſind. Nur möchte die letzte Vorſchrift bei der Anwendung manchem Streit unterworfen ſein. Wie Vieles hielt man für unverträglich mit der proſodiſchen Beſchaffenheit unſrer Sprache, ehe es ſich durch die Ausführung als ihr angemeßen bewährte! Wenigſtens können wir, ſo lange das Vorleſen noch ſo wenig als Kunſt unter uns geübt wird, es unmöglich für einen Beweis der Untauglichkeit eines Silbenmaßes gelten laßen, wenn der Dichter die Formel voranſchreiben muß, damit es nicht mißverſtanden werde, wie Klopſtock und Voß, bei zum Theil ſehr glücklich erfundnen Silbenmaßen, gethan haben. Sie hatten Recht, der Unerfahrenheit der Leſer auf dieſe Art zu Hülfe zu kommen. Schwerlich möchte unſer ſapphiſcher Vers 'der Versart ſeiner Erfinderin näher ſein als der römiſche ſelbſt'. So wie er hier gebraucht iſt, wo der Daktylus nicht einmal eine feſte Stelle hat, ſollte er gar nicht ſapphiſch heißen: es ſind Trochäen, in jeder Zeile mit einem Daktylus untermiſcht. Warum ſollten wir nicht dieß Silbenmaß, ohne den Moloſſus immer erkünſteln zu wollen, durch häufigern Gebrauch des männlichen Abſchnittes und anapäſtiſchen Aufſprungs (die der deutſchen Sprache gar keine Gewalt anthun, wie unſre Hexameter zeigen) der Schönheit ſeines alten Vorbildes näher zu bringen ſuchen? Von unſern gereimten

Jamben, und ‘dem Pferdetritt’, den ſich die deutſchen Dichter (wir wißen nicht, ob die guten oder die ſchlechten gemeint ſind; von den letzten verlohnte es nicht der Mühe zu reden) darin erlaubt haben ſollen, wird viel Schlimmes geſagt. ‘Iſt eine beſtimmte Proſodie in unſrer Sprache möglich, ſo muß ſie durch die Silbenmaße der Alten in unſer Ohr gebracht werden; durch das kurz pflockt und pflockt kurz unſrer Jamben wird ſie es nie’. Wie ſollte ſie nicht möglich ſein, da ſie längſt vorhanden, auch von Klopſtock und nachher von Moriz auf das gründlichſte erörtert iſt? In der Note unterſcheidet der Vf. die wahre Quantität der Silben noch vom Accent des Sinnes. Dieſe Ausdrücke werden hier in einer der Natur unſrer Sprache nicht angemeßnen Bedeutung gebraucht, oder ſie ſind gleichgeltend, da die deutſche Silbenzeit nach der Wichtigkeit des bezeichneten Begriffs (alſo nach dem Sinne), in den Verhältniſſen der verſchiednen grammatiſchen Redetheile, der Stammſilben, Ableitungsſilben und Biegungsſilben gegen einander abgewogen wird. Uebrigens iſt der Jambus ja auch ein Silbenmaß der Alten; und es fragt ſich noch, ob unſer fünffüßiger dem Trimeter unähnlicher iſt, als unſer Hexameter oder unſre alcaiſche Sprache den alten Silbenmaßen dieſes Namens. Die Beſorgniß, ein immer fortgehender Jambus müße in unſrer Sprache äußerſt drückend werden, welche durch Goethens, Wielands u. a. Meiſterwerke von großem Umfange in dieſer Versart widerlegt wird, gründet ſich eben ſo wohl wie der vorhergehende Tadel auf die Vorausſetzung, als ob durchaus alle Füße in einem jambiſchen Verſe Jamben ſein müßten. Dieß war ja aber bei den Alten ſelbſt nicht der Fall: warum ſollten wir nicht, eben ſo wohl wie ſie den Spondeus und Anapäſt, den Spondeus und nach der verſchiednen Natur unſrer Sprache den Pyrrhichius, ja ſogar in einigen Fällen den Trochäus einmiſchen dürfen? Unſre beſten Dichter haben dieß ohne Schaden des Wohlklanges gethan, und es fehlt weiter nichts, als daß ein Kenner an ihnen die nöthigen Einſchränkungen dieſer Freiheit, und die Stellen des Verſes, wo fremde Füße den Rhythmus nicht ſtören, erforſche und auf Regeln bringe. Hieraus laſſen ſich auch die lächerlich gemachten Beiſpiele von zwei langen einſilbigen Wörtern, die ſo oder anders geſtellt in Jamben vorkommen (ziſcht laut und laut ziſcht) ohne Schwierigkeit rechtfertigen: es ſind nämlich beide Male Spondeen. Keinem Dichter, der nur etwas vom Mechaniſchen ſeiner Kunſt verſteht, wird in unſern Zeiten noch die Zumuthung an den Vorleſer einfallen, daß er dergleichen zu Jamben zwängen ſoll.

Der Vf. hat ſeinen Tadel durch die Art, wie er hier den Jambus in lyriſchen Silbenmaßen gebraucht, zum Theil mit Hexametern abwechſelnd (wo am wenigſten Freiheiten verſtattet werden, damit der raſche Gegenſatz der Rhythmen nicht wieder zweideutig werde), ſelbſt wieder zurückgenommen. Er miſcht Spondeen ein: ‘Denkbilder des uralten Roms’; ‘Und lieblicher als Weihrauch aufwärts ſteigt’; Pyrrhichien: ‘Ich rettete es wahrlich nicht’; auch am Ende des Verſes, wo dieſer Fuß den Nachdruck am merklichſten mindert: ‘Umglänzeten die Himmliſche’; einen Pyrrhichius und Spondeus unmittelbar nach einander: ‘Sophiſtiſcher Staatsſchriften oben drauf’; Trochäen: ‘Schön, daß auch Paris ihr vielleicht’; ‘Wagt mit der Tiber Wettgeſang’ u. ſ. w. Iſt dergleichen in archilochiſchen Silbenmaßen erlaubt, ſo muß es mit noch größerem Rechte in ununterbrochnen jambiſchen Versarten gelten, wo durch die Gewalt des immer wiederkehrenden Rhythmus einzelne Abweichungen unmerklicher werden. Auch ſonſt finden wir die Silbenzeit oder die gewählte Strophe nicht genau beobachtet, z. B. Abydus als Daktylus; Altar gleich nacheinander als ∪ – und als – ∪ (unſtreitig iſt die erſte Scanſion die richtigere, wie ohne Rückſicht auf die lateiniſche Silbenzeit die Biegung Altares beweiſt); die erſte Silbe in 'Unſinnige' kurz, u. ſ. w. Am Ende des alcäiſchen Verſes ein Moloſſus ſtatt des Daktylus oder Amphimacer: 'ſtrebt zu dem Lichtkreiß auf'; 'flöge dem Spielball gleich'; wenigſtens läßt ſich die mittelſte Silbe in dieſen Zuſammenſtellungen nicht ohne die äußerſte Härte kürzen. Ein Amphimacer ſtatt des einzig erlaubten Daktylus zum vorletzten Fuße: 'Höflich anſcherzete'; 'ſcheiden unwerthe Furcht'. Noch mehr zerſtört ein Trochäus zu Anfange des Verſes ſtatt des Jamben, der bei uns in Ermangelung der Spondeen eingeführt iſt, den alcäiſchen Rhythmus. 'Eicheln verzehren, oder mit ſchnödem Geiz'; 'Muſen Geſänge, Bilder der Sterne ſeid'. Auch möchte wohl der Abſchnitt in Verſen wie folgende: 'Ich haße die zwei=züngelnden, die im Gold', allzuſehr vernachläßigt ſein. Indeſſen unterbrechen ſolche Verletzungen der Regeln den ebnen und ſchönen Fluß des Wohlklanges nicht häufig.

Eben das läßt ſich auf die Sprache anwenden, in welcher wir doch auch einige kleine Unrichtigkeiten bemerken. Z. B. 'der Balle des Glückes' ſtatt 'der Ball'; 'die Scheu=

al' im Plural für 'die Ehemale'; die vollſtändige Biegung der Beiwörter ſtatt der unbeſtimmten, mehrmals: 'die ſchwere (n) Pfunde'; 'ihre lindeſte (n) Saiten'; oder umgekehrt, die unbeſtimmte ſtatt der vollſtändigen: 'unſer lechzende (r) Gaum'. Wenn auch 'gülden' ſich gegen die Sprachähnlichkeit rechtfertigen ließe, ſo thut es doch dicht neben 'golden' keine gute Wirkung. 'Habſucht zeih' ich euch nicht' muß durchaus heißen 'der Habſucht'. Ob 'erſinken' ſtatt 'verſinken', 'Schwender' ſtatt 'Verſchwender', ob bei den unſichern Regeln der Zuſammenſetzung in unſrer Sprache neue Formen derſelben wie 'Heeresſtraße', 'Wachſespüppchen', wo der Gebrauch ſchon andre, 'Heerſtraße', 'Wachspüppchen', eingeführt, erlaubt ſind, mögen Sprachkenner entſcheiden. Vielleicht werden neue Wörter wie 'veradelicht', 'Felſungen', die 'wellenſanfte Salmacis', Beifall finden; 'ein Kluftgemüth' (mens hiulca bei Balde) möchte wohl den meiſten Leſern unverſtändlich ſein.

Um die beiden Aufſätze am Ende des zweiten Theiles 'Die Lyra; von der Natur und Wirkung der lyriſchen Dichtkunſt', und 'Alcäus und Sappho; von zwei Hauptgattungen der lyriſchen Dichtkunſt', mehr als oberflächlich zu prüfen, würde eine Abhandlung nöthig ſein, wozu hier der Raum fehlt, ſo ſehr auch den Recenſenten auf der einen Seite das viele Schöne und mit einnehmender Beredſamkeit Vorgetragene, auf der andern ſeine Zweifel gegen manche Sätze, ſowohl was die Ausdehnung, worin ſie zu verſtehen ſind, als den bündigen Zuſammenhang der Beweiſe betrifft, zu dem Geſchäfte hinziehn. Der Hauptgedanke in dem zweiten Aufſatze, der einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte der griechiſchen Lyrik liefert, iſt folgender: daß zwei Gattungen der Ode, die aufregende, erhebende, und die beſänftigende, auch Alcäus und Sappho zur Vollendung gediehen ſind; daß, ehe das ſchönſte Maß getroffen ward, die archilochiſche und die elegiſche Dichtart, jene den männlichen Charakter der Empfindungen bis zur Härte, dieſe den weiblichen bis zur Weichheit bezeichnend, die Vorboten der höheren lyriſchen Kunſt waren.

Wir können den wackeren vaterländiſchen Dichter Balde nicht verlaßen ohne eine Stelle herzuſetzen, welche beweiſt, wie ſehr manches Wort von ihm noch jetzt beherzigt zu werden verdient. ‘Eile’, ſo ruft er (die Ueberſetzung iſt hier dem Originale genau treu geblieben) einem ſchreibſeligen Gelehrten zu,

Eile der Welt zu ſchenken ein Buch, das Herkules ſelber
    Kaum zu tragen vermag.
Wenn wir ſchreiben, ſo bringen wir Deutſche mit ängſtlicher Eile
    Blinde Hündlein ans Licht. . . . . .
Deutſche Natur iſt's, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
    Etwas in Allem zu ſein,
Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
    Gerber, Schmidt und Poet,
Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur;
    Alles ſind wir und Nichts. —
Deutſche Natur iſt's, viele Papiere mit offenem Munde
    Auszuwerfen, vergnügt.
Raſend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande
    Langſam zu ihm zu gehn. . . . . .
Aber wir nähren als Patrioten mit unſeren Schriften
    Motten und Krämer dafür.

[Vorſtehende Recenſion gab zu folgendem Briefe des Verfaßers an Chriſtian Gottfried Schütz, welcher auch in der Darſtellung ſeines Lebens u. ſ. w. von ſeinem Sohne F. K. J. Schütz, Halle 1835. Bd. II. S. 423...28. unter dem Datum 1798. abgedruckt iſt, Veranlaßung:]

Jena, 10. Dec. 1797.

Wertheſter Herr Hofrath! Es muß mich freilich auf eine unangenehme Art befremden, meine Anzeige der Terpſichore von Herder in einer Hauptſtelle, die, weil ſie den Eingang ausmacht, doppelt in die Augen fällt, weſentlich verändert abgedruckt zu finden, da Sie mir mündlich und ſchriftlich Ihre völlige Zufriedenheit mit derſelben bezeugt, auch mir eine Einwendung gegen eine andere Stelle mitgetheilt hatten, der zufolge ich noch etwas daran veränderte. Ich habe bei der Klage, die ich hierüber gegen Herrn Juſtizr. Hufeland geführt, mir nicht ſchlechthin alle Aenderungen in meinen Recenſionen verbeten, ſondern nur geſagt, ich fände es billig, daß man ſich mit mir vorher darüber beſpreche, da ich hier am Orte lebe. Dieſe Erwartung geht ſo natürlich aus einem freundſchaftlichen Verhältniſſe hervor, daß mir gar nicht einfallen konnte, ſie würde bei der Recenſion der Terpſichore, deren mühſame Ausarbeitung Sie ſelbſt mehrmals für eine Gefälligkeit von meiner Seite erklärt hatten, getäuſcht werden. Da Sie in der Hauptſache meinem gegen Herrn J. Hufeland geäußerten Verlangen nachgegeben (denn, wenn mir die in meiner Recenſion gemachten Aenderungen mitgetheilt werden, und die Abkürzung derſelben, wo ſie nöthig ſein ſollte, mir ſelbſt überlaßen wird, ſo bleibt mir dann immer noch die Wahl, ob ich ſie ganz zurücknehmen will), ſo erlauben Sie mir einige Mißverſtändniſſe in Ihrem Briefe aufzuklären.

Zuerſt kann ich keineswegs eingeſtehen, daß die Aenderung bloß ein Paar Phraſen betreffe. Ich pflege zwar nicht in ſo bedeutungsloſen Phraſen zu ſchreiben, daß man viel daran veränkern könnte, ohne daß der Sinn darunter litte. Auch das *ἀνακόλουθον*: „an Herder bewundern wir nicht allein — und noch unnachahmlicher iſt er u. ſ. w.“ war mir gewiß nicht aus Verſehen entſchlüpft. Die Lebhaftigkeit der Schreibart gewinnt dabei, wenn man da, wo keine Zweideutigkeit zu fürchten iſt, dergleichen mechaniſche Regeln vernachläßigt. Ich glaube das durch das Beiſpiel der beſten alten und neuern Schriftſteller beſtätigen zu können. Auf Leſer, die nicht im Stande ſind, hinzuzudenken, wenn geſagt wird, gewiſſe Eigenſchaften ſeien noch unnachahmlicher, als die vorgenannten, daß jene auch noch mehr bewundert werden müßen, verlohnt es kaum der Mühe, Rückſicht zu nehmen. Doch dieß iſt die unbedeutendſte unter den vorgenommenen Veränderungen, über die allein ich nie ein Wort verloren hätte, wie Sie auch daraus ſehen können, daß ich die Weglaßung deſſen, was ich zur Einleitung der zuletzt angeführten Stelle von Balde geſagt, gar nicht einmal erwähnt habe. Ich gebe es Ihnen ſelbſt anheim, ob durch folgende Veränderungen nichts als 'die Politur des Stils' befördert worden. 1) Iſt der ganze Satz weggelaßen: 'Nicht was ſich lehren und lernen läßt, die ächte oder angebliche Wißenſchaft der Kunſt, macht den ſeelenvollen Kenner. Wie der Künſtler ſelbſt, wird er das, was er iſt, nur durch die freiſte Ausbildung ſeltner und ſelten vereinigter Naturgaben.' Dieß war ja eben das Weſentlichſte, was ich durch die ganze Einleitung ausführen wollte. In den erworbenen Fertigkeiten eines Kenners der Poeſie kann mancher Andere Herdern übertreffen; aber er hat 'Genie zum Kenner', wie er durch die kritiſchen Wälder und viele andere Schriften beweiſt.

2) Wenn Ihnen der Satz: 'Er hat uns ſowohl die rauheſten, einfältigſten Weiſen des Volksgeſanges, als die Vollendung fremder Meiſterwerke näher gebracht, die lieblichſten Blüten eines griechiſchen Frühlings und die koſtbaren Blumenteppiche des Morgenlandes mit gleichem Glück auf deutſchen Boden gepflanzt', zu pretiös für eine Recenſion vorkommt, ſo beweiſt es nur, daß unſere Begriffe vom Pretiöſen und von der Schreibart einer Recenſion von einander abweichen. Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Art, wie leider ſo viele Recenſionen geſchrieben ſind, nämlich dürftig und trocken, ein allgemeines Geſetz für ſie abgeben könne, und glaube, man müße überall, wo der Gegenſtand es fordert, kräftig, blühend und mit Wärme ſchreiben. 'Pretiös' nennt man nur eine leere Pracht mit überflüßigen Bildern; durch die von mir gebrauchten wird aber die verſchiedene Eigenthümlichkeit der morgenländiſchen und griechiſchen Poeſien, welche Herder übertragen, auf das Kürzeſte bezeichnet. Geſetzt aber auch, dieſe Bilder hätten durchaus weggeſtrichen werden müßen, was war gegen die erſte Hälfte des Satzes bis 'gebracht' einzuwenden? Wenn eine 'ſchonende' Hand die Ausbeßerung unternommen hätte, würde ſie auch gewiß ſtehen geblieben ſein. — Sie ſagen, 'der Leſer konnte und mußte ſich das hinzudenken', und wenn alles Uebrige unverändert geblieben wäre, ſo hätte dieß noch einigen Grund gehabt, denn der in meiner Hand-

ſchrift vorangehende Saz bereitete die näheren Beſtimmungen vor. Aber jezt ſoll ſich der Leſer hinzu denken, was nicht auf die entfernteſte Weiſe angedeutet iſt? Er könnte ſich eben ſo gut die ganze Recenſion hinzu denken.

3) Wenn der ſcheinbare Mangel an Folge in der oben angeführten Wortfügung die Veränderung: 'ſondern auch' u. ſ. w. nöthig machte, ſo hätte doch alles Folgende mit Ausſchließung deſſen, was Sie für gut hielten, wegzulaſſen, unverändert ſtehen bleiben können, wenn nur ein einziges 'und' weggeſtrichen worden wäre. 'An ihm bewundern u. ſ. w. — ſondern auch die Biegſamkeit, womit ſich ſeine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt. Wie unverkennbar auch das Gepräge ſelbſtändiger Beſtimmtheit in allem dem iſt, was er urſprünglich gedichtet hat, ſo iſt doch ſeine Muſe gern eine geſellige Dolmetſcherin der Zeiten und Völker, die allen Zungen nachzuſingen und jeden Ton zu treffen weiß.' Statt deſſen haben Sie einen himmelweit von dieſem verſchiedenen Saz eingeſchoben, der, wie ich ſogleich zeigen werde, gar nicht auf Herdern paßt: 'dennoch auch die Kunſtgebilde anderer Meiſter, aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern in treffenden Kopien darzuſtellen verſteht.'

a) 'Kunſtgebilde' iſt ein unpaſſender Ausdruck, weil die meiſten von Herder übertragenen Gedichte, die Volkslieder, das hohe Lied u. ſ. w. gar nicht zur eigentlichen Kunſt zu rechnen ſind, ſondern nur als Naturpoeſie intereſſant werden.

b) Wenn 'Kunſtgebilde' geſezt werden ſollte, ſo dürfte nicht hinzugefügt werden 'aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern'. Die eigentliche Kunſtpoeſie beſchränkt ſich auf ſehr wenige Zeitalter und ſehr wenige Völker. Herder hat wenigſtens gewiß nicht 'Kunſtgebilde aus den verſchiedenſten Zeiten und Völkern' übertragen.

c) Der Ausdruck 'fremder Meiſter' iſt ebenfalls unpaſſend. Wenn auch Herder einige 'fremde Meiſterwerke' übertragen hat, wie man z. B. einige Stücke in der Anthologie wohl ſo nennen kann, ſo hat er doch, ſo viel ich mich erinnern kann, von keinem einzigen fremden Dichter die Werke überſezt, deſſen Anſehen groß genug wäre, um ihn einen 'Meiſter in der Poeſie' zu nennen.

d) Das Wort 'Kopien' deutet auf anhaltenden, auch wohl kleinlichen Fleiß: aber in Rückſicht ſolcher Vorzüge, die dadurch erreicht werden, ſind Herders Uebertragungen gar oft mangelhaft. Ihre Vortrefflichkeit beruht auf der erſtaunlichen Zartheit des Gefühls, womit er jede dichteriſche Eigenthümlichkeit auffaßt, und in der glücklichen Leichtigkeit, womit er ſie in ſeiner Sprache wieder ausdrückt. Für einen poetiſchen Ueberſetzer, der ſich mit ſorgfältigem Fleiße auf das kleinſte Detail einläßt, wie etwa Voß, würden dieſe Ausdrücke angemeſſen ſein; Herders Art zu überſetzen charakteriſieren ſie durchaus nicht. Und doch gieng mein ganzes Beſtreben in der Einleitung dahin, zu zeigen, daß das, was Herdern als Kenner, und was ihn als poetiſchen Ueberſetzer auszeichnet, aufs genaueſte zuſammenhängt und in ſeiner Quelle eins iſt. In der That, ich muß mich ſehr ſchlecht ausgedrückt haben, wenn es mir nicht gelungen iſt, dieß deutlich zu machen.

e) Endlich, was noch das Allerſchlimmſte iſt, ſo iſt es nach der Wortfügung, wie ſie jetzt gedruckt ſteht, nicht Herder ſelbſt, der die Kunſtgebilde fremder Meiſter in treffenden Kopien darzuſtellen verſteht, ſondern nur ſeine Einbildungskraft. Es iſt gewiß erlaubt, diejenige Seelenkraft ſtatt der ganzen Perſon zu nennen, welche bei einem gewiſſen Geſchäfte vorzüglich thätig iſt: aber wer hat jemals mit der bloßen Einbildungskraft überſetzt?

Es thut mir ſehr leid, wertheſter Herr Hofrath, durch Ihren und meinen Brief Ihnen ſo viel Zeit über Eine Stelle rauben zu müſſen, worüber wir uns mündlich vor dem Druck in fünf Minuten hätten verſtändigen können. Indeſſen weiß ich nur mit Gründen zu ſtreiten, und dieſe bedürfen Raum zu ihrer Entwickelung. Wenn die meinigen Sie noch nicht befriedigt haben, ſo bin ich ſehr bereit, es auf den Ausſpruch jedes Kenners, den Sie wählen werden, ankommen zu laſſen, ob meine Recenſion durch obige Veränderung an 'Politur des Stils gewonnen' hat, oder ob nicht vielmehr in die Charakteriſtik von Herders Geiſte etwas Unzuſammenhängendes, ja völlig Verfehltes hinein gekommen, und ob nicht der eingeſchobne Schluß gegen den Anfang ſeltſam abſticht?

Ungern ſehe ich in Ihrem Briefe in dieſer Verbindung den Kontrakt und die Generalnorm erwähnt, da meine Klage ſich gar nicht auf die mir dieſen zufolge zuſtehenden Rechte, ſondern auf das Verhältniß einer näheren Bekanntſchaft bezog. Jetzt werden Sie mir aber erlauben, zu ſagen, daß ich auch nach dem Kontrakt und der Generalnorm Urſache habe, mich zu beſchweren. Das Recht, den Stil zu verbeßern und abzukürzen, haben ſich die Herren Redaktoren vorbehalten. Von Abkürzung konnte hier nicht die Rede ſein, da ſo wenige Zeilen bei einer Recenſion von dieſer Länge gar nichts austragen. — Ich finde nirgends in der Generalnorm erwähnt, daß ein Recenſent es ſich muß gefallen laßen, wenn ſeine Handſchrift durch zweckloſe und willkürliche Auslaßungen, Verſetzungen und Einſchiebſel (Sie werden es nicht übel deuten, daß ich Ihre Offenherzigkeit erwidere) unheilbar verdorben wird.

Wenn ich Herdern eine Abſchrift der veränderten Stelle meines Brouillons zuſchickte, ſo würde dieß eine nothgedrungene Rechtfertigung meiner ſelbſt, die mich gewiß weder in Herders, noch in irgend eines andern mit Einſicht in die Sache urtheilenden Mannes Achtung herabſetzen könnte. Ich ſehe auch nicht, daß mir der Kontrakt oder die Generalnorm beliebige Privat-Mittheilungen meines Brouillons verwehrte. Da Ihnen die Ausführung meines Vorſatzes unangenehm zu ſein ſcheint, ſo will ich es gerne dabei bewenden laßen, den Fall ausgenommen, daß ich erführe, Herder habe die Stelle als verfehlt getadelt, und ſich über die kalte Abfertigung ſeiner Verdienſte in den letzten Zeilen beklagt.

Ich bin weit entfernt, mir einzubilden, ich ſchreibe unverbeßerlich. Allein wenn dieß von Niemand gerühmt werden kann, ſo wird auch wohl Niemand unverbeßerlich zu verbeßern verſtehen. Da ich mit vielem Bedacht ſchreibe, ſo ſcheint mir die Forderung billig, daß man mich auch mit Bedacht verbeßere. Und wie kann dieß kürzer und ſicherer geſchehen, als wenn man mit mir darüber ſpricht, und auch die Gründe anhört, wodurch ich das, wobei man Anſtoß nimmt, vielleicht vertheidigen kann?

Wenn der Recenſent, der keine Verbeßerungen in ſeinen Arbeiten leiden konnte, derjenige iſt, auf dem meine Vermuthung fällt, nämlich der Appellationsrath Körner in Dresden, ſo hat die A. L. Z. in der That einen vortrefflichen Kunſtrichter an ihm verloren. Es wäre zu wünſchen, daß wir oft ſo meiſterhafte Beurtheilungen zu leſen bekämen, wie die des Wilh. Meiſter im 13. St. der Horen 1796., ſelbſt nach Schillers und Goethes Einſichten, iſt.

Da der viele Platz Sie dauert, welchen die Recenſion der Terpſichore eingenommen, ſo muß ich beklagen, daß Sie die Länge derſelben nicht eher bemerkt; ich hätte ſie ganz zurück genommen, und es wäre Raum für Recenſionen, wie die 'der Kunſt zu lieben', 'des Schillerſchen Almanachs von 1796.', 'der Kratterſchen Schauſpiele' u. ſ. w. erübrigt werden. Ich werde, wenn ich künftig für die Lit. Zeit. arbeite, mich, wie bisher, ſo kurz zu faßen ſuchen, als die Gründlichkeit es mir zu erlauben ſcheint. Sollten Sie aber glauben, von andern Beurtheilern in dieſem weſentlichſten Punkte der Kürze beßer bedient werden zu können, ſo achte ich meine Arbeit zu ſehr, als daß ich ſie auf irgend eine Art aufdringen möchte. Ich werde die mir aufgetragenen und noch nicht gelieferten Recenſionen mit der größten Bereitwilligkeit abtreten. Falls ſich kein Verzeichniß davon auf der Expedition fände, bin ich bereit, Ihnen unverzüglich eins zu ſchicken. Eine ziemlich ſtarke Unpäßlichkeit muß mich entſchuldigen, daß ich nicht früher antwortete. Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Die Netto-Brüder. Ein Luſtſpiel vom Leibarzt Pantolphi, aufgeführt in der Leipziger Jubilatmeſſe 1795.

Die dramatiſche Einkleidung iſt nicht bedeutend, und der Aufwand von Witz und Laune bei dieſer kleinen Flugſchrift, die ſelbſt dem Titel nach nur darauf berechnet ſcheint, den zahlreichen Buchhändlern, welche die Meße nach Leipzig zieht, einige leere Augenblicke zwiſchen ihren Geſchäften auszufüllen, ziemlich gering. Die Handlung iſt eine Verbindung der übrigen, beſonders der Reichsbuchhändler, gegen diejenigen, welche nur mit ihrem eignen Verlage handeln, ohne Sortimentshandel zu treiben (Nettobuchhändler, weil kein Tauſchhandel mit ihnen ſtattfindet, und ihre Rechnungen alſo ohne Abzug bezahlt werden müßen). Jene wollen allen Verkehr mit dieſen aufheben, bis ſie ſich zum Büchertauſch bequemen, und ſetzen noch allerlei andre Anordnungen zur Verbeßerung des Buchhandels feſt. Die Nettobuchhändler, von denen einer ſein Verhältniß zu den übrigen durch Gründe zu vertheidigen geſucht hat, lachen über das Projekt als unausführbar, und weiter wird nichts entſchieden. Die Sache ſcheint hier mit einer gewißen Parteilichkeit gegen die ſogenannten Nettobrüder behandelt zu ſein: ſie verdiente aber eine gründliche Erörterung. Vielleicht würde man alsdann auf ein ganz entgegengeſetztes Reſultat kommen: daß es nämlich für den Buchhandel, hauptſächlich für die Litteratur, die größten Vortheile gewähren würde, nicht den Verlag und Sortimentshandel durchaus zu verbinden, ſondern beide durchaus zu trennen. Faſt in keinem andern Fache iſt der Handel im Großen ein ſo ganz von dem Vertrieb im Kleinen verſchiednes Geſchäft, als grade in dieſem. Der Verlag erfordert, um auf eine gründliche und umfaſſende Art geführt zu werden, gelehrte Kenntniſſe, Geſchmack, ausgebreitete Verbindungen, große typographiſche Anſtalten u. ſ. w., der Sortimentshandel nichts von dem allen, und wenn der Monarch, welcher den Buchhandel mit der Käſekrämerei verglich, nur dieſen damit meinte, ſo that er ihm gewiß nicht Unrecht. Ein nothwendiger Tauſch bei Waaren von einerlei Art, nur von verſchiedner Güte, iſt etwas Widerſinniges: der, welcher die ſchlechteſten bringt, iſt dabei immer im Vortheile. Eben die Schlechtigkeit der meiſten Produkte, welche auf die Meſſe gebracht werden, hat ſeit einiger Zeit mehrere einſichtsvolle Buchhändler bewogen, ſich ganz auf den Verlag einzuſchränken. Man wird finden, wenn man unſre Litteratur in den letzten Jahren durchgeht, daß die glänzendſten ſowohl als die nützlichſten Unternehmungen von ihnen herrühren.* Sie ſind es, die ſich durch große Bedingungen um Werke bewerben, welche der Nation Ehre machen, ob ihnen gleich die übrigen Buchhändler wegen ihrer Abneigung gegen baare Bezahlung ſo wenig Bücher als möglich abnehmen. Hingegen die kleinen Buchhändler an Oertern, die von den Mittelpunkten der Litteratur entfernt ſind, ohne Mittel mit vortrefflichen Schriftſtellern in Verbindung zu kommen, begünſtigen in ihrer Nachbarſchaft die ſchlechte und wohlfeile Schriftſtellerei, weil ſie doch auch ihre Artikel auf die Meſſe bringen wollen. Der Vorſchlag, daß keinem Buchhändler erlaubt ſein ſolle, mehr als ſechs Artikel zu jeder Meſſe zu liefern, iſt nicht ſonderlich überdacht. Ein Artikel iſt ſchon zu viel, wenn er ſchlecht iſt; und die Handelsfreiheit des großen Buchhändlers, der durch ſeine Mittel und Verbindungen in den Stand geſetzt wird, weit mehr als ſechs gute Artikel zu liefern, würde auf dieſe Art unbillig beſchränkt werden. Ueberhaupt bleiben alle Vorſchläge, die Lage des Buchhandels zu verbeſſern, bis zur Abſtellung des Nachdrucks, unausführbar.

Robert und Eliſe; oder die Freuden der höhern Liebe. Vom Verfaßer des Hallo. 2 Thle. Lpz. 1796.

Ein Knabe, dem Vater und Mutter auf einer Flucht aus ihrer Heimat in fremdem Gebiet ſtarben, wird in das Waiſenhaus der Reſidenz gebracht, wo ein vortrefflicher Vorſteher ihn väterlich aufnimmt, und nach deſſen Tode auf ſeiner fernern Laufbahn der wackre alte Fürſt ſelbſt, und weiterhin ein Kaufmann ſeine Wohlthäter werden. Dieſer Knabe war eine Lilie auf dem Felde, die der himmliſche Vater kleidet, ohne daß ſie arbeitet und ſpinnt. Jedoch war er fleißig und lernte ſchöne Sachen; auch an Zartheit glich er der Lilie. 'Alle ſogenannten Brodwißenſchaften blieben ſofort von ſeinem Studienplan ausgeſchloßen, weil er weder Advokat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Luſt hatte. Zeichner, Philoſoph und ſchöner Geiſt zu ſein, war das Ziel, das er ſich ſetzte.' 'So ward er ein junger Mann von ſo hoher Empfindung, daß ihm Tauſende darin nicht folgen konnten.' So ward er denn auch bald ſo eigenſinnig gegen die Vorſehung, die er in Verdacht beſondrer Plane mit ihm hatte, wie das verzogne Kind gegen die nachſichtige Mutter. Er wendet ſeine Zeichenkunſt bloß dazu an, ihr ein Ideal vorzuſchreiben, nach welchem ſie ihm ein Weib ſchaffen ſollte. Daneben bildet er ſeine Begriffe von 'höherer Liebe' aus, in denen der 'Thierheit' unzähliche Male oft gedacht wird. Ohne 'äußerliche Schönheit' kann er ſich keine höhere Liebe denken. Er will ein Mädchen, deren 'regelmäßiges weibliches Profil ihn mit hohen Empfindungen erfüllt', die ihre 'vollkommne Figur vollkommen in ihrer Gewalt hat', und er begehrt den Druck einer 'ſchönen' Hand. Nur der 'Uebergenuß der Thierheit' entkräftet die Wirkung der Schönheit. 'So viel mögen Liebende an Lebensgeiſtern, an elektriſchem Feuer, an Aether, oder wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nöthig iſt, im Gleiſe der ſparſamen Natur wandelnd des hohen Aelternglücks theilhaftig zu werden; aber — mehr als dieß — zweckloſe Verſchwendung — Orangutangismus.' Jetzt fängt unſer Robert an, nach ſeinem Ideal zu ſuchen, mit dem feſten Zutrauen, zu finden, weil 'wenn die Zeichnung keinen Widerſpruch enthält, doch irgendwo jemand da ſein muß, der ſie in der Natur darſtellt, weil der Zeichner ſonſt mehr könnte, als unſer Herr Gott.' Der Kaufmann trägt ihm ſeine Tochter an, aber 'ſie iſt es nicht'; ſie iſt, wie er ſehr gut beſchreibt, nur ein Penſionsmädchen. Robert wankt freilich, ob er den vortheilhaften Antrag nicht für eine Veranſtaltung der Vorſehung erkennen ſoll; allein er fragt ſich dagegen: iſts nicht die Vorſehung, die dir dein Ideal reichte? und ſchlägt 'das ſchöne Fleiſch mit dem ſchönen Gelde' im Namen der Vorſehung und ſeines Ideals aus. Unter einer Silberpappel, mit der er einen freundſchaftlichen Verkehr zu treiben pflegte, ſeit ſie ihm einmal den Willen des Himmels zugerauſcht, faßt er den Entſchluß, alles Ernſtes auf eine Entdeckungsreiſe nach ſeinem Ideal auszugehn. Manche Erſcheinungen täuſchen ihn. Olympia, die Dichterin, ſchien ihm ſehr himmliſch, aber er traf ſie auf dem Sopha mit einem gewiſſen Florian, ſpuckte über ihr aus, und ſchrie: 'Pfui Teufel! Pfui Teufel! hundert tauſendmal Pfui Teufel!' 'Olympia heißt ſie, Grebia iſt ſie, ein ziegenartiges Geſchöpf!' Er ſah Franziska, aber 'ſie möchte lieber unter Menſchen, als unter Bäumen und Blumen ſein.' Eine Fr. v. R., die ihn zu ihrem Gemahl machen will, iſt zu alt für ihn. Er findet ein Weib mit einem griechiſchen Profil, die dem bewußten Ideal faſt ganz, bis auf die Größe, entſprach: allein ſie war die Frau eines andern. Henriette und ihr Gatte werden ſeine Freunde, doch iſt er bald genöthigt, größerer Gefahr zu entweichen, nachdem zwiſchen ihm und der Freundin unter einer Silberpappel ein Auftritt vorgefallen war, wo 'Herz an Herz ſchlug'. Ein andresmal begegnete ihm in einer Räuberhöhle ein wundervolles, heroiſches Geſchöpf, Angelika, der man den Bräutigam getödtet, und ſie mit fortgeſchleppt hatte. Sie wird ſeine Retterin, trennt ſich aber von ihm unter einem wilden Birnbaum, um ihre Heimat wieder aufzuſuchen. Wer ſie iſt, will ſie ihm nicht ſagen, will es von ihm nicht wißen: 'damit wir' wie in dem unerklärbaren Gang unſerer Schickſale auf immer etwas Heiliges für unſer Herz, ſo auch in dem Geheimniß unſrer Perſonen etwas ewig Entzückendes für unſre Phantaſie behalten'. Nun nähert ſich der große Augenblick. Er hat ſich in einer ſchönen Gegend auf eine Weile niedergelaßen, und kommt einſt in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertrifft. Unter einer Eiche, die mit ihren Gipfeln die Wolken durchbohrt, fällt er voll ſüßen Staunens über allen dieſen 'Thalpomp' nieder, und betet; und hier hat er die erſte

Viſion von der, 'die es iſt'. Als Viſion erſcheint ſie ihm anfangs, aber er greift endlich zu, und griff — 'Eliſen'. Ein Faſan fliegt auf, ſie dreht ſich, er erblickt ihr Profil. Noch ein Faſan fliegt auf der andern Seite auf, er dreht ſich um, und 'ſie ſah auch ſein Profil. Das iſt ſie! Das iſt er! ſprachen Robert und Eliſe zugleich'. Auch ſie hat ſich ein Ideal gezeichnet, auch ihr haben die Silberpappeln Orakelſprüche zugeſäuſelt: die Symmetrie iſt vollkommen. Sie erklären ſich ſogleich über ihre Begriffe von der Thierheit und von dem Letzten in der Liebe, das die Menſchen zum Erſten zu machen gewohnt ſind. Eliſe iſt die Tochter eines reichen Amtmanns aus der Nachbarſchaft. Von Seiten des Vaters ſcheinen die Hinderniſſe unüberſteiglich, aber die ſterbende Mutter kopuliert die beiden Ideale. Sie werden getrennt, Robert ſchweift wieder umher, erkundigt ſich überall zuerſt nach den Silberpappeln, und trifft bei der Fr. v. N. Henrietten, deren Mann indeſſen geſtorben iſt. Sein Herz giebt ſich ihrer Liebe, die jedoch nur vollſtändige Freundſchaft von ihm begehrt, mit großer Leichtigkeit hin. Es fallen viele ſonderbare Auftritte zwiſchen ihnen vor. Zur vollſtändigen Freundſchaft findet Henriette nöthig, daß auch die Nacht ſie nicht trenne, und richtet es daher ſo ein, daß er dicht neben ihrem Bett auf Stühlen ſchlafen muß. 'Henriette. Nun die Hand recht herzlich her, Lieber! (Robert reicht ſie ihr.) Ach ſo! ſo! das nenne ich Trautheit.' Ungeachtet der Theorie vom Erſten, und Letzten fällt ihnen doch bei allen Gelegenheiten das Letzte ein, und ſo erzählt Henriette denn auch jetzt dem Robert, wie ihr verſtorbner Mann eben ſo gedacht, und wie er ihr 'nach jenen ſchäpferiſchen Minuten, die ihrem Kinde das Daſeyn gaben', geſagt: 'daß ſolch Vergeßen für uns Menſchen wohl darum ſtattfinden möchte, daß wir uns nicht ſelbſt als die Schäpfer andrer Geiſter, ſondern als bloſſe Inſtrumente des oberſten Geiſterſchäpfer erkennen ſollten, die nicht einmal wüßten, was ſie thäten, und daß der damit verbundne Nervenzauber uns bloß die Freude verſinnlichen ſolle, welche Gott habe, wenn er Menſchen ſchaft.' (Wir haben die dem Vf. eigne Orthographie in dieſer ausgezognen Stelle beibehalten.) Jene Nachtproben werden nicht wiederholt, weil ſie ihm bei allem dem gefährlich dünken, und Eliſens Viſion ihm auf ſeinen Ruf nicht mehr gehorchen will. Doch beſteht er noch manche ähnliche

Abenteuer, da ſich die immer unbekannte Angelika zu ihnen geſellt, und er lange Zeit zwiſchen den Schlafzimmern beider das ſeinige hat. Gegen das Ende findet er Eliſen wieder, die er todt glaubte, und ſich daher bei ihrer Erſcheinung höchſt ungeberdig ſtellt. 'Sie lebt noch — (lacht überlaut) ſie lebt noch — ich lebe noch (kachiniert fürchterlich, geht zum Sarkaſmus über, bekommt Konvulſionen.)' Sie wird die Seinige lange nachdem ſie ſich für ſeine Frau erklärt hat, theils abgeredeter Maßen, theils weil ſie ſich von einer Krankheit erholen muß. Trauen laßen ſie ſich nicht weiter. Eliſe ladet ihn nun ſelbſt 'zum Vaterwerden ein'. 'Hohes Bewußtſein, daß ſie ein Schöpferwerk vorhätten, das nur in ein thieriſches Gewand gekleidet ſei, führte die Edlen einander in die Arme.' Sie warteten den 'Erfolg dieſer Nacht ab, der ſich bald zeigte.' Zweierlei wollte der Vf. den jungen Leſern und Leſerinnen ans Herz legen, 'daß ſie mehr ſuchen ſollten, als gewöhnlich geſchieht, und daß ſie das Thieriſche der Liebe nicht höher würdigten, als ſichs für Menſchen gebührt und geziemt'. Eine anſchauliche Vorſtellung von dem Wege zu geben, den der Vf. dazu eingeſchlagen hat, war nicht anders als durch einen Auszug möglich, der freilich noch unendlich viel ſowohl des wirklichen als des anſcheinenden Unſinns unberührt läßt. Wir hoffen, der Vf. werde keinen Schaden damit anrichten. Die Schwärmerei iſt ſo dick aufgetragen, daß ſie zugleich ſchon als Parodie gelten kann. Was ſie erträglich, ja ſogar hin und wieder anziehend macht, iſt eben dieſe beluſtigende Seite derſelben, mit manchen Stellen vermiſcht, worin die wahre und vernünftige Seite der Tendenz des Buchs ſehr glücklich ausgedrückt iſt. Dahin rechnen wir folgende: 'Erſt falſche Schamhaftigkeit, und dann wahre Unverſchämtheit — dieß iſt der gewöhnlichſte Gang bei der höchſten Angelegenheit der Menſchheit. Weg mit ihm; er führt durch ein kurzes Eden in die lange Wüſte Zara.'

1) Der Freund der Schooßhündchen. Ein Neujahrsgeſchenk für Damen auf das Jahr 1797. Königsberg.
2) Frauenzimmer-Almanach. Für das Jahr 1797. Altona.
3) Tempel der Muſen und Grazien. Ein Taſchenbuch. Mannheim 1797.

Das Büchlein Nr. 1. iſt wie eine Reviſion des geſammten Erziehungsweſens der Schooßhunde zu betrachten. Der Einfall iſt ſo artig, als gründlich ausgeführt, und verräth die Pflege der vollkommenſten Muße; weswegen die Damen ſich auch kein Gewißen daraus machen dürfen, dieſes Geſchenk mit Freuden anzunehmen, ſicher, daß es dem Vf. keine Zeit koſtete, die er ſchöner anzuwenden wußte. Nur durch dieſen Umſtand war es möglich, den wahrſcheinlichen Hauptzweck einer Unterhaltung, die etwas fade ſcheinen könnte, mit ſo viel ächter naturhiſtoriſcher Belehrung zu verknüpfen, daß dieſe gar ernſtlichen Dank und vorzüglich unſre Bewunderung verdient. Gewiſſe bereits vorhandene und oft gebrauchte Formen des Witzes konnten die Arbeit von der einen Seite leicht genug machen; allein von der andern gehörte eine Geduld dazu, welche dem Wohlgefallen auch Achtung beimiſcht. Eine Zugabe iſt der neue franzöſiſche Kalender mit den neuen Namen der Monate, der Eintheilung in Dekaden, und ſtatt der Heiligennamen auf jeden Tag mit der Benennung einer Pflanze oder eines Minerals, auf jeden Quintidi eines Thieres, und auf jeden Dekadi eines Wirthſchaftsgeräthes verſehen, welchem eine deutſche Ueberſetzung beigefügt iſt. Freilich iſt es nicht die Schuld derſelben, wenn die Vergleichung der franzöſiſchen und deutſchen Namen für dieſe Dinge zu Betrachtungen über den Uebelklang unſrer Sprache führt, und die Hoffnungen derer entfernen muß, welche gern mehr Botanik in unſre Poeſie aufgenommen ſähen.

Weit weniger dringend können wir den Damen Nr. 2. zur Lektüre empfehlen; ſchwerlich werden ſie, wenn ſie nicht ganz unbeleſen ſind, etwas Gutes darin finden, das ihnen nicht ſchon bekannt, oder etwas Unbekanntes, das nicht mittelmäßig, oder, ſo wie die Kupfer und dazu gehörigen Erzählungen, ganz ſchlecht wäre. Der Herausg. hat ſich ein Paar Romanzen von Pfeffel, einige Lieder von Jacobi und eins von Gleim, dann die Waßerkufe von Wieland zugeeignet, gegen die, ſo meiſterhaft die luſtige Geſchichte erzählt iſt, in einem Taſchenbuche für junge Frauenzimmer doch wohl Bedenklichkeiten eintreten möchten. Der Storch und Rohrdommel erſcheinen gleich nach den tragiſch wüthenden Scenen wie Saul unter den Propheten; durch ein Paar Muſter von ziemlich geſchmackloſen, aber modig ſein ſollenden Stickereien iſt am Schluße für die vollkommenſte Beruhigung des Gemüths geſorgt. Von ſo zwecklos zuſammengerafften Produkten hat der Setzer wirklich mehr Mühe als der Herausgeber.

Faſt daſſelbe gilt von Nr. 3. Nur iſt die Sammlung etwas reichhaltiger ausgefallen (Herders Terpſichore iſt vorzüglich ſtark benutzt; S. 75. ff. ſteht ein überſetztes Stück aus Noverres bekannter Schrift über den Tanz; S. 208...226. iſt aus den Texten zum Denken von Fr. Schulz genommen) und ein Theil davon beſteht aus Scenen noch ungedruckter dramatiſcher Werke. Zwar erwecken die Bruchſtücke aus Hrn. Schmieders Trauerſpiel, 'die Dolche', oder aus einem andern, 'die Kinder der Liebe', keine ſonderliche Begierde, ſie ergänzt zu ſehn: ſie ſind ſo beſchaffen, daß ein Ganzes, wovon ſie einen Theil ausmachen, ſchwerlich gut ſein kann. Hrn. Iffland finden wir in einem Auszuge und Scenen aus dem Schauſpiele 'der Spieler' grade ſo wieder, wie wir ihn ſchon auf das genaueſte auswendig wißen, da er den Gegenſtänden ſowohl als der ganzen Manier ſeiner Darſtellung nicht die Zeit läßt, ſeinem Gedächtniſſe fremd zu werden, und ſich aus ihrer Beſchränktheit zu erheben. Je neuer daher ſeine Stücke ſind, deſto weniger haben ſie den Reiz der Neuheit. Ueber das Fragment eines Schauſpiels von Kotzebue kann man am wenigſten beſtimmt urtheilen, da meiſtens bei ihm das Einzelne beßer iſt, als das Ganze. Alle neun Muſen haben hier übrigens ihr beſcheiden Theil erhalten, und ſie können noch von Glück ſagen, daß ſie nur ſymboliſch als Ueberſchriften dienen, nicht wie die Grazien und der Apollo auf dem Umſchlage in eigner Perſon als Vogelſcheuchen hingeſtellt ſind, um die Grazien abzuſchrecken, ſtatt, wie es die Abſicht des Herausg. war, 'ihnen noch mehr Freunde zu erobern', wobei der Zeichner keineswegs 'im ſüßeſten Verein' mit ihnen geweſen iſt. Weniger ſchlecht ſind die Kupfer im Buche ſelbſt gerathen; beſonders das Bildniß des Feldmarſchalls Gr. v. Wurmſer iſt ſauber geſtochen.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Fünfter Band.

Recenſionen.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Eilfter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

I. L/60/1858

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1797. (Fortſetzung.)

Thomſons Jahreszeiten, in deutſchen Jamben von Harries. Altona 1796. (Nr. 64.) 3
Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Jahrg. 1795. 1796. Berlin. (Nr. 66.) 5
De psychologia Homerica, auctore C. W. Halbkart. Zullichav. 1796. (Nr. 75.) 14
Der Sturm von Shakſpear, für das Theater bearb. von L. Tieck. Berlin 1796.
Shakeſpear für Deutſche bearbeitet. 1. Abtheil. Altona 1796. (Nr. 78.) 16
Apriltage Felix Ungenannts u. ſ. w., herausgegeben von G. Stein. 2 Thle. Berl. u. Leipz. 1796. (Nr. 93.) 22
Taſchenbuch für Freunde des Scherzes u. der Satyre, von J. D. Falk. Leipz. 1797. (Nr. 103. Vergl. A. L. Z. 1798. Nr. 47.) . 23
Kleine Romane u. ſ. w. von Fr. Schulz. Leipz., Weimar u. Berl. 1788...1795. (Nr. 130. 131. Zum Theil wiederholt in d. Charakt. u. Krit. II. S. 216...232. u. in d. Krit. Schr. II. S. 276...289.) 25
Der neue Froſchmäusler. Ein Heldengedicht in 3 Büchern. 1. Buch. Köln 1796. (Nr. 144. Zum Theil wiederholt in den Charakt. u. Krit. II. S. 349...352. u. in den Krit. Schr. I. S. 322...324.) 45
Heinrich, eine Geſchichte aus d. Engl. des Cumberland. 2 Bde. Bremen 1796. (Nr. 166.) 52
A. W. Iffland, Schauſpiele. 1) Das Vermächtniß. 2) Die Advokaten. 3) Dienſtpflicht. Leipz. 1796. (Nr. 188. Krit. Schr. I. S. 265...276.) 53
Erich und Abel. Ein vaterl. Trauerſpiel von C. A. Rüdinger. Schleswig 1796.
Der Vicekanzler. Ein Schauſp. von Kratter. Wien 1797.
Ahnenſtolz und Edelſinn. Ein dramatiſiertes Familiengemälde. Nürnb. 1796. (Nr. 189.) 63

Seite

Margaretha die Maultaſche. Ein vaterl. Schauſp. von Ad. Anton. Cilli 1795.

Das Recht der Erſtgeburt. Ein Schauſp. von Kſrr. Wien 1796.

Die Theatergarderobe. Ein Original-Luſtſpiel von K. Roſenau. Prag 1797.

Die Hautboiſten. Luſtſp. von W. Bröckelmann. Caſſel 1797.

Der Trauſchein. Ein Luſtſp. von H. Cöthen 1796.

Die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramat. Kleinigkeit von A. v. Kotzebue. Leipz. 1796. (Ebendaſ.) 66

Neujahrsgeſchenk, aus dem Nachlaße eines kaiſerl. Offiziers. Mannh. 1797. (Ebendaſ.) 67

Albert v. Ranken. Aus d. Papieren d. Grafen v. P. Berl. 1797.

Fritz Wanderers Lebensreiſe. Berl. 1795. (Nr. 222.) . . . 68

Schwärmereien über Liebe und Natur von C. F. Schwerd. Leipz. 1797. (Nr. 235.) 69

Nahrung für Geiſt und Herz, oder Samml. ſinnreicher u. witziger Einfälle. Oſchatz 1797. (Nr. 241.) 70

Die Geſundbrunnen, ein Gedicht in 4 Geſängen. Von V. W. Neubeck. Berlin 1795. (Nr. 243. und 1798. Nr. 374. Faſt ganz wiederholt und mit Zuſätzen in den Charakt. u. Krit. II. S. 233...249. u. in d. Krit. Schr. I. S. 164...178.) 71

Denkmal, aufgerichtet über den Gräbern meiner Frühverklärten. Von Fr. Mohn. Düſſeld. 1796. (Nr. 246.) 91

Schattenſpiele. Nr. I...V. 2 Bde. Berl. 1797. 1798. (Nr. 249. und 1799. Nr. 3.) 92

XXIV Fabeln für die Jugend, aus dem Franz. von Faber. Frankf. a. M. 1797. (Ebendaſ.) 94

Fr. Schillers Geiſterſeher. Aus den Memoiren des Grafen v. O**, von X* Y*** Z*. 2. u. 3. Th. Strasb. 1796. (Nr. 255.) 95

Enthüllte Geiſtergeſchichten. Ein Pendant zu Schillers Geiſterſeher. Leipz. 1797.

Der Wunderbare, von K. Rechlin. Lüb. u. Lpz. 1797. (Ebendaſ.) 98

Vermiſchte Schriften von G. W. C. Starke. 1. Sammlung. Berl. 1796. (Ebendaſ.) 100

Vollſtändige Anleitung zur deutſch. Verſekunſt, von J. G. Prändl. München 1797. (Ebendaſ.) 102

Marie Aurore Gräfin von Königsmark. Ein Originalgemälde von C. D. Glorin. Berl. 1797. (Ebendaſ.) 104

Verhängniß, eine Geſch. in Brief. Aus d. Engl. 1. Bd. Zür. 1797.

Das Schloß Montford. Eine Geſch. aus dem 11. Jahrh. 2 Bde. Berl. u. Leipz. 1796. (Nr. 256.) 105

Flora, oder ländliche Gemälde, von J. C. C. Schrader. Berlin 1796. (Nr. 257.) 106

Henriette et Emma, ou l'éducation de l'amitié. Paris 1796.

Henriette und Emma, od. Vernunft u. Schwärmerei. Aus dem Franz. von A. Wilhelmi. Leipz. 1797. (Ebendaſ.) . . 108

Seite

Claire Duplessis et Clairant ... par l'auteur de Rodolphe de Werdenberg, trad. de l'Allem. par M***. 3 T. Braunschw. 1796. (Nr. 259.) 110

Euphroſyne. Fürs geſellige Vergnügen. Leipzig 1794.

Jahrbuch der Freude für 1797. Leipzig.

Anmuth und Schönheit ... Berlin 1797. (Nr. 269.) 111

Gedichte von T. W. Broxtermann. Münſter 1794. (Ebendaſ.) 113

Lebensbeſchreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer. Bresl. u. Leipz. 1795. (Nr. 270.) 115

Anthologie aus römiſch. Dichtern, von Aem. Miller. Salzb. 1796. (Nr. 292.) 116

Aufſätze aus der Litteratur u. ſ. w. von H. E. Warnekros. Greifsw. 1796. (Nr. 293.) 118

Gedichte von Karl Loos. Leipzig 1797. (Nr. 313.) 119

Lyriſche Gedichte aus d. Latein., von J. A. Naſſer. Kiel 1795. (Nr. 324.) 120

Lyriſche Gedichte von Fr. Raßmann. Halberſt. 1797. (Nr. 328.) 122

Intermezzos in luſtigen Stunden für lüſterne Leſer. Lpz. 1797. (Ebendaſ.) 126

Die Fürſtentochter. Erfurt 1797.

Wilhelmine das Schweizermädchen od. das Naturmaal. 2 Thle. Berlin 1797. (Ebendaſ.) 127

Gedichte von C. C. E. W. Buri. 2 Samml. Offenbach 1791. 1797. (Ebendaſ.) 129

Kayſerbarts Leben u. Schickſale, von Rup. Becker. Leipz. 1796.

Philippine Welſerin. Eine Geſchichte aus dem 16. Jahrhundert. Berlin 1797. (Ebendaſ.) 130

Abentheuer einer Nacht in Stambul. Bagdad 1797. (Ebendaſ.). 131

Graf Domritz und ſeine Mutter ... 1. Theil. Berlin 1797. (Nr. 329.) 132

Liebe und Treue von C. Groſſe. 1. Thl. Halle 1796.

Der zerbrochene Ring, von Lemſ. 1. Thl. Berl. 1797. (Ebendaſ.) 133

Adolph und Sidonia v. Warbenkron. Herausgeg. von J. J. C. verw. v. Wallenrodt. 1. Thl. Halle 1796. (Ebendaſ.) . 135

Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen v. Pet. Leberecht. Berl. 1797.

Der geſtiefelte Kater u. ſ. w. 1797. (Nr. 333. Charakt. u. Krit. II. S. 250...259. Krit. Schr. I. S. 311...321.) . 136

Bambocciaden. Berlin 1797. (Nr. 333.) 146

Des Amtmanns Tochter von Lüde, eine Wertheriade. Bremen 1797. (Nr. 334.) 150

Unterhaltende Romane für Freunde und Freundinnen. 2 Bdchen. Altona u. Leipz. 1797. (Nr. 337.) 152

Aeſthet. Beurtheilung des Klopſt. Meſſias, von J. C. A. Grohmann. Leipz. 1796.

Der Meſſias von Klopſtock, äſthet. Beurth. von C. F. Lenkowitz. Breslau 1797. (Nr. 351.) 153

Seite

Beyträge zur weitern Ausbildung der deutſchen Sprache, von einer Geſellſchaft von Sprachfreunden. 5...7. Stück. Braunſchw. 1796. 1797. (Nr. 353. 354.) 162

Schnurren, Schwänke u. luſt. Einfälle des Herz. v. Roquelaure. u. ſ. w. Paris 1797. (Ebendaſ.) 172

Kurze Anweiſung zur deutſch. Orthographie u. ſ. w. Leipz. 1797. (Nr. 354.) 173

Auswahl der vorzüglichſten Stellen aus den berühmteſten neuern Schriftſtellern u. ſ. w. (von K. A. v. Raden). Halberſtadt 1797. (Ebendaſ.) 174

Brutus oder der Sturz der Tarquinier. Weißenf. u. Lpz. 1797. (Nr. 356.) 175

Hallo der zweite, vom Vf. des erſten. 1. Thl. Leipzig 1797. (Ebendaſ.) 176

Von der Darſtellung der Rede durch die Schrift u. ſ. w. (von J. G. Richter). Berlin 1797. (Nr. 361.) 177

Karoline Merton. Ein Roman nach dem Engl. 1. Thl. Leipz. 1797. (Nr. 365.) 181

Die Savoyardiſche Familie, herausg. von C. A. Fiſcher. Riga 1797. (Nr. 367.) 182

Hermann und Dorothea, von Goethe. Berl. 1798. (Nr. 393... 396. Charakt. u. Krit. II. S. 260...309. Krit. Schr. I. S. 34...73.) 183

Weiberlaune und Männerſchwäche. Ein Originalluſtſp. von F. W. Ziegler. Leipz. 1797.

Die Freunde. Ein Originalluſtſpiel von demſ. Leipzig 1797. (Nr. 410.) 221

Wellners und einiger ſeiner Getreuen Leben, Meinungen und Thaten. 2 Thle. Spandau. (Nr. 411.) 223

Julie, von Rhynvis Frith ... Mannh. 1797. (Nr. 412.) . . 225

Verſuch zur Bildung des Geſchmacks in Werken der bild. Künſte. Von J. G. Grohmann. 1. Abth. Leipz. 1795. (Nr. 413.) —

Adelheid Sander. Eine neuere wirkl. Geſchichte. 2 Thle. Leipz. 1797. (Nr. 415.) 228

Guſtav oder die Widerſprüche des menſchl. Herzens. Leipz. 1797. (Ebendaſ.) 229

Adolf und Aline u. ſ. w. von Karl Albrecht. Warſchau 1797. (Ebendaſ.) 230

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1798.

The dramatic works of Shakspeare. Publ. by Ch. Wagner. Vol. I. Brunsw. 1797. (Nr. 13.) 233

Empfindſame Reiſe von Oldenburg nach Bremen. Fallenburg 1796. (Nr. 22.) 234

Seite
Nonne und Aebtiſſin im Wochenbette u. ſ. w. Meißen 1797. (Nr. 23.) 234
Die beiden Antone, eine kom. Oper. Leipz. 1797. (Nr. 26.) . 236
Alix, Gräfin von Toulouſe, ein Trauerſp. Meißen 1797. (Ebendaſ.) 237
Das Petſchaft, eine abent. Geſch. 2 Thle. Frankf. a. M. 1797. (Nr. 28.) 238
Julchen Grünthal. 3. Ausg. 2 Thle. Berl. 1798. (Nr. 32.) 239
Fr. Matthiſſons Gedichte. 4. Aufl. Zürich 1797. (Ebendaſ.) . 243
Aller guten Dinge ſind drei. Ein Luſtſpiel von K. Albrecht. Warſchau 1797. (Nr. 38.) . . . . —
Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt (von v. Einſiedel). Leipz. 1797. (Nr. 46. Vergl. Char. u. Krit. II. S. 353. f.) 245
Essais en vers et en prose, par Jos. Rouget de Lisle. Paris 1796. (Ebendaſ.) 252
Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Von J. D. Falk. Leipz. 1798.
Der Menſch und die Helden. 2 ſat. Ged. Von demſ. Leipz. 1798. (Nr. 47. Vergl. oben A. L. Z. 1797. Nr. 103.) 254
Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Ecluse. Paris 1797. (Nr. 49.) 260
Oeuvres morales et galantes de Duclos. 4 T. Paris 1797. (Nr. 52.) 264
Geſchichte eines Geiſterſehers . . . herausg. von C. Tſchink. 3 Bde. Wien 1790. (Nr. 57.) 267
The Monk, a romance. By M. G. Lewis. 3 Voll. Lond. 1797.
Der Mönch. Aus dem Engl. von Fr. v. Oertel. 3 Thle. Leipz. 1797. (Nr. 157.) 269
Adèle de Senanges ou Lettres de Lord Sydenham (par Mme de Flahault). 2 Voll. Hamb. 1796.
Adele von Senanges u. ſ. w. Aus dem Franz. überſ. von L. F. Huber. Tübingen 1795. (Nr. 164.) 275
Rhapſodien aus den Papieren eines einſamen Denkers. Herausg. von K. L. M. Müller. Leipz. 1797. (Nr. 167.) . . . 277
Briefe äſthetiſchen Inhalts u. ſ. w. von C. F. von Schmidt-Phiſeldeck. Altona 1797. (Nr. 174.) 278
Merkwürdige Rechtsfälle. Nach dem Franz. des Pitaval. Herausg. von Schiller. 4 Thle. Jena 1792...95. (Nr. 176.) . . 283
Ueber Ifflands Schauſp. Das Gewiſſen. Eine Didaſk.. Bresl. 1797.
Ueber das Trauerſp. Abällino. Hamb. 1796.
Allgemeinſte Grundſätze der dramat. Dichtkunſt. Leipz. 1797. (Nr. 185.) 285
Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend (von G. Geßner). Zürich 1795. (Nr. 197.) 288
Almanach des Muses, pour l'an V de la rép. Franç. Paris 1797. (Nr. 205.) 291

Seite
Haß und Ausſöhnung. Ein Schauſp. Glatz 1797.
Die deutſche Hausmutter. Schauſp. von Jul. Soden, Reichsgr. Augsburg 1797.
Barbareyen des aufgekl. Jahrhunderts. Ein Trauerſp. vom Verf. des Abällino … aptirt von F. J. Fiſcher. Prag 1797.
Modethorheiten. Ein Luſtſp. aus dem Engl. Leipz. 1797.
Der Narr aus Liebe oder die üble Probe. Ein Schauſp. von Mayeur, verdeutſcht von Beauregard. Göth. 1797. (Nr. 222.) 298
Theodor Cyphon u. ſ. w. von G. Walker. 1. Thl. Hildburgh. 1797.
Das Dorf Martinsthal. Leipz. 1797. (Ebendaſ.) 300
Der kluge Mann, vom Verf. des Erasmus Schleicher. 3 Thle. Leipz. 1795…1797. (Nr. 223.) 302
Briefe der Vicomteſſe von Senanges u. des Cheval. v. Berſenay. Aus dem Franz. 2 Thle. Breslau 1796. (Ebendaſ.) . 303
Vancour von Blairval. 2 Thle Leipzig 1797. (Ebendaſ.) . 305
Pechfackeln. 1. Thl 1797. (Ebendaſ.) . . . . —
Taſchenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797.
Zemire od. Samml. unterhalt. Aufſätze, von A. W. Heidemann. Halle 1797.
Luſtiges Spaß- u. Schnurren-Magazin. 2 Bdch. Erfurt 1797.
Poetiſches Vademecum. 1. Porzion. Lindenſtadt 1797. (Ebendaſ.) 306
Neueſte Entdeckungen im Reiche der Weiber und Mädchen. 1. Bdch. Gynäkopolis 1797.
Und er ſoll dein Herr ſein. 1797. (Ebendaſ.) 308
Söder. Par S. S. Roland. Götting. 1797.
La Manie des arts, comédie. Par le même. Hannovre 1796. (Nr. 263.) 310
De l'art de voir dans les beaux arts, trad. de l'Italien de Milizia … par le général Pommereul. An 6. de la rép. (Nr. 278.) 317
Novellen von Doro Caro. 3. Bdch. Bresl. u. Lpz. 1797. (Nr. 362.) 323
The German Erato (von Beresford). Berl. 1797.
The German Songster (von demſ.). Berl. 1798. (Nr. 365. Vergl. unten aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.) . . . 324
Taſchenbuch für Damen a. d. J. 1798. u. 1799. Tübing. (Nr. 374.) 330
Mein Zimmer eine kleine Welt. Nach dem Franz. des Grafen von Ximenez. Leipzig 1797.
Reiſe meines Vetters auf ſeinem Zimmer. Brem. 1797. (Nr. 379.) 332
Almanach romantiſcher ländlicher Gemälde für 1798. Von F. W. A. Schmidt, Pred. zu Werneuchen. Berl. 1798. (Nr. 382. Vgl. den Aufſ. aus d. Ath. Bd. 3. 'Matthiſſon, Voß u. Schmidt'.) 334
Elegien von Properz (von Knebel). Leipz. 1798. (Nr. 384.) . 337
Väterliches Vermächtniß an gute Töchter. Nach d. Engl. Lpz. 1798.
Der Freund des weiblichen Geſchlechts. Nach dem Franz. von J. G. Grohmann. Leipzig 1797.
Grundſätze zur Bildung für Geiſt und Herz. Nach d. Franz. der Marq. v. Lambert, bearb. v. Heydenreich. Lpz. 1798. (Nr. 387.) 346

Seite
Die Geſpenſter, kurze Erzählungen von S. Chr. Wagener. 2. Thl. Berlin 1798. (Nr. 392.) 348
Kleine Erzählungen u. Geſchichten von Chr. H. Spieß. 1. Bdch. Prag 1797.
Riebenzahl im Rieſengebirge. Aus d. Böhm. Prag 1796. (Ebendaſ.) 349
Blüthen und Früchte. Herausg. von Joſ. Wismayr. Salzburg 1797. (Ebendaſ.) . . . . —
Launige Skizzen. Von W. H. Heydenreich. Leipz. 1798.
Hauspoſtille für Verliebte. 1. Bdch. 1798. (Ebendaſ.) . . 350
Kapuas Abfall und Strafe, von A. G. Meißner. Leipzig 1798. (Bisher ungedruckt.) 351

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1799.

Ich und meines Ichs körperl. Leben u. ſ. w. Leipz. 1798. (Nr. 2.) 355
Discours sur la litterature ... par le Marquis de Boufflers. Berl. 1798. (Ebendaſ.) 356
Ein Gaſtmahl von mehr als ſechs Schüßeln. Bresl. 1797. (Nr. 3.) 358
Alexander, der Held Griechenlands (von Albrecht). 1. Thl. Lpz. 1795. (Ebendaſ.) 361
Almanach zur Beförderung des häusl. Glücks f. 1798. Ff. a. M.
Bergiſches Taſchenbuch f. 1799. Herausg. v. W. Aſchenberg. Düſſeld.
Berliniſcher Almanach für 1798. von Adolphi. Berlin. (Nr. 20.) —
Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Carlsruhe 1798.
Taſchenbuch f. Frauenzimmer a. 1799., herausg. v. C. L. Neuffer. Stuttgart. (Nr. 71.) 363
Dyveke, ein Trauerſp. nach dem däniſchen Original (von Samſöe), Altona 1788. (Nr. 76.) 365
Obolen von Seume. 2 Bdch. Leipz. 1796. 1798. (Ebendaſ.) 367
Jella od. d. morlachiſche Mädchen. 2 Thle. Lpz. 1797. (Ebendaſ.) 371
Claſſiſche Blumenleſe der Deutſchen. 1. Bd. Berl. 1798. (Nr. 103.) 373
Gedichte von J. Chr. Cantor. 1. Bd. Bamb. 1798. (Nr. 106.) 374
Das Glück der Ehe, von Franz v. Kleiſt. Berl. 1796. (Nr. 115.) 375
Sammlung erbaulicher Gedichte u. ſ. w. 2 Thle. Altona 1796. (Nr. 121. Vergl. Charakt. u. Krit. II. S. 355. ff.) . . —
Neues Handbuch der Dicht- und Redekunſt ... von J. H. M. Erneſti. 2 Thle. Baireuth 1798. (Nr. 128.) 379
Morgenſtunden (von G. Geßner). Zürich 1797. (Nr. 129.) . 380
Orlando der raſende. 2 Bde. Zürich 1797. 1798. (Nr. 136. Vergl. Charakt. u. Krit. II. S. 356. ff.) 382
Eine Klatſchgeſchichte. Aus dem Engl. Leipz. 1798. (Ebendaſ.) 387
Neueſtes Handbuch für Freunde der ſchönen Wißenſchaften. 2 Bde. Köthen 1797. (Nr. 144.) 388
Ueber die proſodiſchen Grundſätze u. ſ. w. von K. Fr. W. Kaditſch. Halle u. Lpz. 1796. (Ebendaſ.) 389

Seite
Fabeln und Erzählungen aus verſchiedenen Dichtern geſammelt von K. W. Ramler. Berl. 1797. (Nr. 157. Vergl. Charakt. u. Krit. II. S. 357. ff.) 390
Die Nacht. 2 Bdch. Bremen 1797. (Nr. 163.) 393
Grundriß akad. Vorl. über die Aeſthetik. Von Fr. Bouterwek. Göttingen 1797.
Abriß akad. Vorl. über die Philoſophie der Schreibart in deutſcher Proſa. Von demſ. Göttingen 1797. (Nr. 177.) . . . 396
Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit. Von Fr. Rochlitz. 3 Thle. Züllichau 1798. 1799.
Charaktere intereſſanter Menſchen. Von demſ. Ebendaſ. 1799. (Nr. 201.) 398
Graf Pietro d'Albi und Giannetta, von G. Fredau. 3 Theile. Leipz. 1798. (Nr. 202.) 400
The German Erato. 2. Ed. Berl. 1798 (vergl. oben aus der A. L. Z. 1798. Nr. 365.)
A collection of German ballads and songs (von Beresford). Berl. 1799. (Nr. 217.) 403
Leonora, a ballad . . . of G. A. Bürgher . . . by Pye, Stanley, Spencer. Vienna 1788. (Ebendaſ.). 406
Don Quixote des Cervantes, überſ. von Ludw. Tieck. 1. Band. Berl. 1799. (Nr. 230. 231. Char. u. Krit. II. S. 309... 333. Vergl. die Rec. von Soltaus Ueberſetzung aus dem Athenäum Bd. III. (1800.) S. 295. ff.) 408
Abſchied von der Allgem. Lit.-Zeitung. 30. October 1799. und Korreſpondenz mit Schütz. (Intell.-Bl. der A. L. Z. 1799. Nr. 145. S. 1179. und Intell.-Bl. der A. L. Z. 1800. Nr. 62.) 427

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1797.

Fortſetzung.

Thomſons Jahreszeiten in deutſchen Jamben von Harries. Altona 1796.

Dieß iſt die fünfte Ueberſetzung der Jahreszeiten ins Deutſche, aber die erſte metriſche: denn die älteſte von Brockes, die in ihren achtfüßigen Jamben das Original ſo reichlich durchwäßert, und Alles doppelt und dreifach wiederholt, kann kaum dafür gelten: ſie erinnert uns, wie ſchnell unſre Sprache die gröſten Umwandlungen erlitten (ſie erſchien im Jahr 1745., alſo in der Jugendzeit der älteſten unter unſern jetztlebenden Dichtern), und wie ſehr folglich auch die Forderungen an den Dichter oder poetiſchen Ueberſetzer in dieſer Hinſicht geſteigert ſind. Ob man gleich, der Regel nach, jeden Dichter ſo viel als möglich in ſein eignes Silbenmaß überſetzen ſoll, ſo ließe ſich doch zweifeln, ob für Thomſons landſchaftliche Poeſie der Hexameter nicht angemeſſner geweſen wäre, weil die maleriſchen Beiwörter in ihr eine ſo große Rolle ſpielen, und der Jambe uns in Anſehung derſelben ſehr einſchränkt, indem darin weder gewöhnliche Adjectiva vor jambiſchen Subſtantiven (z. B. ſchöne Geſtalt) noch Participia Praeſentis vor trochäiſchen Platz finden. Der Ueberſ. hätte die letzten lieber nicht auf eine unſtatthafte Weiſe abkürzen (irr'nde, heul'nde), ſondern ihre beiden kurzen Silben anapäſtiſch gebrauchen ſollen, da er ſich den Anapäſt hier und da erlaubt. Freilich würde eine häufige Einmiſchung dieſes Fußes in dergleichen reimloſen Jamben nicht zu rathen ſein. Der Gebrauch der weiblichen Endungen hingegen, wodurch allzugroße Einförmigkeit vermieden wird, iſt ſehr zu billigen. Ueberhaupt iſt der Versbau im Ganzen genommen leicht und wohlklingend. Um unſern Leſern die Vergleichung mit der zuletzt erſchienenen Ueberſetzung von Schubart zu erleichtern, ſetzen wir als Probe dieſe Stelle her:

Hoch über'n Rand von manchem Strom geſchwellt,
ergießt ſich endlich der empörte Bach,
und überrauſcht die Trümmer ſeines Bords;
unwiderſtehlich, brüllend, grauenvoll,
ſtürzt er hinab vom thürmenden Gebirge,
durch mooſ'ge Wüſten, kracht und taumelt laut
durch abgerißne Felſenſtücke hin,
durchflutet dann, geruhig, träg und ſtill,
das ſand'ge Thal, durchbricht — von Neuem zwiſchen
zwei Hügel eingezwängt, wo Fels und Wald
hernieder nickt auf ſeinen trüben Strom —
den engen Pfad mit dreifach wilder Wuth;
wird tiefer jetzt, und reißender, und wirbelt,
und kocht und ſchäumt und donnert ſich herdurch!

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Jahres Wechſelzeiten rollt,
wie hehr, wie göttlich groß ſind deine Werke!
mit welchem Wonneſchauer ſchwellen ſie
den Geiſt, der ſtaunend ſieht und ſtaunend ſingt!

Die Ueberlegenheit des neueſten Verdeutſchers iſt ziemlich ſichtbar: er verdient den Vorzug hauptſächlich deswegen, weil er ſich keine unnützen oder gar ſchwächenden Abweichungen erlaubt, und ungeachtet der Feßeln des Silbenmaßes ohne Zwang weit treuer iſt. Doch läßt ſich auch gegen ſeine Ueberſetzung dieſer Stelle noch Manches erinnern. Die Abkürzung 'über'n Rand' klingt theils nicht ſonderlich, theils hat ſie nicht Würde genug. Der Sinn der Zeile 'And (with) the mix'd ruins of its Banks o'erspread' iſt nicht ganz getroffen. Der Fluß 'überrauſcht' die vermiſchten Trümmer ſeiner Ufer nicht, ſondern er iſt 'von ihnen überdeckt'. 'Bach' für river giebt hier eine zu kleinliche Vorſtellung. Chapt mountains bedeuten nicht ſowohl 'thürmende Gebirge', als die viele Klüfte haben. Statt 'herdurch' müßte unſtreitig 'hindurch' ſtehen, denn der Dichter folgt in ſeiner Schilderung dem Strome, und ſieht ihn alſo nicht auf ſich zukommen. Sonderbar, daß zwei ſo entgegengeſetzte Begriffe, wie 'hin' und 'her', im Deutſchen immer noch verwechſelt werden. Continual hand ſollte eher 'ſtete Hand' überſetzt ſein.

Wir wünſchen dem Ueberſ. Leſer, die eben ſo großen Geſchmack an Thomſons Darſtellungen finden, als er ſelbſt, ob wir gleich, wir geſtehn es, nicht einſtimmen können, wenn er ſeinen Dichter gewiſſermaßen auf Miltons und Youngs Unkoſten anpreiſt. Bei dem vorangeſchickten Leben Thomſons (welches an ſich nicht ſehr merkwürdig iſt) ſollte man aus einer gewiſſen koſtbaren Steifheit vermuthen, Hr. H. habe ſich ängſtlich nahe an die engliſchen Quellen, die er angiebt, Buchans Essay on Thomson's Genius, Character and Writings, und die Biographie vor der Londner Quartausgabe, gehalten. Ueberhaupt weiß er geſchickter mit der poetiſchen Diktion, als mit der proſaiſchen umzugehn. Aber auch jene iſt nicht rein von Sprachfehlern; z. B. ‘ſich thronen’. Welchem Grunde zufolge Hr. H. immer ſtatt des Konſonanten j den Vocal i ſchreibt, z. B. ‘iede, iener’, können wir nicht errathen.

Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Jahrg. 1795. 1796. Berlin.

Ankündigungen ſind die Stärke der deutſchen Journaliſten: auch die Herausgeber obiger Zeitſchrift verleugnen dieſen Nationalzug nicht. ‘Wem kann es gleichgültig ſein’, ſo ruft der Vorredner nach einigen tiefen Betrachtungen über den gegenſeitigen Einfluß der Menſchen und des Zeitalters auf einander aus, ‘die Fäden, mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt, und ſich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, aber dem Beobachter immer merkliche, Band, welches Staaten und einzelne Menſchen, Begebenheiten und Spekulationen, Nothwendigkeit und Willkür, Ernſt und Tändelei mit einander verbindet, zu verfolgen? Welcher Einzelne kann ſich rühmen, er vermöge eine vollkommen genügende Ueberſicht dieſer Verkettung aufzuſtellen?’ Er meldet uns hierauf, daß mehrere Perſonen, mit verſchiednen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten ausgerüſtet, zu dieſem Zwecke in Verbindung getreten ſind, und verſuchen wollen, ‘die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und Künſte ihrer Zeit und ihres Landes in wechſelſeitiger Beziehung auf einander darzuſtellen, und ihre Farbe und Verbindung anzugeben, ehe die flüchtige Dinte verſchwindet, ehe das leiſe Band ſich tiefer verſteckt’. Als feſtgeſetzte Artikel der Monatsſchrift, wodurch dieß erreicht werden ſoll, nennt er folgende: ‘eine politiſche Ueberſicht der Begebenheiten des vergangenen Monats; Nachrichten von dem Leſenswürdigſten aus der neueſten deutſchen Litteratur; Merkwürdigkeiten, beſonders litterariſche, des Auslands', zunächſt aus Frankreich und England, wenn die Bemühungen des Herausg. gehörig unterſtützt werden ſollten, auch aus Italien, Spanien und Dänemark; dieſe Rubrik wird ſich nicht bloß auf Geſchichte oder Kritik einſchränken, ſondern auch 'Blüthen des Auslandes' liefern; ferner 'die Kunſtgeſchichte des Tages'; fortgehende Schilderung vom Zuſtande der Schaubühnen aller Völker'; Beurtheilung der 'neueſten Werke der Tonkunſt' nach 'der reinſten Kritik des Geſchmacks'; endlich 'Nachricht von neuen Moden'. Alles dieß auf eine gründliche, für die Kenner der verſchiedenſten Richtungen des menſchlichen Strebens befriedigende Art in einer einzigen Zeitſchrift zu leiſten, wäre freilich kein leichtes, aber auch ein höchſt verdienſtliches Unternehmen. Mit etwa ſieben Bogen monatlich hätte man die Welt ſo zu ſagen in einer Nußſchale. Wenn man jedoch neben den Geſetzen der Zeit auch die des Raumes in Erwägung zieht; ſo iſt leicht einzuſehen, daß man, um Etwas von Allem zu haben, mit Wenigem von jeder Art vorlieb nehmen müßte, und daß, ſelbſt wenn eine Anzahl einſichtsvoller Herausgeber ſolch einer Zeitſchrift die ausgebreitetſte Lektüre und Korreſpondenz widmeten, die Ausbeute von beiden doch in den vorgezeichneten Grenzen nur als eine Reihe kurzer und oberflächlicher Notizen erſcheinen würde. Wenn die Archivare die erregten Erwartungen nicht ganz befriedigt haben, ſo liegt es gewiß nicht daran, daß ſie einen hinreichenden Anlauf zu nehmen verſäumt hätten. Als Einleitungen dienen folgende durch mehrere Hefte des Archivs fortlaufende Aufſätze: 'Ueberblick der politiſchen Lage von Europa und der Begebenheiten des verfloſſenen Jahres; flüchtiger Anblick der deutſchen Litteratur', worin alle Reichthümer unſrer Sprache und Poeſie aufgezählt, und hauptſächlich Leſſing, Klopſtock, Wieland und Goethe charakteriſiert werden (ungeachtet der gezierten, nach auffallenden Wendungen und Gegenſätzen haſchenden Schreibart eins der ſchätzbarſten Stücke in beiden Jahrgängen); 'die Schaubühne betreffend', ebenfalls ein flüchtiger Blick auf die Litteratur des Theaters, die Beſchaffenheit desſelben bei andern Nationen, und die vornehmſten deutſchen Bühnen; endlich 'Parallelen, die bildenden Künſte betreffend', die in einem koſtbaren Tone weitläuftig mit Phidias und Polygnot, Apelles und Polyklet anheben, und nach dem Beiſpiele des Redners Intime in den Plaideurs von Racine) bei der Berliner Kunſtakademie plötzlich abbrechen. Durch dieſe Schilderungen des Zuſtandes, worin das Archiv bei ſeinem Anfange die Zeit und ihren Geſchmack fand, wäre nun das eigentliche Geſchäft der Archivare hinlänglich vorbereitet; der Leſer erwartet ſie bei demſelben, aber vergebens: ſei es aus Vergeßenheit oder aus Mangel an Dokumenten, ſie verlaßen ihn gänzlich in den Fächern der einheimiſchen und fremden Litteratur, der Schaubühne, der Muſik. Die vermiſchten Aufſätze, welche nur die Zwiſchenräume ausfüllen ſollten, fangen an, den gröſten Theil der Zeitſchrift einzunehmen; die einzigen ſtehenden Artikel, welche ſich durch alle Monate erhalten haben, ſind die politiſche Ueberſicht zu Anfange und das illuminierte Modekupfer zu Ende jedes Heftes. Das heißt in der That das Zeitalter bei ſeinen beiden äußerſten Zipfeln faßen. Man könnte denken, wenn man dieſe nach dem Fortgange der Zeit nur immer vorwärts rückte, ſo müßte das übrige in der Mitte Liegende ſchon von ſelbſt mitkommen: allein das Archiv beſtätigt dieſe Vermuthung nicht; beſonders iſt der Geſchmack manchmal ſehr dahinten geblieben. Indeßen darf uns das, was wir vermißen, nicht unbillig gegen das wirklich Geleiſtete machen. Jene beiden Aufgaben haben nicht geringe Schwierigkeit. Es fragt ſich, ob in der jetzigen Zeit der ſchnelle Wechſel der Begebenheiten oder der Moden dem Annaliſten der einen oder der andern mehr zu ſchaffen macht. Daß dergleichen politiſche Ueberſichten zu Ende jedes Monats für Zeitungen zu alt, für Geſchichte noch viel zu jung ſind, läßt ſich freilich nicht ändern: man wünſcht nur das Wichtigſte ordentlich zuſammengeſtellt, und mehr die Begebenheiten, als die Urtheile und Wünſche des Erzählers, vorgetragen zu leſen, und dieſe Forderungen befriedigt der mit Y. unterzeichnete Vf. vollkommen. Wenn man eben von Manifeſten, Schlachten und Belagerungen, von ſo viel tauſend Gebliebnen oder ſonſt Unglücklichgewordnen geleſen hat, ſo iſt die Betrachtung von Sultanen, Toquen, Carracos, Shawls, Fichüs u. ſ. w., dieſen Werkzeugen der unblutigſten Eroberungen, ſehr wohlthätig für Einbildungskraft und Herz. In dieſer Hinſicht wäre es vielleicht noch zweckmäßiger, wenn die Modekupfer nebſt der Beſchreibung unmittelbar hinter die politiſchen Ueberſichten geſtellt wären. Rec. beſcheidet ſich gern, daß über jene nur weiblichen Kennern ein entſcheidendes Urtheil zuſteht; doch darf er wohl ſagen, daß ihm die gewählten Trachten meiſtens ſauber abgebildet, einige auch an ſich gefällig und geſchmackvoll ſcheinen.

In der Vorerinnerung zum zweiten Jahrgange äußert ſich derſelbe mit M. unterzeichnete Sprecher der Geſellſchaft zwar weit unbeſtimmter, alſo vorſichtiger, aber doch ohne die anfangs gethanen Verheißungen ganz fallen zu laßen. 'Philoſophie der Geſchichte', ſagt er, 'der Litteratur, der bildenden Künſte, der Schaubühne, der Tonkunſt, der Menſchenkunde, der Sitten, angenehmes Wißen, lehrreiche Beluſtigung, euch ſind unſre Blätter gewidmet.' Vorher 'Nichts iſt ihnen' (den Archivaren) 'fremd, was zur Erhellung des Verſtandes, zur Veredlung des Herzens, zur Sittlichkeit des Charakters gereicht.'

Da ſeid ihr auf der rechten Spur!
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laßen,

könnte man ihnen, wie dem Studenten in Goethes Fauſt, der die Wißenſchaft und die Natur faßen wollte, zurufen. Wenn indeſſen die Beſtimmung, welche das Archiv eigentlich zu ſeinem Namen berechtigt, in dieſem Jahrgange bis auf die beiden ſchon angeführten Artikel ſich immer mehr auf den in Kupfer geſtochnen Umſchlag (der durch die Vertauſchung drei manierlicher, gekleideter Frauenzimmer mit ziemlich unziemlichen Grazien nicht gewonnen hat) zurückzieht, wo ſie vermittelſt einer Menge Figuren und Attribute ſymboliſch erfüllt wird; wenn dieſe Zeitſchrift ſich unter der großen Zahl derjenigen verliert, deren Leſer ſich mit einer leichten, auch wohl dürftigen, Unterhaltung, mit einer fragmentariſchen Belehrung über dieſes und jenes begnügen müßen, ſo iſt die Schuld dem Willen der Herausgeber keinesweges ganz beizumeßen. Die Unausführbarkeit war nicht der geringſte Fehler ihres Entwurfs. Einzelne Kunſtwerke kann man beurtheilen, ſobald ſie erſchienen ſind; aber der Grad und die Art ihres Einflußes auf eine Nation, der ſtille Gang der Geiſtesbildung, die Fortſchritte oder Abweichungen des allgemeinen Geſchmacks, die Bereicherungen und Verfeinerungen der Sprache, worin jene ſich ausdrücken: alles dieſes läßt ſich in ſeinem vielfach verſchlungenem Zuſammenhange nicht anders als nach beträchtlichen Zwiſchenräumen darſtellen. Solche Ueberſichten, worin Geſchichte der Litteratur und Kunſt mit Kritik vereinigt wäre, möchten etwa alle fünf Jahre möglich ſein, aber gewiß nicht monatlich. Man kann nicht bei jedem Schritte eine Karte von dem zurückgelegten Wege entwerfen; man kann das Gras nicht wachſen hören. Der einzelnen Vorfälle in allen Fächern geiſtiger Thätigkeit giebt es unüberſehlich viele; der allgemeinen Reſultate, die bedeutend genug ſind, um ſich dem Beobachter nicht zu entziehn, äußerſt wenige.

Die vermiſchten Aufſätze alle zu nennen und nach ihrem Werthe zu prüfen, erlauben die Grenzen dieſer Anzeige nicht. Verſchiedne artige Erzählungen und kleine Reiſebeſchreibungen, z. B. Hrn. Zöllners Schilderung von Helgoland, des Hrn. Zſchokke ſchweizeriſche Wanderungen, zeichnen ſich vortheilhaft aus. In ein Paar kleinen Aufſätzen, die Muſik betreffend, und mit J. F. R. unterzeichnet, wird man einen berühmten Tonkünſtler nicht verkennen. Die drei Oden von Klopſtock, die hier zum erſtenmale erſcheinen, wünſcht gewiß jeder deutſche Freund der Poeſie bald in der zu erwartenden Ausgabe ſeiner Werke bei Göſchen zu leſen. In der erſten, 'der Geſchmack', bewundern wir die ganz einzige Gabe, das Sinnliche zu vergeiſtigen, und wiederum dem Geiſtigen einen Körper zu leihen; in der 'Klage eines Gedichts' die ſinnreiche Einkleidung und eigenthümliche Laune. Popes Essay on Criticism in reimloſen Jamben vom Hrn. Eſchenburg wird Leſern, die das Original nicht kennen, willkommen ſein. Freilich mußte bei der vielleicht unvermeidlichen Aufopferung des Reimes viel von dem Charakter und den Reizen des Gedichtes verloren gehn. Hr. Rambach hilft ſeinen Liedern durch philologiſche Gelehrſamkeit auf, indem er eins Prohymnion, ein andres Dithyrambe nennt. Dagegen hat Hrn. Kl. Schmidts Ode an Herder wegen des verjüngten Balde wahren Schwung und Fülle. Hr. Schink hat Himmel und Hölle in Unkoſten geſetzt, um nach ſo vielen Fauſten noch einen neuen hervorzubringen, wovon hier Proben gegeben werden. Allein man findet dennoch in der Verkleidung den alten, wohlbekannten wieder. An Teufeln und Mannichfaltigkeit der Silbenmaße iſt nicht geſpart werden: Ithuriel, Doktor Fauſts Schutzengel, fängt, da die Noth dringend wird, ſogar in Hexametern für ihn zu beten an. Die proſaiſchen Erzählungen 'Nackt und bloß' und 'der Wilddieb' vom Hrn. Leonhard Wächter (jene unter dem Namen Veit Weber) würden mit ihrem geſchraubten, ſchwerfälligen Dialog, worin die Leute einander nicht antworten, ſondern entgegnen, und einer Kernſprache, wie ſie niemals geſprochen ward, in einem Archiv des abenteuerlichen Geſchmacks eigentlich zu Hauſe ſein. Gottſchalk Necker hat durch ſeine poetiſchen Satiren einen weit wichtigeren Beitrag zu der Kunſt, ſchlecht zu ſchreiben, geliefert, als durch ſeinen Verſuch einer Theorie derſelben, welche zu einer langen Fehde zwiſchen Hrn. Reinhard in Göttingen und Hr. Jeniſch in Berlin Anlaß gab, die, nachdem die Leſer des Archivs oft damit behelligt worden waren, ganz zum Nachtheil des letztgenannten ausfiel.

Für die Kritik ſchöner Geiſteswerke leiſtet das Journal kaum ſo viel, als für die Poeſie. Die verkehrte Anſicht bei einem abſprechenden Tone in dem Verſuch 'über Proſe und Beredſamkeit der Deutſchen' iſt ſchon anderswo nachdrücklich gerügt worden: der Vf. hat ſich nur dadurch zu rechtfertigen geſucht, daß er mißverſtanden worden zu ſein behauptet, und die Herausg. haben ſich auf Vertheidigung des Aufſatzes nicht einlaßen wollen. Die 'Briefe über die neueſte Lektüre' ſollten, da ſie zu flüchtig hingeworfen ſind, um auf Gründlichkeit Anſpruch machen zu können, wenigſtens geiſtvoller ſein. Die Anpreiſung eines hiſtoriſchen Schauſpiels iſt für einen Mitarbeiter des Archivs, Hrn. Rambach, ſehr ſchmeichelhaft. Eine Beurtheilung der Muſenalmanache für 96. von Gk. bleibt meiſtens bei der Sprache und dem Versbau ſtehen, ohne in den Geiſt der Gedichte einzudringen. Hr. Feßler mag in ſeiner Apoſtrophe 'an die äſthetiſchen Kunſtrichter' (nach Klopſtocks Art, dergleichen ſich wiederholende Beſtimmungen zu parodieren, Weltweisheitsphiloſophen oder Waßerfiſche) 'der Deutſchen' in manchen Stücken gegen dieſe äſthetiſchen oder unäſthetiſchen Herren Recht haben; aber gewiß nicht, wenn er das hiſtoriſche Gemälde, bei welchem ſchöne Darſtellung immer dem höchſten Geſetze der Wahrheit untergeordnet bleibt, und den hiſtoriſchen Roman, der ſich, dichteriſchen Geſetzen zu Lieb, Abweichungen von der Wahrheit erlaubt, mit einander verwechſelt. Noch weniger, wenn er um den letzten gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller darſtellenden Geſchichte zweideutig zu machen ſucht. Die für das epiſche und dramatiſche

Gedicht unleugbar geltende Befugniß, hiſtoriſche Wahrheit mit Erdichtungen zu verweben, kann nicht auf den Roman ausgedehnt werden, ohne daß folgende Bedenklichkeit dabei eintritt. Jene Dichtarten tragen das Gepräge der erfindenden Einbildungskraft zu auffallend an ſich, als daß jemand von ihnen hiſtoriſche Belehrung erwarten ſollte; der Roman hingegen hat die Form der Erzählung mit der Geſchichte gemein, und wenn er auch einen Theil ſeines Stoffes aus derſelben entlehnt, ſo wird ſich durch eine natürliche Täuſchung das Hinzugedichtete im Gedächtniſſe des Leſers an hiſtoriſche Kenntniſſe anknüpfen, und auf dieſe Art Irrthümer verurſachen.

In beiden Jahrgängen des Archivs haben wir nichts ſo merkwürdig gefunden, als zwei Beiträge von Klopſtock, 'die Bedeutſamkeit' und 'der zweite Wettſtreit'. Eine genaue Prüfung ihres Inhalts bleibt dem Beurtheiler der grammatiſchen Geſpräche, zu welchen ſie gehören, vorbehalten. Wir zeigen hier nur an, daß in dem erſten Geſpräche die ſeit einiger Zeit eingeführte philoſophiſche Terminologie, und namentlich Kants Schreibart, mit ſehr lebhaftem Spotte angegriffen wird. Ob philoſophiſche Kunſtwörter überhaupt unentbehrlich ſind? ob man die jetzt gangbaren, wenn ſie ihren Dienſt geleiſtet haben, d. h., wenn die dadurch bezeichneten Begriffe ſich auch ohne ſie feſthalten laßen, wird abſchaffen, oder wenigſtens andre aus den Tiefen unſrer eignen Sprache ſchöpfen können? mögen Philoſophen unterſuchen. Aber das ſieht ein jeder ein, daß der Vorwurf gegen die kritiſche Philoſophie, ſie thue durch ihre Unterſcheidung der Wörter Vernunft und Verſtand der Sprache Gewalt an, durchaus ungegründet iſt. Der gemeinſte Sprachgebrauch trennt ihre Bedeutungen eben ſo weſentlich: ein Mann von Verſtande und ein vernünftiger Mann ſind himmelweit von einander verſchieden. Eben ſo lehnt ſich der Gebrauch vortrefflicher Dichter gegen den Machtſpruch auf, das Wort Gemüth ſei ſchlaff und beinah nichtsſagend. Philoſophen ſowohl als Dichter können ſich bei dem Sprachlehrer über das, was in ſeinem Kreiſe liegt, Raths erholen, wie der Maler in der bekannten Geſchichte bei einem Handwerker; ſie müßen es ſogar. Aber wenn jener alle Dinge bei ſeiner grammatiſchen Handhabe faßen zu können glaubt, und ſich anmaßt, den verehrteſten Weiſen unſers Zeitalters, deſſen Entdeckungen die Wißenſchaft umgeſtaltet haben, in wenigen Zeilen zu würdigen, ſo dürfte er an die Mahnung des Malers erinnert werden. In dem zweiten Geſpräche rächt ſich die deutſche Sprache an Goethen, der in einigen Epigrammen über ihre Härte und Unbehülflichkeit geklagt hatte, durch ein andres, worin ſie ihn beſchuldigt, er kenne ſie nicht. Klopſtock weiß ſonſt die Unförmlichkeiten der geliebten deutſchen Sprache ſo ehrerbietig zu verſchleiern, daß man nicht begreift, wie er ſie durch einen ſo ſeltſamen, ihr in den Mund gelegten, Vorwurf gegen jenen großen Meiſter und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in ſeiner Gewalt hat, dem ſpottenden Muthwillen hat Preis geben können. Wenn die lateiniſche Sprache noch lebte, ſo würde ſie dem Vf. des Geſprächs auch wohl ein Wort darüber zu ſagen haben, daß er in der Ode I. 15. des Horatius die Worte: Nequicquam thalamo graves Hastas et calami spicula Gnossii Vitabis, überſetzt:

O du meideſt einſt nicht gnoſſiſcher Pfeile Klang,
Nicht die Lanze dem Polſter feind,

als ob thalamo der Dativus wäre, da es doch offenbar der Ablativus iſt, und zu Vitabis gezogen werden muß. Ueberdieß bedeutet thalamus hier das eheliche Gemach. Was für eine Lanze mag das ſein, die dem Polſter feind iſt? Der ganze Wettſtreit beſteht darin, daß die ‘Vereinung’ Stellen aus griechiſchen und römiſchen Dichtern, welche ihr die Griechinnen Ellipſis und Harmoſis (in den grammatiſchen Geſprächen lernt man alle dieſe Perſonen näher kennen) aufgeben, mit gleicher oder größerer Kürze überſetzt. Der hiebei zum Grunde liegende Maßſtab der Kürze iſt die Zahl der Verſe, folglich auch der Silben. Daß im Deutſchen in einer gleichen Zahl von Silben die Sprachwerkzeuge wegen der gehäuften Mitlauter weit mehr Bewegungen zu machen haben, als im Griechiſchen oder Lateiniſchen, wird gar nicht in Anſchlag gebracht. Nach dieſem Begriffe wären alſo jene ungeſchlachten nordamerikaniſchen Sprachen, wo man einen Haufen Laute einſilbig hervorſtößt, welchen Europäer in mehrere Silben zertheilen müßen, um ihn nur ausſprechen zu können, die kürzeſten von allen. Ueberhaupt hat unmäßige Schätzung der Kürze im Ausdruck etwas Barbariſches an ſich. Alle gebildeten Völker ſind geſprächig; die Sprachen aller Völker von regſamem Gefühl ſind reich an vielſilbigen Wörtern und vielſilbigen Biegungen derſelben. Iſt es ſo mühſam, den Mund zu öffnen, daß man um einige Silben mehr oder weniger lange handeln ſoll? Das kürzeſte wäre freilich, ganz zu ſchweigen. — Man ſollte der ‘Vereinung’, die faſt immer den Sieg davon trägt, doch ein wenig auf die Finger ſehen, ob ſie nicht feine, aber bedeutende, Züge ihrer Originale ausläßt. Manche Freiheiten, die ſie ſich mit Versbau und Sprache herausnimmt, fallen in die Augen; z. B. wenn ſie das bekannte: Durum, sed levius fit patientia Quicquid corrigere est nefas, überſetzt:

— 's iſt hart!
Doch es leichtet Geduld Nichtzuvermeidendes.

Leider läßt ſich dieſer tröſtende Spruch nicht auf die Ueberſetzungen der Vereinung anwenden; denn dergleichen war ſehr wohl zu vermeiden, wenn man ſich mit gleicher Kürze begnügte, und nicht etwas Ungeſchicktes unternahm.

Psychologia Homerica, s. de H. circa animam vel cognitione vel opinione commentatio. Auctore C. W. Halbkart. Zullichav. 1796.

Dieſe Abhandlung iſt die erſte Schrift eines jungen Philologen, der in der Vorrede Wolf als ſeinen Lehrer nennt, und in einer Lage, die ihm ſowohl Muße als Hülfsmittel zu gelehrten Arbeiten verſagt, doch einen ſchätzbaren Beitrag zur Auslegung des Homer geliefert hat. Die Zeiten ſind vorbei, da man den Altvater der Dichter zu ehren glaubte, wenn man eine vollſtändige Encyklopädie aus ihm zog oder in ihn hineinlegte. Auch wird Pſychologie hier gar nicht in einem wiſſenſchaftlichen Sinne genommen, ſondern die rohen ſinnlichen Begriffe Homers von der Natur der Seele, ihren Kräften und ihrem Zuſtande nach dem Tode ſind hier zur leichtern Ueberſicht zuſammengeſtellt, und durch Vergleichung mit den Vorſtellungsarten andrer ungebildeten Völker erläutert. Der Vf. trifft in ſeinen Reſultaten mit den allgemeinen Umriſſen einer homeriſchen Seelenlehre zuſammen, die der Rec. des voßiſchen Homer*) angedeutet hat. Sein Vortrag empfiehlt ſich durch Bündigkeit und Klarheit, und man trifft auf eine Menge feiner Bemerkungen. Sehr gut wird der Unterſchied zwiſchen θυμός, νοῦς und ψυχή, wie Homer dieſe Wörter gebraucht, auseinandergeſetzt. Bei der Bemerkung, daß Homer der Seele im Herzen, durchaus nicht im Kopfe, ihren Sitz anweiſt, ſind mehrere wahrſcheinliche Entſtehungsgründe dieſer Meinung angegeben. Aber ſie beruhen alle auf Schlüßen: auf das unmittelbare Gefühl, dem zufolge jeder Menſch von den Geſchäften des Verſtandes eine Empfindung im Kopfe, von den Leidenſchaften im Herzen hat, und alſo Völkern, deren Verſtand noch wenig geübt iſt, während ihre kräftigen Leidenſchaften ſich auf das Entſchiedenſte offenbaren, die Seele nothwendig in der Bruſt zu wohnen ſcheinen muß, iſt keine Rückſicht genommen. Sehr treffend wird bemerkt, daß wir, wenn wir von dem Verhältniſſe zwiſchen Seele und Körper reden, die Seele durch Ich bezeichnen, den Körper aber als eine fremde Sache betrachten; daß Homer hingegen (und zwar gleich zu Anfange der Ilias) unter 'den Helden ſelbſt' ihre Leiber im Gegenſatze mit den Seelen verſteht. Auch die Gründe davon ſind gut entwickelt. Bei dieſer Rohheit der Begriffe war Homer dennoch ein ſehr guter praktiſcher Pſycholog, der nicht nur die Leidenſchaften auf das Richtigſte darſtellte, ſondern auch das Geſetz der Ideenaſſociation aus der Erfahrung kannte. Bei Gelegenheit der homeriſchen Lehre vom Zuſtande der Seelen nach dem Tode, wird das Lokal des Hades, Tartarus u. ſ. w. genauer erörtert, als man hier eigentlich erwarten konnte; aber Rec. kann über Verſchiedenes mit dem Vf. nicht übereinſtimmen. Der Ocean iſt bei Homer zu offenbar die äußerſte Grenze des Erdbodens, als daß man annehmen könnte, der Dichter laſſe ihn nur die von der Sonne beleuchteten Theile der Erde umgeben, das dunkle Land der Kimmerier liege jenſeits. Nirgends wird geſagt, Ulyſſes ſei über die Breite des Oceans hinübergeſchifft, um dahin zu gelangen. Od. X. 508. kann entweder heißen, auf dem Ocean längs dem Rande der Erde hinſchiffen, oder Ὠκεανός bedeutet hier die Meerenge, welche vom Mittelmeer in den umgebenden Ocean führte, und eine große Seetagereiſe ſüdweſtwärts von der Inſel Aeaea gedacht ward. Dieſe letzte Erklärung ſchreibt ſich ſchon von dem alten Kritiker Krates her; in neuern Zeiten hat ſich Voß im Götting. Magazin Th. I. und durch ſeine Weltkarte bei der zweiten Ueberſetzung der Odyſſee dafür erklärt. Das Land der Kimmerier lag nach beiden Meinungen rechter Hand von der Einfahrt, an der äußern Küſte des Erdbodens; das elyſiſche Gefild linker Hand. Dadurch würde auch der befürchteten Nachbarſchaft zwiſchen zwei ſo verſchiednen Ländern vorgebeugt; denn man dürfte ſie leicht noch weiter auseinander rücken, als auf der voßiſchen Karte geſchehen iſt. Man vergleiche Schlegel de Geographia Homerica, p. 186 ff. u. 195...197. In der *Νεκυία* liegt die Vorſtellung vom Hades als einer unterirdiſchen Hölung gar nicht, er wird als ein dunkler und tiefliegender, aber doch auf der Oberfläche der Erde befindlicher Ort beſchrieben. Dunkel war das Land der Kimmerier überall; alſo brauchte das Licht nicht erſt durch den bedeckenden Erdboden abgehalten zu werden. Schwerlich wird jene andre Vorſtellungsart in der ganzen Odyſſee zu finden ſein, denn Od. XXIV. 203. kommt aus bekannten Gründen in keine Betrachtung. Am beſtimmteſten kommt der unterirdiſche, unter allen Landern verbreitete Hades Il. XX. 61. vor, alſo in den ſechs letzten ſpätern Büchern der Ilias. Wahrſcheinlich iſt es die ſpätere Meinung. Il. VIII. 13. ff., worauf ſo viel gebaut wird, iſt eine verdächtige Stelle, die ſchon Zenodotus verworfen. Da wir erlernt haben, im Homer verſchiedne Homere zu unterſcheiden, ſo werden wir uns auch verſehen müßen, ihre verſchiedenartigen Vorſtellungen nicht zuſammen zu werfen. Od. IV. 562. erklärt der Vf. ſo: quum dicitur Menelaus non Argis esse moriturus, subintelligendum est, sed alibi; allein Menelaus hatte ja gar nicht in der Stadt Arges ſeinen Wohnſitz: "Ἄργος ἱππόβοτον bedeutet hier offenbar ganz Griechenland oder den Peloponneſus, wie an hundert andern Stellen. Dieſe Auslegung würde alſo in neue Schwierigkeiten verwickeln. Die obigen Einwürfe über einige dunkle Punkte ſollen übrigens den Werth dieſer brauchbaren Schrift nicht herabſetzen; vielmehr wünſcht Rec. Hrn. Halbkart Muße und alle ſonſtigen Aufmunterungen zu größern philologiſchen Arbeiten.

---

*) [S. im vorigen Bande S. 131. ff.]

---

1) Der Sturm. Ein Schauſpiel von Shakſpear(e), für das Theater bearbeitet von Ludwig Tieck. Nebſt einer Abhandlung über Shakſpears Behandlung des Wunderbaren. Berlin 1796.

2) Shakeſpear (Shakſpeare) für Deutſche bearbeitet. Erſte Abtheilung. Altona 1796.

Der Vf. von Nr. 1 ſcheint ſowohl nach ſeiner Arbeit an dem Schauſpiele, als nach dem vorausgeſchickten Aufſatze ſeinen Dichter mit Liebe ſtudiert zu haben, ſollte er auch nicht überall in den Geiſt deſſelben eingedrungen ſein. Eigentlicher Abänderungen kommen nur wenige und nicht ſehr bedeutende vor, was Rec. keinesweges als tadelnswerth bemerkt: denn wie ließe ſich viel an einem ſolchen Meiſterſtücke verändern, ohne es zu verderben? Die Weglaßung der Witzeleien zwiſchen Sebaſtian und Antonio (A. II. Sc. I.) wird man nicht mißbilligen; ſie war zum Theil nothwendig, weil ſie in unüberſetzbaren Wortſpielen beſtehen. Weit zweifelhafter möchte es ſein, ob das Stück durch die hier erhaltnen lyriſchen Zuſätze wirklich bereichert worden iſt. Der Vf. meint in der Vorrede, 'die ganze Wirkung würde ohne Zweifel verloren gehen, wenn man aus dieſem Stücke eine eigentliche Oper machen wollte'. Er führt aber für ſeine Behauptung keinen Grund an, und Rec. geſteht, daß er keinen zu errathen weiß, ſondern vielmehr überzeugt iſt, die Geiſterinſel von Gotter, eine auf den Sturm gegründete und mit Meiſterhand vollendete Oper, werde bei ihrer Erſcheinung auf der Bühne das Gegentheil beweiſen. Sollte aber der Sturm nicht in ein ganz muſikaliſches Schauſpiel umgeſchaffen werden, ſo mußte die weitere Ausdehnung des Gebrauchs, den Sh. darin von der Muſik macht, ein Mißverhältniß hervorbringen. Hr. Tieck hat theils die im Originale befindlichen kleinen Lieder verändert und verlängert, theils neue angebracht, theils einige Stellen des Dialogs in freien Rhythmen überſetzt, wahrſcheinlich um als Recitativ vorgetragen zu werden. Was die erſten betrifft, ſo ſind nicht nur die Weiſen derſelben, ſo weit ſie Sh. durch Silbenmaß und Reim angegeben, verloren gegangen, ſondern auch der ächte Ton und Charakter iſt verfehlt. In dem Liede S. 23. u. 24. z. B. iſt der Tanz der Geiſter in einem Stile ausgemalt, womit das beibehaltne tändelnde Spiel mit dem Bellen und Krähen nun gar nicht mehr übereinſtimmt. Am treueſten iſt wohl das darauf folgende überſetzt, obgleich auch hier die letzte Hälfte unnöthig ausgeſponnen wird. Die Kürze iſt keine unweſentliche Eigenſchaft an dieſen Liedern: es ſollen gleichſam nur abgeriſſne Laute aus der Geiſterwelt zu dem Hörer hinüber ſchallen. Das Lied, womit Ariel den Gonzalo weckt, iſt dem Inhalte nach ziemlich treu übertragen:

Ohne Bedacht
Schlaft ihr, es wacht
Bosheit, und lacht!
Schleichend und ſacht
Wird jetzt vollbracht
Was ſie erdacht: —
Nun ſo erwacht!

und auch an ſich mit ſeinen kurzen Verſen und dem immer wiederkehrenden Reim ſehr leicht und gefällig: aber es iſt durchaus nicht mehr Sh.'s Lied: ſo viel thut die metriſche Abweichung. In dem Liede Stephanos vermißen wir ganz die komiſche Kraft des Originals. Für den Geſchmack eines betrunknen Schiffskellners iſt die Beſchreibung des Sturmes zu poetiſch; auch iſt es weit luſtiger, daß er dort zweimal nach angeſtimmtem Geſange ſagt: This is a scurvy tune: but here's my comfort, nämlich in der Flaſche, und dann trinkt, als daß die Worte: 'Hier iſt mein Troſt' und 'Hier iſt mein Muth' mit in das Lied eingeflochten ſind. Die komiſchen Auftritte zwiſchen Stephano, Trinkulo und Kaliban würden im Verhältniße ihrer Wichtigkeit durch die hinzugekommnen Lieder zu ſehr gedehnt werden, wenn dieſe auch weit launiger und charakteriſtiſcher wären, als ſie wirklich ſind. An mehreren Stellen des Sturms führt Sh. die Muſik ſo ein, daß er nur im Allgemeinen angiebt: solemn musick, soft musick, ohne ſie mit Worten zu begleiten. Er hätte dieß unſtreitig leicht thun können, wenn er nicht einen Grund gehabt hätte, bloße Inſtrumentalmuſik vorzuziehen. Wollte er die Gemüther durch unbeſtimmte, ahndungsvolle Anregungen für Eindrücke des Zauberiſchen empfänglicher machen, ſo konnte der Geſang, der die dunkle und vieldeutige Sprache der Töne beſtimmter auslegt, nur ein ſtörender oder ein überflüßiger Zuſatz ſein: jenes, wenn die einzelnen Worte vernehmlich blieben, dieſes, wenn ſie ſich im Strome der Begleitung verloren. Nach der Beſchreibung, welche der Vf. in der Vorrede von der Kompoſition ſeiner hinzugedichteten Geſänge macht, hat der Muſiker (Hr. Muſikdirector Weßely) das erſte gewählt. Bei dem phantaſtiſchen Gaſtmahle, womit Proſpero (A. III. Sc. 3.) die Schuldigen neckt, führen die Geiſter einen mimiſchen Tanz auf. Dieß paßt weit beßer zu ihrer ſtummen Rolle im Original: der Tanz kann hier für ſich allein alles ſagen, was der Geſang nur irgend ausdrücken ſoll; einer wird den andern wiederholen müßen, oder ganz unbedeutend ſein. Außerdem können ſie nicht wohl zugleich ſingen und tanzen: folgt aber der Tanz erſt auf den Geſang, wie Hr. T. vorſchreibt, ſo wird die Erſcheinung, die das Täuſchende durch ihre Dauer immer mehr verlieren muß, allzuſehr in die Länge gezogen. Statt der ſogenannten Masque (einer allegoriſchen, hier mythologiſchen Vorſtellung) im vierten Aufzuge finden wir zärtliche Scenen zwiſchen Sylfen und Sylfiden. Ariels darin geſchilderte empfindſame Liebe iſt der muntern Schalkhaftigkeit, womit der zierliche Geiſt im übrigen Stücke erſcheint, durchaus nicht gemäß. Auch in Bezug auf Fernando und Miranda war jene Masque ungleich zweckmäßiger als das, was ihre Stelle ausfüllen ſoll. Und wie konnte Hr. T. überſehen, daß Proſperos berühmte Rede: The cloud-capt towers, the gorgeous palaces etc., die er hat ſtehen laßen, nach ſeiner Aenderung nicht mehr paßte? Sie bezieht ſich ja darauf, daß die körperlichen Weſen, Göttinnen, Nymphen, Schnitter, worein die Geiſter verkleidet dem Fernando ein Schauſpiel gegeben hatten, nur leerer Schein geweſen waren; und in der deutſchen Bearbeitung zeigen ſie ſich in ihrer eigenthümlichen Geſtalt; denn eine, wenn gleich luftige und ungeweihten Augen unſichtbare, Geſtalt ſchreibt die Dämonologie des ganzen Stücks dem Ariel und andern Geiſtern zu. Wenn dem Vf. der muſikaliſche Theil des Sturms wichtig genug ſchien, um demſelben eine bedeutre Ausbildung zu widmen, ſo hätte er auch den poetiſchen Dialog dieſer kühnen dramatiſchen Dichtung nicht in Proſa auflöſen ſollen. Die Darſtellung verliert dadurch erſtaunlich an ihrem romantiſchen, magiſchen Kolorit, und wird dem alltäglichen Leben naher gerückt, von welchem ſie der Dichter, wo die Geiſter irgend im Spiele ſind, auf alle Weiſe entfernt hält. Selbſt der thieriſche Kaliban redet bei ihm nicht platte Proſa, wie die beiden luſtigen Schiffsgeſellen, ſondern eine dichteriſche Sprache, ſo rauh und ſeltſam ſie iſt. Die poetiſchen Schönheiten abgerechnet, iſt die Ueberſetzung ziemlich treu, ohne in das Steife zu verfallen. S. 36. ſollten die Worte: this lord of weak remembrance, nicht 'dieſer Herr ſchwachen Angedenkens', ſondern 'von ſchwachem Gedächtniſſe' gegeben ſein. Das Spiel mit remembrance und memory hätte dabei doch ausgedrückt werden können. Auch S. 38. unten iſt der Sinn der drei letzten Zeilen von Antonios Rede verfehlt.

Der Aufſatz über Shs. Behandlung des Wunderbaren (worunter hier, nach dem in ältern Lehrbüchern der Poetik gebräuchlichen Sinne des Wortes, Darſtellungen aus der Geiſterwelt verſtanden werden) enthält einige treffende Bemerkungen. Andre ſind zu ſehr von der Oberfläche geſchöpft. Es fehlt ungeachtet der vielen Eintheilungen an Ordnung, überhaupt an gründlicher Beſtimmtheit.

Der Vf. legt ein viel zu großes Gewicht auf das bloß ſubjektive und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täuſchung (die, ſtrenge genommen, und vom Scheine gehörig unterſchieden, gar nicht in das Gebiet der ſchönen Kunſt gehört), ohne auf die objektiven Eigenſchaften der Darſtellung, ihre Richtigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Harmonie, Vollſtändigkeit und Idealität zurückzugehen. Die Schreibart iſt nachläßig; ein ſo trivialer Satz an der Spitze: ‘Man hat oft Sh's Genie bewundert’, verſpricht noch weniger, als der Aufſatz nachher leiſtet. Wenn behauptet wird, kein Dichter nach Sh. habe Geiſter dramatiſch darzuſtellen verſtanden, ſo vergaß der Vf. vermuthlich Goethes Fauſt. S. 25. heißt es; ‘Kaliban iſt der ſchöner erfundne und kunſtreicher durchgeführte Puck’ (im Sommernachtstraum). Wie kann man doch ſo ganz verſchiedenartige Dinge mit einander vermiſchen, um eins auf Unkoſten des andern zu loben? Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etwas im Sturm Aehnlichkeit hat, ſo iſt es weit eher mit Ariel, als mit dem ſchwerfälligen Unmenſchen Kaliban. — Ungeachtet dieſer und ähnlicher Uebereilungen wird der Vf., wenn er ſeine Gedanken über Sh. erſt mehr reifen läßt, gewiß viel Gutes für ihn leiſten können.

Von ganz andrer Beſchaffenheit iſt Nr. 2. Durch dieſe ‘Bearbeitung Sh.'s für Deutſche’ wird unſrer Nation eine eben ſo ſchlechte Ehre erzeigt, als dem gröſten dramatiſchen Dichter der Neueren. Wie würde man es finden, wenn ein Menſch, der höchſtens Thüren und Wände anzuſtreichen gelernt hätte, ſich einfallen ließe, auf einem Bilde Raphaels oder eines andern großen Dichters hier eine Naſe länger zu malen, dort einen Arm zu verrücken, auch wohl nach Befinden der Umſtände dieſe und jene Figur ganz zu überpinſeln? Und doch iſt dieſe Vergleichung noch zu vortheilhaft für den Vf. des vorliegenden ‘Fürſtengemäldes des dreizehnten Jahrhunderts’: denn ſo nennt er Sh.'s, durch unzählige Auslaßungen, durch Herabſtimmung der epiſch dramatiſchen Würde und Feierlichkeit zum gemeinſten ſchlaffſten Tone, hauptſächlich aber durch einige armſelige Zuſätze bis zur Unkenntlichkeit entſtellten King John. Nur die veränderte Konvenienz des Theaters kann eine behutſame und geſchickte Umarbeitung der Meiſterwerke Sh.'s rechtfertigen. Wollte man von ſeiner angeblichen Unregelmäßigkeit ausgehen, und nicht ruhen, bis man ihn auf dramatiſche Formen zurückgeführt hätte, die mit den ſeinigen nichts gemein haben, ſo müßte man Stücke wie König Johann ganz vernichten. Der Vf. ſcheint ſich gar keinen Zweck deutlich gedacht zu haben: wenigſtens möchte er wohl ſehr verlegen ſein, nur einen einzigen Grund anzuführen, warum King John in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht eben ſo gut vorgeſtellt werden könnte, als wie er das Stück verpfuſcht? Warum er den ganzen erſten Aufzug, der den originellſten Charakter des Stücks, Philipp Faulconbridge, ſo wunderwürdig entwickelt, weggeſchnitten, und von den meiſten Reden in den übrigen Aufzügen nur einen magern Auszug geliefert hat? Theaterlärm zu erſparen iſt er eben nicht bedacht geweſen. Wo es bei Sh. bloß heißt Alarum, Excursions, (A. III. Sc. 1.) läßt er die franzöſiſchen und engliſchen Soldaten ſich während der Schlacht weidlich herumſchimpfen, und ſetzt nachher hinzu: 'Erſchlagene liegen umher, einige geben noch Zeichen des Lebens von ſich.' Fürwahr, ein angenehmer Anblick! Die wichtigſte und zugleich die unglücklichſte Veränderung iſt es, daß Johann hier den Arthur mit eigner Hand umbringt. Er hat zur Ermordung desſelben dem Hubert heimliche Befehle gegeben. Dieſer, durch die liebenswürdige Unſchuld des Prinzen gerührt, beſchließt ihn zu retten, und hintergeht den König mit einer falſchen Nachricht. Das ausgeſprengte Gerücht von Arthurs Tode wirkt äußerſt nachtheilig für Johann. Die Großen werden ihm abtrünnig, das Volk gegen ihn aufgebracht. Sein vermeintlich ausgeführter Befehl gereut ihn: Hubert, nunmehr ſicher, ſich keine Ungnade dadurch zugezogen zu haben, entdeckt ihm ſeinen Ungehorſam, worüber der König hoch erfreut iſt. Unterdeſſen ſucht Arthur, der noch nichts von der glücklichen Veränderung ſeines Schickſals weiß, zu entkommen, und ſtirbt an dem Sprunge von einer hohen Mauer. Bis auf den letzten Umſtand hat der deutſche Bearbeiter die Geſchichte ganz ſo gelaßen, wie im Originale. Nun läßt er aber Arthurn glücklich an der Mauer herunterklettern, und den König, welchen die Rettung des Prinzen ſchon wieder verdrießt (man weiß nicht warum), ſich grade in demſelben Augenblicke auf der Straße vor dem Gefängniſſe befinden, und ihn mit ſeinem Dolche erſtechen. Dieſer König, der ſo allein und unbemerkt das Pflaſter tritt, und am hellen Tage, auf offner Straße eine Mordthat verübt, die er in das tiefſte Dunkel zu hüllen wünſchte und dem Hubert kaum deutlich zu bezeichnen wagte, iſt in der That eine rechte Seltenheit. Auch fängt er ſeinen Monolog an: 'Sonderbar! mehr als ſonderbar!' Ja freilich: abgeſchmackt! mehr als abgeſchmackt!

Apriltage Felix Ungenannt's, od. Abenteuer ohne den deus ex machina. Herausg. v. G. Stein. 2 Thle. Berl. u. Lpz. 1796.

Dem Titel nach ſoll dieſes Werk voll ſinnloſer Abenteuer, ſchleppender Luſtigkeit und unſaubrer Geſchichten für ein deutſches Original gelten, aber man erräth bald, daß es ſich aus dem Franzöſiſchen herſchreibt, und einem Ueberſetzer in die Hände gefallen iſt, der es vollkommen werth war, eine fremde Sünde auf ſich zu nehmen. In einem kauderwälſchen Deutſch, mit franzöſiſchen Wörtern und Wendungen, einer ſchlechten Orthographie und einigen Anſpielungen auf Menſchen, die in Deutſchland zu Haus gehören, verbrämt, erzählt er uns den Lebenslauf eines Landſtreichers mit der noch widrigeren Geſchichte andrer ſeines Gleichen, und vielen herbeigezognen, komiſch ſein ſollenden Anekdoten durchflochten, die nur das Buch und den Ekel verlängern. Hier lieſt man durchgängig 'Filou, Caroſſen, Hardieſſe, Nouvellen' u. ſ. w., ja es kommen ganz neue Wörter, wie 'Bonleben', vor, und mehrmals weiß man nicht, ob die Plattheit des Vorſatzes oder der Unwißenheit vorgewaltet hat: 'wenn ich das Scelerat kennte'; 'Endlich war ich im Stande couci couci zu antworten'; 'Die Gerichte waren zwar einfach, aber ſehr frugal'. Bei einer Stelle: 'Häuſer nach dem Modell des Louvres' findet man folgende Note: 'Berühmtes Gefängniß'. Ein andresmal überſetzt er aus dem Italiäniſchen: Servitore, signor ladro, 'Diener Herr Latro'. Dagegen hat er auch wieder recht ausgeſuchte deutſche Ausdrücke, als: 'Ihr elfenbeinerner Hals, deßen quatſchlichte Falten eben ſo viele Galeeren für die unbezwingbarſten Herzen waren'. Man hat hier zugleich ein Pröbchen von der blühenden Schreibart dieſes pöbelhaften Wuſtes. In einem einzigen kurzen Abſatze werden zur Schilderung einer Schönen Pygmalion, Orpheus, Phädrus und eine Sirene gebraucht. Daß der Ueberſetzer indeßen nicht Willens iſt, ſeinen Fund fahren zu laßen, und den wahren Vf.

undankbar verleugnet, erhellt aus einer Note, worin er eingeſteht, daß ihm zu gewiſſen elenden Verſen ein unbekannter franzöſiſcher Dichter den Inhalt angegeben, und hinzufügt: 'Ich würde mir's zum unverzeihlichſten Vergehen anrechnen, wenn ich der Wahrheit treulos werden könnte'. Mit dieſer Selbſtverdammung wollen wir ihn abtreten laßen.

Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre.
Herausg. von J. D. Falk. Leipz. 1797.

Da faſt jede Wißenſchaft, Kunſt oder Liebhaberei unter uns ihr jährliches Taſchenbuch hat, ſo war es nicht mehr als billig, auch dem Scherze, dieſer allgemeinen Liebhaberei gebildeter Menſchen, ein eignes zu widmen. Wenigſtens wird ein ſolches den Vorwurf nicht zu fürchten haben, den man ſonſt dergleichen zerſtückelten, für einen raſchen Umlauf beſtimmten Vorträgen aus Wißenſchaften zu machen pflegt, ſie begünſtigten die Oberflächlichkeit; und Niemand wird behaupten, man könne nur in ſtarken regelrechten Bänden gründlich witzig ſein. Auch liefert obige kleine Sammlung manchen Beweis des Gegentheils. Hr. F. hat ſich ſchon durch einige poetiſche Satiren und eine Dichtung von größerem Umfange, die Gräber zu Rom, zu vortheilhaft bekannt gemacht, als daß man an ſeinem entſchiednen Berufe, ſich dieſem allzuſehr vernachläßigten Felde unſrer Litteratur zu widmen, zweifeln könnte. Der uns Deutſchen natürliche Ernſt macht die Bebauung desſelben doppelt zum Bedürfniße, ob er ihr gleich auf der andern Seite Hinderniße in den Weg legt. Von den zwei entgegengeſetzten Denkarten über die Gränzen des erlaubten Spottes, jener welche ſich im Geſetze der zwölf Tafeln offenbart: si qui pipulo occentassit, carmenve condidissit, quod infamiam faxit flagitiumve alteri, fuste ferito, und der, wodurch die alte Komödie zu Athen möglich ward, nähern ſich die Geſinnungen unſerer Nation weit mehr der altrömiſchen Strenge als dem attiſchen Leichtſinn. Witziger Muthwille bedarf aber durchaus einer freien Luſt, um zu gedeihen, und durch umſtändliche Bedenklichkeiten gegen jeden kecken Einfall machen wir es dem Schriftſteller unmöglich, uns durch Scherz und

Spott in eine muntre Laune zu verſetzen, die doch ſo wohlthätig iſt. Zu entſcheiden, ob in dieſem Taſchenbuche die rechtmäßige Freiheit der Satire nirgends überſchritten worden, iſt mehr die Sache der Moral als der Kritik: Rec. hat es ohne alles Aergerniß durchgeleſen, und ſich ſehr ergötzt, ſein oft ſo trocknes und undankbares Amt auch einmal unter luſtigen Bildern vorgeſtellt zu finden. Das zu dem Kupferſtiche gehörige Lied im Bänkelſängertone wird durch ſeinen Gegenſtand (es beſingt hauptſächlich die neueſte Geſchichte der Philoſophie) eine Menge Leſer gleich zuerſt anlocken. Eine drollige Parodie auf den Unfug, der hier und da mit der Kunſtſprache des kritiſchen Syſtems getrieben wird, iſt der 'Verſuch einer neuen Art von Dedication nach kritiſchen Principien von Caſparus Dominicus an Ebendenſelben'. Auch 'die Uhu, eine dramatiſch-ſatiriſche Rhapſodie, mit Chören von Uhu'n, Raben und Nachteulen', ſind reich an Beziehungen auf unſre Zeit. Der Vf. hatte ſie zunächſt für eine burleſke Aufführung beſtimmt, wodurch ſie, wie man verſichert, an komiſcher Stärke noch ſehr gewonnen haben ſollen. Viele Züge bleiben aber auch beim bloßen Leſen beluſtigend, unter andern die Verfertigung der halb matthiſſonſchen, halb bürgerſchen Elegie. Da der Vf. häufig wegen angeblicher Lücken in ſeiner Handſchrift abbricht, ſo läßt ſich nicht entſcheiden, ob durch die Ausfüllung derſelben dem Unzuſammenhange dieſer Scenen würde abgeholfen werden, oder ob er für ariſtophaniſche Freiheit gelten ſoll. Durch das letzte würden die Forderungen an den Dichter vielleicht zu ſehr geſteigert werden: denn nur das höchſte Komiſche kann zur Uebertretung aller ſonſt geltenden Geſetze der Darſtellung berechtigen. Die Bekenntniſſe eines Weiberfeindes, eine dramatiſierte Erzählung, vorn herein durch originellen Humor, in ihrem Fortgange durch komiſche Kontraſte gewürzt, ſind ebenfalls nur Fragment, ob es gleich nicht ausdrücklich geſagt wird: denn die Geſchichte des Majors, ſo weit ſie hier geführt iſt, giebt die Aufſchlüße noch nicht, die anfangs davon verſprochen werden. 'Bon ton auf dem Lande' iſt eine treffende Satire auf die Thorheit, welche ihr Titel bezeichnet; der Dialog darin iſt lebhaft und bewegt ſich in den Feßeln des Silbenmaßes und des Reimes mit der ungezwungenſten Leichtigkeit. Das der 'Kirchenrechnung' vorangehende Geſpräch erinnert, ohne doch daher entlehnt zu ſein, an die Scene in Minna von

Barnhelm, wo Franciſca ſich beim Juſt nach Tellheims geweſenen Bedienten erkundigt. 'Die Kirchenrechnung' ſelbſt hingegen und das ironiſche Lob der Medicin ſind zu oft gebrauchte Einkleidungen der Satire, um beſonders anziehen zu können, obgleich einzelne Einfälle gar nicht verwerflich ſind. Das einzige Stück 'Pſycharion oder die Entkörperung, eine Geſchichte aus dem Griechiſchen', welches unter dem Schleier ſeiner blühenden Sprache eine Myſtik der Sinnlichkeit lehrt, deren dichteriſchen Werth wir hier nicht unterſuchen wollen, entſpricht dem Zwecke des Taſchenbuchs auf keine Weiſe. Sonſt iſt Scherz und Satire ſelbſt noch in dem Sach- und Namen-Regiſter und in der Selbſt-Recenſion am Schluße reichlich ausgeſtreut. Wir wünſchen Hrn. F., der durch das, was er in Gattungen, welche eigentlich die gebildetſte Reife des Geiſtes vorausſetzen, ſo früh ſchon geleiſtet, noch weit größere Erwartungen für die Zukunft erregt, alle Aufmunterung auf ſeiner von mancherlei Gefahren umgebnen Laufbahn.

[Vgl. unten A. L. Z. 1798. Nr. 47.]

Kleine Romane von Friedrich Schulz. Leipzig 1788...90. 5 Bände.

Leopoldine. Ein Seitenſtück zum Moritz. Von Fr. Schulz. Lpz. 1791. 2 Thle.

Kleine proſaiſche Schriften vom Verfaßer des Moritz. Weimar 1788...1795. 5 Bdchen.

Geſammlete Romane von Fr. Schulz. 3. Theil. Henriette von England. Berl. 1794.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Meſſe unſre Bücherverzeichniſſe anſchwellen, vollenden die meiſten, ja faſt alle, den Kreißlauf ihres unbedeutenden Daſeins ſo ſchnell, um ſich dann in die Vergeßenheit und den Schmutz alter Bücher in den Leſebibliotheken zurück zu ziehen, daß der Kunſtrichter ihnen ungeſäumt auf der Ferſe ſein muß, wenn er nicht den Verdruß haben will, ſein Urtheil auf eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nicht mehr exiſtiert. Auf der andern Seite wirkt auch der frühzeitigſte und noch ſo gegründete Tadel nur wenig gegen die Verbreitung dieſer loſen Waare unter ſolchen Leſern, auf die dabei eigentlich gerechnet iſt. Der bloß ſinnliche Romanenhunger muß geſtillt werden, ſei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abſcheu gegen die zweite Leſung auch des geiſtreichſten Buches verbindet ſich eine Genügſamkeit, die ſich ſelbſt das Platte, Abgeſchmackte und Abenteuerliche gefallen läßt, wenn es nur neu ſcheint, und bei der es bloß armſeliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchteſten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit ſechs oder ſieben Jahren ſtemmen ſich alle Recenſenten des heiligen römiſchen Reichs, die in dieſem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltſamer auf ſie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündniſſen und den Geiſtern iſt vollends gar keine Rettung mehr. Der Ehrgeiz des Schriftſtellers ſowohl als des Beurtheilers, der ſich ſelbſt achtet, muß alſo darauf eingeſchränkt ſein, auf den gebildeteren Theil des Publikums zu wirken. Dieſen hatte Fr. Schulz für ſich, ſeit er durch den kleinen Roman Moritz ſeine Laufbahn glänzend eröffnete; dieſem ſind die Verdienſte, die er ſich um unſre Litteratur durch Uebertragungen, Bearbeitungen fremder Werke und eigne Dichtungen erworben, noch in zu friſchem Andenken, als daß ſie nicht gern bei einer Ueberſicht derſelben verweilen ſollten.

Es iſt auffallend und ſchon oft bemerkt worden, daß unſre Sprache ſich bis jetzt für den dichteriſchen Gebrauch weit mehr vervollkommt hat, als für den Vortrag in Proſa.

Wiederum iſt es den deutſchen Schriftſtellern im Ganzen immer noch beßer mit ernſtern Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fordern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin ſich die Geiſteskräfte ohne Spannung und mühſame Arbeit nur ſpielend entfalten, und wo beſonders ein aufgeweckter Witz freien Raum hat, ſich im günſtigſten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen ſein, daß ſich im Franzöſiſchen und ſelbſt im Engliſchen das Geſpräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterſcheidungen führen läßt, die man im Deutſchen nicht auf denſelben Grad zu treiben ſuchen dürfte, ohne in Ziererei und Steifheit zu verfallen. Dieſe letzte Erſcheinung verſteht ſich nach der eben erwähnten ſchon von ſelbſt. Die Kunſt der gewandten und unterhaltenden Schreibart ſteht mit der Gabe der geſelligen Mittheilung in ſehr nahem Bezuge, ja in beſtändiger Wechſelwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, deſto reicher wird dieſe ſich entwickeln, und durch den erhöhten und verfeinerten geſellſchaftlichen Genuß die Geſelligkeit ſelbſt verſtärken. Aber der Schriftſteller, der für die Geſellſchaft bilden will, muß ſelbſt durch ſie gebildet ſein: und wie Viele unter dem großen Haufen derer, die in Deutſchland für das Vergnügen der Leſewelt arbeiten, ſind wohl in der Lage geweſen, in den feineren Verhältniſſen des Lebens durch mannichfaltigen und auserleſenen Umgang nur die unbehülfliche Einſeitigkeit ihres Geiſtes abzuſchleifen, geſchweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons ſich ganz zu eigen zu machen? Wie viele ſind nicht im Gefühle ihrer Kraft und Deutſchheit weit entfernt, ſich dieſes Bedürfniſſes nur einmal bewußt zu werden? Fr. Schulz kennt die Welt und die Geſellſchaft; er hat ſich, vorzüglich durch die lebendigen Gemälde, die er von ein Paar Hauptſtädten Europas entworfen, als einen hellen, geiſtvollen und vorurtheilsfreien Beobachter gezeigt; und um dieß ſein zu können, muß man unter dem Gewühle verſchiedenartiger Denkarten und Beſtrebungen, die ſich in den Mittelpunkten der Verfeinerungen gegen einander reiben und tauſendfältig durchkreuzen, ſich ſelbſt mit Freiheit und Sicherheit bewegen. Dieſe rege Benutzung des wirklichen Lebens bei der ſchon natürlichen Richtung ſeiner Anlagen, als Schriftſteller ein angenehmer Geſellſchafter zu ſein, verband er mit einem andern Studium, das den Verfaßern unſrer gewöhnlichen Romane meiſtens eben ſo fremd iſt, nämlich mit einer ausgebreiteten Beleſenheit in der franzöſiſchen Litteratur. Das Talent, gefällig und lebhaft zu erzählen, iſt gewiß nirgends ſo einheimiſch als in ihr. Daß S. in dieſer Hinſicht, wie er ſelbſt nicht verſchweigt, ſeinen Vorbildern viel zu danken hat, darf ſeinen Ruhm nicht ſchmälern: denn wer kann zu ſeiner Bildung die Muſter entbehren? Auch iſt es keineswegs eine ängſtliche, dem Genius der Sache nicht angepaßte, Nachahmung, wodurch ſein Vortrag ſich der franzöſiſchen Manier nähert. Was er ſich davon auf eine freie Art angeeignet, hat unter ſeinen Händen das fremde Anſehen abgelegt. Man kann ohne im Geringſten undeutſch zu werden, das Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unſre Sprache durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortſtellungen nur allzuſehr ausgeſetzt iſt, mit dem raſchen, flüchtigen Tritte der franzöſiſchen Proſa vertauſchen. Nichts würde uns im Grunde mehr von *) den Vorzügen dieſes Muſters entfernen

---

*) der Eigenthümlichkeit derſelben 1797. 1801.

als Gallicismen; denn keine Nation wacht ſorgfältiger über die charakteriſtiſche Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was ſich nicht mit ihrer allgemeinen Beſchaffenheit in Harmonie ſetzen läßt, mit größerer Strenge daraus, als die franzöſiſche. Dieſe Klippe, auf die man bei dem Beſtreben nach Annäherung ſo leicht geräth, hat S. mehrentheils glücklich vermieden. Selbſt wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert ſeltner an ein Original, als die deutſche Treue, die ſich ſonſt auch im Ueberſetzen bewährt, es mit ſich bringt. Vielleicht iſt es ihm eben dadurch beßer gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieſer Gattung die Ungezwungenheit ſehr weſentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde ſich im Einzelnen an der Schreibart dieſes geſchmackvollen Schriftſtellers noch Manches tadeln laßen. Beſonders haben wir bei den Werken der Mad. de la Fayette (der Verfaßerin der Henriette von England, der Zaide und der Prinzeſſin von Cleves; die beiden letztgenannten machen die erſten zwei Bände der geſammleten Romane aus) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in ſeiner Uebertragung vermißt. Blühende Fülle der Rede ſteht ihm weder bei Nachbildungen noch urſprünglichen Darſtellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, ſo wäre es vortheilhafter geweſen, die Anſprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereien des Gefühls den innigſten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die ſtärkſte Verſinnlichung zu finden bemüht iſt, ergreift er mehrmals ſtatt deſſen dort das Koſtbare, hier das Ueberladne, überſchreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Proſa, ohne den Leſer durch einen ächt dichteriſchen Schwung fortzureißen, der gegen die gewöhnliche Meinung, neben der gröſten Einfachheit ſtattfinden kann. Auch ſind wir auf allerlei kleine Verſehen gegen die Richtigkeit der Sprache geſtoßen; und doch wäre durchgängige grammatiſche Genauigkeit hier deswegen eine ſehr ſchätzbare Tugend geweſen, weil ſie, überall, wo wir unſre Sprache auf eine lebendige Weiſe, nicht mit der gemeſſenſten Vorbereitung, behandeln, im Geſpräche, in freien mündlichen Vorträgen, ſogar auf der Bühne, noch ſehr ſelten unter uns iſt.

Da Fr. S. ſich bei dem, was unter ſeinen Schriften überſetzt oder bearbeitet iſt, gar nicht an die neueſten Erſcheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloß mechaniſchen, oft in der Litteratur der Sprache ganz unbewanderten Ueberſetzer hinzuziehen pflegt: da er vielmehr franzöſiſche Originale, die zum Theil ſchon vor geraumer Zeit geſchrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutſchland verbreitet hat: ſo muß billiger Weiſe die hiebei getroffene Wahl auch mit in Anſchlag gebracht werden, wenn ſie glücklich iſt. Freilich ſcheint uns dieß nicht immer in gleichem Maße der Fall zu ſein, und wenn wir bei einigen Erzählungen gern anerkennen, daß ſie die Verpflanzung durch ſo geſchickte Hände vollkommen verdienten, ſo mußen wir hingegen bei andern lebhaft bedauern, daß ihm nicht öfter gefallen hat, ſeine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geſchäftigkeit zu verſetzen.

*) [Eine kurze Angabe der einzelnen Stücke wird dieſes Urtheil rechtfertigen können. Wir übergehen dabei für Erſte die unter den kleinen Romanen ſtückweiſe mit abgedruckte Leopoldine, da ſie auch beſonders erſchienen iſt, um mit ihr als dem beträchtlichſten Originalwerke des Vfs. den Beſchluß zu machen.

---

*) [Das Folgende bis zu der Beurtheilung der Leopoldine iſt aus den Abdrücken von 1801. und 1828. weggelaßen.]

Kleine Romane. Liebe nach der Kunſt, nach dem Franzöſiſchen Le beau de la galanterie. Wir kennen das letzte nicht; aber es muß von keinem vorzüglichen Werthe in dieſer den franzöſiſchen Sitten ſonſt ſo geläufigen Gattung ſein, weil der deutſche Bearbeiter den Verfaßer der urſprünglichen Erzählung nur als den Farbenreiber angiebt, und er als der eigentliche Meiſter des Gemäldes nicht alle Ungeſchicklichlichkeit deſſelben hat wieder gut machen können. Die Kunſt der Gräfin würde wenigſtens dann bei weitem nicht fein genug erſcheinen, wenn der Verführte der aufgewandten Mühe würdiger wäre, und es ihr nicht bloß durch Charakterloſigkeit und ſchwerfällige Blödigkeit, ſondern durch irgend eine liebenswürdige Eigenſchaft ſo ſchwer machte, ſich ſeiner zu bemächtigen. Daß man den unangenehmen Eindruck der Leere davon hinwegnimmt, welche dieſer Art, die Liebe zu treiben, die Entſtehung giebt, iſt vielleicht der Abſicht gemäß.

Das Ideal, eine mehr ernſthafte als leichte, obgleich an Gehalt ziemlich leere, Erzählung. Verſchiedne Stellen derſelben könnten die vorhin gemachte Bemerkung beſtätigen, daß der Vf. den wärmſten Ausdruck des Gefühls auf einem ganz falſchen Wege ſucht, der ihn zuweilen bis in das entgegengeſetzte Gebiet des Froſtigen führt. Z. B. 'Für Situationen dieſer Art hat die Sprache keine Worte, der Geſchichtſchreiber keine Faßung und der Leſer kein Mitgefühl. Der Geſchichtſchreiber hat alles gethan, was er thun konnte, wenn er mit zitterndem Finger, ſtumm auf die Thräne zeigt, die einem Dulder ſolcher Qualen über die Wange herabrollt.' Der Leſer, dem über das Leiden, wovon hier die Rede iſt, nur halb ſo ſchlimm zu Muthe würde, als dem Erzähler nach dieſer Schilderung, müßte übermäßig weichherzig ſein. Der Liebende, dem es ſo übel geht, hatte wenigſtens den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft geſehen; aber der Heldin geſchieht ſchon Recht: warum verliebt ſie ſich nach einer bloßen Beſchreibung, weil ſolche mit ihrem Ideale übereinſtimmt? Ein provenzaliſcher Edelmann und Dichter ſoll ſich einmal in eine ihm völlig unbekannte Gräfin von Tunis ſo ſterblich verliebt haben, daß er in eben dem Augenblicke ſtarb, als er ſie zum erſten Male erblickte: allein dergleichen trägt ſich ſeit langen Zeiten ſchon nicht mehr zu. Für die Unwahrſcheinlichkeiten im Gange der Geſchichte hält uns keine Erwartung noch Ueberraſchung ſchadlos. Man weiß ſogleich, daß zwei Perſonen ſterben müßten, um zwei Ideale zuſammen zu bringen, und eilt alſo nur ihren Tod zu erfahren, womit denn Alles gethan iſt.

Prinz Dadedido, ein kleines Märchen, worin eine lachende Phantaſie zierlich ſinnbildert, ohne daß es ſich doch ganz in Allegorie auflöſen ließe, aus dem Franzöſiſchen angenehm erzählt, und mit einigen modernen Anſpielungen vierziert.

Liebesglück durch Unbeſtändigkeit. Eine vorgeſetzte Einleitung ſoll den Geſichtspunkt für dieſe Novelle franzöſiſchen Urſprungs (Rosalie ou le triomphe de l'inconstance) beſtimmen, das heißt, entſchuldigen, daß ſie in dieſe feine Sammlung aufgenommen wurde. Sie wird ſelbſt einer an ſolchen Stoff gewöhnten Einbildungskraft, wenn ſie ſich noch nicht gegen die Häßlichkeit der unverſchleierten Verderbniß abgehärtet hat, mehr unſittlich als leichtfertig, mehr widrig als reizend erſcheinen. Crebillon, Hamilton und Andre wiſſen bei ihren ſchonungsloſeſten Geſchichten durch die hervorgebrachte Stimmung jede Regung des Unwillens entfernt zu halten: die Darſtellung ſei noch ſo frei, es liegt im Tone derſelben, daß ſie mit ihrem Gegenſtande auf eine geringſchätzige Art ſpielt. Hier iſt hingegen eine ernſtliche Bemühung ſichtbar, die ſchlaffe Gemeinſchaft aller Männer und Weiber mit einem ſophiſtiſchen Firniß zu bedecken. Die Erfinder ſolcher Geſellſchaftsſtücke liefern nicht ſowohl einen Beitrag zur Sittengeſchichte, als ſie ſelbſt für einen gelten können.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann. Nach unſerm Bedünken die ſinnreichſte unter den kleinen Erzählungen, die unſer Vf. vorträgt. Er iſt aber auch hier wenig mehr als Ueberſetzer, ob es gleich nicht beſonders angemerkt wird, und die eingeſtreute Satire ein ganz einheimiſches und neues Anſehen hat. Das Original iſt franzöſiſch und ſchon vor vielen Jahren unter dem Namen Prinz Typhon und Prinzeſſin Zartkinda (ſ. Joh. El. Schlegels Werke 3. Th.) verdeutſcht worden. Fr. Schulz hat nur eine glückliche Einkleidung mit glücklicher Hand auf eine noch nicht ganz verflogne Sucht unſers Zeitalters angewandt, und aus zwei erziehenden Feen einen deutſchen Kraftpädagogen und eine franzöſiſche Gouvernante gemacht. Ohne ſein Zuthun waren hier ſchon die im Einzelnen mit kecken Zügen ausgemalten, aber dem allgemeinen

Sinn und der Wirkung nach gar nicht übertriebenen Kontraſte luſtig gruppiert; er iſt aber auf eine leichte und gefällige Art mit dem Vorhandnen ſowohl als dem Hinzugekommnen umgegangen. Des letzten iſt nicht viel, doch bedurfte es hier keiner ausgeführteren Zuſätze, und das Wenige iſt witzig. Man wundert ſich, Züge, die nur aus dem Vorſatze, eine deutſche Seltſamkeit lächerlich zu machen, entſpringen zu können ſcheinen, ſchon im Originale anzutreffen. Ein allegoriſcher Tempel der Eigenliebe iſt mit Recht weggeblieben.

König Stark-an-Kopf und ſeine Familie. Die gute Frau. Muku und Bſtbſt. Drei Märchen aus dem Franzöſiſchen, von denen das erſte unſtreitig den Vorzug behauptet. Die artigſte Munterkeit beſeelt insbeſondre den Anfang, und erhält ſich, obgleich nicht immer eben ſo glänzend, bis an das Ende der ziemlich langen Reihe von Wunderbegebenheiten. Es hat Sinn und Geiſt im Einzelnen ohne eine durchgeführte Beziehung, ſo daß die geiſtvolle Erfinderin, die Gräfin von Remond, es mit Recht Conte en l'air nennen konnte. Das letzte läßt ſich ſchon näher auf allegoriſche Einkleidungen ein, und die Phantaſie (es ſei uns erlaubt, dieſen Ausdruck einem Kenner und Meiſter abzuborgen) wird weniger auf ihren eignen Flügeln getragen, welches doch für das Weſen des Märchens das Angemeſſenſte ſcheint. Die gute Frau verfällt eben nicht in den Fehler des allzu Bedeutſamen, denn ſie iſt unbedeutend genug. Die etwas breite Naivetät der Amme, von der die Erzählung entlehnt ſein ſoll, ‚weil doch eine gute Frau gern über die andre ſchwatzt, kann den ſüßlichen Inhalt nicht ſonderlich würzen, und wir wurden an die wohlgemeinten, tugendſamen Bezauberungen erinnert, womit Mad. le Prince de Beaumont in ihren Märchen die Kindheit rührt und ergötzt. Uebrigens haben die drei obigen, bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit, doch die Aehnlichkeit in der Anlage, daß immer allerliebſte Prinzen und Prinzeſſinnen zuſammen gebracht werden müſſen, daß die guten Feen ihren Einfluß dafür, die böſen dagegen verwenden, und jene, wie billig, zuletzt den Sieg davon tragen. Können wir auch unſre Märchen ſo wenig als unſre Romane und Dramen ohne Vermählungen zu Ende bringen? — Der deutſche Ausdruck iſt hier ſo frei und geſchmeidig, daß ſich nirgends der Wunſch regt, lieber das Original ſtatt der Uebertragung zu leſen. Rec. müßte ſich ſehr irren, wenn ihm nicht von Muku und Bſtbſt (im Franzöſiſchen heißt es Acajon et Zirphile) eine andre frühere Verdeutſchung vorgekommen wäre.

Sophie. Dieſe Erzählung beſtätigt wiederum die vorhin gemachte Bemerkung, daß die gefühlvolle Gattung dem Vf. weit weniger gelingt, als die eben erwähnte. Die erſte Erſcheinung Sophiens iſt zwar ſehr einfach und anziehend; ſie erweckt wahre Theilnahme. Doch fällt die hart ausgeſprochene Lehre, die noch dazu einen ſo einſeitigen Geſichtspunkt auffaßt, ſchon aus dieſem Tone, und im Verfolg der Geſchichte giebt es trockene, faſt langweilige Stellen. Sophie wäre des Mitleids würdiger, wenn ſie ſich nicht durch eine ſo grobe Täuſchung hätte hintergehen laßen. Die Lehre, daß eine verheiratete Frau keinem erſten Liebhaber den Zutritt verſtatten ſoll, könnte, da dieſes von Seiten Sophiens wirklich nicht einmal eine freiwillige Handlung war, beßer in die verwandelt werden, daß ein Mädchen ſich durchaus nicht der Leitung einer Freundin überlaßen ſoll, die ihr den geringſten Anlaß zum Mißtrauen gab.

Rapunzel. Dieß iſt vermuthlich ein eignes Produkt des Vfs, und verdiente wohl eher als die gute Frau das Motto: Il n'est rien d'inutile aux personnes de sens. Auch eine Viertelſtunde des bloßen Zeitvertreibs iſt allerdings an ſolche Perſonen nicht verloren. — Als ein Beiſpiel von ungrammatiſcher Nachläßigkeit führen wir folgende Stelle an: 'Als ſie (die Frau) in die Wochen kam, erſchien eine Fee vor dem Kindbette. Es ward ein Mädchen, und ſie hieß ſie Rapunzel. Sie wickelte ſie in Silber- und Goldſtoff, ſie ſprengte ſie mit einem koſtbaren Waßer ein, das ſie in ihrem Büchschen hatte, und nun wurde ſie das ſchönſte Kind unter der Sonne. Sie nahm ſie mit nach Hauſe' u. ſ. w. Dieſe Wiederholung deſſelben Fürworts in verſchiednen Fällen und auf verſchiedne Perſonen bezogen, iſt nicht nur verwirrend, ſondern auch übellautend. Wo der Zweideutigkeit ſonſt gar nicht auszuweichen iſt, welches hier nicht der Fall war, thut man immer noch beßer, die Namen einige Male wiederzubringen.

Antonchen und Trudchen. Aus dem Franzöſiſchen der Gräfin Remond, aber man muß geſtehn, die halb rohe, halb romanhafte Liebe der beiden Leutchen könnte gar wohl auf deutſchem Boden gewachſen ſein, und die Scene iſt ohne Gewaltſamkeit nach Pommern verſetzt. Dieſe Verdeutſchung ſcheint uns übrigens anſpruchsloſer gerathen zu ſein, als eine andre der nämlichen Erzählung, welche ſich in einer gewiſſen Sammlung von Arabeſken, Groteſken und Calots befindet.

Kleine proſaiſche Schriften: I. Kinderſtreiche meiner Phantaſie. II. Eine höchſt ſeltſame Naturerſcheinung. III. Eine Reihe von Familiengemälden. IV. Anekdote von Boiſſy. V. Geſchichte meiner Hypochondrie. Ein Beitrag zur Seelen-Naturkunde. Dieſe Aufſätze, die vorher im deutſchen Merkur und im Muſeum zerſtreut erſchienen waren, haben alle, außer der Unterhaltung, die ſie gewähren können, mehr oder weniger Werth für den Pſychologen und Menſchenbeobachter. Die Familiengemälde ſind gut ſkizzierte Schilderungen ſchlechter Sitten in kleinen Dialogen. Manchmal möchten die Sitten allzuſchlecht ſcheinen, um der Schilderung gewürdigt zu werden, obgleich leider nicht zu ſchlecht, um von der Wirklichkeit entlehnt zu ſein. Die Charakteriſtik derſelben enthält wenigſtens kein überflüſſiges Wort, und der Ekel, den ſie erregen, iſt ſo ſehr als möglich verkürzt.

Joſephe, nach Marivaux. — Marivaux iſt der einzige, der Fr. Schulzen den Vorwurf machen dürfte, augenſcheinlich unter ſeinen Händen eingebüßt zu haben. Der deutſche Bearbeiter hat ihm ſeine Eigenthümlichkeit genommen, ohne ihm eine andre dafür wiederzugeben. Joſephe iſt nur ein trockner Auszug der Marianne. Die Feinheit und Gefälligkeit des Originals iſt faſt nicht mehr zu erkennen, und die Lebendigkeit iſt ganz verſchwunden. Sie lag nicht in Marivauxs Wort- und Reflexions-Fülle, auf die er durch ſeine beſtändigen Entſchuldigungen nur noch aufmerkſamer macht. Der Ueberſetzer, der ſich in der Vorrede darüber in zierlichen Gegenſätzen erklärt, hätte ſie füglich einſchränken mögen. Aber warum durfte Joſephe nicht, wie Marianne, in eigner Perſon erzählen, und ſich ſelbſt ganz dramatiſch darſtellen? Sie entwickelt die kleinen Schliche ihres Herzens, und die Streiche, die ihre Phantaſie ihr ſpielt, doch grade nicht mehr und nicht weniger, als ſie ſich derſelben bewußt geworden ſein kann. Wir werden ihr durch ihre Geſtändniſſe täuſchend nahe gerückt, ohne daß ſie uns durch eine allzuängſtliche Zergliederung zuwider würde. Was ſie an Großmuth und Uneigennützigkeit zu verlieren ſcheint, gewinnt ſie an

Liebenswürdigkeit; ſie iſt ein ganz und gar einnehmendes Weſen, deßen Grundlage ſo glücklich und gut iſt, daß die Zuthaten der Eigenliebe ſich alle darin zum Beſten kehren, und ihre Mittel edelmüthig ausfallen. Wir würden uns von ihr hinreißen laßen, wenn wir auch in jeder Situation ihr Herz ganz wie es iſt auf ihren Lippen hörten; ja, ſie reißt uns wirklich hin. Joſephe hingegen bleibt uns immer die dritte Perſon, in welcher von ihr erzählt wird. Nicht bloß die Geſchwätzigkeit, ſondern auch charakteriſtiſche Züge ſind weggeſtrichen, und der Schluß iſt zum großen Nachtheile des Intereße abgekürzt. Die Untreue des Liebhabers bricht ſo plötzlich ab, daß man nicht einſieht, warum ſie nicht lieber ganz weggelaßen ward; denn was im Original ſehr anziehend iſt, wird hier doch nur unbedeutend. Die Entdeckung der Aeltern iſt auch noch plötzlicher herbeigeführt, als nöthig war; und überhaupt hat das Ende ein etwas gemeines Anſehen bekommen. S. muß dieſes Werk ſehr eilfertig bearbeitet haben; ſonſt hätte man glauben ſollen, er wäre ganz vorzüglich dazu geſchickt geweſen, da er in ſeiner Leopoldine etwas Aehnliches unternommen hat. In dieſer wie in der Marianne werden weibliche Anlagen und Gaben, Liſt, Gegenwart des Geiſtes, Eitelkeit, in entwickelnde Lagen geſetzt. Aber freilich iſt Mariannens Bild von weit zarterer Miſchung: die Verſchlagenheit iſt in ihr mit Unſchuld und Edelmuth, die Eitelkeit mit Gefühl von Würde gepaart, was ſich, wie wir bald ſehen werden, nicht von Leopoldinen rühmen läßt.

Zwei anziehende hiſtoriſche Aufſätze ſind ‘Martinuzzi oder Leben eines geiſtlichen Parvenüs, in Bezug auf neuere Erſcheinungen erzählt’; und ‘Geſchichte der Camiſarden. Bei Gelegenheit der jetzigen Revolution in Frankreich von neuem erzählt’. Die Art von Belehrung, welche der Vf. bezweckte, iſt ſchon in den Ueberſchriften angegeben. Der Vortrag iſt leicht, im Stil der Memoiren, und ſoll ſich wohl mit Fleiß nicht zu der Würde einer eigentlich hiſtoriſchen Darſtellung erheben. In der Geſchichte der Camiſarden ſind die oft mit ſehr ähnlichen Umſtänden wiederholten Erzählungen von kleinen Gefechten etwas ermüdend. Das Luſtſpiel nach dem Italiäniſchen des Grafen Stiatelle, ‘Der Schein betrügt’, kann man nicht als einen ſonderlichen Gewinn für unſre Bühne betrachten.

Geſammelte Romane. Allerdings verdiente die Geſchichte der Prinzeſſin Henriette von England durch eine Ueberſetzung unter uns bekannter zu werden. Mad. de la Fayette war eine genaue Freundin derſelben und Augenzeugin ihres Todes, deſſen Umſtände ſie mit großer Genauigkeit erzählt. In dieſer letzten Rückſicht iſt ihr Buch ſogar Quelle für den Geſchichtſchreiber. In dem, was die Verhältniſſe der Prinzeſſin am franzöſiſchen Hofe und die Angelegenheiten ihres Herzens betrifft, hat die Biographin freilich, wie ſie ſelbſt in der Vorrede geſteht, die Wahrheit manchmal ſehr ſparen müßen, obgleich, mit der gehörigen Vorſicht ſich wohl ein guter hiſtoriſcher Gebrauch davon machen läßt. Gegen Schulzens Behauptung, daß dieſes Werk ein täuſchend getreues Gemälde von dem Geiſte der damaligen Galanterie liefre, möchten wir einwenden, daß Mad. de la Fayette eine Frau von zu ſtrengen Sitten war, als daß ſich ihre Feder nicht vielen Umſtänden hätte entziehen ſollen, die ſehr charakteriſtiſch geweſen wären. Es ſteht ihr wirklich ein wenig ſonderbar, die Annaliſtin ſo unendlich vieler ſich durchkreuzenden Liebeshändel zu machen: und da ſie aus Anſtändigkeit für die ſinnliche Seite derſelben gar kein Auge haben wollte, ſo warf ſie ſich ganz auf die Seite der höfiſchen Intriguen, die dabei geſpielt wurden, aus denen denn auch die Geſchichte dieſer engliſchen Prinzeſſin faſt einzig zuſammengewebt iſt. Sie ſehen einander ſo ähnlich, daß die Namen der Perſonen zu Hülfe kommen müßen, um ſie zu unterſcheiden. In der Prinzeſſin von Cleves beſteht doch nur die hiſtoriſche Einfaßung in dergleichen geſchnörkelten Zierraten, aus denen die Hauptperſonen en medaillon hervortreten; ihre Leidenſchaft und ihre Tugend müßen jedes empfängliche Herz theilnehmend beſchäftigen. Als Roman betrachtet iſt daher Henriette von England gar nicht mit jener zu vergleichen. Fr. Schulz räumt überhaupt der Verfaßerin zu viel ein, wenn er in der Vorerinnerung erklärt, er habe die Prinzeſſin von Cleves und die Zaide hauptſächlich deswegen überſetzt, um den deutſchen Schriftſtellern im Fache der hiſtoriſchen Romane Muſter aufzuſtellen. Von der erſten möchte es gelten, allein Zaide iſt ziemlich leer, und ſelbſt nach den vorgenommenen Abkürzungen zuweilen langweilig. Auch herrſcht gar kein franzöſiſcher Geiſt, ſondern vielmehr die Manier gewiſſer ſpaniſcher Novellen darin. Redensarten, wie folgende, die uns in der Henriette auffielen: 'da ſie beide zu feurigen Leidenſchaften neigten'; 'nichts vor ihm geheim haben'; 'damals, wo er vom Hofe entfernt wurde'; 'ihre kleine Gabe von Geiſt' u. ſ. w. beweiſen, welche Aufmerkſamkeit auch ein geübter Ueberſetzer anzuwenden hat, um alles Fremde zu vermeiden.]

Das einzige bedeutende Werk von Schulzens eigner Erfindung nach dem Moritz iſt die Leopoldine *). Sie iſt vor einiger Zeit ins Franzöſiſche übertragen worden, und wird, wie man verſichert, in Frankreich mit vielem Beifall geleſen. Dieß iſt nicht mehr, als zu erwarten ſtand. Eine gewiſſe Feinheit des Verſtandes, die unter den Eigenſchaften, welche zur Hervorbringung dieſes Romans in Thätigkeit geſetzt werden mußten, ſichtbar den Vorſitz führt, iſt ungemein geſchickt, das Wohlgefallen unſrer gewandten Nachbarn zu feßeln. Auch iſt die Anlage des Ganzen mit Einſicht gedacht und mit Geſchicklichkeit ausgeführt; was Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zuſammenhang der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Spiel geſetzten Mittel, leiſes Vorbereiten und ſtätiges durch alle Stufen hindurchgeführtes Fortſchreiten zur endlichen Entwickelung betrifft, bleibt wenig zu wünſchen übrig: und auf dieſe bloß kunſtgerechten Vollkommenheiten, die von dem eigentlich dichteriſchen Gehalte einer Schöpfung der Einbildungskraft noch weſentlich verſchieden ſind, haben franzöſiſche Kenner und Kunſtrichter von jeher einen nur allzuhohen Werth gelegt, ſo daß ſie in einer vorzüglich für dieſelben empfänglichen Gattung (der Tragödie) ſich lieber mit leeren Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwas loſer

---

*) [Vgl. oben die Rec. dieſes Romans aus den Götting. Anz. v. gel. Sachen. 1791. Stück 22.]

geordnet, ſich gefallen laßen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Forderungen, welche der Vf. in dieſem Stücke an ſich ſelbſt gemacht hat; allein wir könnten wünſchen, er hätte ſich der epiſchen Freiheiten des Romans (ſo wenig bis jetzt noch deſſen Theorie ergründet iſt, darf man doch wohl im Voraus die Behauptung feſtſtellen: der Roman unterſcheide ſich dem innern Weſen nach, nicht bloß durch Geſtalt und Einkleidung, vom Drama) in ſtärkerem Maße bedient, und dadurch ſeiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderiſch er auch geweſen iſt, in die engen Grenzen ſeines Gegenſtandes allen Wechſel zu legen, der ſich irgend anbringen ließ; ſo hat er doch einer gewiſſen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er ſcheint ſich in der That die Sache ſchwerer gemacht zu haben, als nöthig geweſen wäre. Die Bedeutung ſeines fortgehenden Gemäldes hätte ſich wohl in weniger Umriße zuſammendrängen laßen, und die Darſtellung würde freier und ſchöner ſein, wenn ſie nicht Alles ſo gründlich erſchöpfte. Freilich iſt es keine geringe Kunſt, durch das zu wirken, was man verſchweigt; denn es ſetzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Leſers ſtark genug getroffen habe, um auf ihre Selbſtthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt ſich auch; denn was man ſelbſt gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebene. Dieſe Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem Ueberfluße entſpringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns ſchneller und vollkommner mit ſeinen Perſonen bekannt mache, als es durch ihre Erſcheinung in der Wirklichkeit geſchehen würde, aber mehr durch die Art, wie er ſie in Handlung ſetzt, als durch ſeine Betrachtungen über ſie. Mit jenem Mittel begnügt ſich der

Vf. auch in Anſehung der übrigen Figuren ſeiner Zuſammenſetzung: nur die Heldin, die durch das Ganze erzählend eingeführt wird, iſt bemüht, nicht allein den Zuſtand ihres Innern in allen Lagen, worein ſie geräth, genau zu ſchildern, ſondern auch ihre Handlungen aus dem Gewebe der geheimſten Anregungen vollſtändig zu erklären. Der Scharfſinn des Leſers wird dadurch vieler Mühe überhoben, außer daß die Erklärungen ſelbſt einigemale ins Spitzfindige oder ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkt, was der Dichter aus der unſichtbaren Welt des innern Menſchen in die ſinnliche hinüberſpielen kann, wollen wir lieber errathen, als uns ſagen laßen. Bei einem entgegengeſetzten Verfahren wird nicht bloß der Reiz eingebüßt, der in der lebhaften Beſchäftigung für den Geiſt liegt; die Darſtellung verliert an und für ſich. Die Umſtändlichkeit des Begriffs verdunkelt die Anſchaulichkeit des Bildes. Die dichteriſche Ausführung eines Charakters ſoll der forſchenden Zergliederung eines Pſychologen Stand halten können; ſie ſoll nicht ſelbſt eine ſolche Zergliederung ſein. Dieß wäre den Commentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte über die Lage, den Zuſammenhang und die Wirkſamkeit der Muſkeln iſt eine anatomiſche Figur ohne Hautbekleidung vortrefflich; aber welcher Zeichner wird ſie als Gegenſtand des Wohlgefallens aufſtellen?

Erforderte es indeſſen der Zweck des Vf. durchaus, an ſeinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Umriße zu zerſtören, um ſeinen innern Bau und und jeden Beſtandtheil der Zuſammenſetzung einzeln darlegen zu können, ſo hätte er immer noch beßer gethan, dieß Geſchäft in eigner Perſon zu übernehmen, als Leopoldinen Selbſtgeſtändniſſe ſchreiben zu laßen. Eine Art von Allwißenheit gehört zu den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten *) der Muſen. Niemand fragt alſo den Dichter, woher er ſeine Kenntniß habe, wenn er auch in das Innerſte der Gemüther dringt. Hingegen iſt es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrſcheinlichkeit, Leopoldinen die Geſchichte ihrer Kindheit ſo erzählen zu laßen, daß ſie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verſchlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenſchaft zu geben weiß, die dem geübteſten Selbſtbeobachter im Alter der Beſonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart; ſie kann das nicht zurückrufen, was, in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewußtſein zu kommen. Und welche Beweggründe konnte ſie haben, ihre Geſchichte aufzuzeichnen? Schrieb ſie etwa für den Geliebten, dem wir ſie am Schluße in die Arme geführt ſehen? So hätte ſie wenigſtens, der Schönheit zu Lieb, die feindſelige Wahrheit hie und da verſchleiern ſollen. Mußte ſie ſich nicht ſcheuen, wenn ſie ſo ſchonungslos mit ſich ſelbſt umgieng, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu laßen? Oder fühlte ſie gar nicht, in welchem ungünſtigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachſamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verſtellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meinung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erſcheinen mußten? Dieſes würde an der erwachſenen Leopoldine eben die Herzloſigkeit, vollendet und als feſtgeſetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage ſchon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt.

---

*) der Dichtung 1828.

Doch hievon abgeſehen, ſo fragt es ſich, ob hier die Eigenſchaften des einzelnen Weſens in einer allgemeineren Beziehung aufgeſtellt ſind, ob Leopoldine überhaupt für ein Bild der erſten Entwicklung der Weiblichkeit gelten ſoll, oder nicht. In jenem Falle, fürchten wir, iſt der Vf. der Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts ſehr zu nahe getreten, und hat wohl gar die Mißgriffe einer verkehrten Erziehung der armen Natur aufgebürdet. Es läßt ſich außerdem mit Grunde bezweifeln, ob dieſe einen verſchiednen Charakter der Geſchlechter im Geiſtigen vor dem Zeitpunkte anerkennt, in welchem ſie den Keim der abweichenden Beſtimmung körperlich entfaltet, und ob es nicht die ſchädlichen Folgen aller voreiligen Reife nach ſich ziehen muß, wenn männliche oder weibliche Eigenthümlichkeit durch künſtliche Behandlung hervorgelockt wird, wo noch bloß das unbeſtimmte Streben der Kindheit herrſchend ſein ſollte. Fr. S. ſcheint ſo weit von dieſer Anſicht entfernt zu ſein, daß im Moritz wie in der Leopoldine der ſchneidende Gegenſatz der Geſchlechtscharaktere noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der ganzen Darſtellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall würde es unbillig ſein, der Weiblichkeit die frühe Ausartung des kleinen ſelbſtſüchtigen Geſchöpfs zurechnen zu wollen, da es in der That unter den unnatürlichſten Verhältniſſen aufwächſt. Der Anblick dieſes ſo ungleichen und doch nie geendigten Kampfes zwiſchen der abgelebten und der heranwachſenden Verderbtheit hat etwas Peinliches. Der Graf iſt nicht viel werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine köſtliche Eroberung machen. Er ſpielt im Verlauf der ganzen Geſchichte die Rolle eines Siſyphus, der ſich ſelbſt dazu verdammt hat, den Stein bergan zu wälzen; und die unſägliche Geduld, die ſein Egoiſmus aufwendet, um den Egoiſmus eines Kindes an ſich zu feßeln (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er ſich doch wohl nicht ſchmeicheln?), läßt einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in ſeiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Partei gegen den Erfolg ſeiner durchaus unrechtmäßigen und den Zwecken der Natur zuwiderlaufenden Bemühungen: allein wie kann man ſich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz intereſſieren, den ſie gar nicht verdient, da ſie ihn jedesmal verleugnet hat, ſo oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichſten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe iſt wirklich (ohne den wohlgerathnen Karrikaturzeichnungen der gnädigen Mama und des kleinen Chriſtel, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall origineller Laune iſt, ihr Verdienſt abzuſprechen) die einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluß des frühen Aufenthaltes in der Räuberhöle auf ſeine heroiſchen Geſinnungen iſt meiſterhaft dargeſtellt; indeſſen verliert ſich dieſe Schattierung natürlicher Weiſe immer mehr, je länger er außerhalb derſelben gelebt hat, und gegen das Ende iſt er nicht mehr ein Seitenſtück zum Moritz, er iſt der leibhafte Moritz ſelbſt. Gut, daß der Vf. beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten läßt, wo die ungeſtümen Aufwallungen der friſchen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde ſonſt genöthigt geweſen ſein, denſelben eine bedeutendere und näher beſtimmte *) Individualität unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu Gegenſtänden zieht, die ihm vorzüglich gelingen, läßt Fr. S. in dieſen beiden Romanen ſeine Darſtellungen großentheils im Gebiete der

---

*) Perſönlichkeit 1828.

früheſten Jugend, ja des kindiſchen Alters verweilen. Die Geſchichte der Kindheit faßt nicht ſelten große Aufſchlüße über das nachherige Leben eines Menſchen in ſich. Sie kann daher auch als Einleitung oder Epiſode in einem Roman unſtreitig ſehr paßend angebracht werden. Ob es aber die Erwartungen des Leſers vollkommen befriedigt, wenn die Geſchichte da abbricht, wo der Menſch erſt anfangen ſoll, mit ſelbſtändiger Kraft ſeinen Weg durch die verwickelteren Verhältniſſe des Lebens zu ſuchen; ob es nicht mehr Anlagen und Andeutungen ſind, als ein vollſtändiger ſittlicher Charakter, was ſich an einem Menſchen offenbart, bevor auch der Charakter ſeines Geiſtes ſich durch natürliche Reiſe und Bildung feſtgeſetzt hat, wollen wir hier nicht entſcheiden. Iſt es mit dem innern Menſchen nicht wie mit dem äußern, deſſen Schönheit und Vollendung ſich nur an Bildungen erkennen läßt, die ihr volles Wachsthum erreicht haben; weswegen dieſe auch für die bildende Kunſt ein weit höherer Gegenſtand ſind, als die ſchwankenden, von der Natur nur flüchtig entworfnen, Züge des Kindes? Die Kindheit hat zwei ganz verſchiedne Seiten, wovon die eine den Verſtand unterhält, die andre das ſittliche Gefühl in Anſpruch nimmt: das Kindiſche und das Kindliche. Mit jenem Namen bezeichnen wir die Kontraſte, woraus die ganze Exiſtenz der Kinder zuſammengeſetzt iſt, z. B. die Gewalt ihrer Begehrungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die *) Geringfügigkeit ihrer Zwecke und der Ernſt, womit ſie dieſelben betreiben; ihre Nachahmung der Erwachſenen, die ſich hier im verjüngten Maßſtabe abgebildet ſehen. Hauptſächlich aber liegt das Komiſche in dem gänzlichen Unbewußtſein ihrer

---

*) Kleinheit 1828.

eignen Drolligkeit, ſo wie immer ein luſtiger Einfall am ſtärkſten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernſthaft bleibt. Das Kindliche hingegen (gleichſam die reine Menſchheit in der Knoſpe), iſt etwas ſo Zartes und Einfaches, daß es ſich der dichteriſchen Darſtellung zu entziehen ſcheint, und vielleicht nur unmittelbar durch die Rührung, die es in *) ſittlich geſtimmten Naturen erregt, anſchaulich gemacht werden kann. Da Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf als das Herz beſchäftigen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Geiſt und Ton ſeiner Dichtungen es gar nicht mit ſich brachte, dieſe Seite auch nur zu berühren. Das Beluſtigende im Weſen der Kindheit hat er aber meiſterhaft aufzufaßen gewußt: ſeine Kinderſcenen ſind eben ſo **) anziehend als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichſten Farben ausgemalt.

[Bei allem, was man an der Leopoldine vermißen kann, behauptet ſie immer einen ausgezeichneten Platz unter unſern Romanen. So beträchtlich auch ſeit ihrer Erſcheinung die deutſche Litteratur in dieſem Fache bereichert worden iſt, wünſchen wir doch nicht weniger lebhaft, der Vf. möchte eine mit ſo vielem Glücke betretene Laufbahn nicht für immer verlaßen haben.]

Der neue Froſchmäusler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erſtes Buch. Köln 1796.

Die Klage über Vernachläßigung des Einheimiſchen und Sucht nach dem Fremden iſt ſo hergebracht unter unſerm Volke, daß ſchon der Urheber des alten Froſchmeuſelers in der Zueignung die Unvollkommenheit ſeiner Schreibart dadurch entſchuldigt:

---

*) ſinnlich 1828. **) piſant 1797. 1801.

Wenn diß in unſer Deutſchen Sprachen,
Vnſer Froſch nicht ſo zierlich machen,
So bitt ich habt mit jhn gedult,
Es hat daran die Landarth ſchuld.
Der Griech, vnd auch der Römiſch Mann,
Schawt das er künſtlich reden kan,
Sein angeborne Mutterſprach,
Vnd helt das für ein groſſe ſach:
Der Deutſch aber leſſet vor allen,
Was frembd iſt, ſich beſſer gefallen.
Lernt frembde ſprachen, reden, ſchreiben,
Sein Mutterſprach mus veracht bleiben.

[Auch der Herausg. des neuen Froſchmäuslers wiederholt ſie, und wer nicht bei müßigen Vorwürfen ſtehen bleibt, ſondern ſelbſt Hand an das Werk legt, um die vergeßenen Denkmäler deutſcher Art und Kunſt aus ihrem Dunkel hervorzuziehen, iſt allerdings am Erſten dazu berechtigt.]

Mit bloßen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht ſonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen ſind faſt immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt alſo fürs Erſte nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um ſie einem größeren Kreiße von Leſern genießbar und annehmlich zu machen. Reineke Fuchs iſt uns vor Kurzem, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch ſo leicht und zierlich behandelt *), wiedergegeben, daß ſich ſchwerlich ein Fabelbuch auffinden läßt, das für Kinder und Erwachſene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Froſchmeuſelers verhehlt es nicht, daß er jenes ältere Meiſterſtück ſehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern geſucht. 'Wie der Reinicke Fuchs', ſagt er in der Vorrede, 'alſo iſt dis Buch auch geſchrieben und gemeinet'.

---

*) [durch Goethe.]

Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er ſein Vorbild freilich bei weitem nicht erreicht. Im Reineke Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer ſteigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet ſich in einfache Umriße, und die Charaktere der eingeführten Perſonen ſind ſelbſt in den geringſten Reden und Handlungen meiſterhaft gehalten. Um den luſtigen Scherz, womit ein griechiſcher Dichter nur einige hundert Verſe hindurch geſpielt hatte, zu einem großen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünſchte, mußte Rollenhagen ſeine Zuflucht zu der epiſchen Freiheit der Epiſoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniß der Theile in ſeinem Werke aufgehoben worden iſt. Erſt im dritten und letzten Buch geht der Krieg der Fröſche und Mäuſe vor ſich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erſt an zu homeriſieren; das erſte und zweite Buch iſt ganz mit den unendlichen Geſprächen des Königs der Fröſche Baußback (Phyſignathus) und des Kronprinzen der Mäuſe Bröſeldieb (Pſicharpax) ausgefüllt, die nicht ſo lange dauern könnten, wenn nicht dabei eine beſtändige Einſchachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander ſtattfände, ſo daß man oft nicht mehr weiß, wer der Erzählende iſt. Hält man ſich indeſſen an das Einzelne, ſo findet man überall eine für den Geſchmack unſers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darſtellung, einen Schatz von geſundem Verſtand, Witz und Erfahrung, von gutgemeinten, gediegnen Lehren und Sprüchen, um die es dem Vf. hauptſächlich zu thun war. Ton und dichteriſche Weiſe ſind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Paar Zeitalter nach ihm lebte, und ſein Werk zu den Spätlingen der Meiſterſängerkunſt gehört: denn es erſchien gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, und ſchon im erſten Viertel des folgenden wurden durch Opitz und andre ganz neue Formen und eine ganz verſchiedne Art des Ausdrucks in die Dichtkunſt eingeführt.

[Der jetzige Herausgeber oder 'der Ramler des ſiebzehnten Jahrhunderts', dem in der Vorrede das Verdienſt der Arbeit zugeſchrieben wird, hat die Eigenthümlichkeit der Urſchrift zu bewahren, ihr den altdeutſchen Schnitt zu laßen geſucht, indem er in der Sprache das bis zur Unverſtändlichkeit Veraltete, in der Ausführung das Weitſchweifige, Zweckwidrige oder ſonſt Fehlerhafte wegräumte. Einige Kapitel des hier in der Umarbeitung gelieferten erſten Buchs ſind ganz weggeblieben, andre verkürzt, und dieſe Auslaßungen ſind durch eine Menge eingeſtreuter Züge die zum Theil ſehr treffend und drollig ſind, mehr als vergütet worden. Da ſchon Rollenhagen ſichs hatte angelegen ſein laßen, ſein Buch zu 'einer förmlichen deutſchen Lektion und Kontrafaktur ſeiner Zeit' zu machen, ſo hieß es in ſeinem Sinne arbeiten, wenn man die Anſpielungen auf Vorfälle des wirklichen Lebens, der Beſchaffenheit des Zeitalters gemäß, mit andern vertauſchte, und das iſt auf eine geſchickte Art und mit großer Freimüthigkeit geſchehen. Freilich findet hier die ſonſt beabſichtete Gemeinverſtändlichkeit des Gedichtes ihre Grenze. Viele aus der Klaße von Leſern, für deren Unterhaltung und Belehrung im Ganzen vorzüglich geſorgt iſt, und denen zu Lieb der Herausgeber dem Buche durch die beibehaltnen Ueberſchriften der Kapitel, durch die Angaben des Inhalts am Rande, und durch die ſaubern Holzſchnitte ganz das Aeußre eines Volksbuches gegeben zu haben ſcheint, möchten wohl aus den Neugeadelten und den Kandidaten des Adelsſtandes in dem vorausgeſchickten Perſonenverzeichniße nichts zu machen wißen, wenn ſie auch etwa erriethen, wer unter Frau Reinhart, der klugen Füchſin im Norden, gemeint ſei. Für ſolche Leſer muß alſo ein Theil des Salzes, womit dieſe Fabeln gewürzt ſind, ſeine Kraft verlieren. Kalioſtro hingegen, 'ein Fuchs, angeblich ein Widder', der zum großen Gewinn des Gedichtes an die Stelle des im Originale befindlichen Goldkäfers und des Meeraffen getreten iſt, der für Reinekens Frau Schätze graben will, wird auch ſolchen behagen, die mit dieſem berüchtigten Wunderthäter hier erſt Bekanntſchaft ſchließen. Seine Geſchichte iſt ſo vorgetragen, daß ſie für ein allgemeines Bild magiſcher Vorſpiegelungen und bethörter Leichtgläubigkeit gelten kann. Nur iſt es ein Uebelſtand in dem alten Froſchmäusler, der auch hier nicht gehoben worden, daß Reineke in dieſem und andern Fällen der betrogene Theil iſt. Es widerſpricht nicht nur ſeinem Charakter, wie ihn das Werk ſchildert, woher er dieſen Namen erhalten hat, ſondern auch dem ſeit den älteſten Zeiten angenommenen Fabelcharakter des Fuchſes. Ueberdieß erzählt er ſowohl dieſe Geſchichten, die ſeinem Verſtande nicht viel Ehre machen, als was er von ſeinen Liſten und Unthaten rühmt (und auch dieß iſt der ihm zugeſchriebnen Feinheit nicht angemeßen), ohne rechten Beweggrund. Eben das läßt ſich gegen den Zuſatz zu der aus dem Reineke entlehnten Fabel einwenden, wie der Fuchs zwiſchen einem Bauern und einer Schlange Richter iſt; im Froſchmäusler nämlich ſpricht er ſein weiſes Urtheil aus eigennützigen Abſichten, und wird dafür am Ende ſchmählich hintergangen. Glücklicher ſind die ſonſtigen mit dieſer Fabel vorgenommenen Veränderungen, wie überhaupt Rollenhagen ſeine Erfindungskraft hauptſächlich dadurch zeigt, daß er ſchon bekannten Geſchichten eine neue Wendung zu geben, und eine andre Deutung hineinzulegen weiß. Zum Beiſpiele kann das Abenteuer des Ulyſſes mit der Circe dienen. Seine in verſchiedne Thiere verwandelten Gefährten werden hier zuvor befragt, ob ſie zur Menſchheit zurückkehren wollen, und verweigern es insgeſammt, indem ſie ihren ehemaligen Stand mit ſehr dunkeln Farben ſchildern. Beſonders artig vergleicht die Nachtigall das Ungemach, welches ſie als Lauteniſt am Hofe ausgeſtanden, mit ihrem jetzigen freien Sängerleben in den Lüften. In Anſehung der Art, wie Ulyſſes eingeführt wird, beziehen wir uns auf das über die innre Einrichtung des Gedichtes Geſagte. Man findet noch ſonſt gar vieles, was ſich unter Fröſchen und Mäuſen nicht erwarten läßt: der Biſchof Hatto von Mainz mit ſeinem Thurm durfte freilich in einer Mäuſe-Encyklopädie nicht fehlen (3. B. 13. Kap.); aber auch der ägyptiſche König Amaſis, der Philoſoph Demonar und dergleichen mehr kommen vor.

Um von dem Geiſte und Tone des Originals und der Geſtalt, die es unter den Händen des Bearbeiters gewonnen hat, zugleich einen Begriff zu geben, wählen wir eine Stelle, wo er jenem im

Weſen der Sache ganz treu geblieben iſt, und nur den Ausdruck verändert hat. Bröſeldieb erzählt, wie ihn in ſeiner Jugend die Mutter vor der Katze, dem Erbfeinde des Mäuſegeſchlechts, gewarnt, den er noch nie erblickt hatte. Er ſieht die Katze, ohne etwas Feindliches in ihr zu ahnden, und hält vielmehr einen Haushahn für den ſo ſchrecklich beſchriebnen Murner.

Ich gieng. Da ſaß im Sonnenſchein
Ein ſchönes weißes Jüngferlein,
Die Aeuglein glänzten hell und klar
Es leckt' und ſchlichtete ſein ſchönes Haar,
Küßt' in die Händ', und wuſch ſie rein
An ſeinen zarten Wänglein.
Das Herz im Leibe klopfte mir;
Schon wollt' ich ſpringen hin zu ihr,
Um ſie mit adeligen Sitten
Um ihr Liebherzelein zu bitten,
Und ihr zu küſſen die weiße Hand;
Als plötzlich ich zur Seit' erkannt'
Ein gar erſchrecklich Wunderthier;
Die Haut vor Schrecken grißelte mir
Vom Haut zum Fuß war ſeine Geſtalt,
Wie man die Baſiliſken malt,
Auch Poltergeiſter und den Teufel.
'S iſt Murner, dacht' ich, ſonder Zweifel!
Der Kopf lief zu in einen Schnabel,
So krumm, als ſpitz; und einer Miſtgabel
Glich auch ſein Fuß mit ſcharfen Zinken,
Wie rechter Seits, ſo auf der linken.
Ein langer blutgefärbter Bart
Hieng unterm Kinn, nach Judenart.
Ein Thurm vom Kopf und von dem Schnabel
Stieg in die Luft, wie der zu Babel;
Und hinten am geheimen Orte
Fuhr, ſchien's, aus der bewußten Pforte
Ein hölliſch Feu'r in gelben Flammen;
Die ſchlugen über ihn zuſammen,
Daß man nicht konnte ſehn, woher.
Wohl zehn Hatſchiere oder mehr
Stolzierten hinter dem Gräulichen her,
Gekleidet wie er, doch nicht ſo prächtig.
Auf einmal blieb er ſtehn bedächtig,
Und ſchrieb in Sand mit ſeinen Gabelfüßen,
Ich weiß nicht was, mag's auch nicht wißen;
Und rief: 'kuk! kuk! kurrit! merkt auf!'

Da ſprang herbei das Gefolg im Lauf,
Zu ſchauen, was er hätt' geſchrieben.
Auf einmal ſpringt — ich bitt', Eu'r Lieben
Woll'n nicht erſchrecken! — das Ungethüm
Auf einen Pfoſten, ſchlägt ungeſtüm
Mit beiden Armen in die Luft,
Sperrt auf den gräßlichen Rachen, und ruft;
Mir ſchien's als wollten die Worte ſagen:
'Packt, packt ihn hurtig bei dem Kragen!'

Zur Vergleichung ſetzen wir einige Zeilen aus der Beſchreibung des Hahns her, wie ſie im alten Froſchmäusler lauten:

Es tratt aber am platz herumb,
    Im Hauß die Leng und in die krümb,
Ein erſchreckliches wunderthier,
    Dafür die Haut erſchüttert mir.
Vom Heupt zu fuß aller geſtalt,
    Wie man ein Baſiliſchen mahlt......
Fornen am Kopff war er geſchlacht,
    Wie man die böſen Geyſter macht.
Mit einem krummen ſpitzen ſchnabel,
    Hat Füß getheilt wie ein Miſtgabel,
Und in zwey ſpitz getheilten barth,
    Nach Manthieres grewlicher arth. u. ſ. w.

Von eignen Zuſätzen des Bearbeiters, die Bezug auf unſer Zeitalter haben, führen wir nichts an: ſie werden ſchon von ſelbſt ihre Leſer entweder anlocken, oder auch nach Verſchiedenheit der Meinungen und Parteien entfernen. Denn freilich zweifeln wir, ob unſer neuer Rollenhagen bei ſolchen, die nicht ſchon im voraus ſeine Wahrheit als die ihrige anerkennen, den Zweck erreichen wird, welchen der alte ſo treuherzig ausplaudert:

Dieweil man jtzt der weißheit Wort,
    Weder von Gott noch Menſchen hort,
Iſt bracht, ob jemand was er ſolt,
    Von Fröſchen und Meuſen lernen wolt.

Ein Intereſſe ganz anderer Art kann der Sprachforſcher und Kenner, für den der urſprüngliche Froſchmäusler ein Schatz iſt, auch bei dem erneuerten befriedigt finden, indem der Bearbeiter theils alte Wörter und Redensarten mit Wahl gebraucht, theils hie und da neue zu bilden verſucht hat.]

Heinrich, eine Geſchichte aus d. Engl. des Hrn. Cumberland. Bremen 1796. 2 Bde.

In einem der Einleitungskapitel zu den zahlreichen Büchern dieſes Werkes findet ſich die folgende Stelle. 'Eine Geſchichte erweckt unſtreitig Ueberdruß, wenn ſie in einer gemeinen und platten Sprache erzählt wird; wenn ſie mit gezierten Redensarten oder blühenden Schilderungen, die das Intereſſe nicht befördern, geſpickt iſt; wenn ſie in einem pedantiſchen künſtlichen Stil, der ſich zu den Charakteren im gemeinen Leben nicht ſchickt, vorgetragen wird; wenn plumpe Späße und Zoten die Stelle des Witzes einnehmen; wenn der Erzählende entweder zu oft von der Hauptſache abweicht, oder zu lange und zu umſtändlich bei Dingen, die nicht wichtig ſind, verweilet' u. ſ. w. Wir müßen geſtehn, daß ſich alle dieſe Fehler mehr oder weniger in vorliegender Geſchichte finden. Der Vortrag macht allerdings Anſprüche auf Leichtigkeit und Laune, iſt aber um ſo künſtlicher und pedantiſcher, ja obendrein voll Wiederholungen. Die Reden der Perſonen ſchicken ſich gut genug zu ihren Charakteren, aber dieſe ſind meiſtens gemein und plump. Man wird einräumen, daß z. B. ein verſoffenes Weib wie Mrs. Cawdle keine geſchickte Gelegenheit iſt, ſich nach der Abſicht des Vfs. über den Enthuſiaſmus (im Sinne des engliſchen Sektengeiſtes genommen) luſtig zu machen, und daß, wenn derſelbe 'unter den Auſpicien ſeines würdigen Freundes Ezechiel aus einer reinen Quelle fließend dargeſtellt wird', die Darſtellung im höchſten Grade langweilig ausfällt. Der Ueberſetzer hat indeſſen ſeine Arbeit redlich gethan: nicht ſo redlich wäre beſſer geweſen: er hätte die Predigten des Methodiſten alle wegſchneiden ſollen. Der Vf. hat übrigens bei dieſem Fündling den des Fielding vor Augen gehabt, nur iſt der ſeinige ein gut Theil zahmer geworden, und überhaupt die Bemühung ſichtbarer als das Gelingen. Er hat ſich zu nah an die Form jenes Romans gehalten, um nicht den freien Geiſt deſſelben zu verfehlen.

1) Das Vermächtniß. 2) Die Advokaten. 3) Dienſtpflicht. Schauſpiele in fünf Aufzügen. Von A. W. Iffland. Lpz. 3 Bde. 1796.

Es wird allgemein anerkannt, daß Iffland den Hauptzweck ſeiner Darſtellungen, die moraliſche Belehrung, ſeit dem Anfange ſeiner Laufbahn unverrückt im Geſichte behalten hat. Bis in ihre kleinſten Theile ſind alle ſeine Werke von dem Beſtreben nach Nützlichkeit durchdrungen, und die Freiheit des Dichters iſt oft, unſtreitig mit Selbſtverleugnung, der ſtrengen Gerechtigkeit des Sittenrichters aufgeopfert worden. Bürgerliche und häusliche Zucht, ſchlichte Rechtſchaffenheit und vernünftige Genügſamkeit ſind uns durch wiederholte Kontraſte, in vollſtändigen Schattierungen, ja ſelbſt durch eingeſchobene Reden, die unſre öffentlichen Volkslehrer in die ihrigen hätten aufnehmen können, vielfältig ans Herz gelegt. Dabei wußte Iffland das dramatiſche Leben in ſeinen Schauſpielen, wenigſtens durch die Gewandtheit des Dialogs und gewiſſe Charaktere ſo gut zu erhalten, daß ſich das Publikum bisher die Predigten beſtens gefallen ließ. So manche auffallende Worte und überraſchende Wendungen würzten ſie ihm, und erwarben neue Bewunderung, auch wo ſich Iffland nicht allerdings neu zeigte. Denn freilich ſehen wir ihn, der als Schauſpieler die mannichfaltigſten Geſtalten anzunehmen weiß, als Schriftſteller eigentlich nur in einer einzigen. Beſonders ſeit einigen Jahren läßt er ſich, ſo zu ſagen, mit ſtehenden Lettern drucken. Inhalt, Gang, Hauptgedanke und Ausführung im Einzelnen, alles ſieht ſich, in dem letzten Dutzend ſeiner Stücke ungefähr, zum Verwechſeln, gleich. Nur wird der urſprüngliche Hang, die Häßlichkeit des Böſen mehr als die Liebenswürdigkeit des Guten ans Licht zu ziehen, immer ſichtbarer. Iffland hat für ſich auch nicht Unrecht, mit künſtleriſchem Wohlgefallen bei ſolchen Schilderungen zu verweilen; ſie ſind diejenigen, welche ihm am beſten glücken. Das Gute erſcheint bei ihm ſtets beſchränkt und unter Bedingungen, oft auf Koſten einer höheren Ausbildung erkauft, ja geradezu in Begleitung der Einfalt, oder durch übertriebne Reizbarkeit entſtellt, oder durch harte, rauhe, trockne Formen aller Anmuth beraubt. Das Laſter hingegen zeigt ſich ganz unbegränzt. Man hat von jeher die Böſewichter ſehr viel auf unſrer Bühne gebraucht, doch mehrentheils eine Klaſſe aufrichtiger Böſewichter, die durch Kraft oder Leidenſchaft und irgend einen Zuſatz von Sittlichkeit ihre Stelle verdienen, und einigermaßen ehrlich genannt werden können. Aber Iffland hat das Verderbte mit dem Kraftloſen, das Verworfne mit dem Lächerlichen gepaart. Vielleicht darf man behaupten, daß dieſe Behandlung ſelbſt ſeinen guten Abſichten Eintrag thut. Wer wird nicht mit Widerwillen gegen die menſchliche Natur von dem Schauplatze zurückkehren, wo man ihn mit dem Ekel gegen ihre mögliche Ausartung überſättigt, und eine ſo kurze Erholung dagegen gereicht hat? Die Uebung der ſogenannten poetiſchen Gerechtigkeit (welche oft nichts weniger als poetiſch iſt) ſtellt das Uebel nicht wieder her. Der Gute mag ſiegen: die Handlungen und die Demüthigung des Böſen hinterlaßen einen niederſchlagenden Eindruck, der allen Triumph verbietet, die Einbildungskraft befleckt und die Flügel der Seele lähmt. So iſt in dem zuerſt genannten Stücke, ‚das Vermächtniß', die Hauptperſon ein Ungeheuer von Weibe, das ein ganzes Leben und dieſe fünf Aufzüge hindurch einen armen Mann tödtlich foltert, um eine Erbſchaft von ihm zu erpreſſen.

Ihren Gatten und zwei Schweſtern hat ſie bereits in das Verderben und ins Grab geſtürzt. Ein pedantiſch ſpitzbübiſcher Amtmann ſteht ihr zur Seite. Sehen wir hier mit einer andern Befriedigung den Vorhang fallen, außer der, daß er uns ſchmerzliche Auftritte verbirgt? Wenn das Weib fortfährt, nach denſelben Grundſätzen zu handeln, ſo können wir uns das Stück nicht einmal als geendigt denken. Es giebt der Fäden noch genug, womit ſie den gequälten Mann wieder umſtricken kann, da ſie ihm ihr Kind verkauft hat, und das ausgeſtandne Leid ihn mürbe machte. Was iſt nun das Gegengewicht? Ein Paar redliche Bauern, ein treuherziger Burſch, der allenfalls einem jeden Herrn brav dienen würde, und ein gekränkter Unſchuldiger, dem es wahrſcheinlich ehemals an Entſchloßenheit fehlte, und der noch immer zu empfindlich und gereizt der Bosheit gegenüber ſteht. Die Rettung des Kindes iſt das Einzige, was Freude machen könnte, wenn die Mutter nicht noch zu fürchten ſtände. Dafür müßen wir Zeugen ſolcher Scenen ſein, daß, wer ſie anſehen kann, ohne daß ſich ſein Innerſtes dabei umwendet, ſich wenigſtens nicht ohne Ziererei weigern darf, einer Hinrichtung beizuwohnen. Iffland hat in dergleichen Fällen noch dazu eine ſchöpferiſche Gewalt und eine launige Fülle derſelben, die ſogar dem Abſcheu Bewunderung abnöthigt. Die Hofräthin *) ſagt, wie ſie ihren Schwager einſperren laßen will: “Angepackt, fortgeführt, eingeſteckt, Ader gelaßen, eingegeben, angefahren, Diät gehalten, Zugmittel, Brechmittel, wieder Ader gelaßen, kein Buch, kein Meßer, keine Schnallen, nicht raſiert, zugeſprochen, das Geld genommen; — in acht Tagen wäre er rein toll geweſen, das muß ich

---

*) beſchreibt 1828.

wißen.’ Der Begriff einer Furie iſt gelinde gegen den, welchen wir uns von einem Weibe machen müßen, das ſo redet. Die Göttinnen der Rache hatten, ſelbſt wenn ſie hölliſche Qualen anordneten, etwas Göttliches, ja etwas Menſchliches in ihrer Natur; doch für ein herabgekommnes menſchliches Weſen, wie jene Frau, haben wir keine Benennung als die, welche das Verbrechen zugleich mit der tiefſten Verachtung brandmarkt. Ihr Charakter iſt Infamie. Sehr ſonderbar wird an einer andern Stelle das ganze Elend der Art zugeſchrieben, wie die Leute in den Städten heiraten: die Ausführung dieſes Gedankens giebt zwar ein artiges Stück für ſich beſtehender Moral, ſcheint aber ganz und gar nicht hieher zu paßen. Es dünkt uns übrigens, die Tochter der verſtorbnen Geliebten jenes Unglücklichen hätte, wenn ſie perſönlich aufgetreten wäre, einen wohlthätigen Einfluß auf das Stück haben können

In den ‘Advokaten’ haben wir es mit einem Böſewicht zu thun, der von einer Kranken, die ſchon ohne Beſinnung lag, ein Teſtament erſchlichen, und unmündige Waiſen um ihr rechtmäßiges Erbe gebracht hat. Um dieſen Betrug zu verbergen, den die Gewißensbiße eines Sterbenden und die Ehrlichkeit eines Advokaten kund zu machen drohen, ſucht er den Advokaten vor unſern Augen durch eine Flaſche Wein zu vergiften. Es iſt nicht einzuſehen, daß es durchaus zu dieſer Extremität kommen mußte, um den Knoten des Stücks zu löſen, deſſen übrige Rollen mit einem ſchwachen, gutmüthigen Geheimerath, mit dem Vater deſſelben, einem braven Handwerker, und mit ein Paar Frauenzimmern beſetzt ſind, wovon die eine vorzüglich wahre Achtung verdient, und daher in einem ifflandiſchen Schauſpiele keine gewöhnliche Erſcheinung iſt. Selten erheben ſich die Frauen bei ihm über das

Gemeine. Wo ſie gut ſein ſollen, ſtößt entweder ihre Paſſivität oder ihre Ueberſpannung Mitleid ein; oft ſinken ſie noch unter das Gemeine hinab und erregen Abſcheu, oder ſie verlieren ſich ganz ins Unbedeutende. Mlle Reißmann hingegen zeigt ſich als ein edelmüthiges, ſelbſtändiges Weſen. Nur bringt der Mangel an Selbſtändigkeit im Geheimerath, ihr gegenüber, einen deſto ſtärkeren Uebelſtand hervor, da ſie ihm ſelbigen ſo deutlich und wiederholt vorrückt; und wenn auch dieſe Härte ſie nicht unliebenswürdig machte, ſo würde man doch ihr künftiges Glück in Zweifel ziehen müßen. Wurde die Schwäche des Geheimeraths nothwendig zur Oekonomie des Stücks erfordert, ſo hätte man ihm dennoch die hülfloſe Aeußerung am Ende des vierten Aufzugs erſparen können, wo er einen Menſchen, der ſich ihm mit keinem Worte nähert, um den Hals fällt, bloß weil dieſer da ſteht. Allein Iffland überhebt die armen Sünder, die er aufführt, gewiß keiner Demüthigung. Er ſcheut ſich nicht, das Ehrgefühl zu zerknicken, um die Zerknirſchung zu vollenden. Wir bitten ihn nicht, einen Mörder wie den Hofrath zu verſchonen; doch wären wir gern mit ſolchem verſchont geblieben. Iffland ſchreibt freilich keine Komödien, er ſchreibt Schauſpiele; allein auf das wahrhaft Tragiſche iſt doch nichts darin berechnet. Es iſt zu befürchten, daß uns eine Vergiftung als eine gewöhnliche bürgerliche Begebenheit erſcheinen möchte, wenn wir ſie da antreffen, wo wir eine Vorſtellung des alltäglichſten Lebens zu erwarten Urſache haben. Dem Advokat Wellenberger hat Iffland eine große und faſt komiſche Geſchicklichkeit ertheilt, das Gewißen eines Verbrechers zu handhaben, ob man gleich die Angſt des Hofraths nicht für reines Gewißen halten kann. Jener ſagt ſelbſt zu dieſem: ‘Hier ſteht das

Verbrechen, da ſteht der arme Sünder und hier ſtehe ich als Richter. — Hiemit knien ſie in dieſem Augenblick unter mein Schwert'; und nachher von ihm: 'Er hat vor dem Scharfrichter geſtanden'. Werden die Kraftworte und Denkſprüche der Redlichkeit, womit wir zuletzt nach Hauſe geſchickt werden, dieſen Eindruck vergüten? und iſt es denn wirklich derjenige, deſſen das Publikum ſo dringend bedarf?

Das dritte Schauſpiel, 'Dienſtpflicht', zeichnet ſich durch die Rolle eines ehrlichen Juden vortheilhaft aus. Es iſt nichts in ihr Karikatur, auch der Edelmuth nicht; das Menſchliche und das Nationale ſind mit wahrer Kunſt ineinander verſchmolzen; und, in dem nämlichen Sinne geſpielt, worin die Rolle niedergeſchrieben ward, thut ſie die günſtigſte Wirkung. Bei den andern Perſonen befinden wir uns wiederum unter Bekannten. Ein ſtandhafter, gerechter Mann, ein redlicher Freund, einige Böſewichter und ein Schwächling; aber auch ein edler Fürſt, eine gute Frau und ein Kind, das man mit Vergnügen, zumal in den letzten Auftritten ſieht, welche es durch ſeine Gegenwart mildert. Dem Gerechten könnte man vorwerfen, daß er, wie ſich aus der erſten Frage an ſeinen Sohn ſchließen läßt, dieſen von jeher ſo knabenmäßig behandelt hat, daß er ſich ſelbſt um ſein Vertrauen brachte, woher denn das Unheil entſtand. Der Sohn iſt eben der (wie ihm der Fürſt ins Geſicht ſagt) 'Schwächling; einer von den Menſchen ohne Charakter, die lieber übermorgen zu Grunde gehn, als heute einen ernſthaften Schritt wagen. Ihre ſchlimmen Handlungen verdienen keine Verachtung, Ihre guten Handlungen keine Achtung. Man kann Sie bedauren, aber man kann ſich nicht an Sie anſchließen. Man kann nicht auf Sie rechnen, Sie ſind ein leidendes Weſen — Böſewichter bauen nicht auf Sie, gute

Menſchen vertrauen Ihnen nicht genug.' — Welche Faßung ſoll der arme Schauſpieler annehmen, während er eine ſolche Rede anhört? Man glaubt ihn körperlich wegſchwinden zu ſehen, wie er innerlich ganz vernichtet wird, und ſchlägt die Augen nieder, wie vor jemanden, der auf der Schandbühne ſteht. Iſt dieß wirklich die Art, wie ein weiſer Mann dem guten, aber ſchwachen, Willen aufzuhelfen ſuchen wird? Sollte man dergleichen Menſchen nicht eher über ihr Daſein emporheben, wenn ſie gefallen ſind, um ihnen das Zutrauen zu ſich einzuflößen, ohne welches die Entehrung rettungslos iſt? Das Einzige, was dieſer noch vermochte, und wohin der Freund ihn trieb, war, daß er ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießt. Auf dieſe Weiſe endigt das Stück wieder mit einer lebhaften Vergegenwärtigung des menſchlichen Elends. — Der Fürſt iſt in ſeinen Ausdrücken wohl zu empfindſam und zu bildlich. 'Nicht Kriegsrath mehr — Herzensrath — Gewißensrath'. 'Die Säle dieſes Schloßes ſind groß; wenn Menſchen ſie ausfüllen, die mit Vertrauen zu mir kommen, dann iſt große Galla, und mein Herz iſt nie zu eng für ihr Anliegen'. Wenn der Jude ſagt: 'Bei dieſem Handel do — den ehrlich Mann zu rette, ſind mer gelobt hundert von hundert. — Wer zahlt die? wer? — Der großmächtig Handelsherr da drobe' (auf den Himmel deutend), ſo iſt dieß Wort im Geiſte ſeines Standes, ſeiner Bildung, und wird immer mit Beifall aufgenommen werden. Der Fürſt hingegen müßte ſich allgemeiner, feiner und weniger verſinnlicht ausdrücken. Wir wißen wohl, daß dieſe 'Manier' des Verfaßers ſchon oft Wohlgefallen erregt hat; aber es giebt der Gelegenheiten, ſie ſchicklich anzuwenden, in dem Kreiße, worin er ſich gewöhnlich mit ſeinen Darſtellungen bewegt, ſo viele, daß er ſie um ſo weniger jemals in eine Unſchicklichkeit verwandeln, und ſtets die gehörige Unterſcheidung dabei beobachten ſollte. Hierher gehören auch die überraſchenden ſententiöſen Antworten, die einen weſentlichen Theil ſeines Dialogs ausmachen, und von denen ſich eine Sammlung auffallender Beiſpiele aus jedem ifflandiſchen Stücke ziehen ließe, welche bei weitem nicht alle getadelt, worunter aber auch viele nicht gelobt werden können. Sie tragen das Ihrige zu jener Einförmigkeit bei, worunter endlich ſelbſt der Beifall der Menge erliegen muß. Das *) Auffallende, wenn es immer wiederkehrt, muß natürlich mehr ermüden als der nüchternſte Ausdruck. So ſorgfältig Iffland nun auch die Charaktere in jedem einzelnen Schauſpiele von einander ſondert (daß die nämlichen meiſtens wieder zum Vorſchein kommen, iſt etwas andres), ſo ſtehen ſie doch unter der Herrſchaft einer gemeinſchaftlichen Art zu ſprechen, deren auszeichnendes Merkmal vorzüglich jenes Bildliche iſt, das dem Juden wohl ſtand, und den Fürſten mißkleidet. Nachdrücklich, aber nicht edel, iſt die Sprache immer von dem nächſten Gegenſtande, von den Handthierungen und täglichen Geſchäften entlehnt, oder mahnt das irdiſche Leid und Vergehen an die himmliſche Freude und Wiedervergeltung. Wo ſie ſich erheben will, geht ſie in Deklamation und Salbung über. Nur wenn ſie in die Wuth gemeiner Triebe ausbricht, gränzt ſie wahrhaft an das Genialiſche.

Iffland hat, da er zuerſt als Schriftſteller auftrat, zu ſolchen Forderungen berechtigt, daß es ſchmerzlich fällt, im Lobe rückwärts gehen zu müſſen. Nichts wäre leichter, als ihn, ſo oft er erſcheint, mit einer unbedeutenden Erwähnung

---

*) Frappante 1797.

anerkannter Talente abzufertigen. Allein wer wahres Intereſſe für das Theater hat, wird dieſe Gleichgültigkeit nicht von ſich erlangen können. Wohin iſt *) Hr. J. auf dem erwähnten Wege gerathen? Er ſchilderte uns anfangs die Gefahren der Leidenſchaft, die ſchlüpfrige Bahn des Ehrgeizes. Er verſetzte uns in die Mitte achtungswürdiger, vielleicht durch den Fehltritt eines ihrer Mitglieder bekümmerter Familien. Aber er ließ dem Tröſtenden, dem Beßern noch die Oberhand. Jetzt zeigt er uns allenthalben nichts als Zerrüttungen, Verſunkenheit, Zwieſpalt, unglückliche Ehen, Verbrechen, die vor Kriminalgerichte gehören, herabgewürdigte Naturen, die ihre eignen Henker ſind. Mit dem Häßlichen und Schlechten will er unſre Einbildungskraft ergötzen; nie läßt er ſeine Perſonen den Kopf über ein gemeines, eingeſchränktes Verdienſt emporheben, damit nur nicht die gehörige Mäßigung überſprungen werde. Er räumt dem Schönen auch nicht das kleinſte Plätzchen ein; ja er nimmt faſt keine andre Leidenſchaft auf, als die aus den niedrigſten Trieben entſpringt. Wo er Liebe ſchildert, iſt es nur nothdürftig ſo viel, als ſich für einen ordentlichen Haushalt ſchickt. Verſinkt auf dieſe Art die Kunſt an der Hand der geprieſenen Natur nicht endlich in den Schlamm, der ſich freilich auch im Gebiet der letzten befindet?

Diderot war es, der zuerſt gegen verjährte Angewöhnungen und Konventionen die Rechte der Natur, als des Grundgeſetzes für den dramatiſchen Dichter, zu behaupten ſuchte; allein er machte es nicht zum Zweck ſeiner Schauſpiele, ſchlechten Menſchen das Gewißen zu ſchärfen, ſondern edle Gemüther in ihrem Gefühle von der Würde der Menſchheit zu beſtärken. So vortheilhaft er auf der einen Seite,

---

*) dieſer beliebte Schauſpieldichter auf u. ſ. w 1828.

theils unmittelbar, theils durch ſeinen Einfluß auf Leſſings Theorie und Ausübung für unſre Bühne gewirkt hat, beſonders um uns der Feßeln zu entledigen, die eine blinde Nachahmung der Franzoſen den deutſchen Dichtern angelegt hatte, ſo hat er doch auf der andern Seite zu ſehr verderblichen Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Seine Begriffe von ſittlicher Belehrung, von Natur, von Wahrheit der Darſtellung, von Täuſchung haben ſich unter den Händen ſeiner Nachfolger ſo vergröbert, daß nun der Zuhörer unaufhörlich mit ſeinen häuslichen und bürgerlichen Pflichten unterhalten wird; daß nichts mehr für natürlich gilt, als das Alltägliche und platt Proſaiſche; daß man glaubt, die geringſte verſchönernde Erhöhung hebe die Wahrheit auf. Bei der gänzlichen Ausſchließung der Natur, bei der abſoluten Herrſchaft des Konventionellen und Manierierten, und der daraus entſtehenden Leerheit und Armut, kurz bei der Verfaßung des tragiſchen Theaters der Franzoſen wurden doch wenigſtens die Anſprüche der Kunſt rege erhalten, wenn ſie ſchon nicht befriedigt werden konnten. Wir hingegen ſind ſo weit gediehen, daß an unſern gewöhnlichen dramatiſchen Produktionen keine Spur mehr vom Begriffe eines freien, ächten Kunſtwerkes zu entdecken iſt. In dieſer Richtung iſt es faſt nicht möglich, noch weiter vorwärts zu kommen, oder richtiger, noch tiefer hinab zu ſteigen. Vielleicht iſt daher der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man auf dem Theater, wie in andern ſchönen Künſten, nur gewählte Natur durch das Medium erhöhter Darſtellung wird erkennen wollen, und wo Poeſie und Drama nicht mehr für fremdartige, ja entgegengeſetzte, ſondern für unzertrennliche Dinge werden gehalten werden.

1) Erich und Abel. Ein vaterländiſches Trauerſpiel von C. A. Rüdinger. Schleſw. 1796.

2) Der Vicekanzler. Ein Schauſpiel von Kratter. Wien u. Lpz. 1797.

3) Ahnenſtolz und Edelſinn. Ein dramatiſirtes Familien-Gemälde in ſechs Acten. Nürnb. 1796.

Der Gegenſtand von Nr. 1. iſt ein Brudermord. Der Gang des Stücks ſchleppt ſich mühſam bis zur Kataſtrophe fort, und es gleicht mehr unſern dialogiſirten Geſchichteromanen, als einem zuſammengedrängten dramatiſchen Ganzen. Alles Aufwandes von ſchauerlichen Scenen ungeachtet, hat der Vf. doch nie einen tragiſchen Eindruck hervorzubringen vermocht, ſondern höchſtens eine gewiſſe unheimliche Empfindung. Auch dieſe wird nur durch die nächtliche Angſt bei der Annäherung des Feindes, und keineswegs durch die beiden Geiſtererſcheinungen erregt, welche durchaus ohne alle Wirkung bleiben. Man erſchrickt ganz und gar nicht über den heiligen Wenzeslas, der von Böhmen nach Schleswig reiſet; dafür hat der Vf. den gehofften Vortheil, daß man ſich eben ſo wenig über ihn verwundert. Die Geiſtlichen, die hier in ihrem gewöhnlichen Ornat als die Böſewichter auftreten, ſind ganz beſonders naiv: die Sarkaſmen gegen ſie ſind ihnen ſelbſt in den Mund gelegt. Eine Unterredung zwiſchen zwei abergläubiſchen Kammerfrauen iſt auf eben die Art behandelt, und klingt gerade ſo, als wenn ſie zum Scherz ihren eignen Charakter parodieren. Kurz, die Verzierungen, welche der Vf. hinzugethan, werden ihm ſchwerlich Intereſſe gewinnen, und die genauen hiſtoriſchen Details, an die er ſich hält, können höchſtens innerhalb des vaterländiſchen Bezirks als eine Entſchädigung für die übrigen Mängel gelten.

Nr. 2. fängt gleich mit der Kaſſation des Vicekanzlers an, ſchreitet dann zur Entlarvung der Böſewichter, die ihn geſtürzt haben, und endigt mit einer Wiedereinſetzung in alle Ehren und Würden. Man weiß das auswendig. Hr. K. ſcheint dieſesmal faſt weniger ſeinem eignen Genius, als einem andern beliebten Theaterdichter gefolgt zu ſein. Was ſich im Plane etwa Neues findet, dünkt uns nicht zum beſten verknüpft. Der Vicekanzler hat eine ſeiner Töchter, ein junges Mädchen, die durch den Verluſt eines Ringes, welchen ſie zu einer wohlthätigen Abſicht anwenden wollte, in einen ſtillen Wahnſinn verfallen iſt, in ein Hoſpital gemietet. Dieſe Grauſamkeit läßt der Vf. ihn begehn, damit ein Prinz die Tochter füglicher da beſuchen, ihre Schweſter bei ihr treffen, und dieſe alsdann in den Verdacht einer gegebnen Zuſammenkunft gerathen könnte. Ein Ring, welchen der Prinz der armen Kranken vorhält, heilt ſie auf der Stelle. Sie bekömmt ihn zum Geſchenk, und er ſoll nachher die Familie aus einer Verlegenheit reißen, worin man ſie von allen Seiten zu verſtricken ſucht, als einer der bewußten Böſewichter ihn wieder zu entwenden weiß. Es möchte wohl paßender ſein, wenn die Melancholie des Mädchens lieber mit der Geſchichte ihres Herzens, als mit dem Ringe in Verbindung geſetzt wäre, da ſie nun ganz das nachtheilige Anſehen eines bloß körperlichen Uebels bekömmt. Die großmüthige That des jungen Mannes, der ſeiner Geliebten ſelbſt anräth, den boshaften Verderber ihres Vaters (der auch im Vorbeigehn ſeinen Neffen vergiften laßen will), zu heirathen, um den Vater zu retten, erweckt nicht die beſte Meinung von ſeiner Geiſtesgegenwart, oder macht vielmehr, ſo hoch auch ſeine Talente geprieſen werden, überhaupt die Gegenwart eines Geiſtes in ihm verdächtig. Man kann deswegen unmöglich Theil an der rührenden Abſchiedsſcene, oder an folgendem Stoßſeufzer nehmen, den er ſeiner Geliebten nachſchickt: 'Das hat mir mit glühenden Zangen die Seele aus dem Herzen gerißen.' — 'Tugend', heißt es da, 'auch du forderſt manchmal gleich der Tyrannei eines Götzen unmenſchliche Opfer'. Das thut die Tugend nicht, wenn ſie ſich auf ſich ſelbſt verſteht. Der letzte Volksaufſtand vor dem Hauſe des Kanzlers, wo man 'nebſt wüthendem Geſchrei, Fenſter von außen einwerfen, Steine praßeln, Säbel klirren hört, und Rauch und Flammen aufſteigen ſieht', bringt in dieſes bürgerliche Drama einen Theaterlärm, der ſelbſt bei der Darſtellung einer öffentlichen Begebenheit unſchicklich und unangenehm ſein würde.

Jeder Menſchenfreund muß die Abſicht des Vf. von Nr. 3., Vorurtheile auszugleichen, und einen billigen Verein aller ſtreitenden Theile unſrer gewöhnlichen Verfaßungen zu befördern, von

Herzen loben. Darum möchte der Kunſtrichter lieber nicht verbunden ſein, ein Wort über die Ausführung zu ſagen. Der ſchwülſtige Stil derſelben, der unnütze Aufwand gewaltſamer Ausdrücke, die Verzerrungen des Gefühls machen einen wunderbaren Abſtich gegen jene in der Vorrede angedeutete ſo mäßige Sinnesart. Eine vollſtändige Reihe von Belegen zu dieſer Behauptung möchte eben ſo lang werden, als das Schauſpiel ſelbſt. Wir geben ohne beſondre Auswahl nur einige. Ein junges Mädchen flehet den Tod an: ‘Dauerahndend, Schöpfer, ſehne ich mich nach meines Stoffes Urſprung’. ‘Graf, Sie haben nie die Fingerſpitzen in die tiefen blutenden Wunden gelegt, die der Aufruhr der Kinder gegen wohl gemeinten Vaterrath der väterlichen Liebe ſchlägt’. ‘Ich liebe Ihre Tochter gränzenlos; aber mit der Liebe, die des Seraphs Hymne preiſt’. ‘Der kleinliche Spalt, der Götzen ſchafft, der ſchuf auch Sie — unnatürlicher Vater’. ‘Wahre Liebe formet Gott’. Ein Bruder drückt ſich über den Verdacht, daß ſeine Schweſter mit ſeinem Vater einverſtanden ſei, ihm ſeine Geliebte zu entziehen, unter andern ſo aus: ‘Ida — meine Ida konnte mich hinabſtürzen bis in die unerſättlichen Rachen gefräßiger Ungeheuer, ſich freuen mit dem gräßlichen Lächeln der Höllengeiſter über die entſetzliche Blutſcene — o Gott! und du konnteſt das ſehn — ließeſt nicht treten das ſchaudervolle Bild der verſchleierten Ewigkeit zwiſchen ſie und ihre Gräuelthat — ſchreckteſt ſie nicht zurück, als Naturſtimme nicht mehr vermochte ſie abzumahnen vom Brudermorde?’ Die Anweiſungen für den Schauſpieler oder zu möglichſter Verſinnlichung des Stücks für den Leſer, da es ſchwerlich geſpielt werden kann, ſind ſelten geringer abgefaßt als ‘wie vom Blitz getroffen, zurücktaumelnd erſchrecken, langes graunvolles Schweigen, mit gebrochnem Laut, ſchaudert hinter ſich’ u. ſ. w. Giebt es denn wirklich kein andres Mittel die Menſchen zu beßern, als ihren Geſchmack zu verderben?

1) Margaretha die Maultaſche, Gräfin von Tyrol. Ein vaterländiſches Schauſp. nach der Geſchichte. Von Adolph Anton. Cilli 1795.

2) Das Recht der Erſtgeburt. Ein Schauſp. von Kffr. Wien 1796.

3) Die Theatergarderobe. Ein Original-Luſtſp. von Karl Roſenau. Prag u. Lpz. 1797.

4) Die Hautboiſten. Luſtſpiel von Wilh. Bröckelmann. Caſſel 1797.

5) Der Trauſchein. Ein Luſtſp. von H. Cöthen 1796.

6) Die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramat. Kleinigkeit von A. v. Kotzebue. Lpz. 1796.

Nr. 1. iſt nach der Geſchichte ziemlich in Holzſchnittmanier behandelt. Man ärgert ſich weder, noch ergötzt man ſich auch beſonders daran; es müßte denn jemand eines von beiden bei einer raſchen Liebesbewerbung in den erſten Scenen thun, wo ein Mädchen aus einem Weinfaße erlöſt wird, in welchem ſie gefangen fortgeführt wurde, und auf der Stelle ihren Liebhaber findet. Sie antwortet auf ſeinen ſchnellen Antrag: ‘Ei ja! wärt ihr bei uns oben auf dem Kufſtein, da wollt' ich euch hegen, ſtreicheln und küßen wie mein kleines Zicklein, das im Graſe oben weidet’ u. ſ. w. Der Dialog geht übrigens einen ſchlichten Gang, nur fällt Margaretha die Maultaſche in ein zu empfindſames Koſtum mit ihrem zuletzt erwählten Gemahle, und ruft in ſeinen Armen aus: ‘So aus einer Seligkeit in die andre hinüber zu ſchlummern, welche Wolluſt wäre das!’, worauf er ihr recht vernünftig erwidert: ‘Indeßen laß uns noch leben ſo lang es geht, der Tod entlauft uns nicht’.

Bei Nr. 2. liegt eine Novelle von Florian, Selico, zum Grunde. Die Behandlung iſt etwas trocken und proſaiſch ausgefallen, wenige Scenen ausgenommen. Der Stoff iſt zu romantiſch für ein ernſthaftes Schauſpiel; er hätte ſich beßer zu einer aus Ernſt und Scherz gemiſchten Oper geſchickt. Die That des Selico würde etwa einem unerfahrnen naiven Jüngling, der ſich nicht zu helfen wüßte, rührender angeſtanden haben, als einem pathetiſchen jungen Mann, der ſie ein wenig nach moraliſchen Principien verrichtet.

In Nr. 3. findet man groben Witz und einen Mundvoll Moral in roher Natürlichkeit durch einander geworfen. Papier und Druck ſind ſchlecht, und die Orthographie kann man aus folgenden Beiſpielen beurtheilen: 'ein dichtiger Rauſch, Priglereyen, Kuſtum, ergehnt, Schänke' u. ſ. w.

Nr. 4. iſt vollgepfropft mit launigen Charaktern, oder Maſken oder Figuranten, als ſich nur nirgend in einen Akt bringen ließen. Der Muſketier 'Umſtand', die Ausgeberin 'Aentchen', der Korporal 'Blaufärber' verrathen den beſten Willen des Vfs., das Publikum zum Lachen zu bringen.

Nr. 5 iſt ein ländliches Nachſpiel, ungefähr im Geſchmack und Ton der 'beiden Billets' und der dazu gehörigen Folge von Nachſpielen; etwas leer, aber dafür auch ziemlich kurz.

Die Kleinigkeit, Nr. 6., macht ſchon mehr Prätenſion. Der Witz iſt ihrem Vf. natürlich, nur nicht immer der natürliche. Eine Anekdote im neunten Bande der engliſchen Annalen von Archenholz hat hier den Stoff hergegeben.

Neujahrsgeſchenk. Papiere aus dem Nachlaße eines kaiſerl. Offiziers. Mannh. 1797.

In unſern Zeiten, wo alle möglichen Einkleidungen genutzt werden, um Geſchriebenes zum Druck zu befördern, iſt es ſchwer die Aechtheit eines ſolchen Nachlaßes auszumitteln, welche doch hier das Urtheil eigentlich beſtimmt. Sind die Papiere das, was ſie ſcheinen ſollen, ſo hat uns der Herausgeber mit einem braven, nicht ſehr glücklichen noch frohgemutheten Menſchen bekannt gemacht, deſſen Bildung gegen die Rohheit, die ihn in ſeinem Stande umgeben mußte, ſtark abſticht und gar keine militäriſchen Kennzeichen an ſich trägt. Doch hat ſie ihn als Schriftſteller nicht weiter als bis zu Verſuchen in poetiſcher Proſa, welche dem Vf. gewiß mehr Genugthuung gewährten, als irgend einem Leſer, und in einigen gefällig melancholiſchen Liedern gebracht, die nicht ſchlecht verſificiert ſind, und einen günſtigen Eindruck zurücklaßen. Die Briefe der

Schweſter drücken ihre Liebe zum Bruder und eine recht vernünftige und feſte Stimmung des Gemüths ſehr gut aus. Iſt hingegen das ganze Büchlein eine Einkleidung, ſo haben wir eben damit kein reichhaltiges Neujahrsgeſchenk erhalten. So viel iſt gewiß, daß dieſer öſterreichiſche Offizier keine charakteriſtiſche Eigenheit an ſich hat; auch ſein Deutſch verräth ihn nicht, und in ſeiner Frömmigkeit iſt keine Spur von Katholiciſmus. Seine Schweſter verwirft ſogar die Kraft des Gebetes. Politiſches findet ſich hier nichts, außer unter den Gedichten ein Fragment über die Befreiung der Menſchheit, worin ſich der Oeſterreicher eben ſo wenig als der Dichter offenbart.

1) Albert von Ranken. Aus den Papieren des Grafen von P***. Berlin 1797.

2) Fritz Wanderers Lebensreiſe. Berlin 1795.

Von vielen Romanen läßt ſich weiter nichts anzeigen, als daß ſie da ſind, zur Nachricht für Leſer, denen es bloß um das Leſen zu thun iſt. Für kurzweilig können wir Nr. 1. zwar nicht ausgeben: es finden ſich keine neuen Begebenheiten darin. Gleich anfangs haben wir die alte Geſchichte von einem Reiſenden, der vor Spukereien gewarnt wird, und ſtatt des Geſpenſtes einen unglücklichen Freund antrifft; dann eine honette Räubergeſellſchaft; weiterhin eine Frau, die ſich einem Prinzen ergiebt, um ihrem Gatten das Leben zu retten und betrogen wird; eine rachſüchtige Buhlerin; der Held ſelbſt, weil er ſeine Beleidiger umgebracht, in eine Höhle geflüchtet, woraus er zuletzt wieder hervorgeht, um in Amerika auf dem Bette der Ehren zu ſterben. Alles dieſes wird leidlich trocken und weitſchweifig erzählt. So viel können wir aber verſichern, wenn es dem Werke anders zur Empfehlung dient, daß die Moralität deſſelben nicht angefochten werden kann.

Wir kennen nicht alle die Pilger, denen ſich der Wanderer Nr. 2. in ſeinem kurzen Vorberichte zugeſellt, aber mit 'Anton Reiſer' darf er ſich auf keine Weiſe vergleichen. Er unterhält uns bloß mit Abenteuern, von denen manche ſogleich als ſchwache

Kopien von bekannten guten Dichtungen auffallen, z. B. ſeine Geiſter- und Ordensgeſchichten, und andre auch ſchon in den ſchlechteſten Romanen geſtanden haben: oder auch mit zuſammengeleſenen Anekdoten und flachen Charakterſchilderungen. Um ſeiner Laufbahn die möglichſte Abwechſelung zu geben, iſt er bald Hofmeiſter in Familien, wo er nicht die ſprödeſten Damen antrifft, oder Schauſpieler, Legationsſecretär, Soldat u. ſ. w. Er durchreiſt viele Länder, hält ſich eine Zeitlang in Norwegen auf, geräth in Spanien in die Inquiſition und fällt in Deutſchland in die Hände einer ehrlichen Räuberbande. Damit gar keine Lücke bleibe, nimmt er auch die Poeſie zu Hülfe: man findet Lieder nach Oſſian von einem Wahnſinnigen, Skaldengeſänge und Rhapſodien über Leben und Tod aus den Papieren eines Illuminaten. So mancherlei iſt alſo hier anzutreffen, aber weder pſychologiſche Schätze noch eine feine Unterhaltung.

Schwärmereien über Liebe und Natur… Von C. F. Schwerd.
Lpz. u. Merſeb. 1797.

Von der eingebildeten Eigenthümlichkeit 'der Empfindung und des Gefühls', die den Vf. bewegen haben mag, für die Ausgeburten eines ungebildeten, armen und verworrenen Geiſtes auf den Namen Schwärmereien Anſpruch zu machen, können wir keine Spur entdecken, er müßte denn geglaubt haben, daß eine froſtige Ueberſpannung im Ausdrucke auch der alltäglichſten Gefühle und der platteſten Gedanken für Enthuſiaſmus gelten dürfe. Wir würden ihm daher lieber Sudeleien, oder, weil dieſe feinſollenden Gedichte doch in das Gebiet der muſikaliſchen Poeſie gehören, Fiedeleien (ein von ihm ſelbſt entlehntes Wort), zur Ueberſchrift ſeines Buches vorſchlagen. Welche unſelige Verblendung gehört dazu, wenn man nicht den entfernteſten Begriff von poetiſcher Kunſt, durchaus keinen Sinn für Angemeßenheit und Schönheit des Versbaues, ja nicht einmal eine nothdürftige Kenntniß ſeiner Mutterſprache hat, dennoch ein ganzes Bändchen voll Lieder auf einmal in die Welt zu ſenden! Zuſammenſetzungen wie 'Urnenlaube, Flammenſterngefunkel, Schaudermelodien, Zackgeblitze', Bilder wie 'der Lüfte Leiter, der Freude morſche Trümmer', ſelbſtgemachte Wörter wie 'entdämmern, nannen, matten', Unrichtigkeiten wie 'gange' für 'gienge', 'wand' für 'wandte', Reime wie 'Mütter' und 'Brüder', machen eine größere Zahl Beiſpiele überflüßig, die ſich ſonſt ohne Mühe finden laßen. Eine Seltenheit im Abgeſchmackten iſt das Lied 'auf die franzöſiſche Freiheit':

Freiheitsſchwindel
Nimm dein Bündel,
  Faſe mich nicht an!

und nachher:

Zucht und Sitten
Und Meriten
  Sind dir Thorenſpiel;
Menſchenthränen
Zu begähnen
  Iſt dein ſchönes Ziel.

Nahrung für Geiſt und Herz, oder Sammlung ſinnreicher und und witziger Einfälle aus der alten und neuern Geſchichte. Oſchatz 1797.

Nach dem Vorbericht des Verlegers iſt dieſe kleine Sammlung von einem zur Ruhe geſetzten, wohlmeinenden Schulmanne, 'einem Chriſten und Kinderfreunde', zuſammengetragen worden, und wir wünſchten ihr das Zeugniß geben zu können, daß ſie nicht allein vieles enthalte, deſſen Wiederholung einem jungen Gemüth immer nutzt, wenn ihm dasſelbe auch aus ähnlichen Schriften bekannt geworden iſt (wie es wenigſtens mit den Anekdoten aus der ältern Geſchichte hier der Fall ſein könnte), ſondern daß auch nichts darin zu finden ſei, was Schaden bringen und hauptſächlich Aberglauben befördern kann. Aber leider hat ſich unter dem Artikel 'Sammlung witziger Einfälle, die ihren Urhebern Mißvergnügen und Unglück zugezogen haben', Mehreres von dieſer Art eingeſchlichen. Man ſehe einige Beiſpiele einer ſchnellen göttlichen Strafe, wobei wir indeſſen nicht verſchweigen wollen, daß der Muthwille eines Knaben gegen ſeinen Rektor, der, indem er auf einen Baum klettert, ſeinem Schulgenoßen zuruft: 'Unſer Rector ſpricht immer, ich würde auf keinen grünen Zweig kommen: da ſtehe ich nun!' und die militäriſche Aeußerung eines Officiers gegen Gott, welcher bei der Annäherung eines Gewitters, während er beſchäftigt iſt, eine Mine ſpringen zu laßen, 'die bedenklichen Worte' hören läßt: 'Donnere nur, wir werden bald noch beßer donnern!' doch in geziemender Abſtufung gerügt worden ſind; denn der Knabe fällt vom Baume und bricht nur den Arm, aber den Offizier trifft der Blitz, daß er todt zur Erde ſtürzt. — An den übrigen Artikeln iſt nichts auszuſetzen; wenn auch ziemlich alltägliche Gedanken von Gellert als lehrreiche Sprüche aufgenommen worden ſind, ſo hat das weiter nichts zu ſagen.

Die Geſundbrunnen.

Ein Gedicht in vier Geſängen von Valer. Wilh. Neubeck.
Breslau 1795.

Durch dieſes Gedicht wird die deutſche Poeſie in einer Gattung bereichert, in welcher unter den Neueren vorzüglich die Engländer eine beträchtliche Anzahl geſchätzter Gedichte beſitzen, die dagegen unter uns noch faſt gar nicht angebaut iſt. Wir unterſcheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu verſinnlichen ſucht, dasjenige, worin irgend eine beſondere Wißenſchaft oder Kunſt, oder ein Theil derſelben, vorgetragen wird. In jenem, dem philoſophiſchen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch Manches aufzuweiſen; hingegen hat ſich unſre lehrende Muſe faſt noch nie zu einem Bunde mit andern Geſchicklichkeiten und Kenntnißen verſtanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben ſchmücken, ohne auf die höchſte Beſtimmung der menſchlichen Natur Bezug zu haben. Man kann leicht zugeben, was man auch unſtreitig anerkennen muß, daß der Menſch der höchſte Gegenſtand der Kunſt, die lyriſche, epiſche und dramatiſche Poeſie alſo etwas Höheres ſei, ohne jene untergeordnete Gattung zu verwerfen. Auch hat der *) techniſche oder wißenſchaftliche Lehrdichter das Beiſpiel des klaſſiſchen Alterthums für ſich, aus dem ſich unter einer noch weit größeren Menge, deren es ſich erfreute, ſehr bedeutende Werke der Art gerettet haben, und welches dabei den trokkenſten, undankbarſten Stoff nicht verſchmähte. Doch ließe ſich gegen das Anſehen dieſer Vorbilder Folgendes einwenden. Die griechiſchen Lehrgedichte zerfallen in zwei Hauptklaſſen. Die älteren, Heſiodus, die alten Gnomiker und Phyſiker u. ſ. w., ſchreiben ſich aus Zeiten her, wo die Proſa noch nicht zum Werkzeuge der ſchriftlichen Mittheilung gebildet worden war. Ehe man ſchrieb, mußte alles, was man aufbewahren wollte, in Verſe gebracht werden. Die poetiſche Form war alſo mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl; und nachher, als ſich die Schreibekunſt ſchon verbreitet hatte, behielt man ſie aus Gewohnheit bei. Die ſpäteren Lehrgedichte der Griechen, an welche die römiſchen ſich **) meiſtentheils anſchließen, haben alexandriniſche Litteratoren zu Urhebern, die ſich nicht ſelten in todten Stoffen am meiſten gefielen, weil dieſe dem Dichter Alles verdanken, und ſie folglich ihre gelehrte Kunſt auf die glänzendſte Art dabei an den Tag legen konnten. In jenen alten Werken war es mit der Belehrung ſehr ernſtlich gemeint, und die Poeſie war Nebenſache; hier hingegen war es bloß um dieſe, und zwar nur um das Künſtlichſte in ihr zu thun, und die Belehrung blieb nur der ſcheinbare Zweck. Man weiß, daß Manche einen Gegenſtand beſungen, den ſie gar nicht anſchaulich durch eignes Studium, ſondern bloß

---

*) artiſtiſche oder ſcientifiſche 1797. 1801. **) 'meiſtentheils' fehlt 1797. 1801.

durch eine mittelbare Ueberlieferung nothdürftig kannten, für den ſie alſo kein wahres Intereſſe haben konnten. Allein wo dieſes auch vorhanden iſt, reicht es zur eigentlichen Künſtlerbegeiſterung, die ſich auf ein unbedingtes Bedürfniß unſrer Natur bezieht, noch nicht hin, weil alle bedingten Zwecke nur bedingt intereſſieren. Daher der Mangel an Leben im Ganzen eines Lehrgedichts bei der ſchönſten Lebendigkeit der einzelnen Beſtandtheile. Wie dürftig werden z. B. in den Faſten des Ovidius die reizenden Mythen und Schilderungen von Feſten, durch den völlig unpoetiſchen, für Herz und Einbildungskraft gleich leeren Begriff eines Kalenders zuſammen gehalten! Es fragt ſich alſo: wie läßt ſich ein bloß logiſch gegebenes Ganzes, nicht allein durch Ausſchmückung der Theile, ſondern auch als Ganzes *) poetiſch beleben? Da das unbedingte Streben ein Hauptkennzeichen der künſtleriſchen Begeiſterung iſt, und da es außer dem Gegenſtande derſelben, dem Schönen, nur zwei Gegenſtände eines unbedingten Strebens für den Menſchen giebt, nämlich das Wahre und das Gute; ſo läßt ſich denken, daß das Streben nach einem von beiden, die philoſophiſche oder ſittliche Begeiſterung, in dieſem Falle **) die künſtleriſche vertreten könnte. Die philoſophiſche Begeiſterung kann nur bei Erkenntniſſen ſtattfinden, welche den Menſchen als Menſchen angehn, alſo auch kein andres als ein philoſophiſches Lehrgedicht beſeelen. Die ſittliche aber erſtreckt ſich auf alle Gegenſtände, bei denen eine Beziehung auf Ideen möglich iſt. Der didaktiſche Stoff könnte alſo, wenn er von ſolcher Beſchaffenheit wäre, im Einzelnen durch ſinnliche Darſtellung,

---

*) äſthetiſch 1797. **) als Surrogat der künſtleriſchen dienen konnte 1797. 1801.

im Ganzen durch eine ſittliche Stimmung des Gemüths (die man ja nicht mit einem moraliſchen Zwecke verwechſeln muß, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogiſch, ökonomiſch u. ſ. w. häufig ohne jene Stimmung betrieben wird) aus dem unpoetiſchen Gebiete des Verſtandes entrückt werden.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Gedanken, die nur durch flüchtige Winke angedeutet werden konnten, weiter auszuführen und zu begründen. Wir eilen zu ihrer Anwendung auf das vorliegende Gedicht. Die Lehre vom Gebrauche der Mineralwaßer konnte als ein kleiner Theil der beinahe unermeßlichen Arzneiwißenſchaft nur ein ſehr *) beſchränktes wißenſchaftliches Intereſſe haben; der Dichter hat ihr ein freieres, allgemein menſchliches verliehen. Das, wodurch er ſeinen Gegenſtand adelt und gleichſam heiligt, iſt wohlwollender Eifer, als Arzt zum Beſten ſeiner Mitbrüder zu wirken; und dankbare Bewunderung der wohlthätigen Veranſtaltungen der Natur. Dieſe beiden hebenden Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäßig auf ſeiner ganzen Laufbahn: ſie ſind die Seele ſeiner Darſtellung, und verrathen ſich entweder ſtillſchweigend im Tone derſelben, oder werden auch ausgeſprochen; aber dieß nur hier und da mit weiſer Mäßigung. Der Dichter hat ſeinen Stoff mit lieblicher Fülle zu bekleiden und ſich überall, wo er vermöge ſeines Vorſatzes den Schritt hinwenden muß, mit der reichſten ſinnlichen Gegenwart zu umgeben gewußt. Die Schilderung der Brunnen nach ihrer Lage, und das ländliche Leben, welches Brunnen- oder Bade-Gäſte führen ſollen, giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landſchaftsgemälden. Alles Widerwärtige und Ekelhafte, was bei manchen medi-

---

*) bedingtes ſcientifiſches Intereſſe 1797. 1801.

ciniſchen Gegenſtänden ſchwer zu umgehen ſein möchte, iſt bei dieſem durchaus vermieden. Es iſt immer auf eine ſolche Art von den Heilkräften der Geſundbrunnen die Rede, daß die Krankheiten, denen ſie entgegenwirken, bloß im Allgemeinen *) bezeichnet werden. Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studium der Meiſterwerke gebildeten reifen Dichtergeiſte, und nähert ſich an nicht wenigen Stellen wirklich dem **) Vollendeten. ***)

Die Anlage iſt, wie es ſich gehört, einfach und lichtvoll. Der erſte Geſang beſchäftigt ſich mit der Entſtehung der Mineralquellen, der zweite mit der Beſchreibung der vornehmſten, welche Deutſchland beſitzt, der dritte und vierte mit Vorſchriften für die Brunnenkur. Der naturhiſtoriſche Inhalt des erſten Geſanges iſt durch eine kühne, aber erlaubte, Dichtung ganz ins Wunderbare und Epiſche hinüber geſpielt. Nach der kurzen, in eine lobpreiſende Begrüßung der Hygiea, als ſeiner Muſe, verwebten Ankündigung †) wendet ſich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei ſeinem Geburtsorte, Arnſtadt in Thüringen, vorbeifließt, ††) um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantiſche Gemälde des von ihr durchſtrömten Thales, und hierauf der Grotte, wo ſie entſpringt. Hier erſcheint ihm die Göttin, †††) und in der Antwort auf ſeine Bitte:

---

*) charakteriſirt 1797. 1801. **) Klaſſiſchen 1797. 1801. ***) 1797.: Indem wir dem Gange des Gedichtes folgen, werden wir dieſes Urtheil durch einige Beiſpiele belegen können. †) 1797.: fragt der Dichter: Doch wer leitet mich hin .... (u. ſ. w. V. 15...20. des I. Geſ.) Er wendet ſich an die Nymphe u. ſ. w. ††) 'um.. werden' fehlt 1797. †††) 1797.: der hohen Begeiſterung trunkenes Auge ſchauet (u. ſ. w. bis V. 93.) Sie erwiedert auf ſeine Bitte: (V. 109...115.) und ſo drückt ſie die ſittl. Stimmung des Dichters aus, wovon ...

109 Kühn, o Sterblicher, iſt der Wunſch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erſchaffener jemals
Wandelte; doch dir ſei er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu ſchauen,
Aber den ſchönen Wunſch, hülfreich und tröſtlich den Menſchen,
Gleich den ewigen Göttern, zu ſein, erblick' ich im Innern
115 Deiner unſterblichen Seele:

iſt die ſittliche Stimmung des Dichters ausgedrückt, wovon wir oben ſprachen. Nachdem ſie ihn belehrt, woher überhaupt 'die Quellen den Reichthum ihrer Gewäßer empfahn', führt ſie ihn in das unterirdiſche Reich der Ströme. Den erſten Gedanken zu dieſer Wanderung gab vielleicht die Geſchichte vom Ariſtäus beim Virgil, auf die auch angeſpielt wird; aber ſie iſt mit *) lebendiger Kraft und Neuheit durchgeführt. Sie gelangen in das Reich der eiſenhaltigen Quellen. Wie das Waßer von Eiſentheilchen durchdrungen wird, und dadurch eine ſtärkende Kraft gewinnt, erläutert **) ein liebliches Gleichniß. Darauf wird die Lehre, daß die fixe Luft das Brauſen und Perlen der Mineralwaßer verurſacht, in ***) einer edeln und bildlichen Sprache vorgetragen. Der Dichter geht zu einem prachtvollen Loblieде auf das Eiſen über, und gedenkt, nach dem mannichfaltigen Nutzen desſelben im Kriege, für den Ackerbau und die meiſten Künſte, auch des Kompaſſes. †) Mit einem leichten Uebergange kehrt er von dieſer Epiſode zu den Heilkräften des Eiſens zurück. Die Göttin führt ihn hierauf in das Reich der Salze, die ſich, wie ſie ihn lehrt, nach ihrer

---

*) wahrhaft genialiſcher Kraft 1797. **) 1797.: folgendes Gleichniß ſehr ſchön: (Folgen V. 201..206. des 1. Geſanges.) ***) der edelſten und bildlichſten 1797. 1801. †) 1797 folgen die V. 283...286 des 1. Geſ.

Verwandtſchaft anziehen. Nun wird dieſes Naturgeſetz der Anziehung in ſeinem erhabnen Umfange erklärt, und *) auf die Sympathie ſittlicher Weſen angewandt. Den kräftigſten Schwung der Phantaſie, alle Gewalt der Sprache, den ganzen Zauber männlicher und bedeutender Rhythmen hat der Dichter aufgeboten, um die unterirdiſche Flammenwelt der Vulkane darzuſtellen, an deren Gränze die Göttin ihn zuletzt führt, weil die ſchwefelhaltigen und warmen Quellen dort entſtehen.**) Nach vollbrachter Wanderung ſchließt der Geſang mit einem dankenden Hymnus an die Nymphe.

Wenn der Dichter durch den Anfang des zweiten uns leiſe an Klopſtocks Rückkehr in die Oberwelt im dritten Geſange des Meſſias erinnert, ſo darf er die Vergleichung nicht ſcheuen. Durch den überraſchenden Uebergang von der Freude am Leben zu den menſchenfreundlichen Geſinnungen des Arztes, und zu der Freude über das Gelingen ſeiner Bemühungen, iſt der Eingang mit dem Tone des Ganzen in ***) Harmonie geſetzt. Die berühmten Quellen der Vorzeit werden von †) dem Gedichte ausgeſchloßen, aber indem dieß geſchieht, in tönenden Zeilen verherrlicht. ††) Auch die neueren ausländiſchen Quellen berührt der Dichter nur flüchtig, und beſchränkt ſich auf die wichtigeren Deutſchlands. Hier hat er ſich das Geſchäft ſchwerer gemacht als nöthig war: man verlangt von ſolch einem Verzeichniſſe keine Vollſtändigkeit, und würde manchen Geſundbrunnen nicht vermißen, wenn er übergangen wäre. Aber eben in dieſem

---

*) rührend auf 1797. 1801. **) 1797.: Gern würden wir unſre Leſer zu Richtern machen, wie meiſterhaft es ihm gelungen iſt. ***) die ſchönſte Harmonie 1797. 1801. †) dem Geſange 1797. 1801. ††) 1797. folgen V. 38.. 52. des 2. Geſ.

Theile des Gedichtes hat er ſeine *) erfinderiſche Gewandtheit bewährt. Er iſt unerſchöpflich an charakteriſtiſchen Zügen, Gemälden, Wendungen, Anſpielungen, epiſodiſchen Verzierungen, und wo durchaus etwas Aehnliches wiederkommen mußte, an anders ſchattierten Farben des Ausdrucks, ſo daß er unter der großen Anzahl von Quellen jede auf eine eigenthümliche und anziehende Art preiſet. Bei Pyrmont werden die Alterthümer der Gegend hervorgerufen; beim Karlsbade und Töplitz wird die merkwürdige Entdeckung dieſer Bäder erzählt; von Wiesbaden gerühmt, daß **) die Beſtandtheile des Bodens, welche die Mineralwaſſer ſchwängern, auch den in der Umgegend gebauten Wein veredeln; bei Lauchſtädt werden die ſächſiſchen Schönen, die das Bad gebrauchen, ſchmeichelhaft aufgefordert, der Nymphe einen Kranz zu winden u. ſ. w.***) Dem Egerbrunnen wird der klaſſiſche Name Egeria zugetheilt, und hierauf ein ſinnreiches Wortſpiel gegründet:

322 Biſt du Heſperiens Thälern entflohn, Egeria? Biſt du
Jene Najade, die, gleich der helfenden Ilithyia,
Einſt anriefen die Mütter der weltbeherrſchenden Roma?
Biſt du ſelber die Göttin Egeria? Oder empfiengſt du
Nur den ehrenden Namen von Numas ernſter Geſpielin?
Wer du auch ſeiſt, dich grüßt mein Lied mit dem herrlichen Namen,
Nennt dich Egeria, Göttin und Helferin, weil du den Heilquell
329 Hier im blühenden Thal hinſtrömſt zum Segen der Menſchen.

---

*) große Sicherheit in der Kunſt bewährt 1797. 1801. **) das Mineralwaßer den daſelbſt gebauten Wein veredelt 1797. 1801. ***) 1797.: Welchen klaſſiſchen Sinn verräth folgendes Spiel mit einem klaſſiſchen, dem Egerbrunnen zugetheilten Namen: (folgen obige V. 322...29. des 2. Geſ.). 1801.: Einen klaſſiſchen Sinn verräth das Spiel u. ſ. w. (ohne Mittheilung der angeführten Verſe.)

*) Von einem andern Geſundbrunnen weiß der Dichter mit einer gefälligen Wendung zu rühmen, daß die benachbarten Bauern ihn auch in geſunden Tagen zu trinken pflegen:

400 Huldiget, Saiten, der Nymphe, die dort in dem ländlichen Flinsberg
Oft ſich zum fröhlichſten Mahl mitſetzt in der Hütte des Landmanns.

Der Dichter liebt dieſen Quell vorzüglich, weil er ihm die Geneſung ſeiner Freundin verdankt. Bei einem andern ehedem beſuchten, jetzt in Verfall gerathnen läßt er uns die Klage der Nymphe in zarten Tönen vernehmen.

In den beiden folgenden Geſängen werden die bei einer Brunnenkur zu beobachtenden Vorſchriften gegeben, und auch hier ſind die vielfachen Schwierigkeiten glücklich beſiegt. Die Wahl der Jahreszeit und einer geſunden Wohnung, frühes Aufſtehn, Verfahren beim Brunnentrinken, Diät in den Speiſen, die verſchiednen Ergötzungen, welche der Geſundheit am zuträglichſten ſind: zwangloſe Geſellſchaft, **) unterhaltende Bücher, fröhliches Schauſpiel, Billard oder Ballſpiel, Reiten, Fahren, Spaziergänge oder andre Leibesübungen, Fiſchfang, Botaniſieren, Jagd (wenn die Brunnenkur in den Herbſt fällt), und endlich Tanz: nichts iſt vergeſſen, Alles wird 'mit des Pindus duftenden Blumen' auf das gefälligſte geſchmückt. Wenn im Vorhergehenden die weſentlichen Vorzüge eines Dichters, mens divinior atque os magna sonaturum, ſich ſchon oft glänzend entfaltet haben, ſo beweiſt der Sänger hier, wie günſtig ihm die landliebenden Muſen jenes molle atque facetum des Virgil gewährt. Nirgends

---

*) Aeußerſt dichteriſch wird von einem andern Geſundbrunnen geſagt, daß u. ſ. w. 1797. 1801. **) leichte Lectüre 1797. 1801.

ſinkt er zum Matten oder Proſaiſchen herab; denn daß er manches, was ſich nicht ohne Zwang in Bilder kleiden ließ, freiwillig mit ſchmuckloſer *) Einfachheit ausdrückt, wie in folgendem Verſe:

> 122 Trinke gemach, und wandle dabei! So lautet die Regel,

iſt davon noch ſehr weit verſchieden. Durch ſolche einfachere Stellen werden einige Epiſoden (man weiß, das Lehrgedicht iſt mit Recht der eigentliche Wohnſitz der Epiſoden), in denen die Einbildungskraft ihre blühende Fülle ergießt, noch mehr gehoben. Den Vorſchriften über den Gebrauch der Bäder wird deſſen Geſchichte angeknüpft, und eine Welt von Erinnerungen in den ſtolzeſten Bildern und Rhythmen geweckt. **)

> Einſt in der Jugend der Welt, wo noch ungeſchwächt von der Krankheit
> Gliederlöſendem Gift der Menſchen ſchöne Geſchlechter
> Blüheten, tauchten Geſunde ſich nur in das ſtärkende Strombad.
> Religion und Geſetz gebot den Völkern des Aufgangs
> Reinigung, eh ſie zum Mahl ſich lagerten, oder am Altar
> Opferten. Jünglinge ſtählten den Arm zur Schlacht in dem Seebad,
> Schwammen entgegen dem Strom, abhärtend die nervigen Glieder.
> Nach mühſeliger Heldengefahr in Thrinakiens Eiland
> Spülte ſich wieder am Thermopyl die Kraft des Herakles
> Ab den Staub und den Schweiß, und es kehrte dem badenden Halbgott
> Wieder die mächtige Stärke zurück, die Löwen beſiegte.

Nachher empfahlen die griechiſchen Aerzte, zuerſt Hippokrates, auch Kranken das Bad. Bei den Römern wird die bekannte

---

*) Grazie 1797. 1801. **) Statt der folgenden V. 195...205. hat 1797. V. 202...208. In 1801. ſteht ſtatt derſelben: In den älteſten Zeiten badeten ſich nur Geſunde.

Geſchichte, daß Auguſtus auf den Rath ſeines griechiſchen Arztes Antonius Muſa das Bad zu Bajä mit gutem Erfolg gebrauchte, daß eben dieſe Kur bei ſeinem Neffen Marcellus, der bald darauf ſtarb, nicht anſchlug, auf eine *) ſehr glückliche Weiſe eingeführt:

214 Als, entarteter ſchon, ſich die ſtolzen Quiriten entnervten,
Bei dem Falernerpokal, und am Buſen ſchlauer Korinnen,
Sendete Muſas Kunſt den Imperator gen Bajä,
Und in der keuſchen Umarmung der Nymfen krönte Geneſung
Ihn mit ſchönerem Kranz, als Rom ihm gab im Triumfzug.
220 Tuſkiſche Nymfen, warum, ach! flocht die neidiſche Parce,
Euren gefeierten Urnen zur Schmach, zum Jammer der Mutter,
Seinem Marcellus den Kranz aus Zweigen der düſtern Cypreſſe?
Taub iſt, ruft ihr zurück, das Ohr der eiſernen Parce,
Dunkel der Vorſicht Rath, labyrinthiſch die Wege des Schickſals.
225 Tröſte dich, Schatten des Muſa! Noch heut entſteigen nicht Alle,
Froh der Geneſung, dem Bad; noch heute bekränzt die Cypreſſe
Selbſt an dem Heiligthum der Najaden die Schläfen des Jünglings,
Und mit Roſen beſtreun ſein Grab nachweinende Mädchen.

) Aber das Looß der Vergänglichkeit trifft nicht den Menſchen allein, ſondern alle irdiſchen Dinge. *) Bajä ſelbſt erfuhr es:

233 Siehe der Wanderer findet, wo Bajäs Marmorpaläſte
Prangten, geſunkene Trümmer. Sein Laubnetz hänget der Efeu
Um das Gebälk; den Fuß korinthiſcher Säulen umwuchern
236 Neßeln und Sandriedgras.

---

*) 1797. 1801.: Weiſe eingeführt, die nicht nur den Verehrer des Antiken, die jeden Freund des Schönen entzücken wird: (1797., nicht aber 1801., folgen dann die V. 214...227.) **) 1797. folgt: Wie groß! wie rührend! Und wie gewandt iſt durch die letzte Betrachtung die Erzählung auf den nächſten Gegenſtand des Gedichtes zurückgeführt. ***) 1797.: Auch Bajä erfuhr es.

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Blicken auf die Scenen des Alterthums iſt Jezt und Vormals, Leben und Erſtorbenheit *) anmuthig vermählt: es ſind Abbildungen fröhlicher Götterfeſte auf einem Sarkophag. **) Auch Hadrians Villa iſt dahin; ja ſelbſt der Lorbeerbaum auf Virgils Grabe iſt verdorrt! Mit dieſer Erinnerung an ſein Vorbild nimmt der Dichter den Faden wieder auf.

Der vierte Geſang iſt nicht weniger reich ausgeſtattet als ſeine Vorgänger. Wie reizend iſt, um unter Vielem nur eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botaniſierens die Begattung der Pflanzen geſchildert! Das Ganze ſchließt mit einer ***) ſchönen Epiſode von ganz andrer Art als die obige. Der Dichter warnt vor Uebermaß im Tanz, und vor plözlicher Erkältung. Er erzählt die Geſchichte eines jungen Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem Geſundbrunnen, vom Tanze erhizt, ſich in den Garten ſchlich, aus einer Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Zeit und Scene des Vorfalls ſind meiſterhaft zu pathetiſchen Eindrücken benuzt. Das Schrecken und die Trauer ihres Geliebten, die theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der Dichter war ihr Freund), und endlich ihre Grabſchrift laßen den Stachel der Wehmuth †) im Herzen zurück.

Von ††) höheren Vorzügen angezogen, haben wir auf den äußern techniſchen Theil des Gedichtes kaum noch einen

---

*) bezaubert vorm. 1797. 1801. **) 1797.: Ungern verſagen wir uns das Vergnügen der Mittheilung; nur noch Ein Zug mag hier ſtehen. Auch Hadrians Villa iſt dahin: (folgen V. 265...269.) des 3. Geſ.). ***) herrlichen Epiſ. 1797. 1801. †) tief im 1797. 1801. ††) höheren äſthetiſchen 1797. höheren poetiſchen 1801.

flüchtigen Blick werfen können.*) Die Sprache iſt rein und voll, auserleſen, kräftig und würdig. Die Wortſtellungen haben Nachdruck, Schwung, und dennoch ungezwungene Leichtigkeit. Neue Zuſammenſetzungen ſind beſcheiden, nach den Regeln der Analogie und des Wohlklanges, verſucht. Die Beiwörter ſind faſt immer treffend, bedeutungsvoll, maleriſch, tönend, zuweilen neu, ſinnreich und überraſchend glücklich. Vielleicht ſind ſie hier und da mit zu freigebiger Hand ausgeſtreut; aber da ſie die forteilenden oder gehaltenen Tänze des Rhythmus überall heben und tragen helfen, ſo läßt man ſich dieß gern gefallen. Was den Bau des Hexameters betrifft, ſo fanden wir ihn noch in keinem deutſchen Gedichte, Voßens Luiſe ausgenommen, in ſolcher Vollkommenheit. Es verſteht ſich, daß hier bloß von demjenigen Hexameter die Rede iſt, wobei die Mannichfaltigkeit und der metriſche Ausdruck immer dem Geſetz der rhythmiſchen Schönheit untergeordnet bleibt: Gränzen, die Klopſtock im Meſſias aus Grundſatz überſchritten hat.**) Wer

---

*) 1797.: allein die angeführten Beiſpiele ſetzen den kundigen Leſer in den Stand ſelbſt darüber zu urtheilen.

**) Statt des oben Folgenden haben 1797. u. 1801. dieſen Schluß: 'Auch den Werth des vertraulichen Hexameters wollen wir keinesweges herabſetzen. Wer Voßens hexametriſchen Versbau ſtudiert hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck ſich hierin ganz nach ihm gebildet, aber auch daß er ihm ſeine Kunſt beinahe bis zur Gleichheit abgelernt. Der wichtigſte Unterſchied möchte ſein, daß er die Pauſen des Sinnes häufiger an den Schluß der Zeile ſetzt, ſo daß manchen Stellen die vom Dionyſius ſo ſehr empfohlene metriſche λογοειδεια fehlt. Auch hat er ſich hier und da noch einen weiblichen Abſchnitt im vierten Fuße erlaubt. Er hat nicht unterlaßen, ſeinen Meiſter dankbar zu preiſen: 'den Sänger

Lieblicher Landidyllen, die ſelbſt Apollon-Homeros
Beifallslächeln gewännen wofern ſie der Alte vernähme.'

Voßens hexametriſchen Versbau ſtudiert hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck ſich hierin nach ihm gebildet, und ihm Vieles abgelernt hat. Auch hat er nicht unterlaſſen, ſeinen Meiſter dankbar zu preiſen Der wichtigſte Unterſchied möchte ſein, daß er die Pauſen des Sinnes häufiger an den Schluß der Zeile ſetzt, ſo daß manchen Stellen die vom Dionyſius ſo ſehr empfohlene metriſche λογοειδεια fehlt.

Hier hätten wir alſo wieder eine Rechtfertigung des alten Mythus, welcher den Gott der Dichtkunſt zugleich zum Vorſteher der Arzneikunde machte, und Bürgers Lob der Aerzte in ſeinem Gedicht 'an Apollo' findet eine treffende Anwendung auf den Verfaßer dieſes geiſtvollen Werkes. So vieles Lob, faſt durch keinen Tadel gewürzt, könnte übertrieben ſcheinen: Rec. [ich 1801.] muß daher verſichern, daß er [ich], um nicht die Rolle des Beurtheilers mit der des Lobredners zu vertauſchen, ſeine [meine] Ausdrücke ſo viel möglich gemäßigt [habe]. Aber wie kömmt es, wird man fragen, daß ein ſolches Produkt noch nicht bekannter wurde? Rec. geſteht wenigſtens, daß es ihm, ungeachtet ſeiner Aufmerkſamkeit auf wichtige Erſcheinungen in der deutſchen Poeſie, gänzlich entgangen war, bis er zur Beurtheilung deſſelben aufgefordert ward. Walten ungünſtige Sterne auch über das Schickſal mancher Bücher? Oder iſt Verkehrtheit des Geſchmackes daran Schuld, wenn das Vortreffliche nicht bis zu einer Leſewelt hindurchdringt, die auf allen Seiten von dem Mittelmäßigen und Schlechten umringt iſt? Doch es kann nicht fehlen, dieſes Gedicht muß ſeinem Urheber in der Folge einen ausgezeichneten Platz unter Deutſchlands Dichtern ſichern. Kleiſt wurde durch ſeinen 'Frühling' unſterblich; wir wollen kein Blatt aus dem Kranze des ruhmvollen Todten zu reißen ſuchen: aber man vergleiche! Vielleicht hat das unſcheinbare Aeußre des Buches ſeinen Umlauf verhindert: das graue Papier, das unbequeme Quartformat, auch der wenig verſprechende Titel. Wir wünſchen und hoffen, es möge bald in einer gefälligeren Form erſcheinen, damit jeder Freund der Dichtkunſt es an einem oft beſuchten Platz ſeiner Bücherſammlung aufſtellen könne.

Auch hat er ſich hier und da noch den weiblichen Abſchnitt im vierten Fuße erlaubt, wohl gar die geſetzmäßige Cäſur, deren kein Hexameter entrathen darf, vernachläßigt, und die amphibrachiſche Worttheilung, wodurch der Rhythmus ins Weichliche ausartet, nicht genug vermieden.

Ausgabe Leipzig bei Göſchen. Mit lateiniſchen Lettern. 1798. Folio.

Dasſelbe mit deutſchen Lettern. Oktav.

*) Die erſte Ausgabe dieſes Gedichts iſt in der A. L. Z. 1797. Nr. 243. ausführlich angezeigt. Der Beurtheiler, der die ſeltnere Freude genoß, auf ein bis dahin nicht genug anerkanntes Talent aufmerkſam zu machen (das gewöhnliche Geſchäft beſteht darin, verſchwendetem Beifalle, und oft fruchtlos, entgegen zu arbeiten), äußerte am Schluße den Wunſch, ein ſo ausgezeichnetes Werk auch durch eine mehr empfehlende äußre Geſtalt in Umlauf gebracht zu ſehen. Dieſer Wunſch iſt nun früher und in einem weit höheren Grade erfüllt worden, als ſich damals erwarten ließ. Der Verleger hat alle ſeine Sorgfalt und die koſtſpieligen Veranſtaltungen ſeiner Druckerei daran gewandt, um die geſchmackvolle Pracht der Folioausgabe zur Vollendung zu bringen; und wer die bisherigen Produkte dieſer Offizin kennt, wird wißen, was es bedeutet, wenn wir ſagen, daß ſie hier noch übertroffen ſind. Es iſt unter uns ungebräuchlicher, als bei den Engländern und Franzoſen, Werke der ſchönen Litteratur und überhaupt was auf Eleganz Anſpruch macht, in großen Formaten er-

---

*) [Die Anmerkung zu dem Abdruck in den Charakt. u. Krit. II. S. 248. f. iſt ein kurzer Auszug aus der folg. Rec.]

ſcheinen zu laßen: allein hier konnte nach der Natur der Sache kein kleineres gewählt werden. Verſe ſind für die Kunſt des Typographen überhaupt unbequem, und ihm zu Lieb möchte nur Alles in Proſa geſchrieben werden; regelmäßig abgebrochne Hexameter können doch niemals eine ſchöne Kolonne bilden: ſelbſt bei einem Quartformat hätten die Lettern zu klein oder die Breite zu groß ausfallen müßen. In mäßigem Folio hingegen konnten die Verhältniſſe der Höhe und Breite, der Entfernung der Zeilen und Größe der Buchſtaben auf das Wohlgefälligſte abgemeßen werden. Dieß iſt denn auch geſchehen, und Alles durch Genauigkeit und Reinlichkeit des Drucks in das vortheilhafteſte Licht geſetzt. Die Druckerſchwärze iſt ſehr kräftig, und füllt die Umriße der Buchſtaben ohne alle Lücken aus (dieß iſt eben der ſchwierige Punkt beym ſchönen Drucken), ohne darüber hinauszufahren. Die Glättung des Schweizerpapiers iſt ſauber und überall gleich, nirgends giebt ſie ihm einen blendenden Glanz; das ſonſt vortreffliche Papier möchte für die Größe des Formats etwa noch ein wenig ſtärker ſein. Wenn wir an den in Deutſchland geſchnittnen zierlichen Lettern irgend etwas auszuſetzen wüßten, ſo wäre es, daß die Initialen (wenigſtens zum Theil) nicht ganz gleiche Höhe mit den über die Linie hinausragenden kleinen Buchſtaben haben. — Vier Landſchaften von Hrn. Veith, einem ſehr geiſtvollen Zeichner, ſollten die Ausgabe zieren: Hinderniſſe machten es unmöglich ſie zu liefern, und ſo begleitet nur eine das Gedicht, nach Klengel in Aqua tinta. Im Hintergrunde eine duftige, ſich leiſe erhebende Ferne, vorn Wald und Gebüſch und Najaden an einem Bach.

Die einladende Erſcheinung hat uns natürlicher Weiſe zuerſt beſchäftigt, und Gelegenheit gegeben, uns einheimiſcher

Fortſchritte in der typographiſchen Kunſt zu erfreuen, die gewiß nicht bloß Sache des Luxus, ſondern auch des Geſchmacks iſt, und gleichſam ein architektoniſches Princip in ſich hat. Was das Werk ſelbſt betrifft, ſo bedurfte es nur kleiner Verbeßerungen; ein übermäßiger Gebrauch der Feile hätte ihm gefährlich werden können. Der Dichter hat ihm ſeine nachhelfende Hand nicht entzogen, aber ſie vorſichtig angelegt: bei einer genauen Vergleichung mit der erſten Ausgabe hat Rec. faſt keine Veränderung gefunden, die mißlungen, faſt keinen Zuſatz, der nicht Gewinn wäre. Einige bei der ſonſtigen rhythmiſchen Fülle und Schönheit noch vernachläßigte Zeilen ſind zu dem Schwunge der übrigen erhoben. So heißt gleich zu Anfange der Vers:

> Wer in eure Felſenhallen, ihr reinen Najaden?

wo die vier Trochäen ohne Cäſur das Ohr beleidigten, nunmehr:

> Wer in das Innre der ſtillen Behauſungen junger Najaden?

Noch ſind einige Hexameter ohne Abſchnitt ſtehen geblieben, wie ſie nach einer verſchiedenen Auslegung der alten Vorbilder Klopſtock erlaubt, Voß aber verbietet. Die verlängerte Rede der Nymphe motiviert die Wanderung des Dichters in die unterirdiſche Welt der Vulkane nun noch beßer:

> Nicht ohn' einiges Gottes Geheiß, nicht ohne die Obhut
> Einer verborgenen Macht, ſind ja der Begeiſterung Söhne.

Die Vertauſchung von ‘Hellas Oceaninen’ mit ‘Ephydriaden’, einer gelehrtern, aber auch nur bei ſpätern Griechen vorkommenden, auf jeden Fall weniger wohllautenden, Benennung, kann Rec. nicht billigen. War ‘Oceaninen’ nicht ganz richtig abgeleitet, ſo durfte nur ‘Oceaniden’ geſetzt werden.

Im zweiten Geſange iſt die Charakteriſtik der Geſundbrunnen noch mit zweien vermehrt, wovon wir die des Sauerbrunnens zu Bilin in Böhmen mittheilen:

> Wem doch ſchweiget der Hain hochfeierlich? Iſt der Bezirk hier
> Heilig dem örtlichen Gott? Iſt hier ein Tempel der Nymphen?
> Schimmert in mooſiger Grotte vielleicht dort ſelber Bilina?
> O du, welcher den Hallen ſich naht der weißen Najade,
> Tritt ſanft über die Schwell' und erquicke dich! Lege zum Dank ihr
> Auf den Felſenaltar des Frühlings helleſte Blume
> Schweigend, und fleh' um Gedeihen in feſtlicher Stille die Göttin.

Von einem Jünglinge, der ſich durch muthwillige Zerrüttung ſeiner Geſundheit an Hygienen vergangen, und den dafür eine gerechte Nemeſis verfolgt, heißt es:

> Wem mit richtendem Ernſt die Vergelterin Böſes verhänget,
> Solcher entrinnet auf Erden hinfort herznagendem Gram nicht.
> Freundlos irrt er umher, und klagt ſein banges Geſchick nur,
> Bei wehdrohender Vögel Geächz', einödigen Wäldern.
> Für ihn bekränzt umſonſt ſich der Mai; ſein hellſter Wohllaut
> Tönt ihm wie Todtengeſang. Und ach! wie welket die Blüthe
> Seiner Wangen dahin! Wie bleicht frühzeitiges Alter
> Ihm die Locken! Beweint, ihr Nymphen, beweinet den Jüngling!
> Ihn zu retten vermag ſelbſt euer belebender Quell nicht.

Vorher ſtand dafür:

> Gleich dem umhergetriebnen Oreſt durchſchweift er die Wildniß,
> Irrt er in Wäldern umher, wo nur der Raben Gekrächz' ihn
> Weckt aus ängſtlichen Träumen. Entflohn iſt der Friede des Herzens:
> Todt iſt ihm die Natur. Und ach! wie welket die Blüthe
> Seiner Wangen dahin, die das Roſenöl der Geſundheit
> Jüngſt noch ſchminkte u. ſ. w.

Man ſieht, es ſind einige Uebertreibungen des Ausdrucks und Bildes weggeräumt, auf die man erſt bei Vergleichung mit der neuen Leſeart recht aufmerkſam wird: das Gemälde iſt nun aus zartern, und doch eben ſo kräftigen Farben gemiſcht. Nur ‘Für ihn’ iſt offenbar falſch ſkandiert; es iſt ⏑ –. Warum nicht ‘Ihm bekränzet’ u. ſ. w.*) Den Erinnerungen an die blühende Pracht des ehemaligen klaſſiſchen Italiens iſt ein reizendes Bild hinzugefügt:

Dort wo ſonſt an Lyäus Altar den etruriſchen Feſtkrug
Feurige Knaben bekränzten, und hoch in der Väter Geſang ihn
Prieſen, den fröhlichen Gott, weht ſchwermuthsvoll, wie um Gräber,
Durch das winkende Schilf im Geſümpf des Frühlinges Odem.

Am Ende des dritten Geſanges gedenkt der Dichter ſeiner verſtorbnen Gattin in einer zärtlichen Klage, die ſich leicht anſchließt, und mit einer feinen Wendung als ſpäterer Zuſatz angekündigt wird:

Jetzt wehklage, mein Lied! Dich ſelbſt auch liebete Lina.

Zum Beweiſe, daß Hr. N. auch etwas nicht Verwerfliches aufzuopfern weiß, iſt in eben dem Geſange ein allegoriſches Bild der Zeit, wie ſie dem Thoren und dem Weiſen unter verſchiednen Geſtalten erſcheint, dem es nicht an poetiſcher Fülle und Bedeutung fehlte, und woran man nur bei näherer Prüfung etwas Ueberladnes wahrnimmt, weggeblieben, und an die Stelle eine Empfehlung des lauten Leſens der Dichter, als wohlthätiger Erholung, getreten. — Wir zweifeln nicht, daß der Vf. nunmehr den Lohn ſeiner Bemühungen in dem allgemeinern Beifalle einärnten, und daß dieſe prächtige Ausgabe der Geſundbrunnen auch von Seiten ihres innern Werthes als ein bleibendes Denkmal betrachtet werden wird.

---

*) [Den nicht empfehlenswerthen Vorſchlag hat Neubeck ſpäter ſo befolgt: Ihm bekränzt umſonſt ſich der Mai . . . .]

Anmerkung zum dritten Abdrucke.

(1827. Krit. Schr. I. S. 177. f.)

Auf Veranlaſſung des vorſtehenden Berichtes wurde von dem Gedichte, welches zwei Jahre zuvor erſchienen aber gänzlich unbekannt geblieben war, eine doppelte neue Ausgabe, die eine davon mit reicher typographiſcher Zierde veranſtaltet. Ich hatte mein Lob, nicht ängſtlich abwägend, gewiſſermaßen in der erſten Freude über eine gemachte Entdeckung niedergeſchrieben, und mir wurde es von nicht wenigen Leſern verdankt, ſie mit dieſer heitern begeiſterten Schilderung der Geſundbrunnen bekannt gemacht zu haben.

Es iſt auffallend, daß die didaktiſche Gattung in Deutſchland ſo wenig die Gunſt des Publikums genießt, während ſie in der Litteratur unſerer Nachbarn eine ſehr bedeutende Stelle einnimmt, und nicht wenige Werke dieſer Art als Muſter eines geſchmackvollen und edeln Vortrags in der franzöſiſchen, italiäniſchen und engliſchen Sprache anerkannt und fortwährend ſtudiert werden. Sind wir etwa ſo durchdrungen von der Poeſie, daß wir nicht dulden mögen, wenn ein Gedicht, als Ganzes betrachtet, nicht für eine freie Schöpfung des Geiſtes gelten kann, und ſich nur in der Ausführung des Einzelnen dichteriſche Sitten angeeignet hat? Oder rührt jene Gleichgültigkeit vielmehr daher, daß bei uns weder die Dichter ſelbſt, noch die Kritiker, noch die Leſer, gewohnt ſind, dem Kunſtmäßigen und Vollendeten in Sprache und Versbau ihre beſondere Aufmerkſamkeit und Neigung zuzuwenden, und einen von höheren Befriedigungen unabhängigen Genuß darin zu finden? Ich möchte wohl das letzte vermuthen. So viel iſt klar, ohne die ſorgfältigſte Ausbildung kann das Lehrgedicht nicht beſtehen; eben deswegen halte ich den Anbau dieſer Gattung in unſerer Sprache für wünſchenswerth. Das Silbenmaß muß hinlänglich bindend ſein: es läßt ſich an engliſchen und italiäniſchen Beiſpielen wahrnehmen, wie der Gebrauch der reimloſen, bloß nach Accent und Silbenzahl gemeſſenen Verſe eine Ausartung in das Formloſe veranlaßt. Ehemals hat man bei uns den Alexandriner zu Lehrgedichten verwendet: dieß dürfte jetzt aus vielen Gründen nicht mehr rathſam ſein, wiewohl man eine Zeit lang den Alexandriner allzu ausſchließend hat verbannen wollen. Der Hexameter und das elegiſche Diſtichon ſind im Deutſchen für das Lehrgedicht die einzig geeigneten Formen, auf deren Wahl uns auch die Vorbilder der Alten führen. Die höchſte Vollendung kann gefordert werden, da der didaktiſche Dichter einen weit freieren Spielraum hat, als andre, die nach mächtigeren Wirkungen auf Einbildungskraft und Gefühl ſtreben.

Denkmal aufgerichtet über den Gräbern meiner Frühverklärten, von Fr. Mohn. Düſſeldorf 1796.

Der Vf., wie es ſcheint Prediger in der Gegend von Düſſeldorf, verlor während eines kurzen Zeitraums ſeinen Freund, der ſich vor den Kriegsunruhen zu ihm geflüchtet, ſeine Gattin und ſeine Tochter. Der Inhalt dieſer Denkſchrift iſt eine Predigt, 'aber nicht im Kanzelton', 'Ueber die Pflicht einer often' (häufigen) 'wehmüthigen Rückerinnerung an unſre vollendeten Geliebten', einige Betrachtungen und Gedichte. Sie alle zeugen von Nachdenken und einem tiefen Gefühl, dem wohl nur ſehr Unverſtändige neue Wunden zu ſchlagen verſuchen könnten. (Siehe die Aeußerung S. 93.) Die Gedichte ſind reiner und freier Erguß der Empfindung: ſo wird die Empfindung ſie willig aufnehmen. Es fehlt ihnen hie und da an Haltung in den Bildern, wenn z. B. in derſelben

Strophe die Eumeniden und die Todtenglocke vorkommen; allein dafür entſchädigen manche ſchöne Stellen, wie folgende Strophe über den 'Strom der Vergänglichkeit' in dem ſo überſchriebnen Gedichte:

Wie muthig wallt er ſeinen Pfad!
Mit welcher Kühnheit wälzt er Wogen!
Wer ſorglos ſich dem Ufer naht,
Wird in den Strom hinabgezogen.
Vergebens ſucht das frühe Grab
Von ihren kaum gebornen Kindern
Die Mutter Zeit hier raſtlos zu verhindern;
Das Schickſal ſtürzet ſie hinab.

Schattenſpiele. Nr. I. und II. Berl. 1797.

'Die Ruinen von Moyencourt' und 'Kleine Erzählungen, Fragmente', machen die beiden Nummern dieſes ſauber mit ungeriſchen Schriften gedruckten Büchleins aus. Das erſtgenannte Stück iſt eine Erzählung, aus einer zu Kapitel-Ueberſchriften aufgegebnen 'Wildniß von Wörtern' zuſammengeſetzt. Die Vorfälle darin ſind ſo loſe und willkürlich verbunden, daß man kein Bedenken trägt, die Angabe vom Urſprunge der Erzählung für wahr anzunehmen, und dabei iſt Alles ſo leicht und kühn behandelt, daß dem Vf. das Talent, mit Schatten zu ſpielen, nicht abzuſprechen iſt. Er hat in flüchtigen, oft groteſken Zügen luſtige, zärtliche und muthwillige Auftritte neben einander ſkizziert, und ſie doch auf das Täuſchendſte zu einem Hauptintereſſe zu verflechten gewußt, deſſen Fäden er zuletzt grillenhaft genug, aber ganz im Geiſte des Uebrigen, mit einem Male abſchneidet. Das Märchen fliegt auf gleich einer 'Rakete': und dieß iſt auch das dem letzten Kapitel zur Ueberſchrift dienende Wort. Ein großes Geheimniß bleibt unerklärt, der Knoten ungelöſt, allein gewiß derjenige Leſer nicht unbefriedigt, der ſich an einer lebendigen und witzigen Darſtellung an und für ſich zu ergötzen vermag. Der Ton, der nur manchmal zu ſehr ins Kecke übergeht, iſt nie ſchwerfällig, ſondern in einem leichten franzöſiſchen Charakter (das Günſtigſte, was ſich von Produkten dieſer Gattung ſagen läßt), ohne im Mindeſten eine beſtimmte Nachahmung zu verrathen. Nr. 2. hingegen ſcheint uns bei weitem nicht ſo beluſtigend als obige Ghiribizzi. Man findet darin Ueberſetzungen einiger franzöſiſchen und italiäniſchen Leichtfertigkeiten, woran die Arbeit nicht ſo fein ausgefallen iſt, daß ſie ſich rechtfertigte; eine ſchon oft dageweſene politiſche Anwendung bibliſcher Sprüche, und 'Abaris oder die Wunder der Hölle, ein Fragment'. Dieſe in Briefen 'an Sie' beſchriebene Viſion iſt gröſtentheils in Jamben abgefaßt und hauptſächlich ſatiriſchen Inhalts, obwohl die poetiſchen 'Luftreiſen- und Höllen-Beſchreibungen' einen guten Theil des Raumes wegnehmen. Den Jamben fehlt es nicht an Schwung; der Satire, die einige Porträte erſcheinen läßt, nicht an Kraft; aber dem Ganzen dennoch an feſthaltendem Intereſſe. Auch iſt die dazwiſchen vorkommende Proſa kalt, geſchraubt und voll Prätenſion. Im Vorbericht wird erwähnt, 'daß mehr als ein Schattenſpieler in dieſem Werkchen debütiert'. Wenn dem ſo iſt, ſo geſtehen wir, daß wir lieber dem Erzähler Nr. 1., ob er gleich die Feder ſo launenhaft weggeworfen hat, in ſeinen phantaſtiſchen Irrgängen folgen, als mit Nr. 2. Geſichte ſehen wollen.

Schattenſpiele. Nr. III. IV. und V. Berl. 1798.

Man findet hier einen Schluß der 'Ruinen von Moyencourt', bei dem die gaukelnden Schatten nichts von ihrer Lebendigkeit verloren haben. Für die preisgegebene Wahrſcheinlichkeit wird man durch poſſierliche Zuſammenſtellungen reichlich entſchädigt, und einige kleine Leichtfertigkeiten gehen mit in den Kauf. Ferner 'das Götterſtündchen am Kamin', ein ſehr artig angelegtes Familiengemälde, das noch nicht geendigt, aber doch ſo weit ausgeführt iſt, daß man der Entwickelung ſchon ziemlich ſicher entgegenſieht, und nur darauf begierig iſt, ob ſie ſinnreich genug herbeigeführt werden wird, um das Ganze zu krönen. Es iſt ein Roman im Roman, wo der Onkel, dem die Robinſonaden, eine Lektüre, die er leidenſchaftlich und ausſchließlich liebt, ausgehen, ſelbſt eine dergleichen mit Hülfe ſeiner Hausgenoßen zu ſchreiben unternimmt, während die Nichte unter dieſer Einkleidung den ihrigen mit vieler Anmuth fortſpielt. Was der alte Militär zu Stande bringt, hätte wohl in einem weniger modernen Stil gearbeitet ſein mögen; überhaupt konnte dieſe ſonſt glückliche Idee noch pikanter benutzt werden: nicht bloß in den ihrem Helden zugedachten Begebenheiten, ſondern auch im Tone der Darſtellung ſollten ſich die verſchiedenen Verfaßer charakteriſieren. Der zärtliche und ernſte Geiſt der Liebe, die unter den Bildern des abgefaßten Romans verdeckter Weiſe beſtritten und verfochten wird, iſt indeſſen mit ihren drolligen Umgebungen recht gut in Verbindung geſetzt, heiter gehalten und vor aller Weinerlichkeit bewahrt. — 'Hypolite de Vivonne's Reiſen um die Welt und ſeine Abenteuer', aus der franzöſiſchen Handſchrift überſetzt, wie angegeben wird, ſind bis jetzt nicht bedeutend. Man verſichert, daß ſie es weiterhin werden, und 'Hypolite' nicht ſo viel Langeweile machen ſoll, als er empfindet. Was die von Hrn. Bolt gezeichneten und geſtochnen Kupfer betrifft, ſo iſt es bei dem ſaubern Stich, den ſich dieſer Künſtler beſonders in der punktierten Manier zu eigen gemacht, und da ſeine Empfindungen im Komiſchen wirklich Geiſt verrathen, Schade, daß dieſe Vorzüge nicht durch eine gründlichere Zeichnung unterſtützt werden. Der Herzog auf dem einen Blatte, der ſo lächerlich herbeikommt, ſcheint gar nicht recht auf dem Boden zu ſtehen. Auch der Sultan kann ſich ſchwerlich auf ſeinem Stuhle halten. Wenn die ſonſt nicht üble Merveilleuſe auf dem Titelblatt in ſeltſamen Proportionen gebaut zu ſein und nicht recht zu ſitzen ſcheint, ſo gehört das vielleicht mit zum Koſtum.

XXIV Fabeln für die Jugend aus dem Franz. des Dorat frei überſetzt von Faber. Ff. a. M. 1797.

Man begreift ſchwerlich, warum der Ueberſetzer dieſe Auswahl Doratiſcher Fabeln der Jugend gewidmet. Die begleitenden Kupferſtiche ſind freilich ſo ſchlecht und beſonders ſo ſteif, daß ſich nur die Augen der zarteſten Kindheit daran ergötzen können. Allein was ſoll die Jugend mit einer Erzählung wie 'die Rachſucht des Bären', wo die Moral:

> Doch, wenn des Sklaven Joch ſich endet,
> Wird der Deſpot ſein Opfer ſein,

weil eben die Rede von einem Lehrer iſt, den der Schüler hinterher erſtickt, noch dazu eine ſehr verkehrte Anwendung leiden könnte?

Was mit der Fabel 'die Katze und der Hahn', deren letzte Zeilen ſo lauten:

> Moral wird nie Tyrannen lehren,
> Nie wird die Wahrheit ſie bekehren,
> Sie ſind zu faul ſie anzuhören?

Es giebt überhaupt nur wenige Fabeln, die eine geſunde Nahrung für den Verſtand eines Kindes abgeben können; die beſten ſind mehrentheils nur Leckerbißen für den ſchon reifen männlichen Geiſt. Wen aber auch das Spielende der Gattung hierüber täuſchen konnte, der hätte doch bei dem geringſten Nachdenken zwei Drittheile der obigen verwerfen müßen. Die gereimte Ueberſetzung iſt ziemlich fließend, indeßen hat das Original noch immer beträchtlich dabei eingebüßt. Uebrigens ſcheint hier nur eine alte Waare für neu ausgeboten zu werden; in beiden Exemplaren, die Rec. vor ſich hat, iſt die letzte Ziffer der Jahrszahl auf dem Titelblatte ausgekratzt und verändert; bei dem einen glaubt er die Zahl 1793 darunter zu erkennen.

Fr. Schillers Geiſterſeher. Aus den Memoiren des Grafen von O**. Von X** Y*** Z*. 2. u. 3. Thl. Straßb. 1796.

Ein fremder Maler (um bei dem Gleichniſſe zu bleiben, womit der Vf. ſich bei dem Publikum eingeführt hat) 'endiget' hier das unvollendete Werk eines großen Künſtlers. 'Kühn und groß war ſein Unternehmen'; ob auch 'ſeinem Geiſt und ſeinen Kräften angemeßen', das iſt eine andre Frage. Uns ſcheint, als habe 'ſein großer Vorgänger' nur ſo lange 'ſeinen Pinſel belebt', bis die Farben verbraucht waren, welche etwa auf der zurückgebliebnen Palette noch gemiſcht ſtanden. Die Ausführung wird ſchwächer mit jedem neuen Pinſelſtriche; am ſchwächſten in der Geſchichte des Armeniers, und in der Schilderung der Rückkehr des Prinzen von ſeinen Verirrungen. Die erſte iſt im gräßlichen Stil ſolcher Legenden, wo die Sünder vom Teufel geholt werden; und die letzte völlig in das Gemeine hineingearbeitet. Der Gedanke, die Kinderjahre des Armeniers in ein chemiſches Laboratorium zu verſetzen, iſt nicht übel. Aber wenn er ſchon ‘in ſeinem zehnten Jahre einem ſeiner Mitſchüler mit kaltem Blut den Dolch ins Herz ſtößt, weil er ſeinetwegen einen Verweis vom Lehrer erhalten, und den Leichnam in die Tiber wirft, ohne daß jemals jemand ſeine That erfährt’, ſo iſt dieſer Zug, wie verſchiedne andre, ganz aus Einem Stück mit dem ſchrecklichen Ende des Verbrechers, wo ‘große Maden ihm in einer Kopfwunde wachſen, und das Gehirn langſam verzehren, das ſonſt ſo voll von Bosheit war’, nebſt noch mehreren Schrecklichkeiten dieſer Art, die wir uns ſcheuen auszuzeichnen; denn (nach den Worten unſeres Erzählers, da er ſich enthält die Flüche hinzuſchreiben, womit der Armenier aus dem Leben ſchied) ‘wir fürchten das Papier damit zu entweihn, und dich, o Leſer! zu ſehr damit zu erſchüttern’. Das eigentliche Ziel des Armeniers erſcheint immer nur ſchwankend; er hat ſelbſt nicht gewußt, welches Reich er zum Gegenſtand ſeiner Herrſchſucht wählen ſollte, und beſchließt es auf einen günſtigen Augenblick ankommen zu laßen. So wird auch der Plan der Hauptintrigue nicht ganz ins Klare gebracht. Der Armenier will ‘Venedig ſtürzen und auf deſſen Ruinen ſeinen Herrſcherthron errichten’. Die Räthſel werden gelöſet, womit der Prinz umſtrickt ward, um ihn zum Morde ſeines Oheims zu verleiten; aber über die Verbindung zwiſchen dieſen beiden Begebenheiten drückt ſich der Armenier ſo aus: ‘Prinz, ich fühle es ſelbſt, wie ſchlecht ich, der ich immer ausführte und Unmöglichkeiten zur Wirklichkeit ſchuf, mich dazu ſchicke, einen meiner Pläne einem Andern deutlich und begreiflich zu machen’.

Wie man es von dem Arbeiter erwarten konnte, der die angelegte Maſchinerie des Meiſters in Bewegung zu ſetzen unternimmt, iſt dieſe mit Hebeln überhäuft worden: ſo ſchiebt z. B. der Freund des Prinzen, Graf O., einen Freund, und dieſer wieder einen Freund ein, um gegen die Kabale zu wirken. Die Menge der Erſcheinungen und die Unnützlichkeit derſelben hätten einem Mann wie dem Prinzen faſt die Augen öffnen müßen; man ſieht daraus, daß er ſich ſo ganz von ihnen betäuben läßt, und aus dem Gehalt der Räſonnements, die er in dieſen Bänden führt und mit ſich führen läßt, wie ſehr er durch die erſten Erſchütterungen an ſeinem Verſtande gelitten haben muß. Seine letzte Bekehrung erinnert an die Bekehrungsgeſchichte von Struenſee. Hart drücken ihn ſeine Verbrechen; er bricht in die Worte aus: 'Kann es aus meinem Gedächtniſſe je verlöſchen, was ich that? — Wird, ja kann es Gott ungeſchehn machen? Verloren iſt für mich jeder Troſt, jede Hoffnung'. Der Freund antwortet: 'Soll ich Sie an jene erhabnen, für Sie ſo treffenden Worte der Schrift erinnern: über einen Sünder u. ſ. w.' Darauf 'wird der Prinz nachdenkend', und 'beim nächſten Beſuch findet ihn der Freund weit ruhiger, das neue Teſtament liegt vor ihm aufgeſchlagen, das er ihm auf ſein Verlangen hat verſchaffen müßen'. Von der Weiſe des Verfaßers zu philoſophieren mag folgende Betrachtung ein Beiſpiel abgeben: 'Traue nie deiner Vernunft zu viel! — Nimm ſie nicht für den untrüglichen Maßſtab alles deſſen, was über deiner Sphäre iſt. Ach lerne dieß aus dem Beiſpiel des unglücklichen Prinzen. — Er war ſo gut, und wurde durch einen unleidlichen Stolz auf ſeine Vernunft, und durch das unumſchränkte Vertrauen auf ſeine Kräfte ſo elend' u. ſ. w.

Der Prinz verſchließt ſich endlich mit ſeiner reuigen und geläuterten Seele in die Einſamkeit, und bald darauf von einem wohlthätigen Blitzſtral getroffen — iſt er nicht mehr. So wenig der Verfaßer uns erſetzt hat, was wir an der Vollendung des ächten Geiſterſehers entbehren, ſo hätte ſie dennoch in unfähigere Hände fallen können: es gebricht ihm augenſcheinlich mehr an Philoſophie, als an Einbildungskraft und Darſtellungsgabe.

---

1) Enthüllte Geiſtergeſchichten. Ein Pendant zu Schillers Geiſterſeher. Leipzig 1797.

2) Der Wunderbare, von Karl Nechlin. Lüb. u. Lpz. 1797.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Vf. von Nr. 1. mit dem letzten Zuſatz auf dem Titel weiter keine anmaßliche Abſicht gehabt hat, oder ihn etwa nur ſo verſtanden haben will: Pendant zu Schillers Geiſterſeher von X. Y. Z. Er bliebe immer auch in ſo fern noch unſchicklich, und könnte nur auf den Stoff im Allgemeinen bezogen werden, da hier nicht der mindeſte Anſpruch auf philoſophiſche Zwecke und Ausführung gemacht wird. Der einzige Zweck iſt die Unterhaltung; Beſchäftigung einer willigen Phantaſie in einer müßigen Stunde. Es geht Alles ſo kraus und bunt durcheinander, und in einem ſo raſchen Vortrage der Erzählung (worin der Vf. glücklicher iſt, als in den vorkommenden Dialogen), daß jenes leicht erreicht werden mag. Die Auflöſung iſt freilich abenteuerlich und unbegreiflich, wie die Abenteuer ſelbſt; aber wenn man die Neugier nur reizt, ſo fragt ſie oft nicht darnach, auch vollſtändig befriedigt zu werden. Von den beiden hier mitgetheilten Geſchichten iſt die letzte, ſo viel wir uns erinnern, aus Fritz Wanderers Lebensreiſe genommen: allein die Aehnlichkeit des Tons und Machwerks mit der erſten läßt vermuthen, daß der Vf. nur ſich ſelbſt ausgeſchrieben hat.

Nr. 2. hingegen iſt wirklich ein Studium nach Schillers Geiſterſeher. Es wird dem Publikum als das Produkt eines jungen

Mannes übergeben, 'der mitten im Lenz ſeiner Jahre von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und allen ſchönen Hoffnungen, die für die Zukunft reifen ſollten, durch einen frühen Tod dahin gerißen wurde'. In der Art, womit er ſein Vorbild wieder gegeben hat, iſt allerdings eine ſehr jugendliche Anſtrengung ſichtbar. Wo er Effekt hervorbringen will, fällt er ganz in das Manierierte, und man wird gewahr, daß ſeine Einbildungskraft ſelbſt nur durch den Effekt entzündet worden iſt, den ein Andrer auf ihn machte. In ſeiner ſinnlichen Darſtellung der Scenen, Tageszeiten und der äußern Erſcheinung der Perſonen hat er ſich beſonders der Eleganz befleißigt. Der Gang der Geſchichte iſt aus der Epiſode, die der Sicilianer in Schillers Geiſterſeher erzählt, und der Hauptverwicklung deſſelben zuſammengeſetzt. Vorzüglich iſt ſie auf den Umſtand gebaut, daß mehrere Betrüger ſich derſelben Werkzeuge bedienen, um zu dem nämlichen Zwecke zu gelangen, alſo unter einander getäuſcht werden und alle der erſten Triebfeder, der Habſucht der Kirche, in die Hand arbeiten, bis dieſe endlich von ihren Werkzeugen verrathen wird. Der Plan geht auf eine ſchöne reiche Gräfin, deren Geliebter abweſend iſt. Ein treuloſer Freund beider nimmt magiſche Künſte zu Hülfe, um ſie für ſich zu gewinnen; ein Prinz ſtellt ihr nach, und die Kirche will ſie zur Nonne machen, um ihre Güter zu ſich zu nehmen. Geringere Täuſchungen werden aufgedeckt, um den wichtigeren zur Folie zu dienen. Wie der Sicilianer bei Schiller wird ſcheinbar Einer aufgeopfert, um einen andern Namenloſen deſto hervorſtechender geltend zu machen. Eine Geiſtererſcheinung verſchwindet wie dort vor einer andern; ja beiläufig kommt auch einmal der Umſtand vor, daß ſich jemand, um einen Beſchwörer zu prüfen, den unvollendeten Auftrag eines Sterbenden will ergänzen laßen. Indeſſen iſt bei allem dieſem Aufwande nicht ein einziger wirklich ſpannender oder erſchütternder Moment zum Vorſchein gekommen. Weder die gewaltſamen Banditenbriefe, noch der pſychologiſche und räſonnierende Theil des Werkes erſetzen dieſen Mangel.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN.104656/011

Vermiſchte Schriften von G. W. C. Starke. Erſte Sammlung. Gedichte und Reden. Berlin 1796.

Eben die Wärme menſchenfreundlicher Geſinnungen, welche dem achtungswürdigen Vf. ſeine häuslichen Gemälde eingegeben hat, wird man in der vorliegenden Sammlung wieder erkennen und lieb gewinnen. Gleich die drei Stücke, womit ſie nach einer Aufrufung der Dichtkunſt anhebt, ‘Gefühl der Menſchlichkeit, Hoffnung der Menſchheit’, und ‘Freuden der Menſchheit’, ſind durch und durch davon beſeelt. Allein nicht jeder auch noch ſo hinreißende Erguß eines lebhaften Gefühls iſt poetiſch, und ſo fehlt auch allen dreien noch etwas, um eigentliche Gedichte zu ſein. Weit mehr fühlt man ſich bei dem folgenden Stücke, ‘der Quell der Erinnerung’, aus den Gränzen der Wirklichkeit in das Gebiet der idealiſierenden Phantaſie verſetzt. Dantes ſchöne Dichtung von zwei Quellen im Paradieſe, deren eine alle begangnen Fehltritte in Vergeßenheit verſenkt, die andre eine erhöhte Erinnerung alles vollbrachten und genoßenen Guten giebt, iſt dabei benutzt worden. Die Seele trinkt aus der letzten und

Alles Erdendunkel weicht
Bei des neuen Daſeins Feier,
Alles Erdendunkel däucht
Pſychen nun ein Blumenſchleier,
Den der treuen Mutter Hand
Um des Kindes Wiege wand,
Daß es, ungeſtört vom Lichte,
Süßer ſeine Träume dichte.

Pſyche ruht am kühlen Quell,
Holde Genien erſcheinen
Buntbeſchwinget, leicht und hell,
Aus des Quelles Blüthenhainen.
Ha! der Erdenfreuden Schaar
Schwebt mit neu bekränztem Haar,
In des Morgens rothem Glanze,
Um ſie her im Ringeltanze u. ſ. w.

Dieſe Probe wird ſchon hinreichen, unſre Leſer mit dem milden und reinen Ausdruck, mit der gefälligen Leichtigkeit der harmoniſchen Verſe des Verfaßers, welche letztere man mit umfaßenderen Talenten nicht immer ſo gepaart findet, bekannt zu machen; doch können wir uns nicht enthalten, ein Sonett von ihm 'an die Dichtkunſt' herzuſetzen, weil er die ſeinige darin ſo wahr und liebenswürdig charakteriſiert:

Selig, wer im lichten Morgenſtrale
Deiner Höh das Leben überſieht!
Selig, wer bei deinem Göttermahle,
Zauberin, vom Himmelsfeuer glüht!

Wonn' entſtrömet deiner Zauberſchale
Weit umher; wohin du ſprengeſt, blüht
Sanft verſchönernd manche Blum' im Thale,
Wo des Lebens Arbeit ernſt ſich müht.

Arbeit, Göttin, beugt auch meinen Rücken,
Darum ſtreb' ich nicht nach deinen Höhn,
Froh bereit, im ſtillen Thal zu gehn.

Laß nur da mich manches Blümchen pflücken,
Deine Freundin friedevoll und ſchön,
Stille Tugend, anſpruchslos zu ſchmücken.

Der Verfaßer iſt überhaupt glücklich in dieſer Dichtart: es iſt ihm gelungen, einige Sonette von Petrarca und das bekannte von Filicaja, la providenza, wohlklingend und zwanglos nachzubilden. Das vorzüglichſte Stück der ganzen Sammlung ſcheint uns die 'Sehnſucht nach Reiſen', ein durchaus ſchönes, edles und rührendes Gedicht, das in jedem Leſer von Gefühl den theilnehmenden Wunſch erregen muß, daß ſich eine ſo zarte, reine Empfänglichkeit unter günſtigeren Umſtänden und in der Betrachtung großer Gegenſtände der Natur und Kunſt entwickelt haben möchte.

Einige eingemiſchte Kirchenlieder dürfen nicht als Kunſtwerke, ſondern nur als der Erbauung gewidmet beurtheilt werden. Sie ſind gut, wenn ſie dieſem Zwecke entſprechen; und ſie werden es wegen der Wahrheit des darin redenden Gefühls, beſonders des regen Bedürfniſſes der Unſterblichkeit, die dem Vf. eine der leitenden Hauptideen iſt, und ihn auch in den drei Reden, 'Ueber das Fortſchreiten der Menſchheit zu höherer Vollkommenheit; Ueber Milderung und Verhütung der Todesfurcht durch Erziehung'; und 'über die Unſterblichkeit der Seele', immer wiederkehrend begeiſtert. Man verlangt in ſolchen bei öffentlichen Gelegenheiten gehaltnen Vorträgen keine wißenſchaftliche Gründlichkeit; doch ſcheint uns, ſelbſt bei dieſer Rückſicht, die ‘Vertheidigung der ſchönen Wißenſchaften’ in der erſten Rede mit allzu ſchwacher Hand geführt. Es muß befremden, hier noch den alten Sprachgebrauch von ‘untern Seelenkräften’, mit deren Ausbildung ‘die ſchönen Wißenſchaften’ (ein völlig unſchicklicher Ausdruck, den man gar nicht mehr gebrauchen ſollte) ‘ſich ausſchließend beſchäftigen ſollen’, herrſchend zu finden. So wenig man mit der Kunſtlehre bis jetzt noch ins Klare gekommen iſt, ſo iſt es doch ausgemacht, daß, wie ſchöne Kunſtwerke nur aus dem innigſten Bunde der Vernunft mit der Einbildungskraft hervorgehen, ſie auch das Höchſte, was im Menſchen iſt, in Anſpruch nehmen, und daß der Gipfel der Bildung nur durch die alle Kräfte harmoniſch vereinigenden Zauber der Kunſt erreicht wird. Soll der Ausdruck ‘untere Seelenkräfte’ ſchicklich gebraucht werden, ſo kann man nichts anders darunter verſtehen, als die Sinnlichkeit. Der Vf. rechnet aber die Empfindungen, den Witz und die Einbildungskraft dazu. Wie kann man nun den Witz vom Verſtande, und die Empfindung, welche hier gemeint iſt, von den ſittlichen Anlagen, alſo (nach demſelben Sprachgebrauche) von den oberen Seelenkräften trennen? — In der letzten Rede ‘über die Unſterblichkeit’ iſt mehr Rückſicht auf die Reſultate der neueren Philoſophie genommen, die den Glauben daran als ein Poſtulat der Sittlichkeit aufſtellt. Was die Schreibart dieſer Reden betrifft, ſo ſcheint der Vf. das Weſen des redneriſchen Vortrags zu ſehr in lange verſchlungene Perioden und in die emphatiſche Wiederholung gewiſſer Wendungen zu ſetzen, wodurch der ſonſt blühende Reichthum ſeines Ausdrucks nicht ſelten in das Einförmige verfällt.

Vollſtändige Anleitung zur deutſchen Verſekunſt, mit neuen praktiſchen Beiſpielen, von J. G. Prändl. München. 1797.

Der Vf. fand, ‘bei ſeinen Unterweiſungsſtunden in den ſchönen Wißenſchaften’, die meiſten deutſchen Poetiken ‘zu äſthetiſch’ behandelt, und da er der Meinung iſt, ‘man ſolle den Muſenzögling allererſt mit dem Außenwerke der Dichtkunſt bekannt machen’, damit er ſich ‘unvermerkt an das Geleiſe der erforderlichen Taktik gewöhne’, ſchrieb er dieſe Abhandlung über die deutſche Verskunſt, die an ſich ſehr kurz und nur durch eine Menge meiſtens vom Vf. ſelbſt verfertigter Beiſpiele zu einem Buche ausgedehnt iſt. Was von Andern iſt, wird ſorgfältig angegeben. ‘Daß ich nie fremdes Gut für meine Arbeit auszugeben gewohnt bin’, ſagt Hr. Prändl, ‘erhellet, denke ich, ſattſam aus den Vorreden zu meinen fünf mathematiſchen Werken und zu den Anfangsgründen der Landwirthſchaft’. Er wünſchte, ‘das Vaterland möchte ihn auch in dieſem Betrachte’ (als Dichter) ‘als einen brauchbaren Mann kennen lernen’. Daß er ‘ſeine Arbeiten ſelbſt zum Muſter aufgeſtellt’, that er nicht ‘aus ſtolzer Anmaßung, ſondern wie ein Schreibmeiſter den noch ungeübten Lehrlingen lieber eigenhändige Vorſchriften, als ſchönere Kupferſtiche vorlegt’. ‘Obgleich der innere Werth dieſer meiner Muſter’, ſagt er, ‘welches Geſtändniß ich natürlich gerne ablege, nicht an die deutſchen Klaſſiker des goldnen, oder doch wenigſt des itzigen ſilbernen Alters hinreichet; ſo mögen ſelbe doch immerhin als eine anpaſſende Nahrung für das ſchwache Jugendalter gelten’ u. ſ. w. Bei den meiſten ſei das Nonum prematur in annum beobachtet worden. Rec. beſcheidet ſich zwar gern, daß ihm, da er nur in dem ſilbernen Zeitalter, und in einer Provinz lebt, wo man ein ganz andres Deutſch redet, als in Baiern, kein Urtheil zuſteht: doch glaubt er, daß dieſe Gedichte durch das lange Liegen nichts gewinnen konnten. Vielleicht wären ſie von größerem Werthe geweſen, wenn man ſie noch vor dem goldenen Alter, etwa vor hundert Jahren oder ſo, hätte bekannt machen können. Wir enthalten uns auch alles Urtheils über den theoretiſchen Theil, und laßen den Leſer nur aus einigen Proben ſchließen, in wie fern Hr. P. ‘in dieſem Betracht ein brauchbarer Mann’ ſei. Von der begriffsmäßig beſtimmten deutſchen Silbenzeit weiß er gar nichts, ſondern giebt das Gehör als den einzigen Richter über Kürze und Länge an. Klopſtock wird derb zurecht gewieſen, daß er ‘nicht nur allein Anapäſte’ am Anfange eines Verſes annehme, ſondern daß bei ihm ‘im Contexte’ ſogar Spondeen und Tribrachen (unerhörte Frechheit!) Platz haben. Das Zeichen der Kürze ſei (o). Nach den Regeln über reine und unreine Reime wird überall ‘entrathen’ und ‘Schatten’, ‘ermahnte’ und ‘brannte’ u. ſ. w. gereimt. ‘Horaz, Merkur, Apoll, Orkan' werden als Trochäen ſkandiert. Wir finden Wörter wie 'nießen' ſt. 'genießen', 'Schankung', und Verſe wie folgenden:

> Wenn ſelbes (nämlich 'das Zweig') der Beſchwerden Dörner —

Vom Hexameter wird die tröſtliche Nachricht ertheilt: 'Im Lateine ſoll der Hexameter wenigſt ein Zäſur (Ruhepunkt) haben: im Deutſchen kümmert man ſich nicht mehr darum, die für Hrn. P's. eigne Hexameter allerdings authentiſch iſt. Aber ohe! jam satis est.

Marie Aurore Gräfin von Königsmark. Ein Originalgemälde von C. D. Glorin. Berlin 1797.

Der Sieg der Verführung über die Unſchuld. Die Zeichnung iſt richtig, die ganze Anlage verſtändig erſonnen. Die Aufgabe des Vfs war nach ſeinen eignen Worten, 'zu zeigen, daß der ſchnelle Sieg eines Fürſten über Aurora nichts gegen ihre Unſchuld und Tugend beweiſe'. Er hat ſie ſich dadurch erleichtert, daß er Aurorens Unſchuld und ihren Vollkommenheiten wenig Feſtigkeit und überhaupt wenig Eigenſchaften des Geiſtes zugeſellte, welche auch nur einem ſolchen Liebhaber, der einzig das blendende ſeines Standes und ſeines Aeußern für ſich hätte, den Sieg erſchweren konnten; aber eben dadurch hat er ſie nach ihrem eigentlicheren Sinne gelöſet. Sie gieng mehr dahin, darzuſtellen, wie leicht ſelbſt die allgemein anerkannte und bewunderte Unſchuld und Tugend in jene Schlingen fallen, als wie ſchwer der Kampf von beiden Seiten werden kann. In dieſem Sinne hat er Auroren nur die flacheren Züge gegeben, die man der Schönheit und Sittſamkeit im Bunde beizulegen pflegt, und ſie zwar verſchwenderiſch mit allen möglichen Talenten geſchmückt, aber dafür faſt ohne alle Individualität des Charakters gelaßen. Weſen, wie ſie, gewinnen im Glanze der Unbeſcholtenheit leicht die Liebe der umgebenden Welt, und werden, wenn dieſer verbleicht, eben am ungerechteſten und bitterſten beurtheilt. Nur dagegen wollte der Vf. Auroren in Schutz nehmen. Freilich, wer, nicht etwa ſchon durch den Ruf mit ihr bekannt, ſich bloß an den eingeſchränkteren Geſichtspunkt dieſes Gemäldes hält, wird nicht ſo lebhaft Theil an ihr nehmen können; und in der

That treten uns die beiden Schweſtern durch ihre eigenthümlichen Phyſiognomien näher als ſie ſelbſt. Ja man möchte ſagen, der Vf. habe dadurch das Intereſſe an Auroren zu heben geſucht, daß er außerdem noch ein Paar anziehende Figuren neben ſie ſtellte. Es ſind zwei Freunde und Liebhaber derſelben, **Abbé le Sage**, ein junger Mann, der viel zu ihrer Bildung beigetragen, und im Stillen die edelſte Leidenſchaft für ſie nährte, aber ſich während des wichtigen Zeitpunktes abweſend befand, und Graf Vizthum vom Hofe Friedrich Auguſts, der, von heftiger Liebe getrieben, ſie retten will, doch den entſcheidenden Augenblick herannahen ſieht, ohne dieß zu vermögen und ſich in eben der Stunde ums Leben bringt, wo er ſie in den Armen des Kurfürſten weiß. Was man hier für den unglücklichen Liebhaber fühlt, geht auf ſie ſelbſt wieder über. Die ſchöne Freundſchaft des le Sage tritt zuletzt ſehr glücklich hervor, und endigt die Begebenheit mit einem rührenden Eindrucke. Er wird der wohlthätige Engel, der noch jenſeits des Grabes her der verlaßenen Aurora die Hand bietet. Dem Vf., deſſen Schreibart rein und gebildet, obwohl nicht frei von trocknen und moraliſierenden Stellen iſt, gelang auch bei dieſer Gelegenheit der Ausdruck vorzüglich.

---

1) Verhängniß. Eine Geſchichte in Briefen. Aus dem Engl. 1. Band. Zürich 1797.

2) Das Schloß Montford oder die Ritter von der weißen Roſe. Eine Geſch. aus dem eilften Jahrh. 2 Bände. Berlin und Leipzig 1796.

Nr. 1. iſt ein engliſcher Roman nach dem gewöhnlichſten Zuſchnitt: flache Anlagen, flache Charakterzeichnung; in der Heldin unintereſſante Unbeſonnenheit; daneben eine treue Freundin, die das Feuer mit wäßeriger Vernunft zu löſchen ſtrebt; eine falſche, welche gleich zu Anfang ohne Maſke erſcheint; und ächte und angebliche, alte und junge, Liebhaber nach Gebühr. Hier und da iſt ein Stückchen Reiſebeſchreibung eingeflochten, welches ſo dürftig ausfällt wie alles Uebrige. An der Ueberſetzung iſt weiter nichts auszuſetzen, als daß ſie überhaupt unternommen worden, und daß die Damen ſich ſo oft darin die Ausdrücke ‘Mannsvolk, Weibsleute, und ‘Kerl’ ſtatt ‘Bedienter’ zu Schulden kommen laßen.

Nr. 2. iſt ebenfalls eine engliſches Produkt, und in ſeiner Gattung, nämlich als Rittergeſchichte, von keinem ausgezeichneteren Werthe als das vorhergehende, wenn man es ihm nicht als einen beſondern Vorzug anrechnen will, daß die Sprache nicht ſchwülſtig iſt, ſondern einen ganz leichten erzählenden Gang nimmt. Es iſt voll von Begebenheiten; doch haben einige räſonnierende Seitenblicke auf religiöſen Fanatiſmus darin Platz gefunden, und ein liebendes Paar wird lebendig verbrannt, weil die Schöne aus einem Kloſter geraubt worden war. Folgende Stelle: ‘Meine Mutter war eine Schweſter “des” berühmten Roſamund Clifford, bekannt unter dem Namen “der” ſchöne Roſamund, “deſſen” unglückliches Ende euch gewiß zu Ohren gekommen iſt’ zeigt, daß das Buch ziemlich eilig überſetzt worden ſein muß (freilich war ſolch ein Mißverſtand nur in der engliſchen Sprache durch das unbeſtimmte Geſchlecht des Artikels the möglich) oder daß dem Ueberſetzer wenigſtens die Anekdoten der engliſchen Geſchichte nicht geläufig ſind.

Flora, oder ländliche Gemählde, von J. C. C. Schrader.
Berlin 1796.

Die beſcheidenen Aeußerungen des Verf. dürfen das Urtheil über ſein Gedicht nicht beſtechen, da er nicht in dem Kreiße eines Dilettanten ſtehen geblieben iſt, der nur zu eignem Vergnügen oder für ſeine Freunde dichtet, ſondern ſeinen Verſuch dem größern Publikum mitgetheilt hat. Rec. hat darin keinen Beruf zur landſchaftlichen oder irgend einer andern Gattung der Poeſie entdecken können, und glaubt, der Vf. hätte ſich bei einer aufmerkſamen Vergleichung ſeiner ländlichen Darſtellungen mit denen eines Haller, Thomſon, Kleiſt, Matthiſſon und Voß ſelbſt überzeugen müßen, daß ‘das lebhafte Gefühl, welches ihn bei Hinwerfung dieſer kleinen Bildchen begleitete’, nichts weiter war, als ‘die ſüße Erinnerung der Jugend und reizender Naturſcenen’, und keineswegs eine wahrhaft dichteriſche Begeiſterung. Von allen Mitteln, die es geben mag, Schilderungen, dieſe mißliche Aufgabe für eine ſucceſſive Kunſt, zu beleben, hat er kein einziges in ſeiner Gewalt: eine dem ermüdeten Leſer unendlich lang ſcheinende Reihe von gleichgültigen und unzuſammenhängenden oder doch nur durch den Kalender in Beziehung ſtehenden Bildern einer gemeinen Natur wird ſeelenlos heruntergeorgelt, und dieß eintönige Geleier nimmt nicht eher ein Ende, als mit dem vollbrachten Kreißlaufe des Jahres. Die angebrachten Figuren bewegen ſich nicht bedeutungsvoll und dem Charakter der jedesmaligen Scene gemäß vor einem maleriſchen Hintergrunde; ſie ſchwimmen willkürlich in einem Bildermeer herum, das im Einzelnen zwar buntſcheckig genug gemiſcht, im Ganzen aber doch farblos iſt. Was kann dürftiger ſein, als die idyllenhafte Epiſode von Ithon und Zilla, die an ſich gar keinen Sinn, und auf die Entſtehung der Maiblume, welche zu erklären ſie erdichtet wird, gar keinen Bezug hat? Beſonders in den Uebergängen iſt der Vf. unglücklich. Nach einer langen Nomenklatur von Pflanzen, dergleichen zu wiederholten Malen vorkommen:

> Waldangelik und Peterlein, Möhren, und Fenchel und Eppig.
> Jetzo ſchimmern die Wucherblumen, Romeien und Rainfarn,
> Leberkletten und Doſten, die Wieſenrauten und Wundklee.
> Gelber Weiderich blühet, und Ackerglöckchen und Goldkraut u. ſ. w.

welche endlich ſo ſchließt:

> Die Weihermummeln und Fröſchling,
> Dreiblattroſen und Schmergeln und Waßerſcheeren und Pfeilkraut.

heißt es auf einmal:

> Fleißig lebt ‘hier’ ein Volk, und unter Germaniens Völkern
> Raget es ruhmvoll empor, bewohnend ein nördliches Ländchen;
> Hoch erhob es ein Fürſt u. ſ. w.

Nun erklärt es ſich ſogleich, daß mit dieſem hoch erhobnen und doch unter den Sumpfpflanzen wohnenden Volke die Bewohner der preußiſchen Lande gemeint ſind, und es folgt eine lange Lobrede auf Friedrich den Großen. Am Schluß derſelben erfahren wir, daß ‘Walter, der alte geſchäftige Walter’ ſich auch freute. Sein Enkel Karl, der Förſter Otto und ſeine Gehülfin Martha, lauder Perſonen, mit denen wir hier urplötzlich Bekanntſchaft ſtiften, ſcheinen ſich ebenfalls zu freuen, was ihnen gern zu gönnen iſt. Wir wißen nicht, warum ſich der Vf. das Geſetz auferlegt hat, die Blumen jeder Jahreszeit her zu nennen, da es doch nicht ſein Zweck war, ein botaniſches Lehrgedicht zu liefern, welches übrigens, mit Geiſt und Schwung ausgeführt, wohl nicht ein ſo unbefriedigendes Mittelding ſein möchte, wie er meint. Wir verweiſen ihn auf eine Stelle im 4. Geſang der Geſundbrunnen von Neubeck, als auf ein Beiſpiel, wie man dergleichen Gegenſtände beſeelen kann. Die hier eingeſtreuten Betrachtungen, z. B. über die Unſterblichkeit, über das Stadt- und Hof-Leben, ſind entlehnte, weitſchweifige Gemeinplätze. Kurz, dieſe Flora iſt in jedem Betracht, auch im Ausdruck und Versbau, äußerſt mittelmäßig. Der letzte Mangel iſt am wenigſten zu entſchuldigen, da die ruhigern Gattungen des ſinnlichen Zaubers der gewählteſten Harmonie vorzüglich bedürfen, und ſich darin, auch bei einem beſchränkten Talent, durch Fleiß und Studium viel leiſten läßt. Wer ſich jetzt noch Hexameter wie folgende erlaubt:

> Auch der goldgefiederte Aemmerling naht ſich der Speiſe.
> Kaum bewölkt ſich nach längerer Winterhelle mit krauſen.

und Skanſionen wie Nachmittag ◡–◡, ſollte der wohl Voßens Luiſe mit einem empfänglichen Ohre geleſen haben? Auch Sprachfehler (die man überhaupt ſelten bei unſern Kunſtjüngern vergeblich ſucht) kommen vor: 'See' für lacus weiblich, 'Pflug' geſchlechtlos, 'der Lager', 'der Tuch', 'ſchmelzte' als Intranſitiv u. ſ. w.

---

1) Henriette et Emma, ou l'éducation de l'amitié. Paris 1796.

2) Henriette und Emma, oder Vernunft und Schwärmerey. Aus dem Franz. überſ. v. A. Wilhelmi. Leipzig 1797.

Allem Anſchein nach iſt obiger Roman aus England nach Frankreich verpflanzt, ob es gleich nicht angegeben wird, und er ſich in Anſehung der Sprache wie ein Original leſen läßt. Schauplatz, Sitten und Charaktere ſind auf engliſchem Boden zu Hauſe; vorzüglich die myſtiſche Verirrung der Lady Emma, die mit ſo vieler Herzenskälte gepaart iſt. Indeſſen war die Geſchichte wohl einer Ueberſetzung werth: die Anlage iſt einfach, und die Ausführung voll ruhigen leichten Lebens; die Schreibart entſpricht beiden. Ohne die Erregung eines leidenſchaftlichen Intereſſes wird die Aufmerkſamkeit doch immer beſchäftigt, und Henriettens würdiger Charakter iſt ſo anziehend dargeſtellt, daß man ſelbſt in der ruhigen Ehe, welche ſie zuletzt führt, noch gern bei ihr verweilt. Der exaltierte, kindiſch thätige Kopf der Lady Emma, welchen die erziehende Freundin nicht ganz zur Vernunft bringen konnte, macht gegen dieſe einen guten und nichts weniger als geſuchten Kontraſt. Die andern Perſonen ſind alle mit richtigen, wenn gleich nicht ſcharfen, Zügen hingezeichnet; ſelbſt die Thorheit iſt mit einer gewiſſen Mäßigung behandelt, ohne daß die Wirkung darunter litte. Wir würden dieſes Buch beſonders empfehlen, wenn man ſich nach einer franzöſiſchen Lektüre für junge Frauenzimmer, die ſich in der Sprache üben ſollen, umſieht. Es enthält geſunde Moral, ohne daß ſie ſich aufdrängt, und gerade ſo viel Beimiſchung vom Romantiſchen und von artigen Details, als der Jugend Noth thut.

Wir müßen geſtehen, daß ſich dieſer Roman in der nicht ganz wörtlichen Ueberſetzung ins Deutſche, Nr. 2., etwas ſteifer ausnimmt. Die kleinen Freiheiten, die man ſich darin hat nehmen wollen, ſind kein Gewinn für ihn geworden; ſie kommen uns eher als ein Raub an dem franzöſiſchen Vorbilde vor. Man vergleiche nur etwa den Anfang und die letzten Kapitel, wo einige zarte Züge in Laurens Benehmen trocken zuſammengezogen ſind, die bedeutende Erwähnung von Emmas künftigen Thorheiten weggeblieben iſt, aber Henriettens einfachem und geſetztem Sinne durch den Zuſatz einer weichmüthigen Thräne, welche ſie der Deutſche vergießen läßt, Unrecht geſchieht. Die Stelle heißt hier: 'Madam Fenton hatte' ('bekam' ſollte es heißen) 'keine Kinder. Etelwarts Tochter erhielt den Namen Henriette. Madam Fenton liebte ſie mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit. Freilich trat ihr oft, wenn die Kleine ſie ſchmeichelnd umarmte, eine Thräne in die Augen, welche ſie ihren Freunden verbarg. Aber es war eine Thräne der wehmüthigen Freude, der getroſten Ergebung in das Schickſal, welches ihr beſchieden war'. Im Franzöſiſchen ſteht: Madame Fentou n'eut point d'enfans, elle réunit toutes ses affections sur la fille d'Etelwart et de son amie. On lui donna le nom d'Henriette. Cette enfant trouva dans le coeur de sa marraine les sentimens d'une seconde mère. Wie viel einfacher und beßer!

Claire Duplessis et Clairant. Histoire d'une famille d'émigrés françois. Par l'auteur de Rodolphe de Werdenberg, traduit de l'Allemand par M.*** 3 T. Braunschw. 1796.

Das Unternehmen, dieſen unter uns ſo beliebten Roman in das Franzöſiſche zu überſetzen, rechtfertigt ſich vollkommen durch die gelungne Ausführung: Clara du Pleſſis lieſet ſich hier wie ein franzöſiſches Original, und die urſprüngliche Fülle und Leichtigkeit der Schreibart wird uns in einem neuen Lichte zurückgegeben. Der Eindruck des Ganzen bleibt völlig der nämliche, und wird alſo wahrſcheinlich auch die Ausländer zur Theilnahme hinreißen; denn aller Fehler und Nachläßigkeiten ungeachtet, die man dem Werke überhaupt vorwerfen möchte, liegt ſo viel Reiz in der warmen und kunſtloſen Darſtellung, in dem friſchen Leben, welches darin herrſcht und das ſchwermüthige Ende ſelbſt ſo gut mit jugendlichen Gefühlen verknüpft, daß man geneigt wird, jene ganz zu überſehen, ja vielleicht das flüchtige und gefällige Gemälde dem blühenden Kolorit zu Liebe wirklich großen Kunſtwerken zugeſellt. Der Ueberſetzer ſcheint indeſſen in ſeinem Vorberichte noch etwas kühler davon zu urtheilen: er hat es ſeinen Landsleuten vorzüglich von Seiten der Wahrſcheinlichkeit oder der Wirklichkeit der Begebenheiten ans Herz gelegt, und daher einige Züge, die nicht ganz im Koſtüm franzöſiſcher Sitten ſind, zu entſchuldigen verſucht. Da er ſich hie und da kleine Abänderungen verſtattete, ſo hätte man eigentlich wünſchen mögen, er hätte die Freiheit noch etwas weiter ausgedehnt, und z. B. eben den ſtärkſten Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit, nämlich die Scenen geſtrichen oder eingeſchränkt, wo die Mutter zugiebt, daß Clara mit Clairant Rollen einſtudiert, und auf einem Geſellſchaftstheater als ſeine Geliebte erſcheint. Auch die Weglaßung einiger ermüdenden Wiederholungen zu Anfange würde vortheilhaft geweſen ſein. Sowohl der Ueberſetzer als der Verfaßer kommt drei bis viermal darauf zurück, daß dieſe Leidenſchaft, qu'un rien avait commmencée, qui n'était au fond qu'une méprise de l'amour propre, exagérée ensuite et exaltée par l'imagination, nur durch dieſen oder jenen neuen Zufall mehr Konſiſtenz gewann. Dieſe pſychologiſchen Bemerkungen verrathen hier nur das abſichtliche Streben, mehr Feinheit in die Schilderung zu bringen, aber ſie wirken nicht günſtig für dieſelbe: die Details der bloßen herzlichen Leidenſchaft, wie ſie geboren wird und fortgeht, hätten einer ſolchen Beimiſchung nicht bedurft. Der Ueberſetzer iſt darin hier, wie gewöhnlich, ſehr glücklich, und ſie haben nichts von ihrer Zartheit bei der Uebertragung eingebüßt. Was uns aber auch in dieſer am ſtärkſten anzieht, ſind die Briefe der beiden Liebenden. Von ihnen darf man behaupten, daß ſie wirklich ſo geſchrieben worden ſein könnten, und deshalb ſchön erfunden ſind. Hier iſt die nachläßige, fortſtrömende Sprache der Natur und wahrer Zärtlichkeit; ihr Inhalt iſt freilich nicht durch Philoſophie des Herzens, aber doch durch charakteriſierende Aeußerungen, wie ſie die Zeit und die Situation erzeugten, und durch die lebhafteſte Vergegenwärtigung des Schauplatzes gewürzt. Sollten unſre Nachbarn etwa die ſinnliche Glut oder die Spitzfindigkeit der Empfindung darin vermißen, an welche ſie gewöhnt ſind, ſo lernen ſie doch ſchlichtere deutſche Liebesſitte in der angenehmſten Einkleidung kennen, und laßen ſie ſich von Seiten der Naivetät gewiß gefallen.

---

1) Euphroſyne. Fürs geſellige Vergnügen. Leipzig 1794.

2) Jahrbuch der Freude für 1797. Leipzig.

3) Anmuth und Schönheit aus den Miſterien der Natur und Kunſt für ledige und verheirathete Frauenzimmer. Berlin 1797.

Leichte Liederchen mit paſſenden Melodien, Tänze, Geſellſchaftsſpiele, Denk- und Trinkſprüche, Räthſel u. ſ. w. machen den Gehalt obiger Euphroſyne aus, die in dem Kupferſtiche vor dem erſten Heft in Geſellſchaft einer breiten Fortuna weit ſchwerfälliger erſcheint, als in dem Büchelchen ſelbſt. Daß faſt alles, was ſie enthält, hier oder da ausgeſchrieben iſt, wollen wir ihr weiter nicht zur Laſt legen; wenigſtens ſind doch die Tänze und Spiele neu, von denen man am erſten dieſe Eigenſchaft fordert: ob ſie auch alt und hergebracht zu werden verdienen, darüber iſt ohne unſer Zuthun vermuthlich längſt entſchieden. Wir haben indeſſen bemerkt, daß man ſich in ſeinen flüchtigen Freuden ungern nach einem Buche, ſei es auch noch ſo klein und artig, richtet, und lieber bei mündlichen Traditionen ſtehen bleibt. Wer daher im Beſitze iſt, in Geſellſchaften die Spiele anzugeben, der ſollte Sorge tragen, manche ſolcher gedruckten Vorſchriften auswendig zu lernen, die ihm dabei ſehr zu Statten kommen können. Die Bemerkungen über den geſellſchaftlichen Zeitvertreib überhaupt lieſt man hier mit Vergnügen; aber es war auch bei dieſer Gelegenheit leichter, die Quelle des Uebels anzugeben, als die Mittel ihm abzuhelfen; obgleich beide das mit einander gemein haben, daß ſie ſehr ins Allgemeine gehen. Die vorgeſchlagene Preisfrage über den Zeitvertreib möchte wohl nicht viel mehr helfen, als daß ſich diejenigen, welche Beantwortungen unternähmen, bei der Abfaßung derſelben die Zeit vertrieben.

Nr. 2. iſt vom nämlichen Inhalt und Werth mit dem vorigen, ja meiſtentheils daraus zuſammengetragen, ſo wie aus den Liedern geſelliger Freude von 1794., die im erſten Heft der Euphroſyne empfohlen worden ſind. Alle hier befindlichen Lieder und Geſänge empfehlen ſich auch von ſelbſt durch gefällige Leichtigkeit und unſchuldigen Frohſinn. Der einzige Artikel, welcher, ſo viel wir wißen, neu ſein mag, iſt der letzte, ‘Freudenfeſte durch Wohlthaten veredelt’; eine Sitte, die nicht genug verbreitet werden kann, und alſo auch bekannt gemacht werden muß.

Das zierliche Taſchenbuch Nr. 3. beſteht aus zwei Theilen. In dem erſten wird ‘das Weſen der Schönheit und Anmuth in der weiblichen Geſtalt entwickelt’; und im zweiten werden Mittel angegeben, ‘die körperliche Schönheit zu erhalten und zu erhöhn’. In beiden Abſchnitten iſt auf Körper und Geiſt zugleich Rückſicht genommen, ja es ſoll ſich vor allen Dingen von der Seele aus Anmuth und Schönheit über die Geſtalt verbreiten, wenn die Seele auch nicht erſchaffen kann was in der Schönheit architektoniſch, und alſo unmittelbare Gabe der Natur und nicht das Werk der Freiheit iſt. Die philoſophiſche Ausführung dieſes Gegenſtandes iſt recht gut zuſammengetragen, und mit artigen Notizen aus der Mythologie und den Sitten alter und neuer Völker verwebt. Zuweilen hat die Schreibart doch eine zu künſtliche Eleganz, die ſich ſchon auf dem Titel verräth, wo die Erwähnung von Myſterien, mit manchen Verlagsartikeln desſelben Buchhändlers zuſammengehalten, ehrbare Leſerinnen von der Leſung dieſes doch ſo völlig anſtändigen Werkchens abſchrecken könnte. Es iſt übrigens ſehr wahrſcheinlich, daß die praktiſche Hälfte desſelben in einzelnen Fällen weit öfter zu Rathe gezogen werden wird, als die theoretiſche zur allgemeinen Belehrung. Auch verdient jene alle mögliche Empfehlung; ſie enthält nicht allein unſchädliche, ſondern ſelbſt heilſame Vorſchriften, und beſchäftigt ſich zuletzt mit dem Geſchmack in der Kleidung, worüber der Vf. ebenfalls gehört werden ſollte. Etwas, das dieſem Taſchenbuche zur höchſten Unzierde gereicht, ſind die Kupfer. Niemals ſind die Grazien und das Ideal männlicher und weiblicher Schönheit ärger verzeichnet worden.

Gedichte, von J. W. Brockermann. Münſter 1794.

Der Vf. wünſcht Kunſtrichter zu finden, die nicht ſowohl die Gedichte als den Dichter beurtheilen. Da jene bei nicht ſehr hervorſtechenden Vorzügen auf der andern Seite auch von blendenden Fehlern frei ſind, vor welchen man umſtändlich zu warnen hätte; da ſie Jugendwerke ſind, an deren Vollendung dem Vf., wie er ſelbſt klagt, ſeine Lage nicht verſtattete fortdauernde Anſtrengung und eine völlig freie Muße zu wenden: ſo verhindert uns nichts, auf dieß billige Verlangen Rückſicht zu nehmen. Er ſcheint allerdings Anlagen zu haben, doch bedürfen ſie einer weit ſorgfältigern Ausbildung, als ihnen bis zur Hervorbringung der obigen Gedichte zu Theil geworden war. Worauf es eigentlich bei einem dichteriſchen Kunſtwerk ankomme, ſcheint ihm überhaupt noch nicht offenbar geworden zu ſein: faſt überall fehlt es der pragmatiſchen Anlage oder der Darſtellung noch an etwas, wodurch beide erſt zu einer wahrhaft poetiſchen Höhe gehoben werden. Die Spuren einer jugendlichen Hand ſind ſehr ſichtbar, was wir nicht als einen Tadel erwahnen, da es vielmehr zu größern Hoffnungen berechtigt. Beſonders iſt die Charakterzeichnung mit grellen Lichtern und ſchwarzen Schatten ganz der Anſicht der Jugend gemäß, welche das Menſchengeſchlecht in durchaus edle Biedermänner und in abſcheuliche Böſewichter einzutheilen pflegt. Nirgends iſt das angenommne Koſtum eines gewiſſen National- und Zeit-Charakters (da der Dichter ſich in Darſtellungen altväterlicher Einfalt am meiſten gefällt) ohne alle fremden Einmiſchungen gehalten: am beſten in dem naiven Tone des ‘Oſterkuchens’; am wenigſten in dem Gedichte ‘Benno’, das der Vf. freilich in ſeinem ſechszehnten Jahre geſchrieben. Am meiſten hat wohl allen dieſen Erzählungen die Wahl des Silbenmaßes, des fünffüßigen Jamben, geſchadet, der ſich beßer für die dramatiſche als für die epiſche Gattung paßt, auch wenn er mehr Nachdruck und Schwung hat, und nicht ſo loſe auseinander fließt, als hier. Vermuthlich hat wohl Wielands Erzählung ‘Geron der Adeliche’, die der Vf. bei den Gedichten ‘Benno’ und ‘der Oſterkuchen’ auch in Manier und Ausdruck vor Augen gehabt zu haben ſcheint, dieſe Wahl veranlaßt. Für einen noch wenig geübten Dichter iſt es immer vortheilhaft, wenn äußre Schwierigkeiten dem leicht zu flüchtigen Geiſte einen Zügel anlegen; wenn ihn die Nothwendigkeit, dem Silbenmaße etwas Gutes aufzuopfern, häufig auffordert, etwas Beßeres dafür wieder zu finden. Wir würden Hrn. B. daher für epiſche Darſtellungen einen mit der äußerſten Sorgfalt ausgearbeiteten Hexameter, oder wo der Stoff es fordert, z. B. bei Geſchichten aus der Ritterzeit, gereimte Silbenmaße, vorzüglich die achtzeilige Stanze mit dreifachen Reimen empfehlen. Ein Vorbild, wie ſchön ſich dieſe mit einem alterthümlichen Anſtrich und der würdigſten Einfachheit verträgt, kann er in dem Fragment von Goethe, ‘die Geheimniſſe’, finden. Daß ein ſolcher äußerer Zwang für die Poeſie des Vf. wohlthätig wirken würde, davon giebt uns das erſte Stück der vermiſchten Gedichte, in Stanzen, worin die Geſetze der ottave rime großentheils beobachtet ſind, einen Beweis. Wir finden darin ſehr glückliche Zeilen und Strophen, z. B.:

Beglückt, wem nichts bei dieſem Blick begegnet,
Das ihn gereut! Sein ganzes Leben liegt
Ein ſchöner Garten da, wo Baum an Baum ſich ſchmiegt,
Und ſüße Frucht den Pilger überregnet,
Der dort ſich matt, von Tageslaſt beſiegt,
Im Schatten labt und ihren Pflanzer ſegnet;

Die Zukunft lacht den göttergleichen Mann
Mit halbgehobnem Flor von ferne freundlich an.

Die plattdeutſche Uebertragung der engliſchen Ballade Fair Rosamond mag die Vorliebe für die vaterländiſche Mundart (die wir unmöglich mit dem Dichter theilen können) und das akademiſche Lied der Provinzial-Patriotiſmus in Schutz nehmen. Mit Vergnügen laſen wir hingegen das Trauerlied auf den unvergeßlichen Möſer. Durch anhaltendere Anſtrengungen und beſonders nach einem ausgebreiteten und tiefen Studium der alten und neuen Meiſter in der Kunſt wird Hr. B. zuverläßig weit mehr leiſten, als hier geſchehen iſt. Wir beſorgen aber, daß er ſelbſt in Anſehung der deutſchen Litteratur nicht ganz auf dem richtigen Wege ſei. ‘Man nenne es nicht Anmaßung’, heißt es in der Vorrede nach Anſpielungen auf litterariſche Vorfälle, die Rec. nicht zu entziffern weiß, ‘daß ich dieſes, hier, bei meinem erſten Auftritt vor einem großen, verehrungswerthen Publikum ſage; es iſt bittrer Kummer über die gar zu ſichtbaren Vorzeichen des Verfalles unſrer Litteratur. Möchten dafür alle jene goldnen Hoffnungen reifen, die der junge Vf. des ‘Richard Löwenherz’ und des ‘Alfonſo’ bei allen Freunden der wahren Kunſt erregt hat!’ — Wir können Hrn. B. von guter Hand verſichern, daß es mit der deutſchen Poeſie bei weitem noch nicht ſo ſchlimm ſteht, daß die einzige Hoffnung auf den Urheber jener in Anſehung der Sprache und des Versbaues zwar nicht verwerflichen, in der Anlage aber äußerſt ſchwachen Gedichte gerichtet ſein müßte; daß vielmehr noch große Dichter unter uns leben und blühen.

Lebensbeſchreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer. Breslau u. Leipz. 1795.

Dieſe Schrift enthält Nachrichten von Katharina der Zweiten, der Schurmann, Dacier, Karſchin, des Jardins, Erxleben, Unzerin und Chriſtina von Schweden. Der erſte Artikel iſt bei weitem am dürftigſten ausgefallen, wie es ſich allenfalls erwarten ließ: das Bildniß jener Kaiſerin gehörte nicht in dieſe friedliche Sammlung. Der Vf. hat ſie mit nichts weniger als philoſophiſchem Geiſte unternommen; er iſt meiſtens als Panegyriſt zu Werke gegangen, und hält ſich an die Oberfläche ſeiner Gegenſtände. Chriſtinens Lebenslauf iſt am vollſtändigſten behandelt nach den ſie betreffenden 'hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten', die 1751. zu Amſterdam erſchienen ſind. Ihr Charakter iſt indeſſen nicht entwickelt. Die angeführten Thatſachen mögen überhaupt ziemlich richtig ſein, einige Irrthümer, die ſich eingeſchlichen haben, abgerechnet; als z. B. daß der Gatte der Unzerin, der Verfaßer des 'Arztes', zugleich für den Urheber des Trauerſpiels 'Diego und Eleonore' ausgegeben wird, da dieſes doch von dem jetzt zu Altona lebenden Dr. Unzer herrührt; oder wenn geſagt wird, die Karſchin ſei von ihrem erſten Manne durch den Tod getrennt: es geſchah vielmehr durch eine von ſeiner Seite unverzeihliche Scheidung.

'Anthologie aus römiſchen Dichtern' zur Theorie der Dichtkunſt, herausgegeben von Aemilian Miller. 1. Thl. Salzburg 1796.

Es iſt uns nicht gelungen, über den Zweck dieſer Chreſtomathie durch Vergleichung der darin getroffenen Auswahl mit dem Titel und der kurzen Vorrede recht ins Klare zu kommen. Jener läßt vermuthen, ſie ſolle bei einem theoretiſchen Vortrage der Poetik nur zur Beiſpielſammlung dienen: eine Beſtimmung, wozu die römiſche Litteratur längſt nicht die hinreichende Mannichfaltigkeit darbietet, und die überhaupt jede Chreſtomathie nur mangelhaft erfüllen kann, weil man das Weſen des Epos und der dramatiſchen Dichtarten nicht durch ausgehobene Bruchſtücke, ſondern nur durch ganze Werke gehörig kennen lernt. In der Vorrede redet der Vf. wieder von 'Schülern der Dichtkunſt', ohne daß man weiß, ob er Schüler der Poetik, oder Schüler, die lateiniſche Verſe machen ſollen (denn das Dichten lernt ſich eigentlich nicht) oder bloß junge Leſer lateiniſcher Dichter darunter verſteht. Einige ſchon vorhandene Chreſtomathien, z. B. die in der braunſchweigiſchen Schulencyklopädie, findet er zu theuer; an andern tadelt er es, daß ſie ſich auf zu wenige Dichter beſchränken. Wir können hierin nicht mit ihm übereinſtimmen. Für den Schüler, der die alte Litteratur nicht zu ſeinem Hauptfache machen kann, iſt es beßer, die vollendetſten Dichter gründlich, als eine Menge oberflächlich kennen zu lernen; wer jene aber in der Ausdehnung treibt, daß er mit allen römiſchen Dichtern bekannt werden will, für den ſind Chreſtomathien überhaupt nicht mehr hinreichend. 'Es gab Zeiten, wo man die Erlernung der lateiniſchen Sprache für die Hauptabſicht des geſammten Studiums der Alten hielt.' Es ſcheint beinahe, als ob Hr. Miller die Griechen nicht mit zu den Alten rechnete. 'Allein', fährt er fort, 'man iſt in unſern Zeiten von dieſem Glauben gewaltig, und, nach meiner Meinung, zu ſehr zurück getreten.' Man konnte, wie uns däucht, nicht gewaltig genug von der Verwechſelung des Mittels mit dem Zwecke zurück treten, welchen der Vf. gleich darauf ſelbſt als den weſentlichen angiebt, nämlich Bildung des Geiſtes. Doch iſt freilich für dieſen die griechiſche Litteratur noch weit mehr zu empfehlen, als die römiſche, die uns wiederum durch andre Verhältniſſe, z. B. durch ihren Zuſammenhang mit der Wißenſchaft der Rechte, wichtiger wird.

Die Auswahl mag leicht das negative Verdienſt haben, daß alles für die Jugend Anſtößige vermieden iſt; ſonſt aber hat der Vf. wenig für Bequemlichkeit des Gebrauchs geſorgt. Nicht einmal ein Regiſter iſt hinten angehängt, und man erfährt erſt aus der Durchblätterung des ganzen Buchs, daß es Fabeln und Erzählungen des Phädrus, Stellen aus Ovids Metamorphoſen, die Geſchichte der Ariadne aus dem Catull und des Laokoon aus dem Petron, Eklogen von Virgil und eine von Nemeſian, Epigramme des Martial und Auſonius, Satiren des Horaz, Perſius und Juvenal, Denkſprüche des Publius Syrus und Dionyſius Cato, Stellen aus dem Lucrez, Virgils Büchern vom Landbau, dem Columella und Claudian, poetiſche Briefe des Horaz und Ovid, Elegien von Catull, Tibull, Properz und Ovid, endlich Oden von Horaz enthält, deſſen Epiſtel an die Piſonen, vermuthlich der im Titel aufgeführten 'Theorie' zu Lieb, den Anfang der Sammlung macht, da ſie doch nur von ſolchen Leſern recht begriffen werden kann, die ſchon ganz in die Geheimniſſe der alten Poeſie eingeweiht ſind. Die Noten ſind unbedeutend; für den Lehrer hoffentlich überflüßig, für den Schüler bei weitem nicht hinreichend. Ein Beiſpiel von den äſthetiſchen Einſichten des Vfs. mögen ein Paar ſeiner Ueberſchriften zu den abgetheilten Stücken der Ep. ad Pis. geben.

V. 119...135. 'Erforderniße der Gerücht- und Idealſtücke.' V. 179...188. 'Zweifache Form der Poeſie.' Der Ausdruck in den Anmerkungen iſt unedel, und nicht einmal rein von Sprachfehlern; wir finden 'nicht ſo faſt, des Catull's' u. ſ. w. Im Texte wäre hier und da noch größere Korrektheit zu wünſchen.

Aufſätze aus der Literatur, Weltweisheit und den ſchönen Wißenſchaften von H. E. Warnekros. Greifswald 1796.

Zuerſt 'pädagogiſche Skizzen', das Reſultat fleißiger Lektüre und eines menſchenfreundlichen Beſtrebens; aber ſo manche einzelne Unrichtigkeiten, oberflächliche Allgemeinheiten und Berufungen auf Autorität verrathen nicht den ſcharfſinnigen Denker. Die Schreibart iſt oft matt, wie der Gang der Gedanken. So leſen wir: 'Ein gewißer Naturtrieb, den die Griechen Storgä nennen, treibt ſie (die Aeltern) ſchon an, dieſe Pflichten' (gegen die Kinder) 'zu erfüllen. An und für ſich iſt er nichts als eine paſſionierte Zuneigung, wird aber bei den Menſchen, als mit Vernunft begabten Weſen, durch Grundſätze und Sentiments in eine weiſe, edle und nützliche Freundſchaft und Wohlthätigkeit verwandelt.' Auf der andern Seite reißt das warme Gefühl des Vfs. ihn oft zu Deklamationen hin, zu Hymnen auf die Tugend, auf gute Beiſpiele, auf die Blattereinimpfung, die er ein holdes Geſchenk des Himmels nennt, u. ſ. w. Eben ſo gutmüthig, wie er die Jugend behandelt, geht er im zweiten Aufſatze mit dem 'Genie' um. Voll der aufrichtigſten Bewunderung für dasſelbe, unterſucht er ziemlich leichthin die großen Fragen, worin es beſteht, und ob es ſich ſelbſt überlaßen oder kultiviert werden muß. 'Auch nenne ich den', ſagt er, 'der vermöge ſeiner Einbildungskraft ſich in neuen und vortrefflichen Entdeckungen vor Andern hervorthut, noch kein Genie, wenn nicht zugleich das innere und zarte Gefühl des Schönen und Wahren, vermöge deſſen er ſich ſeine Entdeckungen zu Nutze machen, beurtheilen und berichtigen kann, damit verbunden iſt.' Die andere Frage entſcheidet er für die Kultur, indem er ſich wieder rechts und links an Citationen lehnt, und der Sache weder zu viel noch zu wenig thun will. Indeſſen geht er doch zu weit in der dringenden Anempfehlung der Lektüre, als des Hauptmittels zur Bildung: in dieſer Ausdehnung getrieben, möchte ſie eher die Paſſivität des Geiſtes, als ſeine unabhängige Selbſtthätigkeit, begünſtigen. Der dritte Aufſatz enthält eine feurige Lobpreiſung Luthers, und einen mehr heftigen als kräftigen Ausfall gegen die Verleumdung, nebſt Nachrichten von Luthern, die niemand neu ſein werden, aber nach des Vfs. Abſicht auch nur an ihn erinnern ſollen. Dann folgen einige eben ſo wenig neue Bemerkungen 'über Träume und Nachtwandler', und ein Sermon über 'das Gefühl der Ehre', wo Ninon de Lenclos bei Gelegenheit der Leidenſchaften und Affekten neben dem Seneca angeführt wird. Den Beſchluß machen verſchiedene Poeſien des Vfs., allein die Muſen ſcheinen undankbar gegen die herzliche Verehrung, welche er ſo lobenswürdig gegen ſie hegt. Vorzüglich haben ſie ihm die Geſchmeidigkeit ſich in ihren Feßeln leicht zu bewegen, ja ſogar alles Gehör für Wohllaut verſagt: ein Mangel, dem wenigſtens ein fleißigeres Studium der Richtigkeit des Versbaues ſo viel als möglich hätte abhelfen ſollen.

Gedichte von Karl Loos. Leipzig 1797.

Nicht leicht iſt uns etwas Schlafferes und Faderes vorgekommen als obige Gedichte, die zum Glück nur wenige Bogen einnehmen, aber dem, der ſie zu leſen genöthigt iſt (wenn Rec. von ſich auf Andere ſchließen darf), dennoch von unendlicher Länge ſcheinen. Die beiden längſten und folglich tadelhafteſten Stücke ſind 'an Sophie', mit gewaltigen Reminiſcenzen aus Bürgers Elegie an Molly und ſeinem Hohen Liede, aber ſo ausgewäßert, daß man das Vorbild kaum wiedererkennt, ob ſich die Nachahmung gleich auf einzelne Zeilen und Zuſammenſtellungen von Reimen erſtreckt, z. B.

Bürger:

In dem Paradies-Gefilde,
Wie ſein Aug' es immer ſah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.

Loos:

Nein! — Mich ſchützt die Himmelsmilde,
Die aus deinem Auge ſtrahlt,
Weſen nach der Gottheit Bilde,
Wie in ſelige Gefilde
Sie die Phantaſie nur malt!

Wenn ihn Sophie beglückt, ſo will er nicht fragen

— nach der Sonne Licht,
Nach der Erde Huldigungen,
Oder ihren Läſterzungen,
Nach der ganzen Menſchheit nicht.

Wir befürchten, 'die ganze Menſchheit' möchte dem Dichter Gleiches mit Gleichem vergelten. 'Adelheid und Ilſenſtein', eine Ballade, das zweite längere Stück, erinnert eben ſo ſtark, und auf eine für den Vſ. eben ſo ungünſtige Art, an Bürger. Das Silbenmaß iſt das von des Pfarrers Tochter zu Taubenhain, aber Zeilen wie

An der verabredeten Stelle

können einen Begriff davon geben, wie weit Hr. L. es in der Verskunſt gebracht. Ein grauſamer Vater, eine zärtliche Tochter, ein treuer Ritter, eine unglückliche Entführung, am Schluße eine 'allnächtliche' Geiſtererſcheinung: man weiß dieß auswendig. Zum Ueberfluße iſt noch ein 'geiſtich' Weſen angebracht, eine Nymphe der Eiche, eine Dryade, die dem Ritter viel Schönes verheißt, aber weder ihm noch dem Leſer zu ſonderlichem Troſte gereicht. Und doch hofft der Vſ., 'Welt und Nachwelt werde ſich an dem Feuer ſeiner Seele wärmen'. Welch ein mehr als antarktiſches Klima müßte in der Geiſterwelt überhand genommen haben, wenn dieß möglich ſein ſollte!

Lyriſche Gedichte aus dem Latein. überſ. Ein Verſuch für ſeine Zuhörer von J. A. Naſſer. Kiel 1795.

Wir wünſchten zu einiger Rechtfertigung oder wenigſtens Entſchuldigung für dieſe kleine Schrift annehmen zu dürfen, es ſei auf dem Titel ein Druckfehler vorgefallen, und ſolle heißen: 'Verſuche von ſeinen Zuhörern, herausgegeben von' u. ſ. w. Freilich bliebe dann immer noch die Frage, wie man doch ſo unvollkommne Schulübungen dem Druck übergeben konnte. In der That, die Litteratur wird nicht vorwärts dadurch gebracht, wenn man ſich nicht ſchämt, Arbeiten, die Andern ſchon weit beßer gelungen ſind, von Neuem zu machen. Dieſe Sammlung enthält einige Gedichte des Catullus und einige Oden des Horatius. Von dem Letztgenannten haben wir zwar noch keine vollſtändige poetiſche Nachbildung, und jenem überall in ſeinem Muthwillen zu folgen, verbieten ſogar unſre Sitten. Doch haben Ramler durch die ſeinen Gedichten angehängten und in der Berliner Monatsſchrift erſchienenen Ueberſetzungen horaziſcher Oden, dann Klopſtock und Voß durch einzelne Bruchſtücke ſchon gezeigt, wie man dieſen Dichter übertragen ſoll. Die vorliegenden Stücke aus dem Horatius, obgleich mit abgeſetzten Zeilen gedruckt, ſind gar nicht einmal metriſch gearbeitet, und verſetzen uns in das Zeitalter der ehemals beliebten poetiſchen Proſa zurück. Bei den catulliſchen Gedichtchen iſt zwar meiſtens ein gewiſſes Silbenmaß beobachtet, doch iſt es zum Theil nicht das der Originale, und dieß hat einen weſentlichen Einfluß auf den Charakter eines Gedichts, wenn z. B. Hendekaſyllaben in eilfſilbige Jamben verändert werden. Doch würde wahrſcheinlich auch bei größerer Genauigkeit hierin, wie jetzt, die Schalkhaftigkeit, Naivetät und ganz eigne Süßigkeit des Catullus verſchwunden ſein. Iſt der Vf. ſo wenig in unſern Dichtern bewandert, daß ihm Ramlers Uebertragung der Klage auf den todten Sperling entgangen war? Und wenn er ſie kannte, hatte er ſo wenig Takt, daß er die ſeinige ihr gleich ſtellen konnte? Gleich der Anfang des erſten Stücks lautet?

> Wem weih' ich dieſes neue Spiel der Laune,
> Was jüngſthin erſt der trockne Bimsſtein feilte?

Wie kann der Bimsſtein etwas 'feilen'? und noch dazu 'ein Spiel der Laune'? Im Originale ſteht 'glätten', und nicht der Inhalt des Buchs, ſondern 'das artige neue Büchlein' ſelbſt. Der Anfang der horaziſchen Oden:

> Mäcenas, Sproße von Königsahnen,
> Du meines Lebens Glück, mein Stolz!
> Der freuet des Staubes ſich, der
> Auf Olympias Rennbahn ihn deckt u. ſ. w.

verſpricht nichts Beßeres und die geringe Erwartung wird überall beſtätigt. Wer mit den alten Dichtern vertraut und ſeiner Mutterſprache ein wenig mächtig iſt, wird aus dem Stegereif beßer überſetzen. Es wäre zu wünſchen, daß in unſern Schulen an die Stelle der mehrentheils abgekommnen Uebungen in lateiniſchen Verſen metriſche Ueberſetzungen alter Dichter geſetzt würden: doch müßten ſich Lehrer, die wie der Vf. noch gar nicht zu wißen ſcheinen, wie weit die Nachbildungskunſt, beſonders in Anſehung der Alten, in unſrer Sprache ſchon gediehen iſt, gefallen laßen, ſich hiebei fürs Erſte unter die Schüler zu begeben.

Lyriſche Gedichte, von **Friedr. Raßmann.** Halberſt. 1797.

Wir erfahren in der Zueignung an Hrn. Prof. Ramler, daß der Vf. auf eine demſelben zugeſchickte Ode zu Ehren ſeines 'Wiegenfeſtes' (Geburtstages) eine ſehr ſchmeichelhafte Antwort und ein Lob erhielt, 'welches zu wiederholen' (aber doch nicht, beſtens ins Licht zu ſtellen) 'ihm die Beſcheidenheit verbietet'. Dieß 'brachte in ſeiner Seele eine ſolche Begeiſterung hervor, daß er den Göttern an dem Tage, wie der Samier einſt, eine Hekatombe hätte opfern mögen. Dieß war der' (das) 'ihm aufgeſparte Nepenthe, worin er ſo manche unangenehme Erinnerung, die ihn von ſeinen erſten poetiſchen Ausflügen her begleitete, vergeßen, auf einmal vergeßen ſollte'. Dieſe früheren Ausflüge ſind uns nicht bekannt geworden: allein ihre Erwähnung zeigt, daß die vorliegenden Gedichte nicht als Verſuche eines Anfängers zu betrachten ſind; und da ſie einen unzweideutigen Beweis liefern, wie weit die Anlagen des Vfs. reichen, ſo bedauern wir, daß er einen ganzen Band hindurch 'der Dichtkunſt die Zügel ſeines Geiſtes in die Hände gegeben hat'. Wenn ſeine Neigung zu ihr ſo groß war, daß ſie ihm 'unſer Leben in ein Geiſtes-Bacchanal zu verwandeln' ſchien, ſo hätte er doch nicht über die Anſprüche eines unbekannten Dilettanten hinausgehen ſollen; denn ſchwerlich gelingt es ihm, ‘männlich kühn an der Sterne Jaſpisthor zu dringen, und ſich an des Ruhmes Strahlenzinnen im Wonnedrang zu weiden’. Wir ſind genöthigt, ihm dieſe ‘Glanzjuwele der Wahrheit’ zu reichen, um ihn ‘vor des Irrthums Vipernhöle vorbei zu führen’, in welche ihn allzu nachſichtige Urtheile hineinziehen könnten. Ein blendendes Prachtſtück (*πρόσωπον τηλαυγές*) eröffnet zwar die Sammlung, eine ‘Hymne an den Fleiß’, im Silbenmaß von Bürgers Hohem Liede, deſſen feſtlicher Pomp des Ausdrucks auch ſichtbar darin nachgeahmt wird. An die Stelle desſelben iſt aber Buntſcheckigkeit und Koſtbarkeit in einem wirklich ſeltnen Grade getreten. Das Ganze ſcheint überhaupt mehr ‘von’ dem Fleiße, als ‘auf’ ihn gedichtet. Alle Wißenſchaften, Künſte und Arten der menſchlichen Thätigkeit werden durchgegangen, und alles Große, was darin geleiſtet worden, dem Fleiße zugeſchrieben, der doch unter den zum Gelingen erforderlichen Eigenſchaften oft eine ſehr untergeordnete iſt. Der Vf. könnte ſich freilich auf Büffons Anſehen berufen, welcher behauptet haben ſoll, das Genie beſtehe eigentlich in der Geduld; allein aus dieſem Satze ergäbe ſich dann auch vielleicht, daß mehr Genie zur aufmerkſamen Leſung eines ſolchen Gedichtes, als zu ſeiner Hervorbringung gehöre. Iſt es wohl möglich, einem mit der Ermahnung, fleißig zu arbeiten, früh aufzuſtehn und ſpät zu Bett zu gehn, den Kopf wirblichter zu machen, als durch das myſtiſche Dunkel folgender Strophe geſchicht?

Nimm dafür der Arbeit Spindel:
Hüllt den neugebornen Tag
Kaum in ihre Roſenwindel
Eos, läßt der Zauberſchwindel
In dem Reich der Träume nach;

Und ſei Held, nicht zu ermüden,
Grüßt der Schlaf auch noch ſo ſchön,
Bis die ſpäten Horen wehn,
Und in Norden, wie in Süden,
Leuchtend alle Sterne ſtehn.

So arm, hohl und ſeelenlos findet man dieſe Gedichte ihrem Gehalte nach überall, wo ſie auch auf den erſten Blick durch Sprache und Verſifikation täuſchen könnten. Bei dem Lobe der Philoſophie heißt es:

Baco, Leibnitz, Wolf, Reimarus,
Und der tiefe Forſcher Kant,
Leuchten bis zum Obyſtrand,
Leuchten ewig, wie ein Pharus,
Zeigen dem Piloten Land.

Dieß klingt beinahe, als ob alle die obigen Denker zuſammen nur einen einzigen Pharus ausmachen ſollten.

Die übrigen Stücke der Sammlung, wie ſie auch heißen mögen, Oden, Elegien, Lieder, Sonette, Triolette, haben doch großentheils den Charakter mit einander gemein, daß ſie Gelegenheitsgedichte ſind. Dieß iſt an ſich gar kein Vorwurf, denn die Kunſt kann auch geringe Gegenſtände adeln; aber dieſe hier haben nichts an ſich, was ſie über Gelegenheiten wie folgende: 'Als der Hr. Canonicus Gleim die Dölleſche Offizin hieſelbſt mit ſeinem Beſuch beehrte; auf den Rathskellerſaal zu Halberſtadt; an meinen Vater, als der große Birnbaum im Garten umgehauen war; einer jungen Freundin zum Confirmationstage; an meinen Vater, bei ſeiner Verpflichtung zum Conſiſtorialaſſeſſor; bei einer goldnen Hochzeit, einer Amtsjubelfeier' u. ſ. w. im Geringſten erhöbe. Ja, die Begeiſterung des Vfs. lehnt ſich ſo gern an äußre Anläße, daß wir ſogar zwei Gelegenheitsgedichte auf Gelegenheitsgedichte finden. In dem letzten kommt in drei Strophen dreizehnmal ‘gute Nacht’ vor, und wem ſie am Ende derſelben noch nicht zu Theil geworden iſt, der muß wirklich an der Schlafloſigkeit leiden. Nun ſpreche noch einmal ‘ein Laye dem Dichter das Vorgefühl der Zukunft ab!” Hr. R. hat ja im Voraus geahndet, daß ſein Vater zum Conſiſtorialaſſeſſor ernannt werden würde. Gleich darauf vergleicht er ſich ſelbſt mit einer Nachtviole: eine nicht beſcheidene Anwendung des von Kleiſt entlehnten Bildes der Beſcheidenheit. Bei dem Gedichte ‘an Karl Reinhard, bei der Nachricht von ſeinen ſchwächlichen Geſundheitsumſtänden’, wundern wir uns gar nicht über ‘den heroiſchen Ton’, wegen der Freundſchaft, die der Vf. ‘für den Herrn Doctor hegt und beſtändig hegen wird’; aber daß er, nachdem er ſich eben zu rechter Zeit erinnert, daß der geliebte Damon noch am Leben iſt, ihn plötzlich auffordert zu ſterben, dieß iſt allerdings mehr als ſeltſam.

Was nur der Freundin, deren Geneſung gefeiert wird, gefehlt haben mag, daß ‘ihr Schwanenbuſen ſich mit Ungeſtüm gleich Wogen in der Windsbraut thürmte’? Wie der Vf. nicht ſelten das Unglück hat, ſeinen ernſthaften, ja traurigen Empfindungen einen komiſchen Anſtrich zu geben, ſo iſt uns bei ſeinen ſcherzhaften Stücken manchmal ganz ſchlimm zu Muthe geworden; z. B. bei dem ‘Sonett an einen meiner Freunde, als ihm eine Tochter geboren war’.

Heut über ſechszehn Jahr, mein lieber Mann!
Komm' ich vielleicht im ſchmucken Feierkleide,
In dieſes Haus, mit Mienen voller Freude,
Und halte dreiſt um deine Tochter an.

Du lächelſt? meinſt gewiß, daß ich alsdann
Wohl längſt an Gattenluſt mit trunken weide?

1) Die Fürſtentochter. Erfurt 1797.

2) Wilhelmine das Schweizermädchen, oder das Naturmaal. 2 Thle. Berlin 1797.

Nr. 1. iſt ein wunderbares Produkt: es giebt vor, aus einer neugriechiſchen Handſchrift herzuſtammen, und erzählt in myſtiſcher, ſonſt ziemlich lebendiger Sprache von gewiſſen Bewegungen alten Freiheitſinnes, und gewiſſen Verbrüderungen und Apoſteln deſſelben, in gewiſſen Gegenden von Griechenland. Ein Jüngling Fiordello iſt ausgeſandt, erſcheint in mancherlei Geſtalten, und läßt ſichs ſauer werden; man ſieht nur nicht ganz ein, wohin es ihn führen ſoll. Ein Geiſt, ein Unſichtbarer, ein Armenier wenn man will, zeigt ſich äußerſt geſchäftig, man erräth aber nicht recht wozu. Die Fürſtentochter wird gleich anfangs auf eine furchtbare Weiſe eingeführt: ſchlau, hinreißend, kalt, alle Herzen beſtrickend und unmenſchlich. Eine andere weibliche Figur, Fiordellos Geliebte, giebt nur einzelne Laute von ſich, und kommt, um wieder zu verſchwinden. Fiordello hat ſich auch bloß auf einen Schrei, den er von ihr hörte, in ſie verliebt. Sie befindet ſich eine Zeitlang in der Gewalt der Fürſtentochter. Am Ende dieſes Theils (auf dem Titel iſt vergeßen anzuzeigen, daß hier nur der Anfang des Romans geliefert wird) iſt aber Alles ſo glücklich in Verwirrung gebracht, daß man nicht mehr weiß, an welcher Stelle ſich irgend eine der handelnden Perſonen befindet. Fiordello ſpringt eben mit entblößtem Schwerte jenem davon ſchwebenden Geiſte nach. Wir begehren ihn nicht wieder zurück zu beſchwören, und ſind auch nicht beſonders neugierig auf den 'geheimen Schlüſſel' dieſes Romans, der zwar (wie er ſich ſelbſt nennt) politiſch ſein mag, aber nicht ſehr äſthetiſch iſt.

Nr. 2. giebt dem Beurtheiler mehr Anlaß, die Mannichfaltigkeit der Wege zu bewundern, welche die Schriftſteller zur Unterhaltung des Publikums ausfindig machen, als ſich über Nachahmungsſucht zu beklagen. Es hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit irgend einem andern Produkt, das uns in dieſem Fache vorgekommen iſt. Das Schweizermädchen ſpielt nur eine ſehr untergeordnete Rolle darin. Wir werden zwar anfangs 'tief unten an die Alpen in der Schweiz in ein einziges einſames Hüttchen' verſetzt, wo ein zärtliches junges Ehepaar nach älterlichen Freuden ſchmachtet; aber kaum ſind ihnen dieſe gewährt, und Wilhelmine iſt geboren, ſo wird das Kind geraubt, und man iſt genöthigt, ihm in die verworfenſte Geſellſchaft zu folgen, und daſelbſt bis gegen das Ende zu verweilen, wo ſich das Mädchen unverſehrt aus dem Feuer rettet, und auf der Flucht nahe bei der Hütte ihrer Aeltern am Naturmale wieder erkannt wird. Ein Graf, der ſich eben ſo toll und albern als niederträchtig aufführt, ein liederlicher Prinz, eine Buhlerin, die ſich der Graf zur Gemahlin aus Paris verſchrieben, und die mitunter auch Gift miſcht, das ſind die Figuren, unter denen ſich Wilhelmine in Knabentracht herumtreibt; und von welchen Scenen muß nicht der Leſer Zeuge ſein! War es dem Vf., der übrigens ſo manche Anſprüche auf Empfindung und Delikateße vorgiebt, möglich, jene als bloß lächerlich mißzuverſtehen, und der 'ſanften und edlen Minna', an welche eine ſeiner verſchiedenen Dedikationen gerichtet iſt, dieſe Lektüre im Ernſt zuzumuthen? Ja, war es ihm möglich eine ſolche — Jugendſünde vermuthlich — noch nach vier Jahren durch einen neuen Titel aufwärmen zu laßen, da ſeine Vorberichte bereits von 93. datiert ſind? Doch vielleicht iſt hierin nur der Verleger zu beſchuldigen, und wir hoffen daher, das Verſprechen am Ende des zweiten Theils, noch einen dritten nachzuliefern, der die ausführliche Geſchichte der Buhlerin enthalten ſoll, werde unerfüllt bleiben. Die letzten Auftritte, in denen Wilhelmine, die für einen Knaben gilt, in Geſellſchaft mehrerer Kinder ihres Alters geräth, ſind nicht ſo ſchlecht behandelt, daß ſich nicht von dem Vf., etwas Beßeres erwarten ließe. Vielmehr iſt die Idee, einen von Wilhelminens Geſpielen in einem Anfall von Zuneigung mit ihr flüchten zu laßen, der ſich aber bald aufs Innigſte nach Hauſe ſehnt, während das Mädchen mit kühnem Muth vorwärts dringt, recht artig erſonnen und ausgeführt.

Gedichte, von C. C. E. W. Buri. Zwei Sammlungen. Offenbach 1791. 1797.

Man kann nicht oft genug daran erinnern, daß die äſthetiſche Würdigung der moraliſchen darin ganz entgegen geſetzt iſt, daß der gute Wille bei dieſer Alles, bei jener gar Nichts gilt; und daß man ein ſehr wackrer Mann ſein und doch mittelmäßige, das heißt ſchlechte Verſe machen kann. Nach dieſer Erklärung muß aber auch die Kritik ihre Rechte mit aller Strenge handhaben, und dasjenige, was nicht in das Gebiet der Poeſie gehört, gradezu daraus verweiſen dürfen. In den Gedanken und der ganzen Empfindungsweiſe enthalten obige Sammlungen nichts Verwerfliches; durch die letzte zeigt ſich der Vf. als achtungswürdig: aber ihren Aeußerungen fehlt es am Anziehenden, am Eigenthümlichen, am Poetiſchen. In der Art, wie Vorfälle aus der Wirklichkeit in ein Paar Stücken in Verſe gebracht ſind, ohne ihnen im Geringſten Form zu geben, verräth ſich eine gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Weſen der Poeſie. Mit einigen ſogenannten poetiſchen Phraſen, auch wohl Bildern und Gleichniſſen, deren unzählige aus Hand in Hand gehen, und ſo abgenutzt gar nichts mehr gelten, wenn der Dichter ihnen nicht eignen Geiſt einzuhauchen, neuen Schwung zu geben weiß, iſt es nicht gethan. Auch das negative Verdienſt der Fehlerloſigkeit in Sprache und Silbenmaß vermißen wir: die entſetzlichen Hexameter der erſten Sammlung wollen wir nicht näher unterſuchen; aber auch die Pentameter der Elegie der zweiten Sammlung hinken faſt durchgängig, und in den gereimten Stücken finden ſich häufig unächte Reime: 'Donner, Bewohner; gegürtet, entbürdet; alle, Thale; Bild, ſpielt' u. ſ. w. Wir können durchaus keinen Fortſchritt in der zweiten Sammlung wahrnehmen, ob ſie gleich ſechs Jahre nach der erſten erſchienen iſt; dieſer Umſtand ſollte allein ſchon den Vf. beſtimmen, künftig lieber nur für den Zirkel ſeiner Freunde zu dichten, als durch öffentliche Ausſtellung zu ſchonungsloſer Beurtheilung aufzufordern.

---

1) Kayſerbarts Leben und Schickſale, von Rup. Becker. Leipzig 1796.
2) Philippe Welſerinn. Eine Geſchichte aus dem 16. Jahrh. Berlin 1797.

Der Held obiger Chronik Nr. 1. wird uns für einen Sohn Kaiſer Siegmunds gegeben, und ſein Daſein gründet ſich auf eine von Eberhard Windeck aufbehaltene ſcandalöſe Anekdote, die bei einem Beſuche Siegmunds zu Inſpruck bei dem Herzog Friederich von Oeſterreich vorfiel, nach welcher aber eigentlich der Letztgenannte Kayſerbarts Vater ſein müßte. Indeſſen machen ſeine Begebenheiten keine ſolchen Anſprüche, daß dem Vf. nicht jede willkürliche Benutzung der in der Geſchichte vorkommenden Umſtände erlaubt geweſen wäre. Er hat ſich dieſer auch nur ſparſam, aber ziemlich glücklich bedient, um die Begebenheiten ſeines Helden damit zu heben, der ſonſt einem jeden gewöhnlichen Abenteurer zu ähnlich geſehen haben möchte. Vielleicht hätte ſich noch mehr damit machen, und die Stelle beßer ausfüllen laßen, die jetzt am Ende eine gar zu verbrauchte Gefangenſchaft Kayſerbarts und ſeiner Schönen in einem türkiſchen Harem einnimmt. Alles mögliche Lob verdient dagegen Schreibart und Darſtellung. Jene iſt nicht in einem nachgemachten veralteten Tone gehalten, in dem man ſich ſo ſchwer ganz erhält, ſondern lebhaft und fließend; und dieſe ohne ängſtliche Beobachtung des Koſtums ſo ſchlicht behandelt, daß die Sitte der Zeit recht gut dadurch ausgedrückt wird.

Von Nr. 2., einer Kompoſition derſelben Gattung, läßt ſich ſo viel Gutes nicht behaupten. Keine empfindſame Studenten-Liebesgeſchichte kann ſchaler behandelt, ärmer herausgeſchmückt, und mit ungeſalzneren Charakteren und langweiligeren Dialogen begabt werden, als dieſe Verbindung zwiſchen einem Kaiſersſohne und der Tochter eines augsburgiſchen Bürgers. Da nun außerdem auch in den hier vorgeſtellten Begebenheiten nichts liegt, was etwa, dem Erzähler zum Trotz, zu einer beſondern Theilnahme aufforderte, indem Philippe keine harte Verfolgung, noch ſonſt ein ausgezeichnetes Mißgeſchick erleidet, ſondern während einer Abweſenheit ihres Gemahls, im ruhigen Beſitz des Namens ſeiner Gattin und als Mutter verſchiedener Kinder, in Melancholie verfällt und ſtirbt: ſo wird der Vf. 'die Thränen, die er der Dulderin nicht verſagen konnte, da er an ihr Sterbelager treten und ihr Scheiden von dieſer Erde erzählen mußte' (?), wahrſcheinlich allein weinen. Im Voraus hat er aber auch ſchon deren Gefühl 'verwittert' genannt, welche ſein Büchlein ſo mißvergnügt aus der Hand legen, wie Rec. ſchon allein wegen der leeren und koſtbaren Schreibart desſelben zu thun nicht umhin kann.

Abenteuer einer Nacht in Stambul. Bagdad 1797.

Man denkt ſich bei dieſem Titel vielleicht etwas Geheimnißvolleres oder Nächtlicheres, als darunter verborgen liegt. Er iſt von der Nacht hergenommen, womit der Band ſchließt; allein das Werk ſelbſt umfaßt ſo viele Nächte, als merkwürdige Lebenstage des Helden, der von Geburt ein Pole und ein gar beſcheidner Jüngling iſt. Seine Abenteuer bleiben bis dahin in ganz bürgerlichen Schranken, und werden nur ſo eben ein wenig in die benachbarte Türkei hinübergeſpielt. Sie ſind ohne einen verſchwenderiſchen Aufwand von Abwechſelungen unterhaltend, weil es dem Vf. nicht an Talent zu mancherlei Karikaturzeichnungen fehlt. Nur hat er dem Vater des Helden einen zu widrigen Anſtrich gegeben, und befaßt ſich überhaupt allzuſehr mit dem Gemeinen. Der Onkel hingegen, der von ſeinem Bruder auf eine reiche Heirat bettelt, und immer die leidenſchaftlichſte Unterſtützung findet, der Geizhals, der zugleich Kunſtliebhaber iſt, und andre Geſtalten mehr, ſind wirklich von launiger Originalität. Etwas mehr Geiſt in dem Helden hätte dem Ganzen ein höheres Leben gegeben, und eine ſorgſamere Enthaltung von niedrigkomiſchen Zügen es den Forderungen eines feinen Geſchmacks genießbarer gemacht. Man freut ſich indeſſen, bei einem Schriftſteller, der den Vorſatz hat, ein großes Publikum zu ergötzen, eine weniger verfehlte Richtung als die gewöhnliche anzutreffen, und wir zweifeln nicht, der Vf. werde ſeinen Zweck erreichen, wenn er bei der Fortſetzung (denn dieſer Band enthält nur den Anfang des Romans) obigen Mängeln abzuhelfen ſucht.

Graf Domritz und ſeine Mutter. Eine Geſch. aus den Papieren des R**th H** herausg. von X*. Y*. G*. 1. Theil. Berlin 1797.

Aus einer kurzen Vorrede und dem Werke ſelbſt ergiebt ſich ein rühmliches Beſtreben des Vfs, etwas Beßeres im Fache des Romans zu liefern, als ein gewöhnliches Leſebuch, das ſich nur durch ein materielles Intereſſe empfiehlt: er wünſcht nicht die Neugierde, ſondern den Verſtand zu beſchäftigen. Aber wir fürchten, daß die hiezu in Bewegung geſetzten Mittel ſich ihm noch nicht als die richtigen bewähren werden. Er will uns intereſſante Menſchen zeigen; doch möchte diejenige Perſon, welche er bis jetzt am beſtimmteſten ausgemalt hat, die Mutter, dem verſtändigen Leſer noch zu viele Blößen geben, um ihn wirklich zu intereſſieren. Von der andern Seite verſucht er durch pſychologiſche, in ein feines Detail gehende Darſtellung ſeinen Zweck zu erreichen. Der Vorſatz iſt ſichtbar, allein die Ausführung unter ſeinen Händen ſo ſehr verunglückt, daß wir nichts als Langeweile von ſeinem guten Willen mit nach Haus bringen, vor der uns die häufig unterſtrichnen Worte und Winke nicht zu ſchützen vermögen. Der Inhalt dieſes erſten Theils iſt, daß die Mutter, welche ſich als junge blühende Wittwe in die Einſamkeit begeben hatte, für ihren nunmehr erwachſenen und auf der Univerſität befindlichen Sohn einen Hofmeiſter ſucht, den ihr das Ungefähr in einem gewiſſen Herrmann zuführt, für den ſie gleich anfangs das beſte Vorurtheil hegt, aber ihn doch auf mancherlei Proben ſtellt, ehe ſie ihn ihrem Sohne zuſchickt. Dieſe Proben nun ſehen ſo zweideutig aus, daß es dem jungen Herrmann zu verzeihen iſt, wenn er darin Begünſtigung ſeiner für die Gräfin gefaßten Neigung erblickt. Andre ſind ſo wenig zweckmäßig, wie z. B. die Geiſtererſcheinung, die auf einmal aus den Wolken fällt, oder ſo nichtsſagend, wie die angeſtellte Geſellſchaft von wohlgefällig bunt ausgemalten Originalen, oder auch ſo durchaus verwerflich in Betracht des dritten dabei aufgeopferten Individuums (ſo ſehr dieß auch entſchuldigt wird), wie die Verſuchung, welche eine Predigerstochter, in eine Art wielandiſcher Nymphe umgeſchaffen, Herrmannen bereitet, daß man allenthalben ächten Zuſammenhang und Haltung vermißt, und ſtatt eines feſten, deutlich gedachten Plans bei der Gräfin nur ſchwankende kindiſche Kunſtgriffe erkennt. Herrmann ſelbſt erſcheint daneben als ein zwar unverdorbener Menſch, doch ſonſt ohne entſchiedne Bedeutung, und der Erziehung zum Manne eben ſo ſehr bedürfend, wie etwa der junge Graf ſelbſt, deſſen Seltſamkeit noch im Dunkeln liegt und nur in der Vorrede angedeutet wird. Bei aller Schwäche dieſer Anlage zeichnet ſich der ſchon erwähnte Vortrag und Stil des Vfs als noch fehlerhafter aus. Er iſt in eine gezerrte, weitläuftige Manier verfallen, der keine Geduld gewachſen ſein kann. Es ſei nun, daß er eine Gegend malen, oder Menſchen launig charakteriſieren, oder geheime Regungen entwickeln will, durchgehends ſtellt er die Geduld auf die Probe, und macht es eben darum in der That ſchwer, einzelne Beweiſe auszuheben, weil man, um ſie vollſtändig zu machen, ganze Seiten abſchreiben müßte. Es giebt eine Weiſe ſich auszudehnen und ſchwerfällig zu verweilen, grade indem man eine leichte und geiſtreiche Erſcheinung machen möchte, von der eine abgeriſſne Stelle vielleicht ſchwach, allein der Eindruck des Ganzen um ſo ſtärker zeugt, und wir beſorgen ſehr, den Leſer dahin getroſt verweiſen zu dürfen.

---

1) Liebe und Treue. Von Groſſe. 1. Theil. Halle 1796.
2) Der zerbrochne Ring. Von C. Groſſe. 1. Theil. Berlin 1797.

Die Anlage von Nr. 1. iſt eine der glücklichen Erfindungen des Hn. G., und erweckt das Verlangen, ſie eben ſo glücklich zu

Ende geführt zu ſehn. In dieſem erſten Theile iſt ſie faſt nur noch Anlage geblieben: der Knoten iſt gut geſchürzt, aber die größere Kunſt wird ſich darin bewähren, ihn gut zu löſen. Ein ſehr gebildeter junger Mann von den feinſten ſittlichen Eigenſchaften und äußerſt zartem, regſamem Gefühl, ſteht zwiſchen zwei Mädchen, deren Liebe zu ihm durch gleich gewogne Anſprüche unterſtützt wird. Die eine iſt ein eben ſo gewandtes als feſtes, ein ſo liebenswürdiges als geiſtvolles Weſen, voll wahrer Empfindung; in der andern haben Natur und Leidenſchaftlichkeit bei den naivſten und anziehendſten Reizen noch mehr die Oberhand behalten. Die erſtere hat die frühere Liebe, die andre den Umſtand für ſich, daß ſie dem Geliebten von ſeinen und ihren Aeltern zur Gattin beſtimmt iſt. Als ſolche betrachtet ſie ſich ſchon, und hält alle Mittel für rechtmäßig, das Herz ihres Gemahls einer Nebenbuhlerin zu entwenden. Dieſe iſt vor den Augen der Welt mit einem entſchiednen Wüſtling verſprochen, der insgeheim den Plan hat, ſie zu verführen, aber nicht zu heiraten. So kämpfen alle Theile gegen einander; der Graf kämpft gegen ſein eignes Herz, das heißt, er verhält ſich leidend, und wird bald von der einen Seite, bald von der andern beſiegt. Wo die Geſchichte hier abgebrochen iſt, ſcheint die erſte Geliebte den Sieg zu behalten; er entflieht mit ihr, aber eine ſchlafloſe Nacht verräth der zweiten ſeine Flucht, und ſie eilt ihnen auf der Stelle nach. Die Schilderungen der Perſonen und Situationen ſind dem Vf. meiſtens wohl gelungen, nur verwickelt ihn bei ſeiner Charakteriſtik das Beſtreben nach der feinſten Seelenkennerei nicht ſelten in unausgleichbare Widerſprüche. Er wirft abſtechende Züge hin, wie es ſcheint in dem Zutrauen, noch irgend einen verknüpfenden Faden zwiſchen ihnen zu erhaſchen, und dann das Anſehn eines deſto tieferen Forſchers zu gewinnen, je paradoxer er ſich zuerſt zeigte: aber der Faden will ſich nicht immer haſchen laßen, und der Vf. ſollte ſich hüten, ſo ſeiltänzermäßig in der Pſychologie zu Werke zu gehn. Wie ſtimmt es z. B. zuſammen, wenn er von Joſephen ſagt: 'wenig der Stärke ihrer Empfindungen trauend, hatte ſie über den Mangel, dieſelben zu fühlen, die Kunſt ſie einzuflößen beinah gänzlich verlernt'; und in demſelben Abſatz ihr Herz 'ein durſtiges Herz', nennt, 'das der höchſten Leidenſchaften empfänglich, ewige und heiße Liebe forderte, und bald alles, was es empfand, in einen einzigen Brennpunkt zuſammenzog'; ja noch hinzuſetzt: 'hierauf vertraute ſie'. Wir können keine Brücke zwiſchen dieſen verwirrenden Angaben gewahr werden. Die Situationenmalerei des Vfs. iſt ebenfalls nicht frei von ſolchen Wagſtücken. Die erſte Zuſammenkunft zwiſchen dem Grafen und Ulriken überſchreitet die Schicklichkeit ein wenig mehr als nöthig iſt; wir wollen nicht ſagen die der Konvenienz, ſondern die der beſcheidneren Natur. Die nämliche Wirkung hätte auf den Grafen gemacht werden können, ohne dieſen gewaltſamen Ausbruch, der ihm leider noch dazu eine ſo leidende Rolle zutheilt, daß es uns eine ſchwere Aufgabe dünkt, ihn in der Folge vor der Schmach der Unentſchloßenheit und des Wankelmuthes zu retten.

Hätte der Vf. doch lieber Nr. 1. vollendet, als Nr. 2. angefangen! Wie hier der Held mit ſeinen drei Liebhaberinnen, der ſittſamen Braut, der ſchwärmeriſchen Geliebten und der ausgelaßenen Buhlerin, ja obendrein mit ſeinem Buſenfreunde und dem zerbrochnen Ringe fertig werden wird, das intereſſiert uns in der That nicht ſehr. Der Weg iſt breit genug, worauf man eine ſo hingeflickte Kompoſition zu Ende bringen kann, bei welcher einmal wieder das italiäniſche Koſtum und die Zauberworte Venedig, Gondeln, und dergl. das Beſte thun müßen.

Adolph und Sidonie von Wappenkron. Herausg. von Joh. Iſab. Eleonore verw. v. Wallenrodt, geb. Freyin v. Koppy. 1. Theil. Halle 1796.

Bei einer gewißen Geläufigkeit und Lebhaftigkeit der Darſtellung krankt dieſer Roman gar ſehr an Gemeinheit der Gegenſtände ſowohl als der Ausführung. Die Schilderung einer herunter gekommenen adelichen Familie, in welcher auch in beßern Zeiten keine gute Erziehung zu Hauſe geweſen zu ſein ſcheint, bot nur allzuviel Gelegenheiten dar, in Plattheit zu verfallen, ſtatt das Komiſche zu erreichen. Dieſes iſt nicht immer verfehlt worden, allein die wenigen Züge, welche man dahin rechnen kann, und die edlere Wendung, die einige Glieder jener Familie genommen haben ſollen, halten doch bei weitem für den Charakter des Werkes überhaupt nicht ſchadlos.

---

1) Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen, von Peter Lebrecht. Berlin 1797.

2) Der geſtiefelte Kater, ein Kindermärchen in drei Akten mit Zwiſchenſpielen, einem Prologe und Epiloge, von Peter Lebrecht. Aus dem Italieniſchen. Erſte unverbeßerte Auflage. Bergamo, auf Koſten des Vfs. bei Onorio Senzacolpa. 1797.

Wer von unſern Leſern hat nicht in ſeiner Kindheit mit unendlichem Behagen und Entſetzen das berühmte Märchen von Barbe-bleue erzählen hören? Hier hat es ein Dichter gewagt, gewiß ein Dichter im eigentlichen Sinne, ein dichtender Dichter, dieſen unſcheinbaren Stoff zu einer ausführlichen dramatiſchen Darſtellung zu entfalten. Er hat dabei, um dem luftigen Nichts eine örtliche Wohnung und einen Namen zu geben, die Scene nach Deutſchland verſetzt, und das deutſche Ritterkoſtüm gewählt. Aber wenn man ſich etwa nach dieſer Angabe das Buch als einen dialogiſierten Ritterroman beſtens empfohlen ſein laßen ſollte, ſo müßen wir der Täuſchung vorbeugen. Der Verfaßer iſt ein wahrer Gegenfüßler unſrer gewappneten ritterlichen Schriftſteller: da dieſe nur darauf arbeiten, das Gemeinſte, Abgedroſchenſte als höchſt abenteuerlich, ja unnatürlich vorzuſtellen, ſo hat er ſich dagegen bemüht, das Wunderbare ſo natürlich und ſchlicht als möglich, gleichſam im Nachtkleide, erſcheinen zu laßen. Wie leicht wären hier ein Burgverließ nebſt den beweglichſten Ausrufungen, ein geheimer Orden von Blaubärten, Geiſter u. dgl. m. anzubringen geweſen. Was für verabſcheuungswürdige teufliſche Dinge hätten ſich dem vortrefflichen Böſewicht Blaubart in den Mund legen laßen. Aber nichts von dem allen. Anfangs könnte man den Ritter für nichts weiter als einen rüſtigen, heiratsluſtigen Krieger halten; daß ſein Bart blau iſt, daß er mit ſeinen beſiegten Feinden übel umſpringt, und es eben in der Art hat, ſeine Weiber aufzuknüpfen, wenn ſie neugierig ſind, kommt nur ſo gelegentlich und ohne viel Aufhebens an den Tag. Ja wenn ſich die Sitte mit dem Aufhängen rechtfertigen ließe, ſo würde es dem Blaubart durch die nachdrücklichen Gründe gelingen, womit er zu zeigen ſucht, Neugier ſei der Keim der ärgſten Laſter. Dieß iſt in der Natur: nur in den ſchlechten Schauſpielen reden die Tugendhaften von ihrer Tugend, und die Böſewichter von ihrer Abſcheulichkeit. Die übrigen Charaktere geben ſich ebenfalls nicht für dieſes oder jenes: ſie ſind wie ſie ſind, ohne zu wißen, daß es auch anders ſein könnte. Die der muntern Agnes, welche Blaubarts Frau wird, zugeſellte Schweſter iſt unaufhörlich mit ihrem abweſenden Geliebten beſchäftigt, während jene nichts von der Liebe begreift, und nur immer zu reiſen und neue Herrlichkeiten zu ſehen wünſcht. Eben ſo artig ſind die drei Brüder der Agnes zuſammengeſtellt, der vernünftige und vorſichtige, der leichtſinnige Abenteurer, und der ſchwermüthig grübelnde. Es iſt gar drollig, wie der letzte in der Sprache des gemeinen Lebens tiefſinnig philoſophiert, und die Andern in das Innre ſeines Gemüths zu führen ſucht, die ihn denn immer nicht verſtehen. [*) So erwidert er, nachdem er witzig geſchildert hat, wie ſein wil-

---

[*) Das in Klammern Eingeſchloßene iſt aus den Abdrücken 1801. und 1828. hinweggelaßen.]

der Bruder denkt oder vielmehr nicht denkt, auf die Frage der Agnes: aber wie denkſt du denn?

Simon. Ich? — das iſt eben die Schwierigkeit und meine Unruhe; — ſeht, es iſt ſchwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn, verſteht, das, was gedacht wird, ſoll denken: ein Caſus der einen ſonſt ganz vernünftigen Menſchen wohl toll machen könnte.

Agnes. Wie ſo?

Simon. Siehſt du, jetzt verſtehſt du mich gar nicht, weil du auf die Gedanken noch gar nicht gekommen biſt. — Siehſt du, ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, ſoll ich denken, wie dieſes Zeug ſelbſt beſchaffen ſei. Es iſt pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch ſich ſelbſt gedacht werden.

Agnes. Es iſt wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.

Simon. Nun ſeht ihr, und doch fragt ihr immer noch, warum ich melancholiſch bin?]

Dieſer Hang iſt nicht müßig in dem Gange des Stücks: die Erſcheinung der Brüder in dem entſcheidenden Augenblicke, wo Agnes umgebracht werden ſoll, wird dadurch herbeigeführt; Simon hat nämlich traurige Ahndungen von dem Schickſale ſeiner Schweſter gehabt. Alles was den weſentlichern Theil der Handlung ausmacht, von der Zeit an, wo Blaubart abreiſt und der Agnes die Schlüßel zurückläßt, mit der Warnung, nicht in das ſiebente Zimmer zu gehen, bis zu ſeiner Rückkehr: wie ihre Neugier von der leiſeſten Anregung allmählich zu einer unwiderſtehlichen Gewalt ſteigt; die Beſchreibung ihres Eintritts in die ſchreckliche Kammer; ihr Zuſtand der höchſten Angſt und erhitzten, zerrütteten Phantaſie; wie ſie dem Blaubart durch ſchlaue Wendungen den Schlüßel noch einige Zeit vorenthalten will; alles dieß iſt mit Meiſterhand den ächteſten Zügen der Natur nachgezeichnet. Man könnte wünſchen, daß die vorhergehenden Scenen raſcher zu dieſem Ziele eilten, und durch das Wegbleiben einiger faſt nur epiſodiſcher Perſonen hätte das Stück wohl nicht viel eingebüßt. Wir meinen dieß nicht von dem Narren und dem Rathgeber: ſie ſind ein Paar Karikaturen, die wir ungern entbehren würden. Der Narr legitimiert ſich durch genialiſche Einfälle, und bezahlt allenfalls mit für den Platz des ſehr weiſen, aber ſehr wenig geſcheiten Rathgebers. Von beiden gilt was der Dichin dem eben ſo gefälligen als ſinnvollen Prolog ſagt:

> Wie Schatten auf- und abwärts ſchweben, laßt
> Durch Traumgeſtalten euch ergötzen, ſtört
> Mit hartem Ernſte nicht die gaukelnden;

und auf die zu große Länge des Stücks möchten wir anwenden was der Narr von ſeinem Hange zum Plaudern ſagt: ‘es iſt doch bald vorbei, wenn man redet, und da lohnts der Mühe nicht, daß man es ſo genau nimmt’. In der That wird man beim Leſen durch die klare beſonnene Darſtellung ſo leicht fortgezogen, wie man auf einem gebahnten Wege fährt, deſſen Länge man nicht aus dem häufigen Rütteln abnehmen kann. Hier und da ſind artige Liederchen eingeflochten, [z. B.:

> Beglückt, wer an des Treuen Bruſt
> In voller Liebe ruht!
> Kein Kummer naht und ſtört die Luſt,
> Nur heller brennt die Glut.
>
> Kein Wechſel, kein Wanken;
> Zum ruhigen Glück
> Fliehn alle Gedanken
> Der Ferne zurück:

Und lieber und bänger
  Drückt Mund ſich an Mund,
So inn'ger, ſo länger;
  Von Stunde zu Stund
Beſchränkter und enger
  Der liebliche Bund.]

und wenn es nicht unerlaubt wäre, von einem Dichter etwas in einer andern Art zu fordern, als er hat leiſten wollen, ſo wünſchten wir, der Verfaßer hätte ſeinem Talent von dieſer Seite mehr Spielraum gegeben, und auch einen Theil des Dialogs, verſteht ſich mit aller Freiheit, verſificiert.

Wenn Leſern, welche durch die ohnmächtige Ueberſpannung bloß leidenſchaftlicher Darſtellungen verwöhnt ſind, Ton und Weiſe hier zu *) ruhig und gelinde vorkommen ſollte, ſo kann es dem Verfaßer ein Beweis ſein, daß er ſeine Umriße recht rein und einfach gezogen hat. Denn offenbar iſt es nicht Mangel, ſondern überlegte Mäßigung, wenn er nicht grellere Farben dicker aufträgt.

Ueberhaupt ſind aber Kinder im Fache der Märchen wohl die beſten Kenner, und es iſt eine mißliche Sache, ſie Erwachſenen vorzutragen. Dieſe haben meiſtens ſchon zu vielerlei im Kopfe, um ſich einem ganz unbefangenen Spiele der Phantaſie hinzugeben. Sie können ſich nicht vorſtellen, daß es es mit dem bloßen einfältigen Märchen gethan ſei; ſie allegoriſieren es, deuten es, weil ſie meinen, es müße durchaus noch etwas dahinter ſtecken.

Bei dem zweiten, welches Peter Leberecht, vermuthlich um ſich vor Verantwortung ſicher zu ſtellen, aus dem Italiäniſchen übertragen zu haben vorgiebt, ſteckt nun allerdings

---

*) zu wenig pikant. 1797. 1801.

noch etwas dahinter. Die komiſche Laune, womit dieß aus eben der Quelle geſchöpfte Märchen dramatiſiert iſt, bleibt nicht in den Schranken des Gegenſtandes ſtehen. Es ſpielt in der wirklichen Welt, ja mitten unter uns, und was nur bei Aufführung des Stücks hinter und vor den Couliſſen, im Parterre und den Logen Merkwürdiges vorgeht, iſt mit auf den Schauplatz gezogen, ſo daß man das Ganze, wenn es nicht zu tiefſinnig klänge, das Schauſpiel eines Schauſpieles nennen könnte. Es iſt zu befürchten, daß es den Theoretikern viel Noth machen wird, die Gattung zu beſtimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel ſieht man ohne tiefe Kennerſchaft ein, daß es eine Poſſe iſt, eine kecke, muthwillige Poſſe, worin der Dichter ſich alle Augenblicke ſelbſt zu unterbrechen und ſein eignes Werk zu zerſtören ſcheint, um nur deſto mehr Spöttereien rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu laßen. Doch geſchieht dieß mit ſo viel fröhlicher Gutmüthigkeit, daß man es ergötzlich finden müßte, wenn auch unſre eignen Vettern und Baſen lächerlich gemacht ſein ſollten. Wer alſo etwa durch die Luſtſpiele, die man auf unſern Theatern giebt, in eine zu ernſthafte Stimmung gerathen iſt, dem können dieſe Thorheiten als ein gutes Gegenmittel dienen. Der Kater iſt für die Hauptrolle anzuſehn: er äußert edle Geſinnungen und iſt doch dabei weltklug (ſeltne Vereinigung!), überall beweiſt er Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes. Wie rührend wird es geſchildert, daß er, um ſeines Herrn Glück zu machen, ſich die gefangnen Kaninchen am Munde abſpart, die er alsdann dem Könige als ein Geſchenk vom Grafen von Carabas überreicht! Auch der König beträgt ſich mit Würde: man ſehe nur den erhabenen Ausdruck ſeiner Verzweiflung, da das ſehnlich verlangte Kaninchen verbrannt iſt.

Die Prinzeſſin iſt Dilettantin in den ſchönen Wißenſchaften, und wird dabei von dem Hofgelehrten unterſtützt. Kurz, alle Perſonen bis auf den Popanz ‘Geſetz’ (den am Ende, da er ſich in eine Maus verwandelt hat, der Kater verzehrt, und Freiheit und Gleichheit proklamiert), tragen nach Maßgabe ihres Standes und ihrer Fähigkeiten zu dem Eindrucke des Ganzen bei. Ungeachtet aller dieſer Schönheiten fällt das Stück doch in dem Stücke ſelbſt durch. Schon ehe die Vorſtellung anfängt, erheben ſich die Kenner und Kunſtrichter im Parterre, ſogar die ſimpeln Zuſchauer (Yoriks simple travellers) gegen den wunderlichen Anſchlag, ein Kindermärchen aufzuführen. Sie wollen ein Familiengemälde, ein Revolutionsſtück, oder ſonſt etwas der Art ſehen. Mit Mühe beſänftigt man ſie, ihre Ungeduld unterbricht das Stück immer von Neuem; nur bei einigen empfindſamen und moraliſchen Stellen wird geklatſcht. Am Ende des zweiten Akts bricht ein großes Ungewitter los: man trommelt und pfeift, der Dichter kommt in Angſt hervorgelaufen, und da nichts helfen will, muß der ‘Beſänftiger’ mit dem Glockenſpiel aus der Zauberflöte erſt eine Menge unvernünftiger Thiere auf dem Theater, dann die vernünftigen Zuſchauer vor demſelben bezaubern. Zu Anfange des dritten Akts iſt noch Alles in großer Verwirrung: der Dichter berathſchlagt mit dem Machiniſten, was zu machen ſei, und beſchwört dieſen, das Stück durch eine glänzende Dekoration zu retten; da ſie merken, daß der Vorhang ſchon aufgezogen und dieß alſo vor den Augen aller Zuſchauer geſchehen iſt, laufen ſie beſchämt davon. Nun ſoll der König erſcheinen, man hört ihn aber hinter der Scene rufen: ‘Nein, ich geh nicht vor, durchaus nicht; ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde’. Die Sachen werden doch leidlich wieder ins

Gleis gebracht, und eine Scene, worin der Hofnarr und Hofgelehrte vor dem Könige förmlich diſputieren, ob das Stück gut oder ſchlecht ſei, wird mit Ruhe angehört. Am Ende muß doch die Dekoration mit dem Feuer und Waßer aus der Zauberflöte, nebſt der Hölle und dem Himmel aus dem Spiegel von Arkadien, noch das Beſte thun. Der Hofgelehrte ſchließt mit einer gereimten Lobrede auf die Katzen.

Man ſieht, es geht ziemlich bunt durcheinander: wenn es den Verfaßer nur nicht einmal gereut, ſich und Andre unterhalten zu haben! Denn — verſtehn wir ihn anders recht — ſo hätte er ſich ja gar über das Publikum ſelbſt luſtig gemacht. Nun nahm es zwar, wie bekannt, das heilige Volk von Athen ſehr geneigt auf, wenn man es von der Bühne herunter zum Beſten hatte: aber nicht alle Nationen beſitzen in gleichem Grade die Gabe Spaß zu verſtehn, und man will behaupten, es ſei nicht der ausgezeichnetſte und allgemeinſte Vorzug unſrer Landsleute. Dem ſei wie ihm wolle: da das Publikum nicht in Perſon das Empfangene vergelten kann, ſo mögen es diejenigen thun; mit welchen ſich Peter Leberecht beſonders in den Stand des Krieges geſetzt hat. Doch ſei Scherz die Waffe, denn mit Ernſt iſt ſolch ein *) Dämon nicht wegzubannen.

Anmerkung 1801.

Daß dieſe Anzeige vom Blaubart und dem geſtiefelten Kater geſchrieben ward, ehe ich mit dem Verfaßer in perſönlicher Bekanntſchaft, in Briefwechſel oder irgend einem Verhältniſſe ſtand, ja ehe ich nur ſeinen Namen und Aufenthalt wußte, erinnre ich hier nur für diejenigen, die etwa

---

*) Poltergeiſt 1828.

dieſes mit andern öffentlich ausgeſprochenen Urtheilen über Schriften meines Freundes vergleichen wollen. Denn die gemeinen Anſichten ſolcher Leſer, die ſich nun einmal keinen uneigennützigen Bund unter Kunſtfreunden zu gegenſeitiger Erweckung und Bildung vorſtellen können, möchten doch nicht dadurch berichtigt werden.

Anmerkung 1827.

Wiewohl man berechtigt iſt, bei dem berühmten Namen meines Freundes Ludwig Tieck etwas Bedeutenderes zu erwarten, als eine flüchtige Anzeige von ein Paar Jugendſchriften, ſo konnte ich es mir doch nicht verſagen, dieſen Aufſatz hier wieder einzurücken, eben weil er ſo frühzeitig geſchrieben iſt, ehe ich mit dem Verfaßer in perſönlicher Bekanntſchaft, in Briefwechſel oder irgend einem Verhältniſſe ſtand, ja ehe ich nur ſeinen Namen wußte. Ich freue mich noch jetzt, ich bin gewiſſermaßen ſtolz darauf, zuerſt in Deutſchland den ſeltenen dichteriſchen Genius begrüßt zu haben, der nachher mein den Zeitgenoßen verpfändetes Wort, aus ſeiner ſchöpferiſchen Fülle ſei Neues und Außerordentliches zu erwarten, ſo glänzend gelöſt hat. Bald ſuchte ich ihn auf, er wählte ſeinen Aufenhalt in meiner Nähe, und wie gemeinſchaftliche Begeiſterung für Poeſie und Kunſt, meiſtens auch in den Gegenſtänden der Bewunderung übereinſtimmend, uns zu einander geführt hatte, ſo beſeelte ſie auch unſern Umgang. Der heitre geſellige Kreiß gewann durch Zutritt andrer ſchon berühmter oder ſeitdem berühmt gewordener Freunde eine große Vielſeitigkeit. Die immer erneuerte Betrachtung vollendeter Geiſteswerke war unſre Lieblingsbeſchäftigung; unſre gröſte Freude, die verkannten oder in Vergeßenheit gerathenen Urkunden des Genius zu entdecken; ſelbſt der offen ausgeſprochene Widerſtreit der Meinungen wirkte anregend auf den Geiſt. Das Meiſte, was wir ſpäter ausgeführt oder nicht ausgeführt haben, wurde in dieſem Zeitraume entworfen. Ich habe ſeitdem in den geiſtreichſten und gebildetſten Kreißen gelebt, viele der merkwürdigſten Zeitgenoßen in Deutſchland und im Auslande kennen gelernt: aber jener freien und fruchtbaren Gemeinſchaft der Geiſter in dem hoffnungstrunknen Lebensalter wendet ſich meine Erinnerung noch oft mit Sehnſucht zu, wie denn auch mein Freund dieſes Gefühl in ſeiner Zueignung des Phantaſus ausgedrückt hat.

Tiecks reifere Werke, den Sternbald, die Genoveva, den Octavian, den Phantaſus mit aller darin enthaltenen Mannichfaltigkeit, die Novellen, den leider noch nicht vollendeten Krieg der Cevennen, kann man nicht nach ihrem wahren Werth und Gehalt würdigen, ohne in die innerſten Geheimniſſe der Poeſie einzugehn; und man würde ſich dabei nur ungern entſchließen, die vernachläßigten Anſprüche der dramatiſchen und der metriſchen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des erſten Wurfes zu ſehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künſtler ſich niemals entſchließen konnte, anders als alla prima zu malen. Eine zauberiſche Phantaſie, die bald mit den Farben des Regenbogens bekleidet in ätheriſchen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Ahndungen und in das ſchauerliche Dunkel der Geiſterwelt untertaucht; ein hoher Schwung der Betrachtung neben den leiſen Anklängen ſehnſuchtsvoller Schwermuth; Unerſchöpflichkeit an ſinnreichen Erfindungen; heitrer Witz, der meiſtens nur zwecklos umherzuſchwärmen ſcheint, aber, ſo oft er will, ſeinen Gegenſtand richtig trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernſthafte Kriegsrüſtungen;

Meiſterſchaft in allen Schattierungen der komiſchen Mimik, ſo fern ſie ſchriftlich aufzufaßen ſind; ſeine, nur allzuſchlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe: dieß ſind die Vorzüge, die, bald die einen bald die andern mehr, in Tiecks Dichtungen glänzen. Ich vergaß noch die Grazie, eine ihm ſo angeborne Eigenſchaft, daß ſie ſich wie von ſelbſt einſtellt, und daß er ihr nicht entſagen könnte, wenn er auch wollte. Möge nur mein edler Freund ſeine bisherige genialiſche Sorgloſigkeit um das künftige Schickſal ſeiner Hervorbringungen nicht zu weit treiben, und uns bald die verſprochene Sammlung ſeiner Werke ſchenken!

Bambocciaden. Berlin 1797.

Der Vf. iſt ſowohl in der geharniſchten Vorrede als in dem Buche ſelbſt mit ſeinen künftigen Recenſenten in einen ſolchen Hader verwickelt, daß man argwöhnen möchte, er ſei bei frühern Verſuchen von ihren Kollegen nicht aufs freundlichſte empfangen worden, und es habe ihn daher bei Bekanntmachung dieſer launigen Darſtellungen eine unheimliche Empfindung angewandelt: eine Vermuthung, wozu die ſonſtige Beſchaffenheit derſelben gar keinen Anlaß giebt. Denn ſie ſind leicht, natürlich, frei von Uebertreibungen, und ohne die materielle Beihülfe der Leidenſchaft unterhaltend. Sie verrathen keineswegs einen Vielſchreiber, und das Buch nimmt eher ein Ende, als man es wünſcht. Der Titel ſcheint uns nicht ganz paſſend gewählt. Vermuthlich den Leſern zu Gefallen, die gar zu gern etwas nicht verſtehen, giebt der Vf. eine Erklärung des Wortes, die zwar beiläufig auch auf eine Bambocciate oder Bambochade (nicht

Bambocciade, welches weder recht italiäniſch noch franzöſiſch iſt), außerdem aber noch ſonſt auf Manches, unter andern auf Fratzen und Karikaturen, anzuwenden wäre. Wenn der berühmte Peter Laar, il Bamboccio, mit einem niederländiſchen Pinſel, der in Italien nur mehr Feuer gewonnen hatte, die Beſchäftigungen und Ergötzungen gemeiner, aber kräftiger, geſunder Naturen malte, die ſich in voller Freiheit bewegen, ſo weiß unſer Schriftſteller die Gravität des Vorurtheils, die Anmaßungen der Leerheit, die ſchiefen Richtungen der Eitelkeit in manchen geſellſchaftlichen Verhältniſſen der höhern Stände mit Feinheit zu bezeichnen. Dort bringt der unverhehlte Ueberfluß von Leben, hier der verſteckte Mangel daran das Komiſche hervor; dort liegt in der Weiſe der Darſtellung ein gewiſſes Behagen an ihrem Gegenſtande, hier eine eben durch die ſcheinbare Schonung geäußerte Spöttelei. Der immer zweideutige Ehrenname eines Bamboccio, der weniger die Bewunderung für das Talent, als die Verachtung gegen ſeinen Gebrauch ausdrückt, kann alſo, wenn er dieſem Schriftſteller nicht eigentlich zukommt, leicht mit rühmlichern Vergleichungen vertauſcht werden. Das erſte Stück, die ‘Geſchichte eines Mannes, welcher mit ſeinem Verſtande auf das Reine gekommen’, macht jene rechtliche, langweilige, geiſtloſe Nichtswürdigkeit lächerlich, die ſich oft im bürgerlichen Leben ſo viel Achtung erwirbt. Die Hauptperſon kontraſtiert gut mit den übrigen ſie umgebenden Figuren, die ſonſt ſämmtlich nicht viel taugen; es fallen auch etwas niedrige Scenen vor, aber das Platte iſt nicht platt behandelt. Die zweite Erzählung, ‘Sechs Stunden aus Finks Leben’, die neben ihrer beluſtigenden Seite auch einen ernſten Gehalt hat, verräth eine noch reifere Bildung und geübtere Hand. Sie hat zuerſt im ‘Archiv der Zeit' geſtanden, erſcheint hier aber mit beträchtlichen Zuſätzen vermehrt, die im Schooße jener Zeitſchrift — wie ſoll man ſagen? — eine Art von bürgerlichem Kriege geſtiftet haben müßten. In einer gelehrten Geſellſchaft wird einer der Mitarbeiter des Archivs, der pſeudonyme Schriftſteller 'Gottſchalk Necker', geſchildert, wie er im Saale auf und ab trabt, mit allen ſpricht und lebhaft geſtikuliert; wie er hiernächſt auf Erſuchen ein dickes Manuſkript aus der Taſche zieht, und eine Satire vorlieſt, die von der Geſellſchaft mit Bewunderung aufgenommen wird, wovon aber Fink, der ſeinen richtigen Geſchmack gleich zu Anfange bewährt hat, behauptet, der Vf. habe ſich damit nur den Spaß gemacht, zu verſuchen, ob man etwas ſo Schlechtes mit Beifall aufnehmen werde. Dieſe ganze litterariſche Zuſammenkunft iſt ſehr drollig beſchrieben, unter andern ſind die Reden des angeblichen Kunſtkenners, welcher die aufgehaſchten Namen immer in verkehrten Kombinationen an einander reiht, und die des Miniſters äußerſt charakteriſtiſch. Dabei iſt der Vf. von jener ſchwerfälligen Gründlichkeit frei, womit manche unſrer Schriftſteller ſelbſt das Komiſche, wenn ſie ſich einmal dazu rüſten, zu ergründen bemüht ſind; es wird bei ihm nur mit flüchtigen Zügen angedeutet. Ein Mitglied der Geſellſchaft entwirft dem hier noch fremden Fink Bildniſſe von den Uebrigen, die zum Theil vortrefflich gerathen ſind. Z. B. 'Jene — Madam Moſes iſt eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl ſchon bemerkt haben, daß ſie ſich mit Mühe ſo viel Grazie erworben hat, daß ſie dadurch ungemein mißfällt. — Sie iſt in dieſer Geſellſchaft die eigentliche „ſchöne Seele", ſie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden äſthetiſchen Ideen hinterließen, die ſie jetzt jedem neuen Bekannten groſchenweiſe zuzählt. — Sie iſt immer in irgend einen goethiſchen Charakter maskiert — am liebſten zeigt ſie ſich als Prinzeſſin im Taſſo, deswegen lernt ſie auch jetzt Latein. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, ſo ſchneidet ſie ihn ſich ſelbſt nach der Mode. — Ihre begünſtigten Liebhaber indeſſen behaupten, unter vier Augen wäre ſie — Madam Moſes.' Gleich darauf: 'Dieſe Dame heißt Niny und iſt eigentlich Mademoiſell. Sie lieferte ſich einem jungen Menſchen in die Arme, der ſie nachher mit ihrem Kinde ſitzen ließ. Dieſen Umſtand benutzte ſie aufs Beſte, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauſes bettelte, das er ſelbſt in Brand geſteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unſchuld. — Da ſie ein ſehr ſchönes Franzöſiſch ſpricht, ſo haben ihre Freunde ſie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein ſie zieht dieſe verächtliche Abhängigkeit vor, weil ſie hier müßig ſein kann.' In ſolchen Schilderungen erkennt man eben ſo ſehr das geiſtvolle Auge des Beobachters, als die individuelle Wahrheit des Bildniſſes. Doch dieß ſind nur beiläufige Ausſchmückungen; das Ganze der Erzählung dreht ſich eigentlich um eine verwickelte ſittliche Frage: wie viel Einfluß die Stimmung des Augenblicks auf unſre Handlungen haben darf? und in wie weit es möglich iſt, ſich dieſem Einfluße zu entziehen? Es hat den Reiz einer dreiſten, entſchiednen Vielſeitigkeit, daß der Vf. uns nur in die beiden entgegengeſetzten Anſichten hineinführt, ohne am Ende durch die Wendung der Geſchichte oder durch ſeine eigne Dazwiſchenkunft eine Entſcheidung zu geben, die nur ſolchen Leſern willkommen ſein kann, für die unabhängiges Nachdenken zu unbequem iſt. — Da der Vf. den, welcher ihm die Schmach des Beurtheilens anthun würde, mit ſo furchtbaren Beſchwörungen aus dem Macbeth angeredet, ſo nehmen wir gleichfalls mit einem Verſe dieſes Trauerſpiels von ihm Abſchied:

Bleib, unvollſtänd'ger Sprecher! ſag mir mehr!

Des Amtmanns Tochter von Lüde. Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. Bonn 1797.

Inhalt und Behandlung dieſer höchſt traurigen und daneben leider wahrſcheinlichen Geſchichte, der auch eine wahre Begebenheit zum Grunde legen ſoll, können wir hier nicht anders als von der äſthetiſchen Seite nehmen; denn ob der Vſ. gleich bei ihrer Bekanntmachung nur einen moraliſchen Zweck gehabt zu haben angiebt, ſo iſt doch das Bemühn ſichtbar, ihn durch die Kunſt zu heben und auszuſchmücken. Faſt möchten wir auf den Titel als auf ein Beiſpiel verweiſen, in wie fern es ihm damit gelungen ſei. Der erſte Theil deſſelben iſt einfach, und ſcheint zugleich, vielleicht durch ſeine Aehnlichkeit mit der Ueberſchrift 'des Pfarrers Tochter zu Taubenheim', eine rührende Ankündigung zu enthalten; der Zuſatz hingegen kommt uns überflüßig und geſchmacklos vor. So ſind im Buche ſelbſt die erſte Erſcheinung der unglücklichen Tochter, manche Details über ihre jetzige Lage und verwirrte Gemüthsſtimmung, und die Erzählung des Vaters, dem Gegenſtande ſehr entſprechend. Allein die eingeſtreuten Deklamationen, Gebete und philoſophiſchen Nutzanwendungen; das Verweilen bei der Perſon Eduards (der beſſer ganz in ſeinem eignen Namen erzählt hätte), da dieſer doch nur gleichſam das Organ ſein ſoll, wodurch der Leſer die unglücklichen Auftritte erfährt; die allzugehäuften Naturbeſchreibungen, die eine vollſtändige Topographie der Gegend um Ellrich abgeben können, ſind eine läſtige Zugabe und ſchwächen den Eindruck des Ganzen. Wenn wir uns indeſſen auch denken, daß die Darſtellung in einem ſchlichteren Tone wäre gehalten worden, der die Sache ergreifender für ſich ſelbſt reden ließe, ſo würde der Eindruck freilich immer durch eine Beimiſchung vom Widrigen an ſolche Wirklichkeit erinnern, welche nicht mit einer äſthetiſchen Form beſteht. Wir werden nämlich allzutief in das menſchliche Elend geführt; es iſt hier nicht die Rede vom Kampfe der Leidenſchaft und Natur gegen Verhältniſſe, aus dem, nach einem Ausdrucke des Vfs., das hervorgeht, ‘was die Welt ein Laſter nennt’. Der Fall iſt der. Ein Vater von zwei heranwachſenden Töchtern giebt ihnen einen Hofmeiſter, weil er in ſeiner ländlichen Einſchränkung nichts anders für ihre Bildung zu thun weiß. Beide Mädchen verlieben ſich in den jungen Mann, er giebt ihrer Neigung nach, hintergeht und verführt ſie beide. Die jüngſte ſtürzt ſich ins Waßer, und endigt ſo ihr und noch eines andern Weſens Daſeins. Der Unglückliche erſchießt ſich auf dieſ' Nachricht vor den Augen ihrer Schweſter. Die Mutter ſtirbt vor Schreck und Kummer. Der Vater verläßt mit ſeiner übrig gebliebnen Tochter den Ort, und kommt in die Gegend, wo Eduard ihn antrifft, und endlich, nach der Niederkunft des Mädchens, ſie nebſt ihrem Kinde eine Grabſtätte findet. — Die Verblendung der Aeltern, und vorzüglich die durchaus nichtswürdige Schwäche des Verführers, Erſcheinungen, welche beide in der menſchlichen Natur gewiß nur zu oft anzutreffen ſind, erfüllen mit lebhaftem Unwillen, der ſich aber ganz und gar gegen einzelne Menſchen wendet, dem Geſchick nichts vorzuwerfen hat, und ſo alle mildere Rührung verzehrt. Nicht aus Leidenſchaft, ja nicht einmal aus Leichtſinn entſpringt hier das Unglück: der Verführer wird nicht durch ſein Herz, ſondern durch die weichlichſte Sinnlichkeit regiert; man kann ihn nicht bedauern und auf keine Weiſe Theil an ihm nehmen, nur ihn verachten. Er wäre daher als erdichteter Charakter ſehr zu verwerfen, und da vollends das Schickſal der Uebrigen von ihm ausgeht, ſteckt er Alles mit ſeinem nachtheiligen Einfluß an. Wir wünſchen von Herzen, daß, was dem Roman abgeht, der Moral hier zu Gute komme, und Aeltern, Jünglinge und Mädchen ſich warnen laßen mögen.

Unterhaltende Romane für Freunde und Freundinnen.
2 Bdchen. Altona u. Leipz. 1797.

Eine Sammlung von Geſchichten größeren und kleineren Umfangs, welche der Vf., ſo viel ſich aus einem etwas verworrenen Vorbericht ſchließen läßt, zum Beſten der Menſchheit zuſammengetragen hat. ‘Manches im gemeinen Leben dem beſten Menſchen betreffende Unglück entſpringt, wenn wir es nach ſeiner Entſtehung unterſuchen, gemeiniglich aus dem Irrthum einer verfehlten Grundanlage und dem Entwurfe ſeines vermeinten Wohls derer, die ihn bildeten. — Es würde überflüßig ſein, hierüber Beweiſe zu führen, da ſelbſt das mannichfaltige Verhältniß der unvorausſehenden Umſtände, und unſere Leidenſchaften uns Drangſale und Uebel zu erwirken vermögend ſind.’ Deshalb will er nun Beiſpiele aufſtellen, und hofft, ‘vorliegende Geſchichtserzählungen werden, vielleicht ſeiner vorläufigen Erinnerung wenigſtens in etwas entſprechen, wenn ſie nicht ganz als zwecklos und mit allgemeinem Mißfallen aufgenommen werden ſollten’. Da es wohl möglich iſt, daß ein Schriftſteller die Menſchheit erbaue oder ihr doch die Zeit vertreibe, ſollte er ſich auch gegen Orthographie und Grammatik, ja mitunter gegen die Logik verſündigen, ſo wird es mit dem allgemeinen Mißfallen freilich keine Noth haben. Auch verdienen einige dieſer Erzählungen wirklich Beifall, wie z. B. ‘Ulrike und Sophie’, wo in einer wahrſcheinlichen Situation die Stärke und Schwäche des weiblichen Herzens recht natürlich und einfach dargeſtellt iſt. Dieſe Geſchichte ſcheint ein deutſches Original zu ſein, die übrigen ſind meiſtens aus dem Franzöſiſchen genommen. Viele derſelben ſind unbedeutend, manche verwerflich, wohin wir beſonders ‘Wildenberg und Ernſthals Schickſale ihres Lebens’ rechnen, die auf alle Weiſe eine höchſt gemeine Feder verrathen. Von einer Schreibart, wie folgende, trifft man durch das ganze Buch Spuren an. ‘Jetzt nun ſchickte es ſich, daß ich mit der Fräulein Tochter des mir geſetzten Vormunds in Bekanntſchaft gerieth, zu welcher Zeit ein fürſtlicher Prinz v. K**, der eben auf Reiſen war, ſich auf deſſen Schloße zugegen befand.’ — ‘Sie war ein Mädchen, an der ſich die Natur auf Jahrzehende erſchöpft hatte, und welche bei ihrer wirklichen Schönheit von der rechtſchaffenſten und edelſten Gemüthsart war.’ Von obigem fürſtlichen Prinzen heißt es: ‘ſeine körperlichen Reize waren in ſehr geringem Grade, und noch weit geringer waren ſeine beſitzenden Eigenſchaften’.

---

1) Aeſthetiſche Beurtheilung des Klopſtockiſchen Meſſias. Von J. C. A. Grohmann. Eine von der Amſterdammer Akademie der Dichtkunſt und ſchönen Wißenſchaften gekrönte Preisſchrift. Leipz. 1796.

2) Der Meſſias von Klopſtock, äſthetiſch beurtheilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide und dem verlornen Paradieſe. Von C. F. Benkowitz. Eine Preisſchrift, die von der Amſterdammer Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Künſte und Wißenſchaften eine doppelte Medaille erhalten hat. Breslau 1797.

Auf wenigen Blättern mit Klarheit, Beſtimmtheit und Ordnung vorgetragen, würde der Gehalt der erſten von obigen Schriften immer noch ziemlich unbedeutend erſcheinen: aber man verliert ihn gänzlich unter der Verworrenheit, der deklamatoriſchen Schwerfälligkeit, dem Schwalle nichtsſagender Redensarten, den ermüdenden Wiederholungen, wovon ſich der Vf. auch nicht einen Augenblick loßreißen kann. Er hat ſchön ſchreiben wollen, und dieß iſt in einem ſeltnen Grade mißglückt. Hätte er doch fürs Erſte nur ſich nothdürftig richtig ausdrücken gelernt, ſo wäre es ihm nicht eingefallen, die Sprache mit barbariſchen Wörtern wie ‘ſich einverſtändigen, unzuumfaßend, überweſentlich’ u. dgl. bereichern zu wollen. Wer Wortfügungen wie folgende macht, ‘des würdigen Vernunftbegriffs ungerechnet’; ‘Mit der Weisheit der Alten, und der allein Würdigung der Kunſt, nur Schönheit und ſchöne Formen zu dichten — als um welche Würdigung die Künſtler, beſonders die Maler den Geiſt der Alten erflehen ſollten’ u. ſ. w.; der ſollte billig ein fleißiger Schüler der Grammatik werden, ehe er irgend etwas zu lehren unternähme. Wie der Geſchmack des Vf. ſich in der Ueberladung und den leeren Anmaßungen ſeiner Proſa (doch eine ſolche Schreiberei verdient dieſen Namen nicht) offenbart, ſo beſteht ſeine Theorie der Kunſt in gedankenlos nachgeſprochenen Formeln aus Kants Kritik der Urtheilskraft. ‘Daß ſo für die äſthetiſche Schönheit des Gedichts die ſchönſte Form, und für die thätigen Kräfte des reflectierenden Urtheilens in dem freieſten, mannichfaltigſten Spiele dieſer Dichtungen die gefälligſte Zweckmäßigkeit entſpringet. Zu dieſen zweckmäßigen Formen der Dichtung’ u. ſ. w. ‘Satan ſuchet die größten extenſiven Bilder auf, unter welchen er, wie er ſagt, Jeſum zu finden glaubte, er fängt mit der weiteſten Auseinanderſetzung an, und malet ſie zum gröſten Umfange aus; — dieſen ſtellt er nun die kleinſten extenſiven Bilder entgegen, die er eben ſo zur gröſten Kleinheit ausmalet, die aber in dieſer Entgegenſetzung, da die Vernunft zum Gefühl des Erhabenen keine extenſiv große Vorſtellung, kein extenſiv großes Bild braucht, wohl aber dieſes die Einbildungskraft zum theoretiſch Erhabenen, wo die Vernunſt eben in der kleinſten Extenſion die gröſte Intenſion finden kann, zur höchſten praktiſchen Erhabenheit für den Meſſias werden.’ ‘Es leuchtet daraus von ſelbſt hervor, daß der zweite Theil des Meſſias einen gewiſſen gleichen Gang, eine gewiſſe gleiche Anordnung und Stellung in ſeinen einzelnen Theilen mit dem erſten haben mußte; denn in Rückſicht des Stoffs verhielt ſich das zu dichtende des erhöhten Meſſias eben ſo zu ihm, wie das zu dichtende des erniedrigten, hier daß wir den Endzweck ſeiner Erniedrigung, dort daß wir die Erfüllung, die Erreichung dieſes Endzwecks, unter welcher die Erhöhung des Meſſias beſteht, ſahen, — und wie der Entzweck dort unter gewiſſen Bildern, unter gewiſſen Verſinnlichungen, in einer gewiſſen Form gezeigt wurde, daß dieſe Form, dieſe Bilder, im zweiten Theile, um hier die Erreichung jenes Endzwecks darzuſtellen, ebenfalls auch bleiben mußten, oder die Erreichung dieſes Entzwecks unter eben dieſer Form, unter dieſen bildlichen Vorſtellungen mußte dargeſtellt werden.’ Doch damit es nicht ſcheine, als ob wir die Schrift des Hrn. G. (um uns nach ſeiner Weiſe auszudrücken) bloß nach dem Unäſthetiſchen ihrer äſthetiſchen Form, nach ihrer höchſten Zweckwidrigkeit für das zweckmäßige Spiel der reflektierenden Urtheilskraft verwürfen, ſo müßen wir ſchon einige ſeiner Urtheile und Behauptungen in der Kürze prüfen, ſo wenig ihrer Aufſtellung eine beſondere Prüfung vorangegangen ſein kann. Gleich anfangs verdunkelt und verkleidet der Vf. einige Seiten hindurch die ſchlichten und gar nicht neuen Sätze: daß die Natur theils durch ihre Schönheit dem Menſchen gefallen, theils durch ſittliche Beziehungen ihn rühren kann, und daß den Alten für jene Seite derſelben, den Neuern für dieſe mehr Empfänglichkeit eigen iſt. Allerdings findet man bei den Neuern eine empfindſame Anſicht der lebloſen und organiſchen Natur, wovon die Alten nichts wußten. Sobald man aber die Menſchheit mit in den Begriff der Natur hineinzieht (wie der Vf. offenbar thut, wenn er ſagt: die ganze griechiſche Kunſt iſt Zeuge von jener Abbildung der Natur), ſo wird die letzte Hälfte der obigen Behauptung unwahr: die bildende Kunſt und noch mehr die Poeſie der Griechen beweiſt unwiderſprechlich die vollendetſte Ausbildung ihres Gefühls für die ſittliche Würde der Menſchennatur. Mithin fällt der ganze Gegenſatz weg, wodurch der Vf. wie durch einen Sturm plötzlich vom Herkules, der Venus, dem Endymion, zum 'Chriſtusbilde', zum 'höchſten Vernunft-Ideal' hin verſchlagen wird; und von der Vorausſetzung, dieſes letzte könne nur die neuere Kunſt, und zwar nur in der Perſon Chriſti aufſtellen, finden wir nicht den Schatten eines Beweiſes. Auf den Zweifel, ob nicht grade die Vereinigung der Gottheit mit der Menſchheit im Meſſias dieſe in der Darſtellung gänzlich auslöſchen muß, weil ſie nur von jener getragen zu werden ſcheint, und weil das, was als freie Selbſtthätigkeit einer endlichen Kraft den höchſten Werth hat, für eine unendliche Macht und Vollkommenheit gar nichts iſt, hat er ſich mit keinem Worte eingelaßen. Da Hr. G. ſo freigebig mit 'Berückſichtigungen' der alten Kunſt iſt, und immer auf den Laokoon zurückkommt, welcher im Geringſten nicht hierher gehört, ſo konnte ihm die griechiſche Poeſie weit ſchicklichere Vergleichungen darbieten. Am Prometheus des Aeſchylus würde er wenigſtens nicht, wie am Laokoon, 'den objektiven moraliſchen Endzweck, zu deſſen Erreichung die Schmerzen übernommen worden' (den ja der bildende Künſtler, auch wo er vorhanden iſt, nicht ausdrücken kann), noch auch 'die freie Cauſalität und Independenz des Leidenden' vermißen. Er würde noch ſonſt viel Gelegenheit finden, über ſeine Behauptungen ſtutzig zu werden, ſobald er anfienge, jene unerreichbar große Darſtellung zu begreifen. Abbadona ſoll ‘der geſammte Menſchheitscharakter, der alles umfaßende Charakter des Menſchengeſchlechts, und zwar von ſeiner gefallnen, geſunknen Seite und Würde, in einem Ideale zuſammengefaßt ſein, welches uns ſelbſt in unſerer eigenſten Perſönlichkeit, die als Menſchen jedem zukömmt, vorſtellt.’ Wie? eine beſtändige Zerknirſchung wäre der natürliche Zuſtand des ſich ſelbſt überlaßnen geſunden Menſchen? Hat es nicht einer Offenbarung bedurft, um die Menſchen zur Anerkennung einer urſprünglichen Verderbniß zu bringen? Wenn Reue, wie ein engliſcher Dichter ſehr treffend ſagt, die Tugend ſchwacher Seelen iſt, in welchen Abgrund von Schwäche läßt uns denn beim Abbadona eine endloſe, unthätige Reue hinabſchauen? Und doch erſtaunt der Vf. ‘vor dieſem Ideal der Erhabenheit, vor der Fülle der Ausdehnung in dieſem Charakter’. Auf eine klägliche Art verſtrickt er ſich in eine Beſchreibung des Idealiſierens, nach welcher es etwas bloß Negatives ſein würde, und dann will er gar ‘die Individualität des Dichters bloß rein ohne alle Perſönlichkeit dargeſtellt’ wißen, damit ſie ‘allgemein jeden bezeichnendes Ideal’ werde. Die entlehnten Gedanken über das Handeln des Teufels nach einem böſen Princip, ſind ſehr voreilig auf die Poeſie angewandt. Folgt daraus, daß etwas ſich denken läßt, und wißenſchaftlich genommen, ſo gedacht werden muß, wenn man es ſich überhaupt denken ſoll, es werde auch in der Darſtellung anſchauliche Wahrheit haben? Folgt daraus, es dürfe poetiſch dargeſtellt werden? Ein erdichtetes Weſen, das, urſprünglich frei, nicht nur ohne Eigennutz, ſondern zu ſeinem gröſten Schaden, das Böſe aus Luſt daran unaufhörlich verrichtet, wird uns entweder eine bloße Chimäre oder auf die widrigſte Art wahnwitzig ſcheinen. Sehr ungerecht iſt daher der Tadel gegen Milton darüber, daß er ſeinen Teufeln noch menſchliche Triebe gelaßen, und ſie nicht von allem Guten entblößt hat. Eben dadurch, daß Satan im verlornen Paradieſe aus Triebfedern, die er ſich als edel vorzuſpiegeln ſucht, und manchmal mit innerm Widerſtreben, das Böſe ausführt, wird Heroiſmus in ihm möglich: denn die Gewalt des Willens bewährt ſich nur im Streit mit den Neigungen. Eben ſo unverſtändig wird Klopſtock wegen der Schilderung der Leiden in Gethſemane getadelt, als wäre dabei die Würde des Meſſias verletzt: da dieſe Leiden in großer Seelenangſt beſtanden, wie ſollten ſie anders als durch die Symptome derſelben geſchildert werden? Doch der Kritiker hat es hier mehr mit der Offenbarung zu thun, als mit dem Dichter. Die Maler werden ſehr hart angelaßen, weil ſie von den Leiden Jeſu nur das Sichtbare malen können. Die Kenntniſſe des Vf. von der bildenden Kunſt, mit der er viel um ſich wirft, kann man daraus ungefähr beurtheilen, daß er ſagt: 'der alte, weiſe griechiſche Künſtler gab ſeiner Statue, die in dem höchſten Schmerze dargeſtellt wurde, einen Schleier über das Geſicht, um den widrigen Anblick des Schmerzensausdrucks zu verbergen.' Schwerlich hat je ein griechiſcher Künſtler einen ſo ungeheuern Fehlgriff gethan. S. 188. heißt 'der dogmatiſche Gott das widrigſte Gegenſtück der Kunſt', und S. 302. gehört 'Klopſtock unter die Kunſtwerke'.

Bei der Weitläuftigkeit dieſes Buchs iſt doch die darin gegebene 'analytiſche Zergliederung' des Gedichtes äußerſt unvollſtändig. Der Vf. verbreitet ſich unverhältnißmäßig über einzelne Stellen, indem er ſie in poetiſcher Proſa wiederholt, und über die wichtigſten Punkte, die Anlage und Organiſation des Ganzen, über die eigentliche Handlung darin, dann über die Kunſt der Ausführung in Sprach- und Versbau, ſagt er wenig oder gar nichts. Jenes mag wohl von einer Eigenheit ſeiner Kritik herkommen, die er in dem erſten der angehängten Briefe an einen Freund ſo ſchildert: 'ſie glaube nicht aufhören zu können, wenn ſie einmal angefangen'. Die treffenden Bemerkungen Schubarts über Klopſtocks Meſſias werden in eben dieſem Anhange ſehr unbefriedigend widerlegt. Am Ende fragt der Vf.: 'Karl, ich habe eine Beurtheilung von meinem Klopſtock gemacht; iſt das nicht die dritte Sünde, die ich nun dem heiligen Schutzgeiſt der Kunſt abzubeten habe?' Die wievielſte können wir nicht ſagen; aber eine Sünde gewiß!

Die zweite Schrift iſt in einem ganz entgegengeſetzten Tone abgefaßt: man muß es rühmen, daß der Vf. es dem Leſer ſo leicht gemacht, ihre ungemeine Schlechtigkeit einzuſehen. Die Schreibart iſt ſo wenig ſchwülſtig, daß ſie vielmehr mit Zuverſicht auf den Preis der Plattheit Anſpruch machen könnte, wenn ein ſolcher ausgetheilt würde. Statt der chaotiſchen Verwirrung, welche dort herrſcht, iſt hier Alles auf das Ordentlichſte eingetheilt und ſogar numeriert; die Vortrefflichkeiten des Gedichts werden einem recht

Stück vor Stück zugezählt. Rec. erinnert ſich, einmal in einer Gemäldegallerie einen Dilettanten geſehen zu haben, der einen kleinen Maßſtab aus der Taſche zog, und mit nichts Anderm beſchäftigk war, als denſelben ſorgfältig an alle Bilder anzulegen, und ihre Höhe und Breite in ſeine Schreibtafel einzuzeichnen: dieß iſt ein gar nicht übertriebnes Gleichniß von der Kunſtrichterei des Hrn. Benkowitz. Er beruft ſich zwar auf die vom Ariſtoteles und Horaz für das Heldengedicht gegebenen Regeln; aber er hat ſie ſämmtlich auf die Forderung der Quantität reduciert, und wenn er eine Poetik aufſtellen ſollte, ſo würde ihr oberſter Grundſatz vermuthlich lauten: mehr hilft mehr. Auf dieſe Art vergleicht er denn den Meſſias mit der Ilias, der Aeneis und dem verlornen Paradieſe, nach dem Grundſtoffe oder der Fabel, der Handlung, den Charakteren, der Sprache, endlich dem Schauplatze und dem Silbenmaße. Der Grundſtoff der Ilias iſt nach ſeiner Meinung der Zorn des Achilles, der Aeneis die Gründung des römiſchen Staats, des Meſſias die Erlöſung der Menſchen. ‘Es leuchtet alſo hervor, daß ſich das neuere Heldengedicht von den beiden alten vorzüglich in zwei Punkten unterſcheidet: in der Allgemeinheit, und in der Dauer ihrer Folgen’ (der Folgen des Heldengedichts?). ‘Dieſe betreffen nur einzelne Nationen auf der Erde, jenes erſtreckt ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht; dieſer Wirkungen ſind endlich, jenes unendlich. Die Größe einer Handlung aber läßt ſich vorzüglich nach der Anzahl ihrer Theilnehmer und dem Umfange ihrer Wirkungen beſtimmen. Da nun das Ganze größer iſt als einzelne Theile, und die Ewigkeit größer iſt als die Zeit, ſo folgt natürlich daraus, daß der Grundſtoff des neuern Heldengedichts größer ſei, als der Grundſtoff der alten’. Quod erat demonstrandum! Das verlorne Paradies macht es dem Vf. ſchon etwas ſaurer; denn die Folgen des Sündenfalles ſind ebenfalls allgemein und unendlich. Er greift es alſo von einer andern Seite an, und vergleicht ‘die Moralität der Hauptbegebenheiten’. Die Moralität einer Begebenheit: vortrefflich! Hiernächſt unterſucht er, ob ſich überhaupt noch ein größerer Stoff zu einem Heldengedicht denken laße? ‘Größer wäre der Plan im Meſſias, wenn darin die Verſöhnung mehrerer Welten mit Gott beſungen würde; noch größer wäre er, wenn alle Welten in der ganzen Schöpfung durch den Meſſias erlöſt würden; und am allergröſten, wenn die Hölle ſammt ihren Teufeln in der Erlöſung begriffen wären.' Schade, daß dieß nicht der Fall geweſen iſt! Hierauf vergleicht der Vf. einzelne Handlungen, Hauptbegebenheiten in den übrigen Gedichten mit Nebenhandlungen im Meſſias, z. B. den Beſuch der Thetis beim Jupiter mit einer Geſandtſchaft Gabriels. 'In der Iliade ſind die Theilnehmer Zeus, Thetis, und etwa die von fern lauſchende Here. Im Meſſias ſind es: Jehova. Gabriel, Eloa, die Engel und die verſtorbenen ſeligen Menſchen. Da von der Größe dieſer Weſen erſt im folgenden Artikel gehandelt wird, ſo kann ich hier nur nach der Anzahl der theilnehmenden Perſonen entſcheiden. Dieſe iſt im Meſſias unendlich größer, wie man aus dem Dichter, deſſen Wort hier allein gilt, am beſten ſehen kann. Geſ. V. 13. ſagt Eloa von den Bewohnern des Himmels:

Sollt' ich euch überzählen, ich müßte Jahrhunderte zählen.'

Dann wird der Held der Ilias und Aeneis mit dem Helden des klopſtockiſchen Gedichts verglichen. Was kann Achilles? Er kann Bäume aus der Erde reißen, Steine ſchleudern u. ſ. w. 'Was iſt dieß gegen das Verſcheuchen des mächtigſten Höllenfürſten durch einen geheimen Wink des Willens? Das erſte kann auch ein Elephant, das letzte iſt bloß ein Werk der göttlichen Allmacht.' Man ſieht hieraus klar die Ueberlegenheit des Meſſias, ob er gleich 'keine kriegeriſche Talente hat.' Eben ſo beluſtigend wird Jupiter beim Homer mit Klopſtocks Jehova, und Neptun mit Magog verglichen. Ares ſchreit beim Homer wie zehntauſend Männer. 'Klopſtock, um ein großes Geräuſch auszudrücken, nimmt eine erhabnere Vorſtellung, er redet von zehntauſend Donnern. Man denke, welch ein Unterſchied es ſei, zehntauſend Donner, und zehntauſend ſchreiende Krieger. Ein Donner iſt ſtärker, wie das Brüllen von allen Kriegern zuſammengenommen'. Man könnte Hrn. B. auffordern, den letzten Satz durch angeſtellte Experimente erſt noch bündiger zu beweiſen. Auch ſind die Donner ja nicht alle von gleichem Kaliber, und es fragt ſich, ob die, von welchen Eloa Meſſ. V. 4. ſpricht, rechte Vierundzwanzigpfünder geweſen. Freilich iſt es mit den Donnern nicht wie mit den Albernheiten: von dieſen kann oft eine für zehntauſend gelten, und die angeführte iſt grade von der Art. Brauchen wir nach ſolchen Beiſpielen noch ausdrücklich zu erinnern, daß durch die ganze Abhandlung die gröbſte Verwechſelung der Materie mit der Form ſtattfindet, und daß Hr. B. auch nicht die entfernteſte Ahndung davon hat, was ſchön, was Poeſie, was ein Kunſtwerk ſei? Seine Schlußart iſt ungefähr folgende: der Koloſſus zu Rhodus war die ſchönſte unter allen griechiſchen Statuen, denn er hielt eines ſeiner Beine an der einen, das andre an der andern Seite der Einfahrt in den Hafen, und dieß hätte ſelbſt der olympiſche Jupiter nicht gekonnt, wenn man ihm die Beine noch ſo weit aus einander geſpreizt hätte. Noch ſchöner würde eine Statüe ſein, die den einen Fuß etwa in Europa, den andern in Afrika hätte, am allerſchönſten aber eine, die von der Erde in den Mond hinüberſchritte. In der letzten Hälfte des Buchs ſcheint es, als wolle ſich Hr. B. mehr mit dem Poetiſchen beſchäftigen: denn er redet von der Sprache ('derjenigen Diction, oder dem Ausdrucke von Worten, in welchem die Gedanken des Gedichts vorgetragen sind') und dem Silbenmaße. Allein unter ſeinen Händen werden auch Wörter und Töne zu Sachen, die er zählt, mißt oder wägt, und ſo bringt er heraus, daß der Meſſias ganze Scheffel, ja ganze Heuwagen voll Schönheiten vor den übrigen Heldengedichten voraus hat. Hr. B. hat ſelbſt das ſeiner ganzen Beurtheilung zum Grunde liegende Geheimniß ſehr naiv verrathen. Er ſagt von einer Stelle der Ilias und der Geſchichte des Laokoon beim Virgil: 'Man beraube dieſe Scenen ihrer ſchönen Poeſie, und es bleiben nichts als Feenmärchen übrig.' Ja ſo! man beraube die Ilias, die Aeneis, das verlorne Paradies, und den Meſſias der ſchönen Poeſie, und dann vergleiche man ſie mit einander. Da hier nun eigentlich von der ſchönen Poeſie die Rede iſt, und Hr. B. uns über dieſe ſchlechterdings nichts zu ſagen haben kann, ſo nehmen wir Abſchied von ihm, und entſchuldigen uns bei unſern Leſern wegen der gründlichen Darlegung ſeiner faſt beiſpielloſen Unwißenheit und Plattheit mit unſrer Ueberbietung vor einer 'doppelten Medaille'.

Man ſieht, daß, wenn auch die Preiſe vertheilt wurden, die Lorbern noch ungepflückt geblieben ſind. Es wäre in der That ſehr zu wünſchen, daß ein der Sache gewachſener Kenner eine ausführliche Beurtheilung des Meſſias unternähme. Die heftigen, aber heilſamen Erſchütterungen, welche die erſte Erſcheinung des Meſſias für und wider ihn hervorgebracht hat, liegen ein Menſchenalter hinter uns; auch die ſchreiende, ſchiefe und einſeitige Bewunderung gewiſſer kindiſcher Anſtauner des großen Mannes und ſeines Werks iſt verſchollen; wir ſtehen allmählich entfernt genug von dem Gegenſtande, um einen freien Standpunkt der Betrachtung zu wählen. Es ließen ſich dabei die anziehendſten Unterſuchungen zur Sprache bringen, z. B. über das Verhältniß des Chriſtenthums zur ſchönen Kunſt, wo denn hauptſächlich der Zweifel zu heben wäre, ob jenes nicht von dem ſinnlichen Menſchen eine Verleugnung ſeiner ſelbſt fordert, welche der lebendigen, unbeſchränkt freien Bewegung, worein der Dichter ihn zu verſetzen ſucht, durchaus widerſpricht; ob alſo nicht ein Gedicht, dem überall die Vorausſetzung unſrer urſprünglichen Sündlichkeit, und der Unzulänglichkeit unſrer eignen Kraft, um der ewigen Verdammniß zu entgehen, zum Grunde liegt, durch ſeinen Inhalt dem Eindruck der Form entgegenarbeitet; ob insbeſondere ein Geheimniß der Offenbarung Gegenſtand der Darſtellung werden kann, da der Dichter entweder das Weſen der Sache gar nicht berühren darf, oder, wenn er verſucht, den Schleier des Unbegreiflichen wegzuziehen, ſich in tauſend Widerſprüchen und Ungereimtheiten verſtricken muß. Ferner, ob das Urchriſtenthum, oder der Katholicismus, oder der Proteſtantismus, einer dichteriſchen Behandlung fähiger ſei; ob in dem letzten nicht ein Streben nach Unſinnlichkeit der Gottesverehrung liegt, das, um konſequent zu ſein, alle chriſtlichen Gedichte, Gemälde u. ſ. w. verbieten ſollte. Bei den katholiſchen Vorſtellungsarten würde beſtimmt werden müßen, welchen Werth das Ideal der Madonna, die reinſte und ſchönſte Hervorbringung der neuern Malerei, für die Poeſie haben könne? Dante würde einigermaßen einen Begriff davon geben, da uns Klopſtock in der Maria faſt nur die mater dolorosa zeigt. Ueberhaupt würden Vergleichungen dieſer beiden Dichter, der feſten, beſtimmten Umriße des Italiäners, der bald der Michelangelo, bald der Raphael der Poeſie iſt, mit der heiligen, entkörperten, ſchwebenden Darſtellung des Deutſchen eben deswegen vorzüglich belehrend ſein, weil der Sänger des Meſſias die göttliche Komödie gar nicht gekannt zu haben ſcheint; da man hingegen oft veranlaßt wird zu wünſchen, er möchte Young und Milton nicht gekannt oder weniger geliebt haben. — Wenn man unbefangen zu den Urkunden des Chriſtenthums zurück geht, ſo bietet ſich der Gedanke zu einem Gedicht vom Leben und den Leiden des Heilandes dar, das, nach Art des homeriſchen Epos organiſiert, der volksmäßigen Einfalt des Evangeliums treu bliebe: aber zu der Zeit, da Klopſtock zu dichten anfieng, konnte der Entwurf zu ſo etwas weder gemacht, noch ausgeführt werden; es hätte für gleich große Entweihung der Religion und der Poeſie gegolten. — Eine ſehr ſchwierige Frage würde es endlich ſein, zu welcher Dichtart Klopſtocks Meſſias zu rechnen iſt. Iſt er eine Epopöe im urſprünglichen Sinne, oder in der gänzlich verſchiednen Bedeutung des Worts bei den Neueren? Oder hat man ihn etwa als ein Lehrgedicht über die Verſöhnung zu b trachten? Oder iſt die Begeiſterung, welche das Ganze beſeelt, ihrer Art nach nicht plaſtiſch, ſondern lyriſch, das ſcheinbar pragmatiſche Werk alſo ein großer majeſtätiſcher Hymnus auf den Heiland? Wie auch alle dieſe Unterſuchungen ausfallen, wie oft man auch genöthigt ſein möchte, einzugeſtehen,

All' alta fantasia qui mancò possa,

Klopſtock könnte auf keine Art dabei verlieren. An einer unausführbaren Ausgabe hat ſich nicht ſelten eine ſelbſtändige Kraft am glänzendſten bewährt. Was der Meſſias für uns Deutſche gewirkt hat und noch wirkt, bleibt ewig in ſeinem Werthe. Der männliche vaterländiſche geſinnte Geiſt ſeines Urhebers hat die Bande der Konvention und des pedantiſchen Vorurtheils, welche den deutſchen Genius gefeßelt hielten, zerrißen; er ſchuf uns eine Dichterſprache; die deutſche Poeſie ehrt in ihm ihren Vater.

Beyträge zur weitern Ausbildung der deutſchen Sprache von einer Geſellſchaft von Sprachfreunden. 5...7. Stück. Braunſchweig 1796.

Die Fortdauer dieſer nützlichen Zeitſchrift verdanken wir vermuthlich mehr dem uneigennützigen Eifer des Herausgebers als dem zunehmenden Geſchmack an den darin ertheilten, zum Theil ſo nötigen Belehrungen. Der Geiſt freier Unterſuchung, bei dergleichen Dingen die Hauptſache, erhält ſich noch immer: der Herausgeber wacht ſo ſehr darüber, daß er nicht leicht irgend eine demſelben widerſprechende Aeußerung eines andern Mitarbeiters ohne Gegenbemerkung vorbeiſchlüpfen läßt. Von ganzem Herzen ſtimmt Rec. in Hn. Campens Lobrede auf die gelehrte Zwietracht ein, glaubt daher den Verfaßern ſeine Achtung nicht beßer als durch freimüthig vorgetragne Einwendungen beweiſen zu können, und kommt ſogleich zur Sache.

V. St. Bemerkungen über Wielands Grazien von Heynatz. Die meiſten darunter, ſowohl über verbeßerte, als in der neuen Ausgabe noch beibehaltene Sprachfehler ſind gegründet und einleuchtend. Nur gegen die Verwerfung ſolcher Wortſtellungen in Verſen wie 'wenn ſie erbitten ſich läßt', werden alle deutſchen Dichter ſich auflehnen, weil eine poetiſche, von der proſaiſchen verſchiedene, Wortſtellung das Palladium ihrer Freiheit iſt. Sie würden noch mehr gebunden ſein, als die franzöſiſchen Dichter, wenn die Sprachlehrer, welche dieſen Unterſchied gar nicht gelten laßen, mit ihrem Geſetze durchdrängen. S. 3. findet man ein Beiſpiel von einer Zweideutigkeit angeführt, die durch den Gebrauch des Dativs der Perſon bei 'lehren' ſtatt des Acc. vermieden worden wäre, und ſich faſt nur auf dieſe Art vermeiden ließ. Ein neuer Grund für dieſe unſerer Sprache angemeßenere Wortfügung, die ſchon Bürger und Andere gebraucht und empfohlen haben. — Hr. H. nimmt durch ſein Beiſpiel das mißgebildete Wort 'letzterer, e, es', in Schutz. Mayer hat es angegriffen, und Löwe noch umſtändlicher, theils mit eignen Gründen, theils durch Anführung Adelungs, vertheidigt. Dieſer, in der neuen Ausgabe ſeines W., ſtützt ſich bloß auf die Gewohnheit (wie gewöhnlich) und auf das Beiſpiel der Lateiner. Was man gegen den Deſpotiſmus eines irrigen Sprachgebrauchs vielfältig erinnert hat, ſoll hier nicht wiederholt werden. Und wer ſind denn die Lateiner, welche postremissimus und minissimus geſagt haben, und deren Anſehen etwas Widerſinniges ſoll rechtfertigen können? Etwa Cicero, oder Cäſar, oder Varro? Keinesweges, ſondern Schriftſteller aus barbariſchen Zeiten, ehe die lateiniſche Sprache gehörig gebildet, oder da ſie ſchon wieder ausgeartet war. Daß 'der letzte' der Ableitung nach ein Superlativ iſt, giebt L. mit Adelung zu, meint aber, man nehme es mit dem Sinn der Superlative nicht ſo genau. Die angeführten Beiſpiele, 'die drei erſten Kurfürſten, die letzten Tage des Jahrs', beweiſen dieß nicht, ſondern nur, daß man zuweilen eine Mehrheit collectiv als das Höchſte ſeiner Art betrachtet, obgleich den einzelnen darunter begriffnen Dingen die Eigenſchaft nicht in gleichem Grade zukommt. Auch 'allererſte' und 'allerletzte' ſind keine doppelten Superlative, ſondern nur ausdrücklichere Erwähnungen der im Superlativ ſchon enthaltnen Allgemeinheit der Vergleichung. 'Letztere' iſt noch ſchlimmer als 'mehrere' (Klopſtock hat durch ein einziges treffendes Wort von beiden die Unſchicklichkeit gezeigt: 'mehrere', ſagt er, iſt das Muſter zu 'beßerere', und 'der Erſtere' und 'der Letztere', gerade wie 'der Kleinſtere' und 'der Gröſtere'); denn wer von einem Comparativ einen neuen Comparativ macht, thut nur etwas Ueberflüßiges; aber ein Comparativ von einem Superlativ vernichtet den Begriff von dieſem und ſtreitet mit ſich ſelbſt. Gilt 'erſteres' und 'letzteres', ſo hat man keinen Grund 'das erſteſte' und 'das letzteſte' zu verbieten. Wer von zwei vorher genannten Dingen das zweite 'das letztere' nennt, muß zugeben, das vorhergehende, alſo das erſte, ſei das letzte; und umgekehrt aus der Benennung 'das erſtere' folgt, daß das zweite zuletzt genannte Ding das erſte iſt. Unſtreitig hat bei Bildung dieſer Wörter ein Mißverſtand obgewaltet: man wollte den Superlativ in ſolchen Redensarten nicht gebrauchen, weil man ihn für zu ſtark hielt, man ſuchte den Comparativ, wovon er abgeleitet wäre (prior, posterior), fand ihn in der Sprache nicht mehr, und prägte einen neuen. Auch iſt es in der Taat ein Mangel, daß wir jenen Comparativ nicht mehr haben, wie z. B. die Engländer: the former, the latter.

Gelegentliche Sprachberichtigungen. 1) Einige Bemerkungen über Campens Theophron, von Heynatz. Hr. C. hat ſich aller Gegenerinnerungen enthalten, wiewohl manche von den Bemerkungen gewiß gar nicht unwiderleglich ſind. So tadelt Hr. H. 'anderer mit ihm verbundner Weſen' und behauptet, es müße 'verbundnen' heißen. Aber ſagt man nicht allgemein im Nominativ 'andere mit ihm verbundene Weſen'? Wenn das zweite Beiwort in Einem Caſus die vollſtändige Biegung hat, ſo ſollte man denken, es verlange ſie auch in den übrigen. H. meint, es komme darauf an, ob eine Ruhepunkt zwiſchen den beiden Beiwörtern iſt, und C. ſchreibe daher unrichtig 'aus freier, auf eigne Ueberlegung gegründeten (r) Wahl'. H. würde alſo 'aus freier verſtändigen Wahl' ſtatt 'verſtändiger' billigen? Uns ſcheint jenes eben ſo unrichtig als dieſes. Man ſieht jedoch aus der Uneinigkeit ſo einſichtsvoller

Sprachlehrer unter einander und mit ſich ſelbſt, daß die Biegung der Adjektive einer der ſchwierigſten Punkte in unſerer Sprache iſt. Es fragt ſich unter andern, in welchen Fällen die Beſtimmungswörter den darauf folgenden Eigenſchaftswörtern die vollſtändige Biegung nehmen, und in welchen nicht. C. ſagt, indem er an einem oberdeutſchen Schriftſteller ‘die weitere (n) Folgen’ und dergl. tadelt: ‘alle unſere Sprachlehrer, und alle gute (n) Schriftſteller’. Das erſte iſt unſtreitig richtig, denn beide Adjektive ſind Beſtimmungswörter. Auch bei dem zweiten hat Campe Adelung für ſich; aber da ‘alle’ in den übrigen Fällen die unbeſtimmte Biegung nach ſich fordert, wozu die Ausnahme im Nominativ des Pluralis, gegen die ſich, wie uns däucht, die Mehrheit unſerer guten Schriftſteller (die Oberdeutſchen haben hierin keine Stimme) ſchon erklärt hat? Und doch verlangten wir oben nach ‘andere’ die beſtimmte Biegung: worin liegt nun der Unterſchied zwiſchen den Beſtimmungswörtern ‘andere’ und ‘alle’? Vielleicht darin, daß jenes den beſtimmten Artikel vor ſich nehmen kann, dieſes aber nicht? Man kann ſagen ‘andere gute Schriftſteller’, und ‘die anderen guten Schriftſteller’. In den Worten ‘alle guten Schriftſteller’ hingegen vertritt ‘alle’ gewiſſermaßen die Stelle des beſtimmten Artikels. C. ſagt ferner: ‘bei voranſtehendem beſtimmten (m) Artikel’ und ‘keine Oberdeutſche (n)’; iſt beides richtig? Die Unterſuchung würde hier zu weit führen. H. nimmt die Weglaßung des e, welches den Dativ bezeichnet, nach Bedürfniſſen des Wohlklanges gegen C. in Schutz; wie Rec. glaubt, mit Recht, weil unſere Sprache durch den Ueberfluß trochäiſcher Endungen eintönig wird. Dem Dichter iſt jene Freiheit unentbehrlich; aber auch in Proſa kann durch die männliche Endung der Nachdruck verſtärkt, und der Hiatus vermiethen werden. Redensarten wie ‘von Haus zu Haus’ würden durch das angehängte e ihren lebhaften Ausdruck einbüßen. — 2) Vermiſchte Sprachbemerkungen bei verſchiedenen Veranlaßungen von Campe. 3) Nachtrag zu dem im 4. St. befindlichen Aufſatze, von Hn. Peterſen. 4) Nachleſe zur Schätzung einiger deutſchen und fremden Wörter; zu Campens Preisſchrift, von Hn. Neß. Ein Verzeichniß fremder, größtentheils kirchlicher Wörter, wovon die meiſten ſchon vor Jahrhunderten das Bürgerrecht in unſerer Sprache erhalten, auch das ausländiſche Anſehen mehr oder weniger verloren haben, mit Unterſuchungen über ihre

Ableitung und bei einigen mit Vorſchlägen zu ihrer Abſchaffung. Dieſe werden bei den kirchlichen Wörtern am wenigſten Eingang finden, weil ſich eine dunkle Vorſtellung von Heiligkeit an die alten Namen geknüpft hat. Ueberdieß iſt der Vf. nicht glücklich in Verdeutſchungen; z. B. ‘Pilger’ ſoll durch ‘Reiſender, Fremdling, Ausländer’ erſetzt werden. Geht hier nicht der Begriff einer Wallfahrt, einer heiligen Reiſe ganz verloren? Das in der Poeſie übliche ‘Waller’ kommt etwas näher: allein wer wird ſich das ſchöne Wort ‘Pilger’ nehmen laßen? Wenn R. meint, ‘naiv’ werde durch ‘offenherzig’ oder ‘unbefangen’ gut genug ausgedrückt, ſo verweiſen wir ihn auf das, was Kant und Schiller über den Begriff des Naiven geſagt haben. ‘Raiſonnieren’ ſoll durch ‘beurtheilen’ gut genug überſetzt ſein. Kann man die logiſchen Funktionen auffallender mit einander verwechſeln? Gegen die behauptete Ableitung des Wortes ‘Gaudieb’ von ‘Gau’, Kreiß, Bezirk, nicht von dem alten ‘gau’, hurtig, behende, hat ſchon Kinderling das Nöthige erinnert. Die holländiſche Schreibung ‘gaauwdief’, wie in dem noch üblichen ‘gaauw’, da hingegen der ‘Gau’, wo er in eignen Namen noch vorkommt, ‘goo’ oder ‘gov’ geſchrieben wird, iſt gegen R. entſcheidend. Auch ‘Hoffart’ hat er zwar richtig von ‘hoch’ und ‘fahren’, aber von dem letzten nicht in dem rechten Sinne abgeleitet. S. Adelungs W. B. ‘Reiten’ begriff ja urſprünglich, wie noch jetzt im Engliſchen und Holländiſchen, das Fahren im Wagen mit in ſich; und wie ſollte dieß ein Zeichen des Hochmuths geweſen ſein, da zu der Zeit, wo das Wort ‘Hoffart’ entſtand, die gröſten Fürſten und Herren zu Pferde ritten? — 4) Zu Campen's Preisſchrift von Affſprung. Großentheils Vorſchläge zu Verdeutſchungen. Der Vf. ſcheint eine beſondere Vorliebe für die im Holländiſchen zum Erſatz fremder, hauptſächlich wißenſchaftlicher Wörter, erfundenen Ausdrücke zu haben. Einige verdienen allerdings bei uns eingeführt zu werden, wie ‘Vaterländer’ für ‘Patriot’; andere ſind unedel, wie ‘Mengelklomp’ für Chaos, oder ungelenk und übelklingend, oder gar verfehlt. ‘Unſeitig’ und ‘Unſeitigkeit’ für ‘neutral’ und ‘Neutralität’ findet vielleicht Eingang; hingegen für ‘Objekt’ und ‘Subjekt’ wird das holländiſche ‘Vorwerp’ und ‘Onderwerp’ ſchwerlich nachgeahmt werden. ‘Vorwurf’ hat man ehedem ſchon in dieſem Sinne gebraucht; es iſt abgekommen, vermuthlich wegen der Zweideutigkeit, da es auch reproche heißen kann. Ueberhaupt iſt nur ‘Subjekt’ der Stein des Anſtoßes: für ‘Objekt’ haben wir das ſehr gute Wort ‘Gegenſtand’, das wir, wie man weiß, der fruchtbringenden Geſellſchaft verdanken. ‘Unterſtand’, welches dieſe ebenfalls vorgeſchlagen hat, iſt nicht durchgegangen. Will man von Neuem verſuchen es einzuführen, und, für ‘objektiv’ und ‘ſubjektiv’, ‘gegenſtändig’ und ‘unterſtändig’ wagen? ‘Aſſimilation’ wird durch ‘Einverleibung’, welches incorporation bedeutet, gewiß nicht treffend ausgedrückt. Vielleicht eher ‘Verähnlichung’ oder ‘Anähnlichung’. Bei ‘beſchwichtigen’ ſchlägt A. das ſchwäbiſche ‘geſchwaigen’ vor: wir haben ſchon das edlere ‘ſchweigen’ als Tranſitivum mit regelmäßiger Biegung. — Sprachunterſuchungen. 1) Ueber Vokale und Konſonanten von Wagner. Der Vf. verwirft die Benennung ‘Selbſtlaut’ als ſprachwidrig gebildet; allein ſeine Gründe treffen den ‘Selbſtlauter’ nicht, den man doch auch häufig gebraucht. Noch mehr hat W. gegen die Benennungen ‘Selbſtlaut’ und ‘Mitlaut’ von Seiten des Sinnes einzuwenden. Sie ſollen einen ganz falſchen Begriff von der Sache geben, denn es ſei ungegründet, daß man die Konſonanten nicht ohne Hülfe der Vokale ausſprechen könne. Ein Geräuſch kann man freilich mit dem Munde machen, ohne Vokale auszuſprechen, aber auch einen ‘Ton’ im muſikaliſchen Sinne hervorbringen? Ton, Stimme haben nur die Vokale, und theilen ſie den übrigen Buchſtaben mit; daher ſind auch die alten Namen: φωνήεντα, vocales, ſo ſchön und bedeutend gewählt. Den Unterſchied zwiſchen den Konſonanten, daß einige ohne Vokal einigermaßen, andere gar nicht ausgeſprochen werden können, haben die alten Sprachlehrer ebenfalls ſehr richtig durch die Benennungen ἡμίφωνα, ἄφωνα, liquidae, mutae, bezeichnet. Auch Adelungs Benennung ‘Hülfslaut’ für Vokal, und ‘Hauptlaut’ für Konſonant, verwirft Hr. W., und ſchlägt für jenes ‘Grundlaut’, für dieſes ‘Beſtimmungslaut’ vor, ‘weil die Vokale gleichſam der Körper der Sprache ſind, der durch die Konſonanten ſeine Form und ſeinen Umriß erhält’. Dieß Gleichniß beweiſt nichts; man kann es umkehren, und ſchicklicher die Konſonanten als die feſten Theile des Sprachkörpers, die Vokale als die weicheren, die jene bekleiden, betrachten. W. hat es ſelbſt kurz vorher beßer getroffen, da er die Vokale ‘die Seele der Sprache’ nennt. Die Seele, die innere Empfindung, offenbart ſich durch die Stimme, die Stimme aber tönt nur in den Vokalen. Hingegen kommt es bei der Bezeichnung der Gegenſtände weit mehr auf die Konſonanten an. Löwe will für Vokal 'Hauchlaut', für Konſonant 'Stoßlaut' einführen. Das iſt große Unbequemlichkeit bei der Ueberſetzung fremder Kunſtwörter, daß gewöhnlich keiner den Andern ganz befriedigt, und jeder es daher nach ſeinem Sinne macht, ſo daß man jetzt ſich ſechſerlei verſchiedne Terminologien merken muß, wenn man grammatiſche Unterſuchungen lieſt. 2) Orthographiſche Aufſätze von v. Winterfeld. IV. Gegenurtheile von Mayer, Cludius, Löwe, Bahrs. Unter manchen guten, zum Theil feinen Bemerkungen finden ſich hier wieder mißlungene Verdeutſchungen, z. B. von Cl. 'Guß' für Chaos; für 'Verſificateur' (beßer ſagt man nach dem lateiniſchen 'Verſificator') und 'Verſification', 'der Verſer' und 'die Verſerei'. Dieß würden ja doch Zwitterwörter ſein, und die Ableitung von Subſtantiven in 'rei' kann jetzt nicht mehr ohne den Nebenbegriff der Verächtlichkeit gebraucht werden, wenn ſie ihn ſchon nicht bei allen älteren Wörtern der Art hat. Eine Blondine will Löwe 'eine Hellſchöne' und eine Brunette 'eine Braunſchöne oder Dunkelſchöne' genannt wißen. Alſo auch, wenn die Blondinen und Brunetten häßlich ſind, 'Hellgarſtige und Dunkelgarſtige'? Man hat ja ſchon das weniger fremd klingende 'die Blonde', und das völlig deutſche 'die Braune'. 'Die wunderholde Braune', hat ein Dichter in einem ſehr artigen Liede geſagt. Noch unglücklicher ſchlägt L. an einem andern Orte für 'Hiatus' 'Maulſperre' vor, Die Maulſperre wird doch wenigſtens ſo ſchlimm ſein als die Mundklemme? Sehr richtig ſagt Bahrs, um eine vorgeſchlagne Verbeßerung zurückzuweiſen, 'wir vertauſchen da eine Ausnahme, an die wir ſchon gewöhnt ſind, mit einer Ausnahme, an die wir uns erſt gewöhnen müßen'. Dieß ſollte bei Vorſchlägen zu Sprachverbeßerungen immer beherzigt werden.

VI. St. Bemerkungen über den Ausdruck in Göthens Iphigenie, von Löwe, mit Zuſätzen von Campe (S. 1...37. und fortgeſetzt im VII. St. S. 1...50.). C. fühlt und bemerkt mit Feinheit; doch geht er manchmal vielleicht zu ſehr ins Kleine: wie er Schönheiten in dem Gedichte findet, an die der Dichter ſchwerlich gedacht hat, und die auch wirklich nicht vorhanden ſind, ſo tadelt er auch Ausdrücke, Fügungen, Stellungen, die ſich Rec. getraut ohne Schwierigkeit zu rechtfertigen. Allein es lohnt die Mühe nicht, über das Einzelne zu ſtreiten, ſo lange man in den Grundſätzen noch nicht einig iſt. Wenn das, was der Vf. ſtillſchweigends vorausſetzt, beſtimmt ausgeſprochen würde, ſo kämen wahrſcheinlich Geſetze zum Vorſchein, die, nur für die Proſa gültig, die Poeſie zur Proſa herabſtimmen würden. Es fragt ſich: giebt es eine deutſche Dichterſprache? und ſoll es eine geben? Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Dem Dichter liegt daran, ſeine Sprache ſo viel als möglich von der proſaiſchen unterſcheiden zu dürfen, wo auch ihre innere Vollkommenheit, d. h. die Ausdehnung, die Tiefe und Gewalt ihrer Mittheilungen, nicht unmittelbar dadurch gewinnt. Schon das Aeußere des Gedichtes, Sprache und Rhythmus, muß dem Hörer die Entrückung aus der gewöhnlichen Wirklichkeit in eine ganz andere Welt ankündigen. Dichteriſche Freiheiten ſind alſo eine Hauptbedingung der Schönheit. Die Gründe, warum dieß und jenes in einer gewiſſen Sprache erlaubt iſt, in einer andern nicht, liegen in der ganzen Eigenthümlichkeit und oft in dem innerſten Bau der Sprachen verborgen. Die deutſche iſt noch ſo ſehr im Werden und Fortſchreiten, daß ſich keine feſte Gränze ſetzen läßt, daß vielmehr zu hoffen iſt, unſere Dichterſprache werde fortfahren, wie bisher an Höhe und Umfang zu gewinnen. Wenn das Geheimniß der Poeſie gröſtentheils im Rythmus liegt; wenn es eben die Unterwerfung unter das äußere Geſetz deſſelben iſt, was den Dichter von manchen Obliegenheiten der gewöhnlichen Rede frei ſpricht; wenn z. B. die metriſche Vollkommenheit der griechiſchen Sprache eine Miturſache ihrer göttlichen Freiheit, und die metriſche Unvollkommenheit der franzöſiſchen ihrer kläglichen Gebundenheit iſt: ſo wird auch durch Vervollkommuung der Rhythmik die deutſche Poeſie ſich immer neue Rechte verdienen. Nur einige einzelne Erinnerungen. VI. S. 9. tadelt Campe etwas, das bloß durch ein Verſehen in dem hier eingerückten Abdruck, nicht im Original, ſteht. Wenn Wortſtellungen, wie die, welche Campe VII. S. 6. ſehr lebhaft tadelt, nicht erlaubt ſein ſollen, ſo mag man die Poeſie nur gleich aufgeben. Der angefochtne Ausdruck 'der Gott' iſt an ſeiner Stelle vortrefflich, und ganz im griechiſchen Sinne, τὸ θεῖον. C. tadelt 'mein tiefſtes Herz'. Was würde er erſt zu der herrlichen Zeile Shakſpeares ſagen: In my hearts core, yea in my heart of heart? Beide Sprachlehrer vereinigen ſich darin, 'ein blutend Herz, ein ehern Band' u. ſ. w. für 'blutendes, ehernes', zu verwerfen. Wir wollen dieſe Freiheit nicht bloß durch die Unentbehrlichkeit, und durch den guten, alten Beſitz der Dichter von den Zeiten der Minneſinger bis auf die unſrigen vertheidigen. Sie muß doch wohl natürlich ſein, weil ſie ſogar im vertraulichen Geſpräche vorkommt. Im Italiäniſchen kann man beim Zeitworte zuweilen die Bezeichnung der Zahl, der Perſon und der Zeit weglaßen, und für cominciarono (außer cominciaron, und cominciaro) cominciar ſagen: verliert oder gewinnt nun die italiäniſche Poeſie durch dieſe Biegſamkeit der Endſilben? Und hier kann doch eine Verwechſelung mit dem Infinitiv ſtattfinden; dort iſt das Beiwort auch ohne Konkretionsſilbe durch ſeine Stellung zwiſchen dem unbeſtimmten Artikel und dem Subſtantiv kenntlich genug. — Wir bemerken noch, daß Löwe völlig irrige proſodiſche Begriffe hat. Er verwechſelt zwei weſentlich verſchiedne Dinge, Ton und Silbenzeit, wenn er z. B. 'blutgierig' für einen unreinen Daktylus hält. Es iſt ein reiner Palimbacchius. Die erſte Silbe hat zwar einen ſtärkeren Ton; aber die zweite iſt eine vollkommne Länge, und kann, in die Arſis des Fußes gerückt, jener ganz gleich werden. L. tadelt am Silbenmaße, in der Vorausſetzung als ob ein jambiſcher Vers aus lauter einzelnen Jamben beſtehen müße, da doch ſelbſt die Griechen ihrem Trimeter ſo häufig fremde Füße einmiſchten; freilich nach gewiſſen Regeln, die ſich auch im Deutſchen nach der verſchiednen Natur unſeres jambiſchen Verſes entwickeln laßen. Wer, wie VII. S. 30. geſchieht, einen trochäiſchen Hendekaſyllabus, 'Zeus ein ehernes Band um ihre Stirne', als einen fünffüßigen Jamben vorſchlagen kann, der zeigt, daß er gar nichts von der Sache verſteht.

Gelegentliche Sprach-Berichtigungen von Peterſen, Campe und H. — Sprach-Unterſuchungen. 1) Gedanken über einige Irrungen in der deutſchen Rechtſchreibung, von Kinderling. Großentheils über die Ausſprache und Schreibung der Vokale. K. theilt dieſe immer in lange und kurze ein, da man ſie doch auf drei weſentlich verſchiedne Arten, abgebrochen, offen und gedehnt, ausſpricht. Manche von den gethanen Vorſchlägen ſind ausführbar und verdienen Aufmerkſamkeit. K. ſagt: 'Je mehr allgemeine Regeln eine Sprache hat, deſto vollkommner iſt ſie in ihrer Bildung'. So behauptet auch Martian, 'die Aehnlichkeit ſei der Maßſtab, an welchem man die Vollkommenheit einer Sprache berechnen ſolle'. Nach dieſen Sätzen wäre alſo die Sprache der Wenden in der Niederlauſitz, worin, wie man meldet (Berlin Archiv 97. VI. St.), alle Regeln ohne Ausnahme gelten, weit vollkommner als die griechiſche. In den angeführten Stellen wird formale und reale Vollkommenheit nicht gehörig unterſchieden. Jene iſt nur Mittel zum Zweck; dieſe, welche darin beſteht, die größte Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern, Empfindungen, auf das beſtimmteſte, nachdrücklichſte, anſchaulichſte, tiefſte und eigenthümlichſte ausdrücken zu können, der höchſte Zweck der Sprache. Und doch begegnet es mitunter den Theilnehmern an dieſer Zeitſchrift, mit Hintanſetzung der realen Vollkommenheit zu einſeitig und ausſchließend auf die formale zu dringen. 2) Ueber 'wann' und 'wenn' von Campe. Eine bündige und lichtvolle Darlegung der Gründe, warum man das urſprünglich oberdeutſche 'wann' nicht aus der Sprache verbannen, ſondern vielmehr, was auch ſchon die Mehrheit beobachtet, 'wann' (quando) und 'wenn' (si) eben ſo wie 'dann' und 'denn' unterſcheiden ſoll. Campe iſt vielleicht noch zu gefällig gegen das 'wenn'; denn auch von Seiten des Wohlklangs empfiehlt ſich 'wann', da die tönenden Vokale in unſerer Sprache nur allzuſelten vorkommen. Die Gegner, mit denen es der Vf. zunächſt zu thun hat, widerlegt er auf das befriedigendſte; allein Klopſtock hat, ſo viel Rec. weiß, das 'wann' nicht anerkannt (z. B. in den Grammatiſchen Geſprächen S. 233. überſetzt er ὅτε durch 'wenn'); und man ſetzt bei dieſem tiefen Sprachkenner mit Recht voraus, daß er ſich ſelbſt in der Sprache von allem Rechenſchaft giebt, wenn er ſie auch nicht ausdrücklich darlegt. Er wird doch alſo zur Verwerfung des 'wann' noch einen andern Grund haben, als die Vorliebe für den niederdeutſchen Dialekt? 3) Ueber die Völkernamen von v. Winterfeld. 4) Von überflüßigen Verneinungen von Ebend. 5) Bemerkungen über die lateiniſchen und deutſchen Buchſtaben, von Kinderling. Die Frage, ob die letzten abgeſchafft werden ſollen oder nicht, wird wohl durch die Zeit und den Gang des öffentlichen Geſchmacks am beſten entſchieden werden. Wenn die Einführung der lateiniſchen Buchſtaben allmählich, wie bisher, vor ſich geht, möchten wohl die meiſten der davon befürchteten Unbequemlichkeiten wegfallen. Indeſſen iſt es ſehr gut, daß, während man in der Zierlichkeit der lateiniſchen Typen mit den Ausländern wetteifert, auch auf Verſchönerung des deutſchen Schrift mit Eifer gedacht worden iſt. K. bemerkt, das Drucken deutſcher Bücher mit lateiniſchen Lettern ſei nicht, wie man gewöhnlich geglaubt, etwas erſt vor etwa 50 Jahren Angefangnes. Er nennt ein Werk der Art vom J. 1478. und verſchiedne aus dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert. 6) Ueber Neurede (Neologie), von Martian. Gegen-Urtheile: Zu dem dritten Stück dieſer Beiträge, von Löwe. Am Ende des Heftes findet man ein Regiſter zum bequemeren Gebrauch der erſten zwei Bände.

VII. St. Nach den ſchon angezeigten Bemerkungen über Göthens Iphigenie: Gelegentliche Sprachberichtigungen von Peterſen. Sprach-Unterſuchungen. 1) Ueber den Urſprung der Sprache von Mackenſen. Man kennt den Scharfſinn des Vfs. ſchon aus andern Aufſätzen. Bei dieſer anziehend und mit Klarheit geſchriebnen Abhandlung hat er Fulda und Monboddo vor Augen gehabt, trägt aber doch viel Eignes vor. Hier in die Prüfung der einzelnen, manchmal kühnen Behauptungen einzugehn, geſtattet der Raum nicht. 2) Ueber die Endigungen der Zunamen der Weiber von Cludius. 3) Ueber die Doppellaute und Doppellauter der deutſchen Sprache von einem Ungenannten. Gegenurtheile von Löwe, Kinderling und Campe. Der Aufſatz von K. bezieht ſich auf den oben angeführten von Reß, und enthälte gelehrte etymologiſche Bemerkungen. Vermiſchtes: 1) Bemerkungen über des Hn. Geheimen Raths von Göthe Bemühungen, unſere Sprache reinigen und bereichern zu helfen, von Campe. 2) Doppelverſe (Diſtichen) ein Gegengeſchenk für die Verfaßer der Xenien in Schillers Muſen-Almanache.

Schnurren, Schwänke und luſtige Einfälle des Herzogs von Roquelaure. Ein Kumpan zu Kyaus Leben und luſtigen Einfällen. Neu erzählt von Simon von Cyrene.

Paris 1797.

Es iſt nicht angemerkt, ob dieſe Schnurren nach einer franzöſiſchen Sammlung derſelben bearbeitet wurden; aber ohne uns weiter darum zu bekümmern, dürfen wir verſichern, daß der ‘neue Erzähler’ hier die platteſte und pöbelhafteſte Lektüre geliefert, und ſicherlich aus ſeinem eignen Vermögen hinzugethan hat: das verräth die ganze Schreibart, und die eingeſtreuten abſcheulichen Verſe, welche doch auf jeden Fall ſein zu nennen ſind.

Kurze Anweiſung zur deutſchen Orthographie für Ungelehrte und Schulen, nebſt einem orthographiſchen Wörterbuche. Leipzig 1797.

Die Anweiſung geht von S. 1. 48., das Wörterbuch nimmt das Uebrige des Bandes, alſo etwa hundert Seiten weniger ein, als Adelungs orthographiſches Wörterbuch, zu welchem noch ein beſonderer, den allgemeinen Unterricht über Orthographie enthaltender Band gehört. Wenn alſo die Abſicht des Vfs. war, für beſchränktere Bedürfniſſe ein mehr in die Kürze gezognes Handbuch zu liefern, ſo kann man nicht ſagen, daß er etwas ganz Unnützes unternommen habe. Allein ungeachtet des beſcheidnen Titels ſcheint die Vorrede mehr, oder wenigſtens etwas Anderes erwarten zu laßen. Der Grundſatz ‘Schreib wie du ſprichſt’, den Adelung durch die Regel der nächſten Abſtammung und des herrſchenden Gebrauchs näher beſtimmt hat, wird darin verworfen, und dagegen die Vorſchrift ‘Schreib dem zu deiner Zeit herrſchenden Gebrauch gemäß’, als das höchſte Geſetz der Orthographie aufgeſtellt. Der Schreibegebrauch ſchwankt in den meiſten lebenden Sprachen mehr oder weniger, in der unſerigen aber, beſonders ſeit zwanzig bis dreißig Jahren ſo ſehr, daß in vielen Punkten gar kein Gebrauch herrſchend genannt werden kann; und es möchte dem Vf. ſchwer werden, darzuthun, daß die Mehrheit der guten Schriftſteller (denn der Schreibegebrauch läßt ſich doch nur von den öffentlich Schreibenden abnehmen) viele Wörter wirklich ſo ſchreibe, wie er angiebt. Aber geſetzt, er könnte dieß, ſo ſollte man doch nach einer ſolchen Verſchiedenheit in den Grundſätzen ſehr beträchtliche Abweichungen von der adelungiſchen Orthographie erwarten. Dieſe findet man nun gar nicht, höchſtens einen Unterſchied in einigen Kleinigkeiten, dagegen Uebereinſtimmung auch in ſolchen Punkten, wo der allgemeinere

Gebrauch ſich ziemlich deutlich gegen Adelungs Orthographie erklärt hat, z. B. 'Reitz, Geitz, Gebieth, Gebeth', ſtatt 'Reiz, Geiz, Gebiet, Gebet'. Der Vf. hätte alſo, ſtatt mit Widerſpruch gegen den eben genannten Sprachlehrer anzufangen, erklären ſollen, er habe ſeine Arbeit beſtändig vor Augen gehabt und beſtens benutzt. In welchem Grade er dieß gethan, beweiſen unter andern manche etymologiſche Bemerkungen, z. B. bei 'Repphuhn, Flaumſeder', die beinah wörtlich abgeſchrieben ſind. An Veränderungen, weggelaßenen und hinzu gekommnen Wörtern u. ſ. w. fehlt es nicht: ob aber das vorliegende Wörterbuch dadurch zweckmäßiger geworden iſt, als das von Adelung, läßt ſich bezweifeln. Wozu für Ungelehrte die griechiſchen Kunſtwörter, zum Theil mit ihrer Ableitung? Dagegen vermißen wir die Anführung der weniger richtigen, aber auch gebräuchlichen Schreibung an ihrer Stelle im Alphabet, weil der, welcher die richtigere noch nicht kennt, ſonſt lange vergeblich ſuchen kann. Mit einem Worte: bei einer weit beträchtlicheren Verkürzung hätte doch vielmehr geleiſtet werden können.

Auswahl der vorzüglichſten Stellen aus den berühmteſten neuern Schriftſtellern des Inn- und des Auslandes mit Anmerkungen des Herausgebers. Halberſtadt 1797.

Ausgeſchriebne und nothdürftig unter Rubriken gebrachte Stellen von ſehr verſchiednem Gehalte, wie ſie denn auch von einander ſehr unähnlichen Schriftſtellern, Rouſſeau, Gentz, Kant, Gellert, Richardſon, Fielding, Alringer, Niemeyer, Campe, Necker u. ſ. w., herrühren. Der Herausgeber, (K. A. von Naden) dem nichts davon zugehört, als einige Anmerkungen, die neueſten Weltbegebenheiten betreffend, und eine Vorrede, worin das Excerpieren auf eine ziemlich triviale Art angeprieſen wird, und unter den Erforderniſſen dazu ſogar gutes Schreibpapier und gute Dinte vorkommt (die wohl geſchnittnen Gänſekiele ſind denn doch vergeßen), geſteht ſelbſt, daß ſein Werklein gar nicht zu den unentbehrlichen gehöre, und daß er beim Sammeln dieſer zufälligen Kollektaneen nicht daran gedacht, ſie drucken zu laßen. Er mag es recht gut gemeint haben, aber er giebt ein ſehr übles Beiſpiel. Das Büchermachen iſt ja leider nur allzuhäufig nichts als mehr oder weniger verkleidete Ausſchreiberei: wenn nun vollends die Sitte einriße, ſeine Excerpten-Hefte nur gerade in ihrer urſprünglichen Geſtalt ohne alle Zubereitung in die Welt zu ſchicken, wohin ſollte man ſich vor der Menge unnützer Bände retten? Wir wollen den Nutzen der Auszüge, wenn ſie auf eine vernünftige Art gemacht werden, gar nicht leugnen; allein das Excerpieren iſt doch nur eine Nebenſache, die für die Bildung nichts wirken kann, wo die Hauptſache, nämlich geiſtige Gegenwirkung und thätige Aneignung, fehlt. Und wie ſoll man dieſe von den Leſern erwarten, wenn die Schriftſteller ſelbſt nichts als leidende Werkzeuge ihrer Lektüre ſind?

Brutus oder der Sturz der Tarquinier. Weißenfels und Leipzig 1796.

Mit der nämlichen Bequemlichkeit, womit ſich unſre Ritterromane durch das Dialogiſieren ausſpinnen laßen, führt man jetzt auch häufig Römer und Griechen redend ein. Welch eine Reihe erhabner und beweglicher Geſinnungen läßt ſich freilich bei einer Reihe von Thaten darlegen, wie ſie mit Roms Befreiung verbunden waren! Wir leſen hier von Lucretia, Brutus, Horatius Cocles, Mucius Scaevola, Publicola u. ſ. w., und bekommen als Zugabe noch andre bunte Scenen, z. B. die Liſten des alten Tarquin, die Freiheitsfeſte der Gabier nebſt dem dazu gehörigen Liede, den Tod des Sextus, wie er von der Hand einer Frau fällt, die nach einem langen Gebete über den Text 'Hilf mir meine Weiblichkeit beſiegen' den Mord ihres Gatten an ihm rächt. Die Monologe und öffentlichen Reden ſind überhaupt nicht geſpart, und man muß es an dem Vf. vielfältig bewundern, daß er ſo genau gewußt hat, wie es in einem römiſchen Herzen ausſieht, und was auf Römer wirkt. Bei Gelegenheit, da die jungen Tarquinier mit Brutus nach Griechenland reiſen, erfahren wir auch, wie es dort beſchaffen iſt, und was wir von der Tugend und den verſchiednen Staatsverfaßungen zu halten haben. Wirklich läßt ſich das ganze Werk nicht anders, denn als ein wohlgemeintes Exercitium anſehn, wodurch ſich ein junger Menſch das Schöne und Große, was er vernommen, wiederholen will, und von Deklamation dabei überfließt, weil ihm der Sinn für Gediegenheit noch nicht geöffnet iſt. Aus was für einem weichherzigen Jüngling geht ſein Brutus hervor! Sein Mucius entſchließt ſich nur deshalb den Porſenna umzubringen, weil ſeine Geliebte in dem belagerten Rom hungert. Sein Tarquin, in Stolz und Grauſamkeit grau geworden, ſtellt ſich zuletzt ſelbſt als Warnung auf. 'Meine Geſchichte ſoll die Welt mit mir ausſöhnen. Mein Beiſpiel ſoll die Fürſten lehren, die Väter ihres Volks zu ſein! Dann werden ſie nicht, wie ich, verlaßen und elend herrumirren müßen, dann wird ſie nicht der Fluch der beleidigten Menſchheit drücken. Die letzte Stunde, die ſich mir mit allen Schreckniſſen des Todes nähert, wird für ſie eine Stunde der Freude ſein, denn ſie ruft ſie ab, um jenſeits den Lohn ihrer guten Thaten einzuärnten'. So rhetoriſch, ſo matt und ſo unrömiſch wie dieſe — Verneigung gegen die fürſtliche Loge, iſt auch alles Uebrige.

Hallo der Zweite, vom Verfaßer des Erſten. 1. Theil. Leipzig 1797.

Der Vf. iſt nicht zu verkennen. Immer die nämliche Fülle von Worten, ähnliche Lieblingsideen und ſchwärmeriſche Vorſtellungen, welche nicht allzu wohl auf der Erde Fuß faßen können; dieſelbige Thorheit, wenn wir ſagen dürfen, mit den lobenswürdigſten Zwecken verbunden. Hier wird ein junger Fürſt geſchildert, der nach geendigter Minderjährigkeit ſeine Mutter nebſt ihrem Anhange, welche das Land während derſelben ins Verderben geſtürzt haben, vertreibt, und alle Uebel zu vergüten und auszurotten ſucht. Hallo iſt der ehemalige Miniſter ſeines Vaters, den er aus der Dunkelheit zu ſeinem Beiſtande hervorruft. Er geht äußerſt raſch zu Werke, ſetzt ab und an, hält Reden, führt eine andere Gottesverehrung ein, und predigt ſelbſt einmal von der Kanzel herab. Nicht bloß ein Fürſt wie dieſer, ſondern vor allen Ding ein Volk wie das ſeinige, müßte doch erſt geſchaffen werden; denn welches würde ſich wohl gegen ſo unerhörte, ſchwindlich machende Neuerungen folgſam beweiſen? Nichts ſchlimmeres könnte einem Fürſten begegnen, als wenn er ſich den hier eingeführten buchſtäblich zum Muſter nähme, und auf ſolche Art fehlen die aufgeſtellten Beiſpiele unſers Schriftſtellers beſtändig. Es iſt nicht zu verwundern, daß es nachher mit dem fürſtlichen Jüngling eine äußerſt traurige Wendung nimmt. Er wirft ſich mit einer ſo raſtloſen Gewalt auf die Gegenſtände, daß die Liebe, und zwar eine unglückliche Liebe, wobei ihm ſeine Mutter im Wege ſteht, leicht eine fixe Idee bei ihm werden und in Wahnſinn übergehn konnte. Wir verlaßen ihn in einem wahrhaft herzzerreißenden Zuſtande, wo er, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, nebſt dem Lande, das er retten wollte, wieder in die Hände ſeiner abſcheulichen Mutter fällt. Ein zweiter Theil wird ihn hoffentlich befreien, und allem Vermuthen nach in eben dem Grade Tadel und Theilnehmung finden, wie der erſte.

Von der Darſtellung der Rede durch die Schrift als Verſuch einer Rechtſchreibung für die Deutſchen. Berl. 1797.

Der Vf., der ſich unter der Vorrede 'Johann Gottfried Richter' unterzeichnet, zeigt ſich in obiger Schrift als einen denkenden Kopf, wiewohl er die Gabe des leichten und geſchmackvollen Vortrags nicht in einem vorzüglichen Grade beſitzt. Er geht mit nichts Geringerm um, als damit, die Schreibung zur Wißenſchaft, zur Rechtſchreibung im ſtrengſten Sinne des Wortes, zu erheben. Daß er an ſie zu große Forderungen macht, und von dem, was ſie auch bei der vollkommenſten Einrichtung leiſten kann, zu hohe Erwartungen hegt, beweiſt zum Theil ſchon der Titel: die Schrift kann die Rede im Grunde niemals 'darſtellen', ſondern nur bezeichnen. Eine Darſtellung macht uns mit ihrem Gegenſtande bekannt, wenn er uns auch vorher noch nie vorgekommen wäre; die Schreibung, ſelbſt die regelmäßigſte, wo jeder verſchiedne einfache Laut ſein beſonderes Zeichen, und zwar nur Eines hat, und wo jedes Zeichen immer einerlei bedeutet, kann uns die richtige Ausſprache nicht lehren, ſondern uns nur daran erinnern, wenn wir ſie ſchon haben. Denn außerdem daß man die Bedeutung der Schriftzeichen nur durch genaue Beſchreibung der Bewegungen, welche die Sprachwerkzeuge bei jedem Laute vornehmen müßen, oder durch Beiſpiele lernen kann (da doch keines von beiden in der Schreibung ſelbſt begriffen iſt); ſo hat auch jede Sprache ihren eigenthümlichen Ton, ihre Muſik, ihren lebendigen Hauch, tauſend Feinheiten der Ausſprache, die zu flüchtig ſind, um durch die Schrift aufgefaßt und feſtgehalten zu werden. Wie in keiner Sprache der Eigenſinn und die Unregelmäßigkeit des Schreibgebrauchs größere Irrungen geſtiftet hat, als im Engliſchen, ſo hat man auch vielleicht nirgends die Genauigkeit in der ſchriftlichen Bezeichnung, beſonders was die Mitteltöne der in einander ſich verlaufenden Selbſtlauter betrifft, höher getrieben, als in den Werken der engliſchen Orthoepiſten. Reichen ſie aber deswegen, wenn man dem Schüler auch jeden einzelnen Laut oft genug vorgeſagt hätte, um ihn ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, zur Erlernung der eigenthümlichen engliſchen Ausſprache hin? Muß man dazu nicht häufig Engländer reden hören, und die Organe üben, es ihnen nachzumachen? — Der Vf. giebt es als einen Vortheil der von ihm vorgeſchlagenen Schreibung an, daß man in den Gegenden Deutſchlands, wo unrichtig ausgeſprochen wird, die richtige Ausſprache daraus lernen würde. Hiezu wird Können und Wollen vorausgeſetzt, welches beides gröſtentheils fehlt. Man glaubt in den Provinzen, wo am übelſten geredet wird, gar nicht, daß es anders ſein könne oder müße; und wenn ein Einheimiſcher, der auswärts gelebt hat, eine verbeßerte Ausſprache nach Hauſe bringt, ſo hält man dieß wohl gar für bloße Ziererei. In vielen Fällen unterſcheidet die gewöhnliche Schreibung deutlich genug: bekümmert man ſich in jenen Provinzen wohl im Geringſten darum? Sieht man nicht ſchwäbiſche Dichter 'Menſchen' und 'wünſchen', 'Enkel' und 'Winkel', und öſterreichiſche 'Schönen' und 'können' u. ſ. w. reimen? Geſetzt aber, die Bemühung wäre überall vorhanden (welches doch nur in dem Falle ſich erwarten läßt, wenn es einen Mittelpunkt des guten deutſchen Ausſprache gäbe, der ein äußerliches, Alles überwiegendes, Anſehen genöße, wie die Hauptſtädte in Frankreich und England): folgt daraus, daß man überall gut ausſprechen kann? Legt nicht der Bau der Sprachorgane und die frühe Angewöhnung unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg? Der Vf. ſagt, die Schreibung des einfachen Lautes ſch durch drei Zeichen gebe Anlaß zu der Trennung 'S—chinken', wie die Weſtphalen ſprechen. Dieſe Abweichung muß wohl einen ganz andern Grund haben; ſonſt würde ſie ſich nicht auf die an die Niederlande grenzenden Gegenden einſchränken. Wenn man nun für das untrennbare ſch ein einfaches Zeichen ſetzt (der Vf. hat das lange ſ gewählt) wird es dadurch den Bewohnern jener Gegenden weniger ſchwer oder unmöglich, den ächten geziſchten Laut zu ſprechen? — Es iſt keine leichte Aufgabe, für alle Fälle zu beſtimmen, was eigentlich reine deutſche Ausſprache ſei, da kein Landſtrich ganz von fehlerhaften Eigenheiten frei iſt. Das Zweifelhafte kann alſo nicht durch das Anſehen einer Provinz, noch weniger durch Mehrheit der Stimmen, ſondern es muß nach dem allgemeinen Charakter der Sprache, und nach Geſetzen des Wohlklangs entſchieden werden. Aber ſicher anzugeben, was mit jenem am beſten übereinſtimmt, erfordert eine erſtaunlich feine Wahrnehmung, und nach den verſchiednen Gewöhnungen durch die Ausſprache bildet ſich auch das Ohr verſchieden. Möchten daher unſre Sprachlehrer dieſen Theil ihrer Wißenſchaft ſorgfältiger und ohne Parteilichkeit und Vorurtheil bearbeiten! Der Vf. beweiſt ſeine Einſicht und Genauigkeit in der Beobachtung durch das Meiſte, was er über die Ausſprache ſagt; und er hätte ohne Zweifel etwas weit Nützlicheres geliefert, wenn er dieſe, und nicht die Rechtſchreibung zum Zweck ſeiner Schrift gemacht, und die neue Bezeichnung bloß zum Behuf des Unterrichts in der Ausſprache, wie die engliſchen Orthoepiſten, erfunden hätte Allein er dringt auf ihre wirkliche Einführung, ob er gleich wiederholt verſichert, er theile die gutmüthige Hoffnung ſeiner Vorgänger, mit ſolchen Vorſchlägen Eingang zu finden, gar nicht. Hierin hat er nun ſehr Recht. Es war von jeher das Schickſal der orthographiſchen Reformationen, wenn ſie von angeſehenen Männern herrührten, wenige Anhänger und vielen Widerſpruch zu finden; wenn dieß aber nicht der Fall war, gar keine Aufmerkſamkeit zu erregen. Was mag alſo der Reiz dieſer vergeblichen Bemühungen ſein, daß man immer von Neuem zu ihnen zurückkehrt? Will man gern etwas Neues vorzunehmen ſcheinen? Es iſt ja etwas ſehr Altes! die in unſrer Sprache im vorigen Jahrhundert gemachten Verſuche ſind bekannt; man hat dergleichen auch in andern Sprachen gewagt. Selbſt in das Italiäniſche, welches eine vorzüglich gleichförmige und einfache Schreibung hat, wollte ſchon Triſſino einige griechiſche Buchſtaben, ferner das K u. ſ. w.

einführen. (Man ſehe ſeinen Dialωgω, intitulatω il Castellanω, ſeine epistola de le lettere nuωvamente aggiunte an den Papſt Clemens VII., ſeine pωetica u. ſ. w.) Die Schreibung unſers Vfs. (er iſt indeſſen im Buche ſelbſt bei der gewöhnlichen geblieben) wird man aus einer Probe am kürzeſten kennen lernen:

'Slyclix so unterwerfe ix nixt bloc disen fersux einer rextsreibung der strengsten pryfung der saxferstendigen, sondern ix bite aux rext sèr darum. Einen ferfäcer, daer ec mit untersuxungen zu tùn hat, one untersuxung mit oberflexlixem tadel oder lob abfertigen; dac muc six kein rextlixer rezensént erlauben.'

Man ſieht, Klopſtocks Vorſichtsregel, den Eindruck des Ungewöhnlichen ſo viel als möglich zu ſchwächen, iſt hier eben nicht beobachtet werden; auch ſonſt weicht der Vf. in vielen Stücken von Klopſtock ab, z. B. er leugnet die Verdoppelung der Konſonanten, welche dieſer vertheidigt. Es iſt eigentlich nur ein Wortſtreit: verſteht man unter der Verdoppelung, daß das ganze Geſchäft der Sprachorgane bei der Hervorbringung eines gewiſſen Konſonanten wiederholt werde, ſo werden die Konſonanten freilich nicht verdoppelt; denn dieß wäre nicht ohne Pauſe in dem Worte (Lap pen, hat—ten) möglich. In ſofern aber ein ſolcher Konſonant unſtreitig am Ende der einen Silbe und auch am Anfange der andern gehört wird, kann man ihn doppelt, oder wenn man genauer reden wollte, getheilt nennen; und die in den meiſten Sprachen übliche Verdoppelung bezeichnet dieß ſehr ſchicklich. Das geſchärfte s, ſſ (das Anfangs-ſ der Franzoſen), hält der Vf. mit Recht für einen einfachen Laut. Eben das behauptet er auch von ng und nk. Von jenem (dem n nasal) hat es Klopſtock ſchon gegen frühere Vertheidiger der Meinung geleugnet, weil man es nicht zu Anfange der Silbe ausſprechen könne. So viel iſt wohl gewiß, daß man in dieſen Zuſammenſtellungen kein reines n hört: aber dieſe Wahrnehmung iſt nichts Neues; man erinnere ſich nur an das griechiſche γγ und γκ. Der Vf. verwirft das v nicht ganz; er meint, es gebe im Deutſchen einen Mittellaut zwiſchen ſ und w. In den Beiſpielen, die er giebt, wird immer eins oder das andre ausgeſprochen: der holländiſchen Sprache iſt ſolch ein Mittellaut eigenthümlich, den aber Deutſche faſt nie recht ausſprechen lernen. So ſorgfältig

Hr. N. geweſen iſt, jedem Laute ſein beſondres Zeichen zu beſtimmen, ſo iſt es ihm doch entgangen, daß es im Deutſchen zweierlei ch giebt, wenigſtens ſo verſchieden als das zwiefache th im Engliſchen: das eine ſpricht man nach a, o, u, z. B. ach; das andre nach e, i, z. B. ich. Viele Ausländer, denen jenes gar keine Schwierigkeit macht, bringen dieſes nie recht zu Stande. Bürger hat in einer Abhandlung über den Reim den Unterſchied umſtändlich dargethan. — Die obigen Bemerkungen ließen ſich leicht mit einer Menge andrer vermehren; allein es iſt zu viel verlangt, daß man Vorſchläge, deren Unausführbarkeit im Ganzen einleuchtet, im Einzelnen genau prüfen ſoll, wie doch der Vf. zu erwarten ſcheint. Wir wiederholen es, über die deutſche Ausſprache würde er etwas Nützliches leiſten können.

Karoline Merton. Ein Roman auf Wahrheit gegründet. Nach dem Engl. 1. Thl. Leipz. 1797.

Ein Roman wie dieſer iſt nur ein Bericht, wie ein halb Dutzend Heiraten zu Stande gekommen ſind, ob es gleich am Ende heißt: 'Welch eine vortreffliche Lehre der Moral kann nicht aus dieſen mannichfaltigen und abwechſelnden Ereigniſſen gezogen werden! Wir ſehen hier die Häßlichkeit des Laſters u. ſ. w., die Weisheit, Würde und Belohnung der Tugend u ſ. w.' Wirklich ſehen wir aber nichts als das allerflachſte Machwerk; und wenn es für deutſche Produkte kein ſtärkerer Beweis ihres Gehaltes iſt, in das Engliſche überſetzt, als für engliſche, verdeutſcht zu werden, ſo dürfen ſich unſre Schriftſteller nichts darauf zu Gute thun, daß der erſte Fall immer häufiger wird.

Die Savoyardiſche Familie, herausg. von C. A. Fiſcher. Riga 1797.

Ein recht artiges, anziehendes Gemälde. Der Vf. deſſelben trifft die Familie in einem Schweizerbade, und begleitet ſie als Hausfreund nach Chambery, von da auf ihrer Flucht vor den Franzoſen im J. 1793. nach Genf, Nyon u. ſ. w. Er theilt ihr Wohl und Weh um ſo herzlicher, da er für die ältere Tochter die ſanfteſte Zuneigung empfindet, und ſteht ſeinen Freunden auf das Thätigſte bei, denn er begiebt ſich insgeheim nach Chambery, um eine Summe Geldes zu holen, welche man dort vergraben hatte. Nach mancher überſtandnen Gefahr ſieht er die Familie wieder glücklich werden, ſieht den Verſprochnen derjenigen, die er liebte, zurückkehren, um den ſie lange getrauert hatte, und wird nun durch eine anderweitige Beſtimmung plötzlich genöthigt, ſich von ihr und den Ihrigen zu trennen. An dieſem Faden iſt eine gefällige Darſtellung ſeiner häuslicher Verhältniſſe und mancher Scenen, wie der Augenblick ſie mit ſich brachte, gereiht. Das Ganze iſt kurz, doch dürfen wir in einer Rückſicht behaupten, es müßte noch kürzer ſein: denn wir treffen hie und da auf Lückenbüßer, wohin wir einige zu lang gerathne Betrachtungen und eingeflochtne Erzählungen rechnen. Die Geiſtergeſchichte iſt bei weitem nicht ſchön genug vorgetragen, um die Wiederholung einer allgemein und unter mancherlei Geſtalten bekannten Anekdote zu entſchuldigen. Ueberhaupt iſt der durch das ganze Büchlein verbreitete Glaube an das Wunderbare, an Ahndungen, Geiſter u. ſ. w. mit einer gewiſſen Affektation und vielleicht Nachahmung eingeführt, die ein etwas dürftiges Anſehn hat. Indeſſen läßt ſich nicht einſehen, warum der Herausgeber gegen die moraliſchen und politiſchen Meinungen des ungenannten Vf., durch eine eigne Erklärung von dieſem, ſo feierlich verwahrt werden mußte, da die erſten in nichts ketzeriſch ſind, als in jenem unſchuldigen Punkte, und die letzten höchſtens durch die Aeußerung fehlen könnten, daß ſich die Franzoſen gegen ihre Freunde ganz menſchlich zu betragen wißen.

Goethes Hermann und Dorothea.

Taſchenbuch für 1798. Berlin.

Obgleich dieß Gedicht ſeinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hauſe iſt, und, unſern Sitten und Anſichten befreundet, höchſt faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anſpricht, ſo muß es doch, was ſeine dichteriſche Geſtalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erſcheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird ſogleich an die Erzählungsweiſe des alten Homerus denken. Sollte dieß weiter nichts auf ſich haben, als eine willkürliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigſtens nicht billig, vor der Unterſuchung ſo vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter ſich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink ſein, ſie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künſtleriſchen Abſicht zu beurtheilen iſt, ſo darf die Rückſicht auf das homeriſche Epos hier ſo wenig ein überflüßiger Umweg ſcheinen, daß ſie vielmehr das ſicherſte, ja das einzige, Mittel ſein möchte, ein ſo viel möglich von *) allen Einflüßen eines einſeitigen modernen Geſchmacks gereinigtes Urtheil über den dichteriſchen Werth von Hermann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poeſie, worin die Vorſchriften dieſer Kunſt aus den unabänderlichen Geſetzen des menſchlichen Gemüths hergeleitet, nach deſſen nothwendigen Richtungen die urſprünglichen Dichtarten beſtimmt und

---

*) allem materiellem Intereſſe und von 1797. 1801.

ihre ewigen Gränzen feſtgeſtellt wären: ſo würden wir auch über das Weſen der epiſchen Gattung im Klaren ſein, und der Kunſtrichter hätte nur die ſchon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine ſolche Wißenſchaft zu Stande gebracht ſein wird, muß man zufrieden ſein, ſich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunſtbeurtheilung braucht, mit dem Leſer nothdürftig verſtändigt zu haben. Nicht nur dieß, ſondern was eine Kritik am beſten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit klaſſiſchen Vorbildern, iſt dadurch ſehr erſchwert worden, daß man dieſe ſeit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunſtlehren angeſehen, angebliche Tugenden an ihnen geprieſen, und was ſich als ihre erſte Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geſchichte der alten Poeſie, worin, mit Hinwegräumung ſo vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vourtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wißenſchaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünſtigung der Natur (deren ſie ſich ſtolz bewußt waren, wenn ſie im Gegenſatz mit helleniſcher Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben ſo vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poeſie, wie für die verſchiednen Stile der Bildnerei und Baukunſt aufgeſtellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein ein unverjahrbares, faſt ungemeßnes, Anſehen zugeſteht, erſt in Erkenntniß verwandelt werden würde.

Was das homeriſche Epos anlangt, ſo liegt es dem Theoriſten ob, ſein Weſen auf die erſten Gründe der Poetik zurückzuführen und an dieſen zu prüfen; dem Geſchichtſchreider der griechiſchen Poeſie, es *) nach ſeinem Urſprunge zu erklären, das heißt, deſſen nothwendige Entſtehung aus einer beſtimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Verſuch, in aller Kürze eine in ſich zuſammenhängende Charakteriſtik der urſprünglichen epiſchen Gattung zu entwerfen, und davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöſt hat, jene in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſch zu machen.

Wir müßen hiebei zuvörderſt alle gangbaren und in unſern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der ſogannten Epopöe gänzlich bei Seite ſetzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zu deren Stifter zu machen: und wie man dieſes künſtliche, aus grundloſen theoretiſchen Behauptungen und Mißgriffen einer beabſichteten Nachahmung zuſammengeſetzte Gebäude für die würdigſte, umfaßendſte und prachtvollſte Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt, ſo pflegt auch jener ſchlichte Altvater unter den Baumeiſtern ſolcher Epopöen obenan zu prangen. Die hiſtoriſchen Unterſuchungen eines ſcharfſinnigen Kritikers über die Entſtehung und Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge, die vor Kurzem die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich gezogen haben, welche Fortſchritte in den Wißenſchaften zu erkennen wißen, geben uns zum Glücke einen feſten Punkt, wovon die künſtleriſche Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengeſetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyſſee aus einigen großen, für ſich Beſtand habenden Stücken zuſammengeſchoben, und dieſe wiederum, wo Lücken

---

*) genetiſch zu 1797. 1801.

blieben, durch kleinere Stellen (nicht immer zum geſchickteſten) an einander gefügt ſind: ſo hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anſtaunte, ein fremdes Verdienſt, das dem homeriſchen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade ſeiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maße gar nicht einmal vorhanden iſt, für das Wichtigſte bei der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet iſt die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptungen geſchehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreiße ihnen ihren Homer: daß vielmehr ſeine Rhapſodien dadurch erſt von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöſt werden. Maß, Verhältniß und Ordnung, Vorzüge, die Homer ſelbſt am Geſange rühmt (Od. VIII. 489. 496.), wird man noch in den kleinſten Theilen ſeines Epos gewahr, da man ſie hingegen in der zuſammengeſetzten Länge der Ilias und Odyſſee nicht ſelten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über Poeſie war, am wenigſten über antike, aber durch ſeinen *) Verſtand auch da, wo der Gegenſtand weit außer ſeiner Sphäre lag, ſich oft überlegen bewieſen hat, Voltaire, ſagt vom Homer: Malheur à qui l'imiterait dans l'économie de son poëme! Heureux qui peindrait les détails comme lui! Es verſteht ſich, daß die epiſche Rhapſodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetiſche Einheit beſtehen kann. Nur muß man dieſe nicht in einem Verſtandesbegriffe ſuchen, wie meiſtens in den Theorien geſchieht, wo denn auch der Unterſchied zwiſchen der lyriſchen Einheit, der epiſchen und der dramatiſchen, gänzlich verloren geht.

---

*) ſcharfen Verſt. 1797. 1801

Nur durchgängige Vollſtändigkeit und innere Wechſelbeſtimmung des Ganzen und der Theile kann die Vernunft befriedigen; und dieſe höchſte poetiſche Einheit haben die Griechen in der durchaus ſelbſtändigen und in ſich beſchloßenen Organiſation ihrer Tragödie erreicht. Die epiſche Einheit bezieht ſich nicht auf die Vernunft, die im homeriſchen Zeitalter noch längſt nicht genug geübt war, um ſolch eine Forderung an ein dichteriſches Werk zu machen; ſondern ſie gilt nur die Phantaſie, d. h. ſie iſt nichts weiter als Umriß, ſichtbare Begränzung. Daher läßt ſie ſich denn auch nicht abſolut beſtimmen: ſie kann vergrößert und erweitert werden, bis die Maſſe der Anſchauungen die ſinnliche Auffaßungskraft überſteigt; und Ariſtoteles (der doch, wie man weiß, dem epiſchen Gedicht die Geſetze der Tragödie vorſchreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen trojaniſchen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht überſehbar (εὐσύνοπτος) geweſen ſein würde. Auf der andern Seite iſt die epiſche Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyſſee enthalten ſie noch in ſich; Epiſoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV. 372...398.) können für ſich als ein vollſtändiges Epos betrachtet werden, und ſind wahrſcheinlich meiſtentheils Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt alſo, daß es gewaltſamer Mittel bedurft hätte, um einzelne Rhapſodien zu größeren Ganzen zuſammen zu heften, in denen Uebereinſtimmung und lebendiger Zuſammenhang ſchon durch die Sage gegeben war, iſt dieſe Leichtigkeit der Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gattung, nach welcher ſie Pindarus ſehr ſchicklich ῥαπτὰ ἔπη benennt.

Wäre der Gegenſtand des Epos eine einfache untheilbare Handlung, ſo leuchtet es ein, daß dieſe Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) ſich mit dem Weſen desſelben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargeſtellte iſt immer eine Mehrheit: es ſind Vorfälle, Begebenheiten. Ariſtoteles ſagt: 'der epiſchen Gattung gemäß nenne ich die Vielheit der Fabeln' (*ἐποποιικὸν δὲ λέγω τὸ πολύμυθον*). Bloß phyſiſche Begebenheiten, bei denen nicht Menſchen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig Anziehendes für den Geiſt haben. Allein es iſt gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geſchehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menſchen hervorgebracht und abhängig, ſondern als in ihm gewirkt denken, ſie alſo auch nicht von der geſammten Maſſe der bewegenden Naturkräfte, als etwas Entgegengeſetztes, abſondern. Handlung im ſtrengeren Sinne, das heißt Richtung der Kraft durch einen freien Entſchluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erſt durch den Standpunkt der Betrachtung, und in der Poeſie durch den Standpunkt der Darſtellung werden. Die Beantwortung der Frage, ob die Idee der *) Freiheit des Willens in der poetiſchen Darſtellung nur durch Verſinnlichung ihres Gegentheils erſcheinen, ob eine durch jede äußere Gewalt unüberwindliche Selbſtbeſtimmung ohne die Entgegenſetzung einer unvermeidlichen Beſtimmung von Außen, d. h. des Schickſals, anſchaulich gemacht werden kann, und ihre Anwendung auf die griechiſche Tragödie, liegt außerhalb unſers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meiſter über den Unterſchied des Romans (der ſo viele Analogie mit dem epiſchen Gedichte hat oder haben ſollte) und des Drama jeden forſchenden Kunſtrichter zu weiterm Nachdenken auffordern. ‘Im Roman’, wird daſelbſt behauptet, ‘ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden, im Drama Charaktere und Thaten; man könne dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben, das Schickſal hingegen habe nur im Drama Statt.’ Wie zufällig in Homers Geſängen der ganze Hergang der Geſchichte erſcheint, ſelbſt da, wo etwas einer entſcheidenden Schickung Aehnliches vorkommt (wie Il. VIII. 66...77.) liegt am Tage.

---

*) Freiheit in der poetiſchen Darſt. 1797. 1801.

Der Unterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtart, welche neuere Theoriſten unter dem Namen der pragmatiſchen dem Weſen nach für einerlei erklärt haben, möchte alſo doch, wenigſtens wenn wir dabei ſtehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen, als in der äußern Form, als darin, ‘daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird.’ Ueberdieß iſt es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchſten Vorſchriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dieß könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunſt nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man ſie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da ſie aber eine ſelbſtthätige, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths erfolgende, Umgeſtaltung der Natur iſt, ſo muß die poetiſche Erzählung, der poetiſche Dialog erſt durch das Weſen der Dichtart, die ſich *) beider bedient, ſeine Beſtimmung empfangen. Die dieſer immer untergeordnete Rückſicht auf die

---

*) derſelben 1797. 1801.

gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunſtgemäßen Wahrheit der Darſtellung die Rede iſt. Im alten Drama erzählen die Perſonen häufig, im homeriſchen Epos werden ſie faſt beſtändig redend eingeführt, und in lyriſchen Gedichten kommt ſowohl Erzählung als Geſpräch vor: aber wie durchaus verſchieden in jeder von dieſen Gattungen! Der epiſche Dialog iſt eben ſo wenig ein bloß natürlicher, als der tragiſche, dem er ganz entgegengeſetzt iſt; beide ſind bis in ihre feinſten Beſtandtheile nach dem Charakter des ſchönen Ganzen, wozu ſie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeiſterung, von ſeinem raſchen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthuſiaſtiſcher Prophet geweſen wäre. Es ſcheint wohl, daß hiebei Verwechſelung *) der beſungenen Gegenſtände mit der Perſon des Sängers zum Grunde liegt. Seine Helden haben allerdings gewaltige Leidenſchaften, aber er ſelbſt erſcheint völlig leidenſchaftslos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er ſelbſt äußert die ſeinige nie. Wie ein bloß beſchauendes Weſen ſteht er über ſeinen Helden und über ſeinen Göttern, ordnet und trägt die in ſeinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menſchlicher Beſonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange ſeines Geiſtes jedes Ding eine ſchickliche Stelle, und erſcheint in ſeinem wahren Lichte. Mit Einem Worte: das homeriſche Epos iſt ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Es iſt niemals Darſtellung des Ruhenden, oder ſogenanntes poetiſches Gemälde. Dieſes iſt dem Homer ſo fremd, daß, wo

---

*) des Objectes mit dem Subjecte zum G. 1797. 1801.

er beſchreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortſchreitendes verwandelt: z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieſer in den letzteren ſpäteren Geſängen der Ilias vorkommt, und jener Homer, von dem die erſten Rhapſodien herrühren, ihn ſchwerlich ſo gedichtet hätte. Die über eine ſtürmiſche Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anſpannen noch Nachlaßen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerſt alle Theile ſeines Gegenſtandes auf gewiſſe Weiſe einander gleich; ſie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darſtellung: die weniger bedeutenden, aber zum ſtätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufſtehn, Zu-Bett-gehn, Eſſen, Trinken, Händewaſchen, das Anlegen der Fußſohlen, Kleider und Waffen u. ſ. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigſten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältniſſe der Wirklichkeit werden aufgehoben, und Alles fügt ſich in eine nach den Geſetzen ſchöner Anſchaulichkeit geordnete dichteriſche Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erſchöpfen kann, nur einen Moment der Darſtellung einnimmt, und das noch ſo ſchnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm ſich drängenden Lebens feſtgehalten wird. Nirgends ein Stillſtand des Geſanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, ſondern das ſchönſte Gleichgewicht und Maß der ſtätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Punkte der Vergangenheit mit ſo ungetheilter Seele, als ob demſelben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen ſollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke iſt daher zugleich ſanfte Anregung und Beruhigung; und das epiſche Gebiet gleicht einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit ſich willig vom Baume löſt, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von dieſem innern geiſtigen Rhythmus im Vortrage des Epos iſt der demſelben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Ariſtoteles nennt ihn *) das ruhigſte und am meiſten Gewicht habende unter den Silbenmaßen (*τὸ γὰρ ἡρωϊκὸν στασιμώτατον καὶ ὀγκωδέστατον τῶν μέτρων ἐστί*). Der griechiſche Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäiſche Tetrameter, der daher leidenſchaftlich mit fortreißt (*κινητικόν, ὀρχηστικόν*); noch einen ſteigenden, wie der jambiſche Trimeter, der ſich bei einem gehaltnen Hinanſtreben doch entſchieden rüſtig und gleichſam handelnd zeigt (*πρακτικόν*, natum rebus agendis); ſondern er iſt ſchwebend, ſtätig, zwiſchen Verweilen und Fortſchreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in ungemeßne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdieß an dem urſprünglich nach einem Zeitmaße geſungenen Verſe weit weniger hervorſtechen konnte, iſt dabei wohl nur Nebenſache. Warum unter dem reichſten epiſchen Wechſel eine ſo einfache metriſche Formel unzählich oft wiederkehren darf, da eine noch ſo beſchränkte pindariſche Ode nicht ohne vielfach verſchlungene Strophen beſtehen kann; möchte denen ſchwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Silbenmaßes vom Grundſatz der nachahmenden Harmonie ausgehen, und dadurch hier, wie überall, den Künſtler zum bloßen Kopiſten der Natur machen. Iſt aber das Silbenmaß, ganz allgemein mit Abſtraktion von allen beſondern Beſtimmungen genommen, die Erſcheinung des Beharrlichen im Wechſelnden, verkündigt es die Identität des Selbſtbewußtſeins; ſo iſt es klar, daß dieſes im Zuſtande der hellſten Beſonnenheit (der Unterſcheidung des Selbſt von den in ihm vorgeſtellten Objekten) ſtärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, ſtrebenden Seele. Die äußeren Gegenſtände ſchreiben dem menſchlichen Gemüthe in der Kunſt, wo ſie ihm bloß Stoff ſind, das Geſetz nicht vor, ſondern ſie empfangen es von ihm; und ſo iſt es auch in Anſehung des Silbenmaßes. Ariſtoteles bemerkt ſehr richtig, daß der Jambe am meiſten den dialogiſchen Ton (λεκτικὴ ἁρμονία) an ſich habe, wovon der Hexameter ſich weit entferne; dieſer ſei der erzählenden Darſtellung geeignet, und es würde ſich nicht ſchicken, ein Epos in einem andern Silbenmaße, oder gar in gemiſchten Silbenmaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es (c. 16.) am Homer, daß er in eigner Perſon ſo wenig als möglich ſagt, und nach einer kurzen Vorrede ſogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie ſtimmte dieß nun zuſammen, wenn der Dialog im Epos nicht in ſo fern ſeine Natur ablegen müßte, daß ſeine unſtätige Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darſtellung gefeßelt wird?

---

*) das beſtändigſte und 1797. 1801.

Da die Reden bei weitem den gröſten Theil der homeriſchen Geſänge einnehmen, ſo iſt es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptſache, ihren Charakter recht zu faßen. Selbſt in den kürzeſten und leidenſchaftlichſten ließe ſich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweiſen, wodurch ſie epiſiert ſind. In den ausführlicheren findet man alle weſentlichen Eigenſchaften der ganzen Rhapſodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinſtreben zu einem Hauptziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden iſt; jedes, wodurch das Folgende vorbereitet wird, ſcheint doch nur um ſein ſelbſt willen da zu ſtehn: ganz das verweilende Fortſchreiten, die ſinnlich belebende Umſtändlichkeit, die beſonnene Anordnung, die leichte Folge, die loſe Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In dieſem Sinne ſind auch die zuſammengeſetzten Beiwörter und die Epiſoden zu nehmen, die in leidenſchaftlichen Reden, wenn man die Darſtellung als bloße Natur verſtehen ſollte, ſehr fehlerhaft ſein würden, und oft unverſtändig genug getadelt worden ſind. Die Willigkeit des epiſchen Sängers zu Epiſoden überzugehn, wo ſie ſich irgend gefällig anſchlingen laßen, liegt darin, daß die Gegenſtände ſich ſeiner nie bemeiſtern: er kann ſich daher ſelbſt in dem entſcheidendſten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Phantaſie etwas Entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Epiſode, gilt auch vom homeriſchen Gleichniſſe; es dient nicht bloß, ſondern genießt im ſchönen völligen Umriße freies Leben, und iſt gleichſam ein Epos in verjüngtem Maßſtabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der homeriſchen Wortſtellung und Wortfügung, der faßlichſten, loſeſten, aber gefälligſten, die ſich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweiſe der Rhapſodie, und die Sprache ſei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielſilbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die ſtätige, ſanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erſtaunenswürdigen Konſequenz dieſer bloß durch einen glücklichen Inſtinkt gefundnen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beiſpiel ſein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit ſtatt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler ſo natürlich iſt, und deren ſich ſchon Virgil faſt unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyſſee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält ſich derſelben auch, weil er der homeriſchen Form, die nun freilich, nachdem der Geiſt entwichen, zur Formel geworden war, treuer bleibt als Virgil. Er iſt matt und kalt; das am meiſten Summariſche im Homer iſt lebendiger als das Ausgeführteſte bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die ſpätern epiſchen Dichter zu kurzen Werken ſehr viel mythiſchen Stoff: das Geheimniß der ſchönen Entfaltung war verloren gegangen.

Virgil ſchuf mit römiſchem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden iſt als Homer, kann man den Unterſchied der vermiſchten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen urſprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgeſehen von der künſtlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Beſtreben, tragiſche Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affektiert Theilnahme, und geht darin bis zu manierierten Ausrufungen über und an ſeine Helden. (IV. 408. ff.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er ſelbſt gemeine Dinge zu überkleiden ſucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd iſt. Die ruhigen Reden beim Virgil ſind rhetoriſch, die leidenſchaftlichen mimiſch; ſie ahmen nämlich das Stürmiſche und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er iſt ſtellenweiſe mehr oder weniger homeriſch, wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettſpielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigſten in der mit Recht bewunderten Geſchichte der Dido, einem tragiſchen Bruchſtücke, das nicht nur der am wenigſten homeriſche, ſondern geradezu der modernſte Theil ſeines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos*) iſt mit Fleiß nicht von dem mythiſchen Elemente desſelben, noch weniger von dem, was bloß national und lokal darin iſt, die Rede geweſen. Man darf ſich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Abſonderungsvermögen, die Darſtellung vom Dargeſtellten, Form und Stil vom Inhalte zu ſcheiden, nicht beſeſſen zu haben ſcheinen, da es den Theoriſten der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberſte Autorität iſt, ſo offenbar daran gefehlt hat. In das Heroiſche, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Perſonen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles, hat man das Weſen der Epopöe geſetzt. Beſonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwiſchenkunft der höheren Weſen verſtand, zu einer unerlaßlichen Bedingung gemacht. In der alten Tragödie erſcheinen die Götter häufig; ſie ſtreiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeſchylus; oder die Scene ſpielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man ſie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen, wie das homeriſche Epos: weil dort die Götter mit den Menſchen in demſelben Bezirke der Nothwendigkeit ſtehen und handeln; in dem letzten hingegen erſcheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig als das Thun der Menſchen. Wenn das Wunderbare (Aristot. Poet. c. 24.) vorzüglich aus dem Grundloſen entſpringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht, ſo mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden ſein. Denn man begriff ſehr wenig von der Kette der Urſachen und Wirkungen in der Natur: darum ließ man ſie durch lebendige Weſen verrichten; der Menſch hatte ſich noch nicht zum Bewußtſein der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung durch Freiheit erhoben, daher geſtand er den Göttern Einfluß auf ſeine Entſchließungen zu. Aber wer beſtimmte nun das Wollen der Götter? Es ſcheint, ſie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und ſo ins Unendliche fort. Iſt die ſelbſtthätige Unabhängigkeit der ganz menſchlich vorgeſtellten Götter begreiflich, ſo wäre die der Menſchen es auch geweſen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieſer Stufe ihrer Kindheit zurück verſetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, daß Homers Helden weniger groß ſind, weil ſie ſo Vieles nicht durch ſich ſelbſt ausführen. Wenn das Bemühen der Olympier, für und wider ſie, uns einen Schimmer höherer Würde um ſie her zu verbreiten ſcheint, ſo verſetzen wir uns nicht genug in die homeriſche Denkart. Damals miſchten ſich ja die Götter in die gemeinſten Händel des Lebens; ſie waren ſo wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunſt des Hermes mit Dieberei und Meineid geſchmückt ſein konnte (Od. XIX. 396.), und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten (Od. XVII. 475.). Wer wird es leugnen, daß die über Alles reizende Unvernunft der homeriſchen Götterlehre ſeine Dichtung mit der blühendſten Mannichfaltigkeit bereichert und die auserwählte Gefährtin des friſchen luſtigen Heldenlebens iſt? Allein ſoll man mit

---

*) (wobei Rec. einige Gedanken aus einer noch nicht erſchienenen Geſchichte der griechiſchen Poeſie von Friedr. Schlegel benutzt und mit den ſeinigen verarbeitet hat) 1797.

Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und ſich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der hiſtoriſchen Sage unterſchieden wird) kann nur dann für die Poeſie begünſtigend ſein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menſchheit, wodurch ſie die Natur zu vermenſchlichen ſtrebt, entſtanden, und noch beſtehender Volksglaube iſt. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen ſein. Aus dieſem Grunde gewährt die Ritter- und Zauber-Sage des Mittelalters, die nichts anderes war, als der abenteuerliche Geiſt der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantiſchen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künſtlich erſonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beiſpiel warnen ſollen, wie wenig mit der Dazwiſchenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn ſie nicht mehr Volksglaube iſt, und alſo nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantaſie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche geſucht; ſie haben nicht nur dieß, ſondern ſogar das Außernatürliche gefunden, und ſich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke ſind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt (Taſſos befreites Jeruſalem ausgenommen, mit dem es hierin *) eine eigene Bewandtniß hat), da Homer der popularſte aller Sänger war, weil ſeine Dichtung vom Leben ausgieng, und darauf zurück führte.

---

*) eine ganz eigene 1797. 1801.

Es iſt alſo offenbar, daß man ſein Epos auf eine ganz entgegengeſetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geſchehen ſoll. Dieſer Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt ſind, die homeriſchen Epopöen als den Gipfel der Poeſie, als den höchſten unerreichbaren Schwung des menſchlichen Geiſtes anzuſehen: eine Meinung, von der man ſelbſt bei der neumodigeren Anſicht, den helleniſchen Sänger in einen wilden Naturſohn, einen rohen nordiſchen Barden zu *) verkleiden, nicht abgewichen iſt; denn es hängt mit der empfindſamen Klage über das Elend der Kultur zuſammen, die Poeſie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen ſelbſt ſcheinen den Homer durch eine ſehr begreifliche Verwechſelung des Ehrwürdigſten mit dem Vollkommenſten obenan zu ſtellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menſchen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyſſee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechiſchen Bildung läßt ſchon vermuthen, daß die Poeſie mit den übrigen Künſten und Beſtrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird; und die Geſchichte zeigt uns, wie ſie ſich von leichter Fülle (epiſche Periode) zu energiſcher Einzelheit erhob (lyriſche Periode), und durch innige Verſchmelzung beider endlich zu harmoniſcher Vollſtändigkeit und Einheit gelangte (dramatiſche Periode). Wenn alſo die lyriſche Poeſie mit dem Jugendalter, die dramatiſche mit dem männlichen verglichen werden kann; ſo vereinigt die epiſche die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem ſichern Blick des Greiſes. Die epiſche Schönheit iſt die einfachſte, und konnte daher zunächſt

---

*) traveſtieren 1797. 1801.

nach den wilden rhythmiſchen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, ſondern Entledigung vom Drange eines Bedürfniſſes waren, gefunden werden. Beſonnenheit iſt die früheſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Menſchen, weil in ihr zuerſt das ganze Bewußtſein ſeiner Menſchheit erwacht. Alſo nicht als die höchſte oder vorzüglichſte, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunſtſinn als Natur genießen, was bei den Kunſtbildungen eines Sophokles zum Beiſpiel *) nicht möglich iſt. In dieſem Stücke, wie in allem Weſentlichen, ſtimmt Hermann und Dorothea, ungeachtet des großen Abſtandes der Zeitalter, Nationalcharaktere, und Sprachen **) erſtaunenswürdig mit ſeinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, ſondern mit urſprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epiſchen Sänger geziemt, wird ſeinen Stoff nicht im klaſſiſchen Alterthume ſuchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß ſeine Dichtung feſten Boden der Wirklichkeit unter ſich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich iſt. Beides kommt eigentlich auf eins hinaus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu ſolch einer Behandlung tauglich, daß ſich mit ihr ein anſchauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweiſe unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein ſchweizeriſcher Dichter Geſchichten aus

---

*) nicht mehr möglich 1797. 1801. **) bewundernswürdig 1797. 1801.

den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entſtehung des Bundes mit Vortheil epiſch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaßung, Volksfeſte, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, ſo müßte er nothwendig in ſeinem Zeitalter, unter ſeinem Volke daheim bleiben. Es fragt ſich nun weiter, was er in dieſem Kreiße herausheben, ob ſich die Darſtellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privat-Leben wenden ſoll. Man wird geneigt ſein zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tauſende den wichtigſten Einfluß haben, ſeien vorzüglich geſchickt, auch in der Poeſie groß und ergreifend zu erſcheinen; was allerdings gegründet iſt, ſo lange man ſie nur durch allgemeine Anſichten in große Maſſen zuſammen faßt. Allein damit kann ſich die epiſche Ausführlichkeit nicht begnügen: *) ſie muß ſehr ins Einzelne gehn, ſie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an beſtimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier iſt es eben, wo ſich die unüberwindliche Sprödigkeit eines ſolchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wißenſchaftlich oder mechaniſch betrieben wird, wobei nach politiſchen und taktiſchen Berechnungen eine Menge Menſchen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf ihre ſittliche Selbſtthätigkeit in Bewegung geſetzt werden; was für die lenkenden Perſonen ſelbſt einzig Angelegenheit des Verſtandes iſt, die außerhalb der Sphäre ihrer ſittlichen Verhältniſſe liegt: dem iſt ſchlechterdings keine poetiſche Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geſchäften des Friedens kann nur da, wo die Verfaßung

---

*) ſie fodert ein großes Detail, ſie 1797. 1801.

ächt republikaniſch iſt; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroiſchen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten, der Menſch mit ſeiner ganzen geiſtigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſches Epos wird daher mehr eine Odyſſee als eine Ilias ſein, ſich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältniſſen beſchäftigen müßen. Doch hier öffnet ſich wieder eine neue Ausſicht von Schwierigkeiten, die, wenn *) die Aufgabe nicht gelöſt vor uns läge, die Ausführbarkeit ſehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechſelwirkung der Gemüther durch tauſend konventionelle Feßeln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfniſſe und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künſtlich zuſammengeſetzte, glänzende, aber leere Geſelligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komiſche, alſo beſtimmt gerichtete, parteiiſche Darſtellungen zuſammengedrängt, im höchſten Grade unterhalten! in der ruhigen, parteiloſen Entfaltung des epiſchen Dichters müßte ſie todt und herzlos erſcheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Geſinnungen, worein die geplagten Laſtträger der bürgerlichen Geſellſchaft natürlicher Weiſe verſinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographiſchen Idyllen den Stoff herleihen. Freilich kann ſich große und ſchöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünſtigen Einfluße erſchlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgeſtellt, müßte ſie uns wie eine unwahrſcheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat alſo nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch

---

*) das Problem 1797. 1801.

nicht ſo leicht ſein wird, Lagen für ſeine Perſon zu erſinnen, wodurch ſie entfernt von ſteifen Konventionen, unverdorben, geſund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beſchränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte iſt dieß auf das Glücklichſte getroffen. Hermanns Aeltern haben das ſichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genoßen, ſie iſt durch redlichen Fleiß erworben. Sie ſind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewiſſen Freiheit getrieben, den Menſchen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gaſtwirthe in einer kleinen Stadt, was ſie im Verkehr mit Menſchen geübt hat, ohne ſie zur Nachahmung großſtädtiſcher Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäurin, aber einer im Wohlſtande erzogenen, auf, und die reife Feſtigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geiſtes wird aus ihrer beſondern Geſchichte befriedigend erklärt. Der Geiſtliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältniſſen nach, Kenner des menſchlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieſer ein durch Unglück geprüfter, ernſter Weiſer ſein. Man bemerke die Kunſt des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinſten Geſellſchaft ſich ganz an ſeiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und ſeine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde ſeiner Bildung*) die ſchlichteſte, beſcheidenſte Farbe giebt. Alles dieß verſchafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Perſonen jene Entwickelung der Geiſteskräfte, wodurch eine Welt von höheren ſittlichen Beziehungen ſich aufthut, die für den roheren Menſchen gar nicht vorhanden iſt, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichſam der Stil der Natur und der Sittlichkeit im Erhabnen, wie Kant ſagt, iſt dem epiſchen Gedichte überhaupt angemeßen, weil ſie uns in dem Dargeſtellten einen Widerſchein von der Einfachheit der Darſtellung erblicken läßt. Vollends in einem ſolchen, welches ſeinen Stoff aus unſerm Zeitalter und einheimiſchen Sitten entlehnt, iſt ſie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichteriſcher Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemeßne Feierlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man ſich gepanzert und dabei mit Allongenperücken und Manſchetten vorſtellen kann; ſondern etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllen könnte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroiſche Kraft ſeiner großen Geſtalten einflößen mußte, an welcher die Welt ſchon damals hinauf ſah. Und was wäre dieß anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber ſpotten, daß hier die Wirthin zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe beſungen wird; daß Hermann ſeiner Geliebten, einer Bäurin, den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo ſie reden, verſinkt jede Uebereinkunft der Meinung und der Mode in ihr Nichts.

---

*) 1797. ſind die Verſe des erſten Geſanges:

der edle verſtändige Pfarrherr.
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne,

und die 4 folgenden eingeſchaltet.

Die Sitten wären alſo gefunden: aber nun hat der Dichter eine epiſche Begebenheit zu ſuchen. In der glücklichen Beſchränkung jener Stände finden zerſtörende Leidenſchaften, kühne Unternehmungen, erſtaunenswürdige Thaten natürlicher Weiſe nicht ſtatt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragiſchen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, welcher Größe für die Phantaſie habe. Er muß ſeine Menſchen in entſcheidende Lagen ſtellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daſeins geſchildert, ſondern ihr Innerſtes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den ſtillen Kreiß des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendſten Scenen desſelben zu ſchmücken ſucht, ſo ergiebt ſich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epiſchen Vortrage, einer anmuthigen gemiſchten Gattung, wovon wir an Voßens Luiſe ein ſo vortreffliches und in ſeiner Art einziges Beiſpiel beſitzen. Ein eigentliches Epos iſt es freilich nicht, wie es denn der Dichter ſelbſt auch nicht ſo genannt hat, da es mehr Darſtellung des Ruhenden, als ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden iſt. Denn Familienfeſte, wie ein Spaziergang, ein Beſuch nach einiger Trennung, ſelbſt eine auf überraſchende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung ſchon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle für einander durch das Ganze hin *) unverändert bleiben, ſind etwas nur phyſiſch, in der Zeit, nicht ethiſch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältniſſen der Handelnden, Fortſchreitendes.

Der große Hebel, womit in unſern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauſpielen, meiſt Alles in Bewegung geſetzt wird, iſt die Liebe. Die phantaſtiſche Vorſtellungsart, das, wodurch die Natur den Menſchen in das Heiligthum der geſelligen Bande nur einführt, was die in ihm ſchlummernden Kräfte zu edler Tha-

---

*) dieſelben gegen einander bleiben 1797. 1801.

tigkeit zu wecken beſtimmt iſt, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzuſehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, iſt uns leider ſo geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unſrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit ſolcher Leſer, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um ſittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maß von geſetzloſem Ungeſtüm der Leidenſchaft verlangen, darf es nicht wundern, wenn ein *) Werk wie Wilhelm Meiſter unbegriffen angeſtaunt wird, weil es die Vielſeitigkeit der menſchlichen Beſtrebungen mit der höchſten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea iſt ſie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenſchaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; ſondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber ſtarken Seelen zu einander.

Ohne ein Zuſammentreffen außerordentlicher Umſtände würde daher auch die Entſtehung und Befriedigung ſolch einer Liebe in den leiſen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens miteintreten, und nicht mit ſchleuniger Gewalt unerwartete Erſcheinungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann Alles mit ſo großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken.

---

*) Wilhelm Meiſter (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unſrer heutigen Bildung einſt allzugünſtig urtheilt) unbegriffen u. ſ. w. 1797. 1801.

Auf den Umſtand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerſt erblickt, gründet ſich die Plötzlichkeit ſeiner Entſchließung, der zu befürchtende Widerſtand ſeines Vaters, und das Zweifelhafte ſeines ganzen Verhältniſſes zu ihr, das erſt mit dem Schluße des Gedichtes völlig gelöſt wird. Durch die zugleich erſchütternde und erhebende Ausſicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde iſt Alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geſchieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen ſich dadurch an das *) Allgemeine und Wichtigſte an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es iſt das Wunderbare des Gedichtes, und zwar ein ſolches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unſrer Zeit einzig ſtattfinden darf; nämlich nicht ein ſinnlicher Reiz für die Neugier, ſondern eine Aufforderung zur Theilnahme, an die Menſchheit gerichtet.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das oben über die unbeſtimmte epiſche Einheit Bemerkte bei einem ganz erfundnen Stoffe einige Einſchränkung leidet. Was die ſchon durchgängig **) dichteriſch geſtaltete Sage gegeben, kann der Sänger faſt in einem beliebigen Punkte aufnehmen (nach Homers eignem Ausdruck Ἔνθεν ἑλών, Od. VIII. 500.), und auch, ſobald die Rhapſodie eine ſchöne Rundung gewonnen hat, bei einem ſchicklichen Einſchnitte wieder fallen laßen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen ſchon bekannten, Schickſale ſeiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Perſonen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen

---

*) Allgemeinſte 1797. **) poetiſirte Sage 1797. 1801.

hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine ſtrengere Begränzung nothwendig. Uebrigens iſt jedoch die Anlage des Ganzen durchaus epiſch, und nicht dramatiſch. Keine künſtliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwiſchenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles iſt einfach, und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorherſieht. Man kann ſagen, daß Verknüpfung und Auflöſung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt iſt, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren an einander gereihten Verknüpfungen und Auflöſungen das Gemüth immer von Neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerißen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung iſt daher niemals eine durch Ueberraſchung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängſtigten Seelen, ſondern die ſanfteſte und reinſte, welche allein dem Adel der Geſinnungen gilt.

So einfach wie die Geſchichte iſt auch die Zeichnung der Charaktere. Alle ſtarken Kontraſte ſind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten iſt das Licht auf dem Gemälde geſchloßen, das eben dadurch harmoniſche Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtſein ſeiner Wohlhabenheit, das ſich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die ſchätzbarſten Eigenſchaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf ſeine Unkoſten; aber er thut es mit ſo viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und ſelbſt ſein offenherziger Egoiſmus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, iſt harmlos. Dergleichen naiv luſtige Züge ſind ganz im

Geiſte der epiſchen Gattung: denn ihr iſt eine idealiſche Abſonderung der urſprünglich gemiſchten Beſtandtheile der menſchlichen Natur fremd, woraus erſt das rein Komiſche und Tragiſche entſteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradſinn und geſunden Verſtand den allgemeinen Charakter der handelnden Perſonen nennen; und doch ſind ſie durch die gehörigen Abſtufungen individuell wahr beſtimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es ſchwer wird zu entſcheiden, wo die ſittliche Würde am reinſten hervorleuchtet, erwähnten wir ſchon vorhin. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Ungeſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wißen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn beſtimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da ſein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felſen hervorbricht: welche männliche Selbſtbeherrſchung, welchen beſcheidenen Edelmuth beweiſt er in ſeinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da ſie ihm ſonſt an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einſicht und beſonders an heldenmäßiger Seelenſtärke merklich überlegen iſt. Ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt ſie immer liebevoll, und liebt ſie nur handelnd. Ihre Unerſchrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, ſelbſt die geſunde körperliche Kraft, womit ſie die Bürden des Lebens auf ſich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, miſchte ſich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriße nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdeſten Geſtändniſſe. Hinreißend edel iſt ihr Andenken an den erſten Geliebten, deſſen herrliches Daſein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Geſtalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluße unter allen Mithandelnden hervor, und ſo wächſt mit der Steigerung ſchöner und großer Naturen das Gedicht ſelbſt gleich einem ſtillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erſchaffung des Darzuſtellenden dafür geſorgt, daß es der ſchönen Entfaltung ſo würdig, ſo rein menſchlich, und doch zugleich ſo wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungsloſen Stil der Behandlung dem Werke nicht von Außen mit ſchmückender Willkür angelegt, ſondern als nothwendige Hülle des Gedankens von Innen hervorgebildet. Es ſcheint, als hätte er, nachdem er das Weſen des homeriſchen Epos, abgeſondert von allen Zufälligkeiten, erforſcht, den göttlichen Alten ganz von ſich entfernt, und gleichſam vergeßen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbſtändigkeit iſt, ſo wäre es auch keine ſo ſchwierige Aufgabe, einen modernen Gegenſtand ganz in homeriſche Manieren zu kleiden. Allein es fragt ſich, wie es bei dieſer Anhänglichkeit an den Buchſtaben um den Geiſt ſtehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beſchaffenheit des Stoffes, worin ſie ausgeprägt werden ſoll, muß der Geiſt auch anders modificierte Mittel, ſich auszudrücken, ſuchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen ſind alsdann wahre Uebereinſtimmung. Homers Rhapſodien waren urſprünglich beſtimmt, geſungen, und zwar aus dem Gedächtniſſe geſungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unſrige die Eigenſchaften beſitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da geweſener, Reden, und manche kleine Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des ſinnlichen Hörers, das ſie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leſer (der nur allzu ſelten der Poeſie Stimme zu geben, oder ſie auch nur zu hören verſteht) möchten ſie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, ſo geſpart, thut ſie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: ſie lenkt die Aufmerkſamkeit zweimal auf die ſo bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Geſtalt*). Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieſelbe wiederkommt. Unſer Dichter thut jenes ebenfalls, doch ſo, daß er immer mit den Nebenzügen wechſelt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, ſchickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Perſonen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pauſen in der Mitte des Verſes, um dergleichen deutlich von einander zu ſcheiden, nicht geſtattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzuſtellen, iſt der Gattung ſo weſentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne ſich beſonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausſchließung des Präſens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homeriſmen, wenn wir es ſo nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermanns Ausdruck ſein: 'dem iſt kein Herz im ehernen Buſen', wo ſowohl 'ſein' mit dem Dativ ſtatt 'haben', als das Beiwort 'ehern' nicht bei uns einheimiſche Redensart iſt. Aehnlichkeiten wie 'denn mir war Zwieſpalt im Herzen', und *διάνδιχα μερμήριξα*, oder wie *καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ*, 'und ſüßes Verlangen ergriff ſie'; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinſtimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zuſammengefaßt werden:

---

*) 1797. folgen die Verſe des 5. Geſanges:

Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider,
bis
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Ὧδε δέ τις εἴπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον,
Denn ſo ſagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

Aber ein', und die andre der Weiber ſagte gebietend;

können nicht für Homeriſmen gelten, da dieſe natürlichen Wendungen, da wo ſie ſtehen, ganz an ihrer Stelle ſind. Jene Figur, daß der Dichter die Perſon, die er redend einführt, ſelbſt anredet, welche im Griechiſchen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, iſt hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zauderteſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt.

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, ſo bietet unſere Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechiſchen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an ſich ſchöne und*) edle Beiwörter, die, einmal für allemal feſtgeſetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutſamkeit verlieren, daß ſie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zuſammenhang der Stelle wiederkehren. Sie ſcheinen eine Erinnerung an den Urſprung der epiſchen Kunſt zu ſein, da der Sänger Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geſchichte während des Geſangs erſinnend, durch ſolche Halbverſe, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poeſie gebildete Zuſammenſetzungen müßen uns einen ſtärkeren Eindruck von Pracht und Feſtlichkeit geben, als den homeriſchen Griechen; nicht als ob ſie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, ſondern die epiſche Poeſie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde iſt daher der deutſche Dichter in dieſem Stücke etwas weniger freigebig geweſen; die Beiwörter ſind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, ſondern an ihrem beſtimmten Platze bedeutend, und er hat ſich weit häufiger der einfachen, als der zuſammengeſetzten bedient. Wo er dergleichen ſelbſt bildet, geſchieht es auf die leichteſte Weiſe durch Verbindung eines Umſtandswortes mit einem Adjektiv oder Particip, z. B. 'der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg'. Nur einmal finden wir ein Subſtantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft, 'die gartenumgebenen Häuſer'; welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerſtreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poeſie nichts weiter iſt, als eine Moſaik von koſtbaren Phraſen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu ſchmucklos, das iſt nach ihrer Art zu ſehen, zu proſaiſch, finden werden, iſt in der Ordnung. Dieſe Kritiker würden vermuthlich ein wenig erſtaunen, wenn ſie erführen, daß Dionyſius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyſſee, ‘die in den gemeinſten, niedrigſten Ausdrücken abgefaßt ſei, deren ſich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, ſchön zu reden’, das Verdienſt der *) dichteriſchen Zuſammenfügung weitläuftig auseinanderſetzt. Nach Wolfs Bemerkung ‘ſcheint die homeriſche Diktion, unermeßlich weit entfernt von dem wüſten Schwulſt der Tropen und Bilder, welcher der Kindheit der Sprachen eigen iſt, durch ihren gleichmäßigen beſcheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entſtehenden Proſa zu ſein’. Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln ſind, läßt es ſich doch wahrſcheinlich machen, die epiſche habe ſich mehr durch die Zuſammenſetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortſtellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einſchiebung der Partikeln, als durch die Beſtandtheile der Rede ſelbſt von jener unterſchieden. Die zuletzt genannten Freiheiten ſind dem deutſchen Dichter faſt ganz verſagt; deſto ſchwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geſchehen iſt, den Ausdruck durch die unmerklichſten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anſtrich vom Alterthümlichen, die leichteſte, klarſte Folge und Verbindung der Sätze, hauptſächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen **).

---

*) treffende 1797. 1801

---

*) poetiſchen Syntheſis 1797. 1801.

**) Statt des Folgenden bis zu dem Abſatze ‘die Abweichungen von der proſ.’ hat 1797: Wenige Beiſpiele werden hinreichen um zu zeigen, welch eine feine Linie hier das Poetiſche vom Proſaiſchen trennt:

Da verſetzte bedeutend die gute verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kamen ihr leichtlich ins Auge.

Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen

Dieſe ſchlichten Zeilen ſind dennoch durchaus poetiſch gebildet, wie man ſich überzeugen kann, wenn man ſie durch eine wenig veränderte *Stellung und Verknüpfung* auflöſt: ‘Da verſetzte die gute verſtändige Mutter bedeutend, indem ſie ſtille Thränen vergoß, die ihr leicht ins Auge kamen’. Nun erſt wäre es wirkliche Proſa; doch müßten noch die Beiwörter der Mutter weggelaßen werden, die in einer proſaiſchen Erzählung, ſobald man einmal mit ihrem Charakter bekannt wäre, nicht vorkommen dürften.

— — Der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin; man konnte wenig erkennen.

Man hänge nur den letzten Satz durch eine Conjunction mit dem vorhergehenden zuſammen, ‘ſo daß man wenig erkennen konnte’. Welch ein Unterſchied! Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufigere Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen:

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beßere Wohnung verkündend.

Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck:

Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher: — —
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

manchmal die Weglaßung:

Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich:

manchmal die Wiederholung deſſelben Wortes:

Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?

Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Den Nachdruck vermehrt manchmal die Häufung des Verbindungswörtchens, manchmal deſſen Weglaßung.

Die Abweichungen von der proſaiſchen Wortfolge ſind meiſtens ſo leicht und leiſe, daß ſie einer nicht ſehr wachen Aufmerkſamkeit entſchlüpfen, und doch wirken ſie was ſie ſollen. Auch bei kühneren Verſetzungen *) iſt immer für Vermeidung aller Dunkelheit geſorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptworte mit wiederholtem Artikel **), wird ſich manches deutſche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß ſehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geſchieht, und wodurch ſie allerdings für den epiſchen Gebrauch geſchickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein ſo beſcheidner, ſchmuckloſer, und doch an Farbe und Geſtalt durchhin epiſcher Ausdruck, wie er in Hermann und Dorothea herrſcht, in unſrer Sprache möglich war, beweiſt die hohe Bildung, welche ſie ſchon erreicht hat; denn nur durch dieſe wird ſie

---

oder:

Und ſie reichte das Waßer herum. Es tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.

wo jedoch dieſe Aufzählung mit zur anſchaulichen Ausführlichkeit gehört.

*) 1797.: z. B.

Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war.

**) 1797.: wie in der erſten der angeführten Zeilen.

der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur urſprünglichen Einfalt fähig.

Die ſinnlichen Gegenſtände, entweder die den Menſchen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homers Geſängen einen großen Raum ein, und dieß gehört zu der Wahrheit ſeines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter ſo ſinnlich, ſo ſtark von Körper, und ſo wenig geübt am Geiſte ſind. Indeſſen wird doch das Lebloſe immer nur in Bezug auf die Menſchen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um ſeiner ſelbſt willen ausgemalt. Dieß, was man poetiſches Stillleben nennen könnte, iſt der Fortſchreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das ſentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenſtänden, das *) noch nöthig ſein würde, um die an ſich todte Künſtlichkeit ſolcher Schilderungen mehr zu beſeelen, iſt, als eine **) perſönliche Empfindungsweiſe des Dichters, vom epiſchen Gedicht ausgeſchloßen. In Hermann und Dorothea iſt der Darſtellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beſchränkung der Geſchichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derſelben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anſchaulichkeit Dienliches übergangen, und nach epiſcher Art ſelbſt das Geringſte rühmend erwähnt hat. Bewunderungswürdig iſt es aber, wie er die Menſchen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenſtände auf ſittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beiſpiele hievon auszuwählen, würde uns eben ſo ſchwer fallen, als es dem Leſer leicht ſein muß, ſie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Geſichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geſchildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menſchlichen Anlagen in ihr (man ſehe die Beſchreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird geprieſen; denn die, welche am rüſtigſten in der Natur wirken und ſchaffen, ſehen ſie am wenigſten mit dem Auge des Landſchaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

---

*) doch nöthig 1797.

**) ſubjective 1797. 1801.

Homers Gleichniſſe ſind eigentlich erklärende Epiſoden, die im Ernſte und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergeßen muß, wie er ſie ſelbſt beſchreibt:

Gleichwie ein Mann auf den Sänger ſchaut, der vermöge der Götter
Kundig den Sterblichen ſingt die luſterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren ſie, wenn er nun ſinget.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht ſinnlich faßliche Vorſtellung von der geſchilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rückſicht nahm, iſt das epiſche Gleichniß in einen gelehrten Zierrat ausgeartet, ſo daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menſchliche mit der thieriſchen Welt, die unſrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geiſtigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Hermann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieſes eine iſt ſchön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt*).

---

*) 1797. folgen die ſieben erſten Verſe des 7. Geſanges.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein weſentlicher Theil des Epos, ſondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die beſungene Geſchichte ſich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo ſie erſt durch das Gedicht entſteht, iſt von dem deutſchen Sänger mit Bedacht weggelaßen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapſodien, die er, wie Herodot die Bücher ſeiner Geſchichte, nach den Muſen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberſchriften verſehen hat, eine ſehr gefällige Anrede an dieſe Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem Bisherigen nach ſeiner Eigenthümlichkeit, nach den beſondern Beſtimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakteriſieren geſucht. Als ein Individuum ſeiner Gattung, d. h. als epiſches Gedicht, haben wir es ſchon vorher charakteriſiert. Denn was wir oben als weſentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegene Ruhe und Parteiloſigkeit der Darſtellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptſächlich durch Reden, die mit Ausſchließung dialogiſcher Unruhe und Unordnung der epiſchen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortſchreitenden Rhythmus: dieſe Merkmale laßen ſich eben ſo gut an dem deutſchen Gedicht entwickeln, als an Homers Geſängen. Verfehlten wir alſo den wahren Begriff nicht, ſo wird der Leſer, der dieß Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt iſt, ſie ohne Mühe wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, ſo beugen wir nur noch dem Mißverſtändniſſe vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer ſo tief bewegt, ſelbſt unempfindlich ſein ſollte. Er muß es allerdings auf das Innigſte fühlen; aber er hat die Selbſtbeherrſchung, dem

Gefühl keinen Einfluß auf die Darſtellung zuzugeſtehen. Er wird z. B., wo das Geſetz derſelben es fordert, gleich nach dem erſchütterndſten Augenblicke einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umſtand erwähnen, wie es in Hermann und Dorothea, namentlich im letzten Geſange, mehrmals geſchieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme iſt alſo kein leerer Schein: denn wenn die Darſtellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr *) gefärbt iſt, ſo ſympathiſiert der Leſer nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, ſondern mit dem Dichter.

Die Lehre vom epiſchen Rhythmus verdient eine genauere Auseinanderſetzung. Sie iſt auch deswegen wichtig, weil ſie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der ſich zum epiſchen ungefähr ſo verhielte, wie der oratoriſche Numerus zum Silbenmaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, ſondern nach der Ausführung im Einzelnen, durchhin poetiſch zu machen, obgleich die Schreibart rein proſaiſch bleiben muß; und im Wilhelm Meiſter ſcheint dieß wirklich ausgeführt zu ſein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Göthes dichteriſche Laufbahn **), ſo fruchtbar an belehrenden Zuſammenſtellungen, ſelbſt an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unſrer Bildung nnd das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Geſetzmäßigkeit ſchöner Geiſteswerke, von der Erſcheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menſchheit in ihnen fort zugehn, eine ſolche Ueberſicht auch ſein würde: und faßen nur unſre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Reſultate zuſammen. Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menſchlichen Natur iſt ohne einſeitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit beſonnener Selbſtbeherrſchung erſcheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Parteilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern*) in wohlthätige Wirkſamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

---

*) tingirt 1797. 1801.

*) (die mit dieſem neueſten Werke noch lange nicht geſchloßen ſeyn möge) 1797.

---

1) Weiberlaunen und Männerſchwäche. Ein Originalluſtſpiel von F. W. Ziegler. Leipzig. 1797.

2) Die Freunde. Ein Originalſchauſpiel von F. W. Ziegler. Leipzig. 1797.

Das erſte Stück gehört zu denen, die von ihren Verfaßern mehr dem Publikum als ſich ſelbſt zu Liebe geſchrieben werden, da dieſes leicht mehr Vergnügen dabei hat, als ſie Ruhm davon einernten. Es iſt nicht nur Wiener Koſtum darin beobachtet, ſondern es trägt auch ganz die Lokalfarbe. Wir zweifeln nicht, daß es ſich recht gut vorſtellt, und beſonders einige Scenen, wie z. B. die beiden Bedienten, die einander betrunken machen, um ſich auszuforſchen, die Verhaftung des einen von ihnen, die Ungeduld des Barons, mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden. Die Launen und Schwächen haben außerdem nichts ſehr Ausgezeichnetes an ſich, die Sitten wenig Feinheit, an Charaktere iſt gar nicht zu denken, und die Intrigue iſt ſo loſe verknüpft, daß ſie allenthalben enden, und ihr zu Gefallen das Luſtſpiel auch etwa nur einen Akt haben könnte. Aber eben dieſe Leichtigkeit der Behandlung dient dem Ganzen zur Empfehlung, da ſie ſich glücklicher Weiſe auch auf den Dialog erſtreckt. Hier und da ſind die Einfälle freilich etwas gezwungen herbeigeholt, wie mehrmals bei Gelegenheit des Lektüre liebenden Bedienten und ſeiner Schönen, der Hausmagd, die ſich Kants Kritik der reinen Vernunft mittheilen, und: ‘der Bunkel liegt im Brodſchrank, den kann Er ſich holen’; oder auch ziemlich barbariſch, wie ‘Erſt eßen, dann lieben — Ugolino im Hungerthurm wär’ ein Stück Rindfleiſch gewiß lieber geweſen, wie eine Venus’.

---

*) zu wohlthätiger Wirkſamkeit erweckende Rührung. 1797. 1801.

Das zweite Stück hat mehr von der früheren Art des Verfaßers, und macht alſo höhere Anſprüche. Er bemühte ſich damals, das Ritterliche einigermaßen mit der reineren Sittlichkeit zu verſchmelzen. Man kann nicht ſagen, daß es ihm damit gelang, denn jenes gewann oft ein äußerſt zufälliges Anſehn dabei, wie es hier wiederum der Fall iſt. Es iſt ganz und gar kein Grund vorhanden, warum das Stück im dreißigjährigen Kriege ſpielt, und die Helden ſchwediſche Namen haben müßen. Da ſei Dekoration und Kleidung noch ſo ſorgfältig angegeben, es wird dem weſentlichen Koſtum nicht aufgeholfen. Die Charaktere der beiden Freunde werden nicht männlicher dadurch. Einer von ihnen wird für todt gehalten; der andere vermählt ſich mit der Geliebten des erſten, ohne ſie als ſolche zu kennen. Der verloren Geglaubte kommt nach Jahren, in Begleitung ſeines Vaters, die Jugendgeſpielin aufzuſuchen. Er erfährt nicht gleich, daß ſie ſchon verheiratet iſt. Marianne zieht ihren Gatten vor, und giebt ſelbſt den Grund davon an, daß ſein Freund eine unmännliche Weichheit an ſich gehabt: allein der Gatte zeigt ſich ſo feige, daß man vermuthen muß, ſie irre ſich in der Perſon. Er hat nicht das Herz, die Sache aufzuklären, noch dem Ungeſtüm des alten Generals, der feuriger, als der Sohn, auf die Vermählung dringt, zu begegnen; der unmäßige Jammer macht ihn für ſeine Frau fühllos und lähmt ihn gegen ſeinen Freund: kurz, er ſpielt eine ſchlechte Rolle. Die beſte iſt unſtreitig Mariannens Mutter zugetheilt, die mit würdiger Feſtigkeit Alles ins Gleis zu bringen ſucht. Nur iſt es übertrieben, daß ſie ihrer Tochter, welche bisher über die faſt nur kindiſche frühere Verbindung geſchwiegen hatte, ſo pathetiſche Vorwürfe macht, und inkonſequent, daß ſie dieſelbe ſo zur Unzeit erſchüttert. Auch kommt ſelbſt bei ihr häufig das moderne Weſen an den Tag: ſie ſchilt die Freunde kultiviert, gerade ſo, als wenn ſie mit der Kultur des jetzwartſchen Jahrzehends bekannt wäre. Die Reden des Zurückkehrenden ſchreiben ſich aber auch völlig daher. ‘O Gott! tödte mich nicht in dieſem Augenblicke — ich wüßte ſonſt den Abſtand zwiſchen dieſer Erde und deinem Himmel nicht!’ — ‘Keuſch und heilig liebte ich dich, wie Verklärte lieben. Meine Sinne ſchweigen auch noch jetzt. Meine Seele verliert ſich in der deinigen, und ein Hauch von dir raubt mir alle Körperkraft.’ Sehr unverſehens löſt ſich übrigens der Knoten: denn ſchwerlich wird es bis dahin jemanden einfallen, daß die Mutter eine zweite Gemahlin des Generals, und alſo Marianne (was der Wink von dem Schweigen der Sinne, womit der Liebhaber ein wenig mit der Thüre ins Haus fällt, allerdings vorbereiten ſoll) die Schweſter ihres erſten Freundes iſt.

Wellners und einiger ſeiner Getreuen Leben, Meinungen und Thaten. 2 Theile. Spandau.

Wie mißlich es mit der Ironie überhaupt iſt, wie ſchwer ſie ſich im Tone erhält, und wie leicht zu gründlich ausdehnt, davon iſt obige Geſchichte, zum Theil von dem Theophile Speckius, Schulmeiſter in Zwätzen verfaßt, ein übrigens ganz rühmlicher Beweis. Sie fängt ganz ſchlicht an, uns von einem Knaben zu erzählen, der durch die Umſtände ſeiner früheſten Kindheit und ſeinen nachvorigen Stand als Gänſehirt zum Viſionär gebildet wurde; ſeine Anlagen, ſeine Fortſchritte, der Nebel eines Gemüths, das ſich nur halb noch ſelbſt betrügt, und ſchon dem Reize nachgebt, auch Andre zu betrügen, das Aeußere des jungen Menſchen, und wie er im Reiche der Finſterniß zuerſt als Nachtwächter Poſto faßt: alles dieß wird recht gut von dem Theophile vorgeſtellt. Aber nun verliert er ſich in eine Schilderung von dem Zuſtande des Reichs Caramanien und der Verfaßung des – Tempelherrenordens, wobei ihn der trockne Ernſt ein wenig zu ſehr übernimmt, nämlich wenn man den Gegenſtand als Fiktion betrachtet: und wem könnte es einfallen, hier Geſchichte zu ſuchen? wer würde ſie rein und unvermiſcht hier finden? Dann wird unſer Robert (der im Buche niemals Wellner heißt, ſo daß man nicht weiß, wen der Titel eigentlich bezeichnen ſoll) ſeiner ihm von dem großen Orden zugetheilten Beſtimmung näher geführt, und die Vignette des Titelblattes, eine Katze, welche mit einer Krone ſpielt, fängt an eine verſtändliche Beziehung zu haben. Er ſoll einen großen Monarchen in der Geiſterſeherei beſtärken, welchen der Orden zu ſeinen Zwecken mit einem Aufwande von Machinerien erzogen hat, deren es in der Wirklichkeit, um ein ähnliches Ziel zu erreichen, wahrſcheinlich nicht bedurft hätte. Weil hier entweder manche Scenen aus der großen Welt, oder romanhafte und magiſche Intermezzos vorkommen, ſo wird dem Theophile die Feder abgenommen, und einem Andern (zuletzt dem Robert ſelbſt) übertragen, der ſie glänzend zu führen verſteht, wodurch freilich das Ende des Buchs wieder ein andres Anſehn gewinnt wie der Anfang. Bemerkungswerth iſt es, daß, ungeachtet nur ein großer Eifer für die Sache ein Werk dieſer Gattung unternehmen kann, mit welcher Einbildungskraft und Kunſttrieb gar nichts zu ſchaffen haben, jener den Verfaßer nicht zu grellen Schilderungen verleitet, ſondern Wellner und ſeine Getreuen vielmehr immer, ihre verfinſternden Abſichten abgerechnet, in einem gewiſſen glänzenden Lichte gehalten werden. Die Geſchichte ſchließt mit einer gänzlichen Ebnung und tiefen Ruhe des caramaniſchen Reichs, in welchem man das Denken lange genug getrieben hatte, aber ſchon eine Weile vorher in ziemlich trockne Formeln darin ausgeartet war, und nun gar keine Luſt mehr dazu bezeugt.

Julie. Von Rhynvis Feith. Nebſt einigen andern Aufſätzen des nämlichen Verfaßers. Mannh. 1797.

Das Original iſt holländiſch, vorliegende Ueberſetzung aber nach der franzöſiſchen Ueberſetzung desſelben verfertigt, die ſchon eine zweite Auflage erlebt haben ſoll. Die zehnte würde uns indeſſen nicht überzeugen können, daß dieſe Aufſätze irgend ein Verdienſt haben, wenn man nicht die fromme Abſicht des Vf. dafür gelten laßen will. Sollte dieſe ſchwülſtige Empfindſamkeit die Herzen der Holländer wirklich gerührt, und irgend ein Zufall ſie in Frankreich empfehlen haben? Unter uns wird ſie wahrſcheinlich für ungenießbar gehalten werden. Zum bloßen Zeitvertreib iſt ſie zu langweilig, zur Gemüthserbauung gar zu leer und kalt. Man kann ſich in der That nichts Zweckloſeres und Unbeſtimmteres denken, wie dieſe Bogen, und der deutſche Ueberſetzer iſt ſehr gut geſinnt, daß er ſo ſorgfältig einzelne Flecken derſelben rügt, da ein einziger Strich durch das Ganze hinreichen würde. Mag doch der Holländer einen Menſchen, oder was es iſt, einführen, den er Werther nennt, und ihn im lapidariſchen Stil oder in Jamben ſeine Seufzer in einen Felſen eingraben laßen, und die poetiſche Gerechtigkeit träumend oder wachend verwalten: niemand wird ihn um einer ſolchen Kleinigkeit willen zur Rechenſchaft ziehen. Die Aufſätze heißen ‘Julie, Themiere, der Einſiedler’ und ‘Alpin’. Der letzte iſt, um das Maß voll zu machen, eine oſſianiſche Dichtung. Wo es nur irgend ſein kann, da hängt ſich die Geiſtloſigkeit an die poetiſche Proſa, welches auch der in den erſten Briefen und Erzählungen herrſchende Ton iſt.

Verſuch zur Bildung des Geſchmacks in Werken der bildenden Künſte. Von J. G. Grohmann. 1. Abthl. Leipz. 1795.

Theils ſchlechte Ueberſetzung eines mittelmäßigen Buchs, theils zweckloſe und ohne Einſicht gemachte Kompilation aus beßeren Schriftſtellern. Dem angeblichen Verfaßer gehört faſt nichts davon eigen zu, als die ſeltne Dreiſtigkeit, etwas ſo Zuſammengeſtoppeltes durch den Titel für ſeine Arbeit zu erklären. Das franzöſiſche Werk, welches hier zum Theil überſetzt geliefert wird, iſt Maniere de bien juger des ouvrages de peinture, par l'Abbé Laugier. Paris 1771.

Rec. hat das Original nicht geleſen; aber die Verdeutſchung (die ſo galliciſtiſch gerathen iſt, daß wir bei vielen Stellen unternehmen würden, die franzöſiſchen Ausdrücke und Wendungen wörtlich zu treffen) ſetzt hinreichend in Stand zu dem Urtheile, daß es oberflächliches Kennergeſchwätz nach dem gewöhnlichen franzöſiſchen Zuſchnitte iſt. Wir wollen dem Ueberſetzer weder Ausdrücke wie ‘Arrangement der Geſichtszüge, prädominiren, Prävention’, ‘Durchdringung’ für pénétration; noch Sprachfehler wie ‘jene ſtolze Reiche’ für riches, nicht royaumes, ſtatt ‘jene ſtolzen Reichen’; noch Verſehen bei den bekannteſten Namen, ‘Vaſuri’ und ‘Celibian’ ſtatt ‘Vaſari, Felibien’, vorrücken, ob die letzten gleich nicht unter den Druckfehlern berichtigt ſind. Seinen gleich großen Mangel an Sach- und Sprach-Kenntniſſen hat er durch untrüglichere Kennzeichen verrathen. Was ſollen in dem Satze ‘So weit wird der Künſtler durch Regeln geleitet; aber ſoll er „in einer unendlichen Unterabtheilung“ eine beſtimmte Halbtinte zwiſchen Hell und Dunkel wählen’ u. ſ. w. die ausgezeichneten Worte bedeuten? Es müßte dem Zuſammenhange nach heißen: ‘unter unendlichen Abſtufungen’ – Der Ueberſetzer giebt ‘Andrea del Sarte’, hat alſo nicht gewußt, daß dieß nur die franzöſiſche Umendung des Namens iſt, und daß der Künſtler del Sarto heißt. Eine Schilderung des Frühlings für den Landſchaftsmaler wird ſo entworfen: ‘Ein Himmel, deſſen lebhaftes Blau gegen das weißlichte Grau einzelner dicker Wolken abſticht, Wieſen mit der Friſchheit eines jungen werdenden Grüns — Büſche die erſt beginnen ſich in Grün zu kleiden, große Bäume, die vermittelſt ihres Zauderns, ſich zu belauben, noch Spuren des entfliehenden Winters zeigen u. ſ. w.; das Feld mit Arbeitern bedeckt, um der nahen Ernte die letzten Vorbereitungen zu geben’. Die Ernte gleich nach dem entfliehenden Winter! In der That, Hr. G. muß eine ſeltſame Chronologie im Kopfe haben, oder in einem ganz eignen Klima leben. Im Franzöſiſchen ſtand vermuthlich la moisson prochaine, die nächſtkommende, künftige Aernte. — So viel mag zum Beweiſe hinreichen, daß die Ausführung der Arbeit wo möglich noch weniger taugt, als die Wahl des überſetzten Buchs. Man erkennt auch noch in dieſer Entſtellung, daß Laugiers Schreibart nicht ſchlecht ſein mag, wenn gleich ſeine Lehren wenig bedeuten. Ueberhaupt kann man einmal einem mittelmäßigen Schriftſteller nicht entgehen, ſo wird man ſich noch eher den franzöſiſchen gefallen laßen als den deutſchen: jener wendet doch noch mehr Fleiß auf ſeine äußre Erſcheinung. Hätte uns Hr. G. denn nur das Buch von Laugier förmlich überſetzt und unverſtümmelt geliefert, ſo könnte doch jemand in Ermangelung des Originals (wie man manchmal wohl ein ſchlechtes Buch nachſchlagen muß) ſeine Arbeit gebrauchen. Allein er erklärt in der Vorrede, 'er habe ſich nicht ſelten erlaubt, von den Worten und Grundſätzen Laugiers abzugehen; indeſſen habe ihm Laugiers Einleitung, ſein ganzer erſter Theil, und die zwei erſten Kapitel des zweiten Theiles ſo beſchaffen zu ſein geſchienen, daß er kein Bedenken getragen, ſie in ſeinen Plan aufzunehmen'. In Hrn. Gs. Buche ſcheint aber nur das, was er Einleitung nennt, bis S. 115. ganz von dem Franzoſen herzurühren; in dem erſten Theile, der das Uebrige des Bandes einnimmt, geht der Ueberſetzer in den Ausſchreiber über, und Hagedorn, Mengs, Ramdohr u. ſ. w. ſprechen einer um den andern. Es würde nicht die Mühe belohnen, zu unterſuchen, ob denn Hr. G. hier irgend etwas von dem Seinigen eingemiſcht hat (etwa die vermeinte Widerlegung einer eingerückten, und nicht recht verſtandnen Stelle über das Koſtum, aus einer frühern Schrift von Goethe), oder ob ſeine zuverſichtliche Aeußerung in der Vorrede: 'mit dieſem Abſchnitt gehe ſeine eigne Arbeit an, und von hier an ſei er für die vorgetragenen Sätze verantwortlich', ſich auf gar nichts gründet, und Alles vom Anfange bis zu Ende in Häkchen eingeſchloßen ſein ſollte. Auf jeden Fall ſind ſeine Zuſätze äußerſt unbedeutend. Die Kompilation iſt ſo verkehrt eingerichtet, daß das Buch gar nicht mit ſich ſelbſt einig iſt; daß z. B. in der Einleitung nach Laugier mit der Strenge auf gelehrte Beobachtung des Koſtums gedrungen wird, welche franzöſiſchen Kennerlingen, die aus konventionellen Regeln über die bildende Kunſt ſchwatzen, ohne von ihrem Weſen einen Begriff zu haben, eigen iſt; S. 182. u. f. hingegen veranlaßen verſtändigere Schriftſteller Hn. G., dieß wieder zurück zu nehmen. Den Beſchluß machen vier Beſchreibungen berühmter Gemälde: Raphaels Schule von Athen, von de Piles; Corregios Nacht, von Mengs; Pouſſins Waßer in der Wüſte, aus dem Köremon von Scheib; und Mengs Himmelfahrt Chriſti von Caſanova. — Und ſo macht man Bücher!

Adelheid Sander. Eine neuere wirkliche Geſchichte. 2 Thle. Leipzig 1797.

Unter dieſem Titel ſollte man ein deutſches Original vermuthen, auch iſt nirgends der kleinſte Wink gegeben, daß hier eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen aufgetiſcht wird: aber die innere Beſchaffenheit des Werks, der ganze Zuſchnitt, manche kleinen Sittenzüge und das Grelle der ſogenannten Charakterzeichnung würden dieß ſchon für ſich höchſt wahrſcheinlich machen, wenn der Ueberſetzer auch ſprachkundiger geweſen wäre, und ſeine Geſchicklichkeit ſich nicht bloß darauf beſchränkt hätte, andre Namen der Perſonen und Schauplätze unterzuſchieben. Es iſt ſehr luſtig, unter andern auf die Frage zu ſtoßen: 'ſchön oder bräunlich?' für fair or brown? wo der Ueberſetzer alſo nicht einmal gewußt hat, daß unter verſchiednen Bedeutungen fair auch 'blond' heißt, was er doch hier durch den Gegenſatz errathen konnte; oder die gewöhnliche engliſche Addreſſe an Geiſtliche: to the reverend Dr. L. getreulich durch: 'an den würdigen L.' gegeben zu ſehen. Aber ſo muß ſich ein unerlaubtes Verfahren immer von ſelbſt verrathen! Einer Menge andrer Anglicismen nicht zu gedenken, iſt die Verdeutſchung auch ſonſt ſehr kläglich beſchaffen, was durch den ungemeinen Schwulſt des Buchs und die moraliſchen Abſchweifungen noch auffallender wird: denn das Koſtbare und Steife nimmt ſich in einer ſchlechten Uebertragung vollends unleidlich aus. Wir leſen: 'die ungeheure Mannichfaltigkeit von Schönheiten'; 'eine höchſt furchtbare Schönheit'; bei Gelegenheiten, wo es kein Spott, ſondern der bitterſte Ernſt damit iſt. Dann: 'Baron Weilers Geſundheit wurde für bedenklich gehalten'; 'die Luft Italiens wurde von ſeinen Aerzten empfohlen, und ſeine Gemahlin wurde für das einzige Mittel zu ſeiner Wiederherſtellung gehalten'. Der letzte ſonderbare Umſtand kann durch nichts erklärt werden, als daß es vermuthlich urſpünglich ſo heißt: 'Die Luft Italiens wurde von ſeinen Aerzten empfohlen, und von ſeiner Gemahlin für das einzige Mittel gehalten' u. ſ. w. Der Werth des Romans ſelbſt, oder vielmehr das einzige Wohlgefallen, welches man daran haben kann, beruht auf der intereſſanten Figur der Heldin, die man aber immer nur als Erſcheinung im Hintergrunde erblickt. Das Uebrige iſt unnatürlich und verworren, das Komiſche darin ſehr grob, und die Entwicklung raßelt wie ein Poſtwagen, mit dem die Pferde flüchtig geworden ſind.

Guſtav oder die Widerſprüche des menſchlichen Herzens. Ein Charaktergemälde. Leipz. 1797.

Der Vf. hat Sorge getragen, uns auf alle Art von dem 'Zweck und Ziel' ſeines Werkchens zu unterrichten, und er hat wohl daran gethan, denn es redet für ſich ſelbſt nicht vernehmlich genug. Dem Fehler des Auffallenden iſt er glücklich aus dem Wege gegangen, wiewohl das, nach der Vorrede zu urtheilen, ſeine eigne Meinung nicht zu ſein ſcheint. 'Mancher Umriß', ſagt er, 'mag zu ſcharf, manche Perſpektive verſchoben, manche Farbe zu grell, zu blühend aufgetragen, aber um deſto hervorſpringender, um deſto ausdrucksvoller kann das Ganze dadurch werden'. Wir wollen nicht weiter mit ihm darüber rechten, daß er ſein 'Gemälde' durch Gründe empfiehlt, die jeder Fratze zu gut kommen, da es die Eigenſchaft des 'Hervorſpringenden' und 'Eindrucksvollen' mit dergleichen gar nicht gemein hat. Schiefe Anſichten haben wir ihm freilich hier und da vorzuwerfen, allein ſeine Gegenſtände ſind trivial, oft platt genug ausgewählt und eben ſo flach behandelt. Der Held' hat übrigens wohl wenig Theil an der Ueberſchrift 'Charaktergemälde'; er iſt ein ganz rechtlicher, aber ſehr gewöhnlicher Menſch, in dem es wenig Widerſprüche aufzulöſen giebt, und der von Weiß zu Schwarz (S. das Motto auf dem Titelblatte) nur darin übergeht, daß er ſich anfangs ein Gewißen daraus macht, eine verheiratete Herzogin zu lieben, und es nachher doch gut. Den gröſten Fleiß hat der Vf. auf die Zeichnung weiblicher Figuren gewandt, die ihm im Einzelnen weniger mißrathen ſind, weil er ſie ziemlich aus der Menge aufgegriffen hat, als ſein Begriff von dem Geſchlechte überhaupt ein verunglückter ſein mag. Er hat ihn allen ſeinen Männern mitgetheilt; ſogar einer unter dieſen, der eine recht gute Frau beſitzt, iſt ſo undankbar, ihm darin beizufallen. Wie dieſer Begriff ungefähr beſchaffen iſt, läßt ſich aus folgender Note erſehen: 'Der Mann muß nie ſeinen Werth verkennen, um einem Geſchöpfe, das dem männlichen Geſchlechte Glück, Ehre, Reichthum, Alles ſchuldig iſt, und ſich zum Danke damit bläht, zu fetiren'. Sollte ein Schriftſteller, der bei Gelegenheit einer Närrin alle Frauen für Geſchöpfe erklärt, die für ſich ſelbſt nichts ſind, wohl ernſtlich im Stande ſein, ſeinem Plane gemäß, 'die Grenzen von dem Schein und Sein der Menſchheit zu zeichnen?'

Adolf und Aline, oder Jugendjahre zweier Liebenden. Von Karl Albrecht. Warſchau 1797.

Eine lang geſponnene, verdünnte Bearbeitung des aus den kleinen Romanen von Friedrich Schulz und andern Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen bekannten Antönchen und Trudchen, gegen das Ende mit allerlei Zuſätzen beſchenkt, die ſo tief unter aller Kritik ſind, daß ſie es zweifelhaft machen, ob bei dieſem Schriftſteller mehr Stirn dazu gehört hat, fremdes Gut zu plündern oder eignes Machwerk aufzutiſchen.

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1798.

The dramatic Works of Shakspeare, in eight volumes; the last containing select explanatory notes. Published by Charles Wagner. Vol. I. Braunschw. 1797.

Der ſchon oft gemachte Entwurf, Shakſpeares Werke in Deutſchland engliſch zu drucken, wird hier, ſo viel wir wißen, zum erſtenmal ausgeführt. Da der große Dichter immer mehr Freunde und Bewunderer unter uns findet, ſo iſt es ein ſehr nützliches Unternehmen. Die guten engliſchen Ausgaben ſind theuer, und ob es gleich wohlfeilere Abdrücke des Textes und kompendiöſe Ausgaben giebt (unter andern eine in einem einzigen großen und ſtarken Oktavbande und eine andere in zwei Oktavbänden von Aiscough), ſo hat man doch in Deutſchland nicht überall Gelegenheit ſich dieſelben zu verſchreiben. Wir freuen uns, daß die Beſorgung des Drucks einem ſo ſprachkundigen Gelehrten anvertraut worden iſt, wie Hr. Wagner ſich ſchon durch andre Arbeiten gezeigt hat. Er ſcheint auf die ſo nöthige, und doch bei Büchern, die da, wo ſie gedruckt werden, nicht einheimiſch ſind, ſo ſeltne Korrektheit, große Sorgfalt gewandt zu haben. Wir konnten bei der Vergleichung nur wenige Druckfehler entdecken.... Der Herausgeber hat ſich an eine Londner Ausgabe nach Malone von 1786. gehalten, und nur eine oder die andre Leſeart Leſeart aus der Ausgabe von Johnſon und Steevens aufgenommen. Rec. würde rathen, künftig lieber der neueſten maloneſchen Ausgabe von 1790. treu zu bleiben, in welcher der Text unſtreitig die größte kritiſche Authenticität hat. Wenn im letzten Bande ein ſhakſpeariſches Gloſſarium nach den beſten engliſchen Kommentatoren kurz ausgearbeitet würde, ſo könnten dadurch viele Erläuterungen bei einzelnen Stellen entbehrlich gemacht werden: aber freilich hat ſolch eine Arbeit ihre großen Schwierigkeiten. — Da dieſe Ausgabe Shakſpeares ſich auch durch Druck und Papier empfiehlt, ſo wird ſie hoffentlich von Seiten des Publikums alle Unterſtützung finden, und ſchnell fortgeſetzt werden.

Empfindſame Reiſe von Oldenburg nach Bremen.
Fallenburg 1796.

Der Reiſende hat ſelbſt in einem Anfalle von luſtiger Laune verſchiedene Geſichtspunkte angegeben, aus welchen man dieſe Bogen betrachten kann; er wird es alſo dem Leſer nicht übel nehmen, wenn er bei einem derſelben ſtehen bleibt, und ſo können wir für unſer Theil nicht leugnen, daß uns ſeine Aeußerung, ‘er wiße nicht, worüber und was er ſchreiben wolle; allein er müße freilich das Handwerk ſchlecht verſtehn, wenn er nicht einige Bogen füllen könnte, ohne eigentlich etwas geſagt zu haben’, am ſtärkſten eingeleuchtet hat. Genug, daß auf der Welt nichts weiter gegen die unſchädlichen Bemerkungen, Satiren und Anekdoten, welche ſie enthalten, einzuwenden, und die Geſchichte, womit ſie ſchließen, ſogar recht artig erzählt iſt.

Nonne und Aebtiſſinn im Wochenbette, oder die Frucht der Schwärmerey, eine Geſchichte einzig in ihrer Art. Vom Mann im grauen Rocke. Meißen 1797.

Wer ſich von dieſer Geſchichte nach dem Titel nicht die erbaulichſten Begriffe machen ſollte, dem können wir verſichern, daß er in jedem Sinne vollkommen Recht hat. Die Langeweile, welche man bei dem geſchraubten anmaßlichen Vortrage des Vfs. empfindet, überſteigt das Skandal bei weitem, und hält gleiches Maß mit dem Widerwillen, den ſeine pöbelhaften Scenen andrer Art und die ſchmutzigen Charakterzeichnungen jedem halbweg geſitteten Menſchen einflößen müßen. Bei dem Allen thut er ſich nicht bloß auf die

Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, ſondern auch auf ſeine Moralität etwas zu Gute. Die vier erſten Bogen ſind mit einem naiv-empfindſamen Gemälde der Stimmung eines jungen Mädchens angefüllt, die von einem Traume erwacht, worin ihr der Pater Bernhardo, den ſie kürzlich in einem benachbarten Kloſter geſehn hat, erſchienen war. Es iſt durchgehends in folgendem ermüdenden Tone des Selbſtgeſprächs in der dritten Perſon abgefaßt: ‘Vielleicht ſind ihm ſeine Heiligen und ſeine Meſſen Alles, und er hat wohl gar keinen Sinn mehr für Weltfreude. Ja dann bedauert ſie ihn wirklich, dann iſt ſein Geſchmack völlig verdorben, und da iſt er auch gewiß manches Guten gar nicht mehr fähig; das hängt ja Alles zuſammen wie eine Kette,’ (ja wohl!) ‘das eine kann ohne das andre nicht ſein. Das ſieht ſich denn doch auch ſonnenklar ein, daß er denn überhaupt gar keinen Geſchmack hat: denn wie könnte er ſonſt ſo ein einförmiges ſeelenloſes Leben lieben’ u. ſ. w. ‘Nein, da paßt er wirklich nicht zu ihr, ſie liebt wohl mit unter die Einſamkeit, aber ſie muß auch damit abwechſeln können’ u. ſ. w. ‘O es iſt erſchrecklich, daß er den Stand gewählt hat; wenn ſie nur die Veranlaßung begreifen könnte: wie konnt’ er denn je ſo unſinnig ſein, ſolch ein eingeſperrtes Kloſterleben zu führen’ u. ſ. w. ‘Er iſt ja nicht immer eingeſperrt; ſie iſt ihm ja ſelbſt auf freiem Felde begegnet’ u. ſ. w. Nachdem dieſe Expoſition auf die Seite geſchafft iſt, geht es an die Geſchichte, wo wir gleich die allerabſcheulichſte Mutter auftreten ſehen, ungeachtet einige Aeußerungen im vorerwähnten Monolog, wo die Tochter von der glücklichen Ehe ihrer Aeltern ſpricht, etwas anders erwarten ließen. Es heißt von ihr: ‘erbärmliches elendes Weib! rufen hier gewiß mehrere, und wünſchen daß ein Paar Ruthenſtreiche, von dem Herrn Fähndrich abgeprallt, die Blöße der Madame getroffen hätten’. Daß der Vf. ſolche Wünſche bei den Leſern vorausſetzt, zeigt genugſam, wie ſehr er überhaupt darauf rechnen darf, ähnliche zu erregen. Die ‘unſchuldige’ Franziſka flüchtet vor den Zudringlichkeiten der ſchlechten Perſonen, womit ſie zu thun hat, ins Kloſter; zugleich von der heißeſten Begierde nach dem Pater Bernhardo getrieben, mit dem ſie endlich auch zuſammentrifft, und einen höchſt weltlichen geiſtlichen Vater in ihm findet. Ihre Unſchuld, giebt der Vf. vor, hält ſich noch eine Weile gegen ſeine niederträchtige Sinnlichkeit, bis denn der Ausgang das Wochenbett iſt. Wir halten uns aber gern nicht bei den nähern Umſtänden davon auf, und geben nur noch eine Probe von der lebhaften Manier des Vfs.: Franziſka iſt halb im Schlaf aus ihrem Zellenfenſter geſtürzt, und in einem Baum hängen geblieben, 'er (Bernhardo) muß hinaufklettern; er verſucht, es gelingt; noch nie hatte er ſich darin etwas verſucht; ſeine Hände griffen ſich blutig in die Baumrinde ein, dann faßt er einen Zweig — der bricht mit lautem Krachen; er iſt in Gefahr, daß der Schreck ihn hinunter ſtürzt; aber nun muß er alles wagen, und wenn das ganze Kloſter erwacht, er rettet Franziſka, ſchwingt ſich itzt auf einen andern Zweig, von da wieder auf einen andern immer höher und höher — ha, nun iſt er Franziſka ganz nahe ſchon, ſteigt noch auf einen — dieſer bricht, er ſtürzt, Franziſka kann nicht mehr laut ſchreien — bleibt aber ein zehn Fuß tiefer eben ſo wie Franziſka zwiſchen den Zweigen hängen, arbeitet ſich, ohne ſich zu erholen, an einer andern Seite an ſtarkern Zweigen wieder hinauf, nun iſt er ſchon ſo hoch als Franziſka; aber noch dicht am Stamme, und Franziſka hängt zwiſchen weit vom Stamm hinausgewachſenen Zweigen u. ſ. w. und ſchon ſchwingt er ſich ſchrittlings auf den einen — ach Gott! Hülfe! Hülfe!' u. ſ. w. So geht es noch ein Paar Seiten hindurch fort; aber des Abſchreibens müde, verlaßen wir hier den Pater ſammt ſeiner Geſchichte, verdienter Maßen zwiſchen Himmel und Erde hängend. Möge er ein Warnungszeichen vor der Leſung und Schreibung ſolcher Jämmerlichkeiten ſein!

Die beiden Antone oder der Name thut Nichts zur Sache.
Eine komiſche Oper in 2 Akten. Lpz. 1797.

Eine Oper, worin es des proſaiſchen Dialogs ein wenig zu viel giebt, als daß Muſik und Geſang ihre fade Zuſammenſetzung überſehen laßen könnten. Die liebeſchmachtende Gräfin nimmt ſich beſonders etwas albern aus; ungefähr wie folgende Arie, die ſie ſingt:

Auch im Schlaf erblick' ich dich,
Trauter Jüngling, ſtets vor mir;
Anton, ganz umſchwebſt du mich,
Meine Seele ſpricht mit dir! —

Wie verhaßt iſt dieſer Stand,
Der dich mir auf ewig raubt,
Und die hochgeborne Hand
Dir zu geben nicht erlaubt.

Es iſt zu vermuthen, daß die erſte ſchikanederſche Arbeit in ihrer Unſchuld immer noch beßer dazu dienen möchte, einen luſtigen Eindruck hervorzubringen, als obige angeblich veredelte Bearbeitung.

Alir Gräfinn von Toulouſe. Ein Trauerſpiel.... nebſt einer Vorrede über unſere Ritterromane. Meißen 1797.

Die Vorrede betrifft mehr noch unſere ſogenannten hiſtoriſchen, als unſere Ritter-Romane; was über die letzten hier geſagt, ſehr gut geſagt wird und nicht oft genug wiederholt werden kann, zeugt indeſſen mehr von dem gereinigten Geſchmack des Vfs., als ſeine Bemerkungen über die erſten beſtimmte und feſte Begriffe verrathen. ‘Hiſtoriſche Wahrheit, unverfälſchte, wahre, richtige Darſtellung der Thatſache’, läßt ſich von dem ‘geſchichtlichen Romanſchreiber’, ſelbſt nach dem hier entworfenen Ideal, nicht erwarten. Einige hauptſächliche Thatſachen unverändert zu laßen, reicht zur hiſtoriſchen Wahrheit noch nicht hin; ſoll er aber ‘bekleiden, herausheben, Farben vertheilen’ dürfen, ‘Leidenſchaften reden laßen, und mit Herz und Phantaſie bei Stellen verweilen, bei denen der Geſchichtſchreiber mit ein Paar ruhigen Federzügen kalt vorübergeht’: ſo leidet das Gemälde ſchon nothwendig eine Verfälſchung, und es iſt zu fürchten, daß eine weit ſchädlichere Anſicht der Geſchichte dadurch befördert werde, als die gänzlich romantiſche iſt, nämlich eine empfindſame. Derjenige Irrthum, welcher der Wahrheit am nächſten zu kommen ſcheint, läßt ſich immer am ſchwerſten ausrotten; wir haben allerdings Werke ſolcher Art, denen man theils dieſen Vorwurf, theils den Vorwurf der Langweiligkeit machen kann. Was der Vf. aber ſonſt von dem ‘poetiſchen Geſchichtſchreiber’ begehrt, das geht den Geſchichtſchreiber, im höchſten Sinne des Wortes, überhaupt an, und würde jede andere Darſtellung der Geſchichte, als die ſtrengſte und lauterſte, ausſchließen, die ebenfalls Poeſie in der Seele ihres Schreibers erfordert, wenn man unter Poeſie nicht bloße Erdichtung verſtehn will. — Der Vf. ſcheint auch in ſeinem Urtheil über einzelne Beiſpiele nicht ganz konſequent zu ſein. Wie könnte er ſonſt im Alf von Dülmen, aus dem er den Stoff zu dem nachſtehenden Trauerſpiel gezogen hat, die noch ſo gut ausgedachte Rechtfertigung des Otto von Wittelsbach wegen der Ermordung Kaiſer Philipps ſo lebhaft billigen, da doch offenbar 'eine Erdichtung in den Triebfedern und Veranlaßungen dieſer oder jener Handlung' dabei ſtattfindet.

Das Trauerſpiel ſelbſt iſt ein nicht minder lobenswürdiger Verſuch gegen die Barbarei unſerer Ritterſtücke anzukämpfen, als die vorhergehende Abhandlung, obgleich unter ähnlichen Einſchränkungen. Denn freilich erinnert es noch zu ſehr an ſeinen Urſprung; es iſt mehr nur dialogiſiert als dramatiſch behandelt; der ganzen Darſtellung fehlt es an Leben und mehr noch an Klarheit, ſowohl was die Perſonen als die Geſchichte betrifft, deren Fäden höchſt verworren durch einander laufen. Sprache und Geſinnungen tragen den eignen Vorſchriften des Vfs. zuwider (wie man denn nicht immer macht was man will) einen ganz und gar modernen und oft trübſinnigen Charakter an ſich. Es iſt nicht möglich, das mindeſte Intereſſe für Alf von Dülmen zu faßen, den eine ſo eingebildete Leidenſchaft umhertreibt, und die Theilnahme an Alir ſchmachtet wie ſie ſelber dahin. Für ſich ſelbſt genommen bleibt alſo noch viel zu wünſchen übrig: allein die Vergleichung mit unzähligen Stücken dieſer Gattung kann dieſem freilich nicht anders als ſehr vortheilhaft ſein.

Das Petſchaft. Eine abentheuerliche Geſchichte. 2 Theile. Frankf. a. M. 1797.

Ob Schreibfehler, wie folgende, von denen das ganze Buch wimmelt: 'Stubenthier' für Stubenthür, ich 'flüchte' ihnen bei, die Männer 'verſchweren' ſich gegen ihn, eine 'weiße' Staatsverfaßung, 'überwünden', 'fennen' ſtatt kennen, ſie 'verbürgt' ihr Geſicht ſtatt verbirgt, ſie 'um zahrt' ſich, u. ſ. w. bloße Druckfehler ſind, läßt ſich nicht mit Sicherheit ſagen, da ſie wenigſtens nicht angemerkt werden, und die innere Beſchaffenheit des Romans keine Entſcheitung darüber an die Hand giebt. So viel iſt gewiß, daß man dergleichen ſchreiben kann, ohne es bei Führung der Feder bis zur Orthographie gebracht zu haben. Der Unwahrſcheinlichkeiten giebt es hier ſo viele wie der Druckfehler, wogegen ſich freilich von wegen der 'Abenteuerlichkeit' der Geſchichte nichts einwenden läßt, als daß dieſe weder romantiſch, noch auf irgend eine Weiſe anziehend dadurch geworden iſt. Ein Unbekannter (Armenier) ſpielt nebſt ſeinem 'Petſchaft' die Hauptrolle darin; zur Abwechſelung iſt es einer von der wohlthätigen Klaſſe dieſer großen Zunft. Außerdem giebt es noch einen leidlich einfältigen Helden, eine Marquiſe, die ihren Liebhaber, einen deutſchen Prinzen, umgebracht hat, und einige Böſewichter, denen man recht ſehr verbunden ſein würde, wenn ſie ihren letzten Streich, womit der zweite Theil ſchließt, ſo ausgeführt hätten, daß von dem Herrn Guſtav und ſeinen Begebenheiten nie wieder die Rede wäre.

Julchen Grünthal. Dritte Ausg. 2 Thle. Berlin 1798.

Schon vor Jahren hatte dieſes treffende Gemälde aus dem wirklichen Leben die allgemeine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen, und wir können annehmen, daß es nicht leicht einem unſrer Leſer, der ſich für die Sittengeſchichte ſeiner Zeit intereſſiert, unbekannt geblieben ſein wird. Die Aechtheit der urſprünglichen Farben würde es ſchon genugſam vor der Gefahr des Verbleichens geſchützt haben; aber freilich hat es durch die neue Bearbeitung des nämlichen eben ſo kräftigen als feinen Pinſels noch ſehr an Friſche und Umfang gewonnen. Die ausgezeichnete Vorzüglichkeit deſſelben beruht beſonders darauf, daß die Abhängigkeit von einem edlen Zwecke der Belehrung und Warnung mit unabhängiger Kunſt vereinbart iſt, und daß die Vielſeitigkeit eines hellen Verſtandes die Einſeitigkeit, welche immer mit einer entſchieden beſtimmten Richtung verbunden ſein muß, ſo überlegen darin gemildert hat. Es gleicht von dieſer Seite dem vor einiger Zeit erſchienenen Werk eines großen Meiſters, der Nonne von Diderot, mit dem es ja auch, was den Gegenſtand betrifft, Aehnlichkeit hat. Wenigſtens läßt ſich wohl behaupten, daß die Penſionen in großen Städten Einzelnen eben ſo verderblich werden können, wie die Klöſter. Die Verfaßerin führt uns aus dem Schooße einer einfachen Exiſtenz, wo man die reinſte mildeſte Luft athmet, zu den bethörenden Kreißen der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und der beſondern Verderbniß, die meiſtens in jenen Anſtalten ſtattfindet, wo Mädchen in Haufen gebildet werden ſollen: Weſen, die es am wenigſten ertragen, fabrikmäßig behandelt zu werden, und denen man Unterricht und Bildung nicht unmittelbar genug aus den Händen der Natur, der augenblicklichen Ereigniße und der innigen Erfahrungen zukommen laßen kann. Selbſt die leiſeren Nachtheile ſolcher Inſtitute überhaupt werden berührt, wie z. B. die Entwöhnung von häuslicher Stille und Einförmigkeit, und dagegen die Gewöhnung an ein unaufhörliches Geräuſch und Thun und Treiben unter einander, die allerdings ſogar bei ganz jungen Geſchöpfen oft bis zur Leidenſchaft ſteigt, und ſie mit dem unnatürlichſten Gefühl von Langerweile bekannt macht. Und wer würde bei der Schilderung der ungeheuern Mißbräuche und Ausartungen, denen ſie vollends in großen Städten unterworfen ſind, gleichgültig bleiben können? Ein ſo individuelles Anſehn der hier aufgeſtellte Fall hat, ſo kann er doch für tauſende gelten. Die betäubende Einflüße der Eitelkeit, des böſen Beiſpiels, der Furcht vor dem Lächerlichen, auf ein junges, nur durch unſchuldige Beſchränktheit gewaffnetes, Gemüth müßen überall die nämlichen ſein, und die Veranlaßungen dazu finden ſich ſicher in jeder öffentlichen Anſtalt, die ſchon dadurch das Schild der Unzuverläßigkeit und des Leichtſinnes aushängt, daß ſie einen ſchlüpfrigen Boden zum Schauplatze wählt, wo Alles zu bloßem Glanz und Schein hinreißt: wo eine ſo wichtige und zarte Angelegenheit, wie weibliche Erziehung, der Gefahr hingegeben wird, als flimmernder Putz behandelt zu werden. Alle dieſe Wahrheiten hat die Vfn. in Handlung und Leben gekleidet, oder vielmehr ſie läßt ſie aus Leben und Handlung hervorgehn. Sie hat ſich keines fremden Hülfsmittels bedient, um ihre Dichtung anziehender zu machen, nicht des Hebels einer Theilnahme erregenden Leidenſchaft, oder ſonſtiger, die Einbildungskraft anlockender, Beiwerke. Das Intereſſe entſpringt allein aus der Hauptſache, und hangt dennoch durch die Gewalt einer beſeelten Darſtellung und einer fortreißenden Schreibart bis an das Ende feſt. In dem hinzukommenen zweiten Theile glauben wir beide noch in einem höhern Grade vortreflich zu finden, ſo wie er ſich überhaupt als noch freiere Dichtung zeigt. Er bewegt ſich in weiterem Umfange und beſänftigt den ſchmerzlichen Eindruck des erſten, ohne in eine weichliche Wiederherſtellung aller geſchehenen Uebel zu verfallen. Julchen rettet zwar aus ihren Verirrungen den Vorzug einer höhern Ausbildung, und ſo vergütet ſich auch oft die menſchliche Natur den zugefügten Schaden: aber ihre Thränen werden nicht rein getrocknet, was ja ſelbſt das freundlichſte Schickſal nicht immer vermag. Es iſt eine liebliche Idee, Julchen ſo wie wir ſie zu Anfang ſahen, als Aerntekönigin im weißen Kleide mit halbgrünen Bändern, geſchmückt mit Blumen, zwiſchen ihren Brüdern gehend und den Kranz tragend, zuletzt wieder erſcheinen zu laßen. Die Bahn, die ſie durchlaufen, ſteht in dieſem Moment noch einmal zuſammengedrängt vor unſern Augen da, und dieſe Ueberſicht erweckt das Gefühl, daß ſich die Wiederkehrende zwar mit Blumen ſchmücken darf, aber daß dieſe doch mehr feſtliche Kränze für ihre Freunde, als für ſie ſelbſt ſind.

Es wurde vorhin erwähnt, daß in dieſem Werke keine ſchmeichelnden Nebenſachen ausgeſtellt ſind, um den Hauptzweck gleichſam zu verzieren. Aber dadurch iſt keinesweges das reizende Detail und eine nicht auf das Bedürfniß beſchränkte Charakteriſtik aller Mithandelnden und der umgebenden Gegenſtände ausgeſchloßen worden. Das erſte iſt vielmehr durchgehends glücklich und bedeutend gehalten, und genau mit der Weiſe und dem Stil der Vfn. verwebt. Wie hätten ſich auch die leiſen Anfänge der Verderbniß, welch das Gemüth zuerſt nur unmerklich von der graden Bahn abziehen und deren Fortſchritte immer reißender werden, ſo wie es ſich dem Mittelpunkte des Strudels naht, anders angeben laßen können? Hier iſt es eben, wo die Vfn. ihr Kunſt bewährt, wo uns manche komiſche und ſatiriſche Züge überraſchen, wo ſich überall die feinſte Wahrnehmung äußert. Hier wird auch das Verdienſt der Schreibart, einer einfachen und ausdrucksvollen Proſa, in der nichts Schmuck und alles fortgehende Malerei iſt, recht ſichtbar. So ſcheint ſie uns beſonders in Minnas Bekenntnißen. Es iſt ſchwer, Stellen zum Beweiſe anzuführen, wo nur das Ganze ein Urtheil vollſtändig beſtätigen kann. Doch heben wir hier, um einigermaßen eine Vorſtellung davon zu geben, gern einige aus. "Das Wohnzimmer der

Dame, in welches man uns eintreten ließ, war kalt und unfreundlich, und noch naß vom Scheuern, weshalb uns auch das Mädchen die Weiſung gab, uns ja auf den von Leinwand gelegten Fußſteigen aufzuhalten. In dieſem unwirthlichen Zimmer ſah man keine Spur einer weiblichen Niederlaßung, außer einem mit Büchern bepackten Sopha, und einem mit Viſitenkarten eingefaßten Spiegel. — Mein Stiefvater ſchien über den ſeltſamen Empfang betroffen zu ſein. In der That machten wir, jeder auf ſeinem Leinwandſtreifen dem andern gegen überſtehend, eine poſſierliche Gruppe; er auf den Fußtritt ſeiner Schweſter lauſchend, ich, in mich gekehrt, meine Colombine im Arm, den Blick vom gegen überhängenden Spiegel abwendend, aus Furcht, die Figur zu erblicken, die im Hauſe ſchon Lachen erregt hatte.' — 'Von dieſer Zeit fieng ich an auf den Ton auszugehn, und alles dafür zu halten, was von dem Gewohnten abſtach. Das Geräuſch der Kokette, womit ſie aller Augen auf ſich zu ziehen ſuchte, die Pedanterie der Anſpruchvollen, die mit ſtudiertem Ausdruck ihre Beleſenheit auskramte; jede Beſonderheit hielt ich für das Rechte. So wurde ich immer ungewiſſer in dem, was ich eigentlich ſein müßte; und erſt lange nachher, als ich zu vergleichen Gelegenheit und Reiſe genug hatte, fand ich, daß ich einem Phantom nachgejagt war; daß es in der charakterloſen Menge keinen beſtimmten Ton giebt noch geben kann; daß alles Beginnen und Treiben nur Convenienz und Laune des Augenblicks iſt, und daß auf ſchwankendem Grunde nie etwas Feſtes und Dauerndes aufgeführt werden kann.'

Jene Bekenntniße ſind überhaupt ein vorzüglicher Theil des Werkes, was Charakteriſtik und allgemeine Anwendbarkeit betrifft. Sie enthalten ſcharfe Beobachtungen, wie ſie der feſte geſunde Sinn auffindet. Ein andres Zeugniß von unbeſtechlichem Beobachtungsgeiſt, der ſeiner eignen Lieblinge nicht ſchont, und zugleich von reiner Darſtellung, giebt der Spott, welchen die Vfn. dem leichtſinnigen Kreiße, worin die fromme Karoline lebt, über dieſe auszuſchütten erlaubt, ohne ſie unmittelbar in Schutz zu nehmen, und ſie uns dennoch ehrwürdig zu erhalten weiß. Oft darf ſie uns nach ihrem Zwecke widrige Eindrücke nicht erſparen, dergleichen z. B. die angeblich philoſophiſche Erzieherin Brennfeld hinterläßt; dafür entſchädigt ſie aber durch ſo angenehme Bildniße wie das der Fürſtin

Euderia, wie denn die Auftritte im Hauſe des ruſſiſchen Liebhabers alle ſehr gefällig ausgeführt ſind.

Demjenigen Publikum, wofür gewöhnliche Romanenſchreiber arbeiten, wird durch die Strenge der moraliſchen Tendenz, welche durch das ganze Buch herrſcht, keinesweges geſchmeichelt: noch weniger der immer herrſchender werdenden Denkart des Zeitalters durch die Abhängigkeit, worin das Sittliche im Menſchen von ſeinem religiöſen Glauben vorgeſtellt wird, und die, um gegen Einwendungen geſichert zu ſein, nur als Thatſache der Beobachtung verſtanden werden darf: nämlich daß die meiſten Menſchen eines außer ſie hingeſtellten Geſetzes bedürfen, nicht als ob alle deſſen bedürfen ſollten. Aber gewiß wird Julchen Grünthal jeden denkenden Leſer intereſſieren, ſo lange es weibliche Erziehungsanſtalten, große Städte, und überhaupt künſtlich-ſittliche Verhältniſſe giebt.

Friedrich Mathiſſons Gedichte. Vierte Aufl. Zürich. 1797.

Dieſe doppelte neue Auflage, wovon die eine mit zierlicheren und größeren lateiniſchen Lettern gedruckt, und mit einem Kupfer aus dem berühmten Gedicht Pſyche, nach Angelika Kaufmann von Lips geſtochen, nebſt einigen Vignetten von demſelben Grabſtichel geſchmückt iſt, giebt einen angenehmen Beweis, daß es nicht immer eines leidenſchaftlichen Intereſſe bedarf, um unſrer Leſewelt ein Buch zu empfehlen, und daß Empfänglichkeit für die ſanfte Verſchmelzung landſchaftlicher Gemälde, für zarte Harmonie des Ausdrucks und auserleſenen Wohlklang nicht ſelten unter uns ſind. Uebrigens iſt die Sammlung nach der dritten Auflage vom J. 1794 unverändert geblieben; nicht einmal die ſeitdem einzeln in den Horen und im ſchilleriſchen Muſenalmanach erſchienenen Gedichte ſind hinzugekommen. Wir wünſchen, daß bald eine neue Ausgabe mit beträchtlicheren Vermehrungen zu erwarten ſein möge.

Aller guten Dinge ſind drei. Ein Luſtſpiel von Karl Albrecht. Warſchau. 1797.

Die Hauptabſicht, in der ich dieß Stück ſchrieb, war die, daß ich den Schauſpielern ein Luſtſpiel in die Hände liefern wollte, deſſen Aufführung man beiwohnen könnte, ohne ſchamroth zu werden'; ſo ſagt der Verfaßer in der Vorrede. Wenn er uns grade das Gegentheil verſicherte, ſo würden wir ihm vollkommen glauben dürfen. Faſt möchte es ſcheinen, als triebe er, ſo zu ſagen, Ironie mit dem werthen Publikum, wenn er fortfährt ſeinen Abſcheu vor 'Zweideutigkeiten' und 'ſchmutzigen Einfällen' zu bezeugen, hätte er das nämliche Luſtſpiel nicht den beiden jungen Großfürſten von Rußland gewidmet. Er weiß alſo wirklich ſelbſt nicht, bei welchen Gelegenheiten man ſchamroth zu werden pflegt. Sollte er aber wohl jemals, in Berlin zum Beiſpiel (woher er ſeine Vorrede datiert), ein Stück haben vorſtellen ſehen, in welchem es ſo ſchamlos wie in dem ſeinigen zugienge? Eine Frau, die ihren ſchwachen alten Mann bis zum Wahnſinne quält; gegen ihre Hausgenoßen das pöbelhafteſte Betragen beobachtet; den Männern auf die Stube läuft, um ſich ihnen anzubieten, da ſie geſonnen iſt ſich ſcheiden zu laßen; ſich die ärgſten Beleidigungen gefallen läßt; ſich zuletzt mit ihrem Gelde wirklich noch einen Elenden erkauft, und nun nebſt zwei andern Pärchen die gleiche Ehre genießt, die Schlußſcene gruppieren zu helfen; dann ihre Schweſter, ein niederträchtiges Geſchöpf, das von der Gnade Andrer lebt, und der am Ende ein Bedienter auf die Frage 'Par bleu, wo ſoll ich denn bleiben?' zuruft 'Kaufen Sie ſich ins Spittel!', worauf die ganze Geſellſchaft im Chor einfällt 'Ins Spittel! ins Spittel!' — Wo mag Hr. A. gelernt haben, dergleichen Dinge für ſeine Ergötzlichkeiten zu halten? Wie ſehr er ſie in dieſem Lichte betrachtet, erhellet freilich auf eine merkwürdige Weiſe aus dem lächerlich weitläufigten Artikel der 'Charaktere und Kleidungen der handelnden Perſonen', wo er jenes freche Weib 'eine Frau von vielem Verſtande und — feurigem Temperamente' nennt, 'durch das ſie bei ihren Liebesavantüren zu manchen unbedachtſamen Schritten verleitet wird'. Mit eben ſo vielem Grunde könnte man das Unternehmen des Herrn A. Schriftſteller zu werden, nur ein unbedachtſames nennen, und behaupten, er habe es mit vielem Verſtande ausgeführt.

Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt, nebſt der Analyſe einer komiſchen und tragiſchen Rolle, Falſtaf und Hamlet von Shakeſpeare. Leipzig 1797.

Man wird ſo häufig mit hohlem Schulgeſchwätz über die Theorie der ſchönen Künſte heimgeſucht, womit weder der Kunſt noch der Philoſophie geholfen iſt, daß es wohlthut, auf einen ſelbſtdenkenden Mann zu treffen, der eigne Beobachtungen zu beſtimmten und anwendbaren Grundſätzen zu erheben bemüht iſt; der tiefer in ſeinen Gegenſtand eindringt, ohne ſich in ſpitzfindiger Zergliederung zu verlieren. Schon der Titel und der geringe Umfang der Schrift zeigt, daß man hier nicht ſowohl ausgeführte Belehrungen, als Winke, Ueberſicht des Ganzen, und Eröffnung neuer Ausſichten zu erwarten hat: aber dieſe gedrängte Kürze iſt ſehr fruchtbar, und ſchwerlich wird auch der geübte und unterrichtete Leſer das Buch aus der Hand legen, ohne vielfältig zu eignem Nachdenken aufgefordert zu ſein, und manchen Aufſchluß erhalten zu haben. Da es zum Theil Ankündigung eines größern Werks iſt, ſo halten wir es für das Zweckmäßigſte, durch einige ausgehobene Stellen mit dem Hauptinhalte, dem darin herrſchenden Charakter der Unterſuchung und dem geiſtvollen Vortrage bekannt zu machen. Vorrede S. 3. 'es ſchien mir nöthig, den leichtſinnigen Wahn mancher Schauſpieler zu bekämpfen, die aus Bequemlichkeit glauben, daß die Schaubühne eine Welt im Kleinen ſei, — und daß das Kleid den Mann mache: die daher ihrem Berufe keine weitere Sorgfalt ſchenken, als daß ſie die Worte der Rolle ihrem Gedächtniſſe einprägen, und ihren Anzug geſchmackvoll und richtig zu koſtumieren ſuchen; im Uebrigen aber dem magiſchen Standpunkte, auf welchem ſie ſtehen, den ganzen Erfolg ihrer Darſtellung überlaſſen. Dieſe Art Handwerker erwagen nicht, daß es etwas ganz anderes ſei, die Stelle einer Perſon würdig auszufüllen, als ſolche aufs Gerathewohl bloß einzunehmen; ja ſie vergeßen ſogar, daß auch auf der großen Schaubühne der Welt nur der an ſeinem Platze ſtehet, dem die Stimme der Andern dieſen Platz zuerkennen würde. Die Empfänglichkeit, womit der Zuſchauer vor die kleine Marionettenwelt des Theaters tritt, bahnt der von ihr herabkommenden Täuſchung allerdings den Weg; allein der Schauſpieler muß ſeiner Seits die Gewalt dieſes Zaubers erſt geltend machen, und den innern und äußern Sinn der Zuſchauer durch eine kunſtvolle Darſtellung zu ergreifen, zu feßeln und auf eine zweckmäßige Art zu leiten ſuchen. — Da die Schauſpieler, wie geſagt, ſo geneigt ſind, ſich ihre Kunſt recht leicht zu machen; ſo bin ich darauf ausgegangen, ſie ihnen recht ſchwer darzuſtellen. Ich habe den Schauſpieler zu dem Ende zu iſolieren geſucht, das heißt, ich habe ihn zu einem vom Dichter getrennten Kunſtwerke, mithin zu einem durch ſich ſelbſt beſtehenden Weſen gemacht, und ihm die Bequemlichkeiten, welche er ſich aus der dramatiſchen Dichtung zur Stütze und zum Rückenhalt zueignen möchte, hinweggenommen.’ Wir empfehlen obige Bemerkungen ſolchen Schauſpielern, die auf den ehrenvollen Namen von Künſtlern Anſprüche zu haben wünſchen, zur ernſtlichſten Beherzigung; und wir würden unſrer Bühne Glück wünſchen, wenn ſie viele beſäße, welche die in dieſer Schrift vorgetragnen Lehren ganz zu faßen und ſich zu eigen zu machen im Stande wären.

I. Abſchn. Schwierigkeiten einer Theorie der Schauſpielkunſt. ‘Es iſt ſchwer, eine Kunſt in ein Syſtem zu faßen, auf welche Konvention des Geſchmacks und individuelle Behandlungsart des Künſtlers einen ſo weſentlichen Einfluß haben, die in ihrer Ausübung zu tranſitoriſch iſt, um überall ſo beſtimmt zu ſein, daß keine momentane Willkür dabei ſtattfinden ſollte, und deren feinſte Geſetze oft nur dem leiſen Takt eines innern Sinnes offenbar werden können.’ Vergleichung der Schauſpielerkunſt mit der Muſik und den bildenden Künſten in Anſehung der dazu erforderlichen Deutlichkeit der Einſicht. Allgemeiner Begriff von jener. Verhältniß des Schauſpielers zum dramatiſchen Dichter. Analogien aus der bildenden Kunſt, um die nähere Entwickelung jener Verhältniſſe, den weſentlichſten Gegenſtand der folgenden Bemerkungen, vorzubereiten. ‘Bei der Betrachtung eines Kunſtwerks bemerkt und unterſcheidet man vorzüglich den Stil und die Manier desſelben. Man unterſcheidet beide, nicht um ſie zu trennen, ſondern um ſie, in ihrer genaueſten zweckmäßigen Vereinigung zu einem Ganzen, als ein Ganzes zu empfinden und zu bewundern.... Der Stil beſteht, in Rückſicht auf ein Kunſtwerk, in dem Beſtreben des Künſtlers, ſeine geiſtige Intention, welche er bei einer bildlichen Schöpfung beabſichtigt, durch das eigenthümlichſte Gepräge der Intention ſelbſt und ohne

Beihülfe eines analogen Mittels, verſinnlicht darzuſtellen. Unter dem Worte Manier verſteht man die Verſinnlichung jener geiſtigen Intention, in ſofern dazu entferntere, bloß analoge Mittel angewendet werden.... Ich möchte die Manier einen bloßen Behelf der Kunſt nennen: ſie verhält ſich zum Stil wie der Schein einer Sache zur Sache ſelbſt; ſie hat als ein bloßes Zeichen der Realität, keinen eigenthümlichen Charakter in Rückſicht auf das Kunſtwerk ſelbſt; ſie erſcheint darin als ein dem Stil untergeordnetes Mittel; und wenn man der Manier einen Charakter zugeſtehen will, ſo iſt es bloß der, welchen die Individualität des Künſtlers auf eine unwillkürliche Weiſe in die Ausführung eines Kunſtwerks überträgt.... Da in der Natur Alles Stil iſt; ſo wird ſie auch, als Nachahmung in der Kunſt, am nächſten durch den Stil erreicht.' Auf der andern Seite erhebt ſich aber auch die Kunſt eben dadurch am weiteſten über die Natur: denn dieſe charakteriſiert nur das Einzelne vollſtändig, allſeitig und mit der ſtrengſten Konſequenz, da hingegen die Schöpfungen der Kunſt allgemeine Bedeutung und Gültigkeit haben ſollen. Hierin liegt der Grund der folgenden Sätze. 'Der Künſtler muß jedoch ſtets von einer geiſtigen Intention bei ſeinen Bildungen ausgehen. Bloße Nachahmung irgend einer Wirklichkeit aus der Natur erzeugt kein Kunſtwerk. Eben ſo wenig gebührt dieſer Name einem ſolchen Produkt, an dem die urſprüngliche geiſtige Intention ſich nirgends als Stil äußert, ſondern bei der Ausführung, in bloße Manier aufgelöſt, verloren gegangen iſt. Dieſer Satz iſt ſo wahr, daß ein Porträtmaler, den ſein Beruf an einen beſtimmten Gegenſtand aus der Natur feßelt, nur dann erſt ein Künſtler genennt werden kann, wenn er nicht bloß die Außenſeite des nachzubildenden Gegenſtandes, als Form mit dem Auge richtig auffaßt; ſondern wenn er, durch einen innern Sinn geleitet, auch das Charakteriſtiſche dieſes Gegenſtandes ergründet, und das Reinſte, Entſcheidendſte und Wohlgefälligſte davon in ſeiner Schilderung zu einer geiſtigen Intention werden läßt, um dadurch auch die für ihn ſo ſehr beſchränkte Nachahmung der Natur zu einem Kunſtwerke zu erheben.' Die Begriffe von Stil und Manier ſind für alle darſtellenden Künſte von einer ſo unüberſehbaren Wichtigkeit und zugleich mit ſolchen Dunkelheiten umgeben, daß ſie nicht oft genug von verſchiednen Seiten beleuchtet und erörtert werden können. Man ſieht, der Verfaßer iſt dabei ganz ſeinen eignen Weg gegangen, ohne zu einer entlehnten Terminologie ſeine Zuflucht zu nehmen. Die erſt vor Kurzem geſchehene Uebertragung der Lehre vom Stil und der Manier, die in den bildenden Künſten einheimiſch war, auf die Poeſie, iſt gewiß ein weſentlicher Fortſchritt in der Theorie derſelben, der aber freilich, ſo lange darin noch die untereinander zuſammenhängenden irrigen Grundſätze der Nachahmung und der Täuſchung herumſpuken, nicht in ſeinem ganzen Umfange geltend gemacht werden kann. Die Anwendung eben dieſer Begriffe auf die Schauſpielkunſt (nämlich in Bezug auf das darzuſtellende und das darſtellende Individuum; denn von mimiſchen Nationalmanieren iſt ſchon oft die Rede geweſen, wenn auch nicht unter dieſer Benennung) iſt, ſo viel wir wißen, ein neuer, und wie uns dünkt, ein ſehr glücklicher Gedanke. Den Ausdruck Manier gebraucht der Verfaßer in den obigen Sätzen nicht in dem Sinne, wo es etwas ſchlechthin Verwerfliches, eine ungebührliche Einmiſchung des Subjektiven, welche den Kunſtzweck vernichtet, bezeichnet (dieß, das Manierierte, drückt er aus: 'in bloße Manier aufgelöſt'); ſondern er nennt Manier ein Hülfsmittel zu Ergänzung der Darſtellung, das unvermeidlich da eintritt, wo die objektive Bezeichnungsart nicht hinreicht, oder wo das Subjektive nicht bei Seite geſchafft werden kann. Je unabhängiger und für ſich beſtehender eine Kunſt ihre Hervorbringungen aufſtellt, je weniger ſie den Schein der Realität ſubſtituiert, deſto mehr kann ſie der Manier entrathen, und deſto weniger darf ſie ſich auch derſelben bedienen. Dieß gilt von der Bildhauerkunſt; (die Behauptung, 'daß wir in der Natur nichts anders gewahr werden, als Stil; und daß der Bildhauer, unter allen Künſtlern hierin der Natur am nächſten tritt', müßte alſo wohl berichtigt werden 'treten ſoll'; denn daß dieſe Kunſt eben ſo ſtark wie jede andre in das Manierierte ausarten kann, beweiſen die Beiſpiele der Bernini u. a. zur Genüge.) Der Schauſpieler hingegen ſtellt ſein Objekt an ſeinem eignen Subjekte dar, und ſoll die ganze Erſcheinung ſeiner Perſon in Schein verwandeln. Dieſe Aufgabe iſt, in ihrer ganzen Strenge genommen, unauflösbar, und kann nur durch Annäherung erreicht werden. Es fragt ſich alſo, wie der Schauſpieler die individuellen Beſtimmungen ſeiner Perſon, die nicht zu ſeiner Rolle paſſen, die wenigſtens ihr Begriff nicht fordert, die er aber nicht wegzuräumen vermag, am beſten unterbringen ſoll, ſo daß ſie der Richtigkeit der Darſtellung am wenigſten hinderlich werden. Die Mimik der Griechen, ſo wunderbar ſie uns nach dem Wenigen, was wir von ihr wißen, vorkommen mag, konnte der völlig idealen Darſtellung des Dramatikers durch gleiche Idealität entſprechen: das Individuum verſchwand ſo viel möglich durch den Gebrauch der Maſken, des idealiſchen Koſtums, der muſikaliſchen Deklamation, welche der Stimme einen allgemeinern Charakter giebt u. ſ. w. Es läßt ſich alſo ermeßen, daß in dieſer Mimik der Stil durchgehends geherrſcht haben, und daß ſie faſt eben ſo frei von Manier geweſen ſein wird, als die bildenden Künſte der Alten. Da aber das Intereſſe des modernen Dramas gröſtentheils auf individueller Charakteriſtik beruht, ſo muß dieſe auch das Ziel unſers Schauſpielers ſein: ſein Individuum muß daher als ſolches, nicht als eine allgemeine Theatermaſke, erſcheinen, und es muß ihm erlaubt ſein, Nebenbeſtimmungen aus demſelben zu dem, was ihm der Dichter vorgezeichnet, hinzuzufügen. Der 2. Abſchnitt beſchäftigt ſich mit dieſem nothwendigen Gebrauch der mimiſchen Manier. ‘Eine jede auf dem Theater darzuſtellende Perſon hat einen beſtimmten Stil, den ich den Geiſt oder den Charakter einer Rolle nennen will; was als Manier in die Darſtellung derſelben zuweilen übergehen darf, bezieht ſich bloß auf das Analoge, welches die Individualität des Schauſpielers, zu einem dem Stile jederzeit angemeßenen, obwohl etwas willkürlichen Gebrauche darbietet.’ — ‘In der richtigen Beurtheilung, was als Stil in einer Rolle behandelt werden müße, und wie ſelten nur die Manier zur Verſinnlichung derſelben hinzutreten dürfe, liegt das Feinſte und Schwerſte des Studiums der Schauſpielkunſt.’ Die hier nur angedeuteten Lehren des Vfs. werden unfehlbar durch die weitere Ausführung noch ſehr an Klarheit gewinnen, ſo wie ſchon die an den zergliederten Rollen gegebnen Beiſpiele viel zu ihrer Aufhellung beitragen. 3. Abſchn. Vom Vortrage der Rede. 4. Abſchn. Von der Pantomime oder dem Geberdenſpiel. ‘Die Pantomime im eigentlichen Verſtande, iſt der äußerliche körperliche Ausdruck der innern geiſtigen Regungen Der Schauſpieler wird dabei von einem phyſiognomiſchen Kunſtſinne zwar geleitet, allein ſeine pantomimiſche Darſtellung braucht darum nicht phyſiognomiſch wahr zu ſein, obwohl ſie pathognomiſch wahr ſein muß. Was er auf der Schaubühne mimiſch ſchildert, ſchwebt zu raſch vorüber, als daß eine ſtrenge pſychologiſche Analyſe, nach welcher die Phyſiognomik das Aeußere mit dem Innern vergleichen würde, je dabei angeſtellt werden kann.... Was die Malerei an charakteriſtiſchen Hauptzügen auf das Geſicht des Schauſpielers übertragen kann, wird für hinreichend angeſehen, auffallende Disharmonien zwiſchen den permanenten Geſichtszügen des Schauſpielers, und der Phyſiognomie der darzuſtellenden Perſon, wo ſolche der Illuſion zu nachtheilig ſein würden, vergeßen zu machen.' Dieſe Sätze ſind in ſofern ganz richtig, als auf dem Theater ein phyſiognomiſcher Schein hinreicht, um den natürlichen phyſiognomiſchen Sinn der Zuſchauer zu befriedigen; weil die Phyſiognomik als Wißenſchaft ſelbſt noch hypothetiſch iſt, und die Kürze der Zeit nebſt der theatraliſchen Perſpektive eine nähere Prüfung nicht zuläßt, wie ſie z. B. beim hiſtoriſchen Gemälde ſtattfindet. Dem Mißverſtändniſſe, als ob der Vf. die Mimik bloß auf das pathognomiſche beſchränkte, und die phyſiognomiſche Mimik, die man noch ſchicklicher die ethiſche nennen könnte, gänzlich verwürfe, hat er dadurch hinlänglich begegnet, daß ſich ſeine Zergliederung der beiden Rollen hauptſächlich mit den Modifikationen beſchäftigt, welche die Darſtellung der vorübergehenden Regungen und Zuſtände durch die Unterlage der beharrlichen Eigenthümlichkeit, das Pathos durch das Ethos erfahren muß. *) Wenn wir die Mimik in ihrem ganzen Umfange betrachten, ſo zerfällt ſie in Rückſicht auf die Wahrheit in die ethiſche oder phyſiognomiſche, und in die pathognomiſche; in Rückſicht auf Hervorbringung einer entſchiednen Wirkung, welche nur durch Abſonderung der Beſtandtheile der menſchlichen Natur und Zuſammendrängung in reinere, ununterbrochnere Maßen möglich iſt, in die tragiſche und komiſche; in Rückſicht auf Umbildung der Natur nach Geſetzen der Schönheit in die maleriſche und muſikaliſche, die man auch im Sinne der Alten unter die Benennung der rhythmiſchen zuſammenfaßen kann. Als eine Abart der maleriſchen ließe ſich die ruhende plaſtiſche Mimik betrachten, worin Lady Hamilton ſo ſehr bewundert worden iſt, und die mehr kultiviert zu werden verdiente. (Das Eigenthümliche davon beſteht

---

*) [Das Folgende iſt zum Theil in den Charakt. und Krit. II. S. 353 f. wiederholt.]

nämlich in einer ſo reinen vollendeten Darſtellung eines ſo bedeutend gewählten Moments, daß ſie die dauernde Betrachtung erträgt und verdient.) Vor der Hand bedürfen wir zwar noch keiner eigentlich rhythmiſchen Mimik, weil ſie nur zu einer Idealität der dramatiſchen Darſtellung paßt, die dem Geiſte unſers Theaters durchaus fremd iſt: aber eine Mittelgattung, welche wir die poetiſche Mimik nennen wollen, könnte vielleicht in einiger Zeit von Nutzen ſein. Sie würde da ihre Anwendung finden, wo die dramatiſche Charakteriſtik zwar individuell iſt, die Bezeichnungsart aber poetiſche Energie hat (wie z. B. im tragiſchen und romantiſchen Theil von Shakſpeares Stücken), wo alſo auch, dem Vortrage der Verſe gemäß, das Geberdenſpiel ſtärker und voller accentuiert werden muß. In Engels Mimik wird zugleich mit dem Gebrauch des Silbenmaßes im Drama dieſer Zweig der Schauſpielkunſt ganz verworfen; die Lehre vom Tragiſchen und Komiſchen wird gar nicht berührt; das ganze Werk handelt mit Uebergehung der ethiſchen Mimik von der pathognomiſchen, über die es unſtreitig das ſchätzbarſte bis jetzt vorhandene iſt. Man ſieht alſo, wie viel noch zu thun übrig bleibt! — 5. Abſchn. Vom Unterſchiede der tragiſchen und komiſchen Schauſpielkunſt. 6. Abſchn. Von den Anlagen des Schauſpielers und den Mitteln zu ſeiner Bildung. 7. und 8. Abſchn. Von den Rollen Falſtafs und Hamlets. Die Entwickelung der erſten ſcheint uns ungemein gelungen zu ſein; derſelbe feine Beobachtungsgeiſt herrſcht auch in der zweiten, aber da Hamlets Charakter, wie bekannt, zu den verwickeltſten gehört, die man je auf die Bühne gebracht, ſo muß ſie natürlich mehr Stoff zu Einwendungen darbieten.

Wir zweifeln nicht, die Aufmerkſamkeit des gebildeten Publikums werde den Vf., als welchen wir hier Hrn. Kammerherrn von Einſiedel in Weimar nennen dürfen, auffordern, nach dieſem Entwurfe an die Ausführung eines größern Werks zu gehen, deſſen Gemeinnützigkeit dadurch befördert werden wird, wenn er ſein Augenmerk bei der Schwierigkeit der Materien ganz vorzüglich auf Klarheit lenken will, damit es nicht bloß für den Kenner, ſondern auch für den Schüler der Schauſpielkunſt geſchrieben ſei. Beiſpiele würden dabei das Beſte thun müßen, und ſolche Zergliederungen, wie die der beiden Rollen, und zweier Kupferſtiche von Garrick in der Rolle Richards des Dritten, könnten die allgemeine Theorie nicht leicht in zu großer Anzahl begleiten. Gezeichnete Figuren müßten der Anſchaulichkeit der Beſchreibung zu Hülſe kommen, wozu bloße Umriße, aber nach einem weit größern Maßſtabe als die Figuren bei Engels Mimik am tauglichſten ſein würden.

Die auffallende Uebereinſtimmung einiger Stellen dieſer Schrift (keine der oben angeführten gehört darunter) mit einigen Blättern des Jubelſeniors von Jean Paul iſt auf folgende Art entſtanden: Hr. von Einſiedel ſteht mit dem Vf. desſelben, Hrn. Richter, in freundſchaftlicher Korreſpondenz, und erhielt von ihm einen durch Mittheilung ſeines Manuſkriptes veranlaßten Brief über dieſe Gegenſtände, als er grade mit der Durchſicht desſelben für den Druck und der Abfaßung der Vorrede beſchäftigt war. Er benutzte alſo die darin enthaltnen Bemerkungen, und Rec. holt hier in ſeinem Namen die unterlaßene Angabe ihres Urhebers nach. Da gegenwärtige Schrift nicht ſogleich gedruckt ward, ſo erſchienen dieſelben Gedanken noch früher im Jubelſenior, wo Hr. Richter als Eigenthümer ebenfalls Gebrauch davon gemacht hatte.

Essais en vers et en prose. Par Joseph Rouget de Lisle.

Paris 1796.

Der Ruhm dieſes Dichters, oder wenigſtens eines Gedichtes von ihm, iſt in alle Welttheile verbreitet; ſein Name wird in der Weltgeſchichte genannt werden: er iſt der Verfaßer und (was noch mehr an jene mächtigen Wirkungen erinnert, welche vor Alters die Poeſie in Verbindung mit der Muſik hervorgebracht hat) zugleich der Komponiſt des bei ſo vielen ſiegreichen Kämpfen geſungnen Schlachtliedes, das man gewöhnlich L'Hymne des Marseillais nennt. Mit Recht hat er ſelbſt das Exegi monumentum darauf angewandt; aber auf ſeine übrigen Produktionen läßt es ſich durchaus nicht ausdehnen, und man könnte ihm für ſeinen Ruhm nichts Beßeres rathen, als, nachdem ihm eins ſo wunderbar geglückt, auf ſeinen Lorbern zu ruhen. Dieſe Sammlung enthält zwar recht artige Stücke in den leichtern Gattungen der Poeſie, aber nichts, was man nicht eben ſo gut und beßer bei andern Dichtern fände: nichts Eigenthümliches, Selbſtändiges, geſchweige denn etwas Unvergängliches. Die einzige proſaiſche Erzählung Adélaide et Monville iſt in hohem Grade matt und unbedeutend. Der Zweifel, ob etwa bloß das Bedürfniß und die Umſtände das Glück der Marſeiller Hymne gemacht haben, ob ſie nichts weiter als eine gewöhnliche franzöſiſche Ode iſt, tritt alſo ganz natürlich ein. Indeſſen iſt es auch ſehr glaublich, daß ein glücklicher Moment der Begeiſterung den Dichter über ſeine Sphäre emporgehoben und in den Stand geſetzt hat, grade den Brennpunkt zu treffen, wo das mitgetheilte Gefühl die Gemüther elektriſiert. Wenn wir das Marſeiller Lied, ungeblendet vom Vorurtheil und nicht in ſeinem majeſtätiſchen Gefolge von Siegen, wovor freilich alle Kritik ſich verſtummend flüchten muß, betrachten, ſo ſcheint es allerdings nicht unwürdig, die Geſinnungen eines großen und freien Volks zu verkündigen; einfach und kraftvoll; aber doch nicht völlig frei von den radikalen Gebrechen der franzöſiſchen lyriſchen Poeſie: konventionellen Gemeinplätzen und deklamatoriſchen Wendungen. So enthält unter folgenden Verſen:

Français, pour nous, ah! quel outrage!
Quels transports il doit exciter!
C'est nous qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage!

der erſte einen ziemlich kahlen Ausruf, und der zweite iſt völlig matt. An andern Stellen ſcheint der Geiſt der Freiheit ſelbſt der Sprache vollere Töne, kühnere Rhythmen, als ihr ſonſt natürlich ſind, entlockt zu haben. Gleich die erſten vier Zeilen gehören zu den vorzüglich ſchönen; doch alle werden durch die letzte Anrufung verdunkelt:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté! liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs.
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes males accents;
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire.

Die Muſik, worin ſich eine ruhige Zuverſicht, ein gehaltner und unerſchütterlicher Muth ſo gut ausdrückt, mag auch das Ihrige beigetragen haben, die Marſeiller Hymne zum Lieblingsliede zu machen. — Daß ſich nach der Größe des Gegenſtandes in einer andern Sprache ein Geſang denken läßt, der dieſen an Hoheit, Schwung, tief geſchöpfter Eigenthümlichkeit und ſchöner lebendiger Anſchaulichkeit weit überträfe, braucht für Deutſche kaum erinnert zu werden. Wenn wir damit den Friedensreigen von Voß, dieß Meiſterſtück lyriſcher Rhythmik, der ſich die Muſik von Zelter ſo glücklich anſchmiegt, vergleichen, ſo drängt ſich uns die Betrachtung auf, daß die große Göttin Gelegenheit weit mehr über den Ruhm entſcheidet, als der innre Werth einer That oder eines Werks.

---

1) Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire. Herausg. von J. D. Falk. Leipzig. 1798.

2) Der Menſch und die Helden. Zwei ſatiriſche Gedichte von J. D. Falk. 2. Aufl. Leipzig. 1798.
(Vgl. oben A. L. Z. 1797. Nr. 103.)

Die Fortſetzung obigen Taſchenbuches läßt uns hoffen, daß es unter der Klaſſe von Leſern, für die es der Verfaßer nach dem Titel beſtimmte, einen zahlreichen Kreiß gefunden haben wird; und die Vergleichung mit dem vorjährigen überzeugt uns, daß Hr. F. auf der von ihm betretnen Bahn mit immer wachſender Einſicht fortſchreitet. Wir finden hier mehr Eigenthümlichkeit in den Einkleidungen, bei gleicher Mannigfaltigkeit der Gegenſtände. — Man hat es oft den Aerzten im Scherze vorgeworfen, ſie müßten ſchlimme Zeiten wünſchen, weil die Zeiten, wo die Witterung geſund iſt, wo es keine Epidemien giebt, für ſie die ſchlimmen ſind. Mit dem Satiriker hat es gewiſſermaßen die gleiche Bewandtniß: er wäre verloren, wenn die Dinge dieſer Welt alle ſo giengen, wie ſie ſollten. Leider zeigt ſich eben keine Ausſicht, daß er in dieſe Verlegenheit kommen, und daß der Stoff zur Satire ausgehen werde. Gleich der Aufſatz ‘Sonnenklarer Beweis einer neuen und furchtbaren Propagande in Deutſchland für den Muhamediſmus: ein patriotiſcher Aufruf an die ſchlafenden Reichsſtände’, deſſen Zweck man aus dem parodierenden Titel leicht errathen wird, erinnert, freilich auf die beluſtigendſte Weiſe, an einen der offnen Schäden des Zeitalters und insbeſondre unſers lieben Vaterlandes. Man kann in der That nicht ſagen, daß die Streiche des Witzes, die hier mit leichter und ſichrer Hand geführt werden, die leere Luft treffen, ſo lange Lärmſchläger, welche nur allzu viel Gehör bei manchen Regierungen finden, fortfahren, das Mißtrauen dieſer gegen die Regierten zu nähren, und jeden vernünftigen, freimüthigen Schriftſteller für einen Philoſophen, folglich für einen Aufklärer, Illuminaten, Jacobiner, Aufrührer, Hochverräther, und wie die Stufenleiter weiter heißen mag, auszuſchreien. Wenn alle Fehden des Verſtandes um ſo einleuchtender geführt werden, je mehr man den Gegner mit ſeinen eignen Waffen ſchlägt, ſo muß man geſtehen, daß dieſe Regel hier gut beobachtet iſt: die Schlußart, womit der Obſcurantiſmus das Daſein eines geheimen Bundes zur Umſtürzung der Staaten hat beweiſen wollen, iſt auf das Treffendſte nachgeahmt. Der Vſ. hat ſehr heterogene Zuſammenſtellungen für ſeinen Gegenſtand drollig zu benutzen gewußt, und Luthers Prophezeiung vom Einbruche der Türken wird neben der ſehr bedenklichen robe à la turque aus dem Modejournal aufgeführt. ‘Doch, was will man ſagen?’ heißt es, ‘da ich ſelbſt im Beſitz eines Wiener Pfefferkuchens bin, wo rechts das Bruſtbild des Großſultans, links das der Sultanin en bas rehef gearbeitet iſt. Wie entgieng dieſe zweideutige Zeiterſcheinung dem ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſt des Herrn Hofmann und Hochſtätter? Wußten ſie denn nicht aus eigener Erfahrung, wie ſchwer dem guten Wiener Volke von Seiten ſeines Kopfs, wie leicht von Seiten ſeines Magens beizukommen iſt?' — Die Eudämonia wird hier mehrmals, bloß durch Anführung ihrer eignen Worte in ihrer ganzen Lächerlichkeit gezeigt; und dieß iſt um ſo verdienſtlicher, je ſchwerer es einem rechtlichen Manne ankommen muß, ſich mit dergleichen kakodämoniſchen Schriften einzulaßen; was einem Satiriker nun ſchon von Amtswegen obliegt.

Die 'Reiſen zu Waßer und zu Lande von Scaramuz' treiben ſich dem gröſten Theile nach in allerlei erbaulichen Abenteuern herum, die mit vieler Laune erzählt ſind (beſonders die Scene mit der holdſeligen ſchönen Unbekannten, deren unter dem Siegel der heiligſten Verſchwiegenheit empfangene Gunſtbezeugungen er am nächſten Tage dem Polizeidirector anvertrauen muß, weil er ſeine goldne Uhr dabei eingebüßt hat); gegen das Ende aber, in der Bittſchrift der Berliner Deſtillateure und der Beſchreibung der dortigen Charite ſchließt ſich der Spott an eine ſo beſtimmte Wirklichkeit an, daß ſein Werth zum Theil auf der beſtimmten Richtigkeit der Angaben beruht, auf deren Unterſuchung ſich das Geſchäft des Kunſtrichters nicht erſtreckt. Am Schluße dieſer ſo muthwillig angefangnen Erzählung zeigt ſich der Hang des Dichters zu ernſten Betrachtungen überzugehen, welcher auch in der poetiſchen Satire 'der Dekalog' den Ton angiebt. Es werden darin mehr Mißbräuche gerügt, als Thorheiten belacht. Die nähere Beziehung auf das Lokal der oben genannten Hauptſtadt iſt gewiß zweckmäßig: die grelleren Kontraſte, welche aus einer zuſammengedrängten Menſchenmaſſe hervorgehen, ſind dem Satirendichter nothwendig, und die Darſtellungen der grösten, die es gegeben hat, ſind in Rom, Paris und London zu Hauſe. Uebrigens ſcheint uns dieß Stück, nicht grade das ſtärkſte des Vfs. Es würde ſchwer ſein, von der Anordnung befriedigende Rechenſchaft zu geben, und die dialogiſche Form iſt zu ſehr auf der Oberfläche geblieben: A und B löſen einander nur ab, ihre Rollen ſind nicht gehörig geſondert und entgegengeſetzt, und man ſieht nicht, daß ihre Reden in Wechſelwirkung ſtänden. Bei dem Liede 'Demokritus an die Abderiten' drängte ſich dem Rec. die Bemerkung auf, daß es mit der förmlichen Ankündigung des Lächerlichen eine eigne Sache iſt, und daß Demokritus, wenn er ſeinen Spott auf dieſe Weiſe trieb, wohl manchmahl möchte allein gelacht haben. 'Der arme Thoms, ein Bruchſtück aus den Bekenntniſſen des Weiberfeindes', gehört zu demſelben Roman, auf den ſchon voriges Jahr eine mitgetheilte Probe begierig machen mußte, und erregt lebhaftes Intereſſe. Ob das pſychologiſche Phänomen eines Menſchen, der vom ſechsten bis zum achtzehnten Jahre noch völlig taubſtumm geweſen, nachher aber den freien Gebrauch von Gehör und Sprache wieder erlangt, und nun noch ſeiner früheren Gewöhnung, ſich durch bildliche und umſchreibende Ausdrücke zu helfen, treu bleibt, ſo wie es hier aufgeſtellt wird, eine ſtrengere Prüfung ertragen würde, will Rec. nicht entſcheiden. So ſoll der Knabe Thoms die Schwalben 'Träumerinnen der Felskluft' genannt haben; da die Armuth ſeiner Sprache daher rührte, daß der Vorrath ſeiner Zeichen nicht vermehrt ward, ſo iſt es ja doch wahrſcheinlicher, daß er vor dem ſechsten Jahre das Wort 'Schwalbe', als zwei ſo dichteriſche Ausdrücke würde vernommen haben. Und wie ſoll man vollends die ungeſchickten Verwirrungen glaublich finden, die Thoms noch immer durch ſeine willkürlichen Umſchreibungen anrichtet, da er ſchon längſt den Gebrauch ſeines Gehörs und ſeiner Sprache wieder hat, und durch Umgang, Reiſen und Lektüre gebildet iſt? Man erkennt in beiden Fällen Willkür der Darſtellung, dort der Rührung zu Lieb, hier zu einem ſatiriſchen Zwecke. Für dieſe könnte man ſie am leichteſten zugeſtehen: allein bei dem ſchwermüthigen Kolorit der Erzählung ziehen die ſatiriſchen Einſchaltungen weniger an, und bekommen das Anſehen eines Gemäldes, deſſen Rahmen mehr werth iſt als es ſelbſt. Einige kleinere Incohärenzen, z. B. daß der Knabe Thoms die Zahlen nicht kennen ſoll, und ſie doch den Augenblick drauf wieder zu kennen ſcheint; daß ſein Sohn Lorenzo hinter einem Reif herläuft, und nach manchen Begebenheiten, und nachdem ſein Vater einen großen Theil von Europa durchreiſt, ein noch nicht dreijähriger Knabe iſt, wird der Vf. bei einer ſorgfältigeren Bearbeitung leicht wegnehmen können. Schwerer möchte es halten, das Gefühl des Leſers von dem plötzlichen Edelmuthe des Prinzen nach einer ſolchen Verworfenheit zu überzeugen, und mit Thomſens Anhänglichkeit an den Mörder ſeiner Geliebten auszuſöhnen. — Unter verſchiednen eingeſtreuten Liedern iſt beſonders 'der ſterbende Lorenzo' von einer ſüßen und rührenden Zartheit.

Von den beiden ſchon bekannten Satiren 'der Menſch' und 'die Helden' erſcheint die erſte ſorgfältig durchgearbeitet, die zweite, ſo viel ſich Rec. erinnern kann, ziemlich in der Geſtalt, worin ſie zuerſt im deutſchen Merkur gedruckt ſtand. Sie gehören nicht zu der gemäßigten, leichten Gattung, worin Horaz Muſter iſt, und die allein durch die Erſcheinung der höchſten Freiheit des Gemüths poetiſch wird, ſondern haben mehr den leidenſchaftlichen Schwung der juvenaliſchen Satire. Es iſt über dieſe letzte Gattung noch ſo wenig Eindringendes, viel weniger Erſchöpfendes geſagt, daß ſich Rec. mancher Bemerkungen lieber ganz enthält, weil er ſie in dieſen Grenzen nicht gehörig würde entwickeln können. So viel ſieht man gleich ein, daß man dem Dichter das Subjektive, die Stimmung, worin es difficile est, satiram non scribere, den gewiſſermaßen excentriſchen Geſichtspunkt zugeben muß: weil es ihm ſonſt unmöglich fallen würde, das alltägliche Schauſpiel des Lebens in ein Gemälde mit ergreifenden Kontraſten zu verwandeln. Aber es fragt ſich, wo iſt, bei dieſer Mittelgattung zwiſchen rhetoriſcher Behandlung des Wirklichen und freier Dichtung, die Grenze, auf welcher das Subjektive nichts Objektives mehr zur Unterlage hat, und der Nachtruck der Schilderung in deklamatoriſche Uebertreibung übergeht? Sie kann um ſo leichter verfehlt werden, je allgemeiner der Gegenſtand iſt; und bei dem ſo oft behandelten der erſten Satire, dem Mißbrauche der Vernunft, ſcheint dieß wirklich hie und da der Fall zu ſein. Die thieriſche Schöpfung wird überall dem Menſchen als Muſter vorgehalten, und der Unfähigkeit des beſchränkten Inſtinkts vor der unendlichen Perfektibilität den Vorzug ertheilt, die freilich nicht ohne Corruptibilität gedacht werden kann. Es bedürfte nur einer etwas veränderten ſubjektiven Wendung, um von dem Elende der hier geprieſenen Thierwelt ein eben ſo ſchauderhaftes Gemälde aufzuſtellen, wie z. B. Hume es wirklich entworfen hat. Es wird gerühmt, daß die Thiere nie gegen ihre eigne Gattung wüthen. Damit hat es nicht einmal ſeine volle Richtigkeit, denn man weiß, daß die großen Hechte ſich die kleinen recht wohl ſchmecken laßen u. dergl. mehr; aber geſetzt, es wäre: was bedeutet der bloße Gattungsbegriff, da doch in der ganzen thieriſchen Schöpfung ein lebendes Weſen immer zerſtörend über das andre herfällt? — Wie würde ein Schiffszimmermeiſter zu folgenden Zeilen den Kopf ſchütteln:

> Schau! Eichen, die im Lenz ein Vorgebirg umſchatten,
> Beſuchen es im Herbſt als Maſten und Fregatten.

Ohne die darin liegenden Unrichtigkeiten aufzuzählen, macht Rec. nur darauf aufmerkſam, daß man dem Satiriker nicht, wie jedem andern Dichter, dergleichen nachſehen kann: man nimmt es genau mit ihm, wie er es mit den Dingen genau nimmt, und weil er ſich um Alles bekümmert, muß er auch von Allem unterrichtet ſein.

Das zweite Gedicht hat, außer dem Vortheile eines näher beſtimmten Gegenſtandes, auch an Reichthum, Schwung und Genialität noch Vieles vor dem erſten voraus. Wir fühlen hier die würdige Hoheit, ja die tragiſche Gewalt der ernſteren Satire, und die Phantaſie, wenn ſie ſich dieſem furchtbaren Bilde von den Greueln des Krieges entziehen möchte, wird durch die Darſtellung unwiderſtehlich gefeßelt. Die Erzählung des Knaben, der ſeinen Vater in der Schlacht verloren hat, iſt wahrhaft herzzerreißend, und doch miſcht ſich eine mildere Rührung in den Eindruck, weil das Schrecklichſte durch das Medium einer armen Kinderſeele gegangen iſt. Die Aufforderungen zu dem gedankenloſen Taumel eines Siegesfeſtes mitten zwiſchen ſolchen Jammerſcenen ſind von großer Wirkung, ob ſie gleich über die Grenzen der Gattung in das lyriſche Gebiet hinüberſtreifen, ſo wie auch die Rhythmen, die alsdann faſt dithyrambiſch werden. Der männliche Charakter der Satire verlangt, daß auch in der erſchütterndſten Leidenſchaftlichkeit noch eine Art von Selbſtbeherrſchung durchſchimmere.

Silbenmaß und Sprache ſind, einige Härten ausgenommen, die durch das Beſtreben nach Gedrängtheit ſo leicht verurſacht werden, mit großer Einſicht und Kraft behandelt. Der Dichter hat ſehr wohl gethan, ſich nicht ganz an den regelmäßigen Alexandriner zu halten, deſſen Symmetrie, ſo gut ſie für das Sententiöſe paßt, bald einförmig wird. Ueber die Wahl der tauglichſten Versart zur Satire wären wohl noch manche Verſuche zu machen. Eine allzu enge Beſchränkung iſt läſtig, und Freiheiten, die nicht genug beſtimmt ſind, ziehen gar zu gern eine gewiſſe Laxität der Behandlung nach ſich. Wollte man fünffüßige gereimte Jamben wählen, die vor den ſechsfüßigen ſo manche rhythmiſche Schönheit voraus haben, ſo wäre vielleicht die zugleich regelmäßige und abwechſelnde Verſchlingung der terze rime anzurathen, welche auch von den Italiänern zur Satire gebraucht werden. Die immer vollkommnere Bearbeitung und zunehmende Popularität unſers Hexameters erregt den Wunſch, die Satire (ohne andre Formen auszuſchließen) durch Anwendung dieſer Versart noch näher zu ihren großen römiſchen Vorbildern zurückgeführt zu ſehen. So viel Rec. weiß, hat nur Bodmer in ſeinen letzten Tagen deutſche Satiren in Hexametern gedichtet; und freilich konnten ſo ſchwache und ungelenke Verſuche nicht ſonderlich zur Nachfolge reizen.

Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Ecluse. Paris 1796.

Man hat ſich durch die Erzählung der frühern Revolutionsſcenen an eine ſo widrige und furchtbare Vorſtellung von den Pariſer Fiſchweibern (deren Einfalt und Leidenſchaftlichkeit auch oft genug von Parteiführern gemißbraucht worden ſein mag) gewöhnen müßen, daß man ſie gern mit dieſem luſtigeren Bilde von ihren Sitten aus älterer Zeit vertauſcht, deſſen Aehnlichkeit aber vermuthlich wenig oder gar nicht gelitten hat. Vadé, den Diderot im Jaques unter die Inſpirierten der Flaſche zählt, war der Erfinder des genre poissard, welches ſich, wie in der Vorerinnerung richtig bemerkt wird, dadurch vom Burlesken unterſcheidet, daß dieſes eine bloß durch die Phantaſie geſchaffne Gattung des Komiſchen iſt, in jenem hingegen wirkliche Natur dargeſtellt wird. Man kann die vorliegenden Dichtungen nicht kürzer und genauer beſchreiben, als durch die Benennung poetiſcher Bambocciaten. Nur freilich haben die Bambocciaten der Malerei den Vorzug, daß ſie für ſich ſelbſt ſprechen, da die poetiſchen, um ihre ganze Wahrheit und Lebendigkeit geltend zu machen, mimiſcher Talente des Vortrags bedürfen, welche Vadé denn auch in hohem Grade beſeſſen haben und deswegen in den pariſiſchen Geſellſchaften ſehr aufgeſucht worden ſein ſoll. So ſehr ſich ein angeblich feiner, aber eigentlich prüder Geſchmack daran ärgert; ſo haben doch von jeher die gebildetſten Nationen großes Behagen an dergleichen Mimen aus dem niedrigen Leben gefunden. Geſunde, derbe, durch Arbeit abgehärtete Naturen ſieht man ſich hier, unbekümmert um die Schranken der Anſtändigkeit, lebendig bewegen; die Grobheit der poissardes iſt naiv und drollig, und ihr entzündbarer Ungeſtüm nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr artig iſt dieß durch die Zuſammenſtellung mit einer feineren Empfindungsart in den Bouquets poissards gehoben, worin der Dichter ſeiner Geliebten die Händel erzählt, in die er bei dem Einkauf eines Straußes für ſie mit den Dames des halles geräth. Z. W.

„V'là," dit-elle, „du beau, mon roi,
T'nez voyez-moi toutça. V'là-t'y d'la fine orange?
Et ces oeillets? ça parle; on vous voit ça de loin.
Tenez, fleurez-moi ça! ça f'rait revenir un ange,
S'il était mort." ...... Pendant ce baragouin
Elle ajuste un bouquet énorme,
Mais presque aussi gros qu'un balai.
„Comment le trouvez vous?" Moi, lui dis-je, fort laid.
„Allez, monsieu le beau, que Charlot vous endorme!
Tirez d'ici, meuble du Châtelet!"
Un tel propos n'était point agréable.
Je me suis vu donner au diable
Par cent vendeuses de bouquet.
Ces dames souvent s'abandonnent:
Si Lucifer prenait les gens qu'elles lui donnent,
Vous ne me reverriez jamais.

Pourtant sans le secours de Flore,
Je prétends vous offrir mon hommage à mon tour.
Votre éclat seul vous pare et vous décore:
Les lys de la candeur, les roses de l'Amour
Forment votre ornement, et brillent plus encore
Que les fleurs que chacun vous présente en ce jour.
Ah! direz vous, la ruse est bonne!
Ne voulant rien donner, il fait un compliment etc.

Hingegen La pipe cassée, poëme épi-tragi-poissardi-héroi-comique (man ſieht, der Dichter hat den Kunſtrichtern die Verlegenheit erſpart, es unter eine Gattung zu bringen) en quatre chants, iſt ganz in der niedern Welt zu Hauſe, wo die Scene ſpielt. Doch ſind auch hier nur die Reden der Perſonen im Poiſſardendialekt; der Dichter ſelbſt bedient ſich des burleſken Tones und Silbenmaßes. So beſchreibt er zum Beiſpiel, wie ein Muſikant zum Tanze aufſtreicht.

Soudain il sort du violon,
Qui par sa forme singulière
Avait l'air d'une souricière,
Des sons, que les plus fermes rats
Auraient pris pour des cris de chats.

Die Poiſſardenſprache iſt vorzüglich reich an ſchimpfenden Benennungen und Vergleichungen. Man hat Shakſpeares Erfindſamkeit hierin bewundert; aber ſeine Kraft im Schimpfen iſt nichts gegen dieſe Natur. Der Ausdruck wird dann auch am fremdeſten, wie überhaupt für den Ausländer Manches zu rathen übrig bleibt. Um einen Begriff von dem Tone zu geben, wählen wir eine der verſtändlichſten und am meiſten charakteriſtiſchen Stellen aus einer Chanson en l'honneur de Mam'zelle Manon la Couturière. Ihr Geliebter iſt durch Liſt und Gewalt angeworben, ſie wendet ſich an den König um ſeine Freiheit zu erlangen:

Va Fontainebleau z'alle arrive,
Quasi presque aussi mort' que vive,
S'jette au cou de monsieux d'Villeroi,
Qu' alle prit d'abord pour le roi.

Monsieux, votre sarvante. J' suis l'vôtre;
C' n'est pas moi qu'est l'roi, dit-y, c'est un autre:
Mon enfant, tenez l' v'là tout là bas. —
Ah! monsieux, je l'vois; n' bougez pas.

Sire, excusez si j'vous dérange,
Mais c'est qu' je n'dors, ni bois, ni mange.
Du depuis que l'amant que j'ai,
Sur vot' respect, z'est engagé.

On z'y a forcé sa signature
De signer un papier plein d'écriture;
Il ne serait point zenrolé,
Si zon ne l'avait pas violé.

Le roi, qu' est la justice même,
Dit: Vous méritez qu' votre amant vous aime:
Puis lui fit donner mille zécus
Et son congé par la-dessus.

Ah! dit-elle, roi trop propice,
Sign' avait queuqu' chose pour vot' sarvice,
Je pourrions nous employer, dà! ......
Le roi dit, qu'il n'voulait rien pourça etc.

Das Lächerliche der Sitten wird durch den Kontraſt mit den Geſchlechtern noch erhöht, und ſo nehmen ſich auch hier die Zänkereien der Weiber und die Zärtlichkeiten der Männer am luſtigſten aus. Sehr drollig hat Vadé dieſe in den Lettres de la Grenouillère, entre Mr. Jérosme Dubois, Pêcheur du Gros-Callou et Mlle Nanette Dubut, blanchisseuse de linge fin, geſchildert. Nur bei einem Stücke, Discours des halles et des ports, iſt es namentlich angegeden, daß es von L'Ecluſe herrührt. Den Beſchluß machen Chansons grivoises und burleſke Lobgeſänge auf ein Paar Heilige.

Was einem Deutſchen beim Leſen dieſer Sammlung auffallen muß, iſt, daß man unter uns das Komiſche, welches aus der naiven Charakteriſtik der Dialekte und der unvollkommnen Sprecharten entſpringt, das ſchon die Griechen gekannt, und die Italiäner auf den höchſten Grad getrieben haben, das ſich auch im weiten Umfange unſrer Sprache und unſers Nationalcharakters im Ueberfluße findet, viel zu ſehr vernachläßigt.

Oeuvres morales et galantes de Duclos, suivies de son voyage en Italie. IV tomes. Paris 1797.

Schon der Titel dieſer Sammlung zeigt an, daß ſie aus ſehr heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, was nicht befremden dürfte, wenn ſie ſich auf Duclos ſämmtliche Werke erſtreckte: da hier aber ſeine hiſtoriſchen Arbeiten weggelaßen ſind, ſo dürfte es dem ungenannten Herausgeber ſchwer fallen, einen triftigen Grund für dieſe Zuſammenſtellung anzugeben. Das, worin der Werth der Reiſe nach Italien beſteht, ſind offenbar die politiſchen und hiſtoriſchen Bemerkungen und Anſichten, in denen der Vf. der berühmten Memoires secrets nicht zu verkennen iſt. Man findet auch hier von jenen prophetiſchen Aeußerungen, welche damals für paradoxe Kühnheit gelten mochten, aber durch die Beſtätigung der Zeit ſich als die Ausſprüche eines ſcharfen und ſichern Verſtandes bewähren. Wie ein Mann, der die Gegenſtände niemals unwillkürlich verſchönerte, aber auch nicht feindſelig auf ihre Verhäßlichung ausgieng, vor 30 Jahren Verhältniße und Perſonen anſah, die ſeitdem zum Theil ein Eigenthum der Geſchichte geworden ſind, zum Theil auf dem Schauplatze der politiſchen Welt ihre Rolle noch fortſpielen, bleibt immer unterrichtend und merkwürdig. Um nur ein Beiſpiel zu geben, ſo fügt Duclos, nachdem er vielverſprechende Züge von dem jungen Herzog von Parma erzählt hat, nach ſeiner trocknen Art hinzu: en fait d'éloges les plus justes donnés à des princes, il faut prendre des dates, et fixer les époques. Das gänzliche Stillſchweigen von den Werken der ſchönen Kunſt iſt ebenfalls charakteriſtiſch: man thut auf ein ſo glänzendes Fach nur dann freiwillig Verzicht, wenn man ſich bewußt iſt, ganz beſtimmt ein eignes zu haben; man muß daher bei dem zur Mode gewordnen leeren Kunſtgeſchwätz dieſe Enthaltung manchen Reiſenden eher wünſchen, als von ihnen erwarten. Daß Duclos auch ein ganz außerhalb ſeiner Sphäre liegendes Verdienſt zu ſchätzen wußte, erhellet aus ſeinem warmen Lobe Winckelmanns. Doch dieſe Reiſe iſt ſchon durch eine Ueberſetzung unter uns bekannt geworden. Die Oeuvres galantes beſtehen in zwei Romanen: Mémoires sur les moeurs de ce siècle, und Confessions du Comte de ***, einem Feenmärchen Acajou et Zirphile und Histoire de Madame de Luz, Anecdote du règne de Henri IV. Die Romane ſind, was ſchon der Titel des erſten ankündigt, Schilderungen der pariſiſchen großen Welt, wie Duclos ſie aus eigner Theilnahme an ihren Thorheiten, oder durch Beobachtung zu kennen Gelegenheit hatte. Das Lob, Beiträge zur Sittengeſchichte dadurch geliefert zu haben, kann man ihm alſo nicht abſprechen; aber man muß geſtehn, daß dieſe Beiträge weder ſehr tröſtlich, noch ſehr ergötzlich ſind. Die in beiden Erzählungen aufgeſtellte Lebensart eines Helden der Mode, eines jungen Mannes von Stande, an den die Frauen wetteifernd bemüht ſind das zu verlieren, was ſie freilich längſt nicht mehr beſitzen, erſcheint eben durch die Abwechſelung einförmig. Jede ſogenannte Geliebte macht immer ſehr bald der nächſten Platz, und der Ueberdruß an dieſen Eroberungen ſteht natürlich mit ihrer Leichtigkeit in gleichem Verhältniſſe. Chamfort nennt dergleichen Händel, etwas unhöflich, aber wahr, des coucheries sans amour. Dazu kommt nun noch, daß Duclos, bei dem überhaupt ein auffallender, ja ein ſeltner, Mangel an Einbildungskraft ſichtbar iſt, ſich faſt nirgends zur Lebendigkeit einer Dichtung zu erheben weiß, und das Individuelle immer nur durch den Begriff zu faßen ſucht. Seine Erzählung iſt nicht im mindeſten verführeriſch: und bei ſolch einem Gegenſtande war doch nur zwiſchen dem Lüſternen und Widrigen zu wählen. Die Aufſtellung eines weiblichen Charakters, worin ſtrenge

Selbſtbeherrſchung mit der reinſten Zärtlichkeit ſich vereinigt, kann in beiden Geſchichten das Gefühl nur unvollkommen verſöhnen: der Mann, dem nach Erſchöpfung aller Verirrungen noch ſolch ein Glück zu Theil wird, iſt deſſen nicht werth, man begreift nicht recht, wie er dazu kommt; und Beiſpiele von gleich ehrenvollen Ausnahmen im männlichen Geſchlechte zu geben hat Duclos ganz vergeſſen. Nach dem Anblicke jener ſchlaffen Verkehrtheit, welche das, was unter die wichtigſten ſittlichſten Verhältniſſe gehört, zur Sache der Konvention und der Mode macht, gewährt daher die Histoire de Madame de Luz, ſo traurig ſie an ſich iſt, einen wohlthätigen Eindruck. Eine Frau von der reinſten Tugend, welche die einzige Schwäche ihres Herzens glücklich bekämpft, ſieht ohne Schuld ihre Reize dreimal fremden Verbrechen zum Opfer fallen, und erliegt endlich dem Gram über ihre unwillkürliche Entehrung. Das Koſtum der Zeit iſt gut gehalten, und es läßt ſich daraus abnehmen, daß Duclos in ſeinen Romanen etwas Beſſeres geſchildert haben würde, wenn er es um ſich her geſehen hätte: dichten konnte er nun einmal nicht. Acajou et Zirphile iſt ſo artig und unterhaltend, als ein Märchen, das eigentlich ohne Phantaſie, nur vermittelſt des Witzes zuſammengeſetzt wird, irgend ſein kann. Man kennt es aus der Bearbeitung von Fr. Schulz unter dem Namen Nuku und Bſtbſt. Auch von den Confessions du Comte de *** haben wir eine Ueberſetzung, aber eine ſchlechte. Gut oder ſchlecht, ſie war unnöthig.

Der ſchätzbarſte Theil der ganzen Sammlung ſind unſtreitig die Considerations sur les moeurs de ce siècle, die den erſten Band ausfüllen. Hier zeigt ſich Duclos auf die vortheilhafteſte und eigenthümlichſte Art. Das entſchiedne Uebergewicht ſeines Verſtandes über die andern Seelenkräfte, welches da, wo er auf Darſtellung Anſpruch macht, Kälte und Trockenheit hervorbringt, hat hier nur die Kürze, Klarheit und Beſtimmtheit des Vortrags befördert. Es giebt genialiſche Beobachter, denen eine feurige Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit des Charakters, ſonſt die beiden Hauptquellen von Irrthümern, Wahrheit entdecken und das verworrenſte Gewebe der Triebfedern mit kühnen Blicken durchdringen helfen: zu dieſen gehörte Duclos nicht, aber was ruhige Schärfe des Urtheils und Feinheit des Geiſtes vermag, hat er redlich geleiſtet. Dabei iſt er von der Eitelkeit frei, welche den Menſchenkennern von Profeſſion ſo leicht anhängt, die Menſchen noch ſchlechter finden zu wollen als ſie ſind, um auf dieſe Art ihrem Scharfſinn auf Unkoſten ihres Herzens ein Kompliment zu machen. Seine Bemerkungen ſchildern theils die Welt, wie ſie überall und immer iſt, theils wie ſie damals in Frankreich war; und die Wahrheit des Allgemeinen, das jederzeit geprüft werden kann, verbürgt die auch ſonſt beſtätigte Genauigkeit bei dem Lokalen. Man hat hier, wie bei den Mémoires, oft Veranlaßung, darüber zu erſtaunen, daß ein ſolcher Hof einen Mann zum Hiſtoriographen gemacht hat, der ſo ſehr im Stande war, die Geſchichte desſelben zu ſchreiben.... Selbſt für den wißenſchaftlichen Sittenlehrer können dieſe Beobachtungen nicht ohne Werth ſein: wenn Duclos gleich in Anſehung der Grundſätze die Irrthümer ſeiner Zeit theilt, indem er glaubt, daß ſich alle moraliſchen Begriffe aus dem intérêt bien entendu ableiten laßen, ſo nöthigt ihm doch ein richtigeres Gefühl an andern Stellen, ihre innre Nothwendigkeit und Unabhängigkeit von Berechnungen des Verſtandes anzuerkennen; und dergleichen Widerſprüche ſind belehrender und achtungswürdiger als die Konſequenz der Flachheit.

Geſchichte eines Geiſterſehers aus den Papieren des Mannes mit der eiſernen Larve. Herausg. von Cajetan Tſchink. 1...3 Band. Wien 1790...1793.

Geſchichte eines Geiſterſehers. 2 Bände. Ff. u. Lpz. 1797.

Wir wißen nicht, welche Bewandtniß es mit obigem zweiten Abdrucke dieſes Romans hat, da weder der Name des Verlegers angegeben, noch bemerkt iſt, daß er eine neue Auflage ſei, auch der dritte Theil noch fehlt....

Die vornehmeren Geiſtergeſchichten haben es mit unſern alltäglichen Spukereien ſehr oft gemein, daß ſich die Ueber- oder Unterirdiſchen um Kleinigkeiten inkommodieren, und ſehr geringe Zwecke durch die fürchterlichſten Erſcheinungen erzielt werden Man muß es daher dieſem 'Seher' ſchon zum Verdienſt anrechnen, daß er einen Plan befolgt, welcher der Rede werth iſt. Er iſt auf eine Anekdote aus der portugieſiſchen Geſchichte vom König Sebaſtian gegründet, der im J. 1578. in einer Niederlage blieb, welche ſeine Armee bei einem Zuge nach Afrika erlitt. Etwa zwanzig Jahre nachher erſchienen vier Pſeudo-Sebaſtiane, von denen einer ſein Vorgeben ſo glaublich zu machen wußte, daß noch jetzt Zweifel beſtehen, ob er wirklich bloß eine jeſuitiſche Erſcheinung geweſen ſei. Die geheime Geſellſchaft, die hier zu Anfange verſammelt iſt, und eben nicht mit einer neuen Erfindung eingeführt wird (denn der erzählende Held des Buches geräth unter ſie, da er in einem einſamen verrufenen Gebäude übernachtet), beſchäftigt ſich mit Abwerfung der ſpaniſchen Herrſchaft, unter welcher ſich Portugal befand, und der Wiedereinſetzung Sebaſtians, der irgendwo als Einſiedler und Greis von 108 Jahren leben ſoll. Unſer junger Geiſterliebhaber wird, da man ſeine hohe Geburt erfährt, von den Verbündeten für ein brauchbares Werkzeug ihrer Abſichten erkannt. Man vertraut ihm zwar noch nichts, aber Seltſamkeiten und Wunder verfolgen ihn auf allen Wegen und Stegen. Vor allen ſetzt ihm ein Namenloſer, ein Unbegreiflicher, welcher nachher mit einer vertraulicheren Benennung nur ‘der Irländer’ heißt, ſo zu, daß er ſich endlich dem Willen der geheimen Obern fügt und für ſie zu handeln beginnt. Das Intereſſe des Sebaſtian kreuzt ſich noch mit einem andern Zwecke im Hintergrunde, und eben um dieſe Bereicherungen der Intrigue zu begünſtigen, iſt der Zeitpunkt der Begebenheit bis zu demjenigen, wo der Herzog von Braganza ſich des portugieſiſchen Throns bemächtigte, vorgerückt worden. Indeſſen begehren wir überhaupt nicht, dieſes höchſt verworrene Gewebe mit der Geſchichte genau zu vereinbaren. Zum Schaden deſſelben iſt nur allzuviel Fremdes eingemiſcht; die erdichteten Geſtalten laßen ſich nicht einmal ordentlich gruppieren; es giebt Epiſoden in Menge, die zum Theil nur ſehr loſe in die Haupthandlung eingeflochten, oder nur ſkizziert, und damit auch auf der letzten Seite noch Räthſel übrig bleiben, nicht ausgeführt ſind. Unſer Schriftſteller hat ſo wenig wie viele andre einen Begriff von weiſer Sparſamkeit: wenn ſie die Wirkung recht erhöhen wollen, ſo ſetzen ſie Lichter ohne Zahl auf; ſie laßen die Schläge des Wunderbaren ſo dicht herunter fallen, daß einer den andern entkräftet, und dem Leſer über allen Räthſeln die Neugierde vergeht. Man ſieht ſelten, wie der Plan vor- oder rückwärts geht, oder was etwa durch dieſen oder jenen Streich gewonnen werden möchte. Ob irgend ein feſter Gang beobachtet wird, davon iſt nicht die Frage, ſondern bis zu welcher Länge ſich das Buch ausſpinnen läßt. Der Stoff wäre hier für ſich ſelbſt reichhaltig genug, allein das Intereſſe iſt durch die läſtige Ueberladung desſelben durchaus geſchwächt; die Erfindungen ſind mannichfaltig, aber oft matt, und von Seiten der Charakterzeichnung iſt nichts gethan, jene zu heben. Man kann nicht unbedeutender ſein als der Held. König Sebaſtians geheimnißvolle Erſcheinung iſt eigentlich gar nicht benutzt worden. Er iſt nur ein Scheinbild; ſonſt würde es auch dem alten Manne nicht ziemen, daß er ſich mit ſolchen Täuſchungen perſönlich abgäbe. Der Irländer iſt ein Vogel, der ſchon ſeine beſtimmten Farben hat, wie Papageno ungefähr: er iſt ſeitdem längſt zur förmlichen Maſke unter uns geworden. Das Einzige, was wir dem Vf. danken, iſt, daß ſich die weibliche Hauptfigur, Amalia, weniger verſchroben wie die übrigen zeigt. Zuletzt tritt noch ein Gegen-Irländer auf und zettelt eine Gegenverſchwörung an, durch welche der Held ſein Leben verwirkt. Das Haupt wird ihm abgeſchlagen; dem ungeachtet geht er mit demſelben davon, und kriecht unter die bekannte eiſerne Maſke. Der philoſophiſche Theil des Buches iſt den geringen Geiſteskräften, die der Held zu ſeiner Vertheidigung gegen den Irrthum aufzuwenden hatte, angemeſſen.

The Monk, a romance. By M. G. Lewis. 3 Voll. Lond. 1797.

Der Mönch. Aus dem Engl. von Friedr. v. Oertel. In drei Theilen. Leipz. 1797.

In England iſt man bei der zweiten, wo nicht gar dritten, Ausgabe dieſes auffallenden Produktes, Frankreich und Deutſchland ſind mit Ueberſetzungen beſchenkt worden. Hin und wieder iſt der Mönch verboten; allenthalben aber ſcheint er viel geleſen zu werden. Was ſoll man dazu ſagen? Ein tüchtiger Schlag verfehlt ſeiner Wirkung nicht, und man kann dem jugendlichen Feuer des Hrn. Lewis, der, wie man weiß, dieſen Roman vor ſeinem zwanzigſten Jahre ſchrieb, die Macht zu erſchüttern nicht abſprechen; ja er ge wahrt ſeinen Anhangern im Einzelnen noch gültigere Entſchuldigungen. Den Grundſtoff hat er aus einer ſpaniſchen Erzählung genommen: Spanien iſt ſchicklicher Weiſe der Schauplatz der Begebenheit geblieben, und die Sitte nirgends verletzt, das Koſtum des Gegenſtandes aber noch beßer beobachtet worden. Das Kolorit brennt gleichſam von dem Ausbruche einer langgenährten mönchiſchen Begierde mit dem Satan im Hintergrunde, und der erſte Eindruck iſt ungefähr wie der von manchen gothiſchen Gebäuden, in welche das Licht durch gelbe Glasſcheiben fällt. Uebrigens gehört die Eröffnung der Scene zu den anlockenden Seiten des Buchs: ſie iſt wirklich ſehr dramatiſch und führt uns in die Mitte der Anſchauung. Die Glocken läuten, ganz Madrid ſtrömt zur Kirche der Kapuziner, um den heiligen Helden, den ſchönen und beredten Ambroſio, predigen zu hören, deßen Glorie doch bald durch eine unheimliche Ahndung verdunkelt wird. Noch iſt er zwar kein Heuchler, außer in ſo fern er ſich ſelbſt belügt; allein der Stolz auf ſeinen unbefleckten Wandel iſt eine billige Reizung für den Böſen, der von jeher der demüthigen Hoffart beſonders feind geweſen iſt. — Die Hauptperſonen finden ſich hier meiſtens beiſammen, und der Vf. zögert auch nicht, uns vermittelſt eines Traums und einer Wahrſagerin düſtere Blicke in die Zukunft werfen zu laßen, welches mit dem Ton der ganzen Kompoſition recht gut übereinſtimmt. Es liegt ſogar eine Milderung des Schrecklichen darin, daß wir die unſchuldige Antonia von Anfang als das auserſehene Opfer betrachten, und bei dem Bilde, das wir zuerſt von ihr bekommen und behalten, ſcheint in der That eine beßere Ueberlegung den Pinſel geführt zu haben. Man ſieht nur ihre holde Einfalt und Begränztheit: ihr iſt, ganz wie es ſich für ein Opfer ſchickt, die Natur des Lammes ertheilt, und man kann ſagen, daß dieß den ſchrecklichen Kontraſt mit ihrem Mörder verſtärkt und doch auch erträglicher macht, weil es faſt nur ein ſinnliches Mitgefühl erlaubt. Wo es möglich iſt, bleibt ſie in der Ferne zurück, und im erſten Theile hören wir nichts weiter von ihr, indeßen die Verſuchungen des Mönchs beginnen. Sie ſind in den lieblichſten Farben angelegt, und dennoch ſchimmert eine gewiſſe Glut hindurch, die ſie leicht als eine Schattierung des hölliſchen Gemäldes, nur freilich als die feinſte, verrathen. Die Verführung iſt hier beinahe ſo reizend geſchildert als in Cazottes Diable amoureux, in welchem der Vf. auch das Vorbild einer ſolchen Ausführung mag gefunden haben. Nichts kann beßer erſonnen ſein, als den Mönch zuerſt durch eine Abbildung der Madonna in ſeiner Zelle zu reizen; nichts anziehender hingeſtellt werden, als der junge, ſchwermüthige Roſario, der ſich durch die ſchönſten Abſtufungen in eine unwiderſtehliche Verführerin mit den Zügen jener Madonna verwandelt. Dazwiſchen thut der Auftritt mit der Nonne Agnes, welche den ſtrengen Mönch umſonſt zum Erbarmen mit dem Vergehen ihrer Liebe anfleht, und einem fürchterlichen Looße von ihm überantwortet wird, der ſelbſt ſeinem Falle ſo nahe ſteht, die zerreißendſte Wirkung Wir ſehen ihn denn wirklich fallen, und damit geht der menſchliche Theil der Dichtung zu Ende: das Uebrige iſt vom Teufel. Aber freilich, wen er bei Einem Haare gefaßt hat, der iſt ſein auf ewig, und ſo iſt man denn auch hier wie verdammt, das Uebrige auszuleſen. Es hebt eine Epiſode von der Agnes an, wo uns wohl bekannte Geſpenſter und der ewige Jude, der ein flammendes Kreuz an der Stirn trägt, vorgeführt werden. Eine Räubergeſchichte, wo Reiſende in einer einſamen Waldhütte gaſtfreundlich Aufnahme finden, wo ſie aber mit Mühe der ihnen zugedachten Ermordung entkommen, iſt zwar mit großer Wahrheit und glücklichen Zügen ausgeführt, doch iſt ſie eine gar zu willkürliche Zugabe und verräth ſich eben dadurch als eine von den mancherlei Ausbeuten, welche der Vf. von fremdem Boden auf ſein wucherndes Feld übertragen hat.... Sie hat hier weiter keine Verbindung mit den Uebrigen, als daß ſie dem Werke auch im Umfange ein beſcheidnes Maß überſchreiten hilft. Wir treffen weiterhin noch mehrmals auf einzelne, mit verſprechendem Talent behandelte Auftritte, aber das Ganze beweiſt die tiefſte Barbarei der Einbildungskraft und des Geſchmacks. Dieſe ſcheint den Vf. ſelbſt verhindert zu haben, manche Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtanden, treffender für ſeine furchtbare Kataſtrophe zu benutzen, und die gemeinen Romanenhandgriffe auszuſchließen, die jene nur ſchwächen können. Zu den letzten gehört die Braut, welche gleich für Medina wieder in Bereitſchaft iſt. Ihre ſonſt ſehr maleriſche Erſcheinung als die Heilige bei einem religiöſen Aufzuge hätte ſich vielleicht anderswo bedeutender anbringen laßen. Zu den Unterlaßungsfehlern muß man es rechnen, daß es nicht auf eine natürliche Art und allmählich an den Tag kommt, Antonie, die er geſchändet, ſei ſeine Schweſter, und die von ihm ermordete Elvira ſeine Mutter, ſondern daß er es erſt von dem Teufel hören muß, und zwar zu einer Zeit hören muß, wo er ſchon zu ſtumpf iſt, um es wirklich zu vernehmen. Auch auf den Leſer, der dieſe Entdeckung längſt errathen konnte, wirkt ſie hier nichts mehr: das Maß der Scheußlichkeiten iſt längſt voll; das Gemüth hat ſich entweder dagegen geſtählt, oder iſt darunter erlegen. Der doppelte Beſuch des Teufels in eigner Perſon, da er doch in der That an dem untergeordneten Geiſt in der ſchönen Maſke genug geweſen wäre, um Ambroſios Verſchreibung zu erhalten, iſt ebenfalls für die Wirkung übel berechnet. Wenn wir mit Beelzebub nicht verſchont werden konnten, ſo wäre es doch beßer geweſen, ihn bis zu dem Moment, wo er den Ambroſio holt, zur verſparen. Zur Warnung für diejenigen, welche den Mönch auf ſonſtige Empfehlung zur Hand zu nehmen geneigt ſind, zeichnen wir den Schluß aus, als das Ziel wohin eine ſolche Lektüre führt: 'Sprachs und ſetzte die Klauen in des Mönchs Glatze, und ſprang mit ihm vom Felſen. Die Höhlen und die Berge erſchallten von Ambroſios Geſchrei. Höher und höher ſchwang ſich der Teufel und ließ dann den Gemarterten los. Herab ſtürzte der Mönch durch den weiten Luftraum; eines Felſen ſcharfe Spitze fieng ihn auf; er rollte von Abſturz zu Abſturz, bis er zertrümmert und zerbrochen an des Flußes Ufern liegen blieb. Noch war Leben in ſeinem zerknickten Gebeine, aber vergebens waren ſeine Bemühungen aufzuſtehn, ſeine zermalmeten Knochen verſagten ihm den Dienſt. Jetzt ſtieg die Sonne am Horizont herauf, und ſchoß ihre ſengenden Strahlen auf das Haupt des ſterbenden Sünders. Myriaden von Inſekten lockte die Wärme hervor; ſie ſaugten das Blut aus Ambroſios Wunden, drangen in ſeine Beulen, ſtießen ihre Stacheln in ſeinen Körper, und ließen ihn die unerträglichſte Pein fühlen. Die Adler des Felſen zerrißen ſein Fleiſch ſtückweiſe, und hackten ihm mit krummen Schnäbeln die Augen aus. Ihn quälte ein brennender Durſt, er hörte dicht neben ſich des Flußes Murmeln, aber vergebens wollte er ſich vollends hinſchleppen. Blind, verſtümmelt, ohne Hülfe, unter wüthenden Gotteslästerungen und Flüchen, unter Verwünſchungen ſeines Daſeins, unter Furcht vor den noch größeren Martern nach dem Tode, ſchmachtete der Elende drei volle Tage. Am vierten erhob ſich ein heftiger Sturm; die tobenden Winde zerſchellten Felſen und Wälder; durch den umnachteten Himmel ſchoßen rothe Blitze; in Strömen fiel der Regen; der Fluß ſchwoll an; die Wellen traten aus ihren Ufern; ſie erreichten den Ort, wo Ambroſio lag, und führten des Verzweifelnden Leichnam mit ſich fort.' — Doch freilich, was hätten wir hiegegen einzuwenden? Die Stelle iſt ja faſt wörtlich aus Veit Webers Teufelsbeſchwörer genommen, der zu ſeiner Zeit Bewunderer genug gefunden hat. Der Vf. könnte auch nicht beßer thun, als dieſes Kleinod ſeinem Werk einzuverleiben, mit dem es ſo ſehr aus Einem Stück iſt, daß man die Fuge gar nicht bemerkt. Durchgehends herrſcht in demſelben die Konſequenz einer gothiſchen Natur, obige Fälle nicht ausgenommen, wo der Vf. mit ſeinem geplünderten und eignen Reichthum wie ein Verſchwender umgegangen iſt: einer Natur, die von keiner Haltung und Mäßigung weiß, und das Licht der ſchöneren Kunſt, wo die Anlage dazu wirklich vorhanden, in unterirdiſche Flammen verkehrt. Durch fremde Einmiſchungen, Häufung der Gräuel, und ſelbſt durch die faſt immer ſo gezwungne Einführung ſeiner Gedichte (wovon eines, das Lied des Verbannten, ſich durch große Schönheiten auszeichnet, und durch den glücklichen Gebrauch der im Engliſchen, wenigſtens in den ernſteren Gattungen, meiſtens vernachläßigten weiblichen Reime eine höhere Harmonie gewonnen hat, als die lyriſchen Gedichte der Engländer zu haben pflegen) hat der Vf. bewieſen, daß er keinen Begriff von verſtändiger Zurückhaltung, von Harmonie und Einheit hat, ſondern nur ſeinen ganzen Vorrath anzubringen bemüht war; manche Gemüthsſtimmungen, Situationen und die fortreißende Gewalt der einmal losgelaßenen Begierde hat er mit unleugbarer Wahrheit aufgefaßt. Bemerkungswerth iſt es, daß manche engliſche Kunſtrichter eben von dieſer Seite ſeine Moralität, und zwar aus dem Grunde haben verkennen wollen, weil ſich jene Gewalt an einem der Kirche angehörigen Subjekte zeigt; andre aber ſeine Kunſt, weil er unnatürliche Uebergänge dabei gewagt haben ſoll, indem er z. B. den Mönch, noch mit dem Eindruck einer furchtbaren Erſcheinung erfüllt und zum erſten Male mit zauberiſchem Werkzeuge ausgerüſtet, der Befriedigung ſeiner Begierden nachgeben läßt: da doch wirklich häufige Erfahrungen zeigen, daß ſelbſt ſchreckliche Erſchütterungen der aufgeregten Sinnlichkeit zum Sporn dienen, und die Heftigkeit thieriſcher Wolluſt der Grauſamkeit ſo nahe verwandt iſt. Uns ſcheint im Gegentheil, der Vf. hat ſo viel eingeſehn, daß er ſeine Menſchen nicht als wahnſinnige Teufel darzuſtellen hatte. Ambroſio wird mehr wie einmal durch Regungen der Menſchlichkeit oder des mit dem Laſter verbundnen Ueberdrußes von der Begehung ſeiner Verbrechen abgeſchreckt; ja nach der entſetzlichſten ſeiner Thaten fühlt er ganz den Jammer derſelben, und das iſt wenigſtens Natur, wenn es auch bloß die ſinnliche ſein ſollte. Bei allem, was der Vf. verſpricht, iſt es denn doch ſehr zweifelhaft, ob er je etwas leiſten wird, das eines reineren Wohlgefallens werth wäre; und dieß haben ſich diejenigen mit zu verdanken, die ſeinen erſten Verſuch ungebührlich begünſtigten.

Dem Ueberſetzer kann man ſeine Wahl nicht verdenken, und ſeine Arbeit verdient alles Lob. Wir haben nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt. Die Uebertragung der Verſe iſt freilich ziemlich ſteif gerathen, das nämliche Lied ausgenommen, welches oben erwähnt wurde, und das hier, obgleich einige Züge des Originals noch beßer hätten benutzt werden mögen, doch die ſchmelzende Innigkeit deſſelben im Ganzen erreicht, ja vielleicht übertrifft. Wir errathen nicht, warum der Ueberſetzer ſich an die engliſche verdünnende Erweiterung der däniſchen Ballade gehalten, und nicht die ſchon vorhandene deutſche Nachbildung des Originals in Herders Volksliedern gegeben hat, woher doch unſtreitig Hr. Lewis das Stück entlehnte. Er hat nämlich in Deutſchland gelebt, und man findet noch andere Spuren von ſeiner Bekanntſchaft mit der deutſchen Romanenwelt. Die engliſchen Kunſtrichter haben nicht ermangelt, dieſe Aehnlichkeit mit gewiſſen deutſchen Dolch- und Geiſterdichtungen zu bemerken, von denen ſich doch der Mönch durch Klarheit der Darſtellung vortheilhaft unterſcheidet, und ihn als einen Zögling of the wild German school anzuſehn. Dieſe Herren erfahren meiſtens nur das, was in den unteren Regionen unſerer Litteratur vorgeht, und haben ſich danach einen allgemeinen Begriff von ihr gemacht; auch iſt es recht gut, daß ſie von dem, was eigentlich die Fortſchritte unſrer Bildung bezeichnet, keine Notiz nehmen: ſie würden es ſchwerlich recht faßen.

1) Adèle de Senange ou Lettres de Lord Sydenham, en deux Volumes. Hamb. 1796.

2) Adele von Senange oder Briefe des Lord Sydenham. Aus dem Franzöſ. von L. F. Huber. Tübingen 1795.

Dieſe liebenswürdige Dichtung der Frau von Flahault iſt durch die Ueberſetzung und ſpäter im Original längſt unter uns verbreitet geweſen. Sie wird alſo nicht mehr als Neuigkeit, ſondern vielmehr als ein Werk angezeigt, das über dieß zufällige Verdienſt hinaus allen ſeinen Reiz behalten hat, und um ſo ſicherer behalten wird, da er nicht auf einzelnen Zügen, ſondern auf der Uebereinſtimmung zwiſchen der Anlage und Ausführung des Ganzen beruht. Beide ſind von gleicher Zartheit, und die erſte ſo glücklich erſonnen, daß das liebliche Detail der andern wie von ſelbſt daraus hervorzugehen ſcheint. Das geſchilderte intereſſante Verhältniß des alten väterlichen Gemahls zu der blühenden Gattin, die er durch ſeine Hand und ſeinen Namen vom Kloſter errettet hat, und dem jungen Freunde, iſt, da es zwiſchen unverdorbnen Seelen beſteht, weit einfacher als der erſte Blick es anſieht; und doch begünſtigt es alle Feinheit der Darſtellung, und kein andres würde die Anmuth und geiſtvolle Fröhlichkeit Adelens, ihre gefühlvolle Beweglichkeit und alles Kindliche dieſes holden Kindes in ein ſo ſchönes Licht geſetzt haben. Aus der Güte des Alten, die durch keinen Zuſatz von übel angebrachtem Heroiſmus entſtellt wird, aus der jugendlichen Strenge des Liebhabers, und Adelens ſelbſtändiger und doch ſo liebevoller Unbefangenheit entwickeln ſich die mildeſten Kontraſte, die niemals aufhören Kontraſte zu ſein, und eine Kette von Scenen, die, bald munter, bald rührend, immer von der ſittlichſten Grazie belebt werden. So iſt die erſte Erſcheinung des Herrn von Senange mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit behandelt; und bei verſchiedenen andern iſt ein feiner Muthwille ſichtbar. Die Eigenthümlichkeit des Engländers offenbart ſich ohne Uebertreibung und Trivialität; das Einzige, wodurch ſie in das letzte verfallen möchte, iſt der etwas leere Hang, Guineen auszutheilen, und der große Triumph, den er über ſeine Wohlthätigkeit feiert, wenn er dieſen durch die damit verbundene Naivetät nicht wieder gut machte. Man kann übrigens wohl nicht umhin, die Sorge des Hrn. von Senange ein wenig zu theilen, der dem künftigen Gemahl Schonung und Gerechtigkeit empfiehlt, oder auch vorauszuſehn, daß ſie ihm zuweilen gegründete Unruhen bereiten könnte: aber in der That wird die Geſchichte dadurch nur pikanter, daß man jenſeits des Endes noch etwas erblickt, woran ſich Theil nehmen läßt. Nur können wir nicht bergen, daß Adelens letztes Betragen ernſtere Beſorgniſſe erweckt, die nicht mehr bloß dazu dienen, ſie anziehend zu machen. Der Mangel an Muth gegen ihre Mutter, der unter dieſen Umſtänden nicht kindiſche Schüchternheit, ſondern ſklaviſche Furcht iſt, könnte auf Charakterloſigkeit ſchließen laßen, und bleibt ein wirklicher Flecken für das Bild, an dem man ſich nur leichte Schatten gefallen laßen mag. Mit wie weniger Schwierigkeit wäre er wegzunehmen! In der Ueberſetzung iſt er, wir wißen nicht, ob mit Vorbedacht oder zufälliger Weiſe, durch Weglaßung der letzten Briefe ſchon gemildert, aber freilich der Leſer über den Ausgang in Ungewißheit gelaßen worden. Die Vfn. theilt uns in einer Vorrede (die ſich, ſo wie die Zugabe eines eben nicht bedeutenden Märchens, Aglae, nicht bei der Ueberſetzung befindet) einige ihrer Ideen über den Roman überhaupt mit, welche glückliche Anſichten enthalten, wohin wir unter andern die hohe Schätzung des Don Quixote rechnen; wenn gleich über den Urſprung des Romans manche Verwechſelung mit dem epiſchen Gedichte vorfällt, und uns Deutſchen beſonders ſolche Beiſpiele wie das von der Clariſſa, die jedermanns Bewunderung errege, im Gegenſatze mit Homer, der allen Frauen und vielen Männern unzugänglich, dem Enthuſiasmus der Gelehrten allein überlaßen ſein ſoll, nicht gut gewählt dünken möchten. Die Stelle, welche die Verfaßerin für ihr eigenes Werk angegeben hat, iſt eine von den mannichfaltigen Anſichten des Romans, die vollkommen gelten können, wenn ſie ſo vortreflich ausgeführt ſind. Sie hat ſich mehr an die Wirklichkeit gehalten, an den häuslichen täglichen Kreiß des Daſeyns; aber ſie hat Gehalt und Anmuth hineingelegt, und ſo hat ſie ſich im beſten Sinne rapprochée de la nature, wie es ihre Abſicht war.

Die Ueberſetzung drückt den Geiſt des Originals vollkommen aus: doch könnte ſie freilich in einzelnen Stellen mit mehr Fleiß gemacht ſein.

Rhapſodien aus den Papieren eines einſamen Denkers. Herausg. von K. L. M. Müller. Leipzig. 1797.

Der Vf. macht in einer kurzen Vorrede nicht Anſpruch darauf, 'neue noch nie gekannte Anſichten von Dingen zu geben, welche die Menſchen intereſſieren. Er wollte bloß denen, welche durch die Freuden des Denkens gern ihrer höhern Natur ſich bewußt werden, eine Unterhaltung verſchaffen, an welcher ihr Herz Theil nehmen könnte, weil er überzeugt iſt, daß nur durch die innige Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle der Menſch den Weg zu allem Großen und Edlen zu finden vermag.' Dieſen Zweck konnte er nicht verfehlen, da er die ungezweifelte Wahrheit des letzten Satzes an ſich ſelbſt zu bewähren ſtrebt. Man ſieht, daß er die Lehren der Philoſophen, denen er hauptſächlich folgt, eines Kant und Schiller, nicht bloß ſtudiert und begriffen, ſondern daß er ſie auch gefühlt hat; die Klarheit ſeines nur ſelten an das Deklamatoriſche ſtreifenden Vortrags wird von einer ſanften Wärme belebt. Die Aufſätze ſind: I. Ideen über den Einfluß der Moralität auf das ſchöne Betragen in der Geſellſchaft. II. Ueber die Illuſion bei einem Werke ſchöner Kunſt Die Mißverſtändniſſe, gegen welche der Vf. hier mit treffenden Waffen ſtreitet, als ob der Zweck der Kunſt bloß die wahrſte Nachahmung und die Bedingung ihrer Wirkung die Täuſchung, nicht der freie ſchöne Schein ſei, möchten, wiewohl ſich ſchon mächtige Stimmen dagegen erhoben haben, doch nicht ſo leicht aus der gemeinen Meinung zu vertreiben ſein, weil ſie aus der ganzen Beſchaffenheit der modernen Bildung, und aus dem Mangel an Bedürfniß für eigentlich ſchöne Kunſt bei ſo Vielen entſpringen. Der Verfaßer drückt ſich wenigſtens nicht genau aus, wenn er ſagt, 'die Kunſt ſolle ſich einzig und allein damit beſchäftigen, Zuſtände der Empfindung in menſchlichen Seelen darzuſtellen.' Dieß heißt die Künſte bloß von der muſikaliſchen Seite betrachten, da ſich dieſe doch eher zu der plaſtiſchen Seite hinüberziehen läßt als umgekehrt. Wenn man auch zugiebt, daß der Künſtler niemals unmittelbar ein äußeres, ſondern immer ein inneres Objekt darſtellt; ſo iſt doch die Anſchauung deſſelben ganz verſchieden von der Empfindung, der Richtung des Gemüths auf ſeinen eignen Zuſtand ohne Bezug auf ein Objekt. Selbſt wo dieſe zu einer freien Darſtellung erheben werden ſoll, muß ſie dem betrachtenden Künſtler ein Gegenſtand der Anſchauung werden. — III. Ueber Lebensgenuß. Briefe an einen Freund. IV. Ueber Elend und Glückſeligkeit. V. Kunſt und Natur, vertraute Freundinnen. Die Einkleidung in den beiden letzten Aufſätzen iſt ſchwach; überhaupt iſt der fünfte am wenigſten befriedigend. Die ſcharfe Sonderung und Beſtimmung der Begriffe, ohne welche hier wenig auszurichten war, iſt verabſäumt. Wenn der Vf. künftig, wie er es gewiß vermag, ohne Führer auf eignem Wege weiter vordringen will; ſo iſt ihm ausgebreitete Beobachtung, Studium der Poeſie, und der ihr verſchwiſterten Künſte, nicht in der Theorie, ſondern in ihren Werken, endlich Studium der Kunſtgeſchichte zu empfehlen. Unterſuchungen, die nicht bloß reine Spekulation ſind, ſondern ein in der Sinnenwelt vorkommendes Objekt haben, können nur durch die genaueſte Bekanntſchaft mit dieſem ihren ganzen Umfang und die gehörige Tiefe erhalten.

Briefe äſthetiſchen Inhalts mit vorzüglicher Hinſicht auf die Kantiſche Theorie, von C. F. von Schmidt-Phiſeldeck. Erſte Sammlung. Ueber die allgemeinen Grundſätze der Aeſthetik, und die Dichtkunſt insbeſondere. Altona. 1797.

Philoſophieren iſt ein männliches Geſchäft: es ſoll und kann nicht von Säuglingen und Unmündigen getrieben werden. Zwar nennt ein Dichter die Philoſophie mit Recht „der Trübſal ſüße Milch", aber es ſoll doch kein Kinderbrei aus ihr gemacht werden, wobei der Lehrer nur das Amt der Wärterin verſehen und ſorgen müßte, ihn ja recht weich zu kochen, umzurühren und gehörig zu verſüßen. Ihr ganzer Werth, ja ihr Weſen beruht auf ſelbſtthätigem Gebrauche der Denkkraft: und wie kann der Andre dazu erwecken, der ihn ſelbſt nicht übt? Wenn der Lehrer ein Schüler iſt, der nicht bloß auf das Wort ſeines Meiſters ſchwört, ſondern auch nirgends bewährt, daß er eigne, urſprüngliche Gedanken haben kann, ſo muß an die Stelle der freien Mittheilung, wodurch allein der lebendige Geiſt einer Philoſophie fortgepflanzt werden kann, eine gänzlich paſſive Ueberlieferung treten, die ſich an das Caput mortuum derſelben hält. So iſt es denn auch nur allzuhäufig unter uns ergangen, und auf dieſe Art ſind ſo viele Bände, wie man glaubt, mit dem beſten Fug und Rechte, angefüllt worden, daß man es befremdlich findet, wenn jemand meint, es könnte wohl anders ſein. Erläuterungen dunkler philoſophiſcher Lehren, die nicht bei den Worten des Vortrags ſtehen bleiben, ſondern in das Weſen der Sache ſelbſt eindringen und aus neuen Anſichten derſelben hervorgehen, ſind gewiß etwas ſehr Schätzbares; aber der Philoſoph, der ſie geben will, muß in ſo fern gewiſſermaßen über dem Urheber der Lehre ſtehen; denn er muß ſie in ſich zu einer deutlicheren Erkenntniß erhoben haben als jener. Es bleibt daher das Meiſterſtück der logiſchen Kunſt, wenn der tiefe ſelbſtändige Denker, ohne der Strenge der Wißenſchaft etwas zu vergeben, der gemeinen Faßungskraft entgegen zu kommen weiß. Auch die Entwickelung einer fremden Lehre kann eine wahre Bereicherung ſein, wenn der Geiſt, der ſie ſich angeeignet hat, ſchon für ſich mit dem Gegenſtande der Unterſuchung vertraut, den verpflanzten Keim durch eigne nährende Beſtandtheile entfaltet.

Was aber die erſte Hälfte obiger Schrift enthält, iſt nichts dergleichen, ſondern nur eine verdünnende Wiederholung von Sätzen aus Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Dieſe Schrift gehört gewiß nicht zu ſeinen ſchwerſten; und ob ſie gleich im Zuſammenhange mit ſeinem ganzen Syſtem, und durch Einſicht in daſſelbe vollſtändig begriffen werden kann, ſo darf man doch wohl behaupten, daß, wer die hier daraus vorgetragnen Lehren nicht in der Urſchrift verſteht, noch kein wahres Bedürfniß für ſolche Spekulationen haben kann. Hr. v. S. P. iſt nicht dieſer Meinung geweſen; ſonſt hätte er die Freundin, an welche dieſe Briefe gerichtet ſind, unmittelbar an das Studium jener kantiſchen Schrift gewieſen, und dann weiter mit ihr daraus und darüber philoſophiert. Seine Schreibart iſt leicht und fließend, nur daß ſie manchmal in das Gezierte und Koſtbare verfällt; aber klarer ſind Kants Lehren vom Schönen und Erhabnen durch ſeine Bearbeitung nicht geworden, außer ungefähr auf die Art, wie Waßer klarer als alter Rheinwein genannt werden kann. Vielleicht hat Kant in keiner zum Syſtem gehörigen Schrift ſeinem Geiſte ſo freien Lauf zu kleinen Zügen und Abſchweifungen gelaßen, worin ſich der große Meiſter gleichſam zur Erholung als genialiſcher Beobachter, als witziger Kopf, als liebenswürdiger Geſellſchafter zeigt, als gerade in der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft; und an die Stelle dieſer geiſtvollen, lebendigen Originalität iſt hier eine matte, nur nicht langweilige, Einförmigkeit getreten. Doch, dieß iſt bei weitem noch nicht das Schlimmſte. Es finden ſich Spuren genug, daß der Vf. gar nicht recht in den Geiſt des Syſtems, aus welchem er ſchöpft, eingedrungen iſt. So, um nur eins auszuheben, gebraucht er häufig den Ausdruck 'ſinnlich vollkommen', und bringt ihn ſogar in ſeine Definition der Poeſie, 'ſie ſei die Kunſt der ſinnlich vollkommnen Darſtellung äſthetiſcher Ideen durch die Rede'. Vollkommenheit wird durch den Verſtand erkannt; eine ſinnliche Vollkommenheit, d. h. die vermittelſt der Sinne wahrgenommen werden kann, findet nur nach einem Syſteme Statt, welches die ſinnliche Wahrnehmung und die Verſtandeserkenntniß nicht für ſpecifiſch verſchieden ausgiebt, ſondern jene für dunklere Erkenntniß hält, die durch erhöhte Grade der Deutlichkeit in dieſe übergeht, wie es in der Wolfiſch Baumgartenſchen Theorie geſchah. In Kants Philoſophie werden gleich am Eingange Sinnlichkeit und Verſtand ſcharf geſondert, und einander entgegengeſetzt: wie könnte es alſo nach ihren Grundſätzen eine ſinnliche Vollkommenheit geben? Der Vf. iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, wenn er, um Mendelsſohn zurecht zu weiſen, ſagt: 'was ich als vollkommen erkenne, iſt für mich in ſo fern kein Gegenſtand der äſthetiſchen Beurtheilung'. — In der zweiten Hälfte des Buches, die von der Dichtkunſt insbeſondre handelt, werden die in der erſten vorausgeſchickten allgemeineren Grundſätze ſo wenig angewandt, daß ſich gar nicht einmal ein Einfluß derſelben bemerken läßt: der Leſer wird im 24ſten Briefe plötzlich aus Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft in Engels Theorie der Dichtungsarten verſetzt. So folgt der Vf. meiſtens bald dieſer, bald jener Autorität, nicht ſonderlich darum bekümmert, wie ihre Lehren unter einander zuſammenhängen: und ſeine eignen Gedanken über Poeſie, wo er deren vorträgt, ſind verworren und unhaltbar. Auch in der Wahl der Beiſpiele und in den einzelnen Urtheilen zeigt ſich Mangel an wahrer Einſicht in die Sache. Shakſpeare wird ein Künſtler ohne Studium genannt, der alle Augenblicke gegen Schicklichkeit und Konvenienz verſtößt. Rec. wäre neugierig, hievon einen Beweis zu leſen. Gegen unſre Konvenienz, das möchte ſein, aber gewiß nicht gegen die ſeines Zeitalters und Volkes, und ſelten gegen die in der Natur gegründete Schicklichkeit. Meint der Vf. die Verſehen gegen das Koſtum? Bei allen hiſtoriſchen Verletzungen deſſelben weiß Shakſpeare das poetiſche Koſtum, das Koſtum der Sache, immer ſehr gut zu beobachten. Später wird ein Gleichniß eben deſſelben Dichters ganz irrig erklärt. Nicht die menſchlichen Schickſale, ſondern die davon abhängigen Gemüthslagen und Geſinnungen der Menſchen werden mit Tönen einer Pfeife verglichen, die Fortuna nach Belieben hervorlockt. Und als ob den Vf. ein Unſtern verfolgte, ſo oft er von Shakſpeare redet, entſchlüpft ihm dann wieder ein Irrthum in Betreff eben dieſes Dichters. ‘Der Dichter des Meſſias hat keine komiſche(n) Erzählungen geſchrieben, und Shakſpeare — dieſer Rieſe unter den Schauſpieldichtern — ſang keine Höltyſchen Elegien.’ Höltyſche freilich nicht, denn niemand dichtet in einer fremden Individualität: aber in dem Sinne, worin Höltys Gedichte elegiſch heißen, können viele von Shakſpeares Sonetten und einige ſeiner zarten Lieder wenigſtens eben ſo gut Anſpruch auf den Namen machen. Doch dieſe einzelnen Irrthümer ſind Kleinigkeiten gegen das, was dem Vf. bei ſeinem Vortrage über Proſodie und Versbau widerfährt. Er muß es ſelbſt noch gar nicht erfahren haben, oder er hält es doch vor ſeiner Freundin geheim, daß die deutſche Silbenzeit begriffsmäßig beſtimmt iſt; denn er lehrt, die Länge und Kürze der Silben hänge von der Beſchaffenheit der Vokale und Konſonanten und von der Häufung der letzten ab, da dieß in unſrer Sprache doch bloß als untergeordnete Nebenbeſtimmung darauf einwirkt. Die Folgen dieſer Theorie zeigen ſich dann auch nachher in ganz falſchen Angaben der Quantität über eingerückten Verſen; der Vf. kann wirklich einen deutſchen Hexameter nicht mit Sicherheit ſkandieren. S. 257 ſteht: Abendroth, und

Wie da mein Geiſt auf der Entzückung Flügel

Auf dieſe Art werden wir einen Ueberfluß von Spondeen in unſrer Sprache bekommen. Der Vf. überſieht ſie aber wieder, wo ſie ſind; z. B.

Unſer tägliches Brod. Preis ſei ihm und Anbetung

Die Silbe An iſt an und für ſich lang, da es hingegen Und nur durch die Arſis werden ſoll, der Klopſtock hier wohl zu viel zugemuthet haben möchte. Auch gegen die Skanſion von ſei ihm ließe ſich Manches einwenden, doch hat ſie der Dichter vermuthlich ſo genommen. — ‘Wenn in einem Verſe, deſſen letzter Abſchnitt aus einer einzigen Silbe beſteht, dieſe Silbe mit der Endſilbe eines ähnlichen Verſes gleich klingt, ſo iſt dieſer Reim männlich; weiblicher Reim entſteht aus dem Einklange der beiden letzten Silben in Verſen, die mit einem vollen zweiſilbigen Fuße ſchließen.’ Welche Beſchreibung! Nur bei trochäiſchen Verſen läßt ſie ſich rechtfertigen; bei Jamben ſchließt ja aber der männliche Reim den Vers katalektiſch, der weibliche hyperkatalektiſch. So iſt die Trivialität, welche in dieſem ganzen Abſchnitte herrſcht, noch obendrein mit Verworrenheit gepaart. Die ſtolbergiſche Ueberſetzung des Sophokles ſoll eine ſehr ſchöne Idee von griechiſchen Chören (nach ihren Silbenmaßen) geben können. Nichts weniger! Dieſe Ueberſetzung weicht durch den Gebrauch kurzer Strophen, welche in den griechiſchen Chorgeſängen niemals vorkommen, gänzlich vom Charakter der Originale ab. S. 272. wird in aller Geſchwindigkeit, ohne Gründe, entſchieden, die ganze dramatiſche Poeſie bedürfe der Verſifikation nicht, und gefalle am beſten im proſaiſchen Gewande. — Die Einkleidung in Briefform iſt unbedeutend, die Eingänge ſind ungefähr wie folgender. ‘Sie wollen, daß ich fortfahren ſoll, meine Freundin, und ich gehorche.’ Da dieſer Gehorſam ſo weit geht, daß er den Vf. dahin brachte, über Dinge zu ſchreiben, die er noch nicht recht verſteht, möchte ihn doch ſeine Freundin vermögen, entweder gar nicht oder erſt nach gründlicherem Studium fortzufahren!

Merkwürdige Rechtsfälle. Nach dem Franz. des Pitaval. Herausg. von Schiller. 4 Theile. Jena 1792. 1795.

Man kann den Werth der vorliegenden Sammlung nicht treffender beſtimmen, als es S. in der Vorrede bereits gethan hat. Sie enthält ‘eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwickelung und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickeltſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen, und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Stral der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläßen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Criminalrichter im Stande tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun’. Es wäre in der That zu verwundern, wenn ſo mancherlei vorzügliche Eigenſchaften dieſer Lektüre nicht gleich von ihrer erſten Erſcheinung an ein ſehr ausgebreitetes Publikum erworben hätten, und es einer beſondern Empfehlung noch bedürfte, da ſie zugleich alle diejenigen beſitzt, die einen ungebildeteren Hang befriedigen, und dem natürlichen Wohlgefallen am Abenteuerlichen, Räthſelhaften, Furcht und Mitleiden Erregenden, Genüge leiſten können. Pitavals Rechtsfälle dürfen im Originale keinem Rechtsgelehrten, ja keinem Pſychologen, unbekannt ſein; in der deutſchen Bearbeitung ſind ſie überdieß noch ein eigentlich populäres Buch geworden. Das Juriſtiſche darin, was nicht allgemein verſtändlich war, iſt weggelaßen, aber alles beibehalten, was für den Gang der Proceſſe weſentlich und überhaupt erforderlich ſein konnte, um den Gegenſtand, die Thatſache, worauf es ankommt, von allen Seiten zu betrachten; eine Uebung, welche ſelbſt den gemeinſten Verſtand zu ſchärfen, und ſo, durch Aufklärung über manche Verhältniſſe des Lebens, ſittlich gute Eindrücke zu befördern vermag. Der deutſche Bearbeiter hat die Ausgabe und Redaktion der Causes célèbres von dem Parlamentsadvocaten Richer zum Grunde gelegt, bei welcher ſchon viel dafür geſchehen iſt, das urſprüngliche Werk von Pitaval lesbarer und dem heutigen Geſchmacke angemeßener zu machen. Die in dieſen vier Bänden enthaltnen Fälle ſind folgende: I. Band. 1) Die Beſeſſenen zu Loudun oder die Geſchichte des Urban Grandier. 2) Rechtshandel des Grafen von Saint-Geran. 3) Geſchichte der Marquiſe von Gange. II. B. 1) Geſchichte des Chevalier von Morſan. 2) Geſchichte des Sohns des Herrn v. Caille. 3) Rechtshandel des Herrn von Anglade. 4) Die Rechtfertigung des Herrn von Arconville. III. B. 1) Geſchichte des Proceſſes der Marquiſe von Brinvillier. 2) Geſchichte des Herrn von la Pivardiere. 3) Das traurige Schickſal des Jakob le Brun. 4) Beiſpiele von Unzuverläßigkeit der Ausſagen, welche durch die Tortur erhalten werden. IV. B. 1) Martin Guerre. 2) Das Fräulein von Choiſeul. 3) Der Bettler von Vernon. 4) Das Mädchen von Orleans. 5) Der Handelsvertrag mit Gott. 6) Das ungleiche Ehepaar. Die getroffene Auswahl der Erzählungen iſt unſtreitig die beſte, die ſich machen ließ, und die Nachleſe, die jenes bändereiche Werk noch liefern könnte, möchte nicht groß ſein, da manche entweder nur ein lokales Intereſſe für das ehemalige Frankreich oder ein bloß juriſtiſches haben, oder andre anſtößige, weltlich-geiſtliche Geſchichten nicht mehr für unſre Zeiten gehören. Um ſo mehr wäre es zu wünſchen geweſen, daß die verſprochne Fortſetzung, die 'von andern Schriftſtellern und Nationen, beſonders aus unſerm Vaterlande' ähnliche Fälle aufzeichnen ſollte, geliefert wäre. Wir würden wahrſcheinlich bei den letzten die Freude gehabt haben, auf keinen zu ſtoßen, wo der Unſchuldige einer fehlerhaften oder parteiiſchen Juſtiz erliegt: ein Ereigniß, das uns hier mehrmals in die ſchmerzlichſte Rührung verſetzt. Es iſt zuweilen leichter, den Unwillen gegen den Verbrecher, als gegen den voreiligen und ungerechten Richter bei ſich zu mildern, da ſich eben bei genauerer Betrachtung abſcheulicher Verbrechen der Gedanke aufdringt, daß doch ein gewiſſer Grad von Verrücktheit damit verbunden ſein mußte, der die Freiheit der Handlung aufhob. Freilich hat man auch Gelegenheit, das unauflösliche Gewebe von Wahrheit und Trug zu bewundern, welches oft die Wahrheit verhüllt, die denn doch am Ende durch Zufall oder ein rächendes Geſchick an den Tag kommt. Uebrigens verdient ſowohl die

Reinheit und Leichtigkeit der Sprache (nur ſehr ſelten ſind Spuren oberdeutſcher Provincialiſmen ſichtbar, wie einigemale ‘weißt’ ſtatt ‘weiß’ in der dritten Perſon von ‘wißen’), als die Zweckmäßigkeit der Veränderungen, wo der deutſche Bearbeiter nicht bloß frei überſetzt, ſondern ſich noch weiter vom Originale entfernt, alles mögliche Lob. Nur dann und wann hätten wir lieber den Text ohne Abkürzung beibehalten geſehen, z. B. beim Schluß der Geſchichte der Marquiſe von Gange. Nur einmal iſt uns ein verfehltes Wort aufgeſtoßen, da die Aeußerung der Marquiſe von Brinvillier, als ſie auf den Richtplatz geführt wurde, C'est donc tout de bon?, ‘Es iſt alſo völliger Ernſt?’ durch ‘nun iſt wohl Alles gut?’ gegeben worden iſt.

---

1) Ueber Ifflands neuſtes ungedrucktes Schauſpiel: das Gewißen und die Vorſtellung deſſelben auf dem Provincialtheater in Breslau. Eine Didaſkalie. Bresl. 1797.
2) Ueber das Trauerſpiel Abällino, der Madame Sophie Albrecht und Herrn Hagemanns Spiel. Hamb. 1796.
3) Allgemeinſte Grundſätze der dramatiſchen Dichtkunſt. Nach Leſſing, Engel und Eſchenburg. Leipzig 1797.

Wenn guter Wille bei einem Geſchäft, dem man vorwirft, daß es oft mit zu viel üblem Willen getrieben werde, bei der Kritik, etwas gelten kann, ſo verdient Nr. 1 alles Lob. Der Vf. zeigt in der That den beſten Willen und ein recht eifriges Beſtreben, den feinen Zergliederer, den einſichtsvollen Kenner zu machen. Er hat fleißig über die Sache geleſen und ſich Alles wohl gemerkt; er hegt großen Glauben an das Erlernte, und freut ſich nun der ſchönen Gelegenheit es anzubringen. Allem Anſehen nach iſt er noch ein ſehr junger Mann, und dieſe unſchädliche Flugſchrift ſein erſter Ausflug in die Schriftſtellerwelt. Die Sauberkeit der etwas umſtändlichen Schreibart kann das Flache und manchmal das Triviale des Inhalts nicht verbergen, und der Mangel an eignem Geiſt und ſelbſtändigem Urtheil zeigt ſich unter andern auch darin, daß der Vf. ſich gar zu gern an eine fremde Autorität anlehnt. Dieß iſt ſogar dann der Fall, wenn er gegen den Strom der öffentlichen Meinung anſchwimmen zu wollen ſcheint, wie da, wo er von der ‘bettelſtolzen Armſeligkeit’ redet, ‘mit welcher Kotzebue immer wieder dieſelben Perſonen vorführt’. Der Vf. ſagt manches Gute, wogegen ſich nichts einwenden läßt; er iſt in Abſicht auf dramatiſche Kunſt zwar noch nicht völlig auf dem rechten, aber auch nicht auf einem ganz verkehrten Wege; er würde ſich jenem ſchon weit mehr nähern, wenn er nur einſtweilen alles, was er von moraliſchen und pſychologiſchen Zwecken bei einem Drama gehört und geleſen hat, bei Seite ſetzen wollte. Es würde unhöflich ſein, mit Strenge die Schwächen einer ſo gutmüthigen Kritik zu rügen, die ihren Tadel ſittſam und gemäßigt vorträgt, aber ihrer unerfahrnen Bewunderung nicht immer ein Ziel zu ſetzen weiß.

Zu jung iſt der Vf. von Nr. 2 gewiß nicht; vielmehr möchte ſich ein gewiſſes Sprichwort vom Alter auf ihn anwenden laßen, da er, nach ſeiner eignen Ausſage ‘ſeit dreißig Jahren die Bühne ſtudiert, und dieſer „ädlen“ Kunſt ganze Tage und Nächte geweiht hat’. Möchte er doch auch mitunter die deutſche Sprache ein wenig getrieben haben, damit ihm nicht ‘Leidenſchaften, zu denen das weibliche Herz fähig iſt,’ und gleich darauf eine ‘an ſüßer und ädler Schwärmerei gränzende Liebe’ entſchlüpften, damit er überhaupt nur einige Sätze gehörig zu ordnen und zuſammenzufügen wüßte. Dem Aballino wird es als ein großes Verdienſt angerechnet, daß das Stück in Venedig ſpielt; die vorkommenden Nobili, Senatoren, Damen und der Doge ſelbſt werden als eben ſo viele Schönheiten des Schauſpieles hergezählt. Nachher heißt es von der Banditenbande: 'Man kommt ihr auf die Spur. Man erhaſcht einen Theil ihrer Gedungenen. Man foltert die Gefangenen und erfährt die Wirkungen derjenigen Martern, wodurch man ſie zum Geſtändniſſe zwang.' — 'Wer dabei kalt bleiben kann', ruft der Vf. aus, 'wer dem, vom Anfange bis zum Schluße des Stücks ihn mit unerhörter Gewalt fortreißenden Strome Widerſtand zu leiſten vermag; — was denk ich von dem?' Wo ihn, wie in dieſen wenigen Blättern ſehr oft geſchieht, ſeine Mittel gänzlich verlaßen, da hilft er ſich mit einer Verſicherung. Gleich vorn: 'wahrlich Abällino ſei nicht unter aller Kritik'; 'er ſage es wohl überlegt und laut, Madame Sophie Albrecht habe ſich durch ihr Spiel in der Rolle der Roſamunde aller Achtung würdig gemacht'. Weiter unten 'Sie erhebt den Ton ihrer Sprache, beim ſteigenden, ſie ſtimmt ihn herab, beim ſinkenden Affekt'. Erſtaunlich! 'So ungern ſich der Vf. auch irgend einen Anſchein von untrüglicher Zuverläßigkeit geben möchte' (er ſollte nur nicht ſo ängſtlich ſein, es hat nichts damit auf ſich), 'das wagt er zu behaupten, Hr. Hagemann habe von den Scenen, worin er Abällino war, auch nicht eine verfehlt'. Schließlich verfährt er wie bei einem Zeugenverhöre: er habe die Wahrheit ſagen können und wollen, folglich müße das Geſagte auch die Wahrheit ſein. Quod erat demonstrandum!

Nr. 3 enthält allerdings Lehren, die bis zur Unbeſtimmtheit und äußerſter Trivialität allgemein ſind; nur Grundſätze ſind es nicht, wenn nicht etwa auch, was der Fechtmeiſter dem Bourgeois gentilhomme des Molière einſchärft, allen Stößen des Gegners auszuweichen, und ihm alle die ſeinigen beizubringen, für Grundſatz der Fechtkunſt gelten ſoll. Daß niemand, der von der Sache etwas weiß, aus dieſer Schrift etwas lernen wird, iſt noch zu wenig geſagt; auch der ganz Unkundige kann nichts wahrhaft Erſprießliches daraus erfahren. Wenn der Vf. nur das Ausſchreiben beßer verſtände, das er noch ehrlich genug eingeſteht, ſo hätte ſein Produkt nicht ſo unausſprechlich kahl und leer ausfallen können. Seine Meinung iſt eigentlich geweſen, daß der Anfänger in der Dichtkunſt dieſe in die Kürze gebrachten Regeln bei ſeiner Arbeit ungefähr ſo vor ſich ſolle liegen haben, wie ein ungeübter Rechner das Einmaleins. Eine ſchülerhafte Idee, und höchſt ſchülerhaft ausgeführt!

Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend. In ſechs Geſängen. Zürich 1795.

Der Vf., Hr. Georg Geßner, Diakon an der Waiſenkirche in Zürich (er nennt ſich nicht auf dem Titelblatte, aber unter der Zueignung an Lavater) erklärt ſich über dieſen erſten poetiſchen Verſuch mit ächt chriſtlicher Demuth. Er hofft, 'wenigſtens den Eindruck, den das alte Urkundenſtück ſelbſt in ſeiner natürlichen Einheit macht, durch das, was er zur wirklichen Geſchichte hinzuzudichten ſich erlaubt, nicht verdorben zu haben'. Rec. befürchtet jedoch ſehr, daß dieß geſchehen ſei, wenn er auch das Buch Ruth ohne alle theologiſchen Rückſichten bloß von Seiten der Darſtellung betrachtet. Aller fremde Schmuck iſt bei dieſem alten, einfältigen und dadurch anziehenden Sittengemälde überflüßig und ſtörend; und der, welchen Hr. G. ihm geliehen, iſt in der That ſo fremd und unpaſſend, als es nur möglich war ihn zu erſinden. Alle Reden, Betrachtungen, Gebete ſeiner Perſonen haben gar nichts von jenem patriarchaliſchen Charakter an ſich, ſondern ſind grade ſo beſchaffen, wie ſie gottſeligen Leuten der heutigen Welt geläufig ſein mögen. Die Urſchrift füllt wenige Blätter; hier iſt die Geſchichte in ſechs lange Geſänge ausgeſponnen, ohne daß die Handlung anders als durch unbedeutende Umſtände, die eigentlich gar keinen Einfluß auf ſie haben, erweitert worden wäre. An die Stelle jener kräftigen Einfalt iſt alſo ermüdende Weitſchweifigkeit getreten. Dieſe läßt ſich ſelbſt mit der guten Abſicht den Leſer zu erbauen nicht entſchuldigen, wenn man nicht die Langeweile für ein nothwendiges Ingrediens der Andacht hält. Wenn z. B. die Gottheit (die nächtliche Stimme, die Elkana vernimmt, ſoll ja doch unmittelbar von ihr herrühren) folgendergeſtalt eingeführt wird:

Die Tugend und der einfaltsvolle Glaube
Ziehn ſie (die Ruth) empor vom niedern Staube!
Sie iſt gereift durch heiße Gluth der Leiden
Zu nie geahnten wonnevollen Freuden,
Ich habe ſie erwählet mir,
Indem ich ſie zu meinem Volk erhob, —
Ihr Enkel ſei der Iſraelen Lob!
Er trägt auf ſeinem Haupt die ſchönſte Krone,
Und ſitzet herrlich auf dem Königsthrone u. ſ. w.

kann dieß unſre Ehrfurcht vor dem höchſten Weſen verſtärken, ja iſt es nur anſtändig, ihm ſo proſaiſche, gemeine Verſe anzudichten? Eben das gilt von einer andern Stelle bei der Vermählung Ruths mit Boas:

Gott blickte mit Erbarmen ohne Namen
Herab, und ſprach mit Siegelkraft ſein ‘Amen!
Du frommes Ahnenpaar! geſegnet ſei
In deiner Enkel Kron' einſt deine fromme Treu!’

So ſprach der Herr, und alle Himmel ſchweigen
Und ſtaunen dem geheimnißvollen Wort,
Das ſie noch nicht verſtehn; die Fürſten neigen
Die Kronen, jeder hebt von ſeinem Ort
Sich auf, ihm ehrfurchtsvoll das Knie zu beugen u. ſ. w.

Hier geht die Wirkung weit über die Urſache hinaus, und von der Faßungskraft ‘aller Himmel’ wird in der That nicht der beſte Begriff gegeben. Die Frömmigkeit empfiehlt der Vf. überall; allein ihm ſcheint die Bemerkung entgangen zu ſein, die Leſſing irgendwo macht, daß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch mit der Tugend umgehen dürfe, die er durch ſeine Darſtellung erhöhen will. Naemi ſtellt unaufhörlich fromme Betrachtungen an; Ruth ſtimmt ihr darin bei oder fügt ihre eignen hinzu; Elkana, ein heiliger

Einſiedler, bei dem die beiden Frauen eines (man weiß nicht, warum veranſtalteten) Ungewitters wegen einkehren müßen, offenbart ungemeine Frömmigkeit; Zadok, ein Freund des Boas iſt ebenfalls ſehr fromm; Boas ſelbſt fließt von frommen Geſinnungen über. Ruths außerordentliche Tugend muß übrigens durch kleine Züge oder gar durch müßige Reden und Empfindungen geſchildert werden, da die Haupthandlung ſie gar nicht beweiſt. Sie folgt ihrer Schwiegermutter; dieß war Anhänglichkeit: aber auch Pflicht, da ſie noch einen eignen Vater und Mutter hatte? Die Vertauſchung ihres Nationalgottes gegen Jehovah erſcheint (Ruth I. 16.) beinah bloß als Wirkung jener Anhänglichkeit. Ihre Vorliebe für ein fremdes Volk können wir, die wir keine Iſraeliten ſind, der Moabiterin am wenigſten für ein Verdienſt anrechnen. Am Ende wagte ſie doch bei ihrer Niederlaßung in Bethlehem nichts Schlimmeres, als keinen zweiten Mann zu bekommen. Daß ſie, nach Hrn. Gs. Erfindung, die Habſeligkeiten der Naemi vor der Abreiſe heimlich aufpackt und ihren Bruder damit vorausſchickt, iſt ein ziemlich alberner Einfall von ihr. Sie konnte wohl denken, daß die arme Naemi erſchrecken würde.

‘Sei ruhig!’ ſagt ihr Ruth, die in die Hütte kam,
‘Mein Bruder zieht voran mit dem Gepäcke,
Hätt’ ich gedacht, daß dieß dich ſo erſchrecke,
Ich wäre hier geblieben; ſieh’, ich nahm
So eben noch kein Bett’ — o, dir es nachzutragen,
Das wirſt du nun mir nicht verſagen.’

Von ihrer Ankunft in Bethlehem heißt es:

Noch bei dem Brunn am Thore ſaßen
Die Wittwen; kaum daß man ſie ſah,
So ſcholl es ſchon durch alle Gaßen:
‘Naemi, die nach Moab gieng, iſt wieder da!’

Wen erinnert dieß nicht an die gellertſche Fabel

Und wo ein Bär den andern ſah,
Da hieß es, Pez iſt wieder da?

Wir erfahren aus Ruths Munde, worin das Gericht beſtanden, mit welchem die patriarchaliſche Galanterie des Boas ſie beim Aehrenleſen erquickte:

Da gab er mir den beſten Gerſtenbrei
Von friſch gedörrten Körnern zugerichtet,

Ein köſtliches Gericht, wobei
Man Kraft gewinnt, und neu geſtärkt ſein Werk verrichtet.

Bei der Hochzeit iſt indeſſen die Tafel noch weit beßer beſetzt:

— — Purpurwein,
Und Semmelbrod, und reich gewürzte Kuchen
Bereiten ſie, die Gäſte zu erfreun.

Die artige, naive Bitte der Ruth an Boas, 'ſeinen Flügel über ſie zu breiten', die es dadurch noch mehr wird, daß er ihr 'wie ein Mann in voller Männerkraft' vorgekommen war, iſt hier wörtlich beibehalten worden. Dagegen hat es dem Vf. doch zu bedenklich geſchienen, ſie mit auf dem Lager zu den Füßen des Boas liegen zu laßen: ſie wirft ſich in dem Gedicht nur vor ihm nieder. Ihre Methode, ihn zu wecken, iſt ein wenig ſonderbar; ſie lüftet ihm nämlich den Mantel. Wie und wo ſie den übrigen Theil der Nacht zugebracht, erfährt man nicht. Doch kann dabei auf den redlichen Boas kein Verdacht fallen; denn ſogar bei der Hochzeit wünſcht er zwar mit Ruth allein zu ſein, aber bloß um

Im ſtillen Ueberdenken ſich zu freun,
Wie Gottes Pfade ſtets vom Guten überfließen.

Nach dieſen Proben des Inhalts glaubt Rec. der Mühe überhoben zu ſein, umſtändlich darzuthun, daß der Ausdruck matt, weitſchweifig, proſaiſch, und, wo er poetiſch ſein ſoll, voll mißlungner Bilder, daß der Versbau unerträglich ſchleppend iſt; oder ſchweizeriſche Provinzialiſmen, wie 'entwegen', 'anbahnen', Sprachfehler wie 'die Steine, die ich auszuweichen habe', und falſche Reime wie 'legt' und 'entdeckt' zu rügen.

Almanach des Muses, pour l'an V de la républ. Franç.
Paris 1797.

Die in Frankreich einheimiſche Sitte der Muſenalmanache und das Wohlgefallen an Spielen des Witzes konnte durch die revolutionären Stürme nur unterbrochen, nicht aufgehoben werden. Ein Zeichen von der Wiederkehr der den Muſen unentbehrlichen Ruhe iſt die politiſche Toleranz, die man in dieſer Sammlung bemerkt, wo z. B. der ehemalige Abbé Delille neben Le Brun und andern republikaniſchen Dichtern erſcheint. Von dieſen werden doch Chenier und Rouget de Lisle vermißt, oder vielmehr ſie kommen nur nicht vor. Es iſt, als könnte man ſich immer noch nicht von dem Vorurtheile einer gewiſſen litterariſchen Ariſtokratie losmachen, die ehedem nur allzu ſehr in Frankreich herrſchte: außer den ci-devant de l'academie Française (des quarante, qui ont de l'esprit comme quatre) wird auch der neue Adel der membres de l'institut national (deren Verſtandes-Doſis wohl noch nicht ſo genau berechnet iſt) ſorgfältig neben den Namen aufgeführt. Deſorgues hat in einem ſatiriſchen Dialog zwiſchen einem Dichter und einem Mitgliede des Inſtituts ſehr kräftig ſeinen Grimm darüber ergoßen, daß für die Poeſie nur alle vier Jahre ein Preis ausgeſetzt iſt. Dieſe ſcheinbare Vernachläßigung konnte allerdings einen edeln Unwillen rege machen: allein wo ſind die Meiſterwerke, die dergleichen akademiſche Aufgaben hervorgerufen hätten? Alles Zunftmäßige iſt der Freiheit der ſchönen Kunſt zuwider. Nur der allgemeine Beifall kann den Dichter krönen, und die Kampfrichter ſollten bloß das Organ der öffentlichen Stimme ſein. Wenn aber die Regierung einigen wenigen Dichtern das Recht verleihen wollte, jener vorzugreifen, und über die Werke aller übrigen zu entſcheiden, ſo hätte der vom Inſtitut ausgeſchloßene Dichter noch mehr Urſache in ſeiner Wuth auszurufen:

Ciel, mais votre institut est un vrai coupe-gorge!

Eine kleine Nachleſe aus der Hinterlaßenſchaft verſtorbner Schriftſteller, Chamfort, Greſſet, Florian, Guibert, Piron, Thomas, die man hier findet, zeugt mehr von der Verehrung für die vergangne, als dem Reichthume der gegenwärtigen Periode. Das Epigramm von Piron enthält eine ſolche Bosheit gegen die Jungfrau Maria, daß es ſich ehedem wohl nicht hätte ans Licht wagen dürfen. Der auch etwas profane, aber allerliebſte Einfall Guiberts, wodurch er den beſchäftigten Voltaire, auf deſſen Landgute er aufs beſte bewirthet ward, aber ohne vorgelaßen zu werden, endlich bewog ihn zu ſehen, iſt nicht unbekannt:

J'étais venu voir le dieu du génie;
Je voulais l'écouter, l'admirer en tout point:
Mais il est comme dieu dans son eucharistie,
On le mange, on le boit, mais on ne le voit point.

Messaline, traduction de Juvenal, von Thomas, iſt ein Bravurſtück, das zur Genüge beweiſt, worüber der Vſ. mit einigen Freunden gewettet hatte, die franzöſiſche Sprache könne, wie die römiſche, das ekelhaft Unanſtändige mit der Würde oder wenigſtens dem Pomp der rhetoriſchen Satire vereinigen. Die kleinen Sachen von Chamfort ſtehen ſchon in ſeinen Werken. Von dem liebenswürdigen Greiſe Mancini-Nivernois ſind einige Fabeln eingerückt, die aber alle aus ſeiner Sammlung derſelben genommen ſind. Noch andre Stücke ſind ſchon früher in der Décade philosophique, wenn wir uns nicht irren, oder ſonſt gedruckt erſchienen: kurz, man nimmt es in Frankreich mit der Neuheit (oder eigentlicher zu reden, der Neuigkeit) der Gedichte nicht ſo genau, da ſie doch in einem Muſenalmanache, der gleichſam eine poetiſche Weihnachtsbeſcherung iſt, gefordert werden kann, während man die Vortrefflichkeit der ſämmtlichen Stücke nur wünſchen darf.

Von einigen längeren Gedichten, die noch zu erwarten ſind, findet man Fragmente; unter andern von Marmontel aus einem Gedichte Sur la Musique, auf das man ſchon dadurch begierig wird, daß es eine ſonderbare Mittelgattung zwiſchen der didaktiſchen und komiſch erzählenden zu ſein ſcheint. In den hier gegebenen Bruchſtücken, die pikant genug ſind, treten der Abbé Trigaud und Gluck als die Helden der luſtigen Darſtellung auf. Die Wahrheit folgender Schilderung von Glucks Muſik,

Sur les débris d'un superbe poëme
Il fit beugler Achille, Agamemnon;
Il fit hurler la reine Clytemnestre;
Il fit ronfler l'infatigable orchestre;
Du coin du roi les antiques dormeurs
Se sont émus a ses longues clameurs,
Et le parterre, éveillé d'un long somme,
Dans un grand bruit crut voir l'art d'un grand homme;

möchte vielleicht vor dem muſikaliſchen Kunſtrichter ſchwer zu rechtfertigen ſein; aber dieß darf den poetiſchen nicht kümmern. Noch drolliger iſt es erzählt, wie Trigaud an dem Gerüſte eines Zahnbrechers die tragiſchen Accente des Schmerzes ſtudiert wißen will. — Der Anfang einer Patriarchade Ismael von Flins wird uns Deutſchen als eine etwas verſpätete Erſcheinung vorkommen; ob man ſich gleich die Noth des Erzvaters Abraham zwiſchen zwei Weibern, die ſich nicht vertragen, auch in gar nicht patriarchaliſchen Zeiten lebhaft denken kann. In dem Temple de la Sensibilité, fragment d'un poëme en quatre chants, von Saint-Cyr, wird die abgenutzte allegoriſche Einkleidung, die der Titel angiebt, und die eigentlich nichts verkleidet, noch einmal wiederholt. Die merkwürdigſten Fragmente ſind aus einem Gedicht sur l'imagination, von Delille. Da das Höchſte der Kunſt, die ächte Idealität der tragiſchen Darſtellung, die Ruhe der epiſchen, der muſikaliſche Schwung der lyriſchen Gattung, der franzöſiſchen Sprache verſchloßen, oder wenigſtens ihren Dichtern ein Geheimniß geblieben zu ſein ſcheint; da ihre Poeſie nur durch fröhliche Anſichten des geſelligen Lebens und leichte Kombinationen des Witzes und der ſanftern Empfindung glänzt und einen eigenthümlichen Charakter behauptet: ſo bleibt ihr nichts übrig, als die ſchon lange in der engliſchen Poeſie herrſchende Wendung zu nehmen, und vorzugsweiſe die didaktiſche Gattung zu bearbeiten. In dieſer bedarf es der Fiktion nur wenig, eigentlich poetiſche Sprache der Energie wird nicht vermißt, und eine tönende Rhetorik reicht hin, den erwählten Gegenſtand zu ſchmücken. Freilich hat auch hier die deutſche Sprache Vieles voraus: denn was iſt die einförmige Symmetrie engliſcher Couplets und franzöſiſcher Alexandriner gegen die Fülle und Gewalt hexametriſcher Rhythmen? Indeſſen bleibt es immer ein Verdienſt, in dem Höchſten, was eine Sprache vermag, Meiſter zu ſein, und Delille wird daher mit Recht bewundert. Nur wage ſich das bloß didaktiſche Talent nicht in die ſittliche Welt der Charaktere und Leidenſchaften, wo reine Einfachheit der Darſtellung erfordert wird, wo manierierte Oberflächlichkeit im höchſten Grade froſtig iſt. Man ſieht hievon ein Beiſpiel an der Epiſode des Gedichts über die Einbildungskraft, Amélie et Volnis. Die ſchönen Verſe können ihr nicht aufhelfen, die Behandlung iſt eben ſo verfehlt, als der Stoff wenig werth. Der Dichter betheuert einmal über das andre ſeine Theilnahme, behält ſie aber für ſich allein. Volnis, ein junger Mann von Stande, aber ohne Vermögen, wird durch eine langwierige Krankheit genöthigt, ſeine Zuflucht zu einer milden Stiftung zu nehmen, und verliebt ſich in eine junge Novize, die ihn daſelbſt verpflegt. Nach ſeiner Geneſung verläßt ſie das Kloſter und verbindet ſich mit ihm. Sie leben glücklich auf Volnis Landſitze (den er vermuthlich vergeßen hatte, da er ins

Hoſpital gieng), als vornehme Anverwandten ihn beſuchen, und die geringere Amelie ihre Verachtung fühlen laßen. Dieſe macht ſich nun Vorwürfe d'avoir degradé son amant; ſie glaubt, die altfränkiſchen Familienporträte, die Volnis in einem Saale hängen hat, ſchämten ſich ihrer, härmt ſich unaufhörlich und — ſtirbt. Wer könnte wohl mit einem ſo albernen Tode Mitleid haben? Volnis verfällt indeſſen, wie billig, in eine Schwermuth, und glaubt ſeine Geliebte immer noch vor ſich zu ſehen. Um ihn von dieſer Einbildung zu heilen, läßt man ihm eine Schönheit erſcheinen, die der Verſtorbnen vollkommen gleicht; aber ſtatt von ſeinem Phantome befreit zu werden, ruft er aus: elles sont deux! Der letzte Theil der Geſchichte ſcheint von der bekannten kopiert zu ſein, daß ein Offizier, der einen andern im Duell umgebracht, immer den von der Kugel durchbohrten Schädel bei Nacht durch ſein Zimmer rollen zu ſehen glaubt. Man rollt einen wirklichen Schädel hindurch, und nun ſchreit er im gröſten Schrecken 'ſie haben ſich verdoppelt'. Die Gewalt der Einbildungskraft, die ſich bei dieſem ſchauerlichen Gegenſtande ſo furchtbar zeigt, macht in Delilles Anwendung gar keinen Eindruck; und wen die Erzählung etwa ein klein wenig erwärmt haben ſollte, für deſſen Abkühlung wird durch die proſaiſche Nutzanwendung beſtens geſorgt:

Tout avec ce penchant toujours d'intelligence,
L'imagination lui prête sa puissance.

In der Hymne à la Beauté ebenfalls aus dem P. sur l'I. erſcheint der Dichter weit mehr zu ſeinem Vortheile. Er hebt mit dieſen volltönenden, majeſtätiſchen Zeilen an:

Toi que l'antiquité fit éclore des ondes,
Qui descendis du ciel, et regnes sur les mondes,
Toi qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux,
Toi qui naquis un jour du sourire des dieux,
Beauté! je te salue.

Nach einer Schilderung der mannichfaltigen Reize, womit das Steinreich, Pflanzenreich und Thierreich ausgeſtattet ſind, geht er zu dem über, was die Schönheit für den Menſchen gethan:

Mais tu traitas en roi le roi de la nature.

Die Pracht dieſes Verſes darf uns nicht abhalten, es beluſtigend zu finden, daß ſich die politiſchen Geſinnungen des Dichters ſogar in der Stimmung ſeiner Phantaſie verrathen, daß er kein größeres Bild als grade dieß zu erſinnen gewußt. Er hat, ohne es zu wollen, eine bittre Anklage gegen die Natur vorgebracht, wenn das traiter en roi nach der neueſten Geſchichte Frankreichs verſtanden werden ſoll.

Die Erzählung L'hôpital des fous, conte persan, von Andrieux, iſt von fröhlicher Laune beſeelt und mit gefälliger Leichtigkeit vorgetragen: die beſtimmten Anſpielungen haben der Freiheit der Dichtung keinen Eintrag gethan. Dieß läßt ſich nicht von einer zweiten Erzählung deſſelben Vfs., Le procès du sénat de Capoue, rühmen, die, behandelt wie ſie iſt, faſt nur für ein politiſches Lehrexempel gelten kann. Auch Le jour des morts dans une campagne, von Fontanes, und La sépulture von Le Gouvé ſind zum Theil den Zeitumſtänden dienſtbar: ſie eifern gegen die eingerißne Vernachläßigung der jura manium; beide gehören mehr der Rhetorik als der Poeſie an, und ſollten nicht ſowohl Gedichte, als Reden in Verſen heißen.

Von den Nachbildungen ausländiſcher Poeſie ſind ein Paar Idyllen nach Geßner, und die Elegie auf einem Kirchhofe nach Gray, immer noch beßer gelungen, als in Petrarque, ou chant sur la guerre civile, von Deſorgues, die freie Nachahmung der Kanzone des Petrarca, Italia mia, benche'l parlar sia indarno, von deren mächtigen Tönen die matte Nüchternheit der franzöſiſchen Diktion und Rhythmik für das höhere Lyriſche auch nicht den leiſeſten Nachklang aufbewahrt hat. Ueberhaupt enthält der Almanach kein Stück, das den Namen einer Ode verdiente. Le Brun, Pindare le Brun, wie er S. 16. heißt (durch ſolche Brillen ſieht man noch immer das klaßiſche Alterthum an!), hat nur ein Paar kleine Beiträge, ſein Verbot zu dichten an die Frauen und die daraus gegen ihn entſtandene Fehde betreffend, geliefert. Er hat dieſen Einfall, der zu albern für den Ernſt und für den Scherz nicht wunderlich genug iſt, durch die Ausführung nicht im Geringſten verzeihlich gemacht. Man macht ſich den Kontraſt ſehr leicht, wenn man die Poeſie der Männer mit allen Attributen der dichteriſchen Götterwelt ſchmückt, die der Frauen hingegen als Autorſchaft in die platte Wirklichkeit mit ihren konventionellen Schranken und Unbequemlichkeiten ſetzt. Lebrun erwähnt nicht nur la folle rime et les ingrats lecteurs, ſondern auch die Dintenflecke an zarten Händen, und wir erfahren von ihm, was wir ſchon wußten, daß die Grazien zu Paphos nie 'gereimt' haben. Kurz, er verdient die ironiſche Beſchwörung:

Pour dieu! n'ayons pas tant d'esprit,

in der witzigſten unter den Antworten von Armand Charlemagne, worin er ganz und gar aufs Haupt geſchlagen wird; und giebt einen Beweis, daß es nicht ſo leicht iſt, als ein Odenſänger ſich wohl einbilden mag, zu ſinnreichen Spielen hinabzuſteigen. Der Almanach iſt übrigens an dieſen verhältnißmäßig am reichſten, und hat viel Artiges im Fach der ſcherzhaften Erzählungen, Epigramme, Lieder u. ſ. w. aufzuweiſen. Wir machten, wenn uns der Raum nicht beſchränkte, gern noch auf Manches aufmerkſam, auf die muthwillige Bittſchrift der Römerinnen an den illustrissime Général Bonaparte, doch ja nach Rom zu kommen; auf den milden Leichtſinn, die ganze Liebenswürdigkeit des Nationalcharakters, die ſich in dem Stücke eines Ungenannten, l'exemple de Noé, à mon Oncle, ruiné comme moi, offenbart, wo die terroriſtiſche Periode mit der Sündfluth verglichen, und der verarmte Oheim aufgefordert wird, es wie der Patriarch zu machen:

Prier d'abord, puis travailler, puis boire.

Nur eine kurze Anekdote mag hier noch ſtehen, die bei der Sucht vom klaſſiſchen Alterthum zu reden, ohne es zu erkennen, oft genug ihre Anwendung findet:

Deux modernes législateurs,
Gens instruits, grands dissertateurs,
Disputaient fort, sans trop s'entendre,
Lorsque l'un d'eux, sans plus attendre.
Eh! mon cher collegue, avec toi
Comment veux-tu que l'on raisonne!
Car tu parles de Sparte, et moi
Je parle de Lacédémone.

Die Ueberſicht des franzöſiſchen Parnaſſes, welche dieſe Blumenleſe gewährt, wenn ſie auch nicht vollſtändig iſt, berechtigt doch zu der Bemerkung, daß die politiſche Umſchaffung Frankreichs auf den haupten, den Grad von Höhe und Freiheit, und den Gang ſeiner Poeſie noch nicht den mindeſten Einfluß gehabt hat. Wie ſollte ſie auch? Daß es der Nation, die ſich emphatiſch, und nicht ohne gegründete Anſprüche, 'die große Nation' zu nennen anfängt, noch immer beßer mit kleinen Verſen, als mit großen Gedichten gelingen will, hängt an tauſend großen und kleinen Urſachen. Die höhere ſchöne Kunſt iſt ein Geheimniß, das man dann am wenigſten enträthſelt, wenn man ſchon längſt darin eingeweiht zu ſein glaubt. Eroberungen auf ihrem Gebiete werden nicht im Sturm gemacht: möge die endliche Einſtellung der kriegeriſchen zum Streben nach dieſem friedlichern Ruhme einladen.

1) Haß und Ausſöhnung. Ein Schauſpiel. Glatz 1797.
2) Die deutſche Hausmutter. Schauſp. von Jul. Soden, Reichsgrafen. Augsburg 1797.
3) Barbareyen des aufgeklärten Jahrhunderts. Ein Trauerſp. Vom Vf. des Abällino... aptirt von F. J. Fiſcher. Prag 1797.
4) Modethorheiten. Ein Luſtſp. aus d. Engl. Lpz. 1797.
5) Der Narr aus Liebe oder die üble Probe. Ein Schauſp. von Mayeur, verdeutſcht von Beauregard. Cöthen 1797.

Der Vf. von Nr. 1. hat es, ſeinem Ausdrucke nach, gewagt, ſeine wenige übrige Zeit außer dem ihm angewieſenen Wirkungskreiße der 'Anfertigung' dieſes Schauſpiels zu widmen, weil ihm die Bühne ſtets als Lehrerin der Tugend ehrwürdig war. Aus dem ihm angemeßenen Wirkungskreiße iſt er allerdings dabei herausgetreten. Sein Schauſpiel iſt, ſowohl was Begebenheiten, als was Charaktere und Sprache betrifft, bis auf die wenigen Arien, welche er ſo viel proſaiſchen Abſcheulichkeiten einverleibt hat, eine völlig unnatürliche Zuſammenſetzung, der noch dazu ſelbſt alles das mangelt, wovon ſich theatraliſche Wirkung erwarten ließe.

Nr. 2. ſteht in der That, der kultiviertern Anſehens ungeachtet, auf keiner höhern Stufe. Sollte man der Wahl des Titels nach nicht glauben, daß es das Bezeichnende einer deutſchen Hausmutter ſei, mit der ärgſten häuslichen Zerrüttung kämpfen zu müßen: nicht ihr Benehmen, da ſie mehr leidet als thut, nur dieſe iſt das Hervorſtechende. Das Stück ſpielt zwiſchen einem Todesfall und dem Begräbniß. Die Rückkehr eines ausſchweifenden Sohnes, der an die Leiche ſeines Vaters geführt wird, um ihn zur Buße zu bewegen, die unglückliche Ehe des andern, der Wahnſinn einer Tochter, Todfeindſchaft, Kaſſendefekt und ein Kommiſſär treffen mit dem Tiſchler, der den Sarg bringt, zuſammen. Die Standhaftigkeit der Mutter beſchränkt ſich darauf, daß ſie und der Amtſchreiber ſich wechſelsweiſe erinnern, daß ſie Chriſten ſind; und ihre Thätigkeit auf die Bemühung, beide Eheleute zu verſöhnen, weil ihren beſondern Begriffen nach die Schwiegertochter doch noch nicht zur Verbrecherin herabgeſunken iſt, ob ſie gleich einen Kaſſendiebſtahl verübt hat, damit ihr Schwiegervater noch nach dem Tode von ſeinem Feinde, dem Vater ihres Liebhabers, angeklagt werden konnte. So viel erhellt hier wiederum, daß es ſehr oft das Bezeichnende deutſcher Schauſpiele iſt, nach der möglichſten Widrigkeit des Eindrucks zu ſtreben, und den Jammer des Zuſchauers von erdichtetem Elend auf das wirkliche zu lenken, daß es ſolche Darſtellungen desſelben giebt.

Nr. 3. iſt der Julius von Saſſen vom Vf. des Abällino, welcher oben (A. L. Z. 1796. No. 306.) angezeigt worden. Da eigentlich nur die Namen verändert ſind, ſo kann er in dieſer Geſtalt für nichts als einen Nachdruck gelten, der nur durch den neuen Titel, welcher dem Stücke gleichſam die Rubrik anweiſt, worunter es gehört, einigermaßen originaliſiert worden iſt.

Nr. 4. die ſchlechte Ueberſetzung eines engliſchen Luſtſpiels, das man wenigſtens nicht gut nennen kann, das aber durch die Rolle eines jungen allzu aufrichtigen Menſchen gehoben wird, der als der Sohn eines Wucherers erzogen, ſeinem natürlichen Vater zuletzt in die Hände fällt, einem alten Thoren von Stande, der ihn allenthalben ausfindig zu machen ſucht, um das Vergnügen zu haben, einen Sohn aufzuweiſen. So viel wir wißen, exiſtiert eine beßere Bearbeitung dieſes Luſtſpiels unter dem Namen 'die Ränke'. Die Modethorheiten ſind darin von der gröbſten Klaſſe. Indeſſen iſt es immer ergötzlicher als

Nr. 5., ein Gegenſtück zu Nina, ou la folle par amour, von dem nämlichen Verfaßer. Außerdem aber, daß dieſer zärtliche Wahnſinn einen Mann übel kleidet, iſt er auch ſo gezwungen herbei geführt und von ſo langweiliger Empfindſamkeit umgeben, daß man hier wohl ſchwerlich mit dem Ueberſetzer von einem glücklichen Geiſtesprodukt ſprechen kann. Wenn ſeine Arbeit wirklich ſo gut wäre, als er ſie zu machen gedachte, ſo müßte man ſie doch eine verlorne Mühe nennen. Allein es iſt ihm nicht einmal gelungen, die grammatikaliſchen Gallicismen zu vermeiden, viel weniger dem Ganzen ein geſchmeidiges Anſehn zu geben.

1) Theodor Cyphon, oder der gutmüthige Jude: ein Roman in drei Theilen. Von Georg Walker. 1. Theil. Hildburgh. 1797.
2) Das Dorf Martinsthal. Eine hiſtoriſche Novelle. Leipzig 1797.

Der Ueberſetzer von Nr. 1. ſagt uns, daß dieſer Roman in England vier Monate nach ſeiner Erſcheinung die zweite Auflage erlebt habe, und dieß laßt ſich in ſofern wohl begreifen, als er im Ganzen die Theilnahme lebhaft erregt, ob ſie gleich ſchon im erſten Theile, manche widrige Schilderungen hindurch, gern zurückweichen wird, um nicht in Fühlloſigkeit überzugehn. Des Vfs. Abſicht iſt, 'nach der Gewohnheit der Sparter, ihren Kindern betrunkne Sklaven zu zeigen, um ſie von dieſem Laſter abzuſchrecken', gleichſam im Laſter berauſchte Menſchen als Warnungszeichen aufzuſtellen. Wer die ſeinigen 'als zu ſchwarz und entſetzlich für die Menſchheit' anſieht, den verweiſt er auf ein Beiſpiel aus der wirklichen Welt, die unnatürliche Mutter des armen Savage (deſſen Geſchichte in Johnſons Lebensbeſchreibungen der engliſchen Dichter zu finden iſt). Allein er vergißt, daß die erforſchende Betrachtung eines Ungeheuers für den Kenner der Menſchheit überhaupt ein trauriges Intereſſe haben kann, beſonders in ſofern es als Schickſal wieder auf die Beßern wirkt, ohne doch eigentlich von der ſittlichen Seite lehrreich zu ſein. Lehrreich iſt die Darſtellung der Labyrinthe, worin der

Menſch auf Abwege geräth, aber nicht ſolcher Individuen, die, wenn man den Ausdruck vergönnen will, ſchon mißgeboren zu ſein ſcheinen, und bei denen man den Quellen einer durchaus verſchrobenen Gemüthsart nicht mehr nachzuſpüren vermag. Fänden wir hier nichts mehr als die Gebrüder Gyphon, ſo würde die Lektüre unerträglich ſein. Die ſanftern Scenen, in welchen ihr unglückliches Opfer, der Held des Buchs, auftritt, müßen den Leſer ſchadlos halten: ſein Aufenthalt im Hauſe des gutmüthigen Juden. die Bekanntſchaft mit ſeiner reizenden Tochter, für die man ſich mehr wie für die weit alltäglichere Verbindung mit Eliſen eingenommen fühlt. Das fremde Kolorit abgerechnet, welches die Sprache und Handlungsweiſe des Juden in die Erzählung bringt, hat ſie ſchon etwas Orientaliſches an ſich, eine gewiſſe pedantiſche Hoheit und Steifheit, welche vermuthlich die Dunkelheit verurſacht, über die ſich die engliſchen Kritiker ſelbſt und der Ueberſetzer beklagen. In der That hat er ſich nicht zum beſten herauszuhelfen gewußt, und ſcheint eben ſo wenig der engliſchen Sprache völlig mächtig geweſen zu ſein, als der deutſchen. Folgende Zeilen des Vorberichts hätten ſich doch gewiß geläufiger geben laßen: ‘der dargeſtellte Endzweck iſt, die Beſchreibungen der Wirkungen der, durch Macht unterſtützten, Leidenſchaft: und um vor dem Nachgeben einer Leidenſchaft abzuſchrecken, iſt es nicht möglich deren Folgen in ein zu helles Licht zu ſetzen. Einer Entſchuldigung, Kinder zur Widerſetzlichkeit anzureizen, bedarf es keinen Augenblick, wenn man die Folge von Unglücksfällen betrachtet und deren Kataſtrophe bekannt wird’. Dieſen und andern Winken zufolge möchte übrigens die Kataſtrophe leicht ſo beſchaffen ſein, daß man mit ihrer Bekanntſchaft am Ende lieber verſchont geblieben wäre, wenn man noch auf andre Art ein Werk der Einbildungskraft zu genießen wünſcht, als durch eine heftige Erſchütterung.

Bei Nr. 2., ebenfalls einer Ueberſetzung aus dem Engliſchen, kann ſich die Einbildungskraft wieder erholen. Es iſt ein völlig unbedeutendes und unſchmackhaftes Produkt, das zufällig geleſen werden, und eben ſo ſchnell vergeßen ſein wird.

Der kluge Mann. Vom Verf. des Erasmus Schleicher. 3 Theile. Leipz. 1795...1797.

Dieſer im Jahre 1794. begonnene Roman macht, nachdem er fertig geworden iſt, ſchon eine etwas verſpätete Erſcheinung. Es kann nun nicht mehr für etwas Neues, kaum für eine Variation der bekannten Melodie gelten, daß der Maſchinerie unſichtbar wirkender Hände ein guter Endzweck untergelegt wird. Nur ſo viel hat der Vf. vielleicht gewonnen, daß er bei ſeinen dringenden Verwahrungen gegen alle Urtheile über ſeine 'ungelegten Eier', und den Winken, die er über die beſondern Aufſchlüße und Offenbarwerdungen ſittlicher Wahrheiten im letzten Theile giebt, manche Leſer mit der Möglichkeit eines Endes, das den Anfang rechtfertigen könnte, hingehalten hat. Freilich werden ſie jetzt wohl ſehen, daß ſie ſich füglich auf die erſten Bogen hätten verlaßen dürfen, ſo wie auf alle erſte Bogen, die wie dieſe beſchaffen ſind, wo man ſie gleich mit 'pfeifenden Lüftchen', leichenblaßen Bedienten, ausgelöſchten Lichtern, Mord, Gewißensbißen, einem 'Alten' und einigen Brocken Sentenz in Furcht und reſpektvolle Neugierde zu jagen ſucht. Auch die Schreibart iſt unter dem, was einem ſo unbedeutend abenteuerlichen Produkt einigen Firniß verleihen möchte. Selbſt die ekelhaften und ſchmutzigen Beſchreibungen abgerechnet, geht ihre ſein ſollende Ungezwungenheit oder Energie auf jeder Seite in die gemeinſten Ausbrüche und Ausdrücke über.... Bei Gelegenheit der Banditen können wir nicht umhin zu bemerken, welche eine erſtaunliche Fundgrube dieſe Menſchenklaße, wenn ſie nur irgend anzubringen iſt, für ſolche Romanſchreiber wie den Vf. des klugen Mannes abgiebt, vollends da ſie es in ihrer Gewalt haben, die Bosheit dabei ſo weit hinauf zu treiben wie möglich, oder ſogar einige pikante Ehrlichkeit anzubringen. Sie wißen ſo vortrefflich mit den Dolchen umzuſpringen, daß es kein Wunder iſt, wenn ihre einmal angeſteckte Einbildungskraft nachher jedes öffentlich gewordene Urtheil eines Privatmannes oder Recenſenten, der doch ſchon damit geſtraft wird, ſie leſen zu müßen, für einen Dolchſtoß hält, den ſie ſich ebenfalls durch auswärts gekehrte Stacheln, als da ſind Vorreden oder Nachreden oder launige Einſchaltungen ängſtlich abzuhalten ſuchen, wie es denn auch hier der Fall iſt. Sie bedenken nicht, daß den guten Schriftſteller eine Recenſion in perſönlicher Beziehung auf ſich nicht irren kann, ſondern ihn bloß der Sache wegen intereſſieren muß: denn es liegt dem litterariſchen gemeinen Weſen, vorzüglich aber ihm daran, daß das Geſchäft der Kritik gehörig betrieben werde. Dieſem vielſchreibenden Autor haben wir wenigſtens den Gefallen gethan, von den Banditen zu den Recenſenten überzugehen. Um auch ſonſt jede Pflicht gegen ihn zu erfüllen, dürfen wir nicht unterlaßen anzuführen, daß jedes Kapitel im Buche mit einigen wohl oder übel gerathenen Strophen verziert iſt.

Briefe der Vicomteſſe von Senanges und des Chevalier von Verſenay, aus dem Franzöſiſchen. 2 Thle. Bresl. 1796.

Einige 'Ideen über den Roman', eigentlicher über den Weg, den er in Frankreich genommen, machen die Einleitung zu dieſem Werk, und erhöhen die Bedeutung deſſelben. Man muß dem Künſtler immer einigermaßen zu Gute rechnen, was er gewollt hat, und dem Franzoſen, daß er die Mängel ſeiner Landsleute einſieht. Jene Ideen enthalten geiſtvolle Bemerkungen und Anſichten, von denen ſich freilich nicht ſagen läßt, daß ſie durch keine Einſeitigkeit beſchränkt werden. Der Vf. ſagt zwar mit Recht, 'der Roman ſo wie er ſein ſoll, iſt eine der ſchönſten Produkte des menſchlichen Verſtandes, weil er eine der nützlichſten iſt: er hat ſelbſt Vorzüge vor der Geſchichte'; aber es möchte ihm doch ſchwer werden, ſeinen Begriffen von ihm bei der näheren Beſtimmung ſo viel Umfang zu geben, daß er die angewieſene Stelle verdiente, und wirklich wäre, was er ſein ſoll. Von den 'zierlichen Kindereien' ſeiner Nation, welche 'die Einbildungskraft erſticken und die Gefühle in Eis erſtarren', geht er zu ihrer Vergleichung mit engliſchen Produkten über, für deren energiſchen Charakter er große Bewunderung hegt. Beſonders meint er einen Grund ihrer Ueberlegenheit in den 'vermeintlich unnützen Dingen' zu finden, womit die Romane unſrer Nachbarn jenſeits des Meeres 'angefüllt ſein ſollen, die ihnen aber dazu dienen, um die großen Wirkungen in das gehörige Licht zu ſetzen und den Eindruck immer wachſen zu laßen'. Allein es iſt zu befürchten, daß er hier mehr auf die richardſoniſche Weitläuftigkeit und die Aufzählung jedes gehaltenen Geſprächs, jedes eingenommenen Thees, oder die Darſtellungen der modigen Sitten des Tages zielt, als auf die Ausmalung ſolcher Umſtände, die zum Ganzen bedeutend mitwirken, anſchauliche Situationen geben und leiſe die reizende Fülle einer Erzählung bilden. Um den Roman zu beurtheilen, ſollte man wenigſtens alle vortreflichen, die vorhanden ſind, kennen; man ſollte keiner Nation beſonders angehören, oder doch einer weltbürgerlichen, und ſelbſt ein Weltbürger ſein. Des Vfs. eigner Verſuch zeigt, wie ganz er an der Empfindungsweiſe der ſeinigen hängt, ſo ſehr 'der allgemeine Geiſt' zu loben iſt, 'auf deſſen Eingebung er geſchrieben'. Sein 'moraliſcher Zweck geht dahin, zu beweiſen, daß von der einen Seite ein liebendes Weib dennoch alle ihre Pflichten, die ſelbſt wider ihre Leidenſchaften ſtreiten, erfüllen kann und grade dadurch noch intereſſanter wird; und von der andern, daß ein ſolches Weib von dem verliebteſten Manne, wenn er es wahrhaftig verdient geliebt zu werden, jedes Opfer erhalten kann'. Die Ausführung iſt eine Schattierung, aus dem Farbenton der Prinzeſſin von Cleve und der Liaisons dangereuses gemiſcht; die Hauptſache alſo Tugend, ein wenig mit Nebenwerken von Verderbtheit eingelegt. Das Ganze iſt lebhaft geſchrieben, aber nicht von ſehr fortreißendem Intereſſe: der Vf. hat einer gewiſſen Flachheit der Charaktere, und dem bloß rhetoriſchen Feuer der Leidenſchaften nicht völlig abzuhelfen vermocht. Der 'langweilig raiſonnierenden Briefe' ſind, ungeachtet der guten Vorſätze des Vfs., immer noch zu viele. Das Opfer des Liebhabers beſteht übrigens darin, daß er ſeine Geliebte nicht verführt, und nach dem Tode ihres Gatten ſich noch zwei Jahre Friſt gefallen läßt, ehe er ſich mit ihr verbindet, alſo doch nicht wie in der Prinzeſſin von Cleve um allen Lohn betrogen wird. Die Ueberſetzung hat mit dem Originale das Schickſal gemein, daß der Wille beßer als die That war. Man vermißt es (ſiehe die Nachſchrift des Ueberſetzers) ſehr daneben, weil man zu oft daran erinnert wird. Gleich auf den erſten Seiten kommen ſolche Nachläßigkeiten vor, wie 'Sie, noch in einem Alter, wo man nichts entſagt; Pflichten, an denen ich angekettet bin; ich komme aus den Gärten der Armide, ſie enden zu einer Grotte'. Schwer wäre es aber auch wirklich geweſen, allen Galliciſmen hier zu entgehen, wo ſie in jeder Wendung hätten ausgelöſcht werden müßen.

Vancour von Blairval. 2 Thle. Lpz. 1797.

Eine Geſchichte, die kein Ritterroman ſein ſoll, und es auch, mit dem gemeinſten Zuſchnitt verglichen, nicht iſt, ſo wie dem Anſchein nach keine Ueberſetzung, obgleich die Scene in Frankreich ſpielt. Das altdeutſche Fauſtrechtskoſtum iſt uns mithin ſchon erlaßen worden. Man befindet ſich, einige wenige Mönchsgräuel ausgenommen, auf einem ganz geſitteten Boden. Der Zuſammenhang der Begebenheiten iſt äußerſt willkürlich, aber ſelten überraſchend: wo Perſonen Noth thun, wachſen ſie gleich aus der Erde hervor; am Ende fügt und ſchickt ſich Alles, und der Vf. kann mit der Beruhigung davon gehen, etwas ganz Unſchädliches hervorgebracht zu haben, das ſich noch dazu raſch genug weglieſt. Mehr läßt ſich in der That über dieſe beiden Bände nicht ſagen.

Pechfackeln. 1. Theil. 1797.

Von dem erſten, was an dieſem Buche auffällt, dem wunderbaren Titel, läßt ſich ſchwerlich Rechenſchaft geben, es ſei denn, daß der Vf. das Licht, was er hier anzündet, ſelbſt nicht für klar genug hält, um es mit dem Schein einer Wachskerze zu vergleichen. Es hat in der That auch mehr von dem blutrothen Glanze einer Pechfackel an ſich. Hieraus läßt ſich leicht folgern, daß der Inhalt mit der Politik des Tages zuſammenhängt. Der Vf. kleidet ſeine Ideen in Geſchichte ein, die er eben nicht auf den Boden der Wahrſcheinlichkeit zu verſetzen geſucht hat, und ſo ſchwer als verworren erzählt. Die Scene ſoll am Rhein und während des gegenwärtigen Krieges ſein. Einige barbariſch kriegeriſche Auftritte eröffnen ſie, bei denen der Held zweimal auf eine überraſchende Art mit einem franzöſiſchen Mädchen, das er ſchon vorher gekannt hat, zuſammentrifft. Darauf ſehen wir ihn an einem Hofe, wo der Fürſt in Geiſtesſtumpfheit verſunken iſt, und wie gewöhnlich von einem Pfaffen beherrſcht wird. Das nicht ganz Gewöhnliche iſt, daß er mit dem Bewußtſein eines großen Verbrechens zu kämpfen ſcheint, und Winhall endlich in einer Höhle dem lebendig begrabnen vorigen Fürſten auf die Spur kommt. Der Triumph, dieſes Geheimniß entſchleiert und die Thäter zerſtreut zu haben, dauert nicht lange; er wird in ein Kloſter entführt und hier wieder im entſcheidenden Augenblick von der Franzöſin gerettet. Das Stück iſt nicht aus: vermuthlich wird er in Frankreich ſeine Rolle fortſpielen, die noch gräßlich genug zu werden droht. Indeſſen iſt es offenbar, daß der Geſchichtſchreiber nicht um einen Roman zu verfertigen, ſondern um ſeiner Meinungen und ſeines Gefühls willen als ſolcher aufgetreten iſt. Er hat ſich beſonders bemüht, die tragiſche Erbärmlichkeit ſo mancher, die ſeinen Fürſten umgeben, lebhaft zu ſchildern; er hat ſich oft, aber gleichſam im Vorbeigehen, ſtark über Mißbräuche, allgemeine und beſondere, geäußert und mit grell-düſtern Farben gemalt. Aber ſelbſt für ſolche, deren Anſichten mit den ſeinigen übereinſtimmen, dürfte ſein Buch ſchwerlich eine zuſagende Lektüre ſein, da der Ton darin, auch wo er wahre Energie verräth, ſich niemals von Spannung und Bitterkeit zu befreien weiß, und die zweideutige Gattung, wenn es geſchrieben iſt, überhaupt keinen reinen Genuß gewähren kann.

---

1) Taſchenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797.
2) Zemire oder Sammlung unterhaltender Aufſätze. Von A. W. Heidemann. Halle 1797.
3) Luſtiges Spaß- und Schnurren-Magazin. 2 Bändchen. Erfurt 1797.
4) Poetiſches Vademecum oder Blumenleſe angenehmer und luſtiger Gedichte aus den Schriften der größeſten deutſchen Dichter unſers Zeitalters geſammelt. Erſte Portion. Lindenſtadt 1797.

Dieſe verſchiedenen Beiträge zu beliebiger Unterhaltung gehören in einerlei Klaſſe und alſo auch für einerlei Publikum, das ſich doch nicht wohl anders als mit der Galerie im Schauſpielhauſe vergleichen läßt. Nr. 1. iſt das beſtgemeinte, Nr. 2. das fadeſte, Nr. 3

das platteſte und Nr. 4. das ärmlichſte unter obigen Büchlein. Man findet in dem erſten kurze Nachrichten von den Univerſitäten Halle, Göttingen, Erlangen, Jena und Frankfurt, die alle aus den möglichſt niedrigen Standpunkten genommen und ſchlecht geſchrieben ſind. Wie es gemeiniglich den Berichten von Univerſitäten zu gehen pflegt, enthalten ſie einſeitig Wahres und Falſches durcheinander. Ein Individuum, das ſich im 'Burſchencommerſch' herumtreibt, kann unmöglich das Ganze überſehen. Bisher giebt es kaum noch andre Schilderungen von Univerſitäten, als die aus ſo wenig kultivierten Federn, oder unter den Händen gehäßiger Parteiſucht hervorgehen. Den eigentlichen Geiſt dieſer oder jener Lehranſtalt hat noch niemand darzulegen geſucht. Die Eigenthümlichkeiten des Burſchenlebens verfliegen, ſo wie der Student aus den Thoren iſt; der engere oder liberalere Geiſt der vernommenen Lehre aber bleibt, und wirkt oft auf das ganze Leben fort; mitten unter allen wüſten und läppiſchen Gebräuchen, denen ſich doch oft ein beträchtlicher Theil entzieht oder ſich ihnen nur in ſo fern leiht, als die Ausſchließung auffallen würde, werden die Köpfe ſo oder anders gebildet. Der übrige Inhalt dieſer Schrift, worin der Student nur wie in einem Spiegel die handwerkszunftmäßige Plattheit des ſtudentiſchen Tons erblickt, kann dazu dienen, ihm einen Ekel einzuflößen. Selbſt der junge Menſch von einigem Geſchmack macht zuweilen etwas mit, dem er nicht zuſehen möchte. Hier iſt eine Burſchiade in vier Geſängen zu leſen, die nebſt noch einem Aufſatz über die Wolluſt recht gut gemeint iſt. Der Vf. hat alle möglichen techniſchen Studentenausdrücke in die erſte zu bringen geſucht; er bittet um Nachſicht wegen mancher Härten im Hexameter, die man aber in der That vor allen übrigen Härten nicht wahrnimmt. Den Beſchluß macht eine Sammlung der Hauptlieder, die bei Burſchenfeierlichkeiten geſungen werden.

Nr. 2 enthält allerlei Ungenießbares in Verſen und Proſa unter zwiefachem Titel, weil der Vf. gefürchtet hat, durch den Titel 'deutſche Pandekten' die Frauenzimmer abzuſchrecken. Er geſteht naiv genug, er bekümmere ſich nicht darum, ob der Titel 'Zemire' paßt oder nicht. Hätte er durch den eben ſo fremden gelehrten Namen nicht abgeſchreckt, ſo hätte er durch den weiblichen nicht anzulocken gebraucht: vielleicht aber hatte er ein heimliches Gefühl davon, daß die eigentliche Ueberſchrift 'Sammlung unterhaltender Aufſätze' doch nicht ganz richtig wäre. 'Der Bräutigamsſpiegel', eine komiſche Operette, iſt noch das Erträglichſte unter dieſen ſelbſtverfertigten Ergötzlichkeiten.

Nr. 3 iſt eine Kompilation von engliſchen Anekdoten, franzöſiſchen Feenmärchen und deutſchen Wirthshausgeſchichten, die, nachdem ſie die freie Bearbeitung des Herausgebers erlitten, nur noch für die unterſte Leſewelt taugt.

Nr. 4 iſt ein ſchlechter Abdruck einiger Gedichte von Hagedorn, Voß, Göckingk, gellertſcher Fabeln u. ſ. w., die man aber hier, wo Alles die dürftigſte Abſicht verräth, gar nicht nachleſen mag.

---

1) Neueſte Entdeckungen im Reiche der Weiber und Mädchen. 1. Bändchen. Gynäkopolis 1797.

2) Und er ſoll dein Herr ſein. 1. Moſ. 3, 16. Ein Beitrag zur Berichtigung neuer Mißverſtändniſſe und zur Abſtellung alter Mißbräuche. 1797.

Nr 1. iſt zunächſt den Leipziger Damen und Mädchen gewidmet; die Entdeckungen, ob ſie gleich nicht neu ſind, ſcheinen in der That einige lokale Beziehung zu haben. Das Allgemeingeltende darin iſt aber zugleich das Beſte, wie z. B. die treffenden Bemerkungen über Lektüre, über das Wohlgefallen der Mütter an ſchönen Töchtern u. ſ. w. In dem erzählenden oder dramatiſchen Theil zeigt ſich der Vf. von einer weit weniger gebildeten Seite. Indeſſen kann man nicht wiſſen, wie viel Nutzen er ſelbſt damit zu ſtiften vermag. Sei der Ton der Frauen ſo fein, als er wolle, ſei er der Ton einer wirklich großen Stadt, wofür man Leipzig auf keine Weiſe mit dem Vf. nehmen kann, ſobald Leere und Verderbtheit eingetreten ſind, ſo können ſelbſt die trivialen Schilderungen des Gemeinen auf ſie paſſen, und ſie erkennen ſich vielleicht mit deſto größerem Schrecken in einer ſolchen wieder. Doch ſind manche Dinge eingemiſcht, welche nur für die unteren Stände berechnet ſein können, und die alſo da fern gehalten werden mußten, wo man unter die Augen der Höheren zu kommen wünſcht. Dieſe Ariſtokratie muß bei den Frauenzimmern geſchont werden, ſo lange die Dinge noch ſo vom Anfang herein zu beßern ſtehn, ſonſt läuft man Gefahr, die Delikateſſe der wohlerzogenen und die Vorurtheile derjenigen, die noch erſt erzogen werden müßen, zugleich zu beleidigen. Albernheit und Paſſivität ſind überdem ſchlimmere Feinde des weiblichen Geſchlechts, als Lüſternheit, unplatoniſche Empfindſamkeit ꝛc. Da der Vf. dieß nicht gänzlich überſehen hat, ſo wünſchen wir ihm um ſo mehr, daß er künftig mit gewandteren Waffen dagegen ſtreiten möge.

Nr. 2. iſt von einem philoſophiſcheren Gefühl der Würde des Weibes eingegeben: der Vf. hält ſie für nichts anders, als die Würde des Menſchen überhaupt. Er ſucht aus dieſem Geſichtspunkte einen Aufſatz des Hrn. Bendavid in der berliniſchen Monatsſchrift zu widerlegen, worin jene Einſetzungsworte auf eine humane Weiſe modificiert werden ſollen. Sehr richtig bemerkt er, daß die künſtlichen Modifikationen dem Mißbrauche oft mehr Dauer geben, als die buchſtäblichen Auslegungen. Er erklärt ſich gegen jenes Geſetz, und zieht es nicht mit Bendavid als einen Ausſpruch des Ewigen, ſondern als bloße Menſchenworte in Erwägung. Sein Vortrag iſt ſehr einfach, zuweilen rauh, aber voll geſunder Wahrheiten. Wir führen zum Beweiſe folgende Stelle an: 'Es wäre zu wünſchen, daß wir gegen die Frauen weniger galant und gütig und dafür deſto mehr gerecht wären, damit wir nicht bloß zum Schein und Scherz, oder aus großmüthiger Schonung die Weiber als ſchöne, aber ſchwache, Geſchöpfe ehrten, ſondern im Ernſt und aus anerkannter Schuldigkeit die Rechte derſelben als Menſchen von gleicher Würde reſpectierten. Denn das iſt eben die verderbliche Maxime des Deſpotiſmus, dasjenige, was man Andern von Gott und Rechtswegen ſchuldig iſt, als ein freies Geſchenk der Güte zu betrachten, um es nach Belieben geben oder verſagen zu können; — eine Maxime, die man auch in andern Verhältnißen des menſchlichen Lebens in Anwendung gebracht findet' u. ſ. w.

Söder. Par S. S. Roland. Göttingen 1797.

Die Gemäldegalerie des Frhrn. von Brabeck zu Söder im Hildesheimiſchen hat einen ausgebreiteten und verdienten Ruf. Schon vor ſechs Jahren machte Hr. von Ramdohr den Kennern und Liebhabern die Stücke dieſer vortrefflichen Sammlung durch ein kritiſches Verzeichniß näher bekannt. Der Urheber obiger Schrift iſt ein franzöſiſcher Ausgewanderter, der bei dem Verluſt ſeines Vaterlandes in dem zuvor nur zum Vergnügen ausgeübten Talente der Malerei eine Hülfsquelle für ſeine Lage, und auf dem Landſitze des Freihrn. von Brabeck, dieſes großmüthigen Beſchützers der Künſte, eine Zuflucht fand. Er hat ſie, durch die eben ſo angenehm geſchriebene als unterrichtende Beſchreibung des Schloßes Söder und ſeiner Umgebungen, welche er hier in Briefen an einen Freund in England liefert, zum Vortheil des Publikums benutzt. Dieſe Angabe vom Umfange des Inhalts zeigt ſchon, daß der Vf. keinesweges ein nach der ſchätzbaren Arbeit des Hrn. von Ramdohr entbehrliches Unternehmen ausgeführt hat. Der Letztgenannte beſchränkt ſich auf die Galerie allein: aber er giebt ein vollſtändiges Verzeichniß der Stücke, und zeigt von jedem auch das Maß an. Damals war die Aufſtellung und Anordnung noch ganz anders: die Gemälde ſtanden in dem Hauſe des Freiherrn in der Stadt; die Einrichtung des Schloßes Söder, welches er überhaupt zu einem geſchmackvollen Landſitze, hauptſächlich aber für die Galerie, neu erbaut hat, war damals noch nicht fertig. Hrn. Rolands Schrift kann den Reiſenden, die Söder immer häufiger beſuchen werden, und für deren Bequemlichkeit auch durch einen ſehr guten, neu angelegten Gaſthof in der Nähe geſorgt iſt, um ſo beßer zum Führer dienen, da ſie in franzöſiſcher Sprache geſchrieben iſt, und die Aufmerkſamkeit neben den Kunſtwerken auf die Anlage des Schloßes und auf den edlen Geſchmack, die einfache Pracht in der Verzierung desſelben lenkt. Güterbeſitzer, die vielleicht nicht im Stande ſind, der Kunſt einen ſo reichen Tempel zu widmen, wie der Frhr. von Br., aber doch ihren ländlichen Aufenthalt möglichſt erheitern und durch ſchöne Uebereinſtimmung beſeelen wollen, finden hier in dem Beiſpiele eines ſolchen Kenners fruchtbare Winke für die eigne Anwendung. Vor Allem wäre dem unermüdlichen Eifer, womit er ſich die Aufnahme der einheimiſchen Handwerke und derjenigen Künſte, welche die Grenze zwiſchen den mechaniſchen und den eigentlich ſchönen ausmachen, angelegen ſein läßt, die häufigſte Nachfolge zu wünſchen. Nur zu oft erliegt der Muth des deutſchen Arbeiters unter dem Mangel an Aufmunterung, da man alles, was zierlich und auserleſen ſein ſoll, aus der Fremde kommen läßt, während er bei gleicher Wohlhabenheit, Muße und Bildung durch gute Muſter den ausländiſchen Handwerker vielleicht bald übertreffen würde. Freilich haben nicht alle, die ein Schloß erbauen oder verzieren laßen, die nöthigen Einſichten, noch weniger die Geduld, um die Arbeiter ſelbſt zu leiten, und aus unwißenden Dorfbewohnern beinah Künſtler zu ziehen. Dieß iſt Hrn. v. Br. durch die ſtandhafteſten Bemühungen gelungen, und er hat auch dadurch jenen ächten, auch bei einer ins Kleine gehenden Sorgfalt nicht erkaltenden, Enthuſiasmus für das Schöne bewährt. Alles noch ſo künſtliche Schnitzwerk, alle eingelegte Arbeit aus Holz, auch die architektoniſchen Zierraten aus Marmor ſind durch einheimiſche Arbeiter verfertigt worden; nur zu der Stukkatur ward, weil ſich durchaus niemand in Deutſchland fand, ein Italiäner verſchrieben. Der Vf. ſucht mit

Nicht nur in dem Mangel des Materials die Urſache, warum dieſe Kunſt und die höhere Bildhauerei unter uns nicht recht gedeihen will. Ueberhaupt ſetzt er indeſſen den Zuſtand der Künſte, und was für ſie geſchieht, in Deutſchland zu niedrig an: ein Irrthum, der bei dem Aufenthalte in Niederſachſen ganz natürlich iſt; Dresden, Berlin und Wien ſcheint er nicht beſucht zu haben. Hingegen ſtimmt ihm Rec. vollkommen bei, wenn er die Blendwerke des engliſchen falſchen Geſchmacks in der Kunſt ſtrenge, doch gerecht, würdigt, und gegen die Ueberſchwemmung mit engliſchen Kupferſtichen eifert, die uns ſchon in merkantiliſcher Hinſicht nachtheilig wird. Es iſt viel zu wenig geſagt, wenn es heißt: cet art n'est point étranger à l'Allemagne. Wie viel engliſche Blätter giebt es denn wohl, die neben den beſten eines Müller die Probe beſtanden? Auch in der Sauberkeit der leichteren punktierten Manier thun wir es ihnen jetzt völlig gleich.

Die Verzierung der Zimmer zu Söder iſt einfach, und hat in denen, wo die Gemälde aufgeſtellt ſind, eher einen ernſten, als fröhlichen Charakter. Eine ſehr einſichtsvolle Anordnung. Der Eindruck der Pracht iſt ganz von der Stimmung verſchieden, womit Kunſtwerke betrachtet ſein wollen; außer daß ſie das Auge auf eine ſinnliche Weiſe blendet und zerſtreut, wie es ſelbſt in der glänzenden Villa des Hrn. Hope bei Haarlem der Fall war. Aus eben dieſem Grunde hat Hr. v. Br. auch in dem ganzen Schloße die Arabesken ausgeſchloßen, bei denen man ſich ſo leicht gewöhnt, Hervorbringungen der Zeichnung gedankenlos um ſich her zu ſehn. Das Charakteriſtiſche der Sammlung iſt eine Strenge und Feinheit der Wahl, die man oft in großen, berühmten Galerien vermißt. Hr. v. Br. hat ſich dabei gar nicht durch die Meinung leiten laßen, ſondern mit ſelbſtändigem Urtheile ausgezeichnete Werke von weniger bekannten Meiſtern untergeordneten, die ein verehrter Name empfahl, vorgezogen. Daher kommt es denn, daß ſeine Sammlung Stücke aufzuweiſen hat, die einzig in ihrer Art und eine wahre Seltenheit ſind. Die Bilder ſind nicht, wie gewöhnlich, nach den Schulen, ſondern nach den Gattungen aufgeſtellt: in einem Zimmer Bildniſſe, in zweien hiſtoriſche Stücke mit Einſchließung der Geſellſchaftsgemälde, in einem Landſchaften, in noch einem Architekturen und Perſpektiven, endlich in einem beſonders dekorierten Zimmer Kabinetsſtücke. Doch ſind die Fächer, wovon weniger vorhanden, eingeſchaltet: einige Stillleben bei den hiſtoriſchen Bildern, Blumenſtücke bei den Landſchaften. Der Vf. erwähnt nur die merkwürdigſten Sachen: aber er ſucht, was er beſchreibt, auch darzuſtellen, geht mit leichten Wendungen von einem zum andern über, und belebt ſeinen zuſammenhangenden Vortrag durch eingeſtreute allgemeine Bemerkungen. Ueber einige Bilder, bei denen ſich Hr. von Ramdohr nicht aufhält, iſt er umſtändlich, und umgekehrt. Wo beide ihre Bemerkungen über dieſelben Gegenſtände mittheilen, iſt es anziehend, die Urtheile zu vergleichen. Wir heben nur Einiges aus. Zwei Bildniſſe, eines von Bernardo Strozzi, das andre von Tiberio Tinelli, gehören zu den Hauptzierden der Galerie und verdunkeln alles, was ſie ſonſt an vortrefflichen Porträten aufzuweiſen hat. Ein Geſellſchaftsſtück von Karl van Mander, deſſen Seltenheit Hr. v. R. anerkennt, wird näher beſchrieben und den beſten Gerhard Dows an die Seite geſetzt. Von dieſem Meiſter iſt ein außerordentlicher ſchöner Tobias, der von der Blindheit geheilt wird, da. Die Größe des Bildes vermehrt ſeine Seltenheit, aber könnte auch Zweifel an dem Urheber erregen, für den ſich Hr. v. R. nicht ganz ſo entſchieden erklärt, als der Vf. vorliegender Schrift. Es iſt gewiß, daß verſchiedene holländiſche Maler, von denen man nur Kabinetsſtückchen zu ſehen gewohnt iſt, auch wohl einmal ins Große gemalt haben: man erinnere ſich an den Stier von Potter in der ehemaligen Galerie des Erbſtatthalters. Es ſcheint, daß nicht Mißtrauen in ihre Kräfte, ſondern vielmehr der Geſchmack ihrer Landsleute und vielleicht ihr eigner für den verkleinernden Maßſtab entſchied. In ſehr reichen holländiſchen Privatſammlungen findet man keinen lebensgroßen Rembrand. Wirklich hatten jene Künſtler an ihren beliebten Binnenvertrekjes u. ſ. w. einen Gegenſtand, deſſen Weſentliches mit geiſtvollen Zügen ſehr gut in einem engen Raum zuſammengedrängt werden konnte: wozu ſollte ein Bauer von Teniers oder Oſtade größer gemalt werden? — Eine heil. Katharina von Siena, über die Hr. v. R. ſich ungewiß erklärt, wird hier dem Guercino zugeſchrieben, und das Urtheil eines gelehrten Künſtlers, der dem Rec. ſeine Bemerkungen mitgetheilt, beſtätigt dieß. Eben das gilt von der Angabe einer Vermählung der heil. Katharina als von Tizian, und einer Zeichnung mit Goldfarbe auf braunem Grund, einen Opferzug vorſtellend, als von Raphael, welche in Hrn. v. Rs. Schrift die Namen Palma Vechio und Giulio Romano tragen. Der eben angeführte Künſtler erkennt darin den Apoſtel Paulus, dem man opfern will: eine Scene, welche Raphael in den Kartons ausgeführt hat. Sonſt beſitzt die Galerie noch ein koſtbares Kabinetsſtück von Raphael und ein andres von Correggio, beide ungezweifelt ächt. Hr. R. hält jenes immer noch für eine Anbetung des Simeon, wofür es Hr. v. R., der die Umriße davon hat ſtechen laßen, nicht gelten laßen will, hauptſächlich weil Simeon und ſein Begleiter im Koſtüm der neueren Kirche gekleidet ſeien, welches wohl kein entſcheidender Einwurf ſein möchte. Der Vf. behauptet, es ſei leichter, Raphael zu kopieren, als Correggio. Rec. hat beides häufig unter nicht ungeſchickten Händen verunglücken ſehen; ſollten die Schwierigkeiten, mit Ausnahme der Fälle, wo bei Correggios Wagſtücken ein einzig glückliches Gelingen ſtattfindet, z. B. bei der Nacht, die er vielleicht nicht zum zweitenmale ſo gemalt hätte, auf beiden Seiten nicht ungefähr gleich ſein?

Von der ganzen Sammlung wird es am beſten einen Begriff geben, wenn wir ſagen, daß ſie bei ſolchen Schätzen italiäniſcher Kunſt, dergleichen wir einige angeführt, in der niederländiſchen Schule doch noch reicher iſt. Gern höben wir mehr von den Bemerkungen des Vfs. aus, z. B. die Entwickelung der Gründe, warum das reizende Italien weniger Landſchaftmaler hervorgebracht, als die Niederlande; die Charakteriſtik Ruysdaels, u. ſ. w. Nach Ueberſicht der Galerie werden die noch nicht vollendeten Anlagen zu einem engliſchen Garten um das Schloß her beſchrieben, und bei Gelegenheit der Garten zu Wörlitz ſcharf kritiſiert. Einen Brief über die Landwirthſchaft wird man als Zugabe annehmen; aber wenn der Vf. unternimmt, den Zuſtand der Kultur in Deutſchland gegen die ungerechten Beurtheilungen der Ausländer zu vertheidigen, ſo iſt ſein guter Wille allein dem Unternehmen nicht gewachſen: die deutſche Litteratur bedarf entweder gar keiner Apologie, oder ſie verdient eine kräftigere; und den Anſtoß, welchen er an den Wörtern Philoſophie und Aufklärung nimmt, die doch ſo unentbehrlich ſind, als die Sachen ſelbſt, muß die perſönliche Lage des Schriftſtellers entſchuldigen.

Von eben dem Verf. iſt ein Schauſpiel im Druck erſchienen, das mit obiger Schrift einigermaßen in Verbindung ſteht:

La manie des arts, comédie en quatre actes. Par M. S..d
S. Roland, peintre. Hannovre 1797.

Dieſes Stück wurde auf Veranlaßung des Frhrn. von Br. geſchrieben; einige wirklich bei ſeinen Verhältniſſen mit Künſtlern, denen er Beſchäftigung gab, vorgefallene Züge gaben die erſte Grundlage dazu her. Dieſe machte indeſſen einer freieren Behandlung Platz, und Hr. v. B. ergötzte ſich, den Enthuſiasmus für die Kunſt in einer komiſchen, doch immer noch feinen, Uebertreibung dargeſtellt zu ſehen. Der Verf. iſt ſo durchdrungen von den Schwierigkeiten, und äußert ſich ſo beſcheiden über ſeine Arbeit, daß die ſtrenge Kritik eines geſellſchaftlichen Scherzes unbillig und überflüßig ſein würde. Die Handlung hat ſo viel Intereſſe gewonnen, als es bei dieſem Gegenſtande ohne die gewöhnliche Hülfe einer Liebesintrigue möglich war; die Verſe ſind leicht; und einige Situationen wahrhaft komiſch, unter andern würde die Scene zwiſchen den Bedienten der zwei Kunſtliebhaber, welche ebenfalls die Kunſt üben, einander ihre Geſchicklichkeit rühmen, ihre Arbeiten zeigen, kritiſieren und ſich darüber in die Haare gerathen, auf dem Theater gute Wirkung thun.

De l'art de voir dans les beaux arts, traduit de l'Italien de Milizia; suivi des institutions propres à les faire fleurir en France, et d'un état des objets d'arts dont ses musées ont été enrichis par la guerre de la liberté. Par le général Pommereul. An 6 de la republique.

Die hier in einer freien Ueberſetzung gelieferte Schrift des Milizia erſchien zu Rom im Jahr 1792. Schon zehn Jahre früher hatte ſich der Vf. als einen Mann von Verſtande und von Kenntniſſen, beſonders im Fache der Baukunſt, bekannt gemacht. Er gehört zu den Italiänern, die ſich auf der Spur der Algarotti und Bettinelli um ausländiſche, beſonders franzöſiſche, Bildung beworben haben. Freilich hat er von dieſer, ſowohl in ſeinem Vortrage als in der Art die Dinge anzuſehn, nicht immer das Beſte ergriffen. Mit einer ſchreienden und vielleicht nicht einmal natürlichen Lebhaftigkeit, in vornehmer Kürze, und durch Fragen, Antworten und Ausrufungen zerſchnittenem Stile, trägt er die ſchneidendſten Urtheile über Kunſtwerke vor, welche der ſeit Jahrhunderten genoßene Beifall, wenn er uns auch den unſrigen nicht abnöthigen kann, doch auf gewiſſe Weiſe ehrwürdig macht. Die Freimüthigkeit und das Streben nach Unabhängigkeit des Geiſtes, die den Vf. vor ſeinen Landsleuten auszeichnen, ſind in der Lage und den Umgebungen, worunter er ſchrieb, alles Lobes werth; aber der widrig heftige und höhnende Ton, worein er oft verfällt, läßt ſich nur durch den Unwillen über das zu lange getragene Joch der Autorität, und den Ekel vor der bei den italiäniſchen Kunſtbeurtheilern hergebrachten Eintönigkeit der preiſenden Superlative (die indeſſen, wie der Ueberſetzer treffend bemerkt, in der ſanften Sprache weniger beleidigen), und ſelbſt durch dieſe kaum entſchuldigen. Mengs hätte den Vf. lehren können, wie ſich die ſtrengſte Kritik mit edler Würde und Ruhe vereinigen läßt. Beſonders gegen Michelangelo hegt der ſchwarzblütige Kritiker eine Erbitterung, die bei der Beurtheilung ſeines Moſes, ſeiner Pietà u. ſ. w. über alle Anſtändigkeit ausbricht. Er ſcheint nicht zu wißen, daß es viel kleiner und leichter iſt, eine excentriſche Originalität lächerlich zu machen, als ſie zu fühlen und zu faßen; und dieß iſt von einem Manne, bei dem der trockne Verſtand überwiegt, ohne daß ſein Geiſt je die ſtille Höhe der Vernunft erſchwungen hätte, nicht zu verwundern. Sonderbar nehmen ſich zwiſchen ſolchen Huſarenzügen in das Gebiet der Kunſt entlehnte Sätze von Mengs aus, dergleichen an verſchiedenen Stellen vorkommen. Unter andern wird das Pferd des Mark Aurel gegen Falconets Tadel ganz nach Mengs vertheidigt. Der Ueberſetzer ſelbſt bemerkt, daß Milizias Lehren über das Basrelief buchſtäblich aus eben dem Falconet abgeſchrieben ſind, qu'il n'a pas craint de traiter trop lestement. Des Vfs. kecke Entſchiedenheit im Urtheilen muß wirklich verdächtig werden, wenn man ihr auf ſolche Schliche kommt. Noch ſchlimmer geht es aber, wo der Verf. den Philoſophen machen will, in dem allgemeinen theoretiſchen Theile der Schrift. Bald iſt ihm das Schöne bloß ein Vergnügen der Sinne, bald ſoll die ſchöne Kunſt Moral predigen. Dann bezieht er wieder Alles in letzter Inſtanz auf den Nutzen, und ſieht nicht ein, daß der Begriff des Nützlichen dasjenige bezeichnet, was einem beſtimmten Zwecke dient, und daß es daher neben dem Höchſten, welches Zweck an ſich iſt, nur einen untergeordneten Rang behaupten kann. Kurz, er hat keinen einzigen Begriff feſt zu halten und in lichtvoller Ordnung zu entwickeln gewußt. Er hat die Philoſophie des Schönen ſtudiert, wie der Sage nach die Hunde aus dem Nil trinken, im Laufen. Bei aller Kürze iſt ſein Unterricht darüber eben ſo verwirrt, als ermüdend; und das eingemiſchte Wahre, das mit ſo viel Aufheben vorgebracht wird, iſt keinesweges neu. Bemerkung verdient es, daß das Wort Aeſthetik (estétique, S. 33) jetzt, da man es unter uns als unſchicklich zu beſeitigen anfängt, bei unſern Nachbarn Eingang findet. — Der bei weitem ſchätzbarſte Theil des Buches iſt unſtreitig der die Architektur betreffende. Nach einigen allgemeinen Sätzen geht der Vf. die Ueberbleibſel des alten, und die Gebäude des neueren Roms nach der Reihe durch, giebt ihre Hauptcharaktere an, und fügt meiſtens ſein Urtheil kurz hinzu. Die Leidenſchaftlichkeit deſſelben mäßigt ſich natürlich von ſelbſt bei einer Kunſt, wo es ſo viel zu meßen und nach mechaniſchen Geſetzen zu erwägen giebt; doch macht ſich die Petulanz des Vfs hier wieder gegen den Michelangelo Luft, beſonders bei der Kritik der Peterskirche, womit er ſchließt.

Der Ueberſetzer geſteht in der Vorrede, daß er ſich mit ſeinem Original große Freiheiten genommen: Rec. hat dieſes nicht bei der Hand; doch iſt nicht zu vermuthen, daß die oben gerügten Fehler dadurch verſtärkt ſein werden, da in der angehängten Abhandlung ‘über die Einrichtungen, welche zur Aufmunterung und Vervollkommnung der ſchönen Künſt in Frankreich dienen können’, ein ganz andrer Ton herrſcht, und wahrhaft einſichtsvolle Vorſchläge gethan werden. Zwar die Meinung theilt der Ueberſetzer mit dem Milizia, daß die Künſte für die Beförderung der Sittlichkeit arbeiten ſollen, wogegen ſich auch aus dem politiſchen Geſichtspunkte, den er nimmt, nichts einwenden läßt, wiewohl man es in philoſophiſcher und artiſtiſcher Rückſicht nicht gelten laßen kann, weil mit der Autonomie der Kunſt ihre Wirkſamkeit verloren gehen würde. Er bemerkt, daß die Griechen niemals Kunſtakademien gehabt; daß die Rivalität der italiäniſchen Kunſtſchulen viel dazu beigetragen, die Malerei zu erwecken und mannichfaltig auszubilden. Er glaubt daher, das Anſehen einer einzigen franzöſiſchen Kunſtakademie zu Paris und Rom müße für das aufkeimende Genie mehr drückend als erhebend ſein, und ſchlägt vor, in Frankreich verſchiedene in den wichtigſten Städten zu ſtiften, die franzöſiſche Akademie in Rom aber ganz aufzuheben, und mit den dazu beſtimmten Summen einzelne junge Künſtler auf Reiſen zu unterſtützen. Vorzüglich aber fordert er die Regierung auf, die politiſchen Begebenheiten durch große Denkmäler zu verherrlichen, und hiebei unter den Künſtlern einen edlen Wetteifer zu erregen. Die Kunſt würde ſich dadurch eine neue Bahn öffnen, und aus dem beſchränkten Kreiße abgenutzter religiöſer Vorſtellungen, einer uns fremden Mythologie und der noch kälteren und zweideutigeren Allegorie endlich einmal hervorgehen. — Das materielle Intereſſe des Gegenſtandes iſt zwar an ſich nur ein Nebenumſtand, er kann aber durch die aufmunternden Auszeichnungen, welche die allgemeine Theilnahme den Künſtlern verſchafft, äußerſt wichtig werden. Man erinnert ſich, daß zwei der gröſten Meiſterwerke der Malerei, die Kartons von Leonardo da Vinci und Michelangelo im Rathsſale zu Florenz, welche beide Scenen aus florentiniſchen Kriegen vorſtellten, durch den politiſchen Enthuſiaſmus während einer kurzen demokratiſchen Periode hervorgerufen wurden. Freilich würde das Koſtum dem heutigen Künſtler mehr Schwierigkeiten machen; doch hält ſie der Vf. für überſteiglich: und ſie ſind es auch gewiß noch eher für den Maler, als für den Bildhauer.

Uebrigens iſt kaum zu erwarten, daß die Vorſchläge des Generals Pommereul ſo bald Eingang finden werden, da man bisher nur darauf bedacht geweſen iſt, auf eine gar nicht republikaniſche Art durch Zuſammenhäufung aller Kunſtſchätze und Lehranſtalten Paris immer mehr zur Hauptſtadt zu machen, da es doch, als der Sitz der Frivolität und Zerſtreuung, für das Studium und die concentrierte Begeiſterung des Künſtlers durchaus kein ſchicklicher Ort iſt. Geſetzt aber auch, es würden in Bourdeaux, Lyon u. ſ. w. Kunſtſchulen angelegt, und dieſen Städten Kunſtwerke zu Vorbildern ausgetheilt: ſo lange Alles von einem Mittelpunkte ausgeht, wird es auch einen einförmigen, engen Zuſchnitt behalten. Was die Kunſt in Italien hob, war nicht ſowohl die Rivalität der Schulen, als derer, welche die Künſtler auf eine große Art zu beſchäftigen wetteiferten. Und wie ſoll dieſe in Frankreich ſtattfinden, ſo lange den Theilen der Republik aus Beſorgniß vor dem Föderaliſmus ſo wenig eignes politiſches Leben gegönnt wird? Sehr richtig iſt die Bemerkung des Vfs., daß ein neuer Schwung der Künſte nur von der Architektur ausgehen kann: der Staat muß erſt große öffentliche Gebäude haben, ehe er darauf denken kann, ſie mit großen Gemälden zu ſchmücken. Wie unglücklich die bisherigen Verſuche dazu meiſtens ausgefallen ſind, geſteht er ſelbſt ein: que surtout ces monuments décèlent un meilleur goût que celui qui a présidé à l'érection de ceux, provisoires il est vrai, mais très-dignes de n'être que cela, dont la révolution a défiguré Paris!

An der Zertrümmerung ſo vieler Kunſtwerke während jener barbariſchen Periode rechnet der General, was äußerſt bemerkenswerth iſt, einen großen Theil der Schuld den beſten Künſtlern Frankreichs zu: in der Ueberzeugung, Frankreich beſitze faſt nichts Vortreffliches in den drei Künſten, und es ſei beßer, Alles in einem beßern Stile wieder von Neuem zu ſchaffen, hätten ſie durch ihre Deklamationen die allgemeine Zerſtörungswuth begünſtigt. Ob er ihn gleich nicht nennt, ſpielt er doch offenbar auf David an. Wer ſonſt, als dieſer, durch ſeine republikaniſche Schwärmerei eben ſo berüchtigte, als durch ſeinen Sinn und Enthuſiasmus für das große klaſſiſche Alterthum berühmte Künſtler, konnte Werke verachten, die doch ganz andre Männer zu Urhebern hatten, als einen Bernini, deſſen Ludwig XIV. immer zu Grunde gehen mochte? Vielleicht iſt hier nicht der unrechte Ort, um zu erinnern, daß gewiſſe Schriftſteller, welche den ſogenannten Vandaliſmus in Frankreich für etwas in der Geſchichte aller Zeiten Unerhörtes haben ausſchreien wollen, durch ihre Verwunderung über die Revolution am Gedächtniſſe Schaden gelitten zu haben ſcheinen. Der unzähligen chriſtlichen Bilderſtürmereien nicht zu gedenken, die ſich auch zur Zeit der Reformation erneuerten, weiß man ja, daß in der Blüthezeit der italiäniſchen Bildung, in dem geſchmackvollen Florenz, unter Anführung des Savonarola Haufen der koſtbarſten Kunſtwerke öffentlich verbrannt wurden; und, wie jetzt David, nahm der ſanfte Fra Bartolomeo an dieſem Fanatiſmus Antheil.

Der Plan zur Anlegung eines allgemeinen chalkographiſchen Inſtituts, der vom Direktorium empfohlen, vom Rath der 500 aber auf Merciers Vortrag verworfen ward, und den der General in etwas veränderter Form der ausübenden Macht, als zu deſſen Ausführung befugt, von Neuem vorlegt, iſt zu weitläuftig, um ihn hier mitzutheilen. Den Beſchluß macht das Verzeichniß der aus den Niederlanden, Holland und Italien in die franzöſiſchen Muſeen gelieferten

Kunſtſachen. Schade, daß ſeitdem ſchon Stoff zu einem neuen, vielleicht eben ſo zahlreichen, von den ohne Vortheil für die Republik zerſtreuten und verzettelten Kunſtwerken, angewachſen iſt! So groß jene Bereicherungen ſind, ſo drängt ſich doch dabei die Betrachtung auf, daß ſie den Verluſt in der Meinung Europas und in der Zuneigung der verbündeten Staaten, womit ſie erkauft wurden, ſchwerlich vergüten. Rom wird für die Baukunſt immer Metropole bleiben; aber in der Malerei wäre ſie auf völlige Nullität reduciert, wenn man ihre großen Freſken entführen könnte, wie der General P. es für möglich hält. Auch die Colonna Trajana wünſcht er in Paris zu ſehen. Beide Vorſchläge werden wohl der Koſten wegen unausgeführt bleiben; die bloße Möglichkeit, daß ſolche unerſetzliche Denkmäler bei dem Transport leiden, oder gar auf der See untergehen könnten, ſollte davon abſchrecken, Hand an ſie zu legen. Doch was auch geſchehen mag, der franzöſiſchen Kunſt iſt damit noch im Geringſten nicht aufgeholfen; und vielleicht genießen die ihrer ſchönſten Zierden beraubten Städte und Länder noch nach Menſchenaltern den Troſt, daß den neuen Eigenthümern der Sinn, ſie ſich anzueignen, fehle, daß ſie dieſelben fruchtlos zu bewundern, nicht zu übertreffen wißen.

Novellen, von Doro Caro. 3s Bdchen. Bresl. u. Lpz. 1797.

Dieſes Bändchen enthält zwei Erzählungen, den Pilgrim und den Kaſſendieb. Die beiden erſten Bände ſind Rec. bloß aus den Beurtheilungen derſelben in der A. L. Z. bekannt: allein aus dem vorliegenden ſcheint zu erhellen, daß die Gabe des Vfs. mehr auf bloß ſittliche, als eigentlich romantiſche Darſtellung geht, weswegen die letzte Erzählung auch die vorzüglichere zu nennen iſt. Sein

Ton iſt bei weitem nicht leicht, nicht frei genug von pſychologiſch-moraliſchen Einmiſchungen: fremden Gewächſen auf dem romantiſchen Boden. Die Schreibart iſt nicht einfach, noch unabhängig von ſolchen Begriffen, welche ſich ſchwerlich mit irgend einem reinen Kunſtwerke, am allerwenigſten aber mit dem Koſtum der freieſten Gattung vertragen. Die üble Gewohnheit des Unterſtreichens ſteht hier unter andern beſonders ſchlecht. Bei allem dem lieſt man ſelbſt den Pilgrim nicht ohne Theilnehmung. Der Kaſſendieb, für den ſich ſeine Frau als Schuldige anklagt, ſchickt ſich indeſſen unſtreitig beßer für die Feder des Vfs. Der Gegenſtand iſt gut behandelt, ohne Verſchönerung und ohne gehäßige Uebertreibung. Johanne zeigt ſich mehr als duldende Heldin: ſie wird in jenen Schritt faſt hineingeſchreckt, alsdann benimmt ſie ſich aber mit der edelſten Beharrlichkeit. Ein ganz freiwilliger Entſchluß wäre zu viel geweſen, da ſie ihren nichtswürdigen Gatten nicht lieben konnte und nie geliebt hatte. Auch bricht ſie in dem Augenblicke das Schweigen, wo Natur und Edelmuth ſelbſt es von ihr fordern. Wenn es nur Niemanden einfällt, da das Ganze ſchon ſehr dramatiſch eingeleitet und entwickelt iſt, die Kaſſendieberei mit dieſem neuen Zuge vermehrt auf das Theater zu bringen!

---

1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English with their original music. Berl. 1797.

2) The German Songster, or a collection of favourite airs with their original music, done into English by the translator of the German Erato. Berl. 1798.

Die obigen beiden Sammlungen rühren von Hrn. Beresford her, einem engliſchen Geiſtlichen, der ſich gegenwärtig in Deutſchland aufhält, und, durch die Reize unſrer Poeſie gewonnen, einige Blüthen derſelben mit leichter und glücklicher Hand auf ſeinen vaterländiſchen Boden verpflanzt hat. Die deutſche Treue bewährt ſich beim Ueberſetzen ſo rühmlich, und die höhere Ueberſetzungskunſt iſt unter uns ſeit einiger Zeit ſo ſehr ausgebildet worden, daß unſre Forderungen in dieſem Fache durch Ueberſetzungen der Ausländer aus den Alten oder aus einer neuern Sprache in die andre nur ſelten befriedigt werden; es muß uns alſo auf eine erfreuliche Art überraſchen, ſie an einheimiſchen Gedichten in einem ausgezeichneten Grade erfüllt, und ſo unſre Poeſie auf die vortheilhafteſte Art in das Ausland eingeführt zu ſehen. In dasſelbe Silbenmaß zu überſetzen, ſofern ſich die Sprache demſelben nicht ganz weigert, ſollte ein Grundgeſetz aller poetiſchen Nachbildungen ſein (welches doch z. B. in den ſo berühmt gewordenen engliſchen Ueberſetzungen von Bürgers Lenore nicht beobachtet iſt), und wer ſich ſelbſt in Arbeiten dieſer Art verſucht hat, wird die Schwierigkeiten zu ſchätzen wißen, womit ſie unter dieſer unerläßlichen Bedingung umgeben ſind, wenn vollends noch die häufige Wiederkehr der Reime bei kurzen Liederweiſen, und die Anpaſſung des untergelegten Textes an die Muſik hinzukommt. Hr. B. hat in ihrer Ueberwindung eine ſeltne Leichtigkeit und ein entſchiednes Talent gezeigt. Er hat ſogar mehr geleiſtet, als ſich nach der Natur ſeiner Sprache erwarten ließ, indem er ihr Silbenmaße aneignete, die ihr auf gewiſſe Weiſe fremd ſind, oder es durch ſeltnen Gebrauch geworden waren. Zu jenen rechnen wir das in Overbecks Liede ‘Blühe liebes Veilchen’; zu dieſen ‘Roſen auf den Weg geſtreut’, beide in der Erato. Ungemein künſtlich und doch ohne Zwang herbeigeführt iſt die Beobachtung der weiblichen Reime in verſchiednen dieſer Lieder, da ſie nach dem Bau des Engliſchen überhaupt nicht ſo häufig ſind, und ihre Vernachläßigung den Mangel noch vermehrt hat, indem viele Worte, die zu Shakſpeares Zeit noch entſchieden zweiſilbig waren, ſeitdem in der Ausſprache zuſammengezogen ſind. Die engliſchen Dichter ſcheinen wieder mehr aufmerkſam auf die Vorzüge des weiblichen Reims (der ſeinen Namen bei einer ſanftern Schönheit nicht mit Unrecht führt, und den Vers melodiſcher verhallen läßt), beſonders im Lyriſchen, zu werden; Nachbildungen deutſcher Gedichte geben nähere Veranlaſſung dazu: Rec. ſah dergleichen in der Handſchrift, wo die Abwechſelung männlicher und weiblicher Reime ebenfalls beobachtet war.

Jede von dieſen Sammlungen enthält zwölf Lieder. Da eine beliebte und populäre muſikaliſche Begleitung nach dem Zwecke des Vfs. die Wahl mit beſtimmen mußte, ſo konnten nicht alle von der poetiſchen Seite vorzüglich ſein. Indeſſen hat Hr. B. gethan was möglich war, um die zweideutigen Anſprüche ſolcher Stücke auf Poeſie mehr geltend zu machen, ohne ihren Charakter und ſomit die Uebereinſtimmung zur Muſik aufzuheben. Dieß iſt in der Erato bei zwei Liedern aus der Zauberflöte, und ſelbſt bei dem oben erwähnten von Overbeck der Fall. Das ‘bei Männern, welche Liebe fühlen’ finden wir hier ſehr kenntlich wieder, und vermißen doch, mit Befremden, ſeine urſprüngliche Plattheit. Aus den albernen Zeilen:

> Mann und Weib, und Weib und Mann,
> Reichen an die Gottheit an,

ſind hier folgende edle, wohlklingende, und doch dem Original und der Muſik ſelbſt in der Stellung der Worte entſprechende Verſe geworden:

> Love and truth, and truth and love,
> Emulate the joys above.

Man möchte es vielen unſrer Operntexte wünſchen, durch ein ſolch verſchönerndes Reinigungsbad zu geben: aus dem Engliſchen eben ſo gut wieder ins Deutſche überſetzt, würden ſie ihrer Muſik keine Schande mehr machen.

Belohnender war die Arbeit des Ueberſetzers an einigen andern Stücken: an Stolbergs ſanftem Liede an die Natur, an Höltys

Aufforderung zur Freude, die ganz den ruhig und leicht ſchwebenden Gang behalten hat:

Snatch, as long as fortune smiles,
Love and drinking pleasures;
Ruthless death no art beguiles,
Soon he steals our treasures:

vor Allem aber an Goethes ‘Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand’. Freilich wird die Lage des Ueberſetzers um ſo mißlicher, je eigner der Geiſt iſt, den ein Gedicht athmet, und je mehr er ſich Wort und Ton zur individuellen körperlichen Hülle gleichſam angezaubert hat. Man wird da immer noch Manches ausſetzen können, weil die poetiſche Nachbildung hievon eine nie vollkommen zu löſende Aufgabe iſt. Jede Sprache hat ihr Konventionelles, und die heutige engliſche Poeſie iſt gewiß nicht frei davon: Hr. B. hat aber dergleichen fremdartigen Einmiſchungen ſo wenig Raum gelaßen, und im Ganzen die Eigenthümlichkeit ſo ächt bewahrt, daß wir ihn ſelbſt zu ſo ſchweren Unternehmungen auffordern möchten, wie die Uebertragung ganz einheimiſcher und originaler Romanzen, z. B. Goethes Fiſcherlied und die Erzählung vom Harfner im W. Meiſter, ſein müßte.

Auch in der zweiten Sammlung zeigt ſich der Ueberſetzer als einen geſchmackvollen Kenner der Muſik und der Poeſie. Er ließ ſich hier mehr noch, als das erſtemal, durch die Trefflichkeit der Gedichte zur Wahl beſtimmen, und nur vier Lieder von den zwölfen, die er giebt, bedurften der Veredelung, um ſie ihrer Melodien werth zu machen. Mit dieſen geſteht auch Hr. B. in dem kurzen Vorberichte ſich die meiſten Freiheiten genommen zu haben. Die Stücke ſind: ‘Freut euch des Lebens’, Burmanns ‘Hier ſchlummern meine Kinder’, und zwei, deren Verfaßer auch Rec. nicht kennt, ‘Laß, Glück, in ihrem Kreiße Sich Staatenwirbel drehn’, und ‘Wie lieblich winkt ſie mir, die ſanfte Morgenröthe’. Jenes allgeſungene ‘Freut euch des Lebens’ zeugt immer von einigem Fortſchritte des Volks, bei dem es Gaßenlied geworden iſt. Indeſſen hat dieß Stück einen weit höhern Rang in der Poeſie durch den Ueberſetzer bekommen; aber ganz ſo volksmäßig iſt es nicht geblieben. Bei dem allen ſieht man einen Zug lebendiger Phantaſie darin nicht gern verwiſcht: ‘Und wenn der Pfad ſich furchtbar engt, Und Mißgeſchick uns plagt und drängt, So reicht die Freundſchaft ſchweſterlich Dem Redlichen die Hand'. Wie matt und lähmend auch die zweite Zeile hier iſt (man möchte an deren Statt nur gleich ſo leſen: 'Der ſchwarze Fels darüber hängt'), ſo bleibt man doch in dem ſelbigen, der Einbildung leicht faßlichen, Gemälde von einem gefahrvollen, dunkeln Wege, durch den die Hand der Freundſchaft leitet. Dagegen iſt die engliſche Strophe glanzvoller und weniger poetiſch: Whene'er intruding gloom prevails, And sorrow prompts the starting tear, Kind Friendship's smile the cloud dispels, And softens every care. Aus dieſer Stelle erhellt, daß der Engländer ſich die bequeme Freiheit nicht nahm, womit der Deutſche die beiden letzten Verſe der Strophe reimlos läßt. Daß er aber verſchlungene Reime ſtatt der ununterbrochenenen gewählt hat, damit ſind die Sänger des Liedes nicht zufrieden. Aus andern Urſachen mußte bei Goethes Gedicht an den Mond 'Fülleſt wieder Buſch und Thal' die ſtrenge Treue verleugnet werden. Der Ueberſetzer ſelbſt klagt über die Nothwendigkeit dieſer Abweichung, 'aber, obgleich ein bewundertes Lied eines bewunderten Dichters, würde es, buchſtäblicher überſetzt, einem engliſchen Leſer kaum verſtändlich geweſen ſein'. Sehr glücklich iſt die Nachbildung von Jacobis 'Sagt wo ſind die Veilchen hin?' Hier ſcheint es wahrer Gewinn, wenigſtens für das Ohr, daß der im Deutſchen meiſt, und doch nicht immer, wiederkehrende Reim des Refrains 'entflieht, verblüht', nicht durch einerlei wiederholten, ſondern durch einen durchgängigen, reichen und angenehmen Wechſel verſetzt iſt. Auch bei dieſem Liede, wie in einigen der Erato, war es Verdienſt, ſo viel ungezwungene weibliche Reime im Engliſchen zu finden. Hier ſind die beiden letzten Strophen:

Sagt, wo iſt das Mädchen hin,	Say where bides the village maid,
Das, weil ich's erblickte,	Late you oft adorning;
Sich mit demuthsvollen Sinn,	Oft I've met her in the glade
Zu den Veilchen bückte!	Fair and fresh as morning.

Jüngling, alle Schönheit flieht;	Swain, how short is beauty's bloom!
Auch das Mädchen iſt verblüht.	Seek her in her grassy tomb!

Die Kenner beider Sprachen werden hier unparteiiſch fühlen, wo auf beiden Seiten gegeben und genommen iſt. Denn Verfaßer und Ueberſetzer haben gegenſeitig von einander zurück zu fordern.

Sagt, wo iſt der Sänger hin,	Whither roves the tuneful swain,
Der, auf bunten Wieſen,	Who of rural pleasures,
Veilchen, Roſ' und Schäferin,	Rose and vi'let, rill and plain,
Laub und Bach geprieſen?	Sang in deftest measures!
Mädchen, unſer Leben flieht,	Maiden, swift life's vision flies,
Auch der Sänger iſt verblüht.	Death has clos'd de poets eyes!

Die holdſelige Phidile unſers (ehemaligen!) Claudius wird auch in England gefallen müßen; ſo treu und wahr iſt ſie wieder gegeben. 'Die ſechszehn Sommer', die der korrekte Sinn Eberts, beleidigt von dem Hiatus 'Jahre alt', dem belehrbaren Dichter für ſeine erſte Zeile ſchenkte, machen auch hier, in der wörtlichen Ueberſetzung, die angenehmſte Wirkung. Der Schluß hat ganz die Naivetät des Originals:

No, not one word — Away he sped.
Ah, would he were returning!

Im Ganzen indeßen ſcheint keins von allen Stücken dem Engländer vollendeter gelungen zu ſein, als der bürgeriſche 'Liebeszauber', welchen wir ganz hieher ſetzen wollen: . . . .

Die Dame, welcher die zweite Sammlung gewidmet iſt, gehört zu denen, die einen mächtigen Zauberſtab führen! Sie iſt Gräfin Derby, die ehemalige Miß Farren, die als Milady Teazle in the school for scandal, und Lady Emily in the Heiress, auch als Minna von Barnhelm, ein Londner Publikum entzückte, und einen Pair des Reichs zu einem immer ehrerbietigen Liebhaber, und, nach verſchwundenen äußern Hinderniſſen, zum Gatten zauberte.

Da Hr. Beresford entſchloßen iſt, auch ſolchen deutſchen Gedichten, welche die Beſtechung der Muſik nicht bei ſich führen, ſeinen Fleiß zu widmen, ſo kann man von ſeinem Geſchmack und ſeiner Kunſtliebe viel zu Ehre unſerer Dichtkunſt im Auslande hoffen.

(Rec. der 2. Ausg. ſ. unten aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.)

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1798. — Desgleichen auf das Jahr 1799., herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. A. Tübingen.

Dieſes Taſchenbuch bedarf der Anzeige nicht erſt, um ſein beſtimmtes Publikum mit ihm bekannt zu machen. Von dem dießjährigen ſind, ſo viel wir wißen, drei Auflagen nöthig geworden, und das dem nächſten Jahre gewidmete ſieht bereits einer zweiten entgegen. Es verdient in der That durch einen ſolchen Beifall, der bei weitem nicht bloß etwas Zufälliges iſt, vor vielen ſeiner Mitwerber ausgezeichnet zu werden. Die Vereinigung drei geſchätzter Schriftſteller zu ſeiner Herausgabe läßt ſchon im Voraus die Ausſchließung von allem ganz Müßigen und Unzweckmäßigen erwarten. Die Herausgeber, die zugleich die Verfaßer ſind, oder es doch ausſchließend ſein können, wenn andre Beiträge nicht Genüge leiſten, haben hier keine Sammlung auf das Gerathewohl veranſtaltet, keine Blumenleſe, wo ſich oft das Höchſte und Beſte in einer unbedeutenden Geſellſchaft verliert, oder Alles vom dürren Anger zuſammengerafft wird. — Wer kennt nicht den Eifer, womit der würdige Pfeffel ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn hindurch an der Veredlung der Jugend beider Geſchlechter gearbeitet hat? Wer erinnert ſich nicht an ſeiner Epiſtel an Phöbe, und ſo mancher andern dahin gehörigen unter ſeinen Dichtungen? Hier hat er meiſtens nur Fabeln gegeben; aber man wird ihm wahrſcheinlich nicht einwenden, daß dasjenige, was den Menſchen überhaupt frommt, den Damen unnütz ſei. Selbſt bei dem etwas alterthümlichen Reiz ſeiner 'Galatea' verweilt man nicht ohne Vergnügen. Lafontaine hat für jeden der beiden Jahrgänge eine Erzählung geliefert. Die Entwicklung der erſten beruht auf einem ſehr gerechten weiblichen Selbſtgefühl ſowohl, als dem richtigen Gefühl eines Mädchens vom Unwerth des Mannes, den ſie geliebt hatte, und der ſich freilich gleich auf der erſten Seite offenbart. Denn wer drei Jahre ſeines Lebens in der beſten Kraft der Jugend 'von den Schultern geſchüttelt hat, und nun auf eben der Stelle ſteht, wo er vor drei Jahren ſtand, wahrhaftig nicht glücklicher, nicht um einen heitern Gedanken glücklicher'; wer von einer Reiſe nach Italien keinen andern Gewinn eingeärntet, als das Recht, ‘mit einem’ (affektierten) ‘Entzücken wie ein Anderer davon reden zu können, welches er wohl wünſchte, dort empfunden zu haben’: der kündigt ſich allerdings mit einem recht leeren Kopf und Herzen an, und man kann ihn zuletzt, in ſo gräßlichen Ausdrücken er erſt von ſeinen Wünſchen (‘und wenn nun das Geſchick ſie mit Eiterbeulen bedeckte von dem Scheitel bis an die Sohlen, ſie iſt mein, mein Eigenthum, mein heiliges, unverletzliches Eigenthum, mein Weib’ u. ſ. w. — Obiges wäre allerdings ein gutes Mittel, das Eigenthum zu ſichern!), und dann von ſeiner Verzweiflung ſpricht, doch nicht im Mindeſten bedauern. Die zweite Geſchichte von einem Mädchen, die das Opfer ihres eiteln Vaters und herzloſen Bruders wird, iſt mit mehr Fleiß behandelt und die Schreibart reiner. Es finden ſich noch zwei andre Aufſätze von ihm, ‘Abendgrillen einer liebenswürdigen Frau, oder die doch von einer ſolchen ſein könnten’, über den Tanz, über Verleumdung u. ſ. f., und damit es nicht ganz an geographiſcher oder naturhiſtoriſcher Belehrung fehle, über ‘die Hottentotten’ nach Vaillant. Im Jahrgange 1799. nimmt eine Anekdote von Mungo Parks afrikaniſcher Reiſe, ‘die Negerin’, dieſe Stelle ein. Aus eben dieſem müßen wir noch beſonders ein Paar gefällige Gedichte von Schweighäuſer, ‘das weibliche Leben’ und ‘die Inſel der Liebe’, und eine liebliche Idylle nach dem Franzöſiſchen eines jungen Frauenzimmers anführen. Die vorzüglichſte Zierde beider Jahrgänge aber machen unſtreitig die ‘Fragmente von Briefen einer Mutter an ihre verheiratete Tochter’ (als Beilage zu den Kupfern) von Huber aus. Sie ſind Lehre in Beiſpielen: ſie zeigen uns eine junge ſtillende Mutter, eine andre, der weit ernſtere Pflichten obliegen, Kinder von verſchiedenen Anlagen, Aeltern und Kinder unter eigenthümlichen Verhältniſſen. Sie reden von Erziehung, ‘oder vielmehr Nichterziehung’, und enthalten eine Menge der geiſtvollſten Winke, und eben ſo intereſſante als rührende Darſtellungen, ſo daß dieſer Aufſatz neben dem nächſten Ziel auch das höhere erreicht, und Leſer jeder Art feßeln muß. Die Einkleidung iſt ungeſucht und auf ungewöhnliche Weiſe pikant, die Schreibart ebenfalls; beide vereinigen in angenehmer Miſchung Helle des Verſtandes und faſt ſchwermüthige Innigkeit des Gefühls, die ihre Gegenſtände gleichſam von der Wurzel an umfaßen, und ſimple häusliche Vorſchriften für die höchſte Sittlichkeit bedeutend machen, ja das ganz Allgemeine durch eine wunderbare Individualität heben. Wir ſetzen einige Stellen her, obwohl nur das Ganze vollkommen von ſich zeugen kann..... Daß der letzte Eindruck ſich zu ſehr in das Dämmerlicht einer Erſcheinung auflöſet, iſt der einzige Tadel, der dieſe Fragmente in Betracht der Stelle, wo ſie ſtehen, treffen kann. Sie laßen das Leben hinter ſich, in welches ſie einzugreifen beſtimmt, und worauf ſie auch ſonſt durch und durch anwendbar ſind; der Hauch der Wehmuth zerſtört ſogar die Blüthe der reizenden Adele. Indeſſen tritt dieß der moraliſchen Wirkung eigentlich nicht in den Weg. Ein weiches Herz nimmt vielleicht die ſo ſchlichte ſtarke Vernunft in der Hülle leiſer Schwärmereien um ſo leichter auf, und wer hier nicht lernen will, darf ſich um ſo williger hingeben. Wir können von dieſer Feder nicht zu viel im Taſchenbuche finden.

Was die Kupfer betrifft, die alte Krankheit, aber die gehegte und gepflegte Krankheit unſrer Taſchenbücher, ſo weiß man ſchon, 'die beſten in dieſer Art ſind nur Schatten, und die ſchlechteſten ſind nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft ihnen nachhilft'; 'wozu ſie denn hier überflüßige Veranlaßung findet. Die Blätterchen von Penzel ſind höchſt verunglückte Nachahmungen von Chodowieckys Manier, woran die Damen es beſonders übel zu nehmen haben, daß er die weiblichen Figuren mit ſo unförmlichen und dabei oft ſo entblößten Buſen macht; die in punktierter Manier ſind wie von Anfängerhänden, ohne Kraft, Haltung und Sauberkeit.

1) Mein Zimmer eine kleine Welt, nach dem Franz. des Grafen von Ximenez frei bearbeitet. Nebſt einer Vorrede von Hrn. Prof. K. H. Heydenreich. Leipz. 1797.

2) Reiſe meines Vetters auf ſeinem Zimmer. Brem. 1797.

Die Vorrede zu dem erſten Büchlein enthält, wie natürlich, eine Lobrede auf daſſelbe, und auf die Ueberſetzung, der aber ſchwerlich auch ein unparteiiſcheres Urtheil ſtreng widerſprechen wird. Es herrſcht in dieſem Werke eines ehemaligen Grafen alle Anmuth einer feinen geſelligen Bildung neben der, welche milde und menſchliche Geſinnungen verleihen. Er erlaubt ſich Winke, aber keine bittern Ausfälle. Sein Verluſt hat ihn nicht um Alles gebracht, wenn ihm die Gabe übrig geblieben iſt, ſich auf eine ſo heitre gemächliche Weiſe, ſich ſelbſt gegenüber, zu beſchäftigen. Hr. H. bemerkt nämlich, daß die Glücksumſtände des ſiebzigjährigen Greiſes ein Opfer der Revolution geworden, und er durch ſeine Dürftigkeit außer Stand geſetzt iſt, in Paris zu leben, ſo daß er (was ein dort eingewohnter Franzoſe allein ſchon als ein Unglück anſehen muß) zu der Provinz ſeine Zuflucht genommen hat, und ſich in einem öffentlich bekanntgemachten Schreiben beklagt, daß er in einem ſo hohen Alter ſich noch um Arbeiten bemühen müße, und nicht einmal welche bekommen könne. Die Ueberſetzung iſt unſtreitig mit Sorgfalt und Geſchmack ausgeführt, und giebt die leichte Geſchwätzigkeit wieder, worauf das Pikante des Originals beruht, was doch hier immer noch mehr in der Form, als im Gehalt zu ſuchen iſt.

In Nr. 2. reiſet ein deutſcher Vetter, man kann nicht genau ſagen, in wie fern es nach eigner Erfindung geſchieht. Sein Vorbericht iſt von 1794. datiert; das Titelblatt lautet um drei Jahre ſpäter. Genug, wenn er ebenfalls artig in einem kleinen Raume zu reiſen verſteht, und ſeine Ideen die gehörige Beweglichkeit haben, indeß er in ſeinem Großvaterſtuhl ſitzt. Doch muß man geſtehen, er hat weder den Muth gehabt, ſo kurz zu ſein, wie der Franzoſe, noch den Faden ſo geſchickt aus ſich herauszuſpinnen gewußt. Er hilft ſich mit geſchichtlichen Epiſoden, mit Ritterſagen, mit dem Lebenslauf des Barbier Schnipps u. ſ. w., die weder ſehr neu, noch ſehr unterhaltend ſind. Statt des dort anziehenden geiſtreichen Muthwillens und allgemeinen Räſonnements, findet man gefühlvolle Häuslichkeiten und ſatiriſche Anſpielungen. Indeſſen iſt die Schreibart immer angenehm genug, um den Leſer keinen unwilligen Begleiter des Vfs. ſein zu laßen.

Almanach romantiſch-ländlicher Gemälde für 1798. Von F. W. A. Schmidt, Prediger zu Werneuchen. Berl. 1798.

Wer Gefahr von Parodien liefe, dem wäre nicht beßer zu rathen, als daß er zuvorkäme und ſich ſelbſt in einem fort parodierte: ein Mittel, deſſen ſich der Vf. in einem ſolchen Maße bedient hat, daß es ſchwer halten möchte, das, wodurch er ſich mit dem naivſten Ernſte ſelbſt charakteriſiert, im Scherze noch zu überbieten. Die Spötter ('Tückebolde') werden alſo ſchon ihren Unfug müßen ſein laßen, eben ſowohl wie 'die Schlange' von einem Beurtheiler im berliniſchen Archiv, die der Vf. in der Vorrede abfertigt. Er billigt ebendaſelbſt die Auslegung, welche rechtſchaffne Männer 'dem Titel „Kalender der Muſen und Grazien“ gegeben haben'; erſtes beziehe ſich auf die Poeſien ſelbſt, letzteres auf die typographiſche Eleganz. (Wenn Hr. S. die Muſen behält, ſo bleibt ihm allerdings noch genug übrig). Von der Aufſchrift der dießjährigen, auf ziemlich graues Papier gedruckten, Sammlung wird, ſo viel wir einſehen können, den Verleger wohl nichts angehen (wiewohl die Kupfer von Jury ſehr artig gedacht und ſauber ausgeführt ſind — nur der Graf Königsmark verliert allzuſehr die Tramontane), ſondern er hat ſeine Richtigkeit: iſt die Rede von 'Gartenerdbeer'n' oder 'Schafmilchſahne', von 'Bauerbrod und friſcher gelber Butter', von 'Blaſen auf dem Kamm', von 'Knüppeldämmen' und 'trocknen Knitteln', von 'des Pfarrers jungen Gänſen', von 'Mehlquiolen', von einem 'grauen Flederwiſch', von 'Krug und Kuchen', die (ſüßer Troſt!) 'noch voll Koſent' ſind, von 'kurzen Pfeifen, die Naſe dran zu wärmen', oder werden den 'Eichenraupen' ihre Verheerungen vorgerückt, ſo iſt das Gedicht 'ländlich'; dreht ſich aber die

Geſchichte um irgend einen alten vermaledeiten Spuk, um eine 'wilde Jagd' oder ein 'todtiges Fräulein', 'hämmert' einem verſtockten Grafen 'das Herz ſtark an die Rippen', und 'ſtinkt' es nachher 'im Schloße nach dem Drachen', ſo hat man es für 'romantiſch' zu nehmen. Ausgepinſelt werden die 'Gemälde' mit mühſam aus allen Winkeln zuſammengeleſenen Reimen: ein Fach, worauf ſich die Verskunſt des Hrn. S. meiſtens beſchränkt, das er aber auch ſo ziemlich erſchöpft hat. Der etwanige künftige Herausgeber und Ergänzer von Hübners Reimlexikon ſei hiermit erinnert, dieſe reiche Fundgrube ja nicht unbenutzt zu laßen. Welch Entzücken müßte ein philologiſcher Forſcher dieſer Art empfinden, wenn er ſähe, wie Hr. S. 'den faden Witz des ſtädt'ſchen Kläffers' (mit deſſen eingebildeten oder wirklichen Anfechtungen er ſich immer herumſchlägt) mit 'den Blätterſternen des Mauerpfeffers' von ſich abwehrt? Wer, wenn er gelernt hätte, wie ſich die Waldvögel mit 'Wiepen' nähren, und wie die blauen Meiſen 'piepen', würde nicht gern den armen Weibern

Das abgeſtürmte Raffholz in den Kiepen

ſelbſt aufladen helfen? In eben dieſem Gedichte finden wir 'Frevelrächer', 'Moslerbecher' und 'Iltislöcher' in einer Strophe nicht nur zuſammengebracht, ſondern dergeſtalt in einander gewalkt, möchte man ſagen, daß ſelbſt 'Mauerbrecher' ſie nicht würden trennen können.

Wenn man an Hrn. Ss. Poeſie beſonders die Armuth und Gleichgültigkeit der dargeſtellten Natur rügte, ſo könnte dieß nicht ſo viel bedeuten, daß der Landſtrich, wo er lebt, von der Einſeitigkeit ſeiner beſchränkten Phantaſie die Schuld zu tragen habe: ſonſt hätten allerdings einige patriotiſchgeſinnte

Landsleute von ihm Recht gehabt, da ſie glaubten, dieſer märkiſchen Naturſchilderungen als eines Produktes einheimiſcher Induſtrie ſich annehmen zu müßen. Nein! Poeſie und Unpoeſie liegen niemals in den umgebenden Gegenſtänden, ſondern im Gemüth des Menſchen, und keine ſibiriſche Steppe iſt öde genug, um den Schwung des Dichtergeiſtes zu hemmen. Eine bergichte Landſchaft kann als als Reiz für die Einbildungskraft der Poeſie fürwahr recht erſprießlich ſein, die Muſen ſollen ja ſelbſt auf Bergen gewohnt haben; allein, daß es damit nicht gethan iſt, beweiſen die Verſe unwiderſprechlich, womit Hr. S. ſich nicht nur auf einen Berg, ‘der gegen andre in der Mark ſchon ein Rieſe iſt’, ſondern auf die höchſten Alpen, wiewohl mit ‘müden Lenden’, erhebt. Wer die Gegenſtände ſo faßt, den möchte man auf die Spitze des Aetna oder Montblanc, ja weit über den Wolken auf den wundervollen Olymp ſtellen, er würde auch dort auf dem platten Boden des proſaiſchen Lebens ſtehen. Ein andrer Beurtheiler in dieſen Blättern hat ſchon vielen Stücken des Hrn. S. ihren Anſpruch auf den Namen Poeſie ſtreitig gemacht; es ſcheint aber, daß ſich nicht bloß Abweſenheit der Poeſie bemerken läßt, ſondern daß es einen poſitiven Gegenſatz giebt: wahrhaft antipoetiſche Anſichten und Geſinnungen. Daraus iſt es denn auch erklärbar, daß ſo etwas ein Publikum findet: denn das gänzlich Negative iſt gar nicht vorhanden, und kann alſo auch nichts wirken. Dergleichen können nun in ökonomiſcher und moraliſcher Hinſicht ſehr zu billigen ſein, z. B. eine gewiſſe Genügſamkeit mit dem Vorhandnen, die freilich in Einfalt überzugehen ſcheint, wenn ſie Alles durch einander, ‘Schilf, Waßerlilien, ein angepfähltes Floß, einen Waßerſpatz und Gimpel’ für Wunderdinge erklärt; ein Sinn, der ſich im Fall der Noth an Schönheiten weidet, die ausgeklopft und weggefegt werden ſollten:

> Wie ſchön die Fenſterſcheiben rund und düſter!
> Des Altars Decke, wo die Motte kreucht!
> Die ſchwarzen Spinngewebe, die der Küſter
> Selbſt mit dem längſten Kehrwiſch nicht erreicht! u. ſ. w.

Hiebei kann ſich jemand in einer gewiſſen Lage recht wohl befinden, und eben wegen dieſer Verwechſelung der Geſichtspunkte ſtößt ſich die Gutmüthigkeit daran, wenn die Kritik ſo etwas lächerlich macht. Am auffallendſten offenbart ſich das antipoetiſche Princip, wo die Hand an einen ſchon gegebnen poetiſchen Stoff gelegt wird, wie z. B. hier in den Liedern geſchehen iſt, welche Namen alter Minneſänger, Kaiſer Heinrichs (nicht zuverläßig des ſiebenten) und Walters von der Vogelweide, an der Spitze führen. Niemals hat Kaiſer Heinrich gewünſcht 'ein Kauz' zu ſein, ſonſt wäre er ſeines Wunſches ſchon gewährt geweſen.

Was für Gegenſtände alſo auch Hr. Schmidt immerhin beſingen wird, er mag ſein 'romantiſches Gefühl' (von deſſen Exiſtenz er uns hiemit benachrichtigt) oder 'die Spuke' anreden, Verſe wird er zuverläſſig, aber ſchwerlich Gedichte hervorbringen, und in ſeinen Gemälden —

> Laßt mich trocken reden von der Leber! —

werden ſich proſaiſche Seelen wie in einem gemüthlichen Spiegel erkennen.

Elegien von Properz. Lpz. 1798.

Propertius gehört immer noch, nach Verhältniß ſeines Werthes, unter die allzu ſehr vernachläßigten klaſſiſchen Dichter. Seine Sitten konnten ihn, wie der Ueberſetzer, Herr von Knebel, in der Vorrede mit Recht bemerkt, billiger Weiſe nicht von den Kathedern und Schulen ausſchließen: denn von dieſer Seite giebt Horaz und ſelbſt Tibull eigentlich weit mehr Anſtoß. Aber freilich, Properz iſt gelehrter, griechiſcher und kraftvoller, als der letztgenannte: und es war beim Studium des Alterthums nur zu oft der Fall, daß man mit Vorbeigehung der ächteren Quelle aus einer abgeleiteten und verdünnten ſchöpfte. Da dem modernen Geſchmack von jeher alles zuſagte, was in den Alten den Anſtrich einer ihnen ſonſt fremden Empfindſamkeit hat, ſo empfahl den Tibull die zarte Wehmuth ſeiner Liebesklagen, die doch nicht ohne Schwäche iſt, ſeine Sehnſucht nach ländlicher Ruhe, ſeine rührende Vorahndung von Tod und Grab. Niemand wird dem Menſchen ſeine Liebenswürdigkeit ſtreitig machen; ſollte er aber als Dichter zum Wettkampfe auftreten, ſo möchte es ihm ergehen, wie dem Euripides, da ſeine Verſe (in den Fröſchen des Ariſtophanes) gegen die Verſe des Aeſchylus gewogen werden, und ein einziges Diſtichon von Properz möchte durch das Gewicht ſeiner Hoheit, Fülle und Harmonie mitunter ganze tibulliſche Elegien in die Höhe ſchnellen.

Wir haben Ueberſetzungen des Properz in Proſa: aber wozu dergleichen? Man fängt an das einzuſehen, und dieſer poetiſche Todtſchlag wird immer ſeltner. Den Gedanken, ihn in Alexandriner mit alternierenden Reimen zu übertragen, wie weiland Hofmannswaldaus Heroiden abgefaßt waren, könnte man nur dann billigen, wenn es wirklich darum zu thun wäre, Gottſcheds goldne Zeit für unſre Poeſie zurück zu rufen. Es findet alſo keine Wahl ſtatt außer dem elegiſchen Silbenmaß. Bei aller Bearbeitung desſelben in den letzten Zeiten bleibt der Pentameter (aus Urſachen, welche dem praktiſchen Metriker bekannt, dem aber, der es nicht iſt, nicht anders als weitläuftig zu erklären ſind) in unſrer Sprache ein ſehr ſchwieriger Vers. Im Ganzen genommen hat der Vf. das Diſtichon ſehr in ſeiner Gewalt: es würde unbillig ſein, die metriſchen Forderungen hier auf den höchſten Punkt zu treiben, da er ſich längſt nicht aller Freiheiten im Ausdruck und der Wortſtellung bedient, woran uns andre Ueberſetzer der Alten beinahe ſchon gewöhnt haben. Wir ſtimmen ihm gern darin bei, 'daß es widrig iſt, wenn die Sprache durch gezwungne Stellungen gleichſam verzerrt wird, und daß der Dichter durch ſolche fremde Töne das Gefühl ſeiner Zuhörer beleidigt und verwirrt'; aber wir möchten die Sprache nicht mit ihm für 'eine feſte bleibende Sache' erklären. Sie iſt vielmehr die gemeinſchaftliche Handlungsweiſe einer großen Menſchenmaſſe, und nothwendig mit dieſer immerfort wandelbar. Der Dichter hat alſo auch vor Andern das Recht, in die Reihe der Umſtände, welche ihren Wechſel beſtimmen, einzugreifen, und auf ſeine Gefahr zu verſuchen, wie weit er ſie nach ſeinem Sinn bilden und ziehen könne. Indeſſen iſt es ſehr gut, wenn ein poetiſcher Dolmetſcher der Alten auch einmal von dem entgegengeſetzten Grundſatze ausgeht, da man über dem Beſtreben, ſich ihren Formen mit möglichſter Treue anzuſchmiegen, ſo leicht die einheimiſchen Sprachgeſetze aus den Augen verliert, und über das Ziel hinausſchießt. Bei dem ſteigenden Bedürfniß (welches ſich aus dem Einfluße der klaſſiſchen Poeſie auf die unſrige abnehmen läßt), die Kenntniß der alten Dichter durch Ueberſetzungen zu verbreiten, haben wir uns vor nichts ſo ſehr zu hüten, als vor Einſeitigkeit und Manier. Der Strenge nach müßte man es Nachbildungen verſchiedner Dichter nicht anſehen können, daß ſie Einen Urheber haben.

Es ſind hier zuſammen 36 Elegien geliefert, zwölf aus jedem der beiden erſten, ſechs aus dem dritten und eben ſo viel aus dem vierten Buche. Wiewohl noch viel zu wünſchen übrig bleibt (Properz hat überhaupt 92 Elegien hinterlaßen), ſo iſt doch hiemit ein ſchöner Anfang gemacht. Ein Theil davon war ſchon in den Horen (Jahrg. 1796.) erſchienen; aber die damit vorgenommenen Veränderungen ſind ſo beträchtlich, daß man ſie bei manchen Stücken als eine völlige Umſchmelzung anſehen kann. So iſt in der dritten Elegie des erſten Buchs faſt kein Diſtichon unverändert geblieben, und die meiſten haben an Treue, Leichtigkeit und Wohlklang gewonnen. Wir ſetzen den Anfang dieſes reizenden Gedichts mit den neuen Leſearten als Probe her:

So lag Ariadne, da Theſeus Segel entwichen,
  Ganz von Kummer erſchöpft an dem verlaßnen Geſtad:
So lag hingegoßen im Schlaf die Tochter des Cepheus,
  Eben vom rauhen Fels und von den Banden befreit:
Und ſo ſank die Edone, von raſtlos tanzenden Chören,
  An des Apidanus Rand unter die Blumen dahin:
So ſchien Cynthia mir die weiche Ruhe zu athmen,
  Und ihr ſinkendes Haupt ſtützte der wankende Arm,
Als ich trunken von Wein die ſchweren Schritte nach Hauſe
  Schleppte: die Knaben bei Nacht ſchwangen die Fackel um mich.
Gänzlich aber noch nicht von allen Sinnen beraubet
  Wagt' ich den leiſen Tritt näher zu ihr an das Bett:
Und ergriff mich die doppelte Glut, und trieben mich beide,
  Amor und Bacchus zugleich, jeder ein heftiger Gott,
Sanfter zu faßen im Arm die holde Schläferin, nahend
  Mit dem Munde der Hand, Küſſe zu drücken darauf;
Wagt' ich dennoch es nicht der Gebieterin Ruhe zu ſtören,
  Eingedenk nur zu wohl ihres beſtrafenden Zorns.

Das Beiwort languida V. 2. iſt jetzt beßer erreicht, als vorher durch 'Tief in Schlummer verſenkt'. Das zweite Diſtichon hieß:

So lag, eben entfeßelt vom Fels, die Tochter des Cepheus,
  Nun, nach langer Pein, wieder der Ruhe geſchenkt:

und wich in Sinn und Anordnung viel weiter vom Original ab. Ungern vermißen wir noch den eignen Namen Andromeda. In dem

Pentameter V. 6. hatte Hr. v. K. den Namen des Flußes nicht nach der heutigen Ausſprache, ſondern nach der alten Quantität ſkandiert:

Matt, an des Apidanus blumichten Ufer dahin;

eine Vergünſtigung, die der Bequemlichkeit des Ueberſetzens allerdings ſehr zu Statten kommen würde, auch des Wohlklangs wegen wünſchenswerth wäre, aber eines allgemeinern Einverſtändnißes, und anfangs wohl auch einer kleinen metriſchen Bezeichnung bedürfte. Das vierte Diſtichon:

So fand Cynthien ich, in weicher Ruhe geſtreckt,
  Schlummerathmend; ihr Haupt ſtützte der wankende Arm:

hat jetzt mehr Rundung und Grazie; nur machen die beiden Participien als Beiwörter vor dem einſilbigen Schluß beider Hemiſtiche eine unangenehme Symmetrie. Nicht ganz richtig hieß es vorhin:

Und der Knaben Gefolg ſchwungen die Fackeln mir aus;

Sie ſchwingen die Fackeln vielmehr, damit ſie beßer brennen ſollen. Die ‘Knaben’ werden im Deutſchen ſchwerlich für Diener genommen werden, die doch damit gemeint ſind; nicht die geringſte Spur weiſet uns darauf hin, daß der Dichter hier (wie II. El. 29.) von kleinen Götterknaben zu ſeiner Geliebten hingeführt wurde. Warum nicht lieber ‘die taumelnden Schritte’ (ebria vestigia) ſtatt ‘die ſchweren’, da dieſe Beſtimmung ſchon in ‘ſchleppte’ enthalten iſt? Wenn V. 12. nicht mit Fleiß beſcheidner gemacht worden iſt, ſo ſollte es wohl heißen:

Wagt’ ich, nur leiſe das Bett drückend, der Holden zu nahn.

Das folgende Diſtichon, das ſonſt ſo hieß:

Und bedrohten mich ſchon die beiden der heftigſten Götter,
  Amor und Bacchus zugleich, brennend in zwiefacher Glut,

hat ſehr gewonnen; die Beziehung von ‘brennend’ war nicht deutlich, und das ſchöne Gleichgewicht der beiden Hemiſtichien (Hac Amor, hac Liber, durus uterque deus) war verloren gegangen. Jetzt iſt es, und mit ihm die ſteigende Ordnung, glücklich hergeſtellt. Der Sinn des achten Diſtichons war in der frühern Leſeart ſchon näher gegeben, doch das Osculaque admota sumere ad ora manu nicht ganz erreicht. Es iſt nicht von der Hand des Dichters, ſondern ſeiner Geliebten die Rede. Rec. würde vorſchlagen:

Leicht, wie ſie lag, ſie zu drücken, mit untergeſchobenem Arme;
Nahend mit ſchmeichelnder Hand, Küſſe zu rauben dem Mund.

Es ließen ſich viel ſolche Vergleichungen anſtellen, die uns zeigen würden, welche anhaltende Liebe der Ueberſetzer dem Dichter und ſeinem Unternehmen gewidmet hat. Kann das Ziel auch noch weiter hinausgerückt werden (und nach der Natur der Sache darf man faſt nie von einer poetiſchen Nachbildung rühmen: omne tulit punctum), ſo ſind wir doch nicht berechtigt, es zu thun, wenn wir es durch dieſe allmähliche Annäherung erſt deutlicher erkannten. Auch in der Wahl der Stücke iſt Hr. v. K. den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gegangen. Die Geſchichte vom ſchönen Hylas (I. El. 20.) war gewiß keine leichte Aufgabe: der zarte Hauch einer griechiſchen Muse webt über ihr. In der herrlichen Elegie:

Wanderer, was du hier ſiehſt, die weitumfaßende Roma,
War vor Aeneas Zeit Hügel mit Graſe bedeckt,

iſt hingegen das alterthümliche römiſche Kolorit, und in der Antwort des Sterndeuters der myſtiſche Ton gut getroffen.

Ueberhaupt wißen wir es dem Ueberſetzer vorzüglich Dank, daß er uns aus dem weniger zahlreichen vierten Buche verhältnißmäßig ſo viel gegeben. Hier ſieht man, wie hoch den Propertius die Flügel eigner Dichterkraft tragen konnten, und daß er nicht aus Armut des Geiſtes ſich ſo nahe an die Griechen hielt. Die Erſcheinung der geſtorbnen Cynthia hat einen ſchauerlich großen Charakter, und in der Cornelia Briefe aus der Unterwelt an ihren Gatten Paulus offenbart ſich eine zarte und heilige Seele, in römiſche Hoheit gekleidet; durch die Art, wie er ihr Innerſtes ausgeſprochen, hätte ſich der Sänger allein ſchon einen unverwelklichen Kranz verdient. Hievon und von den Klagen der Arethuſa an den Lycotas ſind die ſämmtlichen Heroiden

Ovids doch nur eine ſchwächende und zweideutige Kopie. Selbſt der Lobgeſang auf den Sieg bei Aktium oder vielmehr auf die Einweihung des ihm zum Andenken geſtifteten Apollotempels iſt für ein abgenöthigtes Gedicht ſchön genug, und beſonders der Schluß ſo genialiſch trotzend:

Freue dich, wenn du noch fühlſt, in deinem ſandigen Grabmal,
  Craſſus! zu dir iſt der Weg uns durch den Euphrat gebahnt.
Alſo wechſle die Nacht Geſang und Schale, bis Phöbus
  Früh den Tagesſtral ſelbſt in die Becher uns taucht.

Abgenöthigt darf man es wohl nennen, da in verſchiednen Elegien ſich verräth, daß Propertius häufig ſogar um Heldengedichte auf Auguſts Thaten heimgeſucht ward, womit uns zum Glück der Himmel verſchont hat. Die ſo gerühmte und zum Sprichworte gewordne goldne Protektion des Auguſt und Mäcen hatte bei allem dem große Unbequemlichkeiten: ſie wollten ohne Rückſicht auf die Geſetze der Kunſt und den eigenthümlichen Genius des Dichters ihre Gaben in baarer Poeſie zu ihrem Preiſe bezahlt haben. Der ſanfte Virgil fügte ſich am willigſten; vom Horaz hat Auguſt nie mehr erlangen können, als ein Paar ziemlich kalte Oden, in denen ein übel verhehlter Republikaniſmus ſpricht. Properz lehnt mit unnachahmlicher Feinheit der Wendungen die Forderung von ſich ab, vorzüglich in der erſten Elegie des zweiten Buchs, welche wir ganz gewiß bloß einer unverſchämten Frage Mäcens (ungefähr wie die des Kardinals von Eſte an Meiſter Arioſto) zu danken haben: woher er nur immer den Stoff zu ſo vielen Liebesliedern nehme? — Eben dieſer Geſichtspunkt wird in der reizenden Viſion III. El. 3. Einheit des Ganges entdecken laſſen, die der Ueberſetzer daran vermißt.

Der anziehende Gegenſtand verlockte uns zu allgemeinern Bemerkungen, von denen wir noch zu einigen ins Einzelne gehenden zurückkehren. Der Ueberſetzer hat ſich mit Recht nicht nach den ſcaligerſchen Verſetzungen gerichtet, die an der, auch durch Burmann erneuerten, Mißhelligkeit der Ausgaben, ſogar in der Zahl der Elegien, Schuld ſind. Er giebt daher auch die zweite und dritte Elegie des zweiten Buches nicht zuſammengeſchmolzen, ſondern getrennt; nur die acht Verſe vom Joch der Liebe und vom Melampus ſtellt er nicht wie die göttingiſche und barthiſche Ausgabe ans Ende, ſondern nach Scaligers Anordnung vorn. Sie ſcheinen das Gedicht aber beßer zu beſchließen. Es hebt an mit dem Vorwurfe eines Freundes, daß Properz den Vorſatz, ſeine Freiheit von der Liebe zu behaupten, ſo bald gebrochen. Er rechtfertigt ſich dadurch, daß ſie ihn nicht ſowohl durch ihre körperlichen Reize, als durch ihren bezaubernden Geiſt wieder an ſich gefeßelt, und zwar ſo, daß er nie befreit zu ſein wünſche. Sie mochte ihm Urſachen zur Eiferſucht gegeben haben (die Zeile Hac ego nunc mirer si flagret nostra juventus? ſpielt darauf an); nun betrachtet er dieß als jugendliche Aufwallung, womit ſich bloß der des Joches noch Ungewohnte empört, da doch ſelbſt Melampus für die Liebe Schmach habe erdulden müßen. Indeßen kann, bei Properzens kühnen Uebergängen und unſrer Unbekanntſchaft mit den nähern Beziehungen ſeiner Gedichte, das Gefühl nie ſicher über ſo etwas entſcheiden, und Handſchriften müßen das Beſte thun. — Nur ſelten hätte Rec. einen edlern Ausdruck ſtatt des gewählten gewünſcht. Ein verwünſchter und allerliebſter ‘Pantoffel’ (II. El. 29. V. 39.) wird ſich wohl nicht wegbringen laßen, ungeachtet das Wort durch ſeinen Klang und allerlei ſprichwörtlichen Gebrauch unpoetiſche Vorſtellungen erweckt; ‘Sohle’ würde den Morgenanzug nicht ſo bezeichnen. Aber die ‘Männer im Schafpelzrock’ (IV. El. 1. V. 12: Pellitos habuit, rustica corda, patres) dürften mit ‘Männern, in Felle gehüllt’, vertauſcht werden. — An die Stelle der auserleſenen mythologiſchen Benennungen, welche Properz gebraucht, hat der Ueberſetzer oft bekanntere geſetzt: eine gewiß erlaubte Freiheit, da Mythologie den Leſern, für welche jener arbeitete, überhaupt geläufiger, und alſo auch der gelehrtere Ausdruck weniger fremd war, als uns: freilich iſt dieſer nicht ſelten auch der tönendere, z. B. III. El. 2. V. 1. 2:

Hingeſenkt an die Schatten am Helikon, da wo die Quelle
Unter pegaſiſchem Huf ſtürzet vom Felſen herab,

wo das prachtvolle Bellerophontei qua fluit humor equi, nur durch folgende Wendung beibehalten werden könnte:

Hingelagert zur Ruh in des Helikon liebliche Schatten,
Wo dein Quell ſich ergießt, bellerophontiſches Roß.

die aber der gleich darauf folgenden Anrede an Alba in den Weg kommen würde. — Unter wenigen neugebildeten oder ſonſt gewagten Wörtern und Redensarten bemerkte Rec. das Beiwort ‘ſtimmige’ Vögel, für argutae aves, als ungemein treffend, und der Analogie gemäß, da wir das Wort in Zuſammenſetzungen ſchon haben.

An dem Versbau vermißen wir hauptſächlich noch ſorgfältigere Benutzung der vorhandenen und wirklich vorkommenden Spondeen. Wenn der Spondeenzwang die Ohren beleidigt, thut ihnen das entgegengeſetzte Extrem auch nicht wohl:

Mit des Philetas Epheu wetteifern die Kränze des Römers.

Alſo ſträubet ſich Anfangs der Jünglinge Sinn in der Liebe.

Die Zumuthung, die bezeichneten Silben zu kürzen, wird nur dadurch weniger merklich, daß ſie am Abſchnitte ſtehen; der Vers fällt aber dafür auch gänzlich auseinander. Manchmal iſt dergleichen nicht vermieden auch wo der Ausweg ganz nahe lag. Oder dürfen wir uns nicht auf die Kenner des Wohlklangs berufen, wenn wir ſtatt:

Und wie anfangs das Stier unbändig dem Joche ſich loszieht,

lieber hören:

Und wie der Stier anfangs unbändig dem Joche ſich loszieht.

Der Pentameter kann die Kürzung noch weniger vertragen:

Ruder einladen zur Fahrt auf dem lukriniſchen See.

Wie ſie durch deine Schuld mir, der unglücklichen ſind:

und ein Spondee in der erſten oder zweiten Region deſſelben iſt eben das beſte Mittel, der ihm vorgeworfnen Monotonie (Vorr. S. XI.) abzuhelfen. Nur ein paarmal ſind Hexameter wie folgende durchgeſchlüpft:

Philoktets langwierige Plage heilte Machaon.
Dreimal ja viermal glücklicher Poſtumus, wareſt du würdig.

Bei weitem die meiſten Diſtichen ſind auch von Seiten des leichten gerundeten Wohlklangs untadelig.

Für das Bedürfniß der nicht mit dem Alterthum vertrauten Leſer oder Leſerinnen (denn dieſe wünſchte ſich Properz ja vorzüglich:

Daß das einſame Mädchen, den theuern Geliebten erwartend,
Oefter auf Schemel und Bank werfe dein Büchlein umher:

und wird ſie gewiß in dieſer geſchmackvollen Erſcheinung auch unter uns finden) iſt durch jeder Elegie angehängte Erklärungen, die ſich durch Kürze und Zweckmäßigkeit empfehlen, geſorgt worden. Ein Amor, mit Herkules Keule und Löwenhaupt beladen, nach einem antiken geſchnittnen Steine von Hrn. Prof. Meyer vergrößert gezeichnet, ziert als bedeutendes Sinnbild das Titelblatt.

---

1) Väterliches Vermächtniß an gute Töchter. Nach dem Engl. Lpz. 1798.
2) Der Freund des weiblichen Geſchlechtes. Nach dem Franz. von J. G. Grohmann. Lpz. 1797.
3) Grundſätze zur Bildung für Geiſt und Herz. Nach dem Franz. der Marquiſe v. Lambert bearb. v. Heydenreich. Lpz. 1798.

Die Leſerinnen haben zwiſchen Nr. 1. und 2. die Wahl, ob ſie ſich nach engliſchen oder franzöſiſchen Vorſchriften richten wollen: ſie werden ungefähr gleich gut dabei fahren. Die erſten ſind in einem herzlicheren Tone und nach beſchränkteren Begriffen abgefaßt, als die letzten; dieſe geiſtreicher, umfaßender, und für die jetzige Stufe der Bildung treffender, als jene. Man kennt übrigens ſchon die Gattung; ſie dreht ſich meiſtens um die ſo leichte Empfehlung des Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig, und aller mäßigen Tugenden und negativen Vorzüge. Man geſteht alle mögliche Achtung für das Geſchlecht ein; man ſagt ihm recht ſehr viel Heilſames und Erſprießliches, hält es aber doch mit einem kleinen Büchlein für abgefertigt. — 'Die Verhältniſſe des Weibes in der Welt', ſagt der Engländer im erſten Kapitel, 'bringen euch in mancherlei Lagen, wo ihr der Religion vorzüglich bedürft, um mit Geiſt und Charakter zu handeln.' Im zweiten: 'Unter allen euren Talenten iſt Witz das gefährlichſte.' Im dritten von Zeitvertreib und Vergnügungen: 'die Beſorgung des Hausweſens gehört eigentlich zum Beruf eines Weibes', und 'beim Tanze habt ihr vorzüglich auf Leichtigkeit und Grazie zu ſehen'. Das vierte handelt von Freundſchaft, Liebe und Ehe, und iſt das beſte. Der Vater räth ſeinen Töchtern allenfalls auch einen männlichen Freund zu wählen; er empfiehlt ihnen Selbſtändigkeit, und erlaubt ihnen zu lieben.

Der Franzoſe, der zu Anfang der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts geſchrieben haben ſoll, greift die Sache ſchon mehr ins Große an: er miſcht die Geſchichte darein und ſtellt den Einfluß des weiblichen Geſchlechtes ins Licht; er redet von allen berühmten Franzöſinnen, und behauptet, daß ſich eine Frau aus den Schriften ſeiner Landsmänninnen ſchon eine hinreichende Bibliothek bilden könne. Uebrigens finden ſich in der ſeinigen viele gute Bemerkungen: er ſcheint die Frauen auch wirklich zu ehren, und will, daß etwas Rechtliches aus ihnen werde. Es kommt artig heraus, wenn er ſie in 'Träge und Wilde, wie in Blondinen und Brunetten' eintheilt, aber von der Wilden doch mehr Hoffnung hegt, als von der Trägen. 'Sie kann wieder zu ſich ſelbſt kommen', meint er, 'und ihre loſe Thätigkeit mäßigen; aber ſelten gewinnt eine weichliche Trägheit ſo viel über ſich, daß ſie ſich ermanne und das Joch der Indolenz abwerfe'. Sehr richtig ſagt er an einer andern Stelle: 'Es iſt nicht der Umgang der Welt, was ein junges Mädchen verderben kann: alle Thorheiten, die darin herrſchen, werden nur in ſo fern Wirkung auf daſſelbe (ſie) machen, als eine frivole Mutter ſie in deſſen (ihrer) Gegenwart annehmen wird'. Von der Ehe bemerkt er, 'daß Stärke des Geiſtes zur Erhaltung des ehelichen Friedens nöthiger iſt, als man glaubt'. Im Ganzen iſt alſo dieſer Freund des weiblichen Geſchlechts immer eine Lektüre, welche daſſelbe zum Nachdenken wecken kann. Als Ueberſetzungen zeichnen ſich beide Bücher nicht beſonders aus, werden aber auch keinen Anſtoß geben.

Hrn. Heydenreichs Bearbeitung einer bekannten Schrift der Marquiſe von Lambert: Avis d'une mère à son fils, gehört in die

Klaſſe der vorhergehenden. Die Marquiſe war eine ſehr achtungswürdige Frau: ſie hat ihrem Sohne vortreffliche Sachen geſagt; und glücklich alle Zöglinge der Kriegswiſſenſchaft, die nur Geiſt genug haben, ſie fühlen und verſtehen zu können! Ihre Lehren gehen nicht bloß darauf, dem Zöglinge das Gute anzubilden, ihn geſittet, tapfer und großmüthig erſcheinen zu laſſen: ſie ſollen es aus ihm heraus bewirken, und manche ihrer Aeußerungen erheben ſich über die Begriffe ihrer Zeit, wie manche auch wieder mit dem Decorum derſelben zuſammenhängen. Hr. H. hat eine Rede hinzugefügt, in welcher das Redneriſche ſtark vorwaltet, und die durch den mündlichen Vortrag natürlich ſehr gewinnen muß, ob wir gleich weit entfernt ſind, ſie für eine bloße Deklamation zu halten.

Die Geſpenſter. Kurze Erzählungen, v. S. Chr. Wagener.
2. Theil. Berl. 1798.

Wir zeigen hier den zweiten Theil eines Werks an, dem wir die möglichſte Verbreitung wünſchen, da es auf alle Weiſe zu einem nützlichen Volksbuche geeignet iſt. Auch ſcheint der ſo unverkennbar redliche Eifer des Vfs ſchon durch den Erfolg ſeiner Unternehmung belohnt zu werden, da von dem erſten Theile ſchon eine zweite Auflage erſcheint. Die Schreibart iſt lebendig und faßlich, ohne jemals in das Gemeine zu verfallen. Eine geſundere Anſicht der Dinge kann um ſo eher durch dieſe Erzählungen verbreitet werden, da ſie ſonſt alle Reize, welche der Einbildungskraft ſchmeicheln, mit ſich führen: Verwickelung, Auflöſung, Ueberraſchungen; ſo daß ſich jene angezogen fühlt, während ſie von ihren Verirrungen geheilt werden ſoll. Ein andrer Vortheil dieſer Sammlung wird vielleicht der ſein, die muthwilligen Geſpenſter zu bannen, und die Zahl der abſichtlich geſpielten Spukereien zu vermindern, da ſie einen ſolchen Aufſeher zu fürchten haben. Wie um Wahrheit überhaupt, ſo iſt es dem Vf. auch nach ſeinen vielfältigen Aeußerungen um die Wahrheit der Kritik zu thun; und ſo möchten wir ihn zuletzt noch erinnern, ſelbſt niemals die ſtrengere Kritik bei der Aufnahme der ihm eingeſandten Beiträge zu verabſäumen, wie es leicht der Fall werden könnte, wenn er dem Werke kein gehöriges Ziel ſetzte, und es ganz als fortgehend betrachtete. Er hat ſchon viel bekannte Ereigniſſe, auch aus ältern Zeiten aufgenommen, wie es allerdings zweckmäßig war. Unverſiegbar möchten die Quellen nicht ſein: der Glaube iſt weit allgemeiner, als die Begebenheiten, auf welche er ſich gründet: er iſt ein wucherndes Kraut. Nach und nach möchten die Thatſachen daher zu nüchtern oder zu abenteuerlich werden.

1) Kleine Erzählungen und Geſchichten, von Chr. H. Spieß.
   1. Bdchn. Prag 1797.

2) Riebenzahl im Rieſengebirge, aus dem Böhm. frei überſ.
   Prag 1796.

Die in Nr. 1 enthaltenen Geſchichten ſind nach und nach im Apollo des Hrn. Meißner erſchienen, und haben eben nicht dazu beigetragen, dieß Journal außer ſeiner Provinz in größeres Anſehen zu ſetzen. In Menge nimmt ſich dergleichen immer noch beſſer aus, als vereinzelt. Man bewundert dann wenigſtens auf eine materiellere Weiſe die Fruchtbarkeit des Vfs, und bekommt auf einmal ſein voll gerüttelt Maß geſchmackloſer Abenteuerlichkeit. Dann was die Rittergeſchichten, wie der 'Marienthurm' u. ſ. w. betrifft, ſo gehen ſie ſo weit über allen Geſchmack weg, daß die Mode ſie nicht einmal mehr in Schutz nimmt. Unter den verſchiednen Erzählungen, worunter ſich auch eine allegoriſche und eine pſychologiſche befindet, ſind wir ſehr geneigt, der von 'der ſieben Huren Vater' den Vorzug beizumeſſen.

An innerm Werth kommt Nr. 2, ein noch ächtes böhmiſches Produkt, indem es ſogar aus dem Böhmiſchen frei überſetzt ſein ſoll, dem vorhergehenden vollkommen bei, wenn gleich Stil und Orthographie etwas fehlerhaft ſind. An Naivetät aber übertrifft es die erſte Sammlung.

Blüthen und Früchte. Herausgegeben von Joſ. Wismayr.
   Salzb. 1797.

Wenn man die größtentheils poetiſchen Verſuche dieſer Sammlung nicht wohl für etwas mehr als Uebungen in der Sprache anſehen kann, ſo verdient ſie doch Achtung, theils in Betracht des Bodens, wo dergleichen eben nicht häufig gepflegt werden, theils um des freiern Geiſtes willen, der ſich darin zeigt, und wovon z. B. 'der Bach' als Beweis angeführt werden kann. Sie enthält auch einige nicht üble Epigramme. Die nicht unterzeichneten Stücke, welche vom Herausgeber und einem ſeiner Freunde herrühren, ſind im Ganzen die vorzüglichſten. 'Die Nachfrage' iſt eine recht artige Tändelei. Andre Gedichte ſind freilich ſehr ſchlecht, wie z. B. 'das ſchöne Nönnchen', oder ganz unbedeutend, wie 'das Glück der Ehe'. Härten finden ſich allenthalben, ſowohl der Verſifikation als des Ausdrucks. Von den proſaiſchen Aufſätzen ſind 'die Fragen mit Gründen und Gegengründen' das Bedeutendſte, und eben wie ſie der Herausgeber vorlegt, als Mittel, den Scharfſinn junger Leute zu üben, allerdings zur Nachahmung zu empfehlen. Einige Kompoſitionen, worunter eine von Haydn, werden für eine angenehme Zugabe gehalten werden, und ſind auch beſonders zu haben.

---

1) Launige Skizzen. Von W. H. Heydenreich. Lpz. 1798.
2) Hauspoſtille für Verliebte. 1. Bdchn. 1798.

Ein Paar Gegenſtücke, die einander werth ſind. In beiden giebt es theils fade, theils grobe, und mehrentheils überſetzte Geſchichtchen, mit ſchlechten Verſen untermiſcht, manche auch ganz (wie die Ueberſchriften lauten) 'poetiſch' abgefaßt. Ein Pröbchen Poeſie aus Nr. 1. wäre etwa folgendes:

> Aus Ungeduld ward endlich ernſter Zorn:
> Geh, rief ſie, werd' ein Eremit, und ſei ein Thor!
> Iſt ſchon der Trieb, den Gott dir weislich gab, verloren,
> So bringt Natur für dich nun keine Luſt hervor.

Von Nr. 2. wollen wir den erſten den beſten, nicht den ſchlimmſten, witzig ſein ſollenden Einfall aus einem Wörterbuche für Verliebte anführen: 'Adam war der erſte und einzige Ehemann, der mit Gewißheit wußte, daß er Evchen als Jungfer in ſeine Arme bekam'. Ein auffallender Beweis der Sympathie dieſer Bücher iſt auch der, daß die nämliche Anekdote in beiden, in Nr. 1. unter dem Titel 'die Strafe der Habſucht', und in Nr. 2. als 'der ſchnelle Entſchluß' behandelt worden iſt. Der letzte verwahrt ſich noch beſonders gegen den Verdacht, ſie ausgeſchrieben zu haben. Wir glauben dem Hrn. Prof. Heydenreich einen Gefallen zu thun, wenn wir ausdrücklich anmerken, daß die Anfangsbuchſtaben der Vornamen des Vfs von Nr. 1. nicht mit den ſeinigen übereintreffen. Auch hat er bereits ſelbſt in einem öffentlichen Blatte dagegen proteſtiert, daß ihm dieſes Produkt nicht zugeſchrieben werde.

Kapua's Abfall und Strafe. Von A. G. Meißner. Leipzig 1798.*)

Dieß kleine Werk enthält ein Stück aus der römiſchen Geſchichte, das aber von einer andern Seite als ein für ſich beſtehendes Ganzes angeſehen werden kann, und anziehend genug iſt, um den Unterricht mit Unterhaltung zu begleiten, wenn es hier nur nicht ſo entſtellt durch den unleidlichen Vortrag erſchiene. Es iſt ſonderbar, daß eben dasjenige, wodurch ſich allen Anzeichen nach Hr. M. zum Erzähler wahrer Begebenheiten berufen fühlt, ihn ganz untauglich dazu macht. Sein Stil iſt für die romantiſche und bürgerliche Novelle ſchon viel zu geziert, mit ſteifen Wendungen, die überraſchen ſollen, überladen; er bewegt oder zwängt ſich vielmehr in einer ängſtlichen Art von Symmetrie. Dieſen Ton trägt er auch in die Geſchichte über, und er darf es daher ſelbſt dem Forſcher nicht verargen, wenn dieſer, von einer zweideutigen, unruhigen Darſtellung abgeſchreckt, ſeine Arbeiten in dieſem Fach unter die 'zum Theil romantiſchen' (S. die Vorr. IX, wo Hr. M. hierüber klagt), das heißt hier ſo viel als unter die unbrauchbaren verweiſet. Stünde auch nicht eine erdichtete Zeile darin, ſo wird doch die Natur der Sache oft durch eine ſolche Oberfläche mehr entſtellt, und der Eindruck verfälſchter ſein, als wo Parteilichkeit und Willkür der Einbildungskraft die Feder geführt haben. Dem Kenner der Thatſachen wird ſie widerwärtig erſcheinen, und den Geſchmack des Lehrlings kann ſie verderben. Livius war die einzige Quelle des Vfs; er hat, wie

---

[*) Für die A. L. Z. beſtimmt geweſene noch ungedruckte Recenſion.]

er ſelbſt geſteht, ihn ſtellenweiſe überſetzt, und wo er dieß nicht gethan, kann er in hiſtoriſcher Hinſicht auf kein andres Verdienſt Anſpruch machen, als auf das, ſeine Erzählung weiter ausgeſponnen zu haben. Denn das Urtheil des römiſchen Geſchichtſchreibers wird der prüfende Leſer ſchon ohne Zurechtweiſung von den Thatſachen zu unterſcheiden wißen. Wie wenig der Vf. in den Geiſt der klaſſiſchen Hiſtoriker eingedrungen, zeigt ſich auch darin, daß er räth, ſie, und zwar namentlich den Herodot und Thucydides, nicht vollſtändig, ſondern in Bruchſtücken zu überſetzen, da dieſe doch eben in der Zuſammenſetzung des Ganzen ihrer Werke als Künſtler erſcheinen. Es bleibt hier alſo nichts als die Schreibart zu beurtheilen übrig, aus welcher ſich eine hübſche Blumenleſe von Ausdrücken und Phraſen, wobei beſonders die Gedankenſtriche eine große Rolle ſpielen, zuſammentragen ließe. Wir heben nur einige zur Probe aus.*) Wer, der ſo ſchreibt und keinen Augenblick ſein eignes Selbſt vergißt, würde auch wohl im Stande ſein, entweder eine ‘kräftige Ueberſetzung’ des Livius (S. die Vorr. S. VI.) zu liefern, oder ‘die Scilla und Charibdis ganz auf der Mittellinie zu durchſchneiden, d. h. ſich nie weder durch Kapuas Leiden, noch Roms Größe, ja ſelbſt nicht durch Hannibals Heldenſeele hinreißen zu laßen’. Der Vf. rechnet uns in dem Werke ſelbſt ſeine Unparteilichkeit vor. Wer ſich gern der Begebenheit erinnern würde, muß ſich doch noch ſtärker an Hrn. M. erinnern laßen.

(*) Das nun folgende beträchtliche Sündenverzeichniß laßen wir als jetzt ohne allen Nutzen hinweg.]

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1799.

Ich und meines Ichs körperliches Leben, Thorheiten und dumme Streiche, dargeſtellt von meinem Ich, dem Erfähndrich Ferdinand Theriack, dermalen Proviſor bei der neuen Kantiſch-Fichteſchen Seelenapotheke. Lpz. 1798.

Außer dem Titelblatt und dem Titelkupfer, welches gar erbärmlich 'die Seelenapotheke zum Vogel Phönix' vorſtellt, oder einer ganz beiläufigen Erwähnung kantiſcher Terminologie, findet ſich hier nichts, was den geringſten Bezug auf die Hrn. Kant und Fichte haben könnte oder haben ſoll. Jene ſind ein bloßes Aushängeſchild für den Lebenslauf eines ſehr gemeinen Ichs, das die gewöhnliche Taugenichts-Carriere vom verdorbenen Studenten zum Soldaten, Komödianten, Räuber, Schriftſteller u. ſ. w. gemacht hat, und zuletzt ſo glücklich iſt, einem reichen Fräulein zu gefallen, auf deren Gütern dieſes Subjekt als ihr Ehemann nun die Oekonomie verwaltet, alſo mit der dermaligen Proviſorwürde wiederum nichts zu ſchaffen hat. Dieſe Art von Selbſtbiographen überhäuft ſich gern mit aller möglichen Schmach, um dem Witz und der Satire deſto mehr Raum zu geben; und doch können ſie es nicht laßen, Alles zu einem leidlich honetten Ende zu bringen, welches mit den erhaltenen Prügeln oder dergleichen zu Anfange einen höchſt unſittlichen Abſtich macht. Das Produkt iſt dem abgeſchiedenen Geiſte des Freiherrn von Knigge gewidmet: dem lebendigen hätte es der Vf. ſchwerlich unter die Augen bringen dürfen. Ein Pröbchen von ſeinen Neigungen und ſeiner Beobachtungsgabe wie folgendes wäre ihm genug geweſen: 'Einen Tag blieb ich noch bei ihm, und labte mich in Königslutteriſchem Breihahn, der aber, ich muß geſtehen, an Ort und Stelle keinen ſo guten Geſchmack hat, als wenn er einige Meilen iſt verführt worden'.

Discours sur la littérature prononcé à l'Académie des sciences et belles-lettres de Berlin le 9. d'Août 1798, par M. le Marquis ci-devant Chevalier de Boufflers. Berlin 1798.

Die Aufnahme in eine Akademie, eine Ceremonie, der die franzöſiſche Litteratur ſo viele Eloges auf abgegangene Mitglieder der Akademien verdankt, in welchen oft die aufgewandte Kunſt des Vortrages in umgekehrtem Verhältniſſe mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſteht, hat hier einmal auf deutſchem Boden einen franzöſiſchen Aufſatz von allgemeinerem Intereſſe veranlaßt, worin man die Feder des geiſtvollen Boufflers nicht verkennen wird. Dem Günſtlinge jener unvergleichlichen Königin von Golconde würde man zwar am liebſten zu allen den poetiſchen Thorheiten folgen, worein es ſeiner leichten und witzigen Phantaſie gefallen ſollte, uns zu verſtricken: allein man freuet ſich doch, bei einem ernſteren Geſchäfte, in einem andern Alter und auf ganz verändertem Schauplatze eben die Heiterkeit des Geiſtes erſcheinen zu ſehen, welche eine zufällige Umwölkung des Horizonts nicht hat trüben können. Die litterariſchen und politiſchen Verhältniſſe berühren ſich in ſo vielen Punkten, daß die meiſten von den heutigen franzöſiſchen Schriftſtellern im Auslande den Einfluß der Zeitumſtände bei jeder Gelegenheit durch eine Bitterkeit verrathen, wovon in der vorliegenden Schrift nicht eine Spur zu finden iſt. Nur allzu haufig ſollen die unſchuldigen Wißenſchaften die Schuld von dem tragen, was die Politik verwirkt hat. Der Vf. hingegen preiſt ihren wohlthätigen Einfluß auf das Menſchengeſchlecht überhaupt, und in der zweiten Abtheilung ſeines Discours ihre Rückwirkung auf den Stand der Gelehrten, Denker und Künſtler ſelbſt, mit wahrhaft gefühlter Wärme. La vraie philosophie, ſagt er, est la cause commune; le vrai philosophe plaide devant tous les hommes, pour tous les hommes, contre leurs éternels ennemis, les vices et les erreurs. Eine vortrefflich ausgedrückte Wahrheit, auf deren allgemeiner Beherzigung das Heil des Zeitalters beruht, und die, an dieſer Stelle geſagt, dem Vf. das Zeugniß giebt, ſich in ſeinen Geſinnungen über die großen Angelegenheiten des Lebens gleich geblieben zu ſein.

Der Umfang des Gegenſtandes und die nähere Beſtimmung der Schrift bringt es ſchon mit ſich, daß man hier mehr allgemeine Blicke, als erſchöpfende und neue Reſultate der Forſchung zu erwarten hat. Um viele Stellen aus dem richtigen Geſichtspunkte zu faßen, muß man zu dem Titel ſtillſchweigend hinzudenken sur la littérature Française. Wenn es heißt: la poésie dans le fond n'est qu'un pénible jeu de l'esprit, ſo haben wir nichts dagegen einzuwenden, ſobald es nur von der franzöſiſchen gelten ſoll. Bei der Laufbahn, welche der Vf. dem künftigen Dichter vorzeichnet, finden wir theils noch die alten Vorſtellungsarten von den Gattungen, die auf konventionellen Theorien und einſeitigen Anſichten des klaſſiſchen Alterthums beruhen; theils blickt überall ein gewiſſes Gefühl von Unerreichbarkeit der vorhandenen Muſter, von immer zunehmender Schwierigkeit der poetiſchen Bearbeitung, vom unaufhaltſamen Veralten der Litteratur durch, welches jedem, der um ſich her jugendlichen Genius mit friſcher Kraft ſich regen ſieht, und an die unendliche Perfektibilität des menſchlichen Geiſtes glaubt, völlig fremd ſein muß. Allein dem Vf. war es nicht zuzumuthen, jetzt noch mit der deutſchen Litteratur Bekanntſchaft zu machen (wenn einmal der gute Gellert zwiſchen Rochefoucault und Kant zu ſtehen kommt, ſo hat man es mit einer Aeußerung des guten Willens gegen unſre Philoſophen nicht ſo genau zu nehmen); und man darf wohl ohne Nationalſtolz behaupten, daß ſich nur in ihren Tiefen die Zukunft der europäiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft ahnden läßt. Ohne Zweifel kann eine Sprache und Litteratur eine Wendung genommen haben und in ihr auf einen Punkt gelangt ſein, wo ohne gänzliche Wiedergeburt an keinen Fortſchritt mehr zu denken iſt, und dieß mag der Fall der franzöſiſchen ſein. Da aber ein ſolches neues Werden ſich zuerſt immer als Zerſtörung ankündigt; ſo ſchließen wir mit dem Wunſche, daß der Marquis de Bouſflers die bisherige Periode der franzöſiſchen Poeſie in der leichteren Gattung, deren beſiegte Schwierigkeiten er ſo ſchön entwickelt, noch bereichern möge.

Ein Gaſtmahl von mehr als ſechs Schüſſeln. Mit traulicher Einladung an alle Freunde des höhern Genuſſes. Berl. 1797.

Die Allegorie vom Gaſtmahl hat der Vf. im Vorbericht zur Genüge ausgeführt; wir wollen ſie hier nicht noch weiter treiben, etwa über Unverdaulichkeit klagen und dergl., ſondern unverblümt ſagen, daß die drei erſten Aufſätze dieſer Sammlung, ‘Beſchreibung eines merkwürdigen Berges in der Grafſchaft Glatz’, ‘das neue Jeruſalem’ ebendaſelbſt, und ‘der Doktor Bahrdt auf ſeinem Weinberge’, uns die genießbarſten ſcheinen. Sie enthalten Thatſachen, man erfährt etwas dadurch. Wer die Grafſchaft Glatz bereiſet, kann die Wege zu jenem Berge jetzt ſelbſt ausfindig machen, und ſich dem

Eindrucke überlaßen, ‘den er auf jeden machen muß, der Gefühl für Erhabenheit und Ueberraſchung hat’, welches letzte wohl wenigen abgehen wird. Das neue Jeruſalem iſt etwas weitläuftig behandelt, indeſſen man kann es ſich nun auch deſto beßer vorſtellen. Die Nachrichten von Doktor Bahrdt haben ganz das Anſehen des Unverfälſchten, und können allerdings dazu beitragen, die Art und Weiſe des Mannes kennen zu lernen. Obige Artikel ſind nach der eignen Bemerkung des Vf. nicht neu; ſie erſchienen, ſo wie einige folgende, bereits in verſchiedenen Zeitſchriften. An den Doktor Bahrdt ſchließt ſich eine andere bekannte Perſon, Judas Iſcharioth, nämlich eine Beurtheilung ſeines Charakters in Klopſtocks Meſſias. Das Reſultat iſt: ‘wenn auch alle Charaktere in der Meſſiade befriedigend ſind, ſo kränkt der des Iſcharioth doch unſer Herz und unſern Verſtand’. Die Verſuchung zum Verrath durch den Traum, worin ihn ſein Vater dazu auffordert, dünkt dem Vf. zu unwiderſtehlich und in dieſer Beziehung die Strafe zu hart. Alles dahin Gehörige hat er aus dem Meſſias abdrucken laßen. Eine opponierende Unterſuchung dieſes Gedichtes, im Geſchmack der vorliegenden ausgeführt, würde ein vollkommenes Gegenſtück zu einigen bekannten panegyriſtiſchen Beurtheilungen desſelben abgeben. Lob und Tadel will beides eine kräftige Hand. Grauſamkeiten wie die, über welche der Vf. matte Klagen ergießt, laßen ſich nicht mit ‘dem überſchwenglichen Genie des Dichters’ entſchuldigen, ‘dem immer nur das Höchſte genug iſt’, man hätte ja alsdann in dieſer Verbindung eher ‘das Aergſte’ zu ſetzen. Solche Widerſprüche müßen aus der Exiſtenz des Gedichts überhaupt erklärt werden In dem nächſten Aufſatze über ein Gedicht von Schiller aus ſeiner früheren Zeit, ‘die Reſignation’, äußert der Vf. eine andere Art von Betrübniß. Er hält die Würde des Schriftſtellers, wovon er zugleich handelt, für verletzt, wenn jemand ein ſo vortreffliches Gedicht mit einer ſo verzweiflungsvollen Pointe macht. Es zergliedert ihre ganze Schrecklichkeit in Ausdrücken, welche verrathen, wie lebhaft ſie ihn getroffen, in welchem unbewaffneten Moment ſie ihn gefunden haben muß. Er meint, es wäre ſo leicht geweſen, ‘wenn Hr. Schiller uns in einem ſo ſchönen Gedicht eine gleich ſchöne Moral gegeben hätte’. — ‘Nur eine andere Wendung in den letzten drei Verſen, nur gerade das Gegentheil von den Worten des Genius’. ‘Der anſtößige

Punkt’ komme ja erſt ganz zuletzt. Der Vf. ſcheint gar keine Ahnung davon zu haben, daß alsdann auch der erſte Theil ſeine Natur gleichſam verwandeln würde, und daß ihm das Gedicht bei weitem nicht ſo hätte auffallen, nicht ſo vortrefflich dünken können. Wie konnte aber gerade er ſich ſo außer Faßung durch dasſelbe ſetzen laßen, da er es in ſeiner Gewalt hatte, den Geiſt des Sokrates zu ſeiner Beruhigung zu beſchwören, wie in der folgenden Erzählung, ‘Euphroſin und der Greis mit der ſilbernen Wage’ geſchehen iſt. Erdichtung gegen Erdichtung. Wem jene die klare Anſicht des Lebens getrübt hat, der findet hier Auskunft für Diesſeits und Jenſeits. Der Vf. legt auch ſelbſt einen beſondern Nachdruck auf dieſe Erzählung; er kündigt ſie als eine ‘von ſeltner Art’ an, und nennt ſie ſeine pièce forte, wovon er ſelber oft wieder koſtet, und ſie ſeinen Gäſten vorzüglich empfiehlt. Hier tröſtet er ſich auch mit ſeinem Sokrates über die Fortſchritte einer Weisheit, ‘die uns von der ſchönen ſinnlichen Natur immer weiter entfernt, die Wißenſchaften erſchwert, auf die ſie ihren Einfluß äußert, manche Hoffnung, die uns theuer war, wankender gemacht, und unſern Geiſt auf unfruchtbares Grübeln hingelenkt hat, das in keiner Verbindung mit unſerem Glück iſt’ u. ſ. w. Man ſieht, der Vf. nimmt mannichfaltigen Anſtoß, und es möchte kaum möglich für ihn ſein, ſich ohne Schaden mit der Philoſophie und Poeſie abzugeben. Die bildenden Künſte hätten ſich dagegen vielleicht über ihn zu beſchweren, da er in den ‘Scenen aus einem ungedruckten Schauſpiele: die Bildſäulen’, einen ‘Engliſchen Mylord’ dazu erwählt, in ihr Heiligthum zu dringen. — Wir dürfen nicht übergehen, daß er hierauf das Lied ‘Nun ruhen alle Wälder’ u. ſ. w. in einer eignen Abhandlung gegen Friedrich II. in Schutz nimmt, der einmal ſehr verächtlich davon geſprochen. In der That hätte es weder der Anführung des Virgil, Homer, Milton u. a. bedurft, noch der Auflöſung in Proſa, um darzuthun, daß es gar kein verächtliches Volkslied iſt, von dem bloß die erſten Zeilen, weil die Menſchen ſo ohne alle Rangordnung zwiſchen Vieh und Feldern zu ſtehen kommen, ein wenig luſtig klingen. Außerdem enthält das Buch noch einen Aufſatz ‘über die Beſtimmung des Menſchen’, ‘die Trennung’, ein Gedicht, Fabeln, Anagramme, Räthſel und Charaden.

Alexander, der Held Griechenlands, vom Verfaßer der Lauretta Piſana. 1. Thl. Lpz. 1797.

Der Name des Vfs., Hrn. Albrechts, reicht allenfalls ſchon zur Würdigung dieſes hiſtoriſch-dramatiſchen Werks hin. Vor dem Leſer hofft er ſeine Behandlung Alexanders rechtfertigen zu können: von dem Kritiker, der ſeinen Zweck nicht verkennt, erwartet er keinen Vorwurf. Der Vf. hat Recht: die Kritiker ſind, eben weil ſein Zweck nicht zu verkennen iſt, längſt an ihm ermüdet. Damen findet er ja vielleicht auch, die den Wunſch, 'daß ſie den großen Alexander wohl näher kennen möchten, hier befriedigt ſehen'. Selbſt die Zuverſicht wollen wir ihm nicht verkümmern: 'und ſein Schatten wird mir nicht zurufen können: du maleſt mich nicht, wie ich war!' Vermuthlich nimmt er ſie doch nur vor dem Publikum an. Sein Held iſt ungefähr ſo ein Held, wie das Pferd auf dem Titelkupfer ein Pferd iſt. Olympias iſt eine königliche Frau Mutter; ſie ſagt zu ihrer Nebenbuhlerin Kleopatra: 'Ich möchte dich auch gern braten ſehn, aber dein Geſchrei möchte zu viel Menſchen herbeilocken, und ich fürchte, daß ich nicht allen meine Wuth einflößen kann'. Ein andermal fragt ſie ihren Sohn: 'denkſt du denn gar nicht an meine weibliche Eitelkeit?' Pauſanias, der Mörder Philipps, fängt die Erzählung einer ihm widerfahrnen Beleidigung, die ſeinen Unwillen aufs Aeußerſte reizt, mit den Worten an: 'Ich bin denn ſo ein ganz leidlicher Jüngling' u. ſ. w. In dem ganzen Buche aber iſt in der That nichts leidlich.

---

1) Almanach zur Beförderung des allgemeinen und häuslichen Glücks, für das Jahr 1798. Ff. a. M.
2) Bergiſches Taſchenbuch für 1798. Herausg. von W. Aſchenburg. Düſſeldorf 1798.
3) Berliniſcher Almanach für 1798, von Adolphi. Berl. 1798.

Nr. 1. enthält gröſtentheils proſaiſche Aufſätze, unter andern ein Bruchſtück aus einem Roman in Briefen, 'die Familie Bergfeld', und eine andere abgebrochene Erzählung; auch Nachrichten aus der

Naturgeſchichte, moraliſche Betrachtungen und Räthſel. Man findet von Allem Etwas, nur nichts Eigenthümliches und Ausgezeichnetes. Am intereſſanteſten iſt ‘das Mädchen aus der Vendée’. Wenn dieſer Almanach die allgemeine Glückſeligkeit nicht mehr wie andere befördert, ſo kann er doch eben ſo gut zur allgemeinen Unterhaltung beitragen. Einige wenige ſogenannte Gedichte krönen das Ende. Als ‘letzter’ Anhang iſt ein franzöſiſcher Kalender und die Déclaration des droits de l'homme, vermuthlich um der nahen Nachbarſchaft willen, angebunden. Die Kupfer in punktierter Manier ſind merkwürdig falſch gezeichnet, und gleichen ſowohl in der Erfindung, als dem Mechaniſchen der Ausführung den erſten Uebungen eines Anfängers.

Nr. 2. hat mehrere und beßere Kupfer: ſie ſtellen Scenen aus Ifflands Advokaten vor; man ſieht wohl, der Künſtler hat ſich Chodowiecki zum Vorbilde gewählt, und beſitzt wirklich etwas von der Gabe dieſes Meiſters, in kleine Figürchen Charakter zu legen; nur iſt ihm noch eine feſtere Hand zu wünſchen, damit das Detail nicht kleinlich gerathe, und die Figuren mit weniger dürftigen Gliedmaßen verſehen werden als ſie hier mitunter haben. Was den ſonſtigen Inhalt betrifft, ſo iſt er faſt allein auf ein lokales Intereſſe berechnet, wiewohl er, einige Aufſätze, ‘über Fabriken und Handlung des Herzogthums Berg, die Familie der Selbſtmörder’ u. ſ. w. ausgenommen, poetiſch iſt; das heißt, allerlei wohlklingende Worte in Reih und Gliedern aufſtellt. Man muß die Sammlung als geſellige Unterhaltung eines kleinen Kreißes betrachten: der Herausgeber weiſt zum Glücke ſelbſt einen ſehr beſcheidenen Standpunkt für ihr etwaniges Verdienſt an. Schwerlich wird ſich einer der darin enthaltenen, bis jetzt noch unberühmten, Namen bekannter machen, als es durch dieſes Taſchenbuch geſchehen kann; und die Stücke mit bekannten Namen, Jacobi, Koſegarten, Starke, unterzeichnet, werden dem Ruhme ihrer Verfaßer nichts zuſetzen.

Für das Geſchenk Nr. 3. haben ſich die geſelligen Zirkel in Berlin nicht ſehr zu bedanken, indem es die äußerſte Armut bei ihnen vorausſetzt. Es enthält ‘geſellſchaftliche Spiele’, die ſo ungefähr im Geiſte von Küchenrecepten abgefaßt ſind; beſonders kommen dabei ſehr gemeine Fragen und Antworten vor. Dann folgen

'Nativitäten, Denkmale für Stammbücher, Trinkſprüche, Geſänge'. Die drei letzten Artikel ſind, wie es ſich verſteht, ausgeſchrieben, und mehrentheils mit platter Auswahl. Verliert ſich einmal etwas Gutes unter dieſe Reihe, ſo ſcheint es doch gleichſam in ſolcher Nachbarſchaft ſeiner Natur verluſtig zu werden.

---

1) Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Carlsruhe 1798.
2) Taſchenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799., herausgegeben von C. L. Neuffer. Stuttgart.

Da jedermann das Jahr durch einen Kalender braucht, ſo iſt billiger Weiſe nichts daran auszuſetzen, daß ſich die Formen dieſes nöthigen Hausrathes jährlich vervielfachen, ja auch auf das Lokal berechnet werden, wie es mit Nr. 1. der Fall iſt. Beide vorliegenden ſind die erſten ihrer Reihe. Faſt möchten wir dem erſten zahlreichere Nachfolger verſprechen als dem zweiten; wenigſtens erfüllt er ſeine Ueberſchrift unzweideutiger. Sie ſind übrigens nicht zu vergleichen: der erſte iſt meiſt ökonomiſchen Inhalts, und der andere erzählt, lehrt und — ergötzt in Verſen und in Proſa. Die Hauptartikel von jenem betreffen Städte und Gegenden in der Markgrafſchaft Baden, die ſich durch Induſtrie oder andere Merkwürdigkeiten auszeichnen. Die Nachrichten vom Murgthal und Pforzheim ſind ſolche, wie man ſie in der That immer mit Nutzen und Vergnügen lieſet. Darauf folgt eine gemeinnützige Abhandlung, 'Verſuche mit einigen Pflanzenprodukten in Bezug auf das allgemeine menſchliche Nahrungsmittel zur Abhelfung des Brodmangels' u. ſ. w. Ein ganz intereſſantes Stück Reiſebeſchreibung durch die Schweiz wechſelt damit ab, zum Troſt für diejenigen, welche ſich nicht mit dem nützlichen täglichen Brod begnügen. Dann beſchließen räſonnierte Reiſerouten durchs Badenſche, und die Genealogie des markgräflichen Hauſes das Ganze, an deſſen Spitze ſich, wie wir nicht übergehen wollen, auch einige Gedichte befinden, worunter nur die von Schreiber einigermaßen gefällig lauten. Die ſechs Monatskupfer von Küffner, deren Stoff aus der Geſchichte des Jahres 1795. genommen iſt, haben politiſche Tendenz. Die wackere Freimüthigkeit, womit der Erklärer zu Werke gegangen iſt, übertrifft hier leicht die, beſonders bei dem Stich, aufgewandte Kunſt.

Die Kupfer von Nr. 2. ſollen Scenen aus Hermann und Dorothea vorſtellen. Zwei darunter ſind von Chodowiecki: das erſte Zuſammentreffen Hermanns mit Dorotheen, und der Eintritt beider in das väterliche Zimmer. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß den Künſtler bei ihrer Verfertigung eine kleine boshafte Laune gegen das Gedicht angeweht haben muß, wenn man nicht eine ſehr vernachläßigte oder mißrathene Bearbeitung annehmen will. Auf dem erſten Blatt ſpielen die Pferde und Ochſen der beiden Wagen, die Köpfe nach vorn gekehrt, die Hauptrolle; die Ochſen ſcheinen wohl mit Fleiß als ‘die gröſten und ſtärkſten des Auslands’ abgebildet worden zu ſein. Die Wöchnerin nimmt ſich aus wie ein verwundeter Soldat. Das zweite Blatt iſt noch weniger zu entſchuldigen. Wer wird in der gemeinen runden Perſon mit der aufgeworfenen Naſe, welche nebſt dem offenen Munde der Erſcheinung entgegenſtrebt, die würdige Mutter Hermanns; wer den Hermann ſelbſt in dem verlaufenen Studenten erkennen, der mit dem Mädchen an der Hand zur Thüre hereintritt? Das Mädchen iſt beßer, auch der Wirth zum goldenen Löwen möchte allenfalls für ſich beſtehen; aber der Apotheker und Pfarrer ſind unedle Karikaturen ihrer Originale. Wenn es Chodowiecki möglich war, den Sinn unwillkürlich ſo zu verfehlen, ſo ſieht man wiederum, wie mißlich es mit Zeichnungen zu Gedichten und Romanen ſteht, wie unheilbringend beſonders dieſe kleinen Formate für die Kunſt ſind. Ein Blatt von Küffner, das nur zwei Figuren hat, Hermann und ſeine Mutter unter dem Birnbaum, iſt das artigſte von allen, und in einer andern weniger verworrenen und kleinlichen Manier gearbeitet, als die Blätter von ihm im vorhergehenden Almanach, und eins in dieſem, der Zug der Vertriebenen. Die Mutter iſt beſonders gut gerathen.

Den ſonſtigen Inhalt des Almanachs möchten wir faſt nur auf die Beiträge von Hölderlin einſchränken. Die des Herausgebers ſind endloſe Reimereien, einige Erzählungen oder Romanzen, z. B. Palmach, das Schlechteſte darunter. In dem langen Liede an Emma hat der Vf. den Ton von Bürgers Elegie an Molly anzuſtimmen verſucht, und in dem Gedicht ‘das Eine’ erſtreckt ſich die ſichtbare

Nachahmung von Schillers Idealen ſelbſt bis auf einzelne Stellen. Vor den übrigen zeichnen ſich die Kleinigkeiten von Hillmar und Siegmar vortheilhaft aus, ſo wie die innigen elegiſchen Zeilen von Reinhard (dem franzöſiſchen Geſandten) an ſeine Gattin über den Abſchied von Deutſchland. Die proſaiſchen Aufſätze ſind ganz unbedeutend. Hölderlins wenige Beiträge aber ſind voll Geiſt und Seele, und wir ſetzen gern zum Belege ein Paar davon hieher:

An die Deutſchen. . . . . . .

An die Parzen. . . . . . .

Dieſe Zeilen laßen ſchließen, daß der Vf. den Gedanken zu einem Gedicht von größerem Umfange mit ſich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen jede äußere Begünſtigung wünſchen, da die bisherigen Proben ſeiner Dichteranlagen, und ſelbſt das hier ausgeſprochene erhebende Gefühl ein ſchönes Gelingen hoffen laßen.

Dyveke, ein Trauerſpiel, nach dem däniſchen Original bearb. von R. L. Altona 1798.

Das Original iſt ein ſehr beliebtes Stück der däniſchen Bühne, und ſein Stoff aus der vaterländiſchen Geſchichte entlehnt. Dyveke war Chriſtiern des zweiten Geliebte. Nach ſeiner Verheiratung ſuchen die Anhänger der Königin, oder vielmehr der Adel, der über das ſtolze Betragen von Dyvekens Mutter aufgebracht iſt, ſie zu verdrängen. Die Königin weiß noch nicht einmal von ihrer Nebenbuhlerin, und bemüht ſich freundlich um die Zuneigung ihres Gemahls. Einer unter dem Adel aber, der Burgherr des Schloßes, wo ſie ſich aufhält, Torben Ove, iſt in Dyveke verliebt. Unter dem Vorwande, ſie und beſonders ihre Mutter von der Verfolgung zu retten, bringt man ſie dahin, in eine Flucht mit Torben zu willigen, der es ſelbſt auf das edelſte mit ihr meint. Durch die Treuloſigkeit eines Prieſters, der mit der Oberhofmeiſterin der Königin im Bündniſſe ſteht, wird ſie vergiftet, ehe der Vorſatz ausgeführt werden kann. Dieß iſt ungefähr die deutliche Folge der Begebenheiten; Nebenverwicklungen durchkreuzen dieſe, und geben der Sache ein ſehr verworrenes Anſehen. Der König ſpielt eine zweideutige Rolle, wo er erſcheint; und wo er nicht zum Vorſchein kommt, wird er doch als mitwirkende Hauptperſon vermißt. Am Ende beſonders geht er in dem ungünſtigſten Augenblicke davon: er verläßt die ſterbende Dyveke und gewährt nicht ihre letzte Bitte um Verzeihung für ihren edelmüthigen Freund, den der König als ihren böslichen Verführer und ſeinen Nebenbuhler haßt. Seine Liebe zeigt ſich hier zwar, wenn man will, in der That, aber keineswegs in Worten. Dyveke und die Königin ſind es, welchen das Stück ſeine Wirkung zu danken hat, und dieſe iſt von der ſanften, rührenden und wirklich zarten Gattung. Ehe Dyveke ſtirbt, ſucht ſie die Königin auf, welche indeſſen durch ihre Oberhofmeiſterin unterrichtet worden iſt; ſie giebt ſich ihr zu erkennen, bittet um ihre Nachſicht, und nimmt einen ſchweſterlichen Abſchied von ihr. Die mütterlichen Hoffnungen der jungen Königin, welche ſie eben jetzt erfährt, bringen die lebhafte ſchöne Regung eines freiwilligen Entſagens in ihr, die keine Kinder hat, hervor. Sie hat ſchon vorher, zwar mit Liebe, aber faſt ohne Eiferſucht bemerkt, daß Chriſtiern für ſeine Gemahlin Zärtlichkeit fühlt. Auch indem ſie ſich ſterbend für ihren Freund verwendet, zeigt ſich Dyveke noch liebenswürdig.

Sprache und Dialog iſt nichts weniger als überladen, und es ſchimmert in der Ueberſetzung hindurch, daß dieſe der reinen und vorzüglichen Diktion des Originals nicht ihr Recht erwieſen hat. Zwei andere Ueberſetzungen deſſelben ſcheinen nicht in geübtere Hände gefallen zu ſein. Sollte man das Stück auf deutſchen Theatern geben wollen, ſo würde eine Veränderung mit dem Namen der Hauptperſon und verſchiedenen andern vorgenommen werden müßen, die in unſerer Sprache nothwendig auf unedle Nebenvorſtellungen führen. Sein Erfolg auf der däniſchen Bühne beruhte übrigens vielleicht mit auf dem Umſtand, daß der Verfaßer, Samſör, deſſen einziges dramatiſches Werk es iſt, zwei Tage vor der erſten Aufführung, ſtarb, und dieſe zugleich eine rührende Todtenfeier wurde.

Obolen von Seume. 2 Bdchen. Leipz. 1796...1798.

In obigen vermiſchten Schriften zeigt ſich durchgehends ein wackerer aufrichtiger Charakter, hie und da ſehr mangelhafte philoſophiſche Begriffe, neben manchen Ecken und Ungleichheiten eigentliche Gewöhnlichkeit der Meinungen, und eine liebenswürdige Neigung zur Geſelligkeit. Der Stil iſt in den Gedichten und proſaiſchen Aufſätzen ungefähr der nämliche, nur daß in jenen Spuren von Reminiſcenzen mehr als von Nachahmung vorwalten, und in dieſer die Geläufigkeit und die Wiederholungen eines Geſprächs herrſchen. Beiden fehlt es dabei nicht an Individualität, und dieſe iſt es auch vorzüglich, wodurch ſie anziehend werden können. Wir wollen nicht alle einzeln durchgehen, nicht Obole bei Obole aufzählen, genug wenn die Summe im Ganzen nicht gering zu achten iſt, oder auch manchmal eine für die andre zahlt. Der erſte Theil enthält gröſtentheils Gedichte, von denen manche durch den Lebenslauf des Vfs. und lokale Beziehung und Darſtellungen ein eigentliches Kolorit gewonnen. Es wimmelt übrigens darin von Härten des Ausdrucks und des Verſes, die man indeſſen, da ſie doch mit Gedanken verbunden ſind, einer glattgeſchliffenen Harmonie bloßer Worte vorziehen wird. Unter denen im muntern Ton iſt die Zuſchrift 'an meinen theuren Lehrer, den Rector Korbinsky' recht launig. Das 'Fragment über den Kuß' hat einen angenehmen Schwung. In der 'Epiſtel an Hrn. Gras', welche die Eroberung von Prag zum Hauptgegenſtande hat, ſind die Gräßlichkeiten zu ſehr gehäuft, ſie ſind ſo wenig geſchont, wie bei jenen Auftritten ſelbſt. Auch endigt ſie ſo:

Fort, verfluchter Pinſel,
Du malſt der Menſchheit ihr Erröthen,
Brennſt ihre Schande ſternenwärts:
Zurück Gefühl, zurück mein Herz,
Damit dich nicht die Toden töden! (die Tode oder die
Todten tödten?)

Die Ueberſetzung von Grays Elegie auf einem Kirchhof enthält glückliche Strophen:

Ihr Nam', ihr Jahr von ungelehrter Hand .....

Im Ganzen wird die gotterſche Arbeit freilich den Preis behalten, aber dieſe hat den Vorzug, in der Versart des Originals und dadurch gedrängter zu ſein. 'Das polniſche Märchen' iſt etwas gedehnt erzählt.

Der Aufſatz 'über Atheiſmus im Verhältniß gegen Religion, Tugend und Staat', hat unter den proſaiſchen den gröſten Umfang. Er iſt von eben ſo menſchenfreundlichen als religiöſen Geſinnungen eingegeben; um ſo mehr muß es auffallen, daß ſich der Vf. unverholen dahin erklärt, die einzige Triebfeder des menſchlichen Handels ſei Eigennutz. 'Wenn wir aber auch den Begriff von Tugend bei den geiſtigſten Religionslehren mit genauem Forſchergeiſte verfolgen, ſo werden wir immer finden, daß er ſich in den feinſten Egoiſmus auflöſen wird': er könne wenigſtens nichts anders finden; zwar ſei er nichts weniger als Metaphyſiker u. ſ. w. Da er hieraus indeſſen keine nachtheiligen Schlüße zieht, da er die Tugend nicht herabwürdigen will, da er ſelbſt ſagt, es ſei gar glücklich, daß man ſich des Eigennutzes ſo oft nicht bewußt ſei, ſo iſt doch die Spitzfindigkeit des Metaphyſikers, worauf er häufig anſpielt, auf ſeiner Seite, etwas 'Eigennutz' nennen zu wollen, was dieſen Namen gar nicht mehr verdienen kann. Es wäre überflüßig, eine Vorſtellungsart zu rügen, die ihn ſelber in viele Widerſprüche verſtrickt, deren Unhaltbarkeit und Schädlichkeit längſt dargethan iſt, und mit der er gar nichts Uebles will, wenn ſie nicht noch immer fortführe, ſchädlich zu ſein, wenn nicht eben ſie zum eigentlichen, nämlich praktiſchen, Atheismus führte; zum Mangel an derjenigen Religion, worauf die eigentliche Menſchlichkeit beruht.

Die Diatribe gegen ‘das Spiel’ iſt faſt zu unbedingt ausgefallen. Freilich befördert das Spiel Herzloſigkeit und Leere; aber als Geſellſchaftsband betrachtet, aus welchem Geſichtspunkt es hier am weitläuftigſten ausgeführt iſt, verbirgt es ſie auch auf eine wohlthätige Art für den Beſſern, und kann ſelbſt für ihn, wenn er dann und wann dazu greift, eine intereſſante Seite haben. Der Fall, wobei der Vf. etwas lange verweilt, daß Höhere oder Reichere das Spiel gebrauchen, um auf eine gute Art Geſchenke zu machen, möchte wohl der ſeltenſte ſein.

Der zweite Theil ſteht dem erſten nicht nach; das ‘Wort an Schauſpieler oder die es werden wollen’ möchte ihm vielmehr das Uebergewicht geben. Es enthält ſehr viel gute und geiſtvolle Bemerkungen, und iſt angenehm geſchrieben. Der Vorſchlag eines Erziehungsinſtituts, um Kinder zu Schauſpielern zu bilden, wäre einer gar wirkſamen Ausführung fähig, da jetzt die Meiſten zu dieſer Kunſt zuſammenlaufen wie auf einen Maſkenball. Der Vf. legt in ſeinem Urtheil und ſeinen Forderungen das gehörige Gewicht auf die Erſcheinung, indem er doch zugleich die kleinen Künſte der Illuſion verwirft. Er verdiente ſehr von Schauſpielern beherzigt zu werden. Hin und wieder kommen freilich auch ſchwache Stellen vor; beſonders haben ſich auf den S. 177. und 178. dergleichen zuſammengefunden. Da wiederholt er die verjährte Sage, Shakſpeare ſei der Mann, 'an dem man oft irre wird und nicht weiß, ob man mehr loben oder tadeln, zürnen oder bewundern ſoll'; da hält er Pope 'für den kompetenteſten Mann über Shakſpeare zu urtheilen', und glaubt daß Romeo und Julie durch Weißens Bearbeitung wirklich gewonnen habe. Sogar die Naivetät entwiſcht ihm, zu meinen, 'Schröders Hamlet ſei kaum eine Verbeßerung zu nennen, und er wollte wirklich lieber den Shakſpeare, ſo wie er iſt, dafür nehmen.' Sonderbar, daß er zugleich zu erkennen giebt, mit welcher Andacht er Goethe über den Hamlet in W. Meiſter geleſen habe; ſonderbar wiederum, daß er doch nicht bergen kann, die Stellen ſcheinen ihm 'in Rückſicht auf Humanität die wichtigſten in jenem Werk zu ſein'. — Ein Stück aus dem Thucydides, die Zerſtörung von Platäa, hat der Vf. recht brav und lesbar überſetzt. — Der kleine Aufſatz 'warum iſt der Schmerz der Aeltern bei dem Verluſte kleinerer Kinder größer und heftiger, als bei dem Verluſte Erwachſener', iſt mit der Innigkeit des Gefühls geſchrieben, die den Vf. immer begleitet, und nur in ſeinen Gedichten, wie in verſchiedenen in dieſem Theil befindlichen geſchehen iſt, auf eine etwas krauſe übertriebene Art ausgedrückt wird. Man ſehe beſonders das mit der Ueberſchrift *Νικᾷ δὲ καὶ σίδηρον*.... Die 'einſame Wandlung' iſt nicht viel beßer, und wird noch ſchlechter durch den falſchen Ton von Schillers Reſignation, den der Vf. darin anſtimmt. Uebrigens hat ſeine poetiſche Diktion von keiner Seite ſeit der Erſcheinung des erſten Theils der Obolen gewonnen, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß er für die Zukunft in einen anmuthigern Weg einlenken möge. Das erſte Bändchen dieſer Schriften iſt Platnern, das zweite Gleimen gewidmet.

Jella, oder das Morlachiſche Mädchen. 2 Thle. Lpz. 1797.

Die einzige Angabe über die Entſtehung dieſes Buchs findet man in einer Note, wo es von der Kataſtrophe heißt: ‘dieß Gefecht und der Tod des jungen Morlacken, mit den vornehmſten hier erzählten Umſtänden, hat ſich vor einer Menge Menſchen in Venedig auf dem Kai der Sklavonier zugetragen. Der tragiſche Vorfall erregte meine Neugierde, und gab mir für dieſe wenig bekannte Nation Intereſſe; ſo entſtand dieſes Werk, das vielleicht eben ſo ſonderbar ſein mag, als die Morlacken ſelbſt.’ Sonderbar iſt es in der That, und in eben dem Grade unterhaltend. Es ſchildert die Sitten, die Verhältniſſe, die geographiſche und hiſtoriſche Lage jenes Volks in einer einfachen Geſchichte, die mit dieſer Darſtellung auf eine ſo anmuthige Art verflochten iſt, daß beide ununterbrochene Theilnahme erregen. Die Hauptquelle des Vfs waren die bekannten Reiſen des Abate Fortis durch Dalmatien, dem wir die morlackiſchen Lieder verdanken, welche, von Goethe und Herder überſetzt, in den von dem letztgenannten geſammelten Volksliedern anzutreffen ſind. (Man erinnere ſich beſonders an den Klaggeſang von der edeln Frau des Aſan Aga.) — Unter vielen mißglückten, zum Theil langweiligen Verſuchen, das Romantiſche mit der Wirklichkeit zu verbinden, die auch auf den erſten Blick kein günſtiges Vorurtheil für das morlachiſche Mädchen erregen werden, zeichnet ſich dieſer um ſo günſtiger aus. Das Koſtum iſt in der Haltung der Charaktere mit Feſtigkeit beobachtet; für ſeine eigene Perſon eine anzulegen, hat der Erzähler mit Recht nicht unternommen. Das Haupt des Stammes der Narzewitzker, ſeine beiden Söhne und Schwiegertöchter, ſind die Vornehmſten auf dem Schauplatz. Jella iſt die jüngere von dieſen: ihre Brautgeſchichte und Hochzeit, der Zuſtand der Familie während der ſechs Jahre ihrer Ehe, die Ereigniſſe, durch welche ſie aus ihrem ruhigen Aufenthalte in das kultiviertere Europa gelockt wurden, wo Jellas Gatte einen alten Nebenbuhler und ſeinen Tod findet, machen den hiſtoriſchen Inhalt aus. Er iſt mit Geſängen in rhythmiſcher Proſe durchwebt, die, nach morlachiſchen Muſtern gedichtet, theils durch daher entlehnte, theils durch eigene poetiſche Züge an ihrer Stelle Wirkung thun. Sehr artige Beſchreibungen erheitern ihn, wie z. B. die von einem Markt, den ein ſlaviſcher Kaufmann jährlich in dem Dorfe hält, nachher die Ankunft ſeines Sohnes, der in die Stelle des umgekommenen Vaters tritt, weniger wie der Alte den Frieden des Volkes ehrend eigennützige Geſchenke ausſtreut, und in den Narzewitzkern unheilbringende Wünſche erweckt. Mehrere Gebräuche ſind eben ſo geſchickt für den Gang der Geſchichte benutzt, wie der, die Brautkränze über dem Bette des jungen Paares anzuheften, und die Dauer der Ehe von ihrer Dauer abhängen zu laßen. Jellas Gemüthsbewegung, wie ihr Kranz herunterfällt, die kindlichen Bemühungen, wodurch ſie das Schickſal zu betrügen ſucht, ihr Beſuch bei der Wahrſagerin, und manche andere Details erhalten das Intereſſe des Buchs beſtändig wach, und ſteigern es bis zu dem letzten erſchütternden Auftritt. Am reizendſten iſt der Kontraſt behandelt, in welchem Jella mit ihrer Schwägerin ſteht, der ſanften Daſcia, deren Kinderloſigkeit einen trüben Schatten auf ihr Leben wirft, das ſie dennoch mit emſiger Sorge ſo nützlich wie möglich zu machen trachtet. Die freiere Natur der ſchönen Jella entzieht ſich indeſſen gern der Arbeit, wenn die Neigung ſie eben wo anders hintreibt. Giebt es viel zu thun, ſo wendet ſie wohl ihre Kinder vor, die ſie warten muß; wird aber ein Tanz eröffnet, ſo ſetzt ſie das Kind leicht auf die Erde, und ſpricht davon, es ſtark zu gewöhnen. Dieſer feinern Züge ungeachtet, hat der Vf. der Jella doch nicht mehr Bildung gegeben, noch ſie eine vornehmere Stellung einnehmen laßen, als es ſich mit der Sitte des Volks verträgt. Sein anziehendes Werk würde noch vorzüglicher ſein, wenn er es kürzer zu machen gewußt, und ſich aller gleichſam un[illegible] Zwiſchenreden und Betrachtungen enthalten hätte.

Rec. glaubt an einigen Anzeichen zu bemerken, daß das Buch nicht ganz ſo neu iſt, als ſein Titel: ſollte dieß ſich wirklich ſo verhalten, und dieß Mittel gebraucht worden ſein, weil es bei ſeiner erſten Erſcheinung vielleicht überſehen wurde, ſo iſt zu wünſchen, daß es dadurch vor ſo vielen mittelmäßigen Produkten in dieſem Fache mehr in Umlauf gebracht werden möge.

Claſſiſche Blumenleſe der Deutſchen. 1. Bd. Berl. 1798.

Wozu gut? iſt natürlich die erſte Frage, wenn einem ſolch eine Kompilation in die Hand fällt. Die Werke eines Uz, Ramler, Kleiſt, Gleim, Leſſing, Bürger, Hölty u. ſ. w., zu denen die in dieſem Bande enthaltenen lyriſchen Gedichte gehören, ſind allgemein verbreitet oder ſollten es doch ſein, beſonders da laut der Vorrede ‘Knickerei einer liberalen Denkart widerſpricht’. Der weitläuftige Druck iſt gar nicht darnach eingerichtet, daß minder begüterte Liebhaber, zum Erſatz für die vollſtändigen Werke, hier um einen geringen Preis recht viel beiſammen fänden. Der Herausgeber ſammelte zuvörderſt für ſein eigenes Vergnügen: er wollte ſeine Lieblingsſtücke neben einander gedruckt ſehn. Ei, man denke! So mag er nun auch dieß auserleſene Vergnügen mit niemanden theilen. Ferner bedurfte er beim akademiſchen Unterricht einer Beiſpielſammlung. Es wäre doch kein geringes Ungemach, wenn jeder öffentliche Lehrer im Fach der Litteratur das Publikum mit einer dergleichen behelligen wollte. Nach dieſem Verhältniſſe fortgeführt, könnte die klaſſiſche Blumenleſe eine ganz artige Zahl Bände anfüllen; aber der Sammler beſchränkt unſere Beſorgniſſe auf einen einzigen, in welchem die größern Dichtarten ſich freilich ſo klein werden machen müßen, wie die Teufel in Miltons Pandämonium, um alle Platz zu finden. Aus der Vorrede erfahren wir übrigens, daß ‘unſere poetiſche Litteratur jetzt winterlich abſterbe’. ‘Wenn niemand das Herz hat, laut zu ſprechen’, ſagt der Vf., ‘wann ſoll denn endlich ein neunter Thermidor für das litterariſche Jacobinervolk kommen, das jetzt in Deutſchland mit eiſernen Ruthen regiert und die Geſchmacksverderberei methodiſch betreibt? Ein ſo gewaltſames Unterdrücken jeder freien Geiſtesregſamkeit; ein ſo künſtliches Hinſchrauben aller Natur in die Form einer einzigen Manier; ein ſo arrogantes Tonangeben, wie jetzt unter uns Mode wird, iſt Beweiſes genug, daß Deutſchlands ſchöne Kunſt auch ihren Herbſt bald überlebt haben wird’ ꝛc. Man glaubt Neuigkeiten aus dem Monde zu hören. Da der Vf. ſo merkwürdige Thatſachen mitzutheilen hat, ſo ſollte er mit ſeinen Offenbarungen weniger hinter dem Berge halten. Oder ſind die litterariſchen Jacobiner ſo furchtbare Leute, daß er ſelbſt in einer anonymen Vorrede ſie nicht näher zu bezeichnen wagt?

Gedichte, von Joh. Chryſoſt. Cantor, Benediktiner. 1. Thl. Bamb. 1798.

Rec. glaubt nicht ſchonender mit dieſem Büchlein umgehen zu können, als wenn er ſich gar nicht auf das Einzelne einläßt, und den, wahrſcheinlich noch ſehr jungen, Vf. nur warnt, die Uebereilung, ohne Begriffe von Poeſie, ja ohne gehörige Kenntniß der Mutterſprache, dichten zu wollen und dieſe Gedichte in die Welt zu ſchicken, doch ja nicht zu wiederholen, und, bis er ſich wenigſtens mit den Werken unſerer beſten Dichter vertraut gemacht hat, auch allen poetiſchen Uebungen zu entſagen. Die bisherigen ſo ſehr mißglückten verdienten nur wegen der Seltenheit des Falles, und der Betrachtungen, welche der Stand des Vfs veranlaßt, erwähnt zu werden. Die klöſterliche Einſamkeit ſcheint der poetiſchen Begeiſterung ſo günſtig, und dieſe gewährt einen ſo unſchuldigen Erſatz für manche Entſagungen, daß Rec. gern nicht glauben möchte, was ihm ein würdiger katholiſcher Geiſtlicher verſicherte, ein junger Mönch, der Anlage und Neigung zur Poeſie merken laße; ſetze ſich der Gefahr aus, übel behandelt und zurück geſetzt zu werden. So dachte man nie in Italien, wo Mönche, mit Begünſtigung ihrer Obern, ſogar die Malerei und andere Künſte häufig übten; und auch in Deutſchland wurde im vorigen Jahrhundert ein Jacob Balde ſeines dichteriſchen Geiſtes wegen von ſeinem Orden und ſeiner Kirche gewiß vorzüglich geehrt. Das Kloſterleben kann ſich nicht beßer rechtfertigen, als dadurch, daß es ſich mit der Entfaltung der edelſten Talente verträgt; und warum ſollte man nicht darauf bedacht ſein, die Poeſie zur Verherrlichung des katholiſchen Glaubens anzuwenden? In vielen demſelben eigenen Anſichten des Evangeliums, kirchlichen Ueberlieferungen und Geſchichten der Heiligen liegt der Keim einer ſo ſchönen ſinnlichen Myſtik, daß der proteſtantiſche Dichter dem katholiſchen dieſe Gegenſtände beneiden muß, und verſucht ſein würde, ſie ſelbſt zu behandeln, wenn ihm in ſeinem Kreiße eine gleich anſprechende Stimmung entgegen käme.

Das Glück der Ehe, von Franz von Kleiſt. Berl. 1796.

Nicht leicht hat ſich bei ſo wenig wahrem Gehalt und poetiſcher Unabhängigkeit mehr Vollendung in den äußern Formen, dem Versbau, dem Ausdrucke und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad dem Gewebe der Bilder gefunden, als der ſeit der Erſcheinung dieſes Gedichtes geſtorbene Vf. beſaß, deſſen in andern Rückſichten bedauerter frühzeitiger Tod ſchwerlich ſeiner dichteriſchen Laufbahn etwas abgebrochen hat. Denn in dieſer hatte er das rechte Ziel eben ſo vollſtändig verfehlt, als ſein individuelles erreicht, und die Haltungsloſigkeit, die man der erſten jugendlichen Erſcheinung nachſah, war zur fixierten Manier geworden. Auch das Glück der Ehe wird in dem Einen Tone durchgeleiert, den v. Kl. Bürgers hohem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung iſt ſo wenig beſchönigt, daß man nicht nur im Gange der Strophen überhaupt, ſondern in einzelnen Stellen ganz deutlich den Wiederhall vernimmt. Die ſtarken Auflagen, die, wie Rec. weiß, von dieſen Meiſterſtücken der wohllautenden Leerheit immer abgegangen ſind, widerlegen zwar die Gleichgültigkeit gegen Poeſie nicht, welche man dem großen Haufen in der deutſchen Leſewelt vorwirft: aber ſie beweiſen doch, daß es genügſame Köpfe unter uns giebt, die wohlſchmeckeriſche Ohren an ſich tragen.

Sammlung erbaulicher Gedichte für alle die, welchen es Ernſt iſt, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenſchen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Geſetze des Stärkern oder Liſtigern zu untergraben, ſondern nach dem ewigfeſten und ewigheiligen Geſetze der Menſchenwürde, der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menſchenwohl, ſowohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinſchaftlich zu begründen und zu erhalten. Mitunter ein Zuchtſpiegel für die politiſchen Vampyrs; wie auch ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle die, welche von

ihnen widerrechtlich geplagt werden. Geſammelt und herausgegeben von dem Verfaßer der Briefe eines Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig. Erſter und zweiter Theil. Altona 1796.

Wen der Titel dieſes Buchs, der ſelber faſt ein kleines Buch iſt, etwa noch nicht gehörig über den Zweck verſtändigt hätte, für den hat der Herausgeber in einer mehr als 90 Seiten vom engſten Druck langen Vorrede geſorgt. Seine Methode und Schreibart iſt in der That nicht die beſte: eine erſtaunliche Beleſenheit in Schriften aller Art führt ihm bald dieſes bald jenes als Beſtätigung ſeiner Sätze, oder zur Widerlegung zu, und ſo verliert er alle Augenblicke den Faden in mancherlei Abſchweifungen. Indeſſen, ſein Eifer für die Sache der Menſchheit iſt groß; es ſcheint, daß eben dieſer ihn verhindert, ruhig vorzutragen und zu entwickeln: und Mängel, die aus einer ſolchen Quelle entſpringen, verdienen ſchon Entſchuldigung. Dann wirft es auf die Sammlung ein vortheilhaftes Licht, daß ſie während des Feldzugs, dem der Vf. beiwohnte, entſtand: unter den Scenen eines ſolchen Krieges war es ihm Erholung, freimüthige Aeußerungen deutſcher Dichter aus friedlichen Zeiten ſich aufzuzeichnen.

Auf eine Ergötzung des Geſchmacks iſt es bei dieſer politiſch-poetiſchen Chreſtomathie eigentlich nicht abgeſehen, und da der Inhalt über die Aufnahme der Gedichte entſchied, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie von ſehr verſchiedenem Werthe ſind. Indeſſen hätten doch ſolche Unverſe wie die aus Weidmanns Satiren, aus [illegible] vermiſchten Schriften u. ſ. w. nicht aufgenommen werden ſollen. Dagegen fehlt manches Vortreffliche, und wenn der Herausgeber im Felde natürlich viele Bücher nicht haben konnte, ſo hätte dieß doch leicht nachher ergänzt werden können. Aus Uzens Gedichten, aus Klopſtocks älteren Oden (die neuern politiſchen durften nach dem Plane der Sammlung ausgeſchloßen werden) gehörte offenbar Einiges hieher.

Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Lieder und Oden, ſatiriſche und lehrende Gedichte wechſeln mit einander ab, ſind aber in 'ſechs Aufſtellungen des Zuchtſpiegels', über

Fürſten und Fürſtenweſen, über Hofleute und Hofweſen, über Adeliche und Adelsweſen, über Kirchenlehrer und Kirchenweſen, über Eroberungskrieger und deren Kriegsweſen, über Advokaten und Aerzteweſen, rubriciert. Dieſe Zuſammenſtellung thut ihnen als Gedichten gar nicht gut: ſie wiederholen einander, man bemerkt Armut an Gedanken und Erfindung, und was einzeln der Aufmerkſamkeit werth ſcheinen möchte, wird unter der Menge trivial. Dagegen läßt ſich daraus manche Belehrung nehmen, die Beherzigung verdient. Die Strenge mancher Cenſurverordnungen erſcheint hier als völlig zwecklos: man ſieht, daß ſie, um konſequent zu ſein, nicht bloß neue Schriften, ſondern auch ſolche, die ſeit langen Jahren im Umlaufe geweſen ſind, ohne daß jemand Arges daraus hatte, verbieten müßte. Der älteſte Dichtername, der hier vorkommt, iſt Logau: der Sammler hätte aber aus viel frühern Zeiten die Freimüthigkeit unſerer Dichter bewähren können. Die keckſte Rügung der öffentlichen Mißbräuche war Vorbotin und Begleiterin der Reformation, ja in den Minneſingern findet man Stellen über die Geiſtlichkeit und das Pabſtthum, auch wohl über die Fürſten, die man dem dreizehnten Jahrhundert nicht zutraut. Auf der andern Seite können die hier geſammelten Aeußerungen für die Allgemeinheit freier Geſinnungen und die Anerkennung der Denkfreiheit in frühern Zeiten nicht ganz das beweiſen, was nach der erſten Anſicht in ihnen zu liegen ſcheint. *) Die Poeſie, beſonders manche Gattungen derſelben, bedürfen große Ideen im Kontraſte mit der Wirklichkeit: da haben denn manche Dichter bloß als Mitſprecher die politi-

---

[*) In den Charakt. und Krit. II. S. 355. f. iſt das Folgende theilweiſe aufgenommen.]

ſchen ergriffen. Wie mancher Epigrammatiſt ſein Müthchen an einem unbekannten Herrn von Star oder Gänſewitz fühlt, der doch gegen vornehme Perſonen, welche mit Recht dieſe Namen führen könnten, ſich ſehr ehrerbietig beträgt, ſo giebt es auch Freiheitsſänger, die in gutem Frieden Lieder, bei Kriegen gegen etwanige Tyrannen zu ſingen, im Vorrath gedichtet haben, ſobald aber Ernſt aus der Sache wurde, einen ganz andern Ton anſtimmten. Man hat gerade jetzt merkwürdige Beiſpiele hievon erlebt. Aſmus ſteht hier wirklich in ſeiner doppelten Geſtalt: ſeine Fabel wider die Preßfreiheit iſt nebſt Voßens Gegenfabel im Anhange nachgeholt, und jedermann weiß, wie ſehr er ſich ſeitdem noch als Urian verfinſtert hat. Es iſt Schade, daß der Herausgeber einige frühere Gedichte von Fr. L. Gr. zu Stolberg überſehen hat, die offenbar in ſeinen Plan gehörten: welch ein univerſeller Ruhm, zugleich in einer Sammlung wie vorliegende und unter den Heiligen der Eudämonia aufgeführt zu werden! Nur Männer von ſo feſten Grundſätzen wie der wackere Pfeffel, von dem natürlich eine Menge Gedichte eingerückt ſind, bleiben ſich unter jedem Sturm der Begebenheiten getreu, und ihre Wahrheit iſt nicht die des Tages. — Dann iſt wohl zu merken, daß alle Parteien genöthigt ſind, ſich ſchöner Worte zu bedienen, daß ein politiſcher Eiferer ſchon nahe an der Verrücktheit ſein muß, um unverholen gegen Philoſophie und Denkfreiheit zu wüthen. Eben der Jacob Balde zum Beiſpiel, von dem hier aus Herders Terpſichore die vortrefflichſten Lehren für Regenten und Staaten aufgenommen ſind, jubelte doch über Guſtav Adolphs Tod und wünſchte dem dreißigjährigen Kriege eine Wendung, welche die religiöſe und politiſche Freiheit Deutſchlands unwiderbringlich vernichtet hatte. — Endlich hat man immer nichts dagegen gehabt, wenn die Dichter (mit der gehörigen Ausnahme für den Landesfürſten) ins Blaue hinein auf die Könige ſchimpften: man rechnete ihre politiſchen Ideale mit zum goldenen Zeitalter und andern dergleichen mythologiſchen Chimären. Jetzt haben große Ereigniſſe gezeigt, daß es allerdings eine Brücke von den Ideen hinüber in die Wirklichkeit gebe, und man findet nun auch den bloß poetiſchen Freiheitsſchwindel gar nicht mehr ſpaßhaft.

Um unſere Betrachtungen über die Tendenz der vorliegenden Sammlung in ein Reſultat zuſammen zu faßen, ſo ſcheint das Intereſſe der Dichter ſelbſt zu fordern, daß ſie dagegen proteſtieren, wenn man ſie in Angelegenheiten des Lebens als Autorität anführen will. Die Poeſie wäre in der That eine bedenkliche Sache, wenn man mit ihren Ausſprüchen etwas beweiſen könnte. Alle ſchöne Kunſt überhaupt, in welcher der Menſch einen unbedingten Zweck ſeiner Natur erfüllt, iſt eben darum zu jedem beſtimmten Geſchäfte untauglich; und der Dichter, der ſich zum Volkslehrer aufwirft, opfert unvermeidlich ſeine Autonomie als Künſtler, auf.

Neues Handbuch der Dicht- und Redekunſt in Beiſpielen, Grundſätzen und Regeln nebſt einer Charakteriſtik der vorzüglichen Dichter und Proſaiker des Alterthums und der neueren Zeiten von Joh. Heinr. Mart. Erneſti. 2 Thle.
Bayreuth 1798.

Man erwartet unter dieſem Titel billig etwas mehr als eine dürftige und übel gedruckte Chreſtomathie, worin Gutes und Mittelmäßiges, Altes und Neues, Einheimiſches und Ueberſetztes, unter allerlei Rubriken und doch ohne rechte Ordnung beiſammen ſteht. Vom Herausgeber der Sammlung ſelbſt rühren bloß einige proſaiſche Ueberſetzungen her; Anmerkungen ſind zu ſehr wenigen Stükken, und gerade zu ſolchen, denen ſie am entbehrlichſten waren, hinzugefügt. Doch Hr. G. ſchrieb auch dieſe nur ab, wo er ſie gerade vorfand: bei Fabeln von Lafontaine wird Ramler in ſeinem Batteux fleißig citiert; Seybolds Chreſtomathie hat zu gellertſchen Erzählungen ziemlich triviale Noten hergegeben. Für den Schulgebrauch, dem der Sammler ſeine Kompilation beſonders beſtimmt zu haben ſcheint, finden wir ſie völlig untauglich: es iſt weder Plan noch Vollſtändigkeit in Anſehung der Gattungen darin; und ſtatt des Auserleſenſten und Faßlichſten in jeder Art iſt Vieles von ſehr untergeordnetem Werth und zum Theil von obſkuren Verfaßern aufgenommen, andere Stücke liegen ganz außer dem Horizont von Schulknaben. Was ſoll dieſen z. B. Leſſings Geſchichte von den beiden Crucifixen, oder gar unter den proſaiſchen Aufſätzen ſein Fragment von der Erziehung des Menſchengeſchlechts? Mußte unter den vielen für die Jugend anziehenden Erzählungen in Ovids Metamorphoſen gerade die von der unnatürlichen Liebe der Byblis zu ihrem Bruder gewählt werden? Und noch dazu in einer ſo ſchlechten, unmetriſchen, obſchon in Verſe abgeſetzten, Ueberſetzung von Schummel! Meinhards proſaiſche Verwäßerungen von Sonetten Petrarcas noch jetzt wieder auftiſchen, heißt doch wirklich um dreißig Jahre zurück ſein. Obgleich Sinngedichte, Sonette und Madrigale einen eignen Abſchnitt ausmachen, ſo findet ſich außer den oben erwähnten mit dem italianiſchen Text (wozu hier?), der ſchmählich fehlerhaft gedruckt iſt, nur noch ein einziges von Paul Flemming. Kurz, man trifft überall auf Beweiſe, daß der Sammler nicht einmal Kenntniß und Urtheil genug beſitzt, um gehörig abzuſchreiben; was ſich ſonach von der verſprochnen Theorie und Charakteriſtik hoffen läßt, iſt leicht zu überſehen: und da das Buch, wie er es in der Vorrede geheimnißvoll ausdrückt, ſeine eigenen Schickſale hatte, ſo hätte auch nur dieſes darunter ſein mögen, ungedruckt zu bleiben.

Morgenſtunden. Zürich 1797.

Als Verfaßer dieſer Schrift, die aus proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen religiös-moraliſchen Inhalts beſteht, und von der Zeit der

Ausarbeitung ihren Namen führt, unterzeichnet ſich unter der Zueignung Hr. Diakonus Geßner, deſſen Patriarchade 'Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend' in dieſen Blättern (1798. Nr. 197.) hinlänglich charakteriſiert worden iſt. Rec. iſt nicht vertraut genug mit der Mannichfaltigkeit aſcetiſcher Bedürfniſſe, um zu wiſſen, ob es Leſer giebt, für deren Erbauung eine andere als die chriſtliche Einfalt vortheilhaft wirkt; aber er hofft, daß Niemand ſchlechte Verſe zu ſeinem Seelenheil bedarf: wiewohl in dieſem Fall Allen leicht geholfen wäre. Ein Geiſtlicher kann gewiß durch ganz gewöhnliche Lehren und Ermahnungen, wenn er ſie im rechten Augenblicke mit Herzlichkeit vorträgt, in ſeiner Gemeinde viel Gutes ſtiften; gedruckt nimmt ſich aber dergleichen herzlich ſchlecht aus. Es heißt, in der Sprache des Vſs zu reden, dem Wink der Vorſehung folgen, wenn man von demjenigen abſieht, wozu man keine ausgezeichneten Gaben empfangen hat. Iſt aber der Trieb zur Autorſchaft ohne Beruf allzu ſtark, ſo ſollte wenigſtens ein ſolcher Erbauungsſchriftſteller auf alle Pratenſionen in der Einkleidung Verzicht thun, und ſtatt ſüßlich deklamierender Proſa und matter Nothverſe ſich der ſchlichteſten Weiſe befleißigen. Kann man ſich einbilden, durch Zeilen, wie folgende in dem Stück 'Die Schöpfung',

Gott ſah herab mit Wohlgefallen —
Denn Alles war vollkommen gut!
Der Abend ſchloß ſich an den Morgen,
Und ſo entſtand der dritte Tag.

den Eindruck, welchen jene ehrwürdige Urkunde in der Geneſis macht, zu erhöhen? Und gebietet nicht die Ehrerbietung ſowohl gegen die Religion, als gegen die Poeſie (die denen, welche ſie kennen, auch eine Art von Religion iſt), der Behandlung von Gegenſtänden zu entſagen, zu denen man, bei einiger Selbſtkenntniß, ſeine Kräfte durchaus unzulänglich fühlen muß?

Orlando der raſende, mit Anmerkungen und vorausgeſchicktem Auszuge des Orlando inamorato. 2 Bände. Zürich 1797. 1798.

Nach Meinhards erſten ſchwachen Verſuchen, den Arioſt in Deutſchland einzuführen, bekamen wir die vollſtändige proſaiſche Ueberſetzung des Orlando furioso von Heinſe, dem Mauvillon in der Vorrede der ſeinigen eine Menge Mißverſtändniſſe aufrückte, welcher aber ſelbſt auch ſolche Grazien verloren gehen ließ, die allenfalls in Proſa hätten gerettet werden können: wiewohl es beide nicht an ausſchweifender Bewunderung ihres Originals fehlen ließen. Werthes machte ſich die Aufgabe, den Dichter in ſeinem eigenen Silbenmaße zu übertragen, und führte dieß wirklich bis zum achten Geſange aus. Bei allem unverkennbaren Fleiße iſt der Versbau ſo hart, die Reime ſind oft ſo unrichtig, die unnachahmliche behende Zierlichkeit des Italiäners geht ſo häufig in Trockenheit und Kraftloſigkeit über, daß man ſagen kann, der Knoten ſei hier mehr zerhauen als gelöſt. Seitdem iſt, ſo viel Rec. weiß, nur noch Ein Verſuch in der neuen Thalia erſchienen, bei welchem die Stanze des Oberon gewählt iſt, der aber noch nicht bis zu Ende des erſten Geſanges geht.

Die gegenwärtige Ueberſetzung, wovon jetzt fünfzehn Geſänge geliefert ſind, iſt in reimloſen fünf- und ſechsfüßigen Jamben abgefaßt. Zuerſt von dieſer Wahl. Der Vf. hat ſich nirgends darüber erklärt, ob er ſeine Ueberſetzung bloß als eine auslegende, oder als eine poetiſche betrachtet wißen will. Iſt jenes, ſo hat er mehr geleiſtet, als man fordern darf: denn für den Zweck des Leſers, der noch nicht geübt genug iſt, den fremden Dichter ohne Hülfe zu verſtehen, reicht eine richtige proſaiſche Verdeutſchung hin. Allein man könnte zweifeln, ob nicht der metriſche Zwang, ſo gering er in dieſem Falle iſt, doch zuweilen die genaue Wörtlichkeit unmöglich machen müßte, wodurch alſo der weſentlichen Beſtimmung Abbruch geſchähe. Für die Ausſtattung des Gedichtes mit ſeinen eigenthümlichen Reizen hingegen iſt durch die reimloſen Jamben gar nichts geſchehen: es iſt vielmehr, als ob man am Ende jeder Zeile ausdrücklich erinnert würde, daß hier etwas fehlt. Man denke ſich nur den italiäniſchen Text, ſonſt mit ſo geringen Veränderungen als möglich, in versi sciolti aufgelöſt! Eine Ueberſetzung des Arioſt, die für poetiſch gelten ſoll, muß nothwendig gereimt ſein. Woher es kommt, iſt hier nicht der Ort zu erklären: aber gewiß bleibt es, dieſer verwünſchte Reim, der ſich beſonders in unſerer Sprache ſo ſpröde beweiſt, iſt eine Art von Zauberer, der die Dinge, ehe man ſichs verſieht, gänzlich verwandelt. Doch dieß iſt noch nicht genug. *) Wenn der anerkannte Grundſatz der poetiſchen Dolmetſchung, ein Werk ſo viel möglich in ſeiner eigenen Versart nachzubilden, bei uns in vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutſche für die mannichfaltigſten metriſchen Formen empfänglich iſt, ſo können wir uns wohl mit nichts Geringerem begnügen, als mit einem raſenden Roland in eigentlichen ottave rime. Da nun hiebei die dreifachen Reime eine faſt unüberwindliche Schwierigkeit machen, und ſich durch den Ocean von ſechs und vierzig langen Geſängen hindurch zu arbeiten eine wahre poetiſche Weltumſeglung wäre, ſo hat man Verſchiedenes als mittlere Auskunft vorgeſchlagen, z. B. die freie

---

[*) Das Folgende bis zu dem (*) iſt in den Charakt. und Krit. II. S. 356. f. aufgenommen.]

jambiſch anapäſtiſche Versart des neuen Amadis. Es iſt aber zu fürchten, daß die Geſetzloſigkeit derſelben in die Darſtellung ſelbſt übergehen, und das ſchöne Gleichgewicht zwiſchen phantaſtiſcher Willkür und heiterer Beſonnenheit aufheben möchte, was ſie ſo reizend charakteriſiert. Eben das gilt auf etwas andere Art von dem ſchon verſuchten Gebrauch von Stanzen ohne dreifachen Reim mit willkürlich verſchlungenen Jamben verſchiedner Länge: es fehlt ihnen der Schluß und die Rundung einer wahren Stanze. Die Strenge in der äußern Form, die epiſche Gleichförmigkeit in der Länge der Verſe und in der unermüdeten Wiederkehr geordneter Reime ſcheint nothwendig, um dem wilden ritterlichen Romanzo Bildung und geſellige Anmuth zu geben. Unſre Sprache nimmt an Geſchmeidigkeit durch vielſeitige Bearbeitung ſo auffallend zu, daß ſchon Vieles glänzend ausgeführt iſt, was man vor nicht vielen Jahren noch mit Recht für unmöglich hielt. (*) Man muß daher an nichts verzweifeln: eine halbe Auflöſung der Aufgabe kann uns nicht befriedigen; bis ſich alſo der Dichter findet, der Liebe genug zu der Sache hat, um ohne Ausſicht auf angemeßene Belohnung das ergötzlichſte aller Rittergedichte auf eine ſeiner würdige Art in der deutſchen Poeſie einheimiſch zu machen, müßen wir uns lieber mit bloß auslegenden Ueberſetzungen behelfen. *)

Als ſolche betrachtet, hat die gegenwärtige im Ganzen unſtreitig das Verdienſt der Richtigkeit, wenn ſich auch hin und wieder noch Kleinigkeiten ſollten erinnern laßen. So iſt bei dem Verſe: Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte (C. VII. St. 14.) der Sinn des e pur durch 'Zwei herbe Aepfel; ſchier von Elfenbeine', nicht

---

[*) Vgl. unten die Rec. der Ueberſ. des Arioſt von Gries, aus den Heidelb. Jahrb. 1810. S. 193. f.]

erreicht. Es bezeichnet den ſcheinbaren Gegenſatz zwiſchen den beiden Beſchreibungen, 'herbe Früchte, und doch aus Elfenbein gebildet'. In einer Stelle, die man nicht gern genau erörtert, C. VIII. St. 49., ſcheint uns ebenfalls Einiges nicht recht genommen zu ſein. — Auch Reinheit der Sprache läßt ſich mit wenigen Ausnahmen von dieſer Arbeit rühmen. Im II. B. fiel uns 'aufſiken' als Provinzialiſmus auf, und für Argano würden wir ſtatt 'Hiſſe' doch 'Krahn' vorziehen. Bedeutender als dergleichen iſt es aber, daß ſich der Vf. Härten der Wortſtellung und andere Freiheiten erlaubt hat, die kaum zur Erleichterung des größten metriſchen Zwanges verſtattet werden dürften, z. B. im II. B.:

Und kann darüber mit ſich eins nicht werden.

Warum nicht:

Und kann nicht eins mit ſich darüber werden? —

I. B. 'Das verſammelte Volk.' Rigoriſtiſche Grammatiker haben den Dichtern die Auslaßung der Biegungsſylbe des Adjektivs mit Unrecht ſogar nach dem unbeſtimmten Artikel unterſagen wollen; aber nach dem beſtimmten kann ſie durchaus nicht wegbleiben. II. B.:

Ein Wolf ſo groß iſt ſchwerlich in Apulien
Zu finden;

für 'ein ſo großer Wolf'. Es gienge an, wenn es hieße 'ein Wolf, ſo groß wie der'. Eine ähnliche Umſtellung ſehen wir im Titel des Gedichtes, der wirklich dadurch verfehlt iſt. 'Orlando der raſende' klingt wie ein Beiname, der von einer beſtändigen Eigenſchaft, nicht von einem vorübergehenden Zuſtande hergenommen iſt. Es iſt eben, als wenn man ſagen wollte 'Jeruſalem das befreiete'.

Wenn man von den Verſen auch nichts weiter fordert, als daß ſie nur nicht geradezu mißfällig klingen, ſo leiſten ſie ſelbſt dieſe mäßigſte Forderung in vielen Fällen nicht. Die zuweilen eingemiſchten Anapäſte möchten am erſten hingehen: ſie haben doch den Vortheil, daß durch ſie Ausdrücke in den Vers gebracht werden, die der reine Jambe nicht duldet. Aber das häufige Hinübergehen aus einem Verſe in den andern mit einem einzigen Fuße, z. B. II. B.:

Bis er mit ſeinen Waffen lang' von ihm
Verſchmäht, | von Kopf zu Fuße ſich bekleidet;
Und daß Alcina nichts vermuthe, ſo gab
Er vor, | er wolle nur in ihnen ſich verſuchen:

iſt ſchon ſehr unangenehm; und vollends die Alexandriner ohne Abſchnitt! I. B.:

Der Undankbare, der Verräther, der Barbar —
Deshalb gab
Er vor, er wolle, um vom Hof mich zu entfernen —

II. B.:

Allein den andern kann ſie ſtets herunter ſetzen,
Und hätte ſie ihn bis zum Himmel auch erhoben.

Wir übergehen das Schließen der Verſe mit unbedeutenden Nebenwörtchen, die am folgenden hängen, und dergleichen mehr.

Man wird es alſo nicht zu viel geſagt finden, daß dieſe Verſe nur für eine Abtheilung zur bequemeren Ueberſicht für den, welcher das Original mit Hülfe der Verdeutſchung lieſet, gelten können. Dann ſollte ihnen aber auch nichts von der wörtlichſten Treue aufgeopfert, und ſo viel möglich Zeile durch Zeile wieder gegeben ſein. Davon fand Rec. indeſſen beträchtliche, und wie ihm dünkt, unnöthige Abweichungen. Wir geben, ohne beſonders auszuſuchen, folgende Probe. C. II. St. 18.:

Veduto avreste i cavalier turbarsi	Die Ritter ſtanden bei der Nachricht ganz
A quell' annunzio, e mesti, e sbigottiti,	Verdutzt; ſie ſahn ſich ſtarr ein Weilchen an,
Senza occhi e senza mente nominarsi,	Und ſchalten dann ſich blind und dämiſch, ſo
Che gli avesse il rival così scherniti.	Des Nebenbuhlers Hohn ſich Preis zu geben.
Ma il buon Rinaldo al suo cavallo trarsi	Drauf gieng, mit Seufzern, heiß als ſtiegen ſie
Con sospir, che parean del foco usciti,	Vom Feuer auf, Rinald zu ſeinem Pferde,
E giurar per isdegno e per furore,	Und ſchwur voll Wuth, wenn ihm ſein Vetter nur
Se giunge Orlando, di cavargli il core.	Begegnete, das Herz ihm auszureißen.

Außer daß die Ausdrücke 'verdutzt' und 'hämiſch' etwas Unedles haben wovon im Texte keine Spur iſt (ein Fehler, worein der Ueberſetzer öfter verfällt), ſo könnte man ſich in reimloſen Jamben noch beträchtlich näher an die italiäniſchen Worte halten:

Bei dieſer Zeitung hättet ihr die Ritter
Erſchrecken ſehn, und traurig und beſtürzt
Verblendet und bethört ſich ſelber nennen,
Daß ſie der Nebenbuhler ſo verſpottet.
Der wackre Reinhold gieng zu ſeinem Pferde
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer kamen,
Und ſchwur in der Entrüſtung und der Wuth,
Träf' er den Roland, ihm das Herz zu rauben.

. . . .*)

Dieſe Vorſchläge ſtehen übrigens hier in keiner weitern Abſicht, als bloß um das, was wir oben über die Unentbehrlichkeit des Reimes bei einem Gedicht von dem Ton und Colorit ſagten, anſchaulich zu machen.

Am Schluße jedes Geſanges ſind erklärende Anmerkungen angehängt; beſonders hat der Ueberſetzer beim dritten viel aufgewandt, die Genealogie des Hauſes Eſte aufzuklären. Auch der einleitende Auszug aus dem Orlando innamorato iſt zweckmäßig, da der Orlando furioso bekanntlich als Fortſetzung davon entſtand. Druck und Papier iſt ſauber, und von den beiden Titelvignetten von Lips die letzte, welche die Olympia am Felſen und Roland mit dem Anker im Rachen des Seeungeheuers vorſtellt, recht artig gerathen.

Eine Klatſchgeſchichte von der Verfaßerin des Werks: Die Vortheile der Erziehung. Aus dem Engl. Leipz. 1798.

Dieſe Geſchichte giebt ſich auf dem Titel für nichts Beßeres als ſie iſt; nur die Beſtimmung 'von der langweiligſten Gattung' hat die Vfn. hinzuzufügen vergeßen. Die Fiktion zum Eingange iſt herzlich gemein ausgeführt, und die Schreibart geht nur ſo eben über dem Allzuplanen weg. Den Kern des Inhalts machen die Gefahren der Empfindſamkeit aus; oder der Leere und Albernheit lieber, an denen Mariannens eheliches Glück ſcheitert. Mit mehr Salz und Leben hätte ſich wohl etwas Eingreifenderes aus der Anlage machen laßen. Die Briefſtellerei der zarten Freundinnen iſt ganz gut charakteriſiert. 'Sie führte Buch über die Begegniße jedes Tages, und ſandte ihrer theuren Eliſe jeden Morgen zwei eng geſchriebene Bogen zu'. 'Sollte ein ſkeptiſcher Kritiker' u. ſ. w. — hier folgt freilich eine gedehnte Tirade — 'ſo bedaure ich ſeine Unwißenheit, und verweiſe ihn auf die Produkte meiner Zeitgenoßinnen. Da wird er lernen, daß das Gefühl zum wenigſten ſo duktil iſt als das Gold, und, fein geſchlagen, eine eben ſo unbeſtimmbar große Oberfläche bedecken kann'. Die arme Luiſe iſt übrigens zu beklagen, auf den Mann, dem ſie ihre Neigung geſchenkt hat, nur durch ein beredtes Gebet, das er belauſcht, Eindruck machen zu können. Eher entſchließt er ſich nicht, 'ſie vor den Leiden einer Waiſe zu ſichern, und ſich um die Liebe eines ſo hochachtungswerthen Frauenzimmers zu bewerben'. Die Ueberſetzung eines ſolchen Originals müßte ſehr ſchlecht ſein, um ſchlecht genannt werden zu können. Von dem Grade ſeines Werthes zeugt auch die 'Auswahl' von matten Gedichten, die darin verwebt waren, und hier in der Urſprache hinzugefügt ſind.

---

*) [Vgl. Schlegels Werke 4. Bd. S. 89. ff.]

Neueſtes Handbuch für Freunde und Verehrer der ſchönen Wißenſchaften, oder kritiſche Abhandlungen und Recenſionen über Gegenſtände aus allen Theilen der ſchönwißenſchaftlichen Literatur. 2 Bde. Köthen 1797.

Ein wiedergetauftes Buch, das außer den beiden langen Namen auf dem Titelblatte, wovon der zweite am wenigſten über die Wahrheit hinausgeht, inwendig noch einen dritten führt, 'Kritiſche Bibliothek der ſchönen Wißenſchaften', unter welchem es im J. 1795. zuerſt erſchien. Der Verleger erklärt ſich hierüber in einer Vorerinnerung ganz aufrichtig, und ihm iſt es nicht zu verdenken, wenn er verſucht, einen Artikel in beßeren Umlauf zu ſetzen;

uns aber eben ſo wenig, wenn wir ihn hiebei unſererſeits nicht unterſtützen können. Den Inhalt machen, wenige Blätter ausgenommen, Recenſionen aus: triviale Recenſionen von obſkuren Schriften, die beßer gar nie gedacht, geſchrieben, gedruckt, geleſen und recenſiert worden wären, und hoffentlich großentheils ſchon ſo gut wie nicht mehr vorhanden ſind. Da man nun dem Himmel zu danken hat, wenn dergleichen ein für allemal recenſiert iſt, das Recenſieren von Recenſionen aber ins Unendliche gehen würde, ſo glauben wir unſerer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, wenn wir nur erwähnen, daß hier von dem Polygraphen Cramer mit großer Ehrerbietung als einem Mann von Genie geſprochen wird, daß Abällino für ein Meiſterwerk gilt, und 'der dicke Mann' ein romantiſches Gedicht heißt, und übrigens die Todten ihre Todten begraben laßen.

Ueber die proſodiſchen Grundſätze ... von K. Fr. W. Kadiſch. Halle u. Leipz. 1796.

Um über das deutſche Geſetz der Silbenmeßung und ſein Verhältniß zu dem in den klaſſiſchen Sprachen herrſchenden nach Klopſtock, Moritz und Voß (der leider nur einzelne theoretiſche Bemerkungen gegeben hat, aber durch ſeine Praxis deſto belehrender ſpricht) etwas noch tiefer Ergreifendes, vorzüglich etwas, das über die Abweichungen dieſer Metriker von einander Licht verbreitete, zu ſchreiben, müßte man wohl beßer gerüſtet hinzukommen, als der Vf.; dann ließe ſich aber auch die Materie nicht in ſo wenigen Bogen erſchöpfen, als dieſe kleine Schrift enthält. Neues findet man hier eben nicht; nicht einmal ſichere Spuren von der Benutzung aller Vorgänger: das Meiſte iſt von Klopſtock entlehnt. Die Methode wird ebenfalls nicht verbeßert, wenn der Vf. zu den drei möglichen proſodiſchen Grundſätzen, die er aufſtellt, 'dem des Begriffes, des Tones und der Zeit oder dem mechaniſchen', nun noch einen Grundſatz 'der Nothwendigkeit' und einen 'der Faulheit' hinzufügt. Was haben erlaubte oder unerlaubte poetiſche Licenzen mit der reinen Silbenmeßung zu thun, von der ſie vielmehr Abweichungen ſind? Dann iſt die Tonſetzung oder Proſodie weſentlich verſchieden von der Quantität, wenn ſie gleich Einfluß darauf haben kann. Endlich mag die Beſtimmung begriffmäßig oder mechaniſch ſein, ſo iſt ſie doch immer eine Beſtimmung der Zeit, d. h. die Länge oder Kürze wird wirklich gehört. In der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie ſoll der Grundſatz der Nothwendigkeit und Faulheit einzig und allein gelten. Wie ſchief und ohne Sachkenntniß! Die unbeſtimmte Quantität der neueren Sprachen, ſo wie die Beſchaffenheit der Silbenmaße und der Gebrauch des Reimes liegt viel tiefer in der ganzen Eigenthümlichkeit des modernen Geſchmacks. Auch unſere Sprache, in der die Bearbeitung der antiken Silbenmaße die ſtrengſte Beſtimmtheit der Quantität fordert, neigt ſich, ſobald in reimfähigen Formen gedichtet wird, immer wieder zu der urſprünglichen ungefähren Meßung hin. Ohne Prüfung wird es Klopſtocken nachgeſprochen, die Griechen und Römer würden wohlgethan haben, den Trochäen in ihren Hexameter aufzunehmen. Dieß war nach den Geſetzen der alten Metrik unmöglich: ſie wären ja dadurch aus der gleichen Taktart in die ungleiche übergegangen. Wenn der Vf. mit den neueſten und ausgebildetſten Bearbeitungen des Hexameters bekannt wäre, ſo würde er ſich nicht mit Beiſpielen aus Zacharias Werken und aus Stolbergs Ueberſetzung der Ilias aufhalten, und einſehen, daß der Grundſatz der Nothwendigkeit (zu deutſch: der Silbenzwang) viel weniger dabei ſtatt zu finden braucht, als er ſich vorſtellt.

Fabeln und Erzählungen aus verſchiedenen Dichter geſammelt von K. W. Ramler. Berl. 1797.

Es kann jetzt den wackern Ramler nicht mehr kränken, wenn man offenherzig geſteht, was ſich doch nicht verhehlen läßt, daß ſeine Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu korrigieren, etwas Kleingeiſtiſches, Illiberales und Präceptormäßiges hatte. Bekümmerten ſich die Abgeſchiedenen noch um den Nachruhm und das Schickſal ihrer Produkte, ſo möchten die Manen Geßners und Leſſings wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beunruhigt worden ſein. Hätte der beſcheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritiſcher Untrüglichkeit gehabt, ſo dürften wir es nun nicht beklagen, daß die ächte und urſprüngliche Geſtalt ſeiner Gedichte unter anmaßlichen Verbeßerungen verloren gegangen iſt. Bei dieſer Sammlung von Fabeln findet man weder eine Vorrede, welche über das Geſchäft des Herausgebers dabei Licht gäbe, noch irgend eine Nachweiſung über die Verfaßer der einzelnen Stücke: dieſe mögen ſich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu ſein. Ein Verfahren, das in der That ſo ausſieht, als wenn er das Schulmeiſtern für viel etwas Höheres gehalten hätte, als das Dichten. Dem Beurtheiler, der es der Mühe werth fände, Vergleichungen zwiſchen den Originalen und dem hier gelieferten Texte anzuſtellen, iſt dadurch die Arbeit ſehr erſchwert: man müßte mehr Beleſenheit im Fache der Fabeln, und mehr Geſchmack an dieſer Dichtart haben, als Rec. beſitzt, um ohne weitläuftiges Nachſuchen angeben zu können, wo jedes Stück hergenommen iſt. Allein der Werth der ramlerſchen Verbeßerungen läßt ſich auch ohne ſo viele Umſtände mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wo endloſe Alexandriner ohne Abſchnitt hinter einander drein ſtolpern, ... wo Wohlklang und Quantität auf das gröbſte beleidigt werden, ... da kann man zehn gegen eins wetten, daß die ungeſegnete Hand des poetiſchen Chirurgen Verwüſtungen angerichtet hat.*) Jeder leidliche Fabeldichter weiß wenigſtens, daß dieſe Gattung im Silbenmaße die gröſte Leichtigkeit und Zwangloſigkeit fordert: daß er alſo in freien Jamben mit verſchlungenen Reimen ſich keine Alexandriner ohne Abſchnitt nach dem dritten Fuße (die überhaupt nur in gereimten Oden-Strophen anzurathen ſind), ja kaum fünffüßige Jamben mit einem andern Abſchnitte, als nach dem zweiten Fuße, erlauben darf. Es iſt wirklich eine eigne Erſcheinung, wenn ein Dichter, der ein ſo großes Gewicht auf die ſogenannte Korrektheit legt, deſſen Gedichte um derſelben willen beſonders angeprieſen werden, bei ſeiner Verbeßerung fremder unaufhörlich ſelbſt gegen den Rigoriſm der äußern Form verſtößt, ja ihn zerſtört, wo er ihn vorfindet; wenn jemand, der einen langen Lebenslauf faſt einzig damit zubrachte, Verſe zu feilen, nicht einmal ſo weit gediehen iſt, nur einen ordentlichen Hexameter zu machen. Von der Ueberſetzung leſſingiſcher Fabeln, deren hier verſchiedene eingerückt ſind, in Verſe, haben auch anderswo Proben geſtanden. Die Proſa war gedrängt und raſch, die Verſe ſind matt, und zum Theil ſelbſt die Wahl der Silbenmaße ſo beſchaffen (z. B. reimloſe Alexandriner mit weiblichen Endungen und ohne Abſchnitt), daß ſie gänzlichen Mangel an Gehör verräth. Und was ſoll man von dem Geſchmacke eines Kunſtrichters halten, der bei der einmal übernommenen geiſtigen Vormundſchaft Stellen, wie folgende (in der Erzählung ‘Bankban’) ſtehen ließ:

---

*) [In den Charakt. u. Krit. II. S. 359. ſchließt der Aufſatz alſo: Doch mit dieſem Titel wird ihm noch zu viel zugeſtanden: er war vielmehr ein bloßer poetiſcher Bartputzer, wie er ja auch einmal in einmal in einer Zeichnung ſoll vorgeſtellt worden ſein, der ſich aber ſtumpfer Meßer bediente, und daher ſeinen Patienten das Geſicht jämmerlich zerſetzte.]

> In allen Adern, glaubet Hein,
> Rinn' ihm entflammter Branntewein,
> Im Buſen ſchlag' ein Hammer.

Es iſt nämlich von den Regungen die Rede, welche eine auf der Maſkerade tanzende Schöne dem Markgrafen Hein verurſacht, und deren eigentliche Art ſich ſogleich, wie ſie ſich in eine Nebenkammer zurück zieht, noch handgreiflicher offenbart:

> Nicht Scherz mehr, nicht mehr Bruderkuß;
> Geil iſt des Wollüſtlings Genuß,
> Und jedes Wort verwegen.

Bald darauf weiß der Erzähler (wenn wir nicht irren, ein bekannter Name) ſich noch viel mit ſeiner Delikateſſe, indem er ſich bei einer vorkommenden Nothzüchtigung folgendermaßen aus dem Handel zieht:

> O fleuch! und ſieh dich ja nicht um,
> Und ſiehſt du was, ſo bleibe ſtumm,
> Du Göttin keuſcher Leier!

Eine andere kleinliche Angewöhnung Ramlers, beſonders in ſeinen letzteren Jahren, war die Sucht unnütze Noten zu machen. Die hier beigefügten ſind zwar herzlich mager, aber dafür auch nur wenige. Es iſt zu wünſchen, daß die Beſorger ſeines litterariſchen Nachlaßes ſeine Gedichte, bei der zu erwartenden neuen Ausgabe, theils von dergleichen ſtörenden Zuſätzen, theils von veränderten Leſearten, die, wie das Gerücht geht und einige erſchienene Proben beweiſen, beträchtlich viel daran verdorben haben ſollen, befreien, und den Dichter, der in der Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Großen immer noch allein ſteht, ſich ſelbſt wiedergeben mögen.

Die Nacht. 2 Bändchen. Bremen 1797.

Seit jener Zeit, da Youngs Nachtgedanken unter uns ſo ungemeſſene Bewunderung und eifrige Nachfolge fanden, daß das Helldunkel der Poeſie mehr als rembrandtiſch werden zu wollen ſchien, und man beſorgen mußte, die bunten Schmetterlinge der Phantaſie würden ſich alle in ſchwirrende Nachtvögel verwandeln, iſt die Nacht vielleicht durch kein ſo weitläuftiges Gedicht verklärt worden, als das Vorliegende. Doch iſt dieß keine von den düſtern youngſchen Nächten, ſondern eine transparente Mondſcheinlandſchaft, durch deren gemilderten Schatten nicht bloß der Mond, ſondern alle Sterne durchſchimmern; und in der That ſo transparent, daß über den dahinter angebrachten Lichtern das Gemälde ſelbſt einem unter den Augen verſchwindet. Anſtatt mit geiſtigem Gehalt und dichteriſcher Schönheit zahlt der Vf. die Forderungen der Leſer in Himmelskörpern aller Art, Sonnenſyſtemen und Milchſtraßen; einer Münze, die ſo verſchleudert wird, ſeit einige Männer von Ruf die Erweiterungen der Aſtronomie in poetiſchen Kurs ſetzten, daß man darauf bedacht ſein ſollte, ihrem Kredit durch eine Luxus-Verordnung wieder aufzuhelfen. Zum Glück beſchäftigen ſich nicht alle die zwanzig Lieder, worein der Vf. ſeine **Nacht** eintheilt (die, wie er ſelbſt geſteht, 'der äußern Geſtalt nach eigentlich nach gar keinen Muſtern zugeſchnitten', unſers Bedünkens aber völlig geſtaltlos, und alſo von dieſer Seite einer natürlichen Nacht recht ähnlich iſt) mit dem geſtirnten Himmel, mit Ausſichten in die Zukunft und phyſiko-theologiſchen Erſtaunungen über beides; die letzten handeln von der Verbeßerung der bürgerlichen Geſellſchaft und der Religion, und vom Heil des Menſchengeſchlechts überhaupt. Alles dieß iſt herzlich gut gemeint; aber, die 'reinen Abſichten' des Vfs. in allen Ehren gehalten, können wir doch nicht umhin, ſie von Anſprüchen anderer Art zu ſondern, die er deutlich genug zu erkennen giebt, wenn er verſichert, er werde ſich 'wegen der Geiſel unbilliger Kunſtrichter mit dem Beifall einiger der erſten Dichter Deutſchlands zu treffen wißen', oder gar hofft, man werde ſein Werk 'für ächt deutſche Poeſie erklären'. Es wäre wirklich ſehr traurig für unſere Nation und Sprache, wenn dieß mit Recht geſchehen könnte. Ganz gemeine Empfindungen und tauſendmal wiederholte Gedanken, in einem Vortrage, der nur eben über lahmer und aufgedunſener Poeſie ohne allen metriſchen Wohlklang hinſchleicht, verdienen gewiß bei allen Völkern, und nach der Stufe, worauf unſere Litteratur ſteht, bei den Deutſchen ganz vorzüglich Unpoeſie zu heißen. 'Melodie war mein einziges Silbenmaß', ſagt der Vf.; aber welche Begriffe muß er von Melodie und Silbenmaß haben, um ſie hier anwendbar zu finden! Wo iſt nur etwas Rhythmiſches in Stellen wie folgende hörbar: ‘denn Alles war ganz mit unſern erſten Ideen verwebt, durch Alles fühlte die junge Seele ſich glücklich? darum bleibt dieß Erinnern in reiferen Jahren noch heilig’. Und doch ſoll es im Text, wie uns die abgeſetzten Zeilen bedeuten, Verſe vorſtellen. Dafür hat Geßner die Proſa in ſeinen Idyllen nie ausgegeben, obgleich ihr Wohllaut wohl ein wenig mehr dazu berechtigt hätte. Nur bei kurzen dithyrambiſchen Ergießungen ſind Rhythmen ohne geſetzliche metriſche Wiederkehr angemeßen, und die Befugniß zu dieſer Form möchte doch von manchen unſerer Dichter überſchritten ſein. Der Vf. giebt ein gefährliches Beiſpiel. Wehe dem Papier, wenn die Romanenverfertiger und alle, denen es bloß um Anſchwellen ihrer Produkte zu thun iſt, auf den Einfall kommen, ihre oft nur allzu koſtbare Proſa wie Verſe abzuſetzen. S. 7. und 8. im 2ten B. kommt ſehr ſchnell nach einander das Wort ‘Umſonſt’ dreimal als ein vollſtändiger Vers (versus heißt Zeile) vor, und erregt die Betrachtung, wie ganz umſonſt dieſe Einrichtung gewählt iſt. Man ſollte denken, die Vertraulichkeit mit den unermeßlichen Räumen des Himmels habe dieſe Verſchwendung des irdiſchen Raums verurſacht. Wäre alles ſchlicht in einem fort gedruckt, ſo erwartete man wenigſtens nichts anders als poetiſche Proſa, und die Seiten würden äußerlich weniger leer erſcheinen. Dem gänzlichen Mangel an Kraft und Schwung iſt zwar auf keine Weiſe aufzuhelfen. Bei Stellen, die einigen poetiſchen Schein haben, bieten ſich auch ſogleich die Reminiſcenzen, beſonders aus Klopſtock, dar. Ein Seraph, mit dem ſich der Vf. in ſeiner Viſion unterhält, theilt ihm Ermahnungen für die Fürſten mit:

> -- Daß fürchterliche Revolutionen
> Nicht mehr die Erde verwüſten,
> O Bruder!
> So verkündige ihnen
> Den Willen der Gottheit;
> Denn ſo ſpricht der Herr:
> ‘Ich hab’ euch zu Fürſten gemacht’ u. ſ. w.

Wir verſchonen die Leſer mit dem Uebrigen: denn wie der Autor immer aus dem beabſichteten Pathos in das verwandte Bathos geräth, ſo hat er hier auch die höheren Perſonen, die er bemüht, in das gleiche Unglück verwickelt.

Am Schluße der Nacht iſt eine Deklamation über ‘Aufklärung’ und Freiheit angehängt, nicht in Verſen, doch in einer Schreibart, die eben ſo wenig wahre Proſa iſt, als jene ächte Poeſie. Aber aufrichtig und gut gemeint iſt das hier Geſagte, wie Alles: ungeachtet der Nächtlichkeit ſeiner Muſe iſt der Vf. ein großer Gegner der Verfinſterer, und wir müßen in Bezug auf alles Vorhergehende in Erinnerung bringen, daß man ein ſehr achtungswürdiger Mann ſein und doch ſchlechte Verſe machen kann. Beßer aber gar keine.

Grundriß akademiſcher Vorleſungen über die Aeſthetik, von Friedr. Bouterwek. Göttingen. 1797.

Abriß akademiſcher Vorleſungen über die Philoſophie der Schreibart in deutſcher Proſe, von Friedr. Bouterwek. Göttingen. 1797.

Dieſe Bogen ſollen, nach der Aeußerung des Vfs., ſeinen Zuhörern zum Leitfaden dienen: andere Leſer möchten zu dem Leitfaden erſt wieder einen Leitfaden nöthig haben. Die Rubriken ſind nicht zur Ueberſicht methodiſch geordnet, ſondern hingeworfen, oft in bloßen Fragen; und zwiſchen inſulariſch daſtehenden Andeutungen und Namen ſind Brücken von Gedankenſtrichen geſchlagen. Wo dieſe Aeſthetik hinaus will, läßt ſich nur ungefähr aus den größern Abſchnitten errathen. Sie iſt eingetheilt in ‘Philoſophie der äſthetiſchen Darſtellung, Philoſophie des äſthetiſchen Ausdrucks, und Philoſophie der Kunſtformen’. In der erſten findet man eine ‘Philoſophie des Schönen, des Erhabenen und des Lächerlichen’. Der Abriß giebt nach einer philoſophiſchen und hiſtoriſchen Einleitung eine ‘Philoſophie der deutſchen Sprache, und eine Philoſophie des deutſchen Stils’. Man ſieht, es wimmelt von kleinen Philoſophien; ſie ſchießen dem Vf. wie Pilze unter den Händen auf: er iſt glücklich zu ſchätzen, wenn ihm die Eine und untheilbare Philoſophie dabei nicht verloren geht. Wenn ſich der Sprachgebrauch, eine philoſophiſche Theorie eine Philoſophie zu nennen, auch rechtfertigen ließe, ſo iſt doch eine Philoſophie des deutſchen Stils gerade wie eine Philoſophie des Schuhmachens. Die Philoſophie kann nur unbedingte Zwecke des Menſchen ausführen lehren: die Grammatik könnte alſo allerdings eine philoſophiſche Wißenſchaft ſein, weil ſie es mit dem nothwendigen Werkzeuge der Gedanken zu thun hat; die Anwendung ihrer Grundſätze auf eine beſtimmte Sprache iſt offenbar philologiſch. ‘Die ſchöne Kunſt iſt nicht einem, ſondern zwei höchſten Geſetzen unterworfen’. Zwei unumſchränkte Monarchen in Einem Staat! Sie werden alſo hoffentlich höflich gegen einander ſein. ‘Sie heißen „Geſetz der Darſtellung“. Sein Princip iſt Einheit und Eurythmie, beſtimmt durch die beſondere Natur jeder Kunſt. „Geſetz des Ausdrucks.“ Sein Princip iſt äſthetiſche Wahrheit oder getreue, ſelbſt in der Verſchönerung fragmentariſch getreue Nachahmung der Natur.’ Da dieſe höchſten Geſetze wieder ihre Principien haben; ſo möchte man nun wohl wißen, aus welchen Geſetzen die Principien herfließen. ‘Das Lächerliche iſt das äſthetiſch-Unvernünftige’. Wenn die Definition nur nicht zugleich Beiſpiel iſt, welches um ſo ſchlimmer wäre, wenn das Beiwort ‘äſthetiſch’, als eine qualitas occulta bezeichnend, nicht ſonderlich beachtet würde. Ein Beiſpiel der vielen Fragen mag folgende ſein: ‘Darf die Poeſie fluchen?’ Darf die Theorie ſo wunderlich fragen? Wenn der Vf. erſt deutlicher macht, was er unter ‘Kunſtformen’ verſteht; ſo wird ſich erklären, oder wahrſcheinlicher, leugnen laßen, daß die zeichnenden und plaſtiſchen Künſte keine haben, wie er behauptet. Bei allem Streben nach Neuheit verräth ſich Anhänglichkeit an alte Autoritäten, wenn die Heroide unter den ‘didaktiſchen Formen’ aufgeführt wird. Am Schluße der Aeſthetik ein Anhang ‘von einigen Dichtungen, die keine Gedichte ſind’, wohin auch der Roman gehören ſoll. Leider giebt es eine Menge Romane, die weder Gedichte noch Dichtungen ſind: was ſie aber ſein ſollten, iſt eine ganz andere Frage.

1) Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit. Herausg. von Fr. Rochlitz. 3 Thle. Züllichau und Freiſt. 1798. 1799.

2) Charaktere intereſſanter Menſchen in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt ... von Fr. Rochlitz. Ebendaſ. 1799.

Unter den ſogenannten moraliſchen Schriftſtellern nimmt der Vf. obiger Schriften eine vorzügliche Stelle ein, denn er hat wirklich einen moraliſchen Zweck, und er unterhält die Leſer, denen er nutzen möchte. Man hat es ihm ſchon bei Beurtheilung des Buchs ‘Blicke in das Gebiet der Künſte und der praktiſchen Philoſophie’, wozu er ſich hier als Vf. nennt, zugeſtanden, daß er ein fruchtbarer Schriftſteller für das praktiſche Leben ſei, und wer da wünſcht das Beßere an die Stelle des Schlechten geſetzt zu ſehen, wird auch ſeines guten Fortgangs ſich erfreuen. Nur ſorge er mit Fleiß, daß die Fruchtbarkeit ſich ſtets auf die Güte der Früchte, nicht auf ihre Menge beziehe. Er hat einen Vorrath angenehmer Kenntniſſe, und beſtrebt ſich in ſeinen bloß räſonnierenden Aufſätzen wirklich gründlich zu ſein, es iſt bei ihm nicht auf eine Ausfüllung leerer Augenblicke abgeſehen, er will Gedanken und Sachen geben: allein, was er giebt, verträgt durchgehends mehr Gedrängtheit und Beſtimmtheit. Sehr begreiflich iſt es übrigens, daß die Erzählungen anziehender ſind, als die Abhandlungen, deren ſich zwei von ziemlichem

Umfange in der erſten Sammlung befinden: 'Meines Onkels Briefe an ſeinen männlichen' (erwachſenen) 'Sohn über Weiblichkeit und weibliche Beſtimmung', und 'Menſchenleben nach ſeinen Hauptmomenten gezeichnet'. Es bedarf eines ſehr durchgreifenden Geiſtes, um in dieſem Fach mehr als das Gewöhnliche zu leiſten. Des Vfs. Bemerkungen über die Frauen halten ſich mehr bei den kleinen Vorzügen auf, die ihrem Geſchlecht eigenthümlich ſind, als daß ſie auf den Werth giengen, deſſen ſie im Ganzen fähig ſind. In der Skizze des Menſchenlebens ſpricht er auf eine andere Art zu viel von dem Geſchlechtlichen, dem Geſchlechtstriebe und der Geſchlechtsliebe, die nur durch vollſtändigen Müßiggang, beſonders beim weiblichen Geſchlecht, ein ſolches Uebergewicht bekommen können, als er annimmt. Dieſe delikaten Auseinanderſetzungen gehen gar leicht in undelikate Anſichten über, und die Sittlichkeit gewinnt dabei, ihnen keinen überflüßigen Raum zu gönnen. Da der Vf. auch ſelbſt nicht wünſcht, daß ſie in die Hände der Jugend gegeben werden möchten, ſo ſcheinen ſie nicht in eine Sammlung zu gehören, von welcher man den gröſten Theil, z. B. den Spieler, recht gern in den Händen der Jugend ſehen wird. Den mediciniſchen Theil dieſer Anthropologie muß Rec. übrigens andern Richtern überlaßen. Gegen den philoſophiſchen bleibt immer einzuwenden, daß die Scheidung der Begriffe und Benennungen gar zu willkürlich ausgefallen iſt. Warum wird z. B. der Eigenwille im Gegenſatze mit dem Eigenſinn als eine 'abſcheuliche Geſinnung' angegeben? Selbſt nach der Erklärung des Vfs., 'Eigenſinn iſt die Neigung des Menſchen ſeinen Willen durchzuſetzen in Rückſicht auf die Folgen; Eigenwille ohne Rückſicht auf Folgen', haben Kinder mehr Eigenwillen als Eigenſinn, weil ſie niemals an Folgen denken. — Mit Recht iſt der Vf. überall einem empiriſchen Leitfaden gefolgt, da er eine gemeinnützige Abhandlung ſchrieb; er hat ſich ſpecieller Beiſpiele bedient, und geht nur ſelten in das Allgemeine, wie etwa in der 'Beilage' mit Worterklärungen, wo er von der Liebe handelt und ſie mit dem Genie vergleicht. Er findet, der Unbeſchreiblichkeit bei der ungeachtet, 'daß es denn doch nicht gut wäre, wenn den Leuten nicht geſagt würde, was ſie ſind' — 'Mancher bildet ſich ein, es zu haben, und hat es nicht' — 'Mancher biltet ſich ein, es nicht zu haben, und hat es'. Was das letzte betrifft, ſo werden ſich das rechte Genie und die rechte Liebe ſchon zu helfen wißen, wie nach Georgs Rede im Götz von Berlichingen ein rechter Reuter und ein rechter Regen überall durchkommen: es bedarf ſolcher Nachweiſungen nicht. Dagegen entſcheiden beſonders ſo manche tändelnde Merkmale eines zärtlichen Herzens nichts für die Liebe.

Von Erzählungen finden wir in Nr. 1. den Spieler, Ferdinands Hochzeittag, Emiliens Heiratsgeſchichte, die ſchönſte Stunde meines Lebens, und Anekdoten, unter denen beſonders der Deſerteur eben ſo intereſſant als angenehm erzählt iſt. Nr. 2. enthält die frühe Verbindung, die Landmädchen und Nachbar Millner. Alle dieſe ſind häufig mit Geſprächen durchwebt, in denen zuweilen etwas viel geſprochen wird; die Sitte des Vfs., jede Rede abzuſetzen und einwärts zu rücken, macht das noch auffallender. Hier müßte beſonders die fleißigere Gedrängtheit des Stils eintreten. Beſteht das Weitläuftige nur in gefälligen Worten, entfaltet ſich nicht ſtets wieder ein neues Bild oder ein neuer Umſtand, ſo lieſet man es nur Einmal; man kehrt öfter zurück, wenn noch etwas zu ſagen und etwas Eigenes zu denken übrig blieb. Wir trauen dem Vf. zu, daß er lieber mehrmals geleſen ſein, als mehrere Bogen füllen will. Die Erfindung in ſeinen bürgerlichen Geſchichten iſt nicht glänzend, aber es fehlt ihr nicht an Anmuth, und es ſteht in dieſem Punkte nur wenigen unſerer moraliſchen Erzähler nach. Einen Beitrag von Lafontaine, wie dieſer ſie in die Taſchenbücher liefert, hat er in den erſten Band aufgenommen, und bittet beſcheiden um Verzeihung, daß es nur einer iſt. Ein Schriftſteller, der ſich ſelber ſchätzt, ſollte die Beliebtheit eines andern nicht zu Hülfe nehmen. Er gehe nur auf ſeinem Wege weiter, und ſetze die Moralität ſeiner Schriften immer mehr in die unabhängigſte Ausbildung.

Graf Pietro d'Albi und Giannetta, von Guſtav Fredau. 3 Thle. Leipz. 1798.

Unter dieſem Titel finden wir 'die Pfleglinge der heiligen Katharina von Siena'... nebſt einer Fortſetzung, die das zweite und dritte Bändchen, und jene artige Erzählung noch um vieles bedeutender macht. Es hebt eigentlich eine neue Geſchichte damit an, deren Fäden aber genau in die Anlage der erſten verwebt ſind. Nur findet der Unterſchied ſtatt, daß der Stoff der erſten ganz romantiſch iſt, und die letzte mehr auf pſychologiſche und moraliſche Entwickelung ausgeht, welcher die Begebenheiten, obwohl beides ſehr in einander greift, doch untergeordnet ſind. Indeſſen fällt hier kein Mißverhältniß auf: man mag nun den erſten Theil, der bis zu der Kataſtrophe geht, welche die Liebenden verbindet, als der unbefangnen Jugend angemeßen betrachten; die letzten gehen in das ernſtere Leben ein. Freilich geſtehen wir, daß es darin manchmal mit dem Leben zu ſchwer genommen wird. Die erſten Zeiten einer glücklichen Ehe verſtreichen dem jungen Paar unter tauſend angenehmen Beſchäftigungen: man ergiebt ſich den ſchönen Künſten und der ſchönen Natur, führt ein häuslich geſelliges Leben, Giannetta wird Mutter, die Liebe des Gatten bleibt immer die nämliche. Dieß ſcheint wirklich alles, was ſich fürs erſte fordern ließ. Aber dem Vater Giannettens, der die Güter verwaltet, wird bange dabei, daß nie von Arbeit die Rede iſt, daß Pietro die Güter und Landwirthſchaft gleichſam nur mit maleriſchen Anſichten durchſtreift. Er ſucht ſeine Kinder aufmerkſam darauf zu machen; da die Winke nichts helfen, nimmt er zu allerlei Machinerien ſeine Zuflucht, die, mit etwas ungeſchickter Hand angeordnet, drollig mißglücken. Pietro und Giannetta haben kein Arges daraus, lieben ſich, ſpielen und ſingen nach wie vor. Zuletzt gelingt es ihm zwar, den Pietro ganz zu verſtimmen, indem er ihn mit Elenden umringt, die auf ſeine Hülfe Anſpruch machen, und ihn ſo wenigſtens zum unterſten Grade der Thätigkeit, der Austheilung milder Gaben, zu erwecken ſucht. In dieſem Zeitpunkte führt das Ungefähr den Grafen nebſt ſeiner Gattin zu einer faſt hülfloſen fremden Familie, die ſich im Dorfe niedergelaßen hat, und deren Bildung eine ganz andere Vergangenheit andeutet. Hier will er helfen aus eignem Antrieb, und hört bei der Gelegenheit von dem Vater der Familie (der den Namen Marſini führt) bittere Wahrheiten, ja, wir müßen ſagen, ſelbſt ungegründete Vorwürfe. Marſini leugnet ihm ſogar die Aechtheit ſeiner Liebe für Giannetta weg. 'Die Künſte', ſagt er ihm unter andern, 'ſchenken euch ein Vergnügen, das ihr halb oder ganz auf Rechnung der Liebe zu ſchreiben geneigt ſeid.' Könnte er nicht eben ſowohl, wenn Pietro viel Großes und Nützliches thäte, ſagen, Eure

Thaten ſchenken euch ein Vergnügen, das ihr auf Rechnung der Liebe ſchreibt? Es iſt in der That in Marſinis Weisheit auch ſo manches Harte und Verſchrobene, daß man ſich nicht wundern darf, wenn die Ideen des jungen Mannes darüber in Verwirrung gerathen. Er war ſchon urſprünglich von einem Charakter, deſſen ſchwache Seiten ihn auf Irrwege leiten mußten, ſobald er einmal anfieng, recht über ſich nachzudenken. Das geſchieht nun auch in vollem Maß. Die Wuth, thätig zu ſein und Gutes zu ſtiften, überfällt ihn; er will die Achtung ſeiner Gattin erzwingen, er will ſie ſelbſt auf eine höhere Stufe führen. Seine gemeinnützigen Anſtalten ſchlagen fehl und ziehen ihm Unruhen zu, die Liebe wird ganz in Pedanterie begraben, Giannettas ſtille Würde und die Wahrnehmung, daß ſie längſt das iſt, oder vielmehr etwas Anderes und Beßeres, als er aus ihr machen möchte, beſchämt ihn tief. Marſini läßt ihn gewähren, und bereitet ihm Hülfe, wenn es bis aufs Aeußerſte geht, wohin es denn bald mit ihm durch ungegründete Eiferſucht kommt. Der Werth ſeiner Gattin bringt ihn zur Verzweiflung an ſeinem eignen, Marſini theilt ihm Papiere einer geheimen Geſellſchaft mit, um ihn über ſich ſelbſt aufzuklären; Betrüger nutzen dieſen Umſtand und die Stimmung des Grafen, er wird ſo verwickelt, daß ſein Leben auf dem Spiele ſteht, und in der Einſamkeit des Gefängniſſes kommt er endlich zu ſich ſelbſt, wo ſich denn das Ganze harmoniſch löſt. Wir haben hier nur die Hauptmomente angegeben; die mancherlei einzelnen Theile ſind mit vieler Sorgfalt ausgeführt, und geben Anlaß zu weiterem Nachdenken: Einiges, z. B. die Veranſtaltungen des Grafen und ſeines Schwiegervaters, und wie ſich die Menge dabei nimmt, iſt mit wahrer Laune dargeſtellt. Es wäre überhaupt ein geringes Lob für dieſes Buch, wenn man es nur den gewöhnlichen beliebten Romanen vorziehen wollte, mit denen es nicht verglichen werden kann. Es liegt hier durchaus ächte Sittlichkeit des Planes und Zweckes zum Grunde: Der Vf. muß ſich nur ſeines Talentes noch freier bedienen, jene damit zu bekleiden. Die Lage des jungen Paares ſpannt oft jede Art von Theilnehmung, doch zeigt ſich, daß ein gewiſſes Streben nach Sittlichkeit, deſſen falſche Richtungen der Vf. ſchildert, ſeine eignen Ideen zu ſehr beherrſcht. Nicht als hätte er ſeinem Werke Moralität aufzwingen wollen, ſondern nur in ſo fern er ſeinen Gegenſtand nicht leicht genug behandelt. Er hätte vielleicht in einem fröhlicheren Kontraſte anſchaulich machen müßen, daß Giannetta viel war, ohne zu ſtreben. Sittlichkeit iſt das reine Element, in dem wir athmen, die Geſundheit der Seele, nicht ihr krampfhafter Zuſtand.

---

1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English, with their original music. The second edition. Berlin 1798.

2) A collection of German ballads and songs with their original music, done into English by the translator of the German Erato etc. Berlin 1799.

Die erſte Ausgabe von Nr. 1. nebſt dem German songster deſſelben Vfs iſt vor nicht langer Zeit (1798. Nr. 365.) in dieſen Blättern mit dem verdienten Lobe angezeigt werden. *) Die ſchnelle Erſcheinung einer zweiten Ausgabe der Erato iſt ein günſtiges Zeichen von dem Eingange, den der deutſche Geſang, ſowohl von Seiten der Muſik als der Poeſie, in England und wo die engliſche Sprache gilt, auch in Amerika, findet. Bei dieſer Empfänglichkeit iſt es um ſo glücklicher, daß das Geſchäft, ihn dahin zu verpflanzen, in ſo talentvolle Hände gefallen iſt, von denen wir noch manche gelungene Arbeit in dieſem Fache zu erwarten haben, während vortreffliche Werke in andern Dichtarten immer häufiger fähige Ueberſetzer finden. Freilich gelangt auch ſo manches über das Meer hinüber, was immerhin (mit den Engländern zu reden) auf dem feſten Lande hätte bleiben mögen, und wird dort für das Charakteriſtiſche und Vorzüglichſte der deutſchen Literatur ausgegeben, daß wir, um ihren Ruhm bei dem gebildeteren Theile des engliſchen Publikums zu retten, erklären müßen, dergleichen habe auch bei uns nur den großen Haufen für ſich, und ſei bloß Sache einer vergänglichen Mode, damit man in England nicht nöthig finde, heftig dagegen zu deklamieren, eine Bemühung, die man bei uns ſchon längſt aufgegeben hat.

---

*) [S. oben S. 324. ff.]

Hrn. Beresfords Wahl iſt, wie ſchon bemerkt wurde, durch die Bedingung einer gefälligen und in gewiſſem Grade noch populären Kompoſition beſchränkt. Indeſſen iſt er der Aufforderung in der vorigen Recenſion gefolgt, zu verſuchen, wie weit ſich die Nachbildung einiger Lieder und Romanzen von Goethe, die zu den eigenthümlichſten Lauten unſerer Sprache gehören, bringen ließe. Unter den vier neuen Liedern, womit dieſe Ausgabe der Erato vermehrt iſt, findet ſich das ſchöne von Matthiſſen 'Freude jubelt, Liebe waltet', und 'Kennſt du das Land' aus Wilhelm Meiſter. Zwar ohne das wunderbare Kind zu kennen, dem das Lied in dem Roman zugeſchrieben wird, kann man die hier ausgedrückte Sehnſucht nicht ganz begreifen: allein Reichardts gefühlvolle Töne laßen das Unnennbare darin ahnden, und der Ueberſetzer hat ſich möglichſt bemüht, den romantiſchen Duft des Originals zu erhalten.

Know'st thou the mount, where clouds obscure the day,
Where scarce the mule can trace his misty way,
Where lurks the dragon and his scaly brood;
And broken rocks oppose the headlong flood!
Say, know'st thou well!
'Tis there, 'tis there,
Our way must lead; ah, thither let us tend.

Der Ausruf 'Dahin, dahin', hat im Klange verloren, freilich durch Schuld der Sprache; und eine reimloſe Zeile am Schluße der Strophe iſt dem Ohre unerwartet. Der Ueberſetzer hat vielleicht 'hin' und 'ziehn' nicht für einen Reim angeſehen: beim bloßen Vorleſen iſt er auch nicht ſtreng richtig, aber in der Muſik wird er es vollkommen durch die Dehnung des 'hin'.

Die neueſte Sammlung giebt uns wiederum zwei Lieder von Goethe, den Fiſcher und die Romanze vom Harfner aus W. Meiſter, in den urſprünglichen Silbenmaßen nachgebildet. Wenn es nicht möglich war, ihnen ihre ganze Schmuckloſigkeit und Einfalt zu laßen, weil faſt jede veränderte Wendung, wozu der metriſche Zwang nöthigt, ſchmückend ausfällt, um das Schwache und Proſaiſche zu vermeiden, ſo zweifeln wir doch, ob an den meiſten Stellen noch mehr Treue möglich wäre. Sehr glücklich iſt unter andern die zweite Hälfte der dritten Strophe vom Fiſcher gegeben:

Nor tempts thee yon aetherial space,
Beting'd with liquid blue! —

Nor tempts thee not thy pictur'd face,
To bathe in worlds of dew!

In den erſten Zeilen derſelben:

The sun, the lovely queen of night
Beneath the deep repair;

iſt ein kleiner Mißverſtand, der aber leicht ſtattfinden konnte. Das Original:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?

redet nicht vom ſcheinbaren Eintauchen beim Untergange, ſondern vom Widerſchein dieſer Himmelskörper im Waßer. Auch Züge, die nur zur Bezeichnung der poetiſchen Melodie beitragen, wie das 'Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm', (She sweetly sung, she sweetly said) hat der Ueberſetzer zum Theil zu erhalten gewußt. Eben ſo im Harfner. Freilich bei Stellen wie folgende

Ich ſinge wie der Vogel ſingt,	As chants the bird on yonder bough,
Der in den Zweigen wohnet;	So flows my artless lay;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,	And well the artless strains that flow
Iſt Lohn, der reichlich lohnet	The tuneful task repay:

wird uns Deutſchen, ſo gut ſie auch übertragen iſt, der Zauber immer an die erſten Töne gefeßelt ſcheinen; dieſen unmittelbaren Odem, dieſe Accente der innerſten Empfindung darf man nur da erwarten, wo ſie einheimiſch ſind.

Uebrigens enthält die Sammlung, außer einigen Liedern, die ihre Aufnahme den Kompoſitionen verdanken, die Ballade 'Ritter Rudolph' von Stolberg, das 'Nadoweſſiſche Todtenlied' von Schiller, und was unſtreitig das wichtigſte Stück ſowohl von Seiten des Umfanges, als der dabei gelöſten Aufgabe iſt, eine neue Ueberſetzung von Bürgers Lenore. Man wird ſich erinnern, daß vor einigen Jahren in England eine Art von Wettſtreit über dieß Gedicht entſtand, und drei verſchiedene Ueberſetzungen faſt zu gleicher Zeit erſchienen. Eine vierte von dem Ueberſetzer der Iphignia (Hern. Tayler in Norwich) wurde in engliſchen Journalen angekündigt: Rec. kennt ſie nur aus den daſelbſt mitgetheilten Proben, und iſt nicht unterrichtet, ob ſie ſeitdem vollſtändig gedruckt ward. Hr. Eſchen burg hat einen Abdruck der drei erſten veranſtaltet; jetzt ſind ſie von Neuem in Wien abgedruckt unter dem Titel:

Leonora. A ballad, translated from the German of Gottfried Augustus Bürgher by W. R. Spencer, Esq., H. J. Pye, J. T. Stanley, Esq. F. R. S. To which is added the original text. 1798.

Hrn. Beresfords neue Arbeit giebt uns Veranlaßung, die damals verſäumte Erwähnung hier nachzuholen, da nur die Vergleichung mit jenen frühern Verſuchen ſein Verdienſt in das volle Licht ſtellen kann.

Alle drei haben das wider ſich, daß ſie unnöthiger Weiſe vom Rhythmus des Originals abgewichen ſind, deſſen Einfluß überall groß, aber in dieſer Dichtart vollends entſcheidend iſt. Die Ueberſetzung von Hrn. Spencer iſt in lauter vierfüßigen Jamben mit alternierenden Reimen; die von Hrn. Pye eben ſo in Trochäen: jenes giebt dem Gange etwas Schwerfälliges, dieſes eine dem Gedicht fremde Feierlichkeit. In der ſtanleyſchen Ueberſetzung iſt die Strophe in ſechs Zeilen zuſammengezogen, wodurch ihre ganze Struktur und die Anordnung der Reime verändert wird. Die erſtgenannte hat am meiſten Pracht des Ausdrucks und der Bilder; überall iſt das Beſtreben nach Veredlung und Erhöhung ſichtbar: und ſo fehlerhaft dieß auch iſt, indem nun das Kolorit der Darſtellung gar nicht mehr zu ihrem Gegenſtande, den volksmäßigen Superſtitionen, worauf ſich die Dichtung gründet, paßt; ſo ſehr es hier und da ins Ueberladene geht, ſo iſt doch eigene Kraft nicht zu verkennen. Man nehme die Zeilen 'Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang' u. ſ. w.

> Loose was her zone, her breast unveil'd,
> All wild her shadowy tresses hung;
> O'er fear confiding love prevail'd,
> As lightly on the barb she sprung.

Dieß iſt in der That eine reizende Leonora, wiewohl gar nicht Bürgers Lenore. Die eleganten Zeichnungen der Lady Beauclerc, welche die prächtige Folioausgabe in Bartolozzis Stich begleiten, machen es noch anſchaulicher, wie weit dieſe hier aus dem Geſichte gerückt iſt: da die Zeichnerin das Gedicht nur durch das Medium der Ueberſetzung kannte, hat Alles einen ihr entſprechenden Charakter bekommen; der Reiter iſt in halbritterlichem Koſtum mit einem Panzer vorgeſtellt, und bei der letzten Verwandlung iſt ihm ſtatt der Hippe ein Pfeil in die Hand gegeben, ſo daß man eher an Miltons Tod erinnert wird... Man kann ſagen, daß die ſpencerſche Ueberſetzung die verfehlteſte, die von Hrn. Pye dagegen die kälteſte von den dreien iſt. Die ſtanleyſche hat noch am meiſten von der wahren Lenore, allein ſie iſt mehr ein Auszug daraus, als daß ſie ſie vollſtändig wiedergäbe. Dieſer Ueberſetzer hatte den unglücklichen Gedanken, einen glücklichen Schluß hinzuzufügen, und Alles (auch die Schönheit des Gedichtes mit) ſich in einen bloßen Traum auflöſen zu laßen. — Die vierte Ueberſetzung, worin Lenore Eliner heißt, iſt in der Weiſe und zum Theil in der Sprache der ältern engliſchen Balladen abgefaßt: unſtreitig ein gutes Mittel den Ton des Volksgeſanges zu treffen und alles konventionelle Gepräge zu entfernen, wobei aber doch kaum zu vermeiden ſein möchte, daß nicht eine ſolche nationale Manier viel von der Individualität des fremden Dichters verdrängte.

Ungeachtet nun Hr. Beresford bei ſeinem Unternehmen ſo viele Vorgänger gehabt hat, und darunter einen gekrönten Dichter (oder wenigſtens einen krönenden, denn das Amt des poet laureat beſteht, wie bekannt, bloß darin, königliche Geburtstagsoden zu verfertigen, — ein Geſchäft, das nur dann etwa anziehend werden möchte, wenn Peter Pindar es auf ſich nähme), ſo iſt doch ſeine Arbeit keineswegs eine Ilias post Homerum. Vielmehr muß ſie Rec., ſo weit er als Deutſcher darüber zu urtheilen befugt iſt, allen vorhergehenden um ein Großes vorziehn, und findet nun erſt das eigentliche Ziel erreicht. Wir dürfen kühnlich behaupten, daß die deutſchen Kenner ſich gleich auf den erſten Eindruck für eben dieß Urtheil entſcheiden werden, und wünſchen dem Vf. ähnliche Anerkennung ſeines Verdienſtes in England, wohin ſich dieſe Ueberſetzung erſt von Deutſchland aus den Weg bahnen muß. Das Silbenmaß des Originals iſt bis auf die weiblichen Reime (deren Gebrauch, wenn er ſich auch hier durchführen ließe, über das Ganze einen fremden elegiſchen Charakter verbreiten würde; denn die Natur der engliſchen weiblichen Reime iſt beträchtlich anders, als die der unſerigen, und die Ungewohnheit verſtärkt noch ihren Eindruck) vollkommen beibehalten: näher läßt es ſich alſo nun nicht bringen. Ueber die größere Treue im Buchſtaben, und noch mehr im Geiſt wollen wir unſere Leſer durch einige ausgehobene Stellen in Stand ſetzen ſelbſt zu urtheilen. . . . .

Ob hier und da beſonders in den Reimen eine nicht ganz erlaubte Freiheit mit unterläuft, mögen engliſche Kunſtrichter entſcheiden.

Noch dürfen wir nicht vergeßen, daß Reichardt dieſe Ueberſetzung mit einer neuen Kompoſition ausgeſtattet hat, zu welcher auch der deutſche Text, ungeachtet der weiblichen Endſilben, geſungen werden kann. Es ſind darin immer Reihen von Strophen unter Eine Melodie gebracht: eine Methode, die bei längern Romanzen ſehr zu empfehlen ſein möchte, da ſich ſchwerlich eine bedeutende Melodie finden läßt, die auf alle Strophen paßt, und jede Strophe beſonders zu ſetzen, zu ſehr vom Romanzentone abweicht.

Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, überſetzt von Ludwig Tieck. Erſter Band. Berlin 1799.

Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren ein gelehrter Kenner der ſpaniſchen Sprache und Litteratur anfieng, uns mit der letzten bekannt zu machen, und beſonders den noch ſo gut wie völlig fremden Don Quixote in Deutſchland einführte, ſo ſchlug er bei dieſem Unternehmen, wie der lebhafte Beifall und die ſchnelle Verbreitung bewies, für die damalige Lage unſerer eigenen Literatur und die allgemeine Empfänglichkeit der Leſewelt unſtreitig den richtigſten Weg ein. Die eingeſtreuten Gedichte wurden meiſt ausgelaßen, einige ernſte Scenen verkürzt und eine beträchtlich lange Novelle blieb ganz weg; und, was nach Wegnahme des poetiſchen Beſtandtheils nothwendig erfolgen mußte, das Komiſche und Burleſke trat ſtärker hervor und wurde herrſchender Charakter des Werkes. Die Anlage des Don Quixote im Ganzen iſt ſo einzig glücklich erfunden, und die Hauptbegebenheiten ſind daraus mit ſolcher Sicherheit und Leichtigkeit abgeleitet, daß er von dieſer Seite auch denen einen unauslöſchlichen Eindruck machen muß, die gar nicht geneigt ſein möchten, ſich auf das wunderwürdige Detail einzulaſſen; und die populärſten Züge, die eine ſprichwörtliche Gültigkeit in verſchiedenen Sprachen erlangt haben, ſind gerade von dieſer Art. Allein die Dichtung des göttlichen Cervantes iſt etwas mehr als eine geiſtreich gedachte, keck gezeichnete, friſch und kräftig kolorierte Bambocciate (wiewohl ſie auch dann gar nicht zu verachten wäre): ſie iſt zugleich ein vollendetes Meiſterwerk der höheren romantiſchen Kunſt. In dieſer Rückſicht beruht Alles auf dem großen Kontrapoſt zwiſchen parodiſchen und romantiſchen Maſſen, der immer unausſprechlich reizend und harmoniſch iſt, zuweilen aber, wie bei der Zuſammenſtellung des verrückten Cardenio mit dem verrückten Don Quixote, ins Erhabne übergeht. Indem der Dichter die abgeſchmackte und koloſſale Romanenwelt der Ritterbücher zerſtört, erſchafft er auf dem Boden ſeines Zeitalters und einheimiſcher Sitten eine neue romantiſche Sphäre; es iſt gleichſam als wollte er ſagen, ‘ſeht, ſo muß man es machen, wenn man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehen will’. Es fehlt ſo viel, daß Cervantes durch Einflechtung der Novellen einem verderbten Zeitgeſchmack hätte huldigen wollen (wovon er überhaupt weit entfernt war, denn er war ſich, wie man aus vielen Aeußerungen ſieht, ſehr wohl bewußt, er arbeite für die Ewigkeit; und durch Spott über die Ritterbücher zog er eben aufs kühnſte gegen ihn zu Felde), daß er vielmehr, wie er ausdrücklich in der

Vorrede zu ſeinen Novellen ſagt, dieſe Gattung in Spanien zuerſt aufgebracht hat. Noch weniger wird man ſie für den Auswuchs einer üppigen und noch unreifen Dichtungskraft ausgeben können: denn die erſte Hälfte des Don Quixote erſchien, da Cervantes ſich ſchon den Jahren des Greiſes näherte, und die Kompoſition des erſt mit ſeinem Leben vollendeten großen Perſiles, den er ſelbſt für das Werk ſeiner Werke hielt, iſt ganz von der Art, wie einige ernſte und pathetiſche Stellen in Don Quixote. Den vorzüglichſten Anſtoß haben dieſe wohl durch den vorgeblichen Mangel an Zuſammenhang gegeben, ein Einwurf, der beſonders beim *Curioso impertinente*, und ſchon bei Cervantes Zeiten, laut geworden iſt. Wenn aber ein materieller Zuſammenhang gefordert wird, der die Vorfalle wie Urſache und Wirkung, wie Mittel und Zweck, unter einander verknüpft, ſo daß Alles darauf abzielt, irgend etwas zu Stande zu bringen, eine Heirat etwa oder andre tröſtliche Dinge, wonach der große Haufe der Liebhaber die letzten Blätter eines Romans begierig umſchlägt, ſo wäre alsdann die Kompoſition des ganzen Don Quixote äußerſt fehlerhaft. Denn er beſteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinſchaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig iſt, die jede ihre Verwickelung und Auflöſung für ſich haben und zu nichts weiter führen. Es ſcheint, daß man die ſtrengeren Geſetze des Drama mit dem weit freieren, dem epiſchen Gedichte analogen Gange des Romans verwechſelt hat. Wir erinnern uns keines Tadels der Kritiker über die Geſchichte der Liebſchaft zwiſchen Mars und Venus in der Odyſſee, als dem Zuſammenhange fremd und gewaltſam aufgedrungen; und doch hat ſie nicht mehr mit den Schickſalen des Ulyſſes gemein, als die Novelle vom

Curioſo impertinente mit denen des Don Quixote. Auch die Art der Einführung iſt hier nicht willkürlicher wie dort, denn es macht doch wohl keinen weſentlichen Unterſchied, ob etwas vorgeleſen oder geſungen wird. Um es kurz zu ſagen, im ächten Roman iſt entweder Alles Epiſode oder gar nichts, und es kommt bloß darauf an, daß die Reihe der Erſcheinungen in ihrem gaukelnden Wechſel harmoniſch ſei, die Phantaſie feſthalte und nie bis zum Ende die Bezauberung ſich auflöſen laße. Wenn je ein Roman dieß auf das vollkommenſte geleiſtet hat, ſo iſt es Don Quixote. Sobald einen der hinreißende Eindruck vom Reichthume des Ganzen zur Betrachtung einzelner Theile zurückkehren läßt, ſo erkennt man überall den beſonnenen Künſtler in der weiſeſten Anordnung und Vertheilung. Gleich beim Eintritte läßt er die überſpannten Ideen des Ritters, um ihnen gar keinen Schlupfwinkel zur Rettung übrig zu laßen, gegen die gemeinſte Wirklichkeit anſtoßen; das giebt natürlich heftige Erſchütterungen, und hier ſind alſo die unglücklichen und blutigen Abenteuer zu Hauſe. Manche haben gewünſcht, der Geſchichtſchreiber möchte ſeinem Helden einiges von den unendlichen Schlägen, Püffen, Steinwürfen und ſonſtigen Verwundungen, die er bekommt, erſpart haben. Daß die Doſis zuweilen etwas ſtark iſt, kann nicht geleugnet werden; indeſſen wird ſie es hauptſächlich durch die ſchnelle Wiederholung, und doch wäre es keine gute Maßregel geweſen, die Schläge und übrigen Beſchwerden der irrenden Ritterſchaft durch die vier Bände gleich zu vertheilen: denn außer daß Don Quixote dabei nie zu einer heilen Haut gelangt wäre, ſollte er einen Stand der Erhöhung erleben, zu welchem er vorher die Stufen der tiefſten Erniedrigung durchgegangen ſein mußte. Mitten unter jenen niedrigen Umgebungen kündigt die tragiſche Geſchichte des Chryſoſtomus an, daß die Dichtung nicht bloß dieſe Eine Seite des Lebens faßen, ſondern ein allgemeines Bild desſelben aufſtellen will. Mit dem Eintritte in die Sierra Morena öffnet ſich ein neuer Spielraum romantiſcher Darſtellungen, die nun immer gedrängter auf einander folgen, und zuletzt zu einer entzückend vollſtimmigen Symphonie zärtlicher Leidenſchaften werden, bis der Ton der Erzählung wieder zum ruhigeren Geſpräche herabſinkt, und mit einem ſanften Abfalle ſchließt. Der dritte Band hebt leiſe an und geht durch glänzende, jedoch immer mit Unglücksfällen untermiſchte Abenteuer zu Don Quixotes Einführung in die große Welt und den bunten phantaſtiſchen Vorſpiegelungen, wodurch fremder Muthwille ſeinen Wahn unterhält, im vierten Theile fort. Die Scenen des höheren Lebens bilden hier ſchon einen poetiſchen Gegenſatz, ſo daß es der ernſten epiſodiſchen Einmiſchungen, deren Cervantes ſich gewiß nicht aus Rückſicht auf die Pedanterei ſeiner Kritiker enthielt, weniger bedurfte, wiewohl die Hochzeit des Camacho und die Geſchichte der ſchönen Mohrin wahre Novellen ſind. Was aber die einheimiſche Natur Reizendes und Bizarres in der Erſcheinung, Kühnes und Romantiſches im Gehalt und in der Bedeutung herleihen konnte, ſei es nun eine gebildete Geſellſchaft, die den Genuß des Landlebens mit einer ſchäferlichen Verkleidung dichteriſch ausſchmückt, oder ein glühendes Mädchen, das im Anfalle wilder Eiferſucht ihren Geliebten umgebracht hat, oder ein großmüthiger Räuberhauptmann, ein wahrhaftiger und mächtiger irrender Ritter: Alles iſt mit unerſchöpflicher Erfindſamkeit angebracht, und vor dem Helden zu mannichfaltiger Berührung, Akkorden und Disſonanzen vorübergeführt. Wie unbillig erſcheint das Urtheil, die zweite Hälfte ſtehe der erſten weit nach, ſobald man ſich nur von dem Verhältniſſe dieſes Theils zum Ganzen und dem, was nach der Natur der Sache hier zu erwarten war, einige Rechenſchaft giebt! Don Quixote konnte und durfte nicht mehr ſo heftig gegen die äußere Welt anſtoßen, wie zu Anfange, und dieß zu vermeiden, hat der Dichter den Umſtand trefflich benutzt, daß der erſte Theil der Geſchichte ſo viel früher erſchienen war: die Narrheiten des Ritters werden als bekannt vorausgeſetzt, und daher geſchont. Da er ſich lange genug ſelbſt zum Beſten gehabt hat, ſo haben ihn nun natürlich Andere zum Beſten; ſo wie die Geſchichte weiter fortgeht, wird er folglich immer paſſiver, und um dieſe Lücke auszufüllen, ſpielt Sancho mehr die Hauptrolle. Gegen das Ende ſieht man am Don Quixote einen Zuſtand wie den der Ermattung nach einem hitzigen Fieber; die neue ſanftere Schwärmerei, ein arkadiſches Schäferleben zu ſtiften (die ſchon im erſten Theile von der Haushälterin prophezeiet wird; ſo weiß der abſichtsvolle Cervantes vorzubereiten!), iſt gleichſam ſein Schwanengeſang; ſein Tod, der ruhig ſein mußte, wenn ſich das Werk befriedigend runden ſollte, iſt meiſterhaft herbeigeführt. Allein wenn man auch bloß die luſtigen Abenteuer vergleicht, was hat jenes mit den Windmühlen vor der Waßermühle, und die Schlacht der beiden Schafherden vor der Zerſtörung der Marionetten voraus, als daß ſie früher vorkommen? Und was iſt an Kunſt und Phantaſie mit dem Traum in der Höhle Monteſinos zu vergleichen? Bei der Nothwendigkeit im Thun und Reden der beiden Hauptperſonen Manches wiederkommen zu laßen, hat ſich Cervantes wie ein gelehrter Muſiker durch unendliche Variationen zu helfen gewußt; Sancho Panſa rückt wirklich vor, und iſt in der zweiten Hälfte noch um Vieles anmuthiger als in der erſten.

Zu einer vollſtändigen Charakteriſtik und Beurtheilung des Originals, die aber außerhalb der Gränzen dieſer Blätter liegt, würden obige Bemerkungen nur ein geringer Beitrag ſein: ſie ſtehen hier bloß um einen Geſichtspunkt anzugeben, und den Grundſatz feſtzuſetzen, daß ein ſolches Werk ganz wie es iſt überſetzt werden müße. Das iſt die Abſicht der gegenwärtigen Verdeutſchung. Nur wer mit dem ſpaniſchen Originale vertraut iſt, und aus eigner Erfahrung weiß, was es überhaupt mit poetiſchen Nachbildungen auf ſich hat, kann den ganzen Umfang der dieſem Unternehmen anhängenden Schwierigkeiten überſehen. Es iſt faſt unmöglich, dabei Alles auf einmal zu leiſten: wie es in dieſem Fache nicht anſtändig iſt, irgend etwas anders als Meiſterſtücke zu überſetzen, ſo hat man dagegen an dieſen immerfort zu thun, um ihre Uebertragung der Vollkommenheit näher zu bringen, die eigentlich eine unendliche Aufgabe iſt. Indeſſen wird man die vorliegende Arbeit des Hrn. Tieck, ſo weit die Vollmacht unſerer Sprache in ihrem jetzigen Zuſtande zu der Vermittelung hinreicht, ſowohl bei der Vergleichung mit dem Text im Einzelnen, als noch mehr, wenn man ſich bei fortgehender Lektüre dem geſammten Eindrucke überläßt, in den meiſten Punkten ſehr befriedigend finden. Sie iſt durchaus von der Art, daß bei ihrer Prüfung nur der höchſte Maßſtab angelegt werden kann. Wir gehen zum Einzelnen über.

Zuvörderſt giebt uns der Ueberſetzer alles in dem Buche Enthaltene oder dazu Gehörige mit der gröſten Vollſtändigkeit, bis auf die vorangeſchickten Empfehlungs-Sonette von fabelhaften Perſonen, die wunderlichen Verſe Urganda der Unbekannten an das Buch mit abgekniffenen Endſilben, und die Dedikation; eine Gewißenhaftigkeit, die keinesweges überflüßig iſt, da aus einem ſolchen Geiſte nichts kommen konnte, was unbedeutend oder ſeine Stelle fremd wäre. C. war ſo durchaus Dichter, daß ſelbſt ſeine Vorreden und Zueignungen (wie z. B. die vor der zweiten Hälfte des Don Quixote an den Grafen von Lemos) wahre dichteriſche Kompoſitionen ſind.

Die eingeſtreuten Sonette und andere Gedichte ſind im Ton und Geiſt der Originale, und was hiezu erſtaunlich behülflich iſt, auch in den urſprünglichen Silbenmaßen übertragen. Zu einer Probe in der ernſthaften Gattung mag folgendes Sonett dienen, welches der über die Verrätherei eines vermeinten Freundes verwilderte Cardenio ſingt:

Du heil'ge Freundſchaft, von uns zu entweichen,
Hat dich dein leichter Flug empor geſchwungen,
Du biſt zu ſel'gen Geiſtern hingedrungen,
Zu den gebenedeiten Himmels-Reichen.

Von dort reichſt du uns oft als ſchönes Zeichen
Die Eintracht, dicht von Schleiern eingeſchlungen
Oft ſcheint uns dann ein edles Herz errungen,
Das Laſter weiß der Tugend wohl zu gleichen.

Vom Himmel ſteige, holde Freundſchaft, nieder,
Der Trug hat ſich dein ſchönſtes Kleid erſonnen,
Er tödtet ſchleichend jegliches Vertrauen.

Nimmſt du ihm nicht die falſche Zierde wieder,
So wird die Welt den alten Krieg begonnen
Und Zwietracht wieder als Regenten ſchauen.

Das kurz vorhergehende Echo, das einem Seufzer verirrter Liebe gleicht, nähert ſich der Zartheit des Spaniſchen, welches viel ſagen will. Die dem Don Quixote durch Liebespein abgedrungenen poetiſchen Verſuche haben bei Bobachtung ihrer Form auch ihre ganze Drolligkeit beibehalten:

Hier iſt er, der Ort, den erwählet
Der Liebende, ewig getreu,
Der ihn der Geliebten verhehlet,
Hier reißet der Schmerz ihn entzwei,
Er weiß nicht recht, was ihn ſo quälet.

Die Liebe, ſie ſchleppt ihn im Kothe,
Wie Keinem es jemals geſchah,
Drum welkt er wie Bohn' oder Schote;
Denn hier bewein' ich Don Quixote
Die Trennung von Dulcinea
von Toboſo.

Daß der Name des Ritters auch in den beiden andern Strophen zum Reimworte dienen muß (welches, beiläufig zu bemerken, an ſeine richtige Ausſprache erinnern kann, die wir doch ſtatt der ungültig aus dem Franzöſiſchen angenommenen wieder einführen ſollten), war ſelbſt im burleſken Stil keine leichte Sache. Sollte ich etwas ausſetzen, ſo wäre es, daß der Reim auf der nicht accentuierten Endſilbe von 'Dulcinea' ruht, ſtatt den Namen in 'Dulcineen' umzubiegen, wo alsdann in obiger Strophe 'geſchah' nur in 'geſchehen' verändert werden durfte. Doch dieß kann immer unter den übrigen Licenzen der kümmerlichen irrenden Muſe des Ritters mit durchgehen. An dem erhabnen Todesgeſange des Chryſoſtomus, in welchem alle Laute des Schmerzes verſammelt ſind, und wie aus dem Abgrunde des zerrißenen Innerſten gedämpft herauf tönen:

Des wilden Wolfes ſchreckenvolles Aechzen,
Gebrüll des Löwen, gift'ger Schuppenſchlangen
Entſetzliches Geziſch, du gräßlich Sauſen
Von tauſend Ungethüm; prophetiſch Krächzen
Der Krähe, Sturm, wenn du die naßen Wangen
Der [illegible] geiſelſt unter dumpfem Brauſen;

Gegirr der Wittwentauben in den Klauſen,
Des Stiers Geröchel, den die Todeswunde
In eitlem Wüthen ängſtet, dumpf Geſtöhne
Der gattenloſen Eule, Klagetöne
Von jeder Schaar im unterird'ſchen Schlunde:
O klingt, und helft mir meine Klagen weinen,
Daß alle ſich zu einem Ton vereinen,
In wilder Freundſchaft durch die Lüfte brechen,
Ein würd'ger Ausdruck meines Schmerzes werden,
Denn er darf nur in neuen Weiſen ſprechen —

hat der Ueberſetzer etwas geleiſtet, wovon uns kein Vorbild in der deutſchen Sprache bekannt iſt, was aber an Kanzonen des Petrarca, Chören aus dem Aminta und Paſtor fido u. ſ. w. reichlich Gelegenheit zur Nachfolge findet. Man kann den Geiſt der Kanzone, die wir in der Kürze als die über ſich ſelbſt reflektierende Ode charakteriſieren möchten, nicht ahnden laßen, wenn man nicht ihre eigne Weiſe zu vernehmen giebt: ihre langen Strophen, weiblichen Schlüße der Verſe, und vielfach verſchlungenen Reime. Freilich iſt der metriſche Zwang dabei ſehr groß, und er hat hier manchmal Abweichungen veranlaßt, wodurch feine Fugen des Zuſammenhanges gelöſt werden, wie es z. B. bei der dritten Strophe der Fall iſt. Im Originale herrſcht eine gewiſſe beſonnene Spitzfindigkeit der Verzweiflung, es iſt düſter ohne Verworrenheit. Die vorletzte und die zweite Hälfte der letzten Strophe ſind vorzüglich gut erreicht; auch der Nachhall am Schluße:

Beklagt euch nicht, verzweifelnde Gedichte
Daß ich euch auch mit mir zugleich vernichte,
Denn ihr vergrößert wie mein Tod das Glücke
Von der, die nur beſeligt wird durch Jammer;
Drum ohne Klagen geht ins Nichts zurücke. —

Da der Ueberſetzer einmal in Nachbildung des Silbenmaßes das Unmögliche gethan, ſo wäre zu wünſchen, er hätte die vorletzte Zeile jeder Strophe nicht ohne Reim gelaſſen, da ſie im Spaniſchen den ihrigen in der Mitte des letzten Verſes hat, wie wenn z. B. oben ſtatt ‘Jammer’ ſtände ‘Plagen’. Ein ſolcher eingeſchalteter Reim iſt in unſerer älteren Poeſie nicht ohne Beiſpiel.

Ueber den im Liede des Hirten Antonio gehaltnen Ton und Weiſe kann ich mit dem Ueberſetzer nicht einig ſein. Zwar in welchem Silbenmaße eine ſpaniſche Romanze in ſogenannten Caſtellanas mit durchgehender Aſſonanz am beſten zu überſetzen ſei, darüber läßt ſich noch viel hin und her ſtreiten, und in wie fern mit ihren achtſilbigen Verſen unſere vierfüßigen Trochäen übereinſtimmen, würde hier zu weitläuftig zu erörtern ſein. Allein der Gang des Liedes iſt offenbar zu hüpfend und unſtät geworden, und die Muſe des bäuriſchen Sängers zu komiſch aufgeputzt. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der ſüdlichen Sprachen, daß das Volkslied nicht ins Grobe oder Unedle verfällt, ſondern eine gewiſſe Reinheit, ja Zierlichkeit mit der Poeſie höheren Schwunges gemein hat. In der 10. Str. iſt ein Mißverſtändniß, das ſich ebenfalls in der bertuchſchen Ueberſetzung findet:

Dir zu Liebe ſo laß' ich das Tanzen,
Muſicieren und auch Reimerei,
Da ich ſonſt immer geſungen,
Schon vom erſten Hahnenſchrei.

Dexo el baylar por tu causa,
Ni las musicas te pinto,
Que has escuchado á deshoras,
Y al canto del gallo primo.

Dexo heißt hier nicht 'ich unterlaße', ſondern 'ich übergehe mit Stillſchweigen'. Der zweite Vers läßt keinen Zweifel übrig. Er rühmt vielmehr, daß er ihr zu Liebe tanzt, und Serenaten anſtellt, á deshoras, zur Nachtzeit, wann andere Menſchen ſchlafen.

Doch genug von den Gedichten. Was die Proſa betrifft, ſo liebt der Caſtilianer wie der Italiäner in ſeiner ſonoren und leicht hingleitenden Sprache, daß das Ohr mit einer tönenden Fülle von Worten und majeſtätiſchem Umfange der Perioden befriedigt werde; und dieſer goldene Strom der Beredſamkeit iſt nicht das, was den einheimiſchen Leſer an ſeinem D. Q. am wenigſten entzückt. Vor nichts muß ſich alſo der Ueberſetzer mehr hüten, als nicht in die zerſchnittene Schreibart zu verfallen, die ſich zudem weder mit der Ruhe der Darſtellung, noch mit ihrer gefälligen Umſtändlichkeit verträgt. Auf der andern Seite ſchlingen ſich bei unſerer Wortfügung die Sätze nicht ſo leicht vermittelſt der Participien und relativen Fürworter an einander, daher bei gleicher Länge der Perioden das Schleppende ſchwerlich zu vermeiden wäre. In gegenwärtiger Ueberſetzung finden wir hierin meiſtens das rechte Mittelmaß getroffen. Die Rede der Marcella und Don Quixotes Beſchreibung, wie ein irrender Ritter dazu kommt, die Tochter eines Kaiſers zu heiraten, können Proben davon abgeben. Ein Beiſpiel von einem ſchön gebauten und ſonor gebliebnen Perioden iſt S. 259. der, welcher anfängt: 'Du merkſt, getreuer und redlicher Edelknabe' u. ſ. w. Freilich bei Stellen wie die, wo Don Quixote die Heere ſchildert, die er zu ſehen wähnt, (beſonders: En estotro esquadron vienen los que beben las corrientes cristalinas del olivifero Betis u. ſ. w.) muß unſere Sprache gegen die hochtönende Pracht beinah verſtum men, und kann über dieſen Punkt zu einiger Selbſterkenntniß kommen. — Es bedarf nicht beſonders erinnert zu werden, daß ein Werk wie D. Q. zunächſt zum Vorleſen beſtimmt iſt; und wenn dieß gehörig geſchieht, ſo werden auch ſolchen Leſern, denen es zuerſt fremd iſt, die Vortheile des periodiſchen Stils für den ſtätigen und fortziehenden Gang der Erzählung ins Gehör fallen.

So wahr und lebendig das Mimiſche im D. Q. iſt, wenn Perſonen aus den geringeren Ständen redend eingeführt werden, ſo hat ſich doch Cervantes zu dieſen Vertraulichkeiten mit zierlichem Anſtande herabgelaßen: die nachdrücklichen Reden, eingefädelten Gemeinſprüche und Scherze des unvergleichlichen Sancho fallen nie ins Plumpe, ſondern konnten überall den Namen gracias y donayres verdienen; wie es denn auch billig war, daß die Geſchichte des unſterblichen Ritters nirgends mit einer Feder vom Vogel Strauß geſchrieben würde, was C. den Avellaneda gethan zu haben beſchuldigt. Da die Sprecharten des Volkes in unſern nordiſchen Sprachen aus beträchtlich gröbern Fäden geſponnen zu ſein ſcheinen, und die Zierlichkeit jener ſüdlichen, wir möchten ſagen, eine allgemeinere Mittheilſamkeit hat, ſo war eine große Sorgfalt hiebei erforderlich. Der Ueberſetzer hat ſie daran gewandt, und ſich ſehr gehütet, den beſcheidenen Farbenauftrag nicht zu verſtärken und die Lokaltinten nicht greller gegen einander abſtechen zu laßen. Nur um zu zeigen, wie wir es hiemit meinen, mögen hier ein Paar Beiſpiele ſtehen, wo ich noch eine kleine Verſtärkung wahrzunehmen glaube. S. 129. ſagt ein ankommender Ziegenhirt: ‘Wißt ihr nicht, Kameraden, was im Dorfe los iſt’; lo que pasa el en lugar, was im Dorfe ‘vorgeht’. Hierauf erzählt er vom Tode des Chryſoſtomus: ‘und das Luſtige bei der

Sache iſt, daß er im Teſtamente befohlen hat'; lo bueno es, 'das Beſte dabei iſt'. S. 13. 'Darüber iſt nun das ganze Dorf in Alarm'. Im Texte ſteht alborotado, ein Ausdruck, der ſelbſt in ernſter Poeſie vorkommt, was mit dem in der Ueberſetzung gebrauchten nicht der Fall iſt. — Eine eigene Art des Komiſchen im D. Q. machen die Mißgriffe des Sancho und anderer geringen Leute aus, wenn ſie Worte gebrauchen, die etwas über ihren Horizont ſind, wobei im Deutſchen etwas Entſprechendes an die Stelle geſetzt werden mußte. In der Erzählung des Pedro (S. 129. u. f.) iſt dieß gleich mehrmals mit Glück geſchehen. Eben ſo die drolligen Entſtellungen ritterlicher Namen, die dem Sancho entſchlüpfen, wenn er aus dem Balſam des Fierabras einen 'Trank Fieberfraß' (im Span. bebida del feo Blas) und aus dem Mambrin, deſſen Helm D. Q. erobert zu haben glaubt, einen 'Mohren Schandriem' (im Span. Malandrino ſtatt Mambrino) macht. Ungemein luſtig iſt es, wenn Sancho, da er den Brief ſeines Herrn an Dulcinea aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen ſoll, die Ueberſchrift Soberana y alta Sennora, in Alta y sobajada Sennora verändert. Im Deutſchen mußte dabei eine ganz andere Wendung genommen werden. Sancho bringt nach vielem Sinnen heraus! 'Erhabene Herrſcherin! Mein Narrchen!" Es hatte geſtanden 'Monarchin!" Nicht alle Wortſpiele ließen ſich ſo unverändert übertragen, wie das oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el contento del agua, S. 258. 'ſie hörten ein anderes Rauſchen, daß ihnen die Freude über das Waßer verwäßerte'. Indeſſen iſt S. 21. bei den truchuelas und truchas, S. 224. bei den aventuras und desventuras, und bei den gereimten Redensarten, wie de ceca en meca, das Mögliche geſchehen, ſie durch etwas Aehnliches zu erſetzen.

Auch das Spiel zwiſchen rocines und Rocinante am Schluſſe des allerliebſten Sonetts, worin die Pferde Babieca (nicht Babinza) und Rocinante ſich unterhalten:

Wem klag' ich wohl, daß ich mich hungrig quäle,
Wenn es dem Herrn wie Knappen gleicherweiſe
Noch knapper geht als ſelbſt dem Rozinant?

Wir wollen hier nicht gegen gewiſſe Kunſtrichter, die jedes Wortſpiel als eine äſthetiſche Todſünde betrachten, die Fragen unterſuchen, warum es nicht erlaubt ſein ſollte (den möglichen Mißbrauch eingeräumt), eben ſo gut wie mit andern Dingen, zuweilen auch mit Worten zu ſpielen, da doch die ganze Poeſie ihrer äußern Form nach eigentlich ein Spiel mit Worten iſt; ob hiebei nicht dasſelbe Princip zum Grunde liegen möchte, welches z. B. dem Reime Entſtehung gegeben hat; ob nicht ein Hang dazu, beſonders in der ernſteren Gattung, einen zarten Bau der Sprachen und eine regſame Phantaſie verrathen dürfte, die gern in der ſinnlichen Bezeichnung der Dinge Anſpielungen auf inneres Weſen findet. Genug, ſind einmal Wortſpiele im Originale vorhanden, ſo iſt es ein Zug der Untreue, und muß eine Lücke verurſachen, wenn ſie nicht übertragen werden.

Hier und da fand Rec. unnöthige Abweichungen von der wörtlichen Genauigkeit, auch einige Verſehen in Anſehung des Sinnes, die ſich eingeſchlichen haben. Bei einer Ueberſetzung, die bloß Hülfsmittel der Auslegung ſein ſoll, müßte hievon gleich zuvörderſt die Rede ſein; den Eindruck des Kunſtwerkes im Ganzen afficiren ſie aber nicht. Folgende bemerken wir zu künftiger Berichtigung. S. 14. 'wie er in den Büchern geleſen, die davon Meldung gethan'; que tal le tenian, 'die ihn in dieſen Zuſtand verſetzten'. S. 18. 'geſchweige denn an ſo edlen Jungfrauen, mit denen mich eure Gegenwart beglückt'; como vuestras presencias demuestran, 'wie man an eurem Anſtande erkennt'. Ebend.: 'doch ſage ich dieß nicht zu eurer Anhörung, noch damit ich Uebelwollen zeige'; pero non vos lo digo, porque os acuitedes, ni mostrédes mal talante, que el mio u. ſ. w., 'doch ſage ich dieß nicht, damit ihr euch betrübet, noch üblen Willen zeiget, denn der meinige' u. ſ. w. S. 21. ſollte ſtatt des Ausrufs 'O Rozinante!' ſtehn 'oder Rozinante', welches ſich an das vorhergehende Stück einer Romanze gleich anſchließt. S. 223. 'daß er ſich kaum auf ſeinem Thiere erhalten konnte'; arrear a su jumento, 'ſein Thier forttreiben konnte'. S. 285. 'Alles was ich ſehn und worin ich euch unterſtützen kann'; lo que veo y columbro, 'was ich ſehe und wahrnehme'. S. 286. 'ein Dorf, das ſo klein war, daß es keinen Barbier hatte'; ni botica iſt ausgelaſſen: 'daß es weder Apotheke noch Barbier hatte'. S. 288. wo D. Q. ſich das Bartbecken als Helm aufzupaſſen ſucht, iſt encaxe durch 'Viſier' überſetzt; es bedeutet die unter dem Kinn durchgehende und in die obere eingepaßte Unterhälfte des Helmes, wie auch aus der erſten Verfertigung des pappenen Unterhelms klar iſt. S. 297. u. f. ſollte doncella wohl lieber durch 'Fräulein' als durch 'Jungfrau' überſetzt ſein. S. 301. 'ſo daß ſie ſich endlich gleichſam in der Baſis einer Pyramide verlieren'; umgekehrt: D. Q. vergleicht die großen, aber in der Folge der Zeiten erniedrigten Geſchlechter, mit einer Pyramide, die ſich gegen die Spitze zu immer verengt. S. 130. 'in der Nachbarſchaft von unſerm Dorfe hier in den Bergen'; vecino de un lugar que estaba en aquellas sierras. — Vecino heißt hier 'Einwohner', es kommt in dieſer Beziehung noch einmal vor T. IV. p. 86. (Ausg. der Akad. Madrid 1780.) Der Sinn kommt freilich beinah auf eins hinaus. S. 230. 'Jener . . . . iſt der Großherzog von Quiraloia'. In der Ausgabe der Akademie ſteht Quirocia, und vorher noch el temido Micocolembo; hatte der Ueberſetzer eine andere Leſeart? S. 231. 'Xeroniſchen Wieſen', ſtatt 'Xereſaniſchen'; jenes kann unmöglich von Xerez abgeleitet werden. Ferner ſteht das 'Nachkommen aus dem Blute der alten Gothen' ſo, als ob es noch auf die Manchaner gienge, da doch ohne Zweifel die Aſturier gemeint ſind. Gleich zu Anfange des erſten Kapitels iſt ein paarmal der Sinn verfehlt, wo ihn die bertuchſche Ueberſetzung richtiger hat; ein Verſehen aber in dem allererſten Satze iſt beiden gemein. En un lugar de la Mancha, de cuyo nombre no quiero acordarme; nach B. 'deſſen

Name mir nicht wieder einfällt'; nach T. 'auf deſſen Namen ich mich nicht entſinnen kann'. C. ſagt, daß er ſich nicht darauf beſinnen 'will'; der Unterſchied iſt bedeutend. Er wiederholt eben dieß am Schluße des Werkes: cuyo lugar no quiso poner Cide Hamete puntualmente. C. wußte den Ort recht gut, er hatte aus einer Art von Tücke wegen ihm widerfahrner Beleidigungen den Flecken Argamaſilla zu D. Qs. Geburtsort gemacht, fand es aber unſtreitig pikanter, ihn zu Anfange errathen zu laßen, und giebt erſt durch die Gedichte der Akademiker de la Argamasilla am Ende des zweiten Bandes einen Wink darüber.

Ueber Manches hätte ich noch Zweifel und Bemerkungen vorzutragen, z. B. warum escudero am häufigſten durch 'Stallmeiſter' gegeben wird, da es doch ſelbſt der Etymologie nach mit 'Schildknappe, genau übereinſtimmt? Ob nicht del ingenioso hidalgo auf dem Titel beßer durch 'des ſinnreichen Edelmanns' gegeben würde? Ueber den Gebrauch einiger veralteteten Wörter wie 'etwelche' u. ſ. w. Doch die Gränzen einer allgemeinen Beurtheilung erlauben uns nicht Vieles zu berühren, geſchweige denn zu erſchöpfen.*)

---

*) Statt des folgenden Schlußes hat der Abdruck in den Charakt. u. Krit. II. S. 333. dieſe 'Anmerkung. Die des Spaniſchen unkundigen Leſer werden entſchuldigen, daß ſie dieſe Beurtheilung hier unabgekürzt wieder finden. Man hat mir wegen derſelben vorgeworfen, die Arbeit meines Freundes übermäßig und ohne eingemiſchten Tadel gelobt zu haben, und auf dergleichen Behauptungen, die ſo dreiſt wiederholt werden, daß am Ende ſelbſt die, welche aufmerkſam geleſen haben, und alſo das Gegentheil wißen, anfangen daran zu glauben, giebt es keine andere Antwort, als die erneuerte Darlegung der Thatſache.' (Vgl. unten die Rec. von Soltaus Ueberſ. des Don Quixote, aus dem Athenaeum III. S. 293. ff.

In allem Weſentlichen theilt die in obiger Beurtheilung dargelegten Anſichten folgender von Friedr. Schlegel geſchriebener Aufſatz im Athenaeum Bd. II. S. 324...327.:

'Die bisher in Deutſchland gangbare Ueberſetzung des D. Q. war ganz ſpaßhaft zu leſen, nur fehlte — die Poeſie, ſowohl die in Verſen, als die der Proſa, und ſomit der Zuſammenhang des Werks, in dem eben nicht mehr, aber auch nicht weniger Zuſammenhang iſt, wie in einer Compoſition der Muſik oder der Malerei. Don Quixotes ſchöner Jähzorn und hochtrabende Gelaßenheit verlor oft die feinſten Züge und Sancho näherte ſich dem niederſächſiſchen Bauern.

Wir erwähnen nur noch, daß dieſer Band bis zum Schluße der Geſchichte des Cardenio geht (weiter als der erſte Band in der älteren Ueberſetzung). Die Leſer werden unfehlbar eine baldige

---

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantiſchen Poeſie, wie Tieck, muß es ſein, der dieſen Mangel erſetzen und den Eindruck und Geiſt des Ganzen im Deutſchen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Verſuch angefangen und der erſte Theil ſeiner Ueberſetzung zeigt zur Genüge, wie ſehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen und, ſo weit es möglich iſt, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen, die faſt unüberſetzlich ſcheinen können, ſind überraſchend glücklich ausgedrückt. Doch iſt die Ueberſetzung keineswegs im Einzelnen ängſtlich treu, obgleich ſie es in Rückſicht auf das Kolorit des Ganzen auf das Gewißenhafteſte zu ſein ſtrebt. Daher iſt in den Gedichten der Nachbildung des Silbenmaßes, welches beim Cervantes immer ſo bedeutſam iſt, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Ueberſetzer hoffen dürfe, ſieht man aus dem meiſterhaft überſetzten Gedichte S. 117. Auch in dem Gedicht des Chryſoſtomus iſt der Ton des Ganzen ſehr gut getroffen. Die Proſa ſcheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und ſpaniſcher zu werden; auch die einzelnen Härten werden ſeltner.

Es fragt ſich alſo nur, ob der Leſer wird in den Geſichtspunkt des Ueberſetzers eingehn wollen, ob er ſich mit einem Worte entſchließen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden, als denen der Verdauung, zu leſen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernſthafte oder gar tragiſche Poeſie, ſo leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn alſo mit eben ſo viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der zwar im erſten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle ſeiner friſchen Poeſie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verſchwendung mit einemmale ausgeſchüttet zu haben ſcheint, der aber doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinſt wohl ihre Stelle im Allerheiligſten der romantiſchen Kunſt finden werden. Ich meine die liebliche und ſinnreiche Galatea, wo das Spiel des menſchlichen Lebens ſich mit beſcheidner Kunſt und leiſer Symmetrie zu einem künſtlich ſchönen Gewebe ewiger Muſik und zarter Sehnſucht ertönt, indem es flieht. Es iſt der Blüthekranz der Unſchuld und der frühſten noch ſchüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Perſiles dagegen zieht ſich langſam und faſt ſchwer durch den Reichthum ſeiner ſonderbaren Verſchlingungen aus der Ferne des dunkelſten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es iſt die ſpäte, faſt zu reife, aber doch noch friſch und gewürzhaft duftende Frucht dieſes liebenswürdigen Geiſtes, der noch im letzten Hauch

Fortſetzung wünſchen, um zu erfahren, wie Cardenio von ſeiner wahrhaſt pathetiſchen, und Don Quixote von ſeiner parodierenden Pein befreit wird.

Poeſie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfen gewiß keinem ſeiner Werke nachſtehn. Wer nicht einmal ſie göttlich finden kann, muß den Don Quixote durchaus falſch verſtehn. Daher ſollten ſie auch zunächſt nach dieſem überſetzt werden. Denn überſetzen und leſen muß man Alles oder Nichts von dieſem unſterblichen Autor.

Da man ſchon anfängt, dem Shakſpeare nicht mehr für einen raſend tollen Sturm- und Drangdichter, ſondern für einen der abſichtsvollſten Künſtler zu halten, ſo iſt Hoffnung, daß man ſich entſchließen werde, auch den großen Cervantes nicht bloß für einen Spaßmacher zu nehmen, da er, was die verborgne Abſichtlichkeit betrifft, wohl eben ſo ſchlau und argliſtig ſein möchte, wie jener, der ohne von ihm zu wißen, ſein Freund und Bruder war, als hätten ſich ihre Geiſter in einer unſichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede genommen.

Nur noch eine Bemerkung über die Proſa des Cervantes, von der ich ſchon vorhin erwähnte, daß auch Poeſie in ihr ſei, und daß der Ueberſetzer ihren Charakter ſehr glücklich nachgebildet habe. Ich glaube, es iſt die einzige moderne, welche wir der Proſa eines Tacitus, Demoſthenes oder Plato entgegenſtellen können. Eben weil ſie ſo durchaus modern, wie jene antik, und doch in ihrer Art eben ſo kunſtreich ausgebildet iſt. In keiner andern Proſa iſt die Stellung der Worte ſo ganz Symmetrie nnd Muſik; keine andere braucht die Verſchiedenheiten des Stils ſo ganz wie Maſſen von Farbe und Licht; keine iſt in den allgemeinen Ausdrücken der geſelligen Bildung ſo friſch, ſo lebendig und darſtellend. Immer edel und immer zierlich bildet ſie bald den ſchärfſten Scharfſinn bis zur äußerſten Spitze, und verirrt bald in kindlich ſüße Tändeleien. Darum iſt auch die ſpaniſche Proſa dem Roman, der die Muſik des Lebens phantaſieren ſoll, und verwandten Kunſtarten, ſo eigenthümlich angemeßen, wie die Proſa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Hiſtorie. Laßt uns die populäre Schreiberei der Franzoſen und Engländer vergeßen, und dieſen Vorbildern nachſtreben!

Verſteht ſich, die ſpaniſche Proſa des Cervantes. Denn dieſer war wohl auch hierin einzig. Die Proſa ſeines Zeitgenoßen Lope de Vega iſt roh und gemein; die des wenig ſpätern Quevedo ſchon durch das Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum genießbaren Künſtlichkeit.“)

Abſchied von der Allg. Lit.-Zeitung.

Den Leſern der A. L. Z. zeige ich hiedurch an, daß ich aufhöre Mitarbeiter derſelben zu ſein; eine Nachricht, die ich mich verpflichtet halte ihnen zu geben, da ungefähr ſeit der Mitte des Jahres 1796. bis vor Kurzem faſt alle Recenſionen von einiger Bedeutung im Fache der ſchönen Litteratur von mir herrühren. Zu dieſem Schritte beſtimmt mich theils die immer überhand nehmende Anzahl gehaltloſer Recenſionen, wegen deren Nachbarſchaft ich mich ſchon oft zu ſchämen hatte, und wovon jetzt beſonders einige nicht undeutlich das Beſtreben verrathen, den Zuſtand der Kritik um ein dreißig Jahre weiter zurückzuwerfen; noch weit mehr aber finde ich die Rückſichten und Abſichten, welche die Redaktion unverkennbar leiten, mit meinen Grundſätzen unverträglich; und nachdem eine fortgeſetzte Beobachtung aus der Nähe mich den Geiſt dieſes Inſtituts völlig kennen gelehrt hat, erlaubt mir die rückſichtsloſe Offenheit meiner Handlungsweiſe als Schriftſteller nicht länger, Antheil daran zu nehmen.

Jena, den 30. Oktober 1799.

Auguſt Wilhelm Schlegel.

[Zum Schluße der Mittheilungen aus der allgemeinen Litteratur-Zeitung und einigermaßen zur Einleitung derer aus dem Athenäum ſtehe hier noch die kleine (auch in 'C. G. Schütz. Darſtellung ſeines Lebens u. ſ. w. von ſeinem Sohne. 2. Bd. Halle 1835.' S. 428... 431. wiederholte) Korreſpondenz Schlegels und Schützens aus dem Intelligenzbl. der A. L. Z. 1800. Nr. 62.]

Schlegel an Schütz.

Erſt in Leipzig habe ich erfahren, mein theuerſter Hr. Hofrath, daß ſie dem Athenäum die Ehre erzeigt haben, es bei einer theatraliſchen Vorſtellung in Ihrem Hauſe in einem Prolog oder Vorſpiel zu erwähnen. Ich bin ſo frei, Sie um die Handſchrift davon auf einen oder ein paar Tage anzuſprechen, da ich mir für mich und meine Freunde von einem Werke Ihres Witzes eben ſo viel Unterhaltung verſpreche, als es Ihren Gäſten gewährt haben kann. Sie werden aus einem angenehmen Scherz kein Geheimniß machen wollen; um ſo mehr, da wir uns zu unſern litterariſchen Ergötzlichkeiten immer offen bekennen, und, wie ich Ihnen verſprechen kann, uns auch zu den mancherlei Dingen nennen werden, die wir über die A. L. Z. in petto haben. Ich erwarte alſo mit voller Zuverſicht von Ihnen die loyale und freundſchaftliche Mittheilung ohne alle Auslaßung und Modifikationen.

Die in Leipzig aufgeführte Komödie *) über das Athenäum würde ich Ihnen mitſchicken, wenn ich nicht gewiß vorausſetzte, daß Sie dieſelbe ſchon als Geſchenk des verehrten Autors beſitzen, und uns nächſtens mit einer Anzeige davon in der A. L. Z. beſchenken werden.

Jena, den 20. Oktober 1799.

Ganz der Ihrige
A. W. Schlegel.

Schütz an Schlegel.

Wer Ihnen geſagt hat, mein theuerſter Hr. Profeſſor, daß das Athenäum in einem Prolog oder Vorſpiel von mir ſei erwähnt worden, hat Ihnen das Ding, das nicht iſt, geſagt. Ich würde, um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, Ihnen die ganze Schnurre, die keinen andern Zweck haben konnte, als einen geſellſchaftlichen Zirkel auf einige Minuten zu beluſtigen, ſogleich communicieren, wenn Ihre Bitte nicht wie der Antrag eines Advocaten ausſähe, der einen Gegner zwingen will, ein Document zu edieren. Nun hat wohl Niemand ein Recht, zu fodern, daß, was in einer Privatgeſellſchaft geſprochen oder vorgeleſen worden, ihm communiciert werde. Alles was ich zum Ueberfluß thun kann, iſt, daß ich Ihnen eine Stelle anzeige, woraus durch einen ſehr groben Mißverſtand das Gewäſch vom Athenäum entſtanden ſein muß. Es war von einem aufgeblaſenen jungen Gelehrten die Rede, der in einer Schrift behauptet hätte:

> Garve ſei ein mittelmäßiger Philoſoph, Wieland habe alles aus andern genommen, Schlegel habe den Shakſpeare nur mittelmäßig überſetzt.

---

*) [Kotzebues Hyperboreiſchen Eſel.]

Vermuthlich ſteht doch alles dieſes nicht im Athenäum; und Sie ſehn alſo, da dieſes die einzige Stelle iſt, die man nach dem Schluße: hier iſt Schlegel genannt; Schlegel ſchreibt das Athenäum; ergo iſt hier das Athenäum gemeint, was doch nur gegen einen unberufenen Tadler Ihrer Ueberſetzung des Shakſpeares geſprochen worden, auf das Athenäum ziehen können. Daß Sie gerade bei dieſer Gelegenheit mir eröffnen, was maßen Sie mancherlei Dinge über die A. L. Z. in petto haben, zu denen Sie ſich offen bekennen werden, non equidem invideo, miror magis. Auf alle Weiſe freue ich mich darauf, da es wieder eine literariſche Ergötzlichkeit geben wird.

Der hyperboreiſche Eſel iſt mir allerdings zugeſendet worden; da aber noch keine Recenſion vom Athenäum abgedruckt iſt, welche ich ungeachtet der Erinnerungen an den Recenſenten dato noch nicht erhalten habe: ſo kann auch dieſe Farce noch nicht erwähnt werden. Geſtern habe ich einem Avertiſſement im Intelligenzblatt der A. L. Z. die Inſertion abgeſchlagen, worin eine Ungezogenheit gegen Ihren Hrn. Bruder im Betreff der Lucinde vorkam.

In Hoffnung, daß Sie nach Durchleſung dieſes von dem Ihnen beigebrachten Irrthum zurückkommen werden, beharre ich mit der Ihnen bekannten Hochachtung

Jena, den 20. October 1799.

der Ihrige
Schütz.

Schlegel an Schütz.

Verzeihen Sie, wertheſter Hr. Hofrath, daß mich Geſchäfte abhielten, ihr Billet zu beantworten.

Da Sie das Athenäum nicht geleſen zu haben ſcheinen, welches Ihnen auch in der That nicht zuzumuthen iſt: ſo will ich nur folgendes bemerken. Daß Garve ein mittelmäßiger Philoſoph ſei, ſteht allerdings, zwar nicht den Worten, aber dem Sinne nach, im Athenäum St. 2. S. 89.; daß das Beſte in Wielands Werken aus Andern entlehnt ſein, ebenfalls St. 4. letzte S. Jenes wird nächſtens ausführlicher dargethan werden, mit dieſem wäre es auch leicht möglich, wenn es nur nicht zu langweilig wäre, faſt ſo langweilig, als eine Schrift von Wieland mit einem abgeſtandnen Ausſpruche Leſſings und Vergleichung unbedeutender Leſearten recenſieren.

Sie ſehen alſo, daß mir doch nicht ſo ganz das Ding geſagt worden, das nicht iſt; daß der Mißverſtand, das Athenäum in dem Prolog erwähnt zu finden, nicht ſo gar grob war; daß Ihr Prolog nur ſelbſt nicht recht wußte, was er ſagte und that.

Uebrigens nehme ich meine Bitte, die Sie ſo verfänglich finden, nunmehr gern zurück. Die mitgetheilte Probe kann mich gar nicht begierig auf den Ueberreſt des Prologs machen. Ueber zwei von den Sätzen, die Ihren aufgeblaſenen jungen Gelehrten charakteriſieren ſollten, ſind die Kenner längſt einig; das dritte Urtheil enthält zwar einen unverſtändigen Tadel, indeſſen kommt es mir zwar am allerwenigſten zu, es als einen Beweis der Aufgeblaſenheit anzuſehen. Da Sie ſelbſt dieſen Ausſpruch: Schlegel habe den Shakſpeare nur mittelmäßig überſetzt, einmal in dieſe Verbindung geſetzt haben: ſo nehmen Sie ſich nur in Acht, daß er ſich nicht in die A. L. Z. einſchleicht, wie doch geſchehen könnte, wenn noch Hoffnung da wäre, eine wirklich mittelmäßige Ueberſetzung des Shakſpeare durch dieſe Behauptung gegen die meinige zu heben.

Wenn ich einen aufgeblaſenen (jungen oder alten) Gelehrten zu ſchildern hätte: ſo würde ich ihn über Fichte ſpötteln, oder ſich einbilden laßen, er könne durch ein langweiliges gelehrtes Journal, was im Grunde faſt Niemand lieſt, wenn es auch Viele halten, die öffentliche Meinung und den Gang der Litteratur lenken.

Das Intelligenzblatt der A. L. Z. hat Ihnen unſtreitig viel Verbindlichkeit, wenn Sie es von niedrigen pasquillantiſchen Ausfällen rein zu erhalten ſuchen, uns aber iſt ganz und gar nichts daran gelegen, wenn Sie alle möglichen Pöbeleien gegen das Athenäum und die Lucinde darin einrücken wollen. Wir finden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß die A. L. Z., da ſie nicht auf eine würdige Art von uns reden zu wollen ſcheint, ſich ſelbſt würdig findet, es auf dieſe Art zu thun.

Ew. Wohlgeb.

gehorſamſter
A. W. Schlegel.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

August Wilhelm von Schlegel's

vermiſchte und kritiſche Schriften.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Sechster Band.

Recenſionen.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

August Wilhelm von Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Zwölfter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

Wb/64/1850

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.

Ueber kritiſche Zeitſchriften. 1798. (Als Einleitung der 'Beiträge zur Kritik der neueſten Litteratur'. Ath. I. 1. S. 141...149. Zum Theil wieder in den Krit. Schr. I. S. 259...264.) . 3
Mode-Romane. Lafontaine. 1798. (Ath. I. 1. S. 149...167. Krit. Schr. I. S. 290...307.) 11
Ludw. Tiecks Volksmärchen von Peter Leberecht. 1798. (Ath. I. 1. S. 167...177.) 27

Notizen. 1799.

Vorbemerkungen (Ath. II. 2. S. 285...288.) 36
Germaniſche Bardengeſänge. (Daſ. S. 306...399.) . . . 39
Lichtenberg. (Daſ. S. 309. f.) 42
Ueber H—r's 'Kritiſches Geſpräch' und 'Ueber Weiblichkeit' u. ſ. w. (Daſ. S. 310. f.) 43
Mary Wolſtonecraft. (Daſ. S. 312. f.) 44
Joh. Müllers Briefe an Bonſtetten. (Daſ. S. 313...316.) 46
Amathonte. (Daſ. S. 316. f.) 48
Romulus von Lafontaine. (Daſ. 317...319. Krit. Schr. I. S. 307...309.) 49
Schinks Fauſt. (Daſ. S. 319.) 51
Thümmels Reiſe durch das mittägliche Frankreich. (Daſ. S. 319...21. Krit. Schr. I. S. 309...311.) . . . . . —
Aus einem Briefe aus Paris über Kotzebues Menſchenhaß und Reue. (Daſ. S. 321. f.) 53
Madame de Genlis, Les voeux téméraires (Daſ. S. 322...324.) 54

Matthiſſon, Voß und F. W. Schmidt. Eine Zuſammenſtellung. 1800. (Ath. III. 1. S. 139...164. Krit. Schr. S. 82...121.)

1. Matthiſſon 55
2. Voß (Vergl. oben die Rec. aus der A. L. Z. 1797. Nr. 1. f.) 69
3. Vergleichung 76
Wettgeſang (Vgl. Gedichte Bd. II. S. 194. f.) 80
Anmerkung zum neuen Abdruck. 1828. (Krit. Schr. II. S. 112...121.) 84
Parny, La Guerre des Dieux. 1800. Ath. III. 2. S. 252...266.) 92
Soltau, Ueberſetzung des Don Quixote. 1800. (Daſ. S. 295...327.) 106
Abfertigung eines unwißenden Recenſenten der ſchlegelſchen Ueberſetzung des Shakſpeare. 1800. (Daſ. S. 327...334.) . . 133

Seite

Aus der Europa 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Thle. Berlin 1801. 1803. (Europa II. S. 193...204.) 141

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.

Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802. (1804. Nr. 48...50.) 157
Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide ... par Ch. V. de Bonstetten. Genève. An XIII. (1805. Nr. 15.) 169
Manuscrits de Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805. Nr. 149.) 177
Del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804. (1806. Nr. 21.) 182
Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804. (1806. Nr. 34.) . . 185
Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807. (1807. Nr. 152. f.) 188
Dichtergarten. Herausg. von Roſtorf (v. Hardenberg). Violen. Würzburg 1807. (1807. Nr. 220.) 206
Prometheus. Eine Zeitſchrift von L. v. Seckendorf und L. Stoll. 1. Heft. Wien 1808. (1808. Nr. 94.) 216

Recenſionen aus den Heidelbergiſchen Jahrbüchern der Litteratur 1810...1816.

Buch der Liebe. Herausgeg. durch J. G. Büſching und Fr. H. v. d. Hagen. 1. Band. Berlin 1809. (1810. Philoſ. S. 97...118.) 225
Ludovico Arioſtos Raſender Roland, überſetzt von J. D. Gries. 4 Thle. Jena 1804...1808. (Ebend. S. 193...234.) . . 243
Erſtes Sendſchreiben über den Titurel ... von B. J. Docen. Berl. u. Leipz. 1810. (1811. Nr. 68...70. S. 1073...1111.) 288
Winckelmanns Werke, herausg. von Fernow, Meyer u. Schulze. Bd. 1...4. Dresden 1808...1811. (1812. Nr. 5...7. S. 65...112.) 321
Altdeutſche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. 1. Band. Caſſel 1813. (1815. Nr. 46...48. S. 721...766.) . . . 383
A. L. Chezy. 1) Yadjnadatta-Badha. Paris 1814. 2) Discours prononcé au Collège Royal de France. Paris 1815. (1815. Nr. 56. S. 881...893.) 427
Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Corcirese. Padova 1816. (1816. Nr. 42. S. 657...64.) 438
Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. 2 Thle. Berlin 1811. 1812. (1816. Nr. 53...57. S. 833...906.) 444
Recenſion von Humboldts Vues des Cordillères. 1817. Ungedruckt. 513

Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.

*) Ueber kritiſche Zeitſchriften.

1798.

Deutſchland iſt unſtreitig jetzt die erſte unter den ſchreibenden Mächten Europas, wenn man auch noch ſo viel darauf abrechnet, daß ſich aus der Anzahl der gedruckten Artikel kein ſichrer Schluß auf die Maſſe des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die **) Menge von Mitwerbern die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, ſagt man, kommt vom vielen Leſen, und dieß iſt auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſehr richtig; aber darüber hinaus möchte beides in umgekehrtem Verhältniſſe gegen einander ſtehn. Wer viel ſchreibt, hat deſto weniger Zeit zum Leſen. So wie Niemand gehört wird, wo Alle ſprechen, ſo würde auch, wenn ſich einmal alle Leſer zu Schreibern konſtituierten (eine Revolution, zu der wir keinen ſo großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt), jeder darauf ***) beſchränkt ſein, von ſich ſelbſt geleſen zu werden; er würde in ſeiner eignen Perſon Schriftſteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterariſche Welt im Kleinen, vorſtellen müßen. Die damit verknüpfte Langeweile und ſonſtigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeiführen, wo man gar nichts ſchriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu leſen.

---

*) [Im Athenäum I. 1. (1798.) als Einleitung der 'Beiträge zur Kritik der neueſten Litteratur.']

) die Konkurrenz die St. 1798. *) reduzirt ſeyn 1798.

Bis dieſer Kreißlauf vollendet iſt, bei der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich Viele giebt, die nicht bloß ſchreiben, ſondern mitunter auch leſen, ja ſogar Einige, die bloß leſen ohne zu ſchreiben, iſt das Recenſieren ein nothwendiges Uebel. Man würde ſeine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müßen, um zu erfahren, was und wie geſchrieben worden iſt, wenn es keine *) Anſtalten gäbe, die darüber amtliche Berichte ertheilen. Die früheſte, kürzeſte, und alſo auf gewiſſe Weiſe die beſte aller Recenſionen iſt der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne ſich auf ſeine Nachrichten nicht ſonderlich verlaßen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich exiſtiert; ein Umſtand, der freilich zuweilen ſchwer genug auszumachen iſt. Es läßt ſich eine Recenſionsanſtalt denken, wobei dieſe Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Meßkatalog beinah gleichen Schritt halten könnte. Man ſchnitte nämlich aus jedem zur Meſſe gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe ſie nebſt den Titeln zuſammendrucken, und ſo wäre die Sache für das halbe Jahr mit einem Male abgethan. Dieß iſt im Ganzen genommen die Methode der engliſchen Journaliſten **) bei bloß litterariſchen Erſcheinungen, die keinen Bezug auf politiſche Parteien haben: ſie pflegen zwar des Wohlſtands wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu begleiten; aber gewöhnlich ſind dieß

---

*) Inſtitute gäbe, die darüber offizielle B. 1798.

**) 'bei . . . haben' fehlt 1798.

*) nur unweſentliche Zuthaten, die unbeſchadet der Vollſtändigkeit der Recenſionen wegbleiben könnten. Bei der gewißenhaften deutſchen Umſtändlichkeit iſt es auch in den umfaßendſten Inſtituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verſpätet werden oder gar unterbleiben ſollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterariſches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal Alles fertig recenſiert geweſen wäre; ſie ſind vielmehr wie Menſchen, die nur eben das Kinn über dem Waßer halten, und, wenn ſie einen Augenblick ablieſſen zu rudern, in der groſſen Flut untergehn würden. Dieß iſt auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen iſt, ungeſchriebne Bücher zu recenſieren, was ſonſt Gelegenheit gäbe, viel Neues zu ſagen, und das ziemlich trockne Geſchäft ein wenig genialiſch zu machen.

Das Leben iſt kurz und die Bücher ſind lang: was Wunder alſo, wenn man ſich ſo geſchwind mit ihnen abzufinden ſucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leſer kritiſcher Zeitſchriften würden es eine ſehr unbillige Zumuthung finden, erſt die Recenſion und dann noch hinterdrein die Schrift ſelbſt zu leſen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für ſich verſtändliche Abbreviatur von dieſer, und den Recenſenten als einen lebendigen Storchſchnabel, der ihnen die weitläuftigen Umriße ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt ſich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja ſelbſt beſchuldigt werden, daß ſie oft bei den Phyſiognomien der Bücher ſtehn bleiben. Mit einiger Uebung muß man in dieſem Studium wirklich etwas leiſten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben ſchon viel Licht; beſonders aber ſind die Vorreden von unſchätzbarem Werth.

---

*) nur hors d'oeuvres 1798.

Gäbe es litterariſche Reichstage, ſo würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorſchlag zu einem Geſetze geſchehn, daß es erlaubt ſein ſolle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu ſchreiben. Zwar wenn alle Schriftſteller ſo redlich und naiv zu Werke giengen, wie Jean Paul, ſo könnte man ſich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherlei Kunſtgriffe der verderbten Welt auch aus dieſem Theile der Schriftſtellerei die Unſchuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfaßer, oder zu ſeinem Werke. Wer einen Aufmerkſamkeit erregenden erſinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck ſogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die troſtloſe Schwierigkeit, neu zu ſein, kann gerade hier auch den Beſten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus ſeinem Charakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritiſchen Inſtitute iſt es, daß ſie die verſchiedenartigſten Dinge auf einerlei Fuß behandeln müßen. Zuerſt die guten Bücher und die ſchlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß ſie gut, und von dieſen, daß ſie ſchlecht ſind. Wie ſehr dieß auch dem heiligen Grundſatze der Gleichheit gemäß ſcheint, ſo kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas Ueberflüßiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher ſchlecht ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt; ſo wird man ſich bloß mit dem Vortrefflichen beſchäftigen, und das Uebrige mit Stillſchweigen übergehn. *) Eine ſolche Zeitſchrift haben wir nicht, und ſie würde ſich aus mancherlei Urſachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an,

---

*) Ein ſolches Journal 1798.

daß alle Bücher gut ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entſtehn. *) Dieſen demüthigen Grundſatz ſcheint die Allgemeine Deutſche Bibliothek (die das erſte Beiwort wohl nur noch pleonaſtiſch für Gemein führt) im Fache des Geſchmacks zu befolgen, indem ſie bloß bemüht iſt, die armſeligſten Produkte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meiſterwerken aber, die den Fortſchritt der Bildung bezeichnen, gar keine **) Notiz nimmt. Man ſieht, daß dieſe Kritik dem Weſen nach viel milder iſt, als man nach ihren finſtern Geberden glauben ſollte, daß vielleicht gar eine ſtille Selbſterkenntniß der Recenſenten dabei zum Grunde liegt, die nur ſo die Ueberlegenheit behaupten zu können meinen, welche fälſchlich als das nothwendige Verhältniß zwiſchen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitſchriften, die zuweilen Meiſterſtücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung deſſen beengen, was die Wißenſchaft oder die Kunſt weiter bringt. Nachbarlich berühren ſich hier ***) Schriftſteller und Werke, die ſich ewig nicht kennen, ſondern in ganz getrennten Sphären ihr Weſen treiben: Alles wird nur durch die Begriffe Buch und Recenſion zuſammen gehalten. Manche Recenſionen ſind die Grabſchriften der angezeigten Bücher; andre können für nichts als Taufſcheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Taufſcheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geſchrei der Antikritiken dazu, ſo hat man ein Concert, worin bei allen

---

*) Dieſe demüthige Maxime 1798. **) Kenntniß 1828.
***) Autoren 1798.

Diſſonanzen doch im Ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrſcht.

Man hat für das Bedürfniß der verſchiednen Fächer durch *) beſondere Zeitſchriften geſorgt; ſelbſt für die unlängſt mit Tode abgegangnen ſchönen Wißenſchaften hat man dergleichen geſtiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige ſchon aus der chaotiſchen Maſſe geſondert, was ihn angeht, und der beſchränktere Plan läßt bei dem Einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß ſolche Anſtalten bei gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunſt gehört, doch weit weniger befriedigend ſein können, als für eigentliche Gelehrſamkeit und Wißenſchaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einſicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort iſt die Form des Urtheils eben ſo wichtig, als der Gehalt: denn ſie iſt gleichſam das Gefäß, worin allein ſich die flüchtige Wahrnehmung auffaßen läßt. Der Genuß ſchöner Geiſteswerke darf nie ein Geſchäft ſein; ſie treffend charakteriſieren, iſt ein ſehr ſchweres, aber es muß nicht als ſolches erſcheinen; und wie iſt dieß anders zu vermeiden, als dadurch, daß es nach Luſt und Liebe, und losgeſprochen von dem Zwange äußrer Verhältniſſe, getrieben wird? Sobald man recenſiert, iſt man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in ſeinem eignen Namen, ſondern als Mitglied **) einer Körperſchaft. Das Pronomen der erſten Perſon iſt aus ſolchen Zeitſchriften, wo Anonymität die erſte Bedingung iſt, gänzlich verbannt: entweder der pluralis maiestatis, oder der abſtrakte Sigla 'Rec.' muß deſſen Stelle vertreten. Wer eigenthümlichen Geiſt hat, muß ihn dem Zweck und Ton des Inſtituts unterordnen; und es fragt ſich, ob durch die Theilnahme an der Würde desſelben die Aufopferung erſetzt werden kann, da es mit einem kollektiven Geiſt immer eine verwickelte Bewandtniß hat. Hieraus entſteht gar leicht etwas Steifes und Zunftmäßiges, das mit jener beſeelten Freiheit, welche das gemeinſchaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen iſt, im Widerſpruche ſteht. Ueberdieß liegt in dieſem förmlichen Vortrage ein Anſpruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wißenſchaftliche Anwendung wißenſchaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keinesweges auf Gegenſtände ausgedehnt werden kann, die erſt in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre Beſtimmung erreichen. Ein Kunſtrichter zu ſein, nämlich der über Kunſtwerke zu Gericht ſitzt und nach Recht und Geſetz Urtheil ſpricht, iſt etwas eben ſo Unſtatthaftes als Unerſprießliches und Unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von perſönlichen Bedingungen abhängig bleibt, ſo laße man ihren Ausdruck ſo individuell, das heißt ſo frei und lebendig ſein wie möglich.

---

*) ſpezielle Journale 1798.

**) eines Kollegiums. Wer eigenth. 1798.

*) Die folgenden Beitrage wollen ſich nicht zum Range von Recenſionen erheben: ihr Verfaßer erklärt ſie für nichts weiter, als Privatanſichten eines in und mit der Litteratur Lebenden. Seine Meinung glaubt er eben deswegen um ſo unbefangner und entſchiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem zwangloſen Geſpräche. Ein jedesmal vorangeſchicktes ‘ich ſollte vermeinen’ würde nur läſtig und langweilig ſein, ohne an der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in

---

*) [Das Folgende iſt in die Krit. Schr. nicht aufgenommen.]

der menſchlichen Natur eingewurzelte Unart des Behauptens anſtößig iſt, der mag es ſich immer hinzudenken. Der Raum, den dieſe Blätter von Zeit zu Zeit im Athenäum einnehmen werden, erlaubt unter der Menge der Erſcheinungen nur wenige auszuheben. Und wozu auch Vollſtändigkeit in Anſehung der litterariſchen Makulatur und

> all such reading, as was never read,

womit gerade dieſes Fach ſo unſelig überladen iſt? Ich werde nur das zu charakteriſieren ſuchen, was eine Art von Leben hat, entweder durch ſeine ausgebreitete Popularität oder durch ſeinen innern Werth. Selbſt über die bedeutendſten Werke behalte ich mir vor ſchweigen zu dürfen, wenn ihr Eindruck mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtungen geleitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Vollſtändigkeit der Beurtheilungen (wenn man es ſo nennen will) anheiſchig: meine Abſicht iſt nicht, den Leſer mit den erwähnten Schriften erſt bekannt zu machen; dieß ſetze ich ſchon voraus, und ſuche nur durch die Mittheilung über ſie die Entwicklung entgegengeſetzter oder übereinſtimmender Gedanken zu veranlaßen. Ohne um hiſtoriſch geordneten Zuſammenhang in dieſen Rhapſodien bemüht zu ſein, werde ich die Gegenſtände ſelbſt in ihrem Zuſammenhange zu faßen ſuchen. Beim Recenſieren iſt ein mehr oder weniger iſolierendes Verfahren nothwendig und hergebracht: alle vergleichenden Seitenblicke gelten da für Licenzen. Und doch laßen ſich nur die Buchſtaben eines Buches in die Scheidewände des Bandes einſchließen: in ſo fern es lebt, einen Geiſt und einen Gehalt hat, ſteht es als Wirkung und wiederum wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das Verhältniß des Schriftſtellers zu ſeinen Vorgängern und Nebenbuhlern, die Laufbahn, die er ſchon durchmeßen hat oder zu betreten anfängt, die Aufnahme, die er bei ſeinen Zeitgenoſſen findet, ſind eben ſo viel aufklärende Geſichtspunkte. Wie ſich mir Ausſichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn wo das Ganze Digreſſion iſt, hat man ſich nicht vor Digreſſionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erſchöpften Gegenſtande immer noch zurückkehren, um ihn in einer verſchiednen Zuſammenſtellung zu beleuchten.

Mode-Romane. Lafontaine.

1798.

Der Punkt, wo die Litteratur das geſellige Leben am unmittelbarſten berührt, iſt der Roman. Bei ihm offenbart ſich daher am auffallendſten der ungeheure Abſtand zwiſchen den Klaſſen der leſenden Menge, die man durch den bloß poſtulierten Begriff eines Publikums in eine Einheit zuſammenſchmelzt: hier können die Unternehmungen des Meiſters, deſſen Blick, ſeinem Zeitalter voraus, in gränzenloſe Fernen dringt, dem regſten und vielſeitigſten Streben nach Bildung begegnen; ſo wie eben hier die ſtumpfe Genügſamkeit des Handwerkers, der nur denſelben verworrnen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden verſteht, unaufhörlich für die Sättigung ſchlaffer Leerheit arbeitet. Die geſetzloſe Unbeſtimmtheit, womit dieſe Gattung nach ſo unzähligen Verſuchen immer noch behandelt wird, beſtärkt in dem Glauben, als habe die Kunſt gar keine Forderungen an ſie zu machen, und das eigentliche Geheimniß beſtehe darin, ſich Alles zu erlauben; während ſie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationale Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden kann. Wer hält ſich nicht im Stande einen Roman zu ſchreiben? Daß nebſt vielen und wichtigen Erforderniſſen unter andern auch ein bedeutendes Menſchenleben dazu nöthig iſt, läßt man ſich nicht im Traume einfallen. Wie könnten ſonſt die beliebten Romanenſchreiber ſo fruchtbar, und die fruchtbaren ſo beliebt ſein? Nur Einen Roman geſchrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beinahe mit jeder Meſſe wieder erſcheinen, um nicht auf der Liſte der Beliebten ausgeſtrichen zu werden. Ich habe ſogar von Schriftſtellern gehört, welche geſtehn, daß ſie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den ſie noch in ſich tragen, auszuſchütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantaſie mit den zunehmenden Jahren erſtarrt. Wie verſchieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen ſich nicht brüſten, wenn ſie für den Augenblick vor dieſem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erſtarren, ſobald ſie ihn nicht mehr beſtändig warm halten können.

Bei ſo unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf ſeltſame Hülfsmittel verfallen, um die Armut an ſelbſtändigem Geiſte zu bemänteln, und wirklich iſt auch bis zur roheſten Abgeſchmacktheit nichts unverſucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Geſpenſter zu citieren und die Rieſengeſtalten einer chimäriſchen Vorzeit aufzurufen, wer ſich ohne Geheimniſſe mit ſchlichten Leidenſchaften behilft, der hält ſchon etwas auf ſich und ſein Publikum. Macht er ſich denn auch mit Charaktern nicht viel zu ſchaffen, wenn ihm nur jene in einer gewiſſen Fülle zu Gebote ſtehen, ſo kann er gewiß ſein, den mittleren Durchſchnitt der Leſewelt für ſich zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerliche ſchon zu geſittet, für die heitern ruhigen Anſichten ächter Kunſt noch nicht empfänglich, ſtarke Bedürfniſſe *) der Empfindſamkeit hat.

Solch ein Schriftſteller iſt Lafontaine. Wundern kann man ſich alſo nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul iſt ſchon etwas viel Ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit ſo leichten Speiſen, da ſich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, beſonders wenn man ſchon Einiges von ihm geleſen hat, und alſo gewiſſe Lieblingsſchilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeigehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die Scenen ſo reichlich, daß er dem geübteren Leſer die Hälfte der Zeit erſpart, obwohl **) dem Drucker nichts an der Bogenzahl. Man ſollte denken, ſelbſt die oberflächlichſten Liebhaber müßten auf die Länge dieſe ſchwach verkleideten Wiederholungen gewahr werden, und die Gewohnheit, ſich ſelbſt auszuſchreiben, müßte dem Rufe des Schriftſtellers Abbruch thun. Zwar ſollten wir ihn wohl nicht ſo ernſthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne iſt es ſchwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; er ſcheint vielmehr, ſo oft er auch die Ewigkeit als die große Ausſicht hinſtellt, gar ſehr in der Zeitlichkeit befangen zu ſein. Um es dabei noch recht bequem zu haben, macht man ſich eine Moral, eine

---

*) der Sentimentalität 1798.

**) dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das dieſem aber nicht ſo theuer zu ſtehn, da die leeren Bogen immer mitgekauft werden, als dem Verfaßer ſelbſt, dem es genügen kann, ſie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar ſollten wir ihn nicht ſo ernſthaft nehmen. 1798.

Tugend, eine Unſchuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müßen: ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man indeſſen Lafontaine auch ſo jovialiſch anſehn will, wie er ſelbſt ſein Thun und Treiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, was für Begriffe von allen jenen Dingen er unter die Leute bringt, und es iſt der Mühe werth, zu fragen, worin es liegt, daß er mit ſo viel gutem Willen und Glauben, ſittlich zu ſein, den ſchon ſo mächtigen Hang zur Erſchlaffung und Paſſivität befördert? Es iſt gewiß, wenn er ſich als Schriftſteller ſtrenger zu betrachten wüßte, ſo würde er auch die menſchliche Natur höher zu halten verſtehn. In ſeinen früheren Sachen ſchien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht iſt, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er ſeine Scenen Gedichte nennen, ja ſie ſogar als Annäherungen zur tragiſchen Dichtkunſt betrachten konnte. Vermuthlich hatte er ſchon damals kein höheres Ideal von dieſer letzten, als den 'tragiſchen Arnaud' (St. Julien), und verwechſelte mit Poeſie die Art von Feuer, welche die Franzoſen mit dem Ausdruck verve bezeichnen, und die er in vollem Maße beſitzt. Feinere Schattierungen deuteten bei allem dem auf Anlagen, von denen man, vorausgeſetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwickelung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenſtück zu den ſamnitiſchen Heiraten, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an ſeinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erſte auffallende und nicht zu entſchuldigende Indelikateſſe begieng er an Julien in Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg nicht von ſolchen Auswüchſen wie die Begebenheit mit Heloiſen rein erhielt, zeigt, wie ſehr es ihm an Sinn für die Einheit und organiſche Bildung eines Werkes fehlte, und daß er ſich im mindeſten nicht um Zeichnung, ſondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Die bloße Leidenſchaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geiſtigen oder ſchön ſinnlichen Zuſatz, liefert ihm dieſes hinlänglich. Er geſteht ſelbſt in der Vorrede zur zweiten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menſchlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn ſeine ſämmtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten), und von dieſer nur ein Paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinſte und ſchwächſte aufzufaßen wußte! Schlimm genug, daß die erſten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen ſind, der ohne Stamm und Frucht ſich nie über eine gewiſſe Höhe erhebt!

Wenn ihn auch ſeine *) Bekanntſchaft mit den Alten, die er recht angenehm, man möchte ſagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu ſtrengerem Ernſt auffordert, wie in ſeinen neueren griechiſchen Geſchichten, ſo behandelt er doch Alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und ſpart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland ſo wenig, wie bei andern Gelegenheiten die Küſſe. Die wechſelnden Farben, das tumultuariſche Leben, ſtehen mit der Würde des Gegenſtandes in ſolchem Streit, daß man wohl ſieht, in wie fern er damit bekannt war. Eben dieſes Farbenſpiel iſt es denn doch, und ſeine **) blumenreiche Schreibart und ſtrömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachläßigkeit fehlt, was ſchon ſo manchen

---

*) Lektüre der Alten. 1798 **) blühende Diktion 1798.

jungen Buſen erſchüttert hat, und manches ältere Urtheil ſo verwirrt, daß Clara du Pleſſis der Neuen Heloiſe an die Seite geſetzt und, um ſeiner ſchlechteſten Hervorbringungen willen, Lafontaine mit vieler Anmaßung zum Künſtler geadelt worden iſt (A. L. Z. 98. Nr. 47.). Es muß ihm ſelbſt ein wenig luſtig vorkommen, ſich von Kunſt vorſchwatzen zu hören, da man eher vermuthen ſollte, daß er ſich ſogar bei den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur ſo gefallen, wie ein friſches Mädchen, die weder beſtimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein Paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es iſt auch ſchon mehr begegnet, daß die edelſten Geſtalten unbemerkt ſtehen blieben, und ein großes Gedränge um ſolch ein Geſichtchen war, das eben Jedermann zuſagte, weil nichts darin zu leſen war, als was Jedermann verſteht. Seine Schriftſtellerei iſt recht ſichtlich die unerzogene 'Tochter der Natur', und es wäre ſehr zu wünſchen, daß das Dargeſtellte bei ihm (unter andern der dramatiſche Verſuch jenes Namens) eben ſo viel Natur an ſich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unſittlicher ſein, als ſeine Kinderliebſchaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erſte, was ſich im Menſchen regt, das Intereſſe des einen Geſchlechtes für das andre iſt. Wenn ein ſo frühes Verhältniß ſtattfindet, ſo lehrt die Erfahrung wenigſtens, daß es ſich zuerſt als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Abſonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten beſondre Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündniſſe geſtiftet, ſo trennt eine nachmalige verſchiedne Bildung ſie eben ſo oft wieder, als ſie glücklich oder unglücklich für beide Theile Beſtand behalten. Lafontaine impft der geſunden Natur durch ſeine Vorausſetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd iſt. Wäre es erſt dahin gekommen, daß Kinder bei einer körperlichen Berührung ſo heftig empfänden, wie Liſſow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben-lernen führt, ſo würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen ſein, und Eltern und Aufſeher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unſchuld wie die zarte Blume einer ‘Schneeflocke iſt, die ein Hauch verzehrt’ (Flaming), ſo muß ſie bei jungen Geſchöpfen durch einen Blick in die meiſten ſeiner Bücher zerſtört werden. In den moraliſchen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Pleſſis, im Werdenberg, allenthalben verlieben ſich die Kinder in einander. Lafontaine iſt ihr wahrer Ovid.

Bedeutend iſt es allerdings, daß er die Liebe ſo oft in die Zeiten der gedankenloſen Kindheit verſetzt. Sie trägt durchgehends bei ihm etwas von dem Charakter ihres Urſprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an ſich, und es läßt ſich genau von ihr ſagen, was er bei Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: ‘Beide waren jung, das iſt das ganze Geheimniß.’ Dieſes Geheimniß auf halbem Wege ſtehn bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß ſeiner Unſchuld aus, deren ſeine Helden, ebenfalls nach einem eigenen Ausdruck von ihm, ſo unbeſchreiblich viel haben. Wenn er bei der geiſtigen Liebe recht fein verfahren und pſychologiſche Einſicht zeigen will, ſo hält er ſich bei Anſpornungen der Eitelkeit, bei jugendlichen Wallungen auf, kurz, er ſetzt ſie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben ſo iſt er, um hohe Unſchuld darzuthun, unerſchöpflich im Ausmalen aller Arten von vertrauten Verhältniſſen und ſinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit ſein ſoll, und die ohne Folgen bleiben. Ein Maler wirft leicht eine ſchwebende Stellung hin, aber läßt es jemand verſuchen, ſie in der Wirklichkeit nachzuahmen, ſo wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieſer angeblichen Unſchuld hat Lafontaine gänzlich das Weſen ſchöner Menſchheit verkannt. Je vollkommner die Organiſation iſt, um ſo ſicherer müßen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an ſich haben. Fürwahr, ſo ungeſtraft auf ſie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, ſondern eine große Stumpfheit der Sinne, und einen Mangel an Phantaſie, der nichts weniger wie reizend ſein möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwieſen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern ſowohl wie Erwachſenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zuſehn mag, und wenn er ſie nicht mehr dabei fühlen läßt, als bei einem freundlichen Kopfnicken. Beide, die Natur und die guten Sitten, haben ſich denn doch bitterlich über ihn zu beſchweren. Solchen Leſern allein macht er es recht, deren Sinn ſich nicht von ſo widerwärtigen Vermiſchungen abwendet, die er in eine ſchmeichelnde Stimmung verſetzt, wo der Lockung kein Widerſtand geleiſtet zu werden braucht, weil doch die Jugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beiſpielen nur ſeine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Liſſow in der äußerſten Ungezwungenheit. 'Sie bot ihm die ſchöne Wange zum Morgengruß, er nahm ſie in Gegenwart ihrer Eltern in die Arme und liebkoſte ihr. Sie gieng, wenn ſie wollte, zu ihm, und ſaß neben ihm von ſeinem Arm umſchlungen. Kam ihr Vater dazu, ſo ſetzte er ſich auf die andre Seite und ſchlug ſeinen Arm gleichfalls um ihren Leib.' Die Zuſchauer müßen überhaupt oft bei ihm die Heimlichkeiten der Liebe ſanktionieren. Liſſow war ein junger Mann, der Jacobinen nie geſagt hatte, daß ſie ſeine Frau werden könnte. So wird uns als das reinſte, erhabenſte Gemüth vorgeſtellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte ſie indes bei ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wißen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erſte überraſchende Geſtändniß der Liebe oder deſſen Folge war, mußte die Bewegungen eines ſo gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkürliche Scheu ſich hinzugeben, iſt Unſchuld, nicht Lafontainens unendliche Argloſigkeit im Hingeben, die ſeine Frauen, er mag ſie nun ſo edel ſchildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis macht. Jacobine treibt ſie ſo weit, daß ſie auch als Liſſows Gattin dem jungen, ſchönen und reichen Maltheſer-Ritter, der ihr Hausfreund war, ‘die ſchöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er gieng’. Wie unverſtändig müßte ein ſittſames Weib ſein, um ſich ſo zu betragen! Welche Vorwürfe hätte ſie ſich zu machen, wenn ähnliches Unheil, wie bei dieſer Gelegenheit, daraus entſteht!

Ein andrer moraliſcher Hebel des Lafontaine iſt die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entſpringen. Nicht, als ob er verſäumte, in Worten die gehörige Doſis Weisheit beizumiſchen; wie er zum Beiſpiel dem Flaming einen alten Grumbach zugeſellt, der mit ſeiner Freigebigkeit haushält: aber er mag noch ſo ſehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu dieſem materiellen Triebe des Gebens; damit lockt er ſeine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber iſt, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freilich weiß er wohl, daß noch Heroiſmus, Thätigkeit, Wißenſchaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören kann, aber da er die letzte niemals übt, ſo kommt das alles bei ihm heraus, wie die Beſchreibung von ungeheuern Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Iſt ſo ein Held einmal im Siegen, ſo weiß man auch ſchon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, ſich beherrſchen u. ſ. w. iſt leicht geſagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geſchah, und dann kann Ein Zug mehr werth ſein wie hundert. Lafontaine ſcheint aber ſo feſt überzeugt, daß in allen Dingen Viel mehr thut wie Wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten ſein darf. Selbſt die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden verſetzt, vermögen ſie nicht zu würzen, und eben ſo wenig ein recht natürliches Konterfei des Menſchen hervorzubringen, als dieſe ein idealiſches.

Im Verlauf ſeiner Schriftſtellerbahn iſt er auf mehrere Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetiſche Charakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder ſich an fremden Muſtern erwärmt. St. Julien gründet ſich auf den Landprieſter von Wakefield, im Flaming iſt etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerei ſchimmert viel guter Wille, den Werther zu machen, hindurch, und, was das *) Ergötzlichſte iſt, er jean-paul-richteriſiert ſeit Kurzem mit dem beſten Anſtande. Iſt gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Koſtum, ſo beweiſt ſie doch, wie viel ſich in dieſer Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, wie die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Kapitains, ſind dafür ganz im Ton franzöſiſcher Empfin-

---

*) pikanteſte 1798.

dungsart, deren Oberflächlichkeit wenigſtens elektriſche Funken ſprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es ſein dickſtes Buch iſt. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin ſo in die Breite, und es hat eine Menge Raiſonnement, Satire, Lehre und Beiſpiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müßen ſo daß nichts wie der Ueberdruß zurückbleibt. Philoſophie iſt überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die ſtrenge, noch die humoriſtiſche. Die Univerſalität, der er hier nachgeht, konnte alſo nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Geſichtspunkt angeben ſollen, aus denen der Philoſoph, oder der geſunde Menſchenverſtand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthuſiaſmus ungefähr ſo in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritiſche Hypotheſen und kritiſche Philoſophie? Und nun ſeht, wie leichtfertig er ſich dabei ausdrückt. 'Hören Sie einmal jemand, der in Rom geweſen iſt' Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Raſerei gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder aus Knochen geformt, das iſt wohl ſo ziemlich einerlei — und findet in Apolls Geſicht Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabenſten Empfindungen. Sollten Sie den Apoll ſelbſt ſehn, ſo würden Sie glauben, der Menſch ſei nicht bei Sinnen geweſen.' Dieſe Anſicht iſt noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu ſeinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leſer folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder gründlichen rechnen werden? 'Du ſollſt tugendhaft ſein, iſt der ewige Befehl der Vernunft; und du ſollſt glücklich ſein, der eben ſo ewige, eben ſo ſtrenge Befehl aller unſrer Gefühle. Dieſe beiden — Inſtinkte unſrer Natur möchte ich ſie nennen, dieſe beiden Grundtriebe unſrer moraliſchen und fühlenden Natur, dürfen einander nie widerſprechen. Sie ſind gleich herrſchend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beiden großen Lebensſtröme, durch die wir ſind was wir ſind. Sie wechſeln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird die Quelle unſers Glücks und aus dem unauslöſchlichen Wunſche, ſich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl iſt gleichſam der Nachhall des andern: der eine tönt vom Richterſtuhl des Ewigen; der andre ſäuſelt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernieder. Sei tugendhaft! ſei glücklich! Zwei Töne, die zugleich erklingen, und die ſchönſte Harmonie des Weltalls bilden; zwei Ströme aus Einer Quelle, die das Paradies einſchließen, und ſich dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern iſt todt, ſchrecklich, abſcheulich. Sei glücklich ohne Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des Menſchen in Trümmer. Sei tugendhaft ohne Glück! und der Thron der Liebe ſtürzt unter dieſem barbariſchen Befehle. Beide gehören ewig zuſammen, die beiden Stämme Einer Wurzel. Sie habe Eine Natur, Ein Weſen, und befehlen beide, ohne Gründe anzugeben. Sei glücklich! nur ein Narr fragt, warum. Sei tugendhaft! nur ein Raſender fragt nach der Urſache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andre die moraliſche. Beide machen unſer Weſen aus, eins und unzertrennlich.' Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und iſt nun ſo die gehaltvolle Form deſſen, was er Weisheit nennt. Der glücklichſte Zufall iſt noch die Eile, womit er genöthigt iſt auf den letzten Seiten die franzöſiſche und die kantiſche Revolution abzufertigen.

Bei Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meiſter auf dieſe Schöpfung geführt haben möchte; denn es iſt nicht zu leugnen, ſie macht zu Anfang eine mehr hündiſche als menſchliche Erſcheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beilegt, nicht ausſöhnt. Den Hang, groteſke Figuren gleichſam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, ſo wie mehrere unſrer komiſchen Schriftſteller, auch Wezel, der dieſe beiden bei weitem überwiegt, oft luſtig anfangen und ſo ernſthaft endigen, daß die Natur der Sache und des Buchs gänzlich *) umgewandelt wird. Ihr Komiſches geht ins Betrübte über, denn wer bei Anſprüchen auf beide Gattungen nicht rein komiſch zu ſein weiß, erhebt ſich auch nicht bis zum Tragiſchen; und ſo wird Müller trocken, Wezel trübſinnig und Lafontaine convulſiviſch.

So viel ich weiß, zieht ſelbſt das lafontainiſche Publikum ſeinen St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiſcenzen aus dem Landprieſter von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Phyſiognomie. Die Striche, welche den Charakter ausdrücken ſollen, ſind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter ſich zuſammenhängend. Es war ſehr möglich, daß ein Mann, wie der Landprieſter, ſich mit allen ſeinen kleinen Schwächen ſchilderte. Er hatte grade Ueberlegenheit genug, um mit dem leiſen Spott über ſich ſelbſt, der den Reiz jener Darſtellung ausmacht, das Gemälde zu entwerfen. Aber St. Julien ſteht unter der Herrſchaft einer Schwäche, die kein ſo freies Geſtändniß verträgt, weder was die innere Wahrſcheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein,

---

*) alterirt 1798.

bis zur Niedrigkeit. Der Landprieſter giebt ſeine Frau für nichts anders, als was ſie iſt; St. Julien erklärt die ſeinige für die beſte Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es ſein Beſtreben iſt. In ihrem Charakter ſowohl, wie in dem ſeinigen, iſt auf einer Seite das Schlechte, was da iſt, zu ſchlecht, auf der andern das Reſultat, was herauskommen ſoll, zu hoch; daraus entſteht ein Mißverhältniß, woran ſich die Unächtheit *) der Erfindung erkennen läßt. Es kann ein Gegenſtand der reifſten Poeſie ſein, auch eine ſehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beſchränkung darzuſtellen; aber das erfordert eine Enthaltſamkeit, die Lafontaine freilich nicht kennt, da ſie eben mit zur reifen Poeſie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zur Poeſie kommen. Wie kindiſch ſind einige von den erſten charakteriſtiſchen Familienſcenen angelegt, wo ſo viel von den Alten und vom Brutus die Rede iſt! Welche überzeugende argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drei, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwiſchen die ausdrücklichen Berichte, wie ſich ein jeder benahm. Wenn das Rechte fehlt, ſo mögt ihr noch ſo viel darüber ſingen und ſagen; glauben mag man, aber ſehen wird man nicht, und der Ueberfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Weſen iſt. Die geheimnißvolle Ankündigung löſt ſich nach und nach in trüben Dunſt auf. Alsdann tritt Adelaide als das ‘ſeltne Geſchöpf’ hervor, die ſich von ‘ihnen allen durch ihren Charakter unterſcheidet. Ihr Herz war ein lebender Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Diamant, ihr offnes Auge war heiter, aber in dieſem Auge ſpielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens, es ſchien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu ſehn, und die Thräne, die an den langen Augenwimpern hieng, zeigte das Elend, das zwiſchen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war ſanft und ernſt triumphierend, wie der Hallelujah-Geſang der Engel, ihre Wange ſtrahlend von einem ſanften Morgenroth' u. ſ. w. So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockenden Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, ſo wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt ſich, wie wenig poetiſchen Sinn dieſe Worte im Hinterhalt haben, und daß ſie höchſtens als eine muſikaliſche Verzierung zu betrachten ſind. Jean Paul muſiciert zuweilen auch ſo; doch iſt es wirklich ſeine Phantaſie die da ſpielt, nicht bloß eine mechaniſche Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Phantaſie, und oft nur allzuſtark: dieſes ſoll unſer Herz rühren; allein wie nicht jedem Freunde der Muſik die Fertigkeit genügen wird, ſo möchte ſich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung ſetzen laßen. Den Verſtand hat er nie beſonders in Anſchlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, auf ein ſolches, das weder Kopf, noch Sinne hat. Gleichwohl könnte eben der Verſtand, wo er ſich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit deren bloßem Schein zu zu täuſchen iſt.

---

*) der Fiktion 1798.

Das Ende von St. Julien iſt zu ſchwach, um etwas Anderes als den frommen Wunſch zu erregen, daß alle unſchuldig *) Hin-

---

*) Guillotinirten 1798.

gerichteten noch einmal auf dieſer Erde ſo lebendig verſammelt werden möchten, wie die Auferſtandenen in dieſer Familiengeſchichte.

Am erſten ließe ſich wohl in Natur und Buhlerei der beßere Lafontaine wieder finden. Der junge Mann iſt freilich nicht ſo ausgezeichnet, wie er dafür gelten ſoll. Er ſehnt ſich nach dem Lande, er ſchmähet die Stadt, es iſt ihm mit ſeinen Gefühlen zu eng darin. Was ſo einen Menſchen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblaſen. Werthers Leiden giengen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artiger Mädchen *) gegrübelt haben ſollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jaſminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küſſen. Warum braucht Lafontaine hier auch ſo zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine ſolche Vergleichung, noch ſo flüchtig, herbeiziehen? Dazu paßt nachher der pathetiſche Ruf des Freundes, der den Eduard Bomſton macht, vollkommen. ‘Ich befehle dir, Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!” Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von ſeinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenſchaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das **) bringt die Weltleute gar ſehr aus der Faßung, und daraus wird ſeine große Ueberlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung ſchlägt ſeine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Charakters bei ihm nieder; darüber kann Lafontaine alſo wieder nicht hinaus. Was aber die beiden Mädchen und ſonſt den Gang der Geſchichte betrifft, ſo iſt Wärme und

---

*) ſpekulirt 1798. **) dekontenanzirt die Weltleute gar ſehr 1798.

jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafantaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzählungen vorzüglich werden. Wir haben ſo wenig Ausgebildetes darin! Unter dem Wenigen erinnert man ſich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen von Anton Wall. Wie viel *) Anmuth iſt nicht beſonders in ſeiner Antonie!

Meißners Andenken, an deſſen Stelle Lafontaine gleichſam trat, **) iſt ſchon ziemlich erloſchen. Seine ſteife Eleganz hatte immer etwas Todtes an ſich. Er war ſo ***) geziert und koſtbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es iſt ihm nie wie dieſem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verſtand übertraf ihn Meißner leicht; aber es war †) Verſtand von der trocknen Art, die den Geiſt nicht zu feſſeln vermag. Lieblingsſchriftſteller iſt er dennoch geweſen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das iſt wenig genug, aber immer zu viel für die im ganzen ſo herabziehende ††) Richtung ſeiner Romane, denen es an Poeſie, an Geiſt, ja ſogar an †††) romanhaftem Schwunge fehlt.

Ludwig Tiecks Volksmärchen von Peter Leberecht.

1798.

Wer alſo einiges Bedürfniß für alle dieſe Dinge hat, wird ſich gern von jener materiellen Maſſe, jener breiten Natürlichkeit, zu luſtigeren Bildungen der Phantaſie wenden,

---

*) Grazie 1798. **) ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück 1798. ***) prüde 1798. †) von der dürren Gattung, die 1798. ††) Tendenz ſeiner Produkte 1798. †††) romantiſchen 1798.

die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Muſik zarter Regungen anklingen laßen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darſtellung ſehr erquickend entgegen kommen, die, wenn ſie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen iſt, doch in der milden Temperatur eines künſtleriſchen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatiſierten, theils erzählten Volksmärchen von Tieck unter dem Namen Peter Leberecht, ſind von dieſer Art: doch ſcheinen ſie bis jetzt nicht mit der Aufmerkſamkeit bewillkommt worden zu ſein, auf die eine ſo gefällige Erſcheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung ſuchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derſelben ihre Unabhängigkeit ſo ſelten zu behaupten wißen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht unterſuchen. Allein gewiß iſt es, daß vieles, was für Poeſie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz Anderes ſein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben geſehen; andre und mitunter berühmte Männer ſind in dem Falle, daß die Lüſternheit bei ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht iſt, ohne welches ſie ſich gar nicht getrauen, es ſchmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbei, um die Aecker der Pädagogik und Aſcetik zu wäßern. Die Unſchuld einer Muſe, welche weder ein bloß leidenſchaftliches Intereſſe zu erregen ſucht, noch dem gröberen Sinne ſchmeichelt, noch moraliſchen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit mißverſtanden werden. Und in der That iſt es auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter dieſen Volksmärchen vorzüglich den geſtiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht, und nach dem Maße des gegebenen Aergerniſſes ihm Leſer und Tadler verſchafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige deutſche Theater ſammt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, iſt wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodiſch, deklamatoriſch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, ſie iſt durchaus muthwillig und poſſenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfaßer verloren: er wird ſich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungeſtraft antaſten zu dürfen? Beſonders, da er es mit den Schildbürgern durch ſeine Geſchichtschronik derſelben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korſar kecklich in die Häfen dieſer angeſehenen Nation eingelaufen iſt, die durch ihr Schutz- und Trutz-Bündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philiſtern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm ſchon einzutränken wißen, und den Spaß auf eine Art verſtehn, daß es ihm vergehn ſoll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauſpiele, daß niemals aufgeführt wird, vor der Polizei der Ernſthaftigkeit durchſchlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterweſen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht Allen klar werden, weil ſie in dem theologiſchphiloſophiſchen Vorſpiele ſelbſt zu eifrig mitagieren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel ſpekuliert wird, ſo iſt er eine liberale Perſon, die gern Jedes in ſeiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in ſeinem Namen empfindlich werden, daß man ihren Verkündigungen über ihn den ſchwäbiſchen Dialekt aufrückt.

Dieß ſind ungefähr die Schalkheiten, die ſich unter dem ehrſamen Titel Volksmärchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbeſonnene Leichtigkeit, womit ſie in die Welt geſprungen ſind, keine Verzeihung auswirken; ſcheinen ſie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, ſo wird man ſie wenigſtens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt ſind, vergeßen. Man erkennt in allen dieſelbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter beſtrebt ſich vielmehr überall den Ton des Gegenſtandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabſichtlichen Richtung. Deshalb konnte er aus der Geſchichte von den Heymons-Kindern, in zwanzig altfränkiſchen Bildern, nichts Anderes machen wollen, als einen poetiſchen Holzſchnitt. Die genaue Beobachtung der Perſpektive muß man einem ſolchen ſchon erlaßen; aber in den eckichten und groben Umrißen dieſer koloſſalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Charakter ſein, als in der Kritik eines Kunſtrichters, der ſie unnatürlich und charakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwißenheit und dem Aberwitz zuſchreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweiſt. Man ſollte ſich doch hüten, in einem proſaiſchen Zeitalter ehrliche alte Volksſagen ſo ſchnöde anzulaßen, denen es, wie unförmlich ſie auch ſonſt ſein mögen, ſchwerlich ganz an poetiſcher Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden ſolcher Märlein iſt der Feenpallaſt des göttlichen Meiſters Arioſto erbaut; und es könnte ſchon deswegen anziehend ſein, ſie in ihrer urſprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu ſehen, um damit die welſchen Umbildungen eines hellen und feinen Verſtandes zu vergleichen. Der jüngſte und gewaltigſte unter den Heymonskinder, Reynold, iſt Arioſtos Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und ſein Pferd Bayart, das in der Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, und zuletzt der Ausſöhnung ſeines Herrn mit Kaiſer Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachſenen, welche ſich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung koſten wird, wie der Hund Argos beim Homer), iſt derſelbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioſo ſo klug, gewandt und ſtark erſcheint. Hat dieß treffliche Roß etwa keinen Charakter, weil die Motive ſeiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepſychologie zergliedert worden ſind? Das iſt nun ſo die Art der Poeſie, daß ſie die lebendigen Kräfte hinſtellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade dieſe und keine andre iſt. Wenn nicht ein geheimer Grund zu einem beſtimmten Daſein in ihnen läge, ſo wären es ja eben keine Naturen.

In der wunderſamen Liebesgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence hat ſich der Erzähler eine zu ſchwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu löſen war. Die Anlage iſt einfältig,

Und tändelt mit der Unſchuld ſüßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber dieſen Gang der Begebenheiten ſollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden ſchwebt, und ſich ihnen nicht recht aneignen will. Jene ſchlichten Sitten und der Ausdruck einer Schwärmerei, die alle Gegenſtände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermiſcht, aber nicht völlig verſchmelzt werden, und man fühlt das Fremdartige und die Willkür der Zuſammenſtellung. Zwar die Poeſie iſt die gemeinſchaftliche Zunge aller Zeiten, Geſchlechter, Alter und Sitten; und wenn ſich die innre Regung in Geſang ausathmet, findet ſie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem redneriſchen Bemühen, ſich in der gewöhnlichen Sprache vollſtändig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mißhelligkeit erſtreckt ſich alſo nicht auf die zahlreich eingeſtreuten Lieder. Hätte der Dichter den lyriſchen Theil der Darſtellung ganz auf ſie verſparen, und noch mehr eine Erzählung mit Geſang (eine Gattung, von der ſich eben ſo wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauſpiele mit Geſang) daraus machen können, als ſchon geſchehen iſt, ſo hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß Alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt ſteht, fehlt es nicht an beſtechenden Reizen: die Proſa geht nie ſo in das Blühende und Ueppige über, daß nicht eine leichtere Fülle ſichtbar bliebe und ihre Bilder geſtaltet eine nicht bloß fruchtbare, ſondern beflügelte Phantaſie.

Die reifſten Stücke in der Sammlung ſcheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Eckbert, jenes unter den dramatiſchen, dieſes unter den erzählten: es läßt ſich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beiden Gattungen leiſten kann, ohne daß ich entſcheiden möchte, zu welcher ihn ſeine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmärchen Blaubart zum Umfange eines Schauſpiels erweitert iſt, ſind mit Einſicht und Schicklichkeit gewählt: nichts Ablenkendes und Störendes, wenn auch manches Entbehrliche iſt in die Zuſammenſetzung aufgenommen worden. Die Figuren ſind beſtimmt gezeichnet, vielleicht durch zu ſchneidende Gränzen geſondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübteſten Faßungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenſtände in ihr leichter erkennbar ſein müßen, als in einer erwachſenen Welt. Das Wunderbare iſt in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog iſt ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt ſich in leichten Wendungen fort, bis ſie zu den entſcheidenden Momenten gelangt, wo die Beſonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer ſteigt mit großer Wahrheit von der erſten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderſtehlichen Gelüſte, ohne daß ſich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabei verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Scenen hat er gezeigt, daß er ſelbſt eine volle tragiſche Wirkung zu erreichen fähig iſt, wo ſie, wie durch den Schrecken geſchieht, unmittelbar die Phantaſie berührt. Es iſt ein meiſterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zuſtande zu ſehen glaubt, daß ſich das Geſicht der Alten während der Geſpenſtergeſchichte verzerre; und eben ſo ergreifend offenbart ſich überhaupt ihre Angſt, ohne in ein widerwärtiges Grauſen überzugehn.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erſcheinungen Theil hat, und die um ſo überraſchender treffen, weil ſie nicht mit großen Zurüſtungen herbeigeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine ſtille Gewalt der Darſtellung, die zwar nur von jener Kraft des Geiſtes herrühren kann, welcher 'die Geſtalten unbekannter Dinge' bis zur hellen Anſchaulichkeit und Einzelnheit Rede ſtehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart iſt: eine nicht ſogenannte poetiſche, vielmehr ſehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetiſierte Proſa. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freiheit, ihres rhythmiſchen Fortſchrittes, und ihres ſchön entfaltenden Ueberfluſſes hat, für unſre Sprache wenigſtens, Goethe entdeckt: und die Art wie Tieck deſſen Stil, beſonders im Wilhelm Meiſter und in dem goldnen Märchen, dem Märchen par excellence, ſtudiert haben muß, um es ihm ſo weit abzulernen, würde allein ſchon ſeinen Sinn für dichteriſche Kunſt bewähren.

Die ſchmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bei Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken ſind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, deſſen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben verſuchen kann. Die Sprache hat ſich gleichſam alles Körperlichen begeben, und löſt ſich in einen geiſtigen Hauch auf. Die Worte ſcheinen kaum ausgeſprochen zu werden, ſo daß es faſt noch zarter wie Geſang lautet: wenigſtens iſt es die unmittelbarſte und unauflöslichſte Verſchmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverſtanden vorüber. Vielmehr iſt dieſe Lyrik in ihrer heimlichen Beſchränkung höchſt dramatiſch; der Dichter darf nur eben die Situation andeuten, und dann den ſüßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In dieſen klaren Thautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich alle die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt, und der ſchwülere Mittag wieder mit Dunſt umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefühl, das nur aus der innerſten Seele kommen kann, und doch leicht und loſe in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leiſe herüberhallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der wahrſten Innigkeit, ſchlicht und phantaſtiſch zugleich.

Um mehr als alles bisher Geſagte in eins zuſammenzufaßen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der götheſchen Proſa hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beiſpiele desſelben Meiſters in dem Prolog die hans-ſachſiſche Manier glücklich genug auf neuere Gegenſtände angewendet, ſo ſieht man, daß er ſein Vorbild eben ſo wenig einſeitig gefaßt hat, als er ihm ohne ſelbſtändige Aneignung nachgefolgt iſt. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakſpeares (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden iſt, ſo daß nun von beiden gemeinſchaftlich eine Dichterſchule ausgehen kann), und eben das, was ihn für die Entwickelung ſeiner Anlagen ſo richtig leitete, läßt hoffen, daß er ſie auch vor ungünſtigen Einflüßen zu bewahren wißen wird. Seine Einbildungskraft, die ſich im 'William Lovell' zum Theil in trüben Phantomen herumtrieb und ihre Flüge verſchwendete, iſt ſeitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauerſpiel 'Karl von Berneck' und ſonſt hie und da Spuren von Gewölk gehören noch dem erſten Morgennebel an: in jenem weniger das Einzelne, als die Kraftloſigkeit des Ganzen. Man ſchreibt freilich die Trauerſpiele nicht ſo obenhin: in dieſer Gattung artet allzugroße Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus. Enthaltſamkeit und Mäßigung, ſeltne Eigenſchaften bei jungen Dichtern, ſind dem Verfaßer der Volksmärchen ſo natürlich, daß ſie für ihn keiner beſondern Empfehlung bedürfen; deſto mehr hat er die zweite Hälfte von dem Rath ſeines Freundes Shakſpeare zu beherzigen, der, wie er den Schauſpieler ermahnt hat, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, zu der erſten Warnung vor dem Overdone ſogleich die zweite vor dem Come tardy off hinzufügt. Er vergeße nicht, daß alle Wirkung der Kunſt einem Brennpunkte gleicht, diesſeits und jenſeits deſſen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchſtes vor Augen, und achte ſein ſchönes Talent genug, um nichts Geringeres leiſten zu wollen, als das Beſte was er vermag. Er ſammle ſich, er dränge zuſammen, und ziehe auch die äußern Formen vor, welche von ſelbſt dazu nöthigen.

Notizen.

1799.

Vorbemerkungen.

Vortreffliche Werke pflegen ſich ſelbſt zu charakteriſieren, und in dieſer Rückſicht iſt es überflüßig, wenn ein Andrer daſſelbe Geſchäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel ſchon gethan haben wird. Iſt eine ſolche Charakteriſtik indeſſen, wie ſie es immer ſein ſollte, ein Kunſtwerk, ſo iſt ihr Daſein zwar nichts weniger als überflüßig, aber ſie ſteht ganz für ſich, und iſt ſo unabhängig von der charakteriſierten Schrift, wie dieſe ſelbſt von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geſchickter ſein, denen, die ſchon eingeweiht ſind, einen noch tieferen Blick in den unerſchöpflichen Geiſt eines originellen Gedichts oder einer reellen Philoſophie zu geben, als völligen Laien die erſte Bekanntſchaft mit ſolchen Myſterien zu verſchaffen.

Daher wird auch dieſe höhere Kritik mehr das anerkannt Klaſſiſche, ſei es noch ſo alt, zum Anlaß und Gegenſtand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am litterariſchen Horizonte erſcheint, aufmerkſam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieſes letztere iſt es eigentlich, was eine litterariſche Zeitung vorzüglich leiſten ſollte, damit der Leſer, welcher mit Auswahl zu ſeiner eigenen Bildung leſen will, von allem, was ihm intereſſant ſein muß, früh genug Nachricht erhielte. Nicht bloß eine Nachricht, daß ſo etwas da ſei, ſondern eine Auseinanderſetzung, was es eigentlich ſei; Alles mit ſteter Rückſicht auf ihn, auf ſeine Bildung und auf die Mißverſtändniſſe, deren Möglichkeit man bei ihm vorausſetzen darf, in einer allgemein verſtändlichen Sprache klar und kurz. Aber freilich iſt die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär iſt, betrachtet ſein will, ſo muß dieſer Standpunkt erſt aufgeſtellt und an den populären angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bei Philoſophen der Fall ſein kann, ſeine eigene Sprache redet, alſo ſeinen Charakter ſelbſt auch nur in dieſer Sprache giebt, ſo iſt es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu überſetzen und neu darzuſtellen. Doch ſolcher Werke giebt es immer nur ſehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leſer eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben ſollte, iſt ſo unermeßlich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen, als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterariſchen Zeitung zu realiſieren.

Für jetzt ſcheint es am zweckmäßigſten, daß die Einzelnen für ſich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfniſſes beitragen was ſie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geſchieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptſächlichſten Mitarbeiter ſind, ſo hat der Leſer dabei den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten ſchon kennt, und alſo leicht wißen kann, in wiefern er mit ihnen übereinſtimmt.

Wir haben uns daher entſchloßen, unſern Leſern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigſten Produkte der einheimiſchen Litteratur zu geben. Es iſt dabei nicht die Abſicht, den Charakter wichtiger Werke zu erſchöpfen oder immer förmliche Exempel kritiſcher Virtuoſität aufzuſtellen; ſondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen ſchon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freieſten Form die nur zum Zweck führt, zu beſtimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was ſchlecht oder mittelmäßig iſt, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufſätze in Journalen Rückſicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Epiſode in die ausländiſche Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Epiſode da ſtatt finden kann, wo noch gar keine Anſprüche auf Vollſtändigkeit gemacht werden. Selbſt Nachrichten über Kunſt und Theater bei uns und bei den Fremden würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unſerm Sinne nicht widerſprächen.

Wir werden unſre Anſichten ſo klar als möglich darzuſtellen verſuchen, und die Me[illegible] nie verſchweigen. Aber freilich giebt es Fälle, wo es am beſten iſt, kategoriſch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motiviert iſt, in dieſes ſelbſt hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, ſie mag noch ſo förmlich ſein, irgend einen Punkt, wo das Motivieren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leſer mit dem Beurtheiler übereinſtimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und geſtehen ſonach, daß dieſe Notizen zwar, inſofern ſie ſich bemühen werden, den litterariſchen Fortſchritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen — zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und 'unſers' Geſchmacks gehören werden. Um jedoch auch der 'Zeit und ihrem Geſchmacke' ſein Recht widerfahren zu laßen, werden wir auch den neueſten litterariſchen Unarten immer einige flüchtige Worte ſchenken, und wir glauben das ernſte Geſchäft keinesweges zu entweihen, ſondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cachinnus, dem höchſten beſten Gotte, der einen ſo großen Theil der vaterländiſchen Litteratur zu ſeiner und zur allgemeinen Beluſtigung muthwilligerweiſe erſchaffen zu haben ſcheint, ländlich beſcheidne Geſchenke von ſeiner eigenen Gabe darbringen.

Germaniſche Bardengeſänge.

In verſchiednen Zeitungen wird bekannt gemacht, daß ein deutſcher Edelmann auf die Entdeckung der 'alten Bardengeſänge', welche Karl der Große hatte aufzeichnen laßen, oder auch nur eines einzigen davon, einen Preis von 100 Dukaten geſetzt hat. Hr. Gräter verſpricht nähere Nachricht darüber in ſeiner Zeitſchrift Braga und Hermode. Der Patriotiſmus, welcher zu dieſer Preisaufgabe bewogen hat, iſt gewiß ſehr rühmlich. Schade nur, daß dabei ein freilich popular gewordner Irrthum zum Grunde liegt. Es wird daher nicht undienlich ſein, zu erinnern, daß der Preis ſicher nicht gewonnen werden kann, daß ſich alſo nur Niemand auf vergebliche Mühe einlaßen mag. Fürs erſte haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengeſänge. Das Wort 'Barde' iſt galliſch, und die heilloſe Verwirrung der galliſchen Völkerſchaften mit den germaniſchen unter der griechiſchen Benennung der Celten iſt ſchon längſt für ungültig erkannt. Daß die Germanier Schlachtgeſänge gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß ſie noch zu Tacitus Zeiten den Arminius beſungen, wird bezeugt; aber nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand bei ihnen ausgemacht haben. Wo die Nationalgeſänge einer ſolchen Zunft anvertraut ſind, welcher Alles daran gelegen iſt, ſie zu erhalten, da können ſie in der mündlichen Ueberlieferung ſelbſt Veränderungen der Dynaſtie und Religion lange überdauern, wie einige nordiſche Beiſpiele gezeigt haben. Auch ohne das, wo ein Völkerſtamm unvermiſcht in uralten Sitten beharrt. Aber wie läßt ſich denken, daß das Gedächtniß eines Arioviſtus oder Arminius ſich die lange Periode der allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch, wo in den neuen Völkerbünden ſelbſt die Namen der alten Stämme zu Grunde giengen, Jahrhunderte lang nach Annahme des Chriſtenthums erhalten habe? Und wird Karl der Große, der alle Spuren des Heidenthums auszurotten ſuchte, bemüht geweſen ſein, Geſänge dem Untergange zu entreißen, in denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit heidniſcher Mythologie verwebt war? Die germaniſchen Sprachen aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt waren ſchwerlich im achten noch verſtändlich; und hätten ſie ſich mit dem Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären etwa in der Sprache des Kero und Otfried abgefaßt geweſen: wie könnten wir ihrer Aechtheit und ihres Alterthums gewiß ſein? Endlich, wie lautet das einzig vorhandne Zeugniß des Eginhart über dieſe Sache? Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.' Wo iſt hier nur eine Spur, die auf jene älteſten Zeiten der heidniſchen Germanier hinwieſe? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als 'nicht lateiniſch'; Gedichte, die vor zwei oder dreihundert Jahren entſtanden ſind, kommen uns ſchon ſehr alt vor: wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung Alles in eine unbeſtimmte Ferne wegrückt. Kurz, Eginhart konnte ſich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geſchichte der älteren fränkiſchen, burgundiſchen und langobardiſchen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeſchriebnen Lieder, in einer ſpäteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, ſchon längſt bekannt, und das Nachſuchen alſo doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht ſich auf burgundiſche Geſchichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der müllerſchen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783.) glaubt, die Grundlage der Fabel ſei ſchon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden geweſen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieſer koloſſaliſchen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minneſinger, die wir beſitzen, erſt angebildet ſein. Daß der ältere Text durch dieſe verdrängt wurde und gänzlich verſchwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, deſſen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung ſtehn, bei der Moderniſierung zum Behuf ſeiner Erſcheinung im Druck eben ſo ergangen zu ſein. Doch es iſt hier nicht der Ort, obige Hypotheſe weiter auszuführen. Die Geſchichte unſrer Sprache und Poeſie bedarf noch von ſo vielen Seiten aufgehellt zu werden, daß ſich an die Stelle jener Preisfrage leicht andre ſetzen ließen, von denen mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Lichtenberg.

Seit in dem vorhergehenden Aufſatze ‘über Zeichnungen zu Gedichten’*) die den Hogarth betreffende Stelle geſchrieben ward, hat Deutſchland an dem Erklärer ſeiner Kupfer einen der ſinnreichſten Schriftſteller verloren. Er hatte grade eine ſchalkhafte Note mitten durchgeſchnitten, als die Parce ſeinen Lebensfaden entzweiſchnitt, und man kann gewiß nicht ſagen, daß er ſeinen Witz und ſeine liebenswürdige Laune überlebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferſtiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der hogarthiſchen Gattung; der erſt ſeit Lichtenbergs Tode erſchienene Text dazu dagegen um ſo ausgezeichneter die Feinheit, womit er ſie liberaliſiert, die Bereitwilligkeit, aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn ſein Kommittent im Stiche läßt, die Kunſt der Wendungen und Uebergänge, um ſeine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freilich können bei ſolchen Umſtänden ſeine Einfalle nicht immer das Anſehen freiwilliger und augenblicklicher Entſtehung haben, ſie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergeholte und Verworrne. Ueberhaupt hat

---

*) [S. den Aufſatz aus dem Athenäum II. 2. S. 193. ff. oder den Krit. Schr. Nr. XX. in Band 9. S. 102. ff.]

Lichtenberg dem Hogarth ſo viel geliehen, daß man bei einem Urtheil über dieſen wohl auf ſeiner Hut ſein muß, die Grundfäden von dem feineren Einſchlage des Auslegers zu unterſcheiden. Wer die Fortſetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte ſich ſelbſt ſogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man ſie nicht recht durchzuſetzen weiß, dazu führt, von Andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerlei unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein ſelbſt anzapfen, nicht bloß wie ein *) Bötticher das leere Faß vor ſich herrollen, worin ſo oft die angeblich litterariſche Thätigkeit beſteht.

Ueber H—r's 'Kritiſches Geſpräch' und 'Ueber Weiblichkeit in der Kunſt, in der Natur und in der Geſchichte.

In den Muſageten (98. 4. St.) haben ſich zwei kleine Aufſätze, 'kritiſches Geſpräch' und 'über Weiblichkeit in der Kunſt, in der Natur und in der Geſellſchaft', beide mit H— r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn ſie gehören gar nicht in das Gefolge dieſes lahmen Muſenführes, wie er auch durch eigenhändige Noten deutlich zu machen geſucht hat. Das Geſpräch enthält Urtheile über die beiden engländiſchen Schriftſtellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweier Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der erſten in der A. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Ma-

---

*) Böttiger 1799.

nier der Verfaßerin von Evelina, Cecilia, Camilla u. ſ. w. wird mit der intereſſanten — Armut der Mrs. Inchbald zuſammengeſtellt. Ueber die erſte iſt ſchwerlich noch etwas ſo Durchgreifendes geſagt worden. — Der andre Aufſatz ſchließt ſich dem Inhalt und Geiſt nach an dieſen an: er iſt ungemein belebt und anziehend geſchrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender ſind, als förmliche methodiſche Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, ſo muß man ſie nehmen. Einzelne Hinweiſungen, anſchauliche Beiſpiele ſind ihr viel gemäßer, als ein vollſtändiges Syſtem, das ſie grade recht vernichtet, ſtatt ſie feſtzuſetzen. Der Verfaßer freut ſich darüber, daß Deutſchlands erſter Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit iſt; dieß werden auch die Frauen eben ſo ſchön als billig finden.

Mary Wolſtonecraft.

In dem eben erwähnten Aufſatze wird die Bemerkung gemacht, daß die Nationen nicht ſo verſchieden von einander ſind, als es oft der Charakter beider Geſchlechter in der nämlichen Nation ſein kann, wie z. B. die Engländerin von dem Engländer, und, wir müßen hinzuſetzen, die Engländerin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben der bekannten Mary Wolſtonecraft, von ihrem Freunde, nachherigem Gatten, William Goodwin, beſchrieben. Woher hat ſie doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilsloſigkeit genommen? Sie iſt weit merkwürdiger dadurch, als durch ihre Schriften, die keineswegs über die engliſche Bildung hinausgehen und zum Theil einen etwas ſteifen Zuſchnitt haben. Wie viel Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Unglück!

Die Freiheit ihres Geiſtes konnte ſie nicht über das häufige Looß ihres Geſchlechtes hinwegführen; ſie wurde von dem Mann gefühllos verlaßen, dem ſie ſich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geſchichtſchreiber ſchildert ihr Aeußeres ſanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der deutſchen Ueberſetzung ſteht, ihr glich, ſo müßen wir ihm glauben. Freilich verändert es die Sache erſtaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches ſchon die Natur auf das ſchönſte aller Rechte Verzicht geleiſtet hatte, oder ob ein zartes liebendes Weſen kühn die Forderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bei dieſer ſelbſtändigen Frau gleichſam die letzte Hand und Zierde. Selbſt die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegleugnen will, würde gemildert worden ſein, wenn ſie glücklicher geweſen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde ſtiller und heiterer im Arm der Liebe. Aber auch im Zuſtande der gewaltſamſten Spannung, auf einer Reiſe durch Norwegen, die ſie in Geſchäften ihres ſchon aufgegebnen Geliebten unternahm, erſcheint ſie eben ſo liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Scenen einer wilden Natur, mit ihrem entſchloßnen Muthe und feſten Blicke bei einem höchſt verwundbaren und ſo verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen engliſcher Popularphiloſophen gehen mußte, zum Beweiſe, daß ſich das Gemüth leichter als der Geiſt von nationaler Eingeſchränktheit losreißt.

Joh. Müllers Briefe an Bonſtetten.

Wenn eine leere und planloſe Zeitſchrift durch Einen vortrefflichen Beitrag bedeutend werden könnte, ſo müßte dieß dem deutſchen Magazin widerfahren ſein, da es ihm vergönnt wurde (im 15., 16. und 17. B.) die 'Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund', der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonſtetten, während der Jahre 1775...1778 in der Schweiz geſchrieben, in denen er dem angebeteten Freunde ſeine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrauten von Allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernſtes großes Streben offenbaren ſich da! Wie weihet ſich der junge Mann, zu werden was er ſeitdem wurde, der erſte Geſchichtſchreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, ſolche Arbeit, und eine beſtändige Gegenwart des höchſten und würdigſten Zieles. Den ganzen Menſchen in ſich bildet er zu dem erwählten Berufe ſeiner Kunſt. Die Briefe ſind allein ſchon wegen der ſchönen Harmonie merkwürdig, die ſie darlegen, zwiſchen dem, was er gewollt und was er geleiſtet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umſtände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzudringen; als Mann von feſtgegründetem Ruhme dient er Verhältniſſen, die ſeines Genius nicht bedurften, wenn die Geſinnungen des Helvetiers ſich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn ſie ihn im Gemälde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geſchichte der unſrigen vermißen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten ſcheint die gültigſte Vollmacht bei großen Gelegenheiten zu handeln. Ehedem konnte er ſeinem Vaterlande nicht auf eine würdige Art angehören: ‘es ſchlummere’, hat er prophezeit, ‘und ſein Erwachen werde tödtlich ſein’; jetzt hat er vielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete für die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Mangel des Augenblicks niederdrückte; ‘er war nur glücklich, indem er komponierte’, die übrige Zeit gehörte der Sorge: und doch konnte er ſich nie überwinden abzulaßen, um etwa durch leichthin geſtreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu ernten. Ein Theil ſeines unſterblichen Werkes war geſchrieben, und nun fand ſich kein Buchhändler, der einen hinlänglichen Preis geboten hätte, um ihm bei der Fortſetzung Unterhalt zu ſchaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freilich noch dem jungen Schriftſteller ſchwerer gemacht, indeſſen iſt die Frage, ob es ihm nicht jetzt mit ſeiner Geſchichte eben ſo hätte gehen können, da nichts als eine ungewohnte, ja unverſtandne Vortrefflichkeit ſie empfiehlt. — Dazu kam nun noch die Pfahlbürgerei kleinrepublikaniſcher Cenſoren, und der tröſtliche Rath guter Freunde, wovon einer die deutſche Sprache verwarf und das Werk franzöſiſch wünſchte, ein andrer (Bonnet, der ihm auf jede Weiſe viel gelten mußte) ſeine Schreibart viel zu trocken und ſchmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um ſein Talent nicht einzubüßen.

Man ſieht hier die entſcheidende Wirkung, welche die Bekanntſchaft mit den Alten auf ihn machte, und wie ſie ſeiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß aufdrückte. Sie trafen bei ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geiſtes allein, ſondern auf ein liebendes Herz. Die in dieſen Briefen athmende Freundſchaft iſt ein Beweis davon: ſie iſt im antiken Stil wie ſeine Werke. Wer kann zweifeln, daß ſie ihn ganz durchdrungen hat, daß ſie ſein Troſt und gleichſam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieſer, wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erſcheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinſten ſeiner Aeußerungen, ſeiner Urtheile, ſeiner Wünſche, geben Stoff für das doppelte Intereſſe des Verſtandes und des Gefühls. Ihr gröſter Reiz iſt, daß ſie nicht für einen Dritten daſtehn, und was der Dritte nun darin findet, um ſo mehr der Grund ſeiner Seele war. Sie ſind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme ſeiner Jugendtage, aber er wird nur auf dieſem Wege ein Mann.

Wer Müllers Schweizergeſchichte kennt, muß dieſe Briefe leſen, um ſie noch beßer zu verſtehen; wer ſie nicht kennt, muß ſie leſen, um ſich dafür empfänglich zu machen. Was Geſchichte iſt, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller ſie behandelt.

Amathonte.

Es klingt wie ein Märchen, der längſt verſchwundne Anton Wall ſei wieder auferſtanden, und ergötze durch Erzählung von Bagatellen; und es iſt auch wirklich eins, und zwar ein perſiſches, Amathonte genannt. Ein Bagatelle verdient es zu heißen, und das iſt keine Kleinigkeit: dabei iſt es artig, ſchalkhaft, und oft von franzöſiſcher Leichtigkeit beflügelt. Gewiſſe Kunſtrichter werden mehr Moral und Allegorie verlangen, wahrend die, welchen ein Märchen nichts iſt, als die gaukelnden Farben der Phantaſie im vielfach geſchliffnen Glaſe der Bizarrerie gebrochen, es vielleicht noch nicht orientaliſch und feenhaft genug finden. In der anfangs gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder zum Beſten haben, wird man getäuſcht: zu einigem Erſatz hat der eine Bruder den Zauberer zum Beſten; der vierte wird am Schluße gar vergeßen. Die Sultanin Biribi mit den funkelnden Edelgeſteinen von Augen geht durch die große Unſchuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Koſtum heraus: nach den erſten Vertraulichkeiten erwartet man, ſie werde ſich ihrem Range gemäßer zu betragen wißen. — Jedem Autor iſt zu wünſchen, daß ihn die Fee Amathonte dreimal umarmen möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte aufbringt, ſoll nicht von dem Wunſche ausgeſchloßen ſein.

Romulus von Lafontaine.

Es ſcheint nicht billig, daß dieſer Romulus im zweiten Bande der Sagen aus dem Alterthum, — eigentlich Sagen in das Alterthum hinein, — nur als Romulus *) kurzweg angekündigt wird. Da er ſo vieles iſt, deſſen ſich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, ſondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedſam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur **) Albernheit großmüthig; ſo ſollte dieß auch auf dem Titel angedeutet ſein, und das Buch könnte, nach dem Beiſpiele älterer bei unſern ehrenfeſten Vorfahren beliebter Romane, Romuliſcus und Romuliſca heißen ***). Zur Vignette die kleinen Zwillingsbrüder, †) ſtatt der Wölfin von einer Schafmutter geſäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt

---

*) tout court 1799. **) Niederträchtigkeit 1799. ***) oder der chriſtliche Romulus 1799. †) von einem Schafe geſäugt 1799.

wurden, ſo dachte man gar nicht unter blinden Heiden zu ſein. Für die Liebhaber der Rittergeſchichten kommt Ilia nach einer neunzehnjährigen Gefangenſchaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdiſchen Kerker, der, mit den gehörigen Modifikationen, ein wahres Burgverließ iſt *). Es iſt abſcheulich, wie die Geſchichte die älteſten Römer verleumdet hat: Romulus hat den Remus keinesweges erſchlagen, ſondern dieſer weiche Jüngling hat ſich aus Heroiſmus und Bruderliebe ſelbſt entleibt. Auch bei dem verrufenen Raube der Sabinerinnen iſt es ſo unſchuldig und liebevoll zugegangen, daß ſich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius iſt und bleibt ein grauſamer Tyrann. Romulus ſelbſt wäre um ein Haar 'kein Menſch geworden, weil er kein Sohn ſein konnte'; aber er kommt zu einer Familie, 'deren Umarmungen mehr werth ſind, als alle Heldenthaten der Vorwelt', er lernt die ſchöne und ſympathetiſch geſtimmte Herſilia kennen, findet ſeine Eltern wieder, und nun ſegnet ſein Blick alle Völker; er lehrt ſeine räuberiſchen Hirten 'ihre Eltern zu lieben, Allen zu helfen und den Armen wohl zu thun'; ehe er ſich in eine Schlacht einläßt, bittet er ſeine Feinde 'zu bedenken, daß ſie Menſchen ſeien'. Hierauf erbaut er Rom, und gründet durch die allerweiſeſten Geſetze und Einrichtungen die ſanften Sitten und friedlichen Geſinnungen, wodurch, wie man weiß, dieſer Staat nachher ſo groß wurde. Und das alles, verſteht ſich, ohne die geringſte Einmiſchung von Verſtand, bloß vermittelſt des Herzens. Ja das Herz, in der That, — c'est un merveil-

---

*) Die Antiquare werden ſich beſonders über das Helmviſier freuen, das Romulus einmal herunterzieht, um nicht erkannt zu werden. Es iſt 1799.

leux instrument! wie Boufflers in ſeinem Gedichte darüber ſagt. Und eine unverſiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Schinks Fauſt.

Dem Dramaturgen Schink iſt aus ſeinem Fauſt, an welchem er verſchiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitſchriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein traveſtierter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein traveſtierter Fauſt geworden ſein. Aber freilich giebt es Traveſtien, die es ſind, ohne zu wollen, und andre die gern möchten, und nicht können.

Reiſe durch das mittägliche Frankreich,

vom Frhrn. von Thümmel.

Als die beiden erſten Theile dieſer dichteriſchen Reiſe erſchienen waren, bewunderte ſie ein Bibliothekar der ſchönen Wißenſchaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht ſtellte, beſonders als ein gerundetes und in ſich beſchloßenes Ganzes: nicht das Geringſte laße ſich weder davon noch dazu thun. Drei neue Theile, die einige Jahre nachher dieſem Kunſtrichter zum Poſſen erſchienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber, was meiſtens damit verbunden zu ſein pflegt, einen etwas zweideutigen Ruf verſchafften, ließen die Möglichkeit einſehen, daß es noch wohl eine Weile fortgeſetzt werden könne; und das jetzt erſchienene ſechste Bändchen beſchließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk ſeiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch, weit entfernt, in dieſer Art von *) Gränzenloſigkeit

---

*) Unſterblichkeit 1799.

etwas Furchtbares zu finden, wird man ſich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Verfaßer einen Streifzug in der Provence zu machen, ja wenn hier der Stoff erſchöpft ſein ſollte, über das Meer ſetzen, und bis in die Barbarei nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien ſind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen iſt nicht mehr Kompoſition, als Zuſammenhang unter den Abenteuern einer wirklichen Reiſe zu ſein pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Ausſicht für lange Stunden Weges durch die Haide entſchädigen muß. Dieſe Sorgloſigkeit der Verknüpfung äußert ſich auch in kleineren Theilen: die eingeſtreuten Verſe ſind poetiſche Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein engliſches steeplehunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal ſcheint in kleinen Umſtänden etwas nicht richtig zu ſein, was dann der Anſchaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrſcheinlichkeiten treiben, *) im Einzelnen aber äußerſt ſorgfältig und genau ſein ſollte. — Wie ſich ein berliniſcher Viſitator und ſeine Nichten beim Anfange ihrer erſten Seefahrt, wodurch ſie einer großen Erbſchaft entgegen reiſen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Ergötzen; allein die Diatribe des Landedelmanns gegen den guten Geſchmack iſt zugleich eine Sünde dagegen, ſelbſt nach Voltaires toleranter Erklärung über die Gattungen: denn ſie iſt langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabei: Margot war die erſte Liebe, und dieſe empfindet man nur einmal.

---

*) im Detail 1799.

Aus einem Briefe von Paris über Kotzebues Menſchenhaß und Reue.

'Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie, worüber? — Nichts als unſre alten ci-devant Thränen über Menſchenhaß und Reue. Es wurde Manches ſehr gut geſpielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte ſo edel und ſchön, wie bisweilen von der Unzelmann. Das Aergſte waren die heftigen Konvulſionen, die mir ordentlich mediciniſch merkwürdig ſchienen. Die Franzoſen, denen eine ſolche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müße dadurch wohl aus ſeinen Angeln gehoben werden, und ſo applaudieren ſie unbändig: wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beifall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menſchen hörte ich die ſehr geſunde Kritik: cependant je préférerais toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Koſtum hier immer vortrefflich iſt, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menſchenfeind ſchwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten ſchwarzen Aufklappen, eine ganz lange ſcharlachene Weſte, und einen altmodiſchen blauen Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geſchmack noch mehr haßen, als die Menſchen!

Das Schauſpielhaus erdröhnt vom Klatſchen bei jeder moraliſchen Plattitude, die bei uns auf keine Penſionsmamſell mehr Eindruck machte. So jung iſt das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen Revolutionsgreuel die Jugend ihnen ganz pikant geworden iſt.'

Madame de Genlis, Les voeux téméraires.

Wenn man den Roman der Genlis, Les voeux téméraires in einem Strich durchgeleſen hat, mit allen ihren Künſtlichkeiten und appretierten Tugenden und Delikateſſen, ſo ſehnt man ſich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit und Härte, wie man ſich nach einer Krankheit, in der man zu Haberſuppen verdammt war, nach irgend einer Säure ſehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen der gänzlichen Abweſenheit des Witzes dabei ergreift, abgerechnet, iſt das Buch weder ſo gut noch ſo ſchlecht, als man es gefunden hat. Viel Phantaſie, aber ohne Blüthe und ohne Friſchheit, Alles wie im Treibhauſe getrieben: viel Kenntniß ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber Alles geſchnürt und im Reifrocke. Die Charaktere werden immer erſt beſchrieben, und dann müſſen ſich die Menſchen in dieſe Vorſchrift einpaſſen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel. Die Heldin, eine völlige Engländerin, wie ſie ſich der übertreibenden Phantaſie einer Franzöſin darſtellt, flieht alle menſchliche Geſellſchaft mehrere Jahre lang: es wird aber doch ſehr künſtlicher Weiſe ſo eingerichtet, daß ſie immerwährend geſehen und beobachtet wird; ſie iſt unaufhörlich von einem ihrer geheimen Anbeter unſichtbar umgeben, der ihre geheimſten Bewegungen ſogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt dieſes ſo hoch, daß man von draußen nicht gradezu hinein ſehen kann: aber der Liebhaber, der Jahre lang weder ſchläft noch ißt, um in immer neuen Verkleidungen unaufhörlich um das Schloß zu ſchleichen, kann doch wenigſtens am Schatten ihrer Geſtalt und ihrer langen Haare, der am Plafond ſichtbar iſt, wahrnehmen, daß ſie unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch ſo einſamen Spazierganz muß ſie entdeckt und geſehen werden. — Dieſe Eitelkeit iſt mit der devoteſten Ehrfurcht dargeſtellt und der Schleier der ausgelaßenſten Pruderie über ſie gehängt. Und welche Prätenſionen an die Männer! Es iſt naiv, ſo etwas zu geſtehen, als wäre es ſehr tugendhaft. Die Darſtellung in einzelnen Scenen iſt von hinreißender Lebhaftigkeit; aber Thränenſtröme durchwäßern das ganze Buch auf eine höchſt traurige Art. Alles iſt auf gut Pariſiſch künſtlich darin: Felder und Wälder, Waßer und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, ſogar die Kühe dieſer Bauern und die ganze Natur. In dieſer Krankenluft der Verhältniſſe athmet die Liebe nur mit großer Beängſtigung, und verwegen iſt in dem Buche nichts ſo ſehr, als daß es ſich an die Liebe wagte. Seine moraliſche Abſicht iſt übrigens nur, zu zeigen, daß es für einen Mann gefährlich ſei, ein Maltheſerritter zu werden, von wegen des Keuſchheitgelübdes; und daß eine Wittwe ſich hüten muß, mit goldenen Buchſtaben auf das öffentliche Denkmal ihres verſtorbenen Mannes zu ſchreiben, daß ſie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beide nicht ſicher ſein können, ob es ſie nicht einmal gereuen wird.

Matthiſſon, Voß und F. W. A. Schmidt.

Eine Zuſammenſtellung.

1800.

I.

Matthiſſon.

*) Von dem Lieblinge unſerer ſchwärmeriſchen Freundinnen der empfindſamen Landſchaftmalerei iſt kürzlich dreier-

---

*) Von Matthiſſon iſt kürzlich 1800.

lei erſchienen: Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts, Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu ſeinen Gedichten.

Vielleicht giebt es auch für die Poeſie einen Lapidarſtil, in welchem ſich eine ſo große Maſſe, wie die wichtigſten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formloſigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inſchrift zuſammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Ueberſicht eines Jahrtauſends dabei im Sinne haben. Von zufällig und *) perſönlich beſtimmten Eindrücken des Augenblicks dabei ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinaus kann, die Geſchichte eines Reiches ſchreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus überſehen wollen. Das Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts entſpricht daher ſeinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politiſchen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabei erlittenen Schmach Deutſchlands redet. Machen dieſe partialen Begebenheiten der letzten Jahre das Jahrhundert aus? Und geſetzt, ſie könnten es vertreten, ſo giebt es doch wohl für ſie im Zuſammenhang der Bildungsgeſchichte des geſammten Menſchengeſchlechtes noch einen ganz andern Geſichtspunkt; und ein Geiſt, der ſich zu dieſem erheben kann, wird ſchwerlich bei dem einſeitigen Jammern über phyſiſche Leiden ſtehen bleiben.

Es ſcheint überhaupt mißlich, **) dichteriſche Kunſtnamen aus der Bildnerei zu entlehnen: ſoll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, ſo läßt er offenbar die klarſte

---

*) individuell 1800. **) poetiſche Kunſtnamen aus der Plaſtik 1800.

und ruhigſte Darſtellung eines Gegenſtandes erwarten, am wenigſten lyriſche und lyriſch ſein ſollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Alſo auch hierin hat der Verfaßer nur eine verworrene Vorſtellung von ſeiner eignen Abſicht gehabt. Sein Gedicht iſt eine ſogenannte Ode, und zwar nach ramleriſchem Zuſchnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabei am meiſten vorgeſchwebt, und da dieſe einer der wenigen ſchönen jugendlichen Blicke von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiſte war, ſo wäre die Wahl des Vorbildes an ſich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein Paar einzelne *) Strophen. Dann tritt auch jenes Gedicht mit weniger Anmaßung auf, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerſpricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künſtelei und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Raſt furchtbar der Zerſtörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Rieſendamm bis zu den Katakomben
Parthenopes, die Saat.

Wie ſoll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, ſondern geographiſche Curiosa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, ſo großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

---

*) Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätenſion. 1800.

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele ſonſt bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zephyr, der uns kühlt, ein Todesröcheln
Auf ſeinem Fittig trägt:

— als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte geweſen wäre!*) — ſondern weil ein jeder Vers, der uns, ſtatt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaßende Koſtbarkeit oder Ziererei auf ſeinem ſchwerfälligen Fittig trägt. Eben ſo hohler Wortklang iſt der patriotiſche Aufruf an die Deutſchen, zu welchem ſchließlich noch die Geiſter der Helden bemüht werden, bei welcher Gelegenheit der Verfaßer auch den Trumpf der altfränkiſchen Vorſtellungen über das Verhältniß der Deutſchen und Franzoſen, die Schlacht bei Roßbach, glücklich ausſpielt. Kurz, vom 'Jahrhundert' finden wir bloß unbeſtimmte Allgemeinheiten, von einem 'Sarkophage' hat das Gedicht die Eigenſchaft an ſich, daß es Todtes und nicht Lebendiges verwahrt, und zum 'Basrelief' fehlen ihm nur Figuren und Stil; die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt iſt, ſtellt geglätteten Marmor weit beßer vor.

---

*) Dieſen unaufhörlichen Wechſel von Geburt und Tod hat ſchon Lucretius auf eine wahrhaft erhabene Weiſe ausgedrückt:

miscetur funere vagor,
Quem pueri tollunt, visentes luminis oras:
Nec nox ulla diem, neque noctem aurora sequuta est,
Quae non audierit, mixtos vagitibus, aegros
Ploratus, Mortis comites, et Funeris atri. 1828.

Mit eben ſolcher typographiſchen Pracht, und noch mit Vignetten verziert, erſcheinen 'Alins Abenteuer'. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht ſchrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt ſteht, muß es ſich auf die unausbleibliche Verwunderung des Leſers beziehn; nach dem Gedichte zugekehrt, hätte ihre verſteinernde Kraft deſſen Beſchaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeiſt Ariel kündigt fälſchlich eine recht leichte hingegaukelte Dichtung an: ſie iſt aber ehrlicher, als ſie ſelbſt weiß, indem ſie es durch ihre ungemeine Geſchraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht ſoll, ſo viel wir haben entdecken können, ein ſpaßhaftes Märchen ſein: aber der Himmel weiß, was für ein Märchen und was für Spaß! Ein Märchen ohne Verwickelung und Auflöſung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darſtellung; und erzwungener, froſtiger, feierlich-ernſthafter, unluſtiger Spaß ohne Geiſt und Gehalt. Spaßhaft wird dem Leſer gewiß nicht zu Muth, der dieſe Abenteuer mit der Vorausſetzung zur Hand nimmt, es müße in einem angeblichen Kunſtwerke doch irgend ein Sinn, ein Zuſammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden ſein.

Alin, ein ſpaniſcher Ritter, verrichtet erſt in Afrika eine Menge ganz ernſthafter Heldenthaten, und zeigt ſich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkür plötzlich nach Egypten führt, ſo geräth der Verfaßer, bei Gelegenheit, *) daß der Held ſich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine

---

*) daß er ſich mit 1800.

Erzählung ſeiner litterariſchen Laufbahn hinein, wobei Alin immer durch ſpitzfindige Gelehrſamkeit oder verkehrten Geſchmack lächerlich erſcheinen ſoll. Dann wird der Faden ſeiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen: Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuſkript endigt das vom Erzähler ſelbſt eingeſtandene Einerlei der Geſchichte, die eigentlich keine iſt. Doch es iſt unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müßen wir ein Paar Proben herſetzen. Der Anfang lautet ſo:

Früh, bei des Morgenſterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß:
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Dreimal ſein andaluſiſch Roß.

Gleich den Alciden und Rinalden,
Grüßt' er, mit ſeinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerſt erſchien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokke,
Der Kaiſerſtadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiſte,
Dem ſchmelzenden Sirenenton,
Eilt' er, gewarnt vom beßern Geiſte,
In ſauſendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden ſchirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte ſeine ſtolzbethürmte
Granitne Felſenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,

Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In ſiedend Bergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter, durch Cytherens Gnade
Mit Roſen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum ſteilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verſchäfert,
Oft mit Sonett und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeſchläfert,
Zu beßerm Zeitvertreib in Stahl.
— — — — — — — — — — —

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß geſpundet,
Er auf dem nächſten Strom ins Meer. u. ſ. w.

Folgendes ſind Stücke aus dem litterariſchen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippſchaft bis zum jüngſten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch Staunen! als, vom Erſtlingspiepen
Der Brut im Ei, ſein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodonis Typen
Ans Licht in Salamanka trat.

Des Paradoxen großer Prieſter,
Sprach er dem Anerkannten Hohn:
Merkurs germaniſchen Torniſter
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühſt du, rief er, hier ſo ſpärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klariſſe, Triſtram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportieren,
Bemannt ſich die Fregatte ſchon.

Hier dulden wir nur Mönchsgeſichter,
Der Humpen Klang, des Turneys Kampf,
Geſpenſterklupp, vermummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt er ungezogen,
Als, bei der Muſen Weihgeſang,
Sich königlich zum Sternenbogen
Ein Rieſenadler, Goethe, ſchwang.

Wer ſchnöder Gleißner Myſtik haßte,
Wer Garve, Mendelſohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obſkurant.

Er läſterte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. ſ. w.
— — — — — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay;
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon ſei.

Die Luſt am Nackten zu verwürzen,
Moderniſierte, ſehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieſes Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;
— — — — — — — — — —

Sprach zu des Koliſeums Mauern:
Zerfleiſchter Chriſten Todesruhm,

Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und ſtürzte ſie zu Bauſtoff um;

Löſt' am Gebälke die Verkröpfung,
Durch ein Dekret, vom Künſtlerbann,
Und predigte, bis zur Erſchöpfung,
Im Volkston gegen Winckelmann;

Kam oft geſpornt, recht ſanskülottiſch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den deutſchen Dreher walzt er ſchottiſch,
Und gähnte frech bei Glucks Muſik;

Pries auf Luteziens Theater
Den Gang des griechiſchen Kothurns,
Und ſchaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. ſ. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geſchmack am franzöſiſchen Trauerſpiel mit ſeinen aſtronomiſchen Träumereien durch ein 'und' verknüpft iſt, kann ein Bild vom Zuſammenhange des Ganzen abgeben. Wie ſtimmt es zuſammen, daß der Bewunderer der ehemaligen franzöſiſchen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutſchen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelsſohn Frömmler nennt, aus abergläubiſchem Eifer die Denkmäler des Alterthums ſchändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Perſon zuſammengehäuft werden ſollen, ſo iſt auch das gänzlich verfehlt: wer ſetzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben ſo ſind die gelehrten Anſpielungen zum Theil veraltet: wo iſt z. B. noch von der Einſchachtelungs-Theorie die Rede? Dazwiſchen ſtehen nun ganz erlaubte und ehrbare Unterſuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas Taugliches darüber geſchrieben hätte. Man ſieht alſo von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man damit die erſten Abenteuer zuſammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungeſalzen wären, ſo wird man faſt verſucht zu glauben, das Ganze ſei nicht buchſtäblich zu nehmen, es ſtecke irgend eine allegoriſche Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unbillige Zumuthung wäre, ſich an einer ſolchen Einkleidung derſelben den Kopf zu zerbrechen, ſo müßte doch irgendwo ein Endchen vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es alſo ſcheint, als wollte die voranſtehende Sphinx ſo etwas glauben machen, bleiben wir dabei, daß das Geheimniß des Märchens, wie mancher Orden, darin beſteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft phantaſtiſch iſt, wird freilich eben dadurch wieder ſymboliſch: es entſteht dann ein beſtändiges, aber unbeſtimmtes Anſpielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den gröſten Theil ſeines Reizes verlieren würde. Das iſt der Fall bei Goethes Märchen, wo der Wechſel der heiterſten vorüberziehenden Erſcheinungen von geiſtigen Anklängen wie von einer unſichtbaren Muſik begleitet wird. Hat der Verfaßer etwas Aehnliches im Sinne gehabt, ſo wäre er auf den ſchlimmſten Abweg gerathen. Die Anſpielungen ſind derb genug ausgeſchrieben, nur die Bilder erſcheinen nicht. Statt daß dort die Phantaſie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künſtelei unbeholfen auf den Stelzen harter Verſe und ſeltſamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Anſprüche auf Satire betrifft, ſo machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Commentars mit erdichteten Namen wiederkommt, es bis zum Ueberfluße klar, daß es dem Verfaßer niemals eingefallen iſt, der Witz müße auf etwas geben. Dieſe zum Theil obendrein erborgten Einfälle ſtehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bei allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten geprieſen hat, und wer ein poetiſches Naturalienkabinet hält, mag ſogleich dieſem Petrefaktum von Fratzen ohne Phantaſie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialiſcher Tollheit, einen ausgezeichneten Platz darin anweiſen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß ſie ſich Fehler wie dieſe nicht ohne große Mühſeligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch ſaurer gehabt, als der Leſer, und ſelbſt als der Vorleſer, dem doch manchmal von ‘des Wortſchwalls Katarakte’ die Zähne knakken möchten, und dieß Märchen iſt wohl eben ſo wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechſelt.

Wenn man ſich nun unter Matthiſſons früheren Arbeiten nach etwas umſieht, das als Uebergang ein ſolches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, ſo bietet ſich in dem Nachtrage, der großentheils in den ſchilleriſchen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderſt die ‘Sehnſucht nach Rom’ dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in der ganzen Manier, dieſelbe überladene Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, daſſelbe Haſchen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künſtlichkeit zuſammengebracht ſind, ſogar bei der großen Verſchiedenheit der Gattung und des Gegenſtandes daſſelbe Silbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in *) dem gänzlichen Mangel an Zuſammenhang, Reihenfolge und Fortſchritt. Eben ſo wie man die Abenteuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf ſtellen könnte, iſt auch die Sehnſucht nach Rom

---

*) der Struktur und dem Gange, oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. 1800.

ein bloßer Cento von Erinnerungen, wo man gar nicht ſieht, wie eine die andre anregt, und die ſich eben ſo gut ganz anders hätten ſtellen laßen. Indeſſen weil die geſchilderten Gegenſtände doch alle in Rom befindlich ſind oder waren, und von ſelbſt unter gewiſſe Rubriken fallen, ſo tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetiſche. Hingegen im Alin, wo ſich der Dichter ohne einen ſolchen fremden Halt ins Weite gewagt, hat er völlig die Tramontane verloren, und man kann ohne Bedenken ſagen, daß, wer einmal ſo etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß iſt nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren ſteht: als *) pſychologiſche Erſcheinung muß es aus dieſen erklärt werden; kritiſch betrachtet kann es Licht über ſie verbreiten. Zwar ſoll und kann eine mißlungene Hervorbringung dem Verdienſte beßerer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierierte Ausartung, wenn ſie aufs Aeußerſte gediehen iſt, die Spuren und Keime derſelben Manier da entdecken laßen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche Matthiſſons Ruhm hauptſächlich gegründet haben, ſind von der landſchaftlichen Gattung. Sie ſchildern theils ausgezeichnet ſchöne Gegenden, oder, wo dieß nicht der Fall iſt, leiht ihnen doch die Bekanntſchaft des Verfaßers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerſchein. Außerdem iſt das Neue, was ſie günſtig von der meiſten bisherigen **) beſchreibenden Poeſie unterſcheidet, der Gebrauch lyriſcher in Strophen abgetheilter

---

*) pſychologiſches Phänomen 1800. **) descriptive poetry 1800.

Silbenmaße. Zwar hatte ſchon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geſchildert, aber dieſe waren bei ihrem Umfange mehr auf das rhetoriſch Didaktiſche und Sententiöſe eingerichtet. Die fortgehenden *) reimloſen Versarten begünſtigten bei Thompſon und Kleiſt die urſprüngliche Formloſigkeit der Gattung, und trieben ſie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerſcheinungen herum. Die engere metriſche Begränzung ladet von ſelbſt dazu ein, ein landſchaftliches Gemälde **) abzuſondern und muſikaliſche Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philoſophiſcher Beurtheiler die ***) Ausübung des Dichters mit ſeiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinſtimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bei der Betrachtung, als bei der Hervorbringung aufgewandt worden ſein. Wenigſtens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Abſicht des Dichters, wenn er die Silbenmaße ſo willkürlich und unpaſſend wählt, z. B. eine Alpenreiſe in dreifüßigen Jamben beſchreibt. In andern Stücken iſt die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyriſiert, um zu dem Gebrauche ſelbſt einer leichten Liederſtrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genferſee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt ſentimentalen Geſchmacks eben ſo berühmt werden konnte als Grays Elegie auf einem Kirchhofe, iſt durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeſchoben ſind, noch weniger als anfangs. Wie paſſen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rouſſeaus Heloiſe zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus

---

*) 'reimloſen' fehlt 1800. **) zu iſoliren 1800.
***) Praxis 1800.

der Urgeſchichte des Erdbodens? Die empfindſame Mattigkeit des Schlußes hat man ſchon öfters gerügt; aber ſo viel ich mich erinnere, iſt es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüſtenei in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen ſo lachenden Anblick zu kontraſtieren, und die Hauptzüge dieſer Schilderung aus Johannes Müllers Geſchichte der Schweiz (1. B. S. 3. 4.) entlehnt ſcheinen: nur daß die Proſa des Geſchichtſchreibers viel größer und bedeutender darſtellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und ſchöne Zeilen. Dieſe haben ſein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meiſten Leſer ſich nie dazu erheben, irgend eine geiſtige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es ſonſt der Bemerkung entgehen können, daß Matthiſſon ſelbſt in den kleinſten Kompoſitionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß?

In dem Liede 'die neue Heilige' finden ſich folgende Erwähnungen unmittelbar nach einander: Pygmalion, eine Göttin, Anſpielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geiſtergruß, ein Irrlicht, das nachher zum Heiligenſcheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Iſt es wohl möglich, in ſieben kurzen Strophen die Phantaſie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andere zu hetzen? So beginnt 'der letzte Troſt' mit der Schilderung einer düſtern Nacht, von allen nordiſchen Schauern begleitet, die dem Dichter, ſchon wunderlich genug, die Schmerzen der Sehnſucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwei Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen, ſondern ſtillſtehenden Gemälde ſo neblicht und ſtockfinſter war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe iſt er auf einmal glücklich von der Unſterblichkeit überzeugt. Welche Pſychologie ſoll dieß erklären? Und wenn ſo etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was ſoll denn den Namen führen? *)

2.

Voß.

Muſenalmanache für 1796., 97. und 1800.

Der Herausgeber hat dieſe Sammlungen mit einer beträchtlichen Anzahl von Liedern in der ſchon bekannten Weiſe ausgeſtattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn nicht kennen: aber gerade dieſes unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreiße giebt einen Aufſchluß, denn es iſt ein Kennzeichen der ſchon in Verhärtung übergegangenen Manier. Einige Stücke ernſteren Inhalts nähern ſich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leiſten ſollen, denen es freilich **) an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt. Die Geſinnung darin iſt löblich, der Gedanke aber und die ganze Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe geht nicht über den Horizont des gemeinen Menſchenverſtandes hinaus. Andre ſind in einer fremden Perſon gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Näherin ***) erzählt Schalkheiten, womit ſich eine unſchuldige Liebſchaft anſpinnt; ein Bauerburſch ſagt einer waßertragenden Magd allerlei Artiges, und dergleichen mehr. Das Lied iſt zu eigentlicher Mimik nicht die geſchickteſte Form, wenigſtens muß alsdann der muſikaliſche Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimiſchen erſetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn ſich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienſtlich das Ergreifen der gemeinſten Naturen in ihrer ganzen Beſchränktheit im Zuſammenhange eines Romans oder Schauſpiels ſein kann, ſo wenig ſagt es uns zu, wo ſie für ſich allein etwas bedeuten ſollen; in einem lyriſchen Gedichte erwarten wir ſchöne oder wenigſtens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen ſein ſollte, ſo müßte man nicht, ſowohl in der Klarheit der eingeführten Perſonen über ſich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

---

*) 1800 hat dieſen Uebergang: Eine Bemerkung über Mathiſſons Diktion und beſonders ſeinen Gebrauch des Reimes wird ſich mit dem verbinden laßen, was uns der

Muſenalmanach für 1800. von Voß, der letzte,

über dieſen Punkt bei Voß und F. W. A. Schmidt zu ſagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein Paar Ueberſetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in

) mit aller ächten Myſtik auch an 1800. *) erzählen 1800.

Der gröſte Theil der Lieder bezieht ſich auf Familienfeſte, und würde, mit den bisherigen derſelben Art zuſammengetragen, ein ziemlich vollſtändiges ökonomiſch-poetiſches, nicht gerade Noth- und Hülfs-, aber doch Luſt- und Arbeits-Büchlein ausmachen.*) Einige darunter beſingen einen fei-

---

*) 1800 fährt kürzer ſo fort: Zufolge dem: Introite, nam et heic dii sunt! ſoll zwar die Poeſie überall und alſo auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poeſie eingeführt ſein. Verſifikation und Sprache müßen das Beſte thun, um das, was bei einer gewißen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angeſtellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu ſtempeln. Und welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn 'der Ehemann' vor einem Schmauſe ſeine Bitten vorträgt.

Frau, du biſt ſo gut! u. ſ. w.

[Wir wollen in dieſem Abdrucke lieber die wenigen Stellen aus der neren Naturgenuß; viele haben dagegen ein körperliches Gewicht, und es wird fleißig darin gegeßen und getrunken. Es iſt gut, daß für die Haushaltung geſorgt werde: nur die Muſen müßen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu ſein, wenn ſie ſich mit dem alltäglichen Treiben des Menſchen ſo gemein machen, da ſie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beſtändig zu verſinken geneigt iſt, bewahren ſollten. Ein Familienfeſt, wie das in dem 'Agneswerder' geſchilderte, mochte recht artig ſein, wenn es durch eine geiſtvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch ſonſt, als durch Sprache und Verſifikation, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von außen gegeben iſt, und die Bilder bloß, an den Faden einer gleichgültigen Aufzählung gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbeſondre zum lyriſchen Ganzen? Der Verfaßer ſcheint hier und in ähnlichen Fällen den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Natur und Kunſt, den unermeßlichen Abſtand von gemeiner Wirklichkeit bis zu ſchöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern ſieht man in der Roſenfeier eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geiſtigeres Bedürfniß ſeinen Lebensgenuß erfinderiſch zu ſchmücken wußte:

In ambroſiſchem Roſenkranze
Trank Anakreon ſingend aus.
Roſen kränzten den Held zum Tanze;
Roſen flocht er nach Kampf und Strauß.
Roſ', auch Götteraltären,
Roſ', auch heiligen Chören,
Gabſt du Kränz' um den Opferſchmaus:

---

oben mitgetheilten Recenſion (A. L. Z. 1797. Nr. 1. f.) mit der letzten Bearbeitung des Verfaßers wiederholen, als durch Verweiſungen den Leſer ſtörend eine Seite Papiers erſparen.]

und man läßt ſich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen ſein ſollte. Die Ode ‘vor dem Braten’ (Alm. v. 96. S. 75.) iſt dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poeſie. Der Titel iſt noch zu allgemein; er ſollte lauten, wie die umſtändlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: ‘Zu ſingen, bevor man einen gebratenen Haſen verzehrt, der nicht auf der Jagd erſchoßen, ſondern von einem Bauern todtgeſchlagen worden.’ Dieſer letzte Umſtand macht obigen Braten zu einer dichteriſchen Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte ſorgfältig zu entziehn; und was iſt geſchickter, alle Eßluſt zu verſcheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man eßen ſoll, in der Todesangſt gequickt hat? Um dergleichen Geſellſchaftlieder noch entſchiedener aus dem Gebiete der ſchönen Kunſt zu verweiſen, frage man ſich nur: welches Maß von Geiſt und Bildung man wohl in geſelligen Kreißen vorausſetzen dürfte, die dadurch nicht herab, ſondern heraufgeſtimmt werden, und wo ſie keine Mittheilungen von beßerem Gehalt verdrängen ſollten? Durch Künſteleien der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur ſchlecht verkleidet. In folgenden Verſen zum Beiſpiel:

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch ſein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom Drillig
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme ſchwellt:
Dorthin, Brüder, dorthin troll' er,

Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverletzern,
Krähn und Ueberkrähn!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verſtehn?

macht es einen widrigen Kontraſt, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und ſeltne Reime, denen der Verfaßer überall nachjagt, gezwängt zu ſehen. Ob 'Krähn und Ueberkrähn' Infinitive oder Subſtantive im Plural ſein ſollen? Manche der voſſiſchen Stücke ſind ganz aus entſtellenden Zügen, unedeln Bildern und gezwungenen oder niedrigen Ausdrücken zuſammengeſetzt, z. B. der gute Wirth, und Vaterfreude.

Der Frauentanz ſcheint hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu ſein: die groben ſinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre Burſche (ſo nennen ſie ihre Tänzer) verſtoßen eben ſo ſehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabſehen, weil nur ſie 'das Männchen' mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geſchweige den veredelter Weiblichkeit.

Welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmauſe ſeine Bitten vorträgt:

Frau, du biſt ſo gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feſte;
Daß die lieben Gäſte
Uns nicht mißverſtehn,
Barhaupt mich zu ſehn.

oder wenn es in der Märzfeier heißt:

Klingt, und ſtecke Wein den Drillig;
Unſre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der ‘bunten Reihe’ die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernſt mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird?

Das iſt ein wahres Wort,
Was uns die Alten lehren;
Wir brummten noch als Bären
Durch düſtre Wälder fort,
Wenn nicht die Weiblein uns gezüchtet,
Und uns geſtellt und aufgerichtet.

Des Bären Weiblein leckt
Die ungeformten Klumpen,
Die zwar als Bären plumpen,
Doch regſam und geſtreckt.
Selbſt aufrecht lernt ein Bärchen wandern,
Und ſteigt nach Honig, wie wir andern.

Der Enthuſiaſmus des Eſſens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigene fromme Ergießungen aus:

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang!
Ob wir voll bis oben ſchütten
Alle Mulden, Körb’ und Bütten;
Noch iſt immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die ſchön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!
— — — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen!
Kaum ſind Hände gnug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch
Dampft Kartoffelſchmaus für Alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied geſungen wird, und man ſieht nicht, was ſich gegen eine ſo ſchweſterlich angebotene Begleitung einwenden ließe.

Wo die Darſtellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verſchwendet, ſondern ſich einem idealiſchen Bilde nähert, wie in dem ‘Roſenkranz’ und der ‘Schläferin’, fehlt doch ein gewiſſes Etwas, jener zauberiſche Duft, der Alles lieblich verſchmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas Höherem und Bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und ſicher ſie auch ſei, iſt immer noch zu ſichtbar. Gäbe es, außer der Kunſt, noch ein Handwerk der Poeſie, ſo würde Voſſens Liedern der erſte Rang nicht abzuſtreiten ſein. Hierin verhalten ſie ſich zu den ſchmidtſchen, bei aller Aehnlichkeit der Gegenſtände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte engliſche Manufakturwaaren zu ſchlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in dieſe Studien eingeht, kann Voſſens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemiſch aus Erneuerung altdeutſcher Wörter und Wendungen, aus niederſächſiſchem Provinzialiſmus und gelehrter Ummodelung iſt) und der Silbenmaße immer lehrreich ſein. So hat er in der 'Schläferin' die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutſchen ſelten, und ſeit den älteren Dichtern, zum Beiſpiel Weckherlin, ſehr aus der Acht gelaßen ſind, mit Erfolg durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger ſein, wenn ſie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechſelten. *)

3.

Vergleichung.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den voſſiſchen und ſchmidtſchen Liedern iſt einleuchtend genug: bei manchen gehört ſchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim erſten Vorleſen zu entſcheiden, von wem ſie ſind. Ich glaube, es würde ſich niemand verwundern, wenn man unter dem 'Windmüller' den Namen Voß, und unter der 'Reiſe' Schmidt läſe. Der Unterſchied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: ſo wird z. B. bei den voſſiſchen Feſten meiſtens jubiliert, daß es etwas ſo Gutes zu eßen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut ſich hingegen, daß er nichts Beßeres hat, ihm hat das Schickſal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armſeligkeit beſchieden. — Paradoxer könnte es ſcheinen, wenn Matthiſſon mit beiden zuſammengeſtellt wird.

---

*) 1800 folgt: Die verſuchten Kombinationen des Reimes mit klaſſiſcher Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts Neues hinzugekommen, ſetzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengeſetzte Tendenz der antiken Silbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueſte Beſtimmung der Quantität fordern, dieſe ihrem Weſen nach ſie mehr ſchwebend erhalten, und den Accent und die Silbenzahl herrſchend machen.

Von Schmidt ſteht er durch die Gegenſtände am weiteſten ab, und doch kann man Spuren genug aufweiſen, daß bei einer Vertauſchung des ganzen Kreißes der Anſchauungen, wenn ſich dieß Experiment machen ließe, ungefähr daſſelbe herausgekommen wäre. In Matthiſſons ‘Kinderjahren’ ſind viele Züge ganz im ſchmidtſchen Geſchmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
  Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
  Von Tannenborke ſchwamm;
Die alten Eichenſtümpfe
  Am ſchilfumrauſchten Moor,
Die blaue Waſſernymphe,
  Gewiegt am ſchlanken Rohr;
— — — — — — — —
Die Schule, dumpf und düſter,
  Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
  Ein Weltgebieter ſchien u. ſ. w.

Wenn hingegen Schmidt (Almanach S. 169.) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüſch.

ſo iſt hierin ſo viel Matthiſſon, als möglicher Weiſe in zwei Zeilen ſein kann. Ja in folgendem Sonett:

  In der Nachtviole Grau verſchmelzen
Allgemach des Abends Roſengluthen,
Schwebend im Gewäſſer, deſſen Fluthen
Sanfter ſich ans Muſchelufer wälzen.

  Müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Apfelſtämm' und Kirſchenruthen,
Raſt' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüſch von Haſelnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durſt und Hunger
Hol uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglaſe.

Klapp' ein Tiſchchen auf in dieſem Graſe,
Daß wir fröhlich unſre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren:

hat er im erſten Quartett Mathiſſons überladene Eleganz und fleißige Landſchaftspinſelei, im zweiten Voſſens häusliche Behaglichkeit, und in den beiden Terzetten ſeine ſelbſteigene Lobpreiſung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines ſolchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiſſon, aber gewiß nicht Voß fähig geweſen;*) und Mißgriffe, wie das Geſchlepp der fünffüßigen Trochäen bei lauter weiblichen Reimen (nur einmal hat Bürger dieſe unſelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines ſolchen Stoffes in die gebundene Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der concentrierende Gipfel des Ganzen ſein ſoll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgeſpeiſt wird: das ſind Unglücksfälle, die dem märkiſchen Dichter allein begegnen.

---

*) Ich habe hier zu viel geſagt, und ſehe mich genöthigt, es zurückzunehmen. Auch in Voſſens Liedern fehlt es oft an Haltung. Man lege zum Beiſpiel folgende Zeile einem einigermaßen in der Dichterſprache bewanderten Leſer vor:

Unterm Einklang ſeliger Vereinung:

und gebe zu rathen auf, wovon hier die Rede iſt? Vermuthlich wird er antworten: von der Harmonie der Sphären. Nun ſteht aber die Zeile folgendergeſtalt im Zuſammenhange:

Lieblich dreht der Tanz im Pantoffeltakt
Mann und Weib herum, daß der Boden knackt
Unterm Einklang ſeliger Vereinung.

Die allen dreien gemeinſchaftliche Jagd nach ſeltenen *) Reimen iſt eine hervorſtehende Ecke, wobei man die **) Verwandtſchaft der Manieren auf der That ertappen, und das ſcheinbar Abweichende auf innere Uebereinſtimmung zurückführen kann. Unſtreitig können dergleichen Reime ſelbſt im edlen Stil von ſehr guter Wirkung ſein, wenn ſie ſelbſt edel und wohlklingend ſind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle ſtehen. Wiederum wirft der ſcherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt ſich zum Scheine von ihm beherrſchen, weil die poetiſche Form auf dieſe Art ſich ſelbſt drollig ironiert. Führt aber der Reim in einem ernſthaften Gedichte ganz ernſtlich das Regiment, brüſtet er ſich mit ſeiner Seltenheit, und mit nichts als ſeiner Seltenheit, wie bei Matthiſſon, Voß und Schmidt ſo häufig der Fall iſt, ſo fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundſätzen ausgeſprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten iſt ein Mittel zum Verſemachen; das Verſemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerlei wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von Allem iſt. Eben ſo mit den Spracherweiterungen: ſie ſind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung ***) der ihm vorſchwebenden Schattierung. Wo ſie an ſich Zweck werden, da fallen ſo verſchiedenartige Dinge wie die Provinzialiſmen und Kunſtwörter der Landwirthſchaft bei Voß und Schmidt, und die klaſſiſchen und artiſtiſchen Namen, die geſuchten Zuſammen-

---

*) und ſchwierigen 1800. **) Analogie 1800. ***) einer ihm vorſchwebenden Nuance 1800.

ſetzungen bei Matthiſſon, in poetiſcher Hinſicht in Eine Klaſſe.

Um das Obige über die Verwandtſchaft und Abweichung der Manieren anſchaulicher zu machen, als es durch die umſtändlichſte Entwickelung werden könnte, ſei mir die Fiktion eines Wettgeſanges zwiſchen den drei Dichtern erlaubt, wo jeder, durch das Medium gemeinſchaftlicher Reime, aber in einem ihm beſonders angemeßenen Silbenmaße, dem Inhalte nach ſeine Eigenthümlichkeit behaupten ſoll.

Wettgeſang.*)

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott gebs!
Matth. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.
Schm. Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich dutzendweis.
Matth. Wie Morgenduft die Flur entſalbe,
Das tuſch' ich hin mit ſauberm Fleiß.
Schm. Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus **) mir ſich und Anapäſt.
Matth. In labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbeſt.
Schm. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

---

*) [Auch in die Gedichte Bd. II. S. 194. ff. aufgenommen, wie auch der Verfaßer ſelbſt dieſem ſehr ernſthaften Scherze eine doppelte Stelle gegönnt hatte.] **) ſich mir und 1800.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matth. Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schm. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matth. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schm. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß. Wer Eßgaſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſei Leckeres dem beſcheert.
Matth. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schm. Ja, ein Biederherz wird hoch *) geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matth. Dich grüß' ich, Rieſen-Coliſeum,
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schm. Weil du heut ganz leer den Wocken ſpinnſt,
Fielchen, komm und ſing mir ein Tedeum.

Voß. Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matth. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.
Schm. Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

---

*) verehrt 1828.

Voß. Bei des winternden Herds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matth. Umeiſ't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß Sie es iſt.
Schm. Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matth. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schm. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Looß gar friedlich,
Bin von Laune nicht wenderwend'ſch.
Matth. Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schm. Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matth. Der Freundſchaft Lächeln zu erwidern,
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schm. Und für mich iſt's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſen, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und *) weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des teutoniſchen Urgeſchmacks.

---

*) ſeit 1800.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verkündeſt!
Da gebricht's, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in ſtolzen Hexametern?
Aber was ich ſinge, glaube mirs,
Klingt harmoniſch Micheln, ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triftig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing dein Stab zum Wandern lüſtig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh,
Matthiſſon! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge ſprießen in die Höh:
Iſt das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Verſ' im Cyklopentakt;
Hochklaſſiſch wird durch weiſe Sichtung
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich-nützliche Verrichtung.

Anmerkung zum neuen Abdruck.
1828.

Der obige Aufſatz iſt aus dem Athenäum abgedruckt, ſonſt unverändert, nur ſind in dem Abſchnitt von Voß einige Stellen aus einer früheren Beurtheilung in der Jenaiſchen Allg. Litteratur-Zeitung eingeſchaltet. Wer ſich die Mühe geben will, jene Beurtheilung ganz zu leſen, und die Gedichte damit zu vergleichen, der wird finden, daß ich gern jede Handhabe zum Loben ergriff, um den unerlaßlichen Tadel zu mildern, hingegen manche gute Gelegenheit zum Scherzen unbenutzt ließ. Ich verweilte bei den Liedern ernſteren Inhalts, ich rühmte die Geſinnung und Denkart, die ſich darin kund giebt. Dieſes, jetzt wiederholt, würde nur wie Spott herauskommen, nachdem Voß durch ſeine proſaiſchen Schriften einen für ihn ſelbſt ſo nachtheiligen Kommentar dazu gegeben hat. Er hatte eine ganz einzige Gabe, jede Sache die er verfocht, auch die beſte, durch ſeine Perſönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer; den Weltbürgerſinn wie ein Kleinſtädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter; die künſtleriſche und geſellige Bildung der Griechen endlich wie ein nordiſcher Barbar.

Durch ein Paar Zeilen, die man ohne Anſtoß leſen kann, ließ ich mich ſchon beſtechen, die ‘Schläferin’ unter die idealiſchen Stücke zu zählen.

Du rothwangige Schläferin
Ruhſt ſo lieblich im Klee,
Nicht Arkadiens Schäferin
Ruhte lieblicher je!

Gleich darauf heißt es aber:

Fremd, wie Böhmen und Spanien,
Sah das Mädchen mich an.
Unter Blüthenkaſtanien
Stand ich lauſchend, und ſann.

In der erſten Zeile ſind zwei ſprüchwörtliche Redensarten zuſammengeknetet; die eine, ‘Das ſind ihm böhmiſche Dörfer’; die andre, ‘Dieß oder jenes kommt einem ſpaniſch vor’. Die erſte iſt wohl daher abzuleiten, daß in den böhmiſchen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die böhmiſche, ſo daß der Deutſche ſich da nicht mehr verſtändigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die ſtrenge Kriegszucht Anlaß geben, welche der Herzog von Alba auch unter den deutſchen Truppen einführen wollte. Ich finde den Ausdruck ſchon bei einem Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die doppelte Fremdheit läßt ſich nun aber auf den Vers ſelbſt zurückwenden; und wenn eine andre Leſeart ſtände, etwa:

Wie ein Löw' aus Hyrkanien,

oder:

Wie die Muſen Uranien,

oder:

Wie ein Türk' in Albanien,

oder:

Kühn wie einſt Luſitanien,

oder:

Wie am Feſt Epiphanien,

oder:

Wie das Land Akarnanien,

oder:

Wie Muſarion Phanien,

oder mit geringerer Sorgfalt für die Reinheit des Reims:

Wie der Falk unter Kranichen;

ſo würde es, denke ich, den Leſern weder viel böhmiſcher noch viel ſpaniſcher vorkommen, als wie es jetzt lautet.

Bei dem Liede ‘vor dem Braten’ muß ich einen Irrthum berichtigen: ich habe es buchſtäblich genommen, da es doch nach der Abſicht des Dichters allegoriſch verſtanden werden ſollte. Man urtheile, ob ich zu entſchuldigen war.

Sei willkommen, edler Haſe,
Ehrenſchmuck der Tafel heut!
Nimmer duckſt du mehr im Graſe;
Alle wir mit vollem Glaſe
Läuten dir ein Feſtgeläut!

Ha! dich fieng der gute Bauer,
Dem du oft den Kohl geraubt.
Abends ſtand er auf der Lauer:
‘Komm nur, ſprach er, meinſt du, Schlauer,
Was dem Reh, ſei dir erlaubt?

Hirſch’ und Rehe können graſen,
Wo nur was zu graſen iſt:
Wenn ſie auch mein Korn durchraſen!
Anders, wenn ein Schelm von Haſen
Mir den Winterkohl zerfrißt!

Endlich hält dich ſchlauen Rammler
Feſt am Hinterlauf die Schnur!
Ah du, wackrer Kräuterſammler,
Streckſt die Löffel? Sei kein Dammler!
Du mußt her! Ja quieke nur!

Droh’n auch Brüch’ und Nackenſchläge,
Wenn dich hier der Förſter ſpürt:
Was er droht, hat gute Wege!
Stöhl’ er ſelbſt mir im Gehege,
Traun, er würde ſelbſt geſchnürt!’

In der Ausgabe von 1802. (Th. V. S. 31.) legte Voß zuerſt eine Anſpielung in die veränderte Ueberſchrift 'Das Wildrecht'. Dann gab er in den Anmerkungen einen geheimnißvollen Wink, und zugleich eine Weiſung für den Beurtheiler:

> 'Um den Haſen war es wohl weniger zu thun, als um etwas Anderes, das Manchem in der Haſenlaune entgieng.'

Ach freilich! freilich! Ich bin unbegreiflich verblendet geweſen, hier nichts zu wittern; und das kam daher, daß ich in der Haſenlaune war. Jetzt geht mir endlich ein Licht des Verſtändniſſes auf. Es ſollte eine Satire auf den Adel ſein, welchen Voß, wie bekannt, nicht auf republikaniſche, ſondern auf bauriſche Weiſe haßte; und die Moral der Fabel iſt: wenn ein übermüthiger Edelmann den Bürger in ſeinen Rechten angreift, ihn in ſein Gehege kommt, ſo gelten die Vorrechte des Standes, die Jagdgeſetze, nichts mehr, und der Bürger kann ſich ſelbſt ſeine Genugthuung nehmen. Hiegegen iſt nichts einzuwenden: wird aber dadurch die gewählte Einkleidung geſchmackvoller?

Da einige der angeführten Beiſpiele an das Unglaubliche gränzen, ſo muß ich der Urkundlichkeit wegen bemerken, daß ſie ſämmtlich aus den Muſen-Almanachen genommen ſind. Dieſe habe ich jetzt nicht zur Hand, aber für die wörtliche Genauigkeit ſtehe ich ein. Auch wird man die meiſten beurtheilten Stücke, ſo ziemlich unverändert, in der Ausgabe der ſämmtlichen Gedichte vom J. 1802. wiederfinden. Nur vermiße ich in dem Frauentanz das Männchen, das mit zu Bett genommen werden ſoll; es iſt aber noch genug ſtehen geblieben, um das gleiche Urtheil zu begründen. Hingegen in der Auswahl der letzten Hand vom J. 1825. ſind viele der getadelten Stücke ausgeſchloßen worden, und dieß verdient allerdings bemerkt zu werden. Hätte die Kritik und Parodie jener Gemeinheiten doch alſo nachgewirkt? Wäre der Verfaßer nach einem Vierteljahrhundert in ſich gegangen? Wenn Voß nachgab, ſo hatte der Gegner gewiß Recht.

Die Kartoffelernte iſt jedoch auch der Auswahl mit eingerückt, und dieß, fürchte ich, hat Goethe verſchuldet, indem er ſie gegen den ſchon kundgewordenen Spott recht ausdrücklich in Schutz nahm, und den Sänger des Liedes bei ſeiner Denkart beſtärkte. Ich muß mich hier gegen ein Mißverſtändniß verwahren. Ich habe nicht behauptet, daß eine Kartoffelernte überhaupt nicht beſungen werden dürfe. Jede wohlthätige Fruchtbarkeit der Natur ſoll im Menſchen ein dankbares Gefühl erregen, und hat es auch von jeher gethan. Daher das Opfern der Erſtlinge, die Dankfeſte u. ſ. w. — Erntefeſte ſind alſo allerdings ein würdiger Gegenſtand für die Poeſie. Sie ſind es um ſo mehr, je weniger das Eingeerntete bloß dem rohen Bedürfniſſe der Sättigung dient. Deswegen iſt die Weinleſe vorzüglich dichteriſch, weil der Saft der Trauben, ohne ein Bedürfniß zu ſein, heitern Lebensgenuß verſchafft. Die Alten haben auch das Nützliche, das Getreide, den Oelbaum, in ihrer Mythologie verherrlicht. Sie verbanden aber mit der Erfindung des Ackerbaues den Begriff der Stiftung eines geſelligen und geſetzlichen Lebens. Wir haben keinen Triptolemus, der, wie jener Liebling der Ceres das Getreide, auf ſeinem geflügelten Wagen die Kartoffeln allen Völkern der Erde zugeführt hätte. Es war auch nicht wohl thunlich, weil ſie nur andre Arten der Anpflanzung vertreten, wobei dem Oekonomen zuſteht zu erörtern, ob nicht etwas Nützlicheres darüber verabſäumt wird.

In dieſer Hinſicht ſcheint mir die einſeitige Hervorhebung der Kartoffeln eine Ungerechtigkeit gegen die Buchweizengrütze zu ſein, die ja auch in ſehr unfruchtbarem Boden gedeiht. Der Mais oder türkiſche Waizen hat auf gleiche Ehre Anſpruch zu machen: der daraus bereitete Brei, die polenta, iſt die vornehmſte, beinahe die einzige Nahrung der Landleute in Ober-Italien. Auf dem Theater in Mailand hörte ich einmal den Harlekin den Ausdruck Polenta-Verwüſter als ein Synonym für 'Menſch' nicht ohne Wirkung gebrauchen. Volete far morire questo povero distruggitor di polenta? rief er als Advokat den Richtern mit beweglicher Stimme zu. — Es iſt niederſchlagend, das Menſchengeſchlecht als einen Haufen lebender Geſchöpfe betrachten zu müßen, für welche ſchon durch die Ausſicht auf nothdürftige Befriedigung des Hungers eine ſchwere Bekümmerniß weggeräumt wird. Und dennoch verhält es ſich ſo: alle Erfindungen des Gewerbfleißes, der Weltverkehr der Nationen, die zur Wißenſchaft gewordene Kunſt der Staatsverwaltung, haben bisher noch keine dauerhafte Sicherheit gegen die Gefahr einer Hungersnoth gewährt.

Als Schildwache vor dem Garten der Poeſie, von dieſen königlichen Tuilerien, wo Niemand mit einem Wamms, Schurz und Mütze, oder mit Handwerksgeräth ſpazieren gehen darf, würde ich aus perſönlicher Neigung die Kartoffeln gern durchpaſſieren laßen, wenn ich nicht befürchtete, die rumfordſchen Suppen, die Holzſparöfen, die Runkelrüben, die Stallfütterung, und andres dergleichen nützliches Volk möchten ſich gleich hintennach eindrängen, und es möchte mir alsdann unmöglich fallen, ſie mit dem Flintenkolben abzuwehren.

‘Wo hat aber Goethe die Kartoffelernte gelobt?’ werden die meiſten meiner Leſer fragen. Man ſehe die Beurtheilung der voſſiſchen Gedichte in der Jenaiſchen Allg. Litteratur-Zeitung (1804. April. Nr. 91. 92.). Daß ſie von dem groſſen Dichter herrührt, weiß ich nicht aus zuverläßigen Nachrichten: ich ſage es vermuthungsweiſe, und auf meine eigne Gefahr.*) Die Anonymität läßt ſich ſchwerlich behaupten, wo jeder Zug die Hand des Meiſters verräth; und ſo wird es wohl erlaubt ſein, hier eine wenig bekannte, aber ſehr anziehende litterariſche Anekdote zu berühren. Man erzählte damals, Voß habe Göthen, welcher die Herausgabe der genannten kritiſchen Zeitſchrift einige Zeit lang leitete, um eine Recenſion von ſeiner Hand wiederholt und dringend angelegen: als ſie nun nach begreiflichen Zögerungen endlich erſchien, ſei er vor Freude außer ſich geweſen, während doch keinem gewitzigten Leſer die Ironie darin entgehen konnte. Ob ſich dieſe Ironie wider den Willen des Beurtheilers von ſelbſt eingefunden, indem er wohlwollend Alles zum Beſten kehrte, oder ob eine ſelbſtbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauſcht, das laße ich unentſchieden. Nach dem Zeitpunkte der Abfaßung iſt mir das letzte wahrſcheinlicher. Wie dem auch ſei: jeder Leſer, der die voſſiſchen Gedichte kennt, und den Verfaßer in ſeiner häuslichen Umgebung geſehen hat, wird das dort aufgeſtellte, idealiſierte und dennoch ſo ſprechend ähnliche Bildniß von ihm bewundern müßen. Nur zuweilen geht die Schmeichelei des gefälligen Pinſels zu weit: und wo das Wort ‘zart’ vorkommt, wird man wohl überall einen Druckfehler für ‘zähe’ annehmen dürfen.

---

*) [Sie ſteht auch in den neueren Sammlungen von Goethes Schriften.]

In der Auswahl vom J. 1825. ſind, außer vielen Gedichten, auch die Anmerkungen weggeblieben, die eine wahre Curioſität der früheren Ausgabe ſind. Dem Biographen Voſſens ſind ſie wegen mancher darin enthaltenen Anekdoten und Charakterzüge unentbehrlich. Dem Sprachkenner darf ich von den etymologiſchen Artikeln eine ungemeine Beluſtigung verſprechen. Die Worterklärungen werfen Licht auf den Sprachgebrauch des Dichters überhaupt, und insbeſondere auf ſeine Ueberſetzungen. Zum Beiſpiel in dem 'Dorfpfaffen' (nach Swift, wo ich nicht irre, aber vergröbert) lieſt man folgende Verſe:

Ein rundes Weib, — — — —
Das, wenn dirs früh im Magen wabbelt,
Kirſchbrantwein ſchenkt und wenig kabbelt;

und hiezu die Anmerkung:

> 'Wabbeln von weben, ſich ſchwach bewegen; hier vor Uebelkeit; das vermehrte quabbeln wird von zitterndem Fette, Moorgrunde, Gallert gebraucht.'

Dieß findet nun ſeine Anwendung auf die leichtfertigen Beſchwörungen Mercutios an den Romeo bei Roſalindens Reizen:

I conjure thee by Rosaline's bright eyes,
By her high forehead, and her scarlet lip,
By her fine foot, straigt leg, and quivering thigh;

welche in der Ueberſetzung folgendermaßen lauten:

Bei Roſalina's klaren Aeugelein,
Dem hohen Vorkopf, und dem Scharlachmund,
Dem drallen Fuß, Streckbein und Quabbelſchooß.

Hinweg davon! So hätte Oſtade die mediceiſche Venus gemalt.

Da der Wettgeſang bereits unter meinen Gedichten abgedruckt iſt, ſo gedachte ich erſt, als eine neue Zugabe, die Parallelſtellen aus den drei Originalien beizufügen. Um Beweiſe meiner Treue und ſogar meiner Mäßigung wäre ich nicht verlegen geweſen. Wenn es zum Beiſpiel heißt:

Mag der muckende Krittler mucken!
Fort doch walzet die Melodie;

ſo finden ſich als Vorbilder:

Was, ob fern ein Blaffer blafft,
Ob ein Flunkrer flunkert?
Was, ob fern ein Pfaffe pfafft,
Und ein Junker junkert?

und:

Dem Mucker ruft er zu:
Was, Mucker, muckeſt du? u. ſ. w.

Aber die Mühſeligkeit nicht einmal gerechnet, fürchtete ich, zu ſehr in eine Aehnlichkeit mit den ſchwerfälligen holländiſchen Ausgaben der Klaſſiker hinein zu gerathen. Und dann, die Wahrheit zu ſagen, erwarte ich auch für meine litterariſchen Scherzgedichte einen Kommentator von der Nachwelt.

Parny, La Guerre des Dieux.

1800.

Nicht ſelten giebt man ſchon dadurch Anſtoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt; dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bei der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverſtändniß mit den Anfechtern gedeutet. Die welche ſich nicht ſo leicht irre machen laßen, müßen hingegen in der entgegengeſetzten Geſinnung eine übel verſteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und und Mangel an Zuverſicht auf die Güte der Sache und die Feſtigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie ſind alſo berechtigt, an dem Anſtoße jener wieder Anſtoß zu nehmen, denen ſie unfehlbar hiedurch von Neuem Anſtoß geben werden: und auf dieſe Art könnte der Anſtoß ſo lange hin und her geſtoßen werden, daß zuletzt lauter Verſtöße gegen die geſunde Vernunft und die freimüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das Einfachſte und Unanſtößigſte in ſolchen Fällen iſt alſo wohl, ohne alle Rückſicht auf die Schwachen ſeinen Gang zu gehen, und der beſteht hier, wo von einem als unſittlich und irreligiös berüchtigten Gedichte, Parnys Guerre des Dieux, die Rede ſein ſoll, darin, es bloß in poetiſcher Hinſicht zu beurtheilen. In ſo fern es ein ächtes Kunſtwerk iſt, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menſchlichen Bildung, Sittlichkeit, Religion, Philoſophie und Poeſie, können niemals zerſtörend in einander eingreifen, ihr Widerſtreit kann nur ſcheinbar ſein. Dieſer feſte Glaube, in dem die ächte Toleranz beſtehen möchte, würde an einem Beiſpiele bewährt werden, wenn ſich fände, daß gerade aus dem poetiſch Mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit Tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie ſoll dieß ausgemacht werden, wenn die Ereiferung nicht erlaubt, ſich dem Eindrucke des Gedichts mit unbefangner Ruhe zu überlaßen.

Parnys Werk hat in Frankreich viel Aufſehen gemacht, das National-Inſtitut hat ihm dafür den Preis der Poeſie gewiſſermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeſchloßen, wie Piron ehemals wegen ſeiner ausſchweifenden Verſe nicht in die Akadmie gelangen konnte. In deutſchen öffentlichen Blättern iſt darüber, ſo viel ich mich beſinne, nirgends ordentlich geſprochen, ſondern bloß die Verrufenheit ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt iſt, ſondern ſogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Iſt denn hier wirklich ein ſo gewaltiger Titane und Himmelsſtürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt rieſenhaft erſcheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten iſt, in einem ernſteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetiſcher Gegenſtand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragiſcheres Schauſpiel in der Geſchichte, als die Zerſtörung eines Götterdienſtes, der die gebildetſte Mythologie, die Blüthe ſchöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darſtellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des klaſſiſchen Alterthums, durch eine erhabne geiſtige Offenbarung, die auf Hintanſetzung alles Irdiſchen drang, und ſelbſt den innern Menſchen zum Opfer verlangte. Auch iſt dieſe Begebenheit ſchon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freilich verherrlichten dieſe nur den Sieg der chriſtlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erſcheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Chriſtenthum herauf beſchwor, faſt im Glanz der alten Heroen. Dieſer Streit entſchied nichts Geringeres, als die Trennung und völlige Entgegenſetzung der alten und neuen Welt. Ja er iſt gewiſſermaßen ewig und nothwendig, denn ſeine beiden Prinzipe, Vergötterung der Natur und des

Lebens, und vernichtendes Hinausſtreben der Freiheit über beides, ſind gleich urſprünglich im Menſchen gegründet; ſo erneuert er ſich immer noch in unſern Gemüthern, indem wir das Höchſte der alten und neuen Bildung zu vereinigen ſtreben. Es begreift ſich indeſſen, warum ſich die Poeſie bis jetzt ſo ſelten an dieſen Gegenſtand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geiſtige Religion wird ſich, wo keine gewaltſame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anſchauungen anbilden) iſt eine vollſtändige poetiſche Anſchauung der Dinge, und ſoll ſie mit einer andern, welche ſie ausſchließt, zugleich als reell dargeſtellt werden, ſo muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erſcheinungen ein gemeinſchaftlicher Boden gefunden werden, welches ſchon eine Erhebung über beide vorausſetzt. Wo aber ein ſolcher Punkt berührt wird, da ſtrömt Großes und Schönes in Fülle hervor. Man erinnere ſich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethes Braut von Korinth erhält hauptſächlich dadurch die erſchütternde Hoheit. Es laßen ſich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die ſich um dieſen Angel drehten.

Daß ſich dieſer Stoff auch zu einer komiſchen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komiſchen Dichters, die Geſetze der Wirklichkeit aufzuheben, und ſeine ſcherzende Willkür an ihre Stelle zu ſetzen, hier ſchon in der Sache ſelbſt liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander ſtreiten läßt, wird er ſie zugleich als reell und als nicht reell, als Geſchöpfe der Meinung und als weltbeherrſchende Weſen vorſtellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein luſtiges Chaos entſtehen muß, in welchem der Witz ſeine Blitze frei nach allen Seiten kann umherfahren laßen.

Die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes läßt alſo, beſonders bei einem franzöſiſchen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialität vermuthen. Freilich muß erſt die Ausführung zeigen, wie er ſelbſt ſeinen Gedanken begriff, und inwiefern er wußte, was es mit ſeiner Abſicht auf ſich habe. Parnys Plan iſt im Ganzen mit Verſtand angelegt, die verſchiednen Seiten bieten ſich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts Nothwendiges, und es iſt auch nichts Ueberflüßiges und Fremdartiges herbeigezogen. Sein Werk iſt darin der **Pucelle d'Orleans**, dem einzigen Gedicht in franzöſiſcher Sprache, womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unſtreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabei zwiſchen ſeinem Begriff vom arioſtiſchen Rittergedicht und der ſcherzhaften Epopöe geſchwankt; die ſchwerfälligere Erfindung geräth auf lauter epiſodiſche Abwege. Der Krieg der Götter iſt mehr aus Einem Stück, es wird einem beſtändig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun iſt; auch ſcheint mir Ton und Schilderung im Einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiktion um nichts vorwärts rückt, aber ſie ſind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeiführung des Eingeſchalteten mehr Scharfſinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegoriſche Kriege ſind ja eigentlich nur ein einziger Gegenſatz, ſie können nur ſcheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieſer Mangel an wahrer Handlung findet ſich z. B. in des Cervantes Reiſe auf den Parnaß, aber mit vollem Bewußtſein, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck iſt auf etwas ganz Anderes gelegt.

Der Dichter erzählt; nur ſelten führt er ſeine Perſonen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatiſche Form hier zum großen Stil der Behandlung gehört. Die alte Komödie iſt ein ganz andres Ding, als das ſcherzhafte Heldengedicht. Im Ariſtophanes, namentlich in ſeinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in ſeinen übrigen Stücken, lag das Muſter zur Bearbeitung dieſes Stoffes ſchon ganz fertig da. Wie dem ernſten Drama nichts weſentlicher iſt, als Verwickelung und Auflöſung, ſo iſt es hingegen abſolut komiſch, wenn die dargeſtellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterei beſteht, und die Sache am Ende auf demſelben Punkte iſt, wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unweſentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann ſehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Ariſtoteles der Tragödie das im Epos erlaubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darſtellung beſtimmt ſei als wirklich zu erſcheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarſte und Wunderlichſte, ja das in ſich Widerſprechende und Unmögliche dem Zuſchauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeſchränkte Willkür erklären, womit er befugt und geſonnen iſt, ſich über die beſtehenden Ordnungen hinauszuſetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen ſeine Erdichtungen einen ungleich dreiſteren Charakter, und ſo entſteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnſten Wagſtücke des Erzählers nur nüchtern und beſchränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die franzöſiſche Poeſie gethan, wenn einer ihrer Dichter ſeinen Landsleuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen ſolchen phantaſtiſchen und durchaus komiſchen Stoff, ich will nicht ſagen auf die Bühne zu bringen (dazu würde die Freiheit der politiſchen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten iſt), aber doch für die Leſung in Form eines Schauſpiels zu behandeln. Ein Dichter, der ſich mit ſeinem Spott in das religiöſe Heiligthum wagt, ſollte billig nicht bange ſein, für einen Ketzer in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen konventioneller Theorie hängen. Allein die dialogiſierten Stellen beweiſen zur Genüge, daß Parny dieſer höheren Löſung der Aufgabe keineswegs gewachſen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter ſeiner Perſonen, und zwar nicht aus komiſchem Uebermuth, ſondern geradezu aus Ungeſchicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet iſt, zeigt ſich doch das geringe Maß ſeiner mimiſchen Talente. Man nehme die in der That witzige Stelle über die pſychologiſche Verwirrung dreier Perſonen in Einem Weſen und alſo auch Einem Bewußtſein. Wie viel beßer hätte ſich dieß benutzen, welche Trios hätten ſich anſtimmen laßen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligſten Sinn- und Wort-Spielen auf den Kopf geſtellt wären! Zu welchen herrlichen Kontraſtierungen und Parodien griechiſcher und hebräiſcher Poeſie wäre überhaupt Veranlaßung geweſen! Die Beſchaffenheit ſeiner Sprache entſchuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derſelben mit ariſtophaniſcher Keckheit vor der Hand nicht zu denken iſt, ſo kommt doch dabei viel auf Wollen und Wagen an, und ſchon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe ſich etwas Bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Ariſtophanes habe erwähnen müßen, um meine Gedanken deutlich zu machen, ſo mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwei andre Stücke, nämlich die lüſternen und ausgelaßenen Gemälde und den Spott über religiöſe Gegenſtände, den richtigen Standpunkt finden helfen. Bei der alten Komödie iſt es Grundprincip, daß die Götter Spaß verſtehen, ja daß ſie auch hierin göttlich, d. h. den Menſchen unermeßlich überlegen ſind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern ſteht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe iſt, ſo bietet man ihnen nur, wie in andern Fällen, einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man ſich über ſie luſtig macht. Wenn der Satz, der Menſch bilde ſeine Götter nach ſich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, ſo möchte Spaßverſtehen eben nicht die Stärke deutſcher Nationalgötter ſein; mehr der franzöſiſchen und noch mehr der italiäniſchen. Was haben ſich nicht ſo viele italiäniſche Dichter vom Boccaz an ungeachtet ihres Katholiciſmus erlaubt! Ueberhaupt war jene düſtre Aengſtlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein ſcherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend iſt, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre ſich nur an die poſſenhaften Aufzüge, die Eſels- und Narren-Feſte, die luſtige Darſtellungsart der Myſterien; noch bei unſerm Hans Sachs kann man faſt nicht zweifeln, daß er ſich bei aller redlichen Andacht der leiſen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der erſten Eltern katechiſieren läßt. Die entgegengeſetzte illiberale Geſinnung iſt erſt in neuern Zeiten dem Chriſtenthum angekünſtelt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der ſogenannten Freigeiſter zum Argwohn und zur wachſamen Selbſtvertheidigung nöthigten. Indeſſen hat ſie immer in umgekehrtem Verhältniſſe mit gläubiger Einfalt und kindlicher Myſtik geſtanden; je mehr Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, deſto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Adiaboliſten eigentlich den gründlichſten Reſpekt vor dem Teufel bewieſen haben.

Die ernſthafte Läſterung wurde bei den Griechen eben ſo gut für ein Verbrechen gehalten, wie bei uns, und dennoch durfte Ariſtophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feſte als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorſtellen. Wodurch ward er nun vor Mißdeutung geſichert, und leiſtete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Arges im Sinne habe? Dadurch daß er poetiſche Orgien feierte, daß ſein ganzes Werk ein Erguß ſpielender Lebensfreude war, daß er ſich der Begeiſterung des Scherzes hingab, der eben ſo wenig dauernde Wirkungen bezweckte, als im Rauſch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber iſt. Bei Parny iſt dieß nun gar nicht ſo, der bittre Ernſt liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholicismus und das Chriſtenthum überhaupt mit wahrem Haß. Heißt es nicht ſich auf die plumpſte Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schickſale der neuen Religion in einer magiſchen Laterne vorſtellt, über das Unglück und die Gräuel, welche ihre Verbreitung verurſacht haben ſoll, im Ton eines Encyklopädiſten deklamieren läßt? Und wo bleibt die magiſche Laterne, wofür die vom Gabriel geſchilderten Motive und Geſinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, ſo etwas (noch dazu ſo Abgenutztes) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade herausſagt? Wie kann man nur bei ſo viel Zierlichkeit ſo ungeſchickt ſein!

Parny meint es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit ſeiner eignen, und dieſe iſt der moraliſierende Naturaliſmus, Deiſmus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er iſt ein Theophilanthrop. Ueber dieſen Punkt ſcheint er ſelbſt gar keinen Spaß zu verſtehen. Er ſpottet über das Chriſtenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht dafür unfähig iſt. Das iſt in der That weder etwas Kühnes, noch etwas Dichteriſches. Nicht der ſchöne Muthwillen, der in göttlicher Freiheit ſchwärmend, aber eben darum unwillkürlich und abſichtslos, auch ſein Heiligſtes Preis giebt, und ſich in demſelben Gemüthe mit frommer Begeiſterung verträgt, beſeelt ihn, ſondern der eitle, beſonnene Kitzel der Freidenkerei. Dieß iſt recht eine nationale Eigenheit: ſo macht es auch Voltaire, und zuweilen ſogar Diderot; um einen Pfennigwerth trivialer Wahrheiten, verſcherzen ſie den wahren Scherz. Eben das alſo, wodurch ſich Parny an der Religion vergeht, verletzt die Reinheit des komiſchen Witzes: nicht die Frechheit, ſondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Abſicht dient, ſo iſt er nicht mehr Meiſter; er gehorcht, und es iſt dann kein Grund mehr vorhanden, warum er ſich nicht den Geſetzen der Schicklichkeit, den politiſchen und religiöſen Verfaßungen fügen ſollte. Sein poetiſches Vorrecht der univerſellen Tollheit gründet ſich darauf, daß er unbedingt frei gelaßen werden muß, um zu ſein was er ſein ſoll: mit jeder ernſten Abſicht tritt er wieder in die Schranken der proſaiſchen Welt.

Welche Bewandtniß es mit den Theophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutſchland längſt die Sekte ohne den

Namen haben. Es iſt der völlig glatt und kahl geſchorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienſt nur wie eine Perücke gegen Flüße und Verkältungen übergeſtürzt wird. Unſer Theophilanthrop, nachdem er ſein Syſtem in der Kürze ernſthaft entwickelt, und zwar ſeltſam genug dem heiligen Geiſt in den Mund gelegt hat, fügt hinzu:

> Rien de plus simple; aussi l'homme trouva
> ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein ſinnbildliches Schauſpiel aufführen ſehen, als immer und ewig vor dem unbemalten Vorhange ſitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle, wo der Ernſt in Parnys Gedicht zu Hauſe iſt, gerade den Mittelpunkt der abſoluten Unpoeſie ausmacht. Man hat es dem Chriſtenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poeſie und alle ſchöne Kunſt feindliches Princip liege; es hat ja auch anfangs ſo zerſtörend auf ſie gewirkt, bis es allmählich mit ihren Anſprüchen eine Vermittlung eingieng. Allein das ſtrengſte Chriſtenthum fordert doch nur Ertödtung des Fleiſches, d. h. der Sinne und irdiſchen Leidenſchaften; jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu Lieb, Ertödtung aller Phantaſie, als des Organs der ihnen ſo verhaßten Myſtik, und ſomit greifen ſie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem dieſem muß man ſich wundern, daß Parny noch ſo viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordiſche der griechiſchen ſchön angenähert und mit ihr kontraſtiert; die Einführung des Odin ſammt ſeinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendſten Partien des Gedichts.

Was die durch daſſelbe ausgeſtreuten Gemälde der Wolluſt betrifft, ſo beſchäftigt uns hier, wie ſich verſteht, bloß ihre poetiſche Statthaftigkeit; nämlich ob ſie, wenn es einmal ein Gedicht über dieſen Gegenſtand geben ſollte, mit zum Weſen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu ſchmeicheln herbeigezogen ſind. Der Komiker (der abſolute Komiker, denn was ſpäterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) ſoll den Menſchen ins Schlechte idealiſieren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thieriſchen Theil des Menſchen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erſcheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht ſtattfindet. Beſteht alſo die komiſche Darſtellungsart in karikierter Sinnlichkeit, ſo wird dabei natürlich jener verwünſchte Naturtrieb ſehr laut werden, der ſo oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet ſich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegenſätzen dar, weil ſo viele ſittliche Begriffe, verſtändige heilſame Anſtalten und erhabne Empfindungen an eine Sache geknüpft ſind, wo die Natur den ſich freidünkenden Menſchen als organiſches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat ſich daher mit der ehrwürdigen Anſtalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je ſelbſt zum beſten gehabt. Was bei einigen Völkern Gegenſtand religiöſer Verehrung war, wird bei andern zu Flüchen gemißbraucht; und dieß hängt in der That zuſammen: mit der Antwort, die ein Pabſt gegeben haben ſoll, als man ihm einen unanſtändigen Fluch verwies (è però il padre di tutti li Santi!), können ſich die Anbeter der Fortpflanzungsſymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge ſind die witzigen Unanſtändigkeiten des Ariſtophanes in künſtleriſcher Hinſicht gar nicht zu tadeln; man ſieht auch, daß er ſie, je nachdem es der Inhalt fordert, mehr oder weniger anbringt, und manchmal ganz weglaßt. Wo Götter komödiert werden ſollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menſchlich abgebildet, werden ſie beſtimmter oder verworrner unter einem Geſchlechte gedacht, ſie würden ſonſt Mißgeburten oder Ungeheuer ſein; zur Karikatur gehören alſo auch die Poſſenſtreiche des ſich darauf beziehenden Triebes. Bei dem Kriege, den das vorliegende Gedicht ſchildert, iſt die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der große Werth, der auf die Tugend der Keuſchheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der ſinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menſchlich entſtandne Religion geht hier, wie überall, auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte auf Vernichtung des Irdiſchen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewiſſe Myſterien denn doch Bilder von der unheiligen und ſo viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bei den meiſten ausgelaßenen Stellen in der **Guerre des Dieux** iſt die angegebne Beziehung auf den Gegenſtand nicht zu verkennen; indeſſen wenn der Muthwille einmal im Gange iſt, ſo läßt er ſich nicht nach Maß und Gewicht beſtimmen, und Einiges in dieſer Art muß alſo ſchon als opus supererogatorium in den Kauf gehen. Die Parodie der ſieben Sakramente iſt einer der frevelhafteſten, aber auch der witzigſten Einfalle. Nicht weniger komiſch iſt der Uebertritt der Satyre und ihre Umſchaffung in Mönche. Die Geſchichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal, wenn der ſchalkhafte Amor im Begriff iſt, ſie es vergeßen zu machen, durch eine religiöſe Erinnerung abgemahnt wird, iſt allerliebſt gedacht und ausgeführt. Charakteriſtiſch und mit der ganzen Behandlungsart übereinſtimmend, iſt die Scheu des Dichters, auch da, wo er über die Gränzen der Natur abſchweift (wie in der Schilderung des weiblichen Kloſterlebens), bis zum Aeußerſten zu kommen, und die der Decenz ſo furchtbaren Worte auszuſprechen: allein ſie iſt weder in moraliſcher, noch poetiſcher Hinſicht zu loben. Denn fürs erſte verhüllen dieſe Schleier gar nichts (ungefähr eben ſo viel, als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citiere, wo die ſchlimmſten Stellen im Text weggelaßen, und hinten angedruckt ſind), ſie ſind vielmehr der Begierde günſtig, und dann verhindern ſie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das, auf eine gewiſſe Höhe getrieben, die Phantaſie ſchwerlich in eine wollüſtige Stimmung kommen läßt, weßhalb ich mich wieder auf den Ariſtophanes berufen darf. Wenn der Witz ein ſo zartes Gewißen für die geſellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, ſich kecklich und ſchonungslos über ſo viel Wichtigeres hinwegzuſetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufſtellen, ſo hat er ſeine Abſicht völlig erreicht. Sonſt wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Taſſoni, oder des Rabelais zu wünſchen geweſen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders ſein müßen. Jetzt iſt es, trotz ſeines titaniſchen Namens, ſelbſt nur ein Kabinetsſtück, eine Miniatur, von der niedlichſten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles Obige, wie ich glaube, hinlänglich dargethan habe, iſt es nicht mein Geſchäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der franzöſiſchen Sprache recht fühlbar ſind; z. B. wenn es beim Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bei den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnsverfaßung:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient châtellenie,
Capharnaum est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hébron, Marquis de Bethléem.

Ein Paar ſolcher Beiſpiele können es ſchon einleuchtend machen, daß es ein eben ſo mißliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu überſetzen.

Was von einem Franzoſen des heutigen Zeitalters zu erwarten ſtand, hat Parny wohl ziemlich geleiſtet. Von Diderot, deſſen Geiſt in ſo vielen Stücken über den franzöſiſchen Horizont hinausgieng, möchte ich wohl eine Behandlung dieſes Stoffes ſehen. Was Voltaire oder ſonſt ein Franzoſe damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im Mindeſten neugierig.

Soltau, Ueberſetzung des Don Quixote.

1800.

Im vierten Stücke dieſer Zeitſchrift war von Tiecks Ueberſetzung des Don Quixote bei ihrer erſten Erſcheinung die Rede*): jetzt ſind zwei Bände von Herrn Soltaus Ueberſetzung herausgekommen, die aber nur zwei Drittel von der erſten Hälfte des Originals ausmachen, ſo daß das Ganze nach dieſem Maßſtabe ſechs Bände betragen wird. Zwiſchen zwei Ueberſetzern eines großen Dichters ſollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemeinſchaftlichen Ziele ſtreben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat ſelbiges zuerſt aufgehoben, indem er einiges ſeinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung ſeiner angeſehen (Intell.-Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.), auch ſeine Ueberſetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athenäum, als ich bei der Anzeige in der allgemeinen Litteratur-Zeitung*), wir haben beide mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt geſprochen, als von der Ueberſetzung, weil es uns wichtig ſchien, bei Gelegenheit einer ſolchen, die im Ganzen auf dem richtigen Wege iſt, zu der wahreren längſt aus dem Geſicht verlornen Anſicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutſchung unſers Freundes gar nicht verſchwiegen (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230. u. 231. S. 182, 185, 188, 189.), der, eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt iſt, ſeine Arbeit für tadelfrei zu halten, da man bei einem Verſuch von dieſer Schwierigkeit erſt durch die Uebung zulernt; und wie ſehr dieß bei ihm der Fall iſt, beweiſt der Fortgang bis zu dem eben erſchienenen dritten Bande zur Genüge.

---

*) [S. oben Band XI. S. 424. ff.]

Statt aller Antwort auf Herrn So. Angriffe**) mag hier eine Beurtheilung ſeiner Ueberſetzung ſtehen, die aber,

---

*) Dieſe iſt von einem Rec. in einer gewiſſen 'Belletriſtiſchen Zeitung', die zu Gotha erſcheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit verſparen. dem ehrwürdigen Greiſe, der, wiewohl er die ſpaniſche Sprache ſeit ſechs und dreißig Jahren ſtudiert, die ſpaniſchen Dichter immer noch nicht zum beſten zu verſtehen bekennt, weiter zur Selbſterkenntniß zu helfen.

**) Herr Soltau findet es (A. L. Z. d. J. Intell.-Bl. Nr. 83.) beſonders äußerſt inurban, daß wir die Dinge ſo bei ihren eigentbei ſo bewandten Umſtänden, und da Herr S. zu verſtehen giebt, ich ſei ihr nicht gewachſen, ſo viel möglich aus Beiſpielen wird beſtehen müßen, wegen deren ich meine der Spaniſchen nicht kundigen Leſer im voraus um Entſchuldigung bitte.

In Anſehung der Richtigkeit des Sinnes leiſtet Herrn Ss. Ueberſetzung noch am meiſten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. z. B. am Schluß des Prologs, S. 74., 'Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.' Olvide geht auf Dios: 'Gott beſchütze dich und vergeße mich nicht.' Derſelbe Fehler findet ſich bei Tieck. — Th. I. S. 19. 'unſer bewunderungswürdiger Abenteurer'; nuestro flamante aventurero heißt 'unſer nagelneuer Abenteurer', oder wenn man dieſen Ausdruck vermeiden wollte, 'unſer friſcher Abenteurer', wie Tieck überſetzt hat. — S. 44. 'ihm den ſchwarzen Orden der Ritterſchaft ohne Verzug zu ertheilen', y darle la negra orden de caballeria luego. Die Ueberſetzung giebt gar keinen Sinn; negra iſt hier ſprichwörtlich zu nehmen, wie ſo häufig: 'den verwünſchten Orden der Ritterſchaft'. — Ebenfalls S. 44. 'Backenſtreich', pescozada iſt ein Streich in den Nacken. Tieck hat beides

---

lichen Namen nennen, z. B. eine Katze eine Katze, und eine wißentliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indeßen nichts thut, als ſeine Behauptung ohne Beweis wiederholen, ſo wird es doch wohl dabei ſein Bewenden haben müßen. Erſt ſollten Tieck und ich in der Ankündigung unſrer Ueberſetzung der Werke des Cervantes von unſern dichteriſchen Talenten viel Gutes gerühmt haben. Nun will er dieſe Beſchuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann iſt wenigſtens die eine Hälfte davon gewiß falſch, da Tieck nie etwas im Athenäum geſchrieben; und was mich betrifft, ſo fordre ich ihn auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich 'ganz beiläufiger Weiſe mich ſelbſt mit hyperboliſchen Lobſprüchen überſtröme'.

richtig. — S. 59. ‘legte die Lanze ein’, apretó la lanza heißt bloß ‘er faßte ſie feſt’. — S. 88 von der Diana des Montemayor: man ſolle daraus ‘die meiſten großen Verſe wegnehmen’. Dieſer Ausdruck giebt gar nicht den angemeßnen Sinn, versos mayores ſind Gedichte in ausländiſchen Silbenmaßen, die ganz oder großentheils aus eilfſilbigen Verſen beſtehen, als Stanzen, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimiſchen Formen war Montemayor berühmt, die italiäniſchen, der Sprache angebildeten, wurden erſt ſpäterhin zur Vollendung gebracht. — S. 89. von einem Buch des Lofraſo: ‘Bei dem heiligen Orden, den ich empfangen habe!” rief der Pfarrer, ‘ſeitdem Apoll Apoll iſt, ſeitdem die Muſen Muſen und die Dichter Dichter ſind, habe ich in keinem Buche ſo viel Witz und ſo viel närriſches Zeug zuſammen getroffen’, u. ſ. w. Hier klingt das ganze Lob ernſthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug ſieht, wie Cervantes es mit dem Lofraſo meinte: man konnte ſich nur über ihn, keinesweges aber mit ſeinem Witze beluſtigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto ſollte überſetzt ſein ‘es iſt nie ein ſo ergötzliches und tolles Buch geſchrieben worden’. — S. 131. ‘ihrer Jungfrauſchaft unbeſchadet’, con toda su virginidad á cuestas, ſollte heißen ‘mit ihrer ganzen Jungfrauſchaft bepackt’. Das á cuestas iſt eine ſcherzhafte Parodie des Ausdrucks ‘ſeine Jahre auf dem Rücken haben’. — S. 173. ‘ſeine weite Studentenkappe’, los habitos largos, que como escolas traia, ſollte heißen ‘ſeine weiße Studententracht’, oder ‘Mantel’. ‘Kappe’ bedeutet in ordentlichem Deutſch nur eine Kopfbedeckung. — S. 182. ‘die friſche Luft’, el sereno, ‘der Abendthau’. — S. 218. ‘dieſe ausführliche Erklärung’, este general desengano. Abgerechnet daß desengano, ein

Wort, das zu der poetiſchen Kunſtſprache der Liebe gehört, durch ‘Erklärung’ ſehr ſchlecht gegeben iſt, heißt general nicht eine ausführliche, ſondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Tieck hat es wie das Meiſte von dem Obigen richtig. — S. 228. ‘Beinbruch’, quebrantamientos de huesos, heißt ‘zerſchlagene Knochen’. — S. 312. ‘bei dieſem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehenkter’, comenzó à temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechſelt: es heißt ‘er zitterte wie einer, der die Queckſilberkur braucht’, und ſollte im Deutſchen durch eine andre ſprichwörtliche Redensart überſetzt ſein, wie auch Tieck gethan hat. — S. 393. ‘Der König, welcher die Gerechtigkeit ſelbſt iſt’, la justicia, que es el mesmo Rey; umgekehrt ‘die Gerichte, welche der König ſelbſt ſind’, d. h. in ſeinem Namen handeln. Nach Herrn S.s Ueberſetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moraliſche Eigenſchaft heraus, derentwegen der König gelobt würde. — Th. II. S. 89. ‘Iſt es dir möglich, ſo komm’, si os cumple venir, veldo: ‘ob es dringend für euch iſt zu kommen, das erwägt’. — S. 124. ‘doch bin ich in meinen Augen nicht ſchlechter als du, obwohl du ein Ritter biſt’, en tanto me estimo yo villana y labradora, como tú sennor y caballero: ‘ich halte mich eben ſo hoch als Bäurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältſt’. — S. 149. ‘Trotz ſeinem Sparren’, mal que le pesase: ‘wie ungern er auch wollte’. — S. 193. ‘Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl ſie keine iſt’, aunque en ella no la haya: ‘wenn ſie auch keine an ſich trägt’. — S. 197. ‘ohne etwas hinzuzuſetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu erſparen.’ Gerade umgekehrt: sin que annadas, ó mientas por darme gusto, ni menos le acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du hinzufügſt oder lügſt, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzeſt, damit du mich deſſen nicht beraubſt'. — S. 203. 'Spezereibude', la tienda de algun curioso guantero, wörtlich 'die Bude eines feinen Handſchuhmachers', was wir einen Galanterieladen nennen würden; 'Spezereibude' iſt hier ganz unſchicklich. — S. 214. 'Von dieſer Art Liebe, verſetzte Sancho, hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß man nur allein unſern Herrn Gott auf dieſe Weiſe um ſein ſelbſt willen lieben ſoll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und ihm dienen möchte, es ſei warum es auch wolle', aunque yo le querria amar y servir por lo que pudiese: 'wiewohl ich lieber wegen deſſen, was er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte'. — S. 295. 'Als Dichter, verſetzte Lothario, ſagen ſie nicht immer die Wahrheit, aber als Verliebte ſind ſie immer eben ſo wahrhaftig, als kurz und bündig in ihren Ausdrücken'. Ganz falſch und noch obendrein lächerlich! en quanto enamorados, siempre quedan tan cortos como verdaderos, 'als Verliebte bleiben ſie immer eben ſo ſehr unter der Wahrheit, als ſie ihr treu ſind'. — In den Gedichten finden ſich auch einige Mißverſtändniſſe, wovon nachher.

Eine Ueberſetzung des Don Quixote könnte freilich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne daß dieß den Genuß der Dichtung ſtörte, da ja höhere Erforderniſſe einer poetiſchen Nachbildung häufig vorſetzliche Abweichungen von dem buchſtäblichen Sinne nöthig machen; allein da man von der vorliegenden Ueberſetzung gerade in dieſer Hinſicht ſo große Erwartungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige

Seite iſt, von welcher man ſie etwa Anfängern im Spaniſchen empfehlen kann, ſo verlohnte es ſich wohl der Mühe, ſo bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger iſt ſchon der häufige Mangel an Genauigkeit in Wiedergebung des charakteriſtiſchen Ausdrucks, die unnöthigen Abkürzungen und Auslaßungen. Warum ſind z. B. Th. I. S. 65. die Wunder des Mahomed, die im Texte ſtehn, mit dem ‘Märchen vom Prieſter Johann’ verwechſelt? — S. 160. ſteht ſehr unbeſtimmt vom Schmuck der Mädchen im goldnen Zeitalter ‘in grünen Blättern der Stauden und Bäume’, ſtatt des maleriſchen de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas. — S. 329. ‘Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemeßene Schläge’; ‘von Zeit zu Zeit’ iſt ein Zuſatz, der auf die ſchnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. — Th. II. S. 125. in der Erzählung Dorotheas iſt folgender zarte und rührende Zug ganz weggeblieben: ‘Wenn du dich an nichts als hieran ſtößeſt, ſchönſte Dorothea (denn dieß iſt der Name der Unglücklichen, die ihr hier ſeht), ſagte der treuloſe Ritter’, u. ſ. w. que este es el nombre desta desdichada. Statt der Wendung, womit eben dieſelbe ihren Fall andeutet: con volverse á salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo, ſetzt Herr Soltau: ‘Mein Mädchen gieng hinaus, und ließ mich wieder allein mit dem Treuloſen, und — ich ward das Opfer ſeiner und ihrer Verrätherei’. Ueberhaupt ſucht er durch Gedankenſtriche, häufiges Unterſtreichen der Worte, und ſelbſt verdoppelte Interpunktion (als!? oder?!), dieſen Krücken ſchlechter Proſa, der ſeinigen aufzuhelfen; der ſeinigen ſage ich, denn von der des Cervantes iſt nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weiſe iſt S. 196. eine merkwürdige Aeußerung von Cervantes künſtleriſchem Bewußtſein verkürzt und geſchmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobſpruch auf ſeine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixotes Verrücktheit ſagen läßt: ‘Sie iſt in der That ſo ſelten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen ſo ſcharfſinnigen Geiſt gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man ſie als Dichtung erfinden und ausführen wollte’. Dieß überſetzt Hr. S.: ‘Ja wohl, und ſo ſonderbar, daß ich nicht weiß, ob man das alles ſo gut erfinden könnte, wenn man einen ſolchen Menſchen fabelhafter Weiſe ſchildern wollte’. Hat Herr S. keinen Sinn für das Charakteriſtiſche, oder wollte er die Unbeſcheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Ueberſetzung auch in ſo fern an Vollſtändigkeit, daß vieles ſpaniſch gelaßen iſt, was der Verdeutſchung bedurft hätte, und hierin iſt die Sache nach Tiecks glücklichen Fortſchritten um vieles rückwärts geſtellt. Wie kann z. B. der deutſche Leſer errathen, daß unter dem ‘Kompaß’ zu Sevilla S. 35. eine Kirchenhalle zu verſtehen iſt? ‘Sierra Morena’ kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges, aber das Bild des ſchwarzen Gebirges geht doch verloren. — S. 83. iſt der ſprechende Name eines Bauern Haldudo nicht überſetzt und dadurch ein Scherz verdorben. — S. 86. ſind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die ſo viel beitragen, ihn komiſch zu charakteriſieren, unverändert beibehalten. Da der Name, den ſich Amadis in ſeiner Einſamkeit auf dem Armutfelſen gegeben, Beltenbros, den Tieck ſehr gut durch ‘Schöndunkel’ überſetzt, ſpaniſch gelaßen iſt, ſo wird das darüber Geſagte Th. II. S. 13. ganz unverſtändlich. — In Don Quixotes Schilderung iſt der Name Brandabarbaran del Boliche gelaßen, was Tieck nicht wörtlich, aber drollig, ‘von der Kegelbahn’ giebt. Bei dieſer Stelle tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebertragung auch ſonor und fremd klingen müßen; wo dieß indeſſen möglich iſt, da würde ſie ſehr vortheilhaft ſein, z. B. der Duque Alfennique könnte ohne Bedenken ‘Herzog Marcipano’ genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque ſcheinen alle auf Attribute der Spitzbüberei hinauslaufen! Ueberall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anſpielungen verborgen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortſpielen hat ſich Herr S. zwar bemüht (nur ſelten nimmt er ſeine Zuflucht zu einer Note wie bei Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179., was Tieck ſchon ſehr gut gegeben hatte), er iſt aber meiſtens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechſelt, ſo läßt ihn Tieck dafür ‘Fieberfraß’ ſagen; Herr S. ‘Federbras’, was meines Wißens ganz und gar nichts iſt. Wenn er aus Mambrino ‘Malandrino’ macht, ſo heißt es bei Tieck ‘Schandriem’; hier ‘Mandarin’, ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobei obendrein der Spaß verloren geht, und das zweitemal S. 371. gar ‘Mawrin’, was wieder gar nichts iſt, da nur wie im Original ‘Martin’ hätte geſetzt werden dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung der Galeeren, gurapas, hat Tieck ſehr ſchicklich ‘Waßerenten’ geſetzt, Hr. S. zuerſt ‘Kötherkofen’ und gleich darauf, wie sennoras gurapas ſteht, ‘Fräulein Waßergöttin’. Wie paßt dieß nun zuſammen? — Die Schelmerei, welche dahinter ſteckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzeſſin Micomicona ſagt: en poco menos de nueve annos se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides, ſcheint Herr S. gar nichts gewittert zu haben; Tieck hat ſie ausgedrückt, ohne ſie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz iſt beiden entgangen. Als Don Quixote nach Verluſt ſeiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondio Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: 'Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unverſehrt und vollkommen geſund.' Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn ſei allein anbrüchig geweſen, welches nicht ohne eine luſtige Bedeutung ſein würde.

Die obigen Wortſpiele ſind meiſt ſolche, die ſich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen; andre, die mehr in den Sinn eingehen, und ſich der Natur der Antitheſe nähern, hat Hr. S. faſt ganz vernachläßigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el concento del agua, S. 329. 'ſo hörten ſie doch bald ein anderes Getöſe, welches ihnen die Freude über das Waßer wieder verdarb.' Hier bot die Sprache die Nachbildung von ſelbſt an: 'zu Waßer machte' oder 'verwäßerte'. Eben ſo iſt mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen, z. B. S. 284. — In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244. 'begann Lothario ſich der Beſuche in Anſelmos Hauſe zu enthalten'. Hernach: en efeto él supa tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273. 'Kurz, er wußte die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung ſo gut vorzuſtellen.' Man ſehe nur Tiecks Ueberſetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er dieſe Gegenſätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antitheſen ohne Wortſpiel iſt es oft nicht beßer ergangen wie dieſen; z. B. Otro dia recibió los quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones, Th. II. S. 276. ‘Er empfing die viertauſend Thaler, und befand ſich nun in noch größerer Verlegenheit, als zuvor.’ In Cardenios Erzählung: Vivia en esta mesma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; ‘In derſelben Stadt lebte ein himmliſches Mädchen’ u. ſ. w. Wie matt und platt! Der Doppelſinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freilich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu ſetzen: ‘In derſelben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wüßte.’ Oder hielt Herr S. dergleichen excentriſche Ausdrücke etwa für Fehler des Stils? Sagt man doch im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundſatze gemacht werden, die vorkommenden Sprichwörter jedesmal (was ohnedieß unmöglich ſein würde) durch wirkliche einheimiſche Sprichwörter zu erſetzen: es iſt genug, wenn das Sprichwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf dieſe Art hat auch Herr S. manche Reimſprüche durch ſelbſterfundne zu geben verſucht; allein es gilt hievon eben das, wie von den Wortſpielen. Z. E. Th. I. S. 396. ‘Gram und Kummer flieht vor Geſang und Lied’; quien canta, sus malos espanta. Wie viel beßer hat es Tieck: ‘daß wer ſingt, ſein Unglück bezwingt’. Andre Male hat Herr S. Redensarten und Anſpielungen, die ein lokales Kolorit haben, ſehr unpaſſend mit deutſchen, und ſelbſt provinziellen vertauſcht, z. B. Th. II. S. 207. ‘aber was eine gute Gans iſt, die ſchmeckt auch nach Martini’; pero buenas son mangas despues de pascua. Hier konnte ſehr gut ohne Undeutlichkeit geſetzt werden: ‘aber ein neues Kleid ſteht auch nach dem

Oſterfeſte gut'. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzeſſin Micomicona porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese, überſetzt wird 'wenn er auch der große Stoffel ſelbſt geweſen wäre', ſo iſt dieß nicht nur ganz und gar unſpaniſch, ſondern eigentlich plattdeutſch, und obendrein eine höchſt gemeine Uebertreibung. Auch die Flüche und Verwünſchungen haben nationales Gepräge: wenn alſo ſtatt que dios cohonda, Th. II. S. 7. 'die ich zu allen Henkern wünſche', und ſtatt der Anrede des Wirthes an Sancho 'Feind Gottes und ſeiner Heiligen!' Th. II. S. 336. 'du tauſend Sackerlot' geſetzt iſt, ſo gehen damit wirklich charakteriſtiſche Züge verloren. Eben ſo geht die Uebertragung von la Santa Hermandad S. 143. durch 'Polizei', was auch nicht einmal dem Begriffe angemeßen iſt, gar ſehr aus dem Koſtum heraus; an andern Stellen iſt es nach Tiecks Vorgange richtig 'die heilige Brüderſchaft' überſetzt.

Man unterſcheidet im Don Quixote ſehr gut die Stellen, wo die Sprache friſch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes iſt, und wo ſie in den Reden des Helden oder derer, die ſeinen Ton annehmen, auf die veraltete Weiſe der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bei einer poetiſchen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darſtellung des Dichters zu Hauſe iſt, ſo viel möglich gegenwärtig zu erhalten, ſo wird der Ueberſetzer auch in jenen erſten alles vermeiden müßen, was zu beſtimmt an Anſichten und Sitten unſers Zeitalters erinnert, in den letzten aber hat er ebenfalls jene feierliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem dieſem ahndet Herr S. nun nichts; ſogar da, wo das Veraltete nicht eine Nüance, ſondern am ſtarkſten aufgetragen iſt, wie in Don Quixotes Brief an Dulcinea, Th. II. S. 38., überſetzt er in ſeinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tiecks Ueberſetzung deſſelben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meiſtens unerſchütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. ‘Kann alles wohl ſein’, Bien está todo eso; S. 240. ‘was weiß ichs’. In eben dieſer edlen Rede über die Buße des Amadis, wird dieſem ein ‘Schabernack’ (sinsabor) von ſeiner geliebten Oriana angethan, und auf dieſe Art fällt Herr S. in Don Quixotes poetiſchen Reden, bei denen es ja eben äußerſt ſinnreich gedacht iſt, daß ſie wirklich oft ſehr ſchön ſind und die Parodie nur leiſe hineinſpielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendſten Perioden dieſer Art: bien notas, escudero fiel y legal u. ſ. w. S. 331. plötzlich ‘ſtockfinſter’ vor, wo im Original las tinieblas ſteht. Hernach S. 337. ‘Der Zeitverluſt, ſprach er, iſt mir zwar verzweifelt ärgerlich; weil ſich aber doch Rocinante durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, ſo will ich mich gedulden, bis die Morgenröthe hervorgeht’, da das Original wörtlich ſo lautet: ‘Weil dem alſo iſt, Sancho, daß Rocinante ſich nicht bewegen kann, ſo bin ich zufrieden, zu warten, bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß ſie heranzukommen zögert.’ Um Alles in der Welt, glaubt denn Herr S., daß Cervantes ſeinen Helden ohne Abſicht ſo reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn, als für den materiellen Sinn der Worte, und iſt zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes, noch überhaupt in der Poeſie geweſen?

Nach ſolchen Proben bin ich wohl des Beweiſes überhoben, daß die feineren Schönheiten der Proſa, der kunſtvolle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numeroſe Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geiſtiger und alldurchdringender Anmuth, gänzlich verlöſcht ſind; eines Beweiſes, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden iſt, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantiſchen Proſa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl ſolcher Leſer berufen will, die das Original ſtudiert haben, oder ſich die Mühe nehmen wollen, Tiecks Ueberſetzung in redneriſchen Stellen mit der des Hrn. Soltau zu vergleichen. Nur einen faſt handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerſchnitten und zu wenig periodiſch iſt. Wenn man auch noch nicht einſehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes weſentlich zu ihrer poetiſierten Proſa gehören, ſo wird man doch eingeſtehen müßen, daß jenes Abgebrochne eine Abweichung vom Charakter iſt, und daß der Ueberſetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien uns lange nicht ſo ſehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder ſelbſt den Spaniern und Italiänern.

Den komiſchen und mimiſchen Beſtandtheil der Darſtellung hat Herr S. noch am ärgſten verfehlt. Nirgends zeigt ſich die hohe Kunſt des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantiſchen zu verſchmelzen, und gerade, wo er in die lebendigſte Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sanchos Natur in Zorn oder Freude ſich losreißt und allen Reſpekt aus den Augen ſetzt, ſie durch unmerkliche Drucke auserleſener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verſchwendung, und beſonders werden in einem Werke, deſſen ganze Anlage unergründlich witzig iſt, die einzelnen Scherze und Einfälle nie vorlaut. Ohne Sinn für dieſen beſcheidnen Farbenauftrag hat Herr S. überall verſtärkt, vergröbert, und den Ausdruck ins Unedle und Plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlaßung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erheblichſten Beiſpiele herſetzen will. Un hijo, einen 'Burſchen'; pensamientos varios, 'Fünde' und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, 'ungeſchlachter Junge', gleich darauf 'Bube'; la corriente del uso, dem gewöhnlichen 'Schlendrian'; disimules, zu 'vertuſchen'; pensaba en el prologo, 'brütete' über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem Buche 'aufmarſchiren' laßen; maldiciente, ein 'Läſtermaul'; la suspension y elevamiento, das 'Kopfbrechen' und die Verlegenheit, que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch 'gewaltig' viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar 'Schulfüchſe' von Magiſtern; cuya anotacion os dará gran credito, eine Note 'die ſich gewaſchen hat'. So geht es nun durch das ganze Buch; auch die Reden des Don Quixote, die im Original ſelbſt, wenn er noch ſo ergrimmt iſt, immer eine gewiſſe Würde behalten, ſind voll von dergleichen. Z. B. S. 45. dexaria, 'Pardon' geben würde. S. 118. Sabes poco, du verſtehſt 'nicht ein Haar'; Th. II. S. 15. ni grado, ni gracias, das dank' ihm der 'Henker'; S. 5. heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdikt, 'Zungenſperre'; wo Don Quixote ſagt, Th. I. S. 332., er wolle eine muy triste figura in ſeinen Schild malen laßen, läßt ihn Herr S. ſagen: 'ein wahres Ecce-homo Bild', welches erſtlich herauskommt, als hätte ſich der Ritter wißentlich zum Beſten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel ſein würde. In einer ernſten und pathetiſchen Rede, worin Don Quixote die Beſchwerden des Ritterſtandes ſchildert, S. 190., lautet es: ‘nicht unter trockenem Dache, ſondern unter Gottes freiem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen an den Knebeln frieren’; ſtatt: ‘nicht unter ſchirmendem Dach, ſondern unter freiem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den ſtarren Fröſten des Winters zum Ziele bloßgeſtellt.’ Herr S. wird vielleicht einwenden, in derſelben Rede komme ja doch piojoso vor; aber eben dieſes piojoso, welches er wirklich durch ‘Ungeziefer’ zu verfeinern geglaubt hat, macht zwiſchen die übrige Erhabenheit ſo iſoliert und demüthig hingeſtellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt Alles auf die Weiſe, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier getadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden ſein; allein man wird es gewiſſen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetiſche Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres iſt, als eigne unmittelbare Gemeinheit und Plattheit. — Eben ſo geht es, wo der Dichter ſelbſt redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12. die ‘Kracke’ des Gonela, ein meines Wißens gar nicht deutſches, ſondern niederſächſiſches oder plattdeutſches Wort. Bei der Rede des Don Quixote S. 163. müßen die Hirten ‘mit aufgeſperrten Mäulern’ ſitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, ſo macht Herr S. einen ‘Dickbauch’ daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug geſprengt, ſo ſteht er ‘in naturalibus’ da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sanchos Reden findet man alle Augenblicke ‘’n Biſſel’ und andre ſolche übervertrauliche Verſtümmelungen, da doch die ſpaniſche

Sprache überhaupt nichts dem Analoges hat. Wo ſie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Scenen geſchildert ſind, da wird aus perder ‘vor die Hunde gehen’, aus espada ‘Sarras’, aus tizona ‘mein Habedudieß’, molimiento ‘Prügelſuppe’, encantamentos ‘Verhextſein’, mal hadada ‘vertrackte’; eine Matratze, die ſo dünn war, daß ſie eine durchgenähte Decke ſchien, wird mit abgeſchmackter Uebertreibung ‘kaum ſo dick wie ein Meßerrücken’, u. ſ. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichungen, womit ſich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit dieſem ekelhaften Wuſt nicht länger befaßen: mir iſt dabei zu Muthe, als wenn die zarten Melodien des Luftgeiſtes Ariel von irgend einem erdgebornen Kaliban nachgeſungen würden. Herr S. hat, wie jeder Ueberſetzer von bloß ſubjektivem Geſchmacke, ſeinem Autor gern das beigelegt, was ihm das Vortrefflichſte ſcheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten geſucht, ſo wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art mißverſtandnen Don Quixote iſt. Da nun Hr. S. ſein Original ſo nimmt, ſo möchte ich wohl fragen, wozu er eine ganz neue Ueberſetzung noch nöthig finden konnte. Die bertuchſche hat wenigſtens den Vorzug vor der ſeinigen, daß ſie aus einem Stücke iſt, indem ſie den poetiſchen Theil ganz wegläßt, da er ſich hingegen durch die verunglückte Prätenſion, dieſen mit zu übertragen, höchſt lächerlich gemacht hat.

Dieß iſt das Einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingeſtreuten Gedichte. Es iſt nichts davon ausgelaßen, außer ein Paar kleine mit abgekniffenen Endſilben auf Sancho und Rocinante unter den voranſtehenden Verſen. Warum füllte Herr S. dieſe Lücke der tieckſchen Ueberſetzung nicht aus? Die Gedichtchen ſind zwar merkwürdig genug, um einen Philologen lebhaft zu beſchäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthſel. Die Sonette ſind zum Theil beibehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkiſchen in Alexandrinern, Th. II. S. 294. und 296., möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85...91. finden ſie ſich mit Verſen von jeder Länge, von ſechsfüßigen bis zu dreifüßigen durch einander. Wer ein Ding wie S. 85., wo das erſte Quartett das Silbenmaß einer ramlerſchen Ode, und das zweite gar keine Verſchlingung der Reime hat, Sonett überſchreiben kann, der muß von dieſer Form, wobei Alles auf der architektoniſchen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch ſonſt merkwürdige Quartett herſetzen. Amadis redet den Don Quixote über ſeine verliebte Bußübungen, die ſeinen eignen glichen, an:

Du, deſſen Augenpaar, wie ein Paar Reben,
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
Du dem man Silber, Zinn und Meſſing zwar entführt,
Doch auf der Erde dich mit Erde regaliert;

Tú, á quien los ojos diéron la bebida
De abundante licor, aunque salobre,
Y alzandote la plata, estanno y cobre
Te dió la tierra en tierra la comida.

Zuerſt der ſchöne Flickreim ‘wie ein Paar Reben’. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn; Hr. S. hat ſie durchaus nicht verſtanden. Wie ſoll alzandote heißen können ‘dem man entführt’? Wörtlich bedeutet es ‘und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte’, d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonſt ſagt man ‘die Thaten werden in Erz verewigt’, die Nennung der drei Metalle iſt eine burleſke Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetiſche

Worte zu einem ſeltnen Reim zu vereinigen, herbeigeführt wird. Te dió la tierra en tierra la comida, 'die Erde gab dir auf der Erde Nahrung', nämlich du verzehrteſt Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tiſch oder ſonſtiges Geräth. Das ganze Sonett ließe ſich beinahe wörtlich etwa ſo geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
  Dem ich mich einſt, abweſend und gekränket,
  Aus frohem Stand in Buße tief verſenket,
  Dort auf dem Armutfelſen hingegeben:

Du, den die Augen, bei dem bangen Streben,
  Mit reichlichem, doch ſalz'gem Naß getränket,
  Dem Erd' auf Erde magre Koſt geſchenket,
  Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben:

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
  So lang zum mindſten in der vierten Sphäre
  Der blond' Apollo mag die Roſſe treiben,

Dein Name ſeinen Heldenruhm verbreiten,
  Dem Vaterland genießen höchſter Ehre,
  Dein weiſer Thatenſchreiber einzig bleiben.

Verſchiedne Sonette ſind in andre Silbenmaße überſetzt, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie 'Ich denke dein'. Das Geſpräch zwiſchen dem Pferde des Cid, Babieca, und Rocinante iſt in vierfüßige Anapäſte gebracht, und am Schluß die Art wie Tieck das Wortſpiel rocines und Rocinante giebt, durch 'Knappe' und 'knapp', benutzt. Tieck hat durch Freiheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Perſonen gleichſam ihren eigenthümlichen Dialekt zu geben geſucht: eine zwar an ſich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlaſſung giebt. Ich habe folgende Ueberſetzung verſucht:

Geſpräch zwiſchen Babieca und Rocinante.

B. Wie ſeid ihr, Rocinante, ſchmal gemeßen!
R. Man frißt ja nichts, und muß ſich immer plagen.
B. Wie ſtehts mit Haſer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Bißen läßt mein Herr mich eßen.

B. Ei, Freund, ihr ſeid unartig und vermeßen,
Mit Eſelszunge nach dem Herrn zu ſchlagen.
R. Er bleibt ein Eſel, war's ſeit jungen Tagen;
Er iſt verliebt, nun könnt ihr ſelbſt ermeßen.

B. Iſt Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weiſe.
B. Ihr ſeid ein Philoſoph. R. Das kommt vom Faſten.
B. Beklagt euch denn bei eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mir's, daß ich meine Noth beweiſe,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Laſten
In die Rappuſe gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft iſt in das Gedicht der Oriana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in dieſen Gedichten Alles bis auf die feinſten Nüancen beziehungsvoll auf die Ritterbücher iſt, worin die redenden Perſonen vorkommen. Man müßte dieſe genau kennen, um allen Witz darin zu fühlen; indeſſen läßt ſich auch ohne das einſehen, daß ſie zu den meiſterhafteſten Sonetten der feineren burlesken Art gehören, die es giebt. Mit einem ſolchen nicht zum Don Quixote gehörigen Sonette weiß ſich Cervantes im Viage ſo viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern iſt das vom Antonio noch am beſten gerathen, es hat durch das dem Original nähere Silbenmaß einen Vorzug vor Tiecks Ueberſetzung, die ich deshalb ſchon in der A. L. Z. getadelt. Doch iſt die Vertauſchung von Olalla mit dem griechiſchen Namen Lalage unſchicklich, daß in der ſechsten Strophe 'dem Endzweck ein Ziel bevorſteht', ein gar übler Pleonaſmus, und in der fünften iſt die Anſpielung llamado und escogido auf den Spruch 'Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet', ein feiner Zug, da ein Geiſtlicher das Lied gedichtet haben ſoll, nicht gegeben. Die eignen Verſe des Don Quixote auf die Dulcinea hat Tieck weit genauer und beßer. Das Drollige liegt im Original beſonders darin, daß Quixote immer zum Reimworte gebraucht, und dazu unedle Wörter herbeigeholt ſind, und dann daß der Zuſatz del Toboso, der dem Ritter unentbehrlich ſchien, über das feſtgeſetzte und bekannte Maß der Copla real überfließt; daß erſte iſt von Herrn S. ganz aus der Acht gelaßen, das zweite durch die zweckwidrige Verkürzung der Strophe verloren gegangen. In dem Liede des Cardenio Th. II. S. 73. lautet die letzte Strophe ſo:

Was reißt mich denn aus meiner Noth?
　　　　nur der Tod.
Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
　　　　dem Leichtſinn.
Und wo iſt Troſt für ihre Qual?
　　　　im Narr'nſpital.
Dann ſind für meine Leidenſchaft
Verloren alle Mittel,
Weil nichts mir Hülf' und Rettung ſchafft,
Als Leichtſinn, Tod und Spittel.

Der luſtige Gang der Verſe macht ſich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt ſcheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den Schluß hinbringen möchte. Und dieß ſollten Verſe ſein, denen man es anhörte, daß ſie nicht von einem bäuriſchen Hirten, ſondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was ſchafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frei?
Raſerei.
So ſeh' ich, nicht weiſe ſei,
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raſerei.

Oder man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Ueberſetzung nicht an edler Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S.s Ueberſetzerkünſten findet man aber nach allem Bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegeſange des Chryſoſtomo, den er (horresco referens) in das luſtige Romanzen-Silbenmaß:

Wie ſelig wer ſein Liebchen hat,
Wie ſelig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leſer gewandt:

Vom ſchrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'rung, dir zur Qual —
Beim dumpfer Leier Ton
Das Ohr dir gällen dieſesmal,
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefſten Seelenleiden zuſammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen, doch ſtarken Tönen ſich aus einem Verſe in den andern hinüberſchleift, ſo findet man hier lauter ſpringende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Leiht eur Geheul, ihr Wölfe, mir,
Dein Brüllen, großer Leu,
Dein Stöhnen, du erſchlagner Stier,
Ihr Raben eur Geſchrei u. ſ. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeſchlagner Stier wohl nicht mehr ſtöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien geweſen ſein, um dieſe Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

Del ya vencido toro el implacable
Bramido,

iſt der Ausdruck ganz des Bildes würdig, das durch die ihm zum Grunde liegende Anſchauung der Stiergefechte ſo unmittelbar und ſo groß wird. Wo ein ſchönes Grauſen durch das Gedicht zieht, iſt es in nordiſches Spuk- und Geſpenſter-Weſen verwandelt, z. B. 'Leiht, fletſchender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir'; 'des Leichhuhns Klaggeſchrei'; dann 'die Unke', 'die Drude'. So ſehr ich meinen Leſer vorzubereiten geſucht habe, ſo fürchte ich doch, ihn durch das 'helle Poſthorn der Fama' und den 'Brummbaß des Cerberus' noch zu ſehr außer Faſſung zu bringen. Ja es ſteht wirklich da: das helle Poſthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unſers Ueberſetzers verkündigen, und dieſer den neuen Orpheus bewillkommen!

Freilich kann man ſich nicht wundern, daß die Cancion desesperada ſo ausgefallen iſt, wenn man S. 474. erfährt, daß Herr S. ſie für 'tragikomiſchen verliebten Unſinn' nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfſinn der gegen ſich ſelbſt wüthenden Verzweiflung mit dieſer zerreißenden Wahrheit darſtellt! *)

---

*) Es ſei mir erlaubt, hier im Vorbeigehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes dieſe Canzone, wie auch

In ſeiner Traveſtierung iſt es noch mehr als tragikomiſch, es iſt völlig burleſk und zwar von der abgeſchmackten Art geworden. Zwar iſt er nachher in ſich gegangen, und hat außer obiger Ueberſetzung, die im Texte ſteht, noch eine zweite verfertigt. 'Wie ich das Verzweiflungslied des Schäfers Chryſoſtomo überſetzte', ſagt er S. 474., 'wählte ich zuerſt reimfreie Verſe. Hernach glaubte ich, den Romanzenton vorziehen zu müſſen. Jetzt däucht mich aber, daß ich am beſten gethan hätte, die ſechzehnzeiligen Stanzen des Originals beizubehalten.' Eine recht gute pſychologiſche Schilderung von dem Gemüthszuſtande eines ſolchen Ueberſetzers! Ich will nicht unterſuchen, wie viel Antheil Tiecks Beiſpiel und mein Urtheil darüber an dieſer Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unſer Werk nicht viel einbilden. Die zweite Ueberſetzung iſt zwar etwas weniger ſchlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. J. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (ſei er nun
Gegründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.
Weit ſchneller noch ereilt uns das Gefieder

---

die Begräbnißfeier des Chryſoſtomo, und die Rede der Marcella urſprünglich für den zweiten Theil der Galatea beſtimmt hatte, und da er die Vollendung dieſes Gedichtes immer weiter hinausſchob, ſie für den Don Quixote benutzte. Schon im erſten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende deſſelben der Wechſel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Geſange der Kalliope) raſcher und entſchiedner wird; es läßt ſich alſo aus der ganzen Anlage des Werkes ſchließen, daß dieſe Gegenſätze im zweiten Theile noch höher würden geſtiegen ſein, und da wären folglich Stücke von dieſem ſtrengen und tragiſchen Stil durchaus erforderlich geweſen.

Am Pfeil der Eiferſucht; und nichts kann weher thun,
Als lange Trennung.

Auch die nordiſchen Bilder, das Leichhuhn, die Unke, das Zahngeklapper u. ſ. w. kommen wieder, und in der Unterwelt gar die Gnomen:

Du, Höllenwächter mit drei Rachen, belle
Mit allen tauſend Gnomen aus der Hölle
Den Contrapunkt.

Im Spaniſchen ſteht zwar el doloroso contrapunto; aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poeſie aufgenommenen techniſchen Wörter in jeder Sprache verſchieden ſind? Der Contrapunkt iſt hier faſt eben ſo burleſk, als oben der Brummbaß: der ſpaniſche Ausdruck konnte ſehr gut durch 'die klagenden Akkorde' gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

An dieſem Trauerzug
Hat ein Verliebter, der, von Schmach gekränket,
Sich ſelbſt erhenket, (däucht mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Silbenmaßes iſt es nichts Ganzes noch Halbes, weil Herr S. das Geſetz, immer männliche und weibliche Reime und zwar nur zwei verſchiedne alternieren zu laßen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth ſeine Unwißenheit in dieſer Materie, wenn er bei Erklärung der ſpaniſchen Strophe, die beiden Terctetts, womit ſie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet ſind. Auch iſt dieſe Strophe gar nicht ſo einzig und ſeltſam, wie er zu glauben ſcheint: der Anfang mit zwei Terctetts iſt der gewöhnlichſte bei einer Canzone, das Beſondre iſt hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von ſieben Silben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeſchalteten Reime, da der gewöhnliche in zwei auf einander folgenden Reimzeilen beſteht, welches beides ſich jedoch bei Dante und Petrarca findet. Herr S. meint S. 488., was er nicht nachgeahmt, ‘verdiene nicht einheimiſch bei uns zu werden’. ‘Er glaubt nicht, S. 486., ‘daß es einem Deutſchen, der von dem Genius und von den wahren Schönheiten ſeiner Mutterſprache und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, einfallen könne, ein langes Gedicht, wie dieſes, in lauter elfſilbigen Verſen mit weiblichen Endungen zu überſetzen.’ Da nun meinem Freunde Tieck und mir allerdings dieſes und noch viel ärgere Dinge einfallen, ſo wißen wir, zu welcher Klaſſe von Deutſchen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten ſich in Anſehung der Silbenmaße ‘behelfen’, und erklärt ſomit die mit einer faſt untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommene Wahl des Beſten für Mangel und Beſchränkung. In jenen Sprachen ſeien lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu dulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Silbe beſtimmt ausgeſprochen werde, im Deutſchen hingegen werde ſie halb verſchluckt. Dieß letzte Faktum iſt mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutſchland geweſen bin; und noch weniger ſehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen ſoll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, ſie wären alle ſchon von ſelbſt männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unſrigen die offnen und mannichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verſchiedenheit der Konſonanten, und wenn man mittelſt dieſer und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontraſtiert, ſo kann man ſie recht gut mit einander alternieren laßen; ja ich getraue mir, aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beim Sonett, der Canzone und dem lyriſchen Gebrauch der Terzine und Oktave, die Ausſchließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Stil gehört. Die Spanier haben faſt eben ſo viel männliche Reime, wie wir, und gebrauchen ſie auch fleißig in ihren einheimiſchen Silbenmaßen; bei der Einführung der italiäniſchen haben Boſcan und Garcilaſo ſie noch dann und wann gebraucht, nachher ſind ſie völlig ausgeſchloßen worden. S. 487. 'Eben ſo wenig möchte es wohl einem deutſchen Ohr gefallen, in einem gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze drei Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, und erſt warten zu müßen, bis die Reime wie einzelne Soldaten aus einem Defilee einer nach dem andern zum Vorſchein kämen.' Herrn S.s alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, ſondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metriſchen Künſtler unter den Neueren. Der rohe ungeübte Sinn wird den ſo ſchon ſtarken Reiz des Reimes auf die ſtärkſte Weiſe verlangen, und alſo iſt unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Verſen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, deſto weiter dürfen auch die Verſchränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht ſelten durch fünf bis ſechs Zeilen mit verſchiednen Reimen. Wie muß Herrn S. dabei zu Muthe werden, da ihm ſchon bei dreien das Hören vergeht! — Die Franzoſen mögen bei ihren ſchlechten und wenig ſonoren Reimen allerdings Urſache haben, das Alternieren auf zwei, und zwar dabei den Wechſel der männlichen und weiblichen Reime feſtzuſetzen, um ſie durch den Gegenſatz hörbarer zu machen.

Unſrer Sprache ſind dieſe Beſchränkungen durch die Nachahmung der Franzoſen erſt aufgedrungen (die Minneſinger entfernen die Reime oft eben ſo weit, wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterſchied zwiſchen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen ſolchen metriſchen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede ſein.

Das unerhörte Wageſtück mit drei verſchiednen Reimen nach einander hat übrigens ſchon im vorigen Jahrhundert Harsdörfer in ſeiner Ueberſetzung der Diana des Gil Polo glücklich beſtanden, in welcher er überhaupt ſchon zum Theil auf dem richtigeren, ſeitdem verlaßnen Wege iſt, was die Nachbildung der ſpaniſchen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äußert ſich darüber folgendermaßen, und ich kann ſeine Belehrung auf Herrn S. anwenden und dieſen damit entlaßen: ‘Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leſer etliche Gedichte Spaniſch vorkommen, weil dergleichen zuvor noch nicht geteutſchet. Er gerube aber zu bedenken, daß ſolche aus der Spaniſchen Sprache gedolmetſchet, und die Reimarten, ſo viel nur ſein können, in den meiſten verblieben.’.

Abfertigung eines unwißenden Recenſenten der ſchlegelſchen Ueberſetzung des Shakſpeare.

1800.

Da ich vorhin die belletriſtiſche Zeitung erwähnt habe, ſo will ich meinen Leſern ein Beiſpiel geben, wie viel ein Schriftſteller, der bei einem ſchwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung ſtrebt, ſich bei unſern ſogenannten Kritikern Raths erholen kann. Im Jahr 1797. erſchien das Erſte von meiner Ueberſetzung des Shakſpeare, ſechs Bände ſind nunmehr heraus, und noch ſehe ich einer gründlichen

Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recenſent in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung (1797. Nr. 347. und 348.) glaubt mir mit ſeinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleiſtet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt ſich: mir iſt es um die Sache zu thun, und über dieſe enthielt ſeine Recenſion nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufſatze von mir Abgeſchriebenes. Ein wackrer Mann in der Oberdeutſchen Litteratur-Zeitung (vom 23. Auguſt 1799.) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schickſal hat ihm ein Exemplar des engliſchen Shakſpeare verſagt, vermuthlich iſt auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er ſagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: ‘So viel ſich Rec. aus ehemaliger Lektüre des engliſchen Originals erinnert, hat Herr Schlegel die Poeſie des Dichters’ u. ſ. w. Ein Recenſent endlich in der Belletriſtiſchen Zeitung (11. und 12. St.) nimmt die Miene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majeſtätiſcher Unparteilichkeit, und tadelt mich hierauf mit vollkommner Gemüthsruhe. Freilich trifft der Tadel mehr den Shakſpeare, als mich: es läuft auf die ſchon ſo oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakſpeare habe doch in einer ſehr rohen und ungeſitteten Zeit gelebt, und ſei leider ſehr inkorrekt, beſonders habe er viel falſchen Witz; man müße ihn alſo würdiger machen in einem ſo überaus feingeſponnenen und vortrefflichen Zeitalter, wie das unſrige, zu erſcheinen, und ihn ganz leiſe in die popeſche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einſieht, daß Shakſpeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Popen ſo weit überlegen iſt, wie Alles dem Garnichts, daß alle die vermeinten Anſtöße und Abweichungen bei jenem bedeutend und ausdrucksvoll ſind, und zum Weſen der Sache gehören: der verſteht noch gar nichts vom Shakſpeare, und ich darf ſagen, überhaupt nichts von der Poeſie. Wie ſollte dieß auch unſer Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten ſteht, wo man den höchſten Lobſpruch ertheilte, wenn man ſagte: der Mann ſchreibt ſeinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Vorausſetzung, daß beſtändig eine kurze Silbe mit einer langen wechſeln müße, welches fürs erſte ſtrenge genommen unmöglich iſt, und demnächſt äußerſt fehlerhaft ſein würde. Zur Nachbildung der alten Silbenmaße iſt der Rigorismus in Anſehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Verſen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derſelben) iſt eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, ſondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben, und den Stellen, wo jene am vortheilhafteſten ſtehen. Ueberhaupt werden ſie ſehr uneigentlich Jamben genannt, man ſollte ſagen ‘zehnſilbige Verſe mit männlichem Schluß, elfſilbige mit weiblichem’ u. ſ. w. Da es gar ſtark die Abſicht iſt, im dramatiſchen Fach beſonders nach Shakſpeares Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen ſeelenloſen Behandlung der ſogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anſtoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leſer, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener proſodiſchen Vorurtheile gehoben werden kann, ſo werde ich mich ſchon einmal zu dieſen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283. *) und

---

*) [S. den Brief an Tieck als Nachſchrift zu der Ueberſ. von Arioſt. Bd. IV. S. 129.]

B. III. S. 157.*)) Erörterungen entſchließen müßen, wenn ſonſt Niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dieß alles möchte dem Recenſenten noch ſo hingehen. Allein er beſchuldigt mich, an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dieß durch Vergleichung mit dem engliſchen Text beweiſen; was er aber für den Text des Dichters hält, ſind die ſchlechten und längſt verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und Andrer. Er hat alſo gar keine Notiz davon, was ſeit mehr als fünfzehn Jahren für die Kritik des ſhakſpeareſchen Textes geſchehen iſt, denn ſonſt würde er, da er ſich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Ueberſetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen ſein, daß ich eine andre Leſeart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologiſche Unwißenheit dieß nun wieder vorausſetzt, und welche Unverſchämtheit, ſich demungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von ſelbſt ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beiſpiele herſetzen. Aus der Rede des Baſtard Faulconbridge über ſeine Standeserhöhung:

> Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:
> Denn neugeſchaffner Rang vergißt die Namen,
> Es iſt zu aufmerkſam und zu geſellig
> Für die Verwandlung.

'Die letzten Zeilen', ſagt Rec., 'welche ſo wie ſie da ſtehen, ſchlechterdings keinen Sinn geben, können nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle ſo heißt:

> And if his name be George, I'll call him Peter;
> For new made honour doth forget men's names:

---

*) [S. oben 'Matthiſſon, Voß und Schmidt'.]

Tis too respective and unsociable
For your conversing.

Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar auf new-made honour in der vorhergehenden; und man kann natürlich nicht anders überſetzen als: Er (der neugeſchaffne Rang) iſt zu vornehm (respective) und ungeſellig (unsociable, zu hochmüthig), um mit euch zu reden (for your conversing). Wir wollen gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen Druckfehler ſtehen geblieben ſind, und daß ſtatt 'es' 'er', und ſtatt 'zu geſellig' 'ungeſellig' geleſen werden muß. Aber dadurch iſt der Stelle bei weitem nicht geholfen; denn was ſoll 'aufmerkſam' in dieſer Verbindung heißen? Und was heißt 'für die Verwandlung'? Vermuthlich hat Herr Schl. conversing mit converting oder conversion verwechſelt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen Sinn giebt, hinſchreiben konnte, ohne auf den begangenen Fehler aufmerkſam zu werden, das begreift Rec. um ſo weniger, da die Stelle gar keine Schwierigkeit hat und von Herrn Eſchenburg ſchon richtig überſetzt worden war.' In der maloneſchen Ausgabe (die freilich noch nicht erſchienen war, als Herr Eſchenburg zum erſten Male ſeine Ueberſetzung herausgab) lieſt man:

Tis too respective and too sociable
For your conversion.

Die undurchdringliche Dunkelheit, worüber unſer Philologe klagt, beruht auf einer Auslaſſung, die ſich von ſelbſt verſteht: 'Es iſt zu aufmerkſam und zu geſellig', nämlich die Namen zu behalten, 'Für die Verwandlung', natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das your iſt humoriſtiſch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für ſo eine Verwandlung. Die untergeſchobne Leseart verdirbt und verwirrt Alles, und respective muß nach derſelben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner: 'Eben ſo wenig möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in der Scene mit Arthur):

— Nun du thöricht Waßer,
Du treibſt die unbarmherz'ge Marter aus!

der deutſche Leſer eine befriedigende Auskunft zu finden im Stande ſein. — —

How now foolish rheum,
Turning dispiteous nature out of door!

'Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um meine ganze Standhaftigkeit bringen?' 'Was ſoll nun die 'unbarmherzge Marter'? Wir würden vielleicht glauben, daß 'Marter' durch einen Druckfehler für 'Natur' ſtehe, wenn nicht das Silbenmaß dem widerſpräche; aber ſelbſt dann würde die Stelle wenig gewinnen.' Das wahre Original lautet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutſchen 'Marter' iſt aktiv genommen, für 'das Martern, der Vorſatz zu martern'. Die vermeintliche Verbeßerung nature iſt ſehr gezwungen und unſchicklich: die Natur im Menſchen iſt an ſich niemals unbarmherzig. — S. 40. ſteht 'eine höhre Macht als wir', ſtatt 'ihr', than ye; vermuthlich ein Druckfehler!" Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. ſeine chriſtliche Liebe ſo häufig bemüht, daß wenn ſie gegründet wäre, meine Ueberſetzung ſchon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malones Ausgabe ſteht deutlich genug: A greater power than we.

Mit ſolchen Beiſpielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar Manches zu verbeßern und zu berichtigen übrig gelaßen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er könne ſie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fordre ihn auf, ſein Verſprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl ſo grober Verſtöße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweiſen. Er wird aber wohl thun, ſich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakſpeare zu verſchaffen, und ſich um das Verſtändniß desſelben fleißig zu bemühen, auch auf die kritiſche Geſchichte des Textes ein wenig Rückſicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Leſearten folge, die nicht im Texte ſtehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, ſo wie er auch in ſeinen eignen ſehr unglücklich iſt. Unternimmt der Rec. aber bei gleicher Unwißenheit wieder den Kritiker zu ſpielen, ſo verdient er billig, daß ihm zum Andenken für ihn ſelbſt und zur Warnung für ſo viele ſeines Gelichters, die belletriſtiſchen Ohren ohne Umſtände auf den Tiſch genagelt werden.

Ich bin ſonſt nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen ſchiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Leſern, die mir bei der Ueberſetzung des Shakſpeare ihr Zutrauen geſchenkt haben, doch einige, die das Original nicht ſelbſt ſtudiert haben, ſich durch die Dreiſtigkeit jener Behauptungen möchten irre machen laßen, ſo war ich ihnen dieſe Berichtigung ſchuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand ſtärker fühlen als ich, wie viel auch bei der fleißigſten Uebertragung verloren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung, um unabläßig auf die Vervollkommnung meiner Arbeit bedacht zu ſein. Soll aber die Kritik für die poetiſche Ueberſetzungskunſt wahren Nutzen ſtiften, ſo glaube ich, muß es hier als Grundſatz feſtgeſtellt werden, was auf andre Geiſteswerke nicht anwendbar iſt: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweiſen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetiſchen Ueberſetzers iſt eine ganz beſtimmte, und zwar eine ſolche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöſt werden kann, weil er mit ganz verſchiednen Werkzeugen daſſelbe ausrichten ſoll. Da heißt es alſo mit Recht:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Recenſion von Bernhardis Sprachlehre. 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Theile. Berlin. 1801. 1803.

Es hat in neuerer Zeit nicht an Verſuchen gefehlt, eine allgemeine philoſophiſche Sprachlehre aufzuſtellen. Allein ſo lange der Begriff der Philoſophie ſich in den der Seelenbeobachtung aufgelöſt hatte, konnte nichts weiter geleiſtet werden, als daß man in den Erſcheinungen ſoviel möglich das überall ſich wiederfindende Gemeinſchaftliche aufſuchte und aus natürlichen Verknüpfungen erklärte. Man konnte ſich um ſo eher hiebei befriedigen, da das, was urſprünglich im Menſchen liegt, nur unter äußerlichen Bedingungen zum Vorſchein kommt; man ſchmeichelt ſich, bis zu den erſten Gründen einer Handlungsweiſe hindurchgedrungen zu ſein, wenn man nur den nächſten Anlaß der Entwicklung hatte. Von dieſem Standpunkte aus beantwortete man auch meiſtens die Frage über den Urſprung der Sprache, die man als einen Abſchnitt der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit, theils aus der Batrachtung wirklicher Sprachen, theils aus den Nachrichten der Reiſebeſchreiber von wilden Völkern aufzuklären ſuchte. Die vielen Schriften darüber beweiſen, wie ſolche nirgends an einen feſten Punkt angeknüpfte Unterſuchungen immer von mannichfaltigen Mißverſtändniſſen getrübt bleiben müßen, und ſich endlos hin und her ſchieben laßen. Es kommt nicht darauf an, zu zeigen, daß etwas ſich hier oder da habe zutragen können, ſondern daß es allezeit nothwendig ſo habe erfolgen müßen. Nur das letzte, in Bezug auf die Sprache dargethan, verdient den Namen einer philoſophiſchen Sprachlehre, aus welcher dann entſcheidende Reſultate für die Grammatik beſondrer Sprachen und für den grammatiſchen Theil der Poetik und Rhetorik entlehnt werden können.

Unſtreitig iſt das vorliegende Werk das erſte in ſeiner Art, welches den Bau der Sprache aus dem in einer höhern Wißenſchaft erwieſenen Organiſmus der menſchlichen Geiſtesverrichtungen geſetzmäßig ableitet, und ſich an den Idealiſmus anknüpft. Freilich befindet ſich der Sprachlehrer auf dem Gebiet des empiriſchen Bewußtſeins, und darf alſo Verſtand und Einbildungskraft, ja auch die Organiſation mit den Sprachwerkzeugen als ein Gegebnes vorausſetzen. Dieß hindert aber keineswegs die ſtäte Beziehung auf das Urſprüngliche, auf die höchſte Idee, welche denn keine andre iſt, als die Einheit des Subjektiven und Objektiven, A = A. Der Verfaßer erklärt ſich ausdrücklich gegen die Mißdeutung, als ob er auf pſychologiſche Erklärungsarten fuße, wo er genöthigt iſt, die äußern Bedingungen des Fortgangs der Sprache anzugeben, bei deſſen hiſtoriſcher Darſtellung dasjenige als allmählich entſtanden und hinzugekommen geſchildert werden muß, was ſich vielmehr aus dem erſten, Alles, aber unentwickelt in ſich faßenden Keime nur abgeſondert hat. In dem ganzen Buche iſt der Gedanke in das hellſte Licht geſtellt, daß der erſte als Sprachäußerung hervorgebrachte Laut ſchon jene höchſte Einheit (freilich in dunkler Ahndung) verkündigte, welche ſich dann in die verſchiednen Redetheile ſpaltete, um durch die Verbindung derſelben unter ſich und zum Satze, endlich in poetiſchen und wißenſchaftlichen Ganzen in immer höheren Potenzen ſich wieder herzuſtellen.

‘Die Sprache’, ſagt der Verfaßer, ‘iſt Allegorie des Menſchen und ſeiner Natur, eine ſinnliche Konſtruktion ſeines Weſens, und den Geſetzen desſelben, eben ſo gut wie jede andre Aeußerung, unterworfen. Demnach muß die gebildetſte Sprache, eben in dem höchſten Punkte ihrer Bildung und um desſelben willen, freier und ſchöner zu ihrem Urſprunge zurücklaufen, weil der Menſch ja in allem ſeinen Thun und Treiben nichts als eine Kraft iſt, welche, nur mit Verſchiedenheit der äußern Bedingungen, ewig in ſich zurückkehrt.’ Der Gang, welchen er gewählt, um dieſe umfaßende Anſicht durchzuführen, iſt folgender.

In dem erſten Buche wird nach allgemeinen Vorerinnerungen die Nothwendigkeit der Sprache aus der Forderung der Vernunft, Gemeinſchaft zwiſchen vernünftigen Weſen zu ſtiften, dann der Vorzug des artikulierten Lautes vor den übrigen möglichen Mitteln, und ſeine Zulänglichkeit für das ganze Gebiet der aus äußerm und innerm Sinn entſprungenen Vorſtellungen und vom Verſtande gebildeten Begriffe, vermöge der ununterbrochnen Verkettung der Aehnlichkeiten, dargethan, und die Aufgabe der geſammten Sprachlehre vorgelegt. Das zweite Buch leitet die Redetheile und ihre Verhältniſſe und Biegungen vollſtändig und in philoſophiſcher Ordnung ab: nämlich zuerſt das Subſtantiv und Attributiv, unter dieſem das Participium, hierauf die Copula oder das Zeitwort ‘ſein’, welches die übrigen Zeitwörter, mit einem auf Wirkungen ſich beziehenden Attributiv, d. i. Participium, vereinigt in ſich enthalten; endlich das Pronomen oder die Kategorien der Sprachdarſtellung, das Adverbium und die Präpoſition. Die Conjunction iſt mit Recht bis zum folgenden Buche verſchoben. Ueberall findet man hier viel Eigenthümliches und Neues, wenn auch Manches, was eben die Spitzen der grammatiſchen Dialektik berührt, noch auf andere Weiſe ſollte gefaßt werden können. Eine beinah geometriſche Conſtruction iſt die der Verbalzeiten, die beſonders auf das Weſen der Aoriſten ein großes Licht wirft. Den Schluß macht die Betrachtung der Verwandtſchaft aller Wortarten und ihres Strebens ineinander überzugehen. Das dritte Buch beſchäftigt ſich mit dem Satz und der Zuſammenfügung von Sätzen, welche nur Erweiterung des einfachen Satzes, ſo wie dieſer des einzelnen Hauptwortes iſt. Hiemit endigt der erſte Theil und die reine Sprachlehre; der zweite Theil enthält die angewandte.

Schon innerhalb dieſer Gränzen angeſehen, als Mittel der gewöhnlichen Verſtändigung, iſt die Sprache ein Kunſtwerk, welches den innern Organiſmus ausdrückt. Dieß wird aber durch den beſtändigen ſorgloſen Gebrauch im Dienſte des bloßen Bedürfniſſes verdunkelt, die Sprache verwildert gewiſſermaßen, und ſo tritt die Anforderung ein, durch abſichtliche Bearbeitung die geſetzmäßige Thätigkeit, die ihr urſprünglich zum Grunde liegt, in größeren Ganzen deutlicher und reiner auszuprägen. Da nun die natürliche Sprache wegen der gemeinſchaftlichen und gemiſchten Wirkſamkeit der Einbildungskraft und des Verſtandes, woraus ſie zunächſt entſtanden, einen ſchwebenden und zweideutigen Charakter haben muß, indem dieſelben Zeichen Bild oder Begriff bedeuten können, ſo geht die künſtlich gebildete nothwendig in entgegengeſetzten Richtungen auseinander, je nachdem die eine oder die andre jener Kräfte zur herrſchenden erhoben wird. Demzufolge betrachten die beiden nächſten, das vierte und fünfte Buch, die Sprache als Organ der Poeſie und der Wißenſchaft. Im vierten wird vom poetiſchen Stil gehandelt, die möglichen Figuren werden aufgezählt, und nach ihrem Gehalt geſchätzt. Eine ſehr glückliche grammatiſche Formel bezeichnet als das Princip derſelben das nomen proprium, auf welches die poetiſche Diktion eine durchgängige Richtung hat, indem ſie anſchauliche Darſtellung des Individuellen beabſichtet. Bedeutende Aufſchlüße über das Weſen der Poeſie und den ihr inwohnenden Idealiſmus gewährt vorzüglich die Unterſuchung über die Metapher als eine Gleichſetzung verſchiedner Bilderſphären. ‘Betrachten wir die Sprache als Spiegel und Bild von uns ſelbſt, ſo liegt der Gedanke ſehr nahe, daß es nur eine ſcheinbare Trennung ſei, wenn wir die Welt in die ſinnliche und unſinnliche zerſchneiden, ſondern daß die eine die andre nur reflektiere, und daß ein geheimes Band zwiſchen beiden ſei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach deſſen Entdeckung die Philoſophie von jeher ſtrebte, ohne es jedoch als ſeit Kurzem aufzufinden.’ —

Im fünften Buche werden die Figuren der wißenſchaftlichen Schreibart als den poetiſchen gegenüberſtehend aus dem entgegengeſetzten Princip abgeleitet, daß nämlich der Verſtand das Zahlähnliche, ein Minus von Realität in der Bezeichnung, ſucht, welches gleichfalls mit einer grammatiſchen Formel eine Richtung auf das nomen appellativum genannt werden kann. Bei der Ueberſicht des Syſtems der Künſte im vorigen, und des damit ſymmetriſchen der Wißenſchaften in dieſem Buche wird man dem Verfaßer gern über den grammatiſchen Geſichtspunkt hinaus folgen, zu welchem die Syntheſis des wißenſchaftlichen und künſtleriſchen Vortrags im philoſophiſchen Dialog, im hiſtoriſchen und rhetoriſchen Stil, und in den Mittelgattungen der Poeſie und Proſa zurückkehrt.

Für das ſechſte Buch iſt die Betrachtung der Sprache, in ſo fern ſie reiner Ton und Näherung an die Muſik iſt, aufgeſpart. Die gröſte Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher verdienen die ſcharfſinnigen Unterſuchungen über das Grundalphabet, über die Natur der Vokale und Konſonanten und die begleitenden Hauche, über ihre Verwandtſchaft, Uebergänge und mögliche Verſchiedenheiten und Verbindungen. So viel ich weiß, iſt noch nie etwas Aehnliches verſucht worden, nur finden ſich Andeutungen dazu in den alphabetiſchen Formen mancher Sprachen und den Lehren alter Grammatiker. Sinnreich und auf die höchſte Anſicht hinweiſend iſt die Bemerkung, daß ſchon die einfache Silbe Abbild des Satzes ſei, in dem der Konſonant das Subſtantiv, der Vokal das Attributiv und der dem letzten inwohnende Hauch die Kopula vorſtellt, ſo daß von den Elementen an bis zu dem kunſtreichſten Ganzen derſelbe Bau und Sinn der Sprachverknüpfung, die Identität des Subjektiven und Objektiven hindurchgeht.

Von den einzeln Lauten wird der Uebergang zur Proſodie, zur Quantität und dem Accent, als den ſich entgegenſtehenden Principien der antiken und modernen Verskunſt, gefunden. Ueber dieſen Gegenſatz bin ich mit dem Verfaßer völlig einverſtanden, auch darüber, daß die Metrik eine nicht auf Erfahrung ruhende Geſetzmäßigkeit habe und haben müße. Unſtreitig waren ſowohl die griechiſchen Dichter, als die Stifter der romantiſchen Poeſie im Beſitz eines ſolchen Syſtems, und es kommt bloß darauf an, ihre Praxis gehörig zu verſtehen, und es daraus zu entwickeln. Nur darin kann ich nicht einſtimmen, daß eine rhythmiſche Reihe nicht anders zur Einheit werden könne, als das einzelne Wort durch den Accent, welcher Eine Silbe hervorhebt, und ihr die übrigen unterordnet. Ueberhaupt ſcheint mir die Kategorie der Urſächlichkeit, die Abhängigkeit der Folge vom Grunde, hier gar nicht anwendbar. Auf die Frage 'wie wird aber dennoch eine rhythmiſche Reihe zur Einheit?' antworte ich 'auf eben die Art, wie ein mathematiſch beſtimmter Körper; durch Stätigkeit in der Zeit, welche der raumerfüllenden Kontinuität an dieſem, durch Gleichartigkeit der Receſſionen, welche der Maſſe, endlich durch wahrnehmbare Verhältniſſe der Dauer, welche der regelmäßigen Figur entſprechen.' Der metriſche wie der muſikaliſche Rhythmus iſt das Bild der erfüllten Zeit, die Zahl iſt alſo das Princip beider; und wie in einer Reihe von Proportionalzahlen keine einen Vorrang vor der andern hat, alle aber in einer gemeinſchaftlichen Abhängigkeit ſtehen, die nicht unmittelbar an ihnen ausgedrückt iſt, ſo auch in den rhythmiſchen Reihen von Silben, Füßen und Verſen. Der Vers iſt für das Gehör und einzig für das Gehör, jede logiſche Beziehung würde die Reinheit der Anſchauung trüben: und ſollte es ſich zeigen, daß die Modernen wirklich eine dergleichen aufgenommen, daß ihr Vers bloß das verlängerte immer noch proſaiſch accentuierte Wort ſei, ſo würde dieß, unbeſchadet dem Grundſatze, bloß ihren allgemeinen Hang zu unauflöslichen Miſchungen, ſtatt daß die antike Kunſt überall auf ſtrenge Sonderung und reine Gleichartigkeit gieng, auch hier offenbaren. Doch es iſt hier nicht der Ort, meine Anſichten zu begründen, vermöge deren ich nicht nur die Begriffe von Arſis und Theſis, vom Fuß, von der Cäſur u. ſ. w. anders faßen, ſondern auch die vornehmſten Silbenmaße der Alten zum Theil anders konſtruieren muß, als der Verfaßer gethan hat. Ganz einig mit ihm bin ich wieder über den Gegenſatz, welchen die neueren accentuierten Versarten mit den alten bilden; nur würde ich ihn nicht in die entgegengeſetzte Richtung der Abhängigkeit bei den Alten vom Anfange her, bei den Neueren auf den Schluß ſetzen, ſondern darin, daß bei den letzten allerdings dieſe ſtattfindet, bei jenen aber gar keine dergleichen Unterordnung, ſondern alle Theile des Verſes in gleicher Dignität ſtehen.

Vortrefflich iſt die Nothwendigkeit des Reimes unter der Bedingung accentuierter Versarten dargethan, und ſeine wahre Stelle im grammatiſchen Gebiet ausgemittelt. Sehr ſcharfſinnig wird er, ſammt allem was ihm verwandt iſt, mit dem Wortſpiel zuſammengeſtellt und daher abgeleitet. Ich kann mich nicht enthalten, die Hauptſtelle über das letzte mitzutheilen, welche eine große Ausſicht ſowohl in das philoſophiſche als poetiſche Gebiet gewährt. S. 396. 'Die Verknüpfung zweier Sprachſphären, welche gleichtönen, wobei aber eine beſtimmte Betrachtung der Bedeutung beider vorkommt, heißt ein Wortſpiel, und dieſes iſt die Fundamentalfigur aller übrigen muſikaliſchpoetiſchen Sprachfiguren. Das Wortſpiel iſt der Witz der Sprache, und an ſeiner Vortrefflichkeit kann nur der zweifeln, der überhaupt damit unbekannt iſt, was der Witz ſei und bedeute, und vielleicht den ärmlichen Begriff mit ſich herumträgt, daß er nur ein Zeitvertreib und die untergeordnete, unbedeutendere heitere Wahrheit ſei. Allein weit entfernt, dieſe geringe Gattung des Witzes für ſein Weſen zu halten, muß man vielmehr die Sache gradezu umkehren und das Weſen der Wahrheit darin ſetzen, daß ſie Witz ſei. Denn alle Wißenſchaft iſt Witz des Verſtandes, alle Kunſt Witz der Phantaſie, und jeder einzelne witzige Einfall wird nur dadurch zu einem ſolchen, daß er an den Witz der Wahrheit überhaupt erinnert. Damit man aber dieſe Stelle über den Witz nicht etwa für witzelnd, ſondern weil ſie Wahrheit enthält, auch für witzig halte, ſo überlege man Folgendes. Die Wißenſchaft auf ihrem höchſten Standpunkte lehrt eine abſolute Einheit, eine unbedingte Identität Alles mit Allem. An dieſe ewige Konſonanz des Weltalls, an dieſe heterogene Homogenität, erinnert jede ernſte und heitere, jede erhabene und burleſke Stimmung; der Witz iſt der Blitz, welcher eine einzelne Stelle in dem großen Ganzen erleuchtet, und dieſe Identität im Einzelnen heraustreten läßt, und daher iſt ein jeder Witz, indem er an das Höchſte erinnert, erhaben. Je kleiner freilich die erleuchtete Stelle iſt, je flüchtiger und vorübergehender der Eindruck, und der geſellige Witz iſt mehrentheils nur ein Wetterleuchten, welches das Daſein einer Region anzeigt, in welcher ein Blitz möglich wäre. Der ächte und große Witz wohnt in der Wißenſchaft, in der Kunſt, und im Leben; da nun die Sprache das Organ von allem dieſem iſt, ſo ſieht man leicht ein, daß durch das Wortſpiel, wie es z. B. Shakſpeare gebraucht, oder Ariſtophanes, Andeutungen können hervorgebracht, Effekte erregt, Empfindungen angeſchlagen werden, die nur durch dieſes Medium möglich ſind, welche ſich, wie die Muſik, körperlich durch das Ohr in den Geiſt ergießen.'

Auf die Unterſuchung über Allitteration, Aſſonanz und Reim, folgt in gedrängter Kürze die Konſtruktion einiger von den vornehmſten gereimten Versarten, wie ſie ſeit Kurzem nach italiäniſchen und ſpaniſchen Vorbildern in unſere Sprache eingeführt worden ſind. Dieſen Abſchnitt mögen ſich die Kritiker, welchen dieſe unbegriffnen Neuerungen ſo ſehr verhaßt ſind, zu Nutzen machen, um ſich nicht fernerhin dabei zu proſtituieren. Die Lehre vom oratoriſchen Numerus macht den Beſchluß.

Bei aller Reichhaltigkeit des Werkes verſteht es ſich, daß der außerordentliche Umfang des Stoffes nicht das größte Detail verſtattete, daß die Ausführung oft nur ſummariſch ſein mußte. Indeſſen iſt der Anfang mit einer ſyſtematiſchen Behandlung der Sprachlehre gemacht, es kann auf dieſem Grund weiter fortgebaut werden. Der Verfaßer macht ſelbſt Hoffnung zu einer eignen Schrift über Buchſtaben, Silbe, Schrift u. ſ. w. Vor allem wird es heilſam ſein, den zahlloſen Haufen unerſprießlicher Aeſthetiken durch gründliche Werke über die poetiſche Technik, allgemein grammatiſch und mit philologiſcher Beziehung auf verſchiedne Sprachen zu verdrängen, damit die Unwißenheit der Leſer, der Dilettanten, der anmaßlichen Kenner und Kunſtrichter erfahre, daß die Poeſie eine Wißenſchaft iſt, und ehrerbietig des vorwitzigen Urtheilens ſich enthalten lerne. An die allgemeine Sprachlehre kann ſich die ſpecielle Grammatik für einzelne Sprachen mit großem Vortheile anſchließen. Ehe jene nach philoſophiſchen Principien aufgeſtellt iſt, bleibt für dieſe der Sprachgebrauch eine todte Gedächtnißſache. Iſt man hingegen über den geſetzmäßigen Organiſmus der Sprache überhaupt im Klaren, ſo können die hinzukommenden beſondern Beſtimmungen als das Individuelle hiſtoriſch begriffen und charakteriſiert werden. Bei den Meiſtern des Stils iſt das Gefühl für die Individualität ihrer Sprache ſehr rege, allein von Grammatikern iſt bis jetzt für die Charakteriſtik wenig geleiſtet worden. Die vergleichende Grammatik, eine Zuſammenſtellung der Sprachen nach ihren gemeinſchaftlichen und unterſcheidenden Zügen, würde dazu ungemein behülflich ſein. So müßte man das Griechiſche und Lateiniſche; die Sprachen deutſchen Stammes, das Deutſche, Däniſche, Schwediſche und Holländiſche; die neulateiniſchen mit deutſchen und andern Einmiſchungen; das Provenzaliſche, Franzöſiſche, Italiäniſche, Spaniſche, Portugieſiſche; dann das in der Mitte liegende Engliſche; endlich wieder alle zuſammen als eine gemeinſchaftliche Sprachfamilie nach grammatiſchen Uebereinſtimmungen und Abweichungen und deren innerem Zuſammenhange vergleichen. Eben ſo die orientaliſchen erſt unter ſich, hernach mit den occidentaliſchen. Leichter iſt es zwar dieſen Plan zu entwerfen, als ihn auszuführen; doch würde ſolchergeſtalt die Philologie immer mehr zur Kunſt werden, und auch die Ausbildung der lebenden Sprachen kunſtmäßiger fortſchreiten können.

Recenſionen aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.

Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802.

In unſerm Vorrath von Ueberſetzungen alter Dichter giebt es noch ſo große Lücken, daß jeder Beitrag zu ihrer Ausfüllung, beſonders wenn er nicht bei den Außenwerken des klaſſiſchen Alterthums ſtehen bleibt, denen im Studium deſſelben durch wiederholte Behandlungen eine verhältnißmäßig viel zu wichtige Stelle eingeräumt wird, ſondern eins der wenigen auf uns gekommenen urſprünglichen Denkmäler aus der großen Kunſtepoche betrifft, gewiß alle Aufmerkſamkeit verdient. Die franzöſiſchen Schriftſteller ſind weit rüſtiger in dieſem Fache; ſie können es auch ſein, da ihre Leſer um vieles begnüglicher ſind. Bei ihren oft erneuerten Ueberſetzungs-Verſuchen läuft, neben der ungefähren oberflächlichen Uebertragung des Sinnes, welche für hinreichend geachtet wird, Alles darauf hinaus, daß ſie ihre Proſa, nach den eben geltenden Begriffen der Sprachgenoßen von Zierlichkeit, ſorgfältiger aufputzen. Das Wort Nachbildung iſt auf ſolche Arbeiten gar nicht anwendbar, und vom Stil der alten Dichter kann nicht die Rede ſein. Es wird nun zwar hiebei ſtillſchweigend eine durchaus nichtige Hoffnung vorausgeſetzt, als ob ſich ihr Gehalt ohne die Form faßen ließe, da beides in Werken, die auf ächt künſtleriſche Weiſe gebaut ſind, ſich gegenſeitig bedingt, und unzertrennlich bis zur Durchdringung eins iſt. Indeſſen liegt in der Auflöſung in Proſa, da der Leſer doch weiß, das Original ſei in Verſen abgefaßt, das Geſtändniß, daß nur ein unvollkommener Begriff des Werkes mitgetheilt werde, die Einbildungskraft wird alſo zu ſelbſtthätiger Ergänzung aufgefordert. Bei uns iſt es ziemlich allgemein anerkannt, daß man Verſe durch Verſe überſetzen müße, es wird nicht leicht mehr jemand mit einer proſaiſchen Dolmetſchung eines Dichters ins Feld rücken. Allein die hinzuzufügende Beſtimmung, daß es auch in dieſelben Versarten geſchehe, ſcheint uns faſt noch wichtiger, als der allgemeine Grundſatz ſelbſt: denn eben weil verſificierte Ueberſetzungen höhere Anſprüche machen, weil man bei ihnen nichts an der gewohnten poetiſchen Form vermißt, können ſie um ſo eher täuſchen und mißleiten, wenn ſie in Anſehung ſelbiger den Charakter ihrer Originale verfehlen. Es reicht aber nicht eine Verwandtſchaft und ungefähre Uebereinſtimmung der Versarten hin, vermöge deren ſie etwa denſelben Namen führen, wie unſere ſogenannten Jamben und die alten Trimeter, welche allerdings Jamben waren; ſondern die Versarten müßen wirklich und in der That dieſelben ſein. Um uns deutlich zu erklären, wie wir dieß meinen, wollen wir bemerken, daß die Hexameter, worein man bisher viele hexametriſche Gedichte überſetzt hat, noch nicht völlig einerlei Versart mit der alten dieſes Namens ſind, auch nach den in letzten Jahren erfolgten Annäherungen. Man hat bei der Einführung dieſes Silbenmaßes in unſere Sprache, und verſchiedener anderer nach deſſen Beiſpiel, mit einer äußerſt laxen auf lauter Mißverſtändniſſen beruhenden Nachahmung angefangen. Jetzt, da wir die Grundſätze der alten Metrik beßer verſtehen, ſollte billig die Nachbildung eines bisher noch nicht verſuchten Silbenmaßes gleich mit unverminderter Strenge und Beibehaltung aller ſeiner Geſetze unternommen werden. Möglich iſt dieß in unſerer Sprache mit den hauptſächlichen Versarten, worin die griechiſchen Tragödien geſchrieben ſind: dem jambiſchen Trimeter, dem trochäiſchen Tetrameter, und den Anapäſten; ja auch von den choriſchen Strophen wagen wir es, einige Ausnahmen abgerechnet, wo man ſich denn ſo gut helfen muß, wie man kann, zu behaupten. Es ergeht demnach an eine Ueberſetzung des Aeſchylus oder Sophokles, welche einmal metriſch iſt, die Forderung, gerade die genannten Versarten, wie ſie in den Originalen ſtehen, beizubehalten.

Die vorliegende Arbeit leiſtet dieß einzig bei den trochäiſchen Tetrametern, einer Versart, die vielleicht unter allen antiken mit einer in unſerer Sprache einheimiſchen die auffallendſte Aehnlichkeit hat: aber auch hier nicht genau: Spondeen ſind an den unrechten Stellen eingemiſcht, und auch ſonſt wird gegen die Silbenmeßung gefehlt. Uebrigens muß den Trimeter unſer gewöhnlicher fünffüßiger Jambe, meiſtens mit männlicher Endung, nur dann und wann mit weiblicher, und eingemiſchten Anapäſten vertreten; die anapäſtiſchen Verſe und Chöre des Originals aber ſind ohne beſtimmtes Silbenmaß in freien Zeilen, die nach Gutdünken aus jambiſchen, trochäiſchen, daktyliſchen und anapäſtiſchen, ſeltner ſpondeiſchen Rhythmen zuſammengeſetzt ſind, übertragen. Man erinnert ſich, daß der ältere Bruder des Grafen Friedrich Leopold vor einer Anzahl Jahren den Sophokles auf ähnliche Weiſe verdeutſcht gab, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſtatt der choriſchen Strophen die aus dem

Horaz bekannten meliſchen gewählt hatte; ein ſchlimmer Mißgriff, da den majeſtätiſchen Maſſen jener nicht leicht etwas mehr entgegengeſetzt ſein kann, als die enge Beſtimmtheit der letzten, ſo daß immer noch die oben erwähnte regelloſere Behandlung vorgezogen werden dürfte. Man kann ſich der Vermuthung nicht erwehren, daß die gegenwärtige Ueberſetzung von einem Theil des Aeſchylus nicht erſt vor dem Druck, ſondern früher, vielleicht gleichzeitig mit jener des Sophokles, ausgearbeitet worden; wenigſtens iſt keine Spur von Wetteifer mit neueren Proben in dieſem Fach zu bemerken, was bei dem jetzt ſo regen Geiſte der Fortſchreitung in unſerer poetiſchen Technik ſich keineswegs billigen läßt. Es iſt wahr, bis auf die neueſten Zeiten haben ſich bei Dolmetſchung der Alten Ausüber und Liebhaber ſowohl der laxen wie der ſtrikten Obſervanz gefunden: der Vf. erklärt ſich nun durch die That für jene, und kann folglich nicht für verpflichtet geachtet werden, von den Bemühungen derer, die es mit der letzten halten, Notiz zu nehmen. Allein was iſt es, was dem loſeren Nachbilden immer noch Beifall verſchafft? Offenbar das Vertraulichere, Leichtere, Gewohntere der Schreibart. Der Zweck alles Ueberſetzens der Alten iſt allerdings, ihre Werke für die Zeitgenoßen neu zu beleben. Das in der Mutterſprache Geſchriebene ſpricht uns unmittelbarer an, und in ſo fern können poetiſche Ueberſetzungen ſelbſt Kennern der alten Sprachen ſehr ſchätzbar ſein. Wird die Mutterſprache aber in der Behandlung zu einer todten, d. h. ſetzt die Leſung des überſetzten Werks ein eben ſo mühſames und ausführliches philologiſches Studium voraus, als zur vertrauten Bekanntſchaft mit dem Original erfordert wird, ſo wäre es kürzer, die Leſer gleich an dieſes zu weiſen. Die Aufgabe lautet daher ſo: die möglichſte Strenge in der grammatiſchen und metriſchen Nachbildung ſoll mit dem höchſten möglichen Grade freier Lebendigkeit vereinigt werden. Hiebei findet nun noch eine gewiſſe Breite ſtatt, eine Abweichung der Manieren, indem der eine mehr geneigt iſt an der Freiheit, der andere an der Strenge aufzuopfern. Dieſe Ueberſetzung des Aeſchylus aber lenkt nach unſern Einſichten weit über die zuläßlichen Gränzen auf die Seite der Laxität aus. Wir finden es nothwendig, dieß gleich anfangs, bei aller mit Wärme bezeugten Achtung für den würdigen Vf., unverholen zu äußern. Denn was hilft es, an Einzelheiten zu haften, einzelne Verſe und Ausdrücke zu tadeln, da bei der Ausübung einer Kunſt, wozu ein weitſchichtiges Detail gehört, eine Stelle zufällig unvollkommner ausgefallen ſein kann, als die andere? Man muß die Arbeit im Ganzen beurtheilen, und auf die Maximen zurück gehen, welche den Urheber dabei geleitet haben. Was man hier und da an dem Versbau getadelt hat, die eingemiſchten Anapäſte, die doch zum Theil von der Art ſind, daß ſie durch eine ganz leichte und übliche Kontraktion können weggenommen werden, z. B.:

Den neuen Herrſcher allgewaltiger Macht,

für 'allgewalt'ger'; oder dem Verſe einen kühneren Aufſchwung geben, z. B.:

Wer entreißt den Zepter des Tyrannen ihm?

dann die häufigen Spondeen, die man nur als Härten zu bemerken weiß: dieſes möchten wir gerade loben. Denn es hat den Vf. dabei ein richtiges Gefühl geleitet, daß unſer gewöhnlicher reimloſer Jambe (mit Recht ſo genannt, weil er eigentlich eine des Reimes entkleidete Reimversart iſt) hier nicht ausreiche; Spondeen und Anapäſte ſind ja allerdings die Füße, welche auch im Trimeter den Jamben vertreten dürfen: nur bei der übrigen Kunſtloſigkeit des Verſes, und da es an einer Regel für ihre Einmiſchung fehlt, können ſie nicht ganz die bezweckte Wirkung thun. Den Spondeen finden wir übrigens nicht ſelten an den vortheilhafteſten Stellen des Verſes, und auf die Art, wie er am meiſten Nachdruck hat, nämlich daß die betonte Länge den Platz der jambiſchen Kürze einnimmt, angebracht:

Aufgang und ſchwererlernten Untergang.

Dieſem Verſe fehlen nur zwei Längen vor dem letzten Wort, um ein vollkommen ſchöner Trimeter zu ſein. Manchmal ſind die antiſpaſtiſchen Rhythmen nicht vermieden, die ſich bei Spondeen in der Mitte der Jamben leicht einſtellen:

Auch hebt ſich der vierſchenklichte Vogel ſchon,

welcher Vers weder nach antiker noch moderner Meßung ein Jambus heißen kann, ſondern allenfalls als anapäſtiſcher Dimeter gelten möchte. Dann ſtehen die Anapäſte zuweilen an der unrechten Stelle, wo ſie nicht als ſolche erſcheinen, ſondern bloß den Vers brechen:

Auch ſeine Eile | verdoppelt ſchnell den Tritt.

So wohl die pyrrhichiſchen Schlüße dem Trimeter thun, ſo übel ſtehen ſie (dieß ſei auch gegen die Praxis berühmter Dichter bemerkt) dem fünffüßigen Jamben, der alsdann eigentlich ein vierfüßiger mit gleitender Reimendung wird:

Und ſchmähet läſternd die Unſterblichen;

vollends wenn noch ein Pyrrhichius vorhergeht.

Den hunderthäuptigen, den ſtürmenden;

ſolche Zeilen würden gegen die ſchwerwichtigen des Aeſchylus auf der vom Ariſtophanes eingerichteten Wagſchale federleicht in die Luft ſtieben. Bei regelmäßigem Wechſel der Längen und Kürzen, mit einer Pauſe des Sinnes am Schluß und männlicher Endung, z. B.:

Es hangen Glocken aus getriebnem Erz
Um ſeinen Schild, Entſetzen tönen ſie!
Ein ſtolzes Zeichen trägt er auf dem Schild,
Den Himmel flammend mit der Sterne Glut u. ſ. w.

würde der fünffüßige Iambe theils ſehr einförmig werden, theils eine unbeſonnen hineilende Raſchheit haben, die auf das ſtärkſte gegen das gehaltene Anſtreben des Trimeters abſtechen müßte. Daher ſind ſowohl die oben erwähnten Abwechſelungen der Füße, als die zu Hülfe genommenen weiblichen Endungen, welche die Verſe entſchiedener ſondern, und die freieren Uebergänge (wenn wir gleich ſolche wie:

Zu ſein den Göttern, ſammt der Galle und

nicht empfehlen möchten) allerdings gut zu heißen; und die Wahl der Versart einmal vorausgeſetzt, ſehen wir eben nicht, daß viel mehr hätte erwartet werden dürfen, als geleiſtet iſt.

Was ferner die Diktion betrifft, ſo hat ſie zwar nicht die Zierlichkeit der auserleſenſten Wahl, aber eine gewiſſe ſich ſelbſt darbietende Fülle, der es nicht an Reiz und Leben fehlt. Es finden ſich manche glückliche Zuſammenſtellungen, manche ſchöne Kühnheiten, wie es denn von einem Dichter nicht anders zu erwarten war, aus deſſen Liedern, wie man auch von Seiten der Kunſt über ſie urtheilen mag, wenigſtens ein ſtarker Antrieb des Gefühls athmet. In dieſer Hinſicht iſt gegenwärtige Ueberſetzung der des ältern Grafen zu Stolberg vom Sophokles weit vorzuziehen, welche, indem ſie den Stil und die Formen des Originals verfehlt, noch obendrein todt und ſteif iſt.

Das Große aber, was wir vermißen, iſt Aeſchylus ſelbſt, ſein hoher Kothurnſchritt, ſein feſtlicher Pomp, ſein gewichtiger Nachdruck, ſeine koloſſale Rhethorik, welche mit den Rieſengeſtalten der Helden die Sprache zugleich über das gewöhnliche Maß der Menſchennatur anzuſchwellen ſtrebt, endlich jene Bilder, Ausdrücke und Laute, welche, wie die furchtbaren Grazien des Meduſenhauptes dem Hörer entgegengehalten, ihn zugleich erſtarren machen und entzünden. Unter allen Dichtern des Alterthums läßt ſich Aeſchylus am Maße ſeiner Formen am wenigſten verkürzen, weil in ihnen durchaus der Stil der älteren Plaſtik, ſtrenge Großheit, ausgeprägt iſt. Dieſer Charakter geht durch, vom Entwurf des Ganzen und den Umrißen der Figuren bis in die kleinſten Züge hinein, wie ſich denn überhaupt in einem ächten Kunſtwerke Alles reflektiert, und wir es ohne Bedenken unternehmen, am Schema des tragiſchen Trimeters den Bau der antiken Tragödie zu entwickeln. Es muß daher nothwendig mißlingen, dieß in einer Ueberſetzung wiederzugeben, wenn man nicht die metriſchen Formen des Originals, nebſt möglichſt genauer grammatiſcher Nachbildung, beibehält. Aber, wird man einwenden, iſt dieß auch möglich? ‘Soll die Kritik für die poetiſche Ueberſetzungskunſt wahren Nutzen ſtiften, ſo muß es hier als Grundſatz feſtgeſtellt werden, was auf andere Geiſteswerke nicht anwendbar iſt: nämlich, daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweiſen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetiſchen Ueberſetzers iſt eine ganz beſtimmte, und zwar eine ſolche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöſt werden kann, weil er mit ganz verſchiedenen Werkzeugen dasſelbe ausrichten ſoll.' (Athenäum 3. B. S. 334.) Dieſem Grundſatze gemäß wollen wir unſere Gedanken über die Art, wie der Aeſchylus überſetzt werden müßte, praktiſch darzulegen ſuchen. Kürzer wäre es, wenn wir auf ein ſchon vorhandenes Beiſpiel des an einem griechiſchen Tragiker Geleiſteten verweiſen könnten; allein wir wüßten nichts der Art anzuführen, als einige von Voß in den mythologiſchen Briefen und ſonſt überſetzte Stellen. Denn in dem Euripides von Bothe ſind, der übrigen Mängel nicht zu gedenken, die Trimeter und übrigen Versarten ſo holpricht und ſchlecht gemeßen, daß ſie einem Unkundigen Zweifel an der Lösbarkeit der Aufgabe überhaupt erregen könnten. Beträchtlich beßer ſind die Trachinerinnen von Süvern, aber noch lange nicht befriedigend. Es verſteht ſich, daß wir das hier Vorzulegende keineswegs für unverbeßerlich ausgeben: es iſt nur ein Verſuch, und dazu der erſte Wurf; doch wird es hoffentlich zum Belege des oben gefällten Urtheils hinreichen.

Wir wählen, um eine poetiſch gewißermaßen vollſtändige Maſſe zu geben, den Anfang der Eumeniden bis zur Verſetzung der Scene nach Athen, der gewiß zu den Größten gehört, was Aeſchylus und überhaupt eine menſchliche Phantaſie je gedichtet. Die des Griechiſchen kundigen Leſer laden wir ein, die neben einandergeſtellten Ueberſetzungen mit dem Text zu vergleichen, die übrigen mögen ſich unmittelbar nach ihrem Gefühl entſcheiden. . . . . . .*)

---

*) [Die folgende Vorbemerkung und das von Stolberg und Schlegel überſetzte Stück der Eumeniden laßen wir hier weg, da das in die ſchlegelſchen Werke Gehörige ſchon in den Poetiſchen Nachbildungen (Werke Bd. III. S. 134. ff.) mitgetheilt iſt.]

Es ſei uns erlaubt, einige Bemerkungen über einzelne Stellen nachzubringen. Der Ueberſetzer hat ſich durch die ſchütziſche Ausgabe irre führen laßen, wo nach einer Note des Pauw (Vol. II. p. 1046.) Hermes im Perſonenverzeichniſſe aufgeführt, und hier als ſtumme Perſon gegenwärtig angegeben wird. Dieß iſt einer von Pauws Mißgriffen, welche ein gänzliches Mißverſtehen des poetiſchen Sinnes verrathen. Hermes iſt gerade nicht unter den vielen Gottheiten, welche die Pythia als im delphiſchen Tempel und um ihn her verehrt namhaft macht: wie kommt er nur in den Tempel hinein? Soll ein Gott nicht das Recht haben, den andern anzureden, ohne daß er für ſterbliche Augen ſichtbar gegenwärtig ſei, da ja Menſchen zu entfernten unſichtbaren Göttern beten? Und dieſe Anrede des Apollo iſt doch der einzige Grund des verkehrten Einſchiebſels. Die Leitung des Hermes, welche jener für ſeinen Schützling verlangt, bedeutet die vorſichtige Heimlichkeit, ohne die er nicht glücklich zum Ziele gelangen konnte, wie Priamus in der Ilias, ebenfalls vom Hermes geleitet, unbemerkt in das griechiſche Lager kommt. Die körperliche Sichtbarkeit des Gottes würde alſo dem geradezu widerſprochen haben. Wenn Hermes den Oreſtes erſt recht führte, ſo mußte dieſer ſelbſt nicht einmal geſehen werden. Und wo bliebe der begleitende Gott nachher? Er ſollte doch nach vollbrachter Pflicht vom Oreſtes Abſchied nehmen; dieſer erſcheint aber ganz allein wieder vor dem Tempel der Athene. Auch bedurfte es nicht der Ermahnungen an ihn, unter den Mühſeligkeiten der Flucht nicht zu erliegen, wenn er einen ſichtbaren Gott zum Geleit bei ſich hatte. Kurz, die Annahme iſt auf alle Weiſe widerſinnig. — V. 13. bedeuten *παῖδες Ἡφαίστου*, was Schütz nach Wakefield durch fabros et id genus artifices mercenarios auslegt, vielmehr die Athener, die natürlich von ihrem, aus dem Samen des Hephäſtos entſproßenen, Stammkönige Erichthonius ſo genannt werden. V. 44. haben wir die alte Leſeart λήνει μεγίστῳ in der Ueberſetzung auszudrücken geſucht, welche Schütz erſt unnöthiger Weiſe anficht, und dann freilich auch Grund findet, den folgenden Vers als unächt herauszuwerfen. Jenes ſcheint ein geheimnißvoller prieſterlicher Ausdruck für die vitta geweſen zu ſein, welchen Pythia alſo allerdings Anlaß hat durch einen gewöhnlicheren zu erklären. Bei der ausdrücklichen Nennung der Harpyien hat Stolberg wohl den Vers vor Augen gehabt, welchen Schütz nach Wakefield vor V. 48. einzuſchieben vorſchlägt, da die leicht zu ergänzende Auslaßung, 'Mit den Harpyien würde ich ſie vergleichen, wenn ſie Flügel hätten', weit poetiſcher und äſchyliſcher iſt. Dieß Wenige zur Warnung für den künftigen Ueberſetzer, doch ja, ohne rechts und links nach neueren Conjecturen zu haſchen, ſich, wo irgend möglich, lieber an die älteren Leſearten zu halten.

Bei dem Chorgeſang iſt gleich der Fall eingetreten, daß in Anſehung des Silbenmaßes nicht vollkommne Genauigkeit möglich war, weil in der vierten und ſechsten Zeile der 2ten Strophe und Antiſtrophe ſo viel Kürzen gehäuft ſind, als ſich in unſrer Sprache nicht zuſammen bringen laßen. Man hat daher ein Paar Längen einſtreuen müßen, und ſich in dieſen Strophen des auch von Klopſtock und Voß angewandten Mittels bedient, die zweideutige, hier durch den Rhythmus beſtimmte Silbenzeit über der Zeile zu bezeichnen. Uebrigens kann dieſe kleine Probe ſchon den Vortheil von der metriſchen Nachbildung der Chöre zeigen, denn das Silbenmaß iſt ſehr ausdrucksvoll: die Kürze der Strophen deutet die hin und her ſchweifende Bewegung des Chors auf dem engeren Raume an, ihr Rhythmus den Ungeſtüm ſeiner verwirrten Gemüthsbewegungen. Man wende nicht ein, daß für unſer Ohr die langen choriſchen Strophen ohne die Begleitung ihrer urſprünglichen Muſik immer labyrinthiſch bleiben. Das Ohr des Kenners ſoll geübt ſein, die Wiederkehr auch in ihnen zu vernehmen, und es darin bis zur feinſten Schärfe der Unterſcheidung bringen. Wenn wir noch nicht angeben können, nicht bloß, warum Aeſchylus und Sophokles ſtatt der Trimeter bald einmal trochäiſche Tetrameter, bald Anapäſte gebrauchen, ſondern warum ſie die Strophen ihrer Chorgeſänge gerade ſo oder ſo bauen und wechſeln laßen; wenn wir nicht in der verſchiednen Behandlung der Silbenmaße beim Aeſchylus, Sophokles und Euripides den tragiſchen Stil eines jeden nachweiſen können, ſo ſind wir mit unſern Begriffen über ihre Kunſt noch nicht im Reinen.

Die vier Tragödien, welche das angezeigte Buch enthält, ſind Prometheus in Banden, Sieben gegen Theben, die Perſer und die Eumeniden. Die ſchwerſten Aufgaben für den Ueberſetzer, die Choëphoren, die Schutzgenoßinnen und beſonders der Agamemnon, ſind alſo noch ganz unberührt geblieben. Soll ein gründliches Gelingen erfolgen, ſo wird es nöthig ſein, daß ein kundiger Meiſter dem Unternehmen eine außerordentliche Anſtrengung widme, und es gleich im Großen angreife. Es fehlt noch an einem, der, wie Voß ſeine Ueberſetzungskunſt an die hexametriſchen Werke der Alten gewandt, ſie in gleichem Umfange auf die trimetriſchen richtete. Wir möchten behaupten, es ſei leichter, die ſämmtlichen Dramatiker der Alten gut zu überſetzen, als ein einzelnes Schauſpiel. Die Leſer würden auch beßer hineinkommen, man müßte ihnen nur, mit Vermeidung alles überflüßigen gelehrten Apparats, den Weg zur Anſchauung der ſceniſchen und mimiſchen Darſtellung, ſo weit ſie ſich erforſchen und divinieren läßt, bahnen.

Als eine angenehme Zugabe erwähnen wir noch die dem Buche beigefügten 16 flaxmanſchen Umriße, die, ungeachtet der Verkleinerung, treu und gut nachgeſtochen ſind.

Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne. Par Charles Victor de Bonstetten. Genève. An XIII. (Nebſt einer Karte.)

Man erinnert ſich noch des freudigen Beifalls, womit Woods Verſuch über den Originalgeiſt Homers aufgenommen wurde. Die Bekanntſchaft mit dem Schauplatze der Ilias, der Anblick der ganzen Umgebung verlieh der ehrwürdigen treuen Wahrheit der homeriſchen Geſänge, die man oft nicht genug erkannt hatte, eine neue Beſtätigung. Ein Theil von den zauberiſchen Reizen des Alterthums beruht auf dem Eindrucke der Entfernung, und um dieſen ganz zu gewinnen, bedürfen wir des Gegenſatzes einer hebenden Gegenwart. Die Wanderungen eines gefühlvollen Reiſenden auf einem durch Dichtung geweiheten Boden thun daher eine ähnliche Wirkung, wie wenn eine Landſchaft uns die Ausſicht in eine weite Ferne mit verdämpften Farben und leiſeren Umrißen, von den Gegenſtänden eines kräftigen und nahe herantretenden Vorgrundes eingefaßt, öffnet. Wenn die Wiege eines weltbeherrſchenden Reichs nicht weniger Theilnahme erregt, als die Grabſtätte eines an der Gränze der Fabelwelt untergegangenen und nur im Munde der Sänger ſo herrlich gewordenen: ſo dürfen Hrn. von

Bonſtettens Bemühungen um den Virgil gewiß auf nicht geringeren Dank rechnen, als was Wood für den Homer geleiſtet: um ſo mehr, da jener ſein Unternehmen in einem weit höheren Grade der Vollkommenheit ausgeführt hat. Das trojaniſche Gebiet hat vermuthlich weit bedeutendere Veränderungen erlitten, als die Küſte von Latium, wo Aeneas landete. Dazu kommen die Widerſprüche in den örtlichen Angaben der verſchiedenen homeriſchen Rhapſodien, welche Wood nicht beachtete, der überhaupt ſeinen Dichter nur unvollkommen verſtand, und zu voreilig in den heutigen orientaliſchen Sitten mit den vom Homer geſchilderten Aehnlichkeiten finden wollte, die denn freilich ſehr oberflächlich ausfielen. Alles dieß hat Woods Verſuch dem Nachtheile ausgeſetzt, durch die gründlicheren Arbeiten ſeiner Nachfolger verdunkelt werden zu können, was in Abſicht auf das vorliegende Werk nicht leicht gelingen dürfte. Der Vf. hat die Ausdrücke ſeines Textes mit der feinſten Unterſcheidung gefaßt; er hat mit großem Scharfſinn Alles zuſammengeſtellt, was die Lage der Oerter und den Schauplatz der Handlung nach Virgils Abſicht zu beſtimmen dient, und ſehr bedeutende ganz neue Aufklärungen und Berichtigungen deſſen, was die bisherigen Ausleger darüber ſagen, geliefert. Den hiſtoriſchen Grund der in der Aeneis erzählten Begebenheiten, welchen Hr. von B. überall als unbezweifelt vorausſetzt (ein poetiſcher Glaube, der dieſer anziehenden Schrift für die Belebung aller Schilderungen ungemein zu ſtatten kommt), könnte man bezweifeln, ja die ganze Niederlaßung des Aeneas für nicht wirklicher halten, als den brittiſchen König Brutus, oder den fränkiſchen Helden Franko, denen das Bedürfniß anderer Völker, nach dem Beiſpiele der Römer gleichfalls von Troja abzuſtammen, das Daſein gegeben hat, ohne daß dieß dem hauptſächlichen Reſultat der hier angeſtellten Unterſuchung den geringſten Eintrag thut. Virgil hat vermittelſt gelehrter Benutzung aller einheimiſchen Ueberlieferungen ſeinem Werke ſo viel hiſtoriſche Haltung zu geben geſucht, als möglich; er hat auch insbeſondere ſich ſtrenge nach der Beſchaffenheit der Oerter gerichtet, wo ſeine Handlung zu Hauſe iſt, und nichts willkürlich oder unzuſammenhängend angenommen. Jenes hat man ſchon öfter dargethan, dieß iſt noch nie in ein ſo helles Licht geſetzt worden, als durch Herrn von B.; ſeine Schrift wird daher allen Freunden Virgils ein unentbehrliches Handbuch ſein, und darf ſich verſprechen, wo ſein Gegenſtand, jenes einzige poetiſche National-Denkmal Roms, die Geiſter beſchäftiget, nicht vergeßen zu werden; um ſo mehr, da es nicht bloß unterrichtet, ſondern in der heitern und lieblichen Darſtellung einen Widerſchein des dichteriſchen Zaubers gewährt.

Der Vf. theilt hier zwar nur die reichhaltige Ausbeute eines kurzen Ausflugs von wenigen Tagen mit, er verräth aber dabei in der Ruhe und Schärfe der Beobachtungen den geübten und auch mit Italien ſchon von lange her vertrauten Reiſenden. Wir können ihn auf ſeinem Gange, der oft durch epiſodiſch aufgefaßte Bemerkungen, wie z. B. die über das laurentiniſche Landhaus des Plinius, noch mehr Abwechſelung gewinnt, nicht Schritt vor Schritt folgen, und begnügen uns einige Hauptpunkte auszuheben.

Aeneas landete am öſtlichen Ufer des Tiber, und ſchlug ſein Lager in dem Winkel des ſumpfigen Sees von Oſtia mit dem Fluße auf. Da das Seeufer an der Mündung desſelben bekanntlich angeſchwemmt iſt, ſo hatte er es in einer geringen Entfernung vor ſich, von hinten war er durch den Sumpf gedeckt, der damals vermuthlich ausgedehnter war und bis an den in einem öſtlicheren Bett fließenden Tiber reichte. Verſchanzt war das Lager daher nur vorn gegen das Meer zu, und rechts; von dieſen beiden Seiten geſchehen auch die Angriffe. Turnus nahm mit dem ſeinigen die Breite zwiſchen dem Sumpf und der Küſte ein, und ſchloß ſolchergeſtalt die Trojaner von der Landſeite ganz ein, ſo daß Niſus und Euryalus durch ſein Lager hindurch mußten. Dann ſchlugen ſie ſich links, um mit dem kürzeſten Umwege um den Sumpf herum den Weg zum Pallanteum zu gewinnen. Vom Volſcens angetroffen flüchtet Niſus in die nachmals albaniſchen Wälder, wo Latinus ſeine Herden hatte. Mit Recht rügt es der Vf., daß Heyne IX. 387. die Leſeart lacus in den Text aufgenommen; der albaniſche See liegt viel zu weit aus dem Wege, als daß man hier an ihn denken könnte. Allein die Leſeart einiger Handſchriften Atque lucos (– ◡ – –) iſt mit dem Verſe unverträglich, weßwegen auch Heyne vorſchlägt Ad lucos, was neuere Ausgaben aufgenommen haben. Vielleicht läßt ſich Atque locos, wie ſchon Julius Sabinus las, vertheidigen.

Das alte Laurentum ſetzt Heyne nach Cluver und Volpi unbedenklich an die Stelle des heutigen Torre Paterno, wiewohl dieß unleugbar dem Virgil widerſtreitet. Hr. von B. hat der Lage dieſes Orts eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und rückt es landeinwärts, und beträchtlich näher gegen den Fluß hin. Die Befugniß hiezu kann nicht beſtritten werden, indem der ganze Strich oſtwärts vom Tiber, vom Meer bis an die Hügel den Namen des Laurentiſchen führte. Der Ort, wo der Vf. Laurentum hinſetzt, iſt auf der Karte des Ameti als Selva Laurentina bemerkt, und dicht dabei iſt Trafusina di Picchi, worin er den Namen des Picus zu erkennen glaubt (dieſe Aehnlichkeit dürfte doch zufällig ſein), deſſen Burg ſich im oberen Theile der Stadt erhob. Laurentum lag in der Ebene: denn Turnus ſteigt von den hügelichten Gegenden, wo er im Hinterhalt gelegen, zur Stadt herab; nicht am Meer, ſonſt müßte deſſen in den Gefechten vor der Stadt Erwähnung geſchehen; nicht weit vom Tiber und dem laurentiniſchen Sumpf bei Oſtia, denn der im Zweikampf vor dem Aeneas fliehende Turnus fand ſich zwiſchen der Stadt und dem See gegenüber, zu beiden Seiten von dem trojaniſchen Heere eingeſchloßen. Der See und die Ufer hallen zum Geſchrei der Heere wieder. (XII. 756.) Ein Adler läßt einen geraubten Schwan in den Tiber fallen (XII. 256.; fluvio kann nicht anders gedeutet werden, keiner von den Bächen in der Gegend umher verdient dieſen Namen), und dieß wird von den Rutulern, ebenfalls vor der Stadt, erblickt. Der wilde Oelbaum, wo die vom Schiffbruch Geretteten ihre Kleider aufzuhängen pflegten (XII. 766.), könnte die Meinung derer zu begünſtigen ſcheinen, welche Laurentum an das Meer ſetzen; aber dieſer Umſtand muß entſcheidenderen Gründen weichen. Es ſei uns erlaubt, noch einen vom Vf. übergangenen anzuführen. Daß Volſcens, von Laurentum kommend, dem Niſus und Euryalus begegnet, wie ſie ſich links um den See oder Teich herum landeinwärts wenden, ſtimmt vortrefflich mit den hier gegebenen Beſtimmungen überein; hingegen wäre es unmöglich, wenn er ſich mit ſeiner Schaar längs der Küſte hin zum Lager des Turnus gezogen hätte.

Virgils Numicus, den die meiſten Ausleger bei Lavinium oder gar bei Ardea fließen laßen, iſt nach Herrn von Bonſtettens Meinung ein Bach geweſen, der ſich in den Sumpf am Tiber ergoß, und jetzt verſchwunden iſt, was auf vulkaniſchem Boden nicht ſelten vorfällt. Man könne ihn nur dort ſuchen, weil Virgil ihn immer unmittelbar mit dem Tiber und dem Sumpf verbinde, auch ihn ſogleich dem Aeneas ſich darbieten laße, wie dieſer nach ſeiner Ankunft ſich in der nächſten Umgebung umſchaut. Hiebei iſt nur die Schwierigkeit nicht aufgelöſt, daß der Numicus nahe bei Lavinium gefloßen ſein muß, weil dem darin ertrunkenen Aeneas dort als Indiges ein Hain geweihet wurde. Hatten vielleicht die Alten ſchon abweichende Ueberlieferungen darüber, und gab es verſchiedene Bewerber um den Rang dieſes, gleichſam heilig geſprochenen, Gewäßers?

Eine ſehr wichtige Erklärung giebt der Vf. über Virgils Albunea, wo das Orakel des Faunus war. Man hat ſie für die Sibylle von Tibur genommen, und ihr ſchwefelichte Quellwaßer (aquae albulae) zugeeignet, die ſich von Weſten her in den Anio ergießen. Allein dieſe fließen in der Ebene, und ohne das mindeſte Geräuſch, die virgiliſchen Beiwörter paſſen dazu auf keine Weiſe:

lucosque sub alta
Consulit Albunea, nemorum quae maxima sacro
Fonte sonat, saevamque exhalat opaca mephitim.

Heyne ſchreibt die jetzt ſo verſchiedene Anſicht dieſer Quellen auf ſeitdem vorgefallene Naturveränderungen. Der Haupteinwurf iſt aber, daß man nicht begreift, wie ein Familien-Orakel des Latinus ſo weit von ſeiner Hauptſtadt weg in ein ganz fremdes Gebiet hinaus ſollte verſchlagen ſein. Hr. von B. glaubt, in der Solferata di Altieri, nahe bei der Straße von Ardea nach Rom, zwiſchen der Kapelle der Anna Petronella und Albano, alle Züge der virgiliſchen Albunea, ſowohl der Lage als Beſchaffenheit nach, wieder zu erkennen. Am Fuße weißer Felſen findet ſich ein Teich von milchichtem Schwefelwaßer, das immerfort Blaſen wirft; eine von Menſchenhänden gebildete Höhle iſt gegenwärtig auch auf dem Boden mit eben ſolchem brauſenden Waßer angefüllt, und der Felſen oberhalb der Höhle zeigt Spuren eines ehemals vor ihr heruntergefloßenen Waßerfalls. Vielleicht iſt alſo dieß gerade der Ort, wo Latinus unter nächtlichen Schauern, auf Schaffelle gelagert, das Orakel des Faunus abwartete. Dieſe Meinung erhält eine Beſtätigung mehr dadurch, daß man eine Spur davon bei einem alten Grammatiker findet. Probus hatte Albunea erklärt: Laurentinorum silva, in qua oraculum Fauni erat. Heynen iſt auch hier begegnet, die richtigere Einſicht der Unkunde zu zeihen. Die Verwechſelung mit der berühmten tiburtiniſchen Albunea iſt ſehr begreiflich; Albunea ſcheint ein allgemeiner Name für Schwefelquellen geweſen zu ſein.

So viel mag zur Probe für Alterthumskenner hinreichen. Von der Belebung, welche die ganze letzte Hälfte der Aeneis durch die Beſchreibung von der gegenwärtigen und ehemaligen Natur des Landes erhält, läßt ſich kein Auszug geben: man muß dieß in der anſchaulichen Darſtellung des Vf. ſelbſt fühlen. Als Beiſpiel erwähnen wir nur, wie er die beſondere Schicklichkeit der Dichtung, daß Juno vom albaniſchen Berge herab die Scene der Handlung überſchaut, aus der hervorſtechenden Größe und Lage deſſelben, als des herrſchenden Punktes in der ganzen Landſchaft entwickelt; die Vermuthung über die stabula alta des Latinus, als in der gegenwärtigen Bauart ſolcher Hütten noch erkennbar, die mit einer runden Mauer einen beträchtlichen Umkreiß einſchließen, und von einem Rohrdach in Form eines abgeſtumpften Kegels gedeckt ſind; die noch erhaltene Sitte der Hirten Latiums, Lanzen zu führen, und dergl. mehr. Alles dieß erhöht die Farben des virgiliſchen Heldengemäldes, ſo wie ein aus antiken Gebäuden ans Licht gebrachtes Freſco, mit Waßer benetzt, aus ſeiner Verblaßung friſch hervorgeht.

Es könnte ein Gegenſtand der Verwunderung ſein, wie doch die Scene der letzten Bücher der Aeneis, die Virgils nächſte Leſer dicht unter ihren Augen hatten, zu der man von Rom aus faſt nur einen Schritt zu thun hat, noch ſo wenig erkundet und in obiger Hinſicht befriedigend beſchrieben worden. Allein die ungeſunde Luft, die traurige Verödung, welche den Reiſenden an jedem Bedürfniß Mangel leiden läßt, endlich der Anblick des Elendes, macht es begreiflich, daß ſich die Meiſten im vollen Genuß der Alterthümer Roms abſchrecken laßen, weiter darnach zu ſuchen. Dieß hat Anlaß zu der zweiten Hälfte der Reiſebeſchreibung gegeben, worin ſich der Vf. mit der Natur, den Urſachen und Wirkungen der cattiva aria, der damals (im Frühling des Jahres 1803) in der Campagna di Roma herrſchenden Hungersnoth, den Urſachen des ſinkenden Anbaues und der zunehmenden Armut, beſchäftigt. In dieſen Schilderungen, die einen um ſo tieferen ſchmerzlichen Eindruck machen, jemehr ſie das Gepräge treuer Wahrheit, ohne rhetoriſche Uebertreibung, an ſich tragen, erkennt man einen Mann, dem die Regierungskunſt nicht fremd iſt, und dem die wohlthätigen Wirkungen einer weiſen ins Große gehenden Sorge für die gedrückten Klaſſen der Menſchheit innig am Herzen liegen. Der Kontraſt' zwiſchen großen Erinnerungen untergegangener Herrlichkeit, und dem Anblick gegenwärtigen Elendes und tiefer Erniedrigung, welcher mehr oder weniger durch das ganze Buch hingeht, ladet zur Schwermuth ein, und in dieſer Stimmung iſt die heitere Phantaſie des Vf., die Alles vor den Augen des Leſers entfaltet, und ſelbſt das an ſich Widrige ohne Schwächung des Gefühls wahrhaft künſtleriſch bildet, eine ſehr willkommene Geſellſchaft. Man reiſet gleichſam mit ihm, ſo ſehr iſt Alles mit nachläßiger Anmuth hingeworfen und ſcheint unmittelbare Eingebung des Augenblicks. Die ſyſtematiſchen Reiſebeſchreiber, unter deren Händen Alles zur ſchwerfalligen Abhandlung wird, verſtehen ihren Vortheil ſchlecht, ſie opfern den eigenthümlichen Reiz ihrer Gattung auf. Gern folgen wir hier dem rhapſodiſchen Wechſel von Anblick, Unterſuchung, Erinnerung und Betrachtung, wie eine wirkliche Reiſe ſie einem reichen und gebildeten Geiſte vorüberführt. Man darf daher auch nicht ſtrenge mit dem Vf. über manche Gedanken und Anſichten rechten, die, ſo allgemein ausgedrückt, wohl in ihren Veranlaßuugen nicht genugſam begründet, oder nicht zur gehörigen Reiſe gediehen ſind. Die Mängel der Methode und Schreibart, die man etwa bemerken möchte, ſind geiſtreiche Fehler, denen bei einem empfänglichen Gefühl ſogar eine gewiſſe Gunſt nicht entſtehen kann.

Eine deutſche Ueberſetzung dieſes Buchs iſt unlängſt von Herrn Schelle angekündiget worden. Wir freuen uns, es in ſo guten Händen zu ſehen, und hoffen, daß es unter denſelben die gefällige Form und zarte Farbengebung nicht einbüßen werde.

Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805.)

Der Tod eines Mannes, der die ſeltenſte Ueberlegenheit des Geiſtes, durch eben ſo ſeltene Reinheit des Gemüths verklärt, in einem hohen Beruf entfaltet hat, ſcheint eine Lücke in der ſittlichen Welt zu hinterlaßen, ſelbſt dann, wenn ſeine ruhmvolle Laufbahn nicht plötzlich abgebrochen, ſondern bis zum gewöhnlichen Ziele der dem Menſchen gegönnten Jahre fortgeführt ward, wenn ſein Leben nicht bloß geendigt, ſondern in allen Verhältniſſen als vollendet ſich darſtellt. Dieſen Eindruck hat die Nachricht vom Tode des ehrwürdigen Necker in Europa, und wo man in anderen Welttheilen an europäiſchen Vorfällen Antheil nimmt, wohl auf alle gebildete Menſchen gemacht, deren Gefühl nicht durch den Wirbel der Zeitgeſchichte betäubt und für Alles außer dem nächſten Andringen des Augenblicks abgeſtumpft iſt. Freilich, das heutige Geſchlecht hat ein kurzes Gedächtniß; vor jeder geſchloßenen Scene wird ein Vorhang heruntergelaßen, welcher der neuen zum Hintergrunde dient, und durch den blendenderen Glanz der Nähe gemeinen Blicken wehrt, weiter rückwärts zu dringen. In dieſer theils natürlich entſtandenen, theils künſtlich beförderten Verwirrung aller Begriffe, wo der große Hauſe den Erfolgen leidend zuſieht, um von ihnen gleichſam Geſinnungen und Meinungen zu erbetteln, die er aus ſich ſelbſt nicht hervorzubringen vermag, iſt es wohlthätig, bei dem Bilde eines Weiſen zu verweilen, der ſein untadeliches ſittliches und politiſches Glaubensbekenntniß durch Thaten bekräftiget hat; der es unternahm, durch freies Zutrauen zu lenken, mit ſegnender Menſchenfreundlichkeit zu regieren, und jeder Verderbniß des Ehrgeizes und der Herrſchſucht mit der unbefleckteſten Reinheit zu begegnen; den die Glorie der begeiſterten Verehrung eines ganzen Volks, wie der Sturm gehäßiger Verfolgung, gleichmüthig und unbeſtechlich fand; der endlich, von dem lärmenden und beſudelten Schauplatze abgetreten, nicht müde ward, noch aus der Einſamkeit ſeine milde warnende und lehrende Stimme an die Zeitgenoßen hören zu laßen. Es iſt billig, mit der Huldigung, die einem ſolchen Charakter gebührt, keine Zeit zu verſäumen: denn wenn man auf eine ruhige Verfaßung der Welt warten wollte, wann möchte die Stunde dazu kommen? Neckers öffentliches Leben gehört der Weltgeſchichte an, und kann nur in einem umfaßenderen Zuſammenhange dargeſtellt werden; aber auch die Sittlichkeit hat ihre Weltgeſchichte, und die Biographie eignet ſich ganz beſonders dazu, ein Archiv der Privattugend zu ſtiften, und dabei durch ausmalende Züge die Wahrheit eines Bildniſſes zu erreichen. Wer wäre mehr im Stande ein ſolches zu entwerfen, als die Tochter des Verewigten, die Zeugin und Begleiterin ſeiner ſpäteren Lebensjahre, die Theilnehmerin ſeiner Schickſale, die innigſte Geiſtesverwandte, die Vertraute ſeiner geheimſten Regungen, der Gegenſtand der liebevolleſten Väterlichkeit? Manche Leſer, die gern einen ſo vollkommenen Adel des Gemüths, eine ſo himmliſche Güte, eine ſo heilige Verklärung, wie die hier geſchilderte, an einem Menſchen bezweifeln möchten, werden vielleicht aus der perſönlichen Nähe der Verfaßerin Einwürfe gegen dieſe Lebensbeſchreibung hernehmen wollen. Allein ſolche an Anbetung grenzende Verehrung, wie ſie ſich hier in rührender Beredſamkeit ausſpricht und aus jedem Worte athmet, iſt für ſich allein ſchon eine Thatſache, die alle möglichen fremden Zeugniſſe aufwiegt. Ueberhaupt beruht es auf einer falſchen Anſicht der hiſtoriſchen Unparteilichkeit, wenn man dazu Gleichgültigkeit gegen den Gegenſtand fordert; vielmehr, wenn anders das Große und Vortreffliche das würdigſte Augenmerk der Geſchichte iſt, kann erſt Begeiſterung die ächte Befugniß ertheilen, das Wort darüber zu führen. Denn ohne Liebe wird niemand die ſchönen Geheimniſſe im Inneren göttlich geſinnter Menſchen enträthſeln, nur das Verwandte verſteht und durchdringt ſich, und das wahre Gefühl iſt Fülle der Erkenntniß. Vor allem, wo die Mitwelt nicht von Verkennung und Undank gegen einen ihrer Wohlthäter freigeſprochen werden kann, mache die Wahrheit in der Perſon der nächſten Nachgelaßenen ihre Anſprüche geltend; es werde ein Todtenopfer wehmüthiger Verherrlichung gefeiert, und Niemand wage, durch klügelndes Meiſtern des Verſtorbenen es zu unterbrechen! Als Agrippina mit der Urne ihres geliebten Germanicus nach Rom zurückkehrte, mochten Viele die Wichtigkeit des Verluſtes erkennen, Manche durch den Untergang ſo großer Hoffnungen erſchüttert ſein, aber nur ſie allein ermaß ſeinen ganzen Werth an der Tiefe ihres Schmerzes.

Dieß wird hinreichen, um die Schrift über Neckers Charakter und Privatleben, die ſeinem Nachlaß vorangeſchickt iſt, in den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen. Es würde zweckwidrig ſein, einen Auszug von etwas zu liefern, das ſich im Original und Ueberſetzungen bald in den Händen aller dafür empfänglichen Leſer befinden wird. Auch von dem hier mitgetheilten Nachlaße an kleinen Aufſätzen, einzelnen Gedanken und Bruchſtücken, enthält jene Schrift ſchon die treffendſte Charakteriſtik, und wir begnügen uns deswegen nur auf die neuen Seiten, die man dadurch an dem Geiſte ihres Vf. kennen lernt, aufmerkſam zu machen. Man iſt gewohnt, überſchauende Klarheit und Gründlichkeit an ſeinen wißenſchaftlichen, harmoniſche Pracht und erquickende Wärme an ſeinen beredten Werken zu bewundern. Hier finden wir den geiſtreichen Beobachter der geſelligen Verhältniſſe und der menſchlichen Natur überhaupt, der mit Leichtigkeit und Anmuth hinwirft, was nur der gewandteſten Feinheit zu bemerken gelingen konnte. Le bonheur des sots, ein Meiſterſtück zierlichen Scherzes, iſt der einzige Aufſatz dieſer Gattung, der aus früherer Zeit herrührt und ſchon zuvor gedruckt war. Die übrigen hat der Vf. meiſtens in der letzten Zeit ſeines Lebens geſchrieben, und ſie verrathen eine für dieſe Epoche einzige, eben ſo liebenswürdige als beneidenswürdige Heiterkeit. Dazwiſchen ernſtere Betrachtungen religiöſer und ſittlicher Art; die einfachſten und unmittelbarſten Aeußerungen eines eben ſo milden als regſamen und tiefen Gemüthes. Den Anfang der Sammlung macht eine Abhandlung Sur la législation et le commerce des grains, ein Gegenſtand, über den der Vf. ſchon ehemals geſchrieben, und die Schädlichkeit der unbedingten Freiheit des Kornhandels dargethan hatte. Es muß ein großes Gewicht haben, wenn ein ſo erfahrner Staatsmann die unüberſehlichen Schwierigkeiten ſeines Amtes entwickelt; vor allem verdient dieß von denen beherziget zu werden, welche mit wenigen allgemeinen Formeln Alles auszurichten glauben, da die Staatskunſt eben deswegen, weil ſie unter unendlich vielen beſtimmenden Umſtänden und Lagen ausgeübt werden muß, nicht bloß eine Wißenſchaft, ſondern eigentlich eine Kunſt iſt. Ein anderer Aufſatz, Fragment sur la liberté métaphysique, berührt, wiewohl allgemein verſtändlich, dennoch mit bewundernswürdiger Schärfe, die eigentlichen Wendepunkte der Unterſuchung, wie nur irgend die wißenſchaftlichſte Spekulation ſie aufzuſtellen vermag. Ein Wink über eine Region im Gemüth noch jenſeits des Ich, wird denen merkwürdiger auffallen, die mit dem Streben der neueren Philoſophie in Deutſchland bekannt ſind, als den meiſten franzöſiſchen Leſern. Dieſes Bruchſtück, ſo wie manche andere, giebt eine Probe, was der Vf. im philoſophiſchen Fache hätte leiſten können, wenn er ſeine Talente auf dieſe Seite gelenkt hätte. — Ein kleiner Roman oder moraliſche Novelle, Suites funestes d'une seule faute, macht den Beſchluß. In dieſer rührenden Darſtellung herrſcht eine bei dem Alter des Vf. faſt unbegreifliche Jugendlichkeit und Friſche der Einbildungskraft, und die unnachahmliche Zartheit der Geſinnungen nimmt jedes gefühlvolle Herz in Anſpruch. Man glaubt daraus beßer zu errathen was er den Seinigen war; überhaupt hat er ſich in dieſem geiſtigen Vermächtniſſe ſelbſt ſo geſchildert, daß es der von Frau von Stael gegebenen Charakteriſtik zur Beglaubigung dient, und auf dieſe Art führt die eine Hälfte des Buchs zur erneuerten und tiefer empfundenen Leſung der anderen zurück.

Wir dürfen zugleich anzeigen, daß von dieſer höchſt intereſſanten Schrift nächſtens eine deutſche Ueberſetzung im Publikum erſcheinen wird.

Del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804.

Die gelehrte Schrift betrifft eine Stelle in dem Gedicht Coma Berenices, dieſem koſtbaren durch Catulls Ueberſetzung auf uns gebrachten Ueberbleibſel kallimachiſcher Zierlichkeit, deſſen Genuß nur leider durch manche Dunkelheiten getrübt wird, zu deren Aufhellung jeder Beitrag willkommen ſein muß. Die Zeilen, welche den Auslegern und Kritikern ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, ſind, mit Aufnahme der bentleyſchen Verbeßerung Locridos für Chloridos, folgende:

Abiunctae paullo ante comae mea fata sorores
Lugebant, cum se Memnonis Aethiopis
Unigena, impellens nutantibus aera pennis,
Obtulit Arsinoes Locridos ales equus.

Aus dieſem geflügelten Pferde haben Einige die Aurora, den Pegaſus, den Phönix, die Meiſten aber den Zephyr gemacht; Mehrere haben die Emendation alisequus nach der Analogie von pedisequus angenommen. Unter dieſen Auslegungen hat die vom Zephyr am meiſten für ſich, wenn man nämlich die Leſeart Chloridos beibehält. Alsdann weiß man aber nicht wohin mit Arsinoes, und man müßte dieß in den Dativ verändern. Ferner würde in dem folgenden Verſe,

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,

die Gattin Zephyrs ſeltſam genug nach ihm Zephyritis, er ſelbſt aber, da er doch im gleichen Range untergeordneter Gottheiten mit ihr ſteht, unſchicklich ihr Diener genannt. Auch die Benennung eines geflügelten Pferdes iſt ſehr hart für den Zephyr, der nebſt den anderen Winden immer unter menſchlicher Geſtalt abgebildet wird; und die einzige Analogie, die man dafür anführen möchte, iſt, was Homer von Stuten berichtet, die vom Hauch des Windes befruchtet werden. Endlich findet ſich zwar eine mythologiſche Angabe, Aurora ſei auch die Mutter der Winde, und inſofern könnte Zephyr Memnons Bruder heißen; allein unigena bedeutet in Einer Geburt erzeugte Kinder, und wird ſo, vom Catull ſelbſt, von Diana und dem Apoll gebraucht. Alle dieſe Schwierigkeiten hat Monti auf einem ganz neuen Wege mit glücklichem Scharfſinne gehoben. Er zeigt aus dem Pauſanias, daß Arſinoe im Tempel der Muſen auf einem Strauß ſitzend abgebildet war. Vielleicht war ihre Statue in ihrem eigenen Tempel auf dem Vorgebirge Zephyrium jener ähnlich, vielleicht hatte man auf dieſe Art das Andenken eines für ſie gezähmten Thieres verewigt, auf dem ſie etwa Gefallen gefunden hatte der Seltſamkeit wegen zu reiten und ſich ſo bei öffentlichen Aufzügen zu zeigen. Das geflügelte Pferd iſt alſo der Vogel Strauß, der in der That zum Ziehen und Laſttragen abgerichtet wird, und alſo höchſt ſchicklich dieſe Benennung führt. Nun hängt Alles zuſammen. Arſinoe, eine früher vergötterte Königin Aegyptens, ſendet den mit ihr zugleich in den Himmel aufgenommenen Vogel, um die Locke Berenices abzuholen; er ſtellt ſich dar (obtulit se), nämlich wo die geweihte Locke verwahrt wird, fliegt durch die Luft zurück, und legt dieſe Locke in den Schooß der Venus, d. i. eben jener Gebieterin, die unter dem Namen der Venus Zephyritis zu Lokri in der Pentapolis angebetet ward. Hiezu ſtimmen auch die beiden folgenden Verſe vollkommen:

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,
Grata Canopeis in loca litoribus.

Sie ſelbſt hatte ihren Diener dahin geſandt, zu jenen ihr werthen Oertern an den kanopeiſchen Geſtaden; ‘ihr werth’, natürlich, weil dort das Vaterland der Arſinoe in ihrem ſterblichen Leben war. Wie iſt aber der Strauß ein Bruder Memnons, und zwar ein zugleich geborner Bruder? Memnon erhob ſich von ſeinem Scheiterhaufen in einen Vogel verwandelt, und mit ihm zugleich eine Menge anderer Vögel, die Memnonides genannt wurden, und an ſeinem Grabe Kampfſpiele feierten. Man muß ſich dieſe als zu den verſchiedenen dort einheimiſchen Gattungen gehörig denken, und es könnte alſo auch der Strauß darunter ſein; als der merkwürdigſte äthiopiſche Vogel hat er gegründete Anſprüche, Memnons Zwillingsbruder zu heißen. Noch liegt in der Wahl des Straußes, um die Statue der Arſinoe darauf zu ſetzen, vermuthlich eine Beziehung: der Strauß führt im Griechiſchen denſelben Namen wie der der Venus geweihete Vogel, der Sperling.

Da eine italiäniſche Flugſchrift nicht leicht nach Deutſchland gelangt, ſo wird es unſeren Leſern willkommen ſein, dieſe ſinnreiche Auslegung, die wir der ferneren Beleuchtung der Gelehrſamkeit empfehlen, hier vollſtändig dargelegt zu finden. Die Ausführung des Vf. iſt äußerſt geiſtreich, — die Schreibart leicht und lebhaft, und der Gang der Unterſuchung ſpannt die Erwartung, und erregt ein dramatiſches Intereſſe. Für Deutſche bezeichnen wir dieß mit Einem Worte, wenn wir ſagen, daß wir ganz an Leſſings Manier in ſeinen philologiſchen Abhandlungen erinnert wurden.

Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804.

Der berühmte Dichter Monti, dem nebſt Alfieri das Verdienſt zuſteht, die italiäniſche Poeſie der Flachheit abgenutzter Bilder und Wendungen entzogen und auf einen männlicheren Ton geſtimmt zu haben, hat dieſe akademiſchen Reden bei der neuen Einrichtung der Univerſität Pavia als Lehrer der Beredſamkeit gehalten, bevor er zu der Stelle eines königlichen Hiſtoriographen berufen war, die er gegenwärtig bekleidet. Er zeigt ſich darin auf das vortheilhafteſte als Redner und Gelehrten. Die erſte Rede handelt 'von der Verpflichtung, die erſten Entdecker der Wahrheit in den Wißenſchaften zu ehren.' Sie iſt von der glühendſten Vaterlandsliebe beſeelt, und durchgehends ein Aufruf an die Landesgenoßen des Vfs, ſich wieder als Nation zu fühlen, die eingewurzelten Abneigungen von Provinz gegen Provinz, von Stadt gegen Stadt zu vergeßen, und mit vereinten Kräften auf die Herſtellung des alten Ruhmes hinzuarbeiten. Jedermann wird dem Redner beipflichten, wenn er behauptet, daß die Italiäner dem übrigen Europa das Licht der Wißenſchaften vorgetragen, daß ſie die Stifter der neuen Geiſtesbildung geweſen, welche ſeit drei Jahrhunderten Europa umgeſtaltet hat. Weniger bekannt aber, ſowohl in Italien als außerhalb, ſind eine Menge Beiſpiele von Entdeckungen und Erfindungen, die in der That von italiäniſchen Gelehrten herrühren, deren Ruhm aber Ausländern anheim gefallen iſt, zum Theil durch wirkliche Plagiate, zum Theil aber auch, weil ihnen in der urſprünglichen Geſtalt die letzte Vollendung fehlte, wodurch der Name und die Anerkennung einer Lehre entſchieden ward. Noch zahlreicher ſind die erſten Andeutungen neuer Wahrheiten, welche in jetzt vergeßenen, ehemals aber allerdings auswärts benutzten Schriften vergraben liegen. Die Urſache hievon iſt, daß die wackern Forſcher des ſechszehnten Jahrhunderts, mehr um den Gehalt als die Form ihrer Schriften bekümmert, meiſtens eine weitſchweifige und verworrene Proſa ſchrieben. Der Vf. geht in dieſer Hinſicht die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wißenſchaften durch, und zeigt, wie ſo Manches von Italiänern geahndet, vorbereitet, ja faſt erreicht worden, deren Verdienſt dabei jetzt gar nicht erwähnt wird. Alsdann läßt er den kühnen Denkern im philoſophiſchen Gebiet Gerechtigkeit widerfahren, einem Giordano Bruno, Vanini, Cardano, Teleſio, Campanella, Pomponazzo u. A., deren Köpfe große Anſichten, untermiſcht mit wilden ausſchweifenden Träumereien, ausgebaren, und von denen verſchiedene Opfer des Kirchendrucks wurden. Dieſen hat man noch den Vico beizufügen, der nebſt Machiavelli in der Politik Monteſquieus Vorgänger geweſen iſt, und deſſen Scienza nuova ſich nur durch ihre Schreibart die Vergeßenheit zugezogen, wie der Vf. in der zweiten Rede zeigt.

Wir Deutſchen haben ganz beſonders Urſache, an dem edlen Unwillen über die ſeiner Nation verweigerte Gerechtigkeit, welchen Monti ſo energiſch ausdrückt, Theil zu nehmen. Auch uns widerfährt eine gleiche Bevortheilung; auch unſere großen Entdecker und Erfinder ſind oft in der Dunkelheit geblieben, während Andere ſich den Ertrag ihrer angeſtrengteſten Geiſtesarbeit zueigneten. Wir alle wißen, welche Nation am meiſten die Gabe beſitzt, was ihr gehört oder auch nicht gehört vortheilhaft aufzuſtutzen, ſelbſt das Geringſte gelten zu machen, und alle fremden Anſprüche mit vornehmer Unwißenheit zurückzuweiſen. Hierüber iſt in Europa nur Eine Stimme, und man ſollte gemeine Sache gegen dieſe unterdrückenden Anmaßungen machen, deren Stimmführer, z. B. ein La Lande, hier gehörig abgefertigt werden.

In Montis Schrift iſt zugleich die wahre Richtung der Gelehrſamkeit angegeben, nämlich die, welche überall auf die Quellen zurückführt. Will man dem Wiederholten und Abgeleiteten in allen ſeinen Verzweigungen nachgehen, ſo verliert man ſich in einen endloſen Wuſt; einen Gedanken in ſeiner urſprünglichen Geſtalt aufſuchen, iſt freilich am mühſamſten, aber auch am belohnendſten. So wie unter uns eine neue Denkart die Oberhand gewinnt, wird ſie auch von einer veränderten Gelehrſamkeit begleitet ſein müßen, die das bisher Verkannte und Vernachläßigte wieder ans Licht zieht. Schon iſt das Andenken eines Bruno, Cardano und Anderer von jenen Italiänern in Deutſchland rühmlich erneuert worden; und Dante, für welchen Monti in Italien die Begeiſterung durch ſein Beiſpiel und ſeine Nachbildung von Neuem erweckt hat, da man zuvor im franzöſiſchen Tone über ihn abſprach, wird auch unter uns ſeit einiger Zeit mit allgemeiner Verehrung genannt.

In der zweiten Rede, ‘über die Nothwendigkeit der Beredſamkeit’, wird aus triftigen, aber vermöge der Natur der Sache nicht neuen Gründen das Bedürfniß, gut zu reden und zu ſchreiben, für alle Stände zweckmäßig dargethan. Merkwürdig ſind beſonders einige die italiäniſche Proſa betreffende Bemerkungen, über die Verderbtheit des Geſchäftſtils, die Pedanterei der Crusca u. ſ. w.

Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807 (Eine andere Ausg.: Paris, de l'imprimerie des annales des arts et manufactures und Leipzig 1807.) 2 tom.

Die Liebhaber ordentlicher Eintheilungen ſagen, dieß Buch ſei zugleich ein Roman und eine Reiſebeſchreibung. Gewöhnliche Leſer von einſeitigem Geſchmack wünſchen wohl gar, je nachdem ſie für eine der beiden Gattungen Vorliebe hegen, entweder die Geſchichte zweier Liebenden möchte nicht durch Beſchreibungen unterbrochen werden, oder dieſe möchten nicht jener zu Lieb abgekürzt ſein. Solche Urtheile beweiſen nur, daß man die Einheit dieſer harmoniſchen Dichtung nicht gefaßt hat. Allerdings wäre es fehlerhaft, einem Roman Beſchreibungen ſolcher Reiſen einzumiſchen, die auf die Schickſale der Perſonen keinen Einfluß hätten, und wovon die Eindrücke nicht durch deren beſondere Geſinnung und Lage beſtimmt würden. Sonſt aber nehmen Reiſen unter den Begebenheiten des Lebens ihre bedeutende Stelle ein, und können auf die Entwickelung des Einzelnen und ſeine Verhältniſſe zu Anderen mannichfaltig einwirken. Wir erinnern uns nicht, daß jemand die neue Heloiſe ein Gemiſch von Reiſebeſchreibung und Roman genannt hätte, weil das Walliſer Thal, die Felſenufer des Genfer Sees, und andere ſchweizeriſche Gegenden und ländliche Auftritte ausführlich darin geſchildert ſind. Wenn die erzählte Geſchichte einheimiſcher Landesart und geſelliger Verfaßung angehört, ſo darf man beides als bekannt vorausſetzen, und örtliche Natur- und Sitten-Schilderungen mögen entbehrlich ſein. Kommt es aber darauf an, eine außerordentliche und uns fremde Art zu ſein darzuſtellen, ſo wird es wichtig, die ganze äußere Umgebung ſo anſchaulich und lebendig als möglich vor die Augen des Leſers zu rücken; und da dürfte es immer beßer ſein, ſich an die Wahrheit zu halten, und zum Beiſpiel das wirklich ſchöne Italien zu ſchildern, als irgend ein erträumtes und nie geſehenes, dergleichen in ſo manchen wunderbaren oder wunderlichen Romanen zum Vorſchein kommt. Die hiſtoriſche Treue hierin thut der freien Dichtung ſo wenig Eintrag, daß dieſe vielmehr erſt rechte Haltung dadurch gewinnt.

Zwei Gegenſtände, Corinna und Italien, ſind hier in Einem Gemälde vereinigt; aber ſie ſind nicht willkürlich zuſammengeſtellt, ſie gehören zu einander, einer erhöht den Reiz des andern. Corinna iſt die Lieblingstochter Italiens, und Italien findet an ihr ſeine Muſe. Sie iſt Künſtlerin und Dichterin und zwar Dichterin aus dem Stegreife. (Giebt es doch im Deutſchen, ſo fremd iſt uns jetzo die Sache, keinen anderen Ausdruck als dieſe ſeltſame Umſchreibung für Improviſatrice.) Dieſes Talent wird in Italien, mitten unter dem Verfall der Litteratur, noch immer häufig gepflegt; freilich mit verſchiedenem Glück und in mannichfaltigen Abſtufungen der Würde und des inneren Werthes. Wir hatten Gelegenheit manche Proben davon zu hören, die durch Anmuth des Ausdrucks, Fülle der Bilder und Leichtigkeit der Wendungen erfreulich waren, ja durch unglaubliche Meiſterſchaft in den ſchwierigſten Silbenmaßen und durch ſchnelle Erfindſamkeit in Erſtaunen ſetzten. Geht man nun hievon aus, um ſich eine Vorſtellung von ehemaligen berühmteren Improviſatoren zu machen, ſo entſteht allerdings ein hoher Begriff von der in dieſer Kunſt möglichen Vollkommenheit. Nicht ſelten übten ja auch Männer, die in anderen Künſten das Höchſte leiſteten, dieſe als Liebhaber, wie Vaſari von Leonardo da Vinci ſagt, cantava divinamente all' improviso. Bei dem allen muß man doch wohl geſtehen, daß Corinna eine idealiſche Improviſatrice bleibt, wie es vielleicht nie eine gegeben hat. Allein dieß iſt das Vorrecht der Poeſie, Eigenſchaften in Einer Perſon zu vereinigen, die oft einzeln bewundert worden ſind, die ſich nicht widerſprechen, ſondern gegenſeitig unterſtützen, und alſo ſehr wohl durch eine ſeltene Gunſt der Natur ſich beiſammen finden können. Perſönliche Anmuth ladet ein, das Schöne jeder Art zu lieben; Anlagen zur Muſik, zur Tanz- und Schauſpiel-Kunſt ſind der Gabe augenblicklicher dichteriſcher Eingebungen nahe verwandt; dieſe können nur dann wahrhaft ſein, wenn ſie aus der Tiefe des Geiſtes und Gemüthes hervorgehen, und dem Schwunge hoher Geſinnungen zur Sprache dienen. Das alles denke man ſich in der Hülle zarter Weiblichkeit, und das hinreißende Bild iſt vollendet. Wer will mit der edlen Verfaßerin darüber rechten, daß ſie das Geſchöpf ihrer Phantaſie mit Vorzügen ausſtattet, die ſie ſelbſt beſitzt? Inſofern ein ſchönes Wunder der Natur überhaupt begreiflich gemacht werden kann, iſt Corinnas Entwickelung zu einer ſo herrlichen Blüthe befriedigend erklärt. Ein heiterer Himmel; eine bald reizende, bald erhabene, aber immer milde Natur; der beſtändige Anblick der edelſten Kunſtwerke; eine im Ohr und Sinne des Volkes lebende Muſik; eine wohllautende dichteriſche Sprache; eine mehr inbrünſtige als ſtrenge, und in den Gebräuchen prächtige Religion; die Erinnerungen an eine große Vorwelt, neben der heutigen träumeriſchen Unthätigkeit; endlich die ſorgloſe ſüdliche Lebensweiſe: wie alles dieß das Gefühl und die Phantaſie mannichfaltig berührt und anregt, und einen reichbegabten Geiſt nicht auf beſtimmte äußere Zwecke richtet, noch in ſein Inneres verſenkt, ſondern ihn einladet, überſtrömend von Jugendfülle und Lebensluſt, ſeine glühenden Ausſtrahlungen faſt unwillkürlich um ſich her zu verbreiten: das wird nicht bloß geſagt und gerühmt, ſondern man fühlt es, man athmet gleichſam in derſelben berauſchenden Luft. Weil aber Corinna, wiewohl ganz Italiänerin, dennoch in Gedanken und Empfindungen ſich über die Sphäre ihrer Landsleute erhebt: ſo mußte auch dieß durch beſondere Umſtände ihres Lebens gerechtfertigt werden, welche die Verfaſſerin mit dem gründlichſten Scharfſinne erfunden hat. Corinna iſt in Italien erzogen, aber früh mit fremden Sprachen und Sitten bekannt geworden; die Widerwärtigkeiten, die ſie auswärts durch einengenden Familienzwang erfahrt, führen ſie zu ernſterem Nachdenken, geben ihrem Charakter mehr Beſtand, und bewegen ſie endlich, ihrem Namen und Stande entſagend, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hiedurch iſt zugleich das Mittel gefunden, ein unabhängiges Künſtlerleben außerhalb der bürgerlichen Verhältniſſe mit weiblicher Würde zu vereinbaren. Kurz, Alles iſt ſchicklich und wahrſcheinlich, wiewohl außerordentlich, ja bewundernswürdig.

Dem Leſer wird nicht zugemuthet, Corinnas Gabe zu improviſieren, auf Glauben anzunehmen; es werden glänzende Proben davon mitgetheilt. Nicht in Verſen: der Geiſt der beiden Sprachen iſt allzuverſchieden, und die franzöſiſche Gebundenheit am wenigſten geeignet, der italiäniſchen Poeſie eine freie lyriſche Ergießung nachzutönen. Aber die kurzen fliegenden Sätze in ſtrophiſchen Abtheilungen, die Farbenglut der Ausdrücke und Bilder, die kühnen Uebergänge bringen ganz die Täuſchung hervor, als ob Alles einem improviſierten Original nachgebildet wäre. Dieſer eingeſtreuten Geſänge ſind drei: der erſte verherrlicht feſtlich ſtolz den Ruhm und das Glück Italiens; der zweite, auf dem Vorgebirge Miſenum im Anblick einer wolluſtathmenden Landſchaft und zweier entzückenden Meerbuſen gedichtet, iſt ſchon von dunkeler Vorahndung durchdrungen, der dritte endlich iſt der feierliche Schwanengeſang, dem kein Leſer von Gefühl ſeine Thränen verſagen wird.

Die Art, wie Corinna zuerſt eingeführt wird, nämlich bei dem Feſte ihrer Bekränzung auf dem Capitol, iſt neu und einzig. So erſcheint unter allen von Dichtern beſungenen Frauen nur Beatrice im Paradieſe des Dante auf ihrem himmliſchen Triumphwagen. Und dennoch iſt dieſe eben ſo glänzende als glückliche Erfindung keineswegs der Wahrſcheinlichkeit zuwider, oder den italiäniſchen Sitten fremd. Man weiß, daß die berühmte Improviſatrice Corilla (auf deren Namen übrigens der hier gewählte nur anſpielt, ohne daß ſonſt irgend ein hiſtoriſcher Zug von ihr entlehnt wäre) der Ehre, auf dem Kapitol gekrönt zu werden, noch vor nicht vielen Jahren theilhaftig ward. Eine bei dieſer Gelegenheit erſchienene Flugſchrift ſchildert den ganzen Hergang der Feierlichkeit.

Die Wirkung der tragiſchen Schickſale Corinnas wird durch dieſen heiteren, ja frohlockenden erſten Eintritt um ſo unfehlbarer. Man begleitet ſie von der blühenden Fülle des edelſten Lebensgenußes an, durch alle Stufen der Leidenſchaft und des daraus entſprungenen Seelenleidens hindurch, bis zu dem Erlöſchen des göttlichen Funkens im Tode mit immer ſteigender Theilnahme.

Wie der Leſer Italien fühlen muß, um ein Weſen wie Corinna zu verſtehen, ſo konnte auf der anderen Seite ein Geiſt von ſolchem Umfange, ein ſo allempfänglicher Sinn ſich nur an großen und mannichfaltigen Gegenſtänden vollkommen entfalten. Hiezu war es erforderlich, und mit nichten um eine Reiſebeſchreibung im Roman anzubringen, daß Corinnas Geſpräche aus dem engen Kreiße der perſönlichen Verhältniſſe herausgiengen, und ſich über das Alterthum, die Natur, die Kunſt und Poeſie, endlich über alle Quellen und Richtungen des Enthuſiaſmus verbreiteten. Dieß iſt ohne Zwang und Anmaßung durch den einfachen Umſtand veranlaßt, daß ſie eine Neigung für einen Ausländer faßt, und durch den Wunſch bewogen, ihn zugleich an ſich und an ihr Vaterland zu feßeln, ſeine Führerin unter den Herrlichkeiten Italiens wird.

Wir Deutſchen beſitzen ſo manche durch den Zauber der Phantaſie erhöhte Darſtellungen dieſes Landes, wo Winckelmann das Heiligthum der Antike aufthat, wo Goethe unter ſüdlichem und klaſſiſchem Anhauch dichtete, wo Moriz liebenswürdig und ſinnig ahndete und ſchwärmte, wo Heinſe ungeachtet ſeiner ſtürmiſchen wilden Rohheit wenigſtens das vielgeſtaltete feurige Leben zu ergreifen wußte, daß wir ſchon mit großen Forderungen zu einer neuen Schilderung hinzutreten. Gerade deswegen werden die Vorzüge der hier gegebenen unter uns um ſo beßer erkannt werden. Sie iſt zugleich treu und idealiſch, eigenthümlich ohne Einſeitigkeit, glänzend ohne Prunk, beredt ohne Uebertreibung, und ſinnreich ohne ſpielende Gegenſätze. Nichts iſt ſchwerfällig ausgemalt, aber Alles ſeelenvoll angeregt, und wie von ſelbſt gefällig geordnet. Eine liebevolle betrachtende Stimmung ſchwebt über dem Ganzen, und verſchmelzt die warmen und lebhaften Farben des Gemäldes. Der Enthuſiaſmus, wenn er aus der feinſten geſelligen Bildung unverſehrt wieder hervorgeht, gewinnt eine Ruhe, Klarheit und Mäßigung, welche ſeine erſten Aufwallungen nur ſelten haben.

Den Ruinen und Denkmälern des Alterthums, dann den Naturſcenen iſt unter den Schilderungen billig am meiſten Raum gegönnt: denn bei dieſen Gegenſtänden, die im Großen geſehen ſein wollen, vermögen Worte, die ein muſikaliſcher Widerhall des Eindrucks ſind, und ihnen gleichſam ihr Geheimniß ablocken, mehr als verkleinerte Abbildungen, durch die man ſich von den Werken der Malerei und Bildhauerei einigermaßen eine Vorſtellung machen kann. Wiewohl Rom immer noch die Hauptſtadt der Künſte bleibt, ſo ſchienen uns doch bei dem Aufenthalte dort die hiſtoriſchen Erinnerungen und die Entrückung in die Vorzeit durch ſie, wenigſtens beim erſten Eintritt, ſogar den Zug zu den großen Meiſterwerken zu überwiegen. Dieſer vertrauliche Umgang mit der Vergangenheit gewährt eine träumeriſche Luſt, die mit den Einflüßen des ſüdlichen Himmels ſo gut zuſammenſtimmt. Die Schilderung von Terracina, wo ſich die glückſeligen Gefilde Kampaniens öffnen, athmet wirklich den berauſchenden Duft jener üppigen Landſchaft. Weniger angenehme, ja furchtbare Gegenſtände, wie die pomptiniſchen Sümpfe, der Veſuv in einer Lava-Ergießung, ſind in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, jedoch immer mit Anmuth beſchrieben, und mit großer Gewandtheit zu mancherlei Beziehungen auf die Stimmung und Lage der Perſonen benutzt.

Der erſten unter den bildenden Künſten, der Architektur, wird bei Gelegenheit der Peterskirche würdig gehuldigt. Einzelne Statuen oder Gemälde ſind faſt gar nicht beſchrieben. Solche Beſchreibungen verfehlen auch meiſtens den Zweck, eine angemeßene Vorſtellung zu erwecken, oder ſie ſind überflüßig, da die großen Meiſterwerke dem Gedächtniß der Freunde des Schönen durch den wirklichen Anblick oder durch Abgüße und Kupferſtiche eingeprägt ſind. Wo ſie erwähnt werden, da geſchieht es in beſonderen Beziehungen. So wird die Madonna della Scala zu Parma von Correggio (vielleicht die ſchönſte, wiewohl nicht die berühmteſte Hervorbringung dieſes Meiſters) einer der Hauptperſonen der Geſchichte verglichen, einer unſchuldigen Mutter, die mit ihrem Kinde davor ſteht, und es wird dadurch das einnehmendſte Bild von dieſer gegeben. Zart und treffend iſt die Bemerkung, Correggio ſei der einzige Maler, der niedergeſchlagenen Augen einen ſo eindringlichen Ausdruck zu geben wiße, als wären ſie gen Himmel erhoben. Die Propheten und Sibyllen des Michel Angelo in der ſixtiniſchen Kapelle erſcheinen hier in der Dämmerung des Abends und Weihrauchs als ſchweigende Rieſengebilde über den verhallenden Seufzern des Miſerere am Charfreitage. Der allgemeine Eindruck der Antike und das Weſen der Plaſtik iſt in der Kürze gründlich gefaßt. Bei der Malerei ſind die beiden Anſichten, die redneriſch moraliſche, die in neueren Zeiten herrſchend geworden, und die dichteriſch religiöſe, die ehemals galt und jetzt nur von Wenigen unter uns anerkannt wird, ſehr gut in aller Stärke gegen einander geſtellt, ohne gerade etwas zu entſcheiden; doch giebt die Prüfung einiger der gerühmteſten **Kompoſitionen** neuerer Künſtler beinahe für die letztere den Ausſchlag. Hinreißend iſt was über die Wirkungen der Muſik ebenfalls bei Gelegenheit eines perſönlichen Anlaßes geſagt wird: es läßt unſeres Bedünkens die beredteſten Zeilen von Rouſſeau hierüber weit hinter ſich.

Von der italianiſchen Poeſie iſt vornehmlich in dem erſten improviſierten Geſange die Rede. Dante wird vor Allen glorreich geprieſen. Die hier aufgeſtellte Anſicht dieſes im vorigen Jahrhundert ſo mißkannten und unbegriffenen Dichters iſt für Frankreich ganz neu, und eben ſo tief gedacht, als unnachahmlich ausgedrückt. Ein Geſpräch über das italiäniſche Theater unter Mitredenden verſchiedner Nationen rügt deſſen Schwächen, und würdigt einſichtsvoll die Verdienſte eines Metaſtaſio, Alfieri, Goldoni, Gozzi. Zuſammengenommen mit der Schilderung, wie Corinna auf geſellſchaftlichen Bühnen einmal als Julia auftritt, in Shakſpeares gleichſam nach ſeiner Heimat Italien zurückgeführten Romeo und Julia (ein äußerſt glücklicher Gedanke[1]), dann als die Tochter der Luft in einem Schauſpiele mit Geſang von Gozzi nach Calderon, giebt jenes Geſpräch Ausſichten, wie die dramatiſche Kunſt in Italien auf einer freieren Bahn gedeihen könnte. Statt der verfehlten lebloſen Nachahmungen der alten, oder gar der franzöſiſchen Tragödie, womit man ſich dort nun ſchon ſo lange plagt, ſollte nach dem Beiſpiele der Engländer und Spanier dem ernſten Schauſpiel romantiſcher Wechſel und Umfang verſtattet werden. Die Opera seria iſt einſchläfernd durch die Einförmigkeit ihrer Beſtandtheile; der Opera buffa fehlt es an Bewegung und Handlung: warum ſchmelzt man ſie nicht zu einer Mittelgattung zuſammen, worin das Luſtige neben dem Wunderbaren, ja Abenteuerlichen Platz fände, und wovon deutſche Komponiſten einige vortreffliche Beiſpiele gegeben? Mögen dieſe geiſtreichen Winke in einer ſo vielgeleſenen Schrift die etwa in Italien ſchlummernden dramatiſchen Talente zu wecken dienen!

Die geſellige Verfaßung und der Geiſt des Volkes, von den oberſten bis zu den unterſten Ständen, iſt mit ſcharfer Beobachtung aufgefaßt; aber die viel andeutenden Züge des Bildes ſind im mildernden Lichte des Wohlwollens und einer Einbildungskraft, die ſich in die Mitte eines fremden Daſeins zu verſetzen weiß, entworfen. Nicht leicht hat irgend ein anderer Schriftſteller außer Winckelmann, in ſeinen Briefen und ſonſt, dem Verſtande und Charakter der heutigen Italiäner ſo vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laßen. Allein Winckelmann war einſeitig und parteiiſch für ſein neues Vaterland; hier iſt ein höherer Standpunkt der Beurtheilung genommen, und auch die entſtellende Rückſeite nicht verhehlt. Die Darſtellung des allgemein äußern Lebens und der Volksfeſte ſind im höchſten Grade anſchaulich und ergötzlich: man ſehe z. B. die gedrängte Beſchreibung des Carnevals und Pferderennens zu Rom; und wie meiſterhaft iſt die verſchiedene Eigenthümlichkeit von Neapel und Venedig bezeichnet!

Wir müßen uns mit dieſen wenigen Anführungen aus dem reichen Gehalt des Buches von dieſer Seite begnügen, um auch dem in ſeiner Art eben ſo ausgezeichneten Roman unſere Aufmerkſamkeit zu widmen. Der wahre Maßſtab iſt bei der ungeheuern Menge von Schriften, welche ſich den Namen dieſer Gattung anmaßen, ſo wenig anwendbar, daß er dem gröſten Theil des leſenden Publikums gänzlich abhanden gekommen iſt. Nur in Deutſchland hat es neuerdings wieder verlauten wollen, daß ein Roman poetiſch, und insbeſondre romantiſch ſein müße. Einerſeits verlangen ernſthafte Männer, ein Roman ſolle ein nützliches Exempelbuch ſein, und unter der Einkleidung einer Geſchichte Erfahrungen aus der Wirklichkeit vortragen, welche die Jugend über das verſtändigſte Betragen im bürgerlichen und häuslichen Leben belehren können. Andere hingegen, Leſer und Leſerinnen, betrachten die Romane als Legenden der Liebe, und wollen ihre Andacht an dem Vorbilde ſo mancher Märtyrer des Herzens nähren. Wie ſich eine Neigung allmählich entſpinnt, wie ſie ſich kund giebt, wie endlich ein Herz gewonnen wird, und was Alles weiter daraus erfolgt, hierauf iſt einzig ihre unerſchöpfliche Neugierde bei jedem der vielen hundert Romane, die ſie leſen, von Neuem gerichtet, und wird ihnen nur das genügende Maß von Liebe und Leidenſchaft zugetheilt, ſo ſind ſie in allen übrigen Stücken ſehr nachſichtig. Sie leſen wie jene Liebende beim Dante:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse.

Die Wahl ſolcher zärtlichen Herzen, denen ein großer Dichter, der ſelber ihr Abgott war, irgendwo in ſpottendem Uebermuth Schuld giebt, ‘ein Pfuſcher vermöge ſie zu rühren’, iſt dennoch der ächt poetiſchen Anſicht weit näher verwandt, als die Forderung der moraliſierenden Kritiker. Jene verlangen wenigſtens keine Nutzanwendung, ſondern überlaßen ſich den unmittelbaren Eindrücken. Und war es nicht immer die Darſtellung eines einzigen ausſchließenden Gefühls, deſſen Allgewalt ſich in treuer Beharrlichkeit oder kühnem Ungeſtüm offenbart, was in allen Dichtungen, von Homers Geſängen an, immer die lebhafteſte Theilnahme erweckte? Unter den menſchlichen Gefühlen führt aber unſtreitig die Liebe die unwiderſtehlichſten Bezauberungen für die Erinnerung oder Vorahndung mit ſich. So war es überall und zu allen Zeiten: die Liebesſchwärmereien wurden im züchtigen ritterlichen Europa eben ſo ſehr vergöttert, als die des Medshnun im wolluſtathmenden Orient. Wenn aber das Romantiſche vornehmlich aus dem Zuſammenſtoß eines idealiſchen Enthuſiasmus mit der proſaiſchen Wirklichkeit hervorgeht, ſo wird die Liebe, welche alle Widerſprüche der menſchlichen Natur und Beſtimmung in Bewegung ſetzt, mit Recht für die vorzugsweiſe romantiſche Leidenſchaft gehalten.

Corinna iſt die Geſchichte einer unglücklichen Liebe, und zwar einer Liebe, die nicht bloß durch zufällige Hinderniſſe geſtört wird, ſondern wo der Keim des unglücklichen Ausganges ſchon im Weſen der Sache ſelbſt liegt. Dieſe Sterblichkeit der ſchönſten Gefühle iſt hier ſo treffend und wahr geſchildert, daß ſie in traurende Betrachtung verſenken muß. Corinnas Wahl iſt unglücklich; nicht als ob ſie auf einen unwürdigen Gegenſtand fiele, ſondern weil die Entgegenſetzung der Charaktere, wovon man recht gut begreift, wie ſie die Entſtehung gegenſeitiger Neigung ſogar begünſtigt, entweder eine frühe Trennung herbeiführen muß, oder doch keine dauernd glückliche Vereinigung hoffen läßt. Da Corinna, wiewohl keinesweges mit einer kalten fehlerloſen Vollkommenheit begabt, außer allem übrigen Zauber, den ſie beſitzt, auch in ihrer Liebe durch unbefangene Hingegebenheit ſo unendlich liebenswürdig erſcheint, ſo war der Mann, der ſie verläßt und aufopfert, freilich nicht ganz zu retten. Indeſſen hat die Verfaßerin bewundernswürdige Kunſt aufgewandt, um ihn dennoch anziehend und ſeinen Wankelmuth begreiflich zu machen. Oswald, ein engliſcher

Lord von den edelſten Eigenſchaften, hat durch einen jugendlichen Fehltritt gegen ſeinen Vater, den er aus zarter Gewißenhaftigkeit bei ſich ſelbſt übertreibt, ein ſchüchternes, trübes, ſich und Andern mißtrauendes Weſen angenommen. Da er zuvor zu Hauſe und auf Reiſen bloß der ſittlichen und geſelligen Ausbildung gelebt hat, eröffnet Corinna ihm auf einmal die Welt der Phantaſie, und zieht ihn unwiderſtehlich in ihren magiſchen Kreiß. Aber Corinna hat in naheren Verhältniſſen mit ſeinem Vaterlande und ſeiner Familie geſtanden, als er weiß oder vermuthet, und ihre Jugendgeſchichte, die ſie nach langem Widerſtreben ihm endlich offenbart, erregt ihm Zweifel an der Möglichkeit eines häuslichen Glückes mit ihr nach ſeinem Sinne. Der Krieg ruft ihn nach England zurück, und hier iſt vortrefflich entwickelt, wie nationale Denkart und Gewöhnungen, mit einem Worte, alle die Wurzeln, woran das Daſein pflanzenartig hängt, ſich der freien Bewegung eines begeiſterten Gefühls, welches über dieſen Kreiß hinausgeht, widerſetzen und es endlich bemeiſtern. Wir können die erfinderiſch zuſammengeſtellten Umſtände und Zufalle, welche gegen Corinnas Liebe ſich gleichſam verſchwören, hier nicht einzeln angeben, ohne denjenigen unſerer Leſer, die das Buch noch nicht kennen, vorzugreifen, und den Reiz der Neuheit zu ſchwächen. Nur dieß: in Lucilen, der jungen Engländerin, die Oswald Corinnen vorzieht und zur Gattin erwählt, iſt ein Bild eingezogener verſchleierter Jungfräulichkeit, und ſtrenger ſittlicher Reinheit mit ſo zarter Anmuth umkleidet, daß es in der Sinnesart mancher Leſer Corinnens hinreißenden Reizen die Wage halten mag; gar nicht nach der Weiſe gewöhnlicher Romandichter, die Alles an ein Schooßkind ihrer Phantaſie verſchwenden, und für die übrigen Perſonen nichts übrig behalten.

Corinna handelt nach einem entſchiedenen Gefühl, kühn und offen im Vertrauen auf ihren hohen Genius. Oswald hingegen ſchwankt vom Anfange an, ohne alle Selbſtſtändigkeit, was ihm nebſt einer faſt weichlichen Regſamkeit des Gefühls ein etwas unmännliches Anſehen giebt. Es iſt wahr, er vernachläßigt ſein Leben aus Edelmuth bei jedem Anlaße: er wagt ſich, um Nothleidende aus dem Feuer oder Waßer zu retten; er wagt ſich im Kriege; er wagt ſich auch für Corinna bei einer tödtlichen und anſteckenden Krankheit, die ſie befällt. Wir überlaßen dem Gefühl der Leſerinnen zu entſcheiden, wie viel dieß auf eine weibliche Einbildungskraft wirken mag. Corinnens Neigung iſt vielleicht dadurch erklärt, aber Oswalds Werth wenig gehoben. Ihr Leben wagen Viele, aus guten, gemeinen oder ſchlechten und erbärmlichen Antrieben: aber ächte Männlichkeit beruht auf unerſchütterlicher Treue und muthiger Unabhängigkeit der Geſinnungen. Wie unmündig erſcheint Oswald oft anderen Perſonen gegenüber! Er läßt ſich eben ſowohl durch die ſteifen Sittenpredigten der Lady Edgermond, als durch die ſchlaue Eitelkeit der Madame d'Arbigny beherrſchen, und beßeren Entſchlüßen abtrünnig machen.

Die Jugendgeſchichte Corinnas ſchildert mit unübertrefflicher Wahrheit, wie ein ſtrebender Geiſt durch die geordnete Mittelmäßigkeit ſeiner Umgebungen eingeengt wird, und wie aus lauter kleinen Hemmungen ſeiner Wirkſamkeit ein unleidlicher Druck erwächſt. Wer je etwas Aehnliches gefühlt hat, wird es nicht ohne die innigſte Theilnahme leſen.

Die nicht zahlreichen Nebencharaktere ſind ſämmtlich nach ihrem Zweck und der Stelle, die ſie einnehmen, mit großem Verſtande angelegt, und mit Sorgfalt ausgeführt. Der ausgezeichnetſte iſt der Graf d'Erfeuil, ein franzöſiſcher Emigrierter von gewandtem leichtem Weltton, der ſich als ein Mann von Ehre beträgt, und ſogar einen gewiſſen Edelmuth beſitzt, ohne alle Tiefe des Gemüths, und bei völliger Unfähigkeit zum Enthuſiaſmus. In dieſer Charakteriſtik iſt eine ganze Gattung erſchöpft, und dennoch ſind die Züge feiner, als man ſie von einzelnen Originalen leicht aufſammeln könnte.

Das Ganze der Kompoſition iſt einfach und wohlgeordnet: die Theile ſtehen in ſchönen Verhältniſſen zu einander. Anfangs herrſcht die Phantaſie, ihre farbigen Erſcheinungen haben Raum ſich zu entfalten, bis ſie vor der ſteigenden Leidenſchaft in den Schatten zurücktreten, und zuletzt Alles ſich mehr und mehr in ein einziges Gefühl der Trauer zuſammenzieht. Der Knoten iſt künſtlich und feſt geknüpft; dem Zufall iſt nur ſelten der Eintritt verſtattet, und Alles ſo viel möglich durch innere Nothwedigkeit beſtimmt. Die Kataſtrophe iſt ergreifend. Natur und Kunſt haben gewetteifert, Corinna zu ſchmücken; ſie hat einen friedlichen Triumph des Ruhmes errungen, alle ihre Kränze legt ſie der Liebe zu Füßen: ihr Opfer wird verſchmäht, ſie muß darüber zu Grunde gehen. Ihr Schickſal erweckt die innigſte Rührung ohne alle Bitterkeit. Man möchte dieſe Zeile Filicajas in ſeinem berühmten Sonett, worin er die Unfälle Italiens beklagt, über Corinna ausrufen:

Deh fossi tu men bella, o almen più forte!

Aber die mildernden Ausſöhnungen, welche vorhergehen, die Ruhe, welche ihre letzten Augenblicke umſchwebt, laßen auf ſie anwenden was der Dichter von Clorindens Tode ſagt:

— — — — in questa forma
Passa la bella donna, e par che dorma.

Eine Vergleichung zwiſchen den beiden Romanen der berühmten Verfaßerin anzuſtellen, würde ein anziehendes Geſchäft ſein, aber uns hier zu weit führen. An Adel der Geſinnung, beredtem Ausdruck der Leidenſchaft, rührender Kraft und Aufforderung zur Theilnahme ſteht Delphine der Corinna gewiß nicht nach. Vielleicht ſind nur in jener die Lagen zu gewaltſam und die Spannungen zu ſchmerzlich. Zwar iſt auch dort ſchon in den Charakter der Liebenden, in Delphinens unvorſichtige Güte und Großmuth und Leonces äußerſt verletzbares Ehrgefühl, der Keim des Unglücks gelegt; doch um ſie zu trennen, ſind die Tücken des Zufalls, und Hinterliſt und Verleumdung feindſeliger Menſchen vielfältig zu Hülfe genommen, was nicht ohne eine ſtörende Einmiſchung von Unwillen in das Mitleiden abgehen kann. Der Geſammteindruck der Corinna dünkt uns harmoniſcher und milder. Zum Theil muß man dieß wohl der bedeutenderen Stelle zuſchreiben, welche die Einbildungskraft hier einnimmt, weil dieſe überall, wo ſie ſich anſchmiegt, die geraden ſich kreuzenden Richtungen des Verſtandes in Wellenlinien abrundet, und die getrennten Beſtandtheile des menſchlichen Daſeins unter einander bindet. In der Delphine iſt nur die Phantaſie des Herzens mächtig, und ſcheint alle übrige Phantaſie verſchlungen zu haben. Die in der Corinna gewählte erzählende Form iſt unſtreitig der Abfaßung eines Romans in Briefen vorzuziehen. Erſtlich iſt ſie weit gedrängter; ferner iſt der durchgängige Gebrauch der Briefform vielen Unbequemlichkeiten unterworfen: die Perſonen ſollen in ihrer jedesmaligen Lage befangen ſein, und doch muß ihnen eine damit unverträgliche Beobachtung ihrer ſelbſt und Anderer verliehen werden, um den Leſer über ſie und ihre Täuſchungen ins Klare zu ſetzen, und die Zukunft vorzubereiten. Die Erzählung hingegen darf mit einer gewiſſen dichteriſchen Allwiſſenheit ruhig und unparteiiſch auf die Mithandelnden herabſchauen.

Wenn wir nicht ſehr irren, ſo wird Corinna der Sinnesart der deutſchen Leſer noch in höherem Grade zuſagen, als die früheren immer mit großer Wärme aufgenommenen und bewunderten Schriften der Frau von Staël. Recenſent hatte Gelegenheit, die erſte Wirkung dieſes neueſten Werkes in Frankreich zu beobachten, wo es außerordentliches Glück macht, und ſeit dem Augenblicke der Erſcheinung das Publikum auf das lebhafteſte beſchäftigt. Genialiſche Ueberlegenheit darf ſich nur zeigen wie ſie iſt, um alle Verſuche kalter oder eigenliebiger Perſönlichkeit, die den hohen Begriff ableugnen möchte, niederzuſchlagen. Indeſſen haben die franzöſiſchen Journaliſten, welche nach der Sitte ſogleich in dem litterariſchen Anhange der politiſchen Blätter Bericht erſtatten mußten, mit wenigen Ausnahmen, eine ziemlich beluſtigende Rolle dabei geſpielt. Gezwungen zu loben, um nicht zu ſehr gegen die öffentliche Meinung anzuſtoßen, und doch unfähig, den Geiſt des Ganzen auch nur von fern zu ahnden, hängen ſie ſich an Einzelheiten. Sie beſchweren ſich über métaphysique du sentiment und Dunkelheiten, wo wir unſerer Seits eine faſt ſtrahlende Klarheit finden. Daß ſie bei ihrer Unwiſſenheit und ihrem Mangel an Kunſtſinn über den Theil des Werkes, der Italien betrifft, nichts zu ſagen haben, verſteht ſich von ſelbſt. Sie bleiben alſo bei dem Roman ſtehen, und ſind in Verlegenheit darüber, daß ſich kein bares Reſultat ergeben will, das heißt, keine triviale Sitten- oder Klugheits-Lehre, um die ſich die ganze Geſchichte drehte. Daß dieſelbe Perſon in ihren Meinungen und ihrer Handlungsweiſe zuweilen Recht, zuweilen Unrecht hat, ohne daß es dem Leſer ausdrücklich kund gethan wird; daß einem zugemuthet werden kann, einen Roman ſo zu leſen, wie man in einen Kreiß ausgezeichneter Menſchen tritt, wo der ſcharfe Beobachter die feinſten Beziehungen wahrnimmt, während der Ungewitzigte weggeht wie er gekommen iſt: das iſt durchaus über ihren Horizont. Einige ſetzen den Grafen d'Erfeuil unwißend fort, nämlich ſie beurtheilen eine ächt poetiſche Kompoſition gerade ſo wie er, oberflächlich und nach geſellſchaftlichen Konventionen. Andere, da ſie in der Charakteriſtik des Grafen d'Erfeuil etwas Unheimliches verſpüren, wollen zu üblem Spiel eine gute Miene machen: ſie erkennen ihn alſo an, und erklären ihn dreiſt für liebenswürdiger, gefühlvoller, verſtändiger, und in alle Wege vortrefflicher, als den Engländer Oswald, ja für das eigentliche Muſter eines gebildeten Mannes. Den Grafen Raimond, einen wahrhaft edlen und ritterlichen franzöſiſchen Charakter, laßen ſie aus guten Gründen unerwähnt. Das Ausland ſo günſtig zu ſchildern, wie hier geſchieht, England in Anſehung der ſittlichen und bürgerlichen Ordnung, Italien von Seiten der künſtleriſchen Anlagen, ſcheint ihnen auch ein ſeltſamer Eigenſinn des Geiſtes; und bei einigen litterariſchen Ketzereien, die nur leicht hingeworfen und einer oder der anderen Perſon in den Mund gelegt ſind, trauen ſie kaum ihren Augen, daß man wagen könne, ſo etwas auszuſprechen.

Ueberhaupt iſt dieſes Buch für ein europäiſches Publikum beſtimmt, und ganz dazu eingerichtet, mehrere Nationen verſchiedentlich anzuregen. Die Engländer und Italiäner werden mit ihrem Antheil ohne Zweifel beßer zufrieden ſein. In Italien beſonders wird Corinna einen freudigen Enthuſiaſmus erwecken. Die Italiäner fühlen es mit Bitterkeit, daß ihre Nation, die den übrigen in Allem vorgeleuchtet, ſeit geraumer Zeit unter dem Drucke der Meinung Europas ſteht. Sie ſind ſehr dankbar dafür, und es wirkt wohlthätig auf ſie, wenn ſie einer wohlwollenden und gerechteren Beurtheilung begegnen. Wir Deutſchen ſind nur in den Noten mit Lobe bedacht. Wenn wir anders nicht für eine unromantiſche oder ganz und gar unpoetiſche Nation zu achten ſind, ſo möchten wir die berühmte Verfaßerin erſuchen, uns das nächſtemal in den Text aufzunehmen.

Dichtergarten. Herausgeg. von Roſtorf (v. Hardenberg). Erſter Gang. Violen. Würzb. 1807.

Wenn nüchterne Beſchränktheit ſich der Poeſie anmaßt, wenn die gemeinen Anſichten und Geſinnungen, über welche uns eben die Poeſie erheben ſoll, aus der Proſa des wirklichen Lebens ſich verkleidet und unverkleidet wieder in ihr einſchleichen, ja ſich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel nehmen und ſie zum trägen Element herunterziehen: dann entſteht ein Bedürfniß, das Dichten wiederum als eine freie Kunſt zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth hat. Der Phantaſie werden die gröſten Rechte eingeräumt, und ſie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menſchlichen Natur zu ſinnreichen Bildungen gleichſam nur in ihrem eigenen Dienſte, und mit keinem anderen Zweck, als ſich ihrer gränzenlos ſpielenden Willkür bewußt zu werden. Dieſe Richtung ließ ſich vor einigen Jahren in Deutſchland ſpüren. Man gieng den kühnſten und verlorenſten Ahndungen nach; oft wurde mehr eine ätheriſche Melodie der Gefühle leiſe angegeben, als daß man ſie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgeſprochen hätte; die Sprache ſuchte man zu entfeßeln, während man die künſtlichſten Gedichtformen und Silbenmaße aus anderen Sprachen einführte, oder neue erſann; man gefiel ſich vorzugsweiſe in den zarten, oft auch eigenſinnigen Spielen eines phantaſtiſchen Witzes. Unſtreitig iſt hiedurch Manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüße davon dürften ſich in den Hervorbringungen ſolcher Dichter nachweiſen laßen, die unmittelbar an jener erneuernden Bewegung am wenigſten Antheil genommen. Die Ausartungen in eine leere mühſelige Gaukelei ſind gleichfalls nicht unterwegs geblieben. Andere Umſtände ſchaffen andere Bedürfniſſe: denn der Sinn der Menſchen wechſelt, wie Homer ſagt, mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeiſternden Glauben einen feſten Halt zu finden wußte, wo dieſer Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar ſehr gefährdet wäre: da würde in der Poeſie jenes luftige Streben, das wohl der Erſchlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht ſein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung ſucht man alsdann, ſondern Erquickung und Stärkung; und dieſe kann die Poeſie nur dann gewähren, wenn ſie in ungekünſtelten Weiſen ans Herz greift, und, ihrer ſelbſt vergeßend, Gegenſtänden huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelt.

Den letzten Gedanken ſpricht ein Gedicht von Friedrich Schlegel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeeligt, daß ſo Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen
Wer fühlt, wie heilig das ſei, was er ſinge.

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden,

Die alte Schönheit, eh ſie ganz verſchwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten,
Das ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

Die ganze Sammlung iſt in dieſem Sinne gedacht. Sie beſteht in Beiträgen von Sophie B. geb. Tieck, Roſtorf, Friedrich Schlegel, und Sylveſter.

Von Sophie B., der Schweſter des Dichters Tieck, welche, dieſem an Geiſt und Talent auffallend verſchwiſtert, eine ſchwermüthig ahndende und dennoch ton- und farbenreiche Phantaſie mit weiblicher Zartheit umſchleiert, finden wir hier ein Trauerſpiel in drei Aufzügen, Egidio und Iſabella. Der Stoff ſcheint aus einer ſpaniſchen Novelle entlehnt, und die Form iſt dem gemäß gewählt: es iſt diejenige, welche das ſpaniſche Schauſpiel vor Einführung des häufigeren Gebrauchs der Aſſonanz durch Calderon und ſeine Zeitgenoßen hatte. Das Stück iſt ganz in Reimen geſchrieben, bald in kurzen vierzeiligen Strophen oder in Decimen, bald in zehn- oder eilfſilbigen Verſen, hauptſächlich in Oktaven, mit einigen eingemiſchten Kanzonen, Terzinen und Sonetten. Der Gebrauch ſo künſtlicher Silbenmaße ladet zu prächtigem Bilderſchmuck ein; doch hat die Verfaßerin nur einen beſcheidenen Gebrauch hievon gemacht. Bei ihrer glücklichen Leichtigkeit im Versbau fügen ſich die Worte wie von ſelbſt in dieſe Weiſen, welche nur ſelten der Raſchheit des Dialogs und nie der Innigkeit des Gefühls Abbruch thun. Einige Situationen können durch die Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen, wodurch ſie herbeigeführt werden, an Calderons Andacht zum Kreuz;

erinnern, aber der Geiſt iſt durchaus verſchieden. In dem letztgenannten Stück herrſcht in den Charakteren durchgängig eine wilde Leidenſchaftlichkeit, ſie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortgerißen, und die Rückkehr zum Heil auf einem einzigen noch offen gelaßenen Wege wird bis auf den letzten Augenblick verſchoben. Hier verwandelt ſich Iſabellas Uebermuth ſogleich nach ihrem Falle, den ſie doch nicht ſo verſchuldet hatte, in Demuth; ihr ganzes übriges Leben wird eine fortgehende Bußübung, ſie ſcheint ſich in den hingegebenſten Ergießungen ihrer Reue nie erſättigen zu können. Wie ſie in dem Hauſe ihres Vaters verkleidet als Sklave dient, und erſt nach ihrem Tode erkannt wird, dieß hat viele Aehnlichkeit mit der wunderbar rührenden Geſchichte vom heil. Alexius, die Moreto in einem vortrefflichen Schauſpiel bearbeitet hat. Der Vater, Marcello, iſt auch dem heftigen Curcio beim Calderon ganz entgegengeſetzt: in jenem iſt die Wonne des Vergebens als das eigenſte väterliche Gefühl geſchildert; er iſt der Hirt, der das verlorne Lamm über Alles achtet; durch den Verluſt ſeiner Tochter iſt die Kraft des Greiſes gebrochen, und ſein ganzes Weſen löſt ſich in liebevolle Wehmuth auf. Im Charakter des Egidio ſind dunklere Farben gemiſcht, wie es ſich für den plötzlichen Fall von einer ſcheinbar-ſtrengen Tugend zu einem verrätheriſchen Laſter gehörte. Seine endliche Reue und ſein Bekenntniß, nachdem er ſchon alles Gute abgeſchworen, macht keinen tiefen Eindruck, und ſieht mehr einer äußeren förmlichen Handlung ähnlich, als einer ſolchen, die aus dem innerſten Gemüth kommt. Die Scene hingegen, wo er der Verſuchung unterliegt, iſt meiſterhaft behandelt. Die Eingebungen des böſen Geiſtes ſind ein Gebrauch des Wunderbaren, der doch eigentlich nicht über das Natürliche hinausgeht; Egidio hört ſie nicht ausdrücklich als fremde Worte; es ſind ſeine eigenen, halb unbewußten Gedanken, die er in ſeinen Reden nur bekämpft oder fortſetzt. Ein Anderes iſt es mit der ihm nachher vom böſen Geiſt verliehenen Gabe des Feſtbannens: dieſe Einführung der Zauberei hätte vielleicht entrathen werden können, da ſie auf das Weſentliche der Verwickelung wenig Einfluß hat. Die Handlung bewegt ſich übrigens raſch und leicht, und man könnte das Stück ſogar theatraliſch nennen, wenn nicht die darin herrſchenden Vorſtellungsarten unſeren heutigen Zuſchauern leider allzu fremd wären. Die Wirkung des Ganzen iſt ſanfte Rührung: es entlockt Thränen, aber von jenen Thränen, die ohne heftige Erſchütterung über unentſtellte Geſichtszüge herabfließen.

Vier Sonette, ebenfalls von Sophie B., 'Klagen' überſchrieben, entſprechen ihrem Namen durch inniges Gefühl. Das letzte darunter iſt von vorzüglicher Schönheit.

Die Lieb', ein Phönix, mir im Herzen lebend,
Schaut um ſich mit dem brünſtigſten Verlangen,
Die gleiche Liebe glühend zu umfangen,
Entgegen mit dem goldnen Fittig ſtrebend.

Trunken hinauf zum Sonnenglanze ſchwebend,
Der ſcheidend will wie Liebesroſen prangen;
Zu deren Glorie alle Vögel ſangen,
In ſüßer ahndungsvoller Luſt erbebend.

Der Stolze ſieht die Himmelsglut erbleichen,
Und regt im tiefen Schmerze ſein Gefieder,
Sich ſelbſt anfachend helle Todesflammen.

Als ſeiner heißen inn'gen Sehnſucht Zeichen
Ertönen noch die letzten ſüßen Lieder,
Und Aſche, ſinkt die goldne Pracht zuſammen.

Der Herausgeber, den man ſchon aus der Pilgrimſchaft nach Eleuſis und manchen einzelnen Gedichten kennt, hat eine Anzahl einfacher, herzlicher Lieder beigetragen, von einer freudigen Milde, einer Lieblichkeit, wie ſie nur einem mit ſich einigen Gemüthe eigen iſt, das Glauben, Liebe und Hoffnung zu ſeinen Schutzgeiſtern erwählt hat. Mehrere ſind religiöſen Inhalts, aber auch die es nicht ſind, athmen denſelben Geiſt. So das Frühlingslied, welches nur die irdiſchen Lieblichkeiten der Natur zu preiſen ſcheint, und doch erquickend auf höhere Beziehungen hinweiſt; z. B. in dieſer Strophe:

Süße Klänge hold und leiſe
Schweben durch die blaue Luft;
Dieſer Sänger ſeltne Weiſe
Dich zum blauen Himmel ruft.
Siehſt du dieſe kleinen Stimmen
In des güldnen Azurs Flimmen
Mit den klaren Wölkchen ſchwimmen?
Möchteſt du nicht aufwärts klimmen?

die zugleich den ſanften, und wie freiwillig überfließenden Wohlklang bezeichnen mag, den dieſe Lieder faſt durchgängig haben. Die Legende von Sanct Wendelin iſt ganz in dem ſchlichten Ton erzählt, den eine ſo einfältige ländliche Geſchichte verlangt: es iſt eine wahre Waldromanze, wobei man ſich in eine jener ſchön und einſam gelegenen Wallfahrts-Kirchen verſetzt. Die Legende eignet ſich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: ſie iſt ja eine volksmäßige Ueberlieferung. Florio und Blancheflur iſt eine ſüße Klage und Gegenklage der Sehnſucht, der kindlich ſpielenden Zärtlichkeit und unſchuldigen Inbrunſt. Freilich wird, um ſie ganz zu verſtehen, vorausgeſetzt, daß man wiße, wie dieſe liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenſchaft zu dämpfen; und dieſe Bekanntſchaft mit der Geſchichte in ihrer wahren Geſtalt dürften nur wenige Leſer beſitzen.

Die Gedichte von Sylveſter gefallen beſonders durch jugendliche Friſchheit; ſo z. B. das Trinklied, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Laßt uns fröhlich trinken,
Alles Leid verſinken
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erſt geſund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geiſt'ge Güte
Schafft, daß er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Widerſcheine
Grüßt die Lieb' uns bald;
Jeder ſchaut die Seine,
In dem goldnen Weine
Zeigt ſich die Geſtalt u. ſ. w.

Seine Sonette haben ſchönen Anlagen, doch möchte man ihnen in der Ausführung zuweilen mehr Haltung und Beſtimmtheit wünſchen. Die 'Romanze' von eben dieſem Dichter erinnert durch die Weiſe und ſogar durch einzelne Wendungen, z. B.:

Den Söhnen bei dem Sterben
Vermacht' er Gut und Land,
Der Liebſte ſein mußt' erben
Die Perle da zur Hand:

an Goethes König von Thule: aber die Erfindung läßt ſich ſchwerlich rechtfertigen; denn wie kommt das Kleinod, das zuerſt eine wirkliche und eigentliche Perle zu ſein ſchien, auf einmal zu der Zauberkraft, welche das Heil des Reichs an ihre Bewahrung bindet? Es liegt alſo etwas Verfehltes in dem Ausdruck des an ſich wahren Gedankens, daß nur eine gemeinſchaftliche Verehrung biedre Treue und Eintracht begründen kann.

In dem 'Mährchen von Thule' von Sylveſter vernimmt man gefällige Nachklänge von den ſinn und wunderreichen Märchen im Oſterdingen von Novalis. Die aus der nordiſchen Fabel entlehnten Namen ſcheinen eine beſtimmte Deutung zu verſprechen, die es uns doch nicht gelingen wollte, der Dichtung abzugewinnen.

Friedrich Schlegel lernt man hier in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten von einer ganz neuen Seite kennen. Wenn ein in die Spekulation verſenkter und durch mannichfaltiges Wißen bereicherter Geiſt vom Nachdenken über das innerſte Weſen der Poeſie ſich zu deren Ausübung wendet, ſo wird er anfänglich die künſtlichſten Formen, als ſeinem Zweck am meiſten entſprechend, vorziehen; und die Schwierigkeit dieſe Formen durchzuführen, zuſammengenommen mit dem Tiefſinn der Gedanken, wird alsdann leicht Dunkelheiten verurſachen. Hat ſich ein ſolcher Geiſt aber erſt mit den Geheimnißen der Einfachheit ganz vertraut gemacht, und begnügt er ſich für die Ausführung des Ungemeinen mit den Mitteln, die ſchon oft dem Gewöhnlichen gedient haben: ſo entſteht ein eigner Reiz aus dem Gegenſatze zwiſchen der Schlichtheit des Gewandes und der auserleſenen Bildung und Fülle des Gehalts. In Friedrich Schlegels früheren Gedichten iſt zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten hingegen ſind unmittelbar, ohne Anſtrengung oder Bewußtſein irgend eines Kunſtbeſtrebens, aus dem Gemüth gefloßen. So wie die Geſinnungen, ſind die gewählten Weiſen der meiſten Stücke ächt national. In den 'Liedern' geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, Flemming, und andrer unſerer gediegenen und vollherzigen alten Dichter;

in den 'Sprüchen' (einer den Deutſchen vorzüglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) ſchließt er ſich an noch ältere, z. B. den Vf. des Freigedank und ähnliche, an. Wir geben einige von dieſen als Beiſpiel.

Spruch.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall.
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

Deutſche Sinnesart.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl,
Fremder Rechte loſes Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſer Stern.

Spruch.

Mit dem Schwerte ſei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt;
Das Geſchwätz der Städte ſoll er fliehn,
Ohne Noth von ſeinem Herd nicht ziehn:
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht.
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

Die alte Form gepaarter kurzer Reimzeilen iſt, wie man ſieht, beibehalten, ſie ſind aber nicht achtſilbig oder jambiſch, ſondern trochäiſch genommen; dieſe Silbe mehr oder weniger verändert den Ton ſehr weſentlich, und giebt dem Ausdruck allgemeiner Lehren eine lyriſche Wendung, wie man denn auch leicht erkennt, daß beſtimmte Veranlaßungen ſie hervorgerufen.

Unter den Liedern iſt das 'im Speſſart' markig und naturkräftig:

Gegrüßt ſei du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinnrung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtandſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün u. ſ. w.

Welche Erinnerungen werden in dieſem und in dem Liede 'auf dem Feldberge' angeregt! Die letzten gehen der Ueberlieferung nach bis auf Arioviſt zurück. Aber

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten
Schlang all die Oed' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

wie der Dichter einen andern Geſang rührend anhebt. Das 'Lied im Walde' durchſchauert uns mit den begeiſternden Anregungen der Wildniß. Unter der Aufſchrift 'Frankenberg bei Aachen', iſt eine ſinnvolle Sage von Karl dem Großen behandelt; ſollen wir ſagen als Romanze? Es fehlt dazu nur die Abtheilung in Liederſtrophen, ſonſt iſt die innige Kindlichkeit des Tones ſowohl, als der Gegenſtand, ganz den ächten Muſtern dieſer Dichtart gemäß. Wird nicht irgend ein unerfahrner Kritiker einige unvollkommen gelaßene Reime, als:

In des Maien linden Tagen
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,

In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimat ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte:

und das Uebergehen aus jambiſchen in trochäiſche Zeilen tadeln, da ſie doch die nachläßige Hingegebenheit der Sehnſucht ausdrücken ſollen? Es iſt verdienſtlich, die hiſtoriſch geweiheten und allzuſehr vergeßenen Oerter unſeres Vaterlandes aufs Neue durch Geſang zu ehren. Die ahndungsvolle Romanze ‘das verſunkene Schloß’ ſcheint ebenfalls auf eine örtliche Sage *) gegründet zu ſein:

Im dunkeln Wald alleine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh.

Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Die großen Umriße verſchwimmen vielleicht hie und etwas zu ſehr in Dämmerung. Das ‘Gebet’ und ‘Friede’ ſind von wahrhaft religiöſem Ernſt durchdrungen wie die geiſtlichen Geſänge unſerer Väter.

‘Mahomets Flucht’ athmet hohen Unwillen in überſtrömender Fülle der Rede. Wem eine andere Auslegung zu kühn und ſtolz dünkt, der ſehe darin nur was der Name ausſagt, welchem auch das gehaltne morgenländiſche Kolorit nirgends widerſpricht.

Um auch der guten Laune ein Opfer zu bringen, iſt ſo vielen ernſthaften, ja zum Theil an ſchmerzliche Vorſtellungen mahnenden Gedichten ‘Eulenſpiegels guter Rath’ von Friedrich Schlegel, in Hans-Sachſiſcher Weiſe, beigefügt. Es iſt gewiß ein erlaubter und billiger Scherz, und ganz in des unſterblichen Eulenſpiegels Geiſte gedacht (man erinnere ſich nur, wie er die Schneider nach Magdeburg berief, um ihnen wichtige Vortheile bei ihrem Gewerbe

---

*) [Die vom Laacher See bei Andernach.]

zu offenbaren) den Leuten, was ſie ſchon wirklich thun, ihre ſämmtlichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreiſen. Man iſt dann wenigſtens ſicher, mit ſeinem guten Rathe nicht das gewöhnliche Looß zu erleben.

Prometheus. Eine Zeitſchrift. Herausg. von Leo von Seckendorf und Joſ. Lud. Stoll. 1808. Erſtes Heft.

(Von zwei Recenſenten.)

Eine Zeitſchrift für Litteratur und Kunſt, die in Wien erſcheint, und, nach dem Gehalt des erſten Heftes zu urtheilen, überall wo man Deutſch lieſet, ſich die beifällige Aufmerkſamkeit der Gebildeten verſprechen darf, iſt eine in gewiſſem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erſcheinung. Deshalb zeigen wir ſie ſo bald als möglich an . . . Die Herausgeber, die ſich in Wien aufhalten, werden den Zuſammenfluß von Mitteln und Thätigkeiten in einer ſolchen Hauptſtadt zu benutzen, und die dort einheimiſchen Talente und Kenntniſſe, denen es oft nur an einer Veranlaßung fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufordern wißen, während es ihnen gelungen iſt, auf ihren Reiſen durch perſönliche Bekanntſchaft Verhältniſſe mit vielen bedeutenden Schriftſtellern, ja mit einigen vom erſten Range, anzuknüpfen. Sie fangen das in ihrer Ankündigung gethane Verſprechen ſogleich befriedigend zu löſen an, und haben, wenn ſie ſich immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren zahlreichen Mitwerbern keinen Abbruch zu beſorgen.

Nach der deutſchen Sitte muß jede neue Zeitſchrift einen mythologiſchen Schutzhelden haben, und ſo wollen wir nicht weiter über den Namen Prometheus grübeln, deſſen Wahl die darauf bezügliche Einleitung von Stoll ſinnreich und ohne Gefährde deutet. Aber ſehr ſchön gerechtfertigt wird dieſe Wahl durch ein Feſtſpiel von Goethe, ‘Pandoras Wiederkunſt’, deſſen erſte Scenen das Monatsſtück auf das glänzendſte eröffnen, und worin Prometheus eine Hauptrolle zu ſpielen hat.

Der Plan dieſes Schauſpiels läßt ſich noch nicht beurtheilen, da erſt der Anfang gegeben iſt; allein in dieſem erkennt man leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene ſo ſehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles iſt beweglich, und doch bildneriſch umgrenzt; die Formen ſind gelinde gehalten; der Gegenſatz zwiſchen Phileros, dem Bilde des raſchen Verlangens, und Epimetheus, dem Träumer über ſehnſüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meiſters ſeine zart verſchmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und beſonders die jugendliche Fülle und Friſche muß ein freudiges Erſtaunen erregen. Möge die baldige Vollendung des Werkes von der fortdauernden Geſundheit und heiteren Stimmung des Urhebers den willkommenſten Beweis ablegen! — Ein Aufſatz vom Hofrath Meyer, dem Mitarbeiter der Propyläen, ‘über Handzeichnungen’, als Einleitung zu Nachrichten von der florentiniſchen Sammlung, unterſcheidet klar und einſichtsvoll die verſchiedenen Arten von Zeichnungen, und beſtimmt ihre Stelle im Gebiete der Kunſt. — ‘Amors Bild’, ein Spiel in einem Akt, von Stoll, iſt eine beinah idylliſche Scene, die jedoch Reiz genug hat, um auf der Bühne zu gefallen, und in Weimar mit Beifall gegeben worden iſt. Es liegt dabei ein artiger Gedanke zum Grunde. So wie nach der Erzählung von jenem korinthiſchen Mädchen die Liebe Erfinderin der Malerei und namentlich des Bildniſſes geweſen ſein ſoll, ſo giebt hier die Neigung eines jungen Mädchens zur Malerei, und ein unternommenes Bildniß den Anlaß, gegenſeitige Liebe überraſchend zu erklären. Die dritte Perſon des Stückes iſt ein Kind, deſſen Verwandlung in den Amor am Schluße vielleicht nicht hinreichend vorbereitet iſt. Doch man ſollte wohl mit einer flüchtigen Phantaſie nicht ſo genau rechten. Der leichte Versbau in vierfüßigen, bald jambiſchen, bald trochäiſchen Zeilen, mit regellos wechſelnden, hie und da ſogar ohne Erwiderung bleibenden Reimen, hat das nicht leichte Verdienſt, dem wahren Tone und der Raſchheit des Geſprächs nirgends Eintrag zu thun. — Der 'Verſuch einer Allegorie über den Homer' von Wezel iſt zwar in Proſa geſchrieben, jedoch mit dithyrambiſchem Schwunge. Indeſſen dürfte Plato, der ſelbſt gern auf ſeine Weiſe die Dichter allegoriſierte, die Aehnlichkeit der Philoſophie mit dem Dithyrambus, wovon er ſeinen Sokrates reden läßt, noch in etwas verſchiedenem Sinne gemeint haben. Solche hineinlegende Deutungen von Werken, in denen mehr oder weniger dunkel allerdings eine Ahndung aller Wahrheit liegt, ſind nicht zu mißbilligen, wenn ſie mit Bewußtſein der Willkür vorgenommen werden; und ſeine eigene Willkür erkennt der Vf. an, indem er dieſe Allegorie nur für einen Morgentraum giebt, aber dabei erinnert, nach Vater Homer komme auch der Traum von Zeus. Nur vergißt er dieß wieder, wenn er nachher aus ſeinen Deutungen die Nothwendigkeit ableitet, warum die beiden homeriſchen Epopöen gerade ſo weit und nicht weiter gehen, gerade ſo und nicht anders ſchließen müßen. Uebrigens iſt er auf dem rechten Wege, da er ſich nicht auf eine einzelne Seite der menſchlichen Natur, z. B. das Sittliche richtet: die ächte Allegorie muß allerdings Abſpiegelung der Geſammtheit der Dinge in einem beſchränkten Ganzen ſein. Auch der Gegenſatz der Ilias und Odyſſee iſt gut gefaßt; daß beide uns ganz verſchiedene Welten und Anſichten darſtellen, dieß läßt ſich hiſtoriſch ohne alle dithyrambiſche Freiheit durchführen. — Ein kleines Gedicht von Wieland, 'an Olympia', die nun verewigte Herzogin Amalia von Sachſen Weimar, erweckt eine wehmüthige Erinnerung an den Kreiß vortrefflicher Geiſter, welche dieſe edle Fürſtin um ſich zu verſammeln gewußt hatte, und der zuerſt durch Herders und Schillers zu frühen Hintritt gemindert, dann durch ihren eigenen Tod mitten unter trüben Ereigniſſen beinahe zerſtreut ward. Nicht leicht gab es an irgend einem anderen Hofe einen ſo herrlichen, auf freie Anerkennung alles Guten und Schönen gegründeten Bund, und wo findet ſich jetzo ſonſt die Ausſicht zu ähnlichen neuen Vereinigungen? Wir Deutſchen ſind nun in der Epoche des Verlierens, und was das Schlimmſte iſt, ſo fühlen wir es nicht einmal.

*) Das hierauf folgende Gedicht von A. W. Schlegel an ſeinen Bruder wird jeder mit Vergnügen leſen, weil es durch die Dichtung eines Traumbildes, welches beide wie von der Rinde eines Baums umſchloßen und den einen in den Wipfel, den andern in die Wurzel treibend vorſtellt, die nach außen zwar ſich von einander entfernenden, dem Weſen der Poeſie nach aber zu gemeinſamer Wirkung vereinten Kräfte beider in der That zu einer poetiſchen, ins Dunkle des Gefühls ſich verlierenden, Anſchauung bringt. —

---

*) [Daß wir auch den folgenden, nicht von A. W. Schlegel herrührenden Theil der Recenſion mittheilen, rechtfertigt dieſer ſelbſt. Vgl. A. W. S.'s Werke Bd. I. S. 244...253.]

Friedrich Schlegel antwortet darauf in ſehr kraftvollen Ausdrücken und Bildern, daß ſie in dieſem brüderlichen Verein, unerſchüttert durch die Stürme der Zeit, treulich beharren wollten. Dieſem Gedichte wünſchten wir indeß mehr Zuſammenhalt durch eine poetiſche Hauptidee, die das Ganze mehr beleben und organiſch durchwirken, und es äußerlich durch eine daraus entſtehende Nothwendigkeit mehr begrenzen würde. — In dem letzten Aufſatze, 'die deutſchen Mundarten' überſchrieben, macht A. W. Schlegel auf die bisher verkannten Vorzüge der oberdeutſchen, beſonders der ſchweizeriſchen Mundart mit einigen Beiſpielen aufmerkſam, und wir pflichten ſeinem Grundſatze bei, alle Eigenthümlichkeiten provinzieller Dialekte neben einander beſtehen zu laßen, und die deutſche Sprache durch die wechſelſeitigen Einwirkungen derſelben in einem fortwährenden Wachsthume zu erhalten.

Mit Uebergehung einiger kleineren Beiträge von Erichſon, Falk und Wezel erwähnen wir noch den Anzeiger für Litteratur, Kunſt und Theater, der laut der Ankündigung jedem Hefte beigefügt werden, und kurze Nachrichten von neuen Erſcheinungen in dieſen Fächern, vorzüglich denen, welche Wien liefert, enthalten ſoll. Er hebt an mit einer Beſchreibung der Vermählungsfeier Kaiſer Franz des erſten mit Maria Ludovica Beatrix von Oeſterreich, von A. W. S., welche dieſe glänzenden Auftritte in ihrer Beziehung auf würdige Sitte und reinen Geſchmack der Einbildungskraft vorüberführt, und durch manche eingeſtreute Betrachtungen und geäußerte Geſinnungen eine andere als bloß örtliche Theilnahme bezweckt. Dann folgt ein Aufſatz von Hrn. Ellmaurer (Archivar und Bibliothekar der Akademie der Künſte) 'über den Zuſtand der bildenden Künſte in Wien'. Es iſt nur Einleitung, die aber durch die aufgeſtellten Grundſätze eine nüchterne und auf praktiſche Kunſtkenntniß gegründete Beurtheilung erwarten läßt. Kurze Notizen aus Briefen machen den Beſchluß. Wenn die Herausgeber durch immer gleich ſorgfältige Auswahl der Beiträge und eigene Thätigkeit den Eifer ihrer berühmten und ſchätzbaren Mitarbeiter rege erhalten, und den Geiſt ihrer Zeitſchrift vor jeder ausſchließenden Einengung bewahren, ſo kann der Prometheus ein fruchtbarer Vereinigungspunkt für Leſer und Schriftſteller aus verſchiedenen Theilen Deutſchlands werden, die ſich meiſtens allzu fremd bleiben; ein Mittel, zerſtreuete, doch einſtimmige Beſtrebungen an einem hoffentlich auf lange Zeit hin friedlichen Zufluchtsorte des alten Deutſchlandes zu ſammeln.

Recenſionen aus den Heidelbergiſchen Jahrbüchern der Litteratur 1810...1816.

Buch der Liebe. Herausgeg. durch Joh. Guſt. Büſching und Friedr. Heinr. von der Hagen. Erſter Band. Berlin 1809.

Unter dieſem einladenden Namen veranſtalten die Herren Herausgeber, die ſich ſchon durch mehrere gemeinſchaftliche Unternehmungen um die Alterthümer der deutſchen Sprache und Dichtkunſt rühmlich verdient gemacht haben, eine Sammlung der proſaiſchen Ritterromane, welche ſich zum Theil bloß in alten Drucken vorfinden, zum Theil noch als Volksbücher gäng und gebe ſind.

Das alte 'Buch der Liebe', wovon ſie die allgemeine Ueberſchrift und den Gedanken entlehnt haben, welches auch zum Theil den Stoff herliefern ſoll, wiewohl erſt gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts gedruckt, hat ſich ſo ſelten gemacht, daß den Herausgebern nur fünf Exemplare bekannt geworden, deren eines vor uns liegt. Wir haben zu der, in der Einleitung gegebenen Beſchreibung nichts hinzuzuſetzen, als eine Bemerkung über die dort nur flüchtig erwähnten kleinen Holzſchnitte. Sie ſind von ſehr verſchiednem, einige ſogar von gar keinem Werth, nicht wenige aber ſind meiſterlich gedacht und ausgeführt. Sie kommen, wie es in den alten Büchern Sitte iſt, wieder, nach einer ungefähren Beziehung auf den Inhalt, zuweilen auch ganz unpaſſend. Doch erkennt man bei den meiſten leicht den Auftritt der Geſchichte, welchen darzuſtellen ſie urſprünglich erfunden worden, und im Ganzen vergegenwärtigen ſie den Kreiß von Bildern, den die Erzählungen ſowohl in den Abenteuern, als der geſchilderten geſelligen Verfaßung und Sitte durchlaufen. Hier kämpft ein Ritter mit einem ungeheuern Lindwurm oder Rieſen, dort jagt er, ſeine Schöne hinter ſich, auf ſchnellem Roſſe davon. Hier ſitzt ein Fräulein in ihrem mit Blumentöpfen verzierten Zimmer, in tiefen Gedanken, vermuthlich an einem Liebesbriefe ſchreibend; der Bote, ſeine Taſche auf dem Rücken, wartet draußen mit übergeſchlagenen Beinen. Dort tritt ein prächtig gekleideter Herr zu einer Dame, ſeine Huldigung anbietend. Ferner Turniere, Mohrenſchlachten, Bankette, eine fürſtliche Trauung, eine Kindtaufe, ein Leichenzug mit den Wappenſchildern am Sarge, ja auch die Zurüſtungen zu einer Hinrichtung: Alles in den würdigen Trachten und nach dem ehrenfeſten Sinn unſerer Vorfahren. Bei der Wiedererweckung des Altdeutſchen müſſen wir uns fürs erſte freilich mit dem Nothwendigen begnügen, und froh ſein, wenn nur der Text zugänglich gemacht iſt. Sonſt aber würde es ſehr erfreulich ſein, die alten Bücher auch mit der gewohnten Zierde der Bilder erſcheinen zu ſehen. Die Künſtler ſollten ſich doch wohl finden, die im Stande wären, jene Holzſchnitte und Miniaturen aufzufriſchen, bloß dasjenige wegzuräumen, was ſie dem Auge der Nichtkenner unſcheinbar macht, und ſie mit Beibehaltung des ächten Geiſtes gleichſam nur in die heutige Zeichnungsweiſe zu überſetzen. Die Holzſchneidekunſt iſt zwar ſehr aus der Uebung gekommen, allein die ſchon zu ſo hoher Vollkommenheit gediehene Erfindung des Steindrucks würde dabei vortreffliche Dienſte leiſten, und man würde alsdann mit Erſtaunen ſehen, welche Schätze bedeutender Kompoſition wir an jenen alten Holzſchnitten haben, wogegen unſer ganzes neuere Kupferſtichweſen bei Taſchenbüchern, Romanen u. ſ. w. kläglich zu Schanden wird.

Wir kommen auf das Werk ſelbſt zurück. Die Abſicht der Herausgeber iſt nicht, das alte Buch der Liebe bloß zu wiederholen und von Neuem abdrucken zu laßen, ſondern ſie wollen es dem Plane nach erweitern und vervollſtändigen, in der Ausführung aber berichtigen, und haben beides ſchon in dieſem Bande zu leiſten angefangen. Jene Sammlung enthält 13 Stücke, nicht eben mit der größten Genauigkeit abgedruckt. Die Herausgeber ziehen dagegen in ihren Kreiß alle in Proſa abgefaßten Ritter- und Volksromane, welche einen erneuerten oder berichtigten Abdruck verdienen und bedürfen: ſie bleiben ſelbſt bei den im Buch der Liebe befindlichen nicht bei deſſen Texte ſtehen, ſondern gehen auf ältere, meiſt richtigere Ausgaben zurück, und ziehen ihn nur vergleichungsweiſe zu Rathe. Dabei haben ſie alle Sorge angewandt, den nicht auf Leſung des Altdeutſchen eingeübten Leſern dieſe Schriften ohne weſentliche Veränderung ſo nahe zu rücken, als möglich. Mit Recht bemerken ſie, daß die alten Drucke von dergleichen Büchern nicht ſelten genug ſind, um zu einem diplomatiſch-genauen Abdrucke zu berechtigen, wie man ihn von einer ſeltenen Handſchrift liefert, um ſolche vor dem Untergange zu ſichern, und daß eigentlich kritiſche Ausgaben, aus Vergleichung der älteſten mit Angabe der abweichenden Leſearten und Beibehaltung aller veralteten Schreibformen gezogen, nur für eine kleine Anzahl von Gelehrten beſtimmt ſein könnten. Ihre Bearbeitung iſt daher auf das Populäre und Gemeinverſtändliche gerichtet, jedoch mit der gehörigen Ehrerbietung vor alter Eigenthümlichkeit und ohne alles Moderniſieren. Sie legen ſelbſt folgendergeſtalt Rechenſchaft von ihrem Verfahren ab: ‘Der älteſte und beſte Text wird zum Grunde gelegt, und dieſer übrigens wörtlich, ja buchſtäblich abgedruckt mit folgenden Einſchränkungen: überall wird die Interpunktion und Rechtſchreibung eingeführt oder verbeßert in die jetzt gewöhnliche; die alte unregelmäßige Schreibart in Anſehung des End-E's, beſonders der Flexion, iſt dahin geregelt, daß dieſes, außer bei den Für- und Beiwörtern, da, wo es in der Urſchrift fehlt, nur im Hiatus weggeworfen, ſonſt aber geſetzt wird; bei dem inneren E, beſonders auch der Flexion, iſt die alte Unregelmäßigkeit beibehalten; ganz veraltete Wörter oder Formen ſind durch neue oder minder alte erſetzt; offenbare Schreib- und Sprachfehler ſind verbeßert; desgleichen leichte Emendationen, jedoch behutſam und nicht ohne Noth gemacht; die Wortſtellung und Fügung konnte faſt ganz unverändert bleiben; nur der hier und da vorkommende, ganz undeutſche Accuſativ mit dem Infinitiv iſt immer vermieden, desgleichen die zuweilen zu dicht hinter einander wiederkehrenden Sätze und Verbindungen durch ‘da’ und ‘und’; und ſo ſind, jedoch ſelten, dergleichen kleine Verbindungswörter hinzugeſetzt, oder weggelaßen, da ſie zu dem Verſtändniß ſo weſentlich beitragen. Ueberhaupt aber iſt ſo viel Alterthümliches, als möglich, bewahrt, beſonders inſofern es eine noch vorhandene leichte Analogie hat, oder anderweitig nicht mehr unbekannt ſein kann, oder ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt und erklärt. Es bedurfte natürlich auch aller Veränderungen viel weniger, als etwa bei unſern alten Gedichten, da ſie uns in jeder Rückſicht weit näher ſtehen, und unter andern auch ſchon manches, was fremde Sitten und Ausdrücke betrifft, gelegentlich ſelber erklären'. Was die ungelehrten Leſer von den altdeutſchen Büchern abſchreckt, iſt weit weniger die veraltete Sprache ſelbſt, als die ungewohnte Schreibung und die gänzlich fehlenden, oder mangelhaft geſetzten Abſonderungszeichen der Sätze. Die deutſche Sprache hat ſich, bis auf die fremdartigen und angekünſtelten Einmiſchungen, die eigentlich bloße Ausartungen ſind, und auch immer von Zeit zu Zeit wieder ausgeworfen wurden, im Ganzen weit weniger verändert, als man zu glauben geneigt iſt. Wir würden dieß ſelbſt in Anſehung der Ausſprache wahrſcheinlich zu machen unternehmen. Luthers Bibelüberſetzung, ungefähr aus derſelben Zeit, woraus ſich die proſaiſchen Romane herſchreiben, und bei deren erneuerten Abdrücken man bloß ein ähnliches Verfahren beobachtet hat, wie das oben beſchriebene, iſt anerkanntermaßen noch immer eine Grundlage reiner und kräftiger Proſa; nur hat man ſie auf der andern Seite viel zu ſehr als einzig in ihrer Art betrachtet. Selbſt die Minneſinger, die doch ein Alter von fünf bis ſechs hundert Jahren haben, würden nicht ſo lange unerkannt und ungenoßen liegen geblieben ſein, ſeit Bodmer und Andere ſie zum Drucke befördert, wenn ſie ſelbige, ſtatt diplomatiſch den Handſchriften zu folgen, mit der heutigen Rechtſchreibung und Interpunktion ausgeſtattet hätten. Ja, wir machen uns anheiſchig, in dem nun faſt ein Jahrtauſend alten Otfried Stellen auszumitteln, welche bloß durch dieſes Mittel den jetzigen Leſern völlig verſtändlich erſcheinen würden. Kurz, wer bei dem vorliegenden Buche über Befremdlichkeit und Unverſtändlichkeit des Vortrags klagen wollte, den würde das geſammte ungelehrte Volk beſchämen, welches ſeinen Eulenſpiegel, gehörnten Siegfried u. ſ. w. gar wohl zu leſen und im rechten Sinne zu faßen verſteht; und es möchte ſie über dieſe Verwahrloſung unſerer Vorzeit und alles Einheimiſchen folgende Spottrede aus einem noch ungedruckten Gedichte treffen:

Ihr Deutſchen ſeid zu wetterwend'ſch,
Das alte Deutſch verſteht kein Menſch,
Wer halbweg neues Deutſch verſteht,
Als rechter Deutſcher ſteht und geht.

Mit Einem Worte, die Einrichtung dieſer Sammlung, wie ſie ſich in dieſem erſten Bande ankündigt, iſt ſo zweckmäßig, die Herausgeber beweiſen dabei ſo viel Gelehrſamkeit, Sinn, Fleiß und Liebe zur Sache, daß der Beurtheiler faſt nichts zu thun hat, als ihr Verdienſt anzuerkennen, unſrer Litteratur zu dieſer Erſcheinung Glück zu wünſchen, und alle Kenner und Liebhaber, alle Vorſteher öffentlicher Bibliotheken dringend aufzufordern, thätig, d. h. durch Abnahme der Exemplare, Herausgeber und Verleger zur Fortſetzung aufzumuntern, und ſolchergeſtalt die Vollendung des ſchönen Werkes zu ſichern. Wir erwähnen hiebei noch insbeſondere den muſterhaft ſaubern Druck mit ungerſchen Lettern und aus der ungerſchen Druckerei, welche das Vortreffliche zu liefern gewohnt iſt. Das große Oktavformat bei der ziemlich kleinen Schrift und enge zuſammengerückten Zeilen (41 auf einer Seite), die ſich aber dennoch, wenigſtens auf dem geglätteten Velinpapier, ſehr leſerlich und gefällig von einander abheben, ſtimmt mit dem Geiſte des Buches überein, und iſt zugleich ſehr zweckmäßig: denn freilich, ſo auf kleinen Blättchen aus einander gezerrt, wie unſre modigen Romane gedruckt zu werden pflegen (welches aber wohl nur als eine Allegorie auf die innere Leerheit zu betrachten iſt), dürften dieſe alten, oft etwas umſtändlichen, und dadurch deſto gemüthlicheren Erzählungen in zu viele Bände auslaufen.

Ueber die Schreibweiſe der Herausgeber hätten wir nur Weniges im Einzelnen zu erinnern. Die Gedankenſtriche würden wir gänzlich verbannen: die Häkchen reichen völlig hin, die eingeſtreuten Wechſelreden von einander zu ſondern. 'Hieinnen' ſollte immer getrennt geſchrieben ſein. Warum das 'beßte', und nicht, wie wir es gewohnt ſind, 'beſte'? So ſcheint auch die Dehnung der Superlative 'ſchöneſte, ſtärkeſte, vernünftigeſte' nichts Bedeutendes, und alſo bloß den Nachtheil des Befremdlichen zu haben, wiewohl wir ſonſt der ſchmeidigenden Silbenvermehrung, als 'eueren', nicht entgegen ſind. Für den Indikativ der vergangnen Zeit 'er hät' ſtatt 'er hatte' beizubehalten ſcheint nicht räthlich, da jene Form eigentlich der Analogie entgegen iſt, und dadurch die Unterſcheidung vom Konjunktiv 'er hätte' aufgehoben wird. Eben ſo verhält ſichs mit dem beibehaltnen 'er wölle' und er wöllte', beſonders wenn letzteres der Indikativ ſein ſoll. Doch dieß ſind Kleinigkeiten.

Die Herausgeber haben ganz Recht gehabt, keine erläuternden Anmerkungen unter den Text zu ſetzen. Theils bedurfte es nach ihrer Behandlungsweiſe deren nicht, und dann iſt der Anblick von Noten, wenn man ſich bloß dem Eindruck einer Dichtung überlaßen möchte, immer ſtörend. Indeſſen möchte ein kleines Gloſſarium am Schluße mehrerer Bände oder des Ganzen nicht undienlich ſein. Wörter wie 'Heilthum' für Reliquien (ein vortrefflicher Ausdruck), 'Stegereif' für Steigbügel (nur noch in einer figürlichen Redensart üblich), 'Krebs' für Panzer, 'Kappe' für Mantel (wovon das ſpaniſche Capa), 'Kopf' für Becher, 'Sackmann' für Plünderung (wovon das italiäniſche Saccomanno), ein 'wißlicher' Dieb für ein ſchlauer, 'Säumer' für ein Laſtpferd oder Maulthier (wovon das italiäniſche Somaro) und dergl. werden keinem kundigen Leſer Aufenthalt verurſachen, auch ſind ſie in Oberlins vortrefflichem Wörterbuche erklärt. Jedoch iſt dieß Werk nicht in Jedermanns Händen, und die Herausgeber wollen ja auf die Bedürfniſſe ungelehrter Leſer beſondere Rückſicht nehmen. Meiſtens ergiebt ſich die Bedeutung zwar aus dem Zuſammenhange; z. B. wenn vorkommt 'ein Simmer Korns', ſieht jeder gleich, daß es der alte Name eines Maßes iſt. Andre Male könnte die Aehnlichkeit des Veralteten mit dem noch Ueblichen Irrung veranlaßen, z. B. 'ein gedürſtiger Geſelle' für ein 'verwegner'. Was ſind 'Reitlinge' (S. 195.)? Wir finden das Wort nicht bei Oberlin. Wenn es S. 161. heißt: 'Von ſeines Helmes Panzer wurden mehr denn fünfhundert Ringe abgehauen', ſo hat ſich hier entweder eine Verwirrung eingeſchlichen, oder es bedarf einer Erläuterung.

Ganz einverſtanden ſind wir mit den Herausgebern, wenn ſie ſagen 'der Gewinn, den die Sprache und Darſtellung auch aus dieſen proſaiſchen Werken ziehen kann, ſei nicht zu überſehen'. Wir wollen unter tauſenden nur ein einziges Beiſpiel eines vortrefflichen Ausdrucks anführen, der, wenigſtens in die Dichterſprache, wieder aufgenommen zu werden verdient. S. 254. ſteht für 'alt und kindiſch geworden' 'eraltet und erkindet'. Der Silbenzahl nach iſt dieſe Redensart nicht kürzer, als jene; aber um wie viel kräftiger iſt ſie durch die Verſchmelzung des Begriffes 'geworden' mit dem Hauptbegriffe vermittelſt der kleinen Vorſilbe. Der übliche Ausdruck erſcheint dagegen nur als eine Umſchreibung. Unſere geſchätzteſten Dichter haben zwar ſeit nicht unbeträchtlicher Zeit angefangen, ihre Sprache durch Benutzung des Alten zu erhöhen, allein ſie haben doch nur Weniges herausgegriffen, was ſich ihnen wie von ſelbſt darbot. Wenn man erſt den ganzen Schatz poetiſch noch brauchbarer Ausdrücke, Formen, Biegungen, Redensarten, Wortfügungen und Stellungen geordnet beiſammen ſähe, ſo würde man aber über den innern Reichthum unſerer Sprache erſtaunen. Durch die Wörterbücher eines Wachter, Schilter, Scherz und Oberlin iſt ſchon ziemlich für die Aufklärung des Unverſtändlichen in den alten und älteſten deutſchen Schriften geſorgt. Allein noch fehlt es an einem Wörterbuche, welches das zwar in einem gewiſſen Grade Veraltete, jedoch unmittelbar gar wohl Verſtändliche (hierauf beruht eben die poetiſche Brauchbarkeit) aus den früheſten gedruckten Schriften bis über die Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hinaus zuſammenſtellte. Welche Fülle bedeutſamer Wörter und Wendungen liefert allein Hans Sachs! Doch dürfte man ſich dabei nicht bloß auf die Dichter beſchränken. Wie reich iſt z. B. Geßners Thierbuch an den kräftigſten, eben ſo beſtimmten als maleriſchen Benennungen für die Eigenſchaften der ſichtbaren Dinge! Ja auch die Werke eines Paracelſus, eines Jakob Böhme würden wir mit Ausſchließung ihrer eigenthümlichen Kunſtſprache in dieſen Kreiß ziehen. Doch müßten nicht bloß die Wörter aufgeführt, ſondern die Wendungen, worin ſie vorkommen, mit angezogen werden. Die dichteriſchen Freiheiten, welche ſchon ehedem üblich waren, könnten ſyſtematiſch nach grammatiſchen Fächern zuſammengeordnet werden, um den buchſtäbelnden Kunſtrichtern, welche unſre Dichterſprache zur ſchlaffen Proſa herabſtimmen möchten, und meiſtens über das letztverwichene Zeitalter hinaus nicht kennen, durch das vollgültige Anſehen eines Opiz, Flemming, Weckherlin u. ſ. w. ein für allemal das Maul zu ſtopfen.

Unſre Sprache iſt das Palladium unſrer Bildung, welches wir jetzt mehr als je ſorgſam zu verwahren und heilig zu halten Urſache haben. Sie ſteht noch unabgetrennt auf ihrer uralten Wurzel, und eben dadurch beſitzt ſie die Fähigkeit, ſich durch Rückkehr zu ihrem Urſprunge wieder eigenthümlich zu geſtalten. Unter dem eingedrungenen fremden und kauderwelſchen Weſen faſt erdrückt ſammelt ſie ſich gleichſam von Zeit zu Zeit in ihrem eignen fruchtbaren Schooß, beſinnt ſich auf ſich ſelbſt, und ſtellt ſich dann kühn, hoch und geheimnißvoll in friſcher Schönheit wieder dar. Man verzeihe dieſe Betrachtungen und frommen Wünſche, die übrigens in ſehr nahem Bezuge auf den vorliegenden Gegenſtand ſtehen, unſerm Eifer. Wir wollen uns nun näher mit dem Inhalte des erneuten Buchs der Liebe beſchäftigen.

Von den drei Romanen, welche dieſen Band ausfüllen, ſtehen zwei, 'Triſtan und Iſalde' und 'Pontus und Sidonia', in der alten Sammlung, ſind aber hier aus früheren Ausgaben, nur mit Zuziehung jener, abgedruckt. Der dritte, 'Fierrabras', war bloß einzeln in alten Drucken vorhanden. Keiner davon iſt ein noch im Umlaufe erhaltenes Volksbuch. Durch dieſe Wahl iſt für die Mannichfaltigkeit beſtens geſorgt. Triſtan iſt eine eigentliche Liebesgeſchichte und Verwickelung mit traurigem Schluß; Fierrabras ein Abenteuer von rieſenhaften Kämpfen; und Pontus iſt ein ſtilles heitres Muſterbild feiner Ritterſitte, wie es denn auch in den alten Ausgaben die Ueberſchrift führt 'Ritter Pontus von adelichen Tugenden'.

Der Triſtan iſt, wie bekannt, einer der älteſten, vortrefflichſten und im ganzen Mittelalter berühmteſten Romane. Die Hingegebenheit des Helden in ſeiner, durch ein unüberwindliches Verhängniß geſtifteten Leidenſchaft, die Wageſtücke und Thorheiten, wozu ſie ihn verleitete, und ſein durch unſtillbares Sehnen herbeigeführter unzeitiger Tod waren ſo weltkundig im ganzen Abendlande, als der verliebte Wahnſinn des Medſchnun im Orient zum Sprichworte geworden iſt. Die Minneſinger ſind voll von Anſpielungen darauf. Heinrich von Veldeck ſingt:

Meine Händ' ich falte
Mit Treuen allgehrende auf ihre Füße,
Daß ſie, als Yſalde
Triſtanden mich tröſten müße.

Dante ſetzt den Triſtan als eine hiſtoriſche Perſon in den Kreiß der Unterwelt, wo diejenigen wohnen, deren Tod die Liebe verſchuldet:

Vidi Paris, Tristano: e più di mille
Ombre mostrommi, e nominolle a dito,
Ch' amor di nostra vita dipartille.
Inf. Cant. V. v. 67...69.

In Reimweiſe haben wir dieſe Dichtung von der Hand Meiſter Gottfrieds von Straßburg und ſeines Fortſetzers Heinrich von Bribert (nicht ‘Briberg’) in Müllers Sammlung altdeutſcher Gedichte. Wir wollen es nicht verſchweigen, daß die Bearbeitung dieſer Minneſinger uns bei einer vormals angeſtellten genauen Vergleichung durchaus vorzüglicher geſchienen hat, als die hier gegebene in Proſa. Jene iſt zarter, inniger, wunder- und geheimnißvoller, und dürfte vielleicht vor allen in alten Drucken oder Handſchriften in franzöſiſcher Sprache vorhandenen Bearbeitungen deſſelben Stoffs, die wir noch nicht die Muße hatten in den pariſiſchen Bibliotheken zu unterſuchen, den Vorrang behaupten. Sie iſt ein unnachahmlich ſeelenvolles und bis in die kleinſten Theile hinein nach Einem großen Gedanken künſtleriſch ausgebildetes Werk. Indeſſen iſt die Vergleichung zweier Darſtellungen, deren Stoff und Grundfäden dieſelben, wo aber im Einzelnen alles anders geſtaltet und geordnet iſt, ſchon an ſich ſehr anziehend und lehrreich. Auch iſt die Erzählung unſers proſaiſchen Romans ſehr alt, denn Gottfried von Straßburg führt verſchiedentlich das darin Vorkommende als eine abweichende Ueberlieferung an, die er jedoch verwirft. Dieß ſetzt alſo ihr Alter, dem Inhalte, wenn auch nicht der gegenwärtigen Form nach, ſelbſt über den Minneſinger hinaus. Uebrigens iſt das Werk Gottfrieds von Straßburg und ſeines Fortſetzers in der müllerſchen Sammlung nicht nur wegen beibehaltener alter Schreibung und Mangel an Interpunktion den Ungelehrten vor der Hand nicht zugänglich, ſondern es iſt dermaßen fehlerhaft abgedruckt, daß wir uns ohne Bedenken anheiſchig machen, den Text ohne Vergleichung einer Handſchrift durch ein tauſend von ſelbſt einleuchtende Emendationen zu reinigen, wobei dann noch viele falſche Leſearten übrig bleiben würden, denen wir ohne Handſchrift nicht abzuhelfen wüßten. Leider iſt dieß mit den ſämmtlichen von Müller herausgegebenen altdeutſchen Gedichten der Fall. Wir laßen es dahin geſtellt ſein, ob die bodmerſchen Abſchriften ſchon eben ſo fehlerhaft waren (wodurch ſeine gründliche Sprachkenntniß ſehr verdächtig werden würde), oder ob Müller ſie mit einer ſo unverantwortlichen Nachläßigkeit abdrucken laßen.

Genug, der hier wieder abgedruckte proſaiſche Triſtan iſt vor der Hand der einzige den Ungelehrten zugängliche und genießbare; denn durch den Auszug des Grafen von Treſſan wird man die ächte Dichtung nimmermehr kennen lernen. Es iſt eine allzu günſtige

Vermuthung der Herausgeber, wenn ſie annehmen, er habe einen Druck von 1489. vor Augen gehabt, den Warton anführt. Nein, er hat ſich an das Neueſte und Schlechteſte gehalten. Das Buch, woraus er ſchöpft, iſt aus der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, führt ausdrücklich den Titel le nouveau Tristan, und kündigt ſich alſo ſchon als eine Umarbeitung an. Zum Ueberfluß ſagt der Verfaßer in ſeinem Vorbericht, er ſchreibe durch einen großen Herrn veranlaßt, der ſeine Kriegsthaten und Liebeshändel unter dieſer Verkleidung alter Namen vorgeſtellt zu ſehen wünſchte. Er hat alſo von dem Alten nur beibehalten, was ſich eben dieſem Zwecke fügte, und das neu Erſonnene wunderlich damit vermengt. Das Buch iſt in der dresdenſchen Bibliothek befindlich, von woher wir es lange in Händen gehabt haben.

Dieß Verfahren Treſſans wäre unglaublich, wenn man nicht wüßte, wie unkritiſch und ohne alle gründliche Gelehrſamkeit die Franzoſen bei Bekanntmachung ihrer einheimiſchen Alterthümer zu Werke zu gehen pflegen. Sie thun immer ſchön mit ihrem, wie ſie meinen, und wie es ſelbſt meint, unendlich geſchmackvollen Publikum; es iſt immer, als ob ſie ſich entſchuldigten: ‘Nehmt es doch ja nicht übel, daß wir euch mit dieſem einfältigen alten Zeuge behelligen; wir wißen, daß es Eurer nicht würdig iſt; wir wollen auch ſo leicht als möglich darüber hinhüpfen’. Eben ſo haben ſie es mit den fabliaux gemacht. Daß das Alte doch wirklich mehr werth ſein könnte, als ihre willkürlichen Verbrämungen, fällt ihnen nicht im Traume ein. Dennoch ſind dieſe neufranzöſiſchen Auszüge, wie die Herausgeber mit Recht bemerken, die Quelle unſerer neueren Rittergedichte geworden. Wielands Oberon und Alxingers Doolin ſind unſtreitig bloß aus dem Treſſan, ohne Bekanntſchaft mit den Originalen, geſchöpft.

Wir fanden in der jenaiſchen Bibliothek einen älteren Druck der franzöſiſchen Magelone in gothiſcher Schrift, als den, welchen Treſſan mitten unter den Reichthümern der pariſiſchen Bücherſäle anzuführen weiß, und machen vorläufig die Herausgeber aufmerkſam darauf, auf den Fall, daß die Reihe an dieſes beliebte liebliche Volksbuch kommen wird. Dieſes beiläufig.

Ein merkwürdiger Zug von der Anſicht, die unſre wackern Altvordern von ſittlicher Würde und Reinheit hatten, iſt es, daß der von Bribert die Fortſetzung des Triſtan einem jungen Fürſten zu Liebe unternahm, deſſen Erzieher oder wenigſtens Begleiter er war, wie es ſcheint. Er ſagt (wir emendieren im Abſchreiben) gleich im Eingange:

Daß aber ich dieſe Arbeit
Hab' meinem Sinne fürgeleit,
Das machet eines Herren Tugend;
Sein hoher Adel, ſein' edle Jugend
Es mir gebot und mich ſein bat.
Der Treuen Steig, der Zuchte Pfad
Hat er mit angebornen Tritten
Geebnet nach herrlichen Sitten u. ſ. w.

Dieſer junge Fürſt hieß Reymund von Luxemburg. Nach einer engen Sittenrichterei könnte dieſer Roman für anſtößig und verführeriſch erklärt werden. Denn Triſtans Liebesverſtändniß iſt nicht nur ein unerlaubtes, er begeht ſogar eine Untreue an ſeinem Könige durch Verführung ſeiner Gemahlin. Aber ein Verhängniß entſchuldigt ſeinen Fehltritt, ſein Unglück und Tod büßt ihn ab, und die zarteſten und edelſten ritterlichen Tugenden, deren Spiegel er iſt, ſind Fürbitter gegen jedes ſtrenge Gericht. Und ſo durfte Bribert, wenn er mit Recht von ſeinem Zöglinge rühmte:

Ja, rein iſt ſeines Herzens Grund,

dem jungen Gemüthe dieſes wehmüthig wollüſtige Bild auch ohne Bedenken vorhalten.

Der Name des 'Fierrabras' iſt uns Allen längſt durch den Cervantes bekannt, der mit ſeiner unvergleichlichen Heiterkeit erzählt, wie Don Quixote ſich unterſtand, den Balſam des mohriſchen Rieſen, der ihn unverwundbar machte, nachzubrauen, welches ſeinem Schildknappen ſo überaus übel bekam. Hieraus ſehen wir alſo, daß dieſer Roman ein bekanntes ſpaniſches Volksbuch war, wiewohl der Name des Helden und vieles Andre einen franzöſiſchen Urſprung verräth. Wir finden aber noch eine andre Hinweiſung auf dieſe Dichtung in der ſpaniſchen Litteratur. Der göttliche Calderon hat eines ſeiner glänzendſten phantaſtiſchen Schauſpiele, die Brücke von Mantible (jetzt im zweiten Bande des ſpaniſchen Theaters von A. W. Schlegel überſetzt), darauf gebaut. Der Abdruck des alten Romans gewinnt ein neues Intereſſe dadurch, daß wir ihn als Stoff mit der durchaus umbildenden Behandlung eines der gröſten romantiſchen Künſtler vergleichen können. Die Hauptzüge hat Calderon beibehalten: den Wunderbau der Brücke, die trotzigen Thaten des Fierrabras, ſeine Gefechte mit den fränkiſchen Rittern, ſelbſt wie der Schildknappe Guarin gegen Dank und Willen für ſeine Tapferkeit berühmt wird, die Liebe der Floripes zum Guido von Bourgogne, die Ermordung des Brutamonte durch ihre Hand, ihre Einſchließung und Aushungerung mit den übrigen Pairs von Frankreich in dem Thurm, endlich die Eroberung der Brücke und ihre Errettung durch einen großen Sieg. Aber wie hat Calderon, ohne Schaden der Keckheit, alle Spuren von Rohheit wie mit einem ätheriſchen Hauche abzuſtreifen, und bei der theatraliſchen Zuſammendrängung und unendlich vielen Auslaßungen die Dichtung dennoch zu bereichern und ihre Farben zu erhöhen gewußt! Dieſes ſei ohne Nachtheil des alten Romans geſagt, der in ſeiner Derbheit und bis zum Muthwillen trotzigen Kampfluſt höchſt lebendig, ergötzlich und unbewußter Weiſe drollig iſt. Alle Striche ſind ſcharf und entſchieden, alle Bewegungen gleichſam eckig und geſpreizt, wie in manchen alten Zeichnungen. Was geht über den phlegmatiſchen Uebermuth des Fierrabras, der ſich mit dem gegen ihn ſo kleinen und noch dazu verwundeten Olivier erſt gar nicht ſchlagen will! Das Uebermaß des Kraftgefühls macht ſich hie und da in allerlei Ungehörigkeiten Luft. Karls und ſeiner Ritter Verhältniß iſt nicht immer das feinſte, überall geht es handfeſt zu. Auch das Chriſtenthum iſt eine ritterliche Waffe, womit, bei aller Andacht vor dem Heilthum, nach Gelegenheit darein geſchlagen wird. Wer muß nicht lächeln, wenn der Herzog Naimas von Baiern zu Rolanden ſagt: ‘Laßet mich ſchaffen; mit der Hülfe Gottes und ſeiner Heiligen will ich ihm ſo viel Lügen ſagen, daß wir durchgelaßen werden’. Ueberhaupt kann man das Ganze als eine etwas nachdrückliche Heidenbekehrung betrachten. Das Heidenthum iſt ſehr gut begriffen, als eine mit ſich ſelbſt zufriedene und zur Schau getragene Beſtialität. Dieß geht in der Schilderung bis zur Verwegenheit, wie z. B. der alte Sultan Baland ſich durchaus nicht zur Taufe bequemen will, ſondern das Taufwaßer verunreinigt. Die Heiden mißhandeln ihren Gott Mahomet erbärmlich, ſo oft es ihnen nicht nach Wunſche geht, aber auch Karl hat heidniſche Anwandlungen, wenn er droht: ‘Ich ſchwere zu Gott, iſt es, daß Olivier von dieſem Heiden erſchlagen wird, ſo will ich im ganzen Frankreich weder Prieſter, Mönche, Klöſter, noch Kirchen nicht laßen, ſondern will alle Kirchen und Klauſen, Kreuze und Altäre, Mönche und Nonnen mit einander thun verbrennen.’ Eine artigere Vermiſchung des Heiligen und Lüſternen iſt es, wie die ſchöne Florives bei der Taufhandlung bis auf den Gürtel entkleidet wird, und nun eine überaus reizende Beſchreibung ihrer Schönheit folgt, wobei es heißt: ‘Sie war in allen ihren Gliedmaßen alſo wohl erſchaffen, daß ſie in vielen Herzen heimliche Liebe und Begierde erweckte; und inſonderheit der Kaiſer, wiewohl derſelbige alt war, doch ſo ward er ſelber zu etwas Gedanken durch ihre Schöne gereizt.’

Wir finden dasjenige ſehr treffend, was die Herausgeber über den Charakter der Romane von Karl dem Großen und ſeinen Pairs im Vergleich mit denen vom Artus und der Tafelrunde ſagen. Die zarteſte, feinſte Blüthe der Ritterſchaft iſt unſtreitig in den letzteren zu ſuchen. Jene ſind nicht weniger biderbe, aber ungezügelter in den Ausbrüchen der Leidenſchaft und derber in der ganzen Sinnesart. Doch wird ſich auch hierin eine Stufenfolge nachweiſen laßen. Je älter, je ernſter und gehaltner. In Turpins Chronik ſelbſt, die Fr. Schlegel ſeinen Romanzen zum Grunde gelegt, in den beiden von Schilter mitgetheilten Stücken in deutſchen Reimen iſt der Begriff des Märterthums im Sarazenen-Kriege vorwaltend; der Geſammt-Eindruck iſt elegiſch. Die ſpäteren Bearbeitungen werden immer fröhlicher, ausgelaßener, toller, ungefähr wie das Heldenbuch. Gewiſſermaßen geht dieß bis auf den Arioſt fort.

Alle dieſe Unterſchiede werden ſogar für die Geſchichte des Ritterthums höchſt merkwürdig, wenn man erwägen will, daß im ſtrengſten Sinne niemand etwas erdichten kann, und daß die Wirklichkeit zu allen Schöpfungen der Phantaſie, den weſentlichen Beſtandtheilen nach, erſt das Vorbild hat aufſtellen müßen.

Welch einen Abſtich macht hiegegen Pontus, ein Roman aus weit ſpäterer Zeit. Wir möchten ihn ſchwerlich über die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinausſetzen. Das kühne Wunderbare herrſcht nicht darin, die Erfindung iſt gering, dagegen aber die Geſinnung und Sitte ungemein zart und züchtig. Es iſt, wie es in

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10466/012

der ſpäteren Nachſchrift genannt wird, ‘eine ruhmreiche, ſchöne und fruchtbare Hiſtorie, voller Wunderwerke Gottes, Zucht, Scham, ritterlicher Thaten und höflicher Sitten’. Was uns dieſen Roman beſonders werth machen muß, iſt, daß er im fünfzehnten Jahrhundert von einer edlen Fürſtin, Eleonora, gebornen Prinzeſſin von Schottland, Gemahlin Erzherzogs Siegmund von Oeſterreich ins Deutſche übertragen worden. Dieſe fremde Fürſtin hatte ſich alſo unſerer Mutterſprache ſo bemächtigt, daß ſie für die damalige Zeit untadelich und zierlich ein Buch darin abfaßen konnte. Wie viele deutſchgeborne Fürſtinnen wären heutzutage wohl im Stande, das Gleiche zu leiſten, und wie ſollten ſie es auch bei der leidigen wälſchen Erziehung, die ſie meiſtens bekommen? Ueberhaupt hielt man damals dieſe jetzt ſo verſchmähten Romane in hohen Ehren. Die Meluſina hat Thüring von Ringoltingen aus Bern, wo wir nicht irren Schultheiß daſelbſt, um das Jahr 1470. ins Deutſche überſetzt, und vermuthlich iſt ſeine Arbeit der Text des noch jetzt verbreiteten Volksbuches. (S. über ihn und die Erzherzogin Eleonora Johannes **Müllers** Geſchichte der Schweiz IV. S. 274. und 554.)

Faſt möchten wir glauben, auch das Original des Pontus rühre von einer weiblichen Hand her; eine ſo große Zärtlichkeit für die Ehre der Frauen wird darin überall bewieſen, eine ſo ſtrenge Sittſamkeit beobachtet, und das Gefühl vor der leiſeſten Verletzung bewahrt, ſo daß die Liebe, ganz der Zucht unterthänig, kaum noch als eine Leidenſchaft auftreten darf, und ſich nur als die Huldigung des ganzen Lebens ſtätig und ſchweigend kund giebt. Das Buch trägt das romanenreiche Bretagne als ſein Vaterland an der Stirn; die Nennung ſo vieler franzöſiſchen Geſchlechter aus der dortigen und umliegenden Gegend ließe vielleicht die Zeit und den Anlaß der Entſtehung näher beſtimmen. Die ausländiſchen Namen der Städte, Länder, Perſonen und Geſchlechter haben in den alten Drucken die ſtärkſten Verfälſchungen erlitten. Theils erlaubte man ſich, ſie nach der Ausſprache anders zu ſchreiben, theils fielen dabei immer zunehmende Druckfehler vor, indem vermuthlich ſowohl Setzer, als Korrektoren ſich nichts Beſtimmtes dabei dachten. So heißt der Herzog von Bourgegne im alten Buch der Liebe verſchiedentlich Herzog von ‘Bemgotzne’, Luſignan Herr von ‘Leſingen’ u. ſ. w.

Die Herausgeber haben hierin ſchon Manches berichtigt, doch möchten wir ihre Konjektural-Kritik noch ferner in Anſpruch nehmen; und das hie und da Verſäumte würde ſich vielleicht in einem erklärenden Namenregiſter am Schluße mehrerer Bände am füglichſten nachbringen laßen. Zweimal finden wir z. B. einen ſeltſam entſtellten Namen; in der Einleitung S. LI. ‘die von ‘Amow’ und von Mayn’, und im Pontus S. 391. ‘gen ‘Avion’ und Maine’. Beide Male ſoll es ohne allen Zweifel heißen ‘Anjou’, und die Verfälſchung iſt aus der alten Schreibweiſe, wo die i, n und u ohne Unterſchied in einander laufen, leicht zu begreifen. Nicht immer iſt Gleichförmigkeit beobachtet. So heißt im Fierrabras der mohriſche König Sortibrant einmal ‘von Cunnieber’, ein andermal ‘von Conymbre’. Wir vermuthen, es iſt Coimbra gemeint. Wenn die Namen ſchon durch ein ihnen fremdes Medium gegangen ſind, ſo läßt man ſie billig ſo; z. B. im Pontus ‘Cornuaille’ und ‘Gallais’ für ‘Cornwallis’ und ‘Wales’, weil die Dichtung franzöſiſch iſt. Auch die ſchon hergebrachte Verdeutſchung der Namen hat ihren guten Grund. Allein wir ſehen nicht ein, warum die Herausgeber nicht ſtatt ‘Haitefüle’ ‘Hautefeuille’ hergeſtellt haben u. dgl. mehr. Jene Entſtellungen ſind doch immer ſtörend.

Die Geographie der Ritterromane, ſowohl die ganz fabelhafte, als die ſchon wirklich hiſtoriſche, bietet überhaupt große Schwierigkeiten dar. Die Herausgeber bemerken mit Recht, daß ‘Cologne’ in Gallizien, S. 272., Corunna iſt. Derſelbe Name kommt etwas verändert in Fierrabras vor, S. 146., ‘Kolonien’ in Gallizien. Aber was iſt das dicht dabei ſtehende ‘Reußen’? Was iſt das Königreich ‘Erwonys’, S. 391., das von Bretagne aus jenſeit des Meeres liegen ſoll? Iſt die Stadt ‘Regnuſa’ etwa Rennes? Der alte Name war Redones. Was iſt der Hafen ‘Dorbe’, ebenfalls in Bretagne? Was der Hafen ‘Antheni’ in England? Auf unſern Charten dürfte ſich dieß alles ſchwerlich finden.

Wenn wir vorhin verſicherten, daß dieſe Romane in der Form, wie ſie hier gegeben ſind, ſich ganz leicht wegleſen laßen, ſo war dieß nicht ſo gemeint, als ob nicht mancherlei ſchwierige Forſchungen darüber angeſtellt, und dabei viel Gelehrſamkeit und Kritik aufgewandt werden könnten. Doch, wie geſagt, für das, was uns von dieſer Seite zu wünſchen übrig bleibt, wird ein hiſtoriſches und geographiſches, ja auch mythologiſches Namenregiſter die bequemſte Form ſein.

Für das fernere Sammeln zu ihren Zwecken machen wir die Herausgeber auf die kurfürſtlich hannöveriſche Bibliothek aufmerkſam. Sie enthält nicht nur koſtbare Handſchriften, unter andern eine ſehr alte und ſchöne vom Titurel, ſondern auch viel Handſchriftliches und noch Ungenutztes von dem großen Forſcher unſrer geſchichtlichen und Sprach-Alterthümer, Leibnitz, und dem unter ihm arbeitenden Eccard. Wir erinnern uns, vor einem gedruckten alten Ritterroman den Verſuch einer hiſtoriſchen Deutung von Leibnitzens eigner Hand beigeſchrieben geſehen zu haben.

Dürfen wir den Herausgebern für die Fortſetzung einen Rath geben, ſo würden wir darauf antragen, unter den übrigen im alten Buch der Liebe enthaltenen Stücken folgende drei auszuſchließen: Theagenes und Chariklea, Flor und Blankeflor und den Ritter vom Thurn. Das erſte iſt dieſem Kreiße ganz fremd. Das zweite iſt eine Ueberſetzung vom Filocopo des Boccaz, welches wieder nichts anders iſt, als ein mißglückter Verſuch, die liebliche idylliſche Geſchichte von Floris und Blanſcheflur durch Mythologie, Rhetorik und antikes Koſtum zum heroiſchen Roman hinaufzuſchrauben. Es iſt das verfehlteſte unter allen proſaiſchen Werken des Boccaz, und wie dieſer große Künſtler in allen Dingen gründlich war, ſo iſt er auch hier im Verfehlen der ächten Darſtellungsweiſe wirklich ausgezeichnet. Der Ueberſetzer iſt mit ſo weniger Kenntniß zu Werke gegangen, daß er die Namen der Götter und alten Römer unverändert nach der italiäniſchen Umgeſtaltung aufgenommen hat, und alſo ſagt: der Abgott Marte, der weiſe Catone u. ſ. w. Von Floris und Blanſcheflur haben wir die meiſterliche Bearbeitung eines Minneſingers; die Herren Bruns und Eſchenburg haben uns mit einem kürzeren plattdeutſchen Gedicht über denſelben Gegenſtand bekannt gemacht. Sollte es nicht auch eine alte, nicht aus dem Boccaz geſchöpfte proſaiſche Bearbeitung geben? Der Ritter vom Thurn iſt kein Roman, ſondern ein Lehrbuch, aus allerlei, zum Theil bibliſchen Geſchichten beſtehend, die den Frauen zur Warnung und zum Beiſpiel dienen ſollen. Auch heißt es 'Spiegel der Tugenden und Ehrſamkeit der Weiber und Jungfrauen'. Das franzöſiſche Original, le chevalier de la Tour, iſt bekannt. Drei im Buch der Liebe enthaltene Stücke ſind noch gangbare Volksbücher: Oktavian, Magelone und Meluſine. Es empfehlen ſich alſo zunächſt zum Abdruck Ritter Galmy (von Pellegrin [Fouqué] in halb epiſcher, halb dramatiſcher Form erneuert); Camillus und Emilia; Gabriotto und Reinhart; Herzog Hervin; und Herr Wigoleis vom Rade. Außerdem giebt es noch viele nicht im Buch der Liebe, ſondern bloß in einzelnen Drucken vorhandene Romane, welche die Herausgeber ſchon aufzutreiben wißen werden, als Joſaphat und Barlaam, Hug der Schapler u. a. Der letztgenannte iſt eine fabelhafte Erzählung von der Erhebung des Hugo Capet zum Thron, woraus der berüchtigte Vers des Dante hergefloßen, über welchen Franz I. in ſo großen Zorn gerieth, da Hugo Capet ſagt:

> Fui figlio d'un beccajo di Parigi,

und welchen die Ausleger verkehrt gedeutet, weil ſie jene Ueberlieferung nicht kannten.

Die Volksromane bleiben billig für die Folge aufgeſpart, da bei ihrer allgemeinen Verbreitung wenigſtens ihr Untergang nicht zu beſorgen ſteht, wenn ſie gleich gar ſehr eine Reinigung des Textes bedürfen, und es auch den Genuß ihrer Leſung um ein Beträchtliches erhöhen wird, wenn man dieſe Büchlein, die man nur unter einer kümmerlichen, verwahrloſten äußern Geſtalt kennt, einmal ſauber und genau abgedruckt vor ſich ſehen wird. Sollte die Neigung des Publikums die Bemühungen der Herausgeber fortwährend unterſtützen, ſo dürfte dann wohl die Reihe an die alten Ueberſetzungen des Amadis und ſeiner Fortſetzungen kommen, welche in den ſpaniſchen Originalen theils den meiſten Leſern unzugänglich, theils auch ſehr ſelten geworden ſind. Freilich gehen dieſe Romane ſehr in die Breite. Die erſten vier Bücher ſind, wo wir nicht irren, in einem Foliobande vorhanden. Der Verfaßer dieſer Anzeige beſitzt das achte und neunte Buch des Amadis deutſch, deren jedes einen ſtarken Band in klein Oktav oder Duodez ausmacht, und, falls die Herausgeber ihren Plan ſo weit ausdehnen ſollten, wird er ſich ein Vergnügen daraus machen, ſein Exemplar zu dieſem Behufe herzuleihen. Der Amadis war wegen der Wohlredenheit ſo berühmt, daß damals die Reden und Briefe daraus unter dem Titel 'Schatzkammer der XXIV Bücher des Amadis aus

Frankreich' beſonders geſammelt worden. Ob dieſe Ueberſetzungen unmittelbar nach dem ſpaniſchen Original, oder nach der franzöſiſchen Ueberſetzung gearbeitet ſind, wird ſich ausmitteln laßen. Die ſpaniſche Sprache war doch unter Karl V. ziemlich in Deutſchland verbreitet.

Ein Grund, warum es allen Verehrern der vaterländiſchen Denkmäler um ſo angelegener ſein muß, ſolche Unternehmungen, wie das gegenwärtige, zu unterſtützen, liegt in den Zeitumſtänden. Man muß eilen, das noch Vorhandene durch neue Abdrücke zu retten, ſonſt möchte es zu ſpät ſein. Durch die Einziehung der Klöſter und andre Beſitzveränderungen, welche dieſes Zeitalter, wo alle bis jetzt beſtandenen Einrichtungen eingeſtürzt oder in ihren Grundfeſten erſchüttert ſind, herbeigeführt, wird dasjenige, was Jahrhunderte lang in Bücherſammlungen ſorgfältig verwahrt worden, zerſtreut und verſplittert, oder gar ins Ausland entführt, wie es ja noch neulich den Schätzen der wolfenbüttelſchen Bibliothek ergangen iſt. Schon in Folge des unſeligen dreißigjährigen Krieges kam der maneſſiſche Codex der Minneſinger nach Paris und über hundert andre in den Vatikan, wo ſie für immer ungenutzt verborgen hätten liegen mögen, wenn der Eifer deutſcher Gelehrten ſie nicht aufgeſpürt hätte. Denn die auswärtigen Litteratoren, welche ſich mit ſolchen Erwerbniſſen brüſten wollen, da ſie nicht einmal das heutige Deutſch, geſchweige denn Altdeutſch verſtehen, gemahnen einen gerade wie Harlekin im Luſtſpiel, der einen Brief entwendet, und ſich hinterdrein beſinnt, daß er nicht leſen kann.

Den Leſern, welche ſich noch nicht mit den Ueberreſten der romantiſchen Vorzeit beſchäftigt haben, und ihren Sinn für deren Verſtändniß und Genuß zu wecken wünſchen, empfehlen wir, nebſt der Einleitung der Herausgeber, die geiſtreiche Schrift des Hrn. Prof. Görres über die deutſchen Volksbücher, welche in dieſen Blättern vom Verfaßer ſelbſt, alſo nur mit Berichtigung einiger eingeſchlichenen Verſehen, und nicht mit dem gebührenden Lobe, angezeigt worden iſt. Ueber manches Einzelne kann man anderer Meinung ſein; im Ganzen iſt die Anſicht ächt und eindringend, und an ſeiner beſeelten Schreibart beſitzt der Verf. eine Fülle von Zauberformeln, um die in jenen Dichtungen lebende Phantaſie wieder aus ihrem Grabe heraufzubannen. Hrn. von der Hagen und

Hrn. Dr. Büſching aber möchten wir durch dieſe wohlgemeinte Anzeige nachdrücklichſt auffordern, ſich doch ja nicht abſchrecken zu laßen, ſondern auf der Bahn eines Goldaſt, Opiz, Leibnitz, Eccard, Schilter, Scherz, Oberlin und ſo mancher andern noch lebenden vortrefflichen Männer wacker fortzugehen.

Ludovico Arioſto's Raſender Roland, überſetzt von J. D. Gries. Jena 1804...1808. IV Theile.

Es iſt eben ſo erſtaunenswürdig als erfreulich, zu ſehen, wie ſehr unſere Sprache in einem kurzen Zeitraume durch vielſeitige Bearbeitung an Gewandtheit für die Kunſt des Versbaues überhaupt, und insbeſondere für die Kunſt der poetiſchen Ueberſetzungen gewonnen hat. Was vor einer nicht ſehr beträchtlichen Anzahl von Jahren noch für unmöglich galt, wird jetzt mit Erfolg, ja mit anſcheinender Leichtigkeit geleiſtet. In den ſiebziger Jahren wurde im Teutſchen Merkur der erſte Geſang des raſenden Roland von Werthes in ächten Oktaven mitgetheilt. Wieland fand dieß ein mißliches Unternehmen, das ſchwerlich durchzuführen ſein möchte, und äußerte dabei, die freie Versart des neuen Amadis in längeren und kürzeren Jamben mit untermiſchten Anapäſten würde wohl die paſſendſte für eine Ueberſetzung des Arioſt ſein.

Dieſen Rath hat Schmitt bei Uebertragung des geraubten Eimers in gewiſſem Grade befolgt: allein die Kenner der italiäniſchen Poeſie werden darin gewiß nicht eine dem Original entſprechende Form erkennen. Werthes ließ ſich nicht abſchrecken, und gab wirklich einen Band ſeines Arioſt heraus. Er ließ es jedoch bei den erſten acht Geſängen bewenden, und in der That ſind die Aufopferungen, welche ihm das Versmaß auflegte, ſo beſchaffen, der ſichtbare Zwang und die Härten ſind ſo groß, daß man die unterbliebene Fortſetzung nicht ſehr bedauern darf. Der Verf. dieſer Anzeige lieferte im Athenäum (B. 2. H. 2.*)) den eilften Geſang ebenfalls in Oktaven; er lernte bei dieſer Gelegenheit die Schwierigkeiten der Unternehmung kennen, und es war nicht ſeine Abſicht weiter zu gehn. Gries, der ſich ſchon durch ſeine unter eben ſo ſtrengen Geſetzen vollführte Ueberſetzung des befreiten Jeruſalems vielen Beifall erworben, hat zuerſt mit dem Talent die Beharrlichkeit vereinigt, welche dazu gehört, ſich durch Arioſts ſechs und vierzig lange und nicht immer gleich anziehende Geſänge durchzuarbeiten, und jetzt zum erſtenmal beſitzen wir reizenden Dichtungen des Meiſter Ludwig in einer ihrer nicht unwürdigen Geſtalt, und können ſie mit einem großen Theil des Genußes, welchen das Original gewährt, in unſerer Sprache leſen. Wer in ſolchen Fällen das Ganze im rechten Sinne vollendet, dem wird billig der Kranz gereicht. Das Werk ſteht einmal da, und hält ſich ſelbſt. Sollte auch im Einzelnen noch nachzuhelfen ſein, ſollte auch Arioſt in manchen Stücken wegen der Natur ſeiner Sprache und ſeiner darin einheimiſchen Kunſt immer unnachahmlich bleiben, ſo iſt doch die Hauptſchwierigkeit überwunden.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſein, die Litteratur der bisherigen deutſchen Ueberſetzungen des Arioſt in Erinnerung zu bringen. Die älteſte, wo wir nicht irren, war von Dietrich von dem Werder (auch Ueberſetzer des Taſſo) einem Zeitgenoßen und Freunde Opizens: ſie iſt in Stanzen, geht aber nur bis zum dreißigſten Geſange. Wir haben dieſes ziemlich ſelten gewordene Buch nicht vor uns, um ſagen zu können, wie ſchätzbar die Arbeit für die damalige Zeit war, und ob Gries irgend etwas davon hat benutzen können, und benutzt hat. Späterhin kam, wie es ſcheint, Arioſt den Deutſchen gänzlich aus der Kunde, beſonders in der gottſchediſchen Periode, vermuthlich wohl, weil ſein Werk nicht für eine regelrechte Epopöe galt. Dieß hat uns vor einer Ueberſetzung oder Umkleidung desſelben in Alexandrinern bewahrt, wie ſie damals vom Taſſo gefertigt worden. Die erſten Nachrichten vom raſenden Roland, wie von einer neu entdeckten Inſel, gab vor etwa fünfzig Jahren Meinhard. Von dem kläglichen Zuſtande des Studiums der italiäniſchen Poeſie und der Kunſt dichteriſcher Nachbildung und vieler andern Dinge in jener Zeit zeugt es, daß Leſſing dieſe dürftige Kompilation aus den italiäniſchen Litteratoren, dieſe Ueberſetzungen in ſchleppender Proſa, mit wäßerichten Auszügen und Nutzanwendungen verbrämt, anpreiſen konnte. Eine Anzahl Jahre ſpäter traten zwei proſaiſche Ueberſetzer auf, Heinſe mit großem Aufheben von der Wichtigkeit ſeines Unternehmens, und Mauvillon. Der letzte warf jenem vor, nicht einmal den Sinn ſeines Originals gefaßt zu haben. Auch über den Namen des Gedichtes konnten ſie nicht einig werden: der eine behauptete, es müße 'der wüthende Roland' heißen. Unſtreitig iſt aber 'der raſende Roland' richtiger, denn Rolands Wuth wird nur als eine Folge ſeines Wahnſinnes vorgeſtellt. Es verlohnt jetzt nicht der Mühe, auszumitteln, wer von beiden es weniger ſchlecht gemacht: wir verſtehen den Arioſt hinlänglich, um keiner Ausleger zu bedürfen, und heut zu Tage wird wohl niemand dieſes Gedicht, von der unentbehrlichen Zier der Verſe und Reime entkleidet, für genießbar halten. Der ungefähr gleichzeitige

---

*) [S. A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 93. ff.]

Verſuch von Werthes wurde ſchon oben erwähnt. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienen fünfzehn Geſänge des Arioſt von einem gewiſſen Lütkemüller in reimloſe Jamben überſetzt. Dieß war noch das Verfehlteſte von Allem, wie es damals der Verf. dieſer Anzeige in der Jenaiſchen allg. Lit.-Zeitung dargethan hat.*) Hr. Gries hat alſo alle ſeine Vorgänger ohne Widerſpruch unermeßlich weit hinter ſich gelaßen.

Der Grundſatz iſt jetzt anerkannt, daß jedes Gedicht in ſeiner eigenen metriſchen Form, oder wenigſtens einer ihm ſo nahe verwandten, als die Natur der Sprache es nur irgend erlaubt, übertragen werden muß. Allein über den Grad der Annäherung im Silbenmaß, welcher ohne Gewaltthätigkeit gegen die Sprache möglich iſt, finden verſchiedene Meinungen ſtatt. Wir geſtehen es, wir ſind überall, ſowohl bei Nachbildungen aus den alten als neueren Sprachen, für die ſtrenge Obſervanz. Was die Einführung der italiäniſchen Oktave im Deutſchen betrifft, ſo wollen wir ebenfalls auf das Geſchichtliche zurückgehen. Wieland erklärte ſie bei der erſten Ausgabe des Idris nach der ganzen Strenge ihrer Regeln für unausführbar, und hatte ſich die willkürliche Stellung der dreifachen Reime und den Gebrauch der Alexandriner und vierfüßigen Jamben vorbehalten. Nachher wählte er zum Oberon eine noch zwangloſere Versart: es war eigentlich weder eine Stanze, noch überhaupt eine Strophe, indem der Begriff der geordneten Wiederkehr ganz wegfiel, ſondern bloß ein Abſchnitt von acht beliebig gereimten freien jambiſchen Zeilen. Auch dieß fand viele Nachahmer. Die älteſten ächten deutſchen

---

*) [S. oben die Rec. aus der A. L. Z. 1799. Nr. 136.]

Oktaven ſind, wo wir nicht irren, einige von Harsdöfer in ſeiner Ueberſetzung der Diana. In denen von Dietrich von dem Werder iſt die Reimſtellung beobachtet, aber aus den eilfſilbigen Verſen ſind Alexandriner geworden. Heinſe gab als Anhang zu ſeiner nun verſchollenen Laidion ein Bruchſtück eines Gedichts in Oktaven; jedoch zuerſt lehrte uns Goethe in zwei herrlichen Gedichten, Zueignung und die Geheimniſſe den ſüdlichen Wohllaut und die wahre Bedeutung dieſes Silbenmaßes kennen, und nun erſt faßte es Wurzel in unſerer Sprache. Viele vortreffliche Dichter ſind ihm darin nachgefolgt, und die ehemals für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeit iſt dermaßen beſeitigt worden, daß wir nebſt vielen wohllautenden, gedrängten, ſchwungvollen Stanzen in eigenen Gedichten und Nachbildungen auch eine wahre Sündflut von eintönigen, ſchleppenden, nachläßig hingeſchütteten erhalten haben. Man iſt darüber einverſtanden, daß die ſchöne Anordnung der Reime und die gleiche Länge der Zeilen der Versart weſentlich ſei; nur in Abſicht auf den Gebrauch der männlichen und weiblichen Reime weicht man von einander ab. Einige ziehen die Stanze mit fünf weiblichen Reimen vor, und zu dieſen gehört Gries; Andere unterwerfen ſich dabei gar keiner Regel;. noch Andere haben, beſonders in Nachbildung der ſpaniſchen und italiäniſchen Dichter, ſich lauter weiblicher Reime bedient, worin ihnen ſchon Goethe in einigen Strophen der erwähnten Gedichte mit ſeinem Beiſpiele vorgegangen iſt. Es läßt ſich leicht nachweiſen, daß die Regel des unverbrüchlichen Wechſels der männlichen und weiblichen Reime erſt in Opizens Zeitalter aus Nachahmung der franzöſiſchen und holländiſchen Dichter eingeführt worden iſt: die Minneſänger achten ſelbſt bei dem künſtlichſten Strophenbau nicht darauf. Volksmäßige Liederweiſen mit lauter männlichen Reimen ſind längſt unter uns üblich geweſen. Ueberhaupt kommen die von den Franzoſen ohne Rückſicht auf die verſchiedene Natur der beiden Sprachen angenommenen Regeln immer mehr in Abgang. Zu Gottſcheds Zeit hielt man ſtrenge auf die Vermeidung des Hiatus; ſeitdem hat man eingeſehen, daß dieſe Sorgfalt, in demſelben Umfange angewandt, wie in den franzöſiſchen Verſen, in unſerer Sprache einestheils überflüßig, anderntheils unmöglich iſt. Bürger hielt noch auf Beobachtung des Abſchnittes nach der vierten Silbe in den fünffüßigen gereimten Jamben; die Oktaven ſeiner angefangenen Erzählung Bellin ſind durchgängig ſo gearbeitet. Im Franzöſiſchen kann der zehnſilbige Vers dieſer eintönigen Gebundenheit nicht entbehren, wenn er hörbar bleiben ſoll. Unſere in andern Stücken weit mehr geordneten Jamben laden uns zur freieſten Mannichfaltigkeit der Abſchnitte ein. Es wäre ſeltſam, wenn wir die Geſetze des Wohlklanges von der unter allen anerkanntermaßen am wenigſten muſikaliſchen Sprache erlernen müßten. Seit einiger Zeit neigt man ſich in gereimten Gedichten, nebſt Wiederbelebung der alten einheimiſchen, zu den italiäniſchen und ſpaniſchen Weiſen hin. Was hierin geleiſtet worden, iſt freilich noch zu neu, als daß er die Probe der Zeit ſchon beſtanden haben ſollte: indeſſen ſcheint es von den Leſern, welche ſich unbefangen den Eindrücken überlaßen, ohne zu fragen, durch welche Mittel das ihnen verſchaffte Vergnügen zuwege gebracht worden, nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen zu werden. Wie es zu gehen pflegt, ſind auch Gegner der Neuerung aufgetreten; die Sonette, Terzinen, Decimen u. ſ. w. haben ſich einen ordentlich perſönlichen Haß einiger Kritiker zugezogen. Wir fürchten, daß dieſe unſchuldigen Gedichtformen für ihre Verfaßer und Einführer im Deutſchen büßen müßen. In einer weitſchweifigen Abhandlung, angeblich über Bürgers Sonette, hat *) man uns unlängſt dargethan, daß von je viel ſchlechte Sonette geſchrieben worden ſeien, was wir freilich längſt wußten. Dieß Argument iſt mit dem einfachen logiſchen Schluß zurückzuweiſen, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Welches Silbenmaß, vom Hexameter an, könnte beſtehen, wenn es für alle ſteifen und hölzernen, oder ſchwachen und ſchleppenden Ausfüllungen verantwortlich ſein ſollte? Der verſtorbene Fernow hat ſich in einer Abhandlung ‘über die Nachahmung des italiäniſchen Verſes in der deutſchen Poeſie’ in der Zeitſchrift ‘Prometheus’ mit viel übler Laune gegen die neuere Weiſe aufgelehnt. Er erklärt alle bisher in lauter weiblichen Reimen abgefaßten Ueberſetzungen aus den ſüdlichen Sprachen für ungenießbar. Dieß iſt ein harter Ausſpruch von einem Grammatiker, der ſelbſt nie etwas Erſprießliches für den deutſchen Versbau ans Licht gefördert hat. Sollte einer ganzen Dichterſchule (ſo dürfen wir es nennen), in welcher ſich unleugbar ausgezeichnete Talente finden, nicht auch eine Stimme darüber zuſtehn, was dem deutſchen Ohr gefällig ſein kann oder nicht? Es gilt wenigſtens den Verſuch, ob nicht etwa bloß eine entgegengeſetzte Gewöhnung bisher für manche wirkliche Schönheiten in der Art zu reimen unempfänglich gemacht habe. Ueber das Genießbare wird der Geſchmack des deutſchen Publikums auf die Dauer entſcheiden. Uebrigens ſind Fernows Anmerkungen leicht zu berichtigen. Der italiäniſche Vers ſoll und kann nicht ohne alle Veränderung im Deutſchen nachgebildet werden. Er hat

---

*) [Voß in der Jen. A. L. Z. 1808. Nr. 128. ff.]

in der freien Accentuation und der häufigen Eliſion der Vokale, die in der Silbenzählung nicht mitgerechnet, aber dennoch ausgeſprochen werden (eine Weiſe, welche auch die Griechen in ihren Schauſpielen gehabt zu haben ſcheinen), Mittel der Mannichfaltigkeit, die uns abgehen. Wer indeſſen die beſten Vorleſer in Italien gehört hat, wird wißen, daß dieſe ſcheinbare Mannichfaltigkeit ſich für das Ohr in einer ziemlich eintönigen Melodie verliert. Ein ungefährer Wechſel der Längen und Kürzen oder betonten und unbetonten Silben iſt unſerer Sprache nach ihrem ganzen Bau natürlich, und war von jeher, wie die älteſten dichteriſchen Denkmäler ausweiſen, volksmäßige Sitte. Deswegen mußte auch Rudolf Weckherlins, wiewohl geiſtreicher, Verſuch, unſern Alexandriner nach den Freiheiten des franzöſiſchen zu bilden, ohne Folge bleiben. Unſer beſtimmterer Jambe findet eben wegen ſeiner Beſtimmtheit in geringeren Abweichungen eine ergiebige Quelle des Wechſels, wie es unſere beſten Dichter durch die That gelehrt haben. Was die ununterbrochenen weiblichen Reime betrifft, ſo ſollen ſie nach der Behauptung einiger Kritiker dem deutſchen Verſe außer einer unerträglichen Eintönigkeit auch eine zerfloßene Weichlichkeit geben. Unſere Sprache hat ſich weniger vor dieſem Fehler, als vor abſtoßender Härte zu hüten: der ſtarke Knochenbau wird immer durchſcheinen, wenn er auch mit fließenden Umrißen bekleidet wird. Es iſt wahr, wir haben den Vortheil der tönenden offnen Vokale in den weiblichen Endungen, den das Italiäniſche beſitzt, längſt verloren; die tonloſe Silbe nach der betonten hat meiſtens nur ein E, und unſere meiſten weiblichen Reime gehen auf ‘en’ aus. Klopſtock lobte dieſe Endung wegen ihrer Gelindigkeit als ein Milderungsmittel des deutſchen Klanges. Nicht zu erwähnen, daß wir doch einige, wiewohl ſeltnere, weibliche Reime mit andern Vokalen in der zweiten Silbe haben (z. B. die auf ung und ig), welche wir durch Zuſammenſetzung des Reimes aus zwei Wörtern noch beträchtlich vermehren können, gewährt uns die Verſchiedenheit der Schlußkonſonanten (z. B. et, er, ert, ern, el, elt, eln, es, ens u. a.) Mittel genug, die verſchlungenen weiblichen Reime ſo ſehr gegen einander abſtechen zu laßen, als wir wollen. Jedoch iſt dieß keinesweges immer erforderlich, und es läßt ſich zeigen, daß die gröſten ſüdlichen Verskünſtler oft mit Abſicht das Gegentheil gethan. (So wechſeln in einem Sonette des Petrarca die Reime alli und elli; in den ſpaniſchen Dichtern häufig aros und eros.) Für den durchgängigen Gebrauch der weiblichen Reime in Nachbildung des Italiäniſchen ſpricht das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, welche ungefähr eben ſo reich an männlichen Reimen ſind als wir, und dennoch bei Aufnahme der italiäniſchen Silbenmaße, und für dieſe, die italiäniſche Weiſe zu reimen mit Glück eingeführt haben. Der weibliche Reim iſt an ſich der ſchönſte (wir müßten zu tief in die Geſetze des Wohllautes eingehen, um den Beweis hier zu liefern); er läßt ſich gar wohl ohne Zwang herbeiführen; es kommt alſo nur darauf an, die anderweitigen Nachtheile dagegen zu erwägen.

Die Abſicht iſt gar nicht, irgend eine ſchon übliche Vers- oder Reimart zu verwerfen. Wir glauben vielmehr, daß eine Poeſie wie die unſrige, die bei der Entladung von willkürlichem Regelzwange nach dem bedeutſamſtem und kunſtreichſten Ausdrucke für jede Eigenthümlichkeit ſtrebt, nie einen allzugroßen Ueberfluß an Formen haben könne. Auch die an ſich weniger ſchönen wird der rechte Künſtler ſchon zu geſchickten Werkzeugen der Darſtellung zu machen wißen.

Wir können uns nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit den Wunſch zu äußern, daß den Bedürfniſſen der poetiſchen Technik durch gründliche Schriften darüber abgeholfen werden möchte. Die Deutſchen ſind ſehr bei der Hand mit ſpitzfindigen philoſophiſchen Theorien über die ſchönen Künſte, woraus der Künſtler ſich nicht das Geringſte nehmen kann. Wie übel es abläuft, wenn man nach ſolchen hohlen Allgemeinbegriffen Kunſtwerke zuſammenſetzen will, haben wir leider erlebt. In den praktiſch brauchbaren Theorien ſtehen wir ſehr gegen andre Nationen zurück, und unſre Grammatiker, ſolche ausgenommen, die ſelbſt Dichter waren, haben ſich jetzt nur*) um die Ausbildung der Dichtkunſt verdient gemacht.

Für die eigentliche Proſodie, oder die Entwickelung der Geſetze der Längen und Kürzen in unſrer Sprache iſt durch die Schriften von Klopſtock, Moriz und Voß hinlänglich geſorgt, wenn ſie ſchon nicht immer unter einandee einig ſind. Dagegen fehlt es an einem Werk über die Behandlung der alten Silbenmaße im Deutſchen, über den Grad der Strenge und Genauigkeit, über die nothwendigen, anzurathenden und zu vermeidenden Veränderungen, womit ſie im Deutſchen nachzuahmen ſind. Hiebei müßte man freilich auf die Quelle zurückgehn: auf das ganze Syſtem der alten Metrik, und auf die verſchiedne Behandlung derſelben Versarten bei den Griechen und Römern, welche letztere uns ſchon zum Beiſpiele dienen kann, wie die Natur der Sprache hier einwirkt. Vor allen Dingen müßte man ſich hiebei hüten, nicht mit Hitanſetzung der gültigen Auctorität der alten Grammatiker Alles unter eine auf kantiſchen Kategorien erbaute Theorie zu zwängen.

---

*) [nur? 'nicht' oder 'nie'.]

Ferner wären die Grundſätze der deutſchen Accentuation in Bezug auf die gereimten Versarten zu entwickeln. Sowohl die einheimiſchen Reimweiſen und Strophen, als die andrer Völker, welche am meiſten Einfluß auf unſre Poeſie haben, der Engländer, Italiäner und Spanier, auch der Franzoſen, wären zu erörtern. Aus älteren Zeiten haben wir verſchiedene Verſuche hiezu, von Opiz, Philipp von Zeſen u. A., woraus wohl noch Manches zu benutzen ſtände. Die Hauptſache wäre, in das Weſen und die Bedeutung ſowohl der älteren als neueren Formen einzudringen, und darnach den Kreiß ihrer Anwendbarkeit zu beſtimmen. Denn hierüber tappen ſowohl die ausübenden Liebhaber, als die Beurtheiler häufig gar ſehr in Dunkeln, und laßen ſich durch mißverſtandne Beiſpiele oder zufällige Antriebe leiten. Tauſende ſchwatzen z. B. über das Sonett, oder ſchreiben auch wohl Sonette, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was es iſt und ſein ſoll. Diejenigen, welche behaupten, daß es gar nichts bedeute, und alſo im Grunde eine mühſelige Fratze ſei, ſollten doch über die Erfahrung ſtutzig werden, daß ſich dieſe Form ſeit Jahrhunderten ſo unveränderlich feſtgeſetzt hat, ohne daß Nationen, die ſonſt ziemlich gute Kenner des feineren Genußes ſind, deren überdrüßig geworden wären.

Endlich hätten wir ein gutes Reimwörterbuch nöthig. Manche Leſer wird dieß vielleicht lächerlich dünken; allein das Vorurtheil dagegen läuft eigentlich auf den alten Einwurf gegen den Reim überhaupt hinaus, daß er den Gedanken nöthige, den zufälligen Lauten der Wörter nachzulaufen, und ſich ihnen zu fügen, was ja ganz verkehrt ſei. Bei andern Nationen, namentlich bei den Italiänern, ſind Reimwörterbücher häufig im Gebrauch: warum ſollten wir uns dieſes Hülfsmittels ſchämen? Beſorgt man den ſchlechten

Reimereien dadurch Vorſchub zu thun? Dieß Uebel möchte ſchwerlich noch mehr überhand nehmen können, und es wäre gering, wenn ihm durch dergleichen Vorkehrungen zu ſteuern wäre. Selbſt für den Meiſter in der Verskunſt iſt es vortheilhaft, den ganzen Vorrath von Reimwörtern auf dieſelbe Endung mit Einem Blick zu überſehen, damit er nicht den Fund einer glücklichen Zeile aufgeben müße, weil ſein Gedächtniß ihm gerade nicht das entſprechende Wort darbietet. Das einzige Reimwörterbuch, ſo viel Rec. bekannt iſt, das wir haben, von Hübner, iſt beinahe unbrauchbar. Es iſt voll von oberflächlichen Provincialiſmen in den Ausdrücken und der Ausſprache, altfränkiſch in der Schreibung, höchſt unvollſtändig und dabei wegen der ungeſchickten Einrichtung weitſchweifig, indem der Verf. oft alle Redensarten, worin ein Wort vorkommen kann, mit aufführt. Indeſſen könnte es einem neuen Bearbeiter zur Grundlage dienen. Ein ſolcher müßte eben ſowohl auf die älteſten dichteriſchen Denkmäler unſrer Sprache zurückgehen, als die neueſten Dichter (die im Ganzen genommen in den Reimen weit genauer ſind, als die unſers vermeinten goldnen Zeitalters), ohne Parteilichkeit für oder gegen irgend eine Schule, ſorgfältig benutzen. Bei alterthümlichen, provinciellen, gewagten, mit poetiſcher Freiheit umgeformten, oder ſonſt nicht allgemein gültig ſcheinenden Wörtern wäre der Name des Dichters, der ſie gebraucht, anzumerken. Noch andre Zeichen könnten in aller Kürze die Brauchbarkeit der Ausdrücke in verſchiedenen Kreißen beſtimmen. In einer erſchöpfenden Abhandlung über die Reinheit, Schönheit und Bedeutſamkeit des Reimes im Deutſchen hat Bürger, der auch ein ſolches Wörterbuch für ein Bedürfniß hielt, eine recht gute Vorarbeit geliefert, die jedoch nicht von Einſeitigkeit und niederſächſiſchem Provincialiſm frei iſt.

Der allgemeine Geiſt dieſer Blätter, der bei der Beurtheilung eines einzelnen Buchs das allgemeinere Nützliche zur Sprache zu bringen erlaubt, hat uns zu dieſen eingeſchalteten Bemerkungen veranlaßt. Die vorhergehende Erörterung iſt unſerm Gegenſtande übrigens nicht fremd: denn die Grundſätze der Nachbildung italiäniſcher Poeſie, und der Punkt, bis zu welchem ſie bis jetzt gediehen, müßen beſtimmt werden, um das, was der Ueberſetzer des Arioſt geleiſtet, gehörig zu ſchätzen.

Den im Athenäum *) gethanen Vorſchlag, die Wahl der männlichen und weiblichen Reime frei zu laßen, hat Hr. Gries zu befolgen nicht für gut befunden, ſondern ſich durchgängig der Stanze mit fünf weiblichen Reimen bedient, und zwar ſo, daß unter den verſchlungenen ſechs Zeilen die mit weiblicher Endung voranſtehen. Bei den noch getheilten Meinungen wird ihm vielleicht die größere Hälfte der Leſer dieß Dank wißen; auf jeden Fall hat er ſich damit eine Schwierigkeit mehr aufgelegt. Doch können wir noch nicht von der damals geäußerten Ueberzeugung abgehn, daß eine größere Freiheit mancherlei Vortheile gewährt haben würde. Daß Arioſt ſelbſt einigemal männliche und gleitende Reime eingeſtreut, wollen wir nicht in Anſchlag bringen, weil es eine zu ſeltne Ausnahme iſt. (Rime tronche finden ſich C. XXV. St. 24.; sdrucciole verſchiedentlich.) Aber unleugbar hat Arioſt die Oktave im weiteſten Umfange genommen: er ſtimmt ſie herauf und herunter, je nachdem ſein Ton vertraulich, munter, oder heroiſch und prächtig iſt. Ganz anders iſt es mit Taſſo, einem mehr muſikaliſchen als charakteriſtiſchen Dichter, der ſich auch in Abſicht auf Sprache

---

*) II. 2. S. 278. [Werke Bd. IV. S. 124.]

und Versbau in einem weit enger begränzten Kreiße bewegt. Für die Uebertragung des befreiten Jeruſalems würden wir immer noch, trotz allem, was dawider eingewandt werden mag, zum ausſchließenden Gebrauch der weiblichen Reime rathen, welche der Oktave mehr Würde und Fülle geben. Im Arioſt läßt ſich überall eine gewiſſe anmuthige Grillenhaftigkeit ſpüren, ſeine Wirkung iſt oft Berechtigung des Unerwarteten. Durch die allzugeordnete Wiederkehr nimmt ſich der Ueberſetzer ein Mittel der Ueberraſchung, da ihm die Natur unſrer Sprache ſchon manche andre verſagt. Auch giebt jene Form der Oktave eine Hinneigung zum Lyriſchen. Durch den männlichen Schlußfall der zweiten, vierten und ſechsten Zeile zerfällt ſie beſtimmter in Doppelverſe, eine Eintheilung, die ſich meiſtens ganz natürlich einſtellt, die aber Arioſt oft geflißentlich zu unterbrechen ſucht.

Wie dem auch ſei, bei der einmal getroffnen Wahl hat der Ueberſetzer die faſt unermeßlichen Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit überwunden. Wir glaubten im Fortgange des Gedichtes noch eine bedeutende Zunahme an fertiger Meiſterſchaft wahrzunehmen, wie es bei einer ſo umfaßenden und ſorgſam ausgeführten Arbeit nicht anders zu erwarten ſteht. Die Ueberſetzung folgt dem Originale mit Genauigkeit Schritt vor Schritt, ſelten ſind ſprechende Züge weggeblieben. Der Ton des Arioſt iſt meiſtens richtig getroffen; auch da, wo es am ſchwerſten iſt: wenn er ſcherzt. Je bilderreicher und blühender die Schreibart eines Dichters iſt, deſto eher läßt ſich Eins mit dem Andern vertauſchen, und doch ein ähnlicher Eindruck hervorbringen. Arioſt iſt oft bis zur Trockenheit gediegen; ſeine Erzählung wird in ihrer ſummariſchen Kürze zuweilen gewiſſermaßen proſaiſch, und gerade ſolche undankbare Strophen mußten dem Ueberſetzer die meiſte Mühe machen. Wenn wir unſre weſentlichſte Ausſtellung an einem ſo lobenswerthen Ganzen in wenige Worte zuſammenfaſſen ſollten, ſo würden wir hier und da weniger Glätte und mehr Keckheit wünſchen.

Wir kommen auf das Einzelne. Daß ein Ueberſetzer wie Hr. Gries ſeinen Dichter vollkommen verſteht, braucht man nicht erſt zu verſichern. Nur um unſre Aufmerkſamkeit auf dieſe erſte Bedingung zu belegen, führen wir einige Stellen an, wo uns der Sinn der Worte nicht ganz getroffen ſcheint. Geſang I. Str. 59.:

Eilt nach dem Roß, ergreift es bei dem Zügel;

Die Worte e gli ripon la briglia ſollten gegeben ſein 'und legt ihm an die Zügel'; er hatte das Pferd vorhin abgezäumt. Geſ. I. Str. 77.:

Er liebt, begehrt ſie mehr noch wie ſein Leben;
Mehr wie der Falk den Kranich haßt ſie ihn.
L'odia e fugge ella, più che grù falcone.

Das Bild würde auf dieſe Art nicht paſſend ſein, denn Angelika floh den Rinaldo, und der Falk verfolgt den Kranich. Es ſollte heißen:

Mehr als den Falk der Kranich flieht ſie ihn.

Geſ. II. Str. 48.:

Wie ſie gekommen an des Schloßes Hallen,
Da wollte jeder nun den erſten Gang.
Gradaß erhielt's; war ihm das Looß gefallen,
Ließ Rüd'gers Achtung ihm vielleicht den Rang.
Pur' a Gradasso, ó fosse sorte, tocca,
O pur che non ne fe Ruggier più stima.

Die letzte Zeile heißt vielmehr 'oder vielleicht, weil Rüdiger nicht mehr darnach fragte'. — Geſ. VII. Str. 29., wo Rüdigers Entzückungen in Alcinens Armen geſchildert werden:

Nun reden ſie von ihrem Wonnebunde,
Und oft mit mehr als Einer Zung' im Munde.
Del gran piacer, ch' avean, lor dicer tocca;
Che spesso havean più d'una lingua in bocca.

Der Scherz in dieſen etwas freien Zeilen iſt verfehlt. Wir würden verſchlagen:

Von ihrer Luſt laßt ſie Bericht erſtatten,
Die mehr als Eine Zung' im Mund' oft hatten.

oder

Von ihrer Luſt, da fragt ſie ſelbſt um Kunde;
Sie hatten ja zwei Zungen oft im Munde.

In eben dieſer Strophe iſt 'der Seelen Blüthe' für soave fior de lo spirto etwas zu geiſtig; es ſollte heißen 'des Athems Blüthe'. — Geſ. X. Str. 86.:

Du kannſt des Herzogs Straffords Fahn' erkunden,
Wo frei der Vogel blickt zur Sonn' hinan;
Dove è l'augel, ch' al sol tien gli occhi franchi.

Dieß giebt eine falſche Vorſtellung, als ob der Herzog auch eine Sonne im Wappen geführt hätte. Der italiäniſche Vers iſt nichts anders als eine dichteriſche Umſchreibung des Adlers. — Geſ. XXIII. Str. 31. iſt ronzin durch 'Zelter' überſetzt, da es doch 'Klepper' bedeutet. — Geſ. XLVI. Str. 116.:

Die Lanze, die der Mohr im Laufe ſendet
Nach Rüd'gers Schild, läßt dieſen unverſehrt.
La lancia del pagan, che venne a corre
Lo scudo a mezzo, fe debole effetto.

Die Lanze des Heiden 'traf' den Schild in der Mitte. Vermuthlich hat die Aehnlichkeit des von cogliere abgekürzten Infinitivs corre, mit corre, der dritten Perſon des Präſens von correre, den Irrthum veranlaßt. Ein ähnliches Verſehen findet ſich Geſ. XXXVI. 46.:

Und ſchleudert ihr die Lanze nach dem Schilde.

Dieß giebt eine falſche und gegen das Koſtum ſtreitende Vorſtellung. Die Lanze war viel zu ſchwer, um ſie zu werfen, und wirkte immer durch den Stoß.

Eins der bedeutendſten Beiſpiele von der Wahl eines nicht recht paſſenden Ausdrucks iſt es, wenn im 24. Geſange der allegoriſche Ritter, der Rinalden von einem ebenfalls allegoriſchen Ungeheuer, der Eiferſucht, befreit, 'der Haß' genannt wird. Sdegno, auch in der Mehrzahl sdegni, gehört zu der Kunſtſprache der Liebe. 'Das Verſchmähn, die Verſchmähung' war hier nicht anzubringen weil die Perſonifikation ein Subſtantiv männlichen Geſchlechts erfordert. Indeſſen würde unſers Bedünkens 'der Unwille' oder 'der Trotz' beträchtlich näher kommen; wir ſchlagen daher folgende Leſeart vor:

Kund ſei dir, Reinold, Trotz ward ich geheißen,
Und kam, dein ſchmählich Joch nur zu zerreißen.

Wir geben noch einige Beiſpiele von Stellen, wo ein etwas verfehlter Ausdruck oder ein ausgelaßner Zug den Sinn des Originals verdunkelt. Geſ. I. Str. 11. heißt es von Rinald:

Und lief geſchwinder durch des Waldes Weite,
Als nach dem Ziel der Bauer halb enthüllt.
E più leggier correa per la foresta,
Ch' al pallio rosso il villan mezzo ignudo.

'Halb enthüllt' für 'halb nackt' würde eher für eine überraſchte Schöne paſſen, als für einen Bauerkerl, der das Obertheil ſeiner Bekleidung abgelegt, um ſchneller zu laufen. 'Das rothe Tuch' iſt freilich auch das Ziel, aber zugleich der Kampfpreis. Es durfte durchaus nicht wegbleiben, um zu bezeichnen, daß der Dichter von einem volksmäßigen Spiele redet. Der geſchickte Ueberſetzer wird am beſten wißen, wie es hineinzubringen wäre. Es iſt für das poetiſche Ueberſetzen überhaupt eine nützliche Vorſchrift, ſich bei jeder Stelle gleich anfangs klar zu machen, was durchaus nicht aufgeopfert werden darf, hierauf zu beſtehen, und das Uebrige ſich darnach fügen zu laßen, ſo gut es gehen will. Läßt man ſich, um Nichts ganz einzubüßen, von Allem ein Weniges abdingen, ſo dürfte, unter dem Scheine größerer Genauigkeit, leicht der Charakter verloren gehen. Geſ. VII. Str. 12. in der Beſchreibung der Schönheit Alcinens heißt es:

Quindi il naso per mezzo il viso scende,
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Gries überſetzt:

Von dieſen ſenkt die Naſe ſich hernieder,
Und nichts an ihr wär' auch dem Neid zuwider.

Dem Neide möchte es gerade am allermeiſten zuwider ſein, eine untadeliche Schönheit zu erblicken. Wir ſchlagen vor:

Die Naſe ſenkt ſich mitten im Geſichte,
An der des Neides Tadel wird zu nichte.

Von eben dieſer Alcine heißt es, da Rüdiger ſie in ihrer wahren häßlichen Geſtalt ſieht, Geſ. VII. Str. 73.:

Sechs Spannen lang iſt ihres Körpers Hülle,

was man nicht anders als von einem zu kurzen Gewande verſtehen kann. Es müßte wenigſtens heißen ‘ihre Leibeshülle’. Aber dieſer Ausdruck, die irdiſche oder körperliche Hülle, wird nur im Gegenſatz mit der innewohnenden Seele gebraucht, und iſt dieſer Stelle ganz fremd. Geſ. XXXVI. Str. 91. wird beſchrieben, wie Druſillens Kammerfrau von ihrem treuloſen Beſchützer dem Marganor gefangen zugeſchickt wird.

Er hatte ſie, ſo wie man's mit den Waaren
Zu machen pflegt, nach Koſtnitz ihm geſandt,
In einem Kaſten ließ er ſie verwahren,
Nachdem man ſie mit Stricken feſt umwand.

Hier zerſtört der ausgelaßene Zug ‘sopra un somier’ das ganze Bild, man hatte die arme Gefangene in einem Kaſten quer ‘auf ein Maulthier’ gelegt, auf die Weiſe wie man Kiſten und Ballen mit Waaren in bergigen Gegenden fortſchafft. Geſ. XXXVIII. Str. 12.:

Der du von Indien zum tirynth'ſchen Schlunde u. ſ. w.

Wie viele Leſer werden wohl errathen, daß hier von der Meerenge bei Gibraltar die Rede iſt? Zuvörderſt iſt der Sinn dadurch verdunkelt, daß ſtatt des ‘indiſchen Meeres’, mar Indo, bloß Indien ſteht; ferner glauben wir nicht, daß ‘Schlund’ je von einem deutſchen Dichter für Meerenge gebraucht worden. Endlich iſt Tirynthius heros zwar bekannt genug. aber da der Ueberſetzer oft die gelehrteren mythologiſchen Ausdrücke, wo ſie eine Zeile des Originals ausmachen, mit den bekanntern vertauſcht, ſo wäre hier wohl der Ort geweſen, zu ſetzen:

Von Indiens Meeren bis zu Herkuls Enge.

Geſ. I. Str. 65.:

So wie der Pflüger nach vergangnem Wetter
Vom Boden ſich erhebt, — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Und nun den Baum ſieht ohne Kron' und Blätter,
Den er vordem von weitem ſchon entdeckt;

Unbedeutend erſcheint die Veränderung, daß hier für il pin im Allgemeinen der Baum geſetzt iſt, und doch geht das ganze Bild dadurch verloren. Denn es iſt eben das Eigenthümliche der italiäniſchen fruchtbaren Fichte, Pinie, daß ſie, ſei es von Natur oder durch künſtliche Behandlung, einen ſehr hohen Stamm treibt, der ſich erſt in einer ſchirmähnlichen Krone ausbreitet. Sie ragt daher oft beträchtlich über hohe Waldungen hervor, und zeichnet ſich, wenn ſie einzeln ſteht, von weitem am Horizont aus.

Manchmal iſt es ganz und gar nicht die Schuld des Ueberſetzers, wenn eine Anſpielung verloren geht. Wie der König der Lombardei die Untreue ſeiner Gemahlin mit einem Zwerge entdeckt, ſagt er zum Giocondo:

Was räthſt du, Freund, was willſt du, daß ich mache?
Che debbo far, che mi consigli, frate!

Jedem italiäniſchen Leſer, der einigermaßen in der einheimiſchen Poeſie bewandert iſt, muß hiebei die faſt gleichlautende erſte Zeile der Canzone Petrarcas nach Lauras Tode beifallen:

Che debb'io far, che mi consigli, amore!

und die Anwendung des Ausdrucks eines ſo geiſtigen und erhabnen Schmerzes auf dieſes lächerliche Unglück, iſt von unvergleichlicher Laune. Die Zeile von Michelangelo, Geſ. XXXIII., Str. 2.:

Michel, più che mortal, Angel divino,

welche, je nachdem man über dichteriſche Wortſpiele urtheilt, bewundert oder getadelt werden mag, ließ ſich freilich nicht genau nachbilden. Doch hätte wohl eine ſinnreichere Wendung genommen werden ſollen, um die Lücke nicht ſpüren zu laßen.

Und Michael, den Stein und Farben loben,
Der mehr als Engel, denn als Menſch erſchien.

ſtatt 'wiße ſie nicht zu ſagen', oder 'habe ſie nicht vernommen', iſt fremd und undeutlich. Geſ. IV. Str. 51.:

> Rinald ſtreicht auf dem Meere ſeit zwei Tagen,
> Getrieben von des Windes Ungewalt.

Im Original ſteht bloß 'vom Winde getrieben'; 'Gewalt' wäre alſo ſchon vollkommen genug. 'Ungewalt' iſt ohne gehörige Analogie gebildet, wiewohl der Vf. dabei vermuthlich 'Unthat' und 'Unzahl' im Sinne gehabt hat. In dieſen Wörtern iſt doch immer eine Art von Verneinung, und nicht bloß der Begriff der Verſtärkung. Geſ. XXXVII. Str. 49. 'der Liebe heißer Wahn', und Geſ. VII. Str. 74. 'auf raſchen Wegen', ſind unpaſſende Beiwörter. 'Gewähren' und 'verleihen' ſind zwei Lieblingsausdrücke des Vfs, die er dem Reime zu Lieb zuweilen in ſeltſamen und unſtatthaften Verbindungen gebraucht; z. B. 'ſich freie Bahn gewähren', 'einem einen Rath gewähren', 'ein Grab gewähren', 'ſich zum Raube gewähren'; 'der Sporn verleiht den Roſſen eine kurze Bahn', 'ſich ein Glück verleihn', 'einen Schimpf verleihn', 'den Tod verleihn' (wo es gar nicht begehrt wird), ja wir finden ſogar jemanden, 'dem Feigheit verliehen iſt'. Zu den befremdlichen Wendungen, die beſonders der Undeutlichkeit wegen zu vermeiden ſind, und eine Empfindung hinterlaßen, als ob der Satz nicht recht geendigt wäre, gehören manche harte Auslaßungen, und nicht bloß von Hülfswörtern. Geſ. IV. Str. 10.:

> Sie ſagte nur, was gut war, daß ſie's ſagte,
> Und ſchwieg von allem, was für ſie Gefahr.

Geſ. IV. Str. 50.:

> Wie er ſo hoch, daß ihn der Erdenleute
> Geſchärfter Blick als Pünktchen kaum erſpäht.

Geſ. VI. Str. 18.:

> Ihn trägt der Hippogryph mit ſolcher Eile,
> Dieß wunderbare Roß, das ihm verliehn.

Geſ. XII. Str. 61.:

> O hindre nicht die edelſten der Seelen,
> Die ie geformt in ewigen Ideen.

Geſ. XLIII. Str. 73.:

> Er übertraf, ſo bald er ſie erleſen,
> Was eiferſüchtig auf der Welt genannt.

In demſelben Geſ. Str. 194.:

> Graf Roland und die andern Ritter waren
> Nicht minder froh, daß ihm ſolch Heil verſchafft.

Dergleichen Beiſpiele ließen ſich noch viele anführen.

Wir haben es ſchon für eine der Hauptſchwierigkeiten bei Uebertragung des Arioſt anerkannt, daß es durchaus unſtatthaft iſt, wenn er mit dem beſtimmten, ſchlichten proſaiſchen Ausdruck auf dem Boden einhergeht, ihn in die Lüfte zu erheben, oder gar in Wolken und Nebel zu hüllen. Dieß iſt dem Ueberſetzer nicht eben häufig, aber doch hie und da begegnet. Wenn es in der Erzählung vom Giocondo, die einem Gaſtwirth in den Mund gelegt wird, vom König heißt, Str. 4.:

> Fu nella giovinezza sua si bello,

und dieß überſetzt wird:

> War, als er jung, von ſolchem Reiz umwoben,

ſo iſt dieſer Ausdruck überhaupt unſchicklich für männliche Schönheit, und hier fällt er vollends aus dem Tone. Eben ſo übel angebracht iſt der Schmuck Str. 35.:

> Erſt wie er merkt, daß keines Traumes Schleier
> Sein Aug' umhüllt, glaubt er, was er geſehn.

Giocondo iſt nicht etwa in einer dichteriſchen Träumerei begriffen, ſondern er belauſcht die Königin mit dem Zwerge, und kann ſich erſt nicht überzeugen, daß es wirklich, und kein Traum ſei. Str. 73.:

> Wir prüften Tauſend, all' im beſten Schimmer,
> Und fanden keine, die uns ſtrenge war.

Wenn man nicht das Original zu Hülfe nimmt, und ſieht, daß ‘all im beſten Schimmer’ ſo viel heißen ſoll als tutte belle, ſo wird man es unfehlbar auf ‘prüften’ beziehn, und es kann viel zu denken geben, wie man eine Schöne im beſten Schimmer prüft.

Dann reiſten ſie und wandten mit den Roſſen
Nicht, wie vorhin, ſich nach dem Abendſchein.
Poi montaro a cavallo, e il lor sentiero,
Ch'era a Ponente, volsero a Levante.

Der Abendſchein wird zwar durch das folgende 'gen Morgen' erklärt, aber der eigentliche Ausdruck iſt hier unentbehrlich. Freilich ſind alle dieſe Beiſpiele aus der ſcherzhaften Erzählung vom Giocondo genommen; in andern Theilen des Gedichts iſt die Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen, weit geringer.

Es ſteht uns nicht zu, den eilften Geſang in Hrn. Gries Ueberſetzung mit der im Athenäum gelieferten *) zu vergleichen, wiewohl ſolche Vergleichungen ſehr dazu dienen können, das Gefühl ſowohl für das Gelungne als Verfehlte, und die Einſicht zu ſchärfen, warum dieß oder jenes unerreichbar bleibt. Es wird leicht in die Augen fallen, daß jene ältere Ueberſetzung ſich weniger genau an die Worte hält. Hr. Gries hat keine einzige Strophe daraus aufgenommen, faſt durchgehends auch die Reime verändert, nur die Schlußverſe hat er einigemale ganz oder beinahe unverändert beibehalten. Dieß letzte iſt ein Recht, welches dem poetiſchen Ueberſetzer allerdings zuſteht; widrigenfalls, wenn er ſeinen Vorgängern immer aus dem Wege gehen müßte, würden ſie ihm vielmehr hinderlich als nützlich ſein; und doch iſt ſolch eine Nachbildung eine Sache, die oft nur durch allmähliche Annäherung vervollkommt werden kann. Wir begnügen uns, hier einige Bemerkungen, die uns beim Durchgehen dieſes Geſanges aufgefallen ſind, über das noch Mangelhafte in der neueren Ueberſetzung mitzutheilen. — Str. 5.:

Seit dieſer Zeit war ſie dem Glück zum Hohne,

iſt koſtbar und ſteif. — Str. 9. iſt für abbracciar zweimal 'umwinden' geſetzt, wo der eigentliche Ausdruck unentbehrlich war. In derſelben Strophe für speco ohne Grund 'Grotte' ſtatt 'Höhle',

Die weit und tief in einen Berg ſich tauchte,

zu geſchmückt und ungewöhnlich. — Str. 12.:

---

*) [A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 95. f.]

Es ſchweige nur wer Phyllis und Neären
Und Amaryllis lobt und Galateen;
Denn keine war — ihr mögt's mit Güte hören,
Alexis und Montan — wie ſie ſo ſchön.

Durch die Auslaßung des Beiwortes fugace bei Galatea, und die veränderten Namen der Hirten, da im Original Tityrus und Meliböus ſtehen, iſt eine Anſpielung auf Virgils Eklogen gänzlich verdunkelt. Str. 14. 'die Kraft, die er ihm kannte', iſt eine harte Fügung. — Str. 15.:

Bald hört er aus des Waldes dichtſten Hallen,

ein geſchmückter Ausdruck ſtatt des einfachen 'wo der Wald am dichtſten iſt'; auch paßt das Beiwort wohl zu 'Wald', aber nicht zu 'Hallen'. — Str. 17.:

Schon liegt das Roß getödtet auf den Wegen,

für in sù la strada; die Mehrzahl giebt hier gar keinen Begriff. Str. 19. 'die Dam' in ſeinen Arm zu faßen'; la donna tramortita. Die 'Dame' ſtatt 'Weib' iſt eine am unrechten Orte angebrachte Zierlichkeit, und 'ohnmächtig' durfte nicht wegbleiben. — Str. 20.:

Wie nöthig ſeine Hülfe ſei, zu ſchauen
Wird Rüdigern leicht;

'Sehen' konnte hier durchaus nicht mit 'ſchauen' vertauſcht werden, man müßte denn einen etwas gemeinen Provinzialiſm, 'Schauen Sie' ſtatt 'Sehen Sie', u. ſ. w. dafür anführen wollen. — S. 23. 'Das hölliſche Geräth ward zuerſt den Deutſchen zugelenkt', prima portata fu tra gli Alamanni, iſt fremd und undeutlich. Str. 25. 'ſich freie Bahn gewährt', ſtatt 'ſchafft'. — Str. 29.:

Oft mußte man, ſo blies der Wind entgegen,
Sich wenden bald, bald auf die Seite legen.
O di tornare, o d'ir girando à l'orza.

Der letzte Vers iſt unrichtig überſetzt: 'ſie mußten entweder umkehren, oder lavieren'. — Str. 33.:

Da ihn der Kahn ſo weit ans Land getragen,
Als eine ſtarke Hand den Stein verſchickt.

Es ſollte heißen ſo nah ans Land, apresso. Der 'Pfahl', an welchem Angelika gebunden ſteht, iſt unedel: tronco konnte beßer durch 'Stamm' gegeben werden. — Str. 35.:

> Wie aus des Thales dunkler, feuchter Sphäre, u. ſ. w.

Die 'Sphäre' des Thals iſt durchaus nicht arioſtiſch. In derſelben Strophe:

> So kommt der Fiſch und nimmt ſo viel vom Meere,

iſt das Wörtchen 'ein' im Deutſchen nicht zu entbehren. Str. 44. 'Neptun, bei dem Rumor', u. ſ. w. Wir würden in den vertraulichen Stellen des Arioſt den Gebrauch ausländiſcher Wörter, die man ſich im Geſpräch erlaubt, nicht verwerfen, aber in dieſer wirklich erhabnen Schilderung fällt 'der Rumor' ganz aus dem Tone. — Str. 45.:

> Auch Ino, weinend mit dem Liebespfande.

Das 'Liebespfand' für den 'Sohn' iſt ein koſtbarer Ausdruck, und hier vollends am unrechten Orte. Ino hatte ja vor den Verfolgungen des raſenden Athamas ſich und den Melicertes ins Meer gerettet, wo beide zu Gottheiten wurden. Die Weglaßung der Worte 'am Halſe' zerſtört ein ſchönes Bild. — S. 47.:

> Drum müße man — ſo ſei dieß anzufangen —
> Den kühnen Frevler werfen in die Flut.

Das Einſchiebſel zwiſchen den Gedankenſtrichen hat einen ſcherzhaften Ton, wozu das Original gar keinen Anlaß giebt. — Str. 49.:

> Dieß ſchlechte Volk, wovon der ganze Haufen
> Vor ſeinem Hauch muß aus einander laufen.

'Aus einander laufen' iſt ein ſchwacher Ausdruck für fracassar. — Str. 53. 'die Mauermaſſen' für das einfache le mura, ungehöriger und alſo nachtheiliger Schmuck. — Str. 55. 'doch weil kein Kleid ſie ziert, neigt ſie das Haupt'; dieſe Umſchreibung für 'weil ſie nackt iſt', kann auf keine Weiſe zugelaßen werden. — Str. 59.:

> Er wünſcht, ſein Schiff mög' in den Hafen 'rücken',

fremd und ſteif. — Str. 62. giebt 'Freiknabe' für Infante d'onore einen unrichtigen Begriff. Unter jenem Ausdruck verſtehen wir durchaus nur dienende Pagen; dieſer bedeutet einen fremden Prinzen, der ehrenthalben mit den Prinzen des Hofes erzogen wird. — Str. 64. iſt ein ſchöner Zug weggeblieben: occhi sereni, die 'heitern' Augen, aus welchen Thränen quellen. — Str. 66. 'Panzerfell' iſt eine widerſprechende Zuſammenſetzung, die keinen rechten Sinn giebt: ein Panzer iſt ſteif, ein Fell biegſam: es ſollte wenigſtens 'Panzerhemd' heißen, um die erſte Hälfte des Verſes:

Ne maglia doppia, ne ferrigna scorza,

einigermaßen auszudrücken. Ueberhaupt iſt die ſo oft vorkommende doppelte Bewaffnung, piastra e maglia, faſt nirgends in der Ueberſetzung genau bezeichnet. Das erſte Wort bedeutet den nach der Form der Glieder geſchmiedeten Harniſch aus ganzen Stücken, das zweite ein biegſames Gewebe aus kleinen in einander geſchlungenen Drahtringen, welches loſe wie ein Hemde darüber gehängt ward. Unſers Bedünkens wäre 'Blech und Ringe' der ſchicklichſte und, der Kürze wegen, bequemſte Ausdruck. — S. 68. 'die Milch, die man ſo eben ins Gefäß gethan', iſt in dieſer Verbindung nicht edel genug. — Str. 70. 'Götterpaar' für die zwei andern Göttinnen. — Str. 71. 'die Wälle Krotons' kamen wohl bei der Wahl der Schönen, die Zeuxis zu Muſtern nahm, nicht in Betracht; ſie mochten immerhin in der Vorſtadt wohnen. Ueberdieß hatten die Städte der Alten ja eigentlich keine Wälle, ſondern Mauern. — Str. 73.:

Und dieſes alles wollt' er thun gleich jetzt.

Ein harter Schluß des Verſes mit einem von Konſonanten überladenen Spondeen. — Str. 74. 'zu umziehn die ſchönen Glieder'; geziert. — Str. 78.:

Vom König ließ er ſich das Wort ertheilen,
Er woll' Olympien ſeinen Schwur vollziehn.

Das bloße 'Wort' iſt eine ſchwächere Betheurung, als der 'Schwur'. Im Original empfiehlt er ihm bloß, ſein Verſprechen zu halten. — Str. 80.:

Er ſpringt aufs Roß mit voller Wehr umzogen.

Ungern vermißt man hier den Namen des Roſſes, Brigliador; armato konnte dagegen kürzer abgefunden werden, auch hat ſich das befremdliche 'umzogen' für 'bekleidet' wieder eingeſchlichen. — Str. 82.:

> Den Winter lebt er ſo verborgner Weiſe,
> Daß man nichts Wahres hört von ſeinem Schritt.

Wenigſtens mußte die Mehrzahl ſtehen, wenn es einigermaßen paſſen ſollte; im Texte ſteht bloß 'von ihm'. — S. 83. 'ein tiefes Weh'; un alto duol heißt offenbar 'ein lautes Weh'.

So viel von dieſem Geſange. Um zu zeigen, was der Ueberſetzer zu leiſten vermag, wenn er alle ſeine Mittel benutzt, theilen wir eine muſterhaft überſetzte Strophe mit, wo von Rüdigers Zauberſchilde die Rede iſt. Geſ. II. Str. 56.:

> Der wundervolle Schild ſtralt gleich Karfunkeln,
> Nie gabs ein Licht, das ſeinem Lichte glich.
> Hinfallen mußten ſie bei ſeinem Funkeln,
> Blind ward ihr Aug' und ihr Bewußtſein wich.
> Auch mir, von fern, begann der Blick zu dunkeln,
> Und erſt nach langer Zeit erholt' ich mich.
> Nichts ſah ich mehr von Rittern, noch vom Zwerge,
> Leer war das Feld und finſter Thal und Berge.

Hier iſt nichts an dem kraftigen Nachdruck und der Gediegenheit des Originals eingebüßt, ſogar an die Stelle des ſeltnen Reimes piropo iſt ein im Deutſchen eben ſo ſeltner als prächtiger Reim getreten. Ein großer Theil von der Verskunſt des Arioſt liegt in der Wahl der Reime. Er hat darin die ganze Mannichfaltigkeit, welche ſeine Sprache darbietet, mit Ausnahme der bloß der burleſken Gattung eignen Wörter und Laute, erſchöpft. Oft geben die durch ſtarke Konſonanten auffallenden Reimwörter einer Schilderung gleichſam den letzten Drucker. Im Ganzen genommen wünſchten wir in der Ueberſetzung mehr hervorſtechende und durch Neuheit glänzende Reime. Im Einzelnen läßt es ſich nicht zur Vorſchrift machen, hierin immer mit dem Original gleichen Schritt zu halten, denn die Möglichkeit hievon möchte oft ſchwer durch die That zu bewähren ſein. Beſonders in den erſten ſechs Zeilen der Strophe, wo immer drei gleiche Endungen gefordert werden, muß man mit dem vorlieb nehmen, was zu haben iſt; eher geht es in den Schlußzeilen an, wo es der Ueberſetzer auch häufig geleiſtet. Z. B. Geſ. III. Str. 44.:

Es ſoll vielmehr ſo lange blühn und wachſen,
Als ſich der Himmel dreht um ſeine Achſen.

Vortrefflich! Einigemale hat der italiäniſche Reim mit Glück beibehalten werden können. Geſ. XV. Str. 11.:

Bis ſie zum Meer der Araber Aſtolfen,
Bis ſie zum Golf der Perſer ihm geholfen.

Nur das doppelte ‘bis’ ſtatt ‘oder’ hat eine dem Zuſammenhange nicht angemeßene Emphaſe. Wenn es hingegen Geſ. I. Str. 21. heißt:

Rinald ſteigt auf, von jenem eingeladen,
Und beide folgen nun des Fräuleins Pfaden,

ſo iſt die ſinnliche Kraft durch veränderten Ausdruck und Reime gänzlich verloren gegangen.

Con prieghi invita, e al fin lo toglie in groppa,
E per l'orme d'Angelica galoppa.

Wir würden lieber zur Aufnahme fremder, jedoch nicht unedler, und im Deutſchen gewiſſermaßen fehlender Wörter greifen:

Er ladet hinter ſich ihn auf die Kroppe,
Und jagt ihr nach im ſauſenden Galoppe.

In Abſicht auf die vermiedene Wiederkehr derſelben Reime beobachtet Arioſt kein ſo ſtrenges Geſetz, als in den terze rime gilt; doch ſtehen ſie ſich ſelten ſo nahe, daß es mißfällig bemerkt werden könnte, wie z. B. wenn Gries Geſ. XV. in der erſten und vierten Strophe die nämlichen Schlußreime ‘geblieben’ und ‘getrieben’ ſetzt. Str. 4. ſtatt:

Und Rodomont, der ſie hinein getrieben,
War von ſo großer Marter frei geblieben.

ſchlagen wir vor:

Da Rodomont, der ihre Noth verſchuldet,
Allein von ſo viel Qualen nichts erduldet.

Als eine vorzüglich gelungene Stelle zeichnen wir den ganzen Schluß des vierzehnten Geſanges aus, der den Sturm Rodomonts und ſeiner Scharen auf Paris ſchildert. Die vorletzte Strophe iſt beſonders ſchön, die letzte ſteht zu ſehr an nachahmender Harmonie gegen den Text zurück.

Unter den berühmten Strophen iſt die: La verginella è simile alla rosa, mit lieblichem Wohllaut und vieler Sorgfalt übertragen; doch hätten wir noch Manches daran zu erinnern.

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Roſe;
So lange ſie in mütterlicher Hut,
Geſchützt vom Dorn, umhegt vom zarten Mooſe,
Von Hirt und Herden ungetaſtet ruht:
Dann huldigt ihr des ſanften Weſts Gekoſe,
Der Morgenröthe Thau, und Erd' und Flut;
Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
Begehren ſie zum Schmuck der Bruſt und Stirnen.

Bekanntlich iſt dieſe Strophe aus dem catulliſchen: Ut flos in septis secretus nascitur hortis, entlehnt. Die Worte in bel giardin durften alſo durchaus nicht fehlen Einzig dadurch wird es ja erklärt, daß Hirt und Herden ſich der Roſe nicht nahen. Ferner: wie kommt das Moos zu der Roſe, wenn darunter nicht etwa die grünen Blättchen, welche die Knoſpe einſchließen, verſtanden werden ſollen, was denn ein ſehr uneigentlicher Ausdruck wäre? Endlich hat der Dichter in der fünften und ſechſten Zeile die vier Elemente andeuten wollen, die ſich ſämmtlich zu Gunſten der Roſe vereinigen. 'Die thauige Morgenröthe' ſteht für das Licht, es iſt alſo nicht gleichgültig, wenn ſtatt deſſen 'der Morgenröthe Thau' geſetzt wird, weil auf dieſe Weiſe das Waßer doppelt vorzukommen ſcheint.

Von einer andern berühmten Strophe, Geſ. I. Str. 22., findet ſich zufällig eine Ueberſetzung von Schiller vor, die zur Vergleichung dienen kann; in dem Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Weg ſich in zwei Straßen theilte.

Gries überſetzt:

O jener alten Ritter große Güte!
Sie waren Nebenbuhler, Glaubensfeind',

Und von den rauhen, bittern Streichen glühte
Ihr ganzer Leib, durch manchen Hieb gebräunt;
Und doch, ohn' allen Argwohn im Gemüthe,
Im dunkeln Walde ritten ſie vereint,
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Eine Weg in zwei ſich theilte.

Schillers Nachbildung iſt den Worten nach weniger genau, hat aber mehr Freiheit und Schwung, und giebt daher den Haupteindruck richtiger wieder. 'Glaubensfeind, bittre Streiche, durch manchen Hieb gebräunt', ſind Anſtöße des Ausdrucks, welche unvermeidlich zerſtreuen, und von dem Weſentlichen ablenken.

Manche Strophen zeigen ſich gegen das Beſtreben treuer und zugleich gefälliger Nachbildung faſt unüberwindlich ſpröde. Zu dieſen gehört gleich die erſte, die wegen der Ankündigung des Ganzen ſo wichtig iſt.

Die Frauen, Ritter, Waffen, edl'gen Sitten,
Liebſchaften ſing ich, den verwegnen Muth
Aus jener Zeit, da Frankreich viel gelitten,
Als Mohrenvölker über Lybiens Flut,
Geführt von König Agramant, geſchritten,
Der voll von Zorn und jugendlicher Wuth,
Den Tod Trojans ſich kecklich wollt' erfrechen
An König Karl, dem Kaiſer Roms, zu rächen.

Die zwei erſten Zeilen des Originals:

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,

enthalten drei einander entſprechende und deutlich aus einander gehaltne Gegenſätze, wobei zu bemerken iſt, daß der Dichter geflißentlich jedesmal die Ordnung der Glieder umkehrt. In der Ueberſetzung ſind ſie durch einander geworfen, und ſomit iſt jene reizende Ordnung in der Verwirrung, welche aufs bedeutſamſte den Geiſt des ganzen Gedichtes ausſpricht, zerſtört. Auch die Wiederholung des Artikels konnte nicht entbehrt werden. 'Libyens Flut', ein geſchmückter und mythologiſcher Ausdruck in dieſer ſchlichten hiſtoriſchen Ankündigung, iſt ebenfalls nicht zu billigen. Ferner ſetzt man über das Meer, aber 'man ſchreitet' nicht 'hinüber'. Wir ſetzen eine Ueberſetzung her, die wir verſucht:*)

---

*) [S. Werke Bd. IV. S. 89.]

Die Frau'n, die Ritter ſing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man geſehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da ſie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, geſtritten,
Der ſich vermaß, mit trotzigem Verſprechen,
Den Tod Trojans am Kaiſer Karl zu rächen.

Wir wollen die Art, wie die beiden erſten Zeilen verdeutſcht ſind, keineswegs für befriedigend ausgeben; doch glauben wir, daß ſie näher kommt als jene. Uebrigens machen ſchon die durchgängig weiblichen Reime dieſe Strophe für Hrn. Gries unbrauchbar.

Eine eigne Schwierigkeit bieten die Namen der Perſonen dem Ueberſetzer dar: bei gleicher Silbenzahl nehmen die italiäniſchen weniger Raum ein, weil meiſtens der ſchließende Vokal in den Anfang des folgenden Wortes verſchleift wird. Bricht man ihnen hingegen dieſen Vokal ab, ſo werden ſie leicht hart. Von den langen ſaraceniſchen Namen 'Sacripant, Rodomont, Mandricard', gilt dieß am wenigſten. 'Coreb', von Corebo abgekürzt, hingegen iſt hart, und man wird darin nicht leicht den virgiliſchen Namen Coroebus erkennen, woher er entlehnt iſt. Wenn aus Oberto Obert wird, Geſ. XI. Str. 74., ſollte der Accent auf die erſte Silbe zurückgezogen ſein, wie in gleichem Falle bei Robert. Dieß iſt überhaupt deutſche Weiſe, ſo ſagen wir Peru ſtatt Peru, und Hr. Gries ſcandiert ſelbſt Cortes, wiewohl die Spanier ihren Cortes darin ſchwerlich wieder erkennen würden. 'Guid' iſt ganz unſtatthaft; ſollte der Name durchaus einſilbig werden, ſo wäre die franzöſiſche Form Gui beſſer geweſen. Einige Namen ſind aus der italiäniſchen Umgeſtaltung wieder verdeutſcht worden, z. B. die der Haupthelden Roland und Rüdiger. Warum hat dieß der Ueberſetzer nicht durchgeführt? Für Rinaldo ſetzt er überall Rinald. Auf dieſe Art iſt der Name weder italiäniſch, noch franzöſiſch, noch deutſch. Warum nicht Reinold, oder Reinhold, wie es in den deutſchen Ritterbüchern, welche von Karl dem Großen handeln, längſt hergebracht iſt. Uggiero iſt bald durch Uggier, bald durch Ucker gegeben worden. Beides iſt falſch: in den oben angeführten Büchern heißt es immer

Ogier von Dänemark. Für Malegigi ſetzt Hr. Gries Malegys. Dieß klingt hart und hat durchaus nichts für ſich. Malegys iſt uns aus den Heymonskindern wohl bekannt. Auch giebt es in Frankreich keine 'Marcheſen', Geſ. XII. Str. 102. 'Marquis' wäre zu ändern, es ſollte 'Markgrafen' heißen.

Hr. Gries hat uns den Text des Dichters ohne alle Einleitung und Anmerkungen geliefert. Auch in Italien iſt Arioſt am häufigſten ſo abgedruckt, und weniger mit Kommentaren verſehen worden als andre Dichter, beſonders Dante und Petrarca. Indeſſen kann man doch nicht ſagen, daß er gar keiner Erläuterungen bedürfte. Zuvörderſt bezieht er ſich häufig auf ein Gedicht, welches faſt niemand lieſt, den verliebten Roland. Es wäre allerdings wünſchenswerth, in einem Namenverzeichniß der Perſonen, ihre vorhergegangenen und von dem Dichter vorausgeſetzten Abenteuer in der Kürze überſehen zu können. Ferner, die Anſpielungen auf die damalige Zeitgeſchichte, beſonders aber die eingeſtreuten Stücke über die Geſchichte des Hauſes Eſte bedürfen allerdings hiſtoriſcher Erklärungen für jeden Leſer, dem alles dieß nicht ſehr im Einzelnen geläufig iſt. Endlich die Geographie des Arioſt, ſowohl die fabelhafte als die geſchichtliche, oft noch von ihm mit dem Namen des Alterthums bezeichnete. Geſ. X. Str. 72. ſteht für Mangiana Mangy. Ohne Zweifel meinte Arioſt die Mantſchu-Tartarei, und hatte den Namen ſo aus irgend einem Reiſebeſchreiber entlehnt. Wie viele Leſer werden wohl wißen, welches die von den Roſen benannte Stadt, Geſ. III. Str. 42. ſein ſoll? Es iſt Rovigo, deſſen aus dem alten Rhodigium zuſammengezogner Name ſo abgeleitet wird. Geſ. XIV. Str. 3. ſtehen die Morini neben den Picarden. Man ſucht ſie natürlich im heutigen Frankreich, bis man auf der Charte des alten Galliens ein Völkchen dieſes Namens in der Gegend des heutigen Calais entdeckt. Dieß iſt freilich eine übel angebrachte Gelehrſamkeit von Seiten des Dichters. In der Ueberſetzung ſollte es aber wenigſtens 'Moriner' und nicht 'Morinen' heißen. Man ſagt 'Sequaner, Aeduer' u. ſ. w. Bei einer neuen Ausgabe (die ja jetzt ſchon der Ueberſetzung des Taſſo von demſelben Verfaſſer zu Theil wird) würden wir alſo für die Beifügung kurzer Erklärungen über ſolche Punkte, am bequemſten wohl in der Form eines Gloſſars, ſtimmen.

Es wird nicht am unrechten Orte ſein, hier einige Betrachtungen darüber beizufügen, was Arioſt denn nun für unſere Zeit und unſere Nation ſein und leiſten, welche Stelle er an unſerm poetiſchen Horizont einnehmen kann, beſonders ſeitdem dieſer in dem letzten Zeitraum mit ſo manchen gleichſam neu entdeckten Sternbildern alter einheimiſcher oder ausländiſcher Dichterwerke bereichert worden. Nachdem Arioſt uns lange ziemlich unbekannt geblieben war, hat er in Deutſchland verſchiedne ausſchweifende Bewunderer gefunden, an deren Spitze die beiden Ueberſetzer Heinſe und Mauvillon ſtehen. Heinſe ſetzt ihn (im Ardinghello) weit über alle andere italiäniſchen Dichter; Mauvillon (in Briefen, die kurz nach Gellerts Tode erſchienen, und vornehmlich gegen dieſen gerichtet, überhaupt aber eine Satire gegen die deutſche Litteratur waren) ohne Umſtände ſo ziemlich über die Dichter aller Zeiten und aller Völker. Dieſe nun verſchollene Flugſchrift wird wohl wenigen Leſern zu Geſichte gekommen ſein; Heinſes Urtheil könnte hie und da noch eher einigen Einfluß haben. So ausſchließend und mit einer Art von Leidenſchaft ſich Heinſe auf alles Italiäniſche gelegt, war er doch kein Kenner der Poeſie, eben ſo wenig als der Malerei: alles was er über beides vorbringt, iſt nur ein ungeſtümes Stammeln nach verworrenen und einſeitig ergriffenen Eindrücken. Etwas übereilt war es, wenn Schiller, auf die oben angezogne Lobpreiſung der alten Ritterzeit hin, den Arioſt unter die ſentimentaliſchen Dichter zählte. Iſt die Eintheilung in Naiv und Sentimental überhaupt ſo allgemein gültig, und darf man ſich erlauben, die Menſchen nach den in jener Abhandlung Schillers aufgeſtellten Rubriken zu klaſſificieren, ſo würden wir den Arioſt vielmehr einen derben Realiſten nennen. Es wird hinreichen, uns auf ſeine

Anſicht der Liebe zu berufen. Verſündigt er ſich ſchon nicht, wie einige neuere Dichter, durch den Unglauben an begeiſterte Leidenſchaft, und beſonders an die Reinheit weiblicher Gefühle (davor bewahrte ihn ſein unbefangner Ueberblick der menſchlichen Dinge), wie liegt dennoch in allen ſeinen Schilderungen die Sinnlichkeit oben auf! Es iſt ordentlich bedeutend für ſeine allgemeine Manier hierin, daß er den Oberto die Olimpia gleich zur erſten Bekanntſchaft nackt erblicken, und dadurch in ſie verliebt werden läßt. Das heißt die Sache in der That gründlich anfangen. Um den Abſtand Arioſts von einem ſentimentalen, oder beßer, auf das Idealiſche gerichteten Dichter zu fühlen, vergleiche man eine Schilderung, worin bloß ſinnliche Wolluſt obwalten zu müßen ſcheint, die Verführungen der Alcina mit denen der Armida beim Taſſo. Mit der Alcina nimmt es ein etwas rohes und ſogar widerwärtiges Ende, wie mit aller Liederlichkeit; Armida liebt wirklich und erregt auch zärtliche Gefühle: Taſſos Gemüth konnte es nicht über ſich gewinnen, der reizenden Sünderin unzart zu begegnen. Oder weil ſich doch Schiller auf Arioſts Klage über den Verfall des Ritterthums berief, ſo leſe man die ausführlichere Stelle hierüber im eilften Geſange (die übrigens ſchön und der Geſinnung wegen preiswürdig iſt), und dann die in Burkes Briefe über die franzöſiſche Revolution; und man wird finden, daß hier von den beiden nicht der phantaſtiſche Romanziſt, ſondern der politiſche Redner der wahrhaft von Ideen begeiſterte Dichter iſt. Ein ſolcher würde ſchon nicht den Verfall des Ritterthums in einer bloß körperlichen Urſache, wie die Erfindung des Schießpulvers iſt, ſuchen. Bei ſchon ſehr veränderter Kriegskunſt hat das Ritterthum noch in ſeiner ausgebildetſten Geſtalt geblüht. Die Veränderung gieng aus dem Innern hervor, und ergriff zugleich alle religiöſen, politiſchen und geſelligen Verhältniſſe. Jener Umſtand hätte gar nicht ſo entſchieden gewirkt, wenn ihn der Zeitgeiſt nicht begünſtigt hätte.

Unter die irrigen und irre führenden Vorſtellungen über den Arioſt gehört auch die beliebte Vergleichung mit dem Homer. Wo wir nicht irren, hat ſchon Meinhard ſie unter uns aufgebracht, indem er beide zu wilden Naturgenies ſtempelt: eine vermeinte Ehre, die ſowohl der eine als der andre, ſeiner Bildung im Verhältniß zu ſeinem Zeitalter ſich bewußt, mit Unwillen möchte zurückgewieſen haben. Das Zeitalter Arioſts brachte aber den Machiavell hervor, und neben dieſem einen Homer zu ſuchen, wäre eben ſo widerſinnig, als etwa den Ariſtipp in das Zeitalter Homers hinaufzurücken. Leſſing hat im Laokoon die Grundverſchiedenheit der Darſtellungsweiſe dieſer Dichter an einem ſehr auffallenden Beiſpiele gezeigt, und dennoch will man die Parallele zwiſchen ihnen nicht fahren laßen. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter (W. von Humboldt in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen) behauptet, ‘es ſei kaum möglich, eine größere Aehnlichkeit zwiſchen zwei durch ſo viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen’. Wie verſchieden doch die Anſichten und Urtheile ſind! Wir wüßten nun ſchlechthin keine andre Aehnlichkeit zwiſchen Homer und Arioſt auszumitteln, als daß beide mancherlei Kampf- und Wundergeſchichten erzählen. Sonſt aber finden wir in der Zuſammenſetzung und Bedeutung des Ganzen, im Stoff und dem Verhältniß des Dichters dazu, in der Behandlung bis in die feinſten Einzelnheiten, die gröſte Unähnlichkeit. Um nur eins anzuführen: was iſt dem Geiſte Homers fremder, als der Scherz, womit Arioſt ſeine geflißenen Uebertreibungen ſogleich wieder vernichtet? Homers Dichtung iſt beſcheiden entfaltende Beſeelung einer heilig geachteten Sage; die des Arioſt ſteigert durch ſelbſtbewußte Willkür, was ſie als ſchon willkürlich erſonnen betrachtet.

Treffend hat Goethe, in einer wunderſchönen Stelle ſeines Torquato Taſſo, den Arioſt charakteriſiert. Nur dünkt uns das Bildniß doch ein wenig geſchmeichelt. Daß gerade Antonio, der Welt- und Geſchäftsmann, der am Hofe zu Ferrara dieſelbe Stelle einnimmt, die ein Menſchenalter zuvor jener märchenreiche Sänger bekleidete, dieſe Vorliebe für den Arioſt äußert, iſt ganz recht: nur preiſt er ihn für ſeine Sinnesart etwas zu ſchwärmeriſch entzückt, und führt ihn, beſonders von Seiten der Phantaſie, in eine zu ätheriſche Region hinauf. Wir geſtehen es, und ſollte man uns der Paradoxie zeihen, wir finden die Einbildungskraft eben nicht die hervorſtechendſte Eigenſchaft des Arioſt. Gewöhnlich glaubt man, dieſe Fähigkeit werde durch Erdichtung des Außerordentlichen, Wunderbaren, vom gewöhnlichen Naturlauf Abweichenden hinlänglich bewährt. Allein zu geſchweigen, daß ſo viele Erfindungen dem Arioſt gar nicht urſprünglich gehören, daß er die ganze Wunderfülle der Ritterbücher und der Mythologie vor ſich hatte und beliebig daraus ſchöpfte, ſo läßt ſich dergleichen gar wohl mit dem Verſtande aus dem Vorrath der Beobachtung zuſammenſetzen. Man nehme z. B. den ſo bewunderten und weltberühmten Hippogryphen. Der Pegaſus iſt bekannt; von Greifen, welche große Laſten durch die Luft tragen, ſind die Rittergeſchichten voll; die Greifen der Alten, wenigſtens wie die Kunſt ſie abbildet, waren ſchon Mittelgeſchöpfe aus einem Vogel und einem vierfüßigen Thier, aus Adler und Löwe. Der Dichter brauchte alſo nur noch eine Kombination zu wagen, und ſein reizendes Ungeheuer war fertig. Allenfalls hätte er auch, wie die Geſchichte vom Bellerophon zeigt, ſeinen Rüdiger und Aſtolf auf dem Pegaſus ſelbſt beritten machen können, wenn er ihn dem Apoll und den Muſen auf eine ſchickliche Art für ſo lange abzuborgen wußte. In allem dieſem iſt nichts, was nicht für den Begriff völlig auflösbar wäre. Phantaſie in höherem Sinne würden wir die innere Anſchauungskraft deſſen nennen, was nicht dem Grade oder der Zuſammenſetzung, ſondern der Art nach, alle äußre Wirklichkeit überſteigt: ein lichtvolles Träumen in der ſtillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künſtler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtſtätte, ganz abzulöſenden Bilder durch eine eben ſo zauberiſche Darſtellung mitzutheilen. Dieſe Seherphantaſie beſaß z. B. Dante im höchſten Grade: er ſteigt wirklich in die Hölle hinunter und in den Himmel hinauf, während Arioſt immer auf ebenem Erdboden ſteht, wenn er ſich auch bis in den Mond aufzuſchwingen ſcheint. Dante ſagt einmal: S'io valessi à dire quanto ad immaginar, und [illegible] fühlt die Wahrheit hiervon. Arioſt konnte ſeine Einbildungen genugſam mit Worten ausſtatten, ja ſogar überbieten.

Was ihn beſonders auszeichnet, iſt die beſonnene Klarheit ſeines Geiſtes; dieſe macht ihn zu einem ſo vortrefflichen Erzähler. Man möchte ihn den geſcheiten Mann unter den Dichtern nennen. Dabei die friſcheſte Geſundheit des äußerlichen Daſeins. Was er auch in der bunten Reihe ſeiner Schilderungen für Geſtalten vorüber führen mag, Alles hat eine lebendige Gegenwart und große ſinnliche Kraft. Es iſt bei ihm immer heller Mittag; den harmoniſch verſchmelzenden Duft der Morgen- und Abend-Röthe hingegen vermißt man auf ſeinen Gemälden. Wo er pathetiſch ſein will, und die Theilnahme des Gefühls in Anſpruch nimmt, da fehlt es an Gemüth, an Innerlichkeit; und dieß begegnet ihm nur allzuhäufig: der Ernſt nimmt in ſeinem halb ſcherzhaften Gedicht noch einen zu großen Raum ein. Auf die Ausführung in Sprache und Versbau hat er, bei aller Leichtigkeit, die er beſaß, großen Fleiß gewandt, wie man ſich durch die Anſicht ſeiner noch in Ferrara aufbewahrten erſten Handſchriften überzeugen kann. Die von einigen italiäniſchen Kunſtrichtern gerügten Nachläßigkeiten und Ungleichheiten hierin ſind abſichtlich. In Betreff der Anlage des Ganzen aber ſcheint er ziemlich ſorglos zu Werke gegangen zu ſein, und Vieles nicht einer geiſtreichen Willkür (dieß erlaubte die Gattung), ſondern dem baren Zufalle überlaßen zu haben. Aus vielen Spuren wird es wahrſcheinlich, daß er beim Anfange ſeiner Arbeit den Entwurf nicht vollſtändig vor ſich gehabt, ſondern nur einige Hauptpunkte feſtgeſetzt, das Uebrige aber vom guten Glück und den Eingebungen des Tages erwartet habe. Manchmal ſieht es aus, als ob er zu Anfange eines Geſanges noch nicht gewußt hätte, womit er ihn ausfüllen wollte. Aus der Art, wie er an dem Werk arbeitete, läßt ſich dieß leicht begreifen, ſo wie auf der andern Seite die als gültig angenommene Gattung und Manier eine ſo loſe Zuſammenſetzung begünſtigte. Arioſt dichtete zur Erholung von ernſteren Geſchäften und zur Ergötzung ſeines Hofes. Er las ſeinen Gönnern, dem Kardinal Ippolito und dem Herzog Alfonſo, ſammt den übrigen Herren und Damen, jeden Geſang, ſo wie er fertig war, einzeln vor, weswegen er auch oft im Eingange eine ſummariſche Wiederholung des vorhergehenden voranſchickt, falls die Zuhörer es etwa vergeßen haben ſollten.

Im Umfange des Geſanges ſorgt er immer für den nöthigen Wechſel, und als ein Weltmann, der wohl wußte, wie ſchwer es hält, einen gemiſchten Kreiß durch ein bloß poetiſches Intereſſe feſtzuhalten, pflegt er etwas mehr oder weniger der Rittergeſchichte Fremdes einzuſtreuen, was eine perſönliche Anziehungskraft auf die Zuhörer äußern konnte: Schmeicheleien gegen ſeine Fürſten und Verherrlichungen des Hauſes Eſte, die wohl niemand kalt anzuhören ſcheinen durfte, wenn ſie uns ſchon zuweilen froſtig dünken; Lobpreiſungen anderer bekannten Männer und Frauen; Beziehungen auf die Zeitgeſchichte; Sprüche aus der angewandten Sittenlehre der Welt und des Hofes; ſatiriſche Züge, beſonders gegen die Geiſtlichkeit; Streitfragen der Liebe; eigne Liebesgeſtändniſſe, oder irgend eine lüſterne Schalkheit, welche den Herren zu verwegenen Blicken, den Damen zu reizendem Erröthen Anlaß geben konnte, in welcher Hinſicht die Zuhörerinnen des Arioſt, man muß es geſtehn, nicht eben unduldſam waren. Wenige Geſänge wird man finden, welche nicht ein ſolches Gepräge von Geſellſchaftspoeſie, zunächſt für die augenblickliche Unterhaltung beſtimmt, an ſich trügen. Hat er doch ſogar einmal die Widerlegung eines Einwurfes, den ihm ein Zuhörer bei der erſten Mittheilung gemacht, eingeſchaltet. (Geſ. XLII. Str. 20. f.) In der Ausfüllung jedes Geſanges iſt, wie geſagt, für ein reiches Maß von Wechſel und ſinnlichem Reiz durch Kämpfe, Liebesgeſchichten und ſeltſame Wunderdinge geſorgt, in dem Verhältniſſe verſchiedener Geſänge zu einander aber möchten künſtleriſche Abſichten von Vorbereitung, Abſtufung, Gegenſatz und wechſelſeitiger Hebung nur ſelten aufzufinden ſein. Es iſt keineswegs zu tadeln, daß der Dichter unmittelbar in zwei Geſängen nach einander, dem zehnten und eilften, eine nackte Schöne am Felſen, einen heldenmüthigen Retter und einen Kampf mit dem Meerungeheuer anbringt. Die Aufgabe, dieſes Thema zu variieren, mochte er ſich gefliſſentlich machen, und er hat ſie mit bewundernswürdiger Bravour gelöſt. Rüdigers Kampf iſt dem Ovid nachgeahmt, der des Roland von ſeiner eigenen Erfindung, und ganz dem Charakter des Helden angemeſſen, wie er ihn nahm, nämlich als einen chriſtlichen Simſon. Oft aber kommen die ſpäteren Schilderungen nur als abgeſchwächte Wiederholungen der ſchon dageweſenen heraus, wie z. B. Marfiſe nur eine weniger liebenswürdige Bradamante iſt.

Man weiß, daß Arioſt ſeinen ‘raſenden’ Roland eigentlich als Fortſetzung des ‘verliebten’, und aus einer Art von Wette unternahm, dieſen zu übertreffen. Er brauchte alſo ſeinen Plan nicht vom Grunde auf zu bauen; die meiſten ſeiner nicht epiſodiſchen Perſonen kommen ſchon in jenem älteren Gedichte vor; er durfte nur die bunten Fäden des ſchon angelegten Gewebes fortſpinnen, und mit ſeinem Einſchlage durchwirken. Der Mohrenkrieg bildet einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Die chriſtlichen und ſaraceniſchen Ritter, deren irrende Lebensweiſe zur Einführung der mannichfaltigſten Epiſoden ſehr bequem iſt, finden ſich dann und wann im Hauptquartier zuſammen, wenn es dem Dichter einfällt, denn im Ganzen genommen ſind ſie ſehr unbekümmert um die gemeine Sache, und folgen jeder ſeinen eigenen Grillen. Roland ſelbſt leiſtet nichts Erhebliches zur Rettung Frankreichs bis auf den überflüßigen Zweikampf mit Agramant am Schluße. Wie ganz anders in den urſprünglichen Rittergeſchichten! Die Begebenheiten des Mohrenkrieges, die man ſo oft aus den Augen verliert, ſinken im Fortgange nach der aufgehobenen Belagerung von Paris (dieſes iſt ihr Kulminationspunkt) immer mehr, ſo daß der Leſer ſchon alle Theilnahme daran verloren hat, wenn ihnen der Dichter durch den dreifachen gewaltigen Zweikampf auf der Inſel Lipaduſa die Krone aufſetzen will. Es gibt aber nichts mehr, was durch dieſen Zweikampf zu entſcheiden wäre; er iſt alſo eine wahre Spiegelfechterei. Ueberhaupt iſt das Gedicht um ein Beträchtliches zu lang gerathen. Viele Fäden ſind abgelaufen; viele Wunderdinge, der diamantene Schild, das Horn, der Hippogryph, werden als abgenutzt verabſchiedet; die buhleriſche Angelika tritt in den Eheſtand, und zieht nach Haus, Roland iſt vom Wahnſinn geheilt, der Zauberer Atlas, der ſo viele Knoten ſchürzte, iſt vor Gram geſtorben, die Mohren ſind vernichtet: nun bleiben Rüdiger und Bradamante faſt allein auf dem Schauplatze, und die Uebrigen treten als bloße Zuſchauer zurück. Es wäre leicht zu zeigen, wie ſchlecht die neue Verwickelung, welche die Verbindung der beiden Liebenden verzögert, angeknüpft iſt. Man fällt wie aus den Wolken, wenn Bradamante, die zuvor einer gränzenloſen Unabhängigkeit genoß, den kriegeriſchen Oberbefehl über eine Provinz führte, und allein auf Abenteuer umherzog, die doch immer für ihre Jungfräulichkeit bedenklich ſind, wie ein eben aus einer Kloſterpenſion zurückgekommenes Fräulein ihre Eltern, von denen man bisher kaum etwas gehört, über ihre Verheiratung als eine Familienſache entſcheiden läßt, und die Paladine, beſonders ihr Bruder Reinold und Roland, haben dabei ein klägliches Zuſehen. Der Dichter hat durch die gehäuften Schwierigkeiten dieſe Vermählung, worauf ein ſo großer Segen, nämlich die Abſtammung des Hauſes Eſte, beruht, zu heben geſucht. Die Leidenſchaft jenes begünſtigten Paares ſteht an ſich nicht über manchen andern geſchilderten. Rüdiger hat keine Gelegenheit zur Untreue verſäumt, erſt mit der Alcina, dann mit der Angelika; und was die unüberwindliche Bradamante für ihn thut, erregt weniger Rührung als die Aufopferung Iſabellens für den todten Zerbin, und die treue Anhänglichkeit Flördeliſens an ihren Brandimarte.

Die abſpringende Erzählungsweiſe, die man zu den anmuthigen Seltſamkeiten des Arioſto rechnet, iſt nicht von ihm zuerſt aufgebracht; ſie findet ſich ſchon in den proſaiſchen Ritterbüchern, namentlich im Amadis, einem damals viel geleſenen Werke, welches als Vorbild einen bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben ſcheint. Bei der breiten Maſſe von Dichtung, die dieſe Ritterbücher gleichzeitig fortzubewegen haben, liegt das Abſpringen der Erzählung in der Natur der Sache; dem Arioſt iſt es aber zur Manier und zum Mittel geworden, die urſprüngliche Planloſigkeit zu verbergen, oder mit gefälligem Leichtſinn einzugeſtehen. Häufig giebt er ganz kleine Ausſchnitte von dieſem und jenem, bis er endlich bei etwas verweilt. Zwiſchen den einander unterbrechenden Geſchichten ſollte wenigſtens ein ungefähres Ebenmaß des Zeitraums ſtattfinden, den ſie einnehmen. Arioſt bricht aber zuweilen nach wenig dargeſtellten Augenblicken ab, führt uns anderweitige Begebenheiten vor, welche eine lange Zeit erfordern, und ergreift dann das erſte, z. B. ein abgebrochenes Gefecht, wieder. Dieſe Manier hat Cervantes geiſtreich parodiert, indem er eben da eine Lücke in der Handſchrift vorgiebt, wo Don Quixote und der Biscayer zu gewaltigen Streichen auf einander ausholen. Wir wollen daher niemanden rathen, ſich mit der Zeitrechnung des raſenden Roland zu bemühen: mit vielem Kopfbrechen würde doch ſchwerlich eine ſynchroniſtiſche Harmonie herauszubringen ſein. *)

Manchmal erregt Arioſt Erwartungen, die unbefriedigt bleiben; ſo treten Sakripant und Ferrau im erſten Geſange weit bedeutender auf, als ſie ſich nachher zeigen. Anderemale fehlt es an der gehörigen Vorbereitung, und es kommen unerwartete Dinge in das Gedicht wie hineingeſchneit. Ganz gegen das Ende wird dem Reinold der bekannte Zauberbecher angeboten, der die Untreue der Weiber durch Verſchüttung des Trankes verräth. Reinold bewährt ſeine Weisheit, indem er die Verſuchung des Vorwitzes abweiſt, um ſeine Gemüthsruhe nicht zu gefährden. Bei dieſer Gelegenheit wird es zum erſten und einzigen Male erwähnt, daß er verheiratet iſt, und daß ſeine unbedeutende Gattin Clariſſe heißt. Da man ihn überall der Angelika nachjagen ſieht, ſo läßt man ſichs bis dahin nicht im Traume einfallen, daß er um die Treue ſeiner Frau ſonderlich bekümmert ſein werde. So etwas kann nach unſern Begriffen nicht anders, als im höchſten Grade kunſtlos genannt wer-

---

*) So iſt es z. B. offenbar widerſprechend, daß Roland (Geſ. XII. 17.) in dem verzauberten Pallaſt des Atlas früher ankommt, als Rüdiger. Dieſer hatte wenigſtens einen Tag früher die Angelika auf der Inſel Ebuda gerettet, als jener die Olimpia; er war auf dem Hippogryphen, alſo in der größten Schnelle, an die Küſte von Bretagne gelangt, und ſogleich nachdem ihm Angelika verſchwunden, begegnet ihm das Abenteuer, wodurch er in den Pallaſt gelockt wird. Roland hingegen kehrte ſpäter und zu Schiffe von der Inſel Ebuda zurück, ja nach dem Schluße des eilften Geſanges muß man glauben, der ganze Winter ſei vor dem Abenteuer verſtrichen, wo er Angelika zu ſehen glaubt, und ihr in den Pallaſt nachfolgt. Vermuthlich wußte der Dichter zu Ende des Geſanges noch nicht, wie er den Roland im nächſten verwenden wollte.

den. Wußte denn Arioſt im ganzen Umfange ſeiner Dichtungen keine verliebten und glücklichen Ehemann aufzutreiben, dem der Becher ſchicklicher vorgeſetzt werden konnte?

Ueber die Quellen der entlehnten Erfindungen im raſenden Roland wären noch manche Nachforſchungen anzuſtellen; die berüchtigte Frage des Kardinals Ippolito iſt wohl noch immer nicht vollſtändig beantwortet. Die zahlreichen Uebertragungen aus der alten Mythologie (ohne dabei noch die allgemeinen Aehnlichkeiten in Anſchlag zu bringen, die in der Märchenwelt aller Zeiten und Völker natürlich vorkommen), beſonders aus Ovids Metamorphoſen, dann aus Virgil und Homer, ſind leicht aufzuzählen. Manches iſt faſt unverändert aufgenommen, wie z. B. die verlaßne Ariadne als Olimpia, Andromeda und Perſeus als Angelika und Rüdiger; Anderes mit nicht ſehr verdienſtlichen Abänderungen, wie der Orco nach dem homeriſchen Cyklopen; noch Anderes in ſeltſamer Zuſammenſtellung: ſo iſt es luſtig genug, daß der im Mittelalter berühmte Chriſtenkönig des Morgenlandes, Prieſter Johann, hier zu dem von den Harpyen geplagten Phineus wird, und Medor, nachdem er als Euryalus neben einem ältern Freunde aufgeführt worden, dazu dienen muß, die Angelika an den Mann zu bringen. Was die eingeflochtenen Novellen betrifft, ſo ſind die von Giocondo und dem Hündchen des Pilgrims augenſcheinlich fabliaux; ob die ernſthafteren von Arioſts eigner Erfindung ſind, laßen wir dahin geſtellt ſein. In dieſer Gattung kann man ihn wohl einen Nachahmer des Boccaz nennen, den er in der zierlichen Schalkheit kaum, in der tiefen Darſtellung der Leidenſchaft aber durchaus nicht erreicht. Den Grundſtoff der Ritterfabeln von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen hat Arioſt mehr durch fremde Zuthaten glänzend zu bereichern, als aus ſeinem eigenen Keime zu entfalten geſucht. Vielleicht ſtand er dem Zeitalter, wo die Ritterbücher entſtanden, noch zu nahe, um den ganzen Werth dieſer Dichtungen unter ihrer oft unſcheinbaren Hülle einzuſehen, und ſo behandelte er ſie bloß als rohen durch ſeine Wahl und Willkür ſchon genug geehrten Stoff. Wir wollen keine Vergleichung zwiſchen ſeinem für klaſſiſch geachteten Gedicht und manchen namenloſen veralteten Ritterbüchern in Abſicht auf einen gehaltnen Hauptton, auf erregte Theilnahme und geheimnißvollen inneren Zuſammenhang anſtellen, um nicht noch mehr, als ſchon oben, der Paradoxie beſchuldigt zu werden. Allein wir würden bei dergleichen Unternehmungen, eine Dichtung des Mittelters mit gebildeter Kunſt auszuſtatten, heut zu Tage ſtrengere Forderungen machen.

Alles Obige zuſammengefaßt, möchten wir den Arioſt mit einem mehr gelehrten, als gefühlvollen Virtuoſen vergleichen, der in einer glücklichen Eingebung auf ſeinem Lieblingsinſtrumente phantaſiert. Er ſetzt durch ſeine gewagten Gänge in Erſtaunen; er verſtrickt ſich geflißentlich in Labyrinthen von Tönen und überraſcht in jedem Augenblicke die Hörer, und überbietet ſich ſelbſt durch den unerſchöpflichen Reichthum von Auflöſungen, welche neue Verwickelungen herbeiführen, und die ihm ſeine zur Fertigkeit gewordene Wißenſchaft des Kontrapunktes wie von ſelbſt an die Hand giebt. Allein ſo ſehr er ſich auch bemüht, am Schluße das bisher Zerſtreute und Zerſtreuende zu ſammeln, ſo gelingt es ihm doch nicht, einen bleibenden Haupteindruck im Gemüth zurückzulaßen, und hierin ſind ihm die einfachen, ungelehrten, aber originalen Volksmelodien, die man zu hören niemals müde wird, überlegen. Gegen zwei unſerer Poeſie nicht fremde Uebel, ſüßliche Empfindelei und träumeriſche Verſchwommenheit, wird ſein Beiſpiel immer ein gutes Gegenmittel ſein, ſo wie man einer Malerſchule, die ſich durch Nachahmung des Guido Reni und Albano verweichlicht hätte, das Studium des Giulio Romano empfehlen müßte.

Erſtes Sendſchreiben über den Titurel... von B. J. Docen. Berlin und Leipzig 1810.

Herr Docen, deſſen ſcharfſinnigem Fleiße die Geſchichte unſerer Sprache und Dichtkunſt ſchon ſo manche bedeutende Aufklärung verdankt, theilt in dieſem Sendſchreiben eine Entdeckung mit, die wir der Aufmerkſamkeit aller Kenner und Freunde dieſes vaterländiſchen Faches nicht nachdrücklich genug empfehlen können. Daß die Schrift dem Verfaßer dieſer Anzeige auf eine ſehr verbindliche Weiſe zugeeignet iſt, wird kein Hinderniß ſein, in die Prüfung der Sache ſelbſt einzugehn, und auch Zweifel und Einwendungen gegen D.s Anſicht freimüthig vorzulegen.

Man wußte bisher nur von einem einzigen Titurel, der von alten Zeiten her dem berühmten Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben ward. Dieſes lange Rittergedicht in ſiebenzeiligen Strophen iſt im J. 1477. zuſammen mit dem Parcival deſſelben Dichters im Druck erſchienen. Allein dieſe Ausgabe iſt äußerſt ſelten geworden, und fände ſie ſich auch häufiger vor, ſo würden wir damit wenig gebeßert ſein. Der Abdruck iſt äußerſt fehlerhaft: ein geübter Leſer der altdeutſchen Schriften wird darin Hunderte von Leſearten aus dem Stegereif berichtigen können; bei unzähligen Stellen aber treten ihm unüberwindliche Hinderniſſe des Verſtändniſſes in den Weg. In der neueren Zeit, ſeitdem man angefangen, die alten Gedichte aus den Handſchriften abzudrucken, kam die Reihe bis jetzt noch nicht an den Titurel. Der jüngere Adelung hat aus zwei Handſchriften der vaticaniſchen Bibliothek wenige Strophen als Probe gegeben (S. fortgeſetzte Nachrichten, S. 1...21.), aber nach ſeiner ungründlichen Weiſe ſie ſchmählich entſtellt. Hr. D. theilt in ſeinen

Miſcellaneen (B. II. S. 116. u, f.) als Bruchſtück einer zu Grunde gegangenen Handſchrift die erſten dreißig Strophen mit, und in vorliegendem Sendſchreiben einen Theil des ſiebenten Geſanges, ebenfalls den Ueberreſt einer zertrümmerten äußerſt ſchätzbaren Handſchrift. Dieß iſt alles bisher im Druck Erſchienene, und die Krone aller Rittergedichte bleibt daher dem größeren Publikum immer noch unzugänglich. Bodmer hat unter vielen andern Verdienſten auch dieſes, das ehemals ſo viel geleſene, aber ſeit Jahrhunderten verſchollene Buch zuerſt wieder erwähnt und mit Wärme empfohlen zu haben. (In der Zugabe von Briefen am Schluße ſeiner gereimten Gedichte. 1754. S. 133...146.) Ihm war ein gedrucktes Exemplar verehrt worden, das er der Züricher Stadtbibliothek ſchenkte. Doch müßen wir uns vielleicht Glück wünſchen, daß durch ihn oder unter ſeiner Leitung keine neue Ausgabe aus einer Handſchrift veranſtaltet worden. Denn wie wenig ſind wir durch den unlesbaren Abdruck des Parcival in der müllerſchen Sammlung gefördert? Die Weiſe, nur eine einzige Handſchrift zu Rathe zu ziehen, wenn es mehrere giebt; für die Läuterung des Textes ſelbſt nicht das Nächſtliegende, und für die Auslegung eben ſo wenig zu thun; ja nicht einmal durch Abtheilungszeichen und geordnete Schreibung für Erleichterung des Verſtändniſſes zu ſorgen: dieſe Weiſe iſt ganz unerſprießlich. Die in den letzten Jahren aufgetretenen verdienſtvollen Herausgeber altdeutſcher Gedichte, Hr. von der Hagen und Büſching, ſind auf einem weit richtigeren Wege, wenn ſie auch nicht überall das Befriedigende leiſten. Sie haben ihre Sammlung mit kleineren Werken eröffnet, die faſt ſämmtlich anecdota und, ſo viel man weiß, nur in einer einzigen Handſchrift vorhanden ſind: ſolche vom Untergange zu retten, ſchien alſo beſonders dringend. Auch wollten ſie die Leſer durch Mannichfaltigkeit anlocken; der Titurel würde allein einen ganzen Band eingenommen haben, und die zu einer gründlichen Herausgabe nöthigen Vorbereitungen dürften mehrere Jahre erfordern. Wir nehmen keinen Anſtand zu behaupten: nächſt der Kritik und Auslegung des Liedes der Nibelungen, womit nun ein lebenswerther Anfang gemacht worden, ſei die gleiche Arbeit am Titurel die wichtigſte, aber auch die ſchwierigſte Aufgabe für den deutſchen Philologen. Das Gedicht würde immer eins der ſchwerſten bleiben, wenn wir es auch ganz in ſeiner echten Geſtalt vor uns hätten, wie es aus der Hand des Dichters gekommen: wegen der kunſtreichen, äußerſt gebildeten, zuweilen geſuchten Sprache; wegen der beſtändigen Anſpielungen auf einen ganzen Kreiß von Rittergeſchichten, die als bekannt vorausgeſetzt werden; endlich wegen der myſtiſchen Bedeutung des Ganzen.

In der Reihe der altdeutſchen Heldengedichte ſtehen das Lied der Nibelungen und der Titurel gleichſam an den entgegengeſetzten Enden. Das erſte iſt ſeiner Grundlage nach uralt, es tritt in jene Vorzeit zurück, wo die öſtlichen deutſchen Völker ſich zuerſt im Weſten anſiedelten. Es enthält unverfälſchte Ueberlieferungen, die ſich unmittelbar an die großen Begebenheiten anknüpfen, wodurch nach der römiſchen Weltherrſchaft Europa wiedergeboren, oder zuerſt geſtaltet ward. Es iſt durchaus einheimiſch, urkundlich und volksmäßig. An tragiſcher Erhabenheit, an biederm Heldenſinn, an Rieſengröße der Geſtalten, an hinreißender Gewalt der erregten Theilnahme kann ſich nichts, auch in dem Kreiße der ihm verwandten Dichtungen, nur entfernter Weiſe damit meßen. In ſolcher Majeſtät ragen die unerklommenen Alpengipfel weit über das wechſelnde Treiben der Gewerbswelt in die blaue Himmelsveſte empor, unerſchütterlich und unvergänglich. Der Titurel hingegen iſt eine freie, nicht auf Geſchichte gebaute Dichtung, vom Auslande zu uns gebracht, allem Anſchein nach aber durch unſern Dichter viel höher ausgebildet. Es iſt die Blüthe des vollendeten Ritterthums: auf Verherrlichung der geiſtlichen Ritterorden, namentlich der Templer, iſt es darin hauptſächlich angeſehen. Volksmäßig iſt dieß Gedicht wohl niemals geweſen, und kann es auch nicht werden, ſowohl wegen der gelehrten Ausführung, als des myſtiſchen Gehaltes. Es iſt beſchaulicher Art: über allen darein verflochtenen irdiſchen Begebenheiten ſchwebt in ſegensvoller Glorie der geheimnißvolle Gral, der zuletzt den Augen der Sterblichen in das Mutterland aller geheimen Weisheit, Indien, entrückt wird. Ueber manche Symbole wird man vielleicht die Eingeweihten der Freimaurerei um Aufklärung anſprechen müßen, in ſo fern ſie noch ächte Ueberlieferungen der Templer bewahrt haben.

Wüßten wir Deutſche zu ſchätzen und zu hegen, was zu unſerm wahren Ruhme gereicht, ſo hätten wir längſt, wie an den Nibelungen unſern Homer, ſo am Titurel unſern Dante gehabt. Mit den Nibelungen, das wird wohl kein Einſichtsvoller mehr bezweifeln; aber die Schwierigkeit des Titurel in der verworrenen Geſtalt, wie wir ihn jetzt vor uns haben, dürfte Manchem ein unüberſteigliches Hinderniß ſcheinen. Allein man ſehe nur einmal ein altes Manuſkript der göttlichen Komödie an, ob man ſich aus dieſer Wildniß finden wird. Nach allen Bemühungen der Ausleger, vom Boccaz, Landino und Bellutello an bis auf die neueſten, Volpi, Venturi und Lamberti, bleibt die Dunkelheit mancher Stellen immer noch undurchdringlich, und es erfordert überhaupt große Anſtrengung, den tiefſinnigſten aller Dichter zu verſtehen. Deshalb ſind die Italiäner, und mit Recht, nicht weniger ſtolz auf ihren Dante.

Der Titurel hatte vormals einen großen Ruhm. Püterich von Reicherzhauſen nennt ihn noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 'das Haupt ob deutſchen Büchern'. Der Dichter hat ſelbſt ein ſtolzes Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit. Er ſagt:

Der Adelaar all' Vögel überfleuchet;
So wird dieſ' Aventüre
Hoch über all die andern werth gezeuchet.

(Gloſſen: 'Adelaar' Adler; 'überfleuchet' überfliegt; 'gezeuchet' gezucket oder gezogen.)

Dieſes Werk genoß einer beſondern Gunſt bei den Großen und Herren, welche darin den Spiegel des frommen Ritterthums ſahen. Dadurch vervielfältigten ſich die Abſchriften dergeſtalt, daß Püterich deren dreißig geſehen zu haben bezeugt (Adelung, Püterich S. 30.). Man kann beſtimmt den Zeitpunkt angeben, wo die Leſung dieſes und vieler andern Gedichte des Mittelalters in Abnahme gekommen: nämlich in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Wir behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit in das hellſte Licht zu ſetzen, daß die Reformation an dem Untergange vieler altdeutſchen Schätze Schuld iſt. Bei dem damaligen Sturme gegen angeerbte Ueberzeugungen riß eine allgemeine Verachtung der Vorzeit ein, deren Denkmale man oft muthwillig vernichtete; wir haben in unſern Tagen ähnliche Erſcheinungen erlebt. Ja die eifernden Prediger giengen wohl ſo weit, jene herrlichen Dichtungen, das Vermächtniß eines größeren Zeitalters, als Ueberreſte des papiſtiſchen Aberglaubens zu verſchreien, wie eine Stelle in Pantaleons Heldenbuch (S. 242. in dem Artikel von Thieterich von Bern) dieß deutlich ausweiſt. Man ſchrieb nun für den großen Haufen; wer darüber hinausdachte, bediente ſich des Lateiniſchen; in der Mutterſprache trat eine einförmige Reimerei, eine greiſliche Proſa an die Stelle der vormaligen Kunſtbildung.

Man muß ſich wundern, daß aus dieſem Schiffbruche noch ſo viel gerettet worden. Auch in Abſicht auf den Titurel werden wir nicht gar zu übel berathen ſein. In den Miſcellaneen bezweifelte Hr. D. noch (B. II. S. 116.), ob ſich in ganz Deutſchland eine taugliche Handſchrift finde. Von der Hagen und Büſching machen (Einl. zu den Altd. Ged. S. X.), die vaticaniſchen mitgerechnet, deren fünf namhaft. Auf die hannöveriſche haben wir ſelbſt ſchon in dieſen Blättern (1810. Abth. V. H. 3. S. 114.*)) aufmerkſam gemacht. Wir können das Verzeichniß jetzt mit einer ſechsten, und zwar einer ſehr koſtbaren Handſchrift vermehren, die ſich zu Wien im Beſitz des fürſtl. dietrichſteiniſchen Hauſes befindet, und die wir kürzlich zu unterſuchen Gelegenheit hatten. Sie iſt auf Pergament in groß Quart, in ungemein großer und leſerlicher Fraktur geſchrieben, und mit zahlreichen ſtark vergoldeten Miniaturen verziert. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob ſie noch aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt (vielleicht iſt man überhaupt mit dieſem Ehrentitel der Manuſkripte zu verſchwenderiſch umgegangen), doch iſt ſie ſchwerlich jünger als vom Anfange des vierzehnten. Wiewohl ein ſehr ſtarker Band, dem nach der Titelverzierung vorn nichts zu fehlen ſcheint, umfaßt ſie doch nur die letzte Hälfte des Gedichtes. Sie unterſcheidet ſich darin von den bisher bekannten Handſchriften, daß die Ueberſchriften der Geſänge reimweiſe abgefaßt ſind, deren die erſte ſo lautet:

Hie empfie der kaiſer akorein
Den talfein und all die ſein.

Die, wie es ſcheint, zum Theil myſtiſchen Bilder dürften auch für den Sinn der Dichtung nicht zu vernachläßigen ſein. So iſt z. B. die Vorſtellung der trauernden Sigune öfter wiederholt. Der Sarg mit der Leiche des Tſchienatulander ſteht in der Krone einer von oben nach unten halb dürren halb grünenden Linde, ſo daß ſein Körper in den abgeſtorbenen, ſein Haupt in den lebendigen Theil des Baumes fällt; Sigune ſitzt, wie die verwittwete Turteltaube, auf einem verdorrten Aſte daneben: ſchöne Sinnbilder der Unſterblichkeit und der irdiſchen Trauer.

---

*) [S. oben die Rec. von dem Buche der Liebe.]

Der künftige Herausgeber des Titurel wird nun alle bis jetzt bekannten und noch zu entdeckenden Manuſkripte entweder im Original oder in ganz genauen Abſchriften vergleichen müßen. Er lege die älteſte und ächteſte zum Grunde, und nehme zu den übrigen nur im Falle der Noth, oder wo ſie offenbar vorzüglicher ſind, ſeine Zuflucht. Die Wahl der Leſearten wird nicht bloß eine kritiſche Arbeit ſein, ſondern dichteriſches Gefühl erfordern, denn ſie weichen oft ſo weit ab, daß man ſie nicht für bloß zufällige Entſtellungen halten kann. Man muß annehmen, daß die Abſchreiber entweder ſelbſt einige dichteriſche Fertigkeit beſaßen, oder unter der Leitung eines Meiſterſängers ſchrieben, wo denn manches nach Willkür, mit oder ohne Einſicht, verändert ward. Der alte Druck iſt auch als Handſchrift zu Rathe zu ziehen: wir können ihn nicht ganz ſo tief herabſetzen, als Hr. D. thut. Herausgeber und Drukker ſind zwar nach der Weiſe ihrer Zeit ohne Kritik verfahren, ſie haben Vieles falſch geleſen, und vermuthlich nur eine einzige und eine ziemlich junge Handſchrift befolgt: aber die, welche ſie vor Augen hatten, war doch ſehr vollſtändig, und dieß iſt ſchon eine große Seltenheit. Die labyrinthiſche Anlage des Ganzen, die ſo wunderbar mit der des Parcival zuſammengeflochten iſt, daß beide Gedichte einander gegenſeitig ergänzen, wird aus den franzöſiſchen Quellen zu erläutern ſein. Vor allen Dingen iſt nachzuforſchen, ob das Provenzaliſche oder Franzöſiſche Original von Kyot (Guiot), worauf ſich Eſchenbach in beiden Gedichten ſo häufig beruft, noch in den pariſiſchen Bibliotheken vorhanden iſt, und wie es ſich zu der deutſchen Nachbildung verhält. Der gedruckte proſaiſche Roman nach Chretien de Troyes iſt bekannt, und nicht zu überſehen; aber Eſchenbach bezeugt am Schluße des Parcival (V. 24718...20.), dieſer Meiſter habe der Märe Unrecht gethan, und dadurch wohl Kyots Zorn verdient.

Wäre nun auch ein Gelehrter ſchon mit allen dieſen nicht geringen Erforderniſſen zur Herausgabe des Titurel ausgerüſtet, ſo würden wir ihn doch bitten, die Bekanntmachung ſeiner Arbeit zu verſchieben, bis es völlig ausgemacht iſt, ob nicht noch irgendwo das Ganze einer andern Bearbeitung dieſes Romans verborgen liegt, wovon Herr D. hier ein beträchtliches Bruchſtück von 164 Strophen mittheilt. Wir fordern alle Aufſeher von Bibliotheken, und wem ſonſt alte Manuſkripte zu Handen kommen, auf, zur Entſcheidung dieſer für die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt äußerſt wichtigen Frage das Ihrige beizutragen.

Dieſes Bruchſtück hat, ſowohl philologiſch als dichteriſch betrachtet, den ausgezeichnetſten Werth. Die Bearbeitung, wozu es gehörte, wird auf den erſten Blick für die ältere erkannt, woraus die bisher einzig bekannte hergefloßen iſt. Die letzte verhält ſich zu jenem meiſtens als bloße Umſetzung in ein andres Silbenmaß, zuweilen als Erweiterung und Paraphraſe. Die vierzeilige Strophe des Bruchſtücks iſt in die ſiebenzeilige unſers vollſtändigen Titurel aufgelöſt, auf ähnliche Art wie aus der Versart der Nibelungen die bekannte Strophe des Heldenbuchs entſtand. Eine Probe wird dieß anſchaulich machen. Wir geben die Strophen, womit das Bruchſtück anhebt, und die entſprechenden des alten Drucks, nur mit erneuerter Schreibung, die wir überall, wo es darauf ankommt, alte Dichterwerke den Zeitgenoßen zugänglich zu machen, zum Grundſatz erheben möchten.

Da ſich der ſtarke Titurel mochte gerühren,
Er getorſte wohl ſich ſelben und die Seinen in Sturme geführen;
Seit ſprach er im Alter: 'Ich lerne,
Daß ich Schaft muß laßen; des pflag ich eh ſchöne und gerne.'

'Möcht' ich getragen Wappen', ſprach der Genennde,
'Des ſollte der Luft ſein geehret mit Speers Krache aus meiner Hände.
Sprießen gaben Schatten vor der Sonnen;
Viel Zimierde iſt auf Helmen von meines Schwertes Ecke entbronnen.

Ob ich von hoher Minne je Troſt empfienge,
Und ob der Minnen Süße je Selden Kraft an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das iſt nun gar verwildet meinem ſehnenden klagenden Leibe.'

(Gloſſen: 'gerühren', 'geführen', 'getragen', pleonaſtiſch für die einfachen: rühren, führen, tragen; 'getorſte' durfte; 'ſeit' ſeitdem; 'Schaft' die Lanze, 'eh' ehemals; 'der Genennde' der Kühne, Tapfere; 'Hände' Dativ des Singul.; 'Sprießen' Lanzenſplittern; 'Zimierde' Helmzierrath, ital.

cimiero; 'Ecke' Schärfe; 'entbronnen' entbrannt: oder ſein Schwert hatte oft Funken aus den Helmen geſchlagen: 'Selde' Heil, Seligkeit: ein unerreichbares Wort: 'begienge' ausübte; 'verwildet' entfremdet; 'Leib' für den ganzen lebendigen Menſchen.)

Ausgabe von 1477. mit einigen berichtigten Leſearten:

Da Titurel der Starke
Sich mocht' hievor berühren,
Aus fürchterlicher Barke
Getorſt' er wohl die Sein' in Sturme führen.
Seit ſprach im Alter er zu ihn'n: Ich lerne
Daß ich den Schild muß laßen,
Des pflag ich etwann ſchöne unde gerne.

Wär noch mein Kraft gemehret,
Sprach aber der Genennde,
Deß müßt' der Luft ſein geehret
Von Speeres Krache außer meiner Hände.
Die Spreißen Schatten gaben vor der Sonnen;
Viel Zimier auf den Helmen
Sind von der Schwertes Ecke mein entbronnen.

Ob ich von Minne-Grüße
Je werthen Troſt empfienge,
Und ob der Minnen Süße
Mit Selden Kraft je Troſt an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das iſt nun gar verwildet
Vor Leid meinem ſehnenden klagenden Leibe.

Man ſieht hier ſchon, wie der zweite Bearbeiter ſeinem Vorbilde Schritt vor Schritt folgt. In der erſten Hälfte der Strophe hat ihn die Hinzufügung eines neuen Reimes, die er ſich auferlegte, oft zu beträchtlicheren Abweichungen genöthigt. Sonſt aber hat er meiſtens die vorhandenen Reime beibehalten, ganze Zeilen ſind unverändert ſtehen geblieben, oder unterſcheiden ſich höchſtens durch die Wortſtellung; ja die beiden Bearbeitungen ſind einander oft ſo nahe, daß die falſchen Leſearten des Drucks von 1477. und des docenſchen Fragments nicht ſelten gegenſeitig aus einander berichtigt werden können.

Ehe wir weiter gehen, ſei es uns erlaubt, hier einige Bemerkungen über die beiden Silbenmaße einzuſchalten, die in der Geſchichte unſrer Verskunſt ungemein merkwürdig ſind. Wiewohl die ſiebenzeilige Strophe aus der vierzeiligen gebildet worden, machen ſie doch einen ſtarken Gegenſatz mit einander. In der älteren iſt durchgehends ein anapäſtiſcher oder daktyliſcher Gang vorwaltend; Hr. D. bemerkt mit Recht, daß ſich darin einige vollſtändige Hexameter finden, und daß überall ein dem hexametriſchen ſich nähernder Bau hindurchblickt. Auch wo wir nach einer genauen Meßung Trochäen finden würden, iſt die Gewalt des Rhythmus ſo groß, daß ſie die Stimme und das Gehör über dieſe Hemmung hinwegreißt, und was zwiſchen zwei ſtark accentuierten Längen ſteht, nur wie zwei Kürzen vernommen wird, wenn es gleich an Silbenzeit oder Zahl darüber hinausgeht. Deswegen iſt auch mit richtigem Urtheil der kürzere Vers vorangeſetzt: die Stimme nimmt darin gleichſam einen Anlauf zu dem ſteigenden Schwunge und der überſtrömenden Fülle des zweiten.

Ein feines Gehör für den Rhythmus, welches ſpäterhin wieder verloren gieng, iſt den Minneſängern aus der beßeren Zeit nicht abzuſprechen. Ihre Lieder ſind oft entſchieden jambiſch oder trochäiſch, und wo dieſe Regel verletzt wird, möchten wir es eher den Abſchreibern als den Dichtern beimeßen. Weit ſeltner, aber nicht ohne Beiſpiel, ſind Lieder in einem anapäſtiſchen oder daktyliſchen Rhythmus, der meiſtens in amphibrachiſche Wortfüße zerfällt. Wir führen als Beweis das wunderſchöne und bekannte Lied eines der älteſten Minneſänger, Heinrichs von Veldeck, an:

Mein ſehnendes Denken,
Dabei meine Sinn' allgemeine, u. ſ. w.

(Bodmers Minneſinger I. S. 22.) Ein andres von Kriſtan von Hamle:

Mit fröhlichem Leibe,
Mit Armen umfangen,
Zu Herzen gedrucket, wie ſanfte das thut! u. ſ. w.

(Ebend. S. 46.) und jenen ſtolzen Geſang Ulrichs von Lichtenſtein (II. S. 29.), woraus wir folgende Strophe wählen:

Arg' und Unfuge und Unfuhre, die Wilde,
Geziemt nicht dem Helme, und taugt nicht dem Schilde.
Der Schild iſt ein Dach, das nicht Schande kann decken:
Sein Blick lehrt entblecken

An Ehren die weichen:
Vor Furchten erbleichen,
Die Farb' iſt ihr Zeichen.

(Gloſſen: 'Die Arge', substant. femin. wie die Schöne, u. a.; 'die Unfuge' ebenf. fem., ſtatt der Unfug; 'die Unfuhre' ſchlechtes Betragen; 'entblecken' ſich verrathen, kund geben; 'die weichen an Ehren' die nicht feſt an der Ehre halten.)

Eine andere Eigenheit der Strophe des Bruchſtückes iſt der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime. Schon die älteſten Minneſinger zeigen ſich aufmerkſam auf die Verſchiedenheit der Endungen. Die Regel eines unverbrüchlichen Wechſels der männlichen und weiblichen, die erſt im ſiebzehnten Jahrhundert in unſre Poeſie gekommen, beobachten ſie zwar nicht, und konnten ſie nicht beobachten, weil ſie oft weit mehr als zwei verſchiedne Reime auf einander folgen laßen; aber männliche und weibliche Endungen der Verſe kehren an beſtimmten Stellen ihrer Strophen wieder, und oft ſchließen ſie die einen oder die andern gänzlich aus.

Die Strophe des Bruchſtücks wird alſo nur dadurch einzig in ihrer Art, daß der Dichter jene feineren Beobachtungen der Vers- und Reim-Kunſt auf ein langes erzählendes Gedicht anwandte. Es iſt gar ſehr zu beklagen, daß die meiſten Ritterromane, vermuthlich nach welſchen Vorbildern, in kurzen unmittelbar auf einander folgenden Reimzeilen abgefaßt ſind Von der kunſtreichen Mannichfaltigkeit und zarten Muſik der Liederſtrophen bis zu dieſer rohen Weiſe, die ſich dennoch daneben behauptete, iſt der Abſtand unermeßlich. Die Verſe ſind weder durch den Rhythmus, noch die Silbenzahl gehörig gemeßen, der Sinn ſchreitet unaufhörlich aus einem Reimpaare in das nächſte hinüber, männliche und weibliche Reime wechſeln ohne Regel nach dem Bedürfniſſe des Dichters, und es iſt nicht zu leugnen, daß deren ſchnelle Folge ihnen manche gezwungene Wendungen und Flickwörter abgenöthiget hat. Dieſe athemloſe Versart, für uns von unerträglicher Eintönigkeit, widerſteht ſowohl dem Geſange, als dem Vortrage der redenden Stimme: die Biegſamkeit des geſchickteſten Rhapſoden muß an dem Verſuche ſcheitern, ſie unſerm Gehör annehmlich zu machen. Das Epos liebt, ſich in mächtigen Versgliedern zu bewegen, ſo häufige Einſchnitte ſind für die ihm eigne Würde und Ruhe nachtheilig, ja zerſtörend; deshalb iſt der Hexameter das epiſche Naturmaß: wie ließe ſich eine

Ilias in anakreontiſchen Liederzeilen denken? Die Form hat überhaupt den wichtigſten Einfluß auf die innern Beſchaffenheiten der Ausführung: je nachdem ſie glücklich gewählt iſt oder nicht, hebt und trägt ſie den Dichter, oder hält ihn auf einer untergeordneten Stufe der Kunſt zurück. Der Gebrauch der kurzen Reimpaare hat die meiſten alten Rittergedichte zum Chronikenſtil der epiſchen Poeſie herabgezogen, wie denn auch viele wirkliche Chroniken in dieſer Versart abgefaßt ſind. Die erſtaunliche Ueberlegenheit in der Darſtellung über die gewöhnlichen gereimten Ritterbücher, die wir an dem Liede der Nibelungen und nun auch an dem Bruchſtücke des älteren Titurel ſehen, müßen wir den Strophenbau beider Gedichte, wenigſtens als ihrer unerläßlichen Bedingung, zuſchreiben. Beide Strophen ſind in ihrer Art vortrefflich: ſie ſetzen den geſchickten Vorleſer niemals in Verlegenheit, indem ſie ihm auf das beſtimmteſte ihre charakteriſtiſche Muſik anweiſen. Die Strophe der Nibelungen iſt vermuthlich ein aus unbekannten Zeiten angeſtammtes Erbtheil der Dichtung; die des Bruchſtücks ſcheint eigens für das Gedicht erfunden zu ſein. Wir wißen uns ihre Entſtehung nicht beßer zu erklären, als indem wir annehmen, der Vf. habe mit dem Silbenmaße der Nibelungen, aber geflißentlich die Nachahmung vermeidend, wetteifern wollen. In der Strophe der Nibelungen ſind die Verſe ohne genaue Silbenzählung ungefähr von gleicher Länge, bis auf eine geringe Verlängerung des letzten Hemiſtichs; der Gang iſt im Ganzen jambiſch oder trochäiſch; jeder Vers hat einen ſtark bezeichneten Abſchnitt mit weiblicher oder gleitender Endung; die männlichen Reime ſind bei weitem die zahlreichſten. Alles dieſes verhält ſich umgekehrt in dem älteren Titurel: jede zweite Zeile iſt beinahe eine Verdoppelung der erſten; der Rhythmus in allen entſchieden anapäſtiſch; die kürzeren Zeilen haben keinen Abſchnitt, und in den längeren iſt er an ſehr verſchiedene Stellen verlegt, wie ſich denn überhaupt die Silbenzahl in unbeſtimmter Fülle ergießt; die Reime ſind ohne Ausnahme weiblich. Die grundloſe, jedoch mehrmals wiederholte Angabe, Eſchenbach ſei auch Verfaßer des Liedes der Nibelungen, verdient kaum eine Widerlegung; aber daß er es gekannt, und mit den Geſinnungen eines Nebenbuhlers angeſehen, dergleichen überhaupt die Dichter des welſchen Fabelkreiſes gegen die des deutſchen gehegt zu haben ſcheinen, dieß erhellet unwiderſprechlich aus zwei ſpöttiſchen Anſpielungen auf dieß Heldengedicht, einer im Parcival (V. 12550...64), der andern im Titurel über die Unverwundbarkeit Siegfrieds.

Die Strophe des vollſtändigen Titurel, wiewohl ſo unmittelbar aus der früheren Bearbeitung abgeleitet, gehört dennoch einem ganz andern metriſchen Kreiſe an. Sie zerfällt in zwei ungleiche Hälften: die erſte beſteht aus drei kurzen und einer längeren Zeile mit überſchlagenden Reimen; in der zweiten faßen zwei längere Reimzeilen die kürzere ein, welche reimlos bleibt. Der Gang ſoll jambiſch ſein; durchgehends werden weibliche oder gleitende Reime (rime sdrucciole) gebraucht: die letzteren werden meiſtens durch das Participium der gegenwärtigen Zeit herbeigeführt (gleich in der erſten Strophe 'lebende, ſchwebende', und ſo unzählige Male), deßen umſchreibende Anwendung, wo die Zeitwörter in verſchiedenen Zeiten und Perſonen ſonſt nicht reimen würden, eine dem Dichter ganz eigenthümliche Manier iſt. Dabei iſt es auf genaue Silbenzählung abgeſehen: die Zeilen ſollen ſieben oder eilf Silben enthalten, ganz nach den Grundſätzen der italiäniſchen Poeſie. Wenn dieſe Regeln in der alten Ausgabe des Titurel häufig verletzt werden, ſo haben wir dieß ſchon ohne Zweifel der Verfälſchung der Abſchriften beizumeßen. In dem ſchon erwähnten Fragment der zweiten Bearbeitung aus einer Regensburger Handſchrift, welches Docen ebenfalls mittheilt, erſcheint die Strophe faſt durchgängig in ihrer ſchönen Regelmäßigkeit. Eben ſo in einem Liede des Herrn Otto vom Turne, wo man zuerſt in Bodmers fehlerhafter Abtheilung*) einige Mühe hat ſie zu erkennen (Minneſ. I. S. 44.), das aber offenbar als eine genaue Nachahmung der Strophe des Titurel anzuſehen iſt.

Dieß Silbenmaß ſcheint bis ins fünfzehnte Jahrhundert viel Beifall gefunden zu haben; allein, wiewohl ſich manches Gute davon rühmen läßt, möchten wir es für den heutigen Gebrauch in langen erzählenden Gedichten nicht ohne Einſchränkung empfehlen. Nicht etwa, weil es ſich einer Theorie nicht fügen will, was Hr. J.

---

*) Bodmer trifft doch einigemal das Rechte. Tieck hat vollends (Minnel. S. 54.) eine falſche Abtheilung der Verſe, wie ſo häufig, willkürlich zum Grundſatze erhoben.

Grimm (über den altdeutſchen Meiſtergeſang, S. 14. 58. u. f.) daran ausſetzt: dieß dürfte den ausübenden Erforſcher der Verskunſt am wenigſten aufhalten; ſondern weil die allzuhäufigen kurzen Verſe mehr lyriſch ſind, als epiſch, und der ungehemmten Fülle, welche die letztere Gattung liebt, Abbruch thun.

Der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime in beiden Bearbeitungen des Titurel verdient bemerkt zu werden. Als der Verfaßer dieſer Anzeige und nach ihm mehrere andre Dichter zuerſt dieſe Weiſe in Sonetten und andern dem Italiäniſchen nachgebildeten Formen verſuchten, wurde ſie als eine unerhörte Neuerung, als eine Ausartung ins Weichliche von vielen Kunſtrichtern getadelt. Hier haben wir nun ein uraltes Beiſpiel vor uns, und zwar an langen Gedichten, das ſchwerlich irgend ein Kenner für ungültig erklären wird.

Wir kommen auf das Bruchſtück des älteren Titurel zurück. Die Hauptſache iſt, auszumachen, aus welcher Zeit und von welchem Dichter er ſich herſchreibt. Es laßen ſich hiebei drei verſchiedne Annahmen denken: entweder beide Bearbeitungen ſind von Eſchenbachs Hand; oder nur die jüngere und nicht die ältere; oder nur die ältere und nicht die jüngere. Eine vierte Annahme, die dem Eſchenbach beide Bearbeitungen abſpräche, ließe ſich nur durch einen Skepticiſmus unterſtützen, wodurch uns der ſo berühmte Sänger, den wir hiſtoriſch feſtzuhalten glauben, faſt zu einer fabelhaften Perſon werden würde. Docen ſchwankt zwiſchen den beiden erſten Vorausſetzungen, entſcheidet ſich aber ſchließlich für die zweite. Wir wollen ſeine Gründe prüfen.

Wäre die Vorausſetzung ausgemacht, Eſchenbach ſei nicht Urheber des Originals, ſondern bloß der Umarbeitung, ſo wäre die Entdeckung in der That für ſeinen Ruhm ſehr gefährlich. Wenn man die einander entſprechenden Strophen vergleicht, und eben dadurch das Urtheil ſchärft, ſo wird man faſt durchgängig denen in der älteren Form den Vorzug geben müßen. Bald ſind die hinzugefügten Reime mit ſichtbarem Zwange herbeigeführt, bald ſchöne Züge weggelaßen, und dagegen müßige und nur nicht gar Flickwörter geſetzt. Ferner: die Weitſchweifigkeit iſt der Hauptfehler des neueren Titurel, und viele paraphraſtiſche Erweiterungen, viele abſchweifende Betrachtungen, worüber dem Leſer der Faden der Erzählung entſchlüpft, ſcheinen erſt bei der Umarbeitung in das Gedicht gekommen zu ſein. So fehlt in dem Bruchſtücke beinahe der ganze fünfte Abſchnitt des vollſtändigen Titurel, der eine moraliſche Deutung des Grales enthält: nach den beiden erſten Strophen geht es gleich zur letzten dieſes Abſchnittes fort, und was folgt, gehört zum ſechſten Abſchnitt. Das Liebesgeſpräch zwiſchen Tſchionatulander und Sigunen iſt ebenfalls beträchtlich, und wie uns dünkt, nicht zu ſeinem Vortheile erweitert worden. Manche Strophen ſind in zweie aufgelöſt, auch wo es Docen nicht angemerkt hat. Mit völliger Sicherheit wird das Urtheil zu Gunſten der älteren Bearbeitung in allen ihren Theilen ſich erſt dann fällen laßen, wenn wir nicht mehr zu der gedruckten Ausgabe unſre Zuflucht nehmen müßen, ſondern die ſämmtlichen Strophen mit ihrer Umbildung in einer eben ſo vortrefflichen Handſchrift vergleichen können, als die des Bruchſtückes iſt. Indeſſen fanden wir obige Bemerkungen auch an den Strophen der Regensburger Handſchrift beſtätigt. Docen ſelbſt geſteht ein, 'es herrſche in ſeinem Fragment mehr Jugendlichkeit und Friſche, als in den ſtreng geſchloßenen regelmäßigen Strophen des längeren Gedichts'.

Die Vorzüglichkeit der älteren Behandlung würde für ſich allein noch nicht gegen die Einerleiheit des Urhebers beider entſcheiden. Ganz ohne Beiſpiel wäre es nicht, daß ein Dichter ein Werk, das ſeiner Jugend gelungen war, in ſpäteren Jahren bis auf einen gewiſſen Grad verdorben hätte. Dem Taſſo iſt etwas Aehnliches begegnet, nur daß er dabei das Glück hatte, daß ſein befreites Jeruſalem, ſeiner Verwerfung zum Trotz, das eroberte verdrängte, und ſeinen Ruhm unverſehrt auf die Nachwelt brachte. Auch in den Zeitumſtänden Eſchenbachs laßen ſich wohl wahrſcheinliche Veranlaßungen auffinden. Die Dichtkunſt wurde zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit regem Eifer angebaut, und der Geſchmack wechſelte ſehr ſchnell. Das Silbenmaß, worin Eſchenbach den Titurel, oder wenigſtens einen Theil davon nach dieſer Vorausſetzung ausgeführt hatte, durfte nur dem fürſtlichen Gönner, dem zu gefallen er beſonders arbeitete, nicht recht behagen; ihm vielleicht veraltet dünken, ſo bequemte ſich der Dichter dazu, es in eine beliebtere Form umzugießen. Man weiß, wie bindend bei einem ſolchen Vorhaben eine frühere Arbeit für den Geiſt wird: daher die geringere

Freiheit der zweiten Hand. Auch das darf nicht befremden, daß der Dichter ſich ſelbſt paraphraſierte, die erſten Gedankenkeime ausführlicher, und manchmal allzu ausführlich entfaltete. Seltſamer iſt es ſchon, daß er mehrmals die Strophen aus ihrer alten Ordnung geworfen hat, wo man keinen rechten Grund für dieß Verfahren einſieht. Ganz ausgemacht würde es aber ſein, daß die beiden Bearbeitungen nicht einen und denſelben Urheber gehabt, wenn ſich beweiſen ließe, der Verfaßer der Umarbeitung habe ſeinen Vorgänger hier und da mißverſtanden, denn unmöglich konnte der Dichter den Sinn ſeiner eignen Worte vergeßen haben.

Wir glauben eine ſolche Spur nachweiſen zu können. Sigune ſagt (Str. 58.) zu ihrem Geliebten:

Minne iſt daz eine ere? maht du minne mir tuten?
Iſt daz ein ſite? chumet mir minne, wie ſol ich minne getruten?

(Wo es auf Leſearten, oder zweifelhafte Auslegung ankommt, ſetzen wir die Stelle buchſtäblich her.) Docen will ſtatt 'ein ere' und 'ein ſite' leſen 'ein Er' und 'ein Sie', weil es in dem alten Drucke ſo ſteht; aber ohne Nothwendigkeit, denn der Text des Bruchſtückes gewährt einen ſehr guten Sinn. Die unſchuldige Sigune hat ſo eben betheuert, ſie habe noch gar keinen Begriff von der Minne. Nun fragt ſie: Iſt Minne eine Ehre? iſt ſie eine Sitte? d. h. gereicht ſie zur Ehre? iſt ſie mit der Sitte verträglich? — Der Umarbeiter ſcheint falſch geleſen zu haben, welches leicht möglich war; denn wenn geſchrieben ſtand 'ein er, ein ſit' (wie ſo häufig), ſo beruhte der Unterſchied des Sinnes auf einem einzigen Buchſtaben, und vielleicht ergriff er dieſe Leſeart um ſo lieber, weil ſie ihm Gelegenheit gab, eine Reihe ſpitzfindiger Räthſelfragen daran zu knüpfen, wovon ſich in ſeinem Vorbilde keine Spur findet. Bei ihm lauten die Verſe ſo:

Iſt mynne ain ſy oder ain er?
Magſtu mir mynne bedeuten?
Sag mir, wes die mynne ger?
Ob ſy mir kumpt, womit ſol ich ſy treuten?

Hierauf folgen ſechs Strophen, voll von ſpielenden Gegenſätzen über das Er und Sie der Minne, ihre weibliche oder männliche Perſonifikation: an ſich nicht verwerfliche Tändeleien, aber hier fallen ſie einigermaßen aus dem Tone des Geſprächs, das ſo manche Züge ſüßer Kindlichkeit enthält.

Docen bemerkt ſelbſt eine Stelle, Str. 164., wo der Umarbeiter ſeinen Text mißverſtanden zu haben ſcheint, indem er das allerdings gültige Wort ‘Sicherbote’ (ſ. Oberlin. Glossar.; auch im Parcival kommt es vor) in das Zeitwort ‘ſich erbot’ auflöſt. Allein die Stelle iſt zu dunkel und vielleicht zu verderbt, um darauf zu fußen. Dieſer Beweis für die Verſchiedenheit beider Dichter wird ſich erſt dann in ſeinem ganzen Umfange durchführen laßen, wenn man die ſämmtlichen Strophen des Bruchſtücks mit einem echteren Text des vollſtändigen Titurel vergleichen kann. Denn ſonſt läuft man Gefahr die Verfälſchungen der Drucker auf Rechnung des Umarbeiters zu ſetzen. Z. B. Str. 84. ſteht ‘die zwingliche Stunde der Minne’. Dafür hat der alte Druck ‘die Winkelſtunde’. Dieß wäre ein häßliches Mißverſtändniß. Aber die Regensburger Handſchrift Str. 69. lieſet wie das Original.

Die Behauptung, Eſchenbach ſei nur Verf. des jüngeren Titurel, und nicht des Bruchſtückes einer früheren Behandlung, gedenkt Docen beſonders durch den Anfang des zehnten Geſanges oder Kapitels von jenem zu beweiſen. Die Stelle, mit deren Auslegung ſich ſchon Bodmer beſchäftigte (Zugabe von Briefen S. 144. und 145.), und neuerdings J. Grimm (Altd. Meiſtergeſang S. 82. f.), iſt, wenigſtens in dem bis jetzt allein zugänglichen Druck von 1477., äußerſt räthſelhaft; wir müßen aber dennoch auf ihre Deutung eingehen, um Docens Gründe zu prüfen. Der Dichter, im Begriff ein neues Abenteuer von dem wunderbaren Brackenſeil anzufangen, ſchickt eine Vorrede über ſein eignes Unternehmen voran. Die erſte Strophe ſoll bloß die Aufmerkſamkeit erregen, und enthält nichts Hiſtoriſches. Die zweite lautet ſo:

Riemen die zwifalten
Dem bracken ſayl hie waren
Wil verre dann geſpalten
Darnach die lenge wol von fünftzig iaren
Zwifalt rede was dieſe mere geſummet
Ain maiſter iſt auff nemende
Wenn es mit tod ain ander hie gerummet.

Dieß erklärt Docen folgendermaßen: ‘Unter den zwiefachen Riemen — oder ſoll es nicht vielmehr Rime, Reime heißen? — die von dem Brackenſeil weg getrennt waren, verſteht der Dichter, daß dieſes Kapitel des ganzen Werkes vor längerer Zeit, ſchon beinahe vor fünfzig Jahren, abgeſondert bearbeitet, und ohne Fortſetzung geblieben war; er ſelbſt nun, da der frühere Autor dieſen Anfang nicht weiter fortgeführt habe. und darüber verſtorben ſei, wolle dieſe Märe, die ‘zwifalt geſumet’ d. i. in einer Strophe geſchrieben war, die nur aus zwei Reimgliedern beſteht, aufnehmen, ſie weiter fortſetzen, und in ſeine eigne Darſtellung verweben.’

Zuvörderſt bezweifeln wir, daß das Wort ‘Reim’ im nomin. plur. mit der Endung ‘en’ vorkomme; ferner leſen wir in dem alten Druck ‘Riemen’ und nicht ‘Reimen’, wie Docen ſchreibt. Es ſind alſo ohne Zweifel Riemen und nicht Reime zu verſtehen, die ohnehin das Bild zerſtören würden. Wir überſetzen ſo: ‘Die zwiefachen Riemen des Brackenſeils waren hier ſehr weit auseinander gerißen. Wohl während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren war es verſäumt worden, dieſe Dichtung mit zwiefacher Rede auszuſtatten. Nun ſetzt ein andrer Meiſter die Arbeit fort, weil der erſte die Stelle durch ſeinen Tod geräumt hat.’ Wie man noch jetzt zu ſagen pflegt, der Faden einer Erzählung ſei irgendwo abgerißen, ſo ſpielt der Dichter mit einer etwas gekünſtelten Wendung zugleich auf den Inhalt des folgenden Geſanges und auf die zufällige Unterbrechung des Werkes an. Mit einem ähnlichen Bilde heißt es ein andermal:

Diſe mere geflochten
Seint von maniger Strenge,

gerade wie Arioſt häufig ſagt, er bilde ſein Gewebe aus mannichfaltigen Fäden. Die zwiefachen Riemen bedeuten unſers Bedünkens die ältere Behandlung und die Umarbeitung. ‘Geſummet’ oder richtiger geſchrieben ‘geſumet’, ſcheint Docen von ‘Saum’ herzuleiten, ſo daß es hieße ‘geſäumt’, umbordet. Uns dünkt der Sinn der ‘Säumniß’, der Verzögerung, was ja ‘ſäumen’ immer noch bedeutet, unverkennbar, beſonders, wenn man V. 4. durch die Interpunktion mit V. 5. verbindet. Alsdann wird ‘zwiefalte Rede’ dasſelbe bezeichnen, wie die zwiefachen Riemen: eine doppelte Bearbeitung des Gedichts.

Tritt man unſerer Auslegung bei, ſo geht nun ein ganz andrer Sinn hervor. Docen nimmt an, die ältere Bearbeitung habe mit dem zehnten Geſange, den ſein Bruchſtück noch zum Theil enthält, abgebrochen, und hierauf beziehe ſich der Dichter. Wäre dieß, ſo würde deſſen Vorrede wohl am ſchicklichſten erſt nach dem Abenteuer mit dem Brackenſeil ſtehen, wo alſo dann ſeine eigne nicht mehr nachgeahmte Arbeit anfienge, und nicht am Eingange eines Geſanges, wo er ſeinem Vorbilde noch 55 Strophen Schritt vor Schritt folgt. Wir nehmen an, die ältere Behandlung in vierzeiligen Strophen ſei vollſtändig vorhanden geweſen, und der Verf. rede bloß von ſeinem Vorgänger bei der Umbildung. Da er deſſen unvollendet gebliebene Arbeit vermuthlich zuerſt ans Licht zog, und ſeine eigne daran anſchleß, ſo war es natürlich, daß er die Stelle bezeichnete, von welcher an das Folgende ihm zugehörte. Die übrigen Strophen enthalten eine geharniſchte Vorrede zu Gunſten des ganzen Unternehmens der Umarbeitung, da wohl viele Leſer noch die Urſchrift vorziehen mochten; ſie hätten gar keinen Sinn, wenn die übrigen Geſänge des Titurel aus eignem Vermögen des Verfaßers ohne Vorbild geſchrieben wären.

Hye mit ſo feind verſuochet
Die weiſen und die tumben
Vil maniger ſchlecht unruochet
Und hebet ſich gar mit alle czuo dem krumben
Iſt yeman ſollich gedicht als ungemeßen
Zuo rechter kunſte lobende
Der iſt an ſpeher merck der verſeßen.

('Speherder' iſt offenbar ein Druckfehler, auch für das letzte 'der' vermuthlich zu leſen 'gar'.)

Der edel reiche Morlen
Mit haſte wil furrieren
Der wil czuo allen orten
Mutwilliglich durch geſpotte parzieren
Was ſollen mir die roſen genſe blomen
Für ziforen und fiſolen
Nem ich cubebel und edel cardomomen

Kund ich die ſchlichte rühen
Das würd allhie deczaiget
Und die böſen dühen
Das ir unrecht hochfart wurd genaiget
Unrecht gewalt der muoſt auch ſein verdrucket
Sam ich an dieſem ſange
Die krüms gar an die ſchlichte han gerucket.

Nit wann durch die loſen
Die ſich der merke rúment
Und dabey recht verboſen
Künnen und daz ſchwache vil hohe blúment
Das wirt an den gehoſeten dick erfunden
Herr Neithart was das klagende
Und hetten ſichs die bawren underwunden.

Hier ſind noch manche Räthſel zu löſen, die ihren Oedipus erwarten. Es würde zu weit führen, uns auf Alles einzulaßen. Die erſte Strophe überſetzen wir ſo: ‘An dieſer Probe wird ſich zeigen, wer verſtändig und wer einfältig iſt. Viele kümmern ſich nicht um das Regelmäßige, ihre ganze Vorliebe geht auf regelloſen Wechſel. Wenn aber jemand ein ſolches Gedicht lobt, das ſo gar nicht nach den Regeln ächter Kunſt abgemeßen iſt (wie der ältere Titurel nämlich), der iſt an ſeiner Unterſcheidungskraft verwahrloſt.’ Der Gegenſatz des ‘Krummen’ und ‘Schlichten’ kommt in unſerm Titurel oft in verſchiedner Beziehung vor: hier und in der fünften Strophe geht er offenbar, wie ihn Hr. D. richtig erklärt, auf die genaue Silbenzählung und Meßung der umgebildeten Versart im Vergleich mit der überſtrömenden Silbenfülle und den freien Rhythmen der urſprünglichen. In dieſem Sinne iſt ‘die Schlichte’ ein uraltes dichteriſches Kunſtwort, denn ſchon im Otfried (Evang. I. c. I. v. 72.) kommt vor: In sconeru slihti; und kurz zuvor rühmt er von den Griechen und Römern:

Si machont iz so rehtaz,
Joh so filu slehtaz.

Hr. J. Grimm (Altd. M. G. S. 85.) bezweifelt dieſe Bedeutung des Schlichten, aber ohne Grund. Prosun slihti, ebenfalls beim Otfrid V. 37. heißt, wie der ganze Zuſammenhang zeigt, die geordnete, grammatiſch genaue Proſa der Klaſſiker; Eigenſchaften, über deren Vernachläßigung in der deutſchen Sprache Otfrid ſowohl hier, als in der lateiniſchen Vorrede klagt.

Das große Gewicht, welches der Dichter auf ‘die Merke’ legt (der damalige Ausdruck für Kennerſchaft, Kunſtrichterei, die aber oft in leeres Silbenſtechen ausartete), darf nicht überſehen werden: es iſt ein Kennzeichen ſeines Zeitalters. Dieſe ſorgfältige und etwas bittre Verwahrung gegen etwanige Tadler beweiſt, daß der ältere Titurel eines großen Ruhmes genoß, den er wohl ſchwerlich erlangt hätte, wenn nur ein kurzes Bruchſtück davon, und nicht das Ganze vorhanden geweſen wäre. Ferner: wenn hier nach wenigen Strophen das Original ausgieng, und dann die unabhängige Arbeit des Dichters anhub, wobei er keine Vergleichung mit einer fremden zu fürchten hatte, ſo erſcheint dieſe ganze Vorrede als zwecklos, oder wenigſtens an der unrechten Stelle angebracht. Endlich erhellet, daß deren Verfaßer nicht zugleich Urheber der älteren Form war: würde er ſein eigenes Werk ſo tief herabgeſetzt haben?

Wir müßen hier mit der Vermuthung hervortreten, die vielleicht Manchem gewagt erſcheinen wird, der ältere Titurel ſei unmittelbar von Eſchenbachs Hand, und der zweite, der bisher allgemein für den ſeinigen gegolten, ſei nur eine Umarbeitung von zwei ſpäteren Meiſtern. Wir glauben in dem Bruchſtücke die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, ja ſogar ſeine Seltſamkeit zu erkennen, allein wir wollen uns auf greiflichere hiſtoriſche Gründe ſtützen.

Man verwickelt ſich in unentwirrbare Schwierigkeiten der Zeitrechnung, wenn man annimmt, Eſchenbach ſei Verf. der obigen Vorrede und ſomit des ganzen übrigen Titurel in ſiebenzeiligen Strophen geweſen. Den Titurel ſchrieb er freilich ſpäter als den Parcival; Kap. I. Str. 1.:

Was Parcival da birget,
Das wird ans Licht bracht ohne Fackel-zünden.

Nach einer andern Stelle (Kap. XI.) auch ſpäter als Wilhelm von Oranſe. Von Hermann von Thüringen wird verſchiedentlich als einem ſchon Verſtorbenen geſprochen. Hier hat ſich bei Docen ein chronologiſcher Irrthum eingeſchlichen: er ſetzt den Tod des Landgrafen Hermann in das Jahr 1228., da er doch ſchon im J. 1215. ſtarb (S. Histor. de Landgr. Thuring. in Struv. Rer. Germ. Scr. T. I.). Dieſem aus dem Texte des Gedichtes hergenommenen Zeugniß, daß es erſt nach 1215. angefangen, oder wenigſtens vollendet worden, wüßten wir für jetzt nichts anders entgegenzuſtellen, als eine Strophe zu Ehren des Titurel (Str. 86. Bodmers Minneſ II. S. 15.) in dem Kriege zu Wartburg, der doch nach der Angabe der Chroniken im J. 1207. vorgefallen ſein ſoll. Der Grund wäre entſcheidend, wenn wir dieſes Gedicht für Eſchenbachs Werk halten müßten: eine Anſicht, auf die wir keinesweges eingehen können. Wir wißen nicht, woher es Johann von Müller entnommen, 'man finde Eſchenbachen arbeitend bis 1227' (Geſch. d. Schw. zweite Ausg. B. II. Kap. 2. Anm. 128.). Zu dieſer Anmerkung iſt überhaupt Manches durch einander gewirrt. Eſchenbachs Lebensumſtände ſind bis jetzt wenig aufgeklärt: man darf indeßen die Hoffnung nicht aufgeben, es noch weiter damit zu bringen, denn bis Büſching einen lobenswerthen Anfang gemacht, hatte man zu wenig kritiſchen Fleiß darauf gewandt. Man nahm unbeſehens an, er gehöre zu dem freiherrlichen Geſchlecht der Eſchenbache im Zürichgau, da er doch ſelbſt im Parcival ſagt: 'Wir Baiern' (V. 3594.). Es iſt faſt unbegreiflich, wie Bodmer (obwohl Profeßor der vaterländiſchen Geſchichte) und Johann von Müller eine Hauptſtelle in Stumpfs Schweizer-Chronik überſehen konnten (B. XI. Kap. 33.). Hier findet man die ganze Geſchichte des ſchweizeriſchen Geſchlechts aus Grabſchriften und andern archivariſchen Nachrichten des Kloſters Kappel geſchöpft. Alle Nebenzweige, alle jüngeren Söhne werden mit ihrem Vornamen angegeben, und nirgends ein Wolfram. Das Todesjahr unſers Eſchenbach wißen wir bis jetzt nicht: vielleicht läßt ſich noch die Inſchrift ſeines Grabmals wieder auffinden, welches Püterich als Augenzeuge beſchreibt. Ausgemacht iſt es aber, daß dieſer Dichter die Reife ſeines Alters und Ruhmes ſchon in den erſten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts erreicht hatte. Er nennt Heinrich von Veldeck ſeinen Meiſter (Wilh. von Oranse Th. II. S. 35.) und Veldeck dichtete zur Zeit Friedrich Rothbarts. Das ältere Bruchſtück des Titurel kann man wegen der ſehr ausgebildeten Verskunſt, die ſich darin offenbart, unmöglich weiter in die Zeit zurückſchieben, als höchſtens bis zum Schluß des zwölften Jahrhunderts. Wenn alſo Eſchenbach dieſen Titurel 50 Jahre ſpäter umbildete und fortſetzte, ſo müßte er ſein vortrefflichſtes Werk erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als ſiebzig- oder achtzigjähriger Greis gedichtet haben, was kaum glaublich iſt.

Es iſt oft erinnert worden, daß, wenn man auch das Zeitalter eines Dichters genau weiß, der Schluß auf deßen Sprache aus der Geſtalt ſeiner auf uns gekommenen Werke nicht unbedingt gültig ſei, weil in den Handſchriften die Sprache immerfort verjüngt wurde. Ein weniger zweideutiges Kennzeichen dürfte die Beſchaffenheit des Versbaues ſein, denn ſchwerlich wurde dieſer von unwißenden Abſchreibern vervollkommt. Wie roh und unmündig die Verskunſt in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch war, oder wiederum geworden war, ſehen wir an zwei Gedichten dieſes Zeitraums, die uns in vermuthlich gleichzeitigen, wenigſtens ſehr echten Handſchriften aufbewahrt ſind: dem Lobgeſang auf den heil. Anno, und dem älteren Fragment von Karl dem Großen bei Schilter. Die Verſe ſind ohne beſtimmten Rhythmus und dabei von äußerſt ungleicher Länge, ein ungefährer Gleichlaut muß ſtatt des Reimes dienen, u. ſ. w. Dieſelben Unvollkommenheiten wiederholen ſich noch in Bruder Werners Lobgedicht auf die heil. Jungfrau, deſſen Jahrzahl wir genau wiſſen: es wurde im dreizehnten Jahre des Schisma, folglich 1172. beendigt. Alles dieß berechtigt zu dem Schluſſe, ein ſolches Silbenmaß, wie das des Bruchſtückes, worin der weibliche Reim durchgängig beobachtet wird, worin ſich ein reges Gefühl für den Rhythmus kund giebt, habe erſt damals erfunden und in einem langen Gedichte meiſterlich durchgeführt werden können, als der Versbau durch die mannichfaltigen Weiſen des Minnegeſangs ſchon ſehr kunſtreich ausgebildet war, alſo zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

An den oben vermutheten Wetteifer mit der Strophe des Liedes der Nibelungen erinnern wir nur im Vorbeigehn. Zwar glauben wir mit ziemlicher Sicherheit zu errathen, wer der Verfaſſer des letzten geweſen, und beweiſen zu können, daß er mit Wolfram im Verhältniſſe der Nebenbuhlerſchaft geſtanden; doch wollen wir hier einer beſondern hiſtoriſchen Unterſuchung über die Nibelungen nicht vorgreifen, die nächſtens erſcheinen ſoll.

Wenn man annimmt, die angeführte Stelle des neueren Titurel ſei von Wolframs Hand, ſo verwickelt die Erwähnung des Herrn Neithart in neue chronologiſche Schwierigkeiten. Hr. von der Hagen meint in ſeinem Narrenbuch, der Minneſänger dieſes Namens ſei mit einem Neithart, der, nebſt dem Pfaffen vom Kalenberg, Luſtigmacher Ottos des Fröhlichen, Herzogs von Kärnthen, war, und den Zunamen des Bauernfeindes führte, einerlei Perſon geweſen. Dann hätte ihn freilich Eſchenbach auf keine Weiſe erwähnen können, denn Herzog Otto ſtarb erſt im J. 1339. Aber die Zeitangaben, die man in den Gedichten des Minneſängers findet fügen ſich ſchwerlich dieſer Annahme. Er erwähnt mehrmals den Fürſten Friedrich aus Oſterland als ſeinen Gönner; iſt hiemit vielleicht der letzte Babenberger gemeint? Ferner ſpricht er von einem Biſchof Eberhard, von einem Feldzuge gegen Baiern, dem er beiwohnte, u. ſ. w. Wir haben jetzt nicht die Hülfsmittel zur Hand, um dieſen Spuren nachzugehn. Allein der Marner ſpricht vom Nidhart als ſchon verſtorben (S. 173), und der Marner blühte kurz nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wie ein Gedicht von ihm (S. 174.) an den jungen Konradin ausweiſt.

Nach unſerer Hypotheſe wird die Erwähnung Nidharts ganz begreiflich. Eſchenbach hatte den Titurel in der älteren Form kurz nach dem Parcival und Wilhelm von Oranſe, alſo etwa zwiſchen 1210...1225. ſpäteſtens gedichtet. Schwerlich wurde vor ſeinem Tode an eine Umarbeitung gedacht, die nach den erſten neun Geſängen wieder fünfzig Jahre lang liegen blieb. Dieß würde alſo die Vollendung unſeres Titurel ganz nahe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinrücken, und bloß nach innern Gründen zu urtheilen, ſcheint uns deſſen Text nicht älter zu ſein. Wir würden ſagen, viel jünger, wenn man ſich auf den alten Druck als ächt verlaßen könnte. Die unangenehme Vernachläßigung des Rhythmus, das häufige Ueberſchreiten des Sinns aus einem Verſe in den andern, oft mit einer einzigen Silbe, die verwirrten Wortfugungen, und manche andre Gebrechen der Sprache und des Versbaues tragen das Gepräge der ſpäteren Meiſterſängerei an ſich: aber ſie ſind das Werk verfälſchender Abſchreiber.

Der Fortſetzer und Vollender der Umarbeitung hat ſich am Schluße ſelbſt genannt:

Kyote flegetaniſe
Der was her wolfram gebende
Die aventeur zu priſe
Die bin ich albrecht hie nach ihm aufhebende.

Der ganze Abſchnitt von dreizehn Strophen, wovon dieſe die drittletzte iſt, nach dem 'Amen', welches ſchon den völligen Schluß ankündigt, fehlt in der fürſtlich-dietrichſteiniſchen Handſchrift; es iſt nachzuſehen, ob dieß nicht etwa auch in den übrigen ächteren der Fall iſt. Bodmer (Zugabe von Briefen S. 154.) macht unſtreitig einen übereilten Schluß, da er hieraus folgert, Albrecht von Halberſtatt habe nach Eſchenbachs Tode den Titurel vom zehnten Geſange an zu Ende geführt. Es iſt hier bloß von einem Albrecht, unbeſtimmt welchem, die Rede. Albrecht von Halberſtadt war bekanntlich einer der alteſten Minneſinger; im Druck iſt, ſo viel wir wißen, noch nichts von ihm erſchienen, außer einer kleinen Probe ſeiner überſetzten Metamorphoſen, vor deren Umarbeitung durch Jerg Wickram von Colmar (Wunderbarliche und ſeltzame Beſchreibung u. ſ. w. Frankf. 1609. 4.). Die 50 Jahre der Unterbrechung nach dem Tode des erſten Meiſters laßen ſich durchaus nicht mit dem Zeitalter Albrechts von Halberſtadt vereinbaren, denn in eben dieſer Probe giebt er ſich als Zeitgenoßen des Landgrafen Hermann von Thüringen an.

Man wird einwenden, an ſehr vielen Stellen des Titurel, ſowohl vor als nach dem zehnten Geſange, rede ja Wolfram von Eſchenbach von ſich als dem Verfaßer in der erſten Perſon. Es iſt ganz begreiflich, daß der Umarbeiter, aus Ehrerbietung vor ſeinem großen Vorgänger, dieſe Anſpielungen auf ihn ſelbſt und ſeine Zeitgenoßen ſtehen ließ; ja es würde uns nicht wundern, wenn er ſie noch vermehrt hätte, und wenn unter andern die häufigen und allzulangen Geſpräche zwiſchen Hrn. Wolfram und der Frau Aventure zum Theil von ihm herrührten. Die Namen der alten berühmten Meiſter wurden in der Folge beinahe ſprüchwörtlich und mythologiſch. Wenn nun der Umarbeiter, oder vielmehr die beiden Umarbeiter daneben Anſpielungen auf ihre eigne Perſon einmiſchten, ſo mußte hieraus eine ſchwer zu löſende Verwirrung entſtehn. So nennt ſich denn in demſelben Abſatze, wo Albrecht zu reden ſcheint, am Schluße wiederum Wolfram:

Mit einem ſchlecht drei genge
Seind diſe lider worden
Gemeßen in rechter lenge
Weiſe und wort nach meiſterlichem orden
Zu kurtz zu lang ein liet vil wol ſchmachet
Ich wolfram bin unſchuldig
Ob ſchreiber recht unrichtig machet.

Eben dieſe Strophe, die mit nichts zuſammenhängt, die hier in dem dietrichſteiniſchen, und nach Grimm auch in dem hannöveriſchen Manuſcripte fehlt, ſteht ſchon, ganz ohne Veranlaßung, und mit ſtark abweichenden Leſearten, am Schluße des vierten. Püterich giebt ſie noch weit mehr entſtellt. Es iſt luſtig genug, daß die Abſchreiber gerade an dieſer Strophe, die eine Proteſtation gegen ihre Fahrläßigkeit enthält, ſo viel Unfug verübt haben. Statt 'drei genge' ſteht das erſtemal 'zwigenge'. Man mag dieß nun für ein Beiwort nehmen, zweigängige, dreigängige Reime, oder es in zwei Worte zerlegen, zwei Gänge, drei Gänge von regelmäßigen Reimen; ſo laßen ſich beide Leſearten bequem deuten. Die erſte würde auf die beiden Abſätze dir Strophe, die andre auf die drei Reimpaare gehen, die ſie enthält.

Das Zeugniß wäre entſcheidend gegen unſre Hypotheſe, wenn die Strophe wirklich von Eſchenbach herrührte. Wir halten ſie aber für ein Einſchiebſel eines der ſpäteren Meiſterſänger, die bei der Vervielfältigung der Abſchriften mit Hand anlegten; er wollte Eſchenbachen dadurch zu einem Mitgliede ſeiner Zunft machen. Die Umbildung und genaue Meßung der Strophe wird hier ausdrücklich für ein meiſterſängeriſches Unternehmen erklärt. Sie war zum Geſange beſtimmt, denn einmal heißt es:

'Weiſe' und wort nach meiſterlichem orden,

das andremal:

Gar in ir 'don' nach meiſterſanges orden.

Die Frage über den eigentlichen Begriff des Meiſtergeſangs, über die Epoche ſeiner Entſtehung u. ſ. w., die einen lebhaften gelehrten Streit zwiſchen den Herren Docen und Jac. Grimm veranlaßt hat, bekommt hiedurch einen Berührungspunkt mit der vorliegenden Unterſuchung. Aber

— non nostrum est tantas componere lites.

Es bleibt noch übrig, den Zweifel zu löſen, wie das alte Original von der Nachbildung ſo gänzlich verdrängt werden kann, daß dieſe allein geleſen ward, daß von jener, ſo viel man weiß, ſich keine einzige Handſchrift erhalten hat, ja daß bis jetzt nicht einmal die geringſte Nachricht auf uns gekommen war. Dieß läßt ſich wohl aus dem veränderten Geſchmack, beſonders aus der Vorliebe für kürzere Zeilen und häufigere Reime erklären, in einer Zeit, wo die Bücher noch nicht durch die Verbreitung im Druck ſolchen zufälligen Verdunkelungen widerſtanden. Auch mochte die gemeßene Versart für den Geſang bequemer ſein; es erforderte wahrſcheinlich eine größere Gewandtheit des Sängers, die unbeſtimmte Silbenzahl der älteren einer gegebenen Weiſe anzupaſſen.

Die ſiebenzeilige Strophe des Titurel ſcheint allerdings viel Gunſt und Nachfolge gefunden zu haben. Zu dem nicht unbeträchtlichen Verzeichniſſe von Dichtern, die ſich deſſen bedient, bei Grimm (Altd. M. G. S. 62.), muß man den erneuerten Jwain eines gewiſſen Ulrichs aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert hinzufügen, wovon Michaeler in ſeiner Ausgabe des älteren Proben giebt; und vermuthlich werden ſich noch mehrere Gedichte in dieſem Silbenmaße auffinden laßen. Da deſſen Entſtehung aus der vierzeiligen Strophe von ſelbſt einleuchtet, ſo dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, es ſei bei der Umarbeitung des Titurel zuerſt gebraucht worden, und überall, wo es ſonſt vorkommt, dieß als Nachahmung anſehen. Unſtreitig iſt das oben erwähnte herrliche Lied des Otto vom Turne eine der älteſten, und wüßten wir ſein Zeitalter, ſo ließe ſich auch beſtimmen, unter welchen Zeitpunkt wir die Umarbeitung nicht herabrücken dürfen. Unglücklicher Weiſe findet ſich aber in den bis jetzt bekannten Liedern dieſes Dichters durchaus keine Zeitbeſtimmung.

Für die Auslegung und Berichtigung des alten Bruchſtücks hat Docen ſchon viel geleiſtet; manche Stellen ſind dunkel geblieben, und müßen es wohl bleiben, wenn nicht andre Handſchriften zu Hülfe kommen. Hier nur einige Bemerkungen über das Einzelne, aus vielen, wozu uns ſein Kommentar veranlaßt hat. Str. 6.: 'Die mir der Engel here entbot'; here' iſt ſchwerlich das Adverb. 'her', ſondern 'der hehre Engel'. — Str. 8.: 'Din rat was alda' verchlamet', erklärt Docen 'dein Rad war hier feſt geklemmt'. Dieß iſt gezwungen; wir nehmen 'rat' für unſer 'Rath', ſo heißt es 'du wußteſt dir nicht zu rathen noch zu helfen'; oder auch, wie es ſo oft vorkommt, für 'Vorrath'; 'deine Vertheidigungsmittel waren in die Enge gebracht'. — Str. 19.: 'An der wart al wipliche ere enſtanden'; die paſſive Form ſcheint nicht zu 'enſtanden' zu paſſen, vielleicht muß man ſtatt 'wart' leſen 'war'. Wir würden vorſchlagen 'enblanden', wenn man über dieß Wort im Klaren wäre, das Scherz und Oberlin irrig deuten. Unſeres Erachtens iſt es 'entblenden', enthüllen, in vollem Lichte zeigen, im Gegenſatz mit 'blenden', verdunkeln. — Str. 51.: 'der ſüzze Schoynatulander genande', das letzte Wort ſteht hier wohl ſchwerlich für 'genende', der kühne, ſonſt könnte es den Artikel nicht entbehren, ſondern für 'genannte': der ſüße Knabe, den man Schoynatulander nannte. — Str. 64.: 'Ja iſt ſi gewaltch der tumben unde der griſen'. Man hat nicht nöthig, mit D. 'der wiſen' zu leſen. 'Die Tummen' bedeuten häufig die jungen Leute, der Gegenſatz iſt alſo vollkommen. — Str. 72. Dieſe Strophe hat D. gegen die Handſchrift aus ihrer Stelle gerückt, und drei andern Strophen vorgeſetzt, weil es ſich in dem alten Druck ſo findet. Uns dünkt, ohne Grund.

Viel liep beleip al da, lieb ſchiet von dannen;
Ihr gehortet nie geſprechen von mageden, von wiben, von manlichen mannen,
Die ſich herzenlicher chunden minnen;
Des wart ſit Parzifal an Sigunen zur linden wol innen.

Wiewohl am Schluße nur Sigunens Trauer erwähnt wird, umfaßen die vorhergehenden Zeilen offenbar ſowohl den Abſchied Gamurets von Herzelauden, als Schoynatulanders von Sigunen: 'an Mägden', das geht auf dieſe; 'an Weiben', auf jene, die ſchon vermählt war. — Str. 74.:

Funf ſchoniu ors unde goldes vil, von Azachouch geſteine
Im volget uf die vart, ſin ſchilt andere ſchilt gar eine;
Durch das ſolte ein ſchilt geſellen chieſen,
Daz im ein ander ſchilt heiles wunſchte, ob dirre ſchilt chunde nieſen.

D. will in der dritten Zeile leſen 'einer ſchiltgeſellen'. Ohne Noth: ein Schilt heißt, perſonificiert, ein Ritter in vollſtändiger Rüſtung. Die Knappen trugen bloß Harniſche ohne Schilde. 'Nieſen' erklärt D. für das (bis jetzt noch nie vorgekommene) Intranſitiv von dem objektiven Verbum 'neiſen, neizzen', alſo verderben, zu Grunde gehen. Unſers Bedünkens ganz irrig. Das Wort iſt das noch übliche 'nieſen', sternutare. Freilich iſt das Bild ſeltſam genug, aber das darf uns von Eſchenbach nicht befremden. Ein Schild, in obigem Sinne, ſollte ſich deswegen gleich gewaffnete Gefährten wählen, damit ſie ihm im Falle der Noth ſo ſchnell zu Hülfe kämen, wie man Gott helf! ſagt, wenn jemand nieſet. — Str. 75.

Sin herzenliche liebe unde ir minne icht fremde
Was noch worden nie durch gewonheit: im gap dar diu chunigin ir hemde
Blanch ſidin, als es ir blenche ruorte
Es ruorte etwaz brunes an ir huf; den poneiz vor Baldach erz fuorte.

D. will ſtatt 'den poneiz' leſen 'uf den pun'. Warum? 'Puneis' für Kampf iſt bekannt, und die weggelaßene Präpoſition erklärt ſich leicht. — Gamurets und Herzelaudens Liebe war durch den ehelichen Beſitz noch nicht erkaltet: ſie gab ihm ein Zeichen ihrer Zärtlichkeit mit, das ihm ein Talisman gegen alle Gefahren dünkte: ein ſeltſam gewähltes Zeichen! Die Stelle iſt äußerſt merkwürdig wegen des wunderbaren Gemiſches von lüſterner Sinnlichkeit, und heldenmüthig begeiſterter Liebe. — 'Huf' erklärt D. 'Hüfte'. Sonſt ganz richtig, aber an dieſer Stelle zweifeln wir. Dee Bedeutung dieſes Wortes und ſeines Diminutivs ſcheint ziemlich unbeſtimmt geweſen zu ſein: 'Hüffelin' kommt vor für die Wangen; man gebrauchte es wohl für jede rundliche Erhöhung am Körper. Die andre Erwähnung erinnert an ein Lied des Tannhäuſers (Bodm. Minneſ. II. S. 67.), worin er die geheimſten Reize ſeiner Geliebten verwegen beſingt. Da heißt es 'reit brun iſt ir meinel', nebſt andern Ausdrücken, die Oberlin ehrbar oder achtlos unerklärt läßt. Wir verweilen nicht bei dieſen Erörterungen, eben weil wir die Dichter nur allzugut verſtehen. — Bei Str. 86. theilt D. eine celtiſche Ableitung des Titels Dauphin (bei Eſchenbach 'Talfîn') von Bullet mit: 'dalh', district, 'pen' ou 'pin' signifie chef, souverain, 'Dalphin', le souverain de la contrée. Nur um des Himmels willen keine celtiſchen Etymologien zur Erläuterung altdeutſcher Gedichte! Ueberlaßen wir dieſe abgeſchmackten Einbildungen der celtiſchen Akademie in Frankreich. Dauphin war allem Anſehen nach ein heraldiſcher Name. Obige Ableitung iſt ungefähr wie die, welche Ebel in ſeiner Anleitung, die Schweiz zu bereiſen von dem berühmten Alpengipfel, der Jungfrau, aus dem Celtiſchen giebt: Jun, ein Ort, Frau, wovon Waßer herabfließt. Woher wißen dieß die Herren? Der Name Jungfrau iſt ein gutgemeinter Scherz, weil der Berg nie erſtiegen worden. Hier aber ließe ſich die celtiſche Erklärung Ebels allenfalls mit der germaniſchen vereinbaren.

Strophe 89.:

Ich ſpur an dir die minne, al ze groß iſt ir ſlage.

D. erklärt 'ir ſlage', Verheerung, Unglück, die Wirkung ihrer Gewalt. 'Slage' ſcheint hier vielmehr einerlei Wort mit 'Sla' zu ſein, welches Spur heißt; die beiden Formen konnten von 'ſlagen' und 'ſlaben' abgeleitet werden. Dann wäre es zu überſetzen 'allzu ſtark ſind ihre Spuren'. — Str. 96.: 'erworbene' ſollte getrennt ſtehen, 'erworben e', oder erworben. — Str. 102.:

Die Kiotes chint truoch und Schoyſianen (ſamen).

Das letzte Wort hat D. mit Recht in Klammern geſetzt. Es iſt ein Zuſatz des Abſchreibers, der nicht begriff, 'Schoyſianen' ſei der Genitiv und beziehe ſich ebenfalls auf 'chint', und nun den Sinn und einigermaßen den Reim zu befriedigen ſuchte. — Str. 152.:

Der brach halt uz der winden ein teil der phâle.

Docen: 'halt; ſo früh hätte ich dieſes oberdeutſche halt, halter, nicht zu finden vermuthet'. Dieſe noch jetzt volksmäßig übliche Partikel kommt mehrmals im Parcival und ſonſt vor, konnte alſo an ſich nicht befremden; aber hier gehört ſie gar nicht her, denn die Wortfügung fordert offenbar ein Zeitwort. D. hat den ganzen Vers mißverſtanden, indem er zugleich 'Winden' für Fenſter nimmt. Wie kann bei einem Zelte von Fenſtern die Rede ſein? Oberlin hat ihn hier irre geleitet, aber die Stelle, welche dieſer anführt (Wilh. von Oranse I. S. 129.), widerlegt ſeine Angabe. Es wird auch ein Zelt beſchrieben:

Daz gezelt von Avinu
Mit ſlize ufgeſchlagen wart;
— — — — — —
Vil richer leſt ciret die Winden,
Daran ſo mochte man vinden
Vil tier an den ſamit geweben
Von golde, als iz ſolde leben;
Der ougen waren perlen wiz.
An den wintſelen lag ouch ſliz:
Die waren von berthiden.

Fur 'Leſt' ſollte vermuthlich 'Laſt' geſchrieben ſein. Reiche Laſt, ſchwere Stickerei zierte 'die Winden', die Wände des Zeltes; dieſe Bedeutung giebt der Zuſammenhang unwiderſprechlich. Das Wort 'wintſele', Windſeile, die Stricke, womit das Zelt feſtgeſpannt war, beſtatigt daſſelbe. So ſteht auch in der vorhergehenden Zeile des Bruchſtücks: 'Nu waz er uz geſloſen durch die winden', der Hund war unter den Zeltwänden hinausgeſchlüpft. Wir würden alſo in dem obigen Verſe zuvorderſt leſen 'uz den Winden', ſtatt 'der'. Wegen des Zeitwortes 'halt' (gedehnt auszuſprechen) müßen wir zum Holländiſchen unſre Zuflucht nehmen, wo haalen noch jetzt in verſchiednen Zuſammenſtellungen 'ziehen, losreißen' bedeutet. (S. Martin Nederduitsch Woordenboek.) Dann muß der Vers überſetzt werden: der Jagdhund riß einen Theil der Pflöcke von den Zeltwänden los. — Str. 164.:

Sus heten ſi mit worten ein ander ergetzzet,
Und ouch mit guotem willen, der anevanch vil chumbers, wie wart
der geletzzet,
Daz freiſchet wol der tumbe unde ouch der griſe,
Von dem verzageten ſicherboten, ob der ſchwebe oder ſinche an dem priſe.

D. bezieht 'den verzageten ſicherboten' auf den Dichter; wir begreifen nicht, in welchem Sinne. Er findet die Strophe ſchwer zu enträthſeln; mit Recht: aus den vorliegenden Leſearten wird wohl niemand eine leidliche Erklärung herausbringen. Wir leſen ohne Bedenken mit dem alten Druck: 'unverzageten', und beziehen den unverzagten 'Sicherboten', Gewährsmann, auf Schoynatulander, der das Brackenſeil um jeden Preis wieder zu ſchaffen gelobt hatte. Es hieße alſo: 'So hatten ſie mit Worten und auch mit gutem Willen einander getröſtet. Es war der Anfang großen Kummers; wie dieſer von dem unverzagten Gewährsmann beendigt ward, das wird Jung und Alt erfahren, er mag nun dabei an Ruhm gewinnen oder verlieren.'

Jetzt nach dieſen kritiſchen Mühſeligkeiten noch einige Proben in erneuerter Schreibung, um unſern Leſern von dem Ton und Geiſt des Gedichtes einen anſchaulichen Begriff zu geben. Str. 46.:

Die Minne hat begriffen das Schmal' und das Breite,
Minne hat auf Erden und im Himmel vor Gott Geleite:
Minne iſt allenthalben, wann nicht zu Hölle.
Die ſtarke Minne erlahmt an ihrer Kräfte, wird Zweifel mit Wank
ihr Geſelle.

(Gloſſen: 'hat begriffen', begreift in ſich; 'das Schmal' und das Breite', das Kleine wie das Große, das Verſchiedenſte; 'wann nicht', außer; 'zu Hölle', in der Hölle; 'Kräfte', dat. singul.; 'Wank', Wankelmuth.)

Wer dieſe Sprüche ſchrieb, den müßte man wohl allein deswegen für einen Dichter von hohen Gedanken erkennen. — Gamuret ſagt zu ſeinem Zöglinge Schoynatulander, der ihm ſeine Liebe zu Sigunen anvertraut hat, er müße ſie erſt durch ritterliche Thaten verdienen; doch wünſcht er ihm Glück zu ſeiner Wahl. Str. 97.:

Doch freu ich mich der Märe, daß dein Herz ſo ſteiget.
Wo ward je Baumes Stamm an den Aeſten ſo löblich erzwelget?
So leuchtige Blume auf Heide, in Walde, auf Felde?
Hat dich mein Mühmel bezwungen, o wohl dich der lieblichen Melde!

(Gloſſen: V. 3. leſen wir mit der Regensb. Hdſchr. 'So' ſtatt Sie. Der 2te V. bezieht ſich auf die glorreiche Abſtammung Sigunens von den Pflegern des Grals, der 3te auf ihre eigne Schönheit; 'leuchtige', leuchtende; 'mein Mühmel', meine kleine Nichte; 'wohl dich', wohl dir; 'Melde', Meldung, Nachricht.)

Sigune, das holde Kind, —

Er kos ſie vor des Maien Blick, wer ſie ſah, bei den Thau-naßen Blumen, —

klagt Herzelauden ihre Sehnſucht nach dem abweſenden Geliebten. Str. 111...114.:

Ich hab viel Abende all mein Schauen
Aus Fenſtern über Heide, auf Straße, und gen den lichten Auen
Gar verloren; er kommt mir zu ſelten:
Des müßen meine Augen Freundes Minne mit Weinen theuer gelten.

So geh ich von dem Fenſter an die Zinnen,
Da warte ich Oſten und Weſten, ob ich des möchte werden innen,
Der mein Herze lange hat bezwungen.
Man mag mich für die alten Sehnenden wohl zählen, nicht für die jungen.

Ich fahr' auf einem Wage eine Weile,
Da warte ich ferne, mehr dann dreißig Meile;
Durch daß ich hörte ſolche Märe,
Daß ich nach meinem jungen klaren Freunde Kummers entbehre.

Wo kam meine ſpielende Freude? oder wie iſt ſo geſcheiden
Aus meinem Herzen Hochgemüthe? Ein Oweh muß nun folgen uns beiden,
Daß ich eine für ihn wollte leiden;
Ich weiß wohl, daß ihn wieder gen mir zaget ſehnende Sorge, der mich doch kann meiden.

(Gloſſen: 'des', deswegen; 'gelten', vergelten; 'da warte ich', beobachte ich wie auf einer Warte; 'auf einem Wage', Gewäßer; 'der Wag', Woge, vague; 'durch daß ich hörte', um zu hören; 'wo kam', wohin kam; 'Hochgemüthe' hoher Muth; 'ich eine', ich allein.)

So hohe und zarte Schönheiten bedürfen keiner weitläuftigen Zergliederung und ertragen ſie nicht. In jedem Laute athmet ſtolze Kraft und innige Lebensfülle, und die begleitenden Rhythmen ſind wie jauchzende Pulſe, die das friſche Heldenblut durch jede Ader des Geſanges hinſtrömen.

Aus allem Obigen erhellet, daß Docen den wärmſten Dank aller Freunde der altdeutſchen Dichtkunſt verdient. Das Wünſchenswertheſte wäre freilich, wenn der alte Titurel noch ganz wieder aufgefunden werden könnte. Muß man aber dieſe Hoffnung aufgeben, ſo wende ſich dann der Fleiß der Gelehrten in dieſem Fache zur Herausgabe der Umarbeitung, die bei allen Mängeln immer ein unvergleichliches Werk bleibt. Wie erhaben iſt gleich der myſtiſche Eingang! An die Erwähnung der Taufe ſchließt ſich ein Hymnus auf das Waßer (*ἄριστον μὲν ὕδωρ*), worin denkende Phyſiker die tiefſten Naturanſichten finden werden. Ueberhaupt iſt das Werk ein Inbegriff aller Wißenſchaft und Kunſt des Mittelalters, gerade wie die göttliche Komödie. Wir kennen nicht leicht in irgend einer Sprache etwas Prachtvolleres, als die Beſchreibung des dem Gral zu Ehren erbauten Tempels im dritten Geſange. Docen ſagt halb ſcherzhaft, er erwarte darüber das Urtheil eines geſchickten Architekten. Wir wünſchten aber in der That, ein Kenner der Baukunſt möchte ſich damit beſchäftigen: der Grund- und Aufriß wird ſich ganz genau geben laßen. Es iſt ein gothiſcher Dom im vollendetſten Stile, nur mit überirdiſcher Pracht ausgeſtattet, z. B. ſtatt der gefärbten Glasſcheiben ſind Edelgeſteine zuſammengefügt, die Orgeln geben ihre Töne durch belebt ſcheinende Geſtalten, u. ſ. w. Manche neuere Anſichten der gothiſchen Baukunſt, von denen wohl noch bezweifelt wird, ob ſolche Gedanken jenem Zeitalter zuzuſchreiben ſeien, werden hier vollkommen beſtätigt: die allegoriſche Bedeutung, die Abſpiegelung des Ganzen in den kleineren Theilen, u. dgl. mehr.

Die Geographie des Gedichtes, ſowohl die hiſtoriſche als phantaſtiſche, wird viel Schwierigkeiten darbieten: die Namen ſind oft geflißentlich verdeutſcht, oft durch die Abſchreiber entſtellt, welche der fremden Laute nicht Herr werden konnten. Beſondre Aufmerkſamkeit verdienen die Vorſtellungen vom Orient, von Indien, wo der Prieſter Johann thront, der zuletzt mit dem Pfleger des Grals in Eine

Perſon zuſammenfließt. Der Glaube an das Daſein dieſes heiligen chriſtlichen Königs im fernen Heidenthum war im Mittelalter ſo allgemein verbreitet, daß noch Vaſco de Gama, wie man weiß, Aufträge vom Könige Emanuel hatte, ihn überall aufzuſuchen, und wo möglich ein Bündniß mit ihm zu ſchließen.

Die Ausbeute für die Sprachkunde würde unermeßlich reich, und ſelbſt an noch brauchbaren dichteriſchen Ausdrücken ſehr beträchtlich ſein. Einem Ueberſetzer des Dante wäre dieſes Studium beſonders zu empfehlen: es finden ſich im Titurel gerade wie in der göttlichen Komödie viele aus dem Lateiniſchen zu einem geheimnißvollen Gebrauch in einheimiſche Formen übertragene Wörter: z. B. 'tempern, Temperung, firmen, ſich lucernen, ſich cryſtallen, verklarifunkelt', ein ſtralendes Wort, 'geparadeiſet', wie beim Dante imparadisa, u. ſ. w. Die widerwärtige Sprachmengerei aus dem Franzöſiſchen hat ſich zwar daneben eingeſchlichen: 'parrieren, conduwieren, movieren', und unzählige andre Wörter von dieſem Schlage. An ſeltnen Reimen findet ſich ein Ueberfluß; zum Theil ſind ſie durch jene glückliche Biegſamkeit der Sprache herbeigeführt, welche des Reimes wegen die Laute zu verändern erlaubt, und die wir am Italiäniſchen bewundern, im Deutſchen aber nicht gelten laßen wollen.

Noch eine allgemeine Bemerkung zum Schluß. Bei den ſtarken Lobeserhebungen, die jetzt den altdeutſchen Gedichten von allen Seiten ertheilt werden, mögen wohl manche Leſer noch immer ungläubig bleiben. Wir bitten dieſe zu erwägen, daß zwar für die Rettung dieſer Denkmale vom völligen Untergange durch den Druck ſchon ſehr viel, für ihre Herſtellung, Auslegung und den freien Genuß aber noch faſt gar nichts geſchehen iſt. Sie werden alſo wohl thun, ihr Urtheil zurückzuhalten, bis durch gelehrten Fleiß alle Hülfsmittel herbeigeſchafft ſind, welche ſie in den Stand ſetzen können, in den oft tiefen Sinn der alten Dichter ohne mühſeliges Grübeln, ja mit Leichtigkeit einzudringen. Es iſt uns nicht unbekannt, daß unter andern Herder und Schiller ſehr ungünſtig über die Minneſinger urtheilten. Wir haben hierauf nur eine ganz einfache Antwort zu geben: dieſe vortrefflichen Männer verſtanden nicht gehörig, was ſie verwarfen. Adelung verſtand das Altdeutſche leidlich: aber er las es bloß mit grammatiſchen Zwecken, nicht mit genugſamer Folge, und in der Schätzung ſolcher Dinge war er recht eigentlich ὄνος πρὸς λύραν. Leſſing hat ſich über den dichteriſchen Werth wenig geäußert; allein er erkannte die Wichtigkeit der Unterſuchung, und ſah ein, daß man eben die kritiſche Genauigkeit hinzubringen müße, die man ſich bei ſo vielen unbedeutenden Ueberbleibſeln des klaſſiſchen Alterthums nicht verdrießen läßt. Es iſt zu bedauern, daß andre Beſchäftigungen ihn von ſeinen Arbeiten über das Heldenbuch und die Romane vom Gral abgelenkt haben. — Man ſollte der Stimme ſo mancher bekannten Dichter hierüber doch einiges Zutrauen ſchenken: Einſicht in das Weſen ihrer Kunſt läßt ſich von ihnen erwarten, und ihr Zeugniß iſt uneigennützig, denn ſie hätten ja perſönliche Gründe, zu behaupten, die Dichtkunſt habe in Deutſchland vor der jetzigen Zeit noch niemals geblüht. Auf das, was wir ſelbſt hervorzubringen vermögen, legen wir geringen Werth: aber alles Große und Schöne, was die Verwahrloſung der letzten Geſchlechter in Vergeßenheit begraben hat, aus welchem Jahrhundert und Himmelſtrich es auch herſtammen, wie fremd ſeine Geſtalt zuerſt erſcheinen möge, ans Licht zu ziehen, es unſern Zeitgenoßen in friſcher Lebendigkeit vorzuführen, ihnen deſſen Sinn aufzuſchließen: das achten wir für unſern Beruf, dem wir gern jede Anſtrengung widmen.

Winckelmanns Werke, herausg. von C. L. Fernow. 1. 2. Band. 1808. 3. 4. Band, herausg. von Heinrich Meyer und Joh. Schulze. Dresden 1809. 1811.

Eine vollſtändige Sammlung von Winckelmanns Werken war längſt ein Bedürfniß. Seine kleineren Schriften waren vergriffen und ſchwer zu haben, und die urſprünglichen Ausgaben ſeiner Geſchichte der Kunſt, die Dresdner und Wiener, haben, wie man weiß, jede ihre beſondern Mängel. Verleger und Herausgeber machen ſich alſo ein Verdienſt durch dieſes Unternehmen. Was ſie bei deſſen Ausführung geleiſtet, davon wollen wir einen getreuen Bericht erſtatten.

Unſere Aufmerkſamkeit fällt zuerſt auf das Aeußere. W. legte, wie man aus verſchiednen Stellen ſeiner Briefe ſieht, eine ungemeine Wichtigkeit darauf. Alle ſeine Schriften, ſelbſt die kleineren Abhandlungen, ſind in Quart erſchienen, in großem leſerlichem Druck, und mit Kupferſtichen verziert. Nach dem Maßſtabe deſſen, was man damals im typographiſchen Fache zu leiſten gewohnt war, zeichnen ſie ſich vortheilhaft aus. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Sorgfalt für eine würdige Form nicht ohne Einfluß auf das Schickſal dieſer Schriften geweſen iſt. W. erklärte dadurch ſtillſchweigend, daß ſie nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, ſondern ein Beſitzthum auf die Dauer ſein ſollten, und der Erfolg hat ſeine Anſprüche bewährt. W. iſt einer von den wenigen deutſchen Schriftſtellern, die ein europäiſches Publikum gefunden haben, wie die vielen Ueberſetzungen ſeiner Werke in fremde Sprachen beweiſen. Auch bei dieſen hat man viel Fleiß auf die äußere Auszierung gewandt: die italiäniſche Ueberſetzung der Geſchichte der Kunſt von Fea, und die franzöſiſche von Janſen übertreffen hierin bei weitem die früheren deutſchen Ausgaben. Die Herausgeber erklären, daß ſie nicht eine prachtvolle, ſondern bloß eine anſtändige und zum Gebrauch bequeme Ausgabe haben liefern wollen. Wie uns dünkt, hätte, dieſem Zweck unbeſchadet, wohl etwas mehr geſchehen können. Zuerſt haben ſie das Quartformat mit dem Oktav vertauſcht. Jenes findet wenig Liebhaber unter uns, wir wißen nicht warum: die Engländer, die ſich doch gewiß auf Zierlichkeit beim Druck verſtehen, gebrauchen es häufig bei Werken von wißenſchaftlichem oder überhaupt ernſtem Inhalt. W.s Schriften waren nun einmal im Beſitz, man hätte dabei bleiben ſollen. Das Oktavformat hat noch die große Unbequemlichkeit, daß nun die Kupfer nicht dem Buche ſelbſt eingefügt werden konnten, ſondern in beſondern Heften in quergelegtem Quart geliefert werden mußten. Die Schrift iſt ziemlich ſcharf, aber der Durchſchuß im Text verhältnißmäßig zu weit: ſollte einmal geſpart werden, ſo konnte es hier geſchehen; die Seite würde füglich ein Fünftel Zeilen mehr faßen. In den beiden erſten Bänden ſind auch die Ueberſchriften über den Seiten und einige Regiſter weggeblieben; man achtet jetzt zu wenig auf ſolche Erleichterungsmittel des Gebrauchs gelehrter Bücher. Die Kupfer ſind weniger zahlreich, als die in den Ausgaben von Fea und Janſen, und ſtehen auch zum Theil in der Ausführung gegen dieſe zurück. Doch dieß iſt eine Nebenſache: wer W.s Schriften mit anſchaulicher Kenntniß leſen will, muß doch, in Ermangelung der Kunſtwerke ſelbſt oder ihrer Abgüße, zu größeren Kupferſtichwerken ſeine Zuflucht nehmen.

Wenn dieſe Ausgabe alſo von Seiten des Angenehmen noch viel zu wünſchen übrig läßt, ſo leiſtet ſie dagegen deſto mehr Nützliches. Das Schwerſte iſt gethan: wenn der Druck erſt beendigt iſt, ſo wird alsdann eine ſchöne Ausgabe in Quart, mit großer deutſcher Schrift (denn das Zwitterweſen der ausländiſchen Buchſtaben würde unſerm W. übel ſtehen), mit wiederhergeſtellten oder neu hinzugefügten Verzierungen nachfolgen können, wobei durch mehrmaliges Ueberarbeiten größere Vollendung möglich ſein wird. Es wäre doch betrübt, wenn die Lage unſers Buchhandels nicht geſtattete, einem unſerer erſten Schriftſteller, dem im Auslande längſt dieſe Ehre widerfahren iſt, ein würdiges Denkmal zu ſetzen, während täglich die werthloſeſten Büchlein mit überflüßigen Zierraten erſcheinen.

In Bezug auf das Folgende erklären wir uns zuvörderſt über die etwas geharniſchte Vorrede zum dritten Bande, wo die Herausgeber (S. 8.) ſagen: 'Was wir theils durch eigene Anſchauung der Kunſtdenkmäler des Alterthums, theils durch die Schriften eines Heyne, Leſſing, Visconti, Millin, Böttiger und anderer ſachverſtändiger Männer belehrt, für oder wider Winckelmanns Meinung in gedrängter Kürze beigebracht, verzeihe uns ſein Genius, und ſehe aus unſerm im Ganzen herrſchenden Ton, wie wenig wir zuſammenſtimmen mit der in unſern Tagen ſo häufigen Menſchenbrut, welche undankbar gegen frühere unſterbliche Verdienſte, voll Anmaßung und Eigendünkels, vorwitzig modelnd und meiſternd, gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerſt die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben, ſelbſt das Wenige zu ſehen, was ihr beſchränkter, ſtets vom Einzelnen befangener Blick zu faßen vermag.' Wir bekennen, nicht zu wißen, worauf dieſes zielt, und möchten um nähere Nachweiſungen bitten. Unſers Wißens iſt in Deutſchland noch nie ein namhafter Angriff auf W.s Ruhm geſchehen. Im Gegentheil, es iſt allgemeiner Ton, mit Verehrung von ihm zu ſprechen, und Schriftſteller von ſonſt ſehr abweichenden Meinungen ſtimmen hierin überein. Schonung gegen Andere war eben nicht W.s Sache. Er läßt verdiente Gelehrte oft ſehr ſchnöde an, wegen vermeinter oder wirklicher Irrthümer, er ſtreut ſarkaſtiſche Anſpielungen gegen einzelne Menſchen und ganze Völker und Zeitalter mit vollen Händen aus. Wir ſehen alſo nicht ein, wodurch ſeine häufigen Mißverſtändniſſe und Irrthümer, ſeine Einſeitigkeit, ſeine offenbaren Ungerechtigkeiten eine ſo zarte Schonung verdienen ſollten; und wir glauben über die Mängel ſeiner Werke mit aller Freimüthigkeit nach unſerer Ueberzeugung reden zu dürfen.

Die Arbeit der Herausgeber theilt ſich in das, was ſie am Text gethan haben, und in die beigefügten Anmerkungen.

Das erſte könnte befremden, allein es hat mit W.s Schriften eine eigene Bewandtniß. Wir ſind arm an muſterhaften Proſaikern, W. ragt unter den wenigen hervor. Einfachheit und Strenge, eine gewiſſe alterthümliche Würde, und beſonders eine großartige Ruhe in der Begeiſterung ſind die Tugenden ſeiner Schreibart. Daneben hat ſie aber faſt alle grammatiſchen Unvollkommenheiten, die ſich nennen laßen: ſchielende Ausdrücke, ungeſchickte Wortſtellungen, ſchleppende Wortfügungen, daraus entſtehende Verworrenheit, und überhaupt eine gewiſſe Steifheit und Unbeholfenheit. Ungeachtet er großen Fleiß auf ſeine Schreibart wandte, ſo daß ihm nach ſeiner eignen Verſicherung die Beſchreibung des Torſo und des Apollo ſehr viel Zeit gekoſtet, läßt ſich doch wohl begreifen, wie dieß zugieng. Er war im Brandenburgiſchen geboren, einer Gegend, wo das reine Deutſch eben nicht zu Hauſe iſt; nachher beſchäftigte er ſich als Schullehrer mehr mit den alten Sprachen, als mit ſeiner eignen; er verließ Deutſchland, als unſre Proſa noch wenig entwickelt war, und während ſeines vieljährigen Aufenthalts in Italien las er wohl wenig deutſche Bücher, und bediente ſich mündlich und ſchriftlich meiſtens fremder Sprachen. Ueberhaupt hatte W. wenig natürliche Anlage, die Sprache zu handhaben. Sein geringes philologiſches Talent verrath ſich in den häufigen falſchen Auslegungen und unglücklichen Verſuchen zu Verbeßerungen des Textes der alten Schriftſteller, die er doch unaufhörlich las. Augenſcheinlich iſt ſeine Proſa weit mehr veraltet als die andrer Zeitgenoßen, z. B. Leſſings. Indeſſen ſeine veralteten Wendungen kann man ihm ſchon laßen, ſo wie alles, was irgend eigenthümlich iſt; nur ein Widerſpruch mit den Geſetzen der Sprache kann Niemanden verſtattet werden, um ſeine Eigenthümlichkeit kund zu geben. Die Herausgeber ſagen in der Vorrede zum dritten Bande S. 3.: ‘Weil ein großer Geiſt ſich auch in ſolchen Dingen offenbart, welche man bei weniger begabten Naturen für zufällig und gleichgültig halten könnte: ſo haben wir ſelbſt in der Bildung der Sprachformen und der Orthographie, wie ſie Winckelmann in allen ſeinen deutſchen Schriften folgerecht beobachtet, uns keine Aenderung erlauben wollen, ſo wenig auch der Sprachgebrauch und die in unſern Tagen eingeführte Art zu ſchreiben dieſes billigen mag.’ Wir ſind gar nicht dieſer Meinung. W. ſcheint weder die Grammatik der deutſchen Sprache, noch ihre Schreibung jemals zum Gegenſtande eines gründlichen Nachdenkens gemacht zu haben. Wie können die Herausgeber nur von folgerechter Orthographie ſprechen? Der Augenſchein lehrt das Gegentheil. In dem Verſuch einer Allegorie ſteht S. 46. ‘Wurfſpieſe’, und S. 48. ‘Spieſſe’, beides falſch ſtatt ‘Spieſe’, und ſo in unzähligen Fällen. Faſt durchgängig ſchreibt W. ‘Ertzt’; das zweite überflüßige t zugegeben, ſo hätte er dann wenigſtens auch ſchreiben müßen ‘Hertz, Schmertz’, was er doch nicht thut. Will man dergleichen auf die Drukker ſchieben, da W. meiſtens in weiter Entfernung vom Druckorte war, ſo läuft es auf Eins heraus: warum ſoll man alte Druckfehler hegen und pflegen? Die Herausgeber haben ſogar eine offenbar fehlerhafte Schreibung der Namen nicht ſelten beibehalten, z. B. B. II. S. 448. ‘Harpyen’ ſtatt ‘Harpyien’, S. 491. ‘Hygiäa’ ſtatt ‘Hygiea’, S. 499. ‘Pirenus’ ſtatt ‘Pyreneus’, S. 562. ‘Eumeus’ und ‘Siria’, ſtatt ‘Eumäus’ und ‘Syria’; B. III. S. 8. ‘Plateäa’ ſtatt

'Platäa' u. dgl. mehr. Dagegen haben ſie ſelbſt W.s richtige Schreibung nicht immer genau befolgt. B. III. S. 22. 'Bakchus' (dann müßte es wenigſtens 'Bakchos' heißen), wogegen dann S. 24. 'Boeozien', S. 61. 'Mazedonien', und S. 183. 'Alzibiades', ſeltſam abſticht. Wenn man nicht gerade griechiſche Dichter nachbilden will, ſo iſt es wohl am gerathenſten, bei den griechiſchen Namen, die wir von den Römern überkommen haben, die Schreibung dieſer beizubehalten, da ja doch unſer Alphabet dem griechiſchen keinesweges entſpricht. So beobachtete es auch W., einzelne Nachläßigkeiten ausgenommen. Verſchiedentlich ſind Druckfehler beibehalten, z. B. B. II. S. 586. ὑὸς für υἱός, S. 595. Αοῦ für Ἀοῦς. B. I. S. 262. Z. 16. 'wird' für 'werden', S. 400. Z. 11. 'deren' für 'deſſen'; B. II. S. 448. Z. 4. 'ſoll' für 'ſollen', ſind Schreibfehler, die, wie eine Menge andre, ſtehen geblieben ſind. Noch ſchlimmer ſind B. I. S. 248. Z. 2. 'im Deutſchen', und B. II. S. 394. Z. 8. 'im Geſichte'; Schreib- oder Druckfehler die den Sinn ganz entſtellen. B. IV. S. 5. 'der vorzügliche Himmel beſtand in einer 'gemäßen' Witterung'. Ohne Zweifel wollte W. ſchreiben 'gemäßigten'.

Daß viele ſolcher Verſehen auf die Rechnung der Drukker der erſten Ausgaben kommen, machen einige Stellen glaublich, wo durch mehrere ausgefallene Worte der ganze Gedanke verdunkelt iſt. B. III. S. XXXVI. 'Da man nun zwiſchen dem Kopfe der Niobe und jenem einzelnen Abguße, und in dieſem mehr Rundung bemerket, auch den Mund beßer gebildet gefunden, haben einige daraus ſchließen wollen', u. ſ. w. Hier fehlen offenbar nach 'Abguße' die Worte 'eine Vergleichung angeſtellet'. B. III. S. 7. 'Wenn man alſo auch zugeſtehen wollte, daß die Griechen die Kunſt von den Aegyptern erhalten, ſo muß man wenigſtens auch bekennen, daß es mit jener, wie mit dieſer ergangen ſei; denn die Fabeln der Aegypter wurden unter dem griechiſchen Himmel gleichſam von neuem geboren', u. ſ. w. Hier fehlen nach 'Kunſt' die Worte 'ſowohl als die Mythologie', oder 'die Götterlehre'. B. IV. S. 151. 'So wie die zwo berühmten Schulen der alten Weltweiſen, in einem der Natur gemäßen Leben, die Stoiker in dem Wohlſtande das höchſte Gut ſetzten' u. ſ. w. Hier iſt ein doppeltes Verſehen eingeſchlichen, eine Verſetzung und eine Auslaßung: es ſollte heißen 'die Stoiker in einem der Natur gemäßen Leben, die Peripatetiker in dem Wohlſtande'. — Die Herausgeber haben dieſe Stellen ohne Berichtigung, ja ſogar ohne Bemerkung der Lücke vorbeigehen laßen.

Wahre und derbe Sprachfehler ſind jedoch zu häufig in allen deutſchen Schriften W.s, als daß ſie nicht von ihm ſelbſt herrühren ſollten. Falſcher Gebrauch der Vorwörter: B. II. S. 436. 'ohne der von mir gemachten Bemerkung', ſtatt 'die' und 'gemachte'; S. 456. 'vor neu halten', ſtatt 'für', vielmals; S. 459. 'unter die Tugenden ſcheinet auch die Beſtändigkeit zu ſein', ſt. 'den'; S. 482. 'wurden in daſſelbe Geſchichten angebracht', ſt. 'demſelben'; B. III. S. VI. 'die neben dem Schlafe geſetzet ſind', ſt. 'den Schlaf'; S. XXV. 'mit dem rechten Arme auf ſeinem Haupte geleget'; B. I. S. 243. 'eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieſes in groß gezeichnet, vorzuſtellen', ſt. 'dieſe ins Große', oder 'groß gezeichnet'. B. I. S. 245. 'nähere dich zu den Werken des Alterthums'. — Falſcher Gebrauch des Zeitwortes: B. II. S. 467. 'daß das beziehende Bild, auf diejenige Sache, auf die es ſich beziehet, führe'; muß heißen 'das ſich beziehende', oder beßer bliebe das müßige Beiwort ganz weg. Man bemerke zugleich die ſchleppende Wortfügung. Der Satz würde an Kürze, Nachdruck, Deutlichkeit und Wohlklang gewinnen, wenn es hieße 'daß das Bild auf die Sache führe, worauf es ſich beziehet'. B. III. S. 63. 'die erſtaunenden Bilder', ſt. 'erſtaunlichen'. Das Zeitwort 'erſtaunen' kann nie tranſitive ſein. — Falſcher Gebrauch der Fürwörter: B. II. S. 476. 'Aus einer Arbeit, wie die des Ripa ſeine iſt', ſt. 'wie die des Ripa iſt'. S. 507. heißt es vom Vulkanus 'Sein eigenes Opfer' ſt. 'das ihm eigene'. B. III. S. XVII. 'Menſchen von dieſer Art ſind eines ewigen Gedächtniſſes würdig, welches ſie ihre eigenen Verdienſte verſichern', ſt. 'deſſen'. S. XXIX. 'das Leichenbegängniß des Meleagers' (Meleager) 'und deſſen Ehegenoßinn Cleopatra'; es muß 'ſeiner' heißen, ſonſt iſt der Genitiv nicht bezeichnet. — Falſches Geſchlecht der Nennwörter: B. II. S. 513. 'hat Pallas ihren Aegis'; mit der griechiſchen Endung ſollte auch das Geſchlecht beibehalten ſein: die deutſche Endung 'Aegide' macht das Wort von ſelbſt weiblich. B. I. S. 205. 'der Eck', mehrmals für 'die Ecke'. B. IV. S. 83. 'ohne ſichtbaren Band, der ſie halten konnte', ſt. 'ſichtbares Band, das'. — Falſche Biegungen: B. I. S. 257. 'nach erlangter wahren Kenntniß', ſtatt 'wahrer'. B. I. S. 354. u. f. 'Gewölber', durchgängig für 'Gewölbe'. B. II. S. 409. 'von weiten', ſt. 'weitem', mehrmals. B. IV. S. 56. zählt man in drei Worten zwei grammatiſche und einen orthographiſchen Fehler: 'Ihr vielvergnügende Mädgens'. Es ſollte heißen 'Ihr vielvergnügenden Mädchen': die Bildung der Mehrzahl durch s gehört nur den gemeinſten Sprachtarten an. Es wird einem ordentlich ſchlimm zu Muthe, die anmuthigen Worte Pindars *πολύξεινοι νεανίδες* ſo überſetzt zu ſehen.

Auch 'vielvergnügend' iſt unzart, und nicht einmal treu. — Undeutſche Galliciſmen: B. III. S. IV. 'man findet es ſchlechter, als es nicht iſt'. B. IV. S. 150. 'eine Frau, die kaum an die Rückkehr ihrer Blüthe gelangt iſt.'

Alle dieſe Sprachfehler und hundert andre haben die Herausgeber ſtehen laßen. Fernow hat Einiges ſtillſchweigends verbeßert, er ſah folglich die Nothwendigkeit ein. Seine Nachfolger hätten dieſen Grundſatz nur mit Fleiß und Genauigkeit durchführen ſollen, und wir wünſchen, das hierin Verſäumte möge in den folgenden Bänden, und bei einer zu hoffenden neuen Ausgabe der ſchon erſchienenen nachgeholt werden.

Man behält im Salluſtius die älteren Formen bei, weil man weiß, daß er ſie mit Abſicht vorzog: Winckelmann iſt billig dasſelbe Vorrecht zu gönnen, wiewohl Manches mehr ein altfränkiſches, als ein alterthümliches Anſehen hat. Dahin rechnen wir den häufigen Gebrauch des Fürwortes 'derſelbe', wo es ohne allen Nachdruck ſteht, und ungefähr wie das veraltete franzöſiſche icelui herauskommt. Manchmal wird die Wiederholung dem Ohre doch gar zu mißfällig; z. B. B. II. S. 431. Dahin rechnen wir ferner die gedehnten Biegungen der Zeitwörter, wiewohl ſie manchmal ſehr fremd ſind, als 'machet, liebet', und auch ſonſt, durchgängig gebraucht, unſre Proſa mit weiblichen Endungen überhaufen. Ganz unſtatthaft ſcheint es hingegen, bei lateiniſchen Namen und Wörtern die fremde Biegung beizubehalten: auf einem 'Suggeſtu', in dem 'Foro', mit dem 'Caduceo', des 'Muſei Capitolini', die 'Antiquarii' und unzählige andre. Wenn man einmal ſo ſchreibt, ſo hat man keinen Grund, nicht auch zu ſagen 'zur Zeit des Conſulis Bruti'. In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts that man dieß wirklich, aber man kündigte die Sprachvermengung durch lateiniſche Buchſtaben an, und dieſe pedantiſche Zierlichkeit iſt mit Recht längſt abgeſchafft. W. war darin ſo wenig folgerecht, daß er ſetzt ‘die Cenſors’; B. IV. S. 86. ‘Mutter von zween Lares’ und S. 112. ‘nebſt den Horae’, wo es dann wenigſtens ‘Laribus’ und ‘Horis’ heißen müßte. Sprachwidrig iſt auch ‘des Jupiters, des Meleagers’ u. ſ. w., denn der Artikel wird vor eigenen Namen bloß in Ermangelung der Biegung zu Hülfe genommen: außerdem iſt es eine gemeine Sprechart. Bei dem langen Aufenthalt im Auslande war W. einer andern Sprachvermengung ausgeſetzt: die italiäniſchen Benennungen wurden ihm geläufiger; er glaubte wohl gar, es gebe keine deutſchen für dieſes und jenes, wie er einmal (B. IV. S. 142.) neben ‘betäubt’ intronato in Klammern ſetzt, als ob es etwas mehr bedeutete. ‘Amorini, Medaglioni, Campidoglio’ u. dgl. würden wir ohne Umſtände verdeutſchen. ‘Conturn’ iſt nun weder italiäniſch noch franzöſiſch; das Wort würde beßer ganz beſeitigt, da wir ein eben ſo gutes haben. ‘Der Trunk’ einer Statue (B. III. S. XIII.) iſt äußerſt fehlerhaft aus truncus gebildet, wegen des Gleichlautes mit ‘Trunk’ von ‘trinken’; überhaupt haben wir Ueberfluß an deutſchen Wörtern, der Rumpf, der Sturz.

Wir glauben, man könnte noch weiter gehn, und ungeſchickte Wortſtellungen behutſam verbeßern. W.s erſte Schrift ‘über die Nachahmung’ hebt gleich mit einer ſolchen an: ‘Der gute Geſchmack, welcher ſich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat ſich angefangen zuerſt unter dem griechiſchen Himmel zu bilden’. Es ſollte heißen ‘hat unter dem griechiſchen Himmel zuerſt angefangen ſich zu bilden’. B. II. S. 386. ‘Seine Entſchuldigung war, daß er in jungen Jahren die Werke der alten Kunſt, in Geſellſchaft zweier noch lebender’ (lebenden) ‘Künſtler jenſeit der Gebürge geſehen’. Sollte man, wie der Satz ſteht, nicht glauben, Herr von Stoſch habe die alten Kunſtwerke nicht in Italien, ſondern im Norden der Alpen kennen gelernt?

Bedenklicher iſt es mit den ſchielenden Ausdrücken, weil ſie oft aus der Verworrenheit und Unreiſe der Gedanken entſpringen. B. II. S. 151. ‘die älteſten Künſtler der Griechen entwarfen ihre Bilder mehr nach der Deutung als wechſelsweiſe’. Was heißt dieß? Wie kann man die Bilder und ihre Deutung wechſelsweiſe nach einander entwerfen? Vermuthlich ſteht ‘wechſelsweiſe’ für ‘umgekehrt’, allein auch dieß möchte unmöglich ſein, die Deutung nach den Bildern zu entwerfen; denn die Deutung iſt ja nicht willkürlich. W. erklärt ſogleich näher, was er eigentlich ſagen will, aber der ganze Satz bis zum Schluße bedürfte einer Umſchmelzung, um logiſch richtig geſchrieben zu ſein. B. I. S. 157. ‘Dieſe Verſchiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenſchaft der Nachahmung überhaupt, welche deſto mehr rühret, je fremder ſie iſt, als das Nachgeahmte, oder mehr an ungeübten Sinnen’ u. ſ. w. Soll dieß etwa heißen ‘welche mehr rühret, als das Nachgeahmte, und um ſo mehr, je fremder dieſes uns iſt’? Auch ſo bringen wir noch keinen leidlichen Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden heraus. B. II. S. 382. ‘Die Fähigkeit das Schöne in der Kunſt zu empfinden, iſt ein Begriff, welcher zugleich die Perſon und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in ſich faßet, welches ich aber in eins ſchließe, ſo daß ich hier vornehmlich auf das erſtere mein Abſehen richte’ u. ſ. w. Dieß ſteht aus wie ein Räthſel für einen Oedipus, und doch wollte W. vermuthlich etwas ganz Gewöhnliches ſagen, nämlich

'Bei der Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, kommt zweierlei in Betracht, das Schöne als deren Gegenſtand, und dann die Eigenſchaften der Sinne und des Geiſtes, wovon ſie abhängt'. — Solche Sätze bleiben unheilbar, weil man nicht mit Sicherheit weiß was der Vf. gewollt hat. B. IV. S. 91. 'der Kopf der höchſten Schönheit in demſelben (dem Bacchus) iſt mit deſſen ergänzter Statue, die etwas größer als die Natur iſt, nach England gegangen.' Es reut uns die Zeit, alle in dieſen Zeilen enthaltenen Fehler der Schreibart zu entwickeln.

Wer durch Wegräumung ſolcher logiſchen und grammatiſchen Mängel W.s Eigenthümlichkeit für gefährdet hält, lobt ſie nicht zum Beſten. Der große Eindruck, denn ſeine Schreibart macht, beruht auf ganz andern Eigenſchaften, und dieſe würden, von ſtörenden Verſehen gereinigt, nur deſto glänzender hervortreten. Wollte man die Gewißenhaftigkeit auf das Aeußerſte treiben, ſo könnte man ja die urſprünglichen Leſearten am Schluße beifügen.

Bei einem gewöhnlichen Schriftſteller würde ſolche Sorgfalt nicht der Mühe lohnen. Allein W.s Proſa iſt in allen weſentlichen Stücken klaſſiſch; man helfe ihr alſo nach, auf daß ſie es auch in Nebendingen werde, für deren Berichtigung W. ſelbſt einen Grammatiker hätte ſorgen laßen ſollen, wie er es bei ſeinen italiäniſchen Schriften that.

Unſers Erachtens iſt demnach dieſe Ausgabe in Bezug auf die Durchſicht des Textes noch weit von der Vollendung entfernt. Hängen manche Leſer ſo feſt am Buchſtaben W.s, daß ſie durchaus auf einem ganz unveränderten Abdrucke der ältern Ausgaben mit ihren zahlreichen Fehlern beſtehen, ſo geſchieht auch dieſen keine Genüge.

Wir kommen auf die Anmerkungen, und hier müßen wir unterſcheiden, was Fernow, und was ſeine Fortſetzer gethan. Der verſtorbene Fernow ſcheint auf das ganze Unternehmen keine ſonderliche Mühe verwandt zu haben. Ein Leben W.s, wie er es abgefaßt, ließ ſich nach Huber und Goethe leicht ſchreiben; ſeine Anmerkungen ſind meiſtens unbedeutend, und wenn man alles abrechnet, was er von Fea, Leſſing, Heyne und Andern entlehnt hat, ſo wird ihm wenig Eignes übrig bleiben. Bei der Schrift über die Allegorie am Schluße des zweiten Bandes kommen zuerſt mit M. unterzeichnete Anmerkungen vor, ohne Zweifel von Hrn. Meyer, der ſich erſt auf dem Titel des dritten Bandes nennt. Wir vermuthen, daß hier Fernows Arbeit durch den Tod unterbrochen worden ſei, wiewohl es nirgends ausdrücklich angezeigt iſt. Die Anmerkungen der Herausgeber des dritten und vierten Bandes ſind weit bedeutender, und von ſehr ſchätzbarem Gehalt. Zwar haben ſie einen gründlichen Vorarbeiter an dem fleißigen Fea gehabt, ſo wie ſchon Fernow bei der Schrift über die Baukunſt, und bei den Briefen über die herkulaniſchen Entdeckungen. Es wird dieſem beleſenen Alterthumsforſcher von den Herausgebern etwas unfreundlich vorgerückt, er verſtehe kein Griechiſch, und helfe ſich mit ſchlechten Ueberſetzungen. Er hat doch Winckelmann bei einer Stelle, wo dieſer behauptet, Stephanus, Rhodomann und ſogar Weſſeling hätten den Diodor nicht verſtanden (B. I. S. 323. Anm. 32.), und bei manchen andern treffend zurecht gewieſen. Daß der Abate Fea eine nicht nur gründliche, ſondern kritiſche Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſitzt, davon hat ſich der Vf. dieſer Anzeige in Geſprächen mit ihm öfter überzeugt. Die Herausgeber haben daher recht wohl gethan, ſeine Anmerkungen ganz oder im Auszuge zu geben. Feas Berichtigungen und Zuſätze betreffen mehr den antiquariſchen, die übrigen den künſtleriſchen Theil, Urtheile über einzelne Kunſtwerke, Nachweiſungen der ſeitdem entdeckten, Nachricht von dem Schickſale der verlorengegangenen oder verpflanzten u. ſ. w. Es iſt alſo für Leſer jeder Art bei dieſer Ausgabe reichlich geſorgt.

Die Anmerkungen ſind an den Schluß der Schriften und Bände geſetzt, weil ſonſt freilich der Text zuweilen nur wenige Zeilen auf einer Seite eingenommen hätte. Indeſſen wünſchten wir, ſolche Anmerkungen, die bloß in Citaten beſtehen, möchten durch eine andre Bezeichnungsweiſe unterſchieden ſein, damit der Leſer nicht durch das beſtändige Nachſchlagen geſtört würde. Wahrſcheinlich um dieſe Unterbrechung zu verhüten, verbat ſich W. in ſeinem letzten Willen alle ferneren Anmerkungen. Hierin konnte man ihm freilich nicht willfahren: der Verſehen ſind zu viele, und dem Leſer, der erſt Belehrung ſucht, iſt doch nicht zuzumuthen, daß er Wahrheit und Irrthum ſo ganz ungeſichtet hinnehme. Bei der Geſchichte der Kunſt ſind die Anmerkungen faſt bis zur Hälfte jedes Bandes, und zwar in engerm Druck, angewachſen. Dieß war unvermeidlich, wenn alles, was in dieſer Wißenſchaft ſeitdem geleiſtet worden (freilich großentheils auf W.s Veranlaßung) nachgetragen werden ſollte. Wir ſchlugen oben vor, den Text in grammatiſcher Hinſicht durchgehends zu berichtigen; unſers Bedünkens könnten auch manche Sachberichtigungen dem Texte ohne weiteres eingerückt werden. Es iſt in der That verdrießlich, wenn man ſich erſt bei Leſung des Werkes bemüht hat, eine Angabe ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, und nachher beim Nachſchlagen der Anmerkungen erfährt, man habe ſich vergeblich bemüht, und müße etwas ganz Anderes an die Stelle ſetzen.

Wo W. auf ſeine irrigen Annahmen weiter fortbaut, und ſie in ſeine Schlußfolgen verflicht, da läßt ſich freilich nichts ändern. Oft aber betrifft der Irrthum bloß Nebendinge, und hat keinen weitern Einfluß. Von dieſer Art iſt es, wenn B. III. S. 13. ſteht ‘dergleichen Augen hat vermuthlich Diodorus anzeigen wollen, wo er von den Figuren des Dädalus ſagt, daß dieſelben gebildet geweſen *ὄμμασι μεμυκότα*’. Hier konnte durch die geringe Veränderung ‘von den Figuren vor der Zeit des Dädalus’, die Anmerkung erſpart worden. Eben ſo S. 8., 22., 29., 36. bei den Stellen, wozu die Anmerkungen 9., 68., 109. und 152. gehören, und bei vielen andern. B. I. S. 378. giebt W. den Zeitraum von zehn Olympiaden auf mehr als neunzig Jahre an. Auch dieſer Schreibfehler iſt beibehalten, und durch eine Anmerkung Feas berichtigt. Wo W. ſo ſtarke Uebereilungen entſchlüpft ſind, wie die, daß er berühmte Dichter ſatyriſcher Dramen und ſogar den Tragiker Aeſchylus für Bildhauer ausgiebt, die ſich in Statuen von Satyrn ausgezeichnet (B. IV. S. 76.), da könnte man wohl, aus Sorgfalt für ſeinen Ruhm, einige Zeilen ganz ausſtreichen. Dem Lehrer großer Wahrheiten muß Manches hingehn, einen Andern würde man nach ſolch einer Probe unfehlbar für einen Fremdling in der griechiſchen Litteratur halten.

Wir wollen die verſchiedenen Schriften nach der Reihe durchgehen, und nur einige von den dadurch veranlaßten Bemerkungen mittheilen.

B. I. Nr. 1. Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt. II. Sendſchreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechiſchen Werke. III. Nachricht von einer Mumie in dem königl. Kabinet der Alterthümer zu Dresden. IV. Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der griechiſchen Werke, und Beantwortung des Sendſchreibens über dieſe Gedanken.

Gleich in ſeiner früheſten Schrift ‘über die Nachahmung’ hat W. die Grundſätze ausgeſprochen, die ihn nachher immerfort leiteten. Beharrlichkeit iſt das erſte Erforderniß für Geiſter, die auf ihre Zeit wirken wollen. Auch die Eigenthümlichkeit ſeiner Schreibart kündigt ſich ſchon entſchieden an, doch ſpürt man noch hier und da einen leichten Anſtrich franzöſiſcher Wendungen. In dem ‘Sendſchreiben’, worin W. zum Schein ſich ſelbſt angriff, ſieht man ein nicht recht gelungenes Streben nach ſchalkhafter Ironie: W.s Munterkeit iſt etwas ſteif und gravitätiſch. In den Urtheilen findet ſich noch viel Unreifes. Er ſchrieb damals gewiſſermaßen unter der Vormundſchaft Oeſers, und was dieſer würdige Mann, dem wir in Rückſicht auf W. ſo viel verdanken, ſelbſt zu malen vermochte, das wißen wir alle. Indeſſen erſtreckten ſich ſeine Einſichten in die Kunſt unſtreitig weiter als ſeine Mittel der Ausübung. Und dennoch, was bewunderte W. nicht noch Alles nach Anleitung dieſes Lehrers! Die manierierteſten Erzeugniſſe ſeiner oder der jüngſtvergangnen Zeit, die nun ſchon in Vergeßenheit begraben ſind. W. kam nach Italien, und die bisherigen Brillen fielen ihm plötzlich ab, aber nur um mit anders gefärbten vertauſcht zu werden. Nun ſollte im Norden der Alpen kaum irgend etwas Schönes vorhanden ſein, oder hervorgebracht werden können: es fehlte nicht viel ſo hätte er ſich wie ein nie gereiſter Italiäner eingebildet, jenſeit der Gebirge fange gleich der ewige Schnee an. Nun verkannte er den Geiſt der großen neuern Meiſter, oder lobte ſie bloß als unvollkommene Nachahmer der Alten. In dieſer Denkart, die Kunſt. der Neuern ganz gegen die der Alten zurückzuſetzen, wäre ein gewiſſer Zuſammenhang geweſen. Aber zum Unglück maß W. mit verſchiedenen Maßen. Wie er vorhin Oeſern mit dem Ariſtides verglichen, und ihn den Maler der Seele genannt hatte, ſo war ihm nun Mengs der große Wiederherſteller, ja der erſte Schöpfer ächter Kunſt, der alle Meiſter des ſechszehnten Jahrhunderts verdunkelte. (B. IV. S. 230.) Seine Lobrede iſt ſo ſehr außer allem Verhältniß mit dem Gegenſtande und mit der Schätzung der nächſten Nachwelt, daß ſie W. um den Ruf eines Kenners bringen müßte, wenn ihn nicht eine liebenswürdige Verblendung der Freundſchaft entſchuldigte. Auch auf W.s Urtheile über die alten Kunſtwerke hatte Parteilichkeit, unter andern für die Sammlung ſeines Gönners, des Kardinals Albani, einen ungebührlichen Einfluß.

Kleine Aufſätze über Gegenſtande der alten Kunſt aus Zeitſchriften: I. Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunſt. II. Von der Grazie in den Werken der Kunſt. III. Beſchreibung des Torſo im Belvedere in Rom. IV. Nachrichten von dem berühmten ſtoſchiſchen Muſeo in Florenz. V. Anmerkungen über die Baukunſt der alten Tempel in Girgenti in Sicilien.

Die beiden erſten Aufſätze enthalten manches goldne Wort; die Beſchreibung des Sturzes vom Herkules iſt ein hinreißender Dithyrambe. W. hat in dieſer Art nur noch eine Schilderung des vatikaniſchen Apollo geliefert, die aber in der ‘Geſchichte der Kunſt’ nicht ganz an ihrer Stelle ſteht. Es wäre zu wünſchen, er hätte ſein Vorhaben ausgeführt, die ſchönſten Statuen ſo zu beſchreiben. (B. I. S. 287.) So viel ſich W. mit dieſem herkuliſchen Sturze beſchäftigt, ſo hat er doch deſſen Deutung nicht erſchöpft.

Dieſes Bruchſtück iſt, in Bezug auf das Ganze, das man ſich dabei vorſtellen muß, vielen Mißdeutungen ausgeſetzt geweſen. Bernini hielt es für einen ſpinnenden Herkules: Heinſe behauptet im Ardinghello, Herkules habe die Hebe auf ſeinen Knieen gewiegt, als ob die alten Künſtler ihre Götter ‘Wie gefällt dir dein Nachbar?’ hätten ſpielen laßen. W. hatte richtig erkannt, der Held ſei ſchon vergöttert dargeſtellt, aber nun blieb er bei dem Begriffe eines ruhenden Herkules ſtehen. Nach ihm (B. III. S. XXV.) ſoll der linke Arm über das Haupt gelegt geweſen ſein, was bei der Neigung vorwärts eine gezwungene Stellung hätte ſein müßen. Ohne von Flaxmans Vermuthung zu wißen, wurde es uns bei Betrachtung dieſes herrlichen Ueberreſtes im Muſeum zu Paris klar, daß es einer Gruppe des Herkules und der Hebe angehöre. Die Göttin ſtand zur Linken neben ihm, ſeine Rechte von der geſenkten Schulter herab empfieng die dargebotene Nektarſchale, ſeine Linke ruhte vielleicht auf ihrer Schulter, und das vorwärts gewandte Haupt ſchaute in trunkener Entzückung zu ihr hinauf. Wir haben die flaxmanſche Zeichnung nicht geſehen, und wißen nicht, wie nahe ſie mit unſrer Annahme zuſammentrifft; doch zweifeln wir, ob der geiſtreiche Mann ein ſo gelehrtes Werk mit gleicher Kraft der Zeichnung wird haben ergänzen können.

‘Anmerkungen über die Baukunſt der Alten.’ Eine der unbedeutendſten Schriften W.s, die ſeit ihrer Erſcheinung noch beträchtlich an Werth verloren hat. Theils zufällig, wegen der vielen ſeitdem entdeckten und beſchriebenen Denkmale in Sicilien und Griechenland; dann auch, weil viel und zum Theil vortrefflich über den Vitruvius gearbeitet worden iſt, unter andern durch Hrn. Architekt Genelli in Berlin. Die Baukunſt war nicht eben W.s Stärke: er verwechſelt ſogar einmal unter den verſchiedenen Arten von Tempeln den Amphiproſtylos mit dem Peripteros (B. I. S. 332.). Ueber den Geiſt der alten Baukunſt ſagt er wenig, und in ihre Technik tief einzudringen, dazu beſaß er ohne Zweifel nicht genug mathematiſche Kenntniſſe. Wo ſeine Beſchreibungen nur irgend an das Geometriſche hinſtreifen, werden ſie verworren. In dem Aufſatze über den Tempel zu Girgenti heißt es S. 290.: 'Der engliſche Fuß iſt kleiner als der alte griechiſche; aber der Unterſchied iſt ſehr geringe: der engliſche Fuß, welcher zwölf Zolle hat, iſt um $^{875}/_{10000}$, oder um das zehntauſendſte achthunderſte und fünf und ſiebenzigſte Theil eines Zolles kleiner als der griechiſche. Der Pariſer Fuß iſt größer als der engliſche, und jener enthält mehr als dieſer um $^{8160}/_{10000}$, oder um den achttauſendſten hundert und ſechszigſten, zehntauſendſten Theil eines ſeiner Zölle. — Dieſe genaue Beſtimmung hat mir Hr. Henry Esq. mitgetheilt' u. ſ. w. Wie kann man nur in eine ſo leichte Sache ſo viele Verwirrung hineinbringen? Die Umſchreibung in Worten war ganz unnöthig; jedermann weiß ja einen Decimal-Bruch zu leſen. Wollte man ſie aber ſetzen, ſo mußte es heißen 'der engliſche Fuß, welcher zwölf Zolle hat, iſt um 0,0875 Zoll, oder um achthundert fünf und ſiebenzig Zehntauſendtheilchen eines Zolles kleiner als der griechiſche Fuß' u. ſ. w.; und ſo hätten es die Herausgeber nur gleich ſetzen ſollen. Nachher ſagt W. S. 299. 'Die Länge dieſes Platzes kommt mit dem Maße des Diodorus überein, welcher die Länge des Tempels auf 340 Fuß ſetzt; nach dem engliſchen Maße ſind es 345 Fuß.' Dieß iſt wieder falſch, denn $0{,}0875 . 345 = 30{,}0875$; alſo trägt der Unterſchied nur etwas über $2^{1}/_{2}$ Fuß aus.

In den ‘Anmerkungen über die Baukunſt’ S. 346. hat Fernow einen wunderlichen Irrthum ohne Rüge vorbeigehen laßen. W. redet von Steinen, die nachwachſen, wie es von den tiburtiniſchen Steinbrüchen bekannt iſt, und fügt hinzu: ‘Noch außerordentlicher aber iſt der Porphyr, in welchem man vor dreißig Jahren eine goldne Münze des Auguſtus fand.’ In der angefangenen Umarbeitung dieſer Schrift heißt es ‘Noch außerordentlicher aber iſt ein Stück einer Säule von Granit, in welchem man zu Rom vor dreißig Jahren eine güldene Münze fand, da man es zerſägte. Dieſe Münze war in den Händen des bekannten Antiquarius Ficoroni, folglich muß ſich dieſer Granit innerhalb dreihundert Jahren erzeugt haben; denn’ u. ſ. w. Da dieſe Stellen auf den Zuſammenhang keinen Einfluß haben, ſo hätte man ſie billig ausſtreichen, und es ſolchergeſtalt mit dem Mantel der Liebe bedecken ſollen, daß ſich W. ein höchſt abgeſchmacktes Märchen aufbinden laßen. Man weiß ſchon, daß die Antiquare vom Gewerbe ſich kein Gewißen daraus machen, den Werth eines Fundes durch fabelhafte Erfindungen zu erhöhen.

Ferner S. 346. ‘Wenn die alte römiſche Geſchichte meldet, daß es zuweilen bei Albano Steine geregnet habe, ſo iſt dieß wahrſcheinlich von einem Auswurfe der Gebürge zu verſtehen.’ Keinesweges: vulkaniſche Ausbrüche waren zu auffallende Erſcheinungen, als daß ſie Livius nicht ausdrücklich unter den Wunderzeichen hätte erwähnen ſollen. Er redet von gefallenen Steinen, von den bekannten Boliden, die, wenn die glühende Maſſe in der Luft zerſprengt wird, die Erſcheinung eines Steinregens geben. Auch hier keine berichtigende Silbe von Fernow!

Von den ſogenannten cyklopiſchen Mauern redet Winckelmann S. 357. und 534 ſehr flüchtig. Es wird unſern Leſern angenehm ſein, zu erfahren, daß man über dieſen Gegenſtand ein ausführliches Werk aus England zu erwarten hat. Ein Amerikaner, Middleton, ein Liebhaber der Alterthümer und der Landſchaftmalerei, hat die ſämmtlichen in Italien vorhandenen cyklopiſchen Mauern mehrmals bereiſet, auf das genaueſte vermeßen, und ſowohl geometriſche als maleriſche Zeichnungen davon entworfen, die der Verfaßer uns bei ſeiner Rückreiſe nach England mitgetheilt hat. Ob ſein Werk, mit vielen großen Kupfertafeln verziert, ſchon erſchienen oder noch in der Arbeit iſt, wißen wir nicht. Das Merkwürdige an dieſen rieſenhaften und unbezweifelt alteſten Denkmälern der Vorwelt in Italien (ſie ſind es in Griechenland ebenfalls) iſt der Gegenſatz zwiſchen dem rohen Geſchmack und der ſcheinbaren Zweckloſigkeit der Bauart, und den beträchtlichen Fortſchritten in der Mathematik und Mechanik, welche daraus erhellen. Denn wegen der großen Schwere ließ ſich das Zuſammenfugen der unregelmäßigen viereckigen Steine nicht verſchiedentlich verſuchen, wie etwa bei einem dergleichen Steinpflaſter, ſondern die Ecken und Seiten der zu behauenden Steine mußten in Bezug auf einander vorher genau berechnet werden. Bildnerei iſt nicht an dieſen Mauern, außer dem Phallus über einigen Thoren. Die Unterſuchungen darüber verſprechen unerwartete Aufſchlüße über den alteſten Anbau Italiens.

'Fragment einer neuen Bearbeitung der Anmerkungen über die Baukunſt der Alten.' Aus W.s Handſchrift von Hrn. Hofrath Blumenbach mitgetheilt. Nach dieſer Probe iſt es kein großer Verluſt, daß W. die Umarbeitung der obigen Schrift nicht zu Ende gebracht hat. Er wiederholt faſt durchgängig ſeine früheren Irrthümer. So führt er es S. 530. als Empfehlungswerthes an, daß die Alten, um die Füllung der Gewölbe leicht zu machen, leere Töpfe unter den Mörtel hineingeſteckt. Er vermuthet dabei einen akuſtiſchen Zweck, und will es mit den Schallgefäßen in den Theatern, wovon Vitruvius ſpricht, in Beziehung ſetzen. Aber wo finden ſich dergleichen Töpfe? An dem Circus der Caracalla, bekanntlich einem ſehr ſchlechten und tumultuariſch errichteten Gebäude. Wozu in aller Welt ſollten in einem Circus zum Pferderennen akuſtiſche Vorrichtungen dienen, geſetzt auch, die Töpfe könnten eine ſolche Wirkung haben? Wir ſehen darin nichts weiter, als eine Betrügerei der Bauunternehmer, welche ſich die Arbeit ſo leicht und wohlfeil, aber ſie freilich zugleich ſo wenig dauerhaft als möglich zu machen ſuchten.

B. II. Schriften über die herkulaniſchen Entdeckungen: I. Sendſchreiben von den herkulaniſchen Entdeckungen an den Reichsgrafen von Brühl. II. Nachrichten von den neueſten herkulaniſchen Entdeckungen an Fueßly (Fueßli). III. Briefe an Bianconi über die herkulaniſchen Entdeckungen.

Dieſe Schriften werden auch nach Erſcheinung der größeren Werke immer ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte einer der wichtigſten Entdeckungen in der Alterthumskunde bleiben; um ſo mehr, da das Muſeum zu Portici zerſtreut iſt, und man es vielleicht nie wieder vollſtändig beiſammen ſehen wird. Als der Verfaßer dieſer Anzeige vor ſieben Jahren in Neapel war, waren viele der koſtbarſten Stücke, ungeachtet der Zurückkunft des Hofes, in Sicilien geblieben, wohin man ſie geflüchtet hatte. Vermuthlich wird bei der zweiten Ueberfahrt des Hofes nach Palermo noch Mehreres, ſowohl aus dem Muſeum, als den Gemälde- und Antiken-

Sammlungen in Neapel, fortgeſchafft worden ſein. Indeſſen die Fundgrube iſt nicht erſchöpft, und der Verluſt wäre alſo durch neues Nachgraben einigermaßen zu erſetzen. Wir ſahen in Pompeji verſchiedene damals vor Kurzem aufgegrabene Bilder, unter andern eine Diana mit dem Aktäon, beinahe in Lebensgröße, die leicht an Werth den meiſten bisher bekannt gewordnen herkulaniſchen Gemälden gleichkommen mochte. Es würde weder übermäßig ſchwierig, noch koſtbar, und gewiß belohnend ſein, die ganze Stadt Pompeji offen darzulegen: aber ſolche Unternehmungen erfordern friedliche Zeiten. — Bei den Anmerkungen hat Fea wiederum das Beſte, oder richtiger zu ſagen, Alles gethan.

‘Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt.’

Dieſe kleine Schrift enthält eine allgemeine Anweiſung zur Bildung des Geſchmacks in einer belebten Schreibart, und einige ſchöne Züge von Begeiſterung. S. 400. ‘Statuen verheiligter Mönche in der S. Peterskirche.’ Dieſes von W. erfundene Worte drückt die verſchwendete Heiligſprechung kräftig aus. Die Statuen ſind freilich ſchlecht, aber warum müßen es nun die armen Heiligen entgelten, denen W. nach ſeinen äußern Verhältniſſen Ehrerbietung ſchuldig war? S. 403. ſagt er bei Gelegenheit der Wegführung einiger Kunſtwerke nach England:’ ‘man kann aber verſichert ſein, daß das Beſte in Rom geblieben iſt, und vermuthlich bleiben wird.’ Wem drängt ſich hierbei nicht die Betrachtung auf:

Nescia mens hominum fati sortisque futurae!

Hundert der beſten Stücke aus dem Vatikan und Kapitol, verſchiedene aus der Villa Albani, die ſämmtlichen Schätze der Villa Borgheſe, ſind nun ſchon nicht mehr in Rom;

ohne zu erwähnen, was von Privatperſonen, z. B. aus dem Pallaſt Giuſtiniani, veräußert oder weggebracht werden. S. 407. Von W.s oben erwähnter Sinnesänderung ſeit der Schrift ‘über die Nachahmung’ finden ſich hier auffallende Spuren: Raphaels Madonna in Dresden, die er damals mit Recht erhoben hatte, ſoll nun ‘nicht von deſſen beſten (beſter) Manier’ ſein. Welche Parteilichkeit! S. 409. ſagt W., das Schöne ſei in der Baukunſt unter allen Künſten am leichteſten einzuſehen. Wir bezweifeln dieſen Satz gar ſehr, und W.s Urtheile über die St. Peterskirche und den Saal in der Villa Albani, welche er kurzweg, jene für das ſchönſte Gebäude, dieſen für den ſchönſten Saal ‘in der Welt’ erklärt, beſtätigen ſeine Behauptung eben nicht. Das größte, prächtigſte, und wegen der Kühnheit ſeiner Kuppel verwundernswürdigſte Gebäude iſt die St. Peterskirche allerdings.

‘Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt.’ Man kann wohl ohne Bedenken ſagen, daß der Gegenſtand dieſer Schrift W.s theoretiſches Vermögen überſtieg. Ohne leitende Grundſätze ſteuert er aufs Gerathewohl auf dem weitem Meere der ſchon vorhandnen oder möglichen Allegorien umher. Das Weſen und die verſchiedenen Arten der menſchlichen Zeichenſprache zu ergründen, die Anlage dazu in unſerm Geiſte und in der Natur nachzuweiſen, dieß hat er verſäumt. Die Frage zu erörtern, in wiefern die alte Götterlehre ſchon an ſich allegoriſch war oder nicht (wobei die verſchiedenen Epochen wohl zu unterſcheiden ſind), und wie ſie es durch eine beſondre Behandlung noch auf andre Weiſe werden könne, fällt ihm gar nicht ein. Er miſcht Alles durch einander, Perſonifikationen allgemeiner Begriffe, beigelegte Zeichen, ſinnbildliche Handlungen, endlich bloße Anſpielungen auf einzelne Ereigniſſe. Zuweilen ſollte man denken, es ſei ihm nicht um Vorſchläge für die Kunſt zu thun, ſondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphenſchrift; und einigemale wird man ſogar an die bekannten abgeſchmackten rebus erinnert, die man in Ermangelung beßeren Zeitvertreibs in Frankreich zuweilen beim Nachtiſch enträthſelt.

Hr. Meyer ſucht der Verwirrung abzuhelfen durch den aufgeſtellten Unterſchied zwiſchen Allegorie und Symbol, worüber ſchon in den Propyläen Manches beigebracht worden iſt, das Erwägung verdient. Doch zweifeln wir, ob es gelingen werde, durch dieſe fremden Wörter die in der That etwas verwickelte Sache ins Klare zu ſetzen. Man hat im Deutſchen das vortreffliche Wort 'Sinnbild'. Keinesweges möchten wir der Kunſt die Allegorie zum allgemeinen Geſetz machen, wie es W. zu beabſichten ſcheint; aber wohl kann man ſagen, alle Kunſt ſoll ſinnbildlich ſein, d. h. ſie ſoll bedeutſame Bilder aufſtellen. Die Natur ſchafft durchaus ſinnbildlich, ſie offenbart immer das Innere durch das Aeußere; jedes Ding hat ſeine Phyſiognomie, und dieſes gilt von den lebloſeſten Erzeugniſſen, den geometriſch begränzten Körpern an, durch die Pflanzen- und Thier-Welt bis zu den beſeelteſten Geſchöpfen hinauf. Dieſe Phyſiognomie der Dinge ſoll der Künſtler hervorheben, er ſoll dem Betrachter ſeinen Sinn für die Durchdringung des Innern leihen. Da aber die Kunſt nicht bei Abbildung des einzelnen Wirklichen ſtehen bleiben darf, wenn ſie ihren höchſten Flug nehmen ſoll, ſo iſt es das Wünſchenswertheſte, wenn ihr Urbilder gegeben ſind, an deren Wirklichkeit geglaubt wird, und die zugleich ſinnliche oder geiſtige Eigenſchaften, Triebe, Bedürfniſſe und Ahndungen des menſchlichen Gemüths ausdrücken. Solche Urbilder kann nur eine geheiligte Ueberlieferung darbieten. Auf der unauflöslichen Verſchmelzung eines wirkſamen Daſeins mit einer allgemeinen, für alle Menſchen Eines Zeitalters, Eines Stammes, Eines Glaubens gültigen Bedeutung beruht alle übernatürliche und überhaupt alle wahrhafte Dichtung. Es iſt aus damit, ſobald der Glaube an jene Urbilder und der Sinn dafür verloren geht. Alsdann pflegt die eigentliche mit Freiheit und oft mit Willkür erfundene Allegorie an deren Stelle zu treten. Aber umſonſt: Dichten iſt ſchaffen, ποιεῖν, und der Verſtand iſt ohnmächtig zum Schaffen; er kann ſeinen Einkleidungen nackter Begriffe keine lebendige Seele einhauchen.

Eine ſo untergeordnete Stelle nimmt im Gebiete der Kunſt die Allegorie im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein, welche W. ſchon in den Schriften 'über die Nachahmung' zum Hauptzweck erheben wollte.

Daß er nicht auf einen methodiſchen Unterricht gefaßt war, beweiſet er unter andern ſchon dadurch, daß das Wort 'Allegorie' bei ihm in nicht weniger als vier verſchiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) 'Verſuch einer Allegorie'; hier heißt es Theorie der allegoriſchen Vorſtellungsweiſe, oder wenn man nach dem urtheilen ſoll, was W. geleiſtet, Repertorium der Allegorien. 2) 'Allegorie der Begriffe', für allegoriſche Einkleidung. 3) 'Allegorie der Götter', für allegoriſche Abbildung. 4) 'Allegorie der Alten', für Erfindung allegoriſcher Darſtellungen.

Ferner unterſcheidet W. nicht genug die verſchiedenen Gattungen von Werken, woven ſeine Beweiſe hergenommen ſind. In Hinſicht auf die Tauglichkeit der Allegorien gelten weit ſtrengere Geſetze für Kunſtwerke, die bloß dem allgemeinen Zweck zu ergötzen und zu belehren gewidmet ſind, als für Gelegenheitswerke, deren Beſtimmung und Stelle manches an für ſich Zweideutige erklären kann. Hier ſind bloß durch Uebereinkunft feſtgeſetzte und in gewiſſem Grade willkürliche Bezeichnungen an ihrem Platze. Dieß gilt insbeſondre von den Denkmünzen: ſie ſind, möchte man ſagen, allegoriſche Epigramme; der beſchränkte Raum entſchuldigt viele Freiheiten, und am Ende kommt eine Umſchrift den unzulänglichen Andeutungen zu Hülfe.

Der Eifer W.s, recht viele Wörter für ſein allegoriſches Gloſſar zuſammenzuraffen, hat ihn zuweilen bis an die Gränze des Lächerlichen geführt. Ein Eſelskopf ſoll nach S. 566. die Unerſchrockenheit angedeutet haben. Hierbei möchte noch Simſons Eſelskinnbacken angeführt werden, und der Eſel, welchen, wie die Dacier, die Bewohner eines ſpaniſchen Dorfes nach der Erzählung des Cervantes (Don Quixote P. II. c. 27.) in ihrem Feldpanier führten. Unſers Bedünkens taugt aber ein Eſelskopf zu gar nichts, als einen Eſelskopf buchſtäblich oder figürlich vorzuſtellen. W. findet es ſelbſt S. 623. erzwungen, wenn Hyginus ſagt, ‘ein Eſelskopf, welcher an der Lehne eines Tricliniums oder Ruhebettes angebunden war, bedeute, suavitatem invenisse, daß die Alten die Süßigkeit gefunden’. Ein mit Blumen bekränzter Eſelskopf könnte ſchicklich einen geſchmackloſen Reichen vorſtellen, der ſich anmaßt, die Künſte zu beſchützen, und dafür mit unverdienten Schmeicheleien belohnt wird. Hierher gehört wohl Zettels bekränzter Eſelskopf beim Shakſpeare.

Bei den Namens-Allegorien, wovon W. im fünften Kapitel handelt, hätte noch das Basrelief auf Eulenſpiegels Grabe angeführt werden können. Doch dieß geht tiefer ein:

Die Eule bedeutet, daß er ein wunderlicher Kauz geweſen; der Spiegel, daß er aber dennoch den Leuten die Wahrheit vorgehalten.

'Die Geräthe der Alten', ſagt W. S. 596., 'ſind allegoriſch von den Lampen an bis zu den Rüſtungen'. In der 'Erläuter. d. Ged. v. d. Nach.' drückte er ſich noch nicht ſo entſchieden aus. S. 208. 'Es iſt nicht zu verlangen, daß alle Verzierungen und Bilder der Alten auch ſogar auf ihren Vaſen und Geräthen, allegoriſch ſein ſollen.' Den Verſ. einer Alleg. ſchrieb er aber in ſeinen reifſten Jahren, nach der Geſch. d. K. Hier ſieht man alſo ſeine Meinung, wie ſie ſich ſchließlich feſtgeſetzt. Der Satz iſt von der gröſten Wichtigkeit, denn, je nachdem er als wahr angenommen wird oder nicht, muß die Auslegung der Ueberreſte des Alterthums eine ganz andere Richtung nehmen. Wir können W.s Ueberzeugung nicht unbedingt zu der unſrigen machen, und die Kunſt der Alten würde uns weniger erfreulich werden, wenn wir annehmen müßten, ſie hätten der Einbildungskraft nie vergönnt, ganz frei zu ſpielen. Sie liebten heitre und belebte Zierraten an bloß mechaniſchen Geräthſchaften, ſie entlehnten dergleichen aus der Pflanzen-, Thier- und Götter-Welt, und ließen nicht leicht einen Theil davon leer, deſſen Form durch den Gebrauch nicht vorgeſchrieben war. Solche Zierraten mochten auf Manches anſpielen, dem Geiſte Manches vergegenwärtigen, aber daß ſie immer mit dem Zwecke einer beſtimmten Deutung angebracht geweſen wären, dieß ſcheint uns mehr als zweifelhaft.

Wenn ſich auf einem Gemälde der Peſt eine Figur die Naſe zuhält (S. 644.), ſo iſt dieß ganz und gar keine Allegorie, ſondern ein natürlicher Umſtand, welchen zu ergreifen man eben kein Raphael zu ſein brauchte. Ueberhaupt iſt, was W. im zehnten Kapitel von Allegorien der Neueren anführt, kaum der Rede werth. Die Kunſt der Neueren war ihm ein verſiegeltes Buch; ſonſt hätte er ſehen können, daß die großen Meiſter längſt und weit über ſeinen Begriff geleiſtet hatten, was er von der Malerei begehrte, nämlich ‘die Vorſtellung unſichtbarer, vergangner und zukünftiger Dinge’. Wenige Beiſpiele werden hinreichen, dieß darzuthun. Leonardo da Vincis Beſcheidenheit und Eitelkeit iſt ein vortreffliches allegoriſches Bild: es iſt ſehr fein gedacht, daß die Eitelkeit auf den erſten Blick ſchöner zu ſein ſcheint, die Beſcheidenheit aber durch wahre Schönheit der Züge ihr weit überlegen iſt. Der jugendliche Chriſtus unter den Phariſäern von eben dieſem Meiſter hat neben ſeinem hiſtoriſchen Inhalt eine höhere allgemeine Bedeutung. Dieſes Bild ſtellt die Aufnahme des Chriſtenthums bei den verſchiedenen Religionsparteien ſinnbildlich dar. Die abſtechenden Trachten und Phyſiognomien laßen in dem einen Phariſäer das unerleuchtete, aber willige Heidenthum, in einem dritten, der mehr von ferne zuhört, den Mohammedaniſmus erkennen. Der Heiland deutet ihnen, nach der Geberde ſeiner Hände, das Geheimniß der Dreieinigkeit; eben ſo bedeutſam ſind die Geberden der Uebrigen: der Jude z. B. hält ſeine aus einander geſpreizten Finger feſt auf ein Buch geklammert, zum Zeichen, daß er, auf das Anſehen des alten Teſtamentes geſtützt, dieſe Lehre verwerfe. Auch die bewundernswürdige Meduſa Leonardos darf man wohl eine Allegorie auf die Erzeugung des Häßlichen und Bösartigen in der Natur nennen. Wer kann Raphaels heil. Cäcilia mit Sinn betrachten, ohne zu erkennen, daß dieſes Bild, wiewohl die Zuſammenſtellung der Heiligen dem Künſtler zufällig aufgegeben war, das Weſen der Muſik, und insbeſondre den Triumph der geiſtlichen Muſik über die weltliche allegoriſch vorſtellt? Verſchiedne von den Stanzen Raphaels ſind anerkannt allegoriſch, und die, welche bloß hiſtoriſch zu ſein ſcheinen, haben durchgehends eine allgemeinere Beziehung. Die ſogenannte Disputa umfaßt das ganze Myſterium des Chriſtenthums. Der berühmte Alterthumsforſcher d'Hancarville hat eine ausführliche Deutung der Stanzen geſchrieben, woraus dem Verfaßer dieſer Anzeige, als er den würdigen Greis in Padua kennen lernte, Einiges in der Handſchrift mitgetheilt ward. Wir bewunderten daran den Scharfſinn, womit auch die geringſten Nebenwerke in dieſen Gemälden als bedeutſam gerechtfertigt wurden. D'Hancarville hatte auch über merkwürdige allegoriſche Bilder des Giotto zu Padua gearbeitet; wir wißen nicht, ob dieſe Schriften im Druck erſchienen ſind. Von den allegoriſchen und zum Theil myſtiſchen Vorſtellungen anderer alten Meiſter wollen wir nicht reden: es war das Jahrhundert tiefer Gedanken. Die Allegorien des Mantegna verdienen vorzüglich Aufmerkſamkeit. Aber er hat die Laſter mißgeſtaltet gemalt, und dieſes verbietet W., der die Ketzerei (die vielleicht beßer ungemalt bliebe) hübſch gemalt wißen will. Iſt der Begriff des Böſen einmal anerkannt, ſo ſteht er ſchwerlich anders als durch die Häßlichkeit auszudrücken. Dieß kann auf eine erhabene Weiſe geſchehen, wie Raphael in dem Geſichte Satans, der von dem Erzengel niedergeſtürzt wird, und Michelangelo vielfältig gezeigt haben. Wenn die Alten der Bedeutung zu Lieb ſich nicht gern etwas von der Schönheit abdingen ließen, ſo muß man geſtehen, ſie waren genügſam in der Charakteriſtik: wie hätte ſonſt, nach der bekannten Geſchichte, Agorakrit ſeine bekleidete Venus eine Nemeſis umtaufen dürfen.

Zu dem ‘Verſ. einer Allegorie’ hat Hr. Meyer ſchätzbare Anmerkungen geliefert, welche meiſtens die Brauchbarkeit der Allegorien, und die angeführten Kunſtwerke betreffen. In Bezug auf die Beweisſtellen aus den Klaſſikern aber erwartet dieſe Schrift noch ihren Fea, der ſie aufſuchte, verglicbe, und wo es nöthig, die Angaben berichtigte. Wir geben nur ein Paar Beiſpiele. S. 542. ‘Prometheus bedeutet auch die Sonne, wie uns Sophokles lehret, welcher ihm den Beinamen Titan giebt.’ W. hat den Dichter (Oedip. Col. v. 55.) in dieſer Stelle ganz mißverſtanden; *Τιτὰν Προμηθεύς* bedeutet bloß, daß er aus dem Geſchlechte der Titanen war. S. 517. ‘Venus wurde gebildet mit einer Taube auch bei den Hetruriern, weil, nach dem Ariſtophanes, die Verliebten das Vogelwerk liebten.’ Wie kann nur W. über einer ſo weit hergeholten und noch dazu lächerlich ausgedrückten Beziehung das nahe Liegende überſehen? Daß die Tauben wegen ihrer wollüſtigen Zärtlichkeit der Venus zugeeignet worden, ſo wie die Sperlinge aus ähnlichen Urſachen, leuchtet ja jedem ein.

B. III. u. IV. enthalten die erſte Hälfte der ‘Geſchichte der Kunſt des Alterthums’ nach der angenommenen Eintheilung bis zum Schluße des fünften Buchs, nach der Dresdner Ausg. bis Th. I. S. 189. Hier hatten die Herausgeber das ſchwierigſte Geſchäft. Man weiß, daß W., durch den Tod übereilt, an dieſes Werk nicht die letzte Hand hat legen können. Früher hatte er Nachträge und Berichtigungen geliefert; (‘Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt.’ Dresden 1767.). Die Wiener Herausgeber arbeiteten nach ſeiner Handſchrift, aber, wie man ſie beſchuldigt, nachläßig und verfälſchend. Aus dieſen verſchiedenen Beſtandtheilen mußte alſo der Text nach den wahrſcheinlichen

Abſichten des Verfaßers zuſammengeſtellt werden, und die Herausgeber haben dieß mit behutſamer Sorgfalt geleiſtet. Wo der Zuſammenhang ſie nöthigte, etwas wegzulaßen, haben ſie es in die Anmerkungen gebracht. Wir gehen die Abſchnitte nach einander durch.

Beide Vorreden, die zu der erſten Ausgabe und die zu den Anmerk. über die Geſch. d. K., ſind voran geſetzt; mit Recht: jede enthält wichtige allgemeine Anſichten.

Buch I. ‘Von dem Urſprunge der Kunſt und den Urſachen ihrer Verſchiedenheit unter den Völkern’.

S. 14. will W. den Einfluß der ägyptiſchen Kunſt auf die griechiſche leugnen: ‘Aber daraus läßt ſich nicht beweiſen, daß die Griechen die Kunſt von den Aegyptern erlernt haben. Es mangelte ihnen ſogar an Gelegenheit dazu; denn vor den Zeiten des Pſammetichus, eines der letzten ägyptiſchen Könige, war allen Fremden der Zutritt in Aegypten verſaget, und die Griechen übeten die Kunſt ſchon längſt vorher’. Die Herausgeber weiſen (Anm. 47.) den Abate Fea mit ſeinen Einwendungen ab, und ſagen, die Richtigkeit der Behauptung liege am Tage. Wie uns dünkt, laßen ſich vielmehr ſehr bedeutende Zweifel dagegen erheben. Wenn die Griechen vor Pſammetichus ſo gar keinen Verkehr mit den Aegyptiern hatten, woher nahm denn Homer ſeine Kenntniß vom Nil, von der ägyptiſchen Arzneikunde, von dem hundertthorigen Thebe in Oberägypten? Man hat die Sagen vom Danaus und Cekrops bezweifeln wollen, weil die Aegyptier nie ausgewandert ſeien. Aber vielleicht muß man ſich unter dieſen Anſiedelungen nicht ſowohl Kolonien, als prieſterliche Miſſionen denken. Daß die Prieſter der alten Welt, wo ſie als Kaſte mächtig waren, ganz eigentlich dergleichen gehabt, iſt nach den neueſten Unterſuchungen über Indien unleugbar. Mehrere griechiſche Prieſter-Familien rühmten ſich eines ägyptiſchen Urſprungs, und blieben Jahrhunderte lang im Beſitz gewiſſer Religionsgebräuche. Noch in der perſiſchen Zeit ſchickten die Prieſter des Jupiter Ammon zur Ehrenrettung ihres Orakels eine Geſandtſchaft nach Lacedämon (Cornel. Nep. Lysand. c. 3.). Wenn ägyptiſche Prieſter in Griechenland einwanderten, ſo brachten ſie vermuthlich auch Künſtler mit, oder hatten wenigſtens Einfluß auf die Abbildung der Götter. Herodot bezeugt (II. 46.) die vollkommene Aehnlichkeit der ägyptiſchen und der damaligen griechiſchen Bilder des Pan. Er bezweifelt nicht im geringſten (II. 4.) was ihm die Prieſter zu Memphis, Thebe und Heliopolis einſtimmig verſicherten, daß die Griechen von ihnen einen großen Theil ihres Götterdienſtes empfangen, daß die Aegyptier zuerſt vor allen Völkern (die indiſchen Alterthümer kannte Herodot nicht) den Göttern Altäre, Bildſäulen und Tempel errichtet, und zuerſt die Kunſt beſeßen, lebendige Geſtalten in Stein zu hauen. Allein geſetzt auch, man könnte allen Verkehr bis auf den Pſammetichus leugnen: wie mochte denn die griechiſche Bildhauerei (von der Baukunſt nicht zu reden) zwei Jahrhunderte vor dem Phidias beſchaffen ſein? Die beiden erſten namhaften Bildner in Marmor, Scyllis und Dipoenus, werden in die fünfzigſte Olympiade geſetzt, und die Regierung des Pſammetichus hatte in der ſieben und zwanzigſten angefangen. Die Griechen konnten alſo damals, als ſich eine Kolonie von ihnen unter den Aegyptiern niederließ, noch viel von dieſen lernen. Daß jene ihre Kunſt fabelhafter Weiſe weit älter machten, als ſie wirklich war, läßt ſich kaum bezweifeln. In dem ägyptiſchen Tempelbau war nicht nur die Ordnung der Säulen, ſondern auch die drei architektoniſchen Glieder über den

Säulen waren vollſtändig entwickelt. Man ſehe, was Denon über die Herleitung der griechiſchen Kapitäle von den weit mannichfaltigeren ägyptiſchen ſagt (Voyage dans la basse et haute Egypte. T. III. p. 97. 99. 121.). Die Griechen haben eigentlich bloß den Giebel hinzugefügt, der unter dem regenloſen Himmel Aegyptens ohne Zweck geweſen wäre.

Der urſprüngliche Einfluß der ägyptiſchen Kunſt auf die griechiſche ſteht demnach gegen W.s Ableugnung hinlänglich feſt. Daß ſich die Baukunſt ſowohl als die Bildnerei nachher in Griechenland ſelbſtändig entfaltet, wird damit nicht geleugnet. Die Aegyptier waren ein mittheilendes Volk, ohne zu empfangen; die Griechen hingegen waren bildſam: ihre Eigenthümlichkeit beſtand darin, das von außen Empfangene zu verſchönern und zu vervollkommnen.

S. 23. Wohl nicht von den roth angeſtrichnen Statuen der Götter nannte Pindar die Ceres *φοινικόπεζα*, ſonſt wäre es ja kein unterſcheidendes Beiwort geweſen, wie *ἀργυρόπεζα* der Thetis; ſondern von der röthlichen Farbe der Wurzeln und untern Theile der Halme an manchen Getreidearten. Noch anders und ganz allgemein erklären es die Scholiaſten.

Anm. 89. zu S. 27. Zu den Beweisſtellen, die Fea anführt, daß Thon die älteſte Materie der Künſtler geweſen, hätte mit beſonderer Beziehung auf Italien hinzugefügt werden können Propert. IV. El. I. 5.

Fictilibus crevere deis haec aurea templa.

Im dritten Kapitel, ‘Von den Urſachen der Verſchiedenheit der Kunſt unter den Völkern’, hat W. die Einſeitigkeit vermieden, Alles entweder den phyſiſchen oder den moraliſchen Einwirkungen zuzuſchreiben. Allein er befaßt die Geſammtheit jener unter dem Namen des Klimas, und nimmt wenig Rückſicht auf die Abſtammung, da doch die Einerleiheit der Abſtammung unter den verſchiedenſten Himmelſtrichen, und die Verſchiedenheit unter demſelben, noch nach Jahrhunderten, ja vielleicht nach Jahrtauſenden kenntlich iſt. Je einfacher die Lebensweiſe der Menſchen, deſto kräftiger wirkt in ihren Zeugungen die Natur, deſto entſchiedner und unveränderlicher ſind die National-Phyſiognomien.

S. 51. 'Die unglaubliche Bevölkerung machte die alten Aegyptier mäßig und arbeitſam; ihre vornehmſte Abſicht gieng auf den Ackerbau; ihre Speiſe beſtand mehr in Früchten, als in Fleiſch'. Wem fallen hiegegen nicht ſogleich die Fleiſchtöpfe Aegypti ein? Nach dem Herodot (II. 37.) waren wenigſtens die Prieſter ſtarke Fleiſcheßer; auch redet er (II. 77.) vom häufigen Genuß friſcher und geſalzener Fiſche und Geflügels. Ueberdieß tranken die Aegyptier Bier. Wenn ſie demungeachtet, nach ihren Statuen zu ſchließen, eher mager als fett waren, ſo rührt dieß wohl daher, daß ſie häufige, durch mediciniſche Mittel bewirkte Ausleerungen zur Geſundheit für nöthig hielten. (Ibid.)

Buch II. 'Von der Kunſt unter den Aegyptiern, Phöniciern und Perſern.'

S. 68. Daß die Farbe der alten Aegyptier nach den Provinzen verſchieden geweſen ſei, behauptete Gordon wohl ohne Grund, wie W. ſagt. Aber die Verſchiedenheit ihrer Bildung nach den Kaſten ergiebt ſich aus anatomiſchen Unterſuchungen der Mumien-Schädel. Die Schädel der gemeinen Mumien verrathen eine ganz andere Stammesart, als die der koſtbar geſchmückten. Vermuthlich war alſo die Bevölkerung des Landes doppelter Art: das Volk aus äthiopiſchem, die Kaſten der Prieſter und der Krieger oder Adlichen aus aſiatiſchem, vermuthlich indiſchem Geblüt. Dieß ließe ſich durch viele andre Beweisgründe unterſtützen. Die an den Statuen bemerkte ungemeine Schmächtigkeit der Weiber über den Hüften iſt auch ein indiſcher Zug, wie man an den Bildern der Bajaderen ſehen kann. Wiewohl die ägyptiſche Bildung bei weitem nicht ſo ſchön und ſo günſtig für die Kunſt war, als die griechiſche, ſo ſcheint uns doch W.s Ausdruck S. 66., 'eine Art ſineſiſcher Geſtaltung', gar nicht treffend.

S. 69. 'Was zum zweiten die Gemüths- und Denkungsart der Aegypter betrifft, ſo waren ſie ein Volk, welches zur Luſt und Freude nicht erſchaffen ſchien.' Nachher bringt W. die Eremiten der chriſtlichen Zeit in Erinnerung, um die Melancholie der alten Aegyptier zu beweiſen. Aus den älteſten und glaubwürdigſten Berichten, denen des Moſes und Herodot, haben wir einen ganz andern Eindruck von einem geſunden, heitern und ſinnlich genußreichen Leben unter dem reinſten Himmel und in dem damals fruchtbarſten Lande der Welt gewonnen. Man leſe nur die Beſchreibung von dem ausgelaßenen Jubel bei manchen Feſten (Herod. II. 48. 60.), und dergleichen Feſte waren häufig. Die groſe Freiheit, welche die Frauen genoßen, darf auch nicht vergeßen werden. Es iſt irrig, daß die Aegyptier die Muſik nicht ſonderlich geübet, wie W. ſagt: ſie liebten Geſang und Muſik, und zwar ſehr rauſchende Inſtrumente. Der Ernſt mancher Gebräuche war wohl mehr prieſterliche Zucht, als natürliche Anlage; das Herumzeigen eines Mumienbildes bei Gaſtmählern war ja ſogar eine Aufmunterung zum Genuß (Herod. II. 78.). Doch wußten die Prieſter auch für die Freude des Volkes zu ſorgen, und die Zeit, wo einige Könige die Prieſter unterjocht, die Tempel geſchloßen hatten, wird als die mühſeligſte und traurigſte geſchildert, welche Aegypten jemals erlebt.

In der Anm. 274. zu S. 77. verwerfen die Herausgeber Feas Eintheilung der ägyptiſchen Kunſtgeſchichte, und behaupten die von W. gegebene. Eine Epoche noch vor dem Seſoſtris zu unterſcheiden, iſt freilich nicht thunlich, weil Seſoſtris ſelbſt ſchon in ein dunkles Alterthum zurücktritt. Sonſt aber ſtimmt, ſo viel wir wißen, Feas Eintheilung mit der des gelehrteſten Kenners ägyptiſcher Alterthümer, Zoëga, ziemlich überein. Den älteſten Zeitraum benennt dieſer ſchicklich vom Seſoſtris, den zweiten vom Pſammetichus, mit deſſen Regierung er anhebt; dann kommt die Zeit der Ptolemäer, und endlich die der römiſchen Nachahmungen. So viel iſt einleuchtend, daß die Eroberung des Kambyſes keinen gültigen Eintheilungsgrund abgeben kann, wie W. will. Die perſiſche Herrſchaft bewirkte nur einen allgemeinen Druck; auf die Art, die Kunſt auszuüben, konnte ſie aus bekannten Urſachen nicht den mindeſten Einfluß haben. Die Anſiedelung der Jonier hingegen unter dem Pſammetichus konnte es allerdings; denn wiewohl die Aegyptier fortfuhren, die Griechen für unrein zu halten, ſo erfolgte doch ohne Zweifel durch königliche Begünſtigung (viele Könige waren φιλέλληνες) gegenſeitige Mittheilung von Kenntniſſen und Künſten.

Der ganze Abſchnitt von den Steinarten der ägyptiſchen Denkmale S. 122...140. iſt ein Gewebe von Irrthümern. Die Herausgeber überheben ſich Anm. 455. aller Berichtigung, mit der Erklärung, ſie ſeien keine Mineralogen von Profeſſion. Allein, wenn W. den Granit und den Porphyr zu vulkaniſchen Erzeugniſſen machen will, ſo drücken ſie ſich doch gar zu ſchüchtern aus: 'Die Mineralogen unſrer Zeit möchten über die Entſtehung des Granits und Porphyrs andrer Meinung ſein, und auch wohl Recht haben'. Es giebt ja keine ausgemachtere und gemeinere Kenntniß, als die, daß der Granit ausſchließend den Urgebirgen angehört. Porphyre giebt es in andern Welttheilen, die von vulkaniſcher Bildung ſein könnten; aber der Porphyr der alten Säulen und Statuen iſt ebenfalls unbezweifelt eine Urgebirgsart. Der ägyptiſche Baſalt führt zwar in ſofern ſeinen Namen mit Recht, daß ihn Plinius ſo nennt, mit einem ägyptiſchen Namen, der die Eiſenfarbe und Härte des Steins ausdrückte. Aber es iſt doch verwirrend, daß die Antiquare eine andre Sprache führen, als die Mineralogen. Was dieſe Baſalt nennen, iſt von jenem mehr durch die Gebirgsarten, wo er ſich findet, als durch Beſtandtheile und Farbe verſchieden. So viel der Verfaßer dieſer Anzeige ſich erinnert, erklärte Alexander von Humboldt, mit dem er das Vergnügen hatte, die ſogenannten baſaltenen Löwen am Kapitol gemeinſchaftlich zu betrachten, die Steinart für Hornblende mit durchlaufenden Feldſpath-Adern, dergleichen ſich im Granit eingeſprengt findet. Dieß letzte hatte ſchon Lord Montague auf ſeiner Reiſe in Aegypten bemerkt. (S. ſeinen Brief an W. Oeuvres de W. traduits par Jansen. T. I. p. 632.) Die Aegyptier zogen alſo ohne allen Zweifel ihren Baſalt aus eben den Steinbrüchen, wo ſie den Granit brachen.

Indeſſen wegen der mineralogiſchen Irrthümer iſt W. durch den damaligen Zuſtand der Wißenſchaft vollkommen gerechtfertigt. Darüber muß man ſich aber billig verwundern, daß er den Plinius ſo ſehr mißverſtanden. S. 127. 'Von' (Vom) 'Porphyr finden ſich zwo Arten, der rothe, vom Plinius Pyropoecilon' (Pyropoecilus im Rom.) 'genannt, und der grünliche, welcher der ſeltenſte, und zuweilen wie mit Golde beſpritzt iſt, welches Plinius von dem thebaniſchen' (thebaïſchen) 'Steine ſagt.' Eben ſo viel Mißverſtändniſſe als Sätze. Der Pyropoecilus (wir möchten lieber gegen Harduins Meinung *πυῤῥοποίκιλος* leſen) des Plinius iſt der rothe Granit, wie Fea richtig bemerkt hat. Nur ſollte in der Anm. 446. nicht 'wahrſcheinlich' hinzugeſetzt ſein; die Sache iſt ganz gewiß. Denn Plinins ſagt: Circa Syenen vero Thebaïdis Syenitis, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere reges quodam certamine, obeliscos vocantes. Alle ägyptiſchen Obeliſken ſind aber aus rothem Granit. Eben dieſe Steinart nennt Plinius hier nach der Lage der Steinbrüche Syenit und anderswo (Lib. XXXVI. c. 8.) lapis Thebaïcus. Porphyr iſt aus porphyrites zuſammengezogen, worunter Plinius aber einfärbigen rothen Marmor verſteht. Der wahre pliniſche Name unſers Porphyrs (wie Fea gleichfalls eingeſehen) iſt Leucostictos, oder nach einer andern Lesart Leptopsephos. Beide Benennungen ſind ſchicklich: *λευκόστικτος*, weiß punktiert; *ψηφοί* heißen unter andern die zu eingelegten Fußböden zubereiteten viereckigen Steinchen: *λεπτόψηφος* bedeutet alſo eine wie mit feiner Moſaik eingelegte Steinart. Harduin erklärt das Wort falſch. Der goldglänzende Stein des Plinius gehört gar nicht hierher. Er zählt (L. XXXVI. c. 8. sect. XIII.) die verſchiedenen zu Mörſern tauglichen Steinarten auf: als eine darunter den Granit, eine andre ex chalazio chrysitin. Chalazium iſt vermuthlich der verfälſchte oder wirkliche Name des Steinbruchs, und *χρυσίτης* entweder eine Granitart mit häufiger Mica, oder ein goldhaltiger Schiefer. Plinius unterſcheidet alſo dieſen goldglänzenden Stein auf das beſtimmteſte von dem thebaïſchen, oder dem gewöhnlichen rothen Granit.

Daher, daß W. die ächte Benennung des Porphyrs verkannte, entſtanden nun auch ſeine überflüßigen Zweifel, ob dieſer Stein in Aegypten gebrochen worden ſei. Plinius bezeugt es ja ausdrücklich, und die Stelle des Ariſtides erklärt Fea (Anm. 450.) richtig von dem an die öſtlichen Gebirge Aegyptens gränzenden Landſtrich, der unter dem Namen Arabiens mitbegriffen ward, wie aus hundert Stellen des Herodot erhellet.

Die Unterſuchung der Steinarten der alten Denkmäler iſt zwar zunächſt für den Mineralogen wichtig, weil die meiſten Steinbrüche, woher ſie gekommen, uns unzugänglich geworden ſind, aber die Kunſtgeſchichte darf ſich ebenfalls bedeutende Aufſchlüße davon verſprechen.

Wenn wir die ſämmtlichen Abſchnitte von der Kunſt der Aegyptier überſchauen, ſo ſcheint uns W. gegen ſie ziemlich ungerecht zu ſein. Von ihrer Baukunſt ſagt er gar nichts: und dennoch wurden ihre unzerſtörbaren Rieſenwerke von gebildeten Griechen, deren Baukunſt dagegen nur eine Art Miniatur war, als die gröſten Wunder der Welt angeſtaunt; und nach dem Zeugniß neuerer Reiſenden, welche die Ruinen am beſten geſehen, gewähren ſie einen überſchwenglichen Eindruck von Erhabenheit, Pracht und geheiligter Würde. Was wollen die Herausgeber nur damit ſagen (Anm. 271.), die Aegyptier hätten auch in der Baukunſt keinen veredelten Geſchmack gezeigt? Wir verweiſen ſie auf Denon. Uebrigens war die Baukunſt der Aegyptier weit phantaſiereicher, als die der Griechen. Die Bildhauerei ſtand bei jenen, wie überall, wo ſie ins Große geht, in dem engſten Zuſammenhange mit der Architektur. Ferner ſollte die Ausübung beider Künſte nach der Landesart beurtheilt werden. Die Aegyptier zogen die dunkeln Steinarten vor, weil unter ihrer blendenden Sonne das Auge unverletzt darauf ruhen konnte; an Statuen drückten dieſe zugleich die Farben der Haut am beſten aus. Die ſeltnern Statuen aus weißem Marmor oder Alabaſter waren wohl dazu beſtimmt, gegen das Halbdunkel geſchloßener Zellen abzuſtechen. Niemand wird es wagen, die ägyptiſche Bildhauerei der griechiſchen gleichzuſtellen:

Ausa Jovi nostro latrantem opponere Anubin;

aber dennoch hat jene einen Ernſt, der das Land geheimer Weisheit ankündigt. Manchen Fortſchritten der Kunſt widerſetzten ſich religiöſe Vorſtellungsarten, denn in allem, was den Götterdienſt betraf, galt der Grundſatz der Unveränderlichkeit. Die ſymmetriſchen Stellungen waren gewiß kein Nothbehelf des Ungeſchicks, ſondern vorgeſchrieben; man wollte an der menſchlichen Geſtalt mehr das Unwandelbare, als das Vorübergehende und Bewegliche ausdrücken. Daher entſpringt der unwiderſtehliche Reiz der hadrianiſchen Nachahmungen, indem hier griechiſche Anmuth mit ägyptiſchem Ernſt, gelehrte Zierlichkeit in der Zeichnung des Nackten mit der feierlichen Strenge der alten Stellungen vereinbart iſt. Denon verſichert, daß ſich der profane Stil in der Bildhauerei und Malerei der Aegyptier ganz von dem heiligen oder hieroglyphiſchen Stil unterſcheide: in jenem, z. B. in bloß hiſtoriſchen Darſtellungen, hätten ſie allerdings Freiheit der Bewegungen und Natürlichkeit der Geberden erreicht. Ohne mehr von ägyptiſchen Denkmalen geſehen zu haben, als was Rom und Paris aufzuweiſen hat, glauben wir ihm gern: denn an den Thiergeſtalten haben die ägyptiſchen Künſtler bewährt, daß ſie auch das Leben zu ergreifen vermochten. W. lobt ihre Löwen (S. 80.), aber, wie uns dünkt, längſt nicht genug; wir würden uns noch ſtärker als die Herausgeber (Anm. 284.) ausdrücken. Es iſt wahre Natur, und doch durchaus idealiſch behandelt, ſofern es Thiergeſtalten irgend werden mögen. Nie iſt das Wort des Dante:

A guisa di leon, quando si posa,

erhabener verwirklicht worden. Die zwei Löwen am Kapitol haben den Vorrang an großartiger Ruhe; die bei den diokletianiſchen Bädern (ſowohl als jene vom alten Stil vor dem Pſammetichus) ſind lebendiger und künſtlicher geworfen. Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß ſie, zu großer Störung des Genußes, an der Fontana felice unrichtig aufgeſtellt ſind: nämlich die ſchmale Seite der Vaſe nach vorn, und die Köpfe gegen einander. Auf dieſe Art ſieht man von beiden Seiten des Springbrunnens bloß den gekrümmten Rücken, die am wenigſten ausgearbeitete Seite. Der zur Rechten ſollte zur Linken ſtehen, und umgekehrt, aber herumgewandt, nämlich die lange Seite der Vaſe, wo man zugleich den Kopf, die vier Pfoten und den Schweif ſieht, nach vorn, und die Rückſeite an eine Mauer angelehnt; ſo lagen ſie vermuthlich vor Alters am Eingange eines Tempels oder Pallaſtes. Canova hat in einer kleinen Schrift einen ähnlichen Fehler bei der Aufſtellung der Koloſſen auf Monte Cavallo gerügt, und durch Umriße einleuchtend gemacht, daß die Pferde nicht herumgewandt, was unangenehme Verkürzungen verurſacht, ſondern der Länge nach gegen ihre Bandiger ſtehen ſollten.

Buch III. ‘Von der Kunſt der Hetrurier und ihrer Nachbarn.’

S. 164. ‘Vornehmlich aber und zuerſt iſt darzuthun, daß die Kunſt unter den Hetruriern durch die Griechen, wo nicht gepflanzt, wenigſtens befördert worden.' Dieß iſt wieder einer von den beſtreitbaren Sätzen W.s, deſſen Prüfung uns hier zu weit führen würde. Man ſollte wenigſtens nicht ſo unbeſtimmt von Griechen ſprechen, ſondern ſich erklären, ob man Pelasger oder Hellenen meint. Der Einfluß der Hellenen konnte erſt ſehr ſpät ſtattfinden (etwa zur Zeit der Niederlaßung des Korinthiers Damaratus*)), und was die Pelasger betrifft, ſo kommt Alles darauf an, was man ſich unter dieſem Namen, und wie man ſich ihr Verhältniß zu den Etruriern denkt. Wir verweiſen auf das unlängſt erſchienene italiäniſche Werk über die älteſte Geſchichte Italiens von Micali (L'Italia avanti il dominio dei Romani. T. III.), der alle mythologiſchen Einwanderungen der Griechen in Italien entſchieden leugnet. Dieſes Buch iſt mit vielen Abbildungen etruriſcher oder für etruriſch gehaltener Werke von den Herren Riepenhauſen ausgeſtattet. Die Frage muß auf jeden Fall mehr nach geſchichtlichen, als nach künſtleriſchen Gründen entſchieden werden, wegen der anerkannten Schwierigkeit, die etruriſchen und die älteſten griechiſchen Arbeiten bloß vermöge des Stils, ohne Hülfe der Inſchriften und örtlichen Umſtände, von einander zu unterſcheiden. Die Aehnlichkeit des Stils in den etruriſchen und den älteſten griechiſchen Werken erkannte ſchon Strabo. Selbſt die Schrift gewährt nicht immer ein unzweideutiges Kennzeichen, weil die etruriſche wahrſcheinlich mit der älteſten griechiſchen einerlei iſt. W., der die ſogenannten etruriſchen Gefäße zuerſt für die griechiſche Kunſt zurückforderte, hat den Etruriern noch manches zugeſprochen, was unleugbar von griechiſcher Hand iſt.

---

*) Die Anſiedelung griechiſcher Kolonien in Etrurien beweiſet nichts, ſo lange nicht ausgemacht iſt, ob ſie mehr Kunſtbildung mitbrachten, oder mehr verſandten. Jenes möchte die griechiſche Eitelkeit leicht vergeben; aber es ſcheint uns ſehr gewagt, wie W. S. 167. thut, von 'unwißenden urſprünglichen Hetruriern' zu ſprechen. Daſſelbe gilt von dem unleugbaren gegenſeitigen Verkehr zwiſchen den Etruriern und den griechiſchen Kolonien in Sicilien und Großgriechenland.

Wir faßen unſre Anſicht des ganzen Verhältniſſes zuſammen. Die urſprüngliche nahe Verwandtſchaft beider Völker erhellet aus den Sprachen: nur ſind in der etruriſchen die ältern Formen beibehalten, während die helleniſche ſtarke Umgeſtaltungen erfahren hatte. Eben ſo ſcheint die Mythologie der Etrurier gleichſam eine abweichende Mundart, eine ältere Ueberlieferung geweſen zu ſein, als die, welche in Kleinaſien und Griechenland aufbewahrt worden. Die Etrurier waren der prieſterlichen Zucht zugethan geblieben, die Hellenen hatten ſich ihr entzogen: dieß begründet den Unterſchied ihrer geſammten Bildung. Ueberall, wo man in der alten Welt ein unter prieſterlicher Leitung ſtehendes Volk antrifft, darf und muß man uralte Wißenſchaft und Bildung, das Erbtheil einer unbekannten Vorwelt, vorausſetzen. Dieſe Wißenſchaft und Bildung kann mit dem Fortgange der Zeit ſich verdunkeln und verloren gehen; ſo lange ſie aber in ihrer Unwandelbarkeit beſteht, trägt ſie ein ganz andres Gepräge, als die weit jüngere, ſelbſt erworbene und frei fortſchreitende Bildung. So fern es in den Geſchichten eines ſo dunkeln Alterthums thunlich iſt, möchte ſich einleuchtend machen laßen, daß die Pelasger nicht ein beſondres Volk, ſondern eine Kaſte waren, die Kaſte der Prieſter. Unter der 'Flucht der Pelasger' hätte man ſich demnach die entſcheidende Begebenheit zu denken, daß der Stamm der Adlichen oder der Krieger ſich gegen die gebornen Prieſter auflehnte, ſie verfolgte, zerſtreute, und ſie nöthigte, auszuwandern, oder ihren alten Vorrechten und bindenden Sitten zu entſagen. Dieſer Begebenheit verdankte Hellas zunächſt die freiere Entwickelung ſeiner Heldenſage und Dichtung, welche durch prieſterliche Herrſchaft aus begreiflichen Gründen gehemmt wird; weswegen auch die Aegyptier keinen Heroendienſt hatten (Herod. II. 50. *νομίζουσι δ' ὦν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν*). Wenn alſo an etruriſchen (verhältnißmäßig ziemlich ſpäten) Arbeiten Vorſtellungen aus der helleniſchen, in Griechenland örtlich einheimiſchen Heldenſage vorkommen, ſo müßen ſie den Etruriern allerdings von den eingewanderten, oder in Großgriechenland anſäßigen Hellenen mitgetheilt ſein; hieraus folgt aber für ſich allein noch nicht, daß ſie auch bei der künſtleriſchen Ausarbeitung griechiſche Muſter vor Augen gehabt hätten.

S. 175. Von der Melancholie der Etrurier denken wir, einſtimmig mit Fea, eben ſo wie bei den Aegyptiern. Sie waren eines der weiſeſten, und in der Zeit ihrer Blüthe freieſten und glücklichſten Völker des Alterthums.

S. 166. 'Die zweite Wanderung der Griechen nach Hetrurien geſchah ungefähr dreihundert Jahre nach des Homerus Zeiten, und eben ſo viel Jahre vor dem Herodotus, zufolge der Zeitrechnung, die dieſer Scribent ſelbſt angiebt'. Die Angaben ſtimmen nicht überein, denn dieſer Geſchichtſchreiber ſetzt den Homer nur 400 Jahre vor ſeiner Zeit. (II. 53.)

S. 182. Daß die Etrurier neun Gottheiten den Blitz beilegten, hat wohl nichts damit gemein, daß die Griechen wegen allegoriſcher oder mythologiſcher Anſpielungen einige Gottheiten außer dem Jupiter mit dem Blitze bewaffneten, deren W. wirklich neun zuſammen bringt. Die Unterſcheidung eilf verſchiedener Arten von Blitzen, wovon drei dem Jupiter zugeſchrieben wurden, war bei den Etruriern eine phyſikaliſche Beobachtung. Sie kannten ſchon die Erdblitze, welche die Erfahrung neuerer Phyſiker beſtätigt, und es läßt ſich kaum bezweifeln, daß ſie das Elektrophor und den Blitzableiter, aber als prieſterliches Geheimniß, beſeßen (Plin. H. N. II. 52. 53.).

W. führt nirgends den Namen eines etruriſchen Künſtlers an. Mamurius, ein Zeitgenoße des Numa, hatte die Schilde der Saller verfertigt, und die Bildſäule des Vertumnus, die am römiſchen Forum ſtand, in Erz gegoßen. Sein Name war durch die uralten Geſänge der Salier verewigt. S. Propert. IV. El. 3. v. 61. Ovid. Fast. III. 383. Vgl. Lanzi Saggio di lingua etrusca, T. I. p. 144. sqq. Dieſe Angabe iſt wichtig für das höhere Alter der etruriſchen Kunſt, wenn man es auch nicht wörtlich zu nehmen hat, was Plinius ſagt (XXXVI. c. 5.), die Bildgießerei habe in Griechenland erſt mit dem Phidias angefangen.

B. IV. ‘Von der Kunſt unter den Griechen.’

S. 43. ‘Michael’ (Michel) ‘Angelo iſt gegen den Raphael was Thucydides gegen den Xenophon iſt’. W. hat hier, wie gewöhnlich, den Michel Angelo zurückzuſetzen gedacht, und ganz gegen ſeine Abſicht hat er den Raphael übel betheilt, indem er ihn mit einem der beſchränkteſten Köpfe unter allen Schriftſtellern der guten Zeit vergleicht, von denen etwas auf uns gekommen. Die Anmuth des Raphael, die einzige Eigenſchaft, derentwegen die Vergleichung einen Schein von Schicklichkeit haben könnte, war ſein; die des Xenophon gehörte ſeinem Zeitalter und Geburtsort, und was iſt ſie gegen die Anmuth des Plato?

S. 56. ‘Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen, in Nachahmung einer ſchönen menſchlichen Geſtalt, auch in Vorſtellung der Götter’ u. ſ. w. Dieſer Satz, wie ſehr ſich auch die Herausgeber bemühen, ihn richtiger zu beſtimmen, bleibt dennoch falſch, und ſteht im Widerſpruch mit W.s eignen Lehren. Wir würden vielmehr ſagen: die Bildung des Schönen bei den Griechen iſt ausgegangen von allgemeinen urbildlichen Begriffen, und allmälich zur Nachahmung des Einzelnen herabgeſtiegen, worin ſie erſt ſpät die lebendigſte Wahrheit erreicht hat.

S. 69. ‘Die vielen Hermaphroditen in verſchiedener Größe und Stellung zeigen, daß die Künſtler in der aus beiden Geſchlechtern vermiſchten Natur ein Bild hoher Schönheit auszudrücken geſucht haben’. Nicht ein Bild hoher Schönheit wollten ſie ausdrücken, ſondern ein Bild der weichſten, nach dem, was die Natur nicht geſtattet, lüſternen Wolluſt, und dieß iſt ihnen auch vollkommen gelungen. Die Herausgeber bringen über den Charakter und Werth des berühmteſten ſchlafenden Hermaphroditen treffende Bemerkungen bei. Da ſie jetzt in Paris beiſammen ſind, ſo könnte man das Vergnügen der unmittelbaren Vergleichung haben; dieß war aber bei der bisherigen Aufſtellung nicht der Fall. Jedem leuchtet ein, daß dieſe Statuen, die vermuthlich zur Verzierung von Badegemächern dienten, gemacht ſind, von oben herab und frei von allen Seiten geſehen zu werden: der florentiniſche hingegen ſtand dort ſehr unbequem auf einem Sarkophage (ein memento mori gegen den üppigen Eindruck!) in der Höhe des Auges und an die Wand angelehnt.

S. 101. ‘Zu eben dieſer Bemerkung gehören die Centauren, in Abſicht ihrer Haare auf der Stirne, als welche beinahe eben ſo wie die Haare des Jupiters geworfen ſind, um vermuthlich ihre Verwandtſchaft mit dem Jupiter anzudeuten, da ſie nach der Fabel vom Irion und einer Wolke, die die Geſtalt der Juno hatte, gezeuget worden.' Das iſt in der That eine ſeltſame Verwandtſchaft. Müßte auch Jupiter ſich gefallen laßen, für verſchwägert mit dem Irion zu gelten, weil dieſer die Scheingeſtalt ſeiner Gattin beſeßen, ſo könnte man W. mit dem Grundſatze des römiſchen Rechts antworten: affinitas personam non egreditur. Es wird wohl mit der Aehnlichkeit nicht mehr auf ſich haben, als mit der Verwandtſchaft.

S. 109. Hier läßt doch W. einmal den Chriſtusköpfen des Leonardo da Vinci Gerechtigkeit widerfahren. Der Verfaßer dieſer Anzeige ſah einen im Profil, von wunderwürdiger Schönheit, in der Gemäldeſammlung des Prinzen Scilla zu Neapel.

Anm. 309. zu S. 113. ſagen die Herausgeber von der kapitoliniſchen Venus: 'Etwas größer als die mediceiſche, und in Hinſicht auf den Charakter ihrer Geſtalt mehr entwickelt, ſteht ſie an Kunſtverdienſt nur wenig hinter derſelben zurück.' Sollte nicht was an den beiden, freilich ſehr verſtümmelten Statuen der Venus in Dresden alt iſt, den Vorzug verdienen? Nach der Fleiſchigkeit der Formen, den ſtarken Brüſten (beſonders auch die Linie des Beines unter der Wade iſt zu ſehr geſchweift), ſchien uns die kapitoliniſche Venus immer eine ziemlich vergröberte Nachahmung der mediceiſchen oder des gemeinſchaftlichen Urbildes. Einen Theil ihres Ruhmes verdankt ſie wohl der faſt beiſpielloſen Erhaltung, aber eben dieſe könnte einen Verdacht erwecken, den wir einem verwegnern Zweifler zu äußern überlaßen.

S. 119. 'Es hat dieſelbe (Ceres) — — ein erhabenes Diadem nach Art der Juno, hinter den vordern Haaren, die ſich auf der Stirn in einer lieblichen Verwirrung zerſtreut erheben: ſo daß dadurch vielleicht ihre Betrübniß über den Raub ihrer Tochter Proſerpina angedeutet werden ſoll.' Dieß möchte ſein, wo Ceres die Proſerpina ſuchend vorgeſtellt wird; aber in ruhigen Bildniſſen, welche den ſeligen Stand der Götter ausdrückten, wurde ſchwerlich ſolch ein Kennzeichen eines vorübergehenden Grames aufgenommen.

Anm. 331. Wir ſind ganz mit den Herausgebern einverſtanden, daß die Pallas von Velletri, wiewohl ein vortreffliches Werk, in der erſten Freude über den ſeltnen Fund etwas überſchätzt worden.

Anm. 334. Die vorlängſt in Frankreich befindliche laufende Diana mit einer Hindin haben wir oft mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Sie iſt allerdings eine ſchöne und vorzüglich eine belebte Statue; aber ſie mit dem vatikaniſchen Apoll zu vergleichen, ja als das Gegenſtück dazu anzuſehn, dieß wäre uns, ohne die Behauptung der franzöſiſchen Antiquare (Notice des statues du Musée Napoléon. Paris 1810. S. 12.), nicht im Traume eingefallen.

Anm. 370. ſind die Herausgeber geneigt, die Amazone aus der Villa Mattei, jetzt in Paris, für das Original von Polyklet zu halten. Doch machen ſie ſich ſelbſt den gegründeten Einwurf, die vom Plinius gerühmte Amazone dieſes Meiſters ſei von Erz geweſen. Ueberhaupt ſcheint Polyklet bloß in Erz gegoſſen zu haben: wir erinnern uns keines Zeugniſſes, wonach ihm Arbeiten in Marmor beigelegt würden.

S. 130. ſagt W. von den Amazonen: ‘Keine Köpfe wären unſern Künſtlern beßere Modelle zu Figuren geheiligter Jungfrauen geweſen,, und dennoch iſt es niemanden eingefallen.’ Ja wohl iſt etwas ſo Verkehrtes Niemanden eingefallen! Wir führen dieſen abenteuerlichen Vorſchlag W.s nur an, um zu zeigen, wie ſo gar keine Ahndung von dem Weſen der chriſtlichen Ideale er gehabt. Die Künſtler, welche bei ihren Madonnen die Antike vor Augen hatten, haben auf eine Juno hingearbeitet, und dieß iſt weit ſchicklicher. Uebrigens dürfte eine ſolche Vermiſchung überhaupt unſtatthaft und gewiſſermaßen profan ſein. W. legt die längſt durch fromme Begeiſterung gelöſten Aufgaben der chriſtlichen Kunſt verſchiedentlich vor, als wäre noch nichts darin geleiſtet.

Anm. 477. reden die Herausgeber von dem heutigen Zuſtande der Kunſt: ‘Unſre Maler und Bildhauer ahmen freilich die Werke des Alterthums nach, doch ſelten etwas mehr als die äußere Geſtalt derſelben, die Schale, nicht den Kern, den göttlichen Lebensfunken in ihnen.’ Dieſes Urtheil dünkt uns etwas hart; der Verfaßer dieſer Anmerkung iſt wohl ſeit geraumer Zeit nicht in Rom geweſen, ſonſt würde er vielleicht von den Arbeiten eines Thorwaldſen, und verſchiedener deutſchen und franzöſiſchen Bildhauer günſtiger urtheilen. (S. Artiſtiſche und Litterariſche Nachrichten aus Rom. An Goethe. Im Intell. Bl. der Jen. Allg. L. Z. 1805. Okt. *)) Selbſt für W.s Ruhm iſt die Anerkennung der neueſten Fortſchritte in der Skulptur wichtig; denn er hat doch den erſten Antrieb dazu gegeben. Auf ſolche Art macht man die Künſtler irre: erſt treibt man ſie

---

*) [S. Vermiſchte Schriften Bd. III. S. 231. ff.]

zur Nachahmung der Antike, und dann wirft man ihnen vor, ſie ſeien bloße Nachahmer. Die Griechen ſcheinen das Weſen der Skulptur dergeſtalt erſchöpft zu haben, daß man ſich kaum von ihrem Vorbilde entfernen kann, ohne Gefahr, aus den Gränzen der Kunſt ſelbſt zu verirren. Ueber die Unmöglichkeit einer eigenthümlich modernen und dennoch ächten Skulptur ſehe man obigen Aufſatz. Mit der Malerei verhält es ſich hingegen ganz anders. Fürs erſte ſind keine Werke namhafter griechiſcher Maler auf uns gekommen; und hätten wir ſie auch, ſo würde es doch wohl bei dem Satze des Hemſterhuys ſein Bewenden haben, die Maler der Alten ſeien zu ſehr Bildhauer, ſo wie die Bildhauer der Neueren zu ſehr Maler geweſen. Indem W. die Nachahmung der Antike uneingeſchränkt ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Künſte predigte, hat er die Malerei auf einen Irrweg geführt. Bei Mengs diente die Nachahmung des Correggio zum beſten Gegengewicht, aber da er ſelbſt aus der Antike faſt nur die Lieblichkeit jugendlicher Bildungen ergriffen hatte, ſo löſte ſich die Nachahmung in ſeiner Schule bald in ſüßliche Unbedeutendheit auf. Die franzöſiſche Schule wollte es ſtrenger mit der Zeichnung nehmen, und verabſäumte darüber Kolorit, Helldunkel, Perſpektive, ſelbſt maleriſche Gruppierung. Viele ihrer Gemälde gleichen ſchlecht kolorierten Basreliefs auf einem grauen Grunde. Neben der eingelernten Wißenſchaft konnten ſie doch ihren National-Charakter nicht los werden, ſie mußten ihren Zeitgenoßen durch heftigen Ungeſtüm der Geberden zu gefallen ſuchen, daher ſehen ihre Figuren nicht ſelten aus, als ob in eine Antike die Seele eines franzöſiſchen Komödianten gefahren wäre. Die Aufgaben, welche der Kunſt heut zu Tage in Frankreich gemacht werden, nämlich die neueſten

Begebenheiten im heutigen Koſtum zu malen, führen ſie faſt nothgedrungen zum Streben nach maleriſchen Wirkungen zurück; doch haben wir bei der vorletzten Ausſtellung in Paris noch nichts recht Gerathenes geſehen. Die deutſche Schule fängt an, wieder auf die rechte Bahn einzulenken, indem ſie ſich liebevoll an die älteren Meiſter unter den Neueren anſchließt.

Die Herausgeber fahren fort: ‘Woher möchte ſonſt das gegenwärtige Lechzen nach Naivetät, nach Einfalt und Natürlichkeit, das gierige Suchen darnach in den rohen Kunſtverſuchen barbariſcher und halbbarbariſcher Zeiten kommen, als eben aus dem drückenden Gefühl des Mangels, des Bedürfniſſes dieſer Eigenſchaften?’ Nach der ehemals üblichen Sitte ſollte hiebei billig eine Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger am Rande ſtehn. Warum geht der Verfaßer dieſer Anmerkung nicht deutlicher mit ſeiner Polemik heraus? Auf wen es gemeint iſt, erräth man ja doch. Wenn er aber das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert barbariſche Zeiten nennt, ſo müßen entweder ſeine oder unſre hiſtoriſchen Kenntniſſe oder Anſichten unrichtig ſein. Niemanden iſt es eingefallen zu leugnen, daß die Malerei damals in manchen Stücken unvollkommen geweſen ſei. Allein man ſoll bei jeder Kunſtſchule auf ihren urſprünglichſten und eigenthümlichſten Vorzug gehen, und dieß iſt in der chriſtlichen Malerei der innige Ausdruck der Gemüther, und zwar von einer übernatürlichen Liebe durchdrungener Gemüther; alſo etwas weit Höheres als Naivetät, Einfalt und Natürlichkeit. Dieſen Ausdruck haben die Meiſter jener Zeit, wo die neuere Kunſt ihren höchſten weltlichen Glanz erreichte, von ihren Vorgängern ererbt, und dieſe waren ihnen darin nicht nur gleich, ſondern überlegen. Wenn man z. B. die aus der

Ferne nicht ſehr ſcheinbaren Köpfe des Perugino in der Nähe betrachtet, ſo thut ſich eine ganze Welt von Seele darin auf. Ueberhaupt hat die Kunſt, vermöge des entgegengeſetzten Grundtriebes bei den Alten und bei den Neuern einen durchaus verſchiedenen Gang genommen. Bei jenen war der Körper ſchon mit aller Vollkommenheit ſeines Baues ausgeſtattet, ehe die Seele ſich im Geſicht ankündigte, weswegen Ariſtoteles noch die Gemälde des Zeuxis charakterlos nennt. Bei den alten chriſtlichen Malern iſt der Körper unvollkommen entworfen, und gleichſam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während ſich ſchon in der Mannichfaltigkeit der Phyſiognomien die zartgefühlteſten Unterſcheidungen offenbaren.

S. 169. Es iſt etwas ſtark, wenn W. hier dem Plinius geradezu ableugnet, Zeuxis und Euphranor haben die Köpfe ihrer Figuren im Verhältniß etwas groß gehalten. Plinius hatte doch Werke von dieſen Meiſtern geſehn, und W. nicht. Daß ſich dieß nicht allgemein in der alten Kunſt findet, iſt ein ganz ungültiger Einwurf, Plinius bemerkt es ja eben als eine tadelhafte Ausnahme.

S. 186. übergehen die Herausgeber eine irrige Auslegung und unnöthige Emendation einer Stelle des Petronius. Auch den Philoſtratus hat Winckelmann S. 192. wenig genau überſetzt: 'ein Theil der Wangen fängt an ſich zu bekleiden bis an das Ohr herunter (*συγκατιοῦσα ἡ κόμη τῷ ἰούλῳ παρὰ τὸ οὖς*)'. Die griechiſchen Worte heißen vielmehr 'das Haupthaar verfließt in die krauſen Löckchen neben dem Ohre'; was wir den Backenbart nennen.

S. 198. 'Noch mehr als die Stirn ſind die Augen ein weſentlicher Theil der Schönheit, und in der Kunſt mehr nach ihrer Form, als nach der Farbe zu betrachten, weil nicht in dieſer, ſondern in jener die ſchöne Bildung derſelben beſtehet, in welcher die verſchiedene Farbe der Iris nichts ändert'. Demnach könnten ſogar die Augen der Kakerlaken, wenn ſie ſonſt nur die gehörige Form hätten, ſchön ſein. Die alten Bildner waren ſo weit entfernt, hierüber wie W. zu denken, daß ſie ſich vielmehr häufig bemühten, wie bekannt, das Weiße im Auge durch Silberblättchen, und die Iris durch eingelegte Edelſteine auszudrücken. Indem ſie ſolchergeſtalt über die Gränzen ihrer Kunſt hinausgiengen, erkannten ſie die Wichtigkeit und Bedeutſamkeit der Farben des Auges auf das entſchiedenſte an.

Bei Gelegenheit der ſogenannten zerſchlagenen Ohren S. 212. u. f. und in der Vorrede zu dem Verſuch einer Allegorie S. 433. redet W. verſchiedentlich von 'Ringern', die dergleichen gehabt. Dieß iſt nicht genau, es ſollte immer 'Fauſtkämpfer' heißen.

S. 221. 'Die Jünglinge aber pflegten die Haare kürzer geſchnitten zu tragen, ſonderlich hinterwärts, ausgenommen die Einwohner der Inſel Euboea, welche Homerus daher ὄπιθεν κομόωντας nennt'. Das Zeugniß Homers kann für ſpätere Zeiten nichts beweiſen; in der von ihm geſchilderten trugen bekanntlich alle Hellenen auch in männlichen Jahren die Haare lang. Das den Euböern gegebene Beiwort geht vermuthlich auf eine ihnen eigne Art, die Haare hinten zuſammenzubinden; oder darauf, daß ſie ſich am Vorderkopf ſchoren.

S. 237. ſagt W., der große ſitzende Löwe vor dem Arſenal zu Venedig ſei 'billig unter die vorzüglichſten Werke der Kunſt zu zählen'; und die Herausgeber Anm. 689 'der eine (Löwe) ſitzt, der andre mit noch beträchtlich größeren Proportionen, und welchen wir dem ſitzenden vorziehen würden, iſt liegend dargeſtellt. Beide ſind vortrefflich vom edelſten mächtigſten Stil'. Goethes geiſtreiches Epigramm iſt bekannt. Gegen ſo viele übereinſtimmende Urtheile wagen wir kaum zu geſtehen, daß uns, ungeachtet des günſtigſten Vorurtheils, bei wiederholter Prüfung dieſe Löwen als Werke der ſpäteren Kaiſerzeit vorgekommen ſind. Ein koloſſales Gebilde fordert immer eine gewiſſe Ehrerbietung, aber man muß den Eindruck der Maſſe wohl von dem des Stils unterſcheiden. Die Abſtumpfung der Umriße, wodurch die Schönheiten des Details verloren gegangen ſein ſollen (Anm. 689.), trägt hier wenig aus, denn ſie konnte an ſolchen Koloſſen die urſprünglichen Verhältniſſe nicht ändern. Auch das ſcheint uns ein Gedanke ſpäterer Zeit, daß dieſe Löwen nicht ſymmetriſch gebildet ſind, ſondern der eine kauzend, der andre liegend, da ſie doch offenbar zu Gegenſtücken am Eingange des piräeiſchen Hafens beſtimmt waren. Zwei an den Seiten des ſitzenden Löwen auf geſchlungenen Bändern eingehauene, aber ſehr erloſchene Inſchriften haben gelehrte Unterſuchungen veranlaßt, die mit den Vermuthungen über das Alter dieſer Werke in Beziehung ſtehn. Der bekannte ſchwediſche Gelehrte Akerblad (Notice sur deux inscriptions runiques, trouvées à Venise etc. Paris 1805.) erklärte ſie für Runen, und leitete ſie ſinnreich von den Warägern ab, die in den Feſtungen des byzantiniſchen Reichs in Beſatzung lagen. Hr. Boſſi (Lettre de Mr. Louis Bossi de Milan à Mr. le Professeur Schlegel etc. Turin 1805.) vertheidigte hierauf d'Hancarvilles Meinung, die Schrift ſei etruriſch oder, was nach ihm einerlei iſt, pelasgiſch. Da der Stil der Bildhauerei jedoch keinesweges ſo uralt iſt, als er nach dieſer Vorausſetzung ſein müßte, ſo nimmt er an, es ſeien urſprünglich Drachen geweſen (wovon der Hafen den Namen porto Dragone geführt), und ſpäter in Löwen umgeſtaltet worden. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie bei einer ſolchen Umgeſtaltung, die nur dann möglich war, und kaum, wenn man die Drachen viel größer annimmt, die Inſchriften ſollten verſchont geblieben ſein, anderer Unwahrſcheinlichkeiten nicht zu gedenken. Ungeachtet aller Gelehrſamkeit, welche Boſſi aufgewandt, bleibt Akerblads Meinung alſo wohl die annehmlichſte.

Die vier Pferde von Erz, ehemals über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig, preiſet Winckelmann S. 239. mit Recht, und die Herausgeber räumen ihnen (Anm. 384.) unter allen auf uns gekommenen antiken Pferden den erſten Rang ein. Sie ſtehen jetzt wieder beiſammen auf dem Triumphbogen vor den Tuilerien; man hat einen großen vergoldeten Wagen und zu beiden Seiten zwei vergoldete Viktorien hinzugefügt. Dieſe glänzenden Umgebungen verurſachen, beſonders bei Sonnenſchein, eine ſo ſtarke Blendung, daß man ſie nur unbequem ſieht. Die umgekehrte Anordnung wäre vielleicht vortheilhafter geweſen, nämlich die Pferde, an denen noch ſtarke Spuren von Vergoldung ſichtbar ſind, neu zu vergolden, die Zuthaten hingegen in Bronze zu faßen. Wer den Ehrgeiz hat, in geretteten Ueberreſten des Alterthums die Hand berühmter Meiſter zu erkennen, könnte dieſe Pferde dem Kalamis oder ſeiner Schule zuſchreiben, nach dem Charakter der Werke dieſes Künſtlers:

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

In dem Verzeichniß der antiken Thiere haben ſowohl W. als die Herausgeber den farneſiſchen Stier ganz übergangen. Ein Erwähnung hätte dieſes in ſeiner Art einzige Stück doch gewiß verdient; überdieß iſt es hiſtoriſch merkwürdig, weil man die Namen der rhodiſchen Künſtler weiß, und zugleich, daß Aſinius Pollio, der nach ſeiner Gemüthsart gewaltſame Leidenſchaftlichkeit auch an Kunſtwerken liebte, es nach Rom gebracht. (Plin. Hist. N. XXXII. c. 5.) Vor ſieben Jahren ſtand dieſe gewaltige Gruppe, und ſteht ohne Zweifel noch zu Neapel in dem Garten der Chiaja reale, in der Mitte eines kleinen Waßerſtücks. Man hat aber, um dem Marmor überall gleiche Weiße zu geben, die Oberfläche abgeſchabt, und dadurch der Aechtheit des ergänzten Werkes noch mehr Abbruch gethan.

Wenn man W.s Kunſturtheile unter einander vergleicht, ſo fällt in die Augen, daß, wiewohl er mit Verehrung von dem hohen und ſtrengen Stil redet, ſeine Neigung entſchieden auf gefällige Ausbildung gieng. Wie wenig ſagt er von dem Kopfe der ludoviſiſchen Juno, von der Niobe, und mit welcher Liebe verweilt er bei dem Sturz des Herkules, beim Laokoon, beim vatikaniſchen Apollo, lauter Werken des gelehrten und zierlichen Stils, worunter nichts aus den Kunſtſchulen vor Alexander dem Großen herſtammt. Der Verfaßer dieſer Anzeige geſteht, daß er über die Kunſt geſinnt iſt wie Aeſchylus, welcher ſagte, die alten Statuen, bei aller Einfachheit, würden für göttlich gehalten, die neuen ſorgfältig ausgearbeiteten hingegen würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit. Und dieß ſagte Aeſchylus noch vor der Blüthezeit des Phidias, welcher für den Vollender des hohen Stiles gilt! Die der ſichtbaren Welt eingedrückten Spuren des Göttlichen aufzufaßen, iſt die würdige Beſtimmung der Kunſt, und in dem Grade, wie ſie dieſen Zweck aus den Augen verliert, ſinkt ſie zu einem bloß verfeinerten Sinnengenuß, zu einem Spielwerk der Ueppigkeit herab.

W.s Werk iſt klaſſiſch geblieben, ungeachtet ſeiner vielen Lücken und Irrthümer: dieß beweiſt deſſen ungemeinen Werth. So viel man ſeitdem, zum Theil auf ſeinen Antrieb, über die alten Denkmale im Einzelnen gearbeitet, ſo hat doch Niemand eine größere Zuſammenſtellung des Ganzen, als die ſeinige, auch nur verſucht. Möglich wäre ſie indeſſen allerdings. Der Titel ‘Geſchichte der Kunſt des Alterthums’ iſt auf der einen Seite zu eng, denn das Buch enthält einen großen Theil der Kunſtlehre; auf der andern viel zu umfaßend. Von der Malerei ſagt W. wenig, von der Baukunſt faſt gar nichts. Darüber iſt bei dem genauen Zuſammenhang zwiſchen beiden Künſten auch ſeine Erörterung der Bildnerei in manchen Stücken unvollſtändig geblieben. Die halb erhabene Arbeit macht gleichſam das Mittelglied zwiſchen der Skulptur und Architektur, und ihre Geſetze können außer der Beziehung auf dieſe nicht ganz begriffen werden. Ferner hat W. die vorhandenen Nachrichten von der eigentlichen Geſchichte der Kunſt, von den großen Meiſtern, ihren berühmteſten Werken, ihren Schulen u. ſ. w. keineswegs erſchöpft, ſondern in dem Abſchnitte ‘Von der Kunſt, nach den äußern Umſtänden der Zeit unter den Griechen betrachtet’ gar ſehr in die Kürze gezogen. Es giebt zwei ganz verſchiedene Quellen der Kunſtgeſchichte: die übrig gebliebenen Denkmale ſelbſt, und die Nachrichten der Schriftſteller. Um ſtrenge kritiſch zu verfahren, mußte man erſt auseinander halten, was man durch jede von beiden wißen kann, und dann die Uebergänge ſuchen. Dieſe beſtehen nämlich in noch vorhandenen Werken, deren Zeitalter oder ſogar deren Meiſter wir mit Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit kennen. Man weiß, wie Mengs ſeine Einbildungskraft dergeſtalt zu der Vorſtellung einer nie geſehenen

Vollkommenheit der griechiſchen Skulptur hinaufgeſchraubt hatte, daß er keine bisher bekannte Antike für ein urſprüngliches Werk großer Meiſter, noch für etwas mehr als unvollkommene Nachbildung gelten laßen wollte. Seine Anſicht iſt aller hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit und vielleicht auch den Schranken des menſchlichen Kunſtvermögens zuwider. W. iſt nicht abgeneigt, die Niobe für das wahre Original von Skopas anzuerkennen, was uns außer allem Zweifel zu ſein ſcheint. Allein er hat die Wichtigkeit dieſer Kenntniß längſt nicht genug hervorgehoben, welche auf die ganze Geſtalt der griechiſchen Kunſt in der Zeit ihrer Blüthe das hellſte Licht wirft. Man kann noch weiter zurückgehn: es ſind Werke aus der Schule des Phidias, und vermuthlich nach ſeinen Zeichnungen ausgeführt, ans Licht gezogen worden; die ſtark erhoben gearbeiteten Kämpfe der Centauren und Lapithen, welche Lord Elgin nach England gebracht hat. Wären dieſe durch Abgüße im übrigen Europa verbreitet, ſo könnte man ſich einen Begriff vom Stile des Phidias machen. (In Paris iſt nur ein einziges kleines Basrelief vom Parthenon.) Zu der Erhabenheit ſeines Pallas und ſeines olympiſchen Zeus wird man ſich dieſen Proben freilich nicht erſchwingen, aber die Kämpfe am Fußſchemel des Zeus und auf dem Schilde der Pallas darf man ſich unbedenklich als ihnen ähnlich vorſtellen. Wären Nachgrabungen in Griechenland und Kleinaſien möglich, geſchähen ſie in Sicilien ſo fleißig wie ehemals in Rom, ſo ſtanden noch viele wichtige Entdeckungen für die Kunſtgeſchichte zu hoffen.

In der griechiſchen Kunſt, wie in der Poeſie, iſt von der alteſten Zeit bis auf Alexander den Großen ein geſetzmäßiger Fortſchritt, eine Entwickelung wie aus Einem Keime bemerkbar. Deswegen iſt dieſer Zeitraum, ſowohl wegen des Kunſtwerthes der Hervorbringungen, als für die Erforſchung des menſchlichen Geiſtes überhaupt, bei weitem der wichtigſte. Nachher wurde das Steigen und Sinken des Geſchmacks und der Talente von zufälligen Umſtänden abhängig. Bei der unermeßlichen Menge großer Vorbilder wurden die Künſtler faſt unvermeidlich Eklektiker, und ihre perſönliche Sinnesart beſtimmte die Richtung, welche ſie nahmen. Gehören doch auch in der Poeſie die ungenießbaren Schriften eines Lykophron und die lieblichen Dichtungen des Theokrit und Bion demſelben alexandriniſchem Zeitraum an.

Ein ſeit der Verſetzung und Zerſtreuung ſo vieler alten Denkmale doppelt nöthiges Hülfsbuch würde ein Repertorium der Antike ſein, worin alle irgend bedeutenden Stücke nach den Gattungen, Gegenſtänden, Steinarten und andern Stoffen in ſyſtematiſcher und alphabetiſcher Ordnung eingetragen wären, mit Notizen über die Umſtände der Auffindung, die Ergänzung, die verſchiedenen Beſitzer, die jetzige Aufſtellung, die vorhandenen Kupferſtiche, die Schriftſteller, ſo davon gehandelt, u. dgl. m. Bei den jetzigen Zeitumſtänden iſt aber ein ſolches Werk ſchwer zu liefern.

Die andre Hälfte der ‘Geſch. d. K.’ wird die folgenden Bände gegenwärtiger Sammlung von W.s Werken einnehmen. Da der Plan der Herausgeber nach der Vorrede des erſten Bandes die in fremden Sprachen abgefaßten Schriften, die Monumenti antichi inediti, und die Description des pierres gravées du Baron de Stosch nicht mit begreift (bei den Briefen an Bianconi haben ſie doch der Vollſtändigkeit zu Lieb eine Ausnahme gemacht), ſo werden alsdann vielleicht die Briefe an die Reihe kommen. Wir würden dabei nicht Vollſtändigkeit, ſondern vielmehr ſtrenge Auswahl anrathen; es iſt ſchon in den frühern Sammlungen manches Unbedeutende, beſonders aber in der letzten (Winckelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen herausgeg. von Goethe. 1805.) Manches gedruckt worden, was für W.s Ruhm und die Erbauung der Leſer beßer ungedruckt geblieben wäre. Es iſt auch andern Reiſenden in Italien begegnet, Brocoli mit Eßig und Oel gern zu eßen, und die italiäniſchen Weine zu lieben, ohne daß man ſich gemüßigt fände, ſolches der Welt und Nachwelt mitzutheilen. Für die Bewunderer W.s, die ſich ihn gern als einen Schüler des Plato im alten Philoſophen-Mantel denken, iſt es unerwünſcht, zu erfahren, er habe ſich auf 'einen kaffeebraunen Drap d'Abbeville Rock mit güldenen Brandebourgs' ſo viel zu Gute gethan, daß er einen Freund in Deutſchland davon unterhält. Einen peinlichen Eindruck machen beſonders die Briefe über ſeine Religionsveränderung. Er that dieſen Schritt mit innerm Widerſtreben, aus äußerlichen Beweggründen, und handelte ängſtlich um den Preis. Eine entgegengeſetzte Meinung hatte er zwar auch nicht, er ſchämte ſich bloß aus pöbelhaften Vorurtheilen, und die Art, wie er ſie ausdrückt (W. u. ſ. Jahrh. S. 68. u. 69.), beweiſt, daß eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet. Was kann es nutzen, Dinge vor das Publikum zu bringen, die nur in den Beichtſtuhl gehören, und die unbefugte Neugier der Menſchen nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Männer zu befriedigen? Uns dünkt, man ſollte ſich bei Briefen Verſtorbener immer die Frage vorlegen, ob ſie ſelbſt in die Bekanntmachung würden gewilligt haben; denn wie viele Briefe ſchreibt man im guten Vertrauen auf die Geheimhaltung der Freunde!

Der handſchriftliche Nachlaß W.s in Paris wird wohl gröſtentheils in Auszügen und unvollendeten Entwürfen beſtehen. Doch iſt zu unterſuchen, ob ſich etwas darunter zur Herausgabe eignet. Der Zutritt dazu wird leicht zu erlangen ſein. Das Geſpräch über die Schönheit nach Platos Art, das W. (Vorr. zur Geſch. d. K. S. XV.) erwähnt, würde die willkommenſte Zugabe zu dieſer Sammlung ſein; aber wir fürchten, er redete von einer bloß in ſeinem Kopfe entworfenen Schrift als ſchon vollendet.

Altdeutſche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. Erſter Band. Caſſel 1813.*)

Der Verfaßer dieſer Anzeige bemerkt im voraus, daß er außerhalb Deutſchland ſchreibt, an einem Orte, wo er auf ſeine eigne Bücherſammlung und ſeine vorräthigen Auszüge beſchränkt iſt. Die Leſer werden es alſo entſchuldigen, daß er, in der Unmöglichkeit jedesmal die Bücher ſelbſt nachzuſchlagen, worauf die Herren Grimm ſich beziehn, oder noch andre, welche Licht auf die behandelten Gegenſtände werfen könnten, nicht alles in vorliegender Schrift Enthaltene befriedigend zu prüfen vermag.

In einem Fache, wo noch ſo viel zu entdecken und aufzuräumen iſt, wie in der Geſchichte unſerer Sprache und Dichtkunſt, ſind Zeitſchriften ein recht angemeßenes Mittel, manche Nachweiſungen, Zweifel und Erörterungen mitzutheilen, die, wenn ſie auf die Abfaßung eines beſondern Buches hätten warten ſollen, vielleicht nie ans Licht gefördert worden wären. Dem, der ſchon nachgeforſcht hat, kann nichts willkommner ſein, als entweder Beſtätigung des

---

*) [Vgl. gegen dieſe Rec. unter anderem W. Grimm in denſelben Altd. Wäldern Bd. III S. 253. ff. beſonders S. 273. ff.]

Geſunkenen, oder Anregung zu neuer Unterſuchung zu empfangen. Allein zum Gedeihen einer Zeitſchrift iſt es nöthig, auch ſolche Leſer in hinreichender Anzahl zu gewinnen, die neben einer leichten Belehrung Unterhaltung begehren; und hierauf ſcheinen uns die Herren Grimm nicht eben ſonderliche Sorgfalt gewandt zu haben. Die Altdeutſchen Wälder ſollten nach der Ankündigung monatlich erſcheinen: aber nach den erſten ſechs Heften iſt, ſo viel wir wißen, keine Fortſetzung erfolgt. Seit noch längerer Zeit hat das Muſeum der Hrn. von der Hagen und Büſching für Altdeutſche Litteratur einen Stillſtand erfahren, und wir fürchten, daß es noch manchen verdienſtlichen, aber vereinzelten Bemühungen ſo ergehen wird. Möchten ſich alle Forſcher und Freunde der einheimiſchen Alterthümer vereinigen, um den Fortgang einer gemeinſchaftlich unternommenen und alles dahin Gehörige umfaßenden Zeitſchrift durch ihre Beiträge und ihre Abnahme zu ſichern!

Die Hrn. Gr. haben in den Altdeutſchen Wäldern, wie in ihren früheren Arbeiten, einen nicht geringen Scharfſinn, eine ausgebreitete Beleſenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufſpürung auch des Unbemerkteſten bewährt. Weniger iſt der Vortrag zu rühmen. Sie ſchreiben ausſchließend für Kenner; ſie ſetzen vieles als bekannt voraus, was auch dem Gedächtniſſe des Kenners nicht immer gegenwärtig iſt; ſie begnügen ſich mit eilfertigen Andeutungen, wo eine ausführliche Entwickelung nöthig wäre. Indeſſen jeder Schriftſteller hat das Recht, den Kreiß ſeiner Leſer nach Gutdünken zu beſchränken. Hier aber geht die Nachläßigkeit in der ungefälligen Schreibart bis zu wirklichen Sprachfehlern. Uns dünkt, der Bewunderer der frühen Denkmale unſrer Sprache ſollte doppelt genau auf die Richtigkeit ſeiner Wortfügungen achten, damit man ihm nicht vorwerfe, über dem alten ſei ihm das heutige Deutſch abhanden gekommen. Oft ſcheint es uns an Klarheit des Ausdrucks zu mangeln, weil die Verfaßer nicht bis zur Klarheit des Begriffs durchgedrungen ſind. Wir geben dieß nicht für ein allgemein gültiges Urtheil; doch vermuthen wir, wenn wir bei aller Aufmerkſamkeit gar nicht oder nur mit Mühe verſtehen, das Gleiche möge wohl auch andern nicht unerfahrnen Leſern begegnen.

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, legen wir im Allgemeinen dar, worin unſre Anſichten von denen der Hrn. Gr. abweichen.

Sie machen es ſich zum vorzüglichen Geſchäft, den bald zuſammenſtrömenden, bald in ſich mehrere Arme theilenden Quellen aller wunderbaren Erzählungen aus der Vorzeit nachzugehn; bei dieſer lehrreichen und anziehenden Bemühung ſcheinen ſie aber einer bloß leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einzuräumen.

Es iſt wahr, der Urſprung vieler Heldendichtungen verliert ſich in das Dunkel der Zeiten; aus einem einfachen Keime haben ſie ſich erſt im Lauf der Jahrhunderte reich und vielgeſtaltig entfaltet; von den meiſten kennt man den Urheber nicht, oder wenn einer genannt wird, ſo war er es doch nicht auf die angegebene Weiſe, ſondern iſt ſelbſt ſchon ein Geſchöpf der ins Wunderbare erhöhenden Dichtung. Soll man daraus ſchließen, das, was unſere Bewunderung verdient, ſei von ſelbſt und gleichſam zufällig entſtanden? Jede Wirkung zeugt von einer verwandten Urſache: das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geiſter ſein. So verſchieden auch andere Zeitalter von dem unſrigen ſein mochten, ſo glichen ſie ſich ohne Zweifel doch alle darin, daß unter der Menge der Sterblichen immer nur wenige mit überlegenen Seelenkräften begabt waren. Gewöhnliche, doch wohlgeartete Menſchen ſind empfänglich für alles, was den ewigen Wünſchen, Bedürfniſſen und Ahndungen des menſchlichen Gemüthes entſpricht: aber ſie können es nicht ſelbſt hervorbringen, nicht die Gemüther Anderer bewegen und nach Gefallen lenken. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Geſammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht eben ſo ihre gemeinſame Hervorbringung. Was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, löſet ſich immer bei näherer Betrachtung in die Eigenſchaften und Handlungen einzelner Menſchen auf; und ſoll man hiebei der Anhäufung und Wiederholung des Gemeinen, oder dem ſeltenen Auftreten des Außerordentlichen den größten Einfluß zuſchreiben? Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältniſſen über die Wohnungen der Menſchen hervorragen ſehn, ſo errathen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine ſind nicht der Thurm: dieſen ſchuf der Entwurf des Baumeiſters.

Alle Poeſie beruht auf einem Zuſammenwirken der Natur und Kunſt. Ohne Kunſt kann ſie keine dauernde Geſtalt gewinnen; ohne Natur erliſcht ihr inneres Leben. Wie unſchuldig jene frühe Kunſt auch ſein mochte, ſo mußte ſie dennoch nach den erſten Fortſchritten bald aufhören, unabſichtlich zu ſein. Wie rege iſt ſchon beim Homerus das Bewußtſein ſeiner Kunſt! Wie rühmt er an dem Sänger die Beſonnenheit, die ſchickliche Anordnung, die Klarheit der Schilderung! Noch mehr: in den Zeiten, weraus alle urſprünglichen Heldendichtungen herſtammen, war die Poeſie nicht bloß eine Kunſt, aus Wohlgefallen daran geübt, wie Achilleus die Leier ſpielte; ſondern ſie war ein Gewerbe. So war es bei den Griechen, ſo bei unſern deutſchen Vorfahren, ſo bei vielen andern Völkern. Der Sänger wurde für ſeine ergötzende Mühe durch gaſtfreie Aufnahme in den Wohnungen der Häupter, auf den Verſammlungsplätzen der Menge belohnt. Er hatte Mitwerber; und wenn ſein Gedeihen auf dem Vermögen beruhte, ſeine Hörer mehr als Andre zu feſſeln und zu bezaubern, ſo mußte ſeine Beobachtung ſich bald auf die Mittel dazu lenken. Die kindliche Sprache, die einfache Wiederkehr der Töne ertrug keinen geſuchten Schmuck in den Worten: hierin konnte ſchwerlich einer den andern übertreffen. Der neueſte Geſang, ſagt Homerus, erwirbt das lauteſte Lob der horchenden Menge. Aber nicht jedes Menſchenalter lieferte durch kühne Thaten oder erſtaunenswürdige Vorfälle Stoff zu neuen Geſängen. Man mußte alſo dem Bekannten durch den Vortrag Neuheit zu geben ſuchen, es auf andre Weiſe mit anziehenderen, wundervolleren, und dennoch wahrſcheinlichen Umſtänden erzählen.

In den Jahrhunderten, wo die volksmäßige Heldendichtung entſtand, genoß ſie des eigenthümlichen Vorrechtes, trotz aller Wunder für wahr zu gelten. Leicht und willig zu glauben, iſt ein Merkmal kräftiger Naturen; der Zweifel iſt das ſpätgeborne und ſchwächliche Kind der Verfeinerung. Jenes Vorrecht wäre in der That nichts Beſonderes geweſen, wenn das Heldenlied ſich ganz genau an die Wahrheit gehalten hätte. Aber ſchon Pindarus glaubte, Odyſſeus habe wohl nicht ſo viel erduldet, als der ſüßerzählende Homerus berichte, der ſeinen Lügen durch geflügelte Kunſt eine gewiſſe Würde zu geben gewußt habe. Die Dichter, welche abſichtlich, um zu verſchönern, erfanden, konnten nicht umhin, hiebei ihre eignen Vertrauten zu ſein. Indeſſen mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählungen eben durch den Glauben an deren Wahrheit machten, auf ihre eigne Begeiſterung zurückwirken, und es ergieng ihnen vielleicht wie manchen Stiftern und Begünſtigern eines frommen Betruges, die durch die allgemeine Andacht zu ihren eignen Legenden bekehrt wurden.

Die älteſten Heldenlieder haben faſt immer eine geſchichtliche Grundlage oder wenigſtens Veranlaßung, und dieſe war aus der Sage geſchöpft. Unter der Sage verſtehen wir das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, wie es ſich durch mündliche Ueberlieferung von einem Geſchlecht, und zuweilen von einem Volk zum andern fortpflanzt. In Zeiten, wo es noch keine Bücher, keine wißenſchaftlichen Kenntniſſe giebt, wird die Erfahrung des eignen Lebens mit Recht als die höchſte Weisheit verehrt. Die Jugend hört den Alten begierig zu, wenn ſie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Theilnehmer ſie in früheren Jahren geweſen. In unzerſtreuten Gemüthern, wo die Eindrücke nicht immerfort durch andre verdrängt werden, ſind die zuerſt empfangenen unauslöſchlich, und wachſen ohne fremde Zuthat, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichſam nach Innen zu an. Dem Neſtor erſchienen die Zeitgenoßen ſeiner Jugend als ein Rieſenſtamm im Vergleich mit den Helden vor Troja. Vorliebe oder Abneigung, dann der dem menſchlichen Geiſt beſonders in der erſten Friſche der Einbildungskraft inwohnende Hang zum Wunderbaren, brachten Uebertreibungen hervor, und die Ruhmbegierde faßte ſie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen, wer hätte bezweifeln mögen, daß das kriegeriſche Volk, zu dem er gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeſchlecht abſtamme? Wir halten die Niederlaßung des Aeneas in Italien nicht für wahrhafter, als die Abkunft der Franken von dem trojaniſchen Franko: beide Erdichtungen, die in die Geſchichte übertragen zu Irrthümern wurden, ſcheinen uns aus dem gleichen Grunde entſprungen zu ſein, nämlich aus dem Wunſche ruhmliebender Völker, ihre lange Ahnenreihe an eine glorreiche Vorzeit anzuknüpfen. Wir ſind ſo weit entfernt, alle Abweichungen der Sage bloß den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumeßen, daß wir vielmehr in nicht wenigen die abſichtlichen Erfindungen einzelner Dichter ſehen, welche dem Ahnenſtolze dieſes oder jenes Fürſten, oder ſeinen Anſprüchen auf erweiterte Herrſchaft ſchmeicheln wollten. Wir glauben ſogar die politiſchen Zwecke zu errathen, zu deren Behuf manche Heldendichtungen, wo nicht zuerſt erſonnen, ſo doch erneuert und in Umlauf gebracht worden ſind.

Aus obigen Umſtänden erhellet, wie die Sage, noch ehe ſie dichteriſch behandelt wurde, ſchon in gewiſſem Grade den Forderungen der Poeſie entſprach, ſo daß der Dichter nur kühnlich in derſelben Richtung fortzugehn brauchte. Ganz anders iſt die Lage des Dichters, der in einem gelehrten Zeitalter einen Gegenſtand aus der beglaubigten Geſchichte epiſch zu behandeln unternimmt. Wo die ſchriftliche Aufzeichnung ſogleich nach den Begebenheiten erfolgt und allgemein zugänglich iſt, da können dieſe nicht in die zauberiſche Dämmerung der Ferne zurücktreten: denn durch die Schrift werden ſie deutlich und beſtimmt feſtgehalten, und auch die gröſten menſchlichen Thaten haben, aus der Nähe betrachtet, eine undichteriſche Seite. Der Dichter hat alſo nur die Wahl, der Geſchichte auf dem Fuße zu folgen, und trocken und nüchtern zu bleiben; oder wenn er ſie eigenmächtig mit dem Schmuck des Wunderbaren ausſtattet, ſo iſt dieſes nicht aus demſelben Boden entſproßen, es verräth ſich als ungleichartig, und er hat noch obenein mit dem Unglauben ſeiner Zeitgenoßen zu kämpfen.

Das Bisherige beſtimmt nun auch nach unſerer Anſicht das Verhältniß der Heldenſage zur Geſchichte. Inſofern jene das Gefühl und den Glauben eines geſammten Volkes ausſpricht, giebt ſie ein Zeugniß, und verdient beſonders gegen die Parteilichkeit fremder Geſchichtſchreiber in Schutz genommen zu werden. Aus Zeiten und Gegenden, woher die Berichte gültiger Zeugen nur ſparſam zu uns gelangt ſind, kann die mündliche, dann dichteriſche Ueberlieferung Züge der Wahrheit aufbewahrt haben, welche die Geſchichte verſchweigt. Aber wenn die Sage bei uns noch Glauben finden ſoll, ſo müßen ihre Erzählungen nicht in offenbarem Widerſpruche mit demjenigen ſtehn, was wir ganz zuverläßig wißen. Bei der Zuſammenhaltung der Sage mit der Geſchichte kommt es alſo darauf an, erſt auf das ſchärfſte zu beſtimmen, wie weit unſre gewiſſe Kenntniß reicht, wo ſie anfängt dunkel zu werden, und wo ſie endlich gar ausgeht. Auf jenem erſten Gebiete kann es immer noch belehrend ſein, eine erhebende und weiſe Täuſchung, dergleichen ſelbſt Geſetzgeber früherer Zeiten der Begünſtigung werth hielten, mit der Wahrheit zu vergleichen; aber nur in den letzten beiden Räumen iſt es erlaubt, aus der dichteriſchen Ueberlieferung als einer Erkenntnißquelle zu ſchöpfen: jedoch immer mit der nöthigen Vorſicht, und ohne ihr eigenthümliches Weſen, ihren Urſprung und die fremdartigen Beſtandtheile, die auf dem langen Wege bis zu uns ſich eingedrängt haben mögen, aus der Acht zu laßen.

Die Herren Grimm ſcheinen uns zuweilen die Sage und die urkundliche Geſchichte nicht gehörig zu ſondern; ſie räumen jener ein Anſehen ein, durch deſſen Anerkennung wir an unſern bewährteſten und ausgemachteſten Kenntniſſen irre werden müßten; ſie wollen längſt aus unwiderleglichen Gründen verworfene Fabeln wiederum als Thatſachen aufſtellen, und wenn der Irrthum auch noch ſo offenbar iſt, ſo ſoll doch auf irgend eine verborgene und geheimnißvolle Weiſe die Wahrheit darin ſtecken. Bei aller geſchichtlichen Prüfung iſt die einfache Frage, ob etwas wirklich geſchehen, oder nicht; ob es auf ſolche Weiſe geſchehen, wie es erzählt wird, oder anders; und das Widerſprechende kann nicht zugleich wahr ſein.

Unſtreitig iſt es ein fruchtbarer Geſichtspunkt für die Leſung der Geſchichtsbücher aus ungelehrten Zeiten, darauf zu achten, welche unter ihren fabelhaften Erzählungen aus alten Liedern geſchöpft ſind. Allein der Sage ſelbſt geſchieht ein ſchlechter Dienſt damit, wenn man alles auf ihre Rechnung ſchreibt, was irgend eine Chronik Falſches, Unglaubliches, Widerſinniges meldet. Nicht alle Irrthümer haben eine Ahnentafel. Es giebt ganz unbegeiſterte Einbildungen, ganz proſaiſche Lügen, deren Urſprung man nicht weiter her zu ſuchen hat, als in dem müßigen Gehirne, das ſie ausgebrütet. Unwißende Ruhmredigkeit auf die Thaten und das Alterthum des eignen Volkes, dann gelehrte Anmaßung, neue und unerhörte Dinge vorzubringen, haben viele trügeriſche Luftgebäude errichtet, woran die redliche Ueberlieferung durchaus unſchuldig iſt. Am meiſten muß man den Schriftſtellern aus der letzten Hälfte des Mittelalters bis in das ſechszehnte Jahrhundert mißtrauen, eben weil ſich damals der Kreiß des Wißens wieder zu erweitern anfieng. Sie hatten die Glocke läuten hören, wie man ſagt, wußten aber nicht, wo ſie hienge. Sie haben nicht ſelten bibliſche und mythologiſche Angaben mit mißverſtandenen Erinnerungen der Sage und willkurlichen Hypotheſen zu einer heilloſen Verwirrung zuſammengeſchmiedet.

Ferner dehnen die Herren Grimm den Begriff der Sage unſers Bedünkens viel zu weit aus. Unter den Heldenliedern des Mittelalters haben die einheimiſch deutſchen das höchſte Alterthum und das urkundlichſte Gepräge. Doch hat auch hier freie Dichtung vielfältig ihr Spiel getrieben. Wir reden nicht von der ſpäteren Bänkelſängerei; kommen doch ſelbſt in den Nibelungen Zeitverwechſelungen vor, wovon die erſten Urheber ſich gewiß eben ſo beſtimmt Rechenſchaft ablegten, als Virgilius, da er ſeinen Aeneas mit der Dido zuſammenſtellte. Die ſpaniſchen Ritterromane (nicht der geſchichtliche Cid, das verſteht ſich, ſondern der Amadis und die folgenden) ſind ganz willkürlich erfunden, gerade ſo wie man heut zu Tage Romane ſchreibt. Auch die weit älteren Fabelkreiße von Karl dem Großen und Artus verdanken einer volksmäßigen Ueberlieferung bloß die einfachſten Grundzüge: die reiche und mannichfaltige Ausbildung iſt das Werk freier Dichtung; die meiſten Paladine, und die ſämmtlichen Ritter der Tafelrunde ſind Geſchöpfe der Einbildungskraft.

Aber die Hrn. Grimm ſprechen auch bei Novellen und Ammenmärchen 'von dem alten Kern der Sage, von der ſpäteren Tradition, von dem Mythus, von der mythiſchen Natur des Ganzen'. Die Uebereinſtimmungen und Abweichungen, welche ſie hier bemerken, dürften wohl meiſtens in ein ganz anderes Fach gehören, nämlich in die Litterar-Geſchichte der freien oder genauen, glücklichen oder mißlungenen Nachahmungen und Uebertragungen. Von jeher hat man ſich gern an unterhaltenden Erzählungen ergötzt, ſei es an eingeſtändig wunderbaren und fratzenhaften, an Märchen, oder an ſolchen, wobei alle Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt beobachtet wurden, an Novellen. Man liebte das Neue, und ſinnreiche Erfindungskraft war immer ſelten; da mußte man ſich alſo aufs Borgen legen. Bei vielen Novellen darf man zwar nicht einmal nach einem Erfinder fragen: ſie können gerade ſo vorgefallen ſein, wie ſie erzählt werden. Ein Zeitalter von kecken Sitten, derben und ſinnlichen Leidenſchaften, und ſtark abſtechenden Verhältniſſen der Stände, lieferte ohne Zweifel häufiger als das unſrige ſolche auffallende Thatſachen, dergleichen die Novelle verlangt. Es wäre lächerlich, wenn jemand über eine bekannte Erzählung des Boccaccio ſich in ernſthafte Zweifel vertiefte. 'Wo mag wohl der Mythus von dem Kalender der alten Ehemänner urſprünglich zu Hauſe ſein? Iſt er etwa noch ein Erbſtück von den Patriarchen, die ſich freilich auch in bedenklich hohem Alter vermählten?' — Ein geiſtreicher Spötter, wie Boccaccio, durfte nur einmal eine ſolche Ehe beobachten, ſo war der Kalender fertig. Man hat oft bemerkt, daß Boccaccio den franzöſiſchen Erzählern viel verdanke. Auch dieſe mochten nicht immer Erfinder ſein: aber geſetzt, man könnte manche Fabliaux im entfernteſten Orient nachweiſen, ſo würden wir darin nichts weiter ſehen, als ein betriebſames und erlaubtes Plagiat, das durch den vielfachen Verkehr zwiſchen Europa und dem Orient im Mittelalter leicht begreiflich wird. Im Herodotus kommt eine ägyptiſche Diebesgeſchichte vor, ganz im Sinne der Fabliaux; Pauſanias hörte ſie in Griechenland, als dort vorgefallen, erzählen; man hat ſie, wo wir nicht irren, in neueren Zeiten mit den nöthigen Abänderungen auf Rechnung der Cartouche geſchoben. Soll man deswegen eine Diebes-Mythologie annehmen, welche ſich durch alle Völker und Zeiten geheimnißvoll fortzieht? — Woher aber die Abweichungen, wird man fragen, wenn die Entlehnung offenbar iſt? Daher, daß die Menſchen, wenn ſie auch etwas nicht von Grund aus erſchaffen können, ſich dennoch leicht einbilden, es beßer zu machen. Manche Erzählungen und Dichtungen ſind durch vielerlei Hände zu uns gelangt, aber nur durch wenige ausbildende und verſchönernde, durch viele bloß überliefernde, und leider auch durch entſtellende und vergröbernde Hände.

Was nun die Ammenmärchen betrifft, ſo wollen wir ſie keinesweges geringſchätzen: nur glauben wir, daß das Vortreffliche in dieſer Gattung eben ſo ſelten iſt, als in allen übrigen. Jede gute Wärterin ſoll ihr Kind unterhalten oder wenigſtens beruhigen und einſchläfern; leiſtet ſie dieß durch ihre Geſchichten 'Es war einmal ein König' u. ſ. w., ſo iſt weiter keine Forderung an ſie zu machen. Wenn man aber die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt, und für jeden Trödel im Namen der 'uralten Sage' Ehrerbietung begehrt, ſo wird in der That geſcheiten Leuten allzu viel zugemuthet.

Sogar auf einzelne Gleichniſſe und Sinnbilder wenden die Herren Grimm den Begriff von Sage und Mythus an, weil dergleichen bei verſchiedenen Völkern und in entfernten Zeitaltern wiederkommen. Dieß erklärt ſich ganz natürlich daraus, daß die Menſchen im Allgemeinen dieſelbe körperliche und geiſtige Verfaßung haben, und daß ihrer Einbildungskraft auch dieſelbe äußere Welt vorgeſchwebt hat. Alle Menſchen träumen; ähnliche Träume kommen wieder, das beweiſen die Traumbücher: iſt aber deswegen ein Zuſammenhang unter den Träumen anzunehmen? Die Wiederholung gewiſſer Bilder iſt dem Dichtee erlaubt, weil ſie nie veralten, und ſich keine ſchöneren erſinnen laßen; oft aber bemerkt man darin nur Dürftigkeit der Erfindung und Trägheit des Geiſtes.

Zu allen theils willkürlichen und unbewährten, theils leeren und unerſprießlichen Zuſammenſtellungen fügen die Hrn. Gr. nun noch die etymologiſchen, welche uns die gewagteſten von allen ſcheinen. Wir werden Proben davon geben, wie ſie die ſchwierige Kunſt der Wortableitung ausüben, wobei gründliche Sprachkenntniß, große Behutſamkeit, und vor allem feſte Grundſätze unentbehrlich ſind, wenn man nicht auf hoffnungsloſe Irrbahnen gerathen will.

Inhalt.

I. ‘Commentar zu einer Stelle in Eſchenbachs Parcifal, von J. Grimm’. Parcifal erblickt einige Blutstropfen auf dem Schnee; dieß erinnert ihn an die Geſichtsfarbe ſeiner geliebten Kondwiramurs; ſeine Träumerei geht ſo weit, daß er verſchiedne Handlungen ganz bewußtlos vernimmt, bis ihn endlich Gawein wieder zu ſich ſelbſt bringt, indem er die Blutstropfen mit einem Tuche bedeckt.

Ob eine ſolche Zerſtreuung des Gemüths, oder vielmehr eine ſolche Verſunkenheit in ein geliebtes Andenken, durch einen ſolchen Anlaß, in der Natur liegt, mag der erſte Erfinder verantworten. Eſchenbach iſt dabei ſeinen Vorbildern gefolgt: ſelbſt der Umſtand, daß es das Blut einer von einem Falken aufgejagten Gans iſt, welches den Schnee färbt, findet ſich bei Chriſtian von Troyes. Die Gänſe wenigſtens würden wir einem heutigen Dichter ganz beſtimmt abrathen: konnten es nicht eben ſo gut Tauben ſein, auf die der Falke ſtößt?

Bei dieſer Gelegenheit hat nun Hr. J. Gr. allen Schnee aufgeſtöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen ſein ſollen. Allein dieß giebt nur zwei Farben; um die geheimnißreiche Zuſammenſtellung der drei Farben, weiß, roth und ſchwarz, vollſtändig zu machen, muß irgend ein Rabe oder wenigſtens eine Krähe herzugeflogen kommen, welche dann das böſe Princip vorſtellt. Der Verfaßer hat wirklich ſo viel Weiß, Roth und Schwarz angehäuft, daß einem dabei grün und gelb vor den Augen wird. Doch können wir nicht billigen, daß das öſterreichiſche Wappen, ein weißer Querſtreif im rothen Felde, übergangen iſt, da es überdieß nach der Sage auf Blut deutet. Leopold der Tugendhafte ſoll nach einer Schlacht im gelobten Lande dergeſtalt mit Blut bedeckt geweſen ſein, daß, als er ſeinen Gürtel abnahm, dieſe Stelle wie ein glänzender weißer Streif gegen den übrigen rothgefärbten Harniſch abſtach. Freilich weiß man, daß das neuere Wappen Oeſterreichs erſt unter Friedrich dem Streitbaren aufgekommen, und zwar auf eine ganz andre Veranlaßung: allein was kann die diplomatiſch bewieſene Geſchichte gegen die Sage ausrichten? Der Wappenſchild liefert auch nur zwei der geforderten Farben, doch wurde er nachher dem ſchwarzen Reichsadler auf die Bruſt geſetzt; wobei wir uns jedoch ausdrücklich gegen die Deutung verwahren wollen, daß der Reichsadler als der Rabe, als das böſe Princip anzuſehen ſei.

Der Verfaßer wägt die Verdienſte der verſchiedenen Märchen, worin Schnee, Blut und Raben vorkommen, genau gegen einander ab. S. 10. ‘Dieſe Erzählung iſt viel epiſcher als die vorige, wo der todte Vogel gefunden wird, ſtatt daß hier der Metzger, der das Kalb ſchlachtet, auftritt und der Rabe geflogen kommt.’ — Die Metzger mögen ſich durch dieſe Aeußerung geſchmeichelt finden, ſchwerlich wird ſie einem zarten Gefühl zuſagen. Welche widerwärtige Bilder! Ein Mädchen ſieht ein Kalb ſchlachten, das Blut fließt auf den Schnee, ein Rabe trinkt davon, und das Mädchen denkt ſich dabei die blühende Geſichtsfarbe und die ſchwarzen Haare ihres künftigen Geliebten. Es verlohnt ſich wohl der Mühe, dergleichen aus Irland zu holen! Wenn Hr. J. Gr. nicht ſo gar ernſthaft wäre, ſo möchte man glauben, er wolle ſeine Leſer mit verſtellter Bewunderung zum beſten haben, wie es in einer franzöſiſchen Schrift, chef d'oeuvre d'un inconnu, geſchehen iſt. Wir gäben für die Wahl unter den angeführten Verſchiedenheiten nicht einen Nadelknopf. Von irländiſchen, italiäniſchen und plattdeutſchen Kindermärchen geht es dann fort zum Paracelſus, zur Edda, zum Upnekhat und der indiſchen Koſmogonie, vieler Epiſoden nicht zu erwähnen. Unter dieſen hat uns beſonders die von den Däumlingen (S. 16.) ergözt, von denen eine allverbreitete Tradition in Europa leben ſoll, welches wir nicht bezweifeln, wenn ſie wirklich mit den Dümmlingen in eins fallen.

Wer wollte es leugnen, daß die Farben und Farbenreihen als der Gipfel der Erſcheinung ſo vieler aus der Tiefe wirkenden Naturkräfte ihre beſtimmten mannichfaltigen Bedeutungen haben, und daß die Poeſie gern hierauf anſpielt, wie auf alles, was der Sinn beßer ahndet, als die Wißenſchaft es begreift? Nur wenn der Verfaßer den drei Farben, weiß, roth und ſchwarz, S. 17. die ausgemachteſte und vollkommenſte Bedeutung zuſchreibt, wollen wir erinnern, daß Weiß und Schwarz nicht ſo ganz eigentlich Farben zu nennen ſind. Jenes bezeichnet bloß die Lichtempfänglichkeit der Oberflächen, dieſe das Gegentheil; beide fallen nicht in den Kreiß des Regenbogens. Die genannte Reihe gehört daher auch gar nicht unter die Farben-Akkorde; aber den grellſten Gegenſatz bildet allerdings die Zuſammenſtellung der brennendſten Farbe, des Rothen, mit der körperlichen Auffaßung des Lichtes und der Finſterniß, dem Weißen und Schwarzen. Endlich, wie gehört dieß Alles hieher, zu einer Stelle des Parcifal, wo bloß Weiß und Roth genannt wird, und worin durchaus nichts zu finden iſt, als eine vielleicht allzu buchſtäbliche Verkörperung von jener allgemein üblichen Schmeichelei, da man eine blühende Geſichtsfarbe als ein Gemiſch aus dem blendendſten Weiß (des Schnees) mit dem kräftigſten Roth (des Blutes, des Purpurs, der Roſe) ſchildert?

J. Gr. hat den Dichter zuerſt mißgedeutet, als hätte Gawein eine Blume auf die Blutstropfen geworfen; und wiewohl er ſeinen Irrthum zeitig genug entdeckt, hat er ihn doch mit abdrucken laßen. Die Stelle lautet in der müllerſchen Ausgabe (V. 8988. u. f.) ſo:

Eine failen tuoches von ſalin,
Gefurriert mit gelwem zindal,
Die ſwang er uber die bluotmal.
Do die faile wart der zaher dach,
So daz ſi Parzival nicht ſach, u. ſ. w.*)

---

*) [Ed. Lachm. 301. 28. bis 302. 2.: ein failen tuoches von Sarîn, gefurriert mit gelwem zindâl, die swanger über diu bluotes mâl. Dô diu faile ward der zaher dach, sô daz ir Parcivâl niht sach.]

Aus der erſten Zeile brachte J. Gr. heraus: 'eine Veile (Viole, für Blume überhaupt) von Geruch wie Salin, saliuncula'. — Dieß iſt in der That ein ſeltſames Mißverſtändniß. Die erſte Zeile iſt dunkel, weil ſie verderbt iſt, aber die zweite iſt vollkommen klar, und außer dem Laden der Putzmacherinnen giebt es wohl keine Blume, die mit gelbem Zindaltaft unterzogen wäre. Es muß alſo ein Kleidungsſtück gemeint ſein. Dieß bemerkte Gr. endlich auch, und verglich die Ausgabe von 1477. Sie iſt zwar nicht eben tröſtlicher als die müllerſche, doch läßt ſich zuweilen aus zwei Irrthümern das Wahre herauslocken.

Ein pfellel tuoch von ſurein
Gefuriret mit gelwem zendal
Daz ſwang er uber des bluotes mal.
Do das vel wart der zehere bach, u. ſ. w.

Die Leſeart 'tuoch' gewährt Licht, wir halten ſie für richtig, nur mit Beibehaltung des Genitivs, 'tuoches'. Uebrigens ſcheint die erſte Zeile ebenfalls entſtellt zu ſein. Nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik wäre an dem Wort 'faile' nicht zu rücken, weil es wieder kommt; wer aber Bodmers unleſerliche Abſchriften geſehen hat, begreift leicht, wie dasſelbe Wort zweimal falſch geleſen werden konnte. Die Drucker der alten Ausgabe ſcheinen ihre Handſchrift hier nicht verſtanden zu haben, denn ſie ſetzen zwei ganz verſchiedene Dinge dafür: einmal 'pfellel', ſeidner Stoff überhaupt, palliolum, und dann 'vel', Fell, pellis. Hr. Gr. ſagt 'feile' wäre 'faille', das nordiſche 'falt', 'falda'. Recht gut, nur findet ſich faille nicht im Romaniſchen, ſondern falda, faude, für Schürze, Rockſchoß u. ſ. w. S. Ducange, Carventier und Roquefort. Man möchte alſo 'falde' leſen, welches in einem andern Sinne für Schieblade oder Kleiderſchrank vorkommt. Vielleicht gehört hieher Conrad von Würzburg Trojan. Krieg. V. 4523.:

Recht als ein krieche wilde
Trug er fellen und roch (lies: feilen oder failen).
Der oberdach und underzoch
Waren von ſamitte.

Vielleicht Schurz und Rock, denn der Zuſatz beweiſt, daß hier nicht an 'vel' zu denken iſt. — 'Sollte ſtatt 'ſurein' ('ſalin' in der müllerſchen Ausgabe) 'ſabin' zu leſen und linteum, bisso, Saben, zu verſtehen ſein?' Im neunten und zehnten Jahrhundert heißt ſeine Leinwand saban, sabun, von sabanum; ſpater 'ſaben'; wir erinnern uns nicht, die Form 'ſabin' mit dem Ton auf der letzten Silbe angetroffen zu haben. Auf jeden Fall ſteckt in dem verderbten Worte der Name eines Zeuges oder des Ortes, woher es kam. Wir wür- 'ſatin', Atlas, vorſchlagen, wenn nicht die altfranzöſiſche Form zatouin wäre. Das ſicherſte wird ſein, die Handſchriften zu Rathe zu ziehen.

Die Entzifferung eines einzigen Verſes könnte unſern Leſern ſo vieler Umſtändlichkeit nicht werth zu ſein ſcheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit ſolchen Kleinigkeiten zu thun; ſie ſchämt ſich deſſen nicht bei den geringſten Ueberreſten des klaſſiſchen Alterthums: warum ſollte ſie es bei den altdeutſchen Denkmalen? Alle Beſchäftigung mit ihnen bleibt ganz unerſprießlich, ſo lange man ſie nicht gehörig verſteht. Dazu iſt ſcharfe Kritik, ſprachkundige Genauigkeit und gründliche Auslegungskunſt erforderlich, und hierin iſt, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch faſt gar nichts geleiſtet worden. Die meiſten bisherigen Ausgaben altdeutſcher Schriften ſind ſo verwahrloſt, daß, wer gewohnt iſt, ſich ſelbſt Rechenſchaft von dem, was er lieſet, abzulegen, dabei unaufhörlich zur Konjektural-Kritik ſeine Zuflucht nehmen muß.

Ganz richtig iſt die Bemerkung S. 20., daß man im Mittelalter beim Baden das Waßer mit Roſenblättern zu beſtreuen pflegte. Die anmuthige Sitte wird durch ein Bild der maneſſiſchen Handſchrift in Paris beſtätigt, wo Herr Jakob von Warte im Bade mit Blumen in den Haaren und andern auf dem Waßer ſchwimmenden vorgeſtellt iſt.

Den etymologiſchen Dithyrambus S. 15. über die Verwandtſchaft der Begriffe und Benennungen von Blut, Waßer, Regen, Thau, Schnee, Eis, Seim, Laich, Milch u. ſ. w. können wir nicht im Einzelnen durchgehn. Es würden zehn Seiten nöthig ſein, um wieder zu ſondern was der Verfaßer auf einer einzigen in einander wirft. 'Auch b, k, d, tauſchen unter einander' (werden unter einander vertauſcht). In welchen Fällen und unter welchen Einſchränkungen treten dieſe Buchſtaben verſchiedner Sprachwerkzeuge einer an die Stelle des andern? Mit ſolchen Allgemeinſätzen kann man

Alles erkünſteln, und macht am Ende die Etymologie zu einer Wißenſchaft, wobei, wie Voltaire ſagt, die Vokale für gar nichts, die Konſonanten für ſehr wenig gerechnet werden.

II. 'Ueber Agges und Elegaſt, von J. Grimm.' Der Verfaßer hatte im altdeutſchen Muſeum eine Anfrage gethan, wer wohl der vom Dichter des Titurel beiläufig erwähnte Meiſterdieb Agges ſein könnte. Er bezieht dieſen Namen auf die Burg Aggſtein in Oeſterreich, wo im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter aus dem Geſchlecht der Kuenringe räuberiſch hauſte. Agges ſoll nun wiederum zuſammenfallen mit dem Maugis oder Malgys der karolingiſchen Sage, und dieſer mit Elegaſt und Algaſt. — Gr. hätte wohlgethan, die Stelle aus dem ſo äußerſt ſeltnen Titurel beizufügen, um ſeine Leſer zu eignem Urtheil in Stand zu ſetzen. Ohne dieß Buch zur Hand zu haben, wagen wir dennoch eine Vermuthung. Die hanöveriſche Handſchrift lieſt 'Agez'. Vielleicht iſt der Meiſterdieb Agez nichts anders als eine Elſter. Gloss. Florent. agaza, pica. Latino-Barb. agazia, altfranzöſiſch agace. S. Carpentier und Roquefort. Der Name dieſes Vogels hat viele Veränderungen erfahren: aus 'Agelelſter' iſt 'Elſter' zuſammengezogen, und eben ſo ſcheint das noch übliche 'Atzel' nur ein zuſammengezogenes Verkleinerungs-Wort von agaza, Agez, zu ſein. Der Meiſterdieb Agez entwendet den Frauen Hut und Mantel; dergleichen Streiche werden gerade den Elſtern zugeſchrieben.

S. 33. ſagt der Verfaßer, der M-Laut (der Buchſtabe M) werde den Vokalen häufig vor- oder abgeſetzt, und Magnet und Agſtein ſeien beide nur ein Wort. Der Wurzel nach haben dieſe Worte nicht das Mindeſte mit einander gemein. Magnet war im Griechiſchen ein ganz örtlicher Name: der magnetiſche Stein, weil er dort zuerſt gebrochen wurde. Man gab im Mittelalter dem Magnet den Namen Agſtein, aber wie es ſcheint, nur durch Uebertragung, wegen der anziehenden Kraft, welche er mit dem Bernſtein gemein hat. Denn Agſtein oder Agtſtein bedeutete eigentlich Bernſtein. (S. Zeilleri Itinerar. p. 512.) Agtſtein ſcheint zuſammengezogen aus achates, Agat. Achates hieß im Latein des Mittelalters der Feuerſtein, wie eine Stelle des Notker (Ps. XXVIII. 11.) beweiſt, der in den Worten der Aeneïde ignemque excudit Achates eine Anſpielung auf den Namen des Steins zu finden glaubte. Bernſtein iſt ſo viel als Brennſtein, und ſo nannte man dieſen vielleicht accates, nicht weil Feuer daran geſchlagen wird, ſondern weil er ſelbſt brennt. Dieſe Vermuthung mag gelten was ſie kann, aber Herrn Grimms Ableitung iſt gewiß falſch.

III. 'Ritornelli.'

IV. 'Von zwein Kaufmann.' Ein noch ungedrucktes Fabliau, deßen Mittheilung aus der Handſchrift man Hrn. J. Gr. Dank wißen wird. Man ſollte einmal alles, was wir im Fach der kürzeren Erzählungen haben, zuſammen herausgeben. Wiewohl die deutſchen Dichter meiſtens nicht Erfinder ſind, kann man ihnen ihr eigenthümliches Verdienſt der Behandlung nicht abſprechen, eben ſo wenig als an den welſchen Ritterromanen. Eine irrige Auslegung V. 342. hat der Herausgeber ſelbſt S. 52. verbeßert. Wir fügen noch ein Paar Berichtigungen hinzu. V. 432.:

Wan er ſie nie geſchielte
Uz ſines herzens arke.

Anm.: 'geſchielte, lostrennte; ein merkwürdiges, im Hochdeutſchen ziemlich ſeltenes Wort, dem nord. ſkilia entſprechend. Unſer ſchälen, die Rinde abtrennen, ſcheint verwandt.' — Von dem Geſchlecht des nordiſchen skilia iſt das holländiſche verschillen, aber beides gehört nicht hieher. 'Geſchielte' iſt das imperf. conj. von 'geſchalten', wie ehemals 'wielt' von walten, 'ſpielt' von ſpalten, und noch jetzt 'hielt' von halten. 'Geſchalten' heißt eigentlich, ein Schiff mit der Stange (dem Schalten) fortſtoßen. Trojan. Krieg V. 25055.:

Daz ſi ze lande mochten nicht
Geſchalten und geſtozen.

Ebendaſelbſt findet ſich die vergangne Zeit der einfachen Form ohn. Vorſatz-Silbe. V. 4109.:

Ze ruggen ſchielt er ſinen ſchilt,

er warf ſeinen Schild auf den Rücken. Obige Zeilen heißen: weil er ſie aus dem Innerſten ſeines Herzens verſtoßen würde. Das einfache Zeitwort 'ſchalten' haben wir noch in allgemeinerem Sinne der wohl zuerſt durch den ſprichwörtlichen Reim 'ſchalten und walten' veranlaßt worden ſein mag. — V. 494.:

Si ſprach: kinder, ich will roben.

Anm.: 'roben, ſonſt rowen, ruwen, reuen; es ſoll mich noch reuen, ärgern, wo ihr nicht ſolches Anmuthen einſtellt.' — Reuen findet ſich ſchwerlich ſo geſchrieben, und iſt überdieß ſchon im Altdeutſchen unperſönlich; z. B. 'mich ruwet uwer Ungemach'. Vermuthlich iſt zu leſen: ich will 'toben', ich werde mich ereifern; dieß entſpricht ſowohl dem Reime als dem Sinn.

V. 'Erläuterung einer Stelle aus Apollonius von Tyrland von J. Grimm.' Eine dunkle Stelle noch dunkler erklärt.

VI. 'Der Mann in der Grube, von J. Grimm.' Eine ſchöne und ergreifende Allegorie aus Barlaams Legende nach Rudolfs von Montfort Gedicht abgedruckt.

Iz was ein angeſtlicher ſtric.

Das letzte Wort wird erklärt: 'Punct, Zeitpunct'. Es iſt Strick, laqueus; es war eine ängſtliche Verſtrickung. Von einem Drachen heißt es:

Uf ſinen was er bereit.

Die Zeile, ſagt der Herausgeber, iſt unklar. Das iſt nicht zu verwundern, es fehlt ein Wort, vermuthlich val, Fall.

Uf ſinen val was er bereit,
Genende, als ich han geſeit,
Als er in wolde ſlinden.

Anm.: 'genende, wohl: kühnlich, kühn'. Keineswegs! genende, mit dem Ton auf der zweiten Silbe iſt freilich ein altdeutſches Wort, aber hier iſt génende zu leſen: gähnend, als ob er ihn verſchlingen wollte. Man ſieht, wie der Mangel der Accente in der alten Schreibung irre führt; in der karolingiſchen Zeit hat man ſich ihrer zuweilen bedient, leider unterblieb es nachher.

Der Herausgeber wünſcht 'dem Urſprunge der Legende von Barlaam und Joſaphat näher auf die Spur zu kommen'. Dieſe Dichtung ſtammt aus dem Morgenlande: ſie ſoll zuerſt von Johannes von Damaſcus im achten Jahrhundert ſyriſch geſchrieben, und bald darauf in das Griechiſche übertragen werden ſein. S. Dunlop History of Fiction Lond. 1814. Vol. I. p. 70. sq. u. Appendix VI.

VII. 'Theut und Mann, von J. Grimm.' Es würde hier zu weit führen, unſre Deutung der berühmten Stelle des Tacitus vom Thuiſco und Mannus vorzulegen, welche ſich von der Anſicht des Verfaßers weit entfernt. So tumultuariſch läßt ſich die Sache nicht abthun. Wir bemerken nur S. 82.: 'nemo nicht contrahiert aus ne homo, ſondern ho ein bloßer Vorſatz, und mo ſoviel als mas, mans, Mann'. Zum Glück hat Hr. J. Gr. nicht gewußt, daß man bei der Etymologie die unregelmäßigen Nominative, weil ſie meiſtens neueren Urſprungs ſind, nicht brauchen kann, ſondern auf die Biegung achten muß, ſonſt wäre es ihm noch leichter gefallen, aus ho-min-is, oder ho-mon-is beim Ennius, das deutſche 'Mann' herauszukünſteln. Mit eben ſo gutem Grunde hätte er wegen der Zuſammenziehung von volo in nolo und malo behaupten können, vo ſei eine bloße Vorſatz-Silbe, und lo die eigentliche Wurzel. Er weiſe doch nur ein einziges Beiſpiel von der trennbaren Vorſatz-Silbe ho in der lateiniſchen Sprache nach. Die wahre Ableitung von homo hat ſchon Varro gegeben: homo dictus ab humo; alſo der Erdgeborne, der Erdbewohner. Das u kommt in humanus wieder zum Vorſchein. Jedoch hierüber läßt ſich hin und her ſtreiten, und es iſt vielfältig geſchehen: vielleicht ſollte man von ſolchen Wörtern gar keine weitere Herleitung oder Auflöſung verſuchen. Allein darüber werden alle Kenner einverſtanden ſein, daß wer ſolche Etymologien an das Licht bringt, noch in den erſten Grundſätzen der Sprachforſchung ein Fremdling iſt. *)

VII. 'Geſellenleben, von J. Grimm.' — Handwerksburſchen Witz, aus einem ſeltenen Buche von Friſius abgedruckt, recht gut am blauen Montage zu leſen.

VIII. 'Ueber ſunu fatarungo' (in dem Liede von Hildebrand und Hadubrand), 'von J. Grimm.' — Die Herren Grimm haben bei deſſen Herausgabe nicht wenig geleiſtet, aber doch nicht alle Zweifel weggeräumt, und vielleicht iſt dieß auch bei einem ſo alten,

---

*) ('Du ſprichſt ein kühnes Wort gelaßen aus!' Wg.)

ſchwierigen und vereinzelt ſtehenden Bruchſtücke nicht möglich. Ein genauer Kupferſtich der nur kurzen und in ihrer Art einzigen Handſchrift wäre ſehr wünſchenswerth, weil in ſolchen Fällen niemand unbedingt den Augen des Andern traut. Es fragt ſich, ob die beiden kämpfenden Helden Vater und Sohn, oder ob der eine Neffe oder Vetter des andern iſt. Eckhart (Comment. de r. Fr. Or. I. p. 867.) hatte ſich für das erſte, Hr. Gr. für das zweite erklärt, er äußert aber jetzt Zweifel darüber. In der angelſächſiſchen Chronik heißt es beim Jahre 737.: and sealde his rice Edberhte his federan sunu, patrui filio; und J. 901.: his faederan sunu, eius patruelis. Zwar iſt faederan nicht einerlei mit fatarungo, aber dieſe Form wird durch die isländiſchen braedrungar und systrungar begünſtigt. — S. 125.: 'Zwiſchen Hiltibraht und Hiltibrant iſt ſicher kein Unterſchied zu machen, indem letztere Form nur der im gen. heraustretende Naſallaut iſt, gerade wie madr, ſvidr u. a. im gen. manns, ſvinns, bekommen.' — Dieſe Erklärung iſt nicht befriedigend. In den isländiſchen Beiſpielen hat das angehängte N die Veränderung des vorhergehenden Konſonanten verurſacht. Wenn ſonſt eine Mundart in einigen Wörtern das n ausſtößt, wie die angelſächſiſche in muth, cuth, tuth, ſtatt der gothiſchen Formen munths, cunths, tunths, ſo geſchieht dieß in allen Biegungen. Hier aber wäre dann nicht bloß ein N vor dem T ausgeſtoßen, ſondern ein Ch eingeſchoben, denn dafür ſteht H nothwendig an dieſer Stelle. Die Einerleiheit dieſer Namen müßte alſo etymologiſch, nämlich nach der Wurzel und Bedeutung der Endſilben 'braht' und 'brant' dargethan werden; oder hiſtoriſch, indem man zeigt, daß ſie an den Namen derſelben Männer in Geſchichtbüchern und Urkunden ohne Unterſchied gebraucht werden. Zwar wenn die Leſearten ſo ſind, wie die neuere Ausgabe ſie giebt, und nicht etwa das Erlöſchen des verlängerten Striches am h den Schein eines n bewirkt hat, ſo wäre die Einerleiheit ausgemacht. Denn die beiden Redenden werden in dem Gedicht abwechſelnd, der eine Hiltibraht und Hiltibrant, der andre Hadubraht und Hadubrant genannt, und um alle Ausflucht abzuſchneiden, im Nominativ. Gegen die Annahme, daß der eine der Vater des andern ſein ſoll, finden wir eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Worten, V. 43.: ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante. Denn die Erklärung des Hrn. Gr., daß die Winter und

Sommer zuſammengerechnet werden müßen, und alſo 30 Jahre ausmachen, will uns durchaus nicht einleuchten, um ſo weniger, da im Gothiſchen und Angelſächſiſchen 'Winter' allein ſchon das ganze Jahr bezeichnet. Auch der Grund, ein Kampf zwiſchen Vettern ſei nicht hinreichend, um eíne große Gemüthsbewegung hervorzubringen, wird entkräftet, wenn man bedenkt, wie ſtark die Bande der Verwandtſchaft in jenen Zeiten waren. Die Pflicht der Blutrache erſtreckte ſich ſogar auf entferntere Grade: wie groß mußte alſo die Scheu ſein, ſelbſt das befreundete Blut zu vergießen!

X. 'Mönch-Lateiniſche Allitteration.' Die von Hrn. J. Gr. beigebrachten und allerdings nicht zu verkennenden Beiſpiele ſind aus angelſächſiſchen Dichtern vom Schluße des achten Jahrhunderts. Wir kennen ein früheres vom Venantius Fortunatus (Mabillon. Analect. I. p. 368.). Das Gedicht, ein Empfehlungsſchreiben an den König Childebert, iſt aber ſo ſchlecht und ſo weit unter dem, was Fortunatus ſonſt zu leiſten vermochte; die Allitteration iſt ſo überladen, und ſo läppiſch herbeigeführt, daß man es nur für einen Scherz halten kann. Vielleicht wollte Fortunatus die Weiſe der fränkiſchen Dichter ſpottend nachahmen; dieß würde alſo die Vermuthung beſtätigen, auch unter den Franken ſei die Allitteration ſchon im ſechsten Jahrhundert üblich geweſen.*)

XI. 'Italiäniſches Volkslied.'

XII. 'Bedeutung der Blumen und Blätter.' — Ein proſaiſcher Aufſatz über dieſen Gegenſtand wird aus einer Handſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts mitgetheilt. Hr. J. Gr. grübelt darüber nach ſeiner Weiſe: gelehrt, tiefſinnig und dunkel. Schwerlich dürfte ſich Alles auf natürliche Gründe zurückführen laßen, und wer wollte nicht gern der Einbildungskraft ihr Spiel an ſo zarten Geſchöpfen gönnen? Aber eben deswegen muß man ſich nicht zu ſchwer auflehnen, und den Blumen, wie Ophelia, nur kurze Sinnſprüche zutheilen. Der Herausgeber verſteigt ſich bei dieſer Gelegenheit wieder in die Etymologie. S. 141.: Sind nicht die Sprachen Zungen, d. i. der Sage und äußerlichen Form nach, Blätter? die Wörter Wurzeln und Pflanzen? Mund iſt in andern Sprachen Hand, manus (palma), die Finger und Glieder Zweige und Aeſte, Lippe, labium ein Laub. Die Zunge iſt das ſich löſende und bindende Band der Rede; Band, Binde, villa, Weide (die germaniſchen Witten, welche den Geſang binden), lingua, lingula und ligula ein Wort, wie auch Zunge und γλῶσσα von andern Riemen gelten. Verbum, herba, Wort und Wurzel, erd (Wort), urt (Wurzel), urd (Gewächs) berühren ſich buchſtäblich, ſo iſt werden und wachſen eins, und noch mehr als crescere haben die Natur abſtracter Hülfswörter angenommen die engliſchen Zeitwörter waxe und grow. Rede wäre hiernach radix, gerade wie Rune eine Wurzel (Alraun); der Geſang, das Gedicht wird ein Zweig oder Aſt, der Stil, stilus ein Schreibgriffel, oder auch eine Redeweiſe, der Aſt, ramus ein Reim, Klang; die einzelnen Zeilen: Reiſer, Ruthen, darum heißen die Sänger Rhapſoden.' — So geht es noch lange fort, aber die meiſten Leſer möchten hier ſchon außer Athem ſein. Die Kenner werden leicht in dieſer babyloniſchen Sprachverwirrung das wenige Wahre von dem Erträumten und aus der Luft Gegriffenen ſondern. Man möchte Hrn. J. Gr. einen etymologiſchen Heraklitus nennen. Dieſer Philoſoph lehrte, wie bekannt, alle Dinge ſeien fließend, ohne feſten Beſtand und in ſtätiger Verwandlung. Aber es läßt ſich auch auf ſeine Art der Sprachforſchung anwenden, was Plato von jener Lehre ſagt: gewiſſe Philoſophen hätten ſich ſo lange herumgedreht, um das Weſen der Dinge nach allen Seiten zu ſuchen, daß ſie darüber ſchwindlich geworden, und nun erſcheine ihnen die Welt ſelbſt, wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben.*)

---

*) [Die Allitterationen ſind bei Venantius Fortunatus überaus häufig und großentheils unwillkürlich, bloße Folge der Gewöhnung. Bg.]

XIII. 'Blumenlieder.' XIV. 'Der Jäger aus Griechen, altholländiſch.' XV. 'Indiſches Märchen.'

XVI. 'Ueber einen vorzüglich der älteren deutſchen Sprache eigenen Gebrauch des Umlautes.' Ein kurzer, aber ſchätzbarer Aufſatz von Hrn. Proſ. Benecke in Göttingen, deſſen Ausgabe einiger Minnelieder aus der bremiſchen Handſchrift durch ſprachkundige Genauigkeit ſich ſo vortheilhaft auszeichnet. Docen hatte im Altdeutſchen einige weibliche Subſtantive bemerkt, die im Singular mit dem Umlaut dekliniert zu werden ſcheinen; z. B. Nom. die hant; Gen. der hende, Dat. der hende, Acc. die hant. So kraft, vart, und alle auf schaft ausgehenden, wie ritterschaft. Benecke bezweifelt dieß aus dem Grunde, weil der Umlaut im Deutſchen zu vielen andern Zwecken, der Bezeichnung des Pluralis, der Steigerung der Adjektive u. ſ. w. gebraucht werde, aber niemals um Kaſus zu bilden. Er nimmt alſo an, jene Genitive und Dative ſeien vielmehr von einem gleichlautenden Nominativ abzuleiten. Um Docens Bemerkung zu widerlegen, müßte man ſolche Nominative mit dem Umlaut und der weiblichen Endung in zuverläßigen Beiſpielen auffinden. Benecke hat aber nur Accuſative beigebracht, (darunter zweifelhafte, z. B. Vinde ich nicht meisterschefte da; dieſes ſcheint uns der Genitiv zu ſein) welches nicht entſcheiden kann, weil es in der deutſchen Biegung Beiſpiele giebt, daß alle casus obliqui im Singular ſich gleich bleiben. Benecke ſagt S. 170.: ‘Eine im Dialekte verſchiedener Gegenden, oder in der Eigenthümlichkeit verſchiedener Zeitalter gegründete Form kann es alſo nicht ſein; und eines von beiden müßte es doch wohl ſein, wenn wir den alten Dichtern nicht eine unbegreifliche Willkürlichkeit aufbürden wollen. Der Oberdeutſche, der Ein Mal ſagt ‘der Butter iſt vierzehn Täge alt’, der Niederdeutſche, der Ein Mal ſagt ‘ich jug die Schäfe’, wird immer ſo ſagen, es müßte denn ſein, daß er ſich Ein Mal nach ſeiner Mundart, ein anderes Mal nach ſeinem Adelung richtete. Aber für unſere alten Dichter gab es keinen Adelung. Woher alſo in aller Welt, bei einer und derſelben Perſon, die ſo ſpricht, wie ihr der Schnabel gewachſen iſt, eine doppelte Deklination deſſelben Wortes in Einem Athem?’ — Wir können dieß nicht ſo ganz zugeben. Der Ungelehrte, auch wenn er fehlerhaft ſpricht, wird von einem dunkeln Gefühl der Analogie geleitet. Nun durchkreuzen ſich aber die Analogien wenigſtens ſcheinbar, und man kann bald dieſer, bald jener folgen. Die Geſetze unſerer Sprache haben ſich unleugbar im Lauf der Jahrhunderte verändert: gewiſſe Wortfügungen und Biegungen ließ man fahren, andre kamen dagegen auf. Dieß kann nur allmählich geſchehen ſein: in den Zeiten des Uebergangs mußte alſo der Sprachgebrauch ſchwanken, er konnte es um ſo ungehinderter, weil es keine Sprachlehrer gab, und den Dichtern waren die doppelten Bildungen ſehr bequem. Was aber die Frage zwiſchen Hrn. Benecke und Hrn. Docen betrifft, ſo würden wir ſie unter folgenden allgemeineren Geſichtspunkt ſtellen. Die heutige deutſche Sprache kennt keine Biegung der weiblichen Subſtantive im Singular, ausgenommen in einigen aus alter Zeit übrig gebliebenen Redensarten. Ehemals war es nicht ſo, und wir bemerken noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht auch ſpäterhin, eine doppelte Biegung dieſer Subſtantive: die eine auf E mit oder ohne Umlaut, die andre auf N oder En. Allein der Hang zur Abkürzung und Vernachläßigung dieſer Biegungen zeigte ſich ſchon häufig in dem angegebenen Zeitraume.

---

*) [In einem Briefe an W. v. Humboldt vom 21. Dec. 1822 ſagt der Vf. über Grimms Grammatik: 'Ich ſchätze dieſe Arbeiten ſo hoch wegen der rein hiſtoriſchen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgeführten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten iſt. Ich werde es mir um ſo mehr zum angelegentlichen Geſchäft machen, dieß anzuerkennen, weil ich früher wegen ſeiner Etymologien à la Kanne ſehr hart mit ihm umgegangen bin.']

Es wäre ein ſehr erwünſchtes Geſchenk für alle Freunde unſerer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Benecke, eine deutſche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beſchäftigung mit den alten einheimiſchen Schriften kann nur durch Auslegungskunſt und Kritik gedeihen; und wie ſind dieſe möglich ohne genaue grammatiſche Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens ſind freilich nicht gering, wegen der regelloſen Schreibung ungelehrter Abſchreiber, wegen des Mangels an proſaiſchen Schriften aus dieſem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverläßigkeit der bisherigen Ausgaben. Wie ſehr wir mit Recht die Tugenden der alten Sprache preiſen mögen, ſo läßt ſich doch eine gewiße Verwilderung in grammatiſcher und orthographiſcher Hinſicht nicht ableugnen, welche dann auch die Folge gehabt hat, daß viele unterſcheidende Biegungen unwiderbringlich verloren gegangen ſind. Es iſt befremdlich und dennoch unleugbar, daß die älteſte ſchriftliche Auffaßung unſerer Sprache, die wir kennen, die gothiſche, bis auf die neueren wißenſchaftlichen Zeiten auch die gelehrteſte, am meiſten auf ſichern Grundſätzen und feinen Unterſcheidungen beruhende, geblieben iſt. Ulfilas ſteht weit über einem Otfried, einem Ueberſetzer des Tatian, und Andern dieſes Zeitalters. Und wiederum ſind die Schriften des neunten und zehnten Jahrhunderts in Bezug auf grammatiſche Genauigkeit den ſpäteren überlegen, weil ſie von gelehrten Geiſtlichen verfaßt wurden, die am Lateiniſchen die Beobachtung beſtimmter Sprachregeln gelernt hatten. Viele Minneſinger hingegen mochten in dem Falle ſein, wie Herr Ulrich von Lichtenſtein, weder leſen noch ſchreiben zu können. Ihren dichteriſchen Gaben gereicht dieß zu deſto höherem Ruhme, aber der Sprache war es ſchwerlich vortheilhaft. Wenn auch ein Ritter, wie Hartmann von Owe, 'ſo gelert was, daz er an den buchen las', ſo ſchrieb er doch nicht ſelbſt, ſondern diktierte. Dieß erhellet aus den Bildern der maneſſiſchen Handſchrift, wo die Dichter zuweilen leſend, niemals ſchreibend vorgeſtellt ſind. Meiſter Konrad von Würzburg diktiert hier ſeinem Schreiber, und Reinmar von Zweter hat ſogar zwei neben ſich: der eine ſchreibt den erſten Entwurf mit einem Griffel auf Wachstafeln, der andre ſcheint ihn auf einer Pergamentrolle ins Reine zu bringen. Dieſen Umſtand darf man bei Beurtheilung der Minneſinger, beſonders in Bezug auf das Silbenmaß, nicht aus der Acht laßen.

Mit Einem Worte, den Deutſchen hat das ganze Mittelalter hindurch gefehlt, was ſchon Karl der Große ihnen ſchaffen wollte, was Alfred glücklicher zu Stande gebracht: ein wißenſchaftlicher Unterricht in der Mutterſprache. Ueber ein Jahrtauſend blieb die Bewahrung der Sprachgeſetze dem Gefühl, ohne deutlich entwickelte Kenntniß, allein überlaßen, und ſo mußte die vertrauliche abkürzende Nachläßigkeit des gemeinen Lebens über die gebildete Beſtimmtheit grammatiſcher Formen vielfältig die Oberhand gewinnen.

Für die Geſchichte unſerer Grammatik iſt bisher durch Ausländer mehr geleiſtet worden, als durch deutſche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye, eine holländiſche Schrift: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze gothiſche Grammatik, ſondern bloß die Konjugation und Deklination, dieſe ſind aber meiſterlich behandelt. Die fränkiſche Grammatik des Hickes wird allenfalls zu übertreffen ſein: am beſten wäre es wohl, die wichtigeren Schriften des karolingiſchen Zeitalters erſt jede für ſich zu unterſuchen, und dann den Ertrag zu vergleichen. Doch man darf ſich über die Verabſäumung der älteren Sprachkunde unter uns nicht verwundern, da in unſerer heutigen Sprachlehre noch ſo viel aufzuräumen und beßer zu ordnen iſt. Wie lange werden die deutſchen Sprachlehrer fortfahren, wie Adelung eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunſtreicher regelmäßig ſind als übrigen, und zu einer zweiten Konjugation gehören? **Schon Hickes** (Thesaur. Ling. septentrion. II. p. 71.) warf einen Wink darüber hin. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die ſämmtlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Klaßen geordnet, und ihre Analogie bis in die feinſten Verzweigungen nachgewieſen.

Die Geſchichte der deutſchen Sprachlehre iſt aber noch aus einem andern umfaßenderen Geſichtspunkte lehrreich, als bloß für die Erforſchung der Geſetze und Alterthümer unſerer Sprache. Sie zeigt uns nämlich den allmählichen Uebergang von der ſynthetiſchen zur analytiſchen Grammatik. Nach dem Beiſpiel vieler andern Sprachen, denen das Gleiche widerfuhr, wenn ſie nicht frühzeitig feſtgeſtellt wurden, wie das Sanskrit und das Lateiniſche, ſcheint dieſer Fortgang auf einer allgemeinen Neigung des menſchlichen Geiſtes zu beruhen. Die Einſicht in das Weſen der ſynthetiſchen Grammatik iſt, wie uns dünkt, äußerſt wichtig, um die Gedanken der Urwelt zu begreifen.

XVII. ‘Grammatiſche Anſichten.’ In dieſem Aufſatze, ſo wie in einem Anhange zu dem vorigen von Benecke theilt Hr. J. Gr. manche vielleicht richtige Bemerkung mit, aber in einem Vortrage, der es unmöglich macht, irgend etwas feſtzuhalten. Wir leſen hier von dem Umlaut als dem Erröthen und Erblaßen der Sprachen, von ſchwarzen Sprachen, von Wörtern, die das Haupt ſenken, von einer Weiche der Haut, die in der deutſchen Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eingetreten, von einer diphtongierten Poeſie u. dgl. mehr. Schließlich weiſet Hr. Gr. noch die griechiſchen Sprachlehrer zurecht, was vielleicht thunlich iſt, nur nicht ſo, wie er es unternimmt, auf anderthalb Seiten. Es erfordert die ſorgfältigſte Aufſpürung der veralteten Formen des Lateiniſchen und Griechiſchen (wie z. B. der gelehrte Engländer Knight ſie in ſeinen Prolegom. zu einer künftigen Ausgabe des Homer anſtellt), deren Vergleichung unter einander, dann auf der einen Seite mit den ſanskritaniſchen, auf der andern mit den gothiſchen. Was dieſe verwandten, jedoch weit aus einander gegangenen Sprachen Gemeinſchaftliches in ihren grammatiſchen Bildungen haben, das darf man unbedenklich als das Urſprünglichere betrachten.

XVIII. ‘Ueber Ottacher im Hildebrandslied.’ Hr. W. Gr. bringt eine für die Aufklärung unſerer Heldenſage äußerſt wichtige Stelle des Abbas Urspergensis bei, ohne ihren wahren Urheber zu kennen, und als eine Gloſſe zum Jornandes. Hr. Görres hat ſchon die rechte Quelle nachgewieſen.*) Aus dieſer Stelle erhalten wir Licht über Otacher des alten Bruchſtücks. Es wird daraus wahrſcheinlich, daß dieſer Otacher oder Odoaker derſelbe iſt, der in den ſpäteren Dichtungen vom gothiſchen König Ermenrich, Sibich genannt worden. Nun entſteht aber ‘die neue Frage, wie Sibichs und Odoakers Namen vertauſcht worden ſind?’ Wir ſchlagen folgende Auflöſungen vor. Der Name Sibich ſcheint ganz allegoriſch zu ſein. Sibba hieß Friede (ſ. Schilter Glossar.), unsibja, beim Ulfilas, ungerecht, feindſelig. Sibich war, dem Anhange des Heldenbuchs zufolge, der treueſte Freund Ermenrichs, bis er durch Entehrung ſeiner Gattin zur Rache gereizt ward. Er konnte alſo nach ſeiner früheren Geſinnung Sibich heißen; oder auch gerade im Gegenſatz, weil er unter dem Schein der Treue verrätheriſchen Rath gab und Unfrieden ſtiftete.

Es bleibt noch ein Zweifel übrig. Konrad von Lichtenau ſchreibt um das Jahr 1229. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts war aber ſchon Sibich in den deutſchen Liedern als der falſche Rathgeber König Ermenrichs berühmt, wie aus der Stelle von ihm im Parzifal (V. 12577. u. f.) unwiderleglich erhellet; und dennoch nennt jener Geſchichtſchreiber den Odoaker und nicht den Sibich. Man kann hierauf antworten: er wollte einen geſchichtlichen Irrthum berichtigen, er hielt ſich alſo mehr an die älteren lateiniſchen Chroniken, als an die zu ſeiner Zeit in Umlauf gebrachten Volkslieder, und dieſe nun verlorenen Chroniken hatten aus älteren Behandlungen der Sage geſchöpft, worin noch, wie in dem Bruchſtücke, Otacher ſtatt Sibichs genannt wird.

XIX. ‘Ueber altdeutſche Metrik, von J. Grimm.’ Eine richtige Bemerkung über das Silbenmaß unſerer in kurzen Zeilen ohne Abtheilung in Geſetze geſchriebenen Rittergedichte. Das Ueberſchreiten des Sinnes (enjambement) war nicht blos zufällig, ſondern eigentlich Regel dieſes Silbenmaßes, und zwar dergeſtalt, daß der Sinn immer die letzte Zeile jedes Reimpaares mit der erſten des folgenden verbindet. Dieß bildet eine rhythmiſche Periode aus zwei Hälften, wo der antwortende Reim immer in die Mitte fällt. Die Sache iſt ausgemacht: Konrad von Würzburgs Trojaniſcher Krieg beſtatigt ſie eben ſo wohl, wie der Parzifal und Triſtan auf allen Seiten. Bei näherer Prüfung wird immer mehr hervorgehen, daß unſre alten Dichter nicht ſo kunſtlos waren, als ſie dem erſten flüchtigen Blicke durch die Verdunkelung der Zeit erſcheinen. Wenn ſie kurze Sinnſprüche durch den Reim bilden wollten, wie im Freidank, machten ſie es ganz anders. Hr. J. Gr. hat dieſe Bemerkung zuerſt aufgeſtellt. Sie kann dem Leſer der Handſchriften oder der Ausgaben ohne Interpunktion ſehr nützlich werden, indem ſie ihm angiebt, wo er im Zweifel die Ruhepunkte des Sinnes zu ſuchen hat. Auch dem Vorleſer iſt ſie zu empfehlen, damit er dem Sinne folge, und die Eintönigkeit der Reimpaare breche. Dieſe von rhythmiſchem Gefühl zeugende Weiſe unſrer alten erzählenden Dichter ſcheint jedoch ihrem Erbfehler, der Weitſchweifigkeit, eher Vorſchub gethan zu haben, als das Gegentheil. Die fortgehende Verkettung der Reime macht es ihnen ſchwer, raſch von einem Gegenſtande zum andern fortzugehn.

---

*) [In den Heidelb. Jahrb. 1813. S. 353.]

XX. ‘Zeugniſſe über die deutſche Heldenſage, von W. Grimm.’ Dieſer Aufſatz, der das fünfte und ſechste Heft einnimmt, iſt bei weitem der wichtigſte der ganzen Sammlung, und muß ſie allein ſchon jedem Forſcher unſerer geſchichtlichen und dichteriſchen Alterthümer ſchätzbar machen. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat ſeit vielen Jahren eine Ausgabe des Liedes der Nibelungen vorbereitet, die er mit allen Hülfsmitteln der Berichtigung des Textes und der Auslegung, und mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entſtehung und Fortpflanzung dieſer und anderer verwandten Heldenſagen begleiten wird. Er wünſcht, dieſem Werke alle ſeinen Kräften nur erreichbare Vollendung zu geben, damit es den Deutſchen nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, ſondern ein Beſitzthum für allezeit werde. Er wird ſich daher durch alles, was unterdeßen von andern Gelehrten an den Nibelungen geleiſtet werden mag, nicht zur übereilten Herausgabe ſeiner Arbeit vor ihrer völligen Reife bewegen laßen, und iſt vielmehr erfreut, daß dieſer große lang vergeßene Gegenſtand ſo viele Geiſter an ſich zieht.

Wir begegnen hier alſo Hrn. W. Gr. auf dem Felde eigner Unterſuchungen. Seine Sammlung iſt ſehr reichhaltig, ſie enthält 142 Stellen. Einige waren uns noch neu; ein Paar fehlende werden wir beifügen. Es gehört ungemeine Liebe zur Sache, Geduld und Beharrlichkeit dazu, in ſo entlegenen Gegenden der Geſchichte und Litteratur, ſo viel bisher Ueberſehenes zu entdecken. Dem, was Hr. W. Gr. über die aufgefundnen Stellen ſagt, können wir jedoch bei weitem nicht immer beiſtimmen. Es fehlt, wie uns dünkt, an gehöriger Unterordnung der geſchichtlichen Zeugniſſe nach den Graden ihrer Gültigkeit, an Sonderung des Beglaubigten und Fabelhaften, an Zuſammenfaßung der Ergebniſſe; kurz, an ſcharfer Kritik und lichtvoller Darſtellung. Die Unterſuchung läßt ſich in dieſen Blättern nicht erſchöpfen: wir heben nur einige Hauptſtücke aus.

Zuvörderſt iſt Hr. W. Gr. in einem weſentlichen Irrthum über die hiſtoriſche Deutung unſers Heldengedichts befangen. Er geht (S. 215. u. f.) den Bericht des Jornandes von der katalauniſchen Schlacht durch, und ſucht darin Aehnlichkeit mit dem Schluß der Nibelungen zu erkünſteln. Was in aller Welt haben die Nibelungen mit der katalauniſchen Schlacht gemein; der letzte Theil des Gedichtes ſchildert ja nicht einen Eroberungskrieg, eine abſichtlich vom Attila unternommene Völkerſchlacht, ſondern eine Fehde zwiſchen den Hunnen und einem befreundeten Volke, in dem Königsſitze des Attila ſelbſt, mitten im Frieden, durch geheime Leidenſchaften angeſtiftet. Die Niederlage der Burgunden fällt in eine ganz andere Zeit, ſie iſt eine unbezweifelte Thatſache, deren zwei gleichzeitige Geſchichtſchreiber erwähnen. Idatii Chron. A. Chr. 436. Burgundiones, qui rebellaverant, a Romanis duce Aetio debellantur. A. Chr. 437. Narbona obsidione (scil. Gothorum) liberatur, Aetio Duce et Magistro militum. Burgundionum caesa viginti millia. — Nur das Letzte gehört hierher, das Uebrige wird aber zur Aufklärung des Folgenden dienen. Idatius ſagt nicht, durch wen die Burgunden umkamen. Dieß erfahren wir aus Prosperi Aquitan. Chr. A. Chr. 435. Eodem tempore Gundicarium Burgundionum regem inter Gallias habitantem Aëtius bello obtinuit (leg. obtrivit) pacemque ei supplicanti dedit, qua non diu potitus est, siquidem illum Chuni cum populo suo ac stirpe deleverunt. Dem letzten ſchreibt Caſſiodorus nach: A. Chr. 435. Gundicharium, Burgundionum regem

Aetius bello subegit, pacemque ei reddidit supplicanti, quem non multo post Hunni peremerunt. Dieſe Angaben werden einigermaßen durch den Pseudo-Prosper verdunkelt, den man ſich wohl hüten muß, mit dem ächten zu verwechſeln, wie S. 236. geſchieht. A. Chr. 436. Bellum contra Burgundionum gentem memorabile exarsit, quo universa paene gens cum rege per Aetium deleta. Demnach wäre der burgundiſche König durch den Aëtius umgekommen; es iſt aber weiter nichts, als daß der Schreiber den Idatius mit einer falſchen Interpunktion geleſen, und die beiden Begebenheiten in Eins gemiſcht. Ueberhaupt hat der angebliche Proſper ein ſehr geringes Anſehen: wo er nicht wörtlich die älteren Chroniken ausſchreibt, ſind ſeine Einſchiebſel immer verdächtig. Und wenn Paul. Diacon. Hist. miscella ſagt: Attila itaque primo impetu, mox ut Gallias introgressus est, Gundicarium Burgundionum regem sibi occurentem protrivit, und dieß in ſeinem Buche De Episc. Mettens. faſt mit denſelben Worten wiederholt, ſo iſt ſeine Angabe ebenfalls bloß aus einem Gedächtnißfehler und einer Mißdeutung entſprungen, indem er das non multo post des Caſſiodor auf 14 Jahre oder darüber ausdehnt. Hr. W. Gr. hält es für ausgemacht, daß die Burgunden bei dem Einbruche Attilas in Gallien im J. 451. gegen ihn geſtritten, weil ſie Jornandes ausdrücklich unter den Bundsgenoßen der Römer nennt. Die neueren Geſchichtſchreiber ſind meiſtens dem Jornandes gefolgt, aber ſeine aus einer verworrenen und flüchtigen Leſung des Caſſiodor geſchöpfte Angabe wird durch das weit gültigere Zeugniß eines Zeitgenoßen und nahen Beobachters der Begebenheit gradezu umgeſtoßen. Sidonius (Panegyr. in Avit. Carm. VII. 322.) ſagt in ſeiner Beſchreibung der Heerſchaaren des Attila:

Gepida trux sequitur, Scyrum Burgundio cogit.

Sidonius hatte das Vorhaben, die Geſchichte dieſes von ihm ſelbſt in Gallien erlebten Krieges zu ſchreiben: leider hat er es nicht ausgeführt, und wir müßen uns nun mit dem Jornandes behelfen. Man kann dieß Zeugniß nicht durch die Einwendung entkräften, daß es in einem Gedichte ſteht. Das Verzeichniß der entfernteren Völker mochte Sidonius durch einige veraltete Namen anſchwellen, aber die Burgunden ſetzte er ſchwerlich gegen die Wahrheit hinein. Sie waren ſeine nahen Nachbarn, und er hat ſelbſt unter ihnen gelebt. Auch die Franken nennt Sidonius als Bundsgenoßen Attilas; Jornandes läßt ſie für die Römer fechten, und Neuere haben hierauf die fabelhaften Thaten des Meroveus gebaut. Indeſſen mit den Franken läßt ſich eine Auskunft treffen: ſie gehorchten mehreren von einander unabhängigen Fürſten, wovon einer dem Aëtius, ein anderer dem Attila folgen mochte. Die Burgunden hingegen machten in ihrem Sitz am Mittel-Rhein nur einen einzigen Staat aus.

Der gründliche Maſcou (Geſch. der Deutſchen I. S. 432.) erregt einen Zweifel gegen die Niederlage der Burgunden im J. 436. (nach der Berechnung des Pagius), 'weil damals Aëtius den Burgundern bereits Frieden zugeſtanden hatte, und die Hunnen der Römer Bundsgenoßen waren'. Er zieht daher die Angabe des Paulus Diaconus vor, der viertehalb Jahrhunderte nach dem Attila ſchrieb. Maſcous Zweifel wäre gegründet, wenn behauptet würde, Attila oder ein Theil ſeines Heeres ſei in dieſem Jahre über den Rhein gegangen, um die Burgunden anzugreifen. Dieß konnte nicht ohne offenbare Feindſeligkeit gegen die Römer geſchehen, und kein Geſchichtſchreiber meldet etwas hievon. Aber wo die Niederlage vorgefallen, das laßen Proſper und Idatius ganz unbeſtimmt, und hierüber tragen wir kein Bedenken, das Lied der Nibelungen als ein geſchichtliches Zeugniß zu Hülfe zu rufen. Es iſt ſehr denkbar, durch den Sidonius ſogar gewiß, daß die Burgunden, wie ſo viele deutſche Völker, mit dem Attila in einem Verhältniß abhängiger Bundsgenoßenſchaft ſtanden: ihr König konnte alſo in freundſchaftlicher Abſicht mit ſeinen Kriegern in das Hunnenreich gezogen ſein, als ſich jener Zwiſt entſpann, und mit einer blutigen Niederlage ſich endigte. Die Erzählung des Dichters iſt ſogar mäßiger, als die Schätzung des Geſchichtſchreibers: nach den Nibelungen kamen nicht viel über zwölftauſend Burgunden um, nach dem Idatius zwanzigtauſend. Wir bauen darauf ganz vorzüglich das urkundliche Anſehen unſers Heldengedichts, daß es uns nicht nur das Andenken einer Begebenheit aufbewahrt hat, welche von den Zeitgenoßen bloß flüchtig erwähnt wird, weil ſie auf die Schickſale der römiſchen Provinzen keinen Einfluß hatte, ſondern uns ſogar Aufſchlüße giebt, wodurch dieſe Begebenheit ſich mit der Zeitgeſchichte in einen wahrſcheinlichen Zuſammenhang ſetzen läßt. Dieß beweiſet unwiderſprechlich, daß ein Theil des Gedichtes auf burgundiſche und gothiſche Ueberlieferungen von Attilas Zeiten her, gebaut iſt.

Ferner ſcheint Hr. W. Gr. über die geſchichtliche Deutung Dieterichs von Bern nicht im Klaren zu ſein. Er ſagt S. 262.: 'Bern und Verona (Bern) iſt ein Wort; daß dieſes Bern das italiäniſche Verona ſei, folgt alſo daraus noch nicht. Bern iſt ſowohl ein altdeutſcher Mannsname, als auch andere Orte ihn noch führen.' Man nenne doch eine andre namhafte Burg oder Stadt dieſes Namens, vor Erbauung der noch blühenden im Uechtland, welche der Sitz des Helden hätte ſein mögen. Im Anhange des Heldenbuchs heißt es: 'Nun liegen Garten und Bern nahe bei einander.' Garten iſt die alte Burg Garda, wovon der Lago di Garda den Namen führt. — Beſtimmter wird aber der Zweifel, oder vielmehr die Verwerfung dieſer Deutung ausgedrückt in dem Kommentar zum Liede von Hildebr. und Hadubr., S. 65.: 'Manche Verwirrung iſt dadurch veranlaßt, daß man, ohne durch die Quellen berechtigt zu ſein, den oſtgothiſchen Theoderich des Jornandes, wie Goldaſt, Leſſing u. a., auch 'Veronenſis' genannt, ein Name, der nur dem Dieterich (von Bern) zukommen kann.' — Nichts kann ausgemachter ſein, als daß unter dem Dieterich von Bern der deutſchen Heldenlieder Theoderich der Große gemeint iſt. Dieterich wird Dietmars Sohn, König der Amelungen genannt; und Theoderich war der Sohn Theodemirs, die Namen ſind dieſelben, nur durch die neuere Ausſprache verändert. Theoderich war König der Oſtgothen, dieſe hießen volksmäßig die Amelungen, nach dem Stifter ihres Fürſtenſtammes Amala, wie ſpäter die Kerlingen, die Lotharingen u. ſ. w. Nicht zu überſehen iſt, daß das oſtgothiſche Reich während ſeiner ganzen Dauer nur einen einzigen König dieſes Namens gehabt. Der Beiname 'von Bern' erklärt ſich natürlich aus den Römerzügen. Nach dem Uebergange über die Alpen durch die Berner Klauſen, fiel Verona zuerſt den deutſchen Kriegern in die Augen. Theoderich hatte dort oft geſeſſen, und viele Denkmale erbaut; vermuthlich wurde der noch unbeſchädigt erhaltene Circus als die Rieſenburg und Kampfbahn ſeiner Helden angeſtaunt. Im ganzen Mittelalter kennen wir keinen einzigen Geſchichtſchreiber, von Otto von Freiſingen und Gottfried von Viterbo an bis in das ſechzehnte Jahrhundert, der an der Einerleiheit Theoderichs des Großen und Dieterichs von Bern nur den leiſeſten Zweifel geäußert hätte; ja der volksmäßige Name iſt oft als gleichbedeutend in die aus römiſchen Quellen geſchöpfte Geſchichte übergegangen. Deswegen eben rügte der Biſchof von Freiſingen den Anachroniſmus der Dichtung, welche Theoderich den Großen in das Zeitalter Attilas zurückſchob. Man weiß es ſchon, daß die Sage wenig auf die Zeitrechnung achtet: ſie iſt gleichſam ein Walhalla, wo die Helden entfernter Zeiten und Völker ſich kämpfend oder befreundet begegnen. Ferner ſind auf den Namen Theoderichs viele Thaten gehäuft, die der Wahrheit nach Andern zugehören; dieß hat ſchon vor zweihundert Jahren der gelehrte Welſer (Rer. Boic. L. II. p. 71.) eingeſehen, nur daß er wegen des Anachroniſmus die Deutung auf Theoderich den Großen mit Unrecht verwirft. Im Dieterich von Bern erſcheinen zwei große geſchichtliche Geſtalten zu Einem Helden verſchmolzen: Theoderich, König der Oſtgothen, und Ardarich, König der Gepiden, eines verwandten Volkes. Ardarich nahm wirklich beim Attila die Stelle ein, welche dem Dieterich von der Sage eingeräumt wird; er war der Vertraute ſeiner Rathſchläge, der Aufſeher ſeines Kriegsweſens. Er entſchied auch nach Attilas Tode die Schickſale des hunniſchen Reichs und die Unabhängigkeit der deutſchen Völker, was die hungariſchen Sagen dem Detréh halhatatla (dem untödtbaren), unſerm Dieterich von Bern, zuſchreiben. Ohne Zweifel ward Ardarich zur Zeit des Jornandes in Liedern beſungen (Rex ille fortissimus et famosissimus Ardaricus); ſpäterhin hat Theoderichs Ruhm den ſeinigen verdunkelt.

Es ſei genug, hier dieſe beiden Hauptſtücke feſtgeſtellt zu haben. In noch vielen andern weichen wir von Hrn. W. Gr. ab, aber wir müßten unſre ganze Einleitung zu den Nibelungen mittheilen, um zu entwickeln, wie zu dieſer Dichtung und dem ihr verwandten Kreiſe gothiſche, burgundiſche, fränkiſche, langobardiſche, thüringiſche u. a. Sagen zuſammengeſtoßen, und wie immer der ſpätere Zuwachs an Heldengeſchichten in die Rieſenzeit des Attila und der Völkerwanderung zurückgeſchoben ward. Nur dem oſtgothiſchen Könige Ermenrich iſt das Gegentheil begegnet, er iſt vorwärts gerückt, und ſo weit wir das Ganze überſehen können, enthalten die Dichtungen von ihm die älteſte deutſche Erinnerung, welche das Mittelalter durchlebt hat. Bei der Vergleichung der wahren Geſchichte Ermen richs mit den Sagen hat W. Gr. gerade die Hauptſtelle, Ammian. Marcellin. L. XXXI. cap. 3., überſehen. Der Bericht des Ammianus weicht beträchtlich von dem des Jornandes ab, und welchem von beiden hiſtoriſch der Vorrang gebühre, dem Zeitgenoßen und gründlichen Geſchichtſchreiber, oder dem verworrenen Verſtümmler ſchlecht verſtandener Bücher, darüber kann wohl keine Frage ſein. Nach Ammianus entleibte ſich Ermenrich ſelbſt, aus Verzweiflung, den Anfällen der Hunnen nicht widerſtehen zu können; nach Jornandes ſtarb er an einer von verſchwornen Vaſallen ihm beigebrachten Wunde. In gewiſſem Grade laßen ſich jedoch beide Angaben vereinigen. Die Wunde konnte die Kräfte des ſchon bejahrten Helden geſchwächt haben; und daß innere Entzweiung zu dem Sturze ſeines unermeßlichen Reiches viel beitrug, dürfen wir den Sagen gern glauben.

Wie nachher die Geſchichte Ermenrichs weiter nach Weſten mit genauen örtlichen Beſtimmungen fortgerückt worden, darüber iſt W. Gr. eine Stelle des Annalista Sax. entgangen. Ad ann. 943.: „Est in confinio Alsatiae inde adjacens pagus, Brisagowe appellatur (leg. appellatus); fertur olim illorum fuisse qui dicebantur Harlunge.“ Die Harlunge waren eben die Neffen Ermenrichs, welche dieſer auf verrätheriſchen Rath umbringen ließ. Der Anhang des Heldenbuchs ſetzt ſie gleichfalls in den Breisgau. Allein er iſt aus ſehr ſpäten Quellen geſchöpft; der ſächſiſche Annaliſt ſchrieb um das Jahr 1139., und wir erfahren aus ſeinem Zeugniſſe, daß ſo frühe ſchon die Dichtung eine ähnliche Geſtalt hatte.

Ueber den König Hermanfried (Ermenfried, Irminfried) von Thüringen ſagt Hr. W. Gr. S. 224.: ‘Von ihm in ſeiner Geſchichte mit dem fränkiſchen Theodorich bei Gregor von Tours und Wittechind.’ — Er nennt die beiden Zeugen in Einem Athem, als ob ſie gleiches Anſehen hätten. Die wahre Geſchichte von den Unfällen Ermenfrieds und ſeines Fürſtenhauſes findet ſich beim Gregorius von Tours und dem Fortunatus, in ſeiner Elegie der heiligen Radegunde, wiewohl nicht ſo umſtändlich, als es der Sturz eines ſo blühenden und mächtigen Reichs verdiente. Witichind hingegen, äußerſt glaubwürdig in ſeiner Zeitgeſchichte, giebt uns hier nichts als den Auszug eines ſeitdem verloren gegangnen Heldengedichts, das er für wahr hielt, und wodurch er ſich in geſchichtliche Irrthümer verſtrickte. Dieß hat ſchon Eckhart bemerkt (Comment. de Reb. Franc. Or. I. p. 56.), und die Stelle des Witichind wird dadurch auf andre Weiſe eben ſo merkwürdig, als wenn ſie wahre Zeugniſſe enthielte. Die Gemahlin Ermenfrieds, Amalaberga, war nicht, wie Hr. W. Gr. ſagt, die Tochter Theodorichs des Großen, ſondern ſeine Nichte. Jornandes iſt irrig angeführt. Endlich iſt es nicht ganz richtig ausgedrückt, daß jener Ermenfried der Geſchichte dem Landgrafen Irnfrit in den Nibelungen 'entſpreche'. Die Lage, die Thaten und die Todesart beider ſind durchaus verſchieden. Der Dichter der Nibelungen hat bloß, da er unter den Scharen des Attila Thüringer aufführt, die berühmten Namen Irminfried (zuſammengezogen Irnfried) und Iring, den er jedoch zu einem Dänen macht, aus dem thüringiſchen Heldengedicht entlehnt.

Die Etymologie iſt für beide Hrn. Grimm eine Klippe, welche ſie niemals berühren, ohne zu ſcheitern; ſie iſt für ſie jener fabelhafte Magnetfels, der den Schiff das Eiſenwerk auszog, und ſie zur weitern Fahrt untauglich machte.*) So wird hier S. 202. u. f. der Name Attilas gedeutet, auf eine Weiſe, die den Träumereien des Goropius Becanus nichts nachgiebt. Da die deutſchen Lieder des zwölften Jahrhunderts den Attila 'Etzel' nennen, ſo war es ein leichtes, zum 'Etzel-Berg' am Züricher See zu gelangen, und von da iſt vollends nur ein Sprung bis zum Berg 'Atlas', wo dann erſt Hr. W. Gr. wie der virgiliſche Merkurius Gelegenheit findet, ſich recht weit umzuſchauen. Was kann doch ſolches Haſchen nach zufälligen Aehnlichkeiten der Laute fruchten? War Attila ein wirklicher Menſch, oder haben wir ihn für eine allegoriſche Figur zu halten? — Ehe ſich eine Ableitung verſuchen läßt, fragt ſich vor allen Dingen: wie hieß Attila bei Leibesleben unter ſeinem eignen Volk? und welcher Sprache gehörte ſein Name an? Was das erſte betrifft, ſo pflegten die Griechen und Römer ausländiſchen Namen, die ihnen nicht etwa unausſprechbar waren, bloß ihre eigenthümlichen Endungen und Biegungen anzuhangen. Doch bequemten ſie ſich damals ſchon, die ſeltner vorkommenden ganz in ihrer barbariſchen Form zu ſchreiben. So finden ſich beim Priſcus und Procopius hunniſche Namen mit ähnlichen Endungen: Sandil, Chelchal. Vermuthlich hieß alſo der Hunnenkönig Atil-a, oder vielmehr Ἀττήλ-ας, denn ſo ſchreibt Priſcus, der ſelbſt unter den Hunnen geweſen war. So ungefähr, nur nach deutſcher Weiſe mit zurückgezognem Tone, lautete der Name ohne Zweifel auch in den älteren nun verlorenen deutſchen Liedern, woraus in den nordiſchen Sagen Atle geworden. 'Etzel' iſt eine neuere oberdeutſche Ausſprache. Das Z iſt iſt in unzähligen Fällen an die Stelle des T der älteren Mundarten getreten; z. B. taihswo — zeswe, taihun — zehen, tagr — zaher, Zähre, twa — zwe, u. ſ. w. So geſchah es auch zwiſchen zwei Vokalen, und folgendes Beiſpiel iſt recht eigentlich dazu gemacht, uns die allmähliche Veränderung des berühmten Namens nach den Mundarten zu zeigen. Ulfilas: katils; Gl. Mons.: chezil; Notker: chezzel; heut zu Tage: Keßel. — Wenn Thwrocz ſagt, Attila habe eigentlich Ethele geheißen, ſo kann dieß Zeugniß aus dem fünfzehnten Jahrhundert unmöglich für die Zeitgenoßen des Hunnenkönigs gelten, ſondern bloß von den Hungarn ſeiner Zeit. Ob dieſe den Namen aber ſo von den Deutſchen überkommen, oder von den Hunnen ererbt haben, iſt ſehr zweifelhaft. — Dem Stolze eines damals weltbeherrſchenden Volkes war es ſchwerlich gemäß, die Namen ſeiner Könige nicht aus der Mutterſprache zu ſchöpfen, ſondern von beßiegten und abhängigen Völkern zu entlehnen. Höchſt wahrſcheinlich war demnach Attilas Name hunniſch; die Hunnen waren aber ein ganz andrer Menſchenſtamm als die Gothen, und ihre Sprache hatte zuverläßig mit der gothiſchen urſprünglich nicht mehr gemein als die hottentottiſche. Hr. W. Gr. leitet indeßen friſch darauf los aus dem Gothiſchen und überhaupt Altdeutſchen ab, ohne nur den mindeßten Grund der Wahrſcheinlichkeit hiefür anzuführen. Solche Gründe giebt es; ſie laßen ſich aber auch wieder entkräften: die Erörterung würde zu weitläuftig ſein. Atta heißt auf Gothiſch Vater, hievon ſoll Attila das Deminutiv ſein, wie dergleichen in den weſtgothiſchen Königsnamen Swinthila, Chintila u. a. unbezweifelt vorkommen.*) Aus Attilas Vater

---

*) [Dieſen Satz würde der Vf. jetzt gewiß nicht mehr wiederholen wollen: ich darf den 1815. geſchriebenen nicht ausſtreichen. Bg.]

---

*) Bei der Etymologie iſt nicht bloß auf die Beſtandtheile der Wörter, ſondern auch, und ganz vorzüglich auf die Silbenzeit zu achten. Das gothiſche Deminutiv von atta wäre attilo, wie barnilo von barn.

Mundzuck macht Hr. W. Gr. Magezoge, Knaben-Erzieher. Dieß Wort gehört nun vollends weit ſpäteren deutſchen Mundarten an, denn im Gothiſchen hieß 'ziehen' tiuhan. — Welche hausbackene Namen führten doch die kriegeriſchen Beherrſcher der wilden Hunnen! Der eine hieß 'Kinderwärter', und der andre 'Väterchen'. Dieß könnte in einem neueren Fürſten Familien-Schauſpiel erbaulich ſein. Einleuchtender aber wäre es, wenn Hr. W. Gr. herausgebracht hätte, Attila habe einen Löwen bedeutet. Die bisherige Deutung, welche den Namen Attel oder Ettel auf vormalige Benennungen des Don und der Wolga bezieht, verdient in Ermangelung von etwas Zuverläßigerem immer noch den Vorzug.

Was die deutſchen Namen betrifft, in denen Hr. W. Gr. ſich vielfältig verirrt, ſo iſt bei ihrer Ableitung eine Maßregel der Vorſicht wohl in Acht zu nehmen. Man muß nämlich erſt gewiß ſein, daß man den vollſtändigen Namen vor ſich hat, und nicht etwa eine Abkürzung. Die alten Deutſchen liebten ſtolze Namen, welche, meiſtens zuſammengeſetzt, gleichſam ſchmückende Beiwörter waren. Sie erlaubten ſich aber im vertraulichen Umgange, dieſe Namen ſehr willkürlich abzukürzen; den Abkürzungen wurden häufig Verkleinerungsſilben angehängt, ſo daß die Wurzel gar nicht mehr zu erkennen iſt. Z. B. aus Ragnemund wurde Rucco oder Rocco, hieraus wieder ein Deminutiv Roccolin, Roccolenus; aus Adalrich, Atich. Wer könnte dieß errathen, wenn es nicht bezeugt würde? Die Ableitung von Ragnemund und Adalrich iſt ganz leicht, die der Abkürzungen unmöglich. Die meiſten der von Hrn. W. Gr. mit Etzel verglichenen Namen gehören zu der letzten Art. Viele in der Geſchichte berühmte Männer kennen wir nur unter ſolchen ſpielenden Schmeichelnamen, die, einmal im Gebrauch, nachher den Kindern gleich bei der Geburt ſo beigelegt wurden. Hätte Menage dieß bedacht, ſo hätte er ſich ſeine lächerliche Ableitung vom Pippin erſparen können. Uebrigens darf man ſich durch die Seltſamkeit der Bedeutung nicht irre machen laßen, wenn man einmal ſicher iſt,

---

In Attilas Namen war aber die zweite Silbe lang und hatte den Ton. Die Schreibung des Priſcus, Ἀττήλας, gilt hier mehr, als die Scanſion des Sidonius $\underset{-\smile\smile}{\text{Attila}}$; denn die lateiniſchen Dichter behandelten die Quantität der barbariſchen Namen ſehr willkürlich.

welcher Sprache der unverſtümmelte Name angehört, und wenn das Wort in dieſer Sprache ohne ein verwirrendes Homonym gerade ſo daliegt. Hr. J. Gr. wünſcht S. 125. ein Wörterbuch der altdeutſchen Namen. Der Verfaßer dieſer Anzeige weiß aus eigner Erfahrung, daß es eine weitläuftige Sache iſt, aber ſie verlohnt ſich der Mühe. Die Namen ſind und bleiben das älteſte Denkmal unſerer Sprache, ſo wie der Sitten und der Volksgeſinnung.

S. 230. ſagt Hr. W. Gr., Gundioch, der Vater des burgundiſchen Königs und Geſetzgebers Gundebald, 'ſei aus dem weſtgothiſchen Geſchlecht der Balden zum König der Burgunden berufen'. Dieſe ohne Beweis aufgeſtellte Annahme ſcheint uns ein Irrthum zu ſein. Vermuthlich hatte er eine Stelle des Gregorius von Tours im Sinne, der von Gundioch ſagt, er ſtamme aus dem Geſchlecht des Verfolgers Athanarich. Aber dieſer Ausdruck, durch den Haß gegen die Arianer eingegeben, kann nur von der Abkunft auf mütterlicher Seite gemeint ſein. Denn aus dem burgundiſchen Geſetzbuch, welches Hr. Gr. ſelbſt aufführt, erhellet offenbar, daß Gundebald in gerader Linie vom König Gibica abſtammte. Die Ausdrücke: regiae memoriae auctores nostros bezeichnen durchaus Stammväter, und nicht bloß Vorgänger. Was außerdem der Verfaßer über die Stelle der burgundiſchen Geſetze in Vergleich mit den Nibelungen bemerkt, iſt ganz richtig. Auch hier wieder ein Beweis ununterbrochner und unverfälſchter Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſeit dem fünften Jahrhundert! Die deutſche Heldenſage hat uns zwei Namen burgundiſcher Fürſten, Gibich*) und Giſelher, aufbewahrt, deren kein auf uns gekommener Geſchichtſchreiber erwähnt. Si quos apud regiae memoriae auctores nostros, Gibicam, Godomarum, Gislaharium, Gundaharium, patrem quoque nostrum et patruos, liberos esse constiterit etc. Maſcou hat hierauf eine falſche Stammtafel der burgundiſchen Könige gebaut, indem er aus den vier Namen eben ſo viele Geſchlechter von Vater auf Sohn macht. Die Zeitrechnung widerlegt dieß. Denn als die Burgunder im J. 373. an den Rhein zogen, hatten ſie noch keinen erblichen König, ſondern bloß einen auf beliebige Zeit erwählten Anführer (nach dem Ammian Hendinus, worin man leicht das gothiſche kindins, praeses, praefectus, erkennt), und um das Jahr 411. regierte ſchon Gundahar (Guntiarius oder Gundicarius; ſ. Caſſiodor). Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß er unmittelbar dem Gibich gefolgt, daß Godomar und Gislahar ſeine Brüder geweſen, und gemeinſchaftlich mit ihm regiert; gerade wie das Lied der Nibelungen, nur mit Veränderung Eines Namens und Umkehrung der Ordnung, erzählt. Die ſpätere Geſchichte der Burgunden beweiſet, daß kein ausſchließendes Erſtgeburt-Recht bei ihnen galt. Und wenn Proſper ſagt, durch die Hunnen ſei König Gundahar cum populo suo et stirpe umgekommen, ſo iſt dieß vermuthlich auf ſeine Brüder im männlichen Alter zu beſchränken; der Stamm mochte durch zu Hauſe gebliebene noch unmündige Söhne erhalten werden.

---

*) In dem Gedicht De Walthario und im Heldenbuch. Das Lied der Nibelungen, ſonſt ſo hiſtoriſch, weicht hier ab, und ſetzt Dankrat ſtatt Gibich, wovon man um ſo weniger den Grund erräth, da der Name nur ein einziges Mal vorkommt.

Ueber folgende Stelle des Paul. Diacon. de Gest. Langob.: Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Agonis ex prosapia ducens originem Gungingorum etc. ‘Dieſe edlen Gungingen ſind die Giukungen der Fabel, Söhne des Giuki, Gibiko.’ — Daß die Namen der nordiſchen Sage, König Giuke und die Giukungen aus der niederdeutſchen Ausſprache von Gibich, Givke, entſtanden, iſt ganz richtig. Aber wie käme Paulus Diaconus, der als Langobarde eine oberdeutſche Mundart redete, zu der niederdeutſchen Form? Er würde Gibicingorum geſchrieben haben. — ‘Das eingeſchobene n’, ſagt Hr. W. Gr., ‘macht keinen Unterſchied, da ſich beim Jornandes eben ſo Gundiak und Gnundiak für Gundioch findet.’ — Dieß Beiſpiel gilt nichts: Gnundiac iſt ſprachwidrig und bloß eine verderbte Leſeart. Endlich ſpricht ja der Geſchichtſchreiber von den langobardiſchen Königen, und niemand meldet, daß dieſe aus dem burgundiſchen Königsgeſchlecht geweſen. Es iſt ſogar der Zeitrechnung nach unmöglich: die langobardiſche Königsreihe geht viel weiter zurück: der fünfte König der Langobarden, den Agelmund mitgerechnet, war Zeitgenoße des Odoaker, und zwei unter dieſen Regierungen dauerten nach Paulus ſchon 73 Jahre. Der Vater des Agelmund hieß Ago, die Dynaſtie konnte alſo nur nach ſeinem Großvater den Namen führen, welcher dieſem nach ungefähr ein Jahrhundert vor dem Urheber des burgundiſchen Königsſtammes gelebt haben muß. Denn, wie wir ſo eben geſehen, fallen die Regierungsjahre des Gibich zwiſchen 373. und 411. Uebrigens ſcheint die Leſeart in obiger Stelle verderbt: wenn man die patronymiſche Silbe ing wegſchneidet, kommt kein deutſcher Name heraus. Wir würden vorſchlagen Gundingorum, von einem unbekannten Gundo. Auf keine Weiſe iſt jedoch dieſer Name mit dem der Gibikungen oder Giukungen zu verwechſeln.

S. 232. werden die berühmten Worte Eginharts: barbara et antiquissima carmina — — — scripsit memoriaeque mandavit, folgendergeſtalt überſetzt: 'Karl ließ die uralten, deutſchen Gedichte — — aufſchreiben, und behielt ſie im Gedächtniß'; als ob er ſie ſelbſt auswendig gelernt hatte. Nicht doch! Es heißt, er übergab ſie dem Gedächtniß der Nachwelt, ſorgte für ihre Aufbewahrung. — Die Stelle des Theganus von Ludwig dem Frommen erklärt Hr. Gr. S. 233. auf die wahrſcheinlichſte Weiſe: poetica carmina gentilia, vaterländiſche, ſeinem Volk angehörige. Soll es aber 'heidniſche' heißen, was ſich vielleicht auch vertheidigen läßt, ſo würden wir es auf den Virgilius und andre lateiniſche Dichter beziehen, an denen man die Sprachkenntniß Ludwigs in ſeiner Jugend geübt haben mochte. Denn das iſt ein für allemal nach dem Geiſte jener Zeiten nicht denkbar, daß Karl der Große ſich um die Aufbewahrung heidniſcher deutſcher Gedichte ſollte bemüht haben. Die Hrn. Grimm (Commentar zum Liede von Hild. und Hadubr. S. 44.) ſetzen es zwar als gewiß voraus, allein auf welches Zeugniß? Eginhart ſagt kein Wort davon. Barbara et antiquissima carmina; die Gedichte konnten ſchon ſehr alt, und dennoch aus der chriſtlichen Zeit ſein. Viele deutſche Völker wurden zu Anfang des fünften Jahrhunderts, die Gothen noch früher, die Franken zu Ende deſſelben bekehrt. Bei den Sachſen konnte Karl Gedichte heidniſchen Inhalts vorfinden, er würde ſich aber wohl gehütet haben, ſie fortzupflanzen: die Vernichtung ihrer Götzenbilder und Tempel hatte ihm zu ſchwere Kämpfe gekoſtet. So iſt es auch eine ganz unbegründete Vorausſetzung der Hrn. Grimm, das Lied der Nibelungen ſei in der urſprünglichen Behandlung heidniſch geweſen, und das Chriſtenthum ſei erſt ſpäter hineingebracht worden. Wie wäre dieß möglich, da die älteſten Thatſachen, worauf es ſich gründet, in Zeiten fallen, wo die Gothen und Burgunden ſchon Chriſten waren? Die Einmiſchung heidniſcher Züge in den nordiſchen Umbildungen erklärt ſich aus der dortigen ſpäten Einführung des Chriſtenthums. Wie und warum aber im ſkandinaviſchen Norden, und nur dort allein, die Freiheit heidniſcher Dichtung und der Geſchmack daran die Zeit der Bekehrung überlebt hat, dieß geht tief in die Unterſuchung der nordiſchen Alterthümer ein.

Bei Erwähnung des lateiniſchen, aber nach deutſchen Vorbildern geſchriebenen Gedichts vom Walther von Aquitanien, S. 235. u. f., hätten wir eine Unterſuchung über das Zeitalter des Verfaßers erwartet, worauf es doch hauptſächlich ankommt. Der Herausgeber ſetzte es in das ſechste Jahrhundert: dieß iſt offenbar zu früh. Ein Theil des Gedichtes iſt in die Chronik des Kloſters Novaleſe, um das Jahr 1060., eingerückt; es war alſo ſchon früher vorhanden. Unſers Bedünkers wird ſich die Zeit der Abfaßung aus innern Gründen ziemlich genau beſtimmen laßen.

S. 249. giebt Hr. W. Gr. den Eingang der Blomsturvalla-Saga. Unſere in Stockholm genommene Abſchrift weicht vielfältig in den Leſearten ab. Unter andern wird Meiſter Biarne ausdrücklich Biſchof genannt (Biarne af Nidarose er Biskup betur verid i Norege), da er in Hrn. W. Gr.s Handſchrift bloß der beſte Mann in Norwegen heißt. Dagegen hat die ſtockholmiſche Handſchrift auch i thysku male, in deutſcher Sprache, und nicht i thessu mali, wie es von der Hagen hat abdrucken laßen. Peringſkiold hatte ſich in der Vorrede zu Wilkina-Saga ſo verwirrt ausgedrückt, als wäre auch dieſe von Meiſter Biarne an dem deutſchen Kaiſerhofe vernommen worden. Dieſer Irrthum iſt nun aufgeklärt. Die Wilkina-Saga iſt auf andre Weiſe nach dem Norden gelangt, worüber ſie ſelbſt in den S. 239. u. f. ausgezognen Stellen hinlängliches Zeugniß giebt.

Unſere Anſicht von dem Verhältniſſe der deutſchen und nordiſchen Sagen ſtellen wir hier nur in der Kürze auf, die Beweiſe bleiben einem andern Orte vorbehalten. Der Einfluß aus dem Norden ſcheint uns äußerſt gering zu ſein, wenn er überhaupt jemals ſtattgefunden hat. Deſto ſtärker war dagegen die Mittheilung aus Deutſchland. Sie konnte auf dreierlei Wegen vor ſich gehn. I. Reiſen der Isländer und andern Skandinavier nach Deutſchland, um ſich zum geiſtlichen Stande vorzubereiten. Dieß fieng im eilften Jahrhundert an. (S. Kristni-Saga, p. 108.) II. Aufenthalt deutſcher Dichter am Hofe nordiſcher Fürſten. Saxo Grammatikus hat mehrere Beiſpiele davon; etwas ſpäter läßt es ſich aus Erwähnungen unſrer eignen Dichter ſchließen. III. Niederlaßungen der Hanſe im Norden. Auf den letzten Umſtand hat bisher, ſo viel wir wißen, noch niemand Rückſicht genommen, und doch dürfte er gerade den lebhafteſten Verkehr mit Deutſchland veranlaßt haben. Die Nennung der Städte Bremen und Münſter in der Wilkina-Saga möchte man beſtimmt hierauf deuten, wenn ſie nicht auch aus kirchlichen Verhältniſſen erklärbar wäre. Allem Anſchein nach machten die Irländer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht noch ſpäter, ein eigentliches Gewerbe daraus, Erzähler oder Vorleſer von wunderbaren Heldengeſchichten zu ſein. Woher ſonſt die unermeßliche Menge der isländiſchen Handſchriften? Wir kennen faſt keinen noch ſo jungen welſchen Ritterroman, wovon ſich in der königlichen Bibliothek zu Stockholm nicht eine isländiſche Ueberſetzung fände.

Daß übrigens manche deutſche Heldenſagen im Norden ſtarke Umgeſtaltungen erfahren, daß ſich daran große Dichtergaben kund gethan, iſt nicht zu leugnen. Unſer edler ritterlicher Freund Fouqué hat hievon durch ſeine Erneuerung der Wolſunga Saga in dem Helden des Nordens einen lebendigen Beweis geliefert.

Die Anſpielung Eſchenbachs auf die Nibelungen im Parcifal V. 12544. f. iſt im Deutſchen Muſeum (1812. S. 515.) aus den Handſchriften berichtigt und erläutert. Hr. W. Gr. giebt ſie wieder mit allen Fehlern der müllerſchen Ausgabe, und iſt darüber in eine unglückliche Auslegung gerathen.

Er bat in, lange ſniten bân,
Und in ſome chezzel umbedrân.

Anm.: 'in ſome, in Saumniß, Ruhe, mora.' Aber dann müßte chezzel der acc. plur. ſein, was dem Sinne widerſpricht. Die Stücke Fleiſch ſollen in dem Keßel beim Sieden umgerührt werden, nicht die Keßel ſelbſt. Die wahre Leſeart iſt 'in ſime', zuſammengezogen ſtatt 'ſinem'.

Der älteſte hungariſche Geſchichtſchreiber, Anonymus Belae Notarius, wird S. 252. zu früh unter Bela I. oder II. geſetzt: Pray (Dissertat. Historico-Crit. ad Annal. p. 72.) hat bewieſen, daß er unter Bela IV. gelebt. Dagegen ſetzt Hr. W. Gr. S. 294. den

Otto von Freiſingen (geſt. 1158.) um ein Jahrhundert zu ſpät. Der auffallende Irrthum iſt nicht unter den Druckfehlern bemerkt. Bei der Stelle des Otto über den Anachroniſmus der Sagen vom Ermenrich und Dieterich von Bern iſt die ähnliche lautende des Gottfried von Viterbo P. XVI. p. 281. u. 284.) übergangen.

Nach Anführung der bekannten und höchſt merkwürdigen Stelle des Saxo Grammaticus, wo er erzählt, wie ein ſächſiſcher Sänger den von ſeinem Vetter Magnus verrätheriſch eingeladenen Canut durch das Beiſpiel der Grimilda und ihrer Brüder vergeblich gewarnt, fügt Hr. W. Gr. S. 281. hinzu: 'Canut lebte unter Nicolaus um 1132., um welche Zeit ſich dieſe Geſchichte mag zugetragen haben, die man, da Saxo nicht viel ſpäter lebte, nicht bezweifeln darf.' — Wem iſt es wohl jemals eingefallen, eine ſo beurkundete und ſo berüchtigte Geſchichte, als die Ermordung des Canut iſt, zu bezweifeln? Man weiß ſogar ſeinen Todestag: es war der 7te Januar 1130. (ſ. L'art de verifier les dates. Nach Maſcou 1131.). Die That machte zu ihrer Zeit das gröſte Aufſehen in Deutſchland. Canut, Markgraf von Schleßwig, war als König der Obotriten deutſcher Reichsfürſt, und König Lothar rückte mit einem Heer an die Eider, um ſeinen Tod zu rächen. Auch der Umſtand mit dem Sänger iſt im Geiſte der Zeit, und verdient allen möglichen Glauben. Hr. W. Gr. zieht jedoch aus dem Saxo eine ganz irrige Folgerung: 'daß es kurze Volkslieder gab, die dieſe Sage umfaßten, da natürlich hier von keiner ausführlichen Darſtellung die Rede ſein konnte, und daß ſich dieſe noch in den däniſchen der Kämpe-Viſer erhalten'. Es geht wohl nicht an, hier ſchon die verhältnißmäßig ſo jungen und ſo ausgearteten däniſchen Balladen einzuſchieben. Saxo ſagt nicht, daß der Sänger dem Fürſten etwas vorgeſungen: dazu war keine Zeit, beide waren zu Pferde auf dem Wege zum Magnus; ſondern er ſpielte bloß im Geſpräch auf die Geſchichte an. Die Ausdrücke des Saxo: speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam, laßen vielmehr auf ein Gedicht von großem Umfange ſchließen. Er hatte ohne Zweifel eine ältere Behandlung unſers Liedes der Nibelungen vor Augen.

Die Stelle des Metellus Tigurinus von dem in deutſchen Liedern beſungenen Rüdiger von Pechlarn giebt Hr. W. Gr. S. 284. ohne alle Erörterung. Doch erfordert ſie nicht weniger als drei Emendationen, um verſtändlich zu werden. Alsdann wäre die Hauptſache, das Zeitalter des Mönchs von Tegernſee auszumachen, denn hieraus ergiebt ſich, wie frühe ſchon Markgraf Rüdiger aus dem zehnten Jahrhundert zum König Etzel und Dieterich von Bern zurück verſetzt werden iſt. Die Angabe des Jahres 1160. beruht auf ſehr zweideutigen Spuren: wir wären geneigt die Quirinalia für älter zu halten. Die Handſchriften der ehemaligen Abtei Tegernſee ſind nach München gekommen, aber nach der Verſicherung eines dortigen Gelehrten hat ſich nichts vom Metellus noch über ihn vorgefunden. — 'In dem deutſchen Gedicht' (zu den deutſchen Gedichten) 'von Rüdiger gehört wahrſcheinlich das, woraus Lazius und Spangenberg Verſe anführen.' — Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat (im Deutſchen Muſeum 1812. S. 533.) dieſe Vorausſetzung widerlegt, und bewieſen, daß die Verſe, worauf ſie ſich gründet, unächt und das eigne Machwerk des Lazius ſind. Unter den Gedichten auf Rüdiger, welche Metellus erwähnt, ſind vermuthlich keine andern, als die wir haben, nur in älteren Behandlungen zu verſtehen.

S. 311. u. f. geht Hr. W. Gr. ein merkwürdiges Lied des Marners (Minnesinger II. p. 176.) durch, worin auf eine Menge Heldengedichte oder Rhapſodien angeſpielt wird. Aus den Worten 'wen Kriemhilt verſriert' (ſtatt 'verſchriet', von verſchroten) vermuthet der Herausgeber eine Annäherung an die nordiſche Sage, daß nämlich Kriemhilde ſelbſt mitgekämpft hätte. — Die Leſeart der bodmerſchen Ausgabe iſt falſch; die Pariſer Handſchrift hat deutlich 'verriet', und der Marner bezeichnet mit dieſen Worten ohne Zweifel den letzten Theil unſerer Nibelungen. Ueber die Verſe

Dem ſechſten tete daz,
War komen ſi der wilzzen diet.

ſagt Hr. W. Gr.: 'Am ſchwerſten iſt 'Wilzzen diet' zu erklären, das vielleicht Hugo von Trimberg ſchon nicht verſtand, weil er es übergieng. Wenn nicht ein Schreibfehler darin liegt, oder eine Abbreviatur nicht recht verſtanden worden, ſo wäre das Nächſte, zu vermuthen, was die Stelle ſehr merkwürdig machte, es würden die Wolſungen, Wolzungen damit gemeint, der Name iſt der deutſchen Sage nicht ganz fremd' u. ſ. w. — Die Richtigkeit der Leſeart ohne alle zweideutige Schreibverkürzung können wir aus genauer

Einſicht der Handſchrift verbürgen. Wir ſehen nicht ein, wo die Schwierigkeit eigentlich liegen ſoll, und wie man der Zeile ſolche Gewalt anthun kann. Der Marner ſagt, indem er die Schwierigkeit ſchildert, verſchieden geſinnte Zuhörer zu befriedigen: der ſechſte möchte lieber hören, wohin das Volk der Wilzen gekommen ſei, d. h. wie es unterjocht worden, und ſein Name erloſchen. Die Wilzen, ein ſlaviſches Volk im weſtlichen Pommern, von Karl dem Großen zuerſt beſiegt, ſind ja bekannt genug; und daß es Lieder uber die Kriege zwiſchen den Deutſchen und Slaven gegeben, kann nicht im Mindeſten befremden.

Wir brechen hier ab, um unſre Leſer nicht zu ermüden. Man könnte auf die deutſche Heldenſage und insbeſondre auf die Nibelungen, als deren Mittelpunkt, anwenden, was Konrad von Würzburg vom trojaniſchen Krieg rühmt:

Als in das wilde tobende Meer
Viel manich Waßer dießet,
So rinnet und fließet
Viel Märe in dies Gedichte groß.
Es hat von Reden ſo weiten Floß,
Daß man es kaum ergründen
Mit Herzen und mit Münden
Bis auf des Endes Boden kann.

Es wird uns alſo auch fernerhin nicht gereuen, viel Tage zu verwenden

Ob einem tiefen Buche,
Darin ich Boden ſuche,
Den ich doch finde kaum.

Die Herausgeber der altdeutſchen Wälder aber werden unſre Achtung erkennen, in der Aufmerkſamkeit, die wir ihren Arbeiten gewidmet, und in der Freimüthigkeit des Urtheils, welche ſie ſelbſt immer als ein Vorrecht wahrheitliebender Schriftſteller behauptet haben.

1) Yadjnadatta-Badha ou La mort d'Yadjnadatta, épisode extrait et traduit du Ramayana, poème épique Sanskrit. Par A. L. Chézy. Paris 1814.

2) Discours prononcé au Collége Royal de France, à l'Ouverture du cours de langue et de littérature Sanskrite, par A. L. Chézy. Paris 1815.

Die königliche Regierung in Frankreich ſtiftete verwichnen Winter, auf die edle und uneigennützige Verwendung des berühmten Silveſtre de Sacy, zwei neue Lehrſtühle am Collége de France, einen für die chineſiſche und einen für die indiſche Sprache. Zu dem erſten ward Hr. Rémuſat, zu dem zweiten Hr. Chézy berufen. So wurde zugleich eine dauernde Anſtalt gegründet, und der Fleiß zwei verdienter Gelehrten, die bisher ohne Aufmunterung in einem entlegenen Felde des Wißens gearbeitet hatten, durch königliche Freigebigkeit belohnt.

Herr Chézy, im Fach der morgenländiſchen Handſchriften bei der pariſiſchen Bibliothek angeſtellt, hatte ſich frühzeitig dem Perſiſchen gewidmet, und ſich durch eine geſchmackvolle Ueberſetzung der perſiſchen Dichtung Medjnun und Leila vortheilhaft bekannt gemacht. Seitdem gieng er zur Erlernung des Indiſchen fort, und in dieſen beiden Probeſchriften giebt er die Erſtlinge, aber dennoch gewiß reife Früchte vieljähriger Forſchung.

Bei der Einleitungsrede zu ſeinen Vorleſungen kam es darauf an, dem Publikum einen allgemeinen Begriff von dem Zweck dieſer Erweiterung der Sprachkunde vorzulegen, und deſſen Theilnahme zu gewinnen. Dieß hat der Verfaßer mit Klarheit und beredter Kürze geleiſtet: er hat alle Hauptpunkte berührt, welche das Verſtändniß der geheiligten Sprache der Indier und die Kenntniß der darin abgefaßten Schriften ſo wichtig machen. Die Schönheit und Bedeutſamkeit der Sprache ſelbſt; die Vollkommenheit ihres Baues; die tiefe Wißenſchaftlichkeit der indiſchen Sprachlehrer; die innige Verwandtſchaft mit dem Lateiniſchen und Griechiſchen. Dann die Vedas, als Urquell der Religionslehre, nicht nur für die Indier ſelbſt, ſondern auch für viele andre Völker; die Geſetze des Manu, eins der früheſten Denkmale der Geſetzgebung und der Sitten; die geſchichtlichen Ueberlieferungen: die Syſteme der Philoſophie; die mathematiſchen und aſtronomiſchen Schriften, welche das hohe Alter vieler wißenſchaftlichen Entdeckungen beweiſen; endlich die Fülle der Poeſie in allen Gattungen, und an deren Spitze die beiden großen Heldengedichte Mahabhárata und Rámáyana. Um ſeinen Vortrag zu erheitern, hat Hr. Gh. eine Stelle aus dem letztgenannten, die prachtvolle Beſchreibung des Kampfes zwiſchen Lakſchmana, dem Bruder des Rama, und dem Rieſen Atikaya, in einer freien Ueberſetzung mitgetheilt. Die andre Schrift enthält ein Stück aus demſelben Gedicht, eine zarte und rührende Erzählung, eben ſo behandelt, und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet. Beide Stücke können als Probe deßen gelten, was Hr. Gh. an dem ganzen Rámáyana zu leiſten gedenkt. Seine Arbeit iſt der Vollendung nahe, denn zu Ende vorigen Jahres war er damit ſchon bis zur Hälfte des ſiebenten und letzten Buches gelangt. Die Erſcheinung dieſes Werkes wird allen Kennern und Freunden der indiſchen Litteratur äußerſt willkommen ſein. Der erſte Band der Ausgabe des Originals mit einer engliſchen Ueberſetzung iſt zu Serampore 1806., der zweite 1808. gedruckt, das Ganze wird 10 Quartbände ausmachen, und es kann noch eine Anzahl Jahre verſtreichen, ehe man das Werk beiſammen hat: denn der Verkehr des Buchhandels zwiſchen Indien und Europa geht ſehr langſam und unregelmäßig von Statten, und wir haben Urſache zu glauben, daß das Exemplar des zweiten Bandes vom Rámáyana, welches vor uns liegt, bis jetzt das einzige auf dem feſten Lande von Europa befindliche iſt, wenigſtens war vor wenigen Monaten noch kein anderes nach Paris gelangt. Und wenn auch das Ganze vollendet iſt, ſo wird es nur zu einem unerſchwinglichen Preiſe zu haben ſein.

Die von Hrn. Gh. behandelten Stücke finden ſich noch nicht in in den beiden erſten Bänden der indiſchen Ausgabe; eine Vergleichung mit der engliſchen Ueberſetzung läßt ſich alſo nicht anſtellen: allein nach dem bloßen Eindruck zu urtheilen, darf man ſich verſprechen, daß Hr. Gh. den Geiſt und weſentlichen Gehalt des Ramayana in einer ſehr anziehenden Geſtalt darlegen wird. Seine Schreibart iſt rein, gewählt und blühend ohne Ueberladung.

Um ſeine Mittheilung nicht bloß für das größere Publikum einladend, ſondern auch für ſeine Leſer wahrhaft nützlich zu machen, hat Hr. Gh. den Text des Yadjnadatta-Badha auf 14 Tafeln in Kupfer ſtechen laßen, und wollte ihn mit einer buchſtäblichen Ueberſetzung und ausführlichen grammatiſchen Zergliederung herausgeben, was vermuthlich nur die Zeitumſtände verzögert haben. Dieß iſt äußerſt wünſchenswerth, denn gerade an ſolchen Erleichterungsmitteln für den Anfänger fehlte es bisher durchaus. Wir bedauern dabei nur einzigen Umſtand, nämlich daß Hr. Ch. die Bengali- und nicht die Dênavâgari-Schrift gewählt hat. Jene iſt geläufiger zum Gebrauch, die meiſten Handſchriften der Pariſer Bibliothek ſind darin geſchrieben, er entſchied ſich daher für ſie bei ſeinen Vorleſungen. Dieß ſcheint jedoch deswegen nicht ganz zweckmäßig, weil die Engländer Alles in Dêvanâgari haben drucken laßen, welches die urſprüngliche Schrift, und zugleich die beſtimmteſte, würdigſte und ſchönſte iſt. Die Schüler würden alſo entweder jene vortrefflichen Elementarbücher entbehren, oder gleich zu Anfange zweierlei Alphabete erlernen müßen, was nicht ohne Verwirrung möglich ſein dürfte. Iſt der Schüler ſo weit vorgerückt, daß er Handſchriften zu leſen vermag, dann wird er ſich leicht der Bengali-Schrift bemeiſtern, die ja nur eine abgekürzte Kurſiv von jener iſt.

Seit Hr. Ch. die erwähnten Tafeln ätzen ließ, hat die königl. franzöſiſche Regierung nun auch das bewilligt, wodurch erſt eine indiſche Lehranſtalt ihrem Zwecke ganz entſprechen kann: die Verfertigung von Typen in Dênavâgari-Schrift für die königliche Drukkerei, welche, wie man weiß, ſeltne typographiſche Schätze enthält. Es iſt keine Kleinigkeit, eine indiſche Druckerei anzulegen: die fünfzig einfachen Buchſtaben ſind noch das Geringſte; dazu kommen die Verkettungen oder Konſonanten-Gruppen, die ſich nach dem mäßigſten Anſchlag auf zweihundert belaufen werden. Wir ſahen die erſten Proben der unter Hrn. Ch. Aufſicht geſchnittenen Typen, und ſie ſchienen uns ungemein wohl ausgefallen zu ſein. Sie halten ungefähr das Mittel zwiſchen der Schrift des gelehrten Wilkins und der Druckereien von Calcutta und Serampore. Die Lettern, welche Wilkins mit ſeltner Beharrlichkeit ſelbſt geſchnitten und gegoßen, ſchmeicheln dem europäiſchen Auge mehr; Kenner ziehen die in den aſiatiſchen Niederlaßungen vervielfachten vor, weil ſie den Handſchriften weit ähnlicher ſind. Leider iſt die Druckerſchwärze oder deren Behandlung in Indien ſehr ſchlecht: die Umriße ſind nicht rein, manche Striche halb oder ganz verlöſcht, was dann Zweideutigkeiten verurſacht. Dazu ſind ſie, die Züge ober- und unterhalb hinzugerechnet, von einer etwas unbeholfenen Größe, ſo daß jede Quartſeite des Ramayana nur zehn Verſe nebſt der Ueberſetzung faßt. Die kleinere Schrift, welche in den Grammatiken von Foſter und Carey vorkommt, iſt dagegen allzu kritzlich. Die pariſiſchen Lettern ſind fetter und weniger ſcharf als bei Wilkins; ſie vereinigen europäiſche Zierlichkeit mit dem eigenthümlichen Gepräge der Schrift. Vermuthlich ſind ſie noch lange nicht vollſtändig, doch dürfen wir hoffen, in der Folge auch aus pariſiſchen Preſſen Elementarbücher oder Schriften in der Urſprache hervorgehn zu ſehen.

Hr. Ch. hat im Ganzen die von Wilkins in ſeiner Grammatik angenommene Schreibung der Namen und Wörter, nur mit einigen Abänderungen zum Behuf ſeiner Landsleute, beibehalten. Es ſei uns erlaubt, hier eine allgemeine Bemerkung über dieſen Gegenſtand zu machen, wobei Einverſtändniß unter den europäiſchen Gelehrten zu wünſchen iſt, wenn man nicht in eine unabſehliche Verwirrung gerathen will. Wir finden zum Beiſpiel ſchon in verſchiednen Schriften denſelben Namen: Doshorotho, Dusharutha, und Dasaratha geſchrieben. — Die Abſicht kann wohl nicht eigentlich ſein, die indiſchen Laute dem Auge zu malen; denn abgeſehen davon, daß eine ganze Reihe von Buchſtaben (die Murddhanya oder Cerebralen) für europäiſche Lippen unausſprechbar ſind, fehlt es uns dazu auch an hinlänglichen Zeichen in der lateiniſchen Schrift. Dieß möchte allenfalls nur dann möglich ſein, wenn man, wie Lhuid in ſeiner Archaeologia Britannica die brittiſchen Urſprachen mit lateiniſchen, angelſächſiſchen und griechiſchen Buchſtaben durch einander ſchreibt, das griechiſche und ruſſiſche Alphabet zu Hülfe nähme. Allein dann würde man doch nur wiederum eine an ſich unverſtändliche, und obendrein dem Auge widrige Chiffern-Schrift liefern. Sir William Jones hat die Grundſätze hierüber in ſeiner Abhandlung On the orthography of Asiatic words vortrefflich entwickelt. Die wahre Probe einer guten Bezeichnungsart iſt, daß ſie ſich mit vollkommner Sicherheit in die der Sprache eigenthümliche Schrift zurück überſetzen laſſe, wenn die Regel einmal gegeben iſt. Dazu wird erfordert, daß jeder Buchſtabe immer durch daſſelbe ihm ausſchließend zugeeignete Zeichen ausgedrückt werde; und jeder einfache, ſo viel thunlich, durch ein einziges. So viel thunlich, ſagen wir, denn es iſt mit dem lateiniſchen Alphabet nicht durchgängig zu leiſten. Wo

Wilkins sh, ſchreibt Hr. Ch. ch; wo jener ch, dieſer tch (die Rußen haben einen einfachen Buchſtaben hiefür, wie es denn auch ein einfacher Laut iſt): ein Deutſcher würde nach ſeiner Ausſprache ſch und tſch ſetzen: wird nun der letzte Buchſtabe noch aſpiriert (tſch'h), ſo kommen fünf Buchſtaben für einen einzigen heraus, wo Wilkins ſchon unbequem genug (ch'h), mit dreien ausreicht. Endlich muß die Bezeichnungsart ſich nicht nach der heutigen Ausſprache richten, die ja ſelbſt in den verſchiedenen Ausſprachen Indiens ſchwankt, ſondern nach dem unwandelbaren grammatiſchen Syſtem. Welche Verwirrung würde es anrichten, wenn man die klaſſiſchen Namen in Abſicht der Vokale der Ausſprache der Neugriechen nachſchreiben wollte! Wo es bloß auf die Unterſcheidung der indiſchen Namen ankommt, da möchte es indeſſen noch hingehen. Wenn aber eine etymologiſche Vergleichung des Sanskrita mit andern Sprachen angeſtellt wird, und man dabei jenes der allgemeinen Lesbarkeit wegen mit lateiniſcher Schrift bezeichnet, ſo iſt, wie uns dünkt, ſtrenge darauf zu halten. Denn allein durch das grammatiſche Syſtem werden die Verwandlungen der Wörter und die verſchiednen Bildungen, welche ſie annehmen, begreiflich. Mag der kurze Vokal, der in der Mitte und am Schluße der Wörter nicht geſchrieben wird, etwas unbeſtimmt lauten, bald wie ein kurzes E, oder ein kurzes O, oder das flüchtige U der Engländer: er iſt ein A, und bewährt ſich ſo in allen Verknüpfungen und Auflöſungen: z. B. $\underset{\smile}{a} + \underset{\smile}{a} = \underset{-}{a}$, und ſo weiter. Dieſe Schreibung iſt auch für Auge und Ohr die angenehmſte, denn A iſt der heiterſte unter allen Vokalen. Man kann Beiſpiele anführen, daß ſchon vor zweitauſend Jahren die Alten dieſen Laut ſo aufgefaßt; ſie ſchrieben Ganges und Brachmanes, und die indiſchen Worte ſind: ganga und brahmanah. Die etymologiſche Vergleichung wird dadurch nicht verdunkelt werden, denn da die Indier weder ein Epſilon noch ein Omikron in ihrer Sprache haben, ſo leuchtet ein, daß das a dieſen, ſo wie überhaupt allen kurzen Vokalen in den verwandten Sprachen entſpricht. Wir wünſchen, Hr. Ch. möge bei ſeiner Behandlung des Rámáyana ganz der Schreibung der Vokale nach Colebrooke und Wilkins getreu bleiben, wie er es ſchon in Bezug auf das akarah thut. Es wird dem franzöſiſchen Leſer wohl nicht zu viel zugemuthet, wenn er ſich ein für allemal merken muß, daß die Vokale dieſelbe Bedeutung wie im Italiäniſchen haben. Hr. Ch. ſchreibt ou ſtatt u; dieß hat die Unbequemlichkeit, daß nun dieſer Vokal, auch wenn er kurz iſt, als ein Diphthong erſcheint. Ferner ſchreibt er éi und aou ſtatt ai und au. Dieß erreicht den Zweck nicht, die Ausſprache des Unkundigen richtig zu leiten, denn es giebt im Franzöſiſchen durchaus den Begriff von zwei Silben, wie in réitérer, velléité, Raoul, août. Wir würden für den erſten Doppellaut lieber ai vorſchlagen; dieß kommt der wahren Ausſprache wenigſtens näher (wie in mais) und iſt der grammatiſchen Zuſammenſetzung gemäß.

Eine Bezeichnung der langen Vokale iſt nothwendig, um ſowohl der Ausſprache als dem Gedächtniſſe des Leſers zu Hülfe zu kommen. Colebrooke hat dafür den einfachen Accent, Wilkins das proſodiſche Zeichen der Länge, Hr. Ch. den Circumflex gewählt. Dieß iſt an ſich gleichgültig; doch ließe ſich dabei mit Vortheil noch eine Unterſcheidung machen. Man könnte die einfachen Vokale a, i, u, wenn ſie lang ſind, mit dem Accent ſchreiben, und die an ſich langen é, ó, um daran zu erinnern, daß es Diphthongen ſind. Vielleicht würde das erſte beßer durch ae ausgedrückt, denn dieß iſt nach Colebrooke und Wilkins der wahre Laut, wie ai im Franzöſiſchen und αι nach der Ausſprache der Neugriechen. Auch etymologiſch würde es den Vorzug verdienen, weil das indiſche ékarah in manchen Bildungen und Biegungen der Wörter genau dem lateiniſchen ae oder griechiſchen αι, zuweilen auch dem ei der älteren lateiniſchen Schreibung entſpricht.

Da die engliſche Ueberſetzung des Ramayana in England beſonders nachgedruckt, und leicht zu haben iſt, ſo könnte jemand darauf verfallen, ſie ins Deutſche zu übertragen. Unſers Erachtens wäre dieß kein erſprießliches Unternehmen; denn wenn von einer eigentlichen Ueberſetzung eines Gedichtes die Rede iſt, ſo ſind wir gewohnt, in Deutſchland ganz andre Forderungen zu machen, und ohne Zweifel kann unſre Sprache ſich dem Original weit mehr nähern, wie ſchon Fr. Schlegel gezeigt hat. Wir wollen aber dennoch den etwaigen Ueberſetzer vor der verkehrten Schreibung der Namen gewarnt haben. Die engliſchen Herausgeber ſind, man begreift nicht, aus welcher eigenſinnigen Vorliebe, gegen das beßere Beiſpiel von

Jones und Colebrooke, einer Bezeichnungsart treu geblieben, die beſonders in Abſicht auf die Vokale vom Engliſchen ausgeht. Das Engliſche iſt aber vielleicht unter allen Sprachen in der Welt die ungeſchickteſte, dabei zum Grunde gelegt zu werden, wegen der Verwiſchung der Laute, der unmuſikaliſchen Unbeſtimmtheit der Vokale, und einer Orthographie, welche der Ausſprache gänzlich den Rücken kehrt.

Es ſei uns erlaubt, bei dieſer Gelegenheit unſre Anſichten von den tauglichſten Mitteln zur Förderung der indiſchen Sprachkunde und von den nächſten Bedürfniſſen zu deren Erleichterung vorzulegen, da die Sache nun ſchon ſo weit gediehen iſt, daß in Europa viel dafür geleiſtet werden kann, ohne auf die Ladungen der Oſtindien-Fahrer zu warten.

Als Friedrich Schlegel ſich in den Jahren 1803 und 1804 in Paris aufhielt, um das Indiſche zu erlernen, gab es noch durchaus keine gedruckten Elementarbücher, und ohne die Hülfe eines gelehrten Freundes, der lange in Indien gelebt hatte, wäre es ihm auch bei den beharrlichſten Anſtrengungen vielleicht nicht gelungen, den Eingang in dieſes bisher faſt unbeſuchte Labyrinth zu finden. Er konnte in der That ſagen:

Avia Pieridum peragro loca. —

Kurz darauf fing man in Indien an, Elementar-Bücher und Original-Werke zu drucken, und im Jahr 1808 erſchien in Europa das erſte Werk mit indiſchen Buchſtaben, die Grammatik von Wilkins. Aber nun war die Barbarei des ſogenannten Kontinental-Syſtems dazwiſchen getreten: ſogar aller Bücherverkehr zwiſchen England und dem feſten Lande wurde gehemmt, und nur durch außerordentliche Vergünſtigung konnte man ſich das neu Erſchienene von dorther verſchaffen. Jetzt hat ſich der Schauplatz verwandelt. Nach den letzten glorreichen Feldzügen ſind nicht nur die Wege des Handels, ſondern auch des Wißens wieder geöffnet, und man darf hoffen, daß bald ein dauerhafter und wahrhaft europäiſcher Friede die Mittheilungen zwiſchen den Gelehrten verſchiedener Länder und die ruhige Forſchung überhaupt begünſtigen werde.

Mit indiſchen Sprachlehren iſt man nun ſchon zur Genüge verſehen. Wir kennen deren vier: die von Carey, Foſter, Colebrooke und Wilkins. Jede mag ihre eigenthümlichen Vorzüge haben;

doch iſt für den Anfang ohne Bedenken die letztgenannte am meiſten zu empfehlen, welche man ſich überdieß am leichteſten verſchaffen kann, da ſie in London gedruckt iſt. Was ſonſt noch etwa zu wünſchen, wäre eine größere Zuſammendrängung des Lehrgebäudes (denn auch die Grammatik von Wilkins macht 656 Quartſeiten aus), mit tabellariſchen Ueberſichten, jedoch ohne Auslaßung des Weſentlichen: dieß würde vielleicht nur dann, wenn man Lateiniſch ſchriebe, durch die wißenſchaftliche Bündigkeit dieſer Sprache möglich ſein. Aber zwiſchen der Kenntniß der Grammatik und der Leſung der Schriften iſt noch eine große Kluft, beſonders weil es bis jetzt an einem Wörterbuche in europäiſcher Art fehlt. Dieß iſt eine unermeßliche Arbeit, deren Ausführung vielleicht in vielen Jahren noch nicht zu hoffen ſteht: ſchwerlich ließe es ſich auch anderwo als in Indien unternehmen. Es wäre alſo vor allen Dingen eine Chreſtomathie nöthig, eine Auswahl von leichten und ſchweren Stücken in verſchiedenen Gattungen, begleitet mit einer wörtlichen lateiniſchen Uebertragung, mit einer vollſtändigen grammatiſchen Zergliederung jedes Wortes, in jeder Bildung, worin es zum erſtenmal vorkommt, und mit einem alphabetiſchen Gloßar. Eine ſolche Chreſtomathie kann in Europa geliefert werden, Friedrich Schlegel hatte Alles dazu vorbereitet, es unterblieb aus Mangel einer öffentlichen Unterſtützung. Von Original-Werken hat man nun ſchon im Druck, ſo viel mir bekannt geworden, die erſten Bände des Ramayana, den Hitôpadêsa, von Wilkins in London herausgegeben, und zwei bis drei Grammatiken der Sanskrita-Sprache von indiſchen Gelehrten. Alles dieß ohne Kommentar. Vom Hitopadeſa, wovon Wilkins den Text ohne alle Beifügung giebt, hat man zwei Ueberſetzungen, dem des Ramayana iſt auf jeder Seite eine beigefügt. Allein welche geringe Hülfe leiſten ſolche Ueberſetzungen! Sie ſind nicht wörtlich, und können es nach dem Weſen der engliſchen Sprache nicht ſein: eine lateiniſche möchte ſich wenigſtens der Wortſtellung genau anſchließen, wenn ſie auch bei den Zuſammenſetzungen, wie die engliſche, ſich mit Umſchreibungen helfen müßte. Die Herausgeber des Ramayana haben nicht einmal die Verſe und Slokas in der Ueberſetzung geſchieden: vielleicht konnten ſie es auch nicht, weil ſie die Folge der Sätze oft ganz umkehren mußten. Die einzige Hülfe, welche ſie dem Schüler bieten, ſind Punkte unter den Zeilen, zum Zeichen, daß die Wörter ohne eigentlich grammatiſche Zuſammenfügung, bloß nach Geſetzen der Ausſprache und Schreibung zuſammengezogen ſind. Dieß iſt von großer Wichtigkeit, denn die ſcheinbar unabſehlich langen Wörter ſind anfangs unendlich verwirrend. Auch dieſe Hülſe fehlt in der Londoner Ausgabe des Hitôpadêsa. Wir vermuthen, daß alle Erläuterung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Auswärtige Leſer mögen ſehen, wie ſie fortkommen, und ſie werden es hoffentlich.

Es iſt allerdings ein ungemeines Vergnügen, ein vormals unzugängliches Werk aus hohem Alterthum nun vor ſich zu haben, und die Nachtigall Valmiki, den Homerus am Ganges, ſelbſt vernehmen zu konnen. Wenn wir aber hiefür den engliſchen Gelehrten und den Gönnern ihrer verdienſtlichen Arbeiten unſern Dank abzutragen haben, ſo müßen wir dennoch eingeſtehen, daß die Ausgabe des Ramâyana, ſo wie ſie beſchaffen iſt, weder dem Schüler, noch dem Kenner Genüge leiſten kann. Dem Schüler nicht, aus den oben angeführten Gründen; dem Kenner nicht, wegen der ganz unphilologiſchen und unkritiſchen Behandlung. Die Herausgeber haben nicht einmal Rechenſchaft von den Handſchriften abgelegt; wie weit die vorhandenen etwa von einander abweichen; ob ſie mehrere verglichen, oder, wie faſt zu vermuthen iſt, nur einer einzigen gefolgt ſind (denn ſolche Mühe verſchweigt man ſelten), und warum ſie ſich hiezu berechtigt geglaubt.*) Alſo keine abweichenden Leſearten, keine Vorſchläge zur Berichtigung verdächtiger, keine grammatiſche Deutung ſchwieriger Stellen. Viel weniger eine Unterſuchung über das Alter und die Aechtheit des Gedichtes; keine Zeugniſſe anderer indiſcher Schriftſteller über das Werk und deſſen Urheber; in wie fern dieſer für einen hiſtoriſchen oder bloß mythiſchen Namen zu halten; nichts über die etwaigen Diaſkeuaſten des Gedichtes, wenn es deren gehabt, wie ja offenbar die erſten vier

---

*) Ein einziges Mal reden doch die Herausgeber Wunders halben von abweichenden Handſchriften, Vol. I. p. 80. Aber es iſt eben noch in der Vorrede des Gedichtes. Uebrigens läßt eine ſolche Geſchichte der Handſchriften wie bei den Klaſſikern ſich bei indiſchen Büchern nicht erwarten, weil ſie insgeſammt ſehr jung ſind. Die Palmblätter widerſtehen unter dem dortigen Himmel den Inſekten nicht: einmal nach Europa gebracht, können ſie lange bewahrt werden.

Abſchnitte des erſten Buches von ſpäteren Händen herrühren; keine Darlegung des hiſtoriſchen, mythologiſchen und allegoriſchen Gehalts im Ganzen und Großen, des Zuſammenhanges und Verhältniſſes zu andern Dichtungen, u. ſ. w. Statt alles deſſen dürftige Namenerklärungen in den ſparſamen Noten! — Ei nun, wird man ſagen, die erſten Ausgaben des Homerus und andrer Klaſſiker im fünfzehnten Jahrhundert entbehrten auch aller ſolcher Zugaben, und ſehen ziemlich wüſt und verworren aus. Von einem erſten Verſuche ſoll man nicht allzu viel fordern. — Dieß iſt allerdings wahr: aber damals war die Philologie eine unbekannte Kunſt, ſie war im Mittelalter einzig von den Griechen geübt worden. Jetzt iſt man an philologiſche Meiſterſtücke gewöhnt; England iſt reich an vortrefflichen Kritikern der römiſchen und griechiſchen Litteratur, deren Grundſätze und Verfahrungsweiſe man nur auf die indiſche anzuwenden braucht.

Die Engländer ſind ſeit einiger Zeit äußerſt thätig in Förderung ſowohl der geſammten indiſchen, als der perſiſchen Sprachkunde. Die Kenntniß des Perſiſchen iſt ſehr verbreitet unter allen denen, welche irgend ein Geſchäft oder ein Amt in das Morgenland geführt hat: wir haben engliſche Offiziere angetroffen, die von den Dichtern als ihren Lieblingen ſprachen. Allein man darf nicht vergeßen, was eigentlich der Bearbeitung dieſes ganzen Faches in England den Anſtoß gegeben. Es war ein großer politiſcher Zweck. Ein weitläufiges Reich ſoll, um die fremde Herrſchaft dauerhaft zu gründen, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Sitten ſeiner Bewohner regiert werden; dazu iſt Kenntniß der Landesſprachen nothwendig, und dieſe haben wieder ihre gemeinſchaftliche Quelle im Sanskrita, ungefähr wie die romaniſchen Sprachen Europas im Lateiniſchen. Alſo Geſchäftsmänner für die Verwaltung Indiens will man bilden, darauf zwecken eigentlich alle von der engliſchen Regierung geſtifteten Lehranſtalten ab. Der zu früh verſtorbene Sir William Jones hatte bei dieſer Erweiterung das geſammte Gebiet des menſchlichen Wißens vor Augen, aber ein Mann von ſo umfaßendem Geiſte iſt in jedem Zeitalter eine ſeltne Erſcheinung. Unter den Engländern, welche jetzt in den 'Aſiatiſchen Forſchungen' und ſonſt ſchätzbare Arbeiten liefern, giengen die meiſten in ganz andern Abſichten nach Indien, und waren nicht einmal durch klaſſiſche

Philologie vorbereitet, wie es Wilkins von ſich ſelbſt eingeſteht. Daher begreift ſich der große Abſtand zwiſchen den bisherigen Ausgaben indiſcher Bücher und den Grammatiken in philologiſcher Hinſicht. Bei den letzteren hatten ſie die indiſchen Vorbilder und zugleich die gelehrteſten Pandits zur Hand: ſie durften, wenn ich ſo ſagen darf, nur die tiefſinnige Algebra der indiſchen Sprachlehrer in gewöhnliche Arithmetik überſetzen.

Den Deutſchen iſt der politiſche Zweck der Engländer fremd, die unermeßlichen Hülfsmittel jener ſtehen ihnen nicht zu Gebote. Dennoch glauben wir, daß ſie nicht werden zurückſtehen wollen, und daß ſie ſogar einen beſondern Beruf haben, die indiſchen Alterthümer zu ergründen. Wir kennen noch kein andres Buch, worin die etymologiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Geſichtspunkte dieſer Forſchung ſo weitumfaßend und tief eindringend aufgeſtellt wären, als in Friedrich Schlegels Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier. Dieß bleibt für uns der Grundſtein des Gebäudes. — Für jetzt wäre es noch zu früh, in Deutſchland Lehrſtellen für die indiſche Sprache ſtiften zu wollen. Bis man einen reicheren gedruckten Vorrath hat, kann dieß nur da gedeihlich werden, wo eine Sammlung von Handſchriften iſt, und daran fehlt es bei uns: wir haben keinen Nachlaß der Miſſionare. Das Nützlichſte wird alſo vor der Hand ſein, junge Männer von Geiſt und beſonders von beharrlichem Eifer zu dieſem Behuf reiſen zu laßen. Zuerſt nach Paris, dann nach England, und wen ſein Muth und ſeine Mittel ſo weit tragen, der wallfahrte zu den geheiligten Fluten des Ganges, befrage die Weiſen zu Benares! — Wir freuen uns, hier erwähnen zu können, daß dieß wirklich durch die Freigebigkeit einer deutſchen Regierung geſchieht. Herr Bopp aus Aſchaffenburg, ein eben ſo fleißiger als beſcheidener Forſcher, hält ſich ſeit mehreren Jahren mit königlich baieriſcher Unterſtützung in Paris auf, und hat neben ſeiner Kenntniß andrer Morgenländiſchen Sprachen ſehr beträchtliche Fortſchritte im Sanskrita gemacht.

Dem Deutſchen, der ſich dieſem Fache widmen will, iſt wohl zunächſt der Aufenthalt in Paris anzurathen. In England giebt es freilich Lehranſtalten, aber wir zweifeln, ob irgendwo ſonſt der Zutritt zu den Handſchriften ſo leicht und bequem gemacht wird, als in Paris. Nun hat man dort jeden Winter eine Reihe gründlicher und lichtvoller Verleſungen von Hrn. Chézy zu erwarten. Endlich findet man an dem berühmten Herrn Langles, dem Konſervator der orientaliſchen Manuſkripte der königlichen Bibliothek, einen Mann, deßen Kenntniße ſich über die Litteratur und die hiſtoriſchen und architektoniſchen Alterthümer Aſiens vom mittelländiſchen Meere bis an die öſtlichſte Gränze verbreiten, der alle Schätze dieſes Faches in ſeiner ſeltnen Bücherſammlung ſelbſt beſitzt, und deßen zuvorkommende Güte gegen auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann.

Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Corcirese. Padova 1816.

Kurz vor Erſcheinung obiger Schrift hatte der Verf. gegenwärtiger Anzeige einige Blätter über denſelben Gegenſtand drucken laßen, unter dem Titel:

> Lettre aux éditeurs de la Bibliothèque Italienne, sur les chevaux de bronze, par A. W. de Schlegel. Florence 1816.

Dieſer Brief iſt ſeitdem in einer italiäniſchen Ueberſetzung dem Junius-Heft der in Mailand erſcheinenden Biblioteca Italiana eingerückt. Beide Schriften hatten einerlei Veranlaßung und Zweck; in beiden führte die Unterſuchung auf ähnliche Ergebniße. Dieſes Zuſammentreffen unſerer Anſichten mit dem Urtheil eines der gelehrteſten Griechen konnte uns nicht anders als ſehr erfreulich ſein. Bei Gelegenheit der Wiederherſtellung dieſes berühmten Denkmals vor der St. Markus-Kirche in Venedig, in Gegenwart des Kaiſers von Oeſterreich und unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, hatte der Präſident der venetianiſchen Akademie, Graf Cicognara, eine eigne Schrift darüber herausgegeben, worin er die Vermuthung des Zanetti, dieſes Viergeſpann ſei in Rom zu Neros Zeiten gegoßen worden, als entſchiedene Behauptung wiederholte, und durch neue Gründe zu ſtützen ſuchte. In Griechenland, ſagte er, habe man keine Triumphbogen errichtet, alſo auch keinen Anlaß gehabt, Quadrigen zu verfertigen, welche hingegen bei den Römern der hergebrachte Zierrat der Triumphbogen waren: die Vergoldung der Pferde ſei ein Fehler gegen den guten Geſchmack, deßen ſich die Griechen niemals, wohl aber die Römer der Kaiſerzeit ſchuldig gemacht; der Guß ſei unvollkommen, und an den Leibern der Pferde durch aufgelegte Platten verſchiedentlich ergänzt; dieß ſtimme mit der Nachricht des Plinius überein, daß zu Neros Zeit die Kunſt der Erzgießerei ſehr geſunken geweſen; endlich ſei der Charakter der Pferde durchaus nicht der griechiſche, und der Künſtler habe mit ihren ſtarken und feiſten Gliedern Vorbilder von italiäniſcher Zucht nachgeahmt. Hiegegen wurde nun in dem zu Florenz erſchienenen Briefe dargethan: daß die Griechen allerdings die Giebel der Tempel und andre Gebäude mit Quadrigen verziert, daß ſie ſolche aber auch häufig bloß auf ein Fußgeſtell geſetzt; daß ſie ſehr frühzeitig, ſchon vor dem perſiſchen Kriege, und nachher vielfältig Wagen mit Viergeſpannen in Erz gegoßen; daß nicht weniger als ſieben griechiſche Künſtler vom erſten Range ſich in Werken dieſer Art ausgezeichnet; daß die Griechen in den ſchönſten Zeiten der Kunſt häufig ihre ehernen Bildſäulen vergoldet oder vielmehr mit Goldblättchen bekleidet, welches auch gar nicht zu tadeln ſei, beſonders an Quadrigen, welche zur Aufſtellung an einem erhabenen Orte beſtimmt waren; daß die Fehler des Gußes nicht von der Art ſeien, welche auf Verfall der Kunſt zu ſchließen berechtigt, ſondern wie ſie bei jedem großen Guß faſt unvermeidlich ſind, um ſo mehr da das Metall reines Kupfer, alſo ſchwer in Fluß zu bringen war. Es wurde gezeigt, daß die Trockenheit und eckige Zeichnung der Pferde am Fries des Parthenon nicht ſowohl der nachgeahmten Natur, als der damaligen Strenge des Stils zuzuſchreiben ſei; daß die Abbildung der Pferde auf den älteſten ſyrakuſaniſchen Münzen mit übertriebener Magerkeit anfange, aber im Fortgange der Zeit immer völliger werde, da man gelernt hatte, die Muſkeln auch unter einer fleiſchigen Bekleidung anzudeuten, und daß eine der ſchönſten ſyrakuſaniſchen Münzen, wovon wir einen Abguß in Händen haben, eben ſo feiſte und ſtark gebaute Pferde, als die des venetianiſchen Viergeſpanns, darbiete. Die auf kein Zeugniß gegründete Annahme des Grafen Cicognara, Konſtantin habe dieſe Pferde von Rom nach Konſtantinopel ſchaffen laßen, ward nicht weiter geprüft: es ſchien hinreichend zu beweiſen, hieraus folge gar nicht, daß ſie eine römiſche

Arbeit aus der Kaiſerzeit ſeien; Rom habe Quadrigen der erſten griechiſchen Meiſter beſeßen, und Konſtantin werde ohne Zweifel kein andres als ein berühmtes Werk zur Ausſchmückung ſeiner neuen Hauptſtadt weggeholt haben. Der Verfaßer ſchloß endlich mit der Folgerung, dieſes Viergeſpann müße von einem geſchätzten Meiſter aus der Zeit Alexanders oder ſeiner nächſten Nachfolger herrühren, wenn man es auch nicht ſo geradehin dem Lyſippus zuſchreiben dürfe.

Alle obigen Punkte hat nun auch Hr. Muſtoridi auf ſeine Weiſe behandelt, und überdieß aus den byzantiniſchen und venetianiſchen Schriftſtellern die vollſtändigſten Aufſchlüße über die Geſchichte dieſer Pferde beigebracht, welche nun ſchon dreimal im Gefolge der Eroberung ihren Wohnſitz verändert haben, und alſo nicht bloß durch ihre einzige Seltenheit und ihren Kunſtwerth, ſondern auch in geſchichtlicher Hinſicht äußerſt merkwürdig ſind. Sie wurden, wie bekannt, eine Beute der Venetianer bei der Eroberung von Konſtantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204. Damals ſtanden ſie im Hippodromus über den Schwibbogen (*κάγκελλα* im Griechiſchen des Mittelalters), woraus die Wagen in die Rennbahn eingelaßen wurden. Dieß bezeugt Niketas Akominates. Drei andre Schriftſteller, Papias, ein ungenannter Zeitgenoße des Alexius Komnenus, und endlich Kodinus, ſagen überdieß, dieſe Pferde ſeien zu Anfang des fünften Jahrhunderts unter Theodoſius dem jüngern von der Inſel Chios nach Konſtantinopel gebracht worden. Papias und der Ungenannte lebten lange vor der Einnahme der Stadt; ſie ſahen das Denkmal noch an Ort und Stelle, und konnten nicht irren, weil, wie Hr. M. nach byzantiſchen Zeugniſſen bemerkt, alle öffentlichen Denkmale dort mit authentiſchen Inſchriften über ihre Aufſtellung und Herkunft verſehen waren.

Dieß iſt entſcheidend: über das Vaterland des ehernen Viergeſpanns kann fernerhin kein Zweifel mehr obwalten. Da die Inſel Chios niemals in den Fall kam, durch Eroberungen mit Kunſtwerken bereichert zu werden, ſo iſt auch klar, daß es auf Beſtellung der Chier entweder von einem einheimiſchen oder fremden Künſtler gegoßen worden iſt.

In einem Aufſatze des 4ten Bandes von Millins Magasin Encyclopédique von Hrn. Seitz war das Zeugniß des Kodinus ſchon angeführt worden, aber als das einzige, und gegen ſeine Ausſage könnten immer noch Einwendungen ſtattfinden, weil er erſt nach der Eroberung und Wegführung des Kunſtwerkes ſchrieb.

Die Kunſt wurde frühzeitig in Chios geübt. Hr. M. giebt ein zahlreiches Verzeichniß von Künſtlern der dortigen Schule von den alteſten Zeiten an. Aber alle die, welche vor und um die 60ſte Olympiade fallen, kommen hier gar nicht in Betracht, denn wir wißen, daß der Stil jener Zeiten von dem unſers Viergeſpanns unendlich verſchieden war. Der blühendſte Zeitraum der Inſel Chios fällt zwiſchen die 75ſte und 113te Olympiade. Aus dieſer Zeit nennt Hr. M. den Soſtratus und ſeinen Sohn Panthias; aber von beiden werden nur menſchliche und Göttergeſtalten, keine Pferde erwähnt. Wenige griechiſche Künſtler haben gewiſſermaßen das ganze Gebiet der Kunſt umfaßt; die meiſten erwählten ſich ein beſtimmtes, oft eng begränztes Fach, und enthielten ſich ſorgfältig von Arbeiten, wozu ſie keine beſondre Gabe zu beſitzen glaubten, oder worin ſie wenigſtens keine Erfahrung hatten erwerben können. Dieß darf man bei der Kunſtgeſchichte niemals aus den Augen verlieren. Wenn alſo kein Bildgießer aus Chios wegen ſeiner Quadrigen gerühmt wird, ſo würden wir lieber auf einen auswärtigen Künſtler rathen. Die abgerundete Zeichnung der venetianiſchen Pferde, woran keine Spur von der Strenge des Kalamis mehr ſichtbar iſt, erlaubt nicht, wie uns dünkt, ſie viel früher, als in das Zeitalter Alexanders des Großen, zu ſetzen. Die Blüthezeit von Chios umfaßt dieſes, wie wir geſehen haben: warum könnte alſo nicht Lyſippus eben ſowohl für die reichen Bewohner dieſes Handelsſtaates eine Quadrige gegoßen haben, als für die Rhodier?

Wir begegnen hier einem in dem florentiniſchen Briefe übergegangenen Einwurf gegen dieſe Vermuthung. Manchem Kenner dürfte das venetianiſche Geſpann nicht feurig genug für dieſen Meiſter dünken, weil nach dem Propertius:

> Gloria Lysippo est animosa effingere signa.

Ohne Zweifel hat Lyſippus ſowohl Reit- als Wagen-Pferde häufig zum Lauf anſpringend und ſich bäumend, andremal ruhiger und im Schritt vorgeſtellt. Der Ausdruck des Plinius fecit quadrigas multorum generum kann nicht auf die Form des Wagens bezogen werden, die nur eine Nebenſache war; er geht alſo auf die verſchiedenen

Gattungen der Pferde und ihre Bewegungen. Wiewohl im Schritt, verräth ſich dennoch an unſerm Geſpann durch die Wendung des Halſes und die geblähten Nüſtern das Feuer der ihrem Wagenlenker gehorchenden Roſſe.

Die Schrift des Hrn. Seitz haben wir nicht zur Hand, aber einiges, was daraus angeführt wird, verräth große Unkunde in der Kunſtgeſchichte. Er will die venetianiſche Quadrige lieber dem Myron oder dem Polykletus zuſchreiben, als dem Lyſippus. Wer hat jemals gehört oder geleſen, daß jene beiden Künſtler Pferde in Erz gebildet? Die Kühe des Myron ſind bekannt genug; Polykletus hat ſich vermuthlich nie auf Thiergeſtalten eingelaßen. Beide waren überdieß Zeitgenoßen des Phidias, und wir kennen den ganz verſchiedenen Stil der Pferde aus dieſem Zeitalter. (Hr. Muſtoxidi irrt, wenn er die Blüthezeit des Myron um die 66ſte Olymp. ſetzt: wie ſoll dieß möglich ſein, da ſein Meiſter Ageladas ſechs Olympiaden ſpäter gearbeitet hat?) Ferner meint Hr. Seitz, der Künſtler habe die Mähnen der Pferde geſtutzt, weil er die Haare nicht weich und wollig auszudrücken gewußt. Unzählige alte Kunſtwerke, Statuen, Basreliefs, Vaſengemälde, Gemmen, Münzen, beweiſen, daß die Sitte, den Pferden die Mähnen zu ſtutzen, wenigſtens ſeit Perikles bis in die Kaiſerzeiten ſo allgemein war, wie das Stutzen der Schweife in England. Es dünkte den Griechen zierlicher, der Kamm wurde ſorgfältig geordnet, und oben blieb ein Büſchel Haare ſtehn, um daraus, zum Schmuck des edlen Thieres, den Ampyx zu winden. Vielleicht waren die Mähnen der griechiſchen Pferde natürlicher Weiſe verworren und ſtraubig, welches ſie leicht werden, wenn ſie allzu ſtark ſind. Genug es war der herrſchende Geſchmack, die Künſtler hatten keinen Grund davon abzuweichen, und das Auge durch etwas Ungewohntes zu beleidigen. Es iſt wohl keine ſehr ſchwierige Kunſt Pferdeſchweiſe und Mähnen nachzuahmen; doch ſind auch hiebei neuere Künſtler nicht ſelten in das Uebertriebene, ja in das Abgeſchmackte verfallen.

Hr. M. macht ſich ſelbſt die Einwendung, Chios ſei vom Verres ſtark ausgeplündert worden; man könne alſo vermuthen, daß damals entweder unſre Quadrige noch nicht vorhanden geweſen ſei, oder daß ſie nicht für eins der vorzüglichſten Werke gegolten habe. Er antwortete hierauf, Verres habe vielleicht nicht gewagt, ein ge heiligtes Beſitzthum, das Denkmal eines von der Stadt erworbenen Sieges in den Kampfſpielen, anzutaſten. Wir fügen noch dieß hinzu: eine ſolche Quadrige möchte den Verres nicht ſonderlich in Verſuchung führen. Er raubte was ſeine Wohnung auszuzieren dienen konnte, beſonders kleinere Koſtbarkeiten; für eine Quadrige hatte ein Privatmann ſchwerlich einen ſchicklichen Platz, ein ſolcher Raub war zu auffallend, und dergleichen große Werke wurden wohl nur zum Behuf einer öffentlichen Aufſtellung in Rom aus Griechenland entführt.

Es bleibt alſo dabei, daß dieſes in Chios einheimiſche Viergeſpann aller Wahrſcheinlichkeit nach gegen das Ende des eigentlich großen und ſchöpferiſchen Zeitalters der griechiſchen Kunſt, nämlich vor der 120ſten Olympiade, gegoſſen worden iſt. Denn in den Zeiten des Verfalls und der Verſunkung unternahmen griechiſche Städte ſchwerlich ſo koſtbare Werke. Unter den ſpäteren Nachfolgern Alexanders des Großen arbeiteten die Künſtler wohl meiſtens nur für die Prachtliebe dieſer Fürſten, und nachher zog ſich Alles nach Rom.

Zu der Behauptung, daß die venetianiſchen Pferde unter Neros Regierung in Rom gegoſſen worden ſeien, darf nun in Zukunft kein Unterrichteter mehr zurückkehren. Wir hatten ſchon gezeigt, dieſe unter den Antiquaren verbreitete Meinung gründe ſich einzig auf eine Münze des Nero, welche auf der Rückſeite einen Triumphbogen mit einer Quadrige hat. Hr M. entwickelt ebenfalls die Unhaltbarkeit dieſes Grundes, und fügt noch die treffende Bemerkung hinzu, die neroniſche Quadrige ſehe nicht einmal der unſrigen vollkommen ähnlich, indem auf der Münze alle Pferde mit demſelben Fuße antreten, da hingegen von der venetianiſchen zwei das rechte und zwei das linke Vorderbein heben.

Die irrige Angabe Winckelmanns, jedes Pferd ſei aus zwei beſonders gegoſſenen Hälften der Länge nach zuſammengeſetzt, iſt nun auch durch die Hrn. Cicognara und Muſtoxidi berichtigt, wenn es anders deſſen bedurfte. Denn wir begreifen nicht, wie ſich Winckelmann etwas ſo Unglaubliches hat einbilden können. Es iſt einer von den vielen Fehlgriffen, welche er aus Unkunde des mechaniſchen Theils der Kunſt gethan hat. Bei der Fortſchaffung hat ſich der Kopf eines Pferdes zufällig abgelöſt, und dieß gab Gelegenheit, das Innere zu unterſuchen. Aus zwei Stücken iſt aber doch der Guß allerdings zuſammengeſetzt: nämlich Kopf und Hals, vom Anfange der Mähne an, iſt beſonders gegoßen. Ohne Zweifel war dieß eine Vorſicht des Künſtlers, um die wichtigſten Theile vor dem zufälligen Stocken des Metalls zu ſichern. Auch iſt der Guß der Köpfe tadellos ausgefallen. Die Zuſammenfügung wird geſchickt durch das Bruſtgeſchirr verkleidet, an welchem die Schrauben als Zierraten dienen.

Den Kritiken einiger Neueren und insbeſondre Falconets geſchieht zu viel Ehre, wenn ſich Hr. M. auf ſie einläßt. Die eigne Arbeit jenes Herabwürdigers der Alten, die Statue Peters des Großen zu Sankt Petersburg, iſt, wie uns dünkt, die beſte Widerlegung ſeiner Prahlereien. Wir haben ſo ziemlich alle Statuen zu Pferde, die in Europa aufgeſtellt ſind, ſelbſt geſehen und aufmerkſam betrachtet, und wir bekennen, daß uns die Vergleichung in der Bewunderung der venetianiſchen Pferde immer mehr beſtärkt hat. Hier iſt nicht der Ort, dieſen Theil der Kunſt aus dem Grunde abzuhandeln. Sonſt ließe ſich viel ſagen über den Charakter und die eigentliche Schönheit des Pferdes und ſeiner Glieder, über die Nachahmung für die Bildnerei, über die verſchiednen Bewegungen der Pferde im Gang, im Lauf und im Sprunge, und über die einſichtsvolle Wahl und Beobachtung der Natur, welche die griechiſchen Künſtler auch hierin bewährt. Von allem dieſem ſteht keine Silbe in Winckelmanns Geſchichte der Kunſt, wie denn überhaupt der Abſchnitt von den Thieren einer der kahlſten und magerſten ſeines Werkes iſt.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. 2 Theile. Berlin 1811. 1812.

Wenn dieſe Anzeige bloß den Zweck hätte, eine neue Erſcheinung bekannt zu machen, und den Freunden der Alterthumskunde zu empfehlen, ſo käme ſie allerdings zu ſpät. Denn der Werth und reiche Gehalt des vortrefflichen Werkes, von welchem wir reden wollen, iſt längſt anerkannt; es ſichert, auch unvollendet, wie es bisher blieb, ſeinem Verfaßer einen ausgezeichneten Rang unter unſern Denkern, Geſchichtſchreibern und Alterthumsforſchern. Hrn. Niebuhrs Gelehrſamkeit iſt umfaßend und aus den Quellen geſchöpft; der Gang ſeiner ſcharfſinnigen Unterſuchungen iſt immer anziehend, wiewohl zuweilen verwickelt; die Kühnheit des Zweifels wird durch die Vorſicht allſeitiger Erwägung gemäßigt; ſeine Urtheile ſind eindringend, ſeine Anſichten eigenthümlich. Ueberall offenbart ſich eine ernſte und männliche Geſinnung; reger Eifer für Recht und weiſe geordnete Freiheit, und wahrhafte Theilnahme an allem, was ſich auf die Verbeßerung des geſelligen Zuſtandes bezieht. Die Schreibart iſt faſt durchgehends würdig, nicht ſelten beredt, jedoch faſt nirgend frei von einer gewißen Schwerfälligkeit in den Wortfügungen. Im Ganzen iſt dem Beſtreben nach gedrängter Kürze die Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags allzu ſehr aufgeopfert, und dieß dürfte der ſonſt ſo verdienten und wünſchenswerthen Verbreitung des Buchs im Auslande fürs erſte im Wege ſtehn. Wir möchten auch ſtrengere Reinheit der Sprache wünſchen, die dem Geſchichtſchreiber ganz beſonders anſteht. Zwar ſind die Namen der römiſchen Staatseinrichtungen ſo unzertrennlich mit den Begriffen verwebt, daß ſie nicht wohl entbehrt werden können. Allein wir glauben nicht, daß Civität etwas andres oder etwas mehr ſagt, als Bürgerrecht. Daneben ſtechen dann Wörter wie Courant, Domänen, Linien-Infanterie ſeltſam ab; Prolificität iſt nach altem und neuem Sprachgebrauch ganz unſtatthaft gebildet. Doch dieß ſind kleine Flecken, die ſich bei einer neuen Ausgabe leicht werden wegſchaffen laßen.

Um der Geſchichtſchreiber Roms zu werden, gieng dem ſonſt mit allen Kenntnißen und Fähigkeiten reichlich ausgerüſteten Verfaßer ein einziges Erforderniß ab: die eigne Anſicht der Gegenden, wo der Schauplatz der erzählten Begebenheiten liegt. Dem Vernehmen nach begiebt ſich Hr. Niebuhr in Geſchäften ſeines Vaterlandes nach Rom, und iſt vielleicht ſchon dahin abgegangen. Seine Reiſen in dieſem merkwürdigen Lande, ſein Aufenthalt auf den ſieben Hügeln, werden hoffentlich der Fortſetzung ſeines Werkes zu Statten kommen. Die beiden erſten kurz nach einander erſchienenen Bände gehen bis zum Jahr a. u. c. 417.; nach der Vorrede will aber der Verfaßer ſeine Behandlung der römiſchen Geſchichte bis zu dem Zeitpunkte fortführen, von welchem Gibbon anhebt, alſo bis zum Marcus Aurelius.

Hr. Niebuhr rühmt oder geſteht von ſich, er habe verſchiedne wichtige Schriften der Neueren über die Gegenſtände, welche er behandelt, erſt nach beinahe abgeſchloſſner Unterſuchung geleſen. So ſei ihm Beauforts kritiſche Abhandlung (Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine), auch Levesques Geſchichte, erſt zur Hand gekommen, als der erſte Theil ſchon weit im Drucke vorgerückt war. Ja was noch mehr befremden kann, er bedauert, (Th. I. S. 65.) daß er Cluverii Italia antiqua erſt ſo ſpät kennen gelernt. Es iſt zwar der mühſamere und eben deshalb verdienſtlichere Gang der Unterſuchung, ſich zuerſt ausſchließend an die Quellen zu halten, nämlich an die Zeugniſſe der Alten und die Denkmale des Alterthums. Wenn man aber auf dieſem Wege zu gewiſſen Ergebniſſen gelangt iſt, ſo wird es rathſam ſein, ehe man zu deren öffentlicher Mittheilung ſchreitet, ſie mit den Arbeiten ſeiner Vorgänger unter den neuern Gelehrten zu vergleichen. Man läuft ſonſt Gefahr als neu vorzutragen, was ſchon von Andern gelehrt worden iſt; oder auch Schwierigkeiten und Einwürfe nicht zu beſeitigen, die gegen einmal gefaßte und uns einleuchtende Anſichten gemacht werden können, und vielleicht ſchon gemacht worden ſind. Ueberdieß finden ſich die Nachrichten über die entfernteren Zeiträume der Geſchichte ſo zerſtreut, daß man leicht einige überſieht, wenn man die bisherigen Sammlungen nicht benutzt. Die Alterthumskunde iſt nicht das Werk eines Einzelnen; es muß allmählich daran fortgebaut werden: und da wenig Hoffnung iſt, den Vorrath der geretteten Schriften noch beträchtlich vermehrt zu ſehen, ſo läßt ſich dieß nur durch immer vollſtändigere Zuſammenſtellung, ſchärfere Sichtung, lichtvollere Deutung leiſten.

Einer der Hauptſätze des Verfaſſers iſt der, welchen er gleich in der Vorrede zum erſten Bande aufſtellt: 'die Geſchichte der vier erſten Jahrhunderte Roms iſt anerkannt ungewiß und verfälſcht'. Wir würden ſagen 'ausgemacht', aber nicht 'anerkannt'. Denn es fehlt viel daran, daß dieſe von Beaufort mit unwiderleglicher Stärke vorgetragene Lehre ſo allgemeinen Eingang gefunden hatte, als ſie es verdient, und beſonders, daß ſie in ihren vielfachen Anwendungen auf die römiſchen Alterthümer gehörig durchgeführt wäre. Freilich behalten wir immer die Verpflichtung, jene fabelhafte Erzählung in gewiſſem Grade unſerm Gedächtniſſe einzuprägen, allein es ſollte ſchon beim Unterricht in den Schulen nicht ohne vorläufige Warnung geſchehen. Die Einſicht, daß faſt alles, was wir im Livius, Dionyſius, Plutarchus u. a. über dieſen Zeitraum leſen, und leider einmal erlernen müßen, nicht wahr iſt, wenigſtens nicht auf die Art, wie ſie es erzählen, wäre an ſich ziemlich unfruchtbar. Es fragt ſich, ob wir etwas Beßeres an die Stelle zu ſetzen haben; ob ſich die Lücke einigermaßen befriedigend ausfüllen läßt. Von dieſer Seite hat Hrn. Niebuhrs Werk ein vorzügliches Verdienſt. Er verſäumt nichts, um die Verfaßung und Staatswirthſchaft Roms in den früheſten Zeiten der Republik zu erforſchen, auf welche man ſo oft ſpäter geltend gewordene Begriffe irrig übertragen hat. Weniger gelungen ſcheint uns ſeine Bemühung, einen Theil der beſtrittenen Geſchichte unter dem Namen der 'Sage' dennoch wieder zu retten. Ueber die allzu weite Ausdehnung, die man dieſem Begriffe giebt, und über deßen Mißbrauch bei geſchichtlichen Unterſuchungen haben wir uns bei einer andern Gelegenheit in dieſen Blättern erklärt (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 46. S. 723...728.).*) Die ungeſchminkte mündliche Ueberlieferung unter dem Volke, welche den unmittelbaren Eindruck einer Begebenheit, das Andenken einer alten Sitte, von Geſchlecht zu Geſchlechte fortpflanzt, verdient allerdings Achtung. Aber im Lauf der Zeiten pflegt ſich ſo viel Fremdartiges anzuhängen, daß das Urſprüngliche ſchwer auszuſcheiden iſt. Die Sage kann nicht bloß verfälſcht, ſie kann, wo ſie gar nicht vorhanden war, gefliſſentlich erkünſtelt werden: beides ſowohl durch prieſterlichen Betrug, als durch dichteriſche Ueberredung. Die Dichter, wenigſtens die, von denen wir wißen, kamen in Rom verhältnißmäßig ſehr ſpät, und ſchmückten bloß den untergeſchobenen, aber ſchon verbreiteten Volksglauben aus. Unter langer Barbarei und Unwißenheit waren die wenigen etwa nicht verlornen ſchriftlichen Denkmale unverſtändlich geworden; die verwahrloſte Sage verſtummte gänzlich, oder äußerte ſich ſehr einſilbig und abgerißen. Ueber die Gründung Roms fanden die Prieſter nichts in ihren jungen und zuſammengeſtückten Jahrbüchern. Als daher die Römer mit den Griechen in nähere Berührung kamen, ſeit dem Kriege gegen Pyrrhus, waren ſie eben ſo bereitwillig die griechiſchen Herleitungen (origines Graecas) anzunehmen, als die ſchmeichelnden Griechen, ſolche darzubieten. Sie glichen ſchnell emporgekommenen Leuten von unbekannter Herkunft, die ungemein froh ſind, wenn ihnen jemand etwas Rühmliches von ihrem Großvater zu erzählen weiß. Nun wurde die vaterländiſche Götterlehre mehr und mehr nach griechiſcher Weiſe umgemodelt; Volksfeſte und heilige Gebräuche wurden anders gedeutet; an Denkmalen, welche man den ſo eben erlernten Fabeln errichtete, und nach wenigen Menſchenaltern für uralt ausgab, wird es auch nicht gefehlt haben. Dieß Alles fand ohne Zweifel ſchon vor dem eigentlich litterariſchen Zeitraume ſtatt; noch weit ſchlimmer gieng es, als man endlich die Geſchichte Roms zu ſchreiben verſuchte. Die Griechen hatten das erſte Wort gehabt, und die Römer wußten nichts als ihnen nachzuſprechen: ſchon der älteſte unter allen, Fabius Pictor, dem Diokles von Peparethus! Die Griechenſucht (insanum Graecanicae doctrinae in patrias historias et religiones inferendae studium nennt es Heyne) ſtieg immerfort bis zum Zeitalter des Auguſtus, wo ſie den höchſten Gipfel erreichte. Wie hätte es anders ſein ſollen? Rom war mit Griechlein überfüllt, welche der Jugend, deren Unterricht ihnen anvertraut war, Verachtung gegen das ächt Vaterländiſche als barbariſch beibrachten. Die griechiſchen Antiquare hatten von jeher eine beſondere Gabe, über Dinge, wovon ſie nicht das Mindeſte wußten, mit Zuverſicht zu entſcheiden. Daß man ihnen die Frage vorlegen würde: woher weißt du das? war ihre geringſte Sorge. Wie vielerlei dieſes liebenswürdige Volk ſich ſelbſt und Andern weiß gemacht, das überſteigt alle Begriffe. 'Es kam endlich dahin', ſagt der eben erwähnte große Kenner des Alterthums (ad Virg. Aen. VII. Exc. 4.), 'daß die Römer die ſchlechteſten Ausleger ihrer eigenen Sagen waren; und es gab nichts den Italikern ſo Einheimiſches und Eignes, was ſie nicht von den Griechen hergeholt hätten'.

---

*) [In der Rec. der altdeutſchen Wälder.]

Hr. Niebuhr nimmt an, die Römer hätten vor dem Anfange der proſaiſchen Geſchichtſchreibung, alſo auch vor aller Bekanntſchaft mit griechiſcher Litteratur, lange erzählende Gedichte über ihre Geſchichten gehabt. Er ſpricht davon (Th. I. S. 178. u. f.) mit einer Beſtimmtheit und Ausführlichkeit, als wenn er ſie wirklich noch vor Augen hätte. Er zählt nicht nur die verſchiedenen Epopöen auf, ſondern weiß ihren Zuſammenhang, ihre Gliederung und Abſchnitte anzugeben, welche letzteren, wie er verſichert, den Abenteuern des Nibelungen-Liedes entſprechen. 'Die Geſchichte vom Romulus bildet für ſich eine Epopöe; die der drei folgenden Könige ſteht abgeſondert. Mit L. Tarquinius Priſcus beginnt ein großes Gedicht, welches mit der Schlacht am Regillus endigt.' Ja, er geht ſo weit, daß er (S. 318. Anm.) bei der Geſchichte der Lucretia ſagt: 'Livius ſcheint hier die Worte des alten Gedichts gebraucht und erhalten zu haben; denn ſie bilden zwei Verſe ſaturniſcher Art, bei denen der Takt und Abſchnitt, nicht das Maß, noch ſelbſt die Zahl und die genaue Folge der Versfüße gilt.

Tace, inquit, Lucretia, | Sextus Tarquinius sum.
Ferrum in manu est; moriere, | si emiseri' vocem.'

Schon nach den wenigen unbezweifelten ſaturniſchen Verſen, die wir haben, würden wir dieſen Zeilen entſchieden den Rhythmus abſprechen, der ſich in jenen wahrnehmen läßt. Sollen ſie aber durchaus dafür gelten, ſo unternehmen wir, alle noch ſo bare Proſa in ſaturniſche Verſe abzutheilen. Allein wie iſt Hrn. Niebuhrs Angabe zu verſtehen? Soll Livius ſelbſt noch die alten Gedichte vor Augen gehabt haben? Dann wäre es eben ſo unbegreiflich als unverzeihlich, daß er ſich nicht darauf berufen hätte. Oder waren die Gedichte zwar ſchon verloren gegangen, Livius benutzte aber ein von einem älteren Geſchichtſchreiber aufbewahrtes Bruchſtück? Auch von dieſen wird nirgends, gar nirgends die Berufung auf das Zeugniß alter Gedichte gemeldet. Mit Einem Worte, wir halten dieß für einen Grundirrthum, und alles, was der Verf. darüber vorträgt, hat uns auch nicht den Schatten einer Ueberzeugung abzugewinnen vermocht. Das S. 179. angeführte Bruchſtück des Ennius:

— — — scripsere alii rem
Versibu', quos olim Faunei vatesque canebant,

kann durchaus nicht hierauf bezogen werden. Ennius zielte mit dieſem Spott, wie Cicero (Brut. c. 19.) ausdrücklich verſichert, auf den Nävius, der ſeine Erzählung vom erſten puniſchen Kriege in ſaturniſchen Verſen abgefaßt hatte. Die nächſte Zeile:

Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,

beweiſet alſo gerade das Gegentheil von dem, was Hr. N. aus dieſer Stelle folgert: nämlich daß es vor dem Nävius, der ſchon ein Schüler der Griechen war, gar keine lateiniſchen Dichter gab. Der unvollkommen erhaltne Vers:

— — nec dicti studiosus quisquam erat ante hunc,

ſagt eben daſſelbe aus, die Worte ante hunc mögen nun auf den Ennius ſelbſt, oder, was glaublicher, auf den Nävius gehen. Hr. N. zieht hieraus eine ſchwere Beſchuldigung. S. 179.; 'Dieſe Lieder ſind viel älter als Ennius, welcher ſie nur in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drei Bücher fand: er, der ernſthaft glaubte, Roms erſter Dichter zu ſein, weil er die alte einheimiſche Poeſie ignorierte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte.' Wie will man dieß nur beweiſen? Der gute Ennius war freilich kein Homerus: er gehörte dem Geiſte nach der alexandriniſchen Schule an, und das mochte mit ſeiner unbeholfenen Sprache und ſeinen holperigen Hexametern einen wunderlichen Gegenſatz machen: allein er war ſo wenig bereit, Alles in Hexametern umzuformen, daß er vielmehr den erſten puniſchen Krieg übergieng, weil ihn ſchon Nävius, wiewohl in ſaturniſchen Verſen, behandelt hatte. Es iſt allerdings wahr, daß die alten Römer bei Gaſtmahlen Lieder zum Lobe ihrer Vorfahren ſangen; Cato der Cenſor hat es bezeugt, und wir wollen zu den vom Verfaßer angeführten Beweisſtellen (Cic. Brut. c. 19. Quaest. Tusc. I. 2.) noch andre hinzufügen: Varro de vita pop. Rom. L. II. In conviviis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum, et assa voce, et cum tibicine. Horat. Carm. IV. 15.

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter iocosi munera Liberi
  Cum prole matronisque nostris,
    Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine *tibiis*,
  Troiamque et Anchisen et almae
    Progeniem Veneris canemus.

Das Zeugniß des Varro iſt als ein urſprüngliches zu betrachten; die andern dürften ſich ſämmtlich auf die Origines des Cato beziehen. Waren nun dieſe Lieder epiſche Gedichte, d. h. in Verſe gebrachte zuſammenhängende Erzählungen der Begebenheiten mit allen ihren wahrhaften oder erdichten Umſtänden? Ganz zuverläßig nicht.

Schon die Erwähnung der Pfeifen iſt dagegen. Welcher Pfeifer möchte es wohl aushalten, das Abſingen einer homeriſchen Rhapſodie bis zu Ende zu begleiten? Ueberall, wo mündliche Mittheilungen erzählender Dichtung üblich waren, wurde ſie entweder bloß geſungen oder von Saitenſpiel begleitet, im Norden wie in Hellas. Natürlich, ſo konnte der Sänger zugleich ſpielen, und nach ſeinem Bedürfniß Ton und Weiſe wechſeln. Ferner wurden dieſe Lieder, wie Varro ſagt, von Knaben geſungen: genoßen aber die römiſchen Knaben in jenem rauhen Zeitalter eine ſo gelehrte Erziehung, daß ſie lange Rhapſodien aus dem Gedächtniße hätten abſingen können? Jene Lieder waren ohne Zweifel kunſtloſe Ergießungen, kurze Anrufungen, deren häufige Wiederkehr der Armut an Worten zu ſtatten kam. Wir können uns nach dem Gebet der Feldprieſter (Sacerdotes arvales, bei Lanzi Saggio I. p. 142.) einen ganz anſchaulichen Begriff davon machen. Solche Lieder mochten dazu dienen, einzelne Namen und Thatſachen im Andenken zu erhalten, aber keineswegs die Umſtände, welche faſt überall das Gepräge der Unächtheit an ſich tragen.

Hr. N. ſagt S. 180. 'Bei den Leichenbegängniſſen wurden hiſtoriſche Lieder zur Flöte geſungen: die Nenien.' Dieß iſt wieder ganz irrig. Denn in dem Bruchſtücke der zwölf Tafeln beim Cicero (De Legg. II. 24.) wird die Lobrede vor der Volksverſammlung beſtimmt von den Leichengeſängen unterſchieden. Honoratiorum virorum laudes in concione memorent, easque (fort. leg. eosque) etiam cantu ad tibicinem prosequantur. Cicero fügt hinzu: cui nomen neniae. Die Lobreden enthielten allerdings Nachrichten vom Leben der Verſtorbenen und ihrer Vorfahren; dadurch wurden ſie eben in den letzten Zeiten der Republik eine Haupturſache der Verfälſchung römiſcher Geſchichten. Die von Klageweibern geſungenen Nenien hingegen waren bloße Leichengeſänge, allem Anſchein nach in hergebrachten Formeln. Wie wenig Gehalt ſie hatten, läßt ſich darnach ermeßen, daß man die abgeſungenen Zauberformeln der Hexen (Ovid. Fast. VI. 142.), ja das Geſinge der Gaßenbuben (Horat. Ep. I. 1. 63.) ebenfalls Nenien nannte.

Auf ſolche kurze Lieder bei Gaſtmahlen, bei Opfergebräuchen, bei Leichenzügen, endlich bei den fröhlichen Feſten der Landleute, beſchränkte ſich ungefähr, ſo viel wir wißen, die geſammte alt-lateiniſche Poeſie. Nicht alle Völker ſind zur Dichtkunſt gleich begabt und geneigt; die Prieſterherrſchaft pflegt der Ausbildung dieſer Kunſt nicht eben günſtig zu ſein; und als die Römer durch Eintritt der Plebejer in die höchſten Aemter ſich der prieſterlichen Vormundſchaft zu entziehen anfiengen, waren ſie ein durchaus kriegeriſches und ackerbauendes Volk, allen veredelnden Künſten fremd. Wo es eine Fülle epiſcher Dichtungen giebt, da wird deren Verſchönerung und Vortrag ein eignes Gewerbe, wie in Griechenland ſchon vor den homeriſchen Zeiten und Jahrhunderte lang nachher, und im Norden während des Mittelalters. Die Römer haben nicht einmal einen einheimiſchen Namen für Dichter, denn vates heißt urſprünglich Wahrſager, carmen ein geheiligter Spruch. Nach Hrn. N. müßten ſie faſt eben ſo reich an epiſchen Geſängen geweſen ſein, wie die Griechen. Bei dieſen entwickelte ſich die Proſa ſchnell mit Leichtigkeit und Anmuth, weil die Sprache ſchon eine vielfache Bildung gewonnen hatte. Das Lateiniſche war hingegen jedem ſchriftlichen Gebrauch außer der Geſetzgebung lange widerſpenſtig: mehrere der älteſten Geſchichtſchreiber wählten daher die griechiſche Sprache; in der lateiniſchen blieb die hiſtoriſche Schreibart bis auf Catos und Siſennas Zeit rauh, mager und wortkarg.

Daß die vermeinten volksmäßigen Epopöen der Römer zur Zeit des Livius nicht mehr vorhanden waren, verſteht ſich von ſelbſt. Horatius würde ſie nicht vergeſſen haben, da er, gegen die ausſchweifende Vorliebe für das Alterthümliche eifernd, die älteſten Denkmale der lateiniſchen Sprache aufzählt. Ep. II. 1. v. 23...27.:

Sic fautor veterum, ut tabulas peccare vetantes,
Quas bis quinque viri sanxerunt, fœdera regum
Vel Gabiis vel cum rigidis aequata Sabinis,
Pontificum libros, annosa volumina vatum,
Dictitet Albano Musas in monte locutas.

Volumina vatum ſind die Bücher der Augurn, wie ſich aus dem ganzen Zuſammenhange ergiebt. Hr. N. ſchiebt auch hier ſeine Lieblings-Hypotheſe ein, und will S. 294. dieſe Worte 'lieber von uralten Gedichten altitaliſcher Art, aus der Zeit, da die Dichter vates hießen, als von Prophetenbüchern erklären'. Volumina bezeichnet geſchriebene Bücher; jene Gedichte müßten alſo im Zeitalter des Auguſtus noch ſchriftlich vorhanden geweſen ſein, denn auf das

Untergegangene konnte ſich die Vorliebe für alles Alte nicht werden: und wie käme es dann, daß die Grammatiker ſolche vorzügliche Quellen des älteſten Sprachgebrauchs niemals anführen? Ferner: wann hat wohl vates angefangen einen Dichter zu bedeuten? Zur Zeit des Ennius gewiß noch nicht: ihm iſt vates imme ein Wahrſager; für Dichter gebraucht er den griechiſchen Ausdruc poeta, der auch in der lateiniſchen Proſa immer der einzige geblieben iſt. — Selbſt den Geſang der Salier übergeht Horatius nicht, noch die feſcenniniſchen Scherze, noch das Geſetz der zwölf Tafeln gegen die Schimpflieder; aber von mündlich fortgepflanzten epiſchen Gedichten nicht ein Wort. Wenn Dionyſius, wie es ſcheint nach Fabius Pictor, πατρίους ὕμνους auf den Romulus erwähnt, ſo ſind dieß ja eben keine ἔπη. Hr. N. rühmt den Livius beſonders deswegen, weil er den Geiſt der alten Gedichte ſo rein aufgefaßt habe. Dieß könnte nach allem Obigen nur durch Vermittelung der früheren Geſchichtſchreiber geſchehen ſein, und alſo wäre auf das wenigſte das Lob zwiſchen ihnen zu theilen. Allein wo Hr. N. einen Nachhall altitaliſcher Poeſie zu vernehmen glaubt, da ſpüren wir nichts als griechiſche und gräciſierende Rhetorik. Man ſuchte der unſäglichen Trockenheit und Magerkeit der älteren römiſchen Geſchichte, beſonders in den erſten Jahrhunderten der Republik (denn von dem Glanze der Königszeiten hatten ſich mehr Erinnerungen erhalten), allmählich durch Nachahmung des Ausländiſchen aufzuhelfen, quoniam quidem concessum est rhetoribus ementiri in historiis, ut aliquid dicere possint argutius.

Hr. N. verſpricht S. 179. in der Folge von dem Untergange der ihm ſo lebendig vorſchwebenden alten Epopöen zu ſprechen. Wir ſind begierig hierauf, denn dieſes fällt ſchon in die mehr hiſtoriſchen Zeiten. Es wird, je nachdem man es nimmt, ſehr leicht oder ſehr ſchwer ſein zu zeigen, wie etwas untergegangen ſei, das niemals vorhanden war.

Nach obiger Erklärung über eine Grundverſchiedenheit unſerer Anſichten bei ſonſtiger Uebereinſtimmung in vielen andern Stücken, gehen wir zum Einzelnen fort.

'Das alte Italien.' S. 17...116. Der Verfaſſer beklagt mit Recht den Untergang der πολιτεῖαι des Ariſtoteles und den origines des Cato. Der Verluſt des letzteren Werkes würde indeſſen wichtiger ſein, wenn der vortreffliche Mann nicht zuvor die griechiſche Sprache erlernt, wenn er bloß aus einheimiſchen Quellen geſchöpft hätte. Er hat aber gerade das Gegentheil gethan, und durch das Anſehen ſeines Namens die Geſchichtforſchung auf eine falſche Bahn gelenkt, in einem Zeitalter, wo es vielleicht noch möglich war, umzukehren. ‘Daß alles, was aus ihm als beſtimmte Angabe angeführt wird, völligen Glauben verdiene’, können wir daher nur mit der Einſchränkung zugeben: wenn es nicht von Griechen entlehnt iſt.

Die Bedeutung der verſchiedenen Namen, welche die Griechen einzelnen Theilen der italiſchen Halbinſel gaben, ihre Erweiterung und Verengung nach den Zeitaltern wird gründlich entwickelt. ‘Italia’ hieß zuerſt bloß die ſüdliche Spitze. Wir ſehen nicht ein, warum der Verfaßer es als eine klügelnde Deutung tadelt, daß Timäus den Namen vom Herden-Reichthum des Landes erklärte. Die Ableitung von einem Könige Italus ſagt gar nichts; die vom Herkules, der einem verlaufenen Rinde nachgefragt habe, iſt kindiſch: die des Timäus bleibt die einzige vernünftige, welche man bisher vorgebracht hat. Wenn die Landſchaft damals, als die Griechen ſie kennen lernten, noch wenig Ackerbau hatte, ſondern hauptſächlich zu Rindertriften benutzt ward, ſo konnten die Einwohner ſie gar wohl das Rinderland nennen: Vitulia oder Vitlia. In den iguviniſchen Tafeln ſteht häufig vitlu, ein Rind. Daß dieſes die oſkiſche Ausſprache war, beweiſen noch die ſpäteren Samnitiſchen Münzen mit der Inſchrift Viteliu. Die Griechen ließen das Digamma weg, wie gewöhnlich, und mochten ſich den Namen um ſo eher aneignen, da auch im Altgriechiſchen ἰταλος einen Stier bedeutet haben ſoll.

S. 31. Anm. 26. ‘Kühnere Wortvergleicher finden vielleicht Einerleiheit in Sikelus und Italus, wie beide Völker nach der Sage eines Stamms waren.’ Mit nichten! Dieß wäre allen geſunden Grundſätzen der Etymologie zuwider. Die beiden Wörter haben nur die Ableitungsſilben gemein, die Wurzeln ſind durchaus verſchieden. Italia ſcheint ein bloß landſchaftlicher Name zu ſein; wir glauben nicht, daß jemals eine abgeſonderte Völkerſchaft ſich Italer genannt habe. Wie Thucydides bezeugt (VI. 2), ward noch zu ſeiner Zeit Italien im engeren Sinne, nämlich die ſüdliche Landſpitze, von Sikelern bewohnt. Hieran muß man ſich halten; den fabelhaften König Italus kann man ihm erlaßen.

'Die Oenotrer.' S. 34...48. Der Name Oenotria iſt zuverläßig viel jünger, als ihn die griechiſchen Mythographen machen, indem ſie den Oenotrus in das ſiebzehnte Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege ſetzen. Vermuthlich kam dieſer Name erſt in Umlauf, als die erſten Griechen an dieſen Küſten ſich anſiedelten. Auch klingt Oenotrien nicht italiſch. Wenn alſo die Griechen den Namen nicht zufällig ertheilten, wie ſo häufig; wenn ſich wirklich ein in der untern Halbinſel wohnendes Volk ſo genannt hat, ſo wären wir geneigt zu glauben, die Oenotrier gehörten nicht zu den Ureinwohnern Italiens, ſondern waren von der epirotiſchen Küſte ſpäter eingewandert. Dasſelbe gilt von den Chaonern oder Chonern.

S. 35. 'Wir müßen uns bei der Unmöglichkeit beruhigen, mit Zuverläßigkeit beſtimmen zu können, welches Volk die Pelasger waren? wie von den Griechen unterſchieden? ob diejenigen, welche an verſchiedenen Orten erwähnt werden, zu einem Stamm gehörten? Alle Erwähnungen dieſer Nation, die aus der lichteſten hiſtoriſchen wie aus der dunkelſten Zeit, ſind uns Räthſel, an deren allgemein genügenden Auflöſung derjenige am entſchiedenſten verzweifelt, der ihnen am meiſten nachgeforſcht hat.'

Die Sache hat vielfache Beziehung auf die italiſchen Alterthümer, wegen der behaupteten Einwanderungen der Pelasger und der Verwandtſchaft oder Einerleiheit der Tyrſener und Pelasger. Dunkel und ſchwierig iſt dieſe Frage allerdings, doch halten wir ſie nicht für unauflöslich. Hier nur einige Hauptpunkte, da zu einer erſchöpfenden Erörterung kein Raum iſt. Beim Homerus, dem älteſten Zeugen, iſt noch kein Gegenſatz zwiſchen Hellenen und Pelasgern. Die Scharen des Achilleus werden 'Hellenen', und ihre Landſchaft gleich 'das pelasgiſche Argos' genannt. Auch kennt er beide Benennungen noch nicht als Geſammtnamen. 'Hellas' iſt eine Stadt und Landſchaft in Theſſalien; die einzige Erwähnung der 'Panhellenen' iſt in einem untergeſchobenen Verſe (Il. II. 530. cf. A. W. Schlegel de Geogr. Homer. p. 2.). Den pelasgiſchen Namen gebraucht er dreimal: unter den Bundesgenoßen der Troer iſt ein Volk der Pelasger an der Vorderküſte Kleinaſiens; dann das pelasgiſche Argos, Theſſalien; endlich der pelasgiſche Zeus des Orakels zu Dodona. Man müßte viertens die Pelasger in Kreta hinzufügen, wenn die Zeile, wo ſie vorkommen, nicht unächt wäre

(Schlegel de Geogr. Hom. p. 57.). Daß die aſiatiſchen Pelasger gleichen Stammes mit den europäiſchen waren, iſt nicht zu bezweifeln: ſie hatten ihr Lariſſa wie die theſſaliſchen. Ferner finden wir nicht bloß die Stadt Argos im Peloponneſus, ſondern die ganze Halbinſel, ja ganz Griechenland heißt ſo. Daher Ἀργεῖοι als Geſammtname, neben den beiden andern Δαναοί und Ἀχαιοί. Der Name Argos ſcheint eine geheiligte Bedeutung gehabt zu haben: darauf führen unter andern auch die Sacra Argeorum bei den Römern. Man ſieht alſo, beim Homerus iſt der helleniſche Name eng begränzt und bloß örtlich (Thucyd. I. 3.); der pelasgiſche hingegen erſcheint als ein weit verbreiteter Stamm-Name, theils ausdrücklich, theils in unverkennbaren Spuren. Erſt beträchtlich lange nach der Rückkehr der Herakliden kann der Name der Hellenen allgemein geworden ſein. Die Dorier hießen ſo, weil ſie früher, als im Peloponneſus, im theſſaliſchen Hellas gewohnt haben. Von ihnen gieng der Name auf die ſämmtlichen Griechen über. Nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß waren die Athener ein pelasgiſches Volk, das ſich in ſeinen urſprünglichen Sitzen ohne Aus- und Einwanderung behauptet hatte. Wenn dieſe, ſo waren es auch die Ionier; auch die von Theſſalien, dem pelasgiſchen Argos, ausgewanderten Aeolier, in deren Mundart ſich am meiſten Altes erhalten hatte. Als helleniſches, nicht-pelasgiſches Volk bleiben alſo bloß die Dorier übrig, welche ſich anfangs nicht zahlreich, durch Kolonien, Verbündungen und Uebertritt zu ihren Sitten vermehrten. Wie aus pelasgiſchen Völkerſchaften helleniſche geworden, dieß erklärt Herodotus nicht; nach ihm war es keine bloße Vertauſchung des Namens; ſie ſollen die Sprache 'umgelernt' haben. Das thut kein Volk ohne den Einfluß fremder Herrſchaft, oder mittheilenden Verkehr, oder Vermiſchung fremder Völker mit ihm, und auch ſo nur in Jahrhunderten. Wir ſtellen uns die Sache ſo vor. In uralter Zeit ſtand ganz Griechenland unter prieſterlicher Herrſchaft. Die Prieſterkaſte führte eigentlich den Namen der Pelasger, ihr Vorrang übertrug ihn auf ganze Völker. In der Folge der Zeiten erhob ſich die kriegeriſche Kaſte gegen die prieſterliche. Die Ilias liefert noch ſtarke Züge dieſes Kampfes: den Zwiſt des Agamemnon mit dem Chryſes und Kalchas; beidemal muß der König nachgeben. Als nun die Griechen, oder vielmehr die adelichen Krieger unter ihnen, ſich mehr und mehr der Geſetzgebung der Prieſter entzogen, neue Verfaßungen und Sitten einführten, entſagten dieſe entweder ihren erblichen Vorrechten und verloren ſich ſomit in der Maſſe; oder ſie ſonderten ſich ab, wanderten aus: und von dieſen Prieſtergeſchlechtern ſtammten die zur Zeit des Herodotus und Thucydides hier und da noch zerſtreut wohnenden Pelasger ab. Herodotus ſagt: nach den Pelasgern ſeiner Zeit zu urtheilen, hätten die vormaligen eine barbariſche Sprache geredet. Was die Griechen nicht ohne Dollmetſcher verſtanden, nannten ſie nicht mehr eine verſchiedene Mundart, ſondern eine fremde Sprache, und jede fremde Sprache barbariſch. Die Pelasger in Thracien, Lemnos und am Hellespont, auf ſich beſchränkt, an den vielfachen Umwandlungen Griechenlands, wodurch die Sprache ſich ſchnell entwickelte und veränderte, und an ſeiner dichteriſchen Litteratur nicht theilnehmend, hatten begreiflich ihre alte Mundart beibehalten. Wir halten uns alſo gleichwohl für berechtigt, das Pelasgiſche für die Wurzel und Mutter des Griechiſchen zu halten, ja für dieſe Sprache ſelbſt in ihrer ächteſten und reinſten Geſtalt. Nach obigen Anſichten würden wir die griechiſche Geſchichte in folgende Zeiträume abtheilen: 1. Allgemeine Prieſterherrſchaft, höchſt wahrſcheinlich begleitet von einer ſeitdem untergegangnen geſetzlichen Bildung und Wißenſchaft. Pelasgiſche Urzeit. 2. Vorrang der kriegeriſchen Kaſte, einige Menſchenalter vor und nach dem trojaniſchen Kriege. Heroiſche Zeit. 3. Aufhebung auch dieſes Vorranges und Abſchaffung des Königthums. Republikaniſche Zeit. — Nur den letzten Zeitraum kennen wir hiſtoriſch; den vorhergehenden bloß mythiſch; der erſte iſt ganz dunkel, und was das Schlimmſte iſt, ſo haben die epiſchen Dichter und dann die Mythographen die genealogiſchen Mythen der Heldenzeit auf die Urzeit zurückgeworfen, und dadurch ihr Bild verfälſcht.

Dieſe Erörterung iſt der vorliegenden Unterſuchung nicht fremd: denn auf dem Verhältniß zwiſchen Pelasgern und Hellenen beruht unſer Begriff von dem Weſen der Verwandtſchaft der lateiniſchen und etruſkiſchen Sprache mit der griechiſchen.

Eine gründliche Etymologie, das heißt eine ſolche, die nicht nach zufälligen Aehnlichkeiten haſcht, ſondern vom innerſten Bau der Sprachen und ihren weſentlichen Beſtandtheilen ausgeht, iſt, wo uns die hiſtoriſchen Berichte verlaßen, unſre einzige Führerin in der Unterſuchung über die Stammverwandtſchaft der Völker, über ihre älteſten Wanderungen, und über die Art, wie der Erdboden allmählich bevölkert worden. Das Licht, welches eine ſolche Etymologie gewähren kann, ſcheint indeſſen der Verf. ziemlich von der Hand zu weiſen. Er ſagt S. 37. ‘es ſei ein Trugſchluß, Völker eines gemeinſamen Stammes müßten einen gemeinſchaftlichen Urſprung gehabt haben, von dem ſie genealogiſch ausgiengen’. Ferner ‘Man wird Völker eines Stammes, das heißt durch eigenthümliche Art und Sprache identiſch, eben an ſich entgegenliegenden Küſtenländern vielfach antreffen, ohne daß es der Vermuthung bedürfte, eine von dieſen getrennten Landſchaften ſei ihr urſprünglicher Sitz geweſen, von wo ein Theil nach der andern gewandert wäre. So finden wir unter den Völkern Italiens auf der weſtlichen Küſte des adriatiſchen Meeres dieſelben illyriſchen, welche das gegenüberliegende Ufer bewohnen; ſo auf den Inſeln des Mittelmeers Iberer, ſo in Gallien und Britannien Celten. Dieß iſt die Analogie der Geographie der Geſchlechter der Thiere und der Vegetation, deren große Bezirke durch Gebirge geſchieden werden, und beſchränkte Meere einſchließen.’

Nach obigen Grundſätzen könnte einmal ein künftiger Geſchichtforſcher die Abſtammung der Nordamerikaner von den Engländern, und der braſiliſchen Kreolen von den Portugieſen leugnen. Sie reden zwar, würde er ſagen, nahe verwandte Sprachen, aber dieß haben ſie in der Art, weil ſie gegenüberliegende Küſten des atlantiſchen Meeres bewohnen. Wird denn die Sprache klimatiſch im Menſchen erzeugt? Iſt ſie nicht eine Hervorbringung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten? Freilich können wir nie bis zu ihrer erſten Erfindung hiſtoriſch hinaufſteigen. Alle Sprachen, die wir kennen, ſind angeerbt oder mitgetheilt; doch iſt in der Entwickelung des Ueberkommenen eine fortgehende wiewohl verſtecktere Erfindung, und wenn nicht künſtliche Mittel der Feſtſetzung dazwiſchen treten, bleibt noch ein weiter Spielraum für die menſchliche Freithätigkeit übrig. Die Theilhaber derſelben Mutterſprache, unter verſchiedenen Umſtänden und Einwirkungen lebend, bilden ſich erſt eigenthümliche Mundarten, in der Folge der Zeiten verſchiedene Sprachen. Die lange getrennten Brüder und Vettern verſtehen ſich nicht mehr, und nur der philoſophiſche Sprachforſcher kann ihnen die Grade ihrer Verwandtſchaft deuten.

Der Verf. iſt, wie man aus obiger und andern Stellen ſieht, der Lehre von den Autochthonen geneigt. Wir haben, im Allgemeinen betrachtet, nichts dawider; jedoch ſoll man nicht ohne triftige Gründe ſeine Zuflucht zu einem Ereigniß nehmen, welches über die gegenwärtige Naturordnung ganz hinausgeht: nämlich daß hier und da die Menſchen irgend einmal aus der Erde hervorgewachſen. Solche Gründe ſind allenfalls die Spielarten der Menſchengattung, von denen ſich vielleicht nie durch Erfahrung ausmitteln läßt, ob ſie vermöge einer Anhäufung klimatiſcher Einflüße in Jahrtauſenden entſtanden ſind, oder urſprünglich waren. Ferner die Lage eines entfernten Inſellandes, von blödſinnigen Wilden bewohnt, deren Vorfahren man nicht genug Kunde der Schiffahrt zutrauen kann, um den Weg dahin je gefunden zu haben. Alle dergleichen Gründe fallen für Italien weg: die Bevölkerung dieſes Landes iſt ſehr erklärlich, und ohne Zweifel aus Aſien abzuleiten. Dorthin weiſen uns die religiöſen Ueberlieferungen eben ſowohl, wie die Sprache; auch noch der körperlichen Bildung gehören die italiſchen Völker unſrer Geſchichte dem edlen kaukaſiſchen Stamme an, und zuverläßig ſind ſie nicht als Wilde eingewandert. Ob ſie damals ſchwache Horden fremdgearteter Ureinwohner vorgefunden und ausgerottet haben, wißen wir nicht.

S. 36. 'So iſt eine Grundverwandtſchaft zwiſchen der lateiniſchen und griechiſchen Sprache anerkannt, die weit mehr als eine Einmiſchung iſt, welche nur Worte giebt und verändert; dennoch aber auch für den Grundtheil der erſten, in dem einſt die Verwandtſchaft rein beſtand, ehe Vermiſchung mit ganz fremden Völkern ſie völlig umbildete, eine eben ſo entſchiedene Grundverſchiedenheit übrig läßt. Aber dieß iſt nicht auffallender, als die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, nach denen in der Natur überhaupt Arten, und vieles, was Spielart ſcheint, unveränderlich für ſich beſtehen, und zu einer Gattung gehören.'

Wir erwidern hierauf: vollſtändig kennen wir das Griechiſche und Lateiniſche nur in ſehr verjüngter Geſtalt; auch ſo noch hat das Lateiniſche am meiſten Aehnlichkeit mit veralteten griechiſchen Mundarten bewahrt. Alle Spuren beweiſen, daß je höher das

Alterthum, um ſo größer die Uebereinſtimmung war. Dieß berechtigt uns, auf völlige Einerleiheit zurückzuſchließen, doch fällt ſie vermuthlich in einen Zeitpunkt, wo beide Völker in ihren aſiatiſchen Urſitzen noch neben einander wohnten. Das Abweichende iſt ſeitdem entſtanden, theils durch die natürliche Divergenz der Sprachen, theils durch Einmiſchungen. Wer wollte dieſe leugnen? Die phöniciſchen z. B. ſind ja im Griechiſchen offenbar genug. Aber dieſe Einmiſchungen können weder plötzlich, noch in ſtarkem Maße ſtatt gefunden haben. Dazu iſt, die Grammatik beider Sprachen zu vollkommen. Denn wenn nach gewaltſamem Zuſammenſtoß zwei Sprachen in eine neue verſchmelzen, ſo geht immer ein Theil der grammatiſchen Bildſamkeit verloren, wie z. B. das Engliſche die angelſächſiſchen Biegungen eingebüßt, die franzöſiſchen aber nicht erworben hat.

So ſchätzbar die ſämmtlichen geographiſchen Erörterungen und viele der hiſtoriſchen in dem Abſchnitte über das alte Italien ſind, ſo geſtehen wir dennoch, der Verfaßer hat uns hier am wenigſten befriedigt. Die Neigung, ohne Noth Autochthonen anzunehmen, der Begriff von den Sprachen, als wären ſie eine organiſche Naturwirkung im Menſchen, und die Meinung, Uebereinkunft der Sprachen beweiſe keine gemeinſame Abſtammung, haben ſeine Anſichten verwirrt und getrübt. Es ſei uns erlaubt, die unſrige in der Kürze darzulegen.

Wir leugnen entſchieden alle griechiſchen Einwanderungen der vortrojaniſchen und trojaniſchen Zeit, nämlich auf die Weiſe, wie ſie geſchehen ſein ſollen. Vor der Anſiedelung der Hellenen in Sicilien und Großgriechenland, und vor dem Einbruche der Gallier, erkennen wir nur zwei Nationen in Italien; die Etruſker ſind die eine, zu der andern gehören alle übrigen Italiker, mit Ausnahme vielleicht einzelner illyriſcher und epirotiſcher Anſiedelungen an der öſtlichen Küſte. Die Vielfachheit der Namen darf uns nicht irren: ſie waren örtlich, landſchaftlich, oder Benennungen einzelner Staaten und Verbündungen. Alle Spuren in Namen der Menſchen und Oerter, in einzelnen Wörtern und Inſchriften beweiſen, daß dieſe Völkerſchaften eine einzige Sprache in verſchiedenen Mundarten redeten, welche vielleicht nicht weiter von einander abwichen, als heutzutage das Genueſiſche vom Neapolitaniſchen. Die Linie zwiſchen den Etruſkern und den übrigen Italikern iſt ſchneidend: in den geiſtigen Anlagen, den Sitten, der Geſetzgebung, den geheiligten Lehren und Gebräuchen, endlich in der Sprache. Sie ſind ſpäter eingewandert, der Zeitpunkt läßt ſich faſt hiſtoriſch beſtimmen. Ihre Eigenthümlichkeit brachten ſie ſchon mit: mitgetheilt haben ſie, aber wohl wenig Italiſches angenommen. Durch welche Einflüße ihre Sprache ſich bereits in ihren Urſitzen ſo abweichend beſtimmt hat, wißen wir nicht; ſie gehört dennoch unleugbar zu demſelben Stamm mit der lateiniſchen und griechiſchen, nur iſt die Verwandtſchaft entfernter. Das Lateiniſche laßt ſich keineswegs als eine Miſchſprache betrachten, vielmehr als ein mittlerer Durchſchnitt der italiſchen Mundarten. Dieſe wuchſen wild, jene allein erhielt eine wißenſchaftliche Ausbildung. Als alle Italiker römiſche Bürger wurden, mochten auch viele zuvor hier und da gehörte Ausdrücke eingebürgert werden. Die lateiniſche Grammatik aber iſt altitaliſch und unverfälſcht; ja das Bedürfniß der Deutlichkeit für eine zum öffentlichen Vortrage beſtimmte Sprache veranlaßte im litterariſchen Zeitalter eine Rückkehr zu den vollſtändigen Endungen und Biegungen, welche früher in Rom ſelbſt und in den andern Mundarten zum Theil vernachläßigt und abgekürzt worden waren.*)

Ganz richtig bemerkt Hr. R. S. 49., Auruncus und Ausonicus ſei einerlei. Der Rhotaciſmus der italiſchen Mundarten iſt bekannt. Anders aber iſt es mit der Behauptung S. 50. ‘Volſker und Oſker ſind derſelbe, nur in jener Ausſprache breiter gebildete Volksname.’ Die Stammſilbe iſt Op oder Aup, woher mit Anhängung von Adjectivalendungen gebildet iſt Opiscus, Opscus, Oscus, Volscus, Auson, Auruncus.’ — Oscus, vor Alters Opscus und nach einer milderen Form, welche die Griechen vorzogen, Opicus, iſt einer von den wenigen Völkernamen, die ſich mit völliger Gewißheit deuten laßen. Die Wurzel iſt ops, die Erde; unter dieſem Namen wurden ihr

---

*) Im altlateiniſchen hieß es poplu' und pericla', in Ciceros Zeit populus, periculum. Doch war Manches verloren gegangen, z. B. der Unterſchied des Dat. und Abl. Sing. 2. Decl. Jener gieng ehemals auf OI aus, wie im Griechiſchen, was in quoi noch übrig iſt; dieſer hingegen auf OD. In einer Inſchrift des Grabmals der Scipionen: Gnaivod patre prognatus; in der duiliſchen: en macestratod, in altod marid, u. ſ. w.

Tempel gebaut. In den abgeleiteten Wörtern opus, opes, opulentes, opimus etc. iſt überall der Begriff des Landbaues und der Fruchtbarkeit. Opsci hat alſo eine ganz allgemeine Bedeutung: die Landesbewohner, vielleicht die Ureinwohner. So gebraucht es auch Propertius überhaupt für alt-italiſch (VI. El. III. 62.). Wenn man von Auruncus und Ausonicus die Ableitungsſilben wegnimmt, ſo bleibt die Wurzel aurun, auson, und was hat dieß mit ops zu ſchaffen? Mit der Stammſilbe von Vol-scus (oder Vulsculus, wie Ennius ſchreibt) heben viele italiſche und etruſkiſche Namen an; vielleicht iſt durch die Milderung der Ausſprache vor dem s ein t ausgefallen. Aber wie man auch Volscus deuten möge, mit Opscus hat es offenbar nichts gemein. Solche Verſuche, wie der, welchen der Verfaßer hier gemacht hat, ſollten von aller Etymologie abſchrecken.

S. 52. 'Im zweiten Jahrhundert nach Troja ſetzten ſich Chalkidier an der kampaniſche Küſte zu Kuma feſt.' So lautet freilich die gemeine Angabe; wir bezweifeln dennoch dieſes hohe Alter des kampaniſchen Kumä. Was bedeutet alle griechiſche Zeitrechnung vor dem Anfange der Olympiaden, da ſie noch keine Bücher hatten, und keine Prieſter bei ihnen regelmäßige Annalen hielten? Eine Kolonie, ſo hoch am tyrrheniſchen Meere hinauf, weit früher gegründet als die erſten Niederlaßungen der Griechen in Sicilien, ſcheint kaum glaublich. Wenigſtens ein Jahrhundert nachher iſt dem Dichter der Odyſſee Sicilien noch ganz in Nebel und Wunder eingehüllt; kaum dämmert einiges Licht über der Südſpitze Italiens, und dieſe Stellen rühren vielleicht von einem ſpäteren Dichter her (die Erwähnung Sikaniens Od. XXIV. 306. gewiß). Wir verweiſen auf die Abhandlung über alte Weltkunde von Voß. Dieſe Schrift des vortrefflichen Dichters und Philologen kann bei Unterſuchungen über das homeriſche und nachhomeriſche Zeitalter nicht genug beherzigt werden. Voß hat unwiderleglich gezeigt, wie ſpät noch das Meer zwiſchen Griechenland und Italien eine unüberſchrittene Kluft bildete. Alle die frühen Schiffahrten und Anſiedelungen bei den Mythographen fallen ſomit als ſpäte Erdichtungen weg.

S. 52. 'Die Tyrrhener beherrſchten das untere Meer, und ohne Zweifel waren es ihre Flotten, welche Kolonien an den Vulturnus führten.' Die Tyrſener oder Tuſker könnten ſich doch wohl zu Lande bis dahin ausgedehnt haben. Die Verſe des Heſiodus, welche einen mythiſchen Latinus über die Tyrſener herrſchen laßen (Theog. 1012...1015.), wollen wir nicht gerade anführen, weil ſie unächt zu ſein ſcheinen, und auf jeden Fall nur eine verworrene Kenntniß zeigen. Aber Fidenä, wiewohl diesſeits der Tiber, war ausgemacht etruſkiſch; Tuſculums erſte Gründer und Bewohner verrathen ſich durch den Namen; auch Veliträ iſt ganz derſelbe Name, wie Volterra, welches auf allen Münzen VELAΘRI geſchrieben wird. Es gab ein Städtchen Artena in Etrurien, und ein andres Artena im Lande der Volſker. Dazu nehme man den hohen Flor und die in Latium eigenthümlichen Trachten von Gabii (cinctus Gabinus); die uralten Gemälde in Tempeln zu Ardea und Lanuvium (Plin. XXXV. c. 3.), welche, wie die zu Cäre, nur von Etruſkern herrühren konnten. Die Sage vom Mezentius iſt freilich fabelhaft und der Name verfälſcht, denn der Buchſtabe Z iſt nicht italiſch: doch liegt an ſich nichts unwahrſcheinliches darin, daß die Etruſker in alter Zeit über die damals von ihnen abhängigen Völker Latiums einen Statthalter geſetzt hätten, deſſen Andenken verhaßt geblieben iſt. Man berichtet von zwölf Städten des untern Etruriens; in dem engen Kampanien hätten dieſe ſchwerlich Raum gehabt, vielleicht hat man die nachher verloren gegangenen im Latium dazu gerechnet. Im mittleren Etrurien hatte jede der zwölf Hauptſtädte ein beträchtliches Gebiet.

'Die Sabeller.' S. 55...64. Die Verwandtſchaft der Völker ſabelliſchen Stammes, ihre Wanderungen und zum Theil ſpäten Eroberungen im unteren Italien werden lichtvoll entwickelt. Der Name der Samniter ſcheint patronymiſch zu ſein: Sabinites, Abkömmlinge der Sabiner, verkürzt Samnites, wie *ἐρεβεννός* und *ἐρεμνός*. Sie ſelbſt nannten ſich Sabiner.

'Die Tyrrhener, Tuſker oder Etruſker.' S. 64...96. Der Verfaßer dieſer Anzeige kehrt ſo eben von einem beträchtlich langen Aufenthalte auf dem klaſſiſchen Boden Toſkanas zurück, und behält ſich vor, die Ausbeute ſeiner dortigen Unterſuchungen in einer eignen Schrift mitzutheilen. Hier nur Weniges.

S. 65. 'In den Worten der etruſkiſchen Inſchriften kann auch durch die gewaltſamſten etymologiſchen Künſte keine Analogie mit der griechiſchen Sprache oder dem ihr verwandten Stamm der lateiniſchen entdeckt werden.' Lanzi hat das Gegentheil behauptet; nicht alle ſeine Deutungen ſind gleich überzeugend: aber läßt ſich ein Meiſterwerk der kritiſchen Entzifferungskunſt (dafür haben es Heyne, Richard, Payne Knight und viele Andre erklärt) ſo mit einem Machtſpruche abfertigen? Glücklicher Weiſe entkräftet Hr. Niebuhr ſelbſt ſein Urtheil, indem er S. 66. geſteht, er habe die weitläuftige Unterſuchung über die italiſchen Mundarten noch nicht vornehmen können.

S. 66. 'Tuſker und Etruſker waren ihnen ſo fremde Namen als Tyrrhener; ſich ſelbſt nannten ſie Raſena.' Die Stelle des Dionyſius vom 'Raſena' iſt vermuthlich verderbt, oder der Geſchichtſchreiber war ſelbſt in einem Mißverſtändniſſe befangen. Wir ſind feſt überzeugt, daß die Etruſker ſich ſelbſt Turseni nannten, und daß die Griechen den Namen ſo von ihnen gehört. Dieſe veränderten erſt ſpät *Τυρσηνοί* in *Τυῤῥηνοί*. Der italiſche Name war Tusci. Dürfen wir auf eine Stelle der iguviniſchen Tafeln fußen (Tursinate Turscum), ſo war die urſprüngliche Ausſprache Tursci. Turseni und Tursci wären alſo eins in der Wurzel, nur in den Endungen verſchieden: die letzte war italiſch, die erſte einheimiſch; ſie findet ſich in vielen etruſkiſchen Namen (Porsena, Vibena, Sisena, Ceicna, nach römiſcher Schreibung Caecina, u. ſ. w.). Tus, turis, ſcheint urſprünglich eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben: alles was zum Opfer verbrannt wird. In den iguviniſchen Tafeln findet ſich tursiandu, *θύσαντι*. Turseni ſowohl als Tursci hieße alſo Opferer, Prieſter. Dieſe Ableitung iſt, ſo viel wir wißen, neu. Dem Sinne nach ſtimmt ſie mit der des Dionyſius überein, nur daß ſie nicht durch Vermittlung des Griechiſchen und Auflöſung von Tuscus in *θυοσκόος* erzwungen iſt, und daß ſie *Τυρσηνοί* zugleich mit erklärt. Was war natürlicher bei einer ſo entſchiedenen Prieſterherrſchaft, als daß das geſammte Volk nach dem verwaltenden Stande benannt ward?

Wir verwerfen mit Hrn. N. die Herleitung der Etruſker von den Lydern oder richtiger zu ſprechen von den Mäoniern; aus denſelben Gründen, die ſchon den Dionyſius dazu bewegen, und aus noch vielen andern. Etwas anderes aber iſt es mit den Stellen des Sophokles und Thucydides, wo die Namen der Pelasger und Tyrrhener, als gleichbedeutend zuſammengeſtellt werden. Dieſe ſind von dem gröſten Gewicht, und laßen ſich nicht ſo bei Seite ſchieben, wie es Dionyſius verſucht. Wir fügen hier ein noch nicht benutztes Zeugniß bei. Schol. Cod. Ven. ad Il. XVI. 233. sqq. Alexander von Pleuron ſagte, die Ἑλλοί des Orakels von Dodona (in unſern Ausgaben ſteht Σελλοί, aber ſchon Pindarus las Ἑλλοί, cf. ib. Schol.) ſeien Abkömmlinge der Tyrrhener: ἔθνος εἶναι τὸν Ἑλλὸν (leg. τοὺς Ἑλλοὺς) ἀπόγονον τῶν Τυῤῥηνῶν, καὶ διὰ πατρῷον ἔθος οὕτω τὸν Δία θρησκεύειν. Er ſchrieb alſo den Tyrrhenern das Orakel von Dodona zu, welches Homerus ausdrücklich ein pelasgiſches nennt. Indem Dionyſius noch andre Pelasger außer den Tyrſenern annimmt, welche die Umbrer aus ihren alten Sitzen verdrängt haben ſollen, verwirrt er Alles; er iſt genöthigt, da es im oberen Italien keine andern Völker gab, als Tyrſener und Umbrer, die Pelasger nach Griechenland zurückwandern zu laßen, was noch das Unglaublichſte von Allem iſt. Auch die Erzählung des Myrſilus von Leſbos verdreht er; denn dieſer hatte gar nicht von Pelasgern, ſondern von Tyrſenern geſprochen (Dionys. I. 23. in fin.); und am ärgſten die Stelle des Herodotus (I. 57.), die wir zum Glück haben und vergleichen können. Hr. N. unternimmt es, ſeine Mißdeutung zu rechtfertigen. S. 69. 'Die Erklärung, welche Kreſton für eine thrakiſche Stadt nimmt, gefällt mit täuſchendem Schein. — — Aber Dionyſius Lesart, Kroton (Cortona), iſt gewiß nicht betrügeriſch.' Zuvörderſt ſteht in unſern Handſchriften des Herodotus Κρήστων; ferner paßt Κρότων für Cortona durchaus nicht in den Zuſammenhang der ganzen Stelle. Der Geſchichtſchreiber ſucht zu beweiſen, daß die damaligen Pelasger noch dieſelbe Sprache redeten, wie die alten. Die Kreſtoniaten und Plakianer verſtehen ſich unter einander, ſagt er, wiewohl getrennt, aber nicht mit ihren Nachbarn. Wie konnte Herodotus, der niemals in Etrurien geweſen war, wißen, daß die Einwohner von Cortona eine andre Mundart ſprächen als ihre Nachbarn, und daß ſie ſich mit denen von Plakia am Hellespont verſtänden? Der Verſuch war wohl, ſeit Cortona und Plakia ſtanden, niemals angeſtellt worden. Es fällt alſo auch alles weg, was Dionyſius auf ſeine falſche Leſeart und verkehrte Auslegung gründen will.

Wiewohl wir nun, was die Verwandtſchaft der Tyrſener und Pelasger betrifft, auf die Zeugniſſe der Alten fußen und darin eine

Beſtätigung der oben dargelegten Anſicht von den Pelasgern finden, ſo meinen wir doch hieraus keine pelasgiſche Einwanderung aus dem eigentlichen Griechenlande folgern zu müßen, noch weniger eine Rückwanderung der Tyrſener aus Etrurien nach Griechenland, wohl aber Herkunft beider aus gemeinſchaftlichen Urſitzen. Bringt man hiegegen den großen Abſtand der etruſkiſchen Sprache und Religion von der helleniſchen als eine unüberwindliche Einwendung vor, ſo iſt zu bedenken, daß eben bei Entſtehung des Helleniſmus Sprache, Sitten und Götterdienſt in den griechiſchen Ländern eine große Umwandlung erlitten. Die Etruſker haben Alles reiner bewahrt, insbeſondre die morgenländiſchen Ueberlieferungen.

Die Tyrſener am ägäiſchen Meere ſind nicht abzuleugnen. Die älteſte Erwähnung von ihnen findet ſich in dem homeridiſchen Hymnus auf Dionyſus. Der Schauplatz des Vorfalles wird zwar nicht beſtimmt angegeben, aber die Erwähnung von Cypern und Aegypten führt uns in die öſtliche Hälfte des Mittelmeeres. Und wie wäre wohl ein ioniſcher Sänger dazu gekommen, den erſt neuerdings unter den Hellenen eingeführten Gott Dionyſus in ein entferntes Abendland zu verſetzen? Ob nun dieſe Tyrſener von Italien etwa aus dem adriatiſchen Meere nach Thracien geſchifft, und ſich dort angeſiedelt, oder ob ſie bei dem Durchzuge ihrer Vorfahren durch die Lande zwiſchen dem Hellespont und dem Iſter zurückgeblieben, und ſich nachher an die Küſte gezogen, ſteht dahin: doch dünkt uns das letzte wahrſcheinlicher.

Herr N. ordnet S. 70. u. f. die Niederlaßungen der Etruſker dem Alter nach folgendermaßen: Rhätien; das circumpadaniſche Land; das mittlere Etrurien; Campanien. Dieß iſt Frerets Hypotheſe. Beim Livius und andern Alten iſt die Ordnung der drei erſten Niederlaßungen umgekehrt. Freilich, wenn die Etruſker zu Lande gekommen ſind, wie wir allerdings glauben, ſo müßen ſie einmal die Gegend am Padus durchzogen haben. Aber die Anlage der Städte auf Gipfeln der Berge mit rieſenhaften Felſenmauern, iſt unſtreitig die ältere Sitte und Bauart; und dieſe findet ſich einzig im mittleren Etrurien. Keine Spur hievon in den circumpadaniſchen Sitzen der Etruſker, wiewohl die Abhänge der Alpen und Apenninen gewiß bequeme Lagen dazu darboten: man ſieht vielmehr, die Städte, wie Felſina, Mantua, Hatria, ſind gleich in der

Ebene erbaut. Die Rhätier ſollen ſich, nach Livius, bei dem Einbruche der Gallier aus dem Thale des Padus in die Alpen geflüchtet haben; Hr. N. macht ſie hingegen zu den Stammvätern der Etruſker. Wie aus gebildeten Etruſkern, durch Noth, harte Lebensart und Trennung von der geſitteten Welt, wilde Rhätier werden konnten, begreift ſich gar wohl, nicht aber das Umgekehrte. Die Wißenſchaft der Etruſker iſt, ihrem ganzen Gepräge nach, nicht in Italien erworben, ſondern mitgebracht.

Daß einige Städte, welche zum mittleren Bunde gerechnet werden, namentlich Piſa, Lucca und Luna, in der That dem circumpadaniſchen Bunde angehörten, iſt eine wahrſcheinliche Vermuthung des Verfaßers. Fäſulä hatte die alte Bauart, war aber klein und vermuthlich eine abhängige Stadt. Hr. N. ſucht die zwölf Staaten des mittleren Etruriens auszumitteln. Er giebt folgendes Verzeichniß: Cäre, Tarquinii, Populonia, Volaterrä, Arretium, Peruſia, Cluſium, Ruſellä, Cortona, Veji, Volſinii; für die zwölfte Stelle iſt er zweifelhaft zwiſchen Capena und Coſa. Betulonia will er nicht mitrechnen: die Größe dieſer Stadt gehöre nicht in die hiſtoriſche, ſondern in die mythiſche Zeit: ſie ſcheine in das benachbarte Populonia übergegangen zu ſein. Dieß letzte wird durch die Münzen widerlegt: es giebt Münzen von VETLUNA aus gewiß eben ſo ſpäten Zeiten, als von PUPLUNA. Dieſe letzte Stadt muß wohl ausgeſtrichen werden; ſie war eine Kolonie der Volaterraner, und vermuthlich ihr Hafen und Stapelplatz. Denn das mächtige Velathri, wiewohl weit von der See entlegen, ſcheint bedeutende Schifffahrt gehabt zu haben. Dieß bezeichnet der Delphin auf den Münzen. In Populonia wurde das Eiſen der Inſel Elba verarbeitet, deswegen führen die Münzen einen Vulkanus-Kopf und Schmiedegeräth. Auch Coſa iſt auszuſchließen. Es war den Volcientern angehörig oder deren Kolonie. Herr N. vermuthet S. 78., die Volcienter ſeien, man weiß nicht welches fremde Volk von Ureinwohnern, die ſich gegen die etruſkiſche Eroberung behauptet hätten. Allein ſie hießen ſo von der Stadt Volci, und werden in einer triumphalen Inſchrift neben den Volſiniern genannt (cf. Cluver. Ital. ant.). Durch die Lage der Oerter und den großen Reichthum von Volſinii wird es glaublich, daß alles dieß nur Einen Staat ausmachte, deßen Hafenplatz Coſa war. Wir möchten für Tuder (TVTERE), das heutige

Todi, eine Stelle unter den zwölf Staaten begehren. Dieſe Stadt liegt zwar am jenſeitigen Ufer des Tibers, alſo ſtrenge genommen in Umbrien: aber ſie konnte eben als Gränzfeſtung erbaut ſein, um die Umbrer in der Abhängigkeit zu erhalten. Sie hatte Felſenmauern, dergleichen die Umbrer ſchwerlich jemals errichtet; die Münzen ſind offenbar etruſkiſche Arbeit. Nachdem Tuder eine römiſche Kolonie geworden, wird es unter den umbriſchen Städten aufgezählt. Mit völliger Gewißheit werden ſich die zwölf Staaten vielleicht niemals ausmachen laßen: ein trauriger Beweis, wie wenig wir von der innern Geſchichte Etruriens wißen.

Hr. N. lehrt (S. 79.), die untern Stände in Etrurien ſeien nicht tuſkiſchen Geblüts, ſondern die Nachkommen der Ureinwohner geweſen. Alle alten Zeugniſſe berichten jedoch, daß die Etruſker dieſe nicht unterjocht, ſondern ausgetrieben. Auch hat man keine Spur, daß dort je eine andere Sprache geredet werden außer der etruſkiſchen, und ſo hätte es gleichwohl ſein müßen, wenn die Eroberer nur den kleineren Theil der Volksmenge ausmachten. Alles war in Etrurien aus Einem Stück. Mit der harten Leibeigenſchaft der unteren Stände, welche Hr. N. annimmt, ſtreitet die große Bevölkerung und der blühende Wohlſtand des Landes. Allerdings war es eine prieſterliche Ariſtokratie, aber die Regierung ſcheint weiſe und milde, keineswegs auf rohe Gewalt gegründet geweſen zu ſein.

Von der bildenden Kunſt der Etruſker redet Hr. Niebuhr S. 87. u. 98. im Vorbeigehn. Ueber dieſes weitläuftige Fach läßt ſich nicht viel ausmachen, ohne die Denkmale ſelbſt geſehen zu haben. Die älteren antiquariſchen Werke ſind mangelhaft, weil die Zeichner damals noch nicht die Kunſt verſtanden, den Stil gehörig zu faßen; die von Micali herausgegebenen Kupferſtiche ſind meiſterlich gezeichnet, aber geſchmeichelt, und deswegen zum Theil wieder in gewiſſem Grade verfehlt. Hr. N. irrt, wenn er glaubt, in den Basreliefs der alabaſternen Urnen oder Aſchenſärge, wo die Figuren etwa ſechs Zoll hoch ſind, ſeien Porträte beabſichtigt, und altdeutſche Phyſiognomie darin finden will. Die ruhenden Figuren auf den Deckeln dieſer Urnen ſind allerdings Bildniſſe der Verſtorbenen, und oft bis in die kleinſten Zufälligkeiten nach dem Leben gearbeitet; wir haben deren an vierhundert aufmerkſam betrachtet, aber nichts von altdeutſchen Zügen geſpürt. S. 87. f. ‘Wie man — da niemanden verhohlen ſein kann, daß die Blüthe campaniſcher Kunſt in das vierte und fünfte Jahrhundert der Stadt fällt, da Etruriens Unterjochung ihr verderblich ſein mußte, — das ſchönſte Zeitalter der etruſkiſchen ſpäter annehmen kann, iſt ganz unbegreiflich.' — Wir ſehen unſrerſeits nicht, was die etruſkiſche Kunſt mit der kampaniſchen zu ſchaffen hat. Ohne Zweifel hat der Verfaßer die kampaniſchen gemalten Gefäße im Sinne: allein dieſe ſind ja die Arbeit griechiſcher Künſtler, wie aus unzähligen Inſchriften erhellet. Daß ſie keine etruſkiſche Arbeit ſind, hat nach Winckelmann Lanzi auf das gründlichſte in einer eignen Schrift bewieſen. (De' vasi antichi dipinti, volgarmente chiamati etruschi.) Die Blüthe dieſer Kunſtſchule fällt früher, und hat gewiß mit der Zerſtörung der griechiſchen Niederlaßungen in Kampanien durch den Einbruch der Samniter ein Ende genommen. Auch findet ſich an den in Kampanien ausgegrabenen Gefäßen nichts, was durch Stil oder Koſtum ein ſpäteres Zeitalter als dieſes verriethe. Es iſt glaublich, daß die Kunſt im mittleren Etrurien vor dem Fall der Unabhängigkeit den höchſten Gipfel erreicht haben wird; aber ohne allen Zweifel hat ſie beträchtlich lange nachher noch fortgeblüht. Der ſogenannte etruſkiſche Redner, nächſt der Chimäre das vortrefflichſte Werk, welches uns übrig geblieben, iſt ja das Bildniß eines römiſchen Beamten. In der Erzgießerei ſcheinen die Etruſker beſonders ſtark geweſen zu ſein; leider haben wir außer den genannten beiden Meiſterwerken, weniges, was ſich über das Maß kleiner Götzenbilder erhöbe. Die Basreliefs an den alabaſternen Urnen ſind ein Nebenzweig der etruſkiſchen Kunſtſchule. Die meiſten haben kein hohes Alter, einige dürften in die ſpäteren Kaiſerzeiten fallen. Gleichwohl bleiben ſie ungemein merkwürdig, wegen der Eigenthümlichkeit der Darſtellungen, und weil ſie einen Beweis liefern, daß die Etruſker noch lange nach dem Verluſte der Unabhängigkeit feſt an ihren Sitten und Religionsgebräuchen hielten. Daß die etruſkiſchen Kunſtwerke keine frechen Darſtellungen enthalten (S. 96.), iſt richtig, mit Ausnahme der Pateren jedoch, deren manche zu bacchiſchen Cärimonien dienen mochten.

S. 88. 'Zwar werden tuſkiſche Tragödien erwähnt; aber der römiſche Name der Verfaßers, Volumnius, beweiſt, daß ſie in ſpäter Zeit geſchrieben ſind, und mehr Kunſtſtücke als Kunſtwerk waren, der Nation ſelbſt fremd.' Das letzte mag richtig ſein, denn Volumnius war ein Zeitgenoße Varros (De L. L. IV.), allein er war gewiß aus Etrurien gebürtig. In wie fern führt Hr. N. ſeinen Namen als römiſch hiegegen an? weil dieſer Name in den Faſten der erſten Jahrhunderte vorkommt? Vielleicht waren ja alle, gewiß aber einige patriciſche Geſchlechter gleich von der Gründung Roms her etruſkiſch. Die Endung iſt der tuſkiſchen Sprache nicht fremd (Vertumnus, Voltumna), auf einer Urne lieſt man den Namen Velimnia (Lanzi T. II. p. 362.), die unbeſtimmt angeführte Göttin Volumna möchte auch hieher gehören.

'Die Umbrer.' S. 99. 'Auf einem Theil der iguviniſchen Tafeln redet ihre Sprache'; — nur auf einem Theil? in welcher Mundart iſt denn das Uebrige geſchrieben? — 'uns unverſtändlich'; — nicht ſo ganz, ſollten wir denken! Lanzi hat Stücke daraus ziemlich befriedigend erklärt, und hoffentlich kann man es noch weiter damit bringen. — 'Auf den Tafeln iſt die Schrift lateiniſch.' — Nicht doch! fünf dieſer Tafeln ſind mit etruſkiſchen Buchſtaben, nur die beiden letzten mit lateiniſchen geſchrieben. Nach dieſer Aeußerung ſollte man glauben, Hr. N. habe die Abdrücke und Kupferſtiche der iguviniſchen Tafeln bei Dempſter, Gori u. a. niemals angeſehen. Doch wird jeder, der nicht ein Fremdling in der italiſchen Paläographie iſt, den Irrthum leicht berichtigen. Schlimmer iſt es mit folgender Anführung aus dem Livius. S. 99. 'Um mit den Umbrern zu unterhandeln, gebrauchten die Römer im fünften Jahrhundert einen der tuſkiſchen Sprache kundigen Geſandten' (Liv. IX. 36.). Die Römer wählten freilich einen Boten, welcher dieſer Sprache vollkommen mächtig war, aber nicht, um ſich mit den Umbrern zu verſtändigen, ſondern weil er ſich, um zu dieſen zu gelangen, durch das feindliche Etrurien verkleidet durchſchleichen mußte. Zwiſchen Lateinern und Umbrern bedurfte es ohne Zweifel gar keines Dolmetſchers.

'Japygien.' S. 99...104. Der Name Iapygia iſt nicht italiſch. Wenn ihn die Griechen nicht erfunden, ſondern wirklich dort vernommen hätten, ſo würde er beweiſen, daß ſie an der ſüdöſtlichen Spitze Italiens Völkerſchaften nicht italiſchen Stammes vorfanden. Allein die Bewohner dieſer Gegenden erſcheinen ſo ſpät in der römiſchen Geſchichte, nachdem die griechiſchen Anſiedelungen längſt

Alles verändert hatten, daß ihre Herkunft ſich wohl ſchwerlich mit Gewißheit ausmitteln laßt. Hr. N. tadelt den Strabo, der Daunier und Apulier unterſcheiden will: jenes ſei die griechiſche, dieſes die römiſche Benennung deſſelben Volkes. Apuli ſcheint nicht der eigne Name eines Volkes, ſondern von der Landſchaft erſt auf die Bewohner übergegangen zu ſein. Apulien hieß vielleicht ſo von ſeinem Ueberfluß an Gewäßern: vom oſciſchen apa für aqua, apula für aquula.

'Ligurer und Veneter.' S. 106...111. Hr. N. will die Ligurer nicht für ein italiſches Volk gelten laßen. Er hat das älteſte Denkmal ihrer Sprache, die Tafeln von Polcevera überſehen. Sie ſind zwar lateiniſch geſchrieben, enthalten aber einige Namen von Perſonen und viele von Ortſchaften. Ein genueſiſcher Gelehrter Serra (in den Abhandlungen der liguriſchen Akademie) erklärt dieſe Namen für celtiſch, und will ſie demnach aus dem Deutſchen ableiten, welches in ſich widerſprechend iſt. Die Etymologien ſind auch darnach ausgefallen. Viele dieſer Namen möchten nicht leicht zu deuten ſein: doch tragen ſie ſämmtlich ein italiſches Gepräge: nescio quid Oscum sonant.

'Die drei Inſeln.' S. 110. 111. Die Sikaner, von denen vor Alters ganz Sicilien den Namen Sikanien geführt (Od. XXIV. 306.), und welche nachher von den Sikelern in den weſtlichen Theil der Inſel zurückgedrängt wurden, hält Hr. N., dem Thucydides beipflichtend, für ein iberiſches Volk. Das Zeugniß des großen Geſchichtſchreibers verliert an Gewicht durch die Erwähnung des Flußes Sikanus, den kein Geograph nachgewieſen. Ueberhaupt irrt er in manchen Stücken über das den Athenern erſt neuerdings näher bekannt gewordene Sicilien. Man ſieht nicht, daß die Urbewohner Hiſpaniens jemals als Seefahrer gerühmt würden: ihre Einwanderung über ein ſo weites Meer fordert alſo ſtarke Beweiſe. Will man die Bevölkerung Siciliens zum Theil anders woher ableiten, als von der Südſpitze Italiens, welches doch auf alle Weiſe das Natürlichſte iſt, ſo bietet ſich die vorliegende Küſte Afrikas weit näher dar. Wir haben jetzt keine Proben der ſikaniſchen Sprache gegenwärtig: allein bloß nach dem Namen zu urtheilen, können wir nicht umhin, die Sikaner und Sikuler für nahe verwandt zu halten. Nur waren ſie in verſchiedenen Zeiten eingewandert, und lebten in getrennten Verbindungen. Die Wurzel beider Namen iſt dieſelbe (Sic-ani, Sic-uli), die Ableitungsſilben ſind verſchieden, aber beide italiſch. Hr. N. nennt S. 52. die Sikuler ein dem griechiſchen Stamme verwandtes Volk. Sie waren es nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Italiker. Von den Sikulern hatten die ſiciliſchen Griechen manche Ausdrücke angenommen: ſie nannten einen Haſen *λέποριν*, leporem, eine Schüßel *κάτινον*, catinum (Varro de L. L. IV.). Man ſieht, dieſe Wörter ſind rein lateiniſch. Der Fluß Gelas hieß ſo von dem ſikuliſchen Worte *γέλα*, der Reif, Raubfroſt (Steph. Byzant.), welches nur in der Deklination von gelus, gelum, gelu, verſchieden iſt.

Auch die älteſten Bewohner Sardiniens rechnet Hr. N. zu den Iberiern. S. 111. ‘Es iſt wohl keine zu dreiſte Vermuthung, wenn man glaubt, einen Grund für dieſe Meinung darin zu finden, daß die lateiniſche Sprache bei den Sarden nicht wie bei den Italiänern, ſondern wie bei den Spaniern ausgeartet iſt, denn dieß deutet auf eine Analogie der früheren Sprache.’ Aber haben denn in Spanien ſelbſt die Sprachen der urſprünglichen Bewohner auf die Bildung der heutigen Einfluß gehabt? Nichts weniger. Als die Sueven, Vandalen, Weſtgothen einwanderten, redeten die dortigen Provinzialen nichts anderes als lateiniſch; die Landesſprachen waren längſt erloſchen, ausgenommen an der nordöſtlichen Küſte Spaniens, welche die Römer niemals inne gehabt. Alle romaniſchen Mundarten ſind im Ganzen aus dieſen beiden Beſtandtheilen, dem Lateiniſchen und der Sprache der Eroberer, zuſammengeſetzt. Es wird ſich weniges finden, was ſich nicht in dieſe auflöſen ließe. In das Latein der Provinzen mochten ſich manche nicht-klaſſiſche Wörter eingeſchlichen haben; aber lateiniſch und nur lateiniſch redete man faſt im ganzen abendländiſchen Reiche zur Zeit ſeines Umſturzes; und wo dieſe Sprache noch nicht herrſchend geworden war, da hat ſich auch keine romaniſche Mundart gebildet. Das alte Provenzaliſche hat faſt mehr Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen, als mit dem Italiäniſchen, und doch wurde es nicht nur im ſüdlichen Frankreich bis an die Loire, ſondern weit hinein im obern Italien geſprochen. *)

---

*) [Dieſem Satze hat der Vf. in ſeinem Exemplare ein Fragezeichen am Rande beigeſetzt.]

Hier konnte die Aehnlichkeit doch nicht von den Iberiern herkommen. Das Sardiniſche iſt eben eine ſolche mittlere Mundart. Hr. N. meint, man werde baſkiſche Wörter darin finden; wir zweifeln: vielleicht eher arabiſche. In den Proben, welche Vater Mithridates giebt, iſt alles lateiniſch; der Artikel su, sa, könnte gothiſch ſcheinen, doch iſt es natürlicher, ihn für eine bloße Verfälſchung der Ausſprache von lo. la, zu halten.

'Schluß.' S. 112...116. 'Daß ein älteres Menſchengeſchlecht untergegangen ſei, iſt ein Glaube aller Volksſagen, den die griechiſchen Philoſophen theilten und hegten: daß es ſehr verſchieden war von dem jetzigen, iſt ſchon darum wahrſcheinlich, weil dieſes alsdann ein andres iſt; oder war es keine neue Schöpfung, ſondern errettet aus weit verbreitetem Untergang, die Zerſtörung nicht ohne tief wirkende Urſachen ausbrach, noch ohne gleiche Folgen blieb: daß jenes Geſchlecht Werke hinterließ, die auch Naturverwüſtungen beſtehen konnten, iſt nicht unmöglich. Auch iſt die Meinung, welche die aus ungeheuern rohen Felsſtücken zuſammengefügten Mauern der ſogenannten cyklopiſchen Städte von Präneſte bis Alba im Marſerlande, wo die Pfoſten der Stadtthore aus einzelnen Steinen beſtehen, einem Rieſengeſchlecht zuſchreibt, wie die Erbauung der ganz ähnlichen Mauern von Tirynſ, eine Aeußerung des unbefangenen Verſtandes. — — Den Völkern, welche unſre Geſchichte in Latium kennt, müßen wir auf jeden Fall dieſe Werke, welche die Kräfte einer zahlreichen, zum Frohn für gebotene Unternehmungen geheiligter Herrſcher verpflichteten Nation erfordern, abſprechen und ſie einer vorhiſtoriſchen Zeit zuſchreiben. Solche Kräfte aber überſteigen ſie nicht; die etruſkiſchen Mauern ſind kaum geringer: die Aushebung der aus dem Felſen gehauenen Obeliſken und ihre Fortſchaffung iſt ein faſt noch rieſenmäßigeres und unſrer Mechanik noch mehr ſpottendes Unternehmen; doch kennen wir die Nation, welche dieſes Wunder ausführte, als ein Volk gewöhnlicher Art. Auch ſind die peruaniſchen Mauern beinahe eben ſo ungeheuer, wie die ſogenannten cyklopiſchen. Alſo gehören dieſe ewigen Werke höchſt wahrſcheinlich ganz vergeßenen Urvölkern des heutigen Menſchengeſchlechts, gegen deren Baukunſt die römiſche verkümmert war: Völkern eines Zeitalters, worin der griechiſche Geſchichtſchreiber des auguſteiſchen Jahrhunderts gleich den philoſophiſchen des letzten, nur faſt ſprachloſe Wilde auf der roben jungen Erde ſah.'

Es iſt wahr, die ſogenannten cyklopiſchen Mauern ſind unendlich merkwürdig. Man wäre begierig zu wißen, ob Cato von ihrer Erbauung geſprochen. Es iſt eine Art von Stumpfſinn an den Römern, daß ſie ganz davon ſchweigen, als wäre es eben nicht der Rede werth; daß ſie, mit ſolchen Denkmalen vor Augen, keine Folgerungen daraus zu ziehen wußten, und wohl gar die epikuriſche Lehre von der urſprünglichen Thierheit des Menſchengeſchlechts auch auf die älteſten Bewohner Italiens anwandten. Aber wir geſtehen, Hrn. Niebuhrs Hypotheſe ſcheint uns die verzweiflungsvollſte zu ſein, welche ſich irgend erſinnen läßt. Erliegen konnten die Erbauer ſolcher Feſtungswerke nicht unter dem Einbruche wilder Horden: denn ihre Stätte waren unnehmbar, ausgenommen durch Aushungerung, und da bei der erſten Gefahr alle Kornvorräthe in dieſe ſichern Zufluchtsörter gerettet werden konnten, ſo hatten die fremden Belagerer wohl eher Hungersnoth zu fürchten, als die Belagerten. Auch ſehen wir, daß die Gallier ſowohl im mittleren Etrurien als in Latium, ohne etwas zu unternehmen, an den ſo befeſtigten Städten vorbeigezogen ſind. Wie ſoll alſo jenes von Hrn. N. vorausgeſetzte Urvolk untergegangen ſein? Durch eine Natur-Revolution? Welche ſeltſame Natur-Revolution wäre das, welche ein ganzes Menſchengeſchlecht bis auf die letzte Spur vertilgt, die Mauern aber hätte ſtehen laßen? Ferner: waren dieſe Mauern das Werk eines mächtigen weit verbreiteten Volkes, warum ſind ſie denn nicht über ganz Italien verſtreut, ſondern ſämmtlich in einem engen Bezirk zuſammengehäuft? Dieſelbe Erſcheinung findet ſich wieder bei den cyklopiſchen Mauern im Peloponneſus. Es ſcheint demnach unwiderſprechlich, daß die Inhaber dieſer Feſten in der hiſtoriſchen Zeit die Nachkommen ihrer Erbauer waren. Die meiſten lagen im Lande der Herniker. Dieſer Name bezeichnete aber nicht einen beſonderen Volksſtamm, ſondern war bloß örtlich. Herna bedeutete in der Mundart der Sabiner und Marſer saxa (cf. Serv. ad Aen. VII. 684. et Fest.); vermuthlich muß die daher abgeleitete Benennung nicht ſowohl von der felſigen Beſchaffenheit des Landes verſtanden werden, als von der feſten Lage der Städte auf Berggipfeln. Die Nachbarn der Herniker, die Aequer (Aequi, Aequicoli oder Aequiculi, gens Aequicula), wurden ohne Zweifel im Gegenſatze ſo genannt. Was iſt nun ſo Unbegreifliches darin, daß hier einmal der Mittelpunkt eines Völkerbundes geweſen iſt, der ſich ſchon in der vorhiſtoriſchen Zeit aufgelöſt und zerſplittert hat? Oder der Sitz eines Königreiches, zu welchem einmal ein beträchtlicher Theil des mittleren Italiens gehörte? Denn am Ende waren ſolche Feſtungswerke doch nur eine Sicherungsanſtalt, kein Werkzeug der Eroberung, noch weniger ein Mittel, entfernte Landſchaften im Gehorſam zu erhalten. Ja, im Vertrauen auf den ſichern Zufluchtsort konnten die Beſitzer ſolcher Feſten nach und nach weniger kriegeriſch werden, als die Bewohner offner Dörfer, welche ſich bloß auf die Stärke ihres Armes verließen. Zwar iſt im alten Italien das Königthum immer nur Ausnahme; ſelbſt die mythiſchen Angaben hierüber ſind meiſtens verdächtig; ſtädtiſche Gemeinweſen, die in loſere oder feſtere Verbündungen zuſammentraten, waren die allgemeine Verfaßung. Im Peloponneſus hingegen waren die cyklopiſchen Mauern unleugbar ein Werk der königlichen Macht. Der Sage nach fällt ihre Erbauung in das vierte und fünfte Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege. Proetus, König von Tiryns, ſoll die Cyklopen, die Werkmeiſter der Mauern, aus Lycien kommen laßen. Homerus berichtet dieß nicht, wiewohl er die Mauern von Tiryns kennt: aber er ſchildert den genauen Verkehr zwiſchen Proetus und ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Lycien (Il. IV. 168. sqq.). Die Ueberlieferung iſt alſo ächt und gültig, wie etwas dieſer Art nur immer ſein kann. Unſers Bedünkens ſteht das Daſein jener befeſtigten Hauptſtädte, Mycene, Argos und Tiryns, im engſten Zuſammenhange mit dem Vorrang Agamemnons unter den griechiſchen Fürſten. Zwar lag nur Mycene im unmittelbaren Gebiet Agamemnons; Diomedes und Sthenelus (dieſer vom Geſchlecht des Proetus) hatten Argos und Tiryns inne, aber ohne Zweifel unter der Oberhoheit des Pelopiden, denn es heißt von ihm:

Πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν,

und Argos bedeutet hier den Peloponneſus. Die andern dortigen Fürſten waren ſeine Vaſallen. Lehensverhältniſſe waren der griechiſchen Vorzeit nicht fremd: im Reiche im Priamus ſtanden ebenfalls neun Fürſten unter dem Könige der Hauptſtadt.

Auch in Griechenland ſpielte die Landſchaft, wo noch jetzt die Trümmer jener unverwüſtlichen Mauern zu ſehen ſind, in der hiſtoriſchen Zeit, als Athen und Lacedämon ſich um die Oberherrſchaft ſtritten, eine unbedeutende Rolle, gerade wie die Herniker in Italien. Die Macht wechſelt nach den Verfaßungen und dem kriegeriſchen Unternehmungsgeiſte, nach begünſtigenden oder nachtheiligen Umſtänden: ein untergegangenes Urvolk brauchen wir weder dort, noch hier anzunehmen.

Die cyklopiſchen wie die etruſkiſchen Mauern beweiſen allerdings einige Grundlagen der Wißenſchaft, und beträchtliche Fortſchritte des Gewerbfleißes: Ueberfluß an eiſernem Geräth; Ueberfluß an Zugvieh; weit gediehenen Ackerbau, um ſo viele Menſchen und Laſtthiere während einer langwierigen, nicht einträglichen Arbeit zu nähren. Was aber beſonders daran hervorleuchtet, iſt die Beharrlichkeit, der in eine Zukunft vorſchauende Gedanke, das Beſtreben, Werke für Ewigkeit zu ſtiften: lauter Züge der Vorwelt, wo ſie unter prieſterlicher Leitung ſtand. Prieſter waren ohne Zweifel überall die Urheber des Entwurfs, die Abmeßer der Anlage, die Werkmeiſter des Baues. Es iſt wohl nicht nöthig, mit Hrn. N. knechtiſche Frohndienſte zum Behuf der Ausführung vorauszuſetzen: die Unternehmung wurde durch ein geheiligtes Anſehen empfohlen, und war zugleich höchſt gemeinnützig. Im Peloponneſus findet ſich außer den Mauern noch ein beſondres Denkmal des Königthums, wovon im Latium bisher keine Spur bekannt geworden: die Theſaure, undurchdringliche Gebäude, mit Spitzgewölben aus horizontalen Steinlagen gebildet, und zur Bewahrung aller koſtbaren Vorräthe beſtimmt. (S. Gell Itinerary of Greece. 1810.) Der Name θησαυρός deutet auf eine vorhelleniſche Zeit, wo das Gold in Griechenland noch nicht χρυσός, ſondern wie in Italien αὖρον hieß. Das älteſte dieſer Gebäude mochte jedoch von Prieſtern in Delphi erbaut ſein. *)

---

*) Il. IX. 404. 405. Der λάϊνος οὐδός dürfte von einem ſolchen Gebäude zu verſtehen ſein, und nicht von der Schwelle des Tempels, innerhalb deſſen die Schätze verwahrt worden wären. In dem heiligen Kriege gab dieſe Stelle der Ilias Anlaß zu einem ſeltſamen Mißverſtändniß. Cf. **Diod. Sic. et Strabo.**

Die vollkommene Aehnlichkeit der Bauart an den Mauern im Peloponneſus und denen im Latium berechtigt zu dem Schluße, daß ſie dort und hier von verwandten Völkern, ja von verſchiedenen Genoßenſchaften eines und deſſelben Volkes errichtet worden, welche die Kunſt ſchon aus ihren gemeinſchaftlichen Urſitz in Aſien mitgebracht haben. Unſre Leſer finden vielleicht darin eine Beſtätigung deſſen, was oben über das eigentliche Weſen der Verwandtſchaft zwiſchen den Italikern und den Stammvätern der Hellenen geſagt worden iſt. Man darf wohl nicht ſchlechthin die cyklopiſche Bauart, aus unregelmäßigen Vielecken, für älter erklären als die etruſkiſche, aus großen Parallelogrammen in horizontale Steinlagen geordnet. In beiden ruhten die Steine, gleich ſorgfältig behauen und zuſammengefugt, ohne Kitt unerſchütterlich feſt auf oder in einander. Man hat verſchiedene Theile derſelben Stadtmauern in beiden Bauarten ausgeführt gefunden (ſ. Gell). Coſa, die einzige Stadt in Etrurien, welche cyklopiſche Mauern hat, iſt keine der älteſten. Oertliche Urſachen konnten die Gründer für die eine oder die andre Verfahrungsweiſe entſcheiden. Jedoch iſt es wahrſcheinlich, daß die Feſten im Latium ſchon bei der Einwanderung der Etruſker vorhanden waren, und ihren Eroberungen einen Damm entgegenſetzten. Da nun die Etruſker vermuthlich ein oder zwei Jahrhunderte vor dem trojaniſchen Kriege eingewandert ſind, ſo würde die Erbauung jener Feſten in ein noch höheres Alterthum fallen, als im Königreiche von Argos und Mycene die Ueberlieferung ſie angiebt. Auf jeden Fall ſind die herniſchen und etruſkiſchen Mauern in Italien und die pelasgiſchen im Peloponneſus das älteſte Denkmal europäiſcher Kultur.

Wir ſetzen die den unſrigen geradezu entgegenſtehenden Reſultate dieſes Abſchnittes mit den eignen Worten des Verfaßers her. S. 113. "Das darf als hiſtoriſche Wahrheit behauptet werden, daß die Hauptvölker Italiens in ihren Sprachen grell von einander unterſchieden waren, wie Celten und Deutſche, wie Iberer und Celten; obgleich es zweifelhaft iſt, welche von denen, die abgeſondert erſcheinen, ob etwa die Auſoner und Sabeller, zu einem Geſchlecht gehörten. Ihre Religionen, alle verſchieden von der griechiſchen, waren es auch unter ſich. Aber mehrere von dieſen verſchiedenen Nationen, die Latiner, Etruſker und Sabeller, hatten in einigen Hinſichten übereinſtimmende

Einrichtungen, welche ſie geſammt vor allen von den Griechen auffallend unterſchieden.' — Wir wünſchten, der Verf. hätte ſich nicht der zweideutigen Ausdrücke 'Griechen' und 'griechiſch' bedient. Meint er Hellenen und helleniſch, ſo hat er ganz Recht; allein wir haben ſchon gezeigt, wie jung der Name und die Sache iſt. Die Religion und die geſelligen Einrichtungen der italiſchen Völker waren von den helleniſchen verſchieden: aber auch von den pelasgiſchen? Kennen wir dieſe genugſam? Uebrigens dürften die Religions-Verſchiedenheiten nur in der örtlichen Verehrung beſonderer Schutzgottheiten beſtanden haben, wie ja auch die ägyptiſchen Nomen in manchen Stücken einen verſchiednen Götterdienſt hatten. Die Etrusker ſcheinen ſtärker abzuweichen, vielleicht aber mehr in den Namen als in der Sache. Wenigſtens nahmen die andern italiſchen Völker ihre heiligen Gebräuche willig an, und ſie ſelbſt huldigten frühzeitig den helleniſchen Göttern.

'Die Latiner.' S. 117...141. Die Aboriginer machen in den Alterthümern Latiums viel zu ſchaffen; man weiß mit ihnen weder woher, noch wohin. Es wäre wohl das Beſte, ihnen als einer leeren Einbildung einmal für allemal dreiſt den Abſchied zu geben. Vermuthlich verdanken ſie ihr Daſein dem Mißverſtändniſſe eines Griechen, der von den Latinern gehört hatte, ihre Vorfahren hätten ab origine da gewohnt. Das Wort iſt ſprachwidrig gebildet: wie hieß denn der Singularis? ein Aborigo oder ein Aborigen? Das einfache Origines wäre ſchon unerhört als Benennung eines Volkes, ſowohl der Benennung, als des weiblichen Geſchlechts wegen; das Vorwort macht die Sache nur ſchlimmer: man bedenke, was aborior und abortus bedeutet. Die Verdrehung iſt Aberrigines, um ihren Namen von aberrare abzuleiten, iſt um nichts beſſer. Livius ſagt, aus der Vermiſchung der Trojaner und Aboriginer ſei das Volk der Latiner entſtanden. Da nun aber erweislich niemals Trojaner im Latium ſich niedergelaſſen haben, ſo iſt es klar, daß die Aboriginer nichts andres ſind, als die Latiner ſelbſt.

Hr. N. wünſcht jedoch die Aboriginer zu retten, weil er das Lateiniſche als eine gemiſchte Sprache betrachtet. S. 117. 'Die Entſtehung der lateiniſchen Nation durch die Verſchmelzung eines den Griechen verwandten Stammes mit einem barbariſchen altitaliſchen Volk, bewährt die Sprache, eben ſowohl durch ihre Biegungen, als durch die Worte.' Wir wären begierig hievon die Beweiſe zu ſehen, und ſind auf dieſen Fall zur Widerlegung erbötig. Nach Hrn. N. waren die Aboriginer die barbariſchen Autochthonen, und die Sikuler das den Griechen verwandte Volk, aus deren Vermiſchung die Latiner entſtanden ſein ſollen. Er ſagt S. 119.: 'Ich nenne, zur Unterſcheidung, das Volk an der Tiber Sikuler, das önotriſche aber Sikeler.' Dieß vollendet die Verwirrung: aus der verſchiedenen Schreibung deſſelben Namens bei Griechen und Römern werden zwei Völker gemacht. Mit gleichem Recht könnte man zwei verſchiedene Völker annehmen: die Deutſchen und die Tedeschi; jene haben im Norden der Alpen gewohnt, dieſe in Italien ihr Weſen. — Wahrſcheinlich iſt die Bevölkerung Italiens zu Lande von Norden her erfolgt, und die einwandernden Völkerſchaften haben ſich dabei allmählich vorwärts gedrängt. Da nun die Sikuler bis zur ſüdlichen Landſpitze und endlich nach Sicilien gelangt ſind, ſo müßen ſie freilich die ganze Halbinſel der Länge nach durchzogen haben. Sie konnten alſo auch einmal im Latium wohnen, es konnte ein Theil von ihnen zurückgeblieben ſein. Wie viel oder wenig nun aber die angeblich hievon nachgewieſenen Spuren gelten mögen, für Hrn. N.s Hypotheſe iſt auf keinen Fall etwas damit gewonnen, denn die Sikuler waren, wie wir eben geſehen, ein ſo ächt italiſches Volk, als irgend ein andres.

Der Name Latium dürfte ſich befriedigender und natürlicher deuten laßen, als die Alten es gethan. Von Latium muß aber die Benennung der Bewohner, Latini, abgeleitet werden, nicht umgekehrt. Der Name war alſo nicht der eines beſonderen Stammes, ſondern, örtlichen Urſprungs, wurde er einem Staatenbunde zugeeignet. Der König Latinus iſt nichts andres als die gewöhnliche Weiſe, ein Volk durch einen Königsnamen zu perſonificieren. So viel wir wißen, hat ein griechiſcher, jedoch alter, Dichter, welcher dem Heſiodus ſeine Verſe unterſchob (Theog. 1011...1015.), den Latinus zuerſt erſonnen, und ihn eben ſo wohlfeilen Kaufs zu einem Sohn des Ulyſſes und der Circe gemacht. Das Königthum iſt überhaupt im alten Latium ſehr verdächtig. Man wußte dem Latinus keine Vorgänger auszumitteln: mit Mühe und Noth hat man endlich drei einheimiſche Götter herbeigeſchafft, welche man in Könige verwandelte, den Saturnus, Picus und Faunus. Aber dem italiſchen Glauben war die Abſtammung der Menſchen von den Göttern durchaus fremd. Auch keine Nachfolger hat Latinus gehabt, wie wir bald ſehen werden.

Im Ganzen erkennt es Hr. N. wohl, wie willkürlich die Griechen in die italiſchen Alterthümer hinein und über ſie weg gefabelt haben; im Einzelnen läßt er ſich noch zu ſehr mit ihren leeren Vorſpiegelungen ein, in der Hoffnung darunter Spuren einheimiſcher Ueberlieferung zu entdecken. Dieß iſt auch Heynen einmal begegnet. Den Evander giebt er zwar als eine leere Erdichtung auf (Exc. I. ad VIII. Aen.), vom Cacus ſagt er aber: Fabula Italorum domestica fuit. Wie doch ſelbſt den ſcharfen Forſcher zuweilen ſein Blick verlaßen kann! Die Geſchichte von den rückwärts in die Höhle gezogenen Rindern iſt aus dem Hymnus auf Hermes entlehnt; der Name des Räubers iſt ganz griechiſch, und zwar von einer Wurzel, die im Lateiniſchen gar keine Schößlinge getrieben. Cacus (κακός) iſt der böſe Mann, Evander der gute: man ſieht, der Erfinder hat ſich mit den Namen nicht ſonderlich in Unkoſten geſetzt. Von den Thaten des Herkules im Latium, von der Anſiedelung Evanders, urtheilt Hr. N. ganz richtig, ſie ſeien ſpät-griechiſche Erfindung. Die letzte iſt ohne Zweifel bloß auf die Verdrehung des Namens Palatium in den des arkadiſchen Ortes Pallanteum gegründet. Einige der Hügel, worauf Rom nachher erbaut ward, ſcheinen einheimiſchen Gottheiten geweiht geweſen zu ſein: der nachherige kapitoliniſche dem Saturn, das Janikulum dem Janus, das Palatium oder mons Palatinus der Göttin Pales. Den mythographiſchen Antiquaren, welche ſchon eine arkadiſche Auswanderung des Oenotrus, ſiebzehn Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege verſchluckt hatten, mochte es eine Kleinigkeit ſcheinen, an die weit ſpätere vom Evander zu glauben. Allein die Arkadier wohnten im Innern des Peloponneſus, ſie berührten nirgends die Küſte, Homerus bezeugt ausdrücklich, ſie hatten nichts mit dem Seeweſen zu ſchaffen gehabt, deswegen habe ihnen Agamemnon ſeine eignen Schiffe zu der Fahrt nach Troja geliehen. Und dennoch ſollen Oenotrus und Evander nach dem fernen Italien geſchifft ſein! So laſen die Griechen ihren Homerus!

Einige Beiſpiele von gräciſierenden Deutungen mögen zeigen, was es für läppiſche Hirngeſpinnſte waren. Ein Ort in Rom hieß

Argiletum von einer ehemaligen Thongrube (argila, argiletum, ſo wie dumetum, quercetum u. ſ. w.). Die Antiquare trennten das Wort, und machten Argi letum daraus: hier ſollte ein Fremdling Argus umgebracht ſein. Ein Wunder iſt es nur, daß ſie die Fabel von der Io und ihrem Wächter Argus nicht dahin verſetzt haben. Jede Namens-Aehnlichkeit ward aufgehaſcht, noch öfter wurden die Namen der Perſonen ſelbſt nach den Oertern erſonnen: dieß Vorgebirge ſollte nach der Amme des Aeneas benannt ſein, jenes nach ſeinem Trompeter; aber Trompeter gab es in der trojaniſchen Zeit noch gar nicht. Hinwiederum wurden die Namen, welche deutelnde Geographen den Inſeln und Küſten nach ihren Einbildungen von den Irrfahrten des Ulyſſes beigelegt hatten, in der Folge die volksmäßige Benennung: ſo willigen Glauben fand jedes mythologiſche Vorgeben. Zu den Anſprüchen Roms und unzähliger andern italiſchen Städte auf einen griechiſchen Urſprung aus der Heroen-Zeit kam nun noch die Eitelkeit der Familien. Die Mamilier aus Tuſculum leiteten ihr Geſchlecht vom Telegonus, dem Sohne des Ulyſſes und der Circe, ab. Sie hätten billig etwas Zauberei verſtehen ſollen, um dieſe Anmaßung zu rechtfertigen, welche erſt im litterariſchen Zeitalter Roms aufgekommen ſein kann; vom Livius aber mit ſeinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil ſchon dem Schwiegerſohn des zweiten Tarquinius zugeſchrieben wird. (Liv. II. 49.) Aelius Lamia war ſtolz darauf, den menſchenfreſſeriſchen Rieſenkönig Lamus zum Ahnherrn zu haben, und Horatius hebt eine Ode an ſeinen Freund gefällig mit dieſer antiquariſchen Erörterung an.

'Aeneas und die Troer in Latium.' S. 125...141. Das ſo eben Bemerkte hat nahen Bezug auf dieſen Abſchnitt. Denn ſeit Julius Cäſar ſich öffentlich auf der Rednerbühne gerühmt hatte, von der Göttin Venus abzuſtammen, wurde die *) Niederlaßung des Aeneas in Latium ein Glaubensartikel der politiſchen Schmei-

---

*) Sueton. Caes. c. 6. — Amitae meae Iuliae maternum genus ab regibus ortum, paternum cum Diis immortalibus coniunctum est. Nam ab Anco Marcio sunt Marcii Reges, quo nomine fuit mater: a Venere Iulii, cuius gentis familia est nostra. Est ergo in genere et sanctitas regum, qui plurimum inter homines pollent, et caerimonia Deorum, quorum ipsi in potestate sunt reges.

chelei. Im Zeitalter des Auguſtus möchte es bedenklich für einen Geſchichtſchreiber geweſen ſein, die Sache kritiſch zu beleuchten. Hr. N. ſagt 'Niemand verwerfe die troiſche Sage ſchlechthin, weil auch Ilien eine Fabel, und eine Schiffahrt nach dem unbekannten Weſten unmöglich geweſen ſei.' — Daß die beſchränkte Weltkunde der Griechen im homeriſchen Zeitalter, die Kindheit ihrer Schiffahrt noch ſo lange nachher, ein triftiger Einwurf gegen die Kolonie des Aeneas wie gegen alle ähnlichen ſei, behaupten wir allerdings. Aber es giebt einen weit entſcheidenderen Grund, ſie zu verwerfen. Nicht das Daſein Ilions und den trojaniſchen Krieg gedenken wir abzuleugnen, wie es von Alten und Neueren mit Scharfſinn geſchehen iſt; im Gegentheil, wir würden fürchten bei den trojaniſchen Sagen allen geſchichtlichen Grund und Boden zu verlieren, wenn wir uns nicht ſtrenge an den Buchſtaben der Ilias und Odyſſee hielten. Die Prophezeiung Poſeidons Il. XX. 307. 308.:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη Τρώεσσιν ἀνάξει,
Καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται,

kann nach allen Regeln der Auslegungskunſt nur von einem nach der Zerſtörung Ilions in der Troas ſelbſt neu errichteten Reiche verſtanden werden, nicht von dem traurigen Schickſale, landflüchtig umher zu irren, und endlich in der unbekannten Weſtwelt mit einem kleinen Haufen Geretteter unter Fremden eine Zuflucht zu finden. Das Haus des Priamus ſollte untergehn, aber ſeine Herrſchaft dem Geſchlecht des Aeneas anheimfallen, weil er den Göttern immer gefällige Geſchenke gab. Man leſe die Stelle in ihrem ganzen Zuſammenhange. Nur erfüllte Weiſſagungen machen in der Poeſie ihr Glück: dieſe war gewiß erfüllt, ihre Erfüllung beſtand noch im Zeitalter des Sängers, und zwar ſo, daß es ſeinen Zuhörern bekannt ſein mußte. Die äoliſchen Anſiedelungen am Helleſpont und in der Troas beweiſen nichts hiegegen: ſie beſchränkten ſich anfangs nur auf die Küſte; um den Ida herum, wo urſprünglich die Statt des Aeneas Dardania lag, konnte noch Raum genug zu einem troiſchen Fürſtenthum ſein. Verſchiedene Stellen der Ilias machen es wahrſcheinlich, daß die dort regierenden Aeneaden mit den benachbarten aſiatiſchen Griechen in freundlichem Verkehr ſtanden, ja daß Rhapſodien der Ilias an ihrem Hofe geſungen wurden. Wie umſtändlich wird die Abſtammung des Aeneas, und ſomit ſein Recht an die Thronfolge erklärt (Il. XX. 208. sqq.)! Der Hymnus auf die Aphrodite, in welchem dieſelbe Weiſſagung wiederholt wird, iſt ganz ſo beſchaffen, als wenn er einem Aeneaden zu Gefallen gedichtet wäre.

Was können nun gegen ein ſolches Zeugniß, das älteſte und das einzig gültige, das wir haben, die Einfälle der Dichter und Mythographen ausrichten, welche ſechs Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege und ſpäter, wie ſie Alles willkürlich verwirrten, auch den Aeneas bald hier, bald dorthin auswandern ließen, und da ſich nirgends eine wahrhafte Spur ſeiner Niederlaßung fand, ihn immer weiter nach Weſten vorwärts ſchoben? Es wurde ihnen um ſo leichter, da ſie alle Tempel der Aphrodite auf Vorgebirgen als Spuren einer Landung ihres Sohnes betrachten konnten. Schon Strabo ſah es ein, daß jene Stelle der Ilias der gemeinen Anſicht widerſpreche. Ohne Zweifel aus eben dem Grunde hat man, da die trojaniſche Abkunft der Römer allgemein angenommen, und ihre Weltherrſchaft eine Thatſache war, den Text folgendermaßen verfälſcht:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει

μεταγράφουσί τινες, ſagt der venetianiſche Scholiaſt, *ὡς προθεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ Ῥωμαίων ἀρχήν*. Aus den Verſen der Aeneïs III. 97.

Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris,
Et nati natorum, et qui nascentur ab illis,

iſt es klar, daß Virgilius dieſe Verfälſchung ebenfalls vor Augen hatte, und ſie bereitwillig ergriff.

Unter den neueren Gelehrten haben Cluverius und Bochart die trojaniſche Kolonie im Latium verworfen, und Ryckius hat ſie mit ſchlechten Gründen vertheidigt. Hr. N. äußert ſich ſkeptiſch darüber, und beſchränkt dann ſelbſt den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung hierauf 'ob die troiſche Sage alt und einheimiſch war, oder ob ſie von den Griechen ausgegangen, und von den Latinern aufgenommen worden iſt.' Er ſucht das erſte darzuthun; uns ſcheint hingegen das letzte ausgemacht.

Die allmähliche Entwickelung der Sage von den Irrfahrten des Aeneas, und ihre mannichfaltigen Abweichungen hat Heyne vortrefflich behandelt. Wenn Hr. N. S. 128. ſagt: 'es ſcheine keine Urſache vorhanden, der Nachricht zu mißtrauen, daß Virgilius das zweite Buch der Aeneïs dem Piſander von Kamirus ganz nachbildete', ſo nimmt er auf dieſen Vorgänger keine Rückſicht; denn Heyne hat ausführlich gezeigt, daß Virgilius nicht aus der Heraklea des alten Piſander ſchöpfen konnte, und daß die irrige Angabe des Macrobius vermuthlich auf einen Dichter gleiches Namens aus der Kaiſerzeit zu beziehen iſt (Exc. I. ad Lib. II. p. 282...289.). Die Rettung des Aeneas, und ſeinen Auszug aus der brennenden Stadt nach den Gebirgen zu, meldeten gewiß ſchon die älteſten Dichter, welche die Zerſtörung Trojas beſangen: denn dieſes war dem Homerus gemäß. Von der Auswanderung des Helden aber nach dem Abendlande, nach Heſperien, ſcheint Steſichorus der erſte Erfinder geweſen zu ſein; derſelbe Dichter, der gleichfalls gegen den Homerus behauptete, Helena ſei niemals nach Ilion gelangt (Plat. Phaedr. c. 44.). Wenn man dieß erwägt, ſo wird die Frage ziemlich müßig, woher Steſichorus jenes Vorgeben genommen. Aus ſeinem Kopfe nahm er es, nach altem Dichterrecht. Hr. N. meint, die Sage ſei wahrſcheinlich entweder von den Elymern, oder aus Latium ſelbſt zu den Sikelioten gekommen. Will man deswegen der Ausſage des Steſichorus von der Auswanderung des Aeneas nach Weſten einiges Gewicht beilegen, weil er aus Sicilien gebürtig war, ſo liegt die Beziehung auf die Elymer und Egeſta am nächſten; ferner gab es eine vorgeblich trojaniſche Kolonie am Siris; von Troern im Latium ließ ſich Steſichorus (vor der 50ſten Olympiade) ſchwerlich etwas träumen. Vollends annehmen, daß ein helleniſcher Mythus von den Latinern nach Sicilien gebracht werden, das heißt Holz in den Wald tragen. Wie hätten wohl die Prieſter von Lavinium oder die Römer überhaupt nur ahnden mögen, daß es jemals ein Troja gegeben, ehe ihnen dieſe Kenntniß mittelbar oder unmittelbar von den Griechen mitgetheilt wurde! Wir ſagen mit Bedacht 'mittelbar': denn es finden ſich unverkennbare Spuren, daß die Römer die erſten Begriffe von helleniſcher Mythologie, die Namen einiger Heroen, lange vor ihrem litterariſchen Zeitalter durch die Etrusker überkommen hatten. Die früheſte amtliche Anerkennung des trojaniſchen Urſprungs von Seiten der Römer findet ſich in der duiliſchen Inſchrift (a. U. c. 495.), welche die Egeſtaner cocnatos popli Romani nennt, wofern dieſe Worte nicht zu den Ergänzungen des Giacconius gehören. Sind ſie ächt, ſo hatten die Egeſtaner ſich gewiß hierauf, als auf einen Grund der Bundsgenoßenſchaft berufen, und die Römer ließen es gern gelten. In wie mannichfaltige Berührung mit den Griechen waren die Römer damals ſchon, unter andern durch den Krieg gegen Pyrrhus, geſetzt worden! Im Jahr der Stadt 454. brachte nach Varros Zeugniß P. Ticinius die erſten Barbierer aus Sicilien nach Rom; irgend ein Andrer mochte Fabeln eben daher holen; oder die Barbierer, von jeher ein geſchwätziges Gewerbe, brachten auch die Fabeln gleich mit.

Eben ſo legt unſers Bedünkens Hr. N. zu viel Nachdruck auf die Nachricht des Timäus von den troiſchen Bildern aus Thon, den Penaten in Lavinium. Timäus war ja wegen ſeiner italiſchen Nachrichten übel genug berufen, und ſchrieb überdieß erſt nach dem Kriege des Pyrrhus. So bald übrigens die Prieſter in Lavinium einmal erfahren hatten, daß ihre Bildchen etwas ſo Vornehmes wären, werden ſie ſelbſt es eifrig genug behauptet haben. Vielleicht war das artige Wunder mit der Sau und ihren dreißig Ferkeln von der Erfindung dieſer Prieſter. Es liegt darin eine feine Anſpielung auf den trojaniſchen Urſprung, welche hervorzuheben ſich Virgilius wohl ſchämte: in der gemeinen Sprechart ward nämlich eine Sau troia genannt.

Wir folgern aus Obigem: das Märchen vom Aeneas iſt, aller Wahrſcheinlichkeit, ächten Sage und Geſchichte zuwider, von griechiſchen Dichtern und Mythographen aufs Gerathewohl erſonnen worden; ſehr ſpät, in Vergleichung mit dem trojaniſchen, ja mit dem homeriſchen Zeitalter; den Römern war die Annahme einer trojaniſchen Abkunft urſprünglich ganz fremd, ſeit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt wurde ſie aber auch von ihnen ſelbſt öffentlich anerkannt, und nun mochten die Geſchichtſchreiber und Antiquare zuſehen, wie ſie den verworrenen Handel leidlich in Ordnung brächten. Mithin fällt nun auch alles weg, was bis zur Erbauung Roms an die Niederlaßung der Troer im Latium geknüpft worden; es fällt weg, nicht nur als wahrhafte Geſchichte, ſondern als einheimiſche unverfälſchte Ueberlieferung.

'Alba.' S. 140. 141. Mit Recht urtheilt der Verfaßer, daß das Verzeichniß der Könige von Alba ein ſehr junges und äußerſt ungeſchicktes Machwerk ſei. Man hat ſich nicht lange dabei aufzuhalten; dieſe Könige ſind unter aller Kritik. Wir fügen nur dieß hinzu: es kann billig bezweifelt werden, daß Alba Longa jemals ein Königreich geweſen. Bei der erſten beglaubigten Begebenheit, wo Alba in der Geſchichte erſcheint, unter dem Tullus Hoſtilius, wird ein Diktator, Mettus Fufetius, als Oberhaupt der Albaner erwähnt. Sein Vorgänger, C. Cluilius, heißt beim Livius König. Wenn er es wirklich war, warum folgte ihm denn kein König nach? Oder wurde Alba im Lager vor Rom aus einem Königreiche in eine Republik umgeſtaltet? Vorſichtiger nennt Dionyſius den Cluilius den oberſten Befehlshaber. Die beiden Namen ſind übrigens eben ſo ächt lateiniſch, als die der Könige von der Dynaſtie der Silvier fremd und unächt.

'Rom. Verſchiedene Sagen über die Gründung der Stadt. Romulus und Numa.' S. 142...167. Wenn Hr. Niebuhr S. 149. anhebt: 'Alſo lautete die alte römiſche Dichtung'; ſo würden wir ſtatt deſſen ſagen: 'Alſo lautete der moderne griechiſche Roman'; und hiemit iſt auch die ganze Verſchiedenheit unſerer Anſichten ausgeſprochen. S. 146. 'Daß Fabius Pictor dem Diokles von Peparethus' (in der Erzählung vom Romulus und der Gründung Roms) 'gefolgt ſei, iſt gewiß nur Plutarchs Vermuthung.' Wie gedenkt Hr. N. dieß zu beweiſen? Plutarchus drückt ſich ſehr beſtimmt aus. Rom. c. 3. *τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθησε.* Plutarchus hatte die Bücher beider Schriftſteller vor Augen, er verglich noch viele andre; und ſeine Ausſage wird dadurch um ſo wahrſcheinlicher, daß auch Q. Fabius griechiſch geſchrieben hat (Dion. I. 6.). Der Satz wird umzukehren ſein: daß es altrömiſche Heldengedichte gegeben, iſt gewiß nur Hrn. Niebuhrs Vermuthung. Dieſer zu Gunſten mußte das achtungswürdige Zeugniß des Geſchichtſchreibers verworfen werden, welcher unter allen auf uns gekommenen über die Alterthümer Roms am gelehrteſten geſammelt hat.

Die Sache verhält ſich ſo. Nachdem den Griechen der Name Roms bekannt geworden war, wandten ſie die erträumte Niederlaßung des Aeneas am tyrrheniſchen Meere dieſer Stadt zu, welche ſie unmittelbar von ihm ſelbſt oder ſeinen nächſten Nachkommen ſtiften ließen. Nach ihrer Weiſe erfanden ſie eine Trojanerin oder Griechin Rhoma, einen Rhomos oder mit verlängerter Endung einen Rhomylos. Von dieſem Rhomos hat man wenigſtens zehnerlei Genealogien; doch ſtimmen alle früheren dahin überein, ihn in das erſte oder zweite Menſchenalter nach dem Aeneas zu ſetzen. Nun wurde man etwas näher mit der römiſchen Geſchichte bekannt: eine große Thatſache, die Abſchaffung des Königthums, ſtand chronologiſch ſo ziemlich feſt; vor dieſer Begebenheit wußten die Römer nur wenige Könige zu nennen: man mochte ihre Regierungen noch ſo ſehr in die Länge ziehen, ſo war damit der lange Zeitraum vom trojaniſchen Kriege her durchaus nicht auszufüllen. Man ſchob alſo Mittelglieder ein; die Verwandtſchaft mit Troja wurde weitläuftiger, ungefähr wie zwiſchen Vettern nach der bretagniſchen Mode, durch die Kolonien von Lavinium, Alba Longa und endlich Rom vermittelt. Die Erzählung des Diokles gründet ſich auf die Ableitung von Alba: da er eine ganz andre Genealogie des Romulus gab, als die Aelteren, ſo ſchickte er ohne Zweifel auch die Reihe der albaniſchen Könige voraus, nur vielleicht nicht ſo genau entwickelt, als ſie nachher, der Zeitrechnung zu Lieb, abgefaßt ward. Durch die verſchiedenen Ableitungsformen desſelben Namens hatte man ſich mit zwei Stiftern Roms behelligt, und doch konnte man nur einen brauchen. Romus und Romulus waren in der That Zwillingsſöhne, aber nicht des Mars und der Rhea, ſondern des Namens Roma. Der, welcher eine Silbe mehr hatte, als der Stärkere, ſchlug natürlich ſeinen Bruder todt. Metuo sane, ſagt Voſſius, ne ex eo, quod alii a Romo alii a Remo conditam urbem scripserint, orta sit fabella de duobus fratribus Romo et Remo, cum unus idemque sit Romus et Remus. Er zweifelt jedoch wegen der verſchiednen Quantität von Remus. Aber aus dem griechiſchen Ῥῶμος machten erſt die ſpäteren Römer Remus, vermuthlich um örtliche Namen ganz andern Urſprungs auf ihn zu deuten.

Es bietet ſich hier die von Hrn. N. übergangene Frage über die wahre Etymologie des Namens Roma dar. Die Ableitung von ῥώμη war den Vertheidigern des helleniſchen Urſprungs eben ſo willkommen, als dem Stolze der Römer. Lateiniſch aber iſt ſie ſchwerlich, was auch Voſſius dafür ſagen mag. Robur und robustus im Sinne der Stärke iſt bildlich von der Härte des Eichenholzes übertragen; der Baum ſelbſt hieß ſo von der röthlichen Farbe des Holzes; und dann iſt robur noch weit von Roma. Weit natürlicher iſt folgende Ableitung, welche auch ſchon einige Alte im Sinne gehabt (Heyne Exc. IV. ad Aen. VIII.). In der etruſkiſchen Schrift, der älteſten der Römer, gab es kein O; die Schreibung war alſo unfehlbar RVMA, und ruma hieß mamma. Eine ſchickliche Benennung für eine Hügelgruppe in einer weiten fruchtbaren Ebne, gerade wie οὖθαρ ἀρούρης beim Homerus.

Aus allem geht hervor, nicht nur, daß Romulus niemals gelebt, ſondern auch daß die Sage von ihm den Römern bloß von den Griechen angeſchwatzt, und daß vor der Mitte, vielleicht vor dem Schluß des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt ſein Name in Rom ſelbſt noch nicht gehört worden war.

Daß die allgemein angenommenen Geſchichten vom Romulus und Remus griechiſche Erfindung ſeien, wird ausdrücklich und glaubwürdig bezeugt; würde es aber auch nicht, ſie tragen ein ſo unitaliſches Gepräge, daß ſie ſich ſelbſt kund geben. Nur eine vorgefaßte Meinung macht es begreiflich, wie dieß Hrn. Niebuhrs prüfendem Sinne entgehen konnte. Wir wollen einige der Hauptpunkte bemerken.

Es iſt unerhört, daß der Name des Erbauers einer Stadt von dieſer abgeleitet ſei. Ueberall findet das Gegentheil ſtatt, nicht nur in der beglaubigten Geſchichte, wie bei Alexandria, Antiochia; ſondern auch in der uralten Sage, z. B. Ilion von Ilos, Dardania von Dardanos, u. ſ. w. Roma kann aber durchaus nicht von Romulus abgeleitet werden: es müßte etwa Romulia heißen. Wie nun die Wurzel immer den abgeleiteten Wörtern vorangeht, ſo berechtigt dieß zu dem Schluße, daß der Name der Stadt älter ſei, als der des angeblichen Stifters.

Ferner: zwei Namen, ein patronymiſcher oder Geſchlechts-Name, der immer auf ius ausgeht, und ein eigner Vorname, das iſt die alte lateiniſche, ja überhaupt die italiſche Sitte, wie Hr. N. richtig bemerkt (S. 114. u. 115.). Alle folgenden Könige Roms haben zwei ſolche Namen, wie es die Regel erheiſcht. Auch die, welche als Zeitgenoßen des Romulus genannt werden, haben ſie: Titus Tatius, Hostus Hostilius, Mettus Curtius. Nur für den Romulus hat man keine zwei Namen aufzutreiben gewußt. Doch wir vergeßen: er hieß wohl Silvius, wie die albaniſchen Könige. Dann wäre alſo Romulus ſein Vorname geweſen. Allein die lateiniſchen Vornamen ſind bekannt; in geringer Anzahl werden ſie unaufhörlich wiederholt. Warum käme denn der Name Romulus niemals weder bei Lateinern, noch bei verwandten Völkern vor?

Die Mutter des Romulus wird Rhea genannt, nach dem Namen einer helleniſchen Göttin, der Mutter der Heſtia oder Veſta, weswegen den griechiſchen Erzählern dieſer unlateiniſche Name für eine Veſtalin ſchicklich dünken mochte.

Die geſammte heroiſche Genealogie der Griechen war auf Liebeshändel der Götter mit den Fürſtentöchtern gebaut. Der reineren italiſchen Religion war dieß fremd: hier waren Götter und Sterbliche ſo vollkommen geſchieden, wie ſie bei den Hellenen nach dem Ausdruck des Pindarus nur Ein Geſchlecht ausmachten. Deswegen hatten die Italiker auch keine Helden-Mythologie.

Die Erzählung von der Ausſetzung des Romulus, von ſeiner Erziehung unter Hirten, von der Wiedererkennung mit dem Großvater, iſt ſichtbar der Jugendgeſchichte des Cyrus beim Herodotus mit den gehörigen Abänderungen nachgebildet.

Romulus ſoll ein Aſylum eröffnet haben, um ſeine neue Stadt zu bevölkern. Die Sache war im alten Italien ſo unbekannt, daß es kein Wort dafür in der lateiniſchen Sprache gab, und Livius den griechiſchen Ausdruck hat beibehalten müßen. Wo die Prieſter mit einem gewaltthätigen kriegeriſchen Adel zu kämpfen haben, da wird das Recht der Aſyle geltend gemacht, und kann wohlthätig wirken. Wo aber eine prieſterliche Ariſtokratie iſt, wie im alten Italien, wo der Prieſterſtand unbeeinträchtigt das höchſte Anſehen im Staate beſitzt, da wird er ſich wohl hüten, ein Recht aufzubringen, welches die Götter zu Bundsgenoßen der Widerſpenſtigen machen würde.

Von der Apotheoſe des Romulus konnten die Römer ſich erſt in einem Zeitalter überreden laßen, wo ihr Götterdienſt durch Vermiſchung mit dem griechiſchen ausgeartet war. Denn die italiſchen

Religionen wußten nichts von Vergötterung der Sterblichen. Quirinus war ohne Zweifel ein ſabiniſcher Schutzgott, und ſeine Verehrung älter als Rom.

Eben ſo war Tarpeja vermuthlich eine örtliche Gottheit, die Lara des tarpejiſchen Felſen. Griechiſche Dichtung nach dem Muſter ſo vieler Heldinnen, die in feindliche Heerführer verliebt geſchildert werden, beſonders der Scylla, iſt ihre Liebe zum Tatius und ihr Verrath. Mit dieſem läßt ſich das jährliche Opfer, das ihr gebracht ward, nicht vereinbaren. Die goldenen Armſpangen der Sabiner ſcheinen den Galliern abgeborgt zu ſein; auch ihre Einnahme des damals noch nicht vorhandnen Kapitols erinnert an den von den Galliern verſuchten Ueberfall.

Wie Hr. N. ſelbſt bemerkt, iſt der Name des Anführers der Caeniner, Akron, von dem Romulus die erſten spolia opima heimgetragen haben ſoll, ganz griechiſch. Akron ſtammte vom Herkules ab: überall erkennt man die Hand der griechiſchen Erfinder.

Daß dieſe ihrer Erzählung manche wirklich alte und einheimiſche Namen und Anſpielungen auf Religionsgebräuche einwebten, darf nicht geleugnet werden. Acca Larentia ſoll die Pflegemutter geweſen ſein. Der Name iſt gewiß ächt, aber er bezeichnet kein ſterbliches Weib, ſondern eine Göttin; ſie war vermuthlich die Mutter der Laren. Akka heißt in der indiſchen Sprache Mutter, Larentia, das deutet ſich ſelbſt. Die Larentalien fielen auf den nächſten Tag nach den Kompitalien, welche den Laren gefeiert wurden.

Vielleicht wird man ſich für das wirkliche Daſein des Romulus auf die in Rom vorhandenen Denkmale von ihm berufen: auf ſeine Statue unter denen der Könige im Kapitol, auf den ruminaliſchen Feigenbaum. Leider ſagt Plinius nichts von dem Stile dieſer Statuen, noch ob man am Saum der Gewänder Inſchriften in etruſkiſchen Buchſtaben las. Die Statuen der letzten Könige mochten aus ihrem eignen Zeitalter ſein, das hat nicht die mindeſte Schwierigkeit. Wenn aber auch die Reihe der Bildniſſe erſt im ſechsten Jahrhundert der Stadt nach den damals herrſchenden Begriffen ergänzt worden war, ſo konnten die Statuen dem Plinius dennoch als ſehr alt erſcheinen, wegen der eigenthümlichen Strenge der etruſkiſchen Kunſtſchule, oder weil man ein höheres Alter nachgeahmt hatte. Schwerlich wird man eine Spur finden, daß im ſechsten Jahrhundert ſchon griechiſche Künſtler in Rom gearbeitet hätten; in dieſen Zeitraum fällt eben der große Stillſtand der Kunſt in Griechenland ſelbſt (Ol. 120...155.). Billig hätte Plinius erklären ſollen, wie die von ihm für ächt gehaltenen Bildniſſe aus Erz den beiden Bränden des Kapitols zur Zeit des Sulla und des Vitellius haben entgehen können. Was den ficus Ruminalis betrifft, ſo hatte dieſer Baum urſprünglich nichts mit dem Romulus gemein, ſondern war von Hirten der Göttin Rumia, der Beſchützerin der Säuglinge, zu Ehren geſetzt (Varro de R. R. II. c. XI.). Es iſt nicht unglaublich, daß ſchon frühzeitig das Bild einer Wölfin mit ſaugenden Knaben eben dieſer Göttin geweiht war, entweder als ein ex voto, oder als ein Sinnbild ihrer Macht, auch die wildeſten Thiere durch das Bedürfniß der Säugens zu zähmen, und daß Diokles daher den Anlaß zu ſeinem Märchen von der Ausſetzung der Zwillingskinder nahm. Jener verehrte Baum ſollte dem Augur Attius Navius bis in das Comitium nachgewandert, zugleich aber auch an ſeiner alten Stelle, am Abhange des palatiniſchen Hügels gegen den Tiber zu, geblieben ſein. Plinius (XV. c. 18.) vermindert das Wunder in etwas, indem er hinzufügt: wenn der Baum verdorrt, ſo pflanzen ſie einen andern.

Daß wir das Jahr und vielleicht das Jahrhundert der Stiftung Roms nicht wißen, muß wohl eingeſtanden werden; der Stiftungstag aber fiel mit den Palilien zuſammen (S. 156.) auf den 21ſten April. Haben wir nun hieran eine wahrhafte hiſtoriſche Erinnerung? Das älteſte Rom, Roma quadrata, war auf dem Palatium erbaut. Da nun beim Feſte der Pales die Hirten ſich um dieſen ihr geweihten Hügel verſammelten, ſo konnte das Feſt leicht auf die Gründung der Stadt bezogen werden. Die ländlichen Gebräuche gaben wohl auch den Begriff vom Hirtenleben des Romulus und ſeiner Genoßen.

Wie Hr. N. bemerkt, muß in den älteſten Schilderungen vom Raube der Sabinerinnen nur von dreißig geraubten Mädchen die Rede geweſen ſein. Valerius Antias zählte deren 527, Juba 683. Dieſe Zahlen ſind aus der Luft gegriffen, aber jene erſte war widerſinnig. Denn ſie waren alle ohne Weiber, heißt es, den Romulus nicht ausgenommen: was verſchlugen alſo dreißig Mädchen, wenn man nicht die Vielmännerei einführte? Indeſſen giebt uns Livius den Schlüßel an die Hand. Um die ſabiniſchen Frauen zu tröſten, ſollen nach ihren Namen die dreißig Curien benannt ſein. Die geraubten Sabinerinnen waren alſo vermuthlich nichts andres, als die weiblichen Namen der Curien ſelbſt, in lebendige Weſen verwandelt.

Bei der Erzählung vom Raube der Sabinerinnen wird allerdings vorausgeſetzt, daß die erſten Bewohner Roms ein zuſammengelaufnes Geſindel waren, denen niemand ſeine Töchter zur Ehe geben wollte. 'Als Kolonie von Alba', ſagt Hr. N., 'hätte Rom mit allen Latinern Connubium für alle Bürger gehabt.' Allein hieraus folgt nicht, 'daß die älteſte Sage Rom gar nicht als eine eigentliche Kolonie Albas und eine latiniſche Stadt betrachtete.' Es beweiſt nur, daß der erſte Erfinder ſeiner eignen Vorausſetzungen nicht eingedenk war. Läßt er doch auch den Romulus ſein Erbrecht auf das Königreich Alba vergeßen, welches von der Geſchichte ſeiner Kindheit ganz unzertrennlich iſt. Der Faden des ungeſchickt geſponnenen Märchens iſt überall brüchig. Der Raub der Sabinerinnen hängt ſo genau mit den rohen Hirtengeſellen des Romulus und mit dem Aſylum zuſammen, daß wir nicht umhin können, ihn ebenfalls für ein Stück von dem Roman des Diokles zu halten.

In der Fülle der Macht und des Reichthums mochte den Römern die vermeinte Niedrigkeit ihrer Vorfahren eben durch den Gegenſatz ſchmeicheln; den ſtrengen Patriciern der erſten Jahrhunderte hätte der Fleck einer mehr als zweideutigen Herkunft ſchwerlich behagt. Die Art, wie Romulus einen Senat erſchafft, iſt im Sinne der griechiſchen Demokratien gedacht, wo alle zu den Stellen wahlfähig waren. Wer mit den altitaliſchen Verfaßungen bekannt war, mußte wohl wißen, daß es unmöglich geweſen ſei, Patricier zu machen, d. h. Leute zu Mitgliedern einer erblichen Prieſterſchaft zu erheben, die nicht ſchon in ihrer Vaterſtadt dazu gehörten: eben ſo unmöglich, als es dem mächtigſten Monarchen Indiens ſein würde, Braminen zu machen. Auf der Unmöglichkeit, anders als durch Geburt ein Patricier und folglich zu den höchſten Würden im Staat ausſchließlich berechtigt zu ſein, beruht ja die ganze ältere Geſchichte der römiſchen Republik. Der Glaube an das Gegentheil, an die Erſchaffung eines Patriciats durch die Willkür der Könige, konnte in Rom erſt Eingang finden, als längſt aller politiſche Unterſchied zwiſchen Patriciern und Plebejern erloſchen war.

S. 163. 'Die Eroberung von Fidenä' (durch den Romulus) 'wird faſt genau ſo erzählt, wie die Einnahme derſelben Stadt im Jahr 328., eine Uebertragung der Vorfälle aus der ſchon hiſtoriſchen Zeit in die mythiſche, welche im weitern Fortgang dieſer Geſchichte häufiger erſcheinen wird.' Dieſe Bemerkung iſt lichtvoll, in ihrer umfaßenden Anwendung äußerſt wichtig, und ſo viel wir wißen, Hrn. Niebuhr eigenthümlich. Bei der Dürftigkeit an Thatſachen werfen die Geſchichtſchreiber, um die Lücken auszufüllen, wirkliche Begebenheiten in eine ältere Zeit zurück: von den verſchiedenen Exemplaren derſelben Erzählung iſt dann die letzte als das wahre Original, die angeblich frühere als die Kopie zu betrachten. Die römiſchen Geſchichtſchreiber rechneten wohl auf die Vergeßlichkeit ihrer Leſer bei der unendlichen Langenweile, welche die kleinen Kriege Roms einflößen. Mit Fidenä aber ſcheinen ſie es gar nicht ſatt zu werden, ſie laßen es dreimal erobern: einmal vom Romulus, zweimal im Jahre Roms 320., endlich im J. 328.; und doch ſoll es eine wohlbefeſtigte und durch Sturm nicht einzunehmende Stadt geweſen ſein. Wenn ſie es hatten, warum behaupteten ſie es denn nicht beßer?

Der Krieg des Romulus gegen Veji iſt eben ſo willkürlich erfunden, als die Eroberung von Fidena. Die Vejenter ſollen einen Landſtrich und Salzwieſen an der Mündung des Tibers abgetreten haben. Die Einrichtung der Salzwerke, ſo wie die Gründung von Oſtia wird mit beßerem Grunde erſt dem Ancus Martius zugeſchrieben.

Was bleiben nun dem Romulus für Thaten übrig? Nichts als der bettelhafte Krieg gegen Antemna, Cruſtumerium und Cänina, wobei noch die spolia opima des herkuliſchen Akron abgerechnet werden müßen; dann die Raufereien mit den Sabinern zwiſchen dem palatiniſchen und kapitoliniſchen Hügel. Es verlohnte ſich wohl der Mühe, um ſolcher Thaten willen jemanden unter die Götter zu verſetzen! Zwar, da man einen Romulus hatte, konnte man ihn nicht wie ein ſtummes Bild vorüberführen, man mußte ihm irgend etwas andichten. Man ſieht, wie kümmerlich dieß für die acht und dreißigjährige Regierung eines raſtlos kriegeriſchen Königs geleiſtet worden.

Hrn. Niebuhrs Abſchnitt vom Numa S. 165...167. iſt ſehr kurz und unvollſtändig. Er erzählt das Hergebrachte nach, ohne ſich beſtimmt zu äußern, was eigentlich davon zu halten ſei. Wir erwarteten hier eine Unterſuchung über die Bücher des Numa, die gleich beim Tullus Hoſtilius auf eine bedeutende Weiſe erwähnt werden; über die in einer Kiſte im Jahr a. U. c. 573. ausgegrabenen, welche der Senat mit beiſpielloſer Barbarei verbrennen ließ: zum Beweiſe, daß die Römer in dieſem ſchon halb litterariſchen Zeitalter nicht nur von ihren eignen Alterthümern nichts wußten, ſondern auch nichts wißen wollten.

Mit dem Numa hat es unſers Bedünkens eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Romulus. Die Sage von ihm iſt alt und einheimiſch, aber er ſcheint nicht ein wirklicher Menſch, ſondern ein allegoriſches Weſen zu ſein, wie der Tages der Etruſker, der Manu der Indier. Numa bedeutet eben die göttliche Eingebung im menſchlichen Gemüthe. Daß die allgemeinen Einrichtungen und heiligen Gebräuche, welche im zugeſchrieben werden, weit älter ſind, als man ſeine Lebensjahre in der Zeit geordnet hat, leuchtet ein. Was bliebe alſo für ſeinen Wirkungskreis übrig? Er gab Geſetze, die ſchon vorhanden waren. Die vorgebliche Schülerſchaft beim Pythagoras beweiſet, daß auch in den Geſchichten vom Numa die Griechen ihre Hand hatten, und ihn gern in einen helleniſchen Philoſophen umgekleidet hätten. Jedoch liegt hierin eine Ahndung des Wahren: denn Pythagoras wollte den Götterdienſt ſeines Volkes zu der reineren Quelle morgenländiſcher Ueberlieferung zurückführen, welche in Italien noch ungetrübt floß.

Die Geſetzgebung Numas im Ganzen iſt nichts andres, als die älteſte Religions-Verfaßung Roms. Es werden aber beſondere Geſetze von ihm angeführt, deren Hr. N. nicht erwähnt, wiewohl ſie ungemein merkwürdig ſind: die Anordnung von Zünften der Handwerker (Plin. XXXIV. c. 1. et XXXV. c. 12.), ein Geſetz zur Beförderung des Weinbaues (Plin. XIV. c. 12.), ein andres gegen den Luxus beim Genuß der Seefiſche, und gegen deren Vertheurung (Plin. XXXVII. c. 2.). Dieſe ſehr alten Angaben beweiſen den frühen Wohlſtand Roms, und ſeine Fortſchritte im Gewerbfleiße, und ſtehen im ſchneidendſten Widerſpruche mit den Schilderungen von dem wüſten Leben und der hirtlichen Armut unter Romulus. Iſt die Berufung auf den Numa in den prieſterlichen Büchern auch nicht wörtlich zu nehmen, ſo folgt daraus wenigſtens, daß man keine ſpäteren hiſtoriſchen Urheber jener Geſetze anzugeben wußte.

Auch vom Mamurius Veturius, deſſen Name in der Ueberlieferung mit dem des Numa gepaart wird, redet Hr. N. nicht. Wir hätten von dieſem fabelhaften Dädalus der italiſchen Kunſt eine neue Deutung vorzulegen, wenn es hier nicht zu weit führte.

'Anfang und Art der älteſten Geſchichte.' S. 168...180. Hr. N. gründet in dieſem Abſchnitte auf die Angabe der ſibylliniſchen Bücher, das erſte Säkularfeſt nach Verbannung der Könige ſei a. U. c. 298. gefeiert worden, eine Vermuthung über die älteſte Zeitrechnung Roms. Ein römiſches Säkulum begriff 110 Jahre; wird nun der Regierungs-Antritt des Tullus nach Euſebius auf das J. d. St. 78. beſtimmt, ſo wären von daher bis zu der gemeldeten Säkularfeier zwei Säklen verfloßen. Die Regierungen des Romulus und Numa nimmt Hr. N. jede zu 38 Jahren an, wozwiſchen das Jahr des Interregnums fällt. Die Zahl der Nundinen oder achttägigen Wochen des cykliſchen Jahres der Römer war 38; jene Zeitbeſtimmung habe alſo eine allgemeine ſinnbildliche Bedeutung nach gewiſſen Zahlenverhältniſſen. Dieß dünkt uns etwas gezwungen: man ſieht nicht recht ein, was Jahre als Nundinen gerechnet mit der ſäkulariſchen Meßung gemein haben. Wir würden aus der Angabe der ſibylliniſchen Bücher einen ganz andern Schluß ziehen, nämlich daß Rom entweder 32 oder 142 Jahre früher gegründet worden, als nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Denn wenn man dieſe Zahlen zu 298 hinzurechnet, ſo kommen 330 oder 440 Jahre heraus, alſo gerade drei oder vier Säklen. Und die letzte Annahme ſtimmt wunderbar mit einem ſehr alten und merkwürdigen Zeugniſſe überein. Ennius ſagt:

> Septingentei sunt paullo plus aut minus anni,
> Augusto augurio postquam incluta condita Roma'st.

Ennius lebte zwiſchen den Jahren d. St. 515...585. Wenn er nun obige Zeilen um das 560. ſchrieb, ſo rechnete er gerade 140 Jahre mehr für die Dauer Roms als Varro. Hr. N. ſucht dieſe Angabe folgendermaßen auf die gewöhnliche Zeitrechnung zurückzuführen. S. 204. 'Es waren cykliſche zehnmonatliche Jahre, von denen Ennius bis auf ſeine Zeit ungefähr 700 zählte, welche ihm Varro als einen argen Fehler verweiſt. Aber 700 cykliſche Jahre ſind ungefähr 583 bürgerliche, und im Jahr 582 ſchrieb der Greis das letzte Buch ſeiner Annalen.' Allein wie kam Ennius dazu, nach zehnmonatlichen Jahren zu rechnen, die längſt außer dem Gebrauche waren? Seine Leſer mußten ihn mißverſtehen. Oder war er ſelbſt in einem Mißverſtändniſſe begriffen? Dann müßte man annehmen, irgend ein Chronolog hatte vor ihm die ganze Dauer Roms bis zur damaligen Zeit nach jenen cykliſchen Jahren berechnet, welches bei der tiefen Unwißenheit der Römer über die Beſchaffenheit und Bedeutung ihres eignen alten Kalenders kaum glaublich iſt. Ferner giebt Varro nicht an, in welchem Buch der Annalen obige Verſe ſtanden: dem Inhalte nach ſcheinen ſie vielmehr zum erſten als zum letzten zu gehören. Es iſt demnach nicht wahrſcheinlich, daß Ennius ſie ſo kurz vor ſeinem Tode geſchrieben. Wie dem auch ſei, immer bleibt eine beträchtliche Lücke: und wie iſt dieſe auszufüllen? Wir behalten nur fünf wahrhaft hiſtoriſche Könige; ihre Regierungen ſind ſchon ungebührlich hoch angeſchlagen. Daß einige Könige in Vergeßenheit gerathen ſein ſollten, iſt nicht glaublich. Da wir einmal bei dieſer Unterſuchung in dem Falle ſind, dem ganzen Alterthum ins Angeſicht zu widerſprechen, ſo wir uns nicht ſcheuen, auch hierüber mit unſrer Meinung hervorzutreten. Wie, wenn Rom anfangs eine Republik geweſen, und das Königthum erſt nach Verlauf einer geraumen Zeit eingeführt, ja auch nachmals noch öfter unterbrochen worden wäre? War Rom als ein gemeines Weſen entſtanden, ſo wird es begreiflich, warum die Römer keinen perſönlichen Stifter zu nennen hatten, und ſich darüber erſt bei den Griechen Raths erholen mußten. Es würde weitläuftig ſein, die mannichfaltigen Gründe für obige Vermuthung zu entwickeln: den Kennern werden ſie ſich ſchon von ſelbſt darbieten.

S. 175. 'Aus dem ganzen Zeitalter der Könige werden an Urkunden nur Servius Tullius Bündniß mit den Latinern, und das Bündniß des letzten Tarquinius mit den Gabiern erwähnt.' Die Angabe iſt nicht vollſtändig, denn Horatius ſagt:

— — — — foedera regum
Vel Gabiis, vel cum rigidis aequata Sabinis,

und er konnte des Verſes wegen eben ſo bequem ſetzen: cum priscis aequata Latinis. Welcher König den letztgenannten Vertrag geſchloßen hatte, wißen wir freilich nicht.

Alle archivariſchen Urkunden aus den erſten Zeiten der Republik, wovon wir irgend wißen, ſtehn, wie ſchon Beaufort vor unſerm Verfaßer bemerkt hat, mit den hergebrachten Erzählungen in durchgängigem Widerſpruch; mit den Faſten der Prieſter ſieht es auch mißlich aus: Hr. N. nimmt alſo, um einen Halt für die Geſchichte der erſten vier Jahrhunderte zu finden, ſeine Zuflucht zu den epiſchen Gedichten der Römer, worüber ſchon oben das Nöthige erinnert ward. S. 179. ‘So alt wie der epiſchen Lieder Grundſtoff unſtreitig war, ſo ſcheint die Form, worin ſie beſtanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, doch viel jünger als die erſten Zeiten der Republik. Wie die pontificiſchen Annalen die Geſchichte für die Patricier verfälſchten, ſo herrſcht in dieſer ganzen Dichtung plebejiſcher Sinn, Haß gegen die Patricier, und ſichtbare Spuren, daß, als ſie geſchrieben wurden, mehrere plebejiſche Geſchlechter ſchon groß und mächtig waren.’ Daß dieſe Geſchichten erſt damals, nämlich nach dem fünften Jahrhundert der Stadt, in eine geordnete Erzählung gebracht worden, hat ſeine Richtigkeit; nur daß es in dichteriſcher Form geſchehen, leugnen wir. Jener plebejiſche Sinn erklärt ſich hinreichend aus den demokratiſchen Begriffen der Griechen, welche bei der Geſchichtſchreibung Roms zuerſt das Wort geführt hatten. Was auf die Anmaßungen einzelner plebejiſcher Geſchlechter ſich bezieht, iſt ohne Zweifel am ſpäteſten aufgekommen. Lucius Junius, der erſte Konſul, ſoll ein Plebejer geweſen ſein. Dieß iſt geradehin unmöglich: die Geſchichte der folgenden anderthalb Jahrhunderte würde dadurch ſinnlos werden. Allein die plebejiſche Familia Junia wollte ihn zum Ahnherrn haben, und Cicero willfahrte hierin gern ſeinem Freunde Marcus Brutus.

‘Muthmaßungen über Rom vor Tullus.’ S. 181...183. Alles deutet bei Rom auf etruſkiſchen Urſprungt, ſagt Hr. N.; doch beſchränkt er dieß ſogleich durch Anerkennung einer frühen ſabiniſchen Niederlaßung. S. 183. ‘Alles dieſes iſt vorhiſtoriſch, unlateiniſch, älter als Roms lateiniſcher Charakter. Dieſen empfieng es erſt von Tullus an, durch die Vereinigung mit Alba unter ihm, und durch die gewaltſame Aufnahme ſo vieler Latiner unter ſeinen Nachfolgern, ſo daß die älteren Einwohner mit ihnen verſchmolzen ganz Latiner wurden, und ihre Sprache den ſpäteren vollkommen unverſtändlich, wie die Lieder der Salier und

Arvalen, welches den Untergang der hiſtoriſchen Verzeichnungen jener Zeit erklärt.'

Wir ſind darüber mit dem Verfaßer einverſtanden, daß Rom aus vermiſchten Beſtandtheilen erwachſen iſt, doch möchten wir gleich bei der erſten Stiftung lateiniſche Anſiedler vorausſetzen. Die Etruſker walteten unſtreitig vor bei der bürgerlichen und heiligen Geſetzgebung, durch prieſterliches Anſehen, Wißenſchaft und Reichthum. Aber die Zahl ihrer Geſchlechter war wohl zu klein, um auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß zu haben. Sabiner und Latiner waren gewiß in jener Zeit kaum noch durch die Mundart verſchieden. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß die gemeinſame Sprache in Rom vor Tullus eine andre als die lateiniſche war. In Abſicht auf die Lieder der Salier hätte ſich Hr. N. aus dem Varro des Gegentheils überzeugen können. Sie waren lateiniſch und nur durch die Veraltung unverſtändlich geworden. (Varr. de L. L. VI. — — — ad initium Saliorum, quo Romanorum prima verba poetica dicuntur Latina. Die ganze Stelle iſt nachzuſehen.) Und iſt etwa das Gebet der Feldprieſter, das wir haben, nicht auch lateiniſch? Wenn die Auslegung nicht ganz gelingen will, ſo mag dieß von der Unrichtigkeit des Textes herrühren. Wie leicht konnten beim Abſchreiben veralteter Gebetformeln Verſehen vorfallen!

'Die Aera von Gründung der Stadt. Ueber den Säcularcyklus.' S. 183...206. Dieſe Abſchnitte ſind voll von ſcharfſinnigen Zuſammenſtellungen, und verdienen von allen Chronologen und Geſchichtforſchern der Aſtronomie aufmerkſam erwogen zu werden. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige iſt mit den eben genannten Fächern nicht vertraut genug, um auf ſeine Zweifel über eins und das andre einiges Gewicht zu legen. Die Aufſchlüße, welche Hr. N. giebt, ſind überraſchend und in ſich zuſammenhängend. Indem er das alte Jahr der Römer von 304 Tagen, in 38 Nundinen und 10 Monate eingetheilt, für ein cykliſches erklärt, deßen Zweck war, dem bürgerlichen Mondſchaltjahr zur Korrektion zu dienen, bringt er heraus, daß die Etruſker das tropiſche Jahr auf 365 Tage 5° 40′ beſtimmt hatten. Dieß würden einen hohen Begriff von der Wißenſchaft dieſes Volkes geben: vielleicht nicht ſowohl von der erworbenen als von der angeerbten; und die letzte Vorausſetzung iſt für die Geſchichte der Etruſker ſelbſt, und für die des älteſten Menſchengeſchlechts überhaupt noch merkwürdiger, als die erſte.

'Die Könige Tullus, Ancus und L. Tarquinius.' S. 206...209. Daß in Hrn. Niebuhrs Augen der Krieg gegen Alba, und der Kampf der Horatier und Kuriatier ein vollkommnes Heldenlied iſt, ſtand zu erwarten. Eine alte volksmäßige Sage war es allerdings: davon zeugten der kluiliſche Graben, die Grabmale der Kämpfer und der ſchweſterliche Balken (Sororium tigillum). Die Geſchichten vom Tell leben noch jetzt nach fünf Jahrhunderten in der ſchweizeriſchen Volksſage, und doch haben die alten Schweizer keine Heldengedichte gehabt.

Aus ſehr ſtarken Gründen vermuthet Hr. N. S. 210. 'daß Alba von den Latinern und nicht von Rom zerſtört iſt, und die Albaner, welche ſich nach Rom wandten, dort als Flüchtlinge Aufnahme gefunden haben.' Es iſt ſonderbar, daß die Römer, hier und in andern Fällen, ihren Vorfahren erlogene Frevelthaten aufbürden. Denn wenn Rom eine Kolonie von Alba war, ſo mußte die Schleifung dieſer Stadt nach der Denkart der geſammten alten Welt als ein wahrer politiſcher Muttermord betrachtet werden. Auch ohne dieſe Rückſicht bleibt die Geſchichte höchſt empörend. Mochte Mettus Fufetius ein Verräther ſein, was hatten hiebei die Albaner verſchuldet?

Ueber den wahren Mutterſtaat Roms bringt Hr. N. erſt in den Zuſätzen zum erſten Bande eine ſpäter gefaßte Vermuthung vor: es ſei nämlich das etruſkiſche Cäre. Er nennt dieß allzu beſcheiden eine vermeßene Hypotheſe; unſers Bedünkens erhebt ſie ſich faſt zu hiſtoriſcher Gewißheit, durch das ſonſt unbegreiflich friedliche Verhältniß gegen einen benachbarten, reichen, und wenigſtens zu Lande gar nicht kriegeriſchen Staat; durch die Wegführung der Heiligthümer Roms nach Cäre bei dem galliſchen Einbruch; endlich durch das uralte cäritiſche Bürgerrecht. Ein einzigesmal (a. U. c. 401.) hat Rom gegen Cäre den Krieg erklärt, aber ihn nicht geführt. Es ließe ſich noch Manches anführen. Nur auf die bekannte Ableitung von Caerimonia möchten wir nicht eben viel Nachdruck legen, weil die Schreibung des Wortes ſchwankend, und ſomit auch die wahre Wurzel zweifelhaft iſt (cf. Voss. Etymol.). Hingegen der Name Quirites läßt ſich wenigſtens eben ſo bequem nach der alten breiteren Ausſprache von CAIRE ableiten, als vom ſabiniſchen Cures. Dem Stolze der ſpäteren Römer konnte dieſe Herkunft nicht zuſagen, unter andern auch wegen der Verachtung der cäritiſchen Tafeln, als die Einſchreibung in dieſe eine cenſoriſche Beſchimpfung geworden war. Ueberdieß gehörte die Abſtammung von Alba zu der trojaniſchen Fabel.

Mit vollkommenem Recht, wie uns dünkt, verwirft Hr. N. die griechiſche Abſtammung der Tarquinier. S. 116. 'Weit wahrſcheinlicher iſt es, daß Tarquinius ein rein etruſkiſcher Großer war, welcher mit einer Menge Klienten nach Rom zog.' Wenn Herodotus oder Thucydides berichtete, bei der Parteiung der Kypſeliden habe ſich ein Korinthier Demaratus nach Etrurien gewandt, ſo wäre es etwas andres. Allein wo mag jener Name zuerſt vorgekommen ſein? Ohne Zweifel bei den griechiſchen Geſchichtſchreibern Roms, einem Timäus oder Diokles von Peparethus. Daß die Römer, welche nicht einmal den wahren etruſkiſchen Namen ihres Königs wußten, ſondern ihn ſchlechthin den Lucumo, d. h. den vornehmen Mann aus der Stadt Tarquinii, nannten, den Namen ſeines griechiſchen Vaters nicht auf uns gebracht haben, leuchtet von ſelbſt ein. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß ein vertriebener Korinther von edler Geburt und großem Reichthum Etrurien ſollte zum Aufenthalt gewählt haben, da ſich ihm ſo viele nähere helleniſche Zufluchtsörter darboten. In Etrurien konnte ein Fremder zu nichts gelangen; und eben dieſer Grund, der für die Auswanderung des Lucius Tarquinius angeführt wird, mußte gegen die Einwanderung ſeines Vaters entſcheiden. Was aber die ganze Sache noch am verdächtigſten macht, iſt der Name. Es iſt wirklich einmal ein Demaratus auf eine merkwürdige Weiſe ausgewandert: er war ein vertriebener König von Sparta, gieng zu den Perſern, und fand beim Darius gaſtfreie Aufnahme (Herodot. VI. c. 70.). Daß der Korinthier Demaratus die Buchſtabenſchrift und die bildende Kunſt durch die mitgebrachten Künſtler Eucheir und Eugrammos (Guthand und Gutzeichnung) in Etrurien eingeführt, iſt vollends ſpätere Ausſchmückung. Man ſieht, wie die griechiſchen Geſchichtſchreiber alles helleniſierten. Die Regierung der Tarquinier hat einen Glanz und eine Bildung, welche ihrem Vorgeben Schein gab; und die Römer mochten wohl gern der Demüthigung los ſein, drei Königen aus einem ſeitdem unterjochten Volk gehorcht zu haben. Verhehlten ſie doch auch die etruſkiſche Herkunft des Servius Tullius.

‘Roms älteſte Verfaßung, und wie Tarquinius der Alte ſie änderte. Tarquinius des Alten Ende und Servius Tullius. Servius Tullius Geſetzgebung. Fernere Geſchichte von Servius Tullius.’ S. 219...295. In dieſen Abſchnitten geht Hr. N. in tiefe Unterſuchungen ein, über die verſchiedenen Stände und Eintheilungen des Volkes, über die Vermögens-Schätzung, das Steuerweſen u. ſ. w., wobei ſich ſein forſchender Geiſt in voller Stärke zeigt. Nur iſt er nicht überall bis zu klaren Ergebniſſen hindurchgedrungen, oder hat ſie nicht ausgeſprochen; jenes war bei ſo dunkeln Gegenſtänden oft wohl nicht möglich. In der römiſchen Verfaßung ſind durchgehends die alten Namen geblieben, während das Weſen der Sache ſich durchaus verändert hatte, und nicht nur Geſchichtſchreiber, ſondern auch Staatsmänner Roms waren in der Geſchichte ihres eignen Staatsrechts unbewandert, und beurtheilten die alte Zeit nach Begriffen der ihrigen. Zu den Hauptſätzen des Verfaßers gehört es, daß er gegen die hergebrachte Meinung die Klienten der Patricier gänzlich von den Plebejern trennt. Nach ihm waren die Klienten nicht Plebejer, und die Plebejer nicht Klienten; die Klienten erbunterthänige Vaſallen der Patricier, die Plebejer nichtpatriciſche freie Landeigenthümer. Erſt ſeit der Geſetzgebung der zwölf Tafeln ſeien die Klienten in die plebejiſchen Bürgerrechte eingetreten, und das Verhältniß der Klientel habe ſich allmählich gemildert. Unter andern iſt auch die Etymologie dieſer Anſicht günſtig, denn clientes heißt die Gehorchenden. (Von cluo, *κλύω*; in vielen Sprachen ſind die Benennungen der Unterwürfigkeit vom Hören enlehnt.) Daß der Ritterſtand urſprünglich nicht das war, was er im Fortgange der Republik ward, ein Vermögensadel, iſt erweislich. Aber was waren denn die alten Rittercenturien mit ihren etruſkiſchen und von den Römern verkehrt gedeuteten Namen der Ramnes, Tities und Luceres? Waren ſie etwa nichts anderes als die patriciſche Jugend? Oder waren die Ritter nicht Patricier, ſondern ein kriegeriſcher Adel neben dem prieſterlichen? Nach Hrn. N. waren die von Tarquinius dem Alten geſtifteten Rittercenturien plebejiſch. Aber gründete dieß nun einen Erbadel? Hatten die Söhne der Ritter einen Anſpruch auf die Stellen ihrer Väter, die ja ſchon bei zunehmendem Alter austreten mußten? Oder ergänzten die Konſuln und dann die Cenſoren die Rittercenturien willkürlich aus den reicheren plebejiſchen Geſchlechtern? — Die Deutung des Namens Tities als der dritte Stand, S. 227., iſt ſchwerlich zu billigen. Das R in tres gehört weſentlich zur Wurzel: verſetzt konnte es werden, wie in ter, tertius, aber nicht ausfallen. Wir kennen hievon kein einziges Beiſpiel in allen den Sprachen, welche die indiſchen Zahlwörter haben, und zu denen ohne Zweifel auch die etruſkiſche gehörte. In der Anmerkung S. 225. giebt Hr. N. noch einige andre Etymologien, die uns mit einer ſkandinaviſchen Hypotheſe über die italiſchen Alterthümer bedrohen, nachdem die celtiſche glücklich ausgetrieben worden iſt.

Daß die Komitien der Kurien nur die Gemeinde-Verſammlung der Patricier waren, ſo wie der Senat ein Rath der Aelteſten aus ihnen, glauben wir mit dem Verfaßer. Im erſten Theile ſchwankt er noch und nimmt an, ſchon von den Königen ſeien die Plebejer, dann von den Patriciern ihre eignen Klienten in den Kuriat-Verſammlungen zugelaßen worden. Th. II. S. 35. nimmt er dieß entſchieden zurück. Daraus, daß die comitia curiata ausſchließend patriciſch waren, erklärt ſich ihr frühes Erlöſchen, und ihre Beibehaltung als religiöſe Förmlichkeit für gewiſſe Gegenſtände. Das iſt indeſſen gewiß, daß urſprünglich nicht bloß die patriciſchen Geſchlechter, ſondern alle römiſchen Bürger in die dreißig Kurien vertheilt waren. Vermuthlich in Abſicht auf gottesdienſtliche Verpflichtungen und Befugniſſe (Ovid. Fast. II. 527...532.). Aber zur Zeit des Auguſtus und wohl lange vorher wußten die Ungelehrten nicht, zu welcher Kurie ſie gehörten. Stultaque pars populi, quae sit sua curia, nescit. Es bleiben hiebei manche vielleicht nie aufzuhellende Dunkelheiten zurück.

Beim Servius Tullius hat Hr. N. eine Hauptſtelle, das Bruchſtück einer Rede des Kaiſers Claudius, überſehen, und ſie erſt in einem Anhange des zweiten Theiles nachgebracht. Dieſes Zeugniß iſt entſcheidend: es läßt keinem Zweifel Raum über die etruſkiſche Herkunft des Servius oder vielmehr des Maſtarna, und über ſeine früheren Schickſale, ehe er zur Königswürde gelangte. Dieſes Zeugniß, aus alten etruſkiſchen Quellen geſchöpft, vernichtet, wie die archivariſchen oder gleichzeitigen Nachrichten immer thun, alle römiſchen

Fabeleien. Der Kaiſer Claudius war gelehrt in den Alterthümern, auch der Sprache; er iſt vielleicht der einzige Römer ſeit Ciceros Zeiten, dem man gründliche Kenntniß der etruſkiſchen Sprache zutrauen darf; auf jeden Fall ſtanden ihm die beſten Dolmetſcher zu Gebot, und als Kaiſer durfte er ſich nicht ſcheuen, hergebrachten Vorurtheilen zu widerſprechen. Man kann daher den Verluſt ſeiner etraſkiſchen Geſchichten nicht genug beklagen; die Römer waren viel zu ſchlechte Kenner, um ein ſolches Buch gehörig zu ſchätzen: aber für uns würde ein neues Licht über das alte Rom, ſo wie über Etrurien daraus aufgegangen ſein, und wir hätten jetzo nicht das leere Stroh zu dreſchen.

'L. Tarquinius der Tyrann.' S. 295...522. Es iſt etwas verdrießlich, Dinge, die jedermann aus dem Livius auswendig weiß, die aber erwieſener oder erweißlicher Maßen falſch ſind, hier ausführlich nacherzählt zu leſen, wo man bloß Prüfung des Herkömmlichen und Darlegung des Wahren, inſofern ſich deſſen Spur noch erkennen läßt, erwartete. Allein Hr. N. thut dieß, um den Zuſamſammenhang des vermeinten Heldengedichts nicht zu unterbrechen. S. 294. 'Ich wiederhole, von Lucumos Ankunft in Rom bis zur Schlacht am Regillus iſt das Werk eines epiſchen Dichters unverkennbar, und eines weit größeren, als Rom in der Zeit ſeiner glänzendſten Kultur hervorbrachte, wenn auch ſein rauhes Versmaß und die geſetzlos reiche Sprache den Späteren ſein Gedicht ungefällig machen mochte. Man vergleiche die lebensvolle Fülle dieſer Periode, und die trockne Dürre der unmittelbar folgenden; man frage ſich dann, ob man in dieſem Zeitraum nicht auf dichteriſchem Boden wandle.' Dieß Geheimniß erklärt ſich ganz natürlich.

Als die Römer Herren der Welt geworden waren, ſchmeichelte man ihnen und ſie ſchmeichelten ſich ſelbſt auf alle Weiſe. Nun wurde ihre lange verſäumte Geſchichte ausgeſchmückt, wo ſie nur irgend einen des Schmuckes empfänglichen Stoff darbot. Die Geſchichtſchreiber, beſonders die griechiſchen, verfuhren dabei nach dem Wahlſpruche des Reineke Fuchs:

'Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.' So kamen die Bravurſtücke von der Verbannung der Tarquinier, vom Kriege des Porſena, vom Koriolan, von der Eroberungs Vejis, von den galliſchen Einbrüchen u. ſ. w. zu Stande. Aber in benächtlichen Zeiträumen waren die Nachrichten ſo kahl und mager, die Begebenheiten ſelbſt, jene ewigen Raubkriege gegen wohlhabendere Nachbarn, ohne Plan, ohne Kriegskunſt und ohne bemerkbaren Fortſchritt, ſo leer und unbedeutend, daß die Kunſt des gewandteſten Erzählers an ihnen verzweifeln mußte. Man ließ ſie alſo, wie ſie waren, und eilte flüchtig darüber hin.

Die Geſchichte des zweiten Tarquinius iſt zuvörderſt verfälſcht durch die Verleumdungen der gegen ihn verſchwornen Partei; dann durch die Erfindungen der Familien, welche ihren Vorfahren Rollen dabei zutheilen wollten; auf dieß alles wurde griechiſche Rhetorik geimpft. Es iſt unbegreiflich, wie Hr. N. bei ſeiner Meinung von einheimiſcher Ueberlieferung und volksmäßiger Dichtung beharren konnte, da er doch ſelbſt die aus Griechenland erborgten Züge anerkennt. Die Art, wie der junge Tarquinius der Stadt Gabii ſich durch Liſt bemeiſtert, iſt von der Eroberung Babylons durch den Zopyrus beim Herodotus entlehnt; der Rath, welchen der König ſeinem Sohn durch die abgeſchlagenen Mohnköpfe ertheilt, iſt die Antwort des Thraſybulus an den Periander. Hier iſt alſo das Plagiat offenbar: und wie viele ſolcher Plagiate würden wir entdecken, wenn wir jene rhetoriſchen Geſchichtſchreiber der Griechen noch hätten, deren Manier Polybius tadelt, und bei denen die Austreibung der Tyrannen ein beliebtes Thema war! Den Römern unter den erſten Imperatoren war es willkommen, an dem alten vermeinten Tyrannen ihren republikaniſchen Trotz auslaßen zu können, während ſie die wahren Tyrannen ihrer Zeit niederträchtig vergötterten. Dem doppelt verkehrten Ahnenſtolze der plebejiſchen Familien verdanken wir die Geſchichten vom Brutus und Scävola. Alle Beinamen (cognomina) in den erſten Jahrhunderten der Republik gelten ſo gut wie gar nichts. Wann die Sitte aufgekommen, die verſchiedenen Zweige deſſelben Stammes durch einen dritten Namen zu unterſcheiden, wißen wir nicht; dazu ſind unſre Steinſchriften zu jung: aber erweislich wurde nach der alten Sitte jeder durch zwei Namen und durch den Vornamen ſeines Vaters bezeichnet.*) Man hat die

---

*) Die Beinamen mochten im gemeinen Leben ſchon lange gäng und gebe ſein, ehe ſie in die amtliche Bezeichnung eines Bürgers bei gewöhnlichen Handlungen aufgenommen wurden. Denn viele davon ſind ihrer Bedeutung nach als wahre Spottnamen entſtanden.

Beinamen in die Faſten zurückgeſchoben, um dieſer oder jener Familie Ehrenſtellen und Triumphe zuzueignen. Lucius Junius hieß der erſte Konſul, das iſt gewiß; die ihm fremden plebejiſchen Junier führten den Beinamen Brutus, und aus dieſem Beinamen iſt die ganze Fabel von dem verſtellten Blödſinn des L. Junius entſponnen. Eben ſo die verbrannte Hand des Mucius aus dem Beinamen der plebejiſchen Mucier, Scävola, den ſie durch linkiſch erklärten. Vielleicht hatte dieſer Beiname eine noch wunderlichere Bedeutung: scaeva, scaevula, hieß nach Varro ein unanſtändiges Amulet, das die Knaben am Halſe trugen. Doch wir wollen der Familie Mucia irgend einen linkiſchen Ahnherrn zugeſtehn: folgt daraus, daß jener Mucius ſeine Rechte auf eine heroiſche Art aufgeopfert? Würden ihm die Römer nicht eine Statue mit verſtümmeltem Arm geſetzt haben, wie dem Horatius Kokles, wie der Klölia? Davon wird nichts erwähnt. Der Himmel verhüte, daß wir glauben ſollten, ächte epiſche Dichtung, auf dem durch die Sage fortgepflanzten Eindrucke großer Thaten beruhend, habe ſich jemals an den Krücken ſo armſeliger Deutelei fortgeholfen!

Freilich nicht ſo, wie Hr. N. meint, aber doch ſchon frühzeitig im Anfange der römiſchen Litteratur, war die Verbannung der Könige und alles damit Zuſammenhängende auch dichteriſch behandelt worden. Zuerſt vom Ennius, deſſen Annalen auf den öffentlichen Plätzen abgeleſen wurden, deſſen Verſe noch zu Ciceros Zeit in Aller Munde waren. Dann gab es ein Trauerſpiel vom Attius, Brutus, worin die Geſchichte der Lucretia vorkam. Darf uns alſo die dramatiſche Anordnung und das tragiſche Pathos Wunder nehmen? Dieſe Dinge waren *ἐκτραγῳδούμενα* lange vor dem Zeitalter des Auguſtus. Hr. N. nennt das erſte Buch des Livius 'das Meiſterwerk ſeiner ganzen Geſchichte.' Wir glauben, der Geſchichtſchreiber würde ſelbſt über dieß Lob ſeiner tumultuariſchen Abfertigung eines ſo wichtigen Zeitraums betroffen ſein. Zu träge oder unfähig, eigne Unterſuchungen anzuſtellen, wozu noch Mittel genug vorhanden waren, unbekümmert um die innern Widerſprüche, raffte Livius nur das Gemeinſte auf, und war hier bloß ein leidiger Wiederholer ſeiner Vorgänger.

Falſch iſt die Geſchichte des zweiten Tarquinius; das hat Beaufort längſt bewieſen, das erkennt auch Hr. Niebuhr. Da ſie nun, in Bauch und Bogen für wahr angenommen, ſo oft bis zum Ekel zu Schulübungen in der Rhetorik gedient hat, ſo ſollte einmal jemand die andre Seite herauskehren, und eine Lobrede auf den Tarquinius Superbus ſchreiben, auf die Gefahr hin für einen Feind der Freiheit und Verräther an der Sache der Menſchheit erklärt zu werden. Der Verfaßer dieſer Anzeige wird ſich wohl hüten, in ſeinem Namen den Anwalt des Teufels zu ſpielen; aber er denkt ſich, jener vermeßene Lobredner würde etwa folgendermaßen ſprechen:

‘Man kann die Regierung der drei etruſkiſchen Könige mit Recht das goldne Zeitalter Roms nennen, und ſo lebte auch beim Volke das Andenken eines vergeblich zurückgewünſchten Zuſtandes. Tarquinius der Alte ward hoch verehrt; die Anhänglichkeit an Servius Tullius gieng bis zur Schwärmerei: nur gegen den letzten Tarquinius haben Jahrhundert lang fortgeſetzte Verleumdungen den Sieg über die Geſinnungen ſeiner Zeitgenoßen davon getragen. Und dennoch geht ſelbſt aus dem Bericht ſeiner Feinde hervor, daß er ein kluger, tapferer und thätiger Fürſt war, und ganz im Sinne ſeiner großen Vorgänger fortarbeitete. Die Jahrbücher weniger Monarchien haben eine ſo glänzende Königsreihe aufzuweiſen. Noch zwei ſolche Regierungen, und Rom theilte mit den Etruſkern die Herrſchaft von Italien. Seine Oberhoheit wäre in der ganzen unteren Halbinſel anerkannt worden, nicht wie es dritthalb Jahrhunderte ſpäter geſchah, durch lange Vertilgungskriege und Zerſtörung aller italiſchen Bildung, ſondern vielmehr durch deren Verbreitung, durch Ueberlegenheit in allen geſelligen Einrichtungen und Hülfsmitteln, und durch die Vortheile, wodurch das königliche Rom den verbündeten und ſchutzverwandten Völkern einen gewißen Grad der Abhängigkeit vergütete. Der jüngere Tarquinius war nicht ſo kriegsluſtig, als er geſchildert wird, denn die Feldzüge gegen Gabii und Ardea ſind ihm angedichtet. Er ſuchte Roms Gebiet und Einkünfte mehr durch Unterhandlungen zu vermehren, als auf dem Wege der Gewalt. Wann er aber Krieg führte, ſo geſchah es zu großen Zwecken und mit entſcheidendem Nachdruck. Die Eroberung von Sueßa Pometia machte ihn zum Meiſter der ganzen pomptiniſchen Ebene bis Terracina. Wie gut er dieſen Beſitz zu ſichern und zu benutzen wußte, beweiſet die Anlage einer Kolonie auf dem circejiſchen Vorgebirge, welche, für die Schiffahrt günſtig gelegen, Rom in nahe Berührung mit den griechiſchen Anſiedelungen brachte.’

'Damals blühte in Rom Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt, wie ſeitdem nie wieder. Denn in den Zeiten der Weltherrſchaft ſchwelgten die Großen vom Raube der Provinzen, der Ritterſtand vom Finanzwucher; niemand brachte wahrhaft Nützliches hervor; der verworfene Pöbel Roms mußte auf Koſten des Staats genährt und beluſtigt werden. Aus ihrem vaterländiſchen Etrurien führten die Könige die edleren Künſte herbei. Schon konnte Rom den würdigſten Hauptſtädten der alten Welt ſich vergleichen, durch ſeine Mauern, durch die dem kapitoliniſchen Felſen angebauten unerſteiglichen Steinmaſſen, durch die unterirdiſchen Kanäle, welche unter den regelmäßigen Straßen hinliefen, und eben ſo erſprießlich für die Reinlichkeit als für die Geſundheit waren, durch die öffentlichen Plätze, endlich durch eine große Rennbahn nach griechiſcher Sitte. Der jüngere Tarquinius vollendete auch hierin die Entwürfe ſeiner Vorgänger. Rom war ſchwer zu befeſtigen, weil ſich die Hügel zum Theil allmählich in die Ebene verlieſen. An dieſer Seite warf er einen hohen Damm auf, ſo daß die darauf errichtete Mauer ſo hoch ward, wie über den natürlichen ſteilen Abhängen. Durch dieſes gemeinnützige und dauerhafte Werk wetteiferte er mit der Vorzeit; durch den Bau des erhabenen kapitoliniſchen Tempels übertraf er vielleicht den Parthenon des Perikles. Und dieſe herrlichen Unternehmungen koſteten dem Volke nur wenig: ſie wurden großentheils aus der Beute des Krieges und den Beiträgen der Bundesgenoßen beſtritten.'

'Die Anklagen, wodurch die Patricier ihren Gewaltſtreich gegen den Tarquinius zu beſchönigen verſucht haben, ſind ſo offenbar falſch, daß ſie erſt lange nachher erſonnen werden konnten; den Zeitgenoßen hätte die Unwahrheit unmittelbar eingeleuchtet.*) Tarquinius ſoll den Vater und älteren Bruder des Lucius Junius umgebracht, ihm aber dennoch den Oberbefehl über die Ritter anvertraut haben. L. Junius ſtellte ſich blödſinnig, ſagt man. Aber wie konnte denn ein Blödſinniger ein in Krieg und Frieden ſo wichtiges Amt bekleiden? Was Lucretia betrifft, ſo war auf keinen Fall der König ſelbſt ſchuldig, ſondern ſein Sohn: man mußte alſo zuvor abwarten, ob ihn ſein Vater nicht nach den Geſetzen ſtrafen würde. Allein die ganze Geſchichte von der Lucretia iſt an die Belagerung von Ardea geknüpft, und dieſe Belagerung hat niemals ſtattgefunden, denn Ardea ward als ein ſchutzverwandter Ort in dem Vertrage begriffen, den die erſten Konſuln mit den Karthagern ſchloßen. Die Entehrung Lucretias wird mit den widerſinnigſten Umſtänden erzählt. Waren die Häuſer der Alten etwa ſo weitläuftig, daß ſie nicht zu ihrem Geſinde um Hülfe rufen konnte, als Sextus in ihr Gemach eindrang? Sie ſoll ihm nachgegeben haben, weil er ſie bedrohte, ihr einen ermordeten Sklaven beizulegen. Als ob ein Fremder in einem mit Knechten und Mägden angefüllten Hauſe dieß unbemerkt hätte ausführen können! Ueberdieß hätte Sextus ſich dennoch dadurch verrathen, denn er konnte das Schlafgemach der Lucretia zur Nachtzeit nur in übler Abſicht betreten.'

---

*) Der Lobredner übergeht die gewaltſame Art, wie Tarquinius zum Thron gelangt ſein ſoll. Aber hier hat ihm Hr. N. ſchon vorgearbeitet, indem er die ganze Geſchichte bezweifelt.

'Die Könige verbeßerten die Verfaßung Roms: ſie hatten dabei gegen ſtarre Vorurtheile und erbliche Vorrechte zu kämpfen. Der ältere Tarquinius ſuchte durch Vermehrung der Rittercenturien ein Gegengewicht gegen den Prieſteradel zu bilden, und das trügeriſche Vorgeben eines Augurs hinderte ihn nicht, ſein Vorhaben im Weſentlichen durchzuſetzen. Servius hatte durch die Eintheilung der Bürger nach ihrem Vermögen die Staatslaſten auf die Reichen gelegt. Tarquinius gewährte den Bewohnern der reichen Stadt Gabii das volle römiſche Bürgerrecht. Dieſe Aufmunterung für vermögende Gabiner, ſich in Rom niederzulaßen, mußte die Wohlhabenheit und ſomit das Anſehen des nicht bevorrechteten Standes vermehren. Die Patricier, denen Freiheit und Gleichmäßigkeit der Rechte ein Gräuel war, hatten den Servius eben ſo ſehr gehaßt, als ihn das Volk liebte; ſie nannten Tarquinius den Uebermüthigen, eben weil er den unteren Ständen ein gerechter und milder König war.'

'Seine Vertreibung war einzig das Werk einer patriciſchen Faktion; das Volk nahm nicht den mindeſten Antheil daran. Wohlthaten können den Ehrgeiz bösartiger Menſchen nicht entwaffnen. An die Spitze der Verſchwornen trat ein Mann, den Tarquinius in argloſem Vertrauen zu der erſten Würde im Staat nach der ſeinigen, zu der Hauptmannſchaft des Ritterſtandes, erhoben hatte; ein naher Verwandter des Königs, L. Junius. Die Abſchaffung des Königthums wurde in einer Verſammlung der Kurien beſchloßen, wo die Patricier allein ſtimmten. So maßten ſie ſich das Recht an, einſeitig ohne Befragung des Volkes die Grundgeſetze des Staats umzuſtoßen. Zwar wurde in der Verfaßung nicht das Mindeſte zu Gunſten der Freiheit geändert, die Obergewalt kam nur in andre Hände. Ueber das Volk wurde den Konſuln die ganze Fülle der königlichen Macht verliehen, nur gegen ihre Ebenbürtigen wurden ſie mit der allen geſchloßnen erblichen Ariſtokratien eignen Eiferſucht beſchränkt, und weil ſie den Senat über Alles zu Rathe ziehen mußten, hießen ſie Konſuln.'

'Tarquinius, wiewohl ſchwer gekränkt, wollte nicht ſogleich Gewalt gebrauchen, ſondern ſchlug den Weg der Unterhandlungen ein. Aber ſo wüthend war der Faktionsgeiſt, daß, da einige junge Patricier zu gütlichem Vergleich geneigt waren, ihre eignen Väter ſie hinrichten ließen.'

'Die Patricier ſuchten das Volk durch Vertheilung einiger königlichen Ländereien zu beſtechen, dennoch hörte es nie auf den König zurückzuwünſchen. Aus Furcht, es möchte ihn durch einen Aufſtand wieder einſetzen, verſtellten ſie ſich und verfuhren ſchonend, ſo lange er lebte. So wirkte der König noch aus der Ferne wohlthätig für ſein Volk. Schon im dritten Jahre nach ſeinem Tode trieben die Patricier durch Bedrückungen und Mißhandlungen jeder Art die freien Bürger zu dem verzweifelten Entſchluß, insgeſammt auszuwandern.'

'Im Glanze ſeiner Hoheit hatte Tarquinius ſich Freunde erworben; in ſeinem Unglück begleiteten ihn viele der edelſten Römer, und er fand überall eine gaſtfreie und ehrenvolle Aufnahme: in Cäre, dem Mutterſtaat Roms; in Tarquinii, der Vaterſtadt ſeiner Ahnen; in Kluſium, dem Haupt des etruſkiſchen Bundes; in Tuſkulum, bei ſeinem Schwiegerſohn Mamilius. Endlich beſchloß er ſeine Tage an der Küſte des glückſeligen Kampaniens, im Schooß der Freundſchaft und aller helleniſchen Bildung, bei dem Beherrſcher von Kumä, Ariſtodemus, den er nach dem Verluſt ſeiner Söhne dankbar zum Erben einſetzte.'

'Die Patricier wußten gar wohl, welche ein furchtbares Ungewitter ſie durch Vertreibung des Königs über Rom zuſammenzogen, welchem unabſehbaren Elende ſie das Volk preisgaben. Es galt ihnen gleich, wenn nur ihre Kaſte unumſchränkt herrſchte. Das Königthum in Rom war, ſeit drei Regierungen wenigſtens, vielleicht ſchon früher, ein Lehen des etruſkiſchen Bundes,*) welcher deswegen den römiſchen Königen die dort einheimiſchen Inſignien der höchſten Würde zuzuſenden pflegte. Durch Etruriens Schutz und Begünſtigung war Rom ſo mächtig geworden. Meiſter des tyrrheniſchen Meeres, theilten dennoch die etruſkiſchen Freiſtaaten willig mit Rom die Schiffahrt nach Sardinien und an der libyſchen Küſte. In ihren Verträgen mit Karthago war Roms Seehandel mitbegriffen; darum eilten die erſten Konſuln ſo ſehr, ſich vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten von den Karthagern gleiche Vortheile zuſichern zu laßen. So lange ein König aus ihrem Mittel Rom regierte, konnten die Etruſker es als eine Vormauer gegen die roheren Bergvölker im untern Italien betrachten. Dieſe Gewährleiſtung war verloren, als immer wechſelnde Obrigkeiten aus einem ehrgeizigen und habſüchtigen Senat an die Stelle der Könige traten. Rom konnte nun die Streitkräfte, die es durch Etruriens lange genoßenen Vorſchub erlangt hatte, gegen ſeine Beſchützer ſelbſt wenden. Der ganze Bund, ſonſt friedlich geſinnt, trat in die Waffen; deſſen Heerführer, der große Porſena, ſtand vor den Thoren Roms, und forderte Rechenſchaft. In Kurzem ward er Meiſter der Stadt durch Uebergabe: die Patricier wußten ſie entweder nicht zu vertheidigen, oder das Volk wollte nicht gegen die Wiedereinſetzung des Königs fechten.

---

*) Ueber dieſen Satz und die nächſtfolgenden ſind wir mit dem Lobredner einverſtanden. Alle etruſkiſchen Kriege aus der Zeit der Könige ſind gerade durchzuſtreichen. Der Feldzug des Porſena beweiſt, daß die Etruſker damals ein Recht zu haben behaupteten, ſich in die innern Angelegenheiten Roms zu miſchen. Das Schrecken ihrer Waffen war ſo groß, daß die Römer erſt 27 Jahre nach Verbannung der Könige zum erſten Mal gegen ihre Nachbarn, die Vejenter, den Frieden brachen. Nach Dionyſius ſoll Servius Tullius durch einen zwanzigjährigen Krieg den ganzen mittleren Bund Etruriens unterjocht haben. Es iſt eine wahnwitzige Prahlerei, Livius ſagt nicht ein Wort davon, aber Dionyſius hatte es doch gewiß aus irgend einem Annaliſten geſchöpft. Dieß giebt einen Maßſtab für die Wahrhaftigkeit der übrigen Angaben, von dem vejentiſchen Kriege des Romulus an. Der Landſtrich am rechten Ufer der Tiber, welchen Porſena den Römern abnahm, war vermuthlich gar keine Eroberung, ſondern ein friedliches Erbtheil von Cäre. Vielleicht ward dieſe Gränzmark den Vejentern zugeſprochen, weil die Cäriten, wegen der Verwandtſchaft, nicht die Vorwacht des etruſkiſchen Bundes gegen Rom ſein konnten: ein Poſten, auf dem die Vejenter ſich lange mit Ruhm behauptet haben.

Porſena zog ſiegreich an, vom Kapitol aus konnte er Geſetze vorſchreiben. Warum vollendete er ſein glorreiches Unternehmen nicht durch Herſtellung des Königthums? Welches waren ſeine Vollmachten, und handelte er ihnen gemäß, oder nicht? Vielleicht ſpiegelte der Senat ihm vor, Tarquinius und die Könige überhaupt begünſtigten zu ſehr die Freiheit der unteren Stände; das Beiſpiel ſei für Etrurien gefährlich, wo ja auch ein erblicher Prieſteradel herrſche. Wie dem auch ſei, Porſena begnügte ſich mit Abtretung vom dritten Theil des römiſchen Gebiets, empfieng die Huldigung und nahm Geiſeln; der Senat unterzeichnete die ſchmähliche Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung. Alle abhängigen und verbündeten Völker rißen ſich los: Rom war ſo gut wie vernichtet.'

'Unter ſolchen Auſpicien war die Republik geſtiftet; bald ſtellte ſich in ihr der kläglichſte Zuſtand ein. In den erſten Zeiten erblickt man noch hier und da einen Widerſchein von dem Glanze der Monarchie. Ein paarmal iſt noch von Schiffahrt die Rede, dieß hört nachher gänzlich auf. Keine Tempel wurden mehr zu Ehren der Götter und zur Zierde der Stadt errichtet; kaum die vom Tarquinius begonnenen fertig gebaut und eingeweiht. Nach Horatius Kokles und der Klölia wurde Jahrhunderte lang keinem verdienten Bürger mehr eine Statue geſetzt. Auch in den zwölf Tafeln ſtehen einige Geſetze bloß da als Erinnerung an eine ehemalige verlorne Wohlhabenheit. Die ſchöne Stadt blieb den Römern noch bis zum galliſchen Einbruche. Aber der Senat, mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als mit der Sorge für das Wohl des Staates, und vollends mit der für die Nachwelt, hatte die königlichen Befeſtigungswerke vernachläßigt. Rom ward ohne Belagerung eingenommen, und nach dem galliſchen Brande als ein großes Dorf mit engen winkelichten Gaßen wieder aufgebaut. In der Republik herrſchte ewiger Zwieſpalt neben der bitterſten Armut. Die Patricier drückten das Volk nicht bloß durch unerſchwingliche Auflagen, ſondern durch ihren eignen ſchändlichen Wucher. Aller Gewerbfleiß lag darnieder; durch die Trennung von Etrurien wurden die Römer den edleren Lebenskünſten fremd; die Patricier ſelbſt, vormals eingeweiht in etruſkiſche Wißenſchaft, verſanken in die tiefſte Unwißenheit: Allen blieb nichts, als kärglicher Ackerbau und eine barbariſche Kriegsmanier. Die Veränderung war nicht bloß für die Römer verderblich, ſie wurden dadurch eine wahre Landplage für ihre geſitteten Nachbarn. Eine Hauptſtadt ohne Gebiet, das Mißverhältniß der Bevölkerung mit dem Länderbeſitz, nöthigte den Senat zu beſtändigen Raubkriegen, um entweder die überflüßige Menge auf dem Schlachtfelde los zu werden, oder für die Hungrigen Brot zu erobern. Die Geſchichtſchreiber vergeßen bei dieſen Kriegen, wenn man ſie ſo nennen darf, den Hauptumſtand; nämlich wie viele mit Ochſen beſpannte Karren den Heeren folgten, um das auf Feindes Gebiet gemähte Korn heim zu ſchaffen. Dieſer Zuſtand dauerte über ein Jahrhundert: die dadurch erzeugte Barbarei des National-Charakters wurde nie ganz weggebildet, nur überfirnißt. Wenn der Schatten eines edlen Königs für Rachſucht empfänglich wäre, ſo konnte Tarquinius in der Unterwelt frohlocken: ſeinen Manen wurden genug blutige Todtenopfer gebracht.' —

So würde der etwanige Lobredner ungefähr ſprechen, auf deſſen Verantwortlichkeit alles Obige beruhen mag. Da ſich beim Anfange der Republik ein bequemer Abſchnitt in der Geſchichte darbietet, und dieſe Anzeige ſchon ſehr weitläuftig ausgefallen iſt, ſo brechen wir hier ab, und behalten uns vor, das Uebrige in einem der folgenden Hefte nachzubringen. Von einem Werke, wie Hrn. Niebuhrs römiſche Geſchichte iſt, muß man entweder gar nicht reden oder gründlich zu reden verſuchen. Theils durch die Unterſuchungen, welche der Widerſpruch hervorruft, theils durch unweigerliche Annahme ſo vieler neuen Aufſchlüße, muß dieſes Buch, gehörig benutzt, mit der Zeit die ganze Lehre von den römiſchen Alterthümern umgeſtalten.

Recenſion von Humboldts Vues des Cordillères. 1817.

Alexandre de Humboldt, Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique, ornés de planches. Paris 1816. 2 voll.

Durch dieſe verkleinerte Ausgabe des im J. 1813. zuerſt erſchienenen Atlas pittoresque etc. hat die Verlagshandlung den Leſern, welche ſich jenes prächtige und koſtbare Werk nicht verſchaffen können, eine ſehr willkommene Gabe geboten. Von 69 zum Theil kolorierten Kupfertafeln ſind die unentbehrlichſten, 19 an der Zahl, ohne weſentlichen Verluſt verkleinert, der Oktav-Ausgabe beigefügt. Da alle Aufſätze in der Form von Erklärungen der Kupferſtiche abgefaßt ſind, ſo entſteht nun freilich die Unbequemlichkeit, daß der Verfaßer ſich auf Abbildungen bezieht, welche der Leſer nicht gegenwärtig hat. Doch dieß war unvermeidlich, wenn das Buch zu einem mäßigen Preiſe geliefert werden ſollte; das große Werk darf in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen; und jeder Freund der erhabenen Naturſchauſpiele der *neuen Welt und der Denkmale ihrer Urbewohner*, der es einmal betrachtet hat, wird den Mangel leicht aus der Erinnerung ergänzen.

Oft haben Regierungen mit großen Koſten eine Anzahl Gelehrter auf Weltreiſen ausgeſandt, um durch die Verbindung ihrer Kenntniße ein Ganzes zu bilden, weil bei dem jetzigen Zuſtande der Naturwißenſchaften die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, welche in entlegnen und noch wenig bekannten Ländern ſich der Beobachtung darbieten, die Kräfte eines Einzelnen zu überſteigen ſchien. Was jene leiſten ſollten, unternahm Alexander von Humboldt allein, ohne andre Sendung, als wozu ihn die Leidenſchaft des Forſchens und ein unermüdlicher Eifer für die Förderung der Wißenſchaft berief, mit beträchtlichen Aufopferungen, mit vielfacher Gefahr der Geſundheit und des Lebens, bloß mit ſeiner eigenen Geiſtes- und Willens-Kraft ausgerüſtet, und man kann wohl ſagen, daß er allein eine ganze Geſellſchaft reiſender Gelehrten vorſtellt. Der Verfaßer dieſer Anzeige iſt der beobachtenden Naturwißenſchaften unkundig, und mit dem berühmten Natur- und Länder-Forſcher durch vieljährige Freundſchaft und häufig von ihm empfangenen Mittheilungen verbunden. Was durch Humboldts Unternehmung im Ganzen geleiſtet und gewonnen worden, mögen alſo befugtere Beurtheiler würdigen, und haben es ſchon in verſchiedenen Ländern Europas übereinſtimmend gethan. Wir wollen uns hier nur auf die Edinburger gelehrte Zeitſchrift beziehen, wo einer der geachtetſten Phyſiker Großbritanniens, und der in keinem perſönlichen Verhältniſſe zu Alexander von Humboldt ſtand, Herr Playfair, ihn als das Muſter eines wißenſchaftlichen Reiſenden anerkannte.

Seit ſeiner Rückkehr nach Europa, ſeit nunmehr zwölf Jahren, war A. v. H. unabläßig damit beſchäftigt, den geſammelten Ertrag ſorgfältig geordnet der Welt mitzutheilen, und er ſieht jetzt der Vollendung dieſer weitläuftigen Arbeit entgegen. Nach einem, wie uns dünkt, ſehr verſtändigen Plane hat er die Beobachtungen und Entdeckungen in den verſchiedenen Naturwißenſchaften von einander und von der erzählenden Reiſebeſchreibung geſondert, für welche noch eine Menge gemiſchte Bemerkungen über die Naturgegenſtände und Erſcheinungen und über den geſelligen Zuſtand der Ureinwohner des ſüdlichen Amerika und der europäiſchen Anſiedler übrig blieben. Dieſer Theil des geſammten Werkes iſt noch nicht beendigt: der zweite Band der Quartausgabe iſt unter der Preſſe und wird in wenigen Wochen erſcheinen. Daß der Verfaßer die Bearbeitung ſeines Tagebuches für den Druck ſo lange verſchob, hätte die Beſorgniß erregen können, ſeine Erinnerungen möchten in etwas erloſchen ſein. Allein er muß die unmittelbaren Eindrücke entweder ſehr beſtimmt an Ort und Stelle ſchriftlich aufgefaßt haben, oder eine große Gabe der Vergegenwärtigung beſitzen: ſeine Schilderungen, insbeſondre verſchiedne des zweiten Bandes, die wir ſchon zu leſen Gelegenheit hatten, haben die Friſche der lebendigſten Erinnerung.

Außer den wißenſchaftlichen Theilen und der Reiſebeſchreibung hat nun A. v. H. einen ſtatiſtiſchen Verſuch über das Königreich Neu-Spanien und dann die Erklärungen des maleriſchen Atlas abgeſondert herausgegeben. Dieſe drei letzten Werke ſind für alle zwar nicht in den Naturwißenſchaften bewanderte, aber ſonſt gebildete Leſer groſsentheils verſtändlich und anziehend, und es war daher zweckmäßig, ſie in bequemen Handausgaben zu verbreiten.

In den übrigen Fächern hat ſich der Verfaßer auf die ſelbſt geſammelten Materialien beſchränkt; in dem Theile des vorliegenden Werkes, der ſich auf die amerikaniſchen Altarthümer bezieht, hat er ſeit ſeiner Rückkehr noch manche ergänzende Unterſuchungen angeſtellt. Wir begreifen nicht recht, unter welchem Vorwande ein unberufener Beurtheiler (im Quarterly Review) ihm dieß zum Vorwurfe gemacht hat. Uns ſcheint es vielmehr ein Verdienſt zu ſein. Dem kühnen Reiſenden war es nicht zuzumuthen, daß er alles, was je über Amerika geſchrieben worden, zuvor geleſen haben ſollte. Hätte er ſich auf ſolche Weiſe vorbereiten wollen, ſo würde er wohl nie zur Ausführung ſeines Vorhabens gelangt ſein. Es war vielleicht um ſo beßer, daß er unbefangen ſah, und erſt nachher die Meinungen und Anſichten älterer Schriftſteller bis auf die Berichte der erſten Miſſionare zurück mit ſeinen Beobachtungen verglich. Weit entfernt, zu finden, daß der Verfaßer ſich auf dieſe Unterſuchungen zu ausführlich eingelaßen, fanden wir uns zuweilen mehr lebhaft angeregt, als ganz befriedigt, und wir wünſchen, daß er in ſeiner Reiſebeſchreibung auf manche hier behandelte Gegenſtände wieder zurückkommen möge.

In den meiſten Fächern können wir dem Verfaßer nur von fern folgen; in dem geſchichtlichen Theile des vorliegenden Werkes begegnen wir ihm auf dem Felde eigner Lieblings-Unterſuchungen über die Alterthümer der Geſchichte in der alten Welt. Denn was in manchen entlegenen Ländern noch heut zu Tage vor Augen liegt, führt den Denker unmittelbar auf die entfernteſte Urwelt zurück, ja auf Fragen, die eigentlich aller Geſchichte vorangehen, wovon vielleicht nie eine ganz befriedigende Löſung möglich iſt, die ſich aber dennoch nicht abwehren laßen, weil ſie von unendlicher Wichtigkeit ſind.

Zuerſt bieten ſich in den verſchiedenen Welttheilen die ſo ſtark gegen einander abſtechenden Menſchenſtämme dar. Iſt die Verſchiedenheit urſprünglich oder durch eine lange Anhäufung klimatiſcher Wirkungen entſtanden? Durch die Erfahrung würde ſich dieß nur in Jahrtauſenden ausmachen laßen, allein wenn auch das Erlöſchen des Stammcharakters unter einem andern Himmelſtriche nicht erfolgte, ſo wäre dieß noch kein entſcheidender Beweis der Urſprünglichkeit. Denn, wie A. v. H. bemerkt, die Menſchengeſchlechter ſcheinen ihre Lebensalter zu haben, wie die einzelnen Menſchen, und über ein gewißes Alter hinaus verliert ſich die phyſiſche Bildſamkeit und Beſtimmbarkeit durch äußere Einflüße. Wir finden den gröſten Theil des Erdbodens bevölkert: ſtammen alle dieſe Völker von einer einzigen Familie ab? oder, um uns allgemeiner auszudrücken, ſind ihre Vorfahren alle von Einem Mutterlande ausgezogen, oder haben verſchiedene Länder ihre Ureinwohner, Autochthonen, gehabt? Ueber die allzu freigebige Vorausſetzung von Autochthonen haben wir uns in der Recenſion von Niebuhrs römiſcher Geſchichte geäußert. Nach einer geſunden Logik muß man erſt verſuchen, die Bevölkerung eines Landes durch eine Einwanderung zu erklären, dergleichen wir viele aus der Geſchichte kennen, ehe man zu einer Vorausſetzung ſeine Zuflucht nimmt, die über alle Erfahrung hinausgeht, dem Hervorwachſen des Menſchen aus dem mütterlichen Boden. Ja, wenn wir auf einem entlegnen Inſellande blödſinnige Wilde fänden, ohne alle Kenntniß der Schiffahrt, ſo ließe ſich immer noch denken, daß die von ihren Vorfahren ausgeübten Lebenskünſte allmählich bei ihnen in Vergeßenheit gerathen wären. An ſich betrachtet hat aber die den Alten ſo geläufige Lehre von den Autochthonen nichts Widerſinniges. Wir kennen in der jetzigen Verfaßung unſers Planeten nur eine fortpflanzende Fruchtbarkeit; die unmittelbare Erzeugung ohne gleichartige Keime, generatio aequivoca, findet nur in gewiſſen gleichſam apokryphiſchen Gebilden der Thier- und Pflanzen-Welt ſtatt, bei der Zerſetzung ſolcher Stoffe, welche ſchon organiſchen Körpern angehört haben. Analogiſch läßt ſich dieſer Begriff einer hervorbringenden Fruchtbarkeit auf höhere Gattungen, bis zum Gipfel der irdiſchen Schöpfung hinauf, anwenden, ja wir ſind ſogar dazu genöthigt. Die Betrachtung der verſteinerten Ueberreſte von Schaalthieren und Molluſken aus der Zeit, wo noch der alte Ocean die Erdfläche bedeckte, und weit mehr noch jener rieſenhaften Gebeine untergegangener Gattungen von Säugethieren, lehrt uns, daß die Erde ihre hervorbringenden, ihre bloß fortpflanzenden, und wiederum ihre zerſtörenden Zeiträume hatte, und daß den verſchiedenen Gattungen ihre Lebensdauer nach der wechſelnden Verfaßung des Planeten, wenigſtens ehemals, zugemeßen war. Angefangen hat das Menſchengeſchlecht irgend einmal zuverläßig; davon läßt ſich der Beweis, alles Andre bei Seite geſtellt, geologiſch führen. Aus dem phyſiologiſchen Geſichtspunkte läßt ſich nun dieſer Anfang nicht anders denken, als durch Naturkräfte vermittelt, deren allmähliche Entwickelung mit dem Daſein des Planeten und der Feſtſetzung ſeiner koſmiſchen Verhältniſſe zugleich vorherbeſtimmt war. Wir ſehen freilich, daß die Verſchwendung der Lebenskeime in der Natur abnimmt, ſo wie wir zu höheren Gattungen belebter Weſen empor ſteigen; daraus aber folgt noch nicht, daß das glückliche Zuſammenwirken der ſchaffenden Kräfte, welches den Menſchen hervorbrachte, nur ein einziges Mal habe ſtattfinden können. Und wenn dieſes Ereigniß nicht auf Einen Punkt der Erde, noch auf Einen Augenblick beſchränkt war, wenn der ſchöpferiſche Zeitraum eine gewiſſe Dauer hatte, ſo konnten verſchiedene Menſchenſtämme entſtehen: einige der noch unreife Wurf einer mit dem elementariſchen Widerſtande ringenden Natur, andre die Spätlinge einer ſchon erſchöpften Fruchtbarkeit, in der Mitte zwiſchen ihnen die Stämme, in denen das Gepräge der Menſchheit am vollkommenſten ausgedrückt war. Wer am meiſten geforſcht und gedacht hat, wird am abgeneigteſten ſein, voreilig entſcheiden zu wollen. Aber die Frage ſteht unabweislich da: und hoffentlich iſt in unſerm Zeitalter ihre unbefangene Beleuchtung nach geſchichtlichen und phyſiſchen Gründen erlaubt. Vor drei Jahrhunderten hat man ſich eingebildet, Wahrheiten einer höheren Ordnung würden durch die Lehre gefährdet, daß die Erde um die Sonne kreiße. Heutzutage fällt dieß Niemanden ein, und ſo ſchmeicheln wir uns auch, daß man die Präadamiten nicht mehr unter die Ketzer rechnet.

Ferner: wie hat man ſich den früheſten Zuſtand des Menſchengeſchlechtes, ſeinen Eintritt in die Laufbahn vernünftiger Bildung zu denken? Iſt die Kultur aus der Wildheit, die Vernunft aus thieriſcher Dumpfheit hervorgegangen? Oder war wenigſtens ein Theil des älteſten Menſchengeſchlechtes urſprünglich mündig, mit einem hellen Bewußtſein ſeines eignen Weſens und ſeiner Verhältniſſe zur umgebenden Welt begabt, und dadurch im Stande, ſogleich ſeine Fähigkeiten auf weiſe Einrichtungen des geſelligen Lebens und auf die Benutzung der natürlichen Ereigniſſe zu dieſem Zwecke zu lenken? Beide Lehren ſind uralt, eine oder die andre gehören weſentlich zu gewiſſen philoſophiſchen Syſtemen, dem platoniſchen und dem epikuriſchen, nach deren entgegengeſetzter Richtung; ja ſie ſind ſchon in den älteſten Mythologien einheimiſch, oft neben einander in verſchiedenen Cyklen derſelben Mythologie. Die Ueberlieferungen vieler Völker ſchilderten und ſchildern noch das beſtehende Menſchengeſchlecht als getrennt von ſeinen älteſten Stammvätern oder Vorgängern durch die Kluft allgemein verwüſtender Naturereigniſſe; ſie lehren, alle Grundlagen des geſitteten Lebens ſeien nur Trümmer von der Wißenſchaft einer weiſeren Vorwelt. Nicht wenige Völkerſchaften ſind nach ihrem eignen Geſtändniſſe durch die von fremden Anſiedlern empfangene Belehrung aus einem Zuſtande der Wildheit gerißen worden. Sowohl die Ueberlieferung als die beglaubigte Geſchichte ſcheint uns auf das innere Aſien als einen Mittelpunkt hinzuweiſen, von welchem vormals ſolche anregende Mittheilungen ausgeſtralt ſind.

Bei allen bisher bekannt gewordenen Völkern hat man nach hinlänglicher Beobachtung wenigſtens Spuren religiöſer Begriffe und darauf gegründeter Gebräuche gefunden. Dieſe ſo tief eingewurzelten Meinungen, die oft in den widerſinnigſten und grauſamſten Aberglauben ausarten, ſind es Irrthümer, auf welche der Menſch zuvörderſt gerieth, indem er mit ungeübten Kräften die Räthſel ſeines Daſeins zu löſen verſuchte und nicht zur Wahrheit hindurchdringen konnte? oder ſind ſie durch Betrug und Herrſchſucht abſichtlich erzeugt? oder ſind es Verdunkelungen, Entſtellungen urſprünglich erkannter Wahrheit? Je nachdem der Geſchichtforſcher ſich mehr zu der platoniſchen als zu der epikuriſchen Lehre hinneigt, wäre es auch, ohne ſich ſelbſt beſtimmt Rechenſchaft davon abzulegen, werden ſeine Anſichten hierüber verſchieden ausfallen.

An alle dieſe Fragen ſchließt ſich die vom Urſprunge der Sprachen und von der Entſtehung ihrer faſt unüberſehlichen Verſchiedenheit an. Nach etymologiſchen Grundſätzen einer allgemeinen Grammatik laßen ſich alle noch lebenden oder in ſchriftlichen Denkmalen auf uns gekommenen menſchlichen Sprachen ſchwerlich auf eine Urſprache zurückführen. Wenn man die genealogiſche Einheit des Menſchengeſchlechtes behauptet, ſo läßt ſich der Schwierigkeit nur durch die Annahme ausweichen, die Menſchen hätten bei ihrer erſten Zerſtreuung über den Erdboden nur noch ſehr geringe Anfänge der

Sprache gehabt, oder ſie hätten die aus dem Mutterlande mitgebrachte Urſprache nachher großentheils vergeßen, und die Spracherfindung von Neuem angefangen, oder die Sprachen hätten ſich vormals willkürlich und zufällig verändert, und nicht nach den Geſetzen, die wir überall in ihrer Geſchichte wahrnehmen. Im Mittelalter nahm man den babyloniſchen Thurmbau zu Hülfe, wobei durch die Verwirrung der Arbeiten zwei und ſiebzig Sprachen entſtanden ſein ſollten. In der mexikaniſchen Sage vertheilt ein Vogel den aus der Sündflut geretteten Menſchen drei und dreißig Zungen. Man ſieht, wie dieſe Aufgabe in den verſchiedenſten Zeitaltern den menſchlichen Geiſt beſchäftigt hat.

Manche Geſetzgebungen und Verfaßungen der Vorwelt, wovon ſich auch in der neuen Welt Abbilder wieder gefunden haben, tragen ein ſeltſames Gepräge; ſie ſind auf Begriffe gebaut, die, nach des Verfaßers geiſtreicher Vergleichung, von den unſrigen ſo weit abſtehen, wie die Geſtalten der untergegangenen Thiergattungen von denen, welche noch jetzt die Erde bewohnen. Unter allen Völkern, die wir kennen, haben zuerſt die Phönicier in gewiſſem Grade, weit vollkommner die Griechen, das Beiſpiel einer freien und fortſchreitenden Bildung gegeben. Ueberall, wo ſich in der alten Welt ein geordnetes Syſtem koſmogoniſcher Lehren und eine verhältnißmäßig bedeutende Maſſe mathematiſcher und phyſikaliſcher Wißenſchaft findet, ſehen wir alles dieß in den Händen eines angeſehenen Prieſterſtammes, als einen ererbten Schatz, den man vielleicht nicht zu erwerben gewünſcht hatte, den man nicht ſonderlich zu vermehren wußte, und den man nur durch geheiligte Ueberlieferung unwandelbar zu bewahren ſuchte. So war es bei den Aegyptiern, bei den Etruſkern, vermuthlich bei den Chaldäern, ſo iſt es noch jetzt bei den Indiern; ſo war es auch in Mexiko und Peru. Dieſer ſtationäre Zuſtand und eine fortſchreitende Entwickelung ſind zwei ganz verſchiedene Dinge, und billig ſollte man die Wörter Kultur und Civiliſation nicht ohne beigefügte Unterſcheidung von beiden gebrauchen. Die fortſchreitende Ausbildung ſcheint zwar überall ihre Grundbeſtandtheile und unentbehrlichſten Hülfsmittel, den Anbau der getreideartigen Pflanzen, die Zähmung der Hausthiere, die Bearbeitung der Metalle, und vielleicht die Schrift, aus ſolchen ſtillſtehenden Verfaßungen der menſchlichen Geſellſchaft entlehnt zu haben: dieſe weiſen uns aber wieder auf einer unbekannten früheren Zeitraum erfindſamer Entwickelung zurück. Unter den Wißenſchaften ſcheint zuerſt die Aſtronomie, unter den Künſten die Architektur durch die beharrlichſte Mühe zu einer gewißen Höhe gebracht worden zu ſein, weit über das irdiſche Bedürfniß hinaus, nach Antrieben und Begriffen, welche dem heutigen Menſchengeſchlecht eben ſo fremd geworden ſind, als jene uralten prieſterlichen Geſetzgebungen ſelbſt.

Wir haben dieſe allgemeinen Betrachtungen nur deswegen hier aufgeſtellt, um zu zeigen, daß ſich bei ſolchen rückwärts gehenden Unterſuchungen der Zuſammenhang der Gedanken nirgends abſchneiden läßt, und weil es, wie uns dünkt, für die Klarheit der Prüfung vortheilhaft iſt, von Anſichten und Vorausſetzungen, die dabei, bewußter oder unbewußter Weiſe, im Hintergrunde ſtehen, ſich beſtimmte Rechenſchaft abzulegen. Denn A. v. H. beſchränkt ſich auf Beobachtung und geſchichtliche Forſchung; er iſt allen gewagten Vermuthungen abgeneigt; wo die Gegenſtände, die er behandelt, mit jenen vorgeſchichtlichen Fragen in Beziehung ſtehen, äußert er ſich mit vorſichtiger Zurückhaltung. In dieſem Sinne redet er von dem amerikaniſchen Menſchenſtamme, von der Art, wie die Bevölkerung des Welttheils wahrſcheinlich vor ſich gegangen, von der Stiftung der beiden großen Reiche, in Mexiko und Peru; von den einheimiſchen Sagen, nach welcher dieſe Völker die erſten Anregungen zur geſelligen Ausbildung von Ankömmlingen fremden Geſchlechts empfangen, und von deren Deutung; von der Aſtronomie, der Bilderſchrift, den Denkmalen der Baukunſt und Bildnerei. Alle entſprechenden Beiſpiele aus der alten Geſchichte und aus den übrigen Welttheilen ſtehen ihm zu Gebote; keine Verwandtſchaft, kein Berührungspunkt entgeht ihm, und ſeine Vergleichungen ſind nicht bloß ſinnreich, ſondern in der That aufklärend. Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände iſt groß, wir müßen uns auf wenige Bemerkungen über das Einzelne beſchränken.

‘Phyſiognomiſche und phyſiologiſche Eigenthümlichkeit des amerikaniſchen Menſchenſtammes.’ Wir wünſchen, der Verfaßer möge in ſeiner Reiſebeſchreibung noch ausführlicher darauf zurückkommen. Es hat uns nie gelingen wollen, uns einen anſchaulichen Begriff von den Eingebornen Amerikas zu machen. Wie uns dünkt, ſind wir mit den Phyſiognomien der Völker des nördlichen Aſiens, ja auch der Bewohner der Südſee, ſchon weit vertrauter. Bildniſſe von Männern und Frauen verſchiedener amerikaniſcher Völkerſchaften, aus Gegenden, wo ſich das Geblüt am unvermiſchteſten erhalten hat, wären eine angenehme Zugabe zu dem Atlas pittoresque geweſen. Aber damals, als der Verfaßer die Reiſe unternahm, zeichnete er nur Landſchaften. Nach der Weiſe eines Mannes, der gewohnt iſt, Alles von ſich ſelbſt zu fordern, hat er ſich ſeitdem mit Erfolg geübt, ähnliche Bildniſſe zu zeichnen, um auf den Fall künftiger Reiſen auch hierin vorbereitet zu ſein.

'Erſte Bevölkerung Amerikas.' Der Verfaßer behauptet gegen die Meinung mancher früheren Erdbeſchreiber, Amerika ſei, zum Theil wenigſtens, auf den Gebirgen den Menſchen eben ſo frühzeitig bewohnbar geweſen, als andre Welttheile. Aber die Bevölkerung konnte Jahrtauſende lang ſehr ſpärlich bleiben, wenn die zerſtreuten Horden nur von der Jagd lebten, und ſich vielleicht, wie wir es noch jetzt in Nordamerika ſehen, obendrein unaufhörlich bekriegten. Um die Menſchenmenge beträchtlich zu vermehren, mußten Mittelpunkte einer zugleich unterjochenden und ſchützenden Macht und einer mehr geordneten Geſetzgebung entſtehen, und dieſes ſcheint ſehr ſpät erfolgt zu ſein. Die mexikaniſchen Annalen ſind äußerſt jung. Sie reden durchgängig von Einwanderungen verwandter Völker nach einander aus dem Norden. Darf man dieſe Sage verallgemeinern, ſo müßten bei dem allmählichen Vorrücken der Stämme der Tolteken und Azteken ſchon andre vorausgegangen ſein, die ſich im Süden der Halbinſel von Panama längs der großen Bergkette anſiedelten. Wie früh aber der erſte Grund zum peruaniſchen Reiche gelegt worden, das iſt eine andere Frage; indeſſen hat es einen Anſtrich weit höheren Alterthums, als das mexikaniſche. Die Sagen, welche auf Einwanderungen aus dem nordöſtlichen Aſien hinzuweiſen ſcheinen, werden dadurch beglaubigt, daß die Niederlaßungen überall auf den hohen Bergflächen erfolgten, wo die Ankömmlinge ein dem zuvor bewohnten ähnliches Klima fanden. Denn es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß weit gen Norden wohnende Völker die Hitze des Südens nicht ertragen können. Hingegen ſehen wir Völker aus der gemäßigten Zone zuweilen gewaltſam gegen einen wärmeren Himmelſtrich vordringen,

z. B. bei den Einbrüchen der Gallier in Italien, Griechenland und Kleinaſien, bei der Eroberung des römiſchen Reichs durch die germaniſchen Völkerſchaften. Die Vandalen waren von den Küſten des baltiſchen Meeres bis nach Afrika gewandert, und vielleicht muß man den ſchnellen Untergang des vandaliſchen Reichs zum Theil hieraus erklären, daß ihnen der allzu plötzliche Wechſel des Klimas verderblich ward.

'Anfänge der Kultur. Fremde Anregungen und Mittheilungen.' Die Sagen der Mexikaner ſowohl als der Peruaner berichten, bärtige Männer von hellerer Farbe ſeien wunderbarer Weiſe gekommen, und durch Belehrung ihrer Vorfahren Stifter des Götterdienſtes und der Geſetzgebung geworden. Die Vermuthungen richten ſich natürlich nach dem öſtlichen Aſien, wo es vor Alters und noch jetzt ſolche prieſterliche Verfaßungen gab, wie die Theokratie der Inkas. Aber Quetzalcoatl ſoll zu dem Volke der Tolteken, Bochica zu den Muyscas von Oſten her gekommen ſein. Bei dem erſten in Mexiko läßt ſich noch die Möglichkeit einer Landung von Europa her denken; aber in der ſüdlichen Halbinſel wird dieß ganz unbegreiflich. Oder iſt die Angabe 'von Oſten' nicht hiſtoriſch, ſondern allegoriſch zu verſtehen, weil nämlich von Oſten her das Licht aufgeht? Skandinaviſchen Mittheilungen will der Verfaßer keinen Antheil an der amerikaniſchen Kultur zugeſtehen; wir glauben, mit vollem Rechte. Die normänniſchen Seeräuber waren zu rauh und kriegsluſtig, als daß von ihnen friedliche Niederlaßungen oder gar prieſterliche Belehrungen hätten ausgehen ſollen. An den fränkiſchen und engliſchen Küſten, wo ſchon höhere Kultur war, hat man ſie nur durch verheerende Einbrüche kennen gelernt. Hingekommen ſind die Normänner aber doch nach Grönland und der Nordküſte Amerikas; und damit könnte die Sage von einem fremden Heerführer, Wodan, von welchem in Guatemala im mexikaniſchen Gebiet ein Geſchlecht abzuſtammen behauptete (Th. I. S. 208.), allerdings zuſammenhängen. Für die Meinung, die Uebereinſtimmung der Namen ſei nicht zufällig, mag noch dieß ein kleines Gewicht in die Wagſchale legen, daß die Ausſprache Odin für Wodan (wie *orm* für *worm*, *ord* für *word* u. ſ. w.) im ſkandinaviſchen Norden erſt ſpät aufgekommen iſt. Unſers Wißens iſt Saxo Grammaticus der erſte Geſchichtſchreiber, bei dem ſich die

neuere Form, Othinus, findet. Aber dem Zeugniſſe des Beda, da
von Wodan die Könige vieler Völker abſtammen, legt der Verfaße
vielleicht einen zu allgemeinen Sinn bei. Wir glauben, er bezo
dieß bloß auf Altſachſen und die Heptarchie, ohne ſelbſt an Skan
dinavien, geſchweige an andre Länder zu denken. Alle angelſächſ
ſchen Könige leiteten ihr Geſchlecht durch verſchiedene Söhne vo
Wodan, dem Großvater des Hengiſt und Horſa, ab, der alſo gege
Ende des vierten Jahrhunderts gelebt haben muß. Daß dieſe
ſächſiſche Fürſt zugleich in Skandinavien geherrſcht haben ſollte, i
nach dem damaligen Zuſtande des Nordens nicht denkbar. Di
angelſächſiſche Chronik enthält keine Spur davon, daß in dem noc
heidniſchen England der Stammvater der Könige jemals für de
weit und breit und auch in England verehrten Kriegsgott Woda
(woher Wednesday) ausgegeben worden ſei. Auch Adam von Bre
men ſpricht in ſeiner Beſchreibung von Upſala nur von dem Götze
Wodan. Die isländiſchen Sagen vom Odin zugleich als einem
erobernden Helden und einem Gotte, dann von ſeinen Wanderun
gen, worauf die nordiſchen Geſchichtſchreiber ſo Vieles bauen, ſchei
nen uns ſpäte dichteriſche Einkleidungen der Einführung des Wo
dansdienſtes zu ſein, der allerdings ſcheint aus Aſien abgeleite
werden zu müßen. Wir kennen keinen andern hiſtoriſch beglaubig
ten Menſchen des Namens Wodan, als den Großvater des Hengiſ
und Horſa.

Der Verfaßer ſpottet (Th. II. S. 387.) über die erſten ſpani
ſchen Miſſionarien, welche ernſthaft unterſuchten, ob Quetzalcohuatl
ein Karthager oder ein Irländer war. Die Karthager werden frei
lich ſchon durch ihr Alterthum ausgeſchloßen, da die mexikaniſchen
Jahrbücher ſo jung ſind, der übrigen Schwierigkeiten zu geſchwei
gen. Dasſelbe gilt von Irland, wenn von jener Vorzeit die Rede
iſt, wo Phönicier oder Karthager die Inſel beſucht haben ſollen.
Bezieht ſich dieſe Meinung aber auf neuere ſchon chriſtliche Zeiten,
ſo dürfte ſie ſich nicht ſo ſchnell von der Hand weiſen laßen, und
zwar aus folgendem Grunde. Es findet ſich ein glaubwürdiges
Zeugniß, daß die Irländer ſchon vor der Einwanderung der Norweger unter Harald dem ſchönhaarigen, alſo vor dem Ende des
neunten Jahrhunderts, nach Island geſchifft waren und ſich dort
in gewiſſem Grade angeſiedelt hatten. In der Vorrede (Prologus)

des Landnamabok, des isländiſchen Berichts über die Beſitznahme der Inſel, heißt es nach der wörtlich genauen lateiniſchen Ueberſetzung:

> Sed antequam Islandia a Norvegis inhabitaretur, ibi homines fuerunt, quos Norvegi Papas vocant, qui religionem christianam profitebantur, et ab occidente per mare advenisse creduntur; ab iis enim relicti libri Hibernici, nolae et litui et res adhuc plures reperiebantur, quae indicare videbantur illos Vestmannos fuisse. Haec inventa sunt in Papeya orientalium et Papyli; libri quoque Angli . tunc temporis navigationes inter terras (istas) increbuisse perhibent.

Sind unter den engliſchen Büchern vielleicht verlorne angelſächſiſche Gedichte gemeint, dergleichen Thorkelin eins wieder aufgefunden hat? Im Beda findet ſich nichts, in der angelſächſiſchen Chronik, ſo viel wir uns erinnern, auch nicht. Die Erwähnung der Kirchengeräthe, die ganze Beſchreibung führt auf eine Miſſionsanſtalt, welche um nichts unglaublicher iſt, als die unzweifelbar bezeugten Wanderungen der irländiſchen Miſſionare Gall, Kolumban, Kolomann und anderer. Deutet nicht auch die Legende vom heiligen Brandanus auf entfernte Schiffahrten? Von Island aus mochten die Irländer leicht nach Grönland hinübergelangen, und konnten ſie nicht irgend einmal von dort durch Winde und Strömungen ſüdwärts bis nach Guatemala verſchlagen werden? Hiemit wollen wir jedoch nicht gerade ausdrücklich behaupten, Quetzalcoatl und ſeine Begleiter, dieſe bösartigen weißen Männer in langen ſchwarzen Gewändern, ſeien irländiſche Benediktiner geweſen, deren Lehre unter dem rohen Volke bald wieder in Heidenthum ausgeartet ſei.

'Mexikaniſche Bilderſchrift.' Der Verfaßer läßt ſich darauf ſehr gründlich und ausführlich ein. Die kolorierten Abbildungen im maleriſchen Atlas ſind beſonders ſchätzbar; in älteren Werken hat man wohl Kupferſtiche zu geben verſucht, aber die Farben ſind dabei unentbehrlich, und erſt neuerdings haben die Künſtler gelernt, dergleichen charakteriſtiſch genau nachzuahmen. Einen Theil dieſer Schriftmalereien hatte A. v. H. ſelbſt aus Mexiko mitgebracht; dieſen ſind Proben aus den ſchon früher in Europa vorhanden geweſenen Handſchriften beigefügt. Die Gegenſtand iſt widerwärtig wegen der ungeheuern Häßlichkeit der Geſtalten, und weil ſich der Einbildungskraft verſchiedentlich die blutdürſtigen Menſchenopfer aufdrängen. Aber es lohnt der Mühe, den Widerwillen zu aufmerkſamer Betrachtung zu überwinden, weil dieſes Beiſpiel in der geſammten und bekannten Geſchichte des Menſchengeſchlechts einzig in ſeiner Art iſt. Die weſentliche Verſchiedenheit von der ägyptiſchen Hieroglyphen bei einigen Zügen der Verwandtſchaft erörtert der Verfaßer ſcharfſinnig. Das Merkwürdigſte iſt der äußerſt häufige Gebrauch, der im mexikaniſchen Reich von dieſer Bilderſchrift gemacht wurde. Sie wurde nicht nur auf die prieſterlichen Wißenſchaften der Aſtronomie und Chronologie, des Ritualgeſetzes, der Koſmogonie und Mythologie, ferner auf die Haltung der Jahrbücher angewandt, ſondern vielfältig in den bürgerlichen Geſchäften gebraucht: das ganze Steuerweſen wurde darin berechnet, die Befehle des Königs an die Befehlshaber der Provinzen wurden in ſolchen Briefen geſandt. Das Schreiben oder vielmehr Malen war ein eignes Gewerbe, an Bequemlichkeit als Schreibmaterial thaten es die mexikaniſchen Pflanzen dem ägyptiſchen Papyrus gleich. Und dennoch blieb man Jahrhunderte lang auf einer ſo untergeordneten Stufe in der Kunſt der ſichtbaren Gedankenbezeichnung ſtehen, und auch wenn die Spanier das mexikaniſche Reich nicht entdeckt und geſtört hätten, wäre man vielleicht nie darüber hinausgekommen. Dieſes muß unſre Bewunderung für die Erfindung der Buchſtabenſchrift erhöhen, und unſer Erſtaunen, ſie ſo frühzeitig in der alten Welt verbreitet zu ſehen. Denn man ſieht, wenn einmal im erſten Wurf die einzige glückliche Löſung der Aufgabe, die Zergliederung der Sprache in einfache Laute, verfehlt worden iſt, ſo wird nachher ein unvollkommnes ſtellvertretendes Mittel eine faſt unüberwindliche Hemmung für den menſchlichen Geiſt. Schwerlich hat ſich in Aegypten die Buchſtabenſchrift aus der hieroglyphiſchen entwickelt. Iſt dieſe früher im Gebrauch geweſen, ſo war vermuthlich jene keine einheimiſche Erfindung, ſondern wurde vermöge einer fremden Mittheilung eingeführt. Die Hieroglyphen dürften ſich aber zu den Buchſtaben vielmehr wie die algebraiſchen Zeichen zu den Ziffern verhalten.

Es leuchtet ein, daß die Devanagari-Schrift, ein Alphabet von 50 Buchſtaben, ſo wißenſchaftlich geordnet, wie wir kein anderes kennen, nicht ein erſter Verſuch in der Schreibekunſt war: ſie konnte nur die letzte Vollendung, das Werk ſcharfſinniger Grammatiker ſein. Sie führt ihren Namen von der Gottesſtadt, und iſt alſo vielleicht von Benares ausgegangen. Ueber das Alter der Devanagari-Schrift iſt noch kein Ergebniß bisheriger Unterſuchungen bekannt geworden. Aber ſo viele nun untergegangene Steinſchriften an Denkmalen beweiſen, daß die Indier ſich zuvor anderer Alphabete bedienten.*) Ich geſtehe, zehntauſend griechiſche Ausſagen, wie die des Megaſthenes, würden mich nicht überzeugen, die Indier hätten zur Zeit Alexanders des Großen, kaum drei Jahrhunderte vor der Epoche des Vikramaditya, noch keine Buchſtabenſchrift gehabt. Die Griechen gebrauchten den Namen der Indier in eben ſo unbeſtimmter Ausdehnung, wie die der Scythen und Kelten.

— — — — — — — — — — — — — —

---

*) [Am Rande hat der Vf. „Fingerſprache“ beigeſchrieben.]

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

OPUSCULA LATINA

AUGUSTI GUILELMI SCHLEGELII.

OPUSCULA

QUAE

AUGUSTUS GUILELMUS SCHLEGELIUS

LATINE SCRIPTA RELIQUIT.

COLLEGIT ET EDIDIT

EDUARDUS BÖCKING.

LIPSIAE
VENUM DANTUR APUD WEIDMANNOS.
A.CIƆIƆCCCXXXXVIII.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AUGUSTI GUILELMI SCHLEGEL,
HANNOVERANI, SEMINARII PHILOLOGICI SODALIS,

DE

GEOGRAPHIA HOMERICA
COMMENTATIO

quae in Concertatione civium Academiae Georgiae Augustæ IV. Iunii MDCCLXXXVII. ab illustri philosophorum ordine proxime ad præmium accessisse pronuntiata est.

Ἡμεῖς δὲ κλέος οἶον ἀκούομεν, οὐδέ τι ἴδμεν.

PRAEFATIO.

Iam ante annos aliquot vir illustris Gatterer, in commentationibus de Herodoti et Thucydidis Thracia, eiusmodi laboris, in quo nunc versatus sum, tum gravissimas utilitates in purganda Geographia antiqua a vitiis, quibus huc usque laboraverat, exposuit, tum leges et instituendi modum exemplo ipse monstravit. Re autem ad Homerum translata, methodo scribendi paulum mutata mihi utendum erat, propter magnum numerum cum eruditorum antiquioris Graeciae, qui studia sua aliqua de parte nostrae aetati servata, Geographiae Homeri illustrandae impenderunt, tum interpretum recentiorum, quorum aut sententiae refutandae erant antequam novi aliquid proferrem, aut auctoritas excitanda, quoties eos rei satisfacere ducebam.

Brevitati ubique, quantum potui, studui; cuius gratia tabulam quoque Graeciae ad exemplar Danvillianum descriptam, eam tamen ad rationes descriptionis Homericae exactam, addideram, ne situm cuiusque urbis de qua traditum inveniebam, verborum ambagibus definire cogerer; simulque gentium Graecarum ditiones, quales illas ex urbium, quae cuique tribuuntur, positione, fuisse colligo, uno intuitu perspiciendas lectoribus exhiberem. Hanc fortasse, ubi diligentius elaboravero, aliquando aeri incidendam atque vulgandam curabo. In Troadis vero descriptione ante oculos habui egregiam Danvillii tabulam, in illa minoris Asiae laxiore spatio iteratam, et Woodii delineationem hodiernae locorum circa Troiam faciei, qua opus suum de Homero ornavit.

Ordinem in terris singulis recensendis hunc secutus sum, ut oras maris interni, inter quas maxima de parte cognitio Homerica subsistit, initio a Graecia facto, lustrarem, simul in mediterranea, quoties cognita Homero invenirem, inde ascendens. A Graecia progressus sum ad terras eiusdem continentis, cuius illa pars extrema est, magis ad septentrionem vergentes. Itinere deinde per minorem Asiam, Cyprum, Phoenicen, Aegyptum, Libyamque facto, aditis quoque Aethiopibus, tandem ad Occidentem me contuli, fabulosasque regiones, in quibus Ulyssis errores versantur, invisi. In fine commentationis Homerica visa de Oceani natura, ambituque orbis terrarum subieci.

ARGIVI, DANAI, SEU ACHAEI.

Nomina haec, quibus omnes gentes, Agamemnonem communem ducem evertendae Troiae secutae, comprehenduntur, in hunc populorum complexum a parte aliqua fluxerunt. Ab Argorum civibus, urbis antiquissimae et potentissimae, Danai et Argivi in universum sunt dicti; Achaei ab Achaeorum gente, cui magna terrae Graecae portio cesserat [1]. Quod iidem Panachaei appellantur [2], non nisi eo differt ab hoc nomine, quod ita universitas gentium consociatarum disertius notatur. Hellenum autem nomen aetas Homeri nondum commune omnibus Graecis fecerat [3]. Semel quidem Panhellenes apud Homerum invenimus, sed non sensu post eiusdem tempora solenni posita vox est [4]. Similis est ratio vocis Hellas, quae Homero urbis alicuius vel regionis nomen est. Ubi universam Graeciam ut indicaret, Argos cum Hellade iunxit, simile quid voluit atque ubi scripsit *Πανέλληνας καὶ Ἀχαιούς*. Argos enim ibi aut Peloponnesum, aut Agamemnonis regnum notat; Hellas Thessaliae partem designat; utrumque vero, ut ita dicam, umbilicus Graeciae erat tempore belli Troiani, propter celebritatem ducum atque urbium.

---

[1] Strab. *ed. Almelov.* p. 570. — [2] Od. I. 239. — [3] Thucyd. I. 3. Strab. p. 568. — [4] Il. II. 530. . . *Πανέλληνας καὶ Ἀχαιούς*. Zenodotus et alii eum secuti versum tamquam spurium eiecerunt. (Eustath. *ed. Basil.* p. 209. 32.) Quibus Eustathius respondet, separatim hic ceteris Achaeis adiungi Hellenes, gentem Thessalicam, cui Achilles praeerat, propter praestantiam. Paulo aliter ill. Heynium explicantem me audivisse memini, omne Graecorum agmen per duas partes potiores, Achillis nimirum atque Agamemnonis copias, designari.

Saepe etiam Graecia simpliciter Argos [1], saepe Achaeis [2] dicitur. Fines huius terrae diversi erant ab istis, quibus postea circumscripta est. Hinc Thessalia, illinc Acarnania (postea sic vocatae) extremae eius terrae erant versus septentrionem; supra has Pieres erant, Paeones, Aethices, Thesprotique, gentes non Graecae. A septentrione tantum cum continenti connectitur; reliquus ambitus est maritimus. Insulae non omnes, quas deinde Graeci tenuerunt, ad eam pertinebant, inprimis eae tantum, quae Graeciae quam Asiae propiores iacent; e longinquioribus Creta, Carpathus, Cos et Rhodus.

De ordine gentium in Catalogo navium perlustratarum varie a multis disputatum est. Fuerunt qui sudarent in causis excogitandis, cur tandem a Boeotiis initium factum esset [1]. Aliis contra casum hoc ita voluisse, Homerum vero nullum omnino ordinem esse secutum, placuit [2]. Tunc difficile sane intellectu foret, cur summus poeta partes singulas enumerationis cum studio impensissimo elaboratas, easdem tam negligenter congestas effuderit. Hactenus quidem illis concedendum, eum ordinem hic non esse servatum, quo Graeci vel castra navesque collocassent vel in aciem processissent [3], verum tamen inest in hoc Catalogo ordo, et is geographicus quidam, quem optimum esse Strabo et Macrobius viderunt [4]. Quinquies quasi novam inceptam seriem animadvertere mihi videor (an Homerus per tot capita catalogum distribuere voluerit, nescio); quas si semel recte distinxeris, uno intuitu universam Graeciam perlustrare poteris. Prima harum interiora Graeciae et medium quasi corpus complectitur, Boeotiam, Locridem, Phocidem, Euboeam et Atticam, ut recentioris notae vocabulo utar. Secundam Peloponnesus implet, qua percensita Homerus ad insulas in mari Ionio sitas transit, quibus iungit Aetoliam et Acarnaniam. Deinde insulas ab altero Graeciae latere positas, postremo singula Thessaliae regna enumerat. Commodissimum igitur putavi, hac in re quoque Homeri vestigia premere, nec ab eo ordine, qui illi potior est visus, recedere.

---

[1] Aperte hoc sonat vox hisce locis: Il. II. 287. III. 75. IX. 246. XII. 70. XV. 372. Od. IV. 99. XXIV. 37. In aliis, ubi neque contextus docet quomodo intelligi debeat, neque epitheta adiiciuntur, quae non conveniant toti Graeciae, sed Peloponneso tantum vel urbi, in incerto res relinquenda est. Quibusdam enim epithetis: *ἱππόβοτον*, *ἵππιον*, *κλειτόν*, promiscue urbs Argos, Peloponnesus et Graecia insignitur. — [2] Il. III. 75. XI. 769. Od. IX. 165. 480.

---

[1] Eustath. ad Il. p. 199. 8. — [2] Eustath. ad Il. p. 199. 16. — [3] Horum enim utrumque aliter comparatum fuisse apparet Il. IV. 250 . . . 365. VIII. 222 . . . 225. — [4] Strab. p. 48. Macrob. Saturnal. L. V. c. 15.

Boeoti[1] seu Boeotii[2]. Postquam Thebae et domus Cadmea paucis ante bellum Troianum annis corruerant, divisum esse regnum inde apparet, quod quinque Boeotorum reguli adversus Troianos militarunt[3]. Minor tunc aliquanto ambitus Boeotiae erat, quam recentiore aetate, quia Orchomenus, cum urbibus aliis quibusdam, nondum ad eam pertinebat. Flumina Boeotiae maxima ac notissima Asopus[4] atque Cephissus; lacus sunt multi, quorum maximi, Cephissidis, a flumine in illum decurrente dicti, Homerus meminit[5].

Urbes porro Boeotorum plures commemoravit quam ullius fere Graecae gentis. Quarum tamen principem Thebas in Catalogo omisit, quippe quae aetate Troiana dirutae atque desertae essent[6]. Quotiescunque autem alias earum mentio fit, de temporibus prioribus sermo est[7]. Homero conditae atque munitae eae primum dicuntur a fratribus Amphione et Zetho[8], qui Asopi amnis, circa quem fortasse nati fuerant, nepotes dicuntur[9]. Quod quidem quum satis constet, Cadmum multo prius arcem Cadmeam exstruxisse, de urbe tantum in planitie collocata accipiendum videtur.

Ceterum probabile fit, Thebis plerumque arcem Cadmeam notari, Hypothebas vero [1] Homero easdem esse quae postea simpliciter Thebae appellatae sint; quod ut e pluribus de Hypothebarum nomine disputatis [2] praeferam, hisce argumentis adducor. Nusquam Cadmea apud Homerum occurrit. Cum autem dicit Cadmi aut colonorum eius sobolem [3] Thebas, cum Epigoni adversus eas coniurarent, adhuc tenuisse [4], de arce narrari putaverim, quia in urbe sub arce posita coloni Amphionis et Zethi habitasse tunc putandi sunt. Deinde si concessum fuerit, arcem istam Thebas esse vocatam, explicari poterit, unde Hypothebae nomen traxerint, nempe quoniam sub arce sitae essent. Contra, si a Thebis in ipsa planitie positis aliam urbem appellatam putes, non habes unde apte vocabulum ὑπὸ derives.

---

[1] Il. II. 494. — [2] Il. XIV. 476. — [3] Il. II. 494. 495. — [4] Il. II. 522. X. 287. Est alius praeterea Asopus, prope Sicyonem fluens, alius Thessaliae; de utroque tamen hic cogitare nequeas. — [5] Il. V. 708. — [6] Strab. p. 632. De Epigonorum bello Od. XV. 244. — [7] Il. IV. 378. X. 286. XIV. 114. 323. XIX. 99. XXIII. 679. Odyss. XI. 259. XV. 247. — [8] Od. XI. 261 . . . 264. — [9] Od. XI. 259. 261.

Inter ceteras urbes, Aulis, Thespiae (apud Homerum *Θέσπεια*), Erythrae, Coronea, Haliartus, Plataeae (Homerus singulariter flectit) adeo sunt notae, variisque modis illustratae, ut supervacaneum foret, plura de his monere. Hyrien contra, Schoenum, Scolum, Eteonum, Mycalessum, Harma, Peteonem, Ocaleam, Medeonem, Glissantem, nominasse sufficiat, cum de iis plerumque nihil sciamus, praeter situm. Ilesii situs ignotus est. De Graea discrepant veterum iudicia, cum alius eandem esse ac Tanagram, alius Oropum sic vocari, alius denique prope Oropum sitam eam fuisse contendat. Non procul ab hac Eleonem abfuisse crediderim [5], siquidem inter agri

---

[1] *Καδμείωνες s. Καδμεῖοι.* Il. IV. 385. 388. — [2] Il. XXIII. 679 . . . 80. Od. XI. 274 . . . 75. — [3] Il. II. 505. — [4] Strab. p. 632. Eust. ad. Il. p .201. 8. — [5] Il. X. 266.

Tanagraei vicos fuit [1]. Hyle, qualem eius situm Homerus perhibet, ad lacum Cephissidem iacebat [2]. Strabo lacum Cephissidem non de Copaide, sed de palude Hylica, quam ab oppido nunc primum laudato nomen traxisse scimus, accipi vult [3]. At quomodo haec, prorsus aliena a Cephisso, aquam in Copaidem effundenti, Cephissis vocari possit, non docet. Fortasse aliquando lacus Copais, qui tunc latius in dies per campos stagnabat, quia Cephissi aqua ostio, quo deflueret, carebat, quique quibusdam urbibus iam inundatis, aliis ruinam minitabatur, donec aqua via occulta sibi patefacta sensim abiret [4], cum Hylice coniunctus, eodem alveo continebatur, ut itaque Hyle remotior quidem a Cephissi ostio esset, sed tamen ad lacum Cephissidem sita recte diceretur. A Copis postea lacui, cui adiacent illae, nomen est inditum. Eutresin Amphion et Zethus incoluit, antequam Thebas ii conderent [5]. De Thisbe observat Strabo, ephitheton illud πολυτρήρων cum loci natura optime convenire [6]. Onchestus fanum Neptuni est cum vico ex habitationibus dispersis hominum, qui ad illud confluebant, nato. Homerus nemora, quae templum cingant, laudat, Strabo illa adesse negat, censetque templa quaelibet a poetis ornatus causa ἄλση vocitari [7]. Sed fieri quoque potuit, ut loci natura immutaretur [8]. Arne multis difficultatibus interpretes implicuit; nonnulli a lacus Copaidis fluctibus sicuti et Mideam obrutam eam narrant, reliqui lectiones novas temere inferunt. Strabo Acraephium olim ita appellatum fuisse arbitratur [1]. De eo tantummodo non dubitatur Arnen Thessalicam huius esse coloniam [2]. De Nissa minus etiam constat; neque opus est ut varia nomina proferam, quae pro Nissa, quam nullam inveniebant, inserere voluerunt [3]. Alalcomenarum quodammodo mentionem fecit Homerus, Minervam, cui celebre ibi templum erat, Alalcomeneidem appellans [4]. De Budio, an inter Boeotiae oppida numerandum sit, nihil statuere licet. Ubi Homerus narrat, Epigeum nescio quem ex hoc oppido ob caedem commissam ad Achillem confugisse [5], Budium Boeoticum, non Thessalicum (utraque scilicet terra oppidum hoc nomine habebat) Eustathius intelligendum existimat, quod probabilius sit, Epigeum ex urbe remotiore Phthiam venisse [6], tam parum firmo quidem argumento fretus, ut alius aeque recte induci possit ad cogitandum de Budio Thessalico, quoniam hoc propius Phthiae adiaceat.

---

[1] Strab. p. 620. — [2] Il. V. 708. VII. 220. — [3] Eust. ad Il. p. 205. 83. Strab. p. 623. — [4] Eust. ad Il. p. 205. 8. 9. Strab. p. 620. — [5] Eust. ad Il. p. 203. 5. Strab. p. 630. Secundum horum descriptionem Asopo vicina fuit. Hoc ad ea spectat quae de Amphione et Zetho paulo ante monui. — [6] Strab. p. 630. — [7] Il. II. 506. — [8] Strab. p. 632.

Minyae. Secundum Strabonem Minyae populus fuere, non domus regia [7]. Etsi inter angustos fines Minyae continebantur, tamen neque multitudine hominum neque opibus contemnendi erant. Ad bellum Troianum triginta naves miserunt [1], imo ante Herculis aetatem Thebanos tributa ipsis pendere coegerant [2]. Haec prima ac propria gentis sedes, atque hinc Minyarum illorum origo deducenda est, qui in Iolco habitarunt et in Pyliorum terra [3].

---

[1] V. Hymn. in Apoll. quem Homero vulgo tribuunt v. 230. sqq., ubi vivido colore depingitur, quanta umbrarum amoenitate viatores ad Onchestum accedentes reficiantur. — [2] Strab. p. 633. — [3] Strab. p. 630. in fin. — [4] Strab. p. 621. 622. Il. IV. 8. — [5] Strab. p. 634. Il. XVI. 572. — [6] Eust. ad Il. 1100. 18. — [7] Strab. p. 635.

Regum sedes erat Orchomenus [4], Minyeiae cognomine ab alia Orchomeno distincta [5]. Inter antiquissimas Graeciae urbes numeranda est, quae artibus vitae cultioris et mercaturae maturam operam dederunt, quippe quae divitiis prisco hoc tempore adeo pollebat, ut Thebis Aegyptiis celebratissimarum opum urbe harum respectu ab Homero aequipararetur [6]. Altera Minyarum urbs est Aspledon, proxime Orchomenum sita.

PHOCENSES. Si Strabonem audias, olim fines Phocensium latius porrecti ad utrumque, quo Graecia ambitur, mare pertingebant [7]. At minus fidei hac in re Geographo habendum censeo, cum neque Homerus ullam ansam ad hanc sententiam sustentandam praebeat, et cum argumentum istud, quo ille rem tueri conatur, nimirum, quod viderat in urbe Daphnunte Locridis, ad mare Euboicum sita [8], sepulcrum Schedii, ducis Phocensium, simulac curiosius inquisiveris, concidat. Schedius in Troianorum terra ceciderat [9]. Dixeris ergo monumentum illud fortasse cenotaphium fuisse, et sane concederem, nisi Schedium in Panopeo habitasse certum esset [1], quam urbem igitur Phocenses, monumentum regi exstructuri, prae omnibus ceteris elegissent.

---

[1] Il. II. 516. — [2] Apollod. Bibl. *ed. Heynii.* p. 112 ... 13. — [3] Strab. p. 635. 534. — [4] Od. XI. 282. 283. — [5] Il. II. 511. — [6] Il. IX. 381. — [7] Strab. p. 637. — [8] Strab. p. 650. — [9] Il. XVII. 306 sqq.

In Boeotorum confinio Panopeus, oppidum tenue, at contumelia Latonae a Tityo ibi illata, notum [2]. Quaeruntur igitur causae [3], tum cur eam reges sedem suam fecerint, tum cur Homerus magnifico epitheto eandem ornaverit [4]: sed neutrum mirabile cuiquam videbitur, tum simplicitatem istorum temporum, tum dictionis Homericae indolem in mentem revocanti. Clarissima Phocensium urbs et tunc fuit, et mansit perpetuo Pytho s. Python [5] postea Delphi vocata, saxoso colli montis Parnassi [6] imposita. Iam tunc erat summa loci sanctitas, gravissima oraculi auctoritas, divitiarum in templo congestarum celeberrima fama [7]. Crissa et Daulis Pythoni propinquae sunt, haec quondam insignis Tereo regulo Thracico. Obscurioris famae sunt Cyparissus, Anemoria, Litaea. Hyampolim Hyantes, illi Boeotiae olim incolae, condiderunt [1]. Circa Cephissum amnem Phocidem fere totam percurrentem domus separatae, pagive exigui sparsa erant [2], frequentissimo hac aetate habitandi more, quem Homerus formulis hisce indicare solet: *οἳ πὰρ ποταμὸν . . . ἔναιον*, seu: *οἳ . . . ἀμφενέμοντο.*

---

[1] Ibid. — [2] Od. XI. 579. — [3] Pop. Adnotatt. ad Il. XVII. 306. — [4] Il. XVII. 307. *κλειτός*. — [5] *Πυθώ, όος* et *Πυθών, ῶνος*. Il. II. 119. Od. XI. 580. — [6] Parnassus etiam Autolyci soceri Ulyssis sedes erat. Od. XIX. 411. — [7] Il. IX. 404. 405. Miror, hos versus de thesauris, sub saxeo templi solo defossis, accipi potuisse, atque duces Phocensium in bello sacro impulisse, ut quam possent altissime, terram intra templum effoderent. Diod. Sic. *ed. Rhodom.* p. 455. Strab. p. 644. Verbis his: *ὅσα λάϊνος οὐδὸς . . . ἐντὸς ἐέργει* nihil amplius aperte inest, quam: quanta templum continet. Et profecto prisco illo tempore nondum adeo increbuerat impietas, ut sacerdotes latronum metu tantae sanctitatis thesaurum occultare debuissent.

Locri. E tribus Locrorum terris (quarta est praeterea colonia huius populi in Magna Graecia), quas recentior Graeciae geographia novit, Locridis Epicnemidiae et Opuntiae tum urbes exercitumque iunctum Homerus recenset, tum utrique genti eundem regem praeficit, sicuti etiam Scriptorum recentiorum plerique eas non separavere [3]. Locrorum, qui Ozolae dicuntur, terraeve eorum, Parnasso et Phocide a cetera Locride disterminatae, nullum in Catalogo vestigium deprehendes. Ditionis eorum urbes, flumina, montes nulla laudantur, neque Aiaci neque alii cuiquam regi gens subiicitur. Igitur vix dubitaverim terram istam aut omnino desertam fuisse aetate Troiana, aut a populo, qui arma adversus Troiam cum cetera Graecia non sociaverat, inhabitatam. Quorum prius probabilitate caret; de hoc, si priscam populi conditionem investigamus, ratio saltem aliqua reddi poterit. Locri Ozolae, ceterorum Locrorum, ad mare Euboicum degentium, exules (quod e fabula quadam de

---

[1]) Strabo p. 616. in tempus migrationis Aeolicae hoc factum differre videtur. Quod si ita se res haberet, Homerus Hyampoli in catalogo, qui Troianae aetatis urbes tantum continet, locum non dedisset. Fortasse Hyantes a Cadmo expulsi eam condiderant. V. *Gatterer* Weltgesch. T. I. 1785. p. 274. — [2]) Il. II. 522. — [3]) *Cellar.* Notit. orb. ant. T. I. p. 1115.

Locro a filio ipsius Opunte pulso [1], facile elicias) trans Parnassum consederant. Asperitas tractus, quem occupaverant, rudes eorum mores feritatemque priscam aut nunquam mitescere passa est, aut, si qua erant vitae cultioris initia, ut exuerent illa, coegit. Per montes saltusque vagati caprarum greges pascebant, quarum pellibus vestiebantur [2]. Arbitror igitur, Locros nullo cum ceteris Graecis commercio iunctos, (qui mos est populis vitam pastoritiam agentibus, ut nihil extra fines suos curent) a gregibus divelli non potuisse, ut ad bellum Troianum proficiscerentur.

De urbibus Locrorum pauca monenda sunt, quippe quarum nulla unquam inclaruit. Opus [3], Patrocli et Menoetii patria [4], postea princeps huius terrae urbs facta est. An belli Troiani tempore eadem dignitate iam fuerit, Homerus non declarat. Cynos supra Opuntem in promontorio iacet; deinde Thronium ad fluvium quendam Boagrium; supra hanc Scarphe, finitima iam Phthiotidi. Calliari, Bessae, Augiarum et Tarphes ne situs quidem accurate a Strabone definitus est. Bessam et Tarphen a natura locorum ita fuisse appellatas, facile intelligitur [5].

Abantes. Insulam Euboeam populus hic tenebat. Alii ab heroe quodam Abante nomen eos accepisse volunt.

---

[1] Eust. ad Il. p. 210. — [2] Inde cognomen eorum derivatur, ἀπὸ τοῦ ὄζειν. Eust. ad Il. p. 209. 6. — [3] Ὀπόεις, εντος, contr. Ὀποῦς, οῦντος. — [4] Il. XXIII. 85. — [5] *Βῆσσα* et *Τάρφος*. Strab. p. 652. Eust. ad Il. p. 210. 21.

Aristoteles ait, Thraces, qui prius circa urbem Phocidis Abam habitaverint, immigrasse in Euboeam et patriae nomen secum apportasse [1], quae narratio non mediocrem veri speciem habet. Certe tum Phocis, tum aliae Helladis provinciae olim a Thracibus occupatae fuerunt. Mores porro Abantum, a moribus ceteri agminis Graeci multum diversi, alienam eorum originem probant, et optime cum Thracum moribus conveniunt. Capillis in fronte detonsis a tergo demissis incedebant [2], ut hostes manu comam prehendere non possent. Hinc intelligitur eos galeas non gessisse. Gravissimis armis utebantur, neque hastas pro iaculis emittebant, sed cominus tantum hostium corpora fodiebant [3]. Ad explicandam moris utriusque originem narrationes ingeniosae afferuntur [4]. Sed sufficere videtur ratio haec: Abantes talia instituta a maioribus accepisse.

Urbium praestantissimae sunt Chalcis, Eretria, Istiaea quae postea Oreus vocata est. Mediae inter Istiaeam et Chalcidem Aegae iacent. Magnificum ibi Neptuni templum fuit, quod quidem poeta noster apte et suaviter in imo maris gurgite positum esse fingit [5]. Iuxta Eretriam

---

[1] Strab. p. 682. —
[2] Il. II. 542. —
[3] Ibid. 543. 544. —
[4] Strab. p. 685. Eust. ad Il. 213. 25. —
[5] Il. XIII. 21. Quamquam Aegae quoque Achaicae Neptuni templum habuerint, tamen hic de illis cogitare non licet, quia nimis remotae erant. Scholiastes insulam, nescio quam, intra Euboeam positam affert, quam neque Strabo novit, neque Eustathius. Cur Neptunus a Samothrace non recto itinere Troiam profectus sit, sed prius ad Aegas se converterit, elegantissime exponit *Wood* On the original genius of Homer. p. 132.

Oechalia fuit, ab Homero quidem ipsa non memorata, at Euryto, rege illo Herculis quondam sodali et artis iaculandi magistro, celeberrima [1]. Eandem deinde, propter inimicitias in Eurytum subortas, Hercules diruit [2]. Ad fretum, quo Euboea a Thessalia disiungitur, Dium positum est; in littore vero ad mare Aegaeum converso, Cerinthus. Versus meridiem in promontorium Geraestum excurrit insula; in illo vicus positus erat nobilis portu, Atticam ex Asia petentibus opportuno [3]. Huic Styra et Carystus vicinae erant.

Athenienses seu Iones. Atticam Ionicae stirpis, cuius pars Achaiam etiam secundum vetustas historias usque ad Heraclidarum reditum tenuit, patriam fuisse satis notum est. Homerus tamen nullos Iones praeter Athenienses novit [4]. Terram Atheniensium usque ad Peloponnesum ita sese extendisse, ut Megaris partem aliquam illius efficeret, tum inde probatur, quod nulla apud Homerum Megarensium mentio fit, tum ex antiquo monumento iuxta Corinthum, ad constituendos Ioniae fines, posito [5].

---

[1] De hoc Euryto, (in aliis Oechaliis alii fuisse dicuntur) Iphiti patre, loquitur Homerus Od. VIII. 224. Od. XXI. 14. 22. sqq. Cf. Apollod. Bibl. p. 109. — [2] Disceptatum est inter veteres, quamnam Oechaliam Hercules expugnaverit. Sed non est, quod dubitemus. V. Strab. p. 688. Apollod. p. 159. et ill. Heyn. Not. p. 480. — [3] Od. III. 177. Strab. p. 684. — [4] Il. XIII. 685. *Ἰάονες ἑλκεχίτωνες*. Manifesto hic Athenienses ita dicuntur. Nominantur enim Iones inter populos quosdam iuncto agmine pugnantes. Deinde, ubi nobilissimus quisque ducum, qui singulis istis populis praeerant, laudatur, Atheniensium principes afferuntur. De epitheto *ἑλκεχίτωνες* v. Eust. ad Il. p. 931. 6. — [5] Strab. p. 601.

Ex urbibus solas Athenas in Catalogo memorat Homerus, et multus est in his celebrandis. Erechthei urbem eas dicit non a conditore [1], sed ab heroe indigena, cuius memoria apud populares magnopere colebatur. Deinde sacra magna describit, Minervae [2] certis temporibus facta. Marathonem vicum esse prope Athenas satis diserte declarat [3]. Porro Sunium Atheniensium ditioni dat, in quo notissimo promontorio utrumque Atticae littus coniungitur, et quasi in cuneum exit [4]. Sunio oblique praetenditur insula Helena. Ita vocatam perhibent, ex quo Paris, rapta Helena, huc primum navem appulerit [5], quod Homerus in insula Cranaë factum esse narrat [6]. Pausanias insulam Cranaën Gythio opponit [7], cuius sententiae adversatur, quod haec propior Spartae est, quam ut secure Paris ibi devertere potuerit. Quidam quia insula Cythera Veneri, patronae Paridis, sacra sit, Cranaës nomine hanc designari affirmant, non satis firmo argumento freti; alii, nullius insulae nomen proprium hoc esse, sed epitheton ab Homero insulae cuidam tributum, putarunt [8]. Sane nomen hoc ab insulae natura petitum est, et optime Helenae convenit; sed hoc non impedit, quo minus nomen proprium esse potuerit. Si omnino Cranaë tunc temporis habitabatur, quippe quae saxosa et aspera erat, et Strabonis aetate deserta [9], incolae eius haud dubie Atheniensibus cognati erant.

---

[1] Il. II. 517. E versibus proxime sequentibus perspicies, iam ante Erechtheum conditas fuisse Athenas. — [2] Ad Minervam enim rectius *μιν* refertur quam ad Erechtheum. Eust. ad Il. p. 214. 37. — [3] Od. VII. 80. — [4] Od. III. 278. — [5] Strab. p. 608. — [6] Il. III. 445. — [7] Pausan. Lacon. CXXII. — [8] Eust. ad Il. p. 329. 13. — [9] Strab. p. 612.

Salamis. Salamis, insula modica, Atticae orae seu potius ipsis Athenis obiacens, quondam suum regem, eumque e nobilissima Aeacidarum familia oriundum gloriabatur [1]. Postea Atheniensium imperio paruit. Solonis aetate, lite inter Megarenses et Athenienses orta, propter Salaminem, quam utraque civitas ditioni suae vindicabat, Solon, secundum alios Pisistratus, ad Homerum tanquam divinae auctoritatis arbitrum, provocasse fertur, conatus ex hisce versibus

Αἴας δ' ἐκ Σαλαμῖνος ἄγεν δυοκαίδεκα νῆας,
Στῆσε δ' ἄγων, ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες [2],

probare, Salaminem ab illis inde temporibus cum Atheniensium regno iunctam et regulum istius Atheniensium regis imperio obnoxium fuisse. Megarenses contra ita recitabant:

Αἴας δ' ἐκ Σαλαμῖνος ἄγεν δυοκαίδεκα νῆας,
Ἔκ τ' Αἰγειρούσης, Νισαίης τε, Τριπόδων τε,

quae Megaridis oppida sunt. Sed vicit auctoritas versus a Solone prolati, vel potius plus valuere Atheniensium opes in lite dirimenda, quorum ditioni deinde Salamis subiecta mansit. Enimvero Solonis fides hac in re a multis saepe in dubium vocata est; imo manifesto demonstrarunt critici hunc versum interpolatum esse, et quidem satis pingui Minerva, siquidem ordini, quo secundum poetae narrationem diversa agmina in castris se excipiebant, repugnat [3]. Versus alter, quo Megarenses causam suam tuebantur, suspectus, quod, ut supra iam monui, terra Ionum seu Atheniensium usque ad Peloponnesum aevo Troiano extensa Megaridem totam complexa est. Adde, quod locutio in hoc versu Homerica non videtur esse; in recensendis enim oppidis, e quibus copiae profectae erant, repetito *ἐξ* prorsus non utitur. Perpetua eius formula est: *οἵ θ' Ὑρίην ἐνέμοντο — οἵ τ' ἀμφ' Ἅρμ' ἐνέμοντο — οἵ τ' Ἐλεῶν' εἶχον.* Utrumque igitur versum recte Homero abiudicabis, quemadmodum et Strabo fecit [1].

---

[1] Il. II. 537. — [2] Il. II. 557 … 58. — [3] Strab. p. 601. Il. IV. 327. sqq. XIII. 681. Cf. VIII. 221.

Peloponnesi regna. Peloponnesum Argos, Iasum Argos, et terram Apiam nuncupari Homero putant. Nomina haec ab Argo Phoronei filio, quem toti Peloponneso imperasse dicunt, ab Iaso Argi filio, ab Apide denique itidem Phoronei filio derivant [2]. Sed talibus etymis cave ne nimiam fidem adiungas. Etenim non raro accidit, ut regum nomina, qui nunquam vixerunt, e terrarum, quae ab illis denominatae dicuntur, nominibus fingerentur. Equidem fateor, locum Homeri me non invenisse, ubi Argos tam distincte pro Peloponneso positum inveniretur, ut contra disputari non posset, licet concesserim interdum commode ita explicari posse, in quo Strabo mecum sentit [3]. *Γαίῃ ἀπίῃ* bis legitur ita positum, ut si de terra longinqua explices, aeque bene sensui consulas ac si de Peleponneso accipias [1]; bis vero plane non in Peloponnesum trahi potest [2]. In sex regna tunc peninsula distributa erat, Argos, Mycenas, Lacedaemonem, Arcadiam, Pylum, Elidem, quorum tria priora Achaicae gentis erant.

---

[1] Strab. p. 604. Tamen id mihi persuasum est, post Il. II. 557. aliqua intercidisse. Nimis nudum hoc foret: Aiax e Salamine duodecim naves adduxit; praesertim cum de viro summae fortitudinis sermo sit. [2] Apollod. p. 77. 78. — [3] Strab. p. 570.

Regnum Diomedeum. Eum terrae tractum maxima de parte occupat, quem postea Argolidem appellarunt. Homero neque Argolidis nomen, neque aliud quidpiam, toti regno commune, frequentatur. Clarissima in eo fama sunt Argos, Troezen, Epidaurus, insula Aegina. Pari gloria Tiryns gaudet, quam dum *τειχιόεσσαν* vocat, uni huic voci, (en, quantum poetae artificium!) fabulam quandam intexit. Nempe immensae molis moenibus Tiryns cincta erat, quae tenues mortalium vires superare visa, a Cyclopibus, a rege Proeto e Lycia arcessitis, condita ferebantur [3]. Sequuntur Hermione et Asine ad sinum Hermionicum positae [4]. De Eionis et Masete pagis nihil dici potest; obscura enim eorum fama, situs incertus est.

Regnum Pelopidarum s. Argos [5]. Potentissimum hoc inter Peloponnesi regna est. Ad terras in continente iacentes multae insulae, quantum quidem assequi licet, Homero disertius non declarante [1], plurimae Cycladum accedunt, quarum imperium non parum ad augendam Agamemnonis potestatem, inprimis ad naves illi suppeditandas, quas centum sexaginta solus instruxit [2], contulisse putandum est.

---

[1]) Il. I. 270. III. 49. — [2]) Od. VII. 25. XVI. 18. — [3]) Strab. p. 572. — [4]) Il. II. 560. *βαθὺν κατὰ κόλπον ἐχούσας*. Hic videlicet sinus in altero sinus Argolici latere leniter reflectitur. Strabonis mentem non assequor, Troezenem etiam in sinu Hermionico collocantis p. 567. — [5]) Strabo quidem inter significationes vocis hanc non recenset, quam tamen eam Il. II. 108. habere nemo negabit. Eodem sensu accipies Il. IV. 171. *πολυδίψιον Ἄργος*, si scriptum hoc censeas cum simili cogitatione, atque illud Sophocleum: *πολύφθορον δῶμα Πελοπιδῶν*. De voce *πολυδίψιον* quantus interpretum dissensus sit, videas ap. Strab. p. 569. Eust. ad Il. p. 350. 51.

Mycenae [3], regni limites versus Argos paene tangunt. Urbs olim opulenta [4], regumque nobilium sedes diruta est ab Argivis prioris belli Persici tempore [5]. Corinthus olim reges suos habuerat, quorum clarissimus simul et antiquissimus Sisyphus perhibetur [6]. Eadem Ephyra dicitur; sed hoc nomen vetustius, Homeri aetate iam obsoletum fuisse videtur, quandoquidem, ubi poeta heroum personas loquentes inducit, Ephyram eam dicit [7], ubi ipse loquitur, verbi causa in Catalogo, Corinthum. Cleonae et Orneae haud procul a saltibus Nemeis absunt; Araethyrea aut regionem, quae deinde Phliasia nominata est, aut oppidum, quod Phlius dictum postea, designat. Sicyon ante non ita multum temporis Pelopidarum regno erat addita, ut Adrastus etiam, antequam Argis rex crearetur, eam teneret [8].

Reliquae urbes in littorali tractu iacent, quem hinc Arcadia et Elis, illinc Sinus Corinthiacus in angustum cogunt, quemque universum Homerus Aegialum appellat. Ionum tunc partem in eo habitasse supra observatum est. Hyperesiae situm a nullo veteri geographo accurate definitum habemus. Gonoëssa promontorium a Pellene prominet [1]. Pellene atque Aegium multis saeculis post inter Achaici foederis civitates fuerunt, florueruntque. Helice miserabili interitu innotuit. Fuit ibi celeberrimum quondam Neptuni templum [2], unde huic deo Heliconio cognomen est additum [3]. Huic Aegae vicinae sunt, quas commemorari una cum Helice existimant [4]. Sed ubicunque Aegarum nomen occurrit [5], res de illis narrata aeque bene, imo uno quodam loco [excepto], multo aptius ad Aegas Euboicas refertur [6].

---

[1] Il. II. 107. — [2] Il. II. 576. 610. — [3] Interdum et singulariter formatur nomen: ἡ Μυκήνη. — [4] Il. IX. 46. πολύχρυσος. — [5] Eust. ad Il. p. 219. 41. — [6] Il. VI. 152. 153. — [7] Ibid. 152. 210. — [8] Il. II. 572.

Regnum Tyndaridarum s. Lacedaemon. Lacedaemon aevo Troiano praeter Laconiam, Messeniam etiam complectebatur [7]. Ubi epitheton *κοίλη* iungitur cum Lacedaemone, sensu minus laxo vocabulum illud de Laconia, quae universa montibus ambiebatur aut de parte eius accipiendum est [8]. Quidam falso putarunt, idem regnum Achaici Argeos nomine designari.

---

[1] Eust. ad. Il. p. 220. 46. — [2] Il. VIII. 203. — [3] In Sacrorum ritus ibi peractos, deinde ab Ionum gente in Asiam translatos, trahunt comparationem Homericam. Il. XX. 404. Strab. p. 589. 590. — [4] Il. VIII. 203. Strab. p. 592. — [5] Il. VIII. 203. Od. V. 81. — [6] Il. XIII. 21. — [7] Od. XXI. 13. Cf. Strab. p. 561. — [8] Strabo verba: *κοίλην Λακεδαίμονα κητώεσσαν* Od. IV. 1. de Sparta intelligere iubet. De voce *κητώεσσα*, cuius vera vis vereor, ne sagacissima indagine altius lateat, copiosissime agit p. 564. *κοίλη* semper fere terrarum cognomen est: Coele Elis, Coele Syria. In Il. II. versu 581. neque urbem cogitare licet, quia statim

Spartam seu Lacedaemonem et Amyclas multis describere supervacaneum foret. Utraque subiecta iacet Taygeto, qui inter Messeniam et Laconiam usque in Arcadiam a mari procurrit. Idem Dianae gratissimus fertur [1], id est, venatio in eo erat praestantissima. Augeae, postea Aegiae vocatae, Las, Oetylus, obscura sunt oppidula; Bryseae plane ignorantur. Helos per Helotas, quorum patria ea fuerat, famam sibi peperit. Inde terra versus meridiem procurrit angusto tractu, promontorio Malea [2] famosissimo olim procellis et vorticoso mari terminata. Naves circa illud semper a cursu suo abreptas in Homeri carminibus invenimus. Quod qui potuerit non fieri, cum homines scientia rerum nauticarum destituti semper anxie littus premerent? Iuxta Maleam est Cythera insula [3], cum oppido Scandia [4].

Hactenus terrae proprie Laconicae loca enumeravimus; nunc de Messenia, quam Homerus Messenen nuncupat [5], agemus. Quidam urbem Messenen per Messen indicari existimarunt, cum urbem ita appellatam nusquam invenirent [6]. At Messene tunc nondum condita fuit [7]. Pheris, quae in Catalogo paulum mutato nomine Phara scribuntur [8], Dioclem habitasse scimus [9]. Eaedem sunt

---

sequitur *Φᾶρίν τε ΣΠΑΡΤΗΝ ΤΕ*, neque universum Menelai regnum, cuius dimidia pars plana erat et minime cava. Tertiam igitur aliquam significationem in auxilium recte vocatam senties. — [1] Od. VI. 103. — [2] Interdum ut plurale flectitur. Od. III. 287. — [3] Il. IX. 81. — [4] Il. X. 268. — [5] Od. XXI. 15. — [6] Strab. p. 559...60. — [7] Strab. p. 519. — [8] Pheras et Pharam eandem esse e Strabone p. 519. elicias. Docte et lucide rem exponit *Cellar*. Notit. Orb. ant. T. I. p. 1190. 1200. — [9] *αἱ Φηραί* s. *ἡ Φηρή*. Od. III. 488. Il. V. 543.

ex iis urbibus, quas Agamemnon Achilli donaturum se pollicetur [1]. Has omnes, ut es ipsas Pheras, ad sinum Messeniacum spectasse docemur [2]. De Cardamyles et Aepeae situ constat. De ceteris Enope, Ira, Anthea, Pedaso cum variae proferantur opiniones [3], quarum quae sit praestantior plane diiudicare nequeas, nihil statuere licet.

Pylus [4] seu regnum Pylium. Pylus in latere Peloponnesi ad occasum vergente spatium illud occupat, quod inter Elidem et Messeniam patet; postea vero Eleorum ditionem auxit. Alpheus fluvius mediam fere secat [5]. Caput gentis est Pylus [6], quem postea Triphyliacum appellarunt. Cum Eliacus Pylus, tum Messeniacus, Nestorem sibi vindicarunt, vana cupidine gloriae ad se inde redundaturae, capti; quorum causa cum a iudicibus rei peritis iam dudum prava et inanis pronuntiata sit, inutile tempus tererem repetendis argumentis a Strabone prolatis [7], aut novis excogitandis, quod facillimum foret, cum utrumque Homeri carmen iis scateat. Arenen circa Minyei ostium, fluminis postea Anigri vocati, sitam fuisse, ipse poeta docet [8]. Inde colligitur, Samicum arcem eius quondam fuisse [9]. Thryon seu Thryoëssa Alpheo apposita est. Aepy adeo ignotum oppidum, ut, cum apud

---

[1] Il. IX. 151. — [2] Strab. p. 519. Similiter Homerus describit. Il. IX. 153. — [3] Strab. p. 571 . . . 573. — [4] Tota terra hoc nomine designari videtur. Il. IX. 153. — [5] Il. V. 545. — [6] De sensu ambiguo epitheti ἠμαθόεις, quod Pylo adiungitur, multa Strabo p. 518. 529. — [7] Strab. p. 538 . . . 542. — [8] Il. IX. 721. — [9] Strab. p. 532.

Homerum legatur: *ἐΰκτιτον Αἰπύ*, disceptatum sit, quaenam harum vocum epitheton sit, quaenam nomen? Non multo notiores sunt Amphigenia, Pteleum (Thessalici Ptelei colonia), Helos, Dorium, de cuius situ quanquam nihil statuit Strabo, hoc tamen fere colligere licet, in partibus Messeniae contiguis supra Oechaliam, oppidum Arcadicum, situm fuisse [1]. Cyparisseïs Messeniae iam finibus continetur, quales aetate recentiore fuerunt; tunc illa nondum eo usque extendebatur. Phea seu Pheae in ripa rivi cuiusdam Iardani sunt [2]. Fluvium Celadontem praeterea in eadem regione ponunt interpretes, Homerum secuti [3]. At neque omnino fluvius est circa Pheas praeter Iardanum, neque Celadon is, cuius Strabo meminit, huc pertinere potest. Quo utroque nomine igitur vel eundem fluvium notari, vel vocabulum *κελάδων* epitheti vice fungi crediderim [4]. Strabo Chalcidem rivum et iuxta illum fontes quosdam Crunos in littore Pylio laudat, ut ab Homero commemoratos. In nostris carminum Homericorum exemplaribus haecce nomina non leguntur. Sed Strabo plenius hic exemplar ad manus habuit, e quo Od. XV. post v. 294. hunc profert:

---

[1] Quod interest ad intelligendum locum Homericum. Il. II. 591. sqq. — [2] Il. VII. 135. Eaedem commemorantur Od. XV. 297. ubi vulgo legitur: *Ἡ δὲ Φηρὰς ἐπέβαλλεν.* Perperam; quandoquidem nullae Pherae sunt in tota ora quam Telemachi navis legit. Strabo (p. 539.) genuinam lectionem nobis servavit *ἡ δὲ Φεὰς ἐπέβαλλεν.* — [3] Il. VIII. 133. — [4] Idem suspicatus est *Palmerius* ad Strab. p. 528. In Celadonte isto jam Graecos interpretes haesisse, inde colligas, quod lectionem mutare conati sunt: *ὡς ὅτ' ἐπ' ὠκυρόῳ Ἀκίδοντι μάχοντο — Χαᾶς πὰρ τείχεσσιν.* Chaa Lepreaticum est oppidum. V. Strab. p. 535.

βὰν δὲ παρὰ Κρουνοὺς καὶ Χαλκίδα καλλιρέεθρον [1].
post hunc demum addito illo:

δύσετό δ' ἠέλιος, σκιόωντό τε πᾶσαι ἀγυιαί,
qui nunc versum ducentesimum nonagesimum quartum proxime excipit. Dignus sane hic versus, qui in textum recipiatur, utpote qui ab erudito quodam et antiquo iudice pro genuino habitus, novam insuper loco elegantiam gignat, eam nempe, ut iter Telemachi ita sensim procedens magis ad veram rerum naturam descriptum nobis videatur.

Arcades. Arcades ex antiqua Pelasgorum stirpe, nunquam e saltibus suis montibusque expulsi, diutissime prisca gentis instituta servarunt. Pecoris pascendi cura occupati, sero in urbes coierunt. Igitur caveamus necesse est, ne loca ab Homero commemorata urbes esse opinemur; pagos potius, valles camposve in quibus casae sparsim conditae conspiciebantur, cogitare debemus.

Arcadia regio quaedam sub monte Cyllene circa Aepyti herois tumulum fuisse videtur [2], unde nomen deinde in terram gentemque fluxit, sicuti ab alio eiusmodi loco Parrhasia quondam dicta fuerat [3]. E montibus quos habet, Cyllene Mercurio [4], Erymanthus Dianae [5] gratissimus fingitur. Mantineae nomen clarissimum in

---

[1] Strab. p. 539. — [2] Il. II. 603...4. *Οἳ δ' ἔχον Ἀρκαδίην, ὑπὸ Κυλλήνης ὄρος αἰπύ, Αἰπύτιον παρὰ τύμβον, ἵν' ἀνέρες ἀγχιμαχηταί.* Versus sunt ambigui. Possis quoque vertere sed paulo duriore constructione: qui Arcadiam tenebant, primum ii, qui sub monte Cyllene circa Aepyti tumulum habitabant etc. — [3] Eust. ad Il. p. 227. 13. — [4] Od. XXIV. 1. — [5] Od. VI. 103.

Arcadia est. Praeterea sunt loca satis nota Pheneus, Orchomenus [1], Tegea, Stymphalus, Parrhasia. Ripes, Stratiae, Enispes Strabonis aetate ita vestigia omnia perierant, ut ille tum se inventurum ea desperaret, tum, etiamsi invenisset, loca deserta visurum se fuisse affirmaret. Prope Messeniae fines (quare etiam a quibusdam ad hanc refertur) urbs quaedam Oechalia dicta, obscurior duabus aliis Oechaliis, sita erat, unde patriam petens Thamyris, cum ad Dorium pervenisset, acerba ibi fata perpessus est [2].

ELEI [3] SEU EPEI. Prius nomen a terra, quam tenebant, Elide, alterum a rege quodam traxerant. In quatuor partes distributi, totidem regulis parebant, qui omnes inter se cognati eodem gentis auctore gloriabantur [4]. Quam unusquisque partem sub ditione sua habuerit, non declaratur ab Homero, totam gentem universe percensente [5].

Buprasium oppidum erat seu pagus, in quo unus e regulis habitabat [6]. Elidis nomen Buprasio in Catalogo postpositum, vel de tota Epeorum terra valet [1], ea figura, poetis usitata, qua toto aliquo laudato pars simul apponitur, vel sensu arctiore est sumtum, notatque forsan campum quendam aut vicos dispersos, quibus in unum contractis postea Elis urbs condebatur. Reliquis quatuor locis laudatis, Hyrmine, Myrsino, Petra Olenia, Alisio, quodammodo fines Elidis definiit poeta. Petra Olenia, montitum iugum ad Aegiali fines porrigitur, circa quod Caucones olim habitasse dicuntur [2]. Gens haec Arcadica, vitae vagae studio capta, in Pylo etiam, qua ad Messeniam vergit, et pluribus aliis locis consederat. Alisium interdum etiam, quia in tractu montoso est, Alesii Colone dicitur [3]. Cyllene oppidum ideo commemorandum, quod inde duci cuidam Epeorum Cyllenio cognomen additur [4]. Ephyra, prope fluvium Selleentem, aliquanto clarior fuit. Urbes plures hoc nomine fuisse, nota res est; inter quas duae Selleentem quendam habuere [5]. Harum alteram, vicum obscurum prope Sicyonem, cum omnes consentiant, nusquam ab Homero commemorari, efficitur inde; ubicunque Selleïs addatur, hanc Ephyram dici [6].

---

[1] Hic Orchomenus tibi forsan in mentem veniet. Od. XI. 458. quoniam cum Pylo et Sparta ibi iungitur. Eustathius vero (ad Od. p. 448. 6.) aliis de causis Minyeium potius cogitare iubet. — [2] Il. II. 594. sqq. Fuit alia Thessaliae Oechalia alia Euboeae, quarum neutra huc pertinet. Quomodo enim Thamyris, qui circa montem Athonem habitabat (Eust. ad Il. p. 276. 17.), si aut e Thessalia aut ex Euboea domum redeundum ille fuisset, per Dorium iter facere potuisset? — [3] Il. XI. 670. — [4] Eust. ad Il. p. 229. 31. — [5] Strabo, illata in Homeri descriptionem divisione hac, quae ei vere non inest, argutiis se implicat p. 523 . . . 24. — [6] Il. XXIII. 630 . . . 31.

---

[1]) Fuerunt qui negarent, vocabulum hoc ita usurpari. Sed exstant loca, Od. XV. 297. Il. II. 626. in quibus aperte haec vis ei inest. — [2]) Od. III. 366. Homerum hoc loco Caucones circa Elidem in animo habuisse, acute demonstravit Strabo, cum alii Caucones Pylios maluissent. p. 526. 531 ... 32. — [3]) Il. IX. 756. (cf. Strab. p. 525.) Ibidem Pylii, Epeis fugientibus instantes, ad Buprasium, Petram Oleniam, et Alesium pervenisse narrantur. Ordo locorum perversus est, si quo itinere progressi sint, poetam declarasse putes. At ille hoc tantum significare voluit indefinitius, Pylios alte in Epeorum terram penetrasse. — [4]) Il. XV. 518. Strab. p. 520. — [5]) Strab. p. 521. — [6]) Il. II. 659. XV. 531. Apollodorus fallitur,

Dulichium cum Echinadibus seu Echinis[1]. In insulas has Epeorum colonia a Phyleo, Augiae filio, erat deducta[2]. Quamnam insulam Homerus Dulichium dixerit, ab antiquis historicis saepius disputatum est. Alii Dulichium eandem cum insula Cephallenia, alii cum Tapho putarunt; alii partem terrae Cephallenum, alii denique urbem aliquam Cephalleniae, Pales esse existimarunt, quae omnia Strabo Homericae descriptioni repugnare recte pronuntiat[3]. At vereor ne Strabonis sententia, qui Echinadum unam facit, ab illa aeque abhorreat[4]. Insulae hae Acheloi ostio obiectae, adeoque ab ipso flumine ag-

---

cum appositis vocibus *τηλόθεν* et *ποταμοῦ ἀπό Σελλήεντος* Ephyram Thesproticam distingui putat. (ap. Strab. p. 522.) Nusquam *τηλόθεν* cum Ephyrae nomine iunctum invenitur. Deinde per Selleentem urbs Thesprotica distingui non potuit, quia alius Selleis in Elide erat. Denique, quod iam Demetrius Scepsius Apollodoro obiecit, ne fuit quidem Selleis in Thesprotia. Strab. p. 522. In re adeo confusa, ut videamus, quatenus in liquidum adduci possit, singula loca excutere operae pretium erit. — Il. II. 659. Apollodorus Astyoches hic memoratae patrem Thesprotorum regem facit. (Bibl. p. 155.), sed huic non multum fidei in eiusmodi rebus habendum videtur, quippe qui Nestorem quoque Messenium fingit. (Bibl. p. 16.) Strabo contra monet p. 54. — Il. XV. 530 . . . 31. Phyleus ex Elide oriundus, loricam hic laudatam inde in Dulichium secum tulerat. Eandem Ephyram famosam propter venenorum copiam fuisse, verisimile fit, si conferas Od. II. 328. cum Il. XI. 738 . . . 40. ubi regis Eleorum Augiae filia, tanquam veneficiorum peritissima, celebratur. — An huc referri debeat Od. I. 259. quod Strabo facit, infra dispiciemus in Thesprotiae descriptione. — [1]) Il. II. 625. — [2]) Il. II. 628. XIII. 691. — [3]) Strab. p. 699. 700. Quin cuidam in mentem venit, omnes insulas Oxeas sub Dulichii nomine comprehendi. Eust. ad Il. p. 231. 27. — [4]) Strab. p. 703.

gestae, simul cum Oxeïs (*Θοάς* Homerus vocat [1]) uni regulo belli Troiani aetate parebant. Quomodo vero harum exiguitas exercitum, Ulyssis copias numero ter superantem, suppeditare [2], quomodo solum Dulichium tot paene iuvenes nobiles alere potuisset, qui Helenam procarentur, quot e ceteris, Ithaca, Same, Zacyntho, si numerum iungas, Ulyssis domum convenerunt [3]? Alia difficultas ex hac descriptione situs Ithacae suboritur:

> *ἀμφὶ δὲ* (scil. *αὐτὴν*) *νῆσοι*
> *πολλαὶ ναιετάουσι* — —
> *Δουλίχιόν τε, Σάμη τε, καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.*
> *αὐτὴ δὲ* (scil. *Ἰθάκη*) *χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν*
> *ἁλὶ κεῖται*
> *πρὸς ζόφον, αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε* [4].

Ithaca non *χθαμαλὴ* dicitur, quasi *ταπεινή*, quippe quam saxosam et altam esse scimus, sed necesse est ut vertas: Ithaca proxime terram continentem supra illas iacet, ad plagam septentrionalem spectans, illae remotius in occidentem meridiemve. Si tamen Dulichium ex Echinadibus est, multo propius continentem tangit, quam ipsa Ithaca. Hactenus de his, quae eo tantum tendunt, ut omnes opiniones huc usque prolatas Homero non convenire demonstrem. Coniecturas enim quaslibet donec forte aliunde lux rei affundatur, vagas omnino esse et incertas necesse est.

---

[1] Od. XV. 298. — [2] Il. II. 630. 637. — [3] Od. XVI. 247. — [4] Od. IX. 22. sqq. Strabo exponit locum p. 697.

CEPHALLENES. **Gens Achaica fuisse videtur; certe Ithacae incolae saepius Achaeorum nomine insigniuntur [1]. Cephallenum regnum ex insulis Ithaca, Same, Zacyntho et parte terrae continentis, oppositae illis, constabat.**

Ithacae naturam situmque accuratissime ex ipso poeta cognosces [2]. Urbem unam tantum habebat eodem nomine; quam ad fretum Ithacam et Samen disiungens spectasse putaverim, sed supra Asteridem positam, quia hanc praetervehi debebat, quicumque a Peloponneso Ithacam urbem peteret [3]. Altera de parte extremae insulae versus septentrionem non nimis admovere eam licet, cum satis magnum intervallum inter Eumaei domicilium, quod ibi erat, et urbem saepius significetur [4]. Prope urbem ita, ut inde conspici posset, portus erat [5]. Diversus ab hoc fuisse videtur portus Neïo monti subiectus, cui Rithro erat nomen [6]. Neïus pars est aliqua Neriti [7], cuius iugo insula tota dividitur. Insulae littus, qua maxime ad septentrionem vergit, in alium portum Phorcyni dicatum, curvatur [8]; neque procul inde Coracis Saxum abest cum fonte Arethusa [9].

In freto Ithacae et Sames insula parvula Asteris eminet, cuius geminos portus Homerus laudat [10], Strabo ne idoneam quidem eam esse ad subsistendum ibi in anchoris, testatur [1]. Si ergo Homeri descriptio unquam loci naturae accommodata fuit, hanc valde mutatam esse aliquando oportet. Same seu Samus, quae postea Cephallenia dicta, et Zacynthus insulae sunt notissimae. Urbis in illa, Sames seu Sami itidem vocatae, Strabonis aetate nihil nisi ruinae cernebantur [2]. Acarnania, tunc nondum ullo proprio nomine insignita, Homero *ἤπειρος* est et *τὰ ἀντιπέραια*; unde Leucadia, quae tunc nondum insula facta erat, *ἀκτὴ ἠπείροιο* dicitur [3]. Acten hanc Laërtes Cephallenum ditioni primus adiecisse videtur; certe principem eius urbem Nericum expugnavit [4]. Praeterea in ea ponit Strabo Crocylea et Aegilipem [5]. Aegilipem tamen alii pro epitheto nomini Trecheae oppidi apposito habendum existimarunt [6].

---

[1] Od. II. 87. XX. 277. — [2] Od. IX. 21. sqq. XIII. 242. — [3] Il. IV. 812. — [4] Od. XVII. 25. 190. 191. — [5] Od. XVI. 357. — [6] Od. I. 186. — [7] Eust. ad Il. p. 45. 27. — [8] Od. XIII. 96. Dubitare possis portus, quem Telemachus subiit, fueritne in extremis insulae partibus versus meridiem, an versus septentrionem, nisi navis a Telemacho in urbem praemissa, necessario in procos insidiantes incidisset, si a meridie adnavigasset. — [9] Od. XIII. 408 — [10] Od. IV. 846.

Aetoli seu Aetolii. Aetolorum nomen etiam Curetes comprehendit. De Curetibus quandoquidem multa et varia disputata sunt [7], nimium singulis his refutandis aut comprobandis immorarer. Verissima mihi sedulo rem perpendenti haec visa sunt. Fuerunt illi antiquissimi Aetoliae incolae. Ab Aetolo ex Elide illuc profecto subacti et in Pleuronem compulsi sunt. Longo tempore post propter rixam in venatione ortam Curetes ducibus Thestiadis, qui eiusdem stirpis erant cum Porthaonidis, Aetolorum regibus Calydone habitantibus Aetolis bellum intulerunt. Denuo ab Aetolis Meleagri virtute subacta gens semper his subiecta mansit, adeoque ipsum eius nomen interiit.

---

[1] Strab. p. 103. — [2] Strab. p. 698. — [3] *Ἀκτὴ* apud Homerum interdum peninsulam notat. Od. VIII. 234. — [4] Od. XXIV. 376. — [5] Strab. p. 693. Il. II. 633. *καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν.* — [6] Eust. ad. Il. p. 322 ... 33. Stephanus utramque Ithacae regionem esse scribit, quod ordini locorum in Catalogo servato magis est consentaneum. — [7] V. Il. IX. 525. sqq. Strab. p. 710. sqq. Eust. ad Il. 679. 21. 680. 10. Apollod. p. 30. sqq.

Aetoliam totam ab occasu solis praeterfluit finesque eius constituit Achelous, inter Graecorum amnes magnitudine ita eminens ut ab Achille maiorum fluminum plerumque ignaro Oceano quoad magnitudinem non multum posthabeatur [1]. Oppida sunt Calydon, Pleuron, diversa a Pleurone nova, Olenus, Pylene, cuis vix ulla vestigia Strabonis aetate exstabant, Chalcis in littore sub monte Chalcide posita [2].

Creta seu Cretae [3]. Insula haec nobilissima a variis diversaeque originis populis quondam tenebatur [4]. Eteocretenses seu veri et indigenae Cretenses et Cydones, qui in tractu occidentali circa flumen Iardanum habitabant, fortasse ne cognatae quidem stirpis cum Graecis erant. Etenim incolae Cretae traduntur variis tunc plane linguis usi esse [5], qui si omnes Graecae aut Pelasgicae originis fuissent, nullo modo hoc accidere potuisset.

---

[1] Il. XXI. 191. —

[2] Alius quidam mons Chalcis s. Chalcia ab Artemidoro (apud Strabonem p. 705.) huc advocatus, cum descriptione Homerica non congruit Il. II. 640. *Χαλκίδα τ' ἀγχίαλον.* —

[3] Od. XIV. 199. *Ἐκ μὲν Κρητάων . . . εὐρειάων* —

[4] Od. III. 292. —

[5] Od. XIX. 172.

Primos igitur Cretae hos incolas ex Asia in eam venisse crediderim, posteriores colonos eos exstitisse, qui ab altero latere e Graecia in insulam immigrarent. E quibus Achaei ab extrema Peloponneso quam tenebant brevi itinere transvecti videntur, Pelasgi duce Cercapho e Phthiotide venerunt [1], Dorienses ex Estiaeotide, quam, antequam ad Parnassum consedissent, tenuerant, profectos esse oportet. Non tamen repugnem si quis totum hunc versum

Δωριέες τε τριχάϊκες [2], *δῖοί τε Πελασγοί* [3],

pro additamento Rhapsodi, in animum non inducentis, coloniam illam clarissimam duce Althaemene duobus saeculis post Troiae excidium in Cretam esse deductam, expungere malit. Neque enim talem coloniam Doriensium ante bellum Troianum memoriae traditam memini, nec apud Homerum Dores usquam praeterea memorantur.

Homerus multus est in celebranda huius insulae praestantia, quam aliquando *ἑκατόμπολιν* vocat [4], alio loco ait, nonaginta urbes ei inesse [5]. Rationem numeri diversi ex historiis de urbibus decem aut post Idomenei reditum eversis, aut ante Homeri aetatem conditis, petunt [6]. Mihi discrimen in eo positum videtur, quod epitheti elegantia numerum rotundum poscebat, cum vero poeta rem copiosius efferret, numerum accuratius definire ipsi licebat.

---

[1]) Eust. ad Il. p. 690. 30. — [2]) Od. XIX. 177. — [3]) De hoc epitheto Strab. p. 729. Eust. ad Od. p. 690. 23. — [4]) Il. II. 649. — [5]) Od. XIX. 174. — [6]) Strab. p. 735.

Cnossus urbium Cretae et olim princeps fuit et diu mansit. Aeque clara fama sunt Gortyn et Lyctus. Circa Gortynem Rhytium iacet, ignotum oppidum. Mileti, Lycasti, Phaesti Strabo ruinas tantum vidit[1]. Phaesto etiam promontorio agri Gortynii nomen erat[2]. Ibi Scopulus quidam (Maleum dici eum Eustathius scribit) undarum violentiam repellens tutum portum efficit[3]. Amnisus oppidum cum portu est iuxta Cnossum[4].

Rhodus. Rhodum, antea a barbaris cultam, primum duce Tlepolemo Graeci e gente Achaica occuparunt. Tlepolemus tria oppida, Lindum, Ialysum, Camirum, utrum condiderit ipse, an colonos tantum per ea distribuerit, disceptatur[5]. Homeri narratio in utramque partem accipi potest[6].

Syme. Insula exigua, Cariae orae obiecta, nulla re memoranda fit, nisi quod proprium regulum habuit, tenuissimarum inter omnes Graecorum principes opum, et quod omnium terrarum ad Graecos istis temporibus pertinentium, haec proxime ad Asiam accedit.

Carpathus[7] et insulae cum ea iunctae. Regi uni parebant Carpathus, Casus, Nisyrus, Cos et insulae Calydnae, quarum Casus Carpatho adiacet, ceterae Asiae oram propius tangunt. Per Calydnas quidam Sporades designari putarunt, ab una earum Calymna s. Calydna ita appellatas. Alii duas Calydnas fecerunt, Calymnam et Lerum [1]. Demetrius Scepsius vacabulum *νήσους* ad ea, quae prius laudata erant insularum nomina referre iubet [2], ita ut Calydnae unicae sint, nomen earum, ut plura urbium nomina, pluraliter formetur; quae tamen nimis dura verborum structura foret.

---

[1]) Strab. p. 734. — [2]) Od. III. 296. Eust. ad Od. p. 129. 40. — [3]) Od. III. 293. sqq. Eust. l. c. 44. — [4]) Od. XIX. 188. — [5]) Strab. p. 966. — [6]) Il. II. 637. — [7]) Metri causa Crapathus scribitur.

Reliquae insulae graecae. Commodissimum existimavi, antequam in Thessaliam pergerem, interponere quaedam de ceteris insulis, per mare Aegeum sparsis, quae, licet in Catalogo Homerus eas non laudaverit, neque quo pertineant, accuratius definierit, tamen Graecorum fuisse videntur. De illis, quas Asiae Thraciaeve incolae tenebant, post agetur.

In insula Dia Ariadne Theseum comitata fatum obiit [3]. Docemur priscum hoc Naxo nomen fuisse [4]. At forsan, ut in cetera huius fabulae narratione Homerus a serioribus poetis discrepat, etiam loco diverso eam ponit, et Diam illam Cretae proxime oppositam in animo habet. Inde evenire potuit, ut interpretes, qui Naxum fabulae sedem vulgo haberi scirent, concluderent, illam olim Diam esse appellatam. Myconum ipsam Homerus non commemoravit, sed Scopulus Gyraeus [5], cui allisa Aiacis navis mersa est, iuxta illam e mari exstabat. Delum quondam, ut plura alia loca Dianae consecrata, Ortygiam dictam [1] templum Apollinis iam Homeri aevo nobilitaverat [2]. Syrum, Delo proxime appositam insulam, his versibus describi putant:

---

[1] Strab. p. 749. — [2] Apud Strab. l. c. Il. II. 676. 77. *Οἳ δ' ἄρα Νίσυρόν τ' εἶχον, Κράπαθόν τε, Κάσον τε, καὶ Κῶν, Εὐρυπύλοιο πόλιν, νήσους τε Καλύδνας.* — [3] Od. XI. 324. — [4] Eust. ad Od. p. 440. 21. Schol. ad Apoll. Rhod. IV. 435. — [5] *πέτρα Γυραὶ* s. *πέτρῃ Γυραίῃ.* Od. IV. 500. 507.

Νῆσός τις Συρίη κικλήσκεται, εἴ που ἀκούεις,
Ὀρτυγίης καθύπερθεν, ὅθι τροπαὶ ἠελίοιο [3].

Locus est inter impeditissimos, quique criticis interpretibusque non mediocria facesseret negotia. In eo omnes consentiunt Ortygiam hic Delum dici. *Τὸ καθύπερθε* varie explicarunt Bochartus, Dacieria, Popius. At situs Syri, quam Delo ab Occidente esse constat, unam tantum explicandi rationem reliquam facit. Eumaeo quidem in Ithaca versanti proprie Ortygia super Syriam posita dicenda fuisset; sed poeta, ut saepius, a persona, quam loquentem induxerat, ut sermo profectus videri posset, non curans, Syriam recte descripsit, si, ut ipse, ab Asiae ora res contempleris, perperam vero si ad Ithacam animo te convertas [4]. Porro, quod ad alterum illud, *ὅθι τροπαὶ ἠελίοιο* attinet, Perraultii opinio, qui Homerum sub circulo Tropico crassa ignorantia Syrum posuisse putat, ne digna quidem est, quam refutemus. Melius rei satis facere primo intuitu opinaberis, quod a quibusdam traditur, antrum in Syro fuisse solis sacrum, quo solstitiorum tempus per singulos annos notatum sit [1]; simulatque autem propius inspexeris, ipsis Homeri verbis obscurius invenies. Phoenices mercaturae causa in insula saepe hiemantes, invento aliquo [2] usos esse, ne ipsos certa anni tempora fugerent, affirmarunt alii, maxime eo in hanc sententiam adducti, quod quadrans astronomicus multis saeculis post a Pherecyde, seu libris Phoenicum ibi inventis, edocto seu exemplum ab iisdem relictum imitato in eadem insula positus erat. Ingeniosissime coniicit Woodius, incolas Asiae, qui mare Aegeum prospectarent, cum observassent, solem occidentem per tempus aliquod magis magisque ad meridiem vergere, deinde, simulac pone insulam quandam (haec autem in Chio habitanti Syrus est) cecidisset, reverti solere, conversiones solis ibi posuisse [3]. Simpliciore ratione rem expedire conatur Eustathius [4], voces has ita vertendo: *versus occasum solis*, advocata huc formula illa Homerica: *ἀπ' οὐρανόθεν προτράπηται* scil. *ὁ ἥλιος* [5].

---

[1]) Fuit prope Syracusas Ortygia insula quondam, deinde peninsula. Fuit Ortygia nemus iuxta Ephesum, ubi etiam natam Dianam gloriabantur. Strab. p. 947 . . . 48. Ex ipso Homero non patet, in quanam Ortygia Orion sit interfectus. Od. V. 123. Apollodorus (p. 14.) Deli hoc factum esse docet. — [2]) Od. VI. 162. — [3]) Od. XV. 402. 403. — [4]) Praeclare hac de re Wood. p. 10. sqq.

In una alterave harum sententiarum acquiescerem, nisi de hac Syro sermonem esse non posse e reliqua narratione animadverterem. Quî enim Phoenices a Syro domum profecti, post septem dierum prosperam navigationem, qua iam domum pervenissent, isti tempestate in Ithacam abripi potuissent? Ut incredibiles errores, quibus opus fuisset, taceam, plane contra rerum naturam navem circa Maleam versus occidentem abreptam esse oporteret, unde semper procellarum vi naves versus Cretam et Aegyptum retro auferebantur. Adde quod insula Syros cum ceteris Cycladibus Agamemnoni paruisse putanda est. Aut si regem suum habuit, quomodo accidit, ut ille in exercitu Graecorum non adesset? Porro descriptio Syriae [1], quae omnis, ut ita dicam, miracula olet, cum terra remota a Graecia magis convenit; in quam etiam poeta initio narrationis deducere nos velle videtur:

---

[1] Eust. ad Od. p. 583. 28. — [2] Si *Dacieriam* audiamus, quadrante. *Blackwall* quomodo eadem res minore artificio in antro fieri potuerit, docet. Enquiry into the life and writings of Homer p. 281. sqq. [3] On the original genius of Homer p. 10. sqq. Hac tamen ratione ad unum tantum locum haec descriptio accommodata fuisset. Quicunque in Asiae ora sub alia latitudine habitabant, intelligere eam non poterant. — [4] Eust. ad Od. p. 583. 26. — [5] Od. XII. 381.

νῆσός τις Συρίη κικλήσκεται, εἴ που ἀκούεις —

Num igitur Ortygia Siciliae cogitanda? Fortasse, (nam demonstrare illud non habeo), locus ille in mare porrectus, in quo postea Syracusae conditae sunt, Syria olim vocabatur. Est saltem cognatio aliqua nominum. *Τὸ 'ὅθι τροπαὶ ἠελίοιο'* doctiores iudicent, an non absurde ita explicetur. Homines prisci, solem cursu diurno peracto, per portam aliquam [2] ad Oceanum occidentalem positam, e conspectu hominum abire, inde per Oceanum septentrionalem ad loca, unde oriri ipsis videbatur, revehi putabant. Extremas igitur versus occidentem terrarum partes, quas haud procul a Sicilia abesse opinabantur, loca conversionum solis appellare poterant. In Scyro insula Achillis filius natus et educatus [3].

---

[1] Od. XV. 402 . . . 413. — [2] Od. XXIV. 12. — [3] Il. XIX.

Pelasgicum Argos [1]. Hoc Thessaliae nomen priscum, a Pelasgis e Peloponneso profugis, ut videtur, illi inditum est. Decem reges tunc eam tenebant, per singulas quorum ditiones nobis eundum est.

Regnum Pelei. Populus semper fere Myrmidonum nomine insignitur. Eosdem tamen Hellenes et Achaeos vocatos legimus [2]. Achaeorum nempe soboles aliqua mixta ibi cum Myrmidonibus, gente Pelasgica, habitasse videtur. Hellenes autem sicut hi adhuc soli erant, ita terrae eorum, aut urbi cuidam praecipuae, proprium nomen erat Helladi. Alterum nomen terrae, si modo revera Hellas vocata est, quod equidem certo affirmare non ausim [3], Phthia fuit [4].

Flumina memorantur Sperchius atque Enipeus, quorum priorem ex amnibus popularibus maxime in honore habet Achilles, eique cognatus fingitur [5], Enipeus ob amoenitatem celebratur [6]. Quae Homerus de Tyrus erga

---

326. Od. XI. 508. Scyrum ab Achille expugnatam, Enyei urbem; Il. IX. 664. sunt qui satis probabili ratione Ciliciae Troianae oppidum faciant, quia Lycomedem Achillis socerum et amicum insulae Scyro praefuisse constet. (Eust. ad Il. p. 694. 38.) Nisi potius credere velis, Achillem insulae ante bellum Troianum expugnatae, Lycomedem, cuius filiae amore tenebatur, praefecisse. Nam fabula de Achille apud Lycomedem delitescente, ne belli muneribus fungeretur, non est Homerica. Eust. l. c. 35. — [1]) Il. II. 681. Strab. p. 568. — [2]) Il. II. 684. — [3]) Commode tamen de terra accipies, quotiescunque occurrit formula: *καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος* et aliis locis passim. Cur Il. IX. 474. potius terram quam urbem dici existimem, statim exponam. — [4]) Il. I. 155. IX. 480. — [5]) Il. XVI. 173. seqq. XXIII. 142. — [6]) Od. XI. 237 . . . 38.

Enipeum amore et de Neptuni fraude fabulatur [1], ad hunc Enipeum refero, Strabone quidem vetante, et a Salmoneo, Tyrus patre, quia urbs Pyli Salmone condita sit, ad Pyli Enipeum rem traducente [2]. At scimus Salmoneum, priusquam in Pylum deveniret, in Thessalia vixisse [3], unde et Neleus, Tyrus filius, in Peloponnesum migravit, cum Nelei fratres, Aeson et Pelias, in patria manerent.

Urbs Phthia aliquando regia Pelei sedes [4], eodem, quo Hellas fato afflicta est. Utrumque oppidum olim eversum vix ulla vestigia sui reliquit. De Phthiae situ omnino Strabo tacet; Helladem e Pharsaliorum et Melitaeensium testimoniis inter se comparatis colligo circa Militaeam, in finibus itaque regni fere, versus occidentem fuisse [5]. E ceteris oppidis, Alo, Alope, Trachine, Trachin locum occupabat, iuxta quem postea Heraclea Trachinia exstructa est. Alos et Alope, cum et Locris eiusdem nominis oppida habeat, haec nonnulli minus necessario huc advocarunt, quando quidem constat eadem inveniri in Phthiotide.

PHOENICIS REGNUM. Extrema Phthiae secundum Homerum Dolopes accolebant [6]. Dolopiae limitem a septentrione Pindus constituit [7], ab occasu Myrmidonum terra, quorum regibus et Dolopes paruerant, antequam Phoenici, iuveni regio, propter discordias cum patre apud Peleum exulante, ab eodem regium in illos ius permissum esset [1]. Oppida Dolopum non memorantur.

---

[1] Od. XI. 237. sqq. — [2] Strab. p. 546. — [3] Apollod. p. 44. — [4] Il. IX. 253. — [5] Disceptatum est, Hellas et Phthia sintne *ὁμώνυμα* an diversa notent? Strab. p. 659. Lis facile dirimi potest. Utraque vox ubi de urbe usurpatur, ab altera differt, ubi de terra, ad idem redit. — [6] Il. IX. 480. — [7] Strab. p. 663.

Protesilai regnum. Copiae Protesilai Phthii dicebantur [2]. Eiusdem ditio inter sinum Pagasiticum et Pelei regnum modico ambitu porrigebatur. Phylace, sedes regum, nobilis facta est Iphiclo, Protesilai proavo, eiusque bovibus [3]. Reliqua oppida, initio ab extremis regni oris facto, hoc ordine se excipiunt: Antron, Pteleum, Pyrasus, Iton. Pyrasus luco et fano Cereris extra portas eius posito *ornatum erat* [4].

Eumeli regnum. Huic, quae paruit, gens, proprio quodam nomine non distinguitur. Terrae, quae postea Magnesia appellata est, maxima de parte ille praeerat. Magnetum vero alia tunc sedes erat. Pherae haud procul a Luca Boebeïde, cui ab oppidulo Boebe nomen fuerat impositum, absunt [5], et principem locum tenent [6]. Glaphyrae plane obscurae sunt. Iolcum, qui antea suum habuerat regulum, Admetus connubio Alcestidis, filiae regis Peliae, ditioni suae adiunxit [7].

Philoctetis regnum. Etiam in Philoctetis populum Phthiorum nomen patet [8]. Fines terrae angusti sunt, oppida exigua et ignota. Unius tantum, Meliboeae, situs certo definiri potest. Praeterea memorantur Methone, Thaumacia, Olizon.

---

[1]) Il. IX. 479 . . . 80. — [2]) Il. XIII. 693. Cf. Il. 704. — [3]) Od. XI. 289. — [4]) Il. II. 696. Cf. Strabo p. 665. — [5]) Il. II. 711. — [6]) Od. IV. 799. — [7]) Il. II. 715. Cf. Od. XI. 255. — [8]) Il. XIII. 693. Cf. Il. II. 727.

ASCLEPIADUM REGNUM. Interiora Thessaliae iam nobis adeunda sunt. Asclepiadum regnum, Pindo conterminum, medio Peneo secatur. Urbes continet Triccam, Ithomen, Oechaliam. Tricca inclyta fuit Aesculapii templo admodum vetusto [1]. Inde intelligitur, hoc regni caput fuisse. De Oechaliis Euboeae et Thessaliae iam monuimus. Quamvis et haec regem Eurytum iactet, gloriamque certaminis cum Hercule ambitiose affectet, tamen hanc, si qua est, potius Euboïcae esse tribuendam supra ostendimus [2].

EURYPYLI REGNUM. Hoc, quantum equidem e finibus, quibus cetera regna circumscribebantur, tum e situ Ormenii colligo, tractu illo angusto, qui sinum Pagasiticum efficit, continebatur [3]. Ormenium, principem urbem,

---

[1] Strab. p. 668. — [2] Confiteor, Eurytos tres casu quodam singulari et quasi ex industria ita comparato, ut interpretes male habeat, per tres Oechalias distributos, mihi valde suspectos fieri. Certe unius tantum Euryti res gestas traditas nobis invenio. Hic est, de quo Homerus Od. VIII. 224. XXI. 14. 22. sqq. Neque video quomodo Eurytus in hac Oechalia, Asclepiadum oppido, regnare potuerit. Utrumque igitur illud hemistichium Il. II. 596. — *παρ' Εὐρύτου Οἰχαλιῆος* et Il. II. 730. — *πόλιν Εὐρύτου Οἰχαλιῆος*, aut per inscitiam Rhapsodorum, qui diversas Oechalias confunderent, aut per urbium ambitionem falso insertum crederim. — [3] Aliquantum obscuritatis hic inde nascitur, quod poeta, in interiora Thessaliae iam progressus, subito in has regiones descriptione sua re-

Ormenus avus Eurypyli et Phoenicis, cuius quidem haec est patria, sagaci Demetrii Scepsii iudicio [1] condidisse fertur [2]. Inter loca, e quibus Eurypyli copiae convenerant, laudatur fons Hyperea, id est vicus ad fontem conditus. Nomen Hypereae multis fontibus commune; quaenam haec Hyperea fuerit, nusquam traditum inveni. Certe a Strabone allata illa in Pheraeorum urbe, aliena ab hac est. Titanus est mons, seu oppidum in eo positum, cuius cum nomen, tum epitheton (*λευκὸς*) a multa calce aperte petita sunt. Titanus cum Asterio circa Arnen Thessalicam sita fuerunt, de cuius ipsius situ nondum satis constat.

Polypoetis regnum. Polypoetes Lapithis imperabat, genti bellicosissimae. Terram Perrhaebi tenuerunt, antequam a Lapithis cum ultra Pindum, tum versus

---

silit. Non multum abest, quin suspiscer ad antiquum et verum ordinem restituendum, enumerationem copiarum Eurypyli anteponi debere versui qui nunc est septingentesimus vigesimus nonus. Quo facto cuncta serie nunquam interrupta procedent. — [1]) Idem Il. IX. 447. ubi legitur: *λίπον Ἑλλάδα καλλιγύναικα*, scribi volebat: *λίπον Ὀρμένιον πολύμηλον*. An haec lectio sit Homerica, non facile discernas; istud cuivis obvium est, illam esse falsam. Quamcumque demum urbem vel terram pro Phoenicis patria habere velis, ex Hellade ille non venit. Quin hoc hemistichio cum V. 474. collato, disces Phoenicen fuga ex Hellade in Helladem pervenisse. Quia urbs Hellas ex Ormenio Phthiam proficiscenti remotissima iacet in toto Achillis regno, ita ut prius in Phthiam quam in illam perveniatur, commodissimum erit Il. IX. 474. Helladem de terra accipere, versu sequenti Phthiam de urbe. — [2]) Strab. p. 670. Cf. Il. IX. 448.

Olympum pellerentur [1]. Ad utramque Penei ripam porrigebatur inter Asclepiadum et Gunei regna. Oppida continebat Argissam, Gyrtonam, Orthen, Elonen et Oloossonem. Nullum eorum memorabile est, praeter Gyrtonam, cuius cives Phlegyae, sicuti Cranonis, oppidi centum stadia a Gyrtona intra Tempe reducti, Ephyri illi Homerici sunt [3], Strabone teste [2]. Quomodo vero evenerit, ut horum nomen ita mutaretur, et ut gens Phlegyarum, quam in Boeotia fuisse constat [4], ad has regiones accederet, quas ob causas utriusque oppidi incolae sibi vicini sempiternis bellis impliciti fuerint, ab eodem non docemur. Stephanus, Strabonem secutus, addit, Gyrtonam a Gyrtone Phlegyae fratre esse conditam. Quod ille tradit, Ephyrae cuiusdam Aetolicae cives Ephyros appellari, Eustathium induxit ad accommodandam Homeri narrationem Ephyrae huic et Phlegyae Boeotiae [5], quarum vero altera nimium ab altera distat, quam ut hic commode eas cogitare possimus.

Gunei regnum. Guneus praeerat iunctis Peraebis et Enianibus [6], tractum angustum tenentibus, hinc Pieriae, illinc Lapithis conterminum. Enianes similiter ac Peraebi a Lapithis dispersi fuerant, ita ut pars eorum circa Oetam consideret, cuius apud Homerum nulla fit mentio, pars huc compelleretur [7].

---

[1] Strab. p. 673. —

[2] Il. XIII. 301 ... 302. —

[3] Strab. in Epitom. L. VII. p. 508. —

[4] V. Hymn. in Apoll. Homero tributus. v. 278. Eust. ad p. 432. 20. Stephan. Ethnic. s. v. Φλεγύα. —

[5] Eust. ad Il. 901. 19. —

[6] Recentioribus Graecorum scriptoribus Perrhaebi et Aenianes scribuntur. —

[7] Strab. p. 675. Strabo Aeni-

Cyphum Gunei regiam haud procul a Peneo abfuisse inde colligo, quod Aenianibus illud Strabo tribuit. Aenianes autem meridionaliora regni tenebant; quae ad Thraciam vergebant, Perrhaebis cesserant [1]. De Dodone quamquam ignota attamen paucis monendum est non esse confundendam eam cum Dodone illa propter oraculum inclyta, quod Eustathium in huius loci explicatione plane fugit, licet alibi diversas esse eas agnoscat [2]. Cellarius praeterea [3] hoc Homeri versu ita usus est, ut diceret Dodonen Thesproticam Perrhaeborum circa Pindum habitantium olim fuisse. Sed cetera, quae Gunei regno tribuuntur et totus descriptionis contextus in hac Catalogi parte, docent de Perrhaebis ad Olympum loqui poetam. Nec, etiamsi concederemus de istis Perrhaebis esse sermonem, cum eorum sedibus situs Dodones conveniret, quam ipse Cellarius in confinio Molossidis et Thesprotiae recte posuit, cum Perrhaebi loca circa Pindum incolerent. Plerique eorum, qui Guneo parebant, per pagos sparsi circa Titaresium habitabant, qui a monte Titaro per totum hunc tractum decurrens in Peneum labitur [4].

---

anes constanter Athamanes vocat. Perrhaeborum cum Lapithis bellum ante aetatem Troianam gestum esse apparet, cum Homerus Lapithis eas tribuat regiones, quas olim Perrhaeborum fuisse scimus. De Aenianum certamine cum Lapithis idem certo affirmare non ausim. —

[1] Strab. p. 675. —

[2] Eust. ad Il. p. 1074. —

[3] *Cellar.* Notit. Orb. ant. T. I. p. 1094. —

[4] Descriptio aquae Titaresii non statim Peneo se immiscentis, sed propter pinguedinem in superficie natantis (Il.II. 753.) et verissima est, teste Strabone, et suavissima.

Prothoi regnum. Prothous Magnetum dux erat, qui tunc a dextro Penei latere circa Pelion montem consederant, unde postea latius se extenderunt. Loca ea prius Centaurorum fuerant [1], quibus a Lapithis pulsis, Magnetes terram vacuam adiisse videntur. Oppida eorum aut fixae sedes non laudantur.

TERRAE GRAECIAE
SEPTENTRIONALIORES

Epiri et Thraciae, terrarum Graeciam a septentrione proxime excipientium, incolis arcta quidem cum Graecis cognatio fuit, sicuti et Epirus et Thraciae magna pars, Macedoniam dico, ad Graeciam recentioribus temporibus relata est. Quam tamen cognationem si curassem, etiam Pelasgos in Troade, Caucones in Asia minore aliosque Graecis adnumerare coactus fuissem. Ergo Graeci nominis participes feci non nisi eos, qui socii belli adversus Troiam gerendi exstiterunt. Quapropter Taphios etiam, licet medii inter Graecos habitaverint, in hanc commentationis partem distuli.

Taphii. Taphii, Cephallenibus finitimi, ab aliis Teleboae vocati, rei navalis peritissimi erant [2], quam non solum mercaturae gratia exercebant, sed etiam ut in oris peregrinis navibus egressi quamcunque praedam capere possent, secum auferrent [3]. Geographi Teleboi des insulas plures faciunt, quarum Homerus unam tantum novit. Taphum [1]. Quidam Taphiorum insulas cum Echinadibus male confundunt.

---

[1] Il. II. 744. Il. XVI. 143...44. — [2] Od. I. 181. — [3] Od. XVI. 426.

Epirus. Vocabulum hoc (ἤπειρος) non esse nomen proprium, sed appellativum ab insularum, incolis terrae obiacenti inditum, cui deinde longus usus nominis vim impertierit, cum in Homero priscam significationem adhuc retineat, cuivis in oculos incurrit. Quamobrem etiam de finibus Epiri ex Homero certi aliquid statui nequit, nisi per totum tractum littoralem ab Aetolorum inde terra continuari Epirum usque ad regiones tunc nondum Graecis cognitas. Ultra Corcyram igitur eam patuisse affirmare non ausim, ut sunt maxime hac de parte angusti limites notitiae orbis terrarum Homericae.

Alteram Epiri partem, quae ad Graeciam Ulyssisque regnum pertinebat, iam perlustravimus. Ab hac Thesprotorum terra, prima extra Graeciam sinu Ambracio separatur. Populi huius, tunc potentis et mercaturae studiosissimi, sedes easdem fere ac postea fuisse, inde colligo, quod prope Ithacam habitasse dicuntur [2], et quod navis a terra eorum cursu unius diei ad Ithacam pervenit [3]. Quaenam urbs caput gentis Thesprotorum fuerit, non tradit Homerus, nisi quod ex Od. XIV. 314 . . . 9. urbem, in qua rex habitaret, maritimam fuisse appareat. Ephyrae Thesproticae an mentionem fecerit Homerus, dubitare possis [4]; est tamen locus Homeri, in quo huius situs, narrationi de Ulysse ab Ephyra in Ithacam redeunte, et apud Taphios devertente [1], melius convenit. Ibidem narratur, Ulyssem, ut succos letiferos ad unguendas sagittas sibi compararet, Ephyram se contulisse [2], quod in memoriam tibi revocabit Ephyram Elidis, venenis claram. At res sunt valde diversae, venenorum copia et ars sagittas viro imbuendi, quo vulnus, levissimum licet, letale fiat, plerumque apud barbaros tantum culta.

---

[1]) Od. I. 417. — [2]) Od. XV. 526. — [3]) Od. XIV. 334 . . . 344. — [4]) V. supra pag. 30.

Dodonen, oraculo nobilem, Homerus pro Thesprotorum urbe haberi velit nec ne, non declaravit; recentiores scriptores modo Thesprotiae modo Molossidi tribuunt. Modum oraculorum edendorum et ritus sacrorum plenissime cognosces e duobus Homeri locis collatis [3]. Cetera minus ad geographiam pertinent; digna quae hic notentur, haec duo sunt: Iupiter, oraculi numen, Pelasgicus dicitur, cognomine ab Hesiodo et Ephoro ita illustrato, ut Pelasgos conditores Oraculi perhibeant [4]. Oportet igitur vel Pelasgorum gentem has terras tenuisse, vel singulos quosdam advenas Pelasgos cultum Iovis et patria sacra huc apportasse. Deinde antistites oraculi Selli dicuntur seu Helli [5], quod nomen aliis cum Hellopia, huius tractus provincia, aliis cum fluvio Selleente, ob similitudinem casu natam, cognatum visum est. Nonnullis placuit gentem esse Thessalicam. Equidem deprehendere mihi videor e barbaro et incompto vitae genere quo Selli usi esse feruntur [1], esse eos familiam sacerdotio dicatam, priscis institutis maiorum, quos oraculi conditores gloriabatur, inhaerentem.

---

[1] Od. I. 259. — [2] Ilus ille Mermerides, cuius domum petiit Ulysses Od. I. 259. ut esset Medeae et Iasonis nepos e Mermero, quemadmodum censet Eustathius ad Od. p. 51. 24., fieri non potuit. Mermerum iam puerum infantem Medea interfecerat. Apollod. p. 44. [3] Il. XVI. 233. Od. XIV. 327. — [4] Ap. Strab. p. 504. — [5] Il. XVI. 234. — *ἀμφὶ δὲ Σελλοί*. Secundum alios: *ἀμφὶ δέ σ' Ἑλλοί*. Eust. ad Il. p. 1074. 30.

Supra Thesprotorum terram aliud regnum Epiri fuit, cuius neque situs neque fines constitui possunt; Echeti tantum regis cuiusdam Epirotarum horrenda adversus advenas crudelitas praedicatur [2], a qua, si ad feritatem populi valet conclusio, primorum vitae humanioris elementorum expertem illam credere oportebit. Gentes, quae paulo remotius a littore tergo Thesprotorum imminebant, non memorantur. Pindum Aethices tenebant [3], cum his Centauri, e Pelio armis Lapitharum fugati [4]. Utrique olim perierunt. Aethices obscuri sunt; Centaurorum semifera corpora, indomita virtus, ebrietas et incontinentia in proverbium abierunt.

Thracia. Thracia latissime tunc patebat, deinde magis magisque coarctata est. De finibus eius maritimis non opus est ut moneam. Ceterum finem meridionalem Penei ostia constituunt, unde limes oblique a mari reflexus, ascendit septentrionem versus inter Thraciam et Thessaliam [5]. Ad limitem occidentalem accuratius delineandum non suppetit Homerica descriptio; scimus tantum ultimos hac de parte Paeones memorari. De finibus septentrionalibus, ubi ad partes illas accesserimus, dispiciemus.

---

[1] Il. XVI. 235. — [2] Od. XVIII. 83 . . . 4. — [3] Eust. ad Il. p. 252. 52 . . . 53. — [4] Il. II. 744. — [5] Nomen Thraciae diserte quidem huc usque non extendit Homerus, sed certissima huius rei argumenta habemus haec: scimus Pieres, Olympi tunc accolas, Thraces fuisse. Iuga montium circa Athonem Thracica vocat Homerus Il. XVI. 227 . . . 29. Idem denique non Boream

In universum poeta Thraciam tum pro Martis gratissima sede [1], tum pro ventorum [2] maxime Zephyri Boreaeque [3] perpetuo domicilio habet; utrumque ratione satis perspicua. Quae de fertilitate terrae, de pecoris vinique copia [4] praedicantur, proprie tantum de tractu circa Hellespontum dicta videntur; nam interiora Thraciae tunc parum culta fuisse oportet. Per numerosas Thraciae gentes ut idoneo ordine eamus, a Graeciae contiguis incipiemus, versus septentrionem ortumque progressuri.

Pieria. Inter iuga Olympi et mare, angusto spatio posita, hinc Emathiae est contermina, illinc Peneum tangit. Multum ab his diversas sedes Pierum gens, postea hinc pulsa, habuit. In amoenis Pieriae convallibus, ab Olympo cinctis, Apollo pastoris munere functus esse fertur [5]. In ipso Olympo quondam a gigantibus, bella superis ut inferrent, cacumina montium trans Peneum, Pelii et Ossae, accumulata esse fama erat; nata vel e

---

solum sed et Zephyrum a Thracia super mare Thracicum spirantes repraesentat. — [1]) Il. XIII. 298 . . . 302. Od. VIII. 361. — [2]) Il. XXIII. 229. [3]) Il. IX. 5. et multis locis passim. [4]) Il. IX. 71. 72. XI. 222. — [5]) Il. II. 766. Ne forte, quoniam Admeti greges Apollo pavit, ad credendum inducaris, regnum Admeti, qui Pheris habitabat, Pieriae nomine designari. Usitatissimum erat Graecis olim, terris adhuc minus cultis, greges in pascua externa emittere. Od. IV. 634 . . . 37.

magna terrae concussione, quo montes isti Penei os antea obstruentes disiecti fuerant, vel e situ trium montium, specieque quam in ora opposita Asiae exhibent [1]. Certe huic convenit ordo, quo Homerus montes sibi invicem impositos tradit:

> *Ὄσσαν ἐπ' Οὐλύμπῳ μέμασαν θέμεν, αὐτὰρ ἐπ' Ὄσσῃ*
> *Πήλιον εἰνοσίφυλλον* — [2]

qui si inversus fuisset, qualem Virgilius perhibet, Pyramidis inversae formam inde natam esse oporteret [3]. Ceterum in hac narratione poeta Olympum terrestrem [4] ab Olympo superorum [5] clarissime distinguit, cum nempe hunc altius illo, sed recta supra illum collocatum in aethere fingat.

Emathia. Huius nomen semel tantum in Homeri carminibus occurrit [6], nec ullo modo fines terrae aut magnitudo qualia tunc fuerint, declaratur. Nescio an mons Athos [7] cum peninsula, in quam excurrit, ad eam referri debeat; saltem inter Pieres et Edonos terram in littore praeter Emathiam commemoratam non invenio.

Paeonia. Paeones, ab aliis etiam Pelagones, a Pelagone Asteropaei patre, quo duce Troianis opem tulerunt [8], vocati regiones circa Axium fluvium in mediterraneis pone Emathiam positas tenebant. Caput gentis erat Amydon, oppidum olim eversum [1], cuius de situ non amplius constat, nisi Axium eam cursu suo praeterisse; Axius autem totam fere Paeonum terram secat. Huius amnis cum aquam puram et liquidam celebret Homerus [2], Strabo turbidis undis eum fluere testetur, non opus est ut illum mendacii vel ignorantiae reum faciamus, siquidem non mirum est, fluvii naturam, rem mutationi adeo obnoxiam, per tot saecula, inter Homeri et Strabonis aetatem elapsa, non eandem mansisse. Neque igitur criticorum medicina egebat hic versus:

---

[1] *Wood* p. 136. sqq. — [2] Od. XI. 314 . . . 15. — [3] *Wood* l. c. — [4] Od. XI. 314. — [5] Od. XI. 312. — [6] Il. XIV. 226. — [7] Il. XIV. 229. — [8] Il. XXI. 140 . . . 41. 152. Strab. p. 511.

> *Ἀξιοῦ, οὗ κάλλιστον ὕδωρ ἐπικίδναται αἴης* sive *αἶαν* [3].

pro quo scripserunt:

> *Ἀξιοῦ, ᾧ κάλλιστον ὕδωρ ἐπικίδναται Αἴης,*

quasi fons quidam esset puram aquam in Axium effundens [4]. Quin, alius versus, quo eadem sententia paulo mutata locutione effertur:

> *Ἀξιοῦ, ὃς κάλλιστον ὕδωρ ἐπὶ γαῖαν ἵησιν* [5].

plane eam respuit.

Edoni. In Edonorum ditione Nysam et montem ab illa Nyseum s. Nysseum [6] cognominatum, in quo rex Lycurgus matronas, Bacchi festa celebrantes, cum impio furore invasit [7], sita fuisse oportet, quandoquidem, quanquam non ex ipso Homero, satis constat, Lycurgum Edonis Strymonem in littore maris accolentibus imperasse [1]. Situs Nysae huius et Nysei quamvis accuratius a nemine veterum, quotquot equidem hanc ob rem inspexi, describatur, vix tamen crediderim, Homerum nominibus hisce mythice et poetice usum esse, id est locutum esse e more poetarum qui ubivis Nysam aliquam inferebant, cum Orgia Bacchi diversis in locis peracta narrarent.

---

[1] Eust. ad Il. p. 272. 41. — [2] Il. II. 850. — [3] Ibid. — [4] Strab. in Epitome VII. p. 509. Eust. ad Il 272. 10. — [5] Il. XXI. 158. — [6] *Νυσσήϊον* scil. ὄρος. — [7] Il. VI. 130. sqq.

Cicones. Easdem fere horum fuisse sedes belli Troiani tempore, quam postea in littore maris circa Lissum, Hebro ab occasu solis, e situ urbium quae illis tribuuntur, Ismari et Maroneae, abunde perspicitur. Ismarus urbs maritima fuisse videtur [2], Lacum Ismaridem, ut aliunde scimus, tangens. Apollinem templo nemoreque egregio Homerus ibi cultum ait [3]. Maroneam, quamvis nominatim non occurrat, non omittendam putavi, propter commemoratum Maronem sacerdotem Apollinis Ismarii [4], a quo condita et appellata fuisse fertur [5], et propter vini praestantissimi, a Marone Ulyssi dati [6], postea sub Maronei nomine nobilissimi [7], amplam descriptionem.

Thraces circa Hellespontum. Huius populi, inter Hebrum et Hellespontum habitantis [8], nullum aliud novit nomen poeta, adeoque prae ceteris Thraciae incolis

---

[1] Apollod. p. 190. — [2] Od. IX. 39 .. 40. — [3] Od. IX. 198. 200. [4] Od. IX. 197. [5] Eust. ad Od. p. 314. 21. — [6] Od. IX. 203. — [7] Plin. L. XIV. c. 4. — [8] Il. II. 845 —

Thracum nomine eos insignit [1]. Anne forte illud proprie ad hos pertinebat, deinde de ceteris gentibus cum ipsis cognatis latius usurpatum est? Princeps illis urbs erat Aenos [2]) prope Hebri ostia. Forte et Aesyma huc referenda est [3], quam cum nihil de ea commemoratum inveniatur, nisi Thraciae oppidum fuisse illud [4], coniicere licet ob mulieris ibi natae nuptias cum Priamo [5] ad partes Thraciae, Troadi vicinas, pertinuisse.

Insulae Thracicae. In mari Aegeo insulae Thracum, praeter Thasum in Homeri carminibus non memoratam, sunt tres: Lemnus, Imbrus, Samothracia, e quibus Lemnus plurima memoratu digna offert. Olim Sinties eam tenuerunt [6]. Eandem gentem in terra continenti Thraciae invenimus, ubi paululum commutato nomine Sinti vocantur [7]. Belli Troiani tempore Graecae stirpis rex, Iasonis filius [8], eam tenebat. Fabula de Vulcano in Lemnum ex Olympo deiecto [9], quatenus est physica eius origo, inde ficta videtur, quod Lemnus olim incendiis subterraneis maxime flagrabat [10]. Cur autem Somni numen in Lemno collocaverit poeta [11], licet ea quae ab interpretibus prolata sunt [12], quaestioni solvendae non satisfacere videam, melius illam expedire non valeo, nisi forte Somni templum in Lemno, nec usquam nisi ibi, fuisse, mecum suspicabere. Samothrace Homero Samos simpliciter vel Samos Thracica appellatur [1]. Ingentis altitudinis monte attollitur [2], quod nisi aliunde cognitum haberemus [3], vel ex ipso nomine in lingua antiqua montium iuga indicante colligere liceret [4]. Imbro itidem saxosae epitheton tribuitur [5].

---

[1]) Il. II. 844. IV. 519 ... 20. VI. 6. 7. — [2]) Il. IV. 520. — [3]) Il. VIII. 304. — [4]) Eust. ad Il. p. 106. 37. — [5]) Il. VIII. 303 ... 305. — [6]) Il. I. 594. Od. VIII. 294. — [7]) *Cellar.* notit. T. I. p. 1047. — [8]) Il. VII. 478. — [9]) Il. I. 590. sqq. — [10]) Eust. ad Il. p. 119. 8. — [11]) Il. XIV. 230 ... 33. — [12]) Eust. ad Il. p. 980. 30. *Pope* Adnotatt. ad h. l.

Mysi. Ab hac Thracicae originis gente, ad sinistrum Istri latus habitante [6] profecta est colonia Mysorum, qui in Asia minore consederant, quique inter copias Troianorum auxiliares numerantur [7]. Si qui dubitarunt, utrum Europae potius Mysos an Asiae poeta dixerit his versibus:

Νόσφιν ἐφ' ἱπποπόλων Θρῃκῶν καθορώμενος αἶαν,
Μυσῶν τ' ἀγχεμάχων, καὶ ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν [8] —

magis hi dubitandi libidine, quam argumentorum pondere moti sunt; cuique in oculos incurrit, Iovem in Ida sedentem, Mysos Asiaticos ab oriente et meridie ipsi positos, simul cum Scythis, remotissimis versus septentrionem, plane non adspicere potuisse. Ceterum poeta, Mysos inter Thraces et, quos vocat, Hippemolgos ponens, ipsius vel belli Troiani tempore easdem fere sedes, quas Strabo illis dat, tenuisse, indicare videtur.

Populi ultra istrum. Ex his vicinos Mysis cognitos habuisse censendus est Homerus, siquidem iustissima vitae eorum descriptio pro signo certae cognitionis habenda est. Quis non videt indolem, instituta, simplicitatemque morum Scytharum veterum vel Sarmatarum verissime his versibus expressa esse:

---

[1] Il XXIV. 78. XIII. 12. 13. — [2] Il. XIII. 12. sqq. — [3] Plin. IV. c. 12. — [4] Strab. p. 702. 532. — [5] Il. XIII. 33. XXIV. 78. — [6] Strab. p. 453. — [7] Il. II. 858. — [8] Il. XIII. 4. —

— ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν
γλακτοφάγων, Ἀβίων τε, δικαιοτάτων ἀνθρώπων [1]?

Quid quod et nostra aetate populis plerisque ibi habitantibus ista conveniunt? Grammatici dubitarunt, nescio quam inepte, utrum ἀγαυῶν pro nomine proprio, ἱππημολγῶν pro epitheto habendum sit, an vice versa [2]. Perspicitur utraque sicut et cetera vel epitheta esse vel cognomina a Graecis, veri nominis ignaris, populo cuidam indita. Attamen Abios quosdam a scriptoribus nonnullis, tanquam populum proprio nomine ita dictum, laudari video [3], quos e solo Homero hoc desumsisse, cum vocis ἄβιοι vera vis iam olim interiisset, ut adeo facile in ea falli possent, nullus dubito [4]. Morem greges equarum pascendi et carne et lacte equino vescendi, vir clarissimus Pelloutier observat, Sarmatis nomadibus, non autem Celticis frequentem fuisse, et populos ab Homero descriptos e Sarmatarum stirpe fuisse inde concludit [5].

---

[1]) Il. XIII. 5...6. — [2]) Eust. ad Il. p. 880. 45. *Pope* ad h. l. — [3]) Ab Aeschylo et Arriano ap. Eust. ad Il. p. 881. 8. Ammian. Marcellin. L. XXIII. — [4]) De vocabulo ἄβιοι v. Strab. p. 451... 55. et Eust. ad Il. p. 880 ... 81. — [5]) *Pelloutier*. Hist. des Celtes. T. I. p. 248.

REGNUM TROIANUM.

Priami regnum totam illam peninsulam occupasse, quae a limite, ab Aesepi ad Caici ostium ducto atque paululum in Mysiam introrsus flexo, versus Propontidem, Hellespontum et Aegeum mare excurrit, in universum declarat poeta, subiiciendo Priami imperio omnia Lesbo, Hellesponto et Phrygia inclusa [1]. Sed distinctius etiam e finibus novem provinciarum regni colligitur. Diserte quidem nusquam Homerus affirmat, Priamum, harum summum regem, regulos ipsius imperio obnoxios illis praefecisse, ad quam sententiam et veteres omnes et recentiores consenserunt; at certa huius rei vestigia in Iliade cernuntur, quod oppida viginti tria ab Achille expugnata, quorum et Lyrnessus et Pedasus et Thebae erant, Troiae oppida dicuntur [2]; quod Lycii, qui Pandarum ducem sequuntur, Troës vocantur [3]; quod et Aeneas, Dardaniorum dux, titulo principis Troiani ornatur [4], et alia plura [5].

Si praemissis iis, quae de oris regni, de montibus fluviisque in universum moneri debent, tunc demum per singulas provincias eundi initium facimus, speramus fore ut in uniuscuiusque situ finibusque constituendis tutius versari possimus.

---

[1] Il. XXIV. 543 . . . 46. Proprie quidem Phrygia Troadis finis dici non poterat, Mysia alteram at altera disterminante. Achilles igitur aut non tam accurate loquitur in sermone affectuum animi vehementiorum pleno, aut ex industria res in maius auget. — [2] Il. IX. 329. — [3] Il. XX. 83. — [4] Il. II. 826. — [5] Strab. p. 875 . . . 77.

Littus Troadis occidentale a locis Lesbo extremae oppositis incipit. Inde per varios sinuum flexus continuatur usque ad Gargarum promontorium, quod inter altissimos Idae montes est [1]. Inter hoc et Lectum promontorium littus rectum cum montium iugo porrigitur. Sequitur Sigeum, nobili fama promontorium, licet a poeta nostro silentio praetermissum. Sigeum Hellesponti marisque Aegei terminus est. Cursus Hellesponti re vera vehemens est [2], qualem Homerus declarat [3]. Quod vero idem latum eum vocat [4], e specie naturaque Hellesponti derivari debet, qui, fluvio simillimus, ab hominibus priscis, quorum nec sermo nec ingenium ad discrimina rerum accurate perspicienda comparata erant, pro fluvio vere habebatur [5]. Versus Propontidem Troadis ora usque ad Cyzicum insulam patet. Omnem tractum, oris huc usque descriptis inclusum, Ida implet atque montium ambagibus variis modis secat. Etiam apud Homerum Idae nomen in tam multiplex montium iugum patere, neque de simplici tantum monte usurpari, e situ fontium septem fluviorum qui ab Ida lapsi dicuntur [6], et e Gargaro [7] et Lecto [8] ad Idam relatis, apparet. Ida gratissima Iovi, inde etiam Idaeo dicto sedes [9], fingitur. Eidem in Gargaro templum erat exstructum [1]. Fluviorum Troadis, ab Homero commemoratorum, ab extrema versus orientem ora incipientibus Aesepus [2] primus est. Caresus [3] a Mallunte fluens apud oppidum Caresum in Aesepum effunditur. Rhodius [4] a dextro Caresi latere natus aquam iungit cum Aenio in Aesepum deinde exeunte [5]. Granicus amnis celebratissimus et ipse sicut illi ab Ida originem habet [6]; huic qui immiscetur rivus, Rhesus [7] est saltem e Demetrii Scepsii coniectura [8], cuius in Troadis notitia maxima est auctoritas. Post hunc Practius est [9], qui inter Abydum et Lampsacum in Hellespontum defluit [10]. Ne Practium pro oppidi nomine habeamus, quippe quod nusquam in ea regione inveniatur, monet Strabo [11]. Rivum quendam Selleëntem iuxta Arisben fuisse scimus [12], de cuius ipsius situ nihil amplius constat nisi vicinam Abydo et Lampsaco fuisse. Rhodii ostia sunt inter Dardanum et Abydum Cynossemati opposita [13]. Cum Troas duo huius nominis flumina habeat, neque discerni queat, alterutrum Homerus designare voluerit, neutrum omittendum duxi.

---

[1]) Il. XIV. 157. *cf.* 292. Strab. p. 874. *Wood* p. 322. — [2]) *Wood* p. 320. — [3]) Il. XII. 30. — [4]) Il VII. 86. — [5]) *Wood* p. 320 . . . 21. Eundem et Herodotus fluvium malignum appellat. — [6]) Il. XII. 19 . . . 22. — [7]) Il. VIII. 47. 48. — [8]) Il. XIV. 283 . . 84. — [9]) Il. XVI. 604 . . 5.

Sequuntur iam Simois et Scamander, quibus Homeri carmina aeternam famam pepererunt. Scamandro olim Xantho nomen fuerat [14], quod ipse Homerus non nisi de numine flumineo usurpat. Huius amnis et natura, et

---

1) Il. VIII. 48. — 2) Il. II. 825. — 3) Il. XII. 20. — 4) Ibid. — 5) Strab. p. 899. — 6) Il. XII. 21. — 7) Il. XII. 20. — 8) Ap. Strabon. p. 899. — 9) Il. II. 835. — 10) Duo fluvii in tabula Danvilliana inter Abydum et Lampsacum expressi sunt, quorum alter Practius sit, quo discernam, non habeo. — 11) Strab. p. 883. — 12) Il. II. 838. 839. — 13) Strab. p. 889. — 14) Il. II. 73. 74.

species, prout mutantur anni tempora, mirum in modum variant. Woodius, qui aestate eum invisit, adeo imminutum tenuemque tunc illum fuisse ait, ut prae inopia aquae ne perpetuo quidem cursu in mare delaberetur. Idem ex accolis comperit, clarissimisque vestigiis deprehendit, quanta vi ille, hibernis imbribus alveo in immensum spatium dilatato, loca adiacentia devastet [1]. Posteriorem Scamandri conditionem haud obscure indicat poeta, ubi narrat equos vivos pro sacrificiis in Scamandro mergi, ut undarum vi abripiantur [2]. Nascitur Scamander, teste Demetrio Scepsio, e Cotylo, monte praealto, unde et Granicus et Aesepus decurrunt [3]. Cum hoc consentit Woodii descriptio, tum saxi fonte emittentis, tum spatii a fonte fluvii ad ostia producti [4]. Idem existimat, sicut ibi multarum rerum faciem, terrae motus aliaeque causae novaverint, ita Homerica aetate plane alium fuisse Scamandri fontem, multo minus in mediterranea recedentem [5], motus versibus hisce:

Κρουνὼ δ' ἵκανον καλλιῤῥόω, ἔνθα δὲ πηγαὶ
δοιαὶ ἀναΐσσουσι Σκαμάνδρου δινήεντος [6].

Patere enim hinc, fontes Scamandri ad ipsum urbis ambitum fuisse, cum apud fontem Scamandri, qualis nunc sit, urbs nullo modo iacere potuerit. Fontem porro calidum, alterum e geminis ab Homero descriptis, quem quidem Strabo ibi esse diserte negat [1], multo infra illum, qui hodie Scamandrum emittat, oriri. Simoïs ad dextrum Scamandri latus defluit. Ambo satis amplum cursum emensi in unum alveum coeunt [2]. Non semper eundem mansisse confluentem eorum, persuaserunt Woodio [3] clara vestigia alveorum, qui olim flumina capiebant [4]. Deinde in planitiem delata plerumque per campos adiacentes stagnant, ita ut aquae ipsorum minima pars iuxta Sigeum Hellesponto immisceatur, reliqua omnis in pratis paludosis dissipetur. In ostio Scamandri adgesta est adgeriturque semper terra limosa, qua non paucis stadiis hac de parte auctum littus, Hellespontus coarctatus est [5].

---

[1] *Wood* p. 326 ... 28. — [2] Il. XXI. 130 ... 32. Num forte et subitas istas fluminis mutationes innuere voluit poeta in narratione de Achillis cum Scamandro pugna? Nonne, si illam, miraculorum velamentis detractis, ad veram rerum naturam exegeris, haec fere erit, Achillem quondam, cum nimis audacter amnem adhuc tumentem natando superare vellet, in magnum vitae periculum devenisse, deinde brevi post illum vehementia caloris adeo exaruisse, ut exusto similis existeret? — [3] Strab. p. 898. — [4] *Wood* p. 323 ... 24. — [5] *Wood* p. 329 ... 331. — [6] Il. XXII. 147 .. 48.

Restant flumina duo, nequaquam pari celebritate, Satniois [6] et Heptaporus [7]. Satniois inter Lectum et Gargarum exit. Heptaporo cursus obliquus nominis origo fuit. Septenis nimirum vicibus transeundus erat a Cyllene ad pulchram Piceam proficiscentibus. Haec res declarat etiam, ubinam cursum amnis habuerit, cum pulchram Piceam CLXXX stadiis ab Adramytto in septentrionem remotam sciamus [1].

---

[1] Strab. p. 899. — [2] Il. V. 774. — [3] *Wood* p. 331. — [4] Ill. *Heynius* in dissertat. De acie Homerica in Nov. Commentar. Societ. Regiae proponit conjecturam, Scamandrum et Simoentem olim diversis locis in mare se exonerasse, et Homericum illud Il. V. 773 ... 5. ita esse accipiendum, ut amnes istos aliquo in loco anfractu interius verso propius ad se invicem deflexisse putemus, qua ratione innumeris difficultatibus occurritur. In pluribus aliis quoque fructum egregium ad lucidius declarandum locorum circa Troiam situm ex isto libro cepissem, si nondum conscripto libello inspicere illum potuissem. — [5] Strab. p. 890. *Wood* p. 329. — [6] Il. VI. 34. Falso, Strabone quidem indice p. 902. Scripserunt quidam Il. XXI. 87. *ὑπὸ Σατνιόεντι* pro *ἐπί*. — [7] Il. XII. 20.

E provinciis regni Troiani primum illarum quas Diacosmus exhibet recensum faciemus, deinde ad illas pergemus quarum obiter tantum alias mentio facta est.

HECTORIS PROVINCIA. Gens, cui Priamus, et huius aetate iam imbecilla, Hector imperabat, Troiani erant, arctiore vocabuli significatione. Latiore enim sensu Troiani vocabantur in universum provinciarum Priamo subiectarum incolae. An simili ratione Troiae nomen, quod in universam Troadem valere supra ostendimus [2], singulam Hectoris ditionem interdum designet, certo, affirmare non ausim; pro urbis nomine idem, raro quidem, sed aliquoties tamen aperte usurpatur [3]. Finitimos habebat Hectoris provincia ab ortu solis Dardanios, a meridie Leleges, de quorum utrorumque finibus accurati nihil traditum est. In Hellesponto limitis initium ponendum videtur inter Rhoeteum promontorium et Dardaniam Aeneae sedem. Certe, si huic argumento confidere licet, in Ophrynio, quod oppidum ultra Rhoeteum, versus Dardanum fuit, Hectoris Sacrum monstrabatur [4]. Hinc limes deducendus est usque ad agros Scepsios, a Demetrio Aeneae ditioni vindicatos. Hac de parte Scamandrum utriusque provinciae finem idem Demetrius constituit. Cebreniam, quae cis Scamandrum erat, ab agro Scepsio eam disterminantem, tum quod Paridis et Oenones in eo monumentum invenitur, tum quod urbs Cebrene a Priami filio Cebrione nomen acceperit, suspicatur ditionis proprie Troianae esse [1]. Inde limitem quam fieri potest maxime versus meridiem Lectumque extrahendum, quam plurimum Hectoris provinciae dandum, existimo, quoniam copiae Hectoreae ceteros singularum provinciarum exercitus numero longe superarunt [2]. Totius regni caput, Ilium [3], urbs tum divitiis, tum amplitudine, munimentorumque firmitate [4] excellens per paucos tantum annos floruit, quippe quae ab Ilo Priami avo condita [5], Priamo adhuc superstite concidit. Arcem habebat Pergamum, colli impositam [6], quae Priami regiam [7] continebat. Quaestio de situ Troiae, licet in turbanda ea vana gloriatio recentiorum Iliensium, vetus Ilium apud se iactantium [8], et obscurata longo aevo terraeque motibus locorum facies conspiraverit, non adeo impedita est, ut nihil omnino certi de ea statui possit, praesertim cum Woodii opera praeclaram tabulam nobis suppeditaverit. Sed opus est ut rem, dignam de qua proprio libello disputetur, breviter hic complectar. Primo loco monendum est, Ilium non in Idae radicibus, sicut Dardaniam, sed in planitie exstructum fuisse [1]. Collem itaque quo Pergamus attollebatur, cum Ida non cohaesisse, campisque planis cinctum fuisse oportet. Scimus porro fontem calidum sub ipsis muris ebulliisse [2]. Urbem introrsus a confluente Simoentis et Scamandri fuisse necessario inde sequitur, quod in campum hunc Simoente circumfluum Troiani et Graeci ad pugnandum progredi solebant [3]. Ex alius pugnae descriptione intelligitur, urbem a dextro Scamandri latere inter ipsum et Simoentem sitam fuisse. Pugna nimirum ista inter Simoentem et Scamandrum fit, ubi plerumque pugnari solet [4]; deinde Troiani in fugam versi, agmine diviso, pars recto itinere Troiam petunt, pars Scamandrum superare conantur [5]. Patet inde, urbem e campo Scamandrio subituro Scamandrum transeundum non fuisse, adeoque urbem eidem fluminis ripae, cui campus ille praetenditur, adiacuisse. Denique urbis in hoc tractu positione comprobata, superest ut statuatur aliquid de longinquitate eius ab Hellesponto. In universum tantum monebimus, tutissime hic medium cursum teneri, cum quidem magnum inter urbem et castra Graecorum intervallum fuisse et diserte declaratum sit [1], et ex ipsa rerum narratarum natura appareat; altera autem de parte, nimia longinquitas prohiberet, quo minus res, quas Homerus unius diei acta fuisse vult, eodem die geri potuissent.

---

[1] Strab p. 899. — [2] Ex Il. IX. 329. — [3] Il. VIII. 241. — [4] Strab. p. 889.

---

[1]) Strab. p. 891 . . . 92. — [2]) Il. II. 817. — [3]) Homero vox feminina est ἡ Ἴλιος. Apud recentiores quibus Homerus exemplo suo praeivit (Il. VIII. 241.) consuetudo evaluit ut eam non amplius Ilium sed Troiam appellarent. — [4]) Il. XXI. 446. — [5]) Il. XX. 235 . . . 36. Ante Ilum Dardania regum sedes fuerat. Il. XX. 216 . . 17. — [6]) Altum et praeruptum hunc fuisse arguitur Il. IV. 508. Od. VIII. 508. Eandem ob causam urbs ἠνεμόεσσα et ὀφρυόεσσα dicitur. — [7]) Il. VI. 316 . . . 317. — [8]) Supervacaneum foret argumenta, quibus rei periti novae Troiae cives mendacii iam dudum arguerunt, e Strabone (p. 892 . . . 98.) repetere. Sufficit, situm novi Ilii, quod duodecim stadiis quorum dimidia saltem pars post Homeri aetatem adgesta est, ab Hellesponto Graecorumque castris aberat, bene animo concepisse, ad omnem de ea re dubitationem expellendam.

---

[1] Il. XX. 216 . . . 217. — [2] Mirum est, Woodium oblitum esse, fontis huius mentione facta, situm eius declarare. — [3] Il. VI. 4. Cf. Il. 464 . . . 65. Ibid. 810 . . . 11. — [4] In hunc locum pugnae quae a libro XX. incipit, tum aliis argumentis deducimur tum maxime eo, quod Mars Troianos a Callicolone colle ad Simoentem in eodem campo posito illis adstat Il. XX. 53. — [5] Il. XXI. 1 . . . 8.

Praeter Ilium, quae in hac provincia commemorantur, haec sunt: Thymbra oppidulum Thymbridi amni appositum erat. Is est rivulus, quem tabula Troadis Woodiana exhibet currentem inter Scamandrum et Simoentem, quandoquidem huic convenit, quod Strabo ait, Thymbridem prope vetus Ilium, a novo quinquaginta stadiis remotum fluere. Tenedos, insula notissima, templum Apollinis Sminthei satis clarum habebat [2]. Oppidum eius Achilles deleverat. Pedaei [3], quod obscurum Troadis oppidum Eustathius dicit [4], commodissime hoc loco mentionem fieri existimo, cum cuius provinciae fuerit, traditum non habeam, eaque Priamo cognata urbs fuisse videatur, ut in qua filiam elocaverat [5].

Aeneae provincia. Longo angustoque tractu inter Hectoris et Meropidarum ditionem porrecta haec a fronte Hellespontum habet, a tergo Leleges Cilicesque. Incolis eius et Dardaniis [6] nomen, et Dardanis [7] erat. Ex urbibus eius sola Dardania laudatur in honorem conditoris Dardani ita appellata [1]. Conditam hanc fuisse ad Idae radices Homerus memoriae tradidit [2]. Praeterea nulla situs eius monumenta habemus, utpote cuius Strabonis aetate nulla iam vestigia exstarent [3].

---

[1] Il. X. 209. 210. XVIII. 256. Od. XIV. 496. — [2] Il. I. 38. — [3] Il. XIII. 172. — [4] Eust. ad Il. p. 895. 40. — [5] Il XIII. 173. [6] Il. II. 819. — [7] Il. VIII. 173.

Pandari provincia. Ultimam hanc versus Mysiam regni Troiani partem Lycii tenebant, quos plerisque locis separat poeta a Troianis [4], interdum tamen confundit [5]. Lycios Aphneorum cognomine a maioris Lyciae incolis distingui putant his versibus:

> *οἳ δὲ Ζέλειαν ἔναιον ὑπαὶ πόδα νείατον Ἴδης,*
> *ἀφνειοί, πίνοντες ὕδωρ μέλαν Αἰσήποιο,*

cuius vocis *ἀφνειοὶ* veram hanc esse ibi vim, hoc argumento probant, nescio an satis valido: in Lyciorum terra inveniri paludem quandam Aphnitidem [6]. Habitationes Lyciorum ad utramque Aesepi ripam erant; urbs eorum vel sola, vel princeps [7], Zelea, sub extrema Idae radice posita erat [8], quam Strabo centum nonaginta stadiis a Cyzico, octoginta a littore proximo reducit [9].

Meropidarum provincia. Ab oriente sole Lyciam, ab austrino Asii provinciam conterminam habebat. Nullum populi hanc provinciam incolentis proprium nomen memoratur. Laudatur in illa Adrastea, quo communi nomine cum oppidum inter Parium et Priapum, tum ager illi adiacens appellatur [1], ut adeo non facile diiudicaveris, Homerus Adrasteam terram an urbem dicere voluerit [2]. Ab aliis veteribus Adrastea cum Pario, quam tamen Strabo aetate Troiana nondum conditam fuisse ait [3], confunditur atque pro eodem oppido habetur [4]. Paesum [5] seu Apaesum [6] olim eversam urbem inter Lampsacum et Parium eiusdem nominis fluvius praeterfluebat [7]. Pityea, a natura loci monti pinifero subiecti ita dicta, inter Parium et Lampsacum posita erat [8]. De Terea duplex interpretum est iudicium. Quidam montem in Pirosso prope Zeleam, alii montem aliquem quadraginta stadiis a Lampsaco distantem proferunt [9]. Prior sententia minus videtur probanda, quia, quae Zeleae adiacent, ad Adrasti et Amphii provinciam pertinere nequeunt.

---

[1] Il. XX. 215...16. — [2] Il. XX. 218. — [3] Strab. p. 885. Distinguit igitur Geographus veterem illam Dardaniam a Dardano, superstite adhuc ipsius aetate oppido. — [4] Quotiescunque hac Troianum agmen alloquendi formula utitur: *Τρῶες καὶ Λύκιοι* — [5] Il. II. 826. — [6] Strab. p. 878. — [7] Il. IV. 103. — [8] Il. II. 824. — [9] Strab. p. 878.

Asii provincia. Continentur ea Percote, Practius amnis, Sestus, Abydus, Arisba. De Percotes situ non plius constat, nisi inter Lampsacum fere et Abydum eam positam fuisse [1]. Alio loco Percope occurrit [2], quam Eustathius diversam a Percote Troadis urbem fuisse censet [3], dissentiens a Stephano Percoten olim Percopen esse dictam affirmante. At ut taceam, nusquam Percopen exhiberi, Percotes situs rei apud Homerum de Percope narratae optime convenit. Iphidamantis nempe, e Thracia circa Hellespontum in Troadem transvecti, classis in Percopes portu substiterat [4]. Si igitur pronuntiare licet, Percoten ac Percopen eandem esse, sequitur illam maritimam fuisse. De Practio iam supra monuimus. Formula haec: *οἳ Πράκτιον ἀμφενέμοντο* solennis poetae est, ubi sparsas hominum habitationes circa flumen fontemve describit. Sestus Thraciae proprie urbs, sed septem stadiorum freto tantum ab Abydo disiuncta, quomodo in reguli Troiani ditionem venerit, per se intelligitur. In Abydo equarum pascua Priamo erant [5]. Arisba olim forsan non ita tenuis, utpote quae regia sedes Asii fuit [6], certa situs sui vestigia non reliquit. Hoc tantum scimus eam iuxta fluvium quendam obscurum Selleentem [7] prope Abydum et Lampsacum fuisse [8].

---

[1]) Strab. p. 879. — [2]) Il. II. 828. — [3]) Strab. p. 882. — [4]) *Cellar.* Notit. T. II. p. 37. — [5]) Il. V. 612. — [6]) Il. II. 828. — καὶ δῆμον Ἀπαισοῦ. Vocabulum δῆμος apud Homerum saepe de urbe terrave usurpatum, innumeris locis locutioni periphrasticae inservit. v. c. ἐν δήμῳ Ἰθάκης pro ἐν Ἰθάκῃ. — [7]) Strab. p. 881. — [8]) Strab. p. 880. — [9]) Strab. p. 881. Legitur ibi: τὸ δὲ τῆς Ῥέας ὄρος, οἱ μὲν τὰ ἐν Πειρωσσῷ ὄρη φασίν, falso pro: τὸ δὲ Τηρείης ὄρος. Sic et in Homero, ad quem Strabo hoc loco respexit, nomen scriptum est, et Eustathius, Strabonis descriptor, manifesto ita legit (ad Il. p. 269. 13.). Corruptelae causa fuit sequens illud ἅγιον τῆς Ῥέας.

Altae provincia. Troadis populis iis perlustratis, quos Catalogus laudat, proximi sunt Leleges, quibus Altes imperavit, post hos Cilicum duplex provincia. Ultima Cetei tenent. Lelegum, quantum ex urbis eorum princi-

---

1) *Cellar.* T. II. p. 49. — 2) Il. XI. 229. — 3) Eust. ad Il. p. 776. 40. — 4) Il. XI. 227. — 5) Il. IV. 499 . . . 500. — 6) Il. II. 839. — 7) Il. II. 840. — 8) Strab. p. 883.

pis Pedasi situ coniicere licet, littus inter Lectum et Gargarum fuit. Nonnulli Leleges hos Cares appellarunt, quanquam utrosque Homerus distinxerat [1]. Error inde nasci potuit, quod Leleges post bellum Troianum in Carum terram concesserunt, cum quibus deinde terram communem tenentes bella communia gerebant [2]. Postea dispersione Lelegum per multas Graeciae partes facta, omnino deleta est gens [3]. Pedasum, quam Satniois praeterfluebat [4], ut supra notavimus, expugnavit quidem Achilles, at non funditus evertit. Nam et Altes, post certamina cum Achille superstes, Pedasi habitavit [5], et Lelegum copiae, licet in Catalogo non laudatae adversus Graecos pugnarunt [6].

Eetionis provincia [7]. Prima haec gentis Cilicum provincia media iacet inter Leleges et alteros illos circa Lyrnessum Cilices. Urbes commemorantur Thebe, Chrysa, Cilla. Thebe saeviorem etiam quam Pedasus, victorem Achillem sensit [8], neque unquam postea refloruit. Ruinae eius septuaginta stadiis ab Astyra, sexaginta ab Adramytto cernebantur [9]. Cur Homerus eam *Θήβην ὑποπλακίην* dixerit et *ὑπὸ Πλάκῳ ὑληέσσῃ* [10], multae obscuritatis quaestio est, cum neque Placus aliquis, neque locus silvosus ibi inveniatur [11], veteribus rerum nominibus deletis, terrae facie multum mutata. Cilla ad flumen Cillaeum, Chrysa in littore prope Thebas iacebat [1], utraque Apollinis templo clara [2]. Cum, hac deserta, nova condita esset Chrysa prope Hamaxitum, Apollinis templo simul in eam translato, antiquitatis imperiti Chrysam illam Troiana aetate multo recentiorem pro Homerica habuerunt. Quorum opinionem Strabo docte refutat [3] his maxime argumentis, quod nova Chrysa portu careat, quo vetus instructa fuerit [4], neque templum eius, sicut huius [5], littori propinquum sit; quod nova Chrysa remotior a Thebe sit, quam ut ad eius ditionem pertinere potuerit, ad quam pertinuisse Chrysam Homericam persuadet nobis Chryseis, cuius pater Chrysae sacerdos erat, captiva e Thebe expugnata abducta [6]; quod melius denique Chrysae veteris positio cum modo itineris quo Ulysses in eam tetenderit, conveniat.

---

[1] Il. X. 428. Strab. p. 909. — [2] Strab. l. c. — [3] Ibid. — [4] Il. VI. 34...35. — [5] Il. XXI. 86...87. — [6] Il. X. 429. — [7] Eetionem Thebis habitasse narratur Il. I. 366., Cilicum regem fuisse Il. VI. 415...16. — [8] Il. I. 366...67. — [9] Strab. p. 910...913. — [10] Il. VI. 396...97. — [11] Strab. p. 913.

Mynetis provincia [7]. Altera Cilicum pars [8] inferius illa in littore habitabat. Eadem clade, qua Eetionis Cilices, gens haec afflicta est, cum urbe sua Lyrnesso [9] octoginta stadiis ab Adramytto, sed ad aliud latus, quam ad quod Theben illud habebat, posita [10]. Utrique Cilices tum in Catalogo omissi sunt, tum inter populos in Troianorum acie pugnantes nunquam laudantur, ratione satis perspicua. Ducibus eorum interfectis, genteque prorsus depressa atque imminuta, si qui urbium suarum cladem fugerant, cum Hectoris copiis fortasse illi in aciem progressi sunt.

---

[1] Strab. p. 910. I. — [2] Il. I. 37 . . . 38. Cf. Strab. p. 910. I. — [3] Strab. p. 991. — [4] Il I. 431. — [5] Il. I. 439. 440. — [6] Il. I. 366 . . . 369. — [7] Il. II. 691. 692. Cf. Il. XIX. 296. [8] Licet ex Homero colligi nequeat, etiam Cilices fuisse, quibus Mynes imperabat, Strabo tam confidenter illud ubique affirmat, quasi e certissimo fonte hausisset. p. 877. 910. 916. in fine. — [9] Il. II. 691 . . . 693. — [10] Strab. p. 910. Alii Lyrnessum Pedasumque cum Adramyttio confuderunt. V. *Cellar.* Notit. orb. ant. T. II. p. 43.

Eurypyli provincia. Secundum Strabonem Eurypylus, quem ex Homero Telephi filium, Ceteorum ducem fuisse, tandem Pyrrhi manu cecidisse scimus, circa Caicum infra Cilices Lyrnessios regnavit, unus e regulis a Priamo pendentibus [1]. Quamquam haec iam posuimus, novem provincias regni Troiani numerando, dispiciemus nunc quam certa illa sint atque comprobata. Locus Homeri, de quo agitur, sic se habet:

> *τὸν Τηλεφίδην κατενήρατο* (intell. Neoptolemus) *χαλκῷ,*
> *Ἡρῶ Εὐρύπυλον. πολλοὶ δ' ἀμφ' αὐτὸν ἑταῖροι*
> *Κήτειοι κτείνοντο, γυναίων εἵνεκα δώρων* [2].

Tenebrae, quibus hi versus obvoluti sunt, aliquanto obscuriores Grammaticorum nugis redditae sunt. Ultimum illud hemistichium, et ipsum aenigmatis instar, quandoquidem geographiam non tangit, hic non curabimus, neque haerebimus in etymologicis aut emendationibus aut explicationibus vocis *Κήτειοι*. Strabonis ratiocinatio, qua Eurypylum terrae ad regnum Troianum pertinenti praefectum fuisse efficit, haec est [3]. Constat Telephum a Teuthrante, rege circa Caicum, pro filio adoptatum esse [1]. Nominis Ceteorum, quod olim harum regionum incolis tributum sit, vestigium profert geographus amnem quendam Cetium (*Κήτιον*), per Elaitidem in Caicum delabentem. Denique Ceteos Priami sceptro subditos fuisse, inde concludit (nam aliis argumentis res caret), quod regni Troiani terminus insula Lesbus dicitur [2]. Nimis arguta haec argumentorum connexio videri posset, nisi probabilitatem quantulamcunque sequi satius esset, quam omnino de rei cognitione desperare. Attamen vel sic postremam argumentationis Strabonianae partem rescindendam censeo, nullo fundamento nixam, nisi vaga illa atque hyperbolica descriptione finium Troadis. In incerto igitur relinquemus, Eurypylus praefectusne provinciae Troianae fuerit an rex, Troianorum socius. Ill. Gatterer memorato Homeri de Ceteis loco [3], Cetim huc refert, partem Ciliciae apud Ptolemaeum. Et sane magnam veri speciem habet Ceteos, Cilicum in Troade vicinos, etiam Ciliciam cum istis simul tenuisse. Si quaeras forte cur Eurypyli, post tempora in quibus Ilias versatur, demum occisi, copiarum oblitus sit poeta in *διακόσμῳ*, respondebo, eum in exercitus Troiani recensione iam fatigatum longa navium copiarumque enumeratione, magis operam dedisse, ut breviter, quam ut plene accurateque eam institueret [4], tum quoque omnia congessisse quae ad Graecorum gloriam celebrandam facerent, Troianis vero partibus hac in re multo minus favisse.

---

[1] Strab. p. 878. 915. — [2] Od. XI. 518. — [3] Strabo p. 915 . . . 16. Cf. 877.

---

[1] Apollod. p. 226. — [2] Il. XXIV. 544. — [3] Weltgesch. T. I. p. 186. — [4] Sic et Cauconas et Memnonis copias in exercitus Troiani recensu omisit.

RELIQUAE GENTES ASIAM INCOLENTES.

Mysi. Mysos et in Catalogo Homerus habet et alias commemorat, habitationes vero eorum quales quantaeque fuerint, nunquam declarat [1]. Quarum cognoscendarum causa, si sedes gentibus finitimis assignatas dispiciamus, vacuum quasi tractum nulli populo ab Homero memorato proprium invenies, ab Aesepi fere ostio ad Ascaniam. Quod si praeter Mysos ibi habitassent alii, Homerus eos inter socios Troianorum, quorum foedera latissime per Asiam patebant, retulisset. Itaque easdem fere sedes, quas postea, tenuisse videtur gens, nisi quod ad Aegei maris oram tunc a Ceteis Pelasgisque cultam nondum penetraverat.

Phryges. Phrygia qualis fuerit aetate Troiana, duo tantum, quibus determinemus, certa nobis signa sunt; Ascania regio a lacu Ascanio, haud procul ab Olympo orientem versus posito, ita dicta, et Sangarius fluvius. Magnam igitur Bithyniae, qualis a Strabone illa definitur partem, Phrygia complexa est [1]. An vero ultra Saugarium patuerit, necne, et quam late in mediterranea, quae a geographis Phrygiae ditioni dantur, porrecta fuerit, Homero non liquet. Quodammodo tamen ille terram eorum quam latissimam cogitare nos iubet, ubi Phryges opibus et populi multitudine vix Graecis cessisse tradit [2].

---

[1] Strabo tamen (p. 847.) recitat versus Homericos quibus Mysi ex Ascania venisse dicuntur: *Πάλμυν τ', Ἀσκάνιόν τε, Μόρυν θ', υἷον Ἱπποτίωνος, Μυσῶν ἀγχεμάχων ἡγήτορα — Οἵ ῥ' ἐξ Ἀσκανίης ἐριβώλακος ἦλθον ἀμοιβοί*, et concludit e versu secundo quem nostra Homeri exemplaria non exhibent, (Il. XIII. 792 ... 93.) Ascaniam duplicem fuisse, hanc Mysorum, illam Phrygum. At cum Strabo hos versus nullius libri ope adiutus, ut saepe, adscripsisse videatur, in eo falli potuit, ut versus duos alienos, similes sibi confunderet, et unum inde genuinum ipsi visum fingeret. Versus isti, quos dixi, sunt Il. XIII. 5: *Μυσῶν τ' ἀγχιμάχων* et XIV. 512.: *Μυσῶν ἡγήτορα καρτεροθύμων.*

CAUCONES. Caucones alii Scythas fecerunt, alii Macedonas quosdam, nonnulli Pelasgos [3]. Posterior sententia potissima videtur, quandoquidem gentis huius partem Peloponnesus olim aluit [4]. Cauconum horum, qui inter Troianorum socios erant [5], sedes in ora Ponti a Maryandynorum inde finibus ad Parthenium fuerant, quo in tractu etiamnum sua aetate Cauconitas, Cauconum progeniem, fuisse Callisthenes testatur [6]. Idem in *διάκοσμον*, Cauconas omittentem, ausus est inserere versum de suo:

Καύκωνας δ' αὖτ' ἦγε Πολυκλέος υἱὸς ἀμύμων,

cui adiecit alium e copiarum Paphlagonicarum recensu petitum:

Οἳ περὶ Παρθένιον ποταμὸν κλυτὰ δώματ' ἔναιον,

reprehendenda profecto poetam emendandi libidine incitatus, cum causae in promptu sint, quibus effectum est, ut negligentius breviusque Troianorum copiae recenserentur.

---

[1] Fortasse Bithyni, Thracica gens, post Troiani belli tempora in Asiam transierunt, Phrygesque in interiora Asiae compulerunt. — [2] Il. III. 184. — [3] Strab. p. 817. — [4] V. supra — [5] Il. X. 429. — [6] Ap. Strab. l. c.

Paphlagones. Proxime in littore sequuntur Paphlagones, de quibus plura commemorata invenimus. Principem horum nobilissimamve partem Henetos facere videtur poeta [1], qui utrum post bellum Troianum amisso duce per Thraciam ad sinum Adriaticum commeaverint, ut vulgaris opinio fert, Strabone non adversante [2], an e sola nominum similitudine orta sit ista narratio magis historias tractantis, quam antiquitatem geographicam illustrantis est. Henetorum nomen quod longa saeculorum serie obsoleverat, offendit interpretes, ut pro ἐξ Ἐνετῶν, qui nulli ipsorum aetate in Asia erant, scribendum censerent ἐξ Ἐνετῆς, quo nomine Amisum urbem Leucosyrorum dictam aiebant [3]. Qui si reputassent, quanto clariora nomina longum tempus oppresserit, antiquae lectioni pepercissent.

Quod de mulorum ferorum in Henetorum terra copia traditur [4], prodit eam silvis spatiosis contectam, minusque cultam fuisse. Habitationes Paphlagonibus dantur loca circa Parthenium, nobile flumen; Cytorus oppidum est nonaginta stadiis a Cromna versus orientem reductum [5]; Sesamus, quae tribus urbibus adiunctis Amastris nominata est, et novae huius urbis arx mansit [6]; Cromna, inter Erythinos et Cytorum [7]; Aegialus, tractus centum stadiorum in littore iuxta promontorium Carambim cum eiusdem nominis vico [8]; Erythini, collis vel oppidum sexaginta stadiorum intervallo a Sesamo, totidem

---

1) Il. II. 852. — 2) Strab. p. 819. — 3) Strab. p. 819. — 4) Il. II. 852. — 5) *Cellar.* Notit. orb. ant. T. II. p. 311. — 6) Strab. p. 820. — 7) *Cellar.* l. c. — 8) Strab. p. 820.

a Cromna distans [1]. Difficultas quaedam inest hisce locorum appellationibus, *Παρθένιος*, *Αἰγιαλός*, *Ἐρυθῖνοι*, quibus qui fieri potuit, ut barbara Paphlagonum gens aetate Troiana uteretur? Nonne potius credendum has primum a Milesiis ceterisque Graecis, Pontum Euxinum coloniis cingentibus, multo serius huc allatas esse? Igitur vel fatendum Homerum hic non, qua solet, eruditione diversorum temporis rationes distinxisse; vel, si hoc nolis, versus tres qui v. 852. sequuntur, pro additamento ab indocta manu adfarto, eiiciendi sunt.

Halizoni. Etiamsi non sperandum, nos, tanto saeculorum intervallo ab Homero separatos, omni notitia historiae populorum minoris Asiae destitutos, feliciores fore, quam doctos antiquitatis viros Ephorum, Hecataeum, Menecratem, Palaephatum, Apollodorum, Strabonem, Arrianum, aliosque [2], qui frustra desudarunt in versibus hisce:

Αὐτὰρ Ἁλιζώνων Ὀδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον,
Τηλόθεν ἐξ Ἀλύβης, ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη [3],

ad vera loca populosque eos accommodaturi; iuvat tamen diversorum ingeniorum conatus intueri et in eo si haereas, cui fides habenda sit, saltem, quid non sequi debeas, cognoscere. Potissimas igitur eruditorum sententias breviter exponem[illegible] Ephorus pro *Ἁλιζώνων* scribebat *Ἀμαζώνων*, altero [illegible] quoque prout ipsi placebat mutato, et Amazones has circa Cumen fuisse aiebat. Miror eum non vidisse, etiam illud *Ὀδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον* corrigendum esse, ne ipsius sententia concideret, si quidem Amazones, quales earum mores celebrantur, nunquam viros duces passae sunt. Alii circa Myrleam et Rhyndacum Mysiae seu Bithyniae amnem urbem Alaziam, olim desertam ostendunt, et Alazones quosdam, longinquitatis et argenti fodinarum, quae Halizonis tribuuntur, nulla ratione habita. Arrianus ait, Bithynos in peninsula, quae Bosporum Thracicum tangit, *Ἁλιζώνους* dici, quasi mari cinctos. Strabo in Chaldaeorum s. Chaldorum terram, ubi Pharnacia est, Halizonos reducit. Chaldaeos metalla habere ait, ipsius quidem aetate aeris, olim vero etiam argenti. Eosdem olim Chalybes s. Alybes vocatos, ab Homero describi. At neque haec Strabonis explicatio difficultati solvendae sufficit. Neque enim ea docet Halizonorum nomen quid sibi velit [1].

---

[1] *Cellar.* T. II. p. 310. — [2] Strab. p. 826. seqq. Eust. ad Il. p. 275. — [3] Il. II. 856. 57.

---

[1] Si vera sunt, quae disserit Strabo, mirandum foret homines iam Homeri aetate in Ponti Euxini oras, in quo Phasin etiam cultioris aevi Graeci *ἔσχατον ναυσὶ δρόμον* dictitabant, tam alte cognitione sua penetrasse. Tunc minus etiam dubitarem, Othryonea e *Cabeso* ad opem Troianis ferendam profectum (Il. XIII. 363.) in terra, quam postea Leucosyri occuparunt, natum fuisse. Cabesum hanc alii Thraciae urbem dicunt, alii Lyciae. (Eust. ad Il. p. 910. 37.) E narratione Homeri vero patet, Othryonea e terra longinqua, quae opem Troianis non tulerat venisse, tum vero etiam non memini ab alio quoquam Cabesum in Lycia seu Thracia laudari. Nonnulli Cabesum Cappadociae oppidum fecerunt (Eust. l. c.) et habemus Cabassum apud Cappadoces (*Cellar.* Notit. orb. ant. T. II. p. 351.), quod aperte idem nomen est. — Haec cum nescirem, ad cuius terrae descriptionem referrem, hic inserenda indicavi.

Pelasgi. Iam ad Troadem revertamur, descriptionem nostram per anteriorem Asiae oram in Austrum deducturi. Pelasgi illi Larissam tenebant [1], quam Strabo eam esse censet quae Cumis adiaceat, quia e tribus, quas Asia habet, Larissis altera Troadis est, altera Lydorum [2]. Hactenus Homerus de Pelasgis, quorum ditioni multo plura danda sunt. Lesbi, insulae saepius ab Homero laudatae, incolae maioribus suis Pylaeum, Pelasgorum ducem [3], imperasse affirmare solebant [4]. Porro magnum littoris, postea Ionici dicti, tractum cum insulis vicinis scimus Pelasgorum fuisse [5]. Quamobrem loca ibi commemorata, Homero nihil de illis statuente, non Maeonibus sed Pelasgis tribuenda. Sunt illa montes Sipylus [6] et Mimas [7], Chius [8] et Psyra [9] insulae, quarum haec Melaenae, Chii promontorio, ex adverso iacet. Lapidem in Sipyli vertice eminentem quondam Niobes corpus fuisse fama erat [10]. In eodem nascitur Achelous quidam [11], a nemine fere geographorum notatus, nisi quod Eustathius ex auctore quodam descripsit, eum e Sipylo in agrum Smyrnaeum defluere [12]. Mimantem in peninsula, versus Chium excurrente, assurgere apud ipsum Homerum observare licet [13].

Maeones [14]. Cuncta montium iuga, quibus Maeonia scinditur sub Tmoli nomine complectitur poeta, Maeones in universum sub Tmolo natos dicendo [1]. Flumina plura celebrat, Hermum, Hyllum [2], Caystrum [3], quorum Hyllus Hermum aqua sua auget, Hermus in sinum Smyrnaeum illabitur. Ad Caystrum seu Caystrium [4], cuius ripae undaeve cycnis gruibusque gratissimae olim fuerunt [5], pratum erat quoddam Asium seu Asiae [6], herois in eo sepulti; et monstrabant Strabonis aetate in eodem, triginta stadia ab urbe Nysa, Asiae et Caystrii heroum sacella.

---

[1] Il. II. 842. — [2] Strab. p. 94. 922. — [3] Il. II. 842. — [4] Strab. p. 922. — [5] Ibid. — [6] Il. XXIV. 615. — [7] Od. III. 172. — [8] Ibid. — [9] Od. III. 171. Homero Psyria dicitur. — [10] Il. XXIV. 617. — [11] Ibid. 616. — [12] Eust. ad Il. p. 1507. 29. — [13] Od. III. 172. — [14] *Μῄων*. femin. *Μῃονίς*. Terrae nomen *Μῃονίη*.

Prope Gygaeum lacum regiam sedem fuisse oportet, quandoquidem e lacu isto prognati feruntur Maeonum duces [7]. Sardes, quadraginta stadiis ab eo distantis, recentiores sunt aetate Troiana [8]. Alio loco intelliges Hyden urbem, ad Tmoli radicem conditam [9], iuxta lacum Gygaeum fuisse [10]. Hanc ergo coniicio Maeonum gentis caput fuisse, sive, quae quorundam est opinio, eadem in maius aucta Sardes postea appellata est [11], sive interiit olim urbs, quam Strabo non inveniri affirmat [12]. Praeter Hyden Tarne occurrit, Maeoniae oppidum [13], quae ubinam fuerit traditum non invenio.

---

[1]) Il. II. 866. — [2]) Il. XX. 392. — [3]) Il. II. 461. — [4]) Ibid. — [5]) Il. II. 459. — [6]) Nomen est, ut Eustathius opinatur (ad Il. 192. 45.) Ἀσίας, genit. Ἀσίου, Ionice Ἀσίεω, contr. Ἀσίω. Legi igitur debet Il. II. 461. Ἀσίου ἐν λειμῶνι, ut est apud Eustathium aut Ἀσίω. Vulgo scribitur Ἀσίῳ cum iota subscripto quasi adiectivum esset nominis λειμῶνι, quam rationem secutus est Virgilius ubi Asiam paludem laudat. — [7]) Il. II. 865. — [8]) Strab. p. 928. — [9]) Il. II. 385. — [10]) Il. XX. 385. Cf. 391. — [11]) Strab. p. 929. — [12]) Ibid. — [13]) Il. V. 43. 44.

Cares [1]. De epitheto Carum (*βαρβαρόφωνοι*) Strabo multa docte disputavit [2]. Excitaverat illud interpretum dubia, maxime quod apud Cares solos Homerus eo usus est [3], neque tamen lingua Carica prae ceteris dura atque aspera fuit. Strabo itaque censet *βαρβαρόφωνοι* magis eo valere, quod Cares, qui ab Ionibus Doribusque una cum ipsis viventibus Graece didicerant, male Graecam linguam calleant, quam eo quod sermone patrio aspero utantur. At testimonium, quo Strabo probare conatur, Carum linguam non esse adeo iniucundam auditu, ex aetate petitum est, qua iam Graecarum vocum admistione rudis eius sonus mollitus fuerat, atque indoles barbara in suavius sermonis genus mutata [4].

Loca, quae Caribus tribuuntur, sunt Miletus (non illa Ionum colonia, sed vetustior urbs, cuius olim desertae, prope hanc reliquiae cernebantur [5]. Phthirorum (*Φθειρῶν*) mons, Mycale et Maeander. Phthirorum mons idem cum Latmo est secundum Hecataeum; alii Grium intelligunt, iugum montium ab agro Milesio versus solis ortum per Cariam protractorum [6]. Mycale ultra Maeandrum est, tunc nondum limitem Cariae septentrionalem constituentem.

Lycii. Horum Lyciorum terrae ubique fere *εὐρείης* epitheton additur, aut eo consilio ut a Troadis Lycia distinguatur aut ornatus tantum causa. Urbs eorum non laudatur, sed fluvius tantum Xanthus [1]. Circa Cragum Lyciae montem est sedes fabulae de Chimaera [2]. Ibi Strabonis aetate adhuc voragini cuidam Chimaerae nomen erat [3]. Figmentum de monstro isto ignivomo, e leonis, draconis et caprae forma mixto, sumtum esse putant a monte intus ardente, feris infestato [4]. Duplex Cilicia et Lycia disceptationi materiem praebuit, utra prius sit culta, utra ex altera originem nomenque duxerit. Qua in re tam obscurae antiquitatis, vereor ut aliquid certi statuere liceat, nisi hoc, multas olim harum gentium migrationes et varia fata fuisse.

---

[1] Antiquum patronymicum *Κάηρ* fuit, inde femin. *Κάειρα* Il. IV. 142. — [2] Strab. p. 976. seqq. — [3] Miror nemini hic in menten venisse illud *μετὰ Σίντιας ἀγριοφώνους* Od. VIII. 294. — [4] Hoc ipse auctor a Strabone advocatus docet: *πλεῖστα Ἑλληνικὰ ὀνόματα ἔχει καταμεμιγμένα.* — [5] Strab. p. 941. — [6] Strab. p. 942 . . . 43.

Solymi. Sedes Solymorum curiosius non declarantur, colligere tantummodo licet, finitimos Lyciorum eos fuisse. Erant bellicosissimi [5], perpetuis bellis cum Lyciis implicati [6]. Cum antiqua eorum gloria nomen obsolevit. Strabo illos eosdem cum Milyis esse indicat, alii Pisidas Solymorum sobolem dicunt. Montes Solymi [7] sunt Tauri iuga, quae ad promontorium Chelidonium insigni altitudine primum assurgentia, Pamphyliae exinde Pisidiaeque praetenduntur. Colles quidam prope Phaselidem Strabonis aetate quoque Solymi appellati sunt [1].

---

[1] Il. II. 877. — [2] Il. VI. 179. [3] Strab. p. 981. — [4] Eust. ad Il. p. 192. 8. — [5] Il. VI. 181...85. — [6] Il. VI. 184. 204. — [7] Od. V. 283. Neptunus e montibus Solymis conspicit Ulyssem prope Scheriam rati insidentem, quod ex hominum cultioris aevi sensu non mirabile est, sed incredibile. Fortasse igitur dubium tibi suborietur, ne montes isti ab his Solymis alieni sint. At, num magis modicum est, quod Iuno ab Olympo certaminis in campis Scamandriis commissi vices accurate observat? quod Iupiter ab Ida in Scytharum terram despicit? Gaudet imaginibus rerum divinarum in immensum auctis praeclarissimus

Amazones. Non defuerunt, qui narrationem de Amazonibus pro inani poetarum commento riderent, cum tamen dubitari nullo modo possit, vixisse quondam mulieres istas bellicosas; equidem catenus tantum narrationem de illis in maius auctam existimo, quod traditur, solas in hac gente feminas belli muneribus functas esse. Una cum viris mulieres crediderim proelia subiisse, cuius rei novae prorsus miraculum adeo percellere debuit animos eorum, quibuscum certabant, ut hi, virorum obliti, solarum feminarum virtutem praedicarent. Tria earum bella diversa apud poetam nostrum occurrunt, cum Phrygibus [2], cum Lyciis [3] et cum Troianis. Huius quidem monumentum exstabat prope Troiam Myrinnae cuiusdam, quam Amazonem fuisse epithethon *πολύσκαρθμος* indicat, tumulus [4]. Probabile hinc fit certam habitationem eas non habuisse, sed per totam Asiam minorem vagantes ubique nominis sui terrorem propagasse.

Cilicia. Nominatim huius Ciliciae mentio non fit; ante Troiae excidium ne Cilicum quidem fuisse videtur. Iacet autem in ea a Pyrami ostio introrsus [5] campus

---

poeta: ut cui rudiorum hominum affectus animi excitandi erant. Coacta et contorta explicatione Strabo difficultatem tollere conatur. p. 60. — [1]) Strab. p. 982. — [2]) Il. III. 189. — [3]) Il. VI. 186. — [4]) Il. II. 814. — [5]) Strab. p. 993.

Aleïus, locus desertus, in quo Bellerophon aliquando delituit [1]. In eadem plerique fabulam de Typhone ponunt, de qua paulo accuratius disquirendum. Typhon est symbolica imago incendiorum subterraneorum, ex antiquis cosmogoniis desumta. Quotiescunque talia incendia vehementius flagrarent cum terrae concussionibus, tempestatum immensa vi, fulminum ictibus iuncta, aiebant homines prisci monstrum rebellans a Iove fulminibus reprimi [2]. Cuique statim obvium est *εὐνάς Τυφωέος* multis regionibus convenire, cum et nunc talis locorum natura non raro reperiatur, et olim multo saepius fuerit obvia, nisi poeta, ut in certam aliquam scenam auditorum animos defigeret, apposuisset, eas *εἰν Ἀρίμοις* esse. In eo igitur cardo rei versatur, ut definiatur, quos Arimos vel quae Arima dicere Homerus voluerit, qua de re antiquitatis investigatores in diversas sententias abiere. In refellenda opinione eorum, qui de Pithecusa sermonem esse aiunt, apud Tyrrhenos scilicet simias, qui insulae nomen dederunt, Arimos vocari [3], non opus erit morari. Alii fabulam in loca circa Tmolum deducentes, dicunt, post Il. II. 783. apponi debere versum hunc:

Χώρῳ ἐνὶ δρυόεντι, Ὕδης ἐν πίονι δήμῳ. [4]

Quinam autem Arimi ibi fuerint, non docent. Nonnulli Phrygiae combustae Typhonem tribuunt et Arimûn regem e veteribus harum regionum historiis advocant [5], cum tamen Homerus non Arimûn sed Arimos habeat. Posidonius monet[1], universae Syrorum genti proprium nomen Arimis esse, Arimaeis seu Aramaeis, quod utique verissimum est[2]. Variis igitur modis tentarunt Syris Typhonem accommodare. Fuerunt qui dicerent, Orontem fluvium subterraneo itinere aliquod spatium percurrentem Typhonem olim vocatum esse a Dracone, qui, dum fulmine ictus vehementer in terram irrueret, sulco alte tracto fontem Orontis elicuisset, alveum excavasset[3]. Quod pro vero si auctores nobis venditant, perabsurdum est, si ut fabulam consideras, colorem narrationis Homericae de monstro non satis refert. Ingeniosior est coniectura quae lacum Asphaltitem huc affert, cui doctissimus Taylor patrocinatus est versu superius recitato, quem una litterula inserta ita edidit:

---

[1] Il. VI. 201. — [2] Il. II. 781. — [3] Strab. p. 929. — [4] Ibid. — [5] Strab. p. 932.

Χώρῳ ἐνὶ δρυόεντ', Ἰούδης ἐν πίονι δήμῳ[4].

At tunc metrum claudicat, neque Homero, cum nusquam praeterea cognitionem Iudaeorum prodat, hanc illi coniecturam affingere ausim. Ciliciae deinde multi, Pindaro ipsis praeeunte[5], Typhonem tribuerunt, adeoque Arimos etiam, duplici quidem ratione. Callisthenes Arima, nescio quae, montana Ciliciae loca, apud Calicadnum, profert[6], a nemine praeter ipsum commemorata. Praeterea auctori mendaciorum semper suspecto adversatur Posidonius, monetque ne Arimos locum quendam vel particulam gentis alicuius esse putemus, sed universos Syros[1]. Doctius alii Arimos Syros esse aiunt, Ciliciam tenentes antequam Cilices post Troiae excidium e Troade profecti eam invaderent. Sed hi non cogitarunt poetam hic e sua persona locutum esse, ut adeo imago illi adaptanda esset, ad temporum suorum non ad Troianae aetatis rationem. Neque enim a quoquam intelligi potuisset, si eam Syrorum terram vocasset, quae iam dudum Syrorum non fuerat. Cum in tanta sententiarum copia nulla Homeri locum satis illustret, meum esse puto, ut aliquid de meo, qualecunque sit, apponam. Nusquam fere tristior naturae vultus, magisque comparatus fuisse videtur ad exprimendum vivida imagine cubile ingens monstri ignei, quam in Phrygiae campis adustis, quales olim fuisse oportet, cum Strabo adhuc per quingenta longitudinis, quadraginta latitudinis stadia eos, incendio dudum exstincto, non nisi cinere saxisve ignis vi resolutis obtectos viderit[2]. Non autem dissimile veri est, Syros (nam Phrygum aliam tunc sedem fuisse vidimus) in his locis olim habitasse. Late per Asiam minorem Syrorum nomen olim patuit. Erant huius originis Ponti incolae, Cappadocesque, pone quos Armenii incolebant, cum Syris proxime cognati[3]. Denique Ciliciam Syris quondam ereptam vidimus.

---

[1]) Strab. p. II. 31. — [2]) *Bochart.* Phaleg. L. II. c. V. De gente Aram. — [3]) Strab. p. 1090. — [4]) *Wood* p. 50. — [5]) Pythion α. 31. Sed Pindari locus a nostra investigatione alienus est. Typhoeum enim ille Ciliciae dat, de Arimis non cogitat. — [6]) Strab. p. 930.

Cyprus. Duo reges Cyprii Cinyras[4] et Dmetor Iasi filius[5] commemorati, ille ante coeptam Troiae obsidionem, hic eo tempore, quo Odysseae res peraguntur; utrum sibi invicem successerint, an in duo regna dispertita fuerit Cyprus, in neutram partem affirmare ausim. Paphos urbs iam tunc Veneris templo, numini huic, ut putabant, gratissimo, famam sibi pepererat [1].

---

[1] Strab. p. 1131. — [2] Strab. p. 932. — [3] Strab. p. 70. — [4] Il. XI. 20. — [5] Od. XVII. 443.

Phoenice. Frequentissime Phoenicum apud Homerum mentio fit, ut qui negotiorum causa perpetuo inter Graecos versabantur. Non uno loco vestes ab illis confectae purpureae, aes aurumque affabre elaboratum laudibus tolluntur [2]. Simul exercitationem hominum in re navali, tum vero etiam calliditatem animumque lucro intentum [3] novit iustaque imagine exhibet Homerus. Tyri nullam fieri mentionem, quia nondum in altum potentiae fastigium evecta erat, multis iam observatum est. Contra Sidon seu Sidonia [5] ubicunque de Phoenice sermo est, celebratur. Eadem *πολύχαλκος* dicitur [5], vel tanquam magnifica (nam omnis luxuriosa supellectilis, divitumque domuum ornamenta in aeris copia tunc consistebant) vel, ut Bochartus docet [6], ab aeris prope illam fodinis.

Aegyptus. Disceptatum est a grammaticis veteribus, Homerus vocabulum hocce de Nilo solo, an etiam de terra usurpaverit. Exstat tamen locus, quo omnis dubitatio de posteriore vocis significatione eximitur [7]. Recentiorum autem interpretum multi illam significationem prorsus ignorarunt, et omnia, quae de Nilo dicuntur apud Homerum, in Aegyptiorum terram traxerunt. Haec terra quaecunque habet peculiaria, populique indolem penitus cognoverat Homerus. Laudat eam ante omnes plantarum tum ad medicinam corporis utilium, tum noxiarum feracem[1]. Ars medendi inter Aegyptios magis, quam in ullo alio populo eius aevi exculta, animum eius adeo impleverat admiratione, ut quemcunque Aegyptium peritissimum medicum, totamque gentem Aesculapii sobolem appellaret[2]. Huc et narratio de succo aegrimoniam animi levante, quem a muliere quadam Aegyptia acceptum Helena vino infundit[3], spectat, quam inventam a poeta ad epice ornandam simplicem sententiam de vini effectibus putare possemus, nisi fundamenta veritatis historicae illi substructa haberemus. Opio nempe in locis circa Thebas nato et praeparato iam olim, sicuti hodie, magnopere delectabantur Aegyptii[4]. Fortasse quoque Aegyptii auctores fuerunt rei, nunc per totum orientem usu evulgatae.

---

[1] Od. VIII, 362...63. — [2] Il. VI. 289. XIII. 741. Od. IV. 616. — [3] Od. XIV. 288. XV. 414. sqq. — [4] Utroque modo flectitur nomen. Il. VI. 291. Od. XV. 424. — [5] Od. XIV. 275. — [6] Phaleg. L. IV. c. 35. — [7] Od. XIV. 275.

Quod Homerus Nilum qui semper ipsi Aegyptus dicitur, *διιπετέα* appellat, trahunt, nescio an nimis argute, in annua Nili incrementa per pluvias Aethiopiam inundantes, scilicet ut, quod omnibus fluminibus commune erat epitheton, eos a Iove seu coelo lapsos esse, Nilo per praestantiam quandam tribuerit[1]. Thebarum, principis tunc Aegypti urbis, divitias, ambitum immensum, numerumque civium, imprimis militum, summopere laudibus tollit[2], quibus, licet mirandam magnitudinem prae se ferant, et alii assentiuntur[3]. Praeter Thebas aliam urbem sedem cuiusdam regis Aegyptii fuisse oportet, a regionibus Nili ostiis vicinis, non ultra itineris nocturni spatium reductam. Nam Ulyssi, qui, ut quidem ipse narrat, in os aliquod fluvii invectus erat, campos adiacentes populanti[4], postridie prima luce rex cum exercitu ex urbe obviam venit[5]. Quod si reputas Deltae angulum Nili ostiis tunc multo propinquiorem fuisse, probabile fit, urbem, e qua rex ille profectus erat, Memphim fuisse. Descriptio Homerica Phari insulae variae disceptationis materiam praebuit. Assequi non poterant interpretes, quomodo dictum sit, Pharum a littore Aegypti opposito septem stadiis distantem, spatio itineris navalis unius diei remotam ante Aegyptum iacere[6]. Primum ne in omnibus de hac re prolatis morer, monebo Aegyptum ibi non terram esse sed flumen, quod et Strabonem latuit[7], Woodius vero primus vidit[8]. Omnino ora Pharo opposita Aegyptus dici non poterat, dum Nili inundationes limitem Aegypti constituerent. Tunc erat ibi desertum arenosum, hominibus, donec canalis e Nilo illuc deductus esset, victum negans [1]. Porro adgestionem Aegypti per Nilum infitiari non licet, quamvis Bochartus [2], cum vasta, quae ei inest, eruditione, adversus omnem antiquitatem et doctissimum quemque physicorum recentiorum pugnet [3]. Si igitur a Pharo ad ostium Canopicum, inde tantum remetiaris, quantum ante tot saecula ora Deltae introrsus remota esse debuit, omnino cursus diurnus navis efficitur. Verissimum quoque est, quod dicit poeta periculosam esse navigationem a Pharo in Nilum [4], sicut et illud naturae rerum accommodatissimum, quod desertam insulam phocarum diverticulum facit [5].

---

[1]) Od. IV. 229. 230. Docti botanices quidem aliter rem se habere, neque in ullo herbarum genere praeter aquatiles excellere Aegyptum cognoverunt. Vid. *Shaw's* Travels p. 427. Sed hoc Homero ne imputemus, qui vires herbarum non tam accurate cognoverat, observaverat tantum, nusquam tot succos exprimi, tot medicamina componi, quam in Aegypto. -- [2]) Od. IV. 231 ... 32. — [3]) Od. IV. 220. — [4]) Diod. Sic. Ed. Rhodom. p. 87. Cf. testimonium auctoris libri *De medicina Aegyptiorum* descriptum ap. *Blackwallum* Enquiry into the life etc. p. 140.

---

[1] Strab. p. 62. 63. — [2] Il. IX. 381. sqq. — [3] V. Strab. p. 1170. De centum portis consentit Herodotus. — [4] Od. XIV. 258. — [5] Ibid. 265. sqq. 278. — [6] Od. IV. 354. sqq. — [7] Strab. p. 63. — [8] *Wood* p. 93. sqq.

Libya. Libyae Homerus oram maris interni dat, sinistro Aegypti lateri proximam [6]. Quam longe vero eam in occasum solis austrumve produci velit, prorsus non significat. Incolarum Libyae pastoriciam vitam agentium, opulentiam e coeli benigna temperie, pascuorumque praestantia, rebus nunc in deterius ibi mutatis, ad eos confluentem, summam depinxit[1].

---

[1] *Wood* l. c. — [2] Phaleg. L. IV. c. 24. — [3] *Wood* l. c. *Shaw's* Travels p. 339. 439 . . . 441. — [4] *Wood* p. 409. sqq. — [5] Similiter de Delo auctor Hymni in Apollinem Homero vulgo tributi v. 77. 78. — [6] Od. IV. 85. Ex ordine, quo Menelaus terras, quas inviserat, recenset, cum Libyam ultimam ponit post Aegyptum, Aethiopes, Sidonios et Erembos, intelligitur eum a terris remotioribus iterum revertisse in Aegyptum, hinc demum in mare internum revectum, orae Libycae se applicasse.

POPULI AUSTRALIORES MARE INTERNUM NON ATTINGENTES.

Aethiopes. Aethiopum nomen a Graecis, incolas fervidioris plagae eo designaturis, fictum est[2]. Deinde, at serius Homerica aetate, casu quodam in nomen proprium populi a tergo Aegyptiorum incolentis abiit. Si Homeri dicta de Aethiopibus e vero illius sensu cognoscere volumus, necesse est, ut quidquid cognitionis de globi terrae natura doctior aetas paravit, abiiciamus. Ab austro Aethiopum terrae Oceanum limitem apponit, quem ad meridionalem orbis plagam intra zonam fervidam esse opinabatur. In hisce versibus:

Αἰθίοπας, τοὶ διχθὰ δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν,
οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος[3].

voces duas postremas versus prioris aut per se construxit, ut post voces *ἔσχατοι ἀνδρῶν* subaudiretur *versus meridiem*, aut cum sequentibus iungi voluit. Alter explicandi modus ab altero in eo differt, quod illum si praeferas, simpliciter dictum foret terram Aethiopum scindi in partem aliquam orientalem et occidentalem; inde autem sequeretur Aethiopiam duplicem tantum in latitudinem patere, quantum omnis terrarum orbis. Quae Aethiopum divisio an animo poetae obversata sit, multiplex disceptatio fuit [1]). Alii in nugis grammaticis versati sunt, nonnullos non piguit astronomicas de orbe notiones in Homeri versus inferre. Potiores sententiae eorum sunt, qui divisionem regionum ferventium vel per Nilum factam vel per sinum Arabicum huc advocant. Horum tamen, quantum in re adeo obscura iudicare valeo, posteriorem elegerim, quia prior divisio Aethiopiae tantum Aegypti tergo imminenti sese accommodat, haec maior est, qualem zonae divisionem esse decet. Qui trans sinum Arabicum incolunt, Homero Aethiopes esse, eo quoque probatur quod Neptunus ab Aethiopibus ad Aegas sivi Achaicas sive Euboicas reversurus iter instituit super montes Solymos [2]. In hos necesse erat eum recto itinere deferri ab orientalioribus hisce regionibus redeuntem, sed is qui ab Aethiopia circa Nilum Aegas tendit, non tanget montes Solymos. Hanc partem terrae Aethiopum contra, Menelaum invisisse crediderim, quoniam ex Aegypto illuc profectus erat [3]. Quod deos per dies duodecim apud Aethiopes moratos esse narratur [4], e carmine aliquo physico, quo solis progressus obliqui versus tropicum capricorni tali ratione significaretur, desumtum videtur [5]. Additur, quotiescunque numen ad Aethiopes profectum narratur, factum hoc esse ad adeunda Aethiopum sacra; nescio an famam de summa pietate Aethiopum secutus sit poeta, an probabilitatis profectioni conciliandae gratia ille hoc finxerit.

---

[1] Od. IV. 85. sqq. — [2] Strab. p. 58. — [3] Od. I. 23. 24.

---

[1] Strab. p. 54. sqq. — [2] Od. V. 283 . . . 84. Cf. 381. — [3] Od. IV. 84. 85. — [4] Il. I. 423. — [5] V. Ill. *Heyn.* Dissertatt. De origine et caussis fabularum Homericarum pag. 53. (Nov. Commentatt. Societat. Reg. Gotting. T. VIII.)

Pygmaei. Vicini Aethiopum, uti Homerus quidem sibi persuaserat, Pygmaei sunt, quandoquidem et haec gens Oceano australi, in quem grues volant hieme ineunte, Pygmaeis bella illaturae, est contigua¹). Fabula de Pygmaeis, id est Pumilionibus, ut ab aliis accepta et vulgo nota, obiter tantum tangitur. Haud dubie ducta illa est e narrationibus viatorum, qui in Africa copiam simiarum parvarum, hominibus corporis forma haud absimilium, viderant. Quod Strabo censet, quoniam non e Graecia solum sed undequaque grues oram terrae meridionalem petant, Pygmaeorum terram per totum orbis ambitum ab Homero extendi, in eo paulo argutius ratiocinatur. Imo necesse est, ut ubique Aethiopes cum Pygmaeis simul habitasse credas, si hanc sententiam poetae opinionibus accommodare velis.

Sidonii. Cum Menelaus apud Homerum ita loquitur:

Κύπρον, Φοινίκην τε, καὶ Αἰγυπτίους ἐπαληθείς,
Αἰθίοπάς θ' ἱκόμην, καὶ Σιδονίους, καὶ Ἐρεμβούς,
*Καὶ Λιβύην*²) —

Strabo Sidonios urbes Phoeniciae incolas cogitat³), ita ut locutus sit poeta e formula sibi familiari, qua, toto posito, pars nominatim subiiciatur, qualis haec est:

---

¹) Il. III. 5. 6. — ²) Od. IV. 83 . . . 85. — ³) Strab. p. 69.

Ἴδην δ' ἵκανεν πολυπίδακα, μητέρα μηλῶν,
Γάργαρον —

quod tunc tandem ferendum esset si legeretur:

— *Φοινίκην τε, καὶ Σιδονίους ἐπαληθείς.*

Quoniam autem tot interiectis vocibus separantur *Φοινίκη* et *Σιδόνιοι*, nimis durum foret atque obscurum. Itaque altera tantum restat sententia, quae Sidonios populum in sinu Persico facit, cuius Phoenices ad mare nostrum seu coloni fuerint, seu colonos istuc emiserint [1]. At nec haec sententia, licet ipse rem expedire non valeam, mihi satisfacit. Omnino non assequor, quomodo innotescere potuerint Homero Sidonii, gens obscura et exigua, cum Babylonis, Euphratis, ceterorumque nobilium orientis nominum ignarus fuisse videatur, vel si de his comperta aliqua habebat, erroresque Menelai huc usque extendere volebat, cur non potius nominum nobiliorum meminerit.

Erembi. De his expeditior est investigatio. Omnes in eo conveniunt, Arabes eos esse; discrepant modo in ratione nominis Eremborum Arabiae accommodandi. Nonnulli lectionem mutarunt. Legebatur:

καὶ Σιδονίους καὶ Ἐρεμβούς [2].

pro quo scripserunt: — *καὶ Σιδονίους Ἀραβάς τε s. καὶ Ἐρεμνούς*, tanquam ita dicti sint Arabes nigricantes et coloris subfusci. Alii, vocabulum *ἀπὸ τοῦ εἰς τὴν ἔραν*

---

[1] Idem p. 1131. — [2] Od. IV. 84.

ἐμβαίνειν (vetus verbi forma *βάω* fuit) etymon habere ducentes, Erembos Troglodytas esse, occidentale sinus Arabici littus tenentes, contenderunt [1]. Posidonius existimabat, Arabas, vero ipsorum nomine et Homeri aetate usitato, Erembos nuncupari; cui adsentitur Bochartus, qui Arabum nomen ab Hebraeo ductum olim et Arab et Ereb pronunciatum esse vult; ex Ereb Graecis Homeroque Erembos eos esse dictos [2].

TERRAE GRAECIAE AB OCCASU IACENTES.

Perlustratis iam reliquis terris, quae intra fines cognitionis Homericae sunt, ad fabulosas regiones, in quibus Ulyssis errores versantur, transeundum nobis est. Ne ab imaginibus rerum, quas Homerus animo suo informabat, aberremus, praecipue in hac investigatione opus erit, ea quae Homerus de locorum situ naturaque tradit, sedulo distincta a visis interpretum, singula ad loca certa accommodare conantium, nude proponere, et inde demum ad veram orbis faciem recurrere. Primo ea loca adeamus, quae in littoribus Italiae Siciliaeque, Graeciae obiectis, et omnino cis fretum illud, quod inter Siciliae et Africae prominentes oras coarctatur, iacent; deinde mare inferum, terrasque circa illud Homeri popularibus ipsius aetate incognitas invisemus.

---

[1] Strab. p. 71. — [2] Phaleg. IV. c. 2.

SCHERIA. Scheria seu Phaeacum terra aperte insula Homero est [1], licet nunquam ita appellata. Quemnam situm illi Homerus assignare voluerit, variis vestigiis deprehendere licet. Ab Ogygia in ortum solis [2] reducit spatio navigationis viginti dierum et noctium [3]. Altera de parte magnam eius longinquitatem a Graecia et reliqua terra habitata significat, dicens Phaeaces habitare seorsim in mari, ultimos, neque quenquam mortalium ad eos penetrare solere [4]. Accedit huc, quod de Euboea, tanquam de insula ultimo orbis terrarum limiti contigua, quamque vix quisquam ex ipsis adiisset, Phaeaces loquuntur [5]. Coeli porro Phaeacum mira benignitas, ver aeternum cum Zephyris leviter spirantibus [6] ad similitudinem camporum Elysiorum maxime conformata produnt Homerum vicina sibi utraque cogitasse. Aliud tali vicinitati argumentum suggerit narratio de Rhadamantho, quem iam, ut videtur, in Campis Elysiis degentem navi in Euboeam deduxerant Phaeaces [7]. Nihilo minus tamen immota stat auctoritas veterum historiarum, quibus probatur, Corcyram aliquando Scheriae nomine notam, Corcyraeosque rei navalis peritia illustres fuisse [8]. Apparentis huius contradictionis solutio arcessenda est a duplici principio seu fonte narrationis Homericae de Phaeacibus. Compererat Homerus Phaeaces, gentem imprimis rei navalis studiosam, e Sicilia esse ortam, et inde pulsam Corcyram tenuisse. Hactenus narratio veritatis speciem prae se fert. Porro cum summum aliquod absolutumque exemplar proponere vellet felicitatis, opulentiae et elegantiae morum, ad quam mortalibus industria, pietate, rectoque rei publicae ordine, evehi licet, quidquid eiusmodi in orbe terrarum, inprimis apud Phoenices viderat, audituque cognoverat, undequaque in Phaeacum insulam congessit. Deinde ne populares ipsius offenderentur miraculis de Corcyraeis populo ipsis vicino et quem penitus nossent traditis, spatium inter Corcyram et Ithacam in maius auxit et in Oceanum eam eiecit.

---

[1] Od. VI. 204. V. 281. — [2] Od. V. 273 . . . 277. — [3] Od. V. 279. — [4] Od. VI. 204. 205. — [5] Od. VII. 321. sqq. — [6] Od. VII. 117 . . . 119. — [7] Od. VII. 321 . . . 324. Cf. V. 564. — [8] Aristoteles mythicam narrationem ad nostram memoriam conservavit, qua exponitur, quorsum Corcyra olim Scheria dicta sit. Hanc descripsit Stephan. in v. Σχερία, et Eust. ad Od. 204. 19. Idem philosophus memoriae prodidit e prospero rerum, inprimis mercaturae successu factum esse, ut Phaeaces insolescerent, nimioque fastu turgerent. Apud. Hesych. in voce Κερκυραῖοι.

Loca in Italiae Siciliaeque ora orientali commemorata. Si inde a locis Corcyrae oppositis, in quibus sinus Adriaticus desinit, (nam quae in illo iacent, aliena sunt a notitia orbis Homerica) in ora Italiae descendamus: prima nobis obvia est *Alybas* [1] urbs Metaponti nomine, quod post Graecam coloniam illuc deductam habuit, notissima. Omne spatium, quod hinc usque ad fretum Siculum patet, Homeri descriptiones vacuum reliquerunt. In freto

---

Obiurgavit Apollodorus Callimachum, quod Corcyram eandem cum Scheria fecerat (ap. Strab. p. 76.). Sed ipse Apollodorus tanquam rem historicae certitudinis proposuit, Corcyram Phaeacum domicilium fuisse. Bibl. p. 69. Reprehensio igitur eo tantum valere videtur, quod Callimachus simpliciter dixerat, Corcyram Scheriae nomine ab Homero designari, τοῦ ἐξωκεανισμοῦ nulla ratione habita. —

[1] Od. XXIV. 303. Eust. ad Od. p. 835. in fine.

Siculo *Scylla* atque *Charybdis* sunt, illa ab Italia prominens, haec Siciliae propior. Utriusque descriptio, ut legitur apud Homerum [1], naturae locorum admodum est consentanea, si, quidquid additum est terrore hominum navigationis imperitorum, fretum illud primo pernavigantium, tum vero etiam more iureque poetarum, omnia in miracula convertentium, detraxeris. Accurate cognoverat Homerus, Scyllam esse scopulum praealtum [2], Charybdim vero verticem, quo violenter contortum mare omnia in se rapiat [3]. Accurate et illud, altero monstro hinc, altero illinc iter infestari [4]. Porro alterutrum freti latus Scylla teneat, sibi haud ignotum esse, innuit, dicens, speluncam ad angustias spectantem, in qua Scylla excubare soleat, esse *πρὸς ζόφον, εἰς Ἔρεβος τετραμμένον* [5]. Illud tantummodo eum fugerat, e mari infero in fretum invehentem prius Scyllam praeterire et inde demum ad Charybdim cursum deflectere; recta sibi oppositas alteram alteri intra sagittae iactum ponit [6]. Quin et istis, quae inflatius fabulari videtur Homerus, de captura piscium hominumque, quam Scylla exerceat, veri aliquid pro fundo substruunt. Polybius narrat [7] thynnos gregatim in freti introitum delatos, a canibus delphinisque devorari, atque hos ipsos galeotarum praedam fieri. Ad cuius rei similitudinem Homericam Scyllae imaginem esse expressam [1]. Strabo fabulam de Scylla e quavis navi ipsam praetereunte sex viros rapiente [2] inde natam putat, quod solitum fuerit feris harum regionum accolis, e Scyllaeo nautis insidiari [3].

---

[1]) Odyss. L. XII. passim. — [2]) Od. XII. 73 sqq. — [3]) Od. XII. 101. sqq. 235. sqq. Falso Charybdi quoque, tanquam tectum sub quo habitaret illa, scopulum tribuit, sed humiliorem (Od. XII. 101.) vix supra fluctus exstantem, ut colligere est v. 432. sqq. — [4]) Od. XII. 235. — [5]) Od. XII. 81. — [6]) Od. XII. 102. — [7]) ap. Strab. p. 43.

Inferius Scylla et Charybdi sed paene contiguam illis [4] insulam quandam *Thrinaciam* collocat Homerus, exiguam atque desertam [5], a freto Siculo in meridiem et occasum solis reductam, quem eius situm facile inde colligas, quod Ulyssem cum Zephyro vento e Thrinacia profectum modico spatio peracto procella ab Austro ingruens iterum in freti angustias repulerit [6]. Distingui debet a Thrinacia Trinacria, antiquum Siciliae nomen. Sicilia ita nominabatur, ut quae *τρία ἄκρα* haberet; Thrinacia a *θρίναξ*, id est tridens, derivatur. Sub narratione de gregibus Soli consecratis, in eadem Thrinacia Solis inde insula dicta [7] nutritis, et de Nymphis Lampetie et Phaëtusa illa pascentibus allegoriae aliquid, de dierum, quibus annus conficitur, de diurno Solis motu, et sic porro, latet [8], quod ex alio poeta desumtum Homerus, qui mos est illi, in carminis sui epici usum convertit. Nisi falso sibi persuaserat Homerus, esse eiusmodi circa haec loca insulam, fortasse Aetna immensis, quas effundere solet, molibus lapidum liquefactorum eam terrae continenti addidit.

---

[1] Od. XII. 95. 96. — [2] Od. XII. 245. — [3] Strab. p. 38. — [4] Od. XI. 261. — [5] Od. XII. 351. — [6] Od. XII. 101. sqq. 427. 428. — [7] Od. XII. 269. — [8] Eust. ad Od. 481. in fine. X. 482. init.

Infra Aetnam, quem inter harum regionum miracula non ab Homero celebrari plerique iure mirati sunt, est urbs Leontini et campi *Leontini* quos olim *Laestrygonum* terram fuisse nonnulli putant. Sed de Laestrygonibus antiquitatis studiosorum duplex iudicium est. Pars enim circa Formias in Auruncis eos collocat. Utraque sententia non caret auctoritatibus suis, iisque gravibus; posterior tamen mihi magis consentanea videtur. At disputationem ea de re tunc iam retractabimus, ubi ad regiones, in quibus Formiae sunt, devenerimus.

Si valet coniectura, quam p. 40. proposui, etiam Syria et Ortygia ad hanc Siciliae oram referendae sunt. Denique *Siculi* et *Sicania* [1] in Homeri carminibus occurrunt. Utrumque vocabulum in orientalia Siciliae tantum valet, quandoquidem cetera Cyclopibus tribuuntur, aut etiam prorsus ignota sunt Homero, quod praecipue de mediterraneis et de ora septentrionali certo affirmare licet.

Loca in Siciliae ora meridionali commemorata. Primum in hac a Pachyno progressi in *Hyperiam* incidimus [2], urbem, quae sub Camarinae nomine postea innotuit [3]. Sedes Phaeacum illa fuerat, etiam paucis ante bellum Troianum annis, donec hi a Cyclopibus perpetuo infestati novum domicilium petituri abirent [4]. Hyperiam ditionemque Phaeacum proxime sequitur *Cyclopum terra* [5], quam satis amplam ex Homeri opinione fuisse oportet, si quidem ille in extrema Siciliae loca, insulis Aegatibus opposita, eam producit [1], nisi forte credere malis, ignorasse eum, quanto spatio haec Siciliae pars ab Hyperia separaretur. Narrationi de Cyclopibus, monstris humana carne vescentibus, primorum humanitatis elementorum expertibus, Siciliae olim incolis, Thucydides historicam fidem tribuit. Terra Cyclopum ut fertilissima, frumenta quaevis et vina copiosissime sponteque producens [2], verae locorum naturae accommodatissime describitur. Insulae *Aegates*, ad quarum unam Ulysses appulit (quamquam dicendum potius est, Homerum omnes in unam confudisse) a littore inter Lilybaeum et Erycem patente modico intervallo distantes [3], a caprarum, quas alebant, copia, cuius fama iam ad Homerum penetraverat [4], nomen accepisse videntur.

---

[1] Od. XXIV. 306. XX. 381. — [2] Od. VI. 4. — [3] Eust. ad Il. p. 213. 42. — [4] Od. VI. 4. sqq. — [5] Od. VI. 5.

Ogygia. Insulam Ogygiam inter orientaliora maris interni loca recenseo, quia vulgaris opinio ita recepit. Nam curiosius in rem inquirenti manifestum fit, meras esse coniecturas, quae Gaulum insulam prope Meliten aut insulam quandam circa sinum Scylaceum Calypsus insulam fecerunt [5], easque ne satis quidem ad Homeri poesin accommodatas. Quae de situ Ogygiae Homerus nos docet, haec sunt. Viginti dierum noctuumque navigatione a Phaeacia in occidentem distat. E freto Siculo, in quod a Thrinacia profectum tempestas repulerat, Ulysses, fractis navigii sui tabulis inhaerens, decimo die undis in eam delatus est [1]. Non omnino liquet e descriptione Homerica, utrum in eandem partem e freto abierit, unde in illud devenerat, an in mare inferum denuo sit abreptus. Posterius tamen factum esse oportet, nisi credere malis, ventum, illi procellae ab austro ingruenti, qua in Charybdim delatus erat Ulysses, contrarium, a septentrione subito spirasse. Prius ut probarent, interpretes fortasse illud adduxit, quod Ogygia in mari infero posita, intelligi non potuisset, quomodo inde recto itinere Ulysses Phaeaciam devenisset. At haec difficultas minus me tenet, quandoquidem Homerus superioris Italiae haud dubie ignarus, illud non cogitasse putandus est, duo ista maria Italia interiecta separari. Ceterum iam Strabo *τὸν ἐξωκεανισμὸν* insulae sentire sibi visus est, tum hoc versu significatum:

---

[1] Od. XI. 116. .117. — [2] Od. IX. 109. 111. — [3] Ita et Homerus Od. IX. 117. — *οὔτε σχεδὸν, οὔτ' ἀποτηλοῦ*. — [4] Od. IX. 118. — [5] Illius sententiae auctor est Callimachus ap. Strab. p. 159. Hoc Plinio placet L.III. c. X.

νήσῳ ἐν ἀμφιρύτῃ ὅθι τ' ὀμφαλός ἐστι θαλάσσης — [2],

tum maxime eo quod Homerica *Calypso Atlantis* est [3]. Fabulae de Atlante

— ὅςτε θαλάσσης
πάσης βένθεα οἶδεν, ἔχει δέ τε κίονας αὐτὸς
μακράς, αἳ γαῖάν τε, καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσι [4],

manifesto substrata est imago montis in littore positi, cuius radices in imum mare descendunt, cacumina coelum tangere videntur. Eundem ad Oceanum occidentalem spectare. non fieri potuit, quin comperiret Homerus a Phoenicibus Aegyptiisve [1], licet multo propiorem sibi fingeret Atlantem quam vere est.

---

[1]) Od. XII. 447. — [2]) Od. I. 50. — [3]) Strab. p. 46. — [4]) Od. I. 52 . . . 54.

Terra lotophagorum [2]. Lotophagi dicuntur a Loto quo dulcissimo cibo solo vescebantur. Etiamnum frequentissimus est huius fructus usus in regnis Tunis et Algier [3]. Ubinam in tractu Lotophagorum appulerit Ulysses, discerni non potest, quod ut in insula Meninge factum existimarent interpretes, potissimum permoti videntur monumento ibi exstructo, pro Ulyssis ara habito [4].

Loca circa Italiam in mari infero commemorata. In his percensendis a septentrione Siciliam versus, eadem ratione qua modo usi sumus, descendamus. Incipiendum igitur nobis erit a promontorio *Circeio*, a Circe, cuius sedem fuisse illud vulgo existimant, ita dicto. In fabula de Circe duplicis originis vestigia sunt conspicua. Alteram eius partem Homerus petivit e poeta ethico, qui perniciosas voluptatum illecebras allegorice adornaverat, alteram vero e poetis, qui ante ipsius tempora carmina Argonautica condiderant. Haec vero uberiore expositione indiget, quia inde nata confusio rerum diversissimarum, ea quae de Circes insula animo sibi informasse videri debeat poeta, magna obscuritate obvolvit. Circe, sicuti Medea, veneficiorum et incantationum arte valet. Eadem soror Aeetae regis Colchici est [1]. Aeetae patrem Solem, avum Oceanum perhibuerunt [2], ut indicarent eum ad Oceanum orientalem, e quo Phasin fluere opinabantur, habitasse. Sedem Aeetae, cum nomen eius nescirent, Aeam, id est terram, appellarunt. Ad Aeae similitudinem conficta est *Aeaea* aliqua Circes insula. Porro Aeaeae communis cum Aea vicinitas Cimmeriorum accolarum quorundam Ponti Euxini. Ex eadem affinitate Aeaeae cum Colchide puto lucem affundi posse dicto cuidam obscuriori de Circes insula in initio libri duodecimi obvio:

---

[1] Ab his haud dubie fabula tradita est Graecis, quorum navigatio nondum has orbis partes exploraverat. — [2] Od. IX. 84. — [3] *Shaw's* Travels p. 225. sqq. Ibid. doctissimam descriptionem fructus et arboris vide. — [4] Strab. p. 1191.

> *νῆσόν τ' Αἰαίην, ὅθι τ' Ἠοῦς ἠριγενείης*
> *οἰκία καὶ χοροί εἰσι, καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο* [3].

Interpretum nonnulli nihil his inesse putarunt nisi hoc: Ulyssem littori insulae ad orientem vergenti navem applicasse. Alii reditum Ulyssis ex inferis in loca solis luce illustrata hac imagine exornari existimarunt. Fuerunt qui Circes habitationi, in montis praealti fastigio collocatae, haec tribui putarent, ut in qua solis lumen matutinum prius fulgeret, vespertinum diutius moraretur [4]. Ingeniose Blackwallus coniicit, Phoenices, quos cum haec loca solstitii aestivi tempore invisere solerent, dies longiores mirari necesse erat, de Circes insula haec tradidisse [5]. Quae tamen omnia multum abest, ut rem expediant. Quod si in mentem revocaveris vulgarem Graecorum opinionem, iacere Aeam ad Oceanum orientalem quam pulchre expressit Mimnermus vetus poeta elegiacus:

---

[1]) Od. X. 137. — [2]) Od. X. 138 . . . 39. — [3]) Od. XII. 3. 4. — [4]) Eust. ad Od. p. 464. 65. — [5]) Enquiry into the life and writings of Homer. p. 266. sqq.

Αἰήταο πόλιν, τόθι τ' ὠκέος ἠελίοιο
Ἀκτῖνες χρυσέῳ κείαται ἐν θαλάμῳ
Ὠκεανοῦ παρὰ χείλεσ' [1] —

vix dubitabis ad imitationem Aeae tendere, quod in Circes insula cubilia Aurorae et ortus solis fingantur. Ceterum negari non potest, poetam secum non constantem Aeaeam in regiones occidentales aperte traduxisse. Ut in Circeio Circes sedem collocarent, maxime eo impulsos interpretes video, quod Circes templum ibi monstrabatur [2]; quae sententia ceteris Ulyssis erroribus satis est adaptata, et non nisi in eo contra Homeri descriptionem offendit, quod Circeium cum continente iunctum est, cum Homerus Circes insulam immenso mari undique cinctam dicat [3].

Paulo infra Circeium sunt *Formiae*, antiqua *Laestrygonum*, monstrorum humana carne vescentium, habitatio. Nam alteram de Laestrygonibus sententiam quo minus probem, prohibet me ordo errorum Ulyssis. Defertur ille ab insula Aeolia ad Laestrygones, inde ad Circes insulam; quod quomodo factum sit, si Laestrygones circa Leontinos colloces, vix intelligi potest. Urbem Laestrygonum, quam Graeco nomine *Telepylum* dicit [4], haud longe a littore Homerus reducit. Narrat, Laestrygones ovium greges tempore diurno, armenta noctu pascere solere [1], quem morem in istis regionibus esse frequentem scimus, propter tabanum armentis infestum [2].

---

[1] Strabo p. 80. — [2] Strabo p. 355. — [3] Od. X. 195. — [4] Od. X. 82.

In extremo sinu Cumano iuxta Misenum est *lacus Avernus*, ex eius generis locis, quae Plutonia veteres appellant. Sacrum ibi erat numinum inferorum, cuius sacerdotes e manium evocatorum responsis futura se sciscitari profitebantur [3]. Cuius fama cum ad Homerum pervenisset, omnia grandioribus rerum phantasmasi ornando, et imaginem regiae Orci et veri aditus ad loca infera admiscendo, Necyiam suam inde contexuit. Hactenus modo res in Necyia commemoratae ad Italiae oram pertinent, nam cetera, quae de *Cimmeriis*, de perpetua apud eos nocte, de *Erebo* ad Oceanum sito, narrantur, ex opinionibus inter Graecos Homerici aevi de orbis extremi versus has partes facie vulgatis petita sunt. Has ipsas igitur, quamlibet a nostris discrepantes enucleare, quantum fieri potest, conabimur. Iter Ulyssis a Circes insula ad *Cimmerios* ita instituitur, ut uno cursu diurno [4] navis, Borea vento acta [5], mare perficiat, in quo Aeaea iacet, deinde in Oceanum invecta, per aliquantum spatii [6] littus legat [7] a Cimmeriis cultum [8], tandem ad peninsulam nemore Proserpinae contectam appellat [1].

---

[1]) Od. X. 82. sqq. — [2]) Eust ad Il. p. 384. 18. — [3]) Strab. p. 374 ... 75. — [4]) Od. XI. 11 ... 13. — [5]) Od. X. 507. — [6]) Od. XI. 635 ... 639. — [7]) Necesse est, ut rem ita animo tuo informes, navem, simulac per angustias quasdam, quas Homerus non multum distare ab Aeaea in meridiem existimabat, in Oceanum exiisset, cursu ad dextram manum flexo ab externa orbis terrarum ora non discessisse. Nam si illud *δι' Ὠκεανοῖο περήσῃς* (Od. X. 508.) de traiectu Oceani intelligeres, Homerus minime sibi constans dicendus

Putarunt quidam fluvium Oceanum, in quem invectus Ulysses ad *Erebum* tendit, dici fretum aliquod, quo e mari interno in magnum Oceanum transeatur [2], quibus equidem assentiri non possum. Etenim sexcenties Oceanus terram ambiens fluvius dicitur Homero; distinxisset igitur aliquo modo fretum hoc a magno Oceano.

Liberet huc adducere ad explicandas Homericas de locorum inferorum situ notiones, descriptionem itineris, quo Mercurius procorum umbris praeit:

πὰρ δ' ἴσαν 'Ωκεανοῦ τε ῥοάς, καὶ Λευκάδα πέτρην,
ἠδὲ παρ' Ἠελίοιο πύλας, καὶ δῆμον Ὀνείρων
ἤϊσαν αἶψα δ' ἵκοντο κατ' ἀσφοδελὸν λειμῶνα [4],

nisi dubitaretur inter doctos, an liber vigesimus quartus Odysseae ab Homero ipso sit profectus. Discrepans autem ab Homerica ratio mythorum tractandorum maxime suspectum hunc librum fecit. Solis portae hoc loco esse sunt, per quas transit ille, antequam Oceano mergitur. Somnia secundum auctorem horum versuum, quisquis ille fuit, habitare videntur ultra Solis portas, in initio iam plagae nocturnae, cui Homerus *Cimmerio-*

---

foret, cum alias Oceanum finem omnium rerum, ultra quem nihil inveniatur, faciat. Positum potius videtur pro 'intraveris Oceanum'. Sic quoque non terminus Oceani ulterior, sed aditus in eum e mari interno *τὰ πείρατα 'Ωκεανοῦ* dici videtur Od. XI. 13. —

[1] Od XI. 14. —

[2] Od. λ. 509 . . . 511. —

[3] Crates ap. Strab. p. 10. E recentioribus *Voss* in Dissertatt. de Oceano veterum (Gotting. Magazin T. I.) —

[4] Od. XXIV. 11 . . . 13.

rum terram et Erebum subiecit. Ceterum non solum locum evocandis manibus aptum adiisse Ulysses, sed in ipsum Orcum penetrasse, tum diserte affirmatur [1], tum inde apparet, quod umbras conspicit, ex intimis Orci recessibus haud prodeuntes, Minoëm iudicantem, Tityum in solo porrectum, Tantalum in mediis aquis sitientem et sic porro [2]. Flumina illa *Acheron*, *Cocytus*, et *Pyriphlegethon*, ad quorum confluentes Ulysses sacra manibus facturus consistit [3], non ut subterranea describuntur, et omnino sedes umbrarum hic in summa quidem terra, at in locis tamen luce privatis versari videtur. Diversa ab hac est descriptio locorum inferorum, qua subter terrestre solum illa tam late, quam orbis patet, extenduntur [4], et ipsa Homero non ignota.

A Surrento versus Capreas angustus terrae tractus prominet, ab altera parte Sirenum fanum habens, ab altera ad sinum Paestanum tres insulas exiguas desertas atque saxosas, quas Sirenusas vocant [5]. Quam certa sit fides eiusmodi monumentorum, quale hoc fanum est et sepulchrum Parthenopes Sirenes iuxta Neapolim [6] et alia, nunc non meum est inquirere. Sufficit Sirenusarum situm ordini errorum Ulyssis bene convenire. Ceterum Homerus unam tantum *Sirenum insulam* novit [7]. Notatu dignum est, vestigium unicum certae veraeque cognitionis harum regionum inter tanta totque miracula de illis narrata, in Homeri carminibus deprehendi. Narratur nempe, Mentorem Taphium in *Temesam* navigasse, aeris petendi causa [1]. Est vero Temesa urbs Bruttiorum, prima post Laum in littore occidentali, cuius metalla aeraria Strabo etiam vidit [2]. Arguit hoc Graecorum Homerici aevi cum Temesanis commercium, e quo tamen non colligere licet, iter per fretum Siculum illis consuetum fuisse. Videntur potius negotiatores navibus in sinu Scylaceo relictis terrestri itinere deinde Temesam contendisse.

---

[1] Od. X. 512. — [2] Od. XI. 567. — [3] Od. X. 513. sqq. — [4] Il. XX. 61. — [5] Strab. p. 41. — [6] Strab. p. 377. — [7] Od. XII. 167.

Planctae, id est scopuli errantes cum Ulyssi Sirenum insulam praetervecto, iamque ad fretum Siculum accessuro a sinistro latere iacentes dicantur [3], pulchre consentit haec descriptio cum situ quarundam insularum Aeoliarum. Accedit quod *πυρὸς ὀλοοῖο θύελλαι* Planctis tributae [4] naturam incendiorum subterraneorum in his insulis iustissima imagine exprimunt. Alii cum nulla veri specie Homerum Planctarum nomine fretum Gaditanum designasse volunt [5]. Dictum illud de Planctis paulo obscurius:

> *Οἴη δὴ κείνη γε παρέπλω ποντοπόρος νηῦς,*
> *Ἀργὼ πασιμέλουσα, παρ᾽ Αἰήταο πλέουσα* [6],

vel ad famam illam qua Argo, a Colchide in Oceanum egressa, alia via in occidentaliora maris interni reducitur (quam tamen aetate Homeri iam vulgatam vix crediderim) est referendum, vel ita expediri potest, ut putemus poetam haec a Symplegadibus, ad quarum exemplar Planctas finxit, neglectis locorum rationibus, transtulisse [1]. Praeterea Planctis adiunxit Homerus fabulam de columbis Iovi ambrosiam apportantibus [2] allegoricae similem, quidquid tandem est, quod illa occultat.

---

[1] Od. I. 184. — [2] Strab. p. 392 ... 93. — [3] Od. XII. 55. sqq. 201. sqq. — [4] Od. XII. 68. — [5] Strab. p. 258. — [6] Od. XII. 69. 70.

Aeoliam insulam quandam natantem [3] decem dierum noctiumque navigatione ab Ithaca in occasum solis reducit [4], et in serie errorum Ulyssis mediam inter Cyclopum et Laestrygonum terram ponit. Putant itaque Aeolum, ex Homeri quidem mente, Strongyles regem fuisse [5], quod optime cum situ Aeoliae, qualem Homerus exhibet, consentit. Ceteram quoque descriptionem insulae Aeoliae ad insulas Vulcanias accommodare laborant. Vixisse ibi quondam Aeolum tradunt, virum ventos, qui per dies proximos flaturi essent ex observatione craterum vicinorum scite praedicentem [6]. At non ex historico fonte fabula de Aeolo derivata est, in qua omnia allegorias olent. Aeolus symbolica anni imago rex ventorum dicitur, quia certis anni temporibus certi venti spirant [7]. Poeta noster Aeoliam. merum figmentum poetae alicuius allegorici, certo loco, prout poscebat carminis sui ratio, fixit, neque discerni potest, utrum vere cognitionem aliquam insularum Vulcaniarum habuerit, an casu tantum evenerit, ut in locis, quibus insulam suam fictitiam tribuit, insulae quaedam inveniantur.

---

[1] Utramque sententiam profert Strabo p. 80. 222. Quid ipse statuat, non ostendit. — [2] Od. XII. 62. 65. — [3] Od. X. 3. — [4] Od. X. 25 ... 30. Ignorasse videtur Homerus, ex Aeolia in Ithacam recto cursu non perveniri, sed aut reditu in Cyclopum terram, aut traiectu freti Siculi opus esse. — [5] Strab. p. 423. — [6] Strab. p. 423 ... 24. — [7] *Eust. ad Od.* 378. 9.

DE OCEANO.

Orbe habitabili, in quantum Homero cognitus fuit, peragrato, facilius illustrabitur, quid ille de orbis natura in universum, deque eius finibus statuat. Homero globosam terrae figuram non in mentem venisse, sed planam ut discum sibi eam finxisse, non opus est multis demonstrare. Vix puto aliud quidquam ab Homero exspectari posse: tum vero ex illis, quae iam dicturus sum, clarissime hoc elucebit.

Visa sunt Homero quatuor orbis latera cincta esse Oceano. De occidentali et orientali illud eo significat, quod solem et astra, dum oriuntur, ex Oceano emergentia, dum occidunt, in illum subeuntia fingit [1]. Ubi ait Arctum, sidus septentrionale, nunquam Oceano tingi [2], boreali, ubi Aethiopes, id est regionum ferventium incolas, ad Oceanum collocat [3], australi Oceanum circumdare videtur. Porro ambitu Oceani circulum perfectum describi, adeoque et mundi habitabilis figuram esse rotundam existimabat, ut ex clypei Achillei descriptione est perspicuum [4]. Quod cum fluvio comparat Oceanum [5], eundem *ἀψόῤῥοον* [6] et *ἀκαλαῤῥείτην* [7], id est refluum et placide fluentem appellat, potius de motu leni et perpetuo, quo Homerus Oceanum in orbem circumferri et in se redire arbitraretur, interpretarer, quam de aestu Oceani eum aliquid compertum habuisse crediderim [1]. Quam late orbis limitem in septentrionem produxerit, mihi non liquet. Extremum populum ibi Hippemolgos commemoravit. Vix tamen putaverim, eum, qui oram Ponti Euxini meridionalem et occidentalem tam diligenter cognoverat, hunc pro Oceani parte habuisse, quod Straboni placet. De orientali orbis limite nihil statuit, nisi quod coniicere licet e fama, quam Argonautarum expeditio de Oceano ultra Colchidem vulgaverat, et e silentio Homeri de omnibus, quae ultra Phoenicum Arabumque terram sunt, eum Oceanum suum orientalem e mari Caspio in sinum Persicum fere deduxisse. Oceanum australem, Aethiopes accolae illi dati, intra zonam fervidam necessario retrahunt. Ad Oceanum occidentalem collocat Homerus tum Cimmerios, locaque infera, tum campos Elysios [2], quae utraque a serioribus poetis in unum locum congesta, poeta noster omnino seiungit, istis noctem perpetuam obducit [3], haec coelo benignissimo, quo ver aeternum gignatur, subiicit [4]. Vidimus, exitum in Oceanum, quo ad Orcum tenditur, non ultra navigationis diurnae spatium a Circes insula removeri. Fortasse Homerus eodem exitu ad campos Elysios perveniri posse putabat, itinere ad meridiem in littore Oceani flexo [5]. Denique ultima terrae marisque et omnino mundi Homeri visa sunt in Tartarum, id est immensae altitudinis abyssum, cuius perpetuis densissimisque tenebris Iapetus et Cronus premantur, desinere [1].

---

[1] Il. V. 5. VII. 421. VIII. 485. — [2] Il. XVIII. 487. 89. — [3] Il. I. 423. — [4] Il. XVIII. 606 .607. — [5] Il. XVIII. 606. XX. 7. XXI. 194. 195 — [6] Il. XVIII. 399. — [7] Il. VII. 422.

---

[1]) Haec est Strabonis sententia p. 9. — [2]) Od. IV. 568. — [3]) Od. XI. 15 . . . 19. — [4]) Od. IV. 566 . . . 68. — [5]) Pleraque alia dicta de Oceano nunc omitto, quippe quae e Cosmogoniis petita, magis ad allegorias Homericas, quam ad Geographiam pertinent.

---

[1]) Il. VIII. 478. sqq.

◆

ANTIQUITATES ETRUSCAE.

Praelectiones a. MDCCCXXII. in univ. litt. Bonnensi publice habitae.

◆

ANTIQUITATES ETRUSCAE.

PROLEGOMENA.

Memini apud Heraclidem Ponticum me legere, hunc morem apud veteres Etruscos fuisse, ut, si quis debita non solvisset, pueri per plateas urbis eum sectarentur, ludibrii causa crumenas vacuas succutientes. Iam haud ignoro, me, quum in albo scholas de antiquitatibus Etruscis habendas proponerem, gravissimum debitum suscepisse. In quo solvendo quandoquidem fortasse exspectationi vestrae satisfacere non potero, si etiamnum apud nos vetus ille mos Etruscus valeret, verendum mihi foret, ne in porticibus huius academiae, marsupia vacua ostentantes, malum debitorem me significaretis. Sed ex aequo et bono hoc meum inceptum iudicandum est. Res enim ita comparata est, ut in ea indaganda vel eruditissimum virum quaedam fugere possint; me autem, qui longe absum ab eruditissimo, multo plura necessario latebunt. Interiit paene omnis memoria gentis olim illustrissimae; neque demum interiit in vasto illo temporum naufragio, quum, everso imperio Romano, barbaries ingrueret, et fluctibus suis tot pulcra et praeclara Graecorum Romanorumque opera obrueret; sed multo prius, quum Etrusci post diuturnam colluctationem iugum Romanae dominationis subire coacti fuissent, antiqua eorum gloria oblitterata est, verum monumenta aut consulto aut ipsa incuria deleta sunt, dum superbia victorum quaecunque non essent Latina vel Graeca, omnino aspernabatur. Pauca igitur sciri possunt de huius gentis rebus gestis, de institutis tum sacris tum profanis, de legibus et rerum publicarum forma, de disciplinis, artibus elegantioribus, opificiis, commercio et re navali, ingeniosisque in omni genere inventis; longe paucissima de litteris et libris scriptis, quos plurimos exstitisse in dubium vocari nequit. In multis probabili coniectura contenti esse debemus, alia plane nos ignorare fatendum est. Nullus ex antiquitate ad nos pervenit scriptor sive Graecus sive Latinus, qui ex professo de Etruscis egerit; quae autem de iis obiter memorantur, ea per libros auctorum aetatis diversissimae et varii generis sparsa sunt. Nec solum consulendi sunt historici, sed poetae, oratores, philosophi, geographi, rerum naturalium et rei rusticae scriptores, commentatores denique sive scholiastae. Iam igitur video, in tanta notitiarum penuria fungendum mihi esse Tusci cuiusdam aquilegis officio [1]. Disceptatum est de hoc vocabulo, utrum ab aquis colligendis an eliciendis sit derivatum; utrumque ad idem redit mihi; tamen potior videtur prior illa explicatio. Male autem intellectam esse rem video a quibusdam lexicographis, quasi aquilex nihil aliud fuerit, quam puteorum et aquaeductuum faber. Aquileges erant venarum aquae sub terra latentium scrutatores, ut inde prata irrigarentur et agri fertiliores redderentur. Inveniebant fontes, aut signis naturalibus ducti, teste Plinio [1], aut sensu quodam, quo non omnes homines aeque sunt praediti. Celebris haec inter physicos hodiernos agitata est quaestio de hydroscopia et metalloscopia: quam nonnulli electricitati subterraneae tribuerunt, alii omnino negarunt. Non est mirum Tuscos potissimum hanc artem exercuisse, utpote qui curiosissimi erant naturae indagatores. Utut est, aquilegem antiquitatum Etruscarum me professus sum, ex venis cognitionis satis parce fluentibus et alte latentibus in unum alveum collectis legitimum aliquod disciplinae corpus effecturus.

---

[1] [Cf. *Otfr. Mulleri* librum 'Die Etrusker,' vol. II. p. 339. sqq.]

Ad hanc difficultatem, in ipsius rei natura sitam, accedit alia, mihi peculiaris. In bibliotheca publica almae Rhenanae nostrae, quamquam primo loco munificentia regia, deinde cura erudita collegae amicissimi, qui ei adservandae et augendae praeest, iam satis abundet libris ad litteras humaniores et philologiam spectantibus, tamen non pauca desunt, praecipue ex iis, quae Itali recentioris aevi de antiquitatibus Etruscis in lucem ediderunt. Neque facile erat haec tam brevi temporis spatio comparare, quum eiusmodi libri, plerumque tabulis aeri incisis ornati, tum magno pretio veneant, tum apud bibliopolas extra Italiam vix inveniantur.

Attamen dicendum est altera ex parte, quibus adiumentis et subsidiis instructus ad has praelectiones me accinxerim. Ipse quidem Etruriam illam olim illustrem vidi, magnam eius partem peragravi, et cum novissime per Italiam iterum iter facerem, ultra sex menses Pisis et Florentiae commoratus sum. Praeterea Volaterram adii, ut urbis celeberrimae situm et murorum rudera inspicerem. Quaecunque in his civitatibus artis Etruscae monumenta continentur museis tum publicis tum privatis, ea non obiter perlustravi, sed iterum iterumque examinavi. Multa his insunt, dum haec trado, inedita; sed in iis etiam, quae publici iuris facta sunt, oculorum testimonium magni est aestimandum, quoniam tabulae aeri incisae plerumque non satis fidam veterum operum exhibent effigiem. Iam tunc his studiis incumbebam; viri inter Tuscos antiquitatum domesticarum hodie peritissimi, Zannonius, Inghiramus, Ciampius, iudicia sua benevole mecum communicabant per museorum atria ambulantes; venerandas istas vetusti aevi reliquias simul contemplari solebamus, proponebantur interdum novae coniecturae de significatione operum anaglyphorum abscondita, et statim inter nos deducebantur in disceptationem. Quae omnia in adversariis meis notavi; excerpsi praeterea Italorum libros, quibus eadem materia tractatur, non paucos, ita ut, etiamsi nunc ad manum mihi non adsint, tamen eorum fructu haud plane caream.

---

[1] [H. N. XXVI. 6. sect. 16.]

Iam inde ab isto tempore mihi proposueram librum conscribere de originibus Italicis, praesertim Etruscis, lingua Francogallica usurus, ut ab Italis quoque commode legi posset. Quod quidem mihi, aliis studiis avocato, nondum exsequi licuit. Sed quum ex Italia reversus essem vix Alpibus transcensis incidi in librum eiusdem argumenti qui nuper in lucem prodierat: historiam Romanam viri clarissimi Niebuhrii dico. Is quaestionem iam pridem motam de fide suspecta eorum quae de rebus Romanorum per quattuor saecula post urbem conditam gestis vulgo traduntur, egregie tractavit argumentis novis iisque sagacissimis; multa incerta esse, haud pauca manifesto adulterata, luculentissime demonstravit. In plerisque auctori adsentiebar, in nonnullis, ut fieri solet, opinio mea in diversa abibat: de quibus omnibus copiose egi in annalibus litterariis quae Heidelbergae prodeunt. Utriusque autem et Niebuhrii et mea cura non tantopere in eo collocata fuit, ut falsa et conficta refelleremus, quod satis facile fortasse fuisset; sed ut circumspiceremus, quidnam somniis istis Livianis substitui posset, et ut veritatem sub narratione vulgari latentem erueremus. Amplius deinde hanc materiam tractavi praelectionibus publicis, a quibus munus meum in hac Academia obeundum auguratus sum, et vetustissimam Romanorum historiam in examen criticum vocavi.

Quorum studiorum non alieno loco mentionem inieci: inde enim eo deducor, ut vobis declarem, quo consilio praecipue antiquitates Etruscas tractandas mihi sumpserim. Fortasse enim obiiciat aliquis, hoc argumentum esse nimis exile et arctius circumscriptum quam ut studiosa iuventus, tot amplissimis gravissimisque disciplinis districta, vacare ei enucleando possit. Responsum in promptu habemus: haec enim singularis laus est antiquitatum Etruscarum, quod maximam lucem rebus Romanis affundunt, ita quidem ut has sine illarum cognitione non satis recte intelligi posse, pro certo affirmare ausim.

Roma enim in omni vitae cultioris usu, in sacris et religionibus, in plurimis denique institutis, quae ad rem publicam gerendam pertinebant, Etruriam ducem et magistram habuit. Arctissima inter utramque gentem, quamdiu Romam reges habuere, intercesserat necessitudo, quae post reges exactos, etiamsi saepe bellis turbata, tamen non omnino sublata est. At quum per aliquot saecula cives Romani, primoribus non exceptis, temporum necessitate coacti, nil nisi arma et instrumenta rustica manibus tererent, ex eorum mente effluxit disciplinae Etruscae pars subtilior, quae cum rationibus philosophicis, mathematicis, physicis erat coniuncta. An nunquam hanc probe edidicerint, dubitare licet; plane posterioribus temporibus eius ignaros eos fuisse historia docet. Nihil inde retinuisse videntur praeter sacrorum ritus, caerimonias, auguria, et procurandorum prodigiorum studium: vanas sane artes et superstitiosas, sed quarum, quales tunc erant mortalium opiniones, in re publica gerenda magnum esset momentum. Hanc putaverim fuisse disciplinam illam Etruscam, cuius percipiendae gratia ex senatus consulto duodecim civium principum filii singulis Etruriae populis tradi solebant. Nam quod ad cetera attinet, res eo devenit, ut nemo Romae inveniretur, qui secundum Solis et Lunae cursum anni tempora rite describere posset, donec C. Iul. Caesar dictator, astronomis Graecis accitis, stabilem fastorum ordinem et cum rerum natura congruentem instituerct. Uno verbo dicam, nihil cogitari potest supra Romanorum inscitiam et rusticitatem, a saeculo urbis conditae quarto usque ad sexti initium. At quum armorum successu elati, opibus pollentes, a prisca morum

Univ. Bibl. München

severitate paullatim deflexissent et hoc etiam inter nova vitae lautioris commoda haberetur, ut ingenia diu torpentia expolirent, litteris et artibus Graeciae cognitis, harum venustate mirum in modum deliniti, totos se in eas converterunt. Tunc temporis iam pridem exoleverat splendor gentis Etruscae, utpote quae post alteram cladem ad Vadimonis lacum acceptam (a. u. c. 4.) sui iuris esse desierat, et communi ceterorum Italorum sorte Romanorum imperio parebat. Pudebat igitur iuventutem nobilem et ambitiosam tam humilium magistrorum, quos ipsorum maiores venerabundi auscultaverant, et in ea quoque doctrina, cuius Graeci necessario rudes erant, in memoriis nimirum patriis, horum discipulos sese profiteri maluerunt, quam rerum vetustarum monumenta, quae etiam tum exstabant, sedulo excudere. Dialecticorum argutiis, rhetorum floribus capti, sacerdotalem prisci aevi disciplinam, Etruscorum praecipue libris consignatam, tanquam tetricam et horridam respuebant. Graeculi, quibus plerumque Romae cura committebatur adolescentiam primis litterarum rudimentis imbuendi, pro more suo rebus divinis humanisque per Italiam ab antiquitate traditis origines Graecas affingebant, quae a Romanis lubenter et grato animo recipiebantur. Maxima inde et nisi fallor perniciosa orta est religionum conversio, quum omnia ad fabulas et mores Graecorum detorquerentur. Manebant quidem quodammodo instituta publica, quae legibus essent sancita, sed eorum ratio non amplius intelligebatur, et quod Ovidius [1] dicit de comitiis curiatis,

---

[1]) [Fast. II. 531.]

Stultaque pars populi, quae sit sua curia, nescit;

id in plurimis rebus saeculo Augusteo locum habuisse putandum est. „Res tandem eo adducta est (utor verbis viri clarissimi, Heynii, quem magistrum veneror), „ut pessimi fabularum suarum interpretes essent Ro„mani. Nec quicquam fuit Italis adeo domesticum ac pro„prium, quin a Graecis repeterent.“ —

Idem illud insanum Graecanicae doctrinae in res patrias inferendae studium inter Romanos non solum in sacris grassatum est, sed etiam in historiis. Eo vitiata sunt praesertim quae de temporibus ante urbem conditam elapsis et de sequentibus tribus saeculis narrantur. Nec ab hac culpa Romani eius aetatis, qua ab ipsis historia scribi coepta est, facile absolvi posse videntur, quod Etruscorum merita erga se dedita opera dissimulare voluerunt; qua de causa post tot saecula repetundarum reos agendos esse censeo. Detrahenda est vetustiori Romanorum historiae persona illa peregrina, qua tum adulatio Graeca, tum propria ipsorum vanitas eam induerunt. Tunc demum sacra, instituta publica et privata, leges, omnia quae cognitu digna sunt, in hac re publica, orbis terrarum magna ex parte tandem dominatrice, pura et sincera apparebunt. En fructum egregium antiquitatis Italicae, inprimis Etruscae sedulo investigatae.

Sed antequam ad rem ipsam accedam, pauca sunt praemonenda de recta ratione eam tractandi, et de fontibus, unde eius cognitio hauriri debeat. Consuetum est in academiis nostris scholas habere de antiquitatibus Graecis et Romanis; et viri docti nonnulli conati sunt hanc disciplinam philosophica quadam subtilitate definire, et certis finibus circumscribere. Quod vereor, ne frustra fiat. Video enim in antiquitatum vel thesauros vel compendia ea fere coniici, quae alio loco commode exponi non poterant. Seorsum de rebus gestis Graecorum et Romanorum agitur ab litteraria utriusque gentis historia. Sed praeter hanc multa sunt quae ad antiquorum victum et vestitum, ad aedium structuram et supellectilem, ad omnem vitae domesticae rationem, denique etiam ad rerum civilium administrationem, ad munera publica, ad res bellicas aliaque spectant; multa dico, eaque et memorabilia, et ad auctorum veterum interpretationem valde utilia, quae tamen narrationi rerum gestarum continuae intertexere incommodum sane foret. Ex eiusmodi notitiis igitur conflata est antiquitatum disciplina. Quarum moles quum in dies cresceret novis monumentis repertis, quaedam capita separatim tractari coepta sunt, et id quidem iure, ut mihi videtur.

Nemo non videt, historiam artium elegantiorum, architectonices, toreutices, statuariae, sculpturae, picturae, ad antiquitates quammaxime pertinere: sed in tanta operum antiqui artificii, quae in lucem protracta sunt, copia, necesse fuit artibus veterum cognoscendis peculiarem impendere operam. Quod studium nescio quo casu archaeologiae nomen, quod totius huius generis commune est, sibi proprium vindicavit. Si ad minora descendimus, redit eadem disciplinas distinguendi necessitas. Rem monetariam Graecorum et Romanorum ignorare philologum profecto dedecet: at vero quis tandem uno illo antiquitatum corpore universam nummorum doetrinam complecti moliatur? Itidem separatim tractatur palaeographiae nomine historia artis scribendi et inscriptionum interpretatio. Ita antiquitatum disciplina, una olim, discerpta est in varia membra, quorum unumquodque, copiis eruditionis subinde auctis, in satis magnam excrevit molem.

Verum enim vero in rebus Etruscis plane aliter agendum esse censeo, et sub antiquitatum nomine omnia comprehendenda, quae de hoc populo sciri possunt. Non enim abundantia cognitionum laboramus, sed penuria. Disputabimus igitur statim de rebus gestis et fatis Etruscorum. Plerumque prae rerum Graecarum et Romanarum splendore Etruscae negliguntur: quibus tamen ignoratis, quatenus explorari possunt, periculum est, ne reliqua omnia, quae de monumentis in medium afferuntur, temporum confusione laborent. Neque iusto diutius hoc nos tenebit: neque enim satis ampla nobis suppeditat memoria, ut enarratione perpetua ab origine gentis usque ad civitatem eversam eam historiam deducere possimus.

Describemus porro geographorum more Etruriae fines urbiumque situm. Agemus de Tuscorum lingua, de scriptura, de inscriptionibus, de litterarum studiis; denique cuiuscunque artium generis opera supersunt, eorum exempla quaedam seligemus. Habebunt igitur hae scholae praeter capita inter antiquitatum disciplinam tractari solita, historica quaedam, geographica, palaeographica, litteraria, de quibus omnibus enixe rogo ut modicam habeatis exspectationem. Plerumque enim opera nostra in eo versabitur, ut fragmenta misere lacera resarciamus. Pauca certo scimus; in quibusdam fortasse posterior aetas tenebras, quibus adhuc offundimur, dispellet; de aliis plene dilucidandis prorsus est desperandum.

Omnis antiquitatum Etruscarum cognitio e fonte gemino derivatur: id est vel ex testimoniis veterum, vel ex ipsis monumentis. Quos de hac materia consuluimus auctores, eos hoc loco enumerari non posse, ex iis quae supra diximus, apparet. Omnes enim sunt evolvendi, ut aliquid inde corrodatur, quod, utcunque sit minutum, in rem nostram vertere possimus; pauci uberiorem notitiarum messem exhibent. Primi in censum veniunt historici, qui de antiquissimis populi Romani temporibus accuratius egerunt. Habemus Dionysium Halicarnasseum, T. Livium, Plutarchum. Inter hos Plutarchi, quamquam tempore longe posterior est, et eruditio, et iudicium maxime mihi probatur. Multa ille in vita Romuli et Numae, atque in Quaestionibus suis Romanis ex originum Italicarum penetralibus exprompsit, quae sine eius industria plane ignoraremus. Dionysium neque doctrina exquisita deficit neque acumen; sed fraudem ei facit, quod ad historiam accedit eo consilio, ut opinionem quandam praeconceptam inde probet. Nam id ante omnia demonstrare tentat, Romanos non esse barbaros, quales e Graecorum sententia habebantur, sed quasi Semigraecos. Quo factum est, ut non integer esset veteris memoriae iudex, nimiusque praeterea Romanae potentiae assentator. Livius ad recentiora properans, in rebus Romanis priorum saeculorum enarrandis opera tumultuaria defunctus est. Plerumque testium dissensum aut dissimulavit aut ignoravit; et si quando, quod raro accidit, eius rei mentionem facit, peiora eligere solet. Fortasse sine dolo malo, sed ingenii, arte critica non satis subacti, levitate sibi invicem repugnantia tradit; mireris hominis oscitantiam, qui eorum, quae paullo ante scripserat, illico immemorem indiciis haud ambiguis sese prodit. In iis autem quae de Etruscis tamquam vitae cultioris magistris testatur, eo dignior est fide, quod ne suspicabatur quidem, quantae fuerint Etruscorum partes in civitatis Romanae incunabulis et primis incrementis.

Inter saeculi Augustei poetas summopere laudandi sunt propter antiquitatum, fabularum, religionum domesticarum peritiam Virgilius, Propertius, Ovidius, cuius Fastis haud scio an ullum aliud opus hoc in genere sit aequiparandum. Fastorum simile aliquid Propertium voluisse suspicor, et quum carmen maius, quo ritus sacrorum exponere coeperat, non absolvisset, partes iam conscriptas in quartum elegiarum librum distribuisse. Inest his locus nobilissimus de Vertumno, numine Etrusco.

Quae apud Varronem et Ciceronem de Etruscis leguntur, pauca sunt quidem, sed gravissimae auctoritatis. Melius nobiscum actum foret, si libri quos Varro scripserat de antiquitatibus divinis humanisque, de cultu deorum, de initiis urbis Romae, de vita populi Romani, et id genus alii, superstites essent: e fragmentis enim illos doctrina prisca refertissimos fuisse patet. Plinius senior multa adfert, eaque recondita; qui quidem auctor propter malam latinitatis famam, quam haud scio num meritus sit, minus legi solet: iis autem qui rebus potius student, quam vocabula venantur, Historia eius Naturalis semper ad manus esse debet.

Auctorum, quos citavi, nullus laude sua est fraudandus. At si quaeras, num aliquis ex his linguam Etruscam calluerit, id negandum esse arbitror. Nobis nihil est antiquius, quum populi cuiuscunque res investigandas aggredimur, quam eius linguam ediscere, dummodo id fieri possit. Diversus fuit mos Romanorum. Universum terrarum orbem imperio suo subiectum aut Latine, aut saltem Graece loqui volebant. Ita factum est, ut ultimis liberae rei publicae temporibus linguam Etruscam, nondum exstinctam, vicinam ipsis et, ut ita dicam, suburbanam, haud minus negligerent quam barbarum Cantabrorum vel Numidarum sermonem. Horatius[1] familiarem allocutus est his verbis:

Docte sermones utriusque linguae.

quasi nulla praeter Graecam et Latinam exstaret lingua, digna in qua vir ingenuus studium quantulumcunque poneret. Diu ante poesis Latinae pater Ennius gloriabatur, se tria corda habere, scilicet quia tres linguas calleret, Oscam, Latinam, Graecam[2]: Osca ex Calabria oriundo poetae vernacula erat, Latina tunc temporis per totam Italiam diffundi coepta est, Graecam litterarum gratia didicerat. De Etrusca non cogitavit, quae tamen ipsi in Annalibus suis condendis utilissima fuisset. Plinium volumina Tusca inspexisse certum est: sed interpretibus usus esse videtur. Varro, doctissimus Romanorum, linguam Etruscam adeo ignoravit, ut ne scripturae quidem rationem perspiceret. Patet hoc ex loco librorum de lingua Latina, quo affirmat, fluvium Tiberim Tusce *Dehebrim* dictum fuisse [1]. Quod nullo modo fieri potuit: insunt enim huic vocabulo litterae D et B, quibus semper caruit Tuscorum scriptura.

---

[1]) [Carm. III. 8. v. 5.]

[2]) [Cf. Gell. N. A. XVII. 17.]

Adiiciam nunc nonnulla de scriptoribus rerum Etruscarum, qui ad nos non pervenerunt. Primo loco commemorandus est **Aristoteles** [2], cuius laudatur disputatio de Etruscorum re publica, *περὶ Τυῤῥηνῶν πολιτείας*, sive is liber singularis fuit, sive caput aliquod libri Aristotelici, cui titulus erat *Πολιτεῖαι*. Cuius libri iacturam vehementer dolendam esse nemo facile negaverit, si cogitet summi philosophi in historicis accuratam diligentiam, industriam in perquirendis moribus populorum, iudicium acutum, et rerum civilium prudentiam. Accedit, quod Aristoteles vigente adhuc, etsi aliquantum imminuta Etruscorum potentia scripsit, quo tempore melius instituta eorum cognosci poterant, quam post eversam civitatem.

---

[1] [**Varro** de L. L. V. 29. *ed. Mull.* p. 45. sq. *ed. Spengel*: „Tiberis quod caput extra Latium, si inde nomen quoque exfluit in linguam nostram, nihil *ἐτυμολόγον* Latinum, ut quod oritur ex Samnio Volturnus, nihil ad Latinam linguam; at quod proximum oppidum ab eo secundum mare Volturnum, ad [ut ad *Mull.*] nos iam ut [ad *Speng.*] Latinum vocabulum, ut Tiberinus, non et [ita Tiberinus nostrum; et *Mull.*] colonia enim nostra Volturnus [Volturnum, *Mull.*] et deus Tiberinus. [? *Speng.*] Sed de Tiberis nomine anceps historia: nam suum Etruria, et Latium suum esse credit, quod fuerunt qui ab Thebri vicino regulo Veientum [venientium *al.* Dehebri *cod. B. et Vulg.*] dixerunt appellatum Thebrim; sunt qui Tiberim priscum nomen Latinum Albulam vocitatum litteris tradiderunt, posterius propter Tiberinum regem Latinorum mutatum, quod ibi interiit, nam hic eius, ut tradunt, sepulcrum."]

[2] Cf. **Niebuhr.** I. p. 20. 21. [edit. I., I. 14. ed. III.]

Inter Romanos Cato Censor septem libris *Origines Italicas* persecutus est, quibus Etruscae sine dubio comprehendebantur [1]. Notum est, virum priscae severitatis, quum litteras Graecas, tamquam moribus perniciosas, constanter averruncasset, tandem aetate iam provecta, turbine studii publici abreptum, ad eas discendas accessisse. Quod factum est antequam libros istos composuerat; nam consuluit Graecos, et fraudem sibi fabulis peregrinis fieri passus est, ut e fragmentis apparet. Unde detrahitur aliquid, me quidem iudice, et Catonis auctoritati et operis amissi pretio.

De Varronis libris, qui interciderunt, paullo supra obiter monui. Varronis aequalis fuit Volumnius, qui tragoedias Tuscas scripserat [2]. Hoc non ita est intelligendum, quasi fabulas patrias tragice ornaverit, sed potius eum, sicuti poetae Latini consueverant, tragoedias Graecas imitatum esse puto. Miratur cl. Niebuhrius, quomodo tandem homini Romano in mentem venerit, tragoedias Tuscas componere. At Volumnius sine dubio fuit civis Romanus, ex Etruria oriundus, quae tota iamdudum donata erat civitate, ita quidem, ut qui nobilissimi fuissent inter Etruscos, adscriberentur plebeiis; si census suppeteret, equitum ordini. Cuius rei exemplum in Maecenate videmus. Nihil obstat quod in Fastis Consularibus ad annum u. c. 293. Volumnii cuiusdam nomen legitur. Hunc patricium fuisse oportet. At plurimas patriciorum gentes Etruscae stirpis fuisse equidem affirmo, et Volumnii nomen vere Tuscum esse alio loco probabo.

---

[1] [Cf. *Niebuhr.* I. p. 20. sqq. ed. I., p. 9. sqq. 14. ed. III.]

[2] [Varro de L. L. V. §. 55.*ed. Mull.*] Cf. *Heynius* in Commentat. *Etrusca Antiquitates* etc. p. 42. 43. „Tragoediarum Etruscarum scriptorem edi putant viri docti a Varrone Volumnium, *qui tragoedias Tuscas* scripsit; sed potuere esse fabulae Latine scriptae argumento Etrusco, quales fuere fabulae Graeco argumento scriptae, dictae palliatae.“ — Male hoc, sed in rectiorem viam regreditur vir acutus, his additis: „etsi iis temporibus, quibus Etruria sub Romanorum ditione iam erat, potuere esse Romanis nominibus Etrusci, qui patrio sermone fabulas contexerent, cum is adhuc vulgo in usu esset.“

Tragoediae per se quidem ad historiam non faciunt; attamen tragoediarum Volumnii commemoratio admodum est notabilis. Sequitur enim inde, linguam Tuscam satis cultam esse debuisse, in qua ad artis Graecae exemplar versus tragici pangi possent; et Etruscos fuisse tenacissimos morum suorum et sermonis patrii, quum, ne sub alieno quidem imperio degentes, a litteris domesticis colendis desisterent. Si, neque Romanorum superbia, nec fastidio Graecorum deterriti, tragoedias scripserunt Etrusci, quidni multa alia scripsisse eos credamus? E Varronis testimonio porro colligitur, eundem Volumnium antiquitatum fuisse peritum.

Seneca in Naturalibus Quaestionibus [1] laudat duos auctores qui de fulminibus disseruerant, Caecinam et Attalum. Caecinarum, quicunque in annalibus Romanis occurrunt, sine dubio Etruria fuit solum natale; nomen eorum gentilicium, ab exiguo prope Volaterram fluvio est deductum. De Attalo idem est credibile; quandoquidem Seneca testatur, virum hunc egregium, familiarem suum, „Etruscorum disciplinam Graeca subtilitate miscuisse.“ Utriusque doctrina e libris fulguralibus Etruscorum hausta fuisse videtur, quos sub sacrorum involucro rerum physicarum non mediocrem scientiam continuisse ostendemus.

---

[1] Lib. II. c. 48. 49. sq.

Ad auctorem antiquitatis Etruscae sive Romanorum sive Graecorum omnium, qui unquam exstitere, longe gravissimum, Imperatorem Claudium iam convertamur. Quem XX libros rerum Etruscarum sermone Graeco composuisse Suetonius[1] testatur his verbis: „Denique et „Graecas conscripsit historias, *Τυῤῥηνικῶν* XX. *Καρχηδονιακῶν* VIII. Quarum caussa veteri Alexandriae Museo „alterum additum ex ipsius nomine; institutumque, ut „quotannis in altero *Τυῤῥηνικῶν* libri, altero *Καρχηδονιακῶν* diebus statutis, velut in auditorio, recitarentur „toti a singulis per vices.“ — Quaerat aliquis ex me, cur tam magnifice sentiam de libro hominis inepti, hebetis ingenii, et quem ultimis vitae suae temporibus parum a vecordia abfuisse constet? Sane impar erat regendo imperio, uxorius, in palatio illo Caesarum omnibus sceleribus contaminato, adulatorum insidiis, pessimorum servitiorum calliditati obnoxius. At certum est, Claudium et linguae priscae et memoriae veteris non mediocrem habuisse peritiam; et Suetonius ipse, qui in eius vita multa mentis turbatae specimina prodit, principem eum „neque infacundum, neque indoctum, immo etiam per-

---

[1] [Claud. c. 42. i. f.]

„tinaciter liberalibus studiis deditum“ fuisse declarat [1]. Eruditione quadam recondita et a vitae usu separata adeo delectabatur, ut prae eiusmodi lucubrationibus munera publica negligeret. Igitur quae diligentia in privato magnopere laudanda fuisset, eadem imperatorem dedecebat. Notum est e Suetonio [2] et Tacito [3], Claudium „novas commentum esse litteras tres, ac numero vete„rum quasi maxime necessarias addidisse.“ Harum una fuit Aeolicum digamma, quod ex usu antiquissimo petitum, in scripturam Latinam postliminio reduxit. Qua in re non possum non probare Imperatoris iudicium; peccant enim contra rationem grammaticam Latini, dum pro duabus litteris probe distinguendis, vocali et consonante, eodem signo Vau abutuntur. Probabilis coniectura est, Imperatoris Claudii curae nos debere Inscriptionem Duiliam, omnium Romanarum, quae exstant, vetustissimam; olim in honorem primae victoriae navalis a. u. c. 494. de Carthaginiensibus reportatae Columnae rostratae suppositum. Quae quum vetustate paene deleta esset, refecta est, ut apparet, litterarum tantummodo forma immutata, ceterum sermonis et scripturae more obsoleto rite observato. Haec ideo moneo, ut vobis persuadeam, Imperatorem Claudium religiosissimum antiquitatis indagatorem fuisse. Quod autem ad res Etruscas attinet, scripsit eo tempore quo multi huius populi libri erant superstites; linguam Tuscam eum calluisse non affirmaverim, sed facile fuit principi doctissimos interpretes ex Etruria arcessitos ad latus habere. Multa eius libro inesse debuerunt, quae ceteri ignorarent, et quae vix alius, nisi Imperator, dicere auderet. Cur autem opus doctum, et manu imperatoria compositum, adeo est neglectum et oblivione obrutum, ut nemo veterum, quod ego sciam, illud se legisse aut aliquid, vel minimum, inde deprompsisse testetur[1]? Id praecipue in causa fuit, puto, quod Claudius protulerat non pauca, quae opinioni vulgatae nimis adversarentur, nec Romanorum vanitati placerent. Exstant in curia Lugdunensi tabulis aeneis incisa fragmenta orationis ab eodem Imperatore habitae in senatu super civitate Gallis danda[2]. Continent ea praeter alia ad veterem Romae historiam spectantia, narrationem de rege Servio Tullio, plane diversam a Latinorum fabulis, et gravissimae auctoritatis, utpote e Tuscorum monumentis haustam. Servius Tullius, quem Latini (propter ridiculum nominis etymon, ut videtur, quum a *Servo tollendo* dictum esse putarent) captivae Ocresiae filium finxerunt, in domo Tarquinii Prisci educatum, fuit re vera Tuscus, nomine Mastarna; cum sodali suo et exercitus duce Caelio Vibenna Romam advenit, montem qui Caelius postea dictus insedit, denique regnum est adeptus. Alio loco ad narrationem ipsam accuratius examinandam revertemur. Nunc monuisse sufficiat, hoc solo exemplo omnem vetustioris

---

[1] [Suet. in Claud. c. 40. i. f.]

[2] [Claud. c. 41.]

[3] [Annal. XI. 14.]

---

[1] Plinius alia Imperatoris Claudii opera legit, e Tyrrhenicorum autem libris nihil laudavit.

[2] [Apud *Gruter.* Thes. inscr. p. DII.]

Romanae historiae fidem everti. Videtis Imperatorem Claudium patefacere nobis rem certissimam ac maxime memorabilem, quam universi, quotquot fuere Romanorum rerum scriptores aut ignorarunt, aut tacere maluerunt. Ipse Tacitus, qui hanc orationem ante oculos habuit, de rege Mastarna ne γρῦ quidem. Quid vero Imperatorem in oratione publica, dum exempla maiorum, quibus peregrinos homines iam olim in civitatem curiamque receptos, saepe etiam ad summos honores evectos fuisse probaret, obiter attingit, tam recondita expromentem fecisse putabimus, quum antiquitates ex professo tractaret? Suspicari inde licet, immo pro certo affirmare, Imperatoris Claudii libros rerum Etruscarum plenos fuisse eiusmodi narrationibus, quibus, si superstites essent, luce veritatis tenebris rerum Etruscarum non solum, sed Latinarum etiam, reliquarumque Italicarum affusa, commenta Graecorum, mendacia Romanorum facile refelleremus.

Sed librorum amissorum inutilis est comploratio: incumbamus potius studio testimonia auctorum quos habemus plene colligendi, recte interpretandi, probe excutiendi. Iam ad alterum cognitionis nostrae fontem, *monumenta*, me converto. Monumenta Etrusca si cum Graecis et Romanis comparamus, et multo his pauciora esse et minus illustria esse facile videmus. Attamen iam satis magna eorum copia in lucem protracta est: neque spe deficimur, aliis subinde effossis numerum auctum iri. Aetas nostra imprimis eiusmodi reliquiis inventis ferax fuit; quod debemus aemulationi principum Italiae virorumque doctorum, vel minima quaeque in museis publicis privatisque adservandi et illustrandi. Varii autem generis sunt monumenta Etrusca: exstant moenia urbium celeberrimarum, et aliorum aedificiorum rudera; sepulcra subterranea, in saxo vivo excavata; signa e marmore aliisve lapidibus; statuae ex aere fusae; urnae cinerariae, vel fictiles vel ex alabastro, opere anaglypho ornatae, addito plerumque titulo sepulcrali, cum mortuorum effigie; paterae, nummi, gemmae caelatae. In quibus omnibus primum quaerendum est, utrum genuina, an a manu recenti lucri causa supposita; tum, an vere Etrusca; denique cuinam potissimum aetati tribuenda sint. Qua in re saepe graviter est peccatum. Mos erat viris doctis saeculorum decimi septimi et decimi octavi ineuntis, quaecunque rudi artificio, vel certe genere austero elaborata, cum Graeca elegantia non satis convenire viderentur, Etruscis adiudicare; deinde cuncta opera Etrusca nullo discrimine habito pro antiquissimis venditare. Erroris periculum vitassent, si animum ad Strabonis monitum advertissent, priscum artis Graecae characterem Etrusco simillimum fuisse. Mirati forsitan estis, me inter Tuscae antiquitatis reliquias non enumerasse vasa figlina monochromate picturata, quae *vasa Etrusca* vulgo dici solent, et apud artium elegantiorum studiosos in deliciis exquisitissimis habentur. At iam pridem Winckelmannus noster vidit, ea ad Graecum opificium esse referenda quod post eius aetatem clarius etiam demonstratum est, cum numerus vasorum Graecis verbis inscriptorum augeretur atque nonnulla in Sicilia et ipsa Graecia reperirentur. Nihilominus nomen usu vulgatum mansit. Exstant quidem nonnulla eiusmodi vasa, quae prodiisse ex officina Tusca credere par est, quum intra Etruriae fines sint effossa: sed illa serioris aevi, manifesto ad imitationem Graecorum concinnata, ideoque minoris momenti sunt.

Quod ad alterum illud de aetate iudicium attinet, venia erroris danda est priorum saeculorum eruditis; habet enim quandam veri speciem opinio de summa operum Etruscorum antiquitate: quandoquidem Tusci, sicuti iam monui, priscos mores religiosissime coluerunt. Ita factum est exempli gratia, ut sub Romano imperio eodem scripturae genere uterentur, quod apud Graecos paullo post Solonis aetatem obsoleverat. Nil igitur mirum, inscriptiones Etruscas a plerisque ad tempora Pelasgica relatas esse, quae, si eadem specie Graecae essent, omnino antiquissimae forent pronuntiandae. Re melius perspecta hodie fortasse a quibusdam Italis in alteram partem peccatur, dum omnia recentiori aetati vindicare aut a Graecis repetere volunt, quasi hos in vitae cultioris usu Tusci primos habuissent magistros.

Extra omnem dubitationem ponitur, opus aliquod esse vere Etruscum, inscriptione, si qua est addita: quis enim credat, Graecos artifices operibus suis Tusca vocabula apposuisse? Interdum argumento est locus, ex quo aliquid effoditur, si intra veteris Etruriae fines ille sit. Sed accedere debet artis character Tuscorum proprius, siquidem sub dominatione Romana multa Graecorum sculptorum opera, quibus aedificia publica et privata ornarentur, in Etruriae urbes et villas advecta sunt. At vero in reliqua quoque Italia reperiri possunt artis Etruscae monumenta vicinis olim vendita, quoniam inter Italiae populos, si Graecos Italiotas excipias, soli Tusci artes elegantiores exercuerunt. Quae a regum inde temporibus Roma in Capitolio ceterisque templis venerata est deorum simulacra, ea artificio Tusco erant fabrefacta; et multo post, saeculo Augusteo, postquam Romani callidi elegantiarum arbitri facti sunt, Horatius [1] *Tyrrhena sigilla* inter pretiosam divitum supellectilem commemorat.

Fere a ducentis inde annis viri docti ad antiquitates Etruscas dilucidandas sese applicuerunt, quorum operosa volumina universa nunc recensere non opus esse arbitror: nonnullorum mentio opportuno loco fiet. Praeterea fatendum est, quamvis quasi turgeant eruditionis affectatione, plus istis errorum quam veritatis inesse. Plerumque harum dissertationum auctores critico acumine destituti, testimonia veterum numerarunt potius quam pensitarunt; in monumentis autem interpretandis vix dici potest quantum iidem caecutierint. Ordines ducit *Dempsterus*, natione Scotus, professor Pisis creatus, qui in hospitii gratiam novae patriae suae gloriam priscam instauraturus, librum sub titulo *Etruriae regalis* [2] composuit; magnam notitiarum farraginem congessit, sed omnia miscuit atque confudit. Quem secuti *Gorius* [3] et

---

1) Horat. *Ep.* II. 2. v. 180.

> Gemmas, marmor, ebur, Tyrrhena sigilla, tabellas,
> Argentum, vestes Gaetulo murice tinctas,
> Sunt qui non habeant, est qui non curat habere.

2) [*Th. Dempster* De Etruria regali libri VII. cur. *Th. Coke.* Florent. 1723. sq. II voll. fol.]

3) [*Ant. Fr. Gori,* Inscriptiones antiquae . . . in Etruriae urbibus

Passerius [1], longe quidem prudentiores, in multis tamen et ipsi hallucinati sunt. Inter nostrates optime de antiquitatibus Etruscis meruit *Heynius*, cuius variae de hoc argumento commentationes leguntur in Commentariis Societatis scientiarum regiae Gottingensis. Sed obstabat ei, quod nullum unquam opus Etruscum oculis ipse viderat: desudabat igitur in tabulis aeri incisis inter se comparandis. Cui etiamsi Italiam adire licuisset, multum eum inde profecturum fuisse, vix puto: siquidem in artis operibus inspiciendis, sine iniuria viri summi dictum velim, certe non oculatissimus fuit. Neque sua sponte ad studium antiquae sculpturae, statuariae, caelaturae, picturae accesserat, sed *Winckelmanni* et *Lessingii* aemulatione potissimum excitatus. Nihilominus errores eo usque vulgatos refutando, aetates et varia monumentorum genera accuratius distinguendo rectiorem nobis aperuit viam. Negari nequit, Heynium hac discernendi diligentia facem praetulisse *Lanzio* [2], viro Italo, cuius mirae in divinando sagacitati cum iudicio castigato coniunctae, magna palaeographiae Etruscae et in universum Italicae incrementa debentur. Ante Lanzium ne recte quidem legebantur inscriptiones Etruscae, propter litterarum quarundam confusionem, et multo minus intelli-

---

exstantes. Florent. 1726 ... 43. III voll. f. — Museum Etruscum. Florent. 1737 ... 43. III voll. fol. — Musei Guarnaccii antiqua monumenta Etrusca. Florent. 1744. fol.]

[1] [*I. Bapt. Passerii* in *Dempsteri* libb. de Etruria paralipomena. Luc. 1767. fol.]

[2] [*Luigi Lanzi*] Saggio di lingua Etrusca e di altre antiche d'Italia ... Rom. 1789. III voll. 8°.]

gebantur. Non pauca ille adeo obscura, ut vel Oedipum morari possent, feliciter divinavit; in quibusdam fortasse nimis audax, alia sive prorsus desperata, sive in quibus periclitari nollet, intacta posteris reliquit; in omnibus autem criticae rationis talium monumentorum interpreti futuro exemplum proposuit. Lanzii discipuli fere sunt Itali hodierni antiquitatum Etruscarum studiosi, Zannonius, post illum Musei Florentini custos, Inghiramus et Vermiliolus, professor Perusinus; et hi quidem parum absunt, quin, explosis priorum interpretum opinionibus, in illius verba iurent.

E scriptoribus, qui origines Italicas cum Etruscis simul complexi sunt, duos tantummodo laudabo, *Guarnaccium* [1] et *Micalium* [2], alterum paullo maiorem natu, alterum aequalem nostrum; e quorum comparatione apparebit, quantum aetatis cuiusque indoles in disquisitionibus historicis ad partes diversas detorquendis valeat. Guarnaccius saeculo XVIII. ineunte eminentem in ecclesia Romana dignitatem adeptus otio suo ad monumenta Etrusca colligenda, quae deinde municipio Volterrano liberaliter legavit, et ad librum de originibus Italicis conscribendum usus est. Vir sane eruditus, sed arte critica destitutus, honesto patriae amore abreptus, antiquissimum ei humanitatis cultum asserere volebat, et memorias rerum Italicarum proxime ad diluvii tempora accedere sibi persuaserat. Omnia igitur Ogygia somniabat, vel potius Noachica et Iaphetica: tunc temporis enim sacrae Hebraeorum traditiones historiis profanis perperam immisceri solebant. At boni Guarnaccii menti infixa erat opinio Ianum Latinorum esse ipsum Noachum, quem etsi Hebraei et Chaldaei in montem Armeniae Ararat post diluvium exscendisse tradunt, nescio quo modo in Tiberis ostium navi invectum affirmabat. Quod quale sit, Ovidii carmine doctissimo de Iano in Fastis[1] probe perpenso, facile iudicabitis: patet inde Ianum fuisse numen Latinorum, cuius specie rerum initia et conversiones symbolice significabantur. Poetis liceat de Iano Latii olim rege fabulari; sed historicus qui de Iani vita, aetate et rebus gestis certi quidquam constituere conatur, plane idem agit, ac si Annum cum Aestate, Autumno ac Hieme olim inter mortales humana forma versatos esse contendat.

---

[1] *Mario Guarnacci* Origini Italiche o sia le memorie istorico-Etrusche sopra lo ant. regno d'Italia. Lucca 1767 ... 62. III voll. fol. *et iterum* Rom. 1785. III vol. 4.

[2] (*Giuseppe Micali*) L'Italia avanti il dominio dei Romani. Firenze 1810. IV voll. 8.° *et* Antichi monumenti per servire all' opera intitol. L'Italia av. il dom. Rom. *Ibid. eod. a.* 1 vol. fol.

Micalius in libro, cui inscripsit *Italiae status ante dominationem Romanam*[2], hoc sibi demonstrandum proposuit, ante Romam conditam, vel saltem antequam Romani, qui diu in angustis Latii finibus delituissent, praedones vicinorum suorum, deinceps etiam populorum longinquiorum exsisterent, florentibus Etruscorum opibus, Italiam et incolarum numero, et diligenti agrorum cultura, et varii generis industria, et institutis civilibus ab aequabili libertate non alienis, quamvis cum severitate quadam ac prisca vitae simplicitate coniunctis, magis viguisse quam ullo alio tempore; tantum abesse, ut hic status sub imperio Romano in meliorem conversus fuerit, ut potius vastitas ac debilitas, qua postea laboravit terra amoenissima et fertilissima, perniciosae unius civitatis dominationi sit tribuenda. Quod equidem verissimum puto; sed Micalius multus est tum in generalibus sententiis e doctrina politica petitis, tum in declamationibus oratoriis: his rem eam profligare sibi visus est, in qua nihil praeter historica argumenta ullum pondus habet. Imbutus erat homo lectione scriptorum nostrae aetatis, qui de rebus publicis constituendis et recte administrandis egerunt; parum versatus in antiquis auctoribus: quos fortasse ne legere quidem poterat sine amicorum doctiorum ope, propter linguae Graecae et Latinae ignorantiam aut iusto minorem cognitionem. Affert quidem testimonia auctorum, ab aliis desumpta, sed pessima fidê. Indolem aevi prisci omnino non percipit, et omnia e moribus nostris diiudicat. Itaque nobilissimum argumentum, in quo Niebuhrius facile omnes superasset, nisi rebus Romanis unice intentus fuisset, Micalius aliis melius tractandum reliquit.

---

[1] [Fast. I. 65. sqq. et impr. 89. sqq.]

[2] Academia Mediolanensis huic libro praemium ab Imperatore Napoleone optimo operi historico promissum, praecipue propter sermonis elegantiam adiudicavit.

Quibus praemissis, ut vobis exhiberem quasi conspectum universae eruditionis ad propositum nostrum pertinentis, nihil impedit, quo minus ad rem ipsam accedam. Sed antequam singula adgrediar, utile erit, exponere ordinem capitum, in quae totam antiquitatum Etruscarum disciplinam commode distribui posse arbitror.

Cap. I.

De Tuscorum origine.

Cap. II.

De Tuscorum in Italiam adventu.

Cap. III.

Etruriae descriptio geographica.

1. De Etruria media s. proprie sic dicta;
2. de Etruria Circumpadana;
3. de Etruria Campana.

Cap. IV.

De Tuscorum rebus gestis, a primis inde temporibus, quibus Italiam insederunt, usque ad rem publicam a Romanis eversam.

Cap. V.

De sacris et religionibus, de auguriis et haruspicina.

Cap. VI.

De institutis publicis et legibus civilibus.

Cap. VII.

De commerciis et re navali.

Cap. VIII.

De lingua Etrusca, de litterarum usu, de scripturae genere, de omni re litteraria.

Cap. IX.

De doctrina Tuscorum theologica, ethica, physica.

Cap. X.

De variis Tuscorum inventis, de aerifodinis, de musica, de ludis.

Cap. XI.

De Tuscorum architectura.

1. De moenibus urbium;

2. de templis;
3. de sepulcris et mausoleis;
4. de aquae ductibus;
5. de genere architecturae Tuscanico.

Cap. XII.

De scalptura, statuaria, caelatura, et pictura.

Cap. XIII.

De mythologiae Graecae apud Tuscos usu in artium elegantiorum operibus.

Cap. XIV.

Recensio praecipuorum artis Etruscae monumentorum, quae adhuc innotuerunt.

1. De signis et statuis, moduli maioris;
2. de sigillis;
3. de opere anaglypho, praesertim in urnis cinerariis;
4. de imaginibus;
5. de gemmis;
6. de pateris;
7. de nummis.

Cap. XV.

Instituitur comparatio Tuscorum cum aliis populis antiqui orbis sapientiae laude celebratis, et eorum in humanitatem merita aestimantur.

Caput I.

De Tuscorum origine.

Quaestio de gentium origine duplici modo intelligi potest: aut enim quaeritur, unde terrarum in sedes suas immigraverint; aut quinam earum exstiterint maiores, et quibusnam cum populis communi quodam cognationis vinculo coniunctae fuerint.

Utramque rationem simul adhiberi oportet, quatenus id fieri potest, quoniam alteri ab altera saepe lux affunditur. E sedium priscarum cognitione, ad quamnam stirpem gens aliqua pertineat, coniicere licet; et vice versa, quando de stirpe constat, eo ipso ad sedes priscas deducimur. Primo loco de Tuscorum nominibus agemur, si quid forte ex eorum notatione effici queat, quod praeiudicii loco sit in omni hac quaestione diiudicanda. Deinde tam veterum testimonia, quam eruditorum recentioris aevi coniecturas de Tuscorum origine examinabimus. Denique quid mihi, re ipsa suadente, statuendum videatur, vobis exponam.

Etruriae incolae a Graecis appellati sunt Tyrseni s. Tyrrheni, a Latinis Tusci vel Etrusci. Graecum nomen utrumque non nisi pronuntiatione differt: sed prior vetustior forma est, eaque utuntur scriptores antiquissimi Hesiodus, Aeschylus, Herodotus, Thucydides, Pindarus quoque [1], nisi quod Dorice η in α productum mutat. Postea secundum analogiam quandam frequenter obviam in lingua Graeca sibilus abiit in spiritum asperum, quo facto *ῥο* praecedens geminatum est. Idem accidit vocabulo *ἄρσην, ἄῤῥην* aliisque. In notatione igitur ad primitivam nominis formam solam respicere debemus. Quod ad utrumque nomen Latinum attinet, Tusci et Etrusci, quamquam similitudinem aliquam soni prae se ferat, tamen utriusque ratio plane diversa est. Tuscorum appellatio vere gentilis est; Etruscorum contra declinata a regione, quam incolebant, *Etruria*, altera *r* extrusa, asperitatis vitandae gratia; eodem modo quo ab oppido *Faleriis* Faliscorum nomen gentile formatum est. Male nonnulli his vocabulis, *Etruria, Etrusci*, adspirationem praeponunt, usu veterum inscriptionum repugnante. Etruriae nomen, ad terrae situm spectans, ab ultima antiquitate repetitum esse videtur, sed post Catonis Censoris demum aetatem id in populum translatum est. Varro, iunior illo, semper Tuscos, numquam Etruscos appellat. Altera ex parte regionis nomen, *Tuscia*, apud scriptores saeculi Augustei non occurrit, neque multo post ab uno Varrone Tusciae mentio facta est [1]. Etruscorum nomen a Ciceronis inde aetate frequens in libris et sermone doctiore, minus vulgatum fuisse videtur; Tuscos vero Etruriae incolas non a solis Latinis, sed a ceteris quoque Italiae populis dici solitos crediderim. Videmus enim vocabula vulgatissima quaeque, rustica interdum, in Latinitatem barbaram, inde in linguam hodiernam transiisse. Omne autem medium aevum pro *Tuscis* addita syllaba *Tuscanos* appellavit, regionem *Tuscaniam*. Quae nomina, pronuntiatione paullum immutata, hodieque permanent.

---

[1] Pyth. I. v. 71. sq. (*ed. Boeckh.*)

---

[1] De L. L. IV. Si lectio sana, de qua *Scaliger* dubitavit. [Varro de L. L. V. §. 32. *ed. Mull.* p. 34 *ed. Speng.* . . . . ut Etruria et Tusci," sed pro Scaligerano *Tusci* codices mss. omnes *tuscia* exhibent.]

Etruriae notationem nobis exhibet *Isidorus* [1]: „Etru„riam dictam ait, quod eius fines tendebantur usque ad „ripam Tiberis; quas ἕτερος ὅρος, nam ἕτερος *alter*, ὅρος „*finis*. Romae enim fines antea unam tantum Tiberis ri„pam tenebant.“ Quod etymon cur *Cluverius* [2] tantopere contemnat, equidem haud assequor: mihi optimum esse videtur, et historiae et grammaticae rationi plane consentaneum. Neque obiiciat aliquis, non sic licere vocabula Latina genuina a puris Graecis repetere. Utraque dictio Graeca, unde Isidorus Etruriae nomen derivatum esse vult, Latio itidem domestica fuit. Pro Graeco ὅρος vel οὖρος Latine *ora* dicitur, quod olim et de fluminis ripa usurpari potuit. Vocabulum Latinum *ceteri* conflatum esse videtur ex obsoleto *eteri* et particula *que*, vel pronomine relativo praeposito. Aliud huius vocabuli vestigium exstat in nomine festorum Minervae dierum, *quinquatruum*. *Quinquatrus* dictos arbitror quasi quinque *eteros* dies, i. e. alteros, nempe post Idus [3]. Sed non nimis hoc urgeamus: modo illud tenendum est, Etruscos dictos ab Etruria, regionis nomine. Multo magis nostra interest investigare veram significationem nominum, quibus Graeci et Latini populum ipsum appellarunt. Dionysius censet *Tyrsenos* a turribus condendis nomen gessisse, *Tuscos* autem dictos a ritu sacrifico, quasi *θυοσκόους*. Utrumque specie quadam non caret. Vox Graeca *τύρσις*, Latine *turris*, antiqua est, etsi non Homerica; Aeolum et Doriensium potius propria fuisse videtur quam Ionica [1]. Et fuit sane hic mos Etruscis, ut urbes suas ingentibus muris cingerent, in quibus sine dubio turres exstruere solebant. Attamen inter antiquissimos Graeciae et Italiae populos non Etrusci tantum hac arte insignes fuere: priscos Latinos et Pelasgos in Peloponneso idem factitasse notum est. Obiicere aliquis possit, a Graecis Tyrsenorum nomen quibusdam maris Aegaei accolis prius esse inditum, quam ad Etruriae longius dissitae notitiam pervenissent, quod omnino est concedendum; in istorum autem Tyrsenorum sedibus, insulis Lemno et Imbro, nulla eiusmodi exstare moenia. At vero certum est Tyrsenos Athenis haud longo post reditum Heraclidarum tempore, arcem ex parte condidisse, ita ut ne hoc argumento quidem Dionysii sententiæ evertatur. Neque ullam aliam ob causam missam eam facio, quam quod veriorem interpretationem invenisse mihi videor. Quod ad alterum etymon attinet (Tuscus, *Θυόσκοος*), de re ipsa Dionysio plane adsentior, huic nomini *sacrificandi* vim inesse; sed derivandi modum non comprobo. Nam altera vocabuli syllaba (*Tu*-

---

[1] [Etymologiar. XIV. *cap.* 4. §. 22.]

[2] Italia Antiqua. Lugd. Bat. 1624. fol.

[3] In *Tab. Eugubin.* I versu 18. legitur *etren*, ἕτερων, quod optime cum altera forma *quinquatres* congruit.

---

[1] Dionysius eandem Tuscam etiam fuisse diserte affirmat I. I. c. 26.

scus) est mera terminatio, pluribus Italorum nominibus gentiliciis communis, ut in *Volscus* et *Oscus*, olim *Opscus*. Occurrit etiam in appellativis *priscus*, et s. p. Praeterea verbi illius unde vocabuli Graeci *Θυόσκοος*, posterior pars derivata est (*κέω*), ne minimum quidem in lingua Latina deprehenditur vestigium. *Θύος* autem, *tus*, *turis*, est dictio utriusque linguae communis, prorsus eadem, nisi quod Latini pro more suo in casibus obliquis litteram *r* intruserunt. Male igitur *tus* cum adspiratione scribitur, quasi fuerit vox sero e Graeco sermone adscita, quum Latii sit propria et indigena. Significasse videtur olim *tus*, aeque ac Graecum *Θύος*, non suffimentum solum, ex Arabia petitum, sed omnia quaecunque in aris adolebantur. Verbum quod Graeco *θύειν* respondere debuit, apud Latinos obsolevit: sed in tabulis Eugubinis, quae veterem Umbrorum linguam nobis exhibent, legitur *tersiandr*, *θύσαντι*, *tver*, *θύειν*, si modo recte Lanzius vertit [1].

Legitur praeterea in iisdem tabulis nomen oppidi Etrusci *Tarsinate Turscum*. Inde mihi persuasum est *Tuscos* dictos esse pro *Turscis*, sicuti *Osci* pro *Opscis*. Iam videtis, inter nomen populi Graecum et Latinum, *Turseni* et *Tursci*, prodire aliquam similitudinem, quae antea latuerat. Ut verbo dicam, utrumque idem significare arbitror, et a parte potiori, nempe a *sacerdotum ordine*, gentem universam appellatam fuisse. Haec primaria erat Tuscorum nobilitas, neque creabantur sacerdotes, sed nascebantur iure gentilicio;

---

[1] Saggio T. III. p. 750. 766.

penes quos in Etruria summam rerum gerendarum auctoritatem fuisse, ex omni historia constat. Hoc solum est utriusque nominis discrimen, quod eidem verbo *θύειν*, i. e. *sacra facere*, in altero addita est terminatio Latina *Tursci, Tusci;* in altero vere Etrusca *Tyrseni*, quae terminatio agnoscitur in multis nominibus Etruscis tum hominum tum oppidorum: Porsena, Vibenna, Sisenna, Fidenae, Capena, Artena etc. Quorum nonnulla Latini geminata littera *n* scripserunt, contra scripturae Etruscae usum.

At Dionysius mihi obstat, utpote qui utrumque nomen, ab alienigenis populo inditum, ipsis Etruscis abiudicat, his verbis [1]: „Ipsi vero a quodam duce *Rasena* „se eodem modo, quo ille, nominant.“ Res per se non est incredibilis: multis enim id populis accidit, ut a vicinis appellarentur diversis nominibus, quae ipsi aut plane ignorarent, aut saltem non agnoscerent. Multa huiusmodi dissensionis exempla et in Europa hodierna sunt obvia. Aliter dicti sunt Etrusci a Graecis, aliter a Romanis, semet ipsos igitur diverso ab utrisque nomine nuncupare potuerunt. Sed Dionysii testimonium idcirco fit suspectum, quod unicum est neque ullo alio e tota antiquitate confirmatur. Habemus complura ducum Etruscorum nomina, e temporibus etiam fabulosis; a nemine autem, quod sciam, *Rasena* ille commemoratur, qui clarissimus tamen esse debuit, siquidem gentem universam in nomen suum traduxit. Interpolatum esse Dionysii locum censeo, quod et fluctuans lectionis varietas suadet, et nomen sine casus nota positum, insolita Dionysio omissione [1]. Glossemate eiecto, non modo non turbatur verborum contextus, sed melius etiam procedit. Heynius misere se torquet, ut nomen Etruscorum Graecis usitatum inde efficiat: praemisso articulo *Tu-Rasenos*, deinde contracte Tursenos pronuntiatos fuisse coniicit. Et Porsenam simili modo apud cives suos *Pu-Rasenam* audisse, quasi Rasenae filium. Quae omnia sunt flocci facienda. Eandem rationem Lanzius secutus est, ut Tuscum Mercurii nomen *Turms* ad Graecum *Ἑρμῆς* praeposito vetere articulo *το* retraheret. At lingua Latina et ceterae Italorum, quotquot novimus, caruerunt articuli usu; neque vel minimum eius vestigium exstat in inscriptionibus Etruscis. Alii a *Rasena*, qui nullus unquam fuit, conati sunt *Raetorum* nomen repetere, gentis Alpinae, quam subolem Etruscorum fuisse Livius tradit. Sed immensum quantum, nisi in etymologia ludere velimus, haec nomina *Rasena* et *Raeti* vel potius *Rhaiti*, inter se discrepant. Porro si Romani in Raetis proprium et verum Etruscorum nomen agnoverunt, cur non itidem in vicinis suis, quibuscum quotidiana haberent commercia? Quidquid igitur de populorum cognatione statuendum sit, Raetorum et Raetiae nomina, quorum vim ignoramus, seriorem originem suspicari possumus, ad reliquam quoque Etruriam spectasse nullo argumento probatur. Nostra quidem de Tyrsenis et Tuscis coniectura, utrum gentium priscarum moribus, rerum memoriae et rationi etymologicae sit consentanea necne, iudicent docti; certe nominum diversitas sic satis probabiliter explicatur.

---

[1]) [Ant. Rom. I. 30.]

---

[1] L. I. c. 30 *ἀπὸ τῶν ἡγεμόνων τινὸς Ῥασένα*. Postulabatur genitivus.

Ad testimonia veterum de Tuscorum origine excutienda id nobis viam aperiet, ut quaeramus, a quonam auctore et quo tempore primum eorum facta sit mentio. In antiquissimis, quae exstant, Graecorum carminibus, *Iliade* et *Odyssea*, Tyrsenorum nomen non occurrit; quamquam, si ex Homeri mente tales fuerunt Ulyssis errores, quales poetae interpretes finxerunt, ad Etruscorum fines Ulyssem proxime accessisse dicendum sit. Sed Homero quaecunque ultra fretum Siculum sita sunt, incognita fuere, Sicilia ipsa densissimis tenebris involuta; ita ut de Italia superiore ad mare Ligusticum vergente quidquam compertum eum habuisse, ne cogitare quidem liceat. Quod e veteribus recte viderant Eratosthenes et Aristarchus; contraria huic sententia Cratetis et Strabonis, Homerum, ut in ceteris sapientem, ita et optimum geographum fingentium, apud recentiores fere invaluerat. Nunc autem, geographia Homerica accuratius examinata a pluribus (inter quos et ipse tentamen iuvenile hac de re publici iuris feci [1]), accuratissime a Vossio, novissimo poetae interprete [2], luce clarius demonstratum est, orbis terrarum Homero cogniti limites angustissimos fuisse. Vossius tamen nimium adhuc Homero concessisse videtur: nam ex mea quidem opinione Ulyssis errores ad verum terrarum mariumque circa Italiam situm nullo modo possunt accommodari. Etrusci igitur, inferi maris accolae, Homero omnino ignoti fuerunt; sed fieri posset, ut Tyrseni illi, quos insulas quasdam et oras maris Aegaei occupasse posteriores tradunt, sub alieno nomine in carminibus Homericis laterent. Narrat Homerus [1] Vulcanum a Iove e coelo deiectum in insula Lemno *Sinties* amice excepisse. In Odyssea porro Vulcanus in Lemno apud populum ipsi dilectissimum deversatus esse dicitur. Physicam istius fabulae rationem nunc non curo; sed historica non aliena est a nostro proposito. Quamnam aliam ob caussam, quaeso, Homerum Sinties tanquam egregios Vulcani cultores laudasse putabimus, nisi quod metallis et aeri cudendo operam darent? Scholiastae appellatos eos volunt *ἀπὸ τοῦ σίνειν*, a laedendo, nimirum quoniam piraticam exercerent; Philochorus eosdem Pelasgos fuisse affirmabat; Homerus [2] ipse Sinties dicit *ἀγριοφώνους*, i. e. fera s. barbara lingua utentes. Quae omnia optime Tyrsenis conveniunt. Nam Etrusci aeris fodiendi et cudendi ab antiquissimis inde temporibus studiosi fuerunt; rei navalis peritissimi, neque a latrocinii maritimi infamia immunes; Pelasgorum cognati, si fidem vetustae relationi habemus; denique lingua Etrusca Romanis durior semper visa est, eandemque talem fuisse e monumentis apparet. Tyrsenos insulam Lemnum olim insedisse negari nequit. Si quis quaerat, cur Homerus non Tyrsenos, sed Sinties dixerit, responderi poterit, nomen opprobrii caussa illis inditum magis vulgatum fuisse.

---

[1] [De Geographia Homerica. Hanover. 1788. 8°., qui Commentarius supra p. 3. sqq. exhibitus est.]

[2] [*Io. Henr. Voss* ‚Alte Weltkunde' in ephemeridib. liter. Ienensib. (*Jen. Allg. Lit. Zeit.*) 1804. 4°. tom. II. p. I . . . XXXVI.]

---

[1] Il. I. 590 . . . 94. Od. VIII. 283. sq. et 294.

[2] [Odyss. VIII. 294.]

Est alius Homeri locus, de *Sellis*[1], oraculi Dodonaei in Thessalia ministris, quem vetus interpres in Tyrsenos traxit, qua de re mox inquiremus.

Vetustissimi auctores, apud quos Tyrsenorum nomen occurrat, sunt Hesiodus, et *auctor hymni Homerici in Dionysum*, qui deus postea Bacchus dictus est. In quo carmine narratur fabula celebratissima de Tyrsenis in delphinos conversis. Tyrseni quidam, praedones maritimi, Dionysum adolescentis specie in litore ambulantem conspiciunt, subito exscendunt, et vi ablatum vinculis constringunt, ut pro mancipio venderent. Frustra monentur a navis gubernatore qui deum illum esse auguratur; Dionysus variis terroribus et praestigiis nautas in dementiam actos e navi exsilire cogit, mersos maris fluctibus in delphinos convertit. Ubinam locorum res agatur, auctor hymni diserte non indicat: sed Tyrsenorum princeps minitabundus socium increpat, et adfirmat se iuvenem raptum abducturum in Cyprum, in Aegyptum, in Hyperboreorum terram, vel ulterius etiam, ut tandem declaret, quinam sit, et pretium pro libertate sua solvi curet. Quarum regionum mentio de Tyrsenis Italicis, de quibus fortasse poetae posteriores[2] hanc fabulam intellexerunt, cogitare nos non sinit. Nunquam enim Etruscos usque ad Cyprum et Aegyptum navigasse certum est. Quomodo praeterea poetae Ionico in mentem venire potuisset Dionysum ablegare in terras longe a Graecia dissitas, quibus numen eius etiam aliquot saeculis post fuit incognitum? Agitur res in maris Aegaei litore, iis quidem temporibus, quibus Dionysi cultus sive Bacchi a quibusdam Graeciae civitatibus pertinaciter detrectabatur. Hyperboreorum mentione iniecta aetas huius hymni ad septimum ante nostram aeram saeculum deducitur; Hyperborei enim et fabulosae de iis narrationes Graecis innotuerunt demum post Colaei Samii, in maris mediterranei partes occidentales tempestatibus eiecti, errores. Quem Colaeum septingentos fere annos ante Chr. nat. floruisse e narratione de Cyrene Theraeorum colonia condita patet [1]. Porro Tyrsenorum dux Dionyso se in Aegypto eum esse mancipaturum minatur, quod fingi vix poterat ante Psammetichi aetatem, qui regnum Aegypti per quinquaginta annos, ab a. ante Chr. n. 670. usque ad 620. obtinuit. Is enim primus, colonia Carum atque Ionum apud se recepta, Graecis terram antea clausam aperuit, eum in modum ut et militum stationes in Nili ostiis collocatae essent, qui advenas occiderent, quicunque ad oram Aegypti maritimam sponte sua appulissent, tempestate eiectos autem quam primum ablegarent. Navium igitur commeatus condito demum Ionum emporio liberi facti sunt. Quo argumento probatur, aetatem Hymni huius in Dionysum non multum ultra sextum saeculum a. Chr. n. excurrere.

---

[1] [Il. XVI. 234. sq.]

[2] Ovidius tamen Met. III. huius tragoediae scenam prope insulam Naxon in mari Aegaeo collocat.

---

[1] *Voss* Alte Weltkunde p. XX.

Hesiodus primus Tyrsenos, non Aegaei maris, sed Inferi, in Italia accolas commemorat, in Theogoniae versibus 1011 . . . 16., ubi refert, Ulyssem e Solis filia Circe duos filios generasse, Agrium atque Latinum:

οἳ δή τοι μάλα τῆλε μυχῷ νησῶν ἱεράων,
πᾶσιν Τυρσηνοῖσιν ἀγακλειτοῖσιν ἄνασσον.

Cetera sunt plana, sed quaeritur, quid intellexerit poeta per insulas sacras. Mihi quidem innuere videtur Sardiniam et Corsicam, quae sacrae dici potuerunt, quoniam ab earum accessu Graeci a Carthaginiensibus et Etruscis arcebantur. Nec satis facit mihi, fateor, doctissimus Theogoniae interpres Wolfius, quum verba *μυχῷ νησῶν ἱεράων* nihil aliud significare vult nisi *in insulis*. Separanda esse arbitror haec verba *μάλα τῆλε* a sequentibus, et versus sic vertendos: „qui universis Tyrsenis fama celebratis imperarunt, in terra valde remota, in recessu „insularum sacrarum," i. e. in continente ad sinum maris cui insulae sacrae praetexuntur. Quis enim, quaeso, unquam audivit, vel Latinorum vel Tyrsenorum sedes praecipuas in insulis fuisse?

Quamvis lubricum sit de aetate Hesiodi iudicium, quum alii aequalem Homero, alii antiquiorem, alii denique paullo iuniorem fuisse contendant, tamen si hoc testimonium ab ipso Hesiodo esset profectum, vetustissimum foret pronuntiandum. Sed manifesto spurii sunt hi versus, ac nemini interpretum, quod equidem sciam, suspicionem eos movisse, non possum quin mirer. Vossius [1] quidem tantam iis habuit fidem, ut, quum videret hosce et alios quosdam carminibus Hesiodeis insertos prius non potuisse proferri, demonstrare conaretur, Hesiodum circa vigesimam demum Olympiadem floruisse. At aevum multo recentius hoc redolet, quod poeta sive potius rhapsodus filiis Ulyssi e Circe prognatis, quos Homerus non agnoscit, sedes in Italia assignat. Circes insula ex Homeri mente longe ab hac dissita est, vasto mari undecunque cincta. Quum autem Graeci Siciliae et Italiae litora frequentare coepissent, illis ad libitum fabulosos Ulyssis errores accommodare solebant, et parum sollerter, Homero repugnante, Circen in promontorio Circeio collocarunt. Hinc fabula de Latino, deae filio, quandoquidem Latinorum dicio eo usque fere protendebatur. Nemo non videt, herois nomen e populi appellatione effectum esse. At quo tandem tempore Latinos Graeciae et Ioniae incolis innotuisse arbitramini? Multo celebrior erat Etruscorum fama, utpote qui mari plurimum pollerent. Latini contra ante Tarquiniorum aetatem rei navali non admodum operam dederunt. Herodotus diserte affirmat, Phocaeenses primos Graecorum longinquas navigationes fuisse, et praeter alia Adriaticum mare *Tyrseniam*que Graecis ostendisse. Quod factum est, ut ex ipsius narratione apparet, paullo ante Phocaeam a Cyro Persarum rege eversam. In quam potissimum aetatem incidit maior quaedam Latinorum apud exteros celebritas sub ultimis Romae regibus, quum Tarquinius Superbus coloniam in ipsum promontorium Circeium deduxisset, et Roma, Latinorum caput, commercia maritima cum Cumaeis aliisque Graecis Italiotis et Siceliotis haberet. Assuti igitur sunt Theogoniae versus isti, de quibus quaerimus, exeunte fere saeculo sexto a. Chr. n., ab homine rerum Italicarum adeo ignaro, ut Latinis imperium in Tyrsenos universos tribueret, quo Romani demum duobus saeculis post potiti sunt. Quid sibi velit alter Ulyssis et Circes filius *Agrius* i. e. homo ferus, parum liquet. Vossius in hoc nomine *Antiatem* latere suspicatur, conditorem Antii, oppidi cum portu, inter Tiberis ostium et montem Circeium pari intervallo positi, quod olim Latinorum, deinde Volscorum fuit. Sed ne minima quidem inter haec nomina intercedit similitudo. Multo probabilius Heynius coniicit, *Adrium* corruptum esse in Agrium. Fuit enim *Adria* vel potius *Hatria* celeberrimum Etruscorum emporium, in intimo recessu maris Adriatici, cuius nomen inde fluxit; et rhapsodus, qui Latinorum nomen audierat, iisdem Phocaeensibus magistris de Adriae portu quodammodo edoceri potuit. Utut est, etsi non ignoro, eam esse carminum Hesiodeorum conditionem, ut multa in illis, quantumvis diversam sapiant aetatem, genuina declarari debeant, dummodo spirent indolem scholae poetarum Hesiodeae, neque descendant infra ea saecula quibus prisca poesis epica floruit, hosce tamen ultimos Theogoniae versus obelo confodiendos omnino et pro spuriis eiiciendos esse censeo.

---

[1]) *Voss* Alte Weltkunde p. XXXV.

Nullum igitur testimonium perantiquum de Tyrsenis exstat; eoque quaestio, quam nunc tractabimus, de eorum origine intricatior fit. Varia et sibi invicem repugnantia iam a veteribus tradita videmus, quos partim sequuntur recentiores, partim suas adstruere coniecturas conantur. Post veterum auctoritatem excussam ad eruditorum huius aetatis opiniones examinandas pergamus. Triplex autem veterum est sententia: plerique Etruscos Lydorum in Asia minore subolem fuisse affirmant; nonnulli cum Pelasgis eos confundunt; alii denique Italiae indigenas esse volunt. Recentiores antiquitatis indagatores, qui quidem aliquid novi proponere ausi sunt, in duas fere partes abeunt: Etruscos enim aut e Phoenicia aut ab Aegypto arcessunt, aut ad Gallorum stirpem referunt. De quibus singulis videamus.

Historicorum Graecorum qui exstat antiquissimus, Herodotus narrat, Etruscos vel potius Tyrsenos, nam nomina gentis Latina prorsus ignorat, Lydorum esse coloniam, ab oppido maritimo Lydiae Smyrna navibus in Umbriam i. e. in Italiam superiorem advectos; et haec quidem ex ipsorum Lydorum ore se accepisse testari videtur. Locum Herodoti (L. 1. c. 94.), ut rem ipsi diiudicare possitis, eius verbis vobis recitabo:

„Narrant porro ipsi Lydi, lusus etiam hos qui nunc „et apud ipsos et apud Graecos in usu sunt, ipsorum „fuisse inventum: per idem autem tempus, quo lusus „isti apud se sint inventi, Tyrrheniam colonis a Lydis „esse frequentatam. Eas res hunc in modum accidisse „referunt: Regnante Atye, Manis filio, gravem annonae „caritatem per totam fuisse Lydiam: et Lydos quidem „aliquamdiu patienter tolerasse malum; deinde vero, „quum non cessaret, quaesisse remedium et alium aliud „excogitasse. Eo igitur tempore inventos esse et tesserarum et talorum ludum et pilae ceterorumque lusuum „omnium genera, exceptis calculis: horum enim inventionem sibi non vindicant Lydi. Inventis autem istis ad„versus famem hunc in modum usos se esse narrant.

„Duorum quorumque dierum alterum ludendo traduxisse „totum, ne scilicet cibum requirerent, altero vero intermissis lusibus cibum cepisse. Hoc modo per duodeviginti annos traduxisse vitam. Quum vero non remitteret malum, sed magis atque magis ingravesceret, tum „quidem regem Lydos bifariam divisos in sortem misisse, „quorum altera pars maneret, altera e patria terra exiret; et se ipsum quidem ei parti attribuisse regem, cui „sors eventura esset manendi, filium autem suum, cui „nomen *Tyrrheno*, ei parti quae domo esset egressura. „Sortitione facta hos quibus sors obvenerat patrio solo „excedendi, Smyrnam descendisse et constructis navibus impositisque supellectilibus quaecumque ad usum „commoda habuissent, profectos esse victum et novas „sedes quaerentes, donec multos praetervecti populos „in Umbriam pervenissent: ibi oppida condidisse atque „ad hunc usque diem habitare: mutato vero Lydorum „nomine, adscita denominatione a regis filio qui coloniam deduxerat, *Tyrrhenos* (Τυρσηνούς) se ipsos vocasse.“

Insunt huic narrationi multa parum credibilia, ne dicam puerilia et plane inepta. Quis, quaeso, sibi umquam persuadere poterit, gentem fame afflictam ludis indulsisse, qui plerumque eos tantummodo delectant, quorum venter plene satur est? Desidia vero malum magis magisque ingravescere debebat: agriculturae geminato labore insudandum erat, ut agris irrigandis et reliqua agricolarum sollertia adhibita, aliquem tandem e terra fructum elicerent. Neque hoc facile est ad credendum, regionem Asiae fecundissimam et sub coelo benigno positam per duodeviginti annos continuos sterilitate laborasse. Si iam ante expeditionem suam Italicam rei navali adsueverant Lydi, in promptu erat per mare Aegaeum ad vicinos Asiae et Europae populos commeare, ut frumentum pretio coemerent. Nam a Troiani belli temporibus inde Lydos s. Maeonas opibus valde floruisse, tum naturalibus, tum arte comparatis, ex Homero constat [1]. Laudat is purpurarios Maeonios, qui ebur, mercem itidem sumptuosam, purpura inficiebant [2], et Hectorem querentem inducit, quod magna pars pretiosae supellectilis e regia Priami in Maeoniam sit divendita, ut belli sumptibus subveniretur [3]. Habuerunt Lydi antiquissimas aurifodinas, et fluvii eorum auriferi Pactoli divitiae in proverbium abiere. Eosdem omnium hominum primos numos argenteos aureosque cudisse ipse Herodotus [4] testis est. Num dicemus, omnes populos qui a Lydis adiri poterant, tunc temporis per duodeviginti annos neque gravi sterilitate annonae afflictos fuisse? Videtis ad quaenam miracula sit confugiendum, ut fides sua constet fabellae plus quam anili. Si contra Lydi nullum tum maris periculum fecerant, quibusnam magistris tot naves construxerunt, ac rerum nauticarum peritissimi subito evaserunt, ita ut iter longinquum in mare inferum et Italiae superioris oram tot saeculis ante Phocaeenses feliciter emetirentur? Quantis copiis navalibus opus fuisset ad dimidiam populi numerosi partem transvehendam, nemo est qui non videat. Miraculo fuit antiquis nobile illud Phocaeensium facinus, quod patriae aeternum vale dixerunt, ut tyrannidem effugerent: [1]

---

[1] *Schlegel* Geogr. Homer. Cf. supra p. 80. sq. *Heyne* de Castoris epochis, p. 80.

[2] Il. IV. 142.

[3] Il. XVIII. 291.

[4] L. I. c. 94.

> Phocaeorum
> Velut profugit exsecrata civitas,
> Agros atque Lares patrios, habitandaque fana
> Apris reliquit et rapacibus lupis.

At Phocaeensibus, unius oppidi civibus, iisque diu ante rei navali deditis, eo tempore quo ars nautica maxima iam ceperat incrementa, navium numerus suppetere potuit ad coniuges liberosque secum illis imponendas; Lydorum vero dimidiam partem idem fecisse plane est incredibile.

Ne tamen quidquam dissimulasse videar, silentio haud praeteribo, in Eusebii Chronico Lydos inter populos *θαλαττοκρατήσαντας*, i. e. aliquando maris imperio potitos recenseri, immo omnium primo loco poni, statim post Minoem Cretensem. Protulit haec Eusebius e libro Castoris, chronographi Graeci, qui Ptolemaeorum aetate floruit; sed nihil inde excerpsit praeter nuda nomina et computationem annorum, quibus penes eosdem potentia navalis, qualiscunque tandem illa fuit, permansisse perhibebatur. Castor, utpote Herodoto multo recentior, de rebus tam antiquis per se nihil scire potuit: a vetustioribus historicis sua mutuatus est, sed quemnam in singulis ducem sequutus sit, id non nisi coniectura assequi valemus. Cui rei paullo obscuriori divinandae Heynius egregium operam navavit in commentationibus duabus *super Castoris epochis populorum θαλαττοκρατησάντων*. Quum vir acutus recte observasset, „maritima Lydorum commercia et navigationem ab iis factam nusquam memorari," hac ratione difficultatem solvere conatus est, ut diceret, Castorem Cares et Lelegas, cognatos inter se populos, cum Lydis confudisse, aut eorum nomina simul posuisse, quorum non nisi hoc ab Eusebio exscriptum sit. Cui coniecturae equidem adstipulari nequeo. Hac ipsa potius Herodoti narratione, quam nunc excutimus, adductum fuisse Castorem existimo, ut Lydis maris imperium tribueret. Qui si re vera tantam coloniam maritimo itinere emisissent, fieri non potuit, quin copiis navalibus magnopere pollerent. Epocha, ad belli Troiani tempus proxime accedens, quae a Castore Lydis assignatur, sententiam nostram, nisi fallor, haud parum adiuvat. Herodotus aetatem migrationis Tyrsenicae accurate non definit, sed dum sub Atye Manis filio factam narrat, ad antiquissima et paene fabulosa tempora eam retrahit. *Manes* enim fuit primus Lydorum rex, quem tanquam gentis suae conditorem celebrabant, a quo etiam *Maeonas* eosdem patronymice dictos putaverim. Docemur a Plutarcho, Phryges, Lydis finitimos, vetustissima quaeque monumenta, ante hominum memoriam exstructa, *Manica* appellare solitos fuisse. Secundum Herodotum statim post Tyrseni expeditionem Maeones, qui sub rege Lydo in Asia remanserant, novum Lydorum nomen sibi assumpsere. Homerus vero Maeonas ubique appellat, Lydos ignorat. Quo argumento fortasse adductus est Castor, ne Homerus ipsi adversari videretur, ut a decimo quinto post bellum Troianum anno maritimum Lydorum imperium computaret. Meo quidem arbitrio Homerus non tam doctus fuit temporum observator, ut, quaecunque post bellum Troianum demum exstitissent, religiose a carminibus suis exulare iuberet: in propatulo est, cum haud raro sui aevi conditionem ad Agamemnonis et Ulyssis aetatem transtulisse. Probabile ergo fit, eo saeculo, quo Ilias composita est, ab Ionibus, orae Maeoniae accolis, Lydorum nomen usurpari nondum coeptum fuisse. Quo ipso Herodoti fides labefactatur. Sed hoc sit sane leve. Negari nequit, Homeri auctoritatem, quae gravissima est, ubicunque non poetice miracula comminiscitur, sed quasi nescius historici partes agit, narrationem Herodoteam omni modo impugnari. Si Tyrseni, ante bellum Troianum vel paullo post, e Lydia usque ad mare inferum navibus transvecti fuerant, aeque facili negotio eandem viam poterant remetiri; et quis dubitabit, colonos illos Italicos cum patria sua ditissima et cultissima commercia frequentaturos fuisse? Quod si factum esset, numquam autem ab Etruscis, alioquin rei navalis studiosissimis, factum certo asseverare licet, fieri non potuit, quin Ionibus, Lydorum vicinis, diu ante Phocaeensium audacem in maris interni partes occidentales navigationem, Italia universa facili accessu pateret. Inspiciatis, quaeso, tabulam Orbis Homerici: cuncta ultra fretum Siculum densissimis tenebris involuta videbitis. Nimis manifestum est e tota Odyssea, Graecos tunc temporis Italiam nondum ipsos adiisse; quaecunque Homerus de hisce regionibus narrat, ea accepit a Phoenicibus, quorum nautae multa celabant, multa et formidolosa ementiebantur, nimirum ut Graecos a navigatione lucrosa absterrerent.

---

[1]) Horat. Epod. XVI. 17 ... 20.

Inter veteres auctores unus Dionysius aliis quidem quam nos, sed aeque gravibus argumentis narrationem Herodoteam impugnat, vel potius, ut verum dicam, funditus evertit. Herodoti enim auctoritati testimonium historici paullo antiquioris, Xanthi Lydi opponit. Xanthus, ut ipsum nomen prodit, natione Graecus, cognomen inde nactus esse videtur, quod in Lydia vitam degeret, Lydorumque res gestas accurate tractasset. Quem Dionysius hunc in modum laudat [1]:

„At Xanthus Lydus, qui priscae historiae si quis alius
„est peritus quique patriae historiae auctor nullo alio
„habitus est inferior, in suis scriptis nullo modo Tyr-
„rhenum (*Τυῤῥηνόν*) Lydorum principem nominat, neque
„ullam Maeonum coloniam in Italiam appulisse scit, ne-
„que ullam Tyrrheniae (*Τυῤῥηνίας*) tanquam Lydorum
„coloniae mentionem facit, quamvis alia multa ignobi-
„liora ac leviora memoret: Lydum vero et Torybum
„Atyos filios fuisse dicit. Hos vero ambos regno paterno
„inter se diviso in Asia remansisse, gentibusque quibus
„imperarunt, nomen ab illis inditum fuisse dicit. Atque
„haec sunt eius verba: ‚A Lydo Lydi, a Torybo Torybi
„‚fuerunt appellati. Horum lingua parum ab altera dif-
„‚fert, et nunc quoque alteri alterorum non pauca voca-
„‚bula usurpant, quemadmodum Iones et Dorienses.'"

Iam videtis, Xanthum apud Lydos eandem veterem famam popularem accepisse, de imperio inter duos Atyos filios diviso, sed melius intellexisse quam Herodotum, quem nominum similitudo fefellit, ut in Tyrsenos et coloniam transmarinam traheret quae de Torybis, in ipsa Asia a fraterna Lydorum gente segregatis narrabantur. Ne minimum quidem dubium nobis relinquit quod addit Xanthus de dialectorum diversitate. Utrosque igitur, tum Torybos, tum Lydos, ipse adierat et linguam eorum callebat. Neque mirum, Lydorum nomen solum apud Graecos inclaruisse, si Torybi interiores Asiae partes insederunt, longius ab Ionicis coloniis remotas.

---

[1] Antt. Rom. L. I. c. 28. *ed. Reisk.* T. I. p. 73. 74.

Huic testimonio Dionysius aliud argumentum adiicit, in quo plane ei adsentior [1]: „Sed nec Lydorum colonos“ inquit „fuisse Tyrrhenos puto. Neque enim linguam „cum illis communem habent: neque etiam licet dicere, „eos quidem non amplius uti simili lingua; sed tamen „alia quaedam antiquae patriae indicia servare. Nec „enim eosdem deos, quos Lydi, colunt, nec vitae studiis „similibus utuntur, sed in hisce rebus saltem plus a „Lydis quam a Pelasgis differunt.“ Quae nisi apud Dionysium legerem, ipse profecto contra Herodotum proferrem. Non enim idem color est rerum Lydicarum et Etruscarum; nec dissimilius quidquam cogitari potest utriusque gentis indole, lingua, omni vitae cultu, institutis denique sacris ac civilibus.

Cur tamen, quaerat aliquis, plerique omnes Graeci atque Latini, Dionysio excepto, in Herodoti verba iurarunt, adeo ut uno ore Etruscos Lydorum progeniem declararent? Scilicet scriptor et sermonis Ionici elegantia et narrationum venustate, tum vero etiam fabularum et miraculorum illecebris gratissimus hominibus litteratis sed antiquarum traditionum incuriosis, unus fere e vetustioribus historicis vulgo legebatur; in eo vel in Ctesia subsistendum neque ulterius inquirendum esse censebant. Ctesiam nominasse sufficiat, ut meminerimus, mendacitatem famae historici apud Graecos neutiquam obstitisse, quippe qui ultro etiam monstra rerum incredibilium avide captarent. Herodotus sane historiam suam sine dolo malo contexuit; fide dignissimus est in iis omnibus, quae ipse vidit; ceterum ingenue refert quae auditu acceperat, quamvis absurda, interdum etiam, ut vidimus, male intellecta, propter linguarum ignorantiam; iudicio autem in rebus altioris indaginis examinandis saepe deficitur.

---

[1] Dionys. Antt. Rom. L. I. c. 30.

Ex recentioris aevi eruditis multi recte viderunt, Etruscorum originem a Lydis nullo modo repeti posse; neque tantopere immorarer huic rei, ut mihi quidem videtur, conclamatae, nisi animadvertissem, identidem existere homines, qui cum antiquitate caecutire malunt, quam suo iudicio recte cernere. Sic nuperrime *Zannonius* in Dissertatione de Etruscis Italice scripta nihil non molitus est, ut narrationi Herodoteae fidem denuo adstrueret. Intolerabilem esse audaciam clamat, si quis universam antiquitatem mendacii vel erroris ream agere velit, et nubem testium nobis offundit. Enimvero si probe inspexeris, unicus est testis, Herodotus, e quo ceteri, quotquot sint, nullis novis curis adhibitis sua simpliciter hauserunt. Porro ex teste iure quaeritur, unde scire potuerit quae affirmat. Herodotus famam popularem, eamque suapte natura vanam et ad fabulas ineptas detortam, secutus est. Sermo est de re antiquissima, quam statim quum gereretur, litteris a Lydis consignatam esse nemo facile contenderit. De veteri huius gentis memoria locupletior Herodoto testis est Xanthus Lydus, qui eam puram et integram nobis servavit. At maius aliquod et, ut ita dicam, sanctius profertur veritatis documentum. Etrusci publico decreto cives Sardium, quae urbs caput Lydiae olim fuerat, tanquam consanguineos suos agnoverunt. Discimus e Tacito [1], Sardianorum legatos eiusmodi decretum Romae in Senatu recitavisse. Ne hoc quidem, fateor, magnopere me turbat: novi enim antiquas civitates minime parcas fuisse in cognationibus agnoscendis, ut pietatis sive praetextu sive vinculo foedera firmarent, eaque in re magis commodis suis consuluisse, quam veteres historias critico cum acumine evolvisse. Contenti erant recepta vulgo fama. In columnae Duiliae inscriptione appellantur Egestani *cognati populi Romani*, propter communem nimirum a Troia originem, quae de neutris mehercle unquam vere praedicari potuit. Perlecto Taciti loco quivis sibi persuadebit, sub tam magnifico titulo nihil aliud esse prolatum, nisi ipsam Herodoti narratiunculam, impudentissime exscriptam. Etruriae decretum igitur aut a Sardianis confictum esse arbitror, sicuti Lycii quoque proconsuli Romano Sarpedonis epistolam ostenderunt, e Troia obsessa ad populares suos scriptam; aut eo tempore factum, quo iam uterque populus, Etrusci et Lydi, in Romanorum dicionem redacti essent. Liberam enim Etruriam cum Sardianis, Persarum, deinde Macedonum imperio subiectis nulla rerum commercia habuisse, certum est. Confitetur Zannonius, linguam Etruscorum et Lydorum fuisse diversam, quod e solis nominibus satis superque apparet, etiamsi non nisi manca et imperfecta utriusque linguae cognitione instructi sumus; sed victores, ait, multo pauciores illi numero, subditorum suorum linguam in sedibus Italicis edidicere. Obliviscitur bonus Zannonius narrationis, quam defendendam susceperat: numerosissimi erant secundum Herodotum coloni e Maeonia Tyrseno duce in Umbriam advecti; alioquin patria migrare fame non coacti fuissent. Et re vera Tusci priscos Etruriae incolas potius expulerunt quam subegerunt. Quodsi sermonem patrium cum Italico commutassent, lingua Etrusca ceterarum Italicarum, Umbrae imprimis, similis esse deberet, a quibus tamen toto coelo eam distare mox videbimus.

---

[1] Annal. IV. c. 55.

Contra Dionysii argumentum e morum diversitate desumptum Zannonius provocat denique ad Herodotum testantem, sub Persarum dominatione mores Lydorum valde immutatos fuisse. Narrat sane Herodotus, Cyrum, quum Lydi contra ipsum rebellassent, armorum usu illis interdixisse, ut devictae eo tutius genti imperaret; quo facto Lydi, olim strenui, in summam mollitiem prolapsi essent. At Cyrus novos Deos colendos imponere Lydis nec voluit nec potuit; cetera quoque eorum instituta, ut solebant Persae, immota manere passus est. Praeterea in iis quae de hac gente satis copiose narrantur ab Herodoto, donec sui iuris ea erat sub regibus propriis, nihil est, quod ullam Lydorum et Etruscorum similitudinem prodat. Nullum in Lydia videmus vestigium sacerdotalis illius tum in sacris tum in rebus civilibus auctoritatis atque disciplinae, qua Etrusci tantam sapientiae famam sibi pepererunt.

Etruscorum originem e Lydia igitur, mero Herodoti errore vulgatam, et Dionysii argumentis, et novis a me adiectis, satis superque refutatam esse existimo. Transeamus nunc ad alteram illam veterum sive traditionem sive opinionem, qua Tyrseni Pelasgorum cognati, vel potius iidem ac Pelasgi fuisse perhibentur.

Nititur ea gravissimis auctoritatibus. Hellanicus Lesbius, historicus Herodoto aequalis sed paullo senior, cuius scripta perierunt, narravit, Pelasgos quosdam e Thessalia Hellenum armis migrare coactos, navibus ad Spineticum Padi ostium in mari Ionio appulsis, in locis mediterraneis urbem Crotonem (quae Latinis Cortona dicitur) occupasse, hinc profectos, totam Tyrseniam, i. e. Etruriam, colonis suis implevisse; eosque tum dempm Tyrsenorum nomen accepisse. Servavit nobis hoc Hellanici fragmentum Dionysius [1], qui tamen sententiam eius impugnat, eique Myrsilum, scriptorem aeque antiquum opponit. A Myrsilo enim contra traditum erat, „Tyrrhenos post patriam relictam in ipsis profectionis „suae erroribus Pelasgos appellatos ob quandam similitudinem avium, quae *Πελαργοί*, i. e. *ciconiae*, appellantur, quod gregatim errarent tam per Graeciam quam „barbaras regiones, atque murum, quo Athenarum arx

---

[1] Dionys. Antt. L. I. cap. 28.

„cingitur, quique Pelasgicus dicitur, ab his exstructum.“

In hoc saltem utrosque auctores consentientes inter se videmus, quod Tyrrhenos eosdem et Pelasgos vulgo appellatos fuisse affirmant; ordinem tantum nominum invertunt. Quae de antiquissimis gentis migrationibus narrant, ea potius famam quandam vel coniecturam secuti, quam e certa monumentorum fide tradidisse censendi sunt. Sed haec etiam aliquatenus inter se conciliari possunt, modo tempora distinguamus. Fieri enim potuit, ut pars Tyrsenorum, qui e Thessalica Pelasgorum stirpe primitus oriundi Italiam mediam insederant, inde in Graeciam iterum remearet, ibique sub utroque nomine, Tyrsenorum et Pelasgorum, innotesceret. Ex regum fabulosorum nominibus, ab Hellanico laudatis, coniicere licet, eum hanc migrationem Pelasgorum e Thessalia in Italiam ad antiquissima tempora retulisse; quae Myrsilus narrat, contra ad aetatem seriorem spectare videntur. Tyrsenos quosdam aliquando Atticae incolas, murum Pelasgicum dictum in Acropoli exstruxisse, dubitari nequit. Sed unde venerant? Si Pausaniam audimus, ex Acarnania; si Strabonem, e Boeotia. Utrumque verum esse potest: terrestri itinere enim pergentibus ab Acarnania per Boeotiam necessario Atticae fines ingrediendi erant. Acarnaniae commemoratio Myrsili sententiae quodammodo patrocinatur; quandoquidem Acarnania inter Graeciae provincias advenis ex Italia maxime est opportuna.

Tyrsenos illos paullo post ab Atheniensibus expulsos insulas Lemnum et Imbrum occupasse eaque omnia facta esse primo post bellum Troianum saeculo volunt. Constat saltem Tyrsenos sedes habuisse in quibusdam insulis Thraciae litori oppositis, Lemno, Imbro, et Samothrace fortasse, Scyro etiam, versus Euboeam sita; porro in quibusdam Thraciae litoralis locis, circa Hellespontum quoque ac Propontidem. His omnibus duplex nomen adhaesit: a quibusdam auctoribus Tyrseni dicuntur, ab aliis simpliciter Pelasgi, quum tamen iidem homines designentur; plerique nomen utrumque coniungunt. Quod adeo vulgatum erat, ut Thucydides ne monendos quidem ea de re lectores suos existimaverit. In descriptione populorum qui tempore belli Peloponnesiaci in Acte, i. e. peninsula circa montem Atho excurrente habitabant, utitur his verbis [1] „maxima pars est gens Pelasgica, „ex illis Tyrsenis, qui Lemnum et Athenas olim inco„luerunt.“

Horum nominum tam usitata coniunctione ducimur ad quaestionem, qua nulla est in universa antiquitate obscurior: quinam fuerint Pelasgi? Quam quidem nunc penitus pertractare non est propositi nostri; paucis tantum eam attingere liceat. Veteres plerosque fere omnes historicos in ea opinione versari videmus, Pelasgorum nomen cunctis Graeciae incolis commune fuisse antequam in Hellenum appellationem transirent; Pelasgos itaque priscos Graeciae incolas, gentis suae maiores fuisse volunt. Testis vero antiquissimus Homerus huic opinioni adversari videtur: Helladis enim et Hellenum nomen, tam late postea per orbem terrarum diffusum, ad aliquam Thessaliae partem solam ille restringit; populos autem foederatos, qui Agamemnonem ad Troiam oppugnandam secuti fuerant, universos sub Danaorum, Achaeorum vel Argivorum nominibus comprehendit. Neque tamen Pelasgorum appellatio prorsus ignota est Homero, sed duabus regionibus eam tamquam propriam et peculiarem assignat, Thessaliae, et Asiae minoris orae maritimae, quae Troadi a meridie adiacet. Thessalia omnis, postea sic appellata, vel Achillis dicioni duntaxat subiecta regio in Iliade *Pelasgicum Argos* dicitur, ut cognomine hoc distinguatur a Peloponneso, quam *Argos* simpliciter, vel *Iasum Argos* poeta nuncupare solet. Porro Achilles (Il. XVI. 233.) Iovem, numen oraculi Dodonaei, *Pelasgici* cognomine adorat. Iam vero inter omnes convenit, hoc loco nobilissimo de Dodone Thessaliae oppido sermonem esse, et errasse interpretes, qui Achillis preces traxerunt ad Dodonen Thesproticam, cuius oraculum aevo demum posteriore conditum est, quamvis antiquissimum perhiberetur. Pelasgos Asiae minoris inter Troianorum socios recenset Homerus; et hi suam Larissam habuerunt, Thessalicae cognominem, unde probabile fit, alterutram alterius coloniam fuisse, et Pelasgos aut ex Asia minore in Thessaliam, aut ex Thessalia in Asiam commigrasse. Atque illud quidem mihi magis placet. Nihil praeterea de Pelasgica gente Homerus habet; nam versus Odysseae (XIX. 177.), quo Pelasgi Cretae incolae simul cum Doriensibus memorantur, spurius est et a rhapsodo assutus. Quo iure igitur veteres historici affirmaverint, antequam Hellenum nomen per totam Graeciam spargeretur, et in colonias quoque in Asiam deductas transiret (quod mihi quidem recentiori et post Homerum demum aetate factum esse videtur)[1], universos huius terrae incolas Pelasgos dictos fuisse, id equidem non satis assequor. Num habuerunt ante oculos antiquiora carminibus Homericis monumenta? At nulla exstabant tunc temporis, quum vetustissimi logographi, i. e. prosae orationis scriptores, aetatis heroicae res gestas tractare aggressi sunt. Herodotus, qui et ipse isti sectae adnumerandus est, hanc quaestionem solvendam sibi proponit, quanam lingua usi sint veteres Pelasgi; et ex indole sermonis quem apud quosdam Thraciae et Hellesponti accolas offenderat, in quibus nomen Pelasgicum usque ad ipsius aetatem perdurasset, Pelasgos barbara lingua usos fuisse coniicit.

---

[1]) Thuc. L. IV. c. 109. *τὸ δὲ πλεῖστον, Πελασγικόν, τῶν καὶ Λῆμνόν ποτε καὶ Ἀθήνας Τυρσηνῶν οἰκησάντων.*

„Etenim“ ait „neque Crestoniatarum lingua cum ul-„lis qui nunc circum habitant, consentit, neque Placiano-„rum; inter ipsos autem convenit: et satis apparet servasse „utrosque eandem sermonis formam, quem secum attu-„lerant quum in has, quas nunc incolunt, regiones im-„migrarunt.“ Sed omnes hi Pelasgi, quorum exemplo Herodotus sententiam suam probare conatur, ad Tyrsenos pertinuisse videntur. Qui si ex eadem stirpe fuerunt, cum Italiae Tyrsenis sive Etruscis, de quo nullus dubito, non admodum miror, sermonem eorum historico barbarum visum esse, id est peregrinum et linguae Graecae dissimilem. Verum enim vero Herodotus multo latius id extendit, et universos populorum Graecorum maiores barbare lecutos esse suspicatur, donec societate quadam cum Doriensibus inita, Hellenum nomen pro Pelasgico sibi vindicassent. Addit enim haec: „Quod si universum „genus Pelasgicum eiusmodi fuit“ (nimirum, quales esse dixerat Pelasgos Thraciae et Hellesponti accolas), „Atti„cus populus, quum sit Pelasgicus, ex quo in Hellenum „nomen transiit, linguam suam *dedidicit* et cum Helle„num lingua permutavit [1].“ Quod ita factum esse neutiquam nobis persuadebit, quoniam, cum pace patris historiae dictum sit, absurdum est, et naturae legibus repugnat. Nihil carius gentes et cui pertinacius inhaereant, quam sermonem patrium habent, quem nunquam deserunt, neque eo deserto linguae peregrinae adsuescunt, nisi necessitate quadam coactae. Fiunt linguarum conversiones dominatione exterorum; sed ut perficiantur, saeculorum decursu opus est, nec tamen semper id aeque bene succedit. Quod si advenae multo pauciores sunt numero, dum indigenis a se debellatis linguam suam obtrudere volunt, eamdem ipsi integram et puram tueri nequeunt, ita ut mixtae linguae inde nasci soleant. Cuius rei plurima exstant exempla. Transitus in linguam alienam acceleratur et facilior redditur, quandocunque cum vi armorum litterarum splendor coniunctus est. Tunc enim gentes devictae, ut servitutis notam aliquo commodo compensent, ultro novorum dominorum discipuli fiunt. Hoc modo Alexandri victoriis lingua Graeca per orientem, Romanorum imperio lingua Latina per occidentem late diffusa est. Quorum omnium nihil cadit in Athenienses. Quorum maiores ante hominum memoriam Atticam occupaverant. ita ut tuto gloriari possent sese esse autochthonas, id est e patrio solo prognatos. Nunquam postea inde exturbati sunt, nunquam iugum exterorum subiere, a colonorum peregrinorum colluvione quoque plerumque immunes sese servarunt; nam ne Cecropem quidem Aegyptium fuisse nos contendimus. Et hosce Athenienses, priscae stirpis puram et genuinam sobolem, apud quos summa Ionici sermonis elegantia infimis quoque e plebe hominibus quasi dote naturali ingenita erat, non modo hanc, sed ipsam Graecam linguam antea sibi incognitam a Doriensibus post Heraclidarum demum reditum accepisse putabimus? Affirmare potius ausim Dores tunc quum Heraclidis ducibus Peloponnesum irrumperent, barbare paene locutos esse, eumque morem servasse, donec ad Aeolicae dialecti formam paullatim linguam suam effingerent. Sed multum abest, ut ad omnes haec linguae emendatio penetraverit: videatis, quaeso, quam rustice quamque incongrue loquantur apud Aristophanem Boeotii e plebe et Laconum mulieres. Porro si a Doriensibus, qui Hellenes proprie dicebantur, lingua Graeca cum ceteris Graeciae populis, utpote Pelasgicis, communicata fuisset, duobus tantum ante Homerum saeculis, unde tam cito enata foret tanta dialectorum diversitas? Illico post colonias Ionum in Asiam deductas quasi sponte sua effloruit dialecti Ionicae suavitas in poesi epica; mox Aeolicae in poesi lyrica; sero tandem ad poesin et litteras colendas illorum exemplo excitati Dores accessere, miratique sunt veteres Pindarum in Boeotia nasci potuisse. Multa addere facile possemus, sed diutius immorari vanae sententiae refutandae supervacaneum est. Itaque de Pelasgorum, sive ut accuratius loquamur, priscorum Graeciae incolarum lingua, qualis illa fuerit quaestio solvenda nobis redit. *Herbertus Marsh* Anglus, doctrina et acumine haud mediocri praeditus, *Horis* suis *Pelasgicis* demonstrare conatur, linguam Pelasgicam ab Aeolica dialecto omnino non diversam fuisse. Quod quidem paullo incautius dictum esse censeo: probabile sane est, in turbis illis civilibus et bellis domesticis, post Troiam captam et Heraclidarum reditum ortis, dum plerique Graeciae populi novas sedes sibi quaerere cogerentur atque nonnulli cum exteris in communionem quandam sese conferrent, priscam linguam notabiles passam esse mutationes, multa obsolevisse, multa nova, tum in formis grammaticis, tum in dictionibus fuisse invecta. Recte monuit Quintilianus [1], sermonem Latinum Aeolicae rationi esse simillimum; nam hoc dicere voluit, inter varias linguae Graecae dialectos hanc proxime ad sermonem Latinum accedere, quamvis et haec longe absit, ac nemo dixerit mera dialecti diversitate linguam Latinam a Graeca discriminari. Supersunt autem vestigia haud dubia usus antiqui, quibus probatur linguam Pelasgicam sive priscorum Graeciae incolarum multa cum Latina communia habuisse, quae deinde in omnibus dialectis

---

[1]) Id ipsum recte vidit Thucydides L. I. c. 3.

---

[1] Vis vocabuli *μετέμαθε* uno verbo Latino reddi nequit; duo haec ei insunt: suae linguae oblivisci, et aliam addicere [die Sprache umlernen].

---

[1]) [Inst. or. I. 6. §. 33: „Continet autem in se [etymologia] multam eruditionem, sive illa ex Graecis orta tractemus, quae sunt plurima, praecipueque Aeolica ratione, cui est sermo noster simillimus, declinata, sive ex historiarum veterum notitia“ et rell.]

Hellenicis obsoleverunt. *Aurum* ex. gr. Graece χρυσὸς dicitur; sed acute animadvertit Scaliger, ex voce θησαυρὸς argui posse, olim apud Graecos idem auri nomen usitatum fuisse. Varro testatur in libris Atheniensium sacerdotalibus scriptum se legisse πόρκον pro *sue*, vocabulum mere Latinum. Graeci fratrem ἀδελφὸν appellant, quod proprie significat germanum, eodem utero prognatum; Pelasgis olim itidem ut Latinis φρατὴρ dicebatur, quod ex nomine tribuum Atticarum, φρατρία apparet.

Ne Homeri quidem aetate stabilem quandam neque gravibus deinde mutationibus obnoxiam formam linguae Graeca nacta erat: multa in Iliade et Odyssea leguntur, quae postero tempore adeo ex usu abierunt, ut Graeci ipsi ea divinarent potius, quam certa ratione intelligerent. Carmina autem Homerica ea aetate composita sunt, qua iam resederant fluctus illi populorum sese invicem expellentium et in partes contrarias commigrantium, quorum impetu universa Graecia fuerat convulsa. Longe diversa igitur species linguae Graecae saeculis prioribus esse debuit; neque si Argivum aliquem vel Achaeum Troiani belli aequalem loquentem audire possemus, Aeolicae dialecti ope sine difficultate eum intelligeremus.

Ut in unum omnia colligam quae de Pelasgis eorumque lingua disserui, hanc meam sententiam habetote. Prisci Graeciae incolae, quantum fabulosam de illis traditionem assequi possumus, sine dubio Hellenum maiores fuerunt. Quo nomine antiquo, partem primum, postea totum significante assumpto eosdem Pelasgos appellare liceat, modo sciamus hoc non fide monumentorum niti, sed sequi nos ea in re coniecturam quandam et morem loquendi historicorum, veterum quidem, sed longe recentiorum iis saeculis, de quibus agitur. Lingua autem Hellenica non solum a prisco Pelasgorum sermone derivata est, sed prorsus eadem haberi debet, posteris a maioribus quasi per manus tradita, specie aliquantum immutata, in universum tamen pura atque intemerata.

Nunc ad Tyrsenos, maris Aegaei accolas revertamur. Qui cur Pelasgi dicti sint, me non satis perspicere fateor. Reliquos omnes fere Italiae populos, praeter Etruscos, Umbros, Sabinos, Latinos, Oscos, i. e. a stirpe cognatos priscorum Graeciae incolarum, potius fuisse dixerim, propter illam de qua verba feci, linguarum similitudinem. Lingua Etrusca enim, quatenus e reliquiis iudicare licet, multo longius quam Latina ceteraeque Italicae a Graeca distabat. Tyrsenos istos vero Tuscorum fratres fuisse, immo eiusdem populi particulam, eo minus dubitare possum, quo certius mihi persuasum est Tyrsenorum nomen gentis proprium fuisse, idemque eos ad semetipsos significandos usurpasse. Et minime quidem mihi coniecturae placent *Mülleri* et *Niebuhrii*. Ille [1] autumat Graecos, multo prius Tyrsenis circa mare Aegaeum sibi finitimis cognitis, quum deinde Italiam adirent, nescio qua similitudine sacrorum et institutorum ductos, Tyrsenorum nomen in Tuscos, gentem prorsus diversam transtulisse. Quod quantopere ab omni probabilitate abhorreat, nemo non videt. Scilicet nautae Phocaeenses aliique eiusmodi subtilitates curabant et coniecturis historicis indulgebant. Audierunt sine dubio in Italia ex ore Tuscorum idem nomen, quod iam in Graecia audierant. *Niebuhrius* [1] contra vult, Tuscis, Celticae genti, ut ipsi placet, nomen Tyrsenorum adhaesisse, quos ex Etruria expulissent. Hoc merum eius commentum est, nemo veterum enim simile quidquam narrat. Praeterea iam monui utrumque nomen, Tyrsenorum et Tuscorum sive Turscorum, idem plane sonare, et differentiam in terminatione sola positam esse.

---

[1] *Muller* Geschichten Hellenischer Stamme und Stadte. I. p. 116. sq.

Ad aliam igitur rationem est confugiendum. Ab Homero, ut antea vidimus, non universi Graeci Pelasgi nuncupantur, sed restringit hoc nomen ad gentem in Asiae littore habitantem, in ipsa Graecia Achillis ditionem Pelasgicum Argos appellat, Iovem oraculi Dodonaei numen, Pelasgicum. Inde suspicari licet quosdam Pelasgos dictos fuisse, non tanquam ab eadem stirpe oriundos, quandoquidem haec populorum cognatio per Graeciam et ex parte per Asiam multo latius patebat, sed propter aliquam sacrorum communionem. Fieri igitur potuit, ut Tyrseni hanc ob causam cognominarentur Pelasgi, quamvis diversae a ceteris Pelasgis essent stirpis, linguaque dissimili uterentur. Tyrsenos vero in maris Aegaei insulis, peculiaribus quibusdam et antiquis sacris operatos fuisse, haud paucis testimoniis confirmarentur. Inter quae praecipuum est Platonis, qui in commentariis de legibus [2] legum latorem monet, ne in sacrorum ritu a maioribus tradito quidpiam moveat, sive sacra cum initiis coniuncta, celebrari in aliqua civitate solita, domestica sint, sive Cypria, sive *Tyrsenica*, sive undecunque tandem allata. Commode hoc ad Tyrsenos Graeciae vicinos refertur; neque tamen valde repugnaverim, si quis ad Tyrsenos Italicos trahere malit, ut dicamus Platonem de Graecis Italiae et Siciliae civitatibus cogitasse, quibus eiusmodi sacra a Tuscis afferri potuerant [1]. Quod autem auctores nonnulli, qui de Pythagorae vita scripserunt, tradunt Tyrsenum natione eum fuisse, id certe de Aegaei maris insulis est intelligendum. Atque operae pretium erit paullo accuratius huius originis veritatem investigare et inquirere, utrum Pythagoras instituta et philosophemata, quorum maximam partem profecto ex ingenio suo haud exprompsit, ab Aegyptiis vel Indis, ut plerumque creditur, petierit, an quaedam etiam e sacerdotali Tyrsenorum disciplina iure hereditario acceperit.

---

[1] Rom. Gesch. I. p. 68. [edit. I.]

[2] [Lib. V. p. 738. C. Ed. Bip. tom. VIII. p. 227: „οὔτ' ἂν πα-

---

λαιὰν διεφθαρμένην ἐπισκευάζηται, περὶ θεῶν τε καὶ ἱερῶν ἅττα τε ἐν τῇ πόλει ἑκάστοις ἱδρύεσθαι δεῖ, καὶ ὧν τινων ἐπονομάζεσθαι θεῶν ἢ δαιμόνων, οὐδεὶς ἐπιχειρήσει κινεῖν νοῦν ἔχων, ὅσα ἐκ Δελφῶν, ἢ Δωδώνης, ἢ παρ᾽ Ἄμμωνος, ἤ τινες ἔπεισαν παλαιοὶ λόγοι, ὅπῃ δή τινας πείσαντες, φασμάτων γενομένων, ἢ ἐπιπνοίας λεχθείσης θεῶν. πείσαντες δὲ θυσίας τελεταῖς συμμίκτους κατεστήσαντο, εἴτε αὐτόθεν ἐπιχωρίους, εἴτ᾽ οὖν Τυῤῥηνικάς, εἴτε Κυπρίας, εἴτ᾽ ἄλλοθεν ὁθενοῦν. κ. τ. λ.]

[1]) Sic et *Heynium* interpretatum esse video, in Commentat. cui titulus est *Etrusca antiquitas a commentitiis interpretamentis liberata.* (a. 1776. in Comment. Soc. Reg. Gott.) p. 37.: „Etruscos ritus mature in Graeciam fuisse invectos, ex „memorabili Platonis loco constat,“ et s. p.

Alexander Pleuronius ad Homeri locum de Dodonaei Iovis templo in Thessalia adnotaverat, *Sellos*, oraculi sacerdotes atque numinis interpretes, agresti vitae genere utentes et sanctae paupertati addictos, plane ut Indorum gymnosophistae, Tyrsenos fuisse. Eosdem poeta haud obscure Pelasgos declarat, dum Iovem, oraculi praesidem, Pelasgicum appellat. Sine dubio Pelasgi, sensu restrictiore intellecti quem supra exposui, plura per Graeciam templa et urbium moenia sacro quodam ritu condiderant, ab Homero non diserte tanquam Pelasgica commemorata. Eo deducimur ipsa nominum repetitione. Tota Peloponnesus Homero *Argos* dicitur, ab Argis, urbe olim principe sacraque auctoritate pollente; altera ex parte fuit in Thessalia *Pelasgicum Argos.* Utrobique mythologice rex quidam Pelasgus fingitur. (Et Larissa utrobique.) Thessalicum laudat Hellanicus; Argolicus omnibus poetis est decantatus; tertium Asiae Pelasgis, Troianorum sociis, ipse Homerus tribuit.

Teneamus haec. Tyrseni, circa mare Aegaeum habitantes, certissime gentis Tuscae pars fuere; sive residua in his regionibus, quum ceteri ex Asia migrantes terras occidentales peterent, sive ex Italia eo reversi. Lingua barbara utebantur, i. e. diversa tum ab Hellenica, tum a prisca Graeciae incolarum vel Pelasgica, quae dicitur. Omnibus nihilo secius Pelasgorum cognomen vulgo inditum est. At nequaquam affirmare licet, omnes Pelasgos itidem Tyrsenos cognominatos fuisse. Sophocles quidem in Inacho suo Pelasgos Argolidis Tyrsenos appellavit [1];

---

[1] Laudatur Fragm. a Dionys. Antt. L. I. c. 25.

sed licentius locutus esse videtur ut poeta, quoniam aures coniunctioni utriusque nominis iam adsueverant. Tuscos Italicos Pelasgorum Thessaliam incolentium coloniam fuisse, id sola Hellanici auctoritate nititur, cuius opinioni, vel famae, si quam secutus est, fidem habere linguarum dissimilitudo nos vetat. Aliquam tamen horum populorum eo tempore, e quo nulla superstes est memoria, fuisse societatem, verisimile fit e communione sacrorum et de rebus divinis doctrinarum. Mox videbimus quaedam in carminibus Hesiodeis, praesertim quae poeta de aetatibus mundi et de *Manibus* profert, mirum in modum cum Etruscorum disciplina consentire. Hesiodus vero, si quis alius, doctrinae Pelasgicae fragmenta quaedam nobis conservasse existimandus est.

Tertia de origine Etruscorum opinio haec est, eos *indigenas Italiae*, *αὐτόχθονας Ἰταλίας*, fuisse. Sic non nullos statuisse testatur Dionysius [1], sed nomina auctorum non exhibet; ipse tamen in hanc sententiam, tanquam maxime probabilem, discedit. Quam operose refellere vix necessarium arbitror. Multis quidem populis antiquis id moris erat, ut gloriarentur, maiores ipsorum a primis inde generis humani incunabulis easdem sedes incoluisse, sive quia interierat memoria veterum migrationum, quibus in istas traduct ifuerant; sive quo meliore iure patrii soli possessionem sibi vindicarent. Et satis faciles erant historici veteres in admittenda eiusmodi popularis famae vel vanitatis iactatione, quandoquidem tum in doctrina sacra tum in rationibus philosophicis, quas profiteri solebant, nihil ipsis obstabat, quominus crederent, ubique terrarum, vel saltem multis in locis, homines a natura fuisse procreatos. Itaque parum abfuit quin maximam orbis partem αὐτόχθοσι implerent. Apud Christianos contra, ante hanc nostram aetatem, impietatis reus factus esset historicus, si quis de unico et communi totius generis humani patre dubitasset. Quum autem sibi persuasissent, diluvio omnes mortales, sola Noachi familia excepta, periisse, historico id negotii imponebatur, ut omnes orbis terrarum gentes ab uno alterove e filiis Noachi genealogice deduceret. Quod quam arbitrario et plerumque ridicule etiam meris hariolationibus factum sit, quilibet inspectis historiarum libris, quibus origines gentium tractantur, iudicare poterit. Nunc iam convenit inter omnes, quotquot studiis liberalibus imbuti sunt, auctoritatem librorum sacrorum ad divina mysteria spectare, historiam vero, ut rem humanam, suis legibus libere investigari debere, neque theologiae quasi in disquisitionibus historicis imperium esse concedendum. Sed quamvis illos qui paullo supra indicato modo de primordiis generis humani egerunt, ne recte quidem in libris sacris Hebraeorum interpretandis versatos esse existimem, multo minus critici et philosophi officio satis fecisse: altera tamen ex parte antiquis fides deneganda est, qui ubicunque origines gentium ignorarent, αὐτόχθονας nullo negotio finxerunt. Miracula enim plura quam necessitas postulat, ne statuamus, sana ratio vult: quod autem illi asserunt, solum terrestre sparsim et subinde e sinu suo homines sine parentibus procreatos sponte fudisse, id eiusmodi est, ut naturae leges, quales nunc et ab antiquissima inde memoria constitutas novimus, longe excedat. Praeterea pro certo scimus, multas terrae regiones per longa saecula incultas omnino et habitatoribus vacuas iacuisse, donec ab advenis tandem frequentarentur. Navigatores nostri haud paucas in Oceano insulas adhuc desertas invenerunt, qualem Homerus pingit insulam istam Cyclopum terrae obiacentem, fertilissimam quidem, sed nunquam antea pedibus humanis calcatam, non nisi capris silvestribus frequentatam. Atqui si terra passim mortalium genera profudit, etiam in insulis id fieri potuit, neque navigatione opus erat, ut illis incolae sui suppeterent. E linguarum cognatione multisque aliis argumentis probatur, plerosque fere omnes Europae populos in antiquis historiis commemoratos ex Asia interiore in sedes suas postea habitatas commigrasse. Iis quoque temporibus, e quibus clarior iam rerum gestarum lux nobis affulget, exempla migrationum longinquarum habemus, et quae incredibilia diceretis, nisi certissima monumentorum fide de iis constaret. Quod autem ad Etruscos attinet, satis patet eos inter antiquissimos Italiae cultores numerandos non esse. Constans fama est, a novis hisce advenis Siculos et *Umbros* e parte sedium suarum expulsos fuisse; cuius rei haud obscurum habemus vestigium in nomine fluvii *Umbronis*, per mediam Etruriam in mare decurrentis. Nec post Tuscos ullos fere colonos peregrinos Italia recepisse videtur, praeter Graecos in Magna Graecia, i. e. in Italiae inferioris ora maritima, et Gallos, qui sexto aut quinto ante nostram aeram saeculo per Alpes Italiam invaserunt.

---

[1] Antt. L. I. c. 26. et 30.

Excussis veterum traditionibus de Tuscorum origine, iam nobis transeundum est ad recentiorum coniecturas. Nonnulli eos e terra *Canaan* sive Palaestina exiisse coniiciunt, et ipsos fuisse *Cananaeos*, inter quos praecipui sunt *Maffeius*, Marchio Veronensis, et *Mazocchius*, editor Tabularum Heracleensium. *Maffeii* Commentatio *de originibus Etruscis et Latinis* ex Italo sermone in Latinum conversa est a *Lottero Augustano.* Integram eam nuper perlegi, ut ipse indicarem, an aliquid ei inesset, quod refutare operae pretium esset; et miratus sum virum doctum sane et ingeniosum adeo futilibus argumentis indulsisse, ut ludere potius lectores, quam serio tam obscurae quaestioni dilucidandae operam impendere videretur [1]. Captat consonantiam qualemcunque quorundam nominum, a casu profectam; venatur similitudinem superstitionum et rituum sacrorum, quae aut nulla est, aut eiusmodi, ut populorum cognatio inde omnino probari non possit. Multa sunt superstitionum genera, in quae adeo prona est suapte sponte natura humana, ut plerisque gentibus fuerint communia, nec necesse sit quaerere, unde tradita singulae talia acceperint. Si vero paullo accuratius rem inspiciamus, videbimus Cananaeos et Tuscos numina plane diversa eademque ritibus a se invicem abhorrentibus coluisse. Est in Etruria, inquit, fluvius Arnus, et fuit in Moabitarum terra alius fluvius, nomine *Arnon*; ad huius ripam sitae erant urbes *Aroër* et *Ar*, et in multis Tuscorum nominibus occurrit eadem syllaba *Ar;* fuit etiam in terra Canaan urbs *Etroth*, unde manifesto, iudice Maffeio, fluxit Etruscorum nomen. Quod tamen non gentilicium, sed a terra Etruria desumptum et vix ante Ciceronis aetatem Latinis usurpatum fuisse paullo ante demonstravimus. Semel monendum est, nominum convenientia cognationem populorum iam aliunde probabilem utique firmari posse; nihil autem fallacius hoc argumento esse, quotiescunque ignoratur quaenam vera vocabulorum vis et significatio fuerit, et e quanam lingua ea prodierint. Nam os humanum hunc in modum a natura efformatum est, ut linguae vel diversissimae interdum in similes sonos incidant necessario. Aliquatenus tandem Maffeius credulitati lectorum pepercisset, si vel Phoenices ipsos, vel vicinos eorum in ora maritima Palaestinae ad tantam expeditionem navalem sese accinxisse contenderet; sed Cananaeos suos Etruscos ex Moabitarum terra arcessit, quae in mediterraneis sita nusquam ad mare protenditur. Nulla autem Palaestinae gens, praeter Phoenices proprie sic dictos, navigationibus longinquis et commerciis maritimis inclaruit; ipsi Iudaei sub Salomone demum maris periculum fecerunt, ad Tyriorum exemplum, et fabris navalibus a Tyro accitis. At *Maffeius* ne Moabitas quidem Etruscorum maiores fuisse vult, sed gentem quandam olim ab illis expulsam, quae *Ommim* in libris Mosaicis dicitur, ac de cuius stirpe plane non liquet. Nihilo secius tamen coniecturam suam tueri conatur similitudine nominum Etruscorum cum vocabulis Hebraeorum, quorum sermonem Phoenicio valde affinem fuisse scimus. Si quis Tuscorum originem e Palaestina repetere velit, utique ei dicendum erit, Phoenices s. Poenos eos fuisse. Nam solis Phoenicibus non obstabant maria ignota et a ceteris gentibus nondum tentata, quo minus in terras longinquas, Africae oram maris interni parti occidentali obversam, Hispaniam, fortasse Hiberniam quoque, colonias deducerent. De quarum ortu e Phoenicia, etiamsi vetustissimae erant et tempus historicum longe praecesserant, nusquam ambigitur apud auctores Graecos et Latinos; nec ipsi coloni, a tot inde saeculis, unquam patriae suae obliti sunt, sed commercia rerum semper cum ea coluerunt, donec vi externa prohiberentur. Ipsi Carthaginienses, quamquam, si fides antiquae memoriae habeatur, extorres e Tyro non ut coloni voluntarii in Africa consedissent, multo potentiores deinde Phoenicibus facti, pietatis munera erga civitatem maternam nullo tempore detrectarunt. Etruscorum commercia cum Carthaginiensibus, foedera, bella consociatis copiis gesta, saepissime memorantur; utrumque populum arctissimo consanguinitatis vinculo constrictum esse nemo veterum suspicatus est. Quod si ita se habuisset, Romani ignorare non poterant, Poenos vicinorum suorum esse fratres; et Tuscorum linguam, quam tunc temporis saltem nonnulli e principibus, in Etruria educati, callebant, Punicam aut Carthaginiensium Tuscam dicere debebant. Sed piget diutius tempus terere in refutanda coniectura, quam falsam esse, universa historia conclamat. Maffeius et Mazocchius eo tempore scripserunt, quo Lanzius nondum operam suam in linguam Etruscam contulerat: inscriptiones male tum legebantur, peius intelligebantur. Quo plures in lucem prolatae erunt, eo minus ullum Hebraismi vel mediocriter peritum id negotii suscepturum esse credo, ut aliquot centena nomina aliaque vocabula Etrusca a radicibus Hebraeis rite deducat. Celeberrimus Bochartus, qui ceteroquin impigre lusibus suis etymologicis fretus, totam Graeciam, insulas maris Aegaei, Asiae minoris oras, aliasque orbis terrarum partes Phoeniciorum coloniis fictis veteribus ignoratis frequentaverat, prudenter tamen ab Etruscis abstinuit, nullam affinitatem linguae Tuscae cum Punica se deprehendere posse declarans.

---

[1] Miram prodit *Maffeius* palaeographiae ignorantiam, argumento affinitatis gravissimo, ut ipsi videtur, inde desumpto, quod Etrusci perinde ac Phoenices a dextera sinistrorsum scribere solebant. Enimvero idem olim fecerunt Graeci; idem tot Asiae minoris Syriaeque populi, qui scribendi artem a Phoenicibus acceperant; idem hodienum faciunt Iudaei, etiamsi Cananaeam originem renuant; idem ante Phoenices fecerant Aegyptii: quas tamen gentes universas e stirpe Phoenicia procreatas nemo dixerit. Id solum interest inter Etruscos et Graecos Latinosque, quod hi morem priscum mutarunt, illi servarunt. Dicendum igitur erat Etruscos aut ab ipsis Phoenicibus litteras accepisse, aut a Graecis ea aetate, qua nondum scribendi ordo inversus fuerat. Nihil aliud inde colligi potest.

Ne quidquam intentatum relinqueretur, exstitit qui Etruscae gentis natales in Aegypto quaereret. Fuit is Senator Florentinus Bonarottus; cuius commentationem, in appendice operis Dempsteriani editam, quum ad manum non habeam, argumenta quibus usus est, nunc exponere nequeo. Fefellit virum doctum, puto, species quaedam similitudinis sculpturae Etruscae vetustioris cum Aegyptiorum operibus, a Strabone recte animadversa. Saepius Florentiae in eiusdem Bonarotti aedibus opus anaglyphum vetustissimum, haud dubie Etruscum, quod characterem Aegyptium quodammodo prae se fert, ipse contemplatus sum. Sed similitudo ista non trahenda est ad populorum cognationem; e temporaria quadam conditione artis oritur, cui austerae leges a sacerdotibus imponebantur, dum altera ex parte nondum ad summam in imitanda natura facilitatem atque elegantiam pervenerat. Quapropter similis character in vetustissimis Graecorum deprehenditur, fortasse etiam in quibusdam Indorum aliorumque populorum monumentis. Quae tamen singula certo suo discrimine neutiquam carent; nec facile quispiam artium peritus sigillum Tuscanicum cum Aegyptio confundet: discriminantur ea ipso vultu ac membrorum habitu, ut taceam numinum insignia, et mixtas hominum animaliumque figuras, quibus diversa religionum indoles indicatur.

Bonarottus, quod equidem sciam, nullum in opinione sua asseclam nactus est. Attamen proferri potest aliud quiddam altioris indaginis, quo Aegyptiae Tuscorum origini species quaedam veri concilietur: summam dico sacerdotum auctoritatem, qui apud utrumque populum legum non sacrarum solum, sed civilium etiam custodes erant; in Aegypto regum potentiam consiliis suis atque disciplina moderabantur, in Etruria rei publicae gerendae ipsi praeerant. Duplicem utraque gens generis nobilitatem agnoscebat, alteram sacerdotalem, alteram militarem, quarum illa primarium locum obtinebat. Et ceteri quoque civium ordines in Etruria perinde atque in Aegypto tali modo constituti fuisse videntur, ut quivis conditionem paternam tueretur, egredi eam sua sponte, legibus vetantibus, non valeret. Eiusdem instituti in Romanorum historia haud obscura vestigia exstant:

translata nimirum hac civitatis forma ab Etruscis, qui sine dubio prima Romae fundamenta iecere. Sed apud Romanos prisca lex de statu civili diversorum ordinum, totius rei publicae formam complectens, paullatim abrogata est, quum plebeii, tertius post patricios et equites civium ordo, a patrum praepotentia non solum in libertatem sese vindicassent, sed summorum quoque magistratuum ius, quibus olim sub religionis praetextu ipsis interdictum erat, ad se rapuissent.

Apud Etruscos nulla eiusmodi ordinum contentio fuit, quantum ex historiis coniicere licet, et sacerdotum principatus usque ad ultima tempora perduravit. Manca et imperfecta est notitia nostra iuris publici et formae civitatum Tuscarum: quas si penitus nossemus, nullus dubito, maiorem adeo, quam quae nunc apparet, similitudinem cum legibus Aegyptiis super ea re in lucem esse prodituram. Institutum hoc, quo summa in rebus humanis moderandis auctoritas disciplinae sacrae tribuitur, deinde singuli civium ordines, peculiari cuidam vitae generi lege hereditatis adstricti, connubio sublato, in aeternum quasi a se invicem segregantur, prisci aevi indolem, si quid aliud, spirat. Mirum in modum in eo convenit inter Aegyptios et Indos, gentem longe remotam. Tuscos vero non ex Aegypto illud petiisse, sed ex eodem fonte, unde similis humanae societatis conditio ad utrosque, Aegyptios et Indos, dimanavit, hausisse, et e priscis in Asia sedibus secum in Italiam attulisse, mihi omnino persuasum est. Multis aliis quidem argumentis cohibeor, quo minus ex Aegypto Tuscorum maiores profectos esse cum Bonarotto existimem; sed unum sufficit. Nunquam Aegyptii maritimo itinere colonias in terras peregrinas deduxere, nam quae de Danao et Cecrope narrantur, fabulosa sunt et a Graecis conficta. Constat Aegyptios rei navali non ulterius operam dedisse, quam ut levibus navigiis Nilo secundo deveherentur, aut adversus amnem funibus ea traherent. Abhorrebant autem a mari superstitione quadam fortasse salutari; nec si eius periculum facere voluissent, suppetebat illis materia navibus solidioribus fabricandis apta. Qui primus inter Aegypti reges navigationes longinquas tentavit, Necos Psammitichi filius, id non nisi nautarum Phoeniciorum ope efficere potuit. Post Alexandriam demum conditam, maritimis commerciis opportunam, sub Ptolemaeis, qui et insulae Cypro et Palaestinae parti imperabant, Aegyptus copias navales habuit, quas tamen Graecos potius quam veteres terrae incolas gubernasse credendum est. Valeant ergo somnia ista de antiquissimis coloniis ex Aegypto mari deductis.

Ad eorum denique sententiam transeo, quibus *Celtica* Tuscorum origo placuit. Quorum antesignanus est *Freretus*, Francogallus, quem secuti sunt e recentioribus tum haud pauci numero, tum viri docti atque ingeniosi. Primo loco fundamentum historicum, cui eam coniecturam superstruxerunt, exponam; deinde singula excutiemus. Triplex in Italia Tuscorum sedes fuit: Etruria media, ad mare inferum vergens; regio Circumpadana, quae postea Gallia Cisalpina a Romanis appellitata est, nunc Langobardia dicitur; denique Campania. Haec forsitan Etruriae mediae olim contigua fuit, siquidem variis argumentis probabile fit partem Latii maritimam aliquando sub Tuscorum ditione fuisse; Circumpadana haud dubie Etruriae mediae contermina erat, ab occidente usque ad Liguriam, ab Oriente ad Venetorum fines porrecta. Tunc temporis igitur, quae Livius [1] de antiqua Tuscorum potentia praedicat, ultra etiam, quam ipse suspicabatur, valuerunt. „Tuscorum,“ inquit, „ante Romanum imperium, late terra marique opes patuere. „Mari supero inferoque, quibus Italia insulae modo cingitur, quantum potuerint, nomina sunt argumento, quod „alterum Tuscum communi vocabulo gentis, alterum „Adriaticum mare, ab Adria Tuscorum colonia, vocavere „Italicae gentes.“ — Campaniam nunc mittimus, quia ad hanc nostram disceptationem non facit. Gemina saltem foederatarum civitatum societate, cis Apenninum et trans Apenninum, imperium Tuscum usque ad Gallorum adventum floruit [2]. Galli, gens Italis antea incognita et paene inaudita, sexto ante Christum natum saeculo, Tarquinio Prisco Romae regnante, abundante hominum frequentia e patria sua Gallia migrare coacti, per Alpium iuga Italiam irrupere. Protinus irruerunt in Tuscos Circumpadanos, et cladibus iteratis eos afflixerunt; Galli Senones deinde Umbros e parte sedium suarum inter mare Adriaticum et montem Apenninum expulerunt; porro montibus transcensis Clusium adorti sunt, urbem inter duodecim Etruriae mediae civitates fere principem; inde bello Romano advocati, post victoriam Alliensem, urbem Romam ceperunt atque incenderunt; hinc, quum futuri orbis terrarum domini auro sese redemissent, magna Italiae parte peragrata, cuncta caedibus, rapinis, incendiis vastavere. Tusciam Circumpadanam funditus delevere, adeo ut in Galliae nomen ea transiret; pugnae quidem et urbium obsidiones, quibus hoc effectum est, memoriae non sunt mandatae: apparet tamen, non primo statim impetu Tuscorum copias a Gallis debellatas, sed longum tempus in hoc certamine consumptum esse, quandoquidem Nepos Cornelius [2] tradidit „Melpum oppidum opulentia praecipuum ab Insubribus et Boiis „et Senonibus deletum esse eo die, quo Camillus Veios „ceperit.“ Veientana autem arx capta est anno u. c. 359., anno 183. post Tarquinii mortem; Roma incensa, sex annis postea, a. u. c. 365. Patet igitur e temporum ratione, bellum internecivum Gallorum contra Tuscos Circumpadanos per duo saecula continua gestum esse. Cuius historiam plane ignoramus; nec magis constat de fatis gentis devictae. Galli, utpote gens ferocissima et ab omni vitae humanioris cultu aliena, caedibus crudeliter grassati sunt, nec magnopere captivis pepercisse videntur, ut mancipia deinde haberent; neque populos in deditionem accipere, sed terras armis domitas, incolis vacuas ipsi soli occupare solebant. Quapropter non mirum est, si Tusci ultra Apenninum in tam diuturna colluctatione cum hostibus barbaris internecione paene deleti fuerunt. Reliquias gentis, si quae fuerunt, credibile est aut ad cognatos suos cis Apenninum confugisse,

---

[1] L. V. c. 33.

[2] [Cf. Liv. V. 17. sqq.]

---

[1]) Plin. Hist. Nat. L. III. cap. 17.

aut in Alpium solitudine refugium quaesivisse. Praeterea Adriam, urbem maritimam et paludibus cinctam, per aliquantum temporis huic cladi superstitem fuisse suspicor.

Hactenus de Gallis et de gravissimo et irreparabili damno armis eorum opibus Tuscis illato. Nunc, ut coniecturam de origine Tuscorum Celtica s. Gallica recto ordine examinemus, quaerendum est, utra sedes Italica huius gentis antiquior fuerit, Etruria media an Circumpadana. Qua de re haud dubitanter Livius [1] pronuntiat his verbis:

„Ii in utrumque mare vergentes incoluere urbibus „duodenis terras, prius cis Apenninum, ad inferum „mare postea trans Apenninum totidem, quot capita ori„ginis erant, coloniis missis. Quae trans Padum omnia „loca, excepto Venetorum angulo, qui sinum circum„colunt maris, usque ad Alpes tenuere.“

Haec deinde addit:

„Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, „maxime Raetis: quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex „antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, „retinerent.“

Iam habetis id, in quo nodus huius quaestionis totus continetur. Gallicarum Originum auctores postremam testimonii Liviani partem avide arripuerunt; in ceteris Livium errasse contendunt, et narrationis ordinem invertunt. Livius Tuscos, quamprimum in Italiam advenissent, ad mare inferum consedisse, inde colonias circa

---

[1] L. V. c. 33.

Padum deduxisse, horum prolem Raetos aliasque gentes Alpinas esse tradit. Isti contra Raetos volunt gentis universae maiores et conditores fuisse; e Raetia Tuscos in planitiem intra Alpes et Apenninum sitam descendisse, hanc urbibus frequentasse, inde ad mare inferum commigrasse, denique in Campaniam. Arbitrati sunt patrocinari sibi Dionysium, et in vocabulo Rasena, quod Tuscorum proprium fuisse is affirmat, nomen Raetorum latere. De hoc Dionysii loco supra egi, et demonstravi parum in eo esse praesidii; cetera nunc in examen vocabimus.

De Tusca Raetorum stirpe atque origine dubitari nequit: hac enim ex parte Livius non de rebus priscis et aevo diuturno paene deletis agit, sed praesentem populi conditionem exponit; de qua Romanus scriptor nullo alio tempore melius iudicare poterat quam ea aetate, qua Livius floruit. Gallia Cisalpina iam dudum in provinciae formam erat redacta, ac, teste Strabone, lingua moribusque in habitum Latinum conversa. Raetiam sero adgressi sunt Romani, deterriti, puto, locorum asperitate, quandoquidem Alpium iuga vix pervia celsissimorum moenium instar istam regionem cingunt, praecipue in Italiae confinio. Perdomitae sunt tandem hae gentes Alpinae, „locis tutissimae, aditu difficillimae, numero „frequentes, feritate truces,“ ut Velleii Paterculi[1] verbis utar, sub Augusto principe, ducibus Tiberio et Druso, quorum hac in expeditione insignis spectata est virtus. Contermina est Raetiae Patavium, Livii patria: post Caesarum victoriam libere adiri poterant Raeti, et accuratius quam antea cognosci, dum indoles ac lingua gentis nuper debellatae ne minimum quidem moris Latini imitatione commutata erat. Linguam Raeticam Tuscae similem, immo eandem, sed paullo corruptiorem esse, sine dubio animadversum est a legionibus Romanis, in quibus multi numero cives ex Etruria oriundi stipendia merebant. Errorem igitur vel pravam coniecturam in eiusmodi re pro veritate fuisse receptam omnino non licet suspicari. Et hodienum in antiquis Raetorum sedibus, quae a Grisonibus foederatis et partim a Tirolensibus occupantur, nonnulli, inter quos est summus historicus *Ioa. Müller*, veteris linguae Tuscae vestigia post tot saecula deprehendere sibi visi sunt [1]. Innituntur autem similitudini quorundam nominum ac vocabulorum cum mere Latinis, quod argumentum potius contra ipsos est retorquendum. Satis dissimilis enim Tusca linguae Latinae fuit, quatenus eam e paucis reliquiis novimus. Sed fac mihi hoc non concedi, tamen nihil inde efficietur ad probandam originem Tuscam sermonis, quo Raetiae incolae hodierni vulgo utuntur. Nam si lingua Latina atque Tusca adeo cognatae fuere, ut parvo solum discrimine a se invicem separarentur, discerni nequit ex utra horum linguarum ea fluxerint, quae sonum quendem antiquum prae se ferunt. Raeti, aeque ac ceteri Europae populi usque ad Rhenum et Danubium, sub Romanorum ditione, sermonis patrii obliti, linguam Latinam addidicerunt, et quum saeculo quarto et quinto barbari imperium occidentale invaderent, iam dudum alia nulla utebantur. Si qua insunt ergo sermoni vulgari Grisonum et Tirolensium Italiae conterminorum, dictionibus Latinis propiora, quae pro Tuscis viri docti acceperunt, ea potius ad speciem quandam peculiarem *linguae Romanae rusticae* pertinere iudicandum est. Exstiterunt eiusmodi linguae rusticae in cunctis occidentis provinciis initio medii aevi, ex iisdem quidem elementis conflatae, id est e corruptela sermonis Latini, vocabulis barbaris admixtis; ratione vero adeo diversa, ut in infinitum varient, et populi vicini vix mutuo sese intelligant. Nihil equidem prolatum vidi in glossariis dialecti Raeticae hodiernae adhuc editis, quod ex his fontibus commode derivari nequeat.

---

[1] Lib. II. c. 95.

---

[1]) [Cf. etiam *Niebuhr* Rom. Gesch. ed. 1. tom. I. p. 70.]

Quonam tempore Raeti, Tuscorum Circumpadanorum progenies, Alpes insederint, id quidem a Livio haud diserte traditur: sed vix credibile est, gentem opibus florentem, industriam, agriculturae ceterisque artibus deditam, fertilissimam circa Padum planitiem cum montium iugis silvestribus atque horridis commutaturam fuisse, nisi necessitate aliqua coactam. Probabile igitur fit, post Gallorum demum irruptionem Raeticam coloniam a Tuscis in Alpes esse deductam. Quod *Niebuhrius* [1] tamen veri dissimillimum pronuntiat: quo tandem modo, inquit, qui suas sedes contra hostem ferocem tueri non valebant, alienas expugnare gentesque Alpinas fortissimas expellere potuerunt? Primo loco quaerere ex illo velim, unde norit, hanc Alpium partem tunc temporis non desertam plane atque incolis vacuam fuisse. Deinde obliviscitur vir egregius, non primo Gallico tumultu protinus opes Etruriae Circumpadanae contritas fuisse, sed duo saecula elapsa esse, sicuti supra monui, antequam ea universa sub Gallorum ditionem caderet. Tempus igitur Tuscis abunde suppetebat, quo novas sedes circumspicerent, quum magis magisque a barbaris premerentur, et praesertim, intactis adhuc civitatum quarundum longius ab hoste remotarum copiis, pararent sibi munitissimam quasi Alpium arcem, quam aut non magnopere invisuri essent Galli, ditissimis et amoenissimis Italiae agris inhiantes, aut aggredi non ausuri. Gentem tam numerosam a Gallis internecione deletam fuisse vix est credibile; neque aliter de fatis Tuscorum, qui cladi superstites fuere, ratio probabilis reddi potest, nisi ut dicamus, nobiles ac divites in Etruriam mediam Campaniamve cum uxoribus liberisque commigrasse; pauperiores vero, pecunia destitutos unde novos agros sibi compararent, in Alpium desertis refugium quaesivisse. Si Raetorum colonia ex infimis civium ordinibus eo confluxerat,, facile intelligetur, quomodo deinceps efferati sint, quod Livius ipsi locorum indoli tribuit. Nam vitae humanioris cultus apud hanc gentem imprimis a nobilium i. e. sacerdotum disciplina pendebat.

---

[1] [Rom. Gesch. I. p. 71. edit. I.]

Qui Celticae Tuscorum origini favent viri docti, duo ponunt non solum Livii auctoritati (quod indulgentius ferrem), sed omni rerum gestarum memoriae contraria: 1) Raetos fuisse ceterorum Tuscorum, quotquot diversas Italiae partes incoluere, maiores; 2) Raetos ipsos Celticae sive Gallicae stirpis fuisse.

Raeti, ceterique populi Alpini eiusdem originis, feroces fuere et a vita cultiore alieni, nec sine gravi certamine a Romanis sunt debellati. Horatius *immanes* [1] eos appellat. Livius gentem dicit efferatam; viri docti contra, qui Tuscos universos e Raetia arcessunt, hanc feram ab initio fuisse volunt: Raetos, in sedibus suis priscis residuos, semper artium et vitae humanioris expertes mansisse, donec vi armorum perdomarentur; Tuscos, eorum colonos, magna Italiae parte demum occupata, mores mitiores assumpsisse. At Tuscos, ante Graecorum adventum, cultu atque doctrina ceteris Italis praestitisse extra controversiam positum est. Igitur credere oportet, eos potius cum his artium rudimenta communicasse, quam Umbros, Sabinos, Latinos, vitae cultioris magistros habuisse. Qua de re nulla est inter veteres auctores dissensio: omnes uno ore haud pauca tum instituta sacra et civilia, tum inventa ingeniosa a Tuscis ad reliquos dimanasse confitentur; nullus Tuscam feritatem exemplo ac disciplina popularium suorum esse mansuefactam gloriatur. Neque tamen Itali prisci, utut rustici erant et simplices, ullo tempore unde memoria vetus ad nos pervenit, beluarum more per silvas erraruut. Exstant in ipso Latio antiquissima vitae cultioris monumenta, muri Cyclopei. Quos quicunque tandem condidere (equidem ante Tuscorum adventum conditos crediderim), ii profecto et opibus abundabant, quas intra munimenta tutissima congererent, et ferramentis ad lapides excidendos, neque artium rudimentis erant destituti. Igitur miraculi instar foret, si Tusci, Raetorum agrestium et prorsus barbarorum suboles, subito solertissimi et doctissimi inter Italiae populos exstitissent. Quapropter tum ceteros populos, Umbros, Sabinos, Latinos, Oscos, tum multo magis Tuscos, et terris longinquis unde profecti erant, artium initia atque semina, agrorum colendorum aerisque fodiendi peritiam, leges denique et instituta in Italiam secum attulisse existimo. Porro similitudine quadam sacrorum et reliquae disciplinae cum usu plurium Asiae populorum, priscorum Graecorum etiam, adducimur ad credendum, cunctos ista ex eodem fonte eoque antiquissimo hausisse; et vitae cultioris elementis iam imbutos fuisse, quum in terras diversas, sacerdotum suorum ductu et auspiciis, migrarent.

---

[1] Horat. Carm. IV. 13. v. 14 . . . 19.

Maior Neronum mox grave proelium
Commisit, immanesque Raetos,
Auspiciis pepulit secundis;
Spectandus in certamine Martio,
Devota morti pectora liberae
Quantis fatigaret ruinis.

Atque his quidem argumentis eorum qui e Raetica feritate sapientiam Tuscam sua sponte emersisse asserunt, sententia satis refutata esse mihi videtur. Quod autem ad alteram coniecturae partem attinet, qua Raeti adeoque Tusci universi ad stirpem Gallicam referuntur, huic aliquanto magis etiam historiae fides repugnat. Si Raeti iam olim, antequam in campos Circumpadanos et Italiam mediam cis Apenninum descenderent, Alpes ante hominum memoriam insederant, idem putandum est de populis Gallicis qui deinde ipsorum vicini fuere, de Helvetiis, Allobrogibus aliisque. Inspiciatis, quaeso, tabulam geographicam veteris Italiae: Tuscorum sedes in

Alpium radicibus Galliae contiguas, inde continuo tractu per Italiam porrectas videbitis. Quod si liberi per Alpes commeatus populis consanguinitate coniunctis patebant, vix intelligi poterit, cur Etrusci non semper cum cognatis suis in Gallia commercia coluerint. Populi eiusdem stirpis, eadem lingua utentes, vicini praeterea, patriam originemque communem haud facile unquam, nedum paucorum saeculorum decursu obliviscuntur. At Etrusci Gallos tunc, quum primum Italiam irrumperent, prorsus ignorabant. Duobus saeculis post Clusini, princeps Etruriae mediae civitas, „exterriti formis hominum inusitatis „et genere armorum, legatos Romam, qui auxilium a Senatu peterent, misere“ [1]. Mox ipsi Romani „inusitatum „atque inauditum hostem, ab Oceano terrarumque ultimis oris bellum cientem,“ cum damno suo gravissimo cognoverunt. Haec Livii [2] sunt verba: neque minorem tunc Italiae terrorem intulerunt Galli, quam saeculo nono p. Chr. n. nostratibus Hungari, gens ferocissima atque immanissima, quae ex intimis Asiae recessibus ad Europam vastandam eruperat. Plane igitur Livio assentior, existimanti Alpes ante Gallorum irruptionem a nemine mortalium unquam transcensas fuisse [3]. Mirati sunt veteres audaciam Hannibalis, copiis suis iter per eadem montium iuga, non sine ingenti tamen elephantorum, iumentorum, hominumque etiam strage patefacientis; et hodienum Alpes imperviae forent, nisi summa hominum cura ac solertia adhiberetur. Ante nostram aetatem peditibus tantum iumentisque onustis transitus patebat: ipse hunc in modum montem Cenisium bis traieci: Napoleo demum imperator vehiculis atque carpentis vias e Gallia in Italiam duas stravit, quod inter maxime stupenda tyranni potentissimi opera merito numeratur. Neque enim hoc effici potuit, nisi vastis rupium molibus pulveris pyrii vi disruptis, muris altissimis exstructis, ne aut abriperetur pondere suo via inclivi latere suspensa, aut imminentibus saxis nivibusque obrueretur, pontibus innumeris super praecipitia stratis, per quorum fundum torrentes tremendo cum fragore et undarum spumantium tumultu devolvuntur, denique itinere interdum per ipsius montis viscera adacto, ita ut, supra nubes quantumvis elatus, speluncas subterraneas et Sibyllae cuiusdam penetralia intrare tibi videaris. Fingatis vobis mente, Alpium ista iuga coelo iuncta, quorum cacumina aeterna nive vel glacie dolosa sunt cooperta, nebulis plerumque involuta, inferiora silvis horrida, rupibus confragosa, convalles aquis torrentibus excavatae et quasi exesae: non mirabimini, ea populis rudibus, qui faciliorem in campis victum quaererent, diu inexsuperabilia esse visa, praesertim quum cognitione geographica carerent, prorsus ignari, quidnam terrarum tandem ultra hos naturae quasi terminos et Atlanteas columnas situm esset. Si Tusci e Gallis oriundi fuissent, uterque populus hanc inter se cognationem non ignorasset. Exspectes Gallos foedere cum cognatis suis pacto de libero per fines eorum transitu, fortasse ipsos Tuscorum copiis adiutos, ad interiora Italiae armis subigenda perrexisse. At vero plane aliter res evenit: in solos Tuscos furor Gallicus conversus est; nec Umbriam invasere, nisi regione Circumpadana demum expugnata, neque Romanos adorti sunt, nisi prius lacessiti. Sed huic argumento non multum insisto, quoniam exstant bellorum civilium inter diversos Galliae populos exempla; meminerimus expeditionis Helvetiorum ad sedes novas popularibus suis expulsis quaerendas, quam Iulius Caesar disturbavit: id unum urgeo, cognationem gentis Gallicae cum Tuscis, si qua fuisset, neque ab his ipsis, neque a Romanis ullo modo ignorari potuisse.

---

[1] Liv. V. 35.

[2] Lib. V. c. 37.

[3] Lib. V. c. 34: „Alpes inde oppositae erant, quas inexsuperabiles visas, haud equidem miror, nulla dum via (quod quidem „continens memoria sit, nisi de Hercule fabulis credere libet) superatas. Ibi quum velut septos montium altitudo teneret Gallos, „circumspectarentque quanam per iuncta coelo iuga in alium orbem terrarum transirent, religio etiam tenuit,“ et s. p.

Lingua Gallica perinde ac Tusca dudum interiit: ex utraque nomina tantum supersunt numero satis multa, et nonnulla alia vocabula. Quantum ex his iudicare licet, diversissimus utriusque populi sermo fuit. Iam praevideo, originis Gallicae patronos provocaturos esse ad unius alicuius nominis convenientiam, de qua Livius L. V. c. 34. „Fusis," inquit, „acie Tuscis, haud procul „Ticino flumine, quum in quo consederant, *agrum Insubrium* appellari audissent, cognomine *Insubribus* „pago Aeduorum: ibi, omen sequentes loci, condidere „urbem; Mediolanum appellarunt." Quid inde probatur? Eiusmodi consonantia vocabulorum, vi et significatione diversorum, casu profecta, in omnibus fere linguis passim occurrit. Sed ne huc quidem confugiam: gravius aliquid opponam. Etrusci littera *B* semper caruerunt;

patet hinc, eos *Insubrium* nomen non eodem modo scribere potuisse, quo Galli Romanique deinde pronuntiare solebant. Sin vero *Insupri* scripserunt et pronuntiarunt, huius appellationis ratio e sermone Latino linguae Tuscae quodammodo cognato facile reddi poterit.

Hoc loco in universum de originibus Celticis, quas viri, docti quidem, sed opinionum commentis nimis indulgentes, plerisque veteris Europae populis affinxerunt, pauca monere liceat. Sunt qui distinguant inter *Celtas* et *Gallos*: Gallos intelligunt eos, qui a montibus Pyrenaeis usque ad sinistram Rheni ripam habitarunt; Celtarum nomine praeter hos comprehendunt Iberos, Britannos, Hibernos, Germanos quoque, et si dis placet, Scandinaviae incolas. Quin eo tandem processit Celticus iste furor, in historiis vere explorandis magis quam ipse Gallicus tumultus reformidandus, ut et Latini et ceteri Itali, et Graeci, et Pelasgi, et Thraces, et Getae, et Asiae Minoris populi stirpi Gallicae vindicarentur. Discrimen autem istud inter Celtas et Gallos omnino futile est: Celtarum appellatio propria genti fuit; quam a Massiliensibus acceptam Graeci postea retinuere; iidem ab Italis, nescio quo casu, Galli dicti sunt: nihil igitur interest inter Celtas et Gallos. Sed isti sibi persuadent Celtico nomini nescio quid praestigiarum inesse, quo facilius vanissimis coniecturis fucus illinatur: testimonia auctorum Graecorum urgent, quos hac de re ne consulere quidem oportebat: haud multum enim abfuit, quin Graecis, etiam post Alexandri Magni aetatem Europa occidentalis plane incognita esset. Homines rerum longinquarum, ut qui quam maxime, incuriosi, Celtarum nomen latius extenderunt quam debebant: quoscunque populos, in occidentalibus Europae terris absconditos, male norant, *Celtas* vocaverunt; sicuti promiscue gentes omnes ultra Pontum Euxinum incolentes *Scythas* falso appellaverant. Graeci pravum morem et negligentiorem loquendi usum iis quoque temporibus, quibus occidens a Romanis perdomitus late patebat, servaverunt: hinc omnis ista recentiorum confusio fluxit. Romanis, praecipue viri immortalis Iulii Caesaris et armis et stilo accuratiorem Galliae et Gallorum cognitionem debemus. De Gallorum sedibus et migrationibus, de coloniis e Gallia iam diu occupata emissis, satis constat. Quarum extra Galliam positarum, quotquot a probis auctoribus huic genti diserte tribuuntur, in Hispaniae et Britanniae parte quadam, in Italia Cisalpina, iuxta dextram Danubii ripam, in Illyrico, in Asia denique Minore eae pro genuinis sunt agnoscendae, et similitudine nominum ipsae sese produnt; cetera omnia ex historiis delenda esse censeo. Ablego vos ad *Schoepflini* libellum super hoc argumento eruditissime scriptum, cui titulus est *Vindiciae Celticae*. Is rem adeo profligavit, ut meo quidem iudicio nihil in vanae illius opinionis gratiam opponi possit. Apage igitur ex Italia vetere Celticas origines, quas gentes Italicae non modo nunquam agnovere, sed si quis ipsis affingere conatus esset, vehementissime respuissent.

Iam cunctis de Tuscorum origine tum traditionibus veterum, tum sententiis recentiorum perpensis, fateor nullam omni ex parte mihi satisfacere. Neque tamen ipse certi aliquid habeo, quod in medium proferam. Caute in re tam obscura agendum, nec ulterius procedendum est, quam quo veteris memoriae vestigiis deducimur. Paulo probabiliora, quae in hoc ipso examine quasi sponte sese nobis obtulerunt, brevibus verbis in memoriam vestram revocasse sufficiat. *Tyrsenorum* s. *Tuscorum* (utrumque nomen idem valet) plerique in Italia sedes habuere; alii *Tyrseni*, eiusdem gentis sine dubio pars quantulacunque, *Aegaei* maris accolae fuere. Hos Graeci *Pelasgos* appellant, quod ad sacrorum fortasse aliorumque institutorum communionem trahendum est; quandoquidem utrumque populum eadem lingua usum esse credere vix licet. Pelasgorum lingua Graecae similis fuisse videtur, immo ipsa Graeca, sed specie paullo obsoletiore; sermo Tuscus a Graeco longius etiam quam Latinus recedit. Tusci inter Italiae indigenas, i. e. gentes quae ante hominum memoriam in ea habitaverant, numerari nequeunt; peregre advenerunt, octavo fere saeculo ante Gallicam irruptionem, ut mox videbimus; terram populosam, oppidis ac pagis ubique frequentatam offenderunt, ita ut, nisi antiquis incolis expulsis, sedes sibi parare non possent. Sacra sua, instituta civilia, artium quoque rudimenta, et omnem, qua excellerent, disciplinam sacerdotalem Tuscos e patria sua, longe fortasse remota, in Italiam secum attulisse arbitramur: nam profecto apud reliquos Italos haud erat unde ea universa et singula peterent. Praeterea doctrinae quaedam Tuscorum miram similitudinem prae se ferunt cum iis quas nonnulli populi Asiam interiorem incolentes professi sunt. Rei navali insignem operam Tuscos tunc demum dedisse putaverim, quum litus maris inferi et Adriatici occupassent. Quibus et multis aliis ex causis probabile fit, eos terrestri potius itinere quam maritimo, per Thraciam atque Illyricum, in Italiam penetrasse; nisi forte sinu Adriatico traiecto, ut Hecataeus enarrat, naves ad Padi ostium Spineticum appulerunt. Ad eiusmodi navigationem peritia nautica opus non erat, siquidem Italiae ora ex Illyrico proficiscentibus paene in conspectu est. Sed nihil impedit, quominus etiam terrestri itinere eo penetrare potuerint: satis facilis enim est Italiae aditus in intimo maris Adriatici recessu, Istriam versus, nec ulla ex parte minus quam hac montibus clauditur. Tunc vero temporis paludes potius quam montes advenientibus obstitisse censeo.

Denique quod ad stirpem gentis et prosapiam attinet, nullam Tuscorum cum ceteris populis, quos vetus historia novit, cognationem deprehendo. Quaestio haec tota pendet a sedula reliquiarum linguae Tuscae investigatione. Hinc novae lucis aliquid tantis tenebris affusum iri sperare licet, quum inscriptionum Etruscarum numerus subinde augebitur; testimonia auctorum melius quam hucusque factum est, discuti possunt, augeri nequeunt. Lanzius quidem plura Etrusca e Graecis et Latinis explicare tentavit, sed haud scio, an satis iusto et feliciter. Neque vocabulis nonnullis res conficitur: utpote quae mutuis commerciis a Tuscis ad Latinos transire facile potuerunt. Id quaerendum est, utrum grammatica linguae Tuscae ratio Graecae et Latinae similis fuerit necne. In dissertatione, quam nuper edidi *de studio etymologico*, demonstravi e grammatica convenientia linguarum, ceteroquin in verbis dissimillimarum, qualemcunque populorum cognationem (nam diversi sunt consanguinitatis gradus) certo certius colligi. Sed hanc quaestionem nunc missam facimus, denuo nobis expendendam, quando de lingua Tusca agemus.

Caput II.

De Tuscorum in Italiam adventu.

Inquirendum est nobis in hoc capite, utrum terrestri itinere an maritimo Tusci in Italiam traiecerint; deinde quonam tempore; porro quasnam sedes primas occupaverint; denique quemnam populum aut quosnam populos vel expulerint vel subegerint.

Diversae hae quaestiones quodammodo inter se connexae sunt atque implicatae. Quum constans antiquitatis fama sit, Etruriam mediam primam ac principem Tuscorum sedem fuisse, inde colonias in reliquam Italiam deductas esse; plerique sibi persuaserunt, quasi res extra dubium posita esset, duces huius migrationis gentisque maiores ad maris inferi litus appellere debuisse. Istuc e terris versus orientem sitis non aliter illos deducere poterant, nisi longis ambagibus per incognita maria, aut Sicilia circumnavigata, aut freto Siculo traiecto, quod etiamnum Homeri aetate propter monstra fabulosa Scyllam atque Charybdim, nautae Graeci adeo reformidabant, ut vix quemquam mortalium sine naufragio inde effugere posse crederent. Herodotus quidem non dubitavit Lydos suos Tyrseno duce ex Asia minore fidenter hucusque prosequi. Constructis navibus, ait, a Smyrna profecti sunt, victum et novas sedes quaerentes, donec multos praetervecti populos, in *Umbriam* (ἐς Ὀμβρικοὺς) pervenissent; quo nomine ipsam Etruriam mediam innuit, olim ab Umbris habitatam. Utinam pater historiae paullo accuratiora de fatis Lydorum in tanto tamque periculoso itinere tradidisset. Temporum diversitatem bonus Herodotus non satis perpendit. Ante bellum Troianum nulla praeter Phoenices exstabat gens, quae et peritia rei navalis et cognitione terrarum longinquarum ad eiusmodi navigationem ab orientali maris interni ora suscipiendam ac feliciter exsequendam satis instructa fuisset. Phoeniciam vero Tuscorum originem iam antea refutavimus. Sed, quantum equidem video, ex eo quod Etruria media vetustissima Tuscorum sedes habetur, non sequitur necessario, eos a mari infero ad Italiae oram appulisse: nam qui terram incolis frequentatam vi armorum expugnare potuere, eosdem viam per quasdam Italiae regiones sibi aperuisse non mirum est. Populi veteres plerique non alebant exercitum in pace quoque ad proelia semper paratum, uti fieri solet in civitatibus hodiernis: saepe igitur accidit, ut territi copiis advenarum, praesertim improviso ingruentium, cum illis confligere adituve eos arcere non auderent, sed bonis rure in loca munita collatis fines suos impune transiri paterentur, et quasi spectarent, quonam tempestas eruptura esset. Sic, ut exemplo notissimo utar, Galli magna Italiae parte peragrata Romam quidem ceperunt et incenderunt, sed quum munitissima Latii et Etruriae oppida expugnare non possent, satiati rapinis, sedibus novis, quas sibi parare sine dubio speraverant, frustrati denique in Galliam Cisalpinam reversi sunt.

Eandem ob caussam istis adsentiri nequeo, qui Tuscos e Raetia arcessunt, indeque colligunt eos protinus in locis Raetiae vicinis circa Padum urbes condidisse, et postea demum coloniis deductis prolem suam per reliquam Italiam propagasse. Etiamsi concesserim, quod multum abest ut concedam, Tuscorum maiores Alpium iugis transcensis Italiam intrasse, non intelligo, quomodo inde arguatur eos in campis circa Padum substitisse. Cluverius, etsi iis non est adnumerandus qui Raeticam adeoque Celticam Tuscis tribuunt originem, sed priscos potius Italiae indigenas existimat (quod aeque falsum est), acerrime tamen contendit regionem Circumpadanam priorem gentis sedem fuisse; et imprudenter addit Tuscos a Gallis demum expulsos aliquot Etruriae mediae oppida vel condidisse vel certe occupasse. Innumeris enim rerum monumentis constat opes Etruscas inter Apenninum et mare inferum dudum ante Romam conditam floruisse. Ex mea quidem sententia hac in re Livio ceterisque auctoribus idem tradentibus refragari non licet; quandoquidem nullo modo fieri potuit, ut Etrusci, quaenam e duodecim civitatibus capita gentis sive *μητροπόλεις*, quaenam coloniae essent, ignorarent: praesertim quum antiquum ius gentium coloniis pietatis et reverentiae officia erga patriam suam imponeret. Etrusci vero ipsi optime id meminerant, nec Romanos res tam clara latere potuit. Certum igitur est priscas Tuscorum sedes cis Apenninum fuisse, undecunque tandem in Italiam advenerint.

Mihi Tuscorum maiores, antequam inter Apenninum et mare inferum considerent, spatium ingens terrestri itinere emensos fuisse probabile videtur. Fortasse rei navalis, quam postea in utroque mari egregie exercuere, ne tunc quidem omnino expertes erant. Sed cuinam tandem genti istis temporibus classis satis ampla suppetebat ad numerosam multitudinem cum uxoribus liberisque per maria longinqua transvehendam? Ex Asia profectos crediderim per Thraciam, deinde iuxta Macedoniae atque Epiri septentrionales fines ad fretum Ionium perrexisse; inde oram Illyricam quae postea dicta est, legisse, donec ad intimum maris Adriatici sinum pervenirent. Hunc Veneti olim accoluere, quos nominis similitudine decepti veteres auctores ab Henetis, Asiae minoris gente Homero celebrata, deducunt. Qui si, post Troiam captam, Antenore duce navibus advecti essent, uti perhibetur, Tusci aliquot aetatibus eos praevertisse existimandi forent. At fictae sunt atque fabulosae origines Troianae, nec verior est Antenoris navigatio, quam Aeneae errores, et coloniae a Troianis in Latio conditae. Non liquet, utrum Veneti iam ante Tuscorum adventum hanc oram occupaverint. Quidquid sit, aut vacuas incolis nobis has regiones fingamus, aut a Venetis habitatas, nihil impedit, quominus Tuscos per eorum fines transiisse putemus. Non tamen acriter repugnaverim, si quis eos navibus ad Italiae oram appulisse contendat, quae ab Illyrico vel Istria proficiscentibus paene in conspectu est. Scilicet ad tam augustum maris sinum traiiciendum neque magnis copiis navalibus opus erat, quum alterum litus saepius iterare possent, neque ad longinquam navigationem instructis, neque ulla fere peritia artis nauticae. Et forte veri aliquid inest narrationi Hellanici Lesbii.

nisi quod fabulas admiscet, et Tyrsenos a Thessalica Pelasgorum stirpe repetit. Hellanicus Dionysio [1] teste tradebat „Tyrsenos navibus ad Spinetem fluvium in „Ionico sinu relictis urbem Crotonem in locis mediter„raneis cepisse: atque hac belli sede usos, eam quae „nunc Tyrsenia vocatur, condidisse.“ Fluvius Spines est Spineticum Padi ostium, longe a ceteris in meridiem vergens; urbs, quam Crotonem dicit, nomine ad Graecum sermonem deflexo, est Cortona inter principes Etruriae mediae civitates habita, ad radices Apennini dorso montis undique praerupti imposita, ingentibus muris e saxo quadrato exstructis etiamnum hodie conspicua. Quae omnia ab Hellanico tradita habent quandam veri speciem; et sane mirarer hominem Graecum, qui ante Herodotum floruit, de locis in interiore Italia sitis tam accurate egisse, nisi narrationis suae partem aliquam e Tuscorum ipsorum ore, vel saltem Graecorum, qui ad Spinae et Adriae portum commeabant, accepisset. Sin autem quaeritur, cur Tusci advenae non ibidem ubi exscenderant, circa Padi ostia substiterint, hunc scrupulum satis commode amoveri posse arbitror. Rudes populi quandocunque aut victus inopia, aut armorum vi, aut aliqua necessitate coacti, vel etiam sponte et sola mentis humanae inconstantia impulsi, solum natale verterant, Forti Fortunae sese commisere, cuius nutu haud raro in terras longe deteriores iis, quas reliquerant, delati sunt. At Tusci migrationem non sine consilio ac ratione aggressi esse videntur. Si sacerdotes suos, quos semper principes, duces, auspices, omniumque artium magistros habuerunt, iam tunc sequi solebant, non miror eos optimam statim Italiae partem futuris sedibus destinasse. Sacerdotum enim disciplina praecipue in rebus naturalibus versabatur; hos credibile est ad aeris salubritatem et gratam temperiem, ad soli ubertatem, ad locorum opportunitatem, ad securitatem finium, ad multa denique alia sedulo animadvertisse, quae in terris antea incognitis quemcunque praeter physicum fugiunt, et ne huic quidem primo intuitu sese offerunt, ut posteritatis suae et gentis universae fatis quam prudentissime prospicerent. Obiiciat mihi aliquis campos circa Padum fertilissimos esse, nec meliores ab advenis desiderari potuisse. Sane hodie fertilissimi sunt; verum id magna ex parte hominum curae ac sollertiae, a tot inde saeculis adhibitae debetur. Non valet conclusio a statu hodierno ad eum quem Tusci peregre advecti offenderunt. In nulla alia Italiae parte naturae faciem adeo immutatam esse quam in hac, tum ipso adspectu patet, tum multis experimentis probatur. Ut verbo dicam, de omni hac planitie inter Alpes et Apenninum versus orientem porrecta et sensim inclinata, quae Etruria Circumpadana, deinde Gallia Cisalpina dicta est, hodie Langobardia dicitur, idem iudico, quod de Aegypto Herodotus coniecit. Sine dubio fuit olim tempus, quo et Alpium et Apennini radices maris fluctibus alluerentur, sinu Adriatico usque ad intimum illum terrarum recessum continuato, unde uterque mons in diversa excurrit, ita ut Italia, tunc vere peninsula, non nisi satis arcto isthmo cum Gallia cohaereret. Neque ad tam remotam ab hominum memoria antiquitatem hoc spectare existimo, ut nulla eius rei in originibus Italicis indagandis ratio haberi debeat. Omne solum campestre ad utramque Padi ripam fluminum alluvionibus paullatim congestum est. Ex Alpium et Apennini iugis fluvii multi numero, et rapidi, et copiosi decurrunt, qui per breve cursus sui spatium tantas vires acquirunt, ut pontibus eorum ripas iungere admodum difficile sit: quum et vago alveo deferantur, et interdum nivibus Alpinis vel pluviis autumnalibus turgidi ultra aliquot stadia in latitudinem exaestuent. Hos universos interfluit Padus, ex intimo angulo, ubi Apenninum Alpes contingunt, profusus, qui omnium aquis quasi tributariis in alveum suum receptis, in tantam molem excrescit, ut nullus alius Europae fluvius aequo spatio decurso ipsi comparari possit, denique vasto cum impetu per plura ostia et stagna maris aestu refusa in sinum Adriaticum eructatur [1]. Incredibile dictu est, quantum limi, arenae, lapillorum et ramentorum a rupibus detritorum haec flumina secum devehant. Facile inde intelligitur quomodo quae olim profundis maris fluctibus cooperiebantur, sensim in paludes conversa sint, denique novis subinde terris aggestis, super aquarum superficiem eminuerint. Novissima observatione ab hydrostaticae artis peritis instituta comprobatum est, sinum Adriaticum ea ex parte qua Padus eum influit, magis magisque semper coarctari, ita ut oppida in ora maritima olim condita hodie haud mediocriter introrsum sita conspiciantur. Pleraque circa Padum inferiorem loca hodienum sunt paludosa. Ravenna paludibus cingitur; Mantua circumfunditur Mincii aquis late stagnantibus. Belli Punici secundi aetate ager Placentinus ac Parmensis, multo supra situs, hodieque pascuis uberrimis celebratus, paludibus occupabatur, neque aliter quam arte humana exsiccari potuit. Qua de re audiamus Strabonem[1]: „Multum etiam „eius, quae intra Padum est, regionis paludibus olim „obtinebatur, per quas Etruriam petens Hannibal difficulter transiit; sed exsiccavit eas paludes Scaurus, „fossis navigabilibus ductis a Placentia Parmam usque. „Nam apud Placentiam Trebia incidens Pado, eum, sicut „et alii plures ante illapsi, ultra modum auget.“ Regio Circumpadana ut commode habitari posset, opus habuit fossis per agros diductis ad aquas colligendas, aggeribus exstructis, quibus flumina coercerentur, interdum quoque eo detorquerentur, quo cursum suum sponte non direxissent, aut dividerentur etiam in plures alveos, ut impetus eorum eo facilius frangi posset. Quae opera tam mirabilia primos, sed recentiore demum aetate, adortos esse Tuscos mox videbimus. Si quis recte perpendat quantum terrae locis his campestribus aggestum sit per tria milia annorum (tot enim certe effluxere a primo inde Tuscorum adventu), non magnopere mirabitur, planitiem paludosam, vix supra superficiem stagnorum emergentem, mari aestuoso et fluminum inundationibus obnoxiam, aere praeterea insalubri laborantem, haruspicibus Tuscis haud dignam visam fuisse, quam sedem popularibus suis in posterum eligerent. Sed fac locorum faciem tunc temporis non adeo diversam fuisse, quam mihi quidem eam fuisse persuasum est: caret tamen nonnullis naturae dotibus regio Circumpadana, quibus Etruria egregie instructa est. Nam pascuis magna ex parte aptior est quam frumento serendo; nec olearum ferax, utpote quae siccitatem requirunt; vinum aut nullum gignit aut pessimum; denique metallis et lapicidinis destituitur, ita ut domos murosque e cocto latere exstruere necesse sit. Prudentissime igitur Tusci, tum agriculturae dediti, tum aeris fodiendi periti, Apennino transcenso eam sibi regionem quaesivere, in qua has artes feliciter exsequi possent; regionem non montuosam quidem vel nimis asperam, collibus tamen ac clivis interstinctam, ad urbes munitissimas condendas quasi ab ipsa natura praeparatis. Hinc, priscis incolis aut expulsis aut debellatis, iam dudum intra fines suos securi, opibus aucti, quum multitudo civium abundaret, colonias in varias Italiae partes deduxerunt. Tunc demum pares sibi visi sunt operibus istis stupendis inchoandis, quibus defungi oportebat, ut campi Pado adiacentes habitabiles primum, deinde fecundi redderentur. Quorum operum mentionem facit Plinius, brevem quidem, ut solet, talem nihilominus, unde, quanta fuerint, iudicare liceat. Dum diversa Padi ostia recenset, haec addit [1]:

---

[1]) Antt. L. I. c. 28.

---

[1] Egregie Padi indolem declarat Plinius, cuius haec sunt verba (L. III. cap. 16.): „Nec alius amnium tam brevi spatio „maioris incrementi est. Urgetur quippe aquarum mole, et in pro„fundum agitur, gravis terrae: quamquam deductus in flumina et „fossas, inter Ravennam Altinumque per centum viginti milia pas„suum, tamen qua largius vomit, septem maria dictus facere.“

---

[1] L. V. c. 11.

---

[1] [H. N. III. Cap. 16. sect. 20. §. 6.]

„Omnia ea flumina fossasque primi a Sagi fecere „Tusci: egesto amnis impetu per transversum in Atria„norum paludes, quae Septem maria appellantur, nobili „portu oppidi Tuscorum Atriae, a quo Atriaticum mare „ante appellabatur, quod nunc Adriaticum.“

Hunc in modum ordine civitatum a Tuscis conditarum constituto, omnia, ni fallor, optime inter se cohaerent; quum eorum contra opinio, qui Circumpadanam primam gentis sedem statuunt, etiamsi fidem historicam non adversantem sibi haberet, maximis prematur difficultatibus.

Quaerendum nunc est, quinam populus ante Tuscorum adventum Etruriam tenuerit. Qua de re constans fama est, eam sub Umbrorum ditione olim fuisse. Et exstat priscorum incolarum monumentum in nomine fluvii Umbronis, qui, navigiorum capax per mediam Etruriam decurrit. Umbri deinde, finibus intra Apenninum et mare Adriaticum coangustatis, ultra Tiberim Tuscis contermini fuere: gens satis potens, donec longo tempore post a Gallis Senonibus magna agrorum suorum parte spoliaretur. Haec per se satis clara sunt, nec a veri specie abhorrentia; sed Dionysius mire rem turbavit, ut coniecturae suae de Graeca Latinorum origine patrocinaretur, dum Pelasgos huc intrudit, qui nulli alii profecto fuere nisi ipsi Tusci s. Tyrseni, qui a quibusdam veteribus auctoribus, uti supra vidimus, Pelasgi cognominati sunt. Si Dionysio fidem habemus, Pelasgi, e Thessalia profugi, usque ad priscorum Latii incolarum, *Aboriginum* fines pervenere [1]; foedere cum his pacto multas Umbrorum et Siculorum urbes armis occupaverunt, alias novas sibi condiderunt, quas cum Aboriginibus una deinde incolerent. „Sed quum maxime „rebus omnibus florere viderentur, quadam divini nu„minis ira exagitati, partim cladibus divinitus immissis, „partim a vicinis barbaris deleti, perierunt. Maxima ta„men ipsorum pars per Graeciae ac barbarorum regio„nes rursus est dispersa [1].“ Hi a Graecis Tyrseni sunt dicti, quoniam vicini fuerant Tyrsenorum Italicorum, qui in eorum ditionem postea successere. Mitto ineptam istam de Pelasgorum fatis tragoediam, tam miserabiliter a Dionysio peractam, ac si ipse actoris partes sustinuisset. Nullo negotio Pelasgos usque ad Latii fines perduxerat, migrare eosdem ex Italia iussit, quum locus iis non amplius superesset, seminibus tantummodo Pelasgici moris atque sermonis in Latio iactis, quibus ad commenta sua exornanda opus habebat. Uno exemplo patebit, qualibus argumentis insistat historicus, in hac narrationis suae parte minime fidus. Meministis ea quae ex Herodoto [2] laudavi de Crestoniatis et Placianis, Pelasgorum reliquiis in Thracia atque circa Hellespontum: neutros linguam cum aliis populis vicinis habere communem; eosdem sibi esse ὁμογλώσσους, ita ut, quantumvis dissiti, mutuo sine interprete sese intelligant. Quod Herodotus de Crestone Thraciae oppido narraverat, id Dionysius [3] ad Cortonam, nobilissimam Etruriae urbem,

---

[1] [Cf. **Dionys.** Antiqq. I. c. 89. II. c. 1.]

---

1) [Dionys. Antiqq. I. c. 23. Cf. cap. p. sqq.]

2) [I. c. 57.]

3) [Lib. I. c. 29.]

trahit; eamque Pelasgico sermone, a lingua Tusca diverso usam esse asserit. Aut pravam lectionem ante oculos habuit, aut nomen apud Herodotum lectum mala fide adulteravit. Si mendacii eum absolvimus, iudicium eius erit inculpandum: nam etiamsi in codice suo Cortonae nomen legerat, perspicere debebat narrationem Herodoteam, si ita intelligeretur, plane absurdam esse. Quaenam, quaeso, inter Placianos, Hellesponti accolas, et Cortonenses in Italiae meditullio habitantes rerum commercia fuerint, unde Herodotus comperire potuisset, utrosque eadem lingua uti? Quamdiu hae urbes priscos suos incolas habuere, nunquam id contigisse arbitror, ut civis Placianus cum Cortonensi ad colloquium congrederetur. Herodotus ipse Etruriam nunquam adiit, quamquam in Magna Graecia eum moratum esse constet.

Dionysium multos in errorem induxisse e Plinio colligo, apud quem haec leguntur [1]:

„Umbros inde (ex Etruria nimirum) exegere antiquitus Pelasgi: hos Lydi, a quorum rege Tyrrheni, mox a sacrificio ritu, lingua Graecorum Thusci sunt cognominati." In his Plinius, quandoquidem Lydam Tuscorum originem admittit, Dionysium ipsum non secutus esse videtur; neque nomen eius inter auctores invenio, quos Plinius huius libri tertii componendi gratia excerpserat. Fuerant igitur alii sine dubio, qui Dionysii argumentis satis speciosis decepti, similiter in Etruria Pelasgos quosdam Umbris atque Tuscis interposuerant. Sed alium Plinii locum multo praestantiorem habemus hunc[1]: „Umbrorum gens antiquissima Italiae „existimatur, ut quos Ombrios a Graecis putent dictos, quod „inundatione terrarum imbribus superfuissent. *Trecenta „eorum oppida Thusci debellasse reperiuntur.*“ Mitto ridiculam nominis originationem, in qua levitatem Graecam mireris: sed quod deinde addit, de trecentis Umbrorum oppidis expugnatis, id meo iudicio gravissimi ponderis est; neque ex auctore Graecanico, sed Latino, Catone fortasse, hanc veram rei memoriam Plinium hausisse existimo, qui plurimorum scriptorum saepe dissentientium libros excerpens testimonia plerumque inter se non comparavit: quo fit, ut interdum sibi ipse repugnare videatur, quod semel monuerim. Nulla Pelasgorum hoc loco mentio iniicitur: Umbros, priscos Etruriae incolas, praeter quos nulli ante Tuscorum adventum monumentis historicis agnoscuntur, Tusci expulere, quod imprimis teneamus.

---

[1] [Lib. III. c. 5. sect. 8.]

Quod si Umbri in ea sola ditionis suae parte, unde a Tuscis deinde eiecti sunt, trecenta oppida, quantumvis exigua, condiderant, gentem sane numerosam atque potentem fuisse oportet. Porro Tuscos, ut tantam oppidorum hominumque multitudinem debellare valerent, haud mediocres in Italiam copias adduxisse apparet. Quapropter minime Niebuhrio, priscos Etruriae incolas subactos potius a Tuscis advenis quam expulsos fuisse conscienti adsentiri possum. Duplex gentis Etruscae origio ei placet: ita puta, ut soli nobiles, id est sacerdotes et equites, veri ac genuini Tusci essent e Raetica stirpe oriundi; cetera plebs, a novis dominis mancipiorum fere loco habita, veterum indigenarum progenies censenda esset. Vir eruditus, nullo veterum testimonio fretus, rem per se parum probabilem sibi sumit. Si Tusci, qui primi Etruriam occuparunt, non universae gentis, sed procerum tantummodo maiores fuerunt, vix intelligi poterit, quomodo multo pauciores ipsi numero tantam multitudinem, trecentis oppidis explendis sufficientem, in servitutem redegerint. Haud negem quidem fieri posse, ut magnis imperiis, regionibusque late patentibus manus advenarum satis modica potiatur, si cum incolarum numero comparetur. Exstant huius rei in historiis exempla, sed apud populos luxu et mollitie diffluentes, militiae munera detrectantes, et qui iugum servitutis subire quam pro libertate fortiter depugnare maluerint. Interdum etiam accidit, ut advenae multo pauciores numero, novo armorum genere et artis bellicae ope victores evaderent turbamque innumerabilem profligarent. Quorum neutrum locum habuit in eo bello, quo Tusci Etruria potiti sunt. Nam Umbri pariter atque cuncti veteris Italiae populi, ab omni luxu alieni, vitae simplicissimae adsueti, bellicosi, libertatis denique amantissimi erant: ut adeo „rusticorum masculam militum prolem“ impigre Tuscis restitisse credendum sit. Sine dubio nec armis idoneis destituti erant, quandoquidem aeris ferrique antiquissimus in Italia usus fuit. Praeterea si commixti cum Umbris habitassent Tusci, ita tamen ut connubii iure sublato proceres semper a plebe segregarentur, ipsa lingua duplicem gentis, quae sub Etruscorum nomine comprehendebatur, originem proditura fuisset. Oportebit enim aut bilinguem fuisse Etruriam, cuius rei nullum exstat vestigium, aut novos dominos patriae linguae oblitos populi a se devicti sermonem addidicisse, aut ex utrorumque conversatione linguam mixtam paullatim effictam esse: quorum unum aut alterum in simili rerum conditione accidere solet. Umbrorum linguam melius etiam quam ceterorum Italiae populorum e tabulis Eugubinis novimus; ea Latinae valde cognata, praecipue latinitati rudiori atque obsoletae simillima, a lingua Tusca plane diversa fuit. Si utraque gens quibusdam vocabulis communibus usa est, ea potius cum reliqua disciplina a Tuscis in Umbros dimanasse, quam ex Umbria in Etruriam accita crediderim. Ut saepius iam monui, linguae omnium populorum Italicorum, praeter Etruscos, quantum ex earum reliquiis, quas in inscriptionibus, in nominibus hominum atque locorum, denique in notitiis grammaticorum superstites habemus, colligere licet, priscae latinitati simillimae fuisse videntur, sibi invicem autem adeo cognatae, ut Umbri, Sabini ac Samnites, Volsci, Aurunci, Osci, Siculi quoque, sine interprete sese conversantes intelligerent. Niebuhrius Umbros communi cum Tuscis sermone usus fuisse inde arguit, quod Livius narrat a. u. c. 444. Q. Fabium consulem fratrem suum linguae Etruscae gnarum ad Camertes Umbros nuntium misisse. At parum recte Niebuhrius interpretatus est historicum: per Etruriam hostilem nuntio eidemque speculatori iter faciendum erat ad socios Camertes; itaque peritia linguae Tuscae ipsi opus erat, ne ab hostibus detegeretur, nequaquam vero ut cum Umbris commode colloqui posset. Quod ad Oscorum dialectum attinet, Romanos eam sine magistro intellexisse nullo negotio, ex usu fabularum Atellanarum patet, quae Romae agi solebant, Oscorum dialecto servata, eo etiamnum aevo quo latinitas litteris exculta mirum quantum a prisca consuetudine discesserat. Nemo enim iocos ridet, quos non intelligit. Quis autem Romanos linguae Oscae ediscendae opera dedita studuisse putabit? Notum est dicterium illud Titinnii veteris comoediarum scriptoris, quo poetas suae aetatis minus elegantes subsannabat: *Osce et Volsce fabulantur, nam Latine nesciunt.* Figurate haec sunt intelligenda, sed inde colligitur, latinitatem paullo rusticiorem haud longe a Volscorum et Oscorum sermone abfuisse. Suetonius [1]) narrat de Iulio Caesare et Augusto, utrumque ludos edidisse *per omnium linguarum histriones.* Utinam linguas enumerasset! fortasse aliquid lucis nobis attulisset ad indolem veterum Italiae dialectorum investigandam. Actae sunt sine dubio fabulae Graecae atque Latinae; his tertio loco accensendae sunt Atellanae. Casaubonus, Suetonii interpres, hisce non contentus, quum Romae magna copia esset hominum ex omnibus imperii Romani provinciis, imperatores, ut omnes nationes sibi conciliarent, histriones omnium linguarum adhibuisse censet. Inepte: quosnam enim unquam ludos scenicos habuere Aegyptii, Syri, Iudaei, vel Cappadoces etiam, Galli, ceterique barbari? Praeter quos nominavi, de solis Tuscis cogitare licet, a quibus ipsum histrionum nomen inventum est. Olim quidem ludiones Tuscorum saltatores potius quam comoedi fuisse videntur; attamen illa aetate iampridem Etruria in rebus plerisque Graecum morem imitata fuerat, et vidimus Volumnium tragoedias Tuscas conscripsisse. Itaque agi poterant Tuscae fabulae, nec tamen inde sequitur, cives Romanos, praeter eos qui ex Etruria oriundi erant, istos intellexisse; nam et Graecae solis doctioribus hominibus agebantur. Ab A. Gellio [1] docemur, linguam Tuscam tantopere a sono Latino discrepasse, ut omnino peregrinam Romani eam iudicarent. Gellius in oratore usum dictionum obsoletarum vituperat, et quam ridicula sit eiusmodi affectatio, hoc exemplo declarat:

---

[1] L. III. c. 14. [sect. 19.]

---

[1]) Sueton. in Iul. Caesar. c. 39. August. c. 43.

„. . Romae nobis praesentibus vetus celebratusque homo in causis, sed repentina et quasi tumultuaria doctrina praeditus, quum apud praefectum urbi verba faceret, et dicere vellet, inopi quendam miseroque victu vivere et furfureum panem esitare vinumque eructum et foetidum potare, *Hic*, inquit, *eques Romanus apludam edit et floces bibit.* Adspexerunt omnes qui aderant alius alium, primo tristiores turbato et requirente vultu, quidnam illud utriusque verbi foret, post inde, quasi nescio quid Tusce aut Gallice dixisset, universi riserunt. Legerat autem ille *apludam* veteres rusticos frumenti furfurem dixisse, idque a Plauto in comoedia, si ea Plauti est, quae *Astraba* inscripta est, positum esse. Item *floces* audierat prisca voce significare vini faecem e vinaceis expressam, sicuti *fraces* ex oleis: idque apud Caecilium in Polumenis legerat, ea-

---

[1] Noct. Att. L. XI. cap. 7.

„que sibi duo verba ad orationum ornamenta servaverat.“ Animadvertatis, quaeso, illud *Tusce aut Gallice.* Non cum rustica populi cuiusdam Italici dialecto, quae quodammodo intelligi posset, etiamsi Romanis auribus displiceret, comparat Tuscum sermonem, sed cum barbarorum lingua, tanquam aeque ignotum ac peregrinum.

Quae omnia ideo commemoravi, ut probarem Etruscos nullum linguae commercium cum ceteris Italiae populis habuisse. Inde, quantum equidem video, sequitur eos eandem linguae indolem, quam secum peregre attulerant, semper servasse, universos eiusdem stirpis fuisse, nec cum priscis Etruriae incolis commixtos eos habitasse. Standum igitur est auctoritate Plinii ceterorumque auctorum: non in servitutem redegerunt Umbros Tusci advenae, sed omnino expulerunt.

Multus apud Dionysium de *Siculis* sermo est, quorum oppida Pelasgi cum Aboriginibus, i. e. priscis Latii incolis, foedere iuncti expugnaverint. Horum duo nominatim memorat [1], Falerios ac Fescenniam, utrumque intra Etruriae fines situm. Inde suspicari aliquis posset Tuscorum maiores non Umbros solum, sed Siculos etiam e sedibus suis eiecisse. Nam Pelasgos quidem, diversos illos a Tyrsenis s. Tuscis, Dionysius nobis huc intrusit: quod autem ad Siculos attinet, res aliter se habet. Siculos quosdam in ora maritima Latii olim habitasse et alii scriptores testantur. In eo omnes consentiunt, Siculos Italia extorres, quum ad extremam continentis terrae oram pervenissent, freto in insulam ex adverso positam transvectos, quae ab ipsis Siciliae nomen nacta est, huius partem occidentalem occupasse, Sicanis inde expulsis. De qua Siculorum migratione et in universum de veteribus Siciliae incolis locus classicus est apud Thucydidem [1], qui affirmat Sicanos, a quorum nomine insula prius Sicania dicta fuerat, gentem Ibericae stirpis esse. Linguae Siculae vero pauca quaedam vocabula, ab auctoribus passim relata, cum Latinis fere congruunt; et ipsa nominis eorum terminatio Latinitatem redolet. De tempore, quo primum insulam invaserint, ambigitur: Hellanicus Lesbius et Philistus Syracusanus tribus aetatibus ante bellum Troianum id factum narrabant; Thucydides contra scribit, a Siculorum traiectu usque ad primam Graecorum coloniam a Chalcidensibus in Sicilia conditam tria saecula fere effluxisse. Condita est Naxos a Chalcidensibus ol. XI. 1., a. ante Chr. n. 736. Ex Thucydidis igitur sententia Siculorum migratio, secundum chronologiam a plerisque receptam, in dimidium saeculi secundi post Troiam captam incidit. Utut est, Homeri aetate Sicaniae nomen nondum prorsus exoleverat: nam et Sicania et Siculi in Odyssea memorantur.

---

[1] Antt. Lib. I. cap. 21.

Sane temporum computatio in rebus tam antiquis incerta est. Attamen de Siculorum rebus Philisto Syracusano, utpote Siceliotae, potius accesserim, quam Atheniensi Thucydidi. Et fortasse ex Philisti et Hellanici testimoniis aliquid effici poterit ad accuratius definiendum, quonam tempore Tusci in Italiam advenerint. Rationi consentaneum est, Siculos magno quodam populorum Italicorum motu migrare coactos fuisse, qualis motus ex adventu Tuscorum oriri debuit, quum alii alios propellerent, etiamsi Siculos ipsos e sedibus suis non eiecissent. Tuscorum vero adventum probabilitate ductus ad secundum saeculum ante bellum Troianum refero, ita ut migrationem Siculorum paullum praecesserit.

---

[1]) Thucyd. Lib. VI. capp. 1 . . . 5.

Verum enimvero Plinius in alia omnia nos abducit; neque tamen, si recte eum intelligimus, adversatur huic sententiae meae, adventum Tuscorum cum Siculorum migratione tanquam caussam cum effectu, coniungendum esse. Plinius nimirum Siculis in ora maris superi sedes satis amplas assignat; Anconam et Numanam eorum colonias fuisse diserte affirmat, deinde haec addit [1]:

„Iungitur his sexta regio, Umbriam complexa, agrumque Gallicum circa Ariminum. Ab Ancona Gallica ora incipit, Togatae Galliae cognomine. Siculi et Liburni plurima eius tractus tenuere, in primis Palmensem, Praetutianum, Adrianumque agrum. Umbri eos expulere, hos Etruria, hanc Galli.“

Locus est paullo obscurior, tum propter festinationem auctoris, dum, ut solet, verbo defungitur in tanta rerum copia, quae ampliorem expositionem posceret; tum quia, ordine geographico haud stricte observato, mentionem facit tractus, ad quintam regionem capite praecedente a se descriptam pertinentis. Verba haec *ab Ancona* etc. de ora introrsum versus Padum et intimum maris Adriatici sinum porrecta intelligenda sunt. Haec enim fuit Gallorum Senonum ditio, quorum nomen hodieque servat *Sinigaglia*, municipium satis frequens, paullo supra Anconam situm; Palmensis contra, Praetutianus, Adrianusque agri inferius, versus orientem aquilonemque litori praetendebantur. Neque cogitandum est de Hadria, celeberrimo Tuscorum emporio ultra Padum condito; sed de altera Hadria, intra fines regni Neapolitani hodierni sita, in provincia quae Abrutium dicitur. Hanc omnem plagam litoralem intra Anconam nunquam Galli occupavere. Quae de variis harum regionum incolis invicem sibi succedentibus Plinius tradidit, ea sic interpretor. Ante Tuscorum adventum vetus Umbria Apennino et mari infero circumscripta erat. Umbri deinde, magna ditionis suae usque ad Tiberim parte a Tuscis spoliati, et ipsi vicissim novas sedes ultra Apenninum sibi quaesivere, Liburnis et Siculis expulsis. Liburnos, gentem Illyricae stirpis, nunc non curamus: in patriam suam, Illyricum, reversi sunt. Siculi vero, per inferiorem Italiam vagabundi, quum nusquam certas sedes invenire possent, in Siciliam denique traiecisse videntur. Umbri, maris Adriatici accolae, eius quoque regionis, unde Liburnos et Siculos eiecerant, partem Tuscis cedere, sed post longum demum tempus coacti sunt, quum e media Etruria in Circumpadanam regionem coloniae iam deductae essent. Tunc Tusci *Felsinam* condidere; praeter quam nulla eorum civitas in mediterraneis huius tractus, quantum equidem sciam, memoratur. Sed orae maritimae et portubus inhiasse videntur, commerciorum nimirum gratia. *Cupra* in agro Piceno a Tuscis condita est: Strabonis[1] testimonium operibus Etruscis ibi effossis confirmatur. Et Hadriam, agro Praetutiano a meridie adiacentem, Hadriae nobiliori ultra Padum sitae cognominem, huius coloniam fuisse crediderim. Supervenerunt tandem Galli, et Tuscis circa Padum debellatis, ulterius progressi, Felsinam a se expugnatam *Bononiam* appellaverunt, quod nomen urbs populosissima et opulentissima, pronuntiatione paullum immutata, hodieque servat. Umbris quoque partem agrorum, qui ex antiqua potentia illis supererant, ademerunt. Sed ultra Piceni fines ditionem suam extendere non valuerunt.

---

[1] H. N. Lib. III. c. 14. sect. 19.

---

[1]) [Geogr. lib. V. p. 241. a., ed. Almelov. p. 596.]

Hactenus dictum sit de primis Tuscorum in Italia sedibus, ac de populis inde expulsis. Demonstravimus ex Etruria media colonias Tuscas in regionem Circumpadanam, ex hac usque in agrum Picenum deductas fuisse. Idem de Campania iudico: sed de Etruria Campana alio loco commodius disseretur, quandoquidem nemo, quod sciam, ad ipsa gentis incunabula eam retulit, etsi constat, satis antiquis temporibus eam floruisse. Iam quaestio de tempore examinanda est; in qua minus haerent qui Lydam Tuscorum originem admittunt. Herodotus quidem aetatem migrationis disertius non declarat: sed valde antiquam innuit, Atyn Manis primi Maeoniae regis filium perhibens, Atyos filios Lydum atque Tyrrhenum. Alii vero auctores veteres variis genealogiis confictis tempori definiendo viam stravere. Si Tyrsenus Herculis filius fuit, ex Omphale prognatus, proxima ante bellum Troianum aetate e Lydia migrare debuit; sin Telephi, paullo post Troiam captam in Italiam profectus est [1]. At qui Lydam Tuscorum originem falsam iudicant, genealogias hasce inter se pugnantes ac mere fabulosas iure suo respuunt. Alia via igitur tentanda erit; quam acute sane et ingeniose tentarunt viri nonnulli eruditi inter recentiores. Quum enim testimoniis disertis veterum destituerentur, conati sunt elicere aliquid e sacris Tuscorum traditionibus, quasi vaticinando prolatis. Censorinus, serioris quidem aevi scriptor, sed doctissimus ac fide dignissimus, servavit nobis ex Varrone vaticinium admodum memorabile de saeculorum numero, quae Tusci haruspices genti suae a fatis concessa esse docebant. Ipsa Censorini verba vobis recitabo, quo melius de interpretum dissensu iudicare possitis; is cap. XVII. §§. 5. 6. libri De die natali „Sed licet,“ inquit, „veritas in occulto lateat, tamen in „unaquaque civitate quae sint naturalia saecula, *Rituales* Etruscorum libri videntur docere, in quis scriptum „esse fertur, initia sic poni saeculorum; quo die urbes „atque civitates constituerentur, de his qui eo die nati „essent, eum qui diutissime vixisset, die mortis suae „primi saeculi modulum finire, eoque die qui essent reli„qui in civitate, de his rursum eius mortem, qui longis„simam aetatem egisset, finem esse saeculi secundi. Sic „deinceps tempus reliquorum terminari. Sed ea quod „ignorarent homines, portenta mitti divinitus, quibus ad„monerentur, unumquodque saeculum esse finitum. Haec „portenta Etrusci pro haruspicii disciplinaeque suae pe„ritia diligenter observata in libros rettulerunt. Quare in „Tuscis historiis quae octavo eorum saeculo scriptae „sunt, ut Varro testatur, et quot numero saeculo ei genti „data sint, et transactorum singula quanta fuerint, qui-

---

[1] Cf. Dionys. Antt. Lib. I. c. 28.

„busve ostentis eorum exitus designati sint, continetur. „Itaque scriptum est, quattuor prima saecula annorum „fuisse centum et quinque [1]: quintum centum viginti „trium, sextum undeviginti et centum: septimum toti„dem: octavum tum demum agi: nonum et decimum su„peresse, quibus transactis finem fore nominis Etrusci “

Quae de saeculorum computandorum ratione tradit Censorinus, ea accuratius excutienda erunt, ubi de disciplina Tuscorum sacra agemus. Nunc hoc tantum notetur, saecula Etruscorum, quae ex hominum longaevitate illi metiebantur, ultra centum annos excurrere esse solita; ita quidem, ut decem ista saecula genti Tuscae destinata undecies centenos fere annos explerent. Res aperta foret, modo Varro comparata chronologia Etrusca cum Romana notasset, quonam anno urbis conditae liber iste historiarum compositus esset, cuius auctor se octavo saeculo rerum Tuscarum volvente scribere professus est. Quod quandoquidem Varro neglexit, aut saltem Censorinus tacuit, ad coniecturas confugiendum est. Id facile patet, auctorem istius libri nequaquam Varroni aequalem fuisse, sed certe non minus quam tribus saeculis eum praecessisse. Varronis enim aetate iam pridem Etrusca res publica pessum data erat, Romanorum armis eversa Recte viri docti iudicarunt, nisi vaticinium istud antiquum eventus comprobasset, sacerdotes Tuscos celaturos fuisse librum, ex quo ipsorum de rebus futuris divinandis disciplina vanitatis argui posset. Vaticinio igitur sine dubio exitus nescio quo casu respondit; et per decem saeculorum spatium, secundum Tuscum computandi modum integra Etruscorum res publica stetit. Quaerendum ergo est ad quodnam tempus haruspices ipsi retulerint *finem nominis Etrusci?* Etruriae opes, quod plerisque Romanorum hostibus accidit, paullatim fractae sunt; paullatim sui iuris esse desierunt, et sub honesto societatis titulo Romanae dominationis iugum subierunt. Quapropter ambigi quodam modo potest de termino fatali vaticinii supra memorati; praesertim quum temporum iniuria interciderit altera Livii decas, in qua res Romanorum per maximam partem saeculi quinti gestas et ultimos Etruriae pro libertate sua conatus accurate perscripserat.

---

[1] [*O. Iahnius* dedit *centenum*, omissis verbis *et quintum*.]

Freretum ad tempora Sullana vaticinii exitum referentem sequuntur *Heynius* et nuper Niebuhrius, qui bello civili Mariano post Etruriam crudeliter a Sulla vastatam nationem Tuscam omnino demum deletam dici posse censet. Mihi secus videtur: dudum ante Sullae aetatem nulla iam erat Etrusca res publica, cuius finis eo tempore ponendus, quo Romanis magistratibus Etruria administrari coepta est. Omnes perperam huc traxerunt aliud haruspicum Tuscorum vaticinium, ab illo, si quid video, plane diversum, cuius mentionem facit Plutarchus in vita Sullae [1].

Narrat enim bellum Sullanum portenta homines terrore metuque percellentia praecessisse. „Quorum portentorum," inquit, „maximum erat, quod e coelo sereno „nec ullis nubibus obducto, insonuit tubae clangor, „persistens in voce quadam acuta ac lugubri, ita ut

---

[1] [Cap. 7.]

„cuncti quasi amentes tam ingentem fragorem reformidarent. Tuscorum vates vero declaravere, transitum „in aliam aetatem et conversionem omnium rerum hoc „prodigio portendi. Esse enim in universum octo numero aetates (*γένη*), vitae genere moribusque a se „invicem discriminatas; earum cuique praefinita esse a „numine certa temporis spatia, quae magni anni circuitu „complcantur. Et fine aetatis eiusmodi appropinquante, „alia instante, mirabile aliquod omen e terra coelove „prodi, unde statim intelligant talium rerum studiosi „atque periti, natos esse homines vita moribusque diversos, qui dis aut magis aut minus quam priores cu„rae futuri sint.“

Omitto alia quaedam a Plutarcho addita, sed huc non pertinentia. Hunc Suidas [1] exscripsit totidem fere verbis. Utriusque testimonium accuratius examinabimus, quando disseremus de Tuscorum doctrina sacra. In oculos incurrit, vaticinium istud maxime memorabile haudquaquam spectare ad Etruriae opes vel florentes vel caducas; sed de fatis universi generis humani agi, atque de mundi aetatibus, in ipso rerum initio a provido numine constitutis, secundum certas leges, cum siderum motu constanter variabili, atque statis temporibus in idem sese revolvente, congruentes. Simillima haec sunt descriptioni Hesiodeae et Ovidianae aetatis aureae, argenteae, aeneae, ferreae; simillima etiam doctrinae Brachmanum de quaternis aetatibus, quarum quaeque a deteriore excipiatur, post quarum decursum mundus universus periturus novusque denuo saeculorum ordo nasciturus sit. Quot centuriis vel millibus annorum Tusci aruspices singulas aetates circumscripserint, quotae inter octonas exitum e Sullanis prodigiis augurati sint, id, Plutarcho tacente, plane ignoramus. Iam attendite, quaeso, quam miris modis viri docti haec Tuscorum *θεολογούμενα* de divinae providentiae decretis, de mutationibus fatisque generis humani ad historiam et rationes chronologicas detorserint. Freretus quum meminisset Varronem de auctore Tusco tradere, qui gentis suae saeculo octavo volvente scripserat, coniicit hunc aut Sullae aequalem fuisse aut paullo eum antecessisse. Inde porro computat, quandoquidem Sullae consulatus incidit in a. u. c. 666., ante Chr. n. 88., octo autem saecula iam elapsa ultra nongentos annos excurrere debuerunt, ponenda esse primordia gentis Tuscae, id est Etruriae occupationem, ad annum ante Chr. n. 992. — At vates illi Sullani non praesagiebant e portentis exitum saeculi, quod longaevitate humana metiri solebant, sed finem aetatis, quam anni magni circuitu expleto evanescere existimabant Nemo autem unquam commentus est annum magnum, quocunque tandem modo ille definiatur, intra centum vel undecies denos annos absolvi. Ut cetera mittam, hac ratione nimis recens origo Etruriae mediae tribuitur, quam opibus floruisse dudum ante Romam conditam, constat. Heynius [1] quamvis Freretum secutus esse videri nolit, et calculos paullo aliter se posuisse affirmet, ad eadem tamen delabitur. Censet enim Etruscae gentis originem a mille fere annis (ante Chr. n.) repeti posse, ita ut „prope ad CC a Troia capta annos illa assurgat, itidemque annos CC Romae primordia antecedat.“ „Quod haud dubie,“ inquit, „maximi est ad veteres historias momenti.“ Immo, meo quidem arbitrio, falsa hac computatione omnia turbantur.

---

[1] [S. v. *Σύλλας*. edit. *Kuster*. tom. III. p. 393.]

---

[1] *Heyn.* Comm. *Etrusca antiquitas a commentitiis interpretamentis liberata.* p. 33. sqq.: „Afferuntur a viris doctis et ornan-„tur variis modis Etruscorum aruspicum praedictiones de novem

Reclamat historia, reclamat etiam popularis Latino-

„mundi aetatibus. Enimvero, si diligentius inquiramus, res ita se habet: antecesserant bellum Sullanum portenta, quae omnes terrore metuque percellebant. Acciti aruspices ex Etruria mutationem et successionem novae aetatis portendi edixere: esse enim hominum octo aetates, vita et moribus diversas, tempore unicuique certo a deo praestituto, quod magni anni ambitu absolvatur: qui si ingruat, novaque magni anni periodus excipiat, solere ex terra vel coelo mira prodigia fieri. Haec Plutarchus, qui rem ita accepisse videtur, ac si octo aetatibus magni anni periodus illa finiatur: in quo tamen ille allucinatus esse videri debet. Nam Censorinus, qui diligenter et subtiliter in has superstitiones inquisivit, e Varrone narrat, Tuscas historias fuisse *saeculo eorum octavo scriptas*, porro in iis continere, *quot numero saecula ei genti data sint, et transactorum saeculorum singula quanta fuerint*, quibusve ostentis eorum exitus designati sint. *Itaque*, pergit ille, *scriptum est, quatuor prima saecula annorum fuisse CV. quintum CXXIII. sextum CXIX. septimum totidem; octavum tum demum agi, nonum et decimum superesse; quibus transactis finem fore nominis Etrusci.* Quod si duo haec loca inter se comparantur, videtur manifestum esse, visum esse aruspicibus Etruscis, octavum Etruscorum saeculum eo anno, quo prodigia visa sunt, exiisse; fuit autem is anno u. c. 664. a. Chr. 88. L. Sulla Q. Pompeio Coss. Quodsi numeros septenorum saeculorum seu aetatum a Censorino adrum traditio, qua Mecentius, crudelissimus Caeritum tyrannus, Aeneae aequalis fuisse fingitur. Etsi priscos

---

scriptos, qui ad DCCLXXXI. assurgunt, verisimili iudicio CXIX. aliis annis, qui octavum seaculum expleant, augemus *, nongenti fere anni exeunt, intra quos Etruscum nomen perstitisse, in Etruscis historiis traditum fuit. Quo ipso fundamentum omnis memoriae Etruscae gentis iactum esse videtur, ut a mille fere annis illa repeti possit, adeoque prope ad CC a Troia capta annos illa assurgat, itidemque annos CC Romae primordia antecedat. Quod haud dubie maximi est ad veteres historias momenti **.

*) „Quatuor priora saecula seu aetates ex Etruscorum doctrina sunt „singula 105 annorum; pone adeo 420. His adde saec. V. 123 saec. VI. „119. itidem VII. 119. Fac saec. octavum pari numero annorum 119 „census esse: fuere igitur anni 904. octo aetatum Etruscae gentis „quae tum transactae erant. Exspectabatur tamen adhuc saeculum „nonum et decimum, *quibus transactis finem fore nominis Etrusci.* „Nisi nimis multum constaret, quantum casus plerumque vaticinia „de populorum fatis adiuvet, praedictio haec inter maxime memo„rabiles sui generis esset referenda, adeoque Etruscae disciplinae „vix alia gravior auctoritas requireretur. Nam interiit Etruscum „nomen eo, quo praedictum erat, tempore. Cum in ludis Caesaris „memoriae habitis apparuisset cometes, *Volcatius aruspex in con„cione dixit*[1] *cometen esse qui significaret exitum noni saeculi et „ingressum decimi; sed quod invitis diis secreta rerum pronun„tiaret, statim se esse moriturum, et nondum finita oratione in „ipsa concione concidit. Hoc etiam Augustus in libro secundo de „Memoria vitae suae complexus est.* Haec inter Serviana leguntur „ad Virgil. Ecl. IX. 47. A quibus si seiunxeris quod in narratione „hac portentosum est, manet saltem hoc, vulgarem fuisse ea aetate „opinionem de magna rerum conversione, quam alii aliter inter„pretati sunt: quaque Virgilius in Ecloga IV. in rem suam usus est.“

**) „Incidisse in hanc observationem iam ante me nunc video „*Freretum*, subtilis iudicii virum, *Hist. de l'Acad. des Inscript.* T. „XVIII. p. 100., etsi calculos ille paullo aliter posuit.“

[1] Sine dubio loquebatur Volcatius de saeculis u. c., sed longe aliter ea computabat, quam vulgo fieri solebat.

Latinos Troiae nomen ne auditu quidem percepisse, posteros eorum sero tandem fictum Aeneae adventum a Graecis didicisse censeo, id saltem fabulis illis de Mezentio fama vulgatis, vere Latinis nec peregre allatis, tribuendum est, potentiam Etruscorum in terris Latio vicinis et in ipso Latio cum antiquissima memoria coniunctam fuisse.

Niebuhrius [1] et ingeniosius et audacius rem aggressus est; nihil tamen inde lucratus, nisi ut alio modo quam ceteri hallucinaretur. Duorum illorum vaticiniorum indolem diversissimam agnoscit quodam modo, nec saecula cum aetatibus confundit; sed ea ratione inter se coniungere studet, ut dicat haruspices Tuscos statuisse, singulis aetatibus gentem diversam rerum humanarum principatum obtinere; decem saeculis sive undecies centenis annis unam quamque aetatem terminari; ea aetate cuius finis Sullanis prodigiis ex ipsorum sententia portendebatur, Etruscas opes floruisse: quas propediem eversum iri, potentia in aliam gentem transeunte. Crudeliter vastata est Etruria bello civili, octavo post Sullae consulatum anno. Itaque tunc demum, addit Niebuhrius, nomen Etruscum omnino deletum vere dici potuit. His argumentis innisus duo saecula amplius quam Freretus atque Heynius Etruscae antiquitati concedit, et gentis originem (in Etruria media puta; nam Raetiam ante hominum memoriam Tuscos insedisse, Circumpadanam quoque multo prius occupasse censet) retrahit ad annum ante u. c. 434., quod prope accedit ad 1200. ante Chr. n.

---

[1] [Rom. Gesch. I. p. 91. sqq. edit. I.]

Enimvero omnia ista quae vir clarissimus de sapientium Tuscorum scitis circa aetates et saecula tanquam e tripode profatur, ne minimo quidem verbo vel a Plutarcho vel a Censorino indicantur. Deinde non recte a Sulla eversae Tuscorum opes dicuntur. Vastavit is sane Etruriam, sed neutiquam cum civitatibus liberis bellum gessit; furorem suum contra cives Romanos exercuit. Expugnavit oppida ab Etruscis olim condita, sed in municipia Romana vel colonias iam dudum mutata. Pari iure atque a Sulla dicere possimus a Radagaiso vel Alarico nomen Etruscum deletum esse. Nulla fuit re vera gens Etrusca, ex quo illa, iugum Romanae dominationis perpessa, sui iuris esse desierat.

Optime mihi hac in re Zannonii ratio placet. Bene duo illa vaticinia, alterum de octo mundi aetatibus, anni magni circuitu definitis, alterum de decem saeculis, gentis Etruscae splendori ac potentiae a fato concessis, plane diversi generis esse, neque inter se confundi debere observavit. Vaticinium posterius eventu confirmatum esse existimat: nam alias Varroni ceterisque Romanis Tuscos haruspices librum, unde ipsorum disciplina vanitatis argui poterat, non exhibuissent. Finem autem nominis Etrusci recte ponit post cladem alteram ad lacum Vadimonem acceptam. Bina enim eodem loco commissa sunt proelia, in quo utroque Romani victores exstitere. Prius incidit in annum ab u. c. 444., ante Chr. 310., de quo Livius [1] haec habet: „Ille primum dies fortuna veteri abundantes „Etruscorum fregit opes.“ Alterum commissum est 27 annis post, tertio ante Pyrrhi in Italiam adventum anno, ab u. c. 471., ante Chr. n. 283. Intercidit altera Livii decas, in qua horum temporum res gestas tractaverat: quae si superstes foret, sine dubio luce clarius inde perspiceremus, post cladem illam memorabilem Etruscos sub honesto pacis et societatis titulo Romanis magistratibus parere coepisse. Nec Pyrrhi armis Romani resistere potuissent, nisi Etruria ante prorsus debellata fuisset. Statuit igitur Zannonius, ab altera ad lacum Vadimonem pugna retro computanda esse decem illa gentis Etruscae saecula, quae ultra undecies centenos annos excurrunt. Quo facto civitatum Tuscarum primordia ad initium saeculi decimi quarti ante nostram aeram, ducentis fere annis ante bellum Troianum ponuntur.

---

[1] Lib. IX. c. 39.

Ut tandem aliquid de sententia mea proferam, non nimis insistendum esse mihi videtur istiusmodi argumento ex vetustis vaticiniis deducto. Mens hominum, ignara futuri, tanto studio fatorum cognoscendorum flagrat, quae caliginosa nocte premit deus, ut vulgus facile fidem fatidicis habeat et vaticinia exitu comprobata esse acerrime contendat, etiamsi aliqua ex parte claudicent. Porro haud pauca vaticinia, falsa antiquitatis specie decorata, post eventum demum in lucem edita sunt. Qui autem divinandi artem exercent, aut certe fidem ei conciliare volunt, eorum ingenium in hoc munere praecipue exercetur, ut praedictiones revera prius prolatas ad eventum, qualiscumque tandem ille fuerit, variis interpretationibus accommodent. Cuius rei exempla apud multos populos exstant, et in ipsis etiam oraculis, quae sanctissima et plane divina habita sunt. Manifestum est, secundum Frereti et Heynii rationem, etiamsi ad cetera quae illi obstant, non respiciatur, res Etruscas nimis angustis temporum finibus includi. Constat enim diu ante Romam conditam Tuscorum opes non in media Etruria solum, sed in Latio quoque et in Campania floruisse. Roma vero secundum vulgarem chronologiam medio fere saeculo octavo ante Christum natum est condita. Mihi quidem Romae incunabula haud paullo ulterius retrahenda videntur: neque ex ingenio meo hanc opinionem vulgatae contrariam me proferre putetis; praeter ipsam rei probabilitatem habeo testes, eosque antiquos et probos. Hanc urbem, cui totius terrarum orbis imperium destinatum erat, tam exilibus primordiis natam; ut oblivione prorsus ea obscurata sint, et ficta pro veris expromere oportuerit, Tuscam coloniam fuisse a Caeritibus vicinis in alteram Tiberis ripam deductam, mox patebit. Quidquid eius sit, diu ante Romam conditam Tusci magna Italiae parte populis bellicosissimis erepta, ditionem suam late extenderant, urbes munitissimas, easque multas numero stupendo opificio exstruxerant, agris optime cultis, aere effosso, artibus, commerciis, rei navali faustam navaverant operam; prae ceteris Italis denique terra marique pollebant. Tot tantisque rebus gerendis, tot tamque mirabilibus operibus perficiendis tempus, quod sufficiat, iis concedamus necesse est. Quam ob caussam mihi Zannonii sententia arridet, qua Frereti et Heynii computationibus quatuor saecula integra adiiciuntur. Nec a vero fortasse abludit, nullo etiam respectu habito ad vaticinium illud saepe memoratum, quod non ultra sex saecula et dimidium ante Romam conditam rerum Tuscarum initia reiicit. Probasse enim mihi videor, plerosque ceteros Italiae populos Tuscis antiquitate praestare; hos postremos advenisse, nec ullis deinde novis incolis, praeter colonos Graecos et Gallos, Italiam frequentatam fuisse. Quin et oppida in Latio muris Cyclopeis cincta prius quam Etruriae civitates condita esse multis de caussis arbitror. Sciamus modo in rebus tam antiquis tantaque obscuritate involutis exactam temporum computationem non esse exspectandam. Est aliquid proxime ad verum accessisse: ubi certa cognitio nobis denegatur, probalitate quadam contentos esse oportet. Atque haec quidem dicta sunto de Tuscorum in Italiam adventu.

Caput III.

Etruriae descriptio geographica.

Primum de media Etruria, deinde de Circumpadana atque Campana agemus.

Ac statim in finibus cuiusque harum regionum accurate definiendis haeremus. Multa quidem ab antiquis geographis de Italiae situ traduntur; sed ii omnes eo tempore scripsere, quo iam universa Italia, in Romanorum ditionem redacta, ex imperatorum arbitrio in certas regiones distributa erat. Etruria Circumpadana a Gallis deleta, antequam arma Romana experiretur, in Galliae Cisalpinae nomen transiit; Campana a Samnitibus occupata est; colonos Graecos quoque in ora maritima accepit. Etruria media nomen suum integrum servavit. Eadem olim sine dubio Circumpadanae contermina fuit; ut idem de Campana suspicor. In eo omnes consentiunt, fluvium Tiberim versus orientem et meridiem Etruriae mediae finem fuisse; qui Tiberi et mari infero interiacet tractus, eum solos Etruscos occupasse. Tiberis ex Apennino paullo supra Tifernum [1] ortus per maximam cursus sui partem montium radicibus praefluit, donec modico flexu ad campestria delapsus, spatio unius fere diei itineris infra Romam permenso, in mare inferum effunditur [2]. Tiberis Etruriam ab Umbria, a Sabinis, a Latio denique disterminat. Neque tamen nimis hoc urgendum est, quasi omnia usque ad sinistram Tiberis ripam Tuscorum fuerint, nec ulla ex parte eorum ditio ultra sese extenderit. Nam si rem ad amussim exigamus, dicendum erit celeberrimam urbis Romae partem, Ianiculum puta, non in Latio, sed in Etruria esse sitam. Obiter hoc monitum velim, Tuscum fluvii nomen videri. Nam et aliud nomen habuit, manifesto Latinum, a flavescentibus aquis desumptum, *Albula*. Nominis autem *Tiberis* haud facile originationem Latinam satis commodam quisquam attulerit. Nuper Varronem, dum affirmat, Tiberim a Tuscis *Dehebrim* dici solitum, in eo errare dixi, quod duas litteras iis tribuit, quibus semper caruerunt [1]. Sed veri aliquid subest, nisi fallor. Fere crediderim Varronem perperam adspirationem a prima littera separasse, quo facto vocabulum una syllaba auctius, quam debebat, effinxit: nam frequentissime Etrusci consonantibus adspiratis usi sunt, quod quidem a lingua et scriptura Latina plane alienum fuit. Inde fortasse mos poetarum fluxit, ut pro Tiberi *Thybridem* dicere soliti sint, nisi ea Hellenismi affectatio est. Fabulam de rege quodam, cuius nomen in fluvium transierit, a Varrone [2] allatam, Virgilius quoque arripuit, et quamvis certam Thybridi patriam non assignet, peregrinum tamen eum declarare videtur [3].

---

[1] Ex oppidi *Tiferni* nomine Tusca Tiberis appellatio erui posse videtur.

[2] Luculenter de Tiberi Plinius H. N. Lib. III. cap. 5. sect. 9: Tiberis antea Tybris appellatus, et prius Albula, e media fere longitudine Apennini, finibus Aretinorum profluit: tenuis primo, nec nisi piscinis corrivatus emissusque, navigabilis, sicuti Tinia et Glanis influentes in eum, novenorum ita conceptu dierum, si non adiuvent imbres. Sed Tiberis propter aspera et confragosa, ne sic quidem, praeterquam trabibus verius quam ratibus, longe meatibus fertur, per centum quinquaginta milia passuum non procul Tiferno, Perusiaque, et Ocriculo, Etruriam ab Umbris ac Sabinis: mox citra tredecim milia passuum Urbis, Veientem agrum a Crustumino, dein Fidenatem Latinumque a Vaticano dirimens: sed infra Aretinum Glanim duobus et quadraginta fluviis auctus, praecipuis autem Nare et Aniene, qui et ipse navigabilis Latium includit a tergo: nec minus tamen aquis ac tot fontibus in Urbem perductis: et ideo quamlibet magnarum navium ex Italo mari capax, rerum in toto orbe nascentium mercator placidissimus, pluribus prope solus, quam ceteri in omnibus terris amnes, accolitur, aspiciturque villis. Nullique fluviorum minus licet inclusis utrimque lateribus: nec tamen ipse pugnat, quamquam creber ac subitis incrementis, et nusquam magis aquis quam in ipsa urbe stagnantibus. Quin immo vates intelligitur potius ac monitor, auctu semper religiosus verius quam saevus.“

---

1) [Vide supra pag. 130.]

2) [De L. L. Lib. V. §. 30. ed. *Mull.* qui locus p. 130. transcriptus est.]

3) Aen. VIII. 330.

> Tum reges, asperque immani corpore Thybris:
> A quo post Itali fluvium cognomine Thybrim
> Diximus; amisit verum vetus Albula nomen.

Itaque de finibus Etruriae versus orientem et meridiem satis liquet; ab occidente mari infero alluitur: sed ambigi potest, quousque versus septentrionem patuerit. In ora maritima Ligures Tuscis contermini fuere: gens bellicosa, ad utrumque montis Apennini latus incolens, per tractum asperum quo ille sinus Ligustici litus legit, inde a fluvio Varo usque ad Macram. Multa cum Liguribus bella Tuscos gessisse memoriae traditum est: inde fines interdum variasse coniicimus. Attamen urbes munitas gens rudis et imperita artis oppida expugnandi vix unquam Tuscis eripere potuit. Plinius Liguriam et Etruriam amne Macra disterminat, his verbis[1]: „Haec „regio ex descriptione Augusti nona est. Patet ora „Liguriae inter amnes Varum et Macram CCXI „M. passuum. Adnectitur septimae, in qua Etruria est, „ab amne Macra.“ Addit deinde: „Primum Etruriae oppidum Luna portu nobile.“ Strabo in finibus utriusque ditionis ponendis non plane cum Plinio consentire videtur[2]. Lunam quidem et ipse Strabo in extremo Etruriae litore sitam esse affirmat; sed ex descriptione portus Lunensis, quam satis accuratam exhibet, gravissima oritur difficultas[3]. „Luna,“ inquit, „Etruriae urbs „est et portus. Graeci vocant urbem et portum *Σελήνης* „*λιμένα*. Urbs quidem non magna est, sed portus maxi„mus iuxta ac pulcherrimus, plures includens portus,

---

[1] H. N. L. III. c. 5. sect. 7. 8.

[2] Cf. Hist. Nat. Lib. XI. cap. 42. de caseis: „Mistoque Etruriae „atque Liguriae confinio, Lunensem (caseum) magnitudine conspicuum.“

[3] Strab. Geogr. Lib. V. p. 222. ed. *Almel.* p. 339.

„omnes prope litus profundos, quale omnino conveniebat „esse receptaculum hominum, qui tanti maris tanto tem- „pore dominium obtinuerunt. Cingitur portus montibus „altis, unde maria cerni possunt, et Sardinia, et litoris „utrimque magna pars. Fodiuntur ibi lapides albi, et va- „riegati ad caeruleum vergente specie, tanto numero et „mole, ut etiam columnae ac grandes tabulae unico con- „stantes lapide inde exscindantur. Itaque pleraque egre- „giorum operum, quae Romae et aliis in urbibus visun- „tur, materiam habent inde petitam. Facile enim lapis „avehi potest, cum fodinae mari e propinquo immineant, „atque a mari Tiberis excipiat subvectionem.“

Res sic se habet. Provolutus e monte Apennino amnis Macra brevi quidem cursu, sed vasta aquarum mole in mare inferum sese effundit. A laeva eius ripa humilis plaga usque ad Pisas et ultra etiam porrigitur, passim adeo paludosa, ut propter aerem pestilentem infamis sit. Montes in interiora recedunt, nec usquam fluctibus marinis alluuntur. Nullus igitur hac ex parte locus est portui Lunensi, qualem Strabo describit. Versus occidentem contra haud longe ab ostio Macrae distat sinus maris, qui hodie ab oppido in intimo eius recessu sito *il Golfo della Spezzia* dicitur. Magna ex parte montibus cinctus est praeruptis; ab utroque eius latere bina excurrunt promontoria, quibus fluctuum impetus frangitur. Quorum utrumque in ipso sinus introitu portum suum habet: alter, nomine antiquo servato, Portus Veneris appellatur; huic oppositum oppidum *Lerici*, cuius nomen leni corruptela deflexum est a monte Eryce illi imminente, Graecis sine dubio olim hac appellatione celebrato. Nemini locorum situm inspicienti dubium esse potest, Straboni quum portum Lunensem describeret, ante oculos versatum *Spezziae sinum*. Neque hac in re errare potuit, loquitur enim tanquam *αὐτόπτης*. Enimvero tunc, si Plinio ceterisque fidem habemus, extra Etruriam situs fuisset portus Lunensis. Addit porro geographus Graecus[1]: „Inter Lunam et Pisas locus „est Macra, quem multi scriptorum terminum statuerunt „Etruriae et Liguriae.“ Nemo veterum praeter Strabonem, quod equidem sciam, oppidi Macrae mentionem facit, fluvium omnes agnoscunt. Quapropter Cluverius haec verba: *ὁ Μάκρης ἐστὶ χωρίον*, librariorum incuria corrupta esse censet, et *ποταμὸς* pro *χωρίου* legi vult. In quo plane me sibi assentientem habet vir eruditus. Neque vero hac ratione dissidium inter Plinium et Strabonem tollitur. Minus curo Pomponium Melam, qui Lunam Ligurum oppidis adnumerat: in hoc enim manifestus est error: procul dubio a Tuscis nobilissimum emporium et conditum et commerciis frequentatum fuit. Strabo portum Lunensem magni momenti in copiis navalibus, quibus olim Etruria pollebat, parandis atque excolendis fuisse existimat. Neque tamen ignoravit Lunam ipsam eiusque portum ultra Macram sita esse; Macram enim inter Lunam et Pisas collocat. Sive amnem Macram sive oppidum voluit, res ad idem redit, quandoquidem oppidum Macra, si ullum fuit, ad fluvium cognominem quaeri debet. Dicat aliquis Strabonem ad antiqua tempora respexisse, Plinium vero Liguriae et Etruriae fines secundum distributionem regionum Italicarum Augusto imperante factam definiisse. Vel sic tamen scriptor negligentiae reus agendus erit, quod lectores de vero Lunae situ non monuit, quam citra amnem Macram collocare videtur. Ubinam locorum urbis olim celeberrimae vestigia quaerenda sint, de eo disceptatur inter geographos recentiores. Cluverius opinionem eorum respuit, „qui Lunam vel in eo oppido, quod vulgo nunc „dicitur *Sarzana* ostendunt, vel in nescio quibus ve„stigiis ad laevam Macrae ripam.“ Sarzana quidem amnem a sinistra attingit, eiusdem ostio satis vicina. Vestigia vero illa Cluverio memorata mihi per hunc tractum iter facienti inter Sarzanam et Carraram, paullo longiore intervallo a laeva Macrae ripa dissita monstrarunt. Effodiuntur ibi sigilla, nummi et alia eiusmodi; sed utrum effodissent lapides municipii Lunensis titulum in inscriptionibus ferentes, comperire non potui. Cluverius acriter contra oppidum, quod hodie *Lerici* appellatur, ipsam veterem Lunam esse contendit. Quam eius sententiam etiamsi melius quam ceterorum cum Strabonis descriptione portus Lunensis convenire concesserim, tamen ne sic quidem rem satis expedio, quoniam alia difficultas suboritur. Marmor Lunense idem est atque id quod hodie Carrarense dicitur, perque universam Europam propter candorem niveum, interdum venis subcaeruleis interstinctum, summi aestimatur. Ex quo marmore ab Augusti inde aetate artifices Graecos Romae signa innumera sculpsisse, columnas quoque solidas ad templa et alia aedificia ornanda e lapicidinis Lunensibus excisas fuisse constat. Nullam in toto hoc tractu albi marmoris fodinam praeter Carrarensem novimus; quae tamen satis longe ab oppido Lerice distat, et nemini hodie in mentem venit terrestri itinere marmorum Carrarensium moles usque ad sinum Spezianum avehere, ut ibi navibus imponantur. Interfluit enim amnis Macra, quem ponte iungere sane haud facile foret, quoniam imbribus montanis tumescens late interdum exundat, quod ipse expertus sum, quum iter a Genua ad Pisas intenderem: nocte iam ingruente ad ripam Sarzanae oppositam, sed frustra accessi: amnis enim vasto cum impetu ruens aestuantibus undis ratem amplam patulamque, qua carpenta et equi transvehi solebant, abripuerat. Igitur ad hospitium nocturnum quaerendum redire coactus, equo vectus per viam asperam, saxosam, praecipitio imminentem, haud sine periculo tandem perveni ad litus Speziani sinus internum, Lericisque portum. Videtis, quam parum eiusmodi via marmoribus avehendis apta sit. Si hodiernum situm spectamus, neque hoc verum est, quod Strabo affirmat, „fodinas mari e propinquo imminere.“ Nam montes, ad quorum radices Carrara condita est, satis longe a litore interius recedunt. Totum hunc tractum peragravi, sed, fateor, neutiquam eo consilio peragravi, ut geographiae antiquae dilucidandae operam darem. Non tamen mihi tempero, quin vobis coniecturam audaciorem fortasse et examini severiori subiiciendam, eiusmodi tamen proponam, ut, si accurata locorum inspectione confirmetur, clarissimam lucem dissentientibus veteribus geographis afferat. Naturae facies in hac Italici litoris parte a Romanis inde temporibus valde immutata esse videtur. Plagam illam humilem atque paludosam, quae a laeva Macrae ripa infra clivos Carrarenses et ultra porrigitur, fluvii alluvionibus deberi arbitror, e montibus vicinis magnam limi, lapillorum et ramentorum molem secum devectam in mare eructantis. Fieri potuit, ut amnis Macra olim in ipsum sinum Spezianum infunderetur, donec terris paullatim ab ipso aggeratis impeditus, cursum mutare coactus, per alveum hodiernum in mare deflueret. Non undique sinus ille saxis praeruptis cingitur, et nisi memoria me fallit, satis campestri itinere a Spezia oppido ad Sarzanam perveni. Quod si concedatur, Luna, quamquam in litore sinus Speziani condita, nihilo minus tamen ad laevam fluvii ripam condita esse potuit. Neque veri absimile est, per fossam Tuscorum more e Macra usque ad montium Carrarensium radices ductam marmora ratibus in portum Lunensem esse devecta. Cui coniecturae etiam Ptolemaeus favere videtur, dum loca in litore sita hoc ordine recenset: „Liguriae (sunt) Tigulia, Macrae amnis ostium; Tuscorum, „Luna, Selenes promontorium (*Σελήνης ἄκρον*), Her„culis fanum, Arni fluminis ostium.“ *Lunae*, sive Graeco vocabulo *Selenes promontorium* nullum aliud esse potest quam mons ille qui oppido *Lerici* a tergo imminet, e cuius fastigio summa cum voluptate hinc sinum pulcherrimum, inde mare Ligusticum ac Tuscum late me prospectare memini. Procedit Ptolemaeus in litore versus orientem atque meridiem: primum ponit Macrae ostium, deinde Lunam urbem, denique Lunae promontorium. Haud obscure igitur Macrae ostium in ipso sinu collocat, nisi quis dicere malit, textu corrupto ordinem esse turbatum. Sed iam mitto intricatam hanc quaestionem, de qua paullo fusius disserui, ut ex hoc exemplo intelligeretis, quantis interdum laboret difficultatibus notitia orbis antiqui, et quam caute fides adhibenda sit tabulis geographicis, in quibus omnia tamquam certa ac penitus cognita delineantur.

---

[1] [Loco cit. p. 340. ed. *Almelov.*]

Quod ad mediterranea attinet, minus etiam quam in tractu litorali fines Etruriae versus septentrionem accurate describere possumus. Tribuuntur tamen Tuscis oppida Luca, Faesulae, unde Florentia originem traxit, Aretium; de quorum situ nulla est disceptatio, quippe quae hodieque nomina sua antiqua servant. Hac ex parte Etruscis Galli fuere contermini, qui numquam citra Apenninum firmas sibi sedes parare valuerunt. A Gallis expulsi erant Tusci Circumpadani, in quorum igitur ditione eadem loca fuisse oportet, quae deinde a barbaris sunt occupata. Attamen utrum ante Gallorum irruptionem idem limes Etruriam Circumpadanam a Media disterminaverit, qui postea huic versus Galliam Cisalpinam ponitur, dubitari potest.

Omnes, quotquot habemus, historici et geographi veteres Etruriae conditionem nobis exhibent, qualis fuit post sedes Gallorum in Italia stabilitas. V. cl. Niebuhrius ingeniossimam, me quidem iudice, protulit coniecturam, de qua paullo post agemus, Gallos non universas Etruriae Circumpadanae civitates expugnasse, sed haud paucas citra Apenninum intactas reliquisse; eas deinde e clade superstites novo foedere duodenis priscae Etruriae civitatibus sese adiunxisse, a quibus olim alienae fuerant; scriptores Graecos, respectu ad tempora antiquiora, quorum statum fere ignorarent, neglecto, quaecunque noverant Tusca, sub Etruriae nomine confudisse.

De hoc inter omnes convenit, duodecim fuisse inter Tiberim et mare inferum Tuscorum civitates foederatas, ita quidem, ut singulae sui essent iuris, interdum tamen universae legatis missis ad concilia coirent, et praecipue quandoque gravius periculum instaret, iunctis viribus bella gererent. Quarum civitatum unaquaeque urbem principem habebat imperii sedem, in qua summi magistratus rem publicam administrarent, sive aequo iure ab omnibus municipiis ad eandem civitatem pertinentibus electi, sive praerogativa quadam procerum ceteris civibus praepositi. Singulae res publicae ab urbe principe nomen suum trahere solebant. Quantis tenebris res Tuscae sint obvolutae notitiarum penuria, inde patet, quod in numero harum civitatum duodenario legitime explendo haeremus. De plerisque quidem res extra dubium posita est; de nonnullis ambigitur, tantoque magis, quod plura nomina satis celebrata supersunt, quam ut omnibus locum concedere possimus. Secundum Niebuhrium [1] duodecim Etruriae civitates haec fuerunt: Caere, Tarquinii, Populonia, Volaterrae, Arretium, Perusia, Clusium, Rusellae, Cortona, Veii, Volsinii; his quamvis dubitanter ultimam addit Capenam; Vetuloniam et Cosam excludit.

In plurimis viro clarissimo assentior, in quibusdam ab eo discedendum esse censeo. Praecipue loco Liviano insistit qui, si quid video, minus huc facit. Livius [2] octo Etruriae populos bello Punico secundo, a. u. c. 547.

---

[1] [Röm. Gesch. I. p. 77. sq. edit. I. Sed cf. I p. 131. edit. III.]

[2] Liv. XXVIII. 45.

P. Scipionem copiis suis liberaliter adiuvantes recenset. At tunc temporis iamdudum universa Etruria Romano imperio parebat; fruebantur tamen municipiorum iure oppida Tusca: nec inde, quod Scipionem apparatu bellico et navali instruxerunt, necessario sequitur, ea singula olim civitatum capita fuisse. Ad' tempora illa, quibus Etruria integra adhuc et libera florebat, respiciendum est: observandum, quaenam civitates proprio Marte bella gesserint, foedera pepigerint, colonias deduxerint, omnibus rerum publicarum muneribus ab aliena auctoritate immunes functae sint. Sed singula perpendamus.

Quae Latio vicina sunt Etruriae oppida, ea in historia Romana primorum ab urbe condita saeculorum saepissime memorantur. Ab his igitur incipiendum est. Primi in censum veniunt Caerites. *Caere*, Graecis dicta *Agylla*, spatio unius fere diei itineris ab urbe Roma et aeque longe a Tiberis ostio remota, collis fastigio litori satis propinquo imposita fuit; portubus usa esse videtur civitas opibus navalibus pollens, Pyrgis, Graeco nomine et Alsio. Eius ditio satis angusta fuisse apparet, nam a Tarquiniensi et Veientana includebatur. Multa Caerites bella maritima gesserunt, mox nobis memoranda; cum Romanis pacem ac societatem semper coluere, dum mutua pietas foedera sanciret. Ab hac urbe, utpote vera ipsorum patria, Romani per plura saecula manus avidas abstinuere, parricidium publicum, nisi fallor, reformidantes. Etsi Caerites terrestribus copiis haud multum valebant, tamen Gallis post Romam incensam impune abeuntibus maximam praedae partem eripuerunt Romanisque reddiderunt. Quod facinus nobilissimum superbia Romana, Camilli victoriam ementita, tacuit; Graecus auctor, Strabo [1], memoriam eius nobis servavit.

Proxime a dextera Tiberis ripa Romae oppositi erant *Veii:* urbs olim florentissima, munitissima, quae post reges Roma expulsos per diuturnum temporis spatium quasi universae Etruriae propugnaculum semper in excubiis contra Romanorum incursiones fuit, quas latrocinia verius quam bella diceremus. Per decem annos frustra obsessa tandem casu potius ac dolo quam vi armorum capta est, quum Romani per cuniculos subterraneos eam irrupissent. Situs, templa et aedificia publica adeo Romanis paullo ante victoribus placebant, ut post Gallicum incendium eo migrare cuperent, vix tandem superstitione ab hoc consilio exsequendo deterriti. Augusti aetate iam nulla fere tanti splendoris vestigia exstabant, omnia diruta atque deserta erant, et in ipso veterum murorum ambitu passim armenta errabant, uti Propertius canit [2]:

> Et Veii veteres, et vos tum regna fuistis,
> Et vestro posita est aurea sella foro.
> Nunc intra muros pastoris buccina lenti
> Cantat, et in vestris ossibus arva metunt.

De vero Veiorum situ variis modis disceptatum est. Oppidi hodierni *Ponzano* cives municipio suo honorem antiqui nominis vindicant; alii usque ad *civitatem Ca-*

---

[1] [Geogr. lib. V. p. 220., ed. *Almel.* p. 337.]

[2] El. IV. El. X. 27 . . . 30.

stellanam, historia repugnante, nimis longe a Roma Veios amoliti sunt. Cluverius in oppido *Scrofano* veterem urbem agnoscit; Nardinius eandem collocat ad insulam *Farnesianam;* Zanchius tandem Veiorum situm in silva Baccana *(Monte Lupoli)* ad octavum decimum miliarium ab urbe quaesivit. Utut est, in collis undique praerupti fastigio, sicuti pleraeque Etruriae urbes, et hanc conditam fuisse ex obsidionis narratione apparet.

Numquam rei navali operam dedisse, nec omnino portum habuisse videntur Veientes. Attamen, si Plutarcho[1] et Dionysio[2] fidem habemus, ditio eorum olim usque ad mare pertinuit. Uterque enim Romulum bello feliciter contra Veientes gesto, agri portione eos mulctasse tradit, qua comprehendebantur Septem pagi s. Septempagium, et salinae in litore prope ostium Tiberis sitae. At bellum Romuli est fabulosum; saltem scriptores ipsi sibi repugnant, dum tam exilia Romae initia fuisse volunt, ut ad ipsas paene urbis portas bella Romanis cum vicinis suis essent gerenda, et nihilominus ditionem eorum sub primo statim rege usque ad mare protensam fuisse affirmant. Livius[3] ab Anco demum imperii fines eo prolatos testatur; eundem portus Ostiensis et salinarum conditorem perhibet, quod multo maiorem veri speciem prae se fert. Neque haec Ancum vi armorum Veientibus eripuisse crediderim, sed potius Caeretanos Romanis utpote sociis suis et colonis sponte ea concessisse, ut et ipsi navigationem maritimam exercere possent, ut sub ultimis regibus diligenter eos fecisse constat. Nam si locorum situm inspicias, haud probabile fit, Veientium ditionem unquam usque ad mare sese extendisse; potius Caeretanis ea tribuenda videntur, cum quibus semper Romanos foedus atque amicitiam coluisse certo scimus.

---

[1] [In Romulo c. 25.]

[2] [Hist. Rom. II. c. 55.]

[3] [Lib. I. c. 33.]

Neque in hac Etruriae regione *Fregena*, oppidum in locis palustribus prope litus, inter urbem Caere et Tiberis ostium aequo fere intervallo positum, silentio praetereunda est. Et Fregenam quoque Caeretanorum ditioni accensendam esse existimo. In pluribus veterum auctorum locis, uti recte Cluverius observat, propter nominis similitudinem Fregellae, Volscorum oppidum, pro Fregena nobis obtruduntur. Quod quamvis Cluverium fugerit, in Plinii quoque loco accidit, ubi e Varrone plasticen maxime in Etruria fuisse elaboratam refert [1], „Turianumque *a Fregellis* accitum, cui locaret Tarqui„nius Priscus effigiem Iovis fictilem in Capitolio locan„dam.“ Nihil de falsa lectione suboluit Harduino, doctissimo alias Plinii interpreti; sed fidenter rescribe *a Fregena*, vel *a Fregenis*, siquidem et hoc nomen interdum numero plurali usurpatur [2]. Nam si Turianum a Fregellis accivisset Tarquinius, Volscus ille artifex fuisset; agitur autem de Tuscorum peritia in signis fictilibus fabricandis; nec usquam memoriae proditum est, Volscos eiusmodi artificiis excelluisse. Fregena igitur, etsi exiguum oppidum, antiqua olim artium laude floruit. Post bellum Punicum secundum coloniis Romanorum maritimis ea adnumeratur: inde eius cives rei navali operam dedisse coniicias.

---

[1] Hist. nat. XXXV. cap. 12. sect. 45.

[2] Liv. XXXVI. c. 3. [ἡ Φρεγηνία ap. Strab. V. p. 226., ed. *Almel.* p. 345.]

Ad *Capenates* et *Faliscos* progredimur. Capenatium agro continebatur *lucus Feroniae;* prisca religione celeberrimus. Hinc de situ oppidi Capenae quodammodo liquet: Danvillius tamen et Reichardus in tabulis suis in diversa abeunt: ille Capenam ad Tiberis ripam collocat, hic rectius, nisi fallor, introrsum, ad alterum montis Soractis latus. Traxit enim nomen ab exiguo amne Capenate, quem Silius Italicus[1] laudat:

> Dives ubi ante omnes colitur Feronia luco
> Et sacer humectat fluvialia rura Capenas.

Cave ne huc appellationem *Portae Capenae* referas, in quem errorem lapsus est Servius, Virgilii commentator. Porta Capena a parte Urbis aversa patebat, unde via Appia ad Campaniam ducebat. Forcellinius ab oppido Latii Romae proximo, deinde exciso, nomen in portam transiisse affirmat; nec sane nomen Tuscum in Latio repetitum mirarer, quandoquidem plura huius rei exempla habemus, de quibus mox agetur. Sed neminem, qui oppidi istius mentionem faciat, novi. A Capua igitur dictam potius crediderim quasi Capuanam.

Falisci nomen hoc gentilicium habent ab urbe Faleriis. Gemini autem Falisci fuerunt, quorum alteris, de quibus nunc sermo est, Plinio teste cognomen Etrusci fuit, alteri, in Latio, dicebantur Aequi Falisci, quorum oppidum viae Flaminiae imminebat. Cato Faliscam ab Argis ortam esse scripsit, conditam ab Haleso Argivo. At hoc non moramur: iam satis Catonem in veterem Italiae historiam origines Graecas perperam induxisse monitum est. Cluverius, et post eum Heynius, existimat a Virgilio inter Messapi copias Aequos Faliscos recensente Tuscos hosce nostros designari: quod veri quadam specie non caret. Interponuntur nimirum a Virgilio eiusque imitatore Silio Aequi Falisci locis nominibusque Etruscis. Igitur aut poetica licentia cognomen hoc adiunxisse existimandi sunt, aut famam aliquam eos sequi de colonia e Latio traducta. Nullum enim historicum novi, qui hoc cognomen Faleriis Tuscis tribuerit. Locus Strabonis, ad quem provocat Cluverius, corruptior est quam ut tuto quidquam inde effici possit, et vocabula *Aequum Faliscum* emendatione eo sunt illata.

---

[1] L. XIII. 84.

Utrique, Capenates et Falisci, Veientibus contermini, ad eorum ditionem pertinuisse mihi videntur. Niebuhrius contra contendit Capenatibus locum esse concedendum inter duodecim principes Etruriae civitates; quod proprio Marte bella cum Romanis gesserint. Sed quo tandem modo id fecerunt? Capenates et Falisci, soli ex omnibus Etruriae populis, arma sumpserunt, ut Veientibus obsidione pressis succurrerent, quoniam, Veiis devictis, sibi exitium proxime imminere praevidebant, quod eventu confirmatum est: nam Capenates statim post Veios captos subacti sunt; Falisci paullo diutius restitere ac saepius rebellavere. Neque ullum aliud Capenatium bellum contra Romanos praeter hoc Veientanum, quod sciam, ab historicis memoratur. Quo tantum abest, ut Niebuhrii opinioni pondus accrescat, ut potius inde Capenates arctissimo foedere cum Veiis, tanquam capite civitatis suae iunctos fuisse appareat. Gravius argumentum hoc est, quod Catone auctore Capena quodammodo Veientanorum colonia fuit. Legitur apud Servium[1]: „Hos“ (Capenos) „dicit Cato Veientum condidisse auxilio „filios regis Propertii, qui eos Capenam, cum adolevissent, miserat.“

Paullo ultra *Falerios* sita erat *Fescennia*, nulla alia re memorabilis nisi iocis Fescenninis[2]. „Ab hoc oppido „ortum habuit genus quoddam carminis incompositi ac „rudis, simulque obsceni, iocosi, et dicteriis pleni, quod „tum diebus festis relaxandi animi caussa, tum praecipue in nuptiis canebatur.“ Quod a Tuscorum moribus sane non abludit, quippe qui ludis, iocis et festivae hilaritati magnopere indulserunt. Huic tamen oppido, ut tot aliis, origo Graeca a nonnullis affingitur. Dionysius[3] Fescenniam et Falerios a Siculis olim condita oppida, a Pelasgis deinde occupata, „parvas quasdam scintillas „Pelasgici generis servare“ affirmat. Quae quales fuerint, vellem accuratius declarasset. De Siculis non repugno: fieri potuit ut Tusci Siculos ex aliqua sedium suarum parte simul cum Umbris expellerent; sed Pelasgi illi in Etruria, diversi a Tyrsenis, et ante horum adventum terrae possessores, mera sunt somnia, ut capite primo copiose demonstravi. Hoc tantummodo teneamus oppida haec, Capenam, Falerios, Fescenniam, fama antiquissimae originis claruisse, alioquin Virgilius, doctus poeta, in catalogo suo iis locum non dedisset [1]:

---

[1] [Ad Aeneid. VII. v. 697.]

[2] *Forcellin.* e Servio [l. c. ad v. 695.]

[3] [Hist. Rom. I. c. 21.]

Hi Fescenninas acies Aequosque Faliscos,
Hi Soractis habent arces, Flaviniaque arva,
Et Cimini cum monte lacum, lucosque Capenos.

Sutrinos quoque rei publicae Veientanae accensendos arbitror. Patet enim ex historiis, eos statim post Veios captos sua sponte, nulla vi armorum opposita, in Romanorum potestatem concessisse, et socios populi Romani, id est subditos esse factos. Nono anno post Veiorum excidium Etrusci foederati Sutrium obsederunt, et urbe per pactionem ipsis tradita eius cives, quia nimirum ab Etruriae foedere defecissent, in exilium miserunt. Camillus dictator oppidum eodem die receptum Sutrinis reddidit. Velleio Paterculo [2] teste, „post septem annos, „quam Galli urbem ceperunt, Sutrium deducta colonia „est.“ Apparet autem tunc temporis ceteras undecim civitates Etruriae principes, praeter solos Veios, tum incolumes atque intactos a Romanorum armis stetisse.

Revertamur ad oram maritimam pergamusque urbes Etrurias eo ordine quo longius a Latio et Roma dissitae fuerunt, recensere. Qua ex parte proximi ultra Caerites sunt Tarquinienses. „Supra Cornetum hodiernum ad „mille passus ruinae conspiciuntur insignes antiquae „urbis, quas incolae hodie *Tarquene* vulgo appellant.“ [3]

---

[1]) Aen. VII. 695. sqq.

[2]) [Histor. I. 14. §. 2.]

[3]) Cluver.

Visuntur adhuc sepulcra subterranea Tarquiniensium, egregiis picturis ornata (*le grotte di Corneto*). Satis amplae huius civitatis opes fuisse videntur; quae praeterea natalibus regis Tarquinii Prisci celebratur, cuius nomen Tuscum Romani, veteris traditionis plerumque obliti, ignorarunt; uxor eius Tanaquil sub vero nomine posteritati innotuit. Antiqua Tarquiniorum inter populares suos gloria atque origo prisca inde apparet, quod Tages, puer fabulosus, cui Tuscorum sacri libri tribuebantur, in agro Tarquiniensi subito e terra emersisse creditus est. Ea domestica Etruriae narratio fuit; Graeci Tarquiniis Tarchonem quendam heroem conditoremque affinxerunt, praefectum Tyrseni Lydi, Italico nomine ad morem linguae Graecae deflexo.

Paullo infra Cornetum in litore sitae fuere *Graviscae*, quod oppidum olim Tarquiniensibus paruisse Livius[1] diserte testatur. Graviscae, conditae in locis paludosis, infames erant propter aeris intemperiem pestilentem[2]. Portus opportunitate, quum fortasse nullum alium Tarquinienses in finibus suis haberent, urbs ceteroquin obscura sese commendasse videtur, siquidem et Romani, insalubritate haud deterriti, coloniam eo deduxerunt[3].

De *Cosae*, Tarquiniis conterminae, situ ambigi nequit. Exstant eius moenia amplissima cum turribus suis integra paene post tot saeculorum decursum. Exstructa ea sunt in vertice collis mari imminentis, prope isthmum angustum, unde promontorium Argentarium excurrit. Subiacet ei portus Herculis. Colonia a Romanis eo deducta est anno nono ante primum bellum Punicum[1], quam Plinius[2] *Cosam Volcientium* appellat. Inde colligo civitatem, cui olim praeerat Cosa, dum sui iuris esset et immunis ab imperio Romano, Volcientium dictam fuisse. Legitur in Fastis Capitolinis ad a. u. 463.: „Ti. Coruncanius cos. de Vulsiniensibus et Vulcientibus triumphavit.“ Livii narratio de hoc bello temporum iniuria periit, sed facile est ad intelligendum, Volcientium civitatem, id est Cosanos, arma sua cum Volsiniensibus contra Romanos iunxisse. Niebuhrius[3] propter nomen populi haud ab urbe principe derivatum sibi persuadet, Volcientes indigenas nescio quos fuisse, ab Etrusca stirpe plane alienos; in eo tamen mecum consentit, quod Cosam Volcientium caput agnoscit. Frustra Micalius[4] de huius urbis antiquitate dubitat, quasi in finibus Volcientium a Romanis demum fuerit condita, quam Virgilius[5] vetustissimam declarat, belli Troiani aevo iam florentem:

---

[1] [Lib. XL. c. 29.]

[2] Virgil. Aen. X. 184.

[3] [Liv. l. c. Vell. Paterc. Histor. I. 15. §. 2.]

> Sub quo mille manus iuvenum, qui moenia Clusi
> Quique urbem liquere Cosas .....

Hoc peculiare habent muri Cosani, quod exstructi sunt non quadrato saxo, ut ceterarum urbium Tuscarum, quotquot sunt, quarum etiamnum visuntur rudera; sed ritu Cyclopeo, id est e lapidibus polygoniis (multangulis) forma inaequali, sine caemento tamen firmissime inter se coagmentatis, quales etiamnum exstant in Peloponneso, et passim in Latio. Quis unquam credet, colonos Romanorum exeunte saeculo ab u. c. quinto, quum iam universa fere Italia sub imperii Romani auspiciis pace secura frueretur, aut eiusmodi moenia rudi quidem artificio fabricata, sed immensi operis inchoasse, aut Senatum ea perfici passurum fuisse? Eadem nostro iure Cyclopea nuncupamus, quandoquidem poetae Graeci muros antiquissimos Tirynthis, Mycenarum, Argorum, sine dubio ante bellum Troianum exstructos, hoc nomine celebrant. Inde non sequitur, quod volebat vir eruditus Gallus *Petit-Radel*, omnes urbes eiusmodi muris cinctas a Pelasgis esse conditas. Cognationem quandam veterum Italiae et Graeciae incolarum agnoscimus; sed negamus colonias Pelasgicas ea saltem ratione deductas esse, qua vulgo deductae putantur, scilicet quasi heroicis temporibus Pelasgi ex ipsa Graecia maritimo itinere in Italiam migravissent. Moenia Cyclopea Anagniae, Norbae, Signii aliarumque in Latio urbium summam vetustatis speciem prae se ferunt. Quidni fieri potuerit, ut architectus Tuscus, cui muniendae Cosae negotium demandatum esset, quum iam dudum aliud opificii genus apud populares suos invaluisset, moenia ista Latina propter egregiam firmitatem imitari vellet. Nec fefellit eum spes: stant etiamnum hodie muri Cosani, nulla unquam vi fracti. Cosa, quanquam a. u. c. 556. iterum mille colonis aucta, mature deserta iacuit, qualem describit initio saeculi p. Chr. n. quinti Rutilius Numatianus[1], qui oram Etruriae itinere maritimo legerat:

---

[1] Vell. Paterc. [Histor. I. 14. §. 7.]

[2] Plin. H. N. III. cap. 5. sect. 8. „Cossa Volcientium a populo „Romano deducta.“

[3] [Rom. Gesch. I. p. 78. sq. edit. 1.]

[4] [Antichi monumenti. Spiegazione p. VI. nro. X.]

[5] [Aen. X. 167. sq.]

> Cernimus antiquas, nullo custode, ruinas,
> Et desolatae moenia foeda Cosae.

Sed iam ab Augusti inde aetate eam habitari desiisse colligimus e Tacito[2], de servo Postumi Agrippae his verbis narrante: „vectus Cosam, Etruriae promontorium, igno„tis locis sese abdit.“ Municipii quod nullum iam erat, non meminit, sed promontorii, quo nomine montem Argentarium intellexisse putandus est. Singularem Rutilius[3] caussam qua coacti Cosani, iam non amplius Etrusci, sed municipes Romani, urbem suam deseruerint, ita refert:

> Ridiculam cladis pudet inter seria causam
> Promere; sed risum dissimulare piget.
> Dicuntur cives quondam migrare coacti
> Muribus infestos deseruisse Lares.
> Credere maluerim Pygmaeae damna cohortis,
> Et coniuratas in sua bella grues.

Verior fortasse caussa fuit bellorum civilium devastatio, inprimis Etruriae funesta; nec tamen omnem fidem negaverim populari narrationi: quantum cladem agris inferre possint mures, hac ipsa aestate vidimus, et similis est nostratium fabula de Hattone episcopo Moguntino: propter piaculum admissum mures sibi infestos habuisse traditur, ideoque confugisse in turrem infra Bingium, rupi in ipso

---

[1] [De red. suo I. 285. sq.]

[2] [Ann. II. 39.]

[3] [L. cit. v. 287. sqq.]

Rheno impositam; sed neque ita muris undisque cinctus a muribus fluvium tranatantibus tutus fuit, donec fame in illa ipsa turri consumeretur.

Obiter monere liceat, Cosae nomen melius per simplicem *s* scribi, quandoquidem Tusci litteras numquam geminare solebant.

Volcientibus ab orientis parte in mediterraneis contermini fuere *Volsinienses*, ut et nomina amborum in titulo triumphali[1] iuncta vidimus. *Volsinii* ad lacum cognominem collocati iure hereditatis nomen suum oppido hodierno *Bolsena* transmisere. Cuius urbis frequens fit mentio in Romanorum annalibus, primum ad a. u. c. 364. Veiis enim captis et ditione Veientana subacta iam vicini Romanorum facti fuerant. Sero periculum ipsis imminens sensere Volsinienses; arma sumpsere, sed tunc et plerumque postea infelici conatu. Civitas a Livio[2] diserte inter Etruriae capita numeratur. In eius finibus sita fuisse oppida Salpinum et Trossulum necesse est. Salpinates in primo illo bello Volsiniensium socii fuere; Trossulum, fere novem milia passuum citra Volsinios, captum est, sine peditum ope, ab equitibus Romanis, qui per multum tempus inde honoris caussa Trossuli dicti sunt[3]. Quonam bello tam egregium facinus perpetraverint, abs testibus Plinio et Pompeio Festo non memoratur. Sed vix illud alio referri potest quam ad a. u. c. 459. De cuius anni rebus gestis sic narrat Livius[1]: „Inter haec Carvilius consul in Etruria *Tros-„sulum* primum oppugnare adortus, CCCCLXX ditissi-„mos, pecunia grandi pactos, ut abire inde liceret, „dimisit: ceteram multitudinem oppidumque ipsum vi „cepit.“ In editis libris corrupte legitur *Troilium*, quamvis Sigonius et Cluverius verum nomen ium dudum restituerint. Nec miremur, Livium ne verbo quidem equitum audaciam innuere: multa alia aeque memorabilia ex vetustis historiis aut ignoravit, aut, ad recentiora properans, neglexit. Cluverius Trossulum ibidem collocat, ubi hodie est *Monte Fiascone*, et affirmat erutas hic esse aliquot antiquas inscriptiones loci vetustatem indicantes. Post Trossulum captum Carvilius quinque Volsiniensium castella, locis munitis sita, expugnavit; iisdem Decius, XIV annis ante, aliquot castella ademerat. Inde patet, ditionem eorum satis late patuisse. In arctum tamen ea cogitur, hinc Tiberi, in hac cursus sui parte versus Etruriam sinuoso; hinc ipso lacu, qui et Tarquiniensis interdum appellatus est, quoniam huius civitatis fines eum attingebant. Tarquinienses in lacus cognominis ripa lapicidinas habuisse Plinius[2] et Vitruvius[3] testantur. Igitur qui ultra lacum usque ad mare porrigitur tractus, is aut Volcientibus aut Tarquiniensibus est tribuendus. Quibusnam limitibus versus septentrionem ac meridiem respublica Volsiniensis circumscripta fuerit, parum liquet: illinc Clusini, hinc Veientes eius vicini fuere; quos saltum Ciminium a Volsiniensibus distерminasse suspicor. Omnino cavendum est, ne parum tribuamus civitati, quam omnes florentissimam et opulentissimam olim praedicant. Quanta urbis principis magnificentia fuerit, inde colligere licet, quod Romani Volsiniis expugnatis inter ceteram praedam duo milia statuarum inde avexerunt [1]. E Iuvenale [2] discimus excelsi montis fastigio, ut pleraeque Tuscorum urbes, et hanc impositam fuisse:

---

[1] Fast. Capitol. a. u. c. 463.

[2] Liv. X. 37. (a. u. c. 458.) „Tres validissimae urbes, Etru-„riae capita, *Volsinii*, Perusia, Arretium, pacem petiere.“

[3] Cf. Plin. [H. N. XXXIII. 2. sect. 9. Paul. Diac. ex] Fest. [v. *Trossuli*, p. 367. ed. *Muller*. Schol. in Pers. I. 82. Non. Marcell. p. 19. 1.]

---

[1] [Lib. X. c. 46.]

[2] [H. N. XXXVI. 22. sect. 49.]

[3] [De architect. II. 7. §. 30.]

> Quis timet aut timuit gelida Praeneste ruinam,
> Aut positis nemorosa inter iuga Volsiniis, aut
> Simplicibus Gabiis, aut prona Tiburis arce?

Ultra Volsinios proximum est *Clusium*, ad fluvium Clanim, ubi e palude Clusina exit; deinde *Perusium* inter lacum Trasimenum et dexteram Tiberis ripam, quae civitates inter Etruriae capita passim laudantur. Utrisque nomina sua integra mansere, pronuntiatione tantummodo paullisper immutata. Clusium Porsena, rege suo vel potius foederatae Etruriae duce gloriatur, Romae non solum obsessore, sed si veriora sequimur, expugnatore.

---

[1] Plin. H. N. XXXIV. c. 7. sect. 16. „Deorum tantum putarem „ea (scil. signa Tuscanica) fuisse, ni Metrodorus Scepsius, cui „nomen a Romani hominis odio inditum est, propter duo milia „statuarum Volsinios captos obiiceret.“ — Utinam superstites forent, unici in suo genere, libri huius scriptoris *μισορωμαίου!* Veriora in iis legeremus, quam quae Romanorum arrogantia Graeculorumque assentatio protulerunt.

[2] Satir. III. 190. sqq.

Atqui de hoc bello tempus agendi erit in rerum gestarum narratione. Huius quoque urbis originem Virgilius [1] ultra tempora Troiana reiicit:

> Massicus — —
> Sub quo mille manus iuvenum, qui moenia *Clusi*,
> Quique urbem liquere Cosas.

Eodemque libro [2]:

> Qua rex *Clusinis* advectus Osinius oris.

Facile poetae urbem fuisse antiquissimam credimus, quae quinque saeculis ante Chr. n. ad tantum potentiae fastigium excreverat, ut ceterae Etruriae urbes Romae debellandae negotium vel regi vel dictatori Clusino potissimum demandarent. Ibi olim ingens opulentiae, qua eodem tempore floruerat, et publici splendoris documentum visebatur, Porsenae sepulcrum singulari modo exstructum, a Varrone inter mundi miracula relatum. Livius [3] Clusium olim *Camertem* [4] appellari solitum tradit. Rectius dixisset, prius nomen esse Latinum, alterum quo ipsi Tusci urbem designarent. Nec tamen vere Tuscum hoc vocabulum crediderim, sed potius ex Umbrorum lingua petitum. Fuit enim et alia Camers in Umbria, saepius in historiis memorata; quod Umbrorum Camertium oppidum, post coloniam Romanam eo deductam, Camerinum plerumque appellatur. Inde colligere licet, Camertes nomen patriae suae, unde a Tuscis exulare coacti fuerant, in novas sedes secum transtulisse. Fluvii

---

[1] [Aen. X. 166. sqq.]

[2] [v. 655.]

[3] [Lib. X. c. 25.]

[4] [Camars s. Camaris *mss.* Camers *volunt Wesseling. et Cluver.* Cf. interpp. ad Liv. l. c.]

Umbronis per Etruriam delabentis iam alio loco mentionem feci; alterum hoc exstat vestigium, quo docemur Umbros olim citra Apenninum habitasse.

Versus meridiem Clusinis contermini fuere Volsinienses, versus orientem Perusini, a septentrione Clusio imminet Cortona; ab occidente satis ampla patet regio, quae tanti imperii sedi probabiliter tribuitur. Nulla enim ibi occurrit urbs alicuius notae praeter Senam, quae coloniae Romanae nomine semper insignitur, nec vetusta ac vere Tusca fuisse videtur, aut saltem liberae Etruriae temporibus obscura et alieno imperio subdita.

Revertimur nunc ad oram maritimam, in qua primae post urbes iam recensitas sese offerunt nobis *Rusellae*. Exstant eius oppidi moenia, ultra Umbronem, solido opificio sed ambitu modico, mille et sexcentorum fere passuum[1]. Nec situ suo valde munitum fuisse apparet, quippe quod nullo negotio post brevem obsidionem expugnatum est a Romanis a. u. c. 458. Livius[2] „capta,“ inquit, „ibi amplius duo milia hominum, minus duo milia „circa muros caesa.“ Unde colligere licet, haud valde populosum fuisse oppidum, in quo non ultra quattuor milia civium arma capere potuissent. Nihilo minus locum ei assignant inter duodecim civitates Etruriae Cluverius et Niebuhrius. Ille quidem auctoritate Dionysii[3] ductus, narrantis Latinos Sabinosque ab Etruscis contra Tarquinium Priscum auxilium petiisse; neque quidem uni-

---

1) *Micali* [I. p. 126.]

2) Lib. X c.37.

3) [Histor. Rom. III. c. 51.]

versam rem publicam communi consilio in id consensisse, sed quinque tantum civitates, Clusium, Arretium, Volaterras, Rusellas, Vetuloniam, pollicitas esse illos a se privatis opibus adiutum iri. Quam totam narrationem commenticiam esse, suo loco demonstrabimus. Niebuhrius porro ad Livii locum[1] provocat, unde, me quidem iudice, nihil effici potest: historicus ad a. u. c. 547. varias Italiae urbes recenset, quae in bello Punico secundo Romam aut copiis adiuverunt aut apparatu bellico instruxerunt. „Clusini," inquit, „Perusini, Rusellani „abietem in fabricandas naves, et frumenti magnum „numerum se collaturos polliciti sunt." Quid amplius? num inde sequitur Rusellanos suffragium in publicis Etruriae consiliis ac belli pacisque ius habuisse? Scilicet tunc temporis nulla iam dudum supererat Tuscorum res publica, et omnes Etruriae urbes, tum principes olim, tum inferioris ordinis, aequata condicione sub Romano imperio municipiorum loco habebantur. Fortasse Rusellas saeculo priore captas iam colonia deducta erat; quod factum esse constat, sed quo anno factum sit non invenio. Igitur potius animus eo inclinat, ut Rusellanos aut Volcientium ditioni aut Clusinorum accenseam.

In ea litoris Etrusci parte quae versus insulam Ilvam excurrit, *Populonii* rudera visuntur. Nomen et feminino genere effertur. Imminebat ea mari in montis praerupti fastigio, ad cuius radices portus patebat. Celeberrimum hoc fuerat Tuscorum emporium, dum res eorum florebant. Arcem quidem Populonii Strabo, exceptis templis domibusque paucis, plane desertam vidit, navale vero infra positum etiamnum incolis frequentabatur, et exstabant officinae ferrariae, ferro ex insula Ilva allato elaborando destinatae [1]. Rutilii aetate dirutum omnino erat Populonium, nec nisi Pharo insigne, iure tamen celebrat poeta et situm opportunum et antiquae magnificentiae oblitterata paene vestigia [2]:

---

[1] Lib. X. c. 45.

> Proxima securum reserat Populonia litus,
> Qua naturalem ducit in arva sinum.
> Nunc illic positas extollit in aethera moles
> Lumine nocturno conspicienda Pharos:
> Sed speculam validae rupis sortita vetustas,
> Qua fluctus domitos arduus urget apex,
> Castellum geminos hominum fundavit in usus:
> Praesidium terris, indiciumque freti [3].
> Agnosci nequeunt aevi monumenta prioris;
> Grandia consumpsit moenia tempus edax.
> Sola manent interceptis vestigia muris:
> Ruderibus latis tecta sepulta iacent.

Et huic urbi summae antiquitatis gloriam vindicat Virgilius [4], canens in recensu copiarum ad Aeneae auxilium ex Etruria accitarum:

> Sexcentos illi dederat Populonia mater
> Expertos belli iuvenes.

Niebuhrius haud dubitanter Populonio inter Etruriae capita locum assignat, qua de re quidem prorsus diversum est indicium meum: sed hanc quaestionem paullo post tractabimus.

---

[1]) [Cf. Strab. Geogr. lib. V. p. 223., ed. *Almel.* p. 341.]

[2]) [Rutil. Numat. de red. suo. I. v. 401. sqq.]

[3]) Quia nimirum mare longe lateque inde prospiciebatur. [*al.* fretis.]

[4]) [Aen. X. 172. sq.]

De *Vetulonii* sive *Vetuloniae* situ satis constat. Decem miliaribus ultra Populonium, haud longe a mari aberat, aquas calidas vicinas habebat. Cluverius insignes antiquae urbis reliquias, et hodie vulgari vocabulo *Vetulia* dictas, inter Populonii ruinas et Turrem S. Vincentii se vidisse testatur. Rerum Viterbiensium scriptores, nullo idoneo argumento freti, immo Plinio[1] reclamante, ad patriae suae vicinitatem Vetulonios retrahere conati sunt. Magnifica de hac urbe praedicat Silius Italicus[2]:

. . . .
Maeoniaeque decus quondam Vetulonia gentis.
Bis senos haec prima dedit praecedere fasces,
Et iunxit totidem tacito terrore secures:
Haec altas eboris decoravit honore curules,
Et princeps Tyrio vestem praetexuit ostro:
Haec eadem pugnas accendere protulit aere.

Ultimus versus spectat ad tubae bellicae inventum, quod veterum consensu Tuscis tribuitur: cetera ad magistratuum insignia, in quibus Romani Etruscum morem imitati sunt. Hic mos in omnibus Etruriae civitatibus idem sine dubio fuit; igitur non video, cur tam longe repetantur quae Romanis ad portas urbis suae praesto erant A Tuscis Romam haec sumpsisse in confesso est: quidni a Caeritibus, Romae vicinis, sociis, conditoribus? At hoc ante omnia Romani reformidabant, ne scilicet „Caerite cera

---

[1]) [H. N. III. 5. sect. 8. §. 1. II. 103. sect. 106. §. 7.]

[2]) [Punicor. VIII. 483. sqq.]

„notarentur.“ Superest quod Silius ad primum dignitatis gradum inter civitates Etruscas Vetuloniam extollit. Cui testimonio sane rerum gestarum memoria haud magnopere suffragatur: nusquam enim Vetulonienses sua auctoritate bella gessisse, pacem composuisse, foedera pepigisse legimus, nisi fidem habeamus Dionysii loco supra citato [1]. Idem [2] Lucumonem a Vetulonia arcessit, qui Romulo auxilium validum adduxerit. Credat Iudaeus Apella! Silentio historicorum iis temporibus, quibus iam fastorum fidei non sine aliqua securitate inniti possumus, adductus Niebuhrius sibi persuasit, huius urbis famam ad aetatem mythicam esse referendam; postea in Populoniam eam transiisse. In utroque egregie fallitur vir eruditus: exstant enim Vetuloniensium nummi, quos nullos noverat aetas heroica; exstant Populoniensium quoque, unde iisdem et ultimis quidem Etruriae liberae temporibus utramque urbem simul floruisse apparet.

Candide Vetuloniorum caussam peroravi, attuli e Silio et Dionysio quae pro sede in Etruriae senatu iis concedenda allegari possunt. Sed ut dicam quid sentiam, poeta rem in maius ornavit, historicus absurda et incongrua protulit. Meo quidem arbitrio utraque urbs, Vetulonia et Populonia, ad *Volaterranorum* dicionem pertinuit.

---

[1] [Histor. III. 51.]

[2] [Locus Dionysii, II. 37., ita habet: *ἧκε δὲ αὐτῷ* (Romulo) *Τυῤῥηνῶν ἐπικουρίαν ἱκανὴν, ἄγων ἐκ Σολωνίου πόλεως ἀνὴρ δραστήριος καὶ τὰ πολέμια ἔργα διαφανὴς, Λοκόμων ὄνομα κ. τ. λ. Οὐετολωνίου* pro *Σολωνίου* Cluverii (Ital. ant. lib. II. c. 1. et II. p. 454. 473.) coniectura est; Casaubonus maluit *Ποπλωνίου*.]

Quam usque ad mare sese extendisse probatur Vadis Volaterranis, intra Pisas et Populoniam aequo fere intervallo sitis, ubi salinae erant et hodienum sunt, a Rutilio [1] luculenter descriptae. Habemus praeterea testimonium Straboni [2] hoc: „Volaterranorum ager mari „alluitur.“ Quaeritis fortasse, cur Populoniam quoque Volaterranis tribuam? Audiatis, quaeso, quae in Servii commentariis [3] leguntur. „Quidam *Populoniam* post XII „populos in Etruria constitutos, populum ex insula Cor„sica venisse, et (Populoniam) condidisse dicunt, alii „*Populoniam* Volaterranorum coloniam tradunt, alii Vo„laterranos Corsis eripuisse *Populoniam* dicunt.“ Haec non eiusmodi sunt, qualia grammaticus ex ingenio suo fingere potuisset, sed proba, et fortasse e Catonis Originibus hausta. In eo tantum Servius peccasse dicendus est, quod tamquam opiniones sibi invicem repugnantes ea protulit quae ad idem redeunt. Sed haec confusio facile e diversorum commentatorum verbis in unum corpus congregatis oriri potuit. Corsica insula huic orae e vicino opposita est; Corsi, gens Ibericae vel Ligusticae stirpis, quidni ad eam appulerint, et castellum in promontorio excelso munierint, latrocinii maritimi exercendi caussa? Expulsi sunt deinde a Volaterranis, qui coloniam eo deduxerunt, qua egregie munita tamquam navali et emporio usi sunt. Et antiquissimis temporibus haec sunt facta, statim post duodecim populos in Etruria constitutos: nam postea, cum iam opibus navalibus florerent Tusci, et in insula Ilva, immo in ipsa Corsica dominarentur, nec ausi id fuissent Corsi, nec exsequi valuissent. Inter tot importuna et inepta de heroibus Graecis, urbium Italicarum conditoribus mendacia, quandocunque, quod raro fit, domesticae nobis origines veterum auctoritate offeruntur, ambabus manibus eae sunt arripiendae.

---

[1] [De red. suo I. 453. 475. sqq.]

[2] [Geogr. lib. V. p. 223., ed. *Almel.* p. 341.]

[3] [Ad. Aen. X. 172.]

His argumentis adducor ut existimem, omnem tractum maritimum qui Pisanorum et Rusellanorum vel Volcientium dicioni interiacet, Volaterranis esse tribuendum, quorum urbem opulentissimam fuisse et magnae civitatis sedem, nemo dubitabit qui eius rudera vel obiter inspexerit.

Sed ante omnia urbi olim florentissimae et municipiis eius, Vetuloniae et Populoniae, nomina sua vera sunt restituenda, sicuti more Etrusco scripta in nummis leguntur.

AИV⅃1V1, AИV⅃XƎƎ, IDOA⅃ƎƎ

Pupluna, Vetluna, Velathri.

Videtis, Tuscos haec vocabula contractius et paucioribus syllabis pronuntiasse quam a Romanis eadem efferebantur, quod et in plerisque nominibus hominum eos factitasse, e titulis sepulcralibus apparet. Praeterea in Latinam scriptionem littera O est illata, qua Tusci, aeque atque olim Romani semper caruerunt. Volaterrarum nomini inest litera Θῆτα, aliena a lingua Latina, et quam Romani, nisi qui Graece docti essent, fortasse numquam rite pronuntiare potuerunt, quam igitur abiectam esse haud sane mirabimur. Sed in ceteris quoque vocabulum illud a sono suo genuino, nescio quam ob caussam, adeo detortum est, ut vix agnoscatur, quod obiter moneo, ne quis in etymis investigandis nimiam fidem vocabulis Tuscis, qualia ore Romano efficta nobis traduntur, tribuat. Quod ad urbium appellationes attinet, consultius erit nonnisi iis Tuscis litteris in quaestionibus etymologicis uti, quas nummis inscriptas habemus. Verendum enim est, ne Romani eas aut corruperint, aut plane diversas usurpaverint, quale exemplum vidimus in urbe Clusio. Sed haec praelibavi e capite de lingua Etrusca.

Volaterrae in mediterranea recedunt, non tam longe tamen, quin mare coelo sereno inde prospici queat. Condita est urbs in colle excelso ac praerupto, qui cum iugis montium vicinis quodammodo cohaeret, ita quidem ut valle modice depressa ab illis segregetur; ceteris a partibus versus planitiem sublimis excurrit. Longis ambagibus non sine molestia eo ascenditur. Muri e saxo quadrato in praecipitii margine exstructi ipsam rupem solidissimi fundamenti instar habent. Vertex plerumque planus, sed ut videtur, arte complanatus, apicibus atque asperitatibus praecisis, unde duplex commodum nacti sunt urbis conditores: area patefacta est, per quam vici ad normam disponerentur; deinde materia ipsis ad moenia aedificanda suppetebat, quae profecto immensi fuissent laboris, nisi lapicidinas in eiusdem collis fastigio habuissent, unde tantas moles per declive facilius devehere nt. Hunc in modum vertice paullulum inclinato latera montis sunt firmata; naturalis arx arce fabrefacta coronata est; saxa, quantumvis excisa, rupi maternae usque inhaesere. Grandia horum moenium supersunt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL, A. W. FN. 10467/013

rudera, nusquam fere adeo deleta, ut flexus eorum sequi ac vestigia legere nequeas; in quibusdam locis moenia paene integra, tot saeculorum decursu inconcussa stant. Est ubi eorum crassitiem ad duodecim pedes aestimavi, altitudinem ad triginta, quae olim, sicut e delapsis lapidibus coniicere licet, ad quinquaginta pedes exscenderat. Quantam securitatem ab omni hostili impetu tam egregia munimenta Volaterranis praestiterint, inde patet, quod in bello Sullano, quum Tusci quidam aliique e proscriptis cum quattuor cohortibus armatorum in hoc oppidum sese coniecissent, exercitus Romanus, tunc temporis omnibus machinis ad subruenda moenia arcesque expugnandas instructus, per biennium incassum eos obsedit, et facta tandem pactione liberum exitum iis concessit.

Volterra hodierna incolis parum frequentatur, propter aeris insalubritatem, qua omnis iste Tuscaniae tractus infamis est, quem *le maremme*, quasi plagas maritimas appellant. De cuius insalubritatis caussis non plane liquet: eam tum aquis intra convalles stagnantibus, tum nitro passim ex agris incultis efflorescenti gravemque odorem exhalanti, tum silvis excisis, quibus venti noxii antea arcebantur, tribuunt. Accidit hoc multis Italiae regionibus, ut aer in peius mutaretur. Eadem pestis agrum Romanum, olim populosum colonisque robustis refertum invasit. In eximia quoque dicionis Volscorum parte, in paludibus Pometinis, horrida vastitas ac lues ineluctabilis florentissimae populi antiqui agriculturae successit. Igitur nec Volaterras, tunc quum conderentur, his incommodis laborasse credere par est. Omni enim probabilitate caret, Tuscos, sagacissimos naturalium rerum indagatores, a quibus edocti, nisi fallor, rerum rusticarum scriptores Latini salubritatis curam tam sollicite commendant, urbem magnificam exstructuros fuisse eo loco, quem mox desertum iri propter intemperiem aeris fieri non poterat quin praeviderent. Oppidum hodiernum nonnisi exiguam partem veteris urbis occupat, cuius quasi in angulo latet. Ambitus murorum ad quinque miliaria porrigitur, satis amplus, qui multa milia civium capere posset.

Circa Volaterras lapis alabastrites caeditur egregii candoris ac paene pellucidus, tanta abundantia, ut sigilla, vasa, aliaeque id genus deliciae, torno vel caelo Liburni, Pisis, Florentiae vel ipsis Volaterris elaboratae per universam Europam divendantur. Veteres Tusci lapidis huius, marmore mollioris et tractabilioris, splendore minime illi cedentis, virtutes haud ignorarunt: scalpserunt ex eo urnas cinerarias opere anaglypho ornatas, superimpositis mortuorum imaginibus; qualium in vicinia effossarum magnus numerus in museum Volaterranum confluxit. Eiusmodi urnae in cameris subterraneis saxo vivo excavatis asservabantur: quales complures in Volaterrarum suburbano ipse spectavi, et sepulcra divitum nobiliumque gentilicia facile agnovi.

Tot tantisque antiquae opulentiae atque potentiae indiciis, quae circa Volaterras hodieque visuntur, adducor, ut non solum iis locum inter duodecim civitates principes assignandum, sed etiam dicionem earum, quatenus per ceterarum fines licet, extendendam esse existimem. Itaque Volaterranorum rei publicae accenseo omnem tractum maritimum a Rusellis inde usque ad limites Pisanos, quo et Vetulonia et Populonia comprehenduntur; praeterea insulam Ilvam aliasque minores. Si quis asserat Vetulonienses et Populonienses sui iuris fuisse, eum fateri oportebit Volaterranos a commerciis transmarinis fuisse exclusos, etiamsi, de quo dubitare Strabo nos vetat, litus aliqua ex parte attigissent: omnino enim portubus commodis ora haec inter Populoniam ac Liburnum caret. At si Volaterrani rem navalem et mercaturam exercere non potuerunt, unde illis opes tantae conflatae sunt? Nam ager quem medium insedere, haud sane inter fertilissimos Etruriae, sed montibus saxosis saltibusque magna ex parte occupatus est. Contra populo rei navali magis quam agriculturae dedito optime conveniebat eiusmodi regio: silvae vicinae ipsis materiam navibus fabricandis aptam suppeditabant; insula Ilva ferramentorum copiam praebebat: habebant praeterea aeris metalla, quorum proventum simul cum ferro ex Ilva allato tamquam mercem exportare possent. Si Populonia e duodecim Etruriae capitibus fuisset, sine dubio huic rei publicae tribuenda foret insula quae ex opposito iacet; quod nimium videtur imperium pro modulo arcis satis angustae, quam eum tantum ob finem exstructam crediderim, ut portum et navalia tueretur. Neque inde quod Populonienses et Vetulonienses nummos suis nominibus inscriptos cuderunt, arguere licet, sedem imperii apud eos fuisse. Ignoramus Tuscorum ius nummarium: fieri potuit, ut Volaterrani municipiis suis facultatem nummorum fide communi signandorum concederent, quod Romani similiter postea fecerunt. Complures fuere civitates Etruriae principes, quarum nulli adhuc reperti sunt nummi: suspicari posses, non omnes ius monetae exercuisse, sed eas tantummodo, quae aeris metalla in finibus suis haberent. Igitur mirum non est, ex una re publica trium urbium nummos non nimis raro esse obvios, e ceteris plerisque nullos. Celant et nunc in hac Etruriae parte montes copiam aeris, sed ea nescio quo fato negligitur. Strabo prope Populoniam metalla iam ipsius aetate neglecta vidit. Ergo stat sententia, hoc oppido usos fuisse Volaterranos pro navali, statione classis, emporio, praecipua quoque ferri aerisque officina. Quod posterius ipsi nummi indicare videntur, Vulcani caput plerumque exhibentes. Nec facile nobis quisquam adversabitur, qui reputaverit, ad tot alia argumenta hucusque diligenter exposita, accedere disertum veteris auctoris testimonium, quo Populonia Volaterranorum colonia perhibetur.

Quod autem ad Vetuloniam attinet, ne crimini nobis detur, inique ac temere fidem denegasse Silio, antiquam huius urbis maiestatem extollenti, ei maius aliquid fortasse erit concedendum. Quid, si dicamus, hic priscam imperii sedem fuisse, deinde magis magisque auctis opibus Volaterras in mediterranea translatam? Tunc satis probabilem nominis rationem reddere poterimus, id est ut *Vetulonia* dicta sit tamquam urbs vetula sive vetus, respectu habito ad Volaterras, quae recentior, quamquam et ipsa vetustis temporibus condita, multoque amplior et magnificentior, in istius dignitatem successerat. Nam non dubito Latinis etymis uti in vocabulis Tuscis, quorum forma genuina nobis servata est, et id quidem sine praeiudicio de linguarum cognatione: quandoquidem certum est, multas voces Etruscas, nisi utrique linguae ab origine communes fuerant, in sermonem Latinum transiisse. Utinam accuratiorem notitiam ruderum Vetuloniensium haberemus, quae si aeque conspicua essent ac Volaterrana, de urbis situ controversia inter eruditos haudquaquam oriri potuisset.

Traiiciamus nunc in insulam *Ilvam*, quam, ut ita dicam, ex arce Populoniorum iam pridem prospectavimus; ea et fama antiquissima et celebritate recenti gloriatur. Cuinam ubicunque in universo terrarum orbe habitet, non innotuerit *Ilva*, hodie *Elba*, priore exilio, ac fuga fatali seu potius eruptione Napoleonis celebrata? Quis unquam credidisset, ex insula tam exigua domitorem aliquem Galliarum cum paucis cohortibus levibusque phaselis proruptorum fore? Quod si mente praevidisset vetus poeta, sane habuisset, unde confidentius etiam affirmaret, nil mortalibus esse arduum.

Insula Ilva saxosa quidem est ac magna ex parte sterilis, neque tamen dotibus suis naturalibus caret. Ferro praestantissimo plumbique ac sulfuris metallis abundat, portum habet commodum, hodieque seu propter officinas, sive quia exteri ferrum inde petere solent, *porto Ferrajo* appellatum. Haud mediocris est proventus salinarum in litore, ubi solis radiis ex aquis marinis sal excoquitur. Quae cuncta Volaterranorum industriam in commoda sua vertisse credendum est. Habet quoque insula saxa solida e lapide, quem veteres, nomine ab Aegyptiorum lapicidinis prope Syenen ducto Syeniten, a colore *πυρροποίκιλον* dixerunt, quem nostrates a granorum similitudine *granitum* nominant. Cui pulcherrimus color rosaceus pretium fecit apud Romanos, quos plurimas ex Ilvae saxis columnas ad aedificia sua ac templa ornanda excidisse notum est. Etrusci his lapicidinis numquam usi esse videntur, lapidibus indigenis contenti: quamvis luxuriae rei agantur, multum abest, quin in marmoribus tantum insanierint, quantum postea Romani.

Ilva Graecis *Aethalia* audiebat, a fuligine, ut ait Diodorus [1]; portus *Argous*, quem, sive vocabulo ab ipsis invento, sive a Tuscis accepto, ad Argonautarum fabulas eos rettulisse nemo mirabitur. Similiter non sibi temperarunt, quominus ad portum Telamonem, paullo supra Cosam in litore Etrusco situm et a cinguli vel baltei similitudine fortasse ita dictum, heroem suum Aiacis patrem et ipsum Argonautarum comitem advocarent. Quae commenta qualia sint, iam nostis. Id nostra interest, quod inde colligitur, Graecos Italiotas et Siceliotas commerciorum caussa Ilvam mature commeasse.

De huius insulae metallis mira narrantur. Virgilius [2] paucis eleganter ea celebrat:

> Sexcentos illi dederat Populonia mater
> Expertos belli iuvenes: ast Ilva trecentos
> Insula, inexhaustis Chalybum generosa metallis.

Haec simpliciter de venis metallorum adeo fecundis intelligi possunt, ut multis saeculis suffecturae videantur; et sic interpretatur Heynius, nihil ultra suspicatus. At, nisi fallor, latet ibi aliquid altioris indaginis. Audiamus Strabonem[1], cuius haec sunt verba: „Hoc mirandum „habet Aethalia, quod fossae, unde metalla sunt eruta, „rursum tractu temporis implentur; quod itidem de salis „fossis apud Rhodios, et de marmore Pario fertur.“ Eadem tradiderat Plinius, quae in *Historia naturali* hodie quidem non leguntur; sed ex alio forsitan Plinii libro Servius[2] verba eius laudat hunc in modum: „Namque Plinius Secundus dicit: Cum in aliis regionibus „effossis metallis terrae sint vacuae, apud Ilvam hoc est „mirum, quod sublata renascuntur: et rursus de iisdem „locis effodiuntur.“ De veritate rei nunc non agitur, sed de fama satis vulgata, ad quam poëta, miracula captans, commode alludere posset, quod eum facere voluisse omnino arbitror.

---

[1] [Biblioth. hist. V. 13.]

[2] [Aen. X. 172. sqq.]

Vidimus supra quae e metallis ferrariis insulae Ilvae eruta essent, ad Populoniam navibus advecta fuisse, ut ibi elaborarentur. Quod multis de caussis fieri potuit, exempli gratia propter maiorem in continente lignorum copiam ad fornaces calefaciendos necessariam, quum insula saxosa silvis destitueretur. Sed et huic mori veteres mirabilem quandam caussam excogitarunt. Varro dixit, teste Servio[3]: „nasci quidem illic ferrum, sed in „stricturam non posse cogi, nisi transvectum in Populoniam, Tusciae civitatem, ipsi insulae vicinam.“ Cum Varrone consentit Strabo[4], apud quem haec leguntur:

---

[1] [Geogr. lib. V. p. 223. l. f., ed. *Almel.* p. 342.]

[2] [Ad Aen. X. 174.]

[3] [Loco supra cit.]

[4] [Loco supra cit.]

„Vidimus quoque apud Populoniam qui ferrum ex Aetha- „lia allatum elaborarent: non enim ea in insula forna- „cibus liquari potest [1]; sed statim atque effossum est, in „continentem perfertur.“ Diodorus his similia habet, sed aliquanto obscuriora, et nisi fallor, ne ipsi quidem interpreti satis intellecta [2]: „Nam ad oppidum Etruriae, quod „Populonium dicitur, Aethalia iacet, quae a Lipara centum „ferme stadia distat, a fuliginis inibi copia nomen sor- „tita: siderite enim lapide abundat, quem ad eliquationem „et praeparaturam ferri, quod multum huius metalli in „se contineat, exscindunt. Qui elaborationi huius incum- „bunt, petram diffindunt et excisa eius frusta in forna- „cibus sollerter exstructis ustulant. In his lapides co- „piosa ignis vi liquefactos in modicas portiones, quae „magnas forma spongias repraesentant, dispartiuntur, „eos permutatione mercium vel pecuniae negotiatores „coemunt inque Dicaearchiam aliaque emporia transve- „ctant. Sarcinas porro istas quidam mercati conductis „ferrariorum artificum operis elaborant omnisque generis „figmenta inde procudunt. Laminas enim alias in avium „speciem fabricantur, alias ad ligonum, falcium et al- „terius generis utensilium figuras sollerter excudunt. „Horum usus a mercatoribus huc illuc deportatorum „cum plerisque orbis regionibus communicatur.“ Quae universa metallurgiae peritis diiudicanda relinquo. Hoc teneamus, magnam ferri copiam ex hisce metallis extractam et in diversas terras divenditam esse. Nec silentio praetereundum est, quod e Plinio discimus, per totam Italiam nulla praeter haec fuisse metalla ferraria. Sic enim tradit[1]: „Ferri metalla ubique propemodum „reperiuntur, quippe insula etiam Italiae Ilva gignente.“ Et habemus antiquissimum Homeri[2] testimonium, Italiam aere abundantem ferro eguisse:

---

[1] οὐ γὰρ δύναται συλλαμβάνεσθαι καμινευόμενος ἐν τῇ νήσῳ.

[2] Biblioth. hist. V. 43.

Ἐς Τεμέσην μετὰ χαλκόν, ἄγω δ'αἴθωνα σίδηρον.

Quo maiora commoda ad rem publicam Volaterranam ex possessione insulae Ilvae redundasse, iure arguitur.

---

[1] [H. N. XXXIV. 14. sect. 41.]

[2] [Odyss. I. 184.]

Reliqua desunt.

◆

OPUSCULA

NONNULLA MINORA.

DE STUDIO ETYMOLOGICO [1].

Vorerinnerung.

Der folgende Aufsatz ist dazu bestimmt, als Einleitung einem grossen sprachvergleichenden Werke vorangestellt zu werden, woran ich seit einigen Jahren arbeite, das ich aber gern zur Vollständigkeit und Reife möchte gedeihen lassen, sofern es in meinem Vermögen steht. Dieses Werk gedenke ich herauszugeben unter dem Titel:

ETYMOLOGICUM NOVUM.
SIVE.
SYNOPSIS LINGUARUM,

qua exponitur parallelismus linguae Brachmanum sacrae cum lingua Graeca et Latina; cum reliquiis linguae Etruscae, Oscae, ceterarumque indigenarum veteris Italiae dialectorum; denique cum diversis populorum Teutonicorum linguis, Gothica, Saxonica, Francica, Alamannica, Scandica, Belgica.

---

[1] [Haec commentatio prodiit in Annalibus litterariis rerum Indicarum „*Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. v. Schlegel*" vol. I. p. 274 . . . 294. Bonn. 1823. S.]

Die Grundsätze, wovon ich bei der anzustellenden Sprachvergleichung ausgehe, sind auf den folgenden Blättern, wenigstens im Allgemeinen, dargelegt. |

Für den wissenschaftlichen Zweck schien es mir wesentlich, mich hiebei der lateinischen Sprache zu bedienen; nicht etwa deswegen, weil ein solches Buch für Gelehrte aus verschiedenen Ländern Europas geschrieben wird: denn wenn es mir bloss um ein allgemein verbreitetes Mittel der Verständigung zu thun wäre, so könnte ich es mit leichter Mühe französisch schreiben. Allein in keiner neueren Sprache dürfte die Kürze und strenge Bestimmtheit des Lateinischen zu erreichen stehen. Diess sind angeborne Tugenden jener weltbeherrschenden Sprache; als Werkzeug der philologischen Kritik seit drei Jahrhunderten bearbeitet, hat das Lateinische überdiess gerade für Gegenstände dieser Art eine unvergleichliche Fülle und Biegsamkeit der Bezeichnung gewonnen. Unsere grammatischen Kunstwörter, die ich jeden Augenblick im Falle bin zu gebrauchen, sind lateinisch; und alle Versuche, sie durch einheimische zu ersetzen, sind bisher fehlgeschlagen. Da ich aber, einen in meinem achtzehnten Jahre geschriebenen Schülerversuch ausgenommen, während meiner ganzen Laufbahn als Schriftsteller nichts Lateinisches für den Druck ausgearbeitet; da vielmehr Reisen und andere Verhältnisse mich veranlasst haben, meinen Fleiss vorzugsweise den lebenden Sprachen zuzuwenden: so misstraue ich meinen eigenen Kräften und Einsichten in Bezug auf die sichere Behandlung des Lateinischen; ich ziehe gern gelehrte Freunde zu Rathe, und wünsche über die hier vorläufig ausgestellte Probe das Urtheil der Kenner zu erfahren.

Ich sehe wohl ein, dass in meiner Sprachvergleichung durch Auslassung des Persischen eine wichtige Lücke entsteht, welche auszufüllen ich Andern überlassen muss, um die Vollendung des Unternehmens nicht zu weit hinaus zu schieben. | Gelehrte, die beider Sprachen, des Sanskrit und des Persischen, kundig sind, versichern mir zwar, dass man, *mit der Kenntniss der ersten ausgerüstet, bei Erlernung der zweiten wenig Schwierigkeit findet. Allein eine oberflächliche, aus der Grammatik und dem Wörterbuche geschöpfte Kenntniss, ohne Lesung der Schriften, genügt mir nach meinen Grundsätzen nicht; denn, wie mich dünkt, beweisen manche sprachvergleichende Schriften, dass eine solche Kenntniss nur allzuleicht irre führen kann. Man hat für die Anhäufung flüchtiger Nachrichten von einer Menge Sprachen sich den Mithridates zum Sinnbilde gewählt: vielleicht nicht ohne einige Anmassung; denn Mithridates wusste ja zwei und zwanzig Sprachen selbst zu reden, und kannte demnach ohne Zweifel ihren Geist und ihre ganze Eigenthümlichkeit. Noch wichtigere Ergebnisse für die alte Völkergeschichte als die Vergleichung des Neupersischen mit dem Sanskrit, wird die Vergleichung des Pehlvi und der sogenannten Zendsprache liefern. Aber um diese gründlich anstellen zu können, wird erst eine neue kritische Vorarbeit über die Reste dieser Sprachen erfordert: denn Anquetil's Glossen und seine ganze Behandlung der Sache tragen zu offenbar das Gepräge der Unwissenschaftlichkeit, als dass man darauf fussen dürfte. Manche altpersische Namen und Wörter lassen sich, wie die Griechen sie uns überliefert haben, mit ziemlicher Sicherheit aus dem Sanscrit deuten, mit andern hat es mir noch nicht gelingen wollen.* |

Etymorum investigatio omnis triplici fere genere comprehenditur. Derivantur enim voces ab aliis eiusdem linguae vocabulis, aut repetuntur e linguis extraneis, aut referuntur ad primaevam mortalium linguam, ceterarum matrem communem, cuius prorsus ignotae et seculorum decursu evanidae formam tamen et imaginem quandam mente concipi posse viri docti nonnulli existimarunt. Diversa haec notationum genera luculenter distinguuntur a Platone, cuius in Cratylo singulorum

exempla sunt obvia. Socrates nempe Platonis multorum vocabulorum ex ipsa lingua Graeca rationem reddere conatur; in aliis confugit ad linguas barbaras, unde Graecos ea hausisse affirmat; porro docte demonstrat, priscos illos quos dicit linguae humanae legumlatores, quum rerum naturam penitus perspectam haberent, consentanea illi atque idonea nomina rebus singulis imposuisse. Saepe tamen miratus sum, quum viderem, plerosque ita Platonem intelligere, quasi ipse probaverit etyma illa ridicula et rationi grammaticae repugnantia, quae in Cratylo Socrates Hermogeni per iocum summa |. cum facilitate et, ut ita dicam, e procinctu suppeditat. In his enim philosophus non occulte deridet morem Sophistarum, qui vocabula mire torquendo origines illis pro arbitrio affingebant et e commentis suis rerum ipsarum definitiones probare conabantur. Sed in hoc dialogo, ut in ceteris, ironia illa Socratica ad seria viam aperit: nec dubito, quin ea quae Socrates praedicat de priscorum hominum sapientia, ac de lingua eorum tamquam vera rerum effigie, ex ipsius hausta sint Platonis mente.

Primum etymologiae genus, grammaticum dico, bene procedit, quatenus analogiam ducem sequi licet. Sunt enim multa vocabula manifesto derivata aut composita, sunt etiam in quavis lingua certae derivandi et componendi regulae, quibus observatis novae subinde dictiones rite formari et statim intelligi possunt: quod quidem Graecos tum philosophos tum poetas semper factitasse videmus; minus licenter ausi sunt Romani. Eiusmodi vocabula igitur nullo negotio in elementa sua simpliciora resolvuntur, et ad fontes unde fluxerunt reducuntur. Sed altius indagando origines iam tandem devenitur ad diversi generis vocabula, de quibus non statim liquet, an omnino ab aliis, et a quibusnam derivata sint. Sic *inhumanitas* fit ex *humanitas*, particula negandi adiecta; *humanitas* ex *huma* | *nus*; *humanus* est appositum *hominis*. Sed unde *homo*? *Homo* dictus ab *humo*, ut ait Varro. Hoc et mihi quidem probabile fit; attamen nemo non videt hanc originationem non aeque planam certamque esse ac priores, sed sola coniectura niti. Unde porro *humus*? unde vocabulum istud a quo hoc fortasse petitum est? Subsistendum est alicubi, agnoscenda sunt quaedam principia et quasi elementa linguae universae individua (*radices* hodiernus usus appellat), aut nullus usquam invenietur quaerendi finis, et saxum aliquod Sisypheum volvere oportebit. Quod cum non satis animadvertisset doctissimus ille Romanorum Varro, in graves lapsus est errores. Neque enim habet in doctrina sua stabile quidquam sive firmum, in quo quasi ancoram iaciat, sed plane turbine quodam circumagitur. Verum ceteri quoque etymologi Graeci et Latini, quotquot novimus, ne cogitarunt quidem de experimento eius rei tentando, quam perfecisse grammaticos Hebraeorum et Indorum videmus, ut nempe singulas radices enumerarent et inde cuncta linguae suae vocabula deducerent. Atque illi in eo quidem utrique consentiunt, quod non nisi verba, eaque simplicia in radicum numerum admittunt. Sed Hebraei tertiam personam praeteriti temporis ponunt; Indi statum quendam verbi absolutum, qui cum nulla flexione | congruit, omnibus autem pro fundamento substratus est. Attamen haud scio, an nulla lingua adeo sit tum certis regulis adstricta, tam pura et a ceterarum commercio seposita, ut tota ex se ipsa satis commode explicari queat. De doctoribus Hebraismi, cuius sum expers, non iudico; Brachmanum autem grammaticos, alioquin subtilissimos, non semper optime negotio suo functos esse dixerim. In multis enim vocabulis nulla cognatio inter significationem radicis et derivati apparet, et plerumque arbitrario statuunt de litteris mutatis, demtis aut adiectis, ut e radice dictionem longe diversam effingant. Cum autem ne sic quidem radices verborum quae vere exstant, sufficerent ad omnia inde elicienda, excogitarunt quasdam radices quae nusquam occurrunt, sed soli derivationis usui inserviunt. Hoc sane est nodum scindere, quem solvere non possis.

In examinanda tertia etymologiae specie, quae ad primam sermonis humani infantiam accedere conatur, non est quod multis nunc moremur; a nostro enim instituto ea prorsus est aliena. Hoc monuisse sufficiat, multa satis probabiliter de linguarum origine disputari, dum quaeritur quid fieri potuerit, non quid re vera factum sit. Exspatiantur enim coniecturae quasi in campo plano et aperto, cum nulla rerum | memoria e tanta antiquitate, et ab ipsis humani generis incunabulis ad nostra usque tempora pervenerit. Neque in promptu sunt exempla, quibus opinio quaedam aut firmari aut refelli queat: sed qui eiusmodi quaestionibus vacant, non nisi argumentis generalibus inter se digladiantur. At simulac pergimus inde ad singularum linguarum examen, maximae oriuntur difficultates, et ratio illa philosophica plane in vado haerentes nos deserit. Videmus innumeras paene linguas sparsas per orbem terrarum, dissimillimas inter se et materia et forma, i. e. vocabulorum sono et legibus grammaticis, ita ut nullis machinis ad communem originem retrahi possint. Quam diversitatem quum iam olim animadvertissent homines, fides facta est miraculo, quo narrabatur in turri Babylonica condenda ortam esse linguarum confusionem. Omne medium aevum credidit duas et septuaginta linguas inde per orbem terrarum esse sparsas. At vero iam quingentas fere novimus, et terris penitius cognitis multo plures reperientur. Similis est Mexicanorum fabula, triginta volucres mortalibus e diluvio superstitibus totidem linguas novas dispertivisse, cum priscae illius obliti essent.

Alterum etymologiae genus, quo caussae linguae alicuius quaeruntur in aliis linguis aut vetustioribus aut saltem extraneis, nullo negotio | procedit, quando de stirpe, migrationibus, rebus gestis et variis fatis gentis eius, de cuius lingua agitur, ex historiae monumentis constat. Saepe enim accidit, ut veteres terrae cuiusdam incolae aut coloniis apud se receptis, aut vi armorum domiti et cum advenis permixti, proprium sermonem prorsus dediscerent, vel aliquantum immutarent; ita ut, populis paullatim inter se coalescentibus, novae subinde natae sint linguae, quae ipsa facie et sono mixtam proderent originem. Diuturna Romanorum dominatione pleraeque veterum Europae populorum linguae sunt exstinctae, et sermo Latinus per omnes occidentis provincias diffusus. Quum deinde, fractis imperii viribus, Suevi, Vandali, Gothi, Burgundiones, Franci, Longobardi, Hi-

Longe cautius progrediendum est in linguis, quarum origo nos latet, antiquitatis tenebris involuta. Ibi quae primo loco sese offert quaestio, | utrum eiusmodi linguae purae sint an mixtae, de ea satis certis iudicare licet indiciis: nimirum quo doctior est linguae alicuius grammatica, eo sincerior est existimanda. Sane apud gentes eas quae litterarum cultu carent, etiamsi utantur lingua aequali tenore defluente e fonte puro, neque aquarum aliunde scaturientium colluvie turbato, formae grammaticae usu vitae communis negligentiore sensim deteruntur. At multo maior oritur confusio et rei grammaticae conversio, quotiescunque binae aut plures linguae indolis diversae cum ipsis gentibus vi armorum subito inter se collisae, in eadem terra quasi de dominatione colluctantur. Coeunt quidem paullatim in novum corpus peregrina vocabula, sed grammatica linguarum, unde petitae sunt, ratio perit. Quod Anglis accidisse videmus post Britanniam a Normannis perdomitam. Lingua Anglo-Saxonica satis doctam habebat grammaticam, et accurate iam ab Alfredi Magni aetate excultam: nunc pauca eius vestigia manent; nec verba e lingua Romana vulgari Galliae desumta uberiorem suam coniugationem, iure hereditario a Latinis acceptam, servarunt. Ita lingua Anglica obmutuit paene in terminationibus variandis, et constructionem verborum plerumque solo ordine, quo se invicem excipiunt, indicare valet, quo vitio et linguae Romanae plus minusve laborant. | Sic quaecunque lingua propter penuriam notarum, quibus genera, numeri, casus nominum, gradus comparationis in adiectivis, species, modi, tempora, numeri, personae verborum, et similia discriminentur, omni modo uti cogitur vocabulis auxiliaribus, ea mixtae originis fit suspecta. Hoc non cadit in linguam Graecam et Latinam, nec magis in Indicam, qua nulla alia magis compactam habet structuram. Apparet quidem, Graecos non pauca vocabula accepisse a Thracibus, Phrygibus aliisque populis vicinis, a Phoenicibus praecipue propter colonias et rerum commercia, fortasse ab Aegyptiis etiam, e sacerdotum disciplina. Sed sensim hoc factum est, neque tanta erat peregrinitatis moles, ut habitus universus sermonis inde mutari posset; contra faciem Graecam induerunt vocabula peregrina, et Graecorum more flecti coepta sunt.

Idem de Romanis dicendum; qui si multa Etrusca, Sabina, Osca in ius Latii adsciverunt, lenis erat haec admixtio, neque sono adulterino se ipsam proditura, quandoquidem omnes veteris Italiae populi cognatae erant stirpis.

Viri docti qui, sola probabilitate duce, linguas antiquas, quarum origo e rerum gestarum monumentis non satis innotuit, aliunde arcessere conati sunt, in eo praecipue peccare mihi videntur, quod ad similitudinem nonnullarum dic- | tionum qualemcunque animum advertunt, diversitatem rationis grammaticae et universae indolis plane non curant. Nam vocabula eiusdem aut cognatae significationis e variis linguis petita, casu congruere quodammodo possunt; sed fac, similitudinem non fallacem esse originis indicem: quid inde sequitur? Sequitur ea peregre esse advecta, id quod fieri potuisse non negamus, imo saepissime fieri debuisse affirmamus. Quod simulac satis perspectum fuerit, cadet eorum opinio qui Hellenismum totum in Hebraismum convertere student.

Phoenicibus quidem ab antiquissimis inde temporibus perpetuum rerum commercium cum Graecis fuit; multis locis commixti cum Graecis habitarunt; colonias in Graeciam aut saltem in quasdam Aegaei maris insulas deduxerunt. Quid mirum igitur, si et verba aliquot Phoenicia Graecis se immiscuere? At linguae Graecae et Hebraeae sive Phoeniciae structura, declinandi et derivandi modus, universa denique indoles satis superque arguit, alteram ab altera gigni non potuisse. Lingua Hebraea stirpi Aramaeae est adnumeranda, quae cum linguis Pelasgicis, cum antiqua Persica et Indica, nulla sacra gentilitia, ut ita dicam, communia colit. In origine ignota linguarum exploranda ante omnia respici debet ratio grammatica. Haec enim a maioribus ad posteros propagatur; separari vero a lingua, | cui ingenita est, nequit, aut seorsum populis ita tradi, ut verba linguae vernaculae retineant, formulas loquendi peregrinas recipiant. Poetae Latini nomina Graeca interdum flexerunt more Graecorum: scribebant enim doctis et hominibus urbanis, qui litteras Graecas etiam melius callerent quam domesticas. At quis tolerasset eos, aut intellexisset, si hunc declinandi modum ad nomina Latina transtulissent? Equidem censeo, usum α privativi in componendis adiectivis, vel geminatae consonantis in augendo praeterito verborum, ut his exemplis utar, multo gravius esse argumentum affinitatis, quam aliquot centena vocabula, quae fortasse similia e diversis linguis adferri poterunt. A lege quadam naturae eiusmodi inventa necessario pendere non facile dixeris: alioquin cunctis totius orbis gentibus idem mos foret communis.

In ea igitur linguarum comparatione, ad quam instituendam accingor, a grammatices elementis incipiam, deinde progrediar ad radices verborum, tum demum ad derivata me convertam. Ita per viam lubricam et per tenebras fallaces tuto me incessurum spero. Bona fide ostendam consensum, ni fallor, mirum inter gentes tam longinquo spatio dissitas. Diversitatem non dissimulabo: quae quidem maximi est momenti in illustranda historia linguarum, ubi scripta nos | deficiunt. Communia omnibus aut pluribus linguis cognatis ad earum primordia spectare apparet; quae cuiusque sunt propria, serius adscita, eo tempore quo gentes eiusdem stirpis, iam a se invicem alienatae, suas quaeque sedes colebant. Mutatur enim hominum sermo, quamvis nulla vi externa allata, sua sponte, multis de caussis partim in rerum natura, partim in mortalium mente latentibus. Ita, consuetudine paullatim in partes contrarias discedente, nascuntur primo variae dialecti, deinde linguae maiore intervallo separatae, quibus

facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.

Ad coercendum autem et stabiliendum sermonis usum, qui in vita communi semper fluctuat, nihil maiorem vim habet, quam litterarum disciplina et libri scripti, praesertim eiusmodi libri qui sancta quadam pollent auctoritate. Adolescentia dum his venerandis religionum et rerum gestarum, poeticis fabulis involutarum, monumentis eruditur, et memoriae ea infigere adsuescit, imbuitur sincero pristinae linguae habitu, nec facile per vitam reliquam ab eo divagatur. Qua ego observatione inducor ut litteris Indicis, contra sententiam quorundam Anglorum, summam tribuam antiquitatem. Exceptis nimc *Vedis* qui non pauca obsoleta et anomala continere fe- | runtur (mihi eos nondum licuit adire), in ceteris omnibus Indorum libris, a Manuis inde legibus usque ad tempora recentiora, deprehenditur linguae status iam perfectus, nec ullis amplius mutationibus obnoxius. Immensum quantum artificio styli et ornatus elegantia Calidasas, cultissimi aevi poeta, quem primo ante nostram aeram seculo in aula regis Vicramadityae floruisse scimus, distat a simplicitate Valmiceii, auctoris Rameidos, vetustissimi carminis heroici; sed formae grammaticae, flectendi, derivandi et componendi modi, omnis denique dictionum copia, apud utrumque ne minimum quidem differunt. Servavit igitur lingua Indica a tot inde seculis eundem tenorem, eandem speciem, eamque talem, ut indolem prisci mortalium aevi spirare videatur. Quapropter Indos diu ante Graecos et Romanos non solum habuisse libros scriptos, sed etiam, late diffusa earum lectione, linguam suam inde didicisse existimo. Pleraque, quae in Graecia et Latio iam olim obsoleverant, in India perdurayere.

Sed quandoquidem quaestionem gravissimam eandemque difficillimam attigi: qualis nempe fuerit prisca linguae Graecae et Latinae species, iis temporibus unde monumenta litteris consignata nulla ad nos pervenere, vel antequam eiusmodi monumenta omnino exstarent; ne res novas | moliri visus suspicionem moveam viris doctis, qui Iliadem nuper *FIΛFIΛΔOΣ* persona indutam, et barbariem in divina Homeri carmina invectam aut rident aut indignantur, non alienum erit declarare, quasnam mihi hac in re investiganda sanxerim leges. Caute est procedendum, vanis coniecturis minime indulgere licet, vestigia historica vero memoriae paene oblitteratae studiosissime premere debemus. Consulamus igitur ante omnia veteres inscriptiones, deinde notitias grammaticorum de dialectis, quae prisca fidelius servarunt, denique usum Homericum in lingua Graeca, apud Latinos Ennianum vel Naevianum. Multa in carminibus Homericis, quum primum e vatis ore funderentur, aliter fuisse pronuntiata, quam nunc scripta leguntur, ex ipsa versuum structura aliisque argumentis probatur. At qui digamma ubique inferciunt, scurrae istius comici sunt similes, qui medici partes agere coactus, morbis diversissimis eandem adhibet medicinam, cuius nomen forte rescivisset. Omnibus demum exhaustis, quae ex antiquis monumentis erui possunt, ad analogiam est provocandum. Probum enim et mutationum, quas lingua aliqua per temporis lapsum re vera experta est, gnarum postulat illa interpretem. Viri clarissimi, qui analogiae auctoritatem hallucinationibus suis praetexebat, *Lennepii* exemplo mo- | nemur, facile eam perperam intelligi posse. Est autem duplex analogia, domestica et externa: domesticam dico, legum, quibus lingua quaevis regitur, inter semetipsas consensum; externam, similem linguarum cognatarum habitum. Quoties utraque concurrit, magna sane inde oritur probabilitas, quae nunc dissimilia sunt, et sibi invicem repugnant, ab antiquiore usu paullatim esse detorta. Id tamen adseverare non ausim, ullam unquam exstitisse linguam inaequalitatis plane immunem: neque enim a geometris conditus est mortalium sermo, nec multiplex et varia rerum natura in mathematicas rationes facile resolvitur.

Quid igitur? Num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes, deductis in contraria rivulis, ab eodem fonte fluxisse. Ac Latinae quidem linguae consensus cum Graeca, utriusque cum Germanicis iam dudum diligenter est observatus. Sed viri summi, qui de hoc studio egregie meruerunt, Vossius, Wachterus, Ihre, interdum minus caute loquuti sunt, quasi linguam Graecam Latinae matrem, linguas Germanicas utriusque progeniem declarare vellent, quum in sola comparatione subsistere debuissent. Neque hercle | Graeci Italiotae universis Italiae incolis novam linguam attulerunt, et quae de coloniis e Graecia et Asia Minore in Latium, Etruriam, ceteras Italiae partes mari advectis, ante Troiani belli tempora aut paullo post, veteres fabulantur, ea sunt sera Graeculorum commenta. Aequo, imo meliore iure Graeca a Latinis derivare possis, quam Latina a Graecis: nam sermo Latinus, Quinctiliano teste, simillimus est Aeolicae rationi, quam ceteris dialectis antiquitate praestitisse constat. Eo tempore quo Hellenum nomen, Doriensium proprium, in omnes Graeciae populos se diffudit, ita ut casu nescio quo e Pelasgis Hellenes evaderent, magnam conversionem lingua Graeca passa est, cuius immunis mansit Latina: nec migrationibus indigenarum, nec advenarum coloniis turbata, postquam Latium semel insederat. Omnino vetus Italia, sacerdotum auctoritati addicta, Pelasgorum sacra, leges, disciplinam, sermonem etiam, omnia prisca, sanctius quam Graecia servavit.

Nonnulla vocabula Theotisca a Graecis et Latinis derivata recte dici possunt; allata ex imperio, tum occidentali tum orientali, quum inde a C. Iulii Caesaris aetate tot Germani in castris Romanis et in ipso praetorio stipendia mererentur; quum saeculo p. Chr. n. quarto et quinto eorum principes, Romae magis magis- | que auctoritate pollentes, fastis consularibus nomina barbara inscriberent; quum denique cunctae Germanicae stirpis gentes, Christianis sacris acceptis, litteras Graecas aut Latinas addiscerent. Pauca eius generis iam apud Ulfilam sunt obvia, multo plura apud Otfridum ceterosque aetatis Carolingicae scriptores. Sed haec recens admixta facile distinguuntur ab analogia illa grammatica, et primitiva cum linguis Pelasgicis similitudine, quae omnes linguae Theotiscae dialectos pervadunt. Attamen Germanorum maiores e Graecia aut Italia in sedes suas inter Rhenum, Danubium, Oceanum et mare Balticum migrasse, nemo nisi universa historia repugnante, affirmaverit. Reperti sunt igitur viri docti, iique multi numero, qui rem inverterent, et Graecos Italosque Germanorum subolem facere conarentur. Ego vanam hanc opinionem, qua Celtae cum Germanis confunduntur, deinde omnibus fere Europae populis Celticae origines affinguntur, a Schoepflino erudite refutatam, dudum explosam atque identidem renascentem, vehementer averruncandam censeo, propter inextricabilem confusionem, qua illa omnem veteris Europae historiam turbat. Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse. Multo arctior est cognatio | linguae Latinae cum Graeca, quam utriusque cum Theotisca; haec ab Indica ratione longius etiam secedit. Nimirum Thuisconis progenies bellicosa, sub coelo aspero per tot secula armis gerendis adsueta, litterarum expers, sermone simplicissimo utebatur, neque egebat grammatica subtilitate.

Mihi satis erit si hoc adstruxerim, harum linguarum omnium similitudinem esse talem, ut aliter explicari nequeat quam e communi gentium origine. Sed migrationum quibus sparsae sunt per orbem terrarum, ea est antiquitas, ut, deficientibus rerum gestarum monumentis, non nisi coniectura assequi eas possimus. Quid ex tam arcta populorum a Gange usque ad Oceani glacialis oras habitantium cognatione extra dubium posita, proficiatur ad investigandam priscam generis humani vitam, viderint viri docti, qui cum *Leibnitzio* nostro, summo philosopho, existimant „nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere, quam collationem linguarum.“

EPISTOLA ANONYMI CUIUSDAM

AD SCHLEGELIUM

DE STUDIO ETYMOLOGICO

ET

RESPONSUM SCHLEGELII [1].

Monsieur,

L'annonce contenue dans le 3e cahier de la Bibliothèque Indienne a excité le plus vif intérêt parmi les académiciens. On attend avec impatience la publication de Votre **ETYMOLOGICUM NOVUM**. ***Dans l'intervalle Vous permettez p. 275. à Vos amis de Vous | communiquer leurs observations, et nous allons faire usage de cette permission. En premier lieu il nous semble que Vous n'êtes pas encore assez d'accord avec Vous-même sur la grande et essentielle question, de savoir: „Si toutes les langues ne sont qu'une langue, c'est à dire, des émanations, des dialectes d'une seule langue primitive (qui, selon*** **H. GROTIUS**, ***serait partout et nulle part) ou non. — P. 281.,***

---

[1] [Ex Annalibus litterariis rerum Indicarum „*Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift v. A. W. v. Schlegel.*" vol. II. p. 186 . . . 206. Bonn. 1827. 8°.]

nullis machinis etc., *Vous Vous déclarez formellement contre cette opinion: mais p. 277. Vous admettez* primaevam mortalium linguam, ceterarum matrem communem, *et p. 291. Vous nous donnez l'idée de* fons et rivuli, *qui, moyennant une petite extension du* mutatur hominum sermo *p. 288., des* vocabula detorta *p. 283., et des* inventa a lege naturae non pendentia *p. 287., pourrait bien nous conduire à une mère commune, malgré l'insuffisance des machines de la page 281. Peut-être trouverez Vous à-propos de mitiger un peu ce dernier passage: le* nullis *ne serait-il pas trop peremtoire? Si, comme Vous croyez, notre âge ne possède pas les machines requises, un âge postérieur peut se les procurer.*

Vous dites p. 284., quo doctior est linguae alicuius grammatica, eo sincerior est existimanda (scil. lingua). *Joindre* doctus *et* sincerus *n'est pas commun: on les opposerait plutôt, par la raison qu'on n'aimerait pas joindre* rudis *et* corruptus. *Vous avez senti cela p. 294., où vous opposez* simplex *et* subtilis. *Or si* simplex *marche avec* sincerus, doctus *sera forcé | de marcher avec* subtilis; *mais la subtilité ne peut guère être la marque distinctive de la sincérité ou pureté.*

Nous ne signons pas ces remarques. Si vous les approuvez, le nom devient superflu. Si vous les désapprouvez, un nom ne changera rien à votre détermination.

Recevez, Monsieur, l'assurance d'une considération très-distinguée.

THESES.

1.

Lingua est una.

2.

Huius sunt, quae vocantur linguae, dialecti.

3.

Variantur vocum formae, non variatur essentia.

4.

Hanc essentiam continent radices, quae constant

5.

elementis, quae fuere ab initio, et

6.

physiologice demonstrari queunt.

7.

Dialectorum inde est analogica universalis, ac gentilitia.

8.

Illa sequenda in rebus linguae, haec in rebus ethnologiae.

9.

Grammaticae non negligendae, sed lexicis postponendae.

10.

Lingua ubique penetrat.

11.

Sine lingua philosophia, immo artes claudicant.

12.

Qui linguam tenet, fundamentum tenet scientiarum.

RESPONSUM A. W. SCHLEGELII.

Monsieur,

J'ai mille excuses à Vous faire d'avoir tardé si long-temps à répondre à la lettre dont Vous m'avez honoré. Votre lettre étant anonyme, je ne pouvais en effet Vous adresser individuellement ma réponse: mais j'avais la voie de l'impression dont je me sers aujourd'hui. Cependant je l'avoue, j'ai différé exprès: avant de prendre la plume, je désirais connaitre le nom d'un savant qui prend un intérêt si vif à un genre de recherches qui n'intéressent qu'une fraction infiniment petite du public; un savant qui, s'étant fixé à des opinions contraires aux miennes, me communique ses objections avec tant de ménagement et d'urbanité.

Je m'imagine l'avoir deviné maintenant. Il m'est parvenu certaines thèses manuscrites que je fais imprimer au bas de Votre lettre. Tout me trompe, ou ces thèses, ainsi qu'un tableau comparatif d'un grand nombre de langues, publié il y a quelques années sans nom d'auteur, sont également de Votre main.

Si j'ai deviné juste, cela ne sera pas inutile pour donner une direction plus particulière à ma réponse; si je me suis trompé, Vous voudrez bien me tirer d'erreur.

Vous me reprochez, Monsieur, de n'être pas d'accord avec moi-même, et d'avoir avancé des thè-

ses qui sont en contradiction l'une avec l'autre. Je tâcherai de m'expliquer cette fois-ci avec autant de précision qu'il me sera possible.

J'ai parlé d'une langue primitive du genre humain mère commune de toutes les autres, *seulement dans la supposition d'autrui, et non pas dans la mienne, comme la construction le fait voir assez clairement.*

Aujourd'hui, comme à l'époque où j'ecrivis ces considérations générales sur l'étude de l'étymologie, je pense qu'il est impossible de ramener à une origine commune toutes les langues qui se parlent encore dans les différentes parties du globe, et les langues éteintes dont il existe des monuments écrits. Quand j'ai dit qu'il n' y a aucun moyen pour cela, j'ai entendu aucun moyen raisonnable, *aucun qu'une saine critique puisse approuver. Car pour des machines étymologiques, moyennant lesquelles on peut tordre les mots dans tous les sens, et faire tout de tout, je ne doute nullement que l'on en puisse inventer de nouvelles. Mais cela n'est plus de saison:* | *nous en avons eu suffisamment; l'étymologie a été assez long-temps un tâtonnement au hasard. Maintenant elle est à la veille de devenir une science: mais afin de la rendre digne de ce nom, il faut renoncer aux hypothèses arbitraires, il faut se résigner à ignorer ce qu'il est impossible de savoir, il faut se borner aux faits et aux conséquences qu'on peut en déduire légitimement.*

Remarquez bien, Monsieur, qu'en niant que les *langues aujourd'hui répandues sur le globe puissent être dérivées d'une seule source, je ne préjuge rien sur l'unité généalogique du genre humain. Je n'ai garde d'entrer dans une controverse étrangère à mon sujet. Je soutiens l'indépendance absolue des récherches historiques de toute autorité étrangère, mais aussi j'évite soigneusement d'empiéter sur le terrain d'une autre science. Si quelque adversaire voulait soupçonner dans ma thèse quelque hérésie des Préadamites, des Coadamites, des Postadamites, ou peut-être toutes les trois à la fois, je lui opposerais la tour de Babel comme mon égide. De quelque manière qu'on veuille envisager cet antique et mémorable récit, il coupe court à toute investigation de la langue ou des langues antédiluviennes.*

S'il faut le prendre à la lettre, c'etait un miracle qui a interrompu tout à coup le cours naturel des causes et des effets. La confusion des langues fut une transformation subite et universelle; elle ne ressemblait donc en rien à ces changements graduels | et partiels, que les langues éprouvent par le seul laps du temps, et plus encore par la fusion de plusieurs nations en une seule. Or pour remonter à une antiquité dont il ne nous reste ni monument ni témoignage, nous n'avons point d'autre moyen que de suivre en ordre inverse la série des causes et des effets, d'après les analogies que l'expérience nous fait connaitre.

Si, au contraire, ce récit n'est qu'une tradition populaire, une fiction allégorique qui, d'un côté, *se rattachait à un monument existant à Babylone, au temple, ou plutôt à la pyramide de Belus; qui, d'autre part, fait allusion à un jeu de mot, à une étymologie hasardée du nom de Babel: l'on voit que dans ces temps si anciens, la diversité des langues était déjà si grande, même dans le petit cercle connu au peuple hébreux, que l'on désespérait d'en pouvoir rendre compte par des voies naturelles, en soutenant que toutes les nations descendaient d'une seule famille.*

Vous m'opposez, Monsieur, une autorité illustre: celle de Hugo Grotius. Permettez moi, avant de passer outre, d'observer que ce grand homme dont j'admire le génie et révère le caractère, était assez mauvais étymologiste, comme il l'a fait voir par sa manière d'expliquer les noms propres des Goths, des Vandales et des Longobardes. (Nomina appellativa et verba Gothica, Vandalica et Longobardica, quae in hoc volumine continentur, cum explicatione; *inséré | dans un recueil intitulé* Historia Gothorum etc.) *Mais c'était plutôt la faute de son temps que la sienne.*

Vous avez cité vaguement le passage en question: je me suis empressé de le retrouver dans le vaste recueil des oeuvres de Hugo Grotius, afin de voir dans quelle liaison ce savant avait énoncé sa thèse, dans quel sens il l'avait prise, et s'il avait fait connaître par des exemples ce qu'il entendait par ces traces éparses de la langue primitive. Vous n'ignorez pas, Monsieur, qu'à cette époque beaucoup de théologiens soutenaient fermement, ainsi que les adhé-

rents de la loi mosaïque, qu'Adam parlait dans le paradis la langue hébraïque. Je vois avec plaisir que Hugo Grotius a jugé très-sainement cette doctrine. Il reconnait qu'un dialecte phénicien ne saurait être considéré comme la langue mère de toutes les autres; que même chez les Hébreux, vu leur généalogie et leur origine étrangère, ce n'était qu'une langue adoptée par suite de leur établissement dans la Palestine[1].

D'après l'importance que Vous semblez attacher à Votre citation, j'étais curieux de connaître les raisons théologiques, philosophiques, ou historiques qui avaient engagé Hugo Grotius à affirmer qu'il se trouve des restes de la langue primitive dans toutes les langues humaines. J'ai été bien trompé dans mon attente: ce grand savant n'ajoute pas un mot de plus; il ne fournit pas la moindre preuve d'un fait supposé qui, pour être constaté, exigerait les recher-

---

[1] Hug. Grotii *opera theologica.* Tom. I. *Annotationes ad Vetus Testamentum.* pag. 10. Genes. Caput XI. 1. „*Erat autem terra labii unius.*" Eam linguam Hebraei suam dicunt: Syri suam. At Hebraea lingua, lingua est עברים advenarum e Chaldaea. Haec enim origo nominis Hebraeorum, non ab Hebero. Vide Josue. XXIV. 2. 3. Lingua igitur illa Hebraea Abrahami et eius posterorum incolatu in Cananaea, ad Cananaeam propius semper propiusque accessit, nec differt a Punica, nisi dialecti quibusdam proprietatibus, ut a viris eruditissimis ostensum est. Quare verius, primaevam linguam nullibi puram exstare, sed reliquias eius esse in linguis omnibus: nomina autem propria Adami, Evae, et caetera Hebraeo sermone a Mose expressa Hebraeorum causa eodem significatu qui in primaeva lingua fuerat

chez les plus castes. Cependant un peu plus bas dans ses notes sur le même chapitre, verset 9., il donne un exemple. Il dit sur le mot Babel: „Videtur haec vox servata e lingua primaeva, unde maneant istae in linguis variis: *βαβάλιον* (cunae) balbus, *babil.*“ *La langue primitive, selon lui, aurait donc été composée d'onomatopées. Depuis H. Grotius cette hypothèse a été reproduite bien des fois comme base d'une théorie générale de l'origine des langues. Mais les faits ne semblent pas la favoriser. Dans les langues les plus parfaites et le plus anciennement cultivées, vers lesquelles notre attention doit se diriger de préférence, les onomatopées ne sont qu'un léger accessoire; un hors-d'oeuvre pour ainsi dire, qui ne touche en rien au fond et à l'ensemble des racines; très peu de ces mots grossièrement imitatifs par la répétition des mêmes lettres, ont été reçus dans le style classique. En revanche, dans les langues vivantes les mots de cette espèce naissent du jour au lendemain comme des champignons: le peuple en forme, les enfants en inventent à leur guise. Si le mot français* babil, *peut-être contracté de* balbulus *ou inventé à plaisir, est admis comme un reste de la langue primitive, les mots* trictrac, brouhaha, lari-fari *et mille autres semblables pourront aspirer au même honneur.*

Vous pensez, Monsieur, que si notre siècle n'a pas encore réussi à ramener toutes les langues à une source commune, c'est faute de moyens, qu'un âge postérieur pourrait bien se procurer. Vous entendez *sans doute par-là une connaissance plus complète et plus exacte de toutes les langues parlées dans les cinq parties du monde, l'examen approfondi des livres écrits dans les langues mortes, la découverte d'anciens monuments enfouis jusqu'ici, et le déchiffrement de ceux qui, depuis long-temps en notre possession, sont restés inintelligibles pour nous, comme par exemple les écritures égyptiennes, les inscriptions cunéiformes, les tables iguvines. Si vous en connaissez d'autres, je Vous prie de me les indiquer.*

Ces études conduiront infailliblement à classer les langues d'une manière plus méthodique qu'il n'a été possible de la faire jusqu'à présent; quelquefois elles devront nous engager à élargir le cercle des peuples dont les langues sont reconnues appartenir à une même famille. Mais plus on pénétrera dans ces affinités si étonnantes qui, pour ainsi dire, nous fournissent une généalogie des nations, plus la ligne de démarcation deviendra tranchée entre les langues qui ne présentent aucune affinité mutuelle, et l'on verra d'autant plus clairement que tout passage de l'une à l'autre est impossible.

Les langues humaines sont infiniment variées par le matériel des mots; mais la dissemblance du système grammatical d'après lequel les langues des différentes classes sont construites, est encore bien plus essentielle, et, dans la supposition d'une origine commune, plus inconcevable.

Si l'on pouvait produire un exemple, attesté par *l'histoire, d'une langue qui de la grammaire chinoise eût passé à une grammaire analogue à celle de la langue grecque, et d'une égale perfection, je Vous donnerais gain de cause, au moins pour la possibilité. La formation et le développement des langues les plus parfaites, remonte à une antiquité inconnue; c'est un mystère pour nous, qui semble appartenir à une autre phase de l'esprit humain. Les changements de grammaire que nous pouvons observer dans les langues savamment construites qui n'ont pas été fixées de bonne heure, ne sont que du déclin. Toutes les langues de nouvelle formation sont d'un rang inférieur aux langues anciennes dont le concours et la désorganisation leur a donné naissance: il a fallu suppléer par l'analyse et les circon- | locutions aux formes grammaticales perdues. Je me réfère à ce que j'ai dit là-dessus dans mes Observations sur la langue provençale (pag. 24 . . . 30.) et dans ma Bibliothèque Indienne. (Vol. II. p. 28 . . . 30.)*

Sur quoi se fonde Votre espérance qu'on arrivera dans la suite à des preuves plus évidentes de l'identité primitive de toutes les langues humaines? Vous croyez sans doute qu'en formant des vocabulaires d'un plus grand nombre d'idiomes, et des vocabulaires plus complets de ceux dont nous avons déjà quelque connaissance, on pourra y trouver un plus grand nombre de mots qui présenteront une certaine ressemblance dans leurs éléments et dans leur signification. C'est à présumer: selon le calcul des probabilités, les chances heureuses doivent augmenter *en raison du nombre des combinaisons possibles. Mais pensez Vous que de tels rapprochements puissent conduire à un aussi vaste résultat?*

Je me vois engagé ici à combattre de nouveau la neuvième thèse, contre laquelle j'ai déjà produit des arguments assez décisifs dans ma dissertation latine. Cela ne sera pas inutile, puisque de temps en temps nous voyons paraître des tableaux comparatifs des langues, rédigés uniquement d'après les vocabulaires. A mon avis, la comparaison des grammaires est non seulement infiniment plus importante que celle des mots; mais celle-ci ne saurait être entreprise avec une chance de succès, du moins à l'égard des langues dont l'origine nous est inconnue, que lorsqu'on a constaté par l'examen préalable | des grammaires, qu'il existe une affinité entre les langues à comparer.

De ce que deux langues sont construites d'après le même système grammatical, mais sans analogie spéciale, il en résulte seulement qu'elles appartiennent à la même classe; mais la ressemblance des formes d'inflexion, des modes de dérivation, de ces éléments universels du langage qui entrent dans la composition de toutes les phrases, tels que les pronoms et les particules, prouvent une affinité de famille.

La grammaire n'est que la théorie des règles et des analogies que les nations observent et ont observées dans la formation et l'emploi de leurs langues: elle existe virtuellement, elle a régi le déve-

loppement du langage depuis un temps immémorial, avant qu'aucun grammairien ne se soit avisé de la rédiger en corps de doctrine. Elle pénètre par tout, c'est la loi organique qui, en dirigeant les fonctions vitales, assujetit à une certaine assimilation la matière auditive, si je puis m'exprimer ainsi, dont se compose le corps extérieur d'une langue.

Il s'ensuit que la forme des mots en grande partie dépend essentiellement de la grammaire.

Remarquez de plus que, les lois de l'inflexion, de la formation et de la dérivation étant suivies dans tous les cas analogues, chaque coïncidence grammaticale occupe un espace considérable dans les deux langues comparées, tandis que les ressemblances entre des mots isolés, parmi tant de milliers de combinaisons sont restreintes à une seule.

Les formes grammaticales changent aussi, et surtout elles s'usent avec le temps, à moins que les langues ne soient fixées par des moyens artificiels. Cependant elles sont beaucoup plus stables que les mots, qui varient à l'infini et subissent des transformations à peine croyables, si l'on n'avait pas la preuve historique de leur identité. Ces changements s'opèrent par le seul laps du temps dans les langues abandonnées à l'influence des causes naturelles sans être savamment cultivées ; mais d'une manière bien plus marquée, lorsque, par le changement total dans la situation d'un peuple ou par le mélange de plusieurs nations, l'époque d'une nouvelle formation arrive.

Les mots sont des individus à longue vie qui voyagent de siècle en siècle et souvent d'un bout du monde à l'autre. Au point où nous les rencontrons, ils sont vraisemblablement à une distance immense de leur origine, et ont changé bien des fois de son et de sens. Car les transitions d'une signification à l'autre sont souvent tout aussi étonnantes que les changements survenus dans la composition des éléments, des consonnes, des voyelles, des aspirations, du nombre et de la quantité des syllabes, enfin dans la prononciation.

Il peut arriver que deux mots qui n'ont rien de commun dans leur origine, se rapprochent à un seul point de leur longue carrière, et que cette ressemblance, soit à l'égard du son, soit à l'égard de | la signification, ne se fût pas encore manifestée, ou eût déjà disparu, si nous les eussions saisi à une autre époque.

Toute comparaison de mots isolés, entreprise sans connaissance de l'ensemble des langues, est donc superficielle et trompeuse.

L'[illegible]gie du Grec et du Latin est frappante: elle [illegible]jà été remarquée par Varron; elle prouve incontestablement une communauté d'origine. Cependant dans la comparaison de deux langues, dont le fond et la forme nous sont si bien connus, il est arrivé souvent à un savant philologue, H. J. Vossius, de confondre les lettres et syllabes dérivatives avec la parti radicale du mot, et de fonder ses étymologies sur les premières. Il est vrai que la grammaire *grecque et latine, traitée avec un soin infini par les savants anciens et modernes, présente encore de grandes lacunes dans le chapitre de la formation des mots, et dans la théorie du système dérivatif.*

L'analyse des mots et leur histoire, lorsqu'on peut la découvrir, font disparaître ces coïncidences accidentelles qui peuvent faire illusion au premier abord.

La ressemblance de deux mots dans des langues différentes n'est pas un fait simple, mais souvent un fait très-complexe, dont on ne peut tirer aucune induction sans l'avoir analysé autant que nos données le permettent.

Ce qui doit rendre encore plus circonspect, c'est que l'importation des mots étrangers dans la plupart des langues est bien plus forte qu'on ne le suppose généralement. Cette importation peut avoir lieu par le commerce, par les guerres, par des influences littéraires, réligieuses et politiques. Tout en voyant qu'elle existe, nous connaissons souvent trop imparfaitement l'histoire des peuples, pour en suivre les traces. De ce que je vois par exemple qu'une foule de nations nomment le sel *à-peu-près comme nous, je me garderai bien d'en conclure qu'elles appartiennent à une même famille, ce qui peut-être serait contredit par l'histoire et les observations physiologiques; j'en conclus seulement que ces nations ont reçu le nom avec la chose, et qu'en dernier ressort l'art de gagner le sel leur vient de la même source.*

La connaissance de la grammaire est donc un *préliminaire indispensable avant que l'on puisse procéder avec le secours du dictionnaire à des comparaisons spéciales. Toutefois la connaissance des langues puisée uniquement dans la grammaire et le dictionnaire, est encore très-imparfaite: pour en observer le génie, la vie, le mouvement, il faut les entendre parler, ou les étudier dans les livres écrits.*

Sous le rapport des moyens que nous avons de connaître les langues, on pourra les classer à peu près de la manière suivante:

1. Les langues parlées aujourd'hui ou jadis par des nations savantes, dont la littérature a été transmise à notre temps en totalité, ou en grande partie. 2. Les langues littérairement cultivées, dont il ne | nous reste que des fragments plus ou moins considérables. 3. Les langues parlées par des nations qui possèdent ou ont possédé l'art de l'écriture, mais sans l'appliquer autrement qu'aux besoins matériels de la vie, et sans faire des livres. 4. Les langues qui n'ont jamais été écrites par les indigènes, mais auxquelles de savants Européens ont adapté l'alphabet latin avec une certaine méthode, et pour l'enseignement desquels on a composé des livres élémentaires. 5. Les langues dont seulement un certain nombre de mots et de phrases ont été recueillis par les voyageurs avec ou sans le secours d'interprètes.

Les langues de la première classe sont comparativement en petit nombre. Malheureusement plusieurs *langues des plus importantes de l'antiquité appartiennent à la seconde. La quatrième classe est devenue nombreuse depuis trois siècles par les travaux des missionnaires espagnols, portugais, italiens, français, allemands et anglais, dont le zèle méritoire dans la sainte cause de la religion a servi en même temps à l'avancement de la science.*

Toutefois, je ne me fierais pas trop aux traductions des saintes écritures et d'autres livres de dévotion. Pour connaître le génie d'une langue, sa sphère et ses bornes, il faut voir quelles idées et quelles combinaisons d'idées un peuple est parvenu à exprimer sans secours étranger, avec l'organe de la pensée qui lui est propre. Les traducteurs, à force de fidélité littérale, pourraient bien avoir violenté l'usage; et dès-lors leurs traductions ne seraient pas comprises, ou ne serviraient qu'à répandre des idées erronées. Les respectables sociétés bibliques, à cet égard, ont peut-être procédé quelquefois avec trop de précipitation.

L'Asie centrale et septentrionale, l'Afrique, l'Amérique et l'Océanique recèlent encore une foule de langues qui appartiennent à la cinquième classe. Pour s'en occuper avec quelque espérance de succès dans l'étude comparative des langues, il faut attendre qu'elles aient passé à la quatrième classe. L'on conçoit aisement que les voyageurs qui ont tâché de ramasser à la hâte quelques mots d'une langue inconnue, ont été sujets aux équivoques et aux mé-

prises les plus étranges). Probablement le sons mêmes la plupart du temps auront été mal fixés. Car notre alphabet défectueux ne suffit pas pour exprimer toutes | les inflexions de la voix articulée, particulières à telle ou telle nation; et l'oreille saisit mal des sons entendus pour la première fois que l'on ne saurait prononcer soi-même.*

Vous voyez, Monsieur, combien il faut encore de travaux préparatoires, avant que l'on puisse passer en revue toutes les langues anciennes et modernes, afin de les ranger méthodiquement par ordres, par classes et par familles, selon les différents degrés d'affiliation et de parenté collatérale. Si l'on veut arriver d'emblée au but, en sautant les degrés intermédiaires; surtout si, au lieu d'attendre les résultats de l'examen on les commande d'avance, si l'on veut de toute force trouver la confirmation d'une opinion favorite, on ne fera que des systèmes en l'air. L'exemple des Celtomanes et de tant d'autres étymolo-

---

*) *L'on ne saurait s'exprimer là-dessus avec plus de force que ne le fait un voyageur, homme instruit et éclairé, qui en parle d'après sa propre experience.* J. CRAWFURD *History of the Indian Archipelago. Vol. II. p. 120. „It must be acknowledged, that, in general, there exist innumerable sources of error in any attempts to compile vocabularies of languages with which we are unacquainted; from our own ignorance and unskilfulness, — from the carelessness, — incapacity, and apathy of the natives, and from the incompatibility of the idioms of the European and Indian languages. Ordinary voyagers are seldom or never to be trusted, and endless examples of the ridiculous blunders committed by them might be adduced."*

gistes qui leur ressemblent doit nous servir d'avertissement. L'erreur commune à tous les Celtomanes était, de considérer le jargon de la Basse-Bretagne comme l'ancien et pur Celtique. Quelques-uns ont poussé leur hypothèse jusqu'à ériger ce dialecte en langue primitive du genre humain; les autres se sont contentés de peupler, contre les témoignages de l'histoire, l'ancienne Europe uniquement de Celtes. Ils ont par conséquent dérivé hardiment le Grec, le Latin et l'Allemand du Bas-Breton, comme si cette dernière langue était la mère des autres, tandis que, selon moi, elle n'en est pas même la cousine à la mode de Bretagne. |

Une méthode vraiment scientifique n'a été appliquée que depuis peu à l'étude comparée des langues et de leur formation. Mais déjà M. Raynouard en France, M. Rask en Danemarc, chez nous MM. W. de Humboldt, Bopp et Grimm, ont donné des modèles en ce genre que je m'estimerais heureux de pouvoir imiter.

J'ai été long dans mes explications sur le point principal: je pourrai répondre plus brièvement à vos autres objections. Vous pensez que doctus *et* sincerus, rudis *et* corruptus, *ne s'accordent pas bien ensemble. Pardonnez-moi, Monsieur, l'histoire nous prouve que ces deux épithètes peuvent très-bien s'appliquer à la même langue. La langue romane rustique était une corruption du Latin dans les différentes provinces de l'empire romain; elle était* rudis, *un jargon grossier et informe, jusqu'à ce qu'il en* *sortit par la culture littéraire la langue provençale, italienne, espagnole et française. L'anglais, né de la corruption de l'Anglo-Saxon et du vieux Français, était* rudis, *grossier et informe, depuis l'invasion des Normands jusqu'au temps de Chaucer et au delà. Il en a été partout de même.* — Sincerus *dans la phrase citée n'est pas opposé à* ornatus, fucatus, *mais à* mixtus, adulteratus.

La structure savante d'une langue me parait une preuve de sa pureté, parce que toutes les langues mixtes de formation récente, sont à cet égard bien infé | rieures aux langues anciennes dont elles sont issues, et dont la formation remonte à des temps inconnus. Au reste j'entends par langues savantes non pas celles qui ont été savamment cultivées, mais celles à la formation desquelles un instinct admirable a présidé, dont quelque fois des nations très-peu lettrées ont été douées. C'est ainsi qu'on peut dire que les mendiants à Rome chantent savamment à quatre parties, quoiqu'ils ignorent la théorie de la musique et n'aient jamais appris à lire une note. Les Goths n'avaient d'autre littérature que de la poésie: la traduction de l'écriture par Ulfilas est probablement le premier livre en prose qu'ils aient essayé de faire. Mais les formes d'inflexion et de dérivation sont très-savantes: les analogies y sont suivies avec une grande régularité, les nuances les plus délicates y sont distinguées. Sous ce rapport le Gothique est infiniment supérieur à l'Allemand moderne. En même temps c'est une langue simple:

pour la déclinaison elle peut rivaliser avec le Grec; mais la conjugaison est réduite à deux temps en deux modes: le présent et le prétérit de l'indicatif et du subjonctif. Les Goths n'avaient pas de futur et s'en passaient. Nous n'en avons pas non plus, mais nous avons appris à y suppléer par des verbes auxiliaires. Les distinctions grammaticales se sont constamment émoussées pendant quatorze siècles, comme M. Grimm l'a admirablement démontré; l'esprit analytique a réparé ces pertes par divers moyens. L'Allemand moderne est donc une langue peu savante dans sa structure, mais savamment cultivée; le Gothique était une langue originairement savante et simple en même temps.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

DE ZODIACI ANTIQUITATE ET ORIGINE.

Duo elapsi sunt anni, ex quo vir ingeniosissimus, antiquitatis peritissimus, egregium Academiae Parisinae decus, Letronnius, in Ephemeridibus litterariis, quibus titulus est: *Perlustratio utriusque mundi* [1], hanc sententiam pronuntiavit: „Zodiacum nostrum, in duodecim „signa divisum, Graecorum esse inventum; et ubicunque „terrarum sive in vetere Aegypto, sive per Asiam idem „Zodiacus reperiatur, eum e Graecia coloniisve Graecis „illuc esse translatum et imitatione expressum“ Qua sententia haud scio an *παραδοξότερον* quicquam excogitari possit. Id ipse dum agnoscit auctor, confidit tamen se positionem suam, vel potius, ut mihi videtur, coniecturam certis rationibus substruxisse. In suavissimis colloquiis, quae, aliquot annis ante, Parisiis mecum habere solebat vir omni humanitate excultus, tetigerat aliquid huius argumenti, persuaseratque sibi me ad eandem sententiam inclinare. Scilicet quae Letronnius disputabat de decantato illo Zodiaco Tentyrano, ut opere recentiorum temporum, ea cupide auscultabam. Etenim a tota ista controversia alienus, minime paratus eram ad asserendam monumento antiquitatem, in qua aestimanda nonnulli viri docti modum fortasse excessere. Quod ad reliqua attinet, aut non satis intellexeram quousque ea pertenderent, aut excidit mihi, ut fit in sermone familiari, aliquid minus caute dictum: unde Letronnii mentem, sine dolo malo, persuasio de consensu meo insedit. At quamprimum commentatio cum litteris auctoris amicissimis ad manus pervenit, consternatus quasi fui, quum perspicerem id agi, ut populi antiquissimi et doctissimi, Aegyptii et Babylonii, quos tota antiquitas clamat nobilissimam illam rerum coelestium disciplinam primos coluisse; Indi denique, de quibus pauciora exterorum testimonia exstant: ut hi populi, inquam, dignitate magistrorum humani generis spoliati, tanquam Graecorum, novorum hominum, discipuli, ad infima subsellia relegarentur; praesertim quum tali auso nomen meum implicatum cernerem. Nihil cunctatus itaque epistola ad illustrem adversarium missa dissensionem meam, quantum ad Indos, significavi, ne tacendo, quod aiunt iuris periti, consensisse viderer.

---

[1] Revue des deux mondes, 15. Août 1837. Sur l'origine grecque des Zodiaques pretendus egyptiens, par *M. Letronne.*

Prolusi praeterea disceptationi severiori versiculis Sanscritis Letronnio oblatis, quos hic adscribo cum interpretatione Latina.

mêś'arrïś' ab'âu mit'unam karkaṭ' uçk'âṭ'a kêçarî |
kanjâ tulâ vrïçk'ikaçk'a d'anuçk'a makarastat'â ||
kumb'ô mînô 'pi savitur-itj-udagdaks'iṅâjanê |
râçajô rûpanâmânô jês'âm sjâd-udajah kramât ||
brahmaṅâ nirmitâ hj-êtê purâṅâir-mumb'ih smritâh |

javanâir-na tu vig'ñâtâs-tâvad-d'jatanapan'ditâih ||
kva mlêk'â brâhmanâç-k'akva dêçakâlântaram̃ mahat |
g'jôtihçâstrapramânam̃ hi jatra sûrjah svajam̃ guruh ||

„Aries, Taurus, Par iuvenile, Cancer, Leo, Puella, „Libra, Scorpius, Arcus, nec non Pristis, Amphora, Pi„scis denique: talia sunt signa Signiferi, figura nomen „referentia, quo ordine oriuntur per annuum Solis cur„sum versus septentrionem meridiemque. Haec formata „fuere a Brachmane, memorata ab antiquis vatibus, at Ia„vanis diu incognita, utpote qui nuper demum sapere „coeperint. Quid rei foret Brachmanis cum Barbaris? „Immensum est locorum temporumque intervallum. In „Astronomia vero auctoritas penes eos esto, qui Solem „ipsum habuerunt magistrum."

Nec tamen hic merus erat lusus: inclusi quodammodo quatuor distichis, vel saltem extremis digitis attigi praecipua argumenta, quibus antiquus Zodiaci usus apud Indos certissime probatur.

Inchoavi deinde disputationem in Ephemeridibus litterarum orientalium [1], sed absolvere nondum potui, edendis duobus Râmeïdos voluminibus intentus, in quo carmine plura leguntur ad astronomiae et astrologiae historiam vel maxime spectantia.

Interim nova lux affusa est huic quaestioni commentatione Idelerі [2], collegae mei in Academia Regia Berolinensi, viri in mathematicis disciplinis linguisque pariter versati, atque acumen ingenii circumspecta pensitatione temperantis. Idelerus multa quidem Letronnio largitur, plura fortasse quam necesse erat; in aliis tamen ab eo recedit; quin etiam profert nonnulla veterum testimonia, unde Letronnii sententia, Chaldaeis Aegyptiisque signa Zodiaci prorsus ignota fuisse, antequam a Graecis inventa accepissent, vehementer convellitur.

---

[1] Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von Ewald, Lassen u. A. Erster Band. P. 354 . . . 378. *Ueber die Sternbilder des Thierkreises im alten Indien.*

[2] Ueber den Ursprung des Thierkreises von *Ludwig Ideler*. Berlin 1838.

Quicquid sit, populorum, quos modo nominavi, famam tuendam doctioribus libenter relinquo; Indorum patronum me profiteor: quanquam eorum causa a Babyloniorum et Aegyptiorum vindicatione vix seiungi potest. Idcirco mihi cavendum erit, propter quendam rerum nexum, populorumque communionem, ignotis quidem viis temporibusque effectam, sed vix negandam, ne ad inaccessa Astronomiae primordia abripiar, Cimmeriae terrae instar tenebris obvoluta, ac pelago cincta variis procellis aestuque reciprocante turbato. Meminerit aliquis, in quam diversa abierint et quanto cum partium studio pro sua quisque opinione contenderint Scaliger, Petavius, Dodwell, Goguet, Freret, Montucla, Bailly, Dupuis, Delambre, alii multi: fatebitur, me de hisce litibus nihil ultra verum praedicasse.

Id unum evincere conabor, Indos eclipticen in duodecim partes aequales divisam habuisse, singulas signo aliquo distinctas, multis saeculis ante, quam Graeci formae Zodiaci adornandae, quam nos ab iis accepimus, hodieque servamus, extremam manum admoverant. Et quandoquidem in eiusmodi quaestione adhibenda sunt interdum argumenta, quae per se intra probabilitatem subsistunt, cum aliis coniuncta certissimam fidem faciunt: consentaneum visum est, iis, quae alias disputavi, breviter memoratis subiungere reliqua rationis meae momenta, ut, cunctis in unum conspectum prolatis, iudicari possit, utrum caussam ad liquidum perduxerim, an sit ampliandum. Fidum interpretem me spondeo viris doctis, qui Brachmanum litteras non cognoverunt. Auscultare modo velint illi, quaeso, aequo animo (nam de horum studiorum sociis minime sum sollicitus) Indiam ipsam, toties despectam, quia ignorabatur, luculenter sibi testantem.

Magni Leibnitii nostri dictum: „nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere, „quam collationem linguarum," mirifice hodie comprobatum; illud idem in originibus disciplinarum ex indole linguarum eruendis valet. Etenim mentis agilitatem verba sequuntur; quae populus aliquis observando et meditando invenit, ea quin significentur sermone, fieri nequit. Ubicunque abundant vocabula technica, ex linguae patriae fontibus derivata, antiquum cultum artis, cuius ea sunt propria, inde inferre licet. Contra, quum linguae seculorum decursu flexibilem iuvenilis aetatis indolem et fecunditatem amittere atque, ut ita dicam, indurescere soleant, necessario evenit, ut, qui populi sero disciplinam aliquam ab exteris acceperunt, ad peregrina vocabula confugere cogantur: cuius subsidii in Europa recentiore multa exempla habemus, siquidem astronomi nostri plurimis vocabulis Graecis, nonnullis quoque Arabicis utuntur. Nota est linguae Latinae hac ex parte inopia, de qua haud iniuria queritur Manilius:

Et si qua externa referentur nomina lingua,
Hoc operis, non vatis erit: non omnia flecti
Possunt, et propria melius sub voce notantur.

Linguae Sanscritae vero, quum in omni genere incredibilis sit ubertas, tum non satis mirari possum in antiquissimis Brachmanum scriptis simplicitatem aevi prisci nescio quid sancti spirantem cum summa subtilitate in rebus a sensu vulgi remotis discriminandis coniunctam. In Manûs codice, quanquam legumlator plerumque in ritibus sacris officiisque quaternorum ordinum constituendis versatur, insunt tamen plura, unde pateat, Indos iam tum in disciplinis severioribus aliquantum profecisse. Unum eligam, quod astronomiam proxime attingit: tempus dimetiendi rationem. Initium fit a minutissima particula, a nictu oculorum, inde proceditur paullatim multiplicando per maiora temporis intervalla, proportione quadam inter se definita, ad unius diei astronomici spatium, quod calculo subducto quadringentis octoginta sex millibus momentorum expleri intelligitur. Porro per naturales anni divisiones progeditur vetus ille philosophus ad immensos annorum ambitus, quibus revolutis mundi compagem subinde solvi, ac postea renovari docet, ita ut magnus ab integro seculorum ordo nascatur.

Quum autem dierum, mensium, annorum spatia diversis modis dividi possint et ab antiquis gentibus divisa sint, id maxime est memorabile, quod apud Manum eaedem divisiones inveniuntur, Indorum propriae, quas gens veteris moris tenacissima a tot inde seculis usque ad nostram aetatem immotas servavit. Dividitur dies astronomicus in triginta horas (*muhûrta* dictas), mensis in duo latera, album et atrum, quorum prius ab interlunio ad plenilunium, alterum a plenilunio ad sequens interlunium producitur; annus in duo itinera solis, versus septentrionem et versus meridiem, id est a solstitio ad solstitium oppositum; distribuitur praeterea annus in sex tempestates, quarum unaquaeque binos menses complectitur.

Ad evitandam ambiguitatem, quae nomini diei inest, utrum intelligendus sit dies naturalis ab ortu solis ad occasum, an dies civilis, idemque astronomicus, sero excuderunt astronomi Graeci vocabulum *νυχθήμερον*[1]. Manus quatuor exhibet formas huic notioni respondentes, componendi artificio variatas: *ahôrâtra*, *râtrjahan*, *xapâha*, *aharniçâ*; quae ubertas haud indigna memoratu videtur.

Probe novit idem divisionem circuli obliqui per viginti septem sidera lunaria (*Naxatra*) effectam. Docet, tempus maxime opportunum celebrandis epulis in Manium honorem esse per atrum mensis latus, i. e. luna decrescente, et horis pomeridianis; sub Asterismis lunaribus numeri imparis vero, qui Patres ad epulas vocasset, ei liberos optatos nascituros esse. (III, 277). Perspicitur hinc, quam vulgo nota fuerit haec divisio Coeli, ut adeo Brachmanae ordinem Naxatrorum seriemque integram memoria tenerent. Zodiaci quoque signa novit Manus: unum aliquod nominat, quod et figura et anni tempestate, qua Sol illud percurrit, ad Zodiacum populorum occidentalium quadrat.

---

[1] Apud nullum auctorem, puto, ante Ptolemaeum id legitur. Operae pretium est observare, quam prolixa circumlocutione utatur Geminus ad discrimen declarandum. Cap. V. init.

In Manûs codice legibus immixta sunt multa non tam praecepta quam consilia. Post monita quaedam de itinere prudenter faciendo, transit ad valetudinis curam in eo positam, ut caveat sibi Brachmana ab aëre pestilenti. (IV, 69.) *Calor Solis in virgine stantis,* ait Manus, *vapor cadaveris in ustrino ambusti vitari debet.* Intrat Sol Virginis signum post menses pluviales, quae anni tempestas gravi aestu premitur, dum terra pluviis continuis emollita, stagnantibus passim aquis, vapores insalubres exhalat. Cuncti Scholiastae, multo plures numero quam quos novimus, *Cullúcub'atto* teste, in hanc explicationem conspirant, uno *Méd'âtithe* excepto, cuius interpretationem falsam esse atque absurdam alio loco fuse demonstravi [1]. In hanc eandem sententiam eunt viri doctissimi (Jones, Haughton, Loiseleur), quotquot edendo et in linguas Europaeas transferendo Manûs codici operam suam navarunt. Ne minima quidem interpolationis suspicio cadit in hunc locum. Quid lucri, obsecro, sperare poterat fraudis auctor ex argumento tam tenui? Et omnino certum est, Manûs codicem ab ultima inde antiquitate incorruptum ad nos pervenisse, utpote omni praesidiorum genere contra fraudes munitissimum.

Nec mirabimur, unum tantummodo signum Zodiaci a legumlatore memorari. Nam et haec mentio obiter facta est per occasionem rei ab astronomicis rationibus prorsus alienae. Nempe omnia alia agebat Manus quam hoc ut Fastos conderet, aut parapegma aliquod proponeret, quo annua sacra ad certos dies referrentur, quod in Verborum appendice factum erat. Similiter res se habet in Asterismis lunaribus, de quorum antiquitate nemo dubitat: vix unus alterve nominatim laudatur.

---

[1] Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I. p. 363. sq.

Transeo nunc a prisco vate ad antiquissimum poetam epicum, *Vâlmîcem*, in cuius carmine immortali ad artis criticae normam exigendo, duodecim codicibus collatis, tot annos consumpsi. Citavi locum insignem Rameïdos in priore commentatione [1]. Tunc vero nondum prodierat in lucem translatio mea primi voluminis cum annotationibus; itaque, ne quid mihi ipse praeciperem, et iudicio meo alienis testimoniis maiorem fidem facerem, advocavi editores Srîrâmapurenses, qui hoc in capite, tum amanuensium suorum ope, tum vestigiis commentatorum Indicorum insistentes, satis diligenter versati sunt. Nunc apponam verba Latina quibus versus splendidissimos fideliter expressi, simulque ea quae accuratissime perpensa rei illustrandae gratia scripsi, quum nunquam mihi in mentem venisset, antiquum Zodiaci apud Indos usum a quoquam in dubium vocari posse. Sed antea totius narrationis nexus mihi est exponendus.

Daçarat'as, Coçalorum rex celeberrimus, pro regio gentis suae iure tres uxores deinceps duxerat: Cauçaliam, Sumitram, Cêceïdem. Manserat tamen filiis orbus usque ad extremam senectam. Tandem suscipit opus arduum, sacrificium equinum, omnium sanctissimum, eo consilio, ut a diis propitiatis prolem impetret. Interea vero orbem universum crudelissime vexabat Gigantum rex Râvan'as. Dii auxilii inopes adeunt Vishnum mundi sospitatorem, exorant ut ad vitam humanam descendere velit: siquidem in fatis erat, a nemine nisi a mortali, virtutibus divinis pollenti, Râvańam debellatum iri. Annuit Vishnus, patrem sibi eligit Daçarat‘am, eumque voti compotem facit. Tum regis uxores deinceps partus felices edunt, inter quos natu maximus Râmas est ipsum numen praesens, forma humana indutum. Hunc in modum deinde poeta describit L. I. Cap. XIX.

---

[1]) Ibid. I. p. 370 sq.

DAÇARAT‘IDARUM NATALES.

„Post peractum sacrificium anni orbis sex tempestatibus
„expletus est; tum duodecimo mense *K'aitro*,
„die nono, sub domo lunari cui Aditis patrona praeest,
„quinque stellis ad fastigium orbis sui sublatis; in signo
„Cancri Iovis stella cum Luna simul oriente [1]: Cauçalia
„partu edidit mundi dominum, ab universis animantibus
„adoratum, Râmam divinis notis insignitum. Quo nato
„immensae maiestatis gloriabatur Cauçalia, haud secus
„atque Aditis Superûm principe, fulminum iaculatore.
„Etenim is, puer Lotophyllops, ad salutem animantium
„et ad Râvańae necem e dimidio essentiae Vishnûs procreatus
„erat. Cêceïs enixa est filium vere fortem, B‘aratam
„nomine, cunctis virtutibus praecellentem, in quo
„quarta Vishnûs pars coram visebatur. Porro Sumitra
„peperit filios gemellos, Laxmańum et Çatrug‘nam, fidos
„in obsequio, magnis conatibus pares, parte aliqua Vishnûs
„dotatos, B‘aratas autem, placidae indolis puer, natus
„est sub octava domo lunari, quae Pus‘ya dicitur,
„sub Piscium signo; Sumitridae denique nati sunt sub

„nona domo lunari, Serpentum propria, dum Sol in „Cancro oriebatur [2]. Sic nati sunt singulatim regi quatuor filii magnanimi, virtutibus praediti ipsique similes, „nitore quaternas sideris *Prôs‘t‘apadi* [1] aemulantes. „Cecinere dulces modos coelitum Fidicines, tripudiavere Nympharum chori, insonuere tympana coelestia, „et florum imber ex aethere decidit.“

Hactenus Vâlmîces. Quae sequuntur, a me ante aliquot annos sunt annotata, pleraque e Scholiastis assumpta.

---

[1] „Aequinoctium vernum tanquam Râmae diem natalem sine „dubio indicare voluit poeta. Mensis *K‘aitrus* enim est prior e „binis qui veri assignantur; respondet posteriori parti Martii et „priori Aprilis secundum nostram anni ordinationem. *Aditis*, deorum mater, est patrona septimae domus lunaris, proprio nomine „*Punarvasu* dictae. Quinque planetae eorumque stationes in Zodiaco ab utroque commentatore hunc in modum enumerantur: „Sol in Ariete, Mars in Capricorno; Saturnus in Libra; Iupiter in „Cancro; Veneris stella in Piscibus. Hactenus ad verbum reddidi „quae in ipso carmine et in scholiis leguntur; ad astronomicas „vero rationes ea exigenda relinquo viris doctis, qui *coeli meatus* „*describunt radio et surgentia sidera dicunt*. Videant astronomi, „an singulae huius descriptionis partes inter se congruant; porro „si hoc erit concedendum, deducant inde, utinam, temporum computationem. Inde quidem Râmae nativitatem in confinio aetatis „secundae (*trêtâ*) et tertiae (*dvâpara*) ponunt: sed hoc sensu „allegorico accipiendum esse videtur. Si vero ad antiquam rerum „memoriam respicimus, mythicis amplificationibus detractis, poeta „id tempus innuisse putandus est, quo proxime ante ipsius aetatem talis fuerat siderum aspectus. Hunc Râmae horoscopum codices commentariis instructi et cod. T. sine ulla lectionis varietate exhibent; Bengali, nescio qua de caussa, eum omiserunt.“

[2] „*Pus‘ya* mensis quoque alicuius nomen est; sed hic intelligenda octava domus lunaris. Nona proprio nomine dicitur *açlêshâ*. — Patet hinc, Bharatam, etiamsi eius natales prius quam ge-

„mellorum narrantur, minimum natu inter quatuor fratres fuisse, „undecim mensibus Râma iuniorem; Sumitridas contra tertio mense „post eundem natos.“

[1] Est nomen commune vigesimae sextae et vigesimae septimae domui lunari, quae singulae binas continent stellas, alterutra pingitur sub imagine hominis bifrontis. Apparet ex comparatione, coniunctas esse intelligendas.

Fuse exposui in praefatione Râmâyani normam textui constituendo a me adhibitam; docui, quantum intersit inter veterum commentatorum recensionem et Bengalicam, quarum prior, si quid video in arte critica, magis genuinam sinceramque formam carminis prae se fert, quale id olim e vatis ore fusum prodierat. Quamobrem commentatores inter se consentientes ubique fere secutus sum; repudiavi grammaticam Bengalorum sedulitatem, quae perpetuam quasi lectionis varietatem peperit, plerumque tamen in verbis subsistentem, sine narrationis rerumque descriptarum detrimento. Hic autem plane aliter res se habet. Vix dici potest, quam ieiunum et exile paucis versibus extrusis censores isti reddiderint nobilissimum huius capitis exordium, negligenter deproperaverint eventum a quo mundi salus pendebat, tanquam vulgare foret puerperium. Contra, Vâlmîces noster et verus ille exhibet orbi aetherio fata herois sui quasi aureis litteris inscripta; sed vaticinantium ritu dum quaedam obnubit ac tempori futuro patefacienda reservat, animos auditorum ingenti exspectatione suspendit. Etenim laetissimis signis infausta quaedam sunt admixta, quae quonam evasura sint, manet incertum. In secundo carminis libro demum evoluta videbimus, quae nunc subobscure innuuntur. Ad eum locum ostendi quam firmiter hoc subtemen totius narrationis stamini sit intextum, quantum ponderis astrologicis rationibus tribuerit poeta, et quam memor fuerit eorum, quae de natalibus fratrum praedicaverat. Quanam de caussa censores Bengalici hoc exordium contra commentatorum fidem splendidissimis luminibus spoliaverint, id non nisi coniecturis assequi possumus, quandoquidem nulli quod sciam, exstant codices recensionis *Gaudanae* (ab urbe Vangorum principe, olim diruta, sic dictae) in quibus variae lectionis ratio sit reddita. Damnabant fortasse homines, superstitiosi potius, quam critici, genethliacen ad *ἐπιφάνειαν* sive descensum Vishnùs accommodatam, veriti, ne inde dominatio siderum in ipsum numen inferretur; vel denique haerebant in ratione chronologica. Quicquid est, ab omni interpolationis suspicione horoscopum Râmae fratrumque vindicasse mihi videor.

Utrumque librum, et legum codicem et carmen epicum, ut uno verbo dicam, quod multorum annorum meditatio me docuit, septimo minimum ante Alexandri Magni aetatem seculo propagatum per Indiam fuisse, certissime statuo. Vel remotior Manûs et Vâlmicis aetas mihi est indubitata; sed quanto temporis intervallo remotior, sit, id difficile foret ad definiendum. Codicis sacri Brachmanarum vetustatem intemeratamque traditionem probant tum leges nonnullae iam ante hominum memoriam abolitae, qualia sunt praecepta de conviviis sumptuosis in honorem Manium celebrandis; tum silentium de multis, quae mos posterior novavit: quales sunt ferales illae nuptiae viduarum nobilium in rogum mariti se iniicientium. Attamen ante Alexandri Magni aetatem nefariae pietatis officium tam altas radices egerat, ut extra Indiae fines, universo Eumenis exercitu spectante, sponte sit observatum. (Ol. CXVI, 1. Cf. Diod. Sic. XIX, 33. 34. et Propert. III. El. XIII. 14 . . . 22.) Suffragatur hac ex parte Manui Vâlmîces. In libro Rameïdos secundo, Daçarat'a exstincto, uxores regiae funus comitantur, sed cunctae marito superstites vivunt: quanquam mors voluntaria Cauçaliae, filium extorrem lugentis, occasionem tenerrimos affectus movendi poetae praebitura fuisset. Non potest non agnoscere lector paullo acutior in hoc carmine prisci aevi indolem, nisi si cui natura talium rerum sensum negaverit. Quae passim in variis scriptis de Rameïde et in universum de cultissima olim India [1] disputavi, repetere nunc non attinet. Quod si omnia congerere vellem, quae hunc in finem dici possunt, et chronologiam comparativam litterarum Indicarum accurate evolvere, non solum altera commentatio sed liber satis amplus foret scribendus.

Hactenus antiquissimorum auctorum testimonia protuli, quae quidem mihi innotuerant. B'arateam, *(Mahâb'ârata)* carmen supparis aetatis cyclicum, cuius editionem liberalitati curisque eruditis illustrissimae Societatis Asiaticae Calcuttensis debemus, nondum eo consilio perscrutatus sum, ut certior fierem, an forte aliqua mentio signorum Zodiaci iniecta esset; multa saltem ex astrologia et astronomia figurata seu mythologica deprompta ibi leguntur.

---

[1] Indische Bibliothek. I. p. 307 sqq. Berlinischer Kalender auf 1829: *Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien*, p. 28 sqq. Réflexions sur l'étude des langues asiatiques, p. 85 . . . 94.

Nunc vero ad partem quaestionis grammaticam me converto, nomenclaturam dico, probaturus, nullum in ea peregrinitatis vestigium deprehendi. Enumeravi in versiculis meis supra appositis nomina Sanscrita horum siderum; discendum est, quanam auctoritate fretus id fecerim.

Amarasinhas, qui in aula Vicramâdityae medio fere seculo ante Chr. n. floruisse traditur, cuique multis de caussis aliquanto recentiorem aetatem assignare non licet, locum primarium tenet inter lexicographos Indicos adhuc superstites, tum antiquitatis non controversae, tum praestantiae gratia. Ubique brevitatis studiosissimus, hanc materiam paucis verbis absolvit. Habet quidem nomen cunctis Zodiaci signis commune *(râçi)*, sed definitione supersedit, utpote in re olim pervulgata, indoctis pariter doctisque nota; exemplis sensum declarat:

râçînâm udajô lagnam̃ tê tu mês'avṛs'âdajaḥ |

„Signorum Zodiaci ortus dicitur ascensus *(lagna)*[1]; haec „autem sunt Aries, Taurus, et quae sequuntur."

Monemur praeterea ab Amarasinha, vocem *râçi* in consueto sermonis usu cumulum, congeriem rerum similium exprimere. Haec significatio commode transferri poterat in Zodiaci signa, quae plerumque satis amplum stellarum numerum complectuntur. Notandum est vero, *râçi* nunquam de minutis illis asterismis lunaribus ceterisve sideribus usurpari.

Amarasinhas ergo, ut vidimus, totam seriem per Arietem et Taurum indicat, reliqua signa diserte non memorat. Horum nomina suppeditat Medinis, proximus post Amarasinham lexicographus, qui supplementi vice glossarium scripsit de vocabulis variae significationis *(nânârt'a)*. Ad hoc genus autem referenda sunt cuncta signorum Zodiaci nomina, quia plura interdum, at duo saltem nunquam non significant: tum rem naturalem aut arte factam, tum effigiem in coelo sola mente conceptam.

---

[1] Cf. de hac voce *Colebrook*. ad Am. C. et *Wilso* in Dictionario.

Quae nomina, suum quodque loco, iam apponam, ut Sanscrita horum siderum nomenclatura, antiqua et genuina, uno conspectu perlustrari possit.

râçik'akra, Signorum circulus.

1. *mês'a*, aries.
2. *vr'îs'a*, taurus.
3. *mit'una*, par iuvenile.
4. *karkat'a*, cancer.
5. *sinha*, leo.
6. *kanjâ*, virgo.
7. *tulâ*, libra.
8. *vr'içk'ika*, scorpius.
9. *d'anus*, arcus.
10. *makara*, Pristis.
11. *kumb'a*, amphora.
12. *mina*, piscis.

Unum et alterum horum nominum variari potest synonymiae ope: ex. gr. Taurus dicitur *vr'is'a*, *vr'is'ab'a*, *r'is'ab'a*; Cancer: *karkat'a*, *kulira*; Virgo: *kanjâ*, *bâlâ*, *anganâ*. In aliis id non aeque licet. Nomina piscium usitatissima: *matsja*, *g'as'a*, nunquam de sidere usurpantur, cuius adeo proprium factum est *mina*, ut Mêdinis necessarium duxerit monere, etiam piscem naturalem interdum ita dici:

minô râçjantarê g'as'ê ||

Quantum ad ordinem, quo signa invicem sese excipiunt, Zodiacus Indicus congruit cum ceteris, quotquot usquam terrarum visuntur: quod nec mirum, siquidem omnes ex uno eodemque fonte, ignoto sane, sed certe antiquissimo, fluxerant; ne Graecorum zodiaco quidem excepto, quanquam hi ultimo loco post Chaldaeos, Aegyptios Indosque in censum relati sunt.

Septem quoque, vel, ut quam plurimum concedam, octo signorum nomina Indica Graecis respondent. Interest tamen aliquid inter διδύμους, geminos, et *mit'una*, quae vox feminam cum mare copulatam cuiuscunque generis animantium significat; hic autem intelligendus puer cum puella. At in quatuor signis, quae ultimum locum occupant, plane abhorret mos Indicus a Graecorum ornamentis, sive quis vana figmenta dicere malit. Loco nono habent Indi arcum intentum cum sagitta impo sita: nihil amplius; Graeci contra habuere τοξότην, Sagittarium, hominem portentosum binis cruribus caballinis parum commode incedentem, donec accrescente corpore equino iam perfectus Centaurus tolutim procurreret. Amphora Indis stat erecta pro signo undecimo; unde Graeci ὑδροχόον, Aquarium, effecere, qui urnam inclinatam gestat; quin aquam etiam profluentem, si diis placet, appinxere. Apud Indos duodecimum signum nunquam duali numero effertur; est unicus piscis; ignorant geminos pisces, fascia inter se colligatos. Miras fortunae vices expertus est Capricornus, qui aliquando a Graecis Aegipanis vel Satyri specie pictus et αἰγόκερως dictus, deinde, nomine tantummodo et cornubus retentis, ex semideo in belluam mutatus est, cuius corpus hircinum a posteriore parte mutilum in piscis caudam desinit.

Accuratius nunc est inquirendum, quodnam animal sit, aut ab origine intellectum fuerit Indorum *Makarus*, qui in eadem statione solstitii brumalis excubat.

Amarasinhas post enumeratas varias piscium species ad cetera aquatilia *(jâdas)* progreditur hunc in modum:

tadb'êdâh çiçumârôdraçankavô makarâdajah ||

„Horum genera sunt: delphini, lutrae, raiae, *makari* ac similia.“

Colebrookius ad h. l. dubitat, utrum balaena sit an phoca. At balaenarum vix notitiam habere potuerunt Indi, etsi navigationis per oceanum antiquitus haud inexperti. (Cf. *Manûs Legum* Cap. VIII, 157.) Phocarum quaenam sit frequentia in mari Erythraeo, ignoro. De squalo (Francogallice: *requin)* non est cogitandum; hunc enim glossator separatim nominat. Mêdinis haec duntaxat habet:

makarô jàdasô b'êdê nid'irâçiprab'êdajôh |

‚*Makarus* est 1) genus aquatilium; 2) gemma quaedam „in Cuveri thesauro; 3) certum aliquod signum Zodiaci.“ In *B'agavad-Gita* Cris'nas, dum declarat, se praestantissimum quodque esse in omni genere, eamque ipsam virtutem, qua animantia vigent, dicit inter alia:

g'as'ânâm makaraçk'âsmi |

„Inter pisces ego sum *Makarus*.“ In omnibus hisce non inest descriptio. Makaro vehitur Varunus pelagi deus: eundem in vexillo ostentat Cupido Indicus: sed in effigie animalis, fama quam visu notioris, non fieri potuit, quin ad diversa sculptores et pictores aberrarent. Mihi probabile fit, proprie hoc nomine designari *pristim*, rostro praelongo, acuto et utrinque serrato insignem, quae in quindecim pedum longitudinem excrescit [1]. Plinius affirmat, in Indico mari esse pristes ducenûm cubitorum, cuius miraculi fides penes auctorem esto.

Lectoribus linguae Sanscritae gnaris utique in verbis enucleandis longior fuisse videber, sed taedio non peperci, ut tanto luculentius monumentorum ope demonstrare possem, quod supra dixi, signa Zodiaci apud Indos figura nomen quodque suum referre.

Pauci sane Zodiaci per Indiam saxo quadrato insculpti e templorum aliarumve aedium ruderibus hactenus sunt prolati, cum monumento Tentyrano nec amplitudine, nec opificii praestantia comparandi. Plura certe adhuc latent; quae quam primum haec disceptatio, in qua dirimenda Indicae antiquitatis honos periclitatur, Anglis in India degentibus innotuerit, eorum industria doctaque curiositate in lucem protractum iri confido.

Anno 1772. Iohannes Call, Anglus, reperit in extrema peninsula, prope promontorium Cumariae *(Cape Comorin)* lacunari quadrato templi aut sacelli olim, ut apparet, Budd'ae cultui consecrato, Zodiacum insculptum, cuius adumbrationem properante stilo exaratam Societati Regiae Scientiarum Britannicae transmisit. Haec tabulam aeri incidendam curavit [1], minutissimis figuris, ut singula vix probe discerni queant. Multa quoque in descriptione desiderantur. Qualiacunque tandem tradere potuit vir liberaliter educatus sed parum eruditus, aliisque negotiis districtus, ea boni sunt consulenda. Zodiacum istum Letronnius, nullo argumento allato, recentissimorum temporum opus esse pronuntiat: paullo iniquius, dum testi oculato refragatur, qui eundem valde antiquum iudicaverat. Per me licet: sit ita! Quanto recentius est monumentum, tanto magis id meae sententiae favet. At re vera non erat quaerendum, quonam tempore sculptus fuisset Zodiacus, sed ad quam antiquum exemplar conformatus.

---

[1] Cuvier le Règne animal. T. II. p. 394. *Les Scies.* Pristis antiquorum *Lath.*

[1] *Philosophical Transactions.* Lond. 1772. Vol. LXII. pag. 353.

Missa facio ambigua vel obscura: quae clare visuntur, mihi sufficiunt ad demonstrandum, nullum in hoc Zodiaco imitationis Graecorum vestigium deprehendi. In quatuor dodecatemoriis eclipticces, quae ultimo loco poni solent, delineatae sunt figurae simplicissimae, Sanscritis signorum nominibus plane respondentes. Exulant hinc Sagittarius, Capricornus, Aquarius, Pisces gemini fascia inter se colligati, quorum stationes occupant Argus intentus, Pristis acuto rostro insignis, Amphora recto talo stans, ansata, amplo ventre, angusto collo; denique unicus Piscis. „At inest Libra,“ inquiet adversarius: „en, manifestam imitationem!“ Libram consulto nunc praetereo, mox separatim examinabo.

Hunc Zodiacum Bailly in Historia astronomiae veteris denuo aeri incisum exhibuit, sed dum animum non advertit vir egregius ad notam margini adscriptam, in gravem errorem incidit, nunc non elevandum [1]. Delineavit nimirum Iohannes Call pone Pristim eique obversum bovem vel bubalum stantem, a latere sinistro conspicuum; diserte monens, tale animal cornutum in alio quodam Zodiaco cerni. Congessit ergo, perperam utique, festinans peregrinator in unum dodecatemorium varietates imaginum aliunde assumptas. Attamen ne sic quidem rem expedio. Quorsum enim hic loci bos aut bubalus? Dorcadis *(Antilope)* caput potius exspectandum erat; siquidem scio, recentiores Indos non capri sed dorcadis caput huic signo tribuere; videoque ab ipso *Varâhamihiro*, magnae famae astronomo, sed inter postremos numerando, *Dorcadem* pro synonymo *Makari* usurpari [2].

---

[1] Bailly *Traité de l'astronomie indienne et orientale*. Pag. 210. Si vera esset coniectura viri ingeniosi, nobis ea faveret; sed infirmis praesidiis non opus est.

Alium Zodiacum Samuel Davis ante quadraginta annos in templo Carnaticae australis invenit et accurate adumbratum Ionesio misit [3]. Sed non addita est et intercidit fortasse explicatio Davisii, quam vehementer desidero. Etenim hic vir doctus, Ionesium horum studiorum antesignanum in ediscenda lingua Sanscrita proxime secutus, astronomiae admodum erat peritus. Est et hoc lacunar quadratum, quod praeter Zodiacum planetas quoque et Asterismos lunares exhibet. Medium tenent planetae, quadrato inclusi, quod pro numero planetarum, quem Indi sibi fingunt, in novem quadrata aequalia est divisum. Extremum marginem occupant asterismi lunares; inter utrosque sueto ordine collocata sunt signa

---

[2]) *Asiatic Researches.* Vol. II. p. 391.

[3]) *Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain.* Vol III. P. I. pag. 11. Cf. Tabula I.

Zodiaci. Effigies Asterismorum et planetarum nunc non attingo, utpote a proposito meo alienas. Plura iis insunt, quorum rationem reddere me non posse fateor. In Zodiaco contra omnia sunt plana ac dilucida. *Geminorum* vice sedet adolescens cum puella, qui nominis Sanscriti *(mit'una)* verus est sensus. *Virgo* sedens non spicam, sed florem manu tenet. *Piscis* comite caret. In *Ariete, Tauro, Cancro, Leone, Scorpio,* nihil variatur. Duo duntaxat Signa ad morem Graecum quodammodo inclinant. Assidet *Librae* libripens; *Arcum* tendit homo, nullis membris equinis deformis. *Amphora* stat recta, ansis carens, ceterum illi similis quam in priore Zodiaco descripsi, operculo etiam munita; quod quantopere abhorreat ab imagine Graeca aquae effusae nemo non videt. In *Capricorni* statione cernitur quadrupes, brevissimis cruribus insistens, corpore gracili in longum porrecto, undique squamis horrente, exeunte in caudam pariter squamosam, rigidam sursumque retortam, rictu hiante et acutis dentibus armato. Effingere voluit artifex crocodilum, belluam fluviatilem marina ista notiorem atque interdum cum ea confusam. Nihil magis absimile dorcadi fingi potest; quocirca coniicio hoc monumentum e satis antiquo exemplari fuisse expressum.

Tertium Zodiacum in provincia *Berar* inventum memorat peregrinator quidam Anglus, nulla descriptione addita [1]. Sunt ibi templa subterranea in saxo vivo excavata, olim iam deserta, partim vetustate collapsa ac ruderibus obstructa. Quorum de magnificentia stupendoque molimine spectanti fidem habere par est, iudicio eiusdem nihil tribuendum esse censeo. Est enim peregrinator iste, vir militaris, e secta Anglorum, quibus universa India, ut ita dicam, Budd'am olet; qui Budd'ae cultum priscam fuisse religionem Indorum somniant; post hanc et contra hanc Brachmanarum doctrinam, novum commentum, sero tandem in lucem prodiisse. Quae opinio est tam absurda, ut neminem litterarum Sanscritarum peritum vel punctum temporis morari possit [2]. Maneat igitur in incerto, donec severius inquiratur, an haec templa, quod vult auctor, ab initio Budd'ae religioni fuerint consecrata, et quid iudicandum sit de antiquitate Zodiaci istius.

---

[1] Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain. Vol. II. p. 362. *Lieut. Alexander's Visit to the Cavern Temples of Adjunta.*

Ceterum obiter moneo Budd'ae sectatores, a Brachmanis plurima mutuatos, Astronomiae quoque elementa iisdem accepta retulisse. Hoc autem factum esse oportet ab ipsis novae sectae incunabulis, antequam inter utriusque religionis sacerdotes dissidia orta essent, quae in odium internecivum denique exarsere. Crudelissimae persecutioni obnoxii per Indiam proprie sic dictam Budd'ae sectatores, tum perierunt in ista clade, tum e patria extorres sacra sua doctrinamque secum averta per Asiam orientalem atque australem incredibiliter propagavere. Migrarunt cum colonis Indicis Sanscrita signorum Zodiaci nomina in insulam Iavam, Sanscrita mensium nomina ab Asterismis lunaribus derivata in regnum Siamense [1]. Certissime inde sequitur, haec et similia dudum domestica fuisse Brachmanis ea aetate, qua Graeci astronomi Zodiacum suum, si Letronnium audimus, nondum perfecerant.

---

[2]) Vir summus, Colebrooke, non dedignatus est errorem subinde gliscentem repellere: sed surdis cantavit. Cf. quae post eum disserui: *Reflexions etc.* P. 105.

Satis superque ostendi, quanta sit dissimilitudo Zodiaci Indici et Graeci. Iam ad Arabes me converto, quos testes habemus fide dignissimos, quam nihil Brachmanae aliquot secula postquam, per temporis rationem duntaxat, Ptolemaei notitiam habere poterant, in vetere suo instituto, Zodiacum dico, peregrinae imitationis gratia novaverint.

Montucla irrito conatu Arabes primos Indorum in astronomia magistros finxerat; nec multum abfuit, quin homo nullius in antiquitate indaganda iudicii, caecoque furore contra Indos instinctus, Delambre, in eandem dementiam relaberetur. Interea Colebrooke, quem virum venerabundus grato animo recordor, invictis argumentis demonstravit, contrarium esse verum, quantum ad arithmeticen analyticam et divisionem Zodiaci per Asterismos lunares. Arabes ipsi ingenue fatentur, maiores suos regnantibus Chalifis Mansuro, Haruno et Mamuno, multa ex Indis et Graecis didicisse, eorumque libros in linguam patriam diligenter transtulisse. Id modo ambigi poterat, utrum a Graecis an ab Indis maturius doctrinam motuum coelestium Arabes accepissent. Posteriorem sententiam, quae Indis principatum huius magisterii tribuit, egregie firmavit tum testimoniis, tum indiciis ex ipsa re depromptis Ioh. Gildemeister [1], iuvenis solertia pariter et perseverantia insignis, ingentem linguarum Asiaticarum ambitum studiis suis complexus. Uuum modo eligam, quod ad Zodiacum pertinet. Animadvertit V. Cl. Idelerus in libro praestantissimo *de siderum nominibus* [2], Arabes bina trium signorum nomina habere, sensu inter se diversa. Sed qua de caussa id evenerit, expedire non poterat vir doctus ante triginta annos, aditu ad litteras Indicas nondum patefacto. Sunt eadem signa, in quibus discrepantiam utriusque Zodiaci notavi.

---

[1] Raffles *History of Java*. Vol. I. pag. 534. Bailly *Traité de l'Astronomie Indienne*. P. 4.

Sanscrit.	Arab.
d'anus, arcus.	*El-Kaus*, arcus.
kumb'a, amphora.	*El-delv*, situla.
mina, piscis.	*El-hhut*, piscis.
Graec.	Arab.
τοξότης,	*El rámi*, sagittarius.
ὑδροχόος,	*Sákhib el má*, aquam effundens.
ἰχθύες,	*El semakhatain*, pisces gemini.

Nomina Arabica priore loco apposita, teste Idelero, apud Astronomum Ulug-Bekh longe sunt usitatiora. Recte vidit Gildemeisterus noster, quid inde colligere oporteat. „Res explicari nequit, nisi statuatur, tunc quum astro„nomia Graeca innotesceret, nomina Indica iam ita usi„tata fuisse, ut pelli non possent. Ipse Idelerus in libro „suo, quem scripsit, quum vix unus vel alter in nostris

---

[1] I. Gildemeister *Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci et opuscula inedita*. Bonnae 1838.

[2] Ideler *Untersuchungen uber den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen*. Berlin 1809. P. 184. 194. 202.

„regionibus de Sanscrita lingua cogitaret, post Scaligerum frustra illa nomina explicare tentavit.“

Patet ex Arabum usu, astronomos Indicos seculo octavo post Chr. n. nihil dum de Graecis signorum figuris rescivisse.

Mirum foret, ni in regionem saepius expeditionibus barbarorum bellicis vastatam, magna ex parte redactam in ditionem Persarum, Arabum, Muslimorum diversae stirpis, inter alia inventa peregrina sphaerae quoque ad morem Graecum pictae allatae fuissent. Id factum esse discimus e *Sripate*, libri astronomici auctore, recentioris quidem aetatis, attamen non infimae notae, siquidem post Ionesium Colebrookius eum laudavit. Interim vetera Signorum nomina locum suum constanter tuebantur. Necessarium itaque Srîpati visum est, effigies multo ornatiores, quam ex nudis nominibus quisquam suspicari posset, iuxta sui temporis consuetudinem adumbratas describere. Quod fecit breviter et concinne hisce versibus:

Mês'âdajô nâmasamânarûpâ viṅâgadâb'jâm̃ mit'unam̃ nrijugmam̃ |
Pradipaçasjè dad'ati karâb'jâm̃ nâvi st'itâ vâriṅi kanjakaira ||
Tulâ tulâb'rĭt pratimânapâṅir-d'anur-d'anus'mân hajavat purâñgah |
Mrigânanah sjân-makarô 't'a kumb'ah skand'ê narô riktag'atam̃ dad'ânah ||
Unjônjapuk'âb'imuk'am̃ hi mînô matsjadvajam̃ svast'alak'ârinô 'mi |

„*Aries* et cetera signa eiusdem generis *(Taurus, „Cancer, Leo, Scorpius)* speciem habent nomini con„venientem. *Par iuvenile* est mas ac femina cum cithara

„et clava: *Virgo* manibus tenet lucernam spicamque,
„stans in navi aquae innatanti: per *Libram* intelligitur
„libripens trutinam manu tenens; per *Arcum* sagittarius
„posteriore corporis parte equo similis. *Monstrum marinum*
„pingitur cum dorcadis capite. *Amphorae* vice
„ponitur homo humero urceum inversum gestans; pro
„*Pisce* gemini sunt pisces cauda et capite sibi invicem
„obversi. Haec signa in sua unumquodque statione versantur."

Ultima verba eo spectant, quod auctor brevitatis studio signorum ordinem turbaverat. Quod si ab initio Indi Zodiacum Graecis elegantiis ornatum accepissent, nemo non videt, talem explicationem supervacaneam futuram fuisse.

Quae ego hactenus recensui nomina signorum Zodiaci, prisca sunt, simplicia, genuina, vere Sanscrita, ab ultima inde antiquitate usque ad nostra tempora nunquam mutata, unica denique. Non ignoro, nuper Madrassi ab Anglo quodam esse prolata nomina nova et inaudita, in quibus facile agnoscas vocabula Graeca litteris Dêvanâgaricis expressa vel potius corrupta. Erroris fontem indagare mihi non vacat: certe subest aliquid, sive fraus sit, sive ludibrium. Homini credulo fumum venditum esse a nescio quo nebulone, apparet. At ex opere astrologico Varâhamihiri haec desumpta feruntur. Haud facile mihi persuaderi patiar, auctorem, cuius stilum ex paucis speciminibus castigatissimum novi, versus suos tot vocabulis barbaris contaminasse. Monuit praeterea Colebrookius, libros subdititios sub celebrati astrologi nomine per Indiam venditari. Caveant sibi Angli ab astutia *Pan-*

ditorum, quam HOLWELL, WILFORD, alii suo cum damno experti sunt. Cui tandem bono transcripta forent vocabula, lectoribus Indicis nullum sensum praebitura? Num forte credidit astrologus ipsi sono linguae peregrinae nescio quid magicae virtutis inesse? Fac denique, Varâhamihirum talia scriptis suis immiscuisse, quid inde effici potest ad quaestionem nostram diiudicandam? Etenim is floruit quinto seculo post Chr. n. exeunte; nos in primordia astronomiae inquirimus. Quinque huius disciplinae systemata, mythologicis titulis amplificata, vigebant ante Varâhamihirum; praecesserat eum tribus minimum seculis *Ariab'attus*, qui rotationem terrae quotidianam circum axem suum docuit. Ipse Varâhamihirus laudat libros astronomicos tam antiquos, ut aetas eorum ex mutato Coluri solstitialis situ per praecessionem aequinoctiorum aestimata ad tredecim fere secula ante sua tempora ascendat.

Pollicitus sum, me de *Libra* aliquid dicturum, cui tantum pondus tribuit Letronnius, ut in ea totius controversiae cardo vertatur. Viri doctissimi ratiocinatio fere haec est. „Graeci primi obliquitatem ecliptices observarunt; paullatim deinde utrumque huius circuli latus „signis implevere. Sed usque ad Hipparchum Zodiaco „undecim signorum contenti fuere. Porrexerant nimirum „scorpii signum per duo circuli dodecatemoria, quorum „prius bestiolae brachia occupabant. Postea demum, eo „temporis spatio quod inter Hipparchum et Geminum „astronomum elapsum est, qui sexaginta circiter sunt „anni, libra scorpii brachiis est substituta huiusque in„ventione ultima manus Zodiaco imposita. Hunc antea

„ipsis incognitum barbari a Graecis accepere, et quandoquidem Zodiaci Aegyptiorum, Chaldaeorum, Indorum „Librae effigiem exhibent, id proxima ante Augustum „imperatorem aetate factum esse oportet.“

Instituit ergo Letronnius, non, sicut Aeschylus ψυχοστασίαν, sed, ut ita dicam, ζωδιοστασίαν. Imponi alteri Librae suae lanci Graecorum Zodiacum, inventione atque antiquitate potiorem; alteri, Zodiacos, quotquot ubicunque terrarum visuntur. Prior lanx pondere suo depressa firmissimo historiae fundamento incumbit; altera, propter fabulosam levitatem subsultans, quae mixta continebat, Aegyptiaca, Chaldaica, Indica eiicit. Conclamatum est: triumphum agit de barbaris, furti simul ac mendacii damnatis, Graecia victrix.

At vehementer vereor, ut tam firmiter coelo sit infixa Libra ista, quam Letronnius id sibi persuasit. Mihi potius quasi gladius quidam Damocleus videtur suspensa tenuissimo filo, quo abscisso, in caput auctoris sit illapsura, totumque illum coniecturarum complexum secum pessumdatura. Turpiter claudicat Zodiacus undecim signorum, plaustri instar tribus rotis suffulti. Nec mihi obiiciat aliquis, re vera Graecos et ante Libram inventam duodecim Signa habuisse, quum χηλαὶ iis septimi loco essent, Scorpius octavi. Mente quidem ac ratione ea separabant, sed χηλαὶ corpori adhaerentes necessario una continua effigie cum ipso Scorpio erant delineandae. Inde ortam inaequalitatem portentosam quomodo tolerare potuerint Graeci, exquisito pulcri sensu praediti, vel in minimis operibus suis concinnitatis ac symmetriae studiosi, vix intelligitur. Quis dubitet, Hipparchi Zodiacum cuicunque usui astronomico suffecisse? At oculos offendebat. Id ipsum arripuit Ovidius, quo magis terribilem bestiolam coelestem redderet.

Est locus, in geminos ubi brachia concavat arcus
Scorpios; et cauda flexisque utrinque lacertis,
Porrigit in spatium signorum membra duorum.

Buttmanno, critico, si quis alius, ingenioso, Zodiacus *undenarius* adeo ineptus est visus, ut negaret, quemquam hominem sanum, nedum Graecum artibus elegantioribus assuetum, opus tam deforme numerisque suis truncum de industria condere potuisse. Statuit ergo, fortuito id accidisse: χηλὰς olim librae lances significasse, quod etymologicis rationibus probabile fit; postea, priore significatione obsolescente, errorem vocabuli male intellecti in effigies signorum transiisse [1]. Buttmanno plenissime assentior. Libra ex diversis partibus constat: a lancibus nomen trahere potuit: deinde dicta est ζυγὸς a trabe transversa, unde lances suspenduntur, propter iugi similitudinem. Graeci signa Signiferi a parte potiori ζώδια dixerant, quod nomen de arcu, de amphora ac libra usurpatum nimis foret ridiculum. Callido commento itaque arcui Sagittarium appinxere, amphorae Aquarium; eandemque ob caussam Libram quoque ad Scorpium retraxisse videntur, ut sin minus animans, saltem animantis aliquod membrum ea fieret. Quae omnia, inter se comparata diligenterque perpensa, eo nos deducunt, ut censeamus, Libram apud Graecos non recens fuisse intrusam, sed iure postliminii in sedem suam antiquam reductam. Id quoque valde dubium videtur, quod vulgo fertur, Iulium Caesarem primum Libram civitate Romana donasse. Poetae Latini utroque huius signi nomine promiscue utuntur. In Arateis CICERONI et GERMANICO, utpote morem Graecum (seu verius Alexandrinum dicam?) sectantibus familiare est Chelarum sidus, quocum simul vocem peregrinam admittere oportebat propter Latini sermonis inopiam. Etenim *brachia* non intellecta forent, nisi adderetur, cuiusnam animalis: qualis prolixitas fastidiosa est in carmine.

---

[1] Apices duntaxat argumentorum tango. Omnino legenda sunt, quae acute disputavit Buttmannus in libro Ideleri. *Historische Untersuchungen uber die astronomischen Beobachtungen der Alten*. Berlin 1806. Pag. 373. sqq. Quae quum scriberet, certe non suspicabatur, lite Chelarum et Librae de principatu tantas turbas motum iri.

MANILIUS, Germanici aequalis, plerumque Libram suo loco ponit; quandoque ad Chelas recurrit, tali modo id facit, ut appareat, menti poetae Librae imaginem esse obversatam. Ex. gr. I, 616:

Et iuga Chelarum medio volitantia gyro.

Iugum de libra apte dicitur; lances suspensae quodammodo volitare videntur: neutrum scorpii brachiis convenit. Quae Manilius tradit de dotibus, quas hoc signum hominibus sub se natis impertiat, cuncta spectant ad allegoricam Librae interpretationem, dum vel maxime poeta Chelas memorat. (IV, 203. sqq.) Nomen est duplex, effigies eadem.

Nisi aliunde sciremus, e solo Manilio discere possemus, tunc temporis dudum operose excultam fuisse Astrologiam, futilem quidem scientiam, sed speciosa subtilitate acutiores quoque homines fallentem. Inter

Hipparchum et Manilium uno seculo paullo plus interest. Num putabimus, tam brevi spatio libros astrologici argumenti in tantam molem crevisse, quanta doctissimo poetae in promptu fuit? Mihi minime dubium est, Manilium non substitisse in astrologicis proximae ante suam aetatis, sed evolvisse auctores vetustissimos, Petosirim et Necbepsonem Aegyptios, Berosum Chaldaeum, alios, quorum fama cum scriptis interiit.

Apud Geminum, quo florente, iuxta Letronnii sententiam, novellum Librae commentum vix dum in lucem prodierat, ea late dominatur; Chelae in exordio libri sine laudatione exauctorantur; ut adeo Hipparcheam consuetudinem plane abiurasse videatur egregius astronomus [1]. E contrario, Ptolemaeus, duobus seculis Gemino posterior, religiose Chelas custodit, suetumque iis servat honorem. Inde, ni fallor, probabiliter colligere quis possit, Chelarum usum solius scholae Alexandrinae proprium fuisse.

Exstat tamen in nono Almagesti libro [2] locus, ubi Librae fit mentio; ita comparatus, ut conclusionem ductam ex recenti, quam Letronnius statuit, huius signi inventione, funditus evertat. Quem Ptolemaei locum V. Cl. Idelerus saepius iam laudavit et luculenter illustravit [3].

---

[1] Bis, Cap. V. et XVI. Chelas nominat, respectu veterum, quos laudat. Iniectae quoque Cap. I. sunt Chelae, nescio quo casu; certe contra auctoris morem.

[2] Edition. de Halma. Vol. II. p. 170.

[3] Ideler Historische Untersuchungen u. s. w. Pag. 370. sqq. Ueber die Sternnamen. P. 174. Abhandlung über den Ursprung des Thierkreises. P. 10.

Quae sequuntur, non mea sunt, sed viri doctissimi iudicia. Ptolemaeus observationem Mercurii, anno 512. aerae Nabonassari a Chaldaeis factam tradit iisdem verbis, quae in Babyloniorum commentariis scripta legerat, eamque deinde ad suam temporis computationem sphaeraeque descriptionem reducit. Anno 75. (intellige aeram Seleucidarum) die quarto decimo mensis Dii secundum Chaldaeos, matutina visebatur Mercurii stella *ἐπάνω τοῦ νοτίου ζυγοῦ* κ. τ. λ. Annus aerae Nabonassari supra memoratus incidit in annum ante Chr. n. 237.

Nihil addo: res per se loquitur. Video praeterea, me iam ultra meos fines esse evagatum in Babyloniorum antiquitates; quam provinciam ipse IDELERUS et BOECKHIUS meus optime, ut solent, tuebuntur.

◆

ORATIO
NATALIBUS
FRIDERICI GUILELMI III.
REGIS AUGUSTISSIMI
CELEBRANDIS
DIE III. AUGUSTI CIↃIↃCCCXXIV.
IN
ACADEMIA BORUSSICA RHENANA
HABITA.

Illuxit denuo faustis omnibus dies, omnium bonorum civium votis celebrandus: redeunt anno vertente Regii natales. Servat Academia nostra morem suum, non dico pristinum, quandoquidem in recens condita vix pristini quidquam esse potest; at nihilominus sanctum, nullamque per speciem negligendum. Subsedit paullisper studiorum ardor, quo cunctis diebus profestis aedes hae, quamlibet amplae, haud secus atque apium examen per soles aestivos fervere solent; vacant auditoribus subsellia, professoribus cathedrae; indictum est docendi ac discendi quasi iustitium. Huc frequentes convenimus, ut et ipsi in tanto supplicationum mutuarumque gratulationum concentu fidem, pietatem, observantiam significaremus, qua optimum Principem, communem patriae Patrem amplectimur. Quum vero Rector et Senatus academicus publicae laetitiae me designassent interpretem, haesitavi primo, veritus ne horum solennium dignitas mea culpa minueretur; quippe qui probe sciam, tum eum, qui Universitatis nostrae litterariae publicus orator est constitutus, tum complures e collegis coniunctissimis facundia oris Latini magnopere mihi praestare; et parum exercitatus sim in panegyrico hoc dicendi genere, quod non simplici perspicuitate continetur, sicuti doctrinarum expositio, sed, praeter sententiarum pondus, floridum ornatum, splendida orationis lumina, denique numerosam postulat verborum concinnitatem. Vicit tamen diffidentiam ambitio, nisi fallor, haud inhonesta, vel saltem excusanda: suscepi in me, et libenter quidem, munus honorifice mihi demandatum, dum reputabam, vix ullam aliam occasionem aeque opportunam atque praeclaram mihi oblatum iri, gratum animum erga Regem Augustissimum pro tot tantisque beneficiis in me collatis publice testandi.

Sapienter fuit institutum, Auditores, ab ultima inde antiquitate, primisque vitae cultioris initiis, ut non solum dies quidam stati certo ordine ab usu profano rebus divinis faciundis seponerentur, sed et ipsius temporis aliqua esset religio, sideribusque revolutis novus ab integro orbis solennibus caeremoniis instauraretur. Hinc interlunii et plenilunii feriae, quae dictae sunt calendae atque idus, festa annua, praecipue ineuntis anni, veris, auctummi, id genus alia; tandem festa secularia, tanto maiore pompa celebrata, quanto minus quisquam sperare poterat, altera vice se in vivis ea spectaturum. Sapienter id institutum fuit, inquam: enimvero tempus est instar numinis potentissimi, cuncta mortalia, serius ociusve peritura, secum rapientis. At perpetua haec rerum terrestrium haud minus quam orbium coelestium volubilitas ita tamen est comparata, ut sensus nostros quodammodo fallat. Nam continuo et aequabiliter ex ordine naturali fit rerum mutatio, proxima quaeque sibi invicem succedunt: paullatim gignuntur omnia, in lucem prodeunt, adolescunt, florent, vigent, senescunt, emoriuntur. Labitur aetas in infinitum, sed similis ea amni taciturno, qui neque undarum strepitu, neque impetu turbulento prodit, quanta cum celeritate aquas illas ipsas, quas oculis prosequimur, in Oceanum provolvat. Quae quum ita sint, nonne rationi est consentaneum, ut in hoc temporum decursu nunquam intermisso termini certi ponantur, quasi spiramenta quaedam, in quibus, nisi reapse, at cogitatione saltem subsistamus, et, quum praesentis horae momentum plerumque vel curis suis, vel illecebris districtos nos teneat, tunc, mente in se collecta, praeteritorum recordationi, deliberationi futurorum unice vacemus? Precario vivitur; quicunque sapit homo, auram vitalem, quam carpit, numinis benignitati acceptam refert. Iure igitur dies ille, a quo annos fato sibi concessos quisque numerat, sacer ipsi habetur: quo redeunte post annuum spatium decet grato animo reminisci bona, quibus frui nobis licuit; sortem vero futuram, cuius ignari sumus, provido Numini commendare, siquidem nihil ultra in manibus nostris est positum, nisi ut, vitam honestis conatibus impendendo, per mortale hoc aevum immortalia mente ac spe praecipiamus. In quo more natalium celebrandorum universa nobis praeivit antiquitas. Romani quidem adeo sancte coluere non modo diem sed horam etiam natalem, ut in titulis eorum sepulcralibus saepe diligenter expressum legamus, quot annos, menses, dies, denique horas quisque vixerit. Sed privatorum natales ad sacra gentilitia pertinebant: principum, publicis adserebantur. Recte scilicet statuebant Romani, bono Principi quaecunque prospera eveniant, ea in rempublicam redundare, ideoque pro iis vota omnibus civibus esse suscipienda et solvenda. At istud factum prorsus indigne tum priscae religionis severitate, tum populi olim liberi maiestate, quod imperatoribus suis, ultra humanum fastigium inter Divos relatis, templa exstruere, tura adolere, victimas mactare solebant. Nos, divinioribus mysteriis imbuti, a Romanorum superstitione et adulatione alieni, quam utramque sane Rex pietate pariter ac modestia conspicuus, si erga se adhiberetur, indignabundus respueret, haud aliter Principis Genio libabimus, quam debitis virtutum laudibus, sincero amoris affectu declarato, supplicationibus Deo optimo maximo pro eius felicitate oblatis.

Quod si, ita ut dixi animati, eventa anni, qui ab hoc die retro computatur, memoria retractamus, patriaeque statum, qualis est hodie, circumspicimus, non possumus non nobis ipsis gratari, et pro tam praesenti tutela, qualem experti sumus, summo Universi Moderatori impensissime gratias agere. Rex, in cuius prudentia, aequitate, temperantia, magna ex parte salus reipublicae sita est Rex, inquam, incolumis. Et paternum eius animum gaudia haud mediocria pertentasse, credere par est. Florentem enim videt domum Augustam: vigente adhuc aetate nepotes e filiabus prognatos, destinatos illos aut principatui aut eminenti dignitati in terris peregrinis; neque ullum funus immaturum lugendum fuit. Quod vero longe maximi aestimandum, paucos ante menses celebratae sunt, populo per universam Borussiam acclamante, nuptiae auspicatissimae Iuvenis Regii, generosa indole patris maiorumque virtutes aemulantis, cum filia Bavariae regis: e quibus nuptiis sperare fas est, heroicam imperio progeniem in posterum haud esse defuturam. Interim reficiuntur diuturna pace gentes, bellis fere continuis, rerum novarum tempestatibus, fortunaeque ruinis antea vexatae. Undecimus iam vertitur annus, ex quo Germania impotentem exterorum dominationem a finibus suis propulsavit; nonus, ex quo ultima tyranni audacissimi, impigerrimi, solertissimi conamina imperium recuperandi iteratis victoriis irrita sunt facta. Inde stabilis fuit rerum ordo: etiamnum omnia pacata, non solum apud finitimos, sed in toto hoc Europae tractu. Neque ulla exstat suspicio, tam placidam tranquillitatem turbatum iri: vigilat enim concors Principum prudentia, ne qua dissensionum causa denuo suboriatur. Borussia, variis procellis quassata, iam non instaurata est modo, sed maioribus, quam unquam antea, incrementis aucta. Hoc meruit Regis constantia, civium virtus, quae tanta in istis certaminibus emicuit, ut antiquis Spartanorum Romanorumque exemplis aequiparari possit. Quae bello quaeri solent, ea dudum possidemus. Iam sat gloriae armis partum; nunc pacis artes colantur. Ubique tamen ratum erit vetus illud dictum, bellum esse ostendendum, si quis pacem habere velit; et nulli fortasse civitati impune inermi esse minus licet quam Borussiae. Iure itaque cavetur, ne diuturna quies in desidiam delabatur: praestant civibus securitatem sedula rei militaris cura nunquam intermissa, apparatus bellici copia semper in promptu, munimenta urbium castellorumque, aut reparata, aut funditus exstructa, quales, ut poetae verbis utar,

minaeque
Murorum ingentes, aequataque machina coelo

in vicinia nostra exsurgunt, miro opificio, locis arte aut natura munitissimis: propugnacula, si quando — absit omen! — hostilis hac ex parte impetus ingruat, Rheno nostro, imo universae Germaniae futura. Eiusmodi opera, vel citra necessitatem suscepta decori sunt imperio validis fundamentis subnixo, et magnam apud exteros potentiae opinionem gignunt. Sed bellicae copiae pacis artibus, agrorum cultura, opificiis, mercatura, sustentantur. Imperiorum opes pendent a domestica civium opulentia; haec porro ab indefessa ac solerti industria, qua destitutos populos vel amplissima naturae dona, terrae foecunditas, benigna coeli temperies, haud magnopere ditare solent. Quum autem, ut facile patet, privati commodi studium acerrimus sit industriae stimulus, oritur inde inter diversa vitae genera certamen quoddam, cui si aequae leges praesident, efficietur, ut virium intentio, qua quisque rei suae familiari prospicit, et reipublicae expediat. Quod poeta de natura praedicat, elementorum conflictum intra certos fines coercente, discordem concordiam foetibus aptam esse, istud ipsum ad societatis civilis rite ordinatae compagem transferre licet. Multiplex igitur est civitatum regendarum munus, variisque curis complexum. Providendum, ne, dum quaedam partes egregie coluntur, aliae laborent: quod quam difficile sit, vix a quoquam recte diiudicatum iri puto, nisi qui ipse rebus gerendis manum admoverit. Quapropter Fridericus Guilelmus maturo consilio convocari iussit Ordines Provinciales, non iisdem, quibus olim, membris compositos, sed modo aliquantum diverso, aetatis nostrae rationibus magis accommodato; ut, accurate cognitis singularum provinciarum necessitatibus, omnibus in commune consulatur.

Haec de prospero reipublicae statu laetisque exspectationibus breviter commemorasse sufficiat. Iam ad ea devenio, quae nosmet ipsos, partem civitatis etsi exiguam, non tamen infimam, propius attingunt. Et nostra conditio placere nobis debet; et nobis annus proxime elapsus bona haudquaquam spernenda attulit. Immunis omnino fuit Academia Rhenana ab eiusmodi turbis, qualibus unam vel alteram sororum nostrarum natu maiorum agitari fama accepimus; quae turbae auctoribus suis utique perniciosae, innoxiis etiam plerumque gravia pariunt incommoda. Aucta est civium academicorum frequentia, quae non e terris Rhenanis modo, sed partim e longinquis Germaniae regionibus huc confluxit. Eruditionis praesidia atque adiumenta, ab incunabulis inde Academiae nostrae ingenti sumptu parari coepta, bibliotheca publica, hortus botanicus, rerum naturalium Museum, instrumentorum physicorum apparatus, novis in dies crescunt opibus, quos singulatim enumerare neque huius loci est, nec meae doctrinae. Nova praeterea aut inchoata sunt opera, aut iam perfecta, quibus gloriari licet, utpote tam splendidis, qualia pleraeque Academiae tum Germanicae tum exterae, eaeque pridem fama celebratae, ostentare nequeant. Perfectum est hoc ipso anno chirurgicis operationibus destinatum Theatrum: nam theatrum recte dicetur, quod, prorsus admirabili inventione, et artifici ad exercendam peritiam suam tantum luminum, quantum subtilissimis humani corporis fibris explorandis sufficiat, et spectantibus e suggestu auditoribus incredibilem spectandi facilitatem praebet. Exstruitur porro, et usque ad tholum iam perductum est, Theatrum anatomicum, non nimis propinquum, ne salubritati aeris officere possit, neque incommodo tamen intervallo remotum; eleganti symmetria conformatum, ut viridario isti amoeno, quod ex aedibus hisce prospicimus, ornamentum inde accedat. Nuper apertum fuit vobis, Auditores, Museum, in quo ex antiquae artis monumentis adhuc superstitibus, tum signis, tum anaglyptis, exquisitissima quaeque ordine venusto disposita cernuntur; opificio quodam statuariae simili adeo affabre gypso madido efficta, ut ipsa exemplaria marmorea, quae Romae, Florentiae, Parisiis, Londini admirari consueveram, oculis contueri mihi videar. Intersunt his anaglypta nonnulla, e templorum Atticorum zophoris metopisque nuper demum arcessita, quantumvis corrosa ac mutila sint vetustate, Phidiae ingenium adhuc spirantia. En, quae doctissimo Graecae venustatis hierophantae, Winckelmanno, videre haud contigit, ea quotidie contemplari possumus. Multum hoc confert ad historiam artium elegantiorum cum fructu ediscendam, quandoquidem sculpturae Graecae miraculis describendis nulla sufficiunt verba: adspectu opus est. Erudiuntur oculi ad pulchri sensum; hinc etiam poetis antiquis, quorum menti harum similes divum heroumque effigies obversabantur, clarior lux affunditur.

Quaesiverit forsitan aliquis ex auditorum corona, cur non e solito suggestu hodie coram vobis verba faciam? Et hoc tribuendum est operi inchoato, quo Aula nostra magnifice decoratur. Magnifice, dico; at nequaquam ista magnificentia, quae lacunaribus aureis, lychnuchis crystallinis, variegatis marmoribus, pavimentis tessellatis, aulaeis sericis, tapetibus ostro fucatis, ceterisque eiusmodi munditiis continetur. His regia palatia, divitumque aedes ambitiosius sese iactent. Sedem eruditionis, Musarum sacrarium non decet luxu deliciisque diffluere: ipsa ornamenta sunto austera, simplicia, et quae priscam quandam dignitatem sapiant. Quidnam vero magis idoneum ad ornandam Academiam reperiri potest, quam quod non pretio emitur opus, sed ingenio et arte perficitur? Operientur parietes Aulae nostrae picturis, quibus tum indoles, tum historia disciplinarum, quas tractamus, figurate exprimatur. Sedebunt, quaeque in tribunali suo, suis insignibus conspicuae, effigiatae imagines Theologiae, Philosophiae, legum peritiae, artis medendi; congregabitur circa singulas concilium delectum e conditoribus, auctoribus, emendatoribus divinarum humanarumque rerum sapientiae. Quos vita aetatibus, locis, nationibus disiunxerat, hi simul in pictura reviviscent, vultu ipso ingenium prae se ferente, quasi colloquentes inter se de studiis suis, vel meditabundi iisdem intenti. Quid, quaeso, animum iuvenilem ad honesta quaeque et praeclara vehementius accendere possit, quam vividis coloribus repraesentata memoria tot virorum sanctorum, sapientium, ingeniosorum, quorum oracula veneramur, a quibus per longam seculorum seriem traditae nobis disciplinae paullatim amplum istum, quo nunc sunt, ambitum explevere? Sed in artibus elegantioribus grandia mente concepisse haud sufficit: docta manu exsequi ea oportet. Quod si e primis speciminibus iudicare licet, si quid omnino in hoc artificii genere ego video, cuius fidus certe spectator magnam Europae partem perlustravi, haud diffidenter auguror, opus inchoatum tale esse evasurum, ut honos disciplinis habitus picturae figmentis et in artificum laudem redundet.

Dum in novis hisce ornamentis, quae regiae munificentiae debemus, describendis, pro delectatione qua animum meum, fateor, vehementer capiunt, licentius exspatior, video ansam mihi praeberi, de novo artium vigore per Germaniam reflorescente pauca disserendi. Neque aliena haec erunt, tum a Principis laudibus, quem artium liberalem patronum, acutum aestimatorem novimus, tum a rationibus nostris. Arctissimo enim vinculo cum disciplinis severioribus litterae humaniores, hae rursus cum artium elegantia sunt copulatae; nec profecto barbaram nescio quam, tetricamque eruditionem sectamur, quae a rebus pulchris atque venustis abhorreat. Sed ut probe intelligatur, qualis sit ista artium emendatio, cuius semina iacta esse contendo, res paullo altius est repetenda.

Artes, quae oculorum delectationem sibi proponunt, architectura, sculptura, pictura, de his enim loquor, ut quaelibet fere res humanae, habuerunt sua fata: alternis vicibus crevere, floruere, degeneravere, omnino denique exolevere. Has Graecia, insignis gentium magistra, omnibus numeris absolvit. Romani ad nova excogitanda vel tradita expolienda parum habiles (qua in re eos deficere nobilissimis versibus Virgilius confitetur) arripuere tamen has ingenii opes, ac veluti spolia triumphalia orbis terrarum a se devicti ostentavere. Imperio senescente, artes ad infantiam relapsae, sed aegrotantem illam atque deformem; everso, barbarie ingravescente, prorsus exstinctae. Excitatus tandem fuit ingeniorum torpentium veternus studio sacra Christiana templis imaginibusque condecorandi. Multum abest, ut, quae medium aevum, nulla antiquitatis, tunc oblivione sepultae, imitatione adiutum, proprio Marte protulit, fastidiamus. Proxime ad perfectionem accessit architectura. Admiramur imprimis stupendas aedium sacrarum moles, nova audacia fastigiatas, symmetriam in faciem unam eamque grandem ex innumeris paene partibus coeuntem, et minima quaeque in totius minutam quasi effigiem curiose elaborata. Sculpturae quidem mores et seculi indoles minus favebant. Pictura primo durior in coloribus, praestigiarum luminis umbraeque vel ignara vel incuriosa, felix in animo pingendo, dum corpora rudia adhuc, macie exsiccata, numerisque suis trunca formabat. Mira praesertim cum dulcedine expressit vultu et oculorum obtutu affectus, quos casta ac sincera pietas mentibus humanis instillat, ita ut ipsi arti sanctimonia quaedam inesset. Fideli naturae imitationi, sensim in ceteris quoque meliora docenti, subita lux affulsit e signis antiquis magno numero effodi atque in pretio haberi coeptis; ingeniis intra angusta claustra adhuc delitescentibus campus liberior apertus; nobilibus ausis immissae habenae. Tunc prodiere Leonardus Vincius, pictor, physicus, mathematicus, philosophus sagacissimus; Michael Angelus Bonarottus, triceps ille architecturae, sculpturae, picturae Geryones, in artium certamine Herculem suum aegre inventurus; Raphael Sanctius, qui utrum pictor sublimior fuerit an amabilior, difficile dictu. Tota fere Italia seculo decimo sexto ineunte in haec studia exarsit; et singulae pictorum scholae propria quadam dote ceteris antecellebant: Veneta Titiani laetis coloribus et vestimentorum splendore; Parmensis Corregii, Gratiarum alumni, callida luminum umbrarumque distributione; Romana et Florentina tum in lineamentorum pulchritudine, tum in iis, quae Graeci ἤθη et πάθη dixere, (quum corporum motu, gestu, vultusque mobilitate mores affectusque animi produntur) haud dubie palmam tulit. Sed heu! nimis cito artes ab hoc fastigio inclinavere. Usus peperit facilitatem, inde levitas subnata: diceres, pictores non tantopere de eo concertasse, quinam melius, quam quinam citius pingere posset. Nec diu perduravit picturae emendatio, quam ratione eclectica perficere conata est schola Bononiensis. Gallia quoque sub Ludovico suo Magno gloriam artium egregie cultarum affectavit verius, quam solidam adepta est. In exili genere tabellarum pictarum mirifice sibi placuit Flandria, rhyparographorum ferax, qui humilibus, imo sordidis rebus gratiam penicilli suavitate et subtilitate quaesivere. E quibus discas licet, quomodo aliquid pingere oporteat; dummodo, quando de eo agitur, quid sit pingendum, alios duces sequare. Denique per maiorem seculi decimi octavi partem ubique fere artes in peius ruere: artificum ingeniis et aestimatorum iudiciis aeque depravatis castigata simplicitas veterum sordere, et rusticitatis nomine condemnari; calamistrata et contorta utrisque unice placere; et quum nihil sani, robusti, sinceri tolerare, nec mentem ad grandia erigere valerent, vanis argutiis mollibusque lenociniis visum eblandiri satagebant. Architectura quadratam symmetriam flexilibus lineis versurisque minutatim diffringens, ineptis ornamentis aedificia onerabat. Sculptura, corpora nuda (quae propria huius artis est provincia) non modo non pulchre, sed ne rite quidem effingere, neque decenter, ita ut membrorum structura transluceret, velare perita, deorum heroumque figuras ridicule personatas in scenam producebat; nihilo secius excellentiae suae adeo secura, ut vel Phidiam, Polycletum, Praxitelem ad certamen artis fidenter provocaret: plane quasi quis pumilio, calvitie capillamenti suppositicii minitantibus cincinnis obvoluta, sibi persuaderet, Iovis istius Homerici et Phidiaci instar Olympum se quassaturum. Pictura in iis, quae communia cum sculptura habet, similiter peccans, lineamentis confusis, coloribus dilutis atque adulteratis, in nebulas, ut ita dicam, evanuit. Ex tam abiecta conditione primum artes in rectiorem viam reducere coepere duumviri, pari animorum instinctu inter se consociati, ambo e Germania oriundi, Raphael Mengs, pictor, et

Winckelmannus, philosophus antiquitatis investigator. His vindicibus honos suus Graeciae est restitutus: nam artifices aetatis proxime antecedentis opera antiqua omnino spreverant, eruditi vero nihil iis inesse pretii erant suspicati, nisi quatenus ea disputandi de antiquitatibus materiam praeberent. Tum demum oculi diu occaecati denuo sapere coepere; tum demum intellectum, principes inter Graecorum artifices pulcherrimam vitam imitari, et hominum species idearum Platonicarum similes fingere voluisse: quod tanta cum maiestate effecere, ut consiliis deorum de creando homine eos interfuisse dicas. Haud negaverim, et Italos nonnullos aevi Medicei idem iam vidisse. Attamen nunc fortasse penitius quam unquam alias Graecae res cognoscuntur, siquidem multiplici doctrina cum acumine critico coniuncta, Europae hodiernae concessum est, veluti e specula universum genus humanum lustrare, et remotissimorum seculorum, diversissimarum gentium mores inter se conferre. Prudens autem veterum exemplarium admiratio, non ad nomina serviliter stupens, sed explorando nata, et alte in mentem penetrans, haud minus in artibus quam in litteris, uberes semper tulit humanitatis fructus. Ingenia quidem inveniendi vi pollentia naturae debentur, sed vano foecunditatis impendio, si primis rudimentis corrumpantur. Et habent, Platone observante, magna ingenia, in operibus suis expressa, simile quid Magnesii lapidis, qui ferrum iners attrahit primo, deinde vim sibi ingenitam cum eo communicat. Nolite suspicari, me duobus istis viris supra laudatis nimium tribuere in hac artium emendatione, quam aetas nostra vidit, quia caussam effectus non statim subsequutus est. Etenim prava consuetudo, radicibus altius actis, reluctanter erudiendo castigatur. Interdum etiam artifices egregii delicatiorum hominum sui aevi genio aliquatenus indulgent, ideoque severa reformidant: quod, nisi fallor, celebratissimo Italiae sculptori, nuper mortuo, fraudi fuit. Ceterum et architectura et sculptura novissimis temporibus insignes habuere profectus. Multo melius, quam olim, vera harum artium indoles perspicitur: omnia castigatiora; certi canones, natura ipsa legem ferente, extra controversiam sunt positi. Res eo pervenit, ut, si quis talia in publicum proponeret, cuiusmodi ineunte seculo decimo octavo maximis plausibus excepta esse scimus, nihil aliud nisi vulgo rideretur. Quid quod et opifices e studiis hisce nobilioribus nonnihil in commodum suum vertere potuere, ita ut saepe rebus usui quotidiano paratis, domuum privatarum supellectili, Graecae elegantiae aliquid inesse videas? Sculptores vero complures in variis Europae partibus, nec minimum in Germania, hodie florentes non veterum imitatores callidi modo, sed aemulatores praedicari merentur. Non aeque bene picturae ab initio processerat. Raphael Mengs nimirum voluminibus suis artifices melius erudivit, quam exemplo: penicillo frigidior, nec fere ultra laeves genas quidquam feliciter ausus. Winckelmannus, totus in sculpturam conversus, in pictura minus videbat, et ubique antiquitati praerogativam vindicans, non satis aequus recentiorum, ne principum quidem inter pictores, iudex exstitit. Sic factum est, ut incautis veterum exemplarium praeconiis a recta via seducta pictura, muneribus suis posthabitis, iniquo cum sculptura certamine inito, signa marmorea male colorata in tabulas transferret. Laboravit imprimis Gallica schola hoc vitio, cui alterum accessit non minus grave: nimis turgide et violenter animorum affectus exprimebant, laterum intentione vultuque distorto; diceres, eos non veram vitae imaginem, sed tragoedorum declamationes ante oculos habuisse. Qua in re mirum quantum distant a Graecorum venusto temperamento et inaffectata simplicitate; neque id hauserunt ex imitatione, sed nationis indoles huc inclinabat. Habet tamen et Gallia pictores egregios, a vulgata contagione immunes, quorum gloriae nihil detractum velim. Nuper in arenam descendit Britannia, olim coemere pretio artium opera potius, quam ipsa elaborare consueta: minus docta in lineamentis; eorum, quae nitorem tabulis pictis conciliant, studiosior. Interea Romae, in communi artificum Europaeorum diversorio, succrevit ab aliquot inde annis schola picturae Germanica, ab istis, quas recensui, longe discreta. Haec eadem via procedere conatur, quam tribus seculis ante monstraverant summi artis magistri, vetustiora quoque medii aevi monumenta, propter virtutes quas illis inesse dixi, eximio amore amplexa. Quum plerique nostrae aetatis homines Graecas fabulas unice commendent, sacra Christiana vero a pictura exulare iubeant, quod inter ceteros et poetarum nostratium principi excidisse nollem, recte haec pictorum schola sensit, sancta illa et augusta castae cuiusdam pulchritudinis neutiquam esse expertia. Praeterea nova picturae instrumenta sunt inventa, vel potius in usum revocata. Pigmentorum oleatorum artificium, e Flandria seculo decimo quarto vergente in Italiam translatum, variis picturae generibus adhibitum, plane in arcana penicilli sese insinuavit: utpote cuius proprium sit, pellucidis coloribus opaca exhilarare, clara suaviter temperare. Praetulere tamen Bonarottus, Raphael, Iulius Romanus, alii plerique eiusdem seculi pictores in maximis suis operibus diversam pingendi rationem, ita comparatam, ut tectoria laevigata, calce adhuc uda, pigmentis imbuantur; cuius artificii tum praestantiam, tum difficultatem qui accuratius cognoscere cupit, legat Vasarium, Bonarotti discipulum. Favet hoc genus imprimis megalographiae: in amplis parietibus, porticibus, fornicibusque cameratis historiae fabulaeve, magno actorum numero figurandae, spatiose explicantur. Eiusmodi picturis summorum pontificum iussu palatii Vaticani atria splendide vestita, quidquid alicubi tabularum pictarum spectatur, facile superant. Id artificium iam dudum adeo exoleverat, ut nemo de eo retractando, quippe de re nimis ardua, cogitaret, donec nonnulli pictores nostrates, et soli hi quidem per totam Europam, prospero successu eius periculum fecere. Ex horum numero vir, compluribus ingenii sui monumentis editis clarus, praepositus est Academiae artium elegantiorum, regiis auspiciis in vicinia nostra ad Rhenum nuper instauratae; quo duce et magistro opus apud nos inchoatum quale quantumque sit, iam satis declarasse mihi videor.

Regi nostro avitum est artium patrocinium, iure quasi hereditario a Friderico Magno acceptum. Magnanimus ille, inter tot bellorum tumultus, tot regni administrandi sollicitudines, ab adolescentia inde usque ad extremam senectam artes, quaecumque vitam humanam cohonestant, constanter adamavit. Ipse musicus, poeta, rerumque a se gestarum commentator Iulio Caesare non inferior, nullis delectationibus indulgebat, nisi quae animum ad excelsa et pulchra eveherent, vel ingeniosis lusibus lepore quodam conditis recrearent. Ne quid otii, a gravissimis muneribus, quae indefessus obibat, reliqui ineptiis periret, fugiebat strepitum urbis; regios penates transtulerat in villam, triumphali cultore laetius virescentem. Non circumvolitabat eam importuna aulicorum turba; erat solitudo, sed amoena illa, sed artium operibus illustris: scires, ibi regem philosophum habitare. Sibi modicis contentus, parcus ceteroquin opum publicarum dispensator, nihilominus magnifica monumenta perfecit, ut nimirum opificibus quaestum pararet, civium industriam excitaret, ingenia elegantiae sensu imbueret. Huic regi sedes imperii debet aedes publicas et privatas ad normam ordinatas, plateis directis, areis amplis et xystis intersectas, uno verbo, omnem istum splendorem, quo inter clarissimas eminet. Vix aliquid cumulatius tantae magnificentiae addi posse videbatur: at factum est, et quotidie fit Friderico Guilelmo regnante. Fervent Berolini operae, exstruuntur aedificia publicis usibus destinata, et ornantur signis, statuis, anaglyptis; utrumque specie emendatiore quam id antea fieri solebat. Neque tamen circa solam regiam congregantur opera nobilia: insigni cura prospici videtis, auditores, ut clarius hoc artium elegantiorum lumen per omnes regni partes diffundatur.

Quod si inter haec litteris iniquior aestimatio, parcior tutela contingeret, haberent eae, quod artibus inviderent. Sed plane contrarium nos experti sumus, neque nos soli. Perlustret aliquis totam Borussiam: videbit, nihil uspiam negligi, quod erudiendae iuventuti, doctis laboribus promovendis, scientiis augendis et emendandis inservire possit. Incredibile dictu est, quanto amore litteras prosequatur vir illustrissimus, quem Rex harum rerum ministerio praefecit; quam solerti consilio earum commodis invigilet, quam benigne merita cuiuscunque generis in lucem protrahat, et regio patrocinio commendet. Iam nostrum est, qui cives academici sumus, cavere, ne officia nobis praestita irrita cadant. Si qua desunt adhuc Rhenanae nostrae, quae tanquam ampla colonia non uno die condi potuit, ea tempus supplebit. Huius spei pignus nobis dedit paucorum annorum experientia. Meminerimus, et inter imperfecta doctrinae praesidia strenuo labore aliquid effici; praesidia sine industria nihil posse.

Revertor eo, unde exorsus sum, quo omnis mea oratio tendebat, quo et diei huius solennia, et animorum nostrorum affectus conspirant. Vos omnes, quotquot adestis, Principi pio, forti, iusto, clementi, Patri patriae, fausta mecum precamini. Tu, Summe fatorum Arbiter, imperiorum Stator atque Sospitator, salvum fac Regem! salvum Principem, futurum regni heredem! salvam domum Augustam! Cumula Regem omnibus bonis, quae sors humanitatis capit! Fruatur per longum aevum pace bene parta, dignitate apud exteros, domesticis gaudiis, amore civium, felicitate publica, suis curis consiliisque aucta et stabilita! Longe lateque sub aquilae Borussicae alis tuti quiescant populi! Celebretur aliquando apud posteros aetas, quae Fridericum Guilelmum regnantem vidit, inter maxime insignes armorum gloria, institutis civilibus, morum integritate, artium litterarumque incrementis! Ita Deus faxit!

ORATIO

CUM RECTORIS IN UNIVERSITATE LITTERARIA BONNENSI MUNUS

DIE XVIII. OCTOBRIS ANNI MDCCCXXIIII. IN SE SUSCIPERET HABITA.

Dum ad munus obeundum me accingo, cui me designarunt vestra, collegae coniunctissimi, suffragia, comprobata ministerii regii, quod rebus nostris regundis praeest, auctoritate, non possum facere quin fatear, sollicitudine haud mediocri animum meum agitari. Novus nimirum atque insolitus honor mihi est habitus, et vix mihi persuadeo, titulo tam honorifico me ipsum consalutari. At simul onus insuetum humeris imponitur. Maximam aetatis meae partem longe remotus ab universitatibus litterariis exegi, et sero me ad hoc vitae genus contuli. Accedo igitur ad magistratum annuum gerendum non modo diuturna experientia negotiorum academicorum destitutus, sed ne penitiore quidem cognitione rerum rationumque nostrarum instructus. Quam sane non ultro neglexi, sed defecit me occasio. Aderam quidem a prima inde Rhenanae nostrae instauratione, ipsisque eius incunabulis. Deliberationibus vero senatus, ex quo is numero senatorum duodenario constitutus est, non amplius interfui, quandoquidem per annos quatuor integros non huic universitati adscriptus, sed Berolinensis professor censebar. Nec postea quoque vel decani iure, vel collegarum electione in senatum sum cooptatus. Quae quum ita sint, neminem alium eligere rectorem poteratis, qui minus quam ego iudicio suo hac ex parte fideret, vehementiusque cuperet peritiorum consilia auscultare, quibus me benigne a vobis adiutum iri, benevolentia vestra, collegae, sperare me iubet. Confirmatur animus, dum reputo adsessurum mihi esse prorectorem clarissimum, qui altera iam vice in hac Rhenana, ut alias universitates taceam, rectoris munere insigni cum laude functus est, adsessuros senatores, de huius academiae incrementis optime meritos. Hoc solum bona fide polliceri possum, me pro virili esse annisurum, ut post annum exactum dignitatem huius magistratus, quo me evectum miror magis quam gaudeo, integram successori per manus tradam, et ne res publica nostra litteraria sive negligentia mea sive incauta festinatione detrimenti quid capiat. Ceterum, quemadmodum mari tranquillo, coelo sereno, nulla nubecula ne e longinquo quidem tempestatem minitante, vector aliquis, etiamsi minus peritum se rerum nauticarum esse sciat, facile per paucas horas manum gubernaculo admovet, et sine temeritate admovere potest, sic et mihi, quamvis imperitiae meae haud ignaro, istae, quas memoravi, curae florenti rerum nostrarum conditione leniuntur. Non e turbarum fluctibus aegre emergimus, sed vento secundo, velis expansis, nec nimis tamen turgidis, in portum bonae existimationis devehimur. Publice collaudati sunt nuper Borussicae Rhenanae cives propter morum probitatem, modestiam, legum observantiam, denique propter animum vere civilem, qui sincero amoris affectu erga patriam, patremque patriae, optimum principem, unice spectatur. Hanc famam acquirere magis arduum est, quam conservare. Iure igitur speramus fore, ut hoc nobis in posterum contingat. Cuncta eodem conspirant: singularis viri perillustris prudentia, qui pro curatore regio Rhenanae administrandae praepositus indefesso labore commodis nostris invigilat; professorum concordia, cum exquisita eruditione coniuncta comitas, moderatumque et sapiens de rebus humanis iudicium; civium academicorum, qui iam aliquamdiu apud nos commorati sunt, consuetudo et exemplum, advenientium aemulatio.

Iam ad vos me converto, commilitones ornatissimi. Scitote optima quaeque me a vobis exspectare. Sed de me quid loquor? Patriae magna de vestris studiis et moribus est exspectatio, quam cavete ne fallatis. Hunc in finem iam olim constitutae sunt academiae, hunc in finem Rhenana quoque paucos ante annos est condita, regiaque munificentia amplissime dotata, ut haberet ingenua iuventus, quo conflueret post scholarum tirocinium ad ediscenda tum ea, quibus ingenia iam adulta sensu veri, pulchri, honesti imbuuntur; tum, quae professionibus nobilissimis rite exercendis sunt necessaria. Videre mihi videor, commilitones, in corona vestra iuvenes complures, aliquando futuros pios et eloquentes sanctissimi evangelii interpretes, fidosque sacrorum ministros; acutos iuris consultos, candidos litium disceptatores, publicis privatisque negotiis gerendis habiles; medicos ingeniosos malis, quibus mortalitas laborat, vel tollendis, vel saltem sublevandis; egregios artium liberalium magistros, philologos, criticos, rerum naturalium indagatores, scriptores denique cuiuscunque generis librorum, qui sermonis elegantia litteras ornent, eruditionis ubertate doctrinarum penum augeant, argumentorum subtilitate novam ingeniis lucem accendant. Horum enim omnium academiae seminaria esse existimantur. At eiusmodi laudes sine strenuo labore impetrari nequeunt. Agite dum, commilitones, accingimini! Apertus est nobis campus spatiosissimus, in quo variis ingenii exercitationibus desudetis. Quod tanto maiore cum alacritate facturos vos esse confido, quanto magis cuiusque arbitrio permissum est, eam studiorum rationem sequi, quam suae indoli optime convenire quisque iudicaverit. Haec docendi discendique libertas, qua nequaquam omnes academiae Germanicae, nedum externe, pariter gaudent, praecipuum est academiarum nostrarum decus, est pignus publicae fiduciae nobis habitae, quo dignos probo et sapienti usu tum doctores, tum discipulos se praestare certatim oportet. Si amplitudinem doctrinarum spectamus, quarum notitiam aliquam aetas nostra ab homine liberaliter instituto postulat, angustis terminis inclusum videri debet tempus studiis vestris concessum; quod si forte inutiliter profusum fuerit, nullo pretio iacturam redimere licebit. Incumbendum est itaque labori, atque perseverandum. Austeram sane vobis vitam propono, memor sententiae istius Hesiodeae, Numina sudorem in Virtutis aditu collocasse. Attamen libenter agnosco, nec valetudinis curam prae nimio discendi ardore esse posthabendam, et corpori et animo opus esse interdum relaxatione aliqua, denique iuvenilem aetatem commodis oblectationibus neutiquam debere privari. Quarum opportunitatem vobis offert situs huius academiae in cultissima et felicissima Germaniae parte, amoenis patris Rheni ripis imminens. His naturae bonis fruamini, dummodo semper exemplo vestro probetis, verum esse aureum istud poetae veteris dictum:

— — — didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Ex officio meo impositum mihi est, commilitones, ut alloquio meo addam monitum de re gravissima, de vitandis nimirum sodaliciis; et nisi impositum foret, sponte tamen id facerem. Quid multa? Verbo defungi possum: interdicta sunt legibus. Ante omnia, cives, legibus est obtemperandum. At vero, si quis legem temporum aliqua necessitate expressam severiorem arbitratur, is reputet, non competere privatis hominibus iudicium de legibus, quarum nutu et auctoritate ipsi potius sunt iudicandi. Neque tamen novi vel inauditi quicquam inest huic edicto: nam in omnibus rebus publicis bene ordinatis coetus clandestini semper fuere prohibiti, et in academiis Germanicis iam olim grassatum hoc malum poenis severis saepe est coercitum. Eiusmodi sodalicia aut inepta moliri solent aut perniciosa. Prius in illa potius cadit, a quorum contagio adolescentia nostra, qui seniores nunc sumus, absterrebatur; posterius in recentiora, quae ultimis hisce temporibus mirum quantum pullulavere. Perniciosa, inquam, moliuntur ii, qui speciosis nominibus tenebricosa nescio quae et ambigua dissimulantes, adolescentes generosos, sed inconsultos et mali minime suspicaces, eo pelliciunt, ut fidem a parentibus, praeceptoribus, magistratibus alienatam solis ipsis infinite obstringant. Qui ante aliquot annos eiusmodi adlectationibus aures nimis faciles praebuere, fortasse erant excusandi, quum ignorarent qualium consiliorum fierent participes, quorumdam hominum factiosorum rerum novandarum occasioni inhiantium fierent sectatores: quae, identidem admoniti, ignorare iam non amplius possunt. Si quis igitur nunc eodem modo delinqueret, sera foret querimonia, leges rem surdam esse atque inexorabilem. Haec a me dicta pro paternis monitis accipitote, mentibusque vestris altius infigitote. Felicem me praedicabo, si mihi contigerit idem quod antecessori clarissimo, ut post annum exactum, nulla sententia tristi promulgata, hunc magistratum deponere possim. Huius laetitiae compotem me faciendi penes vos est facultas, commilitones. Dixi.

ORATIO

CUM MAGISTRATUM ACADEMICUM

DIE XVIII. OCTOBRIS ANNI MDCCCXXV. DEPONERET HABITA.

Habet academia nostra hoc insigne, quod communes ipsi sunt celebrandi natales cum Germania instaurata. Meministis, auditores, expletum hodie annum duodecimum, ex quo pugna Lipsiensis tyranni sollertissimi, audacissimi, bellicosissimi potentiam retudit atque fregit. Anno quinto post hanc victoriam, in omne aevum memorabilem, Rex Borussiae, dum in consessu principum Europae constituendae gratia habito Aquisgrani moraretur, inter tot gravissima negotia promulgato edicto regio hanc universitatem litterariam condidit atque in perpetuum stabilivit; palatia, quae Electorum Coloniensium olim fuerant, cum viridariis adiacentibus plenissimo iure ei concessit; ingens argenti pondus largitus est, unde parari possent praesidia atque adminicula doctrinae, quibus eius modi instituto opus est, quorum nullum omnino exstabat; denique reditus annuos ei assignavit. Sapienter autem et magnanimo consilio hoc fecit ipso die anniversario istius victoriae, ut scilicet cum tanto beneficio coniungeretur memoria virtutis, cuius tum exteri, tum Germani, consociatis armis, praecipue vero Borussi in campis Saxonicis immortalia monumenta ediderunt. Quanta tunc est circa Lipsiam facta rerum conversio! Heu! quanto sanguine et quam generoso redemta fuit Germania nostra Gallorum a dominatione, immo potius a tyrannide Napoleonis, quae, tanquam pestis generis humani, universam Europam iamiam erat invasura! Vos, commilitones, quae vestra est adolescentia, meminisse vix potestis, quae duodecim ante annos peracta sunt. Quaedam fortasse a parentibus et senioribus accepistis: sed nec liberum erat istis temporibus communicare cum amicis quae foris gererentur; vel rumores populares comprimebat silentium servitutis. Hoc vero caput, canitie haud inhonesta senectutem ingruentem prodens, multa et varia expertum est, ut paene Ulyssem quendam dicere me possim,

Qui multorum hominum mores cognovit et urbes.

Afueram complures annos a Germania, et libenter quidem afueram, quandoquidem vix quidpiam ibi erat obvium, quin aut indignationem moveret aut miserationem homini patriae amanti, ac de sorte eius futura sollicito. Lacera atque discerpta erant membra imperii antiqui, olim Romani nomine condecorati, paullatim debilitati, tandem senio confecti. Huius tamen funeri, etsi dolendo, iam assueveramus; quae sinistrae Rheni ripae adiacent, iam inter primos fere Gallicos tumultus fuerant avulsa: quam rerum conditionem, iniquae pacis legibus dudum confirmatam, nemini in mentem veniebat unquam in melius mutari posse. At Napoleonis ambitio, ex quo Consul factus imperatoriam dignitatem sibi arrogaverat, longe ulterius grassabatur: paucos intra annos dominationem suam per amplissimum Germaniae inferioris tractum ultra Albim porrexit, tum imperii Gallici, tum regni Guestphalici et Magni Ducatus Bergensis sive Montium nomine. Qui fratrem e regno Bataviae, paullo ante ei concesso, expulerat; qui summum pontificem, quum is diadema ipsius capiti imposuisset, statu ecclesiae spoliaverat; qui reliquam Italiam invaserat, Hispaniis inhiabat: num, quaeso, exspectari poterat, fore, ut is principibus Germanicis parceret, qui tunc foedere Rhenano coniuncti, fato cogente, socii ipsius facti, sub eius vexillis bella gerebant, quorum opes pro tempore augere videbatur? Fatalis plerisque hic homo fuerat hostis; amicus anceps atque subdolus: consilia aegrotabant, fatiscebat fortitudo, fides erat labefacta, nihil uspiam auxilii relictum. Iam in eo erat, ut monarchiae universalis, quam dicunt, vorago, violentius subinde exaestuans, non Germaniam modo, sed universam Europam absorberet. Quaelibet sane dominatio extera respuenda est ac summopere averruncanda populo ingenuo;

at nulla deterior fingi poterat ea, quam nobis minitabatur istud seculi portentum. Francogalli enim, quorum et ingenium et animi vigorem me multis in rebus admirari ultro profiteor, adversarii sunt, si libero pectore obviam iis eas, fortes atque magnanimi; aemuli, quales haud facili labore superes; vicini paullo insolentiores quam pro iure aequabili; domini intolerabiles.

Per omne hoc tempus, dum ita res procederent, ut facile esset ad praevidendum, mox nullam omnino, si fortuna semper arrideret Napoleonis ausis, sicuti eo usque arriserat, servitutis iugo imposito, lingua nostra, litteris, moribus, memoriis maiorum neglectis, contemptis, proculcatis, futuram esse Germaniam; per omne hoc tempus, inquam, peregre commoratus, in Helvetia, in Italia, plerumque in ipsa Gallia, litterarum studiis officiisque privatis amicitiae, et adolescentiae instituendae vacavi. Quantumvis autem quae sentiebam alto corde premerem, tamen suspicionem ministrorum Napoleonis vitare haud potui. Ergo Gallia mihi est interdictum. Delitui deinde per annum et quod excurrit, in Helvetia; delitui, inquam: foederatae enim Helvetorum civitates nequaquam tunc sui iuris erant; omnia ad nutum socii praepotentis ac superbi gerebantur: quicunque ei displicuisset, extorris agebatur. Receptus fueram per complures annos hospitio feminae illustrissimae, haud scio utrum ob summam ingenii praestantiam, an ob generosam animi indolem magis admirandae. Ea dudum suspecta Napoleoni, quum virili constantia recusasset publicum tyrannidis praeconium, quod istius adulatores, tum minis, tum promissis ipsi extorquere conati fuerant, exsul ab imperii sede, multis modis vexata, in villa sua ad lacum Lemanum in libera custodia retinebatur. Indignae conditionis impatiens mulier animosa decreverat petere Britanniam, tanquam ultimum libertatis propugnaculum: quod quidem fieri non poterat, quum commeatus maritimi undique interclusi essent, nisi per immensas ambages, ambita fere universa Europa. Huius itineris, bello Ruthenico iam imminente suscepti, comes ego factus peragravi Helvetiam, saltus Tirolenses, Austriam, Moraviam, Poloniam, donec diurnis nocturnisque itineribus fatigatus Ruthenorum fines attingerem. Kioviae, in prisca nascentis imperii Russici sede, constiteram, memini, in colle ripae Borysthenis imminenti. Ultra fluvium patebat planities arenosa, silvis consita, quousque oculorum acies penetraret; nihil agri culti; ne tuguria quidem incolarum frequentiam testabantur; cuncta vasta, deserta, solitaria. Haud magnopere immutata videbatur Scythiae facies, qualem veteres descripsere terram vagabundis pastoribus pererratam. Revolvebam animo bellicas gentium migrationes, quarum quasi vestigia oculis obversabantur. Hinc irruperant Hunni, Hungari, Tartari, gentes efferatae, vastitatem Europae ac horridam barbariem minitantes. At nunc vitae civili ac legum patrocinio tutae, pacis artibus et cultui humaniori ex his ipsis regionibus auxilium sperabatur. Dixisses, tanti erant huius expeditionis utrinque apparatus, Europam atque Asiam, veluti duo maria, aestu reciprocante, modo fluctibus exundantibus, modo violenter refusis inter se colluctari. Per medium armorum strepitum Moscuam perveni: prospectavi e turri excelsa, arcis apice, urbem inclitam, immenso ambitu, aedificiis publicis, sumptuosis principum domibus, praecipue autem templorum innumerabilium tholis auratis aereisve conspicuam: heu! pompam intra menstruum spatium vasto atque inaudito incendio deflagraturam! Properavimus inde Petropolin; neque enim erat tempus procrastinandi, quum iam in interiora Russiae exercitus hostiles penetrassent. In Fenniae portu Aboënsi conscensa navi sinum Bothnicum traiecimus, non sine magno naufragii periculo, tempestate aequinoctiali furente, e qua summi numinis beneficio erepti Holmiam appulimus. Ibi demum respirare, quiete demum et securitate aliqua frui licebat. Tum primum mihi concessum fuit, sensa animi de statu Europae aperte eloqui, si quidem Sueciae rex, suadente regni herede, foedere cum Britannia ac Russia pacto, Napoleonis arbitrio sese subtraxerat. Scripsi per hibernos menses et in publicum edidi commentarios, quibus demonstrarem tum principibus, tum populis, etiamsi summa virium intentione consilia Napoleonis adiuvarent, nihil quicquam nisi certam perniciem inde imminere. Quod nec supervacaneum videbatur: etenim homo, ut erat versutus, non solum regnorum civitatumque opes, sed privatorum etiam opiniones in pravum tramitem detorserat, ita ut haud deessent, qui, etsi manifestum erat, Napoleonis dominatum per rapinas, caedes, ruinas in dies augeri, nihilominus tamen affirmarent parari ab eo generi humano felicitatem nescio quam hucusque incognitam. Interim post infinitam stragem exercitus Gallici sociorumque, in receptu e Russia ferro, frigore, nuditate, fame, omnibus denique malis quae humanitas perpeti potest, confecti, novis delectibus habitis, recruduerat in Germania bellum: iam emicuerat, gravi veterno excusso, Borussica fortitudo. Ineunte vere, triremi Suecica conscensa, in Rugiam traieci, secutus auspicia ducis, qui nunc Scandinaviam regit, cui mecum convenerat, ut sibi ab epistolis secretioribus essem. Hunc, quum praeesset exercitui e militibus Borussicis, Russicis, Suecicis, Germanisque composito per totam expeditionem comitabar; contexebam ephemeridas rerum gestarum e praetorio edendas; promulgabam quae apta essent populorum undique insurgentium animis excitandis. Neque semel in periculum incurri, ne captus ab hostibus, quandoquidem, Hannoverae natus, civis regni Guestfalici iudicabar, tanquam rebellis capitis damnarer, et patriae amorem ultimo luerem supplicio. Tandem post varias certaminum vicissitudines apud Lipsiam bellum fuit profligatum. Quam ego urbem postridie istius diei, mane, equo invectus sum. Foeda tetraque visu ubique erant obvia. Hinc inde in fossis ad viam aggeratam ductis milites Galli gravi cum singultu spiritum supremum exhalabant; sparsi erant campi cadaveribus equorum, quae sanguine concreto turgentia, supina cruribus sublatis, etiamnum, sicuti icti fuerant quadrupedes, in cruore proprio volutari videbantur; interdum obstruebat viam globorum ferreorum congeries, quasi seges quaedam Cadmea, e tormentis eiaculata; vagabantur per agros equites isti, ab Asiae confiniis acciti, quos Numidas boreales dicere possis, perinde ut canes venatici praedae hostibusque exspoliandis intenti. In ipsa autem urbe, quum ibi principes foederati dextras coniungerent, Borussiae rex, Ruthenorum autocrator, Austriae Caesar, Scandinaviae princeps, omnes virtutis bellicae magis quam pompae imperatoriae insigniumque triumphalium studiosi; quum tot exercitus ibi concurrerent, cuncta armorum strepitu fremebant. Hinc erat audire clamores alacres nostrorum, invicem sese exhortantium, ne hostium fuga suam insequendi festinationem praeverteret; illinc conspiciebatur pallor et maestus captivorum vultus, quos crudeli incuria Napoleo aut aegrotantes aut saucios ad triginta milia reliquerat, hostes quidem, sed tunc miserandos: qui universi quum ne victus quidem propter commeatuum penuriam iis praeberi, nedum medela adhiberi posset, leto inevitabili periere. Quorum tabes contagio suo deinde cives Lipsienses invasit, ita ut post tantum sanguinis in proelio fusi ingens mortalium multitudo morbis perimeretur.

Haec in memoriam revocavi, commilitones, ut sciretis, quanti constiterit, ne iuris alieni esset Germania, ut sinistra haec Rheni ripa, in qua verba facio, Germaniae vindicaretur; ut temporis huius felicitatem iusto pretio aestimaretis; ut gratias ageretis regi, qui ad arma semper paratus prudenti consilio tuetur pacem pacisque bona, inter quae litterarum studia haud ultimum locum obtinent.

Iam eo me converto, quapropter hanc meam orationem sum exorsus. Prodii huc eum in finem, ut magistratu academico me abdicarem, quem annuum gessi; quem feliciter gessisse affirmare mihi liceat: nullo sane meo merito, sed numinis propitii favore, quem venerabundus agnosco. Aucta est per hunc annum civium academicorum frequentia, tum e longinquis regni Borussici provinciis, tum e reliquis Germaniae partibus confluentium. Apparet academiam nostram et studiorum et morum laude non minus apud exteros quam apud vicinos florere. Sine legum severitate nulla quidem omnino res publica vel societas humana consistere potest: attamen modicis tantummodo poenis uti satis habuimus; neque inurenda fuit cuiquam gravissimi exilii sive relegationis nota, quales tristes sententias ab aliis academiis latas satis multas in vestibulo harum aedium promulgari vidistis.

Quod ad supellectilem nostram litterariam attinet, ad apparatus variarum disciplinarum in usum conquisitos, ad bibliothecam publicam, ad musea tum artis operum, tum rerum naturalium: ea subinde novis opibus augentur, ita ut prae egestate, qua primis temporibus premebamur, iam quodammodo divites nos dicere possimus. Debetur hoc imprimis curae indefessae, iudicio ac delectui professorum qui hisce institutis praesunt; quum unius vel alterius reditus fortasse sint nimis angusti; accedunt dona, quae et ipsa horum virorum aestimatio a liberalibus doctrinae fautoribus elicuit. Perficiuntur magis magisque aedificia nostra. Novum theatrum anatomicum prope ad finem est perductum: paucos intra menses museum anatomicum eo transferetur; aestate proxima scholae ibi habebuntur. Laborabat multis incommodis hippodromus, quo huc usque usi sumus; exstruitur novus, splendidus ille atque spatiosus, solidissima contignatione imposita ne scilicet opus sit sustentare laquearia columnis, quae liberum cursum impediunt. Ne quis me vituperet, quod hoc, utpote nimis leve atque ab eruditione alienum, commemoraverim; cogitetis, velim, artes gymnasticas apud gentes politissimas in liberali adolescentiae institutione fuisse comprehensas, easque plurimum ad valetudinem et vigorem corporis conferre, et iis maxime esse necessarias, qui magnam diei partem opera sedentaria consumunt. Fatebor tamen, me hac exercitatione adeo delectari, ut equitando quasi iuvenescere denuo mihi videar; neque me paenitebit, commilitones, inter vos in novo hoc hippodromo equum arctiore gyro circumagere vel docere frementem

Insultare solo et gressus glomerare superbos.

Gypsotheca nostra eleganter dispositis operibus anaglyphis et signis advenis plerumque vehementer placere solet; sufficere videri poterant haec specimina ad sculpturae Graecae historiam explicandam; exspectantur tamen novae copiae e Parisinis huc advehendae: mox admirabimur inter alia Pallada Velitrensem et Venerem nuper in insula Melo repertam, exquisitissima artis Graecae opera.

Indigent profecto disciplinae singulae praesidiis suis atque adiumentis; haec vero ipsa, quae pecunia quodammodo parari possunt, multo magis indigent virorum doctorum industria studiisque, ut in usum convertantur et conferant aliquid ad veri investigationem cultumque ingeniorum. Qua ex parte affirmare ausim nullam Germaniae academiam huic nostrae Rhenanae antecellere. Longum est enumerare quot scripta erudita opera professorum Bonnensium brevi temporis spatio prodiere; et fortasse offenderem modestiam collegarum, si praedicarem honores, scriptorum horum auctoribus habitos.

Unum silentio praeterire haud fas est, quod et valde honorificum, nec minus fructuosum academiae nostrae me rectore contigisse laetor. Vir illustris [1], amplissimis muneribus publicis functus, ingenio clarus, facundus rerum gestarum narrator, sagacissimus antiquitatis indagator, ultro, solo eruditionis amore ductus, operam suam nobiscum consociavit, scholam summo cum plausu aperuit, denique voluntario professoris munere functus est et fungi strenue pergit. Cui utinam haec studiorum communio diu placeat, ita tamen ut nec publica exspectatio fallatur, quae scripta eius aut continuata aut nova dudum desiderat, immo efflagitat.

Quae huius regionis est amoenitas atque opportunitas, a vere ad autumnum affluere huc solent advenae recreationis gratia peregrinantes. Qui antea, quum Bonna nihil haberet quod ostentaret, ulterius properabant, iam paullisper apud nos commorantur, mente oculisque a naturae illecebris ad doctrinae copias contemplandas deflexis. Per hanc vero aestatem eos recepimus hospites, quibus et laetari et gloriari iure possimus. Statim post adventum in sedem suam metropolitanam invisit nos archiepiscopus Coloniensis; vir illustrissimus et summe reverendus omnia instituta nostra cognoscere dignatus est, thesauros vel reconditiores accurate examinavit, et multimodis prodidit caritatem, qua inter sacra munera studia humaniora amplectitur; quae studia cum pietate ac sanctitate sacerdotali coniungi posse ipse exemplo suo praeclare docet. Invisit nos Regis filius natu maximus, futurus imperii heres: et incredibile dictu est, quanta cum comitate singulos nos compellaverit, quam benigno tum vultu tum sermone exceperit publicae laetitiae testimonia, quibus undique, ut ita dicam, obsidebatur. Quid quod Rex ipse, academiae huius stator et sospitator, nuper limina nostra intravit, inspexit nonnulla ex iis quae munificentiae ipsius debemus, conatibus nostris placide annuit et publicam inde utilitatem auguratus est.

---

[1] [Niebuhrius.]

Commemoratis hisce, quae anno proxime elapso prospera nobis contigere, votisque pro incrementis statuque florente Rhenanae nostrae susceptis, superest, ut ultimo magistratus mei munere fungar. Scitote, commilitones, successorem mihi electum esse collegarum suffragiis, confirmatum a ministerio regio, doctorem et professorem iuris, Ioannem Christianum Hasse, virum doctissimum, scholis scriptisque per Germaniam celebratissimum, integerrimum, aequitatis et iustitiae amantissimum. Ne dubitetis eum prudenter rebus vestris praefuturum, qui antequam huc advocaretur, de quatuor academiis, Kiloniensi, Regiomontana, Ienensi, Berolinensi egregie meruerat, Regiomonti rectoratum etiam gesserat. Iam, vir clarissime, velim in hunc suggestum ascendas, unde statim loco eminentiore tibi sum cessurus. —

En, commilitones, Rectorem vestrum: hunc suspicite, huic obtemperate, hunc eadem observantia et benevolentia prosequimini, cuius a vobis participem me factum grato animo reminiscor.

VIRO CLARISSIMO

IOANNI FRIDERICO BLUMENBACH

MEDICINAE DOCTORI, IN ACADEMIA GEORGIA AUGUSTA GOTTINGENSI PROFESSORI
MEDICINAE PRIMARIO, MAGNAE BRITANNIAE ET HANNOVERAE REGI A
CONSILIIS MEDICIS SUPREMIS, ORDINIS GUELPHORUM EQUITI AURATO, SOCIETATIS
REGIAE SCIENTIARUM GOTTINGENSIS SECRETARIO PERPETUO, OMNIUM
FERE ACADEMIARUM, QUOTQUOT PER EUROPAM ET AMERICAM DISCIPLINIS
NATURALIBUS EXCOLENDIS INSTITUTAE SUNT, SOCIO HONORARIO,

S. P. D.

RECTOR ET SENATUS ACADEMIAE
BORUSSICAE RHENANAE.

Quae fama totam pervolavit Germaniam de solennibus semisecularibus in honorem tuum hodie celebrandis, ea nec fieri potuit quin ad nos perveniret, neque, quum pervenisset, quin laetissimis auribus acciperetur. Quinquagesimo anno revoluto, ex quo tu doctor medicinae creatus historiam naturalem publice profiteri coepisti, merito exultat et gloriatur Georgia Augusta, cui per continuum hoc temporis spatium studia tua, vigilias, lucubrationes, scholas, ingeniosa experimenta, curam ex universo terrarum orbe rarissima quaeque naturae documenta conquirendi, doctos denique cuiuscunque generis labores incredibili cum alacritate consecrasti; novos tibi honores, novam lauream meditatur; universae litterarum reipublicae te ostentat, ac diuturna tanti viri possessione felicem se praedicat. Merito exultant et gloriantur liberi, cognati, amici, collegae, discipuli: discipulos autem non eos modo intelligimus, qui in subselliis assidentes ex ore tuo suavissimo doctrinas naturales hausere, quod nonnulli e nostris professoribus sibi contigisse grato animo reminiscuntur; sed potius omnes, quotquot voluminibus tuis, facundisque sermonibus, tum peregre, tum apud nostrates, erudiisti, exemplo tuo in veram viam deduxisti, ingenii tui ardore excitasti: qui fere sunt innumeri. Festae huic gratantium turbae nos quoque, etsi absentes, affectu tamen animique intentione interesse, tibi esto persuasum. Scias, in Castris Bonnensibus, olim militaribus, nunc litterariis, et aquilam Borussicam pro Romana colentibus, laudes tuas praedicari, Genio tuo libari, vota sincera pro incolumitate tua ac felicitate suscipi. Quorum votorum nos compotes factum iri, eo confidentius speramus, quod novissimis nuntiis certiores facti sumus, te, ut soles, praeter aetatis modum, et corpore et ingenii agilitate valere atque vigere. Ecquid mirum, si Natura, numquam senescens, fidissimum operum suorum interpretem quodammodo sui similem effingere voluit, et iuventutem ultra consuetos annos ei prorogavit? Qui vim istam spontaneam, qua instincti animantes vix geniti, semini, ovo, utero adhuc inclusi, ultro semet ipsos generare pergunt, et rudimenta corporis exilia primum atque informia, sensim elaborant, donec membris suis numerisque illud perfecerint, novo sed feliciter excogitato nomine NISUS FORMATIVI tam luculenter descripsit, ut ex ipso Vestae sacrario surreptis vitae arcanis facem aliquam Prometheam protulisse videatur: eum profecto aequum est, et vitalitate plerisque mortalibus praestare. Tu, haud contentus, innumerabiles animalium greges, quos Oceanus, quos Daedala Tellus, quos Aether denique fovet atque pascit, in ordines suos rite digessisse, interiorem corporum structuram perscrutando et comparando, primus nostris temporibus, similitudinem aliquam et unicam quasi imaginem eruisti, quae infinitam illam diversitatem pervadit, et communem omnium terrestrium e Coeli Terraeque amplexibus originem arguit. Quin et priscas naturae memorias recolis, quum, NATIVA GENERIS HUMANI VARIETATE certissimo quoque charactere definita, ultra historiae terminos ad mortalitatis primordia ascendis. Stupet Aegyptus, dum comperit, funera, condita quidem aromatibus atque aeternitati consignata, sed a tot inde seculis muta orbaque lumine, tibi loqui, tibi capitum forma habituque veterum Aegyptiorum vultum gentilitium prodere, inde porro cognationem cum populis longe dissitis, quam ipsa ignoraverat antiquitas. Tantis inceptis longaevitas quaelibet fluxa nimis est et caduca. Secundum sapientium nec paucorum, neque infimae notae placita in hac rerum universitate, orbe mutationum, quas tempus affert, in se redeunte, identidem

„Magnus ab integro seclorum nascitur ordo.“

Dignus tu quidem fores, cui idem eveniret, qui, velut alter Aeson, vitae stadium denuo percurreres. At quandoquidem fata MAGNUM ANNUM VERTENTEM mortalibus denegarunt, Nestora certe doctrinae naturalis te veneramur, diuque inter vivos venerari optamus. Quisquis naturae perdiscere mores gestit, singulos annos tuo aevo adiectos Summi Numinis benignitati pro se acceptos referet. Interim tu, Vir clarissime, fruaris gloria artibus honestissimis quaesita. Forsitan quis additum velit: „fruaris et otio“; at ingenium, quale tuum, otiosum esse nequit. Vale et studiis nostris fave.

D. BONNAE d. XIX. Sept. a. CIↃDCCCXXV.

ORATIO

CUM

FRIDERICUM WINDISCHMANNUM

DIE XXI. IULII ANNI CIↃIↃCCCXXXII.

PHILOSOPHIAE DOCTOREM RENUNTIARET HABITA.

Ante omnia in orationis exordio mihi est providendum, ne quis vestrum ignoret, quanam auctoritate fretus in hanc cathedram ascenderim. Scitote igitur, auditores, spectabilem ordinis philosophorum decanum mihi munus demandasse, ut hoc die et ad hunc actum duntaxat sua vice fungerer. Id libenter equidem suscepi; parum dico: vehementer sibi me obstrinxit vir clarissimus, ultro offerendo quod tacita mente cupiebam, et fortasse ab eo petiturus eram, nisi verecundia obstitisset; neque is onus aliquod importunum a se amovisse, sed potius in meam gratiam iure suo cessisse videri debet. Quum enim per se satis amplum sit atque honorificum, eo loco consistere, unde aliis honores impertire possis, tum nihil iucundius mihi contingere poterat, quam ut mea voce in solemni hoc consessu iudicium ordinis nostri de iuvene insigni, filio collegae coniunctissimi, publice esset renuntiandum. Quem iuvenem etiamsi minus felici praeditus esset ingenio, tamen propter necessitudinem, quae mihi est cum patre, adiuvandum, eiusque commodis quatenus legum et aequitatis praecepta sinerent, consulendum arbitrarer; sin vero, ignotis parentibus genitus advena in civium academicorum numerum adscitus, modestiam suam, industriam, solertiam, perseverantiam tantam mihi probasset, quantam in hoc nostrate cognovi: sane studia eius summopere fovere et ad altiora aditum ei pro virili parte parare, officii mei duxissem. Nunc utrumque eodem conspirat: nam et patris nomine laetor, qui me diuturna valetudine laborantem arte medica sublevavit, in cuius pectore fido curas et sollicitudines saepe deposui, quocum denique per tot annos familiarissime vixi; et glorior tali discipulo, si modo eum discipulum aliqua ex parte mihi vindicare licet, quem e collegarum scholis plurimas doctrinae copias et maxime aestimandas hausisse scio. Accedit, quae animum meum mixto quodam maeroris et laetitiae sensu vehementer commoveat, vicissitudinum sortis humanae recordatio. Etenim is quem pro consuetudine candidatum dicimus, revera gemino luctu domestico, eoque recenti, sordidatus ad nos accessit. Vidimus huius patrem florentem prole numerosa, pie sancteque ad exemplar virtutum paternarum educata, in qua ornanda dubitare posses, utrum indulgentior fuerit natura, an diligentior institutio. Ante aliquot annos acerbo fato ei ereptus est filius natu maximus, ea morum suavitate, ut non cognati modo amicique, sed omnes qui eum norant, merito carum haberent; ea doctrina, unde non spes modo insignis concipi poterat, sed fructus egregii colligi iam coepti fuerant. Nuper vero, exiguo temporis intervallo, duarum filiarum in honestissimo et concordissimo matrimonio collocatarum immatura morte domus paterna luctu est repleta, coniuges sunt viduati, liberi infantes amantissimis matribus orbati.

Quapropter ne candidato quidem ipsi gratior quam mihi et exoptatior dies hic solennis illuxit, quem patri ex honore filii solatium aliquod et quasi inducias maestitiae allaturum esse spero, unde iam in posterum feliciora auspicari liceat. Quae utinam ne me spes fallat! Fruatur vir venerabilis ac de universitate nostra litteraria optime meritus valetudine prospera, vegeta senectute, cinctus corona liberorum nepotumque; videat filios superstites, studiis ad utilitatem civium conversis, publica munera laudabiliter obeuntes, et in eum honoris gradum evectos, quem haud dubie sunt merituri. Haec eadem certo scio, complures qui hic adsunt, mecum votis ac supplicationibus a numine propitio deprecari.

Quandoquidem autem candidatus in dissertatione inaugurali tractandum sibi sumpsit argumentum e veteribus litteris Indicis petitum, idque satis absconditum et a semita trita remotum, haud alienum erit, de huius studii origine et progressu, utpote quod ante paucos demum annos coli coeptum sit, nonnulla praefari.

Ab ultima inde antiquitate frequentes fuere commeatus in Indiam commerciorum caussa; quam mercaturam Phoenices praecipue et Babylonii exercuisse videntur. Dubitari nequit, merces Indicas, gemmas, margaritas, ebur, sindones et vestes sericas, piper et varia condimentorum ac medicaminum genera in Syriam, Asiam minorem, Aegyptum, in Europam quoque, iam tum fuisse allatas, quum nomen terrae ipsius unde tot pretiosa proveniebant, etiamnum occidentis nationibus esset ignotum. Homerus Aethiopum ad solem orientem vergentium nomine Indos significasse videri potest; Herodotus primus diserte eos memorat, sed Indos geminos, id est Brachmanicis sacris addictos, cum populis barbaris ac semiferis, Indi fluminis ripas accolentibus, quales et hodie exstant, confundit. Plura quidem protulit Ctesias, sed fabulosa cum veris commixta. Per Alexandri Magni expeditiones tandem paullo accuratius India Graecis innotuit. Tunc demum cognitum est, in terra populosa, feraci, omnibus opibus referta, non artes modo ad vitam utiles, sed disciplinas quoque altioris indaginis diligenter coli; legibus vero, civilibus institutis moribusque adeo mansuefactam esse gentem, ut Indi iustissimi mortalium appellari mererentur. Percrebuit inde per Graeciam fama de sapientia Gymnosophistarum. Cuius cognoscendae Alexander ipse, Aristotelis discipulus, vehementi studio flagrans a Brachmana quodam, Mandane, petiit, ut placita de natura deorum, de mundo, de animi immortalitate secum communicaret. Quod vero ullo modo fieri posse ille negavit: opus enim fore propter mutuam linguarum ignorantiam duobus vel tribus interpretibus, quorum ex ore doctrinam suam haud sane illibatam, sed sicuti limpidi fontis aquam, per paludes traductam, turbidam neque amplius potabilem esse exituram. Persuasit tamen rex Calano, ut extra Indiam se comitaretur, qui deinde senio et morbo confectus, ex patrio more, rogo conscenso vitam morte voluntaria finivit. Post Alexandrum expeditiones bellicas in Indiam susceperunt Seleucus, Antiochus Magnus, Graeci denique Bactrorum reges. Megasthenes, Seleuci legatus ad Prasiorum regem, Palibothris aliquamdiu commoratus, multa, quantum e fragmentis iudicare licet, probe observata tradidit, ut adeo prona sit suspicio, si neque ipse a mendaciis immunis manserit, eum popularibus suis, mirabilia aucupantibus, gratificari voluisse. Seleucidarum imperium, dum integrum florebat, Indiae conterminum, Perside Parthorum armis occupata, Bactriae regno irruptione Scytharum deleto, ingenti ab eadem intervallo est separatum. Maritima autem commercia cum Indis maxime ex Aegypto, sub Ptolemaeis, deinde sub Romanorum dominatione frequentari solebant; faciliore etiam aditu, posteaquam Hippalus nautis, qui olim litora longo et periculoso circuitu legebant, navigationem per mare apertam, etesiis obsecundantibus, monstraverat. Quanquam Romanorum luxus exquisitarum mercium cuiuscunque generis profusione Indiam paene exhauriebat, nemo tamen civis Romanus, quod sciam, unquam eam adiit. Seneca unus res Indicas accurate tractavit, quem librum intercidisse magnopere est dolendum. Substitit omnino cognitio Indiae, quam veteres habuere, in iis quae Macedones aut Graeci scriptores, Nearchus, Onesicritus, Megasthenes, Deimachus, proximis post Alexandrum Magnum temporibus tradiderant, et quae a mercatoribus subinde narrabantur; unde et Plinius sua nimis breviter, ut solet, et in transcursu annotata desumpsit. Neque tamen prorsus obsolevit vetus illa de Brachmanum sapientia opinio: tum nonnulli ecclesiae patres, tum recentiores Platonici praeclara de iis praedicant. Pythagoram eorundem discipulum fuisse, tunc primum credi coeptum est, propter aliquam doctrinarum similitudinem. Pythagorae aemulus Plotinus Gordianum imperatorem huius nominis tertium in bello Persico comitatus est, eo consilio ut in Indiam penetraret et Gymnosophistas adiret, sed irrito conatu: vix enim e Romani exercitus clade salvum sese eripuit. Quae de Apollonii Tyanei itinere in Indiam florida oratione amplificat Philostratus, inepte sunt conficta.

Per omne medium, quod dicitur, aevum Europaeis hominibus prorsus ignorata est India, nisi si qua fama de terrae ad extremum oceanum sitae mirabilibus, eaque perobscura, e Latinis auctoribus, plerumque e solo Solini Polyhistore, ad eos permanaverat. Etenim nationes Mahomedanae, infestissimae nomini Christiano, cunctas interni maris insederant oras omnemque Asiam quam late patet ab Aegypto inde ac Syria ad Indum fluvium, armorum vi occupaverant; ita ut neque navigandi per sinum Arabicum ac mare Erythraeum facultas relinqueretur, et aditus ad Indiam terrestri itinere, per se satis arduus, omnino esset interclusus. A seculi undecimi initio harum nationum reges, diversae stirpis, Persicae, Patanicae, Mongolicae, fanatico quodam furore instincti sectam suam per ferrum, incendia, rapinas, invitis obtrudendi, ipsam Indiam invaserunt et crudelissime vastaverunt. Arabes interim fere soli mercaturam Indicam exercebant, a quibus Veneti, quum lucri cupido paullatim odium internecivum diversa sacra colentium vicisset, merces in Alexandriae portum convectas petebant, easque deinde toti occidenti dispensabant. Tandem nova lux Europae affulsit, postquam Lusitani sollertissima et felicissima audacia Africam circumnavigarunt, et Vascone duce maritimum accessum ad Indiam illam, olim decantatam, invenerunt. Incredibile dictu est, quantam haec navigatio, infinitarum aliarum, aut eodem tendentium aut ulterius porrectarum velut antesignana, rerum conversionem per totam Europam effecerit, praesertim quum eodem tempore Columbus novum orbem terrarum, in Oceani vastitate adhuc latentem, Hispanis aperuisset. Locupletatae sunt Hispaniae novis opibus, quarum haud minima pars mutuis commerciis in reliquam Europam redundavit. Cognitis tot rebus, quas aut natura sub diversis coeli plagis gignere consuevit, aut ars humana comparare didicit, ad usum commodas, ad fructum iucundas, ad cultum mundiorem splendidas, excitata sunt ingenia, stimuli industriae subditi, animi ad nihil non audendum erecti. Peragrata quoquoversus sunt maria, nullus oceani sinus inexploratus mansit; et quum ars navigandi, astronomia cum facibus sidereis praelucente, consummata esset, utriusque ope orbis terrarum tam accurate delineari potuit et ad rationes geometricas exigi, tanquam si quis pilam marmoream manu teneat, in qua levi momento cunctas venas maculasque, suo quamque loco, notare possit.

Lusitanis autem in India cum difficultatibus haud mediocribus erat colluctandum. Arabes enim sive Mauri, privatim quidem sed magno numero pleraque litora et emporia insederant, oderant advenas Christiani nominis, tam lucrosae mercaturae participes futuros, vel adeo totam sibi erepturos; varias iis struebant insidias; regulos populosque contra eos instigabant. Itaque non tam pacis artibus opus erat ad res gerendas, quam armorum vi, in quibus Lusitanorum virtus clarissime enituit. Ineunda erant foedera cum regulis; bella contra eorum hostes suscipienda; agri circa portus sive pactione sive alio quocunque modo occupandi; castella munienda, quo merces comportari, ubi custodes negotiatoresque tuto relinqui possent. Ad avaritiae astutias accessit insana dominandi ambitio; multa perfide gesta sunt, multa crudeliter; et nimis saepe religio nefariis ausis praetexebatur. Quum Portugalliae potentia tum suis ipsa vitiis laboraret, tum iugo Hispanico fracta esset, Batavi proxime Lusitanos subsecuti eorum colonias et provincias invaserunt et plerasque iis eripuere. Post Batavos certatim Angli, Francogalli, Dani quoque vario successu in Indiam commeare coepere. Cunctis vero tanti erat huius mercaturae opportunitas, et quantulacunque terrae Indicae possessio, ut quoties bellum inter eos exarsisset, circa Asiam acrius ferme quam in ipsa Europa terra marique depugnaretur. At quamdiu viguit Timuridarum imperium, ulterius etiam versus Austrum prolatatum, sub imperatoribus prudentissimis fortissimisque, quales fuere Acbarus et Aurengzebus, tamdiu Europaeorum dominatio necessario finibus valde angustis circumscripta fuit. Condiderant vel amplificaverant, et munimentis instruxerant emporia quaedam in litore, unde regiones circumiacentes regebant; sed ne in mediterranea quidem peninsulae penetraverant, nedum armis ea subegerant. Longe amplissima autem Indiae pars, sita versus septentrionem, tantum aberat, ut Europaeis obnoxia esset, ut ne commeatibus quidem nisi favore imperantium pateret. Seculo proxime elapso demum distractum est Mongolorum imperium et funditus eversum, internis discordiis, turbis civilibus, defectione regulorum olim tributariorum, contumacia procuratorum, qui tanquam reges sui iuris in sua quisque provincia se iactabant. Nadirus imperii sedem expugnavit; Maharastrorum praedationibus tota India continuo devastabatur. Qui princeps ultimus in Timuri solio sederat, perfugium apud Anglos quaerere coactus, cessit iis in perpetuum procurationem Bengaliae, provinciae amplissimae ac ditissimae, ea conditione, ut tributum ipsi penderent. Hinc tantum incrementum cepit Britannorum potentia, ab humillimis initiis orta, ut intra sexaginta fere annos universam Indiam a monte Imao ad insulam Taprobanen in dicionem redegerint, hodieque, eiectis quoque Batavis et Francogallis, quibus vix pauca restituerunt, soli in ea dominentur. Etenim qui supersunt principes et reguli, si excipias Lahorensium regem, plane eadem sunt conditione, qua vivebant olim socii Romanorum, Britannorum imperio obnoxii.

Nunc eo me converto, quapropter tot tamque mirabiles rerum conversiones obiter erant memorandae: scilicet, quomodo evenerit, ut litterarum Brachmanicarum penetralia, antiquis aeque ac recentioribus inaccessa, tandem nobis aperirentur.

A seculo inde sexto decimo in lucem prodierunt commentarii de India plurimi numero, nonnulli satis docti. Leguntur in iis multa utilia ad geographiam et historiam naturalem illustrandam, ad mores quoque populorum cognoscendos. Minorem autem fidem habent quae in iisdem libris traduntur de antiquitate, de religionum origine et varia diversis temporibus forma, de legum fontibus, de litteris denique ac disciplinis. Haec enim ab incolis doctis indoctisve acceperant plerumque interpretum ope, siquidem paucissimi inter Europaeos in India commorantes linguarum usum habebant. Qui

> Impiger extremos currit mercator ad Indos,
> Per mare pauperiem fugiens, per saxa, per ignes:

tali homini haud admodum vacat linguas ediscere, et facile intelligitur, animum lucro intentum ab eiusmodi studiis abhorrere. Sciendum est autem, magnam in diversis Indiae regionibus exstare linguarum multitudinem et diversitatem. Quarum quidem maior pars e lingua Sanscrita est derivata vel potius detorta, eodem fere modo, quo e lingua Latina in Romanam rusticam conversa fluxit sermo vulgaris Italorum, Hispanorum, Francogallorum. Sunt praeterea linguae per peninsulam Indicam vulgatae, quarum stamini barbaro subtemen aliquod Sanscritum est intertextum. Lingua Sanscrita vero, id est castigata, expolita, in usu quotidiano obsolevit, et a solis Brachmanis hominibusque litteratis legitur, scribitur, nec non ad sermones doctos adhibetur.

Lusitani, recens in Indiam advecti, statim animum applicuerunt ad doctrinam Christianam cum populis sibi subditis communicandam, quod sine linguae commercio vix satis recte fieri potest. Hunc in finem profectus est Goam Franciscus Xaverius, vir sane egregius, cuius incredibilem in fide propaganda ardorem merito admireris, sed linguarum facultate parum instructus, quippe qui e Catalania oriundus ne sermone Lusitanico quidem commode utebatur. Neque ei otium ad discendum suppetebat inter tot peregrinationes; ipse queritur in epistolis, inter Iaponenses se tanquam imaginem mutam versari. Similiter Meneses, episcopus Goënsis, qui nullum lapidem non movit, ut Nestorianos, qui falso a S. Thoma dicebantur, ad ecclesiam catholicam traduceret, cuncta per interpretes peregit. Postea Iesuitarum collegia insigni sollertia ac perseverantia per diversas Asiae partes in linguarum studia incubuere. In ipsa tamen India non ultra linguam Malabaricam progressi sunt, cuius et grammaticam et glossaria ediderunt. Idem dicendum est de Fratribus Moravis, viris venerabilibus, qui hodieque in extrema peninsula sacris Christianis praesunt. Omnino rarissima sunt exempla sacerdotum qui ante hanc nostram aetatem, immensis difficultatibus superatis, ad linguae Sanscritae cognitionem pervenerint. Notum est Robertum de Nobilibus, Iesuitam Italum, ascetarum Indicorum habitum assumpsisse, ut maiorem sibi conciliaret auctoritatem; huic probabili coniectura tribuitur carmen Sanscritum, quod adhuc exstat, in quo carmine sub persona veteris cuiusdam philosophi Brachmanum doctrina refutatur. Certo scimus, Hanxledenum, Iesuitam Germanicum, medio seculo septimo decimo, linguam Sanscritam edidicisse, ut cum Brachmanis quaestiones controversas disceptare posset. Ex huius commentariis nostra demum aetate monachus quidam, Pater Paulinus, grammaticam et alia complura suo nomine protulit: non spernenda, si tempora spectes, quibus ea primum sunt collecta et annotata, sed quae iam sine damno missa faciemus.

Meliora praesidia nobis paraverunt Angli, remque eo adduxerunt ut, si quis cupiat veterum Brachmanum disciplinam cognoscere, ei non amplius necesse sit Indopleusten fieri; ut homo studiis philologicis assuetus et idoneus, in Europae meditullio vel sine magistro libros Sanscritos evolvere et intelligere possit. Quanam occasione id factum sit, et quorumnam virorum auspiciis, operae pretium erit paullo accuratius inquirere.

Seculo octavo decimo ad finem vergente totius imperii Indici praefectus erat vir illustrissimus Warrenus Hastings. Qui quum intellexisset, nihil efficacius fore ad subditorum animos dominis externis conciliandos, quam si ius diceretur secundum leges Indorum patrias, congregavit concilium Brachmanum iuris peritorum; quibus demandavit munus, ut Corpus iuris Indici lingua Persica concinnarent, quod Halhedus deinde Anglice expressit. Eiusdem praesidis hortatu Carolus Wilkins, philologiae Indicae Nestor, Varanasiae, in antiqua eruditionis sede, linguam Sanscritam didicerat. Warrenus quidem in patriam redux repetundarum reus factus, a Britanniae senatu absolutus est; nihilo vero minus huius caussae peroratione innotuit Indiae administrationem gravissimis vitiis laborare; igitur in posterum cautum est, ne procuratores provinciarum et publicani impune Indos opprimere et spoliare possent. Per idem tempus quo Warrenus imperio praeerat, missus est Calcuttam praetor iuri dicundo inter peregrinos Ionesius qui iampridem libro de poesi Asiatica edito insignem ingenii et eruditionis famam sibi quaesierat. Is miro amore litteras Indicas amplexus nulli labori pepercit, ut eas penitus cognosceret. Optimis autem magistris usus est, quos ei facile fuit eligere: intelligebant enim Brachmanae, viri iustissimi et humanissimi institutionem in suae nationis commodum redundare. Idem Ionesius instituit Calcuttae societatem antiquitatibus Asiaticis indagandis, unde aemulatione mirifice excitata multi viri docti in hoc campo desudarunt. Prae ceteris omnibus excelluit Colebrookii ingenium et acumen criticum, qui vir mihi amicissimus, nunc, proh dolor! aegritudine et caecitate laborans, vix dici potest, quantum ad haec studia promovenda contulerit. Initio huius seculi Marchio Wellesleius, Indiae praeses, salutari lege sanxit, ut ne quis ad munera publica admitteretur, nisi qui aliquam linguarum vernacularum facultatem sibi comparasset; Colebrookii consilio instituit Calcuttae academiam, in qua adolescentes nobiles e Britannia eo missi litteris Indicis imbuerentur. Curia mercatorum in Indiam commeantium Wellesleii decreto primum adversata, mox utilitate rei perspecta exemplum imitata, similem academiam in Britannia condidit doctisque magistris instruxit. Multa iam ex antiquitate olim tenebris obvoluta, eruta fuerant, nonnulla veterum Brachmanum scripta Anglice versa; at vero, ut studium bene procederet, libri Sanscriti typis erant excudendi. Ad quod efficiendum opus erat novis artis typographicae inventis, propter magnum, quo Indi utuntur, litterarum numerum, et scripturam syllabatim contractam, unde consonantibus inter se nexis et vocalibus infra vel supra lineam additis multiplices figurae prodeunt. Primis experimentis utile auxilium praestitere sacerdotes e secta Baptistarum, in oppido Srirâmapuro prope Calcuttam habitantes; qui officina typographica instructi laudabilem operam in eo ponunt, ut scripturas sacras, diversissimis linguis expressas, per universam Asiam divulgent. Prodiit tandem Srirâmapuri vigesimo septimo abhinc anno primus liber Sanscritus typis expressus. Paullo post in Britannia Carolus Wilkins, artem fabrilem haud dedignatus, litteras Devanagaricas, easque elegantissimas, ipse aeri incidit. Accurate et copiose explicata est grammatica Sanscrita a viris doctis; glossaria publici iuris facta sunt; libri nonnulli editi. Sed aliquantum temporis elapsum est, antequam copiae istae litterariae in Galliam Germaniamque pervenirent, propter bella quibus tum implicita erat Europa. Napoleo hostes suos magnanimos, Britannos, re vera toto divisos orbe esse volebat; commercia cum iis tam severe prohibuerat, ut ne libros quidem e Britannia importari sineret. Non omnino tamen viri cognoscendi cupidi, et iis quae Ionesius in lucem protraxerat, accensi, quamvis adminiculis destituti a philosophiae et poesis priscae sacrario arceri poterant. Frater meus dilectissimus Fridericus, qui aeternum sui desiderium mihi reliquit, primis huius seculi annis Parisios profectus, ibi nescio quo casu venit in familiaritatem Angli nobilis, in Bengalia educati, Alexandri Hamiltonis, qui ei elementa linguae Sanscritae exposuit. Cetera, quum nulli adhuc libri typis expressi exstarent, e codicum manu scriptorum lectione hausit. In quibus litteris quantum profecerit, ex eius libro de Indorum lingua et antiquissima sapientia iudicare licet. Pace restituta ego fratris vestigiis insistens iisdem studiis me applicui, tanto minore labore, quanto maiori praesidiorum copia iam e Londino et Calcutta affluebat. Benigne me in hoc incepto adiuvit vir clarissimus Ludovicus de Chezy, qui et ipse Hamiltone duce dudum rudimentum linguae Sanscritae posuerat. Ante duodecim annos iussu ministri regii, qui rebus nostris praeest, Parisios me contuli, ut ad exemplar optimorum codicum typos Devanagaricos excudendos curarem, quibus munificentia regis augustissimi academiam nostram instruxit. Impigre deinde manum operi admovi; iam unum alterumque volumen Sanscritum Bonnae in lucem prodiit, plura numine annuente sequentur. Quid multa? In laboribus meis me iactare minime decet; sed quid potissimum sequar, et quid de huius studii ratione in universum sentiam, verbo declarare licebit. Nimirum in plerisque hucusque editis ars critica desideratur, cuius ope litterae Graecae et Latinae ad hoc fastigium sunt elatae, in quo nunc eas positas videmus. Ars critica est adhibenda litterarum Indicarum monumentis. Codicum manuscriptorum collatione emendandae sunt lectiones vitiosae, quatenus id fieri potest; sin minus, coniectura restituendae; versus manifesto interpolati obelo notandi aut eiiciendi; vel minima denique ad amussim sunt exigenda. Quod in antiquissimo carmine heroico et in celebratissimo fabularum libro efficere conatus sum, sperans fore ut tam egregia monumenta a librariorum negligentia et inscitia vindicata prisco nitore splendescerent. Quid praestiterim, iudicabunt docti.

Tanta aemulatione hodie coluntur litterae Sanscritae, tum apud nostrates, tum Parisiis et Londini, ut, ad finem orationis properanti, multi mihi silentio praetereundi fuerint, qui in iis documenta ingenii sui ediderunt. De ipsius studii gravitate et pretio disserui in libello prope diem edendo. Iam nimis diu, auditores, vos detinui: nunc ad id me accingo, quod proprium est huius diei officium. —

LAUDATIO
AUGUSTI FERDINANDI NAEKE.

RECITATA IN AULA ACADEMIA
D. IX. MENSIS MARTII ANNI CIƆIƆCCCXXXIX.

Dum in hunc locum ascendo, subit mentem recordatio tam amara, ut vix a lacrimis mihi temperem. Obversatur oculis imago viri amicissimi, qui eundem locum, quem ego nunc, occupare solebat: quem virum, quum orator publicus constitutus esset, saepe ex hac ipsa cathedra facunde et graviter, sicuti decet universitatem litterariam, verba facientem audivimus. Nemo vestrum est, quin intelligat me de Augusto Ferdinando Naekio loqui, quem mors praematura nuper nobis eripuit. Nuper dico: iam sex menses inde elapsi sunt; sed eheu! quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis? Iam nimis diu ab inferiis cessasse mihi videor: effundam igitur, hac occasione oblata, amici Manibus exiguam quidem, attamen puram laudum libationem.

Quo in officio explendo confido me non reprehensum iri, si a moribus viri optimi exorsus fuero. Sane ingenii dotibus, quae in amico nos delectant, ali solet et augeri amicitia; at sine morum integritate omnino ne exsistere quidem ea potest. Adde, quod Naekii scripta, quaecunque publici iuris facta sunt, peritis talium arbitris immensam eius eruditionem ac subtile iudicium iam dudum commendarunt, commendabuntque in posterum, dum per Germaniam ars critica florebit. Virtutes in vita privata maxime conspicuas praedicare, id vero nostrum est, qui suavissima eius familiaritate usi sumus.

Eminebat in Naekio nostro candida et ingenua indoles. Benignus erga omnes, ab invidia et obtrectatione erat alienus. Pacis amantissimus, tali modo, ut si quando cum homine supercilioso ac nimis sibi arrogante ipsi coniunctim res peragendae essent, illum lenitate ad consilia aequiora reducere, quam iura sua acriter vindicare mallet. Fidis auribus apud eum committere poteras, si quid liberius iudicasses. Etenim prudenter tacere didicerat, sed citra dissimulationem. Noverat artem satis difficilem, cum duobus aemulis, sibi invicem adversantibus, quomodo amicitia pariter coli posset, sine alterius utrius offensione. Attentus seculi huius, quo nos vivimus, observator, spectator minime lentus eventuum, quibus conditio populorum in melius aut in deterius mutatur, nunquam tamen partium studio abripi se passus est. Qua temperantia et aequitate factum, ut nullus, quod sciam, inimicus ei exsisteret, multi, immo plurimi, bene vellent.

Talem ad indolem egregie accommodata erat sors, quae Naekio contigit, non ea splendida quidem, sed satis prospera, dum eius vita, nullis fere vicissitudinibus obnoxia, aequabili tenore defluebat. Natus in urbe Saxoniae principe, honestis parentibus, pueritiam peregit in domo paterna inter fratres sororesque, quos tenero semper affectu, sicuti patrem pia reverentia, donec superstites essent, est prosecutus. Inde eum recepit Schola Portensis, quae dudum solidae doctrinae laude floruerat et nunc floret. Qua in re gentilitiam quasi communionem studiorum agnosco. Nam et pater meus, vir summopere venerandus, qui non dedignatus est me puerum prima linguae Latinae elementa docere, olim scholae Portensis alumnus fuerat, ibidem postea magistri munere functus. Ex illo ipso disciplinae contubernio prodiit, medio fere seculo proxime elapso, poeta clarissimus Klopstockius, patris mei amicus.

Sed ut a diverticulo, quo grata memoria me seduxit, ad narrationem redeam, posito tirocinio scholastico Naekius, ad altiora adspirare iam bene paratus, adiit antiquam et celebratissimam Saxoniae academiam Lipsiensem. Ibi per aliquot annos commoratus totum se tradidit Godofredo Hermanno, praeclaro duci ad litterarum Graecarum Romanarumque penetralia, qui arcanis artis criticae ipsum initiaret. Tanti magistri auspiciis ad doctoris gradum promotus, paedagogii regii Halensis collega assumptus, in eadem universitate anno huius seculi duodecimo, publica disputatione habita, legendi facultatem obtinuit. Quinque annis post maiore iam conatu criticam disquisitionem de Choerilo Samio poeta edidit, qui liber tanto plausu apud eruditos exceptus est, ut nemo magis idoneus haberetur, qui in Academia Rhenana recens condita, Heinrichio viro clarissimo adiunctus, seminarium philologicum, quale nunquam in his terris exstiterat, instituere et regere posset. Quod quantum per hosce viginti annos ad studia humanitatis excitanda et stabilienda contulerit, nemo est paullo eruditior, qui ignoret.

Paucos post annos Naekius conscendit professoris eloquentiae cathedram, qui locus propter puram ac tersam stili Latini elegantiam illi a natura destinatus videbatur. Ex eo inde tempore plane noster fuit: in hac Musarum sede novam sibi patriam fixit tam firmiter, ut ne cogitaverit quidem unquam de alia conditione quaerenda aut accipienda. Deliniebant mirifice animum delicato pulchri sensu imbutum tot amoenitates, quibus castra Bonnensia, nunc pacifica, prae ceteris Germaniae Academiis nitent: viridaria circa urbem expansa, ager cultissimus, varius montium, vinearum, convallium prospectus, placida Rheni maiestas, quem fluvium velivolum dicere possis, ni aetas nostra vel sine velis aut remis adverso amne velociter subvehi didicisset; situs opportunitas, cuius visendi gratia undique confluunt exteri nobiles, docti, ingeniosi, quorum colloquia novitatem quandam exhibere solent. Inter familiares aut in circulis etiam frequentioribus, quoties certatim invitatus advenerat, iucundissimus hospes habebatur, quippe qui ad hilaritatem propensus, iocos sine noxa sereret, ac lepore quodam nativo sermones condiret.

Omnino recreationi aliquid dandum esse recte censebat Naekius. Sed ne hoc temporis quidem a studiis vacuum manebat. Per solitarias ambulationes, quas valetudinis cura ei suadebat, semper quaestiones litterarias et criticas secum meditabatur.

Assiduus erat in scholis habendis; at quam perseverans fuerit propositique tenax, id post eius obitum apertius etiam patuit. Etenim, dum Heinrichius collega senior per integrum annum lenta tabo consumebatur, Naekio soli onus regendi Seminarii philologici fuit sustentandum. Ipse vero tunc a pristino vigore multum iam defecerat: nondum quidem intellexerat se morbo gravi, immo insanabili laborare, viscerum vitalium, cordis ac iecinoris, nimio tumore; sed sentiebat malum, quo gliscente denique exstinctus est, et vehementissime angebatur. Nihilo magis tamen ab officio obeundo destitit, usque dum dies fatalis ei appropinquasset.

Talem virum tum sapientem tum felicem merito dixeris, utpote qui bonis, quae numen propitium ei, tanquam honestae industriae praemia, concesserat, grata mente frueretur, incommoda, quorum nemo mortalium prorsus immunis manet, patienter toleraret. Elegerat sibi vitae genus animi propensioni consentaneum, officii nomine semper occupatum illis ipsis in rebus quas in deliciis habebat, in poesi litterisque elegantioribus. Gloriae cupidine modice ac sine ambitione turbulenta sollicitatus, effecit tamen quod voluit: eximiam doctrinae ingeniique famam nactus est, non per Germaniam modo, sed etiam apud exteros. Cuius assertionis testem habeo sententiam viri illustrissimi, Letronnii, antiquitatis studiorum in Gallia facile principis, ante annum fere, illo adhuc superstite, in epistola ad me data pronuntiantis, Naekium esse criticum in suo genere plane perfectum.

Sane scripta Naekii pleraque breviora, nonnulla paucis paginis comprehensa, sunt omnimodo expolitissima, tum quod ad formam, tum quod ad materiam pertinet. De quibus obiter atque in transitu loqui, nefas foret. Tantum acumen accuratam aestimationem postulat. Habeo multa quae proferam, partim ad universam philologiae rationem spectantia. Quae hodie absolvi non posse, hora me admonet. Sed tempus opportunum propediem sese offeret, quandoquidem, si valetudo suppetierit, de hoc argumento praelectionem publicam habere per menses aestivos mihi proposui.

Vos vero, commilitones, quotquot Naekii nostri olim discipuli adestis, impense hortor, ut memoriam tanti magistri pie colatis, et vestigia eius, quantum vires valent, e longinquo sequamini.

ORATIO

HABITA CUM

HENRICUS CORNELIUS SCHOLTEN RHENANUS

DIE XX. MENSIS MARTII ANNI CIↃIↃCCCXXXIX.

PHILOSOPHIAE DOCTOR CREARETUR.

E duabus dissertationibus inauguralibus, quae nuper ordini nostro exhibitae sunt, prior tota in Homero versatur, altera, conscripta a docto iuvene qui hodie promovendus est, maximam partem in Thucydide. Hinc eo deducor, ut actui huic solemni breviter praemittam observationes quasdam ad Homerum pariter ac Thucydidem spectantes. Humpertus conatus est adumbrare formam civitatium Graecarum, qualis temporibus Troianis fuerit; adhibuit itaque Homerum tanquam testem idoneum in quaestione historica. Quod suo iure fecit; primi enim hanc viam praeiverant duo gravissimi auctores: Herodotus et Thucydides, quos deinde geographi, chronographi, historici, commentatores, scholiastae, turba paene innumera, certatim sunt imitati. Nec mirum, quandoquidem nullus testis aeque antiquus exstat. At poeta fuit Homerus, poetis autem quidvis fingere licet; quin ultro laudantur propter felicem figmentorum audaciam. Multa narrat ille miracula, interventum deorum, aditum ad inferos, monstrorum portenta, et quae sunt eiusmodi reliqua. In rebus humanis etiam, quales idem tradit, haud pauca incredibilia. Num vero haece omnibus fides habenda? Parum abfuit quin Graeci, superstitione vatem suum divinum venerati, ita statuerent: vulgus hominum certe dubitationem de equo Troiano piaculi instar aversaturum fuisse puto; sed docti quoque scriptores inter veteres perperam usi sunt auctoritate Homeri, unde gravissimi errores in antiquitatis studium irrepsere.

Fallunt nos carmina Homerica specie perspicuitatis, quae altius indagando evanescit: interpretatio tum rerum, tum verborum magnis difficultatibus laborat; ne doctissimi quidem Graecorum, critici Alexandrini, omnia intellexerunt, quod vel ex dissensione inter eos apparet: etenim dum in explicandis locis, quos iam tum vetustas obscuraverat, ad coniecturas confugiunt, in diversa abeunt. Arduum sane opus est lucem ex tenebris elicere; caute procedere oportet in disputatione tam ancipiti: adde quod carmina haec, per plura secula memoriter decantata, sero tandem litteris mandata fuerunt, quapropter fieri non potuit, quin interpolandi libido saepenumero in iis grassaretur.

Porro fama vulgaris immensam carminum epicorum molem in fabulosum Homeri nomen cumulaverat, quae auctori Iliadis et Odysseae non esse tribuenda, nec vero aliis poetis eiusdem seculi, satis incerti, quo ille vixisse putabatur, ars critica tandem evicit. Herodotus Cypria Homero abiudicat propter narrationis discrepantiam, de

Epigonis dubitat. Praelusit igitur quodammodo sectae criticorum, qui Separantes dicti sunt, quoniam diversos Iliadis et Odysseae auctores statuebant. Iudicat idem Herodotus, carmina quae sua aetate pro antiquioribus venditabantur, recentiora esse Homericis. Hactenus sapienter ille; cetera, in quibus credulitatem boni viri, pravumque iudicium mireris, nunc non tango.

Thucydides dum lustrationem Deli insulae describit, sexto belli Peloponnesiaci anno ab Atheniensibus procuratam, hymnum in Apollinem Delium laudat tanquam Homericum; colligit inde, antiquissimis iam temporibus frequentem ibi conventum Ionum, ludosque gymnicos ac musicos celebrari solitos fuisse. At nunc inter doctos convenit, hymnum istum non ipsius Homeri, sed Homeridae cuiusdam esse foetum; in irritum ergo cadit tota argumentatio. E contrario suspicari licet celebratissimam insulae sanctitatem minus antiquam fuisse, quam sacerdotes eam iactabant: in Iliade Deli nulla fit mentio; in Odyssea laudatur templum Apollinis, et palma mirae proceritatis iuxta templum: nihil amplius. Operae pretium foret, modo fieri possit, accuratius definire aetatem Homeridae, huius hymni compositoris; tradit enim memorabilia quaedam de more sacrorum ludorumque, atque eiusdem unius auctoritati credita est Homeri caecitas et patria Chios: erravit historicus aliosque in errorem induxit.

Sed hoc leve: at multarum maximi momenti rerum poetam nobis testem locupletem sistit Thucydides in immortalis operis sui prooemio: inquirit ibi in antiquissimam Graeciae conditionem eo praecipue consilio, ut demonstret cuncta bella a Graecis olim vel nuper in commune suscepta, ne Troiano quidem excepto, cuius fama erat clarissima, longe minoribus opibus copiisque fuisse gesta, quam bellum Peloponnesiacum. Etiamsi suspicatur Homerum ut poetam rem in maius auxisse, eatenus tamen fidem habet catalogo, prae aliis Iliadis rhapsodiis suspicionibus obnoxio, ut non infitietur Graeciam foederatam naves mille ducentas ad Troiam misisse, quarum maximae centum viginti quinque, minimae quinquaginta homines, remiges pariter militesque cepissent, unde numero inter utrumque medio assumpto, computando exercitus centies mille hominum efficitur. Miratur deinde Thucydides, quomodo in una urbe expugnanda tantus exercitus decem annos terere potuerit. Quod mihi quidem minime mirandum videtur: carebant enim Graeci apparatu idoneo ad urbem amplissimam, tum ipso situ tum operibus munitissimam, qualem Homerus Troiam describit, expugnandam. Quaecunque artes et machinae postea inventae sunt, quibus moenia praealta, saxis praeruptis imposita, quati aut subrui possent, eas aetati heroicae ignotas fuisse, ex poetae silentio colligere par est. Quicquid sit, historicus, ut difficultatem tollat, quam sibi ipse creaverat, alio confugit. Non integris viribus, ait, Graeci urbem, caput imperii, adoriri potuere; commeatuum inopia nimirum pars magna exercitus distrahebatur, tum praedis agendis, tum agris colendis intenta. Prior ratio vera est; altera non falsa modo, sed, ut dicam quod sentio, plane ridicula: fingite centum milia militum in stativis per plures annos retineri; fame laborant, adeunt ducem, queruntur. „Quantum ad victum," inquit ille, „commilitones, securi estote; dimittam cohortes aliquot in agros fertiles quidem, nunc vero desertos; terram ii arabunt, semina iacient, denique aestate „adulta fruges demetent.“ Num putatis, milites aeque laturos esse, ventrem inanem ad spem futurae messis reiici? scilicet vetus est proverbium: dum herba crescit, vacca fame tabescit. Simile hoc est fabellae, quam in Italia mihi narrari memini de Cardinale quodam, qui multos habebat famulos, sed male nutritos ac vestitos, ut apud Italos fieri solet; quem adit oeconomus; vir eminentissime, inquit, pueri tui camisiis egent, quibus pellem contra frigus tueri possint. Dominus lente respondet: „Euge, vir bone! recte hoc monuisti. Ergo linum „erit serendum, ne pauperculi isti nudi incedant.“ —

Et quonam ablegat Thucydides milites suos agricolas? In Chersonesum Thraciam. Nihil excogitari poterat infelicius: erat enim is ager hostilis, ad Thraciam pertinens, quam Homerus diserte Hellesponto terminat; Thraces autem erant Priami socii, siquidem duo eorum reguli apud eum militabant, Thracia interim tam parum manu militari exhausta, ut decimo belli anno tertium regulum Rhesum in Troadem mitteret.

Videtis, quam vehementer claudicet historici coniectura; coniecturam dico, quia agriculturae inter strepitum armorum nullum in Iliade apparet vestigium. Melius erat dubitare de magnitudine exercitus ac de belli diuturnitate, quam talia fingere. Non exposcendae sunt a vate, qui de probabitate securus nil nisi grandia spirat, tabulae redituum atque expensarum; quodsi omnino hoc necessarium videbatur, facili negotio provideri poterat commeatibus. Qui populus mille ducentas naves instruxerat, ei certe navigatio maris Aegaei familiaris esse debuit. Achilles affirmat se vento secundo tridui spatio in patriam revehi posse. Non tota, mehercle, Graecia in Troadem migraverat; remanserat domi magna pars plebis rusticae et quicquid militiae minus aptum erat, nec cessabat frumenti proventus; in promptu itaque erat absentibus victus e solo patrio. Simile quid voluit rhapsodus ille, qui in septimo Iliadis libro narrat, ex insula Lemno vini copiam navibus onerariis advectam fuisse et militibus divenditam. Enimvero hanc explicationem respuit Thucydides, quia statuit Graeciam tunc incolis abundasse, sed opibus parum valuisse. Mihi secus videtur: exstant multa in carminibus Homericis indicia, exstant monumenta quoque, e. gr. muri Cyclopei, thesaurus Atrei, rudera thesauri Orchomenii marmorea, mons perfossus ad lacum Copaïdem emittendum, unde probabile fit ante tempora Troiana satis florentem fuisse Graeciae statum, postea turbis ac migrationibus in deterius mutatum.

Quid ergo? num omnem Homero fidem negabimus? Minime: multa verissime ille tradidit, quae aliorum testimoniis vel adeo monumentis egregie confirmantur; sed quoties eum solum sponsorem habemus, quoties aliunde ignota ex eo solo discere volumus, caute est procedendum; nihil temere inferendum, quod a vatis mente, priscive aevi indole sit alienum. Discrepantia, quae partim manifesto apparet, aliquando occultior, oculatos tamen non fallit: frequens haec discrepantia, inquam, inter diversos alterius utrius carminis locos, aut inter Iliadem et Odysseam inter se comparatas, non est dissimulanda, sed ultro agnoscenda.

Totius rei cardo vertitur in opinione quam sibi quisque informavit de carminum Homericorum origine: qui commentatores pro certo habent eundem auctorem Iliadem et Odysseam continuo tenore composuisse et, si diis placet, calamo quoque exarasse, hi, dum frustra contraria conciliare conantur, ad contortam interpretationem necessario compelluntur. Wolfius, vir *κριτικώτατος*, nisi vix inchoatum opus imperfectum reliquisset, poterat quaestio profligata videri; nunc bellum civile inter philologos recruduit: nonnulli magnis clamoribus reposcunt Homerum suum unum atque indivisibilem. A Wolfii partibus contra stant viri summi, Godofredus Hermannus, Boeckhius; stabat quoque Naekius noster; quorum socium me profiteor. At haec disceptatio non unius diei est, nedum unius horae: nec patientia vestra, auditores, diutius abuti aequum est. — —

ORATIO

HABITA CUM

MATTHIAS HOCH

D. XXII. IUNII A. CIↃIↃCCCXXXIX.

PHILOSOPHIAE DOCTOR RENUNTIARETUR.

Est vetus mos, quem non Germanicae solum universitates litterariae, sed Batavae, Danicae, Suecicae et Anglicae pariter servant, ut in omni actu solemni, in omnibus muneribus publica auctoritate susceptis, in diplomatibus, orationibus panegyricis, epistolis honoris caussa ad viros doctos missis, disputationibus, prooemiis, dissertationibus denique inauguralibus, lingua Latina aut scripta aut viva voce prolata utantur. Qui mos repetendus ab ipsis universitatum incunabulis, a maioribus per plura secula nobis traditus et, licet non diserte lege fuerit firmatus, nihilominus legis vice religiose observandus est. Quod equidem prudenter ita institutum esse arbitror. Nuper tamen, ut prona est aetas nostra ad vituperanda antiqua, exstitere nonnulli, praecipue inter Francogallos, qui hunc morem exploderent, clamantes linguam vernaculam unice esse colendam; intolerabilem esse usum linguae vulgo non intellectae, iam ante multa secula prorsus exstinctae atque emortuae.

Enimvero quod ad hoc argumentum attinet, egregie falluntur indocti homines, nihilque probant nisi suam historiae ignorantiam. Nunquam enim per totum, quod dicitur, medium aevum obmutuit lingua Latina; immo ad gravissima negotia, leges ecclesiasticas et civiles promulgandas, exclusis linguis vulgaribus adhibebatur. Corrupta fuit interdum latinitas, quod nec mirum, quum optima veterum exemplaria barbarie atque oblivionis veterno quasi sepulta iacerent, et ad paucissimos auctores probatos aditus pateret. Eadem subinde emendatior prodiit, cui rei quantam curam Carolus Magnus impenderit, vulgo notum est. Neque in scriptis solis substitit hoc studium; facundiam oris Latini non docti modo clerici exercebant, sed principes etiam tanquam artem regiam sibi parandam esse existimabant. Adeo consueta erat imperatoribus a Carolo Magno inde facultas Latini sermonis, ut annotatum sit in annalibus, Rodolphum, electum Romanorum regem, primum inter omnes qui imperio praefuerant, linguae Latinae omnino fuisse ignarum: unde ingens pudor ei offusus est in consessu principum, quum eius adversarius, episcopus Olmucensis, longam orationem Latinam haberet pro Bohemiae rege Ottocaro, cuius orationis ne minimum quidem verbum Rodolphus intelligeret.

Post clericos universitates potissimum eloquentiae Latinae operam dedere; prima inter ceteras eminuit Parisina: ibi tantum profecit Otto Frisingensis, vir nobilissimus, imperatoris Friderici I. avunculus, ut inter meliores istius aetatis historicos merito referretur. Celebrata deinde est Bononia propter iuris civilis peritiam; floruit tanta discipulorum frequentia, quanta nulli postea universitati contigit: etenim confluebat eo ingenua iuventus e cunctis Europae partibus, quod ne fieri quidem potuisset, nisi professores usi fuissent lingua quodammodo universali.

Qua ipsa quidem appellatione comprehenditur pars haud exigua utilitatum, quas praebet usus linguae Latinae in rebus ad eruditionem spectantibus tractandis. Non separabantur tunc temporis linguarum diversitate Itali, Hispani, Galli, Germani, Angli, Scandinavi: quae quisque meditatus fuerat, epistolarum commerciis aut colloquiis sine interpretum ope communicare inter se poterant: agnoscebant universi antiquum istud et cultissimum Latium tanquam communem doctrinae patriam.

Transeo ad aliud commodum, quod in libris Latine scriptis maxime apparet. Scilicet quae ex purissimis fontibus Iul. Caesaris, Sallustii, Ciceronis, T. Livii, Taciti hauriuntur, ea nulla temporum vicissitudine evilescere vel obsolescere possunt: semper eadem dictionis elegantia splendent; contra quae linguae vulgi ore teruntur, mutationibus plerumque sunt obnoxiae. Ex opera, ut ita dicam, servili, quam usui quotidiano praestant, periculum est, ne multiplicem corruptelam contrahant; si quando ad altiora enituntur, auctorum oratorum poetarumque ingeniis id unice debetur. Leibnitzii temporibus admodum abiecta erat et insulsa nostratium in omni genere dictio: ne miremur itaque summum philosophum, mathematicum et monumentorum veteris memoriae indagatorem, in libris suis Francogallice aut Latine loqui maluisse, utpote qui tum in aulis principum, tum inter eruditos vitam degeret. Praeterea per totam Europam legi cupiebat, quod nemo alius magis assecutus est. Exstant tamen nonnulla Leibnitzii scripta Theotisca, inter alia *de lingua patria emendanda* commentatio. In qua ipsa labem aetatis suae non prorsus effugit: peccat interdum prolixitate et nimis contorto verborum ambitu; nam quod multae locutiones per unius seculi decursum obsolevere, in eo nulla est auctoris culpa. Simile quid Mascovio accidit, Leibnitzii fere aequali; qui vir doctissimus res gestas imperatorum e stirpe Saxonica et Franconica tam pura et castigata Latinitate usus conscripsit, ut adhuc cum delectatione legi possint; at contra in eiusdem Mascovii historia priscarum Germaniae nationum, Theotisce exarata, tot loci propter dictionis squalorem nobis sordent, quin paene ridicula videantur, utque liber bonae frugis oblivioni sit datus.

Sunt cultiores hodie, fateor, litterae Theotiscae: feliciter aemulamur politissimas Europae gentes. Neque id nunc ago, ut linguis recentioribus, seu Germanicae sint stirpis, sive a Latina deflexae, laudes suas denegem, quas ultro praedicare sum paratus. Quanti hasce exterorum litteras faciam, quantopere iis delecter, studiis meis probavi. Attamen palmam concinnitatis, ubertatis, venustatis inter omnes linguas, quibus ulla unquam gens per orbem terrarum usa sit, periti talium arbitri uno ore Graecae ac Latinae linguae deferunt, tum propter ingenitam indolem, tum propter cultum exquisitissimum.

Iure itaque doctae antiquitatis opes litterariae, quarum in atrio quasi ianitrix ars grammatica sedet, ad penetralia deducit ars critica, in erudienda pueritia atque adolescentia ingenuorum principem locum occupant. Praestantissimorum poetarum oratorumque lectione animus pulchri sensu imbuitur; acuitur ingenium philosophorum subtilitate; magnarum virtutum exemplis memoriae proditis generosa indoles iuvenum amore honesti accenditur. At is demum amplum ingenuae educationis fructum capiet, qui posito tirocinio per vitam reliquam, quamcunque tandem professionem sibi elegerit, quibuscunque negotiis fuerit implicitus, humanitatis artes colere pergit; is demum experietur eloquentissimum Romanorum vere de iis praedicasse: „Haec studia adole-„scentiam alunt, senectutem oblectant; secundas res „ornant, adversis perfugium ac solatium praebent; de-„lectant domi, non impediunt foris; pernoctant nobiscum, „peregrinantur, rusticantur.“ — —

QUAESTIONES HISTORICAE.

1.

Inquiratur, e quibusnam auctoribus Paullus Orosius historias suas hauserit.

2.

Comparentur cum narratione Mosaica quae a scriptoribus Graecis et Latinis tradita sunt de exitu Hebraeorum ex Aegypto. Investigetur imprimis, utrum Hycsorum nomine Manetho, quod plerisque placuit, vexatores populi Hebraei, an vero ipsos Hebraeos intellexerit.

3.

Describantur sedes Tuscorum, quotquot per Italiam olim fuere. Definiatur situs urbium tum testimoniis veterum, tum ope monumentorum, si qua exstant. Probabilibus argumentis eruatur, quaenam civitates pro duodecim capitibus Etruriae mediae inter regionem Circumpadanam et Campaniam sint habendae, nec non quatenus cuiusque dicio se extenderit.

4.

Disquiratur, utrum Tyrseni sive Tyrrheni, quo nomine Graeci quosdam maris Aegaei accolas et potentissimum olim in Italia populum pariter designabant, a Tuscis scriptorum Latinorum stirpe ac lingua diversi fuerint, nec ne.

5.

Quaeruntur incunabula gentis Gothicae. Disceptetur, utrum Visigothorum, Ostrogothorum, Moesogothorum maiores cum Vandalis et Gepidis e Scandinavia olim egressi provincias Romanas invaserint, an potius Gothorum pars e terris citra mare Balticum sitis in Sueciam migraverit.

6.

Postulatur Canon chronologicus regni Graecorum Bactriani, in quo, Bayeri erroribus et coniecturis minus felicibus refutatis, tum e testimoniis veterum, tum ope numorum nuper repertorum, regum series rerumque gestarum ordo accuratius constituatur.

7.

Origo gentis Bavaricae investigetur.

8.

Colligantur testimonia auctorum de Colchide et Colchis, sepositis iis quae in Argonauticis fabulose narrantur. Disputetur deinde de origine gentis: utrum ex Aegypto oriundi sint Colchi, sicuti Herodotus affirmat, an vero ex India, quam coniecturam ante aliquot annos protulit Ritterus, geographus Berolinensis.

9.

Quae passim obviae sunt in scriptoribus rerum Germanicarum a Iornande usque ad Witichindum narrationes aut suspectae, aut manifesto falsae, vulgo tamen tum temporis creditae, utpote quae carminibus antiquis more patrio decantatis celebrabantur, iusto ordine dispositae ad fidem historicam exigantur; simul inquiratur, an forte sub quarundam figmentis aliquid veri lateat.

10.

Quaeritur, nomen gentis Herulorum, aliquando rebus gestis clarissimum, quomodo tam subito sit exstinctum.

Sive hoc modo:

Illustrentur gentis Herulorum origines, sedes variis temporibus occupatae, res gestae, nominis denique exstinctio.

FAUSTA NAVIGATIO
REGIS
FRIDERICI GUILELMI III.
CUM UNIVERSO POPULO ACCLAMANTE NAVI
VAPORIBUS ACTA BONNAM PRAETERVEHERETUR
DIE XIV. SEPT. A. CIↃIↃCCCXXV.
CARMINE CELEBRATA.

Vertice turrigero labentibus imminet undis
   Rupes: a saevo dicta dracone fuit.
Hic molli in ripa sunt grata cubilia Rheno,
   Antra levi topho tectaque pumicibus.
Hic iuvat aestivos grandaevum ducere somnos,
   Dum mulcet colles aura racemiferos.
At subito attonitus divum caput extulit antro,
   Prospiciensque altis infit arundinibus:
Quis fragor insuetas aures ferit? An mea regna
   Invasit salsi trux pelagi dominus?
Intumuit fluctus pulsu strepituque rotarum,
   Et longe spumant aequora verticibus:
Delphinas curru seu iunxerit Amphitrite,
   Dorso qui pando subsiliunt agiles;
Seu Neptunus equos immissis pellat habenis,
   Calcantes rorem pinnigeris pedibus,
Num vidi? an fallor? Non ludens bellua ponti,
   Non traxere istam quadrupedesve ratem.

Nec malum erigit haec, nec pandit carbasa ventis,
Nec ruit aequali caerula remigio,
Currit sponte sua, motoque volubilis orbe,
Ceu ficta ingenio machina Daedaleo.
Cerno at enim fumos, alte volitante favilla:
Forte refudit aquas Mulciber igne suo.
Quod genus heroum est, cui tot miracula parent?
Quod tantis Divûm navigat auspiciis?
Iam vultum agnosco propius, veneror que benignum.
Salve, Rex! Quanto glorior hospitio!
Nec non Magnanimum circumstetit aurea proles.
Haec navis regni spemque decusque vehit.
Tu meruisti armis, ferrer ne Gallicus amnis;
Te volvam fluctus vindice Teutonicos.
Ille ego, Romanis olim qui claustra triumphis
Obieci, heu! nuper qualia passus eram!
Liber et oblitus, secura pace, laborum,
Nunc Bacchi et Cereris munera laeta colo.
At vos, connubio iunctae, mea gaudia, Nymphae,
Fraternique amnes, huc, agite! ite simul.
Iam celebrate choros, umbracula texite fronde,
Funibus et proram nectite pampineis,
Principis et Genio puros libate liquores,
Implete et succis pocula nobilibus.
Vos, Augusta Cohors, ne spernite dona Lyaei,
Queis septemgeminus Nilus et ipse caret.
Cur Pactoli equidem invideam Phasisque fluentis?
His quoque gurgitibus dives arena micat.
Cunctis prae fluviis attollam cornua Rhenus,
Si tibi sat placui, Rex, patriaeque Pater!

I.

AD PHILIPPUM DE WALTHER,

medicum celeberrimum.

Te vates medicum poscit collyria lippus:
  Si vis, e lippo Lyncea me efficies.
Te genitor flectat, flectant communia sacra;
  Phoebus amat vates, at genuit medicos.
Demodocus, Thamyris, caecus fuit ipse et Homerus;
  Non tanti est laurus: carmina iam valeant.
Sed iuvat, ad seras evolvere scripta lucernas,
  Et dictis sapientum invigilare iuvat.
Tunc mihi ne doleant lacrimantia lumina, cura:
  Pro vate haud renuent munera Pierides.

II.

In libellum quendam de Aesopo viro illustri dedicatum.

Ceu quondam imposuit manus Gigantum
Ossae Pelion, hos utrosque Olympo,
Sic nasutulus auctor ac venustus
Tres gibbos cumulat brevi libello,
Unde Aesopia fabula explicetur:
Aesopique, suumque, dein patroni,
Quem prae fronte gerit pusilla charta,

Nutritum Latii intimis medullis.
Di magni! ingenio valente gibbos,
Quorum verticibus cacuminatis,
Claris vocibus obsequente plectro,
Et Musae insideant, et ipse Apollo.

III.

Ad Albertum de Fruticeto.

Esse illustrem, Alberte, decet, cui gentis origo
  Virtutum tantis splendet imaginibus.
Nam tibi avita domus mediis inclaruit armis;
  At nunc arma togae laude pater superat.
Fulserat ingenio matris genitrix, animisque;
  Pectore te materno ipsa fovet Pietas.
Tuque Albertus eris! Si interpres barbarus adsit,
  Omnino illustris: nominis omen habes.

IV.

Ad eundem.

Pangere versiculos horresne, Alberte, Latinos?
  Culpa magistrorum est, ingeniive tui.
Elige, quid malis! Sed iniqua Pallade natam
  Haud equidem ingenuam crediderim sobolem.

V.

Ad Lotoëssam. Louise.

Purpureis ridet foliis Nilotica lotos:
  Vicerat illa rosam, cedit at ipsa tibi.

VI.

Roma regit populos: tibi, Amor, patet aequa potestas;
  Converso in Romae nomine, tute lates.
Vincit Amor Superos: orbem tibi subice, Roma!
  A dextra ad laevam nomen Amoris habes.

VII.

In Propertium.

Indulges genio nimia tu laude Maronis,
  Ultra fas ludens, aemule Callimachi.
Romano fastu decoras dum Aeneïda palma,
  Pelidae insultas, Maeonioque seni.
Nempe Iovis dapibus divinus gaudet Homerus,
  Virgilius mensae Caesaris aptus erat.

Discite grammaticen moniti, et non temnere doctos.

I.

Ocius hinc puerorum ima ad subsellia migra:
Stoliditas cathedra fit manifesta nimis.

II.

Uxorem ducis? Discatur lingua Latina.
Coniuge nil opus est; arte magister eget.

III.

Grammatice prima est ex artibus, usque colenda:
Non aliam lecti delige participem.

IV.

Delirare licet naturae iure Latine;
Sed Latii leges est violare nefas.

V.

Iactat Aristotelem, nugax, numenque Platonis;
At putum Hegelium barbariemque sapit.

VI.

Orbiliis, Doctor, te tradimus erudiendum
Quae pueri norunt, discere non pigeat.
Nec tibi iam prosit stolidae fiducia linguae,
Quin humeri doleant, immeritaeque nates.

HOMOEOTELEUTA SEMIBARBARA.

Vivat noster Doctor,
Qui tam bene parlat!
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore!

Bene intellexisti,
Optime scripsisti:
Nil novi inter solem
Est, nec fuit olim.
Ne professor quidem,
Qualis tu es idem,
Qui Donatum nescit,
Cui crista crescit,
Quando verba nova
Ponit sicut ova.
„Rhenanae ego decus,
Ceteri sunt pecus!“
Quia sic persuasum
Fers tam alte nasum
Quicquid urticarum,
Quicquid est spinarum
In Hegeli hortis
Pro Berlinae portis,
Harum tua cura,
Victa mox natura,
Inter vites Rheni
Erunt agri pleni.

Fruere hac dape
Ac tibimet sape!
Te aselli laudent
Talibus qui gaudent!
Mihi nunquam places,
Etiamsi taces,
Nam per tuum vultum
Ridens prodis stultum.

Aeschyli Eumen. 403. sqq.

Ἔνθεν διώκουσ' ἦλθον ἄτρυτον πόδα,
ἱππηδὸν ᾄξασ' αἰγίδος νώτων ὕπερ,
δοκτώρα Φαύστον ἱματίῳ μιμουμένη,
πυγῆς ἀήταις τήνδε πορθμεύσασ' ὁδόν.

GHATAKARPARA.

1.

Obductum est coelum nubibus turgentibus
Desertarum corda puellarum urgentibus;
Imbre humi effuso pulvis conficitur,
Nec sol neque lunae sidus conspicitur.

2.

Nubium murmur pavorem incutit oloribus,
Caret hodie noctis facies Lunae coloribus.
Pavones crocitantes inebriat aqua novella
Nubium adventu, o candidis dentibus decora puella.

3.

Obnubilatus aether noctu stellis nusquam fulget,
Ipse mundi Sospitator somno obrepenti indulget.
Nubes cum arcu pluvio corusca lascivus elephantis
Furore exagitat molem corporis montem aequantis.

4.

Undis effusis dum tonitrua mugiunt,
Territi serpentes in latebras aufugiunt,
Cum rauco fragore praecipitant aquarum torrentes
Per montium speluncas rupibus mirifice horrentes.

5.

Protinus nescio quis placabit hunc tibi vultum,
Qui fronte prae se fert amoris delusi tumultum.
— — — — — — — —

INDEX.

(Quae asterisco insignivimus opuscula, ea nunc primum in publicum prodeunt.)

pagg.

I. De geographia Homerica. . . . . . . 1 . . . 114.
(Diss. acad. Hanover. a. 1788. 8°. primum ed.)
II*. Antiquitates Etruscae . . . . 115 . . . 286.

III. Opuscula non nulla minora:

1. De studio etymologico . . . . . . 289 . . . 305.
(Vid. annot. p. 289.)
2. Epistola anonymi cuiusdam et Responsum Schlegelii de eodem argumento . . 306 . . . 326.
(Vid. annot. p. 306.)
3. De Zodiaci antiquitate et origine . . 327 . . . 359.
(Progr. acad. Bonn. 1839. primum editum ac saepius postea repetitum.)
4*. Oratio natalibus regis Frid. Guil. III. a. 1824. habita . . . . 360 . . . 379.
5*. Oratio a. 1824. cum rectoratum adiret, habita 380 . . . 385.
6*. Oratio a. 1825. cum rectoratum deponeret, habita . . . . 385 . . . 396.
7. Epistola gratulatoria ad. v. cl. I. F. Blumenbachium . . . . 397 . . . 399.
(Progr. acad. a. 1825. 4°. ed.)
8*. Oratio a. 1832. in promotione F. Windischmanni habita . . . . . . 400 . . . 414.
9. Laudatio I. F. Naekii . . . . . . 415 . . . 420.
(Prodiit in Museo Rhenano philolog. a. 1830. p. 221 . . . 225.)

pagg.

10°. Oratio a. 1839. in promotione H. C. Scholteni habita . . . . 420 . . . 426.

11°. Oratio eod. a. in promotione M. Hochii habita. 426 . . . 430.

12°. Quaestiones historicae . . . . . . 431 . . . 433.

13. Carmen de regis navigatione Rhenana . 434 . . . 435.
(Progr. acad. a. 1825. 4°. iterumque cum versione Germanica editum)

14°. Epigrammata . . . . 436 . . . 440.

15°. Ghatakarpara . . . . 441.

Praefationes quas Schlegelius libris Sanscritis a se editis elegantissimas praemisit,

Bhagavad-Gitae, Bonn. a. 1823. 8°. ed. p. VII . . . XXXVI.
iterumque a Lasseno ed. a. 1846. 8°. p. XXXVII . . . LIV.,
Ramayanae, Bonn. a. 1829. 8°. ed. p. V . . . LXXII.,
Hitopadesae, Bonn. eod. a. 4°. ed. p. III . . . XVI.,

in hanc Opusculorum collectionem recipere noluimus. Si quando novam eorum Schlegelianorum scriptorum quae ad res Indicas spectant, editionem publicare licebit, illas praefationes non omittemus.

Bg.

◆

AVGVSTI GVILELMI SCHLEGEL
HANNOVERANI, SEMINARII PHILOLOGICI
SODALIS,

DE

GEOGRAPHIA HOMERICA COMMENTATIO

QVAE
IN CONCERTATIONE CIVIVM
ACADEMIAE
GEORGIAE AVGVSTAE
IV Jvnii cIↃ IↃCCLXXXVII
AB
ILLVSTRI PHILOSOPHORVM ORDINE
PROXIME AD PRAEMIVM
ACCESSISSE
PRONVNTIATA EST.

Ἡμεις δε κλεος οιον ακουομεν, ουδε τι ιδμεν

HANOVERAE
APVD IOANN. WILHELMVM SCHMIDIVM
MDCCLXXXVIII.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

PRAEFATIO.

Iam ante annos aliquot vir illuſtris Gatterer, in commentationibus de Herodoti et Thucydidis Thracia, ejusmodi laboris, in quo nunc verſatus ſum, tum grauiſſimas vtilitates in purganda Geographia antiqua a vitiis, quibus huc vſque laboraverat, expo-

)(2

expoſuit, tum leges et inſtituendi modum exemplo ipſe monſtrauit. Re autem ad Homerum translata, methodo ſcribendi paulum mutata mihi vtendum erat, propter magnum numerum cum eruditorum antiquioris Graeciae, qui ſtudia ſua aliqua de parte noſtrae aetati ſeruata, Geographiae Homeri illuſtrandae impenderunt, tum interpretum recentiorum, quorum aut ſententiae refutandae erant antequam noui aliquid

pro-

proferrem, aut auctoritas excitanda, quoties eos rei ſatisfacere ducebam.

Breuitati ubique, quantum potui, ſtudui; cuius gratia tabulam quoque Graeciae ad exemplar Danvillianum deſcriptam, eam tamen ad rationes deſcriptionis Homericae exactam, addideram, ne ſitum cuiusque vrbis de qua traditum inueniebam, verborum ambagibus definire cogerer; ſimulque gentium Graecarum ditiones, quales illas ex vrbium, quae cuique tribuuntur, poſitione, fuiſſe colligo, vno intuitu perſpiciendas lectoribus exhiberem. Hanc fortaſſe, vbi diligentius elaborauero, aliquando aeri incidendam atque vulgandam curabo. In Troadis vero deſcriptione ante oculos habui egregiam Danvillii tabulam, in illa minoris Aſiae laxiore ſpatio iteratam, et Woodii delineationem hodiernae locorum circa Trojam faciei, qua opus ſuum de Homero ornauit.

Ordinem in terris ſingulis recenſendis hunc ſecutus ſum, vt oras maris interni, inter quas maxima de parte cognitio Homerica ſubſiſtit, initio a Graecia facto, luſtrarem, ſimul in mediterranea, quoties cognita Homero inuenirem, inde aſcendens. A Graecia progreſſus ſum ad terras eiusdem continentis, cuius illa pars extrema eſt, magis ad ſeptentrionem vergentes. Itinere deinde per minorem Aſiam, Cyprum, Phoenicen, Aegyptum, Libyamque facto, aditis quoque Aethiopibus, tandem ad Occidentem me contuli, fabuloſasque regiones in quibus Ulyſſis errores verſantur, inuiſi. In fine commentationis Homerica viſa de Oceani natura, ambituque orbis terrarum ſubjeci.

ARGIVI; DANAI SEU ACHEI.

Nominibus his, quibus omnes gentes, Agamemnonem communem ducem evertendae Trojae ſecutae, comprehenduntur, in hunc populorum complexum a parte aliqua fluxerunt. Ab Argorum ciuibus, vrbis antiquiſſimae et potentiſſimae, Danai et Argivi in univerſum ſunt dicti; Achaei ab Achæorum gente, cui magna terrae Graecae portio ceſſerat *a*). Quod iidem Panachaei appellantur *b*), non niſi eo differt ab hoc nomine, quod ita univerſitas gentium conſociatarum diſertius notatur. Hellenum autem no-

---

a) Strab. *Ed. Almelov.* p. 570.
b) Od. I. 239.

men aetas Homeri nondum commune omnibus Graecis fecerat c). Semel quidem Panhellenes apud Homerum invenimus, ſed non ſenſu poſt ejusdem tempora ſolenni, poſita vox eſt d). Similis eſt ratio vocis Hellas, quae Homero vrbis alicuius vel regionis nomen eſt. Vbi univerſam Graeciam ut indicaret, Argos cum Hellade junxit, ſimile quid voluit ac ubi ſcripſit: *Πανελληνας και Αχαιους*. Argos enim ibi aut Peloponneſum, aut Agamemnonis regnum notat; Hellas Theſſaliae partem deſignat; utrum-

---

c) Thucyd. I. 3. Strab. p. 568.

d) Il. II. 530. - - *Πανελληνας και Αχαιους.* Zenodotus et alii eum ſecuti verſum tamquam ſpurium ejecerunt. (Euſtath. *Ed. Baſil.* p. 209. 32.) Quibus Euſtathius reſpondet, ſeparatim hic ceteris Achaeis adjungi Hellenes, gentem Theſſalicam, cui Achilles praeerat, propter praeſtantiam. Paulo aliter ill. Heynium explicantem me audiviſſe memini, omne Graecorum agmen per duas partes potiores, Achillis nimirum atque Agamemnonis copias, deſignari.

utrumque vero, ut ita dicam, umbilicus Graeciae erat tempore belli Trojani, propter celebritatem ducum atque urbium

Saepe etiam Graecia ſimpliciter Argos e), ſaepe Achaeis f) dicitur. Fines huius terrae diuerſi erant ab iſtis, quibus poſtea circumſcripta eſt. Hinc Theſſalia, illinc Acarnania (poſtea ſic vocatae) extremae eius terrae erant verſus ſeptentrionem; ſupra has Pieres erant, Paeones, Aethices, Theſprotique, gentes non Graecae. A ſeptentrione tantum cum continenti connectitur; reli-

---

e) Aperte hoc ſonat vox hisce locis. Jl. II. 287. III. 75. IX. 246. XII. 70. XV. 372. Od. IV. 99. XXIV. 37. In aliis, ubi neque contextus docet quomodo intelligi debeat, neque epitheta adjiciuntur, quae non conveniant toti Graeciae, ſed Peloponneſo tantum vel urbi, in incerto res relinquenda eſt. Quibusdam enim epithetis: ἱππόβοτον, ἵππιον, κλυτὸν, promiscue vrbs Argos, Peloponneſus et Graecia inſignitur.

f) Jl. III. 75. Jl. XI. 769. Od. IX. 165. 480.

quus ambitus eſt maritimus. Inſulae non omnes, quas deinde Graeci tenuerunt, ad eam pertinebant, inprimis eae tantum, quae Graeciae quam Aſiae propiores jacent; e longinquioribus Creta, Carpathus, Cos et Rhodus.

De ordine gentium in Catalogo navium perluſtratarum, varie a multis diſputatum eſt. Fuerunt qui ſudarent in cauſis excogitandis, cur tandem a Beotiis initium factum eſſet g). Aliis contra caſum hoc ita voluiſſe, Homerum vero nullum omnino ordinem eſſe ſecutum, placuit h). Tunc difficile ſane intellectu foret, cur ſummus poeta partes ſingulas enumerationis cum ſtudio impenſiſſimo elaboratas, easdem tam negligenter congeſtas effuderit. Hactenus quidem illis concedendum, eum ordinem hic non eſſe ſervatum, quo Graeci vel caſtra navesque collocaſſent vel in

aciem

---

g) Euſtath. ad Jl. p. 199. 8.

h) Euſt. ad Jl. p. 199. 16.

aciem proceſſiſſent i), verum tamen ineſt in hoc Catalogo ordo, et is geographicus quidam, quem optimum eſſe Strabo et Macrobius viderunt k). Quinquies quaſi novam inceptam ſeriem animadvertere mihi videor (an Homerus per tot capita catalogum diſtribuere voluerit, neſcio); quas ſi ſemel recte diſtinxeris, vno intuitu univerſam Graeciam perluſtrare poteris. Prima harum, interiora Graeciae et medium quaſi corpus complectitur, Boeotiam, Locridem, Phocidem, Euboeam et Atticam, ut recentioris notae vocabulo utar. Secundam Peloponneſus implet, qua percenſita Homerus ad inſulas in mari Ionio ſitas tranſit, quibus jungit Aetoliam et Acarnaniam. Deinde inſulas ab altero Graeciae latere poſitas, poſtremo ſingula Theſſaliae regna enumerat. Commodiſſimum igitur putavi,

---

i) Horum enim utrumque aliter comparatum fuiſſe apparet Jl. IV. 250. — 365. VIII. 222 — 225.

k) Strab. p. 48. Macrob. Saturnal. L. V. c. 15.

tavi, hac in re quoque Homeri veſtigia premere, nec ab eo ordine, qui illi potior eſt viſus, recedere.

Boeoti *l*) seu Boeotii *m*). Poſtquam Thebae et domus Cadmea, paucis ante bellum Trojanum annis corruerant, diviſum eſſe regnum inde apparet, quod quinque Boeotorum reguli adverſus Trojanos militarunt *n*). Minor tunc aliquanto ambitus Boeotiae erat, quam recentiore aetate, quia Orchomenus, cum urbibus aliis quibusdam, nondum ad eam pertinebat. Flumina Boeotiae maxima ac notiſſima, Aſopus *o*) atque Cephiſſus, lacus ſunt multi, quorum maximi, Cephiſſidis, a flumine

---

l) Il. II. 494.

m) Il. XIV. 476.

n) Il. II. 494. 495.

o) Il. II. 522. X. 287. Eſt alius praeterea Aſopus, prope Sicyonem fluens, alius Theſſaliae; de utroque tamen hic cogitare nequeas.

mine in illum decurrente dicti, Homerus meminit *p*).

Vrbes porro Boeotorum plures commemoravit quam ullius fere Graecae gentis. Quarum tamen principem Thebas in Catalogo omiſit, quippe quae aetate Trojana dirutae atque deſertae eſſent *q*). Quotiescunque autem alias earum mentio fit, de temporibus prioribus ſermo eſt *r*). Homero conditae atque munitae eae primum dicuntur a fratribus Amphione et Zetho *s*) qui Aſopi amnis, circa quem fortaſſe nati fuerant, nepotes dicuntur *t*). Quod quidem, quum ſatis conſtet, Cadmum multo prius arcem Cadmeam exſtruxiſſe,

---

p) Il. V. 708.

q) Strab. p. 632. De Epigonorum bello Od. XV. 244.

r) Il. IV. 378. X. 286. XIV. 114. 323. XIX. 99. XXIII. 679. Odyſs. XI. 259. XV. 247.

s) Od. XI. 261—264.

t) Od. XI. 259. 261.

de urbe tantum in planitie collocata accipiendum videtur.

Ceterum probabile ſit, Thebis plerumque arcem Cadmeam notari, Hypothebas vero u) Homero easdem eſſe quae poſtea ſimpliciter Thebae appellatae ſint; quod ut e pluribus de Hypothebarum nomine disputatis x) praeſeram, hisce argumentis adducor. Nusquam Cadmea apud Homerum occurrit. Cum autem dicit Cadmi aut colonorum eius ſobolem y) Thebas, tum Epigoni adverſus eas conjurarent, adhuc tenuiſſe z), de arce narrari putaverim, quia in urbe ſub arce poſita coloni Amphionis et Zethi habitaſſe tunc putandi ſunt. Deinde ſi conceſſum fuerit, arcem iſtam Thebas eſſe vocatam, explicari poterit, unde Hypothebae nomen traxerint, nempe quoniam ſub arce ſitae eſſent.

---

u) Καδμειωνες ſ. καδμειοι. Il. IV. 385. 388.

x) Il. XXIII. 679, 80. Od. XI. 274, 75.

y) Il. II.

z) Strab. p. 632. Euſt. ad Il. p. 204. 8.

eſſent. Contra, ſi a Thebis in ipſa planitie poſitis aliam urbem appellatam putes, non habes unde apte (το) ὑπο derives.

Inter ceteras urbes, Aulis, Theſpiae (apud Homerum ϑεσπεια) Erythrae, Coronea, Haliartus, Plataeae (Homerus ſingulariter flectit) adeo ſunt notae, variisque modis illuſtratae, vt ſupervacaneum foret, plura de his monere. Hyrien contra, Schoenum, Scolum, Eteonum, Mycaleſſum, Harma, Peteonem, Ocaleam, Medeonem, Gliſſantem, nominaſſe ſufficiat, cum de iis plerumque nihil ſciamus, praeter ſitum. Ileſii ſitus ignotus eſt. De Graea diſcrepant veterum iudicia, cum alius eandem eſſe ac Tanagram, alius Oropum ſic vocari, alius denique prope Oropum ſitam eam fuiſſe contendat. Non procul ab hac Eleonem abſuiſſe crediderim *a*) ſiquidem inter agri Tanagraei vicos fuit *b*). Hyle, qualem eius ſitum Ho-

---

a) Il. X. 266.
b) Strab. p. 620.

Homerus perhibet ad lacum Cephiſſidem jacebat *c*). Strabo, lacum Cephiſſidem non de Copaide ſed de palude Hylica, quam ab oppido nunc primum laudato nomen traxiſſe ſcimus, accipi vult *d*). At quomodo haec, prorſus aliena a Cephiſſo, aquam in Copaidem effundenti, Cephiſſis vocari poſſit, non docet. Fortaſſe aliquando lacus Copais, qui tunc latius in dies per campos ſtagnabat, quia Cephiſſi aqua, oſtio, quo deflueret, carebat, quique quibusdam vrbibus jam inundatis, aliis ruinam minitabatur, donec aqua via occulta ſibi patefacta ſenſim abiret *e*), cum Hylice conjunctus, eodem alveo continebatur, ut itaque Hyle remotior quidem a Cephiſſi oſtio eſſet, ſed tamen ad lacum Cephiſſidem ſita recte diceretur. A Copis poſtea lacui, cui adjacent illae, nomen eſt inditum.

---

c) Il. V. 708. VII. 220.

d) Euſt ad Il. p. 205. 83. Strab. p. 623.

e) Euſt. ad Il. p. 205. 8. 9. Strab. p. 620.

tum. Eutreſin Amphion et Zethus incoluit, antequam Thebas ii conderent *f*). De Thisbe obſervat ,Strabo, ephitheton illud πολυτρηρων cum loci natura optime convenire *g*). Oncheſtus fanum Neptuni eſt cum vico ex habitationibus diſperſis hominum, qui ad illud confluebant, nato. Homerus nemora, quae templum cingant, laudat, Strabo illa adeſſe negat, cenſetque templa quaelibet a ſpoetis ornatus cauſa αλση vocitari *h*). Sed fieri potuit quoque, ut loci natura immutaretur *i*). Arne multis difficultatibus interpretes implicuit; nonnulli a lacus Copaidis fluctibus ſicuti et Mideam obrutam eam narrant, reliqui lectiones novas temere inferunt. ,Strabo Acraephium olim

ita

---

f) Euſt. ad Il. p. 203. 5. Strab. p. 630. Secundum horum deſcriptionem Aſopo vicina ſuis. Hoc ad ea ſpectat quae de Amphione et Zetho paulo ante monui.

g) Strab. p. 630.

h) Il. II. 506.

i) Strab. p. 632.

ita appellatum fuiſſe arbitratur k). De eo tantum modo non dubitatur Arnen Theſſalicam huius eſſe coloniam l). De Niſſa minus etiam conſtat; neque opus eſt ut varia nomina proferam, quae pro Niſſa, quam nullam inveniebant inſerere voluerunt m). Alalcomenarum quodammodo mentionem fecit Homerus, Minervam, cui celebre ibi templum erat, Alalcomeneidem appellans n). De Budio, an inter Boeotiae oppida numerandum ſit, nihil ſtatuere licet. Vbi Homerus narrat, Epigeum nescio quem ex hoc oppido ob caedem commiſſam ad Achillem confugiſſe o), Budium Boeoticum, non Theſſalicum (vtraque ſcilicet

terra

---

k) V. Hymn. in Apoll. quem Homero vulgo tribuunt v. 230 ſeqqv. vbi vivido colore depingitur, quanta vmbrarum amoenitate viatores ad Oncheſtum accedentes reficiantur.

l) Strab. p. 633.

m) Strab. p. 630. in fin.

n) Strab. p. 621. 622. Il. IV. 8.

o) Strab. 634. Il. XVI. 572.

terra oppidum hoc nomine habebat) Euſtathius intelligendum exiſtimat, quod probabilius ſit, Epigeum ex urbe remotiore Phthiam veniſſe *p*), tam parum firmo quidem argumento fretus, ut alius aeque recte induci poſſit, ad cogitandum de Budio Theſſalico, quoniam hoc propius Phthiae adjaceat.

Minyae. Secundum Strabonem Minyae populus fuere, non domus regia *q*). Etſi inter anguſtos fines Minyae continebantur, tamen neque multitudine hominum neque opibus contemnendi erant. Ad bellum Trojanum triginta naves miſerunt *r*), imo ante Herculis aetatem Thebanos tributa ipſis pendere coegerant *s*). Haec prima ac propria gentis ſedes, atque hinc Minyarum illo-

rum

---

p) Euſt. ad Il. 1100. 18.

q) Strab. p. 635.

r) Il. II. 516.

s) Apollod. Bibl. *Ed. Heynii.* p. 112, 13.

rum origo deducenda eſt, qui in Jolco habitarunt et in Pyliorum terra *).

Regum ſedes erat Orchomenus t), Minyeiae cognomine ab alia Orchomeno diſtincta u). Inter antiquiſſimas Graeciae urbes numeranda eſt, quae artibus vitae cultioris et mercaturae maturam operam dederunt, quippe quae divitiis priſco hoc tempore adeo pollebat, ut Thebis Aegyptiis celebratiſſimarum opum urbe harum reſpectu ab Homero aequipararetur x). Altera Minyarum vrbs eſt Aſpledon, proxime Orchomenum ſita.

PHOCENSES. Si Strabonem audias, olim fines Phocenſium latius porrecti ad vtrumque, quo Graecia ambitur, mare pertingebant y). At minus fidei hac in re Geographo habendum cenſeo, cum

---

*) Strab. p. 635. 534.
t) Od. XI. 282. 283.
u) Il. II. 511.
x) Il. IX. 381.
y) Strab. p. 637.

cum neque Homerus ullam anſam ad hanc ſententiam ſuſtentandam praebeat, et cum argumentum iſtud, quo ille rem tueri natur, nimirum, quod viderat in vrbe Daphnunte Locridis, ad mare Euboicum ſita *a*), ſepulchrum Schedii, ducis Phocenſium, ſimulac curioſius inquiſiveris, concidat. Schedius in Trojanorum terra ceciderat *b*). Dixeris ergo monumentum illud fortaſſe cenotaphium fuiſſe, et ſane concederem niſi Schedium in Panopeo habitaſſe certum eſſet *c*) quam urbem igitur Phocenſes, monumentum regi exſtructuri, prae omnibus ceteris elegiſſent.

In Boeotorum confinio Panopeus, oppidum tenue, at contumelia Latonae a Tityo ibi illata, notum *d*). Quaeruntur igitur cauſae *), tum cur eam reges ſedem

---

a) Strab. p. 650.

b) Il. XVII. 306. ſqq.

c) Ibid.

d) Od. XI. 579.

*) Pop. Adnotatt. ad Il. XVII. 306.

dem ſuam fecerint, tum cur Homerus magnifico epitheto eandem ornaverit? e) ſed neutrum mirabile cuiquam videbitur, tum ſimplicitatem iſtorum temporum, tum dictionis Homericae indolem in mentem revocanti. Clariſſima Phocenſium urbs et tunc fuit, et manſit perpetuo Pytho ſ. Python f), poſtea Delphi vocata, ſaxoſo colli montis Parnaſſi g), impoſita. Iam tunc erat ſumma loci ſanctitas, graviſſima oraculi auctoritas, divitiarum in templo congeſtarum celeberrima fama h). Criſſa et Daulis

Pythoni

---

e) Il. XVII. 307. κλειτοι.

f) Πυθω, οος et Πυθων, ωνος. Il. II. 119. Od. XI. 580.

g) Parnaſſus etiam Antolyci ſoceri Vlyſſis ſedes erat. Od. XIX. 411.

h) Il. IX. 404. 405. Miror, hos verſus de theſauris, ſub ſaxeo templi ſolo defoſſis, accipi potuiſſe, atque duces Phocenſium in bello ſacro impuliſſe, vt quam poſſent altiſſime, terram intra templum effoderent. Diod. Sic. Ed. Rhodom. p. 455.

Pythoni propinquae ſunt, haec quondam inſignis Tereo regulo Thracico. Obſcurioris famae ſunt Cypariſſus, Anemoria, Litaca. Hyampolim Hyantes, illi Boeotiae olim incolae, condiderunt *i*). Circa Cephiſſum amnem Phocidem fere totam percurrentem domus ſeparatae, pagive exigui ſparſa erant *k*), frequentiſſimo hac aetate habitandi more,

---

p. 455. Strab. p. 644. Verbis his: ὅσα λαΐνος οὐδὸς ἐντὸς ἐέργει nihil amplius operte ineſt, quam: quanta templum continet. Et profecto priſco illo tempore nondum adeo increbuerat impietas, ut ſacerdotes latronum metu tantae ſanctitatis theſaurum occultare debuiſſent.

i) Strabo, p. 616. in tempus migrationis Aeolicae hoc factum differre videtur. Quod ſi ita ſe res haberet, Homerus Hyampoli in catalogo, qui Trojanae aetatis urbes tantum continet, locum non dediſſet. Fortaſſe Hyantes a Cadmo expulſi, eam condiderant. V. Gatterer Weltgeſch. T. I. 1785. p. 274.

k) Il. II. 522.

re, quem Homerus formulis hisce indicare ſolet: *οἱ παρ ποταμον — εναιον*, ſeu: *οἱ — αμφενεμοντο*.

Locri. E tribus Locrorum terris (quarta eſt praeterea colonia huius populi in magna Graecia), quas recentior Graeciae geographia novit, Locridis Epicnemidiae et Opuntiae tum vrbes exercitumque junctum Homerus recenſet, tum vtrique genti eundem regem praeficit, ſicuti etiam Scriptorum recentiorum plerique eas non ſeparavere *l*). Locrorum, qui Ozolae dicuntur, terraeve eorum, Parnaſſo et Phocide a cetera Locride diſterminatae, nullum in Catalogo veſtigium deprehendes. Ditionis eorum vrbes, flumina, montes nulla laudantur, neque Ajaci neque alii cuiquam regi gens ſubjicitur. Igitur vix dubitaverim terram iſtam aut omnino deſertam fuiſſe aetate Trojana, aut a populo, qui arma adverſus Trojam cum cetera Graecia non ſociaverat, inhabitatam

---

l) Cellar. Notit. orb. ant. T. I. p. 1115.

tam. Quorum prius probabilitate caret, de hoc, ſi priſcam populi conditionem inveſtigamus, ratio ſaltem aliqua reddi poterit. Locri Ozolae, ceterorum Locrorum, ad mare Euboicum degentium, exules (quod e fabula quadam de Locro a filio ipſius Opunte pulſo *m*), facile elicias) trans Parnaſſum conſederant. Asperitas tractus, quem occupaverant, rudes eorum mores feritatemque priſcam aut nunquam mitescere paſſa eſt, aut, ſi qua erant vitae cultioris initia, ut exuerent illa, coegit. Per montes ſaltusque vagati, caprarum greges pascebant, quarum pellibus veſtiebantur *n*). Arbitror igitur, Locros nullo cum ceteris Graecis commercio junctos, (qui mos eſt populis vitam paſtoritiam agentibus, ut nihil extra fines ſuos curent) a gregibus divelli non potuiſſe, ut ad bellum Trojanum proficiſcerentur.

---

m) Euſt. ad. Il. p. 210.

n) Inde cognomen eorum derivatur, *απο του οζειν*. Euſt. ad Il. p. 209. 6.

De urbibus Locrorum pauca monenda ſunt, quippe quarum nulla unquam inclaruit. Opus o) Patrocli et Menoetii patria p), poſtea princeps huius terrae urbs facta eſt. An belli Trojani tempore eadem dignitate jam fuerit, Homerus non declarat. Cynos ſupra Opuntem in promontorio jacet; deinde Thronium ad fluvium quendam Boagrium; ſupra hanc Scarphe, finitima jam Phthiotidi. Calliari, Beſſae, Augiarum et Tarphes, ne ſitus quidem accurate a Strabone definitus eſt. Beſſam et Tarphen a natura locorum ita fuiſſe appellatas, facile intelligitur q).

ABANTES. Inſulam Euboeam populus hic tenebat. Alii ab heroe quodam Abante nomen eos accepiſſe volunt. Ariſtoteles ait, Thraces, qui prius circa urbem Phocidis Abam habitaverint, immi-

---

o) Οποεις, εντος. contr. Οπους, ουντος.

p) Il. XXIII. 85.

q) βησσα et ταρφος. Strab. p. 652. Euſt. ad Il. p. 210. 21.

migraſſe in Euboeam et patriae nomen ſecum apportaſſe *r*), quae narratio non mediocrem veri ſpeciem habet. Certe tum Phocis, tum aliae Helladis provinciae olim a Thracibus occupatae fuerunt. Mores porro Abantum, a moribus ceteri agminis Graeci multum diverſi, alienam eorum originem probant, et optime cum Thracum moribus conveniunt. Capillis in fronte detonſis a tergo demiſſis incedebant *s*), ut hoſtes manu comam prehendere non poſſent. Hinc intelligitur eos galeas non geſſiſſe. Graviſſimis armis utebantur neque haſtas pro jaculis emittebant, ſed cominus tantum hoſtium corpora fodiebant *t*). Ad explicandam moris utriusque originem narrationes ingenioſae afferuntur *u*). Sed ſufficere videtur ratio haec: Abantes talia inſtituta a majoribus accepiſſe.

---

r) Strab. p. 682.

s) Il. II. 542.

t) Ibid. 543. 544.

u) Strab. p. 685. Euſt. ad Il. 213. 25.

Vrbium praeſtantiſſimae ſunt Chalcis, Eretria, Iſtiaea quae poſtea Oreus vocata eſt. Mediae inter Iſtiaeam et Chalcidem Aegae jacent. Magnificum ibi Neptuni templum fuit, quod quidem poeta noſter apte et ſuaviter in imo maris gurgite poſitum eſſe fingit *x*). Iuxta Eretriam Oechalia fuit, ab Homero quidem ipſa non memorata, at Euryto, rege illo Herculis quondam ſodali et artis jaculandi magiſtro, celeberrima *y*).

Ean-

---

x) Il. XIII. 21. Quamquam Aegae quoque Achaicae Neptuni templum habuerint, tamen hic de illis cogitare non licet, quia nimis remotae erant. Scholiaſtes inſulam, neſcio quam, infra Euboeam poſitam affert, quam neque Strabo novit, neque Euſtathius. Cur Neptunus a Samothrace non recto itinere Trojam profectus ſit, ſed prius ad Aegas ſe converterit, elegantiſſime exponit Wood, On the original Genius of Homer. p. 132.

y) De hoc Euryto, (in aliis Oechaliis alii fuiſſe dicuntur) Iphiti patre, loquitur Homerus Od. VIII. 224. Od. XXI. 14. 22 ſqq. cf. Apollod. Bibl. p. 109.

Eandem deinde, propter inimicitias in Eurytum ſubortas, Hercules diruit z). Ad fretum, quo Euboea a Theſſalia disjungitur Dium poſitum eſt; in littore vero ad mare Aegaeum converſo, Cerinthus. Verſus meridiem in promontorium Geraeſtum excurrit inſula; in illo vicus poſitus erat nobilis portu, Atticam ex Aſia petentibus opportuno a). Huic Styra et Caryſtus vicinae erant.

ATHENIENSES SEV JONES. Atticam Jonicae ſtirpis, cuius pars Achaiam etiam ſecundum vetuſtas hiſtorias vsque ad Heraclidarum reditum tenuit, patriam fuiſſe ſatis notum eſt. Homerus tamen nullos Jones praeter Athenienſes

---

z) Disceptatum eſt inter veteres quamnam Oechaliam Hercules expugnaverit. Sed non eſt, quod dubitemus V. Strab. p. 688. Apollod. p. 159. et ill. Heyn. Not. p. 480.

a) Od. III. 177. Strab. p. 684.

novit *b*). Terram Athenienſium vsque ad Peloponneſum ita ſeſe extendiſſe, vt Megaris partem aliquam illius efficeret, tum inde probatur, quod nulla apud Homerum Megarenſium mentio ſit, tum ex antiquo monumento juxta Corinthum, ad conſtituendos Joniae fines, poſito *c*).

Ex urbibus ſolas Athenas in Catalogo memorat Homerus, et multus eſt in his celebrandis. Erechthei urbem eas dicit non a conditore *d*), ſed ab heroe indigena, cuius memoria apud populares magnopere colebatur. Deinde ſacra

---

b) Il. XIII. 685. — Ἰάονες ἑλκεχίτωνες. Manifeſto hic Athenienſes ita dicuntur. Nominantur enim Iones inter populos quosdam juncto agmine pugnantes. Deinde, ubi nobiliſſimus quisque ducum, qui ſingulis iſtis populis praeerant, laudatur, Athenienſium principes afferuntur. De epitheto ἑλκεχίτωνες v. Euſt. ad Il. p. 934. 6.

c) Strab. p. 601.

d) Il. II. 547. E verſibus proxime ſequentibus perſpicies, jam ante Erechtheum conditas fuiſſe Athenas.

ſacra magna deſcribit," Minervae *e*) certis temporibus facta. Marathonem vicum eſſe prope Athenas ſatis diſerte declarat *f*). Porro Sunium Athenienſium ditioni dat, in quo notiſſimo promontorio vtrumque Atticae littus conjungitur, et quaſi in cuneum exit *g*). Sunio oblique praetenditur inſula Helena. Ita vocatam perhibent, ex quo Paris, rapta Helena, huc primum navem appulerit *h*), quod Homerus in inſula Cranaë factum eſſe narrat *i*). Pauſanias inſulam Cranaën Gythio opponit *k*), cuius ſententiae aduerſatur, quod haec propior Spartae eſt, quam ut ſecure Paris

---

e) Ad Minervam enim rectius (το) μιν refertur quam ad Erechtheum. Euſt. ad Il. p. 214. 37.

f) Od. VII. 80.

g) Od. III. 278.

h) Strab. p. 608.

i) Il. III. 445.

k) Pauſan. Lacon. CXXII.

ibi devertere potuerit. Quidam quia inſula Cythera Veneri, patronae Paridis, ſacra ſit, Cranaës nomine hanc deſignari affirmant, non ſatis firmo argumento freti; alii, nullius inſulae nomen proprium hoc eſſe, ſed epitheton ab Homero inſulae cuidam tributum, putarunt *l*). Sane nomen hoc ab inſulae natura petitum eſt, et optime Helenae convenit; ſed hoc non impedit, quo minus nomen proprium eſſe potuerit. Si omnino Cranaë tunc temporis habitabatur, quippe quae ſaxoſa et aſpera erat, et Strabonis aetate deſerta *m*), incolae eius haud dubie Athenienſibus cognati erant.

Salamis. Salamis inſula modica, Atticae orae ſeu potius ipſis Athenis objacens quondam ſuum regem, eumque e nobiliſſima Aeacidarum familia oriundum gloriabatur *n*). Poſtea Athenienſium

---

l) Euſt. ad Il. p. 329. 13.

m) Strab. p. 612.

n) Il. II. 557.

ſium imperio paruit. Solonis aetate, lite inter Megarenſes et Athenienſes orta, propter Salaminem, quam utraque civitas ditioni ſuae vindicabat, Solon, ſecundum alios Piſiſtratus, ad Homerum tanquam divinae auctoritatis arbitrum, provocaſſe fertur, conatus ex hisce verſibus:

Αιας δ'εκ Σαλαμινος αγεν δυο καιδεκα νηες,
Στησε δ'αγων, ἱν' Αθηναιων ἱςαντο φαλαγγες *),

probare, Salaminem ab illis inde temporibus cum Athenienſium regno junctam et regulum iſtius, Athenienſium regis imperio obnoxium fuiſſe. Megarenſes contra ita recitabant:

Αιας δ'εκ Σαλαμινος αγεν δυο καιδεκα νηας,
Εκτ' Αιγειρουσσης, Νισαιηςτε, Τριποδωντε,

quae Megaridis oppida ſunt. Sed vicit auctoritas verſus a Solone prolati, vel potius plus valuere Athenienſium opes in

---

*) Il. II. 557, 58.

in lite dirimenda, quorum ditioni deinde Salamis ſubjecta manſit. Enimvero Solonis fides hac in re a multis ſaepe in dubium vocata eſt; imo manifeſto demonſtrarunt critici hunc verſum interpolatum eſſe, et quidem ſatis pingui Minerva, ſiquidem ordini, quo ſecundum poetae narrationem diverſa agmina in caſtris ſe excipiebant, repugnat *p*). Verſus alter, quo Megarenſes cauſam ſuam tuentur, ſuſpectus, quod, vt ſupra jam monui, terra Jonum ſeu Athenienſium vſque ad Peloponneſum aevo Trojano extenſa Megaridem totam complexa eſt. Adde, quod locutio in hoc verſu Homerica non videtur eſſe; in recenſendis enim oppidis, e quibus copiae profectae erant repetito εξ prorſus non vtitur. Perpetua eius formula eſt; οἱ δ' ὑριην ενεμοντο — ὁιτ' ἀμφ' ἀρμ' ενεμοντο — οἱτ' Ελεων ειχον. Vtrumque igitur verſum recte Homero abjudi-

---

p) Strab. p. 604. Il. IV. 327 ſqq. XIII. 681. cf. VIII. 224.

judicabis, quemadmodum et Strabo fecit *q*).

PELOPONNESI REGNA. Peloponneſum Argos, Jaſum Argos, et terram Apiam nuncupari Homero putant. Nomina haec ab Argo Phoronei filio, quem toti Peloponneſo imperaſſe dicunt, ab Jaſo Argi filio, ab Apide denique itidem Phoronei filio derivant *r*). Sed talibus etymis cave; ne nimiam fidem adjungas. Etenim non raro accidit, vt regum nomina, qui nunquam vixerunt, e terrarum, quae ab illis denominatae dicuntur, nominibus fingerentur. Equidem fateor, locum Homeri me non inveniſſe, vbi Argos tam diſtincte pro Peloponneſo poſitum inveniretur, ut contra diſputari non poſſet, licet conceſſerim interdum commo-

---

q) Strab. p. 604. Tamen id mihi perſuaſum eſt, poſt Il. II. 557. aliqua intercidiſſe. Nimis nudum hoc foret: Aiax e Salamine duodecim naves adduxit; praeſertim cum de viro ſummae fortitudinis ſermo ſit.

r) Apollod. p. 77. 78.

commodo ita explicari poſſe, in quo Strabo mecum ſentit *s*). *Γαιη απιη* bis legitur ita poſitum, vt ſi de terra longinqua explices, aeque bene ſenſui conſulas ac ſi de Peloponneſo accipias *t*); bis vero plane non in Peloponneſum trahi poteſt *u*). In ſex regna tunc peninſula diſtributa erat, Argos, Mycenas, Lacedaemonem, Arcadiam, Pylum, Elidem, quorum tria priora Achaicae gentis erant.

Regnum Diomedeum. Eum terrae tractum maxima de parte occupat, quem poſtea Argolidem appellarunt. Homero neque Argolidis nomen, neque aliud quidpiam, toti regno commune, frequentatur. Clariſſima in eo fama ſunt Argos, Troezen, Epidaurus, inſula Aegina. Pari gloria Tiryus gaudet, quam dum *τειχιοεσσαν* vocat, vni huic voci,

---

s) Strab. p. 570.

t) Il. I. 268. Il. III. 49.

u) Od. VII. 25. Od. XVI. 18.

voci, (en, quantum poetae artificium!) ſabulam quandam intexit. Nempe immenſae molis moenibus Tiryus cincta erat, quae tenues mortalium vires ſuperare viſa, a Cyclopibus, a rege Proeto e Lycia arceſſitis, condita ferebantur *). Sequuntur Hermione et Aſine ad ſinum Hermionicum poſitae *x*). De Eionis et Maſete pagis nihil dici poteſt; obſcura enim eorum fama, ſitus incertus eſt.

REGNUM PELOPIDARUM s. ARGOS *y*). Potentiſſimum hoc inter Peloponneſi regna

---

*) Strab. p. 572.

x) Il. II. 560. — βαθυν κατα κολπον εχουσας. Hic videlicet ſinus in altero ſinus Argolici latere leniter reflectitur. Strabonis mentem non aſſequor, Troezenem etiam in ſinu Hermionico collocantis. p. 567.

y) Strabo quidem inter ſignificationes vocis hanc non recenſet, quam tamen eam Il. II. 108. habere nemo negabit. Eodem ſenſu accipies Il. IV. 171. πολυδίψιον, gna eſt. Ad terras in continente jacentes multae inſulae, quantum quidem aſſequi licet, Homero diſertius non declarante z), plurimae Cycladum accedunt, quarum imperium non parum ad augendam Agamemnonis poteſtatem, inprimis ad naves illi ſuppeditandas, quas centum ſexaginta ſolus inſtruxit a), contuliſſe putandum eſt.

Mycenae b), regni limites verſus Argos paene tangunt. Vrbs olim opulenta c), regumque nobilium ſedes diruta eſt ab Argivis prioris belli Perſici tempo-

---

ψιον Ἄργος, ſi ſcriptum hoc cenſeas cum ſimili cogitatione, ac illud Sophocleum: πολύφθορον δῶμα Πελοπιδῶν. De voce πολυδίψιον quantus interpretum diſſenſus ſit, videas ap. Strab. p. 569. Euſt. ad Il. p. 350. 51.

z) Il. II. 108.

a) Il. II. 570. 610.

b) Interdum et ſingulariter formatur nomen: ἡ Μυκήνη.

c) Il. IX. 46. πολυχρύσους.

tempore *d*). Corinthus olim reges ſuos habuerat, quorum clariſſimus ſimul et antiquiſſimus Siſyphus perhibetur *e*). Eadem Ephyra dicitur; ſed hoc nomen vetuſtius, Homeri aetate jam obſoletum fuiſſe videtur, quandoquidem, vbi poeta heroum perſonas loquentes inducit, Ephyram eam dicit *f*), ubi ipſe loquitur, verbi cauſa in Catalogo, Corinthum. Cleonae et Orneae haud procul a ſaltibus Nemeis abſunt; Araethyrea aut regionem, quae deinde Phliaſia nominata eſt, aut oppidum, quod Phlius dictum poſtea, deſignat. Sicyon ante non ita multum temporis Pelopidarum regno erat addita, ut Adraſtus etiam, antequam Argis rex crearetur, eam teneret *g*).

Reliquae urbes in littorali tractu jacent, quem hinc Arcadia et Elis, illinc

---

d) Euſt. ad Il. p. 219. 41.

e) Il. VI. 152. 153.

f) Ibid. 152. 210.

g) Il. II. 572.

Sinus Corinthiacus in anguſtum cogunt, quemque vniuerſum Homerus Aegialum appellat. Jonum tunc partem in eo habitaſſe ſupra obſervatum eſt. Hypereſiae ſitum a nullo veteri geographo accurate definitum habemus. Gonoëſſa promontorium a Pellene prominet *h*). Pellene atque Aegium multis ſaeculis poſt inter Achaïci foederis civitates fuerunt, floruerunt que. Helice miſerabili interitu innotuit. Fuit ibi celeberrimum quondam Neptuni templum *i*), unde huic deo Heliconio cognomen eſt additum *k*). Huic Aegae vicinae ſunt, quas commemorari una cum Helice exiſtimant *l*). Sed ubicunque Aegarum nomen occur-

rit

---

h) Euſt ad Il. p. 220. 46.

i) Il. VIII. 203.

k) In Sacrorum ritus ibi peractos, deinde ab Jonum gente in Aſiam translatos, trahunt comparationem Homericam. Il. XX. 404. Strab. p. 589, 590.

l) Il. VIII. 203. Strab. 592.

rit *m*), res de illis narrata aeque bene, imo uno quodam loco, multo aptius ad Aegas Euboïcas refertur *n*).

REGNUM TYNDARIDARUM s. LACEDAEMON. Lacedaemon aevo Trojano praeter Laconiam, Meſſeniam etiam complectebatur *o*). Vbi Epitheton κοιλη jungitur cum Lacedaemone, ſenſu minus laxo vocabulum illud de Laconia, quae vniverſa montibus ambiebatur aut de parte eius accipiendum eſt *p*). Quidam

---

m) Il. VIII. 203. Od. V. 81.

n) Il. XIII. 21.

o) Od. XXI. 13. cf. Strab. p. 564.

p) Strabo verba: κοιλην Λακεδαιμονα κητωεσσαν. Od. IV. I. de Sparta intelligere jubet. De voce κητωεσσα, cuius vera vis vereor, ne ſagaciſſima indagine altius lateat, copioſiſſime agit p. 564. κοιλη ſemper fere terrarum cognomen eſt: Coele Elis, Coele Syria. In Il. II. verba 581. neque urbem cogitare licet, quia ſtatim ſequitur: Φαριν τε ΣΠΑΡΤΗΝ ΤΕ, neque univerſum Menelai regnum, cuius dimidia pars plana erat et minime cava. Tertiam igitur aliquam ſignificationem in auxilium recte vocatam ſenties.

falſo putarunt, idem regnum Achaici Argeos nomine deſignari.

Spartam ſeu Lacedaemonem et Amyclas multis deſcribere, ſupervacaneum foret. Vtraque ſubjecta jacet Taygeto, qui inter Meſſeniam et Laconiam vsque in Arcadiam a mari procurrit. Jdem Dianae gratiſſimus fertur *q*), id eſt, venatio in eo erat praeſtantiſſima. Augeae, poſtea Aegiae vocatae, Las, Oetylus, obſcura ſunt oppidula; Bryſeae plane ignorantur. Helos per Helotas, quorum patria ea fuerat, famam ſibi peperit. Inde terra, verſus meridiem procurrit anguſto tractu, promontorio Malea *r*) famoſiſſimo olim procellis et vorticoſo mari, terminata. Naves circa illud ſemper a curſu ſuo abreptas in Homeri carminibus invenimus. Quod qui potuerit non fieri, cum homines ſcientia rerum nauticarum deſtituti

tuti

---

q) Od. VI. 103.

r) Interdum ut plurale flectitur. Od. III. 287.

tuti ſemper anxie littus premerent? Juxta Maleam eſt Cythera inſula s), cum oppido Scandia t).

Hactenus terrae proprie Laconicae loca enumeravimus; nunc de Meſſenia, quam Homerus Meſſenen nuncupat u) agemus. Quidam vrbem Meſſenen per Meſſen indicari exiſtimarunt, cum urbem ita appellatam nusquam invenirent x). At Meſſene tunc nondum condita fuit y). Pheris, quae in Catalogo paulum mutato nomine Phara ſcribuntur z), Dioclem habitaſſe ſcimus a).

---

s) Il. IX. 81.

t) Il. X. 268.

u) Od. XXI. 15.

x) Strab. p. 559, 60.

y) Strab. p. 549.

z) Pheras et Pharam eandem eſſe e Strabone p. 549. elicias. Docte et lucide rem exponit Cellar. Notit. Orb. ant. T. I. p. 1190. 1200.

a) αἱ Φηραὶ ſ. ἡ Φηρή. Od. III. 488. Il. V. 543.

Eaedem ſunt ex iis urbibus, quas Agamemnon Achilli donaturum ſe pollicetur *b*). Has omnes, vt et ipſas Pheras, ad ſinum Meſſeniacum ſpectaſſe docemur *c*). De Cardamyles et Aepeae ſitu conſtat. De ceteris Enope, Ira, Anthea, Pedaſo cum variae proferantur opiniones *d*), quarum quae ſit praeſtantior plane dijudicare nequeas, nihil ſtatuere licet.

PYLUS *e*) SEU REGNUM PYLIUM.

Pylus in latere Peloponneſi ad occaſum vergente ſpatium illud occupat, quod inter Elidem et Meſſeniam patet; poſtea vero Eleorum ditionem auxit. Alpheus fluvius mediam fere ſecat *f*). Caput gentis

---

b) Il. IX. 151.

c) Strab. p. 549. Similiter Homerus deſcribit. Il. IX. 153.

d) Strab. p. 571-573.

e) Tota terra hoc nomine deſignari videtur. Il. IX. 153.

f) Il. V. 545.

gentis eſt Pylus *g*) quem poſtea Triphyliacum appellarunt. Cum Eliacus Pylus, tum Meſſeniacus, Neſtorem ſibi vindicarunt, vana cupidine gloriae ad ſe inde redundaturae, capti; quorum cauſa cum a judicibus rei peritis jam dudum prava et inanis pronuntiata ſit, inutile tempus tererem repetendis argumentis a Strabone prolatis *h*), aut novis excogitandis, quod facillimum foret, cum utrumque Homeri carmen iis ſcateat. Arenen circa Minyei oſtium, fluminis poſtea Anigri vocati, ſitam fuiſſe, ipſe poëta docet *i*). Inde colligitur, Samicum arcem eius quondam fuiſſe *k*). Thryon ſeu Thryoëſſa Alpheo appoſita eſt. Aepy adeo ignotum oppidum, vt, cum apud Homerum le-

---

g) De ſenſu ambiguo epitheti ημαθοεις, quod Pylo adjungitur, multa Strabo. p. 518. 529.

h) Strab. p. 538-542.

i) Il. IX. 721.

k) Strab. p. 532.

gatur: *ευκτιτον αιπυ*, disceptatum ſit, quaenam harum vocum epitheton ſit, quaenam nomen? Non multo notiores ſunt Amphigenia, Pteleum (Theſſalici Ptelei colonia) Helos, Dorium, de cuius ſitu quanquam nihil ſtatuit Strabo, hoc tamen ſere colligere licet in partibus Meſſeniae contiguis ſupra Oechaliam, oppidum Arcadicum, ſitum fuiſſe *l*). Cypariſſeïs Meſſeniae jam finibus continetur, quales aetate recentiore fuerunt; tunc illa nondum eo usque extendebatur. Phea ſeu Pheae in ripa rivi cujusdam Jardani ſunt *m*). Fluvium Celadontem praeterea in eadem regione ponunt

---

l) Quod intereſt ad intelligendum locum Homericum. Il. II. 594. ſqq.

m) Il. VII. 135. Eaedem commemorantur Od. XV. 296. vbi vulgo legitur: Ἡ δε Φερας επεβαλλεν. Perperam; quandoquidem nullae Pherae ſunt in tota ora quam Telemachi navis legit. Strabo (p. 540.) genuinam lectionem nobis ſervavit: ἡ δε Φεας επεβαλλεν.

nunt interpretes, Homerum ſecuti *n*). At neque omnino fluvius eſt circa Pheas praeter Jardanum, neque Celadon is, cuius Strabo meminit, huc pertinere poteſt. Quo utroque nomine igitur vel eundem fluvium notari, vel το κελαδον epitheti vice fungi crediderim *o*). *S*trabo Chalcidem rivum et juxta illum fontes quosdam Crunos in littore Pylio laudat, ut ab Homero commemoratos. In noſtris carminum Homericorum exemplaribus haecce nomina non leguntur. Sed Strabo plenius hic exemplar ad manus habuit, e quo Od. XV. poſt v. 294 hunc profert:

---

n) Il. VIII. 133.

o) Idem ſuſpicatus eſt Palmerius ad Strab. p. 528. In Celadonte iſto jam Graecos interpretes haeſiſſe, inde colligas, quod lectionem mutare conati ſunt: ὡς 'οτ' επ' ωκυρόῳ Ακιδοντι μαχοντο — Χαας παρ τειχεσσιν. Chaa Lepreaticum eſt oppidum. V. Strab. p. 535.

βαν δε παρα Κρουνους και χαλκιδα καλλιρεεθρον p).

poſt hunc demum addito illo:

δυσετο δ᾽ἠελιος, σκιοωντο δε πασαι αγυιαι,

qui nunc verſum ducenteſimum nonageſimum quartum proxime excipit. Dignus ſane hic verſus, qui in textum recipiatur, vt pote qui ab erudito quodam et antiquo iudice pro genuino habitus, novam inſuper loco elegantiam gignat, eam nempe, vt iter Telemachi ita ſenſim procedens, magis ad veram rerum naturam deſcriptum nobis videatur.

Arcades. Arcades ex antiqua Pelasgorum ſtirpe, nunquam e ſaltibus ſuis montibusque expulſi, diutiſſime priſca gentis inſtituta ſeruarunt. Pecoris paſcendi cura occupati, ſero in urbes coierunt. Igitur caveamus neceſſe eſt, ne loca ab Homero commemorata vrbes eſſe opinemur; pagos potius, valles cam-

---

p) Strab. p. 539.

camposve in quibus caſae ſparſim conditae conſpiciebantur, cogitare debemus.

Arcadia regio quaedam ſub monte Cyllene circa Aepyti herois tumulum fuiſſe videtur *q*), unde nomen deinde in terram gentemque fluxit, ſicuti ab alio eiusmodi loco Parrhaſia quondam dicta fuerat *r*). E montibus quos habet, Cyllene Mercurio *s*), Erymanthus Dianae *t*) gratiſſimus fingitur. Mantineae nomen clariſſimum in Arcadia eſt. Praeterea ſunt loca ſatis nota: Pheneus, Orchomenus *u*) Tegea, Stymphalus,

phalus,

---

q) Il. II. 603, 4. Οἱ δ ἐχον Αρκαδιην, ὑπο Κυλληνης ορος αιπυ, Αιπυτιον παρα τυμβον, ἱν' ανερες αγχιμαχηται. Verſus ſunt ambigui. Poſſis quoque vertere ſed paulo duriore conſtructione: qui Arcadiam tenebant; primum ii, qui ſub monte Cyllene circa Aepyti tumulum habitabant etc.

r) Euſt. ad Il. p. 227. 13.

s) Od. XXIV. 1.

t) Od. VI. 103.

u) Hic Orchemenus tibi forſan in mentem veniet. Od. XI. 458, quoniam cum

Pylo

phalus, Parrhaſia. Ripes, Stratiae, Enispes Strabonis aetate ita veſtigia omnia perierant, vt ille tum ſe inuenturum ea deſperaret, tum, etiamſi inveniſſet, loca deſerta viſurum ſe fuiſſe affirmaret. Prope Meſſeniae ſines (quare etiam a quibusdam ad hanc refertur) urbs quaedam Oechalia dicta, obſcurior duabus aliis Oechaliis, ſita erat, unde patriam petens Thamyris, cum ad Dorium perveniſſet, acerba ibi fata perpeſſus eſt x).

ELEI y) SEU EPEI. Prius nomen a terra, quam tenebant, Elide, alte-

rum

Pylo et Sparta ibi jungitur. Euſtathius vero (ad Od. p. 448. 6.) aliis de cauſis Minyeium potius cogitare jubet.

x) Il. II. 594. ſqq. Fuit alia Theſſaliae Oechalia alia Euboeae, quarum neutra huc pertinet. Quomodo enim Thamyris, qui circa montem Athonem habitabat, (Euſt. ad Jl. p. 276. 17.) ſi aut e Theſſalia aut ex Euboea domum redeundum illi fuiſſet, per Dorium iter facere potuiſſet?

y) Il. XI. 670.

rum a rege quodam traxerant. In quatuor partes diſtributi, totidem regulis parebant, qui omnes inter ſe cognati eodem gentis auctore gloriabantur z). Quam unusquisque partem ſub ditione ſua habuerit, non declaratur ab Homero, totam gentem univerſe percenſente a).

Bupraſium oppidum erat ſeu pagus, in quo vnus e regulis habitabat b). Elidis nomen Bupraſio in Catalogo poſtpoſitum, vel de tota Epeorum terra valet c), ea figura, poëtis uſitata, qua toto aliquo laudato pars ſimul apponitur, vel ſenſu arctiore eſt ſumtum, notatque forſan campum quendam aut vicos diſperſos

---

z) Euſt. ad Il. p. 229. 31.

a) Strabo, illata in Homeri deſcriptionem diviſione hac, quae ei vere non ineſt, argutiis ſe implicat. p. 523, 24.

b) Il. XXIII. 630, 31.

c) Fuerunt qui negarent, vocabulum hoc ita uſurpari. Sed exſtant loca, Od. XV. 297. Il. II. 626 in quibus aperte haec vis ei ineſt.

ſos, quibus in unum contractis poſtea Elis vrbs condebatur. Reliquis quatuor locis laudatis, Hyrmine, Myrſino, Petra Olenia, Aliſio, quodammodo fines Elidis definiit poëta. Petra Olenia, montitum jugum ad Aegiali fines porrigitur, circa quod Caucones olim habitaſſe dicuntur *d*). Gens haec Arcadica, vitae vagae ſtudio capta, in Pylo etiam, qua ad Meſſeniam vergit, et pluribus aliis locis conſederat. Aliſium interdum etiam, quia in tractu montoſo eſt, Aleſii Colone dicitur *e*). Cyllene oppidum ideo commemorandum, quod inde duci cuidam Epeorum Cyllenio cognomen additur

---

d) Od. III. 366. Homerum hoc loco Caucones circa Elidem in animo habuiſſe, acute demonſtravit Strabo, cum alii Caucones Pylios maluiſſent. p. 526. 531, 32.

e) Il. IX. 756. (cf. Strab. p. 525.) Ibidem Pylii, Epeis fugientibus inſtantes, ad Bupraſium, Petram Oleniam, et Aleſium perveniſſe narrantur. Ordo locorum perverſus eſt, ſi quo itinere progreſſi ſint, poëtam declaraſſe putes. At ille ditur *f*). Ephyra, prope Fluvium Selleëntem, aliquanto clarior fuit. Vrbes plures hoc nomine fuiſſe, nota res eſt; inter quas duae Selleëntem quendam habuere *g*). Harum alteram, vicum obſcurum prope Sicyonem, cum omnes conſentiant, nusquam ab Homero commemorari, efficitur inde, ubicunque Selleïs addatur, hanc Ephyram dici *h*).

DULI-

---

ille hoc tantum ſignificare voluit indefinitius, Pylios alte in Epeorum terram penetraſſe.

f) Il. XV. 518. Strab. p. 520.

g) Strab. p. 521.

h) Il. II. 659. XV. 531. Apollodorus fallitur, cum appoſitis vocibus τηλοθεν et ποταμου απο Σελληεντος Ephyram Theſproticam diſtingui putat. (ap. Strab. p. 522.) Nusquam τηλοθεν cum Ephyrae nomine junctum invenitur. Deinde per Selleëntem vrbs Theſprotica diſtingui non potuit, quia alius Selleïs in Elide erat. Denique, quod jam Demetrius Scepſius Apollodoro objecit, ne fuit quidem Selleïs in Theſprotia. Strab. p. 522. In re adeo confuſa, DULICHIUM CUM ECHINADIBUS SEU ECHINIS *i*). In inſulas has Epeorum colonia a Phyleo, Augiae filio, erat deducta *k*). Quamnam inſulam Homerus Dulichium dixerit, ab antiquis hiſtoricis

---

ſa, vt videamus, quatenus in liquidum adduci poſſit, ſingula loca excutere operae pretium erit. — Il. II. 659. Apollodorus Aſtyoches hic memoratae patrem Thesprotorum regem facit. (Bibl. p. 155.) ſed huic non multum fidei in ejusmodi rebus habendum videtur, quippe qui Neſtorem quoque Meſſenium fingit. (Bibl. p. 46.) Strabo contra monet. p. 54. -- Il. XV. 530, 31. Phyleus ex Elide oriundus, loricam hic laudatam inde in Dulichium ſecum tulerat. Eandem Ephyram famoſam propter venenorum copiam fuiſſe, veriſimile fit, ſi conferas Od. II. 328. cum Il. XI. 738-40. ubi regis Eleorum Augiae filia, tanquam veneficiorum peritiſſima, celebratur. — An huc referri debeat Od. I. 259 quod Strabo facit, infra diſpiciemus in Theſprotiae deſcriptione.

i) Il. II. 625.

k) Il. II. 628. XIII. 691.

ricis ſaepius diſputatum eſt. Alii Dulichium eandem cum inſula Cephallenia, alii cum Tapho putarunt; alii partem terrae Cephallenum, alii denique urbem aliquam Cephalleniae, Pales eſſe exiſtimarunt, quae omnia Strabo Homericae deſcriptioni repugnare recte pronuntiat *l*). At vereor ne Strabonis ſententia, qui Echinadum unam facit, ab illa aeque abhorreat *m*). Inſulae hae Acheloi oſtio objectae, adeoque ab ipſo flumine aggeſtae, ſimul cum Oxeïs (ϑοας Homerus vocat *n*) uni regulo belli Trojani aetate parebant. Quomodo vero harum exiguitas exercitum, Vlyſſis copias numero ter ſuperantem, ſuppeditare *o*), quomodo ſolum Dulichium tot

paene

---

l) Strab. p. 699. 700. Quin cuidam in mentem venit, omnes inſulas Oxeas ſub Dulichii nomine comprehendi. Euſt. ad Il. p. 231. 27.

m) Strab. p. 703.

n) Od. XV. 298.

o) Il. II. 630. 637.

paene juvenes nobiles alere potuiſſet, qui Helenam procarentur, quot e ceteris, Ithaca, Same, Zacyntho, ſi numerum jungas, Vlyſſis domum convenerant p)? Alia difficultas ex hac deſcriptione ſitus Ithacae ſuboritur:

> αμφι δε (ſcil. αυτην) νησοι
> πολλαι ναιεταουσιν — —
> Δουλιχιοντε, Σαμητε, και ὑληεσσα
> Ζακυνθος.
> αυτη δε (ſcil. Ιθακη) χθαμαλη
> πανυπερτατη εν ἁλι κειται
> προς ζοφον, ἁι δε τ' ανευθε προς ηω τ'
> ἠελιοντε q).

Ithaca non χθαμαλη dicitur, quaſi ταπεινη, quippe quam ſaxoſam et altam eſſe ſcimus, ſed neceſſe eſt vt vertas: Ithaca proxime terram continentem ſupra illas jacet, ad plagam ſeptentrionalem ſpectans, illae remotius in occidentem

---

p) Od. XVI. 247.

q) Od. IX. 22. ſqq. Strabo exponit locum p. 697.

tem meridiemve. Si tamen Dulichium ex Echinadibus eſt, multo propius continentem tangit, quam ipſa Ithaca. Hactenus de his, quae eo tantum tendunt, vt omnes opiniones huc usque prolatas Homero non convenire demonſtrem. Conjecturas enim quaslibet donec ſorte aliunde lux rei affundatur, vagas omnino eſſe et incertas neceſſe eſt.

Cephallenes. Gens Achaïca fuiſſe videtur; certe Ithacae incolae ſaepius Achaeorum nomine inſigniuntur *r*). Cephallenum regnum ex inſulis Ithaca, Same, Zacyntho et parte terrae continentis, oppoſitae illis, conſtabat.

Ithacae naturam ſitumque accuratiſſime ex ipſo poëta cognoſces *s*). Vrbem unam tantum habebat eodem nomine; quam ad fretum Ithacam et Samen disjungens ſpectaſſe putaverim, ſed ſupra Aſteridem poſitam, quia hanc praetervehi

---

r) Od. II. 87. XX. 277.

s) Od. IX. 21. ſqq. XIII. 242.

tervehi debebat, quicumque a Peloponneſo Ithacam vrbem peteret t). Altera de parte extremae inſulae verſus ſeptentrionem non nimis admovere eam licet, cum ſatis magnum intervallum inter Eumaei domicilium, quod ibi erat, et vrbem ſaepius ſignificetur u). Prope vrbem ita, vt inde conſpici poſſet, portus erat x). Diverſus ab hoc fuiſſe videtur portus Neïo monti ſubjectus, cui Rithro erat nomen y). Neïus pars eſt aliqua Neriti z), cuius jugo inſula tota dividitur. Inſulae littus, qua maxime ad ſeptentrionem vergit, in alium portum Phorcyni dicatum, curvatur a); neque

---

t) Il. IV. 842.

u) Od. XVII. 25. 190. 191.

x) Od. XVI. 357.

y) Od. I. 186.

z) Euſt. ad Il. p. 45. 27.

a) Od. XIII. 96. — Dubitare poſſis portus, quem Telemachus ſubiit, fueritne in extremis inſulae partibus verſus meridiem, an verſus ſeptentrionem, niſi navis neque procul inde Coracis Saxum abeſt cum fonte Arethuſa *b*).

In freto Ithacae et Sames inſula parvula Aſteris, eminet, cuius geminos portus Homerus laudat *c*), Strabo ne idoneam quidem eam eſſe ad ſubſiſtendum ibi in anchoris, teſtatur *d*). Si ergo Homeri deſcriptio unquam loci naturae accommodata fuit, hanc valde mutatam eſſe aliquando oportet. Samo ſeu Samus, quae poſtea Cephallenia dicta, et Zacynthus, inſulae ſunt notiſſimae. Vrbis in illa, Sames ſeu Sami itidem vocatae, Strabonis aetate nihil niſi ruinae cernebantur *e*). Acarnania, tunc nondum ullo proprio nomine inſignita, Homero *ηπειρος* eſt et *τα αντιπεραια*;

---

navis a Telemacho in vrbem praemiſſa, neceſſario in procos inſidiantes incidiſſet, ſi a meridie adnavigaſſet.

b) Od. XIII. 408.

c) Od. IV. 846.

d) Strab. p. 103.

e) Strab. p. 698.

ϱαια; unde Leucadia, quae tunc nondum inſula facta erat, *ακτη ηπειϱοιο* dicitur *f*). Acten hanc Laërtes Cephallenum ditioni primus adjeciſſe videtur; certe principem eius urbem Nericum expugnavit *g*). Praeterea in ea ponit Strabo, Crocylea et Aegilipem *h*). Aegilipem tamen alii pro epitheto nomini Trecheae oppidi appoſito habendum exiſtimarunt *i*).

Aᴇᴛᴏʟɪ ꜱᴇᴜ Aᴇᴛᴏʟɪɪ. Aetolorum nomen etiam Curetes comprehendit. De Curetibus quandoquidem multa et varia disputata ſunt *k*), nimium ſingulis

---

f) Ακτη apud Homerum interdum peninſulam notat. Od. VIII. 234.

g) Od. XXIV. 376.

h) Strab. p. 693. Il II. 633. και Κϱοκυλει' ἐνεμοντο και Αιγιλιπα τϱηχειαν.

i) Euſt. ad Il. p. 232, 33. Stephanus utramque Ithacae regionem eſſe ſcribit, quod ordini locorum in Catalogo ſervato magis eſt conſentaneum.

k) V. Il. IX. 525. ſqq. Strab. p. 710. ſqq. Euſt. ad Il. 679. 21. 680. 10. Apollod. p. 30. ſqq.

gulis his refutandis aut comprobandis immorarer. Veriſſima mihi ſedulo rem perpendenti haec viſa ſunt. Fuerunt illi antiquiſſimi Aetoliae incolae. Ab Aetolo ex Elide illuc profecto ſubacti et in Pleuronem compulſi ſunt. Longo tempore poſt, propter rixam in venatione ortam Curetes ducibus Theſtiadis, qui eiusdem ſtirpis erant cum Porthaonidis, Aetolorum regibus Calydone habitantibus Aetolis bellum intulerunt. Denuo ab Aetolis Meleagri virtute ſubacta gens, ſemper his ſubiecta manſit, adeoque ipſum eius nomen interiit.

Aetoliam totam ab Occaſu ſolis praeterfluit ſinesque eius conſtituit Achelous, inter Graecorum amnes magnitudine ita eminens ut ab Achille majorum fluminum plerumque ignaro Oceano quoad magnitudinem non multum poſthabeatur l). Oppida ſunt: Calydon, Pleuron, diverſa a Pleurone nova, Olenus

---

l) Il. XXI. 194.

nus, Pylene, cuius vix ulla veſtigia Strabonis aetate exſtabant, Chalcis in littore ſub monte Chalcide poſita *m*).

CRETA SEU CRETAE *n*). Inſula haec nobiliſſima a variis diverſaeque originis populis quondam tenebatur *o*). Eteocretenſes ſeu veri et indigenae Cretenſes et Cydones, qui in tractu occidentali circa flumen Jardanum habitabant, fortaſſe ne cognatae quidem ſtirpis cum Graecis erant. Etenim incolae Cretae traduntur variis tunc plane linguis vſi eſſe *p*), qui ſi omnes Graecae aut Pelasgicae originis fuiſſent, nullo modo hoc accidere potuiſſet. Primos igitur Cretae hos incolas ex Aſia in eam veniſſe credide-

---

m) Alius quidam mons Chalcis ſ. Chalcia ab Artemidoro (apud Strabonem p. 705.) huc advocatus, cum deſcriptione Homerica non congruit. Il. II. 640. χαλκιδατ' αγχιαλον. —

n) Od. IV. 199. Εκ Κρηταων ευρειαων —

o) Od. III. 292.

p) Od. XIX. 172.

diderim, poſteriores colonos eos exſtitiſſe, qui ab altero latere e Graecia in inſulam immigrarent. E quibus Achaei ab extrema Peloponneſo quam tenebant brevi itinere transvecti videntur, Pelasgi duce Cercapho e Phthiotide venerunt *q*), Dorienſes ex Eſtiaeotide, quam, antequam ad Parnaſſum conſediſſent, tenuerant, profectos eſſe oportet. Non tamen repugnem ſi quis totum hunc verſum:

Δωριεες τε τριχαΐκες r) διοι τε Πελασγοι s),

pro additamento Rhapſodi, in animum non inducentis, coloniam illam clariſſimam duce Althaemene duobus ſaeculis poſt Trojae excidium in Cretam eſſe deductam, expungere malit. Neque enim talem coloniam Dorienſium ante bellum Trojanum memoriae traditam memini,

nec

---

q) Euſt. ad Il. p. 690. 30.

r) Od. XIX. 177.

s) De hoc epitheto Strab. p. 729. Euſt. ad Od. p. 690. 23.

nec apud Homerum Doros usquam praeterea memorantur.

Homerus multus eſt in celebranda huius inſulae praeſtantia, quam aliquando ἑκατομπολιν vocat t), alio loco ait, nonaginta urbes ei ineſſe u). Rationem numeri diverſi ex hiſtoriis de urbibus decem aut poſt Idomenei reditum everſis, aut ante Homeri aetatem conditis, petunt x). Mihi discrimen in eo poſitum videtur, quod epitheti elegantia numerum rotundum poſcebat, cum vero poëta rem copioſius efferret, numerum accuratius definire ipſi licebat.

Cnoſſus vrbium Cretae et olim princeps fuit et diu manſit. Aeque clara fama ſunt Gortyn et Lyctus. Circa Gortynem, Rhytium jacet, ignotum oppidum. Mileti, Lycaſti, Phaeſti, Strabo ruinas tantum vidit y). Phaeſto etiam pro-

---

t) Il. II. 649.

u) Od. XIX. 174.

x) Strab. p. 735.

y) Strab. p. 734.

promontorio agri Gortynii nomen erat z). Ibi Scopulus quidam (Maleum dici eum Euſtathius ſcribit) undarum violentiam repellens tutum portum efficit a). Amniſus oppidum cum portu eſt juxta Cnoſſum b).

Rhodus. Rhodum, antea a barbaris cultam, primum duce Tlepolemo Graeci e gente Achaica occuparunt. Tlepolemus tria oppida, Lindum, Jalyſum, Camirum, utrum condiderit ipſe, an colonos tantum per ea diſtribuerit, disceptatur c). Homeri narratio in utramque partem accipi poteſt d).

Syme. Inſula exigua, Cariae orae objecta, nulla re memoranda ſit, niſi quod proprium regulum habuit, tenuiſſimarum inter omnes Graecorum principes opum, et quod omnium terrarum ad

---

z) Od. III. 296. Euſt ad Od. p. 129. 40.

a) Od. III. 293. ſqq. Euſt. l. c. 44.

b) Od. XIX. 188.

c) Strab. p. 966.

d) Il. II. 637.

ad Graecos iſtis temporibus pertinentium, haec proxime ad Aſiam accedit.

CARPATHUS *e*) ET INSULAE CUM EA JUNCTAE. Regi uni parebant Carpathus, Caſus, Niſyrus, Cos et inſulae Calydnae, quarum Caſus Carpatho adjacet, ceterae Aſiae oram propius tangunt. Per Calydnas quidam Sporades deſignari putarunt, ab una earum Calymna ſ. Calydna ita appellatas. Alii duas Calydnas fecerunt, Calymnam et Lerum *f*). Demetrius Scepſius (το) *νησους* ad ea, quae prius laudata erant inſularum nomina referre jubet *g*), ita ut Calydnae unicae ſint, nomen earum, ut plura vrbium nomina, pluraliter formetur; quae tamen nimis dura verborum ſtructura foret.

RELI-

---

e) Metri cauſa Crapathus ſcribitur.

f) Strab. p. 749.

g) Apud Strab. l. c. Il. II. 676, 77. ‛Οι δ'αρα Νισυρον τ' ειχον, Κραπαθοντε, Κασοντε, και Κων, Ευρυπυλοιο πολιν, νησουςτε Καλυδνας.

Reliquae insulae graecae. Commodiſſimum exiſtimavi, antequam in Theſſaliam pergerem, interponere quaedam de ceteris inſulis, per mare Aegaeum ſparſis, quae, licet in Catalogo Homerus eas non laudaverit, neque quo pertineant, accuratius definierit, tamen Graecorum ſuiſſe videntur. De illis, quas Aſiae Thraciaeve incolae tenebant, poſt agetur.

In inſula Dia Ariadne Theſeum comitata fatum obiit *h*). Docemur, priſcum hoc Naxo nomen fuiſſe *i*). At forſan, vt in cetera huius fabulae narratione Homerus a ſerioribus poëtis diſcrepat, etiam loco diverſo eam ponit, et Diam illam Cretae proximo oppoſitam in animo habet. Inde evenire potuit, vt interpretes, qui Naxum fabulae ſedem vulgo haberi ſcirent, concluderent, illam olim Diam eſſe appellatam.

---

h) Od. XI. 324.

i) Euſt. ad Od. p. 440. 24. Schol. ad Apoll. Rhod. IV. 435.

tam. Myconum ipſam Homerus non commemoravit, ſed Scopulus Gyraeus k), cui alliſa Ajacis navis merſa eſt, juxta illam e mari exſtabat. Delum quondam, vt plura alia loca Dianae conſecrata, Ortygiam dictam l) templum Apollinis jam Homeri aevo nobilitaverat m). Syrum, Delo proximo appoſitam inſulam, his verſibus deſcribi putant:

νῆσός τις Συρίη κικλήσκεται εἴ που ἀκούεις,
Ὀρτυγίης καθύπερθεν, ὅθι τροπαὶ ἠε-
λίοιο n).

Locus

---

k) πέτρῃσι Γυρῇσι ſ. πέτρη Γυραίη. Od. IV. 500. 507.

l) Fuit prope Syracuſas Ortygia inſula quondam, deinde peninſula. Fuit Ortygia, nemus juxta Epheſum, ubi etiam natam Dianam gloriabantur. Strab. p. 947. 48. Ex ipſo Homero non patet, in quanam Ortygia Orion ſit interfectus. Od. V. 123. Apollodorus (p. 14.) Deli hoc factum eſſe docet.

m) Od. VI. 162.

n) Od. XV. 402. 403.

Locus eſt inter impeditiſſimos, quique criticis interpretibusque non mediocria faceſſeret negotia. In eo omnes conſentiunt Ortygiam hic Delum dici. To καθυπερθε varie explicarunt Bochartus, Dacieria, Popius. At ſitus Syri, quam Delo ab Occidente eſſe conſtat, vnum tantum explicandi rationem reliquam facit. Eumaeo quidem in Ithaca verſanti, proprie Ortygia ſuper Syriam poſita dicenda fuiſſet; ſed poëta, vt ſaepius, a perſona, quam loquentem induxerat, vt ſermo profectus videri poſſet, non curans, Syriam recte deſcripſit, ſi, vt ipſe, ab Aſiae ora res contempleris, perperam vero ſi ad Ithacam animo te convertas o). Porro, quod ad alterum illud: ὁθι τροπαι ἠελιοιο attinet Perraultii opinio, qui Homerum ſub circulo Tropico craſſa ignorantia Syrum poſuiſſe putat, ne digna quidem eſt, quam refutemus. Melius rei ſatisfacere primo

---

o) Praeclare haec de re Wood. p. 10 ſqq.

primo intuitu opinaberis, quod a quibusdam traditur, antrum in Syro fuiſſe ſolis ſacrum, quo ſolſtitiorum tempus per ſingulos annos notatum ſit p); ſimulac autem propius inſpexeris, ipſis Homeri verbis obſcurius invenies. Phoenices mercaturae cauſa in inſula ſaepe hiemantes, invento aliquo q) viſos eſſe, ne ipſos certa anni tempora ſugerent, affirmarunt alii, maxime eo in hanc ſententiam adducti, quod quadrans aſtronomicus multis ſaeculis poſt a Pherecyde, ſeu libris Phoenicum ibi inventis, edocto ſeu exemplum ab iisdem relictum imitato in eadem inſula poſitus erat. Ingenioſiſſime conjicit Woodius, incolas Aſiae, qui mare Aegeum proſpectarent, cum obſervaſſent, ſolem occidentem per tempus

---

p) Euſt. ad Od. p. 583. 28.

q) Si Dacieriam audiamus, quadrante. Blackwall quomodo eadem res minore artificio in antro fieri potuerit, docet. Enquiry into the life and Writings of Homer. p. 284 ſqq.

pus aliquod magis magisque ad meridiem vergere, deinde, ſimulac pone inſulam quandam (haec autem in Chio habitanti Syrus eſt) cecidiſſet, reverti ſolere, converſiones ſolis ibi poſuiſſe r). Simpliciore ratione rem expedire conatur Euſtathius s), voces has ita vertendo: *verſus occaſum ſolis*, advocata huc formula illa Homerica: απ᾽ ουρανοθεν προτραπηται ſcil. ὁ ἥλιος t).

In una alterave harum ſententiarum acquieſcerem, niſi de hac Syro ſermonem eſſe non poſſe e reliqua narratione animadverterem. Qui enim Phoenices a Syro domum profecti, poſt ſeptem dierum prosperam navigationem, qua

---

r) On the original Genius of Homer p. 10 ſqq. Hac tamen ratione ad unum tantum locum haec deſcriptio accommodata fuiſſet. Quicunque in Aſiae ora ſub alia latitudine habitabant, intelligere eam non poterant.

s) Euſt. ad Od. p. 583. 26.

t) Od. XII. 381.

qua jam domum perveniſſent, iſti tempeſtate in Ithacam abripi potuiſſent? Vt incredibiles errores, quibus opus fuiſſet, taceam; plane contra rerum naturam navem circa Maleam verſus occidentem abreptam eſſe oporteret, unde ſemper procellarum vi naves verſus Cretam et Aegyptum retro auferebantur. Adde, quod inſula Syros cum ceteris Cycladibus Agamemnoni paruiſſe putanda eſt. Aut ſi regem ſuum habuit, quomodo accidit, vt ille in exercitu Graecorum non adeſſet? Porro deſcriptio Syriae u), quae omnis, ut ita dicam, miracula olet, cum terra remota a Graecia magis convenit; in quam etiam poëta initio narrationis deducere nos velle videtur:

νησος τις Συριη κικλησκεται, ει που
ακουεις —

Num igitur Ortygia Siciliae cogitanda? Fortaſſe, (nam demonſtrare illud non habeo), locus ille in mare porrectus, in

---

u) Od. XV. 402-413.

in quo poſtea Syracuſae conditao ſunt, Syria olim vocabatur. Eſt ſaltem cognatio aliqua nominum. To ὅθι τροπαι ἠελιοιο doctiores judicent, an non abſurde ita explicetur. Homines priſci, ſolem curſu diurno peracto, per portam aliquam *x*) ad Oceanum occidentalem poſitam, e conſpectu hominum abire, inde per Oceanum ſeptentrionalem ad loca, unde oriri ipſis videbatur, revehi putabant. Extremas igitur verſus occidentem terrarum partes, quas haud procul a Sicilia abeſſe opinabantur, loca converſionum ſolis appellare poterant. In Scyro inſula Achillis filius natus et educatus *y*).

---

x) Od. XXIV. 12.

y) Il. XIX. 326. Od. XI. 508. Scyrum ab Achille expugnatam, Enyei vrbem, Il. IX. 664, ſunt qui ſatis probabili ratione Ciliciae Trojanae oppidum faciant, quia Lycomedem Achillis ſocerum et amicum inſulae Scyro praefuiſſe conſtet. (Euſt. ad Il. p. 694. 38.) Niſi potius credere velis, Achillem inſulae ante bellum Tro-

Pelasgicum Argos z). Hoc Theſſaliae nomen priscum, a Pelasgis e Peloponneſo profugis, vt videtur, illi inditum eſt. Decem reges tunc eam tenebant, per ſingulas quorum ditiones nobis eundum eſt.

Regnum Pelei. Populus ſemper ſere Myrmidonum nomine inſignitur. Eosdem tamen Hellenes et Achaeos vocatos legimus a). Achaeorum nempe ſoboles aliqua mixta ibi cum Myrmidonibus, gente Pelasgica, habitaſſe videtur. Hellenes autem ſicut hi adhuc ſoli erant, ita terrae eorum, aut urbi cuidam praecipuae, proprium nomen erat Helladi. Alterum nomen terrae, ſi modo revera Hellas vocata eſt, quod equi-

---

Trojanum expugnatae, Lycomedem, cujus filiae amore tenebatur, praefeciſſe. Nam fabula de Achille apud Lycomedem deliteſcente, ne belli muneribus fungeretur, non eſt Homerica. Euſt. l. c. 35.

z) Il. 11, 681. Strab. p. 568.

a) Il. 11, 684.

equidem certo aſſirmare non auſim *b*), Phthia ſuit *c*).

Flumina memorantur Sperchius atque Enipeus, quorum priorem ex amnibus popularibus maxime in honore habet Achilles, eique cognatus fingitur *d*), Enipeus ob amoenitatem celebratur *e*). Quae Homerus de Tyrus erga Enipeum amore et de Neptuni fraude fabulatur *f*), ad hunc Enipeum refero, Strabone quidem vetante, et a Salmoneo, Tyrus patre, quia vrbs Pyli Salmone condita ſit, ad Pyli Enipeum rem traducente *g*). At ſcimus Salmoneum, priusquam in

---

b) Commode tamen de terra accipies, quotiescunque occurrit formula: αν' Ἑλλαδα και μεσον Αργος et aliis locis paſſim. Cur Il. IX, 474. potius terram quam urbem dici exiſtimem, ſtatim exponam.

c) Il. I, 155. IX, 480.

d) Il. XVI. 173. ſeqq. XXIII. 142.

e) Od. XI. 237, 38.

f) Od. XI. 237 ſqq.

g) Strab. p. 540.

Pylum deveniret, in Theſſalia vixiſſe h), unde et Neleus, Tyrus filius, in Peloponneſum migravit, cum Nelei fratres, Aeſon et Pelias, in patria manerent.

Vrbs Phthia aliquando regia Pelei ſedes i), eodem, quo Hellas fato afflicta eſt. Vtrumque oppidum olim everſum, vix ulla veſtigia ſui reliquit. De Phthiae ſitu omnino Strabo tacet; Helladem e Pharſaliorum et Melitaeenſium teſtimoniis inter ſe comparatis colligo circa Militaeam, in finibus itaque regni fere, verſus occidentem fuiſſe k). E ceteris oppidis, Alo, Alope, Trachine, Trachin locum occupabat, juxta quem poſtea Heraclea Trachinia exſtructa eſt. Alos et Alope, cum et Locris eiusdem nominis

---

h) Apollod. p. 44.

i) Il. IX. 253.

k) Diſceptatum eſt, Hellas et Phthia ſintne ὁμώνυμα an diverſa notent? Strab. p. 659. Lis facile dirimi poteſt. Vtraque vox vbi de vrbe vſurpatur, ab altera differt, vbi de terra, ad idem redit.

nominis oppida habeat, haec nonnulli minus neceſſario huc advocarunt, quando quidem conſtat eadem inveniri in Phthiotide.

PHOENICIS REGNUM. Extrema Phthiae ſecundum Homerum Dolopes accolebant *l*). Dolopiae limitem a Septentrione Pindus conſtituit *m*), ab occaſu Myrmidonum terra, quorum regibus et Dolopes paruerant, antequam Phoenici, juveni regio, propter discordias cum patre apud Peleum exulante, ab eodem regium in illos jus permiſſum eſſet *n*). Oppida Dolopum non memorantur.

PROTESILAI REGNUM. Copiae Proteſilai Phthii dicebantur *o*). Eiusdem ditio inter ſinum Pagaſiticum et Pelei regnum modico ambitu porrigebatur. Phylace, ſedes regum, nobilis facta eſt

---

l) Il. IX, 480.

m) Strab. p. 663.

n) Il. IX, 479. 80.

o) Il. XIII. 693. cf. II. 704.

Iphiclo, Proteſilai proavo, eiusque bovibus *p*). Reliqua Oppida, initio ab extremis regni oris facto, hoc ordine ſe excipiunt: Antron, Pteleum, Pyraſus, Iton. Pyraſus luco et fano Cereris extra portas eius poſito *ornatum erat q*).

Eumeli regnum. Huic, quae paruit, gens, proprio quodam nomine non diſtinguitur. Terrae, quae poſtea Magneſia appellata eſt, maxima de parte ille praeerat. Magnetum vero alia tunc ſedes erat. Pherae haud procul a Lacu Boebeïde, cui ab oppidulo Boebe nomen fuerat impoſitum, abſunt *r*), et principem locum tenent *s*). Glaphyrae plane obſcurae ſunt. Jolcum, qui antea ſuum habuerat regulum, Admetus connubio Alceſtidis, filiae regis Peliae, ditioni ſuae adjunxit *t*).

Philo-

---

p) Od. XI, 289.

q) Il. II, 696. cf. Strabo p. 665.

r) Il. II, 711.

s) Od. IV, 799.

t) Il. II, 715. cf. Od. XI. 255.

Philoctetis regnum. Etiam in Philoctetis populum Phthiorum nomen patet w). Fines terrae anguſti ſunt, oppida exigua et ignota. Vnius tantum, Meliboeae, ſitus certo definiri poteſt. Praeterea memorantur Methone, Thaumacia, Olizon.

Asclepiadum regnum. Interiora Theſſaliae jam nobis adeunda ſunt. Aſclepiadum regnum, Pindo conterminum, medio Peneo ſecatur. Vrbes continet Triccam, Jthomen, Oechaliam. Tricca inclyta fuit Aeſculapii templo admodum vetuſto x).. Inde intelligitur, hoc regni caput fuiſſe. De Oechaliis Euboeae et Theſſaliae jam monuimus. Quamvis et haec regem Eurytum jactet, gloriamque certaminis cum Hercule ambitioſe affectet, tamen hanc, ſi qua eſt, potius Euboïcae eſſe tribuendam ſupra oſtendimus y)

---

w) Il. XIII, 693. cf. Il. II, 727.

x) Strab. p. 668.

y) Confiteor, Eurytos tres caſu quodam ſingulari et quaſi ex induſtria ita comparato,

Eurypyli regnum. Hoc, quantum equidem e finibus, quibus cetera regna circumſcribebantur, tum e ſitu Ormenii colligo, tractu illo anguſto, qui ſinum Pagaſiticum efficit, continebatur *). Ormenium, principem vrbem,
Orme-

---

rato, ut interpretes male habeat, per tres Oechalias diſtributos, mihi valde ſuſpectos fieri. Certe vnius tantum Euryti res geſtas traditas nobis invenio. Hic eſt, de quo Homerus Od. VIII. 224. XXI. 14. 22 ſqq. Neque video quomodo Eurytus in hac Oechalia, Aſclepiadum oppido regnare potuerit. Vtrumque igitur illud hemiſtichium Il. II. 569. — *παρ Ευρυτου Οιχαλιηος* et Il. II. 730. — *πολιν Ευρυτου Οιχαλιηος*, aut per inſcitiam Rhapſodorum, qui diverſas Oechalias confunderent, aut per vrbium ambitionem falſo inſertum crediderim.

*) Aliquantum obſcuritatis hic inde naſcitur, quod poëta, in interiora Theſſaliae jam progreſſus, ſubito in has regiones deſcriptione ſua reſilit. Non multum abeſt, quin ſuſpicer ad antiquum et verum ordinem reſtituendum, enumerationem copiarum Eurypyli anteponi debere ver-
ſui

Ormenus avus Eurypyli et Phoenicis, cujus quidem haec eſt patria, ſagaci Demetrii Scepſii judicio z) condidiſſe fertur a). Inter loca, e quibus Eurypyli copiae convenerant, laudatur ſons Hyperea, id eſt vicus ad ſontem conditus. Nomen

---

ſui qui nunc eſt ſeptingenteſimus vigeſimus nonus. Quo facto cuncta ſerie nunquam interrupta procedent.

z) Idem Il. IX. 447, vbi legitur: λιπον ἑλλαδα καλλιγυναικα, ſcribi volebat: λιπον Ορμενιον πολυμηλον. An haec lectio ſit Homerica, non facile diſcernas; iſtud cuivis obvium eſt, illam eſſe falſam. Quamcumque demum vrbem vel terram pro Phoenicis patria habere velis, ex Hellade ille non venit. Quin hoc hemiſtichio cum V. 478. collato, diſces Phoenicen fuga ex Hellade in Helladem perveniſſe. Quia vrbs Hellas ex Ormenio Phthiam proficiſcenti remotiſſima jacet in toto Achillis regno, ita vt prius in Phthiam quam in illam perveniatur, commodiſſimum erit Il. IX. 474. Helladem de terra accipere, verſu ſequenti Phthiam de urbe.

a) Strab. p. 670. cf. Il. IX, 448.

Nomen Hypereae multis fontibus commune; quaenam haec Hyperea fuerit, nusquam traditum inveni. Certe a Strabone allata illa in Pheraeorum vrbe, aliena ab hac eſt. Titanus, eſt mons, ſeu oppidum in eo poſitum, cuius cum nomen, tum epitheton (λευκος) a multa calce aperte petita ſunt. Titanus cum Aſterio circa Arnen Theſſalicam ſita fuerunt, de cuius ipſius ſitu nondum ſatis conſtat.

Polypoetis regnum. Polypoetes Lapithis imperabat, genti bellicoſiſſimae. Terram Perrhaebi tenuerunt, antequam a Lapithis cum ultra Pindum, tum verſus Olympum pellerentur *b*). Ad vtramque Penei ripam porrigebatur inter Asclepiadum et Gunei regna. Oppida continebat Argiſſam, Gyrtonam, Orthen, Elonen et Olooſſonem. Nullum eorum memorabile eſt, praeter Gyrtonam, cuius cives Phlegyae, ſicuti Crano-

b) Strab. p. 673.

Cranonis, oppidi centum ſtadia a Gyrtona intra Tempe reducti, Ephyri illi Homerici ſunt *c*), Strabone teſte *d*). Quomodo vero evenerit, vt horum nomen ita mutaretur, et ut gens Phlegyarum, quam in Boeotia fuiſſe conſtat *e*), ad has regiones accederet, quas ob cauſas vtriusque oppidi incolae ſibi vicini ſempiternis bellis impliciti fuerint, ab eodem non docemur. Stephanus, Strabonem ſecutus, addit, Gyrtonam a Gyrtone Phlegyae fratre eſſe conditam. Quod ille tradit, Ephyrae cujusdam Aetolicae cives Ephyros appellari, Euſtathium induxit ad accommodandam Homeri narrationem Ephyrae huic et Phlegyae Boeotiae *f*), quarum vero altera nimium ab altera

---

c) Il. XIII. 301. 302.

d) Strab. in Epitom. L. VII. p. 508.

e) V. Hymn. in Apoll. Homero tributus. V. 278. Euſt. ad p. 432. 20. Stephan. Ethnic. ſ. v. φλεγυαι

f) Euſt. ad Il. 904. 19

altera diſtat, quam vt hic commode eas cogitare poſſimus.

GUNEI REGNUM. Guneus praeerat junctis Peraebis et Enianibus g), tractum anguſtum tenentibus, hinc Pieriae, illinc Lapithis conterminum. Enianes ſimiliter ac Peraebi, a Lapithis diſperſi fuerant, ita vt pars eorum circa Oetam conſideret, cujus apud Homerum nulla ſit mentio, pars huc compelleretur h).

Cyphum Gunei regiam haud procul a Peneo abſuiſſe inde colligo, quod Aenianibus illud Strabo tribuit. Aenianes autem meridionaliora regni tenebant; quae ad Thraciam vergebant, Perrhaebis

---

g) Recentioribus Graecorum ſcriptoribus Perrhaebi et Aenianes ſcribuntur.

h) Strab. p. 675. Strabo Aenianes conſtanter Athamanes vocat. Perrhaeborum cum Lapithis bellum ante aetatem Trojanam geſtum eſſe apparet, cum Homerus Lapithis eas tribuat regiones, quas olim Perrhaeborum fuiſſe ſcimus. De Aenianum certamine cum Lapithis idem certo affirmare non auſim.

bis ceſſerant *i*). De Dodone quamquam ignota, attamen paucis monendum eſt non eſſe confundendam eam cum Dodone illa propter oraculum inclyta, quod Euſtathium in huius loci explicatione plane fugit, licet alibi diverſas eſſe eas agnoscat *k*). Cellarius praeterea *l*), hoc Homeri verſu ita uſus eſt, vt diceret Dodonen Thesproticam, Perrhaeborum circaPindum habitantium olim fuiſſe. Sed cetera, quae Gunei regno tribuuntur et totus deſcriptionis contextus in hac Catalogi parte, docent de Perrhaebis ad Olympum loqui poëtam. Nec, etiamſi concederemus de iſtis Perrhaebis eſſe ſermonem, cum eorum ſedibus ſitus Dodones conveniret, quam ipſe Cellarius in confinio Moloſſidis et Thesprotiae recte poſuit, cum Perrhaebi loca circa Pindum incolerent. Plerique eorum,

---

i) Strab. p. 675.

k) Euſt. ad Il. p. 1074.

l) Cellar. Notit. Orb. ant. T. I. p. 1094.

eorum, qui Guneo parebant, per pagos ſparſi circa Titareſium habitabant, qui a monte Titaro per totum hunc tractum decurrens, in Peneum labitur *m*).

Prothoi regnum. Prothous Magnetum dux erat, qui tunc a dextro Penei latere circa Pelion montem conſederant, vnde poſtea latius ſe extenderunt. Loca ea prius Centaurorum fuerant *n*), quibus a Lapithis pulſis, Magnetes terram vacuam adiiſſe videntur. Oppida eorum aut fixae ſedes non laudantur.

TERRAE GRAECIA SEPTENTRIONALIORES.

Epiri et Thraciae, terrarum Graeciam a ſeptentrione proxime excipientium, incolis, arcta quidem cum Graecis cognatio

---

m) Deſcriptio aquae Titareſii non ſtatim Peneo ſe immiſcentis, ſed propter pinguedinem in ſuperficie natantis (Il. II. 753.) et veriſſima eſt, teſte Strabone, et ſuauiſſima.

n) Il. II. 744. Il. XVI. 143, 44.

tio fuit, ſicuti et Epirus et Thraciae magna pars, Macedoniam dico, ad Graeciam recentioribus temporibus relata eſt. Quam tamen cognationem ſi curaſſem, etiam Pelasgos in Troade, Caucones in Aſia minore aliosque Graecis adnumerare coactus fuiſſem. Ergo Graeci nominis participes feci non niſi eos, qui ſocii belli adverſus Trojam gerendi exſtiterunt. Quapropter Taphios etiam, licet medii inter Graecos habitaverint in hanc commentationis partem diſtuli.

Taphii. Taphii, Cephallenibus finitimi, ab aliis Teleboae vocati, rei navalis peritiſſimi erant o), quam non ſolum mercaturae gratia exercebant, ſed etiam vt in oris peregrinis navibus egreſſi quamcunque praedam capere poſſent, ſecum auferrent p). Geographi Teleboides inſulas plures faciunt, quarum Homerus unam tantum novit, Taphum q).

Qui-

---

o) Od. I. 181.

p) Od. XVI. 426.

q) Od. I. 417.

Quidam Taphiorum inſulas cum Echinadibus male confundunt.

Epirus. Vocabulum hoc (ηπειρος) non eſſe nomen proprium, ſed appellativum ab inſularum incolis terrae objacenti inditum, cui deinde longus vſus nominis vim impertierit, cum in Homero priscam ſignificationem adhuc retineat, cuivis in oculos incurrit. Quamobrem etiam de finibus Epiri ex Homero certi aliquid ſtatui nequit, niſi per totum tractum littoralem ab Aetolorum inde terra continuari Epirum vsque ad regiones tunc nondum Graecis cognitas. Vltra Corcyram igitur eam patuiſſe affirmare non auſim, vt ſunt maxime hac de parte anguſti, limites notitiae orbis terrarum Homericae.

Alteram Epiri partem, quae ad Graeciam Vlyſſisque regnum pertinebat, jam perluſtravimus. Ab hac Thesprotorum terra, prima extra Graeciam ſinu Ambracio ſeparatur. Populi huius, tunc potentis et mercaturae ſtudioſiſſimi, ſedes

des easdem fere ac poſtea fuiſſe, inde colligo, quod prope Ithacam habitaſſe dicuntur *r*), et quod navis a terra eorum curſu vnius diei ad Ithacam pervenit *s*). Quaenam vrbs caput gentis Thesprotorum fuerit, non tradit Homerus, niſi quod ex Od. XIV. 314-9. vrbem, in qua rex habitaret, maritimam fuiſſe appareat. Ephyrae Thesproticae an mentionem fecerit Homerus, dubitare posſis *t*); eſt tamen locus Homeri, in quo huius ſitus, narrationi de Vlyſſe ab Ephyra in Ithacam redeunte, et apud Taphios devertente *u*), melius convenit. Ibidem narratur, Vlyſſem, vt ſuccos lethiferos ad unguendas ſagittas ſibi compararet, Ephyram ſe contuliſſe *x*),

---

r) Od. XV. 526.

s) Od. XIV. 334-344.

t) V. ſupr.

u) Od. I, 259.

x) Ilus ille Mermerides, cujus domum petiit Vlyſſes Od. I. 259. vt eſſet Medeae et quod in memoriam tibi revocabit Ephyram Elidis, venenis claram. At res ſunt valde diverſae, venenorum copia et ars ſagittas viro imbuendi, quo vulnus, leviſſimum licet, lethale fiat, plerumque apud barbaros tantum culta.

Dodonen, oraculo nobilem, Homerus pro Theſprotorum vrbe haberi velit, nec ne, non declaravit, recentiores ſcriptores modo Theſprotiae modo Moloſſidi tribuunt. Modum oraculorum edendorum et ritus ſacrorum pleniſſime cognosces e duobus Homeri locis collatis *y*). Cetera minus ad Geographiam pertinent; digna quae hic notentur, haec duo ſunt: Jupiter, oraculi numen, Pelasgicus dicitur, cognomine ab Heſiodo et Ephoro ita illuſtrato, vt Pelas-

---

et Jaſonis nepos e Mermero, quemadmodum cenſet Euſtathius ad Od. p. 54. 24. fieri non potuit. Mermerum jam puerum infantem Medea interſecerat. Apollod. p. 74.

y) Il. XVI. 233. Od. XIV. 324.

Pelasgos conditores Oraculi perhibeant z). Oportet igitur, vel Pelasgorum gentem has terras tenuiſſe, vel ſingulos quosdam advenas Pelasgos, cultum Jovis et patria ſacra huc apportaſſe. Deinde antiſtites oraculi Selli dicuntur ſeu Helli a), quod nomen aliis cum Hellopia huius tractus provincia aliis cum fluvio Selleente, ob ſimilitudinem caſu natam, cognatum viſum eſt. Nonnullis placuit gentem eſſe Theſſalicam. Equidem deprehendere mihi videor e barbaro et incompto vitae genere quo Selli uſi eſſe feruntur b), eſſe eos familiam ſacerdotio dicatam, priscis inſtitutis majorum, quos oraculi conditores gloriabatur, inhaerentem.

Supra Thesprotorum terram aliud regnum Epiri fuit, cuius neque ſitus ne-

---

z) Ap. Strab. p. 504.

a) Il. XVI. 234. — *αμφι δε Σελλοι.* Secundum alios: *αμφι δε σ' Ἑλλοι.* Euſt. ad Il. p. 1074. 30.

b) Il. XVI. 235.

que fines conſtitui poſſunt; Echeti tantum regis cuiusdam Epirotarum horrenda adverſus advenas crudelitas praedicatur *c*), a qua, ſi ad feritatem populi valet concluſio, primorum vitae humanioris elementorum expertem illam credere oportebit. Gentes, quae paulo remotius a littore tergo Theſprotorum imminebant, non memorantur. Pindum Aethices tenebant *d*), cum his Centauri, e Pelio armis Lapitharum fugati *e*). Vtrique olim perierunt. Aethices obſcuri ſunt; Centaurorum ſemifera corpora, indomita virtus, ebrietas et incontinentia in proverbium abierunt.

THRACIA. Thracia latiſſime tunc patebat, deinde magis magisque coarctata eſt. De finibus eius maritimis, non opus eſt, vt moneam. Ceterum finem meridionalem Penei oſtia conſtituunt, unde limes oblique a mari reflexus, aſcen-

---

c) Od. XVIII. 83, 4.
d) Euſt. ad Il. p. 252. 52. 53.
e) Il. II. 744.

cendit ſeptentrionem verſus inter Thraciam et Theſſaliam *f*). Ad limitem occidentalem accuratius delineandum non ſuppetit Homerica deſcriptio; ſcimus tantum vltimos hac de parte Paeones memorari. De finibus ſeptentrionalibus, vbi ad partes illas acceſſerimus, diſpiciemus.

In univerſum poëta Thraciam tum pro Martis gratiſſima ſede *g*), tum pro ventorum *h*) maxime Zephyri Boreaeque *i*) perpetuo domicilio habet; vtrum-

---

f) Nomen Thraciae diſerte quidem huc vsque non extendit Homerus, ſed certiſſima hujus rei argumenta habemus haec: Scimus Pieres, Olympi tunc accolas, Thraces fuiſſe. Juga montium circa Athonem Thracica vocat Homerus. Il. XIV. 227, 29. Idem denique non Boream ſolum ſed et Zephyrum a Thracia ſuper mare Thracicum ſpirantes, repraeſentat.

g) Il. XIII. 298-302. Od. VIII. 361.

h) Il. XXIII. 229.

i) Il, IX, 4. et multis locis paſſim.

que ratione ſatis perſpicua. Quae de fertilitate terrae, de pecoris vinique copia *k*) praedicantur, proprie tantum de tractu circa Hellespontum dicta videntur; nam interiora Thraciae tunc parum culta fuiſſe oportet. Per numeroſas Thraciae gentes vt idoneo ordine eamus a Graeciae contiguis incipiemus, verſus ſeptentrionem ortumque progreſſuri.

Pieria. Inter juga Olympi et mare, anguſto ſpatio poſita, hinc Emathiae eſt contermina, illinc Peneum tangit. Multum ab his diverſas ſedes Pierum gens, poſtea hinc pulſa, habuit. In amoenis Pieriae convallibus, ab Olympo cinctis, Apollo paſtoris munere functus eſſe fertur *l*). In ipſo Olympo quondam a gigan-

---

k) Il. IX. 71. 72. XI. 222.

l) Il. II. 766. Ne forte, quoniam Admeti greges Apollo pavit, ad credendum inducaris, regnum Admeti, qui Pheris habitabat, Pieriae nomine deſignari. Vſitatiſſimum erat Graecis olim, terris adhuc minus cultis, greges in paſcua externa emittere. Od. IV. 634-37.

gigantibus, bella ſuperis vt inferrent, cacumina montium trans Peneum, Pelii et Oſſae, accumulata eſſe fama erat; nata vel e magna terrae concuſſione, quo montes iſti Penei os antea obſtruentes disjecti fuerant, vel e ſitu trium montium, ſpecieque quam in ora oppoſita Aſiae exhibent *m*). Certe huic convenit ordo, quo Homerus montes ſibi invicem impoſitos tradit:

Οσσαν επ᾽ Ουλυμπῳ μεμασαν ϑεμεν, αυταρ επ᾽ Οσσῃ
Πηλιον εινοσιφυλλον — *n*)

qui ſi inverſus fuiſſet, qualem Virgilius perhibet, Pyramidis inverſae formam inde natam eſſe oporteret *o*). Ceterum in hac narratione poëta Olympum terreſtrem *p*) ab Olympo ſuperorum *q*) clariſſime diſtinguit,

---

m) Wood p. 136 ſqq.

n) Od. XI. 314, 15.

o) Wood l. c.

p) Od. XI. 314.

q) Od. XI. 312.

ſtinguit, eum nempe hunc altius illo, ſed recta ſupra illum collocatum in aethere fingat.

Emathia. Huius nomen ſemel tantum in Homeri carminibus occurrit r), nec ullo modo fines terrae aut magnitudo qualia tunc fuerint, declaratur. Neſcio an mons Athos s) cum peninſula, in quam excurrit, ad eam referri debeat; ſaltem inter Pieres et Edonos terram in littore praeter Emathiam commemoratam non invenio.

Paeonia. Paeones, ab aliis etiam Pelagones, a Pelagone Aſteropaei patre, quo duce Trojanis opem tulerunt t) vocati, regiones circa Axium fluvium in mediterraneis pone Emathiam poſitas tenebant. Caput gentis erat Amydon, oppidum olim everſum u) cuius de ſitu non

---

r) Il. XIV. 226.

s) Il. XIV. 229.

t) Il. XXI. 140, 41. 152. Strab. p. 511.

u) Euſt. ad Il. p. 272. 41.

non amplius conſtat, niſi Axium eam curſu ſuo praeteriiſſe; Axius autem tota[illegible] fere Paeonum terram ſecat. Huius amnis cum aquam puram et liquidam celebret Homerus x), Strabo turbidis undis eum fluere teſtetur, non opus eſt vt illum mendacii vel ignorantiae reum faciamus, ſiquidem non mirum eſt, fluvii naturam, rem mutationi adeo obnoxiam, per tot ſaecula inter Homeri et Strabonis aetatem elapſa, non eandem manſiſſe. Neque igitur criticorum medicina egebat hic verſus:

> Ἀξιου, ὁυ καλλιστον ὑδωρ επικιδναται
> αιη ſ. αιαν y).

pro quo ſcripſerunt:

> Ἀξιου, ᾡ καλλιστον ὑδωρ επικιδναται Αιης,

quaſi fons quidam eſſet puram aquam in Axium effundens z). Quin', alius verſus,

---

x) Il. II. 850.

y) Ibid.

z) Strab. in Epitome VII. p. 509. Euſt. ad Il. 272. 40.

ſus, quo eadem ſententia paulo mutata locutione effertur:

> *Αξιου, ὁς καλλιϛον ὑδωρ επι γ[illegible]*
> *ιησιν* a).

plano eam reſpuit.

Edoni. In Edonorum ditione Nyſam et montem ab illa Nyſeum ſ. Nysſeum b) cognominatum, in quo rex Lycurgus matronas, Bacchi feſta celebrantes, cum impio furore invaſit c), ſita fuiſſe oportet, quandoquidem, quanquam non ex ipſo Homero, ſatis conſtat, Lycurgum Edonis Strymonem in littore maris accolentibus, imperaſſe d). Situs Nyſae huius et Nyſei quamvis accuratius a nemine veterum, quotquot equidem hanc ob rem inſpexi, deſcribatur, vix tamen crediderim, Homerum nominibus hisce mythice et poëtice vſum eſſe, id eſt locutum eſſe e more poëtarum

---

a) Il. XXI. 158.

b) Νυσσηϊον ſcil. ορος.

c) Il. VI. 130 ſqq.

d) Apollod. p. 190

rum qui vbivis Nyſam aliquam inferebant, cum Orgia Bacchi, diverſis in locis peracta narrarent.

Cicones. Easdem fere horum fuiſſe ſedes belli Trojani tempore, quam poſtea in littore maris circa Liſſum, Hebro ab occaſu ſolis, e ſitu vrbium quae illis tribuuntur, Ismari et Maroneae abunde perſpicitur. Ismarus vrbs maritima fuiſſe videtur e); Lacum Ismaridem ut aliunde ſcimus tangens. Apollinem templo nemoreque egregio Homerus ibi cultum ait f). Maroneam, quamvis nominatim non occurrat non omittendam putavi, propter commemoratum Maronem ſacerdotem Apollinis Ismarii g), a quo condita et appellata fuiſſe fertur h), et propter vini praeſtantiſſimi, a Marone Vlyſſi dati i), poſtea,

---

e) Od. IX. 39. 40.

f) Od. IX. 198. 200.

g) Od. IX. 197.

h) Euſt. ad Od. p. 347. 24.

i) Od. IX. 203.

poſtea ſub Maronei nomine nobiliſſimi *k*), amplam deſcriptionem.

THRACES CIRCA HELLESPONTUM. Huius populi, inter Hebrum et Hellespontum habitantis *l*), nullum aliud novit nomen poëta, adeoque prae ceteris Thraciae incolis Thracum nomine eos inſignit *m*). Anne forte illud proprie ad hos pertinebat, deinde de ceteris gentibus cum ipſis cognatis latius uſurpatum eſt? Princeps illis urbs erat Aenos *n*) prope Hebri oſtia. Forte et Aeſyma huc referenda eſt *o*), quam cum nihil de ea commemoratum inveniatur, niſi Thraciae oppidum fuiſſe illud *p*), conjicere licet ob mulieris ibi natae nuptias cum Priamo *q*), ad partes Thraciae, Troadi vicinas, pertinuiſſe.

INSU-

---

k) Plin. L. XIV. c. 4.
l) Il. II. 845.
m) Il. 844. IV. 519, 20. VI, 6. 7.
n) Il. IV, 520.
o) Il. VIII. 304.
p) Euſt. ad Il. p. 106 37.
q) Il. VIII. 303 - 305.

Insulae Thracicae. In mari Aegeo inſulae Thracum, praeter Thaſum in Homeri carminibus non memoratam, ſunt tres: Lemnus, Imbrus, Samothracia, e quibus Lemnus plurima memoratu digna offert. Olim Sinties eam tenuerunt *r*). Eandem gentem in terra continenti Thraciae invenimus, vbi paululum commutato nomine Sinti vocantur. *s*) Belli Trojani tempore Graecae ſtirpis rex, Jaſonis filius, *t*) eam tenebat. Fabula de Vulcano in Lemnum ex Olympo dejecto *u*), quatenus eſt phyſica eius origo, inde ficta videtur, quod Lymnus olim incendiis ſubterraneis maximo flagrabat *x*). Cur autem Somni numen in Lemno collocaverit poëta *y*), licet ea quae ab interpretibus

---

r) Il. I. 594. Od. VIII. 294.

s) Cellar. notit. T. I. p. 1047.

t) Il. VII. 478.

u) Il. I. 590 ſqq.

x) Euſt. ad Il. p. 119. 8.

y) Il. XIV. 230. 33.

bus prolata ſunt z), quaeſtioni ſolvendae non ſatisfacere videam, melius illam expedire non valeo, niſi forte Somni templum in Lemno, nec usquam niſi ibi, fuiſſe, mecum ſuſpicabere. Samothrace Homero Samos ſimpliciter vel Samos Thracica appellatur *). Ingentis altitudinis monte attollitur **), quod niſi aliunde cognitum haberemus a) vel ex ipſo nomine in lingua antiqua montium juga indicante colligere liceret b). Imbro itidem ſaxoſae epitheton tribuitur c).

Mysi. Ab hac Thracicae originis gente, ad ſiniſtrum Iſtri latus habitante

---

z) Euſt. ad Il. p. 970. 30. Pop. Adnotatt. ad h. l.

*) Il. XXIV. 78. XIII. 12. 13.

**) Il. XIII. 12. ſqq.

a) Plin. IV. c. 12.

b) Strab. p. 702. 532.

c) Il. XIII, 33. XXIV. 78.

tante d) profecta eſt colonia Myſorum, qui in Aſia minore conſederant, quique inter copias Trojanorum auxiliares numerantur e). Si qui dubitarunt, vtrum Europae potius Myſos an Aſiae poeta dixerit his verſibus:

> Νοσφιν ἐφ' ἱπποπολων Θρῃκων καθορωμενος αιαν,
> Μυσων τ' ἀγχεμαχων, και αγαυων Ἱππημολγων f) —

magis hi dubitandi libidine, quam argumentorum pondere moti ſunt; cuique in oculos incurrit, Jovem in Ida ſedentem, Myſos Aſiaticos ab oriente et meridie ipſi poſitos, ſimul cum Scythis, remotiſſimis verſus Septentrionem, plane non adſpicere potuiſſe. Ceterum poëta, Myſos inter Thraces et, quos vocat, Hippemolgos ponens, ipſius vel belli Trojani tempore easdem fere ſedes, quas

---

d) Strab. p. 453.

e) Il. II, 858.

f) Il. XIII, 4.

quas Strabo illis dat, tenuiſſe, indicare videtur.

Populi ultra Istrum. Ex* his, vicinos Myſis cognitos habuiſſe cenſendus eſt Homerus, ſi quidem juſtiſſima vitae eorum deſcriptio pro ſigno certae cognitionis habenda eſt. Quis non videt indolem, inſtituta, ſimplicitatemque morum Scytharum veterum vel Sarmatarum veriſſime his verſibus expreſſa eſſe:

> — αγαυων Ἱππημολγων
> γλακτοφαγων, αβιωντε, δικαιοτατων ανθρωπων? g)

Quid quod et noſtra aetate populis plerisque ibi habitantibus iſta conveniunt? Grammatici dubitarunt, nescio quam inepte, vtrum αγαυων pro nomine proprio, ἱππημολγων pro epitheto habendum ſit, an vice verſa *h*)? Perſpicitur vtraque, ſicut et cetera vel epitheta eſſe vel cognomina a Graecis, veri nominis ignaris, populo cuidam indita. Attamen Abios quosdam

a

---

g) Il. XIII. 5. 6.
h) Euſt. ad Il. p. 880. 45. Pop. ad h. l.

a ſcriptoribus nonnullis, tanquam populum proprio nomine ita dictum, laudari video i) quos e ſolo Homero hoc deſumſiſſe, cum vocis ἀβιοι vera vis jam olim interiiſſet, vt adeo facile in ea falli poſſent, nullus dubito k). Morem greges equarum paſcendi et carne et lacte equino vescendi, vir clariſſimus, Pelloutier, obſervat, Sarmatis nomadibus, non autem Celticis frequentem fuiſſe, et populos ab Homero deſcriptos e Sarmatarum ſtirpe fuiſſe inde concludit l).

REGNUM TROJANUM.

Priami regnum totam illam peninſulam occupaſſe, quae a limite, ab Aeſepi ad Caici Oſtium ducto atque pau-

---

i) Ab Aeſchylo et Arriano ap. Euſt. ad Il. p. 881:8. Ammian. Marcellin. L. XXIII.

k) De vocabulo ἀβιοι v. Strab. p. 454. 55. et Euſt. ad Il. p. 880, 81.

l) Pellout. Hiſt. des Celtes. T. I. p. 248.

lulum in Myſiam introrſus flexo, verſus Propontidem, Hellespontum et Aegeum mare excurrit, in univerſum declarat poëta, ſubjiciendo Priami imperio omnia, Lesbo, Hellesponto et Phrygia incluſa m). Sed diſtinctius etiam e finibus novem provinciarum regni colligitur. Diſerte quidem nusquam Homerus affirmat, Priamum, harum ſummum regem, regulos ipſius imperio obnoxios illis praefeciſſe, ad quam ſententiam et veteres omnes et recentiores conſenſerunt; at certa huius rei veſtigia in Iliade cernuntur, quod oppida viginti tria ab Achille expugnata, quorum et Lyrneſſus et Pedaſus et Thebae erant, Trojae oppida dicuntur n); quod Lycii, qui Pandarum, ducem ſequuntur Troës vocantur;

---

m) Il. XXIV. 543-46. Proprie quidem Phrygia Troadis finis dici non poterat, Myſia alteram ab altera diſterminante. Achilles igitur aut non tam accurate loquitur in ſermone affectuum animi vehementiorum pleno, aut ex induſtria res in majus auget.

n) Il. IX, 329.

tur o); quod et Aeneas, Dardaniorum dux titulo principis Trojani ornatur p), et alia plura q).

Si praemiſſis iis, quae de oris regni, de montibus fluviisque in univerſum moneri debent, tunc demum per ſingulas provincias eundi initium facimus, ſperamus fore ut in uniuscuiusque ſitu finibusque conſtituendis tutius verſari poſſimus.

Littus Troadis occidentale a locis Lesbo extremae oppoſitis incipit. Inde per varios ſinuum flexus continuatur vsque ad Gargarum promontorium, quod inter altiſſimos Idae montes eſt. r) Inter hoc et Lectum promontorium littus rectum cum montium jugo porrigitur. Sequitur Sigeum, nobili fama promontorium, licet a poëta noſtro ſilentio praetermiſſum. Sigeum Helleſponti marisque Aegei terminus eſt. Curſus

---

o) Il. XX. 83.

p) Il. II. 826.

q) Strab. p. 875 - 77.

r) Il. XIV. 157. cf. 292. Strab. p. 874. Wood p. 322.

Helleſponti re vera vehemens eſt, s) qualem Homerus declarat. t) Quod vero idem latum eum vocat, *) e ſpecie naturaque Helleſponti derivari debet, qui, fluvio ſimillimus, ab hominibus priſcis, quorum nec ſermo nec ingenium ad diſcrimina rerum accurate perſpicienda comparata erant, pro fluvio vere habebatur. u) Verſus Propontidem Troadis ora usque ad Cyzicum inſulam patet. Omnem tractum, oris huc usque deſcriptis incluſum, Ida implet atque montium ambagibus variis modis ſecat. Etiam apud Homerum Idae nomen in tam multiplex montium jugum patere, neque de ſimplici tantum monte uſurpari, e ſitu fontium ſeptem fluviorum qui ab Ida lapſa dicuntur, x) et e Gargaro

---

s) Wood. p. 320.

t) Il. XII. 30.

*) Il. VII. 86.

u) Wood. p. 320, 21. Eundem et Herodotus fluvium malignum appellat.

x) Il. XII. 19-22.

garo y) et Lecto z) ad Idam relatis, apparet. Ida gratiſſima Iovi inde etiam Idaeo dicto ſedes, a) fingitur. Eidem in Gargaro templum erat exſtructum. b) Fluviorum Troadis, ab Homero commemoratorum, ab extrema verſus orientem ora incipientibus Aeſepus c) primus eſt. Careſus d) a Mallunte fluens apud oppidum Careſum in Aeſepum effunditur. Rhodius e) a dextro Careſi latere natus aquam iungit cum Aenio in Aeſepum deinde exeunte. f) Granicus amnis celebratiſſimus et ipſe ſicut illi ab Ida originem habet; g) huic qui immi-

---

y) Il. VIII. 47. 48.

z) Il. XIV. 283. 84.

a) Il. XVI. 604, 5.

b) Il. VIII. 48.

c) Il. II. 825.

d) Il. XII. 20.

e) Ibid.

f) Strab. p. 899.

g) Il. XII. 21.

ſcetur rivus, Rheſus *h*) eſt ſaltem e Demetrii Scepſii conjectura *i*), cuius in Troadis notitia maxima eſt auctoritas. Poſt hunc Practius eſt *k*) qui inter Abydum et Lampſacum in Hellespontum defluit *l*). Ne Practium pro oppidi nomine habeamus, quippe quod nusquam in ea regione inveniatur, monet Strabo *m*). Rivum quendam Selleëntem juxta Arisben fuiſſe ſcimus *n*), de cujus ipſius ſitu nihil amplius conſtat niſi vicinam Abydo et Lampſaco fuiſſe. Rhodii oſtia ſunt inter Dardanum et Abydum Cynoſſemati oppoſita *o*). Cum Troas duo hujus

---

h) Il. XII. 20.

i) Ap. Strabon. p. 899.

k) Il. II. 835.

l) Duo fluvii in tabula Danvilliana inter Abydum et Lampſacum expreſſi ſunt, quorum alter Practius ſit, quo discernam, non habeo.

m) Strab. p. 883.

n) Il. II. 838. 839.

o) Strab. p. 889.

huius nominis flumina habeat, neque discerni queat, altervtrum Homerus deſignare voluerit, neutrum omittendum duxi.

Sequuntur jam Simoïs et Scamander, quibus Homeri carmina aeternam famam pepererunt. Scamandro olim Xantho nomen fuerat *p*), quod ipſe Homerus non niſi de numine flumineo vſurpat. Huius amnis et natura et ſpecies, prout mutantur anni tempora, mirum in modum variant. Woodius, qui aeſtate eum inviſit, adeo imminutum tenuemque tunc illum fuiſſe ait, vt prae inopia aquae ne perpetuo quidem curſu in mare delaberetur. Idem ex accolis comperit, clariſſimisque veſtigiis deprehendit, quanta vi ille, hibernis imbribus alveo in immenſum ſpatium dilatato, loca adjacentia devaſtet *q*). Poſteriorem Scamandri conditionem haud obſcure indicat poëta, ubi narrat equos vivos pro

---

p) Il. II. 73. 4.

q) Wood. p. 326 - 28.

ſacrificiis in Scamandro mergi, vt undarum vi abripiantur r). Naſcitur Scamander, teſte Demetrio Scepſio, e Cotylo, monte praealto, unde et Granicus et Aeſepus decurrunt s). Cum hoc conſentit Wodii deſcriptio, tum ſaxi fontem emittentis, tum ſpatii a fonte fluvii ad oſtia producti t). Idem exiſtimat, ſicut ibi multarum rerum faciem, terrae motus aliaeque cauſae novaverint, ita **Homerica** aetate plane alium fuiſſe Scaman-

---

r) Il. XXI. 130-32. Num forte et ſubitas iſtas fluminis mutationes innuere voluit poëta in narratione de Achillis cum Scamandro pugna? Nonne, ſi illam, miraculorum velamentis detractis, ad veram rerum naturam exegeris, haec fere erit, Achillem quondam, cum nimus audacter amnem adhuc tumentem natando ſuperare vellet, in magnum vitae periculum deveniſſe, deinde brevi poſt illum vehementia caloris adeo exaruiſſe vt exuſto ſimilis exiſteret?

s) Str. p. 898.

t) Wood p. 323. 24.

Scamandri ſontem, multo minus in mediterranea recedentem u), motus verſibus hisce:

Κρουνω δ᾽ ικανον καλλιρροω, ενθαδε πηγαι
Δοιαι αναϊσσουσ· Σκαμάνδρου δινηεντος x).

Patere enim hinc, fontes Scamandri ad ipſum vrbis ambitum fuiſſe, cum apud fontem Scamandri, qualis nunc ſit, vrbs nullo modo iacere potuerit. Fontem porro calidum, alterum e geminis ab Homero deſcriptis, quem quidem Strabo ibi eſſe, diſerte negat y) multo infra illum, qui hodie Scamandrum emittat, oriri. Simoïs ad dextrum Scamandri latus defluit. Ambo ſatis amplum curſum emenſi in unum alveum coëunt z). Non ſemper eundem manſiſſe confluentem eorum, perſuaſerunt Woodio a) clara veſtigia alveorum

---

u) Wood p. 329-331.
x) Il. XXII, 147.'48.
y) Strab. p. 899.
z) Il. V. 774.
a) Wood p. 331.

veorum, qui olim flumina capiebant *). Deinde in planitiem delata plerumque per campos adjacentes ſtagnant, ita vt aquae ipſorum minima pars juxta Sigeum Hellesponto immisceatur, reliqua omnis in pratis paludoſis diſſipetur. In oſtio Scamandri adgeſta eſt, adgeriturque ſemper terra limoſa, qua non paucis ſtadiis hac de parte auctum littus, Hellespontus coarctatus eſt *b*).

Reſtant

---

*) Ill. Heynius in diſſertat. De acie Homerica in Nov. Commentar. Societ. Regiae proponit conjecturam, Scamandrum et Simoentem olim diverſis locis in mare ſe exoneraſſe, et Homericum illud Il. V. 773 - 5. ita eſſe accipiendum, vt amnes iſtos aliquo in loco anfractu interius verſo propius ad ſe invicem deflexiſſe putemus, qua ratione innumeris difficultatibus occurritur. In pluribus aliis quoque, fructum egregium ad lucidius declarandum locorum circa Troiam ſitum, ex iſto libro cepiſſem, ſi nondum conſcripto libello inſpicere illum potuiſſem.

b) Strab. p. 890. Wood p. 329.

Reſtant flumina duo, nequaquam pari celebritate, Satnioïs c) et Heptaporus d). ſatnioïs inter Lectum et Gargarum exit. Heptaporo curſus obliquus nominis origo fuit. Septenis nimirum vicibus tranſeundus erat a Cylleno ad pulchram Piceam proficiſcentibus. Haec res declarat etiam, ubinam curſum amnis habuerit, cum pulchram Piceam CLXXX ſtadiis ab Adramytto in ſeptentrionem remotam ſciamus e).

E provinciis regni Trojani primum illarum quas Diacosmus exhibet recenſum faciemus, deinde ad illas pergemus quarum obiter tantum alias mentio facta eſt.

Hectoris provincia. Gens, cui Priamus, et huius aetate jam imbecilla, Hector imperabat, Trojani erant, ar-

ctiore

---

c) Il. VI. 34. Falſo, Strabone quidem judice p. 902. Scripſerunt quidam Il. XXI. 87. ὑπὸ Σατνιόεντι pro ἐπὶ.

d) Il. XII. 20.

e) Strab. p. 899.

ctiore vocabuli ſignificatione. Latiore enim ſenſu Trojani vocabantur in univerſum provinciarum Priamo ſubjectarum incolae. An ſimili ratione Trojae nomen, quod in univerſam Troadem valere ſupra oſtendimus *f*), ſingulam Hectoris ditionem interdum deſignet, certo affirmare non auſim; pro vrbis nomine idem, raro quidem, ſed aliquoties tamen aperte vſurpatur *g*). Finitimos habebat Hectoris provincia ab ortu ſolis Dardanios, a meridie Leleges, de quorum vtrorumque finibus accurati nihil traditum eſt. In Helleſponto limitis initium ponendum videtur inter Rhoeteum promontorium et Dardaniam Aeneae ſedem. Certe, ſi huic argumento confidere licet, in Ophrynio quod oppidum vltra Rhoeteum, verſus Dardanum fuit, Hectoris Sacrum monſtrabatur *h*). Hinc limes deducendus eſt vſque ad

---

f) Ex Il. IX. 329.

g) Il. VIII. 241.

h) Strab. p. 889.

ad agros Scepſios, a Demetrio Aeneae ditioni vindicatos. Hac de parte Scamandrum vtriusque provinciae finem idem Demetrius conſtituit. Cebreniam, quae cis Scamandrum erat, ab agro Scepſio eam diſterminantem, tum quod Paridis et Oenones in eo monumentum inveniatur, tum quod vrbs Cebrene a Priami filio Cebrione nomen acceperit, ſuſpicatur ditionis proprie Trojanae eſſe *i*). Inde limitem quam fieri poteſt maxime verſus meridiem Lectumque extrahendum, quam plurimum Hectoris provinciae dandum, exiſtimo, quoniam copiae Hectoreae ceteros ſingularum provinciarum exercitus numero longe ſuperarunt *k*). Totius regni caput, Ilium *l*), vrbs tum divitiis, tum amplitudine, munimentorumque firmitate

---

i) Strab. p. 891. 92.

k) Il. II. 817.

l) Homero vox feminina eſt ἡ Ἴλιος. Apud recentiores quibus Homerus exemplo ſuo praeivit (Il. VIII. 241.) conſuetudo evaluit vt eam non amplius Ilium ſed Trojam appellarent.

tate *) excellens per paucos tantum annos floruit, quippe quae ab Ilo Priami avo condita m), Priamo adhuc ſuperſtite concidit. Arcem habebat Pergamum, colli impoſitam n), quae Priami regiam o) continebat. Quaeſtio de ſitu Trojae, licet in turbanda ea vana gloriatio recentiorum Ilienſium, vetus Ilium apud ſe jactantium p), et obſcurata

---

*) Il. XXI. 446.

m) Il. XX. 235, 36. Ante Ilum Dardania regum ſedes fuerat. Il. XX. 216. 17.

n) Altum et praeruptum hunc fuiſſe arguitur Il. IV, 508. Od. VIII. 508. Eandem ob cauſam vrbs ἠνεμόεσσα et ὀφρυόεσσα dicitur.

o) Il. VI. 316. 317.

p) Supervacaneum foret argumenta, quibus rei periti novae Trojae cives mendacii jam dudum arguerunt, e Strabone (p. 892 - 98) repetere. Sufficit, ſitum novi Ilii, quod duodecim ſtadiis quorum dimidia ſaltem pars poſt Homeri aetatem adgeſta eſt ab Helleſponto Graecorumque caſtris aberat, bene animo concepiſſe, ad omnem de ea re dubitationem expellendam.

rata longo aevo terraeque motibus locorum facies conſpiraverit, non adeo impedita eſt, vt nihil omnino certi de ea ſtatui poſſit, praeſertim cum Woodii opera praeclaram tabulam nobis ſuppeditaverit. Sed opus eſt ut rem, dignam, de qua proprio libello disputetur, breviter hic complectar. Primo loco monendum eſt, Ilium non in Idae radicibus ſicut Dardaniam, ſed in planitie exſtructum fuiſſe q). Collem itaque quo Pergamus attollebatur, cum Ida non cohaeſiſſe, campisque planis cinctum fuiſſe oportet. Scimus porro fontem calidum ſub ipſis muris ebulliiſſe r). Vrbem introrſus a confluente Simoëntis et Scamandri fuiſſe neceſſario inde ſequitur, quod in campum hunc Simoënte circumfluum Trojani et Graeci ad pugnandum

---

q) Il. XX. 216. 217.

r) Mirum eſt, Woodium oblitum eſſe, fontis huius mentione facta, ſitum eius declarare.

dum progredi ſolebant *s*). Ex alius pugnae deſcriptione intelligitur, vrbem a dextro Scamandi latere inter ipſum et Simoëntem ſitam fuiſſe. Pugna nimirum iſta inter Simoëntem et Scamandrum fit, vbi plerumque pugnari ſolet *t*); deinde Trojani in fugam verſi, agmine diviſo, pars recto itinere Trojam petunt, pars Scamandrum ſuperare conantur *u*). Patet inde, vrbem e campo Scamandrio ſubituro Scamandrum transeundum non fuiſſe, adeoque vrbem eidem fluminis ripae, cui campus ille praetenditur, adjacuiſſe. Denique vrbis in hoc tractu poſitione comprobata, ſupereſt vt ſtatuatur aliquid de longinquitate eius ab Helles-

---

s) Il. VI. 4. cf. Il. II. 464, 65. Ibid. 810, 11.

t) In hunc locum pugnae quae a Libro XX. incipit, tum aliis argumentis deducimur tum maxime eo, quod Mars Trojanos a Callicolone colle ad Simoëntem in eodem campo poſito illis adſtat Il. XX. 53.

u) Il. XXI. 1—8.

Helleſponto. In univerſum tantum monebimus, tutiſſime hic medium curſum teneri, cum quidem magnum inter vrbem et caſtra Graecorum intervallum fuiſſe et diſerte declaratum ſit x), et ex ipſa rerum narratarum natura appareat; altera autem de parte, nimia longinquitas prohiberet, quo minus res, quas Homerus unius diei acta fuiſſe vult, eodem die geri potuiſſent.

Praeter Ilium, quae in hac provincia commemorantur, haec ſunt: Thymbra oppidulum Thymbridi amni appoſitum erat. Is eſt rivulus, quem tabula Troadis Woodiana exhibet currentem inter Scamandrum et Simoëntem, quandoquidem huic convenit, quod Strabo ait, Thymbridem prope vetus Ilium, a novo quinquaginta ſtadiis remotum fluere. Tenedos, inſula notiſſima, templum Apollinis Sminthei ſatis clarum habe-

---

x) Il. X. 209, 210. XVIII. 256. Od. XIV. 496.

bat *y*). Oppidum eius Achilles deleverat. Pedaei *z*), quod obſcurum Troadis oppidum Euſtathius dicit *a*), commodiſſime hoc loco mentionem fieri exiſtimo, cum cuius provinciae fuerit, traditum non habeam, eaque Priamo cognata vrbs fuiſſe videatur, vt in qua filiam elocaverat *b*).

AENEAE PROVINCIA. Longo anguſtoque tractu inter Hectoris et Meropidarum ditionem porrecta haec a fronte Helleſpontum habet, a tergo Leleges Cilicesque. Incolis eius et Dardaniis *c*) nomen, et Dardanis *d*) erat. Ex urbibus eius ſola Dardania laudatur in honorem conditoris Dardani ita appellata *e*). Condi-

---

y) Il. I. 38.

z) Il. XI. 624.

a) Euſt ad Il. p. 895. 40.

b) Il. XIII. 173.

c) Il. II. 819.

d) Il. VIII. 173.

e) Il. XX. 215. 16.

Conditam hanc fuiſſe ad Idae radices, Homerus memoriae tradidit *f*). Praeterea nulla ſitus eius monumenta habemus, vtpote, cuius Strabonis aetate nulla jam veſtigia exſtarent *g*).

Pandari provincia. Vltimam hanc verſus Myſiam regni Trojani partem Lycii tenebant, quos plerisque locis ſeparat poëta a Trojanis *h*), interdum tamen confundit *i*). Lycios Aphneorum cognomine a majoris Lyciae incolis diſtingui putant his verſibus:

> ὁι δε ζελειαν εναιον ὑπαιποδα νειατον Ιδης,
> αφνειοι, πινοντες ὑδωρ μελαν Αισηποιο,

---

f) Il. XX. 218.

g) Strab. p. 885. Diſtinguit igitur Geographus veterem illam Dardaniam a Dardano, ſuperſtite adhuc ipſius aetate oppido.

h) Quotiescunque hac Troianum agmen alloquendi formula vtitur: Τρωες και λυκιοι.

i) Il. II. 826.

cujus vocis *αφνειοι* veram hanc eſſe ibi vim, hoc argumento probant, nescio an ſatis valido: in Lyciorum terra inveniri paludem quandam Aphnitidem *k*). Habitationes Lyciorum ad vtramque Aeſepi ripam erant; vrbs eorum vel ſola, vel princeps *l*), Zelea, ſub extrema Idae radice poſita erat *m*), quam Strabo centum nonaginta ſtadiis a Cyzico, octoginta a littore proximo reducit *n*).

MEROPIDARUM PROVINCIA. Ab oriente ſole Lyciam, ab auſtrino Aſii provinciam conterminam habebat. Nullum populi hanc provinciam incolentis proprium nomen memoratur. Laudatur in illa Adraſtea, quo communi nomine cum oppidum inter Parium et Priapum, tum ager illi adjacens appellatur *o*), vt adeo

---

k) Strab. p. 878.

l) Il. IV. 103.

m) Il. II. 824.

n) Strab. p. 878.

o) Strab. p. 879.

adeo non facile dijudicaveris, Homerus Adraſteam terram an vrbem dicere voluerit *p*). Ab aliis veteribus Adraſtea cum Pario, quam tamen Strabo aetate Trojana nondum conditam fuiſſe, ait *q*), confunditur atque pro eodem oppido habetur *r*). Paeſum *s*) ſeu Apaeſum *t*) olim everſam vrbem inter Lampſacum et Parium eiusdem nominis fluvius praeterfluebat *u*). Pityea, a natura loci monti pinifero ſubjecti ita dicta, inter Parium et Lampſacum poſita erat *x*). De Terea duplex interpretum eſt judicium. Quidam montem in Piroſſo pro-

---

p) Il. II. 828.

q) Strab. p. 882.

r) Cellar. Notit. T. II. p. 37.

s) Il. V. 612.

t) Il. II. 828. — και δημον' Απαισου. Vocabulum δημος apud Homerum ſaepe de urbe terrave vſurpatum, mille locis locutioni periphraſticae inſervit. v. c. ἐν δημῳ Ιθακης pro ἐν Ιθακῃ.

u) Strab. p. 881.

x) Strab. p. 880.

pe Zeleam, alii montem aliquem quadraginta ſtadiis a Lampſaco diſtantem proferunt y). Prior ſententia minus videtur probanda, quia, quae Zeleae adjacent ad Adraſti et Amphii provinciam pertinere nequeunt.

Asii provincia. Continentur ea Percote, Practius amnis, Seſtus, Abydus, Ariſba. De Percotes ſitu non amplius conſtat, niſi inter Lampſacum fere et Abydum eam poſitam fuiſſe z). Alio loco Percope occurrit a), quam Euſtathius diverſam a Percote Troadis vrbem fuiſſe cenſet b), diſſentiens a Stephano Percoten

---

y) Strab. p. 881. Legitur ibi: το δε της Ρειης ορος οι μεν τα εν Πειρωσσω ορη φασιν, falſo pro: τοδε Τηρειης ορος. Sic et in Homero ad quem Strabo hoc loco reſpexit nomen ſcriptum eſt, et Euſtathius, Strabonis deſcriptor, manifeſto ita legit (ad Il. p. 269. 43.) Corruptelae cauſa fuit ſequens illud αγιον της Ρειης.

z) Cellar. T. II. p. 49.

a) Il. XI. 229.

b) Euſt. ad Il. p. 776. 40.

ten olim Percopen eſſe dictam affirmante. At vt taceam, nusquam Percopen exhiberi, Percotes ſitus rei apud Homerum de Percope narratae optime convenit. Iphidamantis nempe, e Thracia circa Hellespontum in Troadem transvecti, claſſis in Percopes portu ſubſtiterat *c*). Si igitur pronuntiare licet, Percoten ac Percopen eandem eſſe, ſequitur illam maritimam fuiſſe. De Practio jam ſupra monuimus. Formula haec: *ὅι Πρακτιον αμφενεμοντο* ſolennis poëtae eſt, vbi ſparſas hominum habitationes circa flumen fontemve deſcribit. Seſtus Thraciae proprie vrbs, ſed ſeptem ſtadiorum freto tantum ab Abydo disjuncta, quomodo in reguli Trojani ditionem venerit, per ſe intelligitur. In Abydo equarum paſcua Priamo erant *d*). Ariſba olim forſan non ita tenuis, vt pote quae regia ſedes Aſii, fuit *e*), certa ſitus ſui

veſti-

---

c) Il. XI. 227.

d) Il. IV. 499, 500.

e) Il. II. 839.

veſtigia non reliquit. Hoc tantum ſcimus eam juxta fluvium quendam obſcurum Selleëntem f) prope Abydum et Lampſacum fuiſſe g).

ALTAE PROVINCIA. Troadis populis iis perluſtratis, quos Catalogus laudat, proximi ſunt Leleges, quibus Altes imperavit, poſt hos Cilicum duplex provincia. Vltima Cetei tenent. Lelegum, quantum ex vrbis eorum principis Pedaſi ſitu conjicere licet, littus inter Lectum et Gargarum fuit. Nonnulli Leleges hos Cares appellarunt, quanquam vtrosque Homerus diſtinxerat h). Error inde nasci potuit, quod Leleges poſt bellum Trojanum in Carum terram conceſſerunt, cum quibus deinde terram communem tenentes, bella communia gerebant i). Poſtea diſperſione Lelegum per multas Graeciae partes

---

f) Il. II. 840.

g) Strabo p. 883.

h) Il. X. 428 Strab. p. 909.

i) Strab, l. c.

partes facta, omnino deleta eſt gens *k*). Pedaſum quam Satnioïs praeterfluebat *l*), vt ſupra notavimus, expugnavit quidem Achilles, at non funditus evertit. Nam et Altes, poſt certamina cum Achille ſuperſtes, Pedaſi habitavit *m*), et Lelegem copiae, licet in Catalogo nón laudatae adverſus Graecos pugnarunt *n*).

Eetionis provincia *o*) Prima haec gentis Cilicum provincia media jacet inter Leleges et alteros illos circa Lyrneſſum Cilicos. Vrbes commemorantur Thebe, Chryſa, Cilla. Thebe ſaeviorem etiam quam Pedaſus, victorem Achillem ſenſit *p*), neque unquam poſtea

---

k) Ibid.

l) Il. VI. 34, 35.

m) Il. XXI. 86, 87.

n) Il. X. 429.

o) Eetionem Thebis habitaſſe narratur Il. I. 366. Cilicum regem fuiſſe Il. VI, 415, 16.

p) Il. I. 366, 67.

ſtea refloruit. Ruinae eius ſeptuaginta ſtadiis ab Aſtyra, ſexaginta ab Adramytto cernebantur q). Cur Homerus eam Θηβην ὑποπλακιην dixerit et ὑπο Πλακῳ ὑληεσσῃ r) multae obſcuritatis quaeſtio eſt, cum neque Placus aliquis, neque locus ſylvoſus ibi inveniatur s) veteribus rerum nominibus deletis, terrae facie multum mutata. Cilla ad flumen Cillaeum, Chryſa in littore prope Thebas jacebat t) vtraque Apollinis templo clara u). Cum, hac deſerta, nova condita eſſet Chryſa prope Hamaxitum, Apollinis templo ſimul in eam translato, antiquitatis imperiti Chryſam illam Trojana aetate multo recentiorem pro Homerica habuerunt, Quorum opinionem Strabo docte refutat x) his maxime argumen-

---

q) Strab. p. 910, 913.

r) Il. VI, 396, 97.

s) Strab. p. 913.

t) Strab. p. 910, 11.

u) Il. I. 37, 38. cf. Strab. p. 910, 11.

x) Strab. p. 991.

gumentis quod nova Chryſa portu careat, quo vetus inſtructa fuerit *), neque templum eius, ſicut huius y) littori propinquum ſit; quod nova Chryſa remotior a Thebe ſit, quam ut ad eius ditionem pertinere potuerit, ad quam pertinuiſſe Chryſam Homericam, perſuadet nobis Chryſeis, cuius pater Chryſae ſacerdos erat, captiva e Thebe expugnata abducta z); quod melius denique Chryſae veteris poſitio cum modo itineris quo Vlyſſes in eam tetenderit, conveniat.

MYNETIS PROVINCIA *a*). Altera Cilicum pars *b*) inferius illa in littore habitabat. Eadem clade, qua Eetionis Cili-

---

*) Il. I. 431,

y) Il. I. 439, 440.

z) Il. I. 366 - 369.

a) Il. II. 691, 692. cf. Il. XIX. 296.

b) Licet ex Homero colligi nequeat, etiam Cilices fuiſſe, quibus Mynes imperabat, Strabo tam confidenter illud vbique affirmat, quaſi e certiſſimo fonte hauſiſſet, p. 877. 910. 916. in fine.

Cilices, gens haec afflicta eſt, cum vrbe ſua Lyrneſſo c) octoginta ſtadiis ab Adramytto, ſed ad aliud latus, quam ad quod Theben illud habebat, poſita d). Vtrique Cilices tum in Catalogo omiſſi ſunt, tum inter populos in Trojanorum acie pugnantes nunquam laudantur, ratione ſatis perſpicua. Ducibus eorum interfectis, genteque prorſus depreſſa atque imminuta, ſi qui urbium ſuarum cladem fugerant, cum Hectoris copiis fortaſſe illi in aciem progreſſi ſunt.

EVRYPYLI PROVINCIA. Secundum Strabonem, Eurypylus, quem ex Homero Telephi filium, Ceteorum ducem fuiſſe, tandem Pyrrhi manu cecidiſſe ſcimus, circa Caïcum infra Cilices Lyrneſſios regnavit, vnus e regulis a Priamo pendentibus e). Quamquam haec jam poſui-

---

c) Il. II. 691 - 693.

d) Strab. p. 910. Alii Lyrneſſum Pedaſumque cum Adramytto confuderunt. V. Cellar. Notit. orb. ant. T. II. p. 43.

e) Strab. p. 878. 915.

poſuimus, novem provincias regni Trojani numerando, diſpiciemus nunc quam certa illa ſint atque comprobata. Locus Homeri, de quo agitur, ſic ſe habet:

> τον Τηλεφίδην κατένηρατο (intell. Neoptolemus) χαλκῷ,
> Ἡρω Ἐυρυπυλον· πολλοι δ' αμφ' αυτὸν ἑταιροι
> Κητέιοι κτεινοντο, γυνιαων ἑινεκα δωρων f)

Tenebrae, quibus hi verſus obvoluti ſunt, aliquanto obſcuriores Grammaticorum nugis redditae ſunt. Vltimum illud hemiſtichium, et ipſum aenigmatis inſtar, quandoquidem Geographiam non tangit, hic non curabimus, neque haerebimus in etymologicis aut emendationibus aut explicationibus vocis Κητειοι. Strabonis ratiocinatio, qua Eurypylum terrae ad regnum Trojanum pertinenti praefectum fuiſſe, efficit, haec eſt g). Conſtat Telephum a Teuthrante, rege circa

---

f) Od. XI. 518.

g) Strabo p. 915., 16. cf. 877.

circa Caïcum, pro filio adoptatum eſſe h). Nominis Ceteorum, quod olim harum regionum incolis tributum ſit, veſtigium profert geographus amnem quendam Cetium, (κητιον) per Elaitidem in Caïcum delabentem. Denique Ceteos Priami ſceptro ſubditos fuiſſe, inde concludit, (nam aliis argumentis res caret) quod regni Trojani terminus inſula Lesbus dicitur i). Nimis arguta haec argumentorum connexio videri poſſet, niſi probabilitatem quantulamcunque ſequi ſatius eſſet, quam omnino de rei cognitione deſperare. Attamen vel ſic poſtremam argumentationis Strabonianae partem reſcindendam cenſeo, nullo fundamento nixam, niſi vaga illa atque hyperbolica deſcriptione finium Troadis. In incerto igitur relinquemus, Eurypylus praefectusne provinciae Trojanae fuerit, an rex, Trojanorum ſocius. Ill. Gatterer memorato Homeri de

---

h) Apollod. p. 226.

i) Il. XXIV. 544.

de Ceteis loco, *k*) Cetim huc refert, partem Ciliciae apud Ptolemaeum. Et ſane magnam veri ſpeciem habet Ceteos, Cilicum in Troade vicinos etiam Ciliciam cum iſtis ſimul tenuiſſe. Si quaeras forte cur Eurypyli, poſt tempora in quibus Ilias verſatur, demum occiſi, copiarum oblitus ſit poëta in διακοσμῳ, reſpondebo, eum in exercitus Trojani recenſione jam ſatigatum longa nauium copiarumque enumeratione, magis operam dediſſe, vt breuiter, quam vt plene accurateque eam inſtitueret, *l*) tum quoque omnia congeſſiſſe quae ad Graecorum gloriam celebrandam facerent, Trojanis vero partibus hac in re multo minus fauiſſe.

RELIQVAE GENTES ASIAM INCOLENTES.

Mysi. Myſos et in Catalogo Homerus habet et alias commemorat, habita-

---

k) Weltgeſch. T. I. p. 186.

l) Sic et Caucones et Memnonis copias, in exercitus Troiani recenſu omiſit.

bitationes vero eorum quales quantaeque fuerint, nunquam declarat. *m*) Quarum cognoſcendarum cauſa, ſi ſedes gentibus finitimis aſſignatas diſpiciamus, vacuum quaſi tractum nulli populo ab Homero memorato proprium inuenies, ab Aeſepi fere oſtio ad Aſcaniam. Quod ſi praeter Myſos ibi habitaſſent alii, Homerus eos inter ſocios Trojanorum, quorum foedera latiſſime per Aſiam patebant,

---

m) Strabo tamen (p. 847.) recitat verſus Homericos quibus Myſi ex Aſcania veniſſe dicuntur: Παλμυν, Ασκανιοντε, Μορυνθ' υἱον Ιπποτιωνος, Μυσων αγχεμαχων 'ηγητορα — 'Οιγ' ἐξ Ασκανιης εριβωλακος ηλθον αμοιβοι, et concludit e verſu ſecundo quem noſtra Homeri exemplaria non exhibent, (Il. XIII. 792, 93.) Aſcaniam duplicem fuiſſe, hanc Myſorum, illam Phrygum. At cum Strabo hos verſus nullius libri ope adiutus, vt ſaepe, adſcripſiſſe videatur, in eo falli potuit, vt verſus duo alienos, ſimiles ſibi confunderet, et unum inde genuinum ipſi viſum fingeret. Verſus iſti, quos dixi, ſunt Il. XIII. 5. Μυσωντ' αγχεμαχων — et XIV. 512: — Μυσων 'ηγητορα καρτεροθυμων. —

bant, retuliſſet. Itaque easdem fere ſedes, quas poſtea, tenuiſſe videtur gens, niſi quod ad Aegei maris oram tunc a Ceteis Pelasgisque cultam nondum penetrauerat.

Phryges. Phrygia qualis fuerit, aetate Trojana, duo tantum, quibus determinemus, certa nobis ſigna ſunt; Aſcania regio a lacu Aſcanio, haud procul ab Olympo orientem verſus poſito ita dicta, et Sangarius fluuius. Magnam igitur Bithyniae, qualis a Strabone illa definitur partem, Phrygia complexa eſt. n) An vero vltra Sangarium patuerit, necne, et quam late in mediterranea, quae a Geographis Phrygiae ditioni dantur, porrecta fuerit, ex Homero non liquet. Quodammodo tamen ille terram eorum quam latiſſimam cogitare nos jubet, vbi Phryges opibus et

---

n) Fortaſſe Bithyni, Thracica gens, poſt Trojani belli tempora in Aſiam tranſierunt, Phrygesque in interiora Aſiae compulerunt.

populi multitudine vix Graecis ceſſiſſe tradit. o)

Caucones. Caucones alii Scythas fecerunt, alii Macedonas quosdam, nonnulli Pelasgos. p) Poſterior ſententia potiſſima videtur, quandoquidem gentis huius partem Peloponneſus olim aluit. q) Cauconum horum, qui inter Trojanorum ſocios erant, r) ſedes in ora Ponti a Maryandynorum inde finibus ad Parthenium fuerant, quo in tractu etiamnum ſua aetate Cauconitas, Cauconum progeniem fuiſſe, Calliſthenes teſtatur. s) Idem in *διακοσμον*, Cauconas omittentem, auſus eſt inſerere verſum de ſuo:

> *Καυκωνας δ' αυτ' ηγε Πολυκλεος ὑιος*
> *αμυμων,*

cui

---

o) Il. III. 184.

p) Strab. p. 817.

q) V. ſupr.

r) Il. X. 429.

s) Ap. Strab. l. c.

cui adjecit alium e copiarum Paphlagonicarum recenſu petitum:

> 'Οι περι Παρθενιον ποταμον κλυτα
> δωματ' εναιον,

reprehendenda profecto poëtam emendandi libidine incitatus, cum cauſae in promptu ſint, quibus effectum eſt, ut negligentius breuiusque Trojanorum copiae recenſerentur.

PAPHLAGONES. Proxime in littore ſequuntur Paphlagones, de quibus plura commemorata inuenimus. Principem horum nobiliſſimamue partem Henetos facere videtur poëta, t) qui vtrum poſt bellum Trojanum amiſſo duce per Thraciam ad ſinum Adriaticum commeauerint, vt vulgaris opinio fert, Strabone non aduerſante, u) an e ſola nominum ſimilitudine orta ſit iſta narratio magis hiſtorias tractantis, quam antiquitatem Geographicam illuſtrantis eſt.

---

t) Il. II. 852.

u) Strab. p. 819.

Henetorum nomen quod longa ſaeculorum ſerie obſoleuerat, offendit interpretes, vt pro εξ Ἑνετων, qui nulli ipſorum aetate in Aſia erant, ſcribendum cenſerent εξ Ἑνετης, quo nomine Amiſum vrbem Leucoſyrorum dictam ajebant. x) Qui ſi reputaſſent, quanto clariora nomina longum tempus oppreſſerit antiquae lectioni pepercifſent.

Quod de mulorum ferorum in Henetorum terra copia traditur, y) prodit eam ſiluis ſpatioſis contectam, minusque cultam fuiſſe. Habitationes Paphlagonibus dantur, loca circa Parthenium, nobile flumen; Cytorus, oppidum eſt nonaginta ſtadiis a Cromna verſus orientem reductum; z) Seſamus, quae tribus vrbibus adjunctis Amaſtris nominata eſt, et nouae hujus vrbis arx manſit; a) Cromna, inter Erythinos et Cytorum

---

x) Strab. p. 819.

y) Il II. 852.

z) Cellar. Notit. orb. ant. T. II. p. 311.

a) Strab. p. 820.

torum; *b*) Aegialus, tractus centum ſtadiorum in littore juxta promontorium Carambim cum eiusdem nominis vico; *c*) Erythini, collis vel oppidum ſexaginta ſtadiorum interuallo a Seſamo, totidem a Cromna diſtans, *d*) Difficultas quaedam ineſt hisce locorum appellationibus, *Παρϑενιος*, *Αιγιαλος*, *Ερυϑινοι*, quibus qui fieri potuit, ut barbara Paphlagonum gens aetate Trojana vteretur? Nonne potius credendum has primum a Mileſiis ceterisque Graecis, Pontum Euxinum coloniis cingentibus, multo ſerius huc allatas eſſe? Igitur vel fatendum Homerum hic non, qua ſolet, eruditione diuerſorum temporis rationes diſtinxiſſe; vel, ſi hoc nolis, verſus tres qui v. 852. ſequuntur pro additamento ab indocta manu adſarto, ejiciendi ſunt.

Halizoni. Etiamſi non ſperandum, nos, tanto ſaeculorum interuallo ab Homero

---

b) Cellar. l. c.

c) Strab. p. 820.

d) Cellar. T. II. p. 310.

mero ſeparatos, omni notitia hiſtoriae populorum minoris Aſiae deſtitutos, feliciores fore, quam doctos antiquitatis viros Ephorum, Hecataeum, Menecratem, Palaephatum, Apollodorum, Strabonem, Arrianum, aliosque, *e*) qui fruſtra deſudarunt in verſibus hisce:

Αυταρ Ἁλιζωνων Ὁδιος και Επιστροφος ηρχον,
Τηλοθεν εξ Αλυβης, ὁθεν αργυρου εστι γενεθλη, *f*)

ad vera loca populosque eos accommodaturi; iuuat tamen diuerſorum ingeniorum conatus intueri et in eo ſi haereas, cui fides habenda ſit, ſaltem, quid non ſequi debeas, cognoſcere. Potiſſimas igitur, eruditorum ſententias breuiter exponemus. Ephorus pro Αλιζωνων ſcribebat Αμαζωνων, altero verſu quoque prout ipſi placebat mutato, et Amazones has circa Cumen fuiſſe aiebat.

---

e) Strab. p. 826. ſeqq. Euſt. ad Il. p. 275.

f) Il. II. 856, 57.

bat.' Miror eum non vidiſſe, etiam το: 'Οδιος και Επιςροφος ηρχον corrigendum eſſe, ne ipſius ſententia concideret, ſi quidem Amazones, quales earum mores celebrantur, nunquam viros duces paſſae ſunt. Alii circa Myrleam et Rhyndacum Myſiae ſeu Bithyniae amnem vrbem Alaziam, olim deſertam oſtendunt, et Alazones quosdam, longinquitatis et argenti fodinarum, quae Halizonis tribuuntur, nulla ratione habita. Arrianus ait, Bithynos in peninſula, quae Bosporum Thracicum tangit, 'Αλιζωνους dici, quaſi mari cinctos. Strabo in Chaldaeorum ſ. Chaldorum terram, vbi Pharnacia eſt, Halizonos reducit. Chaldaeos metalla habere ait, ipſius quidem aetate aeris, olim vero etiam argenti. Eosdem olim Chalybes ſ. Alybes vocatos, ab Homero deſcribi. At neque haec Strabonis explicatio difficultati ſolvendae ſufficit. Neque enim ea docet Halizonorum nomen quid ſibi velit? g)

---

g) Si vera ſunt, quae diſſerit Strabo, mirandum foret homines jam Homeri aetate

PELASGI. Jam ad Troadem reuertamur, deſcriptionem noſtram per anteriorem Aſiae oram in Auſtrum deducturi. Pelasgi illi Lariſſam tenebant, *b*) quam

---

tate in Ponti Euxini oras, in quo Phaſin etiam cultioris aevi graeci εσχατον ναυσι δρομον dictitabant, tam alte cognitione ſua penetraſſe. Tunc minus etiam dubitarem, Othryonea e *Cabeſo* ad opem Trojanis ferendam profectum (Il. XIII. 363.) in terra, quam poſtea Leucoſyri occuparunt, natum fuiſſe. Cabeſum hanc alii Thraciae vrbem dicunt, alii Lyciae. (Euſt. ad Il. p. 910, 37.) E narratione Homeri vero patet, Othryonea e terra longinqua, quae opem Trojanis non tulerat veniſſe, tum vero etiam non memini, ab alio quoquam Cabeſum in Lycia ſeu Thracia laudari. Nonnulli Cabeſum Cappadociae oppidum fecerunt (Euſt. l. c.) et habemus Caballum apud Cappadoces (Cellar. Notit. orb. ant. T. II. p. 351.) quod aperte idem nomen eſt. — Haec cum neſcirem, ad cuius terrae deſcriptionem referrem, hic inſerenda judicavi.

b) Il. II. 842.

quam Strabo eam eſſe cenſet quae Cumis adjaceat, quia e tribus, quas Aſia habet, Lariſſis, altera Troadis eſt, altera Lydorum. i) Hactenus Homerus de Pelasgis, quorum ditioni multo plura danda ſunt. Lesbi, inſulae ſaepius ab Homero laudatae, incolae, majoribus ſuis Pylaeum, Pelasgorum ducem, k) imperaſſe affirmare ſolebant. l) Porro magnum littoris, poſtea Jonici dicti, tractum cum inſulis vicinis ſcimus Pelasgorum fuiſſe. m) Quamobrem loca ibi commemorata, Homero nihil de illis ſtatuente, non Maeonibus ſed Pelasgis tribuenda. Sunt illa montes Sipylus n) et Mimas, o) Chius p) et Pſyra q) inſulae, quarum haec Melae-

nae

---

i) Strab. p. 94. 922.
k) Il. II. 842.
l) Strab. p. 922.
m) Ibid.
n) Il. XXIV. 615.
o) Od. III. 172.
p) Ibid.
q) Od. III. 171. Homero Pſyria dicitur.

nae Chii promontorio, ex aduerſo iacet. Lapidem in Sipyli vertice eminentem quondam Niobes corpus fuiſſe, fama erat. *r*) In eodem naſcitur Achelous quidam, *s*) a nemine fere geographorum notatus, niſi quod Euſtathius ex auctore quodam deſcripſit, eum e Sipylo in agrum Smyrnaeum defluere. *t*) Mimantem in peninſula, verſus Chium excurrente, aſſurgere apud ipſum Homerum obſeruare licet. *u*)

MAEONES. *x*) Cuncta montium iuga, quibus Maeonia ſcinditur ſub Tmoli nomine complectitur poëta, Maeones in vniuerſum ſub Tmolo natos dicendo. *y*) Flumina plura celebrat, Hermum, Hyllum *z*) Cayſtrum, *a*) quorum Hyllus Her-

---

r) Il. XXIV. 617.

s) Ibid. 616.

t) Euſt. ad Il. p. 1507. 29.

u) Od. III. 172.

x) Μῄων, femin. Μῃονὶς. Terrae nomen: Μῃονίη.

y) Il. II. 866.

z) Il. XX. 392.

a) Il. II. 461.

Hermum aqua ſua auget, Hermus in ſinum Smyrnaeum illabitur. Ad Cayſtrum ſeu Cayſtrium, b) cujus ripae vndique cycnis gruibusque gratiſſimae olim fuerunt c), pratum erat quoddam Aſium ſeu Aſiae, d) herois in eo ſepulti; et monſtrabant Strabonis aetate in eodem, triginta ſtadia ab vrbe Nyſa, Aſiae et Cayſtrii heroum ſacella.

Prope Gygaeum lacum regiam ſedem fuiſſe oportet, quandoquidem e lacu iſto prognati feruntur Maconum duces. e) Sardes, quadraginta ſtadiis ab eo diſtantia

---

b) Ibid.

c) Il. II. 459.

d) Nomen eſt, vt Euſtathius opinatur (ad Il. 192. 45.) Ασιας, genit. Ασιου. Ionice Ασιεω. contr. Ασιω. Legi igitur debet Il. II. 461. Ἀσιω ἐν λειμῶνι vt eſt apud Euſtathium aut Ασιω. Vulgo ſcribitur Ασιῳ cum jota ſubſcripto quaſi adjectivum eſſet τῷ λειμῶνι, quam rationem ſecutus eſt Virgilius vbi Aſiam paludem laudat.

e) Il. II. 865.

tis, recentiores ſunt aetate Trojana. *f*) Alio loco intelliges Hyden vrbem, ad Tmoli radicem conditam, *g*) juxta lacum Gygaeum fuiſſe. *h*) Hanc ergo conjicio Maeonum gentis caput fuiſſe, ſiue, quae quorundam eſt opinio, eadem in majus aucta Sardes poſtea appellata eſt, *i*) ſiue interiit olim vrbs, quam Strabo non inueniri affirmat. *k*) Praeter Hyden Tarnę occurrit, Maeoniae oppidum, *l*) quae vbinam fuerit traditum non inuenio.

Cares. *m*) De epitheto Carum (βαρβαροφωνοι) Strabo multa docte diſputauit. *n*) Excitauerat illud interpretum dubia, maxime quod apud Cares

---

f) Strab. p. 928.
g) Il. II. 385.
h) Il. XX. 385. cf. 391.
i) Strab. p. 929.
k) Ibid.
l) Il. V. 43, 44.
m) Antiquum patronymicum Κὰρ fuit. Inde femin. Κάειρα Il. IV. 142.
n) Strab. p. 976. ſeqq.

res ſolos Homerus eo vſus eſt, *o*) neque tamen lingua Carica prae ceteris dura atque aſpera fuit. Strabo itaque cenſet το βαρβαροφωνοι magis eo valere, quod Cares, qui ab Jonibus Doribusque vna cum ipſis viuentibus Graece didicerant, male Graecam linguam calleant, quam eo quod ſermone patrio aſpero vtantur. At teſtimonium, quo Strabo probare conatur, Carum linguam non eſſe adeo injucundam auditu, ex aetate petitum eſt, qua jam graecarum vocum admiſtione rudis ejus ſonus mollitus fuerat, atque indoles barbara in ſuauius ſermonis genus mutata. *p*)

Loca, quae Caribus tribuuntur, ſunt: Miletus (non illa Jonum colonia, ſed vetuſtior vrbs, cujus olim deſertae, prope

---

o) Miror nemini hic in menten veniſſe illud: μετα Σιντιας αγριοφωνους. Od. VIII. 294.

p) Hoc ipſe auctor a Strabone advocatus docet: πλειστα ἑλληνικα ονοματα εχει καταμεμιγμενα.

prope hanc reliquiae cernebantur. q) Phthirorum (φθειρων) mons, Mycale et Maeander. Phthirorum mons idem cum Latmo eſt ſecundum Hecataeum; alii Grium intelligunt, jugum montium ab agro Mileſio verſus ſolis ortum per Cariam protractorum. r) Mycale vltra Maeandrum eſt, tunc nordum limitem Cariae ſeptentrionalem conſtituentem.

Lycii: Horum Lyciorum terrae vbique fere *ευρειης* epitheton additur; aut eo conſilio vt a Troadis Lycia diſtinguatur aut ornatus tantum cauſa. Vrbs eorum non laudatur, ſed fluuius tantum Xanthus. s) Circa Cragum Lyciae montem eſt ſedes ſabulae de Chimaera. t) Ibi Strabonis aetate adhuc voragini cuidam Chimaerae nomen erat. u) Figmentum de monſtro iſto igni-

---

q) Strab. p. 941.

r) Strab. p. 942, 43.

s) Il. II. 877.

t) Il. VI. 179.

u) Strab. p. 981.

ſigniuomo, e leonis, draconis et caprae forma mixto, ſumtum eſſe putant, a monte intus ardente, feris infeſtato. *x*) Duplex Cilicia et Lycia diſceptationi materiem praebuit, vtra prius ſit culta, vtra ex altera originem nomenque duxerit. Qua in re tam obſcurae antiquitatis, vereor vt aliquid certi ſtatuere liceat, niſi hoc: multas olim harum gentium migrationes et varia fata fuiſſe.

Solymi. Sedes Solymorum curioſius non declarantur, colligere tantummodo licet, ſinitimos Lyciorum eos fuiſſe. Erant bellicoſiſſimi, *y*) perpetuis bellis cum Lyciis implicati. *z*) Cum antiqua eorum gloria nomen obſolevit. Strabo illos eosdem cum Milyis eſſe judicat, alii Piſidas Solymorum ſobolem dicunt. Montes Solymi *a*) ſunt Tauri

juga,

---

x) Euſt. ad Il. p. 492. 8.

y) Il. VI. 184, 85.

z) Il. VI. 184. 204.

a) Od. V. 283. Neptunus e montibus Solymis conſpicit Vlyſſem prope Scheri-

am

juga, quae ad promontorium Chelidonium inſigni altitudine primum aſſurgentia, Pamphyliae exinde Piſidiaeque praetenduntur. Colles quidam prope Phaſelidem Strabonis aetate quoque Solymi appellati ſunt *b*).

Amazones. Non defuerunt, qui narrationem de Amazonibus pro inani poëtarum commento riderent, cum tamen dubitari nullo modo poſſit, vixiſſe quon-

---

am rati inſidentem, quod ex hominum cultioris aevi ſenſu non mirabile eſt, ſed incredibile. Fortaſſe igitur dubium tibi ſuborietur, ne montes iſti ab his Solymis alieni ſint. At, num magis modicum eſt, quod Juno ab Olympo certaminis in campis Scamandriis commiſſi vices accurate obſervat? Quod Iupiter ab Ida in Scytharum terram deſpicit? Gaudet imaginibus rerum divinarum in immenſum auctis praeclariſſimus poeta: vt cui rudiorum hominum affectus animi excitandi erant. Coacta et contorta explicatione Strabo difficultatem tollere conatur. p. 60.

b) Strab. p. 982.

quondam mulieres iſtas bellicoſas; equidem eatenus tantum narrationem de illis in majus auctam exiſtimo, quod traditur, ſolas in hac gente foeminas belli muneribus functas eſſe. Vna cum viris mulieres crediderim proelia ſubiiſſe, cujus rei novae prorſus miraculum adeo percellere debuit animos eorum, quibuscum certabant, vt hi, virorum obliti, ſolarum feminarum virtutem praedicarent. Tria earum bella diverſa apud poëtam noſtrum occurrunt, cum Phrygibus, *c*) cum Lyciis *d*) et cum Trojanis. Huius quidem monumentum exſtabat prope Trojam Myrinnae cuiusdam, quam Amazonem fuiſſe epithethon πολυσκαρθμος indicat, tumulus. *c*) Probabile hinc ſit certam habitationem eas non habuiſſe, ſed per totam Aſiam minorem vagantes vbique nominis ſui terrorem propagaſſe.

---

c) Il. III. 189.
d) Il. VI. 186.
e) Il. II. 814.

Cilicia. Nominatim huius Ciliciae mentio non ſit; ante Trojae excidium ne Cilicum quidem fuiſſe videtur. Jacet autem in ea a Pyrami oſtio introrſus f) campus Aleïus, locus deſertus, in quo Bellerophon aliquando delituit. g) In eadem plerique fabulam de Typhone ponunt, de qua paulo accuratius disquirendum. Typhon eſt ſymbolica imago incendiorum ſubterraneorum, ex antiquis cosmogoniis deſumta. Quotiescunque talia incendia vehementius flagrarent cum terrae concuſſionibus, tempeſtatum immenſa vi, fulminum ictibus juncta, ajebant homines priſci monſtrum rebellans a Jove fulminibus reprimi. h) Cuique ſtatim obvium eſt ευνας Τυφωεος multis regionibus convenire, cum et nunc talis locorum natura non raro reperiatur, et olim multo ſaepius fuerit obvia, niſi poëta, vt in certam aliquam ſcenam

---

f) Strab. p. 993.

g) Il. VI. 201.

h) Il. II. 781.

ſcenam auditorum animos defigeret, appoſuiſſet, eas *εν Αριμοις* eſſe. In eo igitur cardo rei verſatur, vt definiatur, quos Arimos vel quae Arima dicere Homerus voluerit, qua de re antiquitatis inveſtigatores in diverſas ſententias abiere. In refellenda opinione eorum, qui de Pithecuſa ſermonem eſſe ajunt, apud Tyrrhenos ſcilicet ſimias, qui inſulae nomen dederunt, Arimos vocari, *i*) non opus erit morari. Alii fabulam in loca circa Tmolum deducentes, dicunt, poſt Il. II. 783. apponi debere verſum hunc:

Χωρῳ ενι δρυοεντι, Ὑδης εν πιονι δημῳ; *k*)

Quinam autem Arimi ibi fuerint, non docent. Nonnulli Phrygiae combuſtae Typhonem tribuunt et Arimûn regem e veteribus harum regionum hiſtoriis advocant, *l*) cum tamen Homerus non Arimûn ſed Arimos habeat. Poſidonius

---

i) Strab. p. 929.
k) Ibid.
l) Strab. 932.

donius monet, *m*) vniuerſae Syrorum genti proprium nomen Arimis eſſe, Arimaeis ſeu Aramaeis, quod utique veriſſimum eſt. *n*) Variis igitur modis tentarunt Syris Typhonem accommodare. Fuerunt qui dicerent, Orontem fluvium ſubterraneo itinere aliquod ſpatium percurrentem Typhonem olim vocatum eſſe a Dracone, qui, dum fulmine ictus vehementer in terram irrueret, ſulco alte tracto fontem Orontis elicuiſſet, alveum excavaſſet. *o*) Quod pro vero ſi auctores nobis venditant, perabſurdum eſt, ſi, ut fabulam conſideras, colorem narrationis Homericae de monſtro non ſatis refert. Ingenioſior eſt conjectura quae lacum Asphaltitem hùc affert, cui doctiſſimus Taylor patrocinatus eſt verſu ſuperius recitato, quem vna litterula inſerta ita edidit:

χορῳ

---

m) Strab. p. II. 31.

n) Bochart. Phaleg. L. II. c. V. De gente Aram.

o) Strab. p. 1090.

χωρῳ ενι δρυοεντ', Ιουδης εν πιονι δημῳ p).

At tunc metrum claudicat, neque Homero, cum nusquam praeterea cognitionem Iudaeorum prodat, hanc illi conjecturam affingere auſim. Ciliciae deinde multi, Pindaro ipſis praeeunte q), Typhonem tribuerunt, adeoque Arimos etiam, duplici quidem ratione. Calliſthenes Arima, nescio quae, montana Ciliciae loca, apud Calicadnum, profert r), a nemine praeter ipſum commemorata. Praeterea auctori mendaciorum ſemper ſuſpecto adverſatur Poſidonius, monetque ne Arimos locum quendam vel particulam gentis alicuius eſſe putemus, ſed univerſos Syros s). Doctius alii Arimos Sytos eſſe aiunt,

---

p) Wood. p. 50.

q) Pythion. α. 31. Sed Pindari locus a noſtra inveſtigatione alienus eſt. Typhoeum enim ille Ciliciae dat, de Arimis non cogitat.

r) Strab. p. 930.

s) Strab. p. 1131.

Ciliciam tenentes antequam Cilices poſt Trojae excidium e Troade profecti eam invaderent. Sed hi non cogitarunt poëtam hic e ſua perſona locutum eſſe, vt adeo imago illi adaptanda eſſet, ad temporum ſuorum non ad Trojanae aetatis rationem. Neque enim a quoquam intelligi potuiſſet, ſi eam Syrorum terram vocaſſet, quae jam dudum Syrorum non fuerat. Cum in tanta ſententiarum copia nulla Homeri locum ſatis illuſtret, meum eſſe puto, vt aliquid de meo, qualecunque ſit, apponam. Nusquam fere triſtior naturae vultus, magisque comparatus fuiſſe videtur, ad exprimendum vivida imagine cubile ingens monſtri ignei, quam in Phrygiae campis aduſtis, quales olim fuiſſe oportet, cum Strabo adhuc per quingenta longitudinis, quadraginta latitudinis ſtadia eos, incendio dudum exſtincto, non niſi cinere ſaxisve ignis vi reſolutis obtectos viderit *t*). Non autem diſſimile veri eſt, Syros (nam Phry-

---

t) Strab. p. 932.

Phrygum aliam tunc ſedem fuiſſe vidimus) in his locis olim habitaſſe. Late per Aſiam minorem Syrorum nomen olim patuit. Erant huius originis Ponti incolae, Cappadocesque, pone quos Armenii incolebant, cum Syris proxime cognati *u*). Denique Ciliciam Syris quondam ereptam vidimus.

Cyprus. Duo reges Cyprii Cinyras *x*) et Dmetor Iaſi filius *y*) commemorati, ille ante coeptam Trojae obſidionem, hic eo tempore, quo Odyſſeae res peraguntur; vtrum ſibi invicem ſucceſſerint, an in duo regna diſpertita fuerit Cyprus, in neutram partem affirmare auſim. Paphos vrbs jam tunc Veneris templo, numini huic, ut putabant, gratiſſimo, famam ſibi pepererat *z*).

Phoenice. Frequentiſſime Phoenicum apud Homerum mentio fit, vt qui negotiorum cauſa perpetuo inter Graecos

---

u) Strab. p. 70.
x) Il. XI. 20.
y) Od. XVII. 443.
z) Od. VIII, 362, 63.

cos verſabantur. Non uno loco veſtes ab illis confectae purpureae, aes aurumque affabre elaboratum, laudibus tolluntur *a*). Simul exercitationem hominum in re navali, tum vero etiam calliditatem animumque lucro intentum *b*) novit juſtaque imagine exhibet Homerus. Tyri nullam fieri mentionem, quia nondum in altum potentiae faſtigium evecta erat, multis jam obſervatum eſt. Contra Sidon ſeu Sidonia *c*) ubicunque de Phoenice ſermo eſt, celebratur. Eadem πολυχαλκος dicitur *), vel tanquam magnifica (nam omnis luxurioſa ſuppellectilis, divitumque domuum ornamenta in aeris copia tunc conſiſtebant) vel, ut Bochartus docet *d*), ab aeris prope illam fodinis.

Aegy-

---

a) Il. VI. 289. XIII. 741. Od. IV. 616.

b) Od. XIV. 288. XV. 414 ſqq.

c) Vtroque modo flectitur nomen. Il. VI. 291. Od. XV. 424.

*) Od. XIV. 275.

d) Phaleg. L. IV. c. 35.

Aegyptus. Disceptatum eſt a grammaticis veteribus, Homerus vocabulum hocce de Nilo ſolo, an etiam de terra uſurpaverit. Exſtat tamen locus, quo omnis dubitatio de poſteriore vocis ſignificatione eximitur e). Recentiorum autem interpretum multi illam ſignificationem prorſus ignorarunt, et omnia, quae de Nilo dicuntur apud Homerum, in Aegyptiorum terram traxerunt. Haec terra quaecunque habet peculiaria, populique indolem penitus cognoverat Homerus. Laudat eam ante omnes plantarum tum ad medicinam corporis utilium, tum noxiarum feracem f). Ars-

meden-

---

e) Od. XIV. 275.

f) Od. IV. 229, 230. Docti botanices quidem aliter rem ſe habere, neque in ullo herbarum genere praeter aquatiles excellere Aegyptum cognoverunt. Vid. Shaw's Travels p. 427. Sed hoc Homero ne imputemus, qui vires herbarum non tam accurate cognoverat, obſervaverat tantum, nusquam tot ſuccos exprimi, tot medicamina componi, quam in Aegypto.

medendi inter Aegyptios magis, quam in ullo alio populo eius aevi exculta, animum eius adeo impleverat admiratione, vt quemcunque Aegyptium peritiſſimum medicum, totamque gentem Aesculapii ſobolem appellaret g). Huc et narratio de ſucco aegrimoniam animi levante, quem a muliere quadam Aegyptia acceptum Helena vino infundit h), ſpectat, quam inventam a poëta ad epice ornandam ſimplicem ſententiam de vini effectibus putare poſſemus, niſi fundamenta veritatis hiſtoricae illi ſubſtructa haberemus. Opio nempe in locis circa Thebas nato et praeparato, jam olim, ſicuti hodie, magnopere delectabantur Aegyptii i). Fortaſſe quoque Aegyptii auctores fuerunt rei, nunc per totum orientem uſu evulgatae.

Quod

---

g) Od. IV, 231, 32.

h) Od. IV, 220.

i) Diod. Sic. Ed. Rhodom. p. 87. cf. teſtimonium auctoris libri *De medicina Aegyptiorum* deſcriptum ap. Blackwallum. Enquiry into the life etc. p. 140.

Quod Homerus Nilum qui ſemper ipſi Aegyptus dicitur, διιπετεα appellat, trahunt, neſcio an nimis argute, in annua Nili incrementa per pluvias Aethiopiam inundantes, ſcilicet vt, quod omnibus fluminibus commune erat epitheton, eos a Jove ſeu coelo lapſos eſſe, Nilo per praeſtantiam quandam tribuerit. *k*), Thebarum; principis tunc Aegypti vrbis; divitias; ambitum immenſum, numerumque civium, imprimis militum, ſummopere laudibus tollit *l*), quibus; licet mirandam magnitudinem prae ſe ferant, et alii aſſentiuntur *m*). Praeter Thebas aliam vrbem ſedem cujusdam regis Aegyptii fuiſſe oportet, a regionibus Nili oſtiis vicinis, non ultra itineris nocturni ſpatium reductam. Nam Vlyſſi, qui, vt quidem ipſe narrat, in os aliquod fluvii invectus erat, campos

ad

---

k) Strab. p. 62. 63.

l) Il. IX. 381 ſqq.

m) V. Strab. p. 1170. De centum portis conſentit Herodotus.

adiacentes populanti n), poſtridie prima luce rex cum exercitu ex vrbe obviam venit o). Quod ſi reputas Deltae angulum Nili oſtiis tunc multo propinquiorem fuiſſe, probabile ſit, vrbem, e qua rex ille profectus erat, Memphim fuiſſe. Deſcriptio Homerica Phari inſulae variae diſceptationis materiam praebuit. Aſſequi non poterant interpretes, quomodo dictum ſit, Pharum a littore Aegypti oppoſito ſeptem ſtadiis diſtantem, ſpatio itineris navalis vnius diei remotam ante Aegyptum jacere p). Primum ne in omnibus de hac re prolatis morer, monebo Aegyptum ibi non terram eſſe ſed flumen, quod et Strabonem latuit q), Woodius vero primus vidit r). Omnino ora Pharo oppoſita Aegyptus dici non poterat, dum Nili inundationes limitem Aegypti conſtituerent. Tunc erat ibi deſer-

---

n) Od. XIV. 258.
o) Ibid. 265 ſqq. 278.
p) Od. IV. 354. ſqq.
q) Strab. p. 63.
r) Wood p. 93 ſqq.

deſertum arenoſum, hominibus, donec canalis e Nilo illuc deductus eſſet, victum negans *s*). Porro adgeſtionem Aegypti per Nilum inſitiari non licet, quamvis Bochartus *t*), cum vaſta, quae ei ineſt, eruditione, adverſus omnem antiquitatem et doctiſſimum quemque phyſicorum recentiorum pugnet *u*). Si igitur a Pharo ad oſtium Canopicum, inde tantum remetiaris, quantum ante tot ſaecula ora Deltae introrſus remota eſſe debuit, omnino curſus diurnus navis efficitur. Veriſſimum quoque eſt, quod dicit poëta periculoſam eſſe navigationem a Pharo in Nilum *x*), ſicut et illud naturae rerum accommodatiſſimum, quod deſertam inſulam phocarum diverticulum facit *y*).

LIBYA

---

s) Wood l. c.

t) Phaleg. L. IV. c. 24.

u) Wood l. c. Shaw's Travels p. 339. 439-441.

x) Wood p. 409 ſqq.

y) Similiter de Delo auctor Hymni in Apollinem Homero vulgo tributi. v. 77. 78.

Libys. Libyae Homerus oram maris interni dat, ſiniſtro Aegypti lateri proximam z). Quam longe vero eam in occaſum ſolis auſtrumve produci velit, prorſus non ſignificat. Incolarum Libyae paſtoriciam vitam agentium, opulentiam e coeli benigna temperie, paſcuorumque praeſtantia, rebus nunc in deterius ibi mutatis, ad eos confluentem, ſummam depinxit a).

POPVLI AVSTRALIORES MARE INTERNVM NON ATTINGENTES.

Aethiopes. Aethiopum nomen a Graecis, incolas fervidioris plagae eo deſi-

---

z) Od. IV. 85. Ex ordine, quo Menelaus terras, quas inviſerat, recenſet, cum Libyam vltimam ponit poſt Aegyptum, Aethiopes, Sidonios et Erembos, intelligitur cum a terris remotioribus iterum revertiſſe in Aegyptum, hinc demum in mare internum revectum, orae Libycae ſe applicaſſe.

a) Od. IV. 85 ſqq.

deſignaturis, fictum eſt *b*). Deinde, at ſerius Homerica aetate, caſu quodam in nomen proprium populi a tergo Aegyptiorum incolentis abiit. Si Homeri dicta de Aethiopibus e vero illius ſenſu cognoſcere volumus, neceſſe eſt, ut quidquid cognitionis de Globi terrae natura doctior aetas paravit, abjiciamus. Ab Auſtro Aethiopum terrae Oceanum limitem apponit, quem ad meridionalem orbis plagam intra zonam fervidam eſſe opinabatur. In hisce verſibus:

Αἰθιοπας, τοι διχθα δεδαιαται, εσχατοι ανδρων,
ὁι μεν δυσομενου Ὑπεριονος, ὁι δ᾽ ανιοντος *c*).

voces duas poſtremas verſus prioris aut per ſe conſtruxit, vt poſt voces *εσχατοι ανδρων* ſubaudiretur: *verſus meridiem*, aut cum ſequentibus jungi voluit. Alter explicandi modus ab altero in eo differt, quod illum ſi praeferas, ſimpli-

---

b) Strab. p. 58.
c) Od. I. 23. 24.

citer dictum foret terram Aethiopum ſcindi in partem aliquam orientalem et occidentalem; inde autem ſequeretur Aethiopiam duplicem tantum in latitudinem patere, quantum omnis terrarum orbis. Quae Aethiopum diviſio an animo poëtae obverſata ſit, multiplex diſceptatio fuit. d) Alii in nugis grammaticis verſati ſunt, nonnullos non piguit aſtronomicas de orbe notiones in Homeri verſus inferre. Potiores ſententiae eorum ſunt, qui diviſionem regionum ferventium vel per Nilum factam vel per ſinum Arabicum huc advocant. Horum tamen quantum in re adeo obſcura judicare valeo, poſteriorem elegerim, quia prior diviſio Aethiopiae tantum Aegypti tergo imminenti ſeſe accommodat, haec major eſt, qualem zonae diviſionem eſſe decet. Qui trans ſinum Arabicum incolunt, Homero Aethiopes eſſe, eo quoque probatur quod Neptunus ab Aethiopibus ad Aegas ſive Achaicas ſive Euboicas reverſurus

---

d) Strab. p. 54 ſqq.

ſurus iter inſtituit ſuper montes Solymos. e) In hos neceſſe erat eum recto itinere deferri, ab orientalioribus hisce regionibus redeuntem, ſed is qui ab Aethiopia circa Nilum, Aegas tendit, non tanget montes Solymos. Hanc partem terrae Aethiopum contra, Menelaum inviſiſſe crediderim, quoniam ex Aegypto illuc profectus erat. f) Quod deos per dies duodecim apud Aethiopes moratos eſſe narratur g) e carmine aliquo phyſico, quo ſolis progreſſus obliqui verſus tropicum Capricorni tali ratione ſignificaretur deſumtum videtur. h) Additur, quotiescunque numen ad Aethiopes profectum narratur, factum hoc eſſe ad adeunda Aethiopum ſacra; neſcio an famam de ſumma pietate Aethiopum ſecu-

---

e) Od. V. 283, 84. cf. 381.

f) Od. IV. 84, 85.

g) Il. I. 423.

h) V. Ill. Heyn. Diſſertatt. De origine et cauſis fabularum Homericarum pag. 53. (Nov. Commentatt. Societat. Reg. Götting. T. VIII.)

tus ſit poëta, an probabilitatis profectioni conciliandae gratia ille hoc finxerit.

Pygmaei. Vicini Aethiopum, vti Homerus quidem ſibi perſuaſerat, Pygmaei ſunt, quandoquidem et haec gens Oceano auſtrali, in quem grues volant hieme ineunte, Pygmaeis bella illaturae, eſt contigua. i) Fabula de Pygmaeis, id eſt Pumilionibus, vt ab aliis accepta et vulgo nota, obiter tantum tangitur. Haud dubie ducta illa eſt e narrationibus viatorum, qui in Africa copiam ſimiarum paruarum, hominibus corporis forma haud abſimilium, viderant. Quod Strabo cenſet, quoniam non e Graecia ſolum ſed undequaque grues oram terrae meridionalem petant, Pygmaeorum terram per totum orbis ambitum ab Homero extendi, in eo paulo argutius ratiocinatur. Imo, neceſſe eſt, vt vbique Aethiopes cum Pygmaeis ſimul habitaſſe credas, ſi hanc ſententiam poëtae opinionibus accommodare velis.

Sidonii. Cum Menelaus apud Homerum ita loquitur:

---

i) Il. III. 5. 6.

Κυπρον, Φοινικηντε, και Αιγυπτιους επαληθεις
Αιθιοπας θ' ἱκομην, και Σιδονιους, και Ερεμβους,
Και Λιβυην. — *)

Strabo Sidonios, vrbes Phoeniciae incolas cogitat, *k*) ita vt locutus ſit poëta e formula ſibi familiari, qua, toto poſito, pars nominatim ſubjiciatur, qualis haec eſt:

Ιδην δ' ἱκανεν πολυπιδακα, μητερα μηλων,
Γαργαρον —

quod tunc tandem ferendum eſſet ſi legeretur:

— *Φοινικηντε, και Σιδονιους επαληθεις.*

Quoniam autem tot interjectis vocibus ſeparantur *Φοινικη* et *Σιδονιοι*, nimis durum foret atque obſcurum. Itaque altera tantum reſtat ſententia, quae Sidonios populum in ſinu Perſico facit,

---

*) Od. IV. 83—85.

k) Strab. p. 69.

cuius Phoenices ad mare noſtrum ſeu coloni fuerint, ſeu colonos iſtuc emiſerint *l*). At nec haec ſententia, licet ipſe rem expedire non valeam, mihi ſatisfacit. Omnino non aſſequor, quomodo innoteſcere potuerint Homero Sidonii, gens obſcura et exigua, cum Babylonis, Euphratis, ceterorumque nobilium orientis nominum, ignarus fuiſſe videatur, vel ſi de his comperta aliqua habebat; erroresque Menelai huc vsque extendere volebat, cur non potius nominum nobiliorum meminerit.

EREMBI. De his expeditior eſt inveſtigatio. Omnes in eo conveniunt, Arabes eos eſſe; diſcrepant modo in ratione nominis Eremborum Arabiae accommodandi. Nonnulli lectionem mutarunt. Legebatur:

και Σιδονιους και Ερεμβους. *m*)

pro quo ſcripſerunt: — *και Σιδονιους Αρα-*

---

l) Idem p. 1131.

m) Od. IV. 84.

Αραβαςτε ſ. *και Ερεμνους*, tanquam ita dicti ſint Arabes nigricantes et coloris ſubfuſci. Alii, vocabulum *απ᾽ του εις την εραν εμβαινειν* (vetus verbi forma *βαω* fuit) etymon habere ducentes, Erembos Troglodytas eſſe, occidentale ſinus Arabici littus tenentes, contenderunt. *n*) Poſidonius exiſtimabat, Arabas, vero ipſorum nomine et Homeri aetate uſitato, Erembos nuncupari; cui adſentitur Bochartus, qui Arabum nomen ab Hebraeo ductum olim et Arab et Ereb pronunciatum eſſe vult; ex Ereb Graecis Homeroque Erembos eos eſſe dictos. *o*)

TERRAE GRAECIAE AB OCCASV JACENTES.

Perluſtratis jam reliquis terris, quae intra fines cognitionis Homericae ſunt, ad fabuloſas regiones, in quibus Vlyſſis errores verſantur, transeundum nobis eſt. Ne ab imaginibus rerum, quas Homerus animo ſuo informabat, aberremus, praecipue in hac inveſtigatione opus

---

n) Strab. p. 71.

o) Phaleg. IV. c. 2.

opus erit, ea, quae Homerus de locorum ſitu naturaque tradit, ſedulo diſtincta a viſis interpretum, ſingula ad loca certa accommodare conantium, nudo proponere, et inde demum ad veram orbis faciem recurrere. Primo ea loca adeamus, quae in littoribus Italiae Siciliaeque, Graeciae objectis, et omnino cis fretum illud, quod inter Siciliae et Africae prominentes oras coarctatur, jacent, deinde mare inferum, terrasque circa illud Homeri popularibus ipſius aetate incognitas, inviſemus.

SCHERIA. Scheria ſeu Phaeacum terra aperte inſula Homero eſt, p) licet nunquam ita appellata. Quemnam ſitum illi Homerus aſſignare voluerit variis veſtigiis deprehendere licet. Ab Ogygia in ortum ſolis q) reducit ſpatio navigationis viginti dierum et noctium. r) Altera de parte, magnam eius longinquitatem a Graecia et reliqua ter-

ra

---

p) Od. VI. 204. V. 281.
q) Od. V. 273—277.
r) Od. V. 279.

ra habitata ſignificat, dicens Phaeaces habitare ſeorſim in mari, vltimos, neque quenquam mortalium ad eos penetrare ſolere. s) Accedit huc, quod de Euboea, tanquam de inſula vltimo orbis terrarum limiti contigua, quamque vix quisquam ex ipſis adiiſſet, Phaeaces loquuntur. t) Coeli porro Phaeacum mira benignitas, ver aeternum cum Zephyris leuiter ſpirantibus u) ad ſimilitudinem camporum Elyſiorum maxime conformata produnt Homerum vicina ſibi vtraque cogitaſſe. Aliud tali vicinitati argumentum ſuggerit narratio de Rhadamantho, quem jam, vt videtur, in Campis Elyſiis degentem navi in Euboeam deduxerant Phaeaces. x) Nihilo minus tamen immota ſtat auctoritas veterum hiſtoriarum, quibus probatur, Corcyram aliquando Scheriae nomine notam, Corcyraeosque rei navalis peritia illu-

---

s) Od. VI. 204, 205.
t) Od. VII. 321 ſqq.
u) Od. VII. 117—119.
x) Od. VII. 321—324. cf. V. 564.

illuſtres fuiſſe a). Apparentis huius contradictionis ſolutio arceſſenda eſt a duplici principio ſeu fonte narrationis Homericae de Phaeacibus. Compererat Homerus Phaeaces, gentem imprimis rei navalis ſtudioſam, e Sicilia eſſe ortam, et inde pulſam Corcyram tenuiſſe. Hacte-

---

a) Ariſtoteles mythicam narrationem ad noſtram memoriam conſervavit, qua exponitur, quorſum Corcyra olim Scheria dicta ſit. Hanc deſcripſit Stephan. in V. Σχερια; et Euſt. ad Od. 204. 19. Idem philoſophus memoriae prodidit e proſpero rerum, imprimis mercaturae ſucceſſu factum eſſe, ut Phaeaces inſoleſcerent, nimioque faſtu turgerent. Ap. Heſych. in voce Κερκυραια. Objurgavit Apollodorus Callimachum, quod Corcyram eandem cum Scheria fecerat. (ap. Strab. p. 76) Sed ipſe Apollodorus tanquam rem hiſtoricae certitudinis propoſuit, Corcyram Phaeacum domicilium fuiſſe. Bibl. p. 69. Reprehenſio igitur eo tantum valere videtur, quod Callimachus ſimpliciter dixerat, Corcyram Scheriae nomine ab Homero deſignari, τον ἐξωκεανισμον nulla ratione habita.

Hactenus narratio veritatis ſpeciem prae ſe fert. Porro cum ſummum aliquod abſolutumque exemplar proponere vellet felicitatis, opulentiae et elegantiae morum, ad quam mortalibus induſtria, pietate, rectoque rei publicae ordine, evehi licet, quicquid eiusmodi in orbe terrarum, inprimis apud Phoenices viderat, audituque cognoverat, vndequaque in Phaeacum inſulam congeſſit. Deinde ne populares ipſius offenderentur miraculis de Corcyraeis populo ipſis vicino et quem penitus noſſent traditis, ſpatium inter Corcyram et Ithacam in majus auxit et in Oceanum eam ejecit.

LOCA IN ITALIAE SICILIAEQVE ORA ORIENTALI COMMEMORATA. Si inde a locis Corcyrae oppoſitis, in quibus ſinus Adriaticus deſinit, (nam quae in illo jacent, aliena ſunt a notitia orbis Homerica) in ora Italiae deſcendamus: prima nobis obvia eſt *Alybas l*) vrbs Metapon-

ti

---

b) Od. XXIV. 303. Euſt. ad Od. p. 835. in fine.

ti nomine, quod poſt Graecam coloniam illuc deductam habuit, notiſſima. Omne ſpatium, quod hinc vsque ad fretum Siculum patet, Homeri deſcriptiones vacuum reliquerunt. In freto Siculo *Scylla* atque *Charybdis* ſunt, illa ab Italia prominens, haec Siciliae propior. Vtriusque deſcriptio, vt legitur apud Homerum, *c*) naturae locorum admodum eſt conſentanea, ſi, quidquid additum eſt terrore hominum navigationis imperitorum, fretum illud primo pernavigantium, tum vero etiam more jureque poëtarum, omnia in miracula convertentium, detraxeris. Accurate cognoverat Homerus, Scyllam eſſe Scopulum praealtum, *d*) Charybdim vero verticem, quo violenter contortum mare omnia in ſe rapiat. *e*) Accurate et illud,

---

c) Odyſſ. L. XII paſſim.

d) Od. XII. 73 ſqq.

e) Od. XII. 101 ſqq. 235 ſqq Falſo Charybdi quoque, tanquam tectum ſub quo habitaret illa, ſcopulum tribuit, ſed humiliorem (Od. XII. 101.) vix ſupra fluctus exſtantem, ut colligere eſt V. 432 ſqq.

lud, altero monſtro hinc, altero illinc iter infeſtari. *) Porro alterutrum freti latus Scylla teneat, ſibi haud ignotum eſſe, innuit, dicens, ſpeluncam ad anguſtias ſpectantem, in qua Scylla excubare ſoleat, eſſe *προς ζοφον, εις Ερεβος τετραμμενον.* *f*) Haud tantummodo eum fugerat, e mari infero in fretum invehentem prius Scyllam praeterire et inde demum ad Charybdim curſum deflectere; recta ſibi oppoſitas alteram alteri intra ſagittae jactum ponit. *g*) Quin et iſtis, quae inflatius fabulari videtur Homerus, de captura piſcium hominumque, quam Scylla exerceat, veri aliquid pro fundo ſubſtruunt. Polybius narrat *h*) thynnos gregatim in freti introitum delatos, a canibus delphinisque devorari, atque hos ipſos galeotaleotarum praedam fieri. Ad cuius rei ſimilitudinem Homericam Scyllae imaginem eſſe expreſſam. *i*) Strabo ſabulam de Scylla e quavis navi ipſam praetereunte ſex viros rapiente, *k*) inde natam putat, quod ſolitum fuerit ſeris harum regionum accolis, e Scyllaeo nautis inſidiari. *l*)

---

*) Od. XII. 235.

f) Od. XII. 81.

g) Od. XII. 102.

h) ap. Strab. p. 43.

Inferius Scylla et Charybdin ſed paene contiguam illis *m*) inſulam quandam *Thrinaciam* collocat Homerus, exiguam atque deſertam, *n*) a ſreto Siculo in meridiem et occaſum ſolis reductam, quem ejus ſitum facile inde colligas, quod Ulyſſem cum Zephyro vento e Thrinacia profectum modico ſpatio peracto procella ab Auſtro ingruens iterum in freti anguſtias repulerit. *o*) Diſtingui debet a Thrinacia, Trinacria, antiquum Siciliae nomen. Sicilia ita nominabatur, vt

---

i) Od. XII. 95. 96.
k) Od. XII. 245.
l) Strab. p. 38.
m) Od. XI. 261.
n) Od. XII. 351.
o) Od. XII. 404. ſqq. 427, 428.

vt quae τρια ακρα haberet; Thrinacia a θριναξ id eſt tridens, derivatur Sub narratione de gregibus Soli conſecratis, in eadem Thrinacia Solis inde inſula dicta p) nutritis, et de Nymphis Lampetie et Phaëtuſa illa paſcentibus allegoriae aliquid, de dierum, quibus annus conficitur, de diurno Solis motu, et ſic porro, latet, *) quod ex alio poëta deſumtum Homerus, qui mos eſt illi, in carminis ſui epici vſum convertit. Niſi falſo ſibi perſuaſerat Homerus, eſſe eiusmodi circa haec loca inſulam, fortaſſe Aetna immenſis, quas effundere ſolet, molibus lapidum liquefactorum eam terrae continenti addidit.

Infra Aetnam, quem inter harum regionum miracula non ab Homero celebrari plerique jure mirati ſunt, eſt urbs Leontini et campi *Leontini* quos olim *Laeſtrygonum* terram fuiſſe nonnulli putant. Sed de Laeſtrygonibus antiquitatis

---

p) Od. XII. 269.

*) Euſt. ad Od. 481 in fine X. 482. init.

tatis ſtudioſorum duplex judicium eſt. Pars enim circa Formias in Auruncis eos collocat. Vtraque ſententia non caret auctoritatibus ſuis, iisque gravibus; poſterior tamen mihi magis conſentanea videtur. At diſputationem ea de re tunc iam retractabimus, ubi ad regiones in quibus Formiae ſunt, devenerimus.

Si valet conjectura, quam p. 66. propoſui, etiam Syria et Ortygia ad hanc Siciliae oram referendae ſunt. Denique *Siculi* et *Sicania* q) in Homeri carminibus occurrunt. Vtrumque vocabulum in orientalia Siciliae tantum valet, quandoquidem cetera Cyclopibus tribuuntur, aut etiam prorſus ignota ſunt Homero, quod praecipue de mediterraneis, et de ora ſeptentrionali certo affirmare licet.

LOCA IN SICILIAE ORA MERIDIONALI COMMEMORATA. Primum in hac a Pachyno progreſſi in *Hyperiam* incidimus

---

q) Od. XXIV. 306. XX. 381.

mus *r*), vrbem, quae ſub Camarinae nomine poſtea innotuit *s*) Sedes Phaeacum illa fuerat, etiam paucis ante bellum Trojanum annis, donec hi a Cyclopibus perpetuo infeſtati nouum domicilium petituri abirent *t*). Hyperiam ditionemque Phaeacum proxime ſequitur *Cyclopum terra u*), quam ſatis amplam ex Homeri opinione fuiſſe oportet, ſi quidem ille in extrema Siciliae loca, inſulis Aegatibus oppoſita, eam producit *), niſi forte credere malis, ignoraſſe eum, quanto ſpatio haec Siciliae pars ab Hyperia ſepararetur. Narrationi de Cyclopibus, monſtris humana carne veſcentibus, primorum humanitatis elementorum expertibus, Siciliae olim incolis, Thucydides hiſtoricam ſidem tribuit. Terra Cyclopum ut fertiliſſima

---

r) Od. VI. 4.
s) Euſt. ad Il. p. 243. 42.
t) Od. VI. 4. ſqq.
u) Od. VI. 5.
*) Od. XI. 116. 117.

liſſima, frumenta quaevis et vina copioſiſſime ſponteque producens x), verae locorum naturae accommodatiſſime deſcribitur. Inſulae *Aegates*, ad quarum unam Vlyſſes appulit (quamquam dicendum potius eſt, Homerum omnes in vnam confudiſſe) a littore inter Lilybaeum et Erycem patente modico intervallo diſtantes y), a Caprarum, quas alebant, copia, cujus fama jam ad Homerum penetraverat z), nomen accepiſſe videntur.

OGYGIA. Inſulam Ogygiam inter orientaliora maris interni loca recenſeo, quia vulgaris opinio ita recepit. Nam curioſius in rem inquirenti, manifeſtum fit, meras eſſe conjecturas, quae Gaudum inſulam prope Meliten aut inſulam quandam circa ſinum Scylaceum Calypſus inſulam fecerunt, *) easque ne ſatis quidem ad Homeri poëſin accommodatas

---

x) Od. IX. 109. 111.

y) Ita et Homerus Od. IX. 117. — ουδε σχεδον, ουτ αποτηλου.

z) Od. IX 118.

*) Illius ſententiae auctor eſt Callimachus ap. Strab. p. 459. Hoc Plinio placet L. III. c. X.

tas. Quae de ſitu Ogygiae Homerus nos docet, haec ſunt. Viginti dierum noctuumque navigatione a Phaeacia in occidentem diſtat. E freto Siculo, in quod a Thrinacia profectum tempeſtas repulerat, Vlyſſes, fractis navigii ſui tabulis inhaerens, decimo die undis in eam delatus eſt. a) Non omnino liquet e deſcriptione Homerica, vtrum in eandem partem e freto abierit, unde in illud devenerat, an in mare inferum denuo ſit abreptus. Poſterius tamen factum eſſe oportet, niſi credere malis, ventum, illi procellae ab Auſtro ingruenti, qua in Charybdim delatus erat Vlyſſes, contrarium, a ſeptentrione ſubito ſpiraſſe. Prius vt probarent, interpretes fortaſſe illud adduxit, quod Ogygia in mari infero poſita, intelligi non potuiſſet, quomodo inde recto itinere Vlyſſes Phaeaciam deveniſſet. At haec difficultas minus me tenet, quandoquidem Homerus ſuperioris Italiae haud dubie ignarus, illud non cogitaſſe putandus eſt, duo iſta maria Italia in-

---

a) Od. XII. 447.

terjecta ſeparari. Ceterum jam Strabo τον εξωκεανισμον inſulae ſentire ſibi viſus eſt, tum hoc verſu ſignificatum:

νησῳ εν αμφιρυτη ὁθι τ᾽ ομφαλος εϛι
θαλασσης — *b*)

tum maxime eo quod Homerica *Calypſo Atlantis* eſt. *c*) Fabulae de Atlante

— ὁϛε θαλασσης
πασης βενθεα οιδεν, εχει δε τε κιονας
αυτος,
μακρας, ἁι γαιαν τε, και ουρανον αμ-
φις εχουσι, *d*)

manifeſto ſubſtrata eſt imago montis in littore poſiti, cuius radices in imum mare deſcendunt, cacumina coelum tangere videntur. Eundem ad Oceanum occidentalem ſpectare, non fieri potuit, quin comperiret Homerus a Phoenicibus Aegyptiisve, *e*) licet multo propiorem ſibi fingeret Atlantem quam vere eſt.

---

b) Od. I, 50.

c) Strab. p. 46.

d) Od. I, 52-54.

e) Ab his haud dubie fabula tradita eſt Graecis, quorum navigatio nondum has orbis partes exploraverat.

TERRA LOTOPHAGORVM. f) Lothophagi dicuntur a Loto quo dulciſſimo cibo ſolo veſcebantur. Etiamnum frequentiſſimus eſt huius fructus uſus in regnis Tunis et Algier g) Vbinam in tractu Lotophagorum appulerit Vlyſſes, diſcerni non poteſt, quod vt in Inſula Meningo factum exiſtimarent interpretes, potiſſimum permoti videntur monumento ibi exſtructo, pro Vlyſſis ara habito. h)

LOCA CIRCA ITALIAM IN MARI INFERO COMMEMORATA. In his percenſendis a ſeptentrione Siciliam verſus, eadem ratione qua modo vſi ſumus, deſcendamus. Incipiendum igitur nobis erit a promontorio *Circeio*, a Circe, cujus ſedem fuiſſe illud vulgo exiſtimant, ita dicto. In fabula de Circe, duplicis originis veſtigia ſunt conſpicua. Alteram eius partem Homerus, petivit e poëta ethico,

---

f) Od. IX. 84.

g) Shaw's Travels p. 225 ſqq. Ibid. doctiſſimam deſcriptionem fructus et arboris vide.

h) Strab. p. 1191.

qui pernicioſas voluptatum illecebras allegorice adornaverat, alteram vero e poëtis, qui ante ipſius tempora carmina Argonautica condiderant. Haec vero vberiore expoſitione indiget, quia inde nata confuſio rerum diverſiſſimarum, ea quae de Circes inſula animo ſibi informaſſe videri debeat poëta, magna obſcuritate obvolvit. Circe, ſicuti Medea, veneficiorum et incantationum arte valet. Eadem ſoror Acaetae regis Colchici eſt. *i*) Aeetae patrem ſolem, avum Oceanum perhibuerunt *k*), vt indicarent eum ad Oceanum orientalem, e quo Phaſin fluere opinabantur, habitaſſe. Sedem Aeetae, cum nomen eius neſcirent, Aeam, id eſt terram, appellarunt. Ad Aeae ſimilitudinem conficta eſt *Aeaea* aliqua Circes inſula. Porro Aeaeae communis cum Aea vicinitas Cimmeriorum accolarum quorundam Ponti Euxini. Ex eadem affinitate Aeaeae cum Colchide

---

i) Od. X. 137.

k) Od. X. 138, 39.

de puto lucem affundi poſſe dicto cuidam obſcuriori de Circes inſula in initio libri duodecimi obvio:

> *νησον ες Αιαιην, ὁθι τ᾽ Ηους ηριγενειης*
> *οικια και χοροι εισι, και αντολαι Ἡελιοιο. l)*

Interpretum nonnulli nihil his ineſſe putarunt niſi hoc: Vlyſſem littori inſulae ad orientem vergenti navem applicaſſe. Alii reditum Vlyſſis ex inferis in loca ſolis luce illuſtrata hac imagine exornari exiſtimarunt. Fuerunt qui Circes habitationi, in montis praealti faſtigio collocatae, haec, tribui putarunt, ut in qua ſolis lumen matutinum prius fulgeret, veſpertinum diutius moraretur *m*). Ingenioſe Blackwallus conjicit, Phoenices, quos cum haec loca ſolſtitii aeſtivi tempore inviſere ſolerent, dies longiores mirari neceſſe erat, de Circes inſula haec tradidiſſe *n*). Quae tamen omnia

---

l) Od. XII. 3. 4.

m) Euſt. ad Od. p. 464. 65.

n) Enquiry into the life and Writings of Homer. p. 256 ſqq.

omnia multum abeſt, ut rem expediant. Quod ſi in mentem revocaveris vulgarem Graecorum opinionem, jacere Aeam ad Oceanum orientalem quam pulchre expreſſit **Mimnermus** vetus poëta elegiacus:

Αιηταο πολίς, τοθι τ'ωκεος ηελιοιο
Ακτινες χρυσεῳ κεαται εν θαλαμῳ
Ωκεανου παρα χειλες' — *o*)

vix dubitabis ad imitationem Acae tendere, quod in Circes inſula cubilia Aurorae et ortus ſolis fingantur. Ceterum negari non poteſt, poëtam ſecum non conſtantem Aeaeam in regiones occidentales aperte traduxiſſe. Vt in Circeio Circes ſedem collocarent, maxime eo impulſos interpretes video, quod Circes templum ibi monſtrabatur; *p*) quae ſententia ceteris Vlyſſis erroribus ſatis eſt adaptata, et non niſi in eo contra Homeri deſcriptionem offendit, quod Circeium cum continente junctum eſt, cum Home-

---

o) Strabo p. 80.
p) Strabo p. 355.

Homerus Circes inſulam immenſo mari vndique cinctam dicat. q)

Paulo infra Circeium ſunt *Formiae*, antiqua *Laeſtrygonum*, monſtrorum humana carne veſcentium, habitatio. Nam alteram de Laeſtrygonibus ſententiam, quo minus probem, prohibet me ordo errorum Vlyſſis. Defertur ille ab inſula Aeolia ad Laeſtrygones, inde ad Circes inſulam; quod quomodo factum ſit, ſi Laeſtrygones circa Leontinos colloces, vix intelligi poteſt. Vrbem Laeſtrygonum, quam Graeco nomine *Telepylum* dicit, r) haud longe a littore Homerus reducit. Narrat, Laeſtrygones ovium greges tempore diurno, armenta noctu paſcere ſolere, s) quem morem in iſtis regionibus eſſe frequentem ſcimus, propter tabanum armentis infeſtum. t)

In

---

q) Od. X. 195.

r) Od. X. 82.

s) Od. X. 82 ſqq.

t) Euſt. ad Il. p. 384. 18.

In extremo ſinu Cumano juxta Miſenum eſt *lacus Avernus*, ex eius generis locis, quae Plutonia veteres appellant. Sacrum ibi erat numinum inferorum, cuius ſacerdotes e manium evocatorum reſponſis futura ſe ſciſcitari, profitebantur. *u*) Cujus fama cum ad Homerum perveniſſet, omnia grandioribus rerum phantasmaſi ornando, et imaginem regiae Orci et veri aditus ad loca infera admiſcendo, necyiam ſuam inde contexuit. Hactenus modo res in Necyia commemoratae ad Italiae oram pertinent, nam cetera, quae de *Cimmeriis*, de perpetua apud eos nocte, de *Erebo* ad Oceanum ſito, narrantur, ex opinionibus, inter Graecos Homerici aevi de orbis extremi verſus has partes facie vulgatis, petita ſunt. Has ipſas igitur, quamlibet a noſtris diſcrepantes enucleare, quantum fieri poteſt, conabimur. Iter Vlyſſis a Circes inſula ad *Cimmerios* ita inſtituitur, vt vno curſu diurno *x*) navis,

---

u) Strab. p. 374, 75.

x) Od. XI. 11—13.

navis, Borea vento acta, y) mare perficiat, in quo Aeaea jacet, deinde in Oceanum invecta, per aliquantum ſpatii z) littus legat a) a Cimmeriis cultum b), tandem ad peninſulam nemore Proſerpinae contectam appellat. c)

---

y) Od. X. 507.

z) Od. XI. 635-639.

a) Neceſſe eſt, ut rem ita animo tuo informes, navem, ſimulac per anguſtias quasdam, quas Homerus non multum diſtare ab Acaea in meridiem exiſtimabat, in Oceanum exiiſſet, curſu ad dextram manum flexo ab externa orbis terrarum ora non diſceſſiſſe. Nam ſi illud δι' Ωκεανοιο περησης (Od. X. 508.) de trajectu Oceani intelligeres, Homerus minime ſibi conſtans dicendus foret, cum alius Oceanum finem omnium rerum, ultra quem nihil inveniatur, faciat. Poſitum potius videtur pro: intraveris Oceanum. Sic quoque non terminus Oceani ulterior, ſed aditus in eum e mari interno τα πειρατα Ωκεανου dici videtur Od. XI. 13.

b) Od. XI. 14.

c) Od. X. 509—511.

Putarunt quidam fluvium Oceanum, in quem invectus Vlyſſes ad *Erebum* tendit, dici fretum aliquod, quo e mari interno in magnum Oceanum transeatur *d*), quibus equidem aſſentiri non poſſum. Etenim ſexcenties Oceanus terrum ambiens fluvius dicitur Homero; diſtinxiſſet igitur aliquo modo fretum hoc a magno Oceano.

Liberet huc adducere ad explicandas Homericas de locorum inferorum ſitu notiones, deſcriptionem itineris, quo Mercurius procorum umbris praeit:

παρ δ'ισαν Ωκεανουτε ροας, και λευκαδα πετρην,
ηδε παρ Ἡελιοιο πυλας, και δημον ονειρων
ηϊσαν αιψα δ'ικοντο κατ' ασφοδελον λειμωνα *e*).

nisi

---

d) Crates ap. Strab. p. 10. E recentioribus Voſs in Diſſertatt. de Oceano veterum (Götting. Magazin. T. I.)

e) Od. XXIV. 11 — 13.

niſi dubitaretur inter doctos, an liber vigeſimus quartus Odyſſeae ab Homero ipſo ſit profectus. Discrepans autem ab Homerica ratio mythorum tractandorum, maxime ſuſpectum hunc librum fecit. Solis portae hoc loco eae ſunt, per quas tranſit ille, antequam Oceano mergitur. Somnia ſecundum auctorem horum verſuum, quisquis ille fuit, habitare videntur ultra Solis portas, in initio jam plagae nocturnae, cui Homerus *Cimmeriorum terram* et Erebum ſubjecit. Ceterum non ſolum locum evocandis manibus aptum adiiſſe Vlyſſes, ſed in ipſum Orcum penetraſſe, tum diſerte affirmatur *f*), tum inde apparet, quod vmbras conſpicit, ex intimis Orci receſſibus haud prodeuntes, Minoëm judicantem, Tityum in ſolo porrectum, Tantalum in mediis aquis ſitientem et ſic porro. *g*) Flumina illa *Acheron*, *Cocytus*, et *Pyriphlegethon*, ad quorum confluentes Vlyſſes ſacra ma-

---

f) Od. X. 512.

g) Od. XI. 567.

manibus facturus conſiſtit, *h*) non vt ſubterranea deſcribuntur, et omnino ſedes vmbrarum hic in ſumma quidem terra, at in locis tamen luce privatis verſari videtur. Diverſa ab hac eſt deſcriptio locorum inferorum, qua ſubter terreſtre ſolum illa tam late, quam orbis patet, extenduntur, *i*) et ipſa Homero non ignota.

A Surrento verſus Capreas anguſtus terrae tractus prominet, ab altera parte Sirenum fanum habens, ab altera ad ſinum Paeſtanum tres inſulas exiguas deſertas atque ſaxoſas, quas Sirenuſas vocant. *k*) Quam certa ſit fides eiusmodi monumentorum, quale hoc fanum eſt et ſepulchrum Parthenopes Sirenes juxta Neapolim *l*) et alia, nunc non meum eſt, inquirere. Sufficit Sirenuſarum ſitum ordini errorum Vlyſſis bene con-

---

h) Od.X. 513 ſqq.

i) Il. XX. 61.

k) Strab. p. 41.

l) Strab. p. 377.

convenire. Ceterum Homerus vnam tantum *Sirenum inſulam* novit. m) Notatu dignum eſt, veſtigium vnicum certae veraeque cognitionis harum regionum inter tanta totque miracula de illis narrata, in Homeri carminibus deprehendi. Narratur nempe, Mentorem Taphium in *Temeſam* navigaſſe, aeris petendi cauſa. n) Eſt vero Temeſa vrbs Bruttiorum, prima poſt Laum in littore occidentali, cujus metalla aeraria Strabo etiam vidit. o) Arguit hoc Graecorum Homerici aevi cum Temeſanis commercium, e quo tamen non colligere licet, iter per fretum Siculum illis conſuetum fuiſſe. Videntur potius negotiatores navibus in ſinu Scylaceo relictis terreſtri itinere deinde Temeſam contendiſſe.

---

m) Od. XII. 167.

n) Od. I. 184.

o) Strab. p. 392, 93.

Planctae, id eſt ſcopuli errantes cum Ulyſſi Sirenum inſulam praetervecto, jamque ad fretum Siculum acceſſuro a ſiniſtro latere jacentes dicantur *p*) pulchre conſentit haec deſcriptio cum ſitu quarundam inſularum Aeoliarum. Accedit quod πυρος ολοοιο θυελλαι Planctis tributae *q*) naturam incendiorum ſubterraneorum in his inſulis juſtiſſima imagine exprimunt. Alii cum nulla veri ſpecie, Homerum Planctarum nomine fretum Gaditanum deſignaſſe volunt. *r*) Dictum illud de Planctis paulo obſcurius;

Οιη δη κεινη γε παρεπλω ποντοπορος νηυς,
Αργω πασι μελουσα, παρ Αιηταο πλεουσα, *s*)

vel ad famam illam qua Argo a Colchide in Oceanum egreſſa, alia via in occidentaliora maris interni reducitur (quam tamen aetate Homeri jam vulgatam vix crediderim) eſt referendum, vel ita expediri poteſt, vt putemus Poëtam haec a Symplegadibus, ad qua-

rum

---

p) Od. XII. 55 ſqq. 201 ſqq.
q) Od. XII. 68.
r) Strab. 258.
s) Od. XII. 69. 70.

rum exemplar Planctas finxit, neglectis locorum rationibus, transtuliſſe t). Praeterea Planctis adjunxit Homerus fabulam de Columbis Iovi ambroſiam apportantibus u) allegoricae ſimilem, quidquid tandem eſt, quod illa occultat.

Aeoliam inſulam quandam natantem x) decem dierum noctiumque navigatione ab Ithaca in occaſum ſolis reducit, y) et in ſerie errorum Vlyſſis mediam inter Cyclopum et Laeſtrygonum terram ponit. Putant itaque Aeolum, ex Homeri quidem mente, Strongyles regem fuiſſe z), quod optime cum ſitu Aeo-

---

t) Vtramque ſententiam profert Strabo p. 80. 222. Quid ipſe ſtatuat, non oſtendit.

u) Od. XII. 62. 65.

x) Od. X. 3.

y) Od. X. 25—30. Ignoraſſe videtur Homerus, ex Aeolia in Ithacam recto curſu non perveniri, ſed aut reditu Cyclopum terram, aut trajectu freti Siculi opus eſſe.

z) Strab. p. 423.

liae, qualem Homerus exhibet, conſentit. Ceteram quoque deſcriptionem inſulae Aeoliae ad inſulas Vulcanias accommodare laborant. Vixiſſe ibi quondam Aeolum tradunt, virum ventos, qui per dies proximos flaturi eſſent ex obſervatione craterum vicinorum ſcite praedicentem. *a*) At non ex hiſtorico fonte fabula de Aeolo derivata eſt, in qua omnia allegorias ſolent. Aeolus ſymbolica anni imago rex ventorum dicitur, quia certis anni temporibus certi venti ſpirant. *b*) Poëta noſter Aeoliam, merum figmentum poëtae alicuius allegorici, certo loco, prout poſcebat carminis ſui ratio, fixit, neque diſcerni poteſt, vtrum vere cognitionem aliquam inſularum Vulcaniarum habuerit, an caſu tantum evenerit, vt in locis, quibus inſulam ſuam fictitiam tribuit, inſulae quaedam inveniantur.

DE OCEANO.

Orbe habitabili, in quantum Homero cognitus fuit, peragrato, facilius illuſtrabitur, quid ille de orbis natura in uniuerſum, deque ejus

---

a) Strab. p. 423. 24.

b) Euſt. ad Od. 378. 9.

ejus finibus ſtatuat. Homero globoſam terrae figuram non in mentem veniſſe, ſed planam vt diſcum ſibi eam finxiſſe, non opus eſt, multis demonſtrare. Vix puto aliud quidquam ab Homero expectari poſſe: tum vero ex illis, quae iam dicturus ſum, clariſſime hoc elucebit.

Viſa ſunt Homero quatuor orbis latera cincta eſſe Oceano. De occidentali et orientali illud eo ſignificat, quod ſolem et aſtra, dum oriuntur, ex Oceano emergentia, dum occidunt in illum ſubeuntia, fingit *c*). Ubi ait Arctum, ſidus ſeptentrionale nunquam Oceano tingi, *d*) boreali, vbi Aethiopes, id eſt regionum ferventium incolas, ad Oceanum collocat *e*), auſtrali Oceanum circumdare videtur. Porro ambitu Oceani circulum perfectum deſcribi, adeoque et mundi habitabilis figuram eſſe rotundam exiſtimabat, vt ex clypei

---

c) Il. V. 5. VII. 421. VIII. 485.
d) Il. XVIII. 487. 89.
e) Il. I. 423.

pei Achillei deſcriptione eſt perſpicuum *f*). Quod cum fluvio comparat Oceanum *g*), eundem ἀψόρροον *h*) et ἀκαλαρρείτην, *i*) id eſt refluum et placide fluentem appellat, potius de motu leni et perpetuo, quo Homerus Oceanum in orbem circumferri, et in ſe redire arbitraretur, interpretarer, quam de aeſtu Oceani eum aliquid compertum habuiſſe crediderim. *k*) Quam late orbis limitem in Septentrionem produxerit, mihi non liquet. Extremum populum ibi Hippemolgos commemoravit. Vix tamen putaverim, eum, qui oram Ponti Euxini meridionalem et occidentalem tam diligenter cognoverat, hunc pro Oceani parte habuiſſe, quod Sraboni placet. De orientali orbis limite nihil ſtatuit, niſi quod conjicere licet e fama, quam Argonautarum expeditio de Oceano vltra Colchidem vulgaverat

---

f) Il. XVIII. 606. 607.
g) Il. XVIII. 606. XX. 7. XXI. 194. 195.
h) Il. XVIII. 399.
i) Il. VII. 422.
k) Haec eſt Strabonis ſententia p. 9.

rat et e ſilentio Homeri de omnibus, quae vltra Phoenicum Arabumque terram ſunt, eum Oceanum ſuum orientalem e mari Caspio in ſinum Perſicum fere deduxiſſe. Oceanum auſtralem, Aethiopes accolae illi dati, intra zonam fervidam neceſſario retrahunt. Ad Oceanum occidentalem collocat Homerus tum Cimmerios, locaque infera, tum campos Elyſios, *l*) quae vtraque a ſerioribus poetis in unum locum congeſta, poëta noſter omnino ſejungit, iſtis noctem perpetuam obducit, *m*) haec coelo benigniſſimo, quo ver aeternum gignatur, ſubjicit. *n*) Vidimus, exitum in Oceanum, quo ad Orcum tenditur, non vltra navigationis diurnae ſpatium a Circes inſula removeri. Fortaſſe Homerus eodem exitu ad campos Elyſios perveniri poſſe putabat, itinere ad meridiem in littore Oceani flexo *o*).

Deni-

---

l) Od. IV. 568.

m) Od. XI. 15—19.

n) Od. IV. 566—68.

o) Pleraque alia dicta de Oceano nunc omitto, quippe quae e Coſmogoniis petita

Denique vltima terrae marisque et omnino mundi Homeri viſa ſunt in Tartarum, id eſt immenſae altitudinis abyſſum, cujus perpetuis denſiſſimisque tenebris Iapetus et Cronus premantur, deſinere p).

---

tita, magis ad allegorias Homericas, quam ad Geographiam pertinent.

p) Il. VIII. 478 ſqq.

Joachim Rendorp

geheime

Nachrichten

zur

Aufklärung der Vorfälle

während

des letzten Krieges

zwiſchen England und Holland.

Aus dem Holländiſchen

mit erläuternden Anmerkungen.

Leipzig,
bey Johann Samuel Heinſius.
1793.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede

des Ueberſetzers.

Das Buch, welches hier dem Teutſchen Publikum mitgetheilt wird, iſt das hinterlaſſene Werk eines, ſowohl wegen ſeiner hohen Würden, als wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, ſehr angeſehenen Mannes. So verſchieden auch der Partheygeiſt das Urtheil über Verdienſt und Charakter modifiziren mag, ſo haben ihm doch ſelbſt ſeine Feinde das Lob der Einſicht und Thätigkeit niemals abgeſprochen. Er war gewiß im Stande, befriedigende Aufklärungen zu geben, da er mit den geheimſten politiſchen Verhältniſſen ſeines Landes vertraut, und beynah bey allen den Begebenheiten, die er erzählt, eine der vornehmſten mithandelnden Perſonen war. Hiedurch wird das

Buch um ſo intereſſanter, da es für die Geſchichte der vereinigten Niederlande faſt einzig in ſeiner Art iſt. Nur ſelten ſind Holländiſche Staatsmänner die Geſchichtſchreiber ihrer eignen politiſchen Laufbahn geworden.

Der Verfaſſer ſtarb im Herbſte 1792 in einem noch kraftvollen Alter. Bey ſeinem Leben hatte er nur eine ſehr kleine Anzahl Exemplare für ſeine Freunde drucken laſſen, und ſeine Abſicht war, daß der öffentliche Druck noch einen beträchtlichen Zeitraum nach ſeinem Tode unterbleiben ſollte. Indeſſen iſt das Werk, wenige Monate nach demſelben, ohne Vorwiſſen ſeiner Erben, aber doch nach der ächten Handſchrift des Verfaſſers, herausgekommen. Seine Abſicht bey dem Aufſchub war vermuthlich, vielen noch lebenden Perſonen, denen das in ſeinem Werke Erzählte unangenehm ſeyn mußte, dieſen Verdruß zu erſparen. Man muß ein ſchlechter Advokat einer ſchlechten Sache ſeyn, um, wie Herr van Berckel, hieraus gegen die Wahrheitsliebe des Verfaſſers einen Schluß zu ziehen, und das Buch ein Werk der Finſterniß zu nennen. Im Gegentheile läßt ſich die Befriedigung der Eitelkeit und Rachſucht nicht wohl bis nach dieſem Leben verſchieben, oder dieſe kleinlichen Leidenſchaften müßten wenigſtens eine ſelſame Wendung genommen haben.

Nach dem politiſchen Glaubensbekenntniß des Verfaſſers, und andern im Buche zerſtreuten Zügen wird der vorurtheilsfreye Leſer ohne Schwierigkeit ſein Urtheil über die Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit des Verfaſſers beſtimmen. Freylich wird in einer Zeit und einem Lande, wo der Partheygeiſt mit allen ihn begleitenden Leidenſchaften in dem Grade herrſcht, wie gegenwärtig in Holland, kein noch ſo behutſamer und gemäßigter Schriftſteller von dem Vorwurfe der Partheylichkeit und ſchiefen Darſtellung der Thatſachen frey bleiben, und die Geſchichte dieſer Begebenheiten gleicht einem Janusbilde mit zwey ganz verſchiednen Geſichtern. Auch ohne ein Soloniſches Geſetz iſt es beynah unmöglich, für den Schriftſteller, wie für den Menſchen im bürgerlichen Leben, ſich neutral zu halten. Aber es iſt freylich ein großer Abſtand von Geſinnungen, die ſich auf Vernunft und Einſicht gründen, bis zur blinden Partheywuth, wie ſie etwa ein Mandrillon ausſchüttet.

Widerlegungen können alſo nicht ausbleiben. Bey meiner Entfernung von Teutſchland und der Teutſchen Litteratur iſt es mir nicht bekannt, ob dort ſchon etwas gegen den in dieſem Buche enthaltenen Angriff auf die bekannte Vertheidigung des Herzogs Ludwig Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, im Druck erſchienen iſt. Von Holländiſchen Schriften ſind mir bis jetzt nur folgende zwey vorgekommen:

Ronborſtige doch onpartydige Aanmerkingen op de Memorien van den Wel Ed. Gr. Achtb. Heere Mr. Ioachim Rendorp &c. &c. Te Amſterdam, by Langefeld. 1792—1793.

Miſſive van Mr. E. F. van Berckel, Oudpenſionaris der Stad Amſterdam aan den Heere Mr. N. N., houdende Antwoord op eenige gevraagde Elucidatien &c. &c. Haarlem, by Plaat. 1792.

Die erſte iſt in ganz kleinen Heften von zwey Bogen erſchienen, um ſie in die Hände des

des gemeinen Volks zu bringen, und auf dieſen Horizont iſt ſie auch berechnet. Würde ſie auf dieſen Fuß fortgeſetzt, ſo könnte ſie zu einer groſſen Anzahl Bände anſchwellen: den in den bis jetzt erſchienenen Stücken iſt der Verfaſſer noch nicht viel weiter als in die Einleitung gekommen. Indeſſen ſcheint jetzt die Fortſezzung ins Stecken gerathen zu ſeyn. Leere Deklamationen, ein illiberaler Ton, ſchikanirende Kunſtgriffe der Widerlegung, machen die Leſung dieſer nichts bedeutenden Pamphlete ſehr unangenehm. Der Brief des ehemaligen Penſionär van Berckel iſt verworren in der Anordnung, kahl und armſelig in den Vertheidigungsgründen, und als ſchriftſtelleriſches Produkt unter aller Kritik. Ich hatte mir vorgenommen, die in dieſen Schriften enthaltenen Einwendungen in einem ganz kurzen Auszuge beyzufügen: allein ſie ſind wirklich zu unbedeutend, um den Teutſchen Leſer damit zu behelligen. Der Styl des Originals iſt einfach, ohne Anſprüche und etwas nachläßig, wie es in einem Memoire wohl verſtattet iſt. Ich habe ihn ſo gelaſſen, nur hier und da der Weitſchweifigkeit, von welcher der Verfaſſer freyer iſt, als gewöhnlich ſeine Landsleute, und welche der Bau der Sprache beynah nicht gänzlich vermeiden läßt, abzuhelfen geſucht. Auch habe ich, ausgenommen in angeführten Reden und Briefen, die im Holländiſchen Styl eben ſo häufigen, als im Geſpräch ſeltnen Titulaturen weggelaſſen. In Anſehung des Inhalts habe ich mich beſtrebt, die größte Treue zu erreichen: nur wenige für den Teutſchen Leſer ganz unintereſſante Umſtände glaubte ich in der Ueberſetzung füglich übergehen zu können.

Der zweyte und letzte Theil wird ſobald als möglich nachfolgen.

Geheime Nachrichten zur Aufklärung der Vorfälle während des letzten Krieges zwiſchen England und Holland.

Einleitung.

Mein Vorſatz iſt, über den Anfang und das Ende des letzten Krieges mit England, und vorzüglich über einige Vorfälle während deſſelben ein helleres Licht zu verbreiten, ohne doch eine zuſammenhängende Erzählung von den Thaten der Mächte, die an dieſem Kriege Theil genommen haben, zu geben, indem dieſe weltkündig ſind und ſchon von andern Schriftſtellern abgehandelt worden.

Hauptſächlich will ich meinen Leſern diejenigen Umſtände mittheilen, die ſelten Andern bekannt ſind, als denen, die mit der Verwaltung der Geſchäfte zu thun gehabt. Da ich im Anfange des Jahres 1781. Bürgermeiſter geworden bin, hab' ich Gelegenheit gehabt, ſie zu erfahren. Ich ſchmeichle mir alſo, daß die Aufklärungen, die ich zu geben gedenke, die Aufmerkſamkeit meiner Leſer verdienen werden. Zugleich werden ſie die Vorurtheile wegräumen helfen, die man zu verbreiten geſucht hat, indem man Einige wegen ihres Verfahrens bis in den Himmel erhoben, Andre als höchſt ſchädliche Bürger des Staates verſchrien. Man hat die letztern in Zeitungen, Wochenblättern und namenloſen Schriften aufs ärgſte beſchimpfen und höhnen laſſen, bloß in der Abſicht, ſie aller Achtung für ihren ſittlichen Karakter, und alles Vertrauens auf ihre Verwaltung zu berauben. Alle, die nicht zu Endzwecken mitwirken wollten, die ſich zwar anfangs unter dem Schein der Vaterlandsliebe, und des Vorſatzes, die Gerechtſame der Einwohner gegen den mächtigen Einfluß des Statthalters zu behaupten, verbargen, wovon aber die Schädlichkeit allmählich offenbar geworden iſt; alle die vorausſahen, daß man das Volk, ſobald ſeine Leidenſchaften einmal erregt worden wären, nicht mehr werde regieren können, und daß alsdann eine vollkommne Anarchie entſtehen werde, wurden als niedrige Schmeichler, als Sklaven des Statthalters, als Verräther ihres Vaterlandes, als eine Peſt, die man aus der Regierung und aus dem Lande verbannen müſſe, zur Schau geſtellt. Ich hatte mehr als andre meiner Amtsgenoſſen von dieſer Raſerey auszuſtehen.

Schon im Ende des Jahres 1781, als das Kabinet von Verſailles mit allem Eifer von dem erlangten Einfluß Gebrauch zu machen ſuch-

ſuchte, um alle beſondre Unterhandlungen mit England zu verhindern, und uns in dem Kriege, den man uns zugezogen hatte, zu erhalten, hat man mich, weil ich die genommnen Maaßregeln nicht blindlings billigen wollte, verdächtig zu machen geſucht. Man hat mich vorgeſtellt als einen Anglomanen, als einen Mann, der den ächten patriotiſchen Geſinnungen untreu geworden ſey, und auf eine niedrige Art die Gunſt des Statthalters zu gewinnen ſuche.

Der Verfaſſer eines ſchändlichen Wochenblattes, des politiſchen Karrenſchiebers, *) die unverſchämten Verfaſſer und Herausgeber der hiſtoriſchen, Niederländiſchen, Vaterländiſchen und Südholländiſchen Zeitungen zeichneten ſich in Beſchimpfungen und Läſterungen gegen mich aus. Ich war ein Verräther meines Vaterlandes, ehrlos und meineidig; man ſuchte mich lächerlich zu machen durch den Beynamen des Brückenbauers, und verächtlich durch die Behauptung, ich ſey eines Brauers Sohn.

Dieß alles verdankte ich, wie es ſchien, einem Billet, das ich an den Bürgermeiſter Temmink geſchrieben, der damals als Deputirter

---

*) De politieke Kruyer.

tirter der Stadt im Haag war, während ich im kommittirten Rathe ſaß. Ich fragte ihn darin, ob er ſchon wiſſe, daß Gyzelar und Viſſcher, *) dem General Dundas, der kurz zuvor nach England verreiſt war, den Auftrag gegeben, mit dem Engliſchen Miniſterium über den Frieden zu unterhandeln. Diß waren ungefähr die Worte oder wenigſtens der Inhalt des Billets.

Ich war hiezu durch eine ähnliche Frage, die mir ein angeſehener Mann bey einem Beſuche gethan hatte, veranlaßt worden. Meine Antwort war geweſen, ich glaube dieß noch nicht, weil mir die beyden Herren dem franzöſiſchen Syſtem zu ſehr zugethan ſchienen, um mit England Friede zu ſuchen. Indeſſen verſicherte mich dieſer Mann, der in Beziehungen ſtand, wodurch er von dem Geſchäft des General Dundas in England unterrichtet ſeyn konnte, es verhalte ſich wirklich ſo. Da er weggegangen war, glaubte ich doch dieſe ſeltſame Neuigkeit dem alten Bürgermeiſter mittheilen zu müſſen, und ſchrieb ſie auf ein unverſiegeltes Papier. Seine Antwort war, daß er, aus demſelben Grunde als ich, es nicht glaube.

Wie

---

*) Der Erſte damals Penſionär von Dortrecht, der Andre von Amſterdam. Anm. d. Ueberſ.

Wie nun der Inhalt dieſes Billets an den politiſchen Karrenſchieber, oder vielmehr an die, welche ihn regierten, gekommen ſeyn mag, weiß ich nicht. In dieſer Schmähſchrift wurde vorgegeben, man habe die zerrißnen Stücke auf den Stufen des Rathhauſes gefunden. Der Bürgermeiſter Temmink, den ich darum fragte, antwortete mir, er wiſſe nichts davon, bat mich aber zugleich, nicht weiter davon zu ſprechen. Er war damals zwey und achtzig Jahr alt. *)

Wie dem auch ſey, es verſtrichen wenige Wochen, ſo wurde ich in dem politiſchen Karrenſchieber über dieß Billet ſehr arg mitgenommen, als der größte Miſſethäter, als ein treuloſer und meineidiger Menſch, und ein Schandfleck für mein Vaterland vorgeſtellt, weil ich die Vermeſſenheit gehabt, die geheiligten Perſonen der beyden vornehmſten Penſionäre anzutaſten.

---

*) Ich habe dieſe an ſich ſelbſt geringfügige Anekdote in der Ueberſetzung mit Fleiß nicht ausgelaſſen, um daran ein Beyſpiel von dem Geiſt kleinlicher Verläumdung zu geben, der damals in den politiſchen Pamphleten und Zeitungen der patriotiſchen Partey herrſchte. Man weiß, wie viel die für einige Stüber oder Deute feilen Büchelchen zur Erregung der Holländiſchen Unruhen mitgewirkt haben.
Anmerk. des Ueberſ.

Es iſt einem Menſchen zwar ntürlich, gegen Läſterungen, Spott und Bſchimpfung nicht unempfindlich zu ſeyn: indiſen verliert dieß Gefühl merklich von ſeiner Särke, wenn es von verächtlichen Menſchen, und ohne einen Schein des Rechtes geſchieht. Die Verfaſſer, Drucker oder Herausgeber des politiſchen Karrenſchiebers, der hiſtoriſchen, Diemermeerſchen und Südholländiſchen Zeitungen, und andrer Wochenblätter konnten keinen rechtſchaffnen Mann herabſetzen: ihre Schmähungen ehrten, ihre Lobpreiſungen ſchändeten; nur war es unglücklich, daß das gute Volk in den Irrthum verfallen mußte, die achtungswürdigen Männer, die ſo beſchimpft und verſpottet wurden, müßten es mehr oder weniger verdient haben, weil die meiſten dieſer Blätter entweder auf öffentliche Autorität, oder wenigſtens mit Zulaſſung der Regierung verkauft wurden.

Ich zweifle zum Beyſpiel nicht, daß viele geglaubt haben, der Spottname eines Brückenbauers ſey mir, als dem Urheber des Entwurfs zu einer gewiſſen Brücke vor dem neuen Arbeitshauſe, mit Recht gegeben. Der Tadel würde nicht ſehr bedeutend geweſen ſeyn, denn man kann ein guter Staatsmann ſeyn ohne etwas vom Brückenbau zu verſtehen. In dieſem Falle war er überdem noch unverdient. Die Bürgermeiſter legten mir im Jahre 1779. die Entwürfe zu dem oben erwähnten Gebäude und zu der Brücke vor. Ich machte ihnen verſchiedne Verſehen in der Einrichtung des Arbeitshauſes, und in der Lage der Brücke bemerklich. Jene konnten mehrentheils nicht mehr abgeändert werden, weil der Grund ſchon gelegt war; meine Bemerkungen über die Brücke billigten die Herren Bürgermeiſter und Theſauriere, und beſchloſſen dem zufolge, ſie an einer andern Stelle legen zu laſſen. Daß dieß nachher auf eine ſo ungeſchickte Weiſe geſchehen, iſt gar nicht die Schuld der Bürgermeiſter und Theſauriere, viel weniger die meinige, da ich mich nicht weiter mit der Sache abgegeben, und auch nichts darüber zu ſagen hatte.

Was meine Geburt betrift, ſo iſt es einer Republik, die ihre Entſtehung, Wohlfahrt und Fortdauer einzig dem Handel und der Schiffahrt verdanke, eigenthümlich, daß beſtändig Leute, die durch ihren Fleiß ein großes Vermögen erworben haben, entweder unmittelbar dadurch, oder durch Heyrathsverbindungen zu Ehrenämtern befördert, und den Angeſehenſten des Landes gleich geſtellt werden. Viele, wo nicht die meiſten von den Familien, die jetzt unter die erſten gerechnet werden, befinden ſich in dieſem Falle: und wollte man Ein, oder anderthalb Jahrhunderte zurück rechnen, ſo würde gewiß ein Theil ihres jetzigen Glanzes verſchwinden. Doch zum Glücke gereicht dieß in unſerm Lande auch nicht zur Schande. Ein Einwohner, der durch ſeine Thätigkeit von einem kleinen Anfange zum Beſitz eines großen Vermögens gelangt iſt, und durch ſeine erwerbende Hand Tauſenden ihren Unterhalt verſchaft hat, iſt ein weit nützlicheres Glied der bürgerlichen Geſellſchaft, als diejenigen, welche Jahrhunderte hindurch, gleichſam durch Erbfolge, durch den Einfluß ihrer Aeltern oder Anverwandten zu Ehrenämtern befördert worden ſind. Jemanden in unſerm Lande ſeine Abkunft vorrücken, wenn er ſonſt Achtung verdient, iſt alſo lächerlich und kann nur niedrig denkenden Menſchen einfallen.

Wie es mit meiner Geburt denn auch ſtehen möchte, ſo würde ich doch geringe, aber ehrliche Aeltern niemals verläugnen; vorzüglich nicht, weil ſie eine Brauerey beſeſſen, da die Angeſehenſten unſrer Stadt immer in dem Falle geweſen ſind, und noch ſind.

Eine Nachricht von meiner Familie würde hier nicht an ihrem Orte ſeyn: aber weit entfernt, daß ich mich derſelben zu ſchämen hätte. Es iſt jetzt volle zweyhundert Jahre, ſeit meine Vorältern aus dem Herzogthum Lüneburg nach Holland gezogen ſind, und daſelbſt beträchtliche Güter gekauft haben. Einer von ihnen hat eine Tochter aus dem Amſterdamiſchen Geſchlecht der Bilker geheyrathet, und ſich wohnhaft in dieſer Stadt niedergelaſſen. Zwar ſind ſie, weil ſie Lutheraner oder Remonſtranten waren, nicht vor dem Jahre 1640. in den Magiſtrat gekommen: indeſſen ſind ſie doch ſtets in Anſehen und mit den beſten Familien durch Heyrathen verbunden geweſen.

Dergleichen Behauptungen, zu lächerlich und zugleich zu verächtlich, um ſich lange dabey aufzuhalten, gebrauchte man, um mich in dem Lichte eines ehrgeizigen Menſchen, der nichts unterlaſſe, um Ehrenämter zu erlangen, darzuſtellen. Unter andern warf man mir eine gewiſſe Reiſe nach dem Helder vor. *) Man bildete ſich ein, ich ſey, während der Erbſtatthalter ſich dort aufhielt, hingereiſt, um

Re-

---

*) Von dieſer Reiſe und ihrem Endzweck wird in der Folge umſtändlicher geſprochen werden.

Repräſentant in den Admiralitäts-Kollegien *) zu werden.

Was dieſe Reiſe dazu hätte thun ſollen, bin ich nie im Stande geweſen zu errathen: ich konnte genug Gelegenheit finden, mit dem Erbſtatthalter darüber zu ſprechen, wenn ich etwas der Art geſucht hätte.

Allein ich bin weit entfernt geweſen, je ein ſo bedenkliches Amt zu begehren, und mich den Feindſchaften, die es einem zuzuziehen pflegt, auszuſetzen. Niemals habe ich irgend ein vortheilhaftes Amt gewünſcht; vielweniger um irgend etwas angeſucht. Das was ich bin, verdanke ich niemanden als meinem Vater, und meinem Oheim, dem Bürgermeiſter Calkoen. Durch ihren Einfluß bin ich Schöffe, Meeſterknaap

---

*) Dieß iſt ein Beamter, den der Erbſtatthalter zuweilen anſtellt, um bey der Admiralität zu Amſterdam, als derjenigen, wo die wichtigſten Geſchäfte geſchehen, ſeine Stelle als Präſident zu vertreten. Das Amt iſt jetzt, eben ſo wie das eines Repräſentanten bey der Oſt- und Weſtindiſchen Kompagnie, welches letztere bey der veränderten Direktion überhaupt wegfällt, unbeſetzt. Bey der Seeländiſchen Admiralität verſieht es der Lieutenant-Admiral, wenn einer für Seeland ernannt iſt, welches jetzt auch nicht der Fall iſt.

Anm. des Ueberſ.

knaap von Holland, *) und Direktor von Surinam geworden. Meine Kommiſſionen in der Holländiſchen Finanzkammer, darauf die Bürgermeiſterſchaft, darauf die Kommiſſionen im kommittirten Rath und in der Admiralität verdanke ich den Einrichtungen, die in der Regierung unſrer Stadt feſtgeſetzt ſind. Mit hinreichendem Vermögen geſegnet, habe ich keine einträglichen Aemter nöthig; und was die Ehre betrift, ſo habe ich die Bürgermeiſterſchaft in meiner Vaterſtadt allzeit hoch genug geſchätzt, um in der Sphäre, worin ich gebohren bin, ihr in unſerm Vaterlande nichts vorzuziehen. Auch hat ein ſehr würdiger und uneigennütziger Vater es mir von Jugend auf eingeprägt, daß kein Einwohner eines freyen Landes, der mit hinreichendem Vermögen verſehen iſt, wenn er wirklich frey und unabhängig bleiben will, Aemter und Bedienungen durch Gunſt zu erlangen ſuchen darf. Er ladet ſich dadurch immer Verpflichtungen gegen ſeine Gönner auf, und ſetzt ſich häufig der Gefahr aus, entweder ſeine Ge-

ſinnun-

---

*) Ein Amt, das auf das Jagdweſen Bezug hat und mit beträchtlichen Privilegien verknüpft iſt. Der Prinz von Oranien als Opper-Houtveſter, der Lieutenant-Houtveſter und drey Meeſter-Knaapen machen zuſammen ein hohes Jagdgericht für Holland aus. In den andern Provinzen hat man ähnliche oder abweichende Einrichtungen.

ſinnungen weniger offenherzig ſagen zu dürfen; oder der Undankbarkeit beſchuldigt zu werden.

Aber eine der vornehmſten unter den gegen mich vorgebrachten Beſchuldigungen war die der Anglomanie. Ich geſtehe ſehr gern, daß ich den Krieg mit England in ſeinem Urſprung, Fortgang und Ende, als leichtſinnig unternommen, ſchlecht geführt und ſchimpflich geendigt, vollkommen gemisbilligt habe; daß ich es gern geſehen haben würde, wenn man durch beſondre Unterhandlungen einen beſſern Frieden zu erlangen geſucht hätte, oder wenn man ſich wenigſtens nicht durch eine leichtſinnige Zuverſicht auf den Hof von Verſailles, in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, einen ſolchen Frieden anzunehmen, als uns dieſer Hof nachher aufgedrungen hat; und daß ich nie meinen Beyfall dazu habe geben können, daß man die Republik, aus Erkenntlichkeit für die geleiſteten Dienſte dieſes Hofes, in einem Kriege, den er uns ſelbſt auf den Hals gezogen hatte, ſeiner Willkühr unterwerfen, und ſie viel abhängiger von ihm machen wollte, als ſie je vom Engliſchen Hofe geweſen war.

Allein ich würde mich ſelbſt verachten, wenn ich mir irgend einiger beſondern Parteylichkeit für England, irgend einer eigennützigen oder ehrgeizigen Privatabſicht, irgend einiger niedrigen Nachgiebigkeit gegen die Denkart des Statthalters bewußt wäre. Eben ſo verachte ich auch diejenigen, die aus Eigennutz, und zur Beförderung ihres Handels, ihrer ehrgeizigen Abſichten, oder was dergleichen mehr iſt, zu Anfange das Feuer des Krieges angeſchürt haben; die nachher Frankreichs Winken gehorcht, und mit dem Geſandten deſſelben über die geheimſten Staatsſachen Unterhandlungen gepflogen haben; die einige aufrühriſche Fremdlinge begünſtigt haben, um durch dieſe die Gährung der Gemüther zu vermehren; die überdieß durch alle möglichen Kunſtgriffe ihre Endzwecke zu erreichen geſucht haben: Endzwecke, die, wie es ſich nachher offenbart hat, in einer Umſtürzung der Verfaſſung und einer gänzlichen Zerrüttung beſtanden.

Der Name Ariſtokrat, den man mir nachher gleichfalls zugetheilt hat, war damals noch nicht in der Mode. Es iſt gewiß, daß es ein Schimpfname ſeyn ſollte; und wofern man damit jemanden bezeichnet, welcher der Meynung iſt, daß in unſrer Republik den Bürgern nicht mehr Einfluß auf die Ernennung der Magiſtratsperſonen, oder auf die Verwaltung der Geſchäfte zukommt, als ſie ſeit Stiftung der

Repu-

Republik, den Privilegien der Städte zufolge, ſowohl in Zeiten mit als ohne Statthalter gehabt haben, ſo kann ich nicht läugnen, daß man mir dieſen Titel mit Grunde gegeben hat.

Der einzige Endzweck aller Regierungen iſt die gröſstmögliche Wohlfahrt der Glieder, aus denen eine bürgerliche Geſellſchaft beſteht. Sind dieſe glücklich, und iſt ihr glücklicher Zuſtand durch eine fortwährende Erfahrung beſtätigt worden, ſo wird die Frage, ob irgend eine andre Regierungsform beſſer iſt als die, unter welcher ſie leben, eine bloß ſpekulative Unterſuchung. Dieß hatten die Oberhäupter derjenigen, die es in den letzten Unruhen nicht undeutlich auf Vernichtung der Konſtitution angelegt hatten, wenigſtens wenn ihre Geſinnungen redlich waren, zu Anfange überlegen ſollen.

Wer wird läugnen, daß unſre Regierungsform in vielen Stücken fehlerhaft iſt? Daß die Statthalter mehrmals die Gränzen ihrer geſetzmäßigen Gewalt, die nicht ſcharf genug beſtimmt ſind, übertreten haben? Daß in Zeiten ohne Statthalter die Mitglieder der Regierung häufig um des Vortheils einzelner Städte willen, oder gar aus Privatabſichten, die allgemeine Wohlfahrt vernachläſſigt haben? Daß die Zuſammenſetzung unſrer Regierungs-

form

form in vielen Hinſichten von der Art iſt, daß die Verwaltung der Geſchäfte dadurch häufig unvollkommen wird?

Ich will alſo gern eingeſtehn, daß man eine beſſre Regierungsform hätte ausſinnen können. Allein die Frage iſt, ob das Glück des Landes und der Einwohner durch Veränderungen in der jetzigen Konſtitution vermehrt worden wäre? Oder, wenn man dieß auch vorausſetzen wollte, ob man ſich ſchmeicheln durfte, daß die ſeit mehr als zweyhundert Jahren auf den gegenwärtigen Fuß befeſtigte Konſtitution verändert werden könne, ohne im Staat eine fürchterliche Erſchütterung zu verurſachen, wodurch wenigſtens auf geraume Zeit, alle Theile der öffentlichen Verwaltung aus ihren Angeln gehoben werden mußten? Endlich fragt ſichs: würden die Einwohner im Allgemeinen, ich meyne die Begüterten, nicht den Pöbel, durch den Einfluß, den man mit einem ſehr unbeſtimmten Ausdruck häufig den Einfluß des Volks genannt hat, und den man ihnen verſchaffen wollte, glücklicher geworden ſeyn? Das heißt, würde unſer Handel blühender, unſre Perſonen und Güter mehr gegen alle Gewaltthätigkeit geſchützt, und, mit Einem Worte, unſre bürgerliche Freyheit größer geweſen ſeyn, als während der zweyhundert Jahre, welche unſre Verfaſſung ſchon ausgedauert hat?

Man ſchreyt heftig gegen Familienregierungen. Ich bin entfernt es zu billigen, wenn man glaubt, man ſey nur darum im Magiſtrat, um ſeine Anverwandten zu befördern. Aber würde es beſſer gehn, wenn die Wahlen durch die Bürger geſchähen? Sind die meiſten unter den gemeinen Bürgern, und dieſe würden doch gewiß die größte Anzahl bey den Wahlen ausmachen, im Stande, die zur Verwaltung der Geſchäfte nöthigen Eigenſchaften zu beurtheilen? Würde nicht der große Haufe der Wähler durch Ränke oder durch den Einfluß einiger wenigen gelenkt werden? Und haben wir letzthin nicht geſehen, welche Klaſſe von Leuten das Vertrauen der Menge zu gewinnen gewußt hat? Würde man erwarten können, es würden alsdann würdigere und geſchicktere Magiſtratsperſonen erwählt werden? Sollten die, welche durch Ränke das Volk zu bethören wiſſen, oder die Günſtlinge der Demagogen, geſchickter zur Regierung ſeyn, als die, welche jetzt durch den Einfluß des Erbſtatthalters oder ihrer Anverwandten dazu gelangen? Alles, was nicht ohne die Dazwiſchenkunft menſchlicher Leidenſchaften geſchehen kann, wird mehrentheils oder immer

unvoll-

unvollkommen ſeyn; und ſo verhält ſichs mit der Beſetzung von Aemtern: Gunſt wird immer dabey Statt finden. Gewiß würde die Beſetzung der Aemter da am beſten geſchehen, wo ſie einem Einzigen anvertraut iſt, weil dieſer durchaus in weniger beſondern Verhältniſſen mit allen Gliedern der Geſellſchaft ſtehen, und alſo unpartheyiſcher ſeyn muß; wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß die Verhältniſſe durch die Anzahl derer, die vorzüglich in Gunſt ſtehen, vervielfacht werden, und daß in der That nicht der Fürſt, ſondern ſeine Günſtlinge die Aemter vergeben.

Man beſchaue die Sache mit dem Auge eines unpartheyiſchen Geſchichtskenners: wer hat in unſerm Lande bey den verſchiednen Staatsumwälzungen die Unruhen angeſtiftet? Ich denke, in Zeiten ohne Statthalter die Freunde des Hauſes Oranien, die keinen Antheil an der Regierung hatten, oder ihre Macht durch die Protektion des Fürſten zu vermehren wünſchten; und in Zeiten, wo wir einen Statthalter hatten, die, welche nach ihrer Meynung nicht genug Macht in der Regierung hatten, oder wegen irgend einer empfangenen Kränkung Groll gegen den Statthalter hegten.

Die Erſten riefen, und gaben der Stimme des Volks dadurch den Ton an, daß nur der Eigennutz zu Rathe gezogen, und das Wohl des Landes vernachläſſigt werde. Die Andern, wenn die Reihe an ſie kam, daß die Freyheit in Gefahr ſey, daß der Statthalter die Privilegien und Gerechtſame mit Füßen trete.

Wie iſt es indeſſen in unſerm Lande gegangen? Unſre Perſonen, unſre Güter ſind in Zeiten mit und ohne Statthalter gleich ſicher geweſen, und der geringſte Einwohner, beſchützt gegen die Uebermacht der Angeſehenſten, hat in ſeinem Stande ein ruhiges Leben führen können.

In Zeiten mit und ohne Statthalter hat die Republik glänzende Augenblicke gehabt. Merkwürdig iſt es aber doch, daß in Zeiten ohne Statthalter die glänzenden Augenblicke ſich immer dann eräugnet haben, wann das Steuer der Regierung in den Händen eines Einzigen oder einiger Wenigen war, die durch ihren Einfluß wirklich die ſtatthalterliche Macht beſaßen, und dadurch im Stande waren, die mannichfaltigen Triebräder der Verwaltung, die durch ſo viele Hände gedreht werden, in eine übereinſtimmende Bewegung zu ſetzen.

Dieſe

Dieſe Beobachtung, die, wie ich glaube auf die Geſchichte unſres Landes gegründet iſt, hat mich, ſeit ich einige Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten habe, zu dem Reſultat gebracht, daß die Statthalterſchaft ein unentbehrliches Stück unſrer Verfaſſung iſt. Ob es gleich Zeiten gegeben hat, wo man einen Statthalter in ſeinen verſchiednen Beziehungen entbehren zu können geglaubt hat, ſo haben doch dieſe Zeiträume ſtets mit Aufruhr und Gewaltthätigkeiten ein Ende genommen: theils wegen der, dem Niederländiſchen Volke im Allgemeinen von Jugend auf eingepflanzten Vorliebe für das Oraniſche Haus; theils, weil die, welche keinen Antheil an der Regierung haben, oder mit dem ihrigen nicht zufrieden ſind, bey jeder Gelegenheit dieſe Zuneigung des Volks anzuregen wiſſen, in der Hoffnung, die Annehmlichkeiten und die Vortheile der Regierung gleichfalls zu genießen.

Von dieſer Klaſſe eigennütziger Menſchen, (denn dieſen Namen verdienen ſie doch) muß man die wahren Freunde des Vaterlandes unterſcheiden, die frey von Eigennutz und Ehrſucht ſind, aber die Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte mit erhöhten Begriffen betrachten.

ten. Sie ſehn die eingeriſſnen Misbräuche; ſie ſtreben nach Verbeſſerung: aber leider verlieren ſie die Wahrheit aus den Augen, daß die Vollkommenheit in der Verwaltung, die ſie für ihr Vaterland verlangen, unerreichbar iſt; oder daß man, wäre ſie auch erreichbar, Mittel anwenden muß, um dazu zu gelangen, wodurch, vor Erreichung des gewünſchten Endzwecks, das gemeine Weſen einer gänzlichen Zerrüttung ausgeſetzt werden würde. Mit Grund hat Hugo Grotius irgendwo die Bemerkung gemacht, daß man auf alle Weiſe vermeiden muß, von alten Staatseinrichtungen abzugehn; daß ſolche Veränderungen gefährlich ſind, und daß man ſichrer geht, wenn man ſich nach den Mängeln, an die das Volk gewöhnt iſt, bequemt, als wenn man nach Reformen ſtrebt.

Dieß iſt meine Denkart. Iſt ſie ariſtokratiſch? Es mag ſo ſeyn. Allein, wenn man mit dem Namen Ariſtokrat einen Menſchen bezeichnet, der aus Eigennutz oder Ehrſucht ſeine Beförderung in der Regierung ſucht; der in der Verwaltung nur auf ſich ſelbſt, und nicht auf das allgemeine Beſte Rückſicht nimmt; der ſeine Macht und ſeinen Einfluß nur zur Begünſtigung der Seinigen anwendet; dann frag' ich geruhig: welcher Redliche darf mir dieſen Titel geben?

So verächtlich auch das Gekreiſch des Pöbels, der mich angriff, ſeyn mochte, hat es mir indeſſen doch Leid gethan, ja von Herzen Leid gethan, daß ich, als Bürger und Einwohner eines Landes, wo der Geringſte bis dahin bey einer unbeſcholtenen Rechtspflege immer Schutz gefunden hatte, zu dieſer vergebens meine Zuflucht genommen haben würde.

Ich will nicht läugnen, daß ich damals, als dieſe Schurken erſt anfingen, ihre abſcheulichen Verläumdungen auszuſpeyen, es gern geſehen hätte, wenn ihre Ehrloſigkeit, andern zum Beyſpiel, nach den Landesgeſetzen beſtraft worden wäre. Ich hätte gewünſcht, daß der, deſſen Beſchirmung der gute Name, die Güter und das Leben der Einwohner anvertraut ſind, der Oberſchulze (Hoofd Schout) unſrer Stadt, als derjenige, dem die ſouveräne Macht ihr Recht übergeben hat, alle Störer der öffentlichen Ruhe zu verfolgen und ſtrafen zu laſſen, mir hierin zu Hülfe gekommen wäre. Dieß war, nach meiner Einſicht den gräflichen Beamten *) vorzüglich durch das Plakat vom 7ten März 1754 auferlegt, welches durch das vom 19ten Oktober, nebſt allen vorigen Plakaten und Verordnungen gegen das Drucken und Verbreiten verläumderiſcher Schriften, erneuert und beſtätigt worden war.

Aber ungeachtet des, wenigſtens wie es mir ſchien, vollkommen deutlichen Inhalts der Plakate, erfuhr ich mit Leidweſen, daß die Erwartung von der Handhabung der Juſtiz ſo gering war, daß man nicht wagen durfte, Recht zu fordern. Man wieß mich an die gewöhnliche Juſtiz; da konnte ich eine Injurienklage anſtellen, und alſo meinen Erben einen Prozeß überlaſſen, der vielleicht bey ihrem Tode noch nicht geendigt ſeyn würde. Dieß war der Weg, den man im Allgemeinen denen anwieß, deren guter Name durch die Verfaſſer der Zeitungen und Wochenblätter aufs ärgſte gekränkt war. Man behauptete, die gräflichen Be-

amten

---

*) Graaflyk Officier oder Graaflykheids Officier iſt eine allgemeine Benennung für Hoofd - Officiere, oder Hoofd - Schoute, Bailliuws u. ſ. w., weil ſie die ſouveräne Macht, als ehemals den Grafen von Holland, jetzt die Staaten, in ſo fern repräſentiren, daß ſie gegen alle Uebertretungen der Geſetze zu wachen befugt ſind.

Anm. des Ueberſ.

amten ſeyen nicht berechtigt, hierüber irgend eine gerichtliche Klage anzuſtellen, wie klar die Beweiſe auch ſeyn möchten.

Vergebens ſtellte ich vor: dieß ſey ungerecht; alle Einwohner, vom Vornehmſten bis zum Geringſten ſeyen berechtigt, ſowohl zur Beſchützung ihres guten Namen als ihrer Güter die öffentliche Gewalt zu Hülfe zu rufen; es würde fremd klingen, wenn ein gräflicher Beamter, dem ich einen verübten Diebſtahl, mit Anzeige des Thäters angäbe, mir antwortete: Es iſt mir leid; aber Sie können den Dieb gerichtlich citiren, um Ihnen das Geſtohlne wieder zu geben; der Unterſchied zwiſchen einem Räuber meines Eigenthumes, und einem Räuber meines guten Namens ſey kein andrer, als daß der letztere für weit ſtrafbarer zu halten ſey; ob es gleich Billigung verdiene, daß bey vorfallenden Beleidigungen zwiſchen einzelnen Bürgern der beleidigte Theil nicht ſogleich zur Vindicta publica zugelaſſen werde, ſondern ſein Recht vor dem civilen Richter ſuchen müſſe, ſo ſey es doch eine in die Augen fallende Ungerechtigkeit, jemanden den öffentlichen Schutz zu verſagen, und ihn auf langeweilige Prozeduren zu verweiſen, deſſen Ehre in öffentlichen Schriften, und zwar ſolchen, die auf öffentliche Autorität oder Erlaubniß ausgegeben werden, gröblich verletzt wird. Alle meine Vorſtellungen halfen nichts.

In der Folge nahm die Freyheit der Zeitungsſchreiber immer zu. Die Mitglieder der Regierung, ſelbſt die Reſolutionen der Staaten und der Städte, wenn ſie nicht nach dem herrſchenden Geſchmack waren, oder den Anführern ihrer Parthey misfielen, wurden auf das ſchmählichſte mitgenommen. Das Volk wurde in den ſtärkſten Ausdrücken aufgefordert, auf ihr Geſchrey von Aufruhr ſeine geſetzmäßige Magiſtratsperſonen durch Gewalt abzuſetzen, und andre an ihrer Stelle zu wählen. Eine dieſer Zeitungen wurde durch einen Schluß des Rathes (Vroedſchap) für aufrühriſch erklärt, und es wurde den Herren vom Gericht (myne Heeren van den Gerechte *) überlaſſen, deswegen nach Gutbefinden zu verfügen. Dieſe entſchieden durch Mehrheit der Stimmen, daß man hiebey nichts zu thun habe. Nach allem dieſem konnte ich mich freylich nicht mehr wundern, daß der verſtändige, rechtſchaffne und ſehr

wür-

---

*) Hierunter werden im Canzleyſtyl die Bürgermeiſter, Schulz und Schöpffen verſtanden.

Anm. des Ueberſ.

würdige Hoofdofficier nach Befragung ſeiner Konſulenten die Hoffnung aufgab, eine gerichtliche Klage, in Gemäßheit der Plakate, gegen Jan Verlem oder ſeines Gleichen anzuſtellen.

Ich erwiederte alſo, wie alle andre geſittete und rechtſchaffne Menſchen, dieſe Verläumdungen mit Verachtung. Es würde unter der Würde eines unbeſcholtenen Mannes geweſen ſeyn, ſich gegen ſolche Libelliſten zu verantworten. Doch iſt es zu beklagen, daß viele rechtſchaffne und unpartheyiſche Leute ſich beynah nicht haben enthalten können zu glauben, es müſſe doch etwas daran wahr ſeyn, weil dieſe Dinge in Schriften, die mit öffentlichem Anſehen ausgegeben wurden, ungeſtraft geſagt wurden.*) Aber ſo waren die Zeiten beſchaffen: die Regierung hatte alles Anſehen, die Rechtspfle-

ge

---

*) Jan Noms, einer von dieſen Zeitungsſchreibern, hat ſich nicht geſcheut zu ſagen, da die Zeiten verändert waren, und er fürchten muſte, über ſeine Verläumdungen gerichtlich belangt zu werden, er ſey nur der Sammler ſeiner Zeitung geweſen; Teſelaar, der Freund des Bürgermeiſter Hooft, und der Bürgermeiſter ſelbſt, haben ihm aufgegeben, was er ſchreiben ſolle; und er habe mit den Schöffen Bicker und van Lennep häufig darüber Unterredungen gehabt. Ich wünſche und glaube gern, daß der Taugenichts dieſe Leute genannt hat, um ſeine Schuld durch groſe Theilnehmer daran zu verringern.

ge allen Nachdruck verloren, und die Zeitungsſchreiber ſchrieben ſicher unter dem Schutz derjenigen, die ſich alle Gewalt angemaßt hatten, und denen ſie zu ihrer Sicherheit und Erreichung ihrer Endzwecke als Trabanten dienten.

Kein geringes Vergnügen hat es mir indeſſen gemacht, daß mir die Boshafteſten durchaus keine Thatſache haben vorwerfen können, und immer nur bey allgemeinen Scheltworten ſtehen geblieben ſind. Zwar hätte ich ſie und einen jeden auffordern können, und kann es ruhig zu allen Zeiten thun, zu beweiſen, daß ich je wiſſentlich jemanden beleidigt; daß ich je in der Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte, in den verſchiednen anſehnlichen Poſten, die ich bekleidet, von meinem Anſehen und Einfluß einen unerlaubten Gebrauch gemacht, oder Eigennutz verrathen habe.

Man hat mich als einen wetterwendiſchen Menſchen vorgeſtellt, der ſich bald auf die eine, bald auf die andre Parthey ſchlage. *) Wer kennt

---

*) So bitter und unauslöſchlich der Haß der beyden Partheyen gegen einander iſt, ſo vereinigen ſie ſich doch

kennt mich genau und weiß nicht, daß mein vielleicht allzuheftiger und offenherziger Charakter mich völlig unfähig macht, den Mantel nach dem Winde zu hängen? Aber freylich iſt es wahr, daß ich mich niemals der blinden Hitze, und den übertriebnen Entwürfen einer von beyden Partheyen habe überlaſſen wollen.

Ich glaubte und glaube noch, daß, wofern die Geſchäfte gut beſorgt werden ſollen, die Regierung von Amſterdam mit dem Erbſtatthalter in guter Harmonie leben muß; und habe dieſe Lehre, als Magiſtratsperſon und als Bürger, ſo weit ich es mit gutem Gewiſſen thun konnte, beſtändig zu verbreiten geſucht.

Als ich im Jahre 1781. Bürgermeiſter geworden war, nannte man mich den Oraniſchen Bürgermeiſter. Als ich nachher an dem Vorſchlage Antheil nahm, daß ſich der Prinz eines kleinen Rathes bedienen möchte, und nachher

an

doch in einem, wo möglich, noch herzlicheren Abſcheu gegen die draayer; dieß iſt das kräftige Wort, womit man dieſe Klaſſe von Leuten im Holländiſchen bezeichnet. Es offenbaret ſich hierin ein Zug von alter Niederländiſcher Ehrlichkeit.

Anm. des Ueberſ.

an dem Schritte gegen den Herzog Ludwig von Braunſchweig, legte man es mir übel aus. In den Jahren 1786 und 1787. da ich den tollen ſogenannten Patrioten nicht helfen wollte, alles in Verwirrung zu ſtürzen, und dem Erbſtatthalter zu rauben, was ihm nach den Geſetzen zukam, hat man mich wieder einen Oraniſchen Anhänger *) genannt. Und ſollte es ſich zutragen, welches Gott verhüte, daß man aus niedriger Schmeicheley und übermäßiger Nachgiebigkeit die Größe des Fürſten, mit Kränkung der Vorrechte des Landes, befördern wollte, ſo würde ich genöthigt ſeyn, die Beſchirmung dieſer für wichtiger zu halten, als die Gunſt des Fürſten. Doch dieſes mein Schickſal trifft alle die, welche in unruhigen Zeiten keine Parthey erwählen, ſondern nur dem wahren Beſten des Staates gemäß handeln wollen.

Ich tröſte mich daher leicht hierüber. Meine Denkart in Anſehung der Regierungsgeſchäfte,

---

*) Oranjeklant, ein kräftiges aber unedles Wort. Klant heißt ſo viel als Kunde, pratique, wird aber dann auch wie unſer teutſcher Burſch gebraucht.

Anm. d. Ueberſetzers.

geſchäfte, ſowohl meines Vaterlandes als meiner Vaterſtadt, iſt beſtändig dieſelbe geweſen und wird auch dieſelbe bleiben. Frey wie die Luft, die ich athme, durch meine Lage vollkommen unabhängig, mit Gütern geſegnet, zu der Stufe der Ehre emporgeſtiegen, zu welcher jemand in meiner Sphäre gelangen kann, bin ich ſicher vor aller Anfechtung, anders zu handeln, als meine Einſicht und mein Gewiſſen es mir vorſchreiben.

Ich ehre und ſchätze den Prinzen von Naſſau-Oranien, und huldige ſeinen Eigenſchaften, vorzüglich ſeiner Mäßigung, in Anſehung der Vergrößerung ſeiner Macht, wegen welcher man ihn bey dem guten Volke ſo ſchändlich verdächtig gemacht hat. Aber nie habe ich zu der Zeit, da ſeine Macht ihren Gipfel erreicht hatte, und da Viele von denen, die ihn in ſeinen Widerwärtigkeiten beſchimpft haben, ihm den Hof machten, um für ſich oder ihre Freunde irgend ein einträgliches Amt zu erjagen, nie habe ich um irgend etwas für mich oder die Meinigen angehalten. Ich habe allzeit unabhängig ſeyn wollen, um meine Geſinnungen auf eine zwar ſchickliche, aber doch freymüthige Weiſe äußern zu dürfen. Hat es alſo wohl einige Wahrſcheinlichkeit, daß ich, nachdem ich ſchon zu ziemlich hohen Jahren gekommen war, ohne einen Schein von Bewegungsgrund, ohne irgend eine Ausſicht auf Vortheil, bloß, wie einige lächerliche Mährchen lauteten, um zur fürſtlichen Tafel geladen zu werden, und eine Pfirſche mit Ihro königlichen Hoheit zu theilen, (ich ſchäme mich beynah, die boshaften Albernheiten jener Zeit zu wiederholen) meine gewohnte offenherzige Sprache, die ich zu einer Zeit geführt hatte, wo ſie mir hätte ſchädlich werden können, wenn ich je etwas geſucht hätte, in die eines Hofmanns und niedrigen Schmeichlers verwandelt haben ſollte?

Es iſt wahr, daß ich einige Wochen nach dem, was am 8ten Junius im Betreff des Herzogs vorgefallen war, da ich als Bürgermeiſter über Stadtgeſchäfte mit dem Erbſtatthalter zu ſprechen hatte, wieder am Hofe erſchienen bin, und auch da geſpeiſt habe. Aber hätte ich denn nach dem Schritte wegen des Herzogs alle Gemeinſchaft und allen Umgang mit dem Erbſtatthalter vermeiden ſollen? Wenn ein Mitglied der Regierung in ſeinem Berufe etwas ſagt oder thut, was ſeinem Amtsgenoſſen in der-

derſelben (es ſey mir erlaubt, den Prinzen für einen Augenblick ſo zu nennen) nicht angenehm iſt: muß ſie dieß in allen andern Dingen von einander entfernen? Ich glaube im Gegentheil; daß keine, noch ſo große Verſchiedenheit der Denkart Mitglieder der Regierung ſo von einander entfremden muß, daß ſie ſich über die öffentlichen Angelegenheiten nicht ſollten gemeinſchaftlich berathſchlagen können. —

Ob ich mir gleich anfangs vorgeſetzt hatte, dieß Werk dem Publikum mitzutheilen, ſo habe ich es doch nachher für beſſer gehalten, es für jetzt nur einigen Freunden mitzutheilen. Sollte es einſt zum allgemeinen Gebrauch erſcheinen, ſo ſey es euch, meine wehrte Landsleute, gewidmet, als ein Beweis meines Verlangens, die Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, die man euch gegen mich einzugeben geſucht hat. Hab ich in meinen politiſchen Abſichten und Betragen gefehlt, ſo iſt es aus redlicher Meynung geſchehen. Ich kann kein andres Augenmerk haben, als die Wohlfahrt meines Vaterlandes: meine ganze Exiſtenz iſt an daſſelbe geknüpft; alle meine Güter liegen innerhalb meiner Vaterſtadt und dieſer Provinz, und ſind davon abhängig; was ich äußerhalb derſelben beſitze, iſt nicht des Nennens werth; England und Frankreich können den Verluſt nicht mildern, den ich durch den Untergang meines Vaterlandes leiden würde, und ſind alſo ausgeſchloſſen von der warmen Theilnahme, die ich für die Erhaltung und Wohlfahrt des letztern fühle.

Es iſt unläugbar, daß der Krieg für alle handelnden Völker verderblich iſt, und daß, in gleichem Maaße mit der Ausbreitung des Handels und der davon unzertrennlichen Schiffahrt, auch die daraus entſpringenden Nachtheile wachſen. Es giebt alſo kein Land, das mehr als das unſrige alle Gelegenheiten, woraus Zwiſt und nachgehends Krieg entſtehen kann, zu vermeiden hätte: und da Traktaten mit fremden Mächten, vorzüglich ſolche, in welchen etwas für gegenſeitige Beſchützung ausbedungen wird, häufig hiezu Gelegenheit geben, ſo ſcheint es folglich, daß man ſie ſo wenig als möglich eingehen muß. Zum Glück giebt es kein Land, das ſich aller Verbindungen, wenigſtens anderer, als die auf den Handel Bezug haben, ſo gut enthalten könnte, als das unſrige.

Hiezu verhilft uns zuvörderſt die Lage der Republik. Von zwey Seiten durch ein Meer gedeckt, welches, zwiſchen einer Menge gefährlicher Sandbänke, nur wenige Hafen und Einfahrten hat, zu denen der Zugang beſchwerlich iſt; auf den beyden andern Seiten durch große

Flüſſe, anſehnliche Ueberſchwemmungen, die im Nothfall veranſtaltet werden können, natürliche Moräſte und Feſtungswerke beſchützt, vermag ſie den furchtbarſten Feind eine geraume Zeit abzuhalten.

Zweytens braucht dieſer Staat ſich weniger als irgend ein andrer durch Traktaten ausländiſche Hülfe auszubedingen, weil die Einwohner wohlhabend, und der Reichthum unter ihnen verhältnißmäßig vertheilt iſt, wodurch ſie im Stande ſind, was zur Beſchützung des Landes erfordert wird, aufzubringen, und dabey die Auflagen mit gleichen Schultern zu tragen. Der Staat, beſonders die Provinz Holland, hat bis hieher in dieſem allgemeinen Wohlſtande der Einwohner einen unerſchöpflichen Quell gefunden, woraus man durch Anleihen auf geringe Prozente dasjenige herbeygeſchaft, was zur Beſtreitung außerordentlicher Unkoſten nöthig geweſen iſt. *) Während deſſen haben

---

*) Seit kurzem iſt eine Anleihe auf höhere Prozente eröffnet worden, die aber, wahrſcheinlich aus eben der Urſache, weswegen man ſie eröffnet hat, nehmlich wegen der bedenklichen Lage der Republik gegen Frankreich, bis jetzt (im Febr.) noch keinen ſonderlichen Fortgang gehabt hat.

Anm. des Ueberſ.

die gewöhnlichen Auflagen, auf die erträglichſte Weiſe eingerichtet, im Ueberfluſſe die Summen zur Erhaltung und Beſchützung des Landes, und zur Bezahlung der Intereſſen einer Schuld aufgebracht, die ſo wohl mit dem Vermögen des Staates, als mit der Nothwendigkeit, den begüterten Einwohnern Gelegenheit zu verſchaffen, wenigſtens einen Theil ihres Geldes hier und nicht außerhalb Landes anzulegen, im Verhältniſſe ſtand. Dabey iſt man immer durch angemeßne Sparſamkeit im Stande geweſen, die bey beſondern Gelegenheiten zur Beſtreitung außerordentlicher Unkoſten aufgenommnen Kapitale zur gewöhnlichen Zeit abzutragen.

Endlich wirkt das Verhältniß der Republik gegen die Europäiſchen Mächte mit zu ihrer Sicherheit gegen ausländiſche Gewalt. Sie kann ſtets erwarten, ſie werde bey einem oder dem andern Fürſten Hülfe finden, indem gewiß allen daran liegt, daß die Republik ein unabhängiger Staat bleibe. Würde ſie vereinigt mit den Niederländiſchen Beſitzungen des Hauſes Oeſterreich; würde ſie eine Eroberung Frankreichs; bemächtigte ſich der König von Preußen ihrer durch Ueberfall; endlich, würde ſie durch England, durch Vernichtung ihres Handels und ihrer Schiffahrt, und Ueberwältigung ihrer Beſitzungen in beyden Indien, gleichſam vernichtet: ſo würde dadurch das politiſche Gleichgewicht in einem Grade geſtört werden, daß keiner der eben genannten Fürſten jemals zulaſſen kann, daß ſie aufhöre eine ſelbſtſtändige Macht zu ſeyn.

Keine Macht hat hiebey ein größres Intereſſe als England; man kann die Republik den Sitz des Einfluſſes nennen, den daſſelbe auf dem feſten Lande behauptet, und ſollte ſie vernichtet und aller Macht beraubt werden, ſo würde jenes Reich von dem politiſchen Syſtem Europens wie abgeſchnitten ſeyn. Was Schweden, Dänemark, Rußland und die Fürſten des deutſchen Reichs betrifft, ſo iſt es unläugbar vortheilhafter für ſie, daß eine Macht, von der ſie nichts zu fürchten haben, die den Hervorbringungen ihrer Länder Abſatz verſchafft, und ſie mit ihren Bedürfniſſen verſieht, ein unabhängiger Staat bleibe, als daß eine große Macht ſich zum Herrn dieſes Landes und ſeines Handels mache.

Dieſe für unſre Erhaltung ſo glückliche Lage kann dennoch nur dadurch unerſchütterlich befeſtigt werden, daß man dafür ſorgt, unſre Land- und Seemacht nebſt unſern Gränzplätzen im gehörigen Stande zu erhalten. Dazu ſind die

Kräfte unſrer Republik, und dieß glaub' ich mit Sicherheit ſagen zu können, vollkommen hinlänglich.

Sie kann, ohne ihre Einwohner zu beſchweren, eine Landmacht von 40000 Mann regelmäßiger Truppen unterhalten, und 30 Kriegsſchiffe von 50 bis 20 Kanonen zur Beſchützung ihres Handels fortdauernd in ſegelfertigen Stand bringen; wobey ſie zugleich 20 Linienſchiffe und eine verhältnißmäßige Anzahl Fregatten unterhalten kann, um bey der erſten Gelegenheit ausgerüſtet, und in See geſchickt werden zu können. Außerdem kann ſie noch den benachbarten Mächten Subſidien zahlen, um im Nothfalle eine beträchtliche Anzahl Landſoldaten zu bekommen. Wahrlich eine hinlängliche Macht, um ſie furchtbar zu machen, und das Uebergewicht auf die Seite zu neigen, für welche ſie ſich würde erklären wollen.

Aber leider haben die, welche das Steuer der Verwaltung in Händen gehabt, nur äußerſt ſelten das Intereſſe unſers Vaterlandes in ſeinem wahren Geſichtspunkte und ohne Vorurtheil betrachtet. Der kluge Rathspenſionär de Witt iſt unſtreitig, um der Gewalt Cromwells und Karls des Zweyten zu widerſtehen, genöthigt geweſen, unſre Seemacht auf eine erſtaunliche, ja faſt unglaubliche Höhe zu treiben: vielleicht hat er daher auf die Landmacht weniger Acht haben können. Allein niemand kann dieſen großen Mann darin ganz von Unvorſichtigkeit freyſprechen, daß er die Republik von der Landſeite beynah wehrlos gelaſſen; daß er ſich zu viel in die politiſchen Verhandlungen der Fürſten gemiſcht, und uns dadurch den Krieg mit Frankreich zugezogen hat; daß er vorzüglich ſchuld daran geweſen, daß die uralte Regierungsform mit einem Statthalter, nicht anders als durch Aufruhr und gewaltſame Bewegungen hat wieder eingeführt werden können; daß endlich der übermäßige Einfluß, den er dem Franzöſiſchen Hofe zu verſchaffen geſucht, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, ſich in einen nicht geringern Einfluß Englands verwandelt hat.

Eben ſo, wie de Witts übertriebene Furcht, den jungen Prinz von Oranien wieder im Beſitz ſeiner angeſtammten Würden zu ſehen, dem Lande ſchädlich war, iſt der Haß, den König Wilhelm gegen die Franzoſen hegte, und der von ihm gebrauchte Vorwand, die Republik müſſe der Macht und den weiten Ausſichten Ludwigs des Vierzehnten Einhalt thun helfen, für den Staat nicht weniger verderblich geweſen.

ſen. Dadurch ſind wir vorzüglich in den ſogenannten Succeſſionskrieg hineingezogen worden, der mit ſo viel Ruhm geführt und ſo nachtheilig für uns geendigt iſt. Wir haben dabey unſägliche Schätze aufgewandt, wodurch unſre Finanzen ungefähr vierzig Jahre lang in einen kläglichen Zuſtand gekommen ſind; wir haben, unſern Bundesgenoſſen zu Gefallen, die vortheilhafteſten Bedingungen von der Hand gewieſen; und endlich ſind wir doch gezwungen geweſen, einen Frieden einzugehen, durch den wir uns nichts weiter ausbedungen, als eine ſogenannte Barriere, und eine etwas mehr ausgedehnte Gränze nach Flandern zu.

Das erſte, nehmlich die Barriere, hat gemacht, daß wir, zur Vertheidigung der Feſtungen eines andern, Schätze verſchwendet, und iſt gleichfalls die Urſache geweſen, daß man, bey der ſcheinbar größeren Entfernung der Gefahr, die eigentlichen Gränzörter in Brabant und Flandern verwahrloſt hat. Sobald dort Krieg war, mußten dennoch die abgelegnen Feſtungen ſich ſehr geſchwind der Uebermacht des Feindes ergeben, und die zu Kriegsgefangnen gemachten Beſatzungen fuhren fort, den Staat durch die Bezahlung einer unnütz gewordnen Mannſchaft zu beſchweren. Es iſt in der That meine unmaßgebliche Meynung, daß ſeine Kayſerliche Majeſtät, dadurch, daß ſie uns wegen der Beſetzung ihrer Feſtungen entſchuldigt, die nicht ſehr freundnachbarliche Weiſe, worauf es geſchehen, bey Seite geſetzt, unſerm Staate eher einen Dienſt geleiſtet habe, als das Gegentheil.

Was den andern bey Gelegenheit des Utrechtiſchen Friedens ausbedungnen Vortheil betrifft, nehmlich eine etwas mehr ausgedehnte Flandriſche Gränze, ſo weiß ein jeder, wie ſtreitig unſer Beſitz eines Theils der durch den Traktat von 1716. abgetretnen kayſerlichen Ländereyen geweſen, und wie wir ſeit kurzem verſprochen, uns mit dem zu begnügen, was uns ſchon im Jahre 1664. zugeſtanden war.

Es wäre alſo zu wünſchen, unſre Republik möchte durch weiſe und vorſichtige Anſtalten, ſo wohl zu Waſſer als zu Lande, immer im Stande erhalten werden, alles das, was ihr als einer ſouveränen und unabhängigen Macht, ſo wohl kraft des allgemeinen Völkerrechts, als gegenſeitiger Handelsbündniſſe, unläugbar zuſteht, mit Nachdruck zu behaupten, vorzüglich, was auf den Handel und die Schiffahrt ihrer Einwohner, die beyden Quellen ihrer Wohlfahrt, Bezug hat, ohne daß ſie nöthig hätte, durch

durch eingegangne Verbindungen ſich zu irgend einiger Hülfleiſtung, bey See- oder Landkriegen anheiſchig zu machen.

Denn wenn ſchon dergleiche Verbindungen gegenſeitig ſind, ſo giebt es doch der Fälle, wodurch andre Mächte in Krieg gerathen können, ſo viel mehr, als derjenigen, wodurch der erwünſchte Friede unſrer Republik geſtört werden kann, daß die Lage durchaus nicht gleich iſt. Unſer Land, das, wie ich ſo eben bemerkt habe, ſeine Exiſtenz ganz durch eigne Kräfte ſichern kann, ſteht gegen andre Mächte beynah in keinen andern, als Handelsverhältniſſen. Die der mächtigſten Fürſten dagegen richten ſich nach dem Einfluſſe, den ſie auf den Zuſtand von ganz Europa haben wollen oder müſſen. Hiezu kommt noch, daß in einer monarchiſchen Verfaſſung die Einfälle eines Fürſten, die Vorſtellungen, die er ſich von ſeiner wirklichen oder eingebildeten Ehre macht, Anläſſe zum Kriege geben können, die in einer Republik niemals Statt finden. Doch hauptſächlich iſt es unvorſichtig, bey irgend einer Verbindung Bedingungen auszumachen, die ſo ſehr mit dem Intereſſe der Macht, von welcher man ſie fordert, ſtreitig ſind, daß man durchaus nicht mit Wahrſcheinlichkeit erwarten

darf,

darf, bey eintretendem Falle ſie ruhig genießen zu können.

Dieß iſt es, was man vom dritten und vierten Artikel des Traktats von 1674. zu erwarten hat. Es war wenig Scharfſinn nöthig, um mit Sicherheit vorherzuſagen, England werde niemals unſern Einwohnern freywillig erlauben, ſeine Feinde mit Kriegsbedürfniſſen zu verſehn. Von Königen und Fürſten zu erwarten, daß ſie ſich nach Traktaten richten werden, wenn dieſe mit ihren Vortheilen ſtreitig ſind, iſt unüberlegt. Nie hat es ein Mittel gegeben — man leſe nur die Geſchichte aller Zeiten — den Ungerechtigkeiten der Fürſten zu widerſtehn, als eine hinlängliche Kriegsmacht. Wir haben dieß mehrmals, aber niemals empfindlicher erfahren, als in dem letzten Engliſchen Kriege. Unſre Schlüſſe, unſre Beweiſe, daß das Verfahren der Engländer unrechtmäßig und gewaltthätig ſey, waren ſchön und gegründet: aber der Nachdruck fehlte ihnen: nur zahlreiche Flotten, die uns mangelten, konnten ihnen dieſen verſchaffen. Es wäre alſo zu wünſchen geweſen, man hätte eingeſehen, daß die gewaltſame, aber kraftloſe Durchſetzung unſers guten und ſelbſt unläugbaren Rechtes, nur dazu dienen werde, unſre Einwohner den mit Kraft ausge-

ausgeführten Gewaltthaten der Engländer blos zu ſtellen.

Es wäre zu wünſchen geweſen, wir hätten vor dem Ausbruche des Streits, entweder auf die beſtmögliche Weiſe gegen England nachgegeben; oder die Sache bis zur Wiederherſtellung unſrer Seemacht in die Länge gezogen; oder endlich uns von Frankreich; um deſſentwillen allein der Krieg angefangen wurde, eine hinreichende Anzahl Kriegsſchiffe zuſagen, und wirklich geben laſſen. Wir ſelbſt waren ja, wegen des Mangels daran, außer Stand, nicht nur einen angreifenden Krieg zu führen, ſondern auch unſre Küſten in Europa und unſre Beſitzungen in den beyden Indien zu vertheidigen. Es iſt wahr, wir hatten uns von Rußland, Schweden und Dänemark, die mit uns in den Bund der gewaffneten Neutralität getreten waren, Hülfe und Beyſtand ausbedungen, oder wenigſtens bildeten wir es uns ein. Freylich hätte man, nur hierauf einige Hoffnung gründen zu können, zum wenigſten ſchriftlich, und nicht bloß in mündlichen Zuſätzen und Geſprächen zwiſchen Miniſtern, beſtimmen laſſen müſſen, was durch die Worte des Traktats, wodurch man einander beyzuſpringen verhieß, verſtanden werden ſolle, und wann man den caſus foederis für eingetreten anſehen werde. Doch von dieſem allen war nichts geſchehn, und die betrübten Folgen dieſes verderblichen Krieges haben wir gefühlt und fühlen ſie noch.

Meine Abſicht iſt es, wie ich ſchon in der Einleitung zu dieſem Werke geſagt habe, meinen Leſern den Verlauf des Streites vom Anfange bis zu Ende, und einige beſondere Vorfälle während deſſelben mehr politiſch als hiſtoriſch darzuſtellen. *) Schmerzlich für alle ächte Vaterländer wird dieß Gemählde ſeyn; vorzüglich, wenn man erwägt, daß damals, als wir in dieſen unglücklichen Krieg verwickelt wurden, der Wohlſtand unſers Landes oder unſers Handels, (denn wer das eine nennt, deutet das andre zugleich mit an;) auf eine Höhe geſtiegen war, wovon ſeit Stiftung der Republik kein Beyſpiel zu finden iſt.

Die Auflagen auf die Schiffahrt, die Rechte der Admiralitäten auf ein- und ausgehende Waaren, und die Gebühren der Wage brachten

---

*) Ich nehme um ſo lieber die Freyheit, dieß ausdrucksvolle Holländiſche Wort zu gebrauchen, da das in den übrigen Europäiſchen Sprachen gewöhnliche Patriot, ſobald von Holland die Rede iſt, wenigſtens zweydeutig wird.

Anmerk. des Ueberſ.

ten ein Drittel mehr auf als gewöhnlich. Die Finanzen von Holland waren durch weiſe Anordnungen und durch ſparſame und regelmäßige Verwaltung in einen ſo vortheilhaften Zuſtand gebracht, daß die alten Schulden, welche durch die übermäßigen Ausgaben während der vorhergegangnen Kriege, vorzüglich des Succeſſionskrieges, zu hoch geſtiegen waren, ſo daß die Zinſen nicht mit dem im Verhältniſſe ſtanden, was man jährlich daran wenden konnte, großentheils abgetragen waren. Außerdem war die Schatzkammer mit einem reichlichen Vorrathe verſehn. Die Oſtindiſche Compagnie, dieſer Nerv des allgemeinen Wohlſtandes, die jetzt durch den verderblichen Krieg zurückgekommen iſt, und eine Beſitzung von der äuſſerſten Wichtigkeit hat abſtehen müſſen, hatte ſich beynahe ſchon von ihren alten Schulden frey gemacht, und ſtand auf dem Punkte, wieder anſehnliche Austheilungen thun zu können. Es iſt gewiß, daß ſich die Republik in einen Stand der furchtbarſten Gegenwehr hätte ſetzen laſſen, hätte man bey Zeiten das, was reichlich vorhanden war, angewandt, um vornehmlich ihre Seemacht in guten Stand zu bringen: oder hätte man wenigſtens, da dieß damals, als man den Krieg ſchon vorherſehen konnte, nicht geſche-

geſchehen war, die Zeit benußt, um inzwiſchen der Republik durch eine hinlängliche Bewaffnung aus dem wehrloſen Zuſtande zu helfen, worin ſie ſich befand.

Auf wen fällt denn die Schuld dieſer Verſehen? So wird vielleicht ein Fremder fragen, der unſre Regierungsform nicht kennt, oder ein Bürger unſers Staates, der ſie nicht genau genug beobachtet hat. Man kann ruhig antworten: auf niemanden. Ich meyne auf niemanden insbeſondre.

Das Uebel iſt vorzüglich aus unſrer Regierungsform entſprungen; vielleicht auch wohl aus unſerm Nationalcharakter. Eben der Gleichmuth, *) der uns eigen iſt, und im täglichem

---

*) Es iſt ſchwer, für das Holländiſche bedaardheid einen gleichgeltenden Ausdruck zu finden. In andern Fällen würde man es vielleicht durch Faſſung, Beſonnenheit, Mäßigung, Gemüthsruhe, überſetzen müſſen: denn es begreift alles dieß in ſich, oder iſt enge damit verknüpft. Es iſt eben die Eigenſchaft, die man in Holland ſo oft als eine Tugend an einzelnen Menſchen rühmen hört, die auch wirklich daſelbſt einen unterſcheidenden Nationalzug ausmacht, und von unbilligen Beurtheilern häufig mit ihren Ausartungen, Kälte, Unempfindlichkeit und apathiſcher Trägheit, verwechſelt worden iſt, ob ſie ſich gleich mit anhaltender und eifriger Thätigkeit verträgt, und, ohne gleichgültig zu machen, nur gegen Ueberfälle der Leidenſchaft ſichert. Auf der andern Seite iſt freylich die damit verbundne Beſonnen-

lichen Verkehr mit Andern ein ſtilles und ruhiges Leben befördert, der großentheils auf dem Genuß gewöhnlich hinreichender Mittel des Unterhalts beruht, artet oft in Gleichgültigkeit aus. Weniger empfänglich für lebhafte Gemüthsbewegungen über ſchon vorhandene Dinge, können wir durch ſolche, die erſt geſchehen ſollen, noch minder darein geſetzt werden. Was unſre Regierungsform, und ihren Einfluß auf die Verwaltung und hauptſächlich auf die Ausführung betrifft, ſo iſt es beynah unbegreiflich, daß dieſe Republik ſo lange geſtanden, und ſo glänzende Augenblicke, ſelbſt in Kriegszeiten, gehabt hat.

Sieben Landſchaften, ganz unabhängig von einander, haben jede ihre eigne Verfaſſung. Die Regierung derſelben iſt mehr als zwölf hundert Perſonen anvertraut. Wenn man nun bedenkt, daß gewöhnlich erſt in den beſon-

dern

---

nenheit nicht jene ſchnelle Gegenwart des Geiſtes, die bey der reizbarſten Empfänglichkeit Statt finden kann, und zu augenblicklichen Entſchließungen geſchickt macht. Neben der Urſache, woraus der Verfaſſer dieſe Eigenthümlichkeit des Niederländiſchen Charakters ableitet, ließen ſich mehrere mitwirkende angeben, wenn hier der Ort zu einer pſychologiſchen Unterſuchung wäre.

Anm. des Ueberſ.

dern Verſammlungen der ſtimmhabenden Mitglieder, und nachgehends in den Staatenverſammlungen ein Beſchluß genommen werden muß, ehe die Deputirten zur allgemeinen Staatenverſammlung den Auftrag erhalten können, dort mit beſchließen zu helfen, ſo iſt es beynah unbegreiflich, wie noch irgend ein Geſchäft abgethan werden kann.

Vorzüglich groß iſt die Schwierigkeit zu einem Beſchluß zu kommen, wenn auf ein oder das andre vom Staatsrathe vorgetragne Anſuchen Bewilligung ertheilt werden muß. Betrifft das Anſuchen die Angelegenheiten der See, ſo iſt Holland unverzüglich bereit; Seeland und Friesland zaudern auch nicht, wenigſtens in ſo fern ihre Antheile bey ihren eignen Admiralitäten angewandt werden können: die andern Provinzen dagegen treten nur mit weigernder Langſamkeit zu. Iſt das Anſuchen aber zur Verbeſſerung oder Vermehrung der Landmacht geſchehen, ſo ſind die erſtgenannten eben ſo wenig bereit, als die andern für die Seemacht. Daher kommt es ganz natürlich, daß häufig weder das eine noch das andre beſchloſſen wird.

Es iſt unglücklich, daß die meiſten Regierungsmitglieder ſich allzeit verpflichtet halten, das Intereſſe ihrer Provinz oder Stadt dem der Bundgenoſſenſchaft im Allgemeinen vorzuziehen, ſelbſt wenn die Sache die ganze Bundgenoſſenſchaft angeht.

Hievon kann man keine deutlichere Probe finden, als die Haushaltung der Admiralitäten. Je mehr Schiffe in einer Provinz oder Stadt gebaut werden, deſto vortheilhafter iſt es für dieſe Provinz oder Stadt. Darum ſind Seeland und Friesland bereit, ihre Antheile zu bezahlen, in ſo fern ſie, zum Bau und zur Ausrüſtung der Schiffe in ihren Provinzen angewandt werden können; weiter aber nicht. In Holland, wo es beſtimmt iſt, welchen Antheil an der begehrten Summe (het Gepetitioneerde) jede Admiralität für Bau und Ausrüſtung hat, würde man nicht das geringſte davon abſtehn. In Nordholland würde keine Stadt, wo ein Zimmerwerft iſt, in dieſem Stücke gegen eine andre die geringſte Nachgiebigkeit äußern. Ein Beweis dieſer Unſchicklichkeit iſt vorhanden, während ich dieß ſchreibe.

Bey dem Anbau der Linienſchiffe, bey Gelegenheit des Engliſchen Krieges, ſind der Admiralität von Nordholland ſechs zugefallen: fünf davon ſind gebaut; den Bau des ſechsten hat man wegen Mangel an Gelde nicht bewerkſtelligen

ligen können. Doch was geſchieht? Das Kollegium, welches durch ſich ſelbſt keine Mittel hat, Schiffe von kleinerem Kaliber zu bauen, hat gegenwärtig fünf Linienſchiffe, von denen ſchon eines, das noch nie in See geweſen, ſo verſault iſt, daß es ohne beträchtliche Ausbeſſerung unbrauchbar ſeyn wird, und dagegen nur zwey Fregatten. Bey dem Kollegium an der Maes hat man auch, im Bau der Linienſchiffe, dem, was man nach der Vertheilung liefern mußte, bereitwillige Genüge geleiſtet; aber man iſt ſo wenig mit Fregatten verſehn, daß man einen Funfziger hat ausrüſten-müſſen, um auf die Oſtindiſchen Schiffe zu kreuzen, da ſonſt gewöhnlich ein Sechs und dreißiger oder Zwanziger hiezu gebraucht wird.

Von der Langſamkeit der Bundgenoſſen in Bezahlung desjenigen, was ſie zur allgemeinen Beſchützung beyzutragen verpflichtet ſind, findet man, ſeit den erſten Zeiten der Republik, beſtändige Beyſpiele. Hievon zeugen die Ermahnungen des Staatsrathes beym Vortrag ſeiner Geſuche. Um von den erſten Zeiten nicht zu ſprechen, wollen wir nur kürzlich durchgehn, was der Staatsrath in den letzten funfzig Jahren hierüber, und vorzüglich über das Seeweſen, den Bundgenoſſen vorgehalten hat.

In dem Anſuchen vom Jahre 1725. ſagt der Rath, nachdem er zuvor über den ſchlechten Zuſtand der Miliz, die Vernachläſſigung der Feſtungswerke, den ſchlechten Zuſtand der Magazine, und die Langſamkeit der Bundgenoſſen im Aufbringen der nöthigen Subſidien geklagt hat: daß ſeit dem Ende des letzten Krieges die Seemacht, ob ſie gleich damals weit unter der Anzahl Schiffe war, woraus ſie beſtehen ſollte, dennoch ſo ſehr abgenommen hat, daß es unter den Kollegien der Admiralität welche giebt, die nicht ein einziges Schiff in See würden ſchicken können; daß vielleicht keine zwey Kollegien im Stande ſeyn würden, ihre Kontingente zu einer beträchtlichen Eskader, geſchweige dann zu einer großen Flotte zu liefern.

Merkwürdig iſt das, was in dem Anſuchen geſagt wird, wovon, wenn ich nicht irre, der damalige Großſchatzmeiſter (Theſaurier Generaal) und nachherige Rathspenſionär, der ſcharfſichtige van Slingeland der Verfaſſer geweſen iſt; nehmlich: daß ſeit zwanzig Jahren, oder ſeit dem Abſterben des letzten Großadmiral (Admiraal Generaal) die allgemeine Direktion oder Oberaufſicht über die Admiralitätsgeſchäfte viel lahmer gegangen ſey, als zuvor; wie es denn auch in der That nicht anders ſeyn könne, da man durchaus keine Anſtalt getroffen habe, um die Lücke in der allgemeinen Direktion auszufüllen, welche aus dem Mangel eines Beamten entſtanden, der, dem zweyten Artikel der Inſtruktion für die Admiralitäts-Kollegien zufolge, das Haupt derſelben, und eines jeden insbeſondre geweſen. [a]

In

---

[a] Wenn es irgend eine Verwaltung in der Republik giebt, wobey der unmittelbare Einfluß eines Hauptes nöthig iſt, ſo iſt es die der Admiralitäten. Der beſtändige Wechſel der Deputirten, welcher ihnen nicht erlaubt, die nöthigen Kenntniſſe zu erlangen, oder wenn ſie ſie erlangt haben, einen nützlichen Gebrauch davon zu machen; die Gewohnheit, dieſe Kommiſſionen nur als einträgliche Poſten zu betrachten; das beſondre Intereſſe der Städte; die Abweichungen in der Haushaltung der verſchiednen Kollegien; die Widerſprüche, die hieraus in der allgemeinen Verwaltung herfließen, und was dergleichen mehr iſt, machen es äußerſt wünſchenswerth, daß der Großadmiral nicht durch ſeine mannichfaltigen andern Geſchäfte von ſeinem Amte abgezogen werden möchte. Es würde daher ein ungemein großes Glück ſeyn, wenn, während der älteſte der beyden Prinzen ſich den militäriſchen Angelegenheiten zu Lande widmete, um einſt nach dem Vorbilde ſeiner großen Ahnen die Armeen des Staates in Perſon anführen zu können, Prinz Friedrich, als Stellvertreter ſeines Vaters, an die Spitze der Seemacht geſtellt würde. Hiedurch würde er ſich die nöthigen Eigenſchaften und Kenntniſſe erwerben, um die ökonomiſchen Angelegenheiten der See zu verwalten, und um zugleich, bey Zeit und Weile, den Namen Naſſau-Oranien ſo glorreich zur See zu machen, als er ſeit ſo vielen Jahrhunderten zu Lande iſt.

In dem Anſuchen für das Jahr 1738. wird, wie in allen vorhergehenden über die Trägheit der Bundgenoſſen in Bezahlung ihrer ſchuldigen Antheile (Quotes) geklagt, wie auch über die Vernachläßigung der Feſtungswerke und Magazine. Was die See betrifft, heißt es daſelbſt: die Seemacht ſey in einem ſolchen Verfall, daß die gewöhnlichen Mittel der Admiralitäten nicht einmal zur Bezahlung ſchwerer und dringender Schulden, zur Berichtigung der Intereſſen und Abtragung aufgenommner Kapitale hinreiche; daß alſo keine Ausrüſtungen geſchähen, ausgenommen einige unbedeutende von dem Laſt- und Verkaufsgelde; *) ja daß ſeit dreyßig Jahren nie für den Anbau neuer Schiffe um Beyträge angeſucht worden, viel weniger ſolche Beyträge geſchehen ſeyn.

Obgleich alle nachfolgenden Geſuche (Petitien) eben dieſelben Klagen und Ermahnungen enthielten, haben ſie doch nicht bewirken können, daß bey dem im Jahre 1743. eintreten-

---

*) Im Holländiſchen Laſt-en Veil-Geld. Das Laſtgeld iſt eine Auflage, die bey der Erbauung der Schiffe ſowohl, als bey jeder Reiſe nach der Größe des Schiffes, alſo nach der Anzahl der Laſten, die es in ſich faſſen kann, erlegt wird. Das Veilgeld wird beym Verkauf der Schiffe bezahlt.
Anm. des Ueberſ.

den Kriege, die Feſtungen in gutem Stande, die Magazine angefüllt, die Land- und Seemacht in gehöriger Ordnung geweſen wären. Was hierüber in den Staatenregiſtern gefunden wird, hier ausführlich darzuſtellen, würde mich zu weit führen. Es iſt genug bekannt, daß der damals erlittne unglückliche Verluſt ſo vieler feſten Plätze, zum Theil wenigſtens, dieſer Vernachläſſigung zugeſchrieben worden iſt, und daß die Unglücksfälle, die in dieſem Kriege die Republik trafen, zu der Revolution, die im Jahre 1747. auf eine ſehr unſchickliche Weiſe Statt gefunden hat, den Weg gebahnt haben.

Allein, wenn man in ſtatthalterloſen Zeiten die Gebrechen unſerer Verfaſſung, vorzüglich im Bezuge auf die Angelegenheiten der allgemeinen Vertheidigung, und allem was dazu gehört, und überhaupt eine ſehr weitgehende Trägheit, die häufig aus dem widerſprechenden Intereſſe der Provinzen herrührt, erfahren hat, ſo iſt es in dieſer Hinſicht, zu den Zeiten, wo wir einen Statthalter hatten, nicht viel beſſer gegangen.

Im Jahre 1750. klagte der Staatsrath, daß Utrecht, Friesland und Groningen ihre Einwilligung auf ein Anſuchen um drey Millionen (Gulden) für die nöthige Ausbeſſerung der Feſtungs- und zum Seeweſen gehörigen Werke, gar nicht, oder ſehr bedingt (geclauſuleerd) gegeben, und Holland und Gelderland nur noch ſehr wenig bezahlt haben; daß auf die vorigen Geſuche für den Unterhalt der Feſtungswerke die Bezahlungen ſo gering geweſen ſeyn, daß die von Bergen op Zoom noch völlig in demſelben Zuſtande ſeyn, als bey der Räumung der Feſtung durch die Franzoſen; daß die Geſuche für die Anfüllung der Magazine, die, wegen der erſtaunlichen Menge des im Kriege verlohrnen Geſchützes, höchſt nöthig ſey, gleichfalls unbezahlt geblieben; endlich, daß die allgemeine Kaſſe des Bundes in einem ſo kläglichen Zuſtande ſey, daß man nicht nur die rückſtändigen Subſidien, welche im letzten Kriege verſchiedenen Mächten durch Traktaten verſprochen worden, ſondern ſelbſt die Zinſen der im Namen des Bundes aufgenommenen Gelder nicht würde bezahlen können.

In welchem kläglichen Vertheidigungsſtande die Republik war, als im Jahre 1756. die Zwiſtigkeiten zwiſchen Frankreich und England auf dem Punkte ſtanden, auszubrechen und ſchon Thätlichkeiten vorgefallen waren, kann man aus dem Gutachten vom 9ten Jul. 1755. und dem allgemeinen Anſuchen von 1756, die der

Staatsrath der allgemeinen Staatenverſammlung übergeben hat, erfahren.

In dem Geſuche für das folgende Jahr 1757. wird derſelbe Zuſtand vorgeſtellt, und es wird darauf angedrungen, daß die Provinzen auf die Geſuche von den Jahren 1744 und 1747, für die ſo nöthige Ausbeſſerung der Feſtungswerke und Anfüllung der Magazine gehörig ihre Zuſtimmung geben möchten; wie auch auf das vom Jahre 1741. für den Anbau der ſo hochnöthigen Linienſchiffe.

Die Geſuche für die Jahre 1758, 1759, 1760, 1761, 1762, 1763, 1764 und 1765, (in welchen beyden letzten den Bundgenoſſen vorgeſchlagen wird, außer dem, was die Admiralitäten aus ihren eignen Einkünften thun können, eine jährliche Ausrüſtung auf Unkoſten der Provinzen zu beſtimmen, ſind mit Vorſtellungen wegen der Langſamkeit der Bundgenoſſon im bewilligen und bezahlen, und mit Ermahnungen zur Beſſerung angefüllt.

In dem bekannten Geſuch, welches der Großſchatzmeiſter Hop, ein Mann, den ich mit Hochachtung für ſeine Geſchicklichkeit, mit Ehrerbietung für ſeinen ſittlichen Charakter, und, wegen der Freundſchaft, deren er mich würdig hielt, mit wohlwollender Regung nenne, im im Jahre 1766. als ſchon der Zeitpunkt der Mündigkeit des jetzigen Erbſtatthalters ſich näherte, aufgeſetzt hat, ſtellt dieſer vortrefliche Miniſter den Bundgenoſſen vor Augen: daß man wegen Mangel an gemeinſchaftlicher Zuſtimmung und hinlänglicher Bezahlung dem Geſuch vom Jahre 1741. für den Anbau von fünf und zwanzig Kriegsſchiffen, keine Genüge habe leiſten können; daß die Schiffe, die man von den geſchehenen kleinen Beyträgen gebaut, aufgebraucht, eingeriſſen, oder ſonſt zu Grunde gegangen ſeyn. Er dringt alſo auf die Nothwendigkeit, wofern man die geringe Seemacht des Staates im Stande erhalten wolle, ein neues Geſuch zu thun; geſteht aber zugleich, man dürfe ſich nicht ſchmeicheln, daß dieß einigen Eingang bey den Provinzen finden werde. Der Staatsrath ſey unterdeſſen durch die mangelhaften Beyträge der Provinzen auf die Geſuche von den Jahren 1744 und 1747. außer Stand geſetzt worden, die Feſtungswerke gehörig auszubeſſern und die Magazine zu verſorgen.

In dem Briefe, den die Generalſtaaten am 31ten Dec. 1776. dem Geſuch des Staatsrathes für das folgende Jahr zum Geleite gegeben, ſagen ſie: der Staat finde ſich von Miliz und

Kriegsſchiffen entblößt, mit ſchwachen Gränzörtern und ohne Vormauer.

Seit 1741. war kein Geſuch für eine außerordentliche Ausrüſtung geſchehen, außer einem im Jahre 1770. auf welches Geldern, Seeland und Utrecht niemals ihre Zuſtimmung gegeben haben; und einem im Jahre 1771. um 4,078,508 Gulden für den Bau neuer Schiffe, welche endlich im Jahre 1778. zwar konkludirt wurde, *) wovon aber die Bundgenoſſen noch jetzt 507,582 Gulden ſchuldig ſind. Im Jahre 1773. war für eine Ausrüſtung von ſechs Schiffen um 388,800 Gulden angehalten; im Jahre 1775. um 663,000 Gulden für eine außerordentliche Ausrüſtung; und im Jahre 1776. um 670,740

---

*) Dieſe Summe iſt die einzige, welche, ſeitdem im Jahre 1741. ein Geſuch für den Anbau von fünf und zwanzig Schiffen ergangen war, welcher Anbau, wie wir ſo eben geſehen, ſowohl wegen Mangel an Zuſtimmung als an Bezahlung, nicht hat geleiſtet werden können, zu dieſem Ende vom Staatsrath begehrt worden iſt. Daher iſt es eine ſehr verwegne Behauptung was Herr Capelle tot den Marſch in ſeiner Anrede oder Gutachten auf dem Gelderſchen Landtage (S. Jaarboeken S. 881.) geſagt hat: „Iſt es nicht bemerkenswerth, daß unſre Seemacht, „nachdem ſeit vielen Jahren bennah unſägliche „Schätze auf den Anbau von Schiffen verwandt „worden, dennoch nicht ſo viel gewonnen hat, daß „ſie hinreichend wäre, um unſern Handel und unſre Schiffahrt zu beſchützen?“

670,740 Gulden für eben das Jahr. Alle dieſe Geſuche ſind zwar konkluirt, aber, ungeachtet ihres geringen Betrages, ſind die Provinzen noch 159,928 Gulden darauf ſchuldig.

Aus dieſem kurzen Abriſſe kann man folgern, daß die Verwaltung ſolcher Geſchäfte, die die ganze Bundgenoſſenſchaft betreffen, und unter welchen gewiß das allgemeine Vertheidigungsweſen das vornehmſte iſt, beſtändig mangelhaft geweſen iſt. Es iſt ein altes, eingewurzeltes Uebel, und man kann davon keine naivere Beſchreibung geben, als die, welche in dem kurzen Berichte, den der Landrath am 21ſten Sept. 1584. den Generalſtaaten übergeben hat, zu leſen iſt.

Es iſt bemerkenswerth, daß unter den Gebrechen, die der Landrath als Urſachen der ſchlechten allgemeinen Verwaltung anführt, die Bewilligungen der Geſuche von Seiten der Provinzen, mit dem Vorbehalt, wofern alle andre das Gleiche thäten, genannt wird. Dieſes Gebrechen, als ob ihrer nicht ſonſt ſchon genug wären, iſt gleichſam erneuert, ſeit zuerſt Geldern, und nach dem Beyſpiele dieſer Provinz alle die übrigen, außer Holland, ſeit fünf bis ſechs Jahren, alle Bezahlung verweigern, ob ſie ſchon Bewilligung ertheilt haben, es ſey dann,

dann, das Geſuch wäre konkludirt worden; da doch in dem vorigen Jahrhundert, und in dem jetzigen, bis zu dem eben erwähnten Zeitpunkt, die Provinzen niemals Schwierigkeit gemacht haben, zu bezahlen, ſobald ſie eingewilligt hatten. Ich glaube ſogar, daß während des ganzen Succeſſionskrieges kein außerordentliches Anſuchen geſchehen iſt, welches alle Bundgenoſſen bewilligt hätten, und daß alſo keines konkludirt worden iſt. Dem ungeachtet haben doch diejenigen Provinzen, welche bewilligt hatten, beſtändig die Bezahlung unmittelbar auf ihre Zuſtimmung folgen laſſen.

Ich geſtehe ſehr willig ein, daß, dem Recht und ſelbſt der Billigkeit gemäß, alle, die bey derſelben Sache intereſſirt ſind, oder ſich zur Erhaltung derſelben verbunden haben, gleichmäßig beytragen müſſen. Allein, wenn Einige hievon abgeneigt ſind, iſt es dann das Intereſſe der Andern, die gemeine Sache zu Grunde gehen zu laſſen? Was würde aus der Republik, ſelbſt in dieſen letzten Zeiten, geworden ſeyn, hätte Holland denſelben Grundſatz angenommen, nur dann zu bezahlen, wenn alle Bundgenoſſen einem Geſuch ihre Zuſtimmung gegeben hätten, und bereit wären jeder

nach

nach ſeinem Antheil zu bezahlen; und wenn dieſe Provinz ihre Kommittirten Räthe ſtrenge an den ſechs und dreyßigſten Artikel ihrer Inſtruktion gehalten hätte, dem zufolge ſie Acht haben ſollen, daß die Beyträge auf die Geſuche gleichmäßig, und im Verhältniſſe mit den übrigen Provinzen geſchehen mögen? Und in der That, dieß ſollte hinreichen, um eine der vornehmſten Urſachen des öffentlichen Verfalls darzuthun, indem es gewiß iſt, daß, wenn die Provinzen keine Bezahlungen thun, und alles auf Eine Provinz ankommen laſſen, die Geſchäfte keinen Fortgang haben können.

Als im Jahre 1778. die Zwiſtigkeiten zwiſchen England und Frankreich entſtanden waren, und es ſehr wahrſcheinlich war, daß der Staat darein verwickelt werden würde, ſo daß man darauf bedacht ſeyn mußte, ſich wenigſtens in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, wurde man wohl einigermaaßen wach, aber konnte doch nicht zu einem ſchnellen Beſchluß kommen. Schon ſeit dem Jahre 1771. zankte man ſich über einen Plan zur Vermehrung der Land- und Seemacht, ohne ein Einverſtändniß treffen zu können. Die ganze Vermehrung ſollte ſich jährlich auf ungefähr anderthalb Millionen

Gulden belaufen. Holland verlangte davon 700,000 Gulden für die Seemacht, und hievon einen beſtimmten Poſten für den Kriegsfuß. Dem Erbſtatthalter war es geglückt, die andern Provinzen zu überreden, den Admiralitäten jährlich 600,000 Gulden zuzugeſtehen; allein damit war Holland nicht zufrieden. Es war daher nichts daraus geworden, und die Republik war, wenigſtens wie Einige urtheilten, ohne hinlängliche Landmacht, und gewiß ohne eine Seemacht, die den Namen verdiente, geblieben.

Endlich hatten doch im Jahre 1777. alle Provinzen, ausgenommen Seeland, einen Geſuch um 2,640,690 Gulden, zum Anbau neuer Schiffe, ihre Zuſtimmung gegeben; alle ohne Ausnahme hatten eins um 1,800,000 Gulden, zur Ausbeſſerung der Schiffe und zum Ankauf von Materialien, bewilligt. Im folgenden Jahre wurden wieder 1,995,840 Gulden, die Hälfte davon zur Ausrüſtung von zwey und dreyßig Schiffen, zugeſtanden. Aber obgleich die Staaten von Holland, dem, was nach dem gemeldeten Geſuch an ſie gefordert wurde, unmittelbar Genüge leiſteten, ſo blieben doch die andern Provinzen zurück. Friesland allein

that

that einige Zahlungen auf das letzte Geſuch zum Vortheile ſeiner Admiralität. [a])

Im folgenden Jahre 1779. hielt der Rath um anderthalb Millionen zur Anfüllung der Admiralitätsmagazine an, und im Jahre 1780. um 2,623,590 Gulden zur Ausrüſtung von 52 Schiffen. Auf das letzte Geſuch erfolgte die Zuſtimmung aller Bundgenoſſen, doch die erſte wurde nicht konkludirt. Allein wäre dieß auch auf alle die erwähnten Geſuche geſchehen, was hätte es helfen können? Wie konnte man erwarten, daß unſre Seemacht, bey dem Verfall worin ſie war, in Zeit von zwey Jahren ſich würde in Stand ſetzen laſſen, um einem mächtigen Feinde einigermaaßen die Spitze bieten zu können? Die Admiralitäten hatten ſchon im Jahre 1779. ihr Gutachten ertheilt, [b]) daß man, wofern man die Seemacht in erträglichen Stand ſetzen wolle, zehn Schiffe von 70, vier und zwanzig von 60, ſieben von 50, und fünf von 40 Stücken anbauen müſſe: und als der Krieg im Jahre 1781. ſeinen Anfang nahm,

---

[a] Gutachten des Staatsraths über das Geſuch vom Jahre 1778.

[b] Vorläufiges Gutachten der Admiralitäten vom 10ten März 1779.

war hievon noch nichts angefangen, geſchweige denn vollendet.

Der Staatsrath hatte freylich ſchon im Jahre 1771. um 4,078.508 Gulden zum Anbau von Kriegsſchiffen angehalten, und alle Bundgenoſſen hatten dieß endlich im May 1778. bewilligt; doch aus den Berichten, die am 6ten, 7ten und 21ſten Auguſtus, am 25ſten und 28ſten September den Generalſtaaten übergeben worden, erhellt, wie wenig hierin geſchehen war. An der Maas war Ein Schiff von 60, und Eines von 50 Stücken fertig; zu Amſterdam zwey Schiffe von 64 und zwey von 50 Stücken; in Seeland ein Schiff von 50 Stücken; und in Friesland war ein neuer Funfziger in Kommiſſion gegeben, doch beym Kalfatern in dem Balg *) geſunken.

Kläglich wird in der That der Zuſtand unſrer Seemacht in den eben erwähnten Berichten vorgeſtellt, ohne daß die Schuld den Kollegien beygemeſſen werden könnte. Sie ſtellen vor: es ſey ſeit dem Jahre 1741. kein Geſuch, viel weniger Beytrag zu irgend einigem An-

---

*) Ein Hafen oder Rhede auf der Friesländiſchen Küſte.

Anm. des Ueberſ.

Anbau geſchehen. Die Admiralitäten haben weder Geld noch gehörig verſorgte Magazine. Sie haben mit ihren eignen und gewöhnlichen Einkünften kaum die nöthigen Unkoſten für jährliche kleine Ausrüſtungen beſtreiten, und einige wenige Fregatten anbauen können. Die meiſten ſeyn außer Stand, ihre große Schiffe zu unterhalten und ihre Magazine gehörig zu verſorgen. Eine der Folgen dieſer Saumſeligkeit und Trägheit der Bundgenoſſen ſey es, daß ſich das Schiffsvolk und die Schiffszimmerleute aus Mangel an Arbeit verlaufen haben.

In dieſem traurigen Zuſtande hat es nicht an Leuten gefehlt, die ihn feindſeligen Abſichten zugeſchrieben haben. Es iſt nicht zu läugnen, daß die, aus der lange fortdauernden Verbindung mit England entſprungene, und bey vielen eingewurzelte Meynung, das Beſte der Republik fordre, ſich niemals mit dieſer Macht zu entzweyen, nebſt einem gleichſam angebohrnen Vorurtheil gegen die Franzoſen, welches in den vielen Kriegen, vorzüglich dem im Jahre 1672, womit uns dieſes Reich überzogen hat, ſeinen Urſprung hat, mitgewirkt hat, den Eifer bey Zurüſtungen, welche nöthig waren, um ſich unerſchrocken dem Misvergnügen der Engländer auszuſetzen, etwas zu dämpfen. Allein, wenn man ohne Leidenſchaft und Vorurtheil dasjenige erwägt, was ich vorhin über unſre Regierungsform und die daher entſtehende Unentſchlüſſigkeit geſagt, und aus den Staatsregiſtern ausgezeichnet habe, ſo bin ich überzeugt, man wird mit mir eingeſtehen müſſen, daß der wahre und hauptſächliche Urſprung der Wehrloſigkeit, die unſern Bruch mit England ſo verderblich gemacht hat, darin zu ſuchen iſt. Hiezu nehme man noch, daß, bey einer widerſprechenden Denkart, Sachen von Gewicht ſelten oder nie mit der Geiſtesruhe und Unpartheylichkeit behandelt werden, die das allgemeine Beſte erfordert. Menſchen ſind und bleiben Menſchen: die rechtſchaffenſten, wenn ſie überzeugt ſind, daß ſie das Beſte im Sinne haben, gehen oft zu weit; und wenn ihr Endzweck lobenswürdig iſt, ſind ſie oft zu nachgiebig in den Mitteln, ihn zu erreichen. Vielleicht haben die, welche den Bruch mit England für verderblich anſahen, nicht ſtark genug auf eine Bewaffnung angedrungen, die allein dieſen Bruch hätte möglich machen ſollen. Vielleicht haben die, welche es müde waren, das politiſche Syſtem der Republik ganz von England abhängig zu ſehen, und darum Frankreich

begün-

begünſtigen wollten, das, was zur Erreichung ihrer Abſicht dienen konnte, mit zu viel Leidenſchaft durchgeſetzt, und nicht darauf geachtet, daß der Augenblick äußerſt ungünſtig war; daß es bloß verwegen, und weder tapfer noch ruhmvoll iſt, ſich unbewaffnet mit Bewaffneten in Streit einzulaſſen, wie gerecht auch die Sache ſeyn mag.

Was mich betrifft, ſo geſteh ich offenherzig, daß der Einfluß, den der Engliſche Hof hier zu Lande hatte, mir oft übermäßig geſchienen hat. Ich hätte gern die Republik von dieſer Abhängigkeit befreyt geſehen, und würde zu dem Ende ſo viel möglich alle vom Staatsrathe vorgeſchlagne Mittel, die Land- und Seemacht, nebſt den Feſtungswerken und Magazinen, in guten Stand zu ſetzen, unterſtützt haben; hätte man hiebey auch, bey der größern Nothwendigkeit die Seemacht zu vermehren, für die Vermehrung der Landmacht einige Nachgiebigkeit zeigen müſſen. Aber wäre mir dieß nicht nach Wunſch gelungen, ſo würde ich nie die Hand dazu geboten haben, Entſchließungen zu faſſen, die, wegen Mangel an Kraft, nicht ausgeführt werden konnten. Nie würde ich die Verleihung uneingeſchränkter Geleite für die Schiffahrt (Convooyen) haben beſchließen helfen. Denn man war hiezu außer Stande, und konnte beynah gewiß ſeyn, daß die Nationalflagge entehrt, und die Kauffahrtheyſchiffe weggenommen werden würden; und daß man ſich, anſtatt die angethane Schande und ausgeübte Gewalt zu rächen, einen äußerſt ſchädlichen Krieg auf den Hals laden werde. Niemals würde ich mitgewirkt haben, unſer Land von dem politiſchen Joche der Engländer unter das der Franzoſen zu bringen; einigen wenigen Kaufleuten zu Gefallen den Wohlſtand aller übrigen in die empfindlichſten Verluſte zu verwandeln; den Sitz des Handels anderswohin zu verlegen; die Verſührung ſolcher Waaren, die wir bisher meiſtens allein gehabt hatten, andern Nationen zuzuſpielen; unſre wehrloſe Kolonien ohne Schwerdtſtreich in die Hände unſrer Feinde fallen zu laſſen; Stillſtand in der Schiffahrt und dem Handel unſrer Kompagnien zu verurſachen, und ihren blühenden Zuſtand, zum Schaden ihrer Theilnehmer und des Staates, in die größte Zerrüttung zu verwandeln; einer neuen Republik zu Gefallen, und um der eingebildeten Vortheile eines neuen Handelszweiges willen, den damals äußerſt blühenden Handel zu unterbrechen, und auf die Verheißung goldner Berge aus Amerika,

die

die einige Menſchen von erhitztem Gehirn uns gaben, zu rechnen; einen Bund einer ſogenannten bewaffneten Neutralität mit Mächten zu ſchließen, welche, weil ſie hinlänglich ſicher waren, daß ihre Unterthanen nicht beunruhigt werden würden, kein Intereſſe dabey hatten, ſich in Krieg einzulaſſen; und von denen man alſo nicht erwarten konnte, ſie werden bloß aus Großmuth und Anhänglichkeit an die Traktaten, um unſertwillen, den Handel und die Schiffahrt ihrer Unterthanen, und den Abſatz ihrer Produkte aufopfern.

Ich geſtehe ſehr gern, daß der Weg der Unterhandlung, den die Provinz Seeland eingeſchlagen zu ſehen wünſchte, nach dem bezeigten Uebermuth und den Gewaltthaten der Engländer nicht ſehr ehrenvoll geweſen ſeyn würde. Ich geſtehe, daß die dagegen in der Reſolution der Generalſtaaten vom 6ten Febr. aufgeſtellten Einwendungen, für ſich ſelbſt betrachtet, gegründet waren. Doch wenn man die Ehre eines Staates behaupten will, ſo muß man auch die Mittel dazu in Bereitſchaft haben. Hat man dieſe nicht, wie es bey uns der Fall war, ſo läuft man Gefahr, und wir haben es erfahren, mit der beabſichteten Behauptung ſeiner Ehre nur Schande zu gewinnen.

Kommen meine Geſinnungen nicht mit dem überein, was ich meinem Vaterlande ſchuldig bin, ſo bin ich zwar in einem beklagenswürdigen Irrthum, aber doch aus treuer Meynung, geweſen. Um das Gegentheil zu behaupten, oder meinen Einſichten nicht gemäß zu handeln, hätte ich ſo wohl meinem Gewiſſen als meinem Verſtande Gewalt anthun müſſen. Die einige Ueberzeugung von der Wahrheit desjenigen, was ich bis hieher ausgeführt habe; die Theilnehme, womit ich alles das Unheil, welches mein Vaterland befiel, anſah; das Verlangen, ſo viel es an mir lag, die einheimiſchen Urſachen des Uebels wegzunehmen; mein Vaterland aus dem unglücklichen Zuſtande, worein es gebracht war, zu retten, und dazu, nach meiner Einſicht, die beſten Mittel zu wählen: iſt die einzige Richtſchnur meines Betragens, mein einziger Endzweck geweſen. Das Gemählde, welches ich vor das Auge meines Leſers bringen werde, wird ihn in den Stand ſetzen, ein Urtheil über mich zu fällen. Ich glaube mit Zuverſicht ſagen zu dürfen, daß ich, ſtatt ſo wankelmüthig zu ſeyn, wie mir einige vorgeworfen haben, die einheimiſchen und ausländiſchen Angelegenheiten beſtändig aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet, dem gemäß gehan-

gehandelt, und überhaupt nie mein Syſtem verändert habe.

Als im Jahre 1778. die Zwiſtigkeiten zwiſchen England und Frankreich auf dem Punkte ſtanden, in einen offenbaren Krieg auszubrechen, werde ich vom Greffier Fagel im Namen des Engliſchen Geſandten, Ritter Yorke, um ein Geſpräch mit dieſem Herrn erſucht. Ich entſchuldigte mich anfangs aus dem Grunde, daß ich keinen beſondern Poſten bey der Regierung bekleide, und alſo mich mit Staatsgeſchäften nicht bemühen könne, auch nicht den mindeſten Einfluß habe. Nachdem ich indeſſen hierüber noch verſchiedene Mahle angeſprochen worden war, nahm ich es an, und traf mich mit dem Geſandten, am 14ten April, im Zimmer des Herrn Fagel zuſammen. Der Inhalt unſers Geſprächs war der folgende.

Der Ritter fieng mit der Frage an: ob es wieder ſo ſeyn werde, wie im letzten Kriege, in welchem man über die Schiffahrt der Unterthanen der Republik ſo viel gezankt, und ſo viel Papier verdorben habe?

Ich antwortete: dieß werde großentheils von England ſelbſt abhängen. Wolle man die handelnden Bürger der Republik in ihrer rechtmäßigen Schiffahrt, wie ihnen dieſe den Traktaten zufolge zukommen, beunruhigen, ſo müſſe man nicht erwarten, daß ſie gutwillig werde aufgegeben werden. Man könne nichts anders als Zwiſt und fortdauernde Klagen erwarten, wofern die Engländer wiederum, ſo wie im vorigen Kriege, die freye Fahrt und den Handel mit den Franzöſiſchen Beſitzungen in Amerika verhindern wollten.

Der Ritter kam ſogleich auf die Traktaten von den Jahren 1674 und 1678. Er ſetzte es als unläugbar voraus, daß wegen des einen Hülfe verlangt werden könne. Doch fügte er hinzu, daß ſein Herr ſich ſchmeichle, wenn er aus beſonderer Gefälligkeit und weil er wiſſe, daß die Republik keine Luſt zum Kriege habe, von ſeiner Forderung in Anſehung des Beyſtandes abſtehen ſollte, die Staaten dann auch von ihrer Seite, nicht auf demjenigen beſtehen werden, was durch den Traktat vom Jahre 1674. in Anſehung der Verführung von Schiffsmaterialien ausbedungen ſey. Was aber die Fahrt nach den Franzöſiſchen Inſeln betreffe, ſo werde ſein Herr ſie während des Krieges nicht ungehindert können fortgehen laſſen, da ſie in Friedenszeiten verboten ſey.

Ich erwiederte hierauf, ich wolle mich nicht weiter darauf einlaſſen, ob der caſus foederis

hier

hier eintrete oder nicht, um nicht mit ihm in Streit darüber zu gerathen. Indeſſen werde es eine Ungerechtigkeit ſeyn, die dem Traktate vom Jahre 1674. gemäße Verführung von Schiffsmaterialien zu verhindern. Man werde dadurch den Bürgern der Republik den Vortheil einer Bedingung rauben, die urſprünglich, und zur Zeit der Schließung dieſes Traktats um der Engländer willen gemacht ſey, und wovon ſie den Genuß gehabt. Vorausgeſetzt auch, daß man ſich über eins und das andre zu verſtehen ſuchen wollte, ſo würden doch alle dazu angewandten Bemühungen unnütz ſeyn, wenn man nicht von unſrer Seite gegründete Hoffnung auf einen ungehinderten Handel mit den Franzöſiſchen Beſitzungen während des Krieges hegen dürfte.

Hiemit wurde für dieſen Tag das Geſpräch abgebrochen. Doch da ich am folgenden oder einige Tage darauf (es iſt mir entfallen, welches von beyden) wieder vom Ritter Yorke zu einem Geſpräch eingeladen war, ſagte er mir: es habe ihm bey näherer Ueberlegung geſchienen, ſein Herr werde ſich in Anſehung der bewußten Fahrt auf die Franzöſiſchen Beſitzungen viel nachgiebiger zeigen, wenn die Republik

blik

blik nicht auf ſtrenge Befolgung des Traktats vom Jahre 1674. andringen wolle. Ich wandte hingegen wiederum ein, wie wenig man die Abtretung eines Rechtes, welches der Republik durch einen feyerlichen Traktat zugeſagt ſey, erwarten könne. Hierauf erwiederte der Geſandte, ſein Herr verlange keine vollkommne Vernichtung des gemeldeten Traktats oder der ſtreitigen Artikel deſſelben, wenigſtens für jetzt noch nicht. Aber da der König, um das gute Verſtändniß nicht zu ſtören, auf die Leiſtung des Beyſtandes, die er, dem Buchſtaben des Traktats zufolge, fordern zu können glaube, nicht andringen, und den Handel und die Fahrt der Einwohner des Staates nach den Franzöſiſchen Beſitzungen in Amerika ſo wenig als möglich ſtören werde, ſo ſcheine es ihm, (dem Geſandten) daß die Republik auch wohl von ihrer Seite einen ähnlichen Beweis ihrer Geneigtheit, das gute Verſtändniß zu erhalten, geben könne. Man könne den Punkt, den es betreſſe, nehmlich die Verführung von Schiffsmaterialien, zu einem Gegenſtande der Unterhandlung zwiſchen beyden Nationen machen, und ſich darüber zu verſtehn, oder die nöthigen Einrichtungen zu machen ſuchen. Während dieſer Unterhandlungen könne die Ausfuhr ſol-

cher

cher Schiffsmaterialien nach feindlichen Hafen gleichſam ſuſpendirt bleiben.

Ich ſtellte hierauf vor, daß Unterhandlungen über einen ſo unſtreitigen Punkt, als das Verführen von Schiffsmaterialien ſey, einen Schein geben könnten, als ob wir es einigermaaßen für zweifelhaft hielten; es müßte denn ſeyn, daß man zu gleicher Zeit über einen Punkt, der den Engländern eben ſo unſtreitig zukomme, zum Beyſpiel, über die berühmte Navigationsakte, in Unterhandlung träte. Der Ritter ſchien es nicht zu läugnen, daß dieſe Bemerkung Grund habe.

Dieſe nähere Eröffnung des Engliſchen Geſandten ſchien mir von der Art zu ſeyn, daß ich mich für verpflichtet hielt, an Männer, die auf die Lenkung der öffentlichen Geſchäfte Einfluß hatten, Nachricht davon zu geben. Ich theilte dem Geſandten mein Vorhaben mit, nachdem ich ihn zuvor gefragt, warum er nicht ſelbſt mit den Staatsminiſtern hierüber geſprochen. Er antwortete hierauf, er habe geglaubt, zuerſt die Denkart der Stadt Amſterdam vernehmen zu müſſen, da dieſe doch das größte Intereſſe bey der Sache habe; und weil er unter den dortigen Magiſtratsperſonen keine andre Bekanntſchaft habe, die er für ſolch eine

Eröff-

Eröffnung von ſeiner Seite geſchickt halte, habe er ſich an mich gewandt.

Ich nahm mir alſo vor, das mit dem Engliſchen Geſandten Vorgefallene bey der erſten Gelegenheit dem Bürgermeiſter Temmink, der damals zu Amſterdam den größten Einfluß hatte, mitzutheilen. Es ſchien mir, man müſſe das Vorgeſchlagne wenigſtens überlegen, ehe man den geforderten Beyſtand zu verweigern, oder die genaue Befolgung des Traktats vom Jahre 1674. zu verlangen beſchlöſſe, und zwar aus folgenden Gründen.

Zuvörderſt wegen des ſchlechten Zuſtandes der Seemacht. Die Admiralitäten waren nicht mit Schiffen oder Schiffsvorrath verſorgt: ſie konnten unmöglich in ſo groſſer Eil mit beyden verſehen werden, wenn die Streitigkeiten einen ſchnellen Bruch verurſachen ſollten. Man war alſo nicht im Stande, das freye Verführen grober Schiffsmaterialien durch Gewalt der Waffen zu behaupten, und die Gewalt, welche England anwenden würde, um dieſen, mit ſeinem Vortheil ſo ſtreitigen Handel zu verhindern, wirklich zurückzutreiben.

Zweytens konnte der Vortheil, den durch das Nichtverführen der oft erwähnten Schiffsmaterialien einige Handel treibende Einwohner verlieren würden, nicht mit dem Gewinn in Vergleichung geſtellt werden, der dem Handel aus der fortdauernden Neutralität der Republik, und der ungehinderten Schiffahrt nach den Franzöſiſchen Beſitzungen zuwachſen mußte.

Drittens würde durch eingegangne Unterhandlungen über die Bedingungen jenes Traktats noch nichts zugegeben worden ſeyn; um ſo weniger, da man vor dem Anfange der Unterhandlungen ausbedingen konnte, daß, eben ſo, wie die Staaten, England zu Gefallen, in Unterhandlung über die für England nachtheiligen Bedingungen des Traktats vom Jahre 1674. treten würden, auch der Republik zu Gunſt die Artikel der für ſie ſo nachtheiligen Navigationsakte näher unterſucht werden ſollten; und daß man ſuchen würde, ſich über dieſe beyden Punkte gegenſeitig zu verſtehn.

Viertens waren dieſe Unterhandlungen, deren Ausſchlag für die Republik von ſo großer Wichtigkeit ſeyn konnte, beym Franzöſiſchen Hofe eine gültige Entſchuldigung darüber, daß man das uneingeſchränkte Verführen der Schiffsmaterialien noch nicht mit Gewalt durchſetze. Unterdeſſen konnte Frankreich verſichert ſeyn, daß England keinen Beyſtand begehren, viel weniger ihn erhalten werde, und daß die Franzöſiſchen

zöſiſchen Beſitzungen, durch die freye Schiffahrt der Einwohner unſres Staates dorthin, mit allem Nöthigen würden verſorgt werden können. Endlich war es, wegen des unbewaffneten Zuſtandes, worin die Republik ſich befand, äußerſt nöthig, eine bequeme Zeit zu Kriegszurüſtungen frey zu haben. Hiezu würde man die Zeit der Unterhandlungen ſehr gut gebrauchen, und dieſe, je nachdem es rathſam ſeyn würde, fortdauern laſſen oder abbrechen können.

Der alte Bürgermeiſter ſchien dieſe Vorſtellungen gegründet zu finden, und nahm es auf ſich, darüber mit andern Mitgliedern der Regierung zu ſprechen. Es iſt mir unbekannt, ob er dieß gethan hat; auch kann ich mich nicht erinnern, ob ich andern Mitgliedern der Regierung von dem oben erwähnten Geſpräche etwas geſagt habe. Gewiß iſt es, daß nichts aus der Sache geworden iſt. Da ich einige Tage darauf nach Spa und von da nach Paris gereiſt und einige Monate ausgeblieben bin, (ich verſäumte nichts dadurch, weil ich damals mit keiner Art von Verwaltung etwas zu thun hatte,) ſo habe ich keine Gelegenheit gehabt, das angefangne Werk zu vollenden. Es iſt mir wohl geſagt, der Vorſchlag des Engliſchen

Geſandten ſey nicht angenommen worden, oder man habe geglaubt, daß man durch angefangne Unterhandlungen über den bewußten Traktat den Schein geben werde, als könne das unſtreitige Recht der Republik in Zweifel gezogen werden. Doch wie ich ſchon geſagt habe, es hatte mir geſchienen, daß aus den Unterhandlungen über ein unläugbares Recht, wenn man zugleich ähnliche über ein den Engländern eben ſo unſtreitig zuſtehendes Recht, nehmlich das, die Unterthanen der Republik keine andre Waaren in England einführen zu laſſen, als ſolche, die die Navigationsakte nicht verbietet, anfinge, keine nachtheilige Folgerung gezogen werden könne, wofern die Republik genöthigt würde oder gut fände, das in dem oft erwähnten Traktat ausbedungne im weiteſten Sinne gelten zu laſſen. Um ſo weniger, da der König von England damals noch nicht erklärt hatte, er werde die Verführung grober Schiffsmaterialien durch unſre Schiffe nach feindlichen Häfen nicht dulden, wie er es am 2ten November 1778. durch ſeinen Geſandten thun ließ. Erſt nach dieſer Erklärung würde man, durch Annahme des Anerbietens über den ſtreitigen Punkt in Unterhandlung zu treten, den Schein gegeben haben, als hielte man ſein Recht einigermaaßen für zweifelhaft. Dieß haben auch die Kommittirten der Generalſtaaten in ihrem Gutachten vom 6ten November 1779. a) ſehr gut und mit Grunde angemerkt. Vielleicht hätte man ſelbſt noch zu der Zeit die Schwierigkeit dadurch heben können, daß man in die Antwort an den Geſandten folgendes hätte einfließen laſſen: „Ihro Hochmögenden glaubten „zwar ihr Recht ſey unzweifelhaft und unläug„bar. Dennoch wollten ſie, um einen Be„weis ihrer Geneigtheit, das gute Verſtänd„niß zu erhalten, verſuchen, ob durch Unter„handlung ſolche gegenſeitige Einrichtungen ge„troffen werden könnten, daß der Friede, der „ſo lange zwiſchen den beyden Staaten obge„waltet, unverletzt bliebe.“ Aber es ſcheint, die Unglücksepoche der Republik war unvermeidlich.

Es war am erſten Febeuar 1781. alſo kurz vor dem Ausbruch des Krieges, daß ich zum Bürgermeiſter erwählt wurde. Man wünſchte mir Glück darüber, daß meine Erwählung unter glücklicheren Geſtirnen als die meines Vaters im Jahre 1746. geſchehen war. Damals war die Zeitung der Einnahme von Brüſſel,

---

a) Jaarboeken 1779. S. 38.

ſel, jetzt die der Unterzeichnung des Bundes der gewaffneten Neutralität durch unſre Abgeſandten, angekommen.

Die meiſten betrachteten dieß Bündniß als äußerſt heilſam für die Republik. Im Anfange ließ ſich auch alles herrlich an. Es ſchien, die gewaffnete Neutralität werde ein Mittel ſeyn, die Republik bey den Rechten zu behaupten, die ihr unſtreitig zukamen, und die ſie ohne Verletzung ihrer Ehre nicht aufgeben konnte, aber dennoch ganz außer Stand war, allein zu behaupten. Die Hoffnung eines kräftigen Beyſtandes vermöge dieſes Traktats war ſogar verſtärkt worden, als der Prinz Gallizin am 17ten Julius den Generalſtaaten Nachricht gab, drey Ruſſiſche Eskadern würden in verſchiednen Seen kreuzen. Auch gaben unſre Miniſter zu Petersburg von Zeit zu Zeit die tröſtlichſten Verſicherungen von der Standhaftigkeit der Kayſerin und der günſtigen Geſinnung des Grafen Panin.

Dennoch war man wegen der wirklichen Leiſtung dieſes Beyſtandes nicht außer Sorgen. Vor der Schließung hatte man ſich ſchon geäußert, man verlange deutlicher und mit graden Worten beſtimmt zu ſehen, wann Hülfe zu erwarten ſey, und ob unſre Indiſchen Beſitzungen garantirt ſeyen. Der Graf Panin hatte unſern Miniſtern verſichert, und dieſe ſchienen überzeugt zu ſeyn, es ſey keine beſondre Garantie für unſre Indiſchen Beſitzungen nöthig, es ſey in dem Vertrage mit Dänemark (der der Abrede gemäß zum Muſter dienen ſollte) genug davon geſagt, und man könne ſich auf die Redlichkeit der Kayſerin verlaſſen.

Es iſt bemerkenswerth daß Friesland, Overyſſel und Groningen in den Staatsreſolutionen, wodurch ſie zur bewaffneten Neutralität traten, erklärten, die Zuverſicht auf dieſe mündlichen Verſicherungen habe die Staaten zur Schließung dieſes Vertrages bewogen. a) Meines unmaßgeblichen Erachtens hätten im Gegentheil die Schwierigkeiten, die der Hof von Petersburg beſtändig gemacht hatte, ſich grade heraus und ſchriftlich zu erklären, Bedenklichkeiten erregen ſollen, da dieſe Schwierigkeiten wirklich nichts als Ausflüchte waren. b) Man hatte um ſo mehr Urſache vorſichtig zu ſeyn, weil die Antwort des letzt genannten Hofes auf die Bedenken des Schwediſchen, wegen der Bewerkſtelligung des durch die gewaffnete Neu-

---

a) Jaarboeken 1781. p. 1085.

b) Jaarboeken 1781. p. 1020.

Neutralität ausbedungnen Beyſtandes ſehr unbeſtimmt und zweydeutig geweſen war. [a] Unter andern findet man darin die Einſchränkung, daß dieſe Mächte bloß zur See gemeine Sache machen ſollten, ſo daß dieſe Verbindung bloß die See betreffe, und allein Handel und Schiffahrt zum Gegenſtande habe. Ferner hatte der Ruſſiſche Hof, weit entfernt, etwas über das Betragen der kontraktirenden Partheyen und die Wirkung des Bündniſſes im Falle, daß dem Einen oder dem Andern Gewalt angethan oder Schaden zugefügt würde, zu beſtimmen, in jener Antwort noch mit eben ſo viel Worten geſagt: das in dem erwähnten Traktat Beſtimmte ſetze keine andre Schiffszurüſtung voraus, als eine ſolche, die mit den Umſtänden, wodurch ſie nothwendig werden würde, oder mit einer etwanigen Verabredung übereinkomme.

Das Betragen des Königs von Dänemark hätte in eben ſo hohem Grade die Aufmerkſamkeit erregen müſſen. Ob er gleich durch den Bund der bewaffneten Neutralität, eben ſo wie die andern kontraktirenden Partheyen, die Garantie des Handelstraktats zwiſchen ihm und

---

[a] Jaarboeken 1780. p. 833.

England mit ausbedungen hatte, und durch dieſen Traktat keine andre Waaren als Kanonen, Mörſer, Musketen, Petarden, Grenaten, Bomben, Pechkränze, Faſchinen, Laveten nebſt Zubehör, Bandeliere, Pulver, Bley, Salpeter, Kugeln, Pieken, Degenklingen, Sturmhüte, Krätzer, Hellebarden, Lanzen, Sättel, Piſtolhalftern, Portepees u. ſ. w. als Konterbande ausgeſchloſſen waren, ſo war dennoch ſchon im Januar 1781. zwiſchen den beyden Mächten England und Dänemark durch einen erklärenden Artikel beſtimmt, daß unter dem Namen Konterbande rohes Zimmerholz, Pech, Theer, kupferne Platten, Segel, Hanf und Taue mit begriffen werden ſollten. *)

Auf eine ſolche ungewiſſe Ausſicht, auf ſolche zweifelhafte Zuſagen, zu einer Zeit, wo man durch ſich ſelbſt nicht beſtehen konnte, und äußerſt ſchleunige Hülfe nöthig hatte, hat man, mit der Stimmenmehrheit einer einzigen Provinz, beſchließen können, in einen Bund zu treten, durch den man ganz beſtimmt die Behauptung deſſen beabſichtete, wovon man hätte vor-

---

*) Dieſer Artikel iſt nicht publicirt worden, aber der Inhalt deſſelben iſt den Kaufleuten auf die eine oder andre Weiſe mitgetheilt. S. Beyl. A.

vorherſehen müſſen, es werde uns den Krieg auf den Hals ziehen. *)

Ich geſtehe ſehr gern, daß die bedrängte Lage der Republik der vorgeſchlagnen bewaffneten Neutralität auf den erſten Blick den Anſchein eines Mittels zu unſrer Rettung hat geben können: doch ſcheint es mir zugleich, eine ruhige Ueberlegung habe dieſe Einbildung ſehr bald zerſtreuen müſſen.

Zuvörderſt hätte man bemerken ſollen, daß wir in dem Bunde der Neutralität die Behauptung eines Traktats ausbedungen, welcher von Seiten der Macht, mit der wir ihn eingegangen waren, ſchon Monate zuvor ſuspendirt war, während daß ſich die andern kontrahirenden Mächte auf anerkannte und unbeſtrittene Traktaten beriefen. Es iſt wahr, dieſe Suspenſion konnte als widerrechtlich betrachtet werden; indeſſen konnte man doch erwarten, daß, wenn über dieſen Traktat Streit entſtünde, oder ihm zufolge Hülfe gefordert würde, wozu ohnedem jeder Staat ſich ſehr ungern verſteht, und auf mancherley Art ſich um die Traktaten hinzuſchleichen ſucht, wenn

ihn

---

*) Holland, Friesland, Overyſſel und Groningen traten allein zu.

ihn kein eignes Intereſſe antreibt, eben dieſe Suspenſion wenigſtens zum Vorwande dienen würde. England hätte überdem hiebey noch dieß anführen können, daß wir uns auf einen Traktat beriefen, der nicht allein ſuspendirt, ſondern ſogar, ſeit dem Tode des Großvaters des gegenwärtigen Königs von England, eben ſo wohl als die übrigen Traktaten mit dieſer Krone gar nicht mehr vorhanden war. Es iſt merkwürdig, daß die gegenſeitigen Traktaten mit dieſem Könige nicht erneuert worden, wie es ſonſt mit ſeinen Vorgängern bey ihrer Thronbeſteigung beſtändig geſchehen iſt.

Nicht weniger befremdend iſt es, daß man die Garantie des Traktats mit Frankreich vom Jahre 1739. verlangt, und ſich auf denſelben berufen hat. Dieſer war gewiß nicht mehr vorhanden, denn er war nur auf fünf und zwanzig Jahre geſchloſſen und nachher nicht erneuert.

Zweytens hätte man ſich leicht vorſtellen können, daß die Kayſerin, wie ſchön die Verſicherungen auch klingen mochten, nicht geneigt ſeyn werde, um unſertwillen Krieg anzufangen, wenn die Engländer ihren Schiffen oder denen ihrer Unterthanen kein Leid zufügten, und daß dieſe ſich wohl dafür hüten würden, weil ſie mit

mit Grund ihre Macht fürchteten, und auch die Ruſſiſchen Schiffsmaterialien durchaus nöthig hatten.

Wer ſich auf den Edelmuth der Fürſten verläßt, wenn ihr Eigennutz damit ſtreitet, betrügt ſich gröblich. Doch, vorausgeſetzt auch, daß dieſe Fürſtin beym Eintritt in dieſes Bündniß, da ſie noch von ruhmwürdigem Eifer für die von ihr vorgeſchlagne Beſchirmung der allgemeinen Völkerrechte beſeelt war, es gut mit uns meynte; und daß der Graf Panin, der damals noch in großem Anſehen ſtand, redlich mit uns handelte: ſo hätte man es doch nicht aus den Augen verlieren müſſen, daß eine Fürſtin von der ihrem Geſchlechte ſo häufig eignen Veränderlichkeit nicht frey iſt; daß ihre Rathgeber, wenn ſie auch aus Großmuth ihr Intereſſe und das ihres Reichs hätte bey Seite ſetzen wollen, ſie ſehr bald von einer ſo ſchädlichen Maaßregel würden abgelenkt haben; daß ſich an ihrem Hofe ein verſtändiger und thätiger Engliſcher Miniſter befand, der ſehr gut von klingenden Beweisgründen Gebrauch zu machen wußte; daß man ſich auf den Einfluß des Grafen Panin nicht ſehr verlaſſen konnte, weil an Höfen im allgemeinen das Schickſal der Günſtlinge von augenblicklichen Regungen und Launen des Fürſten abhängt, und man vorzüglich am Petersburgiſchen Hofe an eine beſtändige Abwechſelung gewöhnt war.

Endlich hätte man einſehen können, daß das Zutreten der andern Mächte, Schweden, Dänemark, Preußen, Frankreich und Spanien nichts oder wenig bedeute. Schweden war von Rußland, Dänemark von England abhängig; Preußen hatte keine einzige Fregatte um ſeine eigne Schiffahrt zu beſchirmen, viel weniger um Andern beyzuſtehn; Frankreich und Spanien führten ſchon Krieg.

Ich konnte mich alſo über den Zutritt zur gewaffneten Neutralität nicht freuen. Sehr bald erfuhr man auch, daß von derſelben wenig Nutzen zu erwarten war: und die Lobſprüche, womit man Katharina die Zweyte in ſo reichem Maaße überſchüttet hatte, verwandelten ſich in Vorwürfe und Klagen über ihre Unbeſtändigkeit.

Unter denen, die am ſtärkſten darauf gedrungen hatten, man müſſe uneingeſchränkte Geleite für Kauffahrtheyſchiffe zugeſtehen; England werde das Herz nicht haben, mit uns Krieg anzufangen und ſich noch einen neuen Feind auf den Hals zu ziehen; und die zugleich lebhaft für die Annahme der gewaffneten Neutralitralität geeifert hatten, war der Penſionär van Berckel. Er ſchien die Hülfe, die wir von der Kayſerin zu erwarten haben ſollten, für ſo äußerſt gewiß zu halten, daß er ſogar die Zweifel Anderer hierüber nicht dulden konnte.

Kurz nachdem ich Bürgermeiſter geworden war, und noch wenig Verkehr in Geſchäften mit dieſem Miniſter gehabt hatte, fiel im Hauſe des Bürgermeiſter Temmink etwas vor, das vielleicht den Grund zu dem Grolle gelegt haben mag, den er ſeit der Zeit gegen mich gehegt.

Am zweyten März kam er zu einer Berathſchlagung der Bürgermeiſter, die auf ſein Anſuchen auf den Nachmittag dieſes Tages angeſetzt war, dem Anſcheine nach ſehr erhitzt, um ihnen mitzutheilen, die Kayſerin habe, wie er ganz gewiß wiſſe, ihrem Geſandten im Haag den Auftrag gegeben, den Staaten zu verſichern, ſie werde der Republik mit nächſtem, durch Sendung einer Flotte in die Nordſee, mächtig beyſtehn, ihr die genommenen Schiffe, nebſt einer gehörigen Vergütung des Schadens, wieder verſchaffen, den Traktat vom Jahre 1674. und den Bund der bewaffneten Neutralität behaupten. Zugleich verlangte er, man müſſe noch denſelben Abend von Sei-

ten

ten der Stadt an den Ruſſiſchen Geſandten im Haag, Prinz Gallizin, ſchreiben, und durch ihn bey der Kayſerin für die großen Dienſte, die ſie dem Staat erweiſen wolle, Dank abſtatten laſſen.

Sehr erſtaunt, daß der Prinz Gallizin, mit dem ich ausnehmend gut bekannt war, mir davon nichts gemeldet, ſondern mich bloß unterrichtet hatte, er habe den Auftrag, der Republik die Vermittlung ſeiner Gebieterin anzubieten, konnte ich der Erzählung des Penſionär nicht ſogleich Glauben beymeſſen, und nahm die Freyheit ihn zu fragen: wie und durch wen er dieß wiſſe? Er antwortete mir, er ſey nicht verpflichtet, mir das zu ſagen. Doch da er ſah, daß die übrigen Herrn Bürgermeiſter, Temmink, Hooft und Elias gleichfalls größere Sicherheit über die Aechtheit der mitgetheilten Nachricht verlangten, ließ er ſich beſtimmter aus, Herr Oldecop, Agent des Ruſſiſchen Hofes, habe ihm dieß im Namen und nach dem Auftrage des Prinzen Gallizin mitgetheilt.

Die Heftigkeit, womit Herr van Berckel ſprach, machte dennoch, daß die Bürgermeiſter ſich nicht vollkommen auf ſeine Nachricht verließen. Sie fanden es alſo für gut, daß

an

an dem Abend nur in allgemeinen Ausdrücken an den Ruſſiſchen Geſandten geſchrieben würde; der Penſionär erhielt den Auftrag dieß im Namen der Stadt zu thun. Er wurde hierauf ſehr beſtürzt und weigerte ſich anfangs, auf den Fuß zu ſchreiben. Da indeſſen geſagt wurde, man wolle den Brief durch einen Andern, nehmlich den Herrn Sekretär van Pabſt, der zugleich mit gegenwärtig war, aufſetzen laſſen, bedachte er ſich, und nahm es an.

Ich wünſchte auf den Grund zu kommen, woher unſer älteſter Penſionär Veranlaſſung zu der eben erwähnten Einbildung genommen, und ſchrieb deswegen noch an demſelben Abend an den Prinz Gallizin, der mir wörtlich folgendes antwortete: Il faut, mon cher ami, que vôtre Penſionaire ait été fortement pris de vin, lorsqu'il me faiſait dire des choſes, auxquelles je n'avais ſeulement pas penſé. Voici ce que j'avais permis, & non pas ordonné à Mr. Oldecop, de dire à Mr. van Berckel: „que j'avais ordre d'offrir à la republique la „mediation de l'Imperatrice, que Mr. Simolin était chargé de la même commiſſion à „Londres, & que j'allais preſenter un memoire à Leurs Hautes Puiſſances.“ Ma lettre

exiſte

exiſte chez Mr. Oldecop, & en là lui faiſant demander de ma part, il vous ſerait bien facile de verifier tout.

Ich ging ſelbſt zum Herrn Oldecop, und fragte nach dem Briefe; er ließ mich ihn leſen, und ich fand ihn übereinſtimmend mit dem, was mir der Prinz geſchrieben hatte. *)

Obgleich Viele nicht, wie die vorhin erwähnten Eiferer, den Schritt, den England durch Eröffnung eines förmlichen Krieges gegen uns, gethan, unter die unmöglichen Dinge gerechnet hatten, ſo hatten doch Alle, die den Vortheil beyder Völker unpartheyiſch und aus dem wahren Geſichtspunkte betrachteten, gewiß Urſache gehabt, zu denken, ein offenbarer Bruch zwiſchen ihnen werde vermieden werden können. England mußte dieſen Staat allzeit als ein Bollwerk gegen die Macht der Fürſten des feſten

---

*) Der Verfaſſer fügt hier im Original einige Worte hinzu, worin er den Brief des Prinzen an den Agenten unter den hinten angehängten Belegen zu verſprechen ſcheint. Es findet ſich daſelbſt aber nur ein Brief des Letztern, bey Ueberſendung jenes andern Schreibens an Herrn Rendorp geſchrieben, den ich ausgelaſſen, weil er nichts intereſſantes enthält. Dieſen Umſtand hat der Penſionär van Berckel zu ſeiner Vertheidigung benutzt, wie auch, daß Herrn Rendorps Brief an den Prinz Gallizin fehle.

Anm. d. Ueberſetzers.

ſten Landes anſehen, und obgleich zu allen Zeiten zwiſchen beyden Nationen viel Eiferſucht wegen des Handels und der Schiffahrt geweſen war, ſo war es doch für England beſſer, daß der Sitz des Handels und der daraus entſpringenden Reichthümer und Macht bey einer Nation blieb, von welcher nichts thätliches zu fürchten war, als bey irgend einer andern Macht.

Hiezu kam noch, daß man in England ſehr wohl wußte, unſre Seemacht, obgleich für damals in einem kläglichen Zuſtande, könne, bey dem Ueberfluſſe an Geld und der bekannten Thätigkeit der Einwohner, in einen, für eine ſchon von mächtigen Feinden angefallene Macht, nur allzu furchtbaren Stand geſetzt werden. Außerdem war vorauszuſehen, der bis hieher in Holland behauptete Einfluß des Engliſchen Hofes, werde durch den Bruch mit uns gänzlich verloren gehen, und nicht leicht wieder zu erlangen ſeyn; da man uns dadurch nöthigte, enge Verbindungen mit Frankreich zu ſchließen: Aber man betrügt ſich oft gröblich, wenn man ſich darauf verläßt, daß das Betragen der Fürſten, ihrer Miniſter, oder derer, die ſonſt am Steuer der Geſchäfte ſind, ſich immer nach ihrem eignen wahren Intereſſe, oder dem der ihnen anvertrauten Länder richten werde.

Aus dem Briefwechſel des Herrn van Welderen, wovon ich noch umſtändlicher reden werde, erhellet, daß der Zutritt zur gewaffneten Neutralität die vornehmſte Urſache des Bruches der Engländer mit der Republik geweſen iſt. Weil aber der Engliſche Hof dieß nicht öffentlich eingeſtehen durfte, um uns keine gegründete Urſache zu geben, alsdann von den mitverbündeten Mächten den verſprochnen Beyſtand zu fordern, indem man übereingekommen war, ſich, im Falle eines Angriffs aus Haß gegen die gewaffnete Neutralität, beyzuſpringen, hatte ſich dieſer Hof ſo viel möglich mit andern Gründen beholfen. Unter dieſen war vornehmlich das Betragen der Amſterdamſchen Bürgermeiſter vom Jahre 1778. und ihres älteſten Penſionär, welches man aus den, beym ehemaligen Präſidenten des Amerikaniſchen Kongreſſes, Lawrenen Gordon, gefundnen Papieren entdeckt hatte.

Ich habe dieß Betragen niemals für wichtig genug anſehen können, um eine gegründete Urſache zum Kriege zu geben. Hier zu Lande hat man es indeſſen mehr oder weniger ernſtlich genommen, je nachdem man die Erhaltung des Friedens mit England für nothwendig hielt, und für den Penſionär van Berckel günſtig geſinnt

geſinnt war. Ich war allzeit der Meynung, die Sache könne einem unpartheyiſchen Auge nicht anders als ziemlich läppiſch erſcheinen. [a])

Die, welche der Stadt Amſterdam übel wollten, haben die Unterhandlungen mit den Amerikanern als äußerſt ſträflich vorgeſtellt, aus dem Grunde, daß es keinem Mitgliede der Regierung erlaubt ſey, ohne Wiſſen der Uebrigen, die mit ihm die hohe Obrigkeit ausmachen, Bündniſſe mit auswärtigen Mächten zu ſchließen. Allein es iſt gewiß, daß dieß im gegenwärtigen Fall nicht die Abſicht der Bürgermeiſter geweſen, und daß ſie dazu auch mit Wiſſen und Willen niemals Veranlaſſung gegeben haben. Sie haben nie daran gedacht, einen Traktat zu ſchließen. Sie haben nur, ſo viel möglich, verhindern wollen, daß die Amerikaner in ihren damaligen Unterhandlungen mit England nicht etwan etwas für die Republik Nachtheiliges beſtimmen möchten; nur dafür ſorgen wollen, daß jene, zur Zeit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, ihr die vor-

---

a) Den allgemeinen Verlauf der Sache und den Inhalt der Papiere ſelbſt kann man in den Jahrbüchern, im Jahre 1781, Seite 156 u. f. leſen.

vortheilhafteſten Bedingungen für ihre handelnden Bürger zugeſtehen möchten.

Es bedarf fürwahr keines Beweiſes (welcher indeſſen in dem von der Hauptperſon, dem Penſionär van Berckel, aufgeſetzten Bericht geführt iſt) daß es einem Mitgliede der Regierung nicht als ein Verbrechen ausgelegt werden darf, wenn er über das, was nach ſeiner Einſicht einmal in künftigen Zeiten zum allgemeinen Beſten dienen kann, mit Jemanden, wer es auch ſey, eine Ueberlegung anſtellt.

Hiezu und zu weiter nichts hatte der Penſionär den Auftrag. Das urſprüngliche Protokoll, welches auf der Bürgermeiſterkammer verwahrt wird, beweiſt dieß aufs deutlichſte.

Daſelbſt lieſt man das Folgende: „Bey „Gelegenheit einer gewiſſen Berathſchlagung, „die in der Kammer der Herrn Bürgermeiſter im Betreff der Unabhängigkeit von Nordamerika, und des Vortheils, den unſer Handel bey eintretendem Falle daraus würde ziehen können, mit dem Herrn Penſionär van „Berckel gehalten worden, haben die vier „Herrn Bürgermeiſter *) den Auftrag ertheilt, „die

---

*) Nehmlich die vier regierenden Bürgermeiſter. Anm. des Uebers.

„die nebenſtehende Erklärung, durch den eben
„genannten Herrn in ihrem Namen unterzeichnet,
„Herrn Lee, einem der Amerikaniſchen
„Herrn zuzuſenden, um davon gehörigen Orts
„Gebrauch zu machen.“

Die erwähnte daneben ſtehende oder am
Rande geſchriebne Erklärung lautet wörtlich ſo:
„Herr van Berckel ſoll im Namen der Herrn
„Bürgermeiſter der Stadt Amſterdam, und
„auf ihren ausdrücklichen Auftrag an Herrn
„Lee ſchreiben, daß ſie, in der gewiſſen Vorausſetzung,
„es werde in dem jetzt in Amerika
„mit den Engliſchen Kommiſſären eröffneten
„Kongreß nichts Nachtheiliges für den Handel
„dieſer Republik feſtgeſetzt oder beſchloſſen werden,
„von ihrer Seite geneigt ſeyn, ſo bald
„die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten
„von Nordamerika durch England anerkannt
„ſeyn werde, nach Vermögen die Sachen dahin
„zu lenken, daß zwiſchen den vereinigten
„Staaten und dieſer Republik eine ewigdauernde
„Freundſchaft und Handelsverbindung geſchloſſen
„werde; daß ſie zugleich Herrn Lee
„bevollmächtigen, mit der nöthigen Schonung
„und unter der Hand, von dieſen ihren aufrichtigen
„Geſinnungen gehörigen Orts Gebrauch
„zu machen.“

Von dieſen Geſinnungen der Bürgermeiſter gab Herr van Berckel wörtlich nach dem obigen Protokoll, aber auf Franzöſiſch, dem Herrn Lee Nachricht. Nur fügte er nach den letzten Worten hinzu: Ne doutant nullement que Mr. Lee ne le fera avec tout le menagement que ſa prudence trouvera neceſſaire, pour qu'il n'en tranſpire rien auprés de ceux, qui pourraient être intereſſés à faire échouer, ſ'il étoit poſſible, ou à rendre difficile l'exécution d'un plan, qui n'a d'autre but que celui d'avancer les intérêts reciproques des deux republiques.

In allem dieſem wird das Wort Traktat nicht gefunden, und die angeführten Worte enthalten gewiß keine Verpflichtung, von welcher Art es auch ſey, in ſich. Die Bereitwilligkeit, die man zu Gunſten der neuen Republik, wofern ſie je dafür erkannt werden ſollte, aber nur im Falle gegenſeitiger Geſinnungen, bezeigt, ſollte nur von dem Tage ihrer Anerkennung an gerechnet werden.

Die Bürgermeiſter haben alſo nur geſucht zu verhindern, daß, bey den damaligen Unterhandlungen zwiſchen England und den Amerikanern, nichts Nachtheiliges für den Handel der Bürger ihres Staates beſchloſſen werden möchte.

te. Sie haben alſo die Amerikaner wiſſen laſſen, daß ſie, wofern nichts für den Handel der Republik Nachtheiliges feſtgeſetzt würde, von ihrer Seite ſuchen wollten, ſobald die Unabhängigkeit der Staaten von Amerika von Engliſcher Seite anerkannt ſeyn würde, die Sache nach Vermögen dahin zu lenken, daß zwiſchen den Amerikaniſchen Staaten und der Republik ein Bündniß ewiger Freundſchaft geſchloſſen werden möchte.

Ich frage alle unpartheyiſchen und vorurtheilsfreyen Menſchen; iſt dieſe Vorſorge von Magiſtratsperſonen einer großen Handelſtadt, deren ganzer Wohlſtand auf einem blühenden Handel beruht, nicht eher lobenswürdig? Iſt ihr Miniſter ohne Wiſſen ſeiner Prinzipalen weiter gegangen, ſo iſt er allein ſtrafbar.

Der Bürgermeiſter Temminck hat mir geſagt, er habe den Traktat nicht eher geſehen, als bis er bey der Verſammlung der Staaten von Holland bekannt geworden. Es iſt wahr, daß in dem Bericht, den die Bürgermeiſter nachher den Staaten übergeben haben, dieſe die ganze Unterhandlung anerkennen. Aber eben derſelbe Herr Temminck hat mir verſichert, es ſey dieß nur zur Rettung des Penſionär van

Berckel geſchehen; das in der Bürgermeiſterkammer aufbewahrte Protokoll enthalte alles, was mit Wiſſen der Bürgermeiſter hierin geſchehen ſey.

Die Vorſtellung, die ſich der Penſionär van Berckel gemacht zu haben ſcheint, die neue Republik von Amerika werde eine Goldgrube für die unſrige ſeyn, läßt eine günſtige Auslegung ſeines Verfahrens zu. Er hat dieſe Vortheile durch den Traktat casu quo ſichern wollen; ſeine Vaterlandsliebe kann ihn entſchuldigen, da er ſich mit ſo vielen Andern hierin betrogen hat.

Ich will dieß lieber annehmen, als glauben, was J. W. Stokton vorgiebt, daß nehmlich der entworfene Traktat durch Jan de Neufville, Schildknappen, als Deputirten des Penſionär und der Bürgermeiſter von Amſterdam von der einen, und durch W. Lee, als Kommiſſär des Kongreſſes von der andern Seite, am 4ten September unterzeichnet ſey. Aus obigem erhellet, daß die Bürgermeiſter keine ſolche Vollmacht gegeben haben; und es iſt nicht wahrſcheinlich daß ein erfahrner Miniſter, der damals mit den Bürgermeiſtern ſehr gut ſtand, aus eigner Gewalt dieß dem Schildknappen und Kaufmann de Neufville *) aufgetragen haben ſollte. Es war freylich ſehr erlaubt, mit den Amerikanern ſich über Maaßregeln zu verabreden, die man, bey vorkommendem Falle und unveränderten Umſtänden, durch Amſterdam bey den Staaten von Holland günſtig vortragen und unterſtützen laſſen wollte. Allein, ganz etwas anders wär' es geweſen, wenn ein Miniſter ohne ausdrücklichen Auftrag ſeiner Prinzipalen, dieſe ſchriftlich und durch Unterzeichnung verbunden hätte, ſo viel an ihnen lag, die Verwandlung der verabredeten Maaßregeln in einen Traktat zu bewirken, ſobald die Unabhängigkeit der neuen Republik anerkannt ſeyn würde.

Es iſt möglich, daß dieſer de Neufville, um ſich bey dem Kongreß in Anſehen zu ſetzen, größeres Aufheben von der Sache gemacht hat, als ſie in der That verdiente. a) Der ganze Brief des J. W. Stokton beweiſt, daß man

---

*) Den Titel eines Schildknappen giebt der Verfaſſer dieſem Mennonitiſchen Kaufmann, der, nachdem er einen Theil ſeines großen Vermögens eingebüßt, Amſterdam verlaſſen und ſich in Amerika niedergelaſſen hatte, nur im Scherz, weil er im Engliſchen Text des Traktats Esquire genannt wird.

a) Jaarboeken 1781. S. 185.

ſich auf ſeine Ausſagen eben nicht verlaſſen kann. Seine Angabe, daß Holland drey Viertel von den Beyträgen aller Provinzen zuſammen genommen, und Amſterdam drey Viertel von dem Antheile Hollands bezahle, beweiſt ſeine Unwiſſenheit, und er hat eben ſo leicht aus Jan de Neufville einen Geſandten des Penſionär und der Bürgermeiſter machen können, als er aus den Generalſtaaten die Staaten der ſieben vereinigten Provinzen von Holland macht. Das einzige was die Vorſtellung begünſtigt, er ſey ziemlich gut unterrichtet geweſen, iſt, daß er den Penſionär vor den Bürgermeiſtern nennt; wenigſtens wenn er den Rang nach dem Einfluſſe abgemeſſen hat.

Es iſt merkwürdig, daß in dem ganzen Traktat die Generalſtaaten durchgehends unter der Benennung vorkommen, die Stokton ihnen giebt, nehmlich, als die Staaten der ſieben Provinzen von Holland. Man ſollte in der That beynah glauben, der Geſandte de Neufville habe ſeinen Herrn den Traktat nicht leſen laſſen.

Was den berüchtigten Traktat ſelbſt betrifft, ſo verdient er wahrlich den Lärm nicht, den man darüber gemacht hat. Wäre dadurch irgend ein beſondrer Vortheil für die handelnden

Ein-

Einwohner unſres Landes ausbedungen worden, ſo würde jedermann nachher, weil doch die meiſten Menſchen ihr Urtheil über eine Sache durch den Ausgang beſtimmen laſſen, den Penſionär mit Lob überhäuft haben. Aber es iſt nichts darin enthalten, als was eine handelnde Nation der andern in Friedenszeiten durchaus nicht verweigern kann, und was die Amerikaner ſicherlich der unſrigen nie verweigert haben würden. Sie konnten ja nach dem Friedensſchluſſe den allgemeinen Kredit, den man hier zu Lande, vielleicht ſelbſt in zu reichlichem Maaße, allen Kaufleuten giebt, und ohne den beynah kein Handel getrieben werden kann, durchaus nicht entbehren. *)

Der noch mehr Amerika- als Vaterlandsliebende Brief des berüchtigten Ritter van der Capelle zeigt genug an, wie verlegen die auf-

---

*) Man weiß, in wie mannichfaltigen Handelsverhältniſſen Amerika gegenwärtig mit Holland ſteht: daß ſeine Schiffahrt ſchon anfängt, der Holländiſchen Abbruch zu thun; daß es bey allen merkantiliſchen Unternehmungen den Holländiſchen Kredit erſtaunlich benutzt, und daß endlich, unter allen für auswärtige Mächte in Holland eröffneten Anleihen, die für die dreyzehn vereinigten Staaten von Handelsverſtändigen für die ſchädlichſte gehalten wird.

Anm. des Ueberſ.

kommende Republik um Geld war; er räth ihr darin, eine Anleihe auf fünf und ein halb bis ſechs Prozent zu eröffnen. Es iſt wahr, der ſinnreiche Ritter hofft dadurch, und wäre dieß noch nicht genug, durch noch höhere Intereſſen, die Bürger der Republik zu reizen, ihre Engliſchen Fonds zu verkaufen, und ihr Geld in Amerika anzulegen. Es iſt der Mühe werth, dieſen ſtaatskundigen Brief zu leſen. [a)]

Es ſcheint mir, daß ein Traktat, wie der zwiſchen de Neufville und Lee geſchloſſene, ohne Schwierigkeit in der Zeit zu Stande gebracht werden kann, die erforderlich iſt, um ihn auf das Papier zu werfen.

Etwas beſonders findet ſich indeſſen doch darin; nehmlich der Artikel, wodurch die Staaten der ſieben vereinigten Provinzen von Holland ſich anheiſchig machen, ihren neuen Freunden eine ungeſtörte Fahrt von Seiten der Barbariſchen Mächte zu verſchaffen. Da bis dahin der Vortheil unſrer Schiffahrt es immer erfordert hatte, ſo viel möglich zu bewirken, daß dieſe Räuber mit andern Mächten in Krieg, mit uns in Frieden ſeyn möchten, um unſre Fahrt in der Mittelländiſchen See, vorzüglich die,

---

a) Jaarboeken 1781. S. 196.

die, welche man das Cabotage nennt, zu begünſtigen, ſo ſcheint es ſeltſam, daß man den neuen Freunden zu Gefallen ſein Syſtem verändert; man kann nicht ſagen, um etwas Gegenſeitiges auszubedingen, da in dem ganzen Traktat nichts zum Vortheile der Bürger unſrer Republik ausgemacht iſt. Es iſt wahr, de Neufville ſagt in ſeinem Briefe an den Präſidenten des Kongreſſes, das was auf die Afrikaniſchen Mächte Bezug habe, ſey gegenſeitig beſtimmt. Allein dieß iſt nicht gut zu begreifen, weil wir bey ihnen keine Fürſprache nöthig hatten.

Indeſſen ſcheinen die Staaten zweifelhaft geweſen, und durch den Bericht der Bürgermeiſter nicht völlig beruhigt worden zu ſeyn: ob das Betragen der Bürgermeiſter vom Jahre 1778. und ihres älteſten Penſionär nicht ſtrafbar ſey? Sie verlangten alſo einſtimmig, Amſterdam ausgenommen, durch eine Reſolution von 21ſten December 1780. das Gutachten des Hofes von Holland. Schon vorher hatten alle übrigen Mitglieder den von den Bürgermeiſtern und ihrem älteſten Penſionär in dieſer Sache gethanen Schritten ihre Billigung verweigert; (gedesavoueert) und nachher hatten alle, ausgenommen Dortrecht und Haarlem beſchloſſen:

ſen: man ſolle unterſuchen und erwägen, was für Vorſorgen und am meiſten wirkſame Mittel man feſtſetzen könne und müſſe, um für die Zukunft dergleichen Unternehmungen eines Mitgliedes der hohen Regierung zuvorzukommen und zu widerſtehen.

Unſtreitig war der Inhalt dieſer Reſolutionen nach der alten herkömmlichen Nachgiebigkeit gegen England eingerichtet. Aber es iſt nicht zu läugnen: der Zuſtand, worin die Republik ſich befand, machte es nothwendig, das Misvergnügen, das einen Friedensbruch verurſachen konnte, vorſichtig zu verhüten. Deſſen ungeachtet haben ſich die Bürgermeiſter und der Rath von Amſterdam mit Recht darüber beklagt, daß man ihnen die Abſicht, einen förmlichen Traktat zu ſchließen, hat aufſtreiten wollen, da es doch ganz offenbar einleuchtete, daß der ſogenannte Traktat nichts war als ein Entwurf (Concept.) Der Inhalt des Rathsſchluſſes vom 21ſten Nov. 1781, der als Proteſtation in das Protokoll der Staatenverſammlungen von Holland eingerückt iſt, zeigt dieß klar.

Aufs ſtrengſte beurtheilt, war alſo dieſe Sache nur eine unvorſichtige Handlung eines eifrigen Penſionär, der ſich von der Größe der ent-

entſtehenden Republik, und den Vortheilen, die den Bürgern ſeiner Stadt aus einem Bunde mit ihr zuwachſen würden, eine übertriebne Vorſtellung gemacht hatte, und alſo die Erlaubniß ſeiner Prinzipalen zu Unterhandlungen in einem zu ausgedehnten Sinne nahm. Aber wäre auch das Betragen des Penſionär in dieſem Stücke höchſt tadelhaft, ſo war das des Engliſchen Geſandten nicht weniger anſtößig und höhnend für die Republik.

Es wäre zu ertragen geweſen, wenn das Londner Kabinet (denn wir glauben verſichern zu können, daß der Ritter York ſeine zwey letzten Memoiren, vom 10ten November und vom 11ten December 1780. wörtlich ſo empfangen hat, wie er ſie übergeben) über die dem Könige durch dieß Verfahren angethane Beleidigung geklagt, und hierauf Genugthuung gefordert hätte. Aber daß die Regierung einer angeſehenen Stadt, und Andre, die mit ihr übereinſtimmend dachten, eine Faktion, eine zügelloſe Rotte Verſchworner genannt wurden; daß man dieſer Stadt Schuld gab, ſie opfre das allgemeine Beſte ihren Privatabſichten auf, ſie ſpiele Intriguen und hege gefährliche Entwürfe, dieß war zu ehrenrührig, um geduldet werden zu können; und es war gewiß ſehr nach-

nachgiebig, und noch eine Folge des alten Engliſchen Einfluſſes, daß man nicht, ehe man für die Genugthuung ſeiner Großbrittanniſchen Majeſtät einen Beſchluß nahm, das Memoire zurück gab, und forderte, der Geſandte möchte ein andres in ſchicklicheren Ausdrücken einliefern: denn der unglückliche Zuſtand der Republik ließ freylich nicht zu, durch die That ſeinen Unwillen gehörig an den Tag zu legen.

Inzwiſchen hatte ſich der Hof von Holland in Stand geſetzt, der Reſolution der Staaten vom 21ſten December Genüge zu leiſten. Hierin war nehmlich dem Hofe aufgetragen worden, den Staaten mit ſeinem Gutachten zu dienen: „ob in den erwähnten Stücken etwas enthalten „ſey, was in Rechten, und nach den konſtitu„tionellen Geſetzen und Plakaten dieſes Landes, „Stoff abgeben könne, um zu Kriminal-Pro„zeduren gegen die Bürgermeiſter der Stadt „Amſterdam, die im Jahre 1778. um die Zeit, „da dieſer Traktat entworfen worden, regiert, „wie auch gegen den älteſten Penſionär derſel„ben Stadt zu ſchreiten?“

Man war unter der Hand unterrichtet, die Entſcheidung werde nicht günſtig ausfallen; vorzüglich nicht für den Penſionär van Berckel. Dieſen Gerüchten zufolge erſuchten mich die

Bürgermeiſter, je eher je lieber nach dem Haag zu reiſen, und zuſammen mit dem Penſionär Visſcher, der ſich dort befand, alles mögliche zu thun, damit die Kommiſſäre des Hofes *) ihren Bericht nicht vor das ganze Kollegium bringen möchten, und alſo für jetzt noch nichts entſchieden werden könnte. Man wußte, dieß ſolle am 13ten März geſchehen.

Ich reiſte deshalb am 11ten nach dem Haag und that daſelbſt nebſt Herrn Visſcher die nöthigen Schritte beym Statthalter und dem Präſident Sücher. So viel ich mich erinnern kann, denn ich habe über meine damaligen Verrichtungen nichts aufgezeichnet, fanden wir den Präſidenten geneigt, ſo viel möglich das Einbringen eines Gutachten vom Hofe von Holland bey der Verſammlung der Staaten zu verhüten, weil es bey der dermaligen Lage der Sachen, da wir mit England im Kriege waren, nicht ſchicklich ſey. Allein dem Prinzen ſtellte ich vergebens vor, eine der von den Englän-

---

*) Nehmlich diejenigen Mitglieder des Kollegiums, denen die Unterſuchung der Sache, als einem hiezu ernannten Kommittee, insbeſondre aufgetragen worden war; wie denn die meiſten Geſchäfte in Holland nicht einem einzelnen Referenten aufgetragen, ſondern kommiſſorialiſch gemacht werden.

Anm. d. Ueberſetzers.

ländern vorgewandten Urſachen des Krieges, werde dadurch gleichſam geſetzmäßiges Anſehen erhalten; es ſey darum nöthig, daß, wenigſtens für jetzt, der Bericht nicht eingeliefert werde, und der Hof von Holland alſo außer Stand bleibe, ſein Gutachten zu geben. Der Prinz glaubte, er könne und dürfe den Lauf der Juſtiz nicht hemmen.

Deſſen ungeachtet bewirkte der Penſionär und ich, daß der Bericht am beſtimmten Tage nicht eingebracht wurde, und die Sache alſo keinen Fortgang hatte. Seitdem iſt ſie, wie man weiß, ſtecken geblieben; vornehmlich, nachdem der Hof an die Staaten den Brief vom 27ſten März 1781. *) geſchrieben hatte, worauf Haarlem am 13ten April, da die Sache in der Verſammlung der Staaten in Ueberlegung genommen wurde, vorſchlug, den Hof wegen Ertheilung ſeines Gutachtens über eine Frage, wozu, nach der Meynung dieſes Kollegiums ſelbſt, die Veranlaſſung aufgehört, zu entſchuldigen. Auf dieſen Vorſchlag haben auch einige Mitglieder, die ſchon bereit waren, ihr Gutachten zurückgehalten.

Der

---

*) Jaarboeken, S. 837.

Der Penſionär van Berckel hatte für ſich, ohne Mitwiſſen der noch lebenden Bürgermeiſter vom Jahre 1778. den Staaten von Holland ein Memoire eingereicht, [a] worin er bat, man möchte ſeine Sache, wenn man ſie für geſchickt dazu hielt, dem Schulz und Schöffen von Amſterdam übergeben; oder die Staaten möchten geruhen, ihm zu Rettung ſeiner Ehre eine Erklärung zu geben, daß keine Beweiſe vom Ritter York oder ſonſt jemand vorgebracht ſeyn, woraus erhelle, daß er ſich deſſen ſchuldig gemacht, weſſen ihn jener in ſeinen Memoiren angeklagt, um dadurch allen verläumderiſchen Reden und Erzählungen in den Zeitungen ein Ende zu machen. Da die Mitglieder der Verſammlung dieß Memoire zu fernerer Ueberlegung zu ſich genommen [*] haben,

---

[a] Jaarbocken, S. 1034.

[*] Overgenomen. Wenn die Deputirten der ſtimmenden Städte bey den Staaten eine Sache nicht unmittelbar entſcheiden, ſondern ſich verbehalten, erſt ihre Kommittenten, nehmlich den Rath ihrer Stadt zu befragen, ſo heißt es: das Geſchäft iſt übernommen. Dieß geſchieht theils bey wichtigen und ungewöhnlichen Fällen, theils wenn man eine Sache in die Länge ziehen, oder gar ohne alle Entſcheidung laſſen will.

Anm. des Ueberſ.

ben, und bis jetzt nichts darauf verfügt iſt, ſo ſcheint der Penſionär noch nicht von den Beſchuldigungen gegen ihn, die in den vorigen Reſolutionen angedeutet worden waren, freygeſprochen zu ſeyn; ja, man könnte ihn vielleicht als noch ſub reatu befindlich betrachten.

Ob es gleich gewiß iſt, daß der Hof von Holland nie Richter ſeyn, und der Penſionär nirgend anders als durch und vor Schulz und Schöffen von Amſterdam belangt werden konnte, ſo iſt es doch eben ſo ſehr außer Zweifel, daß die ſouveräne Macht, aus welcher, hier zu Lande alle gerichtliche Gewalt entſpringet, und in deren Namen alle Anklagen geſchehen, mit Recht dem Hofe auftragen konnte, ſein Gutachten zu ertheilen, ob in dieſem Falle Grund zu einer ſolchen Anklage da ſey. In dieſem Zweifel iſt der Souverän geblieben, und es nicht entſchieden, ob in den dem Hofe mitgetheilten Aktenſtücken hinreichender Anlaß zu Kriminal-Prozeduren enthalten ſey.

Doch die Unterhandlungen der Bürgermeiſter von Amſterdam mögen viel oder wenig beygetragen haben, uns den Krieg zuzuziehen, ſo würde er doch vielleicht nie Statt gefunden haben, wäre nicht ſchon geraume Zeit vorher eine ſehr entſchiedene Abneigung zwiſchen dem Engliſchen

liſchen Geſandten, dem Rathspenſionär, und Herrn van Berckel entſtanden.

Der Geſandte, ein rechtſchaffner und aufrichtiger Mann, aber ſtolz und von unbiegſamen Charakter, unbekannt mit der Nation, bey welcher er ſich zwanzig Jahre aufgehalten hatte, weil er ſie nach einigen wenigen Leuten von ſeiner Bekanntſchaft beurtheilte, hat ſeiner üblen Laune gegen dieſe beyden Miniſter, vorzüglich, da er bemerkt zu haben glaubte, daß ſie ſeine anfänglich friedlichen Geſinnungen, von denen ich Nachricht gegeben habe, wenig achteten, und ihm entgegen arbeiteten, völlig freyen Lauf gelaſſen, und das auflodernde Feuer eher angeſchürt als gedämpft.

Aber was den Trotz des Ritters und ſeine Geringſchätzung gegen die Republik noch beträchtlich vermehrte, war ihre Wehrloſigkeit. Der Bericht, den die Deputirten für das Seeweſen in der Verſammlung der Generalſtaaten erſtattet hatten, war ihm gewiß bekannt. Aus dieſem wie aus den Berichten der Admiralitäten hatte es deutlich erhellet, wie der Zuſtand unſres Landes beſchaffen war. Keine Vorkehrungen gegen fremde Angriffe auf und längs den Küſten; in den Einfahrten von der Seeſeite beynah keine beträchtliche Schiffe, und keine Seeleute, um die wenigen noch vorhandnen zu bemannen; keine hinreichende Anzahl von Oberoffizieren, und noch weniger von Subalternen; kein Vorrath an Geſchütz und Schiffsmaterialien.

Man kann dieſen kläglichen Zuſtand nicht ohne Bewegung betrachten. Die Admiralität auf der Maas konnte nur Ein Schiff von 70, Eins von 60 und vier von 50 Kanonen liefern. Die von Amſterdam hatte Ein Schiff von 70, drey von 60 und ſechs von 50 Kanonen. Die von Weſtfriesland kein einziges. Die von Seeland zwey Schiffe von 60 und Eines von 50 Kanonen. Die von Friesland Eines von 50 Kanonen, und alle zuſammen 19 Fregatten. Aber das ſchlimmſte war, daß der groſſe Mangel an Mannſchaft es unmöglich machte, dieſe Schiffe in See zu bringen.

Dagegen hatte England damals, genauen Erkundigungen zufolge, 126 Schiffe (3 von 100, 1 von 98, 10 von 90, 2 von 84, 1 von 80; 48 von 74, 1 von 70, 1 von 68, 24 von 64, 4 von 60 und 17 von 50 Kanonen *) die Fregatten

unge-

---

*) Wenn man dieſe einzelnen Angaben zuſammen rechnet, ſo kommt nur eine Anzahl von 112 Schiffen heraus, welche alſo von der Angabe im Ganzen beträchtlich abweicht. Welche von beyden die rich-

tige

ungerechnet, entweder ſchon in See, oder konnte ſie doch unverzüglich in See bringen.

Unſtreitig war es die Kenntniß dieſer Schwäche, was den Engliſchen Hof bewog, aus einem Tone zu reden, der ſich durchaus mit der Achtung einer unabhängigen Macht gegen die andre nicht vereinigen ließ, und beynah unerträglich war. Man ſchien alſo nur die traurige Wahl zu haben, ob man die auf eine höhnende Weiſe gethanen Forderungen zugeſtehen, oder ſich einen verderblichen Krieg auf den Hals ziehen wollte.

Aus dieſem Labyrinth hätte man ſich doch noch retten können, wenn man die Anerbietungen des Engliſchen Geſandten, wovon ich zu Anfange erzählt, angenommen hätte. Vielleicht hätte man, durch Annahme des Vorſchlages, den die Engländer im Oktober 1778. thaten, nehmlich, die Ladungen aller genommenen Schiffe mit Schiffsmaterialien, wofern ſie nicht Franzöſiſchen Unterthanen gehörten,

---

tige iſt, bin ich nicht im Stande zu ſagen. Es können ſich bey dieſem erſt nach dem Tode des Verfaſſers beſorgten Abdruck leicht mehrere dergleichen Verſehen eingeſchlichen haben.

Anm. des Ueberſ.

für die Krone zu kaufen, noch eine ziemlich gute Auskunft gefunden.

Die Vorſicht verbot freylich, ſo ganz unbewaffnet, wie man war, ſich mit einem gewaffneten Feind in Streit einzulaſſen. Sollte man alſo, wird man fragen, die angethane Beſchimpfung dulden? Sollte man die heiligſten Bündniſſe geduldig brechen ſehen? Allerdings würde dieß hart gefallen ſeyn, und dem Staat, oder um richtiger zu ſprechen, ſeinen Verwaltern wenig Ehre gebracht haben: aber dieſe Schande hätte den arbeitſamen Landbauer, den thätigen Kaufmann, den ſtillen Bürger nicht getroffen; ſie wäre eine Folge des wehrloſen Zuſtandes der Republik geweſen, und was dieſen verurſachte, haben wir geſehn.

Bey unſrer Lage wurde das Klaggeſchrey über Englands Treuloſigkeit zu einem leeren und unnützen Schall. Die Geſchichten aller Zeiten lehren, daß Eigennutz das Geſetzbuch der Fürſten aufgeſetzt hat, und daß man auf die Befolgung der Traktaten nicht weiter rechnen darf, als in ſo fern ſie mit dieſem Eigennutz übereinſtimmen oder im Nothfall mit Gewalt gegen Gewalt behauptet werden können.

Man wird vielleicht ſagen, daß das Intereſſe des Handels nicht erlaubte, in Anſehung der Befolgung des Traktats vom Jahre 1674. nachgiebig zu ſeyn, daß man daher um des Kaufmanns willen den Krieg gegen England führen mußte. Allein, wer wird behaupten, es ſey für das Land und ſeine handelnden Einwohner heilſam geweſen, dem einzigen Handelszweige, worauf es hiebey ankam, nehmlich dem Handel mit Schiffsmaterialien, zu Gefallen, alle übrige von Grund aus zu zernichten. Nicht ohne Grund haben alſo die Kommittirten der Staaten von Holland und Weſtfriesland in ihrem Gutachten vom 30ſten December 1778. [a]) gefragt: ob die Verführung des Holzes, wodurch die Schiffahrt befördert werde, die Handlung aber nicht viel mehr als eine Kommiſſion gewinne, allein alle übrigen Zweige des Handels und der Schiffahrt aufwiegen könne?

Man hatte um ſo mehr Urſache, lieber die allgemeine Handlung und Schiffahrt ihren Gang ungeſtört gehen zu laſſen, als einen einzelnen Zweig, weil die Engländer die Regel: freyes Schiff, freyes Gut, [*]) allgemein woll-

---

[a]) Jaarboeken 1779. S. 152.

[*]) Sie wollten nehmlich nur die mit Schiffbauholz geladenen Schiffe in Engliſchen Häfen aufbringen, die

ten gelten laſſen, ſelbſt im Falle des Cabotage von einem feindlichen Hafen nach dem andern, und der Verführung von Waaren nach und von den Kolonien der Republik, ſie möchten gehören, wem ſie wollten, ſelbſt den Amerikanern; über welche Punkte im vorigen Kriege ſo viel Verdrießlichkeiten vorgefallen waren.

Mit mehrerm Grunde konnte man ſagen, wir ſeyn in dieſen unglücklichen Krieg verwickelt worden, weil unſer Intereſſe es erforderte, Frankreich nicht vor den Kopf zu ſtoßen; und weil der Franzöſiſche Hof von der Republik, wofern ſie für neutral angeſehen werden wollte, verlangt hatte, ſie ſollte doch nicht dadurch, daß ſie, Frankreichs Feinden zu Gunſt, von einem Recht abſtünde, wovon der Genuß für dieſes Reich ſo äußerſt wichtig ſey, einen Beweis von Partheylichkeit geben. Es iſt nur allzubekannt, wie der Hof von Verſailles ſchon im Jahre 1778. alles angewandt hatte, um die Republik gleichſam zu zwingen, auf der Verführung von Schiffsmaterialien im ausgedehnteſten Sinne zu beſtehen; wie er verdrießlich über

---

die Eigenthümer aber ſowohl für Schiff als Ladung entſchädigen.

Anm. des Ueberſ.

über die Reſolution vom 19ten Novemb. 1778. wodurch man feſtgeſetzt hatte, daß keine Geleitſchiffe zur Verführung von Maſten und Holz für den Bau von Kriegsſchiffen zugeſtanden werden ſollten, ſein Misvergnügen ſogleich durch Störung des Holländiſchen Handels, den, welchen die Haarlemſchen und Amſterdamſchen Kaufleute führten, ausgenommen, weil dieſe durch die Vorſprache der Penſionäre van Zeebergh, van Berckel und Viſſcher geſichert waren, an den Tag gelegt hatte. [a])

Obgleich dieß Verfahren des Franzöſiſchen Hofes, was ſeine Rechtmäßigkeit betrifft, keine Prüfung aushält, indem er gewiß kein Recht hatte, uns zur Behauptung eines Traktats zu zwingen, der ohne ſeine Dazwiſchenkunft oder Gewährleiſtung vor mehr als hundert Jahren geſchloſſen worden war, ſo hatte er doch dadurch gezeigt, welch ein Gewicht er auf die Erreichung ſeines Endzwecks legte; und die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß den Fürſten die Art, wie ſie ihre Plane ausführen, ſehr gleichgültig iſt. Es war den Franzoſen nicht allein darum zu thun, das nöthige Schiffbauholz zu bekom-

---

[a]) Man kann die beſondern Umſtände hievon in den Jaarboeken van 1779. S. 84—587. nachſehen.

bekommen, ſondern hauptſächlich, die uralte Verbindung zwiſchen England und Holland zu ſtören. Frankreich fürchtete, dieſe, nebſt einer manchen Holländern gleichſam angebohrnen Vorliebe für die Engliſche Nation, werde endlich das Gleichgewicht verrücken, und Holland zur Ergreifung der Engliſchen Parthey bewegen, oder es werde wenigſtens der ſeinigen nie von Herzen zugethan ſeyn.

Von welcher Seite man es auch betrachten mag, ſo iſt es gewiß daß die Lage unſrer Republik mislich war; und der Anfang dieſes Zuſtandes ſchrieb ſich großentheils von der Reſolution vom 19ten November 1778. her, wodurch feſtgeſetzt worden war, Schiffen, die mit grobem Schiffbauholz und Maſten beladen wären, keine Geleite zu geben. Es iſt wahr, dieſe Reſolution ſollte gewiſſermaaßen geheim gehalten werden, und die Engländer ſollten davon keine unmittelbare Nachricht erhalten: man hatte im Jahre 1762. daſſelbe mit gutem Erfolge gethan. Aber wozu war es nöthig, ſolch eine Reſolution zu nehmen? Warum gab man ſolch einen Beweis von Zuneigung gegen England? Warum machte man Frankreich misvergnügt? Die Ertheilung von Geleiten verbot ſich von ſelbſt, weil wir nicht genug Schiffe hat-

Univ. Bibl.
München

hatten, um einen ſtarken Konvoy auszumachen, und es alſo nicht geſchehen konnte, ohne die Niederländiſche Flagge dem Schimpf bloß zu ſtellen. Wollten die Schiffer ohne Geleit fahren, ſo ſtand es ihnen frey. Wurden ſie genommen, ſo hatten ſich die Engländer erboten, ihre Waaren, wofern ſie nicht Franzöſiſchen Beſitzern zugehörten, auf Rechnung der Krone zu kaufen.

Merkwürdig ſind die Worte der Staaten von Holland, in ihrer Reſolution vom 24ſten Junius 1779.[a] wodurch ſie ihren Deputirten bey den Generalſtaaten auftragen, das ihrige zu thun, damit der Beſchluß genommen werde, uneingeſchränkte Geleite zu geben. Sie ſagen darin: „es würde klug ſeyn, ſich je eher, „je lieber in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und „hernach zu beſchließen.“

Aber das Geſchrey um Geleite, hauptſächlich, ja allein für die mit Holz beladenen Schiffe, war ſo heftig, daß es ſchwer war, ihm nicht Gehör zu leihen. Es war auch gar kein Wunder, daß die Kaufleute verlangten, als Unterthanen einer Seemacht, in der Führung eines erlaubten Handels gegen fremde Gewalt beſchützt

---

[a] Jaarboeken 1779. S. 605.

ſchützt zu werden; allein die Möglichkeit dazu war nicht da. Viele unter dieſen Kaufleuten waren zugleich Mitglieder der Regierung, und der Zuſtand unſres Seeweſens war ihnen bekannt. Doch die meiſten hatten beſondre Abſichten, oder waren Fremdlinge, die ſich wenig um das allgemeine Wohl des Landes bekümmerten. Aber daß Mitglieder der Regierung, die keine Kaufleute waren, die bey der Verleihung uneingeſchränkter Geleite kein beſondres Intereſſe hatten, darauf gedrungen haben, während ſie wußten, oder hätten wiſſen ſollen, daß die Admiralitäten es nicht zu leiſten vermochten, dieß iſt unbegreiflich, wo nicht unverzeihlich. Indeſſen iſt es traurig, daß man das Wohl ſo vieler Tauſende, dem Geſchrey und der Hitze einiger Wenigen aufgeopfert hat.

In der ängſtlichen Lage der Republik zwiſchen Frankreich und England war die Wahl freylich ſchwer. In dem ſchon angeführten Gutachten der Kommittirten Ihrer Edel Großmögenden vom 30ſten Dezember 1779. wurden die mit der Freundſchaft beyder Nationen verknüpften Vortheile angegeben und gegen einander abgewogen. Doch es ſcheint, daß die darin gemachten Bemerkungen über die unglückliche Lage unſres Landes die Wahl hätten beſtim-

ſtimmen müſſen. „Dieſe Lage,“ ſagen die Kommittirten, „ſchneidet uns von allen ſüdlichen
„Theilen von Europa ab. Außerdem
„beraubt die enge Durchfahrt des Kanal, an
„dem die wichtigſten Seehafen Englands liegen
„und ſeine ganze Macht ſich konzentirt,
„ſo daß es ihn vollkommen beherrſchen kann,
„die Republik aller von ihren etwanigen Bundesgenoſſen
„zu erwartenden Hülfe. Sie muß
„alſo in einem Kriege mit England das Ungemach
„des Krieges ſo lange allein ertragen,
„bis ſie eine Flotte zuſammen bringen kann,
„die ſtark genug iſt, um den Engliſchen Flotten
„die Spitze zu bieten, und ſie innerhalb
„ihrer Hafen zu halten.“

Es ſchien alſo weniger Gefahr dabey zu ſeyn, wenn man dem Könige von Frankreich rund heraus erklärte, daß wir, woſern er nicht geruhete, ſeine nachtheiligen Verordnungen einzuziehen, und unſre Handel und Schiſſahrt treibende Einwohner dieſelben Vortheile, die ſie bis dahin genoſſen hatten, genießen zu laſſen, genöthigt ſeyn würden, obgleich äußerſt ungern, die Engliſche Parthey zu erwählen, oder zum wenigſten den Traktaten, worauf ſie ſich beriefen, Genüge zu leiſten.

Ohne

Ohne Zweifel lag dem Franzöſiſchen Hofe viel daran, allen Verbindungen der Republik mit England ein Ende zu machen; allein es fehlte ihm auch nicht an Gründen, um zu wünſchen, wir möchten bey einer Neutralität verharren, die in vielen Rückſichten für Frankreich ſehr vortheilhaft war. Zuvörderſt ließ ſich vorausſehen, daß wir, im Fall eines Krieges mit England, nicht im Stande ſeyn würden unſre Schiffahrt gehörig zu beſchützen, und daß alſo die Franzöſiſchen Unterthanen alle Vortheile, die ſie während des Krieges von unſrer neutralen Fahrt hätten ziehen können, einbüßen würden. Ferner war es beſſer, vorläufig noch die Sache in die Länge zu ziehen, bis man beſſer gerüſtet ſeyn würde. Endlich war es Frankreichs Intereſſe, uns nicht zu ſehr zu drängen, um uns nicht zur Ergreifung der Engliſchen Parthey zu zwingen, wodurch es ſogleich von allem Verkehr mit der Nord- und Oſtſee ausgeſchloſſen worden ſeyn würde.

Man hätte, nach meiner Einſicht nichts unverſucht laſſen müſſen, um einem Friedensbruche mit England zuvorzukommen. Mit Grund hatte Seeland am 6ten Julius 1780. als die Generalſtaaten, des Zutritts zur bewaffneten Neutralität wegen, Miniſter ernannten, geſagt:

ſagt: man habe ſich niemals beſtrebt, die Sachen mit England freundſchaftlich beyzulegen.

Seeland war die einzige Provinz, wo man das Unheil des Krieges vorherſah. Am 8ten Januar 1781. hatten alle, die in dieſer Provinz im Handel und in der Schiffahrt intereſſirt waren, den Generalſtaaten eine Bittſchrift eingereicht, worin ſie vorſtellten, der Friedensbruch mit England werde den gänzlichen Untergang vieler Familien nach ſich ziehen, und verſchiedne Handelszweige vernichten. [a]) Sie erſuchten daher Ihro Hochmögenden, dem Ausbruche des Krieges auf alle Weiſe vorzubeugen.

Allein anſtatt die Maaßregeln zu nehmen, welche die Umſtände ſo nothwendig machten, hat die unverzeihliche Verblendung Einiger, die ſich einbildeten und Andre glauben machen wollten, man habe von den Engländern nichts zu fürchten; ſie seyn ſchon mit zwey mächtigen Feinden in Krieg verwickelt, und werden daher keinen Angriff wagen wollen, eine gänzliche Vernachläſſigung aller Vorſichtsregeln bewirkt. Man maaß den Warnungen, die der Graf van Welderen wegen deſſen, was man von Eng-

---

[a]) Jaarboeken 1781. S. 253.

England, vorzüglich im Falle des Zutritts zur gewaffneten Neutralität, zu erwarten habe, ſchon ſeit dem Anfange des Jahres 1780. ergehen ließ, keinen Glauben bey. Dieſer wackre Miniſter, dem man ſo unverdienter Weiſe ſeine Nachläſſigkeit im Berichten desjenigen, was in England vorgieng, verwieſen hat; dem ich ſelbſt, mit Leidweſen geſteh' ich es, dieſen Vorwurf gemacht habe; den man mit großer Härte behandelt, gegen den man aufs äußerſte gekargt hat, während man zu Gunſten Andrer, die nichts für das Wohl des Landes ausgerichtet, die öffentlichen Gelder aufwandte; der es durch ſeine treuen Dienſte verdient hätte, nach dem Frieden erſucht zu werden, wieder in derſelben Qualität nach England zu gehn; dieſer wackre Miniſter hat mich auf meine Bitte, da ich gern ſeiner Einſicht und Treue meine Verehrung bezeigen, und das Unrecht wieder gut machen wollte, das ich ihm zu Anfange gethan, und das ihm Andre vielleicht noch bis auf den heutigen Tag thun, in den Stand geſetzt, meine Leſer durch Mittheilung des kurzen Inhalts ſeiner Korreſpondenz mit dem Rathspenſionär gründlich zu unterrichten. Ich habe daher unter den Beylagen kurze Auszüge aus dem zwiſchen ihm und dem Greffier geraume Zeit

vor

vor dem Kriege geführten Briefwechſel abdrucken laſſen. [a])

Wenn man die gegebnen Nachrichten durchſieht, ſo begreift man beynah nicht, wie man hat glauben können, England meyne es nicht ernſtlich; oder warum man nicht wenigſtens den vornehmſten Mitgliedern der Regierung den Inhalt dieſer Briefe mitgetheilt hat. Hätte man es dann auch nicht vermeiden wollen, dem Engliſchen Hofe zum Bruch Urſache zu geben, ſo hätte man wenigſtens die Oſt- und Weſtindiſche Kolonien und vorzüglich den Kap vor der Gefahr warnen, und den Kauffahrtheyſchiffen Befehl geben können, nicht ohne Geleit, wie ſchwach es auch ſeyn möchte, auszuſegeln, um wenigſtens vor den Angriffen der Kaper geſichert zu ſeyn.

Vorzüglich iſt es unbegreiflich, daß man, nachdem der Graf van Welderen am 10ten November 1780. geſchrieben hatte, der Krieg werde zuverläßig erfolgen, wofern man wegen des Inhalts der mitgetheilten Papiere von Laurence keine genugthuende Antwort gäbe, die Admiralitäten nicht gewarnt hat, und dadurch dem Ausſegeln zweyer Kriegsſchiffe (Kapitän Sa-

---

a) S. Beylage B.

Satink und Volbergen) und eines Oſtindienfahrers zuvorgekommen iſt, welche, wie bekannt, alle drey kurz darauf dem Feinde in die Hände gefallen ſind. Sie waren am 25ſten Dezember in See gegangen, obgleich am Tage zuvor die Abreiſe des Engliſchen Geſandten bekannt war. [a]

Da alſo die Sachen eine andre Wendung nahmen, als viele erwartet oder behauptet hatten, und der König von England nach ſo vielen Gewaltthätigkeiten, die für ſich allein eine hinlängliche Kriegserklärung in ſich enthielten, ſeinen Geſandten zurückberief, und eine Kriegserklärung ausfertigte, war in der ſchlimmen Lage und Wehrloſigkeit, worin man ſich befand, guter Rath theuer.

Die Generalſtaaten wandten ſich alſo ſogleich an die mit ihnen verbündeten Nordiſchen Mächte. Herr van Lynden, unſer Miniſter zu Stockholm, übergab ſchon am 8ten Februar daſelbſt ein Memoire, worin er die Befolgung

des

---

[a] Was im Bezug auf dieſe Schiffe vorgefallen, findet man umſtändlich in den Jahrbüchern 1781. S. 237 f. In demſelben Theile S. 27 u. f. kann man auch ſehen, auf wie ungerechte Weiſe man den Graf van Welderen, über das Ausbleiben eines Kouriers, den er mit der Nachricht vom Friedensbruche abgeſchickt hatte, verklagt hat.

des ſiebenten, achten und neunten Artikels des angetretnen Neutralitätsbundes verlangte. Es iſt gewiß, daß in dem achten Artikel ſehr deutlich ausbedungen war: ſo bald die Schiffe einer unter den kontraktirenden Mächten beunruhigt, beſchwert oder angegriffen würden, ſollten alle verbundnen Mächte gemeine Sache machen, um ſich gegenſeitig vertheidigen zu helfen, und ſich gemeinſchaftlich vollkommne Genugthuung zu verſchaffen. Dennoch war die Antwort nicht ſehr günſtig; der Inhalt dieſes Memoire, ſagte man, ſey ſo wichtig, daß er Zeit zu reiflicher Erwägung fordre. Der Herr de la Calmette hatte ebenfalls ein ähnliches Memoire zu Kopenhagen überreicht, aber gar keine Antwort bekommen.

Inzwiſchen hatte die Kayſerin am 1ſten März der Republik und zugleich dem Engliſchen Hofe ihre Vermittlung anbieten laſſen; man nahm ſie hier ſogleich an.

Es hat mir allzeit fremd geſchienen, daß bey Gelegenheit dieſer Annahme die Generalſtaaten, auf den Fall daß die Vermittlung nichts bewirkte, ſich den Genuß der durch den Vertrag ihnen zugeſagten Vortheile ausbedungen. Lag es nicht in dieſen Worten, daß man, während der Zeit, daß die Kayſerin als Vermittlerin handeln, und alſo noch nicht alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs verloren ſeyn würde, auf dieſe Vortheile Verzicht thun wolle? Und war alsdann der Schritt, den man an dem Ruſſiſchen, Schwediſchen und Däniſchen Hofe gethan hatte, nicht, wenigſtens fürs erſte, unnütz?

Eben ſo unbegreiflich fand ich es, daß die Frieſen in ihrem bey dieſer Gelegenheit ertheilten Provinzial-Gutachten ſagten: ſie wollten von keiner Vermittlung hören, es ſey denn, daß die Bedingungen des Traktats mit England vom Jahre 1674. wieder ausgemacht würden. Man begriff alſo daſelbſt nicht, daß dieſe unglücklichen Bedingungen, die Verführung grober Schiffsmaterialien betreffend, die damals ſo verderblich für den Staat waren, nie anders als verderblich ſeyn konnten, weil ſeine Kräfte der Engliſchen Macht nie in dem Grade die Wage halten konnten, daß er ſich hätte ſchmeicheln dürfen, etwas mit Gewalt zu behaupten, das England in einem Kriege mit Frankreich nie freywillig dulden kann; und weil, vorausgeſetzt auch, daß er dieß vermöchte, es unpolitiſch ſeyn würde, den allgemeinen Handel um eines einzelnen Zweiges willen gänzlich zu unterbrechen.

Allein

Allein das freundſchaftliche Anerbieten der Kayſerin blieb ohne Erfolg: man wieß es in England höflich von der Hand. Schon ehe man dieß zu Petersburg wußte, hatten unſre dortigen Miniſter geſchrieben, Graf Panin habe ihnen damals, als er ihnen die Abſendung der Kouriere mit der angebotnen Vermittlung gemeldet, er könne ihnen keine beſtimmte Antwort auf ihr Memoire geben, bis der Kourier aus England zurückgekehrt seyn würde. Es ſolle indeſſen Jhro Hochmögenden nicht gereuen, Mitglieder des Vertrages zu ſeyn; nur müſſe man ſich bey uns auch anſtrengen, und ſich nicht allein auf die Bundgenoſſen verlaſſen, wie man es zu thun ſcheine. Außerdem meldeten ſie noch, Graf Panin habe verſprochen, ſie bey den Anſprüchen, wegen deren ſie ſich auf den ſiebenten, achten und neunten Artikel des Traktats beriefen, zu unterſtützen. Zugleich habe er ihnen eröffnet, es werde nicht übel ſeyn, wenn ſie (die Miniſter) bevollmächtigt würden, im Fall die Vermittlung nicht zum Guten ausſchlüge, einige Ruſſiſche Kriegsſchiffe zu übernehmen. Aus dieſem Rathe erhellte es hinlänglich, daß man ſchon damals entſchloſſen war, uns nicht auf eigne Koſten mit Schiffen beyzuſtehn, obgleich Panin, der uns nicht abgeneigt ſchien, damals noch Einfluß hatte. Doch auch daraus wurde nichts.

Man erfuhr alſo ſchon früh, wie wenig die verbündeten Mächte geneigt waren, dem Traktat Genüge zu leiſten. Die Worte waren zwar deutlich genug, allein ſie bedienten ſich einer Ausflucht. Der Anfall auf die Republik, behaupteten ſie, ſey keine Folge der bewaffneten Neutralität; im achten Artikel dieſes Bundes heiße es: man wolle einander beyſtehen, wofern es ſich eräugnete, daß irgend eine unter den verbündeten Mächten auf Veranlaſſung des Bundes oder aus Haß gegen denſelben angefeindet würde.

Der Engliſche Hof hatte auf alle Weiſe den Schein zu befördern geſucht, als ob er ganz andre Urſachen zum Kriege habe, und, auf die Nachricht vom Zutritt der Generalſtaaten zum Neutralitätsbunde geeilt, ſeinen Geſandten zurückzuberufen, ehe er offizielle Nachricht davon bekäme. Der Engliſche Miniſter hatte ſich ſogar geweigert, das vom Graf van Welderen angebotne Memoire, das dieſelbe enthielt, anzunehmen. [a]) Inzwiſchen war dennoch nichts gewiſſer, als daß der Zutritt zu dieſem Bündniſſe

---

[a]) Jaarboeken 1780. S. 31.

niſſe der vornehmſte Grund des Bruches war. Wir haben oben geſehen, daß der Graf van Welderen ſchon am 21ſten, 25ſten und 28ſten April, und am 2ten May des verwichnen Jahres geſchrieben hatte: „einige Mitglieder des „Staatsrathes ſeyn der Meynung, wofern „die Republik auf die in der Deklaration des „Ruſſiſchen Hofes enthaltene Grundlage eine „Allianz mit dieſem Hofe bauen wolle, müſſe „England den Krieg erklären, ehe ſie zu Stande käme. Ein Punkt, worüber das Kabinet einſtimmig denke, ſey der, daß man die „vorgeſchlagne Allianz mit Rußland nicht zur „Konſiſtenz gelangen laſſen müſſe.“ *)

Man hätte den Ausflüchten der verbündeten Mächte zuvorkommen können und ſollen. Man hätte ja nichts einzugehen gebraucht, ehe die Zweydeutigkeit ſchriftlich und nicht bloß durch mündliche Verſicherungen, weggeräumt worden wäre. Ohne thätlichen Beyſtand konnte die Republik nicht Krieg führen, und weil man ſich von Frankreich nicht beſtimmt eine Anzahl Kriegsſchiffe zur Unterſtützung ausbedungen hatte, ſo mußte man nothwendig vorausſehen, daß nur von den Nordiſchen Höfen, und zwar

---

*) Siehe Beylage B.

wohl allein von Rußland Hülfe zu erwarten ſey.

Dieſer Hof zögerte mit der Antwort auf unſre Forderung, die Vortheile des Traktats zu genießen, vorzüglich wenn die angebotne Vermittlung keinen Erfolg haben ſollte, bis gegen Ende May's. Am 11ten Junius erhielten die Generalſtaaten eine völlig unbefriedigende, und in leeren Worten beſtehende Antwort. [a]) Auf die Klagen unſrer Geſandten antwortete der Graf Panin: „man habe dem Däniſchen und „Schwediſchen Hofe einen Plan zugeſchickt; „über den man ſich noch nicht auslaſſen könne; „man intereſſire ſich ſehr für die Republik, und „werde ſie, vor der allgemeinen Friedensſtiftung aus ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu „retten ſuchen; man bemühe ſich zugleich, auf „das Geſuch der Generalſtaaten, Schweden „zu überreden, ſie mit einigen Kriegsſchiffen „zu verſehn.“ Zugleich ſchrieben unſre Geſandten: „der Einfluß des Graſen Panin habe „abgenommen; die Kayſerin habe, wie ſie „von guter Hand unterrichtet ſeyn, gegen England erklärt, ihrer Meynung nach ſey die „Republik nicht im caſus foederis; man

„kön-

---

[a]) Jaarboeken 1781. S. 1287.

„könne an der Wahrheit dieſer Thatſache nicht „zweifeln, da die Ruſſiſchen Miniſter, die ſie „darum befragt, ſie ſelber nicht abgeläugnet.“

Unſtreitig that uns, bey dem plötzlichen Anfall des Königs von England, und dem Zuſtande der Republik, da alle Meere mit unſern Kauffahrtheyſchiffen angefüllt, alle unſre Kolonien nicht nur wehrlos, ſondern auch unbeſorgt und unbekannt mit der Gefahr waren, der Franzöſiſche Hof beträchtliche Dienſte. Er benutzte jede Gelegenheit, um unſre Leute von der Gefahr benachrichtigen zu laſſen, und gab den Befehlshabern ſeiner Schiffe die nöthigen Befehle zu einem uneingeſchränkten Beyſtande. Obgleich dieß alles um ſeines eignen Vortheils willen geſchah, da unſre Sache die ſeinige geworden war, ſo forderte es dennoch die Erkenntlichkeit der Republik.

Der Franzöſiſche Geſandte, Herzog de la Vauguion, der meine Geſinnungen hierüber kannte, ſprach am 28ſten Februar mit mir, und ſchlug mir vor, durch unſre Stadt oder im Namen der Provinz eine Anleihe von 15 bis 20 Millionen Gulden, auf die gewöhnlichen Zinſen von drittehalb Prozent, zu eröffnen, um dieſe Summe hernach ſeinem Hofe gegen vier bis fünf Prozent vorzuſchießen. Man werde

da-

dadurch dem Feinde einen beträchtlichen Schaden zufügen, indem die Einwohner unſres Landes Gelegenheit bekommen würden, ihre Gelder hier anzulegen, da ſie jetzt gleichſam gezwungen wären, ſie nach England zu ſchicken. Er ſage mir dieß für jetzt insgeheim, um meine Gedanken zu hören, und, wenn ich es nicht misbilligte, alsdann mit dem Rathspenſionär darüber zu ſprechen. *)

Ich antwortete: es ſey durchaus unmöglich, eine ſolche Anleihe durch die Stadt eröffnen zu laſſen; ich ſehe in der Sache ſelbſt auch viele Schwierigkeiten; doch wolle ich meinen Amtsgenoſſen den Vorſchlag mittheilen, und wenn dieſe es gut fänden, dem Rathspenſionär deswegen ſchreiben. Beydes geſchah: doch die Antwort des Letztern war völlig abſchläglich. Dieß war auch kein Wunder, weil ſich vorausſehen ließ, daß beträchtliche Anleihen für die Provinz würden geſchehen müſſen, und die Einwohner alſo reichlich Gelegenheit erhalten würden, ihre Kapitale anzulegen. Als ich indeſſen einige Zeit hernach mit dem Rathspenſionär darüber geſprochen hatte, vereinigten wir uns dahin,

---

*) Dieß Geld war zur Unterſtützung der Amerikaner immt.

dahin, daß man, auf ſtärkeres Anſuchen des Franzöſiſchen Hofes, eine Anleihe von fünf Millionen würde zugeſtehen können, welches nachher auch, auf die vorgeſchlagenen oder ähnliche Bedingungen, geſchehen iſt.

Ungefähr um eben dieſe Zeit fiel etwas vor wovon ich nie den Urſprung und die Abſicht recht habe errathen können. Zu Anfange des April meldete mir der Penſionär Viſſcher, ein gewiſſer Menſch, von Geburt ein Engländer, wie ich nachhero erfahren habe, Namens Montague, habe ſich erboten, zehn Engliſche Fregatten, von 24 bis 36 Kanonen, vollkommen ausgerüſtet, Stück vor Stück in den Texel zu liefern. Er verlange dafür 80000 Pf. Sterling, habe ſich aber das Geld nicht eher als bey der Lieferung ausbedungen. Der Vorſchlag kam mir lächerlich vor: allein die Verſicherungen waren ſo ſtark; man unterſtützte ſie auch ſo ſehr durch das Mitwiſſen des Herzog de la Vauguion, und durch andre Umſtände, die mir jetzt nicht einfallen, daß ich es übernahm, den übrigen Bürgermeiſtern Nachricht davon zu geben. Ich that es, und wir gaben zur Antwort, ſolch ein Anerbieten könne nicht anders als angenehm ſeyn, und man würde gern ſehen, wenn es im Haag gehörigen Ortes geſchähe.

Man benachrichtigte daher den Statthalter und Rathspenſionär davon, und alle nöthigen Anordnungen wurden gemacht; man beſtimmte die Signale, um beym Einlaufen nicht betrogen zu werden, und nahm gehörige Maaßregeln gegen eine Ueberrumpelung auf der Texelſchen Rheede. Vieles wurde von dem beſondern Zuſtande dieſer Schiffe erzählt; die Namen einiger und ihrer Befehlshaber wurden angegeben: allein niemand konnte von den Umſtänden dieſes ſeltſamen Anerbietens genaue Rechenſchaft geben. Der Geſandte und der Penſionär Visſcher ſchienen an der Wahrheit und dem guten Ausſchlage der Sache nicht zu zweifeln. Als ich den Erbſtatthalter am Helder antraf, ſchien er zwar wenig Erwartung von der Sache zu haben, aber es doch nicht für ganz unmöglich zu halten, daß die Fregatten, oder wenigſtens eine oder zwo, denn ihre Zahl hatte ſich ſchon vermindert, nächſtens einmal im Texel anlangen könnten. Er ſagte ſogar einmal an der Tafel, da man einige Schüſſe hörte, die mit dem beſtimmten Signal übereinzuſtimmen ſchienen: „da ſind die Engliſchen Fregatten.“

„ten.“ Aber weder damals, noch je nachher ſind ſie zum Vorſchein gekommen.

Deſſen ungeachtet hatte der Penſionär Viſſcher die Bürgermeiſter erſucht, den Kaufmann Fizeaux zur Schließung eines Reukaufs von 3000 Pf. Sterling, zur Sicherheit der Bezahlung für das erſte Schiff, welches im Texel einlaufen würde, zu bevollmächtigen. Dieß ſollte eine ganz neue Fregatte, the Dorſel, von 36 Achtzehnpfündern ſeyn. Es geſchah, aber die Fregatte erſchien eben ſo wenig als die übrigen. Einige Wochen hindurch haben verſchiedne Matroſen in der Stadt umhergeſchweift, die, wie man ſagte, zu der Mannſchaft jener Fregatten gehörten, und durch Herrn Fizeaux, doch auf Koſten der Stadt, ſo lange mit dem nöthigen verſehen wurden, bis man endlich ſah, daß nichts daraus wurde, und ihnen ankündigte ſie müßten auf die beſte Weiſe wegzukommen ſuchen.

Es iſt nur allzubekannt, daß unſre Provinz Mangel an bequemen Hafen hat, wo Kriegsſchiffe, und beſonders die vom erſten Range, in verſchiednen Richtungen ein und auslaufen, und im Winter oder zu' Friedenszeiten gehörig verwahrt werden können. Seitdem die Einfahrt der Goerée (het Goereeſche Gat) ſchlecht

ſchlecht geworden iſt und ſich täglich verſchlimmert, wozu das Bedeichen des ſogenannten Hals auf der Inſel Overflacken nicht wenig beygetragen hat; ſeitdem die Maas von Rotterdam nach der See zu verſandet und mit zunehmenden Untiefen beſetzt iſt, iſt dieſe vor Alters ſo berühmte und bequeme Einfahrt von geringem Nutzen: um ſo mehr da die Rheede vor Hellevoet bey ſüdweſtlichem Winde ſehr unſicher iſt. Texel iſt kein Hafen, ſondern eine Rheede, wo die Schiffe während des Winters ſchon des Eisganges wegen nicht liegen bleiben können.

Es war alſo höchſt nöthig einen bequemen Platz für die Verwahrung der großen Schiffe zu finden. Nach Amſterdam, und von da wieder weg können ſie nicht ohne Kameele *) gebracht werden; dieß verurſacht übermäßige Koſten, und überdem iſt die Länge der zur Hin- und Zurückreiſe nöthigen Zeit noch ungewiß. Man hatte zwar einen ziemlich guten Platz, in dem ſogenannten Veer vor der alten Schleuſe gefunden; allein er war und iſt auch noch in ver-

---

*) Eine Maſchine, welche dazu dient, die großen Schiffe über Untiefen hinüberzubringen, indem man ſie unter dieſelben ſetzt, und alsdann das darin befindliche Waſſer auspumpt.

Anm. des Ueberſ.

verſchiednen Hinſichten mangelhaft. [a]) Das Nieuwe Diep beym Helder bot einen äußerſt geſchickten Platz dar; aber, außer daß es daſelbſt nicht einmal für Fregatten tief genug war, war die Einfahrt zwiſchen der Spitze des Helder und den ſogenannten Herſens van de Zuidwal mit einer Bank beſetzt, worauf, bey mittlerer Höhe der Flut, kaum neun Fuß Waſſer ſtanden.

Schon einige Jahre zuvor hatte Herr Brandligt ſeine Vorſchläge, um das Nieuwe Diep und das dortige Fahrwaſſer zu einem bequemen Verwahrungsorte für Kriegs und Kauffahrtheyſchiffe zu machen, herausgegeben. Er behauptete, man werde den gewünſchten Endzweck erreichen, wenn man durch Deiche das Fahrwaſſer zwiſchen der Holländiſchen Küſte ſo ſehr verengte, daß der Strom Gewalt genug bekäme, um den Grund auszuhöhlen; alsdann würde man durch Hülfe von Werkzeugen zum Aufwühlen des Grundes (Krabber) die kleine Bank in der Mündung des Nieuwen Diep gänzlich wegräumen können. Obgleich ſein Entwurf nicht ganz gebilligt ward, weil er zu weit-

---

[a]) Siehe den Brief der Amſterdamſchen Admiralität vom 10ten April 1781. Jaarb. 1781. S. 871.

weitläuftig und koſtbar ſchien, ſo waren dennoch die Sachkundigſten darin mit ihm einſtimmig, daß die Verengung des Fahrwaſſers dergleichen Folgen erwarten laſſe. Die Ausführung dieſes Plans war alſo ein dringendes Geſchäft; wär' es mit der gewöhnlichen Langſamkeit bey der Verſammlung der Staaten von Holland behandelt worden, ſo hätten vielleicht einige Jahre verflieſſen können, ehe man zu einem Beſchluß gekommen wäre: um ſo mehr, da die Nordholländiſchen Städte, vorzüglich die, wo Admiralitätswerfte ſind, ein damit ſtreitiges Intereſſe hatten. Die Admiralität hätte nehmlich, nach dem eingeführten Geſchäftsgange, zuvörderſt bey den Staaten um Erlaubniß anſuchen müſſen, die nöthigen Summen auf dieſe Unternehmung zu wenden; dieſe würden den Brief der Admiralität kommiſſorial gemacht, und Sachkundigen aufgetragen haben, die Lage und Beſchaffenheit der Oerter aufzunehmen; alsdann würde man die Bemerkungen und Bedenken der Sachkundigen wiederum vor die Verſammlung der Staaten gebracht, und alle Mitglieder derſelben würden ſie zu fernerer Ueberlegung zu ſich genommen haben, um ſie durch die Weisheit des Rathes in jeder ſtimmenden Stadt beſtempeln zu laſſen.

Um alſo die Sache mit mehr Schnelligkeit betreiben zu können, machte man mit einigen der vornehmſten Mitglieder der Staaten von Holland, und vorzüglich mit Amſterdam, welcher Stadt, wie es in die Augen fiel, äußerſt viel daran gelegen war, aus, man wolle auf einen zu dem Ende geſchriebnen Brief des Amſterdamſchen Admiralitäts-Kollegiums an die Staaten, ſogleich beſchließen, den Prinzen von Oranien nebſt einigen andern Herren zur unmittelbaren Bewerkſtelligung des Planes zu bevollmächtigen. Auf dieſe Art mußte man verhüten, daß eine vortrefliche und für das allgemeine Beſte höchſt nöthige Sache, nicht etwan wegen des beſondern Intereſſe einiger Städte Widerſtand fände, oder gar unterbliebe.

Kein vernünftiger Menſch konnte läugnen, daß es äußerſt wichtig und für eine Seemacht unentbehrlich war, einen Platz zu haben, wo die großen Schiffe ihr Winterlager halten konnten, um bey Zeiten gegen das Frühjahr im Stande zu ſeyn, wieder in See zu gehen. Es geſchah häufig, daß die großen Schiffe, vom Amſterdam nach dem Texel und umgekehrt, Monate lang unterwegs waren. Dieß alles würde die Beſorgniß der Städte Medenblik, Hoorn und Enkhuizen, ſie möchten durch Anlage eines bequemen Platzes zum Liegen, und in der Folge vielleicht zum Ausbeſſern der Schiffe, im Nieuwen Diep, an ihrer Nahrung verlieren, dennoch nicht überwegen haben. Alkmaar ſelbſt befürchtete, dadurch an dem Abſatz ſeiner Lebensmittel zu leiden, weil es keine Kommunikation zu Waſſer mit dem Helder hat.

Solchen eingeſchränkten Geſichtspunkten zufolge unterließen Alkmaar und Medenblik nicht, ſich der Reſolution der Staaten vom 20ſten April 1781. durch welche, auf ein von der Admiralität an demſelben Tage eingekommnes Schreiben, [a]) unmittelbar beſchloſſen wurde, den Erbſtatthalter zur Ausführung des erwähnten Geſchäftes zu bevollmächtigen, entgegen zu ſtellen. Alkmaar, womit ſich auch Dortrecht vereinigte, gab, beym Einrücken ſeiner Proteſtation in das Protokoll, als Urſachen die Unregelmäßigkeit, und vorzüglich die Gefahr einer ſo willkührlichen Verwaltung der öffentlichen Gelder an. [b]) Medenblik läugnete überdieß die in dem günſtigen Bericht der Sachkundigen darüber vorgetragnen Behauptungen, und

a) Jaarboeken 1781. S. 869.

b) Ebend. S. 873.

und verlangte, daß in keinem Falle die Zuſtimmung anders ertheilt würde, als mit Vorbehalt der Reſolution vom 15ten Julius und 2ten Dezember 1648.

Wenige Tage, ehe die Reſolution vom 20ſten April genommen wurde, befand ich mich im Haag. Da ich zur ſchnellen und eifrigen Betreibung der Sache mitgewirkt hatte, und man die Gegenwart eines Bürgermeiſters von Amſterdam bey den Streitigkeiten mit den Kommittirten des Nordquartiers, von denen man vorherſah, daß ſie dort an der Stelle ſelbſt vorfallen würden, wünſchte, bezeugte mir der Erbſtatthalter, es werde ihm angenehm ſeyn, wenn ich mich zugleich mit ihm am Helder einfinden wolle. Auf die Billigung meiner Amtsgenoſſen nahm ich den Vorſchlag an. Dieſe glaubten, daß meine Gegenwart vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn würde, um eine Unternehmung, die man damals wünſchte, zu befördern. Man hoffte nehmlich einen gewiſſen Transport Hannöveriſcher Truppen, von dem man wußte, daß er ſeit geraumer Zeit auf der Weſer *) bereit

---

*) So viel ich mich erinnere, ſind dieſe Hannöveriſchen Truppen, welche damals nach England giengen, und für Oſtindien beſtimmt waren, nicht auf der Weſer, ſondern auf der Elbe, zu Stade eingeſchifft. Anm. d. Ueberſetzers.

zeit gelegen hatte, um nach England gebracht zu werden, aufzufangen.

Ich reiſte am 19ten April ab, und kam des andern Tages am Helder an. Eine Stunde nach meiner Ankunft kam der Prinz von der Beſichtigung einiger Schiffe zurück, und ſagte mir ſogleich, der folgende Tag ſey angeſetzt, um über das Nieuwe Diep zu ſprechen; er habe deshalb unter andern Herrn Groot, den Sekretär der Kommittirten Räthe des Nordquartiers, erſucht, ſich dort einzufinden. „Ich „habe,“ ſetzte er leiſe hinzu, „um ſechs Uhr „mit den Herren Hartzinck, Reinſt, Zoutman „und Kinsbergen eine Berathſchlagung ange„ſetzt: ich wünſche Sie dabey gegenwärtig.“ Ich entſchuldigte mich wegen des letztern: wahrſcheinlich werde dieſe Berathſchlagung bloß militäriſche Angelegenheiten betreffen, und da ich hievon keine hinlängliche Kenntniſſe beſitze, ſo werde meine Gegenwart fremd und ohne Nutzen ſeyn. Der Prinz erwiederte, es werde ihm angenehm ſeyn, wenn bey dieſer Berathſchlagung, wo man Sachen vom äußerſten Gewicht für das Land abzuhandeln habe, ein regierender Bürgermeiſter wenigſtens als Zeuge gegenwärtig wäre. Ich ging es alſo ein, um ſo mehr, da ich wußte, die Unternehmung gegen den

den Transport der Hannöveriſchen Truppen werde der Gegenſtand der Berathſchlagungen ſeyn.

Der Vize-Admiral Hartzinck hatte einige Tage zuvor dem Prinzen berichtet, die Schiffe: de Admiraal Generaal, d'Admiraal de Ruiter, d'Erſprins, de Batavier, nebſt den Fregatten Argo und Venus, ſeyn in völlig ſegelfertigem Stande. Zugleich hatte er die, wegen des oft erwähnten Transports von der Weſer, eingezognen Erkundigungen mitgetheilt. Es beſtehe nehmlich aus 34 Transportſchiffen für 2800 Rekruten und 4 Fregatten, zwoen von 36, einer von 26 und einer von 24 Kanonen; die Engländer geben vor, es ſollen ſich noch mehr Kriegsſchiffe damit vereinigen; in kurzer Zeit werde eine Flotte von Kauffahrtheyſchiffen, von einer Fregatte begleitet, von Schottland ausſegeln; endlich werde noch eine andre Flotte von Kauffahrtheyſchiffen ungefähr um die Mitte oder das Ende des May's, aus Schottland nach der Oſtſee zu ſteuern.

Dieſe Nachrichten munterten ſo ſehr zu einem Verſuch auf, mit unſrer Seemacht, wie gering ſie auch ſeyn mochte, dem Feind einigen Abbruch zu thun, daß mich die Bürgermeiſter erſucht hatten, jede Gelegenheit, die ſich während meines Aufenthalts am Helder darbieten würde, zu einer ſolchen Unternehmung aufzufordern, zu benutzen. Ich hielt es alſo für meine Pflicht, dieſem Verlangen möglichſte Genüge zu leiſten.

Vor dem Anfange der Berathſchlagung nahm ich die Freyheit, dem Prinzen vorzuſtellen, ob es nicht ſchicklich ſeyn würde, die Herren von der Admiralität, die mit ihrer Jacht im Nieuwen Diep, mit dazu einzuladen, um ſo mehr, da ich gegenwärtig ſeyn werde. Er meynte, die Herren wären daſelbſt in ihrer Qualität, und dieſe habe nichts mit einer bloß militäriſchen Berathſchlagung zu thun; ich ſelbſt ſolle nicht gegenwärtig ſeyn, um mein Gutachten zu ertheilen, ſondern um als Magiſtratsperſon einer der angeſehenſten Städte, Zeuge von allem zu ſeyn, was man zum Beſten des Landes beſchließen werde. Ich unterſtützte meinen Vorſchlag aufs neue mit dem Grunde daß Admiralitätsräthe bey Seeangelegenheiten, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn möchten, immer an ihrer Stelle ſeyn; doch der Prinz blieb bey ſeiner Meynung und ſie wurden nicht eingeladen.

Die erſte Frage, die man bey der Berathſchlagung erwog, war: ob man ſogleich Schiffe aus-

ausſenden; oder warten ſolle, bis man ihrer eine größere Anzahl verſammeln könne?

Die Meynungen wichen von einander ab. Einige waren durchaus gegen das Auslaufen und meynten: Schiffe und Mannſchaft wären noch nicht in hinlänglich gutem Stande; die Macht ſey zu gering, und man dürfe nicht wagen, weil man den etwanigen Verluſt nicht wieder zu erſetzen im Stande ſey; man habe nicht Kundſchaft genug von dem, was auf der Engliſchen Küſte vorgehe, noch von der Anzahl Schiffe, die ſie jetzt auf dieſer Höhe in See haben; ſelbſt von dem Zuſtande des erwähnten Transports und der Stärke ſeines Geleites habe man keine recht ſichere Kenntniß. Andre läugneten zwar die Wahrheit dieſer Bemerkungen nicht ab, glaubten aber dennoch, man müſſe dieſe Gelegenheit nicht entſchlüpfen laſſen: im Kriege könne man wenig thun, ohne zu wagen; die ganze Nation klage über Unthätigkeit und erwarte eine Unternehmung; es ſey alſo beſſer, ſich ſelbſt einem Verluſte auszuſetzen, als nicht auszulaufen, und dadurch Urſache zu Misvergnügen und Niedergeſchlagenheit, ja zu heftigem Murren zu geben.

Nachdem die Sache geraume Zeit, doch mit aller Geiſtesruhe, weil man die vielen

Schwierigkeiten an beyden Seiten wohl einſah, erwogen worden war, nahm der Prinz, der noch nicht geſprochen hatte, das Wort. Er zergliederte zuerſt die entgegengeſetzten Meynung mit vieler Genauigkeit, und ſuchte den Widerſpruch zu vermitteln. Er ſtellte ſeine Gedanken ſo treffend vor, daß ſich die Meynungen vereinigten, und man einſtimmig folgendes beſchloß. Der Schout by Nacht Zoutman ſolle, wofern gewiſſe Schiffe nicht eingelaufen ſeyn würden, am 26ſten April ausſegeln, mit den Schiffen: Admiraal de Ruiter von 64 Kanonen, Schout by Nacht Zoutman; d'Admiraal Generaal, von 74, Kapitän van Kinsbergen; de Erſprins, von 54, Kapitän Dedel; de Argo, von 40, Kapitän Staring; de Batavier, von 54, Kapitän Bentinck; Medenblik, von 36, Kapitän Rynevelt; Amphitrite, von 36, Kapitän Braak; Venus, von 20, Kapitän van Rechteren; und de Ajax, ein Kotter, Kapitän van Welderen. Er ſolle hauptſächlich Sorge tragen, nicht durch eine ſtärkere Macht überfallen und vom Texel abgeſchnitten zu werden. Wenn er, durch Ausſendung des Ajax oder einer Fregatte ſich hinlänglich verſichert zu haben glaubte, daß dergleichen nichts zu fürchten ſey, könne er ſich weiter entfernen, nordwärts ſteuern und den bewußten Transport aufzufangen ſuchen. Ferner wurde ausgemacht, man wolle die Mannſchaft von denjenigen Schiſſen, für die man zuletzt zu werben angefangen, und die noch nicht zahlreich genug war, um die Schiffe in See zu bringen, auf die erwähnten, zu der Unternehmung beſtimmten Schiffe, denen noch etwan einige Mannſchaft fehlte, hinüberbringen. Zwey oder dreyhundert Mann Miliz, die der Prinz dazu beordern würde, und die Mannſchaft, die für die Weſtindiſche Kompagnie und die Direktion von Suriname im Texel lag, und auf ihre Abfahrt nach den Kolonien wartete, ſolle alsdann die von jenen Schiſſen weggenommene Mannſchaft erſetzen.

Man warf auch die Frage auf: ob es möglich ſeyn würde, auf die Engliſche Küſte, oder irgend einen Hafen, einen Anfall zu wagen? Doch ſie wurde von Allen, wegen der Unzulänglichkeit unſrer Macht einſtimmig verneint. Man müſſe ſich für jetzt auf die Beſchützung der Schiffahrt, vorzüglich in der Oſtſee, einſchränken.

Nach Endigung der militäriſchen Berathſchlagungen, wobey ich nur Zuhörer geweſen war, nahm ich die Freyheit, meiner Abrede mit den übrigen Bürgermeiſtern gemäß, folgendes vorzutragen: die Bürgermeiſter haben mir, im Vertrauen auf den Eifer, uns zu helfen, den der Franzöſiſche Hof ſtets bewieſen habe, und in der feſten Hoffnung, er werde wirklich ſeine Seemacht dienen laſſen, um die der Republik zu unterſtützen, ſchon bey meinem letzten Aufenthalt im Haag aufgetragen, dem Prinzen vorzuſtellen, ob es nicht heilſam seyn würde, dem Franzöſiſchen Hofe eine Verabredung zu einem gemeinſchaftlichen Operationsplane für den nächſten Feldzug vorzuſchlagen; ich nehme alſo die Freyheit, von der gegenwärtigen Gelegenheit Gebrauch zu machen, und gebe es ihrer Ueberlegung anheim, was für Nutzen davon zu erwarten ſey.

Die Mehrſten waren der Meynung, eine ſolche Verabredung laſſe wenig oder nichts zu unſerm Vortheile hoffen; die Diverſionen, die die Franzöſiſchen Flotten von ſelbſt machen würden, können allein etwas für uns wirken; wir ſeyn nicht mächtig genug, um unſre Schiffe außerhalb des Kanals mit den Franzöſiſchen zu vereinigen; Frankreich werde ſchwerlich ſeine Schiffe in den Kanal und die Nordſee ſenden; wir werden uns vielleicht verbindlich machen, und unſre Verſprechungen halten, während

rend Frankreich viel verſprechen und wenig halten werde.

Aus dieſen Gründen ſchien mir zwar zu folgen, daß man in der Verabredung über kriegeriſche Unternehmungen mit Frankreich ſehr behutſam ſeyn müſſe, aber nicht, daß es überhaupt nicht rathſam ſey, ſich darüber mit einander zu berathſchlagen. Der Prinz beſorgte, man möchte durch dergleichen Unterhandlungen mit Frankreich unvermerkt in Verbindungen gerathen, welchen man mit einem mächtigen Fürſten immer auszuweichen ſuchen müſſe. Dieß letzte war freylich unläugbar; allein mir ſchien, daß man jenes thun und dieſes vermeiden könne. [a])

Der Prinz meynte überdem, er ſey zu ſolch einer Verabredung nicht befugt, ohne ſie den Generalſtaaten vorgeſchlagen, und den Auftrag dazu erhalten zu haben. Dieß konnte ich nicht zugeben, weil ich mir vorſtellte, die Verabredung der Kriegsoperationen ſey eine natürliche Folge der militäriſchen Direktion, die unſtreitig

---

a) So unzufrieden ich damals damit war, ſo erkenne ich doch jetzt, daß die Herren, welche vorherſahen, daß bey der Verabredung mit Frankreich wenig herauskommen würde, richtiger urtheilten.

tig dem Admiral-General aufgetragen iſt. Doch ich konnte den Statthalter und die Mehrheit nicht überreden, und es wurde nichts ausgemacht. Hierauf wurde die Berathſchlagung geendigt, nachdem der Prinz ſelber dasjenige, was auf die vorzunehmende Unternehmung Bezug hatte, aufs Papier geworfen hatte.

Tages darauf beſichtigte ich einige Schiffe, nehmlich die der Herren Zoutman, Dedel, Kinsbergen und Bentinck. Die darauf herrſchende gute Ordnung war ſelbſt für das Auge eines Nichtkenners auffallend, allein die Beſichtigung der am oder beym Helder angelegten Werke gab mir weniger Befriedigung. Obgleich die Kommittirten Räthe ſchon am 28ten März an die Staaten geſchrieben hatten, ſie haben in Beziehung auf die Vertheidigung der Küſten die nöthigen Befehle ertheilt, ſo daß dieſelben vorläufig gehörig geſchützt ſeyn, ſo konnte ich doch nichts finden als 10 bis 12 Kanonen, Sechs- bis Zwölfpfünder, die oſtwärts vom Dorfe auf einige loſe Bretter geſtellt waren. Man war beſchäftigt, auf der Ecke von Holland, auf der Weſtſeite des Helder, eine Batterie von ungefähr 50 Stücken ſchweren Geſchützes aufzurichten, um den Feind zu verhindern, ſich der Texelſchen Rheede zu nähern, oder daſelbſt einzulaufen.

Der Nachmittag war für die Berathſchlagung über die an den Herſens und dem Nieuwen Diep zu errichtenden Werke beſtimmt. Es fanden ſich der Vize-Admiral Reinſt, der Kapitän van Kinsbergen, Herr Groot, die Landinſpektoren den Berger und van Hargen, und Herr Brandligt dabey ein. Wir giengen alle mit dem Prinzen in Booten auf die Beſichtigung aus, und erforſchten hier und da die Tiefe mit dem Senkbley, während Herr Brandligt anzeigte, wo nach ſeinem Bedünken der Deich angelegt werden müßte.

Die Herren Reinſt und van Kinsbergen hatten den ſchon einige Jahre zuvor bekannt gemachten Entwurf des Herrn Brandligt für geſchickt erkannt, um als Grundlage der Berathſchlagung zu dienen. Herr Reinſt behauptete: da es ausgemacht ſey, daß die Einrichtung eines Hafens im Nieuwen Diep eine äußerſt nützliche Sache für das Land ſey, ſo habe man ſich hauptſächlich nur über die Art der Bewerkſtelligung zu berathſchlagen; man könne alſo zuvörderſt Herrn Brandligts Plan erwägen, und unterſuchen, welche Verbeſſerungen etwan darin zu machen wären. Herr van Kinsbergen

gen und ich waren ſeiner Meynung; allein Herr Groot ſagte: er könne auf dieſen Vorſchlag nicht antworten; ihm komme der Entwurf unverdaut vor; die Ausführung werde ungeheure Summen koſten; es ſey daher nöthig, daß man bey den Staaten deswegen anhielte, und daß dieſe das Geſuch den Kommittirten Räthen beyder Quartiere überlieferten, um darüber zu berichten. Dieſe Rede bewies deutlich, wie heilſam die Vorſorge geweſen war, auf das Schreiben der Admiralität die bewußte Reſolution ſogleich nehmen zu laſſen; denn der Umweg, auf welchen Herr Groot die Sache zu ſchicken wünſchte, war von der Art, daß man in Jahren noch nicht, und vielleicht nie ſein Augenmerk erreicht haben würde.

Man antwortete ihm darauf: wir ſeyn nicht verſammelt, um etwas feſtzuſetzen; man wolle allein überlegen, was man zu thun habe, um zu verhüten, daß die Schiffe der Republik entweder während der Winterszeit der äußerſten Gefahr ausgeſetzt, oder ſchon gegen Ende Septembers entwaffnet werden müßten, um ſie nach dem Veer zu bringen; wofern der Entwurf des Herrn Brandligt nicht tauge, könne man die Meynungen Sachverſtändiger, unter andern des Inſpektor den Berger, darüber vernehnehmen. Indeſſen blieb Herr Groot bey ſeiner Meynung, ob er gleich die dringende Nothwendigkeit einer ſolchen Anlage anerkannte; und den Berger ſagte nach vielen unbedeutenden Einwendungen, es ſey ihm in ſeiner Inſtruktion verboten, für irgend jemand, außer den Kommittirten Räthen, in deren Dienſt er ſey, Entwürfe oder Arbeiten zu machen.

Wir hatten ſchon länger als eine Stunde geſtritten, als der Prinz, der während deſſen ſeine Briefe beſorgt hatte, zu der Berathſchlagung kam. Nachdem ich ihm kürzlich die entgegengeſetzten Behauptungen und Gründe vorgelegt hatte, ſagte er: wir ſeyn alle darüber eins, daß etwas geſchehen müſſe, und dieß müſſe folglich auch als reſolvirt betrachtet werden, wenigſtens in ſo fern es ohne Mitwirkung der Staaten reſolvirt werden könne; dem Verlangen des Herrn Groot ſey ſchon durch einen Brief der Admiralität von Amſterdam an die Staaten Genüge geleiſtet, und man müſſe den Beſchluß derſelben darauf abwarten; unterdeſſen gebe er, Prinz von Oranien, dem Inſpektor den Berger den Auftrag einen Aufſatz über die Mittel, die er für noch beſſer hielte als die vorgeſchlagnen, zu machen, und wolle ſich außerdem noch das Gutachten von zwey oder drey

Sach-

Sachverſtändigen geben laſſen. Dieſe Entſcheidung des Prinzen wurde von allen, namentlich von Herrn Groot gebilligt, und den Berger verſprach, ſich darnach zu richten, womit dieſe Unterredung ein Ende nahm.

Dieß iſt nun alles was meine Reiſe nach dem Texel veranlaßt hat, und was darauf vorgefallen iſt. Ich bin gewiß, die Verläumdung ſelbſt würde nichts tadelnswürdiges daran zu finden wiſſen; wie konnte ich erwarten, daß boshafte Menſchen ſich dennoch beſtreben würden, Gift daraus zu ſaugen? Mein Endzweck war die Beförderung zweyer Unternehmungen, wovon die eine lange der Wunſch des ganzen Landes geweſen war, und die andre den größten Nutzen für das Seeweſen verſprach. Da die Ausführung der letztern durch einen ſo glücklichen Ausgang gekrönt worden iſt, ſo freu ich mich, daß ich ſie gegen ſo viele Gegner, die ſie anfangs fand, zu vertheidigen geſucht, und vielleicht zur Beſchließung, vorzüglich aber nachher zur Beſchleunigung derſelben durch beſtändige Anmahnungen etwas mitgewirkt habe.

Ich reiſte den folgenden Tag wieder vom Texel ab, mit nicht geringer Hoffnung auf den guten Erfolg der beyden Unternehmungen, und ſtattete bey meiner Ankunft in der Stadt den übri-

übrigen Bürgermeiſtern Bericht ab. Am 26ſten April, dem zum Ausſegeln beſtimmten Tage, da ich mit einem guten Freunde auf meinem Landgute zu Marquette am Tiſche ſaß, und der Wind aus Oſten wehte, ſo daß ich alſo vorausſetzte, unſre Eskader ſey ſchon in See, und die bisher beobachtete Geheimhaltung nicht mehr nöthig, ſchlug ich vor, ein frohes Glas auf den glücklichen Ausſchlag zu trinken. Allein dieſe Freude währte nicht lange: ſchon am andern Morgen erfuhr ich, daß die Eskader nicht ausgelaufen war. Aeußerſt verwundert, da ich die ſehr beſtimmten Befehle des Prinzen vor ſeiner Abreiſe vom Texel, wie ich ſie oben angezeigt, geſehen hatte, ſchrieb ich an ihn, um ihm meine Verwunderung zu bezeugen, und erbat mir zugleich, wo möglich, Unterricht über die Gründe dieſer Veränderung.

Er hatte die Güte, mir zu antworten, er habe dem Admiral Reinſt aufgetragen, mir das im Bezug auf das Auslaufen der Eskader Vorgefallene mitzutheilen. „Ich konnte „nicht vorherſehn," fügte er hinzu, „daß ſich der „Wind ſo ſchnell umſetzen würde, ſonſt wäre ich „am Niewen Diep geblieben, und die Schiffe „hätten in meiner Gegenwart auslaufen ſollen.

„Es iſt nicht die Frage über den Rang" (dies hatte man ausgeſprengt) „die ihr Ausſegeln „verzögert hatte, ſondern eine Bedenklichkeit „des Schout by Nacht und einiger Kapitä„ne, ob ſie ſich nicht zu ſehr wagen würden; „der Vize-Admiral hat geglaubt, in ſo fern „ihr nachgeben zu müſſen, daß er ſich nähere „Befehle ausgebeten hat. Ich hoffe, daß die „Sache nun wieder in Ordnung gebracht iſt."

Den Verlauf dieſer Sache findet man großentheils in dem Memoire [a]) des Erbſtatthalters, woſelbſt einer gewiſſen Nachricht, von einer aus mehreren Linienſchiffen beſtehenden Engliſchen Eskader unter dem Kommodore Swart, die man zwiſchen dem 19ten und 26ſten April, alſo in der Zeit zwiſchen der Ertheilung der Befehle und ihrer beabſichteten Ausführung, erhalten habe, Meldung geſchieht. Allein, damals habe ich nichts davon gehört; und die Herren Hartzinck und Zoutman haben auch in dem erſten Bericht, den ſie dem Prinzen durch den Lieutenant Aberſon abſtatten ließen, und worauf dieſer den hohen Seekriegsrath unverzüglich zuſammen zu berufen befahl, die-

---

[a]) S. 51 u. folg. und Beylage 19.

dieſen Umſtand nicht erwähnt, noch ihn als Urſache des Nichtauslaufens angegeben.

Wie dem auch ſey, es wäre zu wünſchen geweſen, das man zuvörderſt den Bericht des Vize-Admiral Hartzinck, da er kurz vor der Reiſe des Prinzen nach dem Texel ſchrieb, vier Schiffe und zwey Fregatten seyn in vollkommen ſegelfertigen Stande, in einem weniger ausgedehnten Sinne genommen hätte; und daß man zweytens in der am 19ten April gehaltnen Berathſchlagung gründlich vom Zuſtande der Schiffe, wie ihn die kommandirenden Offiziere in dem eben erwähnten Seekriegsrath hernach vorgeſtellt haben, unterrichtet geweſen wäre, damit man entweder dafür hätte ſorgen können, oder keine unausführbare Befehle gegeben hätte. Aber noch mehr wäre es zu wünſchen geweſen, daß die Mitglieder des hohen Seekriegsraths von 30ſten April dem Gutachten des Herren Hartzinck, van Kinsbergen und van Rechteren hätten beytreten können. Dieſe ſtimmten nehmlich für die Unternehmung, doch mit der Vorſicht, vorher gehörig zu rekognosziren und deswegen vor dem Texel oder oberhalb deſſelben kreuzen zu laſſen.

Ich bin weit entfernt, diejenigen Offiziere, welche der entgegengeſetzten Meynung waren,

zu

zu tadeln. Was ſie über den Zuſtand ihrer Schiffrüſtungen ſagten, war allerdings von Gewicht. Nur war es unglücklich, daß alle dieſe Umſtände auf einen Zeitpunkt zuſammen trafen, wo ſchon das allgemeine Geſchrey war, man thue aus Unthätigkeit dem Feinde keinen Abbruch. Durch das Nichtauslaufen der Eskader ſtieg dieß nun aufs höchſte. Der Lärm, wie es bey Gerichten gewöhnlich geht, war weit ärger, als die Sache wirklich war. Doch ſcheint nicht geläugnet werden zu können, daß eine gewiſſe Schlaffheit in der Führung der Angelegenheiten herrſchte, die gegen die Häupter der Verwaltung Misvergnügen erweckte. Man ſchrieb dieß beſonders dem Einfluſſe des Herzogs Ludwig von Braunſchweig zu. Man behauptete, der Prinz ſetze ein zu unbeſchränktes Vertrauen auf ſeinen Oheim, Vormund und Pflegevater, den ihm eine kluge und geliebte Mutter zugeſellt hatte, für den er von zarter Jugend auf gewöhnt war, vorzügliche Hochachtung zu hegen, und dem er auch, dem äußern Scheine nach, viel Verpflichtung hatte. Dieß misfiel der Nation im Allgemeinen; dieß vertroß die Mitglieder der Regierung, ja ſogar ſolche, die dem Prinzen und ſeinem Hauſe vorzüglich zugethan waren.

Man warf dem Herzoge vor, er ſuche, um die Führung der öffentlichen Geſchäfte zu behalten, den Prinzen mit Kleinigkeiten zu beſchäftigen, anſtatt ihn an eine erweiterte Anſicht der Dinge, die alle ihre Beziehungen umfaßt, zu gewöhnen; er habe den Prinzen von vielen der vornehmſten Mitglieder der Regierung entfernt, und dieſe bey ihm verdächtig gemacht; dadurch ſey das, bey der Verwaldung der Geſchäfte ſo nöthige, gegenſeitige Vertrauen zwiſchen dem Prinzen und den Mitgliedern der Regierung gänzlich verloren gegangen, da man es wohl gegen dieſen, aber keinesweges gegen den Herzog zu hegen geneigt ſey. Um den aus dieſer Lage entſpringenden Schaden zu verhüten, hatte man ſeit geraumer Zeit gewünſcht, der Prinz möchte einige Männer, die das allgemeine Zutrauen ſowohl als das ſeinige beſäßen, zu ſich berufen, um mit denſelben die nöthigen Maaßregeln zu verabreden, und die genommenen Schlüſſe aufs ſchleunigſte ausführen zu laſſen.

Hierin ſcheint nichts befremdendes zu liegen. Die Mutter des Prinzen, eine kluge und thätige Fürſtin, hatte aus eigner Wahl immer einen Rath gehabt. Sie hatte dazu viele angeſehene Mitglieder der Regierung, und darunter die erſten Staatsminiſter, den Großſchatzmeiſter, (Theſaurier Generaal) den Greffier, den Rathspenſionär, und den Sekretär des Staatsraths erwählt. Vorzüglich waren die Bürgermeiſter von Amſterdam der Meynung, die oben erwähnten Schwierigkeiten würden weggeräumt werden, wenn ſich der Statthalter einen ähnlichen Rath nach eigner Auswahl zugeſellte. Sie waren zwar vollkommen überzeugt, daß der verfallne Zuſtand unſres Seeweſens, und alles deſſen, was dazu gehört, die hauptſächliche Urſache in ſich enthielt, warum unſre Beſtrebungen, dem Feinde Abbruch zu thun, ſo ſchwach waren; doch ſahen ſie zugleich ein, daß Verſchiednes hätte geſchehen können, was unterblieben war. Sie hatten daher ſchon früh vorgeſchlagen: man möchte einen oder mehrere gewandte Leute nach England ſchicken, um von demjenigen was dort, vorzüglich in den Hafen vorging, unterrichtet zu werden, wobey die Koſten nicht geſpart werden müßten: man möchte die Mannſchaft der kleinen Schiffe, die noch nicht ihre volle Zahl hatten, auf die großen verſetzen, und jenen nur ſoviel Leute laſſen, als nöthig wären, um ſie auf der Rheede zu regieren;

man möchte ebenfalls die für die Wachtſchiffe geworbne Mannſchaft auf die großen Schiffe hinübernehmen, und Soldaten an die Stelle derſelben treten laſſen, wobey man aber zugleich drauf denken müßte, die Kapitäne, für welche die Werbungen geſchähen, zu entſchädigen; man möchte während der Zeit, daß die Schiffe aufs ſchleunigſte in ſegelfertigen Stand geſetzt würden, durch die für ſie angeworbne Mannſchaft die nach Seeland beſtimmten Wachtſchiffe dorthin bringen, und die Kriegsſchiffe aus Seeland und von der Maas nach dem Texel abholen laſſen, um auf dieſe Art unſre Macht in der Nordſee zu vereinigen, und ſich genug zu verſtärken, um der Eskader des Admirals Parker, von der man ſchon damals im Monat April ſprach, die Spitze bieten zu können; man möchte die Mannſchaft des Kapitäns de Bruye, wofern er nicht im Stande wäre, ſein Schiff in See zu bringen, auf die andern Schiffe von der Maas verſetzen, die noch nicht hinlänglich bemannt waren; um den Mangel von Artilleriſten ſo viel möglich abzuhelfen, möchte der Statthalter alle Artilleriſten aus den Gränzſtädten, die irgend entbehrt werden könnten, auf die Schiffe kommen laſſen: um dieß zu erleichtern, müßte man ſogleich mit der Werbung der Artilleriſten einen Anfang machen, wenigſtens ſo weit als der Antheil von Holland reicht, da noch nicht alle Provinzen ihre Einwilligung zur Vermehrung der Landmacht gegeben; man möchte endlich das durch den Franzöſiſchen Geſandten gethane Anerbieten, die Unternehmungen auf den nächſten Sommer miteinander zu verabreden, je eher je lieber annehmen, doch dabey Sorge tragen, mit dieſer Macht keine näheren Verbindungen einzugehn, ſondern ſo viel möglich ganz für ſich zu bleiben.

Von allen dieſen unter der Hand gethanen Vorſchlägen war wenig oder nichts geſchehen. Die Aufrichtung eines Korps von Seeleuten war zwar beſchloſſen worden; allein nach dem dem Urtheil der Sachverſtändigen übertraf die Anzahl der Soldaten viel zu weit die der Matroſen. Möchte man dennoch nur damit fortgefahren haben! Die Gebrechen hätten immer mit der Zeit verbeſſert werden können. Doch die ungünſtigen Zeiten, die kurz darauf ihren Anfang nahmen, und während welcher alles, was vom Statthalter kam, wie nützlich es auch ſeyn möchte, von der Hand gewieſen wurde, haben eine für das Seeweſen ſo nöthige Sache verhindert.

Ich habe ſo eben geſagt, wie die allgemein angenommene Meynung, der Erbſtatthalter ſetze ein zu ausſchließendes Vertrauen auf ſeinen ehmaligen Vormund, das Zutrauen zwiſchen jenem und den vornehmſten Mitgliedern der Regierung gleichſam verbannt hatte, und daß die Bürgermeiſter darum gewünſcht hatten, der Prinz möchte einige Räthe annehmen, um mit ihnen wichtige Angelegenheiten zu überlegen. Dieß war die einzige Urſache des Vorſchlags, den ſie von Seiten der Stadt Amſterdam am 18ten May 1781 [a]) in der Verſammlung der Staaten von Holland thaten. Doch ſie waren weit entfernt, je die Abſichten gehabt zu haben, die ihnen in gewiſſen den Staaten im Januar 1783 überreichten Erörterungen [b]) zugeſchrieben werden. Der Penſionär van Berckel hat dieſelben, nicht im Namen der Bürgermeiſter oder der Stadt, ſondern für ſich ſelbſt, zuerſt mündlich vorgetragen, dann, auf Erſuch einiger Mitglieder, wie er ſagte, ſchriftlich abgefaßt. Niemals haben ihm ſeine Kommittenten einen Auftrag zu dieſer Auslegung gegeben: er hat nicht einmal mit ihnen

---

[a]) Jaarboeken 1781. S. 1056.

[b]) Jaarb. 1783. S. 89.

darüber geſprochen, da ſie doch wohl ſelbſt ihre Meynung am beſten hätten auslegen können. Hätte er die Herren Temminck, Hooft, Elias und mich zu Rathe gezogen, wir würden gewiß den Inhalt der Schrift nicht gebilliget haben.

Wir würden wohl betheuert haben, wie in dem Memoire geſagt wird, unſre Abſicht ſey nicht geweſen, die Macht der Generalſtaaten, des Staatsrathes, des Admiral-Generals und der Admiralitäts-Kollegien einzuſchränken: doch würden wir gegen dieſe Verſicherung zu handeln geglaubt haben, wenn wir verlangt hätten, es möchte einigen Deputirten die Macht verliehen werden, ſelbſt ohne den Admiral-General, dem die Direktion und Führung des Krieges aufgetragen iſt Beſchlüſſe zu nehmen und ausführen zu laſſen. Nie würden wir, wie in dem Memoire geſchieht, gewagt haben vorzuſchlagen, man möchte einige, meiſtens in militäriſchen Geſchäften ungeübte, Mitglieder der Regierung bevollmächtigen, im Falle daß es nicht thunlich wäre, ſich mit dem Admiral-General zu berathſchlagen, alsdann ſelber die Unternehmungen der Flotte anzuordnen, und zu beurtheilen, ob die Gelegenheit günſtig ſey, um dem Feinde Abbruch zu thun.

Es

Es iſt wahr, im Jahre 1665 ſind einige Mitglieder der Generalſtaaten nach dem Texel und nach Seeland geſchickt worden, um die Ausrüſtungen und den Gebrauch der Flotte zu betreiben. Allein zuvörderſt hatte die Republik damals keinen Admiral-General; und da die Direktion des Seeweſens niemanden insbeſondre aufgetragen war, ſo konnten alſo die Generalſtaaten die Anordnungen über die Seemacht nach Gefallen jemanden auftragen, ohne den Rechten eines Andern dadurch zu nahe zu treten. Zweytens war die im Jahre 1665 ertheilte Macht nicht ſo groß, als der Ausleger ſie gern machen möchte: denn in der erwähnten Reſolution wird den Kommiſſären befohlen, Korreſpondenz zu halten, und das Gutachten der Abgeordneten von den verſchiednen Admiralitäts-Kollegien, die ſich auf der Stelle befinden würden, zu vernehmen. Aber der Ausleger hat nicht für gut befunden, dieſe Worte hinzuzufügen. Die Vollmacht, die der Penſionär van Berckel ſeinen Kommittirten geben wollte, war unendlich größer: ſie ſollten wie ehedem die Römiſchen Diktatoren, gleich geſchickt ſeyn den Degen zu führen und die Toga zu tragen, und keine andre Richtſchnur haben, als ihre Weiſe die Dinge anzuſehn, und ihre Verantwortlichkeit.

Die

Die Generalſtaaten haben im Jahre 1673, als die Nachricht von der Schlacht vom 21ſten Auguſtus ankam, während der Admiral-General im Lager war, und es nicht verlaſſen konnte, und alſo unverzüglich Maaßregeln ergriffen werden mußten, ganz anders gehandelt. Sie ſchickten zwar zugleich Deputirte nach dem Texel, doch mit dem Verbot, irgend etwas zu unternehmen, ohne ſich vorher das Gutachten des Lieutenant-Admiral und, im Nothfalle, andrer Oberhäupter der Flotte ertheilen zu laſſen. Zugleich wurde dem Admiral-General ein Auszug aus der Reſolution geſchickt, mit der Bitte, er möchte den Deputirten ſeine Bemerkungen zu ihrem Unterricht zukommen laſſen.

Auch würden die Bürgermeiſter die Kommiſſäre nie bey Einer Provinz insbeſondere haben verantwortlich machen wollen, da ſie Geſchäfte, welche die ganze Bundgenoſſenſchaft betreffen, verwalten ſollten. Viel eher würden ſie geglaubt haben, daß ſolche Kommiſſäre eben ſowohl als die Deputirten im Staatsrath, alle Beziehungen mit ihren beſondern Provinzen abſchweren müßten, da es bekannt iſt, wie häufig das Intereſſe jeder Provinz

vinz ihren Deputirten mehr am Herzen liegt, als das der ganzen Bundgenoſſenſchaft. Nie würden die Bürgermeiſter verlangt haben, daß die Kommiſſäre zu ihrem Aufenthalte verſchiedne Hafen der Republik wählen möchten, weil ſie dann keine Rückſprache mit einander würden nehmen können, woraus unvermeidlich Mangel an Uebereinſtimmung in den Unternehmungen herfließen müßte, indem jeder die in ſeinem Hafen befindlichen Schiffe nach eigner Einſicht gebrauchen würde. Endlich würden die Bürgermeiſter nie ein Mittel zur Wegräumung der Unthätigkeit an die Hand gegeben haben, wodurch dieſe nothwendig noch größer werden mußte. Denn wie ſollte es möglich ſeyn, daß Kommiſſäre, im Oſten und Weſten zerſtreut, Unternehmungen, die gemeinſchaftlich überlegt werden müſſen, mit der gehörigen Schnelligkeit ausführten? Es iſt wahr, ſie werden als Anführer der von den Generalſtaaten genommenen Schlüſſe vorgeſtellt; allein, außer daß dadurch ſchon eine beträchtliche Verzögerung verurſacht werden mußte, ſo iſt es bekannt genug, daß dieſe Verſammlung, ja ſelbſt das geheime Kommittee (Secreet Beſogne) nicht geſchickt iſt, Kriegsoperationen anzuordnen, wenigſtens nicht die

Zeit und Weiſe der Ausführung im Einzelnen zu beſtimmen.

Dieſe Abſonderungen in der Verwaltung waren aber der Abſicht der Bürgermeiſter, die alle Theile der öffentlichen Verwaltung ſo viel möglich vereinigen und gemeinſchaftlich wirken zu laſſen wünſchten, geradezu entgegengeſetzt. Nach ihrem Vorſchlage würde der Prinz, als Statthalter, Kapitän- und Admiral-General, immer der Mittelpunkt, um den ſich alles dreht, geblieben ſeyn, und nur zur Beförderung der Eintracht, zur Beſchleunigung und Unterſtützung beym Ausführen, ſolche Perſonen zu Räthen, oder, wenn ich ſie ſo nennen darf, zu Beyſtänden gehabt haben, die er ſelbſt wegen ihrer Einſichten, und ihrer Beziehungen auf die verſchiednen Bezirke der Staatsverwaltung für geſchickt gehalten haben würde, das Beſchloſſene in dieſen Bezirken zur Ausführung bringen zu laſſen; und die ferner durch ihren Einfluß, als Theilhaber der Regierung*) oder als Miniſter die nöthi-

---

*) Regenten. Dieß Wort wird hauptſächlich von den Magiſtratsperſonen in den ſtimmenden Städten, und dann überhaupt von Allen, die an der ſouveränen Macht einigen Antheil haben, gebraucht, und den Miniſtern, worunter der Rathspenſionär, Greffier, Großſchatzmeiſter, Sekretär des Staatsrathes, die

nöthigen Reſolutionen der Staaten oder andrer hoher Kollegien, ſchneller, als es der gewöhnliche Gang der Geſchäfte mit ſich bringt, hätten auswirken können.

Obgleich, da der Erbſtatthalter nicht geneigt war, in den Verſchlag einzuwilligen, wenig Wahrſcheinlichkeit da war, daß etwas ausgemacht werden würde, ſo hielten ſich doch die Bürgermeiſter Amts halber für verpflichtet, in der Verſammlung der Staaten von Holland den bekannten Vorſchlag thun zu laſſen, nachdem ich zuvor, auf ihr Verlangen, den Prinzen durch einen Brief von dieſem Verhaben Nachricht gegeben hatte, und hierauf die Antwort ausgeblieben war, woran, wie ſichs nachher zeigte, nur ein Zufall ſchuld war.

Wenn ſchon in einer Republik ein Theilhaber der Regierung für ſeine Berufshandlungen nicht unter einer eigentlichen, oder wenn ich ſo ſagen darf, einer körperlichen Verantwortlichkeit ſteht, ſo kann es ihm doch keineswegs gleichgültig ſeyn, wie ſeine Landsleute, die Bürger ſeiner Stadt, und vorzüglich

ſei-

---

die Penſionäre der Städte u. ſ. w. begriffen werden, in ſo fern entgegengeſetzt, als dieſe nur eine verliehene und in ihrem Gebrauch verantwortliche, jene aber eine urſprüngliche und unabhängige Gewalt beſitzen. Anm. des Ueb.

ſeine Amtsgenoſſen ſie beurtheilen. Hier verhielt ſich die Sache folgendermaaßen. Die Unthätigkeit, woher ſie auch kommen mochte, war in die Augen fallend. Die Bürgermeiſter glaubten mit der ganzen Nation, der Prinz ſetze ein zu großes und zu ausſchließendes Vertrauen auf den Herzog. Waren die Vorſtellungen hievon auch übertrieben, ſo zerſtörten ſie dennoch ohne Zweifel das ſo unentbehrliche Vertrauen zwiſchen dem Erbſtatthalter und den übrigen Mitgliedern der Regierung. Dieſem mußte nothwendig abgeholfen werden. Die Bürgermeiſter durch ihre Amtsgenoſſen angetrieben, hatten ſich bemüht, dieß unter der Hand zu thun: allein es war misglückt. Nun konnten ſie nach ihren Einſichten nicht ſtille ſitzen, ohne Gefahr zu laufen von dieſen der Sorgloſigkeit oder Indolenz beſchuldigt zu werden. Ich erwähne dieſen Bewegungsgrund des Beſchluſſes der Bürgermeiſter hier um ſo eher, da ich bey dem Schritte, den ſie in Beziehung auf den Herzog von Braunſchweig am 6ten Junius gethan haben, gleichfalls eine der vornehmſten Triebſedern geweſen iſt.

Es ſcheint mir der Mühe werth, hier von dem bey dieſer Gelegenheit Vorgefallenen umſtändliche Nachricht zu geben, da der Verlauf

der

der Sache in allen ſeinen Theilen noch in keinem Buche bekannt gemacht worden, ob er gleich äußerſt merkwürdig iſt, und ſehr viel Einfluß auf die nachherigen Begebenheiten gehabt hat. Zuvor will ich indeſſen offenherzig geſtehen: hätte ich die Folgen dieſes Schrittes voraus ſehen können, ſo würde ich nicht leicht darein gewilligt haben. Mein wahrer Endzweck war, den Stein des Anſtoßes, der beſtändig das für das allgemeine Wohl nöthige Vertrauen auf den Erbſtatthalter ſtörte, wegzunehmen. Ich glaube, ſein zu unumſchränktes Zutrauen zum Herzoge verhindre ihn täglich, denen Gehör zu geben, die, völlig uneigennützig, ihm zu ſeinem eignen Beſten und zum Beſten des Landes Rath gaben. Und dieß glaubte ich nicht allein: die Bürgermeiſter, (von Amſterdam) die übrigen Mitglieder der Regierung, der größte Theil der Nation, ja ſelbſt die eifrigſten Freunde des Prinzen waren eben der Meynung.

Ich ſah recht gut ein, wie ſchwer unſer Endzweck zu erreichen ſeyn würde. Man mußte von dem Fürſten eine That fodern, die man ihm als Menſchen beynah nicht anmuthen konnte. Man verlangte, er ſolle ſeinen Vormund, den Leiter ſeiner Jugend, den Mann, dem ſeine Mutter ihn anvertraut hatte, von dem er nicht argwöhnen konnte, er ſey ihm nicht zugethan, weil ſeine Exiſtenz ganz von der ſeinigen abhing, dieſen ſollte er von ſich entfernen. Ob man gleich beynahe nicht erwarten konnte, daß er ſich hiezu freywillig verſtehen würde, ſo war ich doch nicht ganz ohne Hoffnung von dem Fürſten zu verlangen, was der Menſch, der gewiſſenhafte Menſch, verweigen würde, woferne man ihm keine Beruhigung gäbe. Ich hoffte, er würde ſich ſelbſt von der Schädlichkeit der beſtändigen Gegenwart des Herzogs überzeugen, und einſehen, daß dieſer Herr, der dem Scheine nach, wenn auch nicht in der That, ſein einziger Rathgeber war, meiſtentheils die Verdrießlichkeiten verurſachte, die ihm täglich in der Verwaltung der Geſchäfte vorkamen. Ich hoffte von Herzen, die Regungen, die dieſe Foderung in dem Gemüth des Prinzen hervorbringen mußte, würden durch die Betrachtung des Nutzens, der davon für einen durch ſo mannichfaltige und wichtige Verhältniſſe mit ihm verbundenen Staat zu hoffen war, geſtillt werden. Es ſchien mir, die Verhältniſſe des Prinzen zum Herzoge, als ſeinem Vormunde und Blutsverwandten, würden nicht geſchwächt werden, wenn dieſer zu der gewünſchten Entfernung ſeine Einwilligung gäbe. Ich ſchmeichelte mir, die Beybehaltung der mit des Herzogs Würden verbundenen Titel und Penſionen; eine ehrenvolle Reſolution in Rückſicht auf ihn, ſowohl von Seiten der Staaten von Holland als der Generalität; die Theilnahme am Wohlſeyn ſeines ehemaligen Mündels, an der Ruhe des Landes, wo man ihn mit Ehrenbezeugungen und Wohlthaten überhäuſt hatte; der Schmerz, den es einem Manne von hoher Geburt und ſeinen Würden verurſachen mußte, das Wohlwollen gegen ihn in Abneigung verändert zu ſehen; alles dieſes, ſchmeichelte ich mir, würde den Herzog bewegen, ſelbſt zu einer ehrenvollen Entfernung von den Geſchäften die Hand zu bieten. Ueberdieß konnten die Verabredungen deswegen ganz in geheim zwiſchen dem Erbſtatthalter, ihm und den Bürgermeiſtern genommen, und ohne die mindeſte Kränkung ſeiner Ehre ausgeführt werden. Endlich ſtellte ich mir vor, man könnte, ſelbſt in dem Falle, daß weder der Prinz noch der Herzog in die vorgeſchlagne Einrichtungen willigen wollten, die Sache immer noch ſo betrachten, als ob nichts vorgefallen wäre, und auf günſtigere Umſtände und bequemere Mittel warten,

ten, indem die Bürgermeiſter ausgemacht hatten, die Sache äußerſt geheim zu behandeln, und denen, die es betraf, ſo ſehr viel an der Geheimhaltung lag.

Unglücklicher Weiſe ſchlugen alle dieſe Vermuthungen fehl; und, ich ſag' es noch einmal, hätte ich vorherſehen können, der Prinz würde für gut finden, die Sache ruchbar zu machen, ich hätte den Schritt abgerathen, ſo wünſchenswerth, ſo nöthig ſelbſt mir die Entfernung des Herzogs ſchien. Denn es ließ ſich vorherſehen, daß hieraus großer Zwiſt und Verdrießlichkeiten entſtehn würden: Der Einfluß des Herzogs war damals noch zu groß, um mit einiger Wahrſcheinlichkeit erwarten zu können, der Vorſchlag werde gegen ſeinen Dank und Willen durchgeſetzt werden. Man hätte ſich daher wohl vorſtellen können, daß man den Herzog nicht los werden, und daß nachher ſein gefürchteter Einfluß wegen der Erbitterung der Gemüther noch ſchädlicher werden würde.

Noch einmal, wer konnte erwarten, der Prinz werde einen Vorſchlag weltkundig machen, wovon ihm die, welche ihn thaten, verſichern, er ſey nur ſehr wenigen Perſonen, die ſie nannten, bekannt, und ſolle, wenn es für nöthig

nöthig gehalten würde, vor allen Uebrigen verborgen bleiben? Meine Erzählung, hoffe ich, wird meinen Leſern beweiſen, daß die Bürgermeiſter das, was ich ſo eben geſagt, zur Richtſchnur ihres Verhaltens gemacht haben.

Seitdem die Deputirten der Stadt Amſterdam am 18ten May die mehrmals erwähnte Propoſition gethan hatten, war man bemüht geweſen, den Prinzen zu überzeugen, das Vorhaben ſey keinesweges, ſeine geſetzmäßige Gewalt zu verringern. Man ſchmeichelte ſich, daß dieß mehr oder weniger gelungen ſey, als der Rathpenſionär dem Penſionär Visſcher ſagte, der Prinz verlange nächſte Woche eine Unterredung mit den Bürgermeiſtern. Das Anerbieten war um ſo angenehmer, da man dadurch eine ſchickliche Gelegenheit zu bekommen glaubte, dem Erbſtatthalter die Schädlichkeit des ausſchließenden Vertrauens, welches er auf den Herzog ſetzte, freymüthig vorzuſtellen.

Der Haß gegen dieſen Herrn war bey klein und groß aufs höchſte geſtiegen. Eine oft willkührliche Handelsweiſe, vorzüglich in militäriſchen Sachen, die Behauptung der uneingeſchränkten militäriſchen Jurisdiktion während der Minderjährigkeit des Prinzen hatte

ſchon

ſchon viel Misvergnügen veranlaßt; und dieß wurde noch mehr vermehrt, als man nachher ſah, daß ſein Rath beym Erbſtatthalter mehr als der aller übrigen galt. Dieß fiel denen vorzüglich in die Augen, die den Prinzen täglich umgaben, ſeinen beſten Freunden, Leuten deren Intereſſe unſtreitig an das ſeinige geknüpft war: ſie hatten mir verſchiedenlich geſagt, ſo lange der Herzog den Geiſt des Prinzen auf dieſe Art beherrſche, werde es allzeit ſchlecht gehen. Wenige Tage vor dem 6ten Junius hatte einer der angeſehenſten und verſtändigſten Männern unter dieſen mich zu Marquette beſucht, und bey einer Unterhaltung über dieſen Gegenſtand geſagt: warum verlangen Sie und Ihre Amtsgenoſſen nicht die Entfernung des Herzogs, da Sie vollkommen unabhängig ſind, und nichts zu ſchonen brauchen?

Es war alſo kein Wunder, daß Andre, die in keinem beſondern Verhältniß mit dem Erbſtatthalter ſtanden, die bloß wünſchten, er möchte die ihm wegen ſeiner großen Aemter zukommende Gewalt zum Beſten des Vaterlandes gebrauchen, alles, wovon ſie glaubten, daß es in der Staatsverwaltung verkehrt und tadelhaft ſey, dem Herzoge zuſchrieben.

Der Rathpenſionär hatte manches Mal darüber geklagt. In der Verſammlung der Staaten hatte er einmal, bey Gelegenheit, daß etwas bekannt geworden war, was geheim hätte bleiben ſollen, geſagt: Das kann niemand ausgebracht haben, als der Mann aus der Pooten [a]). Verſchiedene Mitglieder hatten es gehört, und auf die Frage von Einem, der ſich unwiſſend ſtellte: wer denn das ſey? hatte er geantwortet: der Herzog. Er hatte ſich mehrmals bey Mitgliedern der Regierung von Amſterdam beklagt, daß die beſten Maaßregeln durch den Herzog vereitelt würden. Manches Mal, wenn er (der Rathpenſionär) etwas mit dem Statthalter abgeſprochen, habe ihm dieſer, wenige Stunden hernach, wenn er ſich mit dem Herzoge unterredet, durch ein Billet wiſſen laſſen, er habe ſeine Meynung verändert.

Aber was vorzüglich in den letzten Zeiten das Mistrauen und die Abneigung gegen den Herzog vermehrt hatte, war ſein vertraulicher Umgang mit dem Engliſchen Geſandten; und zwar nachdem derſelbe ſeine unerträglichen

Me-

---

[a]) Eine Straße im Haag, wo der Herzog wohnte.

Memoiren eingeliefert hatte, ja, bis zum Augenblick ſeiner Abreiſe: da doch der Herzog, den die Staatsſachen nichts angingen, und der ſo häufig damit um ſich warf, daß er ſich nicht darum bekümmre, keine Verpflichtung zu einigem Umgange mit dieſem Herrn hatte, als in ſo fern es die allgemeine Höflichkeit erfoderte. Hauptſächlich waren gewiſſe Konferenzen, die am Sonntage gehalten wurden, anſtößig; ſie waren ſelbſt dem Prinzen aufgefallen, und er hatte dem Herzoge mehrmals ihre Unſchicklichkeit vorgeſtellt.

Die Bürgermeiſter waren weit entfernt zu glauben, wie es verläumderiſch ausgebreitet wurde, der Herzog ſey durch Engliſches Gold beſtochen, und wolle das Land verrathen. Bey einem Manne von ſeinem Anſehn und ſeiner Geburt, der bekanntlich von Habſucht und Geiz gänzlich frey war, konnte dieß nicht Statt finden. Allein das Betragen der Engländer vor dem Ausbruche des Krieges, ihre, wo nicht nach dem Auftrage, doch wenigſtens mit Zulaſſung des Engliſchen Miniſteriums verübten Gewaltthätigkeiten gegen die handelnden Einwohner, hatten die ganze Nation dergeſtalt erbittert, daß alles, was nur den Schein von Gewogenheit für England hatte, nicht anders

als

als mit Abneigung betrachtet werden konnte. Das unglücklichſte war, daß die gegen den Herzog erweckte Unzufriedenheit, der Vorwurf, er begünſtige England, den Prinzen zugleich mit traf, weil man die Schlaffheit in der Verwaltung der Geſchäfte, die man zu bemerken glaubte, dem Rath des Herzogs zuſchrieb. Die Triebfedern von dem Betragen des Herzogs waren, nach der Ueberzeugung der Bürgermeiſter, Ehrgeiz und vorzüglich die Furcht, ſeinen unbeſchränkten Einfluß auf den Geiſt ſeines Zöglings zu verlieren, ſobald er ihn ſich ſelber überließe, oder geſtattete, daß er den Rath Andrer befolgte.

Da ſie beſchloſſen hatten, bey Gelegenheit der verlangten Unterredung dem Statthalter ihre Meynung über dieſe Sache freymüthig, doch im äußerſten Vertrauen zu eröffnen, ſo ließen ſie den Penſionär Viſſcher einen Aufſatz darüber entwerfen, und erſuchten Herrn Temminck und mich, den Inhalt davon durch den Penſionär dem Prinzen mündlich vortragen zu laſſen, und ihn dann zu überreichen.

Wir reiſten am 5ten Junius nach dem Haag. In der Jacht [a]) laſen wir das Memoire noch ein-

---

[a]) Jede ſtimmende Stadt unterhält eine ſogenannte Jacht, ein Fahrzeug von der Bauart eines Ziehbootes,

einmal über, und fanden nöthig, an vielen Stellen die Ausdrücke zu verändern, und ſo einzurichten, daß aller Schein von Beſchuldigung wegfiel. Wir glauben bezeugen zu müſſen, daß die Bürgermeiſter die allgemeinen, ſehr weit getriebnen Beſchuldigungen, die ſich bloß auf Gerüchte ſtützten für völlig ungegründete Erdichtungen anſähen; daß ſie den Herzog für einen Mann hielten, deſſen Geſinnungen mit ſeiner Geburt und ſeinem Range übereinſtimmten; daß ſie allein wegen des allgemeinen Mistrauens und der Abneigung gegen ihn glaubten, er könne und müſſe dem Prinzen nicht als Rathgeber, viel weniger als einziger Rathgeber dienen.

Niemand als die vier regierenden Bürgermeiſter und der Penſionär Viſſcher hatten das Memoire geleſen. Die Herrn van Maarſeveen, Graafland und Bicker, welche beyde letztern damals Deputirte im Haag waren, wußten wohl, daß wir uns mit dem Statthalter über den Herzog unterreden würden, aber es war ihnen unbekannt, auf welche Weiſe.

Auch

---

tes, Trekſchuyt, nur ſchöner und bequemer eingerichtet, damit ihre Deputirten die häufigen Reiſen, die ſie nach dem Haag und ſonſt zu thun haben, mit deſto mehr Leichtigkeit verrichten können.
Anm. d. Ueb.

Auch den Herren von Dordrecht und Haarlem hatten wir gut befunden bloß zu ſagen: wir haben uns beym Prinzen eine Audienz ausgebeten, um ihn über unſre Propoſition zu ſprechen, und werden bey der Gelegenheit auch wegen des Herzogs mit ihm reden. So ſehr hatten wir für die möglichſte Geheimhaltung Sorge getragen.

Unſre Ankunft im Haag ließen wir dem Rathpenſionär durch den Penſionär Viſſcher wiſſen, mit der Bitte, dem Erbſtatthalter unſre Bereitwilligkeit und unſern Wunſch, uns mit ihm zu unterreden, zu bezeugen, und zugleich zu fragen, welche Stunde ihm dazu gelegen ſeyn würde. Den Rathpenſionär erſuchten wir, auch mit gegenwärtig zu ſeyn. Er verſprach es und meldete uns, daß wir dem Prinzen am 7ten Junius auf ſeinem Schloß im Luſtwalde aufwarten könnten.

Wir wünſchten die Gegenwart des Rathpenſionär, weil wir uns ſchmeichelten, er werde nach ſeinen oft geäußerten Geſinnungen über den Herzog, keine Schwierigkeit machen, dem Prinzen das Nachtheilige eines zu unbeſchränkten Vertrauens auf ihn bey den jetzigen Umſtänden dringend vorzuſtellen. Wir hielten es für beſſer, ihm keine vorläufige

Nach-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10469/015

Gabe und die Beredung abgelenkt, die Eroberung von Frankreich zu unternehmen, an welches Königreich er, wie ſie ſagten, ein unbezweifeltes Recht hätte: wenn er irgend eines an die Engliſche Krone zu haben glaube, ſo verſtehe ſich das andre von ſelbſt. Während dieſes gegenſeitigen Verkehrs von Freundſchaftsdienſten, wurden die Ketzer natürlich ihren Verfolgern überlaſſen. Bald darauf erfolgte die Eroberung von Frankreich, und die Gefangennehmung des Lord Cobham nach einem tapfern Widerſtande, bey welchem er verwundet ward. Lord Powis war es, der ſich ſeiner bemächtigte. In dem Ausruf, um ihn zu greifen, waren tauſend Mark Goldes und ein jährlicher Gehalt von zwanzig Pfund geboten worden, nebſt einer Befreyung von allen Taxen für jede Stadt oder Flecken, die ihn auslieferte. In Bale's Nachricht von ſeinem Proceß und Tode erſcheint ſein ſchneller Witz und muthiger Geiſt in einem ſehr vortheilhaften Lichte *). Bey ſeinem Verhör vor dem

---

*) Unſer Geſchichtforſcher läßt dem Oldcaſtle ziemlich Gerechtigkeit wiederfahren, ſonſt hat ein eigner Unſtern über dem Nachruhm dieſes würdigen Mannes gewaltet. Die Mönche verläumdeten ihn natürlicher Weiſe, und ſelbſt neuere Geſchichtſchreiber, z. B. Hume, haben dieſen Entſtellungen ſeines Charakters zu viel Glauben beygemeſſen, und ihn politiſcher Verbre-

Herzog von Bedford wollte er ſich über ſeinen Glauben herauslaſſen, aber der erſte Richter wandte ein: „man ſolle nicht leiden, daß er die Zeit damit verſchwende, die Edlen des Reichs zu beläſtigen.“ Da

---

chen ſchuldig geglaubt. Zu Shakſpeare's Zeit wurde er in der Rolle eines Schwelgers und niedrigen Poſſenreißers auf die Bühne gebracht. Shakſpeare rettete ihn von dieſer Schmach, und ſtellte einen Theil ſeiner Schickſale in einem Schauſpiele dar, das für alle folgenden Zeiten ſeinen Namen unfehlbar höchſt populär hätte machen müſſen, wenn es nicht — ein neuer Unſtern! — den Herausgebern der Shakſpeareſchen Werke beliebt hätte, daſſelbe für unächt zu erklären, und als ſolches von den meiſten Ausgaben auszuſchließen. Es iſt aber nicht nur ohne allen Zweifel von Shakſpeare, ſondern eins ſeiner reifſten und vorzüglichſten Stücke; der Ueberſetzer des Dichters wird dieß zu ſeiner Zeit darthun, und ein ſo ungerechter Weiſe bey Seit geſchobnes Meiſterwerk den Deutſchen Leſern bekannt machen. — So drollig es herauskommt, daß jemand eine bezweifelte hiſtoriſche Thatſache aus dem Shakſpeare beweiſen wollte, ſo könnte es doch wohl ſeyn, daß dieſer manchmal, wo er von der Geſchichte abzuweichen ſcheint, ſie nur beſſer verſtanden hätte. So findet man es in dem Schauſpiele vom Oldcaſtle ſehr anſchaulich gemacht, wie der Lord ganz unſchuldig dazu kam, für das Haupt einer Bande Aufrührer zu gelten; und wie ihm die Gewogenheit und das Zutrauen eines auf auswärtige Unternehmungen gerichteten Monarchen gegen die Verfolgungen einer bey ſolchen Gelegenheiten raſtlos thätigen Geiſtlichkeit nicht ſchirmen konnte.

A. d. Ueb.

man ihm nicht zugeſtehn wollte, über den Gegenſtand der Anklage zu ſprechen, und Heinrichs Schwäche und Undankbarkeit ihn aufbrachte, ſo ſagte der ſtolze Lord dem Hauſe Lancaſter die Unterthanenpflicht auf, und huldigte dem ermordeten König Richard, deſſen rechtmäßige Erben durch daſſelbe vom Throne verdrängt waren: worauf ſein Urtheil und ſeine Hinrichtung ſogleich erfolgten. Sterbend bat er den Sir Thomas Erpingham, wenn er ihn am dritten Tage auferſtehn ſähe, ſo möchte er Sorge dafür tragen, daß ſeine Anhänger in Ruh und Frieden blieben.

Schriften: Twelve concluſions addreſſed to the parliament of England. The complaints of the countryman. Zugeſchrieben wird ihm: Sir John Oldcaſtle's confeſſion and abjuration, welches aber zuverläßig untergeſchoben iſt.

John Tiptoft, Graf von Worceſter.

In dem rauhen Zeitalter, wo Tapferkeit und Unwiſſenheit die Attribute des Adels waren, wo die höchſten Gaben und Vorzüge der Geiſtlichkeit in metaphyſiſchen Sophiſtereyen und klingelnden Reimen in einem barbariſchen Latein beſtanden, „wo es für „die Söhne eines Edelmanns genug war, ihr Horn „zu blaſen, ihren Falken gut zu tragen, und Unter„richt und Kenntniſſe den Kindern geringer Leute zu „überlaſſen,“ wie noch unter Heinrichs des achten Regierung ein Edelmann gegen Richard Pace behauptete: da war es kein Wunder, daß unſre alten Pairs keine größeren oder zierlicheren Kompoſitionen zu Stande brachten, als die Inſchrift auf dem Degen des wackern Grafen von Shrewsbury: Sum Talboti, pro occidere inimicos. Es iſt vielmehr ein Wunder, daß die ſtürmiſchen Zeiten Heinrichs des ſechsten und Eduards des vierten der gelehrten Welt einen ſo gebildeten Mann wie den Grafen von Worceſter gegeben haben. Er trank früh aus dem Quell der Muſen, den die Erfindung der Buchdruckerey in reichlicheren Bächen durch Europa leitete. Pabſt Nicolaus der fünfte beſchützte die neue Kunſt, und der Strom von Gelehrten, der ſich über Italien ergoß, als Mahomet der zweyte Konſtantinopel eroberte, erweckte die Künſte und die Reinheit der faſt vergeßnen Sprachen. Der berühmte Aeneas Sylvius, der damals unter dem Namen Pius des zweyten auf dem Thron ſaß, begünſtigte die Gelehrſamkeit durch ſeine Freygebigkeit und ſein Beyſpiel. Einer ſeiner glänzendſten Nachahmer und Zeitgenoſſen war John Tiptoſt, den Heinrich der ſechſte zum Grafen von Worceſter und zum Vicekönig von Irland ernannte. Eduard der vierte machte ihn zum Ritter vom Hoſenbande und zum Oberrichter von Nord-Wales auf Lebenslang. Er hat noch mehrere Aemter im Staat gehabt, über die man ſich ſtreitet, allein darüber iſt kein Zweifel, daß er das Haupt der Litteratur und ein meiſterhafter Redner war. Er lockte dem oben erwähnten Pabſt Pius Thränen durch eine Rede ab, die er vor ihm hielt, als er Rom aus Neugierde beſuchte, die vatikaniſche Bibliothek zu ſehn, nachdem er ſich zu Padua und Venedig aufgehalten und großen Ankauf von Büchern gemacht hatte. Dieſes geſchah auf ſeiner Rückkehr von einer Pilgrimſchaft nach Jeruſalem, welche heilige Unternehmung dem Schwanken ſeines Gemüthes zwiſchen der Dankbarkeit gegen König Heinrich und der Treue gegen König Eduard zugeſchrieben wird. Aber jene ſcheint ihm nicht ſehr zur Laſt gefallen zu ſeyn, nachdem er durch die Gunſt König Eduards ſo beträchtlich gewonnen hatte. Es iſt gewiß, daß der raſche Richard Nevil Graf von Warwick dem Grafen von Worceſter nicht viel Dankbarkeit zutraute, und der Graf ſelbſt ſich wenig auf ein Verdienſt dieſer Art verließ, denn da er ſich während der vorübergehenden Wiedereinſetzung Heinrichs verborgen hielt, und in einem Baume im Weybridge-Walde in Huntingdonſhire verſteckt gefunden wurde, ward er nach London gebracht, der Grauſamkeit während der Adminiſtration in Irland beſchuldigt, beſonders gegen zwey unmündige Söhne des Grafen von Desmond, verurtheilt und im Jahr 1470 im Tower enthauptet. Hall und Hollingſhead ſprechen von ſeiner Tyranney als einer nicht eben zweydeutigen Sache; günſtigere Schriftſteller ſchreiben die Verbrechen, die man ihm Schuld giebt, der Bosheit ſeiner Feinde zu. In der That iſt es ein ungewohnter Zug von Zärtlichkeit an Warwick, der ſo wenig Blut zu ſchonen gewohnt war, einen ſo hohen Pair für einige Härte gegen die Kinder eines Irländiſchen Lords hinrichten zu laſſen; auch kann man nicht begreifen, wie er ein ſo entferntes Verbrechen aufſpürte: er war nicht immer ſo gewiſſenhaft. Tiptoft ſcheint vom Warwick beſtraft worden zu ſeyn, weil er Heinrich für Eduard verließ, indeß Warwick es gerathen gefunden hatte, Eduard für Heinrich zu verlaſſen. Was dieſes noch auffallender macht, iſt, daß Tiptofts erſte Gemahlin Warwicks Schweſter war.

Im Spiegel der Obrigkeiten (the Mirrour of magistrates,) einem Gedicht, und alſo nicht der beſten Autorität, heißt es, daß Tiptoft die Kinder wirklich umbringen ließ, aber auf ausdrücklichen Befehl König Eduards, deſſen Schlächter er genannt wird. Noch wird hier ein merkwürdiger Umſtand angeführt, der ſonſt nirgends erwähnt wird, daß nehmlich das Volk den Grafen von Worceſter ſo ſehr verabſcheute, daß es ihn faſt in Stücken zerriſſen hätte, wie er zur Hinrichtung geführt wurde; der Sheriff rettete ihn in das Fleet-Gefängniß. Am folgenden Tage betrug ſich das Volk mit der größten Ruhe, damit es ſeiner Hinrichtung nicht zum zweytenmal ein Hinderniß in den Weg legen möchte. Wenn er dieſen Haß und dieſes Schickſal verdiente, ſo erinnre man ſich, daß ich ihn als Beſchützer der Gelehrſamkeit, nicht als Miniſter, gerühmt habe.

„O du allergütigſter Gott!“ ſagt Carton, „welch ein großer Verluſt war es um dieſen edlen, tugendhaften und wohlgeſinnten Herrn! u. ſ. w. Welche Verehrung genoß er zu Rom in der Gegenwart unſres heiligen Vaters! Und auch an allen andern Orten bis an ſeinen Tod, bey welchem Tode ein jeglicher lernen mochte, zu ſterben und ſein Ende in Geduld zu ertragen. Da ſchlug das Beil auf Einen Hieb mehr Gelehrſamkeit herunter, als in den Köpfen des ſammtlichen überlebenden Adels übrig geblieben.“

Schriften: Eine Ueberſetzung von Cicero de amicitia, und Caeſaris commentar, ſo weit dieſe Britannien betreffen. Two declarations made by Publius Cornelius Scipio and Gayus Flamynius rivals for the love of Lucrece. Orders for the placing of the nobility in all proceedings, und Orders and ſtatutes for juſts and triumphs, beyde verhanden unter den MS. Cotton. Ordinances, ſtatutes and rules, made by John Tiptoft earle of Worceſter and conſtable of England, by the King's commandment at Windſore, to be obſerved in all manner of juſtes of peirs within the realm of England, etc. in den MS Aſhmol. Er ſoll auch geſchrieben haben: A petition againſt the Lollards, und An oration to the citizens of Padua.

Anton Widville, Graf Rivers.

Wenn gleich der eben angeführte Schriftſteller glaubte, daß alle Gelehrſamkeit des Engliſchen Adels mit Tiptoft umgekommen ſey, ſo glänzte doch in der nehmlichen Periode ein Edler, der ihm an Kenntniſſen und Bildung keinesweges nachſtand, der an Geburt ſeines Gleichen, durch Verwandtſchaft höher als er, größer in Waffenthaten und ſcheiden kann, ob er in der Ausführung oder Ueberlegung geſchickter war.“ Er zeichnete ſich als Krieger und Staatsmann aus. Da die Lancaſtriſche Partey in Northumberland einen Aufſtand erregte, begleitete er den König dorthin, und war Befehlshaber bey der Belagerung von Alewykcaſtle, worauf er bald nachher zum Ritter des Hoſenbandes ernannt wurde. Im zehnten Jahr der nehmlichen Regierung ſchlug er die Herzoge von Clarence und Warwick in einem Gefecht bey Southampton. Er begleitete bey dem Wechſel der Szene den König nach Holland, kehrte mit ihm zurück und hatte großen Antheil an ſeinen Siegen; er wurde Gouverneur von Calais, und Oberbefehlshaber aller Truppen des Königs zu Lande und zur See. Vorher war er als Geſandter abgeſchickt worden, um eine Vermählung zwiſchen der Schweſter des Königs und dem Herzog von Burgund zu unterhandeln, und in der nehmlichen Eigenſchaft ſchloß er einen Vertrag zwiſchen König Eduard und dem Herzog von Bretagne. Bey der Ausrufung Prinz Eduards zum Prinzen von Wales wurde er zu ſeinem Hofmeiſter beſtellt, und war eben im Begriff, durch eine Vermählung mit der Schottiſchen Prinzeſſin, Schweſter König Jakobs des dritten, auf den Gipfel der Ehre zu ſteigen.

Ein merkwürdiger Umſtand aus dem Leben des Grafen iſt ein perſönlicher Sieg, den er in einem Turnier über Anton Grafen de la Roche, den ſogenannten Baſtard von Burgund, einen natürlichen Sohn Philipps des guten, davon trug. Dieſer glorreiche Kampf ging bey einem feyerlichen und prächtigen Rennen vor ſich, das zu dem Ende zu Smithfield gehalten wurde. Rivers war der Herausfoderer, und aus der Jahrszahl und der nahen Verwandtſchaft des Herausgefoderten zu ſchließen, geſchah dieß wahrſcheinlich zu Ehren der obenerwähnten Vermählung der Schweſter des Königs, Margaretha, mit Karl dem kühnen, dem letzten Herzog von Burgund. Nichts konnte dem Geſchmack des Zeitalters und der Verbindung jenes Helden und jener Amazone angemeſſner ſeyn, als ein Zweykampf zwiſchen ihren nächſten Verwandten. Bey dieſem Turnier präſidirte der Graf von Worceſter als Erzmarſchall, und bezeugte, daß die Königin dem Grafen die Blume der Erinnerung (la fleur de ſouvenance) als Auftrag, den Kampf zu unternehmen, übergeben, und der Herold ſie dem Baſtard zugebracht, damit er ſie als ein Zeichen der Annahme deſſelben berühren möge. Sie beſtand in einer goldnen Halskette mit der Blume der Erinnerung in koſtbarem

Schmelz gearbeitet, welche einige von den Damen der Königin dem Grafen über dem Knie anlegten. Der Baſtard landete zu Graveſand mit einer Begleitung von vierhundert vornehmen Herren, Rittern und Herolden; zu Blackwell kam ihm der Erzmarſchall mit ſieben Ruderſchiffen und einer Galeere voll Gefolges entgegen, die mit goldgewirkten Teppichen behangen waren. Der König begab ſich nach London; in Fleetſtreet trafen ſich die Kämpfer feyerlich in ſeiner Gegenwart. Salisbury und die Palläſte der Biſchöffe von Salisbury und Ely nahmen dieſe tapfern Söhne der heiligen Kirche auf. In der Paulskirche wurde ein Kapitel gehalten, um noch verſchiedne Zweifel über die Kampfartikel zu löſen. Das Holz und die Arbeit an den Schranken koſtete über zweyhundert Mark. Die Zelte, Geſchirre u. ſ. w. waren verhältnißmäßig prachtvoll. Aber ſo hoch ſich die Koſten beliefen, ſo mußte die Königin ſie doch für wohl angewendet halten, wie ſie die Genugthuung hatte, ihren Bruder in einem ſo harten Kampfe ſiegen zu ſehn. Das Pferd des Grafen drang mit der hervorragenden Spitze des Kopfgeſchirrs in die Naslöcher vom Pferde des Baſtards, ſo daß dieſes ſich bäumte und ſeine Reiter abwarf. Der großmüthige Ueberwinder verſchmähte dieſen Vortheil, und wollte den Kampf erneuern, aber der Baſtard ſchlug es aus, länger zu Pferd zu fechten. Am folgenden Tage fochten ſie zu Fuß; aber da Rivers wieder die Oberhand gewann und der Streit hitzig ward, gab der König das Zeichen ſie zu trennen.

Rivers hatte ſeinen Theil ſowohl an der Bedrängniß ſeiner Schweſter als an ihren Triumphen, aber er machte den beſten Gebrauch von der Widerwärtigkeit; da er hörte, daß im Jahr 1473 zu St. Jago in Spanien ein Jubiläum und allgemeiner Ablaß gehalten werde, ſo ſchiffte er ſich dorthin ein, und war eine Zeitlang „höchſt tugendhaftlich damit beſchäftigt, nach St. Jago, nach Rom, nach St. Nicolas zu Bar in Puy und an verſchiedne andre heilige Oerter zu wallfahrten.“

Die traurige Kataſtrophe dieſes ausgezeichneten Mannes iſt bekannt genug:

Die Grafen Rivers, Vaughan und Gray; ſie liegen
Um eines Kopfes kürzer ſchon zu Pomfret.

Der in dieſen Zeilen genannte Gray war Rivers Neffe, und zweyter Sohn der Königin Eliſabeth Gray von ihrem erſten Gemahl. Sie wird verdientermaßen über den Verluſt ihrer beyden jüngeren Söhne bedauert: allein die königliche Geburt derſelben hat die Aufmerkſamkeit der Geſchichtſchreiber ſo ausſchließend an ſich gezogen, daß ſie die Ermordung von jenem niemals in der Zahl ihrer Unglücksfälle mitzählen. — Eben ſo auffallend iſt es, wie leichthin der Tod unſers Grafen Rivers immer erwähnt wird, wiewohl er ein mit den höchſten Aemtern und Würden bekleideter Mann war. Dagegen verweilt man lange bey der Hinrichtung des Oberkämmerers Haſtings, einem Mann, der jenem in allen Hinſichten nachſtehen muß. In der That, der große Haufe ſchöpft ſeine Begriffe von der Engliſchen Geſchichte mehr aus den tragiſchen als hiſtoriſchen Autoren.

Zu ſeinen Schriften gehört die Ueberſetzung eines Franzöſiſchen aus dem Lateiniſchen entlehnten Buchs, die Sprüche der Weltweiſen, die er bey ſeiner Pilgerfahrt nach Spanien bey günſtigem Wind und Wetter auf der See unternahm, da ihm ein Reiſegefährte das Original lieh, und ihn die heilſamen Ausſprüche der Heiden ein Spiegel aller guten Chriſten zu ſeyn ſchienen. Dabey iſt die Galanterie des Grafen merkwürdig, der einen Theil davon nicht mit überſetzte, weil er Spöttereyen des Sokrates gegen das ſchöne Geſchlecht enthielt; nicht weniger, daß ſein Drucker ſich herausnahm, die Satire zu überſetzen und zu der Arbeit des Lords hinzuzufügen, jedoch mit einer Entſchuldigung ſeiner Anmaßung. Bey der Ueberſetzung der moraliſchen Sprichwörter der Chriſtina von Piſa entwickelte der Graf ein neues Talent, indem er dieſes Werk in ein Gedicht von zweyhundert und drey Zeilen verwandelte, deren größte Anzahl er ſich mit dem Buchſtaben E. zu ſchließen bemühte; ein Beweis von dem Fleiß des Grafen ſowohl wie von dem ſchlechten Geſchmack eines Zeitalters, das eben ſo ſehr mit Grillen und Witzeley als mit Unwiſſenheit zu kämpfen hatte. Es iſt überhaupt bemerkenswerth zu ſehn, wie ſchüchtern und blöde die junge Gelehrſamkeit ihre Fittige entfaltete, wie wenig ſie es wagte, ſich über den Boden zu erheben. Wir haben geſehn, daß ſich die Grafen Worceſter und Rivers, die Wiederherſteller und Beſchützer der Wiſſenſchaften in England, mit Ueberſetzungen der Werke andrer begnügten, ja der letzte ſogar ſich herabließ, eine Ueberſetzung zu überſetzen. Aber man muß bedenken, wie ſelten die Bücher waren, wie wenige der Klaſſiker man kannte und noch wenigere verſtand. Was man überſetzte, war neu und ein wirkliches Geſchenk für die damalige Welt.

Ich habe mich bey dieſen beyden Lords etwas länger aufgehalten, weil ſie nur oberflächlich bekannt ſind, da ihr Vaterland ihnen doch für die Herſtellung der Gelehrſamkeit ſo viel verdankt. Die Aufmunterung und das Beyſpiel von Männern in ihrer Lage mußte mehr wirken, als die Bemühungen von hundert Profeſſoren, Benediktinern und Kommentatoren. Eine allzutraurige Aehnlichkeit in ihrer Kataſtrophe beſchloß die Aehnlichkeit ihrer Studien.

Schriften: The dictes and ſayinges of the philoſophers, translated out of Latin into French by a worſhipful man called Meſſire Johan de Teonville provoſt of Paris etc. The moral proverbs of Chriſtian of Pyſe. Cordial, or *memorare noviſſima*, ebenfalls eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen. Eine kleine Elegie, in der Nacht vor ſeinem Tode gedichtet; ſ. Percy Reliques of anc. Engl. poetry II, p. 44.

Nicholas Lord Vaux.

Er ſcheint eine große Zierde der Regierung Heinrichs des ſiebenten geweſen zu ſeyn, und am Hofe Heinrichs des achten in ſeinen froheren Tagen geglänzt zu haben, ehe Königinnen, Miniſter, Edelleute und Märtyrer ſo manches Schaffot mit ihrem Blute tränkten. Sein Vater hatte ſeine Beſitzthümer in der Sache, Heinrichs des ſechſten eingebüßt; der Sohn erhielt ſie wieder, nebſt der Ehre der Ritterſchaft, da er an der Seite Heinrichs des ſiebenten in der Schlacht gegen den Grafen von Lincoln tapfer gefochten. Bey der Vermählung Prinz Arthurs im ſiebzehnten Jahr dieſer Regierung erſchien der wackre junge Vaux in einem Kleide von purpurfarbnem Sammet, das mit maſſivem Gold ſo reichlich ausgeſchmückt war, daß man es, Seide und Pelzwerk ungerechnet, auf tauſend Pfund ſchätzte; um den Hals trug er eine Kette, achthundert Pfund an Nobeln werth. Damals wurde nicht allein eine große körperliche Stärke erfodert, um das Gewicht der Waffen zu tragen, ſelbſt der Pracht der Staatskleider würde ein modernes Muskelſyſtem unterliegen. Unter Heinrich dem achten wurde er Lieutenant des Schloſſes Guisnes in der Picardie, war bey der Belagerung von Therouenne, und nachher einer der Geſandten zur Beſtätigung des Friedens zwiſchen Heinrich und dem König von Frankreich, auch ordnete er die berühmte Zuſammenkunft der beyden Monarchen unweit Guisnes an. Dieſe kriegeriſchen und feſtlichen Talente bahnten ihm den geraden Weg zu Heinrichs Herzen, der ihn zum Baron ernannte, aber er genoß den Glanz der Gunſt nicht lange. Wie er im Jahr 1523 ſtarb, ſtiftete er Kapellen und Meſſen für die Seelen ſeiner Voreltern. Eine Schlacht, ein feyerlicher Aufzug, eine Geſandtſchaft, ein frommes Teſtament — das iſt die Geſchichte der meiſten Vornehmen jener Zeit; aber unſer Held blieb dabey nicht ſtehn: er war in Oxford erzogen, und hatte ein glückliches Talent zur Dichtkunſt, von welchem ſich mehrere Beweiſe hie und da zerſtreut befinden. Ein beynah gleichzeitiger Schriftſteller ſagt von ihm, „daß die Gaben dieſes Herrn beſonders auf die Leichtigkeit in den Maßen und die Geſchicklichkeit in Beſchreibung alles deſſen, was ihm beliebte, gegangen ſind, namentlich in unterſchiedlichen Liedern, worin er das Vorgeſtellte ſehr lebhaft und artlich gezeiget.“ Man hat ein trauriges Lied unter ſeinem Namen, das er auf ſeinem Sterbebett gemacht haben ſoll, und woraus die von dem Todtengräber im Hamlet geſungene Strophe: „Ein Grabſcheit und ein Spaten wohl,“ u. ſ. w. genommen iſt. Man findet es unter Lord Surrey's Gedichten.

George Boleyn, Viscount von Rochford.

Der unglückliche Bruder von Anna Boleyn, der durch ihre Erhebung empor kam, und ſich in ihrem Fall, und noch grauſamer in ihre Schande verwickelt ſah. Er wurde einer zu genauen Vertraulichkeit mit ſeiner Schweſter von einer ſehr ſchändlichen Frau, ſeiner eignen Gemahlin, beſchuldigt, die drey auf einander folgenden Königinnen als Kammerfräulein diente, bis ihre Gefälligkeit gegen die Ausſchweifungen der letzten, Catharina Howard, das Schickſal über ſie brachte, das ihre Bosheit oder Eiferſucht ihrem Gatten und ihrer Schwiegerin zugezogen hatte. Der wichtigſte Beweis gegen dieſe beſtand darin, daß man ihn eines Morgens der Königin, die im Bett lag, etwas ins Ohr hatte flüſtern ſehn. — Die arme Königin hatte ſo wenig Begriff von ihrer Schuld oder von dem, weſſen man ſie anklagte, daß ſie, da ſie zuerſt in den Tower gebracht wurde, zärtlich ausrief: „O wo iſt mein lieber Bruder?“ Der Lieutenant, der ihr nicht gern einen neuen Stoß verſetzen wollte, antwortete, er habe ihn zu Yorkplace gelaſſen, ohne zu ſagen, daß er auch in Verhaft war.

Wie der Graf Rivers erhob er ſich durch ſeine Schweſter, gleich ihm wurde er unſchuldig um ihrentwillen aufgeopfert, und eben ſo bewies er auch, daß der Glanz ſeiner Lage ihn nicht die Erwerbung eigner Vollkommenheiten hatte vernachläßigen machen. Er ſoll bey Hofe angebetet worden ſeyn, beſonders vom weiblichen Geſchlecht, ſeiner bewundernswürdigen Unterhaltung und ſchönen Geſtalt wegen, was ſich leicht glauben läßt: der König und Lady Rochford würden ſchwerlich die Königin in Verdacht der Blutſchande gehabt haben, wenn ihr Bruder nicht ungewöhnlich viel anziehendes in ſeiner Perſon gehabt hätte. — Man ſchreibt ihm verſchiedne Gedichte, Lieder und Sonette, und andre Dinge dieſer Art zu; ſie ſind aber nicht bis zu uns gekommen, wenn ſich nicht einige unter den namenloſen Stücken befinden, die zugleich mit Surrey's Gedichten gedruckt ſind.

Heinrich Howard, Graf von Surrey.

Wir gehn von der Dämmerung der Literatur zu einem beynahe klaſſiſchen Schriftſteller über. der die

Zierde eines ſtürmiſchen aber nicht ungebildeten Hofes war, den Grafen von Surrey, welchen Drayton, Dryden, Fenton und Pope gefeyert haben, der durch ſeine eigne Muſe verherrlicht, und um ſeines unglücklichen und unverſchuldeten Todes willen beklagt worden iſt. „Ein Mann, wie Sir Walter Raleigh ſagt, nicht minder tapfer als gelehrt, und von den ſchönſten Hoffnungen.“ Er zeichnete ſich in allen Vollkommenheiten jener kriegeriſchen Periode aus; ſein Name iſt berühmt in den damaligen Turnieren und den Schlachten ſeines Vaters; in einer eignen Unternehmung war er unglücklich, er wurde geſchlagen, da er eine Zufuhr nach Boulogne wegnehmen wollte, ein Unſtern, den er bald wieder gut machte, ob er gleich die Gunſt Heinrichs des achten nie wieder erlangte, in deſſen Augen Ein Augenblick ein Leben voll Dienſtleiſtungen aufwiegen konnte.

Er war Sohn und Enkel zweyer Schatzmeiſter und Herzöge von Norfolk und als Freund und nachmals als Schwager vom Herzog von Richmond, Heinrichs natürlichem Sohne, ſchien er ſich kein minder glänzendes Glück verſprechen zu dürfen, aber die Schweſter, die das Band zwiſchen ihnen knüpfte, wurde ſein Verderben. Der unbeholfene König war kränklich und verdrießlich geworden, und fing an für die Ruhe ſeines unmündigen Nachfolgers Sorge zu tragen; er gab daher manchem Argwohn Raum, den ihm die proteſtantiſche Parthey einflüſterte, ob es gleich eine der letzten Handlungen ſeines wetterwendiſchen Lebens war, ein Kloſter zu ſtiften. In der Familie des Grafen ſcheinen viel Mißhelligkeiten geherrſcht zu haben; er hatte ſich erſt kürzlich wieder mit ſeinem Vater verſöhnt; ſeine Mutter war toll vor Eiferſucht, und von ihrem Gemahl ſeit vier Jahren getrennt geweſen, deſſen Anklägerin ſie nun wurde; ſo wie ihre Tochter, die Herzogin von Richmond, die ſich zur proteſtantiſchen Parthey neigte und ihren Bruder haßte, gegen dieſen ausſagte. Die Hauptbeſchuldigung gegen den Grafen war, ſein Wappen mit dem Wappen von Eduard dem Bekenner in einem gevierten Schilde verſchränkt zu haben; ſein Vater hatte ſich deſſen enthalten, aber ein leeres Feld dafür gelaſſen. Das Zeugniß der Herzogin gegen ihn ging auf ſehr geringfügige Dinge, und als wenn eine Menge lächerlicher Beſchuldigungen ſich in Ein wirkliches Verbrechen verwandeln könnten, bekräftigte unter andern Sir Richard Southwell, daß er um gewiſſe Dinge wiſſe, welche die Treue des Grafen gegen den König verdächtig machten, ohne zu ſagen, was für welche. Der brave junge Mann betheuerte heftig ſeine Redlichkeit, und erbot ſich mit ſeinem Ankläger im bloßen Hemde zu fechten; mit vielem Muth und Gegenwart des Geiſtes vertheidigte er ſich gegen die Zeugen, aber ohne Wirkung. Wenn man ſolche Anklagen vorbringen konnte, ſo waren ſie auch ihres Beweiſes ſicher. Der Herzog, der die Gemüthsart ſeines Herrn beſſer kannte, oder vielleicht das Leben um ſo mehr liebte, je mehr es damit auf die Neige ging, legte ein niedriges Bekenntniß ab, in welchem jedoch das größte Verbrechen, deſſen er ſich zieh; darin beſtand, das Wappen ſeines Sohnes verhehlt zu haben, das dem König und dem ganzen Hof doch nicht verborgen geblieben ſeyn konnte. — Da dieſes eine Sammlung von Merkwürdigkeiten iſt, ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn anzuführen, daß der Herzog bey den Lords eine Bittſchrift eingab, worin er einige Bücher aus Lambeth verlangte, ohne welche er ſeit mehr als ein Dutzend Jahren ſich nicht habe zum Schlafen bringen können, und um Erlaubniß anſuchte, den Auguſtin, Joſephus und Sabellicus (den der liſtige Herzog, obgleich ein eifriger Papiſt, deswegen zu begehren vorgab, weil er der heftigſte Angeber der Uſurpationen des Römiſchen Biſchoffs war) kaufen zu dürfen, auch ſich einige Blatter Papier ausbat. So hart wurde einem Manne begegnet, der eine Tochter Eduards des vierten geheirathet, der ſolche Würden bekleidet, und ſolche Siege für ſeinen Herrn erkämpft hatte.

Der edle Graf kam um; der Vater entrann durch den Tod des Tyrannen.

Wir haben von Surrey einen kleinen Band voll zierlicher und zarter Sonette, nebſt einigen andern aus dieſer Zeit, beſonders von Sir Thomas Wyat dem älteren. König Franz der erſte hatte der Litteratur einen neuen Glanz verliehn, er munterte ſie auf, indem er die Galanterie mit hineinmiſchte, und die Frauen ſeines Hofes mit den Gelehrten zuſammen brachte. Heinrich, der wenigſtens eben ſo viel Geſchmack an den Frauen als an den Wiſſenſchaften fand, und den Glanz ritterlicher Thaten liebte, trug dazu bey, der Kunſt einen romantiſchen Schwung zu geben; Petrarca, der Dichter der Schönen, war einem ſolchen Hofe natürlich ein Vorbild. Wie dieſer ſeine Laura, hatte unſer Graf ſeine Geraldina. Wer ſie war, weiß man nicht beſtimmt, aber allen Vermuthungen und den Umſtänden, die er ſelbſt von ihr angiebt, zufolge, war ſie mit einem Grafen von Lincoln vermählt, und die Tochter des Gerald Fitzgerald Grafen von Kildare, deſſen Geſchlecht nach unſern Genealogiſten von den Herzogen von Toſcana abſtammen ſoll. Surrey ließ daher auch zu Florenz eine allgemeine Ausfoderung zu Ehren ihrer Schönheit ergehn, und blieb in dem bey dieſer Gelegenheit gehaltenen Turnier ſiegreich. Man erzählt, daß er auf der Reiſe dahin mit dem Cornelius Agrippa bekannt wurde, der der natürlichen Magie wegen berühmt war, und daß dieſer ihm in einem Spiegel das Bild ſeiner Geraldina zeigte, wie ſie weinend auf ihrem Bette ſaß, wegen der Abweſenheit ihres Gemahls ganz in Andachtsübungen verſunken. Die Ausfoderung und das Turnier ſind eine wahrhafte Begebenheit. Der Schild, welchen der Grosherzog bey dieſer Gelegenheit dem Surrey verehrte, befindet ſich jetzt in der Sammlung des Herzogs von Norfolk, und iſt nicht allein eine Merkwürdigkeit, ſondern hat auch innern Werth. Er iſt rund, und in und auswendig auf Leder gemahlt; die Griffe ſind von grünem Sammet. Auf der Außenſeite iſt die Geſchichte des Cocles abgebildet, wie er die Brücke vertheidigt. Die Pferde und Figuren ſind grau in grau, die Helme und Rüſtungen in Gold. Die inwendige Seite iſt in zwey Theile geſondert, der eine ſtellt die Geſchichte des Mutius Scavola, der andre die des Curtius vor. Alle drey ſind ſchön gemahlt und ſehr vollendet, im guten antiken Geſchmack, den Arbeiten des Polydor wenig nachgebend.

Schriften: Songes and Sonettes. Lond. 1557. 4. 1565. 4. Außerdem werden ihm zugeſchrieben: Eccleſiaſtes and ſome pſalms. One book of Virgil, in blank verſe. Poems, addreſſed to the duke of Richmond. Satires on the citizens of London. Juvenile poems. Boccace's conſolation to Pinus on his exile. Einige Briefe unter den MS. Harl.

Robert Devereux Graf von Eſſex.

Der Plan dieſer Sammlung erfodert es, in manche Umſtände aus dem Leben dieſes merkwürdigen Mannes einzugehn, indem es nicht Wahl oder Vergnügen an der Sache ſelbſt, ſondern die Wendung ſeines öffentlichen Lebens war, was ihn zum Schriftſteller machte. Da ich auch eine große Mannichfaltigkeit von Zeugniſſen über ihn zu Rath gezogen, ſo bin ich vielleicht im Stande, einige dunkle Stellen ſeiner Geſchichte zu beleuchten, wenigſtens einige Anekdoten in ein helleres Licht zu ſetzen.

Die zierliche Klarheit, die Bündigkeit, die ſcharfe lebendige Schlußfolge und der einnehmende gute Ton in ſeinen Briefen ſind ſtarke Beweiſe van Genie. Dennoch verſprach ſeine Jugend keine Talente; ſein Vater ſtarb mit einer geringen Meynung von ihm. Der hinterliſtigen Feinheit eines gewandten Hofes war ſein ungeſtümer Geiſt nicht gewachſen, indeſſen war er weit davon entfernt, aller Liſt zu ermangeln; er verließ ſich nur ſo ſehr auf die Parteylichkeit der Königin, daß er ſich nicht vor ihr beugte, wie ſeine Feinde thaten, die nicht eine ſolche Stütze in ihren zärtlichen Neigungen fanden. Er verließ ſich darauf, ſie immer dadurch in ſeiner Gewalt haben zu können, daß er ſich entfernte; ſeine Feinde ergriffen dieſe Augenblicke, um ihn zu verderben. Es ſcheint eine Mode geworden zu ſeyn, die Leidenſchaft der Königin für ihn wie einen Roman zu behandeln. Voltaire lacht darüber, und bemerkt, daß ſie um die Zeit, wo ihr innrer Kampf um ihn am heftigſten war, bey ſeinem Tode, acht und ſechzig Jahr alt geweſen ſeyn müſſe. Wäre er acht und ſechzig Jahr alt geweſen, dann ſteht zu vermuthen, daß ſie nicht in ihn verliebt geweſen ſeyn würde.

Ich rechne ihre Neigung nicht vom erſten Anblick an, noch ſchreibe ich ihr, wie manche gethan haben, die frühe Erhebung des Grafen zu. Seine Mutter war eine Couſine der Königin und die Gemahlin ihres großen Günſtlings, des Grafen von Leiceſter, welches die ſchnelle Beförderung des jungen Eſſex leicht erklärt. Im zwanzigſten Jahr wurde er Oberſtallmeiſter, im folgenden General der Reuterey, im Lager zu Tilbury, und Ritter des Hoſenbandes. Zu dieſen Würden geſellten ſich nachher noch die großen Stellen eines Feldzeugmeiſters, Oberhofmarſchalls, Kanzlers von Cambridge und Vicekönig von Irland. Hohe Auszeichnungen von Seiten einer Fürſtin, die ſo ſparſam mit ihren Gunſtbezeugungen war; und was ſie noch mehr zu Rathe hielt, Geld erhielt er an 300,000 Pfund. In einem ihrer Briefe wirft ſie ihm die große Gunſt vor, die ſie ohne ſein Verdienſt bewieſen. In jedem andern, außer in ſeinem und Leiceſters Fall, war ſie nicht gewohnt, Dienſte über ihren Werth zu bezahlen. Seine frühzeitige Vermählung mit der Witwe Sir Philipp Sidneys ſah nicht aus, als wenn er eine Ahndung von der Neigung der Königin für ihn gehabt hätte; vielleicht hatte er aus dem Beyſpiel ſeines Stiefvaters geſehn, daß ihre Leidenſchaften ſich nie bis auf den Eheſtand erſtreckten. Doch hatte er ſchon vorher den Sir Charles Blount aus Eiferſucht über eine von der Königin empfangene Auszeichnung beleidigt. Da ſich dieſer, ein ſehr artiger junger Mann, bey einem Rennen auszeichnete, ſchickte ihm Eliſabeth eine goldne Schachkönigin zu, die er mit einem rothen Bande am Arm befeſtigte. Wie Eſſex dieſes ſah, ſagte er mit gezwungnem Hohn: „Ich ſehe wohl, ein jeder Narr muß ein Zeichen der Gunſt bekommen.“ Sir Charles forderte ihn darauf, entwaffnete ihn und verwundete ihn am Schenkel. Statt zärtlicher Gefühle brach bey dieſer Gelegenheit der Geiſt ihres Vaters aus Eliſabeth hervor; ſie that einen derben Schwur, „wenn ihn nicht einer oder der andre unterkriegte, ſo würde kein Auskommen mit ihm ſeyn.“

Clarendon bemerkt, daß Eſſex ſich der Neigung der Königin mehr zu bemeiſtern, als ſie zu gewinnen ſuchte. Wenn ſie ihm etwas abſchlug, ſo entfernte er ſich vom Hofe, und ſie mußte ſeine Rückkehr erkaufen. So beherrſcht man eine verliebte Frau: es iſt nicht die Methode, die gewöhnliche Günſtlinge bey Fürſten anwenden dürften. Gab er einen Anfall von Krankheit vor, ſo verging kein Tag, daß nicht die Königin oft nach ihm geſchickt hätte, und einmal ging ſie ſo weit, lange bey ihm zu ſitzen und „ſeine Brühen und andre Dinge anzuordnen.“ In einer von ſeinen krankhaften Launen nahm er ſich einmal die Freyheit, die Königin im Schlafrock zu beſuchen. Um die Zeit, da dieſe Thorheiten aufs höchſte geſtiegen waren, war eine allegoriſche Vorſtellung bey Gelegenheit einer Vermählung. Acht maskirte Damen wählten acht andre aus, um mit ihnen zu tanzen. Mrs. Fitton, die ſie anführte, ging zur Königin und foderte ſie auf. Die Königin fragte, wer ſie wäre. Zuneigung, ſagte ſie. „Zuneigung!“ antwortete die Königin; „Zuneigung iſt falſch.“ Waren das nicht Bewegungen eines unruhigen Herzens? Dennoch ſtand die Königin auf und tanzte. Sie war damals acht und ſechzig, und konnte in der That eben ſo leicht verliebt ſeyn als tanzen.

Daß ihr Hof und ihre Zeitgenoſſen auch dieſe Meynung hegten, zeigt ſich an vielen Stellen. Sir Francis Bacon ſagt in einem Briefe voll verſtändiger Rathſchläge an den Grafen: „Gewinnet die Königin, ich will nicht ſagen ihre Gunſt oder Zuneigung, ſondern was den Umgang und andre Annehmlichkeiten betrifft.“ Das hieß nehmlich, begnügt euch nicht mit ihrer Vorliebe, ſondern fügt euch in ſie, macht euch ihr angenehm. Er ſetzt hinzu: „Wie gefährlich wäre es für euch, wenn ſie euch für einen Mann hielte, der nicht regiert werden kann, der ihre Neigung beſitzt und ſich deſſen bewußt iſt, der einen populären Ruhm und militäriſchen Anhang ſucht!“ Er räth dem Grafen, nicht mit zu langen Abweſenheiten von ihr zu ſpielen, und ihren Geſchmack ſogar in ſeiner Kleidung und ſeinen Gebehrden zu befolgen. Er ſchließt merkwürdigerweiſe damit, dem Grafen anzugeben, er ſolle jeder andern Neigung, die ſie faſſen könne, nur Raum verſtatten, „denn wer mir ſagt, daß ein euch ergebner Günſtling euch nicht von großem Nutzen ſeyn könnte, der verſteht nicht die Neigung der Königin, noch eure Lage.“ Der Königin ſelbſt rieth Sir Francis, weil er ihre Wünſche kannte, den Grafen zu ihrer Geſellſchaft um ſich zu behalten. Osborne ſchreibt den Uebermuth des Eſſex der thörichten Einbildung zu, daß die Königin ihre Augen nicht dem ſüßen Vergnügen entziehn könne, was ſie an ſeiner Perſon finde. Aber den ſtärkſten Ausdruck brauchte Heinrich der vierte gegen den Engliſchen Geſandten ſelbſt, „que ſa Majeſté ne laiſſeroit jamais ſon couſin d'Eſſex s'éloigner de ſon cotillon. Da der Geſandte dieß der Königin hinterbrachte, ſchrieb ſie vier Zeilen mit eigner Hand an den König, die ſcharf genug ſeyn mochten; denn er war nahe dabey, den Geſandten zu ſchlagen, und jagte ihn aus dem Zimmer.

Als der Graf die Königin durch ſeine übereilte Rückkehr von Irland ſo ſehr beleidigt hatte, begegnete ſie ihm mit einem ſeltſamen Gemiſch von Zärtlichkeit und Strenge. Ungeachtet er in ihr Schlafzimmer ſtürzte, wie ſie eben aufſtand, ſprach ſie doch lange mit ihm in einem geſetzten und gütigen Ton. Da ihre übrigen Rathe ihr ſeine Kühnheit vorſtellten, fing ſie erſt an, ſie übel aufzunehmen. Sie ſuſpendirte ihn von allen Aemtern, ſie gab ihm eine Wache, die aber bald zurückgenommen wurde. Da ſie hörte, daß er ſich nicht wohl befand, ließ ſie ihm mit Thränen in den Augen ſagen, „wenn ſie es mit Ehren thun könnte, ſo würde ſie ihn beſuchen.“ Das deutete unſtreitig auf mehr als Günſtlingſchaft; königliche Gunſt iſt nicht romantiſch, ſie iſt ausſchweifend, nicht zärtlich.

Die folgenden Umſtände ſind noch unzweydeutiger. Rowland White ſagt in einem ſeiner merkwürdigen Briefe: „Die Königin hat kürzlich die ſchöne Mrs. Bridges mit Worten und Streichen des Zorns belegt.“ In einem andern: „Der Graf hat ſich wieder in ſeine ſchönſte B. verliebt; es muß zu den Ohren der Königin gelangen, und dann iſt er verlohren. Die Gräfin hört davon oder argwohnt es vielmehr, und iſt höchlich beunruhigt.“ Es kann wohl kein Zweifel ſeyn, daß die ſchönſte B. und die ſchöne Mrs. Bridges die nehmliche Perſon ſind, und dann iſt es klar, warum ſie das Gewicht des Unwillens der Königin fühlte.

Es iſt in der That ſehr gleichgültig, aus welcher Urſache Fürſten einen Günſtling erwählen, und es ſoll dieſer großen Frau im mindeſten nicht zum Vorwurf gereichen, daß ſie ſich nicht aller Empfänglichkeit entſchlagen konnte: daß ſie eine Leidenſchaft fühlte und ſie beherrſchte, erhöhet ihren Charakter. Die Günſtlinge andrer Fürſten ermangeln niemals, dieſen ihre Vorurtheile gegen ihre Feinde einzuflößen; das war nicht der Fall mit Eliſabeth. Sie war eiferſüchtiger auf die Größe, die ſie ertheilte, als ihre Unterthanen es ſeyn konnten. Wie demüthigte ſie den Leiceſter, da der Staat ihn mit ungewöhnlichen Ehren überhäufte! Bey Eſſex erhellt es aus wiederhohlten Beyſpielen, daß ſeine Vorſprache ſogar nachtheilig war. Bacon ſchreibt ſeinem Bruder: gegen mich iſt ſie niemals ſo befehlshaberiſch wie gegen Eſſex. Kein Wunder, daß der Graf ſich beklagte, er ſey ſo überfüllt mit der glorreichen Größe der Günſtlingſchaft, wie vorher mit der geglaubten Glückſeligkeit eines Hofmanns. Kein Wunder, daß ſein Gemüth von widerſprechenden Leidenſchaften zerriſſen wurde, da dasjenige, von dem er abhing, eine Zuſammenſetzung von Zärtlichkeit und Stolz war, ja da Sparſamkeit ſogar ihre Zuneigung beſtritt. Er bekennt, daß ihr liebender Abſchied von ihm, da er nach Irland abreiſte, ihm tief ins Herz drang. Einige Wochen darauf zankte ſie ſich mit ihm, weil er einen geringen Nachſchuß von tauſend Mann Infanterie und dreyhundert Kavallerie begehrte.

Es ſcheint, der Sturz des Grafen habe doch hauptſächlich daher gerührt, daß er der Königin zu wenig huldigte, die auf ſeine und ihre eigne Perſon eiferſüchtig, überdem nicht gewohnt war, einen Mangel an Verehrung und Anbetung zu verzeihn. Vor ſeiner Reiſe nach Irland hatte ſie ihn behandelt wie die ſchöne Mrs. Bridges, ſie hatte ihm eine Ohrfeige gegeben, weil er ihr verächtlich den Rücken gewendet. Was muß ſie gefühlt haben, als ſie hörte, daß er geſagt hatte: „ſie würde alt und wurmſtichig, und ihre Seele ſey ſo krumm geworden, wie ihr Körper.“ Welch eine Beleidigung für eine Frau, die ſo geneigt war, allen Schmeicheleyen ihrer Hofleute Glauben beyzumeſſen! Wie plagte ſie den Melville, damit er ihre Schönheit über die ſeiner reizenden Königin erheben möchte! Eliſabeths Schwachheit in dieſem Stück war ſo wohl bekannt, daß ihr der Holländiſche Geſandte, Veriken, in ihrem ſieben und ſechzigſten Jahr in der Audienz ſagte, „daß ihn danach verlangt, dieſe Reiſe anzutreten, um Ihro Majeſtät zu ſehn, die an Weisheit und Schönheit alle Fürſten der Welt überträfe.“ Die Schweſter des Lord Eſſer, Lady Rich, ſagt in der Bittſchrift für ihren Bruder: „daß ihres Bruders Leben, ſeine Liebe, ſeine Huldigung ihrer Schönheiten keine ſo harte Straſe verdienten, daß er nun nimmermehr wieder im Stande ſeyn würde, ſeiner geheiligten Göttin zu huldigen, deren vortreffliche Schönheiten und Vollkommenheiten des Mitleids fähiger ſeyn ſollten.“ — Wenn es das Wetter irgend erlaubte, ſo gab ſie im Garten Audienz, weil ihre Züge ſtark waren, und im vollen Tageslicht die Schatten milder wurden. Der Kupferſtecher Vertue beſaß ein Taſchenbuch von Iſaak Oliver, worin dieſer angemerkt, daß ihm die Königin nicht erlaubt habe, ſie mit Schatten zu mahlen, weil, wie ſie ſagte, der Schatten etwas zufälliges ſey und nicht von Natur in einem Geſicht Statt finde. Ihre Bildniſſe waren gewöhnlich ganz ohne Schatten. Ich habe ſelbſt einen andern Beweis dieſer Schwäche in meinem Beſitz; es iſt ein Bruchſtück von einer ihrer letzten Münzen, das ſie abſcheulich alt und häßlich vorſtellt. Eine vollſtandige Münze dieſes Gepräges iſt nicht bekannt. Man glaubt allgemein, daß der Stempel auf ihren Befehl zerbrochen wurde, und irgend ein Arbeiter dieſes Stück herausſchnitt, welches blos das Geſicht enthält.

Wie es auch mit ihrer Gunſt beſchaffen ſeyn mochte, ſo war ſie doch auf keine Weiſe einem Unverdienten zugefallen. Der Muth des Grafen war niederwerfend und heroiſch; dazu geſellten ſich große Talente für die Staatskunſt, Wohlwollen für die Litteratur und Beſchirmung der Gelehrten, und der allergrößte Eifer für den Dienſt und die Sicherheit ſeiner Gebieterin. Im neunzehnten Jahr zeichnete er ſich bey der Schlacht von Zütphen aus, wo Sir Philipp Sidney fiel. Im zwey und zwanzigſten unternahm er als Freywilliger die Wiedereinſetzung des Don Antonio auf den Portugieſiſchen Thron, deſſen ſich der gehäſſige Feind der Königin, Philipp der zweyte, bemeiſtert, und beym Schall der Trompete foderte er den Gouverneur von Corunna zum Zweykampf heraus. Eben ſo machte er es mit Villars, dem Gouverneur von Rouen. Bey der Expedition nach Cadix warf er ſeinen Hut vor Freuden in die See, da der Admiral einwilligte, die Spaniſche Flotte anzugreifen. Wenig königliche Günſtlinge ſind ſo freygebig mit ihrem Leben. Sein Unwille gegen Philipp ging bis zu der Würde einer perſönlichen Abneigung; er pflegte in ſeinen Briefen zu ſagen: „ich will dem ſtolzen König Sitte lehren." So viel Urſach die Königin auch hatte, Philipp zu haſſen, ſo konnte ſie es doch nicht dulden, daß ſich der Graf ſo viel gegen ein gekröntes Haupt herausnahm. Er war dem Spaniſchen Hofe ein ſo furchtbarer Feind.

daß, wie die größten Erbietungen ihn nicht von ſeiner Pflicht wanken machen konnten, man ihn zu vergiften ſuchte. Da er die Feinde der Spanier unterſtützte, ſo verſuchte er es, den Pabſt um das Herzogthum Ferrara zu bringen, und ſchickte den berühmten Shirley dahin ab, um das Intereſſe eines Baſtardes vom Hauſe Eſte zu befördern. Darin lag ſo viel Politik und Thätigkeit, als nur immer in dem Buſche von Phönixfedern, die Se. Heiligkeit dem Irländer Tir Oen überſandte. Während die eine Inſel mit Männern wie Cecil, Walſingham und Bacon blühte, war die andre ſo tief in Barbarey verſenkt, daß Rom es wagte, ſeine Märtyrer mit den Federn eines eingebildeten Vogels zu belohnen. — Die Verſtändniſſe des Grafen, ſeine Spione, ſeine Beſoldeten an fremden Höfen waren zahllos, ſeine Freygebigkeit ohne Gränzen. Welche Summen hat nicht allein das treuloſe Haus Bacon von ihm gezogen! Er ließ Spenſer begraben, und was noch ſonderbarer war, beerbte den Sir Roger Williams, einen bekannten braven Soldaten, den er zu einem frommen und andächtigen Tode bereitete. — Was die Liebe der Königin am meiſten auf ihn ziehn mußte, war ſeine außerordentliche Sorgfalt für die Sicherheit ihrer Perſon; er beharrte allein darin, die geheimen Verrathereyen ihres Arztes Lopez aufzudecken, den die

Cecils ſämmtlich beſchützten, nicht der Sohn allein, deſſen niedrige Natur jeder Undankbarkeit fähig war. Faktionsgeiſt machte ſogar den Burleigh für die Sicherheit ſeiner Königin ſorglos, da die Enthüllung der Verrätherey den Entdecker doch mit Ehren überhäuſt hätte. — Und ſie gab zu, daß ihre Rathsverſammlung dieſen treuen Eſſex eilf Stunden lang bey ſeinem Verhöre knieen ließ; für die Freyheit dieſes Mannes nahm ſie Geſchenke von ſeiner Mutter und Schweſter, und würdigte es nicht, ſie zu ſehn oder ihre Bitte zu gewähren. Dieſen herrlichen, wenn gleich unbeſonnenen Mann überlieferte ſie der Hand des Scharfrichters, weil ſeine bitterſten Feinde ihr hinterbracht hatten, er habe geſagt: ſein Leben könne nicht mit ihrer Sicherheit beſtehn. Ein ſo lächerliches Mährchen, daß es erſtaunlich iſt, wie ihm unſre meiſten Geſchichtſchreiber Glauben beymeſſen konnten. Worin war er gefährlich, oder wie konnte er es ſeyn? Sein verzweifelter Verſuch bey der Stadt London bewies ſeine Ohnmacht. Er war ſo weit von jener Erklärung entfernt, daß er nach Anhörung ſeines Urtheils die Lords erſuchte: „der Königin nicht zu ſagen, daß er ihre Gnade vernachläßigt oder verſchmäht habe.“ Er ſtarb mit frommer Ergebung, jedoch ungebeugt. Der Marſchall Biron ſpottete über ſeinen Tod und ſtarb ſelbſt wie ein verrückter Feigherziger. Raleigh ahmte ſeinen Tod würdiger nach, als er ihm zuſah.

Die Königin trieb anfangs ihre Erbitterung ſo weit, daß ſie eine Predigt halten ließ, um ſein Gedächtniß anzuſchwärzen. Außer dem Spott über ihre Perſon hatte manches in ſeinem Betragen ihren Stolz verletzt und ihre Zärtlichkeit abgekühlt. Daß er ſich ſtellte, das Haupt der Puritaner zu ſeyn, und die monarchiſche Regierungsform zu verwerfen, um den Holländern zu ſchmeicheln; von dem König von Spanien in unehrerbietigen Ausdrücken ſprach; bey ſeinen Spaniſchen Kriegszügen es ſich herausnahm, Ritter zu ſchlagen; den Geiz der Königin in der Sache mit Irland tadelte, das ſie einmal einer Summe von 2000 Pfund wegen faſt eingebüßt hätte; ſein Vertrag mit Tir Oen, um ſeinen Aufenthalt in dieſer Inſel abzukürzen; ſein Drohen, daß er die Erde unter ſich erbeben machen wollte; ſeine Prahlerey von hundert und zwanzig ihm ergebnen Lords; ſeine Popularitat; ſeine Ueberläſtigkeit zu Gunſten ſeiner Freunde; daß er ihrem Nachfolger den Hof machte, welches Cecil, der in dem Punkt weit ſchuldiger war als Eſſer, ihr unſtreitig übertrieben: alles dieſes hatte ihre Neigung abwendig gemacht, und ihr eine Bitterkeit gegeben, die, wie es ſcheint, ſein Tod ſelbſt nicht zu mildern vermochte.

Wenn wir ſeinen Charakter weiter bedenken, ſo erhellt es, daß wenn die Vorliebe der Königin ihn nicht übermüthig gemacht hätte, er einer der erſten Feldherrn, der thätigſte Staatsmann und der glänzendſte Maecen jenes gebildeten Zeitalters geweſen ſeyn würde. Bey eben ſo viel Eifer aber weniger Klugheit als Burleigh hatte er nichts von der finſtern Gemüthsart des Leiceſter. Raleigh übertraf ihn an Geſchicklichkeiten, aber er kam ihm an Großmuth nicht gleich. Es war kein kleines Verdienſt, darauf beſtanden zu ſeyn, Bacon in den Wirkungskreis zu ſtellen, von welchem aus es Bacons erſtes Geſchäft war, ſeinen Wohlthäter verdrängen zu helfen. Der Graf hatte eine feyerliche Religioſität, deren ſich ſeine Feinde bedienten, um den größten Flecken ſeines Lebens über ihn zu bringen: die Entdeckung der Gehülfen ſeines letzten raſchen Unternehmens. Es gab kaum einen Fehler an ihm, der nicht aus dem Adel ſeiner Natur entſprungen wäre. Heinrich Wotton erzählt, daß er viel auf ausgeſuchte Bäder gehalten. Dieß war ein geringer Luxus, und ſchrieb ſich ſo wenig von irgend einem weibiſchen Weſen her, daß er vielmehr, während er ſich ankleidete, beſtändig Briefe las, und Geſuche anhörte. Rohheit der Sitten iſt dem Muth nicht nöthig. Eſſex war tapfer, romantiſch und prächtig; ſeine Uebungen im Scheibenſchießen vor den Augen der Bürger machten ihn ſehr populär; die Frauen und das Volk hörten nie auf ihn anzubeten. Sein Talent für Gepränge und ſolche Spiele, die ein Bild des Krieges geben, war ſo groß wie ſein Genie für die Sache ſelber. Seine Wahlſprüche und Erfindungen zu Feſten ſind ſehr bewundert worden. Ein Zeitgenoſſe hat einen ſeiner Masken-Aufzüge beſchrieben, und ich will einen kleinen Auszug daraus mittheilen, um einen Begriff von den Vergnügungen des Zeitalters zu geben, und weil er ſich auf die Leidenſchaft der Königin bezieht.

Eine Weile vorher, ehe er zum Rennen erſchien, ſchickte er ſeinen Edelknaben mit einer kleinen Rede an die Königin; dieſer kehrte mit ihrem Handſchuh zurück. Wie er ſelber kam, empfingen ihn ein alter Einſiedler, ein Staatsſekretär, ein Kriegsmann und ein Schildträger. Der erſte überreichte ihm geiſtliche Betrachtungen, der zweyte politiſche Reden, der dritte Beſchreibungen von tapfer gefochtnen Schlachten, der vierte gehörte eigentlich zum Gefolge des Grafen und die andern drey hatten ihm vor der Erſcheinung deſſelben ihre Abſichten mitgetheilt. Kurz, jeder von ihnen ſuchte den Grafen für ſich zu gewinnen, und ihn zu überreden, ſein weltlich Lieben zu verlaſſen und ſich himmliſcher Betrachtung zu weihn. Aber der Schildträger fertigte ſie alle ab, und ſagte ihnen grade heraus: daß dieſer Ritter nimmermehr von der Liebe zu ſeiner Gebieterin laſſen würde, denn ihre Tugend heiligte alle ſeine Gedanken, ihre Weisheit lehrte ihm die wahre Politik, und ihre Schönheit und Würdigkeit machten ihn zu jeder Zeit fähig, über Armeen Befehlshaber zu ſeyn. Er zeigte ihnen alle Mängel ihrer verſchiednen Beſtrebungen, und daß er alſo ſein erwähltes Theil, der Gebieterin zu dienen für das beſte hielte. — Die Königin ſagte, wenn ſie geglaubt hätte, daß ſo viel von ihr die Rede ſeyn würde, ſo wäre ſie nicht gekommen.

Seine vortrefflichſte Kompoſition, und die in manchem Betracht denen der größten Genies an die Seite geſtellt werden kann, iſt ein langer Brief an die Königin aus Irland, worin er die Lage dieſes Landes auf eine meiſterhafte Art ſchildert, ſowohl als Feldherr wie als Staatsmann, und mit einem Erguß der zärtlichſten Beredſamkeit darüber ſchließt, daß er der Liſt ſeiner Feinde ſo unglücklich während ſeiner Abweſenheit Preis gegeben ſey. Es muß Bewunderung erregen, daß ein Mann, der in ſeinem ſiebzehnten Jahre allem Unterricht und Nachdenken entriſſen worden war, und in der Mitte eines Hofes erzogen, verzogen, verdorben und verblendet wurde, dem ungeachtet alle Gelegenheiten ergriff, ſeinen Geiſt auszubilden. In einem andern Brief aus Irland ſagt er rührend: „Ich verſorgte mich zu „dieſem Unternehmen mit einem Bruſtſchild, aber „nicht mit einem Panzer, das heißt: meine Bruſt iſt „geſchützt, aber nicht mein Rücken.“ — Man hat ehedem ſeine Aufſätze in Staatsſachen dem Bacon zugeſchrieben, neuerdings ſeinem Sekretär Cuffe. Der letzte mochte bey der Zuſammentragung der Materialien einige Hülfe leiſten: allein es geht durch alle Briefe des Grafen eine Eigenthümlichkeit des Styles hin, die ſo ganz für ſeine Lage und ſeine Gefühle paßt, daß niemand ihm den Ausdruck derſelben eingeben konnte. Es findet ſich noch eine große Menge gelegenheitlicher Briefe des Grafen, die ganz im kräftigen Styl jenes Zeitalters und im leichten und fließenden des jetzigen geſchrieben ſind. Es zeigt ſich in ihnen der eifrige Freund, der kühne beleidigte Feind, der Staatsmann und der Mann von feiner Sitte.

Alles dieſes ging im vier und dreyßigſten Jahre mit ihm unter.

Schriften: A memorial drawn up on the apprehenſion of an invaſion from Spain. A narrative of the expedition to Cadiz. To Mr. Antony Bacon, an apology of the Earl of Eſſex, againſt thoſe which falſely and maliciously take him to be the only hindrance of the peace and quiet of his country. Wiedergedruckt im J. 1729 unter dem Titel: The earl of Eſſex's vindication of the war with Spain. Advice to the earl of Rutland for his travels, eingerückt in Profitable inſtructions etc. for travellers. Lond. 1633. 8. Directions both general and particular, drawen by the lord general Eſſex, for the better inſtructinge and government of the army, in anno 1596. Verſes in his trouble und Meditations in der Königl. Bibl. Ein Brief und ein paar Sonette an die Königin. A pretious and moſt divine letter, from that famous and ever to be renowned earl of Eſſex to the earl of Southampton in the latter end of queen Elizabeth's reign, gedr. im J. 1643, und in Cogan's collection of tracts. Eine große Menge ſowohl Lateiniſcher als Engliſcher Briefe, theils gedruckt in Bacon's papers und in der Cabala, theils handſchriftlich im Beſitz des Dr. Birch und unter den MSS. Harl.

Eduard Vere, Graf von Oxford.

Seine Jugend zeichnete ſich durch ſeinen Witz, durch ſeine Geſchicklichkeit in Leibesübungen, durch Muth und Eifer für ſein Vaterland aus. Man bemerkt von ihm, daß er der erſte war, der geſtickte Handſchuh und wohlriechende Waſſer, die er von einer Reiſe nach Italien mitbrachte, in England einführte. Er ſchenkte der Königin Eliſabeth ein paar dergleichen Handſchuh, welcher ſie ſo wohl gefielen, daß ſie ſich damit mahlen ließ. Im Jahr 1585 ſtand er an der Spitze des Adels, der ſich mit dem Grafen von Leiceſter zum Beyſtand der Holländer einſchiffte, und im Jahr 1588 ſtieß er mit Schiffen, die er auf eigne Koſten ausgerüſtet, zu der Flotte gegen die Spaniſche Armada. Er war Ritter des Hoſenbandes und ſaß in den berühmten Gerichten über die Königin von Schottland, die Grafen Arundel, Eſſex und Southampton. Ein andres Gericht unter dieſer Regierung zog ſeinen, jedoch willkührlichen, Ruin nach ſich. Er war ein Freund des Herzogs von Norfolk, der in der Sache der Schottiſchen Königin verurtheilt wurde, und lag ſeinem Schwiegervater Burleigh dringend an, das Leben des Herzogs zu retten.

Da er kein Gehör fand, wurde er gegen den Miniſter ſo aufgebracht, daß er in thörichter ungerechter Rache, obſchon ihr Grund liebenswürdig war, ſchwur, alles zu thun, um ſeine Tochter unglücklich zu machen; er enthielt ſich dem zufolge nicht allein ihres Bettes, ſondern er verkaufte und verzehrte auch den größten Theil des großen Erbes, das ihm ſeine Vorfahren hinterließen. Er ſtarb als ein ſehr alter Mann im zweyten Regierungsjahr Jakobs des erſten. Als Dichter wurde er ſehr bewundert, ſelbſt Spenſer hat ihn als ſolchen gefeyert; er galt auch für den beſten Komödienſchreiber ſeiner Zeit, aber ſelbſt die Namen aller ſeiner Stücke ſind verlohren gegangen, und nur wenig Gedichte van ihm übrig geblieben.

Schriften: Einige Gedichte in The Paradiſe of dainty devices. Lond. 1578. u. in England's Parnaſſus, publ. by R. A. 1600. Walpole hat ſelbſt aus einer Handſchrift zwey vorher ungedruckte Gedichte eingerückt, die poetiſches Verdienſt haben, aber in ihrer alten Sprache den meiſten deutſchen Leſern unverſtändlich ſeyn würden. — Einige Briefe unter den MSS. Harl.

Thomas Sackville, Lord Buckhurſt.

Es iſt nicht erforderlich, mich auf das Leben dieſes Pairs als Staatsmann einzulaſſen, und hinreichend zu ſagen, daß wenig erſte Miniſter einen ſo unbeſcholtnen Ruhm hinterlaſſen haben. Faſt eben ſo unnöthig iſt es zu bemerken, daß er der Patriarch eines Geſchlechtes von Geiſt und Genie war. Er vertauſchte frühzeitig das Studium der Rechte mit den Blumenpfaden der Dichtkunſt, und zeichnete ſich in Lateiniſchen und Engliſchen Werken aus. In ſeinen ernſteren Jahren gewann ſeine glänzende Einbildungskraſt an Züchtigkeit ohne an Fülle einzubüßen. Sie nannten ihn, wie Lloyd ſagt, die Sternkammerglocke, eine Vergleichung, die man nicht mehr verſtehen würde, wenn er nicht hinzugeſetzt hätte: „ſo überfließend ſtrömte ſeine Erfindung.“ Er war mit Norton's Beyhülfe Verfaſſer des berühmten Trauerſpiels Gorboduc oder Ferrex und Porrex, des erſten dramatiſchen Stückes von einigem Betracht in Engliſcher Sprache, und das viele Jahre vorher geſchrieben worden, ehe Shakſpeare mit ſeinen Schauſpielen auftrat, indem es ſchon im Jahr 1561 vor der Königin aufgeführt ward.

Pope wundert ſich, „daß die Schicklichkeit und natürliche Leichtigkeit deſſelben von den dramatiſchen „Schriftſtellern, die auf ihn folgten, nicht beſſer „nachgeahmt worden iſt.“ Sir Philipp Sidney giebt folgende ſtattliche Charakteriſtik davon. „Es iſt voll prächtiger Reden und wohlklingender Phraſen, die ſich zu der Höhe des Styles von Seneca erheben, und eben ſo reich an vortrefflicher Moral, die es auf eine entzückende Weiſe lehrt, und ſo das wahre Ziel der Poeſie erreicht *).“

---

*) Die Wahrheit iſt, daß man nicht leicht eine langweiligere Misgeburt von leerer Schulrhetorik und dem Beſtreben nach einer gewiſſen nüchternen Klaſſicität leſen kann, als dieſen Ferrex und Porrex. Sidney's naives Lob konnte indeſſen in einem unkritiſchen Zeitalter wohl aus einem wahrhaft dichteriſchen Geiſte hervorgehen, der aber das Weſen ſeiner eignen Beſtrebungen nicht verſtand, und alſo auch kein Kenner fremder Werke ſeyn konnte. Ueberdieß entſchuldigt die Kindheit der Kunſt das übertriebne darin. Hingegen Pope's im Bewußtſeyn der kritiſchen Meiſterſchaft ertheilter Ausſpruch iſt unter andern ein Beweis, daß dieſer Abgott der Korrekten keinen Begriff von dramatiſcher Kunſt, ſo wie überhaupt keinen Sinn für ächte Poeſie und alles Große in ihr hatte. Merkwürdig iſt dabey die tadelnde Hindeutung auf Shakſpeare. Es würden in der That ſchöne Dinge ans Licht gekommen ſeyn, wenn Pope nur das Herz gehabt hätte, ſeine eigentliche Meynung über Homer und Shakſpeare recht herauszuſagen!

A. d. Ueb.

Tiptoſt und Rivers gaben das Beyſpiel, Licht von andern Ländern zu borgen, und begünſtigten den Einführer der Buchdruckerkunſt, Caxton. Die Grafen Oxford und Buckhurſt zündeten ein neues Licht für das Drama an, und hörten auf, die Menge durch lächerliche Vorſtellungen aus der heiligen Schrift zum Lachen oder zum Weinen zu bewegen. Den beyden erſten verdanken wir die Buchdruckerkunſt, den beyden letzten den Geſchmack, und was ſind wir nicht vielleicht dem letzten unter dieſen Vieren ſchuldig. Man giebt zu, daß unſere hiſtoriſchen Schauſpiele auf die heroiſchen Erzählungen im *Spiegel der Obrigkeiten*, wozu er den Plan entworfen, und die Ausführung durch einige Gehülfen beſorgt, ſelbſt aber die Vorrede und das Leben des Herzogs von Buckingham abgefaßt hat, gegründet ſind. Dieſem Werk und der Kühnheit der neuen Darſtellungen des Lord Buckhurſt verdanken wir vielleicht den Shakſpeare **). Solche Verpflichtungen,

---

**) Gegen die in England allgemein angenommne Behauptung, als habe das erwähnte Buch ſo bedeutend auf Shakſpeare's Geiſt gewirkt, ließe ſich vielleicht manches einwenden; doch iſt hier nicht der Ort zu dieſer Erörterung.

A. d. Ueb.

wie die gegen dieſe vier Lords, reichen hin, ein Verzeichniß adelicher Schriftſteller zu rechtfertigen.

Schriften: Ferrex and Porrex, gedr. im J. 1565 u. 1570, unter dem Titel: Gorboduc, 1590. Wieder abgedruckt in Dodsley's Collection of old plays. Vol. 1 A mirrour of magiſtrates, being a true chronicle hiſtory of the untimely fall of ſuch unfortunate princes and men of note, as have happened ſince the firſt entrance of Brutus into this island until this latter age. Einige Briefe in der Cabala u. unter den MSS. Harl.

Sir Francis Bacon, Viscount St. Albans.

Der Prophet der Wiſſenſchaften, welche zu offenbaren Newton nachmals in die Welt geſandt wurde. Es würde zudringlich gegen den Leſer ſeyn, ſich in irgend einen Bericht von dieſem erſtaunenswürdigen Geiſte und ſeinen Werken einzulaſſen. So lange es Wiſſenſchaft giebt, werden beyde allgemein bewundert werden. So lange Undankbarkeit und Schmeicheley verächtlich ſind, muß man die Verderbtheit dieſes großen Mannes beklagen, der unſterblichen Ruhm in ſeiner Gewalt hatte, und ſich zu kleinlicher Ehrſucht herabließ.

Sir Fulke Grevile, Lord Brooke.

Ein Mann, der zu ſeiner Zeit in großem Anſehn ſtand, aber einer von den ſchönen Geiſtern, die ſehr viel von ihrem Ruf in den Augen der Nachwelt einbüßen. Tauſend Zufälligkeiten der Geburt, der Hofgunſt und Popularität treffen zuweilen zuſammen, um ein geringes Verdienſt zu vergülden. Folgende Zeitalter, deren Blick dieſe Strahlen ſich entzogen haben, fragen voll Verwunderung, was die Menge ſo an ſich locken konnte. Niemand ſcheint mir ein ſo verwunderungswürdiger Gegenſtand vorübergehender Bewunderung als der geprieſene Freund des Lord Brooke, der bekannte Sir Philipp Sidney. Die Gelehrten Europas eigneten ihm ihre Werke zu; die Republik Pohlen hielt ihn wenigſtens für würdig, auf der Wahlliſte zu ihrer Krone zu ſtehn. Alle Muſen in England beweinten ſeinen Tod. Wenn wir in dieſer Entfernung unterſuchen, was für unermeßliche Verdienſte denn eine ſolche Bewunderung hervorgebracht haben, was finden wir? — Große Tapferkeit? — Es war ein Zeitalter von Helden. — Statt aller andern Beweiſe ſeiner Talente haben wir einen langweiligen weinerlichen pedantiſchen Schäferroman durch welchen ſich ſelbſt die Geduld eines jungen verliebten Mädchens jetzt nicht durchzuarbeiten vermag, und einige abgeſchmackte Verſuche, Engliſche Verſe in Römiſche Feſſeln zu legen: ein Beweis, daß dieſer beliebte Schriftſteller wenig vom Genius ſeiner eignen Sprache verſtand. *) Den

---

*) Die Berufung auf den (unbekannten) Genius der Sprache iſt ganz und gar nicht gültig, um ohne weitere Gründe einen ſolchen Verſuch zu verwerfen. Man verſteht doch wohl unter dem geheimnißvollen Wort nicht das einmal feſtgeſetzte, ſondern den Geiſt und Sinn derer, die eine Sprache reden. Wenn dieſe alſo für die klaſſiſche Rhythmik empfänglich werden, ſo wird ſchwerlich im Bau der Sprache etwas ſeyn, was

beſten Begriff von ſeinen Fähigkeiten giebt ein politiſches Pamphlet, worin er ſeinen Onkel Leiceſter mit großer Wärme vertheidigt †). Er ſtarb

---

die Einführung der alten Sylbenmaße mit den gehörigen Modifikationen unmöglich oder unſchicklich machte. Das dem Verf. unbekannte Beyſpiel der Deutſchen Sprache kann manche Vorurtheile hierüber widerlegen. Ueberdieß war der Genius der Engliſchen Sprache damals noch nicht ſo ganz auf die ſteife Einförmigkeit der gereimten Couplets, und auf die loſe Unbeſtimmtheit des blank verſe heruntergebracht, wie heutiges Tages. Sidney's Hexameter ſind alſo keinesweges ſo abgeſchmackt, wenn ſie auch ohne Nachahmung blieben, und verdienen ihm vielmehr die Ehre in einer Geſchichte der modernen Poeſie genannt zu werden.

A. d. Ueb.

†) Man hat mich getadelt, daß ich Sidney's Vertheidigung der Poeſie nicht erwähnt, die einige für ſein beſtes Werk halten. Ich hatte ſie in der That vergeſſen, als ich dieſen Artikel ſchrieb: ein Beweis, daß ich durch ſie wenigſtens ein ſo ausgezeichnetes Anſehen nicht hinlänglich begründet glaubte. Dieß war alles, was meine Kritik ſagen wollte: ich könne nicht begreifen, wie ein Mann, der in einigen Hinſichten geiſtlos und ſchwach geſchrieben, und der unſern beſten Schriftſtellern weit nachſtehn muß, zu einem ſo unermeßlichen Rufe gelangt ſey. Man wäge ſeine Verdienſte und ſeinen Ruhm gegen einander, und entſcheide, ob die Welt den S. Ph. Sidney überſchätzt, oder ich ihn unterſchätzt habe.

A. d. Verf.

mit der unbeſonnenen Hitze eines jungen Volontärs, nachdem er im Leben mit der Kaltblütigkeit und Weitſchweifigkeit der Mademoiſelle Scuderi geſchrieben. Die Königin Eliſabeth ſagte einmal von Eſſex: „Sie werden ihn uns noch todſchlagen, wie den unbeſonnenen Geſellen, den Sidney.“

Indem ich ſeiner erwähne, habe ich mich nicht von meinem eigentlichen Gegenſtande entfernt, da es Sir Fulke Grevile's höchſter Ehrgeiz und ſein größtes Verdienſt war, der Freund Sir Philipp Sidney's zu ſeyn, wie er ſich ſelbſt in ſeiner Grabſchrift nannte. Er hat auch deſſen Leben beſchrieben. Man bezeugt, er habe gleichfalls das Leben der Königin Eliſabeth ſchreiben wollen: ein Werk, wovon wir nicht ſehr beklagen dürfen, daß es nicht zu Stande gekommen iſt, da er ſelbſt dem Grafen von Salisbury ankündigte, er wolle zwar nichts mittheilen als die Wahrheit, aber er halte ſich nicht verpflichtet, die ganze Wahrheit zu ſagen; eine Vergünſtigung, die unter allen Klaſſen von Menſchen der Hiſtoriker am wenigſten das Recht hat ſich herauszunehmen. Was er verbirgt, iſt vermuthlich dasjenige, was am meiſten unterrichten würde.

Schriften: The life of the renowned Sir Philip Sidney. Sir Fulke Grevile's Five years of King James, or the condition of the ſtate of England, and the relation it had to other provinces. Gedr. 1643, 4. A letter to an honourable lady with advice how to behave herſelf to a husband of whom ſhe was jealous. A letter of travel. Caelica, eine Sammlung von 109 Liedern. A treatiſe of human learning, in 150 Stanzen. An inquiſition upon fame and honour, in 86 Stanzen. A treatiſe of wars, in 63 Stanzen. Remains, beſtehend in politiſchen und philoſophiſchen Gedichten. Alaham, a tragedy. Muſtapha, a tragedy. M. Tullius Cicero, a tragedy. Das letzte Stück wird ihm ſtreitig gemacht.

Robert Grevile, Lord Brooke.

Er ſpielte eine Rolle beym Anfang des bürgerlichen Kriegs, und war vermuthlich ein Mann von hoher Tugend, denn die royaliſtiſchen Schriftſteller laſſen ſich herab zu ſagen, wenn er ein wenig länger gelebt hätte, ſo würde er vermuthlich die Abſichten ſeiner Partey durchſchaut und ſie verlaſſen haben. Dieſe einfältige Art von Apologie iſt auch für andre Patrioten von berühmten Geſchichtſchreibern gemacht worden, als wenn nur die Möglichkeit einer Bekehrung jene Helden entſchuldigen könnte, die ſich dem willkührlichen Verfahren Karls des erſten und ſeiner Miniſter widerſetzten, und deren Muth wir ſo viel von unſrer Freyheit verdanken. Es iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit da, daß dieſer Lord Brooke ſeine Grundſätze verläugnet haben würde; Clarendon ſchildert ihn als einen der entſchloſſenſten von der Partey, und es iſt nicht glaublich, daß ein Mann, der auf dem Punkte ſtand, in den Wäldern von Amerika die Freyheit aufzuſuchen, ihre Fahnen verlaſſen hätte, wenn ſie in ihrem eignen Britannien ſiegten. Er und der Lord Say und Seal hatten ſich ſchon einen Fleck in Neuengland auserſehn, wohin ſie ſich begeben wollten, wenn die Gewaltthätigkeiten des Hofes der Freyheit ihres Vaterlandes den Untergang drohten. Im Jahr 1635 ſchickten die beyden Lords George Fenwicke dahin ab, um für ſie und ihre Freunde einen Zufluchtsort zu bereiten; dem zufolge wurde eine kleine Stadt erbauet und nach ihren vereinigten Namen Saybrook benannt. Aber da ein edlerer Geiſt die Oberhand gewann, ſchlugen die beyden Lords es dem Könige ins Angeſicht ab, in die Verpflichtung einzutreten, die er den Pairs zu York vorſchlug, daß ſie Treue gegen ihn, und Verabſcheuung derer, die er Rebellen nannte, geloben ſollten. Sie waren thätig bey allen patriotiſchen Maßregeln im Hauſe der Lords, und Lord Brooke betrug ſich mit dem äußerſten Muth und Tapferkeit in dem Kriege, der nun erfolgte, ob er gleich eins der erſten Opfer in der Sache ſeines Vaterlandes war, denn er wurde im Jahr 1643 in das Auge geſchoſſen, da er den verſchanzten Kirchhof zu Litchfield ſtürmte. Es iſt kläglich, daß Lord Clarendon ſehr ernſthaft manche Bemerkungen des Pöbels über ſeinen Tod erzählt, die ſie in ihrer Sprache Gerichte Gottes nennen. Lord Brooke hatte, wie es ſcheint, an demſelben Morgen laut gebetet: „daß wenn ſeine Sache nicht gut und gerecht ſey, er ſogleich hinweggerafft werden möchte.“ — Hätte Lord Clarendon dieſes als einen Beweis der Aufrichtigkeit des Lord Brooke angeführt, ſo wäre es löblich, aber konnte er ſich einbilden, daß der Regent des Himmels ſchnelle Zerſtörung herabſendet, um einen gewiſſenhaften Mann zurecht zu weiſen? Er dachte vermuthlich nicht an den Herrſcher des Himmels, ſondern an die betrüglichen Viceregenten, die in der That ſchicklichere Rächer einer königlichen Sache ſeyn würden. Auch bemerkt er, daß der Todestag des Lord Brooke St. Chadd's Tag war, dem die Domkirche zu Litchfield zuerſt geweihet worden. Lord Clarendon iſt bey der Würde des Livius nicht ohne deſſen Aberglauben. Der Römer hatte ſeine heiligen Hühner und Clarendon ſeinen St. Chadd.

Schriften: The nature of truth, its union and unity with the ſoul, which is in its eſſence, faculties, one with truth. Lond 1640. 12. A diſcourſe opening the nature of epiſcopacy, which is exerciſed in England. Lond. 1641. Two ſpeeches ſpoken in the Guildhall, London, concerning his majeſty's refuſal of a treaty of peace. Lond. 1642. Answer to the ſpeech of Philip earl of Pembroke, concerning accommodation in the houſe of lords. Dec. 19. 1642. Speech at the election of his captains and commanders at Warwick-caſtle. Lond. 1643.

Edward, Lord Herbert von Cherbury.

Eine von den größten Zierden des gelehrten Adels, ein Mann von kriegeriſchem Geiſt und tieſem Verſtande. Er wurde zum Ritter des Bath-Ordens ernannt, als Prinz Heinrich den vom Hoſenbande empfing, und da er als Geſandter nach Frankreich geſchickt war, um ſich für die dortigen Proteſtanten zu verwenden, wies er den Uebermuth des Connetable Luynes mit dem Muthe eines Edelmannes zurück, ohne die Würde eines Geſandten bloß zu ſtellen. Dieß verurſachte eine Entfernung zwiſchen den beyden Höfen, aber der Tadel fiel ganz auf den Connetable. Im Jahr 1625 wurde Sir Edward zum Baron von Irland, im J. 1631 von England gemacht, aber in der Sache ſeines Vaterlandes trat er auf die Seite der Repräſentanten. Er ſtarb im Jahr 1648.

Als Soldat gewann er die Achtung jener groſſen Feldherren, des Prinzen von Oranien, und des Connetable von Montmorency; ſein Ritterthum war aus den reinſten Quellen der Feenkönigin von Spenſer abgeleitet. Wäre er ehrgeizig geweſen, ſo hätte ihn die Schönheit ſeiner Perſon ſo weit führen können, als ein edler Ritter begehren mag zu gehen. Als Staatsbeamter behauptete er die Würde ſeines Vaterlandes, ſelbſt wenn der Fürſt ſie herabſetzte, und er hat bewieſen, daß er eben ſo wohl im Stande war die Annalen deſſelben zu ſchreiben, als ſie durch rühmliche Thätigkeit zu bereichern. Dieſe geſchäftigen Szenen wurden mit Beſchaulichkeit und philoſophiſchen Unterſuchungen vermiſcht und beſchloſſen. Rechnen wir von jeder Periode ihre Ausſchweifungen und Irrthümer ab, ſo wird es nicht leicht ſeyn, dem Leben eines Mannes von Stande eine ſchönere Folge von Beſchäftigungen anzuweiſen. Tapferkeit und kriegeriſche Thätigkeit in der Jugend, Staatsgeſchäfte für das mittlere Alter, Betrachtung und Arbeiten für die Belehrung der Nachwelt in den ſtilleren Szenen des dem Ende nahenden Lebens: ſo war die Laufbahn des Lord Herbert.

Seine ſpekulativen Schriften waren es indeſſen hauptſächlich, die ihm durch ihren Scharfſinn und ihre Sonderbarkeit eine Menge von Bewunderern und Tadlern zuzogen, und ſeinen Ruf zum erſten Range erhoben. Die vielen großen Männer, welche die folgende Periode verherrlichten, haben ihm etwas von der öffentlichen Aufmerkſamkeit entzogen. Es muß ein Genie von der erſten Größe ſeyn, deſſen Ruhm mit dem Laufe der Zeiten anſchwillt, und das ſich über die Gleichgültigkeit zu erheben vermag, welche die Menſchen beſchleicht, ſo wie ein Schriftſteller nach und nach aufhört, Gegenſtand der Unterhaltung zu ſeyn. Spekulative Schriftſteller, wie durchdringend und erhaben ihr Verſtand auch ſeyn mag, erhalten ſelten das bekräftigende Siegel des allgemeinen Beyfalls, weil unter allen dem Menſchen verliehenen Fähigkeiten, die Spekulation am wenigſten zu einer ſichern Regel der Vollkommenheit gebracht iſt.

Sein Hauptwerk in dieſem Fache iſt das Buch über die Wahrheit, das Lateiniſch von ihm abgefaßt, und hierauf ins Franzöſiſche überſetzt ward. Er behauptet darin die Lehre von den angebohrnen Ideen, und Locke, obgleich von dem entgegengeſetzten Syſtem, geſteht dem Verfaſſer doch zu, ein Mann von großen Talenten geweſen zu ſeyn. Auf die Auffoderung des Piresc und Diodati hat Gaſſendi darauf geantwortet, allein dieſe Antwort erſchien erſt nach ſeinem Tode. Auch Baxter machte Bemerkungen dagegen in ſeinen Gründen für die chriſtliche Religion, und ein gewiſſer Kortholt, ein alberner Deutſcher Eiferer, ergrimmte dermaßen darüber, daß er einen Lateiniſchen Traktat ſchrieb, betitelt: Von den drey großen Betrügern, Eduard Herbert, Thomas Hobbes, und Benedict Spinoſa.

Aeußerſt merkwürdig iſt es, was Lord Herbert von ſich ſelbſt erzählt hat, er habe feyerlich um ein Zeichen gebetet, ob er dieſe Schrift bekannt machen ſolle oder nicht, und ein plötzliches Getöſe als ein imprimatur des Himmels angeſehen. Es giebt keinen bezeichnenderen Charakter der menſchlichen Natur, als daß ſie den gröbſten Widerſprüchen offen liegt. Einer von Lord Herberts Haupteinwürfen gegen die geoffenbarte Religion iſt die Unwahrſcheinlichkeit, daß der Himmel ſeinen Willen bloß einem Theil der Erde ſollte kund gethan haben, was er partikuläre Religion nennt. Wie konnte ein Mann, der partiale Offenbarung bezweifelte, an individuelle glauben? Und welche Eitelkeit, ſein Buch von ſolchem Belang für die Sache der Wahrheit zu halten, daß es eine Erklärung des göttlichen Willens erzwingen könne, während das Wohl des halben Menſchengeſchlechtes es nicht vermochte!

Ein Werk von ihm in einer ganz andern Gattung, das immer noch ſehr geſchätzt wird, iſt ſeine Geſchichte Heinrichs des achten, die er auf König Jakob des erſten Befehl unternahm. Man muß dabey beklagen, daß ein Mann, der es nöthig fand, gegen Karl den erſten die Waffen zu ergreifen, die ungeheuren Grauſamkeiten Heinrichs des achten zu bemänteln ſucht, gegen den Karl ein tugendhafter Fürſt war. Es iſt ſeltſam, daß die Abfaſſung einer Lebensbeſchreibung den Biographen gewöhnlich in ſeinen Gegenſtand verliebt macht, da man im Gegentheil denken ſollte, je genauer jemand das Leben eines Menſchen unterſucht, deſto weniger Grund werde er finden, ihn zu lieben oder zu bewundern.

Endlich hat Lord Herbert auch die Geſchichte ſeines eignen Lebens geſchrieben, die erſt im Jahr 1764 aus ſeiner Handſchrift herausgegeben iſt, da ſie ſchon in groſſer Gefahr war, gänzlich unterzugehen. Der Styl iſt ausgezeichnet gut für jenes Zeitalter, welches ſonſt, zwiſchen der gediegnen und ausdrucksvollen Männlichkeit des vorigen Jahrhunderts und der Reinheit des gegenwärtigen Geſchmacks in die Mitte fallend, an keinem von beyden Theil hatte. Seine Bemerkungen ſind neu und ſcharfſinnig, aber nichts iſt hervorſtechender, als das Gepräge der Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, welches die ganze Erzählung an ſich trägt. Wenn er unſre Verwunderung, und die Verwunderung Zweifel erregt, ſo nimmt der Zauber ſeiner redlichen Offenheit allen Anſtoß hinweg. Der ganze

Bericht wirſt ungemein viel Licht auf die Sitten des Zeitalters, wiewohl die erhellenden Lichtſtrahlen ſchnell vorüberziehen. Nichts iſt darin ſo auffallend, als der ſeltſame Mangel an Polizey, der damals in England herrſchte. — Was den Charakter des Verfaſſers ſelbſt betrifft, ſo offenbart er Schwachheiten, Leidenſchaften, vielleicht einige Eitelkeit, gewiß einige Verkehrtheit: dieſe verſchmähte er zu verbergen, denn er ſuchte Wahrheit, ſchrieb über Wahrheit und war ſelbſt Wahrheit; er ſagte es redlich, wann er ſie verfehlt oder darin geirrt hatte. Sein inniger Glaube an die Gottheit und ſeine ernſte Verehrung derſelben erſcheint auf dieſen Blättern: aber weder der Freygeiſt noch der Mönch dürfen weitere Befriedigung erwarten. Dieſes Leben eines Philoſophen iſt weder eine Ableitung ſeiner Meynungen, noch ein Gemählde der Philoſophie: mit Erſtaunen findet der Leſer, daß die Geſchichte Don Quixote's das Leben Plato's war.

Kurz es iſt vielleicht der außerordentlichſte Bericht, den je ein weiſer Mann im Ernſt von ſeinem Leben gab. Man weiß nicht, was verwunderswürdiger iſt, daß ein Mann, der als ein romanhafter Duellant lebte, das Buch über die Wahrheit ſchreiben konnte; oder daß er, da er es geſchrieben, den frühern Theil ſeines Lebens mit Zufriedenheit und Billigung aufgezeichnet hat.

Schriften: De veritate, prout diſtinguitur a revelatione, a veriſimili, a poſſibili, a falſo. Cui operi additi ſunt duo alii tractatus: primus, de cauſis errorum; alter, de religione laici. Una cum appendice ad ſacerdotes de religione laici, et quibusdam poematibus. — Nachher Franz. Paris 1639. 4. De religione gentilium, errorumque apud eos cauſis. Lond. 1645. 8. nachher 1667. 4. u. 1700. 8. Ins Engliſche überſ. von W. Lewis 1705. 8. Expeditio Buckinghami ducis in Ream inſulam. Lond. 1656. 8. Life and reign of Henry the eigth. Lond. 1649. 1672. 1682. Occaſional poems. Lond. 1665. 8. Andre Gedichte in Werken andrer Autoren zerſtreut, beſonders in Joſ. Sylveſtri Lacrymae lacrymarum. Life of Edward Lord Herbert of Cherbury, written by himſelf. Gedruckt im J. 1764 zu Strawberry-hill, dem Landgute Walpoles, der ſelbſt die Herausgabe beſorgt, und das Buch mit einer Einleitung begleitet hat, aus welcher das Weſentliche in obigen Artikel aufgenommen worden iſt. — Noch wird ihm zugeſchrieben: A dialogue on education. 1768. 4.

William Cavendiſh, Herzog von Newcaſtle.

Ein Mann, der durch die Laufbahn, in welche er hineingezwängt wurde, ſehr bekannt geworden iſt, und auf dem Pfad des Ruhmes, den er ſelbſt erwählte, ſehr bald vergeſſen worden wäre; doch hat er ſich als Schriftſteller ſolchen bekannt gemacht, die kaum irgend einen andern Schriftſteller kennen — durch ſein Buch über die Reitkunſt. Ob er gleich verliebt in Poeſie und Muſik war, wie Clarendon ſich ausdrückt, ſo mochte er doch geſchickter ſeyn, den Pegaſus für die Bahn zuzureiten, als den Parnaſſus mit ihm zu erklimmen. Unter allen Reitern dieſes edlen Thieres giebt es vielleicht kein fantaſtiſcheres Paar als dieſen Herzog und ſeine getreue Gemahlin, die auch niemals vom Sattel kam. Sein Porträt iſt eines der beſten, die Clarendon gezeichnet hat; die Herzogin hat auch eins hinterlaſſen, das zwar ein wenig weitlauftig aber doch ſehr unterhaltend iſt. Es iſt luſtig zu ſehn, wie ſie ihren Gemahl zuweilen mit Julius Cäſar vergleicht, und dann ſolche Anekdoten erzählt wie z. B. in was für einem Wagen er nach Amſterdam reiſte.

Die Züge, ihren eignen Charakter betreffend, ſind unnachahmlich. Sie ſagt, „daß es Gott gefallen habe, ſeiner Dienerin, der Natur, zu befehlen, ſie mit poetiſchem und philoſophiſchem Genie von ihrer Geburt an zu begaben, denn ſie habe einige Bücher in dieſem Fache vor ihrem zwölften Jahre geſchrieben.“ Indeſſen obſchon ſie Philoſophie geſchrieben, ſo ſcheint es doch, als habe ſie keine geleſen, denn ſie berichtet uns, da ſie den Vierzigen nahe iſt, daß ſie ſich auf die Lektüre philoſophiſcher Schriften lege, „um die Kunſtausdrücke zu lernen.“ Was uns den beſten Begriff von ihrer gränzenloſen Leidenſchaft zu ſchreiben giebt, iſt, daß ſie ſelten das Geſchriebene wieder durchlas, „damit es ſie nicht im Empfangen der folgenden Gedanken ſtöre.“ Ein Bedienter mußte in ihrem Schlafzimmer auf einem Rollbett ſchlafen, und wenn ſie in der Nacht irgend eine Eingebung fühlte, ſo rief ſie aus: „John, ich empfange!“ Dann ſtand er auf und ſchrieb ihre Träumereyen nieder. Welch ein Gemählde adelicher Thorheit macht dieſes ſtattliche poetiſche Paar, das ſich auf ſein eignes kleines Gebiet zurückgezogen hatte, und einer den andern nun mit weitläuftigen Schmeicheleyen über Dinge verblendete, die für keinen Sterblichen das geringſte Intereſſe hatten. Der Biograph des Herzogs ſagt, „daß er ſeine Schauſpiele in der Manier des Ben Jonſon geſchrieben und von den beſten Richtern dafür anerkannt worden, ſeinem Meiſter nicht nachzuſtehn.“ Manche ſind wirklich mit großem Beyfall aufgenommen und für die beſten ihrer Zeit geachtet worden.

Schriften: *La methode nouvelle de dreſſer les chevaux*, or the new method of managing horſes. Antwerp 1658. fol. A new method and extraordinary invention to dreſs horſes, and work them according to nature by the ſubtlety of art. Lond. 1667. fol. The exile, a comedy. The country captain, a comedy. Lond. 1677. The triumphant widow, or the medley of humours, a comedy. Lond. 1677. Seine Gedichte ſtehen zerſtreut unter denen ſeiner Gemahlin, in deren Stücken er auch viele Szenen ſchrieb.

Eduard Hyde, Graf von Clarendon.

Seiner vielumfaſſenden Menſchenkenntniß wegen nannte man ihn den Kanzler der menſchlichen Natur. In dieſer Entfernung der Zeit kann und ſollte ſein Charakter unparteyiſch erwogen werden. Seine verblendeten oder hinterliſtigen Zeitgenoſſen ließen ihm die ungerechteſte Begegnung widerfahren; das folgende Geſchlecht, wo die Anhänger der königlichen Gewalt wenigſtens die lauteſten, wenn auch nicht die zahlreichſten waren, iſt, von einem Werk beſtochen, das ihren Märtyrer vergötterte, eben ſo ungemeſſen in ſeinen Lobeserhebungen geweſen. Wir wollen ſeine großen Tugenden, die nicht der Grund ſeines Ruhmes waren, von den Fehlern des Geſchichtſchreibers trennen, welche die eigentliche Quelle deſſelben ſind.

Unter allen Tugenden der Neuerern hat ihr Patriotismus am ſchlechteſten die Probe beſtanden. Der große Strafford beſaß, bey der Beredſamkeit des Cicero und dem Heldenmuth des Epaminondas, nichts von der Standhaftigkeit des letzten. Hampden, ob er ſchon reiner von Flecken iſt, kann dem Verdacht nicht entgehen, daß er ehrgeizige Gedanken mit dem Mantel der Popularität bedeckte. Wenigſtens deutet der Umſtand, daß er ſich bey der in einem Vertrage mit dem König ausgemachten Vertheilung der Aemter damit begnügte, die Stelle eines Hofmeiſters bey dem Prinzen zu begehren, auf eben ſo ſtarke Eigennützigkeit als die des Grafen von Strafford, der vom Demagogen zum erſten Miniſter übergieng. In ſo fern Clarendon ſich einem eigenmächtigen Hofe widerſetzte und die Partey eines gedrückten ergriff, muß man eingeſtehn, daß er gewiſſenhaft handelte. Ein noch beſſerer Beweis war ſein Betragen bey der Wiedereinſetzung, wo der Strom einer bethörten Nation den König und ſeinen Miniſter ermahnte, ſich unumſchränkt zu machen. Hätte Clarendon nur nach Gewalt geſtrebt, ſo würde ſeine Gewalt nie aufgehört haben. Nicht ſowohl die Verdorbenheit des Hofes und die Blindheit des Volks verurſachten den Fall des Kanzlers, als vielmehr ein undankbarer König, der ihm nicht verzieh, daß er die Sklaverey ſeines Vaterlandes für ihn ausgeſchlagen hatte. In dieſer Rückſicht war Clarendon mehr der Kanzler der menſchlichen Natur als durch ſeine Kenntniß derſelben. Wie die Gerechtigkeit ſelbſt hielt er die Wage zwiſchen der nöthigen Gewalt der erſten Staatsobrigkeit und dem Intereſſe des Volks. Seine Zeitgenoſſen wurden angewieſen, dieſe nie auszulöſchende Verbindlichkeit zu überſehn und gegen dieſelbe zu ſchreyen, bis der einzige Mann entfernt worden war, der, wenn es möglich geweſen wäre, ſeines Herrn ſchlechte Regierung verbeſſert haben würde. Man lieſt mit Unwillen, daß Poſſen, die zu niedrig und fade für eine Jahrmarktsbeluſtigung geweſen wären, an einem Hofe, den man gebildet nannte, gebraucht wurden, um einen einfältigen Witzling ſich ſo hineinlachen zu laſſen, daß er den einzigen redlichen Miniſter, den er hatte, verabſchiedete. Buckingham, Shaftesbury, Lauderdale, Arlington und Leute dieſes Gelichters waren es, welche die Nation für Clarendon eintauſchte.

Die Tugenden, die ich angeführt habe, und faſt jede andre Tugend eines Miniſters machten ſeinen Charakter ehrwürdig. Als Geſchichtſchreiber ſcheint er mehr dem Tadel unterworfen. Seine Würde und Beredtſamkeit, ſeine Stärke in Charakterzeichnungen, ſeine Kenntniß des Gegenſtandes ſtellen ihn in die erſte Klaſſe der Schriftſteller: doch iſt er nicht ohne große und kleine Fehler. Was die letzten betrifft, ſo können ſeine Geſchichten von Geſpenſtern und Vorbedeutungen nicht dadurch vertheidigt werden, daß man annimmt, er habe ſelbſt nicht an ſie geglaubt: er kann doch keinen andern Grund gehabt haben, ſie einzumiſchen; auch muß man entweder an ſie glauben oder über ſie lachen, einen Mittelweg zwiſchen beyden giebt es nicht. Vielleicht nimmt auch ſein Lieblingscharakter, Lord Falkland, einen zu beträchtlichen Theil des Werkes ein, muß man das Gemüth gleich loben, das ſo lange glaubte, bis es den Freund zum Helden ſeiner Epopöe machte. Der Hauptfehler iſt aber, daß das ganze Werk eine ausgearbeitete Rechtfertigung König Karls des erſten iſt. Niemals hat jemand ſo viel Wahrheit mit ſo weniger Aufrichtigkeit hingeſtellt. Wenn er Uebles erzählt, ſo ſchleicht ſich immer ein milderndes Beywort ein, und er beſitzt die Kunſt, ſeine ſchwärzeſten Schatten durch einige Lichtſtrahlen zu brechen, die ihnen alles Schreckliche benehmen. Man kann von Clarendon in ſeiner doppelten Eigenſchaft als Staatsmann und Hiſtoriograph ſagen, daß er für die Freyheit handelte und für unumſchränkte Gewalt ſchrieb.

Die leiſe Andeutung der Züge, die glückliche Zartheit des Pinſels in ſeinen hiſtoriſchen Porträten kann mit dem wirklichen Pinſel des berühmten Porträtmahlers der damaligen Zeit verglichen werden, und verdient vor dieſem noch den Vorzug. Schwerlich dachte Vandyk, als er Sir Edward Hyde mahlte, daß ihm ein größerer Meiſter ſitze als er ſelbſt. Sie hatten in der That große Aehnlichkeit in ihrer Weiſe: jeder bildete die Natur beſcheiden und treu nach. Vandyks Männer ſind nicht alle von genau proportionirtem Bau, ſeine

Weiber keine Madonnen und Liebesgöttinnen: er ſcheint die Aehnlichkeit in allen ſeinen Bildniſſen ſtudirt zu haben, den Charakter in vielen, auch die Kleidungen ſind die des Zeitalters. Die Treue des Geſchichtſchreibers iſt eben ſo auffallend: er ſtellt den ganzen Faltenſchlag, die Biegungen und Wendungen jedes Charakters dar, den er zeichnet; und ob er ſchon Lichter und Schatten mannichfaltig gebraucht, ſo wie ſie die bezweckte Wirkung am beſten hervorbringen, ſo ſind doch ſeine Farben niemals aus der bloſſen Einbildung genommen, und immer mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit angeordnet. Hampden iſt nicht in der Rüſtung des Brutus gemahlt, und Cromwells Maske würde weder dem Julius noch Tiberius paſſen.

Schriften: A full answer to an infamous and traiterous pamphlet, entitled: A declaration of the commons of England in parliament aſſembled, expreſſing the grounds and reaſons of paſſing their late reſolutions touching no farther addreſs or application to be made to the king. Lond. 1648. The difference and disparity between the eſtates and conditions of George Duke of Buckingham and Robert earl of Eſſex. Lond. 1672. Animadverſions on a book, called: Fanaticism fanatically to the catholic church, by doctor Stillingfleet, and the imputation refuted and retorted by J. C. By a perſon of honour. Lond. 1674. A letter to the duke of York, and another to his daughter the ducheſs, on her embracing the Roman catholic religion. A brief view and ſurvey of the dangerous and pernicious errors to the church and ſtate, in Mr. Hobbes's book, entitled *Leviathan*. Oxf. 1676. A collection of ſeveral traits of the right honourable Edward earl of Clarendon etc. publ. from his lordſh. mſſ. Lond. 1727. fol. Hiſtory of the rebellion and civil wars in Ireland. Lond. 1726. 8. Hiſtory of the rebellion. Oxf. 1702—1704. Vol. III. fol., nachher verſchiedentlich in 6 Oktavbänden wiedergedruckt. Eine zweyte Hälfte dieſer Geſchichte, nebſt Clarendons Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt iſt aus ſeiner Handſchrift herausgegeben, 1759. fol. — Endlich verſchiedne Reden im Parlament, viele Briefe, um die Wiederherſtellung des Konigthums zu befördern, und einige Gedichte.

John Wilmot, Graf von Rocheſter.

Ein Mann, den die Muſen mit ihren Eingebungen begünſtigten und ſich ſchämten, ihn anzuerkennen, und der ohne die mindeſte Zurückhaltung das Geheimniß übte, das Verſen mehr Leſer um ihrer Makeln als um ihrer Verdienſte willen erwirbt: eine Kunſt, die weder preiswürdig noch ſchwer iſt. Die Moraliſten behaupten laut, es ſey kein Witz in der Liederlichkeit: Es iſt wahr, ſie giebt keinen Witz, aber ſie richtet ihn auch nicht zu Grunde. Die Gedichte des Lord Rocheſter haben mehr Schlüpfrigkeit als Witz, mehr Witz als Poeſie, mehr Poeſie als Verſeinerung. Man muß ſich wundern, das Zeitalter Karls des zweyten das verſeinerte nennen zu hören; weil die Presbyterianer und Religiöſen damals alles mit Ausdrücken aus der heiligen Schrift benannten, ſo affektirte der neue Hof jedes Ding bey ſeinen eignen Namen zu nennen. Seit jene Charaktere und Anekdoten in Vergeſſenheit übergingen, erſchienen die Gedichte der damaligen Zeit als ein Haufen ſinnloſer Zoten, die kaum Reime und noch ſeltner ein Sylbenmaß haben. Wenn ſich Satyrn an einem Hofe einfinden, ſo iſt es kein Wunder, daß ſich die Grazien nicht hinwagen.

Schriften: A ſatire againſt mankind. June 1679. On nothing, a poem. Poems on ſeveral occaſions. Antw. 1680. 8. A letter on his death-bed to Dr. Burnet. Lond. 1680. Valentinian, a tragedy of John Fletcher, as it is altered by the late earl of Rocheſter. Lond. 1685. Verſchiedne Stücke unter ſeinem Namen findet man in A collection of poems by ſeveral hands etc. Lond. 1693, ſo wie auch in dem 3 u. 4 Th. der Miſcellany poems etc. 1693 u. 1694. — The works of the earls of Rocheſter, Roſcommon, Dorſet etc. Lond. 1718. — Verſchiedne Briefe gedruckt in Dodsley's collection of letters, Vol. II. und Whartoniana Vol. II.

Anton Aſhley Cooper, Graf von Shaftsbury.

Rocheſter, der nur von den Laſtern des Hofes befleckt war, iſt ein unſchuldiger Charakter gegen diejenigen, die ſich in ſeine Verbrechen verſenkt hatten. Ein großer Antheil der letzten fiel auf den Grafen von Shaftsbury, der unter Cromwell Tyranney gepredigt, unter Karl dem zweyten ſie geübt hatte, und die Sache der Freyheit ſchändete, indem er ſich als das geſchäftigſte Werkzeug derſelben zeigte, nachdem er von jeder Partey verworfen worden war. Es war eine erbärmliche Eitelkeit von ihm, daß er damit prahlte, Cromwell habe ihn zum König machen wollen: das Beſte, was er dabey hoffen konnte, war, daß man ihm nicht glauben würde; war es die Wahrheit, ſo bewies es nur, daß Cromwell ihn für einen Narren hielt. Daß eben dieſer Mann bey dem Proceß gegen die Königsmörder thätig war, war ſeinem Charakter, oder vielmehr dem gänzlichen Mangel daran, völlig angemeſſen. Ein Einfall von ihm ſelber zeichnet ihn am beſten. Karl der zweyte ſagte einmal zu ihm: „Shaftsbury, ich glaube, du biſt der gottloſeſte Geſelle in meinem Reich.“ Er bückte ſich und erwiederte: „Unter Ihren Unterthanen, Sire, das glaube ich ſelbſt.“ Wir gehn zu ſeinen Werken über; er war mehr ein fruchtbarer Parteyſchreiber als ein Schriftſteller, denn man kann ſich auf keine Weiſe einbilden, daß er gewünſcht haben ſollte, ſein Andenken zu erhalten.

Schriften: A letter from Sir Antony Aſhley Cooper, Thomas Scott, J. Berners and J. Weaver, eſquires, delivered to the lord Fleetwood, owning their late actions in endeavouring to ſecure the tower of London, and expoſtulating his lordſhips defection from his engagements unto the parliament, printed 1659. The fundamental conſtitutions of Carolina. Lond. 1669. A ſeaſonable ſpeech made by Sir A. Aſhley Cooper in the houſe of commons 1659, againſt the new peers and power of the houſe of lords. Speech on the lord treaſurer Clifford taking his oath in the Exchequer, Dec. 5. 1672. Several ſpeeches to both houſes at the opening of the parliament. Febr. 4 and 5, 1672. Speech to ſerjeant Edward Thurland in the Exchequer chamber, when he was made one of the barons of the Exchequer. Jan. 24, 1672. Speech on the lord treaſurer Osborn taking his oath in the Exchequer. June 26, 1673. Speech to both houſes of parliament, Oct. 27, 1673. Speech in the houſe of lords, Oct. 20, 1675. Speech in the houſe of lords, March 25, 1679. Speech lately made by a noble peer of the realm. Nov. 1680. (Niemals gehalten und auf Befehl des Oberhauſes durch den Henker verbrannt.) Two ſeaſonable diſcourſes concerning this preſent parliament. Oxon. 1675 4. A letter from a perſon of quality to his friend in the country. 1675. 4. The earl of Shaftsbury's caſe at the King's-bench on his confinement in the tower. Lond. 1679. Expedient for ſettling the nation, diſcourſed with his majeſty in the houſe of peers at Oxford, March 24, 1680. No proteſtant plot, or the preſent pretended conſpiracy of proteſtants, diſcovered to be a conſpiracy of the papiſts againſt the king and his proteſtant ſubjects. Lond. 1681. Lord Shaftsbury hat dieß Werk nie anerkannt. The ſecond part of No proteſtant plot. Lond. 1682. Den dritten Theil ſoll ein gewiſſer Robert Ferguſon unter ſeiner Anleitung geſchrieben haben: alle drey ſind eine Vertheidigung von ihm. A modell account of the preſent poſture of affairs in England, with a particular reference to the earl of Shaftsbury's caſe etc. Ebenfalls nicht anerkannt. The earl of Eſſex's ſpeech at the delivery of the petition to the king. Jan. 25, 1680. Ant. Wood ſchreibt ihm noch einige Schriften zu.

George Villiers, Herzog von Buckingham.

Wenn man ſieht, wie dieſer außerordentliche Mann mit der Geſtalt und dem Geiſt des Alcibiades den Presbyterianer Fairfax eben ſo ſehr als den ausgelaßnen Karl bezaubert, wie er den witzigen König und ſeinen ernſthaften Kanzler gleich lächerlich macht, den Ruin ſeines Vaterlandes mit einer Kabale von ſchlechten Miniſtern anzettelt, oder eben ſo ohne Grundſätze die Sache deſſelben in Gemeinſchaft mit ſchlechten Patrioten unterſtützt, ſo muß man es beklagen, daß ſo viele Talente von aller Tugend entblößt geweſen ſind. Aber wenn Alcibiades zum Chemiſten wird, wenn er ſich als Spielball der Betrüger, als einen viſionären Geizhals zeigt, ſein Ehrgeiz nur eine Poſſe iſt, und die ſchlimmſten Plane zu den thörichtſten Zwecken gebraucht werden, dann löſcht die Verachtung alle weitere Betrachtung über ſeinen Charakter aus.

Das Porträt dieſes Herzogs iſt von vier Meiſterhänden gemacht worden. Burnet hat es mit ſeinem rauhen Meißel ausgehauen; Graf Hamilton hat es mit der leichten Delikateſſe entworfen, die vollendet indem ſie nur zu ſkizziren ſcheint; Dryden hat die ſprechende Aehnlichkeit aufgefaßt, und Pope den hiſtoriſchen Zuſammenhang ergänzt. Aber die Fähigkeiten des Herzogs zeigen ſich nirgends glänzender als darin, daß er, von zwey der größten Dichter lächerlich gemacht, den einen davon zehnmal ärger lächerlich machte. Zimri iſt ein bewundernswürdiges Porträt, aber Bayes eine Originalſchöpfung. Dryden ſatyriſirte den Buckingham, aber Buckingham ließ den Dryden ſich ſelbſt ſatyriſiren. — Man erzählt einen außerordentlichen Beweis von dem ſchnellen Witz des Herzogs. Da er bey einer erſten Aufführung eines Drydenſchen Stücks voll heroiſchen Unſinns gegenwärtig war, wo ein Liebhaber ſagt:

My wound is great, becauſe it is so ſmall.
Groß iſt die Wunde, weil ſie nur ſo klein.

rief er aus:

Then 'twould be greater, were it none at all.
Wär ſie denn gar nicht, würd' ſie größer ſeyn.

Das Stück fiel im Augenblick.

Schriften: The rehearſal. 1671. The chances, a comedy, altered from Fletcher. Reflections upon *Abſalom and Achitophel.* A ſpeech in the houſe of lords, Nov. 16, 1675. for leave to bring in a bill of indulgence to all proteſtant diſſenters. A ſhort diſcourſe upon the reaſonableneſs of men's having a religion or worſhip of God. Lond. 1685. The duke of Buckingham his grace's letter to the unknown author of a paper intitled: A ſhort anſwer etc. Lond. 1685. A demonſtration of the deity. A letter to Sir Thomas Osborne. Außerdem ſind in der bloß von Buchhändlern veranſtalteten Sammlung: The works of his grace George Villiers, late duke of Buckingham. Lond. 1715. 2 Vol., die mancherley Gedichte und Reden aus verſchiednen Zeiten enthält, einige Gedichte, Briefe, Reden und andre Aufſätze zerſtreut zu finden.

Charles Sackville, Graf von Dorſet.

Wenn man die Schriftſteller aus der zuletzt verfloßnen Periode über den Charakter des Grafen von Dorſet zu Rathe zieht, ſo trifft man auf nichts als Lobeserhebungen ſeines Witzes und ſeiner Gutherzigkeit. Er ſpielte eine der glänzendſten Rollen an dem wollüſtigen Hofe Karls des zweyten und an dem des finſtern König Wilhelms: er hatte ſo viel Witz wie ſein erſter Herr, oder ſeine Zeitgenoſſen Bukingham und Rocheſter, ohne die königliche Gefühlloſigkeit, den Mangel an Grundſätzen des Herzogs, oder des Grafen Gedankenloſigkeit. Der letzte ſagte mit Erſtaunen von ihm: er wüßte nicht, wie es wäre, Dorſet könnte thun, was er wollte, und wäre niemals zu tadeln. — Er war nicht frey von den Gebrechen der Menſchheit, aber auch alle ihre Weichheit war ihm eigen; jedermann entſchuldigte den, den jedermann liebte, ja ſelbſt die Härte ſeiner Verſe verzieh man ihm:

The beſt good Man with the worſt natured muſe.
Des beſten Mannes ſchlimm geart'ter Muſe.

Dieſe Zeile iſt nicht bekannter als Lord Dorſets eigne Gedichte allen denen, die Geſchmack für die zarten Schönheiten leichter ungezwungner Verſe haben, oder als ſeine Einfälle, von welchen ich ſogleich einen erzählen will. Lord Craven hatte ſich dadurch zum Sprichworte gemacht, daß er immer mächtigen Männern dienſtfertig etwas zuflüſterte. Da bey der Erhebung des Lord Dorſet König Karl den Lord

Craven ihm ſeinen gewöhnlichen Tribut bezahlen ſah, fragte er jenen, was ihm dieſer geſagt hätte. Der Graf erwiederte ſehr ernſthaft: „Sire, Mylord Craven that mir die Ehre an, zu flüſtern, aber ich hielt es nicht für ſchicklich zu horchen.“ — Congreve, der ihn auf ſeinem Todbette beſuchte, wurde gefragt, wie er ihn gefunden habe: „Meiner Treu“, antwortete er, „er ſprudelt mehr Witz, als andre Leute bey voller Geſundheit haben.

Schriften: Zwey Gedichte von ihm ſind gedruckt in Buckingham's works Vol. II. p. 14 u. 56; ein andres The antiquated coquet, in Prior's poſthumous works Er und Waller ſollen der Mrs. Philips bey ihrer Ueberſetzung von Corneille's Pompejus geholfen haben.

Anton Aſhley Cooper, Graf von Shaftsbury.

Der Enkel des Kanzlers, und ein Mann, deſſen moraliſche Eigenſchaften ſo liebenswerth waren, als das Leben des vorhergehenden haſſenswürdig. Der erſte war bloß Schriftſteller in Dienſten einer Faktion; die Schriften des letzten athmen eine tugendhafte Seele: von dieſer Seite ſind ſie ſchätzungswürdiger als des Styls wegen. Er trägt ſeine Lehren in einer entzückten Sprache vor, wie ein Magier, der einer orientaliſchen Verſammlung philoſophiſche Geſichte mittheilt.

Schriften: Characteriſtics of men, manners, opinions, times. III Vol. Letters to Robert Molesworth eſq. A lettor concerning deſign Advice to a young clergyman. Preface to Dr. Whichcot's ſelect diſcourſes.

John, Lord Somers.

Einer von den heiligen Männern, die wie eine Kapelle in einem Palaſt unentweiht bleiben, indeſſen alles rund umher Tyranney, Verderben und Thorheit iſt. Alle mündlichen Sagen von ihm, die Geſchichtſchreiber des letzt verfloßnen Zeitalters und die beſten Schriftſteller ſtellen ihn als den unbeſtechlichſten Richter vor, als den redlichſten Staatsmann, einen meiſterlichen Redner, einen Geiſt von dem feinſten Geſchmack und einen Patrioten von den edelſten und umfaſſendſten Abſichten; als einen Mann, der durch ſein Leben Segnungen verbreitete, und ſie für die Nachkommenſchaft vorzubereiten ſuchte. Er war zugleich das Vorbild Addiſons und der Probierſtein Swifts; der eine ſchrieb nach ihm, der andre für ihn. Der erſte hat eine ſehr ausgearbeitete aber weitläuftige und ſchwache Charakterſchilderung von ihm gegeben, die weder des Verfaſſers noch des Gegenſtandes würdig iſt. Es iſt bekannt, daß Lord Somers ſeine Verſtandeskräfte überlebte. Addiſon ſagt: „Wenn wir die Beſchwerden bedenken, welche den letzten Theil ſeines Lebens trübten, ſo ſcheint dieſes in der That über ſein natürliches Ziel hinaus verlängert worden zu ſeyn, damit er die Genugthuung haben möchte, die glückliche Einrichtung Statt finden zu ſehn, welche er ſich als den Hauptzweck aller ſeiner öffentlichen Arbeiten vorgeſetzt hatte." Das iſt in der That eine weiſe Art, den Willen der Vorſehung auszulegen. Als wenn der Himmel jemand in einem Zuſtand des kindiſchen Blödſinns aufbewahren würde, bis ſich ein Ereigniß zutrüge, das ihn glücklich gemacht hätte, wenn er den Gebrauch ſeiner Sinne behalten. Eben ſo unüberlegt iſt eine andre Stelle, die als Lob daſteht: „Daß er ſich bey der Königin Anna große Achtung erworben, welche anfangs viel unvernünftige Vorurtheile gegen ihn gefaßt habe.“ Addiſon hätte eben ſo gut ſagen können, daß die Königin anfangs ungläubig gegen Newton geweſen, aber nachher zu ſeinem Kometenſyſtem bekehrt worden ſey: ſie verſtand vollkommen ſo viel von der Aſtronomie als von Lord Somers Verdienſten. Wirklich war Addiſon zuweilen ein eben ſo ſchwacher Schriftſteller, wenn er ernſthaft ſchrieb, als er unvergleichlich war, wenn er die Feinheiten des natürlichen Humors berührte. Er ſagt, Lord Somers ſey oft mit Bacon verglichen worden, und giebt dem erſten den Vorzug,“ weil er, der ganz Redligkeit war, ſich nicht ſo kleinlaut betrug, da ihn das Haus der Gemeinen verfolgte, als der andre im Bewußtſeyn ſeiner Schuld.“ Dieſer Beweisgrund iſt ſo ſchlecht wie das Lob ſelber. Um aus ihrem Betragen zu ſchließen, hätten ſich beyde in einer ähnlichen Lage befinden müſſen. Sollen ſie verglichen werden, ſo läßt ſich der überlegne Scharfſinn des Genies dem Bacon nicht abſprechen; die Tugend iſt ganz auf Somers Seite. Will man ihn mit einem andern Kanzler vergleichen, ſo muß es auch nicht Clarendon ſeyn, der weit mürriſcher und ſtrenger war, weniger Fähigkeit und unendlich mehr Vorurtheile beſaß; der große Kanzler de l'Hoſpital ſcheint Somers am meiſten an Würde der Seele und Klarheit des Verſtandes zu gleichen.

Die Zeit, in welcher Somers lebte, gab ihm Gelegenheit, den Umfang ſeiner Fähigkeiten und ſeinen Patriotismus zu entwickeln, Gelegenheiten, die er ſo wenig um der erſten willen ſuchte, als er ihnen um des lezten willen mit Eifer nachging. Das vortreffliche Gleichgewicht unſrer Verfaſſung erſchien nie in einem hellern Licht als in Betreff dieſes Mannes, der, ob er gleich von dem mißleiteten Hauſe der Gemeinen mit aller der ausgelaßnen Thorheit angeklagt wurde, welche zu Zeiten die freyen Staaten Griechenlands entſtellte, doch volle Freyheit hatte, ſeine Unſchuld zu vertheidigen und ſeine Redlichkeit an den Tag zu legen, die niemals in ſolchem Glanz erſchienen ſeyn würde, wenn ſie nicht gerichtlich angetaſtet worden wäre. In unſrer Verfaſſung kann Ariſtides vor Gericht gefodert werden, man kann gegen ihn ſchreyen und wenn die Gründe fehlen, ſo können

Adreſſen vorgeſchlagen und beſchloſſen werden, um ihn auf immer vom Dienſt der Regierung zu entfernen, aber der Parteygänger und der Neidiſche haben nicht die Gewalt, durch eine Scherbe zu verdammen, auf welche manche nicht ihren Namen zu kritzeln im Stande ſind.

Es iſt ein rühmlicher Umſtand im Leben dieſes Kanzlers, daß ſelbſt, nachdem er von der Adminiſtration entfernt worden, er ſeine Arbeiten immer noch dem Dienſt der Regierung und ſeines Vaterlandes widmete. In dieſer Lage bemühte er ſich, über alle kleinen Vorurtheile eines Gewerbes erhaben, denn er hatte kein andres Gewerbe als das des Solon und Lykurg,) die Fehler der Geſetzgebung zu verbeſſern, und den Beruf zu erhöhn, welchen er geziert hatte. Auch die Vereinigung der Königreiche wurde von ihm entworfen, und es gereichte ihm nicht zur Unehre, daß die Fürſtin, deren Vorurtheile er überwunden und deren Achtung er gewonnen, ihn zu einem der erſten Opfer auf dem Altar zu Utrecht machte.

Dieſe unſterblichen Monumente ſeiner Fähigkeit und Tugenden vermindern das Bedauern darüber, daß, obſchon Lord Somers mehrere Schriften verfaßt, uns doch ſelbſt die Titel von manchen unbekannt ſind, ſo wenig war der Ruhm ſein Zweck. Dieſe Beſcheidenheit wird beſonders von Addiſon erwähnt. Das wenige, was ich von ſeinen Schriften habe entdecken können, ſind folgende:

Translation of the epiſtle of Dido to Aeneas. Translation of Ariadne to Theſeus. Translation of Plutarch's life of Alcibiades. A juſt and modeſt vindication of the proceedings of the two laſt parliaments. 1681. 4. Zuerſt von Algernon Sidney geſchrieben, nachher von Lord Somers neu abgefaßt. A ſpeech on a conference on the word abdicated. Another on the ſame occaſion. Speeches on the trial of lord Preſton. Letter to king William on the partition treaty. Anſwer to his impeachment. Extract from two of his letters to lord Wharton. Addreſſes of the lords in anſwer to addreſſes of the commons. The argument of the lord-keeper Somers on his giving judgment in the bankers caſe, delivered in the Exchequer-chamber, June 23, 1696. Noch ſchreibt man ihm zu: The preface to Dr. Tindals Rights of the Chriſtian church. A brief hiſtory of the ſucceſſion collected out of the records, written for the ſatisfaction of the E. of H. Dryden's ſatire to his muſe. Das letzte ohne alle Wahrſcheinlichkeit.

Charles Mordaunt, Graf von Peterborough.

Sorgloſer Witz und nachläßige Grazie ſtreuen zuweilen tauſend Einfälle und müßige Verſe umher, die wir mühſamen Sammler zuſammentragen und hegen, bis die Eigenthümer ſich mit einemmal als Autoren erblicken. So ging es dieſem Grafen, der eine vortheilhafte Figur, einen unternehmenden Geiſt beſaß, und ſo galant und tapfer wie Amadis war, aber ein wenig ſchneller auf Reiſen, denn man ſagt, er habe mehr Könige und mehr Poſtillone geſehn, als irgend jemand in Europa. Seine Feindſchaft gegen den Herzog von Marlborough und ſeine Freundſchaft für Pope werden ſeinen Namen erhalten, wenn ſein Genie, das von einem zu romantiſchen Schwunge war, um ſeinen Ruhm dauerhaft zu gründen, und ſeine für ſein Land und Zeitalter viel zu unbekümmerte Politik gleich vergeſſen ſeyn werden. Er war ein Mann, der, wie ſein poetiſcher Freund ſagt, „weder leben noch ſterben mochte, wie andre Sterbliche.“ Doch ſtanden ihm die Seltſamkeiten gut, da er eine natürliche Leichtigkeit hatte, die ſie ſich gleich aneignete und vor jedem Anſtrich von Ziererey bewahrte. Es iſt gewiß, daß er Memoiren von ſeinem Leben geſchrieben hat; er theilte drey Bände davon der verwittweten Gräfin Suffolk mit, wie dieſe mich ſelbſt verſichert hat. Man weiß nicht, wo ſie hingekommen ſind. Welches Licht würden ſie über die Geſchichte verbreiten! Er trat unter Karl dem zweyten in die Welt und hatte ſich im achtzehnten Jahre tief mit dem Lord Ruſſel und Algernon Sidney eingelaſſen, welchen letzten er zum Schaffot begleitete. Ein ſo unternehmender Kopf konnte in den merkwürdigen Zeiten Jakobs des zweyten und Wilhelms nicht unthätig und ununterrichtet ſeyn. Als General unter Anna machte er in Spanien Eroberungen; unter Georg dem erſten war ſein Feuer noch nicht erloſchen, und er lebte noch während eines Theils der Regierung ſeines Sohnes in Vertraulichkeit und Briefwechſel mit Pope und Swift. Seine Briefe zeigten, daß er eben ſo ſehr dazu gemacht war, ein gebildetes Zeitalter zu ſchmücken, als den Ruhm eines kriegeriſchen zu erhöhn. Er lebte einen Roman, und wäre im Stande geweſen, ihn als Geſchichte darzuſtellen. Aus manchen Verhandlungen erhellt übrigens, daß dieſer Amadis kein gewiſſenhafter Politiker war.

Schriften: Ein Aufſatz in The public regiſter or weekly magazine, 1741. No. 3. La muſe de cavalier, or an apology for ſuch gentlemen as make poetry their diverſion, not their buſineſs. Einige zerſtreute Gedichte, und Briefe in den Sammlungen von Swift und Pope. Noch wird ihm Schuld gegeben, er ſey Verfaſſer einer delatoriſchen Schrift: Memoirs of ſecret ſervice, die unter dem Namen eines gewiſſen Smith erſchienen iſt.

Philipp, Herzog von Wharton.

Er tröſtete wie Buckingham und Rocheſter alle geſetzten und geiſtloſen Leute dadurch, daß er den glänzendſten Ueberfluß von Gaben an witzige Thorheiten, Liederlichkeiten und wilde Streiche wegwarf, die in einen großen Charakter Grazien verweben, aber nie einen ausmachen können. Wenn Julius Caeſar nur mit Catilina geſchwärmt hätte, ſo würde er nie der Herr der Welt geworden ſeyn. Wirklich war der Herzog von Wharton nicht für Eroberungen gemacht; er paßte nicht gleich gut für Händel mit der Schaarwache und für die Schlacht bey Pharſalia. In einer von ſeinen Balladen hat er ſeinen eignen Mangel an Heldenmuth durchgezogen, wie er in St. James Park vor der Wache ergriffen wurde, weil er das Jacobitiſche Lied: The king ſhall have his own again, (dem König gebt das Seine wieder) ſang;

The duke he drewout half his Sword,
The guard drew out the rest.

Der Herzog zog den Degen halb,
Die Wache zog den Reſt.

Sein Leichtſinn, ſein Witz und Mangel an Grundſätzen, ſeine Beredtſamkeit und Abentheuer ſind zu bekannt, um hier wiederhohlt zu werden. Keiner Partey wahrhaft ergeben, ob er gleich Talente genug beſaß, jede Partey zu lenken, vertauſchte er die freye Luft zu Weſtminſter mit der Düſterheit des Escurial, die Ausſicht auf das Hoſenband vom König Georg, mit dem vom Prätendenten; gegen alle Religionen gleichgültig, ſtarb der fröhliche Herzog, der eine Ballade auf den Erzbiſchoff von Kanterbury gemacht hatte, in dem Kapuzinerrock.

Es iſt ſchwer, einen Bericht von den Werken eines ſo wandelbaren Mannes zu geben, deſſen Bibliothek das Weinhaus und deſſen Muſen Freudenmädchen waren. Tauſend Blitze ſeiner Einbildungskraft mögen verloren gegangen ſeyn; er ſchrieb nicht mehr für den Ruhm als er dafür handelte. Eine Rede von ihm gegen das Miniſterium in der Sache mit der Südſee-Kompagnie hatte eine traurige Wirkung. Graf Stanhope beantwortete ſie mit ſo vieler Hitze, daß er ſich eine Ader ſprengte und ſtarb.

Schriften: Eine Sammlung unter dem Titel The life and writings of Philip, Duke of Wharton, 2 Vol. 8. enthält nichts von ihm als: Seventy four numbers of a periodical paper, call'd The true Briton; und Speech in the houſe of lords, on the third reading of the bill to inflict pains and penalties on Francis lord biſhop of Rocheſter, May 15. 1723. Außerdem finden ſich einige Balladen, Hiſtory of Mirevais and Sultan Ezreff, gedr. in Miſts Journal. The drinking match at Edenhall in imitation of Chevy-chaſe, gedr. in den Whartoniana Vol. 1. Parody of a ſong ſung at the opera-houſe by Mrs. Tofts etc. in Ralph's poems. Er hatte auch ein Schauſpiel von der Geſchichte der Königin Maria von Schottland angefangen.

Heinrich St. John, Viscount von Bolinbroke.

Mit den angenehmſten Talenten von der Welt und bey großen Gaben war er weder glücklich, noch gelangen ihm ſeine Unternehmungen. Er ſchrieb gegen den verſtorbnen König, der ihm verziehn hatte, gegen Sir Robert Walpole, der ihm verzieh und gegen den Prätendenten und die Geiſtlichkeit, die ihm niemals verzeihn werden. Er iſt einer unſrer beſten Schriftſteller, obgleich ſeine Angriffe auf alle Regierungen und alle Religionen, die er doch nicht grade zu an den Tag legen mochte, ſeinen Styl nothwendig in einen Mangel an Klarheit verwickelten. Oft muß man den Mann kennen, um ſeine Meynung zu errathen. Er hat zwey andre Fehler, die man nicht von dem nehmlichen Schriftſteller erwarten ſollte; viele Wiederholungen und einen großen Mangel an Zuſammenhang. Außer ſeinen ſämtlichen Werken, die ſeit ſeinem Tode in fünf Bänden herausgekommen ſind, finden ſich verſchiedne Briefe von ihm, unter denen des Pope und Swift, und noch einige kleine poetiſche Sachen, für die er ein leichtes und gefälliges Talent hatte.

Schriften: Folgende politiſche Aufſätze ſind in der Sammlung ſeiner Werke nicht wieder mit abgedruckt: A letter to the examiner. 1710. The true copy of a letter from the right hon. the L. Viſc. Bolinbroke, gedr. 1715., in *Somers's tracts*. The repreſentation of the right hon. the L. Viſc. Bolinbroke, 1715. Eben daſelbſt. Ferner iſt unter ſeinem Namen, aber unbekannt auf welche Autorität erſchienen: Reflections concerning innate moral principles, written in French by the late L. Bolinbroke, and translated into Engliſh. Lond. 1715. Gedichte: To Clara. Almahide; a poem. An epilogue to lord Orrery's Altemira. Prologue to lord Lansdown's Heroic love. An ironical copy of verſes in praiſe of the *Chef d'oeuvre d'un inconnu*, prefixed to that book.

Sarah, Herzogin von Marlborough.

Selten erhält das Publikum ſeine Nachrichten von Fürſten und Günſtlingen aus der urſprünglichen Quelle. Schmeicheley oder Schmähungen verbreihen die Erzählungen andrer. Nur durch ihre eigne Feder erfahren wir, wenn ſie ſich wie dieſe Dame herablaſſen, „eine Leidenſchaft für Ruhm und Beyfall“ zu haben, wie geringfügig, thöricht und lächerlich ihre Anſichten und Handlungen ſind, und wie das Uebel, was ſie thun, oft aus den unangemeſſenſten Urſachen entſpringt. Wir haben freylich zufällig vom Herzog von Buckingham gehört, ob er gleich kein Autor war, daß die Zurückweiſung, die er bey Gelegenheit ſehr unſtatthafter Liebſchaften erfuhr, König Jakob und König Karl in einen Nationalkrieg mit Spanien und Frankreich verwickelten. Durch die Herzogin von Marlborough erfahren wir, daß Königin Anna dahin gebracht wurde, ihr Miniſterium und alſo die Geſtalt von ganz Europa zu verändern, weil ſie es wagte, der einen Kammerfrau ſo gewogen zu ſeyn, wie der andern. Die Herzogin konnte nicht begreifen, wie die beyden Couſinen Sarah Jennings und Abigail Hill jemals in Vergleichung kommen könnten, wiewohl die eine ſich nur bückte, um das Gnadenknäuel aufzunehmen, welches die andre übermüthig von ſich geworfen, und nicht wieder habhaft werden konnte, ob ſie gleich der Königin den Katechismus der menſchlichen Pflichten (The whole duty of man) in die Hände gab, um ihr Freundſchaft zu lehren.

Dieſe hohe Günſtlingin, die gleich dem ſtolzen Herzog von Eſpernon lebte, um allen Nachfolgern an dem Hofe, wo ſie geherrſcht hatte, zu trotzen, endigte ihr eigenſinnige Laufbahn, wie ſie ſie dem Anſchein nach begonnen hatte, mit einer Schutzſchrift für ihr Betragen. Obgleich dieſes Werk durch die Klugheit derer, die es durchſehn mußten, geſchwächt worden, und durch Ihro Gnaden eigne Verbeſſerungen verſtümmelt iſt, ja obſchon der größte Theil davon mehr Annalen einer Garderobe als einer Regierung ſind, ſo enthält es doch merkwürdige Anekdoten und einige wenige Ausbrüche von dem Witz, den achtzig Jahre von Unverſchämtheit in einem ſo fantaſtiſchen Verſtande nothwendig erzeugen mußten. Aber indem ſie ihre Memoiren eben ſo oft wie ihr Teſtament veränderte, hinterging ſie das Publikum eben ſo ſehr als ihre Familie. Indeſſen die Hauptgegenſtände ſind geblieben, und man ſieht deutlich, welchen Platz Europa und die Hintertreppen in ihrer Einbildungskraft und ihrer Erzählung behaupten. Die Revolution ließ keinen andern Eindruck bey ihr zurück, als daß die Königin Maria Betttücher wechſelte, und der proteſtantiſche Held war ihr nur wie ein Gefräßiger erſchienen, der ſeiner Schwägerin eine Schüſſel Erbſen wegaß. Begebenheiten, die durch das Medium unſrer Leidenſchaften gehn, müſſen natürlich in ſehr verſchiednem Licht geſehen werden. Hätte Marlborough ſelbſt ſeine Geſchichte ſo aus dem Herzen geſchrieben, wie die Gefährtin ſeines Glückes, ſo hätte er ſich wahrſcheinlich bey dem mit Diamanten beſetzten Degen verweilt, den der Kaiſer ihm ſchenkte, und uns gewiſſenhaft geſagt, wie viel Karat jeder Diamant wog. Ich ſage das nicht, um ſeine Dienſte und Verdienſte zu verringern. Wenn der Herzog ſich mit hunderttauſend Pfund hätte begnügen können, ſo wäre er vielleicht bey der Einnahme von Lüttich ſtehn geblieben; da er nach einer Million dürſtete, drang er bis Höchſtedt vor.

Abigail Hill iſt nicht die einzige Perſon, welche die Rache der Herzogin für die Nachkommenſchaft gezeichnet hat. Lord Oxford, der ehrliche Hans Hill der zerlumpte Junge, der Quecker General und andre machen in ihrer Geſchichte dieſelbe Figur wie in ihrem Gemüth. Ausfälle der Leidenſchaft, über die man ſich bey einer Perſon nicht wundern darf, die ſogar die Privatbriefe ihrer Gebieterin und Wohlthäterin Preis gab.

Schriften: Apology for the conduct of the dowager ducheſs of Marlborough from her firſt coming to court to the year 1710, in a letter from herſelf to my lord * * * *. Lond. 1742.

Philipp Stanhope, Graf von Cheſterfield.

Wenig Menſchen ſind mit einem glänzenderen Antheil von Talenten gebohren worden: wenige haben mehr Bildung auf ihre natürlichen Gaben gewendet, und die Welt iſt ſelten gerechter in ihrer Bewunderung angebohrner und erworbner Vorzüge geweſen. Was man noch ſeltner geſehn, iſt, daß ein ſolcher Fürſt des Witzes weit mehr Fleiß darauf wandte, einen Nachfolger zu bilden, als ſeinen eignen Ruhm zu verewigen. Wiewohl er indeſſen nicht allein daran arbeitete, durch tägliche Vorſchriften ſeinen Erben zu erziehn, ſondern auch ein Geſetzbuch für ihn niederſchrieb, in welchem er ihm kein Geheimniß ſeines Glaubens entzog, ſo war er doch nicht allein ſo unglücklich, ſeine Lehren gänzlich fehlſchlagen zu ſehn, ſondern das Syſtem ſelbſt erſchien ſo oberflächlich, ſo kleinlich und ſo wenig lobenswerth, daß ſich die Menſchen anfingen zu verwundern, was ſie doch an dem Lehrer bewundert haben möchten, und zu zweifeln, ob der Ausſpender dieſer flittergoldnen Lebensregeln wirklich die glänzenden Eigenſchaften beſeſſen, die ihn ſo lange ohne Nebenbuhler auf dem Thron des Witzes und der Mode erhielten. Der unparteyiſche Forſcher wird immer zwiſchen dem Geſetzgeber der kleinen fantaſtiſchen Ariſtokratie, die ſich die große Welt nennt, und dem innern Werth eines Edelmannes zu unterſcheiden haben, der eine Zierde ſeines Standes, ein zierlicher Redner, ein nützlicher Staatsmann, ein vollkommner und dabey kein knechtiſcher Hofmann, und ein Schriftſteller war, deſſen Werke, wenn wir des loſe Erziehungsſyſtem abrechnen, um der Feinheit ihres Witzes und der horaziſchen Ironie willen eine Stelle unter den reinſten Klaſſikern der Höfe Auguſts und Ludwigs des vierzehnten verdienen. Seine Aufſätze in einigen Wochenblättern hätten den reizbaren Addiſon eiferſüchtig machen können; dürfen ſie ſich gleich mit der natürlichen Laune jenes originellen Schriftſtellers nicht meſſen, ſo muß man ihnen doch zugeſtehn, daß ſie mit vollkommner Kenntniß die gezierten Sitten der großen Welt zeichnen. Sie ſind kurze Scenen aus der Gattung des gefälligen Luſtſpiels, das, vollendet, die ſeltenſte aller Hervorbringungen iſt.

Seine Aufſätze um Johnſons Wörterbuch zu empfehlen, waren Muſter von jener geglätteten Zierlichkeit, welche der Schulmeiſter feſtzuſetzen unternahm, die ſein eigner Styl immer mit Tautologieen und und einer höchſt barbariſchen Sprachverwirrung überlud. Die freundliche Gönnerſchaft wurde von dem ſtolzen Pedanten mit undankbarer Rauhheit erwiedert, und die Leute lächelten darüber, einen Bären ſeinen Tanzmeiſter zauſen zu ſehn.

Sogar die poetiſchen Kleinigkeiten des Grafen Cheſterfield, von denen ſich einige Lieder und Epigramme erhalten haben, tragen das Gepräge ſeiner vergötterten Grazien und ſeines anerkannten Witzes. Seine Reden buhlten um die erſten, und der letzte verließ ihn bis an ſeinen Tod nicht. Witzige Einfälle kündigten ſeinen Eintritt in die Welt an, und ſeine ſchon halb geſchloſſnen Lippen gaben noch Funken ſeines jugendlichen Feuers von ſich.

Dieſe angebohrnen Gaben verdienten höhere Ausbildung. Graf Cheſterfield gab ſich nicht weniger Mühe, der Phönix der feinen Welt zu ſeyn, als Cicero, um als der erſte Redner, Rathsherr und Philoſoph in Rom zu erſcheinen. Beyden gelang es: Cicero machte ſeinen Namen unſterblich, Cheſterfields Reich dauerte eben ein wenig länger als das einer modigen Schönheit. Sein Sohn begnügte ſich, wie der des Cromwell, zum Pfluge zurückzukehren, ohne Anſehn und ohne Ruhm.

Er hatte Memoiren über ſeine Zeitgeſchichte angefangen, wovon nicht bekannt iſt, wie weit ſie gediehen. Einige wenige Charaktere ausgezeichneter Perſonen, die ſeitdem gedruckt ſind, geben keinen glänzenden Beweis von ſeinen Anlagen zum hiſtoriſchen Mahler. Von ſeinen vertrauten Briefen ſollte man viel Unterhaltung hoffen, wenn nicht die in der Sammlung ſeiner Schriften bekannt gemachten dieſer Hoffnung gänzlich widerſprächen. Einige dem Briefwechſel mit ſeinem Sohn angehängte verdienen wirklich Bewunderung.

Schriften: Miſcellaneous works, with memoirs of his life, by M. Maty. 1777. 2 Vol. 4. In dieſer Sammlung ſind ausgelaſſen folgende Nummern des Journals Common ſenſe, May 21 et 28; Oct 15, Nov. 5, 1737; u. Jan. 21, 1738. Letters from lord Cheſterfield to his natural ſon Philip Stanhope. 2 Vol. 4. 1774. A ſupplement to that correſpondence, publ. by Dodsley 1787. The art of pleaſing, in *The Edinburgh magazine* 1774. No. 4. 5. 6. 7. Letters from lord Cheſterfield to alderman George Faulkener, Doctor Madden, Mr. Sexton, Mr. Derrick, and the earl of Arran. Lond. 1777. 4. Characters of eminent perſonages of his own time. 12. 1777. A petition of humour to the king for a penſion. 1759. Letter to marſhal Belleisle, on his letter to marſhal Contades ordering him to lay waſte the electorate of Hanover 1759. A letter ſigned Bayes on the marriage of the king and queen publ. in the Lond. Chron. Aug. 25. 1761. Einige zerſtreute Gedichte.

George, Lord Lyttelton.

Gelehrſamkeit, Beredtſamkeit und Ernſt zeichnen dieſen Pair vor allen ſeines Standes aus, und athmen durchgehends in ſeiner Proſa. Seine Epiſtel an Pope iſt das beſte Stück ſeiner Poeſie, die mehr zierlich als kräftig war. Nach Originalität ſcheint er nie geſtrebt zu haben: ſeine bekannteſten Sachen: die perſiſchen Briefe, und Geſpräche der Todten ſind dem Montesquieu und Fontenelle nachgebildet, und ſein Heinrich der zweyte den Muſtern alter Geſchichte, daher es ihm an der Lebhaftigkeit des Vortrags fehlt, die in die neuere Geſchichte aufgenommen worden iſt.

Schriften: The hiſtory of the life of K. Henry II. Lond. 1767. 5 Vol. 4. Seine übrigen Werke geſammelt von Mr. Ayscough. 1774. 1 Vol. 4. Auſſerdem: An epiſtle to William Pitt, einige politiſche Pamphlete, Aufſätze in Journalen und Gedichte.

Robert, Lord Clive.

Dieſer Lord, den die Politik einen vom Himmel geſandten Helden nannte, und den auch nur Politik kanoniſiren konnte, wäre nie ein Schriftſteller geworden, wenn er die Oppoſition ſo vollkommen hätte zum Schweigen bringen können, als er in Indien Gegner aus dem Wege ſchaffte. Doch war er fähig, wie Cäſar, ſowohl zu ſchreiben als zu erobern. Aber ein Mann, der weder Römiſche Uſurpationen in Gallien, noch Spaniſche Blutbäder in Mexiko verehrt, wird ſeiner Feder nicht erlauben, den Eingriffen und Räubereyen ſeiner Landsleute in Indien Beyfall zu zollen. Zuerſt als Kaufleute dort geduldet, haben wir die Unterthanen rechtmäßiger Fürſten geſchlachtet, ausgehungert, geplündert und zu Sklaven gemacht; und alle aus dem Orient gebrachte Diamanten können den Purpur nicht überglänzen, der in unſre Wangen ſteigen, noch den Unwillen, der in ihnen glühen ſollte, wenn neuere Machiavelle für ihre Verheerungen zum Beyfall aufgefodert haben. Aber wie Cäſars Eroberungen das Joch auf Roms Nacken hoben, ſo hat Indiſches Gold die Engliſche Verfaſſung untergraben: denn wenn der Himmel das menſchliche Geſchlecht mit Helden züchtigt, ſo begleitet er ſie gemeiniglich mit ihren Folgen, dem Verluſte der Freyheit: für die Unterdrückten gewiß, für die Sieger oft.

Schriften: A letter to the India company, Febr. 1764. Another letter, in den öffentlichen Blättern vom April 1764.

Richard, Lord Edgecombe.

Er muß dieſem Verzeichniß beygefügt werden, obſchon mit einem geringeren Antheil von Ruhm, als ſein Genie verdiente und verſprach, da wenige ſeiner Kompoſitionen gedruckt worden ſind. In den beſten darunter war das Feuer ſeiner Jugend und ſeiner Einbildungskraft zu übermächtig, als daß man ſie dem Publikum hätte mittheilen können, und alle waren die Frucht ſeiner ſorgloſeſten Stunden.

Er war ein Dichter aus Fantaſie, nicht aus Nachdenken, allein er beſaß die Grazien, die kein Studium geben kann, Leichtigkeit und Harmonie wie Geſchmack und Gehör ſie hervorbringen. Welche Zierlichkeit würde er nicht erreicht haben, wenn ſich zu dieſen Talenten, zu einer Laune, die ſich auf Wahrheit gründete, und einem Witz, der nie von Bösartigkeit herrührte, noch Fleiß geſellt hätte. Da er ſo wenig hinterlaſſen, was für ihn reden könnte, ſo muß man der Freundſchaft nachſehn, wenn ſie noch einen Augenblick länger bey einem ſo eigenthümlichen und liebenswürdigen Charakter verweilt, und begrabe ich vielleicht die Todten, indem ich meine eignen Werke wieder herausgebe, ſo mag ich wohl auf demſelben Kirchhof dem Andenken meines Freundes ein Kreuz pflanzen.

Ich kann ihn hier oder in meiner Geſchichte der Mahlerey gleich ſchicklich erwähnen. In der letzten Kunſt hatte er das Genie des Meiſters, ehe er zu ſchreiben wußte. Seine Zeichnungen waren zugleich in einem richtigen und großen Styl; er konnte ſeine Gedanken ſo leicht mit dem Pinſel als mit der Sprache ausdrücken, und niemand verſtand genauer den eigentlichen Punkt der Wahrheit aufzufaſſen, und ihn klarer darzuſtellen. Sein Auge ſah nie falſch; ſeine Lippen kannten kein Falſch. Dieſer tiefe Eindruck der Wahrheit machte die herrſchende Eigenthümlichkeit ſeines Charakters aus. Er fühlte ſie bis in das Kleinſte hinein, und hatte nicht mehr Begriff davon, eine Tugend vorzugeben, die er nicht beſaß, als einen Fehler zu verbergen, deſſen er ſich bewußt war. Er ſprach ſeine eignen Gedanken und erwähnte ſeine eignen Handlungen ſo gleichgültig, als hätte er keinen Theil an ihnen. Die Natur machte ihn ſo ſeltſam, wie Andre die Ziererey, aber wie die Natur immer der Kunſt den Vortheil abgewinnt: ſeine Seltſamkeit gefiel.

Mit dem vortrefflichſten Talent, alles, was er ſah, nachzuahmen, konnten ihn doch keine Bitten dahin bewegen, zu übertreiben. Ein Herz ohne Galle that einer Hand Einhalt, die Meiſterin in der Karikatur war. Es würde eines Freundes unwürdig ſeyn zu läugnen, daß er Mängel gehabt; wenn ich ſie übergehe, ſo iſt es verzeihlich. Nur ihm allein ſtand es zu, ſie nicht zu verbergen. Doch iſt es ſtrenge Gerechtigkeit gegen ſein Gedächtniß, zu betheuern, daß er nur gegen ſich ſelbſt fehlte und keinen Feind hatte, als ſich ſelbſt.

Anhang.

Da ich mein Vaterland nicht gern eines Funkens von Genie berauben möchte, der in unſern dunkeln Zeitaltern ſchimmerte, beſonders wenn Fremde ſich der Anſprüche unſrer alten Pairs annehmen, ſo will ich dieſe Anſprüche unterſuchen, und wenn ich es mit gutem Gewiſſen kann, ſie beſtätigen. Es iſt von John Montacute, Grafen von Salisbury, die Rede, der unter Richard dem zweyten blühte. Sein Fürſprecher iſt der Herausgeber der Bibliotheque des Romans, der im erſten Theil auf die Ausſage der Chriſtina von Piſa, welche in dieſen Blättern ſchon erwähnt worden iſt, behauptet, daß der Graf nicht allein ein großes Vergnügen an dictiez fand, ſondern auch ſelbſt ein delectable dicteur war. Der Herausgeber erklärt dieſe Ausdrücke, indem er ſagt, dictiez ſeyen de petites pieces de poeſie legere telles que les ballades, les lays, les virelays, et les rondeaux.

Weder Chriſtina noch der Herausgeber haben unſre Neugierde durch eine einzige Strophe aus den Gedichten des Grafen Salisbury befriedigt, doch mag folgende Liebeserklärung, welche die Dame aufbewahrt hat, in der Abſicht, wie es ſcheint, daß man ſelbige an ſie gerichtet glauben ſoll, füglich für eine Ueberſetzung eines lays gehalten werden: „O la perle des plus beaux eſprits, (repondit-il) comme la fleur des plus belles: vous avez chanté, il ne me reſte plus de ſons. O deſir de mon coeur, plaiſance de mes yeux, tourment de ma pensée, vous avez attiré à vous mon entendement et ma ſubſtance entiere, vous avez lié ma langue: tout ce que je puis faire à cette heure c'eſt de vous voir et de vous entendre.

Dieſe Aeußerung war galant und zärtlich genug für einen Schäfer an den Ufern des Lignon, und wenn Chriſtina ihrem Geliebten nicht Gefühl und Ausdruck geliehn hat, ſo müſſen wir zugeben, daß das Ritterthum unſre Helden eben ſo ſehr verfeinerte, als es ſie tapfer machte.

Aber ehe ich den Grafen von Salisbury in das Chor unſrer früheſten Sänger aufnehmen kann, wird es nöthig ſeyn, ſeinen Charakter und den ſeiner ſchönen Lobpreiſerin näher zu unterſuchen. Ich will mit der Geſchichte der Dame aus den Anekdoten von ihrem Leben im oben angeführten Werk anfangen.

Chriſtina war die Tochter des Thomas von Piſa und zu Bologna gebohren, das nächſt Florenz damals die blühendſte Schule der Wiſſenſchaften war. Der Ruf des Thomas breitete ſich ſo ſehr aus, daß, da er die Tochter des Dr. Forti, eines Mitglieds vom großen Rath zu Venedig, geheirathet, Ungarn und Frankreich Venedig um einen ſolchen Schatz beneideten, und ihn an ihre Höfe einluden. Das perſönliche Verdienſt Karls des fünften mit dem Zunahmen: der Weiſe, das Uebergewicht des franzöſiſchen Namens, wie mein Autor ſagt, und das Verlangen, die damals ſehr glänzende Univerſität von Paris zu beſuchen, entſchieden den berühmten Ausländer. Karl ſchüttete Ehre und Reichthum auf Thomas von Piſa herab: der weiſe Monarch machte ihn zu ſeinem Aſtrologen, und behielt ihn in Frankreich, wohin er auch ſeine Frau und Tochter kommen ließ, die im Louvre empfangen wurden, wohin das Volk, bezaubert von ihren prächtigen Kleidungen, nach Lombardiſchem Schnitt, ihnen mit Bewunderung und Beyfall nachfolgte.

Dieß trug ſich im J. 1368 zu, da Chriſtina fünf Jahr alt war. Sie hatte ihres Vaters Durſt nach Kenntniſſen geerbt, und war früh in der Lateiniſchen Sprache unterrichtet worden. Im fünfzehnten hatte ſie ſchon ſolche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gemacht, und ihre perſönlichen Reize reiften ſo ſchnell, daß bereits um ſie geworben wurde par pluſieurs chevaliers, autres nobles et riches clercs — doch ſetzt ſie beſcheiden hinzu: qu'on ne regarde pas ceci comme ventence; la grande amour, que le roi demontroit à mon pere, en étoit la cauſe, et non ma valeur.

Der König hatte dem Thomas eine Penſion von 100 Livres monatlich zugeſichert, die 8500 Livres nach jetzigem Gelde ausmachen, außer jährlichen Vortheilen von Livereyen und andern Kleinigkeiten, und damit man ſo viel Freygebigkeit von einem ſo ökonomiſchen Monarchen nicht für ausſchweifend halten möge, ſo ſagt uns Chriſtina, um die Solidität von ihres Vaters Kenntniſſen zu beweiſen, daß er in der nehmlichen Stunde, die er ſich ſelbſt geweißagt, geſtorben ſey, und Karl viel von dem Glück ſeiner Waffen und den großen Wirkungen ſeiner Regierung den weiſen

Rathſchlägen des Thomas von Piſa verdankt habe.

Es iſt in der That nichts Außerordentliches, daß die erſten Schimmer der Gelehrſamkeit einen ſo tiefen Eindruck auf ein rohes und unwiſſendes Zeitalter machten. Wenn ein Sonnenſtrahl den kleinſten Zugang in ein dunkles Zimmer findet, ſo erſcheint er durch den Kontraſt leuchtender als der verbreitete Glanz des ganzen Lichtkörpers, der, eben weil er alle Dinge durch ſeine Ausſtrömungen erhellt, keines in ein auffallendes Licht ſetzt. Geſetzgeber, Dichter, Philoſophen, Stifter neuer Religionen, haben einen großen Theil ihres Gelingens der Dunkelheit des Zeitpunktes verdankt, in welchem ſie erſchienen, und bey allem Verdienſt ihrer Einrichtungen, ihrer Schöpfungen und Lehren, hätten ſie gewiß vieles von dem Glanz eingebüßt, der ihre Namen heiligt, wenn ſie in weniger günſtige, das heißt, in beſſer unterrichtete Zeiten gefallen wären. Wie ſchwer wird es einem Genie in ſolchen, wie die jetzigen ſind, durchzudringen, wo Dichter und Weiſe in jeder Grafſchaft, in jedem Magazine gefunden werden.

Stephan Caſtel, ein junger Edelmann aus der Picardie, war der beglückte Werber, der die Hand der Tochter des königlichen Aſtrologen erhielt, und der Fürſt, der die Heirath machte, ſtellte den Bräutigam als einen ſeiner Sekretäre an. Chriſtina betete ihren Gemahl an, deſſen Charakter ſie mit den günſtigſten Farben ſchildert, und von dem ſie drey Kinder bekam. Aber dieſer ſchöne Himmel wurde bald getrübt. Der König ſtarb: die Oheime des jungen Nachfolgers waren nur damit beſchäftigt, das Königreich zu plündern, und liebten vermuthlich die Weiſſagungen nicht. Das Gehalt des Thomas wurde zurückbehalten, ſein Schwiegerſohn des Dienſtes entlaſſen. Thomas, der, wie ſeine Tochter bekennt, zu freygebig geweſen war, gerieth in Noth, wurde melancholiſch und folgte bald ſeinem königlichen Herrn. Caſtel erhielt durch ſein kluges Betragen ſeine Familie noch eine Zeitlang, bis ein anſteckendes Fieber auch ihn in einem Alter von vier und dreißig Jahren hinwegraffte.

Der Verluſt ihres Gemahls traf die verwittwete Chriſtina tief, und ſie hatte mit Ungerechtigkeit und Armuth ſowohl als mit ihrem Kummer zu kämpfen. Dennoch verſank ſie nicht in ihrem Unglück, ſondern widmete mit wahrer Philoſophie ihre traurigen Stunden der Sorge für ihre Kinder und ihrer eignen Bildung, ob ſie gleich bey dem Tode ihres Gatten erſt fünf und zwanzig Jahr alt war. Sie ergab ſich erſt den Studien und dann eignen Kompoſitionen. Die Poeſie war ein Stärkungsmittel, das ſich von ſelbſt ihrem zärtlichen Herzen darbot, und den Klagen um den geliebten und verlornen Gefährten eine ſüße Beymiſchung gab. Aber indem unglückliche Liebe ihr Gegenſtand war, ward der Schmerz der Wunde mehr gelindert als ſie ſelbſt geheilt, und ſie bewies, daß ein ſo gefühlvolles Herz nicht gegen einen neuen Eindruck geſtählt ſey.

Mit einem Wort, ehe ihre Thränen um Caſtel getrocknet waren, kam der Graf Salisbury zu Paris an, als Geſandter ſeines Herrn, um die junge Prinzeſſin Iſabelle für ihn zur Gemahlin zu begehren. Chriſtina's Schönheit und Talente überglänzten in den Augen des Grafen alle Schönheiten des Franzöſiſchen Hofes, und der Schimmer und die Vorzüge ſeiner Perſon waren zu blendend, um ſeine Huldigung der troſtloſen philoſophiſchen Wittwe nicht angenehm zu machen. Doch ſo ehrerbietig waren die Paladine jener Zeiten, oder Chriſtinens Sitten ſo ſtreng, daß, ob ſie ſich gleich einander ihre Poeſien mittheilten, in denen, wie man geſehn hat, Salisbury von ſeiner Leidenſchaft keineswegs geheimnißvoll ſprach, ſo ſtellte ſich die verſtändige Chriſtina doch, dieſe Erklärungen nur für bloße Höflichkeit eines artigen Ritters aufzunehmen, und der Graf, beſchämt, ſo weit gegangen zu ſeyn, gelobte für die Zukunft mehr Behutſamkeit.

Chriſtina's älteſter Sohn war in einem Alter von dreyzehn Jahren. Um ſeine Reue und Achtung zugleich zu beweiſen, ſchlug ihr der Graf vor, ihn mit nach England zu nehmen, und erklärte, daß er der Liebe den Abſchied geben, der Ehe entſagen, und ſein künftiges Heil darauf bauen wollte, ihren Sohn zu erziehn und ſein Glück zu machen. Weit davon entfernt, durch eine ſo außerordentliche Alternative beleidigt zu werden, überließ die zärtliche Mutter ihr Kind dieſem Spiegel der Ritterſchaft, und der zu großmüthige Salisbury reiſte mit dieſem Pfande der Gunſt ſeiner Gebieterin ab, das ſeine unerklärliche Delikateſſe einem andern vorgezogen, um welches zu bitten natürlicher geweſen ſeyn würde, ja welches, nach einigen Fragen zu ſchließen, die Chriſtina ſelbſt geſteht ihm vorgelegt zu haben, ſie wahrſcheinlich nicht ſtolz abgeſchlagen hätte, wenn es mit den Geſetzen der Ehre beſtehn konnte.

Ich eile zu dem kläglichen und übereilten Ende dieſer zarten Geſchichte. König Richard wurde abgeſetzt und der Uſurpator Heinrich von Lankaſter, ließ ſogleich deſſen treue Diener verhaften und ſeinem Günſtling Salisbury den Kopf abſchlagen.

Die Wildheit der ſtreitenden Parteyen that ohne Zweifel der Artigkeit und feinen Sitte jener Zeit auf eine grauſame Weiſe Einhalt, und mancher edle Ritter verlor ſein Leben auf dem Schaffot, der Rieſen und Drachen im Kampfe beſtanden, und ſelbſt das Finſterſehn ſeiner Gebieterin überlebt hatte. Ob ich ſchon ungeduldig bin, die Anſprüche des Grafen Salisbury zu unterſuchen, will ich doch meinen Leſern einen kurzen Bericht vom fernern Schickſal der intereſſanten Chriſtina nicht vorenthalten.

Der rauhe Bolingbroke, der, wie ſie ſagt, ihre lays in der Brieftaſche des ermordeten Geliebten fand, wurde von der Zartheit und Reinheit ihrer Geſinnungen ſo gerührt, daß er den Vorſatz faßte, ſie an ſeinen Hof zu ziehn und wirklich ſchrieb, um ſie einzuladen. — Sie! an den Hof des Mörders ihres Geliebten! Entſetzlicher Gedanke! — Doch legte ihr die ſchuldige Ehrfurcht gegen ein gekröntes Haupt, und einen König, der ihren Sohn in ſeine Obhut genommen und ihm freundlich begegnet hatte, die harte Nothwendigkeit auf, eine ſanfte aber doch feſte Antwort zu geben, und ungeachtet der Monarch zweymal den Herold ſchickte, um die Einladung zu erneuern, lehnte ſie ſelbige ab, und erlangte dennoch die Zurückgabe ihres Sohnes.

Visconti, Herzog von Mayland, und Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, waren nicht weniger dringend, ſie zu einem Aufenthalt an ihren Höfen zu bewegen. Dem erſten ſchlug ſie es gänzlich ab, obgleich ihre Lage in Frankreich noch immer zerrüttet war. Der letzte hatte ihren Sohn in ſeinen Schutz genommen und ſie durch eine Beſchäftigung gelockt, die mit ihren Neigungen vollkommen übereinſtimmte: er machte ihr den Vorſchlag, das Leben ihres Gönners, Karls des fünften, zu ſchreiben. Sie hatte ſchon damit angefangen, als der Tod ihr auch dieſen Beſchützer nahm.

Von allem entblößt, mit einem Sohn, einer alten Mutter und drey armen weiblichen Verwandten, deren Unterhalt ihr anheim fiel, erhielt ihr Muth, ihre Frömmigkeit und die Muſe, ſie doch unter ſo vielfachem Ungemach aufrecht; das größte von allen ſchien ihr die Noth, zu der ſie ſich gebracht ſahe, Geld borgen zu müſſen. Beau ſire dieu! comme elle rougiſſoit alors! demander lui cauſoit toujours un accès de fievre, das ſind ihre eignen Worte. Ihre letzten Tage waren ruhiger, und ihre anmuthigen und moraliſchen Schriften deuten eine liebenswürdige Seele an, und rechtfertigen die Aufmerkſamkeit, welche ihr ſo viele mächtige Fürſten bezeigten.

Indem ich die Anſprüche des Grafen Salisbury in Zweifel ziehe, wenn ſie gleich auf das Zeugniß einer ſolchen Zeitgenoſſin gegründet ſind, ſo werde ich doch keinen Einwurf vorbringen, wozu mich die Geſchichte nicht berechtigt.

John Montacute, Graf von Salisbury, erſcheint nach Dugdale's Bericht bey weitem nicht in einem ſo liebenswerthen Licht, wie das Bildniß, was Chriſtina von ihm entworfen hat. Der Genealogiſt erwähnt nicht einmal ſeiner Sendung in Betreff der Vermählung Richards mit Iſabellen, und ſagt nur, daß er die Erlaubniß erhalten habe nach Frankreich zu gehn. Aber er hatte vielleicht geheime Inſtruktionen, und war nach Frankreich geſchickt, um die Stimmung des Franzöſiſchen Hofes zu erforſchen, ehe ein förmlicher Antrag gemacht wurde. Dugdale giebt an, daß er nebſt dem Biſchoff von St. Aſaph einen Frieden mit Schottland unterhandelte. Daß er ein ſehr vertrautes Werkzeug ſeines königlichen Herrn war, erhellt aus einer andern Staatsverhandlung, die für den Monarchen unglücklich ausſchlug, und in den Augen der Nation ſehr unpopular war. Er wurde angeſtiftet den Herzog von Glouceſter, Oheim des Königs, und die Grafen von Arundel und Warwick im Parlament anzuklagen; der Schluß dieſer Tragödie ward zu Calais an der Perſon des Herzogs vollzogen.

Ein andrer Umſtand im Leben des Grafen mußte ihn ebenfalls bey der damaligen Majorität in üblen Kredit bringen. Er war ein Haupt der Lollards, ſagt Thomas von Walſingham, und der größte Fanatiker unter ihnen, indem er ſo von Eifer hingeriſſen wurde, daß er alle Bilder in der Kapelle zu Schenele, welche John Aubrey und Sir Adam Burhall (die verſtorbnen Ehemänner ſeiner Gemahlin) daſelbſt geſtiftet, herunter nehmen und an einen dunkeln Ort werfen ließ; nur vergönnte er, daß das Bildniß der heiligen Katharine (in

Betracht, daß ihm viele zugethan waren) in ſeinem Backhauſe ſtehen durfte.

Der Graf begleitete ſeinen Herrn nach Irland, aber auf die Nachricht von Bolingbroke's Landung in England, wurde er mit einer großen Macht dahin abgeſchickt und landete zu Conway: allein bald verlieſſen ihn ſeine Truppen, und er blieb, wie der König ſelbſt, faſt ganz allein.

Nach Richards Abſetzung, heißt es, habe der Graf von dem glücklichen Uſurpator alle Ehre genoſſen, und ſein Leben ſey in keiner Gefahr geweſen. Demungeachtet ließ er ſich mit den Grafen von Huntingdon und Kent in eine Verſchwörung gegen das Leben des neuen Monarchen ein, und ſie giengen zu dem Ende nach Windſor als Weynachtsſpieler verkleidet; da ſie aber gewahr wurden, daß die Verſchwörung entdeckt ſey, flohen ſie in der Nacht nach Cirenceſter. Die Einwohner, erſchrocken, daß ſie mit ſolchen Haufen ankamen — Hier müſſen wir einen Augenblick inne halten, und die Genauigkeit des Geſchichtſchreibers in Zweifel ziehn. Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß drey vornehme Pairs, die ſich als herumziehende Komödianten verkleidet hatten, um einen König zu überfallen und zu ermorden, und auf die Nachricht von der Entdeckung ihrer Abſicht nach Glouceſterſhire geſlohen waren, eine beträchtliche Anzahl Truppen bey ſich gehabt haben ſollten. Und Truppen müſſen dabey geweſen ſeyn, denn die Einwohner von Cirenceſter waren ſo erſchrocken, daß ſie die Lords mit ihrer Mannſchaft innerhalb der Stadt einſchloſſen, worauf ein ſo ſcharfes Gefecht erfolgte, daß es von Mitternacht bis drey Uhr Morgens dauerte, wo die Grafen überwältigt wurden, ſich ergaben und bey Anbruch des Tages geköpft wurden.

Ich zweifle ganz und gar nicht an der Wahrheit der Kataſtrophe des Grafen, doch ſind die Erzählungen unſrer alten Geſchichtſchreiber ſo unbeſtimmt, abgeriſſen und unbefriedigend, daß wer Gelegenheit hat, ihre Berichte kritiſch zu unterſuchen, ſich überzeugen muß, daß die Hauptumriſſe ausgenommen, die Erzähler nur einige laufende Gerüchte von den Begebenheiten niederſchrieben, und weder Mühe noch Urtheil anwandten, die abgeſchmackteſten und widerſprechendſten zu vereinigen.

Wenn alſo Chriſtina auch nicht von unſern Geſchichtſchreibern unterſtützt wird, ſo werden ſie auf der andern Seite nicht vom gemeinen Menſchenverſtande beſtätigt. Die Feinheit ihrer Seele und ihrer Bildung haben ein Porträt ihres Geliebten gezeichnet, das uns nicht den unruhigen Baron aus einer ſtürmiſchen Zeit darſtellt, und es iſt unglücklich, daß ein ſo verfeinertes Fantom, wie es gewöhnlich die Feder einer romantiſchen Frau herauf beſchwört, uns ſelten ein Gemählde von den Sitten des Zeitalters giebt. Montacute war, wenn wir dem Walſingham, dem Dugdale nachſchreibt, glauben ſollen, ein höfiſches Werkzeug, indem er den Oheim des Königs anklagte und ein Gehülfe bey deſſen Ermordung war; er war ein ſchwärmeriſcher Ketzer, war undankbar gegen den Fürſten, der ihn verſchont hatte, und ſelbſt ſo niedrig ihn ermorden zu wollen. Das iſt nicht ganz der ſchüchterne, ſich ſelbſt verläugnende, großmüthige Liebhaber, der dem Eheſtande entſagte, weil er nicht den Muth hatte, ſeine Liebe anders als in einem Liede zu erklären, welches er noch dazu für eine beleidigende Anmaßung hielt. In wie weit die erhabnen Begriffe der Ritterſchaft einem ächten Ritter Ehrfurcht auferlegen konnten, weiß ich nicht, aber unglücklicher Weiſe ſtellt ſich ein grobes Zeugniß, das ohne alles Gefühl ſich nur darum bekümmert, wer den andern gezeugt hat, dem Bericht Chriſtinens entgegen: ich meyne die Genealogie.

Denn der Graf war nicht allein vermählt, wie wir geſehn haben, ſondern ſeine Wittwe überlebte ihn und bekam einen Theil ſeiner verfallnen Güter zu ihrem Unterhalt. Sie hatte auch einen Sohn von ſo reifem Alter, daß, da er ſich zehn Jahr nach ſeines Vaters Tode vermählte, er den Antheil von den Gütern ſeiner Gemahlin bey der Theilung mit ihren Schweſtern in Beſitz nahm.

In andrer Rückſicht ſollte ich glauben, daß die Verbrechen des Grafen von Salisbury einige Milderung zuließen. *Angeſtiftet* iſt ein brandmarkendes Wort — aber jener Thomas, Herzog von Glouceſter, war auf keine Weiſe der patriotiſche Märtyrer, den man aus ihm machte, wie Hume bemerkt. Ob er gleich der jüngſte von den Söhnen Eduards des dritten war, ſo ſtrebte er doch vermuthlich nach der Krone, und tadelte, ja übertrieb vielleicht in dieſer Abſicht die Unwürdigkeit und Unfähigkeit ſeines Neffen; er glich zum Erſtaunen, ſowohl in ſeinen Machinationen als der Kataſtrophe, dem Herzog von Guiſe, der mit noch ungültigeren, oder vielmehr gar keinen Anſprüchen Heinrich den dritten entthronen und ſich an ſeine Stelle ſetzen wollte. Beyde, Richard und Heinrich fühlten das Uebergewicht ihrer Ne benbuhler, und zu ſchwach, um ihnen durch Politik entgegen zu arbeiten, oder durch männliche Kühnheit die dreiſten Nebenbuhler zu hemmen, ließen ſie ſich zu der Schande eines Meuchelmords herab, und beſchleunigten durch eine verhaßte That die Zerſtörung, der ſie entrinnen wollten. Bolingbroke, deſſen näheres Recht Glouceſters Ehrgeiz aufgehalten haben würde, beweinte ſeines Oheims Fall, über den er ſich freuen mußte, und erntete, was Glouceſter geſäet hatte.

Der Graf von Salisbury konnte als ein treuer Unterthan die Ränke des Herzogs verabſcheun und fürchten, und Beweiſe ſeiner Schuld haben. Die nehmliche Treue gegen ſeinen rechtmäßigen Herrn konnte ihn den Uſurpator Heinrich verwünſchen laſſen, auch dürfen wir uns nicht zu vorſchnell auf Heinrichs Gnade gegen ihn verlaſſen, die vielleicht nur ſo weit ging, daß er ihn noch nicht beſtraft hatte: denn gleich nach Salisbury's Tode zog er noch mehr Diener Richards zu ſtrenger Rechenſchaft, die ihre Hände in Glouceſters Blut getaucht hatten. Wenn Heinrichs Nachſicht zweydeutig iſt, ſo verſchwindet das Verbrechen der Undankbarkeit, und wenn ſich Salisbury, Huntingdon und Kent mit bewaffneten Völkern nach

Cirenceſter zogen, ſo möchte ich eher glauben, daß ſie einen Verſuch gemacht, den Uſurpator mit den Waffen in der Hand zu entſetzen, und ihn gerüſtet fanden, als daß ſie ihn bey einer Mummerey hätten ermorden wollen.

Mit einem Wort, wenn ich den Grafen, auf eine ſo zweifelhafte Charakteriſtik hin, auch nicht in das Chor der Engliſchen Dichter aufnehmen kann, ſo muß ich doch als ein guter Proteſtant argwohnen, daß ſein Eifer als Lollard unſre mönchiſchen Annaliſten dahin brachte, ſeine Handlungen anzuſchwärzen, und ich muß die Wärme der Liebe an der liebenswürdigen Chriſtina bewundern, welche den Vorurtheilen der Erziehung und Zeit das Gegengewicht zu halten vermochte, und ſie Tugenden und angebohrnen Werth ſogar an einem Ketzer entdecken ließ, der der heiligen Katharina mit ſo wenig Höflichkeit und Anſtand begegnet war, ſie in ein Backhaus zu verweiſen.

IV.

Parodie

auf Cheſterfields Briefe an ſeinen Sohn.

Einleitung.

Es kann niemals genugſam von den Philoſophen beklagt werden, daß der verſtorbene Graf von Cheſterfield, der ein ſo vollkommner Meiſter alles deſſen war, was den menſchlichen Leib und Geiſt ſchmücken kann, uns nicht eben ſo gut ein Erziehungsſyſtem für eine Tochter wie für einen Sohn hinterlaſſen hat. Oder ſollten wir nicht vielmehr bedauern, daß die Liebſchaften des Grafen nicht mit einem vollkommnen Exemplar von jedem Geſchlecht gekrönt wurden? Nach des Grafen eignem Bericht war niemand genauer als er mit dem ſchönen Theil der Schöpfung bekannt, und da ihn die Mängel deſſelben ſo lebhaft gerührt zu haben ſcheinen, wer hätte wohl beſſer als er ein mediziniſches Verzeichniß von Gegenmitteln geben können? Es ſcheint ſein ganzes Studium geweſen zu ſeyn, das menſchliche Geſchlecht durch in die Augen fallende Eigenſchaften zu beſtricken; ohne Zweifel aus keiner andern Urſache, als weil er äußerliche Gaben für das einzige hielt, worüber das menſchliche Geſchlecht urtheilen, oder was ſeine Achtung erwerben könne. Da ſeine Begierde nach Ruhm eben ſo angeſtrengt als unermüdlich war, ſo hätte er gewiß nicht die Tugenden des Herzens aus der Acht gelaſſen, wäre er nicht überzeugt geweſen, daß Tugend nie mit öffentlichem Beyfall belohnt wird. Er, der vierzig Jahre lang nicht ein Wort ausſprach, ohne inne zu halten, um nach einem beſſern zu ſuchen, könnte nicht ſo träge geweſen ſeyn, die Pflichten der Menſchlichkeit zu verabſäumen, hätte er jemals gefunden, daß ſie dazu dienen, den, der ſie übt, zu empfehlen. Wenn er ſeinem Zögling einſchärft, aimable zu ſeyn und d'avoir des attentions, iſt es nicht klar, wie gut er gewußt hat, daß Großmuth, Vaterlandsliebe, Menſchenliebe und Freundſchaft unnütze Dinge wären? Es iſt offenbar, daß er ſo dachte, denn er erwähnt ſie nie in der Liſte der anziehenden Mittel. Gegen die Freundſchaft ſcheint er ſeinen Schüler eher gewarnt zu haben: eine Vorſicht, die ſich vom Geſandten herſchreibt, für deren Gewerbe er ſeinen Sohn widmete, und die zu Spionen auferzogen, freylich mit Freunden wenig zu ſchaffen haben können. Nur deswegen zu hören und zu ſehn, um wiederzuſagen und zu verrathen, das iſt keine Gemeinſchaft, die ſich für Oreſt und Pylades ſchickt. Um dieſen Mangel weiblicher Erziehung zu erſetzen, konnten wir uns irgendwo beſſer hinwenden als zu der nehmlichen Quelle? Nachdem ich die Abhandlung des Grafen ſo oft durchgeleſen, wie Rapin den Livius, ehe er ſeine Geſchichte von England ſchrieb (die dem Livius ſo unähnlich iſt) ſo habe ich mich überzeugt, daß ſein Syſtem dieſem Zweck entſpricht. Ja ich weiß nicht, ob es nicht ſchon an ſich, mutatis mutandis, eigentlicher ein Syſtem von weiblicher als männlicher Erziehung iſt, und mit ſehr wenig Abänderungen ſowohl dazu dienen kann, eine feine Dame als einen feinen Herrn zu bilden. Die Grazien, die Grazien! auf dieſe allein iſt der ganze Plan des Grafen gegründet. Sind nicht die Grazien einer Hofdame oder einer Herzogin nöthiger als einem Geſandten oder Senator? Franzöſiſche Briefe zu ſchreiben, Sprachen zu reden, mit Sternen, Ordensbändern, geiſtlichen Orden und den Gebrauchen der Römiſchen Kirche bekannt zu ſeyn, ſchön zu tanzen, artig in ein Zimmer zu treten, gut vorzulegen, würde einer Frau von Stande eben ſo wohl anſtehn als dem Sir Joſeph Y. oder Sir Joſeph M. Lügen zu ſagen, die Finger in der Naſe oder in den Ohren zu haben, in die Stube zu ſpeyen, in der Geſellſchaft abweſend oder ſo unbehülflich wie Lord Lyttelton zu ſeyn, gegen die Grammatik an zu ſchreiben, oder Beſuch- und Einladungskarten ſchlecht zu buchſtabiren, das würde dem Kammerfräulein eben ſo übel kleiden als dem erſten Miniſter.’ Für eine Frau nach der Welt iſt es eben ſo herabſetzend, und gefährlich, mit ihrem Bedienten eine Intrigue zu haben, als wenn ſich ein junger Menſch zu gemeinen Weibsperſonen hält. Starke Getränke und Champagner bringen beyde Geſchlechter aus der Ordnung. Galanterie iſt in beyden anmuthig, und ein Handel mit Herrn F * * kann eben ſo ſehr in Anſehn ſetzen als einer mit Madame de Blot. Würde eine zärtliche Mutter nicht eben ſo viel Anſtoß daran nehmen, wenn eine Tochter, die aus der Koſtſchule heim kommt, ohne Verbeugung ins Zimmer läuft, als Lord Cheſterfield an Herr Stanhope's premier abord, wie er ſagt, wenn er bey der Heimkunft von ſeinen Reiſen nicht graziös ſeyn ſollte? Sollte die

Frau Mutter nicht in ein ähnliches Fieber verfallen?

Laßt uns die Vergleichung noch ein wenig weiter treiben. Der Graf erklärt Vortrag und Styl für die erſten Beſtandtheile der Beredtſamkeit. Der Inhalt, ſagt er, iſt immer der nehmliche. Wenn Worte, Styl und Vortrag alles ſind und der Inhalt nichts, ſo kann niemand läugnen, daß der Graf in dem Charakter eines vollkommnen Redners das Bild eines leeren, geſchwätzigen, aber angenehmen Weibes entworfen habe. Gleichviel, was ſie ſagt, wenn ſie es nur artig ſagt.

Da der Graf ohne alle Frage ſelbſt zu der Schilderung ſeines feinen Herrn geſeſſen hat, läßt ſich da nicht das Beyſpiel des Grafen mit der größten Schicklichkeit in das Syſtem der weiblichen Bildung aufnehmen? Dürfte nicht eine Matrone nach dieſem Vorbilde an ihr Fräulein Tochter allen Skandal ſchreiben, den ſie hört oder erfindet? Kann ſie ſich nicht auf ihrer Tochter Klugheit verlaſſen, daß er unter die Leute kömmt, oder auf den Gemahl ihrer Tochter, daß er bey Lebzeiten der Parteyen bekannt gemacht wird? Elterliche Zärtlichkeit und Vorſicht müſſen jede Grauſamkeit rechtfertigen, ſo wie es ſich rechtfertigt, wenn man einem Kinde, um es nur mit allen Beyſpielen gelungner Leichtfertigkeit auszuſtatten, den tongebenden Gecken jedes Zeitalters nachzuahmen, Anleitung gibt. Kein Jahrhundert kann unfruchtbar an Marſchällen von Richelieu vom weiblichen Geſchlecht ſeyn.

Dieß iſt alſo der Plan, den ich zu verfolgen denke. Ohne mich vom heiligen Text zu entfernen, werde ich jeden Brief zum Gebrauch junger Damen umſchreiben, indem ich nur die nothwendigen Aenderungen vornehme, und den Sinn des Autors erweitre, wenn er zu eng iſt, aber nie werde ich mir anmaßen, die reichlichen Wiederholungen abzukürzen, da es unmöglich iſt, die Grazien einem jungen Gemüth zu oft einzuknüpfen. Wenn die Nachbildung, die ich mich bemüht habe, von den drey erſten Briefen zu geben, Beyfall finden ſollte, ſo werde ich mit gleicher Treue fortfahren, das Uebrige den gemeinſten Fähigkeiten anzupaſſen, und ſcheint ſich gleich das gegenwärtige Zeitalter, wie durch Eingebung, bereits nach dem Plan des Grafen erzogen zu haben, ſo werde ich doch die Genugthuung genießen, der Nachwelt einen getreuen Abriß des Syſtems zu überlieſern, durch das man eine vollkommne Stutzerin bildet.

Erſter Brief.

Man ſagt mir, Miß, daß du geneigt biſt, zu reiſen, und dein erſter Ausflug nach Hammerſmith gehn wird. Deswegen halte ich es für meine Schuldigkeit, dir eine glückliche Reiſe und gutes Wetter zu wünſchen. Du wirſt ſo gut ſeyn, wie ich hoffe, mich von deiner Ankunft zu benachrichtigen, und wenn du gute Fladen oder Käſekuchen antriffſt, ſo bitte ich dich, bring mir welche mit.

Hammerſmith iſt eine kleinere Stadt als Brentford, aber nicht ſo häßlich und ſchmutzig. In der Nachbarſchaft ſind noch mehr Dörfer, als: Ealing, Acton, Kew und Turnham-Green. Das letzte hat einen groſſen Handel mit Tauben; ſie ſind beſſer zu eſſen als Turteltauben, die nur während der Flitterwochen gut ſind.

So wie zu Kew ein König regiert, hält ſich gewöhnlich in den Straßen um Brentford ein Volk auf, Zigeuner genannt, das von einer Königin regiert wird. Sie wahrſagen, und plündern die Taſchen. Ihre Geſichter ſind außerordentlich ſchwarz, aber ihre Zähne ſind ſchöner als die von Frauen, welche weiß tragen.

Du wirſt nun eine große Menge Feyertage haben, alſo ſpiel dich dick und ſatt. Wenn du wiederkommſt, wirſt du tiefer ins Abcbuch gucken müſſen als jemals.

Adieu.

Zweyter Brief.

Mein liebes Kind!

Da du zu ſeiner Zeit Drydens Virgil und Pope's Homer leſen wirſt, ſo iſt es zuvörderſt gut, ein wenig Poeterey zu verſtehn, und auch ſo im

Allgemeinen die Lügen zu kennen, auf welche die Poeten oft anſpielen. Du haſt des Glöckners Weihnachtsreime gehört und die Mährchen von meiner Mutter Gans ſchon durchlaufen. Du haſt von Feen, Kobolden, Geiſtern, Göttern und Göttinnen, und vom Knecht Ruprecht gehört, und ich hoffe, du haſt das nicht vergeſſen. Dieß ſind alte Geſchichten, aber die neuen Poeten werden nie damit fertig, beſonders fragen ſie immer bey Apollo und den Muſen vor, ob ſie ſie gleich niemals zu Hauſe finden, und ihre Beſuche unbemerkt hingehn. Aus dieſer Urſache ſchicke ich dir die Geſchichte von Apollo und den neun Muſen, denn wenn du dich daran gewöhnſt, da Beſuche zu machen, wo du niemals welche wiederbekömmſt, ſo wirſt du gewiß diejenigen nicht vernachläßigen, die wohlerzogen und pünktlich in Erwiederung der Beſuche ſind. Es iſt ein herrliches Ding, Beſuche und Verſe zu machen, und ich hoffe, du wirſt für beydes Talent haben. Es iſt ſchwerer, Verſe zu machen, wie Beſuche, aber je ſchwieriger ein Ding iſt, deſto beſſer; wenn du alſo etwas thun könnteſt, das unmöglich iſt, ſo wäre es noch ruhmvoller.

Dritter Brief.

Apollo war der Sohn des Jupiter und der Latona, eines Gottes und einer Weibsperſon, welche, wie die Heiden glaubten, eben ſo leicht zuſammen hecken als Thiere von verſchiednen Gattungen. Latona wurde auf der Inſel Delos von ihm entbunden, ohne den Beyſtand einer Hebamme, denn die Kinder eines Gottes kommen immer in die Welt, wenn die Leute am wenigſten daran denken. Er iſt der Gott des Tages, und daher heißt es Phöbus oder Bombaſt, wenn Verſe mehr Klang als Sinn haben. Er hatte einen berüchtigten Tempel zu Delphi, welcher Orakel von ſich gab. Ein Orakel iſt eine zweydeutige Ankündigung von etwas, das geſchehn ſoll, und folglich noch nicht geſchehn iſt, und darum unmöglich gewußt werden kann. Eine Prophezeyung iſt zuverläßiger, weil ſie in der Regel erſt nach der Begebenheit gemacht wird.

Die Muſen waren die Töchter Jupiters und des Gedächtniſſes, das heißt, er erinnerte ſich, daß er Töchter hatte, vergaß aber von wem. Sie ſind die Göttinnen der Poeſie, der Hiſtorie, Muſik und aller Künſte und Wiſſenſchaften; der Poeſie, weil ſie nichts mit dem Gedächtniſſe zu thun hat, ſondern mit der Erfindung; der Hiſtorie, weil ſie alte Jungfern ſind, welche immer Skandal erfinden oder in Gedanken haben; der Muſik, weil die Poeſie dem Schalle verwandt iſt, und der Wiſſenſchaften und Künſte, weil Frauen, die erfunden worden ſind, ſie auch erfunden haben müſſen; denn die Alten, die weiſer waren als wir, gaben niemals für irgend etwas einen Grund an, der für einen Grund gelten konnte.

Die Muſen haben drey Berge, zwey Quellen und ein Pferd, die ungefähr ein ſo großes Territorium ausmachen, wie das eines Deutſchen Prinzen.

V.

Allgemeine Kritik

über Johnſons Schriften.

Johnſons Schriften haben ſo viel Ruf erlangt, und ſind aus Vorliebe für ſeine Talente ſo hoch über ihr Verdienſt angeſchlagen worden, daß es nützlich ſeyn kann, ohne ſeiner Fähigkeit oder Gelehrſamkeit zu nahe zu treten, junge Schriftſteller vor der Bewunderung ſeines Styls und ſeiner Manier zu warnen, welche beyde ungewöhnlich fehlerhaft, und der Nachahmung eines jeden unwürdig ſind, der nach Vortrefflichkeit im Schreiben ſeiner Mutterſprache ſtrebt.

Wenn eine ſtark bezeichnete Manier durch alle Kompoſitionen irgend eines Meiſters hindurch geht, ſo iſt das ſchon an ſich eine Unvollkommenheit, und zeigt eine Abweichung von der Natur an. Der

Schriftſteller verräth damit, daß ihn eine beſtimmte Farbe beſonders gerührt und er die Mannichfaltigkeit der Natur deswegen überſehn hat. Es iſt wahr, die größten Meiſter in der Kompoſition ſind in ſo weit unvollkommen, daß ſie immer eine Spur zurücklaſſen, aus welcher ſich ihre Hand erkennen läßt. Der nähert ſich der Univerſalität am meiſten, deſſen Werke es unſerm Scharfſinn ſchwer machen, gewiſſe charakteriſtiſche Zeichen feſt zu halten, die über den Verfaſſer Sicherheit geben.

Johnſons Werke werden ſo leicht erkannt, wie die des gezierteſten Schreibers, denn Ueberfluß iſt eben ſo gut ein Fehler wie Ziererey. Es iſt faſt in allem Sinn, was Johnſon ſagt; er iſt oft tief und räſonnirt richtig — wenn nehmlich Vorurtheil, Bigotterie und Uebermuth ſeine Logik nicht umwölken oder verfälſchen. Er iſt wohlwollend in der Anwendung ſeiner Moralität, aber dogmatiſch unbarmherzig in der Ausſpendung ſeines Tadels, oder wenn er von ſeinem Gegner in allgemeinen Wahrheiten und beſondern Lehren abweicht.

Das erſte Merkzeichen, das Johnſons Schriften als die ſeinigen ſtempelt, iſt die überladne Schreibart. Ich will ſie nicht wortreich nennen, weil man durch Wortreichthum gewöhnlich ein bedeutungsloſes Geſchwätz verſteht: ein Vorwurf, den er nicht verdient. Ich habe zugeſtanden und geſtehe es zu, daß die meiſten ſeiner Ausdrücke eine angemeſſene und oft eine erläuternde Bedeutung haben, wie ſie ein ächtes Beywort haben muß, aber ſie ſind ohne Unterſchied auserwählt, und zu nachdrücklich für eine gewöhnliche Gelegenheit. Sie bilden eine Härte der Diktion und eine muskulöſe Zähigkeit, die jeder leichten und anmuthigen Bewegung widerſteht. Jeder Ausſpruch hat die höchſte Farbe, kein Abſatz wächſt gleichſam an, die Stellung der Worte iſt ſo handfeſt wie die Demonſtration, und der ſchwächſte Theil des Satzes (ich meyne der Wirkung, nicht der Schlußfolge nach) macht gemeiniglich den Schluß: er erläutert, bis er ermüdet, und fährt fort zu beweiſen, nachdem er überzeugt hat. Dieſer Fehler iſt ſo gewöhnlich bey ihm, er iſt ſo oft im Stande, mit drey verſchiednen Phraſen von der nehmlichen Pfündigkeit zu feuern, daß, wenn ich nicht ſeine mühſame Ausmünzung neuer Worte verdammte, ich dieſe dreyfache Ueberſchwemmung von gleichbedeutenden Ausdrücken Triptologie nennen würde.

Er zieht gelehrte Worte den einfachen und gewöhnlichen vor. Er iſt niemals einfach, elegant oder leicht. Er erlegt mehr Feinde mit dem Gewicht ſeines Schildes als mit der Spitze ſeiner Lanze, und verſetzt lieber drey tödliche Wunden an Einer Stelle als eine. Dieſe Einförmigkeit, die eine unſelige Wirkung der Pedanterie und der Einbildung iſt, hält ihn ab, beredt zu werden. Er erregt keine Leidenſchaft außer Unwillen, ſeine Schriften ſenden den Leſer mehr geſättigt als vergnügt nach Hauſe. Wenn er ſich im Humor verſucht, ſo bringt er unſre Vernunft zum Lächeln, ohne uns fröhlich zu machen, denn das Studium, das ſein gelehrter Scherz erfodert, zerſtört die Luſtigkeit. Er iſt der ſchwerfällige Sprung eines gelehrten Elephanten. Wir wundern uns, daß ein ſo ernſthaftes Thier in das Gebiet des Affen hinüberſchweift, und doch bewundern wir es, daß die Uebung dem ungeheuern Vierfuß ſo viel Gewandtheit gegeben hat.

Im Ganzen ſcheint mir Johnſons Schreibart ſo unbehülflich, ſo leer an Ohr und Harmonie, daß mir kein neuerer Schriftſteller bekannt iſt, deſſen Schriften ſich mit ſo weniger Annehmlichkeit laut vorleſen ließen. Ich möchte wiſſen, ob man nicht eine Seite von gleicher Länge in irgend einem neueren Autor in einer Minute weniger Zeit als eine von Johnſon leſen könnte, wenn bey beyden die gehörigen Pauſen und Akzente beobachtet würden.

Seine Werke ſind die Gegenfüßler des Geſchmacks, und er iſt der Schulmeiſter der Wahrheit, nie ihr väterlicher Lehrer. Seine Lehren haben keine Neuheit, und werden weder dem widerſpänſtigen noch dem ſtumpfen Kinde jemals auf eine gefällige Art beygebracht. Er hat nie etwas in ein neues Licht geſetzt, iſt aber ſo weitläuftig, als ob wir alles zu lernen hätten. Neuere Schriftſteller haben ſich über die Alten allein durch Beſtimmtheit erhoben. Johnſon verſucht, wie die Chemiker von Laputa, alles, was ſchon verdauet war, auf den erſten rohen Urſtoff zurückzuführen. Er iſt ein unvergänglicher Beweis, daß die Muſen Werke unvollendet laſſen, wenn die Grazien ſie nicht verſchönern.

VI.

Seltſame Vorfälle.

Es giebt wenig Menſchen, die nicht, wenn ſie lange leben, zu der Geſchichte des Menſchengeſchlechts Beyträge liefern könnten. Ich verſtehe darunter nicht geſammelte Weisheit, oder ſolche Bemerkungen, die auf Geiſt und Betragen Einfluß haben können. Im Gegentheil meyne ich ſolche Ereigniſſe, die dem gemeinen Gange von Urſache und Wirkung fremd ſind. Ich ſpreche von Zufällen, die wahrſcheinlich immer einzig bleiben, und eher Abweichungen und Ausnahmen vom gewöhnlichen Lauf der Dinge heißen können als Reſultate von Abſicht und Vorausſicht. Sie entſprechen in der moraliſchen Welt den Spielen der Natur in der phyſiſchen, und da die letzten in Sammlungen von Seltenheiten niedergelegt werden, ſo ſind auch die erſten zu einer Stelle in einem hiſtoriſchen Muſeum, nach demſelben Zuſchnitt, berechtigt.

Jener feyerliche Aufzeichner von Wundern und himmliſchen Phänomenen, die ſich entweder wirklich zutrugen, oder die andächtige Leichtgläubigkeit ſich eingebildet hat, Sir Richard Baker machte den Beſchluß jeder Regierung mit einem Verzeichniß der Schlachten, die in der Luft gefochten werden, und der Zeichen am Himmel, die, wenn ſie gleich der halben Weltkugel ſichtbar geweſen, ſich doch nur auf das bezogen, was in England vorgefallen war, oder vorfiel.

Die außerordentlichen Dinge, die ich nach dem Beyſpiel Sir Richard Bakers erzählen will, ſollen von keiner Auslegung begleitet werden; nicht als hätten ſie nicht manche der wunderbarſten Revolutionen, die zu meiner Zeit vorfielen, angekündigt oder verzeichnet: aber ich halte es für großmüthiger, jedem Wahrſager oder jeder alten Dame eine Anwendung derſelben zu überlaſſen, wie ſie ihnen nach ihrer Religion, Vorurtheilen oder politiſchen Meynungen am beſten dünken wird, als welche die untrüglichſten Ausleger von Gottes Gerichten ſind.

Ohne weitre Vorrede zeichne ich alſo ein halbes Dutzend oder darüber ſolcher ſonderbarer Vorfälle auf, die mir vorgekommen ſind. Wenn das einmal geſchehn iſt, werden ſie ſchon zu ihrer gehörigen Stelle, dem Verzeichniß merkwürdiger Begebenheiten am Ende eines Almanachs, herunterkommen.

* * *

Georg der erſte ſprach kein Engliſch, ſein erſter Miniſter Sir Robert Walpole, weder Deutſch noch Franzöſiſch; ſie unterhielten ſich in Lateiniſcher Sprache. Es ſetzt kein kleines Talent voraus, einen Fürſten in einer todten Sprache zu lenken, die keiner von beyden gut redete, und die ſich wenig in neue Gebräuche und eine verwickelte Verfaſſung fügt, von der jener nur einen ſehr oberflächlichen Begriff haben konnte, wenn er nicht einmal ihre Sprache verſtand. Es mußte die Schwierigkeiten noch vermehren, und die Geſchicklichkeit des Miniſters beſtändig in Athem erhalten, daß die Mätreſſe und die Handveriſchen Miniſter ſeine ſtandhaften Feinde waren.

* * *

Der erſte Herzog von Chandos erbauete den prächtigen Pallaſt zu Canons mit ſo ungeheuern Koſten, und bewohnte ihn mit einem ſolchen Aufwand, daß er das große Vermögen durchbrachte, was er geſammelt, und das Gebäude ſelbſt, das für Menſchenalter errichtet war, wurde niedergeriſſen, ſo wie er ſtarb; der Möbelnmacher Haller kaufte die Materialien und den Boden, und bauete ein Haus für ſich auf der nehmlichen Stelle.

Die Nachkömmlinge von Karl dem erſten und Oliver Cromwell haben ſich in der vierten Generation vermählt:

Karl I.	Oliver Cromwell.
Karl II.	Lady Falkenberg.
Lady Litchfield.	Lady Ruſſel.
Graf von Litchfield.	Sir Thomas Frankland.
Graf von Litchfield =	Diana Frankland.

Ein andrer ſonderbarer Umſtand, den ich hier erzählen will, trug ſich zwar nicht bey meinen Lebzeiten zu, ſondern drey oder vier Jahre vor meiner Geburt, aber er iſt werth, auf dieſer Liſte zu ſtehn, und wird vermuthlich eben ſo wenig ſeines Gleichen haben, als irgend einer der hier erwähnten.

Es iſt bekannt, daß der zweyte Protektor, Richard Cromwell, in einem Alter von beynahe neunzig Jahren als Zeuge zu Weſtminſter-Hall in einem Civilproceß erſchien. Man erzählt, daß der Advokat der Gegenparthey dem guten alten Mann die Verbrechen ſeines Vaters vorrückte und einen Verweis von dem Richter erhielt, der dem Greiſe einen Stuhl zu bringen befahl, daß auch die Königin Anna zu ihrer Ehre das Betragen des Richters lobte. Richard hatte die Neugier von Weſtminſter-Hall in das Haus der Lords zu gehn, und da er an den Schranken ſtand, und es herum geflüſtert ward, daß ſich eine ſo ſonderbare Perſon im Hauſe befände, ging Lord Bathurſt hin und unterhielt ſich mit Cromwell. Wie er ihn unter andern fragte, wie lange er nicht in dieſem Hauſe geweſen wäre, ſo antwortete Richard: „Gar nicht wieder, Mylord, ſeitdem ich auf jenem Stuhl ſaß,“ — indem er auf den Thron zeigte.

Der Baron von Neuhoff, ein Deutſcher Edelmann und Abentheurer, wurde zum König von Korſika erwählt, von den Genueſern vertrieben, in England Schulden halber ins Gefängniß geſetzt, und erhielt ſeine Freyheit dadurch, daß er ſeine Beſitzthümer den Gläubigern, der Inſolvenzakte gemäß, übergab; und alle Beſitzthümer, die er hatte, beſtanden in ſeinem Recht auf das Königreich von Korſika, das dem zu folge in das Schuldbuch eingetragen wurde.

Auch Wilkes und der weibliche Ritter d'Eon waren ſeltſame Erſcheinungen. Cola Rienzi, Maſaniello und andre ſtiegen höher als der erſte, aber ihr ſchneller Fall war die natürliche Folge ihrer Thorheit, Unwiſſenheit und Verblendung. Allein daß Wilkes, nach gleicher Unbeſonnenheit, ohne den Anſchein, ſeinen ausgelaßnen Charakter nur verkleiden zu wollen, nachdem er die ganze Schottiſche Nation aufgebracht und gehöhnt hatte, nicht nur ihren verſchiednen Verſuchen, ihn zu Grunde zu richten, entging, ſondern auch, nachdem er aus dem Gefängniß entkommen war, ſich ohne den geringſten Anſpruch auf Anſtand und Sitte zu allen Stufen der Magiſtratur, gleich dem ehrbarſten Bürger, erhob; dann zu der erſten Würde in der Stadt London und nachmals zu ihrer einträglichſten Bedienung — das macht alles Schließen nach Wahrſcheinlichkeiten zu Schanden, und muß Wilkes für immer vor andern Meteoren dieſer Art auszeichnen.

D'Eon iſt durch die Verwirrung der Geſchlechter, und als Hermaphrodit von einer neuen Gattung, da nichts weiblich an ihr iſt als das Geſchlecht, noch merkwürdiger; ihre Geſchichte iſt nicht vollſtändig, wenn wir nicht noch einen andern auſſerordentlichen Charakter, ihren Herrn, Ludwig XV. hereinziehn. Während ſie ſeinen vertrauteſten Miniſtern trotzte, ſie verrieth und ausſetzte, unterhielt der König einen geheimen Briefwechſel mit ihr, und benachrichtigte ſie von allen Planen derſelben, ſich ihrer zu bemächtigen, alſo die ihr anvertrauten Geheimniſſe wieder in die Gewalt zu bekommen, welche die ſeinigen waren, und um welcher willen er ſie vermuthlich ſelber ſchonte. Soll man ſagen, daß er mehr Vergnügen daran fand, ſeinen Miniſtern einen Poſſen zu ſpielen, als ſich von ihnen Dienſte leiſten zu laſſen?

Die Strafloſigkeit des Wilkes und der d'Eon ſind ein auffallender Kontraſt in einem Zeitalter, wo Gift und Meuchelmord die kleinſten Beleidigungen rächte und zu Beförderung der geringfügigſten politiſchen Abſichten zu Hülfe genommen ward.

Der Herzog von Riperda war ein Holländer, ward erſter Miniſter von Spanien, flüchtete ſich nach England, lernte Engliſch in der Hoffnung, erſter Miniſter daſelbſt zu werden, ging nach Marokko, wurde Mahomedaner, und ſtarb dort in großem Anſehn.

William Pitt, Lord Chatham, war ein zweyter Sohn, und wurde erſter Miniſter in England. Sein Nebenbuhler und Gegner war Heinrich Fox, Lord Holland, ebenfalls ein zweyter Sohn. Jetzt ſind Lord Hollands zweyter Sohn Charles Fox und Lord Chathams zweyter Sohn William Pitt, Gegner: Fox hat eben ſo große und größere Talente als ſein Vater, mit einem weit beſſern Vortrag, und gleicher Kraft des Räſonnements. Pitt hat nicht die blendende niederwerfende Beredtſamkeit ſeines Vaters, aber er räſonnirt bündiger. Vielleicht giebt es kein ähnliches Beyſpiel von zwey Staatsmännern, die Nebenbuhler waren, und denen ihre Söhne in gleicher Nebenbuhlerſchaft folgten; gewiß keins unter ſo manchen ähnlichen Umſtänden.

Die beyden groſsen Häuſer Campbell und Hamilton waren lange Feinde und Nebenbuhler an Macht in Schottland. Endlich vermählte ſich Eine und dieſelbe Frau mit den beyden Häuptern dieſer Familien, den Herzögen von Hamilton und Argyll, und gab jedem einen Erben.

VII.

Abgerißne Gedanken.

Man ſagt, daß Congreve zu viel Witz in ſeinen Komödien hatte. Es iſt ein Jammer, daß kein andrer komiſcher Autor in dieſen Fehler verfallen iſt.

Ein Gothiſcher Dom ergreift wie der Enthuſiaſmus der Poeſie; die Pauls-Kirche wie geſunde Proſa.

Ich möchte mich nie über etwas ſtreiten, außer vor Gericht, denn da hat der eine ſo viel Wahrſcheinlichkeit als der andre, ohne Grund Recht zu behalten.

Eine todte Sprache iſt die einzige, welche lange lebt; auch gleicht ſie den Todten nicht, denn dadurch, daß ſie todt iſt, entgeht ſie der Verweſung.

In vorigen Zeitaltern fürchteten die Menſchen nichts als die Feigheit. Reichthümer ſogar, die dem Menſchen jetzt das Leben lieb und ihn alſo furchtſam machen, machten ihn damals tapfer, denn jedermann war gezwungen, ſein Eigenthum zu vertheidigen, ſonſt hätte es der Stärkere an ſich gebracht.

Unter allen Tugenden hat die Dankbarkeit das kürzeſte Gedächtniß.

Es giebt Spielzeuge für jedes Alter; das Spielzeug alter Leute iſt, von den Spielzeugen ihrer Jugend zu ſprechen.

Der Menſch iſt ein goldfreſſendes Thier.

Die Geſchichte iſt ein Roman, an den man glaubt; der Roman eine Geſchichte, an die man nicht glaubt.

Montaigne gefiel, weil er ſchrieb, was er dachte; andre Schriftſteller denken darauf, was ſie ſchreiben wollen.

Die Welt iſt eine Komödie für die, welche denken; eine Tragödie für die, welche fühlen.

Unſre Leidenſchaften und unſer Verſtand ſtimmen ſo übel zuſammen, daß ſie darin einem Franzöſiſchen Ehepaar von Stande gleichen, die, wenn ſie gleich im nehmlichen Hauſe wohnen, doch beſondre Zimmer und beſondre Betten haben, verſchiedne Wege gehn, ſelten beyſammen ſind, aber ſich in Geſellſchaft ſehr höflich gegen einander betragen; die Leidenſchaften ſind die Dame, die gewaltig viel Nachgiebigkeit für ihren Gemahl, den Verſtand, zu haben vorgiebt.

Es iſt umſonſt, ein junges verliebtes Mädchen aus ihrer Leidenſchaft heraus reden zu wollen. Liebe wohnt nicht im Ohr.

Wer Mitleid zu erregen hofft, indem er ſich gegen ſeinen Arzt beklagt, iſt ſo thöricht, wie wer ſein Geld im Spiel verlohren hat und ſich gegen ſeine Mitſpieler beklagt. Wenn niemand krank oder unglücklich wäre, wie ſollten Aerzte und Spieler zu Gelde kommen?

Nach den fünf und dreyßig iſt die Schönheit wie eine verwirkte Pairſchaft, die wohlerzogne Welt giebt den Titel auch denen, die keine gerechten Anſprüche darauf haben.

Albano's Engel und Liebesgötter ſehn ſich alle ſo gleich, daß man ſie für die Kinder der Flandriſchen Gräfin halten ſollte, die von dreyhundert und fünf und ſechzig Kindern auf einmal entbunden wurde.

Sehr zurückhaltende Menſchen ſind wie die alten Emaille-Uhren, deren gemahlte Deckel verhinderten zu ſehn, welche Zeit es war.

Manche neue Stücke gefallen bey der erſten Lektüre, wenn ſie mehr Neuheit als Verdienſt haben. Das zweytemal gefallen ſie nicht, denn die Ueberraſchung hat keinen zweyten Theil.

Ein Schriftſteller ohne Originalität iſt wie ein Hofmann, der immer nach der Mode gekleidet geht: niemand bekümmert ſich um die Farbe oder den Schnitt ſeines Kleides; iſt es ſchlecht gemacht, ſo wird es getadelt; gut, was läßt ſich darüber ſagen? Hunderte ſind eben ſo gekleidet. Buchhändler und Kleiderhändler legen Buch oder Rock beyſeit, ſo wie die Mode vorüber iſt, bis ſich Gelegenheit findet, beyde auf das Land zu verkaufen.

Wenn das Geſicht, das Gehör oder das Gedächtniß abnimmt, ſo möchte der Menſch auch nur annehmen, daß der Verſtand abnimmt, denn je ſchwächer dieſer wird, um ſo weniger ſteht zu vermuthen, daß er es gewahr wird.

Neid verdient mehr Mitleid als Zorn, denn er thut niemanden ſo wehe als ſich ſelbſt. Es iſt mehr ein Gebrechen als ein Laſter: niemand möchte Neid empfinden, wenn er es ändern könnte. Wer den andern beneidet, geſteht heimlich die Ueberlegenheit deſſelben zu.

Wenn Schmeichler Könige um ſolcher Tugenden willen preiſen, die grade das Gegentheil ihrer Eigenſchaften ſind, ſo fält mir die Geſchichte von dem kleinen Jungen ein, der die Unart hatte, den Leuten ihre körperlichen Gebrechen vorzuhalten. Da einmal jemand, der eine außerordentlich große Naſe hatte, bey den Eltern des Knaben ſpeiſen ſollte, knüpfte ihm die Mutter ein, nichts von des Herrn großer Naſe zu ſagen. Wie er kam, ſtarrte ihn das Kind an, wendete ſich darauf zur Mutter und ſagte: „Ach Mama, was der Herr für eine hübſche kleine Naſe hat!“

Erfahrung wird Vorherſehung.

Nichts iſt vergeblicher für eine Frau als ihr Alter zu verläugnen, denn ſie kann die einzige Perſon nicht betrügen, der etwas daran liegt: ſich ſelbſt. Wenn ein Mann eine Frau nicht mag, weil er ſie für ſo alt hält als ſie iſt, ſo wird er ſie noch weniger mögen, wenn ſie ſich jünger macht, als ſie ausſieht, und alſo älter ausſieht als ſie iſt; das Jahr Chriſti ihres Geſichts hat mehr Gewicht als das ihres Taufſcheins.

Tadelſüchtige alte Damen verrathen drey Dinge: einmal, daß ſie galant geweſen ſind; zunächſt: daß ſie es nicht mehr ſeyn können, und zum dritten, daß ſie es gern noch immer ſeyn möchten.

Kein Weib hat je eine neue Religion erfunden; und doch iſt keine neue Religion anders als durch Weiber ausgebreitet worden. Kühle Köpfe erfinden Syſteme; warme Köpfe ergreifen ſie.

Die Nachkommenſchaft artet ſo lange aus, bis ſie zu unſern Vorfahren wird.

Es iſt unglücklich, wenn man keinen andern Lehrer hat als eigne Irrthümer. Wenn wir noch ſo viel von ihm lernen, ſo erinnert ſich doch das ungerechte Publikum weit mehr des Meiſters, als es ſich um die Fortſchritte des Schülers bekümmert.

Die Menſchen ſind oft größerer Dinge fähig, als ſie ausführen. Sie werden mit Kreditbriefen in die Welt geſchickt, und ziehn ſelten die volle Summe.

Hieroglyphiſche Mährchen.

Vorerinnerung.

Folgende Mährchen werden für nichts beſſeres gegeben als ſie ſind; grillenhafte Kleinigkeiten, die hauptſächlich für eine geſellſchaftliche Unterhaltung beſtimmt waren. Sie verdienen höchſtens als ein Verſuch betrachtet zu werden, in jene abgenutzte und verbrauchte Gattung von Geſchichten und Romanen einige Abwechſelung zu bringen, da ſie, obgleich Werke der Erfindung, doch ſo oft von aller Erfindung entblößt ſind. Man würde es kaum glaublich finden, wenn es nicht aus der Bibliothek der Romane, welche die eingebildeten Abentheuer, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern geſchrieben worden, geſammelt hat, offenbar würde, daß es ſo wenig Fantaſie, Mannichfaltigkeit und Neuheit in Werken giebt, bey denen die Einbildungskraft durch keine Regeln gefeſſelt wird und durch keine Verbindlichkeit Wahrheit zu reden. Es iſt unendlich mehr Erfindung in der Geſchichte, deren Verdienſt in der Wahrheit liegt, als in Romanen und Erzählungen, die keinen Anſpruch auf ſie machen.

1.

Eine neue Arabiſche Nacht-Unterhaltung.

Am Fuß des großen Berges Hirgonquu lag zu alten Zeiten das Königreich Larbidel. Die Geographen, die ſonſt eben nicht gewohnt ſind, richtige Vergleichungen anzuſtellen, ſagten, es gliche einem Ball, der eben mit dem Fuße fortgeſtoßen werden ſoll, und ſo trug es ſich auch zu, denn der Berg ſtieß das Königreich in das Meer, und man hat ſeitdem niemals davon gehört.

Einsmals war eine junge Prinzeſſin auf den Gipfel des Berges hinaufgeklettert, um Gemſeneyer auszunehmen, weil das Weiße davon vortrefflich dazu taugt, Sommerflecke zu vertreiben. Gemſeneyer? Ja. Die Naturforſcher halten dafür, daß alle Dinge in einem Ey empfangen werden. Die Gemſen in Hirgonquu konnten eyerlegende Thiere ſeyn und ihre Eyer von der Sonne ausbrüten laſſen. Das iſt mein Satz, gleichviel ob ich ihn glaube oder nicht. Ich will gegen jedermann ſchreiben und den mishandeln, der ſich meiner Hypotheſe widerſetzt. Es wäre in der That artig, wenn gelehrte Leute ſelbſt glauben müßten, was ſie behaupten.

Die andre Seite des Berges wurde von einem Volk bewohnt, das die Larbidellianer nicht beſſer kannten als der Franzöſiſche Adel Großbritannien, das ſie für eine Inſel halten, zu welcher man auf eine oder die andre Art auf dem feſten Lande gelangen mag. Die Prinzeſſin war in das Gebiet von Kukuruku hinüber gerathen, als ſie ſich plötzlich von den Wachen des Fürſten ergriffen ſah, der dort regierte. Sie ſagten ihr mit kurzen Worten, ſie müſſe ſich nach der Hauptſtadt führen laſſen, um allda mit ihrem Herrn und Kaiſer, dem Rieſen, vermählt zu werden. Der Rieſe mochte gern jede Nacht eine neue Frau haben, die ihm eine Geſchichte erzählte, die bis an den hellen Morgen dauerte; dann ließ er ihr den Kopf abſchneiden. Solch eine ſeltſame Art haben manche Leute, ihre Brautnächte hinzubringen. Die Prinzeſſin frug ſittſamlich die Wachen, warum ihr Herr doch die langen Geſchichten ſo ſehr liebte. Der Hauptmann antwortete: Se. Majeſtät ſchlieſen nicht zum beſten. Nun, ſagte ſie, was thut das? —

Nicht als ob ich nicht ſo lange Hiſtorien erzählen könnte als irgend eine Prinzeſſin in Aſien. O nein ich kann den ganzen Leonidas auswendig, und euer Kaiſer muß wahrhaftig ſehr ſchlaflos ſeyn, wenn er dagegen aushält.

Um dieſe Zeit langten ſie im Pallaſt an. Zum großen Erſtaunen der Prinzeſſin war der Kaiſer ſo weit davon entfernt, ein Rieſe zu ſeyn, daß er nur fünf Fuß und einen Zoll in der Länge hielt, aber weil er zwey Zoll höher maß, als irgend einer ſeiner Vorfahren, ſo hatten ihm die Hofleute den Zunamen des Rieſen beygelegt, und er ſah mit Hohn auf einen jeden herab, der größer war. Die Prinzeſſin wurde ſogleich ausgekleidet und zu Bett gebracht, denn Se. Majeſtät verlangten ſehr nach einer neuen Geſchichte.

Licht meiner Augen, ſagte der Kaiſer, wie iſt euer Name? Ich nenne mich die Prinzeſſin Gronovia, ſprach ſie, aber mein wirklicher Name iſt Frau Gronow. Nun wozu iſt ein Name denn gut, ſagte der Kaiſer, als daß man dabey genannt wird? Und warum gebt ihr vor, eine Prinzeſſin zu ſeyn, wenn ihr es nicht ſeyd? Ich habe einen Hang zum Romantiſchen, erwiederte ſie, und habe immer den Ehrgeiz gehabt, die Heldin eines Romans zu werden. Aber nur unter zwey Bedingungen kann man zu dieſer Stelle gelangen: man muß eine Schäferin oder eine Prinzeſſin ſeyn. Gut, gebt euch zufrieden, ſagte der Rieſe, ihr ſollt als eine Kaiſerin ſterben, ohne eins von beyden geweſen zu ſeyn. Aber was habt ihr für eine erhabne Urſache gehabt, euren Namen ſo über die Gebühr zu verlängern? Das iſt eine Familien-Gewohnheit, ſprach ſie, alle meine Voreltern ſind gelehrte Leute geweſen, die über die Römer geſchrieben haben. Es klang weit klaſſiſcher, und brachte den andern einen höhern Begriff von ihrer Gelehrſamkeit bey, wenn ſie ein Lateiniſches Ende an ihre Namen hingen. Das iſt Japaneſiſch für mich, ſagte der Kaiſer, eure Vorfahren ſcheinen mir ein Haufen Marktſchreyer geweſen zu ſeyn. Verſteht man davon eine Sache beſſer, wenn man ſeinen Namen radebrecht? O, ſagte die Prinzeſſin, es zeigt auch Geſchmack an, und es gab eine Zeit, wo die Gelehrten in Italien dieß noch viel weiter trieben, und ein Mann, der mit einer großen Stirn am fünften Januar zur Welt gekommen war, nannte ſich Quintus Januarius Fronto. Immer abgeſchmackter, ſagte der Kaiſer. Ihr ſcheint mir eine Menge unnützen Zeuges von einer Menge unnützen Volkes zu wiſſen; aber fahrt in eurer Erzählung fort:

wo ſeyd ihr her? Mynheer, ſagte ſie, ich wurde in Holland gebohren. — Zum Henker auch, ſagte der Kaiſer, und wo liegt das? Nirgends, erwiederte die Prinzeſſin aufgeweckt, bis es meine Landsleute dem Meer abgewonnen. Wahrhaftig, Meerkätzchen? ſagte er, und wer waren eure Landsleute, ehe ihr ein Land hattet? Eure Majeſtät legen mir da eine ſehr verfängliche Frage vor, ſagte ſie, die ich nicht ſogleich beantworten kann, aber ich will nach Hauſe in meine Bibliothek gehn, und ein fünf oder ſechstauſend Bände von der neueren Geſchichte nachſchlagen, etwa ein paar hundert Wörterbücher und einen Auszug aus der Geographie in vierzig Bänden in Folio, und gleich wieder hier ſeyn. Nicht ſo geſchwind, mein Leben! ſagte der Kaiſer, ihr ſteht nicht auf, bis es zur Hinrichtung geht; es iſt ſchon Ein Uhr und ihr habt eure Geſchichte noch nicht angefangen.

Mein Ureltervater, fuhr die Prinzeſſin fort, war ein Holländiſcher Kaufmann, der viele Jahre in Japan gelebt hatte, — weswegen? ſagte der Kaiſer. — Er ging dahin um ſeine Religion abzuſchwören, damit er Geld genug erwärbe, wiederzukommen und ſie gegen Philipp den zweyten zu vertheidigen. — Ihr ſeyd eine närriſche Familie, ſagte der Kaiſer, aber ob ich ſchon die Mährchen liebe, ſo haſſe ich doch die Stammbäume. Ich weiß ſchon, in allen Familien, wenn man ihrem eignen Bericht traut, hat es nie etwas anders als gute und große Leute vom Vater auf den Sohn gegeben, das iſt eine Art von Fiktion, die mich gar nicht unterhält. In meinem Reichen giebt es keinen andern Adel als Schmeicheley. Wer mir am beſten ſchmeichelt, wird zu einem großen Herrn gemacht, und die Titel, die ich ertheile, beziehen ſich auf ihre Verdienſte. Da iſt der Küß-mir-den-Steiß-Khan, mein Günſtling, Sprich-mir-nach-dem-Maul-Khan, der Schatzmeiſter Kron-Gewalts-Khan, das Haupt der Geſetzgebung, und Läſterungs-Khan, der hohe Prieſter. Aber die Wahrheit ſpricht, beſleckt ſein Geſchlecht und iſt ipſo facto degradirt. In Europa geſteht ihr einem Mann den Adel zu, weil einer ſeiner Vorfahren ein Schmeichler war. Aber jedes Ding artet aus, um ſo weiter es ſich von ſeinem Urſprung entfernt. Ich will nicht ein Wort von einem aus eurem Geſchlecht hören bis auf euren Vater. Wer war der?

Zu der Zeit, wo die Zwiſtigkeiten wegen der Bulle Unigenitus am höchſten geſtiegen waren — Ich ſage euch, unterbrach ſie der Kaiſer, ich will nicht mehr von dem Volk mit Lateiniſchen Namen heimgeſucht werden, das war ein Pack Narren, und ſie ſcheinen euch mit ihrer Narrheit angeſteckt zu haben. Es thut mir leid, ſagte Gronovia, wenn Eure Hoheit ſo wenig mit dem Zuſtand von Europa bekannt iſt, daß ſie eine päbſtliche Verordnung für eine Perſon hält. Unigenitus iſt die Lateiniſche Benennung für die Jeſuiten. — Und wer zum Teufel ſind die Jeſuiten? ſagte der Rieſe. Ihr erklärt einen ſinnloſen Ausdruck durch den andern, und wundert euch, daß ich nicht klüger davon werde. Sire, ſagte die Prinzeſſin, wenn ihr mir erlauben wollt, euch einen kurzen Bericht von den Unruhen zu geben, welche dieſe letzten zweyhundert Jahre hindurch Europa erſchüttert haben, von der Gnadenlehre, der Freyheit des Willens, der Gnadenwahl, der Verwerſung und Rechtfertigung und ſo weiter, ſo wird das Eure Majeſtät beſſer unterhalten und auch weit unglaublicher vorkommen, als die längſte Hiſtorie von Feen und Koboldſen. Ihr ſeyd eine ewige Schwätzerin, ſagte der Kaiſer, und ſehr ſelbſtgenügſam, doch ſchwatzt nach Herzensluſt, und wovon ihr wollt, bis Morgen früh, aber ich ſchwöre bey der Seele des heiligen Jirigi, der auf dem Schwanz einer Elſter gen Himmel fuhr, ſobald die Glocke acht ſchlägt, ſeyd ihr ein Kind des Todes. Nun, wer war der Jeſuit Unigenitus?

Die neuen Lehren, welche in Deutſchland aufgekommen waren, ſagte Gronovia, nöthigten die Kirche, ein wenig um ſich zu ſchauen. Die Jünger des Loyola — Weſſen Jünger? ſagte der Kaiſer gähnend. Ignatius Loyola, der Stifter der Jeſuiten war — Gewiß einer, der über die Römer ſchrieb, unterbrach ſie der Kaiſer. Was zum Teufel gingen euch die Römer an, daß ihr euch den Kopf ſo viel über ſie zerbracht? Das Römiſche Reich und die Römiſche Kirche waren zwey verſchiedne Dinge, ſagte die Prinzeſſin, und doch möchte man ſagen, daß ſich das eine auf das andre bezog, wie das neue Teſtament auf das alte. Eins richtete das andre zu Grunde, und macht doch Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft. Die weltlichen Einkünfte der Kirche — Was iſt die Glocke? ſagte der Kaiſer zum erſten Verſchnittnen. Es kann nicht weit von acht Uhr ſeyn, dieſe Frauensperſon hat wenigſtens ſieben Stunden lang geplaudert. Hört ihr, meine Frau auf morgen Nacht ſoll ſtumm ſeyn, ſchneidet ihr die Zunge aus, ehe ihr ſie uns ins Bette bringt. Madame, ſagte der Verſchnittne, Se. Hoheit, deſſen Gelahrtheit den Sand am Meer übertrifft, iſt zu gut mit aller menſchlichen Wiſſenſchaft bekannt, um Unterricht zu bedürfen. Deswegen zieht ſeine erhabne Weisheit Erzählungen von ſolchen Dingen, die ſich nis zugetragen haben, jedem andern Bericht aus der Hiſtorie oder Theologie vor. — Ihr lügt, ſagte der Kaiſer, wenn ich keine Wahrheit will, ſo meyne ich damit gar nicht die Theologie auszuſchlieſſen. Frau, wie viel Theologien habt ihr in Europa? Das Konzilium von Trident, antwortete Gronovia, hat dahin entſchieden — Der Kaiſer fing an zu ſchnarchen. Ich meyne, ſagte Gronovia, daß ungeachtet alles deſſen, was Vater Paul bekräftiget hat, der Kardinal Pallavicini beſtätigt, daß in den drey erſten Sitzungen dieſes Konziliums — Der Kaiſer war nun feſt eingeſchlafen, und ſobald die Prinzeſſin und der erſte Verſchnittne es bemerkten, packten ſie ihm einige Kopfkiſſen auf das Geſicht, und hielten ſie da ſo lange feſt, bis er erſtickt war. Nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß er todt ſey, ſtürzte die Prinzeſſin mit allen Zeichen der Verzweiflung und Bekümmerniß in den Divan, wo ſie ſogleich als Kaiſerin ausgerufen wurde. Man gab vor, der Kaiſer wäre an einer Hämorrhoidalkolik geſtorben, und die Kaiſerin erklärte, daß ſie aus Achtung für ſein Andenken ſich ſtrenge an die Grundſätze halten würde, nach welchen er regierte. Dem zufolge heirathete ſie jede Nacht einen neuen Mann, aber ſie erließ es ihnen, ihr Geſchichten zu erzählen, und wenn ſie ſich gut betrugen, ſo gefiel es ihr auch huldreichſt, die Hinrichtung auszuſetzen. Sie ſandte Geſchenke an alle Gelehrten in Aſien, und dieſe ermangelten zur Wiedervergeltung nicht, ſie für ein Muſter von Milde, Weisheit und Tugend auszuſchreyen, und obgleich die Lobeserhebungen der Gelehrten gewöhnlich ſo plump als ekelhaft ſind, ſo wagten ſie es doch, ihr zu verſichern, daß das, was ſie ſchrieben, ſo dauerhaft wie Erz ſeyn, und das Gedächtniß ihrer kaiſerlichen Regierung bis auf die ſpäteſte Nachwelt kommen werde.

2.

Der König und ſeine drey Töchter.

Es war einmal ein König, der drey Töchter hatte, — nehmlich er würde dreye gehabt haben, wenn er noch eine gehabt hätte, — aber man weiß nicht, wie es zuging, die Aelteſte war niemals geboren worden. Sie war außerordentlich hübſch, hatte viel Verſtand und ſprach das Franzöſiſche vortrefflich, wie alle Schriftſteller ihrer Zeit verſichern, und doch giebt keiner vor, daß ſie jemals exiſtirt habe. So viel iſt ausgemacht, daß die beyden andern Prinzeſſinnen weit davon entfernt waren, für Schönheiten zu gelten; die zweyte hatte einen ſtarken Yorkſhiriſchen Dialekt, und die jüngſte häßliche Zähne und nur Ein Bein, weswegen ſie ſehr ſchlecht tanzte.

Da nicht zu vermuthen ſtand, daß Se. Majeſtät noch mehr Kinder bekommen würde, indem er ſieben und achzig Jahr, zwey Monate und dreyzehn Tage alt war, wie ſeine Gemahlin ſtarb, ſo waren die Stände des Reichs ängſtlich darum beſorgt, die Prinzeſſinnen zu verheirathen. Allein es ſtand dieſer Angelegenheit ein großes Hinderniß im Wege, ſo wichtig ſie für die Ruhe des Reiches war. Der König beſtand darauf, daß ſeine älteſte Tochter zuerſt verheirathet werden ſollte, und da es keine ſolche Perſon gab, ſo war es ſehr ſchwer, einen ſchicklichen Gemahl für ſie auszumachen. Die Hofleute billigten ſämmtlich den königlichen Entſchluß; da es aber auch unter den beſten Fürſten immer eine Anzahl Mißvergnügte giebt, ſo war die Nation in verſchiedne Parteyen getheilt, indem die Murrköpfe oder Patrioten behaupteten, daß die zweyte Prinzeſſin die älteſte ſey, und für die vermuthliche Kronerbin erklärt werden ſollte. Manche Flugblätter wurden dafür und dawider geſchrieben, aber die Miniſterialpartey blieb dabey, der Beweisgrund, den der Kanzler führe, ſey unumſtößlich: nehmlich die zweyte Prinzeſſin könne nicht die älteſte ſeyn, weil noch niemals eine Kronprinzeſſin den Yorkſhiriſchen Dialekt geredet habe. Einige wenige Perſonen, die der jüngſten Prinzeſſin zugethan waren, nahmen daher Gelegenheit, ſich verlauten zu laſſen, daß die Anſprüche dieſer königlichen Hoheit die beſten von allen wären; denn da keine älteſte Prinzeſſin da war, und die zweyte die erſte ſeyn mußte, wenn keine erſte da war, und alſo nicht die zweyte ſeyn konnte, wenn ſie die erſte war, und der Kanzler bewieſen hatte, daß ſie die erſte nicht ſeyn konnte, ſo folgte offenbar daraus, wenn man nur irgend einen Begriff von Recht hatte, daß ſie ganz und gar niemand war, und hieraus ergab ſich wiederum, daß die jüngſte die älteſte ſeyn mußte, wenn ſie keine ältere Schweſter hatte.

Es iſt unbegreiflich, welche Feindſeligkeiten und Unheil aus dieſen verſchiednen Anſprüchen entſtanden. Jede Partey ſtrebte dahin, ſich durch auswärtige Bündniſſe zu verſtärken. Die Hofpartey, die keinen reellen Gegenſtand für ihren Eifer hatte, war die eifrigſte von allen, und erſetzte durch Wärme den Mangel an einem tüchtigen Fundament der Grundſätze. Die ſämmtliche Geiſtlichkeit war dieſer ergeben, die man die erſte Partey nannte. Die Aerzte erwählten die zweyte, und die Rechtsgelehrten erklärten ſich für die dritte, oder die Partey der jüngſten Prinzeſſin, weil ſie am beſten darauf berechnet ſchien, Zweifel und endloſe Händel zuzulaſſen.

Während ſich die Nation in dieſer zerrütteten Lage befand, langte der Prinz von Quiſſer-quimini an.

der der vollkommenſte Held des Zeitalters geweſen ſeyn würde, wenn er nicht todt geweſen wäre, wenn er eine andre Sprache als die Egyptiſche geſprochen und nicht drey Beine gehabt hätte. Aller dieſer Makeln ungeachtet waren doch die Augen der ganzen Nation ſogleich auf ihn gerichtet, und jede Partey wünſchte ihn mit der Prinzeſſin verheirathet zu ſehn, deren Sache ſie anhing.

Der alte König empfing ihn mit den ausgezeichnetſten Ehrenbezeugungen, der Senat ließ die langweiligſten Adreſſen an ihn ergehn, die Prinzeſſinnen waren ſo von ihm eingenommen, daß ſie tödlichere Feindinnen wie jemals wurden, und die Damen und Herren am Hofe erfanden tauſend neue Moden ihm zu Ehren. Alles mußte à la Quiſſeriquimini ſeyn. Männer und Frauen legten kein Roth mehr auf, um Leichenähnlicher auszuſehn, ihre Kleider waren mit Hieroglyphen und allen häßlichen Zeichen geſtickt, die ſie nur aus den Egyptiſchen Antiquitäten zuſammenleſen konnten, womit ſie ſich begnügen mußten, da es unmöglich war, eine verlohren gegangne Sprache zu lernen; alle Tiſche, Stühle, Schreibtiſche und Ruhebetten wurden nur mit drey Beinen gemacht; die letzten kamen aber bald aus der Mode, weil ſie ſehr unbequem waren.

Dem Prinzen, dem ſeit ſeinem Tode eine etwas ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit anhing, fiel dieſes Uebermaß von Aufmerkſamkeit ein wenig zur Laſt, und er wünſchte ſich oft nach Haus in ſeinen Sarg. Aber ſeine größte Noth beſtand darin, ſich die jüngſte Prinzeſſin vom Leibe zu halten, die immer hinter ihm drein hinkte, wo er auch hinging, und ſo voll Bewunderung für ſeine drey Beine, und ſo beſchämt darüber war, ſelber nur Eines zu haben, und ſo begierig zu wiſſen, wie ſeine drey Beine angeſetzt wären, daß es ihm, der der gutherzigſte Menſch von der Welt war, durch die Seele ging, wenn es ihm begegnete, in einem Anfall von Verdrießlichkeit ein ungeduldiges Wort gegen ſie auszuſtoßen, das nie ermangelte, ihr die heftigſten Anfälle vom Weinen zu verurſachen, und dann ſah ſie ſo häßlich aus, daß es ihm unmöglich war, leidlich höflich gegen ſie zu ſeyn. Der zweyten Prinzeſſin war er auch nicht ſehr geneigt. Die Wahrheit zu ſagen, die älteſte war es, welche ſein Herz erobert hatte, und an einem Dienſtag Morgen ſtieg ſeine Leidenſchaft zu einer ſolchen Höhe, daß er über alle vernünftigen Betrachtungen hinaus, denn mancherley Urſachen hätten ſeine Wahl zu Gunſten einer von den andern Schweſtern entſcheiden ſollen) zu dem alten König hineinſtürzte, ihn mit ſeiner Liebe bekannt machte, und die älteſte Prinzeſſin zur Ehe begehrte. Nichts kam der Freude des guten alten Herrn gleich, der nur noch ſo lange zu leben wünſchte, bis er die Vollziehung dieſer Heirath geſehn. Er ſchlug ſeine Arme dem Gerippe des Prinzen um den Nacken, beträufelte ſeine hohlen Wangen mit heißen Thränen, gewährte ihm ſeine Bitte, und fügte hinzu, daß er unverzüglich ſeine Krone ihm und ſeiner Lieblingstochter abtreten wollte.

Ich bin aus Mangel an Raum genöthigt, über manche Umſtände hinwegzugehn, welche die Schönheit dieſer Hiſtorie um vieles erhöhn würden, und es thut mir leid, die Ungeduld des Leſers mit der Eröffnung abſpeiſen zu müſſen, daß bey allem Eifer des alten Königs und der jugendlichen Hitze des Prinzen ungeachtet, die Vermählung verſchoben werden mußte, weil der Erzbiſchoff erklärte, es ſey durchaus nöthig, eine Diſpenſation vom Pabſt zu erlangen, indem die Parteyen im verbotenen Grade verwandt ſeyen, denn eine Frauensperſon, die nicht wäre, und ein Mann, der aufgehört hätte zu ſeyn, würden nach dem kanoniſchen Geſetz für leibliche Geſchwiſterkinder geachtet.

Daraus entſprang eine neue Schwierigkeit. Die Religion der Quiſſerzquiminianer war der Römiſchen gänzlich entgegengeſetzt. Jene glaubten einzig und allein an die Gnade, und hatten einen eignen Hohenpriester, der das ganze Lehen der Gnade in Pacht zu haben behauptete, und durch dieſen Beſitz bewerkſtelligen konnte, daß etwas nie geweſenes geweſen war, oder auch etwas geweſenes niemals geweſen ſeyn ließ. „Wir haben nichts weiter nöthig,“ ſagte der Prinz zum König, „als eine feyerliche Geſandtſchaft an den Prieſter der Gnade zu ſchicken, mit einem Geſchenk von hunderttauſend Millionen Barren Geld und Silber, und er wird ſchon machen, daß eure reizende Nicht-Tochter iſt, und daß ich nicht geſtorben bin, und dann braucht es gar keiner weiteren Diſpenſation von eurem alten Narren zu Rom.“ — Was, du gottloſer, atheiſtiſcher Klapperdürr, ſchrie der König, entweiheſt du ſo unſre geheiligte Religion? Du ſollſt keine Tochter von mir haben, du dreybeiniges Gerippe. Geh und ſey begraben und verdammt, wie du mußt, denn da du todt biſt, haſt du keine Friſt zur Reue mehr. Ich wollte lieber mein Kind einem Pavian geben, der ein Bein mehr hat wie du, als ſo einem heilloſen Leichnam. — Ihr solltet eure einbeinige Infantin lieber dem Pavian geben, ſagte der Prinz, die ſchicken ſich beſſer für einander. Bin ich noch ſo ſehr ein Leichnam, ſo bin ich doch beſſer wie ein Niemand, und wer zum Teufel möchte wohl eure Nicht-Tochter heirathen, wenn es nicht ein todter Menſch iſt? Was meine Religion betrifft, ſo habe ich darin gelebt und bin darin geſtorben, und es ſteht nicht in meiner Gewalt, ſie zu ändern, wenn ich auch wollte. Aber was euch angeht — ein großes Freudengeſchrey unterbrach dieſe Unterredung, und der Hauptmann von der Wache ſtürzte herein und meldete Seiner Majeſtät, daß die zweyte Prinzeſſin aus Rache für die Vernachläßigung des Prinzen ihre Hand einem Salzfiſchhändler, der ein gemeiner Rathsherr wäre, gegeben habe, und die Bürgerſchaft, in Betracht dieſer Vermählung, die beyden zum König und Königin ausgerufen, wobey Sr. Majeſtät der Titel als König auf Lebenslang, nehmlich auf ſechs Monate zugeſtanden worden, und verordnet ſey, daß der Prinz in Rückſicht ſeiner königlichen Geburt ſogleich in Parade liegen und ein prächtiges Leichenbegängniß haben ſollte.

Dieſe Revolution war ſo ſchleunig und allgemein, daß alle Parteyen ſie billigten, oder doch zu billigen ſchienen. Der alte König ſtarb am folgenden Tage, vor Freuden wie die Hofleute ſagten, der Prinz von Quifferiquimini wurde troz ſeiner Appellation an das Völkerrecht begraben, und die jüngſte Prinzeſſin verfiel in Wahnſinn und wurde ins Tollhaus gebracht, wo ſie Tag und Nacht nach einem Ehemann mit drey Beinen jammerte.

3.

Der Würfelbecher.

Ein Feenmährchen.

Zu Damaskus lebte ein Kaufmann, Abulkaſem mit Namen, der eine einzige Tochter hatte, Piſſimiſſi genannt, (welches ſo viel bedeutet als die Gewäſſer des Jordan) weil ihr eine Fee bey ihrer Geburt weißagte, ſie würde eine von Salomons Beyſchläferinnen werden. Wie Azaziel, der Engel des Todes, den Abulkaſem in die Regionen des Friedens entführte, hatte er ſeinem geliebten Kinde kein andres Vermögen zu hinterlaſſen als die Schale von einer Piſtaziennuß mit einem Elephanten und einem Käferlein beſpannt. Piſſimiſſi, die erſt neun Jahr alt war und bis dahin in groſſer Eingezogenheit gelebt hatte, war ſehr ungeduldig die Welt zu ſehn, und kaum ging ihrem Vater der Odem aus, als ſie ſich in den Wagen ſetzte, den Elephanten und den Käfer anpeitſchte, und ſo ſchnell aus dem Hofe fuhr als ſie konnte, ohne zu wiſſen wohin. Ihr Geſpann hielt nicht eher inne, bis ſie an den Fuß eines ehernen Thurms ohne Thüren noch Fenſter gelangten, in dem eine alte Zauberin lebte, die ſich mit ſiebzehntauſend Ehemännern dort eingeſchloſſen hatte. Er hatte nur ein einziges Luftloch, das in einem kleinen übergitterten Rauchfange beſtand, wodurch man kaum eine Hand ſtecken konnte. Die höchſt ungeduldige Piſſimiſſi befahl ihren Thieren, mit ihr oben auf den Schornſtein zu fliegen, welches ſie augenblicklich thaten, denn ſie waren die folgſamſten Kreaturen von der Welt, allein unglücklicher Weiſe ließ ſich der Elephant mit der Vorderpfote auf den Gipfel des Schornſteins nieder, und drückte das Gitter ein, wodurch zugleich die Oefnung ſo vollkommen verſtopft wurde, daß alle Ehemänner der Zauberin aus Mangel an Luft erſtickten. Da ſie dieſe Sammlung mit großer Mühe und Koſten angelegt hatte, ſo kann man ſich ihren Verdruß und ihre Wuth leicht vorſtellen. Sie erhob ein Ungewitter mit Donner und Blitz, das achthundert und vier Jahr dauerte, und beſchwor eine Armee von zweytauſend Teufeln, denen ſie befahl, dem Elephanten lebendig die Haut abzuziehn, und ihn mit einer Sardellenſauce zu ihrem Abendeſſen zurecht zu machen. Nichts hätte das arme Thier retten können, wenn er nicht zum

Glück, indem er ſich aus dem Schornſtein loszureiſſen bemühte, einen Wind von ſich gegeben; welches, wie man ſagt, ein großes Verwahrunsmittel gegen Teufel ſeyn ſoll. Sie flogen alle nach tauſend Seiten davon und riſſen in ihrer Haſt den halben ehernen Thurm mit ſich fort, wodurch der Elephant, der Käfer und Piſſimiſſi frey wurden, aber ſie ſtürzten in ihrem Fall durch das Dach eines Apothekerladens und brachen ihm alle Medicingläſer entzwey. Der Elephant, den die Anſtrengung ſehr durſtig gemacht, und der überhaupt wenig Geſchmack hatte, ſog augenblicklich alle die Tränkchen mit ſeinem Rüſſel auf, was eine ſolche Mannichfaltigkeit von Wirkungen in ſeinen Eingeweiden hervorbrachte, daß ſeine ſtarke Leibesbeſchaffenheit ein rechtes Glück für ihn war, denn er hätte ſonſt daran ſterben müſſen. Seine Ausleerungen gingen ſo reichlich von Statten, daß er nicht allein den Babyloniſchen Thurm überſchwemmte, neben welchem die Apotheke ſtand, ſondern der Strom ergoß ſich auch zwey Schock Meilen weiter, bis er in die See ſiel, und ſo viel Wallfiſche und Leviathane darin vergiftete, daß eine Peſtilenz entſtand, die drey Jahr, neun Monate und ſechzehn Tage dauerte. Da der Elephant hiedurch erſtaunlich geſchwächt worden, ſo war es ihm achtzehn Monate lang unmöglich, den Wagen zu ziehn, welches eine grauſame Verzögerung für Piſſimiſſi's Ungeduld war, die während der ganzen Zeit nicht über hundert Meilen in einem Tage zurücklegen konnte, denn weil ſie das kranke Thier im Schooß liegen hatte, konnte der arme Käfer ohne Beyſtand keine längere Tagereiſen machen. Außerdem kaufte auch Piſſimiſſi alles, was ſie ſahe, wo ſie hinkam, und es wurde alles auf den Wagen geladen und in den Sitz gepackt. Sie hatte zwey und neunzig Puppen erhandelt, ſiebzehn Puppenhäuschen, ſechs Wagen voll eingemachter Pflaumen, tauſend Ellen Pfefferkuchen, acht Hunde, die tanzen konnten, einen Bären und einen Affen, vier Kramladen voll Spielzeug, und ſieben Duzend Kinderlätzchen und Schürzen nach der neueſten Mode. Sie rüttelten mit dieſer ganzen Ladung eben über den Berg Kaukaſus hin, als ein ungeheurer Brummvogel, den die Schönheit der bunten Käferflügel gerührt hatte, welche, wie wir zu ſagen vergeſſen haben, rubinroth mit ſchwarzen Perlen gefleckt waren, auf ſeinen Raub hernieder ſauſte, und den Käfer, Piſſimiſſi, den Elephanten und alle ihre Waaren hinunterſchluckte. Es fand ſich, daß der Brummvogel dem Salemo zugehörte; er ließ ihn alle Morgen nach dem Frühſtück aus dem Bauer, und er kam jedesmal um die Zeit wieder, wenn der Rath aus einander ging. Nichts glich dem Erſtaunen des Königs und ſeiner Hofleute, als die liebe kleine Kreatur wiederkam und den Elephantenrüſſel aus ihrem göttlichen kleinen Schnabel hängen hatte. Indeſſen ſobald die erſte Beſtürzung vorüber war, ſah der König, der ſicherlich die Weisheit ſelber war, und die Naturgeſchichte ſo gut verſtand, daß es eine Luſt war, ihn über dieſe Materien räſonniren zu hören, der auch wirklich im Begriff ſtand, eine Sammlung von getrockneten Thieren und Vögeln in zwölftauſend Bänden auf geglätteten Velinpapier herauszugeben — ich ſage, er ſah gleich, was ſich zugetragen hatte, und nahm aus ſeiner Hoſentaſche ein diamantnes Zahnſtocheretui, das er ſelbſt gedrechſelt, nebſt dem Zahnſtocher, der aus dem Horn des einzigen Einhorns verfertigt war, das er je geſehn, ſteckte ihn in des Elephanten Schnauze und fing an ihn heraus zu ziehn. Aber alle ſeine Wiſſenſchaft wurde zu Schanden, da er zwiſchen den Beinen des Elephanten den Kopf eines ſchönen Mädchens eingeklemmt erblickte und zwiſchen deren Beinen ein Puppenhaus, das ſich mit den Flügeln auf dreyßig Fuß ausdehnte, und aus deſſen Fenſtern eine Menge eingemachter Pflaumen regneten, die man, um Platz zu erſparen, da hinein gepackt hatte. Dann kam der Bär, mit den Ballen Pfefferkuchen zuſammen gedrückt und ganz davon bedeckt, weswegen er auch ſehr unmanierlich ausſah, und der Affe mit einer Puppe in jeder Pfote und die Maultaſchen, ſo mit Pflaumen angefüllt, daß ſie an beyden Seiten herunterhingen und auf dem Boden hinter ihm her ſchleppten, wie die ſchönen Brüſte der Herzogin von * *. Salomon gab aber wenig auf dieſe Prozeſſion Acht, die Reize der ſchönen Piſſimiſſi hatten ihn gefangen und er fing ſogleich an, das hohe Lied aus dem Stegreif zu ſingen, und was er geſehn, nehmlich alles, was aus des Brummvogels Schnabel hervorkam, hatte ſolch einen Miſchmaſch in ſeinen Vorſtellungen hervorgebracht, daß es kein ſo unähnliches Ding gab, mit dem er nicht Piſſimiſſi's Schönheiten verglich. Da er ſeine Lieder außer aller Weiſe ſang, und Gott weiß eine ſchlechte Stimme hatte, ſo tröſteten ſie Piſſimiſſi keineswegs; der Elephant hatte ihr beſtes Lätzchen und Schürzchen zerriſſen und ſie ſchrie und lärmte und verführte ſolch ein Weſen, daß ſie nicht zu beruhigen war, obſchon Salomon ſie auf den Arm nahm, und ihr alle die artigen Sachen im Tempel zeigte. Die Königin von Saba, die mit dem Hohenprieſter Tricktrack ſpielte, hörte den Lärm und kam aus ihrem Ankleidezimmer gelaufen; wie ſie den König mit einem ſchreyenden Kinde auf dem Arm ſah, fing ſie ihn verdrießlich, ob es ſeiner bekannten Weisheit wohl anſtünde, ſich ſo mit ſeinen Baſtarden dem ganzen Hofe preis zu geben. Salomon, ſtatt zu antworten, fing an zu ſingen, was die Sabäiſche Fürſtin ſo aufbrachte, daß ſie ihm den Würfelbecher, den ſie noch in der Hand hielt, ohne weitere Ceremonie an den Kopf warf. Die ſchon erwähnte Zauberin, die unſichtbar der Piſſimiſſi gefolgt war und ſie in dieſe Kette von Unglücksfällen verwickelt hatte, lenkte den Becher ſeitwärts und richtete ihn auf Piſſimiſſi's Naſe, wo er ſitzen blieb, weil ſie ein wenig platt war; und da er von Elfenbein war, verglich Salomon ſeitdem ſeiner Geliebten Naſe beſtändig mit dem Thurm, der gen Damaskus ſiehet. Ob ſich gleich die Königin ein wenig ſchämte, that ihr der Vorfall innerlich doch wenig leid, wie ſie aber ſah, daß er nur die Leidenſchaft des Monarchen vermehre, ſo wuchs auch ihre Verachtung; ſie nannte ihn tauſendmal in ihrem Herzen einen alten Narren, beſtellte ihre Poſtchäſe, und fuhr in voller Furie davon, ohne einen Pfennig für die Bedienten zurückzulaſſen, und niemand weiß, was aus ihr und ihrem Königreich geworden iſt, von dem man niemals wieder gehört hat.

4.

Die Pfirſche in Branntewein.

Ein Mileſiſches Mährchen.

Fitz Scanlan Mac Giolla, König von Kilkenny, der tauſend und ſieben und funfzigſte Abkömmling in grader Linie von Mileſius, König von Spanien, hatte eine einzige Tochter, Großes A genannt, nach der gemeinen Ausſprache Großa, welcher, da ſie nun zu vernünftigen Jahren gekommen und von ihren königlichen Eltern in alle Künſte der Regierung eingeweiht worden, der zärtliche Monarch die Krone abzutreten beſchloß. Nachdem er alſo den Senat verſammelt, erklärte er ihm ſeinen Entſchluß, überlieferte den Zepter in die Hände der Prinzeſſin, nöthigte ſie, den Thron zu beſteigen, und war, um ein Beyſpiel zu geben, der erſte, der ihr die Hand küßte und ihr unverbrüchlichen Gehorſam zuſagte. Die Senatoren waren gleich bey der Hand, die neue Königin mit Lobeserhebungen und Adreſſen zu erdrücken, das Volk, das den alten König angebetet hatte, gerieth außer ſich vor Entzücken, einen neuen Souverän zu haben, und die Univerſität wartete nach einem Gebrauch von undenklichen Zeiten her Ihrer Majeſtät, drey Monate, nachdem jedermann die Sache vergeſſen hatte, mit Bezeugungen eines außerordentlichen Schmerzes und einer außerordentlichen Freude darüber auf, daß ſie einen Monarchen verloren und den andern wieder bekommen hätten.

Die Königin war im fünften Jahr ihres Alters und ein Wunder von Verſtand und Herzensgüte. In ihrer erſten Rede an den Senat, welche ſie mit einer unvergleichlichen Anmuth herliſpelte, verſicherte ſie, daß ihr Herz gänzlich Irländiſch, und daß ſie nicht länger gewillet ſey, am Gängelbande zu gehn; zum Beweis erklärte ſie auf der Stelle ihre Amme zum erſten Miniſter. Der Senat ſtimmte dieſer weiſen Wahl faſt mit noch größeren Lobpreiſungen bey als der letzten, und beſchloß, eine freye Gabe für die Königin von einer Million eingemachter Pflaumen und für die Favoritin von zwanzigtauſend Bouteillen Irländiſchen Aquavits. Darauf ſprang die kleine Majeſtät von ihrem Throne, und erklärte, es ſey ihr königlicher Wille, Blindekuh zu ſpielen, aber nun entſtand ein ſolches Holterpolter unter den Senatoren, die ſich drückten und ſtießen und ſchrieen und einer den andern pufften, um der erſte zu ſeyn, dem die Augen verbunden würden, daß die Königin im Gedränge umgeriſſen wurde und ſich eine Beule an die Stirn ſo dick wie ein Taubeney fiel, worauf ſie ein ſolches Gequieke erhob, daß man ſie zu Tipperary hätte hören können. Der alte König gerieth in Wuth, nahm einen Stock und ſchlug dem Kanzler das Gehirn ein, der zur ſelben Zeit eben keins hatte, und die Königin Mutter, die oben in einer Loge ſaß, um die Ceremonie mit anzuſehn, fiel in Ohnmacht und hatte eine unzeitige Niederkunft mit Zwillingen, die von wegen ihres Schreckens todt zur Welt kamen, aber der Graf von Bullabu, Erzſchenk der Krone, der der Königin zunächſt ſtand, ergriff eines von den todten Kindern, und da er ſah, daß es ein Junge war, lief er zum Könige und wünſchte ihm Glück zu einem Sohn und Erben. Der König war wieder zu ſeiner gewöhnlichen ſanftmüthigen Faſſung gekommen, und ſchalt ihn einen Narren und einen Tölpel, worauf Herr Phelim O'Tortur, ein eifriger Hofmann, mit großer Gegenwart des Geiſtes ſich erhob, und den Grafen von

Bullabu des Hochverraths anklagte, weil er ſich einfallen laſſen, daß Se. weiland Majeſtät noch andre Erben hätten, als die gegenwärtige höchſt rechtmäßige und höchſt geheiligte Königin Groſa. Eine ſtarke Majorität erkannte ihm Verhaft zu, jedoch nicht ohne heftigen Widerſtand, beſonders von Seiten eines berühmten Kilkenniſchen Redners, deſſen Namen unglücklicher Weiſe nicht bis zu uns gekommen iſt, indem er nachmals in den Tagebüchern ausgekratzt wurde, wie der Irländiſche Autor ſagt, dem ich folge, als er erſter Lord der Schatzkammer ward, welches Amt er während der ganzen Regierung des Nachfolgers der Königin Groſa bekleidete. Der Beweisgrund dieſes Herrn Killmorackill, deſſen Name verloren gegangen iſt, ſagt mein Autor, war, daß weil die Königin Mutter einen Sohn vor der Kronentſagung des Königs empfangen, dieſer Sohn unſtreitig Erbe der Krone ſey, und mithin die Entſagung null und nichtig, gleichviel, ob das Kind todt oder lebendig; es war doch lebendig, ſagte er, da es empfangen wurde. Hier ward er vom Doktor O'Flaharty zur Ordnung gerufen, dem Geburtshelfer der Königin Mutter und Parlamentsglied für den Flecken Corbelly, der ſich in eine gelehrte Diſſertation von den Embryonen einließ, aber die junge Königin unterbrach ihn, indem ſie nach ihrer Abendmahlzeit ſchrie, worüber die vorläufige Anfrage einſtimmig durchging; und da das Haus ſein voriges Geſchäft wieder vorgenommen, wurde die Debatte durch die Ungeduld der Majorität Ihrer Majeſtät Geſundheit zu trinken, kurz abgebrochen. Dieſe anſcheinende Gewaltthätigkeit gab Anlaß zu einer ſehr langen Proteſtation, die Herr Mac Sarcaſm entwarf und worin er den Anſpruch des verſtorbnen Embryo ſo künſtlich zu ſtellen wußte, daß ein bürgerlicher Krieg entſtand, und jene blutigen Verwüſtungen und Metzeleyen daraus entſprangen, die das alte Königreich Kilkenny ſo lange verheert haben, und zuletzt durch einen glücklichen Zufall geendigt wurden, der jedermann wohl bekannt iſt, ſagt mein Autor, aber den er doch für ſeine Pflicht hält, um derentwillen zu erzählen, welche niemals davon gehört haben. Folgendes ſind ſeine Worte.

Es trug ſich zu, daß der Erzbiſchoff Tuum (von der Römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit ehemals Meum genannt) der erſte witzige Kopf ſeiner Zeit, ſich im Kabinet der Königin Mutter befand, welche die junge Königin auf dem Schooß hatte. Daſelbſt wurde er plötzlich mit einer heftigen Kolik befallen, weswegen er ſo abſcheuliche Geſichter ſchnitt, daß die Königin Mutter glaubte, er würde ſterben, und aus dem Zimmer lief, um nach einem Arzt zu ſchicken, denn ſie war ein Muſter von Gutherzigkeit und ohne allen Hochmuth. Während ſie in die Bedientenſtube gegangen war, um jemand zu rufen, wie es die einfache Weiſe jener Zeiten mit ſich brachte, ſah der Erzbiſchoff, deſſen Schmerzen immer ärger wurden, auf dem Kamingeſimſe etwas ſtehn, das er für eine in Branntewein eingemachte Pfirſche hielt; er ſchluckte es mit einmal hinunter, ohne Tiſchgebet, was ihm Gott vergeben möge, und fand ſich ſehr geſtärkt. Noch hatte er den Mund nicht abgewiſcht als die Königin Mutter zurück kam, und die Königin Groſſa ihr entgegen rief: „Mama, Mama, der Herr hat meinen kleinen Bruder aufgegeſſen!“ Dieſe glückliche Begebenheit machte dem Streit ein Ende, indem die männliche Linie gänzlich in der Perſon des niedergeſchluckten Prinzen erloſch. Der Erzbiſchoff aber, der nachmals unter dem Namen Innocenz der Dritte, Pabſt wurde, und von ſeiner Schweſter einen Sohn bekam, nannte denſelben Fitzpatrick, weil er etwas königliches Blut in den Adern habe, und von ihm ſtammen alle jüngeren Linien der Fitzpatricks in unſern Zeiten ab. Die übrigen Thaten der Königin Groſsa und alles was ſie vollbracht, ſteht im Buch der Chroniken der Könige von Kilkenny aufgezeichnet.

5.

Mili.

Ein Chineſiſches Feenmährchen.

Mili, Prinz von China, war von ſeiner Großmutter der Fee Hih erzogen worden, die berühmt dafür war, aus einer Theetaſſe zu wahrſagen. Kraft dieſes untrüglichen Orakels verſicherte ſie ihm, er würde der unglücklichſte Menſch auf Erden ſeyn, wenn er nicht eine Prinzeſſin heirathete, die eben ſo hieße, wie ihres Vaters Herrſchaften. Da es nun aller Wahrſcheinlichkeit nach nur Eine Perſon in der Welt geben konnte, der dieſer Zufall begegnet war, ſo glaubte der Prinz, nichts ſey leichter, als zu erfahren, wer ſeine beſtimmte Braut wäre. Er war zu wohlerzogen, um ſeine Großmutter darum zu befragen, denn er wußte wohl, wenn ſie ein Orakel ausſpräche, ſo geſchähe es gar nicht in der Abſicht zu unterrichten, ſondern zu verwirren, was die Leute eben ſo verſeſſen darauf macht, alle diejenigen zu Rath zu ziehn, die keine deutlichen Antworten von ſich geben, wie zum Beyſpiel Propheten, Rechtsgelehrte und den erſten den beſten, den ihr unterwegs antrefft, der, wenn ihr fragt: wo geht der Weg hin? euch antwortet: wo kommt ihr her? MiLi war nicht ſobald wieder in ſeinen Pallaſt zurückgekommen, als er nach ſeinem Hofmeiſter ſchickte, der taub und ſtumm war, um welcher Eigenſchaften willen die Fee ihn auserleſen, damit er ſeinem Zögling keine ſchlechten Grundſätze beybringen ſollte; die Fingerſprache hingegen verſtand er wie ein Engel. Der Prinz frug ihn ſogleich, wer die Prinzeſſin wäre, die eben ſo hieße wie ihres Vaters Reich. Dieß war eine kleine Uebertreibung von dem Prinzen, aber niemand ſagt die Dinge grade ſo wieder, wie er ſie gehört hat, auch war ſie dem Erben einer großen Monarchie zu verzeihn, der unter allen Dingen am wenigſten dazu angewieſen worden war, Wahrheit zu reden, und vielleicht niemals gehört hatte, was das wäre. Auch war es gar nicht das Misverſtändniß von Reich für Herrſchaft, was den Hofmeiſter in Verlegenheit ſetzte. Es half ihm gar nicht dazu, ein Ding beſſer zu verſtehn, wenn es ordentlich benannt wurde. Da er indeſſen viel Gegenwart des

Geiſtes beſaß, welche darin beſtand, niemals eine beſtimmte Antwort zu geben, und dazu auszuſehn, als ob er es könnte, ſo erwiederte er, dieß ſey eine Frage von zu großem Belang, um ſogleich entſchieden werden zu können. Wie kommt ihr dazu, das zu wiſſen? ſagte der Prinz. Dieſer jugendliche Ungeſtüm that dem Hofmeiſter kund, daß von etwas mehr die Rede ſey, als er ſich eingebildet habe, und ſo feyerlich er um Nichts thun konnte, ſo war er doch noch zehnmal feyerlicher, wenn etwas im Spiele war, das er nicht begriff. Allein das unbekannte Etwas brachte ſeine Schlauheit und Unwiſſenheit miteinander ins Gedränge, und da die letzte überwog, ſo verrieth ſie ſich immer ſelbſt, denn nichts ſieht ſo einfältig aus wie ein Thor, der ſich weiſe ſtellt. Der Prinz wiederholte ſeine Frage; der Hofmeiſter frug, warum er früge. Der Prinz hatte nicht Geduld genug, ihm die Frage noch einmal an den Fingern herzubuchſtabiren, ſondern ſchrie ſie ihm ſo laut zu, als er konnte, wiewohl vergeblich. Die Hofleute liefen herbey, ſchnappten die Worte des Prinzen auf und ſo unvollkommen wie ſie ſie wiederholten, flog es durch ganz Peking, und von da in die Provinzen, und weiter in die Tartarey und nach Moskau und ſo immer weiter, daß der Prinz zu wiſſen verlange, welches die Prinzeſſin ſey, die wie ihr Vater hieße. Da die Chineſen, ſo viel ich weiß, nicht des Heiles genießen, gleich uns Familiennamen zu haben, und was ihre Taufnamen ſeyn würden, wenn ſie ſo glücklich wären, getauft zu werden, für Männer und Frauen gänzlich verſchieden ſind, ſo urtheilten die Chineſen, welche glauben, was ihnen zur Regel dient, müſſe der ganzen Welt zur Regel dienen, daß es auf der ganzen viereckigen Fläche der Erde kein Mädchen geben könne, die wie ihr Vater hieße. Sie wiederhohlten dieß ſo oft und ſo ſelbſtgefällig und hartnäckig, daß das Original-Orakel dem Prinzen ganz aus dem Sinne kam, und er ſich endlich einbildete, er verlange zu wiſſen, wer das Mädchen wäre, die wie ihr Vater hieße. Da er ſich indeſſen erinnerte, daß etwas in der Frage enthalten geweſen, was er für königlich genommen, ſo ſagte er immer *der König ihr Vater*. Der erſte Miniſter zog das rothe Buch oder den Staatskalender, das *ſein* Orakel war, zu Rath, und konnte keine ſolche Prinzeſſin finden. Alle Miniſter an auswärtigen Höfen wurden angewieſen, ſich nach der Dame zu erkundigen, aber da es viel Zeit hinwegnahm, dieſe Inſtruktionen in Chiffern zu bringen, ſo wartete die Ungeduld des Prinzen den Abgang der Kouriere nicht ab, ſondern er beſchloß, die Prinzeſſin ſelbſt aufzuſuchen. Der alte König, der wie gewöhnlich die ganze Handhabung der Staatsangelegenheiten ſeinem Sohn überlaſſen hatte, ſobald dieſer vierzehn Jahr alt war, erfreute ſich höchlich über den Entſchluß des Prinzen, die Welt zu ſehn, was, wie er meynte, in ein paar Tagen geſchehn ſeyn könnte, ſo daß eben um dieſer Leichtigkeit willen ſo viele Monarchen nicht aus ihrem Palaſt kommen, bis es zu ſpät iſt. Auch erklärte er, daß er ſeines Sohnes Wahl billigen würde, die Dame möchte ſeyn, welche ſie wollte, wenn ſie nur darin dem göttlichen Fingerzeig entſpräche, daß ſie wie ihr Vater hieße.

Der Prinz nahm Extrapoſt nach Canton, wo er an Bord eines Engliſchen Kriegsſchiffs zu gehn gedachte. Mit welchem unendlichen Entzücken hörte er am Abend vor ſeiner Einſchiffung, daß ein Schiffer die wirkliche Perſon kannte, von der die Rede war. Der Prinz verbrannte ſich den Mund mit dem Thee, den er eben trank, brach die alte Chineſiſche Taſſe dabey entzwey, die ihm ſeine Mutter, die Königin, bey ſeiner Abreiſe von Peking verehrt und die ihrer Ur-ur-ur-Aeltermutter der Königin Fi von Confuzius ſelbſt geſchenkt worden war, und rannte hin zum Schiff und frug nach dem Manne, der ſeine Braut kannte. Es war der ehrliche Tom O'Bell ein Irländiſcher Schiffer, der durch ſeinen Dollmetſcher, Herrn Jakob Hall den Superkargo, Seiner Hoheit zu wiſſen that, der Herr Bob Oliver von Sligo hätte eine Tochter, die nach deſſen beyden Namen getauft ſey, die ſchöne Miß Bob Oliver. Der Prinz erklärte aus eigner Machtvollkommenheit Tom zum Mandarin von der erſten Klaſſe, und verſprach ihm auf ſein Verlangen mit ſeinem Bruder, dem König von Großirland, Frankreich und Britannien, zu ſprechen, damit ihn dieſer zum Pair in ſeinem eignen Lande machte; denn Tom ſagte, er müßte ſich ſchämen, wenn er dort erſchien, ohne ſo gut ein Lord zu ſeyn wie alle ſeine Bekannten.

Die Leidenſchaft des Prinzen, die durch Toms Beſchreibung von Bobs Reizen gewaltig entzündet worden, ließ ihn nicht verweilen, bis eine anſtändige Garnitur von Damen aus Peking zur Aufwartung ſeiner Braut anlangte, ſondern er nahm ein Dutzend von den Frauen der vornehmſten Kaufleute zu Canton und zwey Dutzend Jungfrauen als Ehrenfräulein, die aber zu ihrer Beſtimmung untüchtig wurden, ehe Seine Hoheit St. Helena erreichte. Tom ſelbſt heirathete eine von ihnen, aber der Prinz war ihm ſo geneigt, daß ſie den Titel eines Ehrenfräuleins behielt, und mit Toms Einwilligung vermählte ſie ſich nachmals mit einem Engliſchen Herzog.

Nichts kann die Seelenangſt unſers königlichen Liebhabers ſchildern, wie er bey ſeiner Landung zu Dublin erfuhr, Prinzeſſin Bob habe Irland verlaſſen und ſich mit Gott weiß wem verheirathet. Es war für Tom gut, daß er ſich auf Irländiſchem Boden befand. Er würde zu Reis gemahlen worden ſeyn, denn in China ſteht der Tod darauf, wenn jemand den Thronerben aus Unwiſſenheit misleitet. Mit Wiſſen und Willen iſt es dort ſo wenig ein Laſter wie in andern Ländern.

Da ein Prinz von China keine Perſon heirathen kann, die ſchon zuvor verheirathet geweſen iſt, ſo war MiLi genöthigt, die Welt nach einer andern Dame zu durchſuchen, die eben ſo geſchickt dazu wäre wie Miß Bob, welche er im Augenblick vergaß, als er hörte, daß er ſich mit einer andern vermählen müſſe, und ſich auf der Stelle in dieſe andre verliebte, wenn er gleich nicht wußte in wen. In dieſer Ungewißheit träumte er, daß er ſeine beſtimmte Gemahlin, deren Vater die Herrſchaft verlohren, welche nie ſeine Herrſchaft geweſen wäre, an einem Ort finden würde, wo er eine Brücke über kein Waſſer ſähe, ein Grabmal, wo niemals jemand begraben worden noch begraben werden würde, Ruinen, die mehr wären, als ſie jemals geweſen, einen unterirdiſchen Gang, worin ſich Hunde mit Augen von Rubin und Smaragd befänden, und eine ſchönere Menagerie von Chineſiſchen Faſanen, als in allen weitläuftigen Gärten ſeines Vaters. Die Erfüllung dieſes Orakels ſchien ſo unmöglich, daß er ſtärker daran glaubte, als an das erſte, was ſeine große Frömmigkeit bewies. Er beſchloß ſeinen zweyten Lauf zu beginnen, und da ihm der Vicekönig ſagte, in England wäre ein Herr Banks, der die ganze Welt, ohne zu wiſſen, wonach, durchzöge, ſo glaubte er keinen beſſern Führer finden zu können und ſchiffte nach England hinüber. Hier hörte er, der weiſe Banks befinde ſich zu Oxford, wo er die Bodleiiſche Bibliothek nach einem Manuſkript von einer Reiſebeſchreibung in den Mond durchſtöbre, der, wie Herr Banks meyne, im weſtlichen Ocean liege, wo der Mond untergeht, und wenn er dieſen Planeten noch einmal entdecken könnte, ſo ſey er gewillet in Sr. Majeſtät Namen Beſitz davon zu nehmen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er ſteuerfrey bliebe, damit er nicht wie die übrigen Beſitzthümer Seiner Majeſtät in jenem Theil der Welt für England verloren ginge.

Miki nahm eine Poſtchaiſe nach Oxford, aber da ſie ein wenig wurmſtichig war, ſo brach ſie auf dem neuen Wege nach Henley hinunter. Ein Bettler gab ihm den Rath, bey dem General Conway einzutreten, der der höflichſte Mann von der Welt ſey, und ihm gewiß ſeine eigne Chaiſe leihen würde. Der Prinz reiſte inkognito. Er folgte dem Rath des Bettlers, aber da er in das Haus kam, hieß es, die Familie ſey in den Gründen, aber man wolle ihn hinbringen. Er wurde durch einen ehrwürdigen Buchenwald zu einer Menagerie geführt, die eine weit herrlichere Ausſicht beherrſchte als irgend eine in ſeines Vaters Reichen und voll Chineſiſcher Faſanen war. Der Prinz rief voll Entzücken aus: O mächtiger Hih! mein Traum fängt an in Erfüllung zu gehn. Dem Gärtner, der kein Chineſiſch wußte, die Namen einiger Pflanzen ausgenommen, fiel die Aehnlichkeit der Töne auf, aber er ſagte beſcheidentlich kein Wort. Da er ſeine Gebieterin hier nicht fand, wie er erwartet hatte, kehrte er zurück, vertiefte ſich plötzlich in das Dickicht des Waldes und ſtieg in eine finſtre Höhle hinunter; der unerſchrockne Prinz folgte ihm kühnlich nach. Nachdem er eine ziemliche Strecke in dieſem unterirdiſchen Gewölbe zurückgelegt hatte, erblickte er endlich Licht, als ſie auf einmal von einigen kleinen Hühnerhunden verfolgt wurden, und da ſich der Prinz nach ihnen umſah, erſchienen ihm ihre Augen wie Rubinen und Smaragden. Anſtatt beſtürzt zu ſeyn, wie es der Ahnherr ſeines Stammes Fo Hi gewiß geweſen wäre, erneuerte der Prinz ſeine Ausrufungen, und ſchrie: Ich komme ans Ziel, ich komme ans Ziel! ich werde meine Braut finden! Großer Hih, du biſt untrüglich! Da ſie in die Helle kamen, führte der unerſchütterliche Gärtner den Prinzen zu einem Haufen Ruinen, unter denen ſie eine weitläuftige Gallerie oder Arkade fanden. Hier wurde er gefragt, ob er nicht ein wenig ausruhn wolle, aber ſtatt zu antworten, ſprang er wie ein Wahnſinniger umher und ſchrie: Ich komme ans Ziel! ich komme ans Ziel! großer Hih, ich komme ans Ziel! Der Gärtner wurde nun beſtürzt, und ungewiß ob er nicht ſeiner Herrſchaft einen Tollen zuführe, er ſtand bey ſich an, ob er weiter gehn ſolle, aber da er nichts von dem verſtand, was der Prinz ſagte, und einſah, daß er ein Fremder ſeyn müſſe, hielt er ihn nach ſeinen Sprüngen für einen Franzoſen. Da der Fremde auch ſo behend und ganz und gar nicht vom Wege ermüdet ſchien, ſchritt der weiſe Gärtner ein abhängiges Thal hinunter zwiſchen zwey Berge hinein, deren Gipfel mit Cedern, Tannen und Fichten gekrönt waren, die, wie er Sorge trug, dem Prinzen zu erzählen, alle von des Generals eigner

Pflanzung wären. Aber ob der Prinz gleich in Irland mehr Engliſch in drey Tagen gelernt hatte, als alle Franzoſen in der Welt in drey Jahren, ſo bekümmerte er ſich doch nicht weiter um die Nachricht, zum großen Mißfallen des Gärtners, ſondern rannte in eins fort, und verdoppelte ſeine Sprünge und Ausrufungen, da er ſah, wie das Thal von einer ungeheuren Brücke geſchloſſen wurde, die aus den Felſenſtücken gebauet ſchien, welche die Giganten Jupitern an den Kopf warfen, und worunter doch kein Tropfen Waſſer durchfloß. Wo iſt meine Braut, meine Braut, ſchrie Mi Li, ich muß ihr nahe ſeyn. Das Freudengeſchrey des Prinzen lockte eine alte Frau aus einer Hütte hervor, die auf einem Abſturz neben der Brücke ſtand, und ſich über den Fluß hinneigte. Meine Herrſchaft iſt unten in Fordhouſe, rief die gute Frau, die ein wenig taub war, und glaubte, daß man ſie darum befragt habe. Der Gärtner wußte, es wäre umſonſt, ihr ſeine Verlegenheit mitzutheilen, und glaubte, wenn der arme Herr wirklich toll wäre, ſo würde ſein Herr, der General, am beſten wiſſen, wie er mit ihm umgehn ſollte. Er wandte ſich alſo zur Linken, und führte den Prinzen längs den Ufern des Fluſſes hin, der ſchimmernd durch die Weiden glitt, indeß auf der andern Seite ein wildes Gebüſch die ſteilen Kalkfelſen hin an ſtieg, und mit den grünenden Wieſen und Kornfeldern jenſeit des Fluſſes abſtach. Der Prinz lief gefühllos für alle dieſe Schönheiten blindlings weiter, und erhielt den armen Gärtner in einem ſcharfen Trabe, bis ein einſames Grabmal ſie aufhielt, das mit Cypreſſen, Eiben und Thränenweiden umgeben, das Denkmal irgend eines abentheuerlichen Jünglings ſchien, der, ſich dem Strom vertrauend, untergegangen und dem verliebten und kühnen Leander zugeſellt worden war. Hier hatte Mi Li zuerſt die Gegenwart des Geiſtes, ſein weniges Engliſch zuſammenzunehmen, und er frug den Gärtner haſtig, wer dort begraben läge. Niemand — ehe er fortfahren konnte, unterbrach ihn der Prinz: Wird auch niemals jemand dort begraben werden? — O, dachte der Gärtner, nun iſt nicht länger an ſeiner Tollheit zu zweifeln, und da er ſeinen Herrn und die Familie erblickte, die ihnen entgegen kamen, bemühte er ſich, den Vorſprung zu gewinnen, aber der Prinz, der viel jünger war und auf den Flügeln der Liebe getragen wurde, eilte, was er konnte, ſobald er die Geſellſchaft und beſonders eine junge Dame bey derſelben wahrnahm. Faſt athemlos ſtürzte er zur Lady Ailesbury, ergriff Miß Campbells Hand und rief: Wer ſie? wer ſie? Lady Ailesbury ſchrie auf, das junge Mädchen gleichfalls, der General, kalt aber beleidigt, warf ſich zwiſchen ſie, und wenn ein Prinz beym Kragen gepackt werden könnte, ſo hätte er ihn beym Kragen gepackt. Mi Li, an dem einen Arm feſtgehalten, aber den andern auf ſeine Beute gerichtet, und mit den begierigſten Blicken um eine Antwort flehend, fuhr fort zu rufen: Wer ſie? wer ſie? Der General, der an ſeiner Sprache und ſeinem Weſen merkte, daß es ein Fremder war, und in größere Verſuchung gerieth zu lachen als verdrießlich zu ſeyn, antwortete mit höflichem Hohn; Nun, ſie iſt Miß Carolina Campbell, Tochter des Lord William Campbell weiland königlicher Gouverneur von Carolina. — O Hih! jetzt entſinne ich mich deiner Werte, rief Mi Li — und ſo wurde ſie Prinzeſſin von China.

6.

Eine Geſchichte ächter Liebe.

Zu der Zeit, da die Feindſeligkeiten zwiſchen den Guelfen und den Gibellinen aufs höchſte ſtiegen, hatte ein Haufen Venezianer einen Einfall in das Gebiet der Visconti's, Herren von Mailand, gethan und den jungen Orondates mit ſich hinweggeführt, der noch ein Säugling war. Seine Familie lebte damals in der Bedrückung, ob ſie ſich gleich rühmen durfte, von Canis Scaliger, Herrn von Verona, abzuſtammen. Die Räuber verkauften den ſchönen Orondates einer reichen Wittwe aus der edlen Familie Grimaldi, die ihn, da ſie keine Kinder hatte, mit ſo viel Sorgfalt auferzog, als ob es ihr eignes Kind geweſen wäre. Ihre Zärtlichkeit wuchs mit ſeiner Geſtalt und ſeinen Annehmlichkeiten, und ihre Nachſicht vermehrte die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften. Iſt es noch nöthig, zu ſagen, daß ſich die Liebe vor allen der Bruſt des Orondates bemeiſterte, oder daß in einer Stadt wie Venedig eine Figur wie die ſeinige wenig Widerſtand erfuhr?

Die Göttin von Cypern, nicht zufrieden mit den mannichfaltigen Opfern, die Orondates auf ihren Altären darbrachte, ruhete nicht, ſo lange ſein Herz noch frey blieb. Dem Palaſt der Grimaldi's gegen über auf der andern Seite des Kanals, lag ein Kloſter der Karmeliterinnen, deſſen Aebtiſſin eine junge afrikaniſche Sklavin von der auserleſenſten Schönheit im Dienſt hatte, die Azora hieß, und ein Jahr jünger als Orondates war. Agatſtein und Lackarbeit ſchienen braun und glanzlos mit Azora's Farben verglichen. Nie hatte Afrika ein vollkommneres weibliches Weſen als Azora hervorgebracht, wie ſich Europa nur Eines Orondates rühmen durfte.

Signora Grimaldi, wenn gleich keine Betſchweſter, hielt ſich doch ziemlich regelmäßig in Andachtsübungen; da aber Lansquenet mehr nach ihrem Geſchmack war als Beten, ſo eilte ſie mit den Meſſen ſo ſehr ſie nur konnte, um die koſtbare Zeit für die Karten zu ſparen. Daher zog ſie die Kirche der Karmeliterinnen vor, die nur durch eine kleine Brücke von ihrer Wohnung getrennt war, obgleich die Aebtiſſin zur entgegengeſetzten Partey gehörte. Da indeſſen beyde Damen von gleichem Stande waren, und keine Mishelligkeit unter ihnen Statt ſand, die Unhöflichkeiten zum Vorwand dienen konnten, ſo ſielen gegenſeitige Verbeugungen zwiſchen ihnen vor, deren Kälte eine jede auf ihre Andacht ſchob, obgleich Signora Grimaldi wenig Acht auf den Prieſter hatte, und die Aebtiſſin ſich vorzüglich damit abgab, die Unachtſamkeit der Signora zu beachten und zu bekritteln.

Mit Orondates und Azora war es anders. Beyde begleiteten ihre Gebieterinnen jedesmal in die Meſſe, und der erſte Augenblick, wo ſie ſich ſahen, war entſcheidend für ihr Herz. Venedig beſaß nur noch Eine Schöne in den Augen des Orondates, und Azora hatte bis dahin nicht bemerkt, daß es ſchönere Weſen in der Welt geben könne, als einige der Karmeliterinnen.

Die Abgeſchiedenheit der Aebtiſſin, und die Abneigung zwiſchen den beyden Damen, die auf der Seite der Heiligen ſehr aufrichtig war, ſchnitt den Liebenden alle Hoffnung ab. Azora wurde ernſt, nachdenkend und ſchwermüthig, Orondates trotzig und unlenkbar. Selbſt die Anhänglichkeit für ſeine gütige

Beſchützerin ließ nach. Er bediente ſie ungern außer zur Stunde der Meſſe. Oft fand ſie ihn auf den Stufen zur Kirche, ehe die Thüren geöffnet waren. Signora Grimaldi war nicht zu Beobachtungen aufgelegt. Sie begnügte ſich, ihren eignen Neigungen nachzuhängen, und legte ſelten denen der andern Zwang auf, ja kamen ihr gleich gute Werke ſelten in den Sinn, ſo war ſie doch ſehr bereit dazu, wenn man ſie auffoderte, und ſprach immer, mit den Karten in der Hand, ſehr liebreich von Hülfsbedürftigen, wenn das Spiel nicht gar zu unglücklich ging.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie die Leidenſchaft des Orondates niemals entdeckt haben würde, hätte nicht ihre Kammerfrau, die eiferſüchtig auf die Gunſt war, worin er ſtand, ihr einen Wink davon gegeben, indem ſie zugleich, gleichſam aus gutem Willen, bemerkte, wie gut ſich die Umſtände der beyden Liebenden für einander ſchickten, und da Ihro Gnaden bey Jahren wären, und gewiß nicht daran dächten, eine Kreatur beſonders zu bedenken, die ſie auf dem öffentlichen Markte gekauft hätten, ſo würde es doch menſchenfreundlich ſeyn, das verliebte Paar zu verheirathen und ſie etwa auf einem Pachthofe ihrer Landgüter einzurichten.

Zum Glück war Madame Grimaldi immer allen guten Eindrücken offen, und ſelten den gehäſſigen. Der Gedanke einer Heirath fiel ihr auf, ohne daß ſie die Bosheit ihrer Kammerfrau gewahr wurde. Sie liebte die Sache, und beförderte ſie jedesmal, wenn es ehrbarer Weiſe in ihrer Gewalt ſtand. Ohne alſo den Orondates über den Zuſtand ſeines Herzens weiter zu erforſchen, ohne zu bedenken, daß ſie und Madame Capello entgegengeſetzten Parteyen zugethan wären, ohne irgend ihre Vorkehrungen gegen eine abſchlägige Antwort zu treffen, ſchrieb ſie ſogleich an die Aebtiſſin, und machte ihr den Vorſchlag zu einer Heirath zwiſchen Orondates und Azora.

Azora befand ſich im Zimmer der Aebtiſſin, da das Billet anlangte. Alle Wuth, mit welcher ſich das Anſehn für den Zwang tröſtet, dem es ſelbſt unterworfen iſt, alle Härte einer Andächtigen, alle Erbitterung der Parteyſucht und aller gemachte Zorn, den die Prüderie anlegt, wenn von den ſinnlichen Genüſſen andrer die Rede iſt, brachen über die hülfloſe Azora aus, die nicht im Stande war, zu errathen, in wie fern der unſelige Brief ſie betreffen könne. Sie mußte alle die Schmähungen erdulden, welche die Aebtiſſin gern der Madame Grimaldi ins Geſicht geſchrieen haben würde, wenn ihr eigner Stand und der Rang der Beleidigerin es ihr erlaubt hätte. Ohnmächtige Drohungen der Rache wurden mit Nachdruck wiederholt, und da niemand im Kloſter ihr zu widerſprechen wagte, that ſie ihrem Verdruß und ihrer Geſchwätzigkeit mit endloſen Wiederhohlungen ein volles Genüge. Kurz, Azora wurde aufs ergſte eingeſchloſſen, und ihr Brod und Waſſer als untrügliche Heilmittel der Liebe verordnet. Zwanzig Antworten an Madame Grimaldi wurden geſchrieben und zerriſſen, weil ſie nicht genugſam einen Unwillen ausdrückten, der mehr ſchreyicht als beredt war, und endlich war ihr Beichtvater genöthigt, eine zu ſchreiben, in welche er es dahin brachte, einiges heilige Geſchwätz einſchieben zu dürfen, ob er ſich gleich einen Haufen Ironie, die ſich auf das Alter ihrer Familie bezog, und manche unverſtändliche Anſpielungen auf gemeine Geſchichten gefallen laſſen mußte, welche die Gibelliniſche Partey gegen die Guelfiſche zuſammengetragen hatte. Der lichtvollſte Theil der Epiſtel ſprach den Bann einer ewigen Keuſchheit über Azora aus, nicht ohne einige ſarkaſtiſche Ausdrücke über die frühzeitigen Liebeshändel des Orondates, die ihn dem gewöhnlichſten Anſtand zu lieb ſchon lange aus der Wohnung einer verwittweten Matrone verwieſen haben ſollten.

In dem Augenblick, da dieſes drohende Manifeſt abgeſchrieben und von der Dame Aebtiſſin im vollen Kapitel unterzeichnet, und dem Beichtvater zur Beförderung übergeben worden war, ſtürzte die Thürſteherin athemlos herein und kündigte der ehrwürdigen Verſammlung an, daß Azora, durch die Drohungen und Schläge der Aebtiſſin erſchreckt, in Kindesnöthen gerathen und mit vier jungen Hündlein vor der Zeit niedergekommen ſey, denn der Nachwelt ſey kund und zu wiſſen: Orondates war ein Windſpiel und Azora ein ſchwarzer Wachtelhund.

IX.

Ueber die neuere Gartenkunſt.

Gärtnerey war vermuthlich eine der erſten Künſte, welche der Kunſt Häuſer zu bauen nachfolgte, und die Entſtehung des Privat-Eigenthums natürlicher Weiſe begleitete. Kräuter für die Küche und dann für den mediciniſchen Gebrauch waren Bedürfniſſe für jedes Familienhaupt: es war eine Bequemlichkeit, ſie in der Nähe zu haben, ohne ſie, ſo oft man ſie nöthig hatte, aufs Gerathewohl in Wäldern, Wieſen und auf Bergen zu ſuchen. Als die Erde aufhörte, dieſe Gegenſtände des urſprünglichen Luxus von freyen Stücken zu liefern und Kultur erforderlich ward, fand man abgeſonderte Verzäunungen zur Erziehung der Kräuter vortheilhaft. Der gute Alte Noah pflanzte, wie bezeugt wird, einen Weingarten, trank von dem Wein, ward betrunken, und die Folgen wiſſen wir alle.

So bekamen wir Küchengärten, Obſtgärten und Weingärten. Man belehrt uns, das Vorbild aller dieſer Unterarten ſey der Garten Eden geweſen; aber da jenes Paradies um ein gutes Theil größer war als irgend eines, von dem wir nachher leſen, indem es von den Flüſſen Piſon, Gihon, Hidekel und Euphrat eingefaßt wurde, da alle Bäume darin wuchſen, die luſtig anzuſehen oder wovon gut zu eſſen war, und da man überdieß zwey andre Bäume darin fand, wovon jetzt weder Stumpf noch Stiel übrig iſt, ſo gehört es nicht in die jetzige Unterſuchung. Nach dem Falle durfte kein lebender Menſch in den Garten kommen, und die Armuth und Bedürftigkeit unſrer erſten Väter ließ ihnen ſchwerlich Zeit, ihre Beſitzungen durch Nachahmung deſſelben zu verſchönern, wenn man auch vorausſetzen wollte, daß ſich irgend ein Plan davon erhalten hätte. Eine Hütte und ein Streifchen Land für einen Krautſtrunk und einen Stachelbeerbuſch, wie wir es um eine Gemeinweide her ſehen, waren aller Wahrſcheinlichkeit nach die älteſten Landſitze und Gärten; ein Brunnen und ein Eimer traten an die Stelle des Piſon und Euphrates. Wie die Niederlaſſungen ſich erweiterten, ſo folgte der Obſt- und Weingarten nach, und die älteſten Fürſten der Stämme beſaßen grade die Bequemlichkeiten eines neueren Meyerhofs.

Es iſt ſehr glaublich, daß dieſer Zuſtand der Dinge lange fortdauerte, und obgleich die meiſten Menſchen ihre Vorſtellungen nach dem bilden, was die Worte in ihrem eignen Zeitalter gelten, ſo haben wir doch keinen Grund zu glauben, daß viele Jahrhunderte hindurch der Ausdruck Garten mehr als einen Küchen- oder Obſtgarten bedeutet habe. Wenn ein Franzoſe von dem Garten Eden lieſt, ſo nimmt er ohne Zweifel an, es ſey etwas in der Art wie Verſailles geweſen, mit beſchnittenen Hecken, Laubengängen und Lattenwerk. Wenn ſeine Devotion ihn in ſo weit demüthigt, daß er in Betracht deſſen, der jenen Garten angelegt, zugiebt, es möge dort ein Labyrinth voll von Aeſopiſchen Fabeln gegeben haben, ſo wird er doch nicht begreifen, daß vier der größten Flüſſe in der Welt halb ſo prächtig geweſen ſeyn ſollten, als hundert Springbrunnen voll Statuen von Girardon. So iſt das Wort Garten durch alles durchgegangen, was man in verſchiednen Ländern ſich bey dem Ausdrucke dachte. Aber daß es mehre Jahrhunderte hindurch nichts mehr als einen Küchen- oder Obſtgarten bedeutete, wird durch die wenigen Beſchreibungen klar, die von den berühmteſten Gärten des Alterthums auf uns gekommen ſind.

Der des Alcinous in der Odyſſee iſt der geprieſenſte aus den heroiſchen Zeiten. Giebt es wohl einen Bewunderer des Homer, der ſeine Beſchreibung ohne Entzücken leſen kann, oder der nicht ſeiner Einbildungskraft eine Szene des Genuſſes vorſtellte, mahleriſcher als die Landſchaften von Tinian oder Juan Fernandez? Und doch, was war jenes gerühmte Paradies, womit die Götter beſchloſſen, den Alcinous und ſein glückſeliges Land zu ſchmücken? Der Harmonie der Griechiſchen Sprache und der bezaubernden Poeſie entkleidet, war es ein kleiner Obſt- und Weingarten, und einige Beete für Kräuter und zwey Quellen, die ſie bewäſſerten, von einem lebendigen Zaune eingefaßt. Der ganze Umfang dieſes prächtigen Gartens betrug — vier Morgen Landes. Es wuchſen darin Aepfel, Feigen, Granatäpfel, Birnen, Oliven und Weintrauben. Der Garten des Alcinous war von dem Dichter gepflanzt, mit der Feengabe eines ewigen Sommers von ihm bereichert, und ohne Zweifel ein Ausflug ſeiner Einbildungskraft, der alles überſtieg, was er in der Wirklichkeit geſehen hatte. So wie er eben dieſem glückſeligen Prinzen einen Palaſt mit ehernen Wänden und ſilbernen Säulen verliehen, ſo hatte er gewiß die Abſicht, daß der Garten in gleichem Verhältniß prachtvoll ſeyn ſollte. Wir können daher gewiß ſeyn, daß noch zu Homers Zeiten eine Umzäunung von vier Morgen Landes, die Obſt- Wein- und Küchengarten in ſich faßte, eine Ausdehnung des Luxus war, welche die Welt bis dahin noch nie geſehn hatte.

Die hängenden Babyloniſchen Gärten waren ein noch größeres Wunderwerk. Wir ſind weder mit ihrer Anordnung noch dem, was ſie enthielten, bekannt: aber da ſie auf Terraſſen und den Mauern des Palaſtes angelegt geweſen ſeyn ſollen, wo zu dem Endzwecke Erde hinaufgeſchafft wurde, ſo ſind wir ſehr gewiß, was ſie nicht waren; ich will ſagen, ſie müſſen unbedeutend, von geringem Umfange, und ein eitler Aufwand von Mühe und Koſten geweſen ſeyn. In andern Worten, ſie waren das, was koſtbare Gärten in allen Zeitaltern bis auf das jetzige geweſen ſind, unnatürlich und durch Kunſt bereichert, vielleicht mit Springbrunnen, Statuen, Baluſtraden und Luſthäuſern; ſie waren alles, nur nicht blühend und ländlich.

Von Homers Zeiten an bis auf die des Plinius haben wir keine Spuren, vermittelſt deren wir errathen könnten, wie die Gärten der dazwiſchen liegenden Zeitalter beſchaffen waren. Wenn Römiſche Schriftſteller, deren Klima den Wunſch nach kühlen Zufluchtsörtern einflößte, von ihren Genüſſen in dieſer Art reden, ſo ſeufzen ſie nach Grotten, Höhlen, und den erfriſchenden Schlüften von Bergen, an waſſerreichen und ſchattigen Quellen; oder ſie rühmen ihre Portiko's, geebneten Gänge, Kanäle, Bäder und Lüfte von der See her. Ihre Gärten werden nie ſo erwähnt, als gewährten ſie Schatten und Schutz vor der Wuth des Hundſterns. Plinius hat uns eine Beſchreibung von zweyen Villen hinterlaſſen. Da er ſeine Laurentiniſche Villa als Zufluchtsort für den Winter gebrauchte, ſo darf man ſich nicht wundern, daß der Garten in dem Bericht keine beträchtliche Stelle einnimmt. Alles, was er davon ſagt, iſt, daß die Geſtatio oder der Platz zur Leibesbewegung, welcher den Garten umgab (der folglich nicht ſehr groß ſeyn konnte) durch eine Hecke von Buchsbaum, und wo dieſer eingegangen war, von Rosmarin begränzt ward; daß ein Gang von Weinreben daſelbſt befindlich war, und daß die meiſten Bäume in Feigen- und Maulbeerbäumen beſtanden, da der Boden für andre Gattungen nicht günſtig war.

Ueber ſeine Tusciſche Villa verbreitet er ſich weitläuftiger, der Garten macht einen beträchtlichen Theil der Beſchreibung aus: — und was war die Hauptſchönheit dieſer zum Vergnügen angelegten Strecke Landes? Grade das, was ungefähr vor ſechzig Jahren die Bewunderung dieſes Landes war: Buchsbäume, welche in Ungeheuer, Thiere, Buchſtaben und die Namen des Beſitzers und Meiſters ausgeſchnitten waren. In einem Zeitalter, wo die Architektur ihre ganze Größe, Reinheit und Zierlichkeit entfaltete, als ſich Veſpaſians Amphitheater, der Tempel des Friedens, Trajans Forum, Domitians Bäder und Hadrians Villa erhoben, deren Trümmern und Ueberbleibſel noch unſre Neugierde und Bewunderung erregen, ergötzte ſich ein Römiſcher Konſul, der Freund eines gebildeten Kaiſers, und ein Mann voll Geſchmack in der Litteratur, an dem, was ſelbſt der große Hauſe jetzt kaum in dem Garten einer akademiſchen Stiftung bewundert. Alle die Beſtandtheile, welche Plinius angiebt, entſprechen ganz genau denen, die London und Wiſe nach Holländiſchen Grundſätzen angeordnet haben. Er ſpricht von abhängigen Plätzen, Terraſſen, einer Wildniß, methodiſch zurecht geſtutzten Gebüſchen, einem marmornen Baſſin, Röhren, die Waſſer ausſpritzen, einer in das Baſſin fallenden Kaskade, Lorbeerbäumen, die abwechſelnd mit Platanen gepflanzt waren, und einem graden Gange, wovon andre ausgingen, die mit Hecken von Buchsbaum und Aepfelbäumen, welche ums drittemal mit Obelisken abwechſelten, eingefaßt waren. Es fehlt nichts als die Verbrämung eines Parterre's, ſo könnte die Beſchreibung eines Gartens unter der Regierung Trajans für einen aus den Zeiten König Wil helms gelten. Die Engliſchen Gärten, welche Hentzner unter der Regierung der Eliſabeth beſchrieben hat, ſind genaue Kopieen von denen des Plinius. In dem zu Whitehall war eine Sonnenuhr und eine Waſſerkunſt, die, wenn man einen Hahn umdrehte, Waſſer hervorſchoß und die Zuſchauer benetzte. Im Garten des Lord Burleigh zu Theobald gab es Obeliſken, Pyramiden und zirkelförmige Portiko's, nebſt Ciſternen von Bley zum Baden. Zu Hamptoncourt waren die Wände des Gartens mit Rosmarin bedeckt, eine ſehr gewöhnliche Sitte in England, wie er ſagt. In dem zu Theobald gab es auch ein Labyrinth, eine Künſteley, wovon ich ſogleich zeigen werde, daß ſie damals häufig geweſen. Dr. Plot führt in ſeiner Naturgeſchichte von Oxfordſhire einen gewiſſen Laurembergius an, um zu bezeugen, daß die Engländer in der Baumſchnitzeley, welche die Alten opus topiarium nannten, und die er ſehr bewundert, eben ſo erfahren geweſen ſeyen, als irgend eine andre Nation; und ſagt, daß ſich Hamptoncourt hierin beſonders ausgezeichnet habe. Dann nennt er andre Gärten, die mit ſo ausgeſchnitzten Thieren und Schlöſſern prangten, und vor allem ein Zaunkönigs-Neſt, welches geräumig genug war, um einen Mann auf einem Sitze zu empfangen, den man darin zu der Abſicht eingerichtet hatte.

An einer Stelle ſcheint Plinius gemerkt zu haben, daß natürliche Unregelmäßigkeit eine Schönheit ſeyn möchte. „Mitten in einer ſo zierlichen Anlage findet ſich plötzlich die Nachbildung ländlicher Gegenſtände angebracht.“ Aber dieſer Gedanke verſchwand bald, ſchnurgerade Gänge umgaben ſogleich die leicht entworfne Szene, und Namen und Inſchriften in Buchsbaum traten wieder ein, um die gewagte Einführung der Natur gut zu machen. Indeſſen, obgleich Plinius nur entfernter Weiſe die Möglichkeit ahndete, daß die Natur keine üble Verzierung ſeyn möchte, ſo hatte es doch vor ihm einen Fürſten gegeben, der mitten unter aller Wildheit ausſchweifender Verſchwendung, die einer ſeiner geringſten Fehler war, wahren Geſchmack bewies. Er hatte auch zwey Männer von Genie entdeckt, die im Stande waren, ſeine kühnſten Gedanken auszuführen, und dieſe waren den Grundſätzen der neueren Gartenkunſt zuvorgeeilt, und hatten zur Umgebung für den koſtbarſten aller Paläſte einen mit aller Freyheit der Natur angelegten Boden verlangt. Wie erſtaunt werden die Leſer ſeyn zu erfahren, daß Nero der Fürſt war, von dem die Rede iſt! Tacitus bezeugt es, in einer Stelle, die noch von niemanden in dieſer Hinſicht bemerkt worden iſt, und ſo lautet: „Uebrigens benutzte Nero die Verwüſtung ſeiner Vaterſtadt, und erbaute einen Palaſt, an welchem nicht ſo ſehr Geld und Edelgeſteine, ſchon gewöhnlich gewordne Gegenſtände des Luxus, bewundert wurden, als Gefilde und Seen, und nach Art der Wildniſſe hier Wälder, dort offne Räume und Ausſichten. Die Anordner und Werkmeiſter hiebey waren Severus und Celer: Männer, die Geiſt und Kühnheit genug beſaßen, um auch das durch Kunſt zu verſuchen, was die Natur verſagt hatte.“

In den in Herkulanum gefundenen Gemälden finden ſich einige Spuren von Gärten, wie man aus den Kupfern des zweyten Bandes ſehen kann. Es ſind kleine viereckte Einzäunungen, von Lattenwerk und Spalieren gebildet, und regelmäßig mit Vaſen, Springbrunnen und Karyatiden ausgeſchmückt, in zierlicher Symmetrie und wie es ſich für den engen Raum ſchickt, der einem Hauſe in der Hauptſtadt zum Garten geſtattet zu ſeyn pflegt. Aus ſolchen möchte ich die ſpielenden Waſſer nicht verbannen, die eine ſchwüle Wohnung in der Stadt erfriſchen, noch auch das ſaubere Lattenwerk, das ſein gemaltes Grün beſſer erhält, als das natürliche dem Staube ausgeſetzte. Zum Beyſpiel in den Gärten zu Paris, vorzüglich auf dem Boulevard, macht es eine fröhliche und angenehme Wirkung. Es bildet lichte Gänge und durchſichtige Lauben, wo die Sonnenſtrahlen hindurchſpielen, die Schatten mannichfaltig unterbrechen, und ſo die Vaſen, Statuen und Blumen heben, die ſich mit ihren bunten Wohnungen paaren, und ſich zu der geputzten und müßigen Geſellſchaft ſchicken, welche die Gänge zwiſchen ihren Parterren bevölkert, und die fantaſtiſchen Szenen eines Watteau und d'Urſey realiſirt.

Aus dem bisherigen fällt es in die Augen, wie natürlich und unmerklich der Begriff eines Küchengartens in das übergehen mußte, was viele Jahrhunderte hindurch ausſchließend ein Garten genannt, und von unſern Engliſchen Voreltern mit dem Beynamen eines Luſtgartens unterſchieden wurde. Urſprünglich wurde in den früheſten Zeiten ein vierecktes Grundſtück für den Gebrauch einer Familie abgeſondert; um das Vieh auszuſchließen und das Eigenthum zu bezeichnen wurde es von den Feldern durch eine Hecke getrennt. Wie der Stolz und die Begierde nach abgeſondertem Genuſſe zunahm, wurde die Einzäunung zu Mauern erhoben; und in Klimaten, wo die treibende Hitze der Natur und des Bodens die Früchte nicht verſchwendete, beſchützte man durch eben dieſes Mittel die Fruchtbäume vor den umgebenden Winden: denn die Ueberſchwemmung von

Verfeinerungen des Luxus, die nachher zu allgemeinen Bedürfniſſen geworden ſind, iſt urſprünglich faſt ohne Ausnahme aus der einfachen Quelle der Vernunft hergefloſſen.

Nachdem nun die Sitte viereckte Gärten mit Mauern einzuſchließen ſo feſtgeſetzt, und die freye Natur und Ausſicht ihnen dadurch benommen war, ſo vereinigten ſich Prachtliebe und Einſamkeit, etwas hervorzurufen, was die einförmige und lebloſe Abſonderung bereichern und beleben könnte. Brunnen, die erſt zum Nutzen erfunden waren, welchen der Prunk gern verkleidet und auf die Seite ſchafft, empfingen Verſchönerungen von köſtlichem Marmor, und zuletzt, um allem Nutzen zu widerſprechen, trieben ſie ihr verſchwendetes Waſſer in rauſchenden Säulen in die Luft. Die Kunſt war in den Händen ungebildeter Menſchen zuerſt eine bloße Stellvertreterin der Natur geweſen; in den Händen des prahleriſchen Reichthums ward ſie das Mittel ſich der Natur zu widerſetzen, und je mehr ſie den Gang derſelben kreuzte, deſto mehr glaubte man die Würde eines hohen Ranges zu beweiſen. Schnurgerade Kanäle traten an die Stelle mäandriſcher Ströme, und Terraſſen wurden aufgethürmt im Gegenſatz mit den leichten Abhängen, die Thal und Hügel unmerklich verbinden. Baluſtraden vertheidigten dieſe ſteilen und gefährlichen Erhöhungen, und Abſätze von Stufen verknüpften ſie wieder mit der unten liegenden Fläche, woraus die Terraſſe aufgegraben war. Zu dieſen unnöthigen Balkonen wurden Vaſen und Skulptur hinzugefügt, und Statuen vollendeten den lebloſen Fleck mit nachahmenden Darſtellungen der ausgeſchloſſenen Menſchenſöhne. So waren Schwierigkeit und Aufwand die weſentlichſten Erforderniſſe bey dieſen prachtvollen und ſelbſtiſchen Einöden, und jede vorgenommene Verbeſſerung entfernte um einen Schritt weiter von der Natur. Die Kunſtſtücke von Waſſerwerken, um die Unvorſichtigen zu benetzen, nicht um den erhitzten Zuſchauer zu erfriſchen, und Parterre, nach Muſtern von Frauenröcken geſtickt, waren nur die kindiſchen Bemühungen der Mode und Neuheit, die Vornehmen mit demjenigen auszuſöhnen, was ihnen durch den Genuß zum Ekel geworden war. Um dieſe ohnmächtigen Anſtrengungen eines falſchen Geſchmacks zu krönen, zerſtörte man mit der Scheere die liebliche Wildheit der Form, wodurch die Natur jede verſchiedne Gattung von Bäumen und Stauden bezeichnet hat. Die ehrwürdige Eiche, die romantiſche Buche, die nützliche Rüſter, ſelbſt der aufſtrebende Umfang der Linde, das regelmäßige Rund des Kaſtanienbaums, und der beynah nach einer beſtimmten Form gemodelte Orangenbaum wurden von ſolchen fantaſtiſchen Bewunderern der Symmetrie verbeſſert. Der Zirkel und das Winkelmaß wurden in den Pflanzungen mehr gebraucht als der Baumwärter. Der gerade Gang, die Quadrat- und Sternförmige Anordnung drückten jedem Garten fürſtlicher oder vornehmer Beſitzer ihre unbefriedigende Einerleyheit auf. Die Bäume wurden geköpft und ihre Seiten weggeſchnitten: mancher Franzöſiſche Luſtwald gleicht grünen Kaſten, die auf Stangen geſtellt ſind. Marmorſitze, Lauben und Luſthäuſer begränzten jeden Ausblick, und Symmetrie war ſelbſt da, wo der Raum zu groß war, um ſie auf Einen Blick überſehen zu laſſen, ſo weſentlich, daß, wie Pope bemerkt, jede Allee ihre Schweſter hatte, und die eine Hälfte des Gartens genau die andre abdrückte.

Wir wiſſen nicht genau, was unſre Alten unter dem Ausdrucke Bower verſtanden: wahrſcheinlich war es eine Laube, manchmal bedeutet es die ganze Einzäunung von Hecken, und in Einem Falle war gewiß ein Labyrinth darin eingeſchloſſen. Roſamunda's Bower war unwiderſprechlich von dieſer Art, doch können wir nicht ausmachen, ob es aus Mauern oder Hecken zuſammengeſetzt war. Ein Viereck und ein rundes Labyrinth waren ehedem ſo weſentlicher Beſtandtheil eines Gartens, daß in Du Cerceau's Baukunſt, der in den Zeiten Karls des neunten und Heinrichs des dritten lebte, kaum irgend ein Grundriß ohne beydes zu finden iſt. In Kip's Anſichten von den Landſitzen unſers hohen und niedern Adels, finden wir dieſelbe ermüdende und wiederkehrende Einförmigkeit. Zu jedem Hauſe führen zwey oder drey Gärten, die etwa aus einem mit Kies beſtreuten Gange, und ein paar Grasplätzen oder Blumenbeeten beſtehen. Jeder iſt von dem andern durch eine Mauer oder Terraſſe getrennt, und erhebt ſich zwey bis drey Stufen über ihn; zwiſchen ihnen ſind eiſerne Thore, ſo daß man ſich an die alten Romane erinnert, wo jeder Eingang von Drachen oder Nymphen bewacht wird. Zu Piddletown in Dorſetſhire auf dem Landſitze der Lady Orford, war, als mein Bruder heirathete, eine doppelte Einzäunung von dreyzehn Gärten befindlich, deren jeder nicht viel über hundert Schritt ins Gevierte betragen mochte, nebſt einer Reihe von Thoren, die eins dem andern gegenüber ſtanden; und ehe man dahin gelangte, kam man durch einen engen Paß zwiſchen zwey ſteinernen Terraſſen, die über den Kopf des Spaziergängers emporſtiegen, und mit einer Reihe pyramidaliſcher Eibenbäume gekrönt waren. Ein Raſenplatz zum Spielen mit Kugeln war die einzige offne Fläche die man hatte, und ein zirkelförmiger Teich der Gipfel der Pracht.

Dieß, ſo wie viele andre einfältige Moden, die ohne Bedeutung angefangen und fortgeſetzt werden, dauerte bis zur Regierung König Wilhelms und traf mit dem mechaniſchen Geſchmacke der Holländer zuſammen. Es gab ein Labyrinth in Lord Arlingtons Garten, auf dem Fleck, wo jetzt das Haus der Königin im Park von St. James ſteht, welches Charles Dryden *) in Lateiniſchen Verſen folgendes Inhalts verherrlicht hat:

Nicht auch ſchweig' ich von dir, o Wald, der mit heimlichem Dunkel
Reichlich grünet, ſo hold bey vom Winde durchſpieleten Schatten.
Hier iſt das Abenteur und der unentwirrbare Irrgang,
Wo den Theſeus hindurch, den vielverirrten, das Mädchen,

---

*) S. Horti Arlingtoniani Vol. 1. p. 2. p. 273. 276.

Ach, zu eigenem Leid! geführt mit begleitendem Faden.
Sorglos ſpielen allhier auf zartem Raſen Verliebte,
Kümmern ſich nicht, ob ſie finden den Weg, wann Heſper die Fackel
Bey dem ſinkenden Tag anzündete, wünſchen noch länger
Selbſt die Nacht mit einander in ruhiger Luſt zu verbringen,
Während die Nachtigall über dem Haupt in laubigen Aeſten
Süßen Geſang anſtimmt, einladend zu zärtlicher Liebe.

In dem königlichen Garten zu Hamptoncourt, der unter Wilhelms Regierung gepflanzt wurde, iſt noch zur Ergötzung der Schulknaben und zur Bewunderung der Beſucher vom Lande, eine Probe von dieſen faden Künſteleyen vorhanden.

Obgleich dieſe unſchicklichen Verkehrtheiten von einem Zeitalter zum andern herrſchten, ſo hatte doch in unſerm Vaterlande der geſunde Sinn bemerkt, es fehle etwas, das zugleich größer und natürlicher ſey. Dieſe Betrachtungen, und daß man den Verwüſtungen, welche königliche Verſchwender anrichteten, Gränzen zu ſetzen ſuchte, gab den Parks ihren Urſprung. Sie waren zuſammengezogne Wälder, und ausgedehnte Gärten. Hentzner ſagt, nach dem Zeugniß des Rous von Warwick ſey der erſte Park der zu Woodſtock geweſen. War das, ſo mochte ſich vielleicht die Legende darauf gründen, daß Heinrich der zweyte ſeine Geliebte in einem Labyrinth in Sicherheit gebracht habe: es war ohne Zweifel ſchwerer, ſie in einem Park als in einem Palaſt zu finden, indem die Irrgänge des Gehölzes und die verſchiednen Gemächer, die im Dickigt vergraben lagen, ihre jedesmalige Wohnung verbargen.

Es iſt um ſo außerordentlicher, daß wir, da wir ſchon vor ſo langer Zeit auf die Grundſätze der neueren Gartenkunſt geſtoßen waren, dennoch bey dem Gegentheil davon, den ſymmetriſchen und unnatürlichen Gärten, beharrten. Daß Parke in andern Ländern ſelten waren, läßt uns Hentzner, der einen großen Theil von Europa bereiſt hatte, abnehmen, indem er bemerkt, ſie ſeyen in England häufig. In Frankreich behalten ſie denſelben Namen bey, aber nichts kann in Anordnung und Umfang verſchiedner von den unſrigen ſeyn. Ihre

Parke ſind gemeiniglich viereckte oder länglichte eingezäunte Ländereyen, regelmäßig mit Gängen von Linden oder Kaſtanienbäumen bepflanzt, und jede große Stadt pflegt bey ihnen einen dergleichen zum öffentlichen Spaziergange zu haben. Sie ſind gerade wie Burtons Hof bey der Stiftung zu Chelſea beſchaffen, und ſelten größer.

Einen Mann, einen großen Mann haben wir gehabt, dem Erziehung und Gewohnheit ihre Vorurtheile nicht aufladen konnten, der, „ob er gleich in ſchlimme Tage gefallen, und mit Finſterniß und Einſamkeit rings umgeben war", dennoch urtheilte, daß die verfehlten und fantaſtiſchen Zierrathen, die er in Gärten geſehen hatte, der allmächtigen Hand unwürdig wären, welche die Freuden des Paradieſes gepflanzt hatte. Er ſcheint mit dem prophetiſchen Auge des Geſchmacks die neuere Gartenkunſt gefaßt und vorhergeſehen zu haben, ſo wie Bacon die Entdeckungen ankündigte, die ſeitdem durch experimentirende Naturforſchung gemacht wurden. Die Beſchreibung von Eden in Miltons verlohrnem Paradieſe iſt eine wärmere und richtigere Darſtellung des gegenwärtigen Styls, als Claude Lorrain ſie nach den Situationen zu Gogley und Stourhead hätte mahlen können. Die erſten Zeilen, die ich anführen will, geben uns ein Bild von Stourhead nach einem prächtigern Maßſtabe:

— Durch Eden zog ein breiter Strom,
Und wandelte den Lauf nicht, ſondern ward
Vom rauh bewachſnen Hügel eingeſchlurft,
Den Gott als Gartenwall dahin geſtürzt,
Hoch auf dem raſchen Strome, —

Hagley ſcheint in dem folgenden gemahlt zu ſeyn:

der, von Adern
Der lockern Erde durſtig eingeſogen,
Als friſcher Quell entſprang, und wäſſerte
Mit manchem Bach den Garten.

Welch Kolorit, welche Freyheit des Pinſels, welche Landſchaft in folgenden Zeilen!

Die krauſen Bäch' aus dem ſapphirnen Brunn,
Auf Perlen rollend und auf goldnem Sand,
Im überwölbten Schatten labyrinthſche
Irrgänge bildend, ſtrömten Nektar hin,
Beſuchten jede Pflanz', und nährten Blumen,
Des Paradieſes würdig, die nicht Kunſt
In Beet' und eigne Züge ſchlau geordnet,

Nein, gütige Natur verſchwenderiſch
Auf Hügel, Thal und Ebne hingeſtreut,
Wo Morgenſonne gleich das offne Feld
Erwärmte, und wo undurchdrungner Schatten
Die Mittagslauben bräunte. — So war der Ort
Ein ländlich ſel'ger Sitz, des Wechſels vol',

Man leſe dieſe hinreißende Schilderung, ſtelle dem Gemüth die folgenden Szenen dar, man kontraſtire ſie mit dem wilden aber erhabnen Grauen, womit der Dichter die Gränzen ſeines Paradieſes beſchirmte,

— eingehegt vom ebnen Haupt
Der ſteilſten Wildniß, deren haar'ge Seiten
Mit Dickicht überkleidet, wild, grotesk,
Zugang verſagten; oberhalb erwuchs
Unüberſtiegne Höh von ſchatt'gen Wipfeln,
Ceder, und Ficht', und Tann', und äſt'ge Palme,
Als Bühne, und wie, Schatten über Schatten,
Die Reihen ſteigen, waldiges Theater
Von höchſter Pracht, —

und erwäge alsdann, daß der Urheber dieſer erhabnen Viſion niemals auch nur einen Schatten von etwas geſehen hatte, das dem gliche, was ſeine

Einbildungskraft ſich vorſtellte; daß ſeine geliebten Alten keinen Wink über die Erſchaffung eines ſo herrlichen Schauſpiels hatten fallen laſſen, und daß die Anlagen der Italiäniſchen Gärten, dann der zu Theobald und Nonſuch die glänzendſten Originale waren, die ſein Gedächtniß ihm ausliefern konnte. Sein geiſtiges Auge ſah einen edleren Entwurf, ſo wenig litt er durch den Verluſt des Geſichtes. Es genügte ihm, daß er die Materialien geſehen hatte, aus welchen er ſchaffen konnte. Die Energie einer unbeſchränkten Einbildungskraft ſagte ihm, wie man eine Anlage entwerfen könnte, wodurch die Natur verſchönert und die Kunſt in ihren wahren Beruf, ächte Verbeſſerung und Nachbildung jener, wieder eingeſetzt werden könnte. *)

---

*) Die Bewunderung, welche unſer Autor ſeinem Landsmanne Milton zollt, muß einigen Abzug leiden, wenn man Stellen ähnlichen Inhalts bey andern Dichtern, die eben ſo wenig Engliſche Gärten geſehen haben konnten, mit den oben angefuhrten vergleicht. Man nehme z. B. Taſſo's Beſchreibung vom Garten der Armida, der ſeiner Natur nach nicht ſo majeſtätiſch ſeyn durfte, aber um ſo anmuthiger iſt.

Bewegliche Kryſtallen, Waſſerſpiegel,
Verſchiedne Blumen, Kräuter und Geſträuch,
Hier ſchatt'ge Thale, dort beſonnte Hügel,

Es iſt nöthig, daß das einſtimmige Zeugniß des geſammten Zeitalters der Nachwelt beſtätige, die oben angeführte Schilderung ſey mehr als ein halbes Jahrhundert vor der Einführung der neueren Gartenkunſt geſchrieben, oder unſre ungläubigen Nachkommen werden unſern Dichter um die Hälfte ſeines Ruhmes bringen, indem ſie ſich überreden, daß er nur einen Garten oder Gärten kopirte, die er geſehn hatte: ſo genau treffen ſeine Vorſtellungen mit dem jetzigen Geſchmack überein. Aber was ſollen wir von dem dazwiſchen liegenden halben Jahrhundert ſagen, welches ſeinen Entwurf leſen konnte, ohne je zu verſuchen, ihn ins Werk zu richten?

Jetzt wollen wir uns zu einem bewunderten Schriftſteller wenden, der ſpäter als Milton gelebt

Und Grott' und Wald entdeckt der Blick zugleich;
Und was noch mehr den Zauber muß erhöhen,
Die Kunſt, die alles ſchafft, iſt nie zu ſehen.

Hier vermißt man gewiß weder die landſchaftliche Freyheit, noch den mahleriſchen Effekt der reichen engliſchen Gartenpartien. Und wie zart und ſinnreich iſt das Verhältniß der Natur und Kunſt in der darauf folgenden Strophe angegeben:

Hier ſcheint Natur, der Kunſt ſich freuend, ihre
Nachahmerin im Scherze nachzuahmen.

hat, und ſehen, wie kalt, fade und geſchmacklos ſein Bericht von demjenigen iſt, was er für einen vollkommnen Garten erklärt. Ich rede nicht von ſeiner Schreibart, die er nicht mit dem Kolorit und Glanz der Poeſie zu beſeelen brauchte. Es iſt ſeine Armuth an Gedanken, an Einbildungskraft und Geſchmack, die ich tadle, da er Regeln über einen Gegenſtand gab, der aller der Reize empfänglich iſt, welche Bekanntſchaft mit ſchöner Natur verleihen kann. Sir William Temple war ein vortrefflicher Mann, Milton ein Genie vom erſten Range.

Wir können uns nicht verwundern, daß Temple ſich für die Parterre, Springbrunnen und Statuen erklärt, als unentbehrlich um die Einförmigkeit weiter Grasflächen zu unterbrechen, die ſeines Bedünkens eine üble Wirkung auf das Auge machen, wenn er geſteht, er finde Fantaſie in den Gärten des Alcinous. Milton ſtudirte die Alten mit gleichem Enthuſiasmus, aber ohne Aberglauben, und hatte Urtheil genug, um den Mangel an Erfindung von den Schönheiten der Poeſie zu unterſcheiden. Man vergleiche ſein Paradies mit Homers Garten, die beyde einem himmliſchen Anordner zugeſchrieben werden. Was Temple betrifft, ſo müſſen wir billig bemerken, daß der Mittelpunkt ſeiner Ideen hierüber ein Obſtgarten war. Er hatte die Ehre, ſeinem Vaterlande viele leckere Früchte zu verſchaffen, und er dachte auf nicht viel mehr, als wie er ſie auf das vortheilhafteſte anordnen könnte. Folgendes iſt die Stelle, worauf ich mich beziehe.

„Die beſte Figur für einen Garten iſt ein gleichſeitiges oder länglichtes Viereck, und entweder auf einer Fläche oder an einem Abhange; alle haben ihre Schönheiten, aber für das beſte halte ich ein länglichtes Quadrat an einem Abhange. Die Schönheit, die freye Luft, die Ausſicht vergüten den großen Aufwand, den dabey die Erhöhung und Stützung der Terraſſen-Gänge, die Abgleichung der Parterre, und die ſteinernen Treppen von einem zum andern erfodern.

Das vollkommenſte Muſter eines Gartens, das ich jemals ſowohl in England als auswärts ſahe, iſt der zu Moor-park in Hertfordſhire, wo ich ihn vor etwa dreißig Jahren kannte. Er war von der Gräfin von Bedford angelegt, von den geiſtreichen Köpfen der damaligen Zeit geſchätzt, und von Doktor Donne beſungen worden. Es war dabey große Sorgfalt, ſinnreiche Erfindung und viel Geld aufgewandt worden, allein größere Summen können ohne

Wirkung und ohne Ehre weggeworfen werden, wenn der Verſtand nicht in gleichem Verhältniſſe mit dem Gelde ſteht, oder wenn man der Natur nicht nachfolgt, welches ich für die große Regel in dieſer, und vielleicht in allen Sachen halte, ſelbſt in Bezug auf die Einrichtung unſrer Lebensart und unſrer Regierungen.“ Wir werden ſehen, wie natürlich dieſer bewunderte Garten war.

„Weil ich den Garten, den ich genannt habe, in jedem Betracht für den vollkommenſten und ſchönſten achte, den ich je geſehen, wenigſtens in der Figur und Anordnung, ſo will ich ihn als ein Muſter für diejenigen angeben, die eine ſolche Lage des Bodens treffen, und ſich der Ausgaben wegen nicht dabey einzuſchränken brauchen. Er liegt an der nicht ſehr ſteilen Seite eines Hügels, auf welchem das Haus ſteht. Die Länge des Hauſes, wo die beſten Zimmer ſind und die am meiſten zum Nutzen oder Vergnügen gebraucht werden, erſtreckt ſich über die Breite des Gartens; aus dem großen Geſellſchaftszimmer tritt man auf die Mitte einer mit Kies bedeckten Terraſſe, die auf gleicher Fläche mit demſelben liegt, etwa dreyhundert Schritte lang und nach Verhältniß breit ſeyn mag. Der Rand iſt in gewiſſen Entfernungen von einander mit hochſtämmigen Lorbeerbäumen beſetzt, welche ſich ſo ſchön ausnehmen wie Orangenbäume, die nicht Blüthen oder Früchte tragen. Von dieſem Platze ſteigt man auf drey ſteinernen Treppen von vielen Stufen in der Mitte und an beyden Enden in ein ſehr geräumiges Parterre hinunter. Dieſes iſt durch Kiesgänge in Quartiere getheilt, und mit zwey Springbrunnen und acht Statuen in den verſchiednen Quartieren geziert. An den Enden der obern Terraſſe ſtehen zwey Luſthäuſer, und die Seiten des Parterre ſind von zwey breiten Arkaden auf ſteinernen Schwibbogen, die nach dem Garten zu offen ſind, und ſich mit zwey andern Luſthäuſern auf gleichem Boden mit ihnen endigen; die Arkaden ſind mit Steinen gepflaſtert, und zu Spaziergängen im Schatten beſtimmt, da es dergleichen ſonſt auf dem ganzen Parterre nicht giebt. Ueber ihnen ſind Terraſſen, unten mit Bley gedeckt und mit Baluſtraden eingefaßt, und auf dieſe luſtigen Gänge kommt man durch die beyden Luſthäuſer am Ende der obern Terraſſe. Die gegen Süden offne Arkade iſt mit Weinreben bedeckt, und würde zu einer Orangerie geſchickt ſeyn, ſo wie die andre für Myrten und gemeinere Stauden, und wäre auch ohne Zweifel dazu eingerichtet worden, wenn dieſes Stück der Gärtnerey damals eben ſo im Gange geweſen wäre wie jetzt.

„Von der Mitte dieſes Parterre gehen Treppen von vielen Stufen zu beyden Seiten einer zwiſchen ihnen liegenden Grotte, die mit Bley gedeckt und oben flach iſt, in den untern Garten hinab, der ganz aus Fruchtbäumen beſteht, die um die verſchiedenen Quartiere eines ſehr ſchattigen Gebüſches herum geſetzt ſind, die Gänge ſind hier alle grün, die Grotte mit Figuren in Muſchelwerk, mit Springbrunnen und Waſſerwerken verziert. Wenn der Hügel ſich nicht mit dem untern Garten endigte, und die Mauer nicht an einen öffentlichen Weg ſtieße, der durch den Park führt, ſo hätten ſie ein drittes Quartier ganz von Gebüſchen anlegen können: allein ein Garten an der andern Seite des Hauſes, der von der Art iſt, ſehr wild, und mit rauhem Felſenwerk und Springbrunnen verziert, erſetzt dieſen Mangel.

So war Moor-park beſchaffen, als ich es kannte, und, wie mich dünkt, der angenehmſte Platz, den ich vorher oder ſeitdem, im Vaterlande oder auswärts, in meinem Leben geſehen habe.“

Ich will keine weiteren Bemerkungen über dieſe Beſchreibung machen. Jedermann könnte einen eben ſo ergötzlichen Garten anlegen und erbauen, der in Holbourn gebohren und nie von da weggekommen wäre. Es war dem Sir William Temple nicht allein eigen, ſo zu denken. Wie viele Franzoſen giebt es, die unſre Gärten geſehen haben, und dennoch jene natürlichen Treppen-Abſätze, und ſchattigen Arkaden, mit Bley gedeckt, vorziehen. Le Notre, der Architekt der Gebüſche und Grotten zu Verſailles, kam hieher auf eine Sendung, um unſern Geſchmack zu verbeſſern. Er pflanzte die Parks von St. James und Greenwich, — keine großen Denkmäler ſeiner Erfindung.

Um unſerm Schriftſteller völlig Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, darf ich nicht übergehen, was er hinzufügt: „Was ich von der beſten Form der Gärten geſagt habe, gilt nur von denen, die in gewiſſem Maße regelmäßig ſind, denn es kann andre völlig unregelmäßige Formen geben, die, ſo viel ich einſehe, noch größere Schönheiten als die andern haben mögen: aber ſie müſſen es entweder außerordentlichen Veranſtaltungen der Natur, oder einem großen Schwunge der Fantaſie und vielem Urtheile bey der Erfindung verdanken, wodurch eine Menge unter einander uneinige Theile in irgend eine Figur gebracht werden können, die dann doch im Ganzen einen ſehr angenehmen Effekt machen wird. Etwas dieſer Art habe ich an einigen Orten geſehen, aber mehr davon von andern gehört, die unter den Chineſen gelebt haben, einem Volk, deren Denkart eben ſo weit ab von der Europäiſchen liegt, als ihr Land von dem unſrigen. Die größte Beſtrebung ihrer Einbildungskraft geht darauf, Figuren von großer Schönheit, und die ſtark in die Augen fallen, zu erfinden, aber doch ohne irgend eine Ordnung oder Stellung der Theile, die leicht zu bemerken wäre. Wir haben kaum einen Begriff von dieſer Art von Schönheit, ſie haben dagegen ein eignes Wort, um ſie zu bezeichnen; und wo ihr Auge davon auf den erſten Anblick getroffen wird, ſagen ſie: das Scharawadgi iſt ſchön, oder bewundernswürdig, oder irgend einen ſolchen Ausdruck der Hochſchätzung. Aber kaum möchte ich zu ſolchen Verſuchen in der Figur eines Gartens unter uns rathen: dieß ſind ſchwer zu beſtehende Unternehmungen für gemeine Hände, und kann es viel Ehre bringen, wenn ſie gut gelingen, ſo iſt es doch eine noch größere Schande, wenn ſie fehlſchlagen, welches, zwanzig gegen eins zu wetten, der Fall ſeyn wird; da hingegen bey regelmäßigen Figuren kaum große und merkliche Fehler gemacht werden können."

Glücklicher Weiſe waren Kent und einige Andre nicht ganz ſo furchtſam, ſonſt könnten wir immer noch in der freyen Luſt Treppen auf und ab ſpazieren.

Es iſt wahr, wir haben neuerdings, ſo wie ſchon Sir William Temple, viel von der Unregelmäßigkeit und den Nachahmungen der Natur in den Gärten oder Landſitzen der Chineſen gehört. Das erſte iſt gewiß wahr: ſie ſind eben ſo grillenhaft unregelmäßig als Europäiſche Gärten ſteif, einförmig und ohne Abwechſelung ſind; aber was die Natur betrifft, ſo ſcheint ſie bey ihnen eben ſo ſehr vermieden zu ſeyn wie in den gleichſeitigen und länglichten Vierecken und geraden Linien unſrer Voreltern. Ein künſtlicher ſteilrechter Felſen, der auf einmal aus einer platten Fläche hervorſpringt, und mit nichts verbunden, oft an verſchiednen Stellen mit ovalen Löchern durchbohrt iſt, kann nicht mehr Anſpruch darauf machen, für natürlich gehalten zu werden, als eine abgemeſſene Terraſſe oder ein Parterre. Der verſtorbne Joſeph Spence, der Eifer und Geſchmack für den neueren Styl hatte, war ſo davon überzeugt, der Landſitz des Kaiſers von China ſey nach verwandten Grundſätzen mit den unſrigen angelegt, daß er unter dem Namen Sir Harry Beaumont einen eignen Bericht davon aus den Briefſammlungen der Jeſuiten überſetzte und herausgab. Ich habe ihn durchgeſehen, und kann außer einer entſchiednen Unregelmäßigkeit nichts darin finden, was mich auf die Vorſtellung führte, als wäre auf die Natur Rückſicht genommen. Dieſer Landſitz iſt von ungeheuerm Umfange und enthält 200 Paläſte, außer eben ſo vielen angränzenden für die Verſchnittenen, alle vergoldet, bemahlt und lackirt. Es ſind Hügel von zwanzig bis ſechzig Fuß hoch aufgeworfen, Ströme und Seen, wovon einer fünf (Engliſche) Meilen in die Runde hat. Ueber dieſe Gewäſſer kömmt man auf Brücken, aber ſelbſt die Brücken dürfen nicht in gerader Linie ſeyn, ſie ſchlängeln ſich eben ſo ſehr als die Bäche, und ſind zuweilen ſo lang, daß ſie mit Ruheplätzen verſehen ſind und mit Triumphbogen anfangen und endigen. Mich dünkt, ein gerader Kanal iſt wenigſtens eben ſo vernünftig als eine ſich ſchlängelnde Brücke. Die Kolonnaden gehen auf dieſelbe Art wellenförmig hin und her. Kurz, dieſe hübſche bunte Szene iſt das Werk der Laune und Wunderlichkeit, und wenn wir ihre Gebäude betrachten, ſo zeigen ſie uns nur ein Bild von unhaltbarem Flitterſtaat. Das iſt noch nicht alles. In dieſem fantaſtiſchen Paradieſe iſt eine viereckte Stadt, wovon jede Seite eine Meile lang iſt. Hier ſtellen die Verſchnittnen des Hofes, um Seine kaiſerliche Majeſtät mit dem geſchäftigen Gewühl der Hauptſtadt zu unterhalten, worin er reſidirt, die er aber nicht ſeiner Würde gemäß achtet, jemals zu ſehen, Kaufleute und alle Arten von Gewerbe vor, und üben ſogar gefliſſentlich zu ſeiner königlichen Ergötzung jede Kunſt der Betrügerey aus, die unter ſeiner glücklichen Regierung getrieben wird. Mich dünkt, dieß iſt eine kindiſche Ergötzung und Erholung für die Hoheit, keine Zurückgezogenheit von Geſchäften zu den Freuden des ländlichen Lebens. Hier ſpielt auch Seine Majeſtät den Ackerbau: ein eignes Quartier iſt zu dieſem Zwecke ausgeſondert, die Verſchnittnen ſäen, ernten und bringen den Vorrath in die Scheuern, alles in Gegenwart des Kaiſers: und dieſer kehrt nach Peking zurück, überzeugt, daß er auf dem Lande geweſen ſey.

Die Franzoſen haben neuerdings unſern Styl in Gärten angenommen, aber da ſie lieber entfernteren Nebenbuhlern verpflichtet ſeyn wollen, ſo läugnen ſie uns das halbe Verdienſt oder vielmehr die Originalität der Erfindung ab, indem ſie die Entdeckung den Chineſen zuſchreiben, und unſern Geſchmack in der Gartenkunſt le gout Anglo-Chinois nennen. Ich glaube in dem obigen gezeigt zu haben, daß dieß ein Irrthum iſt, und daß die Chineſen zu dem einen äußerſten der Abgeſchmacktheit gegangen ſind, ſo wie die Franzoſen und das ganze Alterthum zu dem andern, da beyde gleich weit von der Natur abſtehen: ſteife Regelmäßigkeit iſt grade der entgegengeſetzte Punkt von fantaſtiſchen Scharawadgi's. Die Franzoſen haben uns freylich, wenigſtens während ihres modigen Paroxysmus von Philoſophie, in allgemeinen Betrachtungen über die Kunſt übertroffen. Ich habe eine ſehr ernſthafte jüngſt geſchriebene Abhandlung geleſen, worin der Verfaſſer ſeine Ausſichten über bloßen Luxus und Ergötzlichkeit hinaus erſtreckt, und ſeinen Landsleuten ſelbſt wenn ſie koſtbaren Vergnügungen nachgehn, wohlthätige Projekte einzugeben ſucht. Er ſchlägt vor, die Gartenkunſt mit der Menſchenliebe zu vereinigen, und jeden Schritt ihrer Spaziergänge zu einem Akt der Großmuth und einer Lehre der Sittlichkeit zu machen. Statt vorgezogne Ausſichtspunkte mit einem heidniſchen Tempel, einer Chineſiſchen Pagode oder einem Gothiſchen Thurm zu verzieren, ſchlägt er ihnen vor, bey dem erſten Ruheplatz eine Schule zu errichten, ein wenig weiter hin eine Akademie zu gründen, in einer dritten Entfernung eine Manufaktur, und am Ende des Parks ein Hoſpital zu ſtiften. So würde der Eigenthümer, ſagt er, darauf geführt werden, wie er herumſchlendert, über die verſchiednen Schauplätze des menſchlichen Lebens nachzudenken; ſein

Aufwand ſowohl wie ſeine Gedanken würden in einer Reihe patriotiſcher Handlungen und Betrachtungen fortgehn. Da er einmal eine ſo prächtige, mildthätige und philoſophiſche Utopiſche Villa anlegte, ſo hätte es ihn nicht mehr gekoſtet, eine Anſtalt für Findelkinder, ein Rathhaus und einen Gottesacker hinzuzufügen. — Wenn man über ſolche Viſionen lächelt, ſo muß man ſich doch freuen, daß in dem Wirbel der Moden die Wohlthätigkeit auch einmal an die Reihe kömmt, und behandeln gleich die Franzoſen die Tugenden, wie alles andre, nur als einen Gegenſtand der Mode, ſo iſt doch zu hoffen, daß ſie als ſolche dann und wann wieder in den Gang kommen werden.

Ich habe es im Vorhergehenden ins klare geſetzt, was man in allen Zeitaltern für Vorſtellungen über die Gartenkunſt gehabt hat; es bleibt mir nun noch übrig zu zeigen, in welchem Maße Kent den neuen Styl erfunden, und was er für Winke bekommen hatte, um ihn bey ſeiner Unternehmung zu leiten und zu ſtützen.

Wir haben geſehen, was Moorpark war, als man es für ein Muſter erklärte. Indeſſen da kein folgendes Geſchlecht in einem reichen und üppigen

Lande ſich mit der Vollkommenheit begnügt, die von dem vorhergehenden feſtgeſetzt iſt, ſo ſuchte man auch noch höhere Vollkommenheit, und dieſe Verbeſſerungen gingen ſo fort, bis Londen und Wiſe unſre Gärten mit Rieſen, Thieren, Ungeheuern *), Wappen und Motto's, in Taxus, Buchsbaum und Stechpalmen ausgeſchnitzt, verſehen hatten. Die Abgeſchmacktheit konnte nun nicht weiter gehen, und ſo wandte ſich die Flut. Bridgman, der nächſte modige Anleger von Gärten, arbeitete in einem viel keuſcheren Geſchmack; und ſey es nun aus eignem geſunden Urtheil, oder weil das bewundernswürdige Blatt im Guardian No. 173. der Nation die Augen geöffnet hatte, er verbannte die Skulptur an lebendigen Stauden, und kehrte ſogar nicht zu der winkelrechten Genauigkeit des vorigen Zeitalters zurück. Er erweiterte ſeine Entwürfe, und verſchmähte es, jede Eintheilung genau der gegenüber liegen-

---

*) Auf den Pfeilern eines Gartenthores nicht weit von Paris erinnere ich mich, zwey ſehr kokette Sphinxe geſehen zu haben. Dieſe weiblichen Ungeheuer hatten Strohhüte auf, die mit anmuthiger Schalkheit auf der einen Seite des Kopfes ſaßen, und ſeidne Mäntel, die ihnen halb den Buſen verhüllten, alles in Stein ausgehauen.

A. d. Verf.

den entſprechen zu laſſen, und wiewohl er noch eine große Anhänglichkeit an gerade Gänge mit hohen beſchnittenen Hecken zeigte, ſo waren dieſe doch bloß ſeine großen Linien, dem übrigen gab er Mannichfaltigkeit durch Gebüſche und freye Gehölze von Eichbäumen, obſchon noch immer zwiſchen umgebenden Hecken. Ich habe in dem von ihm angelegten Garten zu Gubbins in Hertfordſhire viele zerſtreute Gedanken gefunden, die das Aufdämmern des neueren Geſchmacks ſchon ſtark verkündigen. Wie ſeine Reform feſten Fuß gewann, ſo wagte er ſich weiter, und wagte es, in dem königlichen Garten zu Richmond bebaute Felder, ſelbſt Stücke, die das Anſehen eines natürlichen Waldes haben, neben jenen endloſen und ermüdenden Gängen anzubringen, die ſich ſonſt einer in den andern ohne Unterbrechung erſtreckten. Doch dieß that er nicht eher, als bis andre Neuerer ſich von einer allzuſtrengen Symmetrie losgemacht hatten.

Allein der Hauptpunkt, der entſcheidende Schritt, der alle folgenden nach ſich zog, und wozu, wo ich nicht irre, der erſte Gedanke von Bridgman herrührte, war die Abſchaffung der Mauern zur Begränzung und die Erfindung der Gräben: ein Unternehmen, welches damals ſo erſtaunlich ſchien, daß die gemeinen Leute ſie Haha's nannten, um ihre Verwunderung auszudrücken, wenn ſie ihren Spaziergang plötzlich auf eine zuvor unbemerkte Weiſe gehemmt fanden.

Einer der erſten Gärten, die in dieſem einfacheren, obgleich immer noch ſteifen Styl angelegt wurden, war der meines Vaters zu Houghton. Er wurde von Eyre, einem Nachahmer Bridgmans, angeordnet und enthielt drey und zwanzig Morgen, welches damals für eine ſehr anſehnliche Größe galt.

Die Gründe, warum ich eine vertiefte Einhegung den entſcheidenden Schritt nenne, ſind folgende. Nicht ſo bald war dieſe einfache Bezauberung bewerkſtelligt, als auch das Abgleichen, Mähen und Walzen nachfolgte. Der an den Park anſtoßende Boden außerhalb der Einhegung mußte mit den grünen Plätzen innerhalb derſelben in Harmonie gebracht werden; und wiederum mußte der Garten von ſeiner gezierten Regelmäßigkeit erlöſt werden, um zu der wilderen Landſchaft außerhalb zu paſſen. Die vertiefte Einhegung beſtimmte den eigentlichen Garten, allein damit ſie nicht eine zu auffallende Unterſcheidungs-Linie zwiſchen Sauberkeit und Rohheit ziehen möchte, ſo fing man an, die anſtoßenden außerhalb liegenden Theile in einer Art von allgemeinem Entwurf mit zu umfaſſen; und ſobald die Natur mit den gehörigen Verbeſſerungen in den Plan aufgenommen ward, ſo führte jeder Schritt, den man that, auf neue Schönheiten und gab neue Gedanken ein. In dieſem Zeitpunkt erſchien Kent, der Mahler genug war, um die Reize eines Landſchaftsgemähldes zu fühlen, kühn und beharrlich genug in ſeinen Meynungen, um zu wagen und vorzuſchreiben, und mit einem Genie gebohren, das aus der Dämmerung unvollkommner Verſuche ein großes Syſtem ans Licht zu rufen wußte. Er überſprang die Einhegung, und ſah, daß die ganze Natur ein Garten ſey. Er fühlte den entzückenden Kontraſt von Thal und Hügel, die ſich unmerklich in einander verlieren, erprobte die Schönheit der ſanften Erhöhung und wellenförmigen Vertiefung, und bemerkte, wie freye Gehölze eine leichte Anhöhe mit einer glücklichen Zierde krönten, und während ſie die entfernte Ausſicht zwiſchen ihren anmuthigen Stämmen herbeyrieſen, durch eine täuſchende Vergleichung die Perſpective zurückſchoben und erweiterten.

So verlieh der Pinſel ſeiner Einbildungskraft den Szenen, die er bearbeitete, alle Künſte der Landſchaftmahlerey. Seine großen Grundlagen waren

Perſpektive, und Licht und Schatten. Gruppen von Bäumen unterbrachen zu einförmige oder ausgedehnte Flächen, immergrüne Stauden und Gehölz wurden dem hellen Licht des freyen-Feldes entgegengeſetzt, und wo die Ausſicht nicht ſo reich, oder ſo offen dargelegt war, daß man ſie mit einemmale überſah, löſchte er einige Partien davon durch dichte Schatten aus, um durch Theilung Mannichfaltigkeit hervorzubringen, oder um ſelbſt die reichſte Szene noch bezaubernder zu machen, indem er ſie nur durch eine gewiſſe allmählige Annäherung ſich dem Zuſchauer entfalten ließ. Indem er ſo die Lieblingsgegenſtände auswählte, die Mängel durch vorgepflanzte Schirme zu verkleiden wußte, und manchmal der roheſten Wüſteney erlaubte ihre Folie einem glänzenden Schauplatze entgegenzuſetzen, realiſirte er die Kompoſitionen der größten Meiſter in der Mahlerey. Wo es an Gegenſtänden fehlte, ſeinen Horizont zu beleben, wußte ſein Geſchmack in der Baukunſt die Ausſicht ſogleich ſchicklich zu begränzen. Seine Gebäude, ſeine Sitze, ſeine Tempel, waren mehr Werke ſeines Pinſels als ſeiner Zirkel. Wir verdanken ſeiner Einſicht in landſchaftliche Darſtellungen die Erneuerung des Griechiſchen Geſchmacks und die Verbreitung der Architektur.

Aber von allen Schönheiten, womit er dieſes ſchöne Land verherrlichte, übertrifft nichts ſeine Führung des Waſſers. Kanäle, zirkelrunde Baſſins und Kaskaden, die über mormorne Stufen herunterfallen, dieſe letzte abgeſchmackte Pracht Italiäniſcher und Franzöſiſcher Villen, bekamen ihren Abſchied. Die gewaltſame Erhöhung der Waſſerfälle hörte auf. Der ruhige Strom lernte ſcheinbar nach eigner Luſt ſich ſchlängeln, und wo er durch verſchiedne Flächen unterbrochen ward, da verbarg ſich ſein Lauf hinter geſchickt angebrachtem dichtem Gebüſch, und ſchimmerte wieder in einer Entfernung, wo man glauben konnte, er ſey natürlicher Weiſe hingelangt. Seinen Ufern ward ein ſanfterer Abhang gegeben, aber ſie behielten ihre wellenförmige Unregelmäßigkeit. Wenige hier und da an ſeinen Ecken zerſtreute Bäume beſetzten die Einfaſſung ſeiner mäandriſchen Windungen, und wenn er zwiſchen den Hügeln verſchwand, ſo neigten ſich von den Höhen herabfallende Schatten darüber hin, und bildeten die entferntе Beleuchtung, worin er ſich verlor, indem er ſich am Rande des blauen Horizonts ſeitwärts wandte.

Durch dieſe Kunſt, nur mit den eignen Farben der Natur zu arbeiten und ihre günſtigſten Züge aufzufaſſen, ſah der Menſch vor ſeinen Augen eine neue

Schöpfung ſich aufthun. Die lebendige Landſchaft ward geläutert und ausgebildet, nicht verwandelt. Den Formen der Bäume gab man ihre Freyheit, ſie verbreiteten ihre Aeſte ohne Zwang, und wo irgend eine hervorſtehende Eiche oder herrſchende Buche der Verſtümmelung entgangen war, und den Wald überlebt hatte, da wurde das Geſträuch weggeräumt, und man ſtellte ſie in ihre volle Ehre wieder her, um die Ebene auszuzeichnen und zu beſchatten. Wo das in einander verwebte Laub eines alten Haines ſein wallendes Gewölbe weit verbreitete, und in ſeinem Dunkel ehrwürdig daſtand, da verdünnte Kent die vorderſten Reihen, und ließ nur ſo viel einzeln ſtehende Bäume übrig, daß ſie die Annäherung an die Düſterheit milderten, und ſpielende Lichter mit den ſo verlängerten Schatten der übrigen Säulen abwechſeln ließen.

Nachfolgende Künſtler haben neue Meiſterſtriche zu dieſen Zügen hinzugefügt, und vielleicht einige der erwähnten verbeſſert und zur Vollkommenheit gebracht. Die Einführung fremder Bäume und Stauden, die wir hauptſächlich dem Herzog Archibald von Argyle verdanken, trug weſentlich zu dem Reichthum des Kolorits bey, der unſern neueren Landſchaftsanlagen ſo beſonders eigen iſt. Die Vermiſchung verſchiedner Arten von Grün, der Kontraſt der Formen zwiſchen unſern einheimiſchen Forſtbäumen und den nordiſchen und Weſtindiſchen Tannen und Fichten, ſind Verbeſſerungen, die neuer als Kent ſind, oder ihm doch nur wenig bekannt waren. Die weinende Weide und jede blühende Staude, jeder Baum von zartem oder kühnem Laube ſind neue Tinten in der Kompoſition unſrer Gärten. Gewiß war das vorige Jahrhundert mit vielen der ſeltnen Pflanzen bekannt, die wir jetzt bewundern. Die Weymouth-Fichte iſt ſeit langer Zeit bey uns naturaliſirt geweſen: die Stammpflanze iſt noch zu Longleat vorhanden. Der helle und anmuthige Akazienbaum war eben ſo früh bekannt: das beweiſen die alten Stämme in dem Hofe von Bedford-Houſe in Bloomsbury-Square; und im Garten des Biſchofs von London zu Fulham finden ſich viele ausländiſche Pflanzen aus einer ſehr frühen Epoche. Die Schwierigkeit, ſie in einem ihrer Natur ſo fremden Klima zu erhalten, mochte unſre Voreltern von ihrer Unnützlichkeit im allgemeinen überzeugen, wenn nicht etwa die Stattlichkeit der Linde und des wilden Kaſtanienbaums, die ſich ſo gut zu der eingeführten Regelmäßigkeit paßten, und deswegen und durch ihre Neuheit Mode geworden waren, die Vernachläßigung der ſeltneren Pflanzen verurſachte.

So groſse Lobeserhebungen indeſſen Kents Entdeckungen verdienen, ſo war er doch weder ohne fremde Unterſtützung noch ohne ſeine Fehler. Pope trug unläugbar dazu bey, ſeinen Geſchmack zu bilden. Die Anlage vom Garten des Prinzen von Wales zu Carlton-Houſe war offenbar von dem des Dichters zu Wickenham entlehnt. Bey dieſem war es ein wenig affektirte Mäßigung, wenn er ſagte, von allen ſeinen Werken ſey er am ſtolzeſten auf ſeinen Garten. Freylich war es eine ungemeine Anſtrengung von Kunſt und Geſchmack, auf einem Fleck von fünf Morgen ſo viel Mannichfaltigkeit und mahleriſche Wirkung anzubringen. Der Durchgang durch die Düſterheit der Grotte zu dem ſich öffnenden Tage, die zurückweichenden und ſich wieder ſammelnden Schatten, die dunkeln Gebüſche und der freyere Wieſenplatz, dann die feyerliche Begränzung der Ausſicht bey den Cypreſſen, die zum Grabe ſeiner Mutter führen, ſind mit dem feinſten Urtheile angeordnet; und ſtand ihm gleich Lord Peterborough bey, „ſeine Quincunx zu bilden und ſeine Weinreben zu reihen." ſo ſind das doch bey weitem nicht die angenehmſten Beſtandtheile ſeiner kleinen Perſpektive.

Ich weiß nicht, ob die Anordnung des Gartens zu Rouſham, der für den General Dormer eingerichtet ward, und meines Bedünkens das gefälligſte unter allen Werken Kents iſt, nicht ebenfalls nach dem Muſter des Popeſchen entworfen iſt, wenigſtens was die ſich öffnenden und zurückziehenden Schatten im Thal der Venus betrifft. Das Ganze iſt ſo auserleſen und antik, als wenn der Kaiſer Julian die gefälligſte Einſamkeit um Daphne herum gewählt hätte, um eine philoſophiſche Eingezogenheit zu genießen.

Daß Kents Ideen ſelten groß waren, rührte auf gewiſſe Weiſe von der Neuheit ſeiner Kunſt her. Es würde ſchwer geweſen ſeyn, den Styl der Gartenkunſt auf einmal von wenigen Morgen Landes zum Umwühlen von ganzen Wäldern hinüberzuführen; und obgleich neue Moden wie neue Religionen (die auch neue Moden ſind) die Menſchen oft zu dem entgegengeſetzteſten Aeußerſten führen, ſo konnte das der Fall hier nicht ſeyn, wo die Verſuche ſo koſtbar werden mußten. Jedoch bleibt es wahr, daß die Phyſiognomie ſeiner Landſchaften ſelten majeſtätiſch iſt. Seine Maſſen waren zu klein, er trachtete nach unmittelbarer Wirkung und arbeitete nicht für die Zukunft. Man ſieht keine großen Gehölze, die nach ſeiner Anleitung entworfen wären. Wir haben uns überhaupt noch nicht ganz über den allzuhäufigen Gebrauch kleiner Maſſen erhoben, vorzüglich an den

Ausbiegungen ſich ſchlängelnder Flüſſe. Wie gewöhnlich iſt es, daß man drey oder vier Buchen, dann eben ſo viel Lerchenbäume, eine dritte Gruppe von Cypreſſen, und eine veränderte Wiederkehr von allen dreyen ſieht! Kents letzte Entwürfe waren in einem höheren Styl, ſo wie ſich ſeine Ideen durch den glücklichen Erfolg erweiterten. Die Nordterraſſe zu Claremont war dem übrigen Garten weit überlegen.

Ein Wiederkommen gewiſſer eigenthümlicher Gedanken war ihm mit andern Mahlern gemein, und ließ ſeine Hand erkennen. Ein kleiner See, an deſſen Spitze eine ſich windende Ufererhöhung mit zerſtreuten Bäumen zu einem Sitze führt, kam in Claremont, Eſher und andern ſeiner Anlagen vor. Zu Eſher,

Wo Kent und die Natur um Pelhams Liebe buhlten,

unterſtützten die Proſpekte nicht bloß des Mahlers Genie; ſie gaben ihm die Punkte an, wo ſeine Kunſt nothwendig war oder nicht, und eben dadurch blieb ſein Urtheil im ganzen Beſitze ſeines Ruhms.

Nachdem Kent die erklärte Kunſt verbannt hatte, denn der neuere Gärtner zeigt ſeine Talente, indem er ſeine Kunſt verbirgt, wußte er, wie andre Reformatoren, nicht an der rechten Stelle inne zu halten. Er war der Natur gefolgt, und hatte ſie ſo glücklich nachgeahmt, daß er anfing zu glauben, alle ihre Hervorbringungen wären gleich geſchickt zur Nachahmung. In dem Garten zu Kenſington pflanzte er abgeſtorbne Bäume, um der Szene ein größeres Anſehen von Wahrheit zu geben, allein dieſe Ausſchweifung ward ihm bald durch Spöttereyen verleidet. Sein Hauptgrundſatz war, die Natur verabſcheue die gerade Linie: ſeine Nachäffer, denn jedes Genie hat die ſeinigen, ſchienen zu glauben, ihr könne nichts als das Krumme gefallen. Doch haben ſo viele Männer von Geſchmack ſich den neuen Verbeſſerungen gewidmet, daß es erſtaunlich iſt, wie viel Schönheit, mit wie wenigen Abgeſchmacktheiten vermengt, zum Vorſchein gebracht worden. Indeſſen ſcheint mir in einigen Hinſichten die Reforme zu weit getrieben zu ſeyn. Obſchon eine Auffahrt, die einen Park durchkreuzt oder einen Wieſenplatz zerſchneidet, und dem Landhauſe, wozu ſie führt, Ausſichten benimmt, ein Hauptfehler iſt: ſo hat doch eine große Auffahrt die etwa vor dem Eintritt in einen Park durch einen Wald ausgehauen iſt, ein würdiges Anſehen und kündigt die Wohnung eines Mannes von Stande an. An andern Orten iſt die Verbannung aller beſondern Sauberkeit unmittelbar um das Haus her, das oft in der Mitte eines Parks wie verlaſſen daſteht, ein Mangel. Bedeckte und ſelbſt geſchloſſene Gänge ſind Bequemlichkeiten, die in einem ſo ungewiſſen Klima, wie das unſrige, nicht gegen die wenigen mahleriſchen Tage, die wir genießen, ausgetauſcht werden ſollten; und wenn eine Familie einen warmen und ſelbſt etwas von einem altmodiſchen Garten der Landſchaft, die der modige Garten-Anleger für ſie entworfen hat, entwenden kann, ohne dem Gemählde Schaden zu thun, ſo wird ſie Befriedigungen in den Tagen finden, welche die Fremden nicht einladen zu kommen und ihre Verſchönerungen zu ſehen.

Springbrunnen ſind mit gutem Grunde aus den Gärten als unnatürlich verbannt worden; aber es wundert mich, daß man ihnen nicht die angemeſſnen Stellen in Städten und den Höfen großer Häuſer angewieſen hat, als ſchickliche Begleitungen der Baukunſt und als majeſtätiſche Werke an ſich ſelbſt. Ihre Verzierungen geben der Erfindung freyen Spielraum, und wenn das Waſſer zu verſchiedenen Abſätzen hinauf getrieben wird, und über den Rand derſelben herunterſtürzt, ſo macht nichts ein impoſanteres und erquickenderes Geräuſch. Ein Palaſt verlangt ſeine äußern Zierrathen und Attribute eben ſo ſehr als ein Garten. Springbrunnen und Cypreſſen ſchicken ſich beſonders für Gebäude. Man kann nicht in Rom geweſen ſeyn, und die großen marmornen Baſſins auf dem Skt. Petersplatze geſehen haben, auf welche beſtändige Kaskaden herunterrauſchen, ohne einen Eindruck vom Geſchmackvollen und Glänzenden mitzunehmen. Die Waſſerkünſte auf der piazza Navona ſind eben ſo nützlich als groß gedacht.

Doch es iſt nicht mein Geſchäft, Vorſchriften für Gärten zu ertheilen, ſondern ihre Geſchichte zu erzählen. Ein Syſtem von Regeln, zu einem hohen Grade der Ausbildung gebracht, und von den beſten Beyſpielen geſammelt, iſt letzthin in einem Buche gegeben worden, das den Titel führt: Bemerkungen über die neuere Gartenkunſt. Dieſes Werk iſt mit viel Geiſt und Sorgfalt ausgeführt, und was Nützlichkeit betrifft, thut es eher zu viel, als daß es nothwendige Anleitungen ausließe. Der Autor wird mich entſchuldigen, wenn ich es ein wenig übertrieben finde, daß er jene rohe und durch keine Kunſt behandelte Szene zu Matlock-Bath prüft, und die Natur kritiſirt, daß ſie dem reißenden Fluſſe Derwent zu viele Waſſerfälle gegeben hat. Welchen Bezug hat dieſer Tadel auf die Gartenkunſt? Die

Anordnung von Felſenſtücken iſt ein Geſchäft, das nur wenigen Garten-Anlegern zufallen wird; doch kann in unſern entfernten Provinzen ein ſolcher Führer nöthig ſeyn.

Der Verfaſſer theilt ſeinen Gegenſtand in Gärten, Parks, Meyerhöfe und Bezirke zum Reiten (ridings), eine Eintheilung, die zu tadeln gar nicht meine Abſicht iſt. Jede dieſer Gattungen hat ihre Vorſchriften nöthig, und jede hat ihr Fach bey vielen von den groſſen Szenen, woher er ſeine Beobachtungen nahm. In dem hiſtoriſchen Geſichtspunkte unterſcheide ich ſie in den Garten, der ſich mit dem Park verknüpft, in den geſchmückten Meyerhof und in den Wald oder wilden Garten. Kent erfand, wie ich gezeigt habe, die erſte Gattung, oder führte ſie ein. Philip Southcote gründete die zweyte, oder ſogenannte Ferme ornée, wovon ſich bey dem eben angeführten Verfaſſer eine ſehr richtige Beſchreibung findet. Die dritte, finde ich, hat er nicht genug unterſchieden. Ich meyne jene Alpenſzenen, die faſt ganz aus Tannen und Fichten, wenigen Birken und ſolchen Bäumen beſtehen, die mit einem wilden und gebirgigen Boden übereinſtimmen. Hr. Charles Hamilton hat meines Bedünkens an der äußerſten Gränze ſeines Gartens zu Pain's-hill ein vollkommnes Beyſpiel von dieſer Gattung gegeben. Alles iſt groß, fremd und rauh, die Gänge ſcheinen nicht angelegt, ſondern durch den Fichtenwald ausgehauen; und der Styl des Ganzen iſt ſo majeſtätiſch, und mit einem ſo ernſten Anſehn wilder und unangebauter Ausdehnung behandelt, daß man verwundert iſt, wenn man auf dieſen ſcheinbaren Wald herunterblickt und entdeckt, daß er nur wenige Morgen Landes umfaßt. Im allgemeinen liebe ich Pflanzungen von lauter immergrünen Bäumen nicht, außer wo ſie irgend etwas mißzierendes zu verſtecken, oder im Winter zum Schutz dienen. Tannen beſonders bilden einen ſehr ungefälligen Gipfel, der ſich in lauter Winkel bricht.

Sir Henry Englefield war einer der erſten Verbeſſerer des neuen Styls, und wählte mit ungemein viel Geſchmack jene Hauptſchönheit aller Gärten, Proſpekt und glückliche Ausſichtspunkte, aus. Die ganze Kunſt des Mahlers ermüdet uns, wenn ihr dieſe vollendenden Pinſelſtriche fehlen; der ſchönſten Szenen, die allein auf ſich ſelbſt beruhn, wird man überdrüßig, wenn man ſie oft ſieht. Der Doriſche Säulengang, die Brücke in der Bauart des Palladio, die Gothiſche Ruine, die Chineſiſche Pagode, die den Fremden überraſchen, verlieren bald ihre Reize für den überſättigten Beſitzer. Der See, der das Thal überſchwemmt, iſt noch lebloſer, und ſein Eigenthümer hat ſelten Genuß von dem Aufwande, außer wenn er ihn einem Beſucher zeigt. Allein die Zierde, deren Verdienſt ſich am ſchnellſten abnutzt, iſt die Einſiedeley: es iſt beynah komiſch, irgend ein Quartier ſeines Gartens auszuſondern, um daſelbſt melancholiſch zu ſeyn. Proſpekt, beſeelter Proſpekt iſt der Schauplatz, der immer am meiſten beſucht werden wird. Ehedem opferte man Proſpekte der Bequemlichkeit und Wärme auf. So ſteht Burleigh hinter einem Hügel, von deſſen Gipfel man Stamford überſehen würde. Unſre Voreltern, die den größten Theil des Jahres, ja manchmal mehre Jahre nach einander auf ihren Landſitzen zubrachten, dachten zuvörderſt an Behaglichkeit, und dann erſt an Aufwand. Ihre weitläufigen Wohnungen beherbergten alle die jüngeren Zweige, die verwitweten Frauen und alten unverheiratheten Tanten in den Familien, und andre Familien beſuchten ſie auf Monate lang. Die Lebensweiſe iſt jetzt völlig verändert, und doch erbaut man noch immer dieſelben ſtolzen Paläſte, die eine prachtvolle Einöde für den Beſitzer und eine vorübergehende Unterhaltung für wenige Reiſende werden.

Wenn irgend etwas den neueren Styl der Gartenkunſt zerſtören oder einſchränken kann, ſo iſt es dieſer Umſtand der Einſamkeit. Je größer die Szene iſt, deſto abgelegner wird ſie vermuthlich von der Hauptſtadt, in deren Nachbarſchaft Grundſtücke zu theuer ſind, um eine beträchtliche Ausdehnung des Eigenthums zu geſtatten. Die Menſchen werden eines Aufwandes überdrüßig, der nur wenig Zuſchauern in die Augen fällt. Noch giebt es eine andre dringendere Gefahr, die den gegenwärtigen Geſchmack bedroht, wie ſie es von jeher allem Geſchmacke gethan hat: ich meyne das Streben nach Abwechſelung. Ein neuerer Franzöſiſcher Schriftſteller giebt in einer ſehr gezierten Phraſe eine treffende Beſchreibung von dieſer Krankheit, wie ich es nennen möchte. Er ſagt: l'ennui du beau amene le goût du ſingulier. Die edle Einfachheit vom Zeitalter Auguſts wurde durch einen falſchen Geſchmack verdrängt. Das Gigantiſche, das Kindiſche, das Gekünſtelte, und zuletzt das Barbariſche und Mönchiſche, fand jedes nach der Reihe ſeine Bewunderer. Die Muſik hat ſich vervollkommt, bis ſie eine Wiſſenſchaft von Fertigkeiten der Hand geworden iſt. Die nüchterne Größe Titians iſt dahin, und ſeit Carlo Maratti hat die Mahlerey wenig mehr Relief als Indiſche Papiertapeten. Borromini drehte und kräuſelte die Architektur, als ob ſie wie ein Kopf mit Haaren dem Wechſel der Moden unterworfen wäre. Wenn wir einmal die Schicklichkeit landſchaftlicher Anordnung in unſern Gärten aus den Augen verlieren, ſo werden wir uns in alle die fantaſtiſchen Scharawadgi's der Chineſen verirren. Wir haben den Punkt der Vollkommenheit erreicht, wir haben der Welt ein Vorbild ächter Gartenkunſt gegeben: mögen nun andre Nationen unſern Geſchmack nachäffen oder verfälſchen; hier herrſche er auf ſeinem grünenden Thron, originell durch ſeine gewählte Einfachheit, und ſtolz auf keine andre Kunſt als die, Härten der Natur zu mildern, und ihre anmuthigen Züge nachzubilden.

Der geiſtreiche Verfaſſer der Bemerkungen über die neuere Gartenkunſt iſt, wie mich dünkt, zu ſtrenge, wenn er einige Täuſchungen verwirft, weil ſie zu oft gebraucht worden ſind. Wenn dieſe Täuſchungen, z. B. ein nachgemachter Thurm einer entfernten Kirche, oder eine nicht wirkliche Brücke, um das Ende eines Waſſers zu verkleiden, bloß die Abſicht hätten, zu überraſchen, ſo wären es freylich Künſte, die keine Wiederholung erlauben würden; aber da ſie die Abſicht haben, die Landſchaft zu verſchönern, ſo darf man ſie um deswillen, weil ſie gemein ſind, eben ſo wenig verwerfen, als man es thun würde, wenn ein Mahler ſie in einer Kompoſition anbrächte. Soll der Garten des einen deswegen eines glücklichen Gegenſtandes beraubt ſeyn, weil dieſer ſchon von einem andern gebraucht worden iſt? Je mehr wir auf Neuheit dringen, deſto eher wird unſer Geſchmack ausarten. Die Situationen ſind überall ſo mannichfaltig, daß niemals Einerleyheiten eintreten, ſo lange man die Anlagen des Bodens ſtudirt und ihnen nachgeht, und jeden Umſtand der Ausſicht zum Vortheil wendet.

Wie reich, wie heiter, wie mahleriſch muß inzwiſchen der Anblick unſers ganzen Landes werden! Die Abſchaffung der Mauern legt jede Verſchönerung offen dar, jede Reiſe wird durch eine Folge von Gemählden gemacht, und ſelbſt da, wo Geſchmack in den Anlagen fehlt, wird doch das allgemeine Schauſpiel durch den Wechſel verſchönert. Wenn wir nicht in Barbarey, Steifheit und Abſonderung zurückfallen, welche Landſchaften werden jede Gegend unſrer Inſel zieren, wenn erſt die Pflanzungen, die täglich gemacht werden, ein ehrwürdiges Alter erreicht haben! Eine Probe von dem, was unſre Gärten ſeyn werden, kann man zu Petworth ſehen, wo der dem Hauſe zunächſt liegende Theil des Parks dem neueren Style eingeräumt worden iſt. Es iſt ein Garten von Eichen, die zweyhundert Jahre alt ſind. Wäre irgend etwas an einem ſo majeſtätiſchen Bruchſtücke verſchönerter Natur zu tadeln, ſo iſt es, daß die Größe der Bäume in gar keinem Verhältniſſe mit den Stauden und andern Umgebungen ſteht. In der That, Stauden ſollten nicht nur beſondern Flecken und dem Ergötzen von der Wohnung aus vorbehalten werden, ſondern es iſt auch in weniger als zwanzig Jahren mit ihrer Schönheit vorbey.

Es iſt nun genug geſchehen, um eine Schule der Landſchaftmahlerey zu ſtiſten, wie ſie auf dem übrigen Erdboden nicht gefunden werden kann. Haben wir die Keime zu einem Claude Lorrain oder Gaspar Dughet unter uns, ſo muß er zum Vorſchein kommen. Wenn Wald, Gewäſſer, Luſthaine, Thäler, lichte Durchſichten einen Mahler oder Dichter begeiſtern können, ſo iſt dieß das Land, ſo iſt dieß das Zeitalter, das ſie hervorbringen muß. Die Heerden, welche bald in unſre angebauten Ebnen eingelaſſen werden, bald am Rande derſelben graſen, ſind bereit vor des Mahlers Augen, und gruppiren ſich, um ſein Gemählde zu beleben. Man muß geſtehen, daß Ein ungünſtiger Umſtand dabey iſt, der dem Künſtler Schwierigkeiten machen muß. Eine Hauptſchönheit in unſern Gärten iſt die Wieſenfläche und die Glätte des Raſens; in einem Gemählde wird das ein todter und einförmiger Fleck, alles Helldunkels unfähig, und der auf eine ſchaale Art durch Kinder, Hunde und andre unbedeutende Figuren gebrochen werden muß.

Seit wir mit dem Studium der Landſchaft vertraut geworden ſind, hört man das weniger nennen, was unſre jagdliebenden Voreltern entzückte: ein ſchönes offnes Land. Wiltſhire, Dorſetſhire und dergleichen unermeßlich weit ausgedehnte Strecken wurden ehedem den reichen blauen Proſpekten in Kent, den von der Thames gewäſſerten Ausſichten in Berkſhire, und dem prächtigen Maßſtabe der Natur in Yorkſhire vorgezogen. Ein offnes Land iſt bloß die Leinwand, worauf eine Landſchaft entworfen werden könnte.

Es war glücklich für unſer Land und für Kent, daß ihm ein ſehr fähiger Meiſter nachfolgte, und wenn lebende Künſtler in meinen Plan gehörten, ſo würde ich gern Hrn. Browns Gerechtigkeit widerfahren laſſen: doch er kann nicht anders als dabey gewinnen, wenn die Darſtellung ſeines Verdienſtes einer fähigeren Feder vorbehalten bleibt.

Im allgemeinen iſt zu vermuthen, daß der Eigenthümer, wenn er irgend Geſchmack hat, die Verſchönerungen ſeines Bodens am beſten ausfindig machen wird. Er ſieht die Situation in allen Jahres- und Tageszeiten. Er weiß, wo Schönheit nicht gegen die Bequemlichkeit anſtößt, und entdeckt auf ſeinen ſtillen Spaziergängen oder zufälligen Ausritten tauſend Winke, die jemanden entſchlüpfen müſſen, der in wenigen Tagen ein hübſches Bild hinſkizzirt, aber keine Muße gehabt hat, die Details und das Verhältniß der Theile zu prüfen.

Die Wahrheit, die nach dem Widerſtande, den man den meiſten Revolutionen entgegenſetzt, zuletzt überwiegt, wird dennoch unſern Styl der Gartenkunſt auf dem feſten Lande wahrſcheinlich nicht allgemein gebräuchlich machen. Der Aufwand ſchickt ſich nur für die Wohlhabenheit eines freyen Landes, wo unter vielen unabhängigen Privatperſonen Wetteifer herrſcht. Ein flaches Land wie Holland iſt keiner Landſchaftgemählde empfänglich *. In Frankreich und Italien hält ſich der Adel wenig auf ſeinen Villen auf und wendet nicht viel darauf. Am erſten iſt es wohl von den kleinen Fürſten Deutſchlands, welche keinen Aufwand bey ihren Paläſten und Landhäuſern ſchonen, zu erwarten, daß ſie unſre Nachahmer ſeyn werden, vorzüglich da ihr Land und Klima in vielen Stücken dem Unſrigen ähnlich iſt.

---

*) Dieß iſt nicht ganz richtig. Die Niederlande haben ſowohl nach der Seeſeite zu als landeinwärts kleine Anhöhen und Hügel genug, um, wenn ſie benutzt werden, die mildern Partien Engliſcher Gärten zu erreichen, die doch wohl die vorzüglichſten ſind; und ſie beſitzen auch ſchon eine beträchtliche Anzahl im Engliſchen Geſchmack angelegter Landſitze.

A. d. Ueb.

In Frankreich und noch mehr in Italien würde man ſchwerlich das friſche Grün erreichen, was die Feuchtigkeit unſers Klima's als Grundlage unſrer Verſchönerungen darbietet. Ein eben ſo großes Hinderniß iſt das in Frankreich auf den Wuchs ihrer Bäume gelegte Embargo. Da ſie nach einem gewiſſen Alter, ſobald ſie zu einer bedeutenden Größe gelangen, der Gefahr ausgeſetzt ſind, von den Kronaufſehern als königliches Holz gezeichnet zu werden, ſo iſt es eine Seltenheit, einen alten Baum zu ſehen. Eine Landſchaft und ein Kronaufſeher ſind unverträglich mit einander.

Wir hingegen haben die ſchönſten Ausſichten vor uns. Die Gartenkunſt und Architektur verdanken unter uns Männern von hohem Range und Vermögen eben ſo viel, als den Meiſtern. Ich darf nur die ländliche Brücke des General Conway zu Parkplace nennen, wovon jeder Stein nach ſeiner eignen Anleitung in einer der reizendſten Naturſzenen hingeſtellt ward, und die theatraliſche Treppe, die Hr. Chute auf ſeinem Landſitze Vine in Hampſhire entworfen und errichtet hat. Sucht man ein Vorbild des vollkommenſten Geſchmacks in der Architektur, wo Anmuth die Würde mildert, und Leichtigkeit die Pracht mäßigt; wo Verhältniß jeden Theil der beſondern Aufmerkſamkeit entzieht, und Zartheit der

Behandlung wiederum der Bemerkung werth macht; wo die Lage die glücklichſte, und ſelbſt die Farbe des Steins harmoniſch iſt: ſo weiſe man den Kenner zu der neuen Faßade des Schloſſes Wentworth, der Hervorbringung eben jenes geläuterten Urtheils, welches ſchon vorher ſo viele Schönheiten über dieß Gebiet verbreitet, und aus Wald, Waſſer, Hügeln, Proſpekten und Gebäuden einen Auszug mahleriſcher Natur*), durch keuſche Kunſt verſchönert, hervorgezaubert hatte.

*) Der obige Aufſatz, der geſchrieben wurde, ehe eine ganze Menge Schriften über das Gartenweſen England überſchwemmt haben, kann, von einem Manne, der die Umwandlung der Gartenkunſt zum Theil erlebt, ſo viel merkwürdiges in dieſer Art geſehen, und ſelbſt ſchöne Anlagen gemacht, nicht anders als intereſſant ſeyn, und die Hauptpunkte, worauf es dabey ankommt, ſind mit großer Klarheit entwickelt. Auch iſt es einem patriotiſchen Engländer nicht zu verübeln, daß er auf die einzige bildende Kunſt, worin ſeine Landsleute Anſpruch machen können, original zu ſeyn, einen ſtarken Nachdruck legt. Indeſſen läßt ſich vielleicht manches gegen den hohen Werth der Engliſchen Gartenkunſt, und zur Vertheidigung der Anſichten anderer Völker und Zeitalter darüber ſagen, was hier nur mit wenigem angedeutet werden kann. Die Alten betrachteten unſtreitig die eigentlichen und beſchränkten Gärten als zur Wohnung gehörig, behandelten ſie daher nach architektoniſchen Grundſätzen, und Ordnung. Bequemlichkeit und Sauberkeit wurden dann natürli-

cher Weiſe Hauptſachen. Was kann bequemer und zweckmäßiger ſeyn, als eine gerade geebnete Allee mit Hecken eingefaßt? Man will ſpazierengehend in ununterbrochnem Schatten die freye Luft genießen, und ſich dabey einem Geſpräch, oder ſeinen Gedanken, oder einer Lektüre überlaſſen, wo es denn ſehr ſtörend ſeyn würde, immer darauf zu achten, wie der Weg ſich krümmt, und ob ſich der Boden hebt oder ſenkt. Selbſt die jetzt ſo verachteten Terraſſen und Parterre möchten nicht ganz zu verwerfen ſeyn. Es ſind gleichſam fortgeſetzte Zimmer in freyer Luft: warum ſollten ſie alſo nicht auch nach Analogie der Zimmerverzierungen mit regelmäßigen Baſſins wie mit Spiegeln, mit Statuen, und ſelbſt mit allerley Zierrathen in lebendigen Stauden, endlich mit dem bunten Teppich der Grasfiguren und Blumenſtücke dekorirt werden, wenn dieß nur nicht ſo läppiſch und geſchmacklos geſchieht, wie meiſtens der Fall geweſen iſt? Warum ſollte die Gartenkunſt nicht auch ihre Arabesken haben? — Natürlichkeit und Verſchönerung der Natur iſt die Loſung. Die Uebertreibung jener hat ſchon Walpole verſpottet; und dieſe ſoll doch wohl nur ſo viel heißen, daß ein beſtimmter Fleck durch Benutzung der in ihm verborgnen Anlagen verſchönert wird. Denn wer ſich einbildete, etwas ſchöneres in einer gewiſſen Art hervorbringen zu können, als die Natur irgendwo ohne menſchliche Abſichtlichkeit ſchon veranſtaltet hat, müßte entweder ſehr vermeſſen ſeyn, oder wenig große Naturſzenen geſehen haben. Wie kleinlich fällt immer in künſtlichen Anlagen, was wild und erhaben ſeyn ſoll, als Felſen, Stromfälle, Ruinen, gegen die Wirklichkeit aus! Es ſcheint alſo verſtändiger, zur Natur hinzugehn, als ſie auf eine mühſame und kümmerliche Art zu ſich herkommen zu laſſen. Die zahlreichen Villen der Römer in den üppigſten Gegenden Italiens, um von jeder Jahrszeit die Blüthe zu genießen, waren ein ganz andrer Luxus als ein Engliſcher Landſitz, der die Eigenthümlichkeiten verſchiedner Land- und Himmelsſtriche in ſich vereinigen ſoll. Daß die Landſchaft ein Beſitzthum ſey, wovon man andre ausſchließen kann, iſt Nebenſache, und wer ein Landhaus mit einem bequemen Gärtchen am Meerbuſen von Neapel oder am Genferſee bewohnt, darf gewiß den geräumigſten und am meiſten aufs romantiſche angelegten Park nicht beneiden. Auch die Ehre der Erfindung gebührt den Engländern wohl nicht ſo ganz ausſchließend. Iſt davon die Rede, die Kontraſte und Nüancen des verſchiednen Grüns abzulauſchen, Vorgründe und Hintergründe anzuordnen, Fernen zurücktreten zu laſſen. und wiederum den Horizont ſchön zu begränzen, mit einem Wort, Szenen zu bilden, worin Beleuchtung und Luftperſpektiv ihre ganze Magie entfalten können: ſo haben die Gartenkünſtler alles von den Landſchaftsmahlern gelernt, und Claude Lorrain und Pouſſin ſind die eigentlichen Erfinder. Kommt es aber auf den unmittelbaren, mehr ſinnlichen Genuß der Natur an, in einem Gebüſch von üppiger und mannichfaltiger Vegetazion, in kühlen Thalgründen um erfriſchende Quellen her angepflanzt, ſo darf man nur den Horaz oder Tibull nachſchlagen, um ſich zu überzeugen, daß die Römer, ſo wie die meiſten Südländer, hievon ſehr raffinirte Kenner waren.

Seit Walpole ſchrieb, hat ſich der Engliſche Geſchmack in Gärten viel allgemeiner ausgebreitet, als er vermuthet, und leider ſind auch die Ausartungen und Uebertreibungen, denen er ſich ſchon widerſetzt, im Gefolge deſſelben nicht ausgeblieben. Dagegen ſind die Hoffnungen, die er daraus für die Engliſche Landſchaftsmahlerey ſchöpft, nicht erfüllt worden: vielmehr haben ſeine Landsleute auch in dieſem Zweige der Kunſt durch ihre gefärbten Kupferſtiche eine blendende aber gar nicht gründliche Manier zu verbreiten das ihrige beygetragen. Die frühe Gewöhnung an landſchaftliche Szenen iſt vielleicht nicht ſo günſtig, den Landſchafter zu bilden, als die Nöthigung einer beſchränkten Landesart, die Natur erſt mit ſtiller Genügſamkeit aufſuchen zu müſſen, ſo daß ſie nachher beym Eintritt in ſchönere Himmelsſtriche und herrlichere Szenen dem fleißigen Betrachter in ihrer ganzen Glorie entgegen kommt. Wenigſtens ſpricht dafür die Erfahrung, daß das einförmige und in der blühenden Periode ihrer Mahlerey ſo ſteif angebaute Holland die größte Zahl vortrefflicher Landſchafter (die Viehſtückmahler wie billig mit eingerechnet) hervorgebracht hat. Jene allgemeine Ausbildung der Naturanlagen, die dem Künſtler auf gewiſſe Weiſe alles ſchon fertig liefert, und worin doch wieder nichts eigentlich keck und genialiſch hervorſticht, muß den Geiſt eher dämpfen als erheben. Schwerlich wird jemand, der von Jugend auf ſich in Engliſchen Gärten ergötzt hat, düſtre Baumpartien und Waldwaſſer ſo innig und unerſchöpflich [illegible] herausfühlen wie Ruysdael. Daß aber in England bey der außerordentlichen Liebhaberey für ſchönes Hornvieh und Pferde noch kein Potter oder Adrian van der Velde, kein Wouwermann aufgeſtanden iſt, muß Zweifel an dem Kunſtſinne der Nation, ſelbſt für die unteren Gattungen, erregen.

A. d. Ueb.

P.O.germ.

Ehrenpforte und Triumphbogen

für den

Theater-Präſidenten

von Kotzebue.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
Vorbericht des Herausgebers.
Sonette 1
Epigramme 11
Catalogue raisonné v. Kotzebue's Schauſpielen . 13
Kotzebue's Rettung, oder der tugendhafte Verbannte, ein empfindſam romantiſches Schauſp. in 2 Aufz. . 21
Feſtgeſang Deutſcher Schauſpielerinnen bey Kotzebue's Rückkehr (mit Muſik) 85
Ode (mit Muſik) 89
Romanze 92
Kotzebue's Reiſebeſchreibung 97
Abſchied 109

Aufgeſchnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

1293

Schlegel

Bücher,

welche demnächſt in demſelben Verlage erſcheinen werden.

A B C, güldnes, der dramatiſchen Kunſt; oder leicht faßliche und unfehlbare Regeln zur Verfertigung beliebter Dramen, von A. von Kotzebue aus ſeiner vieljährigen Praxis ans Licht geſtellt.

Abhandlung über die gewöhnlichſten Schauſpielerkrankheiten, welche der gegenwärtige Theatergeſchmack hervorbringt, als Thränenfiſteln, Fallſucht u. ſ. w.

Andachts- und Erbauungsbuch für gefühlvolle Sünderinnen, aus Hrn. von Kotzebue's Schriften geſammelt, von Pornophilos.

Ehrenpforte und Triumphbogen

für den

Theater-Präſidenten

von Kotzebue

bey

ſeiner gehofften Rückkehr ins Vaterland.

Mit Muſik.

Gedruckt
zu Anfange des neuen Jahrhunderts.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
des Herausgebers.

So lange es noch zweifelhaft ſchien, ob die Ueberſetzung unſers größten Theaterdichters in das Siberiſche als ein Glück für ihn anzuſehn wäre, ließ es ſich entſchuldigen, daß man es bloß einigen Zeitungsſchreibern und Journaliſten überließ, die allgemeine Theilnahme an dieſer Begebenheit zu bezeugen. Jetzt aber, da ſein Heil und Ruhm, und ſomit das Heil und der Ruhm unſrer Nation, ſich dadurch bis zu den Sternen erhoben hat, ſollten billig die erſten Schriftſteller als Stimmführer der öffentlichen Freude und Dankbarkeit auftreten; und es ſoll nichts weiter als eine Auffoderung hiezu vorſtellen, wenn ich die folgenden Gedichte, die durch einen Zufall in meine Hände gekommen ſind, einſtweilen erſcheinen laſſe. Ueber ihren Urſprung kann ich keine nähere Nachricht ertheilen; ſoviel ſieht man, ſie ſind in verſchiednen Zeitpunkten entſtanden: in einigen iſt die Beſorgniß über den ungewiſſen Ausgang der Sache noch lebhaft ausgedrückt; in andern wird die unmittelbare Rückkehr des Dichters nach Deutſchland vorausgeſetzt, wie ſie einmal in den Zeitungen angekündigt ward. Ich vermuthe auch, daß ſie von verſchiednen Verfaſſern herrühren, und zwar von jungen Leuten, die ſich in der Poeſie haben üben wollen. Das erſte ſchließe ich aus der unermüdlichen Mannichfaltigkeit, womit daſſelbe Thema abgeändert iſt; das zweyte theils aus der Beſchaffenheit der Gedichte ſelbſt, theils aus dem Umſtande, daß ſich in der Sammlung Proben von beynah allen Dichtarten finden: S. 21 ein Drama, S. 92 ein epiſches oder nach der Eintheilung einiger Theoretiker ein epiſch-lyriſches Gedicht, S. 97 ein didaktiſches, (denn dazu gehört nach den beſten Poetiken die Epiſtel) S. 89 eine Ode und mehre Lieder, endlich eine Menge Epigramme. Ob die burlesken Sonette zu dieſen oder den lyriſchen Stücken zu rechnen ſeyen, kann ich nicht entſcheiden, da ich wegen dieſer ſeltſamen und im Deutſchen unerhörten Dichtart in Sulzers Wörterbuch keine Auskunft gefunden.

Am meiſten verräth das kleine Schauſpiel den Anfänger. Eine Menge Dinge ſind angelegt, die ohne Folge bleiben, die Wahrſcheinlichkeit wird häufig verletzt, z. B. wenn der Verbannte der Kamtſchadalin erſt Deutſch lehren ſoll, da ſie es doch immerfort mit ihm ſpricht; ſogar zu der geſchmackloſen Erfindung ſprechender Namen, wie Böttiger und Falk, hat der Verfaſſer ſeine Zuflucht genommen. Aus Hrn. von Kotzebue's Schauſpielen ſind eine Menge Stellen geradezu entlehnt, allein hierauf beſchränken ſich die Spuren der Nachahmung nicht: bey der Szene, worin die Rückkehr des Verbannten ſo blitzſchnell vor ſich geht, hat unverkennbar theils die erſte Szene der Sakontala, wo Duſchmanta auf einem Wagen durch die Luſt getragen wird und den ſchnellen Wechſel der Gegenſtände ſchildert, theils das Lied eines vom Thurm fallenden Dachdeckers von Claudius zum Vorbilde gedient.

Bey einigen Stellen bin ich beynah ſtutzig geworden, ob ſie nicht etwa als Spott über den unvergleichlichen Dichter zu verſtehen wären. Da dieß jedoch bey der ganzen Lage der Sachen ein gar zu böſes Herz verrathen würde, ſo ſind ſie unſtreitig ironiſch, gegen ſeine unberufnen Tadler, gemeynt, die auf dieſe Weiſe ihr Theil dermaßen bekommen, daß ſie ſich nicht ſo leicht wieder an ihn wagen werden.

Das überſetzte Sonett S. 3 unterwirft man der Prüfung der Kenner als einen unvollkommnen Verſuch einer Ueberſetzung ins Engliſche, die, ſobald man erfährt, dieſe

Probe werde in England mit Wohlgefallen aufgenommen, mit aller der Würde dieſer reichen Nation und der Verſchwendung, womit ſie ihre Lieblinge zu ehren weiß, angemeßnen Pracht von dem Ganzen veranſtaltet werden ſoll.

Und ſomit wünſche ich dieſe Blätter durch eine beſſere Nachfolge bald gänzlich verdunkelt zu ſehen.

Sonette.

I.

Von liederlichen Thränen giebt's nun Ferien,
Und niemand ſchwängert unſrer Bühne Muſen;
Das Nationaltheater der Tunguſen
Geht Kotzebue zu bilden nach Siberien.

Apoſtel du, von England bis Heſperien,
Naiver Menſchheit in gefallnen Buſen!
Bald, als Parterr-verſteinernde Meduſen,
Bringſt du uns Kamtſchadaliſche Materien.

Zweyter Benjowsky! Bayard ohne Tadel!
Jenſeit des Boreas nun kennen lerne
Das Land, wovon du prophezeit als Seher.

Rußlands Monarch ertheilt dir höhern Adel:
Zum Eſel machten dich Geburt und Sterne,
Doch die Kibitke zum Hyperboreer.

II.

Auf, Britten, des brutalen Brutus Brut!
Errettet euren Dichter Kotzebue.
Euch iſt er eigen, euch gehört er zu,
Er wärmt noch euer Bierverdicktes Blut.

Mit mächt'gen Flotten theilt die Meeresflut,
Habt, eh ihn Paul zurückgiebt, keine Ruh;
Sprecht: Ein Britannien lebt, ein Zaar wie du,
Ein Kotzebue, ſie alle groß und gut.

Stellt ihn der edle Zaar auf freyen Fuß:
Rule, Kotzebue, dann, und Britannia rule!
Erfreut euch eures wohlerrungnen Guts;

Und mengt Moral in ſeiner Stücke Muß,
Und ſicht aus ihrem flachen breiten Pfuhl
Beauties of Kotzebue, fit for the brutes!

III.

On, Britons, ye, the brutal Brutus's brood!
Awake and save your poet Kotzebue!
Him you may claim as yours, he is your due,
He still does cheer your porterthicken'd blood.

With mighty fleets divide the Ocean's flood,
Nor cease, till Paul him renders, to pursue;
Say: One Britannia lives, one Czaar like you,
One Kotzebue, all great alike and good.

If the grand Czaar doth nobly him unloose:
Rule, Kotzebue, then, and Britannia rule!
Then let your worth enjoy its well-won fruits.

With morals spice the pastry of his muse,
And fish from out her flat, broad, stagnant pool
Beauties of Kotzebue, fit for the brutes.

IV.

Castra doloris waren die Theater,
Da Kotzebue für alle ſchien verlohren.
Allein er iſt uns wieder neu gebohren,
Allein er iſt uns wieder neu gebohren,
Und im Gefolge ſeines Ruhms naht er.

Berlins Thiergarten wie der Wiener Prater,
Und Weimars Park verkündens Aller Ohren:
Zum großen Feſt iſt dieſer Tag erkohren
Für unſrer Bühne Vater und Berather.

Trompetet, paukt denn, klatſcht und treibt Geſchnatter,
Der Lampenputzer komm' im neuen Rocke,
Und wie ein jeder kann, ſo feyr' ihn jeder.

Du, kratz das Herz mit Heldenfratzen, Kratter!
Du, ſiede neue Zauberinnen, Zſchokke!
Du, laß die Beſtien tanzen, Schikaneder!

V.

Vom Idealen ſchwatzt man viel und Edeln,
Du aber weißt bey menſchlichen Gebrechen,
Vergiften, Lügen, Rauben, Jungfern-ſchwächen,
Das Edle noch durchs kleinſte Loch zu fädeln.

Was ſag' ich erſt vom edlen Geldvertrödeln?
Vom edlen Fluchen? Tabackspfeifen brechen?
Ja deine Feinde ſelber müſſen ſprechen,
Daß edel auch bey dir die Hunde wedeln.

Drum öffnen dir ſich gern die Thränenſchleuſen,
Wer nicht an Menſchheit glaubt, geh ins Theater,
Er ſeh dein Publikum und dich, und lern' es.

Du machſt zerbrochne Puppen uns zu Waiſen,
Saugſt Rührung über Mutter, Kind und Vater
Am Naſenzipfel eines Holofernes.

VI.

Shakſpeare ward nicht geängſtet von der Regel,
Denn Recenſenten gab's noch nicht zum Glücke,
Meynſt du; und käm's nur bis dahin zurücke,
Gingſt du ſo kühn wie er wohl unter Segel.

Dich neckt mit Tücken Tieck, mit Schlägen Schlegel,
Bernhardi harrt auf jedes deiner Stücke,
Daß er in kleine Bischen ſie zerſtücke:
Allein was kümmern dich dergleichen Flegel?

Du ſcheuſt nicht mehr die Literatur-Zeitung,
Sonſt deinen Todfeind; dich will Schütz beſchützen;
Den Witz, den er verlor, findt in dir Huber.

Drum ſey nun Shakſpeare, dreiſt auf ſolche Stützen,
Und ruf mit genial'ſcher Zubereitung
Der Helden Geiſt aus deinem Thränenzuber.

VII.

Seit langer Zeit Verfertiger von Dramen
Wollt' er nun endlich ein Poet auch werden.
Das Verſemachen macht zwar viel Beſchwerden,
Allein es führt auch einen ſchönen Namen.

Den Guſtav, Bayard, und antike Damen
Beſteigt er drum gleich raſchen Flügelpferden,
Und fliegt, zum Himmel nicht, herab zur Erden.
Da heißt es recht: es ſpringen ſelbſt die Lahmen.

Den Viſitator Momus an der Gränze
Des Pindus wollt' Apoll zur Rede ſtellen,
Daß er die Contrebande laſſen ziehen.

Doch Momus lacht: Der ſtiehlt dir keine Kränze;
Er hohlt aus deinem Hain, an deinen Quellen,
Statt Poeſie nur Kotzebueſieen.

VIII.

Unwiſſend ſeyſt du, ſpricht der Terrorismus
Der Kritiker, und dummdreiſt, doch zu wagen,
Mit breitem Spott der Menge vorzutragen
Browns große Lehr', und Kants Idealismus.

Doch du verſtehſt dich auf den Organismus
Troz jedem Phyſiker in unſern Tagen,
Und alle deine Stücke, kann man ſagen,
Sind nur Verſuche mit dem Galvanismus.

Den Silberthaler gangbarn Edelmuthes,
Samt leichten Platten deines zinknen Witzes,
Weißt du armirten Nerven anzudrucken.

Und o, wie wunderbare Wirkung thut es!
Du zwingſt mit der Empfindung eines Blitzes
Das Publikum, den großen Froſch, zu zucken.

IX.

Der Muſe Spiel ſoll nicht die Pflichten lehren,
Der Tugend Ernſt verſchmäht entlehnte Flügel.
Iſt nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
So wird von ſelbſt die Dichtung Gutes währen.

Du aber ſtrebſt die Meinung zu verkehren,
Du brichſt mit ſchlaffem ſchmeichelnden Geklügel
Durch ſtrenger Zucht und Sitt' und Wahrheit Riegel
Und Weib und Mädchen kuppelſt du mit Ehren.

Dann kommſt du mit der Zuthat milder Thaten,
Mit Lebensretterey und edlem Triebe;
So, glaubſt du, kann der Teufel dich nicht hohlen.

Nein, Schuſter Kotzebue! wie falſch gerathen!
Wir woll'n die Schuhe nicht aus Chriſtenliebe,
Nur ſey dazu das Leder nicht geſtohlen.

X.

In allen Lagen bleibt der große Dichter
Stets unerſchütterlich auf ſeinem Poſten:
Man glaubt ihn fern im dunkelſten Nordoſten,
Er ſteht im Glanze der Theaterlichter.

Es drängen ſich neugierige Geſichter;
Wie ſollte heut die alte Liebe roſten?
Er giebt ja auf des eignen Schickſals Koſten
Ein Schauſpiel' vom beliebteſten Gelichter.

Zu Anfang die ſentimentale Reiſe;
Hierauf nothloſe Nöthen zum Erbarmen;
Ein milder Fürſt, und Menſchenlieb' am Hofe.

Dann Rückkehr, Jubel, Wiederſehn, Umarmen.
Zuſammenhang war niemals ſeine Weiſe:
Unmotivirt iſt auch die Kataſtrophe.

Epigramme.

I.

Kotzebue's Geſchick erregt Theilnahme bey Allen,
Ja den Kummer ſogar hat er in Kummer verſetzt.
Kummer verlegte, was ihm Armſeligkeit hatte geſchrieben,
Was in der theuren Zeit Hunger am Geiſte genoß.

II.

Transparent decorirt ward Kotzebue'n zu Ehren,
Jauchzend riefen ſie ihn auf das Theater heraus.
Aber man ſah ihn nicht; er ward im Gram der Verbannung
Transparenter noch ſelbſt als die Decoration.

III.

Biſt du ſo fruchtbar doch wie jene Flandriſche Gräfin:
Sag, welch bettelndes Weib hat mit dem Fluch dich behext?
Ein halb Hundert ja ſchon Schauſpiele haſt du gebohren,
Und drey Hunderte noch trägſt du im ſchwangeren Kopf.
Erſt mit der Zahl der Tage des Jahrs vollbringſt du die Wehen,
Und ein alltägliches wird jeglichem Taze zu Theil.

Catalogue raisonnée
von Kotzebue's Schauſpielen.

1.

Albern iſt Menſchenhaß; zweydeutig bleibet die Reue:
Aber der Kinder Gequäk flickt die gebrochene Eh.

2.

Edel heißet die Lüge, weil abgeſchmackt ſie erdacht wird,
Ungeſchickt vollführt: merket den Redegebrauch!

3.

Schlecht wohl muſten gedeihn die Indianer in England;
Solch ein zartes Geſchlecht drückt die Böotiſche Luft.

4.

Sultan Wampum, wie feiſt mit ſeinen Wünſchen! Man wünſcht ihm,
Wohnte von Gozzi's Geiſt doch nur ein Funken ihm bey.

5.

Die es auf Erden verlernt, iſt hier für die Sonne noch Jungfrau.
Lobt mir die Sonne! Sie nimmt wahrlich es nicht ſo genau.

6.

Hütet euch, Freunde, zumal, ein Kind der Liebe zu zeugen,
Denn mit Feuer und Schwerdt fodert es Väterlichkeit.

7.

Weil er nicht ſonderlich iſt, heiß Sonderling-Brüderchen Moritz,
Wie der Poet ein Genie, weil er ſich immer genirt.

8.

Graf Benjowsky! und ſag' ich: Benjowsky der Graf, ſo verſteh ich
Wider Sitt' und Vernunft eine Verſchwörung dabey.

9.

Grau färbt bald ſich dem Manne von vierzig Jahren die Scheitel,
Wenn ſich der feine Franzoſ' unter den Platten erblickt.

10.

Armuth und Edelſinn! das iſt ja für alle der Wahlſpruch.
Selig die Armen an Geiſt, denn ſie ſind edel: verſteht!

11.

Armuth giebt es auch hier, und allerley Farben des Edlen:
Grün beym Papagey, ſchwarz in dem Mohrengeſicht.

12.

Rolla's Rolle, ſie rollt dem bizarren Pizarro wie Donner;
Held iſt Alonſo ſo ſo, welchen ſich Kora erkor.

13.

Peitſchet die Negerſklaven geſchwind vom Theater herunter,
Jedes Gefühl wird ſonſt euch wie mit Neſſeln gepeitſcht.

14.

Tugend erliegt den Verläumdern; doch iſt ein Brittiſcher Mylord
Gleich bey der Hand: ſo geht's ohne den Fürſten noch ab.

15.
Quält euch mit fadem Gewitzel der weibliche Klub Jakobiner:
Flieht von Paris! wie dahin floh der betrübte Gemahl.

16.
Ey, der Graf von Burgund! das iſt ein geſcheidter Geſelle.
Eh man die Hand umdreht, hat er regieren gelernt.

17.
Falſche Scham, wie biſt du beſchämt! da ſelber der Autor
Sich nicht ſchämet, von dir fälſchlich den Titel zu leihn.

18.
La Peyrouſe umſchiffte die Welt, um hier auf der Sandbank
Seichter Dichtung zuletzt ſchmählich zu finden ſein Grab.

19.
Wer leichtfertige Streiche verübt, der heißet ein Wildfang,
Wem ſie mislingen, der wird ſchicklicher Tölpel genannt.

20.

Wißt! die Verſöhnung hat Brüder verſöhnt. Ich glaub' es: die Brüder,
Und die Verſöhnung auch, waren vermuthlich darnach.

21.

Dieſe Verwandtſchaften ſind verwandt mit fremden Geſchlechtern:
Ifflands Reiſe zur Stadt reißt hinüber in ſie.

22.

Wäſſriger Opfertod! Dich zog aus dem Fluſſe der Dichter,
Doch er ſalzet ſogleich wieder in Thränen dich ein.

23.

Mit Unglücklichen droht den fühlenden Herzen der Titel,
Aber mit trocknem Spaß kommt man ſo leidlich noch ab.

24.

Rührend wird ſie gefeyert und ſchön, die ſilberne Hochzeit:
Sehet, ein Herbſttag lacht heiter dem ländlichen Feſt.

25.

Ungern unter den Ungern ſind Korſen außer dem Kurs hier,
Ungern und Korſen vereint eine Quadruple-Allianz.

26.

Fahr uns doch auch, Leibkutſcher, du alter, hin zu dem Fürſten,
Welcher in Hüll' und Füll' Rubel und Jubel beſchert.

37.

Ueble Laune mit Recht heißt dieſes Familien-Schauſpiel:
Zwar es ſtellt ſie nicht dar, aber es ſchafft ſie gewiß.

28.

Manchmal ſtrebet er wol romantiſche Höh zu erklimmen,
Doch zum Dorf im Gebirg rollt er gelinde hinab.

29.

Mit Harſthörnern und Burgen und Harniſchen pranget Johanna!
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey.

30.

O wie ein Schreibepult erlöſt von Gefahren der Jugend,
Wenn es ein karger Papa reichlich mit Golde geſpickt!

31.

Laß den Gefangnen doch ſingen! So ziemt es dem muntern Franzoſen.
Dieß verſchweigſt du umſonſt; glaube, man ſieht es ihm an.

Epilog.

Sauber gereiht hier habt ihr wie Leipziger Lerchen die Stücke
An der Diſtichen Spieß: röſtet und bratet nunmehr!

Die Fortſetzung folgt.

Dieſe nur waren gedruckt: ungedruckte noch kommen in Zukunft,
Auch ungeſehene dann, auch ungeſchriebne hinzu.

Es bleibt dabey.

Diſtichen ſchonen fürwahr im Mutterleibe das Kind nicht,
Brächte der Kaiſerſchnitt auch die Geburten ans Licht.

Billige Erwiederung.

In Vorreden da pocht er, und klatſchet gemein in den Stücken;
Thut ihm das Gleiche denn: pocht, Kenner! und klatſche nur, Volk!

Kotzebue's Rettung

oder

der tugendhafte Verbannte.

Ein empfindſam-romantiſches Schauſpiel

in

zwey Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt zu beyden Seiten ein buntes Gemiſch von Felſen- Wald- und Gartenpartien, ſtädtiſchen Paläſten und ländlichen Wohnungen vor. Im Hintergrunde der Sonnentempel, rechts eine alte Burg, links beſchneyte Hütten.

Rechter Hand vorn ſteht ein Haus mit der Inſchrift über der Thür: Menſchenliebe und Gemüthsruhe.

La Peyrouſe tritt auf als Papageno, nur iſt er ſtatt der Federn am Körper mit über einander gelegten Rudern bedeckt, und hat einen Kopfputz von Segeln. Auf dem Rücken trägt er einen Kaſten, woraus ſeine beyden Frauen Adelaide und Malwina als Polichinellpuppen hervorgucken.

La Peyrouſe ſingt.

Der Weltumſegler bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa! hopſaſa!
Der Weltumſegler iſt geſandt
Für Kotzebue durch Meer und Land,
Mich auf dem Erdball umzuſehn,
Wo ſeine Stücke vor ſich gehn.
Ihm will ich gerne dienſtbar ſeyn,
Er gab mir ſchon zwey Weibchen fein.
(pfeift.)

Der Weltumſegler bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa, hopſaſa!
Der Weltumſegler iſt geſandt
Für Kotzebue durch Meer und Land.
Die Weibchen folgen meinem Ruf,
Die Kotzebue ſo weich erſchuf:
Dann ſperr' ich ſie zu meinen Zweyn
In dieſen lieben Kaſten ein.

(Pfeift.)

(Er ſetzt ſeinen Kaſten nieder und ſieht ſich um.)

Aber in aller Welt, wo bin ich denn? Ich muß Nachfrage halten, damit ich nicht gleich anfangs auf die falſche Bahn gerathe. He da! iſt niemand hier? (Er ſieht nach allen Seiten und erblickt endlich den Souffleur.) Ah, da ſitzt ein Menſch in einer Vertiefung dieſes Verdecks, zwiſchen zwey Lichtern, unverwandt auf ein Buch vor ihm gerichtet, wie der Pilot auf ſeinen Compaß: der lenkt vermuthlich das ganze wunderliche Fahrzeug. — He, guter Freund! helft mir doch aus dem Traume, wo ich hier bin.

Soufleur. Das wißt ihr nicht? Ihr müßt wohl noch nicht weit in der Welt gekommen ſeyn.

La Peyrouſe. Ich bin um die ganze Welt gereiſt, aber ein ſolcher Ort iſt mir noch nicht vorgekommen.

Soufleur. Es giebt auch nur Einen ſolchen Ort auf der Welt.

La Peyrouſe. Aber wie heißt denn der Ort?

Soufleur. Das Deutſche Theater.

La Peyrouſe. Ah ha, das Deutſche Theater. Seht, ich konnte nicht klug daraus werden, weil Dinge aus den verſchiedenſten Erdſtrichen dicht bey einander ſtehn: hier der Peruaniſche Sonnentempel, dort die Kamtſchadaliſchen Jurten, hier Brodbaum und Palme, dort Diſteln und Rennthiermoos.

Soufleur. Einfältiger Menſch! darin beſteht ja eben das Deutſche Theater.

La Peyrouſe. Gut, ich bin alſo auf dem Deutſchen Theater. Wie komme ich nun wieder in die wirkliche Welt hinaus?

Soufleur. Immer verkehrter! Du haſt hier die Wirklichkeit viel wirklicher als draußen: die Häuslichkeit häuslicher, die Oekonomie ökonomiſcher, die Biederkeit biederer, und die Deutſchheit deutſcher.

La Peyrouſe. Ich muß dir ſagen, ich habe eine Expedition vor, die allerdings auf das Deutſche Theater Bezug hat. Ich will die ſämtlichen Schauſpiele Kotzebue's in ihrer Heimath aufſuchen.

Souffleur. Jetzt ſcheinſt du beſſer unterrichtet: das Deutſche Theater und Kotzebue, das läuft ſo ziemlich auf eins hinaus.

La Peyrouſe. Ich dachte von Paris, aus dem weiblichen Jakobinerklub, zum Ritter Bayard, dann zum Grafen von Burgund, von da zur Johanna von Montfaucon in der Franzöſiſchen Schweiz zu gehn; alsdann nach Deutſchland, wo mir an der Gränze der Menſchenhaß entgegen kommen muß; durch üble Launen, ſilberne Hochzeiten und was weiß ich alles bis zum Dorf im Gebürge; hierauf nach Ungarn, um die Kolonie der Korſen zu begrüßen; alsdann durch Deutſchland zurück, über Holland an den Unglücklichen vorbey, nach England, wo ich, außer der humane Society, die einen Menſchen vom Opfertode rettet, beyläufig die Indianer anzutreffen hoffe; dann durch das Kattegat nach Schweden zum Guſtav Waſa, von wo aus mich der Leibkutſcher leicht nach Petersburg fahren könnte, wenn ich nicht gute Gründe hätte dieſen Weg jetzt zu vermeiden. Ich werde alſo die nordöſtliche Durchfahrt ſuchen, um zum Grafen Benjowsky auf Kamtſchatka zu gelangen; von da durch den Ruſſiſchen Archipel hinunter zu einer Inſel im Südmeer, wo ich mich ſelbſt aufſuchen werde; hierauf nach Peru, zur Sonnenjungfrau und ihrem Freunde Rolla; durch die Magellaniſche Straße an der öſtlichen Küſte von Amerika wieder hinauf bis nach Jamaica, zu den Negerſklaven und ſo nach Europa zurück. Der letzte Theil meiner Reiſe läßt ſich noch nicht beſtimmen, denn unſtreitig wird mein Held unterdeſſen eine Anzahl neuer Schauſpiele fertigen, von denen er vielleicht einige in noch unentdeckte Länder verlegt.

Soufleur. Ja du kannſt auf dieſe Art manchen dramatiſchen Meridian um die Erde ziehn. Aber was führſt du da für Marionetten mit dir herum? Willſt du die bey uns einführen?

La Peyrouſe. Es ſind keine andern, als die ihr ſchon habt, meine geliebten Gattinnen, Adelaide und Malwina. Es iſt mir noch lebhaft erinnerlich, wie heiß mir in meiner Haut ward, als die erſte mich von meiner einſamen Inſel abzuhohlen kam, und die zweyte bey mir fand. Um nicht wieder in ſolche Noth zu gerathen, habe ich ſie mitgenommen, damit die guten Seelen ſich daran gewöhnen, wenn Natur, Dankbarkeit und Edelmuth mich nöthigen ſollten, ein drittes und viertes Familienbündniß einzugehn.

Soufleur. In der That ſehr vorſichtig. Aber machſt du die Reiſe als bloßer Dilettant? oder in dramaturgiſchen Abſichten? oder gar als Ueberſetzer ins Franzöſiſche?

La Peyrouſe. Ein höherer Zweck beſeelt mich. Ich will alle geiſtigen Kinder Kotzebue's, die zarten Geſchöpfe ſeiner warmen Fantaſie auffodern, ſich für ihren Vater zu verwenden.

Soufleur. Weswegen?

La Peyrouſe. Ihn wo möglich zu retten.

Soufleur. Wovon?

La Peyrouſe. Du weißt alſo nichts von ſeinem Unglück?

Soufleur. Unglück?

La Peyrouſe. Von ſeiner Verbannung nach Siberien?

Soufleur. Verbannung nach Siberien? Hilf Himmel! Alſo iſt es wirklich mit ihm dahin gekommen?

La Peyrouſe. Ja, ja es iſt nur allzuwahr. Er machte eine Reiſe nach Rußland, um ſich dieß romantiſche Gebiet auf ein paar neue Süjets zu beſehn. Der Monarch ſah eben die Briefe und Flugſchriften durch, welche ſeine höchſtſelige Frau Mutter vom Ritter Zimmermann erhalten hatte, und da fiel ihm *Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn* in die Hände. Höchſt entrüſtet, daß ein Menſch, der ſich einer ſolchen Schandthat bewußt wäre, es wagen dürfe, die geheiligten Gränzen ſeines Reichs zu überſchreiten, befahl er ihn ohne weiteres nach Kamtſchatka zu transportiren.

Soufleur. Stellte ihm denn der Hofrath Schütz nicht vor, daß er jenes Pasquill, ſo wie die Schrift gegen die Literatur-Zeitung längſt bereut habe?

La Peyrouſe. Ja wohl, aber der Monarch erwiederte: wer erſt unverſchämt handelt, und hinterdrein niedrig bereut, der iſt vollends ein Elender. Fort mit ihm nach Kamtſchatka!

Soufleur. Mir fällt ein Berg auf die Bruſt. Wenn es nicht widerrufen wird, ſo bin ich ein brodloſer Menſch! — (Er ſteigt aus ſeinem Kaſten.) Jetzt ſollt ihr ſehn, was ich vermag. Ihr nanntet mich tapfer unter den Mauern von Cuzko? auf den Gefilden von Tumibamba? — Poſſen! ich habe noch nie für Kotzebue geſtritten! Für ihn und unter ſeinen Augen! — Ha! ich werde ein Gott ſeyn.

La Peyrouſe. Wohin? wohin, guter Freund?

Soufleur. Auf, ihr Schrecken der Natur! Donnergebrüll und Sturmgeheul! umgebt mich, daß ich freyer athme! daß meine Stimme mit der eurigen kämpfe, und mein Arm ſchneller werde als eure Blitze.

La Peyrouſe. Die Blitze des Donnergebrülls? Du biſt außer dir.

Soufleur. Wen das nicht in Flammen jagt, der iſt aus dem ewigen Schnee zuſammengeknätet, der auf der Spitze der Cordilleras ruht.

La Peyrouſe. Guter Mann! dein Hang zu edler Schwärmerey führt dich irre: deine brennende Einbildungskraft leiht den Dingen um dich her ein grelleres Licht. Nur weil du den Muth haſt dich zu opfern, hältſt du dieſes Opfer für nothwendig. Wer Kraft zu Heldenthaten in ſich fühlt, der ſchafft ſich ſelbſt Gefahren. Mußt du dich in den Abgrund ſtürzen, ſo lange hier noch der Kaſten ſteht, in welchem du ſitzen kannſt?

Soufleur. Du haſt Recht. Vergib, ein Soufleur ſollte nie in Leidenſchaft gerathen. Und was würde daraus entſtehn, wenn die Bittenden vor den Monarchen kämen und ihre Rollen nicht auswendig wüßten? Ich werde mehr für Kotzebue's Rettung thun, wenn ich ſitzen bleibe und fleißig zublaſe. (Er ſteigt wieder in den Kaſten.) Wenn du wüßteſt, wie ich ihn liebe!

La Peyrouſe. Er macht dir doch oft das Leben ſauer mit ſeinem kurz geſchraubten Dialog —

Soufleur. Es kommt dann auch nicht darauf an, ob die Perſonen einmal ihre Reden mit einander vertauſchen.

La Peyrouſe. Mit ſeinen Sentenzen —

Soufleur. Ich habe ſie oft in der Eil grade umgekehrt geſagt, und es hat ſie niemand weniger wahr oder ſchön gefunden. Wofür ich ihm aber ewig dankbar bin, das ſind ſeine Anweiſungen für die Komödianten. So eine lange Pauſe, während welcher ein Menſch mit ſich kämpft, ob er eine Semmel eſſen ſoll oder nicht, bringt mich wieder zu Othem; und wenn vollends eine Schauſpielerin ſich vor ihrem Gemahl am Boden winden und wimmern muß, ſo hat der Soufleur gute Tage und lacht ins Fäuſtchen.

La Peyrouſe. Aber wir verſchwatzen die Zeit; ich muß fort.

Soufleur. Nur noch Eine Frage. Wie kommſt du zu der Sendung? Iſt der Gedanke dein eigen? Ich würde ihn dir beneiden.

La Peyrouſe. Die Wahrheit zu geſtehn, ich ruhte mich zwiſchen meinen zwey Familien vom Weltumſegeln aus, und ich wußte von nichts, als unerwartet der Wiener Casperle zu mir herein trat. Der erzählte mir den ganzen Verlauf, ſagte, ſo und ſo müſſe man es machen, um dem Kotzebue zu helfen, ich ſey am geſchickteſten es in Gang zu bringen, weil ich alle Schliche und Winkel auf dem Erdboden kennte, und bringt mir auch gleich die Maske, das Pfeifchen und die Melodie dazu mit. Es iſt wahr, fügte der rechtſchaffene Mann hinzu, er thut mir Abbruch, denn ſeit die Leute albern weinen gelernt haben, ſchämen ſie ſich geſcheidt zu lachen, und der Tyroler Baſtel ſelbſt muß den Beutel großmüthig à la Kotzebue ziehn, aber er treibt doch ein verwandtes Handwerk mit uns: beym Lichte beſehn, iſt er auch eine Art von Hanswurſt; von den nöthigen Eigenſchaften dazu geht ihm blos Witz und Vernunft ab.

Soufleur. Der unedle Grobian!

La Peyrouſe. Sage vielmehr der grobe Edelmüthige. Der Charakter ſollte dir doch bekannt ſeyn. Ich will mich nun auf den Weg machen. Leb wohl, bleib ſtille ſitzen, ich treibe ſie dir hier alle zuſammen.

Soufleur. Wo hinaus denn? Habe ich dir nicht geſagt, daß du hier alles beyſammen haſt? Verſteh doch. Es heißt ja nur, das Stück ſpielt da und da, aber ſie gehn alle auf Einem Boden vor und ſprechen Eine Sprache. Das iſt eben die Kunſt. Gleich vorn in dem Hauſe wirſt du die Bewohner von Menſchenhaß und Reue finden.

La Peyrouſe (nähert ſich dem Hauſe und lieſt die Inſchrift:) Menſchenliebe und Gemüthsruhe. Das iſt ja gerade das Widerſpiel.

Soufleur. Richtig! das folgte eben auf die erhabene Verſöhnung, die nun auch in eurem Paris ſo viel Thränen hat vergießen machen. Dieß iſt das Haus auf einer Inſel im Coſtanzer See, wo Baron Meinau ſeitdem mit ſeiner Familie lebt. Sie haben ihr ſtilles verſchwiegnes Glück über die Hausthüre geſchrieben. Klopfe nur an.

La Peyrouſe. Gut. (Er trägt ſeinen Kaſten vor die Thür und klopft.) Adelaide, du magſt hier nur das Wort führen.

Adelaide (ruft mit feiner Stimme:) Tugendhafte Eulalia, können Sie ſich einen Augenblick von Ihrem häuslichen Glück abmüßigen?

Eulalia tritt heraus in tiefer Trauer.

Eulalia. Welcher Unglückliche verlangt Troſt von mir? Er kommt nicht vergebens, er darf wenigſtens an meiner Bruſt weinen.

Adelaide. Was ſeh ich? Iſt Eulalia Witwe?

Eulalia. Ja gefühlvolle Unbekannte, dieſe Gewänder erreichen nicht den hundertſten Theil von der Farbe meiner innern Stimmung. Seit acht Tagen beweine ich meinen wackern Meinau, und die Art ſeines Todes macht den Verluſt wo möglich noch ſchmerzlicher.

Adelaide. O reden Sie, erzählen Sie! wie ſtarb der Theure?

Eulalia. Die edle Lüge war ſchon der Anfang einer unſeligen Verſtandesverwirrung. Da ſie ſo ungeſchickt misglückt war, verfiel er in ſichtbaren Trübſinn. Einsmals, als ich ihn in Gedanken verlohren ſitzend fand, fuhr ich mit lindernder Hand über ſeine Stirn, allein er ſchrie laut auf, und mit vieler Mühe entrang ich ihm das Geſtändniß: ich hätte ſeine ſproſſende Geweihe unſanft verletzt.

Adelaide. Unglaubliche Einbildung!

Eulalia. Und wenn nur irgend ein Höcker auf ſeiner Stirn wahrzunehmen geweſen wäre!

Es war ein bloßes Spiel der Fantaſie. Die Situation war mir ſo neu! Wie ſollte eine gute Frau ſich benehmen? Wie mußte Eulalia ſich benehmen? — Ein Arzt durfte nicht gerufen werden, weil er ſich ſeines Uebels ſchämte. Indeſſen nahm ſowohl der Wuchs der eingebildeten Geweihe, als die Empfindlichkeit ihrer jüngſten Enden immer zu. Sogar ſeinem alten Freunde, dem Major Horſt, traute er nicht mehr, weil er wußte, daß dieſer die Jagd liebt, und alſo glaubte, er laure beſtändig auf dem Anſtand, um ihn zu ſchießen, ſo daß ich den biedern Mann vor Meinaus argwöhniſchen Blicken in meinem Schlafzimmer verbergen mußte.

Adelaide. Unglückliche Eulalia! Nach ſo viel Reue noch ſolche Strafe!

Eulalia. Ich ertrug ſie nicht nur mit ausdauernder Geduld, ich dankte dem Himmel inbrünſtig, daß er mir eine Gelegenheit gab, Meinau's Großmuth einigermaßen zu vergüten. Die Kopfkiſſen, deren er bald viele und in ungeheurer Größe brauchte, um ſein ſchweres Gewicht darauf ruhen zu laſſen, polſterte ich mit eigner Hand. Tag und Nacht verließ ich ſein Bett nur auf wenige Augenblicke, um den troſtloſen Horſt aufzurichten. Wie ich eben von einer ſolchen Abweſenheit zurückkomme — nie werde ich die Schreckensſzene vergeſſen — finde ich ihn aus dem Bett geſprungen und mit dem Kopfe gegen die Wand rennend, in der Entfernung jedoch, die ihm ſeine heftige Einbildung nöthig machte. Dabey ſchrie er: kommt ihr mich abzuhohlen, gehörnte Ungeheuer? Und unter dergleichen ſeltſamen Ausrufungen und gewaltſamen Stößen gab er den Geiſt auf.

Adelaide. Geprüfter Engel!

Eulalia. Er hatte mich wiederhohlt verſprechen laſſen, daß bey Verfertigung des Sarges auf die Auswüchſe ſeiner Stirn Rückſicht genommen werden ſollte. Der Wille des Verewigten war mir heilig. Der Sarg erſchien am obern Ende mit einem Futteral verſehn, das die Form jener Hauptumgebungen nachahmte, und mit Blumenguirlanden umwunden war. Der edle Horſt und ich folgten der Leiche. Reue konnte ich nicht mehr empfinden, aber Menſchenhaß mußte es in der liebendſten Bruſt wecken, daß uns ſtatt mitgeweinter Thränen nur das Geſpött der fühlloſen Menge zu Theil ward.

Soufleur. Ich bin wie verſteinert; der Leichenzug muß hinter meinem Rücken über die Bühne gegangen ſeyn.

Adelaide. Unter Sonn' und Mond gab es nur Ein ſolches Paar. — Ach theure Eulalia, es giebt Augenblicke, in welchen man Jahre durchlebt; Augenblicke, welche ſchwarze Perücken in graue zu wandeln vermögen, und geſchminkte Wangen plötzlich bleichen. Aber ſolchen Augenblicken muß man aus dem Wege eilen. — Ueberlaſſen Sie ſich nicht unthätigem Gram: das Schickſal will ſeine Tücken wieder gut machen, indem es Ihnen die Gelegenheit zu einer guten That zuwirft.

Eulalia. Eine gute That! O ſagen Sie geſchwind! Während wir hier reden, hätte ſie vielleicht ſchon abgethan ſeyn können.

Adelaide. Ihre Seelenſtärke habe ich eben kennen gelernt, und wähle daher keine Umwege, um Ihnen das härteſte beyzubringen. Unſer Kotzebue iſt in die Verbannung nach Sibirien geſandt.

Eulalia. Mein Kotzebue? Der Retter meiner Tugend? Der Verſöhner meines Gatten? der mich allen zartfühlenden Weibern zum Vorbild aufgeſtellt hat? — Wenn ich nicht Meinau's Tod überlebt hätte, würden Sie mich hier in Ohnmacht fallen ſehn.

Adelaide. Laſſen Sie nur, ich glaube es Ihnen gern.

Eulalia. Aber was iſt zu thun?

Adelaide. Ein Fußfall bey dem Monarchen —

Eulalia. O Fußfälle ſind mein Fach, und wenn ich nur einigen Eindruck auf ſein Herz machen kann, ſo verſtehe ich mich zu allem. — Und du, nunmehr beruhigter Schatte, wirſt mir verzeihn, wenn ich die deinem Andenken gewidmete Farbe ablege, und meine Reize in bunten Schmuck hülle, den mein Herz Lügen ſtraft.

Adelaide. Nicht doch, Eulalia, Sie ſind ja Blondine, Sie können keine überredendere Tracht wählen.

La Peyrouſe. Ja ja, es wird ſchon gehn, Sie ſprechen ja wie ein Engel. Nur friſch auf den Weg! Treten Sie unterdeſſen herein zu meinen Frauen. (Er hebt ſie hinauf in den Kaſten.) Und Ihr, bewillkommet ſie aufs beſte.

(Die Puppen ſchlagen ihre hölzernen Köpfchen gegen einander, indem ſie mit feinen Stimmen ausrufen: heldenmüthige Adelaide! holde Malwina! tugendhafte Eulalia!)

Gurli ſteckt aus dem gegenüberſtehenden Hauſe den Kopf zum Fenſter hinaus.

Gurli. Was giebt's da? Ah, große und kleine Puppen? das muß Gurli ſehn.

La Peyrouſe. Ey du allerliebſtes muntres Kaninchen, komm nur herunter. — Mit dieſer könnte ſich Malwina unterhalten, wenn ich's nicht lieber ſelbſt thäte, um mich von der Erzählung der Madam Müller zu erhohlen.

Gurli (kommt und begafft ihn von allen Seiten.) Du ſiehſt gewiß recht närriſch aus, Männchen, aber du gefällſt mir. Ich will dich heirathen.

La Peyrouſe. Liebe Gurli, das geht nicht, du biſt ja ſchon mit dem Robert verheirathet.

Gurli. Ja, Gurli hat auch ſchon Kinder mit ihm. Sie will mit dir auch Kinder haben.

La Peyrouſe. Wir wollen ſehn. Jetzt gilt's aber kein Kinderſpiel. Unſerm lieben Auguſt von Kotzebue iſt ein Unglück begegnet.

Gurli. Du erſchreckſt mich. Ein Unglück?

La Peyrouſe. Der Monarch hat ihn nach Siberien geſchickt.

Gurli. J, der böſe Menſch! Was ſoll er denn da machen?

La Peyrouſe. Er muß alle Tage eine Anzahl kleine rauhe Dinger fangen, ſonſt kriegt er Schläge.

Gurli. Kleine rauhe Dinger? ha ha ha!

La Peyrouſe. Dabey leidet er Froſt und Hunger.

Gurli (weint.) Der arme Menſch! Ich will ihm gleich meinen Pelz und etwas zu eſſen ſchicken.

La Peyrouſe. Liebes Kind, das geht nicht, es iſt viele hundert Meilen weit hin. Das einzige, was du thun kannſt, iſt, daß du bey dem Monarchen für ihn bitteſt.

Gurli. Ja ja, das will ich auch. (Sie klatſcht in die Hände.) Monärchen, will ich ſagen, wenn Gurli dir gut ſeyn ſoll, ſo mußt du mein

Auguſtchen frey laſſen. Gurli will dich auch dafür küſſen, Gurli will dich heirathen, wenn du es haben willſt.

La Peyrouſe. Damit iſt ihm vielleicht nicht gedient, aber komm nur mit, kleine Unſchuldige.

Gurli. Gleich! Laß mich vorher nur noch einmal ins Haus. Ich muß ein bischen in die Wochen kommen, ich bin aber im Augenblick fertig. (Sie hüpft fort.)

La Peyrouſe. Mit den Weibern geht es von Statten. Ich bin noch niemals ſo geſchwinde geſegelt.

Harrington und **Maxwell** kommen, der letzte mit einer halbtodten Katze beſchäftigt.

Maxwell. O wenn es mir gelingt dich zu retten, ſo werde ich der Menſchheit meine Schuld bezahlt zu haben glauben. Alle die Semmeln will ich dir geben, nach denen ich mit wehmüthigen Blicken ſchaute.

La Peyrouſe. Die Opfertodten laufen mir von ſelbſt in die Hände. — Meine Herren, rathen Sie! helfen Sie! Sie ſind Engländer, folglich edelmüthig. Ihrem Nationaldichter Kotzebue iſt ein Unglück begegnet.

Harrington. Er iſt alſo ins Waſſer gefallen?

Maxwell. Er hat alſo Rattengift bekommen?

Harrington. Man muß ihn ſogleich herausziehn und ihm Tobacksklyſtiere geben.

Maxwell. Man muß ihm Oel und Mandelmilch einſtößen.

La Peyrouſe. Warum ſoll er denn aber ins Waſſer gefallen ſeyn, oder Rattengift bekommen haben? Nein nein, er läuft Gefahr zu erfrieren.

Harrington. Auf den Fall ſind wir noch nicht eingerichtet. Ihr wißt, daß ich Mitglied und jetzt ſogar Präſident der humane Society bin. Seit mein Sohn beym Baden ertrank, und die Vorſehung mir dieſen dafür aus der Themſe zuſchickte, finde ich es nicht mehr der Mühe werth, irgend etwas andres zu thun, als Menſchen aus dem Waſſer zu ziehn.

La Peyrouſe. Da werden Sie ſie wohl manchmal erſt ſelber hineinſtoßen müſſen.

Harrington (beyſeit.) Verdammt! den Maxwell hatte ich wirklich ein wenig hineingeſtoßen.

Maxwell (immer mit der Katze beſchäftigt) Und ich habe, um meinem Vater nachzueifern, eine menſchenliebende Geſellſchaft zu Rettung verunglückter Hunde und Katzen geſtiftet.

Harrington. Herr, wenn Ihr wüßtet, welch Entzücken es iſt, wenn Lebenswärme in den Ertrunkenen zurückkehrt —

Maxwell. Wenn ſolch ein armes Geſchöpf anfängt, das Gift auf allen Wegen von ſich zu geben —

Harrington. Wenn er Gattin, Eltern und Freunde wieder erkennt —

Maxwell. Wenn es wieder Appetit bekömmt, etwas ſtärkendes zu genießen —

La Peyrouſe. Aber, meine Herren, dieſe Freude können Sie an Kotzebue nicht erleben: der Monarch hat ihn nach Sibirien in die Verbannung geſchickt.

Maxwell. Nach Siberien? was da zu thun? —

Harrington. Man muß eine Geſellſchaft zur Rettung Siberiſcher Verbannten ſtiften.

Maxwell. Man könnte den Monarchen vielleicht ſelbſt bewegen, Mitglied davon zu werden.

Harrington. Ich eile auf die Börſe, um eine Subſcription zu formiren.

La Peyrouſe. Was meynen Sie, wenn Sie vorſchlügen, ſogleich einen Pelzhandel auf die Aleutiſchen Inſeln mit dem Inſtitut zu verbinden? Das würde den Edelmuth Ihrer Nation noch mehr anfeuern.

Harrington. Komm, mein Sohn, laß uns keinen Augenblick verlieren.

Maxwell. Dank der Vorſehung, die auch Siberiſche Verbannte hat werden laſſen, um unſern Durſt nach guten Thaten zu ſtillen! — Sie lebt, ſie dehnt ſich. Eine gute Vorbedeutung!

(Beyde ab.)

La Peyrouſe. Es langweilt mich nur, daß ich die nehmliche Geſchichte ſo oft wie ein Bettler wieder erzählen muß. Ich wollte, ich wäre fertig.

Emilie Moorland von Häſchern geführt.

Emilie. Rettet, rettet eine Verläumdete!

La Peyrouſe (zum Souffleur:) Wer iſt die Frau? Gehört ſie auch zu uns? Ich kann ſie an keinem beſondern Zuge herausfinden, ich ſehe nur ein ordinaires biedres deutſches Weib.

Emilie. Das bin ich auch. Mein Ehrgeiz verſteigt ſich nicht höher, als Gattin und Mutter, und Wohlthäterin der Unglücklichen zu ſeyn, was ich aber äußerſt geheim halte. Ich bin die Frau des Syndicus Moorland.

Souffleur. Das kann ich ihr bezeugen. Aber in welchem Zuſtand! Und wie fängt es an hier zuzugehn! Die Tugend hält die Geſetze nicht mehr in Ordnung.

La Peyrouſe (zu den Häſchern.) Laſſet die Verehrungswürdige los.

Ein Häſcher. Für ein gutes Trinkgeld wollen wir ſie euch ſchon überlaſſen.

La Peyrouſe. Nun ſo geht. — Sie ſind alſo die Frau des Syndicus Moorland, dem die Verläumder ſo übel mitgeſpielt haben?

Emilie. Des nehmlichen. Sie brachten uns an den Rand des Verderbens, indem ſie meine nächtliche Mildthätigkeit benutzten. Aber mein Hang zu dieſer Tugend iſt ſo groß, daß ich ſie nicht unterlaſſen kann. Jetzt, da ich von einer armen Taglöhnerin zurückkam, die ich von Mitternacht bis gegen Morgen wegen ihrer übermäßigen Erſchöpfung von harter täglicher Arbeit tröſtete, begegne ich den Schaarwächtern, die Unmenſchen halten mich für eine liederliche Weibsperſon und wollen mich in die Wache ſchleppen. Sie wiſſen vermuthlich wie das ganze Publicum, durch die Schalkhaftigkeit meiner Schweſter Jenny, daß ich ſchwanger bin. Das Schrecken kann mir eine Fehlgeburt zuziehn.

La Peyrouſe. Halten Sie noch ein wenig an ſich, Madam. Sie haben jetzt die beſte Gelegenheit, Ihren Gemahl mit einem geretteten Unglücklichen zum Geburtstag anzubinden. Ihr Freund Kotzebue iſt nach Sibirien geſchickt.

Emilie. Ach, werde ich ihn dort auch durch nächtliche Beſuche tröſten können?

La Peyrouſe. Man muß ſich bey dem Monarchen für ihn verwenden.

Emilie. Was meynen Sie, um Mitternacht —

La Peyrouſe. Potz Wetter, da würden Sie ihn ja aus dem erſten Schlafe wecken.

Emilie. Er wird für ſanfte Regungen deſto empfänglicher ſeyn.

La Peyrouſe. Aber die Schildwachen —

Emilie. Laſſen Sie mich machen. Wer die Wohlthätigkeit ſo geheim ausübt, wie ich, weiß am Ende ſchon mit Nachtwächtern und Schildwachen fertig zu werden. — Wir haben Zeit bis auf den Abend. Ich will nach Haus gehn, und das Negligee, das ich bey meinen nächtlichen Wanderungen zu tragen pflege, mit Sorgfalt bereiten; dann treffe ich Sie hier wieder. Ich kenne Sie zwar nicht, aber nach Ihrer Freygebigkeit und dem Ruderkleide zu ſchließen, ſind Sie ein edler Engliſcher Mylord.

(ab.)

La Peyrouſe. Nun wahrhaftig! Wenn wir Kotzebue auf keine andre Weiſe losbekommen, ſo geſchieht es dadurch, daß wir den Monarchen herzlich zu lachen machen. Die Närrinnen! dieſe mit ihren Mitternächten, und die Gurli mit dem Heirathen! Ich werde ſie aber doch in mein hölzernes Serail ſetzen. — Weiter.

(Er klopft an eine der Kamtſchadaliſchen Jurten im Hintergrunde. Der Hettmann der Koſaken kommt heraus, halb betrunken.)

Finde ich hier nicht den großen Benjowsky?

Hettmann. Benjowsky? großer Mann? Wenn ich ſage ein großer Mann, ſo verſtehe ich darunter einen Erzhalunken.

La Peyrouſe. Gleichviel was du verſtehſt. Sage mir nur, iſt er nicht hier?

Hettmann. Wieder in Kamtſchatka, Naſe und Ohren aufgeſchlitzt, alle Tage die Knute.

La Peyrouſe. Liegen denn dieſe Jurten nicht in Kamtſchatka?

Hettmann. Einfältiger Kerl, ſiehſt du nicht, daß ſie auf dem Deutſchen Theater liegen? Wenn ich ſage Deutſches Theater —

La Peyrouſe. Alſo im wirklichen eigentlichen Kamtſchatka?

Hettmann. Ganz eigentlich.

La Peyrouſe. Leider! iſt Kotzebue auch nicht bloß nach dem theatraliſchen Kamtſchatka geſchickt.

Hettmann. Iſt der hingeſchickt? Na, da können ſie einander Geſellſchaft leiſten.

La Peyrouſe. Benjowsky war ja glücklich entkommen. Weswegen iſt er von neuem verwieſen?

Hettmann. Wegen der dummen Streiche — wenn ich ſage dumme Streiche, ſo verſtehe ich darunter abſcheuliche Spitzbübereyen — die er gemacht hat in dem Schauſpiele — den alten Gouverneur für alles Gute ſo zu belügen, zu betrügen und zu mishandeln, nichts davon zu ſagen, daß er verheirathet iſt, damit nur die Afanaſia in ihn verliebt wird, und dazwiſchen immer die Frau anzurufen, und am Ende noch zu denken, er wäre beſſer wie der Hettmann, weil er uns das angeſchoßne Fräulein da läßt — haſt mich verſtanden? es iſt ein bischen ein confuſer Handel.

La Peyrouſe. Ich verſtehe vollkommen. Und hätte er nun die Aſanaſia mitgenommen, was wäre daraus entſtanden, als daß er zwey Frauen hätte, wie ich auch? — Aber kannſt du nichts für den unglücklichen Kotzebue thun? Dauert er dich denn gar nicht?

Hettmann. Ey was! Der alte Gouverneur dauert mich, ich ſelbſt daure mich, daß ſie mich in einen Keller ſperren, aber ſo ein lauſiger —

La Peyrouſe, Du verdankſt ihm doch deine ſchöne Koſacken-Uniform.

Hettmann. Höre, ich will dir was im Vertrauen ſagen. Wenn mich Iffland nicht ſpielte, ſo wäre es mit mir auch nicht viel. Wenn ich ſage, nicht viel, ſo verſtehe ich darunter — gar nichts. (taumelt fort.)

La Peyrouſe. Da iſt nicht viel zu machen. Ich will in ein wärmeres Klima. (Klopft an das Thor des Sonnentempels.)

Der **Oberprieſter** tritt heraus.

Oberprieſter. Wen ſuchſt du, Fremdling?

La Peyrouſe. Ich will zu Rolla.

Oberprieſter. Meynſt du den urſprünglichen oder den von Sheridan umgearbeiteten? Der letzte iſt auch in einer Deutſchen Ueberſetzung zu haben.

La Peyrouſe. Seltſame Frage! Giebt es denn mehr als Einen Rolla? Rolla den Einzigen, das Kind der Sonne, den Feldherrn der Peruaner, den unvergleichlichen Helden muß ich ſprechen.

Oberprieſter. Ja ſo! der iſt todt. Weißt du das noch nicht?

La Peyrouſe. Unterſucht es wohl, ob er auch wirklich todt iſt. Der Vorhang fällt ſo ſchnell nach ſeinem Falle nieder, man kann nicht wiſſen —

Oberprieſter. Freylich, es ſind wohl noch andre Dinge möglich geworden.

La Peyrouſe. Vielleicht tritt er in einer zweyten Fortſetzung wieder auf.

Oberprieſter. Wo denkſt du hin, Freund? Das erſte Stück, worin Rolla vorkömmt, war ein Schauſpiel ſchlechtweg, das zweyte ein romantiſches Trauerſpiel. Wie könnte ſich der Dichter da noch überbieten? Nein, Rolla iſt und bleibt todt.

La Peyrouſe. Aber Alonſo wird doch leben. Ich brauche die Hülfe eines Helden.

Oberprieſter. Da haſt du dich wieder verrechnet. Dem Alonſo iſt es mit der Heldenſchaft nie rechter Ernſt geweſen, und er hat ſich nunmehr ganz auf die Häuslichkeit begeben. Seit dem letzten Schrecken mit dem Kinde, da es von den Spaniern geſtohlen ward, haben ſich beyde Eltern vorgenommen, es nie wieder einen Augenblick allein zu laſſen. Die Sonne hat eine ſo muſterhafte Elterlichkeit geſegnet, Cora bringt eine erſtaunliche Menge Kinder zur Welt, und Alonſo badet, füttert, wäſcht, wiegt und tänzelt ſie eins ums andre den lieben langen Tag.

La Peyrouſe. So finde ich doch hier noch die ehrwürdigen Prieſter, die heiligen Jungfrauen der Sonne. — Gebet mir geiſtlichen Beyſtand, wenn es am weltlichen gebricht.

Oberprieſter. Davon wäre viel zu ſagen. Der Sonnentempel ſteht zwar noch, er iſt aber, wie andre aufgehobene Klöſter, mit den Fortſchritten der Aufklärung und Vernunft in ein Erziehungs-Inſtitut verwandelt worden.

La Peyrouſe. Wie ſo?

Oberprieſter. Cora's beſtätigte Verbindung mit Alonſo vernichtete das ſtrenge Geſetz. Die übrigen Sonnenjungfrauen, die ſchon zuvor, wie ihr an Idali und Amazili geſehn habt, auf das lebhafteſte wünſchten Cora's Beyſpiel zu folgen, ließen ſich das nicht zweymal geſagt ſeyn. Sie thaten alle nichts Böſes, ſie beleidigten alle die Götter nicht, ſie waren alle unſchuldig, aber ehe man ſich's verſah, trugen ſie die Unſchuld nicht mehr im Herzen, ſondern unter dem Herzen. Mir ſelbſt machte die Oberprieſterin Anträge, die ich nicht hart genug war abzuweiſen. Sie zeigte mir den Weg der Natur und Unſchuld; ich erinnerte mich, daß ich ſchon in meiner Jugend darauf gewandelt war, daß aus dieſer Verirrung der große Rolla entſprungen und —

La Peyrouſe. Die prieſterliche Würde mußte der Menſchheit weichen.

Oberprieſter. Bald offenbarten ſich die Wirkungen; der Sonnentempel ſamt den dazu gehörigen Gebäuden glich einem Entbindungshauſe. Meine Oberprieſterin ließ mich hohlen, und rief, indem ſie mir das neugebohrne Kind entgegen hielt: nicht wahr, eine Mutter iſt doch ein ehrwürdiges Geſchöpf? Ich bejahte es von Herzen, denn wiewohl ein rundes behagliches Weib, iſt ſie doch ſchon ſtark in die Vierzig.

La Peyrouſe. Und die Sonne ſah es geduldig mit an?

Oberprieſter. Wie geſagt, ſie ſegnete unſre Bemühungen mit der Allerzeugenden zu wetteifern. Aus einem unfruchtbaren Bräutigam war ſie plötzlich ein beglückter Vater geworden. Die Fruchtbarkeit der Sonnenjungfrauen war ſo groß, daß bald das fröhliche Gewimmel der Kinder einen kleinen Staat bildete. Er bedurfte einer Leitung, und Cora und Alonſo wurden einſtimmig zu Oberaufſehern dieſes Findelhauſes ernannt.

La Peyrouſe. Ein Philanthropin unter Peruanern! So weit geht die Cultur unſers Jahrhunderts. Wer hätte es hoffen dürfen?

Oberprieſter. Es wäre in der That ſchön, wenn einem armen Oberprieſter das Leben dabey nur nicht ſo ſauer gemacht würde. Alonſo hat von ſeinem Lehrer, Las Caſas, den Grundſatz geerbt, daß durch Freundlichkeit und vernünftige Vorſtellungen alles von den Menſchen zu erlangen iſt. Die Kinder dürfen alſo bey Leibe nicht einmal ſcheel angeſehn werden. Wenn ich des Morgens durch die Gänge des Tempels gehe, ſo ſitzen an allen Ecken Mütter, die ihre Säuglinge reinigen. Beklage ich mich über den üblen Geruch, ſo halten ſie mir die illuminirten Kindertücher entgegen, als ſo viele Freypäſſe, von der Natur unterzeichnet. Die größeren machen ſich nun vollends unnütz. Sie blaſen zum Spaß die ewige Lampe aus, ſpielen mit den goldnen Bildern der Sonne wie mit Kreiſeln, hoſiren um die Altäre, bewäſſern die

Opferſchalen, und wenn wir in frommer Begeiſterung unſern Morgenhymnus anſtimmen wollen, ſo quäken ſie unaufhörlich dazwiſchen.

La Peyrouſe. Glaube mir, das Gequäk geſunder Kinder iſt der Gottheit willkommner, als eure ſchönſten Geſänge. Die Veränderung iſt meinen Abſichten auch nicht ungünſtig. Man will jezt den Erziehungsanſtalten beſonders wohl. Eine Proceſſion der Jungfrauen mit ihren ſämtlichen Kindern wird gewiß für unſern Kozebue bey dem Monarchen etwas auswirken.

Oberprieſter. Für unſern Kozebue? Bey welchem Monarchen?

La Peyrouſe. Du ſollſt alles erfahren, Alter, aber es hat Eil. Mache nur Anſtalten zur Proceſſion.

Oberprieſter. Es ſoll gleich geſchehn. Verlaß dich auf das warme Herz, das unter dieſem Gewande noch nicht menſchlich zu ſchlagen verlernt hat. (ab.)

La Peyrouſe (tritt vor die Burg und klopft.) Das Burgthor iſt feſt verſchloſſen, und niemand in der Nähe. Ich muß mich ſchon vernehmen laſſen.

Johanne von Montfaucon erſcheint auf dem Altan.

Johanne. Welcher Ritter oder Knappe bläſt da auf ſeinem Horn, um eingelaſſen zu werden?

La Peyrouſe. Es iſt nur mein Pfeifchen, und ich bin weder Ritter noch Knappe, gnädige Frau, ſondern ein Bote.

Johanne. Ich will euch öffnen laſſen. Bey uns wird jeder Pilgersmann gaſtfrey beherbergt.

La Peyrouſe. Ich habe keine Zeit mich aufzuhalten, meine Botſchaft iſt mit an euch gerichtet und kürzlich dieſe: Unſer Ahnherr Kotzebue iſt nach Siberien verbannt und Ihr ſollt ihn befreyen helfen.

Johanne. Hat der Verräther Laſarra eine neue Tücke angezettelt? Ich glaubte, er würde von meinen Streichen nie wieder aufſtehn.

La Peyrouſe. Laſarra iſt ein höllenmäßiger Böſewicht, der ſeinem Herrn leicht einen Platz in Siberien verdienen könnte, aber dießmal hat er keine Schuld: der Monarch hat andre Beweggründe gehabt.

Johanne. Ha, ich bin eine freye Schweizer-Ritterin und frage nichts nach Monarchen. Kennſt du das Geſchlecht der Montfaucon? Weißt du, daß ich die letzte meines Stammes bin? Ich werde den Monarchen wenigſtens von hinten durch den Helm hauen.

La Peyrouſe. Ja, wenn ihr nur in Verſen ſprechen wolltet,
Wie Guſtav Waſa, Bayard und Octavia,
So könntet ihr ihn übers Ohr leicht haun.

Johanne. Nein, das verſteh ich nicht.
La Peyrouſe. Ihr ſolltet's billig,
Als ein romantiſch Weib des Mittelalters.

Johanne. Bedenkt doch, daß ich dem ungeachtet eben ſo geheim wohlthätig und modern empfindungsvoll bin als Madam Müller oder Frau Syndicus Moorland.

Damals verſtand auch Kotzebue noch nichts hievon.
Und Verſe ſchienen ihm über die Maßen unnatürlich.
Er iſt ſeitdem erſt auf die Sprünge gekommen.
Doch arbeitet er mich vielleicht noch einmal um.
La Peyrouſe. Wohl, rettet ihn, ſonſt kann es nie geſchehn.

Johanne. Ich will ſogleich meine Rüſtung anlegen, mit meinen Knappen über die Zugbrücke ziehn, und ausſehn wie Friederike Unzelmann, dann widerſteht mir niemand. (ab.)

La Peyrouſe (indem er zum Soufleur zurückkehrt.) Nun wäre ich ſo ziemlich mit dem fertig, was im nächſten Umkreiſe des Theaters liegt. Wie weiter, mein Freund? Es müſſen hinterwärts noch eine Menge ausgepochte oder wenigſtens nicht ſo beliebte Perſonen ſtecken.

Soufleur. Gut, daß du eben bey der Johanna von Montfaucon ſtehen bleibſt. Mir fällt ein Moyen daraus ein, das gute Dienſte leiſten ſoll.

(Er ſteigt aus ſeinem Loche und macht den Kreis des ganzen Theaters, indem er zu einer Kouliſſe hinein und zur nächſten heraus geht. Dabey ſchlägt er von Zeit zu Zeit mit der Lichtputze an ſein Buch, daß es klirrt.)

Halloh! halloh! Ihr Bühnebewohner! Auf aus der Ruh! Waffnet euch für euren rechtmäßigen Herrn!

(Während deſſen hört man links eine Maultrommel. Rechts antwortet eine andre. Hierauf hört man in weiter Ferne das Lied: Freut euch des Lebens ꝛc. auf der Maultrommel ſpielen. Die Melodie iſt zu finden auf allen Gaſſen.)

Recht ſo! Jene muntern Gaſſenjungen hat uns ein günſtiger Zufall noch erhalten. Willkommen, ihr ſanften vaterländiſchen Töne! Verſcheucht die Sorge um Brod und Amt, und brummt Ruhe in meine Bruſt.

(Beginnt zu ſchlummern. Indeſſen kommen Gurli, Emilia Moorland, Harrington und Marwell zurück. Von allen Seiten ſtrömen edle Menſchen aus Kotzebue's Stücken herbey. La Peyrouſe ſetzt die eben erwähnten Frauenzimmer zu den andern Puppen in ſeinen Kaſten, nimmt dieſen auf den Rücken und ſtellt ſich an die Spitze. Der Sonnentempel öffnet ſich und die Sonnenjungfrauen ziehn mit ihren Kindern paarweiſe heraus. Johanne in glänzender Rüſtung mit ihren Gewappneten über die Brücke. Auf dieſe folgen die Negerſklaven, ausgehungert, zerlumpt, oder nach Befinden der Umſtände ganz nackt, und zerfleiſcht, mit Ketten und Fußſchellen beladen. Der Schauſpiel-Direktor wird am beſten beurtheilen können, welche von dieſen Mißhandlungen das ſchönſte Tableau macht. Der Soufleur erwacht von dem Getümmel und ſchließt ſich hinten an.)

La Peyrouſe ſingt nach der Melodie der Marſeiller Hymne, wobey der Chor an den gehörigen Stellen einfällt:

Wohlauf, der deutſchen Bühne Kinder!
Der Tag des Ruhmes bricht heran.
Man ſchalt uns oftmals arme Sünder,
Nun zeige jeder was er kann.
Hört ihr der Tadler wilde Horden?
Der Kritiker verruchten Schwarm?
Sie kommen, euch ſogar im Arm
Des lieben Publicums zu morden.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poetenblut düng' unſern platten Grund.

Ha! bebt, Verwegne! und ihr Dichter,
Die niemand heut zu Tag begreift!
Erbebt! ſchon ſeyd ihr Böſewichter
Zur Umarbeitung uns gereift.
Schauſpiel wird alles, euch zu dämpfen;
Fällt eines aus dem jungen Chor,
So ſchießen neue Pilz' hervor,
Gleich fertig gegen euch zu kämpfen.
Zum Kampfe, Burgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poetenblut düng' unſern platten Grund.

(Während dieſes Geſanges marſchirt der ganze Zug zweymal um das Theater. Hierauf kriechen alle nach einander in das Loch des Souffleurs; der Souffleur zuletzt, und bleibt ſitzen. Der Vorhang fällt. Man hört noch eine Zeitlang, aber immer ſchwächer, unter der Bühne die Melodie der Marſeiller Hymne.)

Zweyter Aufzug.

Das Innere einer Kamtſchadaliſchen Jurte.

Der Decorateur wird ſich bemühn, den Geſtank von faulen Fiſchen, Thran, Unrath u. ſ. w. genau nachzuahmen, weil dieß beſonders viel zur Täuſchung beyträgt. Ein Kamtſchadaliſcher Toyon, oder Schulz eines Dorfes, ſitzt mit verſchränkten Armen beym Feuer und brummt von Zeit zu Zeit. Plötzlich ſtürzen von oben herein Kotzebue und hinter ihm ein Rußiſcher Korporal mit einem Stock, beyde mit Jagdtaſchen und Flinten. Der Toyon ſpringt auf.

Korporal. Sieh, Kotzebue, ich ehre dich; aber bey meinem und deinem Gott, ich muß dich prügeln!

Kotzebue. Den Tugendhaften kann man prügeln, die Tugend nie.

Toyon. Ey was hat der arme Menſch denn gethan, daß ihr ſo entrüſtet auf ihn ſeyd, Herr Korporal?

Korporal. Der Gouverneur hatte ihn bey der Bärenjagd auf einen Poſten geſtellt. Der Bär ließ lange auf ſich warten, endlich kömmt er zum Vorſchein und geht grade auf die Seite los, wo der Kotzebue ſteht. Der feige Burſch, ſtatt auf ihn anzulegen und ihm tüchtig mit dem Meſſer den Fang zu geben, nimmt die Beine auf die Schultern und geht ſamt dem Bären durch.

Kotzebue. Die Natur hieß mich ſo handeln, und Kotzebue wird der Natur immer gehorchen. Die Zähne klapperten mir vor Froſt von dem langen Stehen, dann machte mir der Bär ſo grimmige Geſichter, und geſticulirte ſo mit den Tatzen, daß ich eine ſchlimme Umarmung befürchten mußte. Sonderbar! Zum Vorwurf macht man mir das, daß ich die unangenehmen Empfindungen fliehe. Ey mein Gott! wer flieht ſie denn nicht?

Korporal. Raiſonnire er nicht viel, Herr Präſident, ſonſt werde ich ihm funfzig unangenehme Empfindungen auf den Rücken zählen.

Toyon. Nehmts nicht übel, Herr Korporal, warum gebraucht der Gouverneur den Menſchen auch zur Jagd, dem man es gleich anſieht, daß er nun und nimmermehr dazu taugt. Jeder nach ſeiner Weiſe! Wie er da ſteht, ſoll er eine Kunſt können, mit Geſchichten die er vorſtellt, was meines Bedünkens beynah ſo hübſch ſeyn muß, wie unſer Bärentanz. Das ſollte ihn der Gouverneur hermachen laſſen.

Korporal. Ja, daß ſie denn alle ſo ſchlecht zur Bärenjagd taugten wie er, wenn ſie ſich viel mit ſeinen Geſchichten abgäben. Deswegen iſt er ja eben hergeſchickt, daß er mehr Eiſen in die Knochen kriegt. Bisher iſt nichts an ihm eiſern geweſen als die Stirn.

Toyon. Na, laßt's gut ſeyn, Gevatter Korporal, und trinkt einen Schluck Brantewein mit mir.

Korporal. Es mag für dießmal ſo hingehn. (Sie trinken.) Nun, lebt wohl. (ab.)

Kotzebue. Euer Kutka iſt ein weiſer Gott. Er ſetzte einen Menſchen hin, grade da, wo ein Menſch mir am nothwendigſten war.

Toyon. Sprich nicht närriſch, guter Freund, die andern ſind auch keine Fiſchottern, und der große Kutka hat mich nicht deinetwegen hergeſetzt. — Ich will aber künftig für deinen Unterhalt ſorgen, du kannſt alle Tage ein Stück Baumrinde mit Seewolfsfett hier kriegen.

Kotzebue. Mein Dank —

Toyon. Stille! du ſollſt es nicht umſonſt haben. Meine Tochter will gern Deutſch von dir lernen.

Kotzebue. Süße Mühe! Wie wird es mich entzücken, die vaterländiſchen Laute von ihrer kleinen dicken Zunge nachgelallt zu hören.

Toyon. Sie will gern die Ritterromane leſen.

Kotzebue. Daran erkenne ich ein zartes Gemüth. So hoffe ich ihr auch den Slatkajatrava-Saft meiner eigenen Dichtungen einzuflößen.

Toyon ruft in die Szene. Puſeltuſel, biſt du da?

Puſeltuſel kommt aus einer hintern Abtheilung der Jurte.

Puſeltuſel. Mein Vater?

Toyon. Komm her, Mädchen, der Deutſche Bärentänzer iſt da.

Puſeltuſel. Ach, bin ich denn auch glatt genug?

(Sie greift in ein Gefäß mit Thran und ſtreicht ſich geſchwind eine Handvoll über die Haare.)

Kotzebue. Liebenswürdige Koketterie der Unſchuld!

Toyon. Ich muß in meinen Hundeſtall. Ich laſſe den Lehrer bey der Schülerin allein und erwarte ihn nachher auf eine Portion gedörrten Fiſch.

Puſeltuſel. Hör einmal, mein lieber Kutzelbutzel, man hat mir geſagt, daß in den Geſchichten, die du vorſtellſt, die Mädchen den Männern nachlaufen. Das gefällt mir.

Kotzebue. Schöne Puſeltuſel, ich habe es auch ſolchen lieben Kindern zu Gefallen ſo eingerichtet.

Puſeltuſel. Ich hätte wohl Luſt dir nachzulaufen.

Kotzebue. Heilige Natur, du verläugneſt dich nirgends.

Puſeltuſel. Oder noch beſſer, ganz mit dir davon zu laufen.

Kotzebue (beyſeit.) Alles müßte mich trügen, oder ſie liebt mich. Was ſoll ich thun? Wenn es ein Mittel werden könnte, meine Verbannung — Aber nein! Schwebe du mir vor in dieſer gefährlichen Stunde, Bild meiner Römiſchen Octavia! Beſchirme mich, daß ich mich nicht wieder mit der bloßen Natur gemein mache, nachdem ich endlich mit Mühe zum Idealiſchen gelangt bin.

Puſeltuſel. Du antworteſt mir nicht, und ſprichſt mit dir ſelber.

Kotzebue. Ich denke darüber nach, wie es möglich wäre mit dir davon zu laufen, und finde kein Mittel.

Puſeltuſel. Das wird ſich ſchon finden, ſey jetzt nur luſtig und lehre mich Deutſch. Wie heißt denn etwa die Naſe, oder die Ohren, oder das Hintertheil?

Kotzebue. Der Steiß.

Puſeltuſel. Der Steiß — der Steiß — Sieh das weiß ich ſchon. Der Steiß. Was heißt denn: das Hintertheil bewegt ſich hin und her?

Kotzebue. Der Steiß puppert.

Puſeltuſel. Der Steiß puppert. O das iſt ſchön! (Legt die Hand hinter ſich mit einem umgekehrten Seufzer) Der Steiß puppert. Ich bin eine gelehrige Schülerin, ich fühle was ich lerne.

Kotzebue. Dieſe himmliſche Naivetät, — ich halte es nicht länger aus! — Liebſte Puſeltuſel, ich muß zu deinem Vater in den Hundeſtall wegen der gedörrten Fiſche.

Puſeltuſel. Bleib doch hier, er kommt ja wieder, und bringt ſie dir mit.

Kotzebue. Nein nein, ich muß durchaus fort.

(ab.)

Puſeltuſel ſteht ihm lange ſchweigend nach, dann geht ſie unruhig auf und nieder. Dann greift ſie nach einem Stück Baumrinde, kaut daran und wirft es wieder weg. Dann nimmt ſie, gedankenvoll, angefangne Beinkleider von Rennthierfell vor ſich, und näht mechaniſch daran. Dann ſeufzt ſie verkehrt, legt die Hand.hinter ſich und ſpricht:

Der Steiß puppert!

(ab.)

Vor **Benjowsky's** und **Kotzebue's** gemeinſchaftlicher Hütte.

Benjowsky tritt auf mit einem Kamm in der Hand.

Benjowsky. Heute wird man in der Sonne auf Schrittſchuhen laufen können. Da ſteht ſie am Firmament, als ob ein Pfuſcher von Arzt ihr alle Wärme auslaxirt hätte.

Kotzebue zu ihm.

Kotzebue. Wie ſtehts? warſt du ſchon auf der Jagd?

Benjowsky. Einen Floh und zwey Läuſe habe ich geknackt. Eine Stunde ſpäter wären ſie erfroren. Da ſieh einmal. (indem er ihm den Kamm hinhält) Kaum geblutet haben ſie; ein wenig rothes Eis trat aus der Wunde.

Kotzebue. O mein erhabner Freund! Heute bin ich zum erſtenmal in Verſuchung geweſen, mich mit meinem Schickſal auszuſöhnen.

Benjowsky. Wie ſo?

Kotzebue. Kennſt du die Tochter des Toyon?

Benjowsky. Puſeltuſel? Wie ſollte ich ſie nicht kennen? (mit Exaltation.) Ihr Haar gleißt von Thran wie die Tannenbäume vom Herbſtreif, ihre Haut iſt mit einer Kruſte überzogen wie dieſe Steppen mit Schnee, von hinten gleicht ſie dem Vulkan von Kalitowa, und von vorn den heißen Schwefelquellen von Apatſchin.

Kotzebue. Ach, ich habe keine Zeit gehabt ihre körperlichen Reize zu bemerken. Ihr liebreiches Gemüth hat mich ganz hingenommen.

Benjowsky. So?

Kotzebue. Ich ſoll ſie im Deutſchen unterrichten, dafür will ſie mir das Leben verſüßen.

Benjowsky. Tod und Teufel! weißt du, daß ich ſie liebe? daß das Mädchen mein iſt?

Kotzebue. Freundſchaft ſtiftet Gemeinſchaft aller Güter.

Benjowsky. Liebe fodert ausſchließlichen Beſitz.

Kotzebue. Die Natur ſpottet ſolcher Foderungen.

Benjowsky. Ehre unterjocht die Natur.

Kotzebue. Ehre unter Verbannten iſt ein läſtiger Ordensſtern auf dem Rocke eines Bettlers.

Benjowsky. Er wird erſt zum Bettlersrocke, wenn man den Stern abreißt.

Kotzebue. Für das eingeſchmelzte Silber könnte man jenen flicken.

Benjowsky. Und dabey in das mürbe Zeug noch mehr Löcher reißen. Doch wir verirren uns in geſuchten Repliken. Kurz und gut, ich bin eiferſüchtig auf dich.

Kotzebue. Ich dächte nicht, daß ich dazu irgend jemanden Urſache geben könnte. Und käme es auch zwiſchen mir und Puſeltuſel zu einer gewiſſen gutmüthigen Vertraulichkeit, ſo wird doch immer die Treue gegen meine Römiſch geſinnte Octavia —

Benjowsky. Schweig, da kommt ſie.

Kotzebue. Laß uns recht unbefangen ſeyn, das gute Mädchen würde ſich kränken, wenn ſie Mishelligkeit zwiſchen uns befürchtete.

Puſeltuſel tritt auf.

Puſeltuſel. Ha du närriſcher Kutzelbutzel! Was liefſt du denn auf einmal weg, als wenn der Bär hinter dir wäre? Nun habe ich dich wieder und du ſollſt mir nicht mehr durchgehn. (Sie hält ihn beym Rockſchoß.)

Kotzebue. Welch ein natürliches Talent, da ſie von meinen Schauſpielen bloß gehört und ſie noch nicht ſelbſt geſehn hat.

Benjowsky. Hör, Kleine, weil du ſo luſtig biſt, ſo mache uns einmal deinen allerliebſten Bärentanz vor.

Puſeltuſel. Gern, wenns euch Spaß macht. Stellt euch zurecht.

(Sie tanzt den Kamtſchadaliſchen Tanz mit allen Gebehrden eines Bären, wozu ſie die Muſik ſelber brummt.)

Kotzebue. Au weh! au weh! der Bär giebt mir Ohrfeigen mit den Tatzen. Ich gehe durch.

Benjowsky. Beſinn dich, halte Stand, es iſt ja Puſeltuſel und kein wirklicher Bär.

Kotzebue. Ach — es iſt wahr! — Dieß Kunſtwerk hatte eine gar zu ſtarke Täuſchung in mir hervorgebracht.

Puſeltuſel. Brr! Brr! Brr! Ihr albernen Geſellen, verſteht ihr mich nicht? Ihr müßt die Jäger dazu vorſtellen.

Kotzebue und Benjowsky tanzen mit als Jäger. Beyde werden in kurzem mit ihr handgemein, und alle ab in die Hütte.

Der Toyon kommt.

Toyon. Meine Tochter und den Deutſchen Bärentänzer finde ich beyde nicht mehr zu Hauſe; ob ſie etwa hier ſtecken? — Die Hütte iſt verſchloſſen. Heda! niemand da?

Benjowsky am Fenſter. Was willſt du, Alter?

Toyon. Iſt meine Tochter drinnen?

Benjowsky. Ja.

Toyon. Was macht ſie denn?

Benjowsky. Sie lernt Deutſch. Ich repetire alles mit ihr, was Kotzebue vorbringt, um der Sache mehr Nachdruck zu geben.

Toyon. Sag ihr daß ſie gleich heraus kommt, oder ich will ihr Kamtſchadaliſch lehren.

Benjowsky. Gut! nur nicht ſo hitzig, Alter. (macht das Fenſter wieder zu.)

Ein Chineſiſcher Kaufmann Ting-tong tritt auf.

Ting-tong. Mann des Froſtes, laß mich meine Pfeife an der deinigen anſtecken. Der Wind hat ſie mir ausgeblaſen, und mir verfriert gleich die Naſe, wenn ſie nicht brennt.

Toyon. Stecke an, ausländiſcher Kahlkopf.

Puſeltuſel kommt mit Benjowsky und Kotzebue heraus.

Puſeltuſel. Du biſt doch nicht böſe, Vater? Ich habe recht viel Deutſch gelernt.

Toyon. Schon gut, artiges Ding; du mußt aber zu rechter Zeit nach Hauſe kommen, um mir beym Eſſen aufzuwarten. Seewolfsfett geht vor Deutſch.

Kotzebue. Wer iſt der Fremde?

Toyon. Ting-tong, ein Chineſiſcher Kaufmann, der nach den Curiliſchen Inſeln handelte, und mit ſeinem Schiff hieher verſchlagen iſt.

Kotzebue. Ein Chineſiſcher Kaufmann? Dieſen Charakter habe ich noch in keinem meiner Stücke angebracht. Ich muß ihn näher kennen lernen. Herr Ting-tong, ich freue mich unendlich, mit einer ſo gebildeten Nation bekannt zu werden, als die Ihrige iſt, von der Sie gewiß einen würdigen Stellvertreter abgeben. Liebt man in China das Theater eben ſo wie bey uns?

Ting-tong. Die Pfeife iſt wieder im Gange. Habt Dank. Ich war am Strande hinuntergegangen, um zu ſehn ob ich bald ſchiffen könnte. Das Meer iſt voll Eis.

Kotzebue. Liebt man bey Ihnen noch das Steife, die Helden, die Verſe, die großen Geſinnungen? Oder iſt man auch ſchon auf den Weg der Natur und Proſa und in das familiäre Fach gekommen?

Ting-tong. Es iſt doch erſchrecklich kalt hier.

Kotzebue. Iſt man in Anſehung der weiblichen Sitten ſtrenge, oder ſind dem Dichter einige angenehme Freyheiten erlaubt?

Ting-tong. So viel Pelze man auch überwirft, wird einem doch niemals warm.

Kotzebue. Wie werden die Stücke von Ihren Schauſpieldirektoren honorirt?

Ting-tong. Mir frieren Eiszapfen in den Zwickelbart, wenn ich hier ſtehn bleibe. (ab.)

Toyon. Komm mit, Puſeltuſel. Gehab dich wohl, Deutſcher. Morgen mußt du meiner Tochter die Lektion in meiner Jurte geben.
(ab mit Puſeltuſel.)

Kotzebue. Dieſer Chineſe ſchien ein Mann von feſtem Charakter zu ſeyn. Ich habe nun ſchon einen ſichern Punkt, wenn ich ſeine Nation darſtellen will.

Benjowsky. Das iſt was rechtes: wozu willſt du das hier brauchen?

Kotzebue. Höre, die Zeit iſt da, der Augenblick iſt gekommen. (heimlich feyerlich.) Seit meiner Ankunft trage ich den großen Entwurf mit mir herum. Heute reifte er ſchnell wie die Kreſſe auf naſſer Wolle. Ting-tong wird das Werkzeug unſrer Rettung.

Benjowsky. Wie meynſt du das?

Kotzebue. Hat er nicht ſein Schiff hier? iſt er nicht auf dem Punkt nach China zurück zu fahren?

Benjowsky. Und da meynſt du, ſoll er uns mitnehmen? Was hätte der Kerl davon?

Kotzebue. Zweifle nicht an der Menſchheit. Er wird dadurch ein Wohlthäter ſeiner Nation. Ich führe das Deutſche Theater in China ein.

Benjowsky. Glaubſt du, daß es dort Beyfall finden wird?

Kotzebue. Es kann nicht fehlen. Du weißt wie ich in England aufgenommen bin, und die National-Aehnlichkeit der Engländer mit den Chineſen iſt bekannt genug.

Benjowsky. Wie willſt du aber eine vollzählige Truppe zuſammenbringen?

Kotzebue. Ich fand Landesleute unter den Verwieſenen. Fünf Männer ſchwuren mir. Mit großen Kräften iſt mein Haufe ausgerüſtet. Laute Stimmen — ſtarke Gebehrden — Wehklagen — Gebrüll der Verzweiflung. Nur eins fehlte noch: ein liebendes Weib, und das fand ich in Puſeltuſel.

Benjowsky. Was? die Kamtſchadalin auf einem Deutſchen Theater?

Kotzebue. Sie hat ſchon Deutſch genug von uns gelernt, um ein naives Mädchen vorſtellen zu können. Am meiſten habe ich aber auf uns beide gerechnet. Ich werde die erſten Liebhaber ſpielen und du die Helden, Abentheurer und Böſewichter.

Benjowsky. Du denkſt nicht an meine aufgeſchlitzte Naſe.

Kotzebue. Kleinigkeit! Ich will in allen meinen künftigen Schauſpielen eine Rolle mit einer aufgeſchlitzten Naſe anbringen. — Noch mehr! Du haſt heute Puſeltuſels Talent im Tanze bewundert. So wie dieſer Tanz jetzt iſt, würde ich mich der plumpen Poſſe ſchämen, wodurch ein ſo edles Thier wie der Bär lächerlich gemacht werden ſoll. Ich muß meinen Geiſt hineinlegen, ich muß ihn zu einer edleren Gattung ausarbeiten. Puſeltuſel trägt ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen., das uns zu einem wuchernden Pfunde werden ſoll. Unſtreitig kömmt es mit dem nehmlichen Talente zur Welt, und was hindert mich, es meiner liebenswürdigen Lehrerin auch bald gleich zu thun? So ſehn wir uns nächſtens im Stande Bärenfamilien-Ballette zu geben. Denk dir nur, welche intereſſante Motive! welche rührende Situationen! Erſt wie die beyden Gatten das neugebohrne Junge lecken. Der Bär wird von einem Jäger grauſam verwundet, er kann nun nicht mehr für den Unterhalt der Bärin ſorgen, und dieſe iſt in Verzweiflung, wie ſie das Junge anlegt und keine Milch hat. Oder ſie trägt es in ihren Tatzen muthig fort, um es vor den Räubern zu ſchützen; oder ſie hat es einen Augenblick im Walde liegen laſſen, findet es nicht wieder und läuft athemlos hin und her — ah ich erinnere mich, das iſt die Hauptſzene aus Rolla's Tod, ich habe ſie zum zweytenmal erfunden, ſie kann der Wirkung auf die Herzen nie verfehlen.

Benjowsky. Schon gut, das Bärenballet gefällt vielleicht in China. Aber der Toyon läßt Puſeltuſel nicht mitgehn.

Kotzebue. Wie kannſt du dieſen Einwurf machen? Weißt du nicht beſſer Beſcheid? Und wenn dich der Verſuch mit des Gouverneurs Tochter abgeſchreckt hat, ſo laſſe ich deswegen nicht ab, und greiſe immer wieder zu den nehmlichen Mitteln. Schleich dich nur zu des Toyons Jurte and ſuche ſie vorzubereiten, ich will indeſſen meine Verſchwornen aufrufen, und dann alle ſchleunigſt in den Haſen zu Ting-tongs Schiffe. Freyheit und Deutſches Theater ſey unſre Loſung. (Von verſchiedenen Seiten ab.)

Der Haſen. In einiger Entfernung ſieht man ein ſegelfertiges Schiff liegen. Matroſen geſchäftig mit Ballen u. ſ. w.

Ting-tong ſitzt unter einem Zelte, raucht und trinkt Thee.

Ting-tong. Nun, Leute, habt ihr die Sachen gehörig eingepackt?

Matroſe. Ja, Herr, es iſt alles zur Abfahrt bereit.

Ting-tong. So will ich in das Boot ſteigen, und ihr müßt mich ſo geſchwind hinüberrudern, wie der Stock des Mandarinen auf dem Rücken hin und her geht. (will fort.)

Kotzebue mit fünf Verwieſenen tritt auf.

Kotzebue. Halt einen Augenblick, edelmüthiger Ting-tong! Du kannſt dir ein Verdienſt um die Menſchheit erwerben. Nimm mich und dieſe meine Unglücksgefährten mit nach China.

Ting-tong. Was heißt Menſchheit? Heißt Menſchheit Koſtgeld? Kann ich mir ein Verdienſt mit eurem Koſtgelde erwerben?

Kotzebue. Wir haben hier Zobelfelle bey uns, die wir als Tribut hätten entrichten müſſen, nun können ſie aber dienen, deinen anſehnlichen Bauch zu füttern.

Ting-tong (nimmt die Zobelfelle). Ja, die ſind gut, es iſt erſchrecklich kalt, aber es iſt noch immer nicht viel.

Kotzebue. Wir wollen dir auch zu deiner Unterhaltung Komödie vorſpielen. Ich bringe das Deutſche Theater mit nach China.

Ting-tong. So? Wir haben ſelbſt ein Theater, und wohl ein beſſeres als ihr.

Kotzebue. Ich will mich nicht rühmen, allein was für Vorzüge euer Theater auch beſitzen mag, ſo darf ich doch behaupten, daß ich es ihm im Rührenden zuvorthue, denn ich rühre alles um, was im Himmel und auf der Erde iſt.

Ting-tong. Biſt du auch einer von den Möhrrübenköpfen, deren König letzthin unſerm Kaiſer den Tribut geſchickt hat?

Kotzebue. Ein Engländer meynſt du? Ja — nein — gewiſſermaßen — ich bin wenigſtens ein Engliſcher Schauſpieldichter.

Tingtong. Es iſt gut, ich will euch mitnehmen. — (beiſeit.) Ich laſſe die Narren in China für Geld ſehn, da ſollen ſie mir die Koſt reichlich wieder einbringen. — Nun ſteigt nur in das Boot.

Kotzebue. Verziehe noch einen Augenblick: ich erwarte einen Freund und eine Geliebte, die ſich mit uns retten wollen; ſie bringt noch mehr Zobelfelle mit.

Benjowsky kommt mit **Puſeltuſel**, die er feſt am Arme gefaßt hat. Hinter ihnen der **Toyon**, der ſeine Tochter am Rock zurückzuziehn ſucht.

Kotzebue. O weh! wir ſind entdeckt! Nun ſteht uns noch ein harter Kampf der Natur und Liebe bevor. (Er faßt Puſeltuſel am andern Arm, ſie zerren ſie einigemal auf dem Theater herum.)

Toyon ruft indeſſen. Präſident Kotzebue! wenn du glaubſt, daß man dem großen Kutka das Maul mit Blut und den Leib mit Thran ſchmieren muß, ſo höre mich! Ich habe dir nie was zu Leide gethan! ich habe dir die Prügel des Korporals erſpart! ich habe dir Baumrinde zu eſſen gegeben! Laß mir meine Tochter! — Präſident Kotzebue, wenn du glaubſt, daß man dem großen Kutka das Maul mit Blut und den

Leib mit Thran ſchmieren muß, ſo höre mich. Was willſt du mit Puſeltuſel? Siehe wir haben ſie ſchon zum Wiſchhader gezerrt: gieb mir meinen Wiſchhader von Tochter wieder!

Benjowsky. Der Alte dauert mich, wir wollen wieder edelmüthig ſeyn und ſie ihm dalaſſen.

Kotzebue. Das wäre ich gewiß ſo gern wie du, aber es iſt durchaus unmöglich. Wo nehmen wir eine andre prima donna her? Und die Bärenfamilien-Ballette?

Ting-tong. Nun, wie lange ſoll das Gezerre dauern?

Ein Kamtſchadaliſcher **Hund** kommt athemlos gerannt.

Benjowsky. Sieh, ſieh, was will die Beſtie?

Toyon. Sprich ehrerbietiger, er kommt gewiß als Kourier. Durch das Gebiet der Koriaken hindurch braucht man Rennthiere dazu, und von unſrer Gränze an verrichten es Hunde.

Hund. Wau wau! Kotzebau! Du biſt frey! Der Monarch hat begnadigt! Kannſt zurückreiſen. Die Freu — eude, das Lau — Lau — Lau — Laufen — ich gebe den Geiſt au — au — au — auf.

(ſtirbt.)

Kotzebue. O Freude! Entzücken über meine Befreyung! Mußtet ihr durch den Tod dieſes meines gefühlvollen Retters verbittert werden, der wie jener ſiegverkündende Spartaner entſeelt vor mir da liegt? — Armer kleiner Hund! Wenn mir das Alter Ruhe ſchenkt, ſoll einſt dein Bild in Marmor ausgehauen, meinen Garten zieren, und die Vorſehung durch deinen Anblick mich zu immer neuem Danke wecken (er läßt Puſeltuſel los, die er bis dahin immer feſt gehalten.) Da haſt du ſie, alter Vater! — Octavia! meine Tragödie! — Fort ins Vaterland!

Toyon. Kutka ſegne dich, Deutſcher Bärentänzer! Kutka ſegne dich!

(Mit Puſeltuſel ab.)

Ting-tong. Du willſt nun alſo nicht mit nach China fahren?

Kotzebue. Nein, mich erwartet ein ſchöneres Loos. Gieb uns die Zobelfelle wieder.

Ting-tong. Sie ſollen dienen meinen anſehnlichen Bauch zu füttern.

(Steigt mit ſeinen Leuten in das Boot und ab.)

Kotzebue. Nun lebt wohl, Gefährten meines Unglücks! Lebt recht wohl und vergnügt.

Benjowsky und die Verwieſenen. Wie? du willſt uns hier im Elende verlaſſen? — Du nimmſt uns nicht mit? — Es iſt abſcheulich.

Kotzebue. Ja, meine Freunde, mit der Verſchwörung iſt es nun aus, und ich werde der getreueſte Unterthan des Monarchen. Bleibet im Lande und nähret euch redlich.

Benjowsky. Auch mich, deinen Buſenfreund?

Kotzebue. Für dich kann ich vielleicht etwas thun, mir fällt eben eine Auskunft ein. Du ſiehſt, der Hund da iſt verreckt, niemand weiß es, ich will dich ſtatt ſeiner dem Monarchen vorſtellen, und für dich um eine Belohnung anhalten. Du haſt einen Pelz von Hundsfellen an, wer nicht ſchon einen Argwohn hat, wird nicht darauf fallen, daß du ein Menſch biſt.

Benjowsky. Da ich einmal deine Creatur bin, muß ich mir alles gefallen laſſen.

Kotzebue. Komm! ich eile in die Arme meiner Octavia! (Alle ab.)

Die Szene verwandelt ſich, und ſtellt das Ruſſiſche Reich, ſowohl den Aſiatiſchen als Europäiſchen Theil vor. Ein Triumphwagen, daneben der Leibkutſcher; zu ihm Kotzebue und Benjowsky als Hund.

Leibkutſcher. Ach mein beſter Herr, da ſind Sie ja! Ich hörte daß Sie in die Verbannung gerathen wären, und da ging ich hin zum Monarchen und habe Sie losgebeten. Nun wollte ich Sie auch ſelbſt in die Reſidenz fahren.

Kotzebue. Habe Dank, du kommſt gelegen. Es iſt die Art edler Gemüther, ihre Wohlthaten nicht unvollendet zu laſſen.

(Sie ſteigen ein.)

Leibkutſcher (indem er auf den Bock ſteigt.) Nun geben Sie Acht, ich will ein bischen ſcharf fahren, in einem Umſehn ſind wir dort. (fährt.)

Kotzebue. So lebt denn wohl, ihr gutmüthigen Kamtſchadalen! Ihr ſeyd noch unverdorben, eure einzigen Schwächen ſind Faulheit, Schmutz und Freſſerey. — Sieh, dort iſt ja ſchon die nordöſtliche Durchfahrt. Das Eismeer ſieht recht ſchön blank aus, und da hinten, däucht mir, ſehe ich auch die Stange vom Nordpol hervorragen. Ich muß doch geſchwind zum Abſchied noch einige Thränen in den See Baikal weinen. — Warum hält er denn an? Ha ha, der Thorſchreiber von Irkutzk fragt um meinen Namen und Charakter. Nun nähern wir uns ſchon der cultivirten Welt. Hör' er einmal, mein Freund, kann er mir nicht etwa die neueſten Blätter der allgemeinen Literaturzeitung geben? Ich wollte mir im Wagen die Zeit damit vertreiben.

Thorſchreiber. Ja, ich habe ſie eben vom Poſtmeiſter erhalten, da ſind ſie. Der Monarch hat befohlen Ihnen auf dieſer Reiſe allen möglichen Vorſchub zu leiſten, ſo wird dieſer Vorſchub wohl mit dazu gehören.

Kotzebue. Nur zu, Kutſcher! — Ich ſuche eine ehrenvolle Rezenſion meiner neueſten Schauſpiele vom Hofrath Schütz ſelber, die ich immer noch nicht finde. — Wenn ſie nicht bald kömmt, werde ich wieder anfangen auf die Rezenſenten zu ſchimpfen. — Das iſt wahr, die Reſidenz nimmt ſich majeſtätiſch aus. — Kutſcher! laß uns im **Schleendorn** abtreten. Als ich das letztemal hier war, wohnte ich im **Römiſchen Kaiſer**. Meine Frau war mit mir — ich werde nie wieder im **Römiſchen Kaiſer** abtreten.

Leibkutſcher. Steigen Sie nur aus, lieber Herr, wir ſind hier grade vor dem **Schleendorn**.

(Sie ſteigen aus, der Triumphwagen wird in die Remiſe gezogen.)

Anmerkung. Es bleibt dem Schauſpieler überlaſſen, dieſe faſt allein kurze Scene einſtweilen, bis die eignen Reiſebemerkungen des Herrn von Kotzebue herauskommen, aus der **Flucht nach Paris** beliebig zu erweitern.

Zimmer im Palaſt.

Der Monarch, Kotzebue und Benjowsky als Hund.

Monarch. Es iſt mir lieb, Sie geſund wieder hier zu ſehn. Der alte Leibkutſcher meines höchſtſeligen Vaters hat mir vorgeſtellt, daß Sie meiner Freygebigkeit zu Ehren ein ſchlechtes Schauſpiel verfertigt haben, und Sie ſehen, ich weiß dieſe Aufopferung zu ſchätzen. Wegen des Bahrdt will man mir ſagen, daß ſich ein andrer Ihres Zeichens A. v. K. bedient habe. Wie es mit dem Vorgeben auch ſey, ſo will ich Gnade für Recht ergehn laſſen. Sie haben vielleicht auf jeden Fall ſchon genug dafür gebüßt.

Kotzebue. Wenn ich Ew. Majeſtät alle meine Empfindungen ausdrücken könnte — die Dankbarkeit — die Reue — die Zerknirſchung — die Unterthänigkeit —

Monarch. Außerdem iſt auch ein wunderlicher Aufzug von Menſchen, von einer Art von trocknem Hanswurſt angeführt, bey mir geweſen, um ſich für Sie zu verwenden. Dieſe Leute nannten ſich Ihre Kinder, und waren, wie ich erfuhr, lauter Perſonen aus ihren Schauſpielen. Allein die Wahrheit zu geſtehn, ſie ſchienen mir eben nicht gemacht, um außer dem Theater Glück zu machen, und wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo bringen Sie künftig verſtändigere Perſonen in Ihren Stücken an, und die die Schicklichkeit beſſer zu beobachten wiſſen.

Kotzebue. Ew. Majeſtät Winke ſind für mich Befehle. Dürfte ich unterthänigſt der Gnade Ew. Majeſtät dieſen Hund empfehlen, der mit ſolchem Eifer als Kourier auf ſeinen eignen Beinen zu mir geritten iſt, um Ew. Majeſtät Befehl zu meiner Befreyung zu überbringen, daß er beynahe den Athem zugleich mit ſeiner Botſchaft aufgegeben hätte.

Monarch. Es kann ihm eine kleine Penſion ausgeſetzt werden, füttern Sie ihn unterdeſſen nur gut. Um Ihre Freude vollkommen zu machen, ſollen Sie hier Ihre geliebte Octavia ſehn. Gehn Sie, ich überlaſſe Sie dem Entzücken dieſes Anblicks. (ab.)

Das Theater ſtellt das Innre eines ſchön decorirten Schauſpielhauſes vor, das ſich allmählich mit Zuſchauern füllt.

Kotzebue kommt herein und ſetzt ſich im Parterre zwiſchen **Böttiger** und **Falk**.

Böttiger. Laſſen Sie ſich meine innigſte Freude darüber bezeugen, mein theurer Herr Präſident, daß Sie den Deutſchen Muſen wieder gegeben ſind.

Falk. Wir haben aufrichtigen Antheil an Ihrem Schickſal genommen.

Böttiger. Man muß dem Theater und der Menſchheit zu ſeiner neueſten Wendung Glück wünſchen.

Falk. Um Verzeihung, mein Liebſter, kommen Sie wirklich aus dem eigentlichen Sibirien?

Kotzebue. Ich weiß nicht anders.

Falk. Da könnten Sie wohl recht genaue Nachrichten von der Grauſamkeit geben, womit den Verwieſenen begegnet wird, damit man etwas derb darauf ſticheln könnte. Ich bin auf dergleichen verſeſſen wie ein Falk.

Kotzebue. Um Verzeihung, damit kann ich nicht aufwarten. Wie würde es mein Herz zeichnen, zu der Verunglimpfung einer Anſtalt meines erhabenſten Wohlthäters die Hand zu bieten.

Falk. Sehn Sie, mein Liebſter, es iſt nur wegen meines Taſchenbuchs. Die Berliner Charité iſt auf einen beſſern Fuß geſetzt, Suwarow iſt todt, mit dem Geſandtenmorde war es auch gleich aus. Da habe ich mich denn dießmal in der Noth an die Lucinde und das Athenäum gemacht.

Kotzebue. Sie werden hiebey keine Anſprüche auf Originalität machen.

Falk. O ich bin über dieſen Punkt überhaupt nicht delikat, ich erkenne gern an, was ich ihrem Eſel verdanke. Ich habe dabey nur etwas ins Niederträchtige gehn müſſen, daher wünſche ich das nächſtemal recht erhaben, gleichſam als ein Retter der Menſchheit aufzutreten. Zudem wollen mir jetzt einige Kritiker die beſten Schwungfedern ausziehn, und ich bin in Gefahr bald ein ruppiger Falk oder gar eine Krähe zu werden, wenn ich mich nicht zuſammen nehme. Alſo bitte ich recht ſehr um einiges Siberiſche Elend, damit ich im nächſten Taſchenbuch darüber ſcherzen kann.

Kotzebue. Wiederholen Sie lieber den Inhalt des gegenwärtigen, ſo liefre ich Ihnen vielleicht ſelbſt Beyträge.

Falk. Wie Sie meynen. Man hat mich freylich auf eine eclatante Weiſe dabey unterſtützt. Nachdem über einige Jahrgänge eine Pauſe eingetreten war, iſt von dem neueſten ſogleich eine ehrenvolle Anzeige und koſtſpieliger Auszug in der allgemeinen Literaturzeitung erſchienen, wobey ſogar jene früheren, ohne damit auf die Ergänzungsblätter des neuen Jahrhunderts zu warten, kürzlich berührt wurden. Das Taſchenbuch wird jetzt mit Induſtrie betrieben, jedennoch ſorgte ich gern in etwas dabey für meine Ehre. Ich will es mir noch überlegen, mein Liebſter.

Böttiger. Endlich bin ich ſo glücklich, Sie auch einmal habhaft zu werden, mein theurer Herr Präſident. Ich habe Ihnen ſehr wichtige Dinge anzutragen. Sie wiſſen, welches Unheil gewiſſe revolutionäre Köpfe in unſrer Literatur anrichten.

Kotzebue. Die Literatur kümmert mich ſonſt eigentlich nicht; dieſes habe ich aber zufällig in Erfahrung gebracht.

Böttiger. Dem muß man mit Eifer ſteuern, und deßhalb habe ich mich mit meinem Freund Merkel verbunden. Er iſt der Marfurius und ich bin der Merkurius. Wenn er nun alles Vortreſſliche herunterreißt und ich alles Mittelmäßige anpreiſe, ſo werden wir in kurzem die gute Sache beträchtlich fördern.

Kotzebue. Ganz gewiß, ſollte ich denken. Das müſſen Sie am beſten verſtehn.

Böttiger. Das iſt es auch nicht, was ich eigentlich ſagen wollte. Mein geiſtliches Amt, meine Mode- und andern Journale können meinen raſtlos thätigen Geiſt immer noch nicht ganz ausfüllen. Da ich mich nun aus beſondern Gründen auf eigne Werke nicht einlaſſe, ſo bin ich meines Zeichens ein Bewunderer und Entwickler.

Kotzebue. Ich kenne Ihr Talent in dieſem Fache.

Böttiger. Da gebricht es denn manchmal an Gegenſtänden. Die beyden Dichter in der Loge hinter uns ſind mir zu vornehm; Iffland hat es mit einem mal ſatt gekriegt: wenn Sie ſich nun ein wenig von mir entwickeln ließen?

Kotzebue. Sie müſſen aber aufrichtig mit mir umgehn, und ſich meiner niemals ſchämen.

Böttiger. Wem ich mich einmal widme, der kann auf meine Devotion zählen. Ich behalte mir es vor, in der Folge eine Entwicklung Ihres dramatiſchen Genie's zu ſchreiben; aber für jetzt, dächte ich, finge man mit dem neueſten an. Das Manuſcript der Octavia —

Kotzebue. Sie ſollen es haben.

Böttiger. Sie machen mich unausſprechlich glücklich. Nun will ich gleich Morgen mit dem früheſten zu bewundern anfangen.

Falk. Hören Sie noch ein Wort, mein Liebſter. Wie mache ich es wohl, um etwas von meinen dramatiſchen Arbeiten aufs Theater zu bringen? Bis jetzt habe ich es noch nicht bewerkſtelligen können. Sie wiſſen doch die Mittel und Wege.

Kotzebue. Geben Sie mir etwas von Ihren Verſuchen, ich ſtutze es ein wenig zu und nehme es auf meinen Namen.

Falk. Ja — ſo — das wäre denn doch —

Der Vorhang wird aufgezogen, man ſpielt die Octavia.

Kotzebue ſieht ſich während der Vorſtellung immer häufiger und ängſtlicher nach der Loge um, worin die beyden Dichter ſitzen.

Zu Böttiger:

Sagen Sie mir, könnte ich nicht in jene Loge hinauf kommen?

Böttiger. Mir ſind ziemlich alle Wege in dieſem Hauſe bekannt, allein von hieraus führt ſchlechterdings keiner dahin. Sie müßten erſt ganz aus dem Hauſe hinaus, und zu einer andern Thür wieder herein.

(Man applaudirt ſtark bey einem Hexameter am Schluß einer Szene.)

Kotzebue. Ich will doch lieber nur hier ſitzen bleiben.

Ein Zuſchauer hinter ihnen. Es wäre auch die Frage wie Sie empfangen würden. Sehn Sie nicht wie der Eine gähnt? Er wird ſich die Kinnbacken müſſen einrichten laſſen. Und der Andre iſt vor Langerweile ganz blaß geworden.

Kotzebue ſtellt ſich als hörte er es nicht.

Böttiger ihm ins Ohr. Das iſt gewiß auch einer von der bewußten Partey. Man iſt ihre Ungezogenheiten ſchon gewohnt.

Die Octavia iſt zu Ende. Der Vorhang fällt. Lautes Geklatſch.

Ein Schauſpieler tritt vor und kündigt an: Morgen werden wir die Ehre haben die heutige Vorſtellung zu wiederhohlen. Als Nachſpiel: Kotzebues Rettung, oder der tugendhafte Verbannte, ein empfindſam romantiſches Schauſpiel in zwey Akten. Wiederhohltes Geklatſch. Alle ab.

Feſtgeſang
Deutſcher Schauſpielerinnen
bey
Kotzebue's Rückkehr.

Allerliebſter Kotzebue!
Hatten wir doch keine Ruh,
Da man dich von uns genommen,
Bis du endlich wiederkommen.
Ach, wir waren ſehr betrübt,
Denn wir ſind in dich verliebt.
Nun willkommen, Liebſter, du!
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wir Verlaßnen, wärſt du hin,
Hätten's kläglichen Gewinn:
Shakſpeare, Göthe, Schiller ſpielen
Mit unmenſchlichen Gefühlen,

Und der Jamben harte Noth,
Die wir haſſen in den Tod.
Davon rettet uns nur du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Du biſt unſrer Herzen Mann,
Der uns recht errathen kann.
Reden, Thränen kannſt du ſchreiben
Wie wir ſie zu Hauſe treiben,
Daß wir bey der Lampen Schein
Glauben, ganz wir ſelbſt zu ſeyn.
Das kann niemand ſo wie du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wird die ſchwangre Frau geneckt,
Von der Schwägerin entdeckt;
Hat die Kora nichts verbrochen,
Muß ſie nächſten gleich in Wochen:
Das verſtehen wir ſo gut,
Ja das rührt uns Muth und Blut.

Rühr denn immer, rühre du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wie du weißt, uns ſelbſt kommt oft
Gute Hoffnung unverhofft.
Aber deine Gurly's machen
Wir auch ſo geſtalter Sachen,
Und im tändelnd zarten Schritt
Spielt die kleine Hoffnung mit.
Bald wirſt ihr Gevatter du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Quält die Madam Müller ſich,
Das iſt freylich wunderlich:
Längſt vergaßen wir das Wiſſen
Von ſo ängſtlichem Gewiſſen;
Aber Unſchuld, Sünd' und Reu
Steht doch gar zu hübſch und frey.
Fallend lehrſt gefallen du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Ach die Aſanaſia,
Wie berückt ſie den Papa!
„Laß Franzöſiſch mich lernen, bitte!"
Und wie dann le coeur palpite!
Doch zuletzt kann ſie nicht fort,
Hier Papa, und Liebſter dort;
Der giebt ſie zurück aus Tu —
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Bleibe nur auf dieſer Spur
Der natürlichſten Natur.
Soll dein Schauſpiel farbig ſchillern,
Gar zuletzt in Reimen trillern,
Samt dem jambiſchen Geplärr:
Sieh, ſo pocht dich das Parterr.
Liebſter, das nicht wieder thu,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Ode.

Im Bahrdt warſt du bemüht, den niedern Haufen
Mit Zoten und Pasquillen zu erkaufen:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Drauf ſchriebſt du, noch gebrandmarkt von dem Tadel,
Ein Buch für den durch dich vermehrten Adel:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Du läufſt von deinem todeskranken Weibe,
Und dienſt damit der Welt zum Zeitvertreibe:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Dann höhnſt du in Paris der Zeiten Streben,
Den Staat zu Recht und Freyheit zu erheben:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Gleich gelten dir im Schauſpiel alle Mittel,
Sind deine Pfeile ſtumpf, ſo helfen Knittel:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Doch willſt du, blind, nach jedem Ziele rennen,
Und wagſt es, neben Shakſpeare dich zu nennen:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Der Spruch: Volks Stimme, Gottes Stimm; dir heißt er;
Klatſcht nur die Gallerie, ſo bin ich Meiſter:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Doch rügt ein Kenner deiner Werke Schwächen,
So nennſt du's Neid, und Hochmuth und Verbrechen:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Du wähneſt der Natur recht liebzukoſen,
Wenn du die Menſchheit bloß giebſt ohne Hoſen:
O Schand' und Spott!
Du Sansculott!
Prahlſt dann mit Edelmuthes Purpurlappen,
Und machſt zu Kronen deine Narrenkappen:
Verwegne That!
Ariſtokrat!

Romanze.

Von dem neuen Orpheus ſing' ich,
Der, wie jener Argonaute,
Nur mit ſeiner Kunſt bewaffnet
Wilde Wüſten hat durchlaufen.

Zwar er ſingt nur ſchlecht und heiſer,
Läßt auch keine Saiten rauſchen;
Doch Schauſpiele kann er machen,
Schöne Schauſpiel', viele Tauſend.

Eh man eine Hand umdreht,
Springen ſie aus ſeinem Haupte,
Schüttelt er ſie aus den Aermeln,
Und ſein Herz iſt ihre Traufe.

Durch Siberiens Steppen ziehend,
Macht' er ſie zum Schauſpielhauſe,
Sich zur Komödianten-Truppe,
Die Couliſſ' aus jedem Strauche.

Und er hatte (ſeht, ſo darf man
Auf die hohe Kunſt vertrauen)
Bald ein Publicum gebildet,
Das ihn mit Entzücken ſchaute.

Aufrecht ſaßen weiße Haſen,
Klatſchten mit den Vorderklauen,
Daß man wirklich unſre Logen
Erſten Rangs zu ſehen glaubte.

Zobel brachten ihre Pelze,
Die Entree nur zu erkaufen;
Gern hätt' er ſie frey gegeben,
Wenn er's nicht nothwendig brauchte.

Seufzend, daß ſein Pflichttribut
Nicht ſo edle That erlaubte,
Zog er ganz gelind ihr Fell ab,
Ließ ſie dann großmüthig laufen.

Voll Empfindung murrten Bären
In des Nordwinds hohles Sauſen;
Mancher Fuchs haart ſich vor Rührung,
War er gleich nicht in der Mauſe.

Ja der Kamtſchadalen Hunde
Horchten vor dem Schlitten kauzend,
Unbeweglich, wenn ihr Herr ſie
Peitſcht, und mit den Zügeln zauſet.

Auch die Kamtſchadalen luden
Jhn in ihre Winterklauſen,
Hörten aufmerkſam die Dramen,
Während ihre Fraun ſie lauſten.

Thun die Beſtien das dort hinten,
Wo ein ew'ger Nebel grauet:
O ſo laßt euch nicht beſchämen,
Thiere unſrer Deutſchen Auen!

Da er nun die Orpheus-Züge
Mit der Heimath Ruh vertauſchet,
Stimm' auf ſeine Weiſe jedes
In das allgemeine Jauchzen.

Geht er in den Wald ſpazieren,
Neue Stücke auszuklauben,
In dramat'ſchen Selbſtgeſprächen
Mußt du, Kuckuck, ihn belauſchen.

In des Einerleyes Wechſel
  Und im ſel'gen Selbſtvertrauen
Ganz ſein Abbild, grüß' ihn, Kuckuck,
  Mit des eignen Namens Laute.

Zwitſchert, Spatzen! Raben, krächzet!
  Wo er geht, ſteht, liegt und lauert;
Nur die Lerch' und Nachtigall
  Schweigen ſchüchtern, wo er hauſet.

Wenn er in des Schlummers Armen
  Vom Theater-Lärm verſchnauſet:
Steigt von allen Nachbarsdächern,
  Katzen, nieder, und miaulet!

Katzen, Kotzebue zu Ehren
  Reinigt pruſtend eure Schnauzen;
Serenaten, Herzzerbrechend,
  Stimmt dann lauter an und lauter.

Und wie alte Komödianten
  In der allertiefſten Trauer,
Windet euch, als plagt' euch Grimmen
  Recht im Innern der Kaldaunen.

Sagt, wenn Nachbarn ſchelten, daß ihr
Nur den Zeitgeſchmack behauptet,
Daß das drame larmoyant
Die Kritik euch nie ſoll rauben.

Auch ihr muntern Thiere, die ihr
Zu der Mühle zieht in Haufen,
Die vor eleganten Leuten
Ich mir nicht zu nennen traue.

Wenn ihr, eurer Säck' entladen,
Trabt vorbey vor ſeinem Hauſe,
Haltet ſtill, und guckt hinauf,
Streckt die Hälſe lang und jauchzet.

Gleich als ſprächt ihr: Schreib doch Bücher,
Die uns recht die Ohren krauen,
Von Hyperboreer-Eſeln;
Ya, Bruder und Vertrauter!

Kotzebue's Reiſebeſchreibung.

Die Welt bin ich umreiſt: laßt euch erzählen,
Ihr Fördrer der Cultur und Philanthropen!
Es wird dabey nicht an Erbauung fehlen.
Man ſandte mich, wie einſt zum Vieh Aeſopen,
Zu Völkern, welche Meiners nennt mongoliſch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.
Doch glaubten dieſe Heiden, ächt katholiſch,
An meines Univerſals-Geiſts Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apoſtoliſch.
Da bot ich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Myſterien
Von meiner Muſ' in ewige Verwahrung.
Wie ich zuerſt gekommen nach Siberien,
Iſt ſchwer zu ſagen: nicht verweilen will ich
Bey ſolchen allzukitzlichen Materien.

Mir war's beynah, als ging' ich nicht freywillig,
Doch freyer Will' iſt Wahn der Philoſophen;
Drum gilt's für meine edle That doch billig.
Ich lag in der Kibitke, wie im Koſen
In ſich gehüllt das Thier des Epikurus,
Abwartend meines Schickſals Kataſtrophen.
Und ſah zum Firmament wie Palinurus,
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen,
Und bald ſtand über meinem Haupt Arkturus.
Zum Himmel führen leider! keine Treppen,
Sonſt hätt' ich mich als Pol-Stern aufgeſchwungen,
Statt mich im Jammerthal herumzuſchleppen.
Ich war am Ziel, des Schickſals Grimm bezwungen,
Frey konnt' ich nun das ſchöne Land bereiſen,
Wo noch kein Muſenſohn hindurch gedrungen.
Mag es mit harter Decke ſich beeiſen,
Taugt's nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleiſen.
Reanthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil ihr dieſe Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß, ſie zu ſchildern, bitten.

Ein Rennthier heißt's, weil es entſetzlich rennet;
Die Stränge macht man feſt an ſeiner Stirne,
Die ehern iſt, und keine Schwäche kennet.
Wie gegen ſie der ſchärfſte Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit ſtattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachſen ihr Gehirne.
Und Schellen, an des Thieres Hörnern hangend,
Ertönen, wenn es aufſpringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
Was es auch frißt, ſo bleibt es dünn und hager,
Hat immer Luſt, doch keine Kraft, zu buhlen,
Vor allem aber ſind die Schenkel mager.
Sie ſpitzen fein ſich, (o in welchen Schulen
Erlernte dieß Natur zu unſerm Horte?)
Und enden in geſchnittne Federſpulen.
Damit nun kritzelt's leicht verwehte Worte
Auf jene weißen Flächen unermüdlich,
So kommt man raſch von ein- zum andern Orte.
Ich fuhr umher, bemüht die Völker friedlich
Und ſanft, wie Manco Capac einſt, zu bilde
Die an Geſtalt und Sitten unterſchiedlich.

Erſt, an den Werkeltägiſchen Gefilden
Fand ich die naturaliſchen Kotzaken,
Die alle Kunſt verſchmähn, gleich weiſen Wilden.
Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken,
Die haben ſich um meinen Bahrdt geriſſen,
Auch ſaßen mir die Schmutzken auf den Hacken.
Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregiſſen,
Die tragen voll Humanität den Buſen,
Und weinen mehr, als andre Völker piſſen.
Nächſt ihnen wohnen dann die Tugenduſen,
Ein edles Volk; wie konnt' ich beyde rühren
Durch Niederkunſten meiner zarten Muſen!
Sie haben die Quergiſen und Plattkiren
Zu Bundsgenoſſen, wider die Fantaſten,
Die bloß nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
Wer glaubt es? den Quergiſen ſtand der Kaſten
Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
Die Hand verdrehten ſie, wenn ſie was faßten.
Sein ſchräges Aug ließ der Plattkire blinken,
Mich mit gepletſchter Naſe freundlich drückend,
Daß ich vor Inbrunſt glaubte hinzuſinken.

Wie war es mir, dem Menſchenfreund, beglückend
Mein Herz zu tauſchen da mit alle und jeden!
Kein Beyfall war mir jemals ſo entzückend.
Viel liebes thaten mir die Dummojeden,
Anmaßungslos und ohn' damit zu prahlen,
Auch die Wiſchwaſchen prieſen meine Reden.
Geiſtreicher ſind jedoch die Lahmſchädalen,
Sie fühlten meiner Späße feine Spitze,
Dann ſah ich ihre breiten Backen ſtrahlen.
Sie haben ſich mit einem großen Schlitze
Den Mund erweitert, um voll aus zu lachen,
So weit geht die Liebhaberey zum Witze.
Allein was ſoll ich viele Worte machen?
Denn von Nowaja-Semla bis Irkutzkoi
Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
Sie ſandten Boten aus nach Y-a-kutzkoi,
Für mich ein Ehrendenkmal auszuſinnen,
Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
Die treuen Moduinen wohnen drinnen,
Sie wird die Pyramiden überleben,
Am Irwiſch-Fluſſe prangen ihre Zinnen.

Die Bücharey dehnt gränzenlos und eben
Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren,
Auch liegt die große Sündarey daneben.
Und Alle, die Kotzbuzkoi ſahn, erfuhren,
Daß ſie die Zauberkraft von meinem Namen
Umſchuf zu theatraliſchen Naturen.
Was auf den Gaſſen vorging, ward zu Dramen,
Das ganze Klatſchpack ſah und ſpielte Schauſpiel,
Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
Trieb man die Schweine durch, ſo war's ein Sauſpiel,
Es häuften ſo ſich die Theaterſtreiche,
Daß keiner aus der Täuſchung je herausfiel.
Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
Gemüth die edlen Thaten ſchon gebraten
In dem dramatiſchen Schlaraffenreiche.
Ich ruht' und ſah, wie wohl es mir gerathen,
Da ſcholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
Sankt Kotzebue! du ſtreuteſt Menſchheits-Saaten;
Drum ſey geehrt bey allem Erdenvolke.
Jetzt ſahſt du apokalyptiſche Viſionen
Von deinem Ruhm in allegor'ſcher Wolke.

Deutſchland hegt die unzähl'gen Nationen,
Die du beſuchſt, im heimiſchen Reviere;
Hier iſt Kotzbutzkoi, und hier ſollſt du wohnen!
Da wacht' ich auf; die Spuren der Rennthiere,
Zum Zeichen, daß ich nur gereiſt im Schlummer,
Sah ich noch ſtehn auf manchem Ries Papiere,
Und ſchickt' es gleich zum Druck an Gotthelf Kummer.

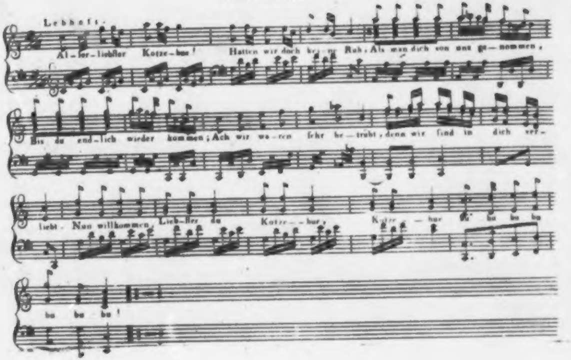
Anmerkung des Herausgebers. Da ſich der Verfaſſer des obigen Gedichts, ich weiß nicht aus welchem Grunde, erlaubt hat, die Orthographie vieler Namen von Oertern und Völkern willkührlich zu verändern, woraus in der Folge geographiſche Irrungen entſtehen könnten, ſo wird es dienlich ſeyn, die richtigeren Benennungen hier hinzuzufügen. Werkeltägiſchen Gefilden, Werchoturiſchen; naturaliſchen Klotzaken, uraliſchen Koſaken; Zotiaken, Oſtiaken; Schmutzken, Tſchutſchken; Zähregiſſen, Tſcheremiſſen; Tugendnſen, Tunguſen; Quergiſen, Kirgiſen; Plattkiren, Baſchkiren; Dummojeden, Samojeden; Wiſchwaſchen, Tſchuwaſchen; Lahmſchädalen, Kamtſchadalen; [illegible]kutzkoi, Jakutzkoi; Moduinen, Morduinen; Irwiſch-Fluß, der Fluß Irtiſch; Büchareyh, Buchareyh; Sündarey, Songarey; Klatſchpack, Kaptſchack. Die Stadt Kotzbutzkoi finden wir auf den neueſten Charten noch nicht angezeigt.

Abſchied.

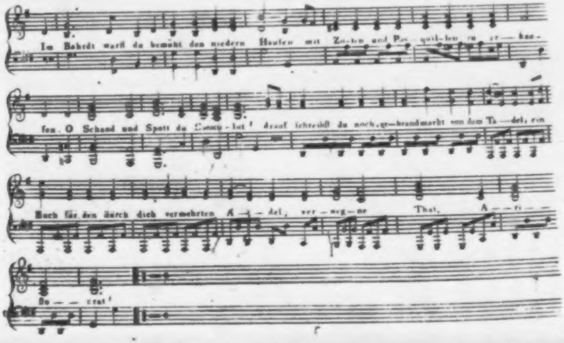
Den Bahrdt, den du geſchoren,
Wirſt man in deinen Bart.
Dich ſcheeren wär' verloren
Wie waſchen an dem Mohren
Denn ewig ſtehn die Ohren
Dir lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.
O wärſt du nie gebohren!
Wie zauſt man dir den Bart!

Du wollteſt Eſel bohren,
Doch wirſt du überbohrt.
Das ſind die Hyperboren,
Die ſich's zur Luſt erkohren,
Die Häupter anzubohren,
Die, ſo wie deins beohrt,
Mit Lorbeern ſich umflort.
O wärſt du nie gebohren!
Wie wirſt du überbohrt!

FESTGESANG.


Lebhaft.
Al – ler – liebſter Kotze – bue! Hatten wir doch keine Ruh, Als man dich von uns ge – nommen,
Bis du end – lich wieder kommen; Ach wir wa – ren ſehr be – trübt, denn wir ſind in dich ver –
liebt. Nun willkommen, Lieb – ſter du Kotze – – bue, Kotze – bue bu bu bu
bu bu bu!

ODE.


Im Bahrdt warſt du bemüht den niedern Haufen mit Zo – ten und Pas – quil – len zu er – kau –
fen. O Schand und Spott du Commu – lot! drauf ſchreibſt du noch, ge – brandmarkt von dem Ta – del, ein
Buch für den durch dich vermehrten A – – del; ver – weg – ne That, A – ri – –
ſto – – crat!

Hist lit part. Germ. 956.
~~C. III.~~

Charakteriſtiken und Kritiken.

Von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Erſter Band.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius,
1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Unſre kritiſchen Bemühungen und Grundſätze haben einige Aufmerkſamkeit bei dem Publicum erregt. Doch haben wir keine Urſache vorauszuſetzen, daß dieſe uns geſchenkte Aufmerkſamkeit überall mit einer gründlichen Bekanntſchaft verbunden geweſen ſei. Wir wünſchen ſie bei allen denen, die ein ernſtliches Intereſſe an der deutſchen Litteratur nehmen, zu befördern und das iſt der Zweck dieſer Sammlung, welche außer einigen neuen Verſuchen auch eine

Auswahl von ältern in Zeitſchriften zuvor einzeln gedruckten kritiſchen Abhandlungen enthält.

Da jeder der einzelnen Verſuche ſeinen Zweck und Standpunct ſelbſt klar genug beſtimmt, ſo iſt nur noch übrig anzuzeigen, wo die ältern Aufſätze geſtanden haben, damit wer die Vergleichung anſtellen will, nach der Auswahl, den Abkürzungen, Aenderungen und Zuſätzen beurtheilen kann, ob wir bloß gegen andre oder auch gegen uns ſelbſt ſtrenge ſind.

Die Recenſ. des Woldemar erſchien zuerſt im Journal Deutſchland. Georg Forſter und der Anfang des hier vollendeten Aufſatzes über Leſſing im Lyceum. Die Recenſ. des philoſophiſchen Journals, und alle Beurtheilungen, wie auch die Charakteriſtiken und einzelnen Bemerkungen im 2ten

Theile ſind aus der Jenaiſchen A. L. Z. Manche andre Rec. aus dieſer von A. W. Schlegel, welche der Aufnahme eben ſo würdig ſchienen, als die wirklich aufgenommnen, erlaubte der Raum nicht, in dieſen beiden Bänden drucken zu laſſen.

Die Charakteriſtik des Meiſter hat im 1ſten Bande des Athenaeums geſtanden, und der Aufſatz über Romeo ſo wie die Briefe über Poeſie und Sylbenmaaß in den Horen. Sie ſtehen hier als ein Beitrag und Document zur Theorie des Verfaſſers über Sprache und Rhythmus, weil ſich mehre der ausführlichen Beurtheilungen auf dieſe Theorie beziehen und gründen, welche er immer noch nicht ſyſtematiſch darſtellen konnte. Aber eben deswegen wird die Erinnerung nicht überflüſſig ſein, daß der Verfaſſer den Gang der Unterſuchung in jenen Briefen ſelbſt einſeitig und nicht rational genug findet, indem die pſychologiſche Erklärung von der Entſtehung des Rhythmus mit der phyſiologiſchen hätte verbunden werden ſollen.

Neu iſt der Beſchluß des Leſſing, die Kritik des Bürger und die Notiz von den Werken des Boccaz.

Inhalt

des erſten Bandes.

I. Recenſion von Jakobi's Woldemar nach der Ausgabe von 1796 Seite 1

II. Recenſion der vier erſten Bände des philoſophiſchen Journals herausg. von Niethammer — 47

III. Georg Forſters Schriften — 88

IV. Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter — 132

V. Ueber Leſſing — 170

Alle dieſe Aufſätze ſind von Friedrich Schl.

VI. Ueber Shakſpeare's Romeo und Julia, von Aug. Wilh. Schl. S. 282

VII. Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache von demſ. — 318

Charakteriſtiken und Kritiken.

Erſter Theil.

I.

Recenſion von Jakobi's Woldemar

nach der Ausgabe von 1796.

„Daß es ein Vermögen der Göttlichkeit (II. 261.) im Menſchen gebe, wiewohl er bis tief in das Innere ſeines Weſens abhängig und gebrechlich iſt, und ſein mußte; daß Gott kein leerer Wahn ſei;" iſt das große Thema dieſes philoſophiſchen Romans, der bis in ſeine zarteſten Theile von dem leiſeſten ſittlichen Gefühl, von dem innigſten Streben nach dem Unendlichen beſeelt iſt. Das Daſein eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe zu enthüllen, iſt Hauptabſicht oder Nebenabſicht mehrerer Werke Jakobi's, der kein Philoſoph von Profeſſion, ſondern von Charakter iſt. In dieſem, theils abhandelnden, theils darſtellenden Werke offenbart er nun, wo nicht den beſten, doch einen groſten Theil von allem, was er je über den Charakter jener freien Kraft, ihre möglichen und natürlichen Verirrungen, und über ihre einzig wahre Richtung wahrgenommen, empfunden, gedacht und geahnet hat, denen, die das Genie der Liebe und der Tugend haben — den Geiſterſehern, (Ergieß. Horen. 95. VIII. Samml. S. 4.)

Wahr iſts, man kann niemand Freiheit eingießen, der den Keim dazu nicht in ſich trägt. Aber der Keim bedarf eines äußern Anſtoßes, der ihn mächtig reize, ſeine Hülle zu zerſprengen; er bedarf Pflege und Nahrung. Wo könnte er dieſe beſſer finden, als in Werken, in welchen das göttliche Princip des Menſchen in lebendiger Wirkſamkeit, ja in ſeinen individuellſten Aeußerungen dargeſtellt wird? In Werken, wo die Dichtung die Ideen nur wie eine leichte Hülle zu umſchweben ſcheint, und den unſichtbaren Geiſt allenthalben durchſchimmern läßt? Ein ſolches Werk iſt Woldemar!

Es iſt ein groſſes Verdienſt dieſer und mehr oder weniger aller Jacobiſchen Schriften, daß ſie dem Unglauben an Tugend und an allen Ideen ſo kräftig entgegen ſtreben. „Jede Erhabenheit des Charakters kommt von überſchwenglicher Idee (Allw. 268.);“ und praktiſche Kraft und Gültigkeit der

Ideen iſt unnachläßliche, vorläufige und ſubjektive Bedingung aller Philoſophie. — Es iſt nicht zu ändern, daß alle, die ganz an der Erde kleben, glauben, man wolle ſie zum beſten haben, wenn man ihnen von Ideen redet, wie der alte Hornich, wenn man ſein Gefühl in Anſpruch nahm. (I. 4.) Ein andrer Unglaube iſt aus der Philoſophie entſprungen, und hat ſelbſt diejenigen, welche zwar der höchſten Begeiſterung fähig ſind, aber jede Ueberſpannung haſſen, mißtrauiſch und furchtſam gemacht. Die Majorität der Vernünftler war nämlich durchaus unfähig, ſich nicht blos mit dem Kopfe, ſondern auch mit dem Herzen zu Ideen zu erheben. Sie leugneten, was über ihren Horizont war; und conſequente Denker, die auf einem zu niedrigen Standpunkt ſtanden, und doch nichts unerklärt laſſen wollten, bahnten ihnen den Weg. So gelang es ihnen, die Gemeinheit einigermaßen zu ſyſtematiſiren und zu ſanctioniren, indem ſie alle Mittelmäßigen zu einer unſichtbaren Kirche vereinigten. Die Häupter der Gemeinde gehen nun wie Feuerherren umher, und wo ſie etwas wittern, was wie Enthuſiasmus ausſieht, ſchreien ſie: Myſtizismus! Schwärmerei! — Durch Gründe die Angriffe des entſchiednen Skeptikers vollſtändig zu beſiegen, maßt ſich Jakobi gar nicht einmal an: aber ein Werk, wie Woldemar, wird jeden, der fähig iſt, das Höchſte zu lieben und zu wollen, durch die That lebendig überzeugen, daß dieſe Liebe kein Gedicht und kein Traum ſei. Wenn dadurch auch nur einer jener edlen Mistrauiſchen Zuverſicht gewinnt, ſo iſt das kein kleiner Gewinn für die Menſchheit.

Jakobi's lebendige Philoſophie iſt ein reifes Reſultat ſeiner individuellen Erfahrung, und eine entſchiedene Gegnerin jener todten Philoſophie, welche nur mit Buchſtaben, den „Geſpenſtern des ehemals Wirklichen,“ (I. 245.) ein Gewerbe treibt, eine Form, welche ihren Geiſt überlebt hat, der Schlamm und die Grundſuppe menſchlicher Erkenntnis iſt, und „aus dem geilſten Misbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung entſprang“ (Allw. S. 16.). — Die gänzliche Trennung und Vereinzelung der menſchlichen Kräfte, welche doch nur in freier Vereinigung geſund bleiben können, iſt die eigentliche Erbſünde der modernen Bildung. Der allgemein verbreitete und ungeheure Unfug kalter Vernünftler ohne Sinn, Herz und Urtheil liegt am Tage, und ſelbſt unſere größten Denker ſind nicht ganz frei von Abgötterei mit der Vernunft. Gegen ſolche deſpotiſche Eingriffe nimmt Jakobi die Rechte des Herzens in Schutz, und macht die große Wahrheit einleuchtend, daß „die Tugend ſich nicht erklügeln laſſe" (I. 126.). In dieſer polemiſchen Rückſicht können Jakobi's Schriften ſehr günſtig wirken, da die Natur ohnehin dafür geſorgt hat, daß ſein Vernunfthaß in unſerem Zeitalter wenigſtens keine allgemeine Epidemie werden kann.

Dieſe neue Ausgabe des Woldemar iſt ein erfreulicher Beweis, wie empfänglich das deutſche Publikum für Ideen iſt, und eine Beſtätigung, wie ſorgfältig der Verfaſſer ſeine Werke zu feilen, wie geſchickt er ſie auszubilden verſieht; denn alle ſeine Aenderungen ſind auch Verbeſſerungen.

Gleich vorn ſind die vielen Motto's, die ſich ſonſt vor dem Eingange des Heiligthums drängten, wie Schweizer an der Pforte eines Schloſſes paradiren, ſämtlich verabſchiedet. So auch das Statt Vorrede zum 2ten Theil, und die Dedication „an den alten Freund, an den Mächtigen, der ihm einſt liebend, zürnend, drohend zurief: nicht länger zu gaffen; ſondern in die eigenen Hände zu ſchauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunſt und allerlei Kraft." Die hinzugekommene, vorläufige Charakteriſtik Woldemars (S. 14—16.) iſt voll der wichtigſten Aufſchlüſſe nicht blos über ihn, ſondern über den Geiſt und die Entſtehung des ganzen Werks. „Heftig ergriff ſein Herz alles, wovon es berührt wurde, und ſog es in ſich mit langen Zügen. Sobald ſich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte ſeine ganze Seele; darin verlor er jedesmal ſich ſelbſt" u. ſ. w. „So kam er ſeinem Gegenſtande immer näher; ſo entfernte, in gleichem Maße, ſein Gegenſtand ſich immer mehr von ihm." Durch eine zweckmäßige Verſetzung, (S. 45 — — 76. der neuen Ausg. u. 36-63. d. alt.) durch die Erklärung und Geſchichte von Hornichs Haß gegen Woldemar, welcher ſich beim Tokadille zuerſt entwickelt, (S. 41.) und auf Veranlaſſung eines kalekutiſchen Hahns (S. 106.) die höchſte Blüthe erreicht, und durch das Tiſchgeſpräch bei Dorenburg iſt das Ganze ungleich deutlicher, runder und vollſtändiger geworden: hätte der Künſtler dazu nur nicht ſolcher Figuranten bedurft, wie den widerlichen Alkam und den unbedeutenden Sidney. Dieſer Engländer iſt durchaus nichts, als ein Schüler des treflichen Thomas Reid und Ferguſon's, durch deſſen Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft Woldemar zuerſt zur „Feuertaufe" gelangte, (S. 80.) „da ihn bisher nicht nur die neuern Weisheitslehrer, ſondern auch die großen Alten nur mit Waſſer getauft hatten." Sehr merkwürdig hingegen iſt der Charakter Hornichs, der, wiewohl ihr entſchiedener Gegenfüßler, doch nicht ohne Familienähnlichkeit mit der heiligen Gemeinde iſt. Auch dieſer alte Wechsler iſt auf ſeine Weiſe beſeſſen: er ſchwärmt für das Philiſterthum, und ſeine knechtiſche Vergötterung des Buchſtabens möchte ſich auch gern aufſchwingen. — Daß Henriettens Thränen bei Vorleſung von Woldemars Brief, (S. 27. d. alt. Ausg.) das mehrmalige Wechſeln ihrer Farbe, und die endlich bleibende Bläſſe weggelaſſen ſind, iſt gut, aber nicht hinreichend. Denn wiewohl die großen Beiden ihren erhabenen Abſcheu, ſich

„Wie es im Menſchengeſchlecht der Männer
und Weiber Gebrauch iſt,“

zu vereinigen, beſtändig im Munde führen; ſo ſind doch nicht wenig Züge ſtehen geblieben, welche dieſen Betheurungen widerſprechen, und nur aus Geſchlechtsliebe entſpringen und auf Ehe abzielen können. -- Vieler kleiner Aenderungen nicht zu erwähnen (ſ. S. 194. 208. 218. 254. 273. II. S, 13. 14. 74. 100. 136. 220. 221.), wird im 2ten Bande, außer einigen für die Deutlichkeit vortheilhaften Zuſätzen (S. 157. 160. 186.) auch der Plutarch in den Familienconvent, wo über das Herz des gefallnen Woldemar eine medizinische Conſultation gehalten wird, mit etwas mehr Vorbereitung eingeführt.

(S. 187 — 190.) Da Biederthal glücklicherweiſe eine Abſchrift von Woldemars Auszug beſitzt, ſo braucht die arme Henriette, die nur eben ohnmächtig war, und während der ganzen Sitzung eine lange Rede nach der andern aus dem Stegreife gehalten hat, das dicke Buch nicht mehr ſo lange auf dem Schooße zu haben.

Es gehört eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Buche dazu, um alle Widerſprüche, um die Vermiſchung des Vortreflichen mit dem Schlechten und Widrigen darinn ganz einzuſehn, obgleich von beidem auch auf den erſten Blick ſo manches auffällt. Nothwendig iſt es, das eine vom andern ſtrenge zu ſcheiden: denn mit dem bloßen Streben nach dem Unendlichen iſt die Sache doch gar nicht gethan. Ein Werk kann bei dieſer hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt ſein, und wer, was er als Unphiloſophie und Unſchicklichkeit erkennt, zu beſchönigen ſucht, iſt unwürdig, daß man auf ſein Urtheil achte, oder weiß nicht, was er will. So gern man auch ſchonen möchte, darf man ſich hier doch durchaus keine Halbheit erlauben: denn es ſind eben nur die Würdigſten, welche ein genialiſches Werk wie Woldemar verführen und an den Rand des Abgrunds locken kann. Spott über den Unzuſammenhang des Ganzen, und das Ungeſchick im Einzelnen kann niemand beleidigen, der das Werk aus der Nähe betrachtet, und feſt ins Auge gefaßt hat.

Man geräth in nicht geringe Verlegenheit, wenn man ſich über den eigentlichen Charakter, die höchſte Abſicht und das endliche Reſultat des Ganzen ſtrenge Rechenſchaft geben will. Und doch kann man es nicht richtig würdigen, ohne hierüber im Reinen zu ſein. Betrachtet man es, nach einem Wink in der Vorrede über den Unterſchied deſſelben vom Allwill, als ein poetiſches Kunſtwerk: ſo fehlt es an einem befriedigenden Schluß, und Woldemar's reuige „Zerknirſchung läßt immer noch einen ganz unerträglichen Nachgeſchmack“ zurück. Was kann empörender ſein, als ſeine Selbſtverachtung, ſein Schwindel vor den Tiefen ſeines Herzens? Die Erzählung endigt mit einer unaufgelöſten Diſſonanz. Woldemar's Innres und Aeußres iſt unheilbar zerrüttet. Nach einer ſolchen Reue kann er ſich wohl zum Gehorſam eines guten Knechts, aber nie zur Würde eines freien Mannes erheben. Sein Verhältnis mit Henrietten iſt eigentlich zerriſſen. Sie iſt nicht ſeine Freundin mehr: er hat eines andern Vertrauten über ſie nöthig, als ſie ſelbſt, und wirft ſich an Biederthals Buſen (II. 299.). Die Freundſchaft, mit der W.'s Gemüthsruhe ſteht und fällt, muß vollends brechen oder verhallen. Nicht zu erwähnen, wie peinlich, häßlich, und alſo unpoetiſch faſt alle dargeſtellten Situationen, Charaktere und Leidenſchaften ſind: ſo wäre das Unnatürliche der Hauptbegebenheit, welches wir jeden Augenblick empfinden, in einem Gedicht eine unerſetzliche Störung. Woldemar's und Henriettens Misverſtändnis konnte gar nicht ſtatt finden, wenn nur ſo viel Zutrauen, ſo viel Delicateſſe in ihnen wäre, als zu dem Beſtehen auch des gemeinſten blos geſellſchaftlichen Verhältniſſes erforderlich iſt. Sie reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundſchaft, und erörtern das förmlich, worüber ſich wahrhaft delicate Menſchen ſtillſchweigend verſtanden haben würden — die eigentliche Natur ihres Verhältniſſes: wo hingegen die ſchnellſte Offenheit nothwendig war, bei ſcheinbaren oder wahren Beleidigungen brüten ſie einſam, und ſchmollen mistrauiſch. Die gegenſeitige Aufklärung kann ſie nicht geheilt haben, ſie muß ihre Empfindlichkeit nur noch wunder machen: ſeine leidenſchaftliche Aengſtlichkeit und ihre jungfräuliche Zurückhaltung ſind eine unverſiegliche Quelle neuer Misverſtändniſſe, und werden endlich auch die argloſe Allwina anſtecken müſſen. Auch Henriette und Allwina müſſen früher oder ſpäter zu Grunde gehen.

Für W. konnte es nicht ſchwer ſein, die Freundſchaft für Henrietten mit der Neigung für Allwinen zu vereinigen. Ein Weib zu lieben, gleich als wäre ſie ein Mann; von einem Freunde geliebt zu werden mit weiblicher Nachſicht und Anbetung: das war es eben, was ſein verzärteltes Herz begehrte, und wobei es in ſeinem Falle keiner beſondern Reinheit und Feſtigkeit der Geſinnung bedurfte. Dieſe fielen allein auf das Theil jener beiden. Er achtete nicht auf die Möglichkeit, daß die Natur ſeinem Eigenſinne entgegen arbeiten, und ſich in irgend einer ſpätern Stunde höhere Anſprüche, andere Wünſche in den Buſen ſeiner beiden Geliebten regen könnten. Er gab es zu, daß Henriette einen Theil ihres Selbſts vernichtete, um ſein Ideal ganz zu erfüllen. Denn was ſoll nun Henriette eigentlich ſein? Was können wir anders annehmen, als daß ſie eigentlich dazu organiſirt war, unter der gefälligen Geſtalt eines Weibes geſchlechtslos zu ſein; und wen mag ſie dann noch intereſſiren? — Oder daß ſie Eines entbehrt, um das Andere zu genieſſen. Es ſei, daß dieſer Zuſtand nicht Spannung war: aber wird er darum dauernd ſein? Ein Augenblick kann ſie die Entbehrung ſchmerzlich empfinden laſſen. Ich rede hier nicht von einer ſchnellen Einwirkung der Leidenſchaft oder der Sinne. Aber wenn Henriette wirklich Weib iſt, ſo kann ſie der Sehnſucht, ein eignes Kind an die Bruſt zu drükken, um ſo weniger entgehn, da ſie täglich Zeuge von mütterlicher Glückſeligkeit ſein muß; ſie kann am erſten von ihr überraſcht werden, bei dem Anblick eines Kindes auf Allwinens Schooß: hier muß das Mitgefühl ahnen, daß es an eignes Gefühl nicht reicht. Wird ihr forthin nicht die bisherige Wonne ihres Lebens unfruchtbar dünken? — Wenn wir ſo manche Züge, die in Henrietten auf das Mädchen deuten, ihre Betroffenheit über W's. Lachen, ihr Verſchweigen, ihre Schüchternheit, ihre ſie ſo ganz überwältigende Angſt zuſammenrechnen, ſo erſcheint ſie in der That als ein Opfer W's. — Und Allwina? Es iſt vorauszuſehn, daß ſie ſich ausbilden, ihr Geiſt ſich ſtärken, und Beſtimmtheit gewinnen wird. Ihr kindliches Hinaufſchauen zu Henrietten muß ſich mit den Jahren in Gleichheit verlieren. Bisher hatte ſie von der Hand ihrer Freunde alles genommen, wie ſie es ihr gaben; ſie hätte ſich wol durch ihre Unſchuld ſelbſt zur Unnatur verleiten laſſen: aber eben ihr unbefangner Sinn wird bald ahnen, daß Woldemar ihr, wie es zuletzt wirklich geſchieht, etwas verbergen muß, und ihr reiferes Gefühl, das nothwendig mit erhöhtem Bewußtſein verknüpft iſt, dagegen auflehnen. Wenn dann auch eigentliche Eiferſucht fern von ihr bleibt, muß ſich nicht Mistrauen und Unruhe ihrer bemächtigen?

Natürlich müſſen ſich viele Widerſprüche aus einem Verhältniſſe ergeben, welches in ſeiner erſten Anlage durchaus ein Widerſpruch iſt, den alle Kunſt des Verfaſſers nicht heben, ja nicht einmal verſtecken konnte. Henriettens Freundſchaft ſoll keine Liebe ſein, und iſt doch offenbar nichts anders. Das ſchüchterne, beſcheidne Mädchen, „welches zu ſeinem eigenſten Daſein bisher nicht hatte gelangen können, und es nun im fortgeſetzten, vertraulichen Umgange mit einem erfahrnen, in ſich ſchon beſtimmten Freunde erwirbt, der ihren beſten Ideen und Empfindungen — den einſamen, verſchloſſenen — Freiheit, Beſtätigung, unüberwindliche Gewißheit verſchaffte" (I. S. 67.) — hat eine ſtarke Anlage zur Ehe, iſt aber zur Freundſchaft, welche ſich nicht auf gegenſeitige Abhängigkeit gründen darf, und von jeder Beziehung auf Bedürfniſſe ſo rein als möglich erhalten werden muß, nicht ſelbſtſtändig genug. Ihr ganzes Weſen wird durch ein *Bedürfnis* angezogen, und an den Mann gefeſſelt, der ihr Haltung, Richtung und Einheit geben, und wieder von ihr nehmen ſoll. Ihre Seele ſucht ihn zu umfaſſen, wird ſich auf ihn beſchränken, und kann nur in der innigſten Vereinigung mit ihm vollſtänbige Befriedigung finden. Jenes Streben iſt eigentliche, weibliche Liebe, und dieſe innigſte Vereinigung durch alle himmliſchen und irdiſchen Bande, wo zwei durch gegenſeitige Bedürfniſſe und Abhängigkeit ein Ganzes werden und bleiben, (II. 38.) nichts anders als Ehe. Ein Weib, welches einen Mann „über alles liebt;“ — „aus ihm ihr beſtes Daſein — alles Daſein nimmt;“ — „ohne ihn nicht leben möchte — und — nicht leben könnte;“ (IIr Th. S. 186.) iſt in ihrem Herzen ſeine Gattin.

Um Woldemar's Freundin ſein zu können, iſt Henriette zu ſehr — Weib und Mädchen. Zwar könnte es wohl eine Freundſchaft zwiſchen einem Manne und einer Frau geben, die durch ihre Leidenſchaftlichkeit der eigentlichen Liebe ähnlich ſchiene, und doch weſentlich von ihr verſchieden wäre. Nur müßte der Mann, um einer ſolchen Freundſchaft fähig zu ſein, kein ſinnlicher, eitler, durch und durch gebrechlicher Woldemar, ſondern Herr ſeiner ſelbſt ſein. Die Frau müßte ſich nicht nur über den Horizont der Weiber, die nur in ihrem Geliebten und in ihren Kindern leben, erheben können, und fähig ſein, Ideen thätig zu lieben, nicht blos müßig darüber zu räſonniren; denn Freundſchaft iſt ja eben eine gemeinſchaftliche Liebe, Wechſelbegeiſtrung; ſondern auch reif und ſicher über die Bedürfniſſe und Beſorgniſſe des Mädchens erhaben ſein. — Henriette iſt ſo ſehr Jungfrau, daß die bloße Magie ihres Umgangs ſogar die beiden muntern, jungen Weiber wieder in Jungfrauen verwandeln kann (Th. I. S. 9.); ſo wie ein rechter Prophet alles, was er berührt, in Offenbarungen und Seher umbildet (Ergieß. S. 5. 6.). Henriette verſchweigt Woldemar'n das Verſprechen, das ſie ſich hat abnöthigen laſſen. Sehr jungfräulich mag das ſein; aber es iſt ganz und gar nicht freundſchaftlich, und man muß Woldemar'n Recht geben, daß er ſich dadurch von ihr „getrennt fühlt.“

Mit „Bruder Heinrich“ hätte ſelbſt der mistrauiſche Woldemar zu *ſolchen* Misverſtändniſſen nicht kommen können. Sie ſind ſelbſt für den Zuſchauer ſo quälend, daß er ſich wol jedes Mittel gefallen ließe, welches ihnen auf einmal ein Ende machen könnte, wäre es auch nur jenes populäre, welches ſchon die Homeriſche Circe dem Odyſſeus vorſchlägt:

„Auf dann, ſtecke das Schwerdt in die Scheide dir; laß dann zugleich uns
Unſer Lager beſteigen, damit wir, beide vereinigt
Durch das Lager der Liebe, *Vertraun* zu einander gewinnen.“

Ohne Gewalt würden ſie freilich wol alle beide nicht dahin zu bringen ſein, da ſie jeden, der ihnen nur von fern anſinnt, zu thun, was ihnen Blutſchande und Sünde wider die Natur ſcheint, ſo ſchnöde anlaſſen und ſo innig bemitleiden. „Der Nebel“ (Th. II. S. 75.) wäre dann wohl zerſtreut, aber zugleich auch der ganze Roman eher geendigt, als er noch angefangen hätte. Auf W's. und H's. gegenſeitiger *Unheiratbarkeit* (bei einer ſo außerordentlichen Sache darf man ſich auch wol ein außerordentliches Wort erlauben) beruht das Ganze: mit ihr ſteht und fällt die Einzigkeit ihres Einverſtändniſſes und Misverſtändniſſes. Da der Dichter ſie nicht motiviren konnte, war er genöthigt, ſie zu poſtuliren, und durch ſchneidende Machtſprüche die Fragen, welche er nicht zu beantworten vermochte, abzuweiſen. Ein leidiger Nothbehelf! Denn er mag auch einen noch ſo hohen Trumpf darauf ſezzen, ſo wird ihm doch niemand aufs Wort glauben: „daß die Freuden der Gattin und Mutter ſich im Mitgefühl höher ſchwingen, als im eignen“ (Th. I. S. 9. 10.). — Schade iſts, daß H's. Liebenswürdigkeit unter ihrer Einzigkeit ſehr leiden mußte! Es fällt dadurch ein Schein von gemeiner Prüderie auf ſie. Vorausgeſetzt, daß Henriette Woldemar'n wirklich liebt: ſo iſt die Art, mit der ſie ihm entſagt, und ihr Entſchluß, „den Tanten zum Exempel zu leben," (Th. I. S. 279.) ſehr liebenswürdig und auch ſehr weiblich: denn daß ein Mädchen von zarter Seele, bei der geringſten Veranlaſſung, eben aus Liebe dem Beſitz ihres Geliebten entſagt, iſt gar nicht unnatürlich.

Woldemar hat ſehr Recht, wenn er ſagt: „Wir wurden Freunde, wie Perſonen von einerlei Geſchlecht es nie werden können" (Th. II. S. 49.); wenn er aber hinzuſetzt: „und Perſonen von verſchiedenem es vielleicht nie waren;" ſo iſt das nur eine leere Anmaßung, wozu ihn allein die Wuth, einzig zu ſein, verführen konnte. Die Tendenz, ihr Weſen, ihre Thaten und ihre Verhältniſſe für ſich und unter einander außerordentlich, ſeltſam, ſonderbar und unbegreiflich zu finden, iſt eine charakteriſtiſche Familienähnlichkeit der Jakobiſchen Menſchen. Keiner iſt aber von dieſem Hange ſo ganz beſeſſen, wie Woldemar. Er kann auch nicht einmal einen umgeworfenen Korb mit ſeiner Freundin aus dem Quark heben, ohne ſich in Anbetung ihrer (und alſo auch ſeiner) Einzigkeit zu ergießen. — Wahrlich, es vergeht nicht leicht ein Tag, an dem nicht ſolche Freundſchaften unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht zu ganzen Hunderten angefangen, vollendet, oder auch durch fremde und eigne Schuld geſtört werden: denn nichts iſt gemeiner, als eben dieſe Miſchung von Kraft und Schwäche, von reiner Liebe und reiner Selbſtſucht. Auch jene Freiheit mordende, grenzenloſe Hingebung, welche Jakobi ſo oft, bald unmittelbar bald mittelbar, als die ſchönſte weibliche Tugend anpreiſet, wiewohl eben ſie die Wurzel der Tugend ſelbſt vernichtet, iſt gar nichts ſeltnes; die gewöhnliche Eigenſchaft aller Frauen, die gutgeartet ſind, ohne ſich zur Selbſtſtändigkeit erheben zu können. Das iſt es, was W. von ſeinem Freunde wie von ſeiner Gattin verlangt; und ſein angeblich unerhörtes Ideal von Freundſchaft wird nur zu oft in gemeinen Ehen realiſirt; innigſte Vereinigung auf Koſten der Selbſtſtändigkeit: man könnte es eine übertriebene Ehe nennen.

Nichts iſt ungeſchickter „Vertrauen auf die Macht der Liebe“ einzuflößen, als Woldemar's Beiſpiel: denn in einem ſolchen Herzen muß die Liebe, ihr Gegenſtand ſei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln, und ein freſſender Schaden werden. Die erſte der beiden Sentenzen, mit denen das Werk ſchließt, kann alſo durchaus das nicht ſein, wofür ſie doch ſo deutlich gegeben wird, Reſultat des Ganzen. Aber auch die zweite: „Wer ſich auf ſein Herz verläßt, iſt ein Thor;“

iſt keine richtigere Folgerung, als die Nutzanwendung ſo mancher äſopiſchen und unäſopiſchen Fabel: obgleich ſo vieles unmittelbar, das übrige wenigſtens mittelbar ſich auf ſie zu beziehen, und um ihrentwillen da zu ſein ſcheint. Sollte ſie auch nur rhetoriſch bewieſen werden, ſo mußte W. Kraft haben, und blos aus Selbſtgenügſamkeit fallen. Der Fall eines Menſchen, dem man die Gebrechlichkeit ſo bald anſieht, befremdet und betrübt uns nicht ſonderlich. „Woldemar kann,“ auch uns Leſern, „das nicht erſparen, daß wir ihn verachten müſſen,“ und ſeine Strafe gerecht finden, ohne darum beſſer von der Knechtſchaft zu denken.

Es wird zwar mit unter viel übels von W. geſagt: aber ohne daß es dem Künſtler damit ein rechter Ernſt geweſen ſein kann; denn er hat uns Achtung und Theilnahme für ihn geben wollen, und beides iſt er nicht werth. Dorenburg nennt W.'n einen geiſtigen Wollüſtling. So iſt es auch mit ihm, aber in einem höhern Grade, als Jakobi es gewollt haben kann: denn jene feine Wolluſt macht ihn zum groben Egoiſten. So genießt er Allwinen, die Lais ſeiner Seele, liebt ſie nicht: es iſt wirklich empörend, wie er ſich noch freuen darf, daß er ſie nur beſitze, ohne von ihr beſeſſen zu werden. (Th. II. S. 73.) So braucht er Henrietten, „daß ſie ihm ſeinen alten Traum von Freundſchaft deute“ (Th. II. S. 38), zur „Beſtätigung, daß ſeine Weisheit kein Gedicht ſei“ (Th. II. S. 182.); liebt ſie nicht. So ſteht er da, hingegeben der Befriedigung, die beide ihm gewähren, und läßt ſich anwehen von erquickenden, balſamiſchen Lüſten im geiſtigen, wie im phyſiſchen Sinn. Dieſe Beſchaffenheit W.'s verbreitet ihren widrigen Einfluß auf das Schönſte im Buch. Das zarteſte ſelbſt wird undelicat, weil es uns ſeine ſelbſtiſche Befriedigung malt: ſo die ſchöne Schilderung von Allwinens Liebe und Hingebung; ſo die Art, wie beide Freundinnen ſich bemühn, dem Weichling das Leben zu verſüßen, und ihm jeden Anſtoß aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin, zu glauben, daß es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der andre ſo viel für ſich thun läßt, der eines ſolchen Zauberkreiſes bedarf, um darinn zu exiſtiren. — Seine Lieben, die ſo viel Noth mit ihm haben, tragen indeſſen auch in etwas die Schuld. Warum beſtehen ſie ſo hartnäckig darauf, ihn zu vergöttern, da ſie doch wiſſen, daß eitel Hochmuth und Lüſte in ihm ſind? Es iſt ein großes Uebel, wenn ein Menſch zum Schooßkinde der ihn zunächſt umgebenden geworden iſt; oft hat er es nur ſeinen Unarten zu danken, und es vermehrt dieſe dann.

Eigentlich nimmt der Verfaſſer ſelbſt Antheil an dieſem Verzärteln: Woldemar iſt auch ſein Liebling, und der gemeinſchaftliche Mittelpunkt, um den ſich alles dreht, mehr als der Zuſammenhang des Ganzen erfordern, oder auch nur erlauben dürfte. Alle übrigen ſcheinen nur um ſeinetwillen da zu ſein; wenn ſie nicht für ihn handeln oder leiden, ſo rathſchlagen ſie über ſein Seelenheil. Wie müßte die Kenntnis davon, die man dem, den ſie betrifft, nie ganz entziehn kann, einen geſunden Menſchen ſtören, ihm ſo läſtig fallen? Woldemar'n würde ſie nur in ſeiner Eitelkeit beſtätigen, und noch tiefer in Speculationen über ſich ſelbſt verwickeln, zu denen er ſchon ſo geneigt iſt. Dieſes Grübeln iſt das beſte Mittel, einen ohnehin kranken Geiſt ganz zu ſchwächen und zu verderben, wie beſtändiges Medıziniren den Körper entnervt. Kein Wunder, wenn der Patient zuletzt ſo gefährlich wird, daß die berathſchlagende Familie ſich ſtillſchweigends permanent erklären muß, wie ein Senat, wenn das Vaterland in Gefahr iſt. Das pedantiſche dieſer Scene würde recht anſchaulich werden, wenn man eine Zeichnung dazu machen wollte: man nähme die Figuren und ſetzte ſie um einen Tiſch, wie im Orbis pictus, über den ein Auge im Dreieck ſchwebt.

Vielleicht erläuterte dieſes ſogar manche Dunkelheiten.

Ein entſcheidender Beweis für W.'s Schwäche iſt die Leere des Mannes, die in ſeinen Briefen, dem ſchwächſten Theile des Werks, vorzüglich ſichtbar wird. Was ſich vom Genuß der ſchönen Natur „einſalzen und in Rauch aufhängen läßt, iſt ſo ſchwach und ſo ſchwindelnd!“ Woldemar aber, der nur da raſtlos thätig erſcheint, wo man nicht den geringſten Widerſtand findet, in den Räumen der Einbildungskraft, macht ſich ein angelegentliches Geſchäft daraus, ſeine Gefühle aufs ſorgfältigſte zu regiſtriren. Er geht in ſeinen häufigen Naturbeſchreibungen gleichſam auf die Jagd nach himmliſchen Empfindungen aus. Sein armes Herz kann nur im Irrthum genießen. Mühſam muß er erſt das Todte um ſich her beleben, um durch eine künſtliche Täuſchung ſeine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweiſe rinnen. Er iſt genöthigt, die Einzelheiten der ſchönen Natur ſo aufzuzählen, daß die Darſtellung eines Tages, eines Auftritts oft mehr die Geſchichte des Wetters, als des Herzens iſt: überall tritt ihm nur ein leerer Begriff des Unendlichen entgegen, deſſen eingebildeter Genuß ſo undarſtellbar iſt, als es ſelbſt. Durch das lange Ausſpinnen einer einförmigen

Verzückung mußte auch ein genialiſcher Schriftſteller in gemeine Empfindelei verſinken: denn nur dieſe kann „Pappeln das ſüße Schrecken der angenehmſten Empfindung durchfahren,“ und den „Unermeßlichen zu ſich ins Gras lagern“ laſſen (Th. II. S. 19. 20.). Welche innre Fülle offenbart ſich dagegen in Werthers Verkehr mit der Natur; er mag ſie nun mit der warmen Liebe eines jungen Künſtlers umfaſſen, oder das Drängen ſeiner Bruſt an ihrem Buſen aushauchen, oder für ſeine Leidenſchaften gefährliche Nahrung aus ihr ſaugen!

Ein ſo verfehlter Held, wie W., thut ſehr wohl, ſich lieber unter das Joch irgend eines Gehorſams zu beugen, als ſich kraft ſeines ſittlichen Genies zum allgemeinen Geſetzgeber für die Kunſt des Guten zu conſtituiren. Daraus ergiebt ſich denn die Nutzanwendung: „Wer ſich auf ein eigenſinniges, verzärteltes Herz verläßt, iſt ein Thor.“

Das Poetiſche iſt im Woldemar offenbar nur Mittel: denn wenn ein Werk nicht ſelten die höchſten Erwartungen des Schönheitsgefühls und des Kunſtſinnes befriedigt, öfter aber und grade in der Zuſammenſetzung des Ganzen die erſten Geſetze des Geſchmacks beleidigt, ſo darf man vorausſetzen, daß Schönheit und Kunſt hier nicht vernachläſſigt, ſondern einem höhern Zwecke mit Bedacht aufgeopfert ſei; auch nennt Jakobi die Abſicht des Werks eine philoſophiſche. Betrachten wir nun den Woldemar nach dieſer Andeutung als ein philoſophiſches Kunſtwerk: ſo iſt die Häßlichkeit des Hauptcharakters, die folternde Peinlichkeit der Situationen, und die Diſſonanz am Schluß kein Tadel; ſelbſt die Unwahrſcheinlichkeit der Hauptbegebenheit iſt verzeihlich, wenn dies nur auf die Evidenz des endlichen Reſultats keinen Einfluß hat: denn der Naturkündiger braucht keinen Ekel zu ſchonen, und der Wißbegierige muß auch den Anblick ſecirter Cadaver ertragen können: aber wir erwarten dann auch eine vollſtändige philoſophiſche Einheit, welche nur aus der durchgängigen Beziehung auf ein befriedigendes philoſophiſches Reſultat entſpringen kann. Danach ſucht man im Woldemar vergebens; und da die Art durch die Einheit und den letzten Zweck beſtimmt wird, ſo iſt er ſtreng genommen, kein philoſophiſches Kunſtwerk; denn jene triviale Bemerkung kann doch unmöglich für ein philoſophiſches Reſultat gelten. Wie könnte ſie überhaupt das Ziel einer ſolchen Laufbahn ſein? Wie einen ſolchen Aufwand von Tiefſinn, Scharfſinn, Geiſt, Beobachtung und Studium lohnen? Es wäre, als wollte man eine Feder durch einen Krahn mühſam emporwinden. — Die große Ungleichheit des Werths der einzelnen philoſophiſchen Stücke beſtätigt die Vermuthung, daß auch die Philoſophie hier nur als *Mittel* gebraucht werde. Findet man in einem und demſelben Werke neben Stellen, die des größten Denkers würdig wären, Misverſtändniſſe, Uebereilungen, Verworrenheiten, die man einem gemeinen nur geſunden Kopfe nicht verzeihn würde: ſo muß man vorausſetzen, daß Wahrheit und Wiſſenſchaft hier nicht letzter Zweck ſei, ſondern einer höhern Abſicht mit Bedacht aufgeopfert werde.

Aber welche Art von Einheit iſt denn nun in dem ſonderbaren Werk, welches ſich unter keine Kategorie bringen läßt, in dem man indeſſen doch einen gewiſſen Zuſammenhang ſo unleugbar fühlt? Offenbar nur eine *Einheit des Geiſtes und des Tons*; eine *individuelle Einheit*, welche um ſo begreiflicher wird, je mehr man mit dem Charakter und der Geſchichte des Individuums, das ſie hervorbrachte, bekannt iſt. Daß die vom Verfaſſer ſelbſt ſehr beſtimmt aufgeſtellte angeblich philoſophiſche Abſicht: „Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, aufs gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen;“ ſo objectiv klingt, darf uns nicht irre machen: denn wenn es auch nicht der erſte Blick auf das Werk ſelbſt lehrte, ſo würde es ſchon aus der Erläuterung, und Entſtehungsgeſchichte jener Abſicht in der Vorrede zum Allwill erhellen: daß hier unter „Menſchheit“ nur die Anſicht eines Individuums von derſelben verſtanden werde; und daß es alſo eigentlich heißen ſollte: „Friedrich-„Heinrich-Jakobiheit, wie ſie iſt, erklärlich „oder unerklärlich, aufs gewiſſenhafteſte vor Augen „zu legen.“

Wer alſo den Geiſt des Woldemar verſtehen will, ſo weit dies möglich iſt, muß Jakobi's ſämtliche Schriften, und in ihnen den individuellen Charakter, und die individuelle Geſchichte ſeines Geiſtes ſtudiren. — Vielleicht findet man hier noch mehr, als man ſuchte; ſichere Auskunft nämlich über eine Einheit der Tendenz im Woldemar, auf die man zwar, ſo lange man ihn iſolirt betrachtet, einigermaßen rathen, aber auch nur rathen kann. Es iſt, als ob das Buch gegen das Ende dem Leſer verſtohlen zuwinkte, und ſich gleichſam zu ihm neigte, um ihm „das rechte — ins Ohr zu ſagen“ (Allw. S. 100.); oder auch nur mit bedeutendem Blick und leiſem Fingerzeig auf einen geheimen einzig ſichern Pfad nach „jener Freiſtäte der Weisheit, wo der Menſch daſſelbe will, und nicht will,“ deute, wohin „keine offene Heerſtraße“ führen kann (Th. II. S. 175.).

Zwar pflegen Jakobi's Werke überhaupt, wenn ſie den Uneingeweihten durch mancherlei Irrwege endlich bis an die Schwelle des Allerheiligſten geführt haben, ſich gern in ein räthſelhaftes Schweigen zu verlieren, oder einige in ein impoſantes Dunkel gehüllte Worte hinzuwerfen; doch hat er einigemal, vorzüglich in polemiſchen Schriften, wenigſtens mit mehr Klarheit und Umſtändlichkeit die letzten Reſultate ſeiner Philoſophie enthüllt: denn gleich jenem alten Proteus ſcheint auch er nur gezwungen Rede zu ſtehn, und zu weiſſagen. So viel er aber auch noch verſchweigen mag, ſo hat er ſich doch über die erſte Veranlaſſung ſeines Philoſophirens ſo offenherzig, und über die letzten Gründe ſeiner Philoſophie ſo beſtimmt geäußert, daß über das *herrſchende Prinzip* derſelben gar kein Zweifel übrig bleibt.

Die erſte ſubjektive Bedingung alles ächten Philoſophirens iſt — *Philoſophie* im alten Sokratiſchen Sinne des Worts: *Wiſſenſchaftsliebe*, uneigennütziges, reines Intereſſe an Erkenntnis und Wahrheit: man könnte es *logiſchen Enthuſiasmus* nennen; der weſentlichſte Beſtandtheil des philoſophiſchen Genies. Nicht *was* ſie meinen, unterſcheidet den Philoſophen, und den Sophiſten: ſondern *wie* ſie's meinen. Jeder Denker, für den

Wiſſenſchaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Geſetze ſeinen Wünſchen nachſetzt, ſie zu ſeinen Zwecken eigennützig misbraucht, iſt ein Sophiſt; mögen dieſe Wünſche und Zwecke ſo erhaben ſein, und ſo gut ſcheinen, als ſie wollen.

Der elaſtiſche Punkt, von dem Jakobi's Philoſophie ausging, war nicht ein objectiver Imperativ, ſondern ein individueller Optativ. — Schon in ſeiner Kindheit konnte er ſich mit Vorſtellungen von Ewigkeit und Vernichtung bis zur Ohnmacht und Verzweiflung ängſtigen (Br. üb. die Lehre des Spin. 15 f. 328 folg.). Die Liebe zum Unſichtbaren, Göttlichen war der herrſchende Affect im Buſen des feurigen und eben ſo weichherzigen Jünglings; die Seele ſeines Lebens. Ohne dieſe Liebe ſchien es ihm unerträglich zu leben, auch nur Einen Tag (Allw. S. XIII. XIV. Ideal. S. 72.). Das Unſichtbare war ihm nicht Triebfeder und Leitfaden wackrer Thätigkeit: ſondern „der volle wirkliche Genuß des Unſichtbaren“ (Allw. S. 294.) war das Ziel ſeines ganzen Weſens. Von Natur geneigt, in ſich zu verſinken und in eignen Vorſtellungen zu ſchwelgen, konnte er zuerſt nur durch Mistrauen in ſeine Liebe und Zweifel an der Realität ihres Gegenſtandes bewogen werden, ſich aus ſich ſelbſt herauszureißen, und nach außen hin thätig zu ſein, wo man jeden Schritt vorwärts erkämpfen muß. Er kann die Schwierigkeiten, die er dabei fand, nicht ſchlimm genug beſchreiben (Ideal. S. 68-93.); und auch nachher war es faſt immer ein Angriff (wie bei den Briefen über Spinoza, dem Idealismus ꝛc.) oder eine Aufmunterung von außen (An G. Wold. vor. Ausg.) wodurch er zu äußrer Thätigkeit gleichſam gezwungen ward. „Urſprüngliche Gemüthsart, Erziehung und Mishandlung herzloſer Menſchen vereinigten ſich, ihm ein quälendes Mistrauen gegen ſich ſelbſt einzuflößen" (Spin. 16. Ideal. 70. 72.). Dieß mußte ihn in ſeinem Glauben irre, und über ſeine Lieblingsgegenſtände ungewiß machen. — „Jene Liebe zu rechtfertigen," ſagt er von ſich ſelbſt (Allw. S. XIV.), darauf ging alles ſein Dichten und Trachten: und ſo war es auch allein der Wunſch, mehr Licht über ihren Gegenſtand zu erhalten, was ihn zu Wiſſenſchaft und Kunſt mit einem Eifer trieb, der von keinem Hindernis ermattete. — Das klarſte Geſtändnis, daß er die Philoſophie nur brauchte; (wie W. Henrietten) zur Beſtätigung: „daß ſeine Weisheit kein Gedicht ſei," brauchte!

Wenn die wiſſenſchaftliche Unterſuchung nicht von der gerechten Vorausſetzung, daß Wahrheit ſein ſoll, ausgeht, mit dem feſten Entſchluß und der Kraft, ſie zu nehmen, wie ſie gefunden wird, ſondern von einer trotzigen Forderung, daß dies und jenes wahr ſein ſoll: ſo muß ſie mit Unglauben und Verzweiflung, oder mit Aberglauben und Schwärmerei endigen; je nachdem der Unterſucher mehr Muth hat, der Erfahrung oder der Vernunft Hohn zu ſprechen. Es iſt kein Wunder, wenn das widerſinnig endet, was widerſinnig anfing. Wer von der Philoſophie verlangt, daß ſie ihm eine Julia machen ſoll, der wird früher oder ſpäter zu der ſublimen Sentenz des Romeo beim Shakeſpeare:

„Hang up philosophy!“
„Unless philosophy can make a Juliet;“

kommen müſſen.

Iſt der Denker, während er ſie ſuchte, ſeiner Julia untreu geworden, und hat die Philoſophie ſelbſt lieb gewonnen: ſo überwältigen ihn die Widerſprüche, in die er ſich verwickeln mußte; er wird ein Skeptiker, ein bedaurenswürdiger Märtyrer der Wahrheit. Liebt er aber ſeine Julia von ganzer Seele, und macht ſich nichts aus der Wahrheit: ſo darf er nur durch einen dreiſten Machtſpruch den Zweifeln Stillſchweigen gebieten; er wird glücklich, und hängt die Philoſophie.

Jakobi mußte die philoſophirende Vernunft haſſen: da der conſequente Dogmatismus, nach ſeiner Ueberzeugung, dem Gegenſtande ſeiner Liebe ſogar die Möglichkeit abſprach; der kritiſche Idealismus hingegen, ſo wie er ihn verſtand oder misverſtand, demſelben nur einen Schatten von Realität übrig ließ, mit dem er ſich nicht begnügen konnte; und doch zeigte ihm die philoſophirende Vernunft keinen andern Ausweg. Auch unterſcheidet er den Glauben, welchen er als Fundament alles Wiſſens aufſtellt, ſorgfältig von jedem Fürwahrhalten aus Vernunftgründen; ſetzt dieſe wunderbare Offenbarung dem natürlichen Wiſſen entgegen. Er trennt die Philoſophie von der herabgeſetzten Vernunft, und behauptet, Philoſophie überhaupt ſei nichts anders, als was die ſeinige wirklich iſt: der in Begriffe und Worte gebrachte Geiſt eines individuellen Lebens. Aber nur wenn Streben nach Wahrheit und Wiſſenſchaft die Seele dieſes Lebens iſt, kann der Geiſt deſſelben philoſophiſch genannt werden, ohne jedoch darum eine Philoſophie zu ſein: keineswegs hingegen, wenn er, um einen Lieblingswunſch zu befriedigen, die conſtitutionellen Geſetze, denen ſich jeder Denker durch die That (wie der Bürger durch den Eintritt in den Staat) unterwirft, und unterwerfen muß, ohne Scheu übertritt. — Der polemiſche Theil der Jakobi'ſchen Schriften hat großen philoſophiſchen Werth: er hat die Lucken, die Folgen, den Unzuſammenhang nicht bloß dieſes oder jenes Syſtems, ſondern auch der herrſchenden Denkart des Zeitalters mit kritiſchem Geiſt, und mit der hinreißenden Beredſamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt; das letzte vorzüglich im Kunſtgarten und in einigen Stellen des Allwill. Auch hat er, obgleich er ſich nie über den Standpunkt der gemeinen Reflexion erhob, doch unbekanntere Regionen derſelben betreten und beſchrieben; und der kritiſche Philoſoph, welcher das Vergnügen genießt, das Wahre, was ſeine Apokalypſen etwa enthalten, deduciren zu können, muß ſich nur hüten, dies Verdienſt nicht über die Gebühr zu ſchätzen. Seine poſitive Glaubenslehre aber kann durchaus nicht für philoſophiſch gelten. Wäre es ihm nicht bloß und allein darum zu thun geweſen, ſeine Liebe, gleichviel wie, zu befriedigen: ſo würde er gegen die Vernunft wenigſtens das Mitleiden eines großmüthigen Siegers bewieſen haben, nachdem er auf ihre Unkoſten zum Ziele gelangt war. Er hätte ſich unmöglich bei Widerſinnigkeiten, wie eine Anſchauung des Unendlichen, und eine Anſchauung, welche das Zeichen ihrer Objectivität mit ſich führt, und alſo gleichſam geſtempelt ſein muß, beruhigen können: beides liegt in der Thatſache des Unbedingten als dem Fundament des Wiſſens. (Die zweite Widerſinnigkeit trifft eigentlich jede Elementarphiloſophie, welche von einer Thatſache ausgeht. — Was Jakobi dafür anführt: „daß jeder Erweis ſchon etwas Erwieſenes vorausſetze" (Spin. S. 225.); gilt nur wider diejenigen Denker, welche von einem einzigen Erweis ausgehn. Wie wenn nun aber ein von außen unbedingter, gegenſeitig aber bedingter und ſich bedingender *Wechſelerweis* der Grund der Philoſophie wäre?) Er hätte es nicht über ſich gewinnen können, offenbare Widerſprüche, Fehlſchlüſſe und Zweideutigkeiten durch genialiſchen Tiefſinn in einzelnen Stellen, durch die vortheilhafteſte Beleuchtung, und ſogar durch Autoritäten vor ſeinen eignen und vor fremden Augen zu verſtecken und zu beſchönigen. War es etwa Furcht, was ihn zurückhielt, weiter zu forſchen? ſonſt wäre es faſt unbegreiflich, wie die Bemerkung: „daß die ſogenannte Offenbarung nur in Abſicht auf uns unmittelbar ſei, weil wir das eigentliche Mittelbare davon nicht erkennen;" (Ideal. S. 53.) ihm nicht Veranlaſſung wurde, ſich auf einen höhern Standpunkt der Reflexion zu erheben. — Solche Mittel, ein ſo unverſöhnlicher Haß gegen die philoſophirende

Vernunft, verrathen ſchon Mangel an Zuverſicht. Auch ſcheint ihm der Grund alles Wiſſens etwas gar Ungewiſſes (Ideal. S. IV. — VI.); und er vermochte ſeine Zweifel nur zu zerſchneiden, durchaus nicht zu löſen (Allw. S. 202 — 308. Ideal. S. 108. Spin. S. 237. S. 252. folg.). Die Wahrheit läßt ſich nun einmal nicht ertrotzen; und wer ſeine Vernunft betäubte, um nur glauben zu dürfen, was ſein Herz begehrte, endigt, wie billig, mit Mistrauen gegen die geliebte Wahrheit ſelbſt (Allw. S. 300. folg.). Wer alle Hoffnung auf die unmittelbare Thatſache einer reinen Liebe in ſeinem Innern baut, muß in Unglauben, Verzweiflung und Ekel ohne Maaß verſinken, ſo oft Leidenſchaft oder Trägheit dem göttlichen Theil ſeines Weſens etwas hartnäckiger widerſtreben; ſo oft er auch nur die allgemeine menſchliche Beſchränktheit erwägt; ja ſo oft er übler Laune, ſich und andre anzuſchwärzen geneigt iſt.

Die *allmählich* entſtandne Gedanken-Maſſe eines ſo beſchaffnen, mit dem Herzen gleichſam zuſammengewachſenen Kopfes konnte durchaus nur *darſtellend* mitgetheilt werden (Allw. XV.); und dieſe Darſtellung gerieth im Ganzen genommen ſo vortreflich, daß ſie leicht mehr werth ſein dürfte, als das Dargeſtellte ſelbſt. Zwar iſt der noch kein Dichter, welcher nur die Perſonen einer einzigen Familie ähnlich portraitiren kann: durch die auch unter den größten Künſtlern ſeltne Gabe, die Weiblichkeit in ihren zarteſten Eigenheiten täuſchend nachzuahmen, und die leiſeſten Regungen des ſittlichen Gefühls tiefer, inniger und äußerſt reizbarer Seelen rein und klar darzuſtellen, kann dieſes ſo beſchränkte, bloß nachbildende praktiſche Vermögen indeſſen doch wol den Nahmen eines poetiſchen Talents verdienen, Jakobi's ächt proſaiſcher Ausdruck aber iſt nicht bloß ſchön, ſondern genialiſch; lebendig, geiſtreich, kühn und doch ſicher wie der Leſſingſche; durch einen geſchickten Gebrauch der eigenthümlichen Worte und Wendungen aus der Kunſtſprache des Umgangs, durch ſparſame Anſpielungen auf die eigentliche Dichterwelt eben ſo urban wie dieſer, aber ſeelenvoller und zarter. Dieſes Genialiſche entſpringt aus eben dem innigen Verkehr der mit einander verwebten und in einander fließenden Empfindungen und Gedanken, welches eine ſehr charakteriſtiſche Eigenſchaft ſeines Weſens war, und ſogar das lenkende Princip ſeines philoſophiſchen Studiums wurde; indem er ſich nur an diejenigen Denker anſchloß, welche jene Lebendigkeit alles Geiſtigen und Geiſtigkeit alles Lebendigen entweder ſelbſt beſaßen, wie Hemſterhuis, Plato, und auf andre Weiſe auch Leſſing und Spinoſa, oder durch ihre Meinungen begünſtigten, wie Leibnitz: Denn was iſt Genie anders, als die geſetzlich freie innige Gemeinſchaft mehrerer Talente? — Aber freilich war die Verfaſſung ſeines Innern nicht ächt republikaniſch: darum iſt er auch nur genialiſch, kein Genie. Das theologiſche Talent herrſchte mit unumſchränktem Despotismus über das philoſophiſche und poetiſche, die ihm Sklavendienſte thun mußten, und conſtituirte ſich aus eigner Vollmacht zum allgemeinen Geſetzgeber, und Genie (Ergieß. S. 34.) — Jakobi's genialiſcher Ausdruck kann fragmentariſch ſcheinen. Er läßt oft den Leſer eben dann im Stiche, wann ſeine Wißbegierde bis zum Heißhunger gereizt iſt; grade, wann die Erzählung oder Unterſuchung „dem Lichte nachzieht, welches ſich ſelbſt, und auch die Finſternis erhellt,“ wird es nicht ſelten vor lauter Helligkeit ſo dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen ſehen kann. Da regnets dann Gedankenſtriche, Ausrufungszeichen, Abſätze und vielfache Verſchiedenheit der Schrift: aber wenn einer der größten Meiſter in Proſa ſeine Zuflucht zu dem Misbrauch nimmt, womit die Letzten des ſchreibenden Volks ihre Blöße zu bedecken pflegen: ſo vermuthe ich eher eine ohnehin wahrſcheinliche abſichtliche Verheimlichung des

Allerheiligſten, oder Unvollendung der Gedanken, als Unvermögen und Ungeſchick der Darſtellung.

Eben dieſe Lebendigkeit ſeines Geiſtes macht aber auch die Immoralität der darſtellenden Werke Jakobi's ſo äußerſt gefährlich. Es iſt nicht bloß müßige Speculation, deren auch noch ſo immoraliſche Reſultate dem wahrheitliebenden Philoſophen nie zum Verbrechen gemacht werden können: denn Wahrheitsliebe iſt die eigentliche Sittlichkeit des Denkers. Nein, in ihnen lebt, athmet und glüht ein verführeriſcher Geiſt vollendeter Seelenſchwelgerei, einer grenzenloſen Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Urſprungs alle Geſetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Die Gegenſtände wechſeln; nur die Abgötterei iſt permanent. — Aller Luxus endigt mit Sklaverei: wäre es auch Luxus im Genuß der reinſten Liebe zum heiligſten Weſen. So auch hier; und welche Knechtſchaft iſt gräßlicher, als die myſtiſche? Jede förmliche Knechtſchaft hat doch Grenzen: jene iſt eine bodenloſe Tiefe; unendlich, wie das Ziel, nach dem ſie ſtrebt, und die Verkehrtheit, aus der ſie entſpringt. — Andacht, ehrfurchtsvolles Vertrauen auf den Allgerechten, liebevoller Dank zu dem Allgütigen iſt der reinſte Erguß und der ſchönſte Lohn höherer Sittlichkeit. Aber auch bei dieſein, und ganz vorzüglich bei dieſem Genuß, iſt ſparſame Mäßigung und ſtrenge Wachſamkeit nothwendig, damit, was nur kurze Erfriſchung nach gethaner Arbeit ſein ſollte, nicht in Müßiggang ausarte, und die natürliche Trägheit des Menſchen die Willenskraft nicht heimlich umſtricke, und unterjoche. — Zwar kann die Tugend, wie der Glanz des Lichts durch Spiegel, durch die Rückwirkung ihres eignen Products beſtätigt und verſtärkt werden: aber es iſt doch ſchon äußerſt gefährlich, Religion als Mittel der Sittlichkeit, und Krücke des gebrechlichen Herzens zu gebrauchen. Der Weichling vollends, welcher anbetende Liebe als das eigentliche Geſchäft ſeines Lebens treibt, und kein andres Geſetz anerkennt, muß mit ſeiner bequemen Tugend, welche weder gerecht, noch thätig zu ſein braucht, endlich allen Begriff von Willen verlieren und ſelbſt vernichtet in die Knechtſchaft fremder oder eigner Laune ſinken.

Das Quantum ſeiner Glaubensfähigkeit beſtimmt nach Jakobi's Lehre den Werth des Menſchen; und Glaube iſt Sympathie mit dem Unſichtbaren (Allw. S. 308.). Da er, trotz der ſchönen Lobreden auf die angebliche Freiheit, den Willen leugnet; indem er ihn theils mit dem vernünftigen Inſtinkt für identiſch (Spin. S. XXIX. XXXVIII, Allw. S. XVIII. Anm.), theils für einen „Ausdruck des göttlichen Willens," für einen „Funken aus dem ewigen, reinen Lichte," für eine „Kraft der Allmacht," für einen „Abdruck des göttlichen Herzens in dem Innerſten unſers Herzens" (Spin. S. XIV. S. 253. Allw. S. 300.) erklärt: ſo kann ſeine Sittlichkeit nur Liebe oder Gnade ſein; auch ſcheint er von keiner Tugend zu wiſſen, welche Geſetze ehrte, und ſich in Thaten bewieſe.

Nur laſſe man ſich durch die ſcheinbare Anerkennung eines kategoriſchen Imperativs der Sittlichkeit (Allw. XIX. Anm.) nicht verleiten, von ſeiner Moral günſtiger zu urtheilen: denn aus einem vernünftigen Inſtinkte, von dem dort allein die Rede iſt, läßt ſich durchaus nur ein kategoriſcher Optativ herleiten. Jener Ausdruck hat hier alſo einen ganz andern Sinn, als in Kants Schriften. Ueberhaupt muß der philoſophiſche Kritiker ſich durch einen Anſchein von Aehnlichkeit im Jakobi mit dem, was er etwa für philoſophiſche Orthodoxie hält, ja nicht täuſchen laſſen. Erlaubt man ſich, einzelne Aeußerungen aus ihrem Zuſammenhange zu reißen, ſo iſt es nicht ſchwer, jedes Syſtem, welches man will, in ihm zu finden. Umfaßt man aber alle ſeine Aeußerungen, ſo dürfte wol die vereinigende Gewalt aller Spartaniſchen Harmoſten, und die verbindende

Geſchicklichkeit aller Homeriſchen Diaſkenaſten nicht hinreichend ſein, dieſe Gedankenmaſſe mit ſich ſelbſt, oder mit einem leidlich conſequenten Syſtem in *philoſophiſche* Uebereinſtimmung zu bringen. — Nur eine Philoſophie, welche auf einer nothwendigen Bildungsſtufe des philoſophiſchen Geiſtes ein Höchſtes ganz oder beinahe erreichte, darf man *ſyſtematiſiren*, und durch weggeſchnittene Auswüchſe und ausgefüllte Lücken in ſich zuſammenhängender, und ihrem eignen Sinn getreuer machen. Eine Philoſophie hingegen, welche nicht etwa blos in ihrer Veranlaſſung, Ausbildung und Anwendung individuell und lokal, ſondern deren Grund, Ziel, Geſetze und Ganzheit ſelbſt nicht philoſophiſch ſondern perſönlich ſind, läßt ſich nur *charakteriſiren*.

Sehr wichtig für die Charakteriſtik der Jakobi'ſchen Philoſophie iſt es, den Faden zu verfolgen, welcher ſich durch alle Empfindungen und Gedanken, welche ſein Innres nach einander regierten, hinſchlingt; wie ſie ſich aus einander entwickelten, und an einander ketteten. Mit merkwürdiger Gleichförmigkeit kehrt derſelbe Gang in allen darſtellenden, und abhandelnden Werken Jakobi's wieder, wo er ſich ſelbſt folgte, und die Anordnung des Ganzen nicht durch die polemiſche Beziehung beſtimmt ward; und ſelbſt dann ſieht man noch Bruchſtücke und Spuren jenes natürlichen nur geſtörten Ganges. Man vergleiche zum Beiſpiel nur die Gedankenfolge in der Abhandlung über die Freiheit mit der im Woldemar, wo der Faden freilich am ſichtbarſten iſt.

Hier nur einige Grundzüge. Das Streben nach dem Genuß des Unendlichen mußte gewiß einen Hang zur beſchaulichen Einſamkeit erzeugen, der durch die Seelenloſigkeit der Umgebenden leicht verſtärkt werden konnte. Verſunken in ſich ſelbſt mußte der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewußtſein eines göttlichen Vermögens, eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe in ſeinem Innern gelangen; ſeine Empfindungen davon in Begriffe auflöſen, und dieſe Begriffe nach ſeiner urſprünglichen Unmäßigkeit, die immer Alles in Einem Wirklichen ſuchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der geſetzgebenden Kraft des moraliſchen Genie's, von den Licenzen hoher Poeſie, welche Heroen ſich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürften. Gefährlicher Indifferentiſm gegen alle Formen. Myſticiſm der Geſetzesfeindſchaft. Daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zuſammenhang des Verſtandes und des Herzens kennen und ſchätzen konnte: denn für das Claſſiſche, Schickliche und Vollendete, für geſetzlich freie Gemeinſchaft fehlte es dieſem Modernen durchaus an Sinn. Daher ein Ideal von Freundſchaft, welches bald Bedürfnis werden, und ihn in die Welt zurücktreiben mußte. Sie konnte einem ſolchen Herzen nicht anders als ſchrecklich erſcheinen, etwa wie Silly ſie darſtellt. Hoffnung unbedingter Vereinigung. Vergötterung der Weiblichkeit, wegen der reinen Sittlichkeit der weiblichen Triebe, und des Hanges zu grenzenloſer Hingebung; eben ſo empörend (Th. II. S. 170), wie vorher die Verachtung (Th. II. S. 39) wegen vermeinter Unfähigkeit zur Begeiſterung der Liebe. Täuſchung jener Hoffnung. Nichtigkeit aller menſchlichen Liebe. Verzweiflung. Unendliche Verachtung (Th. II. S. 250.). Rückkehr zur Einſamkeit und Liebe zu Gott. Der allgemeine Ton, der ſich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits giebt, iſt Ueberſpannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objects der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus. — Das Streben nach dem Unendlichen ſei die herrſchende Triebfeder in einer geſunden, thätigen Seele: eine Reihe großer Handlungen wird das Reſultat ſein. Gebt ihr noch ein eben ſo mächtiges Streben nach

Harmonie, und das Vermögen dazu: ſo wird das Gute und das Schöne ſich mit dem Großen und Erhabnen zu einem vollſtändigen Ganzen vermählen. Setzt aber jenes Streben nach dem Unendlichen ohne das Vermögen der Harmonie in eine Seele, deren Sinnlichkeit höchſt rege und zart, aber gleichſam unendlich verletzbar iſt: und ſie wird ewig die glückliche Vereinigung des Entgegengeſetzten, ohne welche die größte, wie die kleinſte Aufgabe der menſchlichen Beſtimmung nicht erfüllt werden kann, verfehlen; ſie wird zwiſchen der verſchloſſenſten Einſamkeit und der unbedingteſten Hingebung, zwiſchen Hochmuth und Zerknirſchung, zwiſchen Entzücken und Verzweiflung, zwiſchen Zügelloſigkeit und Knechtſchaft ewig ſchwanken.

Wenn man, was S. 250. Th. II. von dem überſchwenglichen Gegenſtande überſchwenglicher Liebe geſagt wird, mit den beiden Sentenzen am Schluß vergleicht: ſo iſt es, als würden ſie durch ein plötzliches Licht von oben erhellt, oder vielmehr wie von einem heiligen Strahlenkranz umglänzt. Die Vergleichung mit allen andern Jakobiſchen Schriften ſetzt dieſe Vermuthung außer allen Zweifel: denn es herrſcht in ihnen nicht etwa blos eine zufällige und bedeutungsloſe Vorliebe für die Terminologie der mattherzigen Myſtik einiger affectirten Chriſtianer, ſondern dieſelbe ernſtliche Tendenz auf eine unbedingte Hingebung in die Gnade Gottes.

Woldemar iſt alſo eigentlich eine Einladungsſchrift zur Bekanntſchaft mit Gott (Ergieß. S. 34), und das theologiſche Kunſtwerk endigt, wie alle moraliſchen Debauchen endigen, mit einem ſalto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit.

II.

Recenſion der vier erſten Bände des philoſophiſchen Journals, herausgegeben von Niethammer.

Der Reichthum dieſer Zeitſchrift an wichtigen Abhandlungen, welche jeder, der ſich für die Fortſchritte der Philoſophie intereſſirt, ſelbſt nicht blos leſen, ſondern ſtudiren muß, nöthigt den Rec., ſich auch bei dieſen nur auf das Weſentlichſte und bloß in eignen Bemerkungen einzuſchränken, manche andre hingegen, die nichts weniger als unbedeutend ſind, ganz mit Stillſchweigen zu übergehen: denn eine eigentliche Inhaltsanzeige würde doch, um nützlich zu werden, weitläuftiger ſeyn müſſen, als ſie hier ſtatt finden darf. Theils der Kürze wegen, theils um allgemeinere Ueberſichten zu erleichtern, wird Rec. oft von der chronologiſchen Ordnung abweichen; da ja der Zweck und Werth dieſer Sammlung ohnehin mehr als vorübergehend iſt.

Dieſer Zweck umfaßt nämlich nach dem Vorbericht des Hrn. Herausgebers beide Geſchäfte, welche den Philoſophen, wie kurz, aber einleuchtend auseinandergeſetzt wird, obliegen: die Philoſophie eines Theils ſo in ſich zu begründen und in ſich zu vollenden, daß ſie als Wiſſenſchaft im ſtrengſten Sinne des Worts gelten könne; zugleich aber auch für eine zweckmäßige Anwendung ihrer Reſultate auf einzelne Wiſſenſchaften in einem deutlichen und, wo es der Gegenſtand erlaubt, auch populärem Vortrage zu ſorgen.

An den Vorbericht und die darinn entwickelte Behauptung, daß jene Anwendung der Philoſophie auf andere Wiſſenſchaften, mit der man keinesweges bis zu ihrer eigenen wiſſenſchaftlichen Vollendung warten dürfe und könne, die einzige zweckmäßige Art ſei, die Philoſophie populär zu machen; daß ſie aber auch nur dadurch gemeinnütziger werden, und auf den gemeinen Verſtandesgebrauch Einfluß bekommen könne, ſchließt ſich die erſte Abhandlung des Herausgebers an: von den Anſprüchen des gemeinen Verſtandes an die Philoſophie. Dieſer Aufſatz, der ſich durch Präciſion, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der Anordnung ſehr vortheilhaft auszeichnet, muß als eine Einleitung der ganzen Sammlung beurtheilt werden. Aus dieſer äußern Beſtimmung erklärt ſich's, daß der Verf. in Rückſicht auf denjenigen Theil des allgemeinen Plans, der eben am meiſten vernachläßigt wurde, den Ton etwas hoch angiebt, und dem gemeinen Verſtande gegen die Philoſophie mehr einräumt, als billig iſt. Dieſe Tendenz mußte bei einem Gerechtigkeitsliebenden Philoſophen noch ſehr durch das Gefühl verſtärkt werden, daß er in dieſem Rechtshandel zugleich Parthei und Richter ſei; wenn er ſich einmal den gemeinen Verſtand und die Philoſophie als ſtreitende Partheien dachte. Daß man ſie aber ſich ſo denken dürfe, iſt es eben, was Rec. bezweifelt. Verſteht man unter dem gemeinen Verſtande die geſunde Denkart verſtändiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Speculation: ſo dürfte er und die Philoſophie wol gar keine poſitiven Foderungen an einander zu machen haben. Unſtreitig aber haben ſie die gegenſeitige große Verpflichtung, ſich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andre in ſeinem Gebiete ungeſtört zu laſſen. Die Philoſophie, welche Zweck an ſich ſein ſoll, kann nicht ihre Beſtimmung darin ſehen, die Anſprüche des gemeinen Verſtandes gegen den Skepticismus zu rechtfertigen, (S. 10.) oder zu dem gegebenen Wiſſen die wiſſenſchaftliche Einheit zu ſuchen (S. 11.), ohne ihre hohe Würde ganz zu verlieren. Verſteht man aber unter dem gemeinen Verſtande den Inbegriff der Meinungen, welche nicht bloß unmittelbaren Anſpruch machen, allgemein zu gelten (denn welcher noch ſo individuelle Wahn thäte das nicht), ſondern wirklich allgemein geltend ſind: ſo kann der gemeine Verſtand in dieſem vermeinten Rechtshandel der Wahrheit auch nicht einmal Zeuge ſein, der als ſolcher doch wenigſtens eine eigne Stimme haben müßte; weil er keine Repräſentanten hat, und ihm alſo auch keine collective Perſönlichkeit, geſchweige Anſprüche, beigelegt werden kann. Mag er doch in dieſem Sinne vielleicht der vollſtändige Text, der lezte Probierſtein der Philoſophie ſein; immer iſt er nur ein todtes Werkzeug in der Hand des Philoſophen. Niemand kann weniger beurtheilen, ja niemanden intereſſirt es weniger, was der gemeine Verſtand (in der lezten Bedeutung) eigentlich will und ſagt, als den gemeinen Verſtand (in der erſten Bedeutung) ſelbſt. Die Ausſprüche deſſelben nicht etwa zu deduciren, ſondern nur aus allen übrigen zahlloſen Ausſprüchen auszuſondern und vollſtändig anzugeben, iſt kein leichtes Geſchäft; aber nur der Philoſoph vermag es, und zwar nur durch Philoſophie. Dies iſt freilich ein Cirkel. Daher ſagt denn auch der gemeine Verſtand in jeder Philoſophie etwas ganz anders, welches gewöhnlich mit dieſer Philoſophie vortrefflich übereinzuſtimmen pflegt. Wenn es möglich wäre, die Anſprüche des nicht ſpeculirenden Verſtandes auf dem allgemeinen Gebiet und in den beſondern Fächern rein hiſtoriſch zu beſtimmen: ſo müßte die Nichtübereinſtimmung ſeines Syſtems den ächten **Philoſophen** zu der praktiſchen Vorausſetzung nöthigen, daß der Fehler an ihm liege, und er ſich nicht bei den Möglichkeiten, die ſich immer anbieten, oder doch hoffen laſſen, jene Nichtübereinſtimmung, unbeſchadet des Syſtems, leidlich zu erklären, beruhigen dürfe.

Ueber den zweiten Theil der Abhandlung (S. 23. folg.) hat Rec. nichts zu ſagen; da der Verfaſſer, der bis jetzt zu den Schriftſtellern gehört, deren letzte Schrift immer auch die beſte iſt, und der auch hier, wie der ſkeptiſche Ton gegen das Ende beweiſt, die Unterſuchung keineswegs abſchließen wollte (S. 27. 54.), ſich, wie die Briefe über den Religionsindifferentismus beweiſen, ſeitdem auf einen höhern Standpunkt erhoben hat. (S. 142. 143. folg.) Dieſe Briefe über Religionsindifferentismus ſind ein Werk von großer Wichtigkeit für die Religionswiſſenſchaft, um die ſich

Hr. *Niethammer* ſchon durch die vortreffliche Entwicklung aller Bedingungen des Beweiſes, daß eine gegebene Urkunde wirklich Offenbarung ſei, in ſeiner Schrift *über Religion als Wiſſenſchaft* ein großes und unvergeßliches Verdienſt erworben hat. Durch dieſe Briefe hat er zugleich ein in mehr als einer Rückſicht muſterhaftes Beiſpiel aufgeſtellt, wie man die kritiſche Philoſophie mit Geiſt anwenden und populär vortragen ſolle. Der Stil hat nicht nur alle Vorzüge, welche wir auch in der erſten Abhandlung bemerkten; er erhebt ſich auch oft mit Wärme, doch ohne leidenſchaftlich zu werden, der Erhabenheit der Gegenſtände gemäß. Er iſt überdem lebhaft dialogiſirt; und die Gegner werden hier nicht blos pro forma redend eingeführt: ſie ſagen die tüchtigſten Gründe, die ihre Meinung hat, in den ſtärkſten Ausdrücken. Belege für dies Urtheil können wir des Raums wegen nicht anführen; auch iſt die ganze Schrift Beleg. Daß der Verfaſſer ſeine philoſophiſchen Talente grade dieſem Gegenſtande widmete, darf ſelbſt der entſchiedenſte Religionsindifferentiſt, deſſen Meinungen doch theils hier widerlegt, theils berichtigt werden, nicht bedauern; wenn er nur ein Patriot iſt. Denn der Zuſtand der Religion und Theologie, die nun einmal da ſind, iſt von dem ausgebreitetſten Einfluß auf die deutſche Cultur überhaupt. Wenn bei keiner andern gebildeten Nation ſo viele Philoſophen urſprünglich Theologen waren, und immer einen Anſtrich davon behielten: ſo giebt's auch wol bei keiner andern ſo viele Theologen, die Philoſophen ſind. Schon der Proteſtantismus, und in unſerm Jahrhundert, die Ausbildung der ächten Exegeſe und bibliſchen Kritik ſind Andeutungen, daß dieſe merkwürdige Seite der menſchlichen Natur grade in Deutſchland, wo der ausgezeichnete Tiefſinn und die Herzlichkeit der Nation die ſtandhafte Erhebung zu Ideen begünſtigt, vorzüglich ausgebildet werden ſolle. Selbſt die mannigfachen, durch ihre Inconſequenz gewöhnlich bei beiden Partheien verhaßten, Verſuche der Neologen, die poſitive Religion philoſophiſch zu behandeln, beweiſen doch wenigſtens das Streben des Ganzen, zum Beſſern fortzuſchreiten. Wie nützlich iſt es daher, wenn ein Philoſoph von dem ſtrengen Prüfungsgeiſte des Verfaſſers, bei einer ſolchen Höhe des Geſichtspunktes, und mit dieſem Intereſſe an ſeinem Gegenſtande, ſeine Muße dem Anbau und der Aufſicht dieſes Gebietes ausſchließend widmet! Um ſo mehr, da Religion und Theologie wegen des ſelbſt dem freien Glauben urſprünglich anklebenden Scheins der Objectivität der ſteten und ſcharfen Cenſur der kritiſchen Philoſophen ſo ſehr bedürfen. Schon das Wort Glauben hat die gefährliche Nebenbedeutung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit, dem Daſein des Gegenſtandes. Auch übt der Verf. dieſe Cenſur wachſam, und erklärt ſich ſchlechthin gegen jede theoretiſche Religion. (S. 130.) Wie ſehr er in den Geiſt der Kantiſchen Moral eingedrungen ſei, kann die Stelle S. 119. 120. beweiſen, wo er ſie eine Totalreform nennt; „ihr größter Vorzug beſtehe darin, daß ſie aus dem Begriff der moraliſchen Handlung alle Paſſivität verbannte.“ Ferner die vortreffliche polemiſche Stelle im ſechſten Brief, gegen gewiſſe ſehr verbreitete Vorſtellungen von der Freiheit des Willens als einem abſoluten Vermögen der empiriſchen Vernunft, der empiriſchen Willkühr. Man muß damit einige ſehr merkwürdige Aeußerungen über denſelben Gegenſtand in Kants Einleitung zu den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre vergleichen. — Doch wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer ſeine eignen Behauptungen über die praktiſche Freiheit bei einer neuen Ausgabe ſeines Werks von neuem prüfen möchte, da ſie nicht frei von Verwirrung und Mißverſtändniß zu ſein ſcheinen. — Wenn, wie er behauptet, nur dem tranſcendentalen Subject abſolute Freiheit beigelegt werden kann, die er dem empiriſchen mit dem vollſten

Recht und den bündigſten Beweiſen abſpricht; wenn die praktiſche Selbſtbeſtimmung durchaus nur mittelbar ſeyn kann: ſo giebts überall keine Praxis, d. h. Beſtimmung des Empiriſchen durchs Abſolute. Eine durchaus nur mittelbare Selbſtbeſtimmung enthält ſchon einen innern Widerſpruch: es wäre gar keine Selbſtbeſtimmung und kein Selbſt. Alle Vermittlungen ſind empiriſch: man kommt dem Abſoluten dadurch um nichts näher, und bleibt immer in den Schranken. Daraus würde folgen, daß die Schranken abſolut wären, das Ich aber relativ. So iſt es im theoretiſchen Gebiet. Giebt es ein praktiſches Gebiet, und eine praktiſche Aufgabe, die nicht an das reine Ich ergehen kann (S. 152.), ſo muß es auch ein praktiſches Ich geben: denn von dem empiriſchen Subject, als ſolchem, deſſen Selbſtthätigkeit durch Naturgeſetze beſchränkt iſt, gänzliche Vernichtung aller Schranken abſolut zu fodern, wäre widerſprechend. Das praktiſche Ich iſt das abſolute, in ſo fern es das empiriſche beſtimmt, oder umgekehrt. Die Möglichkeit dieſer Beſtimmung, die nur unmittelbar ſeyn kann, worauf es hier eigentlich ankommt, folgt von ſelbſt, wenn das reine Ich, wie der Verfaſſer (S. 142. 143. 152.) zugiebt, abſolut iſt. Es giebt dann keine Schranken, als die es ſich ſelbſt geſetzt hat, alſo auch wieder durch ſich ſelbſt muß aufheben können. Wird von der Zeit abſtrahirt, wie in praktiſcher Rückſicht davon abſtrahirt werden muß und ſoll:, ſo iſt die Macht des Willens unendlich. Ein einziger ſynthetiſcher Entſchluß kann als erſtes Glied einer unendlichen Progreſſion von ſteten Freiheitserweiterungen die Urſache der gänzlichen Vernichtung aller Schranken ſeyn. Wie könnte die Kraft beſchränkt ſeyn, deren Product abſolut iſt? Freilich aber darf man nicht, wie ſo häufig geſchieht, was nur fürs praktiſche gilt, auch aufs empiriſche Subject übertragen. Der Verfaſſer hat es ins hellſte Licht geſetzt, daß in dieſem nichts abſolut iſt (S. 151.), und daß wir uns nicht, wie mit einem Schwerdtſtreich, heilig machen können. Es giebt gewiß keinen größern Unſinn, als zu ſagen: „So eben habe ich mich durch reine Vernunft ſelbſt beſtimmt.“ Selbſt bei der Würdigung eines empiriſchen Subjects darf daher die Freiheit nicht als Erklärungsgrund vorausgeſetzt werden: d. h. die Zurechnung iſt in der Geſchichte und in der Beurtheilung ſittlicher Phänomene ganz unſtatthaft. Die Reue iſt als ſeinſollende Einſicht, daß wir anders hätten handeln können, zwar auch eine bloße Täuſchung; läßt ſich jedoch als praktiſches Gefühl vertheldigen. Die Bedingung ihrer Sittlichkeit, wie aller Gefühle, iſt die Schönheit.

Um noch weiter zu beweiſen, daß Rec. nicht deshalb dem Verfaſſer Geiſt der kritiſchen Philoſophie beigelegt habe, weil er etwa ſeine eigne Meinung durchgängig wieder fand, und um einen oder den andern Leſer, und auch den Verfaſſer ſelbſt vielleicht zu einer vielſeitigern Prüfung des prüfungswürdigen Gegenſtandes zu veranlaſſen: trägt er ſeine Zweifel auch gegen die Behauptung vor, welche der ganzen Unterſuchung, ob Religion Pflicht ſei oder nicht, als ausgemacht zum Grunde gelegt wird: daß nämlich die Religion willkührlich ſei. Dem Recenſenten ſcheint ſie mehr eine beneidenswerthe Belohnung, als ein pflichtmäßiges Hülfsmittel der Tugend. Er iſt vollkommen damit einverſtanden, daß die Religion ein Product der Freiheit ſei, und daß alles, was nicht Product der Freiheit iſt, jenen Namen nicht verdiene. Ja er getraut ſich den Satz zu behaupten: Je freier, je religiöſer; wenn man den letzten Ausdruck nicht auf die Quantität der Religion, (an der die Menſchen glauben, nie zu viel thun zu können) ſondern auf die Qualität bezieht. Wenn aber die einzelne Religionsäußerung gar keine für ſich beſtehende Handlung, ſondern ein weſentlicher Beſtandtheil eines einzigen und unzertrennlichen Acts iſt;

der geſammte religiöſe Zuſtand eines Individuums hingegen durch das Maaß ſeiner wirklichen Moralität, durch den Grund ſeiner Annäherung zum Ziel der Sittlichkeit beſtimmt wird: ſo iſt es eben ſo widerſinnig, ſich einen Gott zu machen, das heißt erkünſteln zu wollen, als zu glauben, man könne die Religion für ſich cultiviren und veredeln, oder durch ſie den Menſchen moraliſiren; denn zähmen kann man ihn allerdings, ſo lange er noch ein knechtiſches Halbthier iſt, durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn und den Glauben an einen abſoluten Buchſtaben. In einem andern Sinne des Worts iſt aber jeder Gott, deſſen Vorſtellung der Menſch ſich nicht macht, d. h. frei hervorbringt, ſondern geben läßt, dieſe Vorſtellung mag übrigens noch ſo ſublimirt ſeyn, ein Abgott. Um das Sittengeſetz zu erfüllen, weil es Geſetz iſt, muß der Handelnde ſich daſſelbe als Geſetz im ſtrengen Gegenſatz gegen die Wünſche und Einfälle ſeiner Willkühr, d. h. als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwiſſenden Geſetzgebers, denken; welches ein einziger untheilbarer Act iſt. Soll dieſe Vorſtellung den Menſchen nicht zermalmen, und in Tugendtödtende Geiſtesknechtſchaft ſtürzen: ſo muß er ſchon in dem Maaße ſelbſtſtändig ſein, daß er ſeine Menſchheit auch gegen eine feindliche Allmacht kämpfend behaupten könnte. Soll das Freiheitsgeſetz nicht zum Naturgeſetz für ihn werden: ſo muß ſeine Natur ſchon frei ſeyn. Ehe der Menſch alſo reif wird, ſeine Pflicht um der Pflicht willen zu thun, welches wohl noch nicht für den höchſten Gipfel der ſittlichen Bildung gelten kann, muß er ſchon eine frühere Stufe derſelben durchgegangen ſeyn, welches wohl nicht die erſte ſeyn kann, da die Erfahrung im Großen und Kleinen lehrt, daß die Cultur zur Sittlichkeit mit der Zähmung der Thierheit den Anfang machen müſſe. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß der Verfaſſer, der den Gedanken, daß der wirkliche Menſch nicht alle Schranken plötzlich überſpringen, ſondern nur Schritt vor Schritt überwinden könne, ſo befriedigend und lichtvoll entwickelt hat, hierin den allmählichen Gang der menſchlichen Natur zu erforſchen, und die weſentlichen Stufen der ſittlichen Bildung zu beſtimmen ſuchte. Es muß für jede derſelben, wenn dieſer Ausdruck nicht zu kühn iſt, eine eigne Religion geben; d. h. es muß einer jeden auch eine Stufe der religiöſen Bildung entſprechen. Nun es iſt aber gerade eine Charakteriſtiſche Eigenſchaft des Chriſtianismus, der unſerer Religionswiſſenſchaft doch am nächſten liegt, und vielleicht eine weſentliche Eigenſchaft jeder katholiſchen Religion, allen alles ſein zu wollen, und für jede Stufe der ſittlichen Cultur vom Halbthier bis zum

Weiſen auf angemeſſene Art zu ſorgen. Schon darum iſt der Chriſtianismus vorzüglicher als andre Religionen, welche ihren Anſprüchen auf Univerſalität nicht Genüge leiſten konnten, weil ſie aus zu einfachen Beſtandtheilen entſtanden waren. Auch wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer in dem Fortgange ſeines intereſſanten Werks auch auf die etwanigen Einwürfe eines ſolchen Indifferentiſten Rückſicht nähme, der es gar nicht gegen die Religion ſelbſt, aber gegen alle öffentlichen Religionsübungen wäre, weil er die Mittheilbarkeit der ächten Religion bezweifelte.

Weißhuhn's Beiträge zur Synonymiſtik laſſen den frühzeitigen Tod dieſes feinen Kopfs, dem es gar nicht an eignem Geiſt fehlte, ſehr bedauern. Wie viel Gutes hätte er nicht noch vielleicht für die Ausbildung einer wiſſenſchaftlichen Grammatik, für deren Werth und Würde man in Deutſchland, wo ſich manche günſtige Umſtände dazu vereinigen, Sinn zu haben ſcheint, und welche unſtreitig auch einer der Vorzüge iſt, wodurch ſich eine gebildete Nation von einer blos verfeinerten unterſcheidet, leiſten können! Welche Vortheile hätte ihm dazu die kritiſche Philoſophie gewähren müſſen, da er über dieſelbe nicht verlernt hatte ſelbſt zu denken, und ſich um genaue Sachkenntniſſe zu bemühen!

Er ſcheint hier ganz in ſeinem eigentlichen Felde geweſen zu ſeyn. Jedoch iſt auch hier die allgemeine Einleitung ſchwächer als das Beſondre. Und die Sätze und Gegenſätze zur Grundlegung eines neuen Syſtems der Philoſophie, im vierten Stück, ſind im Ganzen genommen nur ein Beweis mehr von der Gewalt, die der herrſchende Ton des Zeitalters auch über beſſere Köpfe ausübt, indem er ſie oft aus ihrer eigentlichen Sphäre zieht. Einzelne auch im Ausdruck ſehr glückliche Stellen, wie S. 89. 90. 97. ſind jedoch eine vollgültige Rechtsfertigung der öffentlichen Bekanntmachung dieſes Bruchſtücks; und wenn der übrige Nachlaß ähnliche Stellen enthält, ſo kann die Mittheilung derſelben nicht überflüßig ſcheinen.

Erhard's Apologie des Teufels empfiehlt ſich ſehr durch die leichte Behandlung. Nachdem der Verfaſſer in der Einleitung die Paradoxie ſeines Unternehmens nach der Denkart der feinen Welt betrachtet hat, wird S. 108. geſagt: die Allgemeinheit des Glaubens an den Teufel beweiſe wenigſtens, daß, im Falle er auch nur eine Illuſion wäre, er doch beinah eine dem Menſchen eigenthümliche Illuſion ſein müſſe; und nach S. 111. iſt das Daſein poſitiver Bosheit bei dem geſunden Menſchenverſtande entſchieden. Dieſes wird weiter unten dahin eingeſchränkt, daß die chriſtliche Religion zuerſt das Ideal der Bosheit richtig dargeſtellt habe. „Daher treffe man auch vor Chriſti Geburt bei keinem Volke einen Teufel an“ (S. 129). Das Vorzüglichſte in dem ganzen Aufſatze iſt wohl die Entwicklung der Maxime des Teufels. Ueberhaupt fehlt es dieſem Schriftſteller nicht an ſinnreichen Einfällen; wohl aber an bündiger und ſtrenger Methode. Daher würde eine zergliedernde und detaillirte Prüfung die Mühe nicht belohnen. Ueber die, dem Verfaſſer mit mehreren gemeinſchaftlichen Vorſtellungen von der praktiſchen Freiheit, hat Recenſent nach dem, was Herr Niethammer in den Briefen über Religionsindifferentismus, und Kant in der Einleitung zur Rechtslehre, dagegen erinnert haben, nichts hinzu zu ſetzen. Die dem Verfaſſer ebenfalls mit vielen gemeinſchaftliche Manier zu poſtuliren hat Schelling in den Briefen über Kriticismus und Dogmatismus ins hellſte Licht geſetzt.

Das Reſultat der Unterſuchung iſt: daß „die Exiſtenz des Teufels für die praktiſche Vernunft gleichgültig; der Begriff des Teufels aber für die Moralität ſehr wichtig ſei“ (S. 135. fg.). Durch den Beweis nämlich, daß nur ein Weſen mit Freiheit höchſt boshaft ſeyn könne, entſtehe ein Intereſſe der theoretiſchen Vernunft für die Maximen der praktiſchen, indem dieſe allein von allen Menſchen conſequent befolgt werden können. Daraus entſpringe der Begriff des Rechts, der ſeiner Möglichkeit nach von der Moral abhängig ſei. Iſt dies der Fall, ſo iſt die Rechtslehre ein Theil der Moral, wenn anders alle Beſtimmungen und Beſchränkungen des erſten Grundſatzes einer Wiſſenſchaft in den Umkreis derſelben gehören, und die bloße Bedingung eines Poſitiven keine eigne Wiſſenſchaft begründen kann. Die Trennung beider Wiſſenſchaften iſt alsdann bloß willkührlich, wie ſie auch in Maimons gleich darauf folgendem Aufſatze über die erſten Gründe des Naturrechts im 2ten Hefte iſt. Nach Maimon iſt nämlich das Naturrecht die Wiſſenſchaft von den, durch das Moralgeſetz a priori beſtimmten, nothwendigen und allgemein gültigen ſcheinbaren Ausnahmen von demſelben (S. 142). Ueber das Scheinbare hat der Verfaſſer ſich nicht weiter erklärt; auch verliert ſich dieſes Merkmal allmählich, je tiefer man in den Aufſatz hineinkommt. Wie es Ausnahmen von einem Moralgeſetz geben könne, welches (nach S. 151.) ein kategoriſcher Imperativ iſt, dem in keinem Falle zuwider gehandelt werden darf, deſſen Möglichkeit ſich jedoch (nach S. 142.) auf die Annahme eines Triebes im Menſchen zur Allgemeingültigmachung ſeines Willens gründet, iſt nicht begreiflich. Ein einiges praktiſches Geſetz, welches nicht erfüllt, (gebraucht iſt ein ſehr unſchicklicher Ausdruck) werden kann, ohne zugleich übertreten zu werden, würde ſich ſelbſt annihiliren. Etwas anders wäre es freilich, wenn ſich das Recht aus der gegenſeitigen Beſchränkung mehrerer coordinirter praktiſcher Geſetze ableiten ließe. Maimon hat alſo das Recht eben ſo wenig deducirt wie die neueren Rechtslehrer, denen er dies, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne gehörige Belege, Schuld giebt (S. 143). Sehr auffallend zeigt es ſich auch in dieſer Zeitſchrift an einer Menge der verſchiedenartigſten Abhandlungen über Gegenſtände der Rechtslehre, deren Vergleichungen dem Beobachter zu merkwürdigen Folgerungen Anlaß geben, wie ſehr gerade dieſes Gebiet jetzt ein vorzüglicher Tummelplatz der philoſophirenden Vernunft iſt. Aus dem akademiſchen Bedürfniß, oder dem herrſchenden Ton eines revolutionären Zeitalters, läßt ſich das Phänomen ſchon darum nicht allein erklären, weil die Thätigkeit und die Uneinigkeit ſich gerade in dem Wiſſenſchaftlichſten und Allgemeinſten, in der Deduction des Grundbegriffs, und beſonders in der Gränzbeſtimmung der Wiſſenſchaft, am ſtärkſten äußert. Es ſcheint alſo eine

Indication zu ſeyn, daß hier mehrere Knoten des verſchlungenen und verwickelten Gewebes der Philoſophie zuſammentreffen mögen. Aus der Vergleichung der verſchiedenen Gränzbeſtimmungen des Naturrechts, in dieſer einzigen Sammlung, erhellt wenigſtens, daß die Selbſtſtändigkeit und ſpecifiſche Verſchiedenheit dieſer Wiſſenſchaft noch keinesweges ausgemacht ſei. Die Entſtehungsgeſchichte ihrer Form könnte auf den Gedanken leiten, daß ſie wohl nur gar ein durch äußere Umſtände und Bedürfniſſe gebildetes wiſſenſchaftliches Aggregat ſei, wie ſo viele andre angebliche Wiſſenſchaften (Vergl. Niethammers Bemerkungen über den Gebrauch der Ausdrücke theoretiſch und praktiſch im 2ten Heft S. 340), welche ein Philoſoph, der ſich auch für die Vollkommenheit der ſcientifiſchen Formen mit Rigorismus intereſſirte, doch einmal in ein Verzeichniß der Wiſſenſchaften, welche keine ſind, zuſammentragen ſollte. So lange die Philoſophie noch die Epiſoden vom epiſchen Gedicht entlehnen muß, darf man wohl vorausſetzen, daß ſie mit ihrer Claſſification nicht im Reinen ſei. Vielleicht aber, und dies iſt wohl das Wahrſcheinlichere, iſt die Rechtslehre nur ein Theil einer andern, von der Moral aber verſchiedenen, Wiſſenſchaft: denn von dieſer wollen ſie wenigſtens alle trennen, wenn es gleich den meiſten entſchieden mislingt. — Es iſt kein gutes Zeichen, wenn ſich in dem Bezirk einer Wiſſenſchaft häufig offenbar fremdartige Beſtandtheile finden, andere offenbar verwandte ausgeſchloſſen bleiben. Wenn der Rechtsgrundſatz, wie Erhard behauptet, die Form der politiſchen Geſetze, aber nur dieſe beſtimmen ſoll: ſo gehört die Theorie der Geſetzgebung zur Rechtslehre, enthält aber mehr als ſie. Erhards erſter Beitrag zur Theorie der Geſetzgebung im 5ten Heft kann wenigſtens zur Genüge zeigen, wie unbeſtimmt und ſchwankend ſie bleiben müſſe, wenn man den Inhalt der Geſetze bloß moraliſch oder techniſch beſtimmen will. Woher ſoll ihr nun aber der Inhalt kommen, wenn ſie keine bloß techniſche Theorie iſt? Dies leitet auf die Vermuthung, daß ihr Inhalt aus einer Wiſſenſchaft beſtimmt werden müſſe, deren Theil die Rechtslehre ſei. Die eigentliche Grundlage der ſehr reichhaltigen neuen Deduction des Naturrechts im 4ten Heft des zweiten Jahrgangs, iſt die Vorausſetzung S. 181. §. 15. daß der Menſch „in einem Reich moraliſcher Weſen“ ſei. Dieſe Vorausſetzung wäre alſo vor allen Dingen zu deduciren geweſen, welches aber hier eben ſo wenig geſchehen iſt, als in Schaumanns Verſuche im 11ten Heft S. 56. Dagegen iſt die an ſich ſcharfſinnige praktiſche Deduction des Lebens §. 8. 9. hier eine Epiſode. Die Moral ſcheint dem Verfaſſer für eine allgemeine praktiſche Philoſophie zu gelten, deren ſpecifiſche Verſchiedenheit, mit Beſtimmung ihrer Gränzen, zu erweiſen war. Was ſich gegen die Trennung der antithetiſchen Pflichtwiſſenſchaft und Rechtswiſſenſchaft ſagen ließe, übergeht Recenſent, da es ohne Zweifel mit höheren ſpeculativen Meinungen des Verfaſſers zuſammenhängt. Die Reſultate dieſer Indication, worin entweder alle, oder mehrere, und zwar vorzüglich ſcharfſinnige und ſonſt ſehr verſchiedene Schriftſteller über die Rechtslehre in dieſem Journal übereinſtimmen, ſind in Kurzem folgende: 1) Der Rechtsgrundſatz iſt unabhängig von der Moral; 2) Er iſt nicht bloß techniſch nützlich, ſondern praktiſch und abſolut nothwendig; 3) Er iſt nur die Bedingung und Beſchränkung eines poſitiven Geſetzes; 4) Die Möglichkeit des Rechtsgeſetzes beruht auf dem Begriff einer Gemeinſchaft freier Weſen. Am beſtimmteſten iſt dieſes geſagt in der Recenſion von Kant zum ewigen Frieden im 1ten Heft des zweiten Jahrgangs. S. 85. —

Das Wort Naturrecht hat allein in dieſem

Journal drei ganz verſchiedene Bedeutungen: 1) Naturzuſtandsrecht; 2) Menſchennaturrecht; 3) Recht des Menſchen über die Natur. Sollte es nicht gut ſein, das Wort wenigſtens aus philoſophiſchen Schriften, die nicht zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmt ſind, als Benennung der ganzen Wiſſenſchaft zu antiquiren; da außer jener Vieldeutigkeit, die vielleicht auch die Sprachrichtigkeit in einigen Bedeutungen beleidigt, eine ſolche Abbreviatur des Ausdrucks für die Benennung einer ſtrengen Hauptwiſſenſchaft unſchicklich iſt? Das von Kant gebrauchte Rechtslehre iſt wiſſenſchaftlicher und ſprachähnlicher.

Maimons Abhandlung im 5ten Heft: Ueber den Gebrauch der Philoſophie zur Erweiterung der Erkenntniß, enthält nach einer allgemeinen Einleitung ein vorläufiges Bruchſtück eines größern Werks, unter dem Titel: Vervollkommnung des Erfindungsvermögens durch die Mathematik (S. 18. folg.). In dieſer allgemeinen Einleitung (S. 1 — 18.) wird das wiſſenſchaftliche Genie mehr durch Scherze von der nicht feinen Art S. 12. 15.) als durch Gründe herabgewürdigt, und behauptet, aber ohne Beweis, daß die in Belagerungsſtand erklärte Philoſophie, in der es überhaupt keine reale Erfindungen gebe, mit ihrer Vertheidigung gegen die neueren Skeptiker zu ſehr beſchäftigt ſei, als daß man Methoden zur Erweiterung unſrer Erkenntniß von ihr erwarten dürfe (S. 16.). Der Verfaſſer will hingegen die Erfindungsmethoden von der Mathematik und Phyſik abſtrahiren, und auf die Art die Möglichkeit der Sache durch das Faktum ſelbſt beweiſen. Da er alles, was daraus gefolgert wird, ſchon in die willkührliche Definition des Erfindens (S. 7. 10.) hineingelegt hatte: ſo iſt die Unterſuchung eben nicht ſehr lehrreich. Da er nur von einem analytiſchen Erfinden weiß: ſo glaubt er natürlich, daß man, wenn die Methode nur vollkommen wäre, das Genie würde entbehren können.

Skeptiſches konnte Rec. in beiden Maimonſchen Abhandlungen nichts finden; man müßte denn Einfälle und Machtſprüche, die das Verfahren andrer tadeln, oder das Erkenntnißvermögen ſelbſt bloß beſchränken ſollen, für ſkeptiſch halten. Schwerlich hätte man dieſen Schriftſteller für einen Skeptiker gehalten, da doch die diagnoſtiſchen Zeichen ſeines Empirismus überall ſo ſichtbar am Tage liegen, wenn das Bedürfniß nicht ſo äuſſerſt dringend geweſen wäre. Darum gab eine Reihe oft mehr naiver als philoſophiſcher Fragen und Zweifel hinreichenden Anſpruch auf dieſen Namen; wie ehedem ſchon der häufige Gebrauch jener Lieblingsworte der Geiſteshalbheit: Vielleicht, Beinahe, Ungefähr u. ſ. w. Recenſent erwartet den Einwurf, daß jeder andre Skepticismus außer dieſem neuen Skepticismus unſers Jahrzehends, Unſinn ſei. So laſſe man denn, nach dem Geſetz der Sparſamkeit, die überflüſſige Benennung des Skepticismus gänzlich eingehen! Entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Auffallend war es ihm, daß der Recenſent von Stäudlin's Geſchichte des Skepticismus im 3ten Heft die merkwürdige Definition des Verfaſſers vom Skepticismus nur mit einem kurzen Machtſpruch abfertigt. Sie hat freilich einen großen Fehler: aber es iſt doch ein Gedanke, und grade der einzige bedeutende, der in der Recenſion citirt wird. Sie lautet: „der Skepticismus iſt ein Syſtem von Grundſätzen, welches ſowohl jedes Syſtem der Erkenntniß als auch ſich ſelbſt zernichtet (S. 278.)." Das Merkmal Syſtem hier in dieſem Zuſammenhange iſt nun ſo einer von den Misgriffen, an denen man gleich den ganzen Mann erkennt. Indeſſen dürfte jemand, der hier rein hiſtoriſch urtheilen wollte, die Definition auch nach dieſer Verbeſſerung als nicht charakteriſtiſch verwerfen, und ſie auf jede ſchon vergangene Philoſophie paſſend finden.

Schellings Briefe über Kriticismus und Dogmatismus im 7ten und 11ten Heſte ſind durch Gehalt und Form eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neuern philoſophiſchen Litteratur. Um ſeinen hinreißenden Vortrag kennen zu lernen, mag der Leſer, welcher bis jetzt verſäumt, ſich mit dieſen Briefen bekannt zu machen, nur folgende auch in Rückſicht auf Gedanken und Geiſt ſehr vortreffliche und charakteriſtiſche Stellen gegen abſchließende Syſtematiker und Moraliſten, die einen ſehr niedrigen Standpunct für den höchſten halten, nachſchlagen: St. 11. S. 185. 186. 209. — 213. Obgleich man in einigen Stellen noch zu ſehr an Jakobi erinnert wird: ſo geht der Verfaſſer doch im Ganzen auch im Styl durchaus ſeinen eignen Gang. Die Seele ſeiner Philoſophie iſt jener Sinn, jene Begeiſtrung für ganzes, freies Sein, welche von je her die größten der merkwürdigen Menſchen, die wir Philoſophen nennen, charakteriſirte. Mit der Foderung abſoluten Daſeyns, und der Realität des Wiſſens beginnt dieſe Philoſophie, und nachdem der theoretiſch unauflösliche Knoten rein praktiſch aus Willkühr nach Gefühl durch die That zerhauen iſt, endigt ſie damit, daß ſie der müßigen Speculation gänzlich entſagt, und ins thätige Leben zurückkehrt (ſ. das Ende der Br.). Daher der Geiſt der Fortſchreitung und Freiheit, die Vorliebe für alles Handelnde und Lebendige. Daher die polemiſche Tendenz aus reiner, ſtarker Antipathie, vorzüglich gegen Inconſequenz und Paſſivität, überhaupt aber gegen Beſchränktheit jeder Art, und inſofern ſie das iſt, auch gegen alle Theorie. Für den Kenner liegt es ſchon in dem Geſagten, daß dieſe Philoſophie ganz im vollen Ernſt recht paradox ſei, und warum ſie es ſei. Es läßt ſich denken, wie übel man das genommen hat, da für ſo viele ſchon das die ärgſte Paradoxie iſt, wenn jemand Geiſt und Charakter hat. Möchten ſie doch nur einmal den Verſuch machen, ohne Paradoxie nicht bloß zu räſonniren, ſondern wirklich zu philoſophiren. Rec. bekennt dagegen, daß er an einem Philoſophen, der, wie Hr. Schelling, überall Gradſinn, ſcharfes Urtheil, bedeutenden Witz, und eine männliche Seele blicken läßt, Paradoxie für ein Zeichen der günſtigſten Vorbedeutung hält. Wenn Recenſent noch hinzufügt, daß jede neue Schrift des Herrn S. über ſeine eigentliche Philoſophie bis jetzt die vorige an Gehalt und Ausdruck ungemein weit übertroffen habe: ſo wird wohl kein Unbefangner es zu viel geſagt finden, daß die deutſche Litteratur in ihm einen ihrer vorzüglichſten Schriftſteller erwarten dürfe. Es müßte ſich einem nur verſtändigen und billig denkenden Manne, wenn er auch für ſeine Perſon der Speculation noch ſo abgeneigt wäre, ganz klar machen laſſen: daß nicht bloß die Philoſophen paradox ſind, (wie das Beiſpiel der größten beweiſt,) ſondern daß die Philoſophie ſelbſt es ſei. Wenn er nur zugiebt, daß die Anlage zur Philoſophie eine eigne Kraft und nothwendige Seite, nicht bloß eine Krankheit und Verirrung der menſchlichen Natur iſt: ſo wird er, da es allen einleuchtet, daß jede Kraft nur durch ſich ſelbſt gebildet werden kann, auch den Satz zugeben müſſen: je kräftiger, je einſeitiger, je philoſophiſcher, je paradoxer. Hoffentlich wird den Verfaſſer weder das bei einigen erregte Misfallen, noch irgend eine andre Rückſicht abhalten, ſeiner Individualität völlig freien Lauf zu laſſen; wo möglich noch mehr als bisher. Denn mit dem Individuellſten würde er unfehlbar auch das Beſte wegſchneiden. Um jedoch nicht das Anſehen zu haben, als ob wir wider Gewiſſen und Amtspflicht dem Verfaſſer Vernachläſſigung der Disciplin empfohlen, äußern wir den Wunſch, daß er in den angeſtrengteſten mannichfachſten Uebungen nicht ermüden möge, bis er alle Theile der unauslernbaren logiſchen Kunſt, in der auch der größte Meiſter immer unvollkommen bleibt, einigermaßen in ſeiner Gewalt hat. Dann wird es

Zeit ſeyn, ſeine Philoſophie im Einzelnen zu prüfen. Dieſe Kunſt iſt nicht an die Förmlichkeit dieſer oder jener Methode gefeſſelt, wogegen Sch's Philoſophie einen charakteriſtiſchen Indifferentismus äußert. Sie verträgt ſich mit jeder, auch der individuellſten Form. Gewiß würde es für den Verfaſſer ſehr unvortheilhaft ſeyn, wenn er in der praktiſchen Philoſophie, welche für ihn doch nur der Geiſt der Praxis ſeyn kann, eine andre Form wählen wollte, als die freieſte und individuellſte.

Wenn Rec. im Betreff der Schmidiſchen Bruchſtücke über die Philoſophie und ihre Principien derſelben im 10ten Heft, und Fichtes Vergleichung des darinnen aufgeſtellten Syſtems mit der Wiſſenſchaftslehre im 12ten Heft freimüthig erklärt, daß er nach wiederholter Prüfung überzeugt ſei, Hr. Fichte habe Hrn. Schmid vollkommen verſtanden: ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß er in philoſophiſcher Rückſicht, der einzigen, welche hier ſtatt finden kann, über die erſte Abhandlung und über den polemiſchen Theil der Gegenſchrift nichts zu ſagen habe. Die populäre Darſtellung der Principien der Wiſſenſchaftslehre (S. 286 — 315.), welche allen Freunden derſelben ſo willkommen geweſen iſt, vollſtändig prüfen, hieße beynahe die

Wiſſenſchaftslehre ſelbſt beurtheilen, die doch auch ein Gegner, wenn er nur ein Philoſoph iſt, unter die kleine Zahl derjenigen Producte des philoſophiſchen Geiſtes rechnen wird, welche das anhaltendſte und tiefſte Studium erfodern und belohnen. Eine Beurtheilung aber bleibt eben deshalb immer ein ſchweres Geſchäft, deſſen leichteſter Theil die Widerlegung der gewöhnlichen empiriſtiſchen Einwürfe, — der wichtigſte aber die Prüfung des Einzelnen nach dem Zweck und Zuſammenhang des Ganzen ſein würde. — Die Unterſuchung der einzigen Erklärung: „daß Kant dieſelbe Frage (von der F. ausgeht) in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen, ſie beantwortet, und ſie gerade ſo beantwortet habe, wie die Wiſſenſchaftslehre thut" (S. 296); würde ein eignes Werk erfodern. Da eine ſich ſelbſt verläugnende Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Ueberzeugung, welche ſich gewiß auf etwas Tüchtiges gründet, den Verfaſſer einmal zu dieſer anticipirten und ganz exoteriſchen Behauptung veranlaßt haben: ſo kann Rec. nicht umhin, den Wunſch zu äußern, daß F. ſelbſt, oder ein andrer Kenner der Wiſſenſchaftslehre recht bald Muße und Neigung finden möchte, einen vollſtändigen Beweis dieſer Behauptung darzulegen. Nicht etwa, um zu zeigen, was vielleicht nicht ſchwer zu zeigen ſeyn mag: daß viele Kantianer, Kant wirklich nicht verſtanden haben; noch auch um das Verſtändniß der Wiſſenſchaftslehre durch den Gegenſatz zu erleichtern: denn für die, welche ſie verſtehen ſollen und können, iſt ſie wohl ſchon verſtändlich genug. Sondern um zu verhüten, daß die Auslegung Kants nach dem Geiſt, auf die ſich jetzt wahrſcheinlich viele legen werden, da ſie's inne zu werden ſcheinen, wie übel ihnen die Auslegung nach dem Buchſtaben bekommen ſei, nicht geſetzlos und willkührlich werde. Eine ſolche Auslegung aber würde nicht bloß nach dem Vorurtheil des Pedanten, ſondern auch nach dem Sinne des ächten Philoſophen ſo gut als gar keine ſein. Möchte uns Herr F. nur wenigſtens ſeine Theorie über Geiſt und Buchſtaben, die mit dem Innerſten und Eigenſten ſeiner Philoſophie weſentlich zuſammenhängen muß, bald mittheilen, damit ſich ungefähr überſehen ließe, wie er den Beweis jener Behauptung nach dieſen Grundſätzen führen würde! Dieſe Behauptung iſt zwar bloß exoteriſch und unweſentlich, weil die Wiſſenſchaftslehre auf ſich ſelbſt beruht. Indeſſen iſt es doch von der äußerſten Wichtigkeit für das Intereſſe der Wiſſenſchaftslehre, daß ſich hier keine Autorität einſchleiche; und daß auch nicht einer ſich für einen Anhänger derſelben halte und ausgebe, der, um ſie wahr zu finden, ſie auch mit Kants Lehre in Harmonie bringen müßte. Jede Philoſophie, und wenn ſie auch ganz Geiſt wäre, iſt, ſobald ſie ſich ausbreitet, der Gefahr ausgeſetzt, durch die Formularphiloſophen in Buchſtaben verwandelt zu werden. Nicht anticipirt wird die Frage von der Harmonie oder Disharmonie Kants und Fichte's erſt dann heißen können, wenn eine philoſophiſche Geſchichte der Philoſophie nicht bloß möglich, ſondern auch wenigſtens die Geſetze der hiſtoriſchen Kritik für dieſelben wirklich entwickelt ſein werden. Uebrigens zweifelt Rec. gar nicht, daß Kant gerade dieſelbe Frage vor Augen gehabt hat, auf welche die Wiſſenſchaftslehre die Antwort enthalten ſoll; wiewohl alle Philoſophen, die den Namen verdienen, ſie vor Augen gehabt haben. Geſetzt, es ließe ſich zeigen: daß Kants Philoſophie erſt durch die Wiſſenſchaftslehre Haltung und Sinn bekomme; daß jene die Principien dieſer im Keim und implicite enthalte: ſo ließe ſich dagegen immer noch einwenden: daß wir auch den Spinoſa und Leibnitz jetzt beſſer verſtehen können, als ſie ſich ſelbſt verſtanden; und zweifeln: ob Kant ſich auch ſelbſt gerade ſo verſtanden habe? Es müßte alſo bewieſen werden, nicht etwa bloß: daß Kant auf den Weg gedeutet, wo die Antwort zu ſuchen ſei, und daß er, wenn er auf denſelben weiter gegangen wäre, dahin gekommen ſeyn würde (welches doch nicht leicht zu beweiſen ſeyn dürfte); ſondern auch: daß er die Antwort ſelbſt gefunden und ſamt ihrer Rechtfertigung beſtimmt geſagt oder doch gewußt habe. Wenn die Methode auf den Charakter einer Philoſophie beſonders dann am ſicherſten ſchließen läßt, wenn ſie entweder ſo eigenthümlich und geiſtvoll wie die Kantiſche, oder in ihrer Art ſo vollkommen, und ein gehorſames Werkzeug in der Hand des Meiſters iſt, wie die Fichtiſche: ſo deutet dies auf Verſchiedenheit nicht bloß im Buchſtaben, ſondern im Geiſt. Auch läßt ſich dieſe Verſchiedenheit der Methode nicht allein aus der Verſchiedenheit der Sphäre erklären: denn die Wiſſenſchaftslehre hört zwar auf, wo die Kritik der reinen Vernunft anfängt, aber Fichte und Kant ſind oft genug auf demſelben Gebiete.

Man begnügt ſich, diejenigen, welche die Wiſſenſchaftslehre ſchon ſtudirt haben, noch auf einige ſehr charakteriſtiſche, wegen ihrer perſönlichen Außenſeite aber leicht zu überſehende Aeußerungen aufmerkſam zu machen. Denn wenn auch das Förmlichſte und Abſtracteſte, beſonders in der practiſchen Philoſophie, auch der größten Eklektiker gewöhnlich nur eine Darſtellung ihrer Individualität iſt: ſo giebt oft das ſcheinbar Perſönlichſte in den Aeußerungen des ächten Idealiſten tiefen Aufſchluß über ſein Syſtem. So iſt z. B. die Appellation an die beſten philoſophiſchen Schriftſteller, und die Geſchichte der Philoſophie (S. 287—288.) bei einem Philoſophen, wie F. iſt, ein offenbarer Beweis, daß die ganze Entwickelung des eigentlichen Problems der Philoſophie nicht als eine ſcientifiſche Propädeutik, als förmliche Prolegomena verſtanden werden müſſe; welches ganz gegen den Geiſt der Wiſſenſchaftslehre wäre, die dergleichen nicht bedarf. Der einzige Anfang und vollſtändige Grund der Wiſſenſchaftslehre iſt eine Handlung der Totaliſirung der reflexen Abſtraction, eine mit Beobachtung verbundene Selbſtconſtruction, die innere freie Anſchauung der Ichheit, des Sichſelbſtſetzens, der Identität des Subjects und Objects. Die ganze Philoſophie iſt nichts anders als Analyſe dieſer einigen in ihrer Bewegung aufgefaßten und in ihrer Thätigkeit dargeſtellten Handlung (S. 299—303.). Wer dieſe freie Handlung nicht zu handeln vermag, iſt aus dem Umkreis der Wiſſenſchaftslehre ausgeſchloſſen; und es iſt ein weſentlicher Satz der Fichteſchen Philoſophie: „Es iſt eben ſo wenig nothwendig, daß alle Menſchen Philoſophen ſeyn, als es nothwendig iſt, daß ſie Dichter oder Künſtler ſeyn.“ Jene populäre Darſtellung des eigentlichen Streitpuncts iſt alſo gar nicht um der Wiſſenſchaftslehre ſelbſt willen da. Der Vf., welcher, ohngeachtet ihm ſelbſt die ſtrengſte Methode ganz geläufig iſt, dem Leſer gern, wo es ſein kann, unnützen Schulzwang und Umſchweiſe erſpart, wollte damit nur diejenigen, welche die Wiſſenſchaftslehre verſtehen wollen und können, auf dem kürzeſten und leichteſten Wege dahin führen. Es wäre alſo ſehr unzweckmäßig, was bona fide gegeben iſt, ſtricto jure nehmen zu wollen; wiewohl Rec. gar nicht zweifelt, daß das Reſultat einer kritiſchen Unterſuchung über den ſtatum quo der Philoſophie genau ſo ausfallen würde. Vielleicht wär' es gerade jetzt an der Zeit, der vollſtändigen Ausführung und Darlegung eine eigne Schrift zu widmen. Die Erklärung über die Entſtehung dieſes Aufſatzes S. 283. darf nicht überſehen werden. Man könnte leicht aus den häufigen veranlaßten Streitigkeiten des Wiſſenſchaftslehrers, (die doch nur aus perſönlicher Nothwehr, nicht aus Antipathie, wie bei Schelling, zu entſpringen ſcheinen,) einen Fehlſchluß auf eine charakteriſtiſche Streitſucht der Wiſſenſchaftslehre ſelbſt machen. Es iſt aber ſo wenig im Geiſt derſelben zu polemiſiren, daß vielleicht ſchon jede Erwähnung fremder Philoſopheme, ſei es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihr eine Epiſode iſt.

Rec. wünſcht, daß ſie künftig einmal rein von allen ſolchen populären Beimiſchungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgeſtellt werden möge; und daß jede zu erwartende neue Darſtellung derſelben ſich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philoſophiſchen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem ſich die bisherige Darſtellung nur zu ſehr gerichtet hat." (S. 305.) S. 313 — 315 iſt ein Muſter, wie man über die ſogenannten Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes mit Geiſt philoſophiren ſoll. Die Vernichtung des gewöhnlichen Einwurfs, daß die Philoſophie nicht über die unmittelbaren Thatſachen des Bewußtſeyns hinausgehen dürfe, durch ſich ſelbſt, (S. 304.) iſt ſtringent. Doch wäre um der vielen Schwachen willen mehr Ausführlichkeit zu wünſchen.

Das bisher Geſagte iſt wohl hinreichend, um jeden, der ſich noch nicht durch eignes Studium von dem großen Werthe dieſer Zeitſchrift überzeugt hat, darauf aufmerkſam zu machen, und zur eigenen Unterſuchung zu ermuntern. Jeder unbefangene Freund der Philoſophie wird finden müſſen, daß ſie ihren beſcheiden angekündigten, aber groſſen und würdigen Zwecken mit ſeltner Treue, auch in Rückſicht des Vortrages entſpricht. Es fragt ſich alſo nur: ob eine gründliche Philoſophie, in liberaler Form, und wo es der Stoff erlaubt, mit männlicher Beredtſamkeit vorgetragen, in Deutſchland noch viele warme Liebhaber erwarten dürfe?

Doch muß Rec. bekennen, daß die ſämtlichen Recenſionen und noch mehr die Reviſionen nach ſeinem Urtheil den Abhandlungen ſehr weit nachſtehen. Er würde in Verlegenheit ſeyn, wenn er auch nur eine nennen ſollte, welche allen Forderungen an eine gute Recenſion ſo ſehr entſpräche, wie ihnen in andern Fächern zuweilen entſprochen wird. Er iſt weit entfernt, die Schuld daran dem Herausgeber beizumeſſen. In ſehr vielen ſieht man den geübten Denker; in mehreren erkennt man einen oder den andern unſerer vorzüglichſten philoſophiſchen Schriftſteller. Einige ſind ſogar ſtreng philoſophiſch: aber gerade dieſe ſind am wenigſten Recenſionen. Andere geben nützliche Notizen; aber von dieſen kann man beinahe ſagen: je literariſcher, je weniger philoſophiſch. Der Grund ſcheint ihm tiefer und in [illegible] Sache ſelbſt zu liegen. Rec. zweifelt nämlich überhaupt an der Möglichkeit eigentlich ſo zu nennender Recenſionen im Gebiete der Philoſophie. Er ſtrebt dabei keinesweges nach dem ächt philoſophiſchen Genuß, die Unmöglichkeit der Bewegung im beſten Spazierengehen zu demonſtriren. Die Behauptung, welche keinem denkenden Beobachter der philoſophirenden Vernunft paradox ſcheinen kann, läßt ſich ganz populär rechtfertigen. Was Kant ſchon 1783. (Prol. Vorr. S. 5.) ſagte: „daß in dieſem Lande in der That noch kein ſicheres Maß und Gewicht vorhanden ſei;“ gilt noch immer, und iſt ſeitdem beinahe weltkundig worden. Rec. erlaubt ſich eine kurze Ausführung dieſes Gedankens, um alle Herausgeber jedes Journals, welches ſo ſtreng philoſophiſch ſeyn ſoll, wie das gegenwärtige ſonſt iſt, an ſeinem Theil zu veranlaſſen: daß ſie dem bei der Form eines Journals ſo natürlichen Gedanken, von jeder philoſophiſchen Neuigkeit Notiz geben zu müſſen, gänzlich entſagen, und alles bloß Literariſche aus dem Umkreiſe deſſelben vollends verbannen möchten. — Es läßt ſich gar nicht bezweifeln, daß jeder Philoſoph über jede philoſophiſche Schrift wieder etwas Philoſophiſches ſchreiben könne, beſonders um ſie zu widerlegen. Ja das recenſirende und producirende Vermögen ſcheint hier unzertrennlich verknüpft, und ſelten verſäumt es ein Philoſoph, in den Werken ſelbſt ſeine Vorgänger und Nebenmänner hinlänglich zu recenſiren. Aber das macht doch noch keine eigentliche Recenſion, deren ausſchließlicher Zweck es ſeyn ſoll, nicht bloß den Inhalt, ſondern auch den Charakter und ganz vorzüglich den Werth eines Werks zu beſtimmen. Je philoſophiſcher, je ſyſtematiſcher ein Werk iſt, um ſo weniger läßt ſich ſein eigentlicher Inhalt durch einen Auszug mittheilen, ohne den Zuſammenhang und Geiſt zu zerreißen und zu tödten, eben ſo wenig wie der eines Gedichts. Wird der philoſophiſche Werth einer Schrift durch den Grad ihrer Fortrückung zum Ziel der Philoſophie beſtimmt; ſo läßt ſich darüber kein Urtheil anticipiren, ehe nicht wenigſtens ein feſter Punkt der Bahn erreicht iſt. Selbſt eine durchgängige Widerlegung entſcheidet nicht wider den philoſophiſchen Werth. Wer getraut ſich jetzt nicht, die Syſteme der großen Dogmatiker zu widerlegen? Und wer wollte ihnen darum den Werth, den ſie vielleicht als nothwendige Fortſchritte der ſtufenmäßigen Annäherung zum Ziel haben, im voraus abſprechen? Wie ſollte es ein Wiſſenſchaftsurtheil geben, wo es noch keine Wiſſenſchaft giebt? Zwar müſſen auch alle übrigen Wiſſenſchaften oſcilliren, ſo lange es an einer poſitiven Philoſophie fehlt. Indeſſen giebt es in ihnen doch wenigſtens etwas relativ Feſtes und Allgemeingeltendes. In der Philoſophie iſt nichts ausgemacht, wie der Augenſchein lehrt. Es fehlt hier noch aller Grund und Boden. Entweder poſtulirt nun der Beurtheiler ein Syſtem, nach welchem er richtet, wo ſich's dann von ſelbſt verſteht, wie das Urtheil ausfallen wird: oder er geht rein polemiſch zu Werke. Das mag eine nützliche Uebung ſeyn, giebt aber kein Urtheil über den Werth des Werks, außer wenn dieſer wirklich null iſt; wo es ſich dann wieder der Mühe nicht verlohnt. — Sollen gar keine Machtſprüche geſchehen; ſoll nur nach Gründen und stricto jure geurtheilt werden: ſo dürfen der recenſirende und der recenſirte Philoſoph nur in einem Satze verſchieden ſeyn; und die Discuſſionen über denſelben müſſen nach unendlich vielen Richtungen ins Unendliche fortgehn, wenn nicht etwa vorher das Syſtem gefunden und vollendet wird. Auf dieſem Boden iſt jede noch ſo kleine Verſchiedenheit *total*; und es giebt ſo viele Philoſophieen, als es Philoſophen giebt. Wo ſoll alſo eine philoſophiſche Recenſion anfangen und endigen? —

Es bliebe noch übrig, dem Wiſſenſchaftsurtheil vor der Hand ganz zu entſagen: dagegen aber den philoſophiſchen Geiſt und die logiſche Kunſt vorzüglicher philoſophiſcher Meiſterwerke genau zu charakteriſiren und ſtreng zu würdigen. Es iſt hiſtoriſch wahrſcheinlich, daß eine ſehr bedeutende Claſſe von Philoſophen immer behaupten werde: man werde zum Philoſophen geboren, es gehöre dazu ein eigner Sinn und Geiſt, den man zwar nicht lernen kann, aber allerdings durch Studium der Urbilder und kritiſche Uebungen kunſtmäßig ausbilden ſoll. Dieſe, und nur dieſe (denn Sinn und Geiſt iſt ein Gut, deſſen Mangel man nicht empfinden kann) werden die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines ſolchen philoſophiſchen Kunſturtheils zugeben. Es iſt Thatſache, daß die Philoſophie bei dem gebildetſten Volk des Alterthums als Kunſt getrieben ward; daß unſre neuere Philoſophie, was ſie nun auch ſein mag, faſt ganz ein Werk einiger wenigen außerordentlichen Genie's iſt. Redlich gedacht wird man auch wohl bald Eins werden, wie ſelten der wirklich noch vorhandne Geiſt in der Philoſophie kunſtmäßig ausgebildet ſei; wie ſchädlich dieſe Vernachläſſigung, und wie häufig Fehler wider die Geſetze der logiſchen Kunſt ſeien. Aber wo wird ſich der logiſche Kenner finden, der ſich ſo gut auf Philoſophen verſtände, wie mancher Kunſtfreund auf Gemählde? Und wer wird ſich für einen ſolchen geben wollen?

Ein naturforſchender Beobachter der philoſophirenden Vernunft endlich könnte vielleicht bloß als ſolcher, und unabhängig von jedem beſondern Syſtem die Producte derſelben claſſificiren, (wie der Pflanzenkenner, welcher den innern Grund der Natureintheilungen ſeines Gegenſtandes doch auch nicht zu deduciren vermag), ihre Kriſen beſtimmen, die Tendenz ihres Ganges und die Indication ihres Strebens auffaſſen und bezeichnen. Solche hiſtoriſche Andeutungen über Alles, was jeder in ſeinem Kreiſe *Geiſt des Zeitalters* nennt, ſind es vorzüglich, was man als Präliminarien einer künftigen Geſchichte *in Ueberſichten* erwartet. Um jedoch für die Producte der philoſophirenden Vernunft Sinn zu haben, müßte er ſelbſt Philoſoph ſein, Wäre er aber das, ſo würde er uns doch wieder nur die Anſicht ſeiner individuellen Philoſophie geben können: wenn er nicht auch *mehr als Philoſoph* wäre, „welches" um uns eines Kantiſchen Ausdrucks zu bedienen, „mehr ſagen will, als ein beſcheidner Mann ſich ſelber anmaßen wird."

III.

Georg Forſter's Schriften.

Ueber nichts wehklagt der Deutſche mehr als über Mangel an Deutſchheit. „Wir haben ſiebentauſend Schriftſteller, ſagt Georg Forſter (kl. Schr. III. 362.), und noch giebt es in Deutſchland keine öffentliche Meinung.' In der That, wenn die Sache nicht einmal in Regensburg in Anregung gebracht, und allen Unterthanen ein Nationalcharakter von Reichswegen befohlen wird; oder wenn es nicht etwa einem Sophiſten der Reinholdiſchen Schule gefällt, die allgemeingültigen Principien der Deutſchheit allgemeingeltend zu machen: ſo hat es allen Anſchein, daß die Deutſchheit noch geraume Zeit nur ein gutherziges Poſtulat, oder ein trotziger und verzagter Imperativ bleiben werde.

Alle wahre, eigne und gemeinſchaftliche Bildung, welche noch irgend in Deutſchland gefunden wird, iſt, wenn ich ſo ſagen darf, von heute und geſtern, und ward faſt allein durch Schriften entwickelt, genährt, und unter dem Mittelſtand, dem geſundeſten Theil der Nation, verbreitet. Das allein iſt Deutſchheit; das iſt die heilige Flamme, welche jeder Patriot, hell und ſtark zu erhalten und zu vermehren, an ſeinem Theil ſtreben ſollte. Jeder claſſiſche Schriftſteller iſt ein Wohlthäter ſeiner Nation, und hat gerechte Anſprüche auf ein öffentliches Ehrendenkmal. Ein Denkmal: aber nicht eben in Erz oder Marmor; auch kein Panegyrikus. Das ſchönſte Denkmal für einen ſchriftſtelleriſchen Künſtler iſt: daß ſein eigentlicher Werth öffentlich anerkannt wird; daß alle einer allgemeinen Ausbildung Fähige immer wieder mit Liebe von ihm lernen; daß einige die Eigenthümlichkeit ſeiner Geiſteswerke bis auf die feinſten Züge durchforſchen und verſtehen lernen.

Es will verlauten: Wir hätten keine claſſiſchen Schriftſteller, wenigſtens nicht in Proſa. Einige habens laut geſagt: aber tölpiſch. Andere wollen dem gemeinen Mann das Untere der Charten nicht ſehen laſſen, und reden leiſe. Wenn wir nur recht viel claſſiſche Leſer hätten: einige claſſiſche Schriftſteller, glaube ich, fänden ſich noch wohl. Sie leſen; viel und vieles; aber wie und was? Wie viele giebt es denn wohl, welche, auch nachdem der Reiz der Neuheit ganz vorüber iſt, zu einer Schrift, die es verdient, immer von neuem zurückkehren können; nicht um die Zeit zu tödten, noch um Kenntniſſe von dieſer oder jener Sache zu erwerben, ſondern um ſich den Eindruck durch die Wiederholung ſchärfer zu beſtimmen, und um ſich das Beſte ganz anzueignen? So lange es daran fehlt, muß ein reifes Urtheil über geſchriebene Kunſtwerke unter die ſeltenſten Seltenheiten gehören. Daß einſichtsvolle Bemerkungen über Bilder, Gemälde und Producte der Muſik verhältnißmäßig ſo ungleich häufiger ſind, entſpringt gewiß größtentheils daher, daß hier die Dauer des Stoffs und der lebendigere Reiz ſchon von ſelbſt zur öfteren Wiederholung einladet.

Es ſoll Philoſophen geben, welche glauben: wir wüßten noch gar nicht, was Poeſie eigentlich ſei. Dann könnten wir auch durchaus gar nicht wiſſen, was Proſa iſt: denn Proſa und Poeſie ſind ſo unzertrennliche Gegenſätze, wie Leib und Seele. Vielleicht auch nicht, was claſſiſch. Und jenes unbeſonnene Todesurtheil über den Genius der deutſchen Proſa wäre alſo um vieles zu voreilig.

Zwar in einem gewiſſen Sinne, der wohl der eigentliche und urſprüngliche ſein mag, haben alle

Europäer keine claſſiſchen Schriftſteller zu befürchten. Ich ſage, befürchten: denn ſchlechthin unübertreffliche Urbilder beweiſen unüberſteigliche Gränzen der Vervollkommung. In dieſer Rückſicht könnte man wohl ſagen: der Himmel behüte uns vor ewigen Werken. Aber die Menſchheit reicht weiter, als das Genie. Die Europäer haben dieſe Höhe erreicht. Es kann fernerhin kein ſchriftſtelleriſcher Künſtler ſo nachahmungswürdig werden, daß er nicht einmal veralten, und überſchritten werden müßte. Der reine Werth jedes Einzelnen wirkt ewig mit fort: aber die Eigenthümlichkeit auch des Größten verliert ſich in dem Strome des Ganzen. Wenn wir aber unter *claſſiſchen Schriften einer Nation* nur ſolche verſtehen, die in irgend einer nachahmungswürdigen Eigenſchaft noch nicht übertreffen ſind, bis dahin alſo Urbilder bleiben ſollen: ſo haben die Deutſchen deren ſo gut, wie die übrigen gebildeten Völker Europa's. Auch ſolche, die eigentlich der *Nation* angehören, und durch ihre Allgemeinheit in Gehalt und Geiſt ein eigenthümliches, bleibendes Gemeingut aller bildungsfähigen Mitbürger einer Sprache ſind; wenn gleich weniger, wie andre Nationen. Sollen nämlich claſſiſche Schriften es nicht bloß für dieſe oder jene Zunft; ſollen ſie *allgemeine Urbilder* ſein: ſo muß die Bildung, welche ſie mittheilen, nicht bloß eine einſeitige, und bei gewiſſen Gränzen ſchlechthin ſtillſtehende, oder wohl gar umkehrende, ſondern eine ganz allgemeine und fortſchreitende ſein; ſo muß ihre Richtung und Stimmung den Geſetzen und Forderungen der Menſchheit entſprechen.

Auch in Proſa. Ja, eigentlich künſtleriſche Schriften ſind wohl in unſerm Zeitalter weit weniger geſchickt, ein gemeinſames Eigenthum aller gebildeten und bildungsfähigen Menſchen zu ſein. Zwar wirkt jene liebliche *Naturpoeſie*, welche vielmehr ein freies Gewächs, als ein abſichtliches Kunſtwerk iſt, auf alle, die nur allgemeinen Sinn haben, auch ohne beſonders ausgebildetes Kunſtgefühl; und auch der Roman geht darauf aus, die geiſtige, ſittliche und geſellſchaftliche Bildung wieder mit der künſtleriſchen zu vereinigen. Aber jene zarten Pflanzen wollen nicht auf jedem Boden wild wachſen, noch die Verpflanzung ertragen, oder in Treibhäuſern gedeihen. Der höfliche Sprachgebrauch nennt auch vieles Poeſie, was weder ſchönes Naturgewächs, noch ſchönes Kunſtwerk, ſondern bloße Aeußerung und Befriedigung eines rohen Bedürfniſſes iſt. Sie iſt allgemein, aber nicht im guten Sinne; nämlich, ſie arbeitet für die große Mehrheit der Bildungsloſen. Und der Roman iſt in der Regel, wie ein leckrer Geſell, der unglaublich geſchwind lebt, alt wird und ſtirbt. Ueberhaupt kann jede menſchliche Kraft nur durch entſchiedne Abſonderung von allen übrigen zur Bildung gedeihen: jede ſolche Trennung des ganzen Menſchen aber iſt nicht für alle; ſie erfordert mehr und leiſtet weniger, als zu einer allgemeinen Bildung nothwendig iſt.

Unter allen eigentlichen Proſaiſten, welche auf eine Stelle in einer Auswahl deutſcher Schriftſteller Anſpruch machen dürfen, athmet keiner ſo ſehr den Geiſt freier Fortſchreitung, wie *Georg Forſter*. Man legt faſt keine ſeiner Schriften aus der Hand, ohne ſich nicht bloß zum Selbſtdenken belebt und bereichert, ſondern auch *erweitert* zu fühlen. In andern, auch den beſten deutſchen Schriften, fühlt man Stubenluft. Hier ſcheint man in friſcher Luft, unter heiterm Himmel, mit einem geſunden Mann, bald in einem reizenden Thal zu luſtwandeln, bald von einer freien Anhöhe weit umher zu ſchauen. Jeder Pulsſchlag ſeines immer thätigen Weſens ſtrebt *vorwärts*. Unter allen noch ſo verſchiednen Anſichten ſeines reichen und vielſeitigen Verſtandes, bleibt *Vervollkommnung* der feſte, durch ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn herrſchende Grundgedanke, ohngeachtet er darum nicht jeden Wunſch der Menſchheit für ſogleich ausführbar hielt (S. Anſ. I. 351. folg.).

Feſſeln, Mauern und Dämme waren nicht für dieſen freien Geiſt. … Aber nicht der Name der Aufklärung und Freiheit, nicht dieſe oder jene Form war es, woran er hing. Er erkennt und ehrt in ſeinen Schriften jeden Funken vom ächten Geiſt geſetzlicher Freiheit, wo er ihn auch trifft: in unumſchränkten Monarchien, wie in gemäßigten Verfaſſungen und Republiken; in Wiſſenſchaften und Werken, wie in ſittlichen Handlungen; in der bürgerlichen Welt, wie in der Erziehung und deren Anſtalten. (Anſ. III. 221. folg.). Er redet für die Oeffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege (Anſ. III. 32.) ſo warm, wie gegen den gelehrten Zunftzwang und das Berufen auf das Wort des Meiſters (Kl. Schr. IV. 369. 381. folg.). Auch das Vorurtheil ſollte nicht mit Gewalt bekämpft werden. Mit edlem, männlichem Eifer widerſetzte er ſich in der köſtlichen Schrift über Proſelytenmacherei der verfolgungsſüchtigen Beſchränktheit handwerksmäßiger Aufklärer, welche ſelbſt in der Dämmerung tappen. Ihm ſtand es an, zu ſagen (Kl. Schr. III. 226. folg.): „Frei ſein, heißt Menſch ſein.“

Bei jener rührenden Schilderung in den Anſichten (II. 233.), wie er, nach einer Trennung von zwölf Jahren, das Meer, gleich einem alten Freunde, zum erſtenmale wieder begrüßt habe, ſagt er die merkwürdigen Worte: „Ich ſank gleichſam unwillkürlich in mich ſelbſt zurück, und vor meiner Seele ſtand das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte, und die mein ganzes Schickſal beſtimmten.“ — Für ſeinen Geiſt war die Weltumſeglung vielleicht die wichtigſte Hauptbegebenheit ſeines Lebens: dagegen die Trennung von Deutſchland auf ſeine letzten Schriften keinen bedeutenden Einfluß gehabt hat; wohl aber, wider Recht und Billigkeit, auf die Beurtheilung ſelbſt der früheren. — War ſeine Reiſe mit Cook wirklich der Urkeim, aus welchem ſich jenes freie Streben, jener weite Blick vielleicht erſt ſpäter völlig entwickelte: ſo möchte man wünſchen, daß junge Wahrheitsfreunde, ſtatt der Schule, häufiger eine Reiſe um die Welt wählen könnten; nicht etwa nur, um die Verzeichniſſe der Pflanzen zu bereichern, ſondern um ſich ſelbſt zur Lebensweisheit zu bilden.

Eine ſolche Erfahrung bei ſolchen urſprünglichen Anlagen einer offnen Empfänglichkeit, einem nicht gemeinen Maaß analytiſcher Vernunft, und ſtetem Streben nach dem Unendlichen, mußte in der Seele des Jünglings den Grund zu jener Miſchung und ſteten Verwebung von Anſchauungen, Begriffen und Ideen legen, welche die Geiſteswerke des Mannes ſo merkwürdig auszeichnete. Immer achtete er den Werth einer univerſellen Empfänglichkeit (Kl. Schr. V. 27.), und lebendiger Eindrücke aus der Anſchauung des Gegenſtandes (Vorr. der Kl. Schr.) ganz ſo hoch, wie er es verdient. Wenn in ſeiner Darſtellung gleich die Ordnung oft umgekehrt iſt: ſo war für ſeinen Geiſt doch immer eine äußre Wahrnehmung das Erſte, gleichſam der elaſtiſche Punkt. Er geht vom Einzelnen aus, weiß es aber bald ins Allgemeine hinüberzuſpielen, und bezieht es überall aufs Unendliche. Nie beſchäftigt er die Einbildungskraft, das Gefühl oder die Vernunft allein: er intereſſirt den ganzen Menſchen. Alle Seelenkräfte aber in ſich und andern gleich ſehr und vereinigt auszubilden, das iſt die Grundlage der wahren Popularität, welche nicht bloß in conſequenter Mittelmäßigkeit beſteht.

Dieſes Weitumfaſſende ſeines Geiſtes, dieſes Nehmen aller Gegenſtände im Großen und Ganzen giebt ſeinen Schriften den umfaſſenden und beinahe erhabnen Charakter. Nur freilich nicht für diejenigen, welche das Erhabne allein in heroiſchen Phraſen erblicken können. Stelzen liebte Forſter nicht, brauchte ſie auch nicht. Er ſchreibt, wie man in der edelſten, geiſtreichſten und feinſten Geſellſchaft am beſten ſpricht.

Seine Werke verdienen ihre Popularität durch die *Sittlichkeit*, welche ſie athmen. — Viele deutſche Schriften handeln von der Sittlichkeit: wenige ſind ſittlich. Wenige vielleicht in höherm Maaß, wie Forſters; in ihrer Gattung wenigſtens, keine. Zwar ſtrengere Begriffe zu haben, iſt wohlfeil, wenn es bloß Begriffe ſind. Was er wußte, meinte und glaubte, war in Saft und Blut verwandelt. Wie in allen Stücken ſo auch in dieſem wird man Buchſtaben und Namen ohne den Geiſt in Forſters Schriften vergeblich ſuchen. Ueberall zeigt ſich in ihnen eine edle und zarte Natur, reges Mitgefühl, ſanfte und billige Schonung, warme Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit, eine reine Geſinnung, lebhafter Abſcheu alles Unrechts. Wenn ſein Unwille ſich zuweilen bei geringen Anläſſen unverhältnißmäßig lebhaft äußert: ſo kann doch das ſeltne *Uebermaaß ſittlicher Reizbarkeit* an einem Erdenſohne immer noch für einen ſchönen Fehler gelten. Dabei findet man ſeine Denkart feſter, ſtrenger und männlicher, als die beinahe weibliche Milde ſeines Weſens, die gleich beim erſten Blick ſo ſehr auffällt, vermuthen ließ. *Ein lebendiger Begriff von der Würde des Menſchen* iſt in ſeinen Schriften gleichſam überall gegenwärtig: Dieſer, und nicht jenes lügenhafte Bild des *Glückes*, das ſo lange am Ziele der menſchlichen Laufbahn ſtand, „iſt ihm die oberſte Richtſchnur aller ſittlichen Urtheile und der ächte Wegweiſer des Lebens“ (Kl. Schr. VI. 316.); wie ſich doch von dem Ton des Zeitalters und der ausländiſchen Philoſophie, in dem, und durch die er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zuerſt empfing, erwarten ließ. Nach dieſem ſittlichen Grundbegriff betrachtete er auch die Gegenſtände der bürgerlichen Welt. Zwar könnte er nach einzelnen Stellen beſonders etwas früherer Schriften (z. B. Kl. Schr. I. 191. folg.) zu behaupten ſcheinen, allgemeine Beglückung ſey der Zweck des Staats. Nimmt man ſeine Gedanken aber, wie man überall bei ihm thun muß, im Großen und Ganzen: ſo ergiebt ſich, daß nichts ſeinem Kopfe und Herzen mehr widerſtehen konnte, als die Lehre, der einſichtsvollere Herrſcher dürfe die Unterthanen zwingen, nach ſeiner Willkühr glücklich zu werden. Dieſes erhellt beſonders aus dem Aufſatz *über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit*. Er iſt feſt überzeugt, daß auch die edelſte Abſicht unrechtmäßige Gewalt nicht beſchönigen könne (Kl. Schr. VI. 214.). Den freien Willen der einzelnen Bürger erklärt er, als nothwendige Bedingung ihrer ſittlichen Vervollkommnung, für das Heiligſte (kl. Schr. III. 6.).

Freilich treibt er die Sittlichkeit nicht ſo handwerksmäßig, wie manche Erziehungskünſtler und Meiſter der reinen Vernunft, welche ſich nun einmal mit der ganzen Schwere ihres Weſens darauf gelegt haben. Der geſellſchaftliche Schriftſteller, welcher die geſamte Menſchheit umfaſſen ſoll, darf eine einzige weſentliche Anlage derſelben nicht ſo einſeitig auf Unkoſten der übrigen ausbilden, wie es dem eigentlichen Sittenlehrer und Sittenkünſtler von Rechtswegen erlaubt iſt. Forſter erkennt einen Werth, auch jenſeits der Geſetze des Katechismus, und hält Größe, trotz aller Ausſchweifungen, für Größe. Der erſte Keim dieſer natürlichen, aber ſeltnen Urtheilsart, lag ſchon in ſeiner allgemeinen Vielſeitigkeit, ſcheint ſich jedoch erſt ſpäter ganz entfaltet zu haben.

Seine Anbetung unerreichbarer und in ihrer Art einziger Vortreflichkeit kann ſchwärmeriſch ſcheinen. Ja, man könnte ihm wirkliche Grundſätze der geiſtigen Geſetzloſigkeit aufzeigen; wenn jeder Zweifel, jeder Einfall, jede Wendung (wie Kl. Schr. VI. 96.) ein Grundſatz wäre. Nur darf man nicht jeden übertriebenen Ausdruck gleich für ein Kennzeichen weichlicher Hingebung erklären; wiewohl er ſich dem Genuß der ſchönen Natur leidend (Anſ. III. 190.) hingab, und hier die Zergliederung des Eindrucks für des Genuſſes Gränze hielt. Vielleicht nicht mit Unrecht. Seine beſtimmte und bedingte Würdigung großer Menſchen und Menſchenwerke aber, die man nicht wie Natur genießen ſoll, iſt ein Beweis von ſelbſtthätiger Rückwirkung. Es darf nicht für Schwärmerei gelten, demjenigen einen unbedingten Werth beizulegen, was nur dieſen oder gar keinen haben kann; oder an menſchliche Größe überhaupt zu glauben, und zum Beiſpiel die Sittlichkeit der übergeſetzlichen Handlungen des Brutus (Kl. Schr. IV. 367.) und Timoleon (Kl. Schr. VI. 298.) anzuerkennen.

Auch muß man nie über einzelne Worte mit ihm mäkeln. Leſer, welche nicht dann und wann durch einen Hauch beleidigt werden, ſind gewiß auch für die Schönheiten von der feineren Art ſtumpf. Nur ſoll man nicht alle Gegenſtände durchs Mikroſkop betrachten. Man ſollte ſich kunſtmäßig üben, eben ſowohl äußerſt langſam mit ſteter Zergliederung des Einzelnen, als auch ſchneller und in einem Zuge zur Ueberſicht des Ganzen leſen zu können. Wer nicht beides kann, und jedes anwendet, wo es hingehört, der weiß eigentlich noch gar nicht zu leſen. Man darf mit Grund vorausſetzen, daß Forſter oft auch mit polemiſcher Nebenabſicht gegen die herrſchende Mikrologie und Unempfänglichkeit für genialiſche Größe den Ton hoch ausgab. Denn bei ſeiner Vielſeitigkeit konnte ihm die „Rückſeite des ſchönen Gepräges" (Anſ. I. 68.) ſelten ganz entgehen. Er kannte zum Beiſpiel die Grenzen von Gibbons Werth recht wohl (Kl. Schr. II. 289.), ohngeachtet er ſeine Verkleinerer ſo unwillig ſtraft. Denn nichts konnte ihn mehr aufbringen, als eine ſolche Verkennung des Verdienſtes, welche neben der Beſchränktheit und Verkehrtheit auch üblen Willen verräth. Wenn er dieſe Saite berührt, ſo bekommt ſeine ſonſt ſo friedliche und milde Denkart und Schreibart ordentlich ſchneidende Schärfe und polemiſchen Nerv. Edler, rühmlicher Eifer für alles Große, Gute und Schöne! Und ohne alle einſeitige Vorliebe für eine Lieblingsgattung. Bereitwillig huldigte er dem Genie jeder Art. Franklin und Mirabeau, der Schauſpieler Iffland und der Sokratiſche Hemſterhuys, Raphael und Cook fanden in einem und demſelben Manne einen doch nicht oberflächlichen Bewunderer.

Wenn die ſittliche Bildung alle Wollungen, Begehrungen und Handlungen umfaßt, deren Quelle und Ziel die Foderung iſt, alles Zufällige in uns und außer uns durch den ewigen Theil unſers Weſens zu beſtimmen, und demſelben zu verähnlichen: ſo gehört dazu auch vornehmlich diejenige freie Handlung, durch welche der Menſch die Welt zur Gottheit adelt. Auch bei Forſter ging der gegebne Glaube voraus, und veredelte ſich erſt ſpäter in einen freien, dem er aber nie untreu ward. Er verabſcheute auch hier die Geiſtesknechtſchaft, und haßte die geiſtliche Verfolgungsſucht, ſamt ihrem gehäſſigen Unterſchiede zwiſchen Orthodoxie und Heterodoxie (Anſ. I. 95—98.). Der gänzliche Mangel an Schönheitsgefühl(Anſ. I. 134.), und die markloſe Schwäche des Charakters (Anſ. I. 209.), welche ſich in der Frömmigkeit nur allzuvieler Gläubigen zeigt, konnte ihm keine Achtung einflößen. Er hielt das Schwelgen in himmliſchen Gefühlen ſehr richtig für entmannende Seelenunzucht (Anſ. I. 29—32.), aber er glaubte ſtandhaft an die Vorſehung. Es iſt nicht bloß die unendliche Lebenskraft der allerzeugenden und allnährenden Natur, über die er ſich oft mit der Begeiſtrung ihrer geweihteſten Prieſter, eines Lukrez oder Büffon, in Bewunderung ergießt. Auch die Spuren von dem Endzwek einer allgütigen Weisheit verfolgt er in der umgebenden Welt und in der Geſchichte der Menſchheit mit wahrer Liebe und mit einer nicht bloß geſagten, ſondern tief gefühlten Andacht.

Aber nicht bloß dieſe und jene Anſicht, ſondern die herrſchende Stimmung aller ſeiner Werke iſt ſittlich. Sie iſt es von der jungfräulichen Scheu vor dem erſten Fehltritt und der erbaulichen Nutzanwendung in Dodds Leben, welches man nicht ohne das Lächeln der Zuneigung über ſeine jugendliche Argloſigkeit leſen kann, bis zu ſeinen merkwürdigſten Empfindungen und Gedanken über die furchtbarſte aller Naturerſcheinungen der ſittlichen Welt, welche, außer dem Anſchein der größten weltbürgerlichen Wichtigkeit, ſchon durch ihre Einzigkeit und an Ausſchweifungen jeder Art ergiebige Größe, die vollſte Theilnahme ſeines Beobachtungsgeiſtes an ſich ziehn mußte, in den Pariſiſchen Umriſſen, und in den letzten Briefen.

Was ſoll man an dieſen Briefen mehr bewundern und lieben? Den Scharfſinn? Den großen Blick? Die rührende Herzlichkeit des Ausdrucks? Die unerſchütterliche Rechtlichkeit und Redlichkeit der Denkart? Oder die ſanfte, milde Aeußerung des tiefſten, oft Verzweiflung ſcheinenden Unmuths? — Am achtungswürdigſten iſt es vielleicht, daß bei einem Anblick, wo hohle Vernünftler, wie der Pöbel, ſobald es über eigne Gefahr und Klugheit hinausgeht, nur über das Unglück zu declamiren pflegen; wo Menſchen, die nur gutartig, nicht ſittlich ſind, ſich höchſtens bis zum Mitgefühl mit der leidenden Thierheit erheben; er nur um die Menſchheit trauert, und allein über die ſittlichen Greuel zürnt, deren Anblick ſein Innres zerriß. Das iſt wahre Männlichkeit.

Wenn die rückſtändigen Briefe dieſen entſprechen: ſo wird die deutſche Literatur durch die *vollſtändigere Sammlung der Forſterſchen Briefe*, zu der bei Bekantmachung der letzten Hoffnung gegeben ward, mit einem lehrreichen, erfreulichen, und in ſeiner Art einzigen Werke bereichert werden.

Man hat es unbegreiflich gefunden, daß die *Pariſiſchen Umriſſe* pariſiſch ſind, daß ſie Farbe des Orts und der Zeit verrathen; und unverzeihlich, daß der denkende Beobachter das Unvermeidliche nothwendig fand. Man glaubte Forſters Schriften nach ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen beurtheilen zu müſſen. Eine heilloſe Verwirrung aller Principien! Aber wen darf ſie wundern? Selbſt von gebildeten, denkenden Männern erwartet man oft vergebens, daß ihnen der himmelweite Unterſchied zwiſchen der Sittlichkeit eines Menſchen und der Geſetzmäßigkeit ſeiner Handlungen geläufig wäre. Man hat die *Umriſſe* unſittlich, die letzten *Briefe* leichtſinnig gefunden. Und es ließ ſich doch *mit einem einzigen Blick auf den ganzen ſchriftſtelleriſchen Forſter* erkennen, daß man hier kein Wort genauer nehmen dürfe, als wir es im raſchen Gedränge des Lebens und im lebhaften Geſpräch zu nehmen pflegen. „Iſt es nicht Thorheit, ſagt er einmal in den Anſichten (III. 218.), die Schriftſteller richten zu wollen, wegen einzelner Empfindungen eines Augenblicks, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menſchen aufzudecken, bewundern ſollte? Die ſchnellen tauſendfachen Uebergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die ſich unaufhörlich jagen, wenn Gegenſtände von außen, oder durch ihre lebhafte Fantaſie hervorgerufen, auf ſie wirken, wäre wirklich verlorne Mühe.“

Für ein Lehrgebäude mag die gänzliche Freiheit auch von den geringſten Widerſprüchen die weſentlichſte Haupttugend ſein. An dem einzelnen ganzen Menſchen aber im handelnden und geſellſchaftlichen Leben entſpringt dieſe Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit der Anſichten in den meiſten Fällen nur aus blinder Einſeitigkeit und Starrſinn, oder wohl gar aus gänzlichem Mangel an eigner freier Meinung und Wahrnehmung. Ein Widerſpruch vernichtet das Syſtem; unzählige machen den Philoſophen dieſes erhabenen Namens nicht unwürdig, wenn er es nicht ohnehin iſt. Widerſprüche können ſogar Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe ſein, und jene *Vielſeitigkeit* beweiſen, ohne welche Forſters Schriften nicht ſein könnten, was ſie doch in ihrer Art ſein ſollen und müſſen.

Mannichfaltigkeit der Anſichten ſcheint flüchtigen, oder an Lehrgebäude gewöhnten Beobachtern gern gänzlicher Mangel an feſten Grundbegriffen. Hier war es aber wirklich leicht, diejenigen wahrzunehmen, welche unter dem Wechſel der verſchiedenſten Stimmungen, und ſelbſt bei entgegengeſetzten Standpuncten, in den Umriſſen wie in den Briefen, unveränderlich bleiben. Und welche Grundbegriffe ſind es, an denen F. ſo ſtandhaft aushielt? — Die unerſchütterliche Nothwendigkeit der Geſetze der Natur, und die unvertilgbare Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen: die beiden Pole der höhern politiſchen Kritik! Sie herrſchen allgemein in allen ſeinen politiſchen Schriften, welche deshalb um ſo mehr Werth für uns haben müſſen, da auch viele unſrer beſſeren Geſchichtskünſtler nur wie Staatsmänner die Klugheit einzelner Entwürfe und Handlungen würdigen, zu wenig Naturforſcher ſind. Die gründlichſten Naturrechtslehrer hingegen ſind oft im Gebiet der Erfahrung am meiſten fremd, in deren Labyrinth man ſich doch nur an dem Leitfaden jener Begriffe finden lernt.

In dem Weſentlichſten, dem Geſichtspunct, ſind alſo dieſe hingeworfnen Umriſſe ungleich hiſtoriſcher, als manches berühmte und bändereiche Werk über die franzöſiſche Revolution; *im Ganzen noch immer das einzige verſtändliche und verſtändige Wort über jene große Epoche.* Ueber einzelne Aeußerungen kann natürlich jeder, der die Zeitungen inne hat, jetzt Forſtern eines Beſſern belehren. Der Werth ſeiner treffendſten und feinſten Beobachtungen aber kann nur von wenigen erkannt werden, weil ihre Gegenſtände zugleich ſehr geiſtig und ſehr umfaſſend ſind. Iſt ſeine Anſicht aber auch durchaus ſchief und unwahr: ſo iſt ſie doch nicht unſittlich. Dieſelben Verbrechen und Greuel, welche dem beobachtenden Naturforſcher mit Recht nur für eine Naturerſcheinung galten, empörten ſein ſittliches Gefühl. Nirgends hat er nur verſucht, ſie wegzuvernünfteln; oft ſelbſt in den *Umriſſen* laut anerkannt. Auch konnte ihm wohl die leichte Bemerkung nicht entgehen, daß der ſtete Anblick vergoſſenen Menſchenbluts, Menſchen, die nur zahm, nicht ſittlich ſind, fühllos und wild mache. Nur mußte er es freilich beſchränkt finden, daß ſo viele in der reichhaltigſten aller Naturerſcheinungen nur allein das wahrnehmen wollten (Kl. Schr. VI. 383.). Hatte er ſo ganz Unrecht zu glauben, daß man vieles zu voreilig den Handelnden zurechne, was aus der Verkettung der Umſtände hervorging (Kl.

Schr. VI. 347 385.)? Doch war er nicht von denen, welche die Naturnothwendigkeit bis zum Unſittlichen anbeten, und im dumpfen Hinbrüten über ein hohles Gedankenbild von unerklärlicher Einzigkeit endlich ſelbſt zu forſchen aufhören. Er unterſchied das Zufällige, und ſagt ausdrücklich: „Was die Leidenſchaften hier unter dem Mantel der unerbittlichen Nothwendigkeit gewirkt haben mögen, wird der Vergeltung nicht entgehen“ (VI. 384). Welche Eigenſchaften ſind es denn, die er am meiſten rühmt, deren Annäherung er wahrzunehmen glaubt, hofft oder wünſcht? — Vaterlandsliebe (S. 358. , allgemeine Entſagung, große Selbſtverleugnung (S. 380.), Unabhängigkeit von lebloſen Dingen (S. 355.) Einfalt in den Sitten (S. 356.), Strenge der Geſetze (S. 357.). — Darf man auf den endlichen Umſturz des allgemeinen herrſchenden Egoismus (S. 351. 352.) auch nicht einmal hoffen? Oder iſt vielleicht ſchon das ein Verbrechen, daß die franzöſiſche Revolution ſamt allen ihren Greueln, Forſtern den feſten Glauben an die Vorſehung dennoch nicht zu entreißen vermochte? Daß er es, was von dieſem Glauben unzertrennlich iſt, mit der Beobachtung der Weltbegebenheiten im Großen und Ganzen hielt (Kl. Schr. VI. 365. 366.)?

Daß er auch hier die „Rückſeite des Gepräges“

kannte, läßt ſchon jene Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes erwarten, womit er unter andern in der merkwürdigen Stelle einer frühern Schrift, nachdem er die engländiſche Verfaſſung ſo eben mit Wärme geprieſen hat, auf „den Geſichtspunct deutet, aus welchem ihre Vorzüge zu unendlich kleinen Größen hinabſinken" (Anſ. III. 15. 160.). Die gleichzeitigen letzten Briefe beweiſen es. Denn wahr iſts, in den Umriſſen ſucht er alles zum Beſten zu kehren. Auch nimmt er bis auf die geringſten Kleinigkeiten abſichtlich die Perſon und den Ton eines franzöſiſchen Bürgers an. Das letzte iſt nur eine ſchriftſtelleriſche Wendung, um lebhafter zu polemiſiren: denn in den letzten Briefen redet ein Weltbürger, deutſcher Herkunft. Ueberhaupt liebte er es auch in allgemeinen Abhandlungen nicht, allein zu lehren. Seine dramatiſirende Einbildungskraft ſchuf ſich gern Gegner, wenn er einen Gegenſtand von mehr als einer Seite beleuchten wollte (Kl. Schr. VI. 262). Und nicht zum Schein: er lieh ihnen ſtarke Gründe und lebhaften Vortrag. Dieſe Manier ſeines Geiſtes kann man unter andern auch in dem Aufſatz über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit ſtudiren.

Wenn man nicht gar leugnen will, daß es für einige Gegenſtände verſchiedne Geſichtspuncte gebe: ſo muß man auch zugeben, daß ein redlicher Forſcher ſolche Gegenſtände abſichtlich aus entgegengeſetzten Standorten betrachten dürfe.

In Rückſicht auf die alles zum Beſten kehrende im Groſſen und Ganzen nehmende Art zu ſehen und zu würdigen, ſind, ſo paradox es auch klingen mag, die kritiſchen Annalen der engliſchen Literatur die beſte Erklärung und Rechtfertigung der Pariſiſchen Umriſſe. Sie herrſcht auch hier, und mit Recht; denn nichts iſt unhiſtoriſcher, als bloße Mikrologie, ohne große Beziehungen und Reſultate. Doch nie greift er zu ſolchen Licenzen, wie ſich Philoſophen der alten und neuen Zeit, und ſolche, die des Namens gewiß nicht am unwürdigſten ſind, in der Erklarung heiliger Dichter und alter Offenbarungen erlaubt haben. Es war nicht Zufall. Er wußte recht gut um die „Lindigkeit, mit der er hier das kritiſche Zepter führte“ (Kl. Schr. V. 199.). Man vergleiche nur einige ſeiner eigentlichen Recenſionen mit den ungleich milderen Urtheilen in jenen allgemeinen Ueberſichten; zum Beiſpiel die von Robertſons Werk über Indien. Viele ſind mehr Anzeigen als Beurtheilungen; einige beweiſen, daß er auch ſtreng würdigen konnte, und daß er in jenen Jahrbüchern nicht bloß aus Charakter, ſondern aus Grundſatz, ſo mild urtheilt. Aus dieſem Geſichtspunct muß man auch einige Aeußerungen über verſchiedene Gegenſtände der deutſchen Literatur nehmen, deren ſchwache Seiten er übrigens ſehr gut kannte (Kl. Schr. V. 31. 32. 41—63. ſolg.).

Solche kritiſche Annalen in einem großen freien Geſichtspunct wären eins der dringendſten, aber ſchwerer zu befriedigenden Bedürfniſſe der deutſchen Literatur. Die Deutſchen ſind ein recenſirendes Volk; und in den ſämtlichen Werken eines deutſchen Gelehrten wird man eine Sammlung von Recenſionen eben ſo zuverſichtlich ſuchen, als eine Auswahl von Bonmots in denen eines Franzoſen: aber wir kennen faſt nur die mikrologiſche Kritik, welche ſich mit einer mehr hiſtoriſchen Anſicht nicht verträgt. Die allzugroße Nähe des beſondern Gegenſtandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, ſich concentrirt, verbirgt ihr auch des Ganzen Zuſammenhang und Geſtalt. Vielleicht ſind beide Arten von Kritik gleich nothwendig; gewiß aber ſind ſie ſubjectiv und objectiv durchaus verſchieden, und ſollten daher immer ganz getrennt bleiben.

Eben ſo widerſinnig iſt es, wenn man ohne Vorkenntniß der einzelnen Schrift eines Autors recenſirend zu Leibe geht, für den, vielleicht eben darum, weil er Character hat, nur durch wiederholtes Studium aller ſeiner aus und in einem Geiſt gebildeter Werke, der eigentliche Geſichtspunct gefunden werden kann, auf den doch alles ankommt. Auch ohne Leidenſchaft oder üblen Willen muß das Urtheil dann wohl grundſchief ausfallen. Nur das Gemeine verkennt man ſelten. Es wäre endlich Zeit, dem Gegenſtand, welchen die Beurtheiler ſo lange nur ſeitwärts angeſchielt haben, auch einmal von vorn grade ins Auge zu ſchauen.

Es iſt das allgemeine und unvermeidliche Schickſal *geſchriebner Geſpräche*, daß ihnen die Zunftgelehrten übel mitſpielen. Wie breit und ſchwerfällig haben ſie zum Beiſpiel von jeher die *Sokratiſche Ironie* misdeutet und mishandelt, auf die man anwenden könnte, was Plato vom Dichter ſagt: Es iſt ein zartes, geflügeltes und heiliges Ding. Auch Forſter iſt nicht ohne Ironie, und von groben Händen wird ſich der flüchtige Geiſt ſeiner *geſchriebenen Geſpräche* nicht reiſen laſſen. Denn *das* ſind alle ſeine Schriften, faſt ohne Ausnahme; ohnerachtet der Ausdruck noch lange nicht ſo abgeriſſen, hingeworfen und keck iſt, wie in ähnlichen Geiſteswerken der lebhafteren Franzoſen: ſondern periodiſcher, wie es einem Deutſchen ziemt.

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, Forſters Schriften nicht zu verkennen. Wenige deutſche ſind ſo allgemein geliebt. Wenige verdienen es noch mehr zu werden. Sie vollſtändig zergliedern, hieße den Begriff eines in ſeiner Art vortreflichen geſellſchaftlichen Schriftſtellers entwickeln. Und in weltbürgerlicher Rückſicht ſtehen dieſe, deren Beſtimmung es iſt, alle weſentlichen Anlagen des Menſchen anzuregen, zu bilden und wieder zu vereinigen, ſehr hoch. Dieſe für das ganze Geſchlecht, wie für Einzelne, unbedingt nothwendige Wiedervereinigung aller der Grundkräfte des Menſchen, welche in Urquell, Endziel und Weſen Eins und untheilbar, doch verſchieden erſcheinen, und getrennt wirken und ſich bilden müſſen, kann und darf auch nicht etwan aufgeſchoben werden, bis die Vervollkommnung der einzelnen Fertigkeiten durchaus vollendet wäre; das hieße, auf ewig. Sie muß mit dieſer zugleich, als gleich heilig, und zu gleichen Rechten, verehrt und befördert werden; wenn auch nicht durch dieſelben Prieſter. Weltbürgerliche, geſellſchaftliche Schriften ſind alſo ein eben ſo unentbehrliches Mittel und Bedingniß der fortſchreitenden Bildung, als eigentlich wiſſenſchaftliche und künſtleriſche. Hier ſuche man die eigentlichen Proſaiſten; wenn wir nämlich unter Proſa die grade allgemeine Heerſtraße der gebildeten Sprache verſtehn, von welcher die eigenthümlichen Mundarten des Dichters und des Denkers nur nothwendige Nebenwege ſind.

Die allgemeine Vorliebe für Forſters Schriften iſt ein wichtiger Beitrag zu einer künftigen Apologie des Publicums gegen die häufigen Winke der Autoren, daß das Publicum ſie, die Autoren nicht werth ſei. Jeder, vom Größten bis zum Geringſten, meint auf das wehrloſe Geſchöpf unritterlich und unbarmherzig losſchlagen zu müſſen. Mehrere haben ihm ſogar ins Ohr geſagt, was der Gottesleugner bei Voltaire dem höchſten Weſen: „Ich glaube, du exiſtirſt nicht.“ — Indeſſen ſtehn doch nicht bloß einzelne Leſer auf einer hohen Stufe, wo ſie der Schriftſteller nicht gar viele antreffen möchten; ſelbſt das große, allgemein verachtete Publicum hat nicht ſelten, wie auch hier, durch die That richtiger geurtheilt, als diejenigen, welche die Fabricate ihres Urtheilstriebes öffentlich ausſtellen. — Freilich mögen viele wohl nur blattern, um die Zeit zu tödten, oder um doch auch zu hören, und mitſprechen zu können. Die Gründſicheren hingegen leſen ſoſt zu kaufmänniſch. Sie ſind unzufrieden mit einer Schrift, wenn ſie nicht am Ende ſagen können: Valuta habe baar und richtig empfangen. Kaum können Autoren, die ſich nur durch bedingtes Lob geehrt finden, ſeltner ſeyn, wie Leſer, die ohne Paſſivität bewundern, und dem in ſeiner beſtimmten Art Vortrefflichen die Abweichungen und Beſchränkungen verzeihen können, ohne die es doch nicht ſeyn würde, was es Gutes und Schönes iſt, und ſein ſoll.

Je vortrefflicher etwas in ſeiner Art iſt, je mehr iſt es auf ſie beſchränkt. Fodert von Forſters Schriften jede eigenthümliche Tugend ihrer Gattung; nur nicht auch die aller übrigen. An der vornehmſten kommt kein andrer deutſcher Proſaiſt ihm auch nur nahe: an Weltbürgerlichkeit, an Geſelligkeit. Keiner hat in der Auswahl der Gegenſtände, in der Anordnung des Ganzen, in den Uebergängen und Wendungen, in Ausbildung und Farbe, ſo ſehr die Geſetze und Foderungen der gebildeten Geſellſchaft erfüllt und befriedigt, wie er. Keiner iſt ſo ganz geſellſchaftlicher Schriftſteller, wie er. Leſſing ſelbſt, der Prometheus der deutſchen Proſa, hat ſeine genialiſche Behandlung ſehr oft an einen ſo unwürdigen Stoff verſchwendet, daß er ſcheinen könnte, ihn aus Virtuoſeneigenſinn eben deswegen gewählt zu haben.

Wie in einem ſtreng wiſſenſchaftlichen und eigentlich künſtleriſchen Werke vieles ſeyn muß, was der gebildeten Geſellſchaft gleichgültig oder anſtößig iſt: ſo darf auch das geſellſchaftliche Werk nach jenem Maßſtabe in Gehalt und Ausdruck vieles zu wünſchen übrig laſſen, und kann doch in ſeiner claſſiſch, correct und ſelbſt genialiſch ſeyn.

Die meiſten können ſich das Claſſiſche gar nicht denken, ohne Meilenumfang, Zentnerſchwere und Aeonendauer. Sie fodern die Tugend ihrer Lieblingsgattung auch von allen übrigen. Sie könnens nicht begreifen, daß ein Gartenhaus anders gebaut werden müſſe, wie ein Tempel. — Einen Tempel baut man auf Felſengrund; alles von Marmor, aus dem gediegenſten und vornehmſten Stoff; den feſten Gliederbau des einfachen und großen Ganzen in Verhältniſſen, welche nach tauſend Jahren ſo richtig und ſchön ſind, wie heute. Alſo auch umfaſſende Werke geſchichtlicher Kunſt, die einigen das Höchſte ſcheinen, was der menſchliche Geiſt zu bilden vermag. In einem ſolchen würde freilich der loſe Zuſammenhang des immer verwebten Beſondern und Allgemeinen in Forſters Schriften ſchlaff und unwürdig ſcheinen. Manches, was hier an ſeiner

Stelle eben das beſte iſt, wie die Einleitungen zu Cook, der Entdecker, Botanybay und dem Aufſatz über Nordamerika, würde dort ein unverzeihlich üppiger Auswuchs ſein.

Noch eher leidlich iſt jene Verkehrtheit wohl, wenn ſie aus einſeitiger Liebhaberei für eine beſondre Art entſpringt. Oft ſind es aber gewiß die nehmlichen, die Forſtern, als zu leicht für ſie, zurückſchieben, welche auch Winkelmanns und Müllers Meiſterwerke wegen der Schwerfälligkeit vernachläſſigen. Sie wollen Roſen vom Eichbaum pflücken, und wehklagen, daß man aus Roſenſtöcken keine Kriegsſchiffe zimmern könne:

— — unkundig deſſen, was möglich
Sei, und was nicht: auf welcherlei Art die
Gewalt einem Jeden
Sei umſchränkt, und wie feſt ihm die ſcharfe
Grenze geſteckt ſei.

Dem Vorurtheil, daß ſolche leichte geſellſchaftliche Werke, deren Leichtigkeit nicht ſelten die Frucht der größten Kunſt und Anſtrengung iſt, überhaupt nicht dauern könnten, widerſpricht die Geſchichte beſonders derjenigen alten Urſchriften, die immer noch neu ſind. Die zarten Gewebe der Sokratiſchen Muſe zum Beiſpiel, an die wir uns in einer Charakteriſtik der Forſterſchen Schriften wohl erinnern dürfen, haben viele Jahrhunderte wirkſam gelebt, und ſind nach einem langen Winterſchlaf wieder zu neuer Jugend erwacht, während ſo manche ſchwere Arbeit in den Strom der Zeit unterſank.

Aber ich möchte das doch zweifelhafte und ominöſe Merkmal der Unſterblichkeit am liebſten ganz aus unſerm Begriff vom Claſſiſchen entfernt wiſſen. Möchten doch Forſters Schriften recht bald ſo weit übertroffen werden, daß ſie überflüſſig, und nicht mehr gut genug für uns wären; daß wir ſie von Rechtswegen antiquiren könnten!

Bis jetzt aber iſt er in den weſentlichſten Eigenſchaften eines geſellſchaftlichen Schriftſtellers noch nicht übertroffen; in andern kann er mit den beſten verglichen werden. Jene Eigenſchaften ſind um ſo nachahmungswürdiger, da es dieſelben ſind, welche am ſicherſten allgemein wirken, und doch im Deutſchen am ſeltenſten und ſchwerſten erreicht werden können. Forſter bewies auch darin ſeine univerſelle Empfänglichkeit und Ausbildung, daß er franzöſiſche Eleganz und Popularität des Vortrags, und engländiſche Gemeinnützigkeit, mit deutſcher Tiefe des Gefühls und des Geiſtes vereinigte. Er hatte ſich dieſe ausländiſchen Tugenden wirklich ganz zugeeignet. Alles iſt aus einem Stück in ſeinen Schriften, und hat deutſche Farbe. Denn er blieb ein Deutſcher; noch zuletzt in Paris fühlte er ſeine Deutſchheit ſehr beſtimmt.

Will man nur das Fehlerfrei correct nennen: ſo ſind alle vom Weibe Gebohrnen nothwendig incorrect;

> So iſt es jetzt, ſo war es zuvor, und ſo wird es ſtets ſein.

Iſt aber jedes Werk correct, welches dieſelbe Kraft, die es hervorbrachte, auch wieder rückwirkend durchgearbeitet hat, damit ſich Inneres und Aeußeres entſpreche: ſo darf man in F's. Schriften auch nur jene geſellſchaftliche Correctheit ſuchen, welche die glänzende Seite der franzöſiſchen Litteratur und in ihr einheimiſch iſt. Man wird ſie auch in F's Schriften nicht vermiſſen: er hatte ſie an der Quelle ſtudirt (Kl. Schr. V. 261. 266. 343. 345.). Sie iſt es, die, wie ſich auch an manchem Franzöſiſchen Product bewährt, an eigentlich künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Werken oft eben das Beſte abſchleifen würde. Einige deutſche Autoren hätten daher nicht verſuchen ſollen, was doch vergeblich war: ſie da zu erreichen, wo ſie nicht hingehört; denn Anmuth läßt ſich nicht errechnen, noch eine ungeſellige Natur durch Zwang plötzlich verwandeln.

Zwar verliert ſich ſein Ausdruck je zuweilen ins Spitzfindige und Geſchrobene. Das iſt nicht Affectation, wie es mir ſcheint: ſondern, es entſprang lediglich aus dem argloſen und herzlichen Beſtreben, ſich ganz und offen mitzutheilen, und auch das Unausſprechliche auszuſprechen. Wenn er hie und da ſeine Andacht lauter verrichtet, als es Sitte iſt: ſo darf uns das wohl ein Lächeln abnöthigen. Nur beklage ich den, welcher dieſe liebenswürdige kleine Schwachheit von jener eigentlichen Schminke nicht unterſcheiden kann, in der eine tief verderbte Seele auch vor ſich ſelbſt im Spiegel ihres Innern erſcheinen muß! — Vorzüglich finden ſich ſolche Gezwungenheiten, worin auch wohl ſonſt natürliche und nicht ganz unbeholfne Menſchen im Anfange eines Geſprächs aus gegründeter Furcht vor dem Platten zu verfallen pflegen, in den Einleitungen und Eingängen, oder wo er ſeines Tons noch nicht ganz Meiſter war. So iſt weit mehr Coquetterie in dem Aufſatz über Leckereien ſichtbar, als in den Erinnerungen, die von ähnlicher Manier und Farbe der

Schreibart, aber ungleich vollendeter ſind. Dieſes Werk, in unſerer Litteratur das einzige in ſeiner Art, übertrifft alle übrigen an Glanz des Ausdrucks, an feiner Ironie, und an verſchwenderiſchem Reichthum überraſchend glücklicher Wendungen. Und doch war es keine leichte Aufgabe, ſich hier zwiſchen Scylla und Charybdis durchzuwinden, nie die Aufrichtigkeit zu beleidigen, und doch keine Schicklichkeit zu verletzen! — Gewiß aber iſt in Forſters Schriften nur ſehr Weniges, was nicht in der beſten Geſellſchaft geſagt werden dürfte. Der Ausdruck iſt edel, zart, gewählt und geſellig. Er läßt uns oft wie ein heller Kryſtall auf den reinen Grund ſeiner Seele blicken.

Der *Gehalt* eines geſellſchaftlichen Schriftſtellers darf eben ſo wenig nach ſtreng wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchen Maßſtabe gewürdigt werden, wie der Ausdruck. Der geſellſchaftliche Schriftſteller iſt ſchon von Amtswegen gleichſam verpflichtet, wie ich weiß nicht welcher Magiſter ſeine Diſſertation überſchrieb, *von allen Dingen, und noch von einigen andern*, zu handeln. Er kann gar nicht umhin, ein *Polyhiſtor* zu ſeyn. Wer nirgends fremd iſt, kann auch nirgends ganz angeſiedelt ſeyn. Man kann nicht zugleich auf Reiſen ſein, und ſeinen Acker beſtellen. — Auch wird der freie Weltbürger ſich ſchwerlich in eine enge Gilde einzunften laſſen.

Kenner und Nichtkenner haben Forſters Kunſturtheile vielfältig, hart, und zwar im Einzelnen getadelt. Man hätte lieber kürzer und ſtrenger geradezu geſtehen ſollen, daß ihm eigentliches Kunſtgefühl für die Darſtellungen des Schönen, welches einer iſolirten Ausbildung durchaus bedarf, ganz fehle; auch in der Poeſie. Keine Vollkommenheit der Darſtellung konnte ihn mit einem Stoff ausſöhnen, der ſein Zartgefühl verletzte, ſeine Sittlichkeit beleidigte, oder ſeinen Geiſt unbefriedigt ließ. Immer bewunderte und liebte er im Kunſtwerk den großen und edlen Menſchen, die erhabene oder reizende Natur. Denn wie tief und lebendig das von jenem Kunſtgefühl weſentlich verſchiedene Naturgefühl in ihm war, davon geben viele unnachahmlich wahre Ergießungen in ſeinen Schriften vollgültiges Zeugniß. Auch für ſchöne dichteriſche Naturgewächſe hatte er viel Sinn. Das beweiſt ſchon die Art, wie er eins der köſtlichſten, die Sakontala auf vaterländiſchen Boden verpflanzte.

Als eigenthümliche Anſicht dagegen iſt Forſters Kunſtlehre ſehr intereſſant; ſchon darum, weil ſie ſo ganz eigen und ſelbſt gefühlt iſt; vornehmlich aber, weil ſie ihren Gegenſtand aus dem nothwendigen Geſichtspunct der gebildeten Geſellſchaft betrachtet, welche es nie weit genug in der Kennerſchaft bringen wird, um über den künſtleriſchen Werth die Gerechtſame und Federungen der Sittlichkeit und des Verſtandes zu vergeſſen. So wird der geſellſchaftliche Menſch im Weſentlichen immer denken; und als die deutlich ausgeſprochne Stimme einer ſo urſprünglichen und ewigen Claſſe hat F's Kunſtanſicht einen ſehr allgemeinen Werth. Jenes allgeprieſene Kunſtgefühl aber dürfte ein Rigoriſt ſelbſt bei vielen vermiſſen, die ſtets Gedichte ſchreiben; bei vielen, die, was jene gearbeitet haben, wenn es gedruckt iſt, erläutern.

Die weſentlichen *Grundgeſetze* derjenigen *künſtleriſchen Sittlichkeit*, ohne welche der Künſtler auch in der Kunſt ſinken, und ſeine künſtleriſche Würde und Selbſtſtändigkeit verlieren muß, hat F. nicht nur mit der Wärme eigner Empfindung vorgetragen, ſondern auch, in ſo fern er ſelbſt ein Künſtler war, treu befolgt. Er durfte ſagen: „Der Künſtler, der nur für Bewunderung arbeitete, iſt kaum noch Bewunderung werth.“ (Anſ. I. 127.). „Ihn muß vielmehr, nach dem Beiſpiele der Gottheit, der Selbſtgenuß ermuntern und befriedigen, den er ſich in ſeinen eignen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchſtaben ſeine große Seele zur Schau liegt. Hier faſſe, wer ſie faſſen kann!“ (Anſ. I. 84. 85. 176. 177.).

Auch von der Kunſt ſelbſt hatte er ſo hohe, würdige Begriffe, wie ſich mit jener geſellſchaftlichen Vielſeitigkeit nur immer vertragen. Solche herrſchen auch in dem Aufſatz: *die Kunſt und das Zeitalter*. Die darin entworfene *Anſicht der Griechen*, die er vorzüglich von Seiten der urbildlichen und unerreichbaren Einzigkeit ihrer Kunſt faßte, mag, im Ganzen genommen, unter den oberflächlichen leicht am richtigſten treffen. Bei ſeiner urſprünglich naturwiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Bildung, bei ſeinen herrſchenden Grundgedanken von Fortſchreitung und Vervollkommnung bleibt es eine herrliche Beſtätigung ſeiner unglaublich groſſen Vielſeitigkeit, daß er die Begriffe von urbildlicher Schönheit, und unerreichbar einziger Vollendung ſo lebendig auffaſſen, und ſeinem Weſen gleichſam ganz einverleiben konnte; ohngeachtet er die lähmende Idee des *Unverbeſſerlichen* mit Recht verabſcheute, und behauptete, „daß, wenn ein ſolches Unding, wie ein *vollkommnes Syſtem*, möglich wäre, die Anwendung deſſelben für den Gebrauch der Vernunſt dennoch gefährlicher als jedes andere werden müßte.“ — Das Einzelne aber in jener Anſicht der Griechen ſollte man ihm um ſo weniger ſtrenge auf die Wage legen, da es ohnehin eine allgemeine Liebhaberei der deutſchen Autoren iſt, die Geſchichte des Alterthums zu erfinden; auch ſolcher, die in der geſellſchaftlichen Natur ihrer Schriften durchaus keine Entſchuldigung finden können. *) — Warum will man doch Alles von Allen fodern! — Soll die Philologie als ſtrenge Wiſſenſchaft und eigentliche Kunſt getrieben werden: ſo erfodert ſie eine ganz eigene Organiſation des Geiſtes; nicht minder, als die eigentliche Philoſophie, bei der man es doch endlich einzuſehn anfängt, daß ſie nicht für jedermann iſt.

Unleugbar aber war Forſter ein Künſtler im vollſten Sinne des Worts, wenn man es nur überhaupt in ſeiner Gattung ſeyn kann. Selbſt das wirkliche Geſpräch kann ein Kunſtwerk ſeyn, wenn es durch gebildete Fertigkeit zur höchſten Vollendung in ſeiner Art geführt wird, und in Stoff und Ge-

---

*) Auch ſolcher, die ſich ausdrücklicher zu Alterthumslehrern aufwarfen. Moriz zum Beiſpiel würde vortrefflich über die Alten geſchrieben haben, wenn er ſie gekannt hätte: aber es fehlt nur wenig, daß er ſie gar nicht kannte.

ſtatt urſprünglichen geſelligen Sinn und Begeiſterung für die höchſte Mittheilung verräth. Ein Kunſtwerk: eben ſo gut, wie das auch vorübereilende Schauſpiel; der Geſang, welcher ſelbſt verhallend nur in der Seele bleibt; und der noch flüchtigere Tanz. Von einem ſolchen Geſpräch kann gelten, was F. ſo köſtlich von der „Vergänglichkeit geſagt hat, welche der Schauſpielkunſt mit jenen prachtvollen Blumen gemein iſt, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldiſtel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken“ (Anſ. I. 87. 88.). Wer es vollends verſucht, dem ſchönen Geſpräch, dieſer flüchtigſten aller Schöpfungen des Genius, durch die *Schrift* Dauer zu geben, muß eine ungleich größere Gewalt über die Sprache, dieſes unauslernbarſte und eigenſinnigſte aller Werkzeuge beſitzen, indem er die Nachhülfe der mitſprechenden Gebehrde, Stimme und Augen entbehrt. Auch muß er, um die Beſtandtheile, die er aus dem Leben nahm, oder die in ſeiner dramatiſirenden Einbildungskraft von ſelbſt entſtanden, zu ergänzen und zu ordnen, mehr oder weniger auch erfinden, abſichtlich darſtellen, dichten.

Wenn aufrichtige und warme Wahrheits- und Wiſſenſchaftsliebe, freier Forſchungsgeiſt und ſtete

Erhebung zu Ideen; wenn ein groſer Reichthum der verſchiedenartigſten Sachkenntniſſe, die vielſeitigſte Empfänglichkeit und rückwirkende Selbſtthätigkeit eines hellen Verſtandes, feine Beobachtungsgabe, Entwicklungsfertigkeit, geſunde Vernunft, ein nicht bloß kühn, ſondern auch treffend verbindender Witz, bei einem hohen Maß geiſtiger Mittheilungsfähigkeit; kurz, wenn die weſentlichſten Vorzüge der Lebensweisheit auf dieſen ſchönen Namen hinreichende Anſprüche geben: ſo war Forſter ein Philoſoph.

Seine Gründlichkeit in den Naturwiſſenſchaften, wo er wohl die ausgebreitetſten und genaueſten Sachkenntniſſe beſitzen mochte, überlaſſe ich der Beurtheilung der Kenner. Seine hervorſpringendſten Eigenſchaften, die groſe Ueberſicht (Kl. Schr. I. 410.), der **Blick ins Ganze**, der feine Beobachtungsgeiſt, glänzen hier unſtreitig nicht minder, wie überall ſonſt. Durch ſeine weltbürgerliche und geiſtvolle Behandlung und Darſtellung hat er die Naturwiſſenſchaften in die gebildete Geſellſchaft eingeführt. Durch vielfache Verwebung mit andern wiſſenſchaftlichen Anſichten hat er ſie, wo nicht erweitert, doch verſchönert; wie hinwiederum das Intereſſante ſeiner politiſchen Schriften durch ihren naturwiſſenſchaftlichen Anſtrich ungemein erhöht wird. F. hat auch das Verdienſt um deutſche Cultur, daß er zur Verbreitung einer zweckmäßigen Lectüre in Reiſebeſchreibungen, die im Ganzen genommen doch ungleich nahrhafter iſt, als die der gewöhnlichen Romane, ſo viel wirkte. —

Indeſſen würde es mir doch eine unerklärliche Ausnahme vom Charakter ſeines Geiſtes ſcheinen, wenn er grade nur hier die Fähigkeit einer ganz wiſſenſchaftlichen, durchgreifenden und ſtreng durchgeführten Methode beſeſſen hätte, die ſich ſonſt nirgends zeigt. Denn ſo voll ſeine Schriften auch ſind von geiſtigen Keimen, Blüthen und Früchten: ſo war er doch kein eigentlicher Vernunftkünſtler; auch würdigte er die Speculation aus einem koſmopolitiſchen Geſichtspunct (Kl. Schr. II. 9.). Er iſt nicht von denen, die mit ſchneidender Schärfe, in ſenkrechter Richtung, grade auf den Mittelpunct ihres Gegenſtandes losdringen, und, ohne zu ermatten, auch die längſte Reihe der allgemeinſten Begriffe feſt an einander ketten und gliedern können.

Ihm fehlte das Vermögen, ſein Innres beſtimmt zu trennen, und ſein ganzes Weſen wiederum in eine Richtung zuſammenzudrängen und ausdauernd auf einen Gegenſtand beſchränken zu können; ja überhaupt die gewaltige Selbſtſtändigkeit der ſchöpferiſchen Kraft, ohne die es unmöglich iſt, ein großes wiſſenſchaftliches, künſtleriſches oder geſchichtliches Werk zu vollenden.

Doch möchte ich darum das Genialiſche ſeinen Schriften nicht abſprechen, wenn diejenigen Producte genialiſch ſind, wo das Eigenthümlichſte zugleich auch das Beſte iſt; wo alles lebt, und auch im kleinſten Gliede der ganze Urheber ſichtbar wird, wie er, um es zu bilden, ganz wirkſam ſeyn mußte; wie bei F.'s Werken ſo offenbar der Fall iſt. Denn Genie iſt Geiſt, lebendige Einheit der verſchiedenen natürlichen, künſtlichen und freien Bildungsbeſtandtheile einer beſtimmten Art. Nun beſteht aber das Eigenthümliche eben nicht in dieſem oder jenem einzelnen Beſtandtheil, oder in dem beſtimmten Maß deſſelben: ſondern in dem Verhältniß aller. Grade dieſe urſprünglichen und erworbenen Fähigkeiten mußten in dieſem Maß und in dieſer Miſchung zuſammentreffen, damit unter dem beſeelenden Hauch des Enthuſiasmus, welchen allein weder Natur noch Kunſt dem freien Menſchen geben können, etwas in ſeiner Art ſo Vortreffliches entſtehen konnte. Eine ſo glückliche Harmonie iſt eine wahre Gunſt der Natur; unlernbar und unnachahmlich.

Dieſelbe geſellige Mittheilung befreundete alſo noch die einfachſten Beſtandtheile ſeines innerſten Daſeins, welche in ſeinen Schriften lebt, und immer ein unter den mannichfachſten Geſtalten oft wiederkehrender Lieblingsbegriff ſeines Geiſtes war. Man könnte dieſe geſellige Wendung ſeines Weſens ſelbſt noch in dem glänzend günſtigen Lichte zu erkennen glauben, worin er den Stand erblickt, welchen der Austauſch ſinnlicher Güter vorzüglich veranlaßt und begünſtigt, den Verkehr auch der geiſtigen Waaren und Erzeugniſſe, in ſich, am freieſten und gleichſam in der Mitte aller übrigen Stände, auszubilden, und in der umgebenden Welt zu befördern (Anſ. I. 304. 305.). — Die Verwebung und Verbindung der verſchiedenartigſten Kenntniſſe; ihre allgemeinere Verbreitung ſelbſt in die geſellſchaftlichen Kreiſe, hielt er für den eigenthümlichſten Vorzug unſers Zeitalters (Anſ. I. 65. folg.), und für die ſchönſte Frucht des Handels (Anſ. II. 426 — 429.). In dem thätigen Gewühl einer großen Seeſtadt erblickt er ein Bild der friedlichen Vereinigung des Menſchengeſchlechtes zu gemeinſamen Zwecken des frohen, thätigen Lebensgenuſſes (Anſ. II. 373.). Die Wiedervereinigung endlich aller weſentlich zuſammenhangenden (Kl. Schr. V. 23.), wenn gleich jetzt getrennten und zerſtückelten Wiſſenſchaften (Kl. Schr. III. 311 — 314. IV. 378.) zu einem einzigen untheilbaren Ganzen, erſcheint ihm als das erhabenſte Ziel des Forſchers.

IV.

Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter.

Ohne Anmaßung, und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht, und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder

Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leidenſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung, oder eine wunderbare Stimmung unſers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſey. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfarth mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehn wie Menſchen, und nicht wie Hinz oder Kunz. Dies Ausſehn verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bei einem oder dem andern nähert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in verſchiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das Beſchränkteſte zugleich ein ganz eignes, ſelbſtſtändiges Weſen für ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſeyn ſcheint. Das iſt eben das Große, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzufinden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſeyn, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeeligten, als alles andre Naſchwerk, als er noch jedes Schauſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit demſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugebohrne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von jener Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig; ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben aus, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte

Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vaterländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wünſchen nicht frei von Beſorgniſſen ſein kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer von der Art, die ſich ernſthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederſchein ſeines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dies ſeiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt iſt indeß die Erzählung lebhafter und leidenſchaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, ſich einer ewigen Verbindung mit ſeiner Mariane ſo nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung ſchwärmt, ſteigt die heiße Sehnſucht, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken ſcheint, aufs äußerſte, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöſcht, und die ganze ſchöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit dieſem ſo harten Mißlaut ſchließt das erſte Buch, deſſen Ende einer geiſtigen Muſik gleicht, wo die verſchiedenſten Stimmen, wie eben ſo viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder ſich vor uns entfalten ſollen, raſch und heftig wechſeln; und der ſchneidende Abſtich kann die erſt weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zuſatz von Ungeduld heilſam würzen, ohne doch je den ruhigſten Genuß des Gegenwärtigen zu ſtören, oder auch die feinſten Züge der Nebenausbildung, die leiſeſten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk ſichtbaren Dichtergeiſtes zu verſtehen wünſcht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunct die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da, der mit ſo vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich wie eine Erſcheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, ſo verſchieden ſein mag, wie von der Möglichkeit, die er ſich träumt, dient er zum Maßſtab der Höhe, zu welcher das Werk noch ſteigen ſoll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunſt eine Wiſſenſchaft, und das Leben eine Kunſt ſein wird.

Der reiſe Verſtand dieſes gebildeten Mannes iſt wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geſchieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief iſt der Uebergang nicht milde, und der Contraſt zwiſchen ſeiner Poeſie und Marianens proſaiſcher, ja niedriger Umgebung iſt ſtark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks iſt das erſte Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahleriſchen Gegenſätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleinern deutlich geſchiednen Maſſen bilden mehr oder weniger jede für ſich ein mahleriſches Ganzes. Auch gewinnt er ſchon jetzt das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir vorausſehn, daß er erſt ſpät, oder nie als Mann handeln wird, ſo verſpricht doch ſeine gränzenloſe Bildſamkeit, daß Männer und Frauen ſich ſeine Erziehung zum Geſchäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die leiſe und vielſeitige Empfänglichkeit, welche ſeinem Geiſt einen ſo hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem ſchönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Verſuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günſtige Schickſal oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günſtig beiſteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt: ſo müſſen ſeine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Reſultate des erſten muſikaliſch zu wiederholen, ſie in wenige Puncte zuſammen zu drängen, und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Marianen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Poeſie, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe, wie das freie Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvollern Wünſchen ſchwankt. Eine neue Scene öffnet ſich und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Capitel iſt wie ein neuer Act. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Maſſe des ganzen Syſtems am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſey, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt das heilige Kind, mit deſſen Erſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frei zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Marianens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin contraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers, wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Dieſe Harmonie von Diſſonanzen iſt noch ſchöner als die Muſik, mit der das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines Gedichts ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen abſtrahiren zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten in Gedanken vernichten können: ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt dem Menſchen, der ganz Menſch iſt, und ſo fühlt und denkt, intereſſant: er mag auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern auseinander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunct wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze conſtruirt iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähn, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, deſſen Inſtinct zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſein, den erſten Theil unbeſchadet ſeiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen: ſo fällt in die Augen, daß ſich alles um Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie drehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beiſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer poetiſchen Phyſik der Poeſie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt: ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Facta, und die roheſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen: die Puppenſpiele, dieſe Kinderjahre des gemeinen poetiſchen Inſtincts, wie er allen gefühlvollen Menſchen auch ohne beſonderes Talent eigen iſt; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Verſuche machen und beurtheilen ſoll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltanzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poeſie, die Künſte der Gaukler, die improviſirte Komödie auf der Waſſerfarth. Aber nicht bloß auf die Darſtellungen des Schauſpielers, und was dem ähnlich iſt, beſchränkt ſich dieſe Naturgeſchichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantiſchen Geſängen offenbart ſich die Poeſie auch als die natürliche Sprache und Muſik ſchöner Seelen. Bei dieſer Abſicht mußte die Schauſpielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben dieſe Kunſt nicht bloß die vielſeitigſte, ſondern auch die geſelligſte aller Künſte iſt, und weil ſich hier vorzüglich Poeſie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einſame Werkſtätte des bildenden Künſtlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgeſonderten Künſtlerſtand mehr bilden.

Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſei das Ganze eben ſo ſehr eine hiſtoriſche Philoſophie der Kunſt, als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſei alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wäre es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: ſo iſt doch auch alles Poeſie, reine, hohe Poeſie. Alles, iſt ſo gedacht und ſo geſagt, wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künſtler wäre; und ſelbſt der feinſte Zug der Nebenausbildung ſcheint für ſich zu exiſtiren und ſich eines eignen ſelbſtſtändigen Daſeins zu erfreuen. Sogar gegen die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunſt, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poeſie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in ſilbernen Schalen gereicht. Dieſe wunderbare Proſa iſt Proſa und doch Poeſie. Ihre Fülle iſt zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielſagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung iſt ohne eigenſinnige Strenge. Wie die Grundfaden dieſes Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des geſellſchaftlichen Lebens genommen ſind, ſo gefällt er ſich auch in ſeltſamen Gleichniſſen, welche eine Merkwürdigkeit aus dieſem oder jenem ökonomiſchen Gewerbe, und was ſonſt von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poeſie am entlegenſten ſcheint, dem Höchſten und Zarteſten ähnlich zu bilden ſtrebt.

Man laſſe ſich alſo dadurch, daß der Dichter ſelbſt die Perſonen und die Begebenheiten ſo leicht und ſo launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſei es ihm nicht der heiligſte Ernſt. Man darf es nur auf die höchſten Begriffe beziehen, und es nicht bloß ſo nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunct des geſellſchaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Perſonen und Begebenheiten der letzte Endzweck ſind.

Denn dieſes ſchlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zuſammengeſetzten und entſtandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das iſt, als wenn ein Kind Mond und Geſtirne mit der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des göttlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? eine ſogenannte Recenſion des Meiſter würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Kukuk vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſein ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eins von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keins der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſein ſollte, außer daß ſie überflüßig ſeyn würde, ſehr den Kürzern ziehen müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, und ohne Wiſſenſchaft das Rechte weiß.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft, als er ſie erfüllt. Wer aber Sinn für den Organismus des Daſeins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielſeitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, die Wilhelm ſo intereſſant macht, fühlt gleichſam die Perſönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen und Verwandſchaften, je mehr geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt charakteriſiren können, ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſei, und wie man es nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig ſcheinen, da troß jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüßig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beim erſten und beim letzten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bei der ſchönſten und innigſten Uebereinſtimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in vieles lange nicht finden können: denn bei fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn oft nur gegenſeitig.

Ueber die Organiſation des Werks muß der verſchiedene Charakter der einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen geſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht ins unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es ſchlechthin einfache Theile, bei jenen größern Maſſen ſtehen bleiben, deren Selbſtſtändigkeit ſich auch durch ihre freie Behandlung, Geſtaltung und Verwandlung deſſen, was ſie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre abſichtsloſe Gleichartigkeit und urſprüngliche Einheit der Dichter ſelbſt durch das abſichtliche Beſtreben, ſie durch ſehr verſchiedenartige, doch immer poetiſche Mittel zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu funden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung iſt der Zuſammenhang, durch dieſe Einfaſſung iſt die Verſchiedenheit der einzelnen Maſſen geſichert und beſtätigt; und ſo wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein Syſtem für ſich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortſchreitung ſind ungefähr überall dieſelben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erſcheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im erſten Bande, unſre Erwartung und unſer Intereſſe in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht ſichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet ſich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Geſtalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in ſein eigenthümliches Weſen; und das dritte Buch, welches ſich durch das friſcheſte und fröhlichſte Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräſin erſten Kuß eine ſchöne Einfaſſung wie von den höchſten Blüthen der noch keimenden, und der ſchon reifen Jugendfülle. Wo ſo unendlich viel zu bemerken iſt, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was ſchon da geweſen iſt, oder mit wenigen

Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen iſt, bedarf der Erläuterungen, die aber keineswegs alles allen hell und klar machen ſollen: ſie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn ſie dem, der den Meiſter ganz verſteht, ſchon bekannt, und dem, der ihn gar nicht verſteht, eben ſo gemein und leer, wie das, was ſie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen welcher das Werk halb verſteht, auch nur halb verſtändlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subject wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweite Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten: er iſt der reichſte, aber der reizendſte; er iſt voll Verſtand, aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelm der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freilich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er doch endlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gei meinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemühe hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Liebe und ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſeyn, daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentation eines nicht ſehr gebildeten Adels ſeyn. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und ſo neu war. Daher muſte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt, und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder eine unbeſtimmte Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt komiſch.

Ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adlichen und die Komödianten zwei abgeſonderte Corps bilden, deren keins dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligſte gegen einander manövriren. Die Beſtandtheile dieſes Komiſchen ſind keineswegs vorzüglich fein und zart oder edel. Manches iſt vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contraſt zwiſchen den ſchönſten Erwartungen und einer ſchlechten Bewirthung. Der Contraſt zwiſchen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit ſpielt hier überhaupt eine groſſe Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt, und der Pedant bekommt ſogar Prügel, weil er doch auch ein Idealiſt iſt. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn ſein College, der Graf, mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verſchiedenheit des Standes; der Baron darf an geiſtiger Albernheit und die Baroneſſe an ſittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin ſelbſt iſt höchſtens eine reizende Veranlaſſung zu der ſchönſten Rechtfertigung des Putzes; und dieſe Adlichen ſind, den Stand abgerechnet, den Schauſpielern nur darin vorzuziehn, daß ſie gründlicher gemein ſind. Aber dieſe Menſchen, die man lieber Figuren als Menſchen nennen dürfte, ſind mit leichter Hand und mit zartem Pinſel ſo hingedruckt, wie man ſich die zierlichſten Caricaturen der edelſten Malerei denken möchte. Es iſt bis zum Durchſichtigen gebildete Albernheit. Dieſes Friſche der Farben, dieſes kindlich Bunte, dieſe Liebe zum Putz und Schmuck, dieſer geiſtreiche Leichtſinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte und was zu zart und fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiederholen könnte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbaren Nachläſſigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Subjects, der abſichtliche Anhauch von poetiſcher Pedanterie bei ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen; ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelm und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Realität und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Charakter, ſie kann nichts, und mag nichts, als darſtellen und aufführen, am liebſten ſich ſelbſt, und ſie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verſtand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfſinn; aber es fehlt ihr ſo ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen, wie Jarno an Einbildungskraft. Es ſind ſehr ausgezeichnete, aber faſt beſchränkte durchaus nicht große Menſchen; und daß das Buch ſelbſt auf jene Beſchränktheit ſo beſtimmt hindeutet, beweiſt, wie wenig es ſo bloß Lobrede auf den Verſtand ſei, als es wohl anfänglich ſcheinen könnte. Beide ſind ſich ſo vollkommen entgegengeſetzt, wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich dieſen ſtärker hervor, als nöthig wäre, um die dargeſtellte Kunſtlehre mit Beiſpielen und die Verwicklung des Ganzen mit Perſonen zu verſorgen. Es ſind Hauptfiguren, die jede in ihrer Maſſe gleichſam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß ſie Wilhelms Geiſt auch bilden wollen, und ſich ſeine geſammte Erziehung vorzüglich angelegen ſein laſſen. Wenn gleich der Zögling troß des redlichen Beiſtandes ſo vieler Erzieher in ſeiner perſönlichen und ſittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben ſcheint, als die äußere Gewandheit, die er ſich durch den mannigfaltigern Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: ſo macht er doch, dem Anſcheine nach, in der Kunſt große Fortſchritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind, außer daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt im gewiſſen Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt, wie ſie ſein kann, und ſein ſoll bei entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das

Höchſte. Darin iſt er Jarno gleich: Beide haben am Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelm und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punct, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung ſein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte: durch welchen Dichter konnte dieß wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakſpeare wird von Wilhelm zuerſt aufgefaßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine große Natur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo vielfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht des Künſtlers, oder was zufälliger Mangel des Werks ſein möchte, Veranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die theatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit ein vollendetes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin ſetzt, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt der Geiſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem es ſo voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr geiſtigen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dies fürchterliche Trauerſpiel, welches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und ihr gleichſam hohles Innres, wie den Wohnſitz der Strafe und der Pein darſtellt, und auf den härteſten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigſtens in einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künſtlers aneignen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes zerſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſowohl Kritik als hohe Poeſie. Und was kann wohl anders entſtehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als ſolcher, ein Werk der Dichtkunſt anſchauend darſtellt? Dies liegt nicht darin, daß ſie über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſei, mehr weiß, als es ſagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zwecks und des Verfahrens. Jene poetiſche

Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſei, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehen ſolle: dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, der das Werk ſo lang als nöthig iſt, zum Mittelpunct ſeiner Thätigkeit mache; wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar iſt, weitläuftig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Charakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſe und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen deſſelben ſein könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Ueberſpannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieſes Theils ſcheinen dürfte. Mignon als Mänade iſt ein göttlich lichter Punct, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen ſcheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt ſcheint es an einem Scheidepuncte zu ſtehen, und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſeyn. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanten Räthſel und ſchöner Wunder. Auch Wilhelms falſche Tendenz bildet ſich zu Maximen: aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſen zu ſeyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche

Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Soufleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Dramas und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans, beiſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in daſſelbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandſchaft mit der Tante ſein, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buch. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch theatraliſch, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten, und Komödie mit ſich ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die

Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt, und auch noch die Intriguen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Ueberhaupt iſt in ihr das äußerſte Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere ſcharf zu trennen und entgegen zu ſetzen. Hier hat ſich das Innre nun gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. Es iſt der Gipfel der ausgebildeten Einzelnheit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenüberſteht. Der Oheim nämlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Es iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Suite von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben, wäre wohl nicht ſeine Liebhaberei geweſen; und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer claſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunct bewegt.

Daß auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberei dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freien Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſt des Ganzen, und es wird auch dadurch, wie an dem auffallendſten Beiſpiele gezeigt, daß er alles ſo behandelt wiſſen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie ins Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Widerſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſein, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſein, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in dieſem Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Porträt, ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beiſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen. Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Charaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſein können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten: aber Geſpräche müßten es ſeyn, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpuncte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen räſonnirte und ein moraliſches Gutachten fällte; das wäre wohl die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehen; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſei.

Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt, und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler, oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannigfachen Beiſpielen dargeſtellt, und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen plötzlich aus der Poeſie in das Gebiet der Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehn hier die gediegnen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt: aber ſie haben ihn, faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum beſten; ſelbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er reſignirt völlig daranf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahr wirklich vollendet, und Natalia wird Supplement des Romans. Als die ſchönſte Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht ſie einen angenehmen Contraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Natalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſein in der Geſellſchaft: Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her wie der Oheim. Es ſind Beiſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener großen Lebenskunſtlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beim Schluß deſſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die erhabenſte Poeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem intereſſanteſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pachterstochter; gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Marianne, ſondern als das verlaſſne zerriſſne Weib überhaupt intereſſirt, ergötzt uns der Anblick des Ducatenzählenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten, wie der Wundarzt, ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunct dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelm und ſich ſelbſt zum Beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt, hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andere im Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Licenzen der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfang deſſelben, an vieles von allem, was das intereſſanteſte und bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangere Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beiſpiel der komiſchen Nemeſis, und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des Luſtigen und Lächerlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet; ſo iſt Größe der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die Ueberraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß die Dimenſionen ſind erweitert, auch die Menſchen ſind von größerm Schlage. Lothario, der Abbe und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspuncte eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der Geiſt Gottes. Dafür daß er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario iſt ein großer Menſch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Mageres, aber Lothario iſt vollendet, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerſtö-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10468/014

Nachricht zu geben, um ihm die Verlegenheit der Wahl zu erſparen, ob er unſer Vorhaben vor ſeiner Ausführung dem Prinzen melden, oder ſchweigen ſolle, welches letztere den Schein eines nicht ſehr verbindlichen Verfahrens haben würde. Außerdem wollten wir uns nicht der Gefahr ausſetzen, mit dem Rathpenſionär, wenn er unſern Schritt misbilligte, darüber ſtreiten zu müſſen, da wir den ganz beſtimmten Auftrag hatten, ihn zu thun.

Da der Erfolg großentheils von der Aufnahme unſers Vorſchlages beym Erbſtatthalter abhing, und derſelbe ihm noch fremder klingen mußte, wenn er gar nichts dergleichen erwartete, ſo fanden wir für gut, daß ich ihn am Tage zuvor in allgemeinen Ausdrücken, und als ſpräche ich nur für mich, darauf vorbereiten ſollte. Ich ſagte dem Prinzen alſo, unſer Vorſchlag würde ihm wahrſcheinlich unangenehm ſeyn; indeſſen glaubten wir ihn unſrer Stadt, unſerm Lande, den übrigen Theilhabern an der Regierung und uns ſelbſt ſchuldig zu ſeyn. Die Bürgermeiſter von Amſterdam ſetzten ein vollkommnes Vertrauen auf ihn, den Prinzen von Oranien, aber gar nicht auf den Herzog von Braunſchweig: ſo lange dieſer ſein Rathgeber ſey, würde zwiſchen

ihm

ihm und der Stadt Amſterdam kein gutes Verſtändniß obwalten können. Nicht allein der Magiſtrat von Amſterdam und andern Städten, ſondern ſelbſt die beſten Freunde des Prinzen wären gegen den Herzog, und wäre er ein wohldenkender Mann und wirklich des Prinzen Freund, ſo müßte er einſehen, daß die Abneigung gegen ihn zu groß ſey, als daß er durch ſeinen Rath noch nützlich ſollte ſeyn können; und ſich alſo erbieten, ſich wenigſtens auf eine Zeitlang nach ſeinen Gouvernement [a]) oder ſonſt wohin zurückziehn.

Der Prinz antwortete mit ſehr viel Geiſtesruhe: der Herzog ſey nicht in allen Dingen ſein Rathgeber; man habe Unrecht, Mistrauen gegen dieſen Herrn zu hegen, er könne ihn, ſowohl wegen ſeiner Verpflichtungen gegen ihn, als wegen des Poſtens, den der Herzog bey den ſieben Provinzen bekleidete, nicht wegſchicken. Wir wechſelten hierüber geraume Zeit hindurch verſchiedne Worte, der ich mich jetzt nicht mehr erinnere, und die ich auch nicht aufgezeichnet habe. Nur weiß ich, daß ich beym Weggehn ſagte: „So weit ich darf, habe ich Eure

Hoheit,

---

[a]) Der Herzog Ludwig von Braunſchweig war Gouverneur von Herzogenbuſch. Anm. d. Ueb.

„Hoheit, von dem, was morgen geſchehen ſoll „benachrichtigt; wir werden unſer Anſuchen „erſt mündlich vortragen, und dann eine Memoire überreichen. Ich erſuche Eure Hoheit „uns ohne Leidenſchaft anzuhören, die Sache „erſt zu überdenken und ſich dann zu entſchließen.“ Der Prinz ging es ein, und wir verließen uns, wie es ſchien, ohne Misverſtändniß.

Aber noch denſelben Abend, oder am andern Morgen früh bekam ich Nachricht, daß der Erbſtatthalter gut gefunden hatte, dem Herzoge mein Geſpräch mitzutheilen, und daß ſeitdem die ruhige Faſſung, worin ich den Prinzen verlaſſen, und ſie ihm als ſehr nöthig anempfohlen hatte, gänzlich verſchwunden war. Der Rathpenſionär gab mir am nächſten Morgen in der Verſammlung der Staaten ein Billet des Prinzen an ihn zu leſen, worin derſelbe ſich in ſehr ſtarken Ausdrücken gegen das, was er für die Abſicht unſers Beſuchs hielt, und gegen die Unſtatthaftigkeit der Forderung, die wir machen würden, ausließ. Er ſprach mit ſo großem Nachdruck von ſeinen Verbindlichkeiten gegen den Herzog, ſagte, er betrachte ihn als ſeinen zweyten Vater, und werde

ſich

ſich niemals zu dem, was man von ihm verlangte, bequemen.

Dieß Billet theilte ich den Herrn Temminck und Viſscher mit: es machte nicht die geringſte Veränderung in unſerm Vorhaben, und konnte es auch nicht, da wir einen unbedingten Auftrag hatten. Ich ſtellte es dem Rathpenſionär wieder zu, und wir fuhren nach dem Schloſſe im Luſtwalde.

Nach der Ankunft des Rathpenſionär daſelbſt traten wir zuſammen ins Audienzzimmer, und nach den gewöhnlichen gegenſeitigen Höflichkeiten ſagte der Penſionär Viſscher ungefähr folgendes: das bezeugte Verlangen Seiner Hoheit, mit einigen Mitgliedern der Regierung von Amſterdam ſich über die bewußte Propoſition von 18ten May zu unterreden, ſey den Bürgermeiſtern höchſt angenehm geweſen, und vorzüglich, weil ſie gehofft, dadurch Gelegenheit zu bekommen, Sr. Hoheit offenherzig die Gründe vorzulegen, warum ſie und andre Theilhaber der Regierung oftmals die Beweiſe von Zutrauen, die ſie, vermöge ihrer Hochachtung vor der Perſon und den Qualitäten Sr. Hoheit, gerne geben würden, nicht geben zu können glaubten. Nachdem er hierauf den Prinzen um Erlaubniß gebeten hatte, den

Auf-

Auftrag, den wir an ihn hatten, auszurichten, fing er an, unſer Memoire vorzuleſen.

Der Prinz zeigte ſchon vom Anfange an einige Ungeduld, und nachdem der erſte Periode, der auf den Herzog Bezug hatte, geleſen war, fiel er dem Penſionär in die Rede und ſagte: „Meine Herren, dieß darf ich dem „Herzoge nicht verſchweigen; ich würde es „nicht verantworten können.“ Ich bat den Prinzen, daß dem Penſionär erlaubt ſeyn möchte, den Aufſatz zu Ende zu leſen. Er fuhr alſo damit fort, wurde aber wieder geſtört, als er an die Stelle kam, wo vom Rathpenſionär die Rede war. Dieſer ſagte nehmlich: „er könne ſich nicht enthalten, Herrn Visſcher „zu unterbrechen, indem er ſich nicht erinnere, „dergleichen etwas geſagt zu haben, und bloß „ſeit geraumer Zeit aus Gründen vermieden „habe, mit den Herzoge zu ſprechen.“

Herr Visſcher ſchwieg eine Weile, und antwortete hierauf: Wir hören mit Verwunderung, mein Herr, daß Ihnen dieß entfallen iſt; wir würden doch nicht den Ort, wo Sie ſich auf dieſe Weiſe geäußert, und Leute, die gegenwärtig waren, nennen können. a). Nach dieſer kur-

---

a) Die Bürgermeiſter waren zuerſt zweifelhaft geweſen, ob ſie dieſen beſondern Umſtand in ihrem Memoire kurzen Störung fuhr er fort vorzuleſen, und nachdem er damit zu Ende gekommen war, übergab er dem Prinzen das Memoire.

Während dieſer Zeit hatte das Misvergnügen des Prinzen augenſcheinlich zugenommen, und er ſagte mit vieler Heftigkeit: „der „von uns gethane Schritt ſey unerhört und „äußerſt beleidigend für ſeine Perſon; man habe „niemals gewagt, einem ſeiner Vorahnen etwas dergleichen zu ſagen; man habe es auf „etwas mehr angelegt, als auf die Verjagung „des Herzogs, man werde mit dieſem anfangen, und mit ihm ſelbſt und ſeinem Hauſe „endigen. Amſterdam gehe darauf aus, ihm „alle Gewalt zu rauben, und ihm zu einem unmün-

---

moire erwähnen ſollten, weil er mit andern vertrauteren Aeußerungen des Rathpenſionärs ſehr nahe verwandt war. Sie hatten deswegen auch von demjenigen keinen Gebrauch gemacht, was er bey verſchiednen Gelegenheiten den Herren Clifford, van de Poll, Maarſeveen, Graafland, Viſſcher und mir geſagt hatte. Allein jene Worte hatte er in Gegenwart Vieler, in der Staatenverſammlung geſagt. Da das Misverſtändniß zwiſchen dem Rathpenſionär und dem Herzoge dem Prinzen bekannt war, ſo begingen ſie durch die Erwähnung dieſes Vorfalles keine Indiskretion; und außerdem war es ihre ernſtliche Abſicht, das über die Sache Verhandelte niemanden mitzutheilen, als denen, die bey der Vorleſung des Memoire gegenwärtig waren.

„mündigen Kinde zu machen; man wolle den „Haß wegen desjenigen, was man ſelbſt gethan „auf ihn werfen; Amſterdam ſey Schuld an „allen Widerwärtigkeiten, die das Land be„träfe; er werde unterdeſſen nicht zugeben, „daß dem Herzoge das geringſte widerführe; „man fodre eine Niederträchtigkeit von ihm, „indem man verlange, er ſolle ſeinen zweyten „Vater, den Vormund, den ihm die ſouverä„ne Macht im Staate während ſeiner Minder„jährigkeit gegeben, wegjagen; wollte er es „auch, ſo würde er es nicht können, weil der „Herzog im Dienſte der Generalſtaaten ſey; „es würde ſchändlich ſeyn, einen Mann von der „Geburt und dem Range als einen Verräther „zu behandeln; er werde ſich nie dazu verſte„hen u. ſ. w.“ Hierauf behauptete er, daß er dem Rath des Herzogs nicht allzeit folge; als zum Beyſpiel, da er die Verleihung der Schottiſchen Brigade gegen den Willen des Herzogs begünſtigt habe.

Nachdem die Leidenſchaft, womit der Prinz ſich geäußert hatte, einigermaaßen beſänftigt war, gab der Rathpenſionär es der Ueberlegung anheim, ob es nicht rathſam ſeyn würde, daß die Herren von Amſterdam ihre Memoire wieder zurückbekämen, und die Sache verſchwiegen

gen würde. Der Prinz ſagte hierauf nichts, und da ich bemerkt hatte, daß Herr Temminck für das Zurückgeben war, nahm ich das Wort und ſagte: die üble Aufnahme unſers Vorſchlags ſchmerze uns, doch wundre es uns nicht, daß der Prinz gegen das, was eine ſo nah mit ihm verbundne Perſon betreffe, empfindlich ſey; wir ſeyn überzeugt, die Sachen würden nie gut gehen, woſern man nicht unſerm Vorſchlage Genüge leiſtete, den wir nur deswegen gethan, weil wir ihn für das allgemeine Wohl durchaus für nöthig erkannt; unſre Abſicht ſey geweſen, dem Prinzen die Gründe zu entwickeln, warum wir oft das Vertrauen, welches wir ihm ſelbſt zu widmen wünſchten, nicht auf ihn zu ſetzen ſchienen, und wir hätten uns daher endlich einmal offenherzig erklären wollen; der Verdacht des Prinzen, als hätten wir etwas Uebles gegen ihn und ſein Haus im Sinne, da wir doch aufs heiligſte unſre Hochachtung und Anhänglichkeit für beyde betheuern könnten, ſey uns von Herzen leid; wir ſeyn überzeugt, daß ſeine Vermuthung, wir wollten erſt ihn ſelbſt und dann den Herzog wegſchicken, kein Ernſt ſey; wir zweifelten nicht an den Geſinnungen der Regierung von Amſterdam überhaupt, und könnten über die unſrigen die ſtärkſten Verſicherungen geben, daß wir, weit entfernt, den Prinzen in irgend etwas beeinträchtigen zu wollen, ſtets bereit ſeyn würden, ihm alle Beweiſe von Anhänglichkeit an ſeine Perſon und ſein hohes Haus zu geben; im Betreff des vom Rathpenſionär geſchehenen Vorſchlages, unſer Memoire wieder zurück zu nehmen, würden wir uns nach dem Gutbefinden des Prinzen richten; niemand wiſſe um den Inhalt, außer die vier regierenden Bürgermeiſter und der Penſionär Visſcher, und, es ſey dann, daß der Prinz es anders gut finden würde, ſolle auch ſonſt niemand etwas davon erfahren; endlich ſtehe es vollkommen bey ihm, das Memoire zu behalten, oder zurück zu geben.

Da der Erbſtatthalter hierauf erwiederte, er könne nicht unterlaſſen, dem Herzoge alles mitzutheilen, und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, ſich gegen unſre Beſchuldigungen zu rechtfertigen; ſo nahm ich die Freyheit zu bemerken, daß wir dem Herzog nichts Schuld gegeben, ſondern bloß geſagt hatten, der Haß und das Mistrauen gegen ſeine Perſon ſey ſo hoch geſtiegen, daß ſeine Gegenwart nicht anders als ſchädlich ſeyn könnte. Es hänge indeſſen völlig von ihm, dem Erbſtatthalter, ab, ob er das Memoire dem Herzoge einhändigen wolle, keit, womit die Audienz angefangen worden, und wozu es uns leid ſey, Urſache gegeben zu haben, der Prinz würde von unſerm Eifer für das Wohl des Vaterlandes überzeugt ſeyn; wir würden aus Beſtreben, dazu mit allem Zutrauen gegen ihn ſtets mitzuwirken, und ihm unſre Anhänglichkeit an ſeine Perſon und ſein hohes Haus thätig zu zeigen. Hierauf erwiederte der Prinz: „Ich hoffe davon Beweiſe zu ſehen.“

Dieß iſt die Weiſe, auf welche ein Schritt geſchehen, der damals ſo viel Aufſehen gemacht hat, und deſſen Folgen ſo ungemein wichtig geweſen ſind. Der Herzog hat ihn als äußerſt ſtrafbar vorzuſtellen geſucht, und unter andern auch darum, weil er von den Bürgermeiſtern allein, ohne Vorwiſſen und Billigung der andern Mitglieder der Regierung geſchehen war.

Allein zuvörderſt haben die Bürgermeiſter geglaubt, daß Theilhaber der Regierung, über dasjenige, was ſie in ihrem Berufe thun, und wozu ſie ſich zum Beſten des gemeinen Weſens, das ſie mit regieren, verpflichtet halten, keine Rechenſchaft zu geben, noch ſich zu rechtfertigen brauchen. Zweytens haben ſie als Häupter der Regierung ihrer Stadt, ſich vollkommen

men zu dieſem Schritte berechtigt geglaubt. Es iſt wahr, in andern Fällen würde der Rath der Stadt ſie vielleicht verantwortlich darüber haben machen können, daß ſie ohne ſein Vorwiſſen gehandelt; aber im vorliegenden Falle haben ſie geurtheilt, daß ihnen eine unzeitige Mittheilung, wodurch die Sache ruchtbar geworden wäre, eine weit ſchwerere Verantwortung aufladen würde. Sie konnten ſich ſchmeicheln, nicht allein die Billigung, ſondern auch das Lob des ganzen Rathes davon zu tragen, wie es ſich nachher auch gezeigt hat.

Nicht ungegründet kömmt mir dasjenige vor, was die Kommiſſäre [*]) des Amſterdamſchen Rathes in ihrem Bericht, der in der Reſolution eben dieſes Rathes vom 22ſten Auguſtus 1781 enthalten iſt, über dieſen Vorfall ſagen. Da alles, was beym Erbſtatthalter vorgefallen iſt, zwiſchen ihm, den Kommittirten und dem Rathpenſionär verhandelt worden, ohne daß man ſonſt irgend jemanden hineingemiſcht hat, nicht anders betrachtet werden kann, als wie eine geheime Unterredung zwiſchen einigen Mitgliedern der Souveränetät dieſer Provinz über Staatsangelegenheiten derſelben

---

[*]) Nehmlich die Mitglieder des Amſterdamſchen Rathes, denen die Sache kommiſſorialiſch aufgetragen worden war. Anm. d. Ueb.

ſelben; wir brauchen daher auch nicht zu ſagen, daß nach der Natur der Sache niemand darüber eine Verantwortung fodern darf.

Die Hitze, womit der Herzog die Sache behandelt und Genugthuung über Reden verlangt hat, die insgeheim beym Erbſtatthalter vorgefallen, und ihm, wie er geſteht, durch dieſen allein mitgetheilt waren, ſcheint mit ſeiner gewöhnlichen Zurückhaltung und politiſchen und vorſichtigen Art zu handeln, gänzlich im Widerſpruch zu ſtehen. Der Prinz hatte zu Anfange geſagt, er dürfe es vor dem Herzoge nicht verſchweigen, damit dieſer ſich rechtfertigen könnte. Aber die Beſchuldigungen, woſern ſie anders den Namen verdienen, hatten ja keine Kraft, wenn der Prinz ſie geheim hielt. Die Rechtfertigungen hingegen würden, wie ich ſchon bemerkt habe, wegen des allgemeinen Vorurtheils gegen den Herzog wenig Eingang gefunden haben. Inzwiſchen iſt es ſehr verderblich geweſen, daß eine aus guter Abſicht unternommene Sache, die nützlich hätte ſeyn können, wenn er eingeſehen hätte, daß es beſſer ſey, auf eine ehrenvolle und vortheilhafte Art vom Schauplatze abzutreten, als ein unruhiges und unangenehmes Leben zu führen, nichts gewirkt hat als Ver-

Vermehrung des Zwieſpalts, der Erbitterung und des Partheygeiſtes.

Kaum waren wir am andern Tage wieder zu Amſterdam angekommen, als wir erfuhren, daß der Prinz dem Herzoge von unſerm Vortrage dasjenige wiedergeſagt hatte, was er davon behalten zu haben glaubte. Unſre Bereitwilligkeit, das Memoire nach dem Vorſchlage des Rathpenſionär zurückzunehmen, wurde nicht allein dadurch unnütz, ſondern die Bürgermeiſter liefen auch Gefahr, daß das, was ſie hatten ſagen laſſen, dem Publikum verkehrt oder unvollſtändig mitgetheilt werden würde. Sie beſchloſſen daher, das bewußte Memoire den Rathpenſionär zu ſchicken, mit der Bitte, es dem Prinzen zuzuſtellen. Der Brief, womit ſie es begleiteten, nebſt der Antwort des Rathpenſionär ſteht unter den Beylagen. a) Wenige Tage darauf erſchien ein Brief des Herzogs an die Generalſtaaten vom 21ſten Julius, b) der ſo viel möglich denſelben Tag überall verbreitet, und allen Stabsoffizieren und Kommendanten, ſelbſt in den geringſten Beſatzungsplätzen, zugeſchickt wurde.

---

a) Beylage C. 1, 2.

b) Jaarboeken 1781. S. 1178.

Die Bürgermeiſter überlegten, ob ſie ihr Memoire auch drucken laſſen ſollten: allein die verſprochene Geheimhaltung hielt ſie ab es zu thun, bis ſie von dem in den Generalſtaaten Vorgefallenen durch den Bericht in der Staatenverſammlung von Holland offizielle Zeitung erhalten haben würden. Nach dem Bericht des Rathpenſionär wünſchten Herr Hooft, Elias und ich, daß das Memoire nebſt einer kurzen Erzählung des Verlaufs der Sache durch die Deputirten der Stadt der Verſammlung vorgelegt, und in das Protokoll eingerückt werden möchte. Doch Herr Temminck und die übrigen Abgeordneten richteten ſich nicht darnach; wie ſie ſagten, auf den Rath unſrer Freunde von Dordrecht und Haarlem; und das Memoire wurde der Verſammlung bloß mitgetheilt. Doch die Bürgermeiſter konnten dieß nicht billigen, und gab ihren Abgeordneten aufs neue den Auftrag, bey der erſten Gelegenheit ihr Verlangen zu erfüllen.

Inzwiſchen hatten die Generalſtaaten am 2ten und 4ten Julius Beſchlüſſe genommen, die mehr oder weniger den Herzog begünſtigten. a) Die Staaten von Utrecht hatten ſo bald als möglich eine Verordnung gegen alle Pas-

---

a) Jaarboeken 1781. S. 1357. und 1360.

Pasquille, vorzüglich gegen den Herzog, gemacht. [a]) Aber keine Provinz, oder wenigſtens die Stimmenmehrheit in ihren Staaten, ſchien ſich der Sache des Herzogs ſo anzunehmen, als Geldern. [b])

Es würde allerdings kein Wunder geweſen ſeyn, wenn die Staaten der ſieben Provinzen ſich das gegen einen ſo angeſehenen Staatsbeamten, als ihr Feldmarſchall iſt, Geſagte angezogen hätten, wofern es wirklich wahr geweſen wäre, was in der angeführten Reſolution vom 2ten Julius behauptet wird; nehmlich, daß die Herren von Amſterdam dem Feldmarſchall öffentlich einen üblen Namen gemacht haben. Da indeſſen ihr Vorhaben war, dem gethanen Schritte nicht die geringſte Publizität zu geben, ſo fiel dadurch dasjenige weg, was die Generalſtaaten öffentlich beleidigendes für ihren Feldmarſchall darin zu finden glaubten.

Nachdem der Rathpenſionär am 4ten Julius in der Staatenverſammlung von Holland,

von

---

a) Jaarb. 1781. S. 1361.

b) Der Kürze wegen verweiſe ich die Leſer, welche ſich unterrichten wollen, was bey den übrigen Provinzen in dieſer Sache beſchloſſen worden, auf die Jahrbücher von 1781 und 1782.

von dem in den Generalſtaaten Vorgefallenen Bericht gegeben hatte, und am andern Tage darüber berathſchlagt wurde, ſo waren zu Anfange vierzehn unter den neunzehn Stimmen dafür, den Brief des Herzogs ohne weiteres, zu fernerer Ueberlegung zu ſich zu nehmen; der Rathpenſionär aber, welcher wahrſcheinlich zeigen wollte, daß er nicht ſo ſchlecht mit dem Herzog ſtehe, als die Herren von Amſterdam hatten wollen glauben machen, wußte einige Mitglieder auf die andre Seite hinüberzuziehen, und zwar auf eine den Uebrigen ſehr unangenehme Weiſe. Er fiel nehmlich den Mitgliedern, während ſie ihr Gutachten ertheilten, in die Rede, fragte zwey- bis dreymal herum und redete mit Einigen ſogar in einem unhöflichen Tone. Hiedurch ließen fünf von den vierzehn Stimmen ſich hinüber lenken; ſo daß mit zehn Stimmen gegen neune beſchloſſen wurde, den Brief kommiſſorialiſch zu machen, wogegen jedoch Dordrecht, Haarlem, Leiden, Amſterdam, Rotterdam, Schiedam und Alkmaar ihre Proteſtation anzeichnen ließen. Diejenigen, welche den Lauf der Geſchichte in der Verſammlung der Staaten von Holland nicht kennen, werden vielleicht nicht errathen, warum der Rathpenſionär ſo ſtark für das kommiſſomiſſorialiſch machen, Amſterdam für das zu ſich nehmen (overneemen) war. Sie müſſen wiſſen, daß man eine Sache, welche man durchzuſetzen wünſcht, kommiſſorialiſch zu machen ſuchen, wenn man voraus ſieht, daß die Deputirten, welche in kommiſſorialiſchen Berathſchlagungen meiſtentheils ohne beſondern Auftrag als Conſiliarii principes ihr Gutachten ertheilen, günſtiger dafür geſinnt ſind, als man von den Rathsverſammlungen der Städte erwarten kann. Es iſt wahr, der Bericht der Kommiſſäre kann nachher noch den Rathsverſammlungen vorgelegt werden; indeſſen können jene demſelben häufig ausweichen, und man hat inzwiſchen einen günſtigen Bericht in die Welt zu bringen gewußt.

Während die Sache des Herzogs von Braunſchweig die Aufmerkſamkeit des Publikums rege erhielt kam Herr von Lynden van Blitterswyk, der zuvor Miniſter der Republik zu Stockholm geweſen war, zu den Deputirten der Stadt Amſterdam im Haag, um ihnen mündlich zu melden, er habe einige Tage zuvor dem Prinzen erklärt, er werde die ihm zugedachte Kommiſſion, oder irgend eine andre ausländiſche, ausſchlagen, ſo lange als der Herzog von Braunſchweig ſeinen gegenwärtigen Einfluß über den Geiſt des Prinzen in der Verwaltung der Staatsgeſchäfte behaupten würde. Er erſucht zugleich die Deputirten ihren Kommittenten von dieſen ſeiner Aeußerungen Nachricht zu geben. Zu derſelben Zeit hatte Herr van Lynden dem Präſident der Generalſtaaten einen Brief eingehändigt, *) doch ſich denſelben am nächſten Tage wieder zurück erbeten, und ihn gerade zu an die Verſammlung der Generalſtaaten geſandt.

Nachdem die Bürgermeiſter die Aeußerungen des Herrn van Lynden erfahren hatten, trugen ſie den Abgeordneten ihrer Stadt auf, ſich zu bemühen, daß den Holländiſchen Deputirten bey der Generalität Auftrag zu einem Vorſchlage in der Verſammlung der Generalſtaaten gegeben werden möchte: man ſolle Herrn van Lynden befragen, welche Gründe er habe, von dem Einfluſſe des Herzogs ſo übel zu denken. Allein, als man Herrn van Lynden hievon Nachricht gab, erfuhr man mit nicht geringer Verwunderung, daß er in einem Geſpräche mit den Abgeordneten der Stadt die Herren J. Graaſland und den Penſionär Wis-

---

*) Jaarboeken 1781. S. 1387.

Visſcher erſucht hatte, daß man ihn doch auf keine Weiſe in die Sache verwickeln möchte. Sein Name und ſein Brief an die Generalſtaaten müßten nicht erwähnt werden; man möchte den letztern, bey Holland ſo wohl als bey den übrigen Mitgliedern der Generalität, für eine Notifikation annehmen; er habe uns nur den Weg gewieſen. Auf die Frage: was er unter dieſen letzten Worten verſtehe? antwortete er: man müſſe den Prinzen durch eine förmliche Deputation der Stadt auf ſein Ehrenwort fragen: ob er den Herzog zu ſeinem einzigen Rathgeber angenommen habe, und ob darüber eine Akte unterzeichnet worden? Er drang mehrmals auf dieſe Befragung, und hatte dabey die Akte im Auge, die nachher ſo berüchtigt geworden iſt.

Die Bürgermeiſter hatten von mir erfahren, was mir durch meinen werthen Freund, Herrn F. Fagel, zweyten Greffier der Generalſtaaten, ſchon im Jahre 1768 mitgetheilt worden war. Er hatte mir nehmlich erzählt: Herr van Bleiswyk, der damals noch Penſionär von Delft und dem Erbſtatthalter und Herzoge vorzüglich zugethan war, habe ſeinem Vater, dem Greffier Fagel geſagt, daß es nöthig ſey, weil das in der Reſolution der Generalneralneralſtaaten vom 14ten April 1766 enthaltene Anſuchen bey der Kayſerin, daß Ihre Majeſtät dem Herzoge, der in ihrem und des Reichs Dienſte war, erlauben möchte, dem Prinzen noch einige Zeit lang mit ſeinem weiſen Rathe beyzuſtehen, zugeſtanden worden ſey, den Herzog ſo fort dazu verbindlich zu machen. Auf die Frage ſeines Vaters: „wer wird den dazu erforderlichen Aufſatz entwerfen?“ habe Herr van Bleiswyk geantwortet: „das will ich wohl thun;“ und habe auch kurz darauf ſeinem Vater einen Entwurf der Akte gezeigt. Dieſer habe es indeſſen nicht billigen können, daß in dem erſten Artikel derſelben ohne Einſchränkung geſtanden: „der Herzog ſolle dem „Prinzen zu aller Zeit mit Rath und That „beyſtehn;“ indem darin für den Prinzen eine Verpflichtung zu liegen ſchien, den Herzog zu aller Zeit um Rath zu fragen. Er habe daher behauptet, man müſſe anſtatt der Worte: zu aller Zeit, nothwendig ſetzen: „ſo oft wir „ſolches von Höchſtdemſelben requiriren und „für uns nützlich und nöthig finden werden;“ auch müſſe man die Dauer der Verbindung auf drey Jahre beſchränken. Hierauf habe man gut gefunden, der erſten Bemerkung ſeines Vaters zufolge, die vorgeſchlagenen Worte in den erſten Artikel einzurücken; und um der zweyten Genüge zu leiſten, habe man am Ende hinzugefügt: und dieß alles ſoll auf dieſe Weiſe proviſoriſch, und bis zu unſrer gegenſeitigen Aufkündigung gelten. Die Akte ſey auf dieſen Fuß unterzeichnet worden, mit Vorwiſſen und Billigung des Rathpenſionär Stein, doch ohne Mitwiſſen des Herrn van Rhoon, der dieſelbe nachher aufs ſtärkſte gemisbilligt, wie ebenfalls auch der Engliſche Geſandte, Ritter Yorke, gethan habe.

Als ich zu Anfange des Jahres 1781 mit dem Erbſtatthalter über die große Unzufriedenheit mit dem Herzog ſprach, welche bey den Bürgermeiſtern von Amſterdam und vielen andern Theilhabern der Regierung mit ihnen entſtanden war, und ihm verſicherte, der vornehmſte und vielleicht einzige Grund deſſelben ſey der Misbrauch, den der Herzog, wie man glaubte, von dem Einfluſſe über den Geiſt des Prinzen, den er durch die ihm gegebene Erziehung erlangt, machte; erwähnte ich die Akte. Der Prinz ſagte mir den hauptſächlichen Inhalt derſelben, und fügte hinzu: die darin enthaltene Garantie zu Gunſten des Herzogs ſey nur deswegen hineingeſetzt, um ihn, bey ſeinem, des Prinzen von Oranien, etwanigen Abſterben (welches man bey ſeinen damaligen bedenklichen Geſundheitsumſtänden hatte befürchten müſſen) vor allen Folgen von Seiten des Prinzen und der Prinzeſſin von Weilburg ſicher zu ſtellen.

Der jüngere Herr Fagel hatte mich ſelbſt davon unterrichtet, daß der Herzog der Akte dieſe Wendung habe geben wollen; aber daß er, Herr von Rhoon und andre Freunde des Prinzen der Meynung ſeyn, er habe dadurch ſein Vorhaben beſchönigen, und unter dem Scheine, ſich ſelbſt zu Ertheilung ſeines Rathes zu verpflichten, ſich völlig zum einzigen Rathgeber machen und andre entfernen wollen. Dieſe Abſicht wurde um ſo wahrſcheinlicher, durch dasjenige, was Herr von Bleiswyk zuvor in die Akte geſetzt hatte, und was nur auf Andringen des Greffier verändert worden war.

Die Bürgermeiſter glaubten, es ſtehe jedem frey, jemanden, auf deſſen Weisheit und Einſicht er große Zuverſicht hegen zu dürfen denkt, zu ſeinem Rathgeber anzuſtellen, ob es gleich keinem Theilhaber der Regierung erlaubt iſt, ſich zur Annahme des Rathes einer oder mehrerer Perſonen zu verpflichten. Sie hielten das Verfahren des Prinzes um ſo weniger tadelhaft oder einer übeln Auslegung fähig,

hig, weil er den durch ſeine Mutter über ihn geſetzten Vormund zum Rathgeber erwählt hatte; denſelben Mann, dem die Staaten während ſeiner Minderjährigkeit die Verwaltung der erbſtatthalteriſchen Aemter aufgetragen; dem noch unlängſt die Staaten aller Provinzen Dankſagungen abgeſtattet hatten; dem zu Gunſt in den Generalſtaaten am 14ten April 1768, alſo ganz kurze Zeit vor Unterzeichnung der Akte die Reſolution genommen worden war, wodurch ſie die Kayſerin erſuchen, „Jhre Majeſtät möchte gnädigſt erlauben, daß der Herzog noch länger im Dienſt der Republik bliebe, ſowohl um die ihm anvertrauten Aemter wahrzunehmen, als um dem Verlangen des Prinzen von Naſſau-Oranien, noch einige Zeit lang des Herzogs weiſen Rath und Beyſtand zu benutzen, Genüge zu leiſten". Dieſe Betrachtungen hatten die Bürgermeiſter abgehalten, in ihrem Memoire von jener Akte zu ſprechen. Sie fanden es in der Folge nicht rathſam, den ihnen vom Herrn van Lynden angewieſenen Weg zu betreten: um ſo mehr, da er ſelbſt ihn verlaſſen hatte. So wurde alſo aus der Sache nichts, wovon anfangs ſo viel Aufhebens gemacht worden war.

Inzwiſchen, in der Erwartung, daß bey der folgenden Verſammlung der Staaten wieder über die Sache des Herzogs Berathſchlagungen gehalten werden würden, verſah der Rath von Amſterdam ſeine Deputirten mit einer Reſolution, worin er ihnen auftrug: über den bewußten Brief des Herzogs in keine Berathſchlagungen, welcher Art ſie auch ſeyn möchten, zu treten; dem Herzoge den gethanen Schritt, wodurch er das Verfahren der Amſterdamſchen Deputirten als ſtrafbar vorzuſtellen geſucht, verweiſen, und ihn denſelben wieder gut machen zu laſſen; ſich aufs ſtärkſte auf die Reſolutionen von den Jahren 1586, 1621 und 1663 zu berufen, durch welche man Sorge getragen, die Mitglieder der Verſammlung vor Verdrießlichkeiten zu ſchützen, denen ſie durch Ertheilung wohlgemeynter und kräftiger Rathſchläge ausgeſetzt ſeyn könnten; zu bewirken, daß das Betragen der Holländiſchen Abgeordneten zur Generalität, in ſo fern ſie an den Reſolutionen vom 2ten und 4ten Julius Antheil gehabt, gemisbilligt, und ihnen der Auftrag gegeben werden möchte, ſich in keine fernere Berathſchlagungen über die Sache in der Verſammlung der Generalſtaaten einzulaſſen, ſondern daſelbſt wegen des unſchicklichen und ſelt-

ſeltſamen Schrittes des Herzogs Genugthuung zu fodern, indem derſelbe ſtreitig mit den Grundgeſetzen und Verfaſſungen, unverträglich mit der Ehrerbietung, die ein Beamter des Staates der Verſammlung der Staaten und ihren Mitgliedern ſchuldig iſt, und beleidigend für eben dieſe ſouveräne Verſammlung ſey; endlich in der Verſammlung zu erklären, daß, wofern die Staaten eine mit den Beſchlüſſen des Rathes von Amſterdam ſtreitige Reſolution nehmen ſollten, (welches man indeſſen nicht hoffe) Bürgermeiſter und Rath nicht würden zugeben können, daß innerhalb ihrer Stadt irgend eine Bekanntmachung, in Gewißheit der durch die Reſolution Ihrer Hochmögenden anempfohlnen Verfügungen, geſchähe.

Am 6ten September 1781 wurde in der Verſammlung der Staaten von Holland der bewußte Brief wirklich in Ueberlegung gezogen: da indeſſen viele Mitglieder noch keinen Auftrag erhalten hatten, ſo wurde nichts beſchloſſen. Doch am 20ſten Februar wurde der Verſammlung von der Ritterſchaft eine Erklärung des Erbſtatthalters vorgelegt, worin dieſer Fürſt ſeinen ehemaligen Vormund von allen den Beſchuldigungen, die man, wie er glaubte, gegen ihn vorbrachte, völlig frey ſprach[*]). Die Ritterſchaft war der Meynung, daß man hiemit zufrieden ſeyn müſſe; doch erklärte ſie, ſie wolle auf Andringen der Deputirten von Amſterdam, wohl darein willigen, daß die Staaten deklarirten: den Herren von Amſterdam ſtehe eben ſo wohl als andern Mitgliedern der Souveränetät das Recht zu, in der Verſammlung der Staaten oder beym Erbſtatthalter, in ſeinen eminenten Verhältniſſen zu dieſem Staate, ſolche Vorſchläge zu thun, wie ſie glaubten, daß ſie für das Land am nützlichſten ſeyn würden, ohne deswegen im geringſten verantwortlich zu ſeyn, und gerichtlich oder außergerichtlich zur Rechenſchaft gezogen werden zu können; und daß kraft dieſer Erklärung die Sache bey Seite geſetzt, und für jetzt nicht darüber berathſchlagt werden möchte. Endlich wurde dieſe Sache am 7ten März abgethan, und der Beſchluß wurde beynah wörtlich nach dieſem Gutachten der Ritterſchaft genommen.

Gegen dieſen Beſchluß, für den die Ritterſchaft, die Städte Delft, Gouda, Schoonhoven, Brielle, Hoorn, Enkhuyzen, Monnikendam, Medenblik und Purmerende, alſo die

---

[*]) Jaarboeken 1782 S. 166.

die Mehrheit, geſtimmt hatte, ließen Dordrecht, Haarlem, Leiden, Amſterdam, Rotterdam und Gorkum ihre Proteſtation gegen das bloße bey Seit ſetzen einer Sache, worin, wie ſie glaubten, der Hoheit der ſouveränen Verſammlung und ihrer Mitglieder zu nahe getreten war, anzeichnen [a]), und Alkmaar ließ ſeine ganze Reſolution vom 11ten Oktober 1781 in das Protokoll einrücken [b]).

Unter den Beylagen [c]) habe ich das Protokoll, welches ich und einige meiner guten Freunde über die am 7ten März in der Verſammlung ertheilten Gutachten gehalten haben, wie auch eine Reſolution der Generalſtaaten vom 16ten November 1781 [d]) abdrucken laſſen. Sie iſt bey der Gelegenheit genommen, als der Herzog dem Präſidenten mündlich erklärte, es ſey nie im geringſten ſeine Abſicht geweſen, Genugthuung zu verlangen, ob gleich in dem Briefe eben dieſes Fürſten an die Generalſtaaten, das Gegentheil ſehr deutlich zu Tage liegt. Der Herzog ſcheint daher dieſe Erklärung gegeben

---

[a] Jaarboeken 1782. S. 207.

[b] Ebendaſelbſt, S. 1915.

[c] S. Beylage D.

[d] S. Beylage E.

ben zu haben, weil es ſich aus den verſchiednen Gutachten der Mitglieder der Staaten genug gezeigt hatte, daß alle, die auch am günſtigſten dachten, die Anſprüche auf Genugthuung ungereimt fanden; und die Meiſten haben ſie als einen Widerruf desjenigen betrachtet, was der Herzog zuerſt mit ſo viel Leidenſchaft geſagt und gefodert hatte.

Solch ein Ende nahm für damals eine Sache, die ſo viel Aufſehen gemacht hat. Es liegt außerhalb meines Kreiſes, von demjenigen, was nachher in Rückſicht auf den Herzog bey der Verſammlung der Staaten von Holland vorgefallen iſt, Nachricht zu geben; man kann dieß in dem Protokoll der Staaten und den Jahrbüchern von 1784 nachſehen. Da man ſchon damals die gewaltſamen Maaßregeln zu befolgen anfing, wovon man nachher die traurigen Wirkungen erfahren hat, ſo behandelte man dieſen Herrn ſehr hart: man verlor ganz aus den Augen, was man einem Manne von ſeiner Geburt ſchuldig iſt. So ſehr auch die vornehmſten Magiſtratsperſonen von Amſterdam überzeugt waren, daß der im Jahr 1781 geſchehene Schritt, wenn er die Entfernung des Herzogs bewirkt hätte, für das Land heilſam geweſen ſeyn würde, haben ſie das nachherige

herige gewaltſame Verfahren doch nie billigen können.

Es verlohnt ſich beynah nicht der Mühe, eine gewiſſe langweilige Apologie, denn einen andern Namen verdient ein ziemlich dickes Buch nicht, welches vor einiger Zeit unter dem Titel: Ludwig Ernſt, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg. Ein aktenmäßiger Bericht u. ſ. w. erſchienen iſt, zu widerlegen. Der Verfaſſer deſſelben, der ſich ſeinem Helden zu Gunſt, ganz außerhalb der Gränzen der Mäßigung hinreißen läßt, ſcheint gegen unſre Nation den bitterſten Haß, und gegen die Häupter der Regierung die größte Verachtung zu hegen. Ich kann indeſſen nicht unterlaſſen, einige Stellen des Buches, die dieß, und zugleich die Unwiſſenheit des Mannes beweiſen, kurz zu berühren. *)

S. 87. ſagt er: „Der König von England „war Garant der neuen verhaßten Verfaſſung von 1748.“ Wo er dieſe Garantie gefunden, weiß ich nicht; mir iſt nicht bekannt, daß ir-

---

*) Der Verfaſſer führt die Stellen dieſes Buches nach der Holländiſchen Ueberſetzung an, ſtatt deren ich die eignen Worte des Originals geſetzt habe.
Anm. d. Ueb.

gend eine Macht unſre Verfaſſung zuvor garantirt hat.

S. 88. ſagt er: „Bey dieſem vorbereiteten „und verdorbenen Volke (den Amſterdamern „nehmlich) kam im Dezember 1776 der Herzog „de la Vauguyon an, mit den Negoziationen des „Grafen d'Avaux in der Hand, und mit 5 Millionen Livres in der Brieftaſche, um ſeinem „Volke neue Freunde zu erwerben.“ Läßt es ſich irgend entſchuldigen, daß ein Fremdling, ein gemietheter Schriftſteller, bloß auf das Anſehen einer Deutſchen Zeitſchrift, die er um ſeine Behauptung zu unterſtützen, anführt*), eine Anzahl von Magiſtratsperſonen in den Verdacht der Landverrätherey bringt?

S. 92. „Mit der ausgelaſſenen Wuth, die „auf treuloſe Freunde wilder ſchlägt, als auf „gewöhnliche Feinde, machten nun die Briten in allen Meeren auf die Schiffe der Republik Jagd; und in wenigen Monaten waren beynahe zwey Drittheile von der Holländiſchen Handelsflotte wohlerworbene Brittiſche „Beu-

---

*) Bey dieſer Stelle jenes bekannten Buches werden die Holländiſchen Staatsanzeigen angeführt.
Anm. d. Ueb.

„Beute.“ Wenn der Herzog das wohlerworbene Recht der Engländer aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet hat, als hier ſein Vertheidiger, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich gegen den Engliſchen Geſandten immer ſo freundſchaftlich betragen hat, während die Engländer ſchon vor dem Kriege beſchäftigt waren, dieß wohlerworbene Recht auszuüben.

S. 126. „Die Herren von Amſterdam be„ſannen ſich, nahmen das Papier wieder zu ſich, „und verſprachen, keinen weitern Gebrauch da„von zu machen.“ Dieß iſt eine Unwahrheit. Die Heftigkeit hat den Mann verleitet; er würde ſonſt bemerkt haben, daß, wofern dieß wahr wäre, der Erbſtatthalter (mit aller Ehrerbietung ſey es geſagt) nicht völlig von Unhöflichkeit würde frey geſprochen werden können. Würde er berechtigt geweſen ſeyn, die Sache öffentlich bekannt zu machen, wenn man die Herrn von Amſterdam dieß hätte verſprechen laſſen?

S. 127. „Zuletzt wollten ſie es dem Fürſt„ſtatthalter als eine condeſcendence anrech„nen, daß ſie ihr Papier wieder eingeſteckt „hätten: aber ſo wollte es der Fürſt nicht an„ſehen, ſondern erbot ſich, es zu behalten und „dem Herzoge Nachricht davon zu geben; nur

„dazu

„dazu hatten ſie dießmal noch nicht Muth ge„nug.“ Die reine Wahrheit iſt, daß wir den Prinzen nach Willkühr haben entſcheiden laſſen, ob er es behalten oder zurückgeben wollte, und daß wir es nicht eher als auf das zweyte Andringen des Rathpenſionär zurückgenommen haben. Doch ſo bald wir erfahren hatten, der Prinz habe gut gefunden, dem Herzoge den Inhalt mitzutheilen, haben wir für nöthig gehalten, dieſem Fürſten das Stück wieder zukommen zu laſſen. „Nicht Muth genug,“ ſagt der Mann: vor wem und wovor hatten ſich denn die Herren von Amſterdam zu fürchten?

S. 128. „Die Herren Temminck, Rendorp „und Visſcher traten ſcheu zurück, proteſtir„ten, entſchuldigten ſich, ſteckten ihr unver„ſchämtes Memoire in die Taſche, und ent„fernten ſich.“ Weder der Erbſtatthalter, er hat die Wahrheit zu lieb, noch der Herzog, der wohl wußte, daß dieſe drey Herren nicht ſo leicht ſcheu zu machen oder in Schrecken zu ſetzen waren, können dem Schriftſteller dieß erzählt haben. Das Betragen derſelben, nachdem die Sache weltkundig geworden war, hat doch wohl keine Scheu oder Furchtſamkeit verrathen? Wenigſtens, däucht mich, zeigt der Brief, den ich im Namen der Bürgermeiſter zur Begleitung des Memoire geſchrieben habe, keine Spur davon.

S. 143. „Das Schreiben des Herzogs an „die Generalſtaaten, hatte die Amſterdamer „frechen Verläumder in die größte Verlegenheit „gebracht.“ Man muß ſo unwiſſend als der Verfaſſer ſeyn, um ſo etwas zu ſchreiben. Wer, der nur einigermaaßen unſre Regierungsform und vorzüglich unſre Rechtspflege kennt, weiß nicht, daß die Herren von Amſterdam, wie übel auch ihr Schritt bey den Generalſtaaten aufgenommen ſeyn mochte, dennoch von dieſem hohen Kollegium nichts zu befürchten hatten. Sein Anſehen konnte ſich ja keinesweges über ſie erſtrecken. Als Privatperſonen konnten ſie nicht anders als vor ihrem gewöhnlichen Richter *) angeklagt werden; als Theilhaber der Regierung waren ſie keine Rechenſchaft über ihr Verfahren in Staatsſachen ſchuldig, außer der Verſammlung, welche die Souveränetät dieſes Landes repräſentirt, und wovon ſie ſelbſt Mitglieder waren. Hatten ſie den Herzog wirklich beleidigt, ſo mußte er ſie nicht bey den Generalſtaaten, ſondern bey den Staaten von Hol-

---

*) Nehmlich vor dem Schöppenſtuhle ihrer eignen Stadt. Anm. d. Ueb.

Holland verklagen, oder vor ihrem gewöhnlichen und einzigen kompetenten Richter zitiren. Er iſt alſo falſch berichtet geweſen, da er ſich an die Generalität gewandt hat.

Aber wie wenig die mehr gedachten Herren Urſache hatten, verlegen zu ſeyn, hat ſich in Holland (ohne noch darauf Rückſicht zu nehmen, was bey den andern Provinzen deswegen verhandelt worden, indem ſie doch alle darin übereingekommen ſind, daß es eine Provinzialſache war) aus der beynahe einſtimmigen Misbilligung des Betragens der Holländiſchen Deputirten bey der Generalität, die den 2ten Julius ihre Stimme zu der Reſolution gegeben hatten, durch welche Ihre Hochmögenden dasjenige, was in namenloſen Schriften gegen den Herzog geſagt worden war, misbilligten, genug gezeigt. Noch mehr erhellet es aus der Erklärung der Herren von der Ritterſchaft, welche, ob ſie gleich in der Holländiſchen Staatenverſammlung am günſtigſten für den Herzog und am ungünſtigſten von dem Betragen der Amſterdamer Herren dachten, gleichwohl am 20ſten Februar 1782 erklärt haben, „wie gern „ſie es ſehen würden wenn Ihre Edel Großmögenden erklärten, daß ſowohl den Herren „von Amſterdam, als auch allen andern Mit-

„glie-

„gliedern der Souveränetät das Recht zukomme, nicht allein in der Verſammlung der „Staaten, ſondern auch beym Statthalter in „ſeiner erhabenen Beziehung zum Staate, „ſolche Vorſchläge zu thun, die nach ihrer Ueberzeugung auf das höchſte Wohl des Landes „abzweckten: ohne deswegen auf irgend eine „Weiſe verantwortlich zu ſeyn, noch auch in „oder außer Gerichte darüber angeſprochen werden zu dürfen.“

Es iſt unbegreiflich, warum der angeführte Schriftſteller ſeinen Leſern beſtändig weiß machen will, die Herren von Amſterdam ſeyn in großer Furcht oder Gefahr geweſen. Man kann doch nicht vorausſetzen, daß der Herr, deſſen Apologie er zu machen bemüht iſt, die Wahrheit ſo wenig geliebt, daß er ihm den Verlauf der Sache ſo ſollte mitgetheilt haben. Auch läßt ſich gar wohl denken, daß die Benennungen von Dummköpfen, boshaften Verläumdern, Betrügern, Schurken, die er ſo freygebig austheilt, allein von ihm kommen, von deſſen Erziehung ſie einen ſehr ſchlechten Begriff geben.

Aber der Unwille über die Bösartigkeit dieſes Menſchen hat mich bereits zu weit geführt, und man dürfte hieraus vielleicht den Schluß ziehen,

ziehen, ich wolle eine That verantworten, die nach meiner Ueberzeugung keine Verantwortung nöthig hat. Es iſt ein Unglück, daß Leute von hohem Range, die aber nicht geſchickt ſind, ſelbſt die Feder zu führen, ihre Zuflucht zu Schriftſtellern nehmen, deren Styl und Ausdrücke mit ihrem Stande und ihrer Erziehung im Verhältniſſe ſtehn. Es war kein Wunder, daß der Herzog, unterichtet von dem Schritt, den ich mit meinen Amtsgenoſſen gethan habe, auf das Aeuſſerſte gegen mich aufgebracht war, und mir ſolches ſehr ſchlimm auslegte; aber ich bin verſichert, daß dieſer Herr weder mich noch meine Amtsgenoſſen für Dummköpfe, Schurken, boshafte Verläumder ausgeſcholten, oder uns des Hochverraths beſchuldigt haben würde, weil wir unſern Auftrag zwar bloß von dem Bürgermeiſtern erhalten, aber doch im Namen unſrer Prinzipalen geſprochen hatten.

Es iſt wahr, daß uns der Herzog dieß letzte als einen ſchändlichen Streich vorgeworfen hat: aber es läßt ſich von ſeiner Einſicht erwarten, daß er es nicht gethan haben würde, wenn er unterrichtet geweſen wäre, daß die Bürgermeiſter von Amſterdam in der Staatenverſammlung von den Deputirten der Stadt oft ſo genannt werden; daß ſie allein befugt ſind, den

Deputirten ihre Kredentialen zu geben; daß ſie bey einer Staatskommiſſion nicht nöthig haben, ſich mit dem Rathe darüber zu beſprechen, wenn ſie die Sache nicht für geſchickt halten, um vor demſelben gebracht zu werden; und endlich, wenn er hätte in Erwägung ziehen wollen, daß die Amſterdamſche Bürgermeiſterkammer, die ſich damals noch ſchmeicheln konnte, hinreichenden Einfluß zu haben, ſelbſt in dem Fall, daß die Mitwirkung des Rathes nöthig geweſen wäre, die erforderliche Beſtätigung leicht hätte bekommen können: da es ſich auch in der That gezeigt hat, daß der Rath die Handlung, die mehrgemeldeter Schriftſteller mit dem Titel des Hochverraths ſtempelt, vollkommen gebilliget hat.

Kurz nachdem der Schritt gegen den Herzog gethan war, beehrte Se. Römiſch-Kayſerliche Majeſtät, unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein dieſes Land, und beſonders unſre Stadt, mit einem Beſuch. Man hatte von dem Misvergnügen dieſes Herrn gegen die Bürgermeiſter von Amſterdam, wegen ihres verwegnen Betragens, wie man es nannte, gegen eine Perſon, die nicht allein einen anſehnlichen Poſten in ſeinem Dienſt bekleidete, ſondern auch noch dazu ſein Blutsverwandter war, viel Aufhebens gemacht. Ich wurde noch den Tag vor des Kayſers Ankunft zu Amſterdam benachrichtiget, daß das Misvergnügen vorzüglich gegen mich gerichtet wäre. Dieſes wunderte mich um ſo mehr, da der Fürſt mir hatte wiſſen laſſen, er verlange, während ſeines Aufenthalts zu Amſterdam, mit mir zu ſprechen; und es andrerſeits auch nicht zu denken war, daß ein ſolches Verlangen der Anfang einer unhöflichen Begegnung ſeyn ſollte: indem dieſes eben ſowohl mit dem Edelmuth als der Einſicht eines Fürſten ſtreitig geweſen wäre, dem gar zu wohl bekannt war, daß ein Regent eines freyen Landes niemanden einige Verantwortung desjenigen, was er in dieſer Eigenſchaft verrichtet hat, ſchuldig iſt, als allein dieſer geſetzmäßigen Obrigkeit. Doch es fiel aus, wie ich es erwartet hatte.

Als der Kayſer am 13ten Julius Abends zu Amſterdam angekommen war, begab ich mich ſogleich, zufolge einer Verabredung mit dem General von Reiſchach, einem Herrn aus dem Gefolge des Fürſten, nach ſeinem Logis, und hatte die Ehre, daſelbſt mit ihm, eine geraume Zeit lang, ein geheimes Geſpräch zu halten.

Die erſten Gegenſtände deſſelben waren der innre und äußre Zuſtand der Republik, und folglich auch die Mishelligkeiten im Betreff des

Herzogs, die damals noch unentſchieden fortdauerten

Es würde unſchicklich, ja unhöflich ſeyn, dasjenige, was der Kayſer hierüber ſagte bekannt zu machen. Doch glaube ich mit Recht ſagen zu dürfen, daß, als er mit mir über den Schritt ſprach, den die Stadt Amſterdam gegen den Herzog gethan, und ich zu verſtehen gab, daß derſelbe, wo nicht ganz, doch größtentheils, eine Folge der Ueberzeugung geweſen wäre, daß der Erbſtatthalter ein ausſchließendes Vertrauen auf den Herzog ſetzte; daß, ſage ich, der Kayſer mir lächelnd zur Antwort gab: „et vous autres vous n'avez „gueres confiance en lui;“ und noch hinzu fügte, der Herzog habe gewünſcht, daß er ſich um ſeinetwillen in die noch fortdauernden Mishelligkeiten miſchen möchte, doch daß er dieſes, als eine ihm fremde Sache von der Hand gewieſen.

Es wird hoffentlich meinen Leſern nicht unangenehm, noch auch der Hochachtung, die ich dieſem Fürſten ſchuldig bin, zuwider ſeyn, wenn ich hier dasjenige, was zwiſchen ihm und mir über den politiſchen Zuſtand der Republik erhandelt wurde, aufzeichne. Nachdem das Geſpräch über den Herzog und einige andre angeſehene Perſonen geendiget war, kamen wir auf den Krieg mit England. Der Kayſer ſagte: „daß wir Unrecht hätten, Urſache „zu einem Kriege gegeben zu haben, welchen „zu führen wir nicht im Stande wären; daß „es Unbeſonnenheit wäre, von Rußland oder „von den Nordiſchen Mächten irgend einige „thätliche Hülfe erwartet zu haben, oder noch „zu erwarten; daß die Kayſerin ihre guten „Dienſte im Ueberfluß anbieten, aber auch „nichts weiter geben würde; daß Schweden „nichts thun würde, noch thun könnte, und „es bekannt wäre, welcher Geiſt in Dänemark „herrſchte; daß es wenig helfen würde, wenn „man auch in Rußland guten Willen vorausſetzen könnte, indem dieſes Reich mit einigen „wenigen und zerſtreuten Kriegsſchiffen, die „wohl bald eine Beute der Engländer werden „dürften, uns nur geringen Beyſtand leiſten „könnte; daß folglich der Friede für uns das „Beſte wäre, und — „qu'il était plus „facile, de faire une ſottiſe, que de la „reparer."

Er ſagte ferner: „daß wir die Einzigen „nicht wären, die uns unweiſe betragen; daß „die Engländer im Anfange, kurz nachdem

„ihnen

„ihnen Frankreich den Krieg erklärt, ihre „Gelegenheit verſäumt hätten; daß ſie damals, „als ihre Seemacht die Franzöſiſche weit über„traf," die Amerikaner eine Zeitlang ihrem „eignen Schickſale hätten überlaſſen, und über „die Franzöſiſchen Kolonien, damals aller Mit„tel zum Widerſtand beraubt, herfallen müſ„ſen; daß das Betragen der Franzoſen eben„falls nicht ſehr weiſe geweſen wäre, daß ſie, „grade ſo wie wir, den Krieg angefangen, „ohne vorbereitet zu ſeyn, und noch neuer„dings den thörichtſten Schritt von allen ge„than hätten, Herrn Necker wegzuſchicken."

Ich konnte nicht umhin, dem Kayſer einzuräumen, das anfangs unſer Betragen, in Hinſicht auf die Eintheilung uneingeſchränkter Geleite für die Schiffahrt, eben nicht vorſichtig geweſen wäre. Ich ſtellte ihm kürzlich die Gründe unſrer Unthätigkeit vor Augen, und zeigte, daß der Krieg, in welchen wir verwickelt waren, eine Folge der Partheyen wäre, die in unſerm Lande herrſchten; das man eben dadurch ſehr verhindert worden, die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen, weil, wie es gemeinhin gehe, beſonders wenn die Miniſter fremder Mächte die Hand im Spiele haben, keine Parthey etwas zugeben wolle, was mit ihren Grundſätzen nicht übereinkomme; daß, was die bewaffnete Neutralität beträfe, verſchiedne Mitglieder der Regierung mit mir keine große Erwartung von derſelben hätten; daß wir deswegen um ſo mehr gehofft hätten, daß England die angebotene Vermittlung annehmen würde, damit wir dadurch den Frieden wieder bekommen möchten, ohne Franckreich zu beunruhigen.

Der Kayſer antwortete mir: „daß ohne „Zweifel der Friede für uns das Wünſchenswertheſte wäre: mais qu'on ne ſaiſait pas „la paix ſans coups de canon; daß auch „die Schonung, die wir gegen Frankreich beobachten müßten, die Sache ſchwierig machte; und daß dieſer Hof alles anwenden würde, um den Engländern einen Feind mehr „zu erhalten."

Auf die Frage des Kayſers: „wie ſich die „Stadt Amſterdam in Anſehung der letzten angebotenen Vermittlung verhalten würde?" antwortete ich, daß es den Bürgermeiſtern unſchicklich vorkäme, von der Kayſerin die Erfüllung des Traktats zu verlangen, und zugleich ihre Vermittelung anzunehmen. Seine Majeſtät geſtand mir zu, daß hierin etwas ungereimtes zu liegen ſchiene, bemerkte aber auch dabey, daß, wenn wir die Vermittlung nicht annähmen, wir auch keine Bevollmächtigten auf den bevorſtehenden Friedenskongreß würden ſchicken können. Er hatte hierauf die Gefälligkeit, mir zu ſagen, wie weit man mit dem Kongreß gefördert wäre, und die Miniſter zu nennen, die Er und die andern Mächte bereits dahin abgeſchickt hätten. Er fragte mich nach den unſrigen, und ich ſagte ihm, die Wahl würde wahrſcheinlich auf Herrn van Waſſenaar Twickelo fallen, welche Wahl ihm angenehm war, weil er mit dieſem Herrn auf ſeinem Landſitze Zuidwyk Bekanntſchaft gemacht hatte.

. . . .

Ich habe ſchon geſagt, daß es nicht ſchicklich ſeyn würde, hier alles zu melden, worüber der Kayſer gut fand, ſich mit mir zu unterhalten, um ſo mehr, da er das Geſpräch mit dieſen Worten endigte: „Vous pouvez dire à qui vous voudrez, ce que „je vous ai dit au ſujet des affaires publiques; je ne veux pas, qu'on ignore „ma façon de penſer; mais ſur ce que „je vous ai dit de certaines perſonnes „particulieres, ſoyez diſcret.“ Worauf

Se. Majeſtät mich mit der äußerſten Höflichkeit verabſchiedete.

Gleich nach dieſer Unterredung wurde mir aus dem Haag geſchrieben, daß der Kayſer um gewiſſe Vorſchläge wiſſe, die mir der Graf de Mirabel, Sardiniſcher Geſandter im Haag, wegen eines beſondern Friedens mit England gethan, und wovon ich wirklich den Bürgermeiſtern Elias und Temminck, wie auch einigen andern Herren von der Regierung Nachricht gegeben hatte. Jene, denen ich dieß Schreiben mittheilte, fanden fur gut, daß ich den Kayſer darüber ſprechen, und ihm bey dieſer Gelegenheit zu erkennen geben ſollte, daß die Bürgermeiſter, im Betreff der angebotnen Vermittlung gern ſeinen Rath annehmen und befolgen würden.

Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß die Bürgermeiſter nicht für das Annehmen waren, unter andern wegen der Unſchicklichkeit, eine Fürſtin zur Vermittlerin anzunehmen, die man auf alle Weiſe zu bewegen ſuchte, der Republik, kraft des Bundes der Neutralität thätlich mit den Waffen beyzuſtehn.

Ich ſuchte alſo beym Kayſer Audienz an: er beſtimmte mir auch dazu eine Stunde. Als ich in ſein Logis kam, ging er mir entge-

gen

gen, und nachdem wir in daſſelbe Zimmer getreten waren, wo wir die erſte Unterredung gehalten hatten, fragte er mich: was ich verlangte? Ich ſagte, was mir aus dem Haag geſchrieben war, worauf der Kayſer mir ungefähr folgendes antwortete: er habe den Herzog de la Vauguyon wirklich gefragt, ob er um gewiſſe Eröffnungen von Seiten des Grafen de Mirabel wiſſe; und habe auf die verneinende Antwort deſſelben hinzugefügt, er ſey durch Jemanden, ohne ſagen zu können, durch wen, benachrichtiget, daß dieſelben ſtatt gefunden. Ich würde, „ſetzte er verbindlich hinzu,“ „nichts geſagt haben, woſern ich mir hätte „vorſtellen können, daß ich den Bürgermei„ſtern dadurch die geringſte Mühe verurſachen „würde.“

Ich erwiederte: weil Se Majeſtät die Güte gehabt, der Stadt Amſterdam und ihrer Regierung eine nicht ungünſtige Geſinnung zu bezeugen, ſo wären die Bürgermeiſter dadurch aufgemuntert worden, Sr. Majeſtät im äußerſten Vertrauen den ganzen Vorfall mitzutheilen. Ich geſtand, daß durch die Dazwiſchenkunft des Sardiniſchen Miniſters einige Ausgleichungspunkte vorgeſchlagen worden; daß einige meiner Amtsgenoſſen, und einige wenige Mitglieder un-

ſrer

ſrer Regierung, wie auch der Statthalter und Rathpenſionär darum wüßten. Ich erzählte ihm hierauf im kurzen alles, was bey dieſer Gelegenheit vorgefallen war, und was ich auch in der Folge mittheilen werde.

Ich zeigte ihm hierauf alle Vortheile für unſer Land, die der Friede mit ſich führte, und in wie fern dieſer bey uns allzeit dem Kriege vorzuziehen wäre; gleichwohl ſey nicht jeder Friede für uns annehmlich; es müßte Ehre und Vortheil damit verknüpft ſeyn; wir wären nicht ganz und gar ohne Hoffnung, den Krieg mit Ehren zu führen, und würden ſolches auch thun, weil man uns dazu reizte; es wäre unſrer Nation eigen, ſich gegen Beſchwerlichkeiten abzuhärten; wir hätten nun beynah alles verloren, was wir verlieren konnten, doch dürften wir mit Grund hoffen, das Uebrige zu behalten; das Vorgebirge der guten Hoffnung, unſre meiſten Beſitzungen in Oſtindien und Surinam in Weſtindien wären genugſam ſicher geſtellt und unſre Oſtindiſchen Schiffe dem Feinde entſchlüpft; im Ganzen genommen wären unſre Umſtände ſeit einiger Zeit unendlich beſſer, und weit über unſre Erwartung gut. Dagegen geſtand ich ein, daß unſer einheimiſcher Zwieſpalt gefährlich für uns werden könn-

te;

te; daß wir uns von Rußland nichts weiter als freundſchaftliche Dienſte (bons offices) aber keine eigentliche Hülfe verſprächen; daß wir jedoch, den Umſtänden nach, worin ſich England ſelbſt befände, die Hülfe fremder Mächte entbehren könnten, wenn man nur von allen vorhandenen Mitteln Gebrauch machen wollte; daß unſre Finanzen nie in beſſerm, unſrer Feinde ihre nie im ſchlechterem Zuſtande geweſen wären. Ich ſetzte noch hinzu, daß ich gegen Se. Majeſtät mit der Offenherzigkeit, die meiner Nation, und mir beſonders eigen wäre, geſprochen hätte, daß ich der Meynung wäre, Redlichkeit könne und müſſe die Grundlage aller politiſchen und bürgerlichen Unterhandlungen ausmachen; daß ich Se. Majeſtät demüthig erſuchte, mein bezeigtes Vertrauen, als eine Huldigung anzunehmen, welche die Bürgermeiſter der dem Charakter Sr. Majeſtät eignen Aufrichtigkeit leiſteten; daß ich herzlich bäte, der Kayſer möchte, da ich mit ihm als einem Landsgenoſſen geſprochen, nun auch mich und meine Mitregenten mit ſeinem guten Rath beehren, und uns die bey der mißlichen Lage der Republik zu ergreifende Parthie anzeigen; daß wir verſichert wären, Se. Majeſtät habe Krieg und Frieden gleichſam in ſeiner Hand, und wir werden nichts zu befürchten haben, woſern wir ſeinen Rath befolgten.

„Der Kayſer antwortete: er denke wie ich „in Anſehung des Nutzens und der Nothwendigkeit der Redlichkeit in allen politiſchen und „bürgerlichen Beziehungen; er ſey grade und „offenherzig und könne ſogar nicht anders ſeyn; „das ihm bewieſene Vertrauen ſchmeichle ihm, „aber ich ſetze ihn ein wenig in Verlegenheit, indem ich ihn um ſeinen Rath befrage; „qu'il devait alors oublier, qu'l était empereur & ſe figurer qu'il était Hollandais: qu'il le voulait bien pourtant; „er müſſe mir deswegen nur ſagen, wir würden wohl thun, uns mit England zu verſöhnen; er ſehe wohl ein, daß es Schwierigkeiten ſetzen würde, ſo wohl von Seiten Frankreichs, das wir ſchonen müßten, als auch „von Seiten der Kayſerin, die wahrſcheinlich „unzufrieden ſeyn würde, wenn die Sachen „ohne ihre Mitwirkung in Ordnung gebracht „würden; was ihn betraſe: qu'il trouvait „le metier de mediateur très mauvais „parcequ'on n'y gagne rien, & qu'on „mecontente tout le monde; er könne „mich aufrichtig verſichern, daß der Friede „ihm angenehm ſeyn, und daß Er gern das

„Sei-

„Seinige beytragen würde, um ihn Europa wiederzugeben; qu'il ſavait bien, que ſes ſujets gagnaient à la guerre, & qu'avec 300,000 hommes il n'avait rien à craindre; es werde ihm angenehm ſeyn, wenn wir uns mit England verſtehen könnten, aber er ermahne uns zugleich, uns in Stand zu ſetzen, um auf jeden Fall Krieg führen zu können; er rathe uns, was für eine Wendung die Sachen auch nehmen würden, die Vermittlung aus dem Grunde anzunehmen, weil wir ſonſt Niemanden auf den Kongreß würden ſchicken können, indem wir daſelbſt nicht als kontraktirende Parthey würden zugelaſſen werden können; qu'alors nous ſerions obligés de faire parler la France pour nous, ce qu'il croïait ne pas nous convenir; es wäre zu wünſchen, daß, ob wir gleich keinen beſondern Frieden mit England machen könnten, entweder weil man über die Bedingungen nicht eins werden würde, oder weil man Frankreich ſchonen müßte, man zum wenigſten mit dieſem Hofe ſich über die bey einem allgemeinen Frieden gegenſeitig zu machenden Bedingungen beſprechen könnte."

Als der Kayſer ausgeſprochen hatte, dankte ich ihm für die Güte, die er gehabt, ſich ſo deutlich und offenherzig gegen mich zu äußern. Ich verſicherte ihn, daß, weil er die Annahme der Vermittlung der Republik für nöthig hielt, die Bürgermeiſter kein Bedenken tragen würden, dafür zu ſtimmen. Inzwiſchen empfahl ich meine Stadt und Vaterland ſeiner Wohlgewogenheit, und bat inſtändigſt, er möchte mit aller ſeiner Macht und ſeinem Anſehen mitwirken, damit wir das Ziel erreichten, wovon nach ſeinem eignen Urtheil unſre Wohlfahrt abhinge. Der Kayſer bezeigte über das Vertrauen, welches die Bürgermeiſter auf ihn ſetzten, ſeine äußerſte Zufriedenheit, und erklärte mit verſchiednen verbindlichen Reden, daß er es nicht vergeſſen werde. Ich ſagte hierauf: ſo leid es auch meinen Amtsgenoſſen und mir thäte, daß Se. Majeſtät unſre Stadt nur auf wenige Tage mit ihrer Gegenwart beehrt hätten, müſte ich mir gleichwohl die Freyheit nehmen zu ſagen, daß ich ihn viel ruhiger abreiſen ſähe, als ich ſeiner Ankunft entgegen geſehen. Warum? war die Frage des Kayſers, worauf ich erwiederte; „weil man Se. Majeſtät als einen „Fürſten abgeſchildert hätte, der für unſer Land

„eben

„eben nicht günſtig geſinnt wäre, und beſonders den Regenten unſrer Stadt, wegen der Sache des Herzogs nicht wohl wollte; der ferner der Meynung wäre, daß wir mit England, unter was immer für Bedingungen Frieden machen müßten.“

Enſorte, fiel mir der Fürſt in die Rede, que vous m'avez crû bien Anglomane? Mais je ne le ſuis pas; il ſ'en faut bien. „Je ſuis coſmopolite, aimant les hommes & par conſequent la paix.“ Er fügte noch hinzu: er habe nichts gegen uns, noch unſre Stadt; er ſey ſehr zufrieden mit dem, was er geſehen, und mit den Männern,[a]) die er geſprochen; er bekümmere ſich gar nicht um die Sache des Herzogs. Hierauf wiederholte er das in unſrer erſten Unterredung Geſagte, und fügte noch eins und das andre zur Beruhigung bey.

Nachdem wir noch einige Zeit über gleichgültige Sachen geſprochen hatten, verabſchiedete mich der Kayſer, und ſagte auf eine ſehr verbindliche Art, daß es ihm angenehm wäre, Bekanntſchaft mit mir gemacht zu haben. Er bedank-

---

[a]) Der Oberſchulz (Hoofdofficier) Dedel und die Bürgermeiſter Hooft und Elias hatten mit mir zugleich einen Beſuch bey ihm abgelegt.

bedankte ſich ferner, und erſuchte mich, dieſes auch in ſeinem Namen bey meinen Amtsgenoſſen zu thun, für die ihm bewieſenen Höflichkeiten, deren er immer eingedenk ſeyn würde. Eine Stunde darauf begab ſich Se. Majeſtät auf die Reiſe.

Des folgenden Tages kam der General von Reiſchach an mein Haus, und weil er mich hier nicht fand, auf das Rathhaus, um mir einen Beſuch zu geben. Ich empfing dieſen Herrn in der Bürgermeiſterkammer, wo er mir ſagte: der Kayſer habe ihm Dankſagungen an die Herren Bürgermeiſter von Amſterdam, ſes bons amis, aufgetragen. Ich verſicherte ihn unſerer lebhaften Erkenntlichkeit und ehrerbietigen Hochachtung gegen den Fürſten, und fügte hinzu, was ich ſchon dem Kayſer ſelbſt geſagt, daß wir ihn beruhigter hätten abreiſen als ankommen ſehen. Hierauf antwortete der General: „Sie haben vielleicht geglaubt, daß „der Kayſer die Schelde würde öffnen wollen? „Aber wollen Sie wiſſen, was Se. Majeſtät „dem Antwerpenſchen Bürgermeiſter, der ihm „dieſen Vorſchlag that, geantwortet? Ich habe „den Auftrag nicht, es ihnen zu ſagen: aber Se. Majeſtät weiß, daß ich es „Ihnen ſagen werde. Die Antwort war: „Sie

„Sie benachrichtigen mich gewiß zugleich, daß
„der Münſterſche Traktat nicht mehr beſteht;
„denn ſo lange dieſer beſteht, müſſen Sie an das
„gar nicht denken, was Sie von mir verlan-
„gen. Es giebt ſchon Uneinigkeiten genug in
„Europa, ohne daß ich ſie vermehre. Ihre
„Stadtgenoſſen und meine andern Unterthanen
„mögen ſich die Gelegenheit zu Nutze machen,
„und ſich mit dem Handel und der Schiffahrt
„auf Oſtende bereichern. Aber ſie müſſen ei-
„len. Denn wenn der Friede einmal gemacht
„iſt, wird alles auf den Platz zurückkehren, wo
„es hergekommen.“

Man hatte ſchon im Anfange des Kriegs viel von der Oeffnung der Schelde geſprochen. Man gab vor, daß man wiſſe, die Stadt Antwerpen begehre dieſelbe ſehr, und ſey durch den Ritter Yorke, während ſeines Aufenthalts daſelbſt, nachdem er den Haag verlaſſen hatte, dazu angeſpornt. Von der Zeit an hatte ich aufmerkſam darauf gemacht, daß, obgleich Englands Vortheil es nicht mit ſich brächte, zu verlangen, oder dazu beyzutragen, daß die Schelde geöffnet und dadurch eine große Macht, der Souverän der Niederlande, eine handelnde und ſeefahrende Macht würde, und obgleich der Fluß nicht anders als mit Verläugnung des Münſterſchen Traktats geöffnet werden könnte, die Vorſicht gleichwohl foderte, ein wachſames Auge hierauf zu haben; daß man zu dem Ende einen geſchickten Miniſter zu Wien anſtellen, und zugleich Erkundigung einziehen müßte, ob Frankreich geneigt ſeyn ſollte, ſich in dieſem Falle dagegen zu ſetzen. Auch müßte man dem Könige von Preußen vorſtellen, wie gefährlich es wäre, daß Oeſterreichiſche Haus durch dieſes Mittel noch mächtiger werden zu laſſen, und daß alſo des Königs Intereſſe erforderte, ſich dem zu widerſetzen. Um ferner die Republik keinem unerwarteten Anfall von dieſer Seite auszuſetzen, müßte man je eher je lieber Verbindungen mit einigen Teutſchen Fürſten eingehen, vermittelſt welcher ſie gegen eine anſehnliche Unterſtützung aus der Generalitätskaſſe eine hinreichende Mannſchaft unterhalten, und ſie im Nothfalle liefern müßten.

Die gewöhnliche Langſamkeit des Geſchäftsganges in unſerm Lande, nebſt der Verlegenheit, einer Folge des unglücklichen Zuſtandes worin man ſich befand, und worin man nicht wußte, was man zuerſt zur Abwendung der Gefahr ergreifen ſollte, hatten gemacht, daß man auf meine Vorſchläge wenig Rückſicht ge-

nom-

nommen hatte. Die Furcht vor der Oeffnung der Schelde war geblieben, und noch durch ein im Monat May erhaltenes Schreiben des Herrn Hop, unſers Miniſters zu Brüſſel vermehrt worden, worin er meldete: daß Antwerpen, Brüſſel und Löwen Sr. Kayſerlichen Majeſtät deshalb eine Adreſſe übergeben hätten. Auch hatte Herr van Starrenburg geſchrieben, der Ruſſiſche Miniſter habe ihn benachrichtigt, daß ein gewiſſer Mann aus Antwerpen ſich wegen einer direkten Fahrt von Petersburg und andern Ruſſiſchen Plätzen auf Antwerpen an ihn gewandt, und um den Beyſtand der Kayſerin im Betreff der Oeffnung der Schelde gebeten habe. Es iſt alſo leicht zu begreifen, daß die Nachricht des Herrn von Reiſchach uns ſehr angenehm war. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß der Kayſer ſeitdem ſeine Geſinnungen beträchtlich verändert hat.

Unterdeſſen war ſeinem guten Rath zufolge, unſern Deputirten im Haag aufgetragen worden, für die Annahme der Vermittlung der beyden kayſerlichen Höfe zu ſtimmen, welche auch kurz darnach, nehmlich am 8ten Auguſtus in den Generalſtaaten beſchloſſen wurde. Es iſt mehr als zu bekannt, daß dieſelbe nicht den geringſten Erfolg gehabt, und nichts beygetragen

gen hat, das Feuer des Krieges zu mäßigen. Der Holländiſche Miniſter, Herr Hop, hatte bereits geſchrieben, der Kayſer habe ihm während ſeines Aufenthalts zu Brüſſel geſagt: die Streitigkeiten in der Republik thäten ihm leid; er würde das Ende derſelben und die Wiederherſtellung des Friedens gern ſehen; er wäre aber doch der Meynung, daß die Unterhandlungen in Rußland auf nichts hinauslaufen, und nichts als Unkoſten und Geldaufwand verurſachen würden.

Der Penſionär Viſſcher ſchrieb mir am 4ten Julius, der Rathpenſionär habe ihm geſagt, daß der Prinz Gallizin ſehr auf eine ſchnelle und genugthuende Antwort andränge; daß der Kayſer ſehr auf dem Vermittler-Amte beſtünde, und die Annahme dieſes Vorſchlages auf die Weiſe, wie er (nehmlich der Rathpenſionär) die Ausdehnung davon entworfen, einer im Werk ſeyenden Unterhandlung mit England nicht im Wege ſtehen würde, die man auch, im Falle des glücklichen Erfolgs, dem Kayſer im Vertrauen bekannt machen könnte; daß endlich nicht viel darauf ankäme, ob man in der zugebenden Antwort an Rußland mehr oder weniger ſtark um Beyſtand anhielte; daß wir denſelben doch niemals erhalten würden, weil die Kayſerin grade heraus erklärt hätte, der casus foederis ſey in Rückſicht auf uns nicht vorhanden.

Rußlands Antwort auf die Forderung des traktatenmäßigen Beyſtandes war inzwiſchen am 11ten Junius in der Verſammlung der Generalſtaaten eingetroffen, aber weil ſie in unbedeutenden Worten beſtand, gar nicht befriedigend. Zu derſelben Zeit hatten unſre Geſandten geſchrieben, der Graf Panin habe auf ihre Beſchwerden deshalb geantwortet: „es ſey „ein Plan an die Höfe von Dänemark und „Schweden abgeſchickt, deſſen Inhalt man nicht „bekannt machen dürfte. Man intereſſire ſich „ſehr für die Republik, und werde ſuchen ſie „vor einem allgemeinen Friedensſchluſſe aus ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu retten, wie „auch Schweden zu bewegen, die Republik mit „einigen Kriegsſchiffen zu verſehn.“ Auch ſchrieben ſie, daß Panins Einfluß anfinge, ſich zu vermindern, und daß ſie von guter Hand benachrichtigt wären, Rußland habe an England erklärt, daß es die Republik nicht als in dem ſtatus foederis befindlich betrachte; daß, da ſie, die Geſandten, ſich ins Miniſterium begeben hätten, um ſich deshalb zu erkundigen, es von demſelben zwar geläugnet ſey; daß ſie aber dennoch die Wahrheit davon verſichern zu können glaubten.

Obgleich die Macht der Republik dem bey weitem nicht gleich kam, was ſie hätte ſeyn können oder müſſen, viel weniger der Engliſchen Macht gewachſen war, ſo hatten wir doch am 5ten Auguſtus das Vergnügen gehabt, der Engliſchen Troß zu beugen, und mit geringerer Anzahl und kleinern Schiffen, als die der ſtolzen Britten waren, dieſe tapfer zurückzuſchlagen. Ob wir gleich unſre vornehmſte Abſicht, nehmlich, das Geleite nach dem Sunde nicht hatten erreichen können, ſo war doch dieſe Begebenheit ſo glorreich für die Waffen des Staates, ſo aufrichtend für die niedergeſchlagenen Gemüther der Eingeſeßnen, ſo ermunternd, um mit Eifer an dem, was noch fehlte, zu arbeiten, um unſer Seeweſen in gehörigen Stand zu ſetzen, daß der Erbſtatthalter und alle Eingeſeßnen mit Recht allen denen, die einigen Antheil an jenem Vorfalle gehabt, ihre Dankbarkeit für die gezeigte Tapferkeit und Klugheit bewieſen. Die Zeitungen ſind mit den Umſtänden dieſes Gefechts angefüllt geweſen: ich werde daher meine Leſer, von denen ſich die meiſten noch vollkommen daran erinnern, mit einer Beſchreibung nicht aufhalten.

Ich

Ich könnte nun zu dem Theile meines Werks übergehen, der vielleicht der Aufmerkſamkeit meiner Leſer am wenigſten unwerth iſt: ich meyne die Erzählung von den Friedensunterhandlungen mit England; aber ich habe dieſe für einen andern Theil beſtimmt. Ich will den erſten mit einem Vorfalle beſchließen, der, obgleich an und für ſich ſelbſt geringfügig, vielleicht nicht wenig dazu beygetragen hat, den Mann, der vorzüglich dabey intereſſirt war, ſo zu erbittern, daß er aus Rache wegen der ihm angethanen Beſchimpfung, aufs ſtärkſte zu dem mitgewirkt, was wir vornehmlich im Jahre 1787 erlebt haben, und ſich an die Spitze derjenigen geſtellt hat, welche ſeit fünf oder ſechs Jahren geſucht, gewaltthätiger Weiſe alles nach ihren Einfällen anzuordnen und die geſetzmäßige Konſtitution umzuſtoßen; derjenigen, welche das Volk durch betrügeriſche und aufrühreriſche Schriften angereizt haben, ihnen zu ihren verdammlichen Abſichten behülflich zu ſeyn; derjenigen, die einem großen Theil des Volks die Waffen in die Hände gegeben haben, um von ihnen mit Gewalt unterſtützt zu werden; welche, da ſie ſelbſt nicht mehr im Stande waren, das Pferd, dem ſie den Zügel ſchießen laſſen, und das ſie durch die ſchärfſten Spornſtiche beynah bis zur Raſerey gebracht hatten, zu regieren, die wahre Urſache geweſen ſind, daß man fremde Truppen hereinlaſſen und ſich über ihre, obgleich in vielen Stücken für das Land verderbliche Ankunft hat freuen müſſen, um das flüchtige Roß zu bezähmen.

Da am Ende des Jahres 1780 der Erbſtatthalter die bey dem geweſenen Präſidenten des Amerikaniſchen Kongreſſes, Laurenze, gefundenen Papiere in die Verſammlung der Staaten von Holland gebracht hatte, wurde der Penſionär van Berckel ſo in Schrecken geſetzt, daß er ſich ſeit der Zeit im Haag nicht mehr für ſicher hielt; ſo daß er, als er von den Bürgermeiſtern befragt wurde: was in Anſehung deſſen ſein Vorhaben ſey? erklärte, daß er, aus einer, wie er glaubte, gegründeten Furcht, vom Prinzen feſtgeſetzt zu werden, nicht nach dem Haag gehen würde, es ſey denn, daß man den Penſionär Visſcher dahin ſchickte, um die Abſicht des Prinzen in Anſehung ſeiner perſönlichen Sicherheit zu erforſchen. Die Bürgermeiſter willigten ein: der Penſionär Visſcher ging mit dem lächerlichen Geſuche an den Prinzen ab. Dieſer machte keine Schwierigkeit,

rigkeit, die ſtärkſten Verſicherungen für die Sicherheit des Penſionär zu geben. Doch dieß half noch nicht. Nachdem Viſſcher von ſeiner Kommiſſion in einer Verſammlung der Bürgermeiſter beym Bürgermeiſter Clifford Bericht abgeſtattet, beſtand Herr van Berkel auf ſeiner Weigerung, indem er unter andern vorgab, daß ſeine Frau voll Angſt und Furcht, ſeine Abreiſe nicht zugeben wolle. Im Anfange Aprils 1781 hörten die Bürgermeiſter, daß er, da wegen des Kriegs die Sache im Betreff der erwähnten Papiere liegen geblieben war, wieder Muth bekommen hätte, und Vornehmens wäre, nach dem Haag zu gehn, um von der Kommiſſion, die er ſeit einigen Jahren jährlich zu Ens und Emmeloort zu beſorgen pflegte, Bericht abzuſtatten.

Als die Bürgermeiſter gleich mit Unwillen geſehen hatten, daß der erſte Miniſter der Stadt, von einer kindiſchen Furcht ergriffen, oder um der Schwachheit einer Frau zu willfahren, ſeine Pflicht zu thun verſäumet hatte, ſo hatten ſie dennoch mit Vergnügen bemerkt, daß dadurch die Angelegenheiten der Stadt eher befördert als zurückgeſetzt worden waren. Der zweyte Penſionär war freylich nicht ſehr geſchickt, die Verſammlung allein wahrzunehmen; doch konnte man ihn wenigſtens gebrauchen, um mit dem Erbſtatthalter und dem Rathpenſionär zu ſprechen, da im Gegentheil dieſe zwey Herren zu verſtehen gegeben hatten, daß ſie mit dem Penſionär van Berckel nicht unterhandeln könnten noch wollten. Seine plumpen Manieren und Ton, nebſt ſeiner bekannten Ergebenheit an den Franzöſiſchen Hof waren die vornehmſten Urſachen davon. Hiezu kam noch, daß Herr J. Elias Arnoudsz. (Arnoldsſohn), der mit mir am 1ſten Februar als Bürgermeiſter angeſtellt war, rund heraus erklärt hatte, er könne oder wolle mit van Berkel, über deſſen weit getriebene Ungeſchliffenheit er gegründete Klagen zu haben glaubte, nicht auf den Landtag gehn.

Man hatte alſo ſchon ſeit dem Vorfalle in der Zuſammenkunft beym Bürgermeiſter Clifford den Penſionär nicht mehr angeſprochen um auf den Landtag zu gehen, indem er deſſen ungeachtet in dem gewöhnlichen Kredential beſtändig genannt wurde. Aber die Bürgermeiſter, die, wie ſchon geſagt, gehört hatten, daß er Vornehmens war, nach dem Haag zu gehn, fanden für gut, ihn am 4ten April in ihre Kammer vorzuladen, und ihm daſelbſt durch Herrn Temminck, in Gegengenwart des Herrn Hooft und meiner, (Herr Elias war im Haag) nach einigem Wortwechſel über das Berichtabſtatten wegen der Kommiſſion zu Ens und Emmeloort ankündigen zu laſſen: ſie glaubten daß der beſagte Bericht für dieſes Mal von ihm nicht füglich gethan werden könnte, und daß er fürs erſte in der Verſammlung der Staaten von Holland nicht erſcheinen ſollte. In meinem Tagebuche finde ich unter demjenigen, was ich über das in der Bürgermeiſterkammer Vorgefallene aufgezeichnet, nicht, daß der Penſionär etwas drauf geantwortet hätte. Doch iſt es gewiß, daß er ſich damals darnach gerichtet hat.

Zu Anfange des Junius wurden die Bürgermeiſter benachrichtigt, der Penſionär van Berckel ſey ungeachtet des Verbotes, Vornehmens, den bewußten Bericht in der Staatenverſammlung von Holland zu thun, indem er vorgab, daß dieß eine perſönliche Kommiſſion der Staaten ſey, von welcher kein Andrer Bericht abſtatten könne, um ſo mehr, da ſein Mitdeputirter, Herr Meerens van Hoorn, durch eine ſchwere Krankheit verhindert werde, an ſeine Stelle zu treten, und der Bericht ſich nicht länger aufſchieben laſſe, weil die Abreiſe der neuen Kommiſſion bevorſtehe. Sie glaub-

ten,

ten, der Bericht könne ſehr gut ſchriftlich an die Verſammlung eingeliefert werden, und fanden für gut, den damals regierenden Bürgermeiſter H. Hooft Danielsz. zu bitten, daß er den Penſionär zu ſich vorladen möchte, um ihm anzuſagen, die Bürgermeiſter ſeyen einmüthig der Meynung, daß er nicht in Perſon in der Staatenverſammlung von Holland erſcheinen ſolle, und laſſen ihm, nöthigen Falles, ſolches ausdrücklich verbieten.

Herr Hooft gab am 26ſten Junius Bericht, daß er dieß dem Penſionär van Berckel angekündigt, und daß dieſer darauf geantwortet, er werde den Befehlen der Bürgermeiſter nachkommen, und verſpreche, fürs erſte keinen Bericht über die bewußte Kommiſſion abzuſtatten; aber er werde übrigens über eine Sache von der Wichtigkeit weiter nachdenken. Die Bürgermeiſter fanden für gut, ſeinen Namen doch noch in das Kredential vom 17ten Julius für die Deputirten zur nächſten gewöhnlichen Staatsverſammlung zu ſetzen, weil dieß eine Sache zwiſchen ihnen und ihrem Miniſter war, wovon die Mitglieder der Staaten nicht unterrichtet zu werden brauchten, welches nur eine unnöthige Erniedrigung für dieſen geweſen ſeyn würde. Doch hielten ſie es zugleich

gleich für nöthig, das Reſolvirte für den Altrath der regierenden und Altbürgermeiſter zu bringen. Ihr damaliger Präſident, Herr Hooft, gab am 31ſten Julius mündlichen Bericht davon; und alle gegenwärtige Herren, Temminck, Hooft, Rendorp, Jacob Elias Arnoudsz., regierende, Huyghens und van de Poll, Altbürgermeiſter nahmen einmüthig den folgenden Beſchluß.

Reſolution des Altrathes, d. 31ſten Jul. 1781.

„Nachdem heute durch Bürgermeiſter dem „Altrath mitgetheilt worden, daß Ihro Edel „Groß Achtbaren gut gefunden, den Penſionär van Berckel fürs erſte nicht wieder in der „Staatenverſammlung erſcheinen zu laſſen, „welches dem beſagten Penſionär angedeutet „worden, ſo haben die Mitglieder des Altrathes den Bürgermeiſtern für ihre Mittheilung gedankt, und ſich mit der genommenen „Reſolution konformirt; ſo daß man gut gefunden, von beſagter Reſolution, welche „nunmehr ein Beſchluß des Altraths geworden, dieſe Anzeichnung zu thun, und ſie im „Kabinet der Bürgermeiſter zu deponiren, „um den Herren, welche ſucceſsive zu Bürgermeiſtern werden erwählt werden, zur Nach-

„richt zu dienen. Doch iſt aus Urſachen a) „beſchloſſen worden, nichts hievon in das Protokoll einzurücken.

„Beſchloſſen in Gegenwart aller Bürgermeiſter,*) und der Altbürgermeiſter Huyghens und van de Poll, am 31ſten Julius „1781.“

(Gezeichnet:) E. de Vry Temminck.
H. Hooft, Ds. J. Rendorp.
J. Elias, Arnoudsz.

Unter der, wie in der Reſolution ſelbſt geſagt wird, im Kabinet der Bürgermeiſter deponirten Abſchrift derſelben, ſteht angemerkt: „Dieſe Reſolution iſt ſucceſſive den Herren „Bürgermeiſtern, welche abweſend geweſen, „mitgetheilet worden und von allen angenommen.“

Dem

---

a) Dieſe Urſachen waren, daß man es in ſeiner Gewalt haben wollte, alle Spuren des Vorgefallenen zu vernichten, wenn der Penſionär einſt wieder mit voller Zufriedenheit die Erlaubniß erhalten ſollte, nach der Verſammlung zu gehen, da das Verbot nur proviſoriſch war.

*) Nehmlich der regierenden, welche immer vorzugsweiſe unter dieſem Namen verſtanden werden.
Anm. d. Ueb.

Dem zufolge erſchien Herr van Berckel nicht mehr in der Staatenverſammlung von Holland. Er gab ſchriftlich Bericht von ſeiner Kommiſſion nach Ens und Emmeloort, und der Penſionär Viſſcher wurde an ſeiner Stelle ernannt, um ſie in Zukunft zu verrichten. Doch im folgenden Jahre 1782, als Einige ſchon anfingen die Rolle zu ſpielen, die ſie nachher, auf Unkoſten des Landes ausgeſpielt haben, fing man an, mit großem Eifer dafür zu arbeiten, daß van Berckel wieder in die Staatsverſammlung geſchickt werden möchte. Die, welche dieß wünſchten, ſprengten überall aus, es ſey dieß der Wunſch der guten Bürgerſchaft; und, wofern man es nicht bewilligte, ſeyn üble Folgen, ja ſogar Aufſtand zu fürchten. Der Franzöſiſche Geſandte gab ſich deshalb viele Mühe, und man hatte gewußt, den Bürgermeiſter H. Hooft Ds. auch auf ſeine Seite zu ziehen, ob er gleich im vorigen Jahre der Reſolution im Betreff des van Berckel vollkommen und ohne Bedenken beygeſtimmt, und ſie eigenhändig unterzeichnet hatte. Man hatte von dem ſchwachen Kopfe des Mannes, und von ſeiner Leidenſchaft für das, was er Freyheit und Vaterlandsliebe nannte, da das erſte eher Zügelloſigkeit, und das andre eine Schwärmerey

merey war, die dem Haſſe, der Rachſucht oder dem Ehrgeiz einiger Wenigen zur Umſtürzung der Konſtitution half, Vortheil zu ziehen gewußt. Es konnte dieſem Mann, demſelben, den man im Jahr 1787 im blauen Büchlein und Aufruhrliedern, unter dem Namen Vater Hooft, mit ſo vielem Lobe überhäuft hat, einfallen, am 26ſten April 1782, als er präſidirender Bürgermeiſter war, in der Bürgermeiſterkammer, nach Endigung des Altrathes, vorzuſchlagen, man möchte die Reſolution vom 31ſten Julius im Betreff des Penſionär van Berckel vernichten, nachdem er zuvor weitläuftig über die Verpflichtung der ganzen Nation gegen denſelben, wegen ſeiner Amerikaniſchen Unterhandlungen, geſprochen hatte. Herr Temminck fragte hierauf: ob dieſer Vorſchlag im Namen der ſämtlichen regierenden Bürgermeiſter geſchähe? Hierauf antworteten die Herren Huyghens und Peter Elias, da Herr Hoorn als Abgeordneter abweſend war: der Vorſchlag rühre von Herrn Hooft allein her; ſie haben vergebens geſucht, ihn davon abzubringen, um ſo mehr, da er ſich verlauten laſſen, er werde die Sache vor den Rath bringen, wofern die Mitglieder des Altraths ihm hierin nicht würden beypflichten wollen. Da Herr

Hooft

Hooft ſah, daß alle Mitglieder über ſeine Verfahrungsart ſehr unzufrieden waren, ließ er ſich mit der äußerſten Hitze aus: „er wolle und müſſe van Berckel mitnehmen; er ſey an jenen bloß proviſoriſchen Beſchluß nicht gebunden; wenn die Herrn anders dächten, ſo werde er es gewiß in den Rath bringen; die ganze Bürgerſchaft verlange, daß van Berckel wieder in der Verſammlung erſcheinen möchte; die, welche etwas gegen ihn zu ſagen hätten, könnten es gerichtlich vorbringen; er ſey für die Gerechtigkeit, und werde dabey bleiben, ſollte auch Amſterdam darüber zu Grunde gehen; wenn die andern Bürgermeiſter van Berkel nicht mitnehmen wollten, gälte es ihm gleichviel, aber er und Alle, die übereinſtimmend mit ihm dächten, müßten die Freyheit dazu haben; er laſſe den Schaden, welcher durch die Entfernung eines ſo großen Mannes von den Geſchäften dem Vaterlande zugewachſen, auf Rechnung derjenigen ſtehen, welche ihn im vorigen Jahre ausgeſchloſſen und noch ausſchließen wollten."

Nachdem Herr Hooft dieſe und noch viele andre heftige Ausdrücke ausgeſchüttet hatte, ſtellte ihm Herr Temminck mit ſeiner gewöhnlichen Geiſtesruhe vor, wie wenig man von ihm, als Bürgermeiſter, eine ſolche Handelsweiſe erwarten könne, da er ja doch wiſſe, daß van Berckel nicht wegen der Amerikaniſchen Sache, ſondern weil er ſich durch auffahriſches Weſen und Grobheit (dieß waren die eignen Worte des Mannes) bey den meiſten Mitgliedern der Verſammlung, namentlich beym Prinzen und Rathpenſionär verhaßt gemacht, vom Haag entfernt gehalten werde; daß er den Nutzen der Stadt nicht länger dort befördern könne, weil dieſe beyden rund heraus erklärt, ſie könnten und wollten mit van Berckel nicht ſprechen; daß van Berckel an ſeiner Ausſchließung von der Verſammlung urſprünglich ſelbſt Schuld ſey, indem er ſich unter einem nichtswürdigen Vorwande geweigert, dahin zu gehen, ob ihn gleich die damals regierenden Bürgermeiſter, und er, Bürgermeiſter Temminck insbeſondre, dazu aufgefordert, und ſelbſt der Penſionär Viſſcher dahin geſchickt worden, um ſich wegen der vermeyntlichen Gefahr zu erkundigen; Herr Hooft habe ſelbſt dem van Berckel den Befehl angekündigt, nicht nach dem Haag zu gehen; endlich könne die Sache durchaus nicht vor den Rath gebracht werden, indem es dieſem nicht freyſtehe, jeden, den ſie beliebten, nach dem Landtage zu ſchicken, und die Penſionäre, laut

ihrer

ihrer Inſtruktionen, den Bürgermeiſtern gehorchen müſſen; daß van Berckels Name im Kredential ſtehe, wiſſe Herr Hooft wohl, das ſey bloß aus einer gewiſſen Schonung für ihn geſchehen.

. Auf dieß alles erwiederte Herr Hooft wiederum mit vieler Heftigkeit, und endigte mit der Erklärung: wofern van Berckel nicht nach dem Haag ginge, würde er auch nicht gehen. Herr Temminck antwortete hierauf: es ſtehe bey ihm, hierin nach Wohlgefallen zu handeln. Nachdem die Hitze des Herrn Hooft ſich ein wenig gelegt hatte, bat er die übrigen Herren, welche hierüber entgegengeſetzt dachten, unter ſich zuſammen zu kommen, um beſtimmt zu entſcheiden, ob die bewußte Reſolution im Betreff des Herrn van Berckel aufgehoben werden ſollte oder nicht. Herr Huyghens befragte ihn: ob er ſich an die Entſcheidung binden würde? und auf ſeine bejahende Antwort, verabredeten die gegenwärtigen Herren Huyghens, P. Elias, regierende, Temminck, Heemskerk, Clifford, Haſſelaar, Renderp, und J. Elias Arnoudsz., Altbürgermeiſter, eine Zuſammenkunft bey Herrn Huyghens.

Herrn Heemskerk ausgenommen, welcher fand, jeder Bürgermeiſter müſſe die Freyheit

haben,

haben, van Berckel mitzunehmen oder zu Hauſe zu laſſen, waren hier alle eins, man müſſe wegen der, vom Bürgermeiſter Temminck ſchon vorgetragnen Gründe bey der genommenen Reſolution bleiben. Wegen der Abweſenheit des Bürgermeiſter van Hoorn, welcher als Abgeordneter im Haag war, würde indeſſen Herr Huyghens erſucht, am folgenden Tage Herrn Hooft zu melden: man habe, ungeachtet der einſtimmigen Meynung aller Bürgermeiſter, einen einzigen ausgenommen, die endliche Entſcheidung doch bis auf die Zurückkunft des Herrn van Hoorn aufgeſchoben. Als dieſer wenige Tage darauf zurückgekommen war, und ſich auch gegen die Aufhebung der Reſolution erklärt hatte, ließ Herr Hooft im Anfange des May, als ſein Quartal, um als Abgeordneter auf den Landtag zu gehen, eingetreten war, den übrigen Deputirten wiſſen, er denke für dießmal nicht mitzugehen, ohne die Sache weiter zu berühren.

Wenige Wochen verſtrichen indeſſen, ſo wurde ſie wieder angeregt. Da ich nicht weiter als bis hieher ein Tagebuch darüber gehalten, ſo kann ich keinen vollſtändigen Bericht davon geben, ſondern erinnre mir ungefähr nur folgendes. Einige Herren aus dem Rathe,

the, unter andern, wenn ich nicht irre, die Herren Abbema und Bicker, kamen in die Bürgermeiſterkammer, und ſuchten, unter dem Vorwande, es ſey das Begehren der ganzen Bürgerſchaft, und nicht ohne Drehungen, an, daß van Berckel wiederum in der Staatenverſammlung von Holland möchte erſcheinen dürfen. Die Bürgermeiſter zogen hierüber die Altbürgermeiſter zu Rath. Einige bemüh- ſich, Mittel an die Hand zu geben, damit der Penſionär wenigſtens auf eine ſchickliche Weiſe wieder zugelaſſen werden möchte, und ſchlugen dazu vor, er ſolle den Bürgermeiſtern ſchriftlich ſein Leidweſen über das ihnen verurſachte Misvergnügen, und ſeinen Eifer, den Befehlen der Bürgermeiſter ins künftige zu folgen, und ſeinem Amte aufs beſte vorzuſtehen, bezeugen. Herr Hooft ſelbſt billigte den Entwurf hievon, und ſagte, van Berckel würde übel thun, es nicht einzugehen, auch übernahm er, es ihm mitzutheilen. Aber der Penſionär war andrer Meynung, und weigerte ſich gerade heraus, etwas ſchriftliches zu übergeben.

Ueber dieſe Sache ſind ſeitdem noch ein oder zwey Berathſchlagungen bey den regierenden und Altbürgermeiſtern gehalten worden. Da ich aber zu dem, was einige verlangten, und andre nicht zu weigern wagten, nicht mitwirken konnte, und ſah, ich würde mich der Erniedrigung, die man der Bürgermeiſterkammer anthun wollte, vergebens widerſetzen, habe ich mir nicht die Mühe geben wollen, deshalb in die Stadt zu kommen, da ich dazumal auf meinem Landgute war. Man vermochte nichts mehr über den Geiſt des Penſionär, als daß er in der Bürgermeiſterkammer mündlich, dann ſchriftlich und eigenhändig unterzeichnet folgende Erklärung übergab. „Er „ſey bereit, die Befehle Ihrer Edel Groß „Achtbaren auszuführen, und ſich überall, wo „es im Dienſte der Stadt erfordert würde, „gebrauchen zu laſſen; jede Gelegenheit dazu „werde ihm angenehm ſeyn; er begehre nichts „herzlicher, als die Ehre und Würde der Re„gierung dieſer Stadt durch alle nützliche Mit„tel behaupten zu helfen, und ſeine Deferenz „gegen ihre Befehle ſtets zu zeigen.“ Hierauf ſagte ihm der präſidirende Bürgermeiſter: er könne wieder auf den Landtag gehen.

Der Bürgermeiſter P. Elias, welcher dagegen geweſen war, den Penſionär wieder zu ſchicken, wurde alſo genöthigt einen Miniſter mitzunehmen, welcher nachher nicht unterlaſſen hat, bey jeder Gelegenheit ſeine Geringſchätzung gegen die Bürgermeiſter zu bezeugen; und der, von dem Augenblicke ſeiner Zurückkunft in die Staatenverſammlung von Holland, mit den andern bekannten Penſionären den Grund zu der Vermeſſenheit gelegt hat, womit ſie alles nach ihrem Sinn, es mochte ſeyn durch was für Mittel es wollte, einrichteten, und dadurch dieſe Provinz in einen ſolchen Zuſtand verſetzten, daß ohne beſondre und unvorhergeſehene Umſtände, die Sachen nie einigermaßen, geſchweige dann völlig, in Ordnung hätten gebracht werden können.

Höchſt beklagenswürdig ſind die Unglücklichen, die in vollem Ernſte geglaubt haben, zum Beſten ihres Landes und ihrer Stadt zu handeln, und nun die Schlachtopfer der verabſcheuungswürdigen Kunſtgriffe ihrer Verführer geworden ſind. Wie viele giebt es, die alles unterzeichnet haben, und mit Zurücklaſſung ihrer Weiber, Kinder und Gewerbe ausgezogen ſind! Sie haben es aus der beſten Abſicht gethan, und geglaubt, nicht fehlen zu können, da ſie Leute von Anſehn zu Anmuthigern und Vorgängern hatten, die nicht nur von allen Seiten mit Lob überhäuft, ſondern gleichſam durch das Anſehn der Staatsverſammlung unterſtützt wurden, während Männer von entgegengeſetzter Denkart in Zeitungen und andern Schriften, die, wo nicht auf öffentliches Anſehn herausgegeben, doch wenigſtens durch die Obrigkeit geduldet wurden, beſchimpft, ja der ſchnödeſten Geſinnungen bezüchtigt wurden. Wie viel tauſende hat es auſſer dieſen gegeben, Leute von der geringſten Klaſſe, Fremdlinge, die hier im Lande gar keine Heimath hatten, die, durch das ihnen zugelegte Wochengeld angelockt, lieber mit Soldatenſpielen 6 bis 7 Gulden wöchentlich, als durch Arbeiten einen Krone, einen Reichsthaler oder noch weniger verdienen wollten.

Man bedenke dieß, und es diene dazu, das gegen Tauſende unſrer Mitbürger erregte Misvergnügen zu dämpfen; man vergebe ihnen ihre Unbeſonenheit, und alle Zwietracht verſchwinde aus dieſem Lande!

Beylagen.

A.

Damit die Kaufleute bey der Betreibung ihres Handels mit Sicherheit unterrichtet ſeyn können, welche Waaren, in Gemäßheit der zwiſchen Dänemark und England geſchloſſenen Traktaten und Uebereinkunft, entweder als Konterbande, oder als frey paſſirend angeſehen werden ſollen, ſo hat das Königliche General-Land-Oekonomie- und Kommerz-Kollegium, über beyde Arten von Waaren eine Spezifikation des folgenden Inhalts bekannt machen laſſen:

„Unter dem Ausdruck Konterbande iſt man „übereingekommen, zu begreifen: Gewehre „und allerley Arten von Waffen mit den dazu „gehörigen Sortimenten, Kanonen, Musketen, „Mörſer, Petarden, Bomben, Granaten, „Pechkränze, Faſchinen, Lavetten „nebſt Zubehör, Bandeliere, Pulver, Lunten, „Salpeter, Kugeln, Pieken, Degenklingen, „Sturmhüte, Krätzer, Hellebarden, „Lanzen, Sättel, Piſtolenholſter, Portepees, „und überhaupt alles, was dazu dienen kann,

„im Kriege gebraucht zu werden; desgleichen Zimmerholz Pech. Theer, Kupferplatten, Segel, Hanf und Taue, und überhaupt alles, was zur Ausrüſtung von Schiffen dienen kann, wovon indeſſen rohes Eiſen und Bretter von Tannenholz ausgenommen ſeyn ſollen. Dagegen iſt ausdrücklich ſtipulirt, daß man unter Konterbande nicht begreifen ſoll: Fiſch, friſches oder geſalznes Fleiſch, alle Arten von Korn, Früchte, Oel, Wein, und im allgemeinen alles, was zum Lebensunterhalt dienen kann. Folglich können dieſe Artikel wie andre Kaufmannsgüter verführt und verſchickt werden, ſelbſt nach feindlichen Städten und Hafen, wofern dieſelbe nicht belagert oder blockirt werden.“

Quod atteſtor.
(Gezeichnet)
Drabye.

Welches der Magiſtrat hiemit bloß ſchriftlich und ohne öffentliche Bekanntmachung den zwölf Männern der Stadt und ihren Handel treibenden Mitbürgern hat mittheilen ſollen.

Drontheim auf dem Rathhauſe, den 29. Jan. 1781.

Nordahl. Angell.
Klingenberg. Niſſen.

B.

Memoire von geheimen Benachrichtigungen, die ich (Graf van Welderen) mit aller Vorſicht zu gebrauchen gebeten.

Am 7ten März 1780 habe ich Nachricht gegeben, ich ſey unterrichtet, daß einige Mitglieder des Kabinets das letzte Gutachten der Admiralitäten als einen entſcheidenden Beweis davon anſähen, daß die Republik feindſelige Abſichten gegen England habe, und nur ihre Ausführung bis dahin aufſchöbe, wann ſie ſich in Stand geſetzt haben würde. Man müſſe deshalb dieſem vorzubeugen ſuchen. — Ohne für die Wahrheit geradezu einſtehen zu können, befürchte ich es, weil mir zugleich dabey geſagt worden, dieß Gutachten rühre von denſelben Mitgliedern her, die die Attake des Grafen von Byland durchgeſetzt.

Am 10ten März 1780 habe ich zu meinem vorhergehenden hinzugefügt, daß man die Reſolution genommen, für die Schiffe der Republik keine Schonung mehr zu zeigen, wofern der Sukkurs nicht zugeſtanden würde; und daß die letzten Dekrete des Admiralitätshofes der Reſolution zufolge gegeben worden.

Am 31ſten März 1780 habe ich ein beſonders Geſpräch mit Lord Stormont berichtet, worin dieſer Herr ſeine Geſinnungen ſo geäußert, als wäre er mit Leib und Seele für das alte Syſtem, und ſähe mit Schmerzen, daß man in der Republik ein ganz neues einzuführen ſtrebte. Er gab dabey mit vieler Schonung zu verſtehen, daß man dem Memoire des Ritter Yorke gemäß handeln würde, und deutete die Folgen an, die vielleicht hieraus entſpringen könnten. — Ich habe in dem Briefe hinzugefügt, ich hoffe, man werde in der Republik überzeugt ſeyn, daß es in England Ernſt ſey, und werde meinem vorhergehenden Briefe Glauben beymeſſen.

Am 21ſten April 1780 habe ich gemeldet, einige Mitglieder des Kabinets ſeyn der Meynung, daß England, wofern die Republik mit dem Ruſſiſchen Hofe auf die Grundlage der Deklaration des letztern eine Allianz machen wollte, den Krieg erklären müßte, ehe dieſelbe zu Stande käme. Dieſe Meynung werde mit dem Grunde unterſtützt, daß die Republik keine hinreichende Flotte in See bringen könne, und daß, den eingezogenen Erkundigungen zufolge, ihre Pflanzörter ſowohl in Oſt- als Weſtindien, nicht in hinlänglichem

Stande

der Gegenwehre ſeyn. Am Abend zuvor ſey ein Kabinetsrath in dem Office des Lord Stormont geweſen, welcher ſpät in die Nacht geſeſſen.

Am 25ſten und 28ſten April 1780 habe ich den Brief vom 21ſten wiederholt.

Am 2ten May ſchrieb ich, ich habe alles mögliche gethan, um im Betreff desjenigen, was ich am 21ſten April geſchrieben, etwas gewiſſeres zu erfahren; ich glaube gewiß, daß einige Mitglieder dieſer Meynung wären; wie weit indeſſen das ganze Kabinet und der König gekommen wären, könne ich nicht mit Sicherheit ſagen. Ein Punkt, über den das ganze Kabinet einſtimmig dächte, ſey erſtens, daß man die vorgeſchlagne Allianz mit Rußland nicht zu einiger Feſtigkeit gelangen laſſen, und zweytens, daß man den erſten Konvoi, der aus den Hafen der Republik ſegeln würde, ſehr ernſthaft angreifen müßte.

Am 9ten May 1780 meldete ich, daß ich gehört, das Engliſche Miniſterium ſey davon benachrichtigt, daß Herr de Sartine ſo ſpreche, als ob von einer Allianz mit der Republik die Rede wäre.

Am 28ſten Julius 1780. Ich wiſſe mit Sicherheit, daß die Direktoren der Oſtindi-

ſchen

ſchen Kompagnie dem Miniſterium Nachricht ertheilt, es werde ihren Feinden von den Beamten der Holländiſchen Kompagnie aller Beyſtand, ſelbſt mit Geld geleiſtet; daß ſie zugleich beym Miniſterium um Beyſtand angeſucht, welcher aber, meinen Erkundigungen zufolge, nicht zugeſtanden worden ſey.

Am 4ten Auguſtus 1786 habe ich eine Unterredung mit Lord Stormont berichtet. Er theilte mir darin die dem Ritter Yorke zugeſandten Inſtruktionen mit, welche darin beſtanden, daß er den Mitgliedern der Regierung auf die freundſchaftlichſte Weiſe vorhalten ſollte: wofern die Republik ſich eben ſo als Rußland deklariren wollte, würde England dieß als einen Mangel freundſchaftlicher Geſinnungen anſehen müſſen, da die Republik doch in Verbindungen mit England ſtünde, wodurch ſie verpflichtet wäre, dieſer Macht beyzuſtehen. Ferner ſagte er, man wünſchte von Seiten Englands, den alten freundſchaftlichen Verkehr zu erhalten, und er habe aus dieſem Grunde dem Ritter Yorke den Auftrag zu ſolchen Vorſtellungen gegeben. Er habe eben demſelben anbefohlen, die Klagen der Direktoren der Engliſchen Oſtindiſchen Kompagnie, über die Beamten der Holländiſchen auf die freundſchaftlich-

ſte

ſte Weiſe mitzutheilen. Ich antwortete hierauf bloß, daß ich von Staats wegen nie etwas auf die Dinge, worüber er mit mir ſprach, Bezug habendes empfangen.

Am 1ſten September 1780 habe ich ein geheimes Geſpräch mit jemanden, der von demjenigen, was im Kabinet vorging, wohl unterrichtet war, mitgetheilt. Das Reſultat davon war, daß man Mittel würde finden können, um den ferneren und öffentlichen Bruch zwiſchen zwey ſo alten Alliirten, als der König von England und die Republik wären, zu verhüten. Er glaubte mir verſichern zu können, daß der König und alle Mitglieder des Miniſteriums über dieſen Punkt dieſelben Geſinnungen hegten. Sie würden nehmlich ſo viel möglich vorzubeugen ſuchen. Inzwiſchen ſey doch der Beſchluß ſehr feſt genommen, nicht ſtill zu ſitzen, wofern der Staat ſeine Flotte gebrauchte, um Englands Feind zur Fortſetzung des Krieges in Stand zu ſetzen, oder wofern er eine Deklaration auf den Fuß der Ruſſiſchen thäte. Man denke in England nicht, daß Rußland die Garantie, die der Staat als einen Präliminar-Artikel verlangte, zugeſtehen werde. Nichts deſto weniger bleibe das doch, daß die Republik ſich beſtrebe, einen Vertrag ge-

gen

gen England zu machen, obſchon dieß Reich nicht darin genannt werde. Er fügte noch hinzu, daß ſich die Direktoren der Oſtindiſchen Kompagnie verſchiedentlich an Lord Hillsborough gewandt hätten, um ihre Klagen über den vielen Beyſtand, den ihre Feinde von den Beamten der Holländiſch-Oſtindiſchen Kompagnie erhielten, anzubringen; daß ſie aber bis jetzt immer noch höflich zurückgewieſen wären; daß, Erkundigungen zufolge, die Holländiſchen Spezereyinſeln in drey Monaten würden erobert werden können; daß endlich die Nachrichten aus Rußland freundſchaftliche Geſinnungen der Kayſerin für England ankündigten.

Am 22ſten September 1780 habe ich geſchrieben, ich ſehe keine Wahrſcheinlichkeit, zu bewerkſtelligen, daß England der Republik irgend einige Gunſt bezeugen möchte. Ich könne keine miniſteriellen Schritte thun, weil es mir an Inſtruktionen aller Art fehle, und ich in Anſehung der Abſichten der Republik völlig in der Unwiſſenheit gelaſſen ſey. Ich wiſſe ebenfalls nicht, was der Engliſche Hof durch ſeinen Geſandten unterhandeln laſſe, ob dieſer die vom Lord Stormont mir mitgetheilten Befehle ausgeführt, und was für Wirkung dieſelben gethan. Ich würde deshalb Gefahr laufen, dem Endzwecke

zwecke der Republik entgegen zu handeln, und die Sache ſey von einer ſo delikaten Beſchaffenheit geworden, daß ich nicht wagen möchte etwas zu ſagen oder zu thun, was desavouirt werden könnte. So oft ich als Privatperſon geſprochen, habe ich beſtändig geſtrebt, größerer Entfernung vorzubeugen, und zu zeigen, wie nachtheilig ein Bruch für beyde Theile ausfallen würde, auch bey allen Gelegenheiten vorgeſtellt, wie wünſchenswerth es wäre, daß England, um dem vorzubeugen, der Republik einige Gefälligkeiten erzeigen möchte. Ich habe indeſſen aus allen über dieſen Gegenſtand gehaltnen Unterredungen bemerkt, daß der Engliſche Hof nie dazu werde zu bringen ſeyn; daß ſelbſt Mitglieder des Kabinets der Meynung ſeyn, dieß würde eine üble Wirkung hervorbringen. Man habe mir von fern zu verſtehen gegeben, woſern die Republik Eröffnungen thäte, würde England auf halbem Wege entgegenkommen, und der Ritter Yorke habe über dieſen Punkt vollkommen hinreichende Inſtruktionen; er habe jedoch auch deutlich die Abſichten ſeines Hofes zu verſtehen gegeben, woſern die Republik Geleite für die Schiffahrt gäbe, oder ſich eben ſo deklarirte als Rußland. — Dieſe Abſichten, die ich ſchon in meinen Brieſen vom 4ten Auguſtus und 1ſten September genau erörtert hatte, habe ich in dieſem wiederholt und beſtätigt.

Ferner habe ich geſchrieben, daß Herr Harris immer von fortdauernden Freundſchaftsbezeugungen der Kayſerin von Rußland Nachricht gebe, und daß das Miniſterium ſich ſchmeichle, dieſelben ſeyn ernſthaft gemeynt. — Endlich hab' ich berichtet, letzteres ſey davon unterrichtet, daß der Herzog de la Vauguion es bey ſeinem Hofe auf ſich genommen, einen Bruch zwiſchen der Republik und England zu bewirken. Das Kabinet von Verſailles ſey nicht einſtimmig geweſen, ob ſolch ein Bruch vortheilhaft für Frankreich ſeyn würde oder nicht; aber alle ſähen es als eine Begebenheit an, die dem Einfluß Sr. Durchlauchtigen Hoheit einen ſtarken Stoß geben würde.

Am 20ſten Oktober 1780 ſchrieb ich, die Erbitterung ſey ſeit der Entdeckung der Laurenziſchen Papiere ſehr geſtiegen, wiederholte von neuem, daß man in England eine entſchiedene Parthie ergriffen habe, ſo daß das Konvoyiren von Schiffen nach den Häfen der mit England in Krieg begriffnen Mächte, oder der Abſtand von der Garantie, die man vom Ruſſiſchen Hofe gefodert, einen ſchnellen Bruch nach ſich

ziehen

ziehen würde. Ich äußerte meine Beſorgniß für unſre Oſtindiſchen Beſitzungen, und verſicherte, man ſchmeichle ſich in England noch fortdauernd mit der perſönlichen Gewogenheit der Kayſerin von Rußland.

Am 3ten November 1780 ſchrieb ich, nach den beſten Erkundigungen ſeyn die meiſten Mitglieder des Kabinets der Meynung, man müſſe den alten freundſchaftlichen Verkehr ſo lange als möglich unterhalten, und England habe im gegenwärtigen Augenblick Feinde genug, ohne ſich noch mit einer Macht mehr in Krieg zu verwickeln. Andre ſeyn der Meynung, die Republik offenbare ſolche feindliche Anſchläge gegen England, ſowohl in- als außerhalb Europa, daß die alte Freundſchaft und Verbindung völlig ihr Ende erreicht zu haben ſchiene; ſie behaupteten, es wäre auf alle Weiſe für England vortheilhafter, mit der Republik in Krieg zu gerathen, als länger auf dieſem Fuße zu bleiben. — Ich fügte hinzu, ich glaube, es werde von den Beſchlüſſen der Republik über die verſchiednen jetzt der Berathſchlagung unterworfenen Angelegenheiten abhängen, welche Meynung die Oberhand gewinnen ſolle.

Am 10ten November 1780 berichtete ich, daß ich gut unterrichtet zu ſeyn glaubte, der Krieg ſey ausgemacht, wofern man in Anſehung der beym Herrn Laurence gefundnen Papiere keinen genugthuenden Beſchluß nähme. Man könne ſich hierauf verlaſſen.

Am 21ſten November 1780 ſchrieb ich, ſo viel ich wiſſe, habe der Ritter Yorke noch keinen Befehl, ſich zu entfernen, es ſey denn, daß ihm derſelbe noch an eben dem Tage geſchickt worden ſey. Vormittags ſey ein Kabinetsrath über ausländiſche Angelegenheiten gehalten werden.

Am 24ſten November 1780. Demjenigen zufolge, was ich mit einiger Sicherheit erfahren können, warte man nur auf die Holländiſchen Briefe, um eine Finalreſolution zu nehmen.

Am 5ten Dezember 1780 ſchrieb ich, daß ich, ſeit dem Empfang der Briefe vom 18ten des verwichnen Monats nicht mit Sicherheit habe erfahren können, was für Beſchlüſſe man genommen; nur habe ich für gewiß gehört, der Prinz Friedrich*) nehme ſeine Reiſe über Flandern

---

*) Der jetzige Herzog von Yorke. Anm. d. Ueb.

dern und nicht über Holland, und werde mit dem laufenden Monate abreiſen. Man denke in der City, es werde zum Kriege kommen.

Am 8ten Dezember 1780: es ſey drey Tage nach einander über die Lage der Angelegenheiten zwiſchen England und Holland im Kabinet Rath gehalten worden; ungeachtet aller aufgewandten Mühe habe ich nicht erfahren können, ob man zu irgend einem Beſchluſſe gekommen ſey; ich wiſſe bloß, daß man Tages zuvor noch nichts Finales ausgemacht, und daß es ſchiene, als wollte man die Holländiſchen Poſten abwarten.

Am 15ten Dezember 1780: die drey fehlenden Poſten ſeyn angekommen, und ich habe erſt an dieſem Tage gehört, daß der Ritter Yorke Befehl empfangen, ein näheres Memoire zu überreichen, um auf das vom 10ten November Antwort zu erhalten; ich glaube, es werde an dieſem Dienſtage überreicht worden ſeyn, und man werde abwarten, was im Fortgange dieſer Woche darauf geſchehen würde, ehe man zu einer Finalreſolution ſchritte.

Am 17ten Dezember 1780: Herr Fraſer habe mir im Namen des Lord Stormont gemeldet, daß man dem Ritter Yorke Befehl zugeſandt, ohne Abſchied abzureiſen, ohne mich die Urſache dieſes Befehls wiſſen zu laſſen. Ich habe vernommen, Tages zuvor ſey ein Kourier vom Ritter angekommen, worauf des Abends ſpät Kabinetsrath gehalten und dieſer Beſchluß genommen worden ſey.

Am 26ſten Dezember 1780: es ſey Befehl zu einem Angriffe auf St. Euſtathius und St. Martin abgeſchickt, und ich ſey nicht ohne Beſorgniß, daß die Unternehmung, für welche man 3000 Mann mit ſchwerer Artillerie einſchiffte, das Vorgebirge der guten Hoffnung gelten möchte.

C.

No. 1.

Hochedler Geſtrenger Herr!

Die Bürgermeiſter haben zu ihrem äußerſten Leidweſen vernommen, daß Se. Durchlauchtige Hoheit ſich über den am vorigen Freytage gethanen Vorſchlag gegen verſchiedne Perſonen aufs ſtärkſte beklagt, und ſelbſt in Scriptis entworfen hat, was wir, nach der Meynung Sr. Durchlaucht. Hoheit, als Beſchuldigung gegen den Herzog vorgebracht. Obgleich die Bekanntmachung einer Sache, welche die Bürgermeiſter nicht anders als nach reifer Unternehmung vorgenommen, und wozu ſie durch die Lage des Vaterlandes gleichſam gezwungen wurden, indem dieſe es durchaus erfoderte, alle Urſachen, die zu einigem Mistrauen zwiſchen Sr. D. H. und andern Regenten Veranlaſſung geben könnten, je eher je lieber aus dem Wege zu räumen, ihnen gleichgültig iſt, ſo können ſie doch nicht bergen, daß die verkehrten Vorſtellungen (mit aller Ehrerbietung ſey es geſagt) von der Weiſe, wie der Penſionär Viſſcher ſich über den Herzog geäußert, welche Se. D. H. nach dem Vortrage ebendeſſelben gezeigt, ihnen die Beſorgniß erregt, Höchſtderſelbe möchte, wenn er in denſelben Vorſtellungen beharrte, vielleicht ihre Ausdrücke nicht ſo aufgeſetzt haben, als ſie in der That beſchaffen waren. Die Bürgermeiſter hätten gern geſehen, daß das vom Penſ. Viſſcher vorgeleſene und nachher überreichte Memoire, in den Händen Sr. D. H. geblieben ſeyn möchte, um Höchſtdenſelben zu überzeugen, daß ſie (die Bürgermeiſter) weit entfernt, den Herzog zu beſchuldigen aufs ſtärkſte erklärt haben, daß ſie dieſen Herrn wegen der gegen ihn ausgeſtreuten verläumderiſchen Gerüchte keineswegen in Verdacht ziehen; ſondern daß ſie nur aus dem Grunde ſeine Entfernung verlangt, weil wegen des allgemeinen mit oder ohne Grund gegen ſeine hohe Perſon aufgefaßten Mistrauens, das ausſchließende Vertrauen Sr. D. H. auf dieſen Herr der Staatsverwaltung ſchädlich wurde, indem dadurch das zur guten Führung der Geſchäfte nothwendige Zutrauen gegen Se. D. H., wo nicht gänzlich zerſtört, doch ſehr vermindert ward.

Die Bürgermeiſter proteſtiren nochmals und verſichern aufs allerernſtlichſte, daß ſie den bewußten Schritt aus keinem beſondern Haſſe, Abgunſt, oder weit getriebenem Verdacht gethan haben; und ſie hoffen, daß man ihren Worten keine andre Auslegung geben wird, als die, welche mit ihren wahren Geſinnungen übereinſtimmt. Sie haben verſprochen, daß das vom Penſ. Visſcher vorgeleſene Memoire nicht weiter mitgetheilt werden ſolle, und verſichert, daß nur die vier regierenden Bürgermeiſter und der Penſionär es bis dahin geſehen. Sie ſind dem Verſprechen heilig nachgekommen; aber ſie würden es nicht gern ſehen, daß ſie beym Publikum und bey ihren Mitregenten, ſowohl in dieſer als in andern Provinzen ſo vorgeſtellt würden, als ob ſie den Herzog wirklich desjenigen beſchuldigt hatten, was dieſem Herren in ehrloſen und infamen Libellen Schuld gegeben wird. Sie ſind weit entfernt, denken zu können, daß Se. D. H vorſätzlich, und gegen ſein beſſeres Wiſſen den Bürgermeiſtern die Vorbringung ſolcher Beſchuldigungen aufbürden wollen. Allein die Bewegung, worein Se. D. H. durch Anhörung eines Vorſchlages verſetzt worden iſt, welcher ſo ſtreitig mit der natürlichen Liebe und Achtung gegen einen ehemaligen Vormund war, muß Höchſtdenſelben ohne Zweifel gegen die, von welchen er herkam, eingenommen haben. Es würde alſo kein Wunder ſeyn, wenn er ſich in der That noch fortdauernd einbildete, etwas anders gehört zu haben, als unſer Penſionär vorgeleſen hat.

Es iſt aus dieſem Grunde, Hochedler Geſtrenger Herr, daß ich, im Namen der Bürgermeiſter, die Freyheit nehme, Ew. Hoch. E. G. daſſelbe am Freytage vorgeleſene Stück zukommen zu laſſen, mit dem Erſuchen, es nebſt Kommunikation dieſes Schreibens Sr. D. H. zuzuſtellen. Die Bürgermeiſter haben dabey keine andre Abſicht, als die: Sr. D. H. die eignen Worte der Stadtdeputirten vor Augen zu legen.

Es wird Sr. D. H., mit Ehrerbietung ſey es geſagt, völlig frey ſtehen, nach Gutbefinden von dieſem Memoire Gebrauch zu machen, während die Bürgermeiſter es an niemand weiter mittheilen werden, es ſey dann, daß ſie dazu gezwungen würden. Ferner erſuchen ſie Ew. H. E. G. den Erbſtatthalter ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an ſeine Perſon und hohes Haus zu verſichern. Die Verhältniſſe zwiſchen Privatperſonen und die zwiſchen Regenten ſind in ihren Wirkungen ſehr verſchieden; man muß alſo das, was zwiſchen dieſen geſchieht auf eine andre Weiſe anſehen, als

das,

das, was zwiſchen jenen vorfällt. Privatperſonen ſtehen nur in Verhältniſſen unter einander, und was ſie betrifft, betrifft ſie allein, und erſtreckt ſich nicht weiter als auf ihre eigne Perſon: Regenten aber ſtehen in einem allgemeinen Verhältniß zu dem gemeinen Weſen, deſſen Regierung ihnen obliegt. Alles, was ſie nur insbeſondre treffen würde, muß vor ihrem Verhältniſſe zum Staate weichen, und dieſes iſt heilig: was für Misverſtändniſſe und Abneigung auch unter ihnen obwalten mögen, ſo müſſen ſie doch für die allgemeine Wohlfahrt Ein Herz, Ein Auge, Ein Mund ſeyn. Hätte auch Se. D. H. die Bürgermeiſter von Amſterdam in ihrer beſondern Perſon aufs empfindlichſte beleidigt; hätte Se. D. H. ihnen auf die bitterſte Weiſe unverdiente Vorwürfe gemacht, ſo würden ſie dennoch bereit ſeyn, mit dem Herrn Statthalter, mit dem angeſehenen Haupte dieſes noch vor kurzem angeſehenen Staates, auf die vertrauteſte und offenherzigſte Weiſe alles, was zum Beſten deſſelben geſchehen muß, zu überlegen. Wie viel mehr ſind ſie jetzt dazu bereit, da ſie die Perſon Sr. D. H. mit Ehrerbietung anſehen, für ſeine perſönlichen Eigenſchaften alle Hochachtung hegen, und gern auf Se. D. H. das größte

Vertrauen ſetzen wollen. Sie dürfen von ihrer Bereitwilligkeit, mit Sr. D. H. im beſten Verſtändniſſe zu leben, die ernſtlichſten Verſicherungen ertheilen, u. ſ. w.

Amſterdam.
den 12ten Jun. 1781.

J. Rendorp.

No. 2.

Wohledler Geſtrenger Herr!

Ich habe die Ehre, Ew. Wohledlen Geſtrengen zu melden, daß ich heute Dero Schreiben empfangen, und keinen Augenblick verſäumt habe, um das anbey überſandte Stück Sr. Hoheit, dem Herrn Erbſtatthalter, zu überreichen, und zugleich den Inhalt des Schreibens vorzutragen.

In dem Laufe meines höchſt verdrießlichen Miniſteriums würde mir nichts angenehmer ſeyn, als zur Wiederherſtellung und Beförderung der Einigkeit zwiſchen der Stadt, Ew. W. E. G. und Sr. H., welche von mir aufs herzlichſte gewünſcht

wünſcht wird, und für das liebe Vaterland allzeit, aber vorzüglich jetzt, höchſt nöthig iſt, mitwirken zu können.

Ich erſuche Ew. W. E. G. die übrigen Herren Bürgermeiſter meines Reſpekts zu verſichern, indem ich die Ehre habe mit den wärmſten Gefühlen der Achtung und Anhänglichkeit zu ſeyn

Wohledler Geſtrenger Herr!

Ew. W. E. G.

Haag, den 13ten Jun.
1781.

unterthäniger und gehorſamer Diener

P. v. Bleiswyk.

D.

Am 7ten März 1782.

Berathſchlagung *) über die Klage des Herzogs bey Ihro Hochmögenden über die Deputirten von Amſterdam im Junius 1781, welche nach der Reſolution vom 20ſten Februar 1782 heute abgethan werden ſoll.

Ritterſchaft. Perſiſtirt beym vorigen Gutachten. S. Protokoll von Holland, vom 20ſten Febr. 1782.

Dordrecht. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ſie die Gründe ihrer Prinzipalen anführen **) nach

---

*) Ich habe dieß intereſſante Aktenſtück meinen Leſern in einer ſo treuen Ueberſetzung als möglich mitzutheilen geſucht, könnte aber dennoch hier und da den Sinn verfehlt haben, da das Original in einem flüchtigen und verworrenen Geſchäftsſtile abgefaßt, wahrſcheinlich völlig ſo, wie es in der Sitzung ſelbſt niedergeſchrieben worden, und noch obendrein mit einer ſehr fehlerhaften Interpunktion abgedruckt iſt. Von der ungeheuern Menge Lateiniſcher und Franzöſiſcher Worte habe ich mit Fleiß des Charakteriſtiſchen wegen einige ſtehen laſſen. Anm. d. Ueb.

**) Die Vota der verſchiednen Städte werden insgeſammt in der mehreren Zahl vorgetragen, obgleich nur der Penſionär einer jeden das Wort führt. Dieß nach welchen ſie befugt zu ſeyn glauben, vorzüglich die Reſolution von 1663 zu reklamiren; und vorzüglich ſtützen ſie ſich auf das in dieſer Reſolution eidlich verfaßte Verſprechen, daß die Mitglieder ſich unter einander Indemnität ſchuldig, und verpflichtet ſind nach der Beſchaffenheit und Verfaſſung der Regierung die moleſtirten Mitglieder zu unterſtützen. In dieſem Falle iſt Amſterdam: in Gemäßheit der reklamirten Reſolution muß eine Rekrimination Statt finden; ſie würden gern mit allem Nachdruck den guten Grund hievon zeigen, wollen es aber nicht thun: nicht weil ſie keinen Theil an dem Reſultate nehmen, ſondern bloß aus einem gegründeten Zweifel, ob die Mitglieder für einen näheren Beweis empfänglich ſeyn würden. Sie könnten auch zeigen, daß die Deklaration Sr. Durchl. Hoheit und das Gutachten der Ritterſchaft zu weit geht, und daß daſſelbe nicht hieher gehört, indem es dazu eingerichtet iſt, einen Punkt zu entſcheiden, der nie in Deliberation gebracht worden iſt, an welchen die Mitglieder nie gedacht,

---

Dieß bezieht ſich auf die Deputirten, oder auch auf ihre Kommittenten, den Rath nehmlich, welcher ſie abgeordnet. Anm. d. Ueb.

dacht, und der den Punkt, worauf es hier ankommt, nie dezidiren kann. Sie werden auch dieſe Deklaration nicht zur Grundlage einer Berathſchlagung machen, die deshalb nicht von neuem Statt finden kann. Sie werden bloß dem vorhin Behaupteten inhäriren und dabey aufs kräftigſte verharren. Indeſſen können ſie ſich nicht entbrechen, ihre Verwunderung zu bezeugen, daß die Ritterſchaft bey einer Erklärung perſiſtirt, die nichts in ſich hält, und vorzüglich, daß ſie verlangt, die Deliberation ſolle ſeponirt werden. Sie hätten wohl erwartet, daß die Ritterſchaft zu einem Finalbeſchluſſe konkurriren würde, welchen die auf den Vorſchlag der Stadt Amſterdam genommene Reſolution deutlich fodert. Dagegen perſiſtirt ſie bey einer Erklärung, worin ſie verlangt, die Sache proviſoriſch außerhalb aller Deliberation zu laſſen: ſolch eine Contenance giebt Anlaß zu vielen Betrachtungen. Sie zweifeln indeſſen, ob es viel helfen wird; überlaſſen die Sache der Mehrheit und reſerviren ſich nähere Erörterungen.

Haarlem. Haben ſich mehrmals explizirt, beſonders über den Vorſchlag der Ritterſchaft, und wollen jetzt nur hinzufügen, daß ſie bey dem Rapport von dem jüngſt Vorgefallenen, von dem Zuſtande der Deliberation, von der Erklärung der Ritterſchaft, und dem Vorſchlage die Sache zu ſeponiren, gefunden haben, daß die Deklaration Sr. Hoheit keinesweges hieher gehört, oder von Einfluß ſeyn kann. Sie ſagen nur, daß ihre Prinzipalen ihr Benehmen, als mit den Grundſätzen der Verfaſſung übereinſtimmend vollkommen approbirt haben; daß ſie keine neue Deliberation für nöthig gehalten, welche freylich auch gewiſſermaaßen die vorigen Grundſätze untergraben würde. Sie werden ſich daher nicht auf ein weitläuftiges Detail einlaſſen, ſondern bloß das vorhin Geſagte wiederholen. Die Materie wäre wichtig genug: dieß erkennen ſie mit Dordrecht. Sie ſind erſtaunt über die Contenance der Ritterſchaft, über ihre geäußerte Geſinnungen der Nachgiebigkeit, und den Mangel an Empfänglichkeit für Recht, Vernunft, Billigkeit und geſunde Polizey: es würde unnütz ſeyn, viele Bemerkungen darüber zu machen. Sie inhäriren ausdrücklich ihrem Auftrage und perſiſtiren dabey. Es gereicht ihnen zur Satisfaktion, daß die Regierung von Haarlem in dieſem Stücke als Mitglied der Souveränetät ihre Pflicht gethan, indem ſie verbunden iſt, die nachdrücklichſten Beſtrebungen anzuwenden, um das Andenken für die Nachwelt zu erhalten. Sie wünſchen, daß die Mitglieder, welche ſich im gegenwärtigen Falle ſo lau bezeigen, nicht genöthigt ſeyn mögen, die Anwendung gemeldeter Reſolution für ſich ſelbſt zu reklamiren.

Delft. Nachdem die Regierung, kurz nachdem der Brief des Herzogs vor die Verſammlung der Staaten gebracht worden war, alle Umſtände erwogen hatte, ſchien es ihr das Beſte, dieſe unangenehme Sache ſchlafen zu laſſen, und von aller fernern Deliberation zu entfernen, aus keinem andern Grunde, als weil es immer unangenehme Folgen nach ſich ziehen müßte, was für eine Reſolution auch genommen werden möchte. Nachher iſt die Regierung von der Deklaration Sr. Hoheit und der Ritterſchaft benachrichtigt worden, und hat jetzt bloß unterſucht, ob ſeitdem auch eins und das andre vorgefallen ſey, was ſie von ihrem Syſtem, die Sache final zu ſeponiren, abbringen müßte. Sie iſt indeſſen vollkommen darin beſtärkt. Wollte man auch dem Syſtem von Dordrecht und Andern folgen, und dafür ſtimmen, daß der Schritt des Herzogs ad animum genommen werden müſſe; da ß die Deputirputirten bey der Generalität die Empfindlichkeit Ihro Edel Großmögenden über dieſen Schritt bezeugen, und, weil der Herzog die Maximen und Geſetze der Souveränetät angegriffen, und gegen den ſchuldigen Reſpekt eines Offiziers gegen den Staat gefehlt, darauf andringen müſſen, daß er dieſe That gehörig zu repariren habe; ſo fragt ſich zuvörderſt: welche Wirkungen wird ſolch eine Reſolution bey den Generalſtaaten hervorbringen, da ſchon vier Provinzen, Gelderland, Utrecht, Overyſſel und Groningen andrer Meynung ſind? Wird dieſe Satisfaktion jemals bey der Generalität zu erlangen ſeyn? Iſt nicht vielmehr zu befürchten, daß die Provinzen noch unangenehmere Reſolutionen nehmen werden, da die Mehrheit unter ihnen der entgegengeſetzten Meynung iſt? Holland muß ſich freylich nicht intimidiren, oder von Reſolutionen abſchrecken laſſen: allein hier hat man alle Gründe, die Sache ſchlafen zu laſſen. Dänemark hat ſchon im Julius 1781 erklärt, daß es die Sache nicht gleichgültig anſieht. Der König von Preußen hat zweymal nicht undeutlich inſinuirt, wie er darüber denkt. Wir müſſen uns freylich dadurch nicht ſtören laſſen; aber die Umſtände, da von der Generalität kein Effekt zu erwarten

iſt,

iſt, und fremde Mächte ſich hineinmiſchen, machen es rathſam, dieß bleiben zu laſen. Endlich, da die den Staaten mitgetheilte Deklaration Sr. Hoheit eine Rechtfertigung des Herzogs enthält, ſo würde eine Reſolution um Strafe zu fodern für Se. Hoheit, als erſten Regenten, äußerſt empfindlich ſeyn. Alles konkurrirt um dieſe Sache zu erſticken. Sie ſehen die Deklaration der Ritterſchaft mit einem andern Auge an: ſie leiſtet dem Begehrten einigermaaßen Genüge; ſie ſezt feſt, daß Amſterdam und alle Mitglieder das Recht haben, Vorſchläge zu thun, wie das gemeine Wohl ſie erfodert. Wenn dieſelbe befolgt wird, ſo erklären die Staaten eben das, und da dieß bey Gelegenheit des vom Herzoge gethanen Schrittes geſchieht, giebt der Staat implicite dadurch zu erkennen, daß das Anſuchen des Herzogs um Satisfaktion unſtatthaft iſt. Der Punkt der Rekrimination muß bey Seite geſetzt werden: die Umſtände verbieten eine Reſolution, die nachtheilig ſeyn, und große Uneinigkeit erregen würde. Unter dieſer Erklärung muß die Sache ſeponirt bleiben, nicht proviſoriſch, ſondern ganz außerhalb aller Deliberation, um die Harmonie zu kultiviren. Was den Wunſch der Herren von Haarlem betrifft ſo wünſchen ſie gleichfalls, wofern ſie je ſo unglücklich werden ſollten, alsdann zu zeigen, daß die Empfindlichkeit der Eintracht aufgeopfert werden muß.

Leiden. Das Benehmen der Deputirten iſt im Rathe, wo es nebſt dem Zuſtande der Deliberation vorgetragen worden, einmüthig approbirt. Sie könnten mit Dordrecht und Haarlem ſagen, daß ſie ſich zu mehrern Malen ſehr deutlich erklärt, und daß ſie dabey beharren: aber ſie wollen der Harmonie gern alles aufopfern, wovon ſie noch kürzlich Beweiſe gegeben haben. Da ſie jetzt angefragt: was ſie in dieſer Sache thun könnten? ſey der Beſchluß geweſen, daß ſie durch Eid und Pflicht verbunden wären; daß ſie dieß ſchon vom Anfange an geſagt; daß es alſo wenig Mühe erfodere, hierin eine Parthie zu ergreifen; daß es kein Mitglied gebe, welches nicht beſchworen, die Rechte der Souveränetät zu behaupten; daß hier ein Eingriff auf eines der eminenteſten Rechte geſchehen, und daß ein Mitglied das gegebne Wort und die Garantie der übrigen Mitglieder reklamire; daß ſie gern alles zur Erhaltung der Harmonie thun würden, aber nicht da, wo Eid und Pflicht ſie verbinden; daß ſie durch eine einmüthige Reſolution des Rathes bey der Vorſchrift vom Jahre 1781 beharrt; und daß wenige Tage hernach bey der Generalität Satisfaktion gefodert werden. Sie geben es näherer Erwägung anheim, ob in einer Reklamation von der Beſchaffenheit per plura konkludirt werden kann. Wenn die Konkluſion gegen ihre Meynung ausfällt, werden ſie nicht bloß proteſtiren, ſondern ſich ſolch eine Anzeichnung vorbehalten, als ſie ſich zur Behauptung der Würde einer ſouveränen Verſammlung ſchickt.

Amſterdam. Sie können nicht ohne die größte Bewegung aufs neue über dieſen Gegenſtand ſprechen, da die Sache ſo wichtig iſt und ein Zufluß von Zuſchauern zuſammen gekommen zu ſeyn ſcheint, um dem Leichenbegängniſſe ihrer Gerechtſame und Freyheiten beyzuwohnen, angeführt durch einen Herrn, deſſen Voraltern mit ſo vielen Ruhme dafür geſtritten haben. Sie vermuthen, daß die Mitglieder viel Worte von ihnen erwarten: allein, weil die vorſitzenden Mitglieder alles mit ſo viel Eiſer wiederholt haben, würde es vergebene Mühe ſeyn. Sie reklamiren bloß die beſchworenen, garantirten Privilegien und Vorrechte, und werden es, wie auch der Be-

ſchluß

ſchluß ausfallen möge, mit Dordrecht, Haarlem und Laden halten. Der Vorſchlag der Ritterſchaft bedeutet nichts: ſie ſind ſogar äußerſt verwundert, daß ſie die Rechte nicht zu erkennen ſcheint. Es thut ihnen leid, daß dieſelbe Verſammlung, welche in einem Jahre, wo nichts wichtiges vorfiel, am 26ſten May 1621, eine ſo ſtrenge Reſolution nahm, jetzt ſo viel Schwäche zeigt, weil die Perſon, obſchon im Dienſte des Staats, von etwas höherer Geburt iſt, und daß man aus Deferenz für dieſelbe, zu der Niederträchtigkeit kommt, die Sache ſeponiren zu wollen. Sie fragen, ob dieß wohl irgend jemands Gewiſſen beruhigen kann, da ſie auf eine ſo unwürdige Weiſe angegriffen werden. Sie werden, zur Vermeidung perſönlicher Anzüglichkeiten, lieber das, was Delft ſagt, mit Stillſchweigen übergehen. Sie ſind verwundert über die Furcht vor gezwungenen Reſolutionen der Provinzen, welche nicht unanim ſind, und daß die Erzählung fremder Miniſter beym Greffier (vielleicht weiß Herr Emants mehr) ſo viel ausrichtet, daß man Deliberationen, die auf die Rechte des Landes Bezug haben, nach Dingen einrichten ſoll, um die man ſich nicht zu bekümmern hat. Beym Vortrage der von Sr. Hoheit gegebenen Deklaration, hat eins unter den Mitgliedern Schonung empfohlen. Wenn ſich das auf die Gutachten der Mitglieder bezeht, wollen ſie es nicht würdigen, weil es jetzt nicht hieher gehört. Niemals hat Amſterdam eine durch ſie Sr. Hoheit gethane Propoſition zur Berathſchlagung gebracht; niemals hat ſie eine Deziſion darüber gefodert. Auch würde dieſelbe nie bekannt geworden ſeyn; denn ſie haben zwar Se. Hoheit im Gebrauch derſelben nicht binden wollen, aber nichts davon vor das Publikum gebracht. Dieſe Deliberation beſchränkt ſich bloß auf die Addreſſe des Herzogs um Satisfaktion. Sie haben mehr als Einmal gezeigt, daß ein Angriff auf Freyheit und Rechte geſchehen iſt. Sie werden dieſelben feſthalten, und ſtehen nicht für die Folgen ein. Wenn ein verhaßter Krieg ihre Prinzipalen nicht von fernern Schritten abhielt, ſo würden ſie ſich beynah ſchämen auf dieſem Platze ſitzen zu bleiben, und würden ſich von einer Verſammlung abſondern, wo ſie ſo ungeziemend behandelt werden.

Gouda. Sie haben befunden, daß das Gutachten der Ritterſchaft drey Theile in ſich enthält: 1.) Die Deklaration Sr. Hoheit.

2.)

2.) Die Deklaration der Ritterſchaft; 3.) ein finales Abthun. Ueber das erſte ſind ſie völlig mit Amſterdam eins, daß es nicht hieher gehört. Das zweyte enthält eine Ausmittelung: a.) Die Mitglieder haben das Recht; u. ſ. w. b.) Se. Hoheit hat ein gleiches Recht; c.) man will ſeponiren. Was a.) betrifft, ſo ſind ſie darüber vollkommen eins: es iſt kein Gegenſtand der Dispüte, ſondern durch das Geſetz gerechtfertigt. Die Deklaration der Ritterſchaft iſt überflüßig, indem ein Geſetz vorhanden iſt. Wenn ſie in Beziehung auf b.) übereinſtimmen ſollen, ſo müßte man erſt näher unterſuchen, in welchen Fällen das Geſetz von 1583, bis 1663, und das Exempel von 1621, anwendbar ſind, und in welchen nicht. Dieſelben beziehen ſich bloß auf Propoſitionen, welche in der Verſammlung der Staaten geſchehen. Sie bemerken dieß nicht ohne Grund. Das Geſetz ſagt, daß die Vorſchläge in der Verſammlung der Staaten verfaſſungsmäßig geſchehen müſſen. Dieß bringt der Sinn des erſten Geſetzes von 1586 mit, und es iſt bloß zur Vermehrung des Zutrauens feſtgeſezt, damit ein Mitglied nicht mehr als das andre wiſſen möge. Wenn in den Staaten von Holland Dinge zum Nutzen des Staates eröffnet

werden,

werden, müſſen dieſelben nicht nur geheim gehalten, ſondern wer ſie ausbringt, für einen Feind des Vaterlandes angeſehen werden. Dieſe Inſtitution iſt gut; hätte Amſterdam nicht dieſem Exempel folgen und die Geheimhaltung reklamiren können, und hätte man alsdannn nicht eben die Sicherheit gehabt? Alles iſt ja doch zur Vermeidung eines Eklat geſchehen. Amſterdam hat aus guten Beweggründen gehandelt, und die Wohlfahrt des Landes beabſichtet: kann aber dieſe Abſicht von dem Geſetze befreyen? Wäre die Sache vor die Staaten von Holland gebracht worden, ſo hätte ſie unter ſtarken Verſprechungen der Geheimhaltung daſelbſt bleiben können: jetzt aber kann ſie nicht ohne Eklat bleiben. Wenn man nun auf die Handlung, auf die Worte des Geſetzes, und auf die veranlaſſende Urſache des Geſetzes, nehmlich die Behauptung der Souveränetätsrechte achtet: iſt dann daſſelbe nicht auf Amſterdam anwendbar? Der allmächtige Gott iſt der Zeuge ihrer redlichen Geſinnungen; ſie berufen ſich auf das höchſte Weſen, um zu betheuern, daß ſie nichts mehr gewünſcht, als eine freundſchaftliche Auskunft, und daß ſie daher die Sache gern ſeponirt und ruhen gelaſſen hätten, weil ſie keine Auskunft ſehen.

Sie finden keine Urſache von dieſen Prinzipien abzuweichen. Es ſind die wahrhaftigen Geſinnungen ihres Herzens, daß ſie, obſchon ſie darüber mit Amſterdam eins ſind, daß dieſe Stadt für die Handlung als Handlung nicht verantwortlich ſeyn muß, dafür ſtimmen, die Sache mit dieſer Erklärung finaliter zu ſeponiren.

Rotterdam. Nachdem ſie über die Deklarationen Sr. Hoheit und der Ritterſchaft deliberirt, und dieſelben genau unterſucht, haben ſie keinen Grund gefunden, von ihrem vorigen Auftrage abzuweichen. Sie wiederholen denſelben alſo nicht, weil es unnütz und wahrſcheinlich vergeblich ſeyn würde. Der Gegenſtand der gegenwärtigen Deliberation iſt: ob mit dieſer Erklärung die Sache zwiſchen Amſterdam und dem Herzoge ſeponirt werden kann? Weder die Deklaration Sr. Hoheit, noch die der Ritterſchaft iſt dazu geſchickt. Die Deklaration Sr. Hoheit leidet keine Anwendung auf die Klage des Herzogs, welche über ein Mitglied der Souveränetät von Holland bey der Generalität angebracht worden; das Gutachten der Ritterſchaft wenigſtens nicht geradezu. Sie ſind es wohl zufrieden, daß etwas, worüber man ſchon ſeit zwey Jahrhunderten im

Streit iſt, durch nähere Reſolutionen feſtgeſetzt werde. Weit entfernt alſo, die Hauptſache mit dieſer Deklaration zu ſeponiren, finden ſie dieſelbe nicht genugthuend und völlig ungeſchickt dazu, müſſen ſie die ſo feyerlich beſchwornen Rechte der Souveränetät behaupten und handhaben, welche zu vernachläſſigen die übelſten Folgen nach ſich zieht; und perſiſtiren daher aufs ſtärkſte bey ihrem vorigen Auftrage.

Gorinchem. Da ſie von dem vorhin Geſagten Bericht geben, iſt daſſelbe gebilligt worden. Sie müſſen ſpecialiter deklariren, daß ſie noch dieſelben Geſinnungen hegen. Es hat ſie ſehr befremdet, daß die Ritterſchaft eine Sache von ſolchem Gewicht mit ſolch einer Erklärung ſeponiren, oder den Schein geben will, als ob Amſterdam nur durch eine Gefälligkeit von ihrer Seite das Recht hätte, Vorſchläge zur Wohlfahrt des Landes zu thun. Auf die Weiſe würde die Beſchaffenheit der Verſammlung es gefährlich machen, mit einander zu ſprechen. Die Deklaration bedeutet nichts. Sie können einer Reſolution, die Sache zu ſeponiren nicht beytreten, ſondern müſſen ausdrücklich proteſtiren, und ſich reſerviren, darin gehörig zu verfügen.

Schiedam. Die Kordatheit erfodert, daß ſemper idem ſtets der Wahlſpruch der finalen Deliberation ſey. Sie haben ihre Reſolution vom 4ten September darnach geprüft, und die Gründe dazu genommen: ſind aber weit entfernt von dem abſoluten Vorſatze, die Sache ſo zu ſeponiren, daß nicht über den Streit ſelbſt eine Reſolution genommen werden ſollte. Die Deklaration der Ritterſchaft iſt überflüßig, weil ſie darüber nie in Zweifel geweſen ſind. Es beruht auf der Reſolution vom 25ſten Auguſtus 1586 und der Indemnitätsakte von 1663. Auch kommt jedem Mitgliede nach der Beſchaffenheit und Würde der Verſammlung das Recht zu, frey zu ſprechen, wenn ſich auch erwähnte Reſolution nicht hierauf bezöge, ſo wie Gouda an ihrer Anwendbarkeit gezweifelt. Dennoch iſt die Deklaration nicht ganz ohne Beweiſe von der Irregularität im Betragen des Herzogs und ſeiner Verletzung der Fundamentalgeſetze des Landes. Sie können nicht unterlaſſen, dieß zu bemerken, um in der Folge ſolche Addreſſen an Ihro Hochmögenden zu verhüten, indem Offiziere vom niedrigſten Range zu dergleichen Exzeſſen würden ſchreiten können, und um die bürgerliche Freyheit, die Sorge für Ehre und Wohlfahrt, und

die

die Wachſamkeit für die Republik zu bewahren. Der Herzog hat zwar am 17ten November 1781 durch ein Memoire an den Präſidenten Ihrer Hochmögenden erklärt, ſeine Abſicht ſey nicht geweſen, durch ſeine Addreſſe an Ihro Hochmögenden unmittelbar Satisfaktion gegen Amſterdam zu fodern: allein dieſe Erklärung kommt poſt Feſtum, und hätte auch an Ihro Edel Großmögenden addreſſirt werden müſſen. Was das Betragen der Deputirten zur Generalität anbelangt, ſo müſſen ſie es wiederum desavouiren. Ihrer Edel G. M. Gegenwart und ehrwürdiges Anſehen hätte dieſelben umſichtiger machen ſollen. Solche Uebereilung war nicht nöthig; das Miſſiv hätte den Staaten von Holland vorgelegt werden können. Sie hätten mehr Klugheit von ihnen erwartet. Was eine Rekrimination zu einer eklatanten Satisfaktion betrifft, ſo würde das Vorſichtigſte und Staatskundigſte ſeyn, alle Deliberationen hierüber zu ſeponiren, weil ſich das rechte Maaß unmöglich beſtimmen läßt, und die Wirkungen davon die Ruhe ſtören würden. Die Vorſicht verlangt, die Rechte nicht aufs ſtärkſte auszuüben. Die Deklaration Sr. Hoheit iſt kein Motiv zu einer Reſolution hierüber. Sie halten Se. Hoheit für unfähig, irgend

irgend etwas gegen ſein Gewiſſen zu erklären, und begehren, wegen des ſchädlichen Andenkens, daß ſich zu ſeiner Zeit die wahren Urſachen der Inaktivität offenbaren mögen. Hier iſt nicht requirirt worden, den Herzog für unſchuldig zu erklären. Der Hauptpunkt betrifft die Propoſition der Stadt Amſterdam an Se. Hoheit, und ob über den Schritt des Herzogs bey Ihro Hochmögenden eine Reſolution genommen werden muß. Sie können ſich nach der Ritterſchaft konformiren, in ſo fern aus der Reſolution erhellen wird, daß die Erklärung der Ritterſchaft zur vollkommnen Befeſtigung der Reſolution vom 15ten Auguſtus 1586 und der Indemnitätsakte vom Jahre 1663 geſchehen iſt. Der Schritt des Herzogs iſt äußerſt formwidrig und ungeziemend, und das Benehmen der Deputirten zur Generalität muß desavouirt und gemisbilligt werden. Dieß ihr Gutachten rührt nicht aus Leidenſchaft oder Animoſität her, ſondern wird zur Behauptung der Souveränetätsrechte ertheilt; und mit ſolch einer Deklaration wollen ſie alle Deliberationen für abgethan halten.

Schoonhoven. Sie ſind unanim geweſen, um zu perſiſtiren.

Brielle. Sie werden ſich ſtrikt an den Eid der Verſammlung halten. Sie haben nach dieſen Grundſätzen vielfache Deliberationen gehalten, und ſind nicht überzeugt, daß die Reſolutionen von 1586 und 1663 genau auf dieſen Fall paſſen. Indeſſen halten ſie doch dafür, daß die Regierung von Amſterdam keine Satisfaktion zu geben braucht, ob es gleich auch dem Herzoge nicht übel gedeutet werden kann, daß er ſich von der Blame frey zu machen geſucht. Hiernach haben ſie nun die Deklaration Sr. Hoheit und der Ritterſchaft geprüft. Der Inhalt derſelben kommt im ganzen mit ihrem Auftrage und ihren Ideen überein, und ſie finden, daß unter dem Beneficio der Erklärung der Ritterſchaft die ganze Sache abgethan und nicht rekriminirt werden muß.

Alkmaar. Weil kein Grund vorhanden iſt, von den in ihrer Reſolution vom 11ten Oktober enthaltnen Vorſtellungen abzuweichen, ſo perſiſtiren ſie dabey, und wofern, gegen alle rechtmäßige Erwartung, die Reſolution eine durch die Stimmenmehrheit genommene damit ſtreitige Konkluſion enthalten ſollte, ſo werden ſie alsdann ihren Auftrag, der Verantwortung wegen, in den Regiſtern anzeichnen laſſen.

Hoorn. Sie haben ſich am 25ſten Oktober explizirt, daß ſie die ganze Sache ſeponirt zu ſehen wünſchen, ſind aber zugleich von der Anwendbarkeit der Reſolution von 1586 und 1663 überzeugt. Sie perſiſtiren dabey, um ſo mehr, da die Erklärung Sr. Hoheit den Herzog frey ſpricht. Sie ſtimmen alſo dafür, zur Beförderung der Ruhe und Harmonie, und um die Eimniſchung fremder Mächte zu verhüten, alles zu ſeponiren, und die Deklaration der Ritterſchaft ſo weit in die Reſolution einzurücken, als ſie zur Auslegung und Anwendung der oben erwähnten Reſolutionen dienen kann.

Enkhuizen. Sie haben ihren Prinzipalen näheren Bericht gegeben: Dieſe ſeponiren die Sache und entfernen ſie von aller weitern Deliberation, nur mit der Bedingung, daß in die Reſolution eine Erklärung Ihrer Edel Großmögenden, der Deklaration der Ritterſchaft vom 20ſten Februar gemäß, und die Bemerkungen der vorſitzenden Mitglieder eingerückt werden. Die Deklaration Sr. Hoheit leidet gegenwärtig keine Anwendung: ſie iſt eine Erklärung des Statthalters in ſeiner eminenten Qualität. Höchſtderſelbe weiß die Sache am beſten. In der Zuverſicht, daß

Am-

Amſterdam jenen Schritt aus Vaterlandsliebe gethan, haben ſie kein Bedenken getragen, die Reſolutionen von 1586 und 1663 zu reklamiren. Eine Rekrimination zieht die verdrießlichſten Folgen nach ſich. Der Statthalter der ſieben Provinzen hat ſeine Denkart über die Sache zu erkennen gegeben. Alle aufs äußerſte getriebene Maaßregeln ſind mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, und führen leicht auf Abwege. Wenn die Meynung der vorſitzenden Mitglieder als unwiderleglich durchginge, ſo würde die Ausübung dieſer Reſolution die Republik jetzt in Feuer und Flammen ſetzen, während es nöthig iſt, Ehre und Gut daran zu wagen, um dem Feinde Abbruch zu thun. Salus patriae muß das höchſte Geſetz ſeyn. Die Abſicht der Stadt Amſterdam iſt redlich geweſen. Sie ſchmeicheln ſich, daß ſie aus patriotiſchen Geſinnungen der Eintracht auch etwas aufopfern und die Sache nicht pouſſiren werde.

Edam. Ohne Zutrauen und Eintracht giebt es kein Mittel, die Republik zu retten. Sie ſind daher für das Beyſeitſetzen. Doch haben ihre Prinzipalen zuvor die Deklaration der Ritterſchaft nach dieſem ihren Gutachten geprüft, und haben geſehen, daß den Mitgliedern

dern darin die verlangten Rechte zugeſtanden werden. Sie ſtimmen alſo der Erklärung gemäß nur mit Auslaſſung des Wortes: proviſoriſch, daß die Sache finaliter ſeponirt werde.

Monnikendam. Die Erklärung der Ritterſchaft iſt ihrem Auftrage vollkommen gemäß, nur muß die Beſtimmung proviſoriſch ausgelaſſen, und die Sache finaliter ſeponirt werden.

Medemblik. Sie ſtimmen mit Monnikendam, und ſähen die Sache gern heute abgethan.

Purmerend. Sie ſind nicht überzeugt, daß die angezognen Reſolutionen auf Amſterdam anwendbar ſind, ſeponiren finaliter; keine fernere Deliberation.

Herr **van Noordwyk** *) konkludirt nach der Stimmenmehrheit für das Seponiren unter dem Beneficio der Erklärung, und iſt es wohl zufrieden, daß das Wort proviſoriſch ausgelaſſen werde.

Dordrecht. Was dieſe Konkluſion betrifft, ſo gehört es nicht in ihr Departement zu beurtheilen, ob ſolch eine Art zu konkludiren

---

*) Der Rathpenſionär van Bleiswyk. Anm. d. Ueb.

dem Rathpenſionär durch seine Instruktien vorgeſchrieben iſt. Sie laſſen ſich darüber nicht aus. Sie können nicht unterlaſſen dieſe Konkluſion einem weit getriebnen Einfluß zuzuſchreiben, der aus dieſem Zimmer verbannt ſeyn ſollte. Sie proteſtiren aufs kräftigſte, und reſerviren ſich fernere Proteſtation, und ſolche wirkſame Mittel, als ihre Prinzipalen gut finden werden.

Haarlem. Sie erklären ſich eben ſo als Dordrecht. Der Herr van Noordwyk muß wiſſen, ob er konkludiren darf oder nicht; hierüber laſſen ſie ſich nicht aus. Wofern er aber ſo konkludirt, werden ſie gegen dieſe Reſolution als völlig formwidrig proteſtiren, und ſich ſolche Mittel reſerviren, als ſie gut finden werden.

Delft. Wenn konkludirt wird, und Dordrecht und Haarlem ihre Proteſtation anzeichnen laſſen, werden ſie Gegenanzeichnung thun.

Leiden. Sie zweifeln ſehr ernſtlich, ob eine Reklamation der Fundamentalgeſetze per plura abgefertigt werden kann. Sie überlaſſen dieß dem Urtheile Ihrer Edel Großmögenden. Wenn die Reſolution der Konkluſion gemäß genommen wird, ſo werden ſie aufs ſtärkſte proteſtiren, und ſich Mittel zur Behauptung der Rechte reſerviren.

Am-

Amſterdam. Sie laſſen ſich nicht auf die Sache der Ritterſchaft oder des Herrn van Noordwyk ein, ſondern überlaſſen ihm dieß. Wofern er per plura konkludirt, reſerviren ſie ſich wirkſame Mittel gegen eine Reſolution, die der Verfaſſung dieſer Verſammlung ſo empfindlich zu nahe tritt.

Gouda. Wenn per plura reſolvirt wird, und Anzeichnungen gethan werden, ſo werden ſie gleichfalls Gegenanzeichnungen thun, und ſich nicht abſchrecken laſſen.

Rotterdam. Sie ſehen die Konkluſion als formwidrig an und behalten ſich eine Anzeichnung vor.

Gorinchem. Wofern ſo konkludirt wird, proteſtiren ſie.

Schiedam. Wenn per plura konkludirt wird, werden ſie es anſehen, doch Anzeichnung thun.

Schoonhoven. Wenn gegen die Konkluſion proteſtirt wird, werden ſie Gegenanzeichnung thun.

Brielle. Vt ſupra.

Alkmaar. Wenn eine mit dem Beſchluſſe ihres Rathes ſtreitige Reſolution genommen wird, ſo werden ſie, ihrem Auftrag zu folge, jenen einrücken,*) und ſich gegen die Konkluſion per plura Anzeichnung reſerviren.

Hoorn. Sie reſerviren ſich Gegenanzeichnungen.

Enkhuizen. Vt ſupra.

Da der Herr van Noordwyk dieſen Tag zur Beendigung des Geſchäftes feſtgeſetzt, ſo muß er auf dieſe Weiſe konkludiren. Die Ritterſchaft behält ſich Anzeichnung vor; will ſie lieber nicht thun, aber wegen der Proteſtationen u. ſ. w.

E.

Extrakt aus dem Regiſter der Reſolutionen Ihrer Hochmögenden, der Herren Generalſtaaten der vereinigten Niederlande.

Veneris, am 16ten November 1781.

Herr Pagniet, in der Verſammlung präſidirend, hat Ihro Hochmögenden vorgetragen und bekannt gemacht, daß der Herzog von Braunſchweig dieſen Morgen bey ihm geweſen und ihm geſagt: er habe, zur Wegräumung aller Misverſtändniſſe, welche ſelbſt bey einigen Mitgliedern der Regierung in den verſchiedenen Provinzen Statt zu finden ſchienen, rath-

---

*) In das Protokoll nehmlich. Anm. d. Ueb.

rathſam gefunden, im Betreff des Sinnes und wahren Endzweckes ſeiner Addreſſe an Ihro Hochmögenden folgendes zu erklären: Seine Abſicht ſey nie geweſen, bey Ihro Hochmögenden um eine gerichtliche Unterſuchung ſeiner Sache, und nachgehends um unmittelbare Satisfaktion anzuſuchen, vielweniger die hohe Souveränetät, und die ſtets von ihm reſpektirte Jurisdiktion, welche jeder der reſpektiven Provinzen ohne Zweifel zuſtehe, dadurch in Zweifel zu ziehen; er habe bloß in ſeinem Verhältniſſe als Feldmarſchall dieſes Staates, die hohe Protektion Ihrer Hochmögenden reklamiren wollen, indem dieſe ihn mit dem erwähnten, in dieſem Falle von ſeiner Perſon unzertrennlichen Charakter bekleidet; er habe daher geglaubt, dieſe auf ſeine Perſon geworfne Blame könne Höchſtdenſelben auch nicht gleichgültig ſeyn; und gewünſcht, durch Höchſtderſelben günſtige Interzeſſion, gehörigen Ortes und gehöriger Maaßen davon befreyt zu werden. Dieß ſey um ſo evidenter, da er ſogleich, nachdem Ihro Hochmögenden die Reſolution vom 2ten Julius des verwichenen Jahres genommen, am 4ten Julius darauf, dem präſidirenden Herrn mit eben ſo viel Worten deklarirt habe, daß er ſeine Klagen über dieſelbe Sache nicht

grade

grade zu vor Ihro Hochmögenden gebracht; er ſchmeichle ſich, daß dieß, mit ſeiner erſten Addreſſe verglichen, ſeine Meynung deutlich offenbare. Er habe nehmlich Ihro Hochmögenden erſuchen wollen, zu bewirken, daß er auf eine ſchickliche Art von der auf ihn geworfnen Blame befreyt werden möchte; und gebeten, Höchſtdieſelben möchten geruhen, es dahin zu dirigiren, daß er vor den Augen der ganzen Welt gerechtfertigt werde.

Nachdem hierüber deliberirt worden, iſt gut gefunden, hiemit die Herren Deputirten der verſchiednen Provinzen zu erſuchen, den Herren Staaten, ihren Prinzipalen von dem Gemeldeten Nachricht zu geben, damit bey den Deliberationen über das Schreiben des Herzogs von Braunſchweig, vom 21ſten Junius verwichenen Jahres, ſolche Rückſicht darauf genommen werden könne, als Höchſtdieſelben gut finden werden.

Akkordirt mit dem oben erwähnten Regiſter.

Ende des erſten Theiles

GEDICHTE

von

AUGUST WILHELM SCHLEGEL.

TÜBINGEN,
IN DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG
1800.

6907270*1

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

VERZEICHNISS.

Dichtersinn, Sonett. Seite 3
Sibylle. 4
Kleomenes an Chariton. 6
Die neue Sehnsucht. 9
An Bürger, Sonett. 12
Das Lieblichste, Sonett. 13
An die Rhapsodin. 14
Abendlied für die Entfernte. 16
Entsagung und Treue. 19
Der letzte Wunsch. 24
Allegorie. 27
Wiedersehn. 28
An einen Kunstrichter. 30
Die Erhörung, Romanze. 32
Gesang und Kuſs, Sonett. 34
Die verfehlte Stunde. 35

Ariadne. Seite 38
Pygmalion. 57
Prometheus. 72
Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia. 87
Die entführten Götter. 91
Arion, Romanze. 96
Lebensmelodieen. 103
Die Stunde vor dem Abschiede. 108
Die Warnung, Canzonette. 110
Nikon und Heliodora, Idylle. 115
Die Erfindung des Kusses. 119
Kampaspe. 125
Der heilige Lukas, Legende. 130
Leonardo da Vinci, Romanze. 138
Der Bund der Kirche mit den Künsten. 143

Sonette.

Geistliche Gemählde.

I. *Ave Maria.* 159
II. Christi Geburt. 160
III. Die heiligen drey Könige. 161
IV. Die heilige Familie. 162
V. Johannes in der Wüste. 163
VI. Magdalena. 164
VII. *Mater dolorosa.* 165
VIII. Die Himmelfahrt der Jungfrau. 166
IX. Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit. 167
X. Isaaks Opferung. 168
XI. Der heilige Sebastian. 169

Die Italiänischen Dichter.

I. Dante. Seite 170
II. Petrarca. 171
III. Boccaccio. 172
IV. Ariosto. 173
V. Tasso. 174
VI. Guarini. 175

Meine Wahl. 176
Sinnbilder. 177
Die furchtbare Nähe. 178
An Flemming. 179
Auf denselben. 180
Zum Andenken. 181

Gemählde.

I. Kleopatra von Guido Reni. 182
II. Leda von Michelangelo. 183
III. Io von Correggio. 184

Narcissus. 185
Salmacis. 186
An Doris. 187
Auf ein Paar schöne Arme. 188
Die Flucht der Stunden. 189
Shakspeare's Sonette und übrige Jugendgedichte. 190

Cervantes.

I. Sein Leben. 191
II. Galatea. 192
III. Das Trauerspiel Numancia. 193

IV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Seite 194
V. Don Quixote de la Mancha. 195
VI. Die Reise auf den Parnaſs. 196

Die Rivalen. 197
Das Sonett. 198
Der Reim und die Poesie. 199
Waldgespräch. 200
Die edelste Wirkung. 201
Licht und Liebe. 202
An Schelling. 203
An Friedrich Schlegel. 204
Deutung. 205
An einen Helden. 206
Die einzige Sicherheit. 207
Allgemeines Loos. 208
Unkunde. 209
Zuversicht. 210
Anhänglichkeit. 211
Dira Fides. 212
Abhängigkeit und Willkühr. 213
Das Zeitalter. 214
Die Brüder. 215
Ewige Jugend. 216

Elegieen.

Die Kunst der Griechen, an Goethe. 219
Neoptolemus an Diokles. 238

Anmerkung. Dieses Gedicht ist dem Andenken meines Bruders **Carl August Schlegel** gewidmet, der im Jahre 1782 mit einem der beyden Hanöverischen Regimenter im Dienste der Englischen Kompagnie nach Ostindien ging, und daselbst zu Madraſs am 9ten Sept. 1789 im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters starb. Er befand sich nicht in der Schlacht bey Calicut, wo sich ein Theil der Hanöverischen Truppen auszeichnete, weil er als Adjudant beym Stabe des Regiments bleiben muſste. Im J. 1786 machte er als Ingenieur mit dem Englischen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufsatz über die Festungswerke von Madraſs bekannt geworden war, eine Reise von 800 Engl. Meilen in das Innre des Landes. Im J. 1788 nahm er für sich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwey Monate hindurch Vermessungen vor. Eine groſse von ihm entworfene Karte der diesseitigen Halbinsel von Indien hat er Sr. Groſsbrittannischen Majestät übersendet. Eine hauptsächlich militärische Geographie von Indien ist noch in der Handschrift von ihm vorhanden, und jetzt im Besitze der Göttingischen Bibliothek. Von seinen durch den Tod unterbrochnen Arbeiten über das gesamte Indien ist nichts in meine Hände gelangt. — Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch Verdrieſslichkeiten verbittert, die sich erst kurz vor seinem Tode zu seiner völligen Genugthuung endigten. Hierauf beziehen sich zum Theil folgende Zeilen zu seinem Andenken von einem Ungenannten, die in den *Madraſs Courier 21th Oct.* 1789 eingerückt worden sind, und hier zum Beweise stehen mögen, daſs er sich auch unter den Ausländern Achtung zu erwerben gewuſst hat.

Shade of my Friend, if haply thou canst see
The tear, that falls in memory of thee,
Accept the tribute to thy virtues due,
To candor, worth, and all that friendship knew
Had thy frail frame been as thy spirit strong,
How blest thy ripen'd age! thy life how long!
Firm to the last amidst a baleful strife,
That robb'd thy breast of happineſs and life,
Thine was the triumph, envy's the defeat,
And the still grave the happy calm retreat. —
Unkindly pow'r of malice's tainted breath,
Whose looks are poison, and whose words are death!

GEDICHTE

von

AUGUST WILHELM SCHLEGEL.

DICHTERSINN.

SONETT.

Obschon der Jünger ungehirnte Rotte
So frech entweiht des Sängers hohes Amt,
Obschon das Volk zu schlaffem Lob' und Spotte
Manch halbverstandnes Götterlied verdammt:

Doch schwör' ich Huldigung dem Musengotte,
So wahr ein Funk' in mir vom Himmel stammt.
Oft hat mir, einsam, in der Weihung Grotte
Sein wunderbares Wort den Geist entflammt.

Ich will nicht Ruhm, ich will nicht Lorbeerkronen;
Wer nicht um ihretwillen Phöbus Kunst
Mit Liebe pflegt, erbuhlt nicht Phöbus Gunst.

Des Dichters Werk soll seinem Schöpfer lohnen.
Sein goldner Pfeil ereilet rasch das Ziel,
Und still genügt ihm seiner That Gefühl.

SIBYLLE.

Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernſt in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus Priesterin.
Oft, in stiller Nächte Hüllen,
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Vom Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schooſs bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riſs die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sausend in die öde Luft.

Die Prophetin unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.

Weisheit läſst mit sich nicht scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüste Toben
Maſs und Ordnung weggestoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

KLEOMENES AN CHARITON.

Eine blinkende Phiale,
Vollgeschöpft in Delphi's Quellenthale,
Gieb für meinen Trauten mir, Apoll!
Süſsen Lobes schäumend voll.

Süſsen Lobes, das sein Herz belebe,
Das ihm schmeichelnd um die Sinne schwebe,
Süſsen Lobes, wie Apoll es giebt,
Ist er werth, den meine Seele liebt;

Dem ich schon mit Sehnsucht angehangen,
Eh mein Arm ihn noch umfangen,
Eh mein Mund den Gruſs ihm bot:
Dein und treu bis in den Tod!

Eh noch milde, wie des Westes Fächeln,
Mir entgegen kam sein Lächeln;
Eh sein Blick voll Seelenglut
Brüderlich auf meinem Blick geruht.

Götterliebling! alle Charitinnen
Leiten dich bey jeglichem Beginnen;
Dich erzog mit mütterlichem Sinn
Suada selbst, die Herzenslenkerin;

Lehrte dich das zauberische Flüstern,
Welches kühner Liebe heischt,
Mit der Schüchternheit verschwistern,
Die der Spröden Hochmuth täuscht.

Ja, noch darfst du mit der Weisheit hadern,
Muth der Jugend schwillt in deinen Adern,
Deiner Scheitel ziemt ein Rosenkranz,
Und die Horen laden dich zum Tanz.

Lausche noch, in Paphos Myrtenlauben,
Dem Gegirr von Venus Tauben!
Irre, frey von Zwang und Band,
Durch des Reizes und der Anmuth Land!

Mag doch manche flatterhaft dich schelten:
Welcher Zauber fesselt das Gefühl?
Amors Macht beherrscht die Welten,
Und verliebte Schwüre sind ihm Spiel.

Freundschaft nur entzündet reines Feuer,
Ewig wie der Vesta Glut:
Hüllet nicht, besorgt vor Wankelmuth,
Liebe sich so gern in ihren Schleyer?

Kennst du das Gestirn der Tyndariden?
Längst schon ruht das Heldenpaar in Frieden,
Aber ihren nie zertrennten Bund
Macht der Himmel selbst noch kund.

Dieſs Gestirn soll unsre Bahn erhellen,
Unser Führer seyn durch Stürm' und Wellen,
Unsre Lust in linder Sommernacht,
Wenn es hell am blauen Himmel lacht.

DIE NEUE SEHNSUCHT.

Hebst du wieder an zu streben,
Wunsch der Lieb' in meiner Brust?
Wie die Wellen sanft sich kräuseln,
Wenn am See die Lüfte säuseln,
Wie sie ums Gestade weben,
Also schmeichelt meiner Brust
Neue Sehnsucht, neue Lust.

Schmeichelt nur, ihr Wind' und Wellen!
Eure Tück' ist mir bewuſst.
Wiſst so kühl heran zu schwellen,
Wiſst so lieblich einzuladen,
Sich in eurem Schooſs zu baden:
Doch mit Kummer und Verlust
Lohnt ihr die bethörte Brust.

Einmal habt ihr mich belogen,
Schmeichellüfte, Silbersee!
Lüstern sprang ich vom Gestade,
Tauchte Stirn und Brust in Wogen;
Fortgewiegt im lauen Bade,
Sah ich rings nur glatten See,
Obenher azurne Höh.

Ach, die blaue Höh ward düster,
Wild der Wasserwogen Scherz,
Sausen ward des Winds Geflüster.
Zwischen Strudeln, zwischen Klippen,
Klagt' ich mit erblaſsten Lippen,
Rief nach Rettung, und mein Herz
Fluchte nun auf Bad und Scherz.

Doch durch Aufruhr und Getümmel,
Nacht und Grausen, fern und nah,
Zog zu des Gestades Schilfe
Mich zurück der Götter Hülfe.
Sieh, da lächelte der Himmel!
Leise Lüfte, fern und nah!
Spiegelflut, wohin ich sah!

Und ich seufzte Dank den Rettern,
Schaute matt zur Himmelshöh.
Aber bald, entbrannt im Grimme,
Schwur ich, sang's mit rascher Stimme:
Nichts bey Menschen, nichts bey Göttern,
In der Tief' und auf der Höh,
Sey so falsch wie dieser See.

Fühllos schlanget zwar ihr Wellen
Meines Liedes Pfeil hinab.
Aber will, bey eurem Schwellen,
Nun mein Herz sich lüstern regen,
Donnert euch mein Schwur entgegen;
Schelt' ich vom Gestad' herab:
Glatter Abgrund! lächelnd Grab!

AN BÜRGER.

SONETT.

Süſser Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Odem webt,
Muſs Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir, da hinauf zu schauen,
Wo der Feyertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradieses-Auen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bey Laura deine Molly wohnt,
Hören beyde, zart wie Tauben girren,
Durch die Amarantenlaub' ihn irren.

DAS LIEBLICHSTE.

SONETT.

Sanft entschlummert sichs an moos'gen Klippen
Bey der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wann Glut das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines ist mir noch bewuſst,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab: die Wonne milder Thränen;

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

AN DIE RHAPSODIN.

Kunstlos, ohne Müh und Streben,
Giebst du dem Gedichte Leben,
Giebst ihm zarten Hauch und Ton.
Hat das Lied, das ich ersonnen,
Deine schöne Gunst gewonnen:
O gewähr ihm diesen Lohn!

Daſs zu höherem Gehalte
Der Gedanke sich entfalte,
Brauchts nur deinen Zauberblick.
Die Gefühle schweben milder,
Freundlicher begränzt die Bilder,
Mir in Sinn und Geist zurück.

Wie der Silberquelle Rauschen
Hör' ichs mit entzücktem Lauschen,
Wenn sich deine Stimm' ergieſst,
Wenn ein Abbild meiner Seele,
Neugeschaffen, ohne Fehle,
Auf den glatten Wellen flieſst.

In Narcissus Wahn versunken
Könnt' ich ewig schauen, trunken
Auf die Quelle hingeneigt.
Doch zu tiefern Huldigungen
Fühlt sich schnell das Herz gedrungen,
Wenn die Nymphe selbst sich zeigt.

ABENDLIED

FÜR DIE ENTFERNTE.

Hinaus, mein Blick! hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenstrahl
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen.
O sag mir, Ahndung, bist du wahr?
Bist du ein eitles Wähnen?

Wird einst mein Aug' in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir sel'ge Ruh umfächeln?

Und rief' auch die Vernunft mir zu:
Du muſst der Ahndung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Gestirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt empor getragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann du Menschenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaſst's die Gegenwart,
Und dünkt sich reich an Habe.
Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

Und wär in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erstorben,
Dieſs Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr' ich ein, so werd' ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

ENTSAGUNG UND TREUE.

Die Jugend flieht, die Hoffnung ist zerronnen,
Des Lebens Blüthen fallen welkend ab,
Und unerreichbar fern sind meine Wonnen,
Und stumm und einsam bin ich wie ein Grab.
Im ganzen weiten Reich der Wesen
Hast du allein die Zaubermacht,
Mich von dem Gram zu lösen,
Der jeden Trost verlacht.

Und ach! ich muſs vor deinem Willen schweigen:
Was er verhängt, wird hoch von mir geehrt.
Was hülf' es auch zu reden? Ihn zu beugen?
So kühner Wahn hat nimmer mich bethört.
Du kennst das höchste Ziel des Lebens,
Und zeichnest deine Bahn dir vor.
Mein Flehen schlug vergebens
Voll Inbrunst an dein Ohr.

Zwar gingest du nicht taub vor mir vorüber,
Du bist ein Weib, und Weichheit ist dein Stolz.
Mein Busen bebte mir in jeder Fiber,
Als nun dein Blick um mich in Thränen schmolz.
Den süſsen Thau der holden Augen
Verschlang mein Herz, wie dürres Land.
Weh mir! ihn einzusaugen,
Das nährte nur den Brand.

Ich kämpfte mich empor und wollte flüchten;
Ich stieſs die dargebotne Hand zurück.
O zürne mir, sonst wirst du mich vernichten,
Mich peinigt dieser göttlich milde Blick.
Wars Frevel, daſs ich so entglühte?
O du bist edel! gieb mich los!
Laſs ab mit deiner Güte!
Wo nicht: sey minder groſs!

So rief ich aus. Was half mein Widerstreben?
Ich fühlte mich von unsichtbarer Kraft,
Vom Schicksal selbst in deine Hand gegeben,
Die, was sie will, aus meinem Wesen schafft.

Ich klage nicht; ich will es tragen.
Dank dir! Mich adelt dieses Leid.
Gestählt durch mein Entsagen
Besteh' ich jeden Streit.

Der Jugend Flur voll heller Gaukelszenen,
Der Wünsch' und Träume lächelndes Revier,
Wohin ich sonst mit hoffnungsvollem Sehnen
Mich oft verirrt, liegt öde hinter mir.
Gleichgültig steh' ich im Getümmel,
Das nach Genuſs sich drängt; für mich
Wär auch der Sel'gen Himmel
Ein Chaos ohne dich.

Das Glück ist arm; ich spotte seiner Gaben.
In mir ist mehr, als es mir bieten kann.
Ich habe das, und werd' es ewig haben,
Was ich von dir durch heiſse Qual gewann.
Dein Bild hab' ich dir abgedrungen,
Und innig in mein Selbst verwebt,
Mit Liebeskraft umschlungen,
Durch Liebeskraft belebt.

Mir hallen in der Seele tiefsten Tiefen
Die Melodieen deiner Worte nach;
Da werden tausend Kräfte, welche schliefen,
Bey dem geheimniſsvollen Rufe wach.
Erschaffen wird in mir ein Wille,
Zu hohen Thaten stark und frey,
Und deiner Tugend Fülle
Gebiert mein Innres neu.

Ich kanns nicht bergen, nicht mein Herz belügen,
Und träfe mich auch dein gerechter Spott;
Dich zu erreichen, dich zu überfliegen,
In dem Gedanken schwärm' ich mich zum Gott.
Du kannst nicht diesen Trotz verdammen,
Und siegt' ich auch, dein wär der Ruhm:
Ich stahl ja diese Flammen
Aus deinem Heiligthum.

Doch sollt' ich nie es fesseln und umschlingen,
Das überirdisch lockende Phantom;
Wär ich verdammt, umsonst dir nachzuringen,
Gewirbelt von des Wankelmuthes Strom:

So möcht' ich meinen Geist verhauchen,
Den Hasser dieses Sonnenlichts,
Und mich hinunter tauchen
Ins öde kalte Nichts.

DER LETZTE WUNSCH.

O ich weiſs, beschränkt und nichtig
Ist des Menschen Seyn und Thun;
Und wir schweifen in der Irre,
Und wir finden im Gewirre
Keine Stät', um auszuruhn.

Traum nur bist auch du und Schatten,
Traum vom Schatten, süſses Weib!
Deine Leiden, deine Wonnen,
Wasserblasen gleich zerronnen,
Sind des Schicksals Zeitvertreib.

Aber sprich: sind unsre Herzen
Auch der Zeit, des Zufalls Spott?
Schwillt mein Busen nicht mit Beben
Mir von selbstgeschaffnem Leben?
Bin ich mir nicht selbst ein Gott?

Freilich wärs ein Spiel den Göttern;
Dieſs, was allen Gram mir lohnt,
Was mich trotzen heiſst den Wettern,
Mit dem Herzen zu zerschmettern,
Wo es stolz und muthig wohnt.

Doch so lang' es pocht, soll ringen
Nach dem Höchsten jeder Schlag.
Meinen heil'gen Kranz entblättern,
Meine Göttin mir entgöttern,
Welche Macht, die das vermag?

Sind dieſs Wirbel rascher Flammen?
Taumel wilder Leidenschaft?
Nein, ich fühl' in diesem Streben
Inniges, geheimes Leben,
Seelenwürd' und Licht und Kraft.

Könnte je die Glut erlöschen,
Die auf deinem Altar flammt,
Göttin, o! so laſs mich sterben,
Laſs mich süſsen Tod erwerben,
Eh das Schicksal mich verdammt;

Mich verdammt zu ödem Leben,
Das dem Tode langsam weicht,
Freudenleer, in dumpfem Kummer,
Während sich des Grabes Schlummer
Kalt durch Mark und Nerven schleicht

Laſs vom Daseyn mich genesen,
Sanftes Weib, an deiner Brust.
Wuth und Wonne wird mein Wesen
Auf im letzten Kusse lösen.
Ha! willkommen, Todeslust!

ALLEGORIE.

Am freyen Hügel hebt ein Tempel sich
Mit schlanken Säulen freudig himmelan,
Geweiht von seiner blühnden Priesterin,
Die selbst mit Lieb' und zartem Bildnergeiste
Dieſs Denkmal ihren Göttern ausersann.
Der Grund erbebt, und öffnet sich, und schlingt
Des Daches Stützen halb hinab, den Bau
Mit wüster Willkühr durch einander werfend.
Die Priesterin entsetzt sich nicht; sie bleibt:
Es wohnt forthin nun keine Gottheit dort,
Sie selber wird des stillen Ortes Göttin,
Und Rosenbüsche keimen aus den Spalten
Des Marmors auf; die pflegt die Priesterin.
Da naht ein lebensmüder Wanderer
Sich ehrfurchtsvoll, sie reicht ihm eine Rose,
In deren frischem Duft ihm Ahndungsschauer
Entgegen säuseln. —
O Göttin, du! ich sah den Tempel nicht,
Er muſste schön und wunderherrlich glänzen,
Allein die Trümmern schatten doppelt heilig
Und doppelt liebevoll. —

WIEDERSEHN.

Der Frühlingssonne holdes Lächeln
Ist meiner Hoffnung Morgenroth;
Mir flüstert in des Westes Fächeln
Der Freude leises Aufgebot.
Ich komm', und über Thal und Hügel,
O süſse Wonnegeberin,
Schwebt, auf des Liedes raschem Flügel,
Der Gruſs der Liebe zu dir hin.

Der Gruſs der Liebe von dem Treuen,
Der ohne Gegenliebe schwur,
Dir ewig Huldigung zu weihen
Wie der allwaltenden Natur;
Der stets, wie nach dem Angelsterne
Der Schiffer, einsam blickt und lauscht,
Ob nicht zu ihm in Nacht und Ferne
Des Sternes Klang hernieder rauscht.

Heil mir! ich athme kühnes Sehnen,
Und athm' es bald an deiner Brust,
Und saug' es ein mit deinen Tönen,
Im Pulsschlag namenloser Lust.
Du lächelst, wenn mein Herz, umfangen
Von deiner Näh, dann wilder strebt,
Indeſs das selige Verlangen
Der Güt' um deine Lippe schwebt.

Du liebst mich, göttlich hohes Wesen!
Du liebst mich, sanftes, zartes Weib!
Es gnügt. Ich fühle mich genesen,
Und Lebensfüll' an Seel' und Leib.
Nein, noch mit dem Geschick zu hadern,
Das schnell mich wieder von dir reiſst,
Verschmäht mein Blut, das durch die Adern
Mit stolzen leichten Wellen kreist.

AN EINEN KUNSTRICHTER.

Ward Kraft und Genius dir angebohren,
Und modelst doch an dir mit feiger Qual?
Aus deinem Innern nimm dein Ideal,
Sonst geht dein Selbst an einen Traum verlohren.
Den Geist des Dichters adelt die Natur.
Bist du's, so hemme nichts, was in dir wogt und lodert;
Stell's dar, und wandle kühn auch auſser Bahn und Spur.
Doch wenn die Kunst Vollendung fodert,
So gieb sie auf: die ziemt den Göttern nur.
Natur ist eins und alles. Du erkennest
Die Himmlische nur träumend; darum wähnt
Dein grübelnder Verstand, daſs du ihr Werk verschönt
Im Werke deines Hirnes spiegeln könnest.
Durchforsch in stiller Einfalt dieses All;
Durchforsche, meistre nicht, und faſs in deinen Busen
Der Dinge reines Bild. Die göttlichste der Musen
Ist Wahrheit: ohne sie ist dein Gedicht nur Schall.

Die Rede gab uns eine weise Güte
Zum Band der Liebe; Mittheilung im Schmerz,
Und Mittheilung in Freude heischt das Herz,
Und holde Poesie ist Duft der Red' und Blüthe.
Wer tiefes, eignes Leben in sich trägt,
Der athm' es aus, und frage keinen Richter,
Und wisse dann, er sey's, nicht der sey Dichter,
Deſs weiser Kopf Gefühle miſst und wägt.

DIE ERHÖRUNG.

ROMANZE.

Schöne Fatme! schöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen sieben Mandelbäume:
Willst du nicht der Blüthen warten?

In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willst du kommen, willst du lauschen,
Wie die süſsen Lieder hallen?

In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Wasserquelle:
Willst die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen kühl und helle?

Schon so viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommst nicht an dein Fenster,
Giebst mir weder Gruſs noch Rede.

Sieh, ich weiſs die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bey dem Dornenhügel
Überklettr' ich leicht die Mauer. —

Böser Sänger! böser Sänger!
Störst mich so in meinem Schlafe.
Leise! leise! daſs die Mutter
Nicht erwach' und mich bestrafe.

Böser Sänger! böser Sänger!
Muſs ich so hinunter schleichen,
Muſs den Thau mit zarten Füſsen,
Armes Kind! vom Rasen streichen.

Nur behutsam, guter Abdul,
Nur behutsam spring die Mauer!
Wenn du fällst und dich verwundest,
Ach, du giebst mir Noth und Trauer!

GESANG UND KUSS.

SONETT.

Wenn fremde Blicke wachsam uns umgeben,
Und unsre tieſe Sehnsucht, ungestillt,
Sich in der Heiterkeit Gebehrde hüllt,
Und leise kaum den Busen wagt zu heben:

Dann ist nur eins, o mein geliebtes Leben!
Was mein Gemüth mit Wonn' und Ahndung füllt:
Die Melodie, so deinem Mund' entquillt,
Der seelenvollen Töne ſanftes Schweben.

Wie Liebesodem fühl' ich den Gesang
Auf diesen Lippen, die vergebens glühen;
Zum Kusse wird mir jeder zarte Klang.

Und nenne dieſs nicht eitle Fantasieen.
Vernehm' ich nicht im schweigenden Umfang
Auch deines Herzens schöne Harmonieen?

DIE VERFEHLTE STUNDE.

Qual des ungestillten Sehnen,
Pocht mir in empörter Brust.
Liebe, die mir Seel' und Sinnen
Schmeichelnd wuſste zu gewinnen,
Wiegt dein zauberisches Wähnen
Nur in Träume kurzer Lust,
Und erweckt zu Thränen?
Süſs berauscht in Thränen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen!

Ach, ich gab ihm keine Kunde,
Wuſst' es selber nicht zuvor;
Und nun beb' ich so beklommen:
Wird der Traute, wird er kommen?
Still und günstig ist die Stunde,
Nirgends droht ein horchend Ohr
Dem geheimen Bunde.
Treu im sel'gen Bunde
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

Hör ich leise Tritte rauschen,
Denk' ich: ah, da ist er schon!
Ahndung hat ihm wohl verkündet,
Daſs die schöne Zeit sich findet,
Wonn' um Wonne frey zu tauschen. —
Doch sie ist schon halb entflohn
Bey vergebnem Lauschen.
Mit entzücktem Lauschen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

Täuschen wird vielleicht mein Sehnen,
Hofft' ich, des Gesanges Lust.
Ungestümer Wünsche Glühen
Lindern ſanfte Melodieen. —
Doch das Lied enthob mit Stöhnen
Tief erathmend sich der Brust,
Und erstarb in Thränen.
Süſs berauscht in Thränen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestricht,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

ARIADNE.

Hell gebadet in den blauen Wogen,
Schwebt der herrlichste vom Sternenchor,
Schwebt der Tagverkündiger empor,
Seine Stirn von goldnem Haar umflogen.
Auf die Inseln im Aegäer Meer
Lacht aus Osten Titan lieblich her,
Und entküſst den Thau mit warmen Lippen
Paros weiſsen Marmorklippen.

Seht, ein Schiff mit stolzen Schwanenflügeln,
Ausgespannt am frischen Morgenwind,
Gleitet flüchtig durch das Labyrinth
Grüner Ufer, die im Meer sich spiegeln.
Dort von Naxos kommt es hergeflohn,
Und begrüſst dich, stille Delos, schon;
Fröhlich weiht der Schiffer laute Menge
Deinem Gotte Preisgesänge.

Eine Grotte liegt an Naxos Hafen,
So bequem vom Felsenwall verschanzt,
So mit braunen Ulmen rund umpflanzt,
Daſs sich Stürme lieſsen da verschlafen.
In der Grotte ruht ein süſses Kind,
Schön, wie Nymphen und Dryaden sind;
Ruht noch, da des Morgens helle Stunden
Alles schon vom Schlaf entbunden.

Ihre Wang' umspielt in zarten Flechten
Goldnes Haar, vom Purpurnetze los,
Ihre Linke sinkt hinab zum Schooſs,
Und der Nacken ruhet auf der Rechten.
Würze haucht ihr halbgeschloſsner Mund,
Und sein Lächeln thut verstohlen kund,
Wie sie gestern, von Entzücken trunken,
Auf der Liebe Bett gesunken.

Und wer ist die Tochter sanfter Freude,
Die auf weichem Liebeslager ruht?
Es ist Minos königliches Blut,
Seines Hofes köstlichstes Geschmeide.

Liebe zog aus heimischem Palast
Sie zur See mit einem fremden Gast,
Der, als könnten sie Verderben drohen,
Ihren Armen schlau entflohen.

Jetzt erwacht sie, weiſs noch nichts von Harme,
Giebt nur Ahndungen der Wonne Raum,
Und erstreckt, noch halb im süſsen Traum,
Nach dem Freund die liebevollen Arme.
Doch zu spät! sie fühlt die Stelle leer,
Sucht, und findet keinen Theseus mehr.
Schrecken jagt den Schlaf ihr aus den Gliedern,
Reiſst ihn von den Augenliedern.

Rasch im Sprunge rafft sie sich vom Bette.
Und ihr Blick durchsucht der Höhle Schooſs.
Theseus! ach, vielleicht zum Scherze bloſs
Flohest du von meiner Schlummerstätte?
Theseus! ruft sie, aber ohne Frucht;
Nur der Nachhall aus der Felsenbucht
Seufzet, da sie angstvoll horcht, der Armen
Theseus! zu, wie aus Erbarmen.

Losgegürtet, alles Schmucks entladen,
Nackten Fuſses, läuft sie ohne Sinn,
Irrt am Strande zwischen Dornen hin,
Scheuet nicht den Triebsand zu durchwaden.
Nun erklimmet sie die steilste Höh,
Vor ihr liegt die unbegränzte See:
Rings, so weit ein Auge spähen konnte,
Spähet sie am Horizonte.

Und sie sieht in den azurnen Fernen
Noch des Schiffes Segel, an der Luft
Wallend, und im feuchten Morgenduft
Halb verschwindend, gleich umwölkten Sternen.
Theseus, rudre wieder an den Strand!
Sieh, dein Schiff ist noch nicht voll bemannt:
O wie hast du die nicht mitgezählet,
Die du dir, die dich erwählet?

Willst du ohne sie die Flut durchmessen,
Die dir Rettung, Lieb' und alles bot?
Jener Tag des Kampfes und der Noth,
Und dein Schwur, ist alles schon vergessen?

Arger Flüchtling! listiger Barbar!
Fluch sey dir und deiner Räuberschaar!
Darum nur entlocktest du, Verräther,
Mich den Sitzen meiner Väter?

Kaum noch rief sie so, da schwand im Meere
Mit dem Schiff die letzte Hoffnung hin.
Nun erst wog ihr übermannter Sinn
Ruhig ihres Elends ganze Schwere.
Matt und stumm gelehnt an einen Stein,
Scheint sie selbst ein Marmorbild zu seyn,
Bis die bange Seele zu entladen
Thränen ihr die Augen baden;

Bis sie leise stöhnend ihre Klagen
In die Winde lispelt: Wehe mir!
Ausgeworfen auf dieſs Eiland hier,
Einsam, hülflos, soll ich nicht verzagen?
Wehe mir! so weit mein Auge schaut,
Ist die Insel öd' und unbebaut,
Nirgends seh' ich Rauch aus fernen Hütten,
Nirgends Spur von Menschentritten.

Keine Gärten seh' ich, keine Felder,
Keine Frucht, die Nahrung mir verspricht.
Um die hohen Felsenscheitel flicht
Sich allein das Schwarz der Tannenwälder.
Horch, wie fürchterlich der Waldstrom braust!
Und, wer weiſs, wie manches Raubthier haust,
Schon mich witternd, und erhitzt auf Würgen,
Rings in Thälern und Gebirgen.

Goldne Sonne! goldner Tag des Lebens!
Labst du mich zum letztenmale schon?
Gute Götter, gilt vor eurem Thron
Kein Erbarmen? Alles Flehn vergebens?
Muſs ich, ohne Trösterin und Freund,
Ohn' ein Auge, das mich sanft beweint,
Ohne Hände, die mich fromm bestatten,
Wandeln zu des Orkus Schatten?

Fluten bannen mich von deinen Gränzen
Kreta, süſses Land, das mich gebahr!
Wo ich sonst der Mädchen frohe Schaar
Angeführt bey Spiel, Gesang und Tänzen.

Aber liehe mir auch Daedalus
Seine Flügel, könnte mich mein Fuſs
Leicht und sicher über Meere tragen,
Dennoch müſst' ich dir entsagen.

Denn, wie könnt' ich wohl vor Minos Grimme,
Vor den Wolken seiner Stirn bestehn?
Hab' ich nicht ihn richtend sitzen sehn,
Und gebebt beym Schelten seiner Stimme?
Ich verschwur um Liebe Sitt' und Recht,
Schändete mein göttliches Geschlecht,
Schonte nichts im Himmel und auf Erden,
Eines Sklaven Weib zu werden.

Eines Sklaven, den sein Loos zur Speise
Einem Ungeheuer übergab;
Der geworfen war, wie in ein Grab,
In des Labyrinths verborgne Kreise;
Den mein Wort Erhörung hoffen hieſs,
Als ihn Heil und Hoffnung schon verlieſs,
Dem ich mich, zur Rückkehr von den Todten,
Kühn zur Führerin geboten.

Damals klang, um meinen Sinn zu weiden,
Seine Schmeichelrede süſs und schön:
Komm und sey Gebietrin von Athen!
Wähle mich zum Diener deiner Freuden!
Sieh, es soll ein goldnes Brautgemach
Unter Aegeus väterlichem Dach,
Längst geweiht zur Freude, dich empfangen,
Stolz mit seinem Kleinod prangen.

Aber treulos nun und ohn' Erbarmen
Giebt er mir den bittern Tod zum Lohn,
Und verspottet wohl mich Arme schon
Hoch beglückt in einer Andern Armen.
Allzugrausam, Theseus, warst du mir;
Mag es seyn, daſs Ariadne dir
Unwerth schien, um deine Hand zu werben:
Muſs sie darum schmählich sterben?

Zwar zum Königsdiadem gebohren,
Und erzogen unter Lust und Pracht,
Hätt' ich doch, statt meiner stolzen Tracht,
Einer Sklavin Hülle mir erkohren.

Jenem Weibe, das dein Herz besitzt,
Hätten diese Hände wohl genützt,
Hätten, ihren schönen Leib zu pflegen,
Ihr Gewänder sticken mögen.

Ariadne! ach, du bist gefallen,
Bist in Schmach gesunken! wehe dir!
Du, vordem des Mutterlandes Zier,
Hoch und herrlich vor den Mädchen allen!
Schwestern! nie erfahrt, was ich erfuhr:
Daſs euch trüg' ein leicht verwehter Schwur,
Amors Fackel Hymens Fest verkünde,
Und den Scheiterhaufen zünde.

Also klagte die verlaſsne Schöne;
Die durchbohrte, liebekranke Brust
Hing am Schatten der verlohrnen Lust,
Und in Seufzer schmolzen alle Töne.
So erweicht, ihr Götter, euch kein Flehn?
Soll sie hier am öden Strand vergehn?
Soll sie, weggerissen von der Erden,
Spiel der Wind' und Wellen werden?

Sieh, schon jaget mit verhängtem Zügel
Phöbus nah am Ziele seiner Bahn;
Dunkler strecken auf den Wiesenplan
Schatten sich von leicht bebüschten Hügeln.
Ariadne kennt nicht Rast noch Ruh,
Jetzo eilt sie dem Gestade zu,
Jetzt verbirgt sie sich mit trüber Seele
In den Grund der Felsenhöhle.

Aber horch! von was für lauten Stimmen
Wird die Klage plötzlich überschallt?
Voll Getümmels wird der nahe Wald,
Alles scheint in neuem Glanz zu schwimmen.
Bacchus lenkt heran sein Tigerpaar,
Bacchus naht, umringt von seiner Schaar:
Eines Pardels Fell um seine Lenden,
Einen Thyrsus in den Händen.

Bacchus liebt in öden Waldrevieren,
Liebt auf Klippeninseln, dort und da,
Thasos, Chios und Ortygia,
Seine wilden Reigen aufzuführen.

Das Gebirg, von Ulmen überschirmt,
Das sich hoch auf Naxos Mitte thürmt,
Bot ihm heute, bey des Tages Schwüle,
Seinen Schooſs voll Ruh und Kühle.

Jetzo, bey des Abends milderm Strahle
Hatt' er mit erhöhter Jugendkraft
Sich vom Rasenbett emporgeraſſt,
Und den Zug hinabgewandt zum Thale,
Wo er oft am Wiesenborn die Nacht
Bey dem Fest der Trauben durchgewacht,
Wo er oft, wenn schon der Morgen glänzte,
Den Pokal mit Schaum bekränzte.

Als er nun das schöne Weib in Trauer
Hier an diesem wüsten Ort erblickt,
Hält er plötzlich still, und schaut entzückt,
Und sein Herz erbebt in süſsem Schauer.
Schau, Silen! erkennst du die Gestalt,
Welche dort mit leichtem Tritte wallt,
Jene dort im flatternden Gewande,
An dem Flutumrauschten Strande?

Wuchs und Gröſse, wie voll Würd' und Adel!
Wie viel Reiz um Nacken, Brust und Leib!
Sahest du auf Erden je ein Weib,
So wie diese sonder Fehl und Tadel?
Ha, fürwahr! das sag' ich ohne Spott:
Schöner ging mit ihrem lahmen Gott
Selbst Cythere nicht zur Hochzeitkammer. —
Doch sie scheint voll Weh und Jammer.

Sieh, als ob mit ihr der Himmel zürne,
Wendet flehend sich ihr Aug' empor,
Und es wölkt sich, wie ein düstrer Flor,
Sorg' und Leid um ihre blasse Stirne.
Ach, es schleuderte vielleicht ihr Schiff
Sturm und Brandung an das Felsenriff,
Und sie hat, dem wilden Meer entronnen,
Einsam diesen Strand gewonnen.

Nein, noch soll ihr Leben nicht den Adern,
Nicht der Odem ihrem Mund entfliehn!
Sie der Macht des Hades zu entziehn,
Wollt' ich selbst mit dem Verhängniſs hadern.

Und schon eil' ich zu der Dulderin,
Schenk' ihr Trost und neubelebten Sinn,
Bringe nach dem Sturm ihr Frühlingswetter,
Bringe mich ihr zum Erretter!

Aber keiner folge meinem Schritte
Von euch Satyrn und Thyaden nach!
Bleibet hier und kühlt an diesem Bach
Eure Becher nach gewohnter Sitte.
Schrecken sollt ihr nicht mit tollem Schwarm
Die Verlaſsne dort in ihrem Harm;
Sollet ihre Klag', ihr leises Stöhnen
Nicht durch euren Jubel höhnen.

Bacchus sprachs und schwang sich leicht vom Wagen,
Ging und stand nun, Ariadnen nah,
Wie ein milder Friedensherold da,
Hülfe, Schutz und Heil ihr anzutragen.
Staunend sah sie ihn, ihr scheuer Blick
Wich vor seinem Götterglanz zurück,
Und ſie fiel mit sittsamen Gebehrden
Bebend vor ihm hin zur Erden.

Doch es tönte von des Jünglings Lippen
Diese Rede sanft und traulich ihr:
Welche Stürme, Holde, sage mir!
Warfen dich an dieses Eilands Klippen?
Sey getrost! bald sollst du doppelt schön
Das verlohrne Land der Heimath sehn,
Bald des theuren Vaters Hals umfangen,
Und am Kuſs der Mutter hangen. —

„Ach, auf ewig ist für mich verlohren
Wiederkehr, Geschlecht und Vaterland!
Aller Zorn ist gegen mich entbrannt,
Und zum Elend bin ich auserkohren.“
Wie, so wars kein Sturm, der dich verschlug? —
„Nein, es war der Menschen Haſs und Trug.“
Wer, o wer kann so viel Schönheit hassen,
Kann so grausam sie verlassen? —

„Laſs mein Leiden, weil von ihm der Willen
Und die Macht von keinem Gott mich löst,
Weil mein Herz doch nimmermehr genest,
In verschwiegner Seele mich verhüllen.“

Nein, du Holde! kommt auch Trost und Rath
Allzuspät nach schon geschehner That,
O so mags den kranken Geist doch weiden,
Auszuströmen seine Leiden!

Also sprach er, und des Gottes Bitten
Schlichen zauberisch sich in ihr Ohr,
Lockten ihr Geständnisse hervor,
Gegen die noch Scham und Wehmuth stritten.
Halb errathen lieſs ihn ihr Geschick
Ihr gebrochner Ton, ihr matter Blick;
Unter Seufzern, Zeugen ihrer Schmerzen,
Quoll die Red' aus ihrem Herzen.

O des Argen! so dich zu verlassen!
Bacchus rieſs, und hielt vor Zorn sich kaum;
Mag er fliehn bis an der Erde Saum,
Meine Rache soll ihn dennoch fassen.
Aber nun, o Nymphe, schone dein!
Er vergaſs dich: so vergiſs auch sein!
Laſs mich dir den süſsen Becher mischen,
Und dein mattes Herz erfrischen.

Sprachs und bot ihr dar vom Saſt der Traube.
Längst durchlief ihn schon geheime Glut,
Seine Schläſe schwellte reges Blut
Unter krausem kühlem Rebenlaube.
Funken blitzten aus den Augen ihm,
Mit des heiſsen Durstes Ungestüm
Lüsterte den schönen Götterknaben
Nach der Liebe süſsen Gaben.

Und schon hielt sein Arm sie fest umschlungen,
Und im Kusse, voll verwegner Lust,
Haucht er Flammen in die junge Brust,
Die noch kaum mit Qual und Angst gerungen.
Was sie jüngst des Aegeus Sohn erlaubt,
Ward ihr leicht von einem Gott geraubt:
Einmal schon verstrickt in Amors Bande,
War sie schwach zum Widerstande.

Während Bacchus ſo in stiller Grotte
Aphroditens goldne Früchte stahl,
Harrt' auf ihn am Wiesenborn im Thal
Zechend seine Weinbelaubte Rotte.

Ahndung von des Gottes hoher Lust
Hatte jetzt gewaltig jede Brust
Übermannt, sich jedes Sinns bemeistert,
Alle Zungen wild begeistert.

Evoë, du starker Nymphenzwinger!
Also scholl ihr Dithyrambus laut;
Jubel deiner göttergleichen Braut,
Und Triumph dir, groſser Thyrsusschwinger!
Hast du nicht sie glorreich unterjocht,
Daſs ihr zartes Herz voll Inbrunst pocht,
Daſs von tausend Wonnen überschüttet,
Lispelnd sie um Gnade bittet?

Doch du selbst, Gigantenüberwinder!
Gabst dem Mädchen dich entwaffnet hin.
Ha! gefesselt hat sie Kraft und Sinn
Dir, du wunderstarker Sinnenbinder!
Lechzend pflückst du, was ihr Mund dir beut,
Diese Frucht voll reiner Süſsigkeit,
Gleicht die Traub' in Chios Weingefilde,
Gleicht sie ihrem Kuſs an Milde?

Preis dem Bacchus! Tanzt im Festgetümmel,
Evoë! und schwingt den Thyrsusstab,
Tanzet Hügel auf, und Thal hinab!
Unsre Feyer schalle bis zum Himmel.
Seht, schon tanzt den hochzeitlichen Chor
Luna uns mit heller Fackel vor!
Evoë! wie an den lichten Höhen
Jauchzend sich die Sterne drehen!

So erklang an Naxos Felsgestaden
Jubel, Paukenschlag und Zymbelschall.
Nymphen wachten auf am Wasserfall,
Staunend horchten rings die Oreaden.
Fortgewirbelt von des Taumels Flut
Sprang die Mänas; voll der raschen Wuth,
Lärmend mit Krotalen und Posaunen,
Sprangen krausgelockte Faunen.

Milde duftend thaute nun der Morgen,
Schwächer blinkte der Plejaden Chor;
Ariadne wankte still hervor
Aus der Gruft, die Theseus Kampf verborgen.

Sie auf ihn nachlässig hingelehnt;
Er, durch frohen Siegerstolz verschönt,
Strebt die Wölkchen, die ihr Aug' umdüstern,
Wegzuschmeicheln, wegzuflüstern.

Ariadne! Geberin der Wonne!
Sterblichen geziemt der Kummer nur:
Aber du, bey meinem höchsten Schwur!
Sollst unsterblich glänzen wie die Sonne.
Stammst du nicht aus meines Vaters Blut?
Auf dann! komm, und hege Göttermuth!
Führen will ich dich zu Jovis Throne,
Gottheit fodern dir zum Lohne.

Dir zum Lohne will ich Gottheit fodern,
Ew'ge Schönheit, ew'gen Jugendglanz!
Deiner Scheitel halbverwelkter Kranz;
Soll zum Denkmal bey den Sternen lodern.
Also sprach er; ihn und seine Braut
Grüſsten neue Dithyramben laut.
Beyde wurden auf beschwingtem Wagen
Zum Olymp emporgetragen.

PYGMALION.

Festlich duften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos Hayn.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den Myrtumkränzten Tempel ein.
Rosig blühnde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süſs entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam, in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruſs entgegen,
Mancher Wink verhieſs ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daſs davon umstrickt ein Herz erwarme,
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren,
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.

Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süſsem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wann er erwacht.
„Götter!“ seufzt er dann, „nur Einen Funken,
„Einen Funken eurer Schöpfermacht!
„Bin ich bloſs zu eitlem Wahn gebohren?
„Meine Lieb' an einem Traum verlohren,
„Der von ihrem Odem nie beseelt
„Liebevoll sich mir vermählt?

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
„Des Olymp mit sel'ger Allgewalt?
„Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schaale
„Jugend und ambrosische Gestalt?
„Wird sie zürnend den Vermeſsnen tödten,
„Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
„Oder lächelt sie, voll Gröſs' und Huld,
„Seiner hoffnungslosen Schuld?

Göttin, deren neugebohrne Schöne
Einst das Meer in Purpurglut getaucht!
Du, die in die Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Fantasie.

Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.

Aber laſs, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüſse sie als Braut!

Also fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung auſser dir? Vergebens!
In dir flieſst die Quelle schönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug erhellt.

Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein! nicht länger will er schmachtend zagen:
Träume reifen zu Entschluſs und That.
Muthig, was er liebt, sich zu erschaffen,
Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheiſst dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.

Jener Zaubrer wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaaſs gedieh.
Gern besiegt von seines Meissels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chör;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groſs wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstrahltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

Und der Künstler wohnt' in ihrer Mitte,
Frey und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten unschuldvollen Welt,

Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber seit ein nahmenloses Sehnen,
Süſs und quälend, seine Brust entzweyt,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Lieſs er ruhn die Kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.
In der Flut begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchfloſsen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbstgenugsam, in entzückter Feyer
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leyer,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.

Und o du! süſslächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkohren,
Reiner Marmor! wirst du neu gebohren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiſse
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,
Und ihn winkt von immer süſserm Fleiſse
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm ihn leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Über ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floſs,
Kaum den Purpurkelch erschloſs.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewuſst,
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooſs und vor der zarten Brust.

Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriſs, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begränzt ihr Daseyn stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne,
Ihre halbgeschloſsne Lippe schwoll,
Süſser Tön' und Küſse voll.

Selig festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Öde sich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daſs sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in beyder Busen schlägt.

Was ersann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süſse Nahmen nannt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Myrt' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menschen Vater und der Götter
Fodert sie der reinsten Treue Lohn:

Sieh! allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frey vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herscherstab,
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daſs er zagend niedersank.

Doch ihn locken ferne Melodien
Zauberisch ins Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen
Soll sie eures Himmels Zierde seyn?
Götter! Götter! sie ist mein.

Und er fliegt hinzu und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöſs' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.

Liebe! Liebe! stammeln beyder Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verschlungen,
Hemmt ein Kuſs im schwesterlichen Flug
Mit geheimniſsvollem Zug.

PROMETHEUS.

O goldne Zeit, auf ewig hingeschwunden!
Wie süſs bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden!
Da hauchte stets des Frühlings Milde nur,
Und es gedieh (so tönt die heil'ge Sage)
Freywillig alle Füll' im Schooſs der Flur.
Noch Krankheit kannten sie, noch Furcht, noch Klage;
In süſser Ruhe, brüderlich gesellt,
Verlebten sie des gleichen Lebens Tage.
Nie alternd blühte jene frühe Welt,
Sie starben, wie dem Schlummer hingegeben,
So wie die reife Frucht vom Baume fällt.
Wo kein Gebot, war auch kein Widerstreben:
Des alten Kronos väterlichen Thron
Schien Liebe nur zu gründen und zu heben.
Viel Zeiten waren wechsellos entflohn,
Und ach! sie zählte niemand: da entflammte
Begier nach Thaten seinen kühnen Sohn.

Des Vaters Haupt vom stillen Herrscheramte
Zu bannen rang, unruhig, das Geschlecht,
Das mit dem Zeus aus Rhea's Schooſse stammte.
Doch die Titanen stehn für Kronos Recht.
So trennten sich die himmlischen Gewalten,
Und Weltverheerend tobte das Gefecht.
Daſs Licht erlosch, des Himmels Vesten hallten,
Die Erde wankt', als ob zum Tartarus
Hinab ein jäher Riſs sie sollte spalten.
Sonst ruhig in sich kreisend, schwoll der Fluſs
Okeanos aus seines Bettes Tiefen,
Und brach herein mit brausendem Erguſs.
Unendlich war ihr Kampf; vergebens riefen
Sie der Entscheidung, Kraft an Kraft gebannt,
So lang des Donnrers neue Blitze schliefen.
Kaum aber warf aus allgewalt'ger Hand
Zeus seine tausend Sturmbeschwingten Wetter,
Gekrach und Dampf und unauslöschbarn Brand:
So stürzten die Titanen, ohne Retter,
Betäubt, geblendet, in die öde Nacht,
Und Götter wurden Sieger über Götter.
Hoch thront nun im Olymp Kronions Macht,
Den Raub der Welt vertheilt er seinen Treuen,
Des bangen Erdenvolks wird nicht gedacht.

Da des Verderbens Wolken sich zerstreuen,
Und, wer entronnen, aufwacht zum Gefühl,
Erstarrt ihr Blick auf grausen Wüsteneyen.
Wo sonst des Lebens fröhliches Gewühl
Entzückend webte, wo, bethaut von Düften,
Nur Liebe flüsterte, nur Scherz und Spiel:
Da lauert jetzt in düstern Felsengrüften
Das Raubthier, einsam schallt des Hungers Schrey,
Verloren zwischen unwirthbaren Klüften.
Nichts blieb vom Fluche der Zerrüttung frey;
Das Friedlichste verwildert, blut'ge Sitte
Führt, ehern, das Gesetz der Noth herbey.
Die Furcht beherrscht des Menschen irre Tritte.
Er schmachtet durstig in des Sommers Glut,
Ihn schirmt vor Frost kein Lager, keine Hütte.
Selbst die Erinnrung vom entflohnen Gut
Erliegt des Elends lastendem Gewichte,
Kein Hoffen weckt ihm den erstorbnen Muth.
In sich verdüstert, tappt er auch im Lichte,
Als säh' er nicht; hört, ohne zu verstehn,
Gedankenlos wie wüste Traumgesichte.
Da stieg Prometheus von Olympos Höhn,
Schaut' auf den Sohn des Staubes, seufzt', und sagte:
Und sollst du so durch fremde Schuld vergehn?

Ich warnte die Titanen: doch wer fragte
Der Weisheit Rath? wer spottete nicht mein,
Als ich das Schicksal zu enthüllen wagte?
Der regen Vorsicht werd' es Macht verleihn,
Denn reifen müsse die Geburt der Zeiten;
Sie könne nicht in ſtolzer Ruh gedeihn.
So wählt' ich, ungern zwar, für Zeus zu ſtreiten.
Nur meine Mutter rettet' ich und mich,
Und half den Fall des eignen Stamms bereiten.
Dich aber, Menſch! erheb' ich über dich.
Die goldne Kindheit darf nicht wiederkehren,
Die dir im weichen Schooſs der Lust verstrich.
Drum lerne handeln, schaffen und entbehren!
Ob alles wider dich verschworen scheint,
Soll innre Kraft doch siegend dich bewehren.
Allein wer hört? wer faſst mich? Wo erscheint
Noch die Gestalt in diesem blöden Wilde,
Die Erd und Himmel schön in sich vereint?
Laſst sehn denn, wie ich schaffend neu sie bilde.
Der Mutterboden beut den Stoff mir schon,
Das Leben dann die himmlischen Gefilde.
So spricht in sich der Themis weiser Sohn,
Und geht an's Werk mit sinnender Geberde,
In reiner Flut erweichend reinen Thon.

Er formet sorgsam, daſs die Bildung werde,
Wie der Entwurf sie fodert: schon erhebt
Der neue Mensch sein Antliz von der Erde,

Voll leichter Kraft, die scheinbar ihn belebt,
Die Arme schwellt, die breite Brust ihm ründet,
Und gleichgewogen durch die Glieder strebt.

Das edle Haupt, die feste Stirn verkündet
Ein Wesen, wohl gefaſst auf Freud' und Leid,
Kühn, lebensfroh, und in sich selbst gegründet.

Der Bildner blickt mit stille Gnügsamkeit
Auf dieſs Geschöpf, aus seinem Geist entsprungen,
Worin sein eignes Daseyn sich erneut.

Noch prüft er ernst, ob jeder Theil gelungen,
Dann säumt er nicht. Es hatte jetzt die Nacht
Die Sternenhüll' um Land und Meer geschwungen,

Kein sterblich noch unsterblich Auge wacht:
Da wandelt schweigend auf des Aethers Pfaden
Der Japetid', auf schlauen Raub bedacht,

Hin zu des Osts entlegensten Gestaden,
Wo Helios ambrosisches Gespann
An goldnen Krippen steht, vom Joch entladen.

Prometheus will, was seine Kunst ersann,
Mit heil'gen Kräften paaren: dort nur glühet,
Was würdig sein Gebild beseelen kann,

Der Quell, dem alle Lebensfüll' entblühet.
Da schöpfet er, und trägt den Funken fort,
Der willig ihm auf seine Fackel sprühet.
Er eilt zurück zu dem verlaſsnen Ort;
Doch als er naht, (kaum dämmerte der Morgen)
Erwartet zürnend ihn der Themis Wort.
Noch künftiges, noch fernes bleibt verborgen
Vor ihrem Sinn; durchschaut vom Anbeginn
Hat sie des Sohnes Thun mit wachen Sorgen.
Aus Delphos Grotten tritt sie zu ihm hin,
Wo sie der Brüder Fall noch still betrauert;
Wo vor der heiligen Enthüllerin
Des Schicksals einst das Herz der Menschen schauert,
Bis Phöbos junge Kraft den Python schlägt,
Der in der Haine Graun verderbend lauert.
„Dämonischer!“ so spricht sie: „was erregt
Den frevlen Muth dir, diese Saat zu säen,
Die eine Welt Gefahren in sich trägt?
Die That ist nicht mehr dein, wann sie geschehen;
Sie strömt die Zeiten durch: die Spindel rollt,
Wie sie der Nacht uralte Töchter drehen.“
Wär' auch Mislingen aller Mühen Sold,
Erwiedert er: doch soll mich niemals reuen,
Was ich nach tiefem Forschen fest gewollt.

Kann Götter die Unsterblichkeit erfreuen,
  Die fremd vorbeyschleicht, die sie, ewig todt,
  Durch Thaten nie zum Eigenthum sich weihen? —
Drauf Themis: „Sohn! der Zorn des Herrschers droht
  Dem, der mit Hohem Niedres will vermengen.
  Du höhnst der Ordnung trennendes Gebot.
Durch diese Glut erhitzt, wird aus den Engen
  Des kleinen Lebens, das ein Hauch zerstört,
  Dein Zögling stolz zum Götterloos sich drängen.“ —
Nur selbst sich gnügen, wenn kein Gott ihn hört:
  (Prometheus sprachs) wer achtet seiner Leiden?
  Sie zu bekämpfen werd' ihm nicht verwehrt.
Wie möchte Zeus dieſs arme Streben neiden?
  Er thront allwaltend: schreckt ein Wesen ihn,
  Das von der Gottheit Tod und Ohnmacht scheiden? —
„Wohl! kann der Mensch sich diesen nicht entziehn:
  Vom Wunsch gespornt, doch an den Staub gebunden,
  Verzehrt er sich in streitendem Bemühn.
Des Thieres Angst ist mit dem Schmerz verschwunden;
  Was war, und seyn wird, drückt den regen Geist.
  So hast du ihm nur neue Qual erfunden.“ —
Nein! die der dumpfen Thierheit ihn entreiſst,
  Voraussicht, wird ihm ihre Schwester senden,
  Die Hoffnung, welche muthig dulden heiſst.

Das Schwerste wird er, so gestärkt, vollenden;
Wo der Nothwendigkeit sein Will' erliegt,
Wird er ihn ordnend in sein Innres wenden. —
„Und wenn er auch ein hohes Ziel ersiegt,
Bald wird er doch sein bittres Loos verklagen,
Daſs Will' und Kraft mit ihm in Nichts verfliegt.
Wie Wellen sich am Klippenstrand zerschlagen,
Muſs auf Geschlecht Geschlecht, in stetem Kreis,
Die Bahn durchlaufen und dem Preis' entsagen.“ —
Das Gute stirbt nicht: der bescheidne Fleiſs,
Die tapfre That, sie bringen Frucht und laben;
Den Enkel schattet das gepflanzte Reis.
Und immer reicher durch der Vorwelt Gaben
Beut ein Geschlecht dem andern froh die Hand,
Und paart im Wettlauf Greise, Männer, Knaben.
Die Stärke weicht dem ordnenden Verstand.
Sich selbst und alles wird der Mensch gestalten,
Mit Anmuth zierend, was die Noth erfand.
Er heiſst den Grund verborgne Schätz' entfalten;
Er zähmt das Roſs; er weiſs auf offnem Meer
Mit Leinbeflügeltem Geschirr zu walten.
Die Felshöh starrt nicht unbeweglich mehr:
Leichtschwebend, wie gelockt vom Zauberklange,
Wölbt sie, und fügt, und reiht sich um ihn her.

Was unsichtbar in Red' und in Gesange
Dem Ohr vorbey wallt, stellt er bleibend dar,
Daſs fernen Zeiten es, ein Denkmahl, prange.

Ich nenne kleines; zahllos blüht die Schaar
Der Künst' empor; von diesem Sonnenfunken
Glüht einst die Erd' ein lichter Weihaltar. —

„O Sohn! du bist von Schöpferwahne trunken!
Wie wären sonst vor eitlem Gaukelschein
Der Vorsicht Lehren deinem Geist entsunken?

Ja! Flamm' und Brand wird dieser Funke seyn;
Die Sterblichen verderbend wird er wüthen,
Den Aether trüben, und die Erd entweihn.

Kein Zügel kann den frechen Willen hüten;
Ihm fröhnt der Witz und jede Kunst, und schafft
Daſs ungeheure Wünsch' im Herzen brüten.

Doch, was er auch weitgreifend an sich rafft,
Nichts gnüget ihm; er jagt nach neuem Raube,
Weil im Besitz die schnöde Lust erschlafft.

Und schlauvermeſsne, jedem Rechte taube
Gewalt spannt Völker in des Joches Schmach,
Ihr Fuſstritt beugt die Nacken tief zum Staube.

Die Zwietracht geht ihr Ruhewürgend nach,
Und den Verein der Menschen knüpft die Treue,
Die Eide bricht, so oft sie Eide sprach.

Dann schlieſst zu blut'gem Tanz sich Reih an Reihe;
Hellblinkend jauchzt der Erdentriſsne Stahl,
Daſs er dem Tode Hekatomben weihe.
Doch offnes Morden bringt nur kurze Qual:
Groll, schleichender Verrath und gift'ge Tücke
Trieft von den Bechern, selbst beym Brudermahl.
An's Licht gesandt vom nächtlichen Geschicke,
Entschleyert Nemesis ihr Angesicht,
Und miſst die Greul mit richtend ernstem Blicke,
Und ruft zur furchtbarn, namenlosen Pflicht
Die ewig eingedenken Rächerinnen,
Um deren Stirn Gorgonenhaar sich flicht.
Die Schuld kann nirgends ihrem Netz entrinnen.
Blutathmend, Qualweissagend heult ihr Lied,
Durchwühlt die Adern und verwirrt die Sinnen." —
Mich schrecket nicht dein schauendes Gemüth,
O Mutter! Ob dein Mund nie Lügen redet,
Ich weiſs, daſs auch, was du verschweigst, geschieht.
Wenn jedes Frevels sich der Mensch entblödet,
Bleibt das ihm Vollmacht doch zu höherm Heil,
Womit er oft unselig sich befehdet.
Blind eilt zum Ziel, ein abgeschnellter Pfeil,
Des Thieres Trieb; es irrt nur, wer da wählet:
Sich selbst zu lenken ist des Freyen Theil.

Erkenntniſs wurzelt ihm, wo er gefehlet,
Steigt fest und fester aus der Täuschung Flut,
Und wird zur Weisheit, durch Entschluſs gestählet.

Der Meister seines Innern läſst die Wuth
Der Lüste sich einander blind zerschellen,
Und Niedriges verschmäht, wer Groſses thut.

Wenn Maaſs und Heldenkraft sich so gesellen,
Wird die Gewalt entthront, das Recht gebeut,
Nur Liebe macht die freyen Herzen schwellen.

Sobald Gefahr dem schönen Bunde dräut,
Für alle jeder, und für jeden alle
Sind sie, den Tod zu suchen, froh bereit;

Und unbezwungen bey des Tapfern Falle
Strebt seine Tugend selbstbewuſst empor,
Und lebt, vergöttert, in der Lieder Halle.

Nach Kämpfen geht der Friede mild hervor:
Zum Ölbaum grünt die Lanze, Schwerter pflügen,
Und sichre Fülle wohnt bey offnem Thor.

Der Adler kann auch über Meere fliegen.
Ist aus dem Chaos nicht durch Lieb' und Zwist
Die Ordnung aller Ding' emporgestiegen?

Vollendung strahlt, die kein Gedank' ermiſst,
Erst durch des Irrsals Nächte diesem Wesen,
Das sich zu schaffen nur geschaffen ist.

Zeus hat die Welt; dich hab' ich mir erlesen?
Du Werk und Abbild meiner Thatenlust.
Frey sollst du seyn: was zaudr' ich, dich zu lösen? —
„Noch halt! o halt, Prometheus! meine Brust
Stöhnt ahndend unter den unnennbarn Plagen,
Womit du bald dein Wohlthun büſsen muſst.
Ergrimmt, daſs eines Tags Geschöpfe wagen,
Titanen gleich, nur stolz auf sich zu baun,
Wird dich des Donnrers Wort in Banden schlagen.
Mit Ketten, ehrnen Ringen, und den Klaun
Der Keil' und Nägel wird an öde Klippen
Der Erde Strand dich feſt geschmiedet schaun.
Da harrest du, des Felsens schroffe Rippen
Dein Lager, aufrecht, unbeweglich, wach;
Dir labt kein Nektar die verdorrten Lippen.
Nie hörst du deiner Menschen kindlich Ach,
Kein Lebenstritt naht so verwaisten Fernen,
Der Wiederhall nur ächzt dir einsam nach.
Die Sonnen ziehn, es zieht mit ihren Sternen
Die Nacht vorbey; eh deine Kunst dich löst,
Mag dir zu rauschen dort die See verlernen.“ —
Sinkt dieser dann, von meiner Gab' entblöſst,
Zum Knecht zurück? wird sein der Blitz nicht schonen,
Wenn vom Olymp mein Bundsgenoſs mich stöſst? —

„Zeus kann die Bildnerey dir bitter lohnen,
Doch hemmen darf er nicht, was sie erzielt,
Denn selbst die Macht muſs dem Verhängniſs frohnen.“ —
So will ich dulden, was die Noth befiehlt.
Ich bin unsterblich, und mein ew'ger Wille
Wird von der Qual, ein Berg vom Sturm, umspielt. —
„Weh mir, die ich dein Unheil dir enthülle!
Durch Riesentrotz, Titan', erwirbst du bloſs,
Daſs Zeus der Rache Maaſs noch höher fülle.
Er läſst der Blitze Flammenwirbel los,
Daſs Meer und Aether durch einander brausen;
Hohldonnernd stürzt die Felskluft in den Schoos
Des dumpfen Hades dich: da wirst du hausen,
Bis Zeus dem Tageslicht zurück dich bringt,
Dir selbst zur Schmach, den Himmlischen ein Grausen.
Sein Flügelhund, der gier'ge Geyer, springt
Umschattend auf die starr gebundnen Glieder,
Zerfleischt die Brust dir; was er Tags verschlingt
Erwächst der blut'gen Leber nächtlich wieder;
Lautschwirrend kommt der ungerufne Gast,
Schwebt langsam fort mit triefendem Gefieder.“ —
Nichts fremdes übt, wer seinen Hasser haſst:
Kronion aber herrscht, der Ungerechte,
Durch meine Hülf' im himmlischen Palast.

Nun hält der Tartarus die alten Mächte,
Und feig gehorcht der jungen Götter Schaar.
Wo ist ein Starker, der mich retten möchte?
Dir legt die Zukunft ihr Geheimniſs dar,
O meiner Mutter heil'ges Haupt! ich flehe
Beym Styx dich an: mach mir sie offenbar.
Ob nie ein Ringer für das Recht erstehe
Aus sterblichem und göttlichem Geschlecht,
Der Götterkraft zum Heldenthum erhöhe?
Wenn der, vom Mühsal ewig ungeschwächt,
Gefahren sucht, und tilget Ungeheuer
Und Räuber zähmt, und Unterdrückte rächt:
Dann treibt ihn auch des freyen Muthes Feuer,
Das ich verlieh, in Wüsten ohne Pfad;
Er kommt, zerreiſst die Bande, würgt den Geyer.
Ja er vollbringts, und zürnte seiner That
Der Donnrer auch, und hätt' ihn der gezeuget,
Der mit der Herrschaft Fuſs mich niedertrat. —
Der Japetide rieſs, doch Themis schweiget.
Wie Gram und Zweifel ihr im Busen schwoll,
Hat sie die Stirn verschleyert abgeneiget.
Sie weiſs, daſs einst der Tag erscheinen soll,
Wo ihrem Sohn Herakles heil'ge Stärke
Mit Rettung nahet, gleicher Gottheit voll.

Auf daſs er mehr auf ihre Warnung merke,
Verschwieg sie, was sein weiser Sinn erspäht;
Was schreckt ihn nun bey dem verwegnen Werke?

Er kehrt zum Bilde sich, das vor ihm steht,
Und spricht: Geh! wirke! trage Leid und Wonne!
Der Funke blitzt und Lebensodem weht,
Der freye Mensch blickt zur verwandten Sonne.

ZUEIGNUNG

DES

TRAUERSPIELS ROMEO UND JULIA.

Nimm dieſs Gedicht, gewebt aus Lieb und Leiden,
Und drück' es sanft an deine zarte Brust.
Was dich erschüttert, regt sich in uns beyden,
Was du nicht sagst, es ist mir doch bewuſst.
Unglücklich Paar! und dennoch zu beneiden;
Sie kannten ja des Daseyns höchste Lust.
Laſs süſs und bitter denn uns Thränen mischen,
Und mit dem Thau der Treuen Grab erfrischen.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dieſs flücht'ge Leben, welch ein matter Traum!
Sie tappen, auch bey ihrem kühnsten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen selbst sich kaum.

Das Schicksal mag sie drücken oder heben:
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenstaub beflügeln,
Nur sie allein der Himmel Thor entsiegeln.

Und ach! sie selbst, die Königin der Seelen,
Wie oft erfährt sie des Geschickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen
Ist Haſs und Stolz verschworen und bereit.
Sie müssen schlau die Augenblicke stehlen,
Und wachsam lauschen in der Trunkenheit,
Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangst und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erschwillt, je mehr sie droht.
Sich innig fest an den Geliebten schmiegen,
Sonst kennt sie keine Zuflucht in der Noth.
Entschlossen sterben oder glücklich siegen
Ist ihr das erste, heiligste Gebot.
Sie fühlt, vereint, noch frey sich in den Ketten,
Und schaudert nicht bey Todten sich zu betten.

Ach! schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muſs jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?
Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Löſt' Glück und Ruh und Zeit mit leiser Hand,
Und, jedem fremden Widerstand entronnen,
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel seliger, wenn seine schönste Habe
Das Herz mit sich ins Land der Schatten reiſst,
Wenn dem Befreyer Tod zur Opfergabe
Der süſse Kelch, noch kaum gekostet, fleuſst.
Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der schirmend ihren heil'gen Bund umschleuſst.
Sie sterben; doch im letzten Athemzuge
Entschwingt die Liebe sich zu höherm Fluge.

Dieſs mildert dir die gern erregte Trauer,
Die Dichtung führt uns in uns selbst zurück.
Wir fühlen beyd' in freudig stillem Schauer;
Wir sagen es mit schnell begriffnem Blick:

Wie unsers Werths ist unsers Bundes Dauer,
Ein schön Geheimniſs sichert unser Glück.
Was auch die ferne Zukunft mag verschleyern,
Wir werden stets der Liebe Jugend feyern.

DIE ENTFÜHRTEN GÖTTER.

O Römerinnen, Römer nicht!
Wo ist die Heldenkraft der Ahnen?
Vergessen habt ihr Namen, Ruhm und Pflicht,
Und tief erröthen jene groſsen Manen.

Mit blödem Wahn von euch verehrt,
Verräth ein Priester eure Götter?
Für uns zu sterben macht euch unser werth;
Der Feig' allein erkennt uns nicht als Retter.

Du, ewig nun zu eigner Schmach!
Leb wohl, o Stadt der sieben Hügel!
Bald stürzt dein ödes Pantheon uns nach,
Uns aber leiht der Sieg die leichten Flügel.

Vom Himmel lockten uns herab
Die freundlich bildenden Hellenen;
Von uns empfangend, was ihr Sinn uns gab,
Vermählten sie das Göttliche dem Schönen.

Als Freyheit mit der Tugend starb,
Erloschen Hellas Rosenschimmer,
Und Stärke, die ein grauses Recht erwarb,
Stieſs den Altar der holden Kunst in Trümmer.

Doch sahn wir, im Vernichten groſs,
Mit Lust der Wölfin Pflegesöhne;
Wir theilten gern der hohen Roma Loos,
Daſs sie uns Herrscher über Herrscher kröne.

In der Triumphe Prachtgewühl
Empfing Quirinus seine Brüder;
Das Kapitol ward ein Olymp: da fiel
Vor seinem Raub der Sieger betend nieder.

Zeus Adler flog dem Heer voran,
Er thronte, der Gesetze Wächter. —
Senat und Volk ward Einem unterthan,
Und schnell entartet sanken die Geschlechter.

Wild schwärmten an der Tiber Strand
Des Nordens Riesen, sie zu strafen.
Von Knechten und Barbaren abgewandt
Schien ein Jahrtausend unsre Macht zu schlafen,

Bis mit dem jungen Morgenroth
Entwohnte Hymnen uns umwallen.
Es war die Kunst, die Huldigung uns bot,
Und neue Feste, neue Tempelhallen.

Auf! feſsle jetzt uns noch, o Rom,
Durch groſse Thaten, schöne Werke!
Versank auf ewig in der Zeiten Strom
Der Bildner Geist so wie der Helden Stärke?

In dumpfer Trägheit Nebelduft
Prahlst du mit gähnenden Ruinen;
Du bist der Vorwelt eingesunkne Gruft,
Auf der noch Rosen blühn, noch Lorbern grünen.

Ihr aber, die ihr, siegberauscht,
Ausoniens Myrtumkränzte Fluren
Gleich eurem Rhodan wogend überrauscht,
Und einem Brennus folgt auf Brennus Spuren!

Ruft uns mit reiner Opfer Glut,
So soll euch unsre Huld belohnen.
Allein ihr trotzet in der Freyheit Hut,
Und wollt uns zwingen, unter euch zu wohnen?

Habt ihr für uns ein Heiligthum?
Und läſst sich Hellas Reiz erfechten?
Sind Götter auch ein menschlich Eigenthum?
Ihr geizt umsonst nach des Olympus Mächten!

Wer würdig uns zu ehren weiſs,
Trägt uns in seiner Brust, sein eigen:
Doch trittst du ungeweiht in unsern Kreis,
So deckt uns Nacht und die Orakel schweigen.

ARION.

ROMANZE.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergetzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte Goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laſs dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freyen Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sey auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewuſst!“

Er steht im Schiff am zweyten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiſs sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So muſst du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab. “ —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daſs wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt. “ —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daſs ich nach Citherspieler - Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laſst mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reiſst Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroën,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr friedlichen, schon grüſs' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süſses Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muſs hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereïden, rettet! “ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust gebohren,
Vergiſst er, was verlohren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewuſst.“

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daſs Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Muſst du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt.“ —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.“ —
Wir lieſsen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füſsen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden;
O schläng' uns nur die Erd' hinein!“ —

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!

LEBENSMELODIEEN.

DER SCHWAN.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

DER ADLER.

Ich haus' in den felsigen Klüſten,
Ich braus' in den stürmenden Lüſten,
Vertrauend dem schlagenden Flügel
Bey Jagd und Kampf und Gewalt.

DER SCHWAN.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüſte,
Mich berauschen süſs des Kalmus Düſte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich beſiedert wiege meine Brust.

DER ADLER.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern,
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Lust.

DER SCHWAN.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautströmen baden,
Ihm geschmiegt zu Füſsen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's May hinab.

DER ADLER.

Ich throne bey Jupiters Sitze;
Er winkt und ich hohl' ihm die Blitze,
Dann senk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf seinen gebietenden Stab.

DER SCHWAN.

Von der sel'gen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooſs geschlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne sich verlor.

DER ADLER.

Ich kam aus den Wolken geschossen,
Entriſs ihn den blöden Genossen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

DER SCHWAN.

So gebahr sie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brüdertugend
Wechselnd Schattenwelt und Himmel theilt.

DER ADLER.

Nun tränkt aus nektarischem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt sich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

DER SCHWAN.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimat in ein himmlisch Land.

DER ADLER.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unsterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

DER SCHWAN.

Willig weicht dem Tod' ein sanftes Leben;
Wenn sich meiner Glieder Band' entweben,
Löst die Zunge sich: melodisch feyert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

DER ADLER.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entschwinget
Die Seele sich frey und entschleyert,
Und grüſset ihr göttliches Glück.

DIE TAUBEN.

In der Myrten Schatten,
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir und tauschen
Manchen langen Kuſs.

Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauschen,
Wunsch und Genuſs!

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unsre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn sie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttin! Schirme
Bey bescheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
Laſs uns beysammen!
Oder in Flammen
Opfre uns beyde
Deinem Altar.

DIE STUNDE VOR DEM ABSCHIEDE.

Aus deinen Augen sah ich Thränen flieſsen:
Unglücklicher! ich hatte sie erregt,
Von zärtlichem Verlangen hingeriſsen
Dein Innerstes zu ungestüm bewegt.

Es nahte schon des Abschieds bange Stunde,
Verschwunden dieser Tage kurzes Glück;
Aus unserm, wie im Flug geschloſsnen Bunde
Sahst du auf deinen öden Weg zurück.

O daſs der Gram zerrütten soll mit Schmerzen
Der Wonne Sitz, den lieblich blühnden Leib!
Daſs irgend wer zerrüttend deinem Herzen
Mit Haſs zu nah getreten, zartes Weib!

Laſs deine Thräne sanft hinweg mich trinken,
Laſs mich sie trocknen mit gelindem Hauch!
Sieh schon sie hier in meinem Auge blinken:
O ging' in mich dein Leiden über auch!

Dem Mann, der seinem Glücke stürmt entgegen,
Ziemt auch der Kampf mit feindlichem Verdruſs;
Doch schonend sollte Ruh des Weibes pflegen,
Denn still erwartet sie der Freude Gruſs.

Willst du mir deinen Schmerz im Kusse reichen?
Gern nähm' ich herbes von so süſsem Mund.
Der Kummer müſste dem Entzücken weichen,
Der Freundin Krankheit würd' in mir gesund.

DIE WARNUNG.

CANZONETTE.

Ja, ich gestehe mir es mit Entzücken,
Ich bin dir hingegeben:
Doch, süſser Freund, bewahr' es wie dein Leben.

Der Lieb' ist nichts so eigen,
Als sich mit holder Schüchternheit umschleyern.
Hat sie schon nicht zu sorgen,
Und dürfte kühn sich zeigen,
Will sie geheim doch ihre Weihe feyern,
Und bricht der helle Morgen
Auf günst'ge Schatten ein, die sie verborgen,
So wird verstört, mit Beben,
Auch ihrer Träume zartester entschweben.

Ich scheue nicht das Necken
Gespitzter Zungen, noch des Pöbels Tadel.
Das wollt' ich muthig leiden,
Uns aller Welt entdecken,
Stolz auf die Wahl und meines Herzens Adel.
Allein von diesen Freuden,
Beneid' ich Andern selber das Beneiden,
Kein fremder Sinn soll streben,
Zur Ahndung unsers Glücks sich zu erheben.

Wohl muſs es bitter schmerzen,
Erlischt, in des Vergessens Strom getauchet,
Der Liebe schönes Glühen.
Doch wenn aus stillem Herzen
Du von den Lippen erst das Wort gehauchet,
Kannst du's zurück nicht ziehen:
Drum werde nimmer dem Verrath verziehen;
Vergessen sey vergeben,
Wenn neue Wünsche seinen Tod beleben.

Es drängen sich die Seelen
Der Liebenden im Blick ans Licht der Sonne,
Wie hinter Schloſs und Riegel;
Sie innigst zu vermählen,

Erschlieſset erst der Kuſs das Thor der Wonne,
Und löset ihre Flügel.
Jetzt aber sey dir dieser Kuſs als Siegel
Des Schweigens mit gegeben,
Das keine Macht vermöge wegzuheben.

NIKON UND HELIODORA.

IDYLLE.

NIKON.

Der Abend senkt sich kühlend auf die Fluren,
Des Tags Getümmel schwindet in die Ferne,
Die ganze Schaar ermüdeter Naturen
Vernimmt den leisen Wink zum Ruhen gerne.
Nur, wie der wachsame Pilot Arkturen,
So folgt der Liebende dem Abendsterne,
Der ihn, als strahlte durch die Nacht Aurora,
Entgegen führet seiner Heliodora.

HELIODORA.

Entgegen führet seiner Heliodora
Den trauten Nikon Hoffnung und Verlangen.
Sie naht sich ihm, erröthend wie Aurora,
Vom Thaue banger Scham beperlt die Wangen.
Es schlieſst sich nickend jedes Kind der Flora,
Doch duftender und voller aufgegangen
Entfaltet ihren Kelch der Liebe Blume,
Du stille Nacht, in deinem Heiligthume.

NIKON.

Du stille Nacht, in deinem Heiligthume
Find' ich Erhörung meiner kühnsten Bitte;
Sie wagt für mich, und achtet sich zum Ruhme
Der Zärtlichkeit zu lieb verletzte Sitte.
Im Blumenschmuck, sie selber eine Blume,
Kommt sie, es rauschen im Gebüsch die Tritte.
Ich flieg' in deine Nähe, Holde! Süſse!
Daſs ich mit Liebeshauch dich warm begrüſse.

HELIODORA.

Daſs ich mit Liebeshauch dich warm begrüſse,
Konnt' ich dem Herzen, Thörichte, nicht wehren;
Mich lockte mehr als des Verlangens Süſse
Des Weibes Wonne, zärtlich zu gewähren.
Doch wenn ich bitter mein Vertrauen büſse,
Wenn deine Schwür' in Mährchen sich verkehren: —
Eh meine Rosen welkend sich entfärben,
Mög' ich hier vor des Himmels Antliz sterben!

NIKON.

Mög' ich hier vor des Himmels Antliz sterben, —
Nein, Tod in deinem Arm wär Wonn' und Leben, —
Verbannt von dir erschleiche mich Verderben,
Bin ich dir nicht mit reinster Treu ergeben!
Sey ruhig, theure Freundin, laſs die herben
Bekümmernisse mit dem Wind' entschweben.
Vergessenheit von allem Harm umspielet
Die Brust, die ganz den Liebsten in sich fühlet.

HELIODORA.

Die Brust, die ganz den Liebsten in sich fühlet,
Hebt freyer sich von enger Furcht entladen.
Wie wenn ein Zephyr ihr Gewand durchwühlet
Wird sie, sich zu enthüllen, eingeladen;
Der Strom der Lust, der alle Sehnsucht kühlet,
Lockt sie, in seinen Wellen sich zu baden:
Der ganze Himmel senkt darein sich nieder,
Es strahlen freundlicher die Sterne wieder.

HIRON.

Es strahlen freundlicher die Sterne wieder
Aus deinem Augenstern, im milden Schatten.
Mich schlägt bey Tag die hohe Schönheit nieder,
Vor ihrem Prangen muſs der Blick ermatten,
Doch jetzt, da die gesenkten Augenlieder
Der Nacht mit Dämmerung die Helle gatten,
Schau ich, und fürchte nicht, daſs ich erblinde:
Entnommen ist der Liebe ihre Binde.

HELIODORA.

Entnommen ist der Liebe ihre Binde,
Daſs sie ihr Bild rings um sich kann erblicken.
Wie leise Seufzer säuseln nun die Winde,
Die Blumen duften ahndendes Entzücken,
Die Quellen flüstern, und es scheinen linde
Die Büsche sich den Büschen anzudrücken,
Und buhlerischer durch die Schatten wallen
Die Brautgesänge süſser Nachtigallen.

NIKON.

Die Brautgesänge süſser Nachtigallen
Hör' ich in liebevollem Streit erklingen;
Der Thau begegnet und vermählt im Fallen
Mit Düften sich, die in die Lüfte dringen.
Wie wechselnd einig unsre Stimmen schallen,
So laſs auch Lippe mit der Lippe ringen:
Der Seele näher, an des Odems Pforte,
Besprechen sich unausgesprochne Worte. —

Besprechen sich unausgesprochne Worte,
So muſs verstummen des Gesanges Lallen;
Er führt die Liebenden nur bis zur Pforte
Des Tempels, wo die sel'gen Opfer fallen,
Bis sie aus ihrer Freuden stillem Porte
Verklärt hervor und neugebohren wallen.
Erröthend fand und lächelnd noch Aurora
Nikon am Busen seiner Heliodora.

DIE ERFINDUNG DES KUSSES.

I.

Die Grazien besprachen mit einander
Sich von der Menschenbildung Zügen einst,
Wie die Natur in ihrer holden Zierde
Die Seele ausgesprochen, und wie jedem
Belohnende Bestimmung sie verliehn.
Die Stirne, denkend, thront im Antliz oben,
Es schlingt sich über ihrer offnen Fläche
Der Haare vielfach wechselnd Diadem:
Denn der Gedank' ist König in dem Geist.
Der Nase, die von ihr sich niedersenkt,
Des Ebenmaſses unverrückte Säule,
Weht huldigend der Frühling seine Düfte,
Und Zephyr linden lauen Hauch entgegen.
Das Ohr, bescheiden seitwärts angefügt,
Trinkt achtsam doch des Wohllauts ganze Fülle.
Die Wangen blühen so durchsichtig zart,

Daſs bald der jungen Freude leichtes Wallen,
Und bald die Scham, beym leisesten Berühren, —
Nicht ohne süſses Bangen, denn sie ist
Die Morgenröthe seliger Gefühle, —
Mit Rosenglut sie überströmen kann.
Die Augen geben und empfangen Strahlen,
Die Welt ist ihre, von dem Aug' der Sonne
Mit aller Farben Glorie ausgestattet.
Doch kehren sie von ihren weiten Flügen
Gern wieder in die Näh; es sucht der Blick
Verbrüdertes, worin er sich erkenne,
Und Auge spiegelt sich in Aug' entzückt.
Wenn es sich dann, von vielem Sehn ermüdet,
Mit seiner Wimper seidnem Vorhang schirmt,
So dämmern noch im eng verhüllten Lager
Zerflieſsende Gestalten vor ihm auf.
Die Lippen aber, die beseelten Rosen,
So sprach Euphrosyne, die sich gefällig
Zu Red' und Lächeln regen, stets gesellig,
Beredt zu schweigen wissen wie zu kosen,
Sie, die das innerste Gemüth erschlieſsen:
Was wurde für ein Lohn zu Theil den süſsen?
Daſs sie die Nahrung, die der Leib empfängt,
Zuerst berühren? Das ist wieder Dienst,
Belohnung nicht: verschmähn sie doch zu kosten,

Und gönnen gern dem Gaume seine Freuden.
Und was ist Hybla's Honig, was der Saft
Von Lesbos, selbst des Göttertisches Gaben,
Verglichen mit der Worte süſser Kraft,
Worin sich, froh berauscht, die Seelen laben?
Ja müssen nicht die geistigen sich schämen,
Das irdische Bedürfniſs hinzunehmen?

Wie du doch eiferst, Schwester, so erwiedert
Aglaja lächelnd; nimm dich nur in Acht,
Daſs nicht der zu bewegten Rednerin
Des Mundes leicht geschwungner Zug sich krause,
Und deine Sorg' um ihn, ihn selbst entstelle;
Ist denn des schönen Thuns Gefühl nicht Lohn?
Und fühlen nicht die Lippen, wie sie reden
Und wie sie lächeln?
Das Auge sieht sich nicht, es grüſst im Auge
Des Andern aus der Ferne nur den Geist;
Und sind sie doppelt schon, und thun das Gleiche,
Doch rollet in der eignen Sphäre jedes,
Und unbewuſst ist ihre Harmonie.
Die Lippen aber sind die Dienerinnen
Der freundlichen Geselligkeit, und selbst
Gesellig: ist ihr Leben und Bewegen
Nicht ewig wiederholter zarter Gruſs?

Weil sie denn so als Paar sich innig fühlen,
Vereinigt athmen und vereinigt spielen,
So laſs sie sich mit andern Lippen paaren,
Um ihre eigne Süſse zu erfahren.

Der Grazien jüngste hört' es liebevoll,
Und neigte sich der Schwester, die gesprochen.
Ihr reger Busen, kaum entknospet, schwoll
Von ihres Herzens ahndungsvollem Pochen.
Sie öffnet halb den Mund, der Anmuth haucht,
Und Lippe wird an Lippe sanft getaucht.
Da war mit reinem zärtlichen Verlangen
Der erste Kuſs gegeben und empfangen.

Univ.-Bibl.
München

II.

Cythere, hingelehnt in Myrtenschatten
Belauschte sie, und sagte zu sich selbst:
Ihr holden Kinder, was vermöchten Lippen
Zu Red' und zu Gesang, wenn nicht die Zunge
In ihren Schranken wohnt', und schwünge sich
Mit unermüdlicher Gewalt? Ist sie
Das goldne Plektrum für die Silbersaiten
Der Stimme nicht? sie nicht der Pfeil des Bogens,
Der glühnde Worte schnellt? der Sprache Zügel?
Wenn sich, in sanften Wünschen eingeschlossen,
Jungfräuliche Gemüther liebend finden,
Da mögen Lippen sich bescheiden drücken,
Und gnügen wird dieſs Zeichen des Vereins.
Ihr kennt nicht jenes namenlose Streben,
Das jedes andern Triebes Banden löst,
Sich selber, Seel' und Leib, und Füll' und Leben
An den Geliebten opfernd hinzugeben,
Die beyden Wesen ganz in eins verflöſst.
Wenn dieſs der Sinn' und Herzen sich bemeistert,
Dann soll die Zunge auch, zum Kuſs begeistert,
Das Mark durchblitzen gleich Cupido's Pfeilen
Mit Wunden, die nur süſser Tod kann heilen.

Von solchen Küssen lehrte Cypris Gunst
Den schönen Jäger, bey noch sprödem Muthe,
Zuerst vor allen Sterblichen die Kunst,
Wie sie bey ihm in kühler Waldnacht ruhte.
Es ward ihr Kuſs zum heiſsen Liebesschwur,
In dem erstummt die Zungen sich verwirrten,
Daſs Wonne schauernd durch die Wipfel fuhr,
Und buhlender der Göttin Tauben girrten.

KAMPASPE.

Schönheit ist dem Muth beschieden,
Lieb' erobert sich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugesellt.
Raſch besiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Lust;
Eine doch, vor allen andern
War das Kleinod seiner Brust.

Von der Perlen Vaterlande
Als die köstlichste bewahrt,
Sproſste sie an Indus Strande,
Eine Blume, schlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig sie dem Gatten
Leise Kühlung, süſsen Duft.

Ihre Jugend darzustellen,
Eh die Zeit sie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinsel taucht.
„Was sie schönes hat und holdes,
Laſs es mir unsterblich seyn,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sey, so viel du wünscheſt, dein.“

Die ein Sohn des Zeus erkohren,
Spricht der Mahler froh entzückt,
Ist, zum Götterloos gebohren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja du sollst die Göttin schauen,
Wie sie halb noch knieend schwebt,
Wie die Locken um sie thauen,
Da sie aus dem Schaum sich hebt.

Still gesenkt die Augenlieder,
Folgt Kampaspe dem Geheiſs
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künstlers Zauberkreis.

Sie enthüllt sich, und erröthend
Flieht sie in sich selbst zurück;
Sterbend und in Glut ertödtend
Schwimmt ihr süſs verwirrter Blick.

Und sie neigt sich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Brust,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewuſst.
Stammelt sie in Hellas Tönen,
Faſst sie doch den Künstler schnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht sein Auge glänzend hell.

Es verklärt sich mit den Zügen,
Die sein Pinsel scheu entwirft;
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar schlürft.
Göttin nannt' er sie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Gesetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh und Sinn ist ihm entflohen,
Daſs er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet sein entflammter Muth.
Aber sein Vertraun beschämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will sich streng bezähmen,
Und die Wünsche nicht gestehn.

Forschend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.
Er ist Ares, sie Cythere;
Beyde knüpft die schönste Wahl,
Und sein Werk, des Meisters Ehre,
Wird ein Denkmal seiner Qual.

Ob er lächelnd sie verhehle,
Ihn durchschaut des Königs Blick.
Er beherrscht die groſse Seele,
Und beschlieſst des Freundes Glück.

„Magst du nur mich treulos schelten!
Wunderbar gelang dein Fleiſs,
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fodre von ihr selbst den Preis.

Du bist ihrer Schönheit Spiegel,
Und sie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand zum Siegel,
Daſs ich euren Bund gewollt.
Kannst du ihren Reiz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunst,
Und die Liebe laſs vollenden,
Was begonnen deine Kunst.“

DER HEILIGE LUKAS.

LEGENDE.

Sankt Lukas sah ein Traumgesicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das schönste Bild zu mahlen.
Von deinen Händen aufgestellt,
Soll einst der ganzen Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.

Er fährt vom Morgenschlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in seinem Ohr;
Er rafft sich aus dem Bette,
Nimmt seinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkasten und Geräth
Und Pinsel und Palette.

So wandert er mit stillem Tritt,
Nun sieht er schon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüſst im Namen unsers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunst
Auf mein bescheidnes Theil der Kunst,
Die Gott mich üben lassen!
Wie hoch gesegnet wär sie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angesicht
Im Bildniſs dürfte fassen!"—

Sie sprach darauf demüthiglich:
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obschon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmlischen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgestalt,
Die Erdenhülle sinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles sieht,
Weiſs, daſs ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdseligste der Frauen!
Du siehst allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antliz nicht:
Doch laſs es Andre schauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Trost,
Wenn du der Erde lang entflohst,
Vor deinem Bild zu beten.
Einst tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

Wie ziemte mir so hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge selber spät und früh
In brünstigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er sandte mir ein Traumgesicht,
Und hieſs mir, dich zu mahlen.
Von diesen Händen aufgestellt,
Soll vor der weiten Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.“ —

Wohlan denn! sieh bereit mich hier.
Doch kannst du, so erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einst das Kind, mein süſses Glück,
Im Schooſs der Mutter spielte. —

Sankt Lukas legt ans Werk die Hand;
Vor seiner Tafel unverwandt,
Lauscht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsschaar,
Der reicht' ihm sorgsam Pinsel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweyten Mal
Ein Jesuskind des Mahlers Wahl,
Um die sie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte seinen Fleiſs die Nacht,
Er legt den Pinsel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Frist,
Bis alles wohl getrocknet ist,
Dann, spricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage sind entflohn,
Da klopft von neuem Lukas schon
An ihre Hüttenpforte;
Doch statt der Stimme, die so süſs
Ihn jüngst noch dort willkommen hieſs,
Vernimmt er fremde Worte.

Entschlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten sie begraben,
Da ward sie in verklärtem Licht
Vor der Apostel Angesicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erstaunt und froh schaut er umher,
Die Blick' erreichen sie nicht mehr,
Die er nach droben sendet.
Obschon im Geist von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch so der Frommen Lust,
Und regt' auch so in jeder Brust
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle sah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltausendfältig konterfeyt
Erschien sie aller Christenheit
Mit eben diesen Zügen.
Es muſste manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein schwacher Umriſs gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In seinen Augen glänzten hell
Die himmlischen Gestalten.
Herabgesandt von sel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre selbst gesehn
An Gottes Throne walten.

Der stellt' ihr Bildniſs, groſs und klar,
Mit seinem keuschen Pinsel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er sich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

LEONARDO DA VINCI.

ROMANZE.

Florentiner! Florentiner!
Was muſs euren Sinn verkehren,
Daſs ihr eure groſsen Männer
Fremden überlaſst zu ehren?

Dante, welcher göttlich heiſset,
Klagt, daſs ihn sein Land verstoſse;
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooſse.

Und der alte Leonardo
Weilte bey euch, halb vergessen,
Der an euren Kriegesthaten
Jung des Pinsels Kraft gemessen.

Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künste Himmel funkelt,
Michel Angel Buonarroti,
Hatte seinen Ruhm verdunkelt.

Dieser strebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, sinnig forschend,
Was sie leis' ihm ausgesprochen.

Nicht den Stolzen duldend, muſs er
Noch zu fremdem Volk und andern
Menschen, aus Florenz, der schönen,
Ein bejahrter Pilger wandern.

Ritter Franz, der edle König,
Rief den weisesten der Mahler,
Gab ihm Raum nach Lust zu schaffen,
Hoch zu ehren ihn befahl er.

Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu stärken;
Aber bald hört man ihn klagen
Über angefangnen Werken:

Sieh, mein Leben ist am Ziele,
Und die Kunst noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parcen
Lang den Faden ausgesponnen.

Weit in unentdeckte Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das nächste zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken.

Und er muſste wider Willen
Hin sich strecken auf das Lager;
Würdig schön in siechem Alter,
Weiſs von Bart und still und hager.

Als der König das vernommen,
Füllt es ihn mit bangen Schmerzen,
Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
Seinem Reich und seinem Herzen.

Eilig wie zu einem Vater,
Tritt er in des Kranken Zimmer.
Kommen sieht ihn Leonardo
Mit des Augs erloschnem Schimmer.

Und er will empor sich richten,
Seinen jungen Freund zu segnen,
Dessen Arme, dessen Hände
Liebreich stützend ihm begegnen.

Heiter lächelt noch sein Antliz,
Schon erblaſst wie einem Todten:
Aber halb im Mund erstorben
Ist der Gruſs sein letzter Othem.

Lange harrt der König schweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
„Ruh der kunstbegabten Seele!
Und dem Leib sey leicht die Erde!

Keine Weisheit, keine Tugend,
Kann das herbe Schicksal wenden.
Was der Tod ihm störte, wird es
Je ein geist'ger Sohn vollenden?

Darum, weil dieſs Leben dauert,
Laſst den Heldentrieb entbrennen,
Wie dein ernster Spruch mich lehrte:
Was ich soll, das will ich können! “

DER BUND DER KIRCHE

MIT DEN KÜNSTEN.

Vom Himmel kommt ein hohes Weib geschritten,
Zur Linken weder schauend noch zur Rechten;
Ruh ist und Maſs in ihren festen Tritten,
Die unabirrend gehn die Bahn des Rechten;
Sie scheint nicht zu befehlen, noch zu bitten,
Doch wenn sie spricht, kann niemand mit ihr rechten.
Zu ihren Füſsen decken Cherubinen
Sich mit den Flügeln, brünstig, ihr zu dienen.

Noch Kranz noch Diadem am Haupt ihr prangen,
Die Mitra ist der Stirnen aufgedrückt;
Ihr Leib, vom schlichten Kleide streng umfangen,
Mit priesterlichen Zeichen nur geschmückt.
Die Stola sieht man von den Schultern hangen,
Die Taub' im Dreyeck auf der Brust gestickt.
Der Stab, den sie als Hirtenstab geneiget,
Das Purpurkreuz im Banner oben zeiget.

Ihr Weg ist nach der Griechen Land gerichtet,
Auf des Parnassus fabelhafte Höhn,
Wovon so viel die eitle Welt gedichtet:
Dort waren einst die Eitelkeiten schön.
Apollo's alter Dienst ist längst vernichtet,
Daſs dürr, verwildert seine Haine stehn;
Getrübt ihr Wasser den berühmten Bornen,
Die murrend schleichen unter Sumpf und Dornen.

Hier sind, verschmäht, die Künste hingeflohen,
Und läſsig ruht nun die geübte Hand,
Seit hingestürzt die Götter und Heroen,
Auf deren Dienst sie allen Fleiſs verwandt.
Das Hohe sank, das Niedre ward zum Hohen:
Sie glauben sich auf ewig schon verbannt,
Weil jeder Blick, vom Sinnentrug entblendet,
Sich sehnend nur nach Geist und Wahrheit wendet.

Zerrissen ist ihr Regenbogenschleyer
Der Mahlerey, vertauscht mit düsterm Flore,
Und halb entsaitet der Musik die Leyer;
Gespalten tönen dumpf der Syrinx Rohre;

Die Bildnerey entbehrt Prometheus Feuer;
Es sitzt die stolzeste vom ganzen Chore,
Architektur, wie Niobe versteinet,
Auf Steinen, deren Umsturz sie beweinet.

Und wie sie so im Grame sich versenken,
Tritt jene Hehre mitten unter sie,
Und spricht: Euch ziemte, andres zu bedenken;
Was ihr bejammert, kehret wieder nie.
Ein tiefres Weh sollt' eure Herzen kränken,
Weil euer Zauber Reiz der Sünde lieh,
Und weil ihr auf des Irrthums Schlangenpfade
Die Sterblichkeit verlockt vom Ziel der Gnade.

Doch säſst ihr tausend Jahr in Asch' und Staub,
Schmucklos, das Haar zerstreut, mit nacktem Fuſse:
Ersetzt wird nie dem Himmel euer Raub,
Durch Thaten übt ihr eine beſsre Buſse.
Ihr waret stolz auf eures Lorbeers Laub,
Die Palme winket euch mit schönerm Gruſse.
Verlohrne Schwestern, weiht euch meinem Dienste,
So führ' ich euch zu himmlischem Gewinnste.

Sie sagts, und staunend horcht ihr jede Nymphe,
Sie fassen sinnend ihr nachdrücklich Wort.
Erröthend erst, daſs ihren Ruhm zum Schimpfe
Wahrheit verwandelt, flöhn sie gerne fort;
Dann, aufgemuntert von dem ernsten Glimpfe,
Sehn sie in ihr ein neues Heil und Hort,
Und flehn fuſsfällig, daſs sie möge lehren
Ganz ihr zu leben, und sie recht zu ehren.

Sie sprach: Ihr wiſst, wie, die für Götter galten,
Der Völker Weltlichkeiten, mit Verspotten
Die ersten Jünger Christs Empörer schalten,
Bemüht, mit jeder Qual sie auszurotten.
Sie muſsten auf der Flucht Versammlung halten,
Bey Nacht in Gräbern oder Felsengrotten,
Wo die vor der Tyrannen Drohn Verstummten
Nur leise Hymnen und Vigilien summten.

Doch Feinde fördern selbst, was Gott beschlossen:
Erlittnes Kreuz erhöhte nur das Kreuz.
Das Blut der Märtyrer hat es begossen,
Und wie ein Baum erwuchs das dürre Kreuz.

Roms Adler kam raubgierig angeschossen;
Sein blut'ger Schnabel küſst nunmehr das Kreuz,
In dessen Schatten fromme Millionen
Vom Aufgang bis zum Niedergange wohnen.

Drum ziemt es sich, daſs Jubelstimmen schallen,
Wo sich Gemeinden Gläubiger vereinen.
Der Drangsal Höhlen wurden Siegeshallen,
Da muſs des Heiles Sonne sichtbar scheinen.
Nicht, weil sie sich in goldner Pracht gefallen:
Einfalt und Demuth lehrte Christ die seinen;
Nein, daſs vom himmlisch geistigen Exempel
Ein Bild und Abglanz sey der ird'sche Tempel.

Denn in den licht-ätherischen Bezirken,
Wovon nur Dämmerung hier unten graut,
Hat sich die Gottheit mit allmächt'gem Wirken
Ein heil'ges Haus, geräumig gnug, erbaut,
Die ganze Welt der Geister zu umzirken,
Die sich in ihrem Anschaun selig schaut.
Es strahlt der Bau in allerreinster Klarheit,
Und ruhet auf Grundvesten ew'ger Wahrheit:

Die bis in unerforschte Tiefen reichen,
Wo Daseyn gränzet an die alte Nacht.
Der Hölle Pforten müssen ihnen weichen,
Und hier verliert Vergänglichkeit die Macht.
Gerechtigkeit und Stärke sonder Gleichen
Als Maur und Graben den Palast bewacht;
Der Weisheit Stufen sich zu ihm erheben,
Und Mäſsigung macht rings den Boden eben.

Aus Glauben sind die stützenden Pilaster,
Und zur Umgebung will die Liebe dienen:
Die Säulen prangen weiſs von Alabaster,
Die Wände glühn mit flammenden Rubinen;
Die Hoffnung zieret mit smaragdnem Pflaster
Die Gäng' im Tempel, und hoch über ihnen
Sieht man das Dach aus wölbenden Sapphiren
Sich in der Gnade Mittelpunkt verlieren.

An diesem Hof des himmlischen Monarchen
Ist jeglicher nach Würd' und Rang begnadet.
Erst Herrlichkeiten, Thronen, Hierarchen,
Die ihrem Ursprung nie durch Wahl geschadet;

Auf goldnen Stühlen Aeltste, Patriarchen;
Die Märtyrer, in Blute weiſs gebadet;
Dann, bis hinunter zu den kaum Gebohrnen,
Die durch das Kreuz errettete Verlohrnen.

Doch, wo sie hingeordnet, nah und fern,
In allen lebet Eine Lieb', Ein Willen;
Und jedem frommen Chore gnügt es gern,
Den ew'gen Durst nach seiner Art zu stillen.
Kein Mislaut rührte je das Ohr des Herrn,
Wenn ihren Lippen Lobgesäng' entquillen,
Wenn wechselnde vielstimm'ge Psalmodieen
Durch Himmelsdüfte, hold verschwistert, ziehen.

Stets „dreymal heilig" dem Dreyeinen schallet,
Preis seiner Tochter, Mutter, Braut, Maria.
Der einst zu ihr als Bot' herabgewallet,
Huldigt so süſs entzückt: Gegrüſst, Maria!
Daſs es aus aller Herzen wiederhallet,
Von gleicher Lieb' entglüht: Gegrüſst, Maria!
Gebetes Weihrauch wölkt sich auf zum Dome,
Und jeder sprengt sich aus krystallnem Strome.

Und der, ein Gott, gebohren ward vom Weibe,
Ist zwiefach gegenwärtig unter ihnen;
Tränkt sie und speist mit seinem Blut und Leibe,
Geheimniſsvoll sich opfernd selbst zu sühnen,
Wo sich der erste Seraph nur: ich glaube,
Nicht: ich begreifs, zu sagen darf erkühnen.
So wird im Tag, den keine Nacht umschleyert,
Des hohen Tempels reiner Dienst gefeyert.

Wohlan, ihr Künste! es gebiert euch wieder,
Wenn ihr mein Thun hienieden würdig ziert,
Wenn ihr vom Himmel auf die Erde nieder
Die Heiligkeiten, bildlich deutend, führt.
Schon regt in euch Begeistrung ihr Gefieder,
Vernehmt denn, wie sich jegliches gebührt,
Daſs ihr, vom Ueberschwenglichen verwirret,
Nicht bey den ungewohnten Flügen irret.

Form und Verhältniſs darfst du nicht vertauschen
Zu deinem neuen Zweck, Architektur,
Die du, voll Sinn, verstanden abzulauschen
Gebilden herrlich bauender Natur.

Wie Harmonie'n in Harmonieen rauschen
Gebrauch in höherem Verein sie nur;
Vergiſs und laſs vergessen aller Schranken
Die auf das Ew'ge zielenden Gedanken.

Kein Götterbild soll hier im Dunkel thronen,
Von fern verehrt in schauerlicher Pracht;
Kein andres, heitrer, wie im Freyen wohnen,
Von Säulen nur umringt, und überdach't,
Dem drauſsen, unter eines Haines Kronen,
Die Opferflammen würden angefacht.
Nein, zahllos soll die betenden Gemeinden
Der lichte doch geschloſsne Bau befreunden.

Laſs deine Hallen denn des Volkes Wellen
In breitem ungehemmtem Strom empfangen;
Bühn' über Bühne laſs den Chören schwellen,
Und die Altäre hoch erhaben prangen;
Dem Tempel gieb als Kinder rings Kapellen,
Einsamer Andacht stiller nachzuhangen;
Und laſs, wetteifernd mit den Sterngewölben,
Den hohen Dom sich in der Mitte wölben.

Und solch Gebäu erfüllend zu durchdringen,
Wölb' auch, Musik! der Töne reichen Bau.
Verhältniſs aus Verhältniſs laſs entspringen,
Gesondert, wechselnd, doch vereint genau.
Wie alle Sphären rein zusammen klingen,
Doch jede Kugel aus krystallnem Blau
In eignem Ton: so muſst du in Gewittern
Der Harmonie die Seelen tief erschüttern.

Der Himmel wird dir eine Heil'ge leihn
Zur Führerin von deinen vollen Chören:
Es wird der Lieder vielverschlungnen Reihn
Durch neue Kunst Caecilia hold beschwören.
Der Menschen Stimmen tragend im Verein.
Wird ihrem Druck aus den metallnen Röhren
Ein süſser Wind des Wohllauts athmend steigen,
Und sich mit jenen heben oder neigen.

Ihr aber, der Gestalten Bildnerinnen
Mit Meiſsel oder Pinsel, seyd bemüht
Mit neuem und wahrhaftigem Beginnen
Um das, was Zion gegenwärtig sieht,

Was hier der Fromme nur im Traum wird innen,
Wenn seinem Wunsch ein innres Licht entglüht.
Zeigt ihnen jedes würd'ge Haupt der Väter,
Apostel, Märtrer, Heilgen, Wunderthäter.

Und jene selbst, die unter ihrem Herzen
Hat Gottes Sohn getragen, und den Sohn.
Ihn bilde du, Skulptur, aus weichern Erzen,
(Doch selbst das härtste würde weich wie Thon)
Wie er gebüſst mit namenlosen Schmerzen
An seinem reinen Leib der Sünde Lohn,
Und wie, noch schön in halbverwelkter Schöne,
Am Kreuze hing die Zier der Menschensöhne.

Laſs, Mahlerey! statt unter den Gedichten
Der Sinnenwelt dich spielend zu ergehn,
Die schönsten Wunder geistlicher Geschichten
Von neuem unter deiner Hand geschehn.
Was jede Seel' erquickt in den Berichten,
Laſs glänzend und genetzt die Augen sehn.
Der alt' und neue Bund samt den Legenden
Ermahne sprechend von der Tempel Wänden.

Mit deinen Werken wird dein Ruhm sich häufen,
Dir widmen sich viel trefflich hohe Geister.
Selbst Ordensbrüder in der Zell' ergreifen
Dein Werkzeug, durch entzückten Eifer dreister.
Doch, wie du magst durch Land' und Zeiten streifen,
Zwey bleiben dennoch die erkohrnen Meister:
An ihren Namen sollst du sie erkennen,
Weiſsagend will ich sie nach Engeln nennen.

Nach Michael, der einst, von Muth beflügelt,
Sieghaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heiſsen, den die Furcht nie zügelt,
Und dessen Geist wie Blitze rasch und scharf.
Durch seines Pinsels Züge wird entsiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnden darf:
Des Heilands Kunft, die weckenden Posaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erstaunen.

Und Raphael, ein Engel von den sieben
Die vor Gott stehn, der doch bescheidentlich
Verborgen dem Gefährten war geblieben,
Dem er zum Boten treu erboten sich,

Und als der Dank für sein hülfreiches Lieben
Nun überfloſs, mit leisem Wort entwich;
Der, wollt' er gleich sich ganz als Mensch erweisen,
Genähret ward von unsichtbaren Speisen:

Er leiht den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunst, den still ein Jüngling heget.
Als ob mit Geist er, nicht mit Farben mahle,
Wird tiefre Seel' in jeden Zug geleget.
Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antliz, reiner Blick sie pfleget,
Wo jenes Weib erscheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind die ihr', und aller Wesen beyde.

So eilt, ihr Schwestern, und verschmäht mit nichten
Den kleinsten Ort: jedennoch müſst ihr euch
Vor andern gern der groſsen Stadt verpflichten,
Der weltlich einst, nun geistlich keine gleich;
Und in der Stadt euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüssel öffnen, die im Reich
Des Himmels lösen können oder binden.
Dort sollt ihr mich, euch Beyfall winkend, finden.

Die Hohe sprachs, und wandte sich zum Himmel,
Von wannen sie herabgekommen war.
Nun regte sich mit freudigem Gewimmel
Zu neuen Thaten die vereinte Schaar.
Sie stellten in dem irdischen Getümmel
Manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar:
Wie das, wovon es Gleichniſs, überschwänglich;
Wie die, so es geboten, unvergänglich.

SONETTE.

GEISTLICHE GEMÄHLDE.

I.

AVE MARIA.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geschmeide,
Im Abendschatten an der Hütte Thor.
Sie weiſs nicht, daſs sie Gott zur Braut erkohr,
Doch stilles Sinnen ist ihr Seelenweide.

Da sieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in seiner Hand, hervor.
Voll süſsen Schauers bebet sie empor,
Denn seine Stirn ist Morgenroth der Freude.

Gegrüſst, Maria! tönt sein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her sie soll umwallen.

Und sie, die Arm' auf ihre Brust gelegt,
Wo sichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geschehe nach des Herrn Gefallen.

II.

CHRISTI GEBURT.

Mein süſses Kindlein, wüſst' ich dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh am Busen warm;
Die Nacht ist dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie muſsten dich in diese Krippe legen.

So sprach Maria; drauſsen rieſs dagegen:
Laſst uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebohrnen Segen.

Das Dach empfängt sie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entstrahlt des Heilands kleinem Angesicht.

Sie stehn, sie schaun, sie jubeln, preisen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooſs enthüllt.

III.

DIE HEILIGEN DREY KÖNIGE.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit strebten wir seit langen Jahren,
Doch wandern wir in unsern Silberhaaren,
Ein schöner Stern ist vor uns her geflogen.

Nun steht er winkend still am Himmelsbogen:
Den Fürsten Juda's muſs dieſs Haus bewahren.
Was hast du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir ist der Herr vor allen hoch gewogen.

Holdselig Kind, laſs auf den Knie'n dich grüſsen!
Womit die Sonne unsre Heimat segnet,
Das bringen wir, obschon geringe Gaben.

Gold, Weihrauch, Myrrhen, liegen dir zu Füſsen;
Die Weisheit ist uns sichtbarlich begegnet,
Willst du uns nur mit Einem Blicke laben.

IV.

DIE HEILIGE FAMILIE.

Den Schöpfer, der die Erde neu gestaltet,
Gebenedeyte! hast du ihr gegeben.
Du darfst dein Aug' als Auvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.

Ein guter Greis, deſs Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das spielend sich auf deinem Schooſs entfaltet.

Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genossen feurige Geberde,
Dem Jesus zarte Händ' entgegenbreitet.

Der braungelockte Knabe scheint zu fragen:
Was thu' ich, daſs ich deiner würdig werde?
Gern sterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

V.

JOHANNES IN DER WÜSTE.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreiſst Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell;

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groſs als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen dich, wie bin ich streng' und wild!

VI.

MAGDALENA.

In unbewahrter Jugend friſcher Blüthe
Riſs Magdalenen ihre Schönheit hin;
Den edlen Geiſt berückt' ein weicher Sinn,
Daſs ſie in ungeweihten Flammen glühte.

Sie hört den Heiland, und die ernſte Güte,
Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu ſeinen Füſsen ſinkt die Sünderin,
Mit tiefzerriſsnem ſchmachtendem Gemüthe.

Entblöſst vom Schmucke liebt ſie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaſs geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buſse nachzuhangen.

Ja, fromme Huldin! flieh in Wüſteneyn,
Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen:
Denn ſonſt bethört noch deine Reu die Herzen.

VII.

MATER DOLOROSA.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat sein geweihtes Opfer schon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Christ am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er sieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenlosem Bangen:
Sie schaun auf ihn mit schmerzlichem Verlangen,
Was noch sein Wink für Tröstung ihnen deutet.

Der Mutter Antliz blaſst in Todesschauer,
Die thränenlosen Augen sind verglommen,
Ihr stummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.

Kein sterblich Weib erfuhr so tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einst das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.

VIII.

DIE HIMMELFAHRT DER JUNGFRAU.

Wie ist mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit süſsen Banden mich umschlungen.
Mein Sehnen ist die Himmel durchgedrungen:
Ich seh' den Vater bey dem theuren Sohne.

Hinan! hinan! auf daſs ich bey euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeschwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einst empfaht die Krone. —

Und wie sie so auf Wolk' und Duft entschwindet,
Umlächeln sie des Himmels jüngste Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuſs die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So strahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

IX.

DIE MUTTER GOTTES IN DER HERRLICHKEIT.

Dir neigen Engel sich in tiefer Feyer,
Und Heil'ge beten, wo dein Fuſstritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! dir hallt,
Die Gott besaitet hat, der Sphären Leyer.

Dein Geist blickt sichtbar göttlich durch den Schleyer
Der unverwelklich blühenden Gestalt;
Du trägst ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreyer.

O Jungfrau! Tochter deſs, den du gehegt!
Dein Schooſs ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo selbst ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.

Dein Leben hat das Leben neu beseelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Ist unauflöslich uns durch dich vermählet.

X.

DIE OPFERUNG ISAAKS.

Der schöne Jüngling kniet auf dem Altare,
Nackt, blaſs, gebeugt, die Arme auf dem Rücken,
Ein banges Weh in den erhobnen Blicken,
Als ob schon Tod mit Todesfurcht sich paare.

Der Vater steht, kraftvoll in greisem Haare,
Geschürzt mit Glauben, sich in Gott zu schicken;
Den fest ergriffnen Stahl, er will ihn zücken,
Und morden allen Trost verwaister Jahre.

Doch, wie er seine Stirn nach droben wendet,
Als spräch er: du befahlst es, Hort und Rather!
Rauscht ihm der Flügel eines Himmelsboten.

Mit deinem Wollen ist die That vollendet.
Allein behielt sichs vor der ew'ge Vater,
Den Sohn zu opfern für die ewig Todten.

XI.

DER HEILIGE SEBASTIAN.

Sebastian, Römischen Geblüts ein Krieger,
Schwur zu den Fahnen, die unsterblich lohnen.
Den Märtyrern wies er die lichten Kronen,
Und mancher ward, von ihm ermuthigt, Sieger.

Der Imperator hörts ergrimmt. Betrieger!
So willst du mir und unsern Göttern lohnen?
Ergreift ihn augenblicklich, Centurionen!
Als Wurfziel seiner eignen Schaar erlieg' er.

Vom Pferd gerissen, aller Waffenzierde
Entkleidet, sieht er still dem Kampf entgegen,
An einen Baum mit Banden festgeschlungen.

Die Köcher leert nun grausame Begierde:
Doch so viel Pfeile kann die Brust nicht hegen,
Als von des Heilands Liebe sie durchdrungen.

DIE ITALIÄNISCHEN DICHTER.

I.

Weſs ist das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höhn und Tiefen ernst verkündet;
Erst langsam durch des Abgrunds Nacht sich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner schon errungen;

Dann, neu gekräftigt, Himmelan gedrungen,
Daſs Religion und Poesie verbündet
Noch nie so Cherubinen-gleich entzundet
Sich mit den Sphären schwungen und erklungen?

Zugleich der Tempel und des Baues Meister,
Schuf dieſs lebend'ge Grabmal seiner Liebe,
Die er, beseligt, Beatrice nannte,

Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geister,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muſs, der groſse Dante.

II.

Ein wechselnd Glühn, ein unauflöslich Sehnen,
In Labyrinthen ein bezaubert Irren,
Wo Seligkeit und Pein sich süſs verwirren,
Ein waches Träumen, ein wahrhaftes Wähnen,

Läſst dein Gesang, Petrarca, bald im Thränen-
Bethauten Hain die zarten Wünsche girren;
Aus Einsamkeit, wo Nachtgevögel schwirren,
Sich bald die tiefen Klagelaute dehnen.

In Frühlingslüften, die vorüber ziehen,
Fühlst du, im Lorbeerbaum erblickst du Lauren;
Sie nennt dein Mund, wie schüchtern er auch schweige.

Und deine heil'ge Daphne liebt im Fliehen:
Ach, schon verwandelt, beut mit sanftem Trauren
Sie dir zum Kranz die ewig grünen Zweige.

III.

So wie der kluge Gärtner saubre Gänge
Um zierlich eingefaſste Beete ziehet,
Allein nicht hemmt, nur pflegt, was drinnen blühet,
Daſs sich die Kraft der Pflanzen üppig dränge:

So ist Boccaccio, der Geschichten Menge
Als Blumenflor zu ordnen, wohl bemühet;
Rings schmücken, wie ein goldner Rahmen glühet,
Sie heitre Reden, Landlust, Spiel, Gesänge.

Betäubt des Gartens Duft die zarte Jugend,
Verdammt die Spröde, wo sie gern erröthet,
Und lernen neue Tücken selbst die Schlauen:

So wirft sich, glaubensvoll an ihre Tugend
Und Sittsamkeit, die nicht ein Hauch ertödtet,
Der Dichter in den Schutz der edlen Frauen.

IV.

Mit Bradamante's Muth und Reiz und Feuer,
Auf schlankem Roſs, das sie behende zügelt,
Vom bunten Helmbusch ihre Stirn beflügelt,
Zieht Ariosto's Mus' auf Abentheuer.

Sie siegt und fliegt von dannen, keinem treuer;
Der ebne Grund ist ihr zu eng umhügelt,
Im Luftrevier an ihrem Schild gespiegelt
Erscheint die Welt ein schönes Ungeheuer.

Viel Wunder zwar natürlich drin geschehen:
Geschicktes Wagen gilt bey Lieb' und Waffen;
Tappt Roland zu, so pflückt Medor verstohlen.

Die Schalkheit ist die mächtigste der Feen,
Sie läſst die Fantasie nur toll sich gaffen,
Um aus dem Mond' ihr den Verstand zu hohlen.

V.

Mit den Trompeten und des Kriegs Getösen
Heiſst Tasso seine keusche Stimm' erschallen,
Nicht bloſs am Kampf ein ritterlich Gefallen,
Nein, heil'gen Muth in das Gemüth zu flösen.

Jerusalem, die Gottesstadt, zu lösen,
Sieht man das Kreuz voran den Schaaren wallen;
Clorinda's Arm, Armida's Reize fallen,
Ismeno's Zauber, und die Macht des Bösen.

Befreyt ist nun der Andacht jene Stäte,
Wo seiner Leiden Wunder Christus übte,
Des Todes Leben, des Verderbens Tilger.

Entwaffnet knie'n die Helden im Gebete;
Glorreich vollbracht hast du dein groſs Gelübde:
So ruh von deiner Fahrt nun, frommer Pilger.

VI.

Der Hoffnung Grün, die Blüthe süſser Stunden,
Der Unschuld Lilie und der Schönheit Rose,
Dann, wie Cypressen, dunkler Schickung Loose,
Hast du, Guarini, zart zum Kranz gewunden.

Schon sind im Tod die Liebenden verbunden,
Da finden sie der Wonne sich im Schoose,
Da löst sich auf in flüsterndes Gekose
Das Weh der Dornen, die ihr Herz verbunden.

Treu leitet Anmuth deinen treuen Hirten;
Ihm, wenn er lehrt die Wissenschaft der Küsse,
Glühn Wangen, zittern Lippen, wallen Busen.

Ein neu Arkadien schatten frische Myrten:
Der Liebe huld'gen Wald, Thal, Berge, Flüsse,
Und tauchend folgt Alpheus Arethusen.

MEINE WAHL.

Geschäft und Sorge wohnt am dürren Strande
Und kann dem engen Kreislauf nicht entgehen;
Doch Fantasie lockt über ferne Seen
An sel'ge Inseln, wunderbare Lande.

Wie freudig lös' ich meines Schiffleins Bande,
Was Ahndung spielet, nah enthüllt zu sehen!
Die Geister ungebohrner Lieder wehen
Durch meiner Segel schwellende Gewande.

Verbrüderte Gefährten seh' ich schweben:
Was schreckte wohl, daſs ich dahinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.

So leit', o süſse Poesie! mein Leben;
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

SINNBILDER.

Ein frühes Veilchen, tief versteckt in Moosen,
Erblickt' ich; doch als Sommerlüfte gingen,
Wuchs es zum Strauch, den Dornen starr umfingen;
Dann wurden alle diese Dornen Rosen.

Aus ihnen hört' ich Liederstimmen kosen,
Und sah empor sich Nachtigallen schwingen;
Und ich erkannt' in diesen Wunderdingen
Der Liebe liebliche Metamorphosen.

Hab' ich in stiller Schüchternheit vergöttert,
Litt ich der Zweifel stechendes Gewühle,
Eh sich Erwiedrung wollt' entgegen neigen:

So sey mir nie der Rosen Füll' entblättert,
Es bleib' ihr Kelch die Wohnung der Gefühle,
Die singend zwischen Erd' und Himmel steigen.

DIE FURCHTBARE NÄHE.

Es zogen Heere, donnerten Geschütze
Fernab, die starke Veste zu bestürmen,
Daſs sich ihr Strom mit Leichen müſste thürmen;
Die Sommernacht erhellten Kriegesblitze.

Da wuſst', im engen Thal, auf schatt'gem Sitze,
Vor allen andern als der Freude Stürmen
Mich und die Liebste Liebe zu beschirmen,
Vereinigt wie die Reb' und ihre Stütze.

Dieſs deutet frohe Zukunft unserm Bunde.
Wie sollt' er nicht, von freundlichen Gestirnen
Selbst im Gewitter angelacht, bestehen?

Doch donnert, uns auch, der Verheerung Stunde,
So laſs uns, achtlos um der Götter Zürnen,
Im Schooſs der Liebe selig untergehen.

AN FLEMMING.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren;
Der du durch Schiffbruch, Wüsteneyn, Barbaren,
Fast bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du lieſsest, wo kein Deutscher Laut erklungen,
Die Fremdlings - Poesie sich offenbaren.
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Gesang verherrlichend bezwungen.

Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Caspiens Flut gesendet zu den Persen.

Doch als auf dich der Heimath Musen schauten,
Und du zurück kamst, ihnen rasch zu folgen,
Da stach der Tod dich neidisch in die Fersen.

AUF DENSELBEN.

Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entschweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingesponnen.

Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innre Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten,

Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe;
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten:
Ihr Sinn nach Deutscher Art gediegen bliebe.

ZUM ANDENKEN.

Du nahtest nur, uns wieder zu verlassen,
Dein rascher Weg hat dich vorbeygetragen!
Von deiner Gegenwart beglückten Tagen
Sah ich zu bald den heitern Strahl erblassen.

Dieſs kleine Blatt, das du zurückgelassen,
Es soll dir meine Wünsche, meine Klagen,
Dein Bild in mir, dein Angedenken sagen:
Wie könnt' es so viel groſse Dinge fassen?

Drum dieſs nur: wirds in deiner Nähe wohnen,
Wird manchmal seinen Sinn dein Blick entsiegeln,
So neid' ich ihm sein glückliches Gelingen.

O möcht' ein Täubchen dir es überbringen,
Und nähmest du's ihm schmeichelnd von den Flügeln,
Und möcht' ein Kuſs die kleine Botin lohnen!

GEMÄHLDE.

I.

CLEOPATRA VON GUIDO RENI.

Wie schlank ihr Leib im Schlummer hingegossen
Auf Flaum sich wiegt, von keiner Hüll' umfangen!
So goldnes Haar ist auf so schöne Wangen,
So zarten Hals, noch nie herabgeflossen.

Doch Todesnacht hat schon ihr Aug' umschlossen,
Den Lippen ist der kühne Geist entgangen;
Sie selber gab den Stichen wilder Schlangen
Die Lilienblüthen, die am Busen sprossen.

Oft hat ja Liebe Götter umgestaltet:
O Heldin, hätt' auch dich ein Gott berücket,
Beneidend deinen Reiz dem Land der Todten!

Hielt jener nicht, der mit dem Donner waltet,
Als Schlang' Olympien brünstiglich umstricket?
Du hättest ihm der Freuden mehr geboten.

II.

LEDA VON MICHELANGELO.

Der Vogel Zeus, der Träger mächt'ger Blitze,
Als ihn sein Fürst zum Raub auf Ida sandte,
Hielt er den Knaben, der sich zagend wandte,
Behutsam, daſs ihn nicht die Klaue ritze.

Doch über Reiz und Anmuth rollt' in Hitze
Sein Auge hin; auch keinen Kuſs entwandte
Der Schnabel, der nur blut'ge Thaten kannte:
So trug er rasch ihn zum Olymp'schen Sitze.

Du aber, holder Schwan, du weiſst die Gaben
Der Lieb' in hoher Schönheit Schooſs zu pflücken,
Du willst nicht im Gesang, im Kusse sterben.

Nicht sterben, nein, nur lebend dich begraben
Im Wollusttaumel, und durch dieſs Entzücken
Unsterblichkeit, wenn sie nicht dein, erwerben.

III.

IO VON CORREGGIO.

Verhüllend will sich Nebel um sie legen,
Doch bleibt vom Nacken nieder zu den Sohlen
Der zarte Bau der Glieder unverhohlen,
Und schön'res noch erräth der Blick verwegen.

Entzücken scheint sich durch sie hin zu regen,
Und, vor Entzücken, tiefres Athemhohlen.
Und, seh' ich recht? es kommt ein Mund verstohlen
Dem Rosenantliz aus dem Duft entgegen.

Dein Loos, Ixion, hat sich hier verkehret:
Du wolltest kühn der Göttin Leib umfangen,
Und eine Wolke blieb in deinen Armen.

Doch Io's Reiz hat andern Trug gelehret,
Daſs eine Wolk' in liebendem Verlangen,
Und in der Wolk' ein Gott sie muſs umarmen.

SALMACIS.

Hermes und Aphroditens spröden Knaben
Hält Salmacis in Liebeswuth umschlungen,
Bis sie den Leib, eh als den Sinn, durchdrungen,
Und in dem Gegenstand den Wunsch begraben.

Denn die Natur, die sie beleidigt haben,
Sie, die als Jüngling kühn um Lust gerungen,
Er, mädchenhaft in scheuen Weigerungen,
Vereinigt sie, und straft durch ihre Gaben.

Von Mann und Weib ein holdes *Zwitterwesen*,
Mufst du, Hermaphrodit, in Fülle schmachten,
Fühllos für Reize, die dich doppelt zieren.

Unglücklich bist du, Salmacis, genesen,
Da du erlangt hast der Verliebten Trachten,
Sich ganz in dem Umarmten zu verlieren.

NARCISSUS.

O Nymphe! sprach Narcissus zu der Quelle,
Du Spiegel! Bett des fern und nahen Lieben!
Du Tafel, wo sich Schönheit eingeschrieben,
Und meiner Wünsch' unüberstiegne Schwelle!

Nicht thöricht mehr umarmend deine Welle
Will ich die zarte Mahlerey dir trüben.
Laſs mich in mich sie fassen, bey dir drüben,
Indem ich weinend dich gelinde schwelle.

Doch wenn ich nun mich ganz in dich ergossen:
Wer weiſs, ob ich dieſs Bild in mir nicht misse,
Und wieder mich aus mir hinweg muſs sehnen?

Er sagt' es, und sein Leben war entflossen,
Doch neigt, nicht mehr Narcissus, die Narcisse
Den schwanken Stiel noch stets zum Bach der Thränen.

AN DORIS.

Wenn gern die Cither deiner Finger Schlägen
Gehorcht, und Lieder deinem Mund' entgleiten,
Scheint Wohllaut so mit Schönheit wettzustreiten,
Daſs ich nicht weiſs, was mächt'ger kann bewegen.

Blind wie das Recht; müſst' ich die Stimme wägen,
Auf daſs die Augen nicht das Ohr misleiten.
Doch deine Töne locken schon vom weiten
Des Hörers Blicke deinem Blick entgegen.

Beglücktes Holz, das dir im Arme weilend,
Von dir berührt, von deinem Reiz beseelet,
Beredt erwiedernd, Laut mit Laut vermählet!

Doch glücklicher, wer, dem Gesang voreilend,
Den Hauch all dieſer lieblichen Accente
Auf deinen Rosenlippen suchen könnte!

AUF EIN PAAR SCHÖNE ARME.

Wie reiche Schöne ward euch schönen Armen!
Nur müſst ihr euch mit anmuthsvollem Regen
Nicht bloſs zur Rede, selbst beredt, bewegen:
Die Arme sind gemacht, um zu umarmen.

Verbannt aus eurem Reich, muſs ich verarmen;
Doch wollt ihr mich in enge Bande legen,
So lös't ihr mich: wer könnte Harm wohl hegen,
Gehegt in Armen, die von Lieb erwarmen?

So zart geründet von den Schultern nieder
Ihr Grübchen spielet an den Ellenbogen,
Dann, lind geſchweift, euch zu der Hand verenget,

Seyd ihr doch mächtig wie des Atlas Glieder:
Ihn hat des Himmels Bürde tief gebogen,
Den ihr so leicht in eure Mitte dränget.

DIE FLUCHT DER STUNDEN.

O daſs ihr stille stündet, sel'ge Stunden!
Weil ihr verdient zu weilen, müſst ihr eilen,
Was euch vervielfacht, scheint euch zu zertheilen:
Endlos Entzücken macht euch zu Sekunden.

„Was klagst du? Wie gefunden so verschwunden.
Befiedert trugen wir mit Amors Pfeilen
Dir Lust herbey, und süſse Gunst, zu heilen
Die Wunden, die dein Herz kaum überwunden.“

So seyd denn, Stunden, meiner Wonne Musen!
Lehrt mich, von eurem Flug nicht fortgerissen,
Ruhig die holde Gegenwart zu saugen.

„Lausch dem Sekundenschlag am schönsten Busen,
Und zähle jeden Odemzug nach Küssen;
Ein Augenblick blitzt manchen Blick der Augen.“

SHAKSPEARE'S

SONETTE UND ÜBRIGEN JUGENDGEDICHTE.

Wer Freundschaft für den Schönen konnte fühlen,
Die, gleich der Lieb', in Sehnsucht oft erblaſste;
Wer je den Haſs geliebt und Liebe haſste,
Wählt' Untreu buhlend ihn zu ihren Zielen:

Der finde hier sein Bild, und sanft entlaste
Der Worte Scherz den Ernst in den Gefühlen;
Gern schau er dich in zarter Lieder Spielen,
Deſs Schauspiel groſs der Welt Schauspiel umfaſste.

Süſs Klagen ist der Laut und Odem aller,
Sie weinen Perlen um Adonis Jugend,
Lucretia's Huld, die Tod und Raub verbittert.

Hier bist du nur ein Stab verliebter Waller,
Noch nicht der Speer, deſs wunderbare Tugend
Verwundend heilt, wenn er die Bühn' erschüttert.

CERVANTES.

1.

SEIN LEBEN.

Castilischen Geschlechts; von feinen Sitten;
Treu der Religion und treu der Ehre;
Gelehrter, dann Soldat, hab' ich im Heere
Don Juans bey Lepanto mit gestritten;

Den Arm verlohren; Sklaverey erlitten;
Zum Fliehen schlau, frey bey des Druckes Schwere;
Erlöst; bemüht dann, daſs mein Ruhm sich mehre:
So starb ich arm in der Bewundrer Mitten.

Die Welt war mir ein Spiel; mein Alter Jugend;
Ich mahlte, was ich kannt', und kannte vieles,
Und die Erfindung stand mir zu Gebote.

Von süſser Liebe reimt' ich, doch voll Tugend;
Erschuf Novellen, Galatee, Persiles,
Und den sinnreichen Ritter Don Quixote.

II.

GALATEA.

Wie blauer Himmel glänzt auf Thales Grüne!
Ein heller Strom fleuſst lieblich auf und nieder,
Von Berg und Wald verdeckt, erscheint er wieder,
Und spiegelt klar der Landschaft bunte Bühne.

Wer ist die Blonde dort mit sitt'ger Miene?
Wie tönen süſs die Leid- und Liebeslieder!
Mit ihren Heerden nahn die Hirtenbrüder,
Und jeder zeigt, wie er der holden diene.

O Lust und Klang! o linde Aetherlüfte!
Im zarten Sinn sinnreich bescheidner Liebe
So himmlisches, doch kindlichem verwandtes!

Fremd wären uns die feinsten Blumendüfte,
Wenn Galatea nicht sie uns beschriebe,
Die göttliche des göttlichsten Cervantes.

III.

DAS TRAUERSPIEL NUMANTIA.

Roms Heeren, die im langen Kampf erschlaffen,
Numantia frey und kühn entgegenstunde.
Da naht des unabwendbarn Schicksals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erschaffen.

Umbollwerkt nun, verschmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; sie weihn im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, Einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.

So triumphirt, erliegend noch, Hispania:
Stolz wandeln ihre Heldenblut-Verströmer
Zur Unterwelt auf würdigem Kothurne.

Wen Libyen nicht erzeugte noch Hyrcania,
Der weint, es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

IV.

DIE LEIDEN
DES PERSILES UND DER SIGISMUNDA,
EINE NORDISCHE GESCHICHTE.

Aus wüsten Meeren und beeisten Zonen
Zieht ein Verhängniſs, wunderbar gewunden,
Ein sittsam Paar, dem keines gleich erfunden,
Hin zu des Südens heitern Regionen.

Gekrönt mit Schönheit statt ererbter Kronen,
Trennt ein Gelübd sie lang', obschon verbunden,
Bis sie begrüſst in andachtvollen Stunden
Die Stadt, wo alle Glorien Christi thronen.

Gefahr und Lust lockt sie vom Ziel vergebens,
Und um sie spielt der Menschen weltlich Handeln
Wie bunte Muscheln an der Pilgerhaube.

Zur Wallfahrt macht die Wellenfahrt des Lebens,
Ein sichrer Stab den keine Zeiten wandeln,
Edler Muth, reine Lieb' und heil'ger Glaube.

V.

DON QUIXOTE DE LA MANCHA.

Auf seinem Pegasus, dem magern Rappen,
Reit't in die Ritterpoesie Quixote,
Und hält anmuthiglich, in Glück und Nothe,
Gespräche mit der Prosa seines Knappen.

Erst, wie sie blind nach Abentheuern tappen,
Trifft sie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
Dann kommt der Scherz als huldigender Bote,
Und schüttelt schelmisch ihre Schellenkappen.

Und Liebe webt drein rührende Geschichten;
Verstand der Menschen Sitten, Tracht, Gebehrden;
Es gaukelt Fantasie in farb'ger Glorie.

Ich schwör' es, und Urgande selbst soll richten:
Was auch hinfüro mag ersonnen werden,
Dieſs bleibt die unvergleichlichste Historie!

VI.

DIE REISE AUF DEN PARNASS.

Aus Versen ganz gebaut, beflaggt, bekabelt,
Hohlt in den Krieg für des Geschmackes Ehre
Ein Schiff Cervantes samt der Dichter Heere,
Zum Berg der Dichtung, den sie selbst gefabelt.

Ein andres, wo sich Reimer, süſs geschnabelt,
Herzugedrängt, versenkt Neptum im Meere;
In Schläuch' und Kürbse wandelt sie Cythere,
Daſs nicht der Gott ihr hohles Volk ergabelt.

Bald sind besiegt, die den Parnaſs verwirrten;
Man siehet neu die Poesie erglänzen,
So wie die Sonn' aus schönen Morgenröthen.

Die Heldenthaten lohnt Apoll mit Kränzen
Und beut, um sie auſs beste zu bewirthen,
Kastaliens Naſs den hungrigen Poeten.

DIE RIVALEN.

Zwey Schwestern lieb' ich, schwesterliche Schönen,
Die Einer hohen Mutter Züge tragen;
Nur andrer Heimat Wiege, wo sie lagen,
Konnt' in der Sitt' einander sie entwöhnen.

Sie fesseln mich mit ihrer Stimme Tönen,
Die zart und voll den Sinn der Rede sagen.
Wenn eine schweigt, muſs ich vermissend klagen,
Und die ich höre, scheint mir werth zu krönen.

Ich streb', entzündet, ihnen nachzulallen,
Doch wie ein fernes Echo, matter, trüber,
Hauch' ich nur Lispeln in die rauhen Lüfte.

Wer kann den ölbekränzten Betis wallen
Durch Deutsche Fluren heiſsen, und, herüber
Die Alpen, Welschlands Pomeranzendüfte?

DAS SONETT.

Zwey Reime heiſs' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daſs hier und dort zwey eingefaſst von zweyen
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwey Glieder
Sich freyer wechselnd, jegliches von dreyen.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerey mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaſs der Gegensätze.

DER REIM UND DIE POESIE.

Ein Redner buhlte mit Sophistenschlingen
Und Wortgespinnst, die Poesie zu fangen.
Ihm galten nur die Worte, was sie klangen,
Und eitel lieſs er Wortgetändel klingen.

Da wandte sie vor seinem schlauen Dringen
Sich zu des Rhythmus männlichem Verlangen;
Mit reiner Inbrunst hielt er sie umfangen,
Und beyder Lust ward ein harmonisch Singen.

Der Redespieler härmte sich verlassen,
Ward bloſse Stimme, doch nicht leer und nichtig:
Es schien, daſs Lieb' in jedem Laut noch keime.

Nun wandelt Poesie in Mild' ihr Hassen,
Und sie vernimmt, ruft sie ihn nun sehnsüchtig,
Echo des Sinnes, zarte süſse Reime.

WALDGESPRÄCH.

Hier bin ich einsam, keiner hört die Klage. Klage!
Niemand vertrau' ich mein verzagtes Stöhnen. Tönen.
Soll ich stets ungeliebt der Spröden fröhnen? höhnen.
Wie lang harr' ich umsonst, daſs es mir tage? Tage.

Mich findet Gunst zu leicht auf ihrer Wage. wage!
Wem liegt wohl dran, mein Leben zu verschönen? Schönen.
So wird das holde Glück mich endlich krönen? krönen.
Wer giebt mir frohe Kund' auf jede Frage? frage!

Was ist dein Thun dort in den Felsenhallen? hallen.
Und was ist Schuld, daſs du nur Laut geblieben? lieben.
So fühlst du etwas bey Verliebter Schmerzen? Schmerzen.

Glaubst du, dein Spiel könn' irgend wem gefallen? allen.
Wem wird es denn zu lieb mit uns getrieben? Trieben.
Wer sehnt sich leeren Wiederhall zu herzen? Herzen.

DIE EDELSTE WIRKUNG.

Der Pelikan nährt mit der Purpurquelle
  Aus seinem Busen die geliebten Jungen;
  Der Adler lehrt, der Sonne zugeschwungen,
  Den jungen Adler tragen ihre Helle;

Der groſse Leu, würdig der Oberstelle,
  Belebt das Junge, so, von ihm entsprungen,
  Wie todt erst daliegt, mit der Kraft der Lungen,
  Und haucht es an, daſs Lebenswärm' es schwelle.

Sie sind ein Vorbild edler Menschengaben:
  So opfert gern sich selbst wohlthuende Milde,
  Muth kann durch Thaten Jünger sich erziehen.

Allein dem Genius nur ward es verliehen,
  Daſs schon sein reiner Hauch beseelend bilde;
  Drum ist er zu dem Herrscherrang erhaben.

LICHT UND LIEBE.

Nicht bloſs spielt aus des Sonnenstrahles Reine
Die ganze Farbenwelt; die glühnde Helle
Wird auch auf Erden hoher Farben Quelle,
Die sie hervorruft, gleich als Widerscheine.

Da brennen Blumen, regt durch goldne Haine
Sich des Gefieders tausendfärb'ge Welle,
Das Raubthier schleicht in buntgestreiſtem Felle;
Und in der Tiefe funkeln edle Steine.

So reiſt der Liebe Glut und heiſs Erröthen,
Wie Sonnenkraft die irdischen Naturen,
Zum Farbenglanz der Fantasie Gebilde.

Ihr ebnen sich smaragdner die Gefilde,
Ihr wölbt der Himmel voller die Azuren,
Wo schöner suchend auch die Blitze tödten.

AN SCHELLING.

Wenn Vorwitz, nur die Ruh des weisen Alten
Zu stören, drang in Proteus düstre Grotte,
So wandelt' er dem Frager sich zum Spotte
In tauſend unvernehmliche Gestalten.

Doch wen Begeistrung trieb, ihn festzuhalten,
Nicht zagend vor der Ungeheuer Rotte,
Dem ward er wiederum zum sinn'gen Gotte,
Und würdigt' ihn, geheimes zu entfalten.

Nicht zählst und miſs'st du, Freund, die Hieroglyphen,
Die der Natur endlose Säul' umreihen:
Sie reden dir, der Stoff wird zum Gedanken.

Bald werden, die in todter Weisheit schliefen,
Die Götter aufstehn, und zu Priestern weihen
Die Forscher, die vom Quell der Dichtung tranken!

AN FRIEDRICH SCHLEGEL.

Der Geist muſs sich, um nicht der Welt zu fröhnen,
Zur Weltanschauung in sich selbst vertiefen.
Begreifend schafft er Kräfte, welche schliefen,
Die durch Bewuſstseyn sich als mündig krönen.

Da forschtest du, bis aus der Weisheit Tönen
Musik ward, bis dir aus der Seele Tiefen,
Durch tausend Spiegel, die es läuternd prüfen,
Zurückgestrahlt, erschien das Bild des Schönen.

Dich führt zur Dichtung Religion der Liebe,
Du willst zum Tempel dir das Leben bilden,
Wo Götterrecht der Freyheit lös' und binde.

Und daſs ohn' Opfer der Altar nicht bliebe,
Entführtest du den himmlischen Gefilden
Die heil'ge Glut der leuchtenden Lucinde.

DEUTUNG.

Was ist die Liebe? Les't es, zart geschrieben,
Im Laut des Worts: es ist ein innig Leben;
Und Leben ein im Leib gefesselt Streben,
Ein sinnlich Bild von ewig geist'gen Trieben.

Der Mensch nur liebt: doch ist sein erstes Lieben
Der Lieblichkeit des Leibes hingegeben.
Will sich, als Leibes Gast, der Geist erheben,
So wird von Willkühr die Begier vertrieben.

Doch unauflöslich Leib und Geist verweben
Ist das Geheimniſs aller Lust und Liebe;
Leiblich und geistig wird sie Quell des Lebens.

Im Manne waltet die Gewalt des Strebens;
Des Weibes Füll' umhüllet stille Triebe:
Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.

AN EINEN HELDEN.

Du eilst nicht, leichte Lorbeern nur zu greifen,
Um müſsig dann des Lobes Trank zu schlürfen.
Wenn siebenfach Trophäen dir sich häufen,
Wirst du der That, wie dein die Welt bedürfen.

So viel zu können, was man kann, zu dürfen,
Muſs zwar mit Gottgefühl die Brust ergreifen,
Doch, fliegend von Entwürfen zu Entwürfen,
Läſst deiner Weisheit Frucht dein Muth nicht reifen.

Kaum hast du dich von deinem Werk geschieden,
So ists dem Chaos wieder hingegeben;
Zum Grabe wird die Wiege neuer Staaten.

O setze Herkulssäulen deinen Thaten!
Willst du von Nilus Haupt den Schleyer heben,
So stürzen hinter dir die Pyramiden.

DIE EINZIGE SICHERHEIT.

Vom Tode rettet nur, den Tod verachten.
Dem, der ihn fürchtet, trinkt er zu beym Mahle,
Der grause Gast, aus blinkendem Pokale,
Daſs rings der Freude Kerzen sich umnachten.

Doch wenn ihn Muth und Kraft zu reizen trachten,
So weicht er aus, und trifft mit scheuem Stahle;
Ihn höhnt der Krieg, ob er Tribut ihm zahle,
Und über ihn siegprangen blut'ge Schlachten.

Drum habet Dank, ihr groſsen Todverächter!
Euch, die ihr einsam euer Blut gespendet
Dem Zeus Befreyer, soll der Einzle danken;

Die Nationen, Römer, euch, und Franken!
Im Kampf mit Schrecken, die der Orkus sendet,
Seyd ihr die Phalanx sterblicher Geschlechter.

ALLGEMEINES LOOS.

Der fährt durchs Leben leicht auf leichter Barke,
Der läſst die Wimpel bunt und stattlich fliegen;
Der will bis in den Mond erobernd siegen,
Der sorgt, wie er sein klein Gebiet vermarke;

Der pflegt sich üppig mit des Landes Marke,
Der muſs im Wetter nackt und hungrig liegen:
Doch alle gleich, gewiegt in gleichen Wiegen
Der groſsen Mutter, Schwache so wie Starke.

Und kaum gewürdigt werden eines Blickes,
Die da gewesen; und die sind, vergessen
Ihr Wandeln über hohlen Katakomben.

Es rollt die Erde wie das Rad des Glückes,
Mit ihr die Zeit, nie ruhend, ungemessen,
Und stündlich würgt der Tod sich Hekatomben.

UNKUNDE.

Wie endigt Heut? und was wird Morgen bringen?
Wer kann mir sagen, ob gestreute Saaten,
Heilsam an sich, mir nicht zum Gift gerathen?
Was fremder Willkühr mag an mir gelingen?

Vergebens zeugt Erfahrung von den Dingen,
Und zeichnet sorgsam auf der Vorwelt Thaten:
Selbst Weisheit weiſs untrüglich nicht zu rathen,
Wo Kräfte blindlings durch einander ringen.

Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Könnt' überschauen nur des Schicksals Wächter;
Uns schwindet eines, wenn das andre nahet.

Die Zukunft steht als Sphinx in düstern Fernen,
Und schlingt hinab so Menschen wie Geschlechter,
Eh ihre Räthsel sie zu lösen lernen.

ZUVERSICHT.

Wie Heut sich end'gen wird, was Morgen bringen,
Ich weiſs es nicht; doch streu' ich gerne Saaten.
Sie lasse Luft und Boden dann gerathen,
Durch meine Trägheit soll es nicht mislingen.

Kenn' ich nur mich, was frag' ich nach den Dingen?
In meiner Brust versteh' ich Andrer Thaten.
Die Weisheit muſs mir Maſs und Stille rathen,
Auf daſs nicht blindlings meine Kräfte ringen.

Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Zu überschaun braucht nur des Schicksals Wächter;
Wohlthätig schwindet eins, wenn andres nahet.

Mag doch die Zukunft drohn aus düstern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderte Geschlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit seinen Sternen.

ANHÄNGLICHKEIT.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise;
Ihr dünkt, im engen wiederhohlten Gleise,
Ihr Thun vergeblich, und ihr Wissen Wähnen.

Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
Nach höhern Welten, freyerm Thatenkreise,
Und glaubt, am Schluſs der Bahn nach ird'scher Weise,
Roll' erst der Vorhang auf zu lichtern Szenen.

Doch rührt der Tod den Leib ihr, daſs sie scheide,
So schaudert sie, und sieht zurück mit Zagen
Auf Erdenlust, und sterbliche Gespielen.

Wie einst Proserpina, von Enna's Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
Um Blumen weinte, die dem Schooſs entfielen.

DIVA FIDES.

O heil'ge Treue! sittsame Vestale,
Die auf der Seel' Altar die Flamme hütet!
Astraea, die dem Neid des Glücks gebietet,
Mit Lieb' und Gegenlieb' in gleicher Schale!

Du Flora, die im Thränbethauten Thale
Des Lebens auch den Winter schön beblüthet!
Doch, wenn der Tod mit harter Trennung wütet,
Du Parce mit verhängniſsvollem Stahle!

Sag, wo sind deine Wunder hingeschwunden?
Sind dir zu dienen würdig nur Heroen,
Und kann die schlaffe Welt nicht mehr gesunden?

Du wirst vermiſst an Mann, Weib, Niedern, Hohen,
Und mancher höhnt, nie seyst du wahr erfunden,
Weil du aus seiner falschen Brust entflohen.

ABHÄNGIGKEIT UND WILLKÜHR.

Von Sternen hat die Vorwelt uns gelehret,
Die Tugend, Frevel, Ruhm, Schmach, Glück, Mislingen,
Aus den geheimniſsvollen Kreisen bringen,
Und deren Macht kein Wille sich erwehret;

Von Zeichen, die der Kund'ge sieht und höret,
Und den Orakeln leichter Vogelschwingen;
Auch von Sirenen, deren zaubernd Singen
Unwiderstehlich in den Tod bethöret.

Der Jugend ziemt des Sinnbilds holde Leitung,
Doch heb', erwachsen nun, der Mensch die Stirne,
Hör' auf, was in ihm, auſser sich zu wähnen.

Muth, Freyheit, Kraft, sind seines Heils Gestirne,
Der Weisheit Blicke seiner Zukunft Deutung,
Wahn, Trägheit, Wollust, seiner Brust Sirenen.

DAS ZEITALTER.

Grau, doch nicht weis' ist das Jahrhundert worden:
Ihm ist umsonst die Weltgeschicht' erschollen.
Noch thürmen sich im Strom des Eises Schollen,
Und heft'ger brausen Aeols wilde Horden.

Wird blindlings hin und her stets Mavors morden?
Wird stets das Glück sein Rad zertrümmernd rollen?
Gilt freches Wollen bloſs, nie ernstes Sollen?
Und einigt Völker nur der Selbstsucht Orden?

Steigt niemals, die, wie jenes Greisen Töchter,
Noth, Wahrheit und Begeistrung fromm zerfleischet,
Verjüngt die Menschheit aus den Zauberkesseln?

So mag die Hoffnung, welche die Geschlechter
Mit Weissagungen goldner Zukunft täuschet,
Zu ew'ger Flucht Pandora's Urn' entfesseln.

DIE BRÜDER.

Der groſse Pollux, als im Kampf zerschmettert
Kastor, der schöne, lag vor seinen Füſsen,
Rief, sein unsterblich Leben zu beschlieſsen,
Des Vaters Rechte, die aus Wolken wettert.

Zeus ordnet, daſs sie, jener halb vergöttert,
Halb Schatte der, ihr wechselnd Loos versüſsen.
O Wunderliebe, die mit holden Grüſsen
Den Orkus aufhellt, den Olymp entgöttert!

Du Zwillingssohn des Himmels und der Erden,
O Mensch! so folge, was in dir unsterblich,
Dem Sterblichen in Lust wie in Beschwerden.

Dir ist nur so der Stand der Götter erblich;
So wird dein Ewges sichtbar lieblich werden,
Dein Ird'sches rein, stark, würdig, unverderblich.

EWIGE JUGEND.

Nicht bloſs die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reiſst, entflieht des Lenzes Prangen;
Nicht bloſs erbleichen junge Rosenwangen;
Dem Geist auch drohts, daſs er sich überlebe.

Wie kühn er erst auf freyen Flügeln schwebe,
Dumpf gnügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wiſst ihr, für sein gränzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?

Nichts wähn' er sein; Besitzthum ist ihm Schranke;
Ruh Tod; ein ew'ger Kampf der Freyheit Wesen.
Es kümmr' ihn nie, was hinter ihm versunken.

Vernichtend, schaffend, wechsle der Gedanke.
Das reinste sey zum Flammengrab erlesen,
Wo ihn, verjüngend, treffe Gottes Funken.

ELEGIEEN.

DIE KUNST DER GRIECHEN.

AN GOETHE.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, Kunsthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in neuen Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder in Schiffe den Raub,
5 Stolz den Ersatz gebietend; gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der Hellenischen Muse Geweihter,
Mit still deutendem Sinn, Goethe, manch Wundergebild,

Wie es emporstieg einst in dem Geist prometheïscher Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goſs
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groſs gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn sie erstarrt noch
Sah Latona so schön, muſste, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.

Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer göttlichen Brust frey von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt
Sorgsam im Schooſse, sie hielt Keime lebendig versteckt
Wiedergebohrner Kunst und Begeisterung: endlich erstand sie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlohrene Tochter.
Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den bestätigten ward freye Verehrung geweiht.

Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn schuf,
Was Polykletos mit Maſs! Über dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende Vesten erdrückens,
Und es erblüht dereinst einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkulischen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verschont und den flutenden Felsen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dieſs nur ein kleines, doch ist es ein werthes Gedächtniſs:
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernst auf zertrümmert Gebälk.

Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlohr, und klimmt nackt die Geſtade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb ſein, den gab die Geliebte,
Und ſo dünkt er ſich reich, ſchauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloſchener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchſchnittenen Küſten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regſame Volk
Aſien an und Aegyptus, und ſchuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der verſengte Räuber ſein Zelt in ein wechſelndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel ſchmachtet nach ärmlichem Trunk,

Sprudelte Phöbos Quell, da schattete süſs Aphroditens
  Garten, Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und Wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, sie riefen herbey wie entlegene Länder!
  Rosse Sikulischer Au'n stampften Olympia's Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tauchend,
  Trug den heiligen Staub nach Syrakusâ zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
  Seht, es bevölkern den Hain Schaaren der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Faustkampf,
  Mit Wurfscheiben gesiegt, ringend, im Sprung und im Lauf,
Eile zu opfern, wo Dorisch Gesäul ein würdiges Dach trägt,
  Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden entschwingt.

Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.
Horen und Chariten schweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön stimme sie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die Leyerbeherrschenden Hymnen!
„Wem zu sterben verhängt wurde,“ so rauschet ihr Pfeil,
„Warum säſs' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
„Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere versucht!
„Das war Pelops Wort; als einst er die Lanz' Oenomaos
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann.“

Ach! mich täuschte dieſs Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd
Festliches Leben; es floh! seufzet die Öde zurück.
Aber entrissen dem irdischen Sitz, umhauche der Geist uns,
Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiſs gestellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh.
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,
Aber an üppigem Hang gleitet Entartung hinab.
So stieg Hellas Kunst, die gleich der Lakonischen Jungfrau
Nackt die Glieder geübt, eh sie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in Jonischer Weichheit
Wand sich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.

Wann sie das Ziel erreicht, beharrten sie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie sey,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmern
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maſs.
Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch Indisches Blau blüht' an der kostbaren Wand,
Heiterte erst Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
Lächeln verhieſs, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis sammelte wählend die unverschleyerte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch schwieg.
Leiseren Umriſs zog Parrhasios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.

Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunderten Meistern
Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, sich eigen ergab.
Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.

Riſs ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmal,
  Ihrer Schwester Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervorsprang,
  Pallas Athene, die Brust Gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch muſste des sterblichen Vaters
  Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmlischen ziemt.
Damals ſoderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
  Wählend, des Bildners Kunst; kleidete, sicher des Siegs
Über den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
  Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt' ein edles Gestein die gebietenden Blicke der Göttin.
  Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.

Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der Parischen Klüfte,
   Oder aus Einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maſs Polykletos,
   Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgesiegt Kytherea,
   Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeistert?
   Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieſs,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,
   Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beschauenden Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Heerd' und dem treibenden Hirten?
   Und wo bäumt sich als Roſs schnaubend, Lysippos, dein Erz?

Wer entschlürft noch Lesbischen Thau der getriebnen Phiale,
 Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
 Trotziger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
 Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
 Doch die Vergeſsnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
 Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freyheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
 Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.

Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
  Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoſs
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
  Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuſs Elegie.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's, umsonst auch
  Trug Stesichoros Lied groſser Heroen Gewicht.
Ibykos ras'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
  Süſser Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daſs du gehoben, wie vom Leukadischen Felsen,
  Nieder ins wogende Meer taumeltest, Liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Busen,
  Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.

Ewig ist sie verstummt, Alkaeos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antliz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.
Heil dem Retter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender
Seh' ich Epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daſs er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt.“

Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwey Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Über den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die Dorische Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiser die Scene betrat.
Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frey jedes Gesetzes, und so

Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekose,
Das Philetas ergoſs, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süſszaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen,
Du, Hermésianáx! schweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.

Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laſst sie uns Genien seyn!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbständiges Muthes
Über den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Flieſset die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniſs,
Daſs du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?

Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse dich auf, doch sie entreiſset dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

NEOPTOLEMUS AN DIOKLES.

Bruder, gedenkst du noch mein, des Fremdlings, welchen sein Trieb erst,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod dir entfernt?
Indien hegt mein Grab: da wölbt sich auf einsamer Ebne
Bambus über ihm hin, schirmend vor sengendem Strahl.
Aber es wehrt nicht Land, nicht Meer, dem entkörperten Schatten,
Daſs er die Heimat oft voriger Wünsche besucht,
Und im Herzen der Freunde mit leisem Geistergelispel
Bey sehnsüchtigem Weh liebliche Schauer bewegt.

Siehe, du lebst und blühst in der Vollkraft männlicher Jahre;
Mich unwilligen riſs feindlich die Parce hinweg.
Denn ich strebte nach Thaten und Ruhm: und Thaten und Ruhm sind
Nicht mir geworden, ich ging in der Vergessenheit Nacht.
Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit prahlender Herold,
Geht er die schweigende That, innen im Busen, vorbey.
Bruder, was rühm' ich mich dir? Du hast, zwar Knabe noch damals,
Muthig und edel entflammt selber den Jüngling gesehn.
Krieger zu seyn gelüstete mich wie die Römischen Helden,
Wenn der Lehrer mich hieſs merken die Worte des Buchs;
Und bei Kreisen und Winkeln und jeglichem Räthsel Euklidens
Stand Archimedes mir vor, Mauern und künstlich Geschoſs.

Tiefer heimischer Friede verschloſs den Waffen die Übung,
Bald ermüdeten mich Spiele von Lager und Kampf.
Als Brittannien drum, mit Galliens Macht Hyder Aly
Mühsam dämpfend, ein Heer warb für den Indischen Strand,
Lockten mich Krieg und Gefahr, wie gern, Hemisphären hinüber:
Leicht zum Loben geschürzt, knüpft' ich das Bündel mir leicht.
Sag, lebt noch im Gemüth dir jener Morgen des Abschieds?
Rüstiger Trommeln Getön weckte die Gassen der Stadt;
Jeder regte sich frisch, das Gepäck und die Waffen ergreifend,
Lagergetümmel und Lärm füllte den friedlichen Ort.
Wo die ziehenden Haufen sich sammelten, rieſs überall nach:
Glückliche Fahrt! lebt wohl! kehret gesund uns zurück!

Hier versorgte das herzliche Weib den Krieger mit Labung,
Reichte den Säugling hin noch zu dem bärtigen Kuſs,
Und er gelobt' ihr rauh, für beyd' in der Fremde zu sorgen,
Alles erbeutete Gut treulich zu senden nach Haus.
Jener verhieſs wohl prahlend der mohrischen Säbel Demanten,
Rief: es lebe, beym Trunk, Asiens reichster Monarch!
Mancher mit Leichtsinn auch verlieſs das weinende Mädchen,
Das zu willig dem Schwur flüchtiger Liebe getraut.
Aber ich stürmte hinein, den letzten Moment zu verkürzen,
Heiſs geschäftig, wo schon alle sie meiner geharrt.
Brünstig segnete mich der fromm ehrwürdige Vater,
Schwestern hingen an mir, Brüder umarmten mich fest,

Aber vor allen die Mutter, die liebende Mutter! an ihrem
Herzen zerfloſs ich, und wand, kaum noch besonnen, mich los.
Wie ich mich innerlich schalt, mir sagte die ahndende Seele:
Nie mehr soll ich mit euch tauschen den innigen Gruſs.
Doch die Mutter ergriff ein unwiderstehliches Drängen,
Einmal ihn nur, den Sohn, noch den geliebten zu sehn.
Und sie machte sich auf, von bangenden Töchtern begleitet,
Schaute vom Fenster am Platz, wo sich die Schaaren gereiht.
Bey den Gefährten stand ich, und, ob ich sogleich sie bemerkte,
Hob ich den Blick nicht auf, mich zu erweichen besorgt.
Viel durchlief ich die Reihn beschleunigend, brachte Befehle
Hin vom Führer und her, auf das Geschäft nur bedacht;

Schwang dann schnell mich zu Pferd, voreilend dem Zug, der begonnen,
Und erst auſsen am Thor wandt' ich die Blicke noch heim.
Alles Trauren erstickte das muntre Spiel der Hoboen,
Und der Morgengesang männlicher Kehlen darein.
Bald nun war ich zu Schiff, bald sah ich entfliehende Küsten,
Wogend an Helgolands nackenden Klippen entlang.
Sprach, wehmüthig erzürnt: Deutschland, unzärtliche Mutter,
Immer dem Ausland hold, immer nicht achtend, was dein!
Habe noch Dank für alles, was gutes an mir du gepfleget:
Fern, vergessen von dir, bleib' ich ein Deutscher doch stets.
Bald wohl nahet die Zeit, da wirst du der Männer bedürfen,
Die du um Sold, fühllos, sendest die wackern hinweg.

Albions grünende Hügel erhoben sich; noch in der Seefahrt
Mühen wenig geübt, war uns der Hafen erwünscht.
Dort empfingen uns Schiffe, zur längeren Reise gerüstet,
Räumliche Häuser, gelenkt von des Bewohnenden Wink.
Und so fuhren wir aus im Walde besegelter Masten,
Herkuls trotzendem Fels Hülfe zu bringen bestimmt.
Als wir lange geirrt, von widrigen Winden geschaukelt,
Wo Biscaja's Bucht thürmende Wellen erhebt,
Glitten wir leichter dahin am Duft glückseliger Inseln,
Vom liebkosenden Hauch milderer Zonen umweht.
Dich, Salvador, begrüſsten wir erst jenseitig am Weltmeer,
Früchte verheiſsend stieg schön dein Theater empor,

Dunkel bekränzt mit Orangen, mit Aloë, Palmen und Kokos;
Jeder durstige Blick trank das erquickende Grün.
O wie lag ich entzückt am Busen der heiligen Freundin,
Pflegerin, Mutter, Natur! wechselte Wunsch so wie Blick!
Blühende Landschaft hier, dort unergründliche Meere:
Stilles Gnügen und Ruh, Streben ins weite hinaus.
Sah ich nun wieder der Völker Gewerb; am vergoldeten Tempel,
Hohl, weiſsbärtig, zerlumpt, hungrige Wilde gestreckt,
Dumpf andächtig den Raub vom eigenen Schweiſs anstarrend;
Vor des Gekreuzigten Bild Menschen verhandelt wie Vieh:
Dann ergrimmt' ich in mir dem Loos der verrathenen Menschheit.
Löst sich der Fluch dir nie, frevelnd und leidend Geschlecht?

Als wir die See von neuem, gestärkt und gesundet, befuhren,
Winkte mich schon von fern still Trinidada herbey,
Traulich übergelehnt uralte Stirnen der Felsen.
Hinter der zackigen Wand zog sich, umgränzet, ein Thal,
Friedlich mit wenigen Hütten beſtreut, die Menschen erbauten,
Hier gestrandet, und nun wieder zu Menschen entführt.
Ich verlor mich im Traum, einsiedlerisch dort zu verweilen,
In die Natur, in mich, geistig beschauend, versenkt.
Ach, ich wäre dem herbsten Verdruſs und Kummer entwichen!
Meiner harrte ja doch keine befreundete Welt.
Doch Trinidada verschwand: kein Eiland, keine Gestade
Bis zu der Schiffahrt Ziel; alles nur Himmel und Meer.

Weit erst schweiften wir um in des Erdballs südlichen Kreisen,
Dann in der Monsoons Reich lenkten wir wieder die Bahn.
Endlich langten wir an, des Feinds Geschwadern entkommen,
Allen Gefahren, womit Feuer und Fluten gedroht,
Oder der tückische Wind, der von heiterem Himmel herabstürmt;
Und es bewillkommt' uns, kriegerisch donnernd, Madraſs.
Schnell nun ward in das Feld ein Theil der Gefährten gerufen.
Drüben im Land Malabar maſsen sie rühmlich sich noch,
Siegend im letzten Gefechte, mit Tippo's Heeren und Frankreichs;
Denn von Europa scholl Friede nach Asien hin.
Mich verfehlte das Loos, mich schienen die Schlachten zu fliehen;
Kaum mit des Forschens Genuſs täuscht' ich den strebenden Geist.

Bald durchspäht' ich von neuem der zirkelnden Maſse Geheimniſs,
Bald Jahrbücher des Kriegs, stolzer Eroberer Kunst;
Labte mich dann bey Dichtern, den ewigen, mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch, gilt.
Ferner die Sitten des Volks, die Rechte gesonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmal war ich zu kennen bemüht.
Dunkel lockte mich nach der Braminen würdige Weisheit,
Die Europa's Sucht, trügenden Handels Verkehr,
Menschenscheu und verwildert in Felsenhöhlen gebannt hat,
Wo ihr Sibyllenton, leis' überredend, verhallt.
Ahndend deutet' ich mir die begeisternde Seele des Weltalls,
Tief in der heil'gen Sanskrit Göttergeschichten verwebt.

Ernster betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen,
130 Der zum Wandel den Geist haucht in den Schooſs der Natur.
Manchmal flochten mir wohl anmuthigen Tanz Bajaderen,
Nicht von der Ziererey modiger Schönen entſtellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere Tage.
Nur in der Freundschaft Arm fühlt' ich so fern mich daheim:
135 Und mir starben die Freunde dahin; geblendet vom Wahnsinn
Zückte wider sein Haupt einer den tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn' in den Adern,
Wölkt' im verworrnen Gehirn oft melancholischen Dunst.
Übel des Leibes, sie gehn, die heftigsten, über, und spurlos;
140 Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer genest sie dem.

O dieſs härteste noch, wie nenn' ichs oder verschweig' es?
Daſs die Verläumdung mich, lauschend auf Worte, bestrickt,
Schuld auf Schuld mir gehäuft, entstellend zum Frevel den Muthwill!
Zwar ich duldet' es nicht: stark in dem reinen Gefühl,
145 Rief ich das Vaterland um Recht an, rief um Befreyung;
Leider! das zögernde Recht hielten die Meere noch auf.
Ich entriſs mich indeſs dem falschen Gewühle der Städte:
Ländliche Zuflucht nur labte balsamisch die Brust.
Doch mir schmeichelten auch entferntere Bilder der Hoffnung,
150 Krieg und That und Gefahr würde bewähren den Mann.
Drum bedacht' ich, da kaum untreuer Friede mit Tippo
Noch bestand, wie ein Heer zöge die Berge hindurch.

Ich durchritt und erspähte, bis Vaniambaddy hinüber
Weit von Velore her, Mulecats mächtigen Wald.
Wo noch kein Europäischer Fuſs betreten die Wildniſs,
Maſs ich Thäler und Höhn, jegliche Schluft des Gebirgs.
Treue Indische Führer verscheuchten Tags mir die Tiger,
Schlagend ans dichte Gebüsch; stiegen die Sterne herauf,
Dann im Freyen gebettet, umringt von bewachenden Feuern,
Lag ich und schlief sorglos unter dem fernen Gebrüll.
Drohend erhebt die Klaue zum offnen Kampfe das Raubthier,
Aber lächelnd bestellt Gifte der heuchelnde Freund.
Arg vergalten sie mirs, ich liebte die Menschen wie Brüder,
Bot oft tröstlich die Hand, lechzender Paria! dir.

Endlich erschien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausspruch
Richtender Krieger, gelöst jedes Verdachtes, empfing.
Gnügen konnt' ich nun erst dem Gesetz der befehdeten Ehre:
Längst erlittene Schmach rächte, geübt, mir die Hand.
Wars mir doch, als wollte beynah noch Freude sich regen,
Träume des Glücks noch baun weit in das Leben hinaus.
Aber es war umsonst: die früh entkräfteten Glieder,
Mehr das gebrochene Herz, neigten sich still in die Gruft.
Hat kein segnender Vater an meinem Lager gebetet,
Keine Mutter zur Ruh sanft mir die Augen gedrückt:
O so schied ich doch nicht von allen verkannt und verlassen,
Redlicher Freunde Gespräch heiterte Stunden mir noch.

Jenseit wandelt' ich schon, wie lang, am Stygischen Ufer
 Eh ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.
Nicht wehklag' ich, o Bruder! die irdische Lust und die Jugend;
 Mein unrühmlich Geschick und die verschwendete Kraft.
So ergieſst sich der Strom aufsprudelnd aus kühlem Geklüſte,
 Namenlos gehemmt bald in dem freudigen Lauf.
Auen hätt' er getränkt, er hätte Masten getragen,
 Schlurſt' ihn tückisch der Sand dorrender Wüste nicht ein.
Andre Zeiten nun wälzen sich um; zwar wechseln sie uns nicht,
 Doch in den Orkus auch dringt die Geschichte des Tags.
Schauernd erfuhr ich es drunten, die Welt will neu sich gestalten,
 Stark aus dem Chaos keimt göttlicher Samen empor.

Kämpfe werden vollbracht, es geschehn unsterbliche Thaten,
Mancher Curius, kühn, sprang in die gähnende Kluft.
Viele kommen herab; mit herrlichen Wunden gezieret,
Schreiten der alten Welt stolzen Heroen sie zu,
Und, entrisse der Tod des Leibes umkleidenden Schmuck nicht,
Trotziger Freyheit Hut noch in die Stirne gedrückt.
Andre drängen sich nach mit wilder entflammten Gebehrden,
Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft.
Alle vermengt sie die Nacht: die unerklimmbare Mauer
Ehrner Verhängnisse läſst keinen ins Leben zurück.
Aber es ist doch Trost, ohnmächtig wie schwirrende Träume
Noch zu gedenken des Siegs und der gebietenden Kraft.

Drum verzeih, o Bruder! den klagenden Laut von der Gruft her,
Der kalt athmend sich dir hat um den Busen gelegt.
Bring dem verbrüderten Geist ein Todtenopfer von Thränen
Und von Gesang; und so lebe denn, lebe mir wohl!

JENA,
GEDRUCKT BEI FROMMANN UND WESSELHÖFT.

Hiſtoriſche litterariſche und unterhaltende Schriften

von

Horatio Walpole,

überſezt

von

A. W. Schlegel.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Hartknoch.
1800.

[illegible]

Vorrede

des Ueberſetzers.

Die ſämtlichen Werke des berühmten **Horatio Walpole**, nachherigen **Grafen von Orford**, ſind nach ſeinem Tode, jedoch ſeinen zu der Herausgabe gemachten Sammlungen und Veranſtaltungen gemäß, im Jahre 1798 zu London in fünf großen Quartbänden erſchienen. Schon ihre Koſtbarkeit, die durch viele zum Theil überflüſſige Kupferſtiche und die Pracht des Druckes verurſacht wird, muß dieſe Sammlung in Deutſchland ſelten machen. Sie enthält aber auch vieles, was nur ein lokales und nationales Intereſſe haben kann, wiewohl es die Aufnahme allerdings verdiente, um den Nachlaß eines ſeinen Landsleuten auf ſo mancherley Weiſe merkwürdigen Mannes vollſtändig beyſammen zu haben. In dieſer doppelten Rückſicht hofft man alſo dem deutſchen Leſer mit einer überſetzten und für ſeine Bedürfniſſe bearbeiteten Auswahl daraus einen Dienſt zu leiſten.

Die **Erinnerungen** von den Höfen und Regierungen der beyden erſten George, welche hier den Anfang machen, ſind zwar eine von Walpole's ſpäteſten Schriften, ſie beſchäftigen ſich aber doch mit den früheren Perioden ſeiner ſo langen und erfahrungsreichen Lebensbahn. Das Alter verräth ſich keinesweges in der Abnahme der Munterkeit, eher in einiger Geſchwätzigkeit und kleinen Nachläßigkeiten des Styls, die aber auch daher rühren können, daß der Aufſatz urſprünglich nicht für das große Publikum beſtimmt war, wodurch er nur um ſo anziehender wird. Dem Sohn eines großen Miniſters, der ſo lange das Ruder des Brittiſchen Staates geführt hatte, konnte es bey einem regen Beobachtungsgeiſte nicht an Gelegenheiten fehlen, den Zuſammenhang zwiſchen kleinen Anekdoten und Charakterzügen und öffentlichen Begebenheiten wahrzunehmen. Seine politiſche Freymüthigkeit hat ſich hier, wo nicht von Behauptung großer Rechte, ſondern von Schwächen und Lächerlichkeiten die Rede iſt, mit leiſeren Andeutungen begnügt, die, beſonders über die Erſcheinung, welche die zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf den Engliſchen Thron gelangte neue Dynaſtie in den Augen der Nation, die ſie dazu berufen hatte, machen mußte, und über die Art, wie ſich jene ſelbſt in dem neuen Verhältniſſe benahm, nicht ſparſam eingeſtreut ſind.

Die Nachricht von der Streitigkeit zwiſchen Hume und Rouſſeau verſetzt uns lebhaft in die Epoche der Encyklopädiſten, wo ſich in Frankreich ein Verhältniß zwiſchen den Gelehrten und Vornehmen gebildet hatte, wie es überhaupt nicht wieder Statt finden möchte. So wird auch nicht leicht irgend eine Fehde in der litterariſchen Welt wieder ein ſo allgemeines Aufſehen im kultivirten Europa machen, als dieſe Geſchichte damals erregte, und ein Beytrag zur vollſtändigeren Entwicklung ihrer Triebfedern kann alſo auch jetzt nicht zu ſpät kommen. Walpole's berüchtigter fingirter Brief des Königs von Preuſſen darf ihm gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werden, ſo wie überhaupt die ganze Art ſeines Antheils daran nicht tadelnswerth iſt: allein indem er ſich rechtfertigt, läßt er ſich durch ſeine allgemeine Abneigung gegen die Franzoſen, die perſönliche gegen Rouſſeau, und einen gewiſſen ganz unbilligen Uebermuth des Mannes von Stande und Vermögen gegen den gelehrten Stand zu Härten und Uebertreibungen hinreißen.

Die Charaktere Engliſcher Schriftſteller von hohem Range führen im Original den Titel: A catalogue of the royal and noble authors of England, with liſts of their works; und es iſt dabey auf eine vollſtändige Angabe aller Engliſchen Fürſten und Pairs ſowohl, die Autoren geweſen, als ihrer Schriften, ſelbſt die kleinſten Flugblätter nicht ausgenommen, angeſehen. Aber wie Walpole überhaupt meiſtens ein gelegentlicher Schriftſteller war, ſo iſt auch nicht ſelten das, was bey Gelegenheit ſeines eigentlichen Zweckes zum Vorſchein kommt, das willkommenſte, und die Zugabe von Geiſt, Witz, und ſinnreicher Charakteriſtik, die er ſich hier als gelehrter Litterator und mühſamer Bibliograph erlaubte, wird für uns die Hauptſache. Es ſind daher in die Ueberſetzung nur ſolche Namen aufgenommen, die auch außer England hiſtoriſch oder litterariſch merkwürdig ſind, oder mit denen man durch die Art ſie zu charakteriſiren auf eine anziehende Art bekannt gemacht wird. Damit der Litterator doch auch hier nachſuchen könnte, ſind die Verzeichniſſe der Schriften nicht weggelaſſen, ſondern nur, da ſie im Engliſchen die übrigen Bemerkungen unangenehm unterbrechen, davon geſondert, und in den möglichſt engen Raum zuſammengedrängt worden.

Die Parodie auf Cheſterfields Briefe an ſeinen Sohn und die allgemeine Kritik über Johnſons Schriften ſind geiſtreiche Aeußerungen eines Urtheils, das dem Zeitgeſchmacke gar nicht unbedingt huldigte, und um ſo verdienſtlicher, wenn man bedenkt, wie herrſchend in England das Joch einmal erworbener Autoritäten zu ſeyn pflegt, wie blindlings beſonders ihr ſogenannter großer Samuel Johnſon vergöttert wird. Walpole's Kritik bezieht ſich zwar hauptſächlich nur auf ſeine

Manier des Vortrags; wie tief ſeine Schriften auch von Seiten des Inhalts ſtehen, wie wenig dieſer Mann, der ſein Leben damit zugebracht, über Dichter und Gedichte zu ſchreiben, von Poeſie nur eine Ahndung hatte: dieſe Einſicht ließ ſich freylich von einem Engländer des jetzigen Zeitalters nicht erwarten.

Die ſeltſamen Vorfälle und abgerißnen Gedanken ſind ein nur kleiner aber ſchätzbarer Beytrag mitgetheilter Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Vorrathe eines Mannes, deſſen außerordentliches Gedächtniß ſo ſehr gerühmt wird.

Die hieroglyphiſchen Mährchen ſind ebenfalls in der Sammlung von Walpole's Werken zum erſtenmal erſchienen. Sie ſind voll leichten Witzes und Humors, und frey von aller Schwerfälligkeit. Satiriſche Anſpielungen auf öffentliche Ereigniſſe und National-Eigenheiten ſind im einzelnen nicht zu verkennen, ſo wie der Verfaſſer in einem derſelben den Landſitz und Park ſeines Freundes Conway angebracht, und es dadurch mehr zu einem geſellſchaftlichen Scherz, als einer allgemeinen Darſtellung beſtimmt hat. Die hier zur Vorerinnerung gewordne Nachſchrift dazu giebt ein Beyſpiel ab, wie Autoren manchmal über ſich ſelbſt und ihre Intentionen nicht im klaren ſind. Walpole klagt darin über die in den Produkten dieſer Gattung herrſchende Armuth der Einbildungskraft, und doch ſind ſeine eignen Mährchen nichts weniger als fantaſtiſch. Es iſt Erfindung darin und ſelbſt viel Erfindung, aber es ſind immer die Kombinationen des mit Bewußtſeyn abſichtlichen Verſtandes, nicht der frey gaukelnden Fantaſie. Eine ironiſche, in der That aber etwas froſtig gerathene Vorrede iſt weggeblieben.

Die Abhandlung über die neuere Gartenkunſt iſt zuerſt im J. 1771 als Anhang zum vierten Bande der Anecdotes of painting in England erſchienen, und hierauf beziehen ſich die darin vorkommenden Zeitangaben. Ueber ihren Inhalt und Werth hat ſich der Ueberſetzer in einer eignen Anmerkung umſtändlicher eingelaſſen.

Inhalt.

I. **Erinnerungen** geſchrieben im Jahr 1788, an Miß Marie und Agnes B—y. . . . S. 1

II. Nachricht von der Streitigkeit zwiſchen Hume und Rouſſeau, ſo weit der Verfaſſer darein verwickelt war. . . 100

III. Charaktere Engliſcher Schriftſteller von hohem Range. . . . 141

IV. Parodie auf Cheſterfields Briefe an ſeinen Sohn. 296

V. Allgemeine Kritik über Johnſons Schriften. 307

VI. Seltſame Vorfälle. . . S. 312

VII. Abgerißne Gedanken. . . . 322

VIII. Hieroglyphiſche Mährchen. . 329

IX. Ueber die neuere Gartenkunſt. . 384

I.

Erinnerungen,

geſchrieben im Jahr 1788

an Miß Marie und Agnes B—y.

Erſtes Kapitel.

Die alten Geſchichten, die ich Ihnen neulich Abend erzählte, von dem, was ich mich erinnere ſeit meiner Kindheit an den Höfen Georg des erſten, ſeines Sohnes des Prinzen von Wales (nachher Georg des zweyten) und der Gemahlin des letzten, geſehn und gehört zu haben, unterhielten Sie ſo gut, und Sie bezeugten mir ſo ernſtlich Ihre Wünſche, ich möchte dieſe flüchtigen Erinnerungen (die kaum Anekdoten zu nennen ſind) niederſchreiben, daß ich anfangen will, Ihre wiederholte Neugierde zu befriedigen, da ich kein größeres Vergnügen kenne, als Sie zu vergnügen, und keine wichtigere und löblichere Beſchäftigung habe. Aber bemerken Sie wohl, ich verſpreche nur anzufangen, denn nicht allein kann ich nicht dafür ſtehn, ob ich die Geduld haben werde, fortzufahren; ſondern mein Gedächtniß iſt auch immer noch ſo friſch, oder es hält vielmehr Kleinigkeiten, welche ſich ihm zuerſt einprägten, ſo feſt, deß ſich mein Leben, das über die ſiebzig hinaus iſt, ſehr wohl eher als meine Erinnerungen erſchöpfen könnte; beſonders da ich mich der Weitſchweifigkeit des Alters beſcheide, und ſeines Triebes alles zu erzählen, deſſen es ſich entſinnt, es ſey von Belang oder nicht. So gebe ich vielleicht mir ſelbſt blos nach, derweil ich mir einbilde Ihnen zu willfahren, und könnte mich wohl in Abſchweifungen einlaſſen, die für Sie keinen Strohhalm werth ſind, und die Ausführung meiner Abſicht nur aufhalten. Geduld alſo, meine jungen Damen; wenn ihr einen alten Herrn zu einem Erzähler münzt, ſo müßt ihr euch auf viel Zuſatz gefaßt machen. Ich verbinde mich zu keiner Methode, keiner Regelmäßigkeit, keiner Politur. Meine Hiſtorien werden wahrſcheinlich der Belagerungsmünze gleichen, die vom erſten beſten Metall geſchlagen wird, und trägt ſie gleich das Gepräge irgend eines Regenten, doch nur dazu dient, die Garniſon für den Augenblick zu beruhigen, nachher aber blos von Sammlern und Virtuoſen beachtet wird, die ihre Schätze nicht vollſtändig glauben, wenn ſie nicht die Scheidemünzen jeder Regierung beſitzen.

Da ich bis zu meiner Minderjährigkeit zurückgehe, ſo habe ich keine Staatsgeheimniſſe in Vorrath. Die meiſten Dinge, die ich Ihnen mittheilen will, ſind ſie auch Ihnen und der gegenwärtigen Zeit neu, waren vielleicht in jener Zeit meiner Amme und meinen Hofmeiſtern wohl bekannt. Meine Geſchichten haben alſo nichts mit der Geſchichte zu thun.

Zum Glück ſind während der letzten drey Monate zwey Werke erſchienen, die allem, was ich zu ſagen habe, zur Einleitung dienen können, ich meyne die Fragmente des Briefwechſels der Herzogin von Orleans und die Memoiren des Herzogs von St. Simon. Nichts iſt abgeriſſner als beyde. Sie erzählen euch was ihnen beliebt, oder vielmehr was ihren Herausgebern beliebt ſie erzählen zu laſſen.

In einer Rückſicht werde ich weniger befriedigend ſeyn. Sie kannten den Charakter ihrer Leute, waren vertraut damit, oder dachten es doch zu ſeyn. Ich durchſchaute mit zehn Jahren noch keinen Charakter, und da Georg der Erſte um die Zeit ſtarb, wo mein Gedächtniß beginnt, und mehr eine gute Art von Mann als ein glänzender König war, da auch die Herzogin von Kendal kein Genie beſaß, ſo hörte ich wenig von beyden, nachdem ſie und ihre Macht nicht mehr waren. Wirklich iſt die Regierung Georg des Erſten nicht viel mehr als die Vorrede zur Engliſchen Geſchichte unter dem Hauſe Braunſchweig. Dieſe Familie ſetzte ſich hier feſt durch den Widerſtand gegen eine Rebellion; vielleicht trug die Wuth des Südſeeplanes mit dazu bey, indem ſie die Aufmerkſamkeit der Nation vom Spiel der Faktionen auf den Rauſch der Aktienhändel hinlenkten, und ſogar die Faktionen wurden in Stücke zerſplittert durch den Streit des Königs mit dem Thronerben — ein Beweggrund mehr, um die Regierung Georg des Erſten eine Vorrede zu der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig zu nennen, das ſo wiederholt durch ähnliche Mishelligkeiten beunruhigt wurde.

Doch zur Sache.

Da mein erſter Held vom Schauplatz abtrat, ehe ich mich darauf zeigen durfte, ſo muß ich Ihnen erzählen, wie es kam, daß ſich dieſe beyden Perſonen eben zwey Tage vorher trafen, ehe ſie auf immer ſcheiden mußten; ein Zufall, der mich blos in den Stand ſetzt, Ihnen einen allgemeinen Begriff von der Perſon Georg des Erſten, und der ſeiner Geliebten, oder wie man glaubte, ſeiner Gemahlin, zu geben.

Da ich der jüngſte von Sir Robert Walpoles Kindern erſter Ehe, und ſo ſchwach und empfindlich war, wie Sie mich jetzt noch ſehen, obgleich ohne körperliche Beſchwerden, bis ich nach dem vierzigſten Jahr das Podagra bekam, und meine Schweſtern die Auszehrung hatten und daran ſtarben, ſo zog die vorausgeſetzte nothwendige Sorgfalt für mich (da man oft ſagte: das Kind kann nicht am Leben bleiben) die Aufmerkſamkeit meiner Mutter ſo an ſich, daß Mitleid und Zärtlichkeit bald zur thörichten Liebe wurden. Die unendliche Gutherzigkeit meines Vaters widerſetzte ſich nie den Neigungen ſeiner Kinder, er duldete jede Nachſicht gegen mich, und gab es zu, daß das erſte heftige Verlangen, welches ich äußerte, befriedigt ward. Da ich ſeitdem niemals einen Enthuſiasmus für königliche Perſonen empfunden habe, ſo muß ich glauben, daß mirs die weiblichen Bedienten der Familie in den Kopf ſetzten, den König ſehn zu wollen. Dieſer kindiſche Eigenſinn war ſo ſtark, daß meine Mutter der Herzogin von Kendal anlag, für mich die Ehre auszuwirken, Seiner Majeſtät vor ihrer Abreiſe nach Hanover die Hand küſſen zu dürfen. So ungewöhnlich es ſeyn mochte, dieſe Gunſt für einen Knaben von zehn Jahren zu begehren, ſo war ſie doch zu gering, um der Frau des erſten Miniſters für ihr Lieblingskind verſagt zu werden: jedoch wurde es insgeheim und Abends veranſtaltet, um den Berufungen darauf vorzubeugen.

Dem zu Folge führte mich meine Mutter zwey Tage vorher, ehe der König ſeine letzte Reiſe antrat, um 10 Uhr Abends in das Zimmer der Gräfin Walſingham. So wie Nachricht gegeben wurde, daß der König zur Abendtafel herunterkäme, brachte mich die Gräfin Walſ. in das Vorzimmer der Herzogin, wo wir den König und ſie allein fanden. Ich kniete nieder und küßte ſeine Hand. Er ſagte einige Worte zu mir, und meine Führerin ging mit mir zu meiner Mutter zurück.

Die Perſon des Königs ſteht mir ſo lebhaft im Gedächtniß, als wenn ich ihn geſtern geſehn hatte. Er war die eines ältlichen bleichen Mannes, der ſeinen Gemählden und Münzen vollkommen glich, nicht groß, mehr von einem gutmüthigen als hohen

Anſehn, mit einer ſchwarzen Knoten-Perücke, ſchlichtem Kleid, Weſte und Beinkleidern von braunem Tuch, Strümpfe von der nehmlichen Farbe, und das blaue Band über das alles her. Meine Aufmerkſamkeit war ſo gänzlich auf ihn gerichtet, daß ich glaube, ich habe nicht einen Blick auf die Herzogin geworfen; doch da ich nicht umhin konnte ſie zu ſehn, indem ich ins Zimmer trat, ſo beſinne ich mich, daß gerade hinter Seiner Majeſtät eine ſehr große, dünne, häßliche alte Dame ſtand, aber ich habe nicht die kleinſte Vorſtellung mehr von ihren Zügen noch von der Farbe ihrer Kleidung.

Meine kindiſche Ergebenheit und die Herablaſſung, die man gehabt hatte, ſie zu befriedigen, trugen, glaube ich, bald nachher mit dazu bey, mich eine Flut von Thränen um den Tod dieſes Monarchen vergießen zu laſſen, da ich mit den andern Schülern des Eton College in Prozeſſion zur Ausrufung des Nachfolgers ging, und die, wenn ſie gleich zum Theil vergoſſen ſeyn mögen, weil ich mir einbildete, es käme dem Sohn des erſten Miniſters zu, betrübter zu ſeyn als andere Knaben, unſtreitig von den politiſchen unter den Zuſchauern der Furcht vor meines Vaters wahrſcheinlichem Fall zugeſchrieben wurden, von dem ich doch nicht den geringſten Begriff hatte. Er hätte mir auch damals nicht mehr Kummer gemacht, wie nachher, da er wirklich im Jahr 1742 erfolgte, um welche Zeit ich allen Geſchmack für Höfe und Prinzen und Macht verlohren hatte, wie es einem Manne natürlich war, der nie einen ehrgeizigen Gedanken für ſich hegte.

Daraus, daß die Herzogin von Kendal jene Gunſt für mich erlangte, darf man nicht ſchließen, daß ſie eine Freundin meines Vaters geweſen wäre. Im Gegentheil hatte ſie in demſelben Augenblick daran gearbeitet, ihn von ſeiner Stelle zu verdrängen und Lord Bolingbroke in die Adminiſtration zu bringen, wovon ich nachmals mehr ſagen werde.

Es iſt ein Beyſpiel von Sir Roberts ſonderbarem Geſchick, oder ein Beweis ſeiner Talente, daß er nicht allein ſeine Macht unter zwey auf einander folgenden Monarchen beybehielt, ſondern daß es auch troz den Bemühungen der Geliebten beyder, ihn zu ſtürzen, geſchah. Vielleicht war es noch merkwürdiger, und ein Beyſpiel ohne Gleichen, daß Sir Robert Georg I. auf Lateiniſch beherrſchte, da der König kein Engliſch und der Miniſter kein Deutſch, ja nicht einmal Franzöſiſch ſprach. Es wurde viel davon geredet, daß Sir Robert, da er einen der Hanöveriſchen Miniſter auf irgend einer Falſchheit oder Hinterliſt vor dem König ertappte, die Feſtigkeit hatte, dem Deutſchen zu ſagen: Mentiris impudentissimo! — Der gutgelaunte Monarch lachte blos, wie er oft that, wenn ſich Sir Robert über die Stellverkäuferey ſeiner Hanoveraner gegen ihn beklagte, und er ſich nicht überreden laſſen wollte, daß dieß nicht eben auch der Gebrauch des Engliſchen Hofes ſey; irgend ein Umſtand mußte ihm nicht die günſtigſten Begriffe von Engliſcher Uneigennützigkeit eingepflanzt haben. „Das iſt ein ſonderbares Land," ſagte der König; „den erſten Morgen nach meiner Ankunft zu St. James ſah ich aus dem Fenſter, und ſah einen Park mit Gängen, einen Kanal u. ſ. w., von dem ſie mir ſagten, er wäre mein. Den folgenden Tag ſandte mir Lord Chetwynd, der Forſtmeiſter meines Parks, eine ſchöne Schüſſel Karpſen aus meinem Kanal, und man ſagte mir, ich müßte Lord Chetwynds Bedienten fünf Guineen dafür geben, daß er mir meine eignen Karpſen aus meinem eignen Kanal in meinem eignen Park brächte."

Ich habe geſagt, daß die Herzogin von Kendal keine Freundin von Sir Robert war, und Lord Bolingbroke an ſeiner Stelle zum Miniſter zu machen wünſchte. Ich war zu jung, um etwas von dieſer Regierung zu wiſſen, auch bin ich nicht mit den politiſchen Kabalen des damaligen Hofes bekannt, die ich freylich von meinem Vater in den drey Jahren nach ſeiner Entfernung hätte erfahren können; allein da ich damals zu gedankenlos war, und Ihre löbliche Neugierde nicht hatte, vernachläßigte ich es, mich nach manchen Umſtänden zu erkundigen, wegen deren ich nachher oft meine verſchuldete Unwiſſenheit beklagt habe.

So viel ich mich jetzt entſinnen kann, ſcheint die Herzogin eiferſüchtig auf den Einfluß Sir Roberts beym König geweſen zu ſeyn, den er nicht durch Hofmachen, ſondern durch ſeine überlegnen Geſchicklichkeiten im Hauſe der Gemeinen und ſeine Kenntniß der Finanzen erlangt hatte, in Abſicht welcher Lord Sunderland und Craygs ihre Unwiſſenheit durch die Unterſtützung des Südſeeplanes verriethen. Waren ſie gleich dem König angenehmer, ſo war er doch gezwungen, Walpolen nachzugeben, als dem einzigen Mann, der jene Unglücksfälle wieder gut zu machen im Stande war. Die Herzogin machte ſich auch über ſeine Anhänglichkeit für die Prinzeſſin von Wales beunruhigen, von welcher ſie beym Abſterben des Königs keine Gunſt zu erwarten hatte. Von ihrer Eiferſucht iſt mir folgendes Beyſpiel bekannt: die Königin Anna hatte die Forſtmeiſterſtelle des neuen Parks zu Richmond ihren Verwandten den Hydes auf drey Lebenszeiten verliehn, von denen eine verlaufen war. König Georg, der die Jagd liebte, kaufte dem Lord Clarendon und ſeinem Sohn Lord Cornbury die übrigen ab, und jagte oft daſelbſt, indem er meinen älteſten Bruder Lord Walpole zum Aufſeher, dem Titel, und meinen Vater, der einigemal in der Woche dort zu jagen wünſchte, der Wirklichkeit nach ernannt hatte. Der Park war unter den Hydes ſehr in Verfall gerathen, und es gab kein beßres Wohnhaus dort als die gewöhnliche Wohnung des Förſters. Der König ließ ein ſteinernes Gebäude, von Heinrich Grafen von Pembroke entworfen, für ſich zurichten, nur als ein Haus für Gaſtmahler mit einem großen Eßſaal, einer Küche und andern Bequemlichkeiten, wo er nach der Jagd ſpeiſen könnte. Sir Robert unternahm ein andres von Backſteinen für ſich und den Unteraufſeher, welches er nach und nach ſehr erweiterte, indem er ſich gewöhnlich vor ſeinen Geſchäften hieher flüchtete, oder vielmehr, wie er ſelbſt ſagte, um mehr Geſchäfte wie in der Stadt Sonnabends und Sonntags hier abthun zu können. An dieſes Haus und andre Verbeſſerungen wandte er

14000 Pfund von ſeinem eignen Vermögen. Mittlerweile hatte er ein kleines Haus auf dem Hügel außerhalb des Parks gemiethet, wo der König mehr als einmal ihm die Ehre anthat, nach der Jagd bey ihm zu ſpeiſen. Der König, der vertrauliche Luſtigkeit liebte, ließ ſich den Punſch nach der Mahlzeit wohl gefallen, und ohne Rückhalt. Die Herzogin, beſorgt um den Vortheil, den der Miniſter aus der Offenherzigkeit des Königs in dieſen unbewachten geſelligen Stunden um eine Zeit ziehn möchte, wo ſie ſich bewußt war, daß Sir Robert ihre feindlichen Bemühungen zu Gunſten Bolingbroke's kannte, ſtellte einige Deutſche, welche den König bey dieſen Mahlzeiten begleiteten, an, ihn vom übermäßigen Trinken abzuhalten. Ihre Spione gehorchten zu pünktlich und ohne Geſchicklichkeit. Der König fühlte ſich beleidigt, und brachte dieſe Werkzeuge durch die gröbſten Benennungen in Deutſcher Sprache zum Schweigen. Er trug ſogar vor ſeiner Abreiſe dem Sir Robert auf, das ſteinerne Gebäude bis zu ſeiner Wiederkunft vollenden zu laſſen. Kein Anſchein, daß der Miniſter im Sinken war, wie man ſeitdem von Sir Robert gemeynt hat, und daß ihn Lord Bolingbroke erſetzt haben würde, wenn der König ſeine Rückkunft erlebt hätte. Aber meine Vorausſetzung des Gegentheils wird durch das kurz vorher vorgegangene noch ſtärker beſtätigt. Die Herzogin hatte wirklich den König vermocht, Bolingbroke ingeheim in ſeinem Cabinet zu ſprechen. Dieſer intriguirende Proteus, der ſich dazu verſah, daß die Audienz nicht lang genug ſeyn würde, um ehemalige Vorurtheile auszulöſchen, und auf den König genugſamen Eindruck gegen Sir Robert zu machen, kam mit einem langen Memorial verſehn, das er im Cabinet ließ, und Seine Majeſtät bat, es bey Muße kühl durchzuleſen. Der König behielt das Papier — aber nicht länger als bis er Sir Robert ſah, dem er die giftigen Vorſtellungen übergab. Wenn dieſe Mittheilung des Miniſters Fall andeutete, ſo weiß ich wahrlich nicht, was ein Beweis von Zutrauen iſt.

Auch war dieſe Entdeckung nicht die erſte Anzeige, welche Walpole von Bolingbrokes Dankbarkeit empfing. Der Miniſter hatte gegen die ernſtlichen Vorſtellungen ſeiner Familie und genaueſten Freunde in die Zurückberufung dieſes Ruheſtöhrers aus der Verbannung gewilligt, nur nicht in ſeine Wiedereinſetzung in das Haus der Lords, damit ſeinem übelthätigen Ungeſtüm nicht jedes Feld offen ſtände. Bolingbroke hielt dafür, wie es ſchien, daß das auf ſeine Zunge gelegte Embargo ſeiner Hand Freyheit ertheilte, alle möglichen giftigen Pfeile gegen ſeinen Wohithäter abzuſchießen, der ihm durch jene Einſchränkung das Kompliment gemacht hatte, zu geſtehn, daß ſeine Beredſamkeit nicht völlig unſchadlich wäre. Zeitungeträger, Flugblätter, Libelle, Zuſammenſtellungen wurden Jahre long auf den erſten Miniſter herabgeſchüttet und wider ihn gebraucht, ohne ſeine Gewalt zu erſchüttern, oder ſeine Laune zu verderben, und Bolingbroke hatte den Verdruß, gewahr zu werden, daß ſein Nebenbuhler Geſchicklichkeit genug beſitze, um ſeinen Einfluß gegen die Beherrſcherinnen von zwey Königen zu erhalten, mit welchen ſein Gegner umſonſt Ränke geſchmiedet hatte, um ihn zu ſtürzen.

Zweytes Kapitel.

Georg I. vermählte ſich als Churprinz mit ſeiner Couſine der Prinzeſſin Dorothea, einzigem Kinde des Herzogs von Zelle: eine Konvenienzheirath, um die Beſitzthümer der Familie zu vereinigen. Ob ſie gleich viel Reize beſaß, ſo hatte der Prinz, der der Liebe außerordentlich ergeben war, doch verſchiedene Liebſchaften; dieſe Anreizung und ſeine Abweſenheit in der Armee der Verbündeten, machten die Prinzeſſin wahrſcheinlich geneigt, ſich einige Coquetterie zu erlauben. In dieſem Zeitpunkt kam zu Hanover der berühmte und ſchöne Graf Königsmark an, deſſen perſönliche Anmuth nicht das Andenken ſeines niedrigen Meuchelmordes des Hrn. Thynne hätte auslöſchen ſollen. Seine Eitelkeit, die Schönheit der Churprinzeſſin, und die Vernachläſſigung, in welcher er ſie fand, machten ihm Muth, ſich nicht ſehr verdeckt um ſie zu bemühen, und ſie, ob man gleich dafür hält, daß ſie ihre Pflicht nicht übertreten habe, nahm dieß zu unbeſonnen auf. Der alte Churfürſt flammte vor Wuth über die Unverſchämtheit eines ſo gebrandmarkten Bewerbers, und befahl ihm, den nächſten Tag ſeine Staaten zu verlaſſen. Die Prinzeſſin, von Weibern umgeben, die mit ihrem Gemahl enge verbunden und alſo Feindinnen der Frau waren, die ſie beleidigten, ward durch ſie beredet, dem Grafen zu erlauben, vor ſeiner plötzlichen Abreiſe Abſchied von ihr zu nehmen, und er wurde wirklich am folgenden Morgen in ihr Schlafzimmer geführt, ehe ſie aufſtand. Von dem Augenblick an verſchwand er, auch wurde nicht bekannt, was aus ihm geworden wäre, bis nach dem Tode Georg I., da ſein Sohn, der neue König, zuerſt nach Hanover reiſte, einige Veränderungen im Schloſſe von ihm angegeben wurden, und man den Leichnam des Königsmark unter dem Fußboden im Ankleidezimmer der Prinzeſſin fand. Der Graf war vermuthlich, ſo wie er ſie verließ, erdroſſelt und ſein Leichnam verborgen worden. Die Entdeckung wurde verhehlt; Georg II. vertraute das Geheimniß ſeiner Gemahlin, der Königin Caroline, die es meinem Vater erzählte; aber der König war zu zart um die Ehre ſeiner Mutter beſorgt, um gegen ſeine Geliebte davon zu reden; auch hörte Lady Suffolk niemals davon, bis ich ſie einige Jahre nachher davon unterrichtete. Die Verſchwindung des Grafen ließ Verdacht wegen ſeines Mordes faſſen, und es ſind verſchiedene Gerüchte über die Entdeckung ſeines Leichnams in den letzten Jahren verbreitet worden, aber nicht mit den richtigen Umſtänden.

Georg II. liebte ſeine Mutter ſo ſehr, als er ſeinen Vater haßte, und hatte ſich vorgeſetzt, wie man ſagt, ſie, wenn ſie dieſen überlebte, nach England zu bringen und für die verwittwete Königin zu erklären. Lady Suffolk hat mir von ihrem Erſtaunen erzählt, wie ſie bey einem Beſuch, den ſie der neuen Königin den Morgen darauf machte, nachdem die Nachricht vom Tode Georg I. angekommen war, im Ankleidezimmer der Königin ein Gemählde in ganzer Figur von einer Frau in königlichen Kleidern hängen ſah, und im Schlafzimmer eins in halber Figur von der nehmlichen Perſon; keines von beyden hatte Lady Suffolk jemals geſehn. Der Prinz hatte ſie verborgen gehalten, und nicht gewagt, ſie, während ſein Vater lebte, ans Licht zu bringen. Das in ganzer Figur ſchickte er wahrſcheinlich nach Hanover; das in halber habe ich ſehr oft in der Bibliothek der Prinzeſſin Amalia geſehn, die mir ſagte, daß es das Bildniß ihrer Grosmutter ſey. Sie vermachte es nebſt andern Familiengemählden ihrem Neffen, dem Landgrafen von Heſſen.

Was ſich nach Königsmarks Verſchwindung zutrug, weiß ich nicht, eben ſo wenig bin ich mit den Deutſchen Geſetzen in Anſicht auf Scheidung bekannt, auch glaube ich nicht, daß Despotismus und Stolz dem Geſetz verſtatten, lange bey den Förmlichkeiten zu verweilen, wenn ein Regent Urſache oder Luſt hat, ſeine Gemahlin los zu werden. Vielleicht wäre es nicht gütig gegen die Frauen, wenn man einem unumſchränkten Fürſten zu viel Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, den Gordiſchen Knoten der Ehe zu löſen; ſie möchten ihn dahin bringen, ſchärfere Waffen zu gebrauchen, wie der Schlächter von Ehemann, unſer Heinrich VIII. Fürſten, die das Geſetz Gottes nach ihren Vorurtheilen und Leidenſchaften erweitern oder verengen, richten unſtreitig ihre eignen Geſetze nach der Fahne ihres Beliebens. Genealogiſche Reinheit des Blutes iſt die herrſchende Thorheit in Deutſchland, und der Koder von Malta ſcheint im Reich mehr Kraft zu haben als die zehn Gebote. Daher ſchreibt ſich die höchſt abgeſchmackte Ausflucht von der Unzertrennlichkeit der Ehen, die Heirath zur linken Hand, — als wenn der Allmächtige ſeine Gnade der einen Hälfte der Geſtalt des Mannes entzogen, oder der linken Seite eine ausgedehntere Freyheit als der rechten verliehen, oder jene für unedler als die andre erklärt hätte. Die fürſtlichen und adlichen Gewiſſen in Deutſchland ſind beruhigt, wenn die plebeje Seite mit jemand vermählt iſt, der die koſtbarere Hälfte herabſetzen würde — aber als wenn die Eheſtandsgeſetze keine Beziehung auf die aus der Ehe entſtehenden Kinder hätten, ſind die Kinder linker Hand nicht erbfähig. Widerwärtige Folge einer ſinnloſen Zweydeutigkeit, die nur dem Stolz, nicht der Gerechtigkeit genug thut, und auf eine Losſprechung vor dem

Richterſtuhl des Heraldikers berechnet iſt, nicht des letzten Gerichts.

Getrennt war die Prinzeſſin Dorothea gewiß, und der Ehrenzeichen ihres Ranges beraubt; ſie hieß nur die Prinzeſſin von Ahlen. Ob geſchieden, das iſt räthſelhaft, wenigſtens mir; ich kann auch nicht entſcheiden, weil ich nicht gewiß bin, ob Georg die Herzogin von Kendal mit der linken Hand geehlicht hatte. Da die Prinzeſſin Dorothea nur wenige Monate vor ihm ſtarb, ſo wurde dieſe lächerliche Ceremonie ſchwerlich ſo lange verſchoben, und die außerordentliche äußere Devotion der Herzogin, die jeden Sonntag ſiebenmal in Lutheriſche Kapellen ging, ſchien eine rechtmäßig gewordne Gemahlin anzukündigen. Da die ächte Gemahlin immer in ihres Gatten Gewalt zurück behalten wurde, ſo ſcheint er doch die Verbindung nicht gänzlich aufgehoben zu haben; bey der Annäherung der Franzöſiſchen Armee gegen Hanover, während der Regierung der Königin Anna, wurde die Prinzeſſin von Ahlen zu ihren Eltern nach Hauſe geſchickt, die an ihrem einzigen Kinde zärtlich hingen, ſie ein ganzes Jahr behielten, und umſonſt fleheten, daß man ſie bey ihnen wohnen laſſen möchte. Da ihr Sohn Georg II. auch den Gedanken hegte, ſie herüber zu bringen und für die verwitwete Königin zu erklären, ſo läßt ſich ſchwerlich glauben, daß eine förmliche Eheſcheidung vorgefallen war; die Exiſtenz dieſes Proceſſes würde ihre königliche Würde zu hell beleuchtet haben. Ob aber gleich die Deutſche Kaſuiſterey ihrem Gatten erlauben konnte, eine andre Gemahlin an die linke Hand zu nehmen, weil ſeine geſetzmäßige Frau ſich die rechte Hand im Bette von einem Liebhaber hatte küſſen laſſen, ſo hätten doch weder Reichs- noch Hofräthe dieſes augenblickliche Lebewohl zu einem Ehebruch machen können, und darum bezweifle ich eine förmliche Scheidung, und laſſe den Gewiſſensfall unentſchieden, bis künftige Nachſuchungen in der Hanöveriſchen Kanzeley dieſen Punkt, der von wenig wahrer Bedeutung iſt, aufklären werden.

Ich habe geſagt, daß die in Ungnade gefallne Prinzeſſin nur kurze Zeit vor dem König ſtarb. Es iſt bekannt, daß es in den Zeiten der Königin Anne viel Lärmens mit Franzöſiſchen Propheten gab. Eine Frau von dieſer Zunft (denn wir wiſſen aus der Schrift, daß die Gabe der Prophezeihung nicht auf Ein Geſchlecht eingeſchränkt iſt) empfahl Georg I., Sorge für ſeine Gemahlin zu tragen, weil er ſie kein Jahr überleben würde. Vermuthlich war dieſes Orakel der Franzöſiſchen Deborah von dem Herzog und der Herzogin von Zelle eingegeben, die wohl in Angſt ſtehen mochten, ob die Herzogin von Kendal nicht in Verſuchung geriethe, das Hinderniß ihrer vollſtändigen Verbindung mit dem König gänzlich aus dem Wege zu räumen. Die meiſten Deutſchen ſind abergläubig, ſelbſt ſolche, die ſonſt wenig andre religiöſe Eindrücke *) haben. Georg maß der Wahrſagung ſolchen Glauben bey, daß er am Abend vor ſeiner letzten Reiſe mit Thränen von ſeinem Sohn und der Prinzeſſin von Wales Abſchied nahm, indem er ihnen ſagte, daß er ſie nicht wieder ſehen würde. Es war gewiß ſein eignes herannahendes Geſchick, das ihn ſo weich machte, nicht der Gedanke, zwey Perſonen zu verlaſſen, die er haßte. Zuweilen erwies er ſeinem Sohn die Gerechtigkeit zu ſagen: „Il eſt fougueux, mais il a de l' honneur". Die Königin Caroline nannte er gegen ſeine Vertrauten: cette diablesse Madame la princesse.

---

*) Es iſt ſonderbar genug, daß ſich dieſes offenbar ohne Kenntniß unſrer Nation ausgeſprochene Urtheil, durch einige nur zu berühmt gewordne Fälle, in der neueſten Geſchichte Deutſcher Höfe beſtätigt hat.

A. d. Ueb.

Ich weiß nicht, ob es um die nehmliche Zeit war, daß er in einem Anfall von Zärtlichkeit der Herzogin von Kendal verſprach, wenn ſie ihn überlebte, und es den Abgeſchiednen möglich wäre, auf die Welt zurückzukehren, er ihr einen Beſuch abſtatten wollte. Die Herzogin verſah ſich nach ſeinem Tode ſo gewiß der Erfüllung dieſer Abrede, daß ſie ſich feſt überredete, ein großer Rabe oder irgend ein ſchwarzes Geflügel, das einſt in die Fenſter ihres Landhauſes zu Iſleworth flog, ſey die Seele ihres abgeſchiedenen Monarchen in dieſer Verkleidung, und es mit aller möglichen Ehrfurcht und Zärtlichkeit aufnahm und behandelte, bis der königliche Vogel, oder ſie, ihren lezten Flug antraten.

Georg II., der nicht mehr als ſein Vater übermäßiger religiöſer Leichtgläubigkeit ergeben war, hegte doch einen unbedingten Glauben an die Deutſchen Sagen von Vampyren und iſt mehr als einmal auf meinen Vater böſe geweſen, weil er unehrerbietig von dieſen eingebildeten Blutſaugern geſprochen hatte.

Die Herzogin von Kendal war als Fräulein von Schulenburg Hofdame der Churfürſtin Sophie geweſen, der Mutter Georgs I., die vom König Wilhelm und durch die Erbfolge-Akte zur Nachfolgerin der Königin Anne beſtimmt war. Georg verliebte ſich in Fräulein von Schulenburg, ob ſie gleich auf keine Weiſe ein einladender Gegenſtand war, — ſo wenig, daß eines Abends, da ſie auf einem Balle hinter dem Stuhl der Churfürſtin ſtand, dieſe, die ſich die Sprache ihrer künftigen Unterthanen eigen zu machen geſucht hatte, auf Engliſch der Mrs. Howard (nachmaligen Gräfin Suffolk), die damals an ihrem Hofe war, ſagte: „Sehn Sie die Vogelſcheuche an, das iſt nun meines Sohnes Leidenſchaft.“ Mrs. Howard, die mirs erzählte, verſicherte, ſie wäre heftig erſchrocken, weil ſie vergaß, daß Fräulein von Schulenburg kein Engliſch verſtände.

Das jüngere Fräulein von Schulenburg, das mit ihr herüber kam, und zur Gräfin Walſingham ernannt wurde, galt für ihre Nichte, glich aber dem Könige ſo ſehr, daß es nicht ſehr glaublich iſt, daß die Herzogin, die ſich die Miene der Grauſamkeit gab, auf die linkhändige Heirath gewartet hatte.

Die Herzogin, unter welcher Benennung es nun auch ſey, erhielt ihre Gewalt über den König bis ans Ende. Ungeachtet dieſes Einfluſſes aber, war er nicht beſtändiger gegen ſie als gegen ſeine Gemahlin, denn er brachte noch eine andre anerkannte Geliebte mit herüber, Frau von Kielmannsegge, gebohrne Gräſin Platen, die nachher zur Gräſin Darlington gemacht wurde, und durch die er ohne Zweifel Vater von Charlotte, der Gemahlin des Lord Viscount Howe, Mutter des jetzigen Grafen, war. Lady Howe ward niemals öffentlich für des Königs Tochter erklärt, aber die Prinzeſſin Amalie begegnete ihrer Tochter, einer Mrs. Howe, auf dieſen Fuß, und ſchenkte ihr eines Abends in meiner Gegenwart einen Ring mit einem kleinen Bildniſſe Georg I. und einer Krone von Diamanten.

Lady Darlington entſinne ich mich bey meiner Mutter in meiner Kindheit geſehn zu haben, und vor ihrer ungeheuren Figur erſchrocken zu ſeyn: ſie war ſo breit und ſtark als die Herzogin lang und ausgemergelt. Zwey wilde ſchwarze Augen, groß und unter zwey hoch gewölbten Augenbraunen rollend, zwey Morgen Landes von Wangen mit Scharlach überdeckt, ein Ocean von Buſen, der überfloß und vom untern Theil ihres Körpers nicht unterſchieden werden konnte, von keinem Fiſchbein zurückgehalten — kein Wunder, daß ſich ein Kind vor einer ſolchen Ogerin fürchtete, und der Pöbel von London ſich höchlich an der Einführung eines ſo ſeltſamen Serails ergötzte. Sie waren Futter für alles Gift der Jacobiten; und wirklich konnte nichts gröber ſeyn als die Zoten, die in Libellen, Spottgedichten und jedem Wege dieſer Art gegen den Monarchen und den neuen Hof ausgeſpieen, und ſogar vor ihren Ohren auf öffentlicher Straße abgeſungen wurden.

Erſt im letzten oder vorletzten Jahr ſeiner Regierung machte der fremde Regent der Nation das Kompliment, öffentlich eine Engliſche Geliebte zu nehmen. Dieſe Dame war Anna Brett, die älteſte Tochter aus der zweyten Ehe der geſchiedenen Gemahlin des Grafen von Macclesfield, der unnatürlichen Mutter des Dichters Savage. Miß Brett war ſehr hübſch, aber braun genug von Augen, Farbe und Haar für eine Spaniſche Schönheit. Abiſai wohnte im Pallaſt unter den Augen der Bathſeba, die ihre Macht, wie auch andre Favoritſultaninnen, durch Duldung der Theilnehmerinnen in der Neigung des Königs zu erhalten ſchien. Eine Grafenkrone ſollte, ſobald Seine Majeſtät nach England zurück käme, die Willfährigkeit der jungen Dame lohnen und ihren untergeordneten Rang bezeichnen. Sie hätte indeſſen eine gefährliche Nebenbuhlerin werden mögen, da ſie ſo voll Zutraun auf die Macht ihrer Reize ſchien, daß, welchen überwiegenden Einfluß die Herzogin ſich auch erhalten mochte, ſie ihr Anſehn im Pallaſt doch keinem nachſtehn zu laſſen geſonnen war. Wie der Prinz von Wales und die Prinzeſſin nach ihrem Streit mit dem König den Pallaſt von St. James verließen, hatte dieſer ihre drey älteſten Töchter zurück behalten, die bis an ſeinen Tod bey ihm wohnten, ſelbſt, nachdem eine äußerliche Ausſöhnung des Königs und des Prinzen Statt gehabt hatte. Wie der König abreiſte, ließ Miß Brett eine Thür aus ihrem Zimmer in den königlichen Garten brechen. Die älteſte Prinzeſſin Anna fühlte ſich durch dieſe Freyheit beleidigt, und da ſie eine ſolche Gefährtin ihrer Spaziergänge nicht liebte, ließ ſie die Thür wieder zumauern. Miß Brett ſtieß eben ſo herrſchſüchtig dieſen Befehl wieder um. Der König ſtarb plötzlich, und die Herrſchaft der neuen Geliebten verſchwand nebſt der verſprochnen Grafenkrone. Sie vermählte ſich nachher mit Sir William Leman und wurde vergeſſen, ehe ihr Reich außerhalb den Gränzen von Weſtminſter wahrgenommen worden war.

Drittes Kapitel.

Eins der merkwürdigſten Ereigniſſe in der Regierung Georg I. war der öffentliche Streit zwiſchen ihm und ſeinem Sohn, dem Prinzen von Wales. Woher die Mishelligkeit entſtand, ob des Prinzen Anhänglichkeit an ſeine Mutter ihn wider ſeinen Vater erbitterte, oder ob der Haß gegen ſeinen Vater den Eifer für ſie beförderte, maße ich mir nicht an zu wiſſen. Ich argwohne aus einigen Umſtänden, daß die erbliche Feindſchaft im Hauſe Braunſchweig zwiſchen den Eltern und dem älteſten Sohn einen frühern Urſprung hatte, als die Uneinigkeit der beyden George. Die Prinzeſſin Sophia war eine Frau von Talenten und großer Lebhaftigkeit: in der frühen Zeit ihres Lebens hatte ſie viel Eifer für das entthronte Haus Stuart an den Tag gelegt, wie aus einem gedruckten Briefe von ihr erhellt, der, wenn ich mich nicht irre, an den Ritter St. George gerichtet iſt. Es iſt allen Fürſten, die keine Ausſicht haben, durch die Abſetzung eines gekrönten Hauptes begünſtigt zu werden, natürlich genug, die monarchiſche Würde für einen unauslöſchlichen Charakter zu halten. Die Königin von Preußen, Tochter Georg I., lebte und ſtarb als eine erklärte Jacobitin. Die Prinzeſſin

Sophia, jüngſte Tochter der Königin von Böhmen, war als ſolche am fernſten von allen Anſprüchen auf den Brittiſchen Thron; aber ſobald König Wilhelm die Anwartſchaft darauf nach der Königin Anna auf die Churfürſtin feſtgeſetzt hatte, gab es keinen herzhaftern Whig als Prinzeſſin Sophia, und niemand konnte ungeduldiger ſeyn, den Thron der vertriebnen Stuarte zu beſteigen. Es iſt gewiß, daß während der Regierung der Königin Anna der Churfürſt Georg ſich zu den Tories hinüberneigte, ob er ſich gleich nach ſeiner Mutter Tode und eignen Throngelangung der entgegengeſetzten Parthey ergab. Aber wie er und ſeine Mutter verſchiedenen Faktionen zugethan waren, fand Sophia einen willigen Anhänger an ihrem Enkel, dem Churprinzen, und es iſt wahr, daß die Foderrung des Prinzen, ein Einladungsſchreiben in das Oberhaus als Herzog von Cambridge zu erhalten, die für die Königin Anna ſo beleidigend ſeyn mußte, im Verſtändniß mit ſeiner Großmutter, und ohne Mitwiſſen ſeines Vaters gemacht wurde. Wäre es gewiß, wie man glaubte, daß Bolingbroke und die Jacobiten die Königin dazu vermochten, in eine geheime Ueberkunft ihres Bruders nach England zu willigen, und ihn in ihrem Kabinet zu ſprechen, ſo könnte ſie zu dem Schritt dadurch verleitet worden ſeyn, daß man ihr einen fremden und entfernten Erben aufdringen wollte, derweil ſie noch lebte.

Nachdem die Königin und ihre Erbin todt waren, kamen der neue König und ſein Sohn in anſcheinender Einigkeit herüber. Während des Königs erſtem Beſuch in ſeinen churfürſtlichen Landen wurde der Prinz von Wales ſogar als Regent zurückgelaſſen. Aber da ihm nachher bey ähnlichen Gelegenheiten dieſe Würde nicht wieder anvertrauet wurde, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß der Sohn zu viel Neigung blicken ließ, den König zu machen, oder daß den Vater die Eiferſucht darüber befiel. Sicher iſt es, daß nach des Königs Zurückkunft große Mishelligkeiten am Hofe entſtanden, und die Whigs ſich theilten, indem einige ſich dem Träger der Krone, andre dem Erben widmeten. Ich werde mich nicht in das Detail dieſer Händel einlaſſen, von denen ich nur oberflächlich unterrichtet bin. Die herrſchenden Miniſter waren die Grafen Sunderland und Stanhope. Die beyden Schwäger, der Viscount Townſhend und Robert Walpole, hingen dem Prinzen an. Vom Lord Sunderland ſagt man, daß er als Politiker dem Grafen, ſeinem Vater, zu ſehr glich, der eine ſolche Hauptrolle während der Regierung Jacobs II. und in der Herbeyführung der Revoluzion ſpielte. Eine tödliche Abneigung entſtand zwiſchen dieſem Grafen und dem Prinzen von Wales, von welcher eine Anekdote, die mir mein Vater erzählte, einen hinlänglichen Beweis abgeben kann. Da eine Verſöhnung zwiſchen den beyden Höfen vermittelt worden war, und mein Vater zum zweytenmal erſter Lord der Schatzkammer wurde, ſagte Lord Sunderland unter vier Augen zu ihm: „Nun, Herr Walpole, wir „haben die Dinge für jetzt in Ordnung gebracht, aber „wir müſſen doch darauf denken, wen wir nachher „haben wollen.“ (er meynte nach dem Abſterben des Königs) Walpole erwiederte: „Sie mögen denken, wie Sie wollen; mein Entſchluß iſt gefaßt,“ denn er gedachte die feſtgeſetzte Anordnung der Erbfolge zu unterſtützen.

Graf Stanhope war ein Mann von ſtarken und heftigen Leidenſchaften, hatte ſich dem Militär gewidmet, und war ſo entfernt, an irgend eine andre Laufbahn zu denken, daß er in einen wüthenden Zorn ausbrach und einen förmlichen Streit anfangen wollte, wie Walpole, der zuerſt den Gedanken angegeben hatte, ihn als Staatsſekretär anzuſtellen, ihm den Vorſchlag machte; indem er ſich ſo gänzlich unfähig für dieſen Poſten hielt, daß er argwöhnte, man wolle ſeiner ſpotten. Er ſtarb in einem ähnlichen Anfall von Ungeſtüm, da man ihn im Hauſe der Lords wegen der Scheiterung des Südſeeplanes drängte. Dieſe heilloſe Sache, die Walpole frühzeitig aus einander geſetzt hatte, und deren übeln Folgen abzuhelfen er allein für geſchickt geachtet wurde, hatte ihn wieder an die Spitze der Staatsangelegenheiten geſetzt, und den Sunderland dahin gebracht, ein bloßer Mitverwalter der Adminiſtration zu werden. Der jüngere Craggs, ein eitler aufgeblaſener Mann, wurde von den Miniſtern gebraucht, dem Walpole Widerſtand zu leiſten, aber er kam bald dahin, bey einem von ihren Wegen und Mitteln ſeine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Craggs Tod wurde dadurch veranlaßt, daß er Lady March beſuchen wollte, die an den Blattern darnieder lag; da ihm dieß der Thürſteher ſagte, ging er augenblicklich nach Haus, bekam dieſelbe Krankheit und ſtarb. Sein Vater, der ältere Craggs, deſſen geſunden Verſtand mein Vater ſehr bewunderte, folgte dem Sohn bald und ſein plötzlicher Tod wurde dem Kummer zugeſchrieben; aber da er tief in den Südſeehändeln geſteckt hatte, der Konfiskation zuvorkommen und ſeinen Töchtern ein ſchlecht erworbnes Vermögen retten wollte, ſo iſt kein Zweifel, daß er ſich ſelbſt ums Leben gebracht hat. Da ſein Tod bekannt wurde, geſtand Sir Robert, daß der unglückliche Mann ihm auf eine verſteckte

Weiſe einen Wink von ſeinem Vorſatz gegeben habe.

Die Verſöhnung der Königlichen Familie war ſo wenig aufrichtig, daß ich zweiſle, ob der Prinz nicht Sir Robert Walpole's Rückkehr in königliche Dienſte ſehr übel empfand. Doch hatte Walpole einen Plan von Sunderland vernichtet, der in Zukunft den Nachfolger gewaltig hätte verwirren können, wie er denn auch darauf berechnet war. Von der andern Seite will ich Sir Roberts Sieg nicht geradezu dem Eifer für den Prinzen zuſchreiben; perſönliche und gerechte Abſichten unterſtützten ſeinen Widerſtand, und die Gemeinen von England waren ihm nicht weniger verpflichtet als der Prinz. Sunderland hatte eine Bill entworfen, um die Krone abzuhalten, jemals mehr als ſechs Pairs über eine beſtimmte Anzahl zu machen. Die gegenwärtigen Pairs waren weit entfernt, dieſe Maßregel zu misbilligen; aber Walpole fing Feuer und theilte ſeine Unzufriedenheit ſogleich allen den vornehmſten Gemeinen mit, welche dadurch vielleicht auf immer von der Pairſchaft ausgeſchloſſen wurden. Er ſprach, er ſchrieb, er überredete, und die Bill ward im Haus der Gemeinen mit Unwillen verworfen, nachdem ſie im Hauſe der Lords durchgegangen war.

Aber der Haß einiger der Verbündeten des Hofes war weiter gegangen, auf eine ſchreckliche Art weiter. Nach dem Tode Georg I. fand die Königin Caroline in ſeinem Kabinet einen Vorſchlag des Grafen von Berkley, damals wie ich glaube erſten Lords der Admiralität, ſich des Prinzen von Wales zu bemächtigen, und ihn nach Amerika zu bringen, woher man nie mehr von ihm hören ſollte. Dieſes verhaßte Projekt, dem vermuthlich das Erbieten des Grafen Falmouth gegen Carl II. in Abſicht ſeiner Gemahlin zum Muſter gedient hatte, war von der Hand des Charles Stanhope, älteren Bruders des Grafen von Harrington, und der Eindruck, den dieſes abſcheuliche Papier nothwendig auf Georg II. machen mußte, war ſo tief, daß alle Gunſt, in welcher Lord Harrington als Staatsſekretär ſtand, ſeinem Bruder nie das geringſte erlangen konnte, ob er gleich nur der untergeordnete Abſchreiber war. Georg I. war zu menſchlich, um Anmahnungen zu einer ſo verruchten That Gehör zu leihen. Gegen die Verſchwörer war es nicht ſehr gütig, daß er ein ſolches Dokument hinter ſich ließ, und wenn Tugend und Gewiſſen kühne Böſewichter nicht abhalten, durch abſcheuliche Erbietungen den Hof zu machen, ſo ſollte des Königs Gleichgültigkeit und Sorgloſigkeit bey einer ſolchen Gelegenheit ſie an die wenige Dankbarkeit erinnern, die dergleichen Machinationen einflößen und erwarten können.

Unter denen, welche den Dienſt des Königs dem des vermuthlichen Erben vorgezogen hatten, befand ſich der Herzog von Newcaſtle. Da er ſeine Schweſter mit dem Lord Townſhend verheirathet hatte, ſo hätte dieſer ſowohl wie der Prinz von Wales erwartet, daß er ihnen beytreten würde, und keiner von beyden vergab ihm ſeinen Abfall. — So eben werde ich die verwirrte Art gewahr, mit der ich meine Geſchichten erzähle; ich ſpreche von der Verſöhnung des Königs und des Prinzen, ohne die geringſte Nachricht von ihrem öffentlichen Bruch gegeben zu haben. Die Kette meiner Gedanken verſtrickte mich in das vorhergegangene Detail, und hat Sie vielleicht mit den Motiven meiner dramatiſchen Perſonen beſſer bekannt gemacht, als wenn ich die Chronologie genauer beobachtet hätte; da ich auch kein regelmäßiges Trauerſpiel ſchreibe, und die Sachen nur erzähle, wie ſie mir einfallen; oder wenn Sie mir erlauben, es den Franzöſiſchen Tragödienſchreibern nachzuthun: darf ich nicht anführen, daß ich mein Stück gleich ihnen eingeleitet habe, wenn ſie zwey Hofleute hinſtellen, die ſich, und beyläufig die Zuſchauer mit dem bekannt machen, was vorging, ehe das Spiel ſeinen Anfang nahm?

Nachdem die Expoſition gehörig beſorgt iſt, müſſen Sie ſich vorſtellen, meine Damen, daß der zweyte Akt mit einer königlichen Taufe eröffnet wird. Die Prinzeſſin von Wales iſt von ihrem zweyten Sohn entbunden worden. Der Prinz hatte im Sinn, ſein Onkel der Herzog von York und Biſchoff von Osnabrück ſollte nebſt Sr. Majeſtät Gevatter ſtehn. Nichts kam dem Unwillen Sr. königlichen Hoheit gleich, als der König den Herzog von Newcaſtle zum zweyten Gevatter ernannte und von keinem andern hören wollte. Die Taufe ging wie gewöhnlich im Schlafzimmer der Prinzeſſin vor ſich. Lady Suffolk, welche damals als Kammerfräulein die Aufwartung hatte und ein ſehr treues Gedächtniß beſaß, mahlte mir den Auftritt aufs genauſte. An der einen Seite des Bettes ſtanden die Gevattern und Gevatterinnen, an der andern der Prinz und die Hofdamen der Prinzeſſin. Der Biſchoff hatte nicht ſobald die Ceremonie vollendet, als der Prinz zu den Füßen des Bettes in Wuth hinüberſchritt, auf den Herzog von Newcaſtle zuging, und indem er die Hand und den Zeigefinger mit drohender Gebehrde in die Höhe hielt, in gebrochenem Engliſch zu ihm ſagte: „Sie ſind ein Schurke, aber ich werde Sie zu finden wiſſen." „Wie groß war mein Erſtaunen," fuhr Lady Suffolk fort, „da ich am nächſten Morgen in das Zimmer der Prinzeſſin gehn wollte, und die Schweizer in dem Vorzimmer mir die Hellebarden vorhielten und ſagten, ich dürfe nicht durch. Ich wendete ein, es ſey meine Schuldigkeit, der Prinzeſſin aufzuwarten. Sie antworteten, das wär gleich viel, ich dürfte hier nicht durch."

Mit einem Wort, der König war ſo ſehr durch die Beleidigung, die ſich der Prinz in ſeiner Gegenwart erlaubt hatte, aufgebracht, daß beſchloſſen wurde, Sr. königlichen Hoheit einen noch größern Schimpf anzuthun. Man gab vor, ſeine Drohung gegen den Herzog als eine Ausfoderung zu verſtehn, und um einem Duell zuvorzukommen, belegte man ihn mit Arreſt, als ob ein Prinz von Wales ſich herablaſſen könnte, mit einem Unterthan zu fechten. Der Arreſt wurde bald aufgehoben, aber Abends erhielten der Prinz und die Prinzeſſin Befehl, den Pallaſt zu verlaſſen, und begaben ſich in das Haus ihres Kammerherrn, des Grafen von Grantham.

Viertes Kapitel.

Ehe ich den Artikel von Georg I. ſchlieſſe, will ich noch zweyer Gegenſtande von ſehr ungleicher Wichtigkeit erwähnen, die zu ſeiner Regierung gehören. Das erſte iſt die Abſetzung des Biſchoffs von Rocheſter, Atterbury. Es konnte ſich nicht leicht etwas zutragen, das den Leuten von prieſterlichen Grundſätzen mehr Anſtoß gegeben hätte. Doch war es unmöglich, die Verrätherey des Biſchoffs anders als durch Ableugnung in einem Lande zu vertheidigen, wo die Konſtitution auf vernünftigen und freyen Gründen beruht, und denkende Männer ſich ſo kurz vorher beſtrebt hatten, die Vorurtheile für die Perſonen der Könige und Geiſtlichen auszurotten; oder ſeine Verdammung anders zu verdammen, als indem man Unregelmäßigkeiten in ſeinem Prozeß annahm. Auf beydes wurde heftig von ſeiner Faktion gedrungen, wie ſeine Unſchuld von ihm ſelber behauptet. Daß Beſtrafung und Ausſtoßung aus dem Vaterlande auch eines braven Mannes Tugend erſchüttern und ihn gegen ſein Vaterland aufs äußerſte bringen kann, das iſt vielleicht natürlich, und die Menſchlichkeit ſollte Mitleid damit haben. Aber wie ſeine Freunde auch für ihn eingenommen ſeyn mochten, ſo muß die Menſchenliebe doch nun glauben, daß Atterbury immer ein ehrgeiziger unruhiger Prieſter, dem Hauſe Stuart ergeben, und alſo kein Freund der bürgerlichen und religiöſen Freyheiten ſeines Vaterlandes war, oder daß die Fehlſchlagung ſeiner ehrgeizigen Hoffnungen, beym Tode der Königin, und die Verbannung ſeiner Gefährten im Miniſterium, ihn zu Verſuchen vermocht hatten, die vertriebene Familie wieder herzuſtellen, in der Hoffnung, ſeine ſtrebenden Abſichten zur Wirklichkeit zu bringen. Seine durch Nichols bekannt gemachten Briefe athmen den ungeſtümen Geiſt ſeiner Jugend. Auch ſeinen Reden beym Tode der Königin wird jetzt Glauben beygemeſſen, wo er ſich anbot, den Prätendenten zu Charingcroß in prieſterlichem Ornat auszurufen, und da er ſich nicht unterſtützt ſah, ſchwur, die beſte Sache in England gehe aus Mangel an Muth verloren. Seine Papiere, die König Jakob im Schottiſchen Kollegium zu Paris niederlegte, ſprechen deutlich genug aus, in welchen Geſinnungen er ſtarb; und die nachgeſtochenen Proben der Handſchrift ſeiner Briefe, welche Sir David Dalrymple bekannt gemacht hat, laſſen keinen Zweifel übrig, daß er während ſeiner Verbannung in die Dienſte des Prätendenten trat. Wer muß nicht, ſo ſtrafbar wie er war, beklagen, daß ein ſo klaſſiſcher

Geiſt eine ſo gebildete und liebenswerthe Außenſeite, wie er ſie nach der Fehlſchlagung ſeiner Ausſichten und Hoffnungen zeigte, blos angenommen hatte? Sein Brief zur Vertheidigung der Wahrhaftigkeit der Geſchichte Lord Clarendons iſt eins der ſchönſten und rührendſten Stücke von Beredtſamkeit in unſrer Sprache.

Es geſchah nicht um den Charakter des Biſchoffs anzuklagen, noch um Unpartheylichkeit kund zu thun durch das Lob ſeiner Talente, daß ich ſeiner erwähnte, noch weniger um ihm irgend eine Mitwiſſenſchaft des beabſichtigten Verbrechens beyzulegen, welches ich jetzt erzählen will. Die Perſon, gegen die der Streich wahrſcheinlich gerichtet war, argwohnte nie auf das entfernteſte, daß der Biſchoff damit bekannt wäre. Nein, Feindſeligkeit der Partheyen und übler Wille gegen die Anhänger des Hauſes Braunſchweig gab ohne Zweifel einigen blinden Eiferern die Ausübung eines Verbrechens ein, das nothwendig der Sache des Biſchoffs nachtheilig ſeyn mußte, und auf keine Weiſe ſeinen Fall verhindern konnte.

Mr. Johnſtone, ein alter Mann, der während der Regierung König Wilhelms Staatsſekretär in

Schottland, ſeinem Geburtslande, geweſen war, ein eifriger Freund meines Vaters, hatte in dieſem Zeitpunkt meuchelmörderiſcher Anſchläge ſo viel Argwohn eingeſogen, daß er unaufhörlich meinem Vater dergleichen entdeckte, und ihn warnte, gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn. Sir Robert, der unerſchrocken und arglos war, pflegte ſeinen freundlichen Erinnerer zu necken, und ſagte ihm, wenn er ernſthaft wurde, ſein Leben ſey ſeinen Feinden beſtändig ſo ſehr ausgeſetzt, daß es nichts helfen könne, bey irgend einer beſondern Gelegenheit darüber zu wachen. Suchte ihn Johnſtone gleich oft genug mit Hinterbringung ſolcher Plane heim, ſo hatte er doch nie, außer ein einziges Mal, Urſache, der Wahrheit der Angabe zu trauen. Dieſes Einemal trug ſich ſo zu: ein oder zwey Tage vorher, ehe die Bill gegen den Biſchoff von Rocheſter in das Haus der Gemeinen kommen ſollte, ermahnte Johnſtone Sir Roberten auf ſeiner Hut zu ſeyn, denn drey oder vier Perſonen wären willens ihn zu ermorden, ſo wie er Abends das Haus verlaſſen würde. Sir Robert lachte und vergaß die Nachricht. Am Morgen nach der Debatte kam Johnſtone mit einer Art von gutherzigem Hohn zu Sir Robert, und ſagte ihm, wenn er ihn gleich mit ſeiner Warnung verſpottet, ſo wär er ihr dieſesmal doch gefolgt, und hätte ſo ſein Leben gerettet. Sir

Robert begriff nicht, was er meynte, und verſicherte, er habe ihr nicht mehr Glauben wie gewöhnlich beygemeſſen. „Doch, ſagte Johnſtone, das thaten Sie, denn Sie fuhren geſtern Abend nicht in Ihrem eignen Wagen weg.“ Walpole verſicherte, er habe es gethan. Aber da ſein Freund auf ſeiner Behauptung beſtand, rief Sir Robert einen ſeiner Bedienten, der den Beſcheid gab: „Ich rief Euer Gnaden Wagen, aber weil der Obriſt Churchill bey Ihnen war, und ſein Wagen zuerſt vorfuhr, ſo ſtiegen Ihro Gnaden in den, und der Ihrige kam leer nach Hauſe. Johnſtone, der über ſeine Glaubwürdigkeit triumphirte, trieb die Unterſuchung weiter, worauf Sir Roberts Kutſcher beyfiel, daß, wie er vom Schloßplatz gefahren, drey ſehr verhüllte Männer in den leeren Wagen hineingeſehn hätten. Das Geheimniß wurde niemals weiter aufgeklärt, und mein Vater ſagte oft, dies ſey die einzige Spur dieſer Art geweſen, in der er den Anſchein einer wirklichen Abſicht wahrgenommen habe.

Der zweyte Gegenſtand, deſſen ich zu erwähnen verſprach, was aber ſehr kurz geſchehn wird, iſt die Erneuerung des Bath-Ordens. Es war eine Maaßregel Sir Roberts und eine künſtliche Wechſelbank von ſechs und dreißig Ordensbändern, einen

Fond von Gunſtbezeugungen anſtatt der Stellen auszumitteln. Er gedachte auch die Bitten um das Hoſenband abzuwehren, und das rothe zu einer Stufe zum blauen zu machen; deswegen nahm er ſelbſt eins von den erſten. Er bot den neuen Orden der alten Sarah, der Herzogin von Marlborough für ihren Enkel, den Herzog, und für den Herzog von Bedford an, der eine ihrer Enkelinnen geheirathet hatte. Sie erwiederte ſtolz, dieſe werden nichts annehmen als das blaue Band. „Gnädige Frau,“ antwortete Sir Robert kalt, „die das rothe nehmen, werden das blaue um ſo eher bekommen.“ Im nächſten Jahr bekam er es ſelbſt zugleich mit dem Herzog von Richmond, nachdem beyde zuvor als Ritter des erneuerten Ordens inſtallirt worden waren.

Ehe ich Georg I. verlaſſe, muß ich noch eine Geſchichte erzählen, die ein Beweis ſeiner gut gelaunten Geiſtesgegenwart iſt.

Auf einer ſeiner Hanöveriſchen Reiſen zerbrach ſein Wagen. In einiger Entfernung lag das Schloß eines anſehnlichen Deutſchen Edelmanns. Der König ſchickte um Beyſtand dahin. Der Beſitzer kam, führte den König nach ſeinem Hauſe, und bat, daß Se. Majeſtät ein Mittagsmahl da einnehmen möchten, während der Wagen ausgebeſſert wurde. Indeſſen dieſes bereitet ward, unterhielt er den König mit einer Sammlung von Gemählden, die er auf verſchiednen Reiſen nach Italien zuſammengebracht hatte. Aber wie wunderte ſich der König, da er in einem der Zimmer das unbekannte Bildniß einer Perſon in der Kleidung und allen Zeichen eines Souveräns von Großbrittanien erblickte. Georg fragte, wen es vorſtelle. Der Edelmann antwortete mit einer mistrauiſchen aber anſtändigen Ehrerbietung, daß er auf ſeinen Reiſen nach Rom mit dem Ritter St. George bekannt geworden wäre, der ihm die Ehre angethan, ihm dieſes Gemählde zu ſchicken. „Auf mein Wort“ ſagte der König augenblicklich, „es ſieht ganz in die Familie.“ Es war unmöglich, die Verlegenheit des Eigenthümers auf eine höflichere Art abzuwenden.

Fünftes Kapitel.

Der unverſehene Tod Georgs I. auf ſeinem Wege nach Hanover wurde ſogleich von dem Staatsſekretär Lord Townſhend, der den König begleitete, ſeinem Schwager, Sir Robert Walpole gemeldet, der eben ſo eilfertig der erſte war, dieſe Neuigkeit dem Nachfolger zu hinterbringen und ihn als König zu begrüßen. Der nächſte Schritt war den König zu befragen, wer ſeine Rede im Conſeil aufſetzen ſollte. „Sir Spencer Compton,“ erwiederte der neue Monarch. Die Antwort war entſcheidend, und ſchloß Sir Roberts Verabſchiedung in ſich. Sir Spencer Compton war Sprecher des Hauſes der Gemeinen, und wie ich glaube, damals Schatzmeiſter des Prinzen, der durch dieſen erſten Befehl ſeinen Willen ausdrückte, ihn zum erſten Miniſter zu machen. Er war ein würdiger Mann von außerordentlich ernſthafter Förmlichkeit, aber ohne Talente, wie ſein Betragen unmittelbar bewies. Der arme Herr war ſo wenig dazu gemacht, ſich in die Größe des Augenblicks zu ſchicken, und zu begreifen, wie ein neuer Regent ſeine Miniſter anreden müſſe, auch war er ſo entfernt von dem Gedanken geweſen, den erſten verdrängen zu wollen, daß er ſich in ſeiner Noth an Sir Robert ſelbſt wandte, und ihn erſuchte, den Entwurf zu der Rede des Königs für ihn zu machen. Die neue Königin, die über die Fähigkeiten der beyden Kandidaten ein beßrer Richter war als ihr Gemahl, und im Stillen auf eine

Gelegenheit gelauſcht hatte, die neuen Einrichtungen umzuwerfen, verlohr keinen Augenblick, dem König bemerklich zu machen, wie nachtheilig es ſeinen Angelegenheiten ſeyn würde, dem bisherigen Miniſter einen Mann vorzuziehn, nach deſſen eigner Einſicht ſein Vorgänger der geſchickteſte zur Ausübung ſeines Amtes wäre. Von dem Augenblick an war nicht die Rede mehr von Sir Spencer Compton als erſtem Miniſter. Er wurde zum Grafen gemacht, bekam bald das blaue Band, und ward Präſident des Rathes, an deſſen Spitze er geſchickter war zu ſitzen als zu dirigiren. Vierzehn Jahre nachher ernannte ihn der nehmliche Monarch nochmals, um Sir Robert als erſten Lord der Schatzkammer zu erſetzen, da dieſer zu reſigniren gezwungen ward, aber nicht als erſten Miniſter; die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wurde ihm bald durch den niederwerfenden Geiſt des Grafen von Granville geraubt, der ihn für die kurze Zeit, in der er noch lebte und ſeine Unfähigkeit offenbarte, völlig zu einer Null machte.

Die Königin, die begierig war, alle Hoffnung einer Veränderung zu zerſtören, nahm die erſte Gelegenheit wahr, ihre eignen Geſinnungen kund zu thun. Der Beweis, den ich davon anführen will, iſt ein treues Gemählde der Hofleute. Ihre Majeſtäten hatten ſich von Richmond nach ihrem einſtweiligen Pallaſt in Leiceſterfields an dem nehmlichen Abend begeben, wo ſie die Nachricht von ihrer Gelangung zum Thron erhalten hatten, und am folgenden Morgen drängte ſich der ganze Adel der Stadt zum Handkuß herbey, meine Mutter unter den übrigen. Da Sir Spencer Comptons Beſtimmung zum Miniſter, aber nicht die ſchnelle Verdunſtung derſelben bekannt geworden war, konnte ſie ſich durch die höhniſchen Rücken und Ellbogen ihrer bisherigen Anhänger keinen Weg bahnen, und nicht weiter als bis in die dritte oder vierte Reihe von der Königin durchdringen; aber ſie wurde nicht ſobald von ihr erblickt, als die Königin laut ſagte: „Dort bin ich gewiß eine Freundin zu ſehn.“ Der Strom theilte ſich zu beyden Seiten hinweg, „und da ich zurück kam,“ ſagte meine Mutter, „hätte ich ihnen über die Köpfe weggehn können, wenn mirs gefallen hätte.“

Die Vorliebe der Königin für Walpole muß erklärt werden. Er hatte frühzeitig entdeckt, daß, welche Galanterien ſich auch der Prinz von Wales erlaubte oder den Schein davon annahm, doch ſelbſt die Perſon ſeiner Gemahlin ihm theurer ſey, als alle

Reize ſeiner Liebſchaften; und wenn gleich Mrs. Howard (nachmalige Lady Suffolk) ſo offenbar ſeine erklärte Günſtlingin war, wie die Herzogin von Kendal die ſeines Vaters, ſo unterſchied doch Sir Roberts Klugheit bald, das die Gewalt in den Händen der Gemahlin, nicht der Geliebten ſeyn würde. Er widmete ſich alſo nicht blos der Prinzeſſin, ſondern enthielt ſich auch gänzlich aller Beſuche bey Mrs. Howard, während die unverſtändige Menge ſchloß, daß ſich die gewöhnlichen Folgen der Leidenſchaft eines unbeſtändigen Gatten für ſeine Geliebte einſtellen würden, und man alſo viel wärmer, wenn auch nicht öffentlich der Günſtlingin als der Gemahlin des Prinzen Anhänglichkeit bezeugte. Beſonders diejenigen, welche unter der letzten Regierung nicht in der Gunſt des Hofs geſtanden hatten, ergaben ſich, um den Weg zu künftiger Gunſt zu bahnen und Sir Roberts Fall zu ſichern, ſehr emſig und eifrig der Geliebten: Bolingbroke ſuchte insgeheim, ſein Freund Swift offenbar und eben ſo ehrgeizig, den Umgang der Mrs. Howard. Die Nachbarſchaft von Popes Landhauſe erleichterte ihre Gemeinſchaft, ob ihm gleich ſeine Religion unterſagte, andre Abſichten zu nähren als die ſeinen Freunden zu dienen. Lord Bathurſt, der zu dieſer Geſellſchaft gehörte, und Lord Cheſterfield gründeten ihre Hofnungen zu früh für ihr Intereſſe auf Mrs. Howards Einfluß; aber erſtaunt und getäuſcht, Walpole nicht wanken zu ſehn, beſchloſſen ſie, eine Probe mit dem Kredit der Mrs. Howard zu machen. Sie beredeten ſie, von dem neuen König eine Grafenkrone für Lord Bathurſt zu erbitten; ſie that es, die Königin gab ihr Veto und Swift kehrte in Verzweiflung nach Irland zurück, um unter der Maske des Patriotismus in einem Lande, das er verabſcheute und verachtete, die Königin Anna zu betrauren und die Königin Caroline zu verwünſchen.

Swifts Undankbarkeit gegen Mrs. Howard war niedrig. Sie hatte ohne Zweifel nicht blos ihren ganzen Einfluß angewendet, um den ſeinigen und den ſeiner Faktion zu befördern, ſondern liebte auch die Königin Caroline und den Miniſter ſo wenig wie jener. Doch hinterließ Swift als er ſtarb eine Charakteriſtik der Mrs. Howard, die auf keine Weiſe ſchmeichelhaft war, und unter ſeinen nachgelaſſenen Werken bekannt gemacht wurde. Bey ihrer Erſcheinung ſagte mir Mrs. Howard mit ihrer ruhigen leidenſchaftloſen Art: Ich kann nichts weiter ſagen, als daß ſie ſehr verſchieden von einer andern iſt, die er vor mehreren Jahren von mir entwarf und mir zuſchickte, und die ich, von ſeiner eignen Hand geſchrieben, beſitze.

Lord Cheſterfield, obwohl nicht beſtändiger, war etwas freymüthiger, da ſeine Charakteriſtik von ihr noch bey ſeinen Lebzeiten, nur unter einem angenommenen Namen, und in einem Blatte gedruckt wurde, von dem er nicht als Verfaſſer bekannt war. Eudoſia, die in dem Wochenblatt: der gemeine Menſchenverſtand (Common Sense) vom 10. Sept. 1737 geſchildert wird, ſoll Lady Suffolk ſeyn. Es war doch nicht ihr Fehler, daß er bey Hofe durchfiel, und ſie wußte vielleicht ſo wenig wie er, der es erſt ein Jahr vor ſeinem Tode erfuhr, da ich es ihm durch ſeinen Freund Sir John Irwin zu wiſſen that, warum er auf der ſchwarzen Liſte der Königin ſtand. Die Königin hatte ein verborgenes Fenſter zu St. James, das auf einen dunkeln Gang hinaus ging, der Nachts nur mit einer einzigen Lampe, neben dem Zimmer der Mrs. Howard, erleuchtet wurde. Lord Cheſterfield hatte an einem heil. Dreykönigsabend bey Hofe eine ſo große Summe Geldes gewonnen, daß er für gefährlich hielt, es im Dunkeln nach Hauſe zu ſchaffen, und es bey Mrs. Howard in Verwahrung legte. Die Königin ſchloß daraus auf große Vertraulichkeit; Lord Cheſterfield konnte forthin keine Gunſt mehr bey Hofe erlangen, und ging aus Verzweiflung zur Oppoſition über. Mein Vater erzählte mir lange nachher die Geſchichte; er war der vornehmſte Gegenſtand von dem ſatyriſchen Witz des Lords geworden, ob er gleich nichts zu ſeiner Ungnade beygetragen hatte. Das Gewicht dieſes Zorns fiel noch unfreundlicher auf den König, wie ich im folgenden Kapitel erzählen werde.

Sechſtes Kapitel.

Im erſten Rath, den der neue König hielt, brachte der Erzbiſchoff von Canterbury Dr. Wake das Teſtament des verſtorbnen Königs zum Vorſchein, und übergab es dem Nachfolger, in der Hoffnung, es würde geöffnet und im Rath geleſen werden. Aber der König ſteckte es in die Taſche, und ſchritt aus dem Zimmer, ohne ein Wort darüber zu ſprechen. Der arme Prälat war wie vom Blitz gerührt, und hatte nicht die Gegenwart des Geiſtes oder den Muth zu fordern, daß das Teſtament geöffnet oder wenigſtens regiſtrirt würde. Keiner der Gegenwärtigen hatte Luſt, dreiſter zu ſeyn als der, dem das Teſtament anvertraut war; vielleicht begriff keiner ſogleich die

Möglichkeit der Verletzung einer ſo feyerlichen Akte, und die ſo offenbar exiſtirte. Auch als der König das Teſtament nie erwähnte, verbreitete es ſich nur leiſe und nach und nach im Publikum, daß es verbrannt oder wenigſtens ſeine Anordnungen nie erfüllt worden wären.

Der Inhalt iſt nie ſicher bekannt geworden. Ein Gerücht ſagte, der Herzogin von Kendal wären vierzig Tauſend Pfund vermacht, und noch unbeſtimmtere Gerüchte ſprachen von einem großen Vermächtniß an die Königin von Preußen, Tochter des verſtorbnen Königs. Nach dieſem Vermächtniß, ſagt man, ſey nachher ſehr häufig und ungeſtüm Nachfrage von ihrem Sohn, dem großen König von Preuſſen, geſchehn, zwiſchen welchem und ſeinem Onkel ſtarke Feindſchaft obwaltete.

Mit dem Legat an die Herzogin ſtand es einige Zeit nachher auf dem Punkt zu einer offnen und gerichtlichen Verhandlung zu kommen. Man glaubte, daß Lord Cheſterfield, der ihre Nichte und Erbin die Gräfin Walſingham heirathete, und ſeine eigne Ausſchließung bey Hofe ſtark empfand, einen Proceß um das Vermächtniß, zu dem er nun berechtigt war, angefangen oder wenigſtens damit gedroht habe, und eben ſo gewiß hieß es, er ſey durch die Zahlung von zwanzigtauſend Pfund zufrieden geſtellt worden.

Aber wenn der Erzbiſchoff das in ihn geſetzte Vertrauen aus Schwäche und Mangel an Geiſt allzu blöde verrathen hatte, ſo gab es zwey andre Männer, die ſolche Blödigkeit nicht vorſchützen konnten, und die, unabhängig, und darüber hinaus in Furcht geſetzt werden zu können, ihre Ehre und Rechtſchaffenheit um ſchnöden Gewinn niedrig opferten. Georg I. hatte Duplikate des Teſtamentes bey zwey deutſchen Fürſten niedergelegt, — ich will ſie nicht bezeichnen, weil ich in dieſer Entfernung der Zeit mich ihrer Titel nicht genau mehr erinnere; aber man zeigte mir vor einigen Jahren die Abſchrift eines Briefes eines unſrer auswärtigen Geſandten an einen damaligen Staatsſekretär, in welchem der Geſandte ſagte, einer der beyden Fürſten wollte die angebotnen Subſidien annehmen, und hätte das Duplikat vom Teſtament des Königs ausgeliefert oder wollte es thun. Der andre Depoſitär war ohne Zweifel eben ſo wenig gewiſſenhaft und beſtechlich. Es iſt Schade, daß der verſtorbne König von Preußen ihre ſchändliche Verrätherey nicht erfuhr.

Da ich einmal mit Lady Suffolk von dieſem unterdrückten Teſtamente ſprach, gab ſie den einzig möglichen Schatten einer Entſchuldigung für Georg II. an. Sie ſagte mir, Georg I. habe zwey Teſtamente verbrannt, die zu Gunſten ſeines Sohns gemacht worden waren. Dieß waren vermuthlich die Teſtamente des Herzogs und der Herzogin von Zelle, oder eins davon das ſeiner Mutter, der Prinzeſſin Sophia. Das Verbrechen Georg I. konnte die Strafbarkeit des zweyten nur mildern nicht rechtfertigen; der zweyte ſtrafte nicht die Schuldigen ſondern die Unſchuldigen. Aber üble Beyſpiele ſind immer gefährlich, und werden nur zu leicht nachgeahmt.

Siebentes Kapitel.

Ich will die Erzählung von der Lady Suffolk wieder aufnehmen, deren Geſchichte, ob ſie gleich ohne den Einfluß in die Verhandlungen des Kabinets blieb, den man erwartet hatte, doch für zwey junge Damen wahrſcheinlich unterhaltender ſeyn wird, als eine Auseinanderſetzung politiſcher Ereigniſſe, wovon man wenigſtens Spuren in den öffentlichen Blättern und kurzen Denkſchriften der damaligen Zeit ſindet. Das Innre der Höfe und die kleineren Züge der Geſchichte ſind grade diejenigen, mit welchen wir am wenigſten aus dem Zeitalter, das eben vor dem unſrigen vorhergeht, bekannt ſind. Dieſe Anekdoten vergeſſen ſich in der Menge der folgenden, oder leben bloß im Gedächtniß müßiger alter Leute, oder ſind noch nicht aus den Brieftaſchen ſolcher ſchwazhaften Brantomen, wie ich bin, zur Publicität gelangt. Ich will mich nicht ſelbſt einen Kleinigkeitskrämer nennen, da ich ſo reizende Schülerinnen wie Sie beyde zu unterrichten habe, mögen gleich genaue und geſchäftige Politiker dieſe Blätter verdammen, die nicht für ſie beſtimmt ſind. Was iſt angenehmer: die Arbeit eines Geſchichtſchreibers, der ſich um Ruhm und Beyfall von Leuten mühet, die er nicht kennt, oder meine ſorgloſe Mittheilung allerley vielleicht unbedeutender Ereigniſſe, die nur zur Unterhaltung zwey verſtändiger und gebildeter Weſen nieder geſchrieben ſind, wie ich noch nie in ſo zartem Alter angetroffen habe, deren holde Augen, wie ich gewiß weiß, mich mit Nachſicht leſen und mir das Schärflein Ruhm zugeſtehn werden, nach welchem ich ſtrebe: daß ſie ſich meiner Bemühungen erfreun, ihre Abende auf dem Lande zu ergötzen? O Guicciardini, iſt der Nachruhm ſo viel werth als das Vergnügen, den liebenswürdigen B—ys dieſe Hofgeſchichten zu erzählen?

Henriette Hobart war die Tochter Sir Henry's und die Schweſter des Sir John Hobart, Ritter des erneuten Bath-Ordens, der nachher durch ihren Einfluß zum Baron, und ſeitdem zum Grafen von Buckinghamſhire erhoben ward.

Sie wurde mit Herrn Howard, dem jüngern Bruder mehr als Eines Grafen von Suffolk, *) vermählt; er erbte zuletzt ſelbſt dieſen Titel, und hinterließ einen Sohn von ihr, der der letzte Graf dieſes Stammes war. Sie beſaß nur die kleine Ausſteuer der Tochter eines alten Baronet, und Herr Howard's Umſtände waren das Gegentheil vom Ueberfluß. Das Ende der Regierung der Königin Anna nahte heran: das junge Paar ſah keinen klügeren Schritt als ſeine Zuflucht nach Hanover zu nehmen, um ſich die künftigen Herrſcher von England geneigt

---

*) Mehrerer älteren Brüder nehmlich, die einer nach dem Abſterben des andern zu dieſem Titel gelangten.

A. d. Ueb.

zu machen. Ihre Lage war noch immer ſo beſchränkt, daß, da Herr Howard es gerathen fand, den Handveriſchen Miniſtern ein Gaſtmahl zu geben, Mrs. Howard ihr wunderſchönes Haar aufgeopfert haben ſoll, um die Koſten zu gewinnen. Man muß ſich erinnern, daß um die Zeit jene ungeheuern Allongen-Perücken Mode waren, die oft zwanzig und dreißig Guineen koſteten. Mrs. Howard war der klugen Prinzeſſin Sophia ungemein willkommen, machte aber damals noch keinen Eindruck auf den Churprinzen, bis zu ſeines Vaters Gelangung zur Krone, wo ſie zur Kammerfräulein der neuen Prinzeſſin von Wales ernannt wurde.

Die ältern Politiker von der Whig-Parthey wurden Miniſter des Königs. Die vielverſprechendſten unter den jungen Lords und Edelleuten dieſer Parthey, und die hübſcheſten und lebhafteſten jungen Damen bildeten den neuen Hof des Prinzen und der Prinzeſſin von Wales. Das Zimmer der aufwartenden Kammerfräulein ward der modige Abend-Aufenthalt der ausgezeichnetſten guten Köpfe und Schönheiten. Lord Cheſterfield, damals Stanhope, Lord Scarborough, Carr Lord Hervey, älterer Bruder des bekannteren John Lord Hervey, der dafür galt, außerordentliche Talente zu beſitzen, General damals Obriſt Charles Churchill, und Andre fanden ſich beſtändig ein; von Damen Miß Lepelie nachmals Lady Hervey, meine Mutter Lady Walpole, Mrs. Selwyn, Mutter des berüchtigten George, und ſelbſt ſehr lebhaft und hübſch, Mrs. Howard, und die über alle bewunderte Miß Bellenden, eine der Hofdamen. Ihr Geſicht und ihre Perſon waren bezaubernd, ihre Lebhaftigkeit ging bis zur Unbeſonnenheit, und ſie war ſo anmuthig, daß ich ſie nie von einem ihrer Zeitgenoſſen habe erwähnen hören, der ſie nicht für das vollkommenſte Geſchöpf erklärt hätte. Der Prinz beſuchte das Vorzimmer oft, und empfand bald eine ſtärk're Neigung als er je für eine andre als ſeine Gemahlin hegte. Miß Bellenden erwiederte ihm das auf keine Weiſe. Des Prinzen Galanterie war nicht im mindeſten fein, und ſein Geiz empörte ſie. Eines Abends, da er neben ihr ſaß, nahm er ſeinen Beutel heraus und zählte ſein Geld. Er wiederholte die Zählung, bis die wirblichte Bellenden die Geduld verlor und ausrief: „Gnädiger Herr, ich kann es nicht aushalten, wenn Sie Ihr Geld noch ferner zählen, ſo lauf' ich aus dem Zimmer." Das Geklingel des Geldes lockte ſie nicht mehr als die Perſon des Prinzen. In der That war, ihr Herz vergeben, und das argwöhnte der Prinz, da er ſeine Liebe fruchtlos fand. Er war ſogar großmüthig genung zu verſprechen, wenn ſie den Gegenſtand ihrer Wahl entdeckte und nicht ohne ſein Vorwiſſen heirathete, ſo wollte er ſeine Einwilligung geben und ſich gütig gegen ihren Gemahl beweiſen. Sie ſagte ihm zu, was er begehrte, aber ohne die Perſon zu bekennen, und damit der Prinz ihr ja kein Hinderniß in den Weg legte, heirathete ſie ohne ſein Wiſſen den Obriſt Campbell, einen ſeiner Kammerpagen, der lange nachher erſt in den Titel der Argyle bey dem Tod des Herzog Archibald einrückte. Der Prinz verzieh ihr nie den Bruch ihres Wortes, und wenn ſie ja in das Courzimmer kam, wozu ſie der Stand ihres Gemahls zuweilen nöthigte, ob ſie gleich immer davor zitterte, ſo trat der Prinz beſtändig zu ihr und flüſterte ihr einige harte Vorwürfe zu. Mrs. Howard war die genaue Freundin von Miß Bellenden, und die Vertraute der Leidenſchaft des Prinzen geweſen; nach dem Verſchwinden der Mrs. Campbell folgte ſie ihrer Freundin in der Gunſt, aber nicht im Widerſtande nach.

Nach dem ſtrenge beobachteten Anſtand der Mrs. Howard zu urtheilen, ſollte ich glauben, daß ſie die Vortheile ihrer Lage dem prunkenden Glanz derſelben vorgezogen hätte, aber manche Umſtände widerſetzten ſich einem gänzlichen Geheimniß. Auch glaube ich nicht daß Liebe Antheil an der Aufopferung ihrer Tugend hatte. Sie hatte Armuth erduldet, und war weit davon entfernt Herrſchaft zu verſchmähen. Herr Howard war ihr vermuthlich eben ſo unangenehm, als er ſich unwürdig zeigte. Ob gleich der König ſehr verliebt war, zog ihn doch ſicherlich mehr eine alberne Vorſtellung an, daß Galanterie ſich gezieme, als die Luſt am Wechſel; ja er hatte obendrein die Thorheit ſich einzubilden, ſein Unbeſtand würde darthun, daß er ſich nicht beherrſchen ließe, handhabte dieſe Liſt aber ſo ungeſchickt, daß ſie den Einfluß der Königin nur noch einleuchtender machte. Bey einer ſolchen Stimmung würde das Geheimniß den Abſichten Sr. Majeſtät ganz und gar nicht entſprochen haben; doch war die Oeffentlichkeit des Verſtändniſſes beſonders dem Herrn Howard zuzuſchreiben, der, weit entfernt ſeine Frau ruhig abzutreten, in einer Nacht nach dem Vorplatz von St. James ging, und ſie mit großem Lärm vor der Wache und andern Zuhörern zurückfoderte. Da er hinausgeſtoßen wurde, ſchickte er ihr einen Brief durch den Erzbiſchoff von Canterbury mit dem nehmlichen Begehren, und der Erzbiſchoff ſtellte nach ſeiner Vorſchrift die Aufforderung der Königin zu, die das boshafte Vergnügen genoß, den Brief ihrer Nebenbuhlerin zu überliefern.

Ein ſo ungemäßigtes Verfahren lud die neue Geliebte auf keine Weiſe ein, das Aſyl zu St. James zu verlaſſen. Sie war ſicher unter dem königlichen Dach, ſelbſt nach dem Bruch des Königs und des Prinzen, (denn der Handel ſpann ſich noch unter Georg I. an) und wenn der Prinz, gleich nachdem er St. James verließ, eine Privatwohnung bezog, ſo war es doch eine zu ernſthafte Unternehmung für Herrn Howard, ſeine Frau mit Gewalt aus dem Hauſe des Prinzen von Wales zu reißen. Der Fall änderte ſich, da beym Eintritt des Sommers der Prinz und die Prinzeſſin ſich nach Richmond verfügten. Weil Mrs. Howard nur Kammerfräulein war, ſo erlaubte ihr die Etiquette nicht, im nehmlichen Wagen mit der Prinzeſſin zu fahren. Sie fürchtete, daß Herr Howard ſich ihrer auf dem Wege bemächtigen würde. Um einem ſolchen Verſuch zuvor zu kommen, holten ſie ihre Freunde, der Herzog von Argyle und ſein Bruder der Graf von Ilay, an dem Tage wo der Prinz und die Prinzeſſin gegen Mittag wegfuhren, Morgens um acht Uhr in einem ihrer Wagen ab, und brachten ſie ſicher nach ihrem Hauſe zu Richmond. Während des Sommers ging man eine Unterhandlung mit dem widerſpänſtigen Ehemann ein, und er verkaufte ſeine lärmige Ehre und den Beſitz ſeiner Frau für eine jährliche Penſion von zwölfhundert Pfund.

Dieſe wenig bekannten Anekdoten, Mrs. Howard betreffend, hörte ich etwa zwanzig bis dreißig Jahr nachher aus ihrem eignen Munde. Sie hatte den Hof um das Jahr 1735 verlaſſen, und brachte den Sommer auf ihrem Landhauſe Marblehill zu Twickenham zu, wo ſie, wie zu London, ſehr eingezogen lebte. Ich kaufte Strawberryhill im Jahr 1747, und da ich mit den Familien Dorſet, Vere, und andern von Lady Suffolks Freunden bekannt war, wurde ich es auch mit ihr, obgleich ſie und mein Vater an der Spitze zwey ſo feindlicher Faktionen geſtanden hatten. Da wir Nachbaren geworden waren, und beyde nach dem Tode ihres zweyten Gemahls einzeln und einſam lebten, verwandelte ſich dieſe Bekanntſchaft in Vertraulichkeit. Sie war ſehr taub, und hatte alſo mehr Vergnügen davon zu erzählen als zuzuhören; ihr Gedächtniß, ſo wohl entferntere als neuere Angelegenheiten betreffend, war über alle Vorſtellung genau. Ich war, wie Sie, gegen alte Anekdoten nachſichtig und begierig darauf. Jeder von uns wußte um andre Hofgeſchichten, und durch dieſe Mittheilungen entdeckten wir zuweilen einen dritten Umſtand, den keiner gewußt hatte. Solche Abende waren, zumal im Herbſt, unendlich angenehm.

Es wird Ihnen in dieſer Erzählung nicht unwillkommen ſeyn, wenn ich eine treue perſönliche Schilderung der Heldin hinzufüge. Lady Suffolk war von mittlerer Größe, wohl gewachſen, außerordentlich weiß bey dem ſchönſten lichtbraunen Haar; ſie hatte einen ausgezeichneten Anſtand, und kleidete ſich immer geſchmackvoll und einfach. Darauf beſchränkten ſich ihre perſönlichen Reize, denn ihr Geſicht war mehr regelmäßig und angenehm als ſchön; ſie behielt dieſe Reize ſehr unvermindert bey, bis zu ihrem Tode in einem Alter von neun und ſiebzig Jahren. Die Eigenſchaften ihres Geiſtes waren auf keine Weiſe glänzend; ihre Augen und Mienen ſprachen ihren Charakter aus, der ernſt und mild war. Ihre ſtrenge Liebe zur Wahrheit und ihr gutes Gedächtniß hielten immer gleichen Schritt, und machten ſie zu umſtändlich in Kleinigkeiten. Sie war diskret, ohne zurückhaltend zu ſeyn, ihren Freunden ergeben, und ohne üble Eigenſchaften: ſo erhielt ſie ſich eine ungewöhnliche Achtung bis an das Ende ihres Lebens. Bey der Schicklichkeit und Wohlanſtändigkeit ihres Benehmens begegnete man ihr immer, als wenn ihre Tugend nie in Zweifel gezogen worden wäre; ihre Freunde nehmen ſogar das Anſehn an, als wenn ſich ihre Verbindung mit dem Könige auf bloße Freundſchaft beſchränkt hätte. Unglücklicherweiſe waren die Leidenſchaften Sr. Majeſtät nicht fein genug, um ſich mit einer Platoniſchen Liebe für eine taube Frau zu begnügen; dieſe Geſinnungen hatte er in einem Briefe an die Königin ausgedrückt, die, wenn gleich auf Lady Suffolk eiferſüchtig, kürzlich eine neue Verbindung des Königs mit einer jüngeren Nebenbuhlerin gefürchtet hatte, und Lady Suffolk verhinderte, den Hof, ſo früh wie ſie wünſchte, zu verlaſſen. „Ich weiß nicht,“ ſagte der König, „warum Sie nicht meine Entfernung von einer alten tauben Frau zugeben wollen, deren ich müde bin.“ Lady Suffolk wurde ſehr früh mit Taubheit befallen. Der Wundarzt Cheſelden, damals in Gunſt bey Hofe, beredete ſie, daß er Hofnung hätte, Taubheit durch eine Operation am Trommelfell zu heilen, und bat ſich aus, den Verſuch an einem überführten Miſſethäter zu machen, der damals in Newgate ſaß und taub war, unter der Bedingung, daß dieſer begnadigt würde. Sie erhielt die Begnadigung des Mannes, der ein Vetter von Cheſelden war; dieſer hatte ſeine Entdeckung nur vorgegeben, um ſeinen Verwandten zu retten: von dem Verſuch hörte man nichts weiter. Der Menſch rettete ſogar ſein Ohr — aber Cheſelden fiel in Ungnade.

Lady Suffolks Macht war ſtets durch den überwiegenden Einfluß der Königin und die Ergebenheit der Miniſter gegen dieſelbe, außerordentlich eingeengt worden. Eine Baronie, ein rothes Band und eine gute Stelle für ihren Bruder ausgenommen, gelang es ihr nur mit ſehr untergeordneten Empfehlungen. Ihr eigner Gewinn war ſo mäßig, daß außer Marblehill, welches dem König zehn bis zwölftauſend Pfund koſtete, ihre Gefälligkeit wahrlich nicht zu theuer erkauft war. Sie verließ den Hof mit einem ſo wenig beneidenswerthen Einkommen, daß ſie ſich, obgleich Oekonomin und gar nicht verſchwenderiſch, durch die Einbuße verſchiedner Leibrenten ſehr in der Enge befand, und außer Marblehill ihrer Familie nicht zwanzigtauſend Pfund hinterließ. Bey ihrem Abſchied vom Hofe heirathete ſie Herrn George Berkley, und überlebte ihn.

Nie hat die erklärte Geliebte eines Monarchen den Glanz ihrer Lage weniger genoſſen, als Lady Suffolk. Bewacht und bedrängt von der Königin, vom Miniſter aufgegeben, verdankte ſie die Ehrerbietung, die man ihr bezeugte, vorzüglich der Würde ihres Betragens, und dem Widerſpruch der Feinde von jenem; es war nur ein ſchlechter Erſatz für die Sklaverey ihres Dienſtes und die Kränkungen, die ſie erlitt. Sie war zierlich, ihr Liebhaber das Gegentheil, ſehr langweilig und ohne Zutrauen gegen ſie. Seine Bewegungen waren nach der Etiquette und der Uhr abgemeſſen. Er beſuchte ſie alle Abend um neun Uhr, aber mit einer ſo albernen Pünktlichkeit, daß er oft zehn Minuten lang mit der Uhr in der Hand im Zimmer herumging, bis der feſtgeſetzte Augenblick gekommen war.

Von der Königin erduldete ſie noch entſchiednere Quälereyen. Bis ſie Gräfin von Suffolk wurde, mußte ſie ihr beſtändig das Haar friſiren; ſie ergötzte ſich daran, ſie ſolchen Dienſtleiſtungen zu unterwerfen, indeß ſie immer dabey „ihrer guten Howard“ Entſchuldigungen machte. Oft genoß ſie eines noch vollſtändigeren Triumphes. Es trug ſich mehr als einmal zu, daß der König ins Zimmer kam, während ſich die Königin ankleidete, dieſer das Halstuch wegnahm, ſich unhöflich zu Mrs. Howard kehrte und ihr zurief: „Weil Sie ſelbſt einen häßlichen Hals haben, wollen Sie auch den Hals der Königin verſtecken.“

Es iſt gewiß, daß der König die Perſon der Königin der jeder andern Frau vorzog, und nie ſeine Vorſtellung von Schönheit ſchilderte, ohne das Bild ſeiner Gemahlin zu machen.

Bey ihrer Vermählung ſoll die Königin Caroline ſehr hübſch geweſen ſeyn; bald nachher bekam ſie die Blattern, wurde aber wenig davon gezeichnet, und behielt ein ſehr angenehmes Geſicht. Es war voll Majeſtät oder Huld, wie es ihr gefiel, und ihre durchdringenden Augen drückten aus, was ſie wollte. Auch der Ton ihrer Stimme war feſſelnd, und ihre ſchönen Hände, klein, rund und anmuthig. Ihr Verſtand war von ungewöhnlicher Kraft, und ſo auch ihre Entſchlüſſe. Von ihrer früheſten Verbindung an hatte ſie beſchloſſen, den König zu beherrſchen, und ſie verdiente es zu thun, denn ihre Unterwürfigkeit gegen ſeinen Willen war ohne Gränzen, ihr Geiſt dem ſeinigen weit überlegen, und ſeine Ehre und ſein Vortheil traten ſtets an die Stelle des ihrigen, ſo daß ihre hervorſtechende Liebe zur Herrſchaft theuer erkauft war, und ſelten übel angewandt wurde. Auch nach Ruhm ſtrebte ſie, aber ihre Ergebenheit gegen den König ſtand ihr im Wege, ſo daß ſie ihn ſelten verfolgen konnte. Sie wünſchte die Beſchützerin gelehrter Männer zu werden, aber Georg hatte keine Achtung vor ihnen und ihren Werken, und ihr eigner Geſchmack war nicht ſehr auserleſen, noch vergönnte er ihr die Zeit, ihn zu bilden. Ihre Freygebigkeit würde ſich gern entwickelt haben, denn ſie ſchätzte das Geld nur als ein Werkzeug ihrer guten Abſichten: allein er that ihr faſt in allen ihren Neigungen Einhalt, und ob ſie gleich nichts mehr wünſchte, als freygebig zu ſeyn, ſo trug ſie doch die Schuld ſeines Geizes, wie mancher andern Fehler, die er an ſich hatte. Wenn ſie kluge und ſchickliche Verſprechungen einer Beförderung gegeben hatte, und den König nicht bereden konnte, einzuwilligen, ſo ließ ſie den Bruch des Wortes eher auf ſich, als auf ihn fallen. Seine Neigung und ſein Vertrauen zu ihr waren gleich groß, und doch lebte er in beſtändiger Furcht, man möchte glauben, er werde von ihr regiert, und dieſe einfältige Parade erſtreckte ſich ſelbſt bis auf die vertraulichſten Stunden der Geſchäfte mit meinem Vater; wenn dieſer hereintrat, ſo ſtand die Königin auf, verneigte ſich, und begab ſich weg, oder wollte ſich wegbegeben. Zuweilen ließ ſich der König herab, ſie bleiben zu heißen — in beyden Fällen hatten ſie und Sir Robert das Geſchäft ſchon abgemacht, von dem die Rede war. Dann und wann wies der

König die gemachten Vorſchläge ab, und gab nach, wenn er mit ihr wieder darüber geſprochen hatte, allein dann rühmte er ſich immer gegen Sir Robert, daß er es ſelbſt beſſer überlegt habe.

Eine von den Vergnügungen der Königin war die Verſchönerung des Gartens zu Richmond, und der König glaubte, ſie bezahle alles mit eignem Gelde, ſah auch niemals die entworfnen Plane durch, denn es ſey ihm gleichgültig, ſagte er, wie ſie ihre Einkünfte verſchleudere. Er argwöhnte wenig, welche Hülfe Sir Robert ihr aus der Schatzkammer zufließen ließ. Da ſie ſtarb, war ſie dem König 20000 Pf. ſchuldig.

Ihr Wiſſen war ſehr oberflächlich, wie ich ſchon ſagte, und ihre Sprachkenntniſſe eben ſo wenig genau. Der König ſprach mit einem derben Weſtphäliſchen Akzent das Engliſche doch richtig. Der Königin hauptſächliches Studium war die Theologie, die ihren Glauben mehr ſchwächte, als erleuchtete. Sie war wenigſtens nicht rechtgläubig, und ihre Vertraute, Lady Sundon, eine Frau von abgeſchmackter und feyerlicher Einfalt, wandte ihre Unterſtützung der mindergläubigen Geiſtlichkeit … Die Königin war aber ſo aufrichtig bey ih rem Tode, daß, wie der Erzbiſchoff Potter ihr das Sakrament reichen wollte, ſie es ausſchlug, da wenig Perſonen im Zimmer waren. Wie ſich der Prälat wegbegab, umringten ihn die Hofleute im Vorzimmer und riefen ihm zu: „Mylord, hat's die Königin empfangen?“ Er wich der Frage künſtlich aus, indem er nur ſehr andächtig ſagte: „Ihre Majeſtät befanden ſich in einer himmliſchen Verfaſſung;“ und die Wahrheit entging der öffentlichen Bekanntwerdung.

Sie ward dagegen ungerechter Weiſe darüber getadelt, daß ſie es ausſchlug, ihren Sohn, den Prinzen von Wales zu ſehn, dem ſie ihren Segen und Verzeihung ſandte. Da ſie aber begriff, welch eine peinliche Lage es für den König ſeyn würde, wenn er ſich auf dieſe Art genöthigt ſähe, einem ſo wenig reuigen Sohn zu verzeihn, oder ihn nochmals zu verbannen, ſo zog ſie heldenmüthig den verdienſtvollen Gemahl dem unwürdigen Kinde vor.

Der größte Irrthum der Königin lag in einer zu hohen Meynung von ihrer eignen Geſchicklichkeit und Kunſt. Sie bildete ſich ein, daß ſie alle hinterginge, die es nicht wagten, ihr zu widerſpre chen, und ſie hatte obendrein die Schwachheit zu glauben, daß ſie mit manchen Perſonen ſpielen könnte, ohne entdeckt zu werden. Dieſe misverſtandne Laune, und zu andern Zeiten die ſehr beleidigenden Wahrheiten, die ſie ſich erlaubte, zogen ihr manche Feinde zu, und das zweydeutige Betragen, mit welchem ſie unter den Miniſtern Eiferſucht begünſtigte, damit ein jeder derſelben abhängiger von ihr ſeyn möchte, war keine geſunde Weisheit. Die Königin war es, die den üblen Willen zwiſchen Sir Robert und ſeinem Schwager Lord Townſhend zur Flamme aufblies. Ohngeachtet ſie aber manche Mitglieder des Kabinets nicht leiden konnte, ſo ſtörte ſie doch nie die Angelegenheiten des Königs durch ihre Vorurtheile, vorausgeſetzt, daß der misfällige ihrer Nebenbuhlerin nicht den Hof machte. Lord Ilay war der einzige, welchen Sir Robert Walpole, dem er Schottland geſichert hatte, trotz ſeiner Ergebenheit gegen Lady Suffolk in ſeiner Stelle behauptete.

Das große Geheimniß der Königin, um welches bis zu ihrer letzten Krankheit niemand wußte als der König, ihre deutſche Amme Frau Mailborne, und noch eine Perſon, war ein Bruch den ſie hatte. Um allen Verdacht zuvorzukommen, ſtand ſie oft einige Minuten im Hemde und ſprach mit ihren Damen.. *) Jenes gefährlichen Uebels ungeachtet, machte ſich doch die Königin ein ſo unerſchütterliches Geſetz daraus, dem Könige nie ein Verlangen abzuſchlagen, daß ſie alle Morgen zu Richmond mehrere Meilen mit ihm ging, und ſie tauchte mehr als einmal, wenn ſie das Podagra hatte, das ganze Bein in kaltes Waſſer, um bereit zu ſeyn, ihn zu begleiten. Ihr Uebel, ihre Stärke, und die Anſtrengung brachten ſie oft ſo in Schweiß, daß das Podagra verging, aber dieſe Anſtrengungen beſchleunigten die Kriſis ihres Uebels. Es war eine groſe Schlauheit von Sir Robert Walpole, daß er ihr Geheimniß entdeckte, ehe der

---

*) Während ſich die Königin ankleidete, pflegten Gebete in dem äußern Zimmer, wo eine nackende Venus hieng, abgeleſen zu werden. Eines Tages mußte Mrs. Selwyn die Kammerfrau im Dienſt dem Kaplan Dr. Madox, nachmaligen Biſchoff von Worceſter, anbefehlen, den Gottesdienſt anzufangen. Er ſagte ſchalkhaft: „Wir haben hier auch ein ſehr ſchickliches Altarbild.!" Die Königin Anna hatte die nehmliche Gewohnheit, und da ſie einmal die Thüre zu ſchließen befahl, indeß ſie das Hemd wechſelte, hielt der Kaplan inne. Die Königin ließ fragen, warum er nicht fortführe, worauf er erwiederte, er wolle das Wort Gottes nicht durchs Schlüſſelloch pfeifen.

Schaden ausbrach. Bey dem Tode meiner Mutter, die von dem Alter der Königin war, legte die Königin Sir Robert viel mediziniſche Fragen vor, und er bemerkte, daß ſie am öfterſten auf einen Bruch zurückkam, was doch nicht die Krankheit ſeiner Frau geweſen war. Wie er zu Haus kam, ſagte er zu mir: „Horace, nun weiß ich auch, durch welches Geheimniß Lady Sundon ſolch eine Gewalt über die Königin behauptet. Er hatte Recht. Indeß Sir Robert ſeinen Einfluß bey der Geiſtlichkeit durch Gibſon, den Biſchoff von London, erhielt, begegnete er doch oft läſtigen Hinderniſſen von Seiten der Lady Sundon, die ſich, wie ich ſchon ſagte, der irrgläubigen Geiſtlichkeit annahm, und nie konnte Sir Robert ihren Kredit erſchüttern.

Doch blieb die Königin ſtandhaft dabey, Sir Robert zu beſchützen, und den Tag vor ihrem Tode gab ſie noch einen ſtarken Beweis von ihrer Ueberzeugung, daß er die feſteſte Stütze des Königs ſey. Da ſie beyde allein neben dem Bett der Königin ſtanden, empfahl ſie ſehr pathetiſch nicht den Miniſter dem Könige, ſondern den Herrn dem Diener. Sir Robert war beſtürzt, und fürchtete, die Empfehlung möchte einen widrigen Eindruck zurücklaſſen; allein da der König kurze Zeit darauf mit ihm einige aufgefangene Briefe aus Deutſchland las, in denen es hieß: nachdem die Königin dahin ſey, würde Sir Robert keinen Schutz mehr haben; ſagte er: „Im Gegentheil, Sie wiſſen, daß ſie mich Ihnen empfahl.“ Dieß zeigte an, er habe ſich den Ausdruck gemerkt, und war das einzige Mal, daß er die Bemerkung erwähnte, ja die Trauer des Königs war ſo groß und aufrichtig, daß ſeine Huld gegen den Miniſter ſich um der Königin willen zu vermehren ſchien.

Die Furcht der Königin vor einer Nebenbuhlerin war eine weibliche Schwäche, das Betragen ihres älteſten Sohnes aber ein wirkliches Leiden. Er offenbarte früh einen Widerwillen gegen ſeine Mutter, die ſich anfangs vielleicht zu vieles anmaßte. Doch hätten gewiß ihr guter Verſtand und das Intereſſe an ihrer Familie die gemeinſchaftliche Abneigung des Vaters und des Sohnes und ihre gegenſeitige Verachtung gern verhütet. Da die Oppoſition ſich ganz in die Vergötterung des Prinzen warf, ſog ſein wirblichter Kopf und ſeine Eitelkeit allen dieſen Weyhrauch begierig ein. Er hatte ſich ſogar kurz nach ſeiner Ankunft in eine Handlung des höchſten Ungehorſams eingelaſſen.

Er brauchte bald Geld: die alte Sarah, Herzogin von Marlborough, immer ſtolz und immer boshaft, *) ließ ſich bereden, dem Prinzen von Wales ihre Lieblings-Enkelin, die Lady Diana Spencer, mit hunderttauſend Pfund anzutragen. Er nahm den Vorſchlag an, und der Tag war feſtgeſetzt, wo ſie heimlich in der Wohnung der Herzogin im großen Park zu Windſor getraut werden ſollten. Sir Robert bekam Nachricht von dem Projekt, vereitelte es, und das Geheimniß wurde in Stillſchweigen begraben.

Jugend, Thorheit und Unbeſonnenheit, die Schönheit der jungen Dame, und eine große Sum-

---

*) Es fehlte der Herzogin nicht an der Art von Witz, welche Bosheit, lange Weltkenntniß und Uebermuth ſchärfen kann, und da ſie die Gunſt beneidete, die ſie nicht mehr beſaß, ſo war Sir R. Walpole oft der Gegenſtand ihrer Satyre. Doch hatte ihr großer Freund, Lord Godolphin der Schatzmeiſter, ſie zu ganz andern Geſinnungen gegen ihn ermahnt. Die Herzogin und mein Vater und meine Mutter ſtanden zu St. Albans am Sterbebette des Grafen. Lord Godolphin nahm Sir Robert bey der Hand, wandte ſich zur Herzogin und ſagte: „Gnädige Frau, ſollten Sie je dieſen jungen Mann verlaſſen, und es giebt eine Möglichkeit vom Grabe zurückzukehren, ſo werde ich Ihnen gewiß erſcheinen.“ — Die Dame glaubte nicht an Geſpenſter.

me baaren Geldes hätten allenfalls eine Entſchuldigung für dieſe raſche Heyrath abgeben konnen, wenn ſie Statt gefunden hätte; allein was konnte Friedrich entſchuldigen, was konnte ihn nur zu der ſinnloſen und barbariſchen Beleidigung aufreizen, die er an dem König und der Königin beging, wie er ſeine Gemahlin aus dem Pallaſt von Hamptoncourt in der Mitte der Nacht holte, da ſie wirklich in Kindeswehen begriffen war, und ſie mit offenbarer Gefahr für ihr und ihres Kindes Leben in ein unausgelüftetes Zimmer und Bett zu St. James brachte? Hatte er keinen andern Weg, ſeinen Eltern Hohn zu erweiſen, als daß er es darauf wagte, ſeine Gemahlin und den Kronerben umzubringen? Ein Kind, das ſich ſelbſt verwundet, um ſeine Wärterin zu kranken, kann nicht weniger Ueberlegung haben. Dieſer Auftritt, der mit fühlloſer Dummheit anfing, endigte mit niedriger Heucheley. Auf die erſte Nachricht von der Heldenthat ihres Sohnes begab ſich die Königin früh um ſieben Uhr nach St. James, um die Prinzeſſin zu beſuchen. Der Prinz, weit davon entfernt, etwas zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen, ſprach nicht ein Wort mit ſeiner Mutter; beym Weggehn gab er ihr den Arm, und führte ſie auf die Gaſſe nach ihrem Wagen, immer ſtumm, aber da er einen Haufen Menſchen vor dem Thor verſammelt ſah, kniete er nieder in den Schmutz und küßte demüthig ihre Hand. Ihr Unwille mußte in Verachtung übergehn.

Nach dem Tode der Königin kam Lady Yarmouth herüber, die während der letzten Reiſen nach Hanover die Geliebte des Königs geweſen war — und zwar mit Vorwiſſen der Königin, denn er machte ſie immer zur Vertrauten ſeiner Liebſchaften. Deswegen ſagte ihm Mrs. Selwyn einmal: er wäre der letzte Mann, mit dem ſie einen Liebeshandel haben möchte, denn ſie wüßte wohl, er würde es der Königin erzählen. In ſeinen Briefen an dieſe von Hanover aus, ſagte er: „Sie müſſen die Walmoden lieben, denn ſie liebt mich.“ Sie ward zur Gräfin erhoben, und galt viel bey ihm, doch brauchte ſie ihren Kredit nicht anders, als um ſeinen Miniſtern beyzuſtehn, oder für ihren eignen Vortheil Ehre und Gunſtbezeugungen zu erlangen. Sie hatte zwey Söhne, die beyde den Namen ihres Gemahls tragen, aber von dem jüngeren glaubte man, ob er gleich nicht anerkannt wurde, daß er dem König gehöre, und es fehlte ihm alſo nicht an Huldigungen von Seiten der Hofleute. Lord Cheſterfield zog ſich dadurch eine lächerliche Verlegenheit zu. Da er zum Staatsſekretär gemacht worden war, fand er im Vorzimmer zu St. James einen hübſchen jungen Burſchen, der da ſehr zu Haus zu ſeyn ſchien, weswegen ihn der Graf für den Sohn der Maitreſſe hielt, und ſehr verſchwenderiſch mit Aufmerkſamkeiten für den Knaben, und noch freygebiger mit ſeiner gewaltigen Ehrerbietung für ſeine Mama war. Der ſchlaue Knabe nahm ſeine Huldigungen mit Gefälligkeit auf und ohne ſich zu verrathen; zuletzt ſagte er: „Ich glaube, Euer Gnaden halten mich für Junker Ludwig, aber ich bin nur Sir William Ruſſel, einer von den Pagen.“

Die letzten Jahre des Königs gingen ſo regelmäßig hin, wie eine Uhr. Um neun Uhr Abends machte er ein Spiel in dem Zimmer ſeiner Töchter, der Prinzeſſinnen Amalia und Caroline, mit der Lady Yarmouth und zwey oder drey Damen der verſtorbnen Königin, und einigen begünſtigten Herren von ſeinem eignen Hofſtaat. Im Sommer führte er jeden Sonnabend dieſe einförmige Geſellſchaft, aber ohne ſeine Töchter, nach Richmond, um da zu Mittag zu ſpeiſen: man fuhr in Wagen mit ſechſen in der Mittagshitze, von der ſchweren Leibwache zu Pferd begleitet, die den Staub vor ihnen aufſagte, nahm die Mahlzeit ein, ſpazierte eine Stunde im Garten, kehrte in der nehmlichen ſtaubigen Parade zurück, und Se. Majeſtät hielten ſich für den galanteſten und aufgeweckteſten Fürſten in Europa.

Sein letztes Jahr war ohne Beyſpiel glorreich und triumphirend, und ſein Ende kam höchſt glücklich herbey, ohne Todesangſt, ohne daß er Widerwärtigkeiten geſchmeckt hätte, und wie Geſicht und Gehör ſchon ſo nah am Erlöſchen waren, daß jede Verlängerung nur in Ungemach ausgeartet wäre.

Achtes Kapitel.

Ich habe wenig oder nichts von den unverheyratheten Töchtern des Königs geſagt. Lebten ſie gleich in Einem Pallaſt mit ihm, ſo ließ er ſie doch nie zu irgend einer Theilnehmung an Staatsangelegenheiten zu, und wenn ein Miniſter ihnen das Kompliment einer anſcheinenden Ergebenheit machte, ſo geſchah es mehr um des Anſehns, als der Sache willen. Die Kronprinzeſſin Anna, die nach Holland verheyrathet war, hatte ein herrſchſüchtiges und ehrgeiziges Gemüth; nach ihrer Mutter Tod hoffte ſie dieſer in der Gewalt zu folgen, und kam unter dem Vorwand ihrer Geſundheit von Holland herüber, aber der König, der ihre Abſicht merkte, war ſo beleidigt, daß er ſie gleich nach ihrer Ankunft nach Bath ſchickte, und mit einem eben ſo beſtimmten Befehl nach Holland zurück; ich glaube, er ließ ſie nicht zwey Nächte in London.

Die Prinzeſſin Amalia war, mit eben ſo viel Neigung, ſich in Händel zu miſchen, darauf beſchränkt, ſich den Hof vom Herzog von Newcaſtle machen zu laſſen, der in ſie verliebt zu ſeyn vorgab, und vom Herzog von Grafton, deſſen Verbindung mit ihr mehr bedeuten mochte.

Prinzeſſin Caroline, eine der vortrefflichſten Seelen, war der Königin ergeben; ſie ſowohl wie der König ſetzten ein ſolches Vertrauen in ihre Wahrhaftigkeit, daß ſie, wenn irgend etwas zwiſchen ihren Kindern vorfiel, nur ſagten: „Laßt

Caroline kommen, ſo werden wir die Wahrheit ſchon hören.“

Der merkwürdige Lord Hervey hatte ſich ganz der Königin gewidmet, und unſtreitig gegen das Ende ihres Lebens große Gewalt über ſie erlangt. Sie hatte ihn zu ihrem geheimen Sekretär gemacht, und da er Sorge dafür trug, mit Sir Robert gut zu ſtehn, ſo befand ſich niemand in einer günſtigeren Lage. Aber Lord Hervey, der alle höfiſchen Waffen zu handhaben wußte, hätte auch einen tiefen Eindruck auf das Herz der tugendhaften Prinzeſſin Caroline gemacht, und da zwiſchen dem Herzog von Grafton und ihm ein tödlicher Widerwille obwaltete, ſtand der Hof oft auf dem Punkt, durch die Feindſchaft der beyden Günſtlinge der Prinzeſſinnen beunruhigt zu werden. Der Tod der Königin ſchmerzte ihre Tochter Caroline ſehr tief, und der Wechſel im Miniſterium vier Jahr nachher entfernte den Lord Hervey, den der König um der Königin willen gern gerettet hätte, und der den König ſehr undankbarer Weiſe in einer Ballade durchzog, als hatte er ihn freywillig geopfert. Getäuſchte Hoffnung, Aerger, und eine zerrüttete Leibesbeſchaffenheit rafften den Lord Hervey hinweg, und überwältigten ſeine Gebieterin. Sie erſchien nach dem Tode der Königin nicht wieder öffentlich, und da ſie aufs heftigſte an einem Rheumatism litt, ging ſie nicht mehr aus ihrem Zimmer, und erfreute ſich ihrer Auflöſung einige Jahre vor ihrem Vater.

Ihre Schweſter Amalia verband ſich mit der Bedfordſchen Faktion während der letzten Lebensjahre ihres Vaters. Da er ſtarb, ſetzte ſie ſich auf einen anſtändigen Fuß; weil ſie aber nicht in der Gunſt ihres Neffen ſtand, und die verwittwete Prinzeſſin haßte, nahm ſie ihre Taubheit zum Vorwand, und erſchien bald gar nicht mehr zu St. James.

Der Herzog von Cumberland miſchte ſich nie oder ſelten in die Politik. Er würde die Macht geliebt haben, aber er ſchien nie darum zu buhlen. Seine Leidenſchaft würde geweſen ſeyn, die Armee zu commandiren, und ich vermuthe, er wäre nur zu bereitwillig geweſen, die Krone durch ſie zu bereichern. Er gab ſchon als Kind Beweiſe ſeines Verſtandes und ſeiner Feſtigkeit. Einsmals war die Königin unzufrieden mit ihm, und ſchickte ihn auf ſein Zimmer. Da er wieder erſchien, war er mürriſch. „Wilhelm,“ ſagte die Königin, „was haſt du gemacht?“ — „Ich habe geleſen.“ — „Was haſt du geleſen?“ — „Die Bibel.“ — „Was haſt du darin geleſen?“ — „Von Jeſus und Maria.“ — „Und was denn von ihnen?“— „Nun, wie Jeſus zu Maria ſagte: Weib, was haſt du mit mir zu ſchaffen?“ — Wiederholte Unannehmlichkeiten entwöhnten ſeine Seele von allem Streben; die Starke ſeines Verſtandes und die Philoſophie machten ihn gleichgültig gegen eine Welt, die alle ſeine Abſichten vereitelt hatte. Die Unpopularität, welche die Schottländer und Jacobiten über ihn zu verbreiten ſuchten, wegen ſeines Verdienſtes die Rebellion unterdrückt zu haben; ſeines Bruders Eiferſucht und die Verachtung, die er ſelbſt gegen den Prinzen hegte; ſein ſchlechter Erfolg in auswärtigen Schlachten, und daß ihn ſein Vater bey der Konvention vom Kloſter Seven ſo verrätheriſch aufopferte; der Abfall ſeiner beyden politiſchen Freunde, des Lord Holland und Lord Sandwich, und der zurückſtoßende Hohn der verwittweten Prinzeſſin; alle dieſe Krankungen, die ſich über eine körperliche Beſchaffenheit häuften, die ſich offenbar zu ihrer Auflosung hinneigte, machten, daß er ſich ſelbſt gänzlich vernachläſſigte, und bereit war, das Leben als eine Laſt abzuſchütteln, die der Achtſamkeit eines mehr als gewöhnlichen Geiſtes nicht werth ſey.

Von der Zeit an, wo er zuerſt auf dem öffentlichen Schauplatz erſchien, waren alle Miniſter ſeines Vaters gegen ſeine Fähigkeit blind geweſen, oder hatten ſich vor ihr gefürchtet. Lord Granville, ſelbſt zu gedankenlos, um einen jungen Prinzen zu ergründen, hatte ihm, da der König und der Graf eine Vermählung mit der Prinzeſſin von Dänemark für ihn projektirten, ſehr anmaßlich begegnet. Der Herzog, den die Königin und ſein Lehrer, Hr. Poyntz, gewöhnt hatten, Sir Robert Walpole's Weisheit zu verehren, der damals auf dem Sterbebett lag, ſchickte Hrn. Poyntz zwey Tage vor Sir Roberts Tod an dieſen ab, um ihn zu Rathe zu ziehn, wie die Heirath zu vermeiden ſey. Sir Robert rieth dem Prinzen, ſich ein großes Einkommen für ſein Hausweſen auszubedingen. Der Herzog folgte dem weiſen Rath — und hörte nichts weiter von der ihm zugedachten Braut.

Der niedrige Ehrgeiz des Lord Hardwicke, die kindiſche Begierde des Herzogs von Newcaſtle nach Herrſchaft, und die launiſche Eiferſucht des Mr. Polham, kamen bey dem Tod des Prinzen von

Wales zuſammen, um den Herzog von Cumberland im Fall einer Minderjährigkeit von der Regentſchaft auszuſchließen; ſie bildeten ſich ein, die Gunſt der verwittweten Prinzeſſin zu gewinnen, indem ſie ihr mit dem Anſchein der Gewalt ſchmeichelten. Der Herzog empfand die Vernachläßigung, aber er verachtete es, Anſprüche zu machen. Die Prinzeſſin vergab die betrügeriſche Huldigung niemals, und entfremdete in Gemeinſchaft mit Lord Bute die Neigung des jungen Königs gänzlich von ſeinem Onkel, ließ ihm auch nicht einen Schatten von Einfluß.

Neuntes Kapitel.

Ich bin mit den königlichen Perſonen fertig. Soll ich noch ein Codicill über einige merkwürdige Charaktere, deren ich mich entſinne, beyfügen? Da ich für junge Damen ſchreibe, habe ich mich beſonders bey Heldinnen ihres eignen Geſchlechts aufgehalten. Sie ſollen auch mein letztes Kapitel anfüllen. Die Herzoginnen von Marlborough und Buckingham treten auf.

Dieſe beyden Frauen waren zu ihrer Zeit wichtige Perſonen. Die erſte gelangte durch ihre eigne Schönheit, durch die großen Talente ihres Gemahls im Kriege, und den Eigenſinn einer ſchwachen Prinzeſſin auf den höchſten Gipfel der Gewalt. Das ungeheure Vermögen, das ihr Gemahl ihr hinterließ, und in Gemeinſchaft mit ihr aufgehäuft hatte, gab ihr Gewicht in einem freyen Lande. Die andre, ſtolz auf eine königliche, wenn auch unrechtmäßige Geburt, war eben aus Eitelkeit der Geburt ihrem vertriebnen Bruder, dem Prätendenten, ſo eifrig zugethan, daß ſie niemals aufhörte, an ſeiner Wiedereinſetzung zu arbeiten; und da die Oppoſition gegen das Haus Braunſchweig zum Theil aus Jakobiten aus Grundſatz, oder Tories, die entweder nicht wußten, was ſie für Grundſätze hatten, oder ſie ſich einander verbargen, und aus Whigs beſtand, die aus Haß gegen den Miniſter in Einverſtändniß mit den Jakobiten handelten, und ſich ihres Beyſtands erfreuten: ſo konnten zwey Frauen von ſolchem Vermögen, ſolchem Range und ſolcher Feindſeligkeit gegen den Hof der Aufmerkſamkeit aller Unzufriedenen ſehr ſicher ſeyn.

Die Schönheit der Herzogin von Marlborough war immer von der gebietenden und verſchmähenden Art geweſen, und ihre Züge und Mienen kündigten nichts an, als was ihre Gemüthsbeſchaffenheit beſtatigte. Beydes zuſammen, ihre Schönheit und ihr Temperament, unterwarfen ihr ihren heroiſchen Gemahl. Einer ihrer vorzüglichſten Reize war ein Ueberfluß des ſchönſten blonden Haars. Da ſie eines Tags an ihrer Toilette mit ihm zürnte, ſchnitt ſie dieſe ſieggewohnten Flechten ab, und warf ſie ihm ins Geſicht. Dabey blieb ihr Uebermuth nicht ſtehn, ſie ruhte nicht eher, bis ſie die Geduld der armen Königin, ihrer Gebieterin, gänzlich entfremdet und aufs äußerſte erſchöpft hatte. Man hat oft geſehn, daß die Herzogin der Königin Handſchuh und Fächer reichte, und ihren Kopf dabey abwendete, als ob die Königin beleidigende Gerüche an ſich hätte.

Jeder ſchuldigen Ehrerbietung gegen Höhere unfähig, war es kein Wunder, daß ſie ihren Kindern und Geringeren mit der äußerſten Verachtung begegnete. Ihre älteſte Tochter war lange im

Zwieſpalt mit ihr, und ſie ſöhnten ſich nie aus. Da die junge Herzogin ſich etwas lächerlich damit machte, dem Congreve in der Weſtminſterabtey ein Monument und Grabſchrift von ihrer eignen Kompoſition und in ſchlechter Orthographie zu ſetzen, ſagte ihre Mutter, indem ſie auf die Worte anſpielte: „Ich weiß nicht, ob ſie Vergnügen in ſeiner Geſellſchaft genoſſen hat, aber Ehre gewiß nicht.“ Mit ihrer jüngſten Tochter, der Herzogin von Montagu, kam die alte Sarah eben ſo wenig überein. „Ich wundre mich nur,“ ſagte der Herzog von **Marlborough**, „daß ihr euch ſo wenig vertragen könnt; ihr ſeyd euch ſo ähnlich.“ Für ihre Enkelin, die Herzogin von Mancheſter, Tochter der Herzogin von Montagu, gab ſie eine große Zärtlichkeit vor. Einmal ſagte ſie zu ihr: „Herzogin von Mancheſter, ihr ſeyd ein gutes Geſchöpf, und ich liebe euch gewaltig — aber ihr habt eine Mutter!“ „Und die hat eine Mutter!“ antwortete die Mancheſter, die ganz Geiſt, Billigkeit und Ehrgefühl war, und eine plötzliche Wahrheit nicht unterdrücken konnte.

Eine der Hauptkränkungen ihres Lebens kam der alten Marlborough von einer Enkelin. Die ſchönſte von ihren vier reizenden Töchtern, Lady

Sunderland, hinterließ zwey Söhne, den zweyten Herzog von Marlborough und John Spencer, der ihr Erbe wurde; nebſt Lady Anna Bateman und Lady Diana Spencer, nachmaligen Herzogin von Bedford, die ich ſchon erwahnt habe. Der Herzog und ſein Bruder waren in der Oppoſition, der Großmutter zu Gefallen, ob ſie gleich den älteſten nie liebte. Er hatte einen graden Verſtand, unendlich viel Freygebigkeit, und nicht mehr Oekonomie, als ſich von einem jungen Mann von glühenden Leidenſchaften und großen Ausſichten erwarten ließ. Er war auch beſcheiden und ſetzte Mistrauen in ſich ſelbſt, aber er konnte die gänzliche Abhängigkeit von einer eigenſinnigen und geizigen Großmutter nicht ertragen. Seine Schweſter Lady Bateman hatte den intriguanten Geiſt ihres Vaters und Großvaters, des Grafen von Sunderland. Sie ſtand mit Heinrich Fox, dem erſten Lord Holland, in Verbindung, und beyde hatten einen ſtarken Einfluß auf den jungen Herzog von Marlborough. Welch eine Sache war es für Fox, einen ſo großen Unterthan, wie den Herzog, zum Hofe zu bekehren! Auch war es für die Schweſter des letzten nicht minder wichtig, ihm eine Frau zu geben, die ohne Grund zu ſo glänzenden Ausſichten, ihr alle Verbindlichkeit derſelben hatte. Lady Bateman that den erſten Streich, und beredete ihren Bruder, ein hübſches junges Mädchen zu heirathen, die unglücklicher Weiſe eine Tochter des Lord Trevor war, eines bittern Feindes ihres Großvaters, des ſiegreichen Herzogs. Die Wuth der Großmutter überſtieg alle Gränzen. Sie ſchwärzte an einem Porträt der Lady Bateman das Geſicht, und ſchrieb darunter: „Nun iſt das Auswendige ſo ſchwarz wie das Inwendige.“ Den Herzog vertrieb ſie aus der kleinen Wohnung in Windſorpark; ſie gab vor, die junge Herzogin und ihre Couſinen, acht Trevors an der Zahl, hätten Haus und Garten geplündert, und ließ ein Puppenſpiel machen mit Wachsfiguren, die die Trevors vorſtellten, wie ſie Stauden ausriſſen, und die Herzogin, welche einen Hünerkorb unter dem Arme wegtrug.

Ihre Wuth vermehrte ſich noch, da Fox den Herzog vermochte, zum Hofe überzugehn. Mit ihrer groben ungezügelten Laune ſagte ſie, das wäre der *Fuchs*, der ihre Gans geſtohlen hätte. Wiederholte Beleidigungen brachten den Herzog endlich dahin, gerichtlich gegen ſie zu verfahren. Da ſie fürchtete, daß nicht einmal ein Advokat ſich zu dem Fiſchmarktseifer erheben möchte, von dem ſie beſeelt war, ſo erſchien ſie ſelbſt vor dem Gerichtshofe, und gab mit einigem Wiz und vieler Ausgelaſſenheit dem lachenden Publikum das Schauſpiel eines Weibes Preis, das die Zügel des Staats gelenkt, und ſich nun in die Wittwe Blackacre verwandelt hatte. Ihr Enkel foderte in ſeiner Klagſchrift einen Degen mit Brillanten beſetzt, den der Kaiſer ſeinem Großvater geſchenkt hatte. „Ich behielt ihn,“ ſagte die Großmutter, „damit er nicht die Diamanten herausbräche und ſie verſetzte.“

Ich will noch einen Beweis ihrer übermüthigen Grobheit anführen, der eine artige Antwort der berühmten Lady Wortley Montague nach ſich zog. Lady Sunden hatte ein Paar diamantne Ohrringe als Beſtechung erhalten, um einen gewiſſen Pair eine anſehnliche Stelle bey der Königin Caroline zu verſchaffen. Mit dieſen Juwelen geſchmückt, machte ſie der alten Herzogin einen Beſuch; ſobald ſie gegangen war, ſagte dieſe: „Was iſt das für eine unverſchämte Kreatur, mit ihrer Beſtechung in den Ohren herzukommen!“ Lady Wortley Montague, die gegenwärtig war, erwiederte: „Wie könnten die Leute wiſſen, wo Wein verkauft wird, wenn kein Kranz aushinge?“

Die Herzogin von Buckingham war eben ſo ſtolz darauf, ihre Geburt Jacob II. zu verdanken, als die Marlborough auf die Gunſt ſeiner Tochter. Lady Dorcheſter, *) Mutter der erſten, verſuchte es, dieſen Stolz zu beugen, und wie man denken ſollte, auf eine wirkſame Weiſe, ob ſie gleich wenig Mütter angewendet haben möchten. „Ihr braucht nicht ſo eitel zu ſeyn,“ ſagte die alte Sünderin, „denn ihr ſeyd nicht des Königs Tochter, ſondern vom Oberſten Graham.“ Graham war ein Mann nach der Mode aus jenen Zeiten und für ſeinen trocknen Humor bekannt. Seine rechtmäßige Tochter, die Gräfin von Berkſhire, glich der Herzogin von Buckingham vollkommen. „Gut,

---

*) Lady Dorcheſter iſt für ihren Witz und das Wort bekannt: ſie wundre ſich, wie Jacob doch ſeine Maitreſſen wähle; „keine von uns iſt hübſch,“ ſagte ſie, „und haben wir Witz, ſo hat er nicht genug, es ausfündig zu machen.“ Aber ich weiß nicht, ob die Derbheit und Unverſchämtheit ihrer Ausdrücke eben ſo ruchbar geworden iſt. Einſt begegnete ſie der Herzogin von Portsmouth und der Lady Orkney, der Favorite König Wilhelms, im Audienzzimmer Georg I. „Mein Gott,“ ſagte ſie, „wer hätte gedacht, daß wir drey Huren uns hier treffen ſollten!“ Nach der Abſetzung König Jacobs, heirathete ſie Sir David Colyer, von dem ſie zwey Söhne bekam. Sie ſagte zu ihnen: „Wenn euch jemand Hurenſöhne nennt, ſo müßt ihrs leiden, denn das ſeyd ihr; aber heißen ſie euch Baſtarde, ſo ſchlagt euch bis auf den letzten Blutstropfen, denn ihr ſeyd eines ehrlichen Mannes Söhne.“

gut," ſagte Graham, „Könige ſind allmächtig, und man darf nicht klagen, aber gewiß hat der nehmliche Mann dieſe beyden Weiber gezeugt." Um den Witz beyder Eltern außer Kredit zu bringen, hörte die Herzogin nicht auf, an der Wiedereinſetzung des Hauſes Stuart zu arbeiten, und ihre kindliche Ergebenheit gegen daſſelbe zu bezeugen. Ihre Reiſen nach dem feſten Lande zu dem Ende waren häufig. Sie hielt ſich immer zu Paris auf, beſuchte die Kirche, wo der unbegrabne Körper Jakobs lag, und weinte über ihn. Ein armer Benediktiner des Kloſters, der ihre kindliche Frömmigkeit beobachtete, bemerkte gegen Ihro Gnaden, daß die Sammtdecke über den Sarg bis auf den Faden abgenutzt wäre — aber ſie blieb es.

Da ſie alle ihre Bemühungen fruchtlos fand, und vielleicht argwohnte, daß ihre Plane dem Sir Robert Walpole nicht unbekannt geblieben wären, der immer außerordentlich gut unterrichtet war, ſo machte ſie eine künſtliche Wendung, und beſchloß zu verſuchen, was ſich durch ihn ſelbſt machen ließe. Wie ſie zu ſeiner Bekanntſchaft kam, weiß ich nicht mehr, und erinnre mich nur, daß er mehr als einmal Briefe von dem Prätendenten ſelbſt empfing, welche vermuthlich durch ſie gingen. Sir Robert brachte dieſe Briefe immer Georg II., der ſie indoſſirte und zurückgab. Wie dieſe Unterhandlung keinen Erfolg hatte, ſetzte ihm die Herzogin näher zu. Sie hatte von ſeiner außerordentlichen Zärtlichkeit für ſeine Tochter (nachmaligen Lady Marie Churchill) gehört, ſchickte nach Sir Robert, und fragte ihn, ob er ſich nicht entſinne, welche Belohnung man nicht zu groß für Lord Clarendon geachtet habe, wie er die königliche Familie wieder eingeſetzt? Durfte er ſeine Tochter nicht dem Herzog von York vermählen? führte die eifrige Herzogin an. Sir Robert lächelte und verließ ſie.

Wie Sir Robert den Hof verlaſſen mußte, hielt die Herzogin den Augenblick für günſtig, und machte eine neue Reiſe nach Rom; aber im Bewußtſeyn der Gefahr, entdeckt zu werden, übergab ſie ihr Beſitzthum dem berühmten Pulteney (nachherigen Grafen von Bath) und ließ das Inſtrument darüber in ſeiner Gewahrſam. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie es bey ihrer Rückkehr wiederfoderte: — es war verlegt — er konnte es nicht finden — er konnte es durchaus nicht finden! Die Herzogin fing an, Lärm zu ſchlagen. Endlich ſagte ihm ſein Freund Lord Mansfield grade heraus, er dürfe ſich nicht ſehn laſſen, bis er die Herzogin befriedigt. Lord Bath unterzeichnete alſo ein Papier, durch welches er ihr die Güter wieder abtrat. Der Handel wurde von Sir Charles Hanbury Williams in einem Pamphlet auseinandergeſetzt, das ſehr in Umlauf kam, unter dem Titel: Ein Glückwünſchungsſchreiben, nebſt manchen andern Anekdoten von der nehmlichen Perſon; es war nicht weniger ſcharf als die Oden des Sir Charles auf den nehmlichen Helden. Wie die Herzogin nicht lange nach Sir Roberts Eintritt in das Haus des Lords ſtarb, ſagte ihm Lord Orford, einer von den Vollziehern ihres Teſtaments, daß die Herzogin Lord Bath in demſelben ausgeſtrichen, und Sir Robert an ſeiner Statt als einen der Vormünder ernannt habe. „So hätte ich alſo," ſagte Sir Robert lachend, „Lord Baths Stelle eher bekommen, als er meine." Sir Robert war dem letzten Fall künſtlich zuvorgekommen. Ehe er den König verließ, beredete er ihn, als auf einer vorläufigen Bedingung der Veränderung, darauf zu beſtehn, daß Pulteney in das Haus der Lords käme, indeß er ſeinen groſſen Einfluß im Hauſe der Gemeinen hatte, und ich erinnre mich noch der Gebehrde meines Vaters, da er vom Hofe zurückkam und mir erzählte, was er gethan hatte. „Ich habe den Schlüſſel zum Kabinet vor ihm umgedreht," ſagte er, und machte dazu die Bewegung mit der Hand. Pulteney war über den angebotnen Grafentitel vor Freuden geſprungen, aber er ſah ſeinen Irrthum ein, als es zu ſpät war; er war ſo wüthend über dieſes Ueberſehen, daß er ſein Patent auf den Boden warf, wie er in das Haus der Lords ging, um beeidigt zu werden, und ſchwur, er wollte es nie wieder aufheben. Aber er hatte des Königs Hand dafür geküßt, und es war zu ſpät, zurückzutreten.

Ungeachtet die Herzogin von Buckingham keine Krönung nach ihrem Willen zu Wege bringen konnte, ſo ſtillte ſie doch ihre prachtliebende Seele mit Puppenſpielen, die ihrem Range angemeſſen waren. Sie ſtellte für ihren Gemahl ein ſo herrliches Leichenbegängniß an, wie das vom großen Marlborough; dieſen Aufzug erneuerte ſie für ihren einzigen Sohn, einen kränklichen Knaben, der unmündig ſtarb, ja auch für ſich ſelbſt; ſie ließ wächſerne Puppen von ſich und ihm verfertigen und ausſchmücken, die in der Weſtminſter Abtey unter Glas aufgeſtellt werden ſollten. Bey der Beſtattung ihres Sohnes war es, wo ſie an die alte Sarah von Marlborough ſchrieb, und ſie erſuchte, ihr den Triumphwagen zu leihen, der den

Leichnam des Herzogs zur Gruft geführt hatte. „Er hat meinen Marlborough gefahren,“ ſagte dieſe, „und ſoll nie für jemand anders gebraucht werden.“ „Ich habe den Begräbnißbeſorger (undertaker) zu Rath gezogen,“ erwiederte die Buckingham; „er ſagt mir, für zwanzig Pfund könnte ich einen ſchöneren haben.“

Eine der letzten Handlungen der Buckingham war es, daß ſie einen ihrer Enkel mit einer Tochter des Lord Hervey vermählte. Dieſer intriguante Mann, den die Ungnade, in die er gefallen war, wie ich ſchon geſagt habe, ſehr ſchmerzte, warf die Augen allenthalben umher, um ſich zu rächen oder zu erheben. Bekenntniſſe oder Widerrufe ſeiner Grundſätze koſteten ihm nichts; aus dem geheiligten Tage, der zu ſeiner erſten Unterredung mit der Herzogin auserleſen war, läßt ſich ſchließen, daß er, um ihre Güter mit ihrem Enkel für ſeine Tochter zu erhalten, dem Hauſe Stuart Huldigung geleiſtet haben müſſe. Es war der Martyrertag ihres Großvaters, ſie empfing ihn im großen Staatszimmer des Hauſes Buckingham, auf einem Prachtſeſſel in tiefer Trauer, von ihren Frauen in eben ſolchen Trauerkleidern umgeben.

Ich will die Geſchichte dieſer merkwürdigen Damen mit einigen Anekdoten beſchließen. Wie Pope ſeinem berühmten Charakter der Atoſſa geſchildert hatte, theilte er ihn jeder der beyden Herzoginnen mit, und behauptete, er ſey gegen die andre gerichtet. Die Buckingham glaubte ihm; die Marlborough war klüger und kannte ſich ſelbſt — ſie gab ihm tauſend Pfund, um ihn zu unterdrücken, — und doch hinterließ er die Abſchrift!

Biſchof Burnet entwarf aus Geiſtesabweſenheit ein eben ſo treffendes Gemahlde der Marlborough wie Pope. Da er mit der Herzogin zu Mittag aß, nachdem der Herzog in Ungnade gefallen war, verglich er ihn mit Beliſarius. „Aber wie konnte ein ſo groſſer General verlaſſen werden?“ ſagte ſie. „O gnädige Frau,“ ſagte der Biſchoff, „wiſſen Sie nicht, was er für ein Schwefelpech zur Frau hatte?“

Vielleicht ſind Ihnen dieſe und verſchiedne andre Anekdoten, die ich erzählt habe, bekannt. Es thut nichts — ſie gehen mit meinen übrigen Geſchwätz durch, wie billig. Ich habe mit Sagen aus der Ammenſtube angefangen, und gebe den Beweis, daß ich in meiner zweyten Kindheit ſchrieb.

II.

Nachricht

von der Streitigkeit zwiſchen Hume und Rouſſeau, ſo weit der Verfaſſer darein verwickelt war.

Ich ging im September 1765 nach Paris. Hume war dort als Sekretär des Engliſchen Geſandten, Grafen von Hertford. Um die nehmliche Zeit hatte der Pfarrer von Motiers in der Schweiz den Pöbel gegen Rouſſeau aufgewiegelt, und es war für dieſen nicht ſicher im Lande zu bleiben. Er hielt beym Magiſtrat des Orts darum an, daß man ihn gefangen ſetzen möchte, weil er mit einem Bruch behaftet und ſeine Geſundheit in einem ſo üblen Zuſtand ſey, daß er unmöglich reiſen könne. In der Schweiz gab es keine Geſetze gegen Brüche, und der Magiſtrat konnte ſeiner Bitte nicht willfahren. Hume ward von einigen Freunden Rouſſeau's erſucht, ihm einen Zufluchtsort in England zu verſchaffen, und unternahm es mit Eifer. Er ſprach mit mir darüber und ſagte, er dachte darauf, ihm die Erlaubniß auszuwirken, im neuen Park von Richmond zu wohnen. Ich ſagte, ein alter Verwalter, der ein Diener meines Vaters geweſen, ſey einer der dortigen Förſter, und habe ein artiges kleines Haus in einem entlegnen Theil des Parks, und ich wollte dafür ſtehn, ihm darin eine Wohnung zu verſchaffen. Nachher fiel uns ein, daß Lord Bute Oberforſtmeiſter des Parks ſey, und es dieſem wohl nicht angenehm ſeyn möchte, einen Mann, der durch ſeine Schriften frommen Perſonen ſo vielen Anſtoß gegeen, gleichſam unter ſeinen Schutz zu nehmen, worauf wir dieſen Gedanken aufgaben. Sir Gilbert Elliot war damals zu Paris und im Begriff nach England zu gehen; Hume trug ihm auf, eine einſame Wohnung für Rouſſeau aufzuſuchen, wie dieſer ſie gewünſcht hatte.

Der König von Preußen hatte Rouſſeau einen Zufluchtsort in ſeinen Staaten angeboten, wie er hörte, daß dieſer nicht länger in der Schweiz bleiben könne, und Rouſſeau hatte es ausgeſchlagen. Es trug ſich zu, daß ich eines Abends in einer gemiſchten Geſellſchaft bey Madame Geoffrin war, wo die Unterredung auf dieſe Weigerung fiel, und manche Beyſpiele von Rouſſeau's affektirten Sonderbarkeiten angeführt wurden, und von ſeinen Anſchlägen ſich berühmt zu machen, indem er um Verfolgung warb. Ich ließ einige Worte fallen, welche die Geſellſchaft beluſtigten, in der ſich auch Helvetius befand. Da ich zu Haus gekommen war, brachte ich dieſe Einfälle in folgenden kleinen Brief des Königs von Preußen an Rouſſeau zuſammen. Der Brief war folgender:

Le roi de Preuſſe à Monſ. Rouſſeau.

Mon cher Jean Jaques,

Vous avez renoncé à Geneve votre patrie, vous vous êtes fait chaſſer de la Suiſſe, pays tant vanté dans vos écrits; la France vous a decreté.

Venez donc chez moi: j'admire vos talens; je m'amuſe de vos reveries, qui (ſoit dit en paſſant) vous occupent trop et trop long tems. Il faut à la fin être ſage et heureux. Vous avez fait aſſez parler de vous par des ſingularités peu convenables à un veritable grand homme. Demontrez a vos ennemis que vous pouvez avoir quelque fois le ſens commun, cela les fachera ſans vous faire tort. Mes états vous offrent une retraite paisible; je vous veux du bien et je vous en ferai si vous le trouvez bon. Mais si vous vous obstinez à rejetter mon secours, attendez vous que je ne le dirai à personne. Si vous persistez à vous creuser l'eſprit pour trouver de nouveaux malheurs, choisissez les tels que vous voudrés. Je suis roi, je puis vous en procurer au gré de vos souhaits et ce qui surement ne vous arrivera pas vis à vis de vos ennemis, je cesserai de vous persecuter quand vous cesserez de mettre votre gloire à l' être.

Votre bon ami

Fréderic.

Am folgenden Mittag zeigte ich ihn Helvetius, mit dem ich ſpeiſte. Er fand ihn ſehr ſpashaft, und machte mich auf einen oder zwey Fehler im Franzöſiſchen aufmerkſam, welches ich keine Anſprüche mache ganz richtig zu ſchreiben. Ein oder zwey Tage darauf ſahen einige Perſonen bey Frau von Rochefort den Brief, denen er auch gefiel; der Herzog von Nivernois, der dabey war, ſchlug noch die Veränderung eines Verbums vor. Ich zeigte den Brief auch Madame du Deſſand, und ſie wünſchte ihn dem Präſidenten Henault mitzutheilen, der die Konſtruktion des letzten Satzes veränderte; der Gedanke blieb genau derſelbe. Frau von Jonſac, die Nichte des Präſidenten, ſagte, wenn ich Luſt hätte, ihn erſcheinen zu laſſen, ſo wollte ſie ihn verbreiten ohne den Verfaſſer bekannt zu machen. Ich antwortete: nein, er wäre nie für das Publikum beſtimmt geweſen, es ſey ein geſellſchaftlicher Scherz, und ich wünſchte nicht, daß davon geredet würde. Eines Abends mußte ich ihn bey Madame dû Deffand der Marſchallin von Mirepoix verleſen, der er ſo gefiel, daß ſie darauf beſtand, eine Abſchrift davon zu haben, und dieß war, ſo viel ich mich erinnere, die erſte Veranlaſſung der Verbreitung.

Ich habe dieſe kleinen Umſtände von den Verbeſſerungen im Briefe weitläuftig erzählt, weil ſie nachher ungerechter Weiſe Urſache waren, daß der Brief jemand zugeſchrieben ward, der nicht den kleinſten Theil daran hatte, und aus Privathaß verläumdet wurde. Sobald der Brief Lärm machte, ſcheute ich mich ſo ſehr vorzugeben, als ſchriebe ich das Franzöſiſche beſſer, als ich wirklich thue, daß ich allenthalben und beſonders gegen Diderot beym Baron Hollbach erwähnte, daß der Brief korrigirt worden ſey, ob ich gleich nicht ſagte von wem, um nicht andre in dieſen Streit zu verwickeln, aber niemals geſtand ich ein, daß mir jemand bey der Verfertigung geholfen, wie d'Alembert verſichert hat, denn das würde eine Unwahrheit geweſen ſeyn. Dieſe Achtſamkeit nicht andre ins Spiel zu ziehn, hat d'Alembert ſeitdem höchſt abgeſchmackter Weiſe angeklagt. Hat er ſeinen Namen zu allem geſetzt, was er geſchrieben hat? führen ihn ſeine Grundſätze dahin, alles zu verrathen, was im Vertrauen zwiſchen ihm und andern vorgefallen? Aber ich muß ſeine Beweggründe enthüllen und ſeine üble Laune aufdecken. Er war ehedem ein großer Freund von Madame du Deffand geweſen. Dieſe hatte ein armes junges Mädchen nach Paris gebracht, eine Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe, die als ihre Geſellſchafterin bey ihr lebte. Sie hatten ſich entzweyt und getrennt, einige Zeit vorher ehe ich nach Paris kam, ich weiß nicht und bekümmre mich nicht warum. Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe hatte Talente, zog Geſellſchaft und Schriftſteller an ſich, und unter dieſen war d'Alembert der eifrigſte, ſo daß eine völlige Erkaltung zwiſchen ihm und Madame du Deffand erfolgte. Dieſe hatte mir bald nach meiner Ankunft viel Freundſchaft und Auszeichnung erwieſen. Hume ſchlug mir vor, mich zu Mlle. de l'Eſpinaſſe zu bringen, wo ich d'Alembert treffen würde. Ich ſagte, ich hätte nicht die Ehre mit Mlle. de l'Eſpinaſſe bekannt zu ſeyn; Mad. dú Deffand wäre außerordentlich gütig gegen mich geweſen, wie ich hörte, liebten ſich dieſe beyden nicht ſehr, und ich möchte Mad. dú Deffand keine Kränkung anthun, noch in einen Streit verwickelt werden, der mich gar nichts anginge. Was d'Alembert beträfe, ſo wär es mir gewaltig gleichgültig, ob ich ihn ſahe; es wäre nicht meine Gewohnheit, dieſe Schriftſteller aufzuſuchen, die ein eingebildetes läſtiges Volk wären, und ich wäre nicht nach Paris gekommen, ihrer Eitelkeit zu huldigen. Dieß ging auf keine Weiſe beſonders auf d'Alembert, von dem ich nichts wußte, es war nur meine Denkart, ſo daß ich auch in den achtehalb Monaten meines Aufenthalts zu Paris nur zwey Schriftſteller beſucht habe, die ich allen andern unendlich vorzog, den jüngern Crebillon und Büffon, der einer der liebenswürdigſten, beſcheidenſten und humanſten Menſchen iſt, die ich je kannte. Dieſe Vernachläßigung d'Alemberts und ſeiner Freundin und meine Ergebenheit gegen Madame dú Deffand war nicht zu verzeihn, und es iſt mir lieb, daß er ſie nicht verziehn hat, weil es ihn dahin brachte, ſeinen tückiſchen Verdruß bloß zu geben.

Hume blieb noch einige Zeit länger in Paris, und ob er gleich in dem nehmlichen Hotel mit mir wohnte, ſo erkläre ich, und Herr Crawfurd iſt mein Zeuge, daß ich ihm den Brief des Königs von Preuſſen nie zeigte, oder ſeiner gegen ihn erwähnte. Mitlerweile hatte man einen Paß für Rouſſeau erhalten, und ungeachtet er nicht im Stande war zu reiſen, kam er doch nach Paris in ſeiner Armeniſchen Kleidung, die er eine Zeitlang getragen hatte, wie er ſagte, um ſeinen Bruch zu verbergen. Der Prinz Conti gab ihm eine Wohnung im Tempel; verſchiedene Perſonen erhielten die Erlaubniß, ihn zu beſuchen, woraus er eine große Gunſtbezeugung machte, und doch war er auch ſo gut, der Neugierde der Menge nachzugeben, indem er ſich oft auf öffentlichen Spatziergängen zeigte, wo die Sonderbarkeit ſeiner Kleidung es wohl verhinderte, daß er dem Auge entging. Er blieb vierzehn Tage lang, bis das Parlament, das ein Dekret gegen ihn erlaſſen hatte, anfing, ſich über ſeinen Aufenthalt unter ſeiner Gerichtsbarkeit zu beklagen. Auf die Beſchwerden deſſelben führte der Miniſter an, daß der Paß bloß deßwegen zugeſtanden ſey, um Rouſſeaus Reiſe nach England zu erleichtern, und ſich nicht über zwey oder drey Tage hinaus erſtrecken ſolle. Die Herzogin von Choiſeul ſagte mir, der Herzog ihr Gemahl ſey ſehr böſe darüber, daß man ſeine Nachſicht ſo gemisbraucht, und über Rouſſeaus öffentliche

Ausſtellung ſeiner ſelbſt. Ich ſagte, der Herzog würde hoffentlich Rouſſeaus Verzögerung entſchuldigen, weil ich wüßte, daß er aus Gefälligkeit gegen Hume bliebe, der noch nicht zur Abreiſe bereit geweſen ſey. Sie erwiederte: „er gäbe alſo der Freundſchaft mehr nach als dem Gehorſam.“ Hume und Rouſſeau reiſten nach England ab. Sie waren noch nicht lange da geweſen, als ſchon Berichte daher nach Paris von Rouſſeaus Eitelkeit und ausſchweifender Thorheit anlangten: zum Beyſpiel, wie er ſich gegen Hume beklagt, daß ſo wenig Menſchen den Tag über zu ihm gekommen wären, um ihn zu beſuchen, und wie er den Aufenthalt in einer guten Familie ausgeſchlagen, weil der Hausherr nicht zugeben wollte, daß Rouſſeaus Haushälterin mit ſeiner Frau ſpeiſe. Ich beklagte Hume, und dachte, wie ſchon zuvor, daß er bald der Laſt herzlich ſatt ſeyn würde, aber Hume war über alle Maßen an ihn gefeſſelt, und glaubte, er könne nie genug thun, um ihn zu befriedigen und ſeine vergangnen Unglücksfälle wieder gut zu machen.

Einige Tage, ehe ich Paris verließ, ging ich zu Madame Geoffrin; ſie ſchrieb in ihrem Kabinet. Ich fand zwey Perſonen bey ihr, von denen die eine mit großer Wärme und im Modeſtyl über Religion ſprach.

Der Wendung ſeiner Rede nach, und dem zufolge was ich von ſeiner Perſon gehört hatte, hielt ich ihn für d'Alembert. Er war es. Ich ging im Zimmer umher bis Madam Geoffrin zu uns kam. D'Alembert ging weg, und dieß war das einzigemal, daß ich ihn geſehn habe.

Am Tage vor meiner Abreiſe zeigte man mir in einem engliſchen Zeitungsblatt, Rouſſeaus lächerlichen Brief an den Drucker, in welchem er ſich mit ſo vieler Bitterkeit über den Brief des Königs von Preuſſen beklagt. Ehe ich zu Bett ging, ſchrieb ich einen Brief an Rouſſeau unter dem Namen ſeines Emil, um über ſeine Thorheit zu ſcherzen. Aber nach weiterer Ueberlegung unterdrückte ich dieſen, wie einen zweyten Brief im Namen des Königs von Preußen, in welchem ich eine Menge von Ereigniſſen vorausſagte, die den Lärm, den Rouſſeau in England zu machen hoffe, übertäuben würden, ſo daß er ſich bald vernachlaſſigt und vergeſſen ſähe, was ihm denn unſer Land bald verleiden würde. Dieſe Ereigniſſe waren politiſche Händel, Pitts Rückkehr zur Herrſchaft, Pferderennen, Wahlen u. dergl. alle leicht vorherzuſehn, die ſich auch zutrugen und das ihrige thaten, Rouſſeau'n die Einſamkeit zu verleiden, die er zu ſuchen vorgab und nicht ertragen konnte.

Wie ich nach England zurückkam, ſagte mir Hume, er habe Herrn Conway, einen der Staatsſekretäre erſucht, eine jährliche Penſion von 100 Pfund von dem Könige für Rouſſeau auszuwirken. Herr Conway hielt darum an, und der König geſtand ſie zu, aber in Betracht des Anſtoßes, den Rouſſeau's Schriften gegeben, wünſchte der König, daß ſie geheim bleiben möchte. Rouſſeau wollte ſie öffentlich haben, und hatte damals nicht eingewilligt ſie ins geheim anzunehmen. Darauf folgte Rouſſeaus unſinniger Streit mit Hume, in Verlauf deſſen dieſer mich bat, in Hrn. Conway zu dringen, damit die Penſion für Rouſſeau auf die Art erhalten würde, wie es ihm ſelbſt am liebſten wäre. Ich unternahm dieſes willig, und trieb Hrn. Conway an es durchzuſetzen, der mir verſprach es zu thun; aber ich warnte Hume, Rouſſeau'n auf keine Weiſe wiſſen zu laſſen, daß ich einigen Theil daran hatte, da er vermuthlich mir nicht gern verpflichtet ſeyn würde.

Darauf erſchien Rouſſeau's langer abgeſchmackter Brief an Hume, den viele Leute in England und ich unter den übrigen, für eine ſolche Antwort auf ſich ſelbſt hielten, daß Hume gar nicht nöthig hatte, ſich gegen die darin gemachten Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Die Gelehrten in Paris, die danach ſtreben, einen Orden auszumachen, und in Ermangelung der Talente mit ihren Zänkereyen Staub erregen, waren verſchiedner Meynung und drangen in Hume, dagegen zu ſchreiben. Hume erklärte, daß er durch die Gründe ſeiner Freunde in England überzeugt ſey, und ſich in keinen Streit einlaſſen würde. Lord Mansfield ſagte mir, er freue ſich zu hören, daß ich ſeiner Meinung ſey, und Hume vom Schreiben zurückgehalten hatte. In der That war ich überzeugt, daß er nicht daran dachte, und da er eines Morgens zu mir kam und von mir begehrte, ich möchte ihm einen Brief von meiner Hand geben, den er ſeinen Freunden zeigen konnte, worin ich ihn von jeder Mitwiſſenſchaft um den Brief des Königs von Preuſſen freyſprache, ſo willigte ich ein, und ſchrieb einen, den ich ihm gab, und deſſen Anfang bewies, wie entſchieden meine Meinung gegen eine Antwort von ſeiner Seite war.

Es thut mir leid zu ſagen, daß Hume bey dieſer Gelegenheit nicht ganz redlich an mir handelte. Im Eingang des Briefs ſpottete ich über ſeine gelehrten Freunde, die ihn zum Schreiben anmahnten, bloß um ihre eigne böſe Laune gegen Rouſſeau zu befriedigen, wie ich ſagte. Ich hatte keine Laune gegen ihn, ich hatte über ſeine Zierereyen gelacht, aber geſucht ihm zu dienen, und über das alles verachtete ich die kindiſchen Zänkereyen von Pedanten und vorgeblichen Philoſophen. Dieſer Anfang meines Briefs zielte alſo dahin ab, ihn vom Druckenlaſſen abzuhalten. Konnte ich mir einbilden, daß Hume von einem Theil meines Briefs Gebrauch machen und den Druck deſſelben zugeben würde, und noch dazu ohne mich um meine Einwilligung zu befragen? Ich hatte ihm geſagt, er könnte damit machen was er wollte, aber da er bloß begehrt hatte ihn zu zeigen, und ich ihm vom Schreiben abrieth, konnten da meine Worte eine Erlaubniß zum Druck in ſich enthalten? Noch weniger konnten ſie die Erlaubniß geben meinen Brief zu verſtümmeln, und ihn dem Publikum ſo zu übergeben, als ob ich es billigte, daß er etwas über die Sache in Druck gab. Und ich wiederhohlte es noch einmal: war er berechtigt dieſes zu thun, ohne meine Einwilligung geſucht und erlangt zu haben? Es iſt ſehr wahr, ich verachtete Rouſſeau's Undankbarkeit gegen Hume herzlich, aber hätte ich geglaubt, daß mein Brief bekannt gemacht werden ſollte, ſo würde ich mein Gefühl nicht in ſo harten Worten als „gänzliche Verachtung" ausgedrückt haben — wenigſtens hätte ich die Urſache der Verachtung namhafter gemacht, weil die Ueberlegenheit und Vortrefflichkeit von Rouſſeau's Genie nicht mit ſeinen Mangeln in eins geworfen werden muß. Auch hätte ich ihn nie mit der Gleichgültigkeit behandelt, mit der ich den jetzigen Gelehrten zu Paris, den ſchnell aufgeſchoßnen Pilzen des Augenblicks, begegnen würde. Aber Hume war von Ehrfurcht für ſie durchdrungen, und um ihre eitlen und reizbaren Ohren nicht zu verletzen, unterdrückte er den Anfang meines Briefs und ließ ihn von jenem in dieſer Verſtümmelung bekannt machen. Da er erſchienen war, machte er mir Entſchuldigungen: ich werde ſeine Briefe und meine Antworten dieſer Erzählung beyfügen.

Indeſſen zufolge meiner Verachtung aller Streitigkeiten, nebſt der gehörigen Geringſchätzung für d'Alemberts weiberhafte Triebfedern, und aus Zärtlichkeit für Hume enthielt ich mich d'Alembert hinzuſtellen, wie er es verdiente. Die kleinen Inſekten, die dieſer Zank aufgeregt hatte, erhielten ihn eine Weile im Gange, und Freron, der von dieſer ſchlechten Koſt lebt, griff mich in einem ſeiner Journale an, daß ich bis zu dieſer Stunde nicht geſehn habe; ich hörte zuerſt davon, als man mir von Paris aus meldete, daß ihn die Herzogin von Choiſeul zu einem öffentlichen Widerruf gezwungen habe, und ſowohl wie der Herzog gegen d'Alembert ſehr aufgebracht ſey, da Mad. du Deffand eine beſondre Freundin der Herzogin war.

Ich ſchrieb augenblicklich nach Paris, um die Herzogin zu bitten, ſie möchte Freron, d'Alembert oder irgend einen dieſes Gelichters ſchreiben laſſen was ſie wollten, und ſo viel Geld damit verdienen mich herunterzumachen, als ſie könnten.

Rouſſeau blieb noch einige Monate in Derbyſhire, in einem Bauerhauſe in der Nachbarſchaft des Herrn Davenport, aber im Frühling begaben ſich Rouſſeau und ſeine Haushälterin plötzlich weg. Der Poſtmeiſter, bey dem er Pferde beſtellte, ſagte ihm, Herr Davenport würde ſehr betreten darüber ſeyn, ſo ohne weiteres verlaſſen zu werden. Rouſſeau erwiederte, er habe dieſen Weg gewählt, um Herrn Davenport nicht durch ſeine Klagen vor den Kopf zu ſtoßen. Demnach ließ er einen Brief an dieſen letzten ſeiner Wohlthater zurück, der in Vorwürfen dem an Hume wenig nachgab. Die Haupturſache ſeiner Unzufriedenheit war eine lange Zankerey zwiſchen ſeiner Haushalterin und Herrn Davenports Köchin, die, wie Rouſſeau bekraftigte, ihr Eſſen immer ſehr ſchlecht zubereitet, und zuletzt Aſche auf ihre Lebensmittel geſtreut habe.

Rouſſeau legte ſeine Armeniſche Maske ab, ging quer durch das Land mit ſeiner Haushalterin und kam zu Boſton in Lincolnſhire an. Hier beſuchte ihn ein Mann, der ſeine Schriften bewunderte, bot ihm Beyſtand an Geld an, und nannte ihn den großen Rouſſeau. Er erwiederte mit Wärme: „Nein, mein Herr, nein, ich bin nicht der große Rouſſeau, ich bin der arme hintangeſetzte Rouſſeau, um den ſich niemand bekümmert.“ So brach die wahre Quelle ſeiner Leiden hervor. Die glänzendſten Talente, der wohlgegründetſte Ruhm konnten ihn nicht befriedigen, wenn er nicht der unaufhörliche Gegenſtand der Bewunderung und des Geſprächs war, und um dieſe Aufmerkſamkeit wach zu erhalten, ließ er ſich zu allen kleinen Künſten eines Marktſchreyers herab.

Von Boſton ſchrieb er an den Lord Kanzler Camden, und bat ſich eine Wache aus, um ihn nach Dover zu geleiten. Eine Wache! und in England! wo er und jeder andre in der größten Sicherheit reiſen mag, wo kein Urtheilsſpruch oder Parlamentsdekret gegen ihn ergangen war! Und wozu? um ihn nach Frankreich zu geleiten, wo er proſkribirt war, und von der erſten Wache angetaſtet werden konnte, die ihm begegnete. Der Kanzler lächelte über ſeine Thorheit und ließ ihm durch Herrn Fitzherbert wiſſen, daß er keiner Wache be dürfe, und in der vollkommenſten Sicherheit nach Dover gehn könnte, — wie es auch geſchah.

Von Dover ſchrieb er an Herrn Conway den ausſchweifendſten aller ſeiner Briefe, der bis zur Tollheit ging. Er flehte Herrn Conway in höchſternſtlichen und pathetiſchen Ausdrücken um die Vergünſtigung an, England verlaſſen zu dürfen, und war lange abgeſegelt, ehe Conway den Brief erhalten konnte; er bezeugte die heftigſte Furcht, auf der See ermordet zu werden; er verſprach, wenn man ihm erlaubte abzureiſen, ſo wollte er nie eine Sylbe gegen England oder die Engländer ſchreiben, erbot ſich, alle ſeine ungedrukten Schriften dort in Verwahrung zu legen, hielt um ſeine Penſion an, (eine wunderliche Bitte für einen Menſchen, der umzukommen glaubte) deren Annehmung, wie er ſagte, ihn zum größten Schurken machen würde, wenn er jemals nachher England herunter ſetzen ſollte; und er ſchloß ſeine Anſuchung um die Erlaubniß zur Abreiſe mit dem Verſprechen, Herrn Conway ſeine Adreſſe zu ſchicken, ſobald er in Calais gelandet ſeyn würde.

Herr Conway zeigte mir dieſen Brief. Ich bat ihn, ſobald er die Adreſſe erhielte, Rouſſeau zu melden, daß er volle Freyheit hätte zu ſchreiben, was ihm gefiele, daß niemand begehrte, ihn an irgend etwas zu hindern, was er Luſt hätte zu ſchreiben; und erſuchte ihn ferner die Penſion zu bewirken, welches er auch that: ſie wurde zugeſtanden.

Da ich noch immer wünſchte, Rouſſeau'n jede Unbehaglichkeit, die ihm der Brief des Königs von Preußen verurſacht haben konnte, zu vergüten, und ihn wirklich für bedrängt genug hielt, um ſeine Sorge auf wahre Unfälle zu wenden, ſo ſchrieb ich an die Herzogin von Choiſeul, ſtellte ihr ſeine Lage vor; bat ſie um ihren Schutz für ihn, und daß ſie ihn retten möchte, im Fall das Parlament oder die Regierung ihren Groll an ihm auszuüben geneigt ſeyn ſollten.

Er langte glücklich zu Paris an, wurde von ſeinem alten Freunde, dem Prinzen von Conti, empfangen, wohnte eine Zeitlang in der Nachbarſchaft von Meudon, und da ich im Auguſt 1767 nach Paris zurückkehrte, lebte er ſehr eingezogen in einer kleinen Entfernung von der Hauptſtadt auf einem Landgut, das ebenfalls dem Prinzen zugehörte. Da will ich ihn verlaſſen und die müßige Geſchichte ſchließen.

Briefwechſel

zwiſchen David Hume und Walpole, Rouſſeau betreffend.

An Herrn Walpole.

Wie ich geſtern Abend zu Haus kam, fand ich einen ſehr langen Brief von d'Alembert auf meinem Tiſche, worin er mir ſagt, daß er auf die Nachricht, welche ich ihm von meinem Handel mit Rouſſeau gegeben, eine Zuſammenkunft aller meiner literariſchen Freunde zu Paris berufen und ſie einmüthig ſeiner Meinung in Betreff meines Benehmens und gegen die meinige gefunden habe. Sie halten alle dafür, ich ſoll dem Publikum eine Erzählung des Ganzen vorlegen. Indeſſen beſtehe ich immer feſter auf meiner Meinung, beſonders nachdem ich den letzten tollen Brief erhalten habe. D'Alembert ſagt mir, es ſey von großer Wichtigkeit für mich, mich wegen jedes Antheils an dem Brief des Königs von Preußen zu rechtfertigen. Von Crawford hörte ich, daß Sie ihn einige Wochen vor meiner Abreiſe von Paris geſchrieben haben, aber ihn keinem Menſchen zeigten, aus Beſorgniß mir wehe zu thun, eine Aufmerkſamkeit, die ich ſehr anerkenne. Ich bitte Sie, entſinnen Sie ſich, ob es ſich ſo verhält. Ob ich gleich nicht willens bin zu ſchreiben, ſo ſammle ich doch alle Aktenſtücke, und werde ſie durch eine genaue Erzählung verknüpfen. Es iſt nöthig für mich, den Brief und Rouſſeaus Antwort zu haben. Stehen Sie mir in dieſem Geſchäft bey. Um welche Zeit glauben Sie, daß ſie gedruckt wurden? Ich bin :c. :c.

An David Hume.

Ihr Haufen litterariſcher Freunde iſt, was ein Haufen litterariſcher Herren ſehr oft ſeyn kann: außerordentlich abgeſchmackt. Sie halten eine Kirchenverſammlung, um ſich zu berathſchlagen, wie man mit einem Tollen Vernunft redet, und meynen, Ihr Charakter erfodre es, ihnen das Vergnügen zu machen, Rouſſeau Preis gegeben zu ſehn, nicht weil er Sie beleidigt hat, ſondern jene. Wenn Rouſſeau drucken läßt, ſo müſſen Sie es auch, aber ich thäte es ſicherlich nicht, bis er es thut.

Ich weiß die Zeit nicht ſo genau, in der ich den Brief des Königs von Preußen ſchrieb, aber ſo viel kann ich Ihnen mit der vollkommenſten Wahrheit verſichern, daß es verſchiedne Tage vor Ihrer Abreiſe von Paris und vor Rouſſeaus Ankunft daſelbſt geſchah, wovon ich Ihnen einen bündigen Beweis geben kann, denn ich unterdrückte nicht allein den Brief, ſo lange Sie dort blieben, aus Delikateſſe gegen Sie, ſondern er war die Urſach, warum ich aus Delikateſſe gegen mich Rouſſeau nicht beſuchte, wie Sie mir oft vorſchlugen, denn es ſchien mir unrecht, jemand einen freundſchaftlichen Beſuch zu machen, mit einem Brief in der Taſche, um über ihn zu lachen. Sie haben volle Freyheit von dem, was ich ſage, zu Ihrer Rechtfertigung Gebrauch zu machen, gegen Rouſſeau und gegen jedermann. Es wäre mir ſehr leid, wenn Sie um meinetwillen leiden müßten; ich habe eine herzliche Verachtung gegen Rouſſeau, und es iſt mir vollkommen gleichgültig, was die Gelehrten zu Paris von der Sache denken. Iſt hier etwas unrechtes vorgefallen, was ich weit entfernt bin, zu glauben, ſo laſſen Sie es auf mir ruhn. Keine Talente können mich hindern, über ihren Beſitzer zu lachen, wenn er ein Marktſchreyer iſt. Hat er obendrein ein ſchlechtes und undankbares Herz, wie es Rouſſeau gegen Sie bewieſen, ſo wird er auch noch meine Geringſchätzung, wie die aller guten und verſtändigen Menſchen, haben. Sie mögen das Untheil über ſich nur ſolchen überlaſſen, die eben ſo achtungswerthe Richter ſind, als irgend welche, die in zehntauſend und mehr Bände hineingeguckt haben. Der Ihrige ꝛc. ꝛc.

An Horace Walpole.

Vor einigen Poſttagen bekam ich einen Brief von d'Alembert, aus welchem ich ſahe, daß er und meine übrigen Freunde zu Paris, kraft einer allgemeinen Vollmacht, die ich ihnen ertheilt hatte, beſchloſſen haben, eine Nachricht von meinem Bruch mit Rouſſeau bekannt zu machen. Dieſe Erzählung iſt die nehmliche, welche ich dem Lord Hertford ließ, und die Sie, glaube ich, geſehn haben. Sie beſteht vorzüglich aus Originalpapieren, die durch eine kurze Darſtellung der Thatſachen an einander gereiht ſind. Ich machte einige Veränderungen und d'Alembert ſagt mir, daß er noch einige andre hinzugefügt hat, mit meiner Erlaubniß und auf mein Verlangen. Unter jenen bekannt gemachten Papieren befindet ſich Ihr Brief an mich, worin Sie mich in Anſehung des Briefes vom König von Preußen für unſchuldig erklären. Sie erlaubten mir, zu meiner Vertheidigung jeden Gebrauch davon zu machen, und da ich wußte; daß Sie keine Urſach haben konnten, ihn geheim zu halten, ſo nahm ich ihn ohne Bedenken in die Erzählung auf. Meine Freunde zu Paris werden das Ganze mit einer Vorrede begleiten, worin ſie von meinem Widerwillen gegen dieſe Bekanntmachung, und daß ſie es für nöthig erachtet, mir die Einwilligung dazu abzudringen, Rechenſchaft geben. Es kommt heraus, daß mein Gegner Fehdebriefe gegen mich in ganz Europa herumgeſchickt hat, und ſagt, daß der Brief, den er mir geſchrieben, ſo beſchämend für mich ſey, daß ich es nicht wagen würde, ihn ohne Verfälſchung zu zeigen. Dieſe Briefe könnten Eindruck machen, und mein Schweigen als ein Beweis von Schuld angeſehn werden. Ich bin gewiß, daß meine Freunde in dieſer Sache unparteyiſch geurtheilt haben, und ohne irgend durch eigne Vorurtheile oder Leidenſchaften getrieben worden zu ſeyn; denn ſie waren anfangs faſt alle eben ſo ſehr gegen die Bekanntmachung, und ſchritten nur dazu, nachdem ſie die augenſcheinliche Nothwendigkeit erkannt hatten. Ich habe die Vorrede nicht geſehn, aber das Buch wird wahrſcheinlich bald in London ſeyn, und ich hoffe, Sie werden finden, daß die Gründe, welche meine Freunde anführen, befriedigend ſind. Sie haben den Tadel auf ſich genommen, wenn irgend welcher auf dieſe Maßregel fallen könnte. Ich bin ꝛc. ꝛc.

An David Hume.

Sie haben mich, ich geſtehe es, damit überraſcht, daß Sie den Druck Ihres Streits mit Rouſſeau zugegeben haben, gegen Ihre eigne Entſchließung, wie Sie London verließen, und gegen den Rath aller Ihrer hieſigen beſten Freunde, ich darf hinzuſetzen, Ihrer eignen Natur zuwider, die Sie ſtets geneigt machte, litterariſche Zänkereyen zu verachten, die der Spott und Hohn aller vernünftigen Leute ſind. In der That, es thut mir weh, daß Sie ſich haben bereden laſſen, und das thut es allen, die Ihnen wohl wollen. Ich könnte lieber Ihr eignes Wort „abgedrungen“ gebrauchen. Sie ſagen, Ihre Freunde zu Paris haben Ihnen Ihre Einwilligung abgedrungen. Ich glaube es. Ihr guter Verſtand konnte nicht billigen, was Ihr gutes Herz nicht abſchlagen konnte. Sie fügen hinzu, es ſey herausgekommen, daß Rouſſeau Fehdebriefe gegen Sie in ganz Europa herumgeſchickt habe. Lieber

Gott, mein theuerſter Freund, konnten Sie irgend auf ſolchen Bombaſt achten? Ganz Europa lacht darüber, alle Tage in dieſe müßigen Zänkereyen hineingezogen zu werden, mit denen Europa ſich nur den Hintern wiſcht. Ihre Freunde ſprechen ſo hochtrabend, als ob von einer Ausfoderung zwiſchen Carl dem fünften und Franz dem erſten die Rede wäre. Was iſt aus allen dieſen Händeln geworden ſeit den Tagen des Scaliger und Scioppius, fiſchmarktigen Andenkens? Sie ſchlummern in Vergeſſenheit, bis irgend ein Bayle ſie aus ihrem Staube hervorzieht, und ſich eine mächtige Mühe giebt. den Todestag jedes Schriftſtellers zu beſtimmen, der der Welt nicht wichtiger iſt, als der Tag ſeiner Geburt. Mancher Landjunker ſtreitet mit ſeinen Nachbarn über Jagd und Gerichtsbarkeit, doch geben ſie ihre Balgereyen nicht in den Druck, obgleich ſo viel loſe Reden unter ihnen verfallen, als ob ſie alle Philippiken der Gelehrten auswendig wüßten.

Sie haben ſich ſo benommen, wie ich es von Ihnen erwartete, im Fall Sie drucken ließen, mit Verſtand, Mäßigung und Anſtand, ja was noch mehr ſagen will, mit Ihrer gewohnten Beſcheidenheit. Ich kann nicht das nehmliche von ihren Herausgebern rühmen. Aber Herausgeber und Kommentatoren ſind ſelten beſcheiden.

Bis auf den heutigen Tag äfft dieſes Geſchlecht den diktatoriſchen Ton der Kommentatoren zur Zeit der Wiederherſtellung der Gelehrſamkeit nach, wie der Pöbel glaubte, Griechiſch und Latein könnten den Leuten den Sinn verleihn, der ihnen in ihrer Mutterſprache mangelte. Aber Europa iſt nun ein wenig klüger geworden, und ſieht dieſe prächtigen Anſprüche mit gehöriger Würdigung an.

Ich habe dieſes geſagt, um Ihnen zu erklären, warum es mir leid thut, daß mein Brief einen Theil dieſer Streitſchrift ausmacht. Ich ſchickte ihn Ihnen zu Ihrer Rechtfertigung, und hätte noch viel mehr hinzufügen können, wenn es nöthig geweſen wäre, da ich Zeuge Ihrer ängſtlich beſorgten und gränzenloſen Freundſchaft für Rouſſeau war. Ich ſchrieb Ihnen, Sie könnten beliebigen Gebrauch davon machen. In der That dachte ich damals nicht und konnte es nicht denken, daß er gedruckt werden würde, da Sie jeder Bekanntmachung dieſer Sache ſo abgeneigt waren. Indeſſen nehme ich es auf keine Weiſe übel, noch bereue ich meinen Antheil, wenn es dazu dient, Ihre Ehre zu vertheidigen.

Ich muß geſtehn, daß ich weit mehr darüber betroffen bin, daß Sie meinen Brief haben verſtümmeln laſſen, und darin hätte ich nicht gewilligt, wenn Sie mich gefragt hätten. Ich errieth, daß Ihre Freunde Ihren Vortheil weniger zu Rath zögen, als ihre eigne Neigung, Rouſſeau bloß zu ſtellen, und ihre Auslaſſung deſſen, was ich hierüber geſagt habe, zeigt, daß ich mich nicht betrog. Mein Brief erwähnte auch meiner Verachtung gegen die gelehrten Leute und ihr jämmerliches Benehmen. Da ich einmal gedruckt werden ſollte, ſo wär es mir recht lieb geweſen, wenn dieſe Meynung dabey zum Vorſchein gekommen wäre. In Wahrheit, es giebt nichts, was ich ſo gering halte als den großen Haufen der Gelehrten, und ich habe oft gedacht, junge Leute ſollten bloß deswegen ſtudiren, damit ſie nicht zur Ehrfurcht für gelehrte Dummköpfe heranwüchſen, und dächten, es wär ein Verdienſt dabey, mehr alberne Bücher als andre Leute geleſen zu haben. Da es immer tauſend ſinnloſe Bücher gegen ein gutes giebt, ſo muß dieß der Fall bey jedem ſeyn, der viel mehr geleſen hat als Andre.

Ihr Freund d'Alembert, der vermuthlich unendlich viel geleſen hat, iſt, wie es ſcheint, mit meinem Brief an Rouſſeau unzufrieden. Es ſteht ihm ſicherlich ſo frey, ihn zu tadeln, als mir, ihn zu ſchreiben. Unglücklicher Weiſe überzeugt er mich nicht, auch kann ich nicht glauben, daß wenn Rouſſeau alle Regierungen und alle Religionen angreift, ich ihn nicht angreifen dürfe, beſonders wegen ſeiner Einbildung, und eingebildeten Leiden, von denen Sie und Ihre Herausgeber bewieſen haben, daß ſie eingebildet ſind. D'Alembert konnte böſe darüber ſeyn, daß Rouſſeau meinen Brief ihm zuſchrieb; darin hat er recht. Ich bin ein ſehr mittelmäßiger Schriftſteller, und für einen mittelmäßigen Schriftſteller iſt nichts ſo verdrießlich als mit einem aus derſelben Klaſſe verwechſelt zu werden. Es thäte mir Leid, wenn man mir ſeine Elogen und die Ueberſetzung der Fetzen aus dem Tacitus zur Laſt legte. Doch kann ich ihm alles verzeihn, wenn er mich nur nicht überſetzt. Leben Sie wohl, werther Freund, ich lache gern, wie Sie wiſſen, und darum werden Sie mich entſchuldigen, wenn ich Ihren Freunden nicht nach der Höhe ihrer Anſprüche begegne. Sie mögen mir eben ſo frey mitſpielen: ich werde nicht weniger lachen, und ich verſpreche Ihnen, ich will mich niemals in einen Streit mit ihnen einlaſſen.

An Horace Walpole.

Geſtern erhielt ich mit der Poſt ein Exemplar meiner Erzählung des lächerlichen Handels zwiſchen Rouſſeau und mir, die zu Paris gedruckt iſt. Es iſt eine Einleitung im Namen meiner Freunde dabey, über die Nothwendigkeit der Bekanntmachung, und ein Anhang von d'Alembert, worin er ſeine Unſchuld in Betracht aller der ihm von Rouſſeau gemachten Beſchuldigungen betheuert. Ich habe keine Einwendung gegen die erſte, aber, der letzte enthält eine Stelle die mir ſehr misfällt, über die Sie aber wahrſcheinlich nur lachen werden; es iſt die, wo er den Brief des Königs von Preußen als grauſam tadelt. Was d'Alembert bewegen konnte, ſich dieſe Freyheit zu nehmen, begreife ich nicht. Wär es möglich, daß ein Mann von ſeinen überlegnen Talenten Ihnen übel wollen könnte, weil Sie ein Freund ſeiner Feindin, Madame dû Deſſand, ſind? Was mich argwöhnen macht, es könne etwas wahres an dieſem Verdacht ſeyn, iſt, daß verſchiedne Stellen in meiner Erzählung, worin ich Sie und dieſen Brief erwähne, in der Ueberſetzung ganz verändert und weit weniger verbindlich ſind, als ich ſie ſchrieb: denn der Aufſatz, den ich nach Paris ſchickte, war eine genaue

Abſchrift von dem, den ich dem Lord Hertford ließ. Ich wollte alles darum geben, um die Erſcheinung dieſer Schrift in London zu verhüten (denn gewiß wird die ganze Sache ſehr lächerlich herauskommen), aber ich fürchte, daß ein zu Paris gedrucktes Buch in London überſetzt werden wird, hätte man auch nur die Hoffnung, hundert Exemplare zu verkaufen. Aus dieſer Urſache glaube ich, es wird beſſer ſeyn, ſelbſt für eine ordentliche Ausgabe Sorge zu tragen, in welchem Fall alle die veränderten Stellen wieder hergeſtellt werden ſollen. Ich bin u. ſ. w.

An David Hume.

Es war in der That nicht nöthig, mir irgend eine Entſchuldigung zu machen. D'Alembert hat volle Freyheit, von meinem Brief zu ſagen, was ihm beliebt, und Sie können leicht denken, daß ich mich nicht im mindeſten darum bekümmre. Aber wie können Sie ſich gewundert haben, daß er etwas hat drucken laſſen, das er Ihnen ſo lange vorher zuſchickte? Alle meine Verwunderung geht darauf, wie Sie ihm zulaſſen konnten, meinen Brief zu verſtümmeln, da Sie gewiß ſeyn durften, er würde den ſeinigen der ganzen Länge nach geben. Uebrigens bin ich froh, daß er es gethan hat: es zeugt nicht allein von ſeiner Billigkeit, ſondern iſt die ſtärkſte Andeutung, daß er ſich bewußt war, ich hätte richtig gerathen, als ich vermuthete, er triebe Sie aus eignem Groll gegen Rouſſeau zum Schreiben an.

Was Sie darüber fallen laſſen: ſein Tadel rühre von meiner Freundſchaft für Mad. dû Deſſand her, ſo iſt das zum Erſtaunen, und ſtände gar nicht zu glauben, hätten Sie es nicht ſelbſt angegeben. Da ich mir ihn nie als ein überlegnes Genie gedacht habe, wie Sie ihn benennen, ſo hielt ich ſeine Eitelkeit dadurch für beleidigt, daß Rouſſeau meinen Brief ihm zuſchrieb; aber die Feindſeligkeit gegen eine Frau, eine alte blinde Frau ſo weit zu treiben bis zum Haß gegen einen ihrer Freunde, qui ne lui avoit point fait de mal, das iſt merkwürdig, ſchwach und mitleidenswerth. Ich meynte, er ware ein Philoſoph, und Philoſophen wären tugendhafte redliche Männer, der Weisheit ergeben, und weg über alle die kleinen Leidenſchaften und Schwächen der Menſchheit. Ich meynte, ſie nähmen dieſen ſtolzen Titel als eine ernſtliche Bürgſchaft gegen die Welt an, daß ſie ſich vorſetzten, etwas mehr zu ſeyn als Sterbliche, ſie verpflichteten ſich, Muſterbilder der Vortrefflichkeit abzugeben, und ſprächen keine Meynung aus, keine Entſcheidung, als die ſie für die Quinteſſenz der Wahrheit hielten, und ſie handelten immer ohne Vorurtheil und Anſehn der Perſon. Wir wiſſen freylich, daß die alten Philoſophen eine lächerliche Zuſammenſetzung von Arroganz, Streitſucht und Widerſprüchen waren, daß ſich einige von ihnen gegen alle Begriffe von Anſtändigkeit vergingen, andre vorgaben, an ihren eignen Sinnen zu zweifeln, daß ſich manche, weil ſie unverſtändlichen Unſinn vorbrachten, höher als Könige dünkten, daß ſie ſich die Miene gaben, von allem, was wir ſehn und nicht ſehn, Rechenſchaft abzulegen — und daß dennoch nicht zweye in einem einzigen Satz überein kamen, daß der eine das Feuer, der andre das Waſſer als den Urſprung aller Dinge annahm, und einige ſogar ſo abgeſchmackt und ruchlos waren, Gott zu entthronen und die Materie an ſeine Stelle zu ſetzen. Ich bin gar nicht willens, dieſe weiſen Männer zu verkleinern, denn wir ſind ihnen wirklich verbunden; ſie räumten uns eine ganze Menge Unſinn aus dem Wege, durch den wir wahrſcheinlich hindurch gemußt hätten, wären ſie uns nicht zuvorgekommen. Aber da ich in dieſem erleuchteten Zeitalter, wie man es nennt, die Benennung Philoſophen erneuert ſah, ſchloß ich, das Geſchwatz würde dahinten bleiben, und wir würden blos mit der Blüthe der Weisheit geſegnet werden, und dieſes ließe ſich um ſo mehr von einem überlegnen Genie erwarten. Aber ach, liebſter Freund, welch ein Abfall! Euer d'Alembert iſt nur ein ſterbliches Orakel. Wer würde nicht gelacht haben, wenn Plato den Poſſenreißer Ariſtophanes, als er den Sokrates lächerlich machte, nicht deswegen verdammt hätte, weil jener eines groſſen Mannes im Elende ſpottete, ſondern weil Plato irgend eine alte blinde Frau haßte, mit der Ariſtophanes bekannt war!

D'Alemberts Betragen iſt um ſo unbilliger, da ich Mad. du Deffand nicht über dreymal in den ſieben Monaten, die ich zu Paris zubrachte, von ihm reden hörte, und nie, ob ſie ihn gleich nicht liebt, mit irgend einer Bemerkung zu ſeinem Nachtheil. Ich erinnre mich, daß ich das erſtemal, wo ich ſie ſeinen Namen erwähnen hörte, ſagte: man hätte mir ihn als einen guten Mimiker beſchrieben, aber ich könnte nicht glauben, daß er ein guter Schriftſteller ſey. Sie nahm dieß mit Wärme auf, vertheidigte ſeine Talente und ſagte, er wäre außerordentlich unterhaltend. Wegen ihres Streits mit ihm habe ich mir nie auf keine Weiſe den Kopf zerbrochen, worüber Sie ſich nicht wundern werden. Sie wiſſen, wir leſen in England die Werke, und nehmen ſelten oder nie Notiz von den Verfaſſern. Wir halten ſie für hinreichend belohnt, wenn ſich ihre Bücher verkaufen, und überlaſſen ſie übrigens ihren Kollegen und der Dunkelheit, ſo werden wir nicht mit ihrer Eitelkeit und Unverſchämtheit heimgeſucht. In Frankreich verderben ſie uns, aber damit gab ich mich nicht ab. Ich, der ich ein Schriftſteller bin, muß dieſes Benehmen für ſehr verſtändig halten, denn wir ſind in Wahrheit ein unnützes Volk.

Daß d'Alembert die Stellen ausließ, in denen Sie ſo gütig waren, meiner mit Beyfall zu erwähnen, kommt mit ſeinem Verdruß, nicht mit ſeiner Philoſophie überein. Aber, um des Himmels willen, ſchieben Sie die Stellen nicht wieder ein. Ich liebe die Komplimente nicht, und gebe nie meine Einwilligung dazu, dergleichen zu erhalten.

Ich zweifle an Ihren gütigen Geſinnungen gegen mich nicht, aber bitte es dabey beruhn zu laſſen. Die heimlichen Verhandlungen des Philoſophen d'Alembert haben mich weit mehr beluſtiget, als ſelbſt Lobſprüche von Ihnen mich hätten erfreuen können.

Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung zu machen, und ich bin für immer mit dieſem Handel fertig. Ihr moraliſcher Freund erklärt mich für bösartig, weil ich über einen unglücklichen Mann lache, der mich nie beleidigt hat. Rouſſeau hat mich ſicherlich niemals beleidigt. Ich ſchloß aus manchen Spuren in ſeinen Schriften, und aus dem, was ich von ihm gehört hatte, daß ſeine Liebe zum Seltſamen ihn um Unglück buhlen ließe, und er weit mehr Leiden zur Schau trüge als er empfände. Ich, der ich keine Philoſophie affektire, noch auf mehr Tugend Anſpruch mache, als meine Nachbarn, hielt dieß für lächerlich an einem Mann, der in der That ein überlegnes Genie iſt, und ſcherzte darüber in ein paar Zeilen, die ſicherlich nie für den Druck beſtimmt waren. Der weiſe d'Alembert tadelt dieſes — und wo? In einem Buch gegen Rouſſeau, und was durch ernſte Beweiſe beſtätigt, worauf ich im Scherz deutete, Was? ein Philoſoph verdammt mich, und handelt dabey in Einem Odem genau ſo wie ich, nur mit zehnmahl mehr Bösartigkeit? O, werden Sie ſagen, aber Rouſſeau hat auch d'Alembert beleidigt, indem er ihm den Brief des Königs von Preußen zuſchrieb. Schlimmer und ſchlimmer. Wenn Rouſſeau unglücklich iſt, ſo hätte ein Philoſoph verzeihn ſollen. Rache ſteht ſo übel dem rex regum, dem Mann, der da iſt praecipue ſanus — niſi cum pituita moleſta eſt. Wenn Rouſſeaus Leiden gemacht ſind, was wird aus meiner Bösartigkeit? — Kurz, mein werther Freund, um zu ſchließen, wie d'Alembert ſein Buch ſchließt, ich glaube an die Tugend David Hume's, aber nicht ſehr an die der Philoſophen. Ich bin ꝛc.

An Horaz Walpole.

— Ich denke, wie Sie, über die Lächerlichkeit mancher Gelehrten, alle Augenblicke mit ihren Balgereyen und Verhandlungen vor das Publikum zu treten, allein in dieſer Sache lag doch wirklich etwas beſonders und unerwartetes. Mein Gegner iſt durch ſein Genie, ſeine Seltſamkeiten, ſeine Marktſchreyereyen, ſeine Unglücksfälle und Abentheuer mehr zum Gegenſtande des allgemeinen Geſprächs in Europa (ich wage es noch einmal, dieß Wort anzubringen) geworden, als ſonſt irgend jemand. Ich nehme nicht einmal Voltairen aus, noch weniger den König von Preußen und Herrn Pitt. Wie hätte es ſich ſonſt zugetragen, daß eine Stelle in einem Privatbriefe, die ich etwas unbeſonnen an einen Privatmann in Paris niederſchrieb, innerhalb drey Tagen der einzige Gegenſtand der Unterhaltung in der Hauptſtadt geworden wäre, und ſich von dort ſo ſchnell fortgepflanzt hätte, als die Poſten ſie tragen konnten? Sie wiſſen, ich war anfangs ſo wenig geneigt, einen Lärm aus dieſer Sache zu machen, daß ich mit dem Gedanken umging, ganz und gar nicht auf die Beleidigung zu antworten, die in der That ſo wunderlich war; aber Sie misriethen mir ſehr ſchicklicher Weiſe dieſen Entſchluß, und auf Ihren Rath ſchrieb ich den Brief, was ſicher niemand tadeln wird.

Nachdem ich dieſe Apologie für mich ſelbſt gemacht habe, ſo muß ich etwas zu Gunſten meiner Freunde ſagen. Laſſen Sie mich Ihnen alſo geſtehn, daß es nicht d'Alembert war, der die Stelle Ihres

Briefes unterdrückte, ſondern ich, der ich ſie in der Abſchrift, die ich nach Paris ſchickte, ausgelaſſen habe. Ich fürchtete mich, Sie unnöthiger Weiſe in einen Streit mit dieſen Gelehrten zu verwickeln, und da die Stelle keine Beziehung auf das vorliegende Geſchäft hatte, ſo glaubte ich ſie ohne Falſchheit für mich behalten zu dürfen. Ich wünſchte ihn wegen eines andern Punktes eben ſo gut rechtfertigen zu können. Er ſchickte mir vor mehr als zwey Monaten etwas jener Erklärung ähnliches, und wünſchte von mir, daß ich ſie an Rouſſeau bringen möchte, welches ich ausſchlug und ihm einige Gründe dafür angab, allein er erwiederte, er wäre verſichert, meine wahre geheime Urſach ſey meine Rückſicht auf Sie. Er konnte alſo wiſſen, daß es mir unangenehm ſeyn würde, einen ſolchen Aufſatz dem meinigen angehängt zu ſehn. Auch habe ich in der Ueberſetzung die Auslaſſung eines Ausdrucks bemerkt, die nicht wohl ein Zufall ſeyn konnte; es war bey Erwähnung des Umſtandes, daß Sie den Brief des Königs von Preuſſen unterdrückten, ſolange wir zuſammen in Paris waren. Ich ſagte, dieß ſey Ihrer Höflichkeit und Humanität gemäß geweſen. Ich habe dem Buchhändler Becket aufgetragen, dieſe Worte wiederherzuſtellen, aber noch weiß ich nicht, ob meine Anweiſungen früh genug angekommen ſind.

Es iſt eine bloße Vermuthung von mir, daß d'Alemberts übler Wille gegen Sie (wenn er welchen hegt,) aus Ihrer Freundſchaft für Madame dü Deffand entſpringt, weil ich keine andre Urſach dazu aufſinden kann. Ich ſehe auch, daß in ſeiner Erklärung ein Zug iſt, der verſteckter Weiſe auf ſie geht, den Sie vielleicht nicht verſtanden haben; aber ich verſtand ihn, weil er mir geſchrieben hatte, er hörte, ſie hätte Ihnen den Brief ausgebeſſert. Ich fand dieſe beyden Menſchen in der gröſten und vertraulichſten Freundſchaft, wie ich nach Paris kam, und es iſt ſeltſam, wie beyde ſo unmäßig in ihrer Feindſeligkeit geworden ſind, obwohl es bey ihr, in Betracht ihres Alters, Geſchlechts und körperlichen Schwächen, eher zu entſchuldigen iſt.

Was d'Alembert betrifft, ſo glaube ich, von ihm geſagt zu haben, er ſey ein Mann von überlegnen Talenten, nicht ein überlegnes Genie, welches, wenn ich nicht irre, Ausdrücke von ſehr verſchiedenem Gewicht ſind. Er iſt gewiß zu der erſten Benennung nach den Schriften berechtigt, die Sie und ich von ihm geleſen haben, allein wie ich glaube noch mehr durch die Werke, die vermuthlich weder Sie noch ich geleſen haben, ich meyne ſeine Geometrie und Algebra. Ich komme mit Ihnen darin überein, daß in manchem Betracht Rouſſeau eher ein überlegnes Genie genannt werden könnte, allein er iſt ſo voll ausſchweifender Thorheiten, daß ich geneigt bin, ſogar ihm dieſen Namen nicht zuzugeſtehn.

Uebrigens iſt d'Alembert ein ſehr angenehmer Geſellſchafter und von untadelhaften Sitten. Dadurch, daß er groſſe Erbietungen der Kaiſerin und des Königs von Preußen ausſchlug, hat er ſich über allen Eigennutz und eitlen Ehrgeiz erhaben gezeigt. Er lebt zu Paris in einer angenehmen Eingezogenheit, wie ſie ſich für einen Gelehrten ſchickt. Er hat fünf Penſionen, vom König von Preußen und vom König von Frankreich, als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, als Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und eine von ſeiner Familie. Das Ganze beläuft ſich nicht auf 6000 Livres jährlich; mit der Hälfte davon lebt er ſehr anſtändig, und giebt die andre Hälfte Bedürftigen, mit denen er in Verbindung ſteht. Mit einem Wort, ich kenne kaum jemand, der weniges ausgenommen (und auszunehmen giebt es immer) ein beſſeres Vorbild eines philoſophiſchen und tugendhaften Charakters iſt.

Sie ſehen, ich unterſtehe mich, noch dieſe beyden Worte als unzertrennlich und faſt gleichbedeutend zuſammenzuſtellen. Und ich bin in groſer Verſuchung, hier einige Worte zur Ehrenrettung meiner ſelbſt und meiner Freunde zu ſagen, unter denen ich es ſogar wage, Sie mit zu begreifen. Welch ein neues Vorurtheil hat ſich Ihrer bemeiſtert, daß Sie auf dieſe Art gegen Ihre Pflegerinnen vom Berge Helikon wüthen, und in das Geſchrey der unwiſſenden Menge gegen Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit einſtimmen? Ich für mein Theil erkenne kaum einen andern Grund des Unterſchiedes zwiſchen einem Zeitalter und dem andern, zwiſchen einer Nation und der andern an, als die Verſchiedenheit des Fortſchritts in Wiſſenſchaften und Künſten. Ich ſage nicht zwiſchen einem Menſchen und dem andern, weil die Eigenſchaften des Herzens, des Gemüths und des natürli- Verſtandes für den perſönlichen Charakter die weſentlichſten ſind; aber da ſie zwiſchen Zeitalter und Nationen ungefähr gleich vertheilt ſind, ſo tragen ſie nicht dazu bey, einen beſondern Glanz auf dieſe zu werfen. Sie tadeln Frankreich wegen ſeiner leidenſchaftlichen Bewunderung für Männer von Genie, und unſtreitig liegt in manchen beſondern Fällen viel Ziererey dabey zum Grunde, aber das Gefühl im Ganzen war eben ſo mächtig im alten Griechenland, in Rom während ſeiner blühenden Periode, und vielleicht ſogar in England im Anfang dieſes

Jahrhunderts. Wenn es ſich jetzt anders verhält, ſo haben wir es zu beklagen und uns deſſen zu ſchämen. Unſre Feinde werden bloß daraus ſchließen, daß wir eine Nation ſind, die aufs höchſte halb civiliſirt war, und nun in Barbarey, Unwiſſenheit und Aberglauben zurückſinkt. Ich bitte Sie auch, den großen Unterſchied in Abſicht der Moralität zwiſchen gebildeten und ungebildeten Zeitaltern zu bedenken. — Aber ich finde, daß ich mich unvermerkt in einen unüberſehbaren Ocean von Gemeinplätzen ſtürze; ich breche die Materie alſo kurz ab, indem ich es als meine Meynung erkläre, wären Sie auch als ein Barbar geboren und hatten alle Tage Ihre Mahlzeit Pferdefleiſch damit gar gekocht, es 50 Meilen lang zwiſchen Ihren Hoſen und dem Pferderücken zu reiten, ſo würden Sie doch ein verbindlicher, gutartiger, wohlwollender Mann geweſen ſeyn, aber Lektüre, Unterhaltung und Reiſen haben Ihnen nichts von dieſen Tugenden entzogen, ſondern Ihnen einen anſehnlichen Zuwachs andrer ſchätzenswürdiger und angenehmer Eigenſchaften verliehn. Ich bin ꝛc.

III.

Charaktere

Engliſcher Schriftſteller von hohem Range.

Vorerinnerung.

Das folgende Verzeichniß enthält ſo groſſe Namen, daß die Errichtung einer eignen Klaſſe für Engliſche Fürſten und Pairs, die Schriftſteller waren, dadurch hinlänglich gerechtfertigt wird. Vor nicht langer Zeit war nichts gewöhnlicher als dergleichen Eintheilungen von Schriftſtellern. Wie viele Deutſche, Holländiſche und andre Herolde haben Autoren auf dieſe Weiſe in Reih und Gliedern aufgeführt! Balthaſar Bonifacius machte eine Sammlung von ſolchen, die in Statuen verliebt geweſen; Raviſius Textor von ſolchen, die lachend geſtorben ſind; Voſſius von Chronologen; Bartholinus von Aerzten, die

Dichter geweſen ſind. Es giebt Verzeichniſſe von modernen Griechiſchen Dichtern; von Franzoſen, die Hebräiſch ſtudirt; von allen Autoren, die in Oxford erzogen worden, von Anton Wood; und von allen Brittiſchen Schriftſtellern überhaupt von Bale, Pitts und dem Biſchoff Tanner. Dieſer hat eine Menge Könige und Königinnen zu Schriftſtellern gemacht, bloß weil man Briefe und Reden von ihnen hat, oder auf noch geringere Anſprüche, worin er ſelbſt ſeinen freygebigen Vorgänger Bale übertrifft. Nach Tanner iſt ſelbſt Königin Eleonore eine Schriftſtellerin, wegen nicht vorhandner Briefe, die ſie geſchrieben haben ſoll, und Eduard der dritte wegen ſeiner Verordnungen und Inſtruktionen an Sheriffs. Dieß iſt lächerlich: dergleichen Stücke beweiſen bey denen, die ſie aufgeſetzt, gar nicht die Abſicht, Schriftſteller zu ſeyn, und ich habe daher bey meiner Arbeit keine Rückſicht darauf genommen.

So habe ich nicht weiter zurückgehen wollen, bis auf die Zeiten der Normänniſchen Eroberung, wiewohl der ehrwürdige Name Alfreds mich verſuchte, meinem Werk eine ſo große Zierde zu verſchaffen. Aber dann hätte ich nicht mehr gewußt, welche Epoche ich feſtſetzen ſollte; ich erſchrack davor, daß ich alsdann mit einem andern Alfred, König von Northumberland, mit Arviragus und Canut mich einlaſſen müßte, ja ſogar mit der Amazonin Boadicia und König Bladud, einem Zauberer, der den Geſundbrunnen zu Bath und die Kunſt zu fliegen entdeckte, wobey er den Hals brach. Allen dieſen weiſet der obengenannte Biſchof ſehr feyerlich ihre Niſchen an; ich glaubte mich mit einer ſpäteren Periode begnügen zu können, deren Anfang, wie der Leſer ſehen wird, dennoch ungewiß genug iſt, um die Liebhaber hiſtoriſcher Paradoxen und Fabeln zu befriedigen.

Könige und Königinnen.

Richard der erſte.

Obgleich Heinrich der erſte die ſchöne Benennung des Beauclerc oder des Gelehrten erhielt, ſo glaube ich doch nicht, daß ihm ein Schriftſteller irgend ein Werk zugeſchrieben hat. Wenn wir den Zuſtand der Literatur in jenem Zeitalter bedenken, ſo läßt ſich ſchlieſſen, worin die Gelehrſamkeit eines Fürſten beſtanden haben mag, dem die Mönche einen Titel verliehn, der nur in ihrer eignen Brüderſchaft zu Hauſe war. Man muß ſich billig mehr darüber wundern, den erſten Platz in dieſem Verzeichniß ſeinem tapfern Urenkel, Löwenherz, geben zu müſſen. Es iſt ausgemacht, daß er gegen das Ende der Regierung ſeines Vaters, die er durch ſeine rebelliſche Gemüthsart beunruhigte, viel an den Höfen der Provenzaliſchen Fürſten lebte, ihre Sprache erlernte und ihre Dichtkunſt übte, die damals die fröhliche Wiſſenſchaft hieß, und das Muſter der Bildung des Zeitalters war. Die Engländer, die einen Hang zum Wohllaut der Verſe hatten, ſollen ſich beſonders auf jenen Dialekt gelegt haben, weil ſie ihre eigne Sprache zu hartnäckig und unbiegſam fanden.

Rymer beſtrebt ſich in ſeiner kurzen Ueberſicht der Tragödie ſehr ernſtlich, die dichteriſchen Anſprüche dieſes Monarchen gegen den Mönch Hoveden zu unterſtützen, der, wie er vermuthet, verdrießlich über des Königs Begünſtigung der Provenzaliſchen Sänger war, welche damals zu der Partey der Albigenſer gerechnet wurden, die mit dem Pabſt und Frankreich kriegten. Hoveden ſagt ausdrücklich, daß Richard, um ſich einen Namen zu machen, Verſe und Schmeichellieder erbettelte und erkaufte, und Sänger und Gaukler von Frankreich herüberzog, um Lobgedichte auf ihn in den Straſſen abzuſingen, damit es allenthalben hieße, daß in der Welt ſeines Gleichen nicht ſey. Dieſe Nachricht ſcheint beſſer mit dem Charakter dieſes ehrgeizigen raſtloſen Monarchen übereinzuſtimmen, deſſen umherſchweiſende Leidenſchaft nach Ruhm ihn während einer Regierung von zehn Jahren nur acht Monate in ſeinem eignen Reich bleiben ließ, als Rymer's Berichte, der ihn gern in den ſanften Lauteliebenden Helden der Poeſie verwandeln möchte, und ihm doch zu gleicher Zeit Verbindungen mit einer Faktion zuſchreibt, die ſich im Streit mit dem Konig von

Frankreich, dem Bundsgenoſſen Richards gegen ſeinen Vater, befand.

Indeſſen habe ich doch große Urſache gefunden zu glauben, daß Richard wirklich etwas hervorgebracht hat. Creſcimbeni ſagt in ſeinem Kommentar der Lebensbeſchreibungen provenzaliſcher Dichter, daß Richard, von der Süßigkeit dieſer Sprache gerührt, ein Sonett in derſelben zu dichten verſuchte, das er der Prinzeſſin Stephanetta, Gemahlin des Hugh de Baux und Tochter des Gilbert, zweyten Grafen von Provence, zuſchickte. Er ſagt nachher in einem Kapitel, welches ausdrücklich von dieſem König handelt, daß er ſich bey einem Aufenthalt am Hofe des Raimund Berlinghieri, Grafen von Provence, in eine der vier Töchter deſſelben, die Prinzeſſin Leonora, verliebt, mit der er ſich nachdem auch vermählt habe; daß er ſich damit beſchäftiget, Verſe in der Landesſprache zu machen, und wie er gefangen war, verſchiedne Sonette gemacht, die er der Beatrix, Gräfin von Provence, Leonorens Schweſter, zuſandte, und worin er ſich beklagte, daß ihn ſeine Barone in der Gefangenſchaft ließen. Creſcimbeni führt vier Zeilen an, die faſt eben ſo in dem Sonett ſtehn, wie es noch exiſtirt, und ſo weit ich es entziffern kann, ſo dürftig iſt, daß es mehr Gewicht bey mir hat, als Creſcimbeni's Autorität oder Rymers Argumente, um mich dahin zu entſcheiden, es für ein Machwerk ſeiner Majeſtat ſelbſt zu halten. Außerdem iſt Creſcimbeni's Bericht voller Irrthümer. Richard vermählte ſich mit Berengaria, Tochter König Sancho's von Navarra, und nicht mit einer Prinzeſſin von Provence. Creſcimbeni berichtet uns ferner, daß ſich in der Bibliothek des heiligen Laurentius zu Florenz in einer der Provenzaliſchen Handſchriften Gedichte König Richards befinden, und andre unter Nr. 3204 der Vatikaniſchen Bibliothek. Ich habe an beyden Orten ſorgfältig nachſuchen laſſen. Die Nachweiſung auf den Vatikan iſt eine andre Unrichtigkeit. Unter der angezeigten Nummer ſteht ein Gedicht des Richaut von Terraſcon, ohne irgend eine Erwahnung, daß dem Verfaſſer etwas königliches angeklebt habe. In der Laurentiniſchen Bibliothek ſteht das eben angeführte Sonett des Königs. Seit ich es in der erſten Ausgabe dieſer Schrift nach einer genauen Abſchrift habe abdrucken laſſen, iſt es nebſt beygefügter Ueberſetzung in die aus Sainte-Palaye's Papieren gezogne Geſchichte eingerückt. Daſelbſt findet ſich ein zweytes Gedicht von Richard, welches einen lebhaften Aufruf an zwey kleine Franzöſiſche Fürſten enthält, mit ihm gegen Philipp Auguſt gemeinſchaftliche Sache zu machen, mit einer Miſchung von

Ironie, die nicht ohne Geiſt iſt. Außerdem hat Rymer einen Brief bekannt gemacht, den der König an den Abt von Clairvaux geſchrieben, worin er einen Bericht von ſeinen Kriegen im gelobten Lande giebt.

Eduard der zweyte.

Der Biſchoff Tanner erzählt, daß ſich im Archiv des Heroldsamtes ein Lateiniſches Gedicht befindet, welches dieſer unglückliche Fürſt während ſeiner Gefangenſchaft geſchrieben und das folgenden Titel führt: Lamentatio glorioſi regis Edwardi de Karnarvan, quam edidit tempore ſuae incarcerationis. Fabian erwähnt das nehmliche Gedicht, und hat uns ſechs Zeilen als Probe mitgetheilt. Da indeſſen dieſer König niemals irgend ein Zeichen ſeiner litterariſchen Neigungen von ſich gab, da man nie gehört, daß er den geringſten Hang zur Poeſie gehabt hätte, ſo ſollte ich faſt glauben, daß dieſe Melodie des ſterbenden Monarchen ungefähr eben ſo authentiſch iſt, wie die des alten poetiſchen Sängers, des Schwans, und nicht gegründeter als der Beyname des Glorreichen. Se. Majeſtät gab ſich dieſes Beywort in ſeiner Bedrängniß ſchwerlich ſelbſt, und wer es ihm gegeben, machte ihm vermuthlich auch ein Geſchenk mit den Verſen.

Heinrich der achte.

Da alle Nachfolger dieſes Fürſten ihren unveränderlichen Titel: **Beſchützer des Glaubens**, ſeiner Frömmigkeit und Gelehrſamkeit verdanken, ſo wollen wir es uns nicht herausnehmen, ſeine Anſprüche auf eine Stelle in dieſem Verzeichniß in Zweifel zu ziehn. Außerdem möchte uns einiger Skeptizismus über die Talente des Königs für ein ſolches Werk, ſo gering es iſt, wohl dahin bringen, die Frage aufzuwerfen, ob er nicht die Vertheidigung der Sakramente gegen Luther auf eben die Art ſchrieb, wie einer ſeiner Nachfolger die Εικων Βασιλικη, nehmlich mit der Feder irgend eines Hofprälaten. Es trug ſich unglücklicher Weiſe zu, daß der Streiter der Kirche weder ſeinen Gegner noch ſich ſelbſt überzeugte. Luther ſtarb als Ketzer, und der König würde einer geweſen ſeyn, wenn er ſich nicht an die Spitze der nehmlichen Kirche geſtellt, gegen welche ſein Widerſtand ihm eine ſo glorreiche Lobpreiſung verſchafft hatte. Durch die ungemein glückliche Wahl des Ausdrucks bey dieſem Titel ſchickte er ſich für Heinrich eben ſo gut, wenn er Papiſten, als wenn er Proteſtanten verbrannte; er ſchickte ſich für jede ſeiner Töchter, für Maria und Eliſabeth; der Märtyrer Karl und der Wüſtling Karl kamen damit zurecht, der katholiſche Jakob und der Calviniſt Wilhelm, und endlich ſchien er beſonders dem ſchwachen Kopf der kirchlich geſinnten Anna angemeſſen.

Luther behandelte das oben erwähnte Stück königlicher Theologie nicht allein auf eine ſehr leichte Art, ſondern, was am meiſten beleidigt zu haben ſcheint, ſchrieb es andern zu. Der König antwortete im Jahr 1525 in einer zweyten Schrift. Es iſt ſonderbar, daß das Wapen des Kaiſers auf dem Titelblatt derſelben ſtand. Auch findet ſich ein ſchlechter polemiſcher Brief des Königs an den Biſchoff von Durham, über die Ohrenbeichte, in welchem er erklärt, er ſey nicht im Stande, Gelehrte über ſeine Schriften zu Rathe zu ziehn. Wir beſitzen wenig von der Arbeit des Königs, was uns könnte entſcheiden helfen, ob die Aufſätze gegen Luther wirklich von ihm ſind, außer ſeinen Liebesbriefen an Anna Boleyn, deren Styl in der That keine Analogie mit ſeiner polemiſchen Gottesgelahrtheit hat. Strype erwähnt eines Buches, das der König während der Verhandlungen über ſeine erſte Scheidung ſchrieb und nach Rom ſchickte, in welchem er die Gründe für die Auflöſung ſeiner Ehe und ſeine Gewiſſenszweifel auseinander geſetzt hatte: aber ich habe nicht ausfindig machen können, ob es wirklich exiſtirt und gedruckt iſt; vermuthlich war es nur ein Memorial. Wir wollen unten diejenigen Werke namhaft machen, welche man für die ſeinigen annehmen kann, wenn ſie gleich, ſo viel ich weiß, nicht mehr vorhanden ſind. Haben ſie jemals exiſtirt, ſo müßte es doch merkwürdig ſeyn zu ſehn, welche Grundſätze für die Erziehung der Jugend, oder die Bildung eines Chriſten von einem Manne feſtgeſetzt wurden, der alle Begriffe von Regierung und Religion verwirrte, der auf der nehmlichen Bühne Märtyrer von entgegengeſetzten Sekten verbrannte, ſeine eignen Kinder für Baſtarde erklärte und dann die Erbfolge zur Krone zwiſchen ihnen beſtimmte; ja der bey der unverantwortlichen Anordnung derſelben für nichts anders geſorgt zu haben ſcheint, als einen Nachlaß von bürgerlichen Kriegen.

Schriften: An introduction to grammar. A book of prayers. Preface by the king to his primer. De poteſtate regia contra papam. De chriſtiani hominis inſtitutione, lib. 1. De inſtituenda pube, lib 1. Sententia de Mantuano conſilio. De juſto in Scotos bello.

Die Königin Catharina Parr.

Ihre Schönheit erhob ſie auf den Thron, und ihr Verdienſt war eines beſſern Schickſals werth, als eine Verbindung mit zwey Männern, wovon der eine nahe daran war, ſie wegen ihrer Anhänglichkeit an eine Religion, die er ſelbſt eingeführt hatte, hinrichten zu laſſen, und der andre in Verdacht iſt, ſie aus dem Wege geräumt zu haben, um ſeine Heirath mit der Königin Eliſabeth zu befördern. Der König war in der That ſo gütig gegen ſie, ihr ein Vermächtniß von viertauſend Pfund außer ihrem Wittwenthum zu hinterlaſſen! Alle ſeine Kinder bezeugten ihr, ſogar nach ſeinem Tode, die größte Ehrerbietung, wie es ſich aus ihren noch vorhandnen Briefen an ſie zeigt. Sie war nicht allein gelehrt, ſondern eine Beſchützerin der Gelehrſamkeit, indem ſie ſich für die Univerſität Cambridge verwandte und ſie rettete, da eine Akte durchgegangen war, alle Stiftungen u. ſ. w. in die Gewalt des Königs zu bringen.

Nicolaus Udal, Lehrer an der Schule von Eton, dem dieſe Fürſtin die Ueberſetzung von des Erasmus Paraphraſe der vier Evangeliſten aufgetragen hatte, giebt uns folgenden natürlichen und einfältigen Bericht von der Gelehrſamkeit der Frauen von Stande in der damaligen Zeit. Er erwähnt in der Zueignung an die Königin „die große Menge edler Frauen in England, welche dem Studium freyer Künſte und Wiſſenſchaften und fremder Sprachen ergeben ſind.“ Und er ſetzt hinzu: „Es iſt ein gewöhnlich Ding, zarte Jungfrauen ſo im Studiren auferzogen und vertieft zu ſehn, daß ſie williglich allen andern eitlen Zeitvertreib um des Lernens willen hintanſetzen. Es iſt gar nichts Neues, daß Königinnen und Frauen vom höchſten Range und Abkunft, anſtatt des höfiſchen Tandes, zu tugendhaften Uebungen, zum Leſen und Schreiben greifen, und ſich mit dem ernſtlichſten Fleiße beydes früh und ſpät der Erlangung von Kenntniſſen widmen, ſowohl von allerley freyen Künſten, als auch beſonders von Gott und ſeinem allerheiligſten Wort.“

Schriften: Queen Catherine Parr's lamentation of a ſinner bewailing the ignorance of her blind life. Herausgeg. nach ihrem Tode 1548 u. 1563. 8. Prayers or meditations, etc. collected out of holy works by the moſt vertuous and gracious princeſſe Catherine queen of England, France and Irelande. 1545. 12. A godly expoſition, after the manner of a contemplation upon the 11 pſalm, which Hierom of Ferrary made at the latter end of his days, translated by the queen. A pious prayer in ſhort ejaculations. Ein lateiniſcher Brief an die Prinzeſſin Maria, um ſie zu bitten, die von der Königin beſorgte Ueberſetzung von des Erasmus Paraphraſe des neuen Teſtaments unter ihrem Namen erſcheinen zu laſſen. Verſchiedne Briefe: an König Heinrich während ſeines Feldzugs gegen Frankreich; an die Univerſität Cambridge, verſchiedne an ihren zweyten Gemahl u. ſ. w.

Eduard der ſechſte.

Verſchiedne Schriftſteller haben Nachrichten von den Schriften dieſes Fürſten aufbewahrt. Man ſpricht viel von ſeinen Talenten und Kenntniſſen; ſein eignes Tagebuch erregte wohl gegründetere Hoffnung, daß er ein guter König werden würde, da er in einem ſo frühen Alter entſchloſſen ſchien, ſein Reich und ſeine Unterthanen kennen zu lernen. Er ſchrieb nicht allein Auszüge aus den Predigten, die er hörte, ſondern ſoll auch ein anmuthiges Schauſpiel unter dem Titel: Die babyloniſche Hure, verfaßt haben. Welch eine Erziehung für einen Prinzen, daß man ihn dazu anführte, polemiſche Zoten zu ſchmieren! So anmuthig das Schauſpiel geweſen ſeyn mag, ſo zweifle ich doch, daß es die andern Poſſenreißereyen übertraf, welche in dieſem und dem vorhergehenden Jahrhundert die Theater von Europa überſchwemmten, die nach den Gegenſtänden religiös, aber in ihrer ganzen Ausführung Farcen waren. Das dem König Eduard zugeſchriebne Stück iſt entweder gar nicht vorhanden geweſen, oder untergegangen.

Man hat aber noch andre Arbeiten von ihm, handſchriftlich und im Druck.

Schriften: The ſum of a conference with the lord admiral, von ſeiner eignen Hand, unter den l. manuſc. Aſhmol. A method for the proceedings in the council, ebenfalls in der Bibl. Cotton. King Edward the ſixth's own arguments againſt the pope's ſupremacy etc. Lond. 1682. L'encontre des abus du monde, eine Abhandlung gegen die Misbräuche des Pabſtthums. Eine Franzöſiſche Ueberſetzung von verſchiednen Stellen der Bibel. Ein Traktat de fide, an den Herzog von Somerſet gerichtet. Außerdem Briefe u. ſ. w.

Königin Maria.

Man bewahrt einige andächtige Aufſätze von ihr. Auf das Verlangen der Königin Catharina Parr hatte ſie des Erasmus Paraphraſe vom Evangelium St. Johannis zu überſetzen angefangen, aber „da ſie in eine Krankheit verfiel, die ſie ſich beſonders durch zu vieles Nachdenken über dieſes Werk zugezogen hatte," ſo überließ ſie die Fortſetzung ihrem Kaplan. Dieß war unter der Regierung ihres Bruders. Die gute verwittwete Königin wollte durchaus eine Ueberſetzung von Erasmus Paraphraſe der Evangelien und Apoſtelgeſchichte zu Stande bringen, um unter der unwiſſenden Menge mehr Kenntniß der heiligen Schrift zu verbreiten, und hatte wahrſcheinlich auch ein Augenmerk auf die Bekehrung der Prinzeſſin Maria. Genugſame Urſache für dieſe, jenes aufzugeben. Sie wäre nicht ſo leicht „in Krankheit verfallen," wenn ſie mit den Legenden von der heiligen Thereſe oder der heiligen Catharina von Sinna beſchäftigt worden wäre.

Erasmus ſagt von ihr, daß ſie gute Lateiniſche Briefe geſchrieben. Wie auch dieſe beſchaffen ſeyn mochten, ihre Franzöſiſchen waren ſchlecht. Es findet ſich ein gedruckter von ihr, der eine Antwort auf ein hochmüthiges Manifeſt ihres Gemahls, Philipps des zweyten, an ſie iſt, da er die Prinzeſſin Eliſabeth gegen ihre und der Königin Neigung an den Herzog von Savoyen verheirathen wollte. Die gebeugte Königin unterwirft ſich auf die niedrigſte Art und in einem erbärmlichen Styl gänzlich ſeinem Willen, und bekennt ihm mehr verbunden zu ſeyn als irgend eine andre Frau ihrem Gatten, ungeachtet ſeiner übleu Begegnung, „dont,“ ſagt ſie, „j'ay commencée desja d'en taſter trop à mon grand regret.“ Dann erwähnt ſie einige Geiſtliche, die er zu ihr geſchickt hatte, die ihr aber Fragen vorlegten, „ſi obſcures, que mon ſimple entendement ne les pourroit comprehendre.“ — Man findet noch verſchiedne ſonderbare Briefe von ihr, einen, über ihre Delikateſſe niemals an mehr als drey Männer geſchrieben zu haben. Fälſchlich und abgeſchmackter Weiſe ſchreibt ihr Tanner eine „Geſchichte ihres eignen Lebens und Todes, und einen Bericht von den Märtyrern unter ihrer Regierung“ zu.

Königin Eliſabeth.

In der früheren Zeit ihres Lebens, da ihre Lage zweydeutig und Widerwärtigkeit ihr Loos oder ihre Ausſicht war, in den Tagen, wo König Eduard ſie „ſeine ſanfte Schweſter Mäſsigung" zu nennen pflegte, beſchäftigte ſich dieſe groſse Fürſtin viel mit der Litteratur, und machte unter dem berühmten Roger Aſcham ſtarke Fortſchritte in fremden Sprachen. Ihre ſchnelle Lateiniſche Antwort auf die Begrüſsung der Univerſität zu Cambridge, viele Jahre nachdem ſie aufgehört hatte, gelehrte Muſse zu genieſsen, iſt bekannt, und noch mehr und verdienteren Beyfall hat ihre ſinnreiche Art einer verfänglichen theologiſchen Frage auszuweichen erlangt.

Chriſt was the word that ſpake it;
He took the bread and brake it;
And what that word did make it,
That I believe and take it.

Chriſt war das Wort, der ſprach es;
Er nahm das Brod und brach es;
Wozu das Wort es machte,
So ich es glaub' und achte.

Ein andrer Beweis von Geiſt war ihre Antwort aus dem Stegreif, die ſie auf eine unverſchämte Anfoderung Philipps des zweyten gab, die er in ſolgenden vier Verſen durch ſeinen Geſandten bey ihr anbringen ließ:

Te veto ne pergas bello defendere Belgas;
Quae Dracus eripuit nunc reſtituantur oportet;
Quas pater evertit, iubeo te condere cellas;
Religio Papae ſac reſtituatur ad unguem.

Dir verbiet' ich im Kriege die Belgier ferner zu ſchützen;
Was mir Draco entriß, muß wiedererſtattet nun werden;
Die dein Vater geſtürzt, die Klöſter heiß' ich dich aufbaun;
Sorge, daß hergeſtellt dem Pabſte die Religion ſey.

Sie erwiederte augenblicklich mit eben dem Feuer, womit ſie ſeine Angriffe zurückzutreiben pflegte:

Ad Graecas, bone rex, ſient mandata Calendas.

Guter Monarch, dein Geheiß, am Nimmerstage vollend' ich's.

Ein Beyſpiel des nehmlichen Geiſtes und ein Beweis, daß ſie ihre Schriften, ſogar die in gelehrten Sprachen, ſelbſt ſchrieb, iſt das fortreißende Stück Beredſamkeit, mit welchem ſie einen unverſchämten Geſandten aus Pohlen unterbrach. „Nachdem ſie ihre Rede geendigt,“ ſagt Speed, „erhob ſie ſich löwenähnlich und zähmte den vorwitzigen Redner nicht weniger durch ihre ſtattliche Haltung und majeſtätiſchen Hinweggang, als mit der Schärfe ihrer königlichen Verweiſe; ſie wandte ſich zu ihrem Gefolge und ſagte: „Gottstauſend, meine Herren, ich bin genöthigt geweſen, mein altes Latein rein zu ſcheuern, das ganz eingeroſtet war.“ Sie verfertigte verſchiedene Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen, die man zum Theil noch hat, ſo wie auch eine Anzahl Briefe in Lateiniſcher und Engliſcher Sprache. Doch glänzte ſie nicht bloß in der Proſa; der Verfaſſer eines ſehr ſelten gewordnen Buches: the art of Engliſh poesy, rühmt ihre poetiſchen Talente in der Ode, der Elegie, dem Epigramm und jeder Gattung, worin ſie ſich verſuchen wollte. Doch enthält ſeine Sammlung nur ein einziges kleines Gedicht von ihr; ein andres iſt in Hentzner's Reiſebeſchreibung befindlich.

Schriften: A Comment on Plato. Zwen Reden des Jſokrates, und ein Schauſpiel des Euripides ins Lateiniſche überſetzt. Eine Ueberſetzung von *Boëthius de conſolatione.* Eine Ueberſetzung der gottſeligen Betrachtungen der Königin von Navarra. Eine zu Cambridge, zwey zu Oxford gehaltne Reden, und ihre Anrede an ihr letztes Parlament. A prayer, compoſed by her. Another for the uſe of her fleet in the great expedition in 1596. Ein Band Gebete in Franzöſiſcher, Italiäniſcher und Spaniſcher Sprache, eigenhändig geſchrieben, in der Königl. Bibl. Verſchiedne Briefe, zum Theil gedruckt, zum Theil in der Handſchrift. Sie ſoll auch **Salluſt. de bello Jugurthino**, den größten Theil von **Horat. de arte poetica**, und eine kleine Abhandlung des Plutarch de curioſitate überſetzt haben.

Jakob der erſte.

Wenn ſich an der Aechtheit der Werke jener beyden Streiter der Kirche, Heinrichs des achten und Karls des erſten, zweifeln läßt, wenn einige Kritiker entdeckt haben, daß der letzte königliche Autor ein Gebet aus der Arkadia geſtohlen, wenn ſogar die Exiſtenz von den Gedichten König Richards in Frage gezogen worden: ſo iſt doch auch nicht der geringſte Verdacht vorhanden, daß der Folioband unter dem ehrwürdigen Namen Jakobs des erſten nicht von ſeiner eignen Hand ſeyn ſollte. Roger Aſcham kann ſeiner erlauchten Schülerin bey manchen Perioden geholfen oder ſie verbeſſert haben, allein niemand kann ſich einbilden, daß Buchanam ein Wort von der Dämonologie oder von dem politiſchen Traktat betitelt: Ein Gegendampf wider den Tobak, diktirt hat. Citationen, Wortſpiele, heilige Schrift, Witzeleyen, Aberglauben, Flüche, monarchiſcher Stolz, und Pedanterie, die Ingredienzen zu allem was Se. geheiligte Majeſtät hervorgebracht haben, waren der reine Ertrag ſeiner eignen Fähigkeit, und verdienten den Weihrauch, den die Gottesgelahrten ſeiner Zeit und die Hofleute einer ſo ungeheuren Gelehrſamkeit zollten. Ich kann mich Einer Bemerkung nicht enthalten: man ſetzt immer zum voraus, daß die Rede des Königs im Parlament vom Miniſter verfaßt iſt; wie grauſam wäre es für die Miniſter König Jakobs geweſen, wenn dieſe Vermuthung während ſeiner Regierung Statt gefunden hätte!

Schriften: Außer der Sammlung ſeiner proſaiſchen Werke giebt es: His majeſty's poetical exerciſes at vacant hours. Edinb. Dieſe Sammlung enthält: The furies and the Lepanto. Er dichtete außerdem: An encomium upon Sir Philip Sidney, einige Sonette und ein Gedicht auf eine Schulfeyerlichkeit zu Stirling, abgedruckt in Percy's reliques of ancient Engliſh poetry. — Noch werden ihm zugeſchrieben zwey Stücke, die aber vermuthlich nicht ächt ſind: The prince's cabals, or myſteries of ſtate, written by king James. 1715. und The duty of a king in his royal office. Man hat auch viele Briefe von ihm.

Karl der erſte.

Man hat von ihm außer der berühmten Schrift: Εικων βασιλικη oder *Bildniß des Königs Karl in ſeinen Drangſalen und ſeiner Einſamkeit*, wovon in ſieben und vierzig Auflagen 48000 Exemplare gedruckt ſeyn ſollen, verſchiedne Reden, Briefe, Erklarungen und Friedensbothſchaften, ſonſtige Papiere, die zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen gewechſelt wurden, und die Gebete, deren er ſich in ſeinen Leiden bediente, und im Augenblick vor ſeinem Tode dem Biſchoff Juxon übergab. Ich werde mich nicht darauf einlaſſen, ob das königliche Bildniß ihn zum Verfaſſer hatte, oder nicht *). Von den übrigen Aufſätzen ſind unſtreitig die meiſten von ihm ſelbſt abgefaßt. Sein Styl war eigenthümlich und ſich immer gleich: ein gewiſſer Grad von Verſtändigkeit, Ungemach, Widerwärtigkeiten, Würde und vielleicht einige Verſtellung hatten ihn gebildet. Er hatte die zwiſchen Proteſtanten, Katholiken und beſondern Sekten ſtreitigen Punkte ſtudirt, und die Unruhen ſeiner Regierung verwickelten ihn ſo tief in dieſe Erörterungen, daß es wohl glaublich iſt, er habe die hauptſächlichſten jener Aufſätze zu Papier gebracht; überdieß gönnten ihm ſeine Feinde ſelten den Beyſtand vieler oder fähiger Geiſtlichen in ſeinem Dienſte. Gleich ſeinem Vater beſchränkte er ſich nicht auf Proſa; man hat eine pathetiſche Elegie von ihm, die er zu Carisbroockcaſtle geſchrieben haben ſoll. Die poetiſche Arbeit daran iſt ſehr ungebildet und unharmoniſch, aber es ſind Gedanken voller Kraft, ein geſunder Sinn, und ein Erguß majeſtätiſcher Frömmigkeit.

Der König überſetzte auch mit vielem Fleiß Biſchoff Saundersons Vorleſungen über die Verbind-

---

*) S. eine vollſtändige Unterſuchung darüber General Dictionary Vol. III. p. 359. u. Vol. X. p. 76.

lichkeit des Eides. Wer Gewiſſensfälle ſo genau ſtudirt, iſt wahrſcheinlich ein ehrlicher Mann, aber wenigſtens ſtudirt er ſie in der Hoffnung zu finden, daß er nicht gar ſo ehrlich zu ſeyn brauche, als er dachte. Oliver Cromwell, der nicht völlig ſo gewiſſenhaft war, wußte, daß man zu Haltung eines Eides keiner Kaſuiſterey vonnöthen hat, eher zum Bruch deſſelben. Hätte er dem Könige getraut, ſo würde ſich dieſer vermuthlich nicht mehr mit Saunderſon begnügt, ſondern einen Caſuiſten aufgeſucht haben, der ihm gelehrt hätte, daß man Rebellen keine Treue ſchuldig iſt.

Schriften: Reliquiae ſacrae Carolinae, or the works of that great monarch and glorious martyr king Charles the firſt, both civil and ſacred, im Haag ohne Jahrszahl. His majeſty's reaſons againſt the pretended juriſdiction of the high court of juſtice, which he intended to deliver in writing on Monday Jan. 22d., 1648. Eine Ueberſetzung von Saunderſoni epiſc. lectiones de juramenti promiſſorii obligatione. Lond. 1655. 8. Verſchiedne Briefe.

Jakob der zweyte.

Der einzige Fürſt aus dem Hauſe Stuart, der Genie beſaß, Karl der zweyte, war kein Schriftſteller, wir müßten denn zugeben, daß er die beyden Aufſätze geſchrieben, die man nach ſeinem Tode in ſeiner Chatulle fand. Aber man ſetzt allgemein voraus, daß ſie ihm als eine gültige Entſchuldigung dafür in die Hand gegeben wurden, daß er Lehren angenommen, die er zu träge war zu unterſuchen, zu unbekümmert, um an ſie zu denken und zu verſtändig, um bey weitern Nachdenken an ſie zu glauben. Sein Bruder Jakob ſchrieb:

Memoirs of his own life and campaigns to the reſtoration. Der König machte ſelbſt einen franzöſiſchen Auszug davon in zwey Büchern, der am Schluße von Ramſay's Vie de Turenne gedruckt iſt. The royal ſufferer King James II, conſiſting of meditations, ſoliloquies, vows, etc. Memoirs of the Engliſh affairs, chiefly naval, from the year 1660 to 1673, written by his royal highneſs James duke of York, under his adminiſtration of lord high admiral etc. publiſhed Lond. 1729. 8. Vermuthlich nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sekretär Pepys.

Pairs.

Sir John Oldcaſtle, Lord Cobham.

Die Vernichtung des Geſchmacks und der Literatur war nicht das kleinſte Uebel, das aus dem Pabſtthum entſtand, und die Wiederauflebung der Wiſſenſchaften einer der größten Vortheile, den die Reformation geleiſtet hat. Die katholiſche Geiſtlichkeit fürchtete, wenn die Leute leſen könnten, ſo würden ſie auch denken wollen, und es iſt nicht weniger gegründet: ſobald ſie dachten, ſchrieben ſie. Der erſte Schriftſteller, ſowohl als der erſte Märtyrer unter dem Engliſchen Adel, war Sir John Oldcaſtle, den man den guten Lord Cobham nannte: ein Mann, den ſeine Tugenden zum Reformator, ſein Muth zum Märtyrer, und ſein Märtyrerthum zum Enthuſiaſten machten. Er wurde von Heinrich dem fünften ſehr hoch geſchätzt, und hatte ihm mit großem Eifer zu einer Zeit gedient, wo die Kirche ihre heiligen Feuer für die Lollarde oder Schüler des Wicliff anzündete. Heinrich hatte zu Anfang mit Verſtand und Gutmüthigkeit allen Inſinuationen gegen den Lord Cobham widerſtanden.

den er durch gelinde Ermahnungen zu retten ſuchte; aber da der Pair ſtandhaft war, machte dieß natürlich den Fürſten ſchwach, und er überlieferte den Helden den Inquiſitoren. Lord Cobham wurde ins Gefängniß geſetzt, entkam aber. Die Geiſtlichkeit benachrichtigte indeſſen den König, der damals zu Eltham lag, mit großer Beſorgniß für ſeine geheiligte Perſon, daß ſich zwanzigtauſend Lollarde zu St. Giles verſammelt hätten, um ihn und ſeine Brüder zu verderben. Der wackre junge Monarch brachte im Augenblick einen Haufen zuſammen, und da er um zehn Uhr Abends im Wirthshauſe zur Act unweit Biſhopsgate ankam, nahm er den Wirth nebſt ſieben andern gefangen, womit er ſeinen erſten Feldzug beſchloß. Etwa ein achtzig wurden unweit St. Giles ergriffen, und da einige von ihnen dahin gebracht wurden, wie Rapin glaubt, zu bekennen, daß ſie vorgehabt, die königliche Familie zu ermorden und Lord Cobham zum Protektor zu machen, ſo zweifelte der König nicht länger an der Verſchwörung, ſondern befahl, etwa die Hälfte von ihnen hinzurichten, und ließ einen Ausruf ergehn, den Cobham zu verhaften, der ſich die Zeit über in Wales verborgen hatte. Der König, der ſelbſt Lollard genug war, um ein räuberiſches Auge auf die Einkünfte der Geiſtlichkeit zu werfen, wurde durch eine freye

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10470/016

ren zu können. Er iſt die himmelanſtrebende Kuppel, jene ſind die gewaltigen Pilaſter auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann; aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk. Nicht ſo Mignon, Sperata und Auguſtino, die heilige Familie der Naturpoeſie, welche dem Ganzen, romantiſchen Zauber und Muſik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen: aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Gottheit, und ſeine Stimme rauſcht auf den Wogen der Melodie daher, wie die Andacht würdiger Chöre.

Es iſt als ſei alles vorhergehende nur ein geiſtreiches intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind nur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich, und gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

V.

Ueber Leſſing.

Leſſings ſchriftſtelleriſche Verdienſte ſind ſchon mehr als einmal der Gegenſtand eigner beredſamer Aufſätze geweſen. Ein paar dieſer Aufſätze, welche vielerlei Bemerkungen enthalten, rühren von zwei Veteranen der deutſchen Litteratur her. Ein Bruder, der Leſſingen aufrichtig liebte, und ihn lange mit der Treue der Bewunderung beobachtet hatte, widmete der Beſchreibung ſeiner Schickſale, Verhältniſſe und Eigenthümlichkeiten ein umſtändliches Werk. Wenige Schriftſteller nennt und lobt man ſo gern als ihn: ja es iſt eine faſt allgemeine Liebhaberei, gelegentlich etwas bedeutendes über Leſſing zu ſagen. Wie natürlich: da er, der eigentliche Autor der deutſchen Litteratur, ſo vielſeitig und ſo durchgreifend auf das Ganze derſelben wirkte, zugleich laut und glänzend für Alle, und auf einige tief. Daher iſt denn auch vielleicht über kein deutſches Genie ſo viel Merkwürdiges geſagt worden; oft aus ſehr verſchiednen, ja entgegengeſetzten Standpuncten, zum Theil von Schriftſtellern, welche ſelbſt zu den geiſtvollſten oder zu den bekannteſten gehören.

Dennoch darf ein Verſuch, Leſſings Geiſt im Ganzen zu charakteriſiren, nicht für überflüſſig gehalten werden. Eine ſo reiche und umfaſſende Natur kann nicht vielſeitig genug betrachtet werden, und iſt durchaus unerſchöpflich. So lange wir noch an Bildung wachſen, beſteht ja ein Theil, und gewiß nicht der unweſentlichſte unſers Fortſchreitens eben darin, daß wir immer wieder zu den alten Gegenſtänden, die es werth ſind, zurückkehren, und alles Neue, was wir mehr ſind oder mehr wiſſen, auf ſie anwenden, die vorigen Geſichtspuncte und Reſultate berichtigen, und uns neue Ausſichten eröffnen. Der gewöhnlichen Behauptung: es ſei ſchon Alles geſagt; die ſo ſcheinbar iſt, daß ſie von ſich ſelbſt gilt (denn ſo wie Voltaire ſie ausdrückt, wird ſie ſchon beim Terenz gefunden) muß man daher in Rückſicht auf Gegenſtände dieſer Art vorzüglich, ja vielleicht in Rückſicht auf alle, von denen immer die Rede ſein wird, die gerade widerſprechende Behauptung entgegenſetzen: Es ſei eigentlich noch

Nichts geſagt; nämlich ſo, daß es nicht nöthig wäre, mehr, und nicht möglich, etwas beſſeres zu ſagen.

Was Leſſingen insbeſondere betrifft, ſo ſind überdem erſt ſeit Kurzem die Acten vollſtändig geworden, nachdem man nun alles, was zur nähern Bekanntſchaft mit dem großen Manne irgend nützlich ſein mag, hat drucken laſſen. Jene, welche gleich im erſten Schmerz über ſeinen Verluſt ſchrieben, entbehrten viele weſentliche Dokumente, unter andern die unendlich wichtige Briefſammlung.

Leſſing endlich war einer von den revolutionären Geiſtern, die überall, wohin ſie ſich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem ſcharfen Scheidungsmittel, die heftigſten Gährungen und gewaltigſten Erſchütterungen allgemein verbreiten. In der Theologie wie auf der Bühne und in der Kritik hat er nicht bloß Epoche gemacht, ſondern eine allgemeine und daurende Revolution allein hervorgebracht, oder doch vorzüglich veranlaßt. Revolutionäre Gegenſtände werden ſelten kritiſch betrachtet. Die Nähe einer ſo glänzenden Erſcheinung blendet auch ſonſt ſtarke Augen, ſelbſt bei leidenſchaftsloſer Beobachtung. Wie ſollte alſo die Menge fähig ſein, ſich dem ſtürmiſchen Eindruck nicht ganz hinzugeben, ſondern ihn mit der geiſtigen Gegenwirkung aneignend aufzunehmen, wodurch allein er ſich zum Urtheil bilden kann? Der erſte Eindruck litterariſcher Erſcheinungen aber iſt nicht bloß unbeſtimmt: er iſt auch ſelten reine Wirkung der Sache ſelbſt, ſondern gemeinſchaftliches Reſultat vieler mitwirkenden Einflüſſe und zuſammentreffenden Umſtände. Dennoch pflegt man ihn ganz auf die Rechnung des Autors zu ſetzen, wodurch dieſer nicht ſelten in ein durchaus falſches Licht geſtellt wird. Der allgemeine Eindruck wird auch bald der herrſchende; es bildet ſich ein blinder Glauben, eine gedankenloſe Gewohnheit, welche bald heilige Ueberlieferung und endlich beinah unverbrüchliches Geſetz wird. Die Macht einer öffentlichen und alten Meinung zeigt ihren Einfluß auch auf ſolche Männer, welche ſelbſtſtändig urtheilen könnten; der Strom zieht auch ſie mit fort, oft ohne daß ſie es nur gewahr werden. Oder wenn ſie ſich widerſetzen, ſo gerathen ſie dann in das andere Extrem, alles unbedingt zu verwerfen. Der Glaube wächſt mit dem Fortgang, der Irrthum wird feſt durch die Zeit und irrt immer weiter, die Spuren des Beſſeren verſchwinden, vieles und vielleicht das Wichtigſte ſinkt ganz in Vergeſſenheit. So bedarf es oft nur eines geringen Zeitraums, um das Bild von ſeinem Originale bis zur Unkenntlichkeit zu entfernen, und um zwiſchen der herrſchenden Meinung über einen Schriftſteller, und dem, was ganz offenbar in ſeinem Leben und in ſeinen Werken da liegt, dem, was er ſelbſt über ſich urtheilte, und der Art, wie er überhaupt die Dinge der litterariſchen Welt anſah und maaß, den ſchneidendſten Widerſpruch zu erzeugen. Die, welche, wenn auch nicht in der Religion, doch in der Litteratur den alleinſeligmachenden Glauben zu beſitzen wähnen, wird dieſer Widerſpruch zwar ſelten in ihrer behaglichen Ruhe ſtören: aber jeder Unbefangne, dem er ſich plötzlich zeigt, muß billig darüber erſtaunen.

Ueberraſchung und Erſtaunen waren, das muß ich geſtehen, jedesmal meine Empfindungen, wenn ich eine Zeitlang ganz in Leſſings Schriften gelebt hatte, und nun abſichtlich oder zufällig wieder auf irgend etwas gerieth, wobei ich mich alles deſſen erinnerte, was ich etwa ſchon über die Art, wie man Leſſing gewöhnlich bewundert und nachahmt, oder zu bewundern und nachzuahmen unterläßt, geſammelt und beobachtet hatte.

Ja gewiß, auch Leſſing würde wo nicht überraſcht doch etwas befremdet werden, und nicht ganz ohne Unwillen lächeln, wenn er wiederkehrte und ſähe, wie man nur die Vortrefflichkeiten nicht müde wird an ihm zu preiſen, die er immer ſtreng und ernſt von ſich ablehnte, nur diejenigen unter ſeinen zahlreichen Bemühungen und Verſuchen mit einſeitiger und ungerechter Vorliebe faſt allein zu zergliedern und zu loben, von denen er ſelbſt am wenigſten hielt, und von denen wohl eigentlich vergleichungsweiſe am wenigſten zu ſagen iſt, während man das Eigenſte und das Größte in ſeinen Aeußerungen, wie es ſcheint, gar nicht einmal gewahr werden will und kann! Er würde doch erſtaunen, daß gerade die litterariſchen Moderantiſten und Anbeter der Halbheit, welche er, ſo lange er lebte, nie aufhörte eifrigſt zu haſſen und zu verfolgen, es haben wagen dürfen, ihn als einen Virtuoſen der goldnen Mittelmäßigkeit zu vergöttern, und ihn ſich ausſchließend gleichſam zuzueignen, als ſei er einer der ihrigen! Daß ſein Ruhm nicht ein ermunternder und leitender Stern für das werdende Verdienſt iſt, ſondern als Aegide gegen jeden misbraucht wird, der etwa in allem, was gut iſt und ſchön, zu weit vorwärts gehn zu wollen droht! Daß träger Dünkel, Plattheit und Vorurtheil unter der Sanction ſeines Namens Schutz ſuchen und finden! Daß man ihn und einen Addiſon, von deſſen Zahmheit, wie ers nennt, er ſo verächtlich redet (wie er denn überhaupt nüchterne Correctheit ohne Genie beinah noch mehr geringſchätzt, als billig iſt) zuſammenpaaren mag und darf, wie man etwa Miß Sara Sampſon und Emilia Galotti und Nathan den Weiſen in einem Athem und aus einem Tone bewundert, weil es doch ſämmtlich dramatiſche Werke ſind!

Auch Er würde, wenn ſein Geiſt in neuer Geſtalt erſchiene, von ſeinen eifrigſten Anhängern, verkannt und verläugnet werden, und könnte ihnen gar leicht großes Aergerniß geben. Denn wenn der heilige Glaube nicht wäre, und der noch heiligere Name, ſo dürfte Leſſing doch wohl für manchen, der jezt auf ſeiner Autorität vornehm ausruht, an ſeine Einfälle glaubt, die Größe ſeines Geiſtes für das Maaß des menſchlichen Vermögens, und die Gränzen ſeiner Einſicht für die wiſſenſchaftlichen Säulen des Herkules hält, welche überſchreiten zu wollen eben ſo gottlos als thöricht ſei, nichts weiter ſein, als ein ausgemachter Myſtiker, ein ſophiſtiſcher Grübler und ein kleinlicher Pedant.

Es iſt nicht unintereſſant, der allmählichen Entſtehung und Ausbildung der herrſchenden Meinung über Leſſing nachzuforſchen, und ſie bis in ihre Nebenzweige zu verfolgen. Die Darſtellung derſelben in ihrem ganzen Umfange, mit andern Worten, die Geſchichte der Wirkungen, welche Leſſings Schriften auf die deutſche Litteratur gehabt haben, wäre hinreichender Stoff für eine eigene Abhandlung. Hier wird es genug und zweckmäßiger ſein, nur das Reſultat einer ſolchen Unterſuchung aufzuſtellen, und die im Ganzen herrſchende Meinung, nebſt den weſentlichſten Abweichungen einzelner Gattungen mit der Genauigkeit, die ein mittlerer Durchſchnitt erlaubt, im Allgemeinen poſitiv und negativ zu beſtimmen, und durch kurz angedeutete Gegenſätze in ein helleres Licht zu ſetzen.

Völlig ausgemacht iſt es nach dem einmüthigen Urtheil Aller, daß Leſſing *ein ſehr großer Dichter ſei*. Seine dramatiſche Poeſie hat man unter allen ſeinen Geiſtesproducten am weitläuftigſten und detaillirteſten zergliedert und auf alles, was ſie betrifft, legt man den wichtigſten Accent. Läſe man nicht die Werke ſelbſt, ſondern nur, was über ſie geſagt worden iſt: ſo dürfte man leicht verführt werden zu glauben, die *Erziehung des Menſchengeſchlechts* und die *Freimaurergeſpräche* ſtehen an Bedeutung, Werth, Kunſt und Genialität der *Miß Sara Sampſon* weit nach.

Auch das iſt ausgemacht, daß Leſſing ein unübertrefflich einziger, ja beinah *vollkommener Kunſtkenner der Poeſie* war. Hier ſcheinen das Ideal und der Begriff des Individuums faſt in einander verſchmolzen zu ſein. Beide werden nicht ſelten verwechſelt, als völlig identiſch. Man ſagt oft nur: Ein Leſſing, um einen vollendeten poetiſchen Kritiker zu bezeichnen.

Einſtimmig wird ſeine Univerſalität bewundert, welche dem Größten gewachſen war, und es doch auch nicht verſchmähte, ſelbſt das Kleinſte durch Kunſt und Geiſt zu adeln. Einige, vorzüglich unter ſeinen nächſten Bewunderern und Freunden haben ihn desfalls für ein Univerſalgenie, dem es zu gering geweſen wäre, nur in Einer Kunſt oder Wiſſenſchaft groß, vollendet und einzig zu ſein, erklärt, ohne ſich dieſen Begriff recht genau zu beſtimmen, oder über die Möglichkeit deſſen, was ſie behaupteten, ſtrenge Rechenſchaft zu geben. Sie machen ihn nicht ohne einige Vergötterung gleichſam zu einem höchſten unvergleichlichen und unerreichbaren Eins und Alles, und ſcheinen oft zu glauben, ſein Geiſt habe wirklich keine Schranken gehabt.

Witz und Proſa ſind Dinge, für die nur ſehr wenige Menſchen Sinn haben, ungleich weniger vielleicht, als für kunſtmäßige Vollendung und für Poeſie. Daher iſt denn auch von Leſſings Witz und von Leſſings Proſa gar wenig die Rede, ungeachtet doch ſein Witz vorzugsweiſe claſſiſch genannt zu werden verdient, und eine pragmatiſche Theorie der polemiſchen Proſa wohl mit der Charakteriſtik ſeines Styls gleichſam würde anfangen und endigen müſſen.

Noch weniger iſt natürlich bei dem allgemeinen Mangel an Sinn für ſittliche Bildung und ſittliche Größe, bei der modiſchen nichts unterſcheidenden Verachtung der Aeſthetiker gegen alles, was moraliſch heißen will oder wirklich iſt, der ſchwächlichen Schlaffheit, der eigenſinnigen Willkührlichkeit, drückenden Kleinlichkeit und conſequenten Unvernunft der conventionellen und in der Geſellſchaft wirklich geltenden Moral auf der einen Seite, und der bornirten Denkart abſtracter und buchſtäbelnder Tugendpedanten und Maximendrechsler auf der andern, von Leſſings Charakter die Rede; von den würdigen männlichen Grundſätzen, von dem großen freien Styl ſeines Lebens, welches vielleicht die beſte praktiſche Vorleſung über die Beſtimmung des Gelehrten ſein dürfte; von der dreiſten Selbſtſtändigkeit, von der derben Feſtigkeit ſeines ganzen Weſens, von ſeinem edeln Cynismus, von ſeiner göttlichen Liberalität; von jener biedern Herzlichkeit, die der ſonſt nicht empfindſame Mann in allem, was Kindespflicht, Brudertreue, Vaterliebe, und überhaupt die erſten Bande der Natur und die innigſten Verhältniſſe der Geſellſchaft betrifft, ſtets offenbart, und die ſich auch hie und da in Werken, welche ſonſt nur der Verſtand gedichtet zu haben ſcheint, ſo anziehend und durch ihre Seltenheit ſelbſt rührender äußert; von jenem tugendhaften Haß der halben und der ganzen Lüge, der knechtiſchen und der herrſchſüchtigen Geiſtesfaulheit; von jener Scheu vor der geringſten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbſtdenkers; von ſeiner warmen, thätigen Ehrfurcht vor allem, was er als Mittel zur Erweiterung der Erkenntniß und inſofern als Eigenthum der Menſchheit betrachtete; von ſeinem reinen Eifer in Bemühungen, von denen er ſelbſt am beſten wußte, daß ſie, nach der gemeinen Anſicht, fehlſchlagen und nichts fruchten würden, die aber in dieſem Sinne gethan, mehr werth ſind, wie jeder Zweck; von jener göttlichen Unruhe, die überall und immer nicht bloß wirken, ſondern aus Inſtinct der Größe handeln muß, und die auf alles, was ſie nur berührt, von ſelbſt, ohne daß ſie es weiß und will, zu allem Guten und Schönen ſo mächtig wirket.

Und doch ſind es grade dieſe Eigenſchaften und ſo viele andre ihnen ähnliche noch weit mehr als ſeine Univerſalität und Genialität, um derentwillen man es nicht misbilligen mag, daß ein Freund die erhabene Schilderung, welche Caſſius beim Shakſpeare vom Caeſar macht, auf ihn anwandte:

Die bibliothekariſche und antiquariſche Mikrologie des wunderlichen Mannes und ſeine ſeltſame Orthodoxie weiß man nur anzuſtaunen. Seine böſe Polemik beklagt man faſt einmüthig recht ſehr, ſo wie auch, daß der Mann ſogar fragmentariſch ſchrieb, und trotz alles Anmahnens nicht immer lauter Meiſterwerke vollenden wollte. —

Seine Polemik inſonderheit iſt, ungeachtet ſie überall den Sieg davon getragen hat, und man es auch da, wo es allerdings einer tiefern hiſtoriſchen Unterſuchung und kritiſchen Würdigung bedurft hätte, vorzüglich in Sachen des Geſchmacks, bei ſeiner bloß polemiſchen Entſcheidung hat bewenden laſſen, dennoch ſelbſt ſo völlig vergeſſen, daß es vielleicht für viele, welche Verehrer Leſſings zu ſein glauben, ein Paradoxon ſein würde, wenn man behauptete, der Anti-Götze verdiene nicht etwa bloß in Rückſicht auf zermalmende Kraft der Beredſamkeit, überraſchende Gewandheit und glänzenden Ausdruck, ſondern an Genialität, Philoſophie, ſelbſt an poetiſchem Geiſte und ſittlicher Erhabenheit einzelner Stellen, unter allen ſeinen Schriften den erſten Rang. Denn nie hat er ſo aus dem tiefſten Selbſt geſchrieben, als in dieſen Exploſionen, die ihm die Hitze des Kampfs entriß, und in denen der Adel ſeines Gemüths im reinſten Glanz ſo unzweideutig hervorſtrahlt. Was könnten und würden auch wohl die Verehrer der von Leſſing immer ſo bitter verachteten und verſpotteten Höflichkeit und Decenz, „für welche die Polemik überhaupt wohl weder Kunſt noch Wiſſenſchaft ſein mag," zu einer Polemik ſagen, gegen welche ſie ſelbſt Fichte's Denkart friedlich und ſeine Schreibart milde nennen müßten? Und das in einem Zeitalter, wo man nächſt der Myſtik nichts ſo ſehr ſcheut als Polemik, wo es herrſchender Grundſatz iſt, fünf grade ſein zu laſſen, und die Sache ja nicht ſo genau zu nehmen, wo man alles dulden, beſchönigen und vergeſſen kann, nur ſtrenge rückſichtsloſe Rechtlichkeit nicht? Wenn dieſe Leſſingſche Polemik nicht glücklicherweiſe ſo vergeſſen, viele ſeiner beſten Schriften nicht ſo unbekannt wären, daß unter hundert Leſern vielleicht kaum Einer bemerken wird, wie ähnlich die Fichtiſche Polemik der Leſſingſchen ſei, nicht etwa in etwas Zufälligem, im Colorit oder Styl, ſondern grade in dem, was das wichtigſte iſt, in den Hauptgrundſätzen, und in dem, was am meiſten auffällt, in einzelnen ſchneidenden und harten Wendungen.

Leſſings Philoſophie, welche freilich wohl unter allen Fragmenten, die er in die Welt warf, am meiſten Fragment geblieben iſt, da ſie in einzelnen Winken und Andeutungen, oft an dem unſcheinbarſten Ort andrer Bruchſtücke, über alle ſeine Werke der letztern, und einige der mittlern und erſten Epoche ſeines geiſtigen Lebens zerſtreut liegt; ſeine Philoſophie, welche für den Kritiker, der ein philoſophiſcher Künſtler werden will, dennoch ſein ſollte, was der Torſo für den bildenden Künſtler; Leſſings Philoſophie ſcheint man nur als Veranlaſſung der Jakobiſchen, oder gar nur als Anhang der Mendelſohnſchen zu kennen! Man weiß nichts davon zu ſagen, als daß er die Wahrheit und Unterſuchung liebte, gern ſtritt und widerſprach, ſehr gern Paradoxen ſagte, gewaltig viel Scharfſinn beſaß, Dummköpfe mit unter ein wenig zum Beſten hatte, an Univerſalität der Kenntniſſe und Vielſeitigkeit des Geiſtes Leibnitzen auffallend ähnelte, und gegen das Ende ſeines Lebens leider ein Spinoſiſt wurde!

Von ſeiner Philologie erwähnt man, daß er in der Conjecturalkritik, welche der Gipfel der philologiſchen Kunſt ſei, ungleich weniger Stärke beſitze, als man wohl erwarten möge, da er doch in der That einige der zu dieſer Wiſſenſchaft erforderlichen und erſprießlichen Geiſtesgaben von der Natur erhalten hätte.

Was die harmoniſch Platten, jene würdigen

Dichter und Kunſtrichter, die ſo unermüdet geſchäftig ſind, alles Göttliche und Menſchliche in den Syrup der Humanität aufzulöſen, ſich von der nachahmungswürdigen *Univerſalcorrectheit* des weiſen nüchternen Leſſing eingebildet haben, iſt ſchon erwähnt worden. Dieſe haben denn auch natürlich ſeine dramaturgiſchen und ſonſt zur Poetik und Theorie der Dichtarten gehörigen Fragmente und Fermente, die er wohl ſelbſt ſo nannte, fixirt, und zu heiligen Schriften und *ſymboliſchen Büchern der Kunſtlehre* erkieſet.

Dies ſind ungefähr die hauptſächlichſten Geſichtspuncte und Rubriken, nach welchen man von Leſſing überhaupt etwas geurtheilt oder gemeint hat. Wie alles das, was er in jedem dieſer Fächer ſein ſoll oder wirklich war, wohl zuſammen hängen mag, welcher *gemeinſame Geiſt* Alles beſeelt, was er denn eigentlich *im Ganzen* war, ſein wollte, und werden mußte; darüber ſcheint man gar nichts zu urtheilen und zu meinen. Gehet man ſonſt bei ſeiner Charakteriſtik ins Einzelne: ſo geſchieht dies nicht etwa nach den verſchiedenen Stufen ſeiner litterariſchen Bildung, den Epochen ſeines Geiſtes, und mit der Unterſcheidung des eignen Styls und Tons eines jeden, noch nach den vorherrſchenden Richtungen und Neigungen ſeines Weſens, nach den verſchiedenen Zweigen ſeiner Thätigkeit und Einſicht: ſondern nach den Titeln ſeiner einzelnen Schriften, die man nicht ſelten, (oft mit Uebergehung der wichtigſten und bei weitläuftiger Zergliederung der dramatiſchen Jugendverſuche) nach nichtsbedeutenden Gattungsnahmen regiſtermäßig zuſammenpaart; da doch jedes ſeiner beſten Werke ein literariſches Individuum für ſich, ein Weſen eigner Art iſt, „was aller Gränzſcheidungen der Kritik ſpottet," und oft weder Vorgänger noch Nachfolger hat, womit es in eine Rubrik gebracht werden könnte.

Da ich, was Leſſing betrifft, Leſſingen und ſeinen Werken mehr glaube, als ſeinen Beurtheilern und Lobrednern: ſo kann ich nicht umhin, dieſe Anſichten und Meinungen, in ſo fern ſie Urtheile ſein ſollen, nicht bloß wegen deſſen, was ſie im Ganzen unterlaſſen, ſondern auch wegen des Poſitiven, was ſie im Einzelnen enthalten, ihrer Form und ihrem Inhalte nach zu misbilligen.

Es iſt gewiß löblich, daß man Leſſingen gelobt hat, und noch lobt. Man kann in dieſem Stücke auf die rechte Weiſe des Guten auch wohl nicht ſo leicht zu viel thun; und was wäre kleinlicher, als einem Manne von der ſeltenſten Größe ſeinen Ruhm mit ängſtlichem Geiz darzuwiegen? Aber was wäre auch ein Lob ohne die ſtrengſte Prüfung und das freieſte Urtheil? Zum wenigſten **Leſſings** durchaus unwürdig; ſo wie alle unbeſtimmte Bewunderung und unbedingte Vergötterung, welche, wie auch dieſes Beiſpiel wieder beſtätigen kann, durch Einſeitigkeit gegen ihren Gegenſtand ſelbſt ſo leicht ungerecht wird.

Man ſollte doch nun auch einmal den Verſuch wagen, Leſſingen nach den Geſetzen zu kritiſiren, die er ſelbſt für die Beurtheilung großer Dichter und Meiſter in der Kunſt vorgeſchrieben hat; ob nicht vielleicht eine ſolche Kritik die beſte Lobrede für ihn ſein dürfte: ihn ſo zu bewundern und ihm ſo nachzufolgen, wie er wollte, daß man es mit **Luthern** halten ſollte, mit dem man ihn wohl in mehr als einer Rückſicht vergleichen könnte.

Jene Vorſchriften ſind folgende. „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen iſt man unerbittlich.“ (Th. IV. S. 34.). „Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushängen zu können; ſo würde meine Tonleiter dieſe ſein: Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; **mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewun-**

dernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler; und ſo bitter als möglich gegen den Kabalenmacher" (Th. XII. S. 163.).

Ueber Luther redet er ſo: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſt geſchützt ſein u. ſ. w." (Th. V. S. 162.). Ueberhaupt war unbegränzte Verachtung des Buchſtabens ein Hauptzug in Leſſings Charakter.

Freimüthigkeit iſt die erſte Pflicht eines jeden, der über Leſſing öffentlich reden will. Denn wer kann wohl den Gedanken ertragen, daß Leſſing irgend einer Schonung bedürfte? Oder wer möchte wohl ſeine Meinung über den Meiſter der Freimüthigkeit nur furchtſam zu verſtehn geben, und angſtvoll halb reden, halb ſchweigen? Und wer, der es könnte, darf ſich einen Verehrer Leſſings nennen? Das wäre Entweihung ſeines Namens!

Wie ſollte man auf das kleine Aergerniß Rückſicht nehmen, was etwa zufällig daraus entſtehen könnte, da Er ſelbſt das ärgſte Aergerniß für nichts, als „einen Popanz hielt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten?" (Th. VI. S. 152.). Ja er hielt es ſogar für äußerſt verächtlich, „daß ſich niemand die Mühe zu nehmen pflegt, ſich den Geckereien, welche man vor dem Publicum und mit dem Publicum ſo häufig unternimmt, entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Lauf der Zeit das Anſehn einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahren: „Würde man denn in die Welt ſo haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht widerſprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widerſprechen?“ Obgleich der große Menſchenkenner in dieſer Stelle (Th. VII. S. 309.) eigentlich von Geckereien ganz andrer Art redet: ſo iſt doch alles auch ſehr anwendbar auf die Geckereien, von denen hier die Rede iſt. Denn Geckerei darf es doch wohl zum Beiſpiel genannt werden, wenn man Leſſing zum Ideal der goldnen Mittelmäßigkeit, zum Helden der ſeichten Aufklärung, die ſo wenig Licht als Kraft hat, erheben will? — „Wenn es ein wenig zu beißend geſagt ſein ſollte — wozu hilft das Salz, wenn man damit nicht ſalzen ſoll?“ (Th. V. S. 208.).

Auch iſt gewiß eine ſolche Freimüthigkeit nicht nothwendig fruchtlos: denn wenn es auch ſehr wahr iſt, was Leſſing eben ſo richtig als ſcharfſinnig bemerkt hat, „daß bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr überſehen als geſehen worden iſt" (Th. V. S. 256.): ſo iſt denn doch nicht minder richtig, daß „bei den Klugen keine Verjährung Statt findet" (Th. VII. S. 307.). Dieſe nothwendige Freimüthigkeit würde bei mir, wenn dieſe Eigenſchaft mir auch nicht überhaupt natürlich wäre, doch ſchon aus der Unbefangenheit, mit der ich Leſſings Schriften und ihre Wirkungen kennen lernte, haben folgen müſſen. Eine Wahrnehmung, ein Widerſpruch, der uns überraſcht hat, wird ganz natürlich ſo wiedergegeben, wie er empfangen wurde. Auch ſollte es mich freuen, wenn alle diejenigen, welche Leſſing immer citiren, ohne ſeinen Geiſt, ja oft ohne ſeine Schriften gründlich zu kennen. meine eigenthümliche und für ſie paradoxe Anſicht von ihm, ihrer Misbilligung und Abneigung werth halten wollten, oder ſich eben ſo wenig darin finden könnten, wie in Leſſings Pedanterie, Orthodoxie, Mikrologie und Polemik.

Jene Unbefangenheit ward mir dadurch möglich, daß ich nicht Leſſings Zeitgenoſſe war, und alſo weder mit noch wider den Strom der öffentlichen Meinung über ihn zu gehn brauchte. Sie ward noch erhöht durch den glücklichen Umſtand, daß mich Leſſing erſt ſpät und nicht eher anfing zu intereſſiren, als bis ich feſt und ſelbſtſtändig genug war, um mein Augenmerk auf das Ganze richten, um mich mehr für ihn und den Geiſt ſeiner Behandlung als für die behandelten Gegenſtände intereſſiren, und ihn frei betrachten zu können. Denn ſo lange man noch am Stoff klebt, ſo lange man in einer beſondern Kunſt und Wiſſenſchaft, oder in der geſammten Bildung überhaupt, noch nicht durch ſich ſelbſt zu einer gewiſſen Befriedigung gelangt iſt, welche dem weitern Fortſchreiten ſo wenig hinderlich iſt, daß dieſes vielmehr erſt durch ſie geſichert wird; ſo lange man noch raſtlos nach einem feſten Stand und Mittelpunct umher ſucht: ſo lange iſt man noch nicht frei und noch durchaus unfähig, einen Schriftſteller zu beurtheilen. Wer die Dramaturgie zum Beiſpiel etwa in der illiberalen Abſicht lieſt, die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt aus ihr zu erfahren, oder durch dieſes Medium über die Poetik des Ariſtoteles Gewißheit zu erhalten und ins Reine zu kommen: der hat ſicher noch gar keinen Sinn für die Individualität und Genialität dieſes ſeltſamen Werks. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich unter andern den Laokoon, troz dem günſtigen Vorurtheil und troz dem Eindruck einzelner Stellen, ganz unbefriedigt und daher ganz misvergnügt aus der Hand legte

Ich hatte das Buch nämlich mit der thörichten Hoffnung geleſen, hier die baare und blanke und felſenfeſte Wiſſenſchaft über die erſten und letzten Gründe der bildenden Kunſt, und ihr Verhältniß zur Poeſie, zu finden, welche ich begehrte und verlangte. So lange der Grund fehlte, war ich für einzelne Bereicherungen nicht empfänglich, und Erregungen der Wißbegier brauchte ich nicht. Mein Leſen war intereſſirt, und noch nicht Studium, d. h. unintereſſirte, freie, durch kein beſtimmtes Bedürfniß, durch keinen beſtimmten Zweck beſchränkte Betrachtung und Unterſuchung, wodurch allein der Geiſt eines Autors ergriffen und ein Urtheil über ihn hervorgebracht werden kann. So gings mir mit mehreren Schriften Leſſings. Doch habe ich dieſe Sünde, wenn es eine iſt, reichlich abgebüßt. Denn ſeitdem mein Sinn für Leſſing, wie ein Schwärmer oder ein Spötter es ausdrücken würde, zum Durchbruch gekommen, und mir ein Licht über ihn aufgegangen iſt, ſind ſeine ſämmtlichen Werke, ohne Ausnahme des geringſten und unfruchtbarſten, ein wahres Labyrinth für mich, in welches ich äußerſt leicht den Eingang, aus dem ich aber nur mit der äußerſten Schwierigkeit den Ausweg finden kann.

Dieſes Studium und jene Unbefangenheit allein können mit den ſonſt unerſetzlichen Mangel einer *lebendigen Bekanntſchaft mit Leſſing* einigermaßen erſetzen. Ein Autor, er ſei Künſtler oder Denker, der alles, was er vermag, oder weiß, zu Papiere bringen kann, iſt zum mindeſten kein Genie. Es giebt ihrer, die ein Talent haben, aber ein ſo beſchränktes, ſo iſolirtes, daß es ihnen ganz fremd läßt, als ob es nicht ihr eigen, als ob es ihnen nur angeheftet oder geliehen wäre. Von dieſer Art war Leſſing nicht. *Er ſelbſt war mehr werth, als alle ſeine Talente.* In ſeiner Individualität lag ſeine Größe. Nicht bloß aus den Nachrichten von ſeinen Geſprächen, nicht bloß aus den, wie es ſcheint, bisher ſehr vernachläſſigten *Briefen*, deren einer oder der andere für den, welcher nur *Leſſingen im Leſſing ſucht* und ſtudirt und Sinn hat für ſeine genialiſche Individualität, mehr werth iſt als manches ſeiner berühmteſten Werke: auch aus ſeinen Schriften ſelbſt möchte man faſt vermuthen, er habe das *lebendige Geſpräch* noch mehr in der Gewalt gehabt als den ſchriftlichen Ausdruck, er habe hier ſeine innerſte und tiefſte Eigenthümlichkeit noch klarer und dreiſter mittheilen können. Wie lebendig und dialogiſch ſeine Proſa iſt, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Das Intereſſanteſte und das Gründlichſte in ſeinen Schriften ſind Winke und Andeutungen, das Reifſte und Vollendetſte Bruchſtücke von Bruchſtücken. Das Beſte, was Leſſing ſagt, iſt was er, wie errathen und gefunden, in ein paar gediegenen Worten voll Kraft, Geiſt und Salz hinwirft; Worte, in denen, was die dunkelſten Stellen ſind im Gebiet des menſchlichen Geiſtes, oft wie vom Blitz plötzlich erleuchtet, das Heiligſte höchſt keck und faſt frevelhaft, das Allgemeinſte höchſt ſonderbar und launig ausgedrückt wird. Einzeln und compact, ohne Zergliederung und Demonſtration, ſtehen ſeine Hauptſätze da, wie mathematiſche Axiome; und ſeine bündigſten Raiſonnements ſind gewöhnlich nur eine Kette von witzigen Einfällen. Von ſolchen Männern mag eine kurze Unterredung oft lehrreicher ſein und weiter führen, als ein langes Werk! Ich wenigſtens könnte die Befriedigung des feurigen Wunſches, grade dieſen Mann ſehen und ſprechen zu dürfen, vielleicht mit Entſagung auf den Genuß und den Vortheil von irgend einem ſeiner Werke an meinem Theil erkaufen wollen! Ueber die Unmöglichkeit, dieſes Verlangen erfüllt zu ſehn, kann mich nur die erwähnte Unbefangenheit und Freimuthigkeit troſten.

Wenn aber auch die letzte noch ſo groß wäre: ſo würde ich es doch kaum wagen, meine Meinung über Leſſing öffentlich zu ſagen, wenn ich ſie nicht im

Ganzen durch Leſſings Maximen vertheidigen, und im Einzelnen durchgängig mit Autoritäten und entſcheidend beweiſenden Stellen aus Leſſing belegen könnte; ſo unendlich verſchieden iſt meine Anſicht Leſſings von der herrſchenden.

Man meint zum Beiſpiel nicht nur, ſondern man glaubt ſogar entſchieden zu wiſſen, daß Leſſing einer der größten Dichter war; und ich zweifle ſogar, ob er überall ein Dichter geweſen ſei, ja ob er poetiſchen Sinn und Kunſtgefühl gehabt habe. Dagegen brauche ich aber auch zu dem, was er ſelbſt über dieſen Punct ſagt, nur ſehr weniges hinzuzufügen.

Die Hauptſtelle ſteht in der Dramaturgie. „Ich bin“ ſagt er in dem äußerſt charakteriſtiſchen Epilog der Dramaturgie, eines Werks, welches, darin einzig in ſeiner Art, von einer mercantiliſchen Veranlaſſung und von dem Vorſatz einer wöchentlichen Unterhaltung ausgeht und, ehe man ſichs verſieht, den populären Horizont himmelweit überflogen hat, und um alle Zeitverhältniſſe unbekümmert, in die reinſte Speculation verſunken, mit raſchem Lauf auf das paradoxe Ziel eines poetiſchen Euklides losſteuert, dabei aber auf ſeiner excentriſchen Bahn ſo individuell, ſo lebendig, ſo Leſſingiſch ausgeführt iſt, daß man es ſelbſt ein Monodrama nennen könnte: — „Ich bin, ſagt er hier (Th. XXV. S. 376. folg.) weder Schauſpieler noch Dichter.“

„Man erweiſet mir wohl manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Tüchtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die ſich durch eigene Kraft emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren in mir herauſpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremden Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, dem eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.“

„Doch freilich: wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: ſo koſtet es mir ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſein, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand ungeſchickter ſein kann, als ich.“

Man hat dieſe wichtige Stelle, welche meines Erachtens der Text zu allem, was ſich über Leſſings Poeſie ſagen läßt, iſt und bleiben muß, bisher zwar keineswegs überſehen. Nur hat man nicht ſehn oder nicht einſehn wollen, was darin geſagt, und was dadurch entſchieden und über allen Zweifel erhoben wird.

Vergebens würde man ſich die Stärke jener Aeußerung durch die Vorausſetzung zu entkräften ſuchen, er ſei höflich geweſen, und habe es nicht ſo gar ernſtlich gemeint. Dem widerſpricht nicht nur der offne, freie, biedre Charakter dieſer Stelle, ſondern auch der Geiſt und Buchſtabe vieler andern, wo er mit der äußerſten Verachtung und Verabſcheuung wider den falſchen Anſtand und die falſche Beſcheidenheit redet. Nichts ſtritt ſo ſehr mit ſeinem innerſten Weſen, als ein ſolches Gemiſch von verhaltner Selbſtſucht und Gewohnheitslüge. Das beweiſen alle ſeine Schriften.

Wie freimüthig, ja wie dreiſt er auch das Gute, was er von ſich hielt, ſagen zu müſſen und zu können glaubte, mögen zwei Stellen aus demſelben Stück der Dramaturgie mit jener in Erinnrung bringen, welche den Inhalt jener beſtätigen und erläutern; deren eine überdem ganz vorzüglich ins Licht ſetzt, wie Leſſing über ſeine Kritik ſelbſt urtheilte; und deren andere an ihrem äußerſt kecken Tone jenes Bewußtſein von Genialität, wenn auch nicht grade von poetiſcher, verräth, welches ſich im ganzen Epilog der Dramaturgie kund giebt.

„Seines Fleiſes ſagt er (Th. XXV. S. 384.) darf ſich jederman rühmen: ich glaube die dramatiſche Dichtkunſt ſtudirt zu haben; *ſie mehr ſtudirt zu haben als zwanzig, die ſie ausüben.* Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Mahler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſein würde, als ein Fiſch.“ —

Nachdem er davon geredet hat, wie er geſtrebt habe, den Wahn der deutſchen Dichter, den Franzoſen nachahmen heiße ſo viel, als nach den Regeln der Alten arbeiten, zu beſtreiten, fügt er hinzu (S. 388.):

„Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, man mag ſie doch nehmen, wofür man will: *Man nenne mir das Stück des großen Corneil-*

le, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette?"

„Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverläſſig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſein, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläſſig beſſer machen; und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubt, wie ich."

Zugegeben, daß Leſſing ſo über ſeine Poeſie dachte, wie er ſich äußert: iſt es ausgemacht, könnte man einwenden, daß er ſich ſelbſt gekannt habe?

Ganz und im ſtrengſten Sinn kennt niemand ſich ſelbſt. Von dem Standpunct der gegenwärtigen Bildungsſtufe reflectirt man über die zunächſt vorhergegangne, und ahnet die kommende: aber den Boden, auf dem man ſteht, ſieht man nicht. Von einer Seite hat man die Ausſicht auf ein paar angränzende: aber die entgegengeſetzte Scheibe des beſeelten Planeten bleibt immer verdeckt. Mehr iſt dem Menſchen nicht gegönnt. Wenn aber das Maaß der Selbſtkenntniß durch das Maaß der Genialität, der Vielſeitigkeit und der Ausbildung beſtimmt wird: ſo wage ichs zu behaupten, daß Leſſing, obgleich er nicht fahig geweſen wäre, ſich ſelbſt zu charakteriſiren, ſich doch in einem vorzüglichen Grade ſelbſt kannte, und grade kein Departement ſeines Geiſtes ſo gut kannte, als ſeine Poeſie. Seine Poeſie verſtand er durch ſeine Kritik, die eben ſo alt und mit jener ſchweſterlich aufgewachſen war. Um ſeine Kritik ſo zu verſtehen, hätte er früher philoſophiren, oder ſpäter kritiſiren müſſen. Für die Philoſophie war ſeine Anlage zu groß und zu weit, als daß ſie je hätte reif werden können; wenigſtens hätte er das höchſte Alter erreichen müſſen, um nur einigermaßen zum Bewußtſein derſelben zu gelangen. Vielleicht hätte er aber auch noch außerdem etwas haben müſſen, was ihm ganz fehlte, nämlich hiſtoriſchen Geiſt, um aus ſeiner Philoſophie klug werden zu können, und ſich ſeiner Ironie und ſeines Cynismus bewußt zu werden: denn niemand kennt ſich, in ſo fern er nur er ſelbſt und nicht auch zugleich ein andrer iſt. Je mehr Vielſeitigkeit alſo, deſto mehr Selbſtkenntniß; und je genialiſcher, deſto conſequenter, beſtimmter, abgeſchnittener und entſchiedner in ſeinen Schranken.

Die Anwendung auf Leſſing macht ſich von ſelbſt. Und in keinem Fach hatte Leſſing ſo viel Erfahrung, Gelehrſamkeit, Studium, Uebung, Anſtrengung, Ausbildung jeder Art, als grade in der Poeſie. Keins ſeiner Werke reicht in Rückſicht auf künſtleriſchen Fleiß und Feile an Emilia Galotti, wenn auch andre mehr Reife des Geiſtes verrathen ſollten. Ueberhaupt ſind wohl wenige Werke mit dieſer Anſtrengung des Verſtandes, dieſer Feinheit und dieſer Sorgfalt ausgearbeitet. In dieſem Puncte, und in Rückſicht auf jede andre formelle Vollkommenheit des conventionellen Drama muß Nathan weit nachſtehn, wo ſelbſt die mäßigſten Forderungen an Conſequenz der Charaktere und Zuſammenhang der Begebenheiten oft genug beleidigt und getäuſcht werden.

In Emilia Galotti ſind die dargeſtellten Gegenſtände überdem am entfernteſten von Leſſings eignem Selbſt; es zeigt ſich kein unkünſtleriſcher Zweck, keine Nebenrückſicht, die eigentlich Hauptſache wäre. Wichtige Umſtände bei Leſſing, deſſen roheſte dramatiſche Jugendverſuche ſchon faſt immer eine ganz beſtimmte philoſophiſchpolemiſche Tendenz haben; der nach Mendelſohns Bemerkung zu den Portraitdichtern gehört, denen ein Charakter um ſo glücklicher gelingt, je ähnlicher er ihrem Selbſt iſt, von dem ſie nur einige Variationen zu

Lieblingscharakteren von entſchiedner auffallender Familienähnlichkeit ausbilden können.

Emilia Galotti iſt daher das eigentliche Hauptwerk, wenn es darauf ankömmt zu beſtimmen, was Leſſing in der poetiſchen Kunſt geweſen, wie weit er darin gekommen ſei. Und was iſt denn nun dieſe bewunderte merkwürdige Emilia Galotti? Unſtreitig ein gutes Exempel der dramatiſchen Algebra. Man mag es bewundern dieſes in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verſtandes; man mag es frierend bewundern, und bewundernd frieren; denn ins Gemüth dringts nicht und kanns nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen iſt. Es iſt in der That viel Verſtand darin, nämlich proſaiſcher, in dieſer proſaiſchen Tragödie, ja ſogar Geiſt und Witz. Gräbe man aber tiefer, ſo zerreißt und ſtreitet alles, was auf der Oberfläche ſo vernünftig zuſammenzuhängen ſchien. Es fehlt an jenem poetiſchen Verſtande eines Shakſpeare, Goethe oder Tieck. In den genialiſchen Werken des von dieſem poetiſchen Verſtande geleiteten Inſtincts enthüllt alles, was beim erſten Blick ſo wahr, aber auch ſo inconſequent und eigenſinnig, wie die Natur ſelbſt auffällt, bei gründlicherem Forſchen ſtets innigere Harmonie und tiefere Nothwendigkeit. Nicht ſo bei

Leſſing! Manches in der Emilia Galotti hat ſogar den Bewunderern Zweifel abgedrungen, die Leſſing nicht beantworten zu können geſtand. Aber wer mag ins Einzelne gehn, wenn er dem Ganzen allen Werth abſprechen muß?

Kann ein Künſtler wohl kälter und liebloſer von ſeinem vollendetſten und künſtlichſten Werke reden, als Leſſing bei Ueberſendung dieſer kalten Emilia an einen Freund? „Man muß," ſagt er, „wenigſtens über ſeine Arbeiten mit jemand ſprechen können, wenn man nicht ſelbſt darüber einſchlafen ſoll. Die bloße Verſicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege iſt und bleibt, wenn ſie auch noch ſo überzeugend wäre, iſt doch ſo kalt und unfruchtbar, daß ſie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat." (Th. XXX. S. 167.) Und bald darauf gar: „Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliehre." (Th. XXVII. S. 341.)

Mit welchem gehaltnen Enthuſiasmus, und in jeder Rückſicht wie ganz anders redet er dagegen vom Nathan! Zum Beiſpiel in folgender Stelle: „Wenn man ſagen wird, daß ein Stück von ſo eigner Tendenz nicht reich genug an eignen Schönheiten ſei: ſo werde ich ſchweigen, aber mich nicht ſchämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann. — Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird." (Leb. Th. I. S. 420.) Eben ſo auch in einigen andern Stellen, die wegen deſſen, was ſie über den polemiſchen Urſprung und die philoſophiſche Tendenz des Stücks enthalten, ſogleich angeführt werden ſollen.

Nathan kam aber freilich aus dem Gemüth, und dringt wieder hinein; er iſt vom ſchwebenden Geiſt Gottes unverkennbar durchglüht und überhaucht. Nur ſcheint es ſchwer, ja faſt unmöglich, das ſonderbare Werk zu rubriciren und unter Dach und Fach zu bringen. Wenn man auch mit einigem Recht ſagen könnte, es ſei der Gipfel von Leſſings poetiſchem Genie, wie Emilia ſeiner poetiſchen Kunſt; wie denn allerdings im Nathan alle dichteriſchen Funken, die Leſſing hatte, — nach ſeiner eigenen Meinung waren es nicht viele (Th. XXVII. S. 43.) — am dichteſten und hellſten leuchten und ſprühen: ſo hat doch die Philoſophie wenigſtens gleiches Recht, ſich das Werk zu vindiciren, welches für eine Charakteriſtik des ganzen Mannes, eigentlich das claſſiſche iſt, indem es Leſſings Individualität aufs tiefſte und vollſtändigſte, und doch mit vollendeter Popularität darſtellt. Wer den Nathan recht verſteht, kennt Leſſing.

Dennoch muß er immer noch mit den Jugendverſuchen und den übrigen proſaiſchen Kunſtdramen Leſſings in Reih und Glied aufmarſchiren, ungeachtet der Künſtler ſelbſt, wie man ſieht, die eigene Tendenz des Werks, und auch ſeine Unzweckmäßigkeit für die Bühne, die doch bei allen übrigen Dramen ſein Ziel war, ſo klar eingeſehen und geſagt hat.

Mehr beſorgt um den Nahmen als um den Mann, und um die Regiſtrirung der Werke als um den Geiſt, hat man die nicht minder komiſchen als didaktiſchen Fragen aufgeworfen: ob Nathan wohl zur didaktiſchen Dichtart gehöre, oder zur komiſchen, oder zu welcher andern; und was er noch haben oder nicht haben müßte, um dieß und jenes zu ſein oder nicht zu ſein. Dergleichen Problemata ſind von ähnlichem Intereſſe, wie die lehrreiche Unterſuchung, was wohl geſchehen ſein würde, wenn Alexander gegen die Römer Krieg geführt hätte. Nathan iſt, wie mich dünkt, ein Leſſingiſches Gedicht; es iſt Leſſings Leſſing, das Werk ſchlechthin unter ſeinen Werken in dem vorhin beſtimmten Sinne; es iſt die Fortſetzung vom Anti-Götze, Numero Zwölf. Es iſt unſtreitig das eigenſte, eigenſinnigſte und ſonderbarſte unter allen Leſſingiſchen Producten. Zwar ſind ſie faſt alle, jedes ein ganz eignes Werk für ſich, und wollen durchaus mit der Sinnesart aufgenommen, beobachtet und beurtheilt werden, welche in Saladins Worten ſo ſchön ausgedrückt iſt:

— Als Chriſt, als Muſelmann: gleichviel!
Im weißen Mantel oder Jamerlonk;
Im Turban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! *Gleichviel! Ich habe nie verlangt,*
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

Aber für keines iſt dem Empfänger der Geiſt dieſes erhabenen *Gleichviel* ſo durchaus nothwendig, wie für *Nathan*.

„In den Lehrbüchern,“ ſagt Leſſing (Th. XXV. S. 385) „ſondre man die Gattungen ſo genau ab, als möglich: aber wenn ein Genie *höherer Abſichten* wegen, mehre derſelben in einem und demſelben Werke zuſammenfließen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch, und unterſuche bloß, ob es dieſe Abſichten erreicht hat.“

Ueber dieſe Abſichten und die merkwürdige Entſtehung dieſes vom *Enthuſiasmus der reinen Vernunft* erzeugten und beſeelten Gedichts, finden ſich glücklicherweiſe in Leſſings Briefen einige ſehr intereſſante und wirklich claſſiſche Stellen. Man darf wohl ſagen: wenn kein Werk ſo eigen iſt, ſo iſt auch keins ſo eigen entſtanden.

Man konnte es Leſſing natürlich nicht verzeihen, daß er in der Theologie bis zur Eleganz, und im Chriſtianismus ſogar bis zur Ironie gekommen war. Man verſtand ihn nicht, alſo haßte, verläumdete und verfolgte man ihn aufs ärgſte. Dabei hatte er nun vollends die Schwäche, jedes ungedruckte Buch, welches ihm ein Mittel zur Vervollkommung des menſchlichen Geiſtes werden zu können ſchien, als ein heiliges Eigenthum der Menſchheit zu ehren, und wenn ihm der arme Fündling gar den Finger gedrückt hatte, ſich ſeiner mit Zärtlichkeit, ja mit Schwärmerey anzunehmen. Man weiß es ſattſam, wie die Fragmente auf die Maſſe der Theologen gewirkt, und auf den iſolirten Herausgeber zurückgewirkt haben!

In der höchſten Kriſe dieſer Gährung ſchreibt er am 11. Auguſt des Jahres 1778: „Da habe ich dieſe Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. — Ich glaube, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“ (Th. XXX. S. 454. 455.)

Die Idee des Nathan ſtand alſo mit einemmale ganz vor ſeinem Geiſte. Alle ſeine andern genialiſchen Werke wuchſen ihm erſt unter der Hand, bildeten ſich während der Arbeit; erſt dann zeigte ſich weit von der erſten Veranlaſſung, was ihm das liebſte und an ſich das intereſſanteſte war, und nun Hauptſache wurde.

„Mein Nathan, ſagt er (Th. XXX. S 471. 472.) iſt ein Stück, welches ich ſchon vor drei Jahren vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollte. Ich habe es jezt nur wieder vorgenommen, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. — Mein Stück hat mit den jezigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch ein [illegible] aufs Theater zu kommen, wenn es auch [illegible] nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.“ (S. 473.)

Ein aufmerkſamer Beobachter der Bücherſchreibenden Offenbarungsſchwärmerei wird die letzte Aeuſſerung prophetiſch finden können: was aber die Beziehung des Stücks auf das damals Jetzige betrifft, ſo fehlt doch dem Patriarchen eigentlich nur eine beigedruckte kleine Hand mit gerecktem Zeigefinger, um eine Perſönlichkeit zu ſein, wie auch ſchon die bürleske Carricatur des Charakters andeutet; und an einem andern Orte nennt er ſelbſt das Ganze geradezu einen dramatiſchen Abſprung der theologiſchen Streitigkeiten, die damals bei ihm an der Tagesordnung ſtanden, und ſeine eigene Sache ſchlechthin geworden waren. (S. 464.).

Können Verſe ein Werk, welches einen ſo ganz unpoetiſchen Zweck hat, etwa zum Gedicht machen; und noch dazu ſolche Verſe? — Man höre, wie Leſſing darüber ſpricht: „Ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohllauts wegen gewählt“ — (eine Bemerkung, auf die mancher vielleicht auch ohne dieſen Wink hätte fallen können) — „ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hie und da angeben müſſe, in der Poeſie zu ſehr auffallen würde. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Abſprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Abſicht bei aller Gelegenheit ergreifen muß.“ (Th. XXVII. S. 46.)

Man kanns nicht offner und unzweideutiger ſagen, wie es mit der dramatiſchen Form des Nathan ſtehe, als es Leſſing ſelbſt geſagt hat. Mit liberaler Nachläſſigkeit, wie Alhafi's Kittel oder des Tempelherrn halb verbrannter Mantel, iſt ſie dem Geiſt und Weſen des Werks übergeworfen, und muß ſich nach dieſem biegen und ſchmiegen. Von einzelnen Inconſequenzen und von der Subordination der Handlung, ihrer ſteigenden Entwicklung und ihres nothwendigen Zuſammenhanges, ja ſelbſt der Charaktere iſts unnöthig viel zu ſagen. Die Darſtellung überhaupt iſt weit hingeworfner, wie in Emilia Galotti. Daher treten die natürlichen Fehler der Leſſingſchen Dramen ſtärker hervor, und behaupten ihre alten ſchon verlornen Rechte wieder. Wenn die Charaktere auch lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt ſind, wie in irgend einem andern ſeiner Dramen: ſo haben ſie dagegen mehr von der Affectation der manierirten Darſtellung, welche in Minna von Barnhelm, wo die Charaktere zuerſt anfangen, merklich zu Leſſingiſiren, Nachdruck und Manier zu bekommen, und eigentlich charakteriſtiſch zu werden, am meiſten herrſcht, in Emilia Galot-

ri hingegen ſchon weggeſchliffen iſt. Selbſt Al-hafi iſt nicht ohne Prätenſion dargeſtellt; welche *ihm* freilich recht gut ſteht, denn ein Bettler muß Prätenſionen haben, ſonſt iſt er ein Lump, dem *Künſtler* doch aber nicht nachgeſehn werden kann. Und dann iſt das Werk ſo auffallend *ungleich*, wie ſonſt kein Leſſingſches Drama. Die dramatiſche Form iſt nur *Vehikel*; und *Recha*, *Sitta*, *Daja*, ſind wohl eigentlich nur *Staffelei*: denn wie *ungalant* Leſſing dachte, das überſteigt alle Begriffe.

Der durchgängig *cyniſirende* Ausdruck hat ſehr wenig vom orientaliſchen Ton, iſt wohl nur mit die *beſte Proſa*, welche Leſſing geſchrieben hat, und fällt ſehr oft aus dem Coſtum heroiſcher Perſonen. Ich tadle das gar nicht: ich ſage nur, ſo iſts; vielleicht iſts ganz recht ſo. Nur wenn Nathan *weiter nichts wäre, als ein dramatiſches Kunſtwerk*, ſo würde ich Verſe wie den:

„Noch bin ich völlig auf dem Trocknen nicht;"

im Munde der Fürſtin bei der edelſten Stimmung und im rührendſten Verhältniß ſchlechthin fehlerhaft, ja recht ſehr lächerlich finden; wenn da noch von einzelnen Fehlern die Rede ſein könnte, wo alsdann das Ganze ein einziger Fehler ſein würde.

Die hohe philoſophiſche Würde des Stücks hat Leſſing ſelbſt ungemein ſchön mit der theatraliſchen Effectloſigkeit oder Effectwidrigkeit deſſelben contraſtirt; mit dem ſeinem Ton eignen pikanten Gemiſch von ruhiger, inniger, tiefer Begeiſterung und naiver Kälte. „Es kann wohl ſein," ſagt er (Th. XXX. S. 505. 506.) „daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, *welches wohl nie geſchehen wird.* Genug, *wenn* er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und *unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.*"

Natürlich hat ſich denn auch die logiſche Zunft das *excentriſche* Werk, (welches ſeine *außerordentlich große Popularität*, die ein Vorurtheil dagegen erregen könnte, wohl nur ſeiner *polemiſchen* und rhetoriſchen *Gewalt* verdankt, und dem Umſtande, daß es den *allgemeinen Horizont* nie zu überſchreiten *ſcheint*, wie auch dem, daß doch ſehr *viele ein wenig Sinn haben für Leſſing*, wenn auch ſehr wenige viel) eben ſowohl zuzueignen geſucht, wie die poetiſche; und ſicher nicht mit minderm Rechte.

Der eine Meiſter der Weltweisheit meint, *Nathan* ſei ein Panegyrikus auf die Vorſehung, gleichſam eine dramatiſirte Theodicee der Religionsgeſchichte. Zu geſchweigen, wie ſehr es Leſſings ſtrengem Sinn für das rein Unendliche widerſpricht, den Rechtsbegriff auf die Gottheit anzuwenden: ſo iſt dieß auch äußerſt allgemein, unbeſtimmt und nichtsſagend. Ein andrer Virtuoſe der Dialektik hat dagegen gemeint: Die Abſicht des Nathan ſei, den Geiſt aller Offenbarung verdächtig zu machen, und jedes Syſtem von Religion, ohne Unterſchied, als Syſtem, in einem gehäſſigen Lichte darzuſtellen. Der Theismus, ſobald er Syſtem, ſobald er förmlich werde, ſei davon nicht ausgeſchloſſen.— Allein auch dieſe Erklärung dürfte, wenn man ſie aus ihrem polemiſchen Zuſammenhang reißen und einen dogmatiſchen Gebrauch davon machen wollte, außer der Unrichtigkeit noch den Fehler haben, daß ſie das Werk, welches (wie alle die einen Geiſt haben) eine Unendlichkeit umfaßt, auf eine einzige allzubeſtimmte und am Ende ziemlich triviale Tendenz beſchränken würde.

Man ſollte überhaupt die Idee aufgeben, den Nathan auf irgend eine Art von Einheit bringen, oder ihn in eine der durch Geſetz und Herkommen geheiligten Facultäten des menſchlichen Geiſtes einzäunen und einzunften zu können: denn bei der gewaltſamen Reduction und Einverleibung möchte doch wohl immer mehr verlohren gehn, als die ganze Einheit werth iſt. Was hilfts auch, wenn ſich alles, was Nathan doch gar nicht bloß beweiſen, ſondern lebendig mittheilen ſoll, denn das Wichtigſte und Beſte darin reicht doch weit über das, was der trockne Beweis allein vermag, mit mathematiſcher Präciſion in eine logiſche Formel zuſammenfaſſen ließe? Nathan würde ſeine Stelle nichts deſtoweniger auf dem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral (Th. XVIII. S. 5.) behalten, wo ſich Leſſing früh gefiel, und auf dem er ſchon in den Fabeln ſpielte, die als Vorübung zu Nathans Mährchen von den drey Ringen, welches vollendet hingeworfen, immer wieder überraſcht, Achtung und beinah Studien genannt zu werden verdienen, weil ſie zwar nicht die Kunſt, aber doch den Künſtler weiter brachten, wenn auch weit über ſeine anfängliche Abſicht und Einſicht. Es lebt und ſchwebt doch ein gewiſſes heiliges Etwas im Nathan, wogegen alle ſyllogiſtiſchen Figuren, wie alle Reguln der dramatiſchen Dichtkunſt, eine wahre Lumperei ſind. Ein philoſophiſches Reſultat oder eine philoſophiſche Tendenz machen ein Werk noch nicht zum Philoſophem: eben ſo wenig wie dramatiſche Form und Erdichtung es zum Poem machen. Iſt Ernſt und

Falk nicht dramatiſcher, wie manche der beſten Scenen im Nathan? Und die Parabel an Götze über die Wirkung der Fragmente iſt gewiß eine ſehr genialiſche Erdichtung, deren Zweck und Geiſt aber dennoch ſo unpoetiſch, oder wie man jetzt in Deutſchland ſagt, ſo unäſthetiſch wie möglich iſt.

Muß ein Werk nicht die Unſterblichkeit verdienen oder vielmehr ſchon haben, welches von allen bewundert und geliebt, von jedem aber anders genommen und erklärt wird? Doch bleibts ſehr wunderbar, oder wie mans nehmen will, auch ganz und gar nicht wunderbar, daß bei dieſer großen Verſchiedenheit von Anſichten, bei dieſer Menge von mehr charakteriſtiſchen als charakteriſirenden Urtheilsübungen, noch niemand auf den Einfall oder auf die Bemerkung gerathen iſt, daß Nathan beim Lichte betrachtet zwei Hauptſachen enthält, und alſo eigentlich aus zwei Werken zuſammengewachſen iſt. Das erſte iſt freilich Polemik gegen alle illiberale Theologie, und in dieſer Beziehung nicht ohne manchen tieftreffenden Seitenſtich auf den Chriſtianismus, dem Leſſing zwar weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, als alle Orthodoxen zuſammengenommen, aber doch noch lange nicht genug: weil ſich im Chriſtianismus theologiſche Illiberalität, wie theologiſche Liberali tät, alles Gute und alles Schlechte dieſes Fachs am kräftigſten, mannichfachſten und feinſten ausgebildet hat; ferner Polemik gegen alle Unnatur, kindiſche Künſteley, und durch Mißbildung in ſich oder in andern erzeugte Dummheit und alberne Schnörkel im Verhältniſſe des Menſchen zu Gott: das Alles mußte Leſſings geiſtreiche Natürlichkeit tief empören, und die Patriarchen hatten ſeinen Abſcheu noch zu erhöhen, ſeinen Ekel zu reizen gewußt. Aber nicht einmal die Religionslehre im Nathan iſt rein ſkeptiſch, polemiſch, bloß negativ, wie Jakobi in der angeführten Stelle behaupten zu wollen ſcheinen könnte. Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz beſtimmte Religionsart, die freilich voll Adel, Einfalt und Freiheit iſt, als Ideal ganz entſchieden und poſitiv aufgeſtellt; welches immer eine rhetoriſche Einſeitigkeit bleibt, ſobald es mit Anſprüchen auf Allgemeingültigkeit verbunden iſt; und ich weiß nicht, ob man Leſſing von dem Vorurtheil einer objectiven und herrſchenden Religion ganz frei ſprechen darf, und ob er den großen Satz ſeiner Philoſophie des Chriſtianismus, daß für jede Bildungsſtufe der ganzen Menſchheit eine eigene Religion gehöre, auch auf Individuen angewandt und ausgedehnt, und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen ein=

geſehen hat. Aber iſt nicht noch etwas ganz anders, im Nathan, auch etwas philoſophiſches, von jener Religionslehre, an die man ſich allein gehalten hat, aber noch ganz verſchiednes, was zwar ſtark damit zuſammen hängt, aber doch auch wieder ganz weit davon liegt, und vollkommen für ſich beſtehn kann? Dahin zielen vielleicht ſo manche Dinge, die gar nicht bloß als zufällige Beilage und Umgebung erſcheinen, dabei von der polemiſchen Veranlaſſung und Tendenz am entfernteſten, und doch ſo gewaltig accentuirt ſind, wie der Derwiſch, der ſo feſt auftritt, und Nathans Geſchichte vom Verluſt der ſieben Söhne und von Recha's Adoption, die jedem, der welche hat, in die Eingeweide greift. Was anders regt ſich hier, als ſittliche Begeiſterung für die ſittliche Kraft und die ſittliche Einfalt der biedern Natur? Wie liebenswürdig und glänzend erſcheint nicht ſelbſt des Kloſterbruders fromme Einfalt, deren rohes Gold ſich mit den Schlacken des künſtlichen Aberglaubens nicht vermiſchen kann? Was thuts dagegen, daß der gute Kloſterbruder einigemahl ſtark aus dem Charakter fällt? Es folgt daraus bloß, daß die dramatiſche Form für das, was Nathan iſt und ſein ſoll, ihre ſehr großen Inconvenienzen haben mag, obgleich ſie Leſſingen ſehr natürlich, ja nothwendig war. Nathan der

Weiſe iſt nicht bloß die Fortſetzung des Anti=Götze, Numero Zwölf: er iſt auch und iſt eben ſo ſehr ein dramatiſirtes Elementarbuch des höheren Cynismus. Der Ton des Ganzen, und Alhafi, das verſteht ſich von ſelbſt; Nathan iſt ein reicher Cyniker von Adel; Saladin nicht minder. Die Sultanſchaft wäre keine tüchtige Einwendung: ſelbſt Julius Cäſar war ja ein Veteran des Cynismus im großen Styl; und iſt die Sultanſchaft nicht eigentlich eine recht cyniſche Profeſſion, wie die Möncherei, das Ritterthum, gewiſſermaaßen auch der Handel, und jedes Verhältniß, wo die künſtelnde Unnatur ihren Gipfel erreicht, eben dadurch ſich ſelbſt überſpringt, und den Weg zur Rückkehr nach unbedingter Naturfreiheit wieder öffnet? Und ferner: Alhafi's derber Lehrſatz:

„Wer
Sich Knall und Fall ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchließen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer;“

und Nathan's goldnes Wort:

„Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!„ —

ſtehn ſie etwa bloß da, wo ſie ſtehn? Oder ſpricht nicht ihr Geiſt und Sinn überall im ganzen Werke zu jedem, der ſie vernehmen will? Und ſind dieſes nicht die alten heiligen Grundfeſten des ſelbſtſtändigen Lebens? Nämlich für den Weiſen heilig und alt, für den Pöbel an Geſinnung und Denkart aber ewig neu und thöricht.

* * *

So ſchrieb ich vor beinah vier Jahren, mit der vorläufigen Abſicht, den Nahmen des verehrten Mannes von der Schmach zu retten, daß er allen ſchlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit dienen ſollte; und mit der tieferen, ihn wegzurücken von der Stelle, wohin ihn nur Unverſtand und Mißverſtand geſtellt hatte, ihn aus der Poeſie und poetiſchen Kritik ganz wegzuheben und hinüber zu führen in jene Sphäre, wohin ihn ſelbſt die Tendenz ſeines Geiſtes immer mehr zog, in die Philoſophie, und ihn dieſer, die ſeines Salzes bedurfte, zu vindiciren. Ich bin zufrieden mit dieſer Abſicht, zum Theil auch mit dem, was ich gethan habe, ſie zu erreichen. Nur vollenden kann ich jetzt nicht auf die Art, wie ich damals angefangen habe. Laßt mich alſo den Faden neu anknüpfen mit einem auch

Etwas das Leſſing geſagt hat.

Wenn kalte Zweifler ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen:
Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen,
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.
„Es wird das neue Evangelium kommen." —
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloßnen Pforte.
Und dennoch, was der Theure vorgenommen
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wengen Worte.

Das iſt es, das macht ihn mir ſo werth; und wenn er nichts bedeutendes geſagt hätte, als dies eine Wort, ſo müßte ich ihn ſchon darum ehren und lieben. Und grade er mußte es ſagen, er, der ganz im klaren Verſtande lebte, der faſt ohne Fantaſie war, außer im Witz, er mußte es ſagen, mitten aus der dicht umgebenden Gemeinheit heraus, wie eine Stimme in der Wüſte. —

Es ſollte nun dem Plane gemäß in dieſem Verſuch der ausführlichere Beweis folgen, auch die Meinung ſei irrig, Leſſing für einen Kunſtrichter zu halten; gegründet auf das Factum, daß es ihm an hiſtoriſchem Sinn und an hiſtoriſcher Kenntniß der Poeſie fehlte. Und wie iſt Einſicht auch bei kritiſchem Geiſte in dieſem Gebiete möglich, wenn es ſo ganz an Gefühl und Anſchauung gebricht?

Wer bedarf noch des Beweiſes, daß die Franzoſen keine Dichter haben und keine gehabt haben, man müßte denn etwa Büffon und vielleicht Rouſſeau ſo nennen wollen? Und doch kann, was Leſſing gegen Corneille oder Voltaire ſagt, nicht für Kritik gelten, wegen jener Mängel; ſoll es aber Polemik ſein, ſo hat er beſſere aufzuweiſen, auch dürfte der Gegenſtand eine andre ſodern, nicht ſo ſchwerfällig vielleicht in den Anſtalten zum Zweck, aber poetiſcher in der Form.

Hört doch endlich auf, an Leſſing nur das zu rühmen, was er nicht hatte und nicht konnte, und immer wieder ſeine falſche Tendenz zur Poeſie und Kritik der Poeſie, ſtatt ſie mit Schonung zu erklären und durch die Erklärung zu rechtfertigen, ſie nur von neuem in das grellſte Licht zu ſtellen. Und wenn ihr denn einmal nur bei dem ſtehen bleiben wollt, was wirklich in ihm zur Reife gekommen und ganz ſichtbar geworden iſt, ſo laßt ihn doch wie er iſt, und nehmt ſie, wie ihr ſie findet, dieſe *Miſchung von Litteratur, Polemik, Witz und Philoſophie.*

Dieſe Miſchung eben war es, die mich ſchon frühe zu ihm zog, und mich noch an ihn feſſelt.

Ich möchte den Charakter derſelben auf meine Weiſe ausdrücken, und meine Neigung dazu. Wie kann es beſſer geſchehen, als durch eine Anthologie eigner Gedanken, die im Innern und Aeußern dahin zielen?

Es ſei ein gefälliges Todtenopfer für den Unſterblichen, den ich mir frühe zum Leitſtern erkohr.

Laßt auch mich der Sitte folgen, die immer allgemeiner wird, allegoriſche Namen zu lieben, und wenn andre Euch Blüthen oder Früchte in köſtlichen Gefäßen reichen, dieſe fragmentariſche Univerſalität ganz einfach *Eiſenfeile* nennen, um ſo durch Ein Symbol noch an das Zerſtückelte der, wie es ſcheinen möchte, formloſen Form zu erinnern und doch zugleich die innere Natur des Stoffs treffend genug zu bezeichnen.

Eiſenfeile.

Jedes Volk will auf der Schaubühne nur den mittlern Durchſchnitt ſeiner eignen Oberfläche ſchauen; man müßte ihm denn Helden, Muſik oder Narren zum beſten geben.

Es iſt unmöglich, jemanden ein Aergerniß zu geben, wenn ers nicht nehmen will.

Man muß das Brett bohren, wo es am dickſten iſt.

Alles beurtheilen zu wollen, iſt eine große Verirrung oder eine kleine Sünde.

Es iſt indelikat ſich darüber zu wundern, wenn etwas ſchön iſt oder groß; als ob es anders ſein dürfte.

Wie viel Autoren giebts wohl unter den Schriftſtellern? Autor heißt Urheber.

War nicht alles, was abgenutzt werden kann, gleich anfangs ſchief oder platt?

Folgendes ſind allgemeingültige Grundgeſetze der ſchriftſtelleriſchen Mittheilung:

1) Man muß etwas haben, was mitgetheilt werden ſoll; 2) man muß jemand haben, dem mans mittheilen wollen darf; 3) man muß es wirklich mittheilen, mit ihm theilen können, nicht bloß ſich äußern, allein; ſonſt wäre es treffender zu ſchweigen.

Wer nicht ſelbſt ganz neu iſt, der beurtheilt das Neue wie alt; und das Alte wird einem immer wieder neu, bis man ſelbſt alt wird.

Es giebt ſo viele Schriftſteller, weil Leſen und Schreiben jetzt nur dem Grade nach verſchieden ſind.

Die beiden Hauptgrundſätze der ſogenannten hiſtoriſchen Kritik ſind das Poſtulat der Gemeinheit und das Axiom der Gewöhnlichkeit. Poſtulat der Gemeinheit: Alles recht Große, Gute und Schöne iſt unwahrſcheinlich, denn es iſt außerordentlich und zum mindeſten verdächtig. Axiom der Gewöhnlichkeit: Wie es bei uns und um uns iſt, ſo muß es überall geweſen ſein, denn das iſt ja ſo natürlich.

Zur Popularität gelangen deutſche Schriftſteller durch einen großen Namen oder durch Perſönlichkeiten, oder durch gute Bekanntſchaft, oder durch Anſtrengung, oder durch mäßige Unſittlichkeit, oder durch vollendete Unverſtändlichkeit, oder durch harmoniſche Plattheit, oder durch vielſeitige Langweiligkeit, oder durch beſtändiges Streben nach dem Unbedingten.

Es hat etwas kleinliches, gegen Individuen zu polemiſiren, wie der Handel en detail. Will er die Polemik nicht en gros treiben, ſo muß der Künſtler wenigſtens ſolche Individuen wählen, die claſſiſch ſind und von ewig dauerndem Werth. Iſt auch das nicht möglich, etwa im traurigen Fall der Nothwehr: ſo müſſen die Individuen kraft der polemiſchen Fiction ſo viel als möglich zu Repräſentanten der objectiven Dummheit und der objectiven Narrheit idealiſirt werden. Denn auch dieſe ſind wie alles Objective unendlich intereſſant.

In dem, was man Philoſophie der Kunſt nennt, fehlt entweder die Philoſophie, oder die Kunſt, oder beides.

Die dramatiſche Form kann man wählen aus Hang zur ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit, oder um Menſchen nicht bloß darzuſtellen, ſondern nachzuahmen und nachzumachen, oder aus Bequemlichkeit, oder aus Gefälligkeit für die Muſik, oder auch aus reiner Freude am Sprechen und Sprechen laſſen.

Das ſicherſte Mittel, unverſtändlich oder vielmehr mißverſtändlich zu ſein, iſt, wenn man die Worte in ihrem urſprünglichen Sinne braucht; beſonders Worte aus den alten Sprachen.

Die Kantiſche Philoſophie gleicht dem untergeſchobenen Briefe, den Maria in Shakſpeare's Was ihr wollt dem Malvolio in den Weg legt. Nur mit dem Unterſchiede, daß es in Deutſchland zahlloſe philoſophiſche Malvolio's giebt, die nun die Kniegürtel kreuzweiſe binden, gelbe Strümpfe tragen und immerfort fantaſtiſch lächeln.

Nicht ſelten iſt das Auslegen ein Einlegen des Erwünſchten oder des Zweckmäßigen, und viele Ableitungen ſind eigentlich Ausleitungen. Ein Beweis, daß Gelehrſamkeit und Speculation der Unſchuld des Geiſtes nicht ſo ſchädlich ſind, als man uns glauben machen will. Denn iſt es nicht recht kindlich, froh über das Wunder zu erſtaunen, das man ſelbſt veranſtaltet hat?

Ueberſichten des Ganzen, wie ſie jetzt Mode ſind, entſtehen, wenn einer alles Einzelne überſieht und dann ſummirt.

Es giebt Menſchen, deren ganze Thätigkeit darin beſteht, immer Nein zu ſagen. Es wäre nichts kleines, immer recht Nein ſagen zu können; aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geſchmack dieſer Neganten iſt eine tüchtige Scheere, um die Extremitäten des Genies zu ſäubern; ihre Aufklärung eine große Lichtputze für die Flamme des Enthuſiasmus, und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Luſt und Liebe.

Bei den Ausdrücken, Seine Philoſophie, Meine Philoſophie erinnert man ſich immer an die Worte im Nathan: „Wem eignet Gott? Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet?“

Man kann niemand zwingen, die Alten für claſſiſch zu halten oder für alt. Das hängt zuletzt von Maximen ab.

Seit mehr als einem Jahrhundert machte man in England Gedichte, Schauſpiele, Romane, Hiſtorien und Eſſays aus Stroh. Endlich iſt dieſe Erfindung auch auf das Papier ſelbſt angewandt werden.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen ſoll, muß ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus ſein. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunſt und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewiſſe Doſis Laſter. Auch Geiſt muß drin ſein, nebſt Witz, ja ſogar Philoſophie und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, ſo kann vielleicht das andre helfen. Und geſetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, ſo könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medicin, wenigſtens nicht ſchaden.

Sie jammern immer, die deutſchen Autoren ſchrieben nur für einen ſo kleinen Kreis, ja oft nur für ſich ſelbſt unter einander. Das iſt recht gut. Dadurch wird die deutſche Litteratur immer mehr

Geiſt und Charakter bekommen. Und unterdeſſen kann vielleicht ein Publicum entſtehen.

Leibnitz ließ ſich bekanntlich Augengläſer von Spinoſa machen; und das iſt der einzige Verkehr, den er mit ihm oder mit ſeiner Philoſophie gehabt hat. Hätte er ſich doch auch Augen von ihm machen laſſen, um in die ihm unbekannte Weltgegend der Philoſophie, wo Spinoſa ſeine Heimath hat, wenigſtens aus der Ferne herüber ſchauen zu können!

Vieles, was Dummheit ſcheint, iſt Narrheit, die gemeiner iſt, als man denkt. Narrheit iſt abſolute Verkehrtheit der Tendenz, gänzlicher Mangel an hiſtoriſchem Geiſt.

Wenn Verſtand und Unverſtand ſich berühren, ſo giebt es einen elektriſchen Schlag. Das nennt man Polemik.

Noch bewundern die Philoſophen im Spinoſa nur die Conſequenz, wie die Engländer am Shakſpeare bloß die Wahrheit preiſen.

Ueber das geringſte Handwerk der Alten wird keiner zu urtheilen wagen, der es nicht verſteht. Ueber die Poeſie und Philoſophie der Alten glaubt jeder mitſprechen zu dürfen, der eine Conjectur oder einen Commentar machen kann, oder etwa in Italien geweſen iſt. Hier glauben ſie einmal dem Inſtinct zu viel: denn übrigens mag es wohl eine Foderung der Vernunft ſein, daß jeder Menſch ein Poet und ein Philoſoph ſein ſolle; und die Foderungen der Vernunft, ſagt man, ziehen den Glauben nach ſich. Man könnte dieſe Gattung des Naiven das philologiſche Naive nennen.

Das beſtändige Wiederholen des Thema's in der Philoſophie entſpringt aus zwei verſchiedenen Urſachen. Entweder der Autor hat etwas entdeckt, er weiß aber ſelbſt nicht recht was, und in dieſem Sinne ſind Kants Schriften muſikaliſch genug. Oder er hat etwas neues gehört, ohne es gehörig zu vernehmen, und in dieſem Sinne ſind die Kantianer die größten Tonkünſtler der Litteratur.

Der geprieſne Salto mortale der Philoſophen iſt oft nur ein blinder Lärm. Sie nehmen in Gedanken einen ſchrecklichen Anlauf und wünſchen ſich Glück zu der überſtandnen Gefahr; ſieht man aber nur etwas genau zu, ſo ſitzen ſie immer noch auf dem alten Fleck. Es iſt Don Quixote's Luftreiſe auf dem hölzernen Pferde.

Es iſt noch ungleich gewagter, anzunehmen, daß jemand ein Philoſoph ſei, als zu behaupten, daß jemand ein Sophiſt ſei. Soll das letzte nie erlaubt ſein, ſo darf das erſte noch weniger gelten.

Leibnitz bedient ſich einmal, indem er das Weſen und Thun einer Monade beſchreibt, des merkwürdigen Ausdrucks: Cela peut aller jusqu'au ſentiment. Dieß möchte man auf ihn ſelbſt anwenden. Wenn jemand die Phyſik univerſeller macht, ſie als ein Stück Mathematik und dieſe als ein Charadenſpiel behandelt, und dann ſieht, daß er die Theologie noch dazu nehmen muß, deren Geheimniſſe ſeinen diplomatiſchen und deren verwickelte Streitfragen ſeinen chirurgiſchen Sinn anlocken — cela peut aller jusqu'à la philoſophie, wenn er noch ſo viel Inſtinct hat als Leibniz. Aber eine ſolche Philoſophie wird doch immer nur ein confuſes unvollſtändiges Etwas bleiben, wie der Urſtoff nach Leibniz ſein ſoll, der nach Art des Genies die Form ſeines Innern einzelnen Gegenſtänden der Außenwelt anzudichten pflegt.

Der Inſtinct ſpricht dunkel und bildlich. Wird er mißverſtanden, ſo entſteht eine falſche Tendenz. Das wiederfährt Zeitaltern und Nationen nicht ſeltner als Individuen.

Wenn eine Kunſt die ſchwarze Kunſt heißen ſollte, ſo wäre es die, den Unſinn flüſſig, klar und beweglich zu machen und ihn zur Maſſe zu bilden. Die Franzoſen haben Meiſterwerke der Gattung aufzuweiſen. Alles große Unheil iſt ſeinem innerſten Grunde nach eine ernſthafte Fratze, eine mauvaiſe plaiſanterie. Heil und Ehre alſo den Helden, die nicht müde werden, gegen die Thorheit zu kämpfen, deren Unſcheinbarſtes oft den Keim zu einer endloſen Reihe ungeheurer Verwüſtungen in ſich trägt! Leſſing und Fichte ſind die Friedensfürſten der künftigen Jahrhunderte.

Um jemand zu verſtehn, der ſich ſelbſt nur halb verſteht, muß man ihn erſt ganz und beſſer als er ſelbſt, dann aber auch nur halb und grade ſo gut wie er ſelbſt verſtehn.

Bei der Frage von der Möglichkeit, die alten Dichter zu überſetzen, kömmts eigentlich darauf an, ob das treu und in das reinſte Deutſch überſetzte nicht etwa immer noch griechiſch ſei. Nach dem Eindruck auf die Laien, welche am meiſten Sinn und Geiſt haben, zu urtheilen, ſollte man das vermuthen.

Von einer guten Bibel fodert Leſſing Anſpielungen, Fingerzeige, Vorübungen; er billigt auch die Tautologieen, welche den Scharfſinn üben, die Allegorien und Exempel, welche das Abſtracte lehrreich einkleiden; und er hat das Zutrauen, die geoffenbarten Geheimniſſe ſeien beſtimmt, in Vernunftwahrheiten ausgebildet zu werden. Welches Buch hätten die Philoſophen nach dieſem Ideal wohl ſchicklicher zu ihrer Bibel wählen können, als die Kritik der reinen Vernunft?

Polemiſche Totalität iſt eine nothwendige Folge aus der Annahme und Foderung unbedingter Mittheilbarkeit und Mittheilung.

Opfre den Grazien heißt, wenn es einem Philoſophen geſagt wird, ſo viel als: Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität.

Man ſoll nur mit denen ſymphiloſophiren, die à la hauteur ſind.

Wenn jede rein willkührliche oder rein zufällige Verknüpfung von Form und Materie grotesk iſt, ſo hat auch die Philoſophie Arabesken wie die Poeſie; nur weiß ſie weniger darum und hat den Schlüſſel ihrer eignen esoteriſchen Geſchichte noch nicht finden können. Sie hat Werke, die ein Gewebe von moraliſchen Diſſonanzen ſind, andre, aus denen man die logiſche Desorganiſation lernen könnte, oder wo die Confuſion ordentlich conſtruirt und ſymmetriſch iſt.

Manches philoſophiſche Kunſtchaos der Art hat Feſtigkeit genug gehabt, eine Gothiſche Kirche zu überleben. Die Ausländer ſind auch hier für die leichtere Bauart; es fehlt ihren Litteraturen nicht an chineſiſchen Gartenhäuſern. Zu dieſer Gattung gehört auch die formelle Logik und die empiriſche Pſychologie.

Es wäre zu wünſchen, daß ein tranſcendentaler Linné die verſchiedenen Ichs claſſificirte und eine recht genaue Beſchreibung derſelben allenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philoſophirende Ich nicht mehr ſo oft mit dem philoſophirten Ich verwechſelt würde.

Gott iſt nach Leibniz wirklich, weil nichts ſeine Möglichkeit verhindert. In dieſer Rückſicht iſt Leibnitzens Philoſophie recht gottähnlich.

Claſſiſch zu leben und das Alterthum praktiſch in ſich zu realiſiren, iſt der Gipfel und das Ziel der Philologie. Sollte dieß ohne allen Cynismus möglich ſein?

Werke, deren Ideal für den Künſtler nicht eben ſo viel lebendige Realität und gleichſam Perſönlichkeit haben, wie die Geliebte oder der Freund, blieben beſſer ungeſchrieben. Wenigſtens Kunſtwerke werden es gewiß nicht.

Den Witz achten ſie darum ſo wenig, weil ſeine Aeußerungen nicht lang und nicht breit genug ſind, denn ihre Empfindung iſt nur eine dunkel vorgeſtellte Mathematik; und weil ſie dabei lachen, welches gegen den Reſpect wäre, wenn der Witz wahre Würde hätte. Der Witz iſt wie einer der nach der Regel repräſentiren ſollte und ſtatt deſſen bloß handelt.

Die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen ſind philoſophiſche Bonmots. Das ſind ſie durch die überraſchende Zufälligkeit ihrer Entſtehung, durch das Combinatoriſche des Gedankens und ſelbſt durch das Barocke des hingeworfnen Ausdrucks. Die beſten ſind echappées de vue ins Unendliche.

Es giebt eine Mikrologie und einen Glauben an Autorität, die Charakterzüge der Größe ſind.

Das iſt die vollendende Mikrologie des Künſtlers und der hiſtoriſche Glaube an die Autorität der Natur.

Die Philoſophen, welche nicht gegen einander ſind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphiloſophie.

Daß man eine Philoſophie annihilirt, wobei ſich der Unvorſichtige leicht gelegentlich ſelbſt mit annihiliren kann, oder daß man ihr zeigt, ſie annihilire ſich ſelbſt, kann ihr wenig ſchaden. Iſt ſie wirklich Philoſophie, ſo wird ſie doch wie ein Phönix aus ihrer eignen Aſche immer wieder aufleben.

Man kann nur Philoſoph werden, nicht es ſein. So bald man es zu ſein glaubt, hört man auf es zu werden.

Die, welche Profeſſion davon gemacht haben, den Kant zu erklären, waren entweder ſolche, denen es an einem Organ fehlte, um ſich von den

Gegenſtänden, über die Kant geſchrieben hat, einige Notiz zu verſchaffen; oder ſolche, die nur das kleine Unglück hatten, niemand zu verſtehen als ſich ſelbſt; oder ſolche, die ſich noch verworrener ausdrückten als er.

Neu oder Nicht neu iſt das, wonach auf dem höchſten und niedrigſten Standpuncte, dem Standpunkte der Geſchichte und dem der Neugierde bei einem Werk gefragt wird.

Die meiſten Gedanken ſind nur Profile von Gedanken. Dieſe muß man umkehren und mit ihren unſichtbaren Hälften verbinden. Viele philoſophiſche Schriften, die es ſonſt nicht haben würden, erhalten dadurch ein großes Intereſſe.

Kant hat den Begriff des Negativen in die Weltweisheit eingeführt. Sollte es nicht ein nützlicher Verſuch ſein, nun auch den Begriff des Poſitiven in die Philoſophie einzuführen?

Manches kritiſche Journal hat den Fehler, welcher Mozarts Muſik ſo häufig vorgeworfen wird: einen zuweilen unmäßigen Gebrauch der Blasinſtrumente.

Die Kritik iſt die Kunſt, die Scheinlebendigen in der Litteratur zu tödten.

Eine gute Vorrede muß zugleich die Wurzel und das Quadrat ihres Buchs ſein.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, ſo ſagt er ihm gern: Du kannſt es doch nicht beſſer machen. Das iſt eben, als wenn ein dogmatiſcher Philoſoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein Syſtem erfinden könne.

Das goldne Zeitalter der Litteratur würde dann ſein, wenn keine Vorreden mehr nöthig wären.

Wenn manche myſtiſche Kunſtliebhaber, welche jede Kritik für Zergliederung und jede Zergliederung für Zerſtörung des Genuſſes halten, conſequent dächten: ſo wäre Potz tauſend das beſte Kunſturtheil über das würdigſte Werk. Auch giebts Kritiken die nichts mehr ſagen, nur viel weitläuftiger.

Anmaaßend iſt es freilich noch bei Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen. Ganze Werke zu ſchreiben iſt ungleich beſcheidner, weil ſie ja wohl bloß aus andern Werken zuſammengeſetzt ſein können, und weil dem Gedanken da auf den ſchlimmſten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu laſſen und ſich demüthig in den Winkel zu ſtellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken ſind gezwungen einen Werth für ſich haben zu wollen und müſſen Anſpruch darauf machen, eigen und gedacht zu ſein. Das einzige, was eine Art von Troſt dagegen giebt, iſt, daß nichts anmaaßender ſein kann, als überhaupt zu exiſtiren, oder gar auf eine beſtimmte ſelbſtſtändige Art zu exiſtiren. Aus dieſer urſprünglichen Grundanmaaßung folgen nun doch einmal alle abgeleiteten, man ſtelle ſich wie man auch will.

Sollte nicht unter andern die Poeſie auch deswegen die höchſte aller Künſte ſein, weil nur in ihr Dramen möglich ſind?

Einige gute Schriftſteller verſteinern, andre werden zu Waſſer.

Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will. Aber umkehren läßt ſich dieſer Satz nicht.

Ungern vermiſſe ich in Kants Stammbaum der Urbegriffe die Kategorie Beinahe, die doch gewiß eben ſo viel gewirkt hat in der Welt und in der Litteratur als irgend eine andre. Eben das gilt von den Kategorien Gleichſam und Vielleicht. In dem Geiſt der Garvianer tingiren ſie alle übrigen Begriffe und Anſchauungen.

Man hat von manchem Monarchen geſagt: er würde ein ſehr liebenswürdiger Privatmann geweſen ſein, nur zum Könige habe er nicht getaugt. Verhält es ſich etwa mit der Bibel eben ſo? Iſt ſie auch bloß ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel ſein ſollte?

Wenn gemeine Menſchen ohne Sinn für die Zukunft einmal von der Wuth des Fortſchreitens ergriffen werden, treiben ſie's auch recht buchſtäblich. Den Kopf voran und die Augen zu ſchreiten ſie in alle Welt, als ob der Geiſt Arme und Beine hätte. Wenn ſie nicht etwa den Hals brechen, ſo erfolgt gewöhnlich eins von beiden: entweder ſie werden ſtätiſch oder ſie machen linksum. Mit den letzten muß mans machen wie Caeſar, der die Gewohnheit hatte, im Gedränge der Schlacht flüchtig gewordne Krieger bei der Kehle zu packen, und mit dem Geſicht gegen die Feinde zu kehren.

Daß ein Prophet nicht in ſeinem Vaterlande gilt, iſt wohl der Grund, warum kluge Schriftſteller es ſo häufig vermeiden, ein Vaterland im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften zu haben. Sie legen ſich lieber aufs Reiſen, Reiſebeſchreiben oder aufs Leſen und Ueberſetzen von Reiſebeſchreibungen und erhalten das Lob der Univerſalität.

Jeder rechtliche Autor ſchreibt für niemand oder für alle.

Heraklit ſagte, man lerne die Vernunft nicht durch Vielwiſſerei. Jetzt ſcheint es faſt nöthiger zu erinnern, daß man durch reine Vernunft allein noch nicht gelehrt werde.

Die einfachſten und nächſten Fragen, wie: Soll man Shakſpeare's Werke als Kunſt oder als Natur beurtheilen? und: Iſt das Epos und die Tragödie weſentlich verſchieden oder nicht? und: Soll die Kunſt täuſchen oder bloß ſcheinen? können nicht beantwortet werden, ohne die tiefſte Speculation und die gelehrteſte Kunſtgeſchichte.

Es iſt eine unbeſonnene und unbeſcheidne Anmaaßung, aus der Philoſophie etwas über die Kunſt lernen zu wollen. Manche fangen's ſo an, als ob ſie hofften, hier etwas Neues zu erfahren; da die Philoſophie doch weiter nichts kann und können ſoll, als die gegebnen Kunſterfahrungen und vorhandnen Kunſtbegriffe zur Wiſſenſchaft bilden, die Kunſtanſicht erheben, mit Hülfe einer gründlich gelehrten Kunſtgeſchichte erweitern, und diejenige freie Stimmung des Verſtandes auch über dieſe Gegenſtände erzeugen, welche aus dem Bewußtſein des einzig Rechten verbunden mit dem Gefühl von der Unendlichkeit deſſelben hervorgeht.

Maximen, Ideale, Imperative und Poſtulate ſind jetzt die Rechenpfennige der Sittlichkeit. Kanten war die Jurisprudenz auf die innern Theile gefallen. Das heißt nun Moral.

Um über einen Gegenſtand gut ſchreiben zu können, muß man ſich nicht mehr für ihn intereſſiren; der Gedanke, den man mit Beſonnenheit ausdrücken ſoll, muß ſchon gänzlich vorbei ſein, einen nicht mehr eigentlich beſchäftigen. So lange der Künſtler erfindet und begeiſtert iſt, befindet er ſich für die Mittheilung wenigſtens in einem illiberalen Zuſtande. Er wird dann alles ſagen wollen; welches eine falſche Tendenz junger Genie's oder ein richtiges Vorurtheil alter Stümper iſt. Dadurch verkennt er den Werth und die Würde der Selbſtbeſchränkung, die doch für den Künſtler wie für den Menſchen das Erſte und das

Letzte, das Nothwendigſte und das Höchſte iſt. Das Nothwendigſte: denn überall, wo man ſich nicht ſelbſt beſchränkt, beſchränkt einen die Welt, wodurch man ein Knecht wird. Das Höchſte: denn man kann ſich nur in den Puncten und an den Seiten ſelbſt beſchränken, wo man unendliche Kraft hat, Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung. Selbſt ein freundſchaftliches Geſpräch, was nicht in jedem Augenblicke frei abbrechen kann aus unbedingter Willkühr, hat etwas Illiberales. Ein Schriftſteller aber, der ſich rein ausreden will und kann, der nichts für ſich behält und alles ſagen mag, was er weiß, iſt ſehr zu beklagen. Nur vor drei Fehlern hat man ſich zu hüten. Was unbedingte Willkühr und ſonach Unvernunft oder Uebervernunft ſcheint und ſcheinen ſoll, muß dennoch im Grunde auch wieder ſchlechthin nothwendig und vernünftig ſein; ſonſt wird die Laune Eigenſinn, es entſteht Illiberalität und aus Selbſtbeſchränkung wird Selbſtvernichtung. Zweitens: man muß mit der Selbſtbeſchränkung nicht zu ſehr eilen und erſt der Selbſtſchöpfung, der Erfindung und Begeiſterung Raum laſſen, bis ſie fertig iſt. Drittens: man muß die Selbſtbeſchränkung nicht übertreiben.

Es giebt Schriftſteller in Deutſchland, die Unbedingtes trinken wie Waſſer; und Bücher, wo ſelbſt die Hunde ſich aufs Unendliche beziehn.

Ein recht freier und gebildeter Menſch müßte ſich ſelbſt nach Belieben philoſophiſch oder philologiſch, kritiſch oder poetiſch, hiſtoriſch oder rhetoriſch, antik oder modern ſtimmen können; ganz willkührlich, wie man ein Inſtrument ſtimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade.

Eins von beiden iſt faſt immer herrſchende Neigung jedes Schriftſtellers: entweder manches nicht zu ſagen, was durchaus geſagt werden müßte, oder vieles zu ſagen, was durchaus nicht geſagt zu werden brauchte.

Witz iſt eine Exploſion von gebundnem Geiſt. Ein Einfall iſt eine Zerſetzung geiſtiger Stoffe, die alſo vor der plötzlichen Scheidung innigſt vermiſcht ſein mußten. Die Einbildungskraft muß erſt mit Leben jeder Art bis zur Sättigung angefüllt ſein, ehe es Zeit ſein kann, ſie durch die Friction freier

Geſelligkeit ſo zu elektriſiren, daß der Reiz der leiſeſten freundlichen oder feindlichen Berührung ihr blitzende Funken und leuchtende Strahlen oder ſchmetternde Schläge entlocken kann.

Man ſoll von jedermann Genie fodern, aber ohne es zu erwarten.

Hippel, ſagt Kant, hatte die empfehlungswürdige Maxime, man müſſe das ſchmackhafte Gericht launiger Darſtellung noch durch die Zuthat des Nachgedachten würzen. Warum will Hippel nicht mehr Nachfolger in dieſer Maxime finden, da doch Kant ſie gebilligt hat?

Die harmoniſche Plattheit kann dem Philoſophen ſehr nützlich werden, als ein heller Leuchtthurm für noch unbefahrne Gegenden des Lebens, der Kunſt oder der Wiſſenſchaft. — Er wird den Menſchen, das Buch vermeiden, die ein harmoniſch Platter bewundert und liebt; und der Meinung wenigſtens mistrauen, an die mehre der Art feſt glauben.

Was man gewöhnlich Vernunft nennt, iſt nur eine Gattung derſelben, nämlich die dünne und wäßrige. Es giebt auch eine dicke feurige Vernunft, welche den Witz eigentlich zum Witz macht und dem gediegenen Styl das Elaſtiſche giebt und das Elektriſche.

Es giebt ſo viele kritiſche Zeitſchriften von verſchiedener Natur und mancherlei Abſichten. Wenn ſich doch auch einmal eine Geſellſchaft der Art verbinden wollte, welche bloß den Zweck hätte, die Kritik ſelbſt, die doch auch nothwendig iſt, allmählig zu realiſiren.

Poeſie kann nur durch Poeſie kritiſirt werden. Ein Kunſturtheil, welches nicht ſelbſt ein Kunſtwerk iſt, entweder im Stoff, als Darſtellung des nothwendigen Eindrucks in ſeinem Werden, oder durch eine ſchöne Form, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunſt.

Chamfort war, was Rouſſeau gern ſcheinen wollte: ein ächter Cyniker, im Sinne der Alten mehr Philoſoph, als eine ganze Legion trockner Schulweiſen. Obgleich er ſich anfänglich mit den Vornehmen gemein gemacht hatte, lebte er dennoch frei, wie er auch frei und würdig ſtarb, und verachtete den kleinen Ruhm eines großen Schriftſtellers. Er war Mirabeau's Freund. Sein köſtlichſter Nachlaß ſind ſeine Einfälle und Bemerkungen zur Lebensweisheit; ein Buch voll von gediegenem Witz, tiefem Sinn, zarter Fühlbarkeit, von reifer Vernunft und feſter Männlichkeit und von intereſſanten Spuren der lebendigſten Leidenſchaftlichkeit; und dabei auserleſen und von vollendetem Ausdruck, ohne Vergleich der höchſte und erſte ſeiner Art.

Der Zweck der Kritik, ſagt man, ſei Leſer zu bilden. — Wer gebildet ſein will, mag ſich doch ſelbſt bilden! Dieß iſt unhöflich, es ſteht aber nicht zu ändern.

Die Demonſtrationen der Philoſophie ſind eben Demonſtrationen im Sinne der militäriſchen Kunſtſprache. Mit den Deductionen ſteht es auch nicht beſſer wie mit den politiſchen; auch in den Wiſſenſchaften beſetzt man erſt ein Terrain und beweiſt dann hinterdrein ſein

Recht daran. Auf die Definitionen läßt ſich anwenden, was Chamfort von den Freunden ſagt, die man ſo in der Welt hat. Es giebt drei Arten von Erklärungen in der Wiſſenſchaft: Erklärungen, die uns ein Licht oder einen Wink geben; Erklärungen, die nichts erklären; und Erklärungen, die alles verdunkeln. Die rechten Definitionen laſſen ſich gar nicht aus dem Stegreife machen, ſondern müſſen einem von ſelbſt kommen; eine Definition, die nicht witzig iſt, taugt nichts, und von jedem Individuum giebt es doch unendlich viele reale Definitionen. Die nothwendigen Förmlichkeiten der Kunſtphiloſophie arten aus in Etikette und Luxus. Als Legitimation und Probe der Virtuoſität haben ſie ihren Zweck und Werth wie die Bravourarien der Sänger und das Lateinſchreiben der Philologen. Auch machen ſie nicht wenig rhetoriſchen Effect. Die Hauptſache aber bleibt doch immer, daß man etwas weiß, und daß man es ſagt. Es beweiſen oder gar erklären wollen iſt in den meiſten Fällen herzlich überflüſſig.

Es giebt eine Rhetorik des Enthuſiasmus, die unendlich weit erhaben iſt über den ſophiſtiſchen Misbrauch der Philoſophie, die declamatoriſche Stylübung, die angewandte Poeſie, die emproviſirte Polilitik, welche man mit demſelben Namen zu bezeichnen pflegt. Ihre Beſtimmung iſt, das Göttliche zu conſtituiren, und das Schlechte real zu vernichten.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikweſen zu ſchmähen. Aber ſoll der wahre Autor nicht auch Fabrikant ſeyn? Soll er nicht ſein ganzes Leben dem Geſchäft widmen, litterariſche Materien in Formen zu bilden, die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich ſind? Wie ſehr wäre manchem Pfuſcher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünſchen, die wir an den geringſten Werkzeugen kaum noch achten.

Man betrachtet die kritiſche Philoſophie immer, als ob ſie vom Himmel gefallen wäre. Sie hätte auch ohne Kant in Deutſchland entſtehen müſſen, und es auf viele Weiſe können. Doch iſts ſo beſſer.

In England iſt der Witz wenigſtens eine Profeſſion, wenn auch keine Kunſt: Alles wird da zünftig und ſelbſt die roués dieſer Inſel ſind Pedanten.

So auch ihre wits, welche die unbedingte Willkühr, deren Schein dem Witz das Romantiſche und Pikante giebt, in die Wirklichkeit einführen, und ſo auch witzig leben wollen, es gehe wie es gehe; daher ihr Talent zur Tollheit. Sie ſterben für ihre Grundſätze.

Eine claſſiſche Schrift muß nie ganz verſtanden werden können. Aber die, welche gebildet ſind und ſich bilden, müſſen immer mehr daraus lernen wollen.

Die Sokratiſche Ironie iſt die einzige durchaus unwillkührliche und doch durchaus beſonnene Verſtellung. Es iſt gleich unmöglich, ſie zu erkünſteln und ſie zu verrathen. Wer ſie nicht hat, dem bleibt ſie auch nach dem offenſten Geſtändniß ein Räthſel. Sie ſoll Niemanden täuſchen, als die, welche ſie für Täuſchung halten und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Beſten zu haben, oder böſe werden, wenn ſie ahnden, ſie wären wohl auch mit gemeint. In ihr ſoll alles Scherz und alles Ernſt ſein, alles treuherzig offen und alles tief verſteckt. Sie entſpringt aus der Vereinigung von Lebenskunſtſinn und wiſſenſchaftlichem Geiſt, aus dem Zuſammentreffen vollendeter Naturphiloſophie und vollendeter Kunſtphiloſophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerſtreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollſtändigen Mittheilung. Sie iſt die freieſte aller Licenzen, denn durch ſie ſezt man ſich über ſich ſelbſt weg; und doch auch die geſetzlichſte, denn ſie iſt unbedingt nothwendig. Es iſt ein ſehr gutes Zeichen, wenn die harmoniſch Platten gar nicht wiſſen, wie ſie dieſe ſtete Selbſtparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und misglauben, bis ſie ſchwindlicht werden, den Scherz grade für Ernſt und den Ernſt für Scherz halten.

Ironie iſt die Form des Paradoxen. Paradox iſt alles, was zugleich gut und groß iſt.

* * *

Und ſo nehmt denn mit und ohne Ironie, was Euch eben ſo dargeboten wurde; und haltet nur getroſt die eine oder andre dieſer combinatoriſchen

Anregungen Eures ernſtlichſten Nachdenkens würdig. Scheint Euch dieſe Anfoderung zu ſchwer und mancher der hingeworfnen Gedanken zu leicht: ſo zieht, wenn es möglich iſt, in gewiſſenhafte Erwägung, daß vielleicht einiges mit Abſicht ſo leicht ſei, um denjenigen, für den auch das Schwere geſagt iſt, in die jovialiſche Stimmung zu verſetzen und darin zu erhalten, in der es den Sterblichen am erſten vergönnt iſt, das imponderable Gewicht des wahren Ernſtes und der ernſten Wahrheit zu empfinden; des wahren Ernſtes, der in ſo vielen Fällen auch der wahre Scherz zu ſein pflegt.

Ihr merkt ſchon an der feierlichen Wendung, daß es meine Abſicht ſei, Euch ein kritiſches Lebewohl zu ſagen.

Nicht daß ich geſonnen wäre, die rühmlich geführten Waffen der Ironie im Tempel der Polemik aufzuhängen und den Kampfplatz andern zu überlaſſen. Nein, ich werde es mir nicht verſagen, mit den Werken der poetiſchen und der philoſophiſchen Kunſt wie bisher ſo auch ferner für mich und für die Wiſſenſchaft zu experimentiren. Aber ich werde dieſe Beſchäftigung, die meine Idioſynkraſie mir zum Geſetz macht, von nun an auf die beiden Zwecke einer *Geſchichte der Dichtkunſt* und einer *Kritik der Philoſophie* durchaus beſchränken. Die letzte wird zum Theil Polemik ſein müſſen: ſo daß alſo auch von dieſer Seite meine Belehrung nicht als vollſtändig angeſehn werden kann. Die Reſignation wird vorzüglich nur darin beſtehen, daß ich es der neuen Zeit und allem, was ihr angehört, von nun an überlaſſen werde, ſich ſelbſt zu kritiſiren; ein Geſchäft, das ſie wahrſcheinlich mit eben ſo viel Kraft und Muth, als Luſt und Laune betreiben wird, wie ſo manches andre von größerm Gewicht; es müßte denn ſein, daß die Muſe der Komödie es anders lenkte und auch von mir ein kleines Opfer leichter Saturnalien foderte.

Ich habe den Beſchluß dieſes Bruchſtücks zu einer Vorrede des Ganzen beſtimmt: denn es ſollte der Natur der Sache gemäß mehr eine Nachrede als eine Vorrede ſein. Aber werdet Ihr auch eine Reihe von Studien für ein Ganzes halten wollen, bloß deswegen, weil ſie von Einem Geiſt beſeelt, und in dieſem nicht ohne Zuſammenhang entſtanden ſind? Dieß bleibe Euch und Eurer unbedingten Willkühr überlaſſen. Jene Einheit des Geiſtes aber kann ich nachweiſen; in der unverkennbaren Tendenz aller jener Verſuche und in der unwandelbaren Maxime.

Dieſe Tendenz iſt: trotz eines oft peinlichen Fleißes im Einzelnen — ſeines Fleißes, ſagt Leſſing, darf ſich jedermann rühmen — dennoch alles im Ganzen nicht ſowohl beurtheilend zu würdigen, als zu verſtehen und zu erklären.

Daß man im Kunſtwerke nicht bloß die ſchönen Stellen empfinden, ſondern den Eindruck des Ganzen faſſen müſſe; dieſer Satz wird nun bald trivial ſein, und unter die Glaubensartikel gehören. Weiter noch gehn die Philoſophen, und fodern, ja verſuchen, ſich ſelbſt und andre im Ganzen zu verſtehen, mag der Autor auch dieſes Ganze, den gemeinſamen Geiſt in einen noch ſo geiſtloſen Buchſtaben gehüllt, und in eine ſehr complicirte Reihe vieler, vielleicht etwas confuſer Schriften zerſtreut haben. Aber auch das genügt mir bei weitem noch nicht; und ich denke, wenn ihr es wirklich erkannt habt, daß man das Werk nur im Syſtem aller Werke des Künſtlers ganz verſtehe, ſo werdet ihr es über kurz oder lang auch wohl anerkennen müſſen, daß nur der den Geiſt des Künſtlers kennt, der diejenigen gefunden hat, auf die er ſich, äußerlich vielleicht durch Nationen und Jahrhunderte getrennt, unſichtbar dennoch bezieht, mit denen er ein Ganzes bildet, von dem er ſelbſt nur ein Glied iſt; werdet es anerkennen müſſen, daß dieſer organiſche Zuſammenhang Aller das Genie von dem bloßen Talent unterſcheidet, welches eben das durch, daß es iſolirt iſt, ſich als falſche Tendenz der Kunſt und der Menſchheit verräth. So muß auch das Einzelne der Kunſt, wenn es gründlich genommen wird, zum unermeßlichen Ganzen führen! Oder glaubt Ihr in der That, daß wohl alles andre ein Gedicht und ein Werk ſein könne, nur die Poeſie ſelbſt nicht? —

Wollt Ihr zum Ganzen, ſeid Ihr auf dem Wege dahin, ſo könnt Ihr zuverſichtlich annehmen, Ihr werdet nirgends eine natürliche Gränze finden, nirgends einen objectiven Grund zum Stillſtande, ehe Ihr nicht an den Mittelpunct gekommen ſeid. Dieſer Mittelpunct iſt der Organismus aller Künſte und Wiſſenſchaften, das Geſetz und die Geſchichte dieſes Organismus. Dieſe Bildungslehre, dieſe Phyſik der Fantaſie und der Kunſt dürfte wohl eine eigne Wiſſenſchaft ſein, ich möchte ſie Encyklopädie nennen: aber dieſe Wiſſenſchaft iſt noch nicht vorhanden.

Und eben weil ſie noch nicht vorhanden iſt, dieſe Wiſſenſchaft, darf ich für meine im Geiſt derſelben entworfnen kritiſchen Verſuche und Bruchſtücke die ernſtlichſte Aufmerkſamkeit und Theilnahme fodern. Denn Ihr mögt nun ſimple bloß paſſive Leſer ſein, oder was mir wahrſcheinlicher iſt, angehende Kritiker und alſo reagirende Leſer, ſo werdet Ihr in ihnen, wenn Ihr es nur ſuchen wollt, nicht weniges finden können, was Euch über den eigentlichen Sinn Eures Geſchäfts ſelbſt entweder ein wahres Licht geben, oder doch den Schein des falſchen Lichts vernichten kann.

Nur das Eine will ich noch über jene Encyklopädie ſagen. Entweder hier iſt die Quelle objectiver Geſetze für alle poſitive Kritik oder nirgends. Und wenn dem ſo iſt, ſo kann, das folgt unmittelbar, wahre Kritik gar keine Notiz nehmen von Werken, die nichts beitragen zur Entwicklung der Kunſt und der Wiſſenſchaft; ja es iſt ſonach eine wahre Kritik auch nicht einmal möglich von dem, was nicht in Beziehung ſteht auf jenen Organismus der Bildung und des Genies, von dem, was fürs Ganze und im Ganzen eigentlich nicht exiſtirt.

Es kann der Fall ſein, daß man ſich des Beweiſes dieſer Nichtexiſtenz und Nullität nicht überheben darf; und damit iſt die Nothwendigkeit der Polemik auf eine Weiſe deducirt, die, weil ſich jene einzelnen Fälle und das Drängende derſelben ſehr evident machen laſſen, auf eine verhältnißmäßig allgemeine Einſtimmung rechnen darf. Mir aber iſt die Polemik noch weit mehr als das, weit mehr als nur ein nothwendiges Uebel; wenn ſie iſt, wie ſie ſein ſoll, ſo iſt ſie mir das Siegel von der lebendigſten Wirkſamkeit des Göttlichen im Menſchen, der Prüfſtein eines reifen Verſtandes. Sollte es nicht der Anfang aller Erkenntniß ſein, das Gute und das Böſe zu unterſcheiden? So iſt wenigſtens mein Glaube; und wenn ich ſehe, daß ein Mann in ſeiner eigenthümlichen Sphäre ſich nur mit einer leichten und oberflächlichen Toleranz begnügt, und nicht das Herz hat, irgend etwas Ausgezeichnetes unbedingt zu verwerfen und als böſes Princip zu ſetzen, ſo muß ich meiner Denkart gemäß denken, er ſei noch eben nicht im Klaren, wenn er auch, was die äußere Erſcheinung betrifft, vor lauter Klarheit leuchten ſollte.

Rechtfertigen kann ich dieſen Glauben hier nicht und dieſe Polemik; aber ich denke, meine Philoſophie und mein Leben werden es. Hier kann ich vor der Hand nur die abſolute Subjectivität alles deſſen, was ſich darauf bezieht, anerkennen, und Euch ſelbſt die Maxime ſagen, die mich leitete, um Es euch dadurch auf den Fall, daß Ihr mich verſtehen wollt, ganz leicht zu machen. Es ging mein Beſtreben nicht ſowohl dahin, die große Menge der ſchwachen Subjecte, die in jeder Sphäre der Kunſt ihre nichtige Thätigkeit zwecklos treibt, zu annihiliren, als vielmehr die Scheidung des gutes und des böſen Princips bis auf die höchſten Stufen der Kraft und der Bildung fortzuſetzen: denn dazu fand ich mich beſonders berufen. Daher ſind oft vielleicht grade dieſelben die mit reifem Bedacht gewählten Gegenſtände meiner Polemik, welche für andre, die es weniger genau nehmen, Ideale der Nachbildung ſein können. Eben daher lernte ich mit Ironie bewundern.

Jene Maxime werde ich auch ferner befolgen, und um ſo weniger iſt es nöthig, noch etwas darüber zu ſagen. Um aber die Anerkennung der erwähnten Subjectivität deſto entſchiedner zu ſanctioniren, ſchließe ich das Ganze mit dem ſubjectivſten, was es geben kann, mit einem bloßen Gedicht.

Nur von Leſſing zuvor noch einige Worte, wiewohl auch das Gedicht ihn mit angeht, und die Stelle, die er darin einnimmt, den Grad und die Art der Ehrfurcht, die ich für ihn hege, beſſer als alles andre auszudrücken vermögen wird.

Und warum ehre ich denn nun den Mann ſo hoch, dem ich vieles ganz abſpreche, was andre einzig an ihm loben?

Ich werde es Euch ſehr kurz und ſehr deutlich ſagen können, und ſolltet Ihr dennoch wie bisher über Unverſtändlichkeit klagen, ſo hoffe ich Euch wenigſtens klar zu machen, daß es nicht am

Ausdruck, ſondern an der Sache liegt. Uebrigens bleibt mir auf dieſen Fall nur der fromme Wunſch, daß Ihr doch einmal anfangen möchtet, das Verſtehen zu verſtehen; ſo würdet Ihr inne werden, daß der Fehler gar nicht da liegt, wo Ihr ihn ſucht, und würdet Euch nicht mehr mit ſolchen confuſen Begriffen und leeren Fantomen täuſchen.

Ich ehre Leſſing wegen der großen Tendenz ſeines philoſophiſchen Geiſtes und wegen der ſymboliſchen Form ſeiner Werke. Wegen jener Tendenz finde ich ihn genialiſch; wegen dieſer ſymboliſchen Form gehören mir ſeine Werke in das Gebiet der höhern Kunſt, da eben ſie — nach meiner Meinung — das einzige entſcheidende Merkmal derſelben iſt.

Wenn Ihr verſuchen wollt, Autoren oder Werke zu verſtehen, d. h. ſie in Beziehung auf jenen großen Organismus aller Kunſt und Wiſſenſchaft genetiſch zu conſtruiren; ſo werdet Ihr bemerken, daß es vier Kategorien giebt, in die ſich alles ſcheidet, was Ihr bei einer ſolchen Conſtruction Charakteriſtiſches in dem Phänomen der Kunſtwelt findet; vier Begriffe, unter die ſich das alles fügt: Form und Gehalt, Abſicht und Tendenz. Aber nicht alle dieſe Kategorien ſind auf jedes Werk, auf jeden Autor anwendbar.

Alle Gedanken eines Spinoſa, eines Fichte könnt Ihr auf einen einzigen Centralgedanken reduciren, und dieſe über die allgeprieſne Conſequenz eben ſo weit erhabne als ganz von ihr verſchiedne Identität des ganzen Stoffs kann Euch lehren, daß dieſer hier die Hauptſache ſei, wenn Ihr die Bemerkung hinzunehmt, daß die Form ſelbſt bei jedem dieſer beiden kühnſten und vollendetſten Denker nur ein Ausdruck, Symbol und Wiederſchein des Inhalts iſt, nämlich des Weſentlichen, des einen und untheilbaren Mittelpuncts des Ganzen. Darum iſt die Form des Einen die der Subſtanz und Permanenz, Gediegenheit, Ruhe und Einheit, die des andern Thätigkeit, Agilität, raſtloſe Progreſſion, kurz der diametrale Gegenſatz der erſten. Nach Abſicht im Ganzen kann man nur bei einem Jakobi oder Kant fragen, weil dieſe keine Tendenz haben, oder welches eben ſo viel ſagt, eine abſolut falſche; eine Tendenz, die, mag es durch den verwickelten krummen Gang, der ſolchen Naturen eigen iſt, noch ſo künſtlich verhüllt und dem gemeinen Auge tief verborgen ſein, zuletzt einzig und allein auf dasjenige ſich beziehn läßt, was für den Philoſophen durchaus keine Realität hat. Dergleichen Naturen habt ihr verſtanden, wenn Ihr aus der Complexion der Nebenabſichten, an denen ſie ſo reich zu ſein pflegen, die Centralabſicht des Ganzen gefunden habt; wo ſich dann oft das Fantom von ſelbſt in ſein Nichts auflöſen würde. Nicht ſo bei jenen Großen. Da könnt Ihr in einzelnen Werken vielleicht Abſichten ſehr klar und rein ausgedrückt finden. Im Ganzen werdet Ihr aber nie eine Abſicht nachweiſen und begründen können als die, das, was ihre Tendenz iſt, unbedingt darzuſtellen oder unbedingt mitzutheilen. Da iſt alſo die Tendenz alles.

Desgleichen bei Leſſing, der den Spinoſa liebte, wenn es gleich nicht möglich war, daß er ihn, ehe der Gegenſatz ſeiner Anſicht entdeckt war, vollkommen verſtehen und in dieſem Sinne Spinoſiſt ſein konnte. Er liebte Spinoſa, und Fichte muß ihn, ſeiner Denkart und ſeinen Grundſätzen gemäß, ehren. Das iſt das beſte Lob für Leſſings Anlage zur Speculation. Da er nicht zu jenen großen Erfindern gezählt werden kann, da er nur die *Skizze* eines vortrefflichen Philoſophen blieb, ſo kann auch bei ihm nicht von dem Stoff, dem Syſtem ſeiner Gedanken die Rede ſein. Deſto mehr aber von der *Form*.

Zuvor muß ich nur Eins erinnern. Was Ihr in den philoſophiſchen Büchern von der Kunſt und von der Form geſagt findet, reicht ungefähr hin, um die Uhrmacherkunſt zu erklären. Von höherer Kunſt und Form findet ihr auch nirgends nur die leiſeſte Ahndung, ſo wenig, wie einen Begriff von Poeſie.

Das Weſen der höhern Kunſt und Form beſteht in der Beziehung aufs Ganze. Darum ſind ſie unbedingt zweckmäßig und unbedingt zwecklos, darum hält man ſie heilig wie das Heiligſte, und liebt ſie ohne Ende, wenn man ſie einmal erkannt hat. Darum ſind alle Werke Ein Werk, alle Künſte Eine Kunſt, alle Gedichte Ein Gedicht. Denn alle wollen ja daſſelbe, das überall Eine und zwar in ſeiner ungetheilten Einheit. Aber eben darum will auch jedes Glied in dieſem höchſten Gebilde des menſchlichen Geiſtes zugleich das Ganze ſein, und wäre dieſer Wunſch wirklich unerreichbar, wie uns jene Sophiſten glauben machen wollen, ſo möchten wir nur lieber gleich das nichtige und verkehrte Beginnen ganz aufgeben. Aber er iſt erreichbar, denn er iſt ſchon oft erreicht worden, durch daſſelbe, wodurch überall der Schein des Endlichen mit der Wahrheit des Ewigen in Beziehung geſetzt und eben dadurch in ſie aufgelöſt wird: durch Allegorie, durch Symbole, durch die an die Stelle der Täuſchung die Bedeutung tritt, das einzige Wirkliche im Daſein, weil nur der Sinn, der

Geiſt des Daſeins entſpringt und zurückgeht aus dem, was über alle Täuſchung und über alles Daſein erhaben iſt.

Gebt der gemeinen Kunſt ſo viel Würde und ſo viel Anmuth als Ihr wollt: es wird nie die höhere daraus werden. Oder glaubt Ihr, daß ein mächtiger Baum aus Hülſen ohne Kern und Kraft emporwachſen könne? —

Und ihr mögt noch ſo ſehr auf die Abſonderung der Natur und der Kunſt dringen: auf jenem falſchen Wege wird es Euch in Ewigkeit nicht gelingen.

Für die höhere Kunſt und ihren Begriff exiſtirt dieſe Schwierigkeit gar nicht. Sie iſt ſelbſt Natur und Leben und ſchlechthin Eins mit dieſen; aber ſie iſt die Natur der Natur, das Leben des Lebens, der Menſch im Menſchen; und ich denke, dieſer Unterſchied iſt für den, der ihn überhaupt wahrnimmt, warlich beſtimmt und entſchieden genug. Sollte aber dennoch jemand einen beſtimmtern fodern zu müſſen glauben, ſo wird er, was er fodert und glaubt, ſchwerlich ſich ſelbſt klar zu machen im Stande ſein.

Jedes Gedicht, jedes Werk ſoll das Ganze bedeuten, wirklich und in der That bedeuten, und durch die Bedeutung und Nachbildung auch wirklich und in der That ſein, weil ja außer dem Höhern, worauf ſie deutet, nur die Bedeutung Daſein und Realität hat.

Habt Ihr dieſe ſymboliſche Form noch nie wahrgenommen, habt Ihr noch nie unterſchieden, ob ein Werk nach dem vegetabiliſchen oder nach dem animaliſchen Organismus conſtruirt ſei, könnt Ihr nicht wenigſtens die Farbe und den Farbenton in einem Gedicht empfinden: ſo laßt es nur mit der Poeſie, oder glaubt wenigſtens ohne Scheu und Rückſicht, daß Euch noch einiges in dieſem Gebiet, deſſen Umfang nie ein Sterblicher ermeſſen wird, neu und unbekannt ſei: denn das, was ich erwähnt habe, iſt grade das Erſte und Letzte, das Weſentliche und Höchſte; damit nimmt der Begriff der höhern Kunſt ſeinen Anfang.

Dieſe Kunſt iſt nur Eine. Darum fodre ich auch von dem philoſophiſchen Werk eine ſymboliſche Form; und denkt nur nicht, daß es mir an Beiſpielen fehlen würde, ſie nachzuweiſen. Ich könnte Philoſophen anführen, bei denen alles kreisförmig iſt; andre, die nur im Schema der Triplicität conſtruiren können; auch Ellipſen wollte ich aufzeigen und noch manches andre, was Euch nur ein Spiel meines Witzes ſcheinen würde. Ich begnüge mich zu bemerken, daß die bis jetzt vorhandnen philoſophiſchen Formen mathematiſcher Art ſind.

So auch Leſſings Form, die Ihr ſelbſt vielleicht für die höchſte in dieſer Sphäre anerkennen werdet.

Man nennt das Paradoxe zu Zeiten excentriſch. Es iſt überhaupt eine löbliche Maxime, die Ausſprüche des Gemeinſinns mit Abſicht buchſtäblicher zu nehmen, als ſie gemeint ſind; und grade hier iſt es ganz beſonders der Fall.

Giebt es wohl ein ſchöneres Symbol für die Paradoxie des philoſophiſchen Lebens, als jene krummen Linien, die mit ſichtbarer Stetigkeit und Geſetzmäßigkeit forteilend immer nur im Bruchſtück erſcheinen können, weil ihr eines Centrum in der Unendlichkeit liegt?

Eine ſolche transſcendente Linie war Leſſing, und das war die primitive Form ſeines Geiſtes und ſeiner Werke.

Am klarſten und faßlichſten findet Ihr ſie in Ernſt und Falk, ſeinem gebildetſten, vollendetſten Product. Habt Ihr ſie da verſtanden, ſo werdet Ihr ſie auch wohl in der Erziehung des Menſchengeſchlechts ſehen; und auch, in einem größern Maaßſtabe ſogar, aber mit den ſtörenden Zuſätzen eines nichtigen Stoffs oder einer falſchen Tendenz, im ganzen Anti-Götze, als Ein Werk betrachtet, und in der Dramaturgie; im größten Maaßſtabe aber in dem Ganzen ſeiner literariſchen Laufbahn.

Dieſelbe Form grade iſt die des Plato; und ihr werdet keinen einzelnen Dialog und keine Reihe von Dialogen verſtändlich conſtruiren können, als nach jenem Symbol.

Was ſoll man zu dem Manne ſagen, den ſein Genie mitten aus dieſer Gemeinheit und dieſer Fülle von falſchen Tendenzen grade in der Form des Ganzen der Höhe des erhabenſten Philoſophen und des kunſtreichſten Redekünſtlers näherte?

Herkules Muſagetes.

Opfre dich ſelber zuvor und alles was ſterblich der Muſe,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geiſt.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder ſo denken:
Denn wie reute den Mann, was er ſo männlich beſchloß?
Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was ſchadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg ſich wendend vom Larm alles zuſammen verdammt,
Seh ich gelaſſen es an: denn ich weiß ja die alten Geſchichten,

Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir ſelbſt gegenüber den Mann, der gerüſtet zum Kriege
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich ſehe den Stolz in der Bruſt und wie alles ihn nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt:
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
Hätte wohl ſelber wie gern raſch mit dem Leben geſpielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schaar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Anders beſchloſſen die Götter und willig nehm ich mein Schickſal,
Trotz dem adlichen Neid froh und zufrieden im Muth.
Nein, es verwirret mich nicht, daß ſo Göttliches da noch vorhanden,
Ach in jenem Bezirk, der mir auf ewig verſagt.

Nur wenn den Schutz den erbärmlichen gnädig die Herrſcher uns reichen,
Regt in der Bruſt ſich der Grimm, von uns zu werfen die Schmach.
Beſſer wir bleiben für uns im Dunkel gehaßt und verachtet,
Als im ekeln Gemiſch Hohes und Niedres zu ſehn.
Wahrlich und wäre die Kunſt ein Dendrit nur von beſſerem Leben,
Spräch ich: Wachſe denn fort, wie die Natur dir gebeut,
Trauend im Innern der bildenden Kraft, die wohl einſt noch den Lichtpunkt,
Den der Wurm hier verlacht, ſtrahlend zur Sonne verklärt.
Kühn drum wandl' ich auf einſamer Spur doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich mich ſelbſt und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Goethe, die haben die Bildung der Deutſchen gegründet,

Würdiger Quell warſt du, heiliger Winkelmann, einſt!
Was den beiden entriſſen die Parce, das gab ſie dem einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich bewußtlos vernichtend, ſo kameſt Du, Fichte! von oben,
Blitzteſt mitten ins Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Anmuth gab Dir der Gott und den Tiefſinn künſtlicher Dichtung,
Tiek, erfindſamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
Und wohl ſchiens beſtochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunſtreich die Farben vermiſcht,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Pilaſter der Kunſt, ſeid mir Poeten gegrüßt!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunſt blühende Iris,
Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umſpannt!

Euch ja nur Euch verdank' ich des alten Wunſches Erfüllung,
Daß nun melodiſche Kraft brauſend der Lippe entſtrömt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Bruſt glüht das erhabene Herz;
Und dies—so leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung ſich freuen,
Alle wieg ich ſie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn Ihr ſie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl ſelbſt himmliſche Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefſten der Seele.
O wie geſteh ich ſo gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt, göttlicher Ritter! mit Dir
Eins zu werden geſinnt, wie ich ſchnell Dich liebend umfaßte

Redner der Religion, früher Novalis! auch Dich.
Feſter umarm ich Euch ſtets, und ſo laßt mir die Flammen gewähren;
Denn nicht Liebe allein ſchlägt ja in männlicher Bruſt.
So wie die Guten erkenn' ich die Schlechten; verſchmähend die Menge
Wählt' ich die Stärkeren gern tödtend mit löblichem Haß.
Manchen ſchon traf ich, der innerlich faul, und es hat ſich beſtätigt,
Mancher iſt tückiſch geſinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret der Pöbel, für den ſie auch gut ſind;
Nur daß der beßre ſich täuſcht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Kleinen geneckt, die ich auch nicht verſchonte:
Daß das Geſindel mich haßt, hab ich ja wahrlich verdient.
Dennoch iſt freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius ſprach, oft noch von keinem erkannt?

Ja willkommen ſind alle, die nur empfänglich ſich zeigen;
Aber ſo redlich ihrs meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe Euch raſch, was die herrſchenden Geiſter gebildet,
Nur bei den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach!
Auf und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht:
Willſt Du leben der Kunſt, ſo könne dem Leben entſagen,
Was dem Volke ſo ſcheint, fliehen wie langſamen Tod.
Wahrheit wollteſt Du geben, zurück nur behalten die Liebe?
Wenn Du nicht beide verkennſt, iſt es noch dunkel in Dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äußern Verhältniß,
Sondern von innen heraus bilde für ſich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer; denn löblich ſind ſie von Ferne:

Doch wenn Du glühend Dich nahſt, friert auf der Lippe das Wort.
Siehſt Du wo Liebe verborgen, ſo hauch ihr flammende Nahrung,
Daß der freudige Keim wachſe zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund Dir, um weichlich zu ruhen:
Sondern wer gleich Dir an Geiſt kräftig Dich regt und ergänzt.
Bücher verſchlingend, wie Cato der ſtrenge bei nächtlicher Lampe,
Dräng der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in Dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
Grabe Du tief in das Buch, bis Du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunſt Dir, gebildeter was Du berühreſt:
Wem das kleinſte zu klein, dem iſt auch großes zu groß.
Ja auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe Dir köſtlich;
Aber ſo Du es liebſt, gieb ihm Du ſelber den Tod,

Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
  Denn von des Einzelnen Tod blüht ja des Ganzen Gebild.
Lange ſchon kannteſt den Stoff Du, den einen, deß Fülle unendlich;
  Faſſe nun auch ins Gemüth dieſes Geheimniß der Form:
Kennſt die bewegliche Drei Du noch nicht und der Viere Gebilde,
  Wahrlich, ſo wollt' es der Gott, findeſt Du nimmer die Eins.
Schauſt Du geſchwungen die Bahn hinaus ſich verlieren ins Weltall?
  Wer, was unendlich ſie treibt, kennt und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreiſe noch ſchöner vollenden das Ganze;
  Iſt ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und eins.
Leiſ' auch entfaltet der Keim ſich, es wachſen die Blätter und Zweige,
  Bis der farbige Kelch liebend in Feuer ſich ſchmückt.
Nur in des Lichtes Geſtalt, das ſo golden die Sonne uns ſendet,

Hüllt ſich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.
Wurde Dir Blume die Welt, Du ſelbſt nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlſt Du ewig das Grün friſch in lebendiger Welt,
Ahndeſt von muthigen Wogen umfloſſen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Waſſer entſprang,
Siehſt die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Wolluſt,
Siehſt das ſchwellende Herz trunken von heißerem Blut;
Und es ergreift, weil Du ſchaueſt die Gottheit, die ſüße Begier Dich,
Göttlich zeugend das Werk ähnlich zu bilden dem All.
Seelig der Mann, der ſo großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum ſterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächſe ſein eigen,
Sinnreich kann er ſie leicht bilden zur ſchönen Geſtalt,

Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneun, künſtlich verſchlungen in Eins.
Wirket denn, Freunde, mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Muſen
Wandelt herkuliſche Kraft noch die germaniſche Flur.

VI.

Ueber Shakſpeare's Romeo und Julia.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß Shakſpeare die dieſem Schauſpiel zum Grunde liegende Geſchichte ſogar in kleinen Beſonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade ſo genommen, wie er ſie vorfand. Auch mir ſcheint er merkwürdig, aber in einer andern Hinſicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Anſprüche zu machen, die ganze Macht ſeines Genius auf die Geſtaltung wandte, ſetzte ohne Zweifel das Weſen ſeines Geſchäftes einzig in dieſe, ſonſt hätte er fürchten müſſen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienſt abſprechen. Er hatte alſo feinere, geiſtigere Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, als man gewöhnlich ihm zuzuſchreiben geneigt iſt. Aber auch von der Bildung der Zuſchauer, für die Shakſpeare eine ſo allgemein bekannnte und populäre Erzählung (denn dieß war ſie damals) dramatiſch bearbeitete, erweckt es eine günſtige Vorſtellung, daß ſie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das *wie* als auf das *was* ankam. Vielleicht ließe es ſich aus mancherlei Andeutungen wahrſcheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter trotz ihrer Unwiſſenheit und einer gewiſſen Rauhheit der Sitten mehr poetiſchen Sinn und einen freieren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauſpielen iſt Shakſpeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer ſchlechten Ueberſetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben ſo gewiſſenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig erſonnen zu haben ſcheint, iſt man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder ſie können auch verloren gegangen ſein. Ueber dieſen Punct haben hauptſächlich die letzten Herausgeber, Steevens und Malone, ſo viele vorher vernachläſſigte Entdeckungen gemacht, daß ſich noch manche erwarten laſſen, wenn mit ihrem forſchenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geſchichte Romeo's und Juliens war aus des Luigi da Porta urſprünglicher Erzählung *) von Bandello, Boi-

---

*) Dieß iſt ſie nämlich, in ſo fern ihr keine wahre Geſchichte zum Grunde liegt. Girolamo della Corte trägt ſie umſtändlich als eine ſolche in ſeinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmahl der beiden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab,) häufig geſehen zu haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-Dichter eine ſo wunderbare Begebenheit von dem Geſchichtſchreiber werden entlehnt haben, weil der entgegengeſetzte Fall bei dieſem gar zu wenig Urtheil verrathen würde. Dennoch ſcheint es hier wirklich ſo gegangen zu ſeyn; denn Girolamo della Corte, dem der gelehrte Maffei überhaupt nicht das beſte Lob ertheilt, hat die Geſchichte von Verona bis auf das Jahr 1560 geführt, die Novelle von Luigi da Porta iſt dagegen ſchon früh in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts erſchienen, und ein älteres hiſtoriſches Zeugniß wird ſich ſchwerlich finden. Es fehlt an Quellen für die Veroneſiſche Geſchichte, beſonders in dem Zeitraume, wo das Haus della Scala herrſchte. Muratori klagt (Script. rer. Italic. Vol VIII.), daß er nichts als eine kurze Chronik von Pariſius de Cereta habe auftreiben können. In der Fortſetzung derſelben von einem Ungenannten wird nicht nur von der Geſchichte Romeo's und Juliens (dieß wäre bei der großen Kürze der Chronik nicht zu verwundern) ſondern auch von den Streitigkeiten der Montecchi und Cappelletti nichts erwähnt. Was aber die hiſtoriſche Authenticität noch weit verdächtiger macht, iſt ein negatives Zeugniß des Dante. Bartolomeo regierte vom Jahr 1301 bis 1304; Dante kam entweder in dem letztgenannten Jahre oder nach andern Angaben im J. 1308 nach Verona, und lebte daſelbſt beträchtliche Zeit, von Alboino, beſonders aber von Cangrande, den Brüdern und Nachfolgern des Bartolomeo, begünſtigt. Das traurige Schick-

ſeau und Belleforeſt in ihre Novellenſammlungen aufgenommen worden. Auch hatte man vor Shakſpeare's Zeit verſchiedene Uebertragungen derſelben ins Engliſche. Diejenige, die er, wie nunmehr ausgemacht iſt, wo nicht ausſchließend, doch vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contagning in it a rare Example of true Constancie etc., und iſt in Verſen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone ſie hinter dem Romeo von neuem abdrucken laſſen, ſo daß nun jeder die Vergleichung anſtellen kann. Shakeſpeare hat ſie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts gedehnte-

---

ſal jener Liebenden hätte alſo noch in ſehr frühem Andenken ſeyn müſſen, und wäre gewiß wie die Geſchichte der Franceſca von ihm auf eine oder die andre Art in ſein Gedicht eingeflochten werden, wenn es hiſtoriſchen Grund hätte. Dante kennt auch die beiden Familien, aber er nennt ſie gemeinſchaftlich als Freunde, wenigſtens beide als ghibelliniſch geſinnt, in ſeiner Ermahnung an Kaiſer Albrecht, ſich Italiens anzunehmen. Purg. C. VI.

Vien a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, uom senza cura;
Color già tristi, e costor con sospetti.

Die Filippeschi und Monaldi zagen;
Sorgloſer! komm und ſieh, ſchon unterdrückt,
Die Cappelletti und Montecchi klagen

tes, langweiligeres als dieſe gereimte Hiſtorie, welche

His genius, like richest alchymy,
Has chang'd to beauty and to worthiness.

Nur die Freude, dieſe wundervolle Umwandlung deutlicher einzuſehen, kann die Mühſeligkeit vergüten, mehr als dreitauſend ſechs- und ſiebenfüßige Jamben durchzuleſen, die in Anſehung alles deſſen, was uns in dem Schauſpiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt ſind. Mit der trockenſten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schickſale der beiden Liebenden das Herz und die Fantaſie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, ſchwerfälligen Anmaßungen einer darſtellenden Ausbildung die Theilnahme gänzlich erſtickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieſer geſtaltloſen Maſſe Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält ſich das Gegebne und das, was Shakeſpeare daraus gemacht, wie die ungefähre Beſchreibung einer Sache zu der Sache ſelbſt. So iſt aus folgender Angabe:

A courtier, that eche where was highly had in price,
For he was courteous of his speeche and pleasant of devise.

Even as a lyon would emong the lambes
be bolde,
Such was emong the bashfull maydes Mercutio to beholde,

und dem Zuſatze, daß beſagter Mercutio von Kindesbeinen an beſtändig kalte Hände gehabt, eine glänzende, mit Witz verſchwenderiſch ausgeſtattete Rolle geworden. Man muß ſtrenge auf dem Begriffe der Schöpfung aus nichts beſtehn, um dieß nicht für eine wahre Schöpfung gelten zu laſſen. Einer Menge feinerer Abweichungen nicht zu gedenken, finden wir auch einige bedeutende Vorfälle von der Erfindung des Dichters, z. B. das Zuſammentreffen und den Zweikampf des Paris und Romeo an Juliens Grabe. Geſetzt aber auch, alle Umſtände, bis auf die Klötze, die Capulets Bedienter zur Bereitung des Hochzeitmahles herbeiſchleppt, wären ihm fertig geliefert, und ihre Beibehaltung vorgeſchrieben worden, ſo würde es deſto bewundernswürdiger ſein, daß er mit ſo gebundenen Händen Buchſtaben in Geiſt, eine handwerksmäßige Pfuſcherei in ein dichteriſches Meiſterwerk umzuzaubern gewußt.

Shakſpeare's gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandnes läßt ſich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meinung erklären, als ob dieß Pflicht ſei, noch weniger aus einem bloßen Bedürfniſſe; denn zuweilen hat er dreiſt genug durch einander geworfen, was ihm in der urſprünglichen Beſchaffenheit untauglich ſchien, und ſeine Erfindſamkeit, beſonders in komiſchen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm ſein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erſchweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung bloß nach Willkühr durchſchweifte? Bedurfte er vielleicht einer äußern Umgränzung, um ſich der Freiheit ſeines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geiſtigeren Entwurf, worin ſich ſeine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zuſammenhängenden Theile deſſelben durch die Behandlung erſt innere Einheit gewannen? Und dieſe, wo ſie ſich mit ſcheinbaren Widerſprüchen beiſammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geiſt hervor, den wir immer neue Geheimniſſe ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke als auf den Romeo. Dieſer iſt voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es ſind keine Räthſel darin zu entziffern. Daß Shakſpeare ſowohl durch die beſtimmte und leicht überſehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme ſondern auch die Neugier ſpannende Verflechtung, den bloß techniſchen Foderungen an den Mechanismus des Drama's hier mehr Genüge geleiſtet hat, als er meiſtens pflegt, iſt ein fremdes und zufälliges Verdienſt: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht dieſe Beſchaffenheit, was ſie ihm zur dramatiſchen Bearbeitung empfahl. Das Zuſammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört ſchon weniger zu den Aeußerlichkeiten: ſie folgt dem reiſſenden Strome der Leidenſchaften. Das Schauſpiel endigt mit dem Morgen des ſechſten Tages, da ſich in der Erzählung alles in langen Zwiſchenräumen hinſchleppt. Doch ſollten wir Shakſpeare'n wohl ſo genau nicht nachrechnen, der dieſe Dinge mit einer heroiſchen Nachläſſigkeit treibt, und unter andern die Gräfin Capulet, die im erſten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreißig Jahren iſt, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindſchaft der beiden Familien iſt der Angel, um welchen ſich alles dreht: ſehr richtig hebt alſo die Expoſition mit ihr an. Der Zuſchauer muß ihre Ausbrüche ſelbſt geſehen haben, um zu wiſſen, welch unüberſteigliches Hinderniß ſie für die Vereinigung der Liebenden iſt. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe aber kräftige Repräſentanten: es zeigt, wie weit ſie geht, daß ſelbſt dieſe albernen Geſellen einander nicht begegnen können, ohne ſogleich in Händel zu gerathen. Romeo's Liebe zu Roſalinden macht die andre Hälfte der Expoſition aus. Sie iſt vielen ein Anſtoß geweſen, auch Garrik hat ſie in ſeiner Umarbeitung weggeſchafft. Ich möchte ſie mir nicht nehmen laſſen: ſie iſt gleichſam die Ouvertüre zu der muſikaliſchen Folge von Momenten, die ſich alle aus dem erſten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatiſcher Hinſicht, aber lyriſch genommen (und ſein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeiſterung, die es athmet) unvollſtändig ſein, wenn es die Entſtehung ſeiner Leidenſchaft für ſie nicht in ſich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung ſehn? Wie wird ſeine erſte Erſcheinung dadurch gehoben, daß er, ſchon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit geſondert, auf dem geweihten Boden der Fantaſie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß ſeiner Eltern, ſein unruhiges Schmachten, ſeine verſchloſſene Schwermuth, ſein ſchwärmeriſcher Hang zur Einſamkeit, alles an ihm verkündigt den Günſtling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend iſt wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo ſchwüler Duft die ſchönſten, üppigſten Blüthen umlagert. Wird ſein ſchneller Wankelmuth die Theilnahme von ihm abwenden? Oder ſchlieſſen wir vielmehr von der augenblicklichen Beſiegung des erſten Hanges, der ſchon ſo mächtig ſchien, auf die Allgewalt des neuen Eindrucks? Romeo gehört wenigſtens nicht zu den Flatterhaften, deren Leidenſchaft ſich nur an Hoffnungen erhitzt, und doch in der Befriedigung erkaltet. Ohne Ausſicht auf Erwiederung hingegeben, flieht er die Gelegenheit, ſein Herz auf andre Gegenſtände zu lenken, die ihm Benvolio zu ſuchen anräth; und ohne ein Verhängniß, das ihn mit widerſtrebenden Ahnungen auf den Ball in Capulets Hauſe führt, hätte er noch lange um Roſalinden ſeufzen können. Er ſieht Julien, das Loos ſeines Lebens iſt entſchieden. Jenes war nur willig gehegte Täuſchung, ein Geſicht der Zukunft, der Traum eines ſehnſuchtsvollen Gemüths. Die zartere Innigkeit, der heiligere Ernſt ſeiner zweiten Leidenſchaft, die doch eigentlich ſeine erſte iſt, wird unverkennbar bezeichnet. Dort ſtaunt er über die Widerſprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid ihm noch nicht natürlich ſitzt; hier iſt ſie mit ſeinem Weſen zu ſehr eins geworden, als daß er ſich noch von ihr unterſcheiden könnte. Dort ſchildert er ſeine hoffnungsloſe Pein in ſinnreichen Gegenſätzen; hier bringt ihn die Furcht vor der Trennung zur wildeſten Verzweiflung, ja faſt zum Wahnſinne. Seine Liebe zu Julien ſchwärmt nicht müßig, ſie handelt aus ihm mit dem entſchloſſenſten Nachdrucke. Daß er ſein Leben wagt, um ſie in der Nacht nach dem Balle im Garten zu ſprechen, iſt ein geringes; der Schwierigkeiten, die ſich ihrer Verbindung entgegenſetzen, wird nicht gedacht; wenn ſie nur ſein iſt, bietet er allen Leiden Trotz.

Julia durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe ſie den Romeo ſah: es iſt das erſte Entfalten der jungfräulichen Knoſpe. Ihre Wahl iſt ebenfalls augenblicklich —

Amor' al cor gentil ratto s'apprende —

aber ſie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, ſie für nichts weiter als ein unbeſonnenes Mädchen zu halten, die im Gedränge unbeſtimmter Regungen, deren ſie ſich zum erſtenmale bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Man glaubt mit den beiden Liebenden, daß hier keine Verblendung Statt finden kann, daß ihr guter Geiſt ſie einander zuführt. In Juliens Hingebung iſt noch eine göttliche Freiheit ſichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß ſie ſo leicht gewonnen wird: ſie iſt ſo jung und ungekünſtelt, ſie weiß von keiner andern Unſchuld, als ohne Falſch dem Rufe ihres innerſten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückſcheuchen, noch die feinen Foderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit ſich ſelbſt; ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen, ſondern nur laut, was das ſittſamſte Weſen denken darf. Ohne Rückhalt geſteht ſie ſich die ungeduldige Erwartung, womit ſie am nächſten Abend ihrem Geliebten entgegenſieht, denn ſie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite ſtehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwiſchen ſchüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Fantaſie ergießt ſie ſich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht ſie an, ſowohl dieſen als der verſtohlnen Vermählung ihren Schleier zu gönnen.

Der früheſte Wunſch der Liebe iſt zu gefallen; er beſeelt auch die erſte Annäherung Romeo's und Juliens beim Tanze. Es iſt unendliche Anmuth über ihre Reden hingehaucht, wie ſie nur aus dem reinſten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß Romeo die Kühnheit ſeiner Bitten unter Bildern der ſchüchternen Anbetung zu verſchleiern! Ein in der Nähe ſo vieler Zeugen geraubter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beiſpiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakſpeare's Zeiten nicht für eine bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freiere Lebensweiſe ſüdlicher Länder, die ihm hier oft vorgeſchwebt hat, ſo daß durch das Ganze hin eine Italiäniſche Luft zu wehen ſcheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Geſpräch ſo vorgeſtellt werden, daß Romeo, wie Julia nach dem Tanze ausruht, ſich neben ſie ſetzt. Gröber kann man wohl nicht mißverſtehen, als der Mahler, der auf einem Bilde der Shakspeare's-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil ſie ihn Pilger nennt, indem ſie die liebliche Tändelei ſeiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantiſchen Schwung, und doch iſt auch hier das Bildlichſte und Fantaſiereichſte immer mit der Einfalt verſchwiſtert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche ſüßen Geheimniſſe verräth uns die Allwiſſenheit des Dichters! Nur die verſchwiegne Nacht darf Zeugin dieſer rührenden Klagen, dieſer hohen Betheurungen, dieſer Geſtändniſſe, dieſes Abſchiednehmens und Wiederkommens ſein. Die arme Kleine! Wie ſie eilt, den Bund unauflöslich zu knüpfen! — Auch die Scene iſt nichts weniger als gleichgültig. Unter dem heitern Himmel, bei deſſen Anblick Romeo Juliens Augen wohl mit Sternen vergleichen konnte, von den Bäumen umgeben, deren Wipfel der Mond mit Silber ſäumt, ſtehen die Liebenden unter dem nähern Einfluſſe der Natur, und ſind gleichſam von den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft losgeſprochen. Eben ſo wird in der Abſchiedsſcene durch die Nachtigall, die Nachts auf einem Granatbaum ſingt, ein ſüdlicher Frühling herbeigezaubert; und nicht etwan ein Glockenſchlag, ſondern die Stimme der Lerche mahnt ſie an die feindliche Ankunft des Tages.

Eine Lage wie die, worein Julien die Nachricht von dem unglücklichen Zweikampfe und von Romeo's Verbannung verſetzt, ließ ſich ſchwerlich ohne alle Härten und Diſſonanzen darſtellen; indeſſen will ich nicht läugnen, daß Shakſpeare ſie weniger geſpart habe, als unumgänglich nöthig war. Johnſons Tadel: den Perſonen dieſes Stücks, wie bedrängt ſie auch ſeien, bleibe in ihrer Noth immer noch ein ſinnreicher Einfall übrig, hat vielleicht bei den Ausbrüchen der Verzweiflung Juliens am erſten einigen Schein. Doch glaube ich, bis auf wenige Zeilen, die ich glücklicher Weiſe in meiner Ueberſetzung auslaſſen mußte, weil ſie ganz in Wortſpielen befiehlt, läßt ſich mit richtigen Begriffen von der Wahrheit im Ausdrucke der Empfindungen alles retten. Ich behalte mir darüber eine allgemeine Bemerkung vor.

Romeo's Qual iſt noch zerreiſſender, weil er mit Unrecht, aber doch natürlicher Weiſe, ſich als ſchuldig anklagen muß. Es entehrt ihn nicht, daß er ſeiner durchaus nicht mehr mächtig iſt. Wer wollte dieß von dem Jünglinge fodern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet, und nur die Amme erbauen wird. Doch vergehen darüber einige Minuten, während welcher der Verzweifelnde ſich ſammeln, und dann auf den bündigeren Troſt horchen kann, daß ihm eine Julia zugeſagt wird, was die Philoſophie nicht vermochte. Romeo's ſanfte Männlichkeit giebt ſich bei andern Gelegenheiten kund. Auch ohne die Vermittlung der Liebe ſcheint er über den Haß hinweg zu ſein, und an der Feindſchaft der beiden Familien keinen Antheil zu nehmen. Mit Capulets Tochter verbunden, läßt er ſich von Tybalt auf das ſchnödeſte reizen, ohne es zu ahnden. Er beſitzt Muth genug, um hier feig ſcheinen zu wollen, und nur der Tod des edlen Freundes waffnet ſeinen Arm.

Wenn der Dichter uns von dem ſtürmiſchen

Schmerze der Liebenden nichts erließ, ſo iſt es dagegen himmliſch zu ſehen, wie ſich der Ungeſtüm deſſelben am Morgen darauf in den Entzückungen der Liebe beſänftigt hat, wie dieſe bei dem wehmüthigen Abſchiede zugleich vertrauensvoll und Unglück ahnend aus ihnen ſpricht. Nachher iſt Romeo, obſchon in der Verbannung, nicht mehr niedergeſchlagen; die Hoffnung, die blühende, jugendliche Hoffnung hat ſich ſeiner bemeiſtert; faſt fröhlich wartet er auf Nachricht. Ach! es iſt nur ein letzter Lebensblitz, wie er ſelbſt nachher ſolche Aufwallungen nennt. Was er nun von ſeinem Bedienten hört, verwandelt auch wie ein Blitz ſein Innres: zwei Worte und er iſt entſchloſſen zum Tode in die Erde hinabzuſteigen, die ihn eben noch ſo ſchwebend trug.

Nach dieſer unerſchütterlichen Entſcheidung iſt eine Rückkehr in ſich ſelbſt nicht am unrechten Orte. Die Berathſchlagung, wie er ſich Gift verſchaffen ſoll, und ſeine Bitterkeit gegen die Welt in dem Geſpräche mit dem Apotheker hat etwas vom Tone des Hamlet. Daß Romeo den Paris an Juliens Grabe treffen muß, iſt eine von den vielen Zuſammenſtellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem ganz eignen, ſelbſtgeſchaffnen Daſein der Liebenden, wodurch Shakſpeare den unendlichen Abſtand des letzten von jenem anſchaulich macht, und zugleich das Wunderbare der Geſchichte beglaubigt, indem er es mit dem ganz bekannten Laufe der Dinge umgiebt. Der gutgeſinnte Bräutigam, der Julien recht zärtlich geliebt zu haben glaubt, will ein außerordentliches thun: ſeine Empfindung wagt ſich aus ihrem bürgerlichen Kreiſe, wiewohl furchtſam, bis an die Gränze des Romanhaften hin. Und doch, wie anders iſt ſeine Todtenfeier als die des Geliebten! Wie gelaſſen ſtreut er ſeine Blumen! Ich kann daher nicht fragen: war es nöthig, daß dieſe redliche Seele noch hingeopfert wird? daß Romeo zum zweitenmale wider Willen Blut vergießt? Paris gehört zu den Perſonen, die man im Leben lobpreiſt, aber im Tode nicht unmäßig betrauert; im Augenblicke des Sterbens intereſſirt er zu allererſt durch die Bitte, in Juliens Grab gelegt zu werden. Romeo's Edelmuth bricht auch hier wie ein Strahl aus düſtern Wolken hervor, da er über dem durch Unglück mit ihm verbrüderten die letzten Segensworte ſpricht.

Wie Juliens ganzes Weſen Liebe, ſo iſt Treue ihre Tugend. Von dem Augenblicke an, da ſie Romeo's Gattin wird, iſt ihr Schickſal an das ſeinige gefeſſelt; ſie hat den tiefſten Abſcheu gegen alles, was ſie von ihm abwendig machen will, und fürchtet in gleichem Grade die Gefahr entweihet oder ihm entriſſen zu werden. Die tyranniſche Heftigkeit ihres Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern iſt ſehr anſtößig; allein es rettet Julien von dem Kampfe zwiſchen Liebe und kindlicher Geſinnung, der hier gar nicht an ſeiner Stelle geweſen wäre: denn jene ſoll hier nicht als aus ſittlichen Verhältniſſen abgeleitet, und mit Pflichten im Streit, ſondern in ihrer urſprünglichen Reinheit als das erſte Gebot der Natur vorgeſtellt werden. Nach einer ſolchen Begegnung konnte Julia ihre Eltern nicht ſehr achten; da ſie gezwungen wird, ſich zu verſtellen, thut ſie es daher mit Feſtigkeit und ohne Gewiſſenszweifel.

Daß zu ihrem furchtbaren Selbſtgeſpräch, ehe ſie den Trank nimmt, die Anlage in der Erzählung ſchon vorhanden war, gereicht wieder zu Shakſpeare's Ruhme. Dieſe oberflächliche Aehnlichkeit des Gemeinſten mit dem Höchſten iſt der Triumph der Kunſt. Mit welcher Ueberlegenheit hat er ein ſolches Wageſtück von Darſtellung beſtanden? Erſt Juliens Schauer ſich allein zu fühlen, faſt ſchon wie im Grabe; das Ermannen, der ſo natürliche Verdacht, und wie ſie ihn mit einer über alles Arge erhabenen Seele von ſich weiſt, größer als jener Held, der wohl nicht ohne ſeine Zuverſicht zur Schau zu tragen die angeblich vergiftete Arznei austrank; wie dann die Einbildung in Aufruhr geräth, ſo viele Schrecken das zarte Gehirn des Mädchens verwirren, und ſie den Kelch im Taumel hinunterſtürzt, den gelaſſen auszuleeren eine zu männliche Entſchloſſenheit bewieſen hätte.

Ihr Erwachen im Grabe und die wenigen Augenblicke nachher ſchließen ſich, eben durch den Gegenſatz, auf das ſchönſte hier an. Der Schlummer, der ihre Lebensgeiſter ſo lange gefeſſelt hielt, hat den Tumult ihres Blutes geſtillt. Sie ſchlägt die Augen auf wie ein Kind, dem die Mutter etwas verſprach und dem davon geträumt hat, mit voller Beſinnung ſich ſelbſt zurechtweiſend über das Grauenvolle um ſie her. Sie läßt ſich nicht hinreißen von der Stätte zu weichen, wo ſie ihren Geliebten todt ſieht, ſie fragt nicht, ſie weiß damit genug.

Wie eine milde ſorgſame Vorſehung, die jedoch nicht mächtig genug iſt, um dem feindſeligen Zufalle vorzubeugen, ſteht vom Anfange an Bruder Lorenzo — amante antico e ſaggio — in der Mitte der beiden Liebenden. Kein Heiliger, aber ein Weiſer in der Mönchskutte, ein würdiger, ſanft nachdenkender Alter, faſt erhaben in ſeiner vertrauten Beſchäftigung mit der lebloſen Natur, und äußerſt anziehend durch ſeine eben ſo genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, die mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt iſt. So liebenswürdig er ſich zeigt, laſſen uns doch ſeine naivſten Aeuſſerungen noch eine achtungswürdige Gewalt in ſeinem Weſen fühlen. Er hat einen ſchnellen Kopf, ſich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen; muthig in Anſchlägen und Entſchlüſſen, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menſchenfreundlichem Ernſt, und ſetzt ſich ohne Bedenken Gefahren aus, um Gutes zu ſtiften. Wenn er thut, was ſeine jungen Freunde von ihm verlangen, ſo giebt er nicht leidend ihrem Ungeſtüme nach, ſondern ſeiner eignen Ueberzeugung, ſeiner Ehrerbietung vor einer Leidenſchaft wie dieſe, welche ſein Herz erräth, wenn er gleich ihre Herrſchaft nie an ſich ſelbſt erfuhr, oder wenigſtens die geläuterte Atmoſphäre ſeines Daſeins längſt nicht mehr von Stürmen getrübt wird. Er thut an Julien eine Foderung wie an eine Heldin, ermahnt ſie zur Standhaftigkeit in der Liebe wie an eine Tugend, und ſcheint vorher zu wiſſen, daß er ſich in ihr nicht betrügen wird. Von ſeinem Orden hat er nichts an ſich, als ein wenig Verſtellungskunſt und phyſiſche Furchtſamkeit. Indeſſen muß die letzte wohl auch auf Rechnung des Alters kommen. Sie übermannt und verwirrt ihn ſo, daß er in der unglücklichen Nacht auf dem Kirchhof Julien in dem Grabmahle allein läßt, was freilich bei ruhiger Beſonnenheit gar nicht zu entſchuldigen wäre. Doch iſt er gleich darauf in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann, freimüthig und Herr ſeiner ſelbſt. Es iſt ſonderbar, daß dieſem Mönche bei allen Gelegenheiten religiöſe Vorſtellungsarten eben ſo weit aus dem Wege liegen, als ihm ſittliche Betrachtungen geläufig ſind. Wie er den verzweifelnden Romeo zu tröſten ſucht, bietet er ihm

Der Trübſal ſüße Milch, Philoſophie,

und in der That iſt die vortreffliche Rede, die er kurz darauf an ihn hält, eine Predigt aus der bloſſen Vernunft. Ein einziges Mal theilt er Anweiſungen auf den Himmel aus, nämlich wie er den troſtloſen Eltern über Juliens vermeinten Tod zuſpricht, alſo bei einem Anlaſſe, wo es ihm nicht Ernſt damit iſt. Man ſieht hieraus, mit welchem dumpfen Sinne Johnſon den Dichter muß geleſen haben, da er meint, Shakſpeare habe an Julien ein Beiſpiel der beſtraften Heuchelei aufſtellen wollen, weil ſie ihre Streiche meiſtens unter dem Vorwande der Religion ſpiele. Was für Namen ſoll man einer ſo dickhäutigen Fühlloſigkeit geben?

Mercutio iſt nach dem äußern Bau der Fabel eine große Nebenperſon. Das Einzige, wodurch er auf eine bedeutende Art in die Handlung eingreift, iſt, daß er durch ſeinen Zweikampf mit Tybalt den des Romeo herbeiführt, (ein Umſtand, den Shakſpeare nicht einmal in der Erzählung vorfand) und dazu bedurfte es keines ſo hervorſtechenden und reichlich begabten Charakters. Aber da es im Geiſte des Ganzen liegt, daß die ſtreitenden Elemente des Daſeins, in ihrer höchſten Energie zu einander gemiſcht, ungeſtüm aufbrauſen,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt;

da das Stück, könnte man ſagen, durchhin eine große Antitheſe iſt, wo Liebe und Haß, das Süſſeſte und das Herbeſte, Freudenfeſte und düſtre Ahnungen, liebkoſende Umarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbſtvernichtung unmittelbar beiſammen ſtehen, ſo wird auch Mercutio's fröhlicher Leichtſinn der ſchwermüthigen Schwärmerei des Romeo in einem großen Sinne zugeſellt und entgegengeſetzt. Mercutio's Witz iſt nicht die kalte Geburt von Beſtrebungen des Verſtandes, ſondern geht aus der unruhigen Keckheit ſeines Gemüths unwillkührlich hervor. Eben das reiche Maaß von Fantaſie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart, einen romantiſchen Hang erzeugt, nimmt im Mercutio unter den Einflüſſen eines hellen Kopfes eine genialiſche Wendung. In beiden iſt ein Gipfel der Lebensfülle ſichtbar, in beiden erſcheint auch die vorüberrauſchende Flüchtigkeit des Köſtlichſten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauſpiel ein ſo zartes Klagelied iſt. Eben ſo wohl wie Romeo iſt Mercutio zu frühzeitigem Tode beſtimmt. Er geht mit ſeinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geiſt verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein Spötter, ein großer Freund der Schönen, wie es ſcheint, obgleich ein verſtockter Ketzer in der Liebe, ſo muthig als muthwillig, ſo bereit mit dem Degen als mit der Zunge zu fechten, wird er durch eine tödeliche Wunde nicht aus ſeiner Laune gebracht, und verläßt mit einem Spaße die Welt, in der er ſich über alles luſtig gemacht hat.

Die Rolle der Amme hat Shakſpeare unſtreitig mit Luſt und Behagen ausgeführt: alles an ihr hat eine ſprechende Wahrheit. Wie in ihrem Kopfe die Ideen nach willkührlichen Verknüpfungen durcheinander gehn, ſo iſt in ihrem Betragen nur der Zuſammenhang der Inconſequenz, und doch weiß ſie ſich eben ſo viel mit ihrem ſchlauen Verſtande als mit ihrer Rechtlichkeit. Sie gehört zu den Seelen, in denen nichts feſt haftet als Vorurtheile, und deren Sittlichkeit immer von dem Wechſel des Augenblicks abhängt. Sie hält eifrig auf ihre Reputation, hat aber dabei ein uneigennütziges Wohlgefallen an Sünden einer gewiſſen Art, und verräth nicht verwerfliche Anlagen zu einer ehrbaren Kupplerin. Es macht ihr eigentlich unendliche Freude, eine Heirathsgeſchichte, das unterhaltendſte, was ſie im Leben weiß, wie einen verbotnen Liebeshandel zu betreiben. Darum rechnet ſie auch Julien die Beſchwerden der Bothſchaft ſo hoch an. Wäre ſie nicht ſo ſehr albern, ſo würde ſie ganz und gar nichts taugen. So aber iſt es doch nur eine ſündhafte Gutmüthigkeit, was ihr den Rath eingiebt: Julia ſolle, um der Bedrängniß zu entgehn, den Romeo verläugnen, und ſich mit Paris vermählen. Daß ihre Treue gegen die Liebenden die Prüfung der Noth nicht beſteht, iſt weſentlich, um Juliens Seelenſtärke vollkommner zu entfalten, da ſie nun bei denen, die ſie zunächſt umgeben, nirgends einen Halt mehr findet, und bei der Ausführung des vom Lorenzo ihr angegebnen Entſchluſſes ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleibt. Wenn auf der andern Seite dieſe Abtrünnigkeit aus wahrer Verderbtheit herrührte, ſo ließe ſich nicht begreifen, wie Julia ſie je zu ihrer Vertrauten hätte machen können. Das kauderwelſche Gemiſch von Gutem und Schlechtem im Gemüth der Amme iſt alſo ihrer Beſtimmung völlig gemäß, und man kann nicht ſagen, daß Shakſpeare den bei ihr aufgewandten Schatz von Menſchenkenntniß verſchwendet habe. Allerdings hätte er mit Wenigerem ausreichen können, allein Freigebigkeit iſt überhaupt ſeine Art, Freigebigkeit mit allem, außer mit dem, was nur bei einem ſparſamen Gebrauche wirken kann. Das Verhältniß ſeiner Kunſt zur Natur erfodert nicht jene ſtrenge Sonderung des Zufälligen vom Nothwendigen, welche ein unterſcheidendes Merkmahl der tragiſchen Poeſie der Griechen ausmacht. Das obige gilt auch vom alten Capulet (bei dem die Zugabe von Lächerlichkeit uns zum Theil des ernſteren Unwillens überhebt, den ſein Betragen gegen Julien ſonſt verdient) und von den übrigen komiſchen Nebenrollen Peters, der Bedienten und Muſikanten. Der geſellige, wohlmeinende, redliche Benvolio, der rohe Tybalt, der feine, geſittete Graf Paris, ſind bloß nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit mit wenigen aber beſtimmten Zügen gezeichnet. Der Prinz iſt grade, wie man ihn ſich wünſchen möchte, ehrenfeſt und ſtattlich. Daß ihn der Augenblick des Bedürfniſſes immer ſo auf den Punct herbeiruft, iſt eine theatraliſche Freiheit, die nicht nach kleinen Wahrſcheinlichkeiten berechnet werden darf, und den Vortheil gewährt, daß dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft unter dem heftigſten Sturme feindſeliger Leidenſchaften wie die eines Weſens aus einer höheren Ordnung der Dinge wirkt. Die letzte Erſcheinung des Prinzen wird groß und feierlich, weniger durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, als durch ſeine Stellung, der eben vollendeten tragiſchen Begebenheit und den dabei betroffenen Perſonen gegenüber. Nicht bloß mit dem Anſehen eines irdiſchen Richters, ſondern als Wortführer der Weisheit und Menſchlichkeit, verſammelt er das Leiden, die Schuld und die Theilnahme um ſich her, und redet auf eine dieſes ernſten Berufes würdige Art. Die betrachtende Stille, welche ſein Nachforſchen auf den Sturm der Entſcheidungen folgen läßt, ordnet und bekräftigt den verwirrten Schmerz, und ſein letzter Ausſpruch drückt ihn, gleichſam zur ewigen Grabſchrift der beiden Unglücklichen, mit ehernem Griffel in die Tafel des Gedächtniſſes.

Lorenzo's Erzählung hat den Kunſtrichtern Anſtoß gegeben, weil ſie nur das wiederhohle, wovon der Zuſchauer ſchon unterrichtet iſt. „Es iſt ſehr „zu beklagen," ſagt Johnſon, „daß der Dichter „den Dialog nicht zugleich mit der Handlung beſchloß." Ei ja, ſobald die Kataſtrophe da iſt, das heißt, ſobald die gehörige Anzahl Perſonen zum Tode befördert worden, darf der Vorhang nur ohne weitere Umſtände fallen. Iſt es ein Wunder, daß man bei ſo groben körperlichen Begriffen von der Vollſtändigkeit einer tragiſchen Handlung nichts von Befriedigungen des Gefühls weiß? Hat uns denn der Mönch ſo gar nicht intereſſirt, daß es uns gleichgültig ſein könnte, ob die Reinheit ſeiner Geſinnungen verkannt wird. Noch mehr: die Ausſöhnung der beiden Familienhäupter über den Leichen ihrer Kinder, der einzige Balſamtropfe für das zerrißne Herz, wird nur durch ihre Verſtändigung über den Hergang der Begebenheit möglich. Das Unglück der Liebenden iſt nun doch nicht gänzlich verlohren; aus dem Haſſe entſprungen, womit das Stück anhebt, wendet es ſich im Kreislaufe der Dinge gegen ſeine Quelle und verſtopft ſie. Aber nicht bloß als nothwendiges Mittel ſind die Ausſagen des Mönchs und der beiden Bedienten gerechtfertigt: ſie haben an ſich Werth, indem ſie die zerſtreuten Eindrücke des Geſchehenen auf der traurigen Wahlſtatt in einen einfachen Bericht zuſammenfaſſen.

Man hat gefunden, Shakſpeare habe die Gelegenheit zu einer ſehr pathetiſchen Scene verſäumt, indem er Julien nicht vor Romeo's Tode, in dem Augenblicke wie er das Gift genommen, erwachen läßt. Große Erfindung hätte nicht zu dieſer Abänderung gehört, eben ſo wenig als zu dem entgegengeſetzten

Auswege, daß Julia erwacht, ehe er noch ſeinen Tod entſchieden hat, und alles glücklich endigt. Indeſſen ſcheint mir Shakſpeare, ſei es aus Treue gegen die Erzählung, welche er zunächſt vor ſich hatte, oder aus überlegter Wahl, das Beſſere getroffen zu haben. Es giebt ein Maaß der Erſchütterung, über welches hinaus alles Hinzugefügte entweder zur Folter wird, oder von dem ſchon durchdrungnen Gemüthe wirkungslos abgleitet. Bei der grauſamen Wiedervereinigung der Liebenden auf einen Augenblick hätte Romeo's Reue über ſeinen vorſchnellen Selbſtmord, Juliens Verzweiflung über die erſt genährte, dann zernichtete Täuſchung, als ſei ſie am Ziele ihrer Wünſche, in Verzerrungen übergehen müſſen. Niemand zweifelt wohl, daß Shakſpeare dieſe mit angemeſſner Stärke darzuſtellen vermochte; aber hier war alles Mildernde willkommen, damit man aus der Wehmuth, der man ſich willig hingiebt, nicht durch allzu peinliche Misklänge aufgeſchreckt würde. Warum bürdet man dem ſchon ſo ſchuldigen Zufalle noch mehr auf? Warum ſoll der gequälte Romeo nicht ruhig „das Joch feindſeliger Geſtirne von dem lebensmüden Leibe ſchütteln?“ Er hält ſeine Geliebte im Arm, und labt ſich ſterbend mit einem Wahne ewiger Vermählung. Auch ſie ſucht den Tod im Kuſſe auf ſeinen Lippen. Dieſe letzten Augenblicke müſſen ungetheilt der Zärtlichkeit angehören, damit wir den Gedanken recht feſt halten können, daß die Liebe fortlebt, obgleich die Liebenden untergehn.

Garrick hat dieſe Scene nach dem Glauben: je mehr Jammer, je beſſer! wirklich umgearbeitet; allein ſeine Ausführung wird eben niemanden unglücklich machen: ſie iſt äuſſerſt ſchwach. Auch das Erwachen Juliens hat er ganz verderben. Sie erinnert ſich nicht an Lorenzo's Verheißungen, ſondern glaubt, man wolle ſie mit Gewalt dem Paris vermählen, und erkennt den Romeo nicht, der darüber ausruft: "Sie iſt noch nicht wieder bei ſich — Der Himmel helfe ihr!" — Ja wohl! und behüte ſie vor ungeſchickten Umarbeitern! Nachher, wie der Mönch hereintritt, ſchilt ſie heftig auf ihn, und will ihn gar mit ihrem Dolche erſtechen. Es iſt nur gut, daß ſie ſich bald darauf entleibt, denn da ſie ſo ungebährdig um ſich ficht, ſo weiß man nicht, wie viel Unheil ſie ſonſt noch angerichtet hätte. Sonderbar, daß ein groſſer Schauſpieler dem Dichter, den er anbetete, den er ſein halbes Leben hindurch ſtudirt hatte, auf eine ſo verkehrte Art etwas anheften konnte!

Noch verdächtiger wird Garricks Sinn für das Höchſte im Shakſpeare dadurch, daß er es für nöthig hielt, das Stück von dem unnatürlichen, tändelnden Witze zu reinigen, der darin nach ſeiner

Meinung dem Ausdrucke der Empfindung untergeſchoben war. Zwar behauptet Johnſon ebenfalls: die pathetiſchen Reden ſeien immer durch unerwartete Verfälſchungen entſtellt; und das Anſehn dieſer Kunſtrichter mag viele verführt haben, beſonders da ihr Urtheil der allgemeinen Faſſungskraft ſo herablaſſend entgegenkommt. Aechte Poeſie wird ja ſehr ſelten verſtanden, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erſcheint demjenigen unnatürlich, der keinen Funken davon beſitzt. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenſtand in einer beſtimmten Form der Darſtellung gezeigt wird, jeder Theil deſſelben durch dieß Medium gefärbt ſein muß. Man nimmt das Dichteriſche im Drama hiſtoriſch, da es doch eine Bezeichnungsart iſt, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Weſentlichſte der Sache richtiger und lebendiger zur Anſchauung zu bringen dient, als das gewiſſenhafteſte Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innre der Gemüther, daß er ſeinen Perſonen ein vollkommneres Organ der Mittheilung leiht, als ſie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenſchaft ihren Ausdruck hemmt, und das Vermögen der Aeußerung feſſelt, wie lebhaft auch das Verlangen darnach ſein mag, ſo darf er dieß Hinderniß aus dem Wege räumen. Nur den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beredten und ſtummen, nach außen hin ſtrebenden oder auf den innern Menſchen ſich concentrirenden Gefühlen hebe er nicht auf. Nie hat Shakſpeare'n der reiche Strom ſeiner Bilder über dieſe Gränze hinweggeriſſen. Wie Romeo den vermeinten Tod Juliens erfährt, ſagt er nichts weiter als:

Iſt es denn ſo? Ich biet' euch Trotz, ihr Sterne! —

Eben ſo antwortet Julia nach ihrem Erwachen dem Mönche, der ihr das ganze vorgefallne Unglück in der Eil gemeldet, und ſie zu fliehn beredet hat:

Geh nur, entweich! denn ich will nicht von hinnen. —

Beide Male verräth ſich die Stärke des Gefühls nur in dem Entſchluſſe, wodurch ſich die Freiheit dagegen auflehnt.

Wenn die Liebe ſich der Liebe offenbart, ſo iſt es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von ſeiner Innigkeit dem andern einzuflößen, gleichſam das Bewußtſein bis zu ihm zu erweitern. Es verſchmäht dabei die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit ſich eben ſowohl kleiden können, und wagt ſich nicht an das Unausſprechliche; aber es verſteht das Geheimniß, dem einfältigen, ja dem beſcheidenſten Ausbruch eine höhere Seele einzuhauchen. Sollte man dieſe rührende

Herzlichkeit in den Geſtändniſſen, den Betheurungen, dem holden Liebesgeflüſter Romeo's und Juliens überſehn können? Julia giebt ſich mit eben ſo kindlicher Offenheit hin, wie Miranda im Sturm, und was ſie ſagt:

is silly sooth,
And dallies with the innocence of love,

Allein die Bewunderung, die Vergötterung des Geliebten kann nicht bildlos ſprechen; ſie muß ſich zu den kühnſten Vergleichungen aufſchwingen. Mit dem Zauberſchlage, der das Eine, was ihr vorſchwebt, iſolirt und über die ganze übrige Welt erhebt, hat ſie den Maaßſtab des Wirklichen verlohren, und kann bis an die Gränze der Dinge ſchwärmen, ſo weit die Flügel der Fantaſie ſie nur tragen wollen, ohne ſich einer Verirrung bewußt zu werden. Liebe iſt die Poeſie des Lebens: wie ſollte ſie über ihren Gegenſtand nicht dichten? Je entferntere und ungleichartigere Bilder ſie herbeiruft, deſto ſinnreicher müſſen ihre Gleichniſſe ſcheinen, und was der müßige Witz mühſam ſucht, um zu glänzen, darein verfällt die ausſchweifende Leidenſchaft unwillkührlich. Unbegriffne Widerſprüche liegen im Weſen der Liebe; ſie kann ſich auch bei der ſchönſten Erwiederung nicht in vollkommne Harmonie auflöſen, und iſt daher ſchon an ſich geneigt, ſich antithetiſch zu äußern. Noch natürlicher iſt ihr dieß, ſobald äußerliche Verhältniſſe ſie drängen. Ein Wortſpiel iſt ein Gegenſatz oder eine Vergleichung zwiſchen dem Sinne der Wörter und ihrem Klange; und wie in der Liebe überhaupt das Geiſtige und das Sinnliche ſich innigſt zu verſchmelzen ſtrebt, wie ſie die zarteſten Anſpielungen des einen auf das andre wahrnimmt und ſich daran weidet, ſo kann ſie auch mit Aehnlichkeiten der Töne ahnungsvoll ſpielen. Man verwirft gewöhnlich alle Wortſpiele als etwas kindiſches und unnatürliches. Iſt das erſte gegründet, ſo kann das zweite nicht ſein; und die Erfahrung zeigt allerdings, daß Kinder ſich gern mit den ſinnlichen Beſtandtheilen der Wörter zu ſchaffen machen, und ſie auf andre Bedeutungen wenden. Die Liebe aber in ihrer unbefangenſten Hingegebenheit verſetzt die Seele bei entwickelten Organen und blühender Lebensfülle auf gewiſſe Weiſe in den Stand der Kindheit zurück. Ohne es zu wollen, habe ich Petrarca's Apologie gemacht, deſſen wunderbare Bilder und Gleichniſſe, immer wiederkehrende Gegenſätze und leiſe myſtiſche Anſpielungen auch ſo vielen Leſern und Kunſtrichtern ein Aergerniß gegeben haben. Seine idealiſche, ätheriſche, im Entſagen ſchwelgende Anbetung Laura's hat nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut gemein, die Romeo'n und Julien für einander zu leben und zu ſterben treibt:

aber der Styl ſeiner Poeſie hat viel Aehnlichkeit mit dem Colorit des zärtlichen Ausdrucks in unſerm Schauſpiele.

Ich möchte noch weiter gehn und behaupten, nicht nur den Freuden und der ſüßen Pein einer Leidenſchaft, wie die hier dargeſtellte iſt, welche die äuſſerſte Entzündbarkeit der Fantaſie vorausſetzt, ſei kühne Bildlichkeit und antithetiſche Wortfülle eigen; auch das niederwerfendſte Leiden, das aus ihr herfließt, der herbeſte Schmerz über Verluſt oder Tod des Geliebten, verläugne in der Art ſich zu äußern ſeinen Urſprung nicht ganz. Aus dieſem Geſichtspuncte, deſſen Richtigkeit ſich durch mancherlei Erfahrungen beſtätigen ließe, betrachte man die Scenen, wo die beiden Liebenden über Romeo's Verbannung außer ſich ſind und Romeo's letzte Rede, und ſie ſind gerechtfertigt.

Immerhin mag der dramatiſirende Rhetor bei den froſtigen Declamationen, die er an die Stelle der Ergießungen entflammter Leidenſchaft ſetzt, ſich ähnlicher Mittel bedienen: wer irgend Empfänglichkeit hat, oder bei wem Vorurtheile ihr nicht in den Weg treten, der wird nicht in Gefahr ſein, jene mit dieſen zu verwechſeln; er hat an der Wirkung einen untrüglichen Prüfſtein. Es laſſen ſich auch Kennzeichen angeben, allein ihre Anwendung auf den beſtimmten

Fall erfodert immer noch einen Sinn, den man niemanden geben kann. Das weſentlichſte Kennzeichen iſt die Natur der dargeſtellten Empfindungen ſelbſt, ihre Tiefe, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Conſequenz. Ferner wird durch allen declamatoriſchen Pomp das Bildloſe und Abſtracte häufig nur ſchlecht verkleidet: denn nur eine arme Fantaſie, die nicht durch das Bedürfniß des Gefühls in Schwung geſetzt wird, braucht zu dem Vorſatze, geſchmückt zu erſcheinen, ihre Zuflucht zu nehmen; jedoch es iſt ein vergebliches Bemühen, durch den Umweg des todten Begriffs in das Leben zurückkehren zu wollen. Auch wird der Dichter, der auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit zu glänzen ſtrebt, die vertrauliche Nachläſſigkeit in Reden, den Schein der augenblicklichen Entſtehung eher vermeiden als ſuchen. Er wird beſorgen, das Unbewußtſein der redenden Perſonen, daß ſie etwas außerordentliches ſagen, weil es für ihre Lage höchſt natürlich iſt, möchte den Zuhörer täuſchen, und das Geſuchte ſeinen einzigen Werth verlieren, indem es für leicht gefunden gilt. Im Romeo bietet ſich das Dialogiſche, Freie, aus der Quelle Strömende ſelbſt der bildlichſten und im höchſten Grade antithetiſchen Reden überall dar; es im einzelnen zu entwickeln, würde mich zu weit führen.

Da ich dem Tadel ſo angeſehener Engliſcher

Kunſtrichter habe widerſprechen müſſen, ſo freut es mich dagegen, den Ausſpruch eines Deutſchen aufſtellen zu können, der gewiß unbeſtechlich durch falſchen Schimmer und ein Antipode alles Fantaſtiſchen und Ueberſpannten war. Leſſing erklärte Romeo und Julia für das einzige Trauerſpiel, das er kenne, woran die Liebe ſelbſt arbeiten helfen. Ich weiß nicht ſchöner zu ſchließen, als mit dieſen einfachen Worten, in denen ſo viel liegt. Ja man darf dieß Gedicht ein harmoniſches Wunder nennen, deſſen Beſtandtheile nur jene himmliſche Gewalt ſo verſchmelzen konnte. Es iſt zugleich bezaubernd ſüß und ſchmerzlich, rein und glühend, zart und ungeſtüm, voll elegiſcher Weichheit und tragiſch erſchütternd.

VII.

Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Erſter Brief.

Der Dichter, ſo rühmten von jeher die glühenden Bewunderer ſeiner Kunſt, iſt vor allen andern Sterblichen ein begünſtigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdiſche Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfniſſes und der Eingeſchränktheit, welche ſie erzeugten, an ſich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die ſeinige athmet in reinem Aether, ſie iſt eine Tochter der unſterblichen Harmonie. Faſt ohne daß er ſelbſt es weiß, verwandelt ſich auf ſeinen Lippen das Wort in Geſang. Das Entzücken, womit er das von oben empfangne wieder ausſtrömt, wird die Belohnung ſeiner Wohlthat. Leicht und frei wie auf Flügeln wird er über das Loos der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer der ſeine begeiſterte Stirn verklärt, fodert Anbetung von ſeinen erſtaunten, hingeriſſenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuſchte Erwartung, liebſte Freundin, wenn anders mein feierlicher Ton dich irre führen konnte) dieſer Dichter iſt ſelbſt nur ein Geſchöpf der dichtenden Fantaſie. Wie viel anders erſcheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in ſeiner Werkſtätte belauſcht! Denn er hat eine Werkſtätte wie jeder andre Künſtler. Wohl nur ſcherzend hat man ſie mit einer Schmiede verglichen: hier ſcheinen nicht ſo wohl Donnerkeile wie auf dem Ambos der Cyklopen, als Nadeln zugeſpitzt zu werden. Das ſchönſte Gedicht beſteht nur aus Verſen; die Verſe aus Wörtern; die Wörter aus Sylben; die Sylben aus einzelnen Lauten. Dieſe müſſen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Sylben gezählt, gemeſſen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verſe endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß iſt noch nicht alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach beſtimmten Zwiſchenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Dieſe muß der Dichter alſo aufſuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Weſten bis Oſten durchſtreifen. Bei großer Anſtrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewiſſes erhebendes Gefühl Statt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entſchädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählig zuſammenbuchſtabirt wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geiſt demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt iſt! Gewiß, der Fluch der Mühſeligkeit, der ſich über alles menſchliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du Verſe machen! Mit Schmerzen ſollſt du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indeſſen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdeſt mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willſt. Sieh, das iſt eben das ſchlimmſte. Andre wackre Leute dürfen ſich wenigſtens ihrer Arbeit nicht ſchämen; ja ſie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erſchöpfung nahe ſind. Um den Dichter wäre es geſchehen, wenn er ſich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß ſich knechtiſchem Zwange mit der ſtolzen Miene der Freiheit unterwerfen. Seine mit Feſſeln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubſt, er ruhe wollüſtig auf Roſen, während er ſich auf dem Bette des Prokruſtes peinlich dehnt oder krümmt.

Freilich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus ſeiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim iſt hinlänglich, um ihn in dem kühnſten und glücklichſten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er dieſe ſpröde Echo, ohne daß ſie ihm antwortet. Ja, nicht ſelten bricht der geheime und anhaltende Zwieſpalt zwiſchen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Sylbenmaaß und Reim auf der andern Seite in ſo heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beider Parteien zu ſchonen, zu einem Machtſpruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiſte ſeiner Zuhörer, oder auch wohl mit beiden verderbt.

Hiemit hängt der Umſtand zuſammen, der Dich gewiß in deiner Meinung von der geringen Wichtigkeit metriſcher Vollendung beſtärkt hat, und ſie in der That zu begünſtigen ſcheint: daß nämlich die größten Originaldichter oft ein gewiſſes Ungeſchick zum Versbau verrathen, und ſich mehr als billig darin erlauben. Wem Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichſam von außen gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauſchen, weglaſſen und hinzuſetzen. Der ſelbſtſtändige Geiſt hingegen, welcher ſie tief aus ſeinem Innern ſchöpft, würde bei dieſen Umwandlungen an ſeinem theuerſten Eigenthum, ja gewiſſermaßen an ſeiner Perſon leiden. Nicht zum Dienen erſchaffen, unterwirft er ſich daher das Sylbenmaaß; und ſollte ſelbſt der Ausdruck hier und da ins Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabei. Es iſt zweifelhaft, ob Dante und Shakſpeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, ſich um Taſſo's und Popens glückliche Geſchmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn ſich indeſſen jene unabhängige Fülle nicht mit dieſem Talent in derſelben Organiſation verträgt, ſo macht ſie es auch entbehrlich.

Vielleicht biſt du mir bei der obigen, leider nicht übertriebnen Schilderung ſchon mit den Fragen zuvorgeeilt, die ſich hier natürlich darbieten: Wozu alſo jene Einſchränkungen? Iſt das Sylbenmaaß der Poeſie weſentlich? Iſt es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüſſe eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von ſeinem Gegenſtande erfüllten Geiſtes, nach einer mechaniſchen Regel abzumeſſen? Und ſollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit ſeines Vornehmens als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es iſt unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unſrer Bemerkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raſchen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poeſie vom Sylbenmaaß begleitet, damit verſchwiſtert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erſtreckt ſich alſo faſt eben ſo weit als die bewohnte Erde; ſeine Erfindung iſt nicht viel jünger als das Menſchengeſchlecht.

Bei einer ſo allgemeinen Anſicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bei den Alten würde man ſie vergeblich ſuchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein iſt das Sylbenmaaß bei keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatiſche Dichter dieſen Schmuck verwirft oder vernachläßigt, ſo muß er zugleich alle Anſprüche auf eigentlich dichteriſche Schönheiten des Dialogs aufgeben, und ſelbſt der tragiſche Schauſpieler thut in dieſem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beſchränkung des Gebietes der Poeſie gelten als für eine Erweiterung, wie man ſie bei der ſogenannten poetiſchen Proſa im

Sinne gehabt zu haben ſcheint. Wirſt Du es auf Dich nehmen, dieſer zweideutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Nahme weißagt nicht viel Gutes, und wenn man ſich bei den Alten nach etwas Aehnlichem umſieht, ſo wird man unglücklicher Weiſe an die Romane der ſpätern Sophiſten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetoriſche Anmaaßung, oder eine Art von dichteriſchem Unvermögen eine ſolche Gattung erzeugt, die, indem ſie die ausſchließenden Vorrechte der Poeſie und Proſa vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beider verfehlt. Bemerke auch, daß ſie unter den neuern Sprachen am beſten in der Franzöſiſchen gediehen iſt, welche mehr den Zwang als die Muſik der Sylbenmaaße kennt. Es mag ihr alſo hingehen, daß ſie ſich für eine Verwahrloſung der Natur an der Kunſt zu rächen ſucht. Bei einigen geſchätzten Werken dieſer Art unterſcheidet man billig den Geiſt der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinſtimmung der verſchiedenſten Völker und Zeiten läßt ſich unmöglich zu einem willkührlichen, zufälligen Einverſtändniſſe herabſetzen. So unſtatthaft es iſt, von der Allgemeinheit einer Meinung auf ihre Wahrheit zu ſchließen, wie man oft gewagt hat, ſo zuverläßig berechtigt uns die

Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menſchen zuzuſchreiben; zu behaupten, ſie gründe ſich auf irgend ein körperliches oder geiſtiges Bedürfniß ſeiner Natur. Strenge genommen iſt überhaupt nichts im menſchlichen Thun willkührlich, auch das nicht, woran ſich keine Spur von Abſicht wahrnehmen läßt: wenn man ſich vornimmt, einmal ohne allen Grund bloß nach Willkühr zu handeln, ſo iſt eben dieß ſchon der Grund, welcher den Willen beſtimmt; und am unwillkührlichſten handeln wir unter dem Einfluſſe dunkler Antriebe, die ſich unſerm Bewußtſein entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menſchen, was nicht durch weſentliche Verhältniſſe nothwendig beſtimmt, ſondern durch fremde Umſtände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengeſetzten Einwirkungen des Himmelsſtrichs und der Lebensweiſe, bei der abweichendſten Mannigfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung, immer wieder, dem Weſen nach unverändert, hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhythmiſche Gang der Poeſie dem Menſchen nicht weniger natürlich iſt als ſie ſelbſt. Beides iſt keine überlieferte Erfindung, ſondern eben ſo einheimiſch in den erſtarrten Wüſten längs dem Eismeere wie auf den lieblichen Südſeeinſeln; am Ontario wie am Ganges. Ueberall, wo nur Menſchen athmeten und lebten, empfanden und ſprachen, da dichteten und ſangen ſie auch. Dieß bezeugt die älteſte Sage der Vorwelt, die ſelbſt nur durch den Mund der Poeſie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Urſprunge macht Poeſie mit Muſik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen ſeinen Geſtalten, von der einfachſten Natur bis zu den ſinnreichſten Erweiterungen der Kunſt, vom Freudenſprunge des Wilden bis zum Noverriſchen Ballet, nie die Begleitung der Muſik entbehren gelernt. Dagegen beſtehen jetzt Poeſie und Muſik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden ſich vereinzelt in den Seelen verſchiedner, oft ſich mißverſtehender Künſtler, und müſſen abſichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuſchung des Vortrages wieder eins zu ſcheinen. Es iſt mit dieſen Künſten wie mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder ſie alle für ſeine eigne Nothdurft; mit dem Fortgange der geſelligen Ausbildung ſchieden ſie ſich mehr und mehr. Der abſondernde Verſtand hat ſich ſelbſt an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, deſſen Wirkſamkeit im Verknüpfen beſteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, deſto mehr gelingt es ihm, jeden Zuſammenhang zu löſen, der ſich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann ſpielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was ſeine Geſchäftigkeit zerſtört hat, ſei nie wirklich vorhanden geweſen. Aber der geheimſte Zuſammenhang iſt oft auch der innigſte, eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erſchöpft, ſondern auf ſolchen Beſchaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anſchauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln ſuchen, weil wir ihn bloß fühlen: denn was nicht iſt, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarſte Schöpfung des menſchlichen Dichtungsvermögens, gleichſam das große, nie vollendete Gedicht, worinn die menſchliche Natur ſich ſelbſt darſtellt, bietet uns von dem, was ich eben ſagte, ein auffallendes Beiſpiel dar. So wie ſie auf der einen Seite, vom Verſtande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen ſeinen Verrichtungen zunimmt, ſo büßt ſie auf der andern an jener urſprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zuſammenhange zwiſchen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So wie die gränzenloſe Mannigfaltigkeit der Natur in abgezognen Begriffen verarmt, ſo ſinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchſtaben hinab. Zwar iſt es unmöglich, daß dieſer jene völlig verdrängen ſollte, weil der Menſch immer ein empfindendes Weſen bleibt, und ſein angeborner Trieb, Andern von ſeinem innerſten Daſein Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen, (wie ſehr ihn auch die Herrſchaft des Verſtandes, der ſein Weſen, ſo zu ſagen, immer außer uns treibt, ſchwächen möge) doch nie ganz verloren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptſächlich in der Geſtalt, wie ſie zum Vortrage der deutlichen Einſicht, der Wiſſenſchaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlohrne Spuren ihres Urſprunges, von welchem ſie ſo unermeßlich weit entfernt ſind; wir können ſie faſt nicht anders als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft feſtgeſetzter Zeichen betrachten. Indeſſen liegt doch jene innige, unwiderſtehliche, eingeſchränkte, aber ſelbſt in ihrer Eingeſchränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verbergen; ſie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poeſie möglich. Der iſt ein Dichter, der die unſichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, ſondern ſie auch andern zu offenbaren weiß; und der Grad von Klarheit, womit dieß noch in einer Sprache geſchehen kann, beſtimmt ihre poetiſche Stärke.

Ich hatte Dir vorgeworfen, Du wäreſt bei deinem ſeelenvollen Vorleſen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigſtens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil Du Dich niemals im mindeſten um die Verskunſt bekümmert haſt. Du wollteſt dieß zwar nicht eingeſtehn, doch einige proſodiſche Erörterungen Dir wohl gefallen laſſen, wenn ſie nur recht kurz und bündig wären; und nun findeſt Du dich unverſehens von der Mühe, die es heut zu Tage unſern Dichtern koſtet, die Geburten ihrer Fantaſie in Verſe, oder, wie die ehrlichen Alten ſagten, in Reime zu zwingen, bis zum Urſprunge der Poeſie, ja bis zur erſten Entwickelung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indeſſen lieber jener ſinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwiſchen der Sprache der Philoſophie und dem Dithyramben, als der Abſicht zu, Dich mit Hinterliſt in theoretiſche Unterſuchungen der Kunſt zu verſtricken, vor welchen ich deine Abneigung kenne. Du weißt, daß ich ſelbſt die Theorie, an ſich betrachtet, nicht liebe, ſondern ſie nur als ein nothwendiges Uebel anſehe. Sie iſt für die Poeſie der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen; ſobald dieſe davon gekoſtet hatte, war ihr Paradies der Unſchuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters beſtand darin, keine Geſetze zu bedürfen; aber in dem unſrigen können wir leider ſo wenig in der Kunſt als in der bürgerlichen Geſellſchaft ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen ſie darf ſich daher, um nicht unbillig zu ſein, nur wider die Machtgebote des Syſtems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Geſetze der Kunſt ausgiebt, oder wider die geſetzgebenden Anmaaßungen des Philoſophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Dieſem Mißverſtändniſſe wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, ſtatt des wiſſenſchaftlichen Vortrags, die mehr anziehende hiſtoriſche Form geliehen hätte. Sie kann ſie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunſt wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendſte, was ſie ſein ſoll. Auch iſt nicht zu beſorgen, die Anſichten der Theorie möchten dadurch beſchränkt werden; ſie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunſtrichter ein ſo enges Regelgebäude errichtet, weil ſie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künſtlichen Bildung vor Augen hatten; weil ſie ſich nie bis zur Weltgeſchichte der Fantaſie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont iſt es, der alles uns bekannte Schöne der Poeſie, was jemals irgendwo unter den Menſchen erſchien, in ſich faßt! Gewiß, der Forſcher hat keine Urſache, ſich darüber zu beklagen, daß er jenſeit deſſelben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiſte überlaſſen muß, die noch nicht vorhandne Vortrefflichkeit vorherzuſehen.

Meine Abſicht iſt, Dir darzuthun, daß das Sylbenmaaß keinesweges ein äußerlicher Zierrath, ſondern innig in das Weſen der Poeſie verwebt iſt, und ſein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebei von allgemeinen Grundſätzen auszugehen, weil mir das meiſte von unſrer ſo wunderbar zuſammengeſetzten äußern und innern Organiſation abzuhängen ſcheint, welche wir als eine Thatſache erſt aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geſchichte der Metrik würde bei mir weit mehr Kenntniſſe, bei Dir vielleicht mehr Geduld erfodern, als wir beide haben. Indeſſen dürfen wir doch nicht bei den Werken unſrer heutigen Dichtkunſt ſtehen bleiben, deren muſikaliſcher Theil, ganz vernachläſſigt, beinah verſtummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erſcheint ſie uns durch Erfindungen des geſchäftig müßigen Witzes ſo vielfach bereichert oder entſtellt, und dem Eigenſinn der Gewohnheit oft ſo unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Urſprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu ſuchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es iſt, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erſt unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunſt (wenn ſie anders da ſchon dieſen Nahmen tragen ſoll, der die Vorſtellung von beſonnenen Abſichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur ſelbſt gepflegt und erzogen ward. Dieſe Wandrung wird wohlthätig für uns ſein; wir werden ſie nicht in Geſellſchaft jenes höchſt verfeinerten Geſchmacks anſtellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bei einer gänzlichen Erſtorbenheit des Innern beſteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa dieſe. Der Zwang des Sylbenmaaßes ſcheint bei der Aeußerung lebhafter Vorſtellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Abſicht des Dichters, ſie andern ſo vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerſpruch zu ſein. Dennoch tritt die Poeſie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemeſſenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte ſeinen

Grund in der menſchlichen Natur haben, dem man am leichteſten im Urſprunge derſelben nachſpüren kann, weil Abſicht und Ueberlegung ſich da noch am wenigſten in die Spiele des ſicher leitenden Inſtinctes miſchen. Poeſie entſtand gemeinſchaftlich mit Muſik und Tanz, und das Sylbenmaaß war das ſinnliche Band ihrer Vereinigung mit dieſen verſchwiſterten Künſten. Auch nachdem ſie von ihnen getrennt iſt, muß ſie immer noch Geſang und gleichſam Tanz in die Rede zu bringen ſuchen, wenn ſie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Uebung des Verſtandes ſein will. Dieß hängt genau mit ihrem Beſtreben zuſammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beinah in natürliche und an ſich bedeutende Zeichen umzuſchaffen.

Hier bin ich nun auf den Punct gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünſchte. Ich muſte dir dieſen Zuſammenhang wenigſtens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit du mich nicht beſchuldigteſt, ich mache es wie jener Sänger des Trojaniſchen Krieges, der vom Ey der Leda anhob, oder wie ſo mancher Chronikſchreiber, der die Begebenheiten ſeiner kleinen Ortſchaft unmittelbar an die Geſchichte der Schöpfung anſchließt. Laß mich erſt in den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte ſagen ihrer Unentbehrlichkeit, aufſuchen; hierauf an ihrer fortſchreitenden Ausbildung im allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche ſie zu erreichen ſtrebt; und endlich zeigen, wie dieſe durch den unendlich verſchiednen Bau der Sprachen in jeder eigenthümlich, und zwar ſehr abweichend beſtimmt, bald begünſtigt und bald gehindert wird.

Zweyter Brief.

Faſt gereut mich meines Vorhabens, liebe Freundin da Du mir bei ſeiner Ausführung ſo harte Bedingungen vorſchreibſt. Was ich nicht ohne Hülfe eines Kunſtwortes ſagen kann, ſoll ich nur verſchweigen. Allem eigentlich Wiſſenſchaftlichen, ſei es nun Metaphyſik oder Grammatik, willſt Du den Zutritt durchaus nicht verſtatten. Geſtehe nur, Deine Abſicht hiebei iſt weniger, es Dir leicht, als es mir ſchwer zu machen. Du beſorgſt, ich möchte ein unwillkommnes Licht auf Gegenſtände werfen, die Du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickſt, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum, auch nach den ſtrengſten und ſorgfältigſten Zergliederungen bleibt unſre eigne Natur uns immer noch ein Räthſel; beſonders iſt das Gewebe unſrer Empfindungen ſo fein und dicht, daß ſich die einzelnen Fäden, woraus es beſteht, kaum unterſcheiden, geſchweige denn unverſehrt auftrennen laſſen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genuſſe des Ahnens und halben Errathens den forſchenden Ernſt aufzuheitern.

Wenn Du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodiſchen Unterrichts fliehest, ſo biſt Du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach verſagter Erkenntniß frei, die zwar uns allen angebohren ſcheint, ſich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen ſollen, in Deinem Geſchlechte am frühesten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Unterſuchungen über jene Geſchichte hin, die aller eigentlichen Geſchichte vorausgeht. Wir ſteigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekannten und eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den erſten Menſchen, als manchmal um unſre Vettern und Muhmen. Wir ängſtigen uns, wie er doch ſeine von der armſeligſten Thierheit gefeſſelten Anlagen entwickeln, wie er ſich aus ſo manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bei ſeiner Erſchaffung, ja bei der Schöpfung überhaupt gegenwärtig geweſen zu ſein!

Die Frage vom Urſprunge der Sprache ſteht mit den Meinungen über den anfänglichen Zuſtand des Menſchen in engem Bezuge. Sie iſt ſehr alt, denn ſie hat ſchon vor ein paar tauſend Jahren Denker beſchäftigt; und die mancherlei entgegengeſetzten Auflöſungen, welche man damals wie in den neueſten Zeiten verſucht hat, erinnern uns zwar, daß es faſt eben ſo ſchwer iſt, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu erſinnen; aber ſie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollſtändige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich ſei. Hiſtoriſche Nachrichten kann die Philoſophie freilich nicht ertheilen: ſie begnügt ſich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menſchen die Sprache ſich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieſer Begebenheit nach Zeit, Ort und Umſtänden erzählen zu wollen. Zwiſchen der letzten, beſtimmteſten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den älteſten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, iſt der Abſtand ſo groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indeſſen von dieſſeits und jenſeits gewagt, die Lücke iſt mit ſinnreichen Spielen oder ſchwerfälligen Grübeleien einer gewiß ſen philoſophiſchen Etymologie, die weder der genaue Sprachforſcher noch der nüchterne Philoſoph, anerkennt, reichlich bevölkert, ſcheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenweſen nicht ſo unſtät und ohne Haltung herumſchweben ſähe, könnte man wirklich glauben, ſie hätten feſten Boden unter ſich. Was das übelſte iſt, ſo haben die mislungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinſchaftlichen Stamme abzuleiten, indem man ſie mit der philoſophiſchen Theorie über ihren Urſprung verwechſelte, dieſe ſelbſt verdächtig gemacht. Du erläſſeſt mir es gern, Dir von den Schulübungen unſers erſten Stammvaters zu erzählen, von dem göttlichen Unterricht, der ſeiner Unfähigkeit die Sprache zu erfinden zu Hülfe gekommen ſein ſoll, da doch zu ihrer Erlernung daſſelbe Vermögen erfodert wird, dem ihre Erfindung angehört: nämlich das Vermögen, Vorſtellungen durch Zeichen feſtzuhalten und zu erneuern; oder von der müßigen und überlegten Verabredung der Menſchen, kraft welcher ſie den Dingen dieſe oder jene beliebigen Namen gaben, wie man etwa ſeine Kinder tauft, und ſich alſo verſtändigten, ehe ſie ein Mittel der Verſtändigung hatten. Dieſe beiden Meinungen ſind vielleicht noch nicht für immer abgewieſen, doch gewiß für immer widerlegt. Aber ihre ſiegreichen Gegner ſind nur darin einig, daß ſie keine Verirrung aus der menſchlichen Natur oder über ſie hinaus gelten laſſen, und einen weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen den erſten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: ſie widerſprechen ſich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache iſt entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenſtände ganz allein, oder aus beiden zuſammen entſtanden. Der Hauptſache und dem Weſen nach, laſſen ſich nicht mehr Syſteme denken als dieſe drei: und wenn die zahlreichen Schriften, wenn ſie vorgetragen werden, eine größere Mannigfaltigkeit darbieten, ſo liegt ſie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Beſtimmung.

Nicht dem Menſchen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zuſtandes gewiſſe Laute ab, die von verwandten Geſchöpfen mit einer ähnlichen, oft faſt eben ſo ſtarken, Erſchütterung der Nerven wie die, welche ſie erzeugte, vernommen werden. Bei manchen bleibt die Stimme nur für die dringendſte Noth, für die heftigſten Leidenſchaften aufgeſpart, und ſelbſt ihre Geſelligkeit iſt meiſtens ſtumm. Andern hingegen iſt bei einer Organiſation, die ſich der menſchlichen weit weniger nähert, zum Theil auch bei beſchränkteren Anlagen und einem geringern Maaße von Gelehrigkeit, der vielfachſte, beredteſte Ausdruck ſogar der zarteren Regungen, und, wie es ſcheint, eine unermüdliche Luſt an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menſchen bloß nach ſeiner körperlichen Zuſammenſetzung betrachtet, zu jenem rechnet: (und dieß hat allen Anſchein für ſich; denn zu unſrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichſten Affen viel mehr als der Nachtigall) ſo iſt es allerdings einleuchtend, daß der Schrei körperlicher Schmerzen oder thieriſcher Begierden vom erſten Wimmern des Neugebohrnen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, ſich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entſtehung abgeſprochen. Selbſt die einfachen Ausrufe der Leidenſchaft, (Interjectionen) welche auch die verfeinteſte Sprache noch gelten läßt, ſind eigentlich nicht mehr jene unwillkührlich hervorgebrachten Laute ſelbſt, ſondern vertreten ſie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und fließen alſo mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinſchaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch iſt es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Menſch eben ſo wohl für ſeine Empfindungen als für ſeine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche ſeinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedrückt werden, ſondern auch für ſolche, deren ihn bloß ſeine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der Prometheiſche Funke in dem Stoffe, den er belebt, ſich freithätig und herrſchend beweiſet. Dieſe Zeichen beſtehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Gebährden: wenn anders alles, wodurch ſich das Innre im Aeußern offenbart, mit Recht Sprache heißt, ſo verdienen ſie eben ſo ſehr dieſen Namen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Gebährden ſind nachahmend, oder zeigen auch gleichſam auf die Gegenſtände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anſchaulich zu machen; allein in den meiſten redet das Gefühl, und zwar wendet es ſich hiebei nicht an den Verſtand, als an den Ausleger ſeiner Aeußerungen, ſondern weiß ſich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beiſpiel die Mienen eines Traurigen ſehen, und den Ton ſeiner Stimme hören, ohne die Worte zu verſtehn; iſt etwa erſt ein Schluß nöthig, um uns von ſeiner Gemüthslage zu unterrichten? Oder wird nicht vielmehr durch die

Eindrücke auf Auge und Ohr in unſern innern Organen, und dadurch in unſrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? „Jede Regung," ſagt ein alter Philoſoph, „hat von Natur ihre Gebährde, Miene und Stimme: der ganze Körper des Menſchen gleicht den Saiten einer Leier, welche, je nachdem die Seele ſie rührt, verſchiedne Töne angeben." Könnte man dieß ſchöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um ſie zu erklären, an jenes Geſetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgeſtimmte Saiten, ohne ſich ſichtbar zu berühren, nur durch die erſchütterte Luft ihre Bebungen gegenſeitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls als der eigennützige Ideenhandel des Verſtandes das menſchliche Geſchlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden ſonſt mitten in der Geſellſchaft einſam, im Leiden von aller Theilnahme verlaſſen, im Glücke ſelbſt zu den todten Freuden des Egoismus verdammt ſein.

Dieſe Sprache ſchränkt ſich keinesweges bloß auf die ſtärkſten Regungen oder eigentlichen Leidenſchaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verſchiednen Graden und Abſtufungen der Empfindung, im weiteſten Sinne des Wortes, für Wahrnehmung des eignen Zuſtandes genommen; ja ſelbſt die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Irgend einer wird daher mit allen ausgeſprochnen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künſtliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer auſſer uns verſchaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzuſondern. Sobald aber dieſe Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden ſollen, ſo muß der Leſer den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgeſprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Gebährden, Mienen und Accente von irgend einer Uebereinkunſt abhinge, oder erſt durch die Erziehung erlernt würde, iſt aller Zwang der Erziehung und des Wohlſtandes nicht im Stande, ſie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeuſſern vollkommen zu erſetzen. Wie weit man es auch in der Herrſchaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag: einige Gefühle ſind dennoch zu ſtark, als daß man ihren Ausdruck völlig erſticken, andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbſt wo die verſtrickenden Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft die Verſtellung zum täglichen Geſchäfte machen, täuſcht man ſich nicht ſonderlich, weil der Scharfſinn im Unterſcheiden mit der Geſchicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt der Natur iſt als Schauſpielerin deſſen, was ſie wirklich fühlt, der geübteſten Kunſt überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin: jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausſchließung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Anſehen? Wir forſchen nach dem Urſprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Beſtandtheile; wir finden darunter etwas, was ſo wenig der künſtlichen Verabredung oder dem Witze einzelner Menſchen angehört, daß es vielmehr durch alle von dieſen herrührende Zuſätze und Veränderungen unſichtbar geſchwächt und entſtellt wird; das ſich in ſeiner größten Reinheit und Stärke grade unter ſolchen Völkern findet, deren Zuſtand ſich am wenigſten von dem Urſprünglichen zu entfernen ſcheint, oder deren reiche und regſame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredſamkeit eines Demoſthenes beſchämt; wodurch endlich Menſchen aus den entfernteſten Zonen, und, würden ſie wieder ins Leben geruſen, aus den entfernteſten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir alſo noch anſtehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menſchengeſchlechts anzuerkennen? Und iſt ſie das: wie ließe ſich noch zweifeln, daß ſie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Urſprüngliche ausmacht?

Nun ſcheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegenſatze zwiſchen thieriſchem Geſchrei und artikulirter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der gänzliche Mangel an Verwandſchaft zwiſchen beiden mache einen Uebergang unmöglich. Es iſt wahr, die vierfüſſigen Thiere ſchreien nur; aber die Vögel ſingen zum Theil: hier ſehen wir alſo ſchon zwei ganz verſchiedne Sprachen, (ohne die vielen Dialekte der beſondern Thiergeſchlechter zu rechnen) welche die Natur durch die verſchiedne Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn ſo unwahrſcheinlich, daß ſie auch dem edelſten Thier eine ihm ausſchließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Menſch fängt freilich den Gebrauch ſeiner Stimme mit Schreien an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Cherasmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländiſchen Geſchichtſchreiders *) ſchon in der Wiege die muſikaliſchen Anlagen des Volkes verrathen, indem ſie faſt melodiſch weinen. Allein, man würde ſich ſehr irren, wenn man von den erſten Uebungen eines noch ſchwachen Organs einen ungünſtigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zuſtande ſeiner völligen Entwickelung und Stärke beſtimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall könnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitſchern mit Sperlingen verwechſeln. Die Kinder lernen erſt durch Nachahmung der Erwachſenen ſprechen: beweißt dieß, daß die dazu erfoderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen iſt? Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil? Ihre Fortſchritte hierin ſind im Vergleich mit denen, welche ſie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langſam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bei Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bei manchen ſogar eine Art von Unterricht Statt. Einige Vögel ſcheinen ja ihren Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch ſingen? Von der Nachtigall wirſt Du es dem Dichter und Muſiker, die dieſen Gedanken

---

*) Ibn Arabſchah. S. Jones de poësi Asiat. im erſten Kapitel.

ſo bezaubernd ausgeführt haben *), gewiß willig glauben, ohne auf die Beſtätigung des Naturforſchers zu warten. Zwar iſt ſchöner Geſang dem Menſchen nicht ſo angebohren, wie dieſem beneideten zarten Geſchöpfe, das gleichſam ganz Kehle, ganz Wohllaut iſt; aber die Stimme auf irgend eine Art ſingend zu biegen, iſt auch den menſchlichen Organen ſehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erſte Sprache mag ein wüſtes Gemiſch von Geſchrei und Geſange geweſen ſein: und warum wäre es unmöglich, daß dieſes nach und nach gemäßigt und herabgeſtimmt, durch viele Mittelſtufen ſich endlich in eine artikulirte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reiſenden noch ſehr unartikulirt gefunden, ſo daß ſie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachſprechen, geſchweige dann in unſrer Schrift aufzeichnen konnten.

Wie nun? Wofür ſollen wir uns im Gedränge zwiſchen dieſen zwei entgegengeſetzten Syſtemen entſcheiden? Da wir nicht beide zugleich gelten laſſen, und doch weder das eine noch das andre unbedingt verwerfen können, ſo müſſen wir ſie friedlich zu vereinigen ſuchen. Beide ſcheinen mir Theil an der

---

*) Klopſtok und Voß. Das Lied heißt, wo ich nicht irre [illegible].

Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu ſein, daß ſie ihr Grundgeſetz des Urſprunges der Sprache als das einzige, mit Ausſchließung des andern, behaupten. Die, welche alles auf die Aehnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenſtänden, erſt mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwiſchen den verſchiednen Sinnen auch mit andern, zurückführen, ſchränken den der menſchlichen Organiſation eignen Ausdruck der Empfindung willkührlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menſchen in einem widernatürlichen Zuſtande, zum Beiſpiel an ſolchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebohrnen taugen zum Beweiſe ihrer Vorausſetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menſchlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerſpricht ihr vielmehr. Gleicht der Menſch hierin einem vielbeſaiteten, von Leidenſchaften mannigfaltig gerührtem Inſtrumente, indeſſen der thieriſchen Eingeſchränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von dieſen ableiten, ſo bleibt es unerklärlich, wie ſie ſo unendlich hat erweitert und vervollkommt werden können. In der Empfänglichkeit des Menſchen allein, wäre ſie auch noch ſo vieles zarter und umfaſſender als in den übrigen Thieren, liegt kein unterſcheidendes Kennzeichen ſeiner

Natur. Er würde alſo, wie wir es an jenen ſehen, mit den Vorzügen ſeiner Organiſation durch alle Geſchlechter hin beſtändig auf eben dem Puncte beharren, wäre ihm nicht eine ſelbſtthätige Richtung derſelben verliehen. Bei dem Eindruck der Gegenſtände durch die Sinne auf die innern Organe, und bei der Gegenwirkung dieſer auf die äußern verhält er ſich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von ſeinem Willen abhängen. Unſer Liebling Hemſterhuys hat bei dem Syſtem, das er vertheidigt *), dieſer Einwendung dadurch vorzubeugen geſucht, daß er bei der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorſtellungen durch Zeichen feſtzuhalten und zu erneuern, ſchon vorausſetzt, und nur die Beſchaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen den Bewegungen der innern und äußern Organe beſtimmen läßt. Allein warum ſollte die Selbſtthätigkeit grade hier ſtill ſtehen, da doch ihre Macht ſich ſo viel weiter erſtreckt? Wir wiſſen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der

---

*) S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 182 — 190.

Empfindungen eher verfälſcht und ſtört als befördert. Aber Zeichen mit den Vorſtellungen von Gegenſtänden außer uns, vorzüglich nach dem Geſetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und ſie dadurch auch in andern erwecken, iſt ihr eigentliches Geſchäft: und wie ſollte ſie es bei der erſten Bildung der menſchlichen Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philoſophen ſind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwei Quellen der Sprache anerkannt: allein ſie räumen dabei der Empfindung meiſtens zu wenig ein; bleiben bei den Interjectionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, ſtehen; und bemerken ganz richtig, daß dieſe nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenſchaft eine bedeutende Rolle unter den Wörtern ſpielen konnten, ſich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müſſen. Es iſt wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorſtellungen verdunkeln, äußern ſich nur in abgebrochnen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in ſo fern ſie als Wahrnehmung des eignen Zuſtandes jede Vorſtellung von etwas außer uns nothwendig begleitet, ſowohl an dem Urſprunge als an der weitern Ausbildung der Sprache, mit dem Beſtreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich weſentlichen und allgemeinen Antheil habe, ſcheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freilich läßt ſich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Maſſe einer Sprache iſt ſie nicht ſichtbar vorhanden und gleichſam mit Händen zu greifen, eben ſo wenig, wie man den lebhaften Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffaſſen können. Es iſt eine geiſtige Gegenwart, wie die der Luft in ſo vielen von ihr durchdrungenen Körpern unſichtbar und belebend. Indeſſen will ich Dir doch nachher, wann ich von dem ſinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigſtens flüchtig anzudeuten verſuchen, wie dieſes hauptſächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Urſprunge der Poeſie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Hiſtoriſch wiſſen wir davon eben ſo wenig als von der Entſtehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umſtand in ihrer früheſten Geſchichte anſpielen, ſo ſind ſie doch immer an ihre beſondre Scene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin ſie alles zurückſchieben, iſt jung neben dem Menſchengeſchlechte. Die erwachſene Muſe mochte ſich von ihrer Kindheit einiges dunkel erinnern: wie hätte ſie es von dem erſten Augenblicke ihres Daſeins gekannt? Wir müſſen uns alſo mit den allgemeinen Aufſchlüſſen begnügen, die uns die Lehre vom Urſprunge der Sprache geben kann. Aus der Beſchaffenheit des Bodens, woraus der erſte Keim der Poeſie aufſproßte, läßt ſich ungefähr vermuthen, wie er gediehen ſein mag. War die älteſte Sprache wirklich das Werk jener beiden vereinigt wirkenden Anlagen der menſchlichen Natur, denen wir ſie zugeſchrieben haben, ſo war ſie auch zuverläſſig ganz Bild und Gleichniß, ganz Accent der Leidenſchaften: die ſinnlichen Gegenſtände lebten und bewegten ſich in ihr, und das Herz bewegte ſich mit allen. Dieß iſt es, was man ſo oft geſagt hat, und was doch nur in einem gewiſſen Sinne wahr iſt: Poeſie und Muſik ſei vom Anfange an da geweſen, und gleich alt mit der Sprache. Welch eine Poeſie und welch eine Muſik kann man ſich hiebei denken? Beiden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwickelung zu ſchönen Künſten hieng, nämlich ein Geſetz der äußern Form; und wie dieſes gefunden worden, iſt dadurch noch im geringſten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freiheit von äußern Bedürfniſſen und ungewöhnlich ſtarke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zuſammenzutreffen, ſo miſchte ſich die noch ungeübte rauhe Kehle des Menſchen unter die übrigen Waldgeſänge und ſtimmte den erſten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaaß in ſeinen Geſang, oder (denn beides war ja urſprünglich eins) ein Rhythmus, ſei er auch noch ſo unförmlich geweſen, in ſeine Worte? Mußten ſie nicht vielmehr, den augenblicklich wechſelnden Antrieben gemäß, regellos hinſtrömen? Und wie verfiel der freie Sohn der Natur darauf, dem Ungeſtüm ſeiner Fantaſie und ſeiner Gefühle ſelbſt irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächſte Mal will ich dieß Räthſel zu löſen ſuchen.

Dritter Brief.

Ein Kaiſer von Sina, Namens Tſcho-yong, welcher vor vielen Jahrtauſenden lebte, hörte eines Tages auf einem Spaziergange (die Regierungsgeſchäfte mochten ihm wohl einige Muße übrig laſſen) ein Concert der Vögel. Es gefiel ihm ungemein, er beſchloß auch eins dergleichen anzuſtellen, und erfand durch dieſe Veranlaſſung eine wunderwürdige und unwiderſtehliche Muſik, welche die Leidenſchaften beſänftigte, die unregelmäßigen Wallungen im menſchlichen Körper hemmte, und dadurch ſogar das Leben verlängerte. Seitdem ſind nun die Sineſer, Dank dem klugen und geſchmackvollen Tſcho-yong, im Beſitz einer ſo vortrefflichen Kunſt; und da es unhöflich ſein würde, die Erfindungen eines Kaiſers unvollkommen zu finden, ſo kann man ſich leicht denken, daß ſie nur weniges werden hinzugeſetzt oder verändert haben. Vermuthlich werden ſie auch, wenn es dem Himmel gefällt, in alle Ewigkeit auf eben den Fuß zu muſiciren fortfahren.

Verachte mir dieß alberne Mährchen nicht zu ſehr, liebe Amalie. Vielleicht iſt es recht paſſend für den Charakter der Sineſiſchen Muſik, deren Langweiligkeit leicht an die Langeweile eines Monarchen erinnern mag. Freilich wird darin nicht erwähnt, ob ſeine Majeſtät den Tact aus eignem Belieben erſonnen; oder ob die Vögel in Sina zur Zeit Tſcho-yongs, welcher der ſechzehnte Fürſt der neunten Periode war, tactmäßig geſungen haben; oder ob dieſe kaiſerliche Muſik ganz ohne Tact beſtehen konnte. Allein ich habe in mehreren angeblich philoſophiſchen Schriften, die von der Verwandſchaft der Poeſie und Muſik und von ihrem gemeinſchaftlichen Urſprunge handeln, keinen beſſern Aufſchluß über die Erfindung des Zeitmaaßes gefunden. Man nimmt darin den natürlichen Hang des Menſchen, ſeine Gefühle durch Töne und Bewegungen des Körpers auszudrücken, für die einzige und hinreichende Grundlage des Geſanges und Tanzes an. In ſo fern man hierunter nichts weiter als ſtarke, leidenſchaftliche Biegungen der Stimme, und wilde Gebährden und Sprünge verſteht, (und nur zu ſolchen beſeelt die bloße Empfindung) gehört die Vorſtellung von einem Zeitmaaße gar nicht dazu. Trägt man aber dieſe gleich mit in die Worte hinein, wie es ihr gewöhnlicher Gebrauch erfodert, ſo verwechſelt man willkührlich die Bedeutungen, und überſpringt die eigentliche Schwierigkeit der Frage, indem man das als ſchon vorhanden vorausſetzt, wovon die Entſtehung erſt erklärt werden ſoll.

Allerdings läßt ſich eine Muſik von Inſtrumenten ohne Tact gar nicht denken; auch die von Inſtrumenten begleitete Stimme iſt durchaus an die Beobachtung deſſelben gebunden; aber wenn ſie ſich ganz allein hören läßt, ſo darf ſie in dieſem Stücke ihre natürliche Freiheit wieder geltend machen, und darin auch neben dem künſtlichſten Reichthum muſikaliſcher Zuſammenſetzung gefallen wollen. Du ſiehſt, ich rede vom Recitatif, das beſonders in der Italiäniſchen Oper eine ſo ſchöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Namen eines Geſanges nicht verſagen kann. Die Kennzeichen, woran das Ohr die ſingende Stimme von der redenden unterſcheidet, (auf welchem verſchiednen Spiel der Organe die Eigenthümlichkeit beider auch beruhen möge) ſind ein gewiſſes Schweben, das den Tönen Dauer verleiht; ihre Beſtimmbarkeit in Anſehung der Höhe und Tieſe; und der Uebergang von einem zum andern nach beſtimmbaren Zwiſchenräumen oder Stufen. Im Geſange der Nachtigall, bei welchem dies alles eintrifft, und der ſo ſehr Geſang iſt, daß man verſuchen konnte, ihn muſikaliſch aufzuzeichnen, bemerkt man nichts, was einem Zeitmaaße gliche.

Dürfte man in der Geſchichte der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten die Erfindung eines Inſtruments vor den erſten Uebungen der Stimme im Geſange vorangehen laſſen, ſo wäre dadurch die Schwierigkeit der Auflöſung um vieles verringert, aber keinesweges ganz gehoben. Da muſikaliſche Inſtrumente erſt durch eine künſtliche Nachahmung einigermaßen den Ausdruck der Empfindung erreichen können, welcher den Stimmen lebender Geſchöpfe urſprünglich eigen iſt, ſo kann ihre erſte Anwendung keine andre ſein, als bloß das Ohr zu ergötzen. Dieß vermögen ſie durch einzelne Töne in keinem erheblichen Grade, und durch eine Folge derſelben, nach unſerm Urtheile wenigſtens, nicht anders, als wenn darin ein Geſetz des Zeitmaßes obwaltet. Es iſt daher nicht fremde, daß der Menſch, wenn er ſich einmal das Ergötzen zum Geſchäft machte, mancherlei Verſuche anſtellte, und gleichſam ſo lange herumtaſtete, bis er das Rechte traf. Indeſſen ſind ungeübte, aber nach allem begierige Sinne äußerſt leicht zu befriedigen. Das armſeligſte Geklimper oder Geklingel bezaubert das Ohr eines Kindes oder eines Wilden, und ihr Entzücken über das ſchon gefundne entfernt ſie von dem Streben nach einer höhern, noch unbekannten Vollkommenheit. Vaillant beſchreibt ſehr artig ein Concert ſeiner Hottentotten: er hatte ihnen Maultrommeln und andre dergleichen Inſtrumente ausgetheilt; nun ſpielten ſie ohne allen Tact auf das betäubendſte durch einander, und fanden dennoch ein unbeſchreibliches Vergnügen daran. Doch wir brauchen ſo weit nicht zu ſuchen: wie lärmen unſre Knaben nach einem Jahrmarkte mit ihren neuen Trommeln, Pfeifen oder Geigen durch die Gaſſen! Und ſcheinen ſie bei dieſer muſikaliſchen Ergötzlichkeit wohl im geringſten das Bedürfniß des Tactes zu fühlen?

Der Schriftſteller, bei dem ich das obige Mährchen angeführt ſah, nimmt es ſo, als ob demſelben zufolge, in Sina die Inſtrumentalmuſik früher erfunden wäre als der Geſang. Mir ſcheint es nicht ausdrücklich der Vorſtellung zu widerſprechen, der Kaiſer habe ſein menſchliches Vögelconcert bloß durch Singſtimmen zu Stande gebracht. Allein, geſetzt auch, das Gegentheil würde deutlich gemeldet, ſo muß das Anſehen einer Sage immer durch die innre Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten unterſtützt werden, und kann gegen ſie nichts gelten. Die Vermuthung, daß die Menſchen, als Spiel und Geſang ſchon durch viele Fortſchritte zu einer üblichen Unterhaltung geworden, und ihr Ohr für muſikaliſchen Genuß mehr gebildet war, eine beſchämende Vergleichung zwiſchen dem lieblichen Klange einiger Vögelſtimmen und der Rauhigkeit ihrer eignen angeſtellt, und ſich bemüht haben, jene nachzuahmen: dieſe Vermuthung möchte ich nicht ganz verwerfen. Dagegen wiſſen wir hiſtoriſch, daß die meiſten Völker nie eine eigentliche, das heißt ohne Geſang für ſich beſtehende, Inſtrumentalmuſik gekannt haben, und daß dieſe, wo ſie etwa eingeführt ward, zu den ſpäten, ſchwächenden Verfeinerungen der Kunſt gehörte. Das Werkzeug des Geſanges bringt der Menſch mit auf die Welt, es begleitet ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens, und die Antriebe des Gefühls ſetzen es früh auf mannichfaltige Weiſe in Bewegung: die erſten unförmlichen Lieder mußten daher ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſein entſtehn. Aber der Gebrauch eines äußern

Werkzeuges, wäre es auch nur ein geſpaltnes Bambusrohr, zur Begleitung des Geſanges, erfodert Ueberlegung, Benutzung der Natur, die nichts ohne Zubereitung dazu taugliches darbietet, ja ſogar einige Beobachtungen über die Geſetze des Schalles. So wunderwürdig ſchienen auch der Vorwelt ſolche Erfindungen, daß nach der Griechiſchen Sage nur der ſinnreichſte aller Götter den Einfall haben konnte, einige Schaafsdärme über eine Schildkrötenſchale zu ſpannen.

Aber wie? ſo haſt du mir vielleicht ſchon vorhin eingewandt: ſchreibt nicht die Beſchaffenheit der Empfindung ſelbſt den Bewegungen einen gewiſſen Tact vor? Hüpft nicht die Freude mit raſchem, ſchleicht nicht die Traurigkeit mit gedehntem Tritt? Und verhält es ſich nicht eben ſo mit ſchnellen und langſamen Tonfolgen? Um dieſen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange daurenden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beiſpiel den Schlag des Pulſes, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke. Du ſiehſt, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorſtellung als die von Schnelle und Langſamkeit geben, und hat nicht die entfernteſte Beziehung auf den Charakter verſchiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entſteht, das heißt, ſobald

Abwechſelung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemiſcht werden, ſo kann eine ſolche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulation ſchon einigen Einfluß auf unſer Gemüth haben, es erwecken oder beruhigen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langſameren oder ſchnelleren Zeitmaße der Schritte eines Menſchen an ſich nichts weiter erfahren, als den Grad ſeiner Eile, nach einem gewiſſen Ziele zu gelangen; ſeine Gemüthslage verräth ſich erſt durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinſtimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, ſondern jede für ſich betrachtet, bedeutend ſind. Ueberhaupt muß eine Leidenſchaft ſchon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zuſtande der Seele, gemildert ſein, wenn ein gewiſſes Ebenmaaß in ihrem Ausdrucke Statt finden ſoll. Denn was uns am ſtärkſten erſchüttert, hat am wenigſten Beſtand, und deswegen äußern ſich in der Natur die lebhafteſten Gefühle in ſtürmiſchen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß alſo in beiden nicht das Abgemeſſene, das gleichförmig Wiederkehrende, ſondern das Abwechſelnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entſprechen und ſie wieder erregen?

Und doch, wirſt Du ſagen, iſt es ſo fühlbar, daß der jeder Melodie angemeſſene Tact die Seele derſelben iſt. Das iſt er allerdings: allein erinnre Dich, wir ſind hier ſchon im Gebiete der Kunſt, die nicht bei unmittelbarer Nachahmung der Natur ſtehen bleibt, ſondern durch eine Art von Erdichtung ſich ihr wieder nähert. Ein zuſammengeſetztes Gefühl, welches die Seele aber doch auf einmal faſſen kann, entfaltet der Muſiker nach der feinſten Eigenthümlichkeit deſſelben in einer melodiſchen Folge von Tönen, und legt durch das beſtimmte Verhältniß ihres Fortſchrittes dem fliehenden Augenblicke gleichſam Feſſeln an; oder man kann auch ſagen, er bildet aus Empfindungen ein geordnetes Ganzes, was ſie eigentlich in der Wirklichkeit niemals ſind. Das Sylbenmaaß kann in der Poeſie etwas ähnliches leiſten: aber welche geübte, beſonnene Empfänglichkeit gehört dazu, ſolch eine Wirkung nur wahrzunehmen, geſchweige denn, ſie ſelbſt hervorbringen zu wollen! Wir müſſen uns wohl hüten, den ſchönen Gebrauch einer Erfindung mit dem, was ſie zuerſt veranlaßte, zu verwechſeln.

Ein Schriftſteller, der glücklicher darin war, Geheimniſſe in die Gegenſtände ſeiner Nachforſchung hineinzulegen, als die darin liegenden zu löſen, oder der dieß wenigſtens gern auf eine geheimnißvolle Art that, dem es eine allzu reizbare Organiſation ſchwer machen mußte, das wirklich Wahrgenommene vom Eingebildeten zu ſcheiden, ſindet den Urſprung des Zeitmaaßes im Tanze und Geſange darin, daß den körperlichen Bewegungen, und den ausgeſprochnen oder geſungnen Worten, wozu bloß Leidenſchaft den Menſchen dringt, ein äuſſrer Zweck mangelt. Der gewöhnliche Gang, ſagt er, hat zur Abſicht irgend wohin zu führen; die gewöhnliche Rede, uns andern verſtändlich zu machen. Da beim Tanze und Geſange ſolch ein äuſſres Bedürfniß ganz wegfällt, und folglich dieſe Handlungen um ihrer ſelbſt willen vorgenommen werden, etwas an ſich ganz zweckloſes aber uns kein Vergnügen gewähren kann, ſo ſtrebt die Seele unwillkührlich darnach, ſich einen Grund angeben zu können, warum ſie jedesmal die Bewegungen und Töne ſo oder ſo auf einander folgen laſſe. Dieß erlangt ſie nun durch ein innres Geſetz, ein Maaß ihrer Folge. Indeſſen ſtrebte ſie vielleicht lange vergeblich, bis etwa zufälliger Weiſe dieſelbe Abwechſelung langſamerer und ſchnellerer Bewegungen mehremale auf einander folgte. Dieß immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende feſſelte die Aufmerkſamkeit, prägte ſich dem Gedächtniſſe ein, ward bewundert, nachgeahmt und allmählich zum künſtlichen, regelmäßigen Tanze, oder in Anſehung der Poeſie zum künſtlichen regelmäßigen Versbau gebildet.

Ich habe Dir dieſe Erklärung umſtändlich angeführt, weil ſie in einem ſonſt ſchätzbaren Buche, nämlich der Deutſchen Proſodie von Moriz, ſteht; denn freilich iſt ſie zu luſtig, als daß ſie uns lange aufhalten dürfte. Die Redensart „zufälliger Weiſe“ gebraucht der Verfaſſer mehrmals, und das iſt ſchon ein übles Zeichen. Erlaubt man es ſich einmal, bei einer, wenn ich ſo ſagen darf, dem ganzen Menſchengeſchlechte gemeinſchaftlichen Erfindung, den Zufall zu Hülfe zu rufen, ſo kann man ſich die Mühe dieſer und aller ähnlichen Unterſuchungen erſparen, und jenem blinden Gotte die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten überhaupt anvertrauen. Wäre der Satz wahr, daß nichts Zweckloſes uns Vergnügen gewähren könne, ſo müßte man entweder behaupten, kein bloß ſinnlicher Genuß reiche über die Befriedigung des Bedürfniſſes hinaus, oder man müßte dem Worte „Zweck“ eine höchſt ſeltſame Ausdehnung geben. In dem gebräuchlichen Sinne ſind Zwecke bloß Sache des Verſtandes; folglich handelt nur der gebildete Menſch nach ihnen, und auch dieſer nicht, ſobald Leidenſchaften ſeinen Verſtand ganz übermeiſtern. Dieß iſt in der kindiſchen Seele des unerzognen Naturſohns unaufhörlich der Fall: er iſt daher der Gewalt jedes dunkeln Antriebes hingegeben. Eine lebhafte Regung nöthigt ihn, ohne allen weitern Zweck, ſie in Gebährden und Tönen auszudrücken: aber wird wohl jemand noch nach einem Zwecke fragen, wo ein dringendes Bedürfniß befriedigt wird? Nähme man indeſſen auch an, die Erfindung des Tactes gehöre erſt in die Zeiten, wo durch Geſang und Tanz nicht mehr eigne und gegenwärtige Leidenſchaft ausgedrückt, ſondern fremde oder vormalige zur Ergötzung nachgeahmt wurde, ſo iſt ja doch Genuß des Daſeins der Mittelpunct aller Zwecke, und was unmittelbar dazu dient, ſteht in ihrer Rangordnung oben an. Wenn alſo die wahrſte Nachahmung, die gewiß als ſolche kein Zeitmaaß beobachtete, wie aus der Natur der Leidenſchaften erhellt, ſchon an ſich ergötzen mußte, ſo war ja nichts Zweckloſes darin.

Ferner begreife ich nicht, wie Moritz den Zweck der Rede darauf einſchränken kann, daß man ſich verſtändlich machen will. Soll ſie nicht noch in Zeiten der Verfeinerung, ſollte ſie nicht um ſo viel mehr, je näher die Sprache ihrem Urſprunge war, Theilnahme an den Empfindungen des Redenden erregen? Und ſollten dies nicht gleichfalls die älteſten Lieder, wofern man nicht etwa annimmt, ihre Urheber haben ſie nur ſich ſelbſt vorgeſungen? Endlich iſt das Fortſchreiten von einem Orte zum andern, worauf hier die Vergleichung des Tanzes mit dem Gange ſich gründet, ein durchaus unweſentlicher Umſtand. Es giebt ſehr belebte Tänze, bei denen man ſeine Stelle gar nicht verläßt; ja auf den freundſchaftlichen Inſeln im Südmeer ſah man dergleichen, wobei nicht einmal die Füße wechſelsweiſe gehoben wurden. Der Tanz hat freilich kein beſtimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang; aber die ausdrucksvollen Gebährden, aus denen er mit Hinzufügung des Tactes entſtanden iſt, haben es eben ſo wenig.

Es fehlt ſo viel, daß die Rede, ſobald ſie ſich in die Form eines Geſanges fügt, dem Dienſte eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poeſie vielmehr in den früheſten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde, ſondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigſten Antheil hatte; und daß ſich bei einigen, zum Beiſpiel beim Gottesdienſte, die uralte Sitte ſogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und geprieſen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bei Völkern, die ſchon längſt in vielen Hinſichten geſittet heißen konnten, wurden die

Geſetze noch a[illegible]ieder abgefaßt und geſungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwei Liedern einen unſterblichen Platz angewieſen, wodurch die Abgeſandten zweier Stämme im Namen derſelben ein Bündniß feierlich beſiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helſa, ließ, auf ſeinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchſten Feuer der Begeiſterung hinſtrömen. Sowohl auf den Inſeln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die Europäiſchen Weltumſegler von den Eingebohrnen mit abgemeſſenem Geſange bewillkommt. Durch ſtolze Lieder bietet der Amerikaniſche Wilde mitten in der Todesqual ſeinen Feinden Trotz. Es iſt daher auch nichts unglaubliches in der Sage, daß die Nordiſchen Helden oft mit Liedern, in denen ſie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Abſchied nahmen. Du kennſt vielleicht den Geſang, womit Regner Lodbrog, der Däniſche König, lächelnd im Kerker ſtarb. Ein andrer Held, Hallmund genannt, dichtete, tödtlich verwundet, ein Lied von ähnlichem Inhalt, und hieß ſeine Tochter es aufbewahren. Solche Gedichte waren kein Gedicht: die Poeſie, welche dieſe Männer im Leben und Tode begleitete, war ihr heiligſter Ernſt, ihre lebendigſte Wahrheit.

Wüßte man nicht hiſtoriſch das Gegentheil, ſo könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das Zeitmaaß gehöre unter die ſpätern Erfindungen; der Geſang habe, ſo lange nur wirkliche Leidenſchaft ihn eingab, in dithyrambiſcher Freiheit geſchwärmt, und erſt als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes urſprünglichen Nachdrucks durch einen kunſtmäßigen Reiz zu erſetzen geſucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einſtimmig die wunderwürdige Genauigkeit im Tact, womit ſie ihre Geſänge und Tänze aufführen. Selbſt die kannibaliſchen Schlachtlieder der Neuſeeländer, wobei die furchtbarſte Wuth ihre Augen verdreht und alle ihre Geſichtszüge verzerrt, werden vollkommen tactmäßig geſungen.

Wenn man alſo nicht annehmen kann, der ordnende Geiſt ſei es, der ſich durch Regelmäßigkeit in den Ausbrüchen der ungeſtümſten Leidenſchaften herrſchend beweiſe; wenn ferner die, beſonders in kindiſchen Seelen, ſo unſtäten und raſch wechſelnden Gefühle nichts abgemeſſenes an ſich haben: ſo müſſen wir uns nach einem andern Grunde dieſer Erſcheinung umſehn, und diejenige Art ſie zu erklären, wobei man der beſonnenen Abſicht am wenigſten einräumt, wird die wahrſcheinlichſte ſein. Indeſſen ſcheint alles Meſſen, weil es auf einer Vergleichung beruht, ein Geſchäft der denkenden

Kraft in uns zu ſein. Körperliche Gegenſtände, die man nach ihrer Ausdehnung gegen einander meſſen will, hat man oft zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge iſt kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorſtellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maaßſtabe dienen ſoll, muß folglich im Gedächtniſſe feſtgehalten werden. Ueberdieß iſt die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit ſehr abhängig von der Beſchaffenheit und Menge der ſie ausfüllenden Eindrücke. Man ſollte alſo denken, es müſſe für die Seele höchſt ſchwierig ſein, den Vergleich nur einigermaaßen genau anzuſtellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieſelbe nicht ſowohl der Seele als dem Körper verdanken, daß ſie mit Einem Worte bloß mechaniſch iſt. Unſer Körper iſt ein belebtes Uhrwerk; ohne unſer Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherlei Bewegungen, zum Beiſpiele das Herzklopfen, das Athemhohlen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, ſo daß jede Abweichung von dieſem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maſchine anzuzeigen pflegt. Auch bei andern Bewegungen, die von unſerm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir ſie anhaltend wiederhohlen, von ſelbſt und ohne es zu wiſſen in ein gewiſſes Zeitmaaß. Nehmen wir mehrerlei ſolche Handlungen zugleich vor, zum Beiſpiel Gehen und Sprechen, ſo richtet ſich die Geſchwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorſätzlich die Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen aufheben wollen. Eben ſo ſetzen ſich mehrere Menſchen bei gemeinſchaftlichen Arbeiten ohne Abſicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freilich kommt alsdann der Umſtand hinzu, daß man einander ſonſt mit den Werkzeugen, zum Beiſpiel beim Rudern, Dreſchen, Mähen, hinderlich ſein würde; aber auch wer ganz allein angreifende Arbeiten der Art verrichtet, wird, ſobald er darin geübt iſt, ohne beſondre Aufmerkſamkeit einen Tact beobachten. Gleichmäßig wiederhohlte Bewegungen erſchöpfen am wenigſten: das Wohlthätige davon für den Körper muß ſich leicht fühlen.

Daß die Seele ſich mehr leidend als durch Vergleichen und Urtheilen thätig beweiſe, indem eine Folge von Zeiten ſich, wenn ich ſo ſagen darf, von ſelbſt an der Organiſation abmißt, wird dadurch noch wahrſcheinlicher, daß auch mehrere Arten von Thieren an Beobachtung des Tactes in ihren Bewegungen, einige Vögel ſogar in ihrem Geſange gewöhnt werden können. Auch das ſcheint dieſe

Vermuthung zu beſtätigen, daß wir nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes Zeitmaaße genau und ſicher wahrnehmen, und daß wir dabei eben auf ſolche Grade der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit eingeſchränkt ſind, die mit dem fühlbaren Zeitmaaß der Bewegungen im Körper in einem nahen Verhältniſſe ſtehn. Bei einer ſehr ſchnellen Folge iſt dieß weniger zu verwundern: die Eindrücke vermiſchen ſich unter einander, ſo daß eine große Menge derſelben in die Vorſtellung von einem einzigen zuſammengedrängt wird, wie wir zum Beiſpiel nach der verſchiednen Anzahl der Uebungen einer Saite in einer gegebnen Zeit nur einen einzigen höheren oder tieferen Ton vernehmen. Wir brauchen nur an die Schnelligkeit zu denken, womit ſich Schall und Licht durch unermeßliche Räume fortpflanzen, um überzeugt zu ſein, daß dasjenige, was uns wie ein einziger untheilbarer Augenblick vorkommt, eine ſehr zuſammengeſetzte Maſſe von Zeiten iſt. Aber wie käme es, daß bei einer ſehr langſamen Folge, wo wir doch um ſo mehr Muße haben, die einzelnen Zeiträume zu unterſcheiden, die Wahrnehmung von ihrer Gleichheit oder Ungleichheit ſich ebenfalls verliert, wenn ſie nicht auf Verhaltniſſen zu unſrer Organiſation beruhte? Man laſſe eine Glocke alle Minuten einmal ſchlagen: niemand wird auch mit dem geübteſten Ohre entſcheiden können, ob die Zwiſchenräume ſich immer gleich ſind, er müßte ſie denn etwa durch ein körperliches Hülfsmittel eintheilen und die Anzahl der Theile in jedem mit einander vergleichen.

„Die Vorſtellung vom Zeitmaaße," ſagt Hemſterhuys, „iſt vielleicht die erſte von allen unſern „Vorſtellungen, und geht ſogar der Geburt voran; „denn es ſcheint, daß wir ſie einzig den aufeinander „der folgenden Wallungen des Bluts in der Nachbarſchaft „des Ohres verdanken."

Es ließe ſich hiebei fragen: ob die Fähigkeit Zeiten zu meſſen unter unſern Organen dem Ohre ausſchließend gehöre? ob die Wallungen des Bluts in ſeiner Nähe, auch bei der größten äußern Stille, wirklich hörbar ſein können? wie früh Vorſtellungen ohne Bewußtſein in uns wirkſam zu werden anfangen? und dergleichen mehr. Du ſiehſt, eine gründliche Erörterung jenes Satzes würde uns in Labyrinthe der Phyſiologie und Pſychologie führen. Es iſt mir indeſſen lieb, mich wenigſtens in ſo weit mit Hemſterhuys auf Einem Wege zu finden, daß er die Anlage zum Tacte auch für körperlich hält, und annimmt, nur die Regelmäßigkeit gewiſſer Bewegungen in unſrer Organiſation mache ſie zum tauglichen Werkzeuge der Zeitmeſſung.

Zwar iſt auf dieſe Art noch nicht erklärt, wie die Menſchen darauf fallen konnten, die fremdartige Vorſtellung vom Tact auf den Ausdruck durch Gebährden und Töne anzuwenden; doch iſt die Auflöſung, die ich jetzt Deiner Prüfung übergeben will, dadurch vorbereitet.

Je mehr der Menſch noch ganz in den Sinnen lebt, deſto mächtiger ſind ſeine Leidenſchaften. Zwar eröffnet ihnen die Entwickelung des Verſtandes und die Vervollkommnung der geſelligen Künſte eine Welt von vorher unbekannten Gegenſtänden: aber eben dadurch, daß der Kreis ihrer Wirkſamkeit ſich erweitert, muß ihr blinder Ungeſtüm gemäßigt werden. Hiezu kommt die tauſendfache Abhängigkeit von Verhältniſſen, die dem verfeinerten Menſchen bei ihrer Befriedigung im Wege ſtehn. Ein Zögling des Anſtandes hat er ſchon früh gelernt, ihre Ausbrüche zu erſticken, und Gleichgewicht in ſeinem Betragen zu erhalten. Der rohen Einfalt hingegen ſcheint alles anſtändig, was die Natur fodert. Noch unbekannt mit den Anreizungen erkünſtelter Verderbniß läßt ſie ſich nur von natürlichen Trieben, aber von dieſen auch uneingeſchränkt beherrſchen. Wie eine Krankheit in einem geſunden Körper um ſo heftiger wüthet, je größern Ueberfluß an Lebenskräften ſie vorfindet, ſo iſt es auch mit den Leidenſchaften:

die gewaltſamſten Zuſtände, worein ſie den künſtlich erzognen Menſchen verſetzen, ſcheinen neben ihrer ausſchweifenden Unbändigkeit in der Seele des freien und kräftigen Wilden nur ein beſonnener Rauſch zu ſein. Sei es nun Freude oder Betrübniß, was ſich ſeiner bemächtigt, ſo würden die aufgeregten Lebensgeiſter ihre Gewalt nach innen zu wenden, und ſeine ganze Zuſammenſetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigſten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Gebährden Luft machte. Er folgt der Anfoderung eines ſo dringenden Bedürfniſſes; durch jede äußre Verkündigung der Leidenſchaft fühlt er ſich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher inſtinctmäßig Stunden, ja Tage lang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis ſich der Aufruhr in ſeinem Innern allmälig gelegt hat. Bei ſchmerzlichen Gemüthsbewegungen werden ſogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn ſich die Seele dadurch nur die Linderung verſchaffen kann, ſie auszulaſſen. Hierin liegt unſtreitig der Grund jener ſo vielen Völkern gemeinſchaftlichen Sitte, beim Trauern über die Todten ſich Wangen und Bruſt mit den Nägeln oder andern ſcharfen Werkzeugen zu zerſetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude iſt zwar die wohlthätigſte Leidenſchaft für den Körper; allein ihr ſinnloſer Taumel kann doch bis zu einer erſchöpfenden Verſchwendung der unaufhaltſam überſtrömenden Lebensfülle gehen. Selbſt Jubeln und Springen, ſo ausgelaſſen und anhaltend wie es der wilde Naturſohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper ſich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit ſich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menſchen dann der Inſtinct, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, ſich dem berauſchendſten Genuſſe ohne abmattende Anſtrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten ſich die Füße nach einem Zeitmaaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der raſche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben: nach einem natürlichen Geſetze der Organiſation mußten ſich die übrigen Gebährden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch dieſe ungeſuchte Uebereinſtimmung kam Tact in den wilden Jubelgeſang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen beſtand.

Hatte man erſt einmal das Wohlthätige dieſes Zügels gefühlt, woran die Natur ſelbſt die ungeſtüme Seele lenkte, ohne daß ſie ſich eines Zwan ges bewußt worden wäre, ſo iſt es nicht wunderbar, daß auch andre Leidenſchaften ſich willig ihn anlegen ließen. Wenn gleich die Betrübniß nicht zu ſo raſchen Bewegungen hinreißt wie die Freude, ſo führt ſie dagegen auch gar keinen Erſatz für ihre zerrüttenden Wirkungen mit ſich. Tage lang jammern iſt noch weit angreifender für den Körper als Tage lang jauchzen; und doch konnte das ganz von ſeinem Verluſte überwältigte Gemüth dieſe einzige Linderung nicht entbehren; es weidete ſich, wie Homer es ausdrückt, an der verzehrenden Wehklage. Indem dieſe, vom Zeitmaaße gefeſſelt, in Melodie übergeht, iſt ſie ſchon nicht ganz troſtlos mehr: der erquickende mildernde Einfluß wird von den Sinnen der Seele mitgetheilt.

Wenn jemand unter uns den Tod eines Angehörigen mit Geſang betrauerte, ſo würden wir entweder glauben, es ſei ihm kein Ernſt damit, oder er ſei wenigſtens ſchon getröſtet und erneuere ſeinen Schmerz nur in der Erinnerung. Dieſelbe Handlung unter einem noch ungebildeten, ſinnlichen Volke eben ſo zu beurtheilen, würde ſehr gewagt und wahrſcheinlich irrig ſein. Den Trojaniſchen Frauen war es gewiß Ernſt mit dem Wehklagen um Hektors Leiche, denn ſie ſahen verzweifelnd ihren eignen Untergang vor ſich: dennoch waren Sänger beſtellt, um ihnen dabei mit der Stimme vorzugehn. Gehörte dieß auch in den Zeiten, welche Homer ſchildert, ſchon zu den feierlichen Gebräuchen der Trauer, ſo deutet es doch auf einen natürlichen Urſprung hin. Als Cook auf ſeiner dritten Reiſe Neuſeeland verließ, ſo befiel zwei daſelbſt einheimiſche Knaben, die er mitgenommen hatte, eine tödtliche Schwermuth. Sie weinten und klagten unaufhörlich viele Tage lang, und drückten beſonders ihren Schmerz durch ein Lied aus, worin ſie, ſo viel man verſtand, ihr nun für immer verlohrnes Vaterland prieſen. An eine hergebrachte Sitte läßt ſich hiebei nicht denken, und da dieß Lied ſich auf eine ganz ungewöhnliche Lage bezog, ſo muß man vermuthen, daß die jungen Wilden es nicht aus dem Gedächtniſſe geſungen, ſondern daß ſie es mitten in ihrer tiefſten Bekümmerniß gedichtet haben. Es würde nicht ſchwer ſein, ähnliche Beiſpiele zu häufen.

Was ich von der Freude und der Betrübniß geſagt, wirſt Du, wenn meine Vermuthung Dir anders Genüge leiſtet, leicht auf die übrigen Leidenſchaften anwenden. Die Seele, von der Natur allein erzogen und keine Feſſeln gewohnt, foderte Freiheit in ihrer äußern Verkündigung; der Körper bedurfte, um nicht der anhaltenden Heftigkeit derſelben zu unterliegen, ein Maaß, worauf ſeine innre Einrichtung ihn fühlbar leitete. Ein geordneter Rhythmus der Bewegungen und Töne vereinigte beides, und darin lag urſprünglich ſeine wohlthätige Zaubermacht. So wäre es denn erklärt, was uns ſonſt ſo äußerſt fremde dünkt, wie etwas, das uns, die wir ſo vieles bedürfen, entbehrlicher Ueberfluß oder höchſtens ein angenehmer geſelliger Luxus ſcheint, Tanz und Geſang, für den beſchränkten, einfältigen Wilden unter die erſten Nothwendigkeiten des Lebens gehören kann.

Vierter Brief.

Mit der Erfindung des Zeitmaaßes treten wir ſogleich in ein ganz andres Gebiet hinüber. Was man vor derſelben mit den Namen Geſang und Tanz geehrt hat, iſt nichts dem Menſchen ausſchließend eigenthümliches; wenn er ſich darin vor andern lebenden Geſchöpfen auszeichnet, ſo iſt es nicht der Art, ſondern höchſtens dem Grade nach, und der Unterſchied hat ſeinen Grund bloß in der Verſchiedenheit ſeiner Organiſation von andern thieriſchen. Die Fähigkeit ſich ſelbſt zu bewegen, hebt auf der Gränze an, wo das Pflanzenreich ſich in das Thierreich verliert. Alle Bewegungen des Lebendigen ſind aber von zweifacher Art: entweder verurſacht ſie eine Begierde oder das Gegentheil derſelben; (wir haben kein ſchickliches Wort dafür, wo bloß von thieriſcher Natur die Rede iſt: in die Ausdrücke Abneigung, Verabſcheuung, iſt ſchon zu viel Menſchliches hineingetragen) oder Schmerz und Vergnügen drückt ſich in ihnen aus. Sie laſſen ſich nicht weniger leicht unterſcheiden, wenn ſie auch, wie häufig geſchieht, in demſelben Augenblicke zuſammentreffen. Jene haben eine beſtimmte Richtung zu einem Gegenſtande hin oder davon hinweg: etwas Aeußeres hat alſo auch nach Erregung der Begierde oder ihres Gegentheils, Einfluß darauf. Man kann ſie mit den Bewegungen lebloſer Körper vergleichen, welche durch Kräfte des Anziehens und Zurückſtoßens bewirkt werden. Dieſe hingegen erfolgen, wenn einmal ein gewiſſer Zuſtand des Schmerzens oder des Vergnügens da iſt, ganz nach innern Geſetzen des körperlichen Baues. Sie haben kein äußres Ziel, aber einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct, wovon ſie ausgehen, nämlich das nach außen hin wirkende Leben. Durch jene wird Befriedigung der Bedürfniſſe und Vermeidung deſſen betrieben, was Zerſtörung droht oder zu drohen ſcheint; das Thier verrichtet dadurch die zur Erhaltung ſeines Daſeins nothwendigen Geſchäfte. In dieſen offenbaren ſich ſeine Zuſtände, ohne daß es dabei auf Veränderung derſelben abgeſehen wäre. Sind ſie ſchmerzlich, ſo haben die dadurch hervorgebrachten Aeußerungen immer das Anſehen von etwas unwillkührlich erpreßtem, wie ſie es denn auch wirklich ſind, weil kein Thier ſich darein ergiebt zu leiden, außer wenn es innrer Zerrüttung oder äußrer Gewalt durchaus nicht entfliehen kann. Die Bewegungen, welche aus Gefühlen des Wohlſeins und einem Ueberfluſſe an Lebenskraft entſpringen, ſind zwar eben ſo ſehr ein bloßes Spiel der Organe, und hängen von körperlichen Reizen ab, die unwiderſtehlich auf die Muskeln wirken; aber ſie ſchmeicheln uns mit einem täuſchenden Schein von Freiheit, und es giebt nichts in der thieriſchen Welt, was dem menſchlichen Genuſſe des Daſeins ſo ähnlich wäre. Der Hund begrüßt ſeinen Herrn, den er nach einiger Abweſenheit wiederſieht, durch tauſend lebhafte Sprünge; das Füllen jagt ſich muthwillig wiehernd auf der Weide herum; ſelbſt das träge Rind, wenn es nach langem Aufenthalte in den Winterſtällen zum erſtenmal wieder Frühlingsluſt wittert, wird zu ungeſchickt ausgelaſſenen Bewegungen und zu einem freudigen Brüllen erweckt. Was liegt wohl im Freudenſprunge, im Jubelgeſchrei des Wilden, ſo lange in beiden noch die urſprüngliche Regelloſigkeit mit ihrem ganzen Ungeſtüm herrſcht, das ein höheres Leben verriethe als das, welches er mit jenen Geſchöpfen theilt? Ja es giebt Thiere, deren Organiſation ſich noch viel weiter von der unſrigen entfernt, denen aber die Natur, weil ſie nicht wie wir am Erdboden haften ſollten, ſondern für ein leichteres Element beſtimmt waren, eine uns verſagte behende und unermüdete Beweglichkeit verliehen hat, welche weit ſeltner ihren leicht befriedigten Bedürfniſſen zu dienen, als ihnen an ſich ſelbſt ein feineres Ergötzen zu gewähren ſcheint. Von den Mücken, wenn ſie in der Abendſonne ſpielen, ſagen wir, ſie tanzen; und das freie Umhergaukeln des Schmetterlings iſt oft beneidet, und zum Sinnbilde eines erhöhten Daſeins erwählt worden.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Gebrauch der Stimme. Die meiſten thieriſchen Laute gehören wohl zu den Bewegungen der zweiten Art, welche einen Zuſtand verkündigen, nicht zu jenen, wodurch etwas erreicht oder vermieden werden ſoll. Zwar ſcheinen ſich manche Thiere allerlei dadurch zu verſtehen zu geben, einander herbeizurufen, ja ganze Unterredungen zu halten. Indeſſen könnte man, ohne ſich grade wie jener morgenländiſche Weiſe dafür auszugeben, man wiſſe die Sprache der Vögel zu deuten, doch wohl unternehmen, dergleichen Laute und die Antworten darauf, mit Ausſchließung alles Abſichtlichen, bloß aus dem Antriebe eines gefühlten Bedürfniſſes, und aus ähnlichen, durch die gehörte Stimme eines verwandten Thiers angeregten Reizen zu erklären. Wie dem auch ſei, betrachtet man die Bewegungen der Stimme nicht als Mittel, Gegenſtände zu bezeichnen, ſondern nur als Ausdruck innerer Zuſtände, worauf ſie doch beim Geſange zurückgeführt werden ſoll, ſo fehlt ſo viel, daß der Menſch ſich hierin eines angebohrnen Vorzugs rühmen könnte, daß er vielmehr nur durch eine Ausbildung, die er allein ſich ſelbſt zu geben vermag, und durch die fortgeſetzte Uebung vieler Geſchlechter, ſich die Biegſamkeit, den Umfang der Singſtimmen, und das feine Gehör für das Harmoniſche in den Uebergängen erwirbt, welche manchen Gattungen der Vögel ohne Unterricht eigen ſind. Doch an künſtlicher Schönheit des Geſanges mag der Menſch ſie noch ſo weit übertreffen; die zarte Regſamkeit der Organiſation, wodurch bei ihnen allen Gefühlen der Luſt und des Verlangens Stimme gegeben wird, ſo daß ihr innigſtes Leben in der Kehle zu wohnen ſcheint, muß er an dieſen kleinen Muſen der thieriſchen Schöpfung bewundernd lieben, und kann dieſelbe höchſtens nur mit ihnen theilen.

An den Bewegungen der Glieder und der Stimme, wodurch der Menſch wirkliche Gefühle ausdrückt (von Nachahmung kann hier noch nicht die Rede ſein) iſt alſo das Zeitmaaß das erſte unterſcheidende Kennzeichen ſeiner Natur. Daraus, daß auch manche Thiere an Beobachtung deſſelben gewöhnt werden können, folgt, wie wir geſehen haben, daß die Fähigkeit, Bewegungen in gemeſſnen Zeiten vorzunehmen, auch im Menſchen bloß der Organiſation angehört. Aber kein Thier beſchränkt auf dieſe Weiſe von ſelbſt, ohne menſchliche Anleitung, die Freiheit ſeiner gleichgültigen, geſchweige denn ſeiner leidenſchaftlichen Verrichtungen. Daraus folgt unwiderleglich, daß es durch kein Bedürfniß dazu getrieben wird. Da folglich das Bedürfniß, welches den Menſchen allgemein auf Erfindung des Zeitmaaßes geleitet hat, unter allen mit ähnlichen Sinnen verſehenen Geſchöpfen von ihm allein gefühlt wird, ſo kann es nicht bloß körperlich ſein, ſondern muß aus der ihm eigenthümlichen geiſtigen Beſchaffenheit herrühren. Wenn Dich ſo trockne Erörterungen nicht ermüden, meine Freundin, ſo laß uns auf dem zurückgelegten Wege einige Schritte umkehren, um dieß deutlicher zu entwickeln.

Ich ſchilderte Dir in meinem vorigen Briefe die überwältigende Heftigkeit der Leidenſchaft in rohen Gemüthern, und den ſtarken Trieb, ſie in die wildeſſen Aeußerungen zu ergießen, der ſelbſt dem Gefühle gänzlicher Erſchöpfung nicht nachgiebt. So ſchwer es uns fällt in ſolchen Ausſchweifungen die Würde der Vernunft zu erkennen, ſo iſt es doch unläugbar, daß der Menſch nur durch das, was ihn über die Thiere erhebt, derſelben fähig wird. Thieriſche Leidenſchaften werden bloß durch körperliche Antriebe erregt; ſie werden daher auch durch dergleichen Antriebe von entgegengeſetzter Art, ſobald die letzten die ſtärkern ſind, unfehlbar wieder aufgehoben. Nur ſolche Leidenſchaften, die ein wahres Bedürfniß zum Ziele haben, können, wenn die Befriedigung verſchoben wird, zu einer für das Thier ſelbſt zerrüttenden Heftigkeit gelangen. Andre, wobei dieß nicht der Fall iſt, zum Beiſpiele, wenn ein Thier durch Neckereien zum Zorne gereizt worden, hören bald von ſelbſt auf, befriedigt oder unbefriedigt, wenn der Gegenſtand den Sinnen entrückt iſt. Der Menſch hingegen iſt mit ſeinem Daſein nicht auf die Eindrücke des Augenblicks eingeſchränkt. Er hat das Vermögen, Vorſtellungen ſelbſtthätig feſtzuhalten und zu erwecken. So wie darauf die ganze Entwickelung der menſchlichen Erkenntnißkräfte beruht, ſo läßt ſich auch ohne daſſelbe keine Anlage zur Sittlichkeit denken. Ohne Vergleichung könnte der Verſtand nicht urtheilen und der

Wille nicht wählen. Aber lange ehe der Menſch von ſeinen Vorſtellungen einen ſittlichen Gebrauch machen, und ſich durch ihr Gegengewicht wider alle ſinnlichen Reize bei einem Vorſatze behaupten lernt, wirken ſie ſinnlich, und ihre ganze Macht wirft ſich verſtärkend auf die Seite der Leidenſchaften. Dieſe beherrſchen alſo, bis die Vernunft ſie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, den menſchlichen Körper unumſchränkt, da ſie bei dem Thiere nur ſeinen Bedürfniſſen oder ſeiner Sicherheit dienen, weswegen auch jede Zähmung derſelben, wie nützlich der Menſch ſie für ſeine Abſichten mit den Thieren finden möge, als eine wahre Ausartung anzuſehen iſt. Wie frühe ſchon leidenſchaftliche Vorſtellungen über körperliche Empfindungen im Menſchen die Oberhand gewinnen, darüber laſſen ſich an ganz kleinen Kindern die auffallendſten Beobachtungen machen. Wie oft laſſen ſie ihren Verdruß über ein weggenommenes Spielzeug, wodurch doch kein eigentliches Bedürfniß, ſondern nur der Trieb nach Beſchäftigung befriedigt wird, ſo laut und anhaltend ausbrechen, daß ihnen die Anſtrengung ſehr ſchmerzlich werden muß, und laſſen dennoch nicht davon ab! Die Unart des Kindes und die Ausgelaſſenheit des Wilden fließen aus Einer Quelle her; den ganzen Unterſchied machen unentwickelte und entwickelte Organe, Mangel und Ueberfluß an Kräften.

Da der Menſch nun, vermöge der Zuſammenſetzung ſeines Weſens, einem verderblichen Uebermaaße in den Leidenſchaften ausgeſetzt iſt, und bei dem erſten Erwachen ſeiner Freiheit unvermeidlich darein verfällt, ſo iſt ihm eben dadurch aufgegeben, ſie zu mäßigen, und Ordnung in ſeinem Innern zu erſchaffen. Aber die gewaltigen Stürme des Gemüths, wodurch dieſe Foderung um ſo nothwendiger und dringender wird, verhindern den unerzognen Sohn der Natur ſie anzuerkennen, ja ſie nur zu vernehmen. Ungezügelte Freiheit iſt ſein höchſtes Gut; in ihr genießt er das volle Gefühl ſeiner Kraft: wie ſollte er nicht alles von ſich weiſen, was ſich anmaaßt ſie im geringſten einzuſchränken? Der Menſch hätte alſo immerfort durch alle Zeiten im Stande der Wildheit verharren können, er hätte durchaus darin verharren müſſen, wäre nicht die Natur ſelbſt durch manche wohlthätige Kraft, die ſie in ihm, und um ihn her verbarg, Vermittlerin zwiſchen ſeinen Sinnen und ſeiner Vernunft geworden. Er nimmt die Hand nicht wahr, welche ihn leitet, und erſt wann er von einer höhern Stufe der Bildung zurückſieht, erſtaunt er in ſeinen frühen Träumen Vorbilder ſeiner theuerſten Wahrheiten, in dem, was oft ſein Spiel war, Vorübungen der ernſten Pflicht zu erkennen. Geſang und Tanz, die liebſten Beſchäftigungen des Menſchengeſchlechts in ſeiner Kindheit, bieten ein Beiſpiel hievon dar. Der Ausdruck der Leidenſchaften wurde weit früher als ſie ſelbſt gebändigt. Das letzte hätte einen Vorſatz erfodert, welchen zu faſſen das ſinnliche Geſchöpf noch ganz unfähig war; jenes geſchah ohne ein abſichtliches Wollen durch das Bedürfniß. Die anfangs unwillkührliche und inſtinctmäßige Beobachtung des Zeitmaaßes in ausdrückenden Bewegungen und Tönen ſtellte das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Körper wieder her, welches durch die Uebermacht wilder Gemüthsbewegungen und des gleich ſtarken Triebes, ſie auszulaſſen, aufgehoben worden war. Hatte der Menſch dieſe wohlthätige Wirkung erſt einmal erfahren, ſo kehrte er natürlicher Weiſe bei jedem neuen Anlaſſe zu dem zurück, was ſie ihm verſchafft hatte, und machte es ſich zur Gewohnheit. Die geordnete Freiheit, die er in ſeinem Innern noch nicht kannte, mußte ihm doch in den äußern Verkündigungen deſſelben gefallen: er ahnete darin entfernt ſeine höhere Beſtimmung. Indem er ſich ſeiner Leidenſchaft ungebunden hingab, ſchmeichelte ihm ein gemeſſener Rhythmus mit einer Art von Herrſchaft über ſie. Zwar ſtellt ſich der Menſch in ſeinem ganzen äuſſern Thun ſo dar, wie es der Beſchaffenheit und Lage ſeines Innern gemäß iſt; allein dieſe innige Gemeinſchaft zwiſchen Gefühl und Ausdruck iſt nicht bloß einſeitige Abhängigkeit. Der Ausdruck, wie ſich jeder dieß leicht durch eigne Erfahrung beſtätigen kann, wirkt nach innen zurück, und verändert das Gefühl ſelbſt, wenn ihm eine fremde Urſache einen verſchiednen Grad der Stärke, oder eine verſchiedne Richtung gegeben hat. Auf ſolche Weiſe mußten die Leidenſchaften, indem ihre kräftigen Ausbrüche durch Einführung eines ordnenden Maaßes in Geſang und Tanz umgeſchaffen wurden, ebenfalls gemildert werden.

Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung dieſe Wirkung gehabt, darüber giebt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine hiſtoriſchen Nachrichten, und kann dergleichen nicht geben. Welches Alterthum viele Sagen der Völker auch von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle viel ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten, gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein geſetzt auch, Ueberlieferung wäre ſchon möglich geweſen: wie hätte der Menſch, noch kaum zur Beſinnung erwacht, der Rückkehr in ſich ſelbſt fähig ſein ſollen, welche erfodert wurde, um ſich von einer ſolchen allmähligen, nie von andern Gefühlen abgeſonderten Wirkung auf ſein Innres Rechenſchaft zu geben? Wie viel gehörte nicht dazu, bis er überhaupt nur ſo weit kam, zu ſich ſelbſt zu ſagen, er habe eine Seele! Wir ſehen es ja aus manchem Denkmahl alter oder wenig gebildeter Sprachen, daß Völker, unter denen ſchon viele andre Betrachtungen angeſtellt worden waren, immer noch große Mühe hatten, von der wollenden und denkenden Kraft, welche dem Menſchen inwohnt, ſich eine nur nicht gar verworrene Vorſtellung, wie von einem körperlichen Werkzeuge zu machen. Indeſſen haben wir doch in einigen Mythen, welche die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts bildlich erklären ſollten, das gültigſte Zeugniß, das man in einer Sache dieſer Art verlangen kann. Die Anfänge des geſitteten Lebens werden mit der Erfindung der Muſik zuſammengeſtellt; die als Götter oder Heroen verehrten Stifter beider, Oſiris und Iſis bei den Aegyptiern, bei den Griechen vorzüglich Orpheus, ſollen ſich der Macht des Geſanges bedient haben, um die rohen Gemüther zu zähmen. Freilich läßt ſich hievon auch eine andre nicht zu verwerfende Deutung geben, daß man nämlich ein ſo großes Wunder nicht ſowohl dem Rhythmus der Lieder, als den Empfindungen, die aus ihnen athmeten, den Lehren, die ſie vortrugen, zuſchreibt. Aber alsdann verjüngt man dieſe Sagen gewiſſermaaßen, und betrachtet jene Namen, mit welchen ein religiöſer Glaube nachher ſo viel allgemeines verflocht, als wirkliche Perſonen, deren Wohlthaten ihr Andenken auf die Nachwelt gebracht haben. Denn damit ſich einzelne Menſchen unter ihren Mitbrüdern durch menſchliches Gefühl und höhere Erkenntniß auszeichnen können, muß ſchon das ganze Geſchlecht nicht mehr auf der unterſten Stufe ſtehn. Der Geſang muß ſchon ein Gegenſtand des Wohlgefallens geworden ſein, wenn durch ſeine Hülfe ſanften Empfindungen, weiſen Sprüchen Eingang verſchafft werden ſoll. Die älteſten aller Erfindungen dankt das Menſchengeſchlecht niemanden insbeſondre: ſie gehören ſeiner eignen Natur, und demnächſt dem Himmel und der Erde an, inſofern dieſe durch günſtige Einflüſſe ihrer Entwickelung zu Hülfe kamen. Der älteſte Orpheus war wohl nirgends perſönlich gegenwärtig: er wohnte überall verborgen im thieriſchen Menſchen, und als er zum erſtenmal göttlich hervortrat, und das wüſte Toben der Leidenſchaft durch melodiſchen Rhythmus feſſelte und zähmte, konnte kein Ohr und kein Herz ſeiner Zaubergewalt widerſtehen.

Der Trieb, andre gleichſam in ſein eignes Daſein aufzunehmen, und wiederum in ihnen vervielfacht zu leben, der zwar nicht ſelbſt die Fähigkeit zur Sprache iſt, aber ſie doch hervorgerufen hat, macht die eigentlich menſchliche Grundlage der Geſelligkeit aus, wie viel andre Umſtände und Bedürfniſſe auch dazu einladen oder nöthigen mögen. Schon in den früheſten Zeiten des geſelligen Standes (und wann lebte der Menſch wohl völlig einſam?) mußte daher häufig der Fall kommen, daß dieſelben Gefühle mehrere Gemüther zu gleicher Zeit bewegten, entweder weil Einer ſie den Uebrigen durch ſichtbaren und hörbaren Ausdruck mitgetheilt hatte, oder weil das, was ſie hervorbrachte, alle gemeinſchaftlich betraf. Das Beiſammenſein einer Anzahl von Menſchen in leidenſchaftlichem Zuſtande, von denen jeder ſich ganz ſeiner Willkühr überläßt, muß auch dann, wenn ſie alle nach derſelben Richtung hinſtreben, unausbleiblich tumultuariſch werden. Man hat es ja häufig unter geſitteten Völkern erlebt, daß in ſolchen Fällen die Wahrheit Raſende machte, und der Patriotismus Greuelthaten verübte. Es entſteht ein Chaos von Kräften, worin ſelbſt das Gleichartige ſich zu kennen aufhört und mit blinder Feindſeligkeit gegen einander treibt. Will eine Verſammlung ihrer würdig handeln, das heißt, nicht als roh zuſammengehäufte Maſſe, ſondern als ein Ganzes, von Einem Willen beſeelt, ſo muß jeder Einzelne ſich bis auf einen gewiſſen Grad ſeiner Freiheit entäußern, um dagegen von allen Uebrigen vertreten zu werden. Der allgemeine Wille bedarf einer Stimme, die ihn rein und vernehmlich verkündige: wenn die Eintracht einer verſammelten Menge nicht mit ſinnlicher Gegenwart in ihrer Mitte erſcheint, ſo iſt ſie ſo gut als nicht vorhanden. Gäbe es nun ein Mittel, wodurch viele Menſchen ſich im Ausdrucke derſelben Empfindungen vereinigen könnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören noch zu übertäuben, und wodurch bei einem noch ſo vielfachen, gewaltigen Wiederhalle des lauten Lebensodems doch alles Mißhällige vermieden würde: ſo müßte dabei die gemeinſchaftliche Regung, durch die erklärte Theilnahme Aller beſtätigt, ſich zwar um ſo tiefer in die Gemüther pflanzen, aber es könnte nicht fehlen, der milde Sieg des geſelligen Triebes über den ſelbſtiſchen würde ihre äußere Stürme um vieles beſänftigen. Die Leidenſchaften der einzelnen Glieder der Geſellſchaft glichen alsdann nicht mehr wild laufenden Waſſern, die beim geringſten Aufſchwellen eine Ueberſchwemmung verurſachen müſſen, ſondern wären wie Bäche in einem Strom verſammelt, und flöſſen in ihm zwar unaufhaltſam, doch um ſo ruhiger fort, je tiefer und breiter ſein Bett geworden wäre. Ein ſolches Mittel iſt aber Geſang und Tanz, ſobald beide durch das Zeitmaaß geordnet ſind, denn das wird weſentlich erfodert, wenn man nicht bakchantiſch durcheinander toben ſoll. Dieſes könnte man als die zweite Art anſehen, wie der Rhythmus, bloß als Geſetz der Bewegung betrachtet, den wilden Menſchen ein wohlthätiger, göttlicher Orpheus ward. Er war es, der ausdrückende Gebährden und Töne, in denen ſonſt nur uneingeſchränkte, hartnäckige Willkühr geherrſcht, an ein friedliches Nebeneinanderſein gewöhnte, ſie zum Bande der Geſelligkeit und zugleich zu ihrem ſchönſten Sinnbilde umſchuf. Kein Wunder alſo, wenn Geſang und Tanz unter wenig gebildeten Völkern von jeher die Seele aller Zuſammenkünfte war, und noch iſt. Ein gemiſchter Haufe wird dadurch in Chöre abgeſondert und gereiht.

Daß dieſe menſchlich natürlichen Künſte Sache der Geſellſchaft wurden, konnte und mußte zum Theil.

auf ihre weitere Bildung den entſchiedenſten Einfluß haben. Zuverläßig beſchränkte es zuvörderſt ihre urſprüngliche Freiheit, und fügte zu dem, worin man ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſein übereinſtimmte, äußerliche Geſetze der Uebereinkunſt und des Herkommens hinzu. Um Verwirrung zu vermeiden war eine gewiſſe Anordnung, beſonders beim Tanze, unentbehrlich; und da dieſe nicht im Weſen des Alle beſeelenden Gefühls lag, ſo gewann der Verſtand dabei Raum, beſonnener zu verfahren, zu wählen und das an ſich Gleichgültige allmählig mit dem Gefallenden zu vertauſchen. Das Verlangen nach dieſem iſt ſo tief und weſentlich im Menſchen gegründet, daß er es faſt eben ſo früh zu offenbaren anfängt, als er Erzeugniſſe der Natur für irgend einen Zweck benutzt. Es genügt ihm nicht, daß ſein Werkzeug dieſen erreiche: er will ſich gern durch etwas höheres als Schöpfer darin erkennen. Der Bogen des Wilden muß nicht bloß in die Ferne treffen; das Holz oder Horn, woraus er verfertigt iſt, muß auch zierlich geſchnitzt und geglättet ſein. Bald wird die Auſſenſeite ſeines eignen Körpers ihm ein Gegenſtand dieſes künſtleriſchen Triebes: Putz war überall, ausgenommen in ganz rauhen Himmelsſtrichen, das frühere Bedürfniß, und bedeckende Kleidung nur ein ſpäterer Fortſchritt zur Ueppigkeit.

Mag uns der Putz der Wilden (ſo ſchelten wir einander Nationenweiſe, ſagt ein wackrer Forſcher, ohne daß einmal jemand ſo keck oder ſo billig wäre, zu ſagen, was ein Menſch und was ein Wilder ſei) noch ſo abentheuerlich, widerſinnig, ja abſcheulich vorkommen; das eigenthümliche Gepräge unſrer Natur, welches ihm ſeine Beſtimmung giebt, kann zwar darin entſtellt, aber nie ganz ausgelöſcht werden. Im Wohlgefallen an vermeintlich ſchönem Zierrath, und in dem Vermögen der Einbildungskraft, ihn zu erfinden, liegen die edelſten Künſte, die ſich je unter geiſtreichen Völkern bis zur Reife entfaltet haben, wie in ihrem Keime beſchloſſen. Man glaube auch nicht etwa, daß eine beträchtliche Höhe der Ausbildung dazu gehöre, ehe dieſe Anlagen wirkſam werden können, weil wir im geſitteten Europa unter den geringeren Ständen oft jede Spur davon vermiſſen. Wenn durch eine drückende Lage das freie Spiel der Kräfte, und mit ihm zugleich der wohlthätige Einfluß der Natur gehemmt wird, ohne daß die Vortheile der Verfeinerung zum Erſatz dafür dienen, ſo wird der Menſch dadurch in einen Stand der Barbarei zurückgeworfen, dem ungebundne, kräftige Wildheit gewiß weit vorzuziehen iſt.

Doch ich kehre von dieſer kleinen Abſchweifung zurück. Das erſte Aufdämmern des vorher ſchlafenden Triebes nach Schönheit eröffnet wieder eine ganz neue, weite Ausſicht künftiger Entwickelungen der drei rhythmiſchen Künſte. Die Seele fing an ſich im Ausdrucke ihrer Gefühle, wenigſtens ſolcher, die nicht gradezu ſchmerzlich ſind, zu gefallen, und wiederholte ihn daher gern, auch wenn das Bedürfniß, was ſie anfangs dazu gedrungen hatte, ſchon geſtillt war. Nun erſt wurde alſo Tanz und Geſang als Ergötzung getrieben. Es mußte endlich dahin kommen, daß man ſich durch Hülfe der Fantaſie freiwillig aus einem ruhigen Zuſtande in lebhafte Regungen verſetzte. So entſtand eigentliche Dichtung; ſo kam Nachahmung zum Vorſchein; denn alles Vorhergehende war reine, unvermiſchte Wahrheit geweſen.

Du wirſt bemerkt haben, liebe Freundin, daß ich im Gange aller obigen Betrachtungen zwei Sätze ohne Beweis angenommen und ſtillſchweigend zum Grunde gelegt, weil ſie mir von ſelbſt einzuleuchten ſchienen. Erſtlich: Poeſie ſei urſprünglich von der Art geweſen, die man in der Kunſtſprache lyriſch nennt. Zweitens: man habe ſie immer unvorbereitet nach der Eingebung des Augenblicks geſungen; mit einem Ausdrucke, der uns Deutſchen wie die Sache ſelbſt fremd iſt, improviſirt. Was jenes betrifft, ſo erinnre ich hier nur mit wenigen Worten, daß dem empfindenden Weſen ſein eigner Zuſtand das nächſte iſt; daß der Geiſt die Dinge zuerſt nur in ihrer Beziehung auf dieſen wahrnimmt, und ſchon zu einer ſehr hellen Beſonnenheit gediehen ſein muß, um ſeine Betrachtung derſelben, wenn ich ſo ſagen darf, ganz aus ſich heraus zu ſtellen. Durch welche Veranlaſſungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyriſchen eingewickelt lagen, ſich in der Folge von ihr geſondert, erzähle ich dir ein andres Mal. Vorbereitung läßt ſich ohne Abſicht nicht denken: und wie ſollte dieſe bei den älteſten Geſängen, Kindern der Leidenſchaft und des Bedürfniſſes Statt gefunden haben? Das Natürliche geht immer vor dem Künſtlichen her. Zu der Zeit, da noch alle Menſchen dichteten, waren die Dichter wohl nicht ſo ängſtlich für die Ewigkeit ihrer Werke beſorgt, als heut zu Tage: das Lied, das auf ihren Lippen geboren ward, ſtarb auch in demſelben Augenblicke. Es dem Gedächtniſſe einzuprägen, konnte ihnen ſchwerlich einfallen, eben ſo wenig als wir alle Worte, in der Hitze eines leidenſchaftlichen Geſprächs ausgeſchüttet, aufzubewahren gedenken. Das gemeinſchaftliche Singen gab vielleicht auch hiezu den erſten Anlaß. Sollte der Chor wiederhohlen, was

Einer vorgeſungen hatte, ſo muſste er ſich Worte und Melodie wenigſtens für ſo lange merken; das Gedächtniß wurde mit ins Spiel gezogen, wie gering auch der Dienſt ſein mochte, den man ihm anfangs zumuthete. Doch dieß läßt ſich auch aus einer andern Urſache ableiten. Die Sprache war ſo äußerſt arm an Worten und Wendungen, der Kreis der Vorſtellungen ſo enge gezogen, daß man nicht vermeiden konnte, häufig auf eben daſſelbe zurück zu kommen. Wenige Ausrufungen hießen ſchon ein Lied: ſie genügten dem einfältigen Herzen, erſchöpften aber auch den ganzen Reichthum des kindiſchen Geiſtes. Oft geſungen, blieben ſie natürlich ſamt ihren Anordnungen im Gedächtniſſe hängen, und boten ſich bei einer ähnlichen Gelegenheit von ſelbſt wieder dar.

Um Deine Geduld zu belohnen, liebſte Amalie, wenn Du dieſen Brief, ohne etwas zu überſpringen, bis zu Ende geleſen haſt, füge ich etwas hinzu, worüber Du wenigſtens einen Augenblick lächeln magſt; ein Paar Proben von Poeſie, welche ein Weltumſegler aus der Südſee zurückgebracht. Folgendes Lied dichteten einige Neuſeeländer aus dem Stegereif, als ſie den Tod eines ihnen befreundeten Taheitiers erfuhren:

Aeghih, matte, ah wäh, Tupaia!
Gegangen, todt! O weh! Tupaia!

Das zweite iſt fröhlicher. Die Taheitierinnen begrüſſen damit ihre Göttin O-Hinna, die nach ihrem Glauben in den Flecken des Mondes wohnt:

Te-Uwa no te malama,
Te-Uwa te hinarro.
Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich.

Dem Monde iſt doch von jeher in allen Landen viel artiges geſagt worden. Lebe wohl!

Hist. lit. part. Tome 956.
£ 111.

Charakteriſtiken und Kritiken.

Von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Zweiter Band.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius,
1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

des zweiten Bandes.

I. Ueber Bürgers Werke — Seite 1

II. Recenſionen.

1. Homers Werke von Voß — 96

2. Goethe's Römiſche Elegien — 197

3. Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders — 203

4. Romane und Erzählungen von Friedrich Schulz — 216

5. Die Geſundbrunnen von Neubeck — 233

6. Ritter Blaubart, und der geſtiefelte Kater — 250

7. Herrmann und Dorothea von Goethe S. 260

8. Don Quixote überſ. von Tieck — 309

III. Charakteriſtiken und einzelne Bemerkungen — 334

Dieſe Aufſätze ſind ſämmtlich von Aug. Wilh. Schlegel.

IV. Nachricht von den poetiſchen Werken des Johannes Boccaccio, von Friedr. Schlegel — 360

Charakteriſtiken und Kritiken.

Zweiter Theil.

[illegible]

[illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Ueber Bürgers Werke.

Bürgers Nachlaß iſt nun ſeit einigen Jahren der Welt vollſtändig übergeben worden: der Ertrag eines auf manche Weiſe verkümmerten und gedrückten Lebens. Dieſe wehmüthige Betrachtung muß ſich zuvörderſt denen aufdrängen, welche Bürgern näher gekannt haben; die dem vierten Bande ſeiner ſämtlichen Schriften eingerückte Lebensbeſchreibung, die von der Hand der Freundſchaft mit ſchonender Wahrheitsliebe, und in einem milden und menſchlichen Sinne abgefaßt iſt, wird ſie auch bei andern erwecken; ja ſogar den mit allen Umſtänden unbekannten, aber aufmerkſamen Leſer müſſen eine Menge Spuren in den Gedichten ſelbſt darauf führen. Sie wird um ſo trauriger, wenn man der denkt, daß, nebſt den Folgen früher Gewöhnungen und Schwächen, welche die natürliche und bürgerliche Ordnung der Dinge weit härter als nach ihrem Verhältniſſe zur Sittlichkeit zu beſtrafen pflegt, nebſt der Zerrüttung einer unglücklichen Leidenſchaft, und in den letzten Jahren häuslichen Verdruſſes, grade ſeine Neigung zur Poeſie und Beſchäftigung mit ihr es war, was ihn abhielt, ſein zeitliches Wohl entſchloßner und rüſtiger anzubauen, was ſeine Tage verbitterte und wahrſcheinlich verkürzte. Wenige haben die dichteriſche Weihe und ihr Theil Ruhmes um einen ſo theuren Preis gekauft. Auch darf man nicht etwa annehmen, eine anhaltende Erhöhung ſeines innern Daſeins habe ihm manche äußere Entbehrung vergütet, und er habe im ſorgloſen Beſitze aus der Fülle ſeiner poetiſchen Träume nur gelegentlich einiges feſtgehalten und durch die Schrift mitgetheilt. Nein, er hat wirklich alles gegeben, was er hatte: der Umfang ſeiner dichteriſchen Sphäre in den vorhandnen Werken bezeichnet uns das ganze Vermögen ſeines Geiſtes, wie den erlangten Grad von Meiſterſchaft. Seine heitern regſamen Momente konnten nur in wenige Brennpuncte zuſammengedrängt eine glänzende Erſcheinung machen, und was ſeinen Gedichten den ausgebreitetſten Beifall verſchafft hat, das Friſche, Geſunde, die energiſche Stimmung, hatte ſich bei ihm aus dem Leben in die Poeſie hinübergerettet, und beurkundet angebohrne Anſprüche an eine ſchönere geiſtige Jugend, die ihm in der Wirklichkeit nie zu Theil wurde.

Bürgers Eintritt in ſeine Laufbahn war nicht ohne begünſtigende Umſtände. Ein kühnerer Geiſt regte ſich um dieſe Zeit in unſrer ganzen Literatur, gleichgeſinnte Freunde begleiteten ihn, und bald kam ihm der Beifall einer jubelnden Menge entgegen, die alles Neue mit der lebhafteſten Theilnahme aufnahm, und für die bei der bisherigen Eingeſchränktheit ſo vieles neu war. Er hielt ſich nicht mit Unrecht für einen von den Befreiern der Natur vom Zwange willkührlicher Regeln, und ward als der Erfinder oder Wiederbeleber ächter Volkspoeſie ohne Widerrede anerkannt. Dieß gab ihm Muth und Sicherheit, wenn er gleich nicht in die trunkenen Hoffnungen Mancher einſtimmen konnte, die nicht nur ohne Theorie und Kritik, ſondern ohne alles gründliche Kunſtſtudium das Höchſte in der Poeſie, als die ihrem wahren Weſen nach nur eine freie Ergießung ſich ſelbſt überlaſſener Originalität ſei, zu ergreifen gedachten. Dagegen wurde er auch zu den Verirrungen, die bald auffallend überhand nahmen, nicht mit fortgeriſſen, und der Einfluß damals herrſchender Anſichten auf ſeine Grundſätze und Ausübung zeigt ſich uns bei einer näheren Prüfung. So viele zuverſichtliche Kraftverheißungen gingen ohne bleibende Spur vorüber, und nachdem die ſogenannte Sturm- und Drangperiode in den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ ſich in den Achtzigern eine gewiſſe Erſchlaffung ſpüren, die durch mancherlei zuſammentreffende Umſtände vermehrt ward. Die Lethargie war ſo unerwecklich, daß ſelbſt das Wiederauftreten jenes großen Geiſtes, welcher zu der vorhergehenden Periode den erſten Anſtoß gegeben hatte, und deſſen Jugendwerke, die auf dem Standpuncte einer umfaſſenden hiſtoriſchen Kritik nur als vorläufige Proteſtationen gegen die Anmaßungen der conventionellen Theorien erſcheinen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen geweſen waren: daß ſelbſt das Wiederauftreten jenes großen Geiſtes, ſage ich, in der Geſtalt des reifen, ſelbſtſtändigen, beſonnenen Künſtlers unmittelbar keine ſichtbare bedeutende Wirkung hervorbrachte. Der Glaube, der in Rückſicht auf die, welche ihn hegen, ſeinen guten Grund zu haben pflegt, das Gebiet der Dichtung ziehe ſich gegen das der Begriffe immer enger zuſammen, neue und große Hervorbringungen in der Poeſie würden immer ſchwieriger, ja unmöglich, verrieth ſich an mancherlei Symptomen als allgemein herrſchend, und Bürger hatte häufige Anwandlungen von dieſem Kleinmuth. Eine Kritik, die ihn noch in den letzten Jahren traf, war eben nicht gemacht, ſelbigen zu heben: ſie drohte ſeinem Ruhme einen gefährlichen Stoß, ohne daß er in ſeinem Innern einen rechten Gegenhalt wider ſie gefunden hätte. So hatten ſich alle Umſtände zu ſeinem Nachtheile gewandt. Zu den allgemeinen Einflüſſen einer einſchläfernden, iſolirenden, ungedeihlichen Zeit nehme man nun insbeſondre den umwölkten Horizont ſeiner weltlichen Ausſichten, Kränklichkeit, Sorgen, und die Nothwendigkeit zu Beſchäftigungen zu greifen, worin er ſich entweder ſeines wenigen Berufs oder ihrer Beſchaffenheit wegen nicht hervorthun konnte, Trennung von alten Freunden und Geiſtesgenoſſen, Mangel an bereichernden und auffodernden Anſchauungen, eine freudenloſe Umgebung ſowohl von Seiten der Natur als des geſelligen Lebens, endlich das beſtändige Ringen eines beleidigten Selbſtgefühls gegen den Uebermuth von Gelehrten, die ſich in geiſtloſem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet haben, und mit denen ihn ſein Verhältniß nun einmal zuſammenſtellte: ſo hat man alle Züge zu dem traurigſten Bilde, das ſich von der Exiſtenz und dem allmähligen Untergange eines Dichters nur immer entwerfen läßt.

Bürger als Menſch wäre alſo gar leicht gerechtfertigt, wenn er auch mit dem anvertrauten Pfunde ſeines Talents weit weniger gewuchert hätte, als er wirklich gethan hat. Allein die Zufälligkeiten, welche die Entſtehung eines Kunſtwerks umgaben, dürfen nicht in Anſchlag gebracht werden, wenn von einer Beurtheilung nach Kunſtgeſetzen die Rede iſt. Man kann nicht aus Menſchenliebe Beifall zollen, noch aus Mitleiden bewundern. Es wäre möglich, daß dieſer Baum, in einen andern Boden verſetzt, und bei andrer Witterung, ſeiner Art nach weit beſſere Früchte getragen hätte: aber dieſe Betrachtung kann mich nicht bewegen, den Geſchmack der wirklich getragenen Frucht anders anzugeben, als ich ihn empfinde. Mit dem Hinſtellen für die äußere Anſchauung iſt das Gedicht oder ſonſtige Kunſtproduct von der Perſon des Hervorbringers eben ſo abgelöſt, wie die Frucht, welche genoſſen wird, vom Baume; und wenn gleich die ſämmtlichen Gedichte eines Mannes ſeinen poetiſchen Lebenslauf darſtellen, und zuſammen gleichſam eine künſtleriſche Perſon bilden, in welcher ſich die Individualität der wirklichen mehr oder weniger, unmittelbarer oder mittelbarer offenbart: ſo müſſen wir ſie doch als Erzeugniſſe der Freiheit, ja der Willkühr, anſehen, und es dahin geſtellt ſein laſſen, ob der Dichter ſein Individuum nicht auf ganz andre Weiſe in ſeinen Werken hätte abſpiegeln können, wenn er gewollt hätte.

Das war es wohl eben, was Bürgern in der Beurtheilung in der Jenaiſchen Literaturzeitung am empfindlichſten kränkte, daß ſie dieſe Trennung nicht zugab, daß ſo beſtimmt darin ausgeſprochen wurde, was man am Dichter vermiſſe, gehe dem Menſchen ab. Es ward ihm Mangel an Bildung vorgeworfen, in einem Alter, wo man eine ſolche Verſäumniß ſchwerlich mehr nachhohlt; Dadurch ſpielte der Kritiker die Frage eigentlich in ein ihm fremdes Gebiet. Speculativ und im voraus betrachtet erſcheint eines Menſchen freie in ihn ſelbſt zurückgehende Thätigkeit als eine Schöpfung aus nichts; hiſtoriſch aber von hinten nach angeſehen wird ſie zu einem bedingten Gliede in einer Reihe von Urſachen und Wirkungen: und wenn ſich aus jenem Standpuncte alles von ihm fodern läßt, ſo muß man auf dieſem ſchlechthin mit dem vorlieb nehmen, was er wirklich geworden iſt. Ob jemand die äußeren und innern Anfoderungen zu einer höheren Ausbildung gehörig benutzt hat? ob nicht, wenn bei ſeinem redlichen Beſtreben noch Rohheit in ihm zurückblieb, urſprüngliche und unüberwindliche Anlagen ihm den weiteren Fortſchritt wehrten? dieß ſind Fragen, die er in der geheimſten Stille mit ſich auszumachen hat; und die moraliſchen Angelegenheiten eines noch lebenden Menſchen vor das große Publicum zu ziehen, iſt in der That grauſam, wenn ihm auch in der Sache ſelbſt nicht das mindeſte Unrecht geſchieht. Davor iſt man aber niemals ſicher: denn zwiſchen das Innerſte des Gemüths und ſeine Erſcheinung in einem Kunſtwerke treten Organe und Medien zwiſchen ein, welche die Mittheilung leicht unvollſtändig machen oder entſtellen. Es giebt Menſchen, die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeſte und edelſte wäre; es giebt harthörige Muſiker, die ihre Zuhörer mit häufigem Fortiſſimo heimſuchen, weil ſie nur Piano hören, wenn ſie ſchon Forte angeben. Wenn wir uns, ohne über den Urheber richten zu wollen, bloß an das geleiſtete halten, ſo bekommen wir ſtatt eines unbekannten, unergründlichen und ins Unendliche hin beſtimmbaren Subjects, das auf ſich ſelbſt hätte handeln ſollen und können, beſtimmte Objecte, auf die der Dichter gehandelt hat: nämlich ſeine Vorbilder, die poetiſchen Gattungen, wie ſie ſich hiſtoriſch gebildet haben oder durch ihren Begriff unwandelbar feſtgeſetzt ſind, die gewählten Gegenſtände, die ihm vielleicht zum Theil von außen her überliefert wurden, endlich die Sprache und die äußerlichen Formen der Poeſie, die Sylbenmaaße, wie er ſie vorfand und bearbeitete.

Sollte bei einer Prüfung der Bürgerſchen Gedichte nach dieſen Rückſichten, und ihrer Zuſammenhaltung mit dem unbedingten Maaßſtabe des Kunſtgeſetzes, auch vieles von dem wegfallen müſſen, was Bürger ſich ſelbſt zuſchrieb, und was ihm ſeine mitlebenden Leſer größtentheils bereitwillig zugeſtanden, ſo glaube ich doch den Schatten meines Freundes durch offne Darlegung meiner jetzigen Ueberzeugungen darüber nicht zu kränken. Er iſt jetzt aus dem Reiche ſinnlicher Täuſchungen entrückt, und wenn ſich die Abgeſchiedenen noch um unſre Angelegenheiten bekümmern, ſo liegt ihm unſtreitig das Gedeihen der göttlichen Poeſie überhaupt mehr am Herzen, als die Beiträge ſeines beſchränkten Selbſt, wiewohl er im Leben es vielleicht nie völlig zu dieſer Entäußerung bringen konnte. Zudem iſt es eine vergebliche Hoffnung, einem menſchlichen Werke durch Verſchweigung der Mängel einen höheren Ruhm friſten zu wollen, als der ihm zukommt; vielmehr iſt zu befürchten, in der Folge möchte mit dem ſo lange eingebildeten Werth, der ſich nicht bewährt gefunden, auch der ächte verkannt und bei

Seite geſchoben werden; und es iſt daher im jedem Falle heilſam, die Sichtung zeitig ohne Rückhalt vorzunehmen. Man muß wünſchen, daß Bürgers Gedichte künftig nur nach ihrem reinen Gehalt wirken: da jedoch, wie es ſcheint, unſre Literatur die ganze Schule möglicher Mißverſtändniſſe durchmachen mußte, um zu dem Rechten zu gelangen, ſo iſt ihnen auch die bisherige negative Wirkung, daß ſie hievon ihr Theil getragen, zu Gute zu rechnen.

Bei einem Dichter, wie Bürger, der gar nicht etwa wie ein begünſtigter Liebling der Natur den erſten Anmuthungen folgte und alles mit fruchtbarer Leichtigkeit hinſchüttete, ſondern meiſtens langſam und mit Mühe, ja nicht ſelten mit ängſtlichem Fleiß. ſeine Sachen ausarbeitete und überarbeitete, ſind die leitenden Begriffe bei ſeiner Ausübung der Kunſt von großer Wichtigkeit, um uns über die Urſachen des Gelingens und Verfehlens aufzuklären. Ich finde deren hauptſächlich zwei während ſeines ganzen poetiſchen Lebenslaufes herrſchend: Popularität und Correctheit, obſchon natürlicher Weiſe jener in der erſten Hälfte deſſelben, dieſer in der letzten mehr hervorſtach. Dazu kam noch in den letzten Jahren, als ihn eine überlegne Kritik an ſich ſelbſt irre gemacht hatte, der ihm eigentlich fremde und aufgedrungne Begriff der Idealität. Er hat zwar in einem eignen Spottgedichte (das nicht in die Sammlung aufgenommen worden) ſeinen Unglauben daran erklärt, ſich aber nichts deſto weniger dadurch zu mancherlei Aenderungen und Umſchmelzungen beſtimmen laſſen. Dagegen verließen ihn in dieſer Periode die Begriffe von Originalität und Genialität beinahe gänzlich, auf die er immer nur mißtrauend gefußt hatte, und gleichſam um die Sitte ſeiner Altersgenoſſen mitzumachen, welche darauf, wie auf eine glückliche Karte, ihr ganzes Vermögen wagten. Auf das allgemeine Weſen der Poeſie, auf die Nothwendigkeit und ſtrenge Reinheit der Gattungen, ſogar auf die Anlage eines einzelnen Gedichts im Ganzen ſcheint er wenig Nachdenken verwendet zu haben.

Den Satz, welchen Bürger ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeiner Gedichte ohne Beweis poſtulirt hatte: Volkspoeſie ſei die vollkommenſte und die einzige wahre; erkannte er in der Vorrede zur zweiten folgendermaaßen modificirt: „Popularität eines poetiſchen Werkes iſt das Siegel „ſeiner Vollkommenheit;“ von neuem an, und ſuchte ihn zu begründen. Wenn man das, was er dabei ſagt, um ſeine Meinung mit dem Worte Volk deutlich zu machen, zuſammenfaßt, ſo läuft es auf einen mittlern Durchſchnitt aus allen Ständen hinaus, und zwar in Anſehung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, denn in Betreff des Angebildeten und Erworbnen giebt es einen ſolchen mittleren Durchſchnitt überhaupt nicht, indem die an wiſſenſchaftlicher und conventioneller Bildung Theil nehmenden, und die davon ausgeſchloßnen Stände gänzlich getrennt bleiben. Nun läßt ſich aber nicht einſehen, warum die Poeſie, der es gegeben iſt, das Höchſte im Menſchen auszuſprechen, ſich irgend nach der Mittelmäßigkeit bequemen ſollte, ſtatt ſich an die vortrefflichſten und von der Natur am reichſten begabten Geiſter zu wenden, und die übrigen ſorgen zu laſſen, wie ſie mit ihr fertig werden möchten. Bürger verſtand ſich mit dieſer Foderung ſelber nicht recht, und verwechſelte ſie mit dem allerdings erreichbaren Zwecke, den er ſich bei einem großen Theile ſeiner Lieder vorgeſetzt hatte: für Leſer aus verſchiednen Ständen, und namentlich auch aus den unteren und ungelehrten, zugleich zu dichten. Es dürfte auch dazu nicht eben eine ſo bewundernswürdige Herablaſſung nöthig ſein, als manche haben vorſtellen wollen; denn Fantaſie und Empfänglichkeit theilt die Natur ohne Rückſicht auf hohe oder niedre Geburt aus, conventionelle Cultur wird nur zu den Gattungen erfodert, die Gemählde des feineren geſelligen Lebens aufſtellen, und gelehrte Kenntniſſe können durch die Wahl des Stoffes überflüſſig gemacht werden. In dieſem Sinne iſt es ſehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu ſein, allein es läßt ſich wiederum nicht einſehen, warum jeder Dichter und zwar jederzeit es wollen müßte, warum er nicht zum Beiſpiel Leſer ſollte vorausſetzen dürfen, welche die Natur mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet haben, oder mit dem claſſiſchen Alterthume vertraut ſind. Was er an Ausdehnung ſeiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht erſetzen, und wie eng würde die Sphäre der Poeſie begränzt, welche herrliche Erſcheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundſatz allgemein gelten ſollte. Seiner Behauptung: „alle großen Dichter ſeien Volksdichter „geweſen, und was ſie nicht populär gedichtet, ſei „zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergeſſen, oder gar niemals in die Vorſtellungskraft „und das Gedächtniß ihrer Leſer aufgenommen werden," widerſpricht die Geſchichte, wenigſtens der modernen Poeſie, die uns hier zunächſt angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden älteſten Häupter derſelben, ſind auf jede Weiſe, ſowohl nach dem Maaßſtabe der Stände als der Geiſteskräfte, ſo unpopulär wie möglich. Guarini ferner, der erſte große Verbinder des Antiken und Modernen, iſt keineswegs populär, und Shakſpeare und Cervantes ſcheinen es nur, indem ſie die Menge in ihren meiſten Werken durch raſche Bewegung oder heitre Darſtellung befriedigen und ſie mit einem oberflächlichen Verſtändniſſe täuſchen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen ihnen verborgen bleibt. Die Frage, in wie fern Homers Rhapſodieen urſprünglich volksmäßig oder bloß für die Edlen und Großen geſungen wurden, würde uns hier zu weit führen; allein daß die Troubadours und Minneſänger im Ganzen nicht eigentlich Volksdichter zu nennen ſind, darf ich ohne Bedenken behaupten. Sie übten vielmehr eine adliche und Ritter-Poeſie, auf die Sitten, Anſichten und Empfindungsweiſe des oberſten und damals gebildetſten Standes gebaut. Wir haben von Dichtern aus derſelben Zeit, die ſich um den Beifall der unteren Stände bewarben, noch Arbeiten, welche mit jener den ſchneidendſten Gegenſatz machen; auch äußert einer und der andre edle Minneſänger keine geringe Verachtung der bürgerlichen und bäuriſchen Lieder.

Wenn Bürger mit ſeiner allgemeinen Foderung der Popularität, die er denn doch vornämlich durch Klarheit und leichte Verſtändlichkeit erklärt, nur das meinte, daß jedes Gedicht dieſe Eigenſchaften im möglichſt hohen Grade nach dem Verhältniſſe ſeines

Inhaltes beſitzen ſolle, ſo kann man ſie gern zugeben, bis auf die Ausnahmen, wo ein Schleier von Verworrenheit und Dunkelheit ſelbſt den bezweckten Eindruck hervorbringen hilft, und alſo ein Mittel der Darſtellung wird. Seine Bemerkung ſcheint denn auch nicht überflüſſig, da manche unſrer Dichter ganz gewöhnliche Gedanken durch grammatiſche und rhetoriſche Künſtelei zu einem ſchwerfälligen Tiefſinne ungenießbar aufgeſchraubt haben: eine Verkehrtheit, wovon Bürger überall frei blieb. Will man aber behaupten, vollkommne Deutlichkeit ſei das weſentlichſte Erforderniß zur Volkspoeſie, ſo möchte man mit ihr ganz auf den Irrweg gerathen. Unſer Daſein ruhet auf dem Unbegreiflichen, und die Poeſie, die aus deſſen Tiefen hervorgeht, kann dieſes nicht rein auflöſen wollen. Dasjenige Volk, wofür es ſich der Mühe verlohnt zu dichten, hat hierüber wie über vieles die natürlichere Geſinnung beibehalten; alles verſtehen, d. h. mit dem Verſtande begreifen zu wollen, iſt gewiß ein ſehr unpopuläres Begehren. Beiſpiele werden dieß einleuchtender machen. Die Bibel, wie ſie gegenwärtig in den Händen des Volkes iſt, wird nur ſehr unvollkommen verſtanden, ja vielfältigſt mißverſtanden, und dennoch iſt ſie ein äußerſt populäres Buch. Von unſern neueren Exegeten zum allgemeinen Verſtändniſſe zugerichtet, würde ſie unfehlbar ihre Popularität großentheils einbüßen. Die alten beſonders katholiſchen Kirchenlieder voll der kühnſten Allegorie und Myſtik waren und ſind höchſt popular; die neuen bild- und ſchwungloſen, vernünftig gemeinten, und waſſerklaren, die man an ihre Stelle geſetzt hat, ſind es ganz und gar nicht. Und warum ſind ſie es nicht? Weil in ihrer eklen Einförmigkeit nichts die Aufmerkſamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft, und es in die Mitte desjenigen verſetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit Einem Wort, wer für das Volk etwas ſchreiben will, das über deſſen irdiſche Bedürfniſſe hinausgehen ſoll, darf in der weißen Magie, oder in der Kunſt der Offenbarung durch Wort und Zeichen nicht unerfahren ſein.

Bürger wollte nun überdieß nicht bloß ein Volksſänger, ſondern auch ein correcter Dichter ſein, und zwar, wie wir ſehen werden, nicht etwa in einigen ſeiner Gedichte volksmaßig und in andern correct, ſondern in denſelben beides zugleich. Da Correctheit aber durchaus ein Schulbegriff iſt, ſo muß dieß, nebſt ſeinen übrigen Vorſtellungen von der Popularität, billig an der ſeinigen Zweifel erregen. Man wende nicht ein, der Erfolg habe dafür entſchieden;

Bürger werde überhaupt in einem ausgebreiteteren Kreiſe geleſen, als vielleicht irgend ein deutſcher Dichter, er habe mit einigen ſeiner Stücke ſogar bei den Ständen Eingang gefunden, die ſonſt nicht zu leſen pflegen. Denn auch dieſe ſind jetzt durch eine abgeſchmackte Aufklärung ſo vielfältig bearbeitet worden, der Einfluß eines unpoetiſchen, alles für den Nutzen erziehenden Zeitalters hat ſich auf ſo manchen Wegen bis zu ihnen erſtreckt, daß ſich von der Popularität bei unſerm jetzigen Volke kein Schluß auf die gültigere bei einem für Naturpoeſie noch nicht verbildeten machen läßt. Gedichte, ſie ſeien nun für Könige oder Bettler beſtimmt, ſollen kein Beitrag zu einem Noth- und Hülfsbüchlein, ſondern eine freie Ergötzung ſein; und die Denkarten und Anſichten, die man als Vorurtheile auszurotten bemüht iſt, möchten gar nahe mit den wunderbaren Dichtungen alter Volkspoeſie zuſammenhängen.

Eine Vergleichung mit dieſer wird alſo die beſten Aufſchlüſſe geben. Die Frage: war Bürger ein Volksdichter? verwandelt ſich demnach in folgende: ſind ſeine Romanzen ächte und unvermiſchte Romanzen? Seine Begriffe von dieſer Dichtart können uns die Prüfung nicht erleichtern: er hat ſie bloß in ſeiner Ausübung niedergelegt; denn daß er bei der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte, was er ſonſt Balladen und Romanzen genannt, unter dem Titel: epiſch-lyriſche Gedichte, zuſammenordnet, darf man nicht zu hoch anrechnen. Werden dieſe Kunſtworte ſtreng im Sinne der Alten genommen, ſo läßt ſich nichts widerſinnigeres denken; aber ihre Vereinigung ſoll wohl nichts weiter bedeuten, als daß in der Romanze etwas erzählt wird, und daß ſie auch geſungen werden kann: folglich iſt ſie ein epiſch-lyriſches Gedicht. Man ſieht, dieß Stück Theorie iſt wohlfeil zu haben, und Bürger hätte es in der guten Zeit, als noch Engels Theorie der Dichtarten oder gar der Batteux etwas galt, unbeſehens angenommen. Ich will hier nicht entſcheiden, ob ſich die Romanze und die übrigen eigenthümlich modernen Gattungen anders als hiſtoriſch und genetiſch ableiten laſſen, da die neuere d. i. romantiſche Poeſie ſich nicht wie die claſſiſche unmittelbar aus reinen Kunſtgeſetzen ſtätig entwickelt hat, ſondern unter der Vermittlung aller Zeitumſtände, welche die Wiedergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegenſatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entſtanden iſt. Es wird für unſern Zweck hinreichend ſein, die alten Romanzen, die nicht mit Abſicht für das Volk, ſondern unter dem Volke gedichtet wurden, deren Dichter gewiſſermaßen das Volk im Ganzen war, zu charakteriſiren, wie wir ſie bei den Spaniern, Engländern, Schotten, Dänen und Deutſchen wirklich vorfinden.

Der Name Romanze, der bei den Spaniern wohl zuerſt in dieſer Bedeutung gebraucht worden, iſt ſehr ſprechend. Romance heißt ſoviel als lingua volgare, die neuere Volksſprache, die ſich im Conflict einer barbariſchen mit einer gelehrten und claſſiſch vollendeten endlich gebildet hatte, ſo wie überhaupt aus dieſem Chaos ſtreitender Elemente die romantiſche Geſtaltung des Mittelalters hervorging. Romanze, als Dichtart, iſt eine romantiſche Darſtellung in volksmäßiger Weiſe. Aus dem letzten Puncte mußte in einem Zeitalter, wo alles Leſen ſchon zur gelehrten Bildung gehörte, die Beſtimmung zum leichten Geſange von ſelbſt herfließen, ſo wie auch die Kürze in der Behandlung und die Einfachheit der erzählten Geſchichten, da ſie ſich dem Gedächtniſſe einprägen ſollten. So ſchieden ſich die Romanzen von den umfaſſenderen Romanen, die urſprünglich Ritterbücher waren, und erſt ſpäterhin in Proſa aufgelöſt zu Volksbüchern bearbeitet ſind. Natürlich wurden dazu nicht fremde und unbekannte Gegenſtände herbeigezogen, ſondern ſolche gewählt, die, wenn auch ganz im Gebiete der Fantaſie, doch innerhalb des Horizontes möglicher Anſchauungen ſagen: die Romanzen waren durch ihren Inhalt, ſo wie durch die einheimiſchen Accente und Töne, die ſich darin regten, national. Das Ritterweſen bildete in den Ländern, wo es herrſchte, eine gemeinſchaftliche Nationalität, und was darauf Bezug hat, iſt ſich daher überall ähnlich, wiewohl immer noch durch feinere Schattirungen abweichend bezeichnet. Sonſt ſind aber den alten Volksgeſängen die eigenthümlichſten Züge der ganzen Denk- und Empfindungsweiſe jedes Volkes anvertraut, oft mit unauslöſchlichen und Charakter beſtimmenden Erinnerungen innigſt verwebt. So hallten in manchen ſpaniſchen Romanzen Scenen aus dem letzten Mohrenkriege ſo rührend wieder, daß es unterſagt ward, ſie zu ſingen, weil ſich dabei eine unbezwingliche Trauer aller Hörer bemächtigte. In andern ſchimmert die ſtille und brennende Liebe, die verwegne Eiferſucht, die fantaſtiſche Galanterie des Caſtilianers unter mohriſchen Namen und in der ſeidnen Pracht des untergegangenen Hofes zu Granada. Es iſt bemerkenswerth, daß in dieſen ſüdlichen Dichtungen nirgends eine Spur von Geſpenſtern oder andern Schreckbildern der Fantaſie anzutreffen iſt, da in den nordiſchen Balladen beſonders der Engländer, Schotten und Dänen alle Schauer der Geiſterweiſe kalt und leiſe und um ſo erſchütternder ins Leben herüber wehen.

Die Darſtellung iſt in den alten Romanzen überhaupt ſummariſch und abgeriſſen: manchmal zählt ſie Thatſachen und Namen chronikenmäßig auf; aber nie iſt ſie bemüht auch das Wunderbarſte vorzubereiten, noch läßt ſie ſich mit Entwickelung der Triebfedern ein. Jenes beglaubigt, und dieſes bringt, da nichts mit klügelnder Willkühr erfunden, ſondern alles mit der reinſten und kindlichſten Anſchauung aufgefaßt iſt, einen ahndungsvollen Unzuſammenhang hervor der uns mit unausſprechlichem Zauber feſthält. Keine Rhetorik im Ausdruck der Leidenſchaften, bei deren faſt ſchüchterner Andeutung die rege Handlung um ſo gewaltiger trifft. Ueberhaupt wird man niemals mit der Schilderung der Gegenſtände übertheuert, wenn ich ſo ſagen darf: die Sache giebt ſich ſelbſt ohne Anſpruch und Bewußtſein, und nirgends iſt eine Richtung auf den Effect wahrzunehmen. Durch alles dieß ſind die alten Romanzen in der Kühnheit weiſe, in der Ruhe herzlich rührend, im Abentheuerlichen und Fantaſtiſchen natürlich und einfältig, und im ſcheinbar Kindiſchen oft unergründlich tief und göttlich edel. Dem ſorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nur der abſichtsvolle Meiſter zurückkehrt: mit den unſcheinbarſten Mitteln das größte auszurichten. Ein gebildetes Zeitalter betrachtet dieſe Naturerzeugniſſe mit einer Art von Vergnügen, wie es Kenner der Mahlerei an leichten Skizzen und hingeworfnen Gedanken finden, wo man gleichſam die Grundanſchauung eines großen und reichen Kunſtwerks in wenigen geiſtvollen Strichen vor ſich hat. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft dazu erfodert, und ſo begreift ſichs, wie ein Kunſtrichter, dem es gänzlich an der Fähigkeit dazu gebrach, Johnſon, der herrlichen Chevy-Jagd unbelebte Kraftloſigkeit vorwerfen konnte.

Es verſteht ſich, daß das obige nur von den älteſten und eigentlich urſprünglichen Romanzen in ſeinem ganzen Umfange gilt, die ſpätern, wenn auch ſonſt im Geiſte jener gedichtet, haben doch eine regelmäßigere Ausführlichkeit. Die Spaniſche Romanze wurde nachher zu einer ſehr mannichfaltigen und kunſtreichen Dichtart ausgebildet. Die Engliſchen Balladen hingegen blieben für das Volk beſtimmt, aber ſie ſanken mehr und mehr; viele vor Shakſpeare's Zeiten verhandene ſind ſchon äußerſt flach, weitſchweifig, mit proſaiſchen Auffoderungen zur Theilnahme und Nutzanwendungen verbrämt, wie auch die damaligen Bearbeitungen der beliebten nur in der Sprache veralteten Stücke durchgehends Verwäſſerungen ſind.

Nur ſelten ließ ſich damals noch ein wahrhaft romantiſcher Anklang hören. Was Dichter dieſes Jahrhunderts ein Shenſtone, Collins, Mallet, Goldſmith u. ſ. w., als Balladen haben geben wollen, ſeit die Liebhaberei für dieſe Gattung wieder erweckt war, ſind ſentimentale Reimereien ohne einen Funken vom Geiſt der alten. Verglichen mit der Ohnmacht und Verkehrtheit dieſer Verſuche bei einer Nation, die an aufbehaltenen einheimiſchen Vorbildern weit reicher iſt, als die unſrige, erſcheint Bürgers Verdienſt um die Wiederherſtellung der ächteren Romanze unermeßlich groß, und es iſt nicht mehr als billig, daß ſeine Lenore in England ein ſolches Erſtaunen erregt, und ſo end- und gränzenloſen Beifall erworben hat.

Es iſt wahr, Bürger verdankt den Engliſchen Balladenſängern und beſonders der Percyſchen Sammlung ſehr viel. Ohne dieſe Anregung wäre er wohl ſchwerlich ſeinen Beruf inne geworden, da das Deutſche, zum Theil vortreffliche, was ſich in dieſer Art erhalten hat, beim Anfange ſeiner Laufbahn ganz unbekannt war, wie es noch immer nicht vollſtändig geſammelt und zuſammengeſtellt iſt. Nicht weniger als fünf und darunter zwei von Bürgers beliebteſten Balladen, die Entführung und der Bruder Graurock, ſind nach Engliſchen Stücken gearbeitet, und faſt nur frei überſetzt. Ich will ſie ſämmtlich durchgehen, und mit den nachgebildeten den Anfang machen, weil ſie beſtimmte Vergleichungspuncte darbieten. Freilich muß das Urtheil dabei ganz anders ausfallen, als im Vergleich mit jenen modernen Vers-Balladen-Krämern.

Die Entführung heißt im Original the Child of Elle, und gehört nicht zu den uralten Balladen, ſondern iſt aus der mittleren Periode, jedoch von ächtem Schrot und Korn. Die Handſchrift, woraus Percy ſie abdrucken ließ, war mangelhaft und verſtümmelt, ſo daß er hier und da hat zu Hülfe kommen müſſen, und namentlich einen neuen Schluß dazu gemacht hat, wo man denn auch, wiewohl er ein vorſichtiger und enthaltſamer, und daher nicht unglücklicher Ergänzer iſt, wenn man leiſe hört, eine etwas empfindſamere Einmiſchung ſpürt. Bei allem dem ſcheint mir das Gedicht in ſeiner Art ſo vortrefflich, daß ich es nicht anders wünſchen kann, und es höchſt bedenklich finden würde, etwas mehr damit vorzunehmen, als eine ſo viel möglich treue Ueberſetzung. Bürger iſt nicht dieſer Meinung geweſen: er hat, während er alle Hauptzüge der Geſchichte beibehielt, das Colorit, die Weiſe, den ganzen Charakter der Behandlung völlig umgewandelt.

Man vergleiche nur ſeine neun erſten Strophen mit den entſprechenden im Engliſchen:

On yonder hill a castle standes,
With walles and towres bedight
And yonder lives the Child of Elle,
A young and comely Knight.

The Child of Elle to his garden went,
And stood at his garden pale,
When lo! he beheld fair Emmelines page,
Come trippinge downe the dale.

The Child of Elle he hyed him thence,
Y-wis he stoode not stille,
And soone he mette fair Emmelines page
Come climbing up the hille.

Nowe Christe thee save, thou little foot-page,
Now Christe thee save and see!
Oh telle me how does thy ladye gaye,
And what may thy tydinges bee?

My lady shee is all woe-begone,
And the teares they falle from her eyne;
And aye shee laments the deadlye feude
Betweene her house and thine.

And here shee sends thee a silken skarfe
Bedewde with many a teare,
And bids thee sometimes thinke on her,
Who loved thee so deare.

And here shee sends thee a ring of golde
The last boone thou mayst have,
And biddes thee weare it for her sake,
When she is layde in grave.

For ah! her gentle heart is broke,
And in grave soon must she bee,
Sith her father has chose her a new new love,
And forbidde her to think of thee.

Her father has brought her a carlish Knight,
Sir John of the north countraye,
And within three dayes shee must him wedde,
Or he vowes he will her slaye.

Now hye thee backe, thou little foot-page,
And greet thy ladye from mee,
And telle her that I her owne true love
Will dye, or sette her free.

Now hye thee backe, thou little foot-page,
And let thy fair ladye know,
This night will I bee at her bowre-windowe,
Betide me weale or woe.

Die erſte Strophe halte ich für einen Zuſatz von Percy, der vielleicht irrig den Anfang vermißte: ſie enthält eine im alten Romanzenſtyl ſchon überflüſſige Erläuterung, und es kann ſehr gut mit der zweiten anfangen. Das Sylbenmaaß, wenn man es ſo nennen kann, iſt im Original einfach, und loſe gehalten; im Deutſchen ſind die Verſe genau abgemeſſen, die Strophe iſt componirter, und hat den verſtärkten Reitz eines Reims am Schluß jeder Zeile, und zwar in der letzten Hälfte unmittelbar auf einander folgender Reime erhalten. So wird ſchon durch den Klang die raſchere Bewegung, die rüſtigere Leidenſchaft angekündigt, die Bürger bei ſeiner Umarbeitung bezweckte. Dort ſieht der Ritter am Gartenzaun, er verlangt von ſeiner Geliebten zu hören, und eilt dem Bothen entgegen; hier wird er von einer Ahndung umhergetrieben, welche die bald darauf kommende üble Bothſchaft vorbereiten ſoll, und wobei er ſich in der That etwas ungebehrdig nimmt; ehe noch die Bothin ihren Mund öffnet, ſchrickt er zuſammen. Von ſeinem Schreck und Betäubung bei der Nachricht ſelbſt wird dort nicht eine Sylbe erwähnt, hier leſen wir eine rieſenhafte Beſchreibung davon. Dort hat der Vater mit Einem Wort gedroht, ſeine Tochter umzubringen, wenn ſie ſich nicht zu dem für ſie ausgewählten Gemahle bequemt; hier häuft er ausführlich alle Greuel: er will die Tochter „tief ins Burgverließ ſtecken, wo Molch und Unke niſtet, nicht raſten, bis er ihrem Geliebten das Herz ausgeriſſen hat, und ihr das nachſchmeißen.“ Dort will der Ritter ſie befreien oder ſterben, hier prahlt er im voraus, er wolle ſie Rieſen gegen Hieb und Stich abgewinnen. Dieſe Vergleichung ließe ſich auch im folgenden durch alle Züge, ja bis in die kleinſten Beſtandtheile jedes Zuges hinein verfolgen, und man wird überall daſſelbe Verhältniß finden. Wenn es heißt, als das Fräulein aus dem Fenſter geſtiegen iſt:

And thrice he clasp'd her to his breste,
And kist her tenderlie,
The tears that fell from her fair eyes,
Ranne like the fountain free.

ſo iſt der Inhalt der letzten Zeilen, die ein ſo ſchönes Bild banger Weiblichkeit geben, ganz weggelaſſen, und die erſten ſind dagegen ſo erweitert:

Ach! was ein Herzen, Mund und Bruſt,
Mit Rang und Drang, voll Angſt und Luſt,

Belauſchten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne.

Wenn die Hofmeiſterin des Fräuleins mit poetiſcher Unparteilichkeit nach ihren Geſinnungen redend und handelnd eingeführt wird:

All this beheard her own damselle,
In her bed whereas shee lay,
Quoth shee, My lord shall knowe of this,
Soe I shall have golde and fee.

ſo kann der deutſche Dichter ſein Verdammungsurtheil nicht zurückhalten:

Im nächſten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeiſterin,
Voll Gier nach ſchnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Wenn das Fräulein ſich dort gegen ihren Vater entſchuldigt:

Trust me, but for the carlish knyght,
I never had fled from thee.

ſo platzt ſie hier heraus:

Glaubt, beſter Vater, dieſe Flucht,
Ich hätte nimmer ſie verſucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

ohne zu bedenken, daß jedem feinen Sinne vor ſolchem Ekel ekeln muß. Kurz, in Haupt- und Nebenſachen iſt im Original alles edler und zierlicher: gegen den Junker Plump von Pommerland hat ſelbſt der carlish Knight of the North countraye noch Anſtand und Würde.

Nach einer ſo durchaus vergröbernden gewaltſamen Parodie kann man ſchwerlich in Abrede ſein, daß Bürger hier den beſcheidnen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltſamkeit, das Zarte, Gemüthliche und Leiſe gänzlich verkannte. Wie hätte er ſonſt glauben können, dem Engliſchen Sänger nur etwas und vielleicht nicht ſonderlich viel (S. Vorrede zur erſten Ausg. S. XII.) ſchuldig zu ſein, da er ihm in der That mehr als alles ſchuldig iſt? Ich halte mich überzeugt, daß ihm ſein Original an vielen Stellen matt und im Ganzen unvollkommen vorkam; er dachte nach dem Grundſatze: Mehr hilft mehr, die geſammte Wirkung zu erhöhen, wenn er jeder einzelnen Regung, ſo viel er konnte, an Heftigkeit zuſetzte; und bei einem großen Haufen von Leſern, die tüchtig getroffen ſein wollen, ehe ſie etwas fühlen, verrechnete er ſich allerdings nicht. Damit hoffte er denn auch, wenn alle Glieder feſter in einander griffen, den Zuſammenhang des Ganzen ſtraffer angezogen, und es vollſtändiger motivirt zu haben. Manche meiner Leſer erinnern ſich vielleicht noch, daß ein jetzt in Ruheſtand verſetzter Kunſtrichter das Gedicht in dieſer Hinſicht wirklich als ein Muſter der pragmatiſchen Gattung zergliedert hat: allein einem Kunſtwerke die Tiefe zu geben, welche durch ſolch eine Kritik bis auf den Grund ausgeſchöpft werden kann, iſt eben nicht ſchwer. In den alten Volkspoeſieen ſind oft aus Inſtinct, wie in den Werken großer Meiſter mit Abſicht, die innerſten Motive in den Hintergrund geſchoben, und nur hie und da kommt, wie zufällig etwas davon zum Vorſchein: darin liegt eine ganz andre Art von Verſtand, als in der arithmetiſchen Richtigkeit, die ſich an den Fingern aufzählen läßt. Ueberall, wo Bürger nicht bloß verſtärkt, ſondern verändert und anders geſtellt hat, iſt es nachtheilig geworden. So kamen ihm die Vaſallen im Engliſchen zu plötzlich herbei: er hat ſie vorbereiten wollen, indem er den Ritter ſie vorher zu ſich berufen und von ſeinen Abſichten unterrichten läßt. Dadurch iſt nun die ganze Ueberraſchung aufgehoben; dieſen Hülfstruppen wird eine zu große Wichtigkeit beigelegt, Karl droht zum Ueberfluſſe noch dem alten Baron mit ihnen, was der Engliſche Ritter weislich unterläßt; endlich iſt es klar, wenn die Vaſallen zum erſtenmal auf den bloßen Ton des Hornes erſchienen, ſo hätten ſie es das zweitemal ohne beſondre Beſtellung auch gekonnt. Im Engliſchen iſt dadurch, daß der Ritter bei Entführung des Fräuleins ſein Horn umgeſchlungen hat, leiſe aber grade hinlänglich auf den Erfolg angeſpielt. Von der Feindſchaft der beiden Familien, die im Original gleich in der Rede des kleinen Boten erwähnt wird, erfährt man dagegen im Deutſchen erſt ganz am Schluſſe etwas, wodurch der Baron zu Anfange mit ſeinen Drohungen als ein ohne Urſache tobender Unmenſch erſcheint, von dem keine Erweichung des väterlichen Herzens zu erwarten ſteht. Auch in Nebendingen finden ſich mancherlei Unſchicklichkeiten. So läßt z. B. Junker Plump „zu Trudchens Grauſen vorbei die Lanze ſauſen," da im Original Sir John bloß einen Degen führt. Die Lanze gehörte zur *vollſtändigen ſchweren Rüſtung*, in der wir zwar die fabelhaften mit Rieſenkräften begabten Ritter in den alten Romanen weite Reiſen machen ſehen, die aber zum flüchtigen Nachſetzen gar nicht taugte. Ueberdieß, wenn Plump eine Lanze bei ſich hat, ſo ſieht man nicht ein, warum er bei ſeiner unritterlichen Geſinnung nicht gleich unverſehens auf ſeinen Feind damit einrennt, warum er ſich bequemt vom Pferde zu ſteigen, um mit den Schwertern zu fechten, die nachher gegen alles Coſtum ſogar Säbel genannt werden. Im Engliſchen kommen die Vaſallen über den Hügel geritten, im Deutſchen „durch Korn und Dorn herangeſprengt.“ Wie kann man durch Korn und Dorn heranſprengen? Die Vaſallen werden doch nicht ihre eignen oder ihres Herrn Kornfelder niedergeritten haben, was der Ausdruck durch Korn offenbar ſagt; ſondern ordentlich auf den Wegen und Pfaden dazwiſchen geblieben ſeyn. Und vollends durch Dorn! Dieß möchte unbequem fallen. Der Reim, der allerdings in unſrer Sprache in manchen ſprichwörtlichen Redensarten Begriffe entgegenſtellt und verbindet, hat den Dichter verleitet, und Korn und Dorn iſt nur eine andre Art von Sang und Klang. Bürger hatte eine ſolche Vorliebe für dieſe Formel, daß in dieſer einzigen Romanze außer Korn und Dorn, noch Laub und Staub, Rang und Drang, Kling und Klang und Ach und Krach vorkömmt.

Ich habe mich mit Fleiß bei dieſem Beiſpiele verweilt, weil es dazu dienen kann, uns mit einemmale von Bürgers Manier die klarſte Vorſtellung zu geben. Denn eine Manier hat er, und zwar eine ſehr auffallende und unverrücklich feſtgeſetzte, die ſich bei allem Wechſel der Gegenſtände gleich bleibt. Sie iſt derb und zuweilen nicht ohne Rohheit; ſie hat einen groſſen Anſchein von Kraft, aber es iſt nicht die ruhige ſichere Kraft, ſondern wie mit willkührlicher Spannung hervorgedrängte Muskeln. Ihr gröſter Fehler iſt wohl die nicht ſelten überflüßige Haßlichkeit der dargeſtellten Sitten: wenn man ſich darüber hinwegſetzt, ſo muß ſie ſich durch Keckheit und Raſchheit im Ausdrucke, im Versbau und im Gange der Erzählung, durch Sauberkeit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen. Simplicität kann man ihr nicht zuſchreiben, vielmehr verſchwendet ſie die materiellſten Reize, und iſt reich an überladenden Ausſchmückungen, da doch nichts der Einfalt des Volksgeſanges mehr zuwider iſt, als ſtatt des ſtillen Zutrauens, die Sache werde für ſich ſchon wirken, ſie durch ein lautes davon gemachtes Aufheben aufzudringen. Dieſer letzte Punct bezeichnet es hauptſachlich, was Bürgers Romanzen abgeht, oder genauer zu reden, was ſie zu viel haben, um ganz ächte Romanzen zu ſein. Er iſt, mit einem Wort, immer demagogiſch, aber ſehr oft nicht popular.

Was unſtreitig beitrug, Bürgern über das Fehlerhafte ſeiner Manier zu verblenden, oder ſie vielleicht ganz ſeinem Bewußtſein zu entziehen, war die Sicherheit und Meiſterſchaft, womit er ſie ausübte: denn alles, was mit einer gewiſſen Conſequenz durchgeführt iſt, kann aus ſich ſelbſt nicht widerlegt werden. So ſind in der Entführung lauter Unſchicklichkeiten zu einem gewiſſermaaßen ſchicklichen Ganzen zuſammengearbeitet, das Haltung hat und ſeine Wirkung nicht verfehlt. Ich geſtehe gern, daß die Vergleichung mit dem Engliſchen für manches, was ich daran rügte, meinen Blick geſchärft, und bin um ſo weniger durch den Beifall befremdet, den ſie bei ſo vielen Deutſchen Leſern, für welche ſie Original war, gefunden hat und noch findet. Wenn Bürgern dieſe Vergleichung und das Studium ſeiner Vorbilder überhaupt nicht vor dem bewahren konnte, wozu ihn ſein Naturell hinzog, ſo muß es dabei in Anſchlag kommen, daß das Medium einer fremden Sprache leicht die Anſicht eines Gedichtes verfälſchen kann. Herder hat die Volkslieder der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetiſchem Schulweſen, jedes treu in ſeinem Charakter übertragen; hier wäre Bürgern das Rechte ſo nahe gerückt worden, daß er es faſt nicht hätte verfehlen können. Aber leider erſchien dieſe in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigenſten Naturlaute mit allſeitiger Empfänglichkeit herausgefühlt ſind, erſt im Jahre 1778, alſo zugleich mit der erſten Ausgabe von Bürgers Gedichten, als ſeine Manier ſchon völlig fertig war. Auch Goethes meiſte und wichtigſte Romanzen ſind aus ſpäterer Zeit.

Bei den übrigen aus dem Engliſchen entlehnten Balladen können wir uns kürzer faſſen. Dem Friar of orders gray, dem Urbilde des Graurocks und der Pilgerin, iſt die Bearbeitung nicht ſo verderblich geworden, als dem Child of Elle. Die von Bürgern gewählte Liederweiſe iſt nicht mißfällig; allerlei Vertraulichkeiten und dann wieder geſuchte Sonderbarkeiten des Ausdrucks, nebſt Verzierungen wie Ringellockenhaar und Tauſendſchönchenglut, findet man freilich auch hier: doch iſt die Nachbildung dem Original näher geblieben, und folgt ihm Strophenweiſe nach. Der vornehmſte veränderte Umſtand iſt, daß die Pilgerin ihren Geliebten ſchon im Kloſter vermuthet, da ſie ihn im Engliſchen als Pilger beſchreibt, und nur fragt, ob er an dem heiligen Orte nicht etwa ſeine Andacht verrichtet hat. Dieß ſchien Bürgern den Schluß noch nicht genug vorzubereiten, er giebt die Regung des jungen Mönchs beim Anblick der von ihm erkannten Geliebten an:

Gar wunderſam ihm geſchah,
Und als er ihr ins Auge ſah,
Da ſchlug ſein Herz noch mehr.

und verräth ſomit gleich vorn ſein Geheimniß. Das merkwürdigſte bleibt aber, daß ſeine Wahl überhaupt auf dieß Stück fiel, welches gar keine alte Ballade, ſondern von Percy aus Fragmenten von dergleichen bei Shakſpeare, mit Hinzuſetzung eigner Strophen, ſinnreich genug zuſammengeſtückt iſt. Zwar hat er Zeilen verknüpft, die nimmermehr in demſelben alten Liede geſtanden haben; und um jenes noch ganz zu beſitzen, woraus die verwirrte Ophelia einige Strophen ſingt:

Wie erkenn ich dein Treu-Lieb
Vor den andern nun?
An dem Muſchelhut und Stab,
Und den Sandelſchuhn.
Er iſt lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Raſen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein.

möchte man leicht ſeine und ſeines Nachbildners Arbeit und noch viel andres dazu hingeben. Allein man ſieht doch, was treues Studium thut: an dichteriſchem Talent konnte ſich Percy gewiß nicht mit Bürgern meſſen, und doch hatte dieſer bei einer ähnlichen Aufgabe ſich ſchwerlich mit gleicher Enthaltſamkeit an das Alte anzuſchließen vermocht. Zum Beweiſe, daß Bürgern nicht grade das achteſte und einfachſte anſprach, enthält Percy's Sammlung eine wirkliche alte Ballade von ganz ähnlichem Inhalte: ein Geſpräch einer reuigen Pilgerin mit einem Hirten (Gentle herdsman, tell to me); welche ſchon darum weit romantiſcher iſt, weil ſie nicht mit dem Theaterſtreich einer Wiedererkennung endigt, ſondern die Pilgerin ungetröſtet ihre Wallfahrt fortſetzt.

Frau Schnips iſt nach The wanton wife of Bath, der Kaiſer und der Abt nach King John and the Abbot of Canterbury. Beide Originale ſind nicht alt, wie Sprache und Sylbenmaaß ausweiſen, das letzte nach Percy's Zeugniß ſchon Umarbeitung eines älteren. Sie ſind das, was man im Altdeutſchen einen Schwank nannte: ein Stoff, der bei der gehörigen Behandlung wohl nicht vom Gebiet der Romanze auszuſchließen iſt, ſo wie jeder, der es verſteht, zugeben wird, Lazarillo de Tormes ſei ein romantiſches Buch, wiewohl es lauter luſtige Bettlergeſchichten enthält. In dem Weibe von Bath iſt jedoch eine zwar genialiſch eingekleidete Belehrung zu ſichtbar das Ziel, wodurch es mehr eine religiöſe Fabel wird, in dem Geiſt wie Peter mit der Geis, der betrügeriſche Schneider im Himmelreich, und andre bei unſerm Hans Sachs. Der Gedanke iſt äußerſt keck, und ſchonende Behandlung war daher anzurathen: eine Weisheit, die der engliſche Dichter unſtreitig bewieſen hat. Bürger, dem der Gedanke nicht gehörte, hat von dem ſeinigen bloß eine verwegene Ausführung hinzugethan.

Daß es auf einen gewiſſen Grad drollig herauskommen muß, wenn einer die Patriarchen und Apoſtel niedrige Redensarten führen und wie Kärner fluchen läßt, begreift ſich: aber dem Zwecke iſt es hier ganz fremd, und wäre Bürger dieſem treuer geblieben, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, das zuvor ſchlimm gemachte durch eine angehängte Apologie wieder gut machen zu wollen. Es könnte jemand der komiſchen Begeiſterung das äußerſte für erlaubt halten, und doch manche von den Verſtärkungen und Erweiterungen, womit das Original hier ausgeſtattet iſt, platt und ekelhaft finden. Der burleske Gebrauch lateiniſcher Wörter, moderne Titulaturen, Anreden der Perſonen mit Er und Sie, und andre Züge erinnern an den Ton der Prinzeſſin Europa, die weder eine Romanze noch volksmäßig, ſondern bloß gemein iſt, und wo die fingirte Bänkelſängerei in allzuwahre übergeht.

Der Kaiſer und der Abt hat auch mancherlei Zuſätze und Erweiterungen bekommen, doch iſt der gute Humor des Originals ohne Entſtellung übertragen, und manche von den Veränderungen können ſogar Verbeſſerungen genannt werden. Sonderbar iſt es, bei Bürgers Sorgfalt für die Wahrſcheinlichkeiten, daß er die Aehnlichkeit des Schäfers mit dem Abt zu erwähnen unterlaſſen hat:

I am like your lordship, as ever may bee;

auch iſt es ein Verſtoß gegen Coſtum und Schicklichkeit, den Abt in ſeiner Bedrängniß mit dem Helden eines neuern Romans („ein bleicher hohlwangiger Werther") zu vergleichen.

Graf Walter, im Engliſchen Child Waters, iſt die letzte unter den entlehnten, und überhaupt in der Reihe der Bürgerſchen Romanzen. Es iſt, ungeachtet der etwas vermehrten Strophenzahl, eigentlich nur eine Ueberſetzung, aber freilich eine manierirte. Der Gegenſtand hat etwas Beleidigendes für die Würde des weiblichen Geſchlechtes, als ob die Treue der Männer großmüthige Gabe, die der Frauen aber Pflicht wäre. Nachdem Graf Walter die Liebe oder vielmehr die Unterwürfigkeit ſeiner Geliebten auf die erniedrigendſten Proben geſtellt hat, kann er ihr nichts zum Erſatz anbieten, als worauf ſie ohnehin Anſpruch hatte. Sie war indeſſen von geringem Stande, und nach dem, damals nicht ungegründeten, Glauben des Mittelalters, war Biederkeit und Adel der Geſinnungen an den Adel der Geburt geknüpft. Das Empörende findet alſo im Geiſt der Zeiten allerdings ſeine Entſchuldigung, und dieſer hätte uns deswegen auch in allem Aeußern gegenwärtig gehalten werden müſſen. Sprache und Versbau ſind zu fleißig ausgeputzt: jene, ungeachtet einiger beibehaltenen Archaismen, glänzt gleichſam von Neuheit, und dieſer iſt gegen die loſe Nachläßigkeit des Originals ſtraff und raſch, wiewohl nicht ohne Härten. Gleich die erſte Strophe iſt übel gerathen.

Childe Waters in his stable stoode
  And stroakt his milk-white ſteede.
To him a fayre yonge ladye came
  As ever ware womans weede.

Graf Walter rief am Marſtallthor:
  Knapp, ſchwemm' und kämm' mein Roß.
Da trat ihn an die ſchönſte Maid,
  Die je ein Graf genoß.

Auf die Stallbeſchäftigungen iſt durch Klang, Wendung und veränderten Inhalt der erſten beiden Zeilen viel zu viel Nachdruck gelegt; und wie unfein wird in der letzten das Verhältniß der Schönen mit dem Grafen voraus gemeldet! Im folgenden hat Bürger einen der ſchönſten Züge überſehn, oder mit Fleiß weggelaſſen. Wie die Geliebte neben dem reitenden Grafen durch das Waſſer ſchwimmt, heißt es bei ihm bloß:

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
Hält hoch empor ihr Kinn.

Im Engliſchen ſteht die heilige Jungfrau der Armen bei:

The salt waters bare up her clothes,
Our Ladye bare up her chinne.

Auch das Rudern mit Arm und Bein iſt hier ein widerwärtiges Bild. Dieſe Beiſpiele aus vielen von der verminderten Zartheit der Behandlung mögen hinreichen.

Wir kommen jetzt auf Bürgers eigne Romanzen, wo der Gehalt und die Kraft ſeines Geiſtes weit reiner erſcheint, da wir bei der Vergleichung mit fremden Muſtern immer nur auf ſeine Manier, d. h. die Beſchränkung deſſelben geführt wurden. Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendſte Lenore, die ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern würde. Man hat neuerdings gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend widerlegt worden ſind: es iſt ausgemacht, daß Bürgern nichts dabei vorgeſchwebt hat, als einzelne verlohrne Laute eines alten Volksliedes. Hat es in England auch Sagen und Lieder von einer ähnlichen Geſchichte gegeben, ſo iſt dieß ein Beweis mehr, daß die Dichtung in nordiſchen Ländern mit localer Wahrheit einheimiſch iſt. Mit einer ſolchen Erfindung darf man gar nicht einmal aus willkührlichem Vorſatze weiter gehen, als volksmäßiger Glaube und Stimmung der Fantaſie Gewähr leiſtet. Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der koſtbare Ring, wodurch er ſich der Volkspoeſie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. Mit Recht entſtand in Deutſchland bei ihrer Erſcheinung ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünſtigungen der Jugend und Neuheit kamen dem Dichter zu Statten, allein es war auch an ſich ſelbſt ſein glücklichſter und gelungenſter Wurf. Eine Geſchichte, welche die getäuſchten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menſchlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, iſt ohne conventionelles Beiwerk, ohne vom Ziel ſchweifende Ausſchmückungen in die regſte Handlung, und faſt ganz in wechſelnde Reden geſetzt, während welcher man die Figuren, ohne den Beiſtand ſtörender Schilderungen, ſich bewegen und gebehrden ſieht. In dem Ganzen iſt einfache und große Compoſition: es theilt ſich außer der kurzen Einleitung und den Uebergängen in drei Maſſen, wovon die erſte das heitre Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet, und mit den beiden andern, der wilden Leidenſchaft Lenorens und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den hebendſten Gegenſatz macht. Dieſe ſtehen einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, ſind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes iſt, wird ſie immer gewaltſamer und eilender, und zuletzt mit einem Sturm des Grauſens ihrem Untergange entgegen geriſſen. Auch in dem ſchauerlichen Theile iſt alles verſtändig ausgeſpart, und für den Fortgang und Schluß immer etwas zurückbehalten, was eben bei ſolchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit iſt. Denn es iſt ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Geſpenſt verſchwinden zu machen, grade darauf zugehn muß: die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründete fantaſtiſche Furcht bezieht ſich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahndung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer ſchreckenden Gegenwart; und mit dieſer kann der Dichter erſt dann die großen Streiche führen, wenn er ſich ſchon durch jene allmählig der

Gemüther bemächtigt hat. Ohne dieſe Vorſicht kann ein ganzes Füllhorn von Schreckfantomen ausgeſchüttet werden, und es bleibt ohne die mindeſte Wirkung. In der Lenore iſt nichts zu viel: die vorgeführten Geiſtererſcheinungen ſind leicht und luftig, und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei iſt von dem Rabenhaare an, das ſie zerrauft, jeder Zug bedeutend; der ſchöne Leichtſinn, womit ſie der Geſtalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde luſtige Ton in den Reden des Reiters: alles ſpricht mit der Entſchiedenheit des friſchen Lebens zwiſchen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um ſo mächtiger erſchüttert.

Vielleicht laſſen ſich von den meiſten Eigenheiten, die Bürgers nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigſtens Spuren und Keime auffinden: aber eine werdende Manier, die ſich noch ſchwebend erhält, iſt eigentlich keine, und hier wird ſie durch die Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande gewiſſermaßen zum Styl erhoben. Am meiſten Anſtoß haben die häufigen Hophop hop, Hurre hurre, Huſch huſch huſch u. ſ. w. gegeben. Die altgläubigen Kritiker tadelten ſie nicht mit Unrecht, aber aus dem unſtatthaften Grunde, weil ſie nicht in der Bücherſprache vorkommen; da ſie deswegen wegzuwünſchen wären, weil es rhetoriſche Kunſtgriffe ſind, welche die Romanze verwirft; weil ſie anſchaulich machen ſollen, und nur wie eine unberedte kindiſche Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieſer Interjectionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlaſſen würde, davon kann man ſich an der vortrefflichen Ueberſetzung von Beresford (der beſten unter den Engliſchen, die ich kenne) überzeugen, wo ſie bei aller ſonſtigen Treue ohne Schaden weggeblieben ſind. Der ſchlechteſte Vers in der Lenore ſcheint mir demnach folgender:

Hu hu! ein gräßlich Wunder!

Der Dichter hätte in der That ſeine Beſtrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leſer noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieſer Strophe vorgeht, ein gräßliches Wunder iſt.

Daß er die Geſchichte in ſo neue Zeit, an das Ende des ſiebenjährigen Krieges geſetzt hat, iſt wohl nicht zu tadeln: denn, wenn fabelhafte Begebenheiten gern in der Ferne der Zeiten und Oerter geſchehen, ſo nimmt man dagegen ein warnendes Beiſpiel am liebſten aus der Nahe; und es liegt in dem poetiſchen Sinne der Dichtung, daß ſie dieß ſein ſoll. Weniger ſchicklich iſt der Umſtand, daß Lenorens Geliebter zu einem Preußiſchen Krieger gemacht wird: dieß führt auf ein proteſtantiſches Land als Scene, worin man durch die Aeußerung der Mutter, er könne wohl in Ungern ſeinen Glauben abgeſchworen haben, beſtärkt wird. Nach dem ganzen Geſpräch zwiſchen ihr und der Tochter hingegen fällt man eher darauf, ſie für katholiſch erzogen zu halten, was auch unſtreitig beſſer paßt. So viel ich weiß, iſt dieſe Mishelligkeit noch nicht bemerkt worden, ſie muß daher wohl nicht ſehr auffallend ſein.

Am meiſten Verwandtſchaft mit der Lenore hat *der wilde Jäger*, und vielleicht iſt er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenſtand iſt mit ſtrenger Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt; die Erfindung, den guten und böſen Engel in Geſtalt zwei begleitender Reiter erſcheinen zu laſſen, iſt ganz im Geiſte deſſelben; die verhängnißvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen ſondert die Momente der Handlung, und läßt zwiſchen ihrer ſtürmenden Bewegung die Reflexion zu Athem kommen, die immer ernſter einem nahenden Strafgericht entgegen ſieht. In den erſten beiden Strophen, dem Gegenſatz des wilden Jagdgetöſes mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienſtes, liegt ſchon der Sinn des Ganzen beſchloſſen, der ſich nachher nur ſtätig entwickelt. Die Darſtellung iſt meiſterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunſtvoll, wenigſtens von einer

Kunſt, wobei die ſtudirte Wahl und Ausbildung der Züge zu ſichtbar bleibt. Ueberhaupt bis auf das ſo ſprechende und gewiſſermaßen große Sylbenmaaß, das aber nicht faßlich ins Gehör fällt, und am wenigſten ſich einer Melodie anneigt, iſt dem Gedichte eine Gründlichkeit der Ausführung mitgegeben, woran es zu ſchwer trägt, um ganz die Bahn des leichten Volksgeſanges zu fliegen, wiewohl es in der Anlage höchſt popular gedacht iſt. Die Ausrufungen, grellen Tonmahlereyen, und was es ſonſt zu viel hat, ohne welches das Weniger mehr ſeyn würde: das verſteht ſich von ſelbſt.

Die beiden Stücke: der Raubgraf und die Weiber von Weinsberg ſtehen ungefähr auf derſelben Stufe. Sie ſind munter und drollig, jedoch nicht ohne Anwandlungen von den Späßen, die in der Europa, Herrn Bachus und der Menagerie der Götter herrſchen, und eher ſtudentenhaft als volksmäßig zu nennen ſind. Die Weiber von Weinsberg nähern ſich noch eher der reinen Romanze, da der Raubgraf durch die weitläuftige Peroration des Schwager Matz, und die Anſpielung auf einen modernen Zeitumſtand am Schluſſe ein ſeltſam gemiſchtes Ding wird. Die gut gerathene familiäre Mimik, womit die Geſchichte epiſodiſch eingeführt iſt, eignete ſich zu einer durchaus verſchiedenen Behandlung. Daß ich es für die Kenner mit Einem Worte ſage; es ſollte eine Idylle ſeyn.

Lenardo und Blandine iſt unſtreitig von allen Seiten Bürgers ſchlimmſte Verirrung. Eine üble Vorbedeutung giebt ſchon die hingeworfne Art, womit er in der Vorrede zur erſten Ausgabe „alter Novellen" erwähnt, worin „die Geſchichte unter dem Namen Guiscardo und Gismunda ähnlich vorkomme," als ob ſeinem Vorbilde nichts abzugewinnen geweſen wäre, außer ungefähr die erſte Grundlage. Jene alte Novelle rührt doch von keinem geringeren Meiſter her als dem Boccaz: beſtimmte Einzelnheiten zeigen bei aller Abweichung unwiderſprechlich, daß Bürger den Decamerone vor Augen gehabt, und man kann ihn alſo nicht von dem Vorwurfe frey ſprechen, für den groſſen Styl dieſer Erzählung und ihre moraliſche Schönheit ganz unempfindlich geblieben zu ſeyn. Wer ſie in der Urſprache leſen und fühlen kann, (denn keine bisherige Ueberſetzung möchte wohl den Charakter ganz wieder geben), dem muß die Ballade, damit verglichen, zugleich wie ein ungeſtümes Toben und ein kindiſches Lallen gegen die hohe und ruhige Beredſamkeit eines Weiſen erſcheinen. Vom erſten bis zum letzten ſind alle Züge vergröbert, entſtellt, überladen, und ein Schmerz, der von der edelſten Seetenſtärke zeugt, und dem die Fürſtin ihr Leben mit ſtiller tragiſcher Würde hingiebt, iſt in wilde Wuth umgeſchaffen. Die Gismonda des Boccaz iſt ſchon vermählt geweſen, aber bald als Witwe zu ihrem Vater zurückgekehrt, der aus Anhänglichkeit an ſie vermeidet, ſie durch eine zweyte Vermählung nochmals von ſich zu entfernen. Die Scham hält ſie ab, ihm darum anzuliegen, ſie meinte beſſer zu thun, wenn ſie ſich unter den Hofleuten und Dienern ihres Vaters einen wackern Liebhaber wählte. Guiscardo war einer der niedern Diener, aber ſie erblickte keinen, der an Sitten höher geweſen. Ihr Verſtändniß befeſtigt ſich unter dem Schutz eines tiefen Geheimniſſes, der Vater iſt es ſelbſt, der es endlich durch einen Zufall entdeckt. Er läßt den Guiscardo gefangen nehmen, und ſtellt ſeine Tochter zur Rede, die ſich, ſobald ſie das Schickſal ihres Geliebten inne wird, jede weibliche Wehklage verbietet, und, mit dem Entſchluß der Liebe im Herzen, ihm nur durch die ruhige und ungeheuchelte Auseinanderſetzung ihrer Handlung antwortet. Der Vater erkennt das hohe Gemüth ſeiner Tochter, aber hofft durch Strenge ſie zum Gehorſam und Gefühl der Ehre zurück zu führen, und läßt den Liebhaber umbringen. Da er ihr durch einen Vertrauten ſein Herz in einem goldnen Gefäße ſendet, hat ſie ſchon den hülfreichen Trank bereitet, und nach einer kurzen Todtenfeyer nimmt ſie ihn, legt ſich anſtändig auf ihrem Bette zurecht, drückt das theure Herz an ihre Bruſt, und ſcheidet ſo aus der wehevollen Welt.

Bürgers Blandine kündigt ſich wie ein leichtſinniges Mädchen an, das ohne Jungfräulichkeit der erſten Aufwallung folgt. Alles, was ihr Verhältniß zum Geliebten bezeichnet, iſt grob ausgedrückt, und der Spaniſche Dolch iſt gleich bey der Hand, um die Geſchichte auf der einen Seite durch gräßliche Worte zu heben, auf der andern, wahrſcheinlich um ein Theil von der grauſamen That des Vaters auf ſich zu nehmen, der, ob er ſie gleich beym Boccaz ohne ſolche Milderung begeht, dort als der liebendſte und mitleidenswertheſte Vater erſcheint, hier aber ein ſehr gleichgültiger Gegenſtand iſt. Die Unterredung der Liebenden iſt ein Gemiſch von allem, was jemals bei Bürger als „Geſchwätz der Liebe getrieben“ wird; an einer Stelle iſt das Duo in Shakſpeare's Romeo und Julia beim Anbruch des Tages auffallend benutzt; zuletzt artet ſie in eine Tändelei aus, die bedeutend ſein ſoll, aber um ſo widriger wird. Der von Bürgern hinzugefügte Aufzug der drei Junker iſt der einzige glückliche

Moment im ganzen Gemählde, ſo wie er es uns gegeben hat. Der plötzliche Wahnſinn der Prinzeſſin aber, wie ſie „zuſammenſtürzt und nach Luft ſchnappt, und mit zuckender ſtrebender Kraft ſich wieder dem Boden entrafft," zeigt auf das ſtärkſte den unbedingten Widerſpruch beider Behandlungen. Bürger konnte ſich in der That nicht anders helfen: nach dieſer ungezügelten Anlage mußte ſich die Leidenſchaft zuletzt toll gebehrden, und mit „Juchheiſa Trallah" endigen. Zu dem Mittel des Wahnſinns zu greifen, mochte er ſich durch Shakſpeare's Anſehen berechtigt halten, deſſen Darſtellungen der Verrücktheit ziemlich verrückt angeprieſen wurden: und ich glaube hier ganz deutlich das Unheil zu ſehen, was die mißkennende Anſicht dieſes Dichters, und die damals herrſchende, leider noch immer nicht ganz erloſchne Zuverſicht, als ſtände das Höchſte in der Poeſie durch ein ungebührliches Getobe der Leidenſchaften zu erreichen, auch bei Bürgern angerichtet hatte. Denn ſonſt hätte er ſich nimmermehr eine Ausführung dieſes Wahnſinns erlaubt, die alle Sitte und Grazie unter die Füße tritt. Von ſeiner Blandine, „die zum Sprunge ſingt, und zum Sange ſpringt," unter Ausrufungen wie:

Weg, Edelgeſindel! Pfui! ſtinkeſt mir an!
Du ſtinkeſt nach ſtinkender Hoffarth mir an!

— — — — —

Und ſpeiet in euer hochadliches Blut.

kann man gewiß nicht rühmen, was Laertes von der Ophelia:

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle ſelbſt
Macht ſie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Ihr iſt ſo wenig mit der Reihe von Zeichnungen, die ein Hr. von Götz in pſychologiſch-künſtleriſcher Hinſicht nach der Ballade von Augenblick zu Augenblick etwas fratzenmäßig entworfen hat, als mit den unſeligen Nachahmungen, deren keine von Bürgers Romanzen ſo viele nach ſich gezogen, eine unverdiente Schmach wiederfahren. Noch näher liegt die Parallele mit der Gismunda des Hogarth. Dieſer hielt das, was ſeine Freunde von dem edlen Styl der Italiäniſchen Geſchichtmahler rühmten, für leere Einbildung: er vermaß ſich, es eben ſo gut machen zu können, wählte dazu eine Szene aus dieſer Novelle, und es fiel aus, wie ſichs erwarten ließ. Nach dem Zeugniſſe ſeines Freundes Walpole war Hogarth's Heldin Gismunden ähnlich „wie ich dem Herkules," und ſah aus wie eine heulende aus dem Dienſt gejagte Küchenmagd. So hart wurde der Künſtler für ſeinen Unglauben an eine höhere Gattung als die ſeinige beſtraft! Und ſo ſteht denn auch Bürgers Ballade, in ihrer ganzen Geſtaltung, von der an zu rechnen, die in dem hüpfenden Sylbenmaaße liegt, höchſt manierirt, und alſo in ſeiner ſchlechteſten Manier gearbeitet, als ein Beiſpiel da, daß, wer ein vollendetes Kunſtwerk für rohen Stoff anſieht, aus dem er erſt das Kunſtwerk zu bilden hätte, ſtatt deſſen es unfehlbar auf rohen Stoff zurückführen wird.

In dem *Liede vom braven Manne* hat der Dichter der biedern herzlichen Freude über eine wackre That Ton und Stimme geliehen, und die Abſicht macht ſeinem Herzen Ehre. Nur daß das Gedicht eine ächte Romanze und wahrhaft volksmäßig ſei, muß ich mehr als bezweifeln, wenn man auch für das letzte noch ſo viel Beweiſe von allgemeinem Beifall anführen möchte. Eine gute That wird ſittliche Vorſätze im Gemüth rege machen, aber die Fantaſie trifft ſie an und für ſich noch nicht. Dieß hat der Dichter auch gefühlt, und die von ihm beſungene durch ihre Umgebungen in das Gebiet des Romantiſchen und Wunderbaren zu heben geſucht: und indem er den möglichſten Nachdruck auf die Furchtbarkeit des Eisganges, auf das Dringende der Gefahr, auf die lange vergeblich geſpannte

Erwartung eines Retters legen will, verbreitet er ſich in geſchmückten Schilderungen und rhetoriſchen Wendungen, die in der Romanze durchaus unſtatthaft ſind. Zu den letzten rechne ich die wiederholten: „O braver Mann! braver Mann! zeige dich!" und: „O Retter! Retter! komm geſchwind!" das Beſchwören! „beim höchſten Gott!" der Graf ſei brav geweſen, u. ſ. w.; vor allem aber, das viele Reden des Liedes von ſich und mit ſich ſelbſt, das Rühmen des Dichters von dem Liede, ſeine Auffoderungen und Fragen an ſelbiges, die kein Ende nehmen. Mir däucht, wenn das Lied in allem Ernſte voll von dem braven Manne geweſen wäre, ſo hätte es gar nicht weiter an ſich denken müſſen. Jede wahrhaft objective Darſtellung verliert ſich in ihrem Gegenſtande. Zudem führt dieſes Selbſtbewußtſein, dieſe Wichtigkeit auf die Vermuthung, es ſei bei dem Vortrage ein Aufwand von Künſtlichkeit und Zurüſtungen gemacht, der ſich weder mit dem Vertrauen auf die Sache, noch mit der Einfalt des ächten Volksliedes verträgt. Dieſes iſt gleichſam nur die Sache ſelbſt auf dem kürzeſten Wege aus einer Sage in eine Melodie umgewandelt: das Lied wird ſich alſo nicht der Sache ausdrücklich entgegenſtellen. Die urſprünglichſten Volksgeſänge hat, wie oben bemerkt wurde, das Volk gewiſſermaßen ſelbſt gedichtet; wo der Dichter als Perſon hervortritt, iſt ſchon die Gränze der künſtlichen Poeſie. Ich wäre neugierig, eine wahre alte Romanze zu ſehen, deren Sänger ſo viel und mit ſolchem Pomp von ſich und ſeinem Liede ſpräche, als in dem Liede vom braven Manne geſchieht. Wenn einmal eine ſolche Erwähnung vorkommt, ſo wird ſie dem Gedichte nur als Anhang auſſerhalb der Darſtellung und in den ſchlichteſten Ausdrücken mitgegeben. So in dem ganz romanzenartigen alten Liede *von den HH. drei Königen*, zu Anfange:

Ich lag in einer Nacht und ſchlief,
Mir träumt', wie mir König David rief,
Daß ich ſollt dichten und reimen,
Von heiligen dreien Königen ein neues Lied;
Sie liegen zu Cölln am Rheine.

und nun folgt gleich die Geſchichte. Oder in einer andern Ballade *) am Schluß:

Wer iſts, der uns dies Liedlein ſang?
So frei iſt es geſungen.
Das haben drei Jungfräulein gethan
Zu Wien in Oeſterreiche.

---

*) Hr. *Eſchenburg* theilt ſie aus ſeinem gelehrten Vorrathe mit: *Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt.* S. 447 u. f.

Ferner, was den Inhalt betrifft, ſo iſt es ein unpoetiſches Beginnen, eine gute Handlung als ſolche darſtellen zu wollen; denn das, was eigentlich ihren ſittlichen Werth ausmacht, die Reinheit der Bewegungsgründe, kann auf keine Weiſe zur Erſcheinung kommen. Es iſt aber auch der unverfälſchten geraden Geſinnung des Volkes gar nicht gemäß. Das Bekanntmachen ſogenannter edler Handlungen durch die Zeitungen, die dafür ertheilten Ehrenbezeugungen oder gar darauf geſetzten Preiſe, alles dieß ſind Mißgeburten einer leidigen Aufklärung. Ich will nicht ſo übel von unſerm Zeitalter denken, nicht zu glauben, daß eine Menge viel beſſerer Handlungen geſchehen, als die unſre albernen Volksſchriftſteller aufzeichnen. Dem Staate liegt es ob, dem Bürger, der z. B. einem andern das Leben gerettet, eine Corona civica zu verehren: allein dieß iſt ganz etwas anders; es iſt eine Belohnung für den ihm geleiſteten Dienſt, wobei die über allen Lohn erhabne Sittlichkeit des Thäters dahin geſtellt bleibt.

Jede Anſtalt iſt unſittlich, die es zweideutig macht, ob ſich in ein wohlthuendes Beſtreben nicht eitle Ruhmſucht miſchte. Der wahrhaft tugendhafte Menſch, der ſo innig fühlt, daß das Beſte, was er thun kann, nur ſeine Schuldigkeit iſt, wird bei dem gethanen nicht ſelbſtgefällig verweilen, und ſich vornamlich allem Schaugepränge damit entziehen. Die chriſtliche Geſinnung vollends, die wohl noch immer die popularſte iſt, bringt es mit ſich, wenn man Urſache zur Zufriedenheit mit ſich zu haben glaubt, ſich in ſeinem Innern zu demüthigen, damit nicht der Stolz auf das vollbrachte Gute die gefährlichſte Verſuchung werde.

Eine kleine Inconſequenz iſt es, daß der Dichter ſo wiederholt erklärt, er wolle ein Individuum verherrlichen, und doch alle localen Beſtimmungen wegläßt, woran man es erkennen könnte. Es würde, wie mir ſcheint, auch poetiſch weit vortheilhafter ſein, wenn der Fluß und die Scene der Ueberſchwemmung, das Vaterland und der Name des Retters angegeben wäre. Der Grund des Verſchweigens liegt freilich in der Erzählung ſelbſt:

So rief er, mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

Der Bauer entzog ſich ſchnell der Dankbarkeit und Bewunderung, man hat vielleicht nicht einmal ſeinen Namen erfahren; er hätte ſich eine öffentliche Lobpreiſung gewiß eben ſo verbeten wie den Lohn des Grafen. Dieſer wahrhaft große Zug krönt ſeine Handlung; und da Bürger das, was ihre Sittlichkeit beglaubigt, ſo gut gefühlt und ausgedrückt hat, ſo iſt es zu beklagen, daß er die That nicht den Thäter hat loben laſſen, ohne zu ſagen, zu melden und anzukündigen, daß er ſie herrlich preiſen wolle. Man mache nur den Verſuch, mit Weglaſſung aller Strophen und Zeilen, welche Declamation enthalten, die bloße Erzählung herauszuheben: man wird nicht nur die Entbehrlichkeit jener Einſchiebſel einleuchtend, ſondern auch die Wirkung der Geſchichte um vieles erhöht finden. Beſonders hat alles, was den Bauer und ſeine That darſtellt, den Ton der gediegenſten Biederkeit: und es iſt keine Frage, daß bei einem etwas anders gerückten Geſichtspuncte (das Irrige der jetzigen Behandlung liegt ſchon zum Theil in der Ueberſchrift) ein vortreffliches Gedicht daraus hätte werden können.

Wir ſehen dieß gleich an der Romanze: die Kuh oder Frau Magdalis, durch ein Beiſpiel beſtätigt. Der Inhalt iſt hier ebenfalls eine edle Handlung, und zwar von weit geringerem Belange, eine bloße Handlung der Mildthätigkeit. Allein der Nachdruck iſt auch gar nicht auf ſie gelegt: ſie kommt erſt ganz am Ende zum Vorſchein, nicht während ſie geſchieht, ſondern ſchon geſchehen; und wir werden zuerſt auf die überraſchende und ſinnreiche Art gelenkt, womit die Wohlthat erwieſen worden iſt. Die Nachrede, womit der Dichter ſie begleitet, iſt ſchmucklos, und enthält nur das Nöthige, um die Geſchichte als wahr zu beurkunden. Vorn führt er uns mit der naivſten Wahrheit in die Beſchränktheit einer Glückslage hinein, wo der Verluſt einer Kuh zum großen und unüberwindlichen Leiden wird. Daß die arme Witwe bei dem Brüllen im Stalle ſich vor einem böſen Geiſte ängſtigt, giebt der Sache etwas wunderbares, und iſt doch eben ſo natürlich, als ihre verdoppelte Freude beim Anblick der Kuh rührend. Es iſt alles aus dem Stoffe gemacht, was daraus werden konnte, ohne Prunk und Künſtelei; das Ganze iſt durchaus liebenswürdig und gemüthlich.

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain wird unfehlbar jedes empfängliche Herz erſchüttern, aber leider mit peinigenden Gefühlen, gegen die nur derbe Nerven geſtählt ſein möchten.

Das Gedicht hat eine moraliſche Tendenz, in dem Sinne wie unſre bürgerlichen Familiengemählde: und wie dieſe zum romantiſchen Schauſpiel, verhält es ſich ungefähr zur wahren Romanze. Das Drückende dieſer Rückſicht liegt gar nicht darin, daß überhaupt ein beſtraftes Verbrechen zur Warnung aufgeſtellt wird: dieß geſchieht ja auch in der Lenore und im wilden Jäger. Freilich werden die Vergehen beider als Frevel gegen den Himmel, und die Strafe als ein übernatürliches Verhängniß vorgeſtellt, wodurch die Dichtung einen weit kühneren Charakter bekömmt. Allein es giebt verſchiedne alte Romanzen, welche Mordgeſchichten enthalten, und mit der natürlichen oder bürgerlichen Beſtrafung endigen, und nichts deſto weniger vollkommen romantiſch ſind. Die genaue pſychologiſche Entwicklung der Motive womit der Fortſchritt der unglücklichen Verführten vom erſten Fehltritt bis zum Verbrechen begleitet wird, iſt es, was weder ein heitres noch ein ernſt erhebendes Bild des Lebens aufkommen läßt. Die Acten zum Criminalproceß der Kindermörderin ſind in dem Gedichte vollſtändig dargelegt: daß er, bei allem, was ſie entſchuldigt, dennoch mit ihrer ungemilderten Verdammung endigt, während der niederträchtige Verführer und der brutale Vater (denn an Häßlichkeit der Sitten iſt nichts geſpart) frei ausgehen, iſt empörend, und ſtellt uns die höchſte Widerrechtlichkeit und Verkehrtheit ſo mancher bürgerlichen Einrichtung vor Augen. Des menſchlichen Elendes haben wir leider zu viel in der Wirklichkeit, um in der Poeſie noch damit behelligt zu werden. Ich ſehe wohl, daß Bürger, vielleicht mehr aus Inſtinct als Reflexion, überall zu der Region hinſtrebt, wovon ihn die einmal genommene und nunmehr unabänderliche Richtung ausſchloß, und in ſo fern iſt dieß Gedicht lehrreicher als manches andre. Einige haben vorzüglich die Schilderung der Schwangerſchaft bewundert; mir ſcheinen die anfangenden und ſchließenden Strophen das meiſterhafteſte zu ſein. Auch die auf Unſchuld anſpielende Wahl des Namens Taubenhain iſt glücklich, und die wiederum auf Namen und Sache anſpielende Geſtalt der Geiſtererſcheinungen:

Da raſſelt, da flattert und ſträubet es ſich
Wie gegen den Falken die Taube.

gehört zu den zarteren Geheimniſſen der Poeſie.

Das Lied von Treue iſt aus einem alten und vielfach wiederholten Fabliau genommen. Da die Geſchichte bloß auf einen Sarkasm gegen die weibliche Treue hinausläuft, ſo ſollte ſie entweder kurz als witzige Anekdote erzählt werden, oder in einer größern Compoſition der Ironie dienen, wie wir ſie wirklich in den Roman vom Triſtan eingeflochten ſehen, der ganz auf die höchſte Treue der Liebenden gebaut iſt. Wenigſtens fühlt man ſehr entſchieden, daß Bürgers Romanze keinen rechten Schluß hat. Graf Friedrich Leopold Stollberg hat bei der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes unter dem Namen Schön Klärchen (Muſenalmanach von Voß und Göckingk 1781.) mit einer glücklicheren Wendung geendet, überhaupt eine weit anmuthigere Erzählung daraus gemacht, wiewohl nicht im reinen Ton der Ballade, aber ſo duftig und roſenfarben gehalten, daß der helle Leichtſinn uns noch zierlich daraus anſpricht, und der herzliche Kummer des Betrognen wie eine kindliche Klage. Es iſt alles beſſer zuſammengewebt: die drei Däniſchen Doggen erſcheinen nicht erſt mit der Kataſtrophe zugleich, ſie ſind ſchon als Schön Klarchens Gefolge bekannt, ſamt dem getigerten Spanier, den ſie auf der Jagd zu reiten pflegte; und wie viel artiger nimmt ſich der Liebhaber aus, der ihr, wie ſie mit ihm davon zieht, Lieder und Mährchen vorſagt, (ein Zug, der ſich ſo hübſch zu dieſem leichten Handel ſchickt) als der ſchwere Junker vom Steine. Für die Wahl der Romanzen-Form läßt ſich zwar das alte Lied vom Knaben mit dem Mantel anführen, ebenfalls ein Fabliau und eine Satyre auf die weibliche Treue: allein in dieſer alten Ballade iſt die ganze Darſtellung ſcherzhaft, und es wartet nicht wie hier alles auf eine einzige epigrammatiſche Spitze. Bürgers Behandlung thut ſich durch nichts ſonderlich hervor. Auf der einen Seite der „Donnergaloppſchlag des Hufs“ und „die Stürme der Naſe,“ auf der andern:

Herr Junker, was haun wir das Leder uns wund?
Wir haun, als hackten wir Fleiſch zur Bank.

bezeichnen die beiden Endpuncte ſeiner Manier; nämlich eine unpopulare Künſtlichkeit der Darſtellung, und dann wieder poſitive Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht volksmäßigen, negativ, ſondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden ſollte.

Wir haben jetzt die größeren Romanzen ſämmtlich durchgegangen: es iſt aber noch eine Anzahl kleinerer Stücke zurück, die zum Theil romanzenartig, zum Theil Lieder im Volkstone ſind, und worunter die meiſten, wie mich dünkt, nicht leicht zu ſehr gelobt werden können. Sie ſind eigenthümlich ohne Bizarrerie, und frei und leicht wie aus voller geſunder Bruſt geſungen. Dahin gehören gleich die von Minna redenden Lieder, die mit den alten Minneſingern nichts gemein haben, aber ein heitres von Bürgern ſelbſt entworfenes Bild des Minneſingers darbieten. In des armen Suschens Traum iſt der ſo natürliche und volksmäßige Glaube an ſinnbildliche Deutung der Träume rührend genutzt: die Folge und Verknüpfung der Bilder iſt wirklich träumeriſch, und das Pathetiſche anſpruchslos. Der Ritter und ſein Liebchen drückt ſchon im Gange des Sylbenmaßes treuloſen Leichtſinn aus: das Abgeriſſene des Anfangs und wie der Ritter unbekehrt davon geht, ohne daß eine weitere Auflöſung erfolgt, iſt im Geiſt der ächteſten Romanze. Eben ſo ſchön Suschen; es läßt ſich nicht beſcheidner, ſinniger und zierlicher über die Wandelbarkeit der Liebe ſcherzen. Dem Liebeszauber iſt nicht zu widerſtehen, ſo lebendig gaukelt er in dem muntern Liede, bei dem man gleich die Melodie mit zu hören glaubt, wenn man es nur lieſt. Das Ständchen und Trautel ſind gefällige Weiſen, das Schwanenlied und Mollys Werth von der naivſten Innigkeit. Das Mädel, das ich meyne, (denn ich bleibe bei dem Mädel und kann mich nicht zu der Holden bekehren) blüht in friſchen Farben; da der Dichter ſie hinterdrein noch duftiger verblaſen wollte, hat die Einheit des Tons darunter gelitten. Zu den Fragen und wiederholenden Antworten, überhaupt zu der tändelnden Einfalt, womit ſinnlicher Liebreiz als ein Wunderwerk des Schöpfers geprieſen wird, paßte der Ausruf: „der liebe Gott! der hat's gethan,“ vollkommen. Die Elemente ſind ein religiöſer Volksgeſang und Naturhymnus voll höherer Weihe und Offenbarungsgabe. Das Heiligſte iſt ganz in die Nähe gerückt, die myſtiſche Symbolik der Natur in allgemeine menſchliche Gefühle überſetzt, und nicht unbefugt hat der Sänger Ausſprüche aus der heiligen Schrift entlehnt.

Ich glaube, Luther würde dieß Gedicht für ein würdiges Kirchenlied anerkannt haben. Untreue über alles iſt ein ſüßes Liebesgekoſe: kindlich aus einem Nichts geſponnen, zart empfunden, fantaſtiſch erfunden, und romantiſch ausgeführt. Es muß erfreuen, daß die muntre Laune den Dichter auch in den letzten Jahren nicht verließ: das Hummellied, Sinnenliebe, Lied (Ausgabe von 1796. Th. II. S. 266.) der wohlgeſinnte Liebhaber, und Sinnesänderung, alle von der zierlichſten Schalkheit und zuweilen von einer markigen aber unverdorbenen Lüſternheit beſeelt, ſind angenehme Beweiſe davon. Ich kann nicht umhin, dieſe kleinen Sachen im Range weit über manche berühmtere zu ſtellen: das Maß des Kunſtwerthes wird nicht durch den äußern Umfang und den Inhalt begränzt, und ſogar ein Spinnerlied, das ganz leiſtet, was es ſoll, wie das Bürgerſche, iſt nichts geringes.

Doch muß ich erinnern, daß ich unter den obigen Stücken die früheren in ihrer urſprünglichen Geſtalt meine, ſo wie auch bei den vielerlei Veränderungen, die Bürger mit ſeinen übrigen lyriſchen Gedichten vorgenommen hat, faſt durchgängig für die alten Leſearten ſtimmen würde. Zuweilen iſt die Umarbeitung ſo entſtellend, daß der Liebhader, der die poſtume Ausgabe aufſchlägt, ſeine vormaligen Lieblinge kaum wieder erkennen wird. Ich glaube die Herſtellung des Beſſeren würde keine Verletzung der Rechte des Dichters ſein, der zwar mit ſeinen Hervorbringungen nach Willkühr ſchalten, aber nichts einmal Gegebnes zurücknehmen kann. Konnte doch Taſſo, der mit den Correcturen ins Große ging, ſein umgearbeitetes mit mühſam demonſtrirten Vorzügen ausgeſtattetes Jeruſalem nicht durchſetzen.

Zu nicht wenigen Veränderungen hat Bürgern das Bemühen bewegen, die ihm vorgerückte Verſäumniß des Idealiſchen nachzuholen; dazu gehören z. B. verſchiedene im Hohen Liede. Da ſich dieß auch auf Gedichte erſtreckte, die bisher recht gut ohne dergleichen fertig geworden waren, ſo ſind darin die Idealität und Volksmäßigkeit ins Gedränge mit einander gerathen: die letzte, als im wohlhergebrachten Beſitz, hat nicht ganz weichen wollen, und ſo ſchieben ſie ſich wie zwei Perſonen auf einem zu ſchmalen Sitze hin und her. An dem Mädel, nunmehr der Holden, die ich meine, hat man das deutlichſte Beiſpiel davon. Der Minneſinger hat nunmehr den dritten Namen bekommen: er hieß in der zweiten Ausgabe der Liebesdichter, und jetzt Lieb' und

Lob der Schönen. Das gute Ständchen: „Trallyrum larum, höre mich!“ iſt ebenfalls ein etwas idealiſirtes Ständchen geworden. Bei weitem die meiſten Veränderungen rühren jedoch von dem Princip der Correctheit her. Noch von andern fällt es ſchwer, irgend einen Grund zu entdecken, und man kann ſie mit nichts anderm vergleichen, als dem willkührlichen Wundreiben der geſunden Haut. Wenn man in der älteſten Ausgabe lieſt:

Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich
Lieb und werth ein bischen hielteſt,
Und von dem, was ich für dich,
Nur ein Hunderttheilchen fühleſt,
Daß dein Danken meinem Gruß
Halben Wegs entgegen käme,
Und dein Mund den Wechſelkuß
Gerne gäb' und wiedernähme:
Dann, o Himmel, außer ſich
Würde ganz mein Herz zerlodern!
Leib und Leben könnt' ich dich
Nicht vergebens laſſen ſodern! —
Gegengunſt erhöhet Gunſt,
Liebe nähret Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunſt,
Was ein Aſchenfünkchen bliebe.

ſo begreiſt man nicht, was dieß harmloſe artige

Liedchen ſo ſchweres verſchulden konnte, das ihm folgende Ummodelung ſeiner drei erſten Strophen zuzog:

Wenn, o Mädchen, wenn dein Blut
Reger dir am Herzen wühlte;
Wenn dieß Herz von meiner Gluth
Nur die leiſe Wärme fühlte;
Wenn dein ſchöner Herzensdank
Meiner Liebe Gruß empfinge;
Und dir willig ohne Zwang
Kuß um Kuß vom Munde ginge:
O dann würde meine Bruſt
Ihre Flamme nicht mehr faſſen;
Alles könnt' ich dann mit Luſt,
Leib und Leben könnt' ich laſſen.

Aehnliche Beiſpiele ſind die vierte Strophe des Winterliedes, die erſte und zweite des Schwanenliedes, jetzt der Liebekranke genannt, und die erſte des Gedichtes an Adonide, jetzt an Molly. Ich unternahme allenfalls, auch bei den befremdendſten Fallen die Gründe zu errathen, die Bürgern geleitet haben mögen; und noch weniger ſollte es mir ſchwer fallen, die Vorzüge der alten und Mangel der neuen Leſearten aufzuzahlen. Allein ich kann mich unmöglich zu dieſer Erörterung entſchließen, und laſſe es auf die

Gunſt meiner Leſer ankommen, ob ſie mich dazu im Stand halten wollen. Wie unerfreulich und trocken es ausfällt, wenn man ſich vernimmt, dergleichen mit erſchöpfender Gründlichkeit abzuhandeln, zeigt uns Bürgers Rechenſchaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus. Er hat darin über die vier erſten Zeilen des Gedichtes oder den Refrain mehr als vierzig eng bedruckte Seiten, einige kleine Epiſoden mit eingerechnet, geſchrieben. Da das Reſultat nun nichts weniger als befriedigend ausfällt, ſo ließe ſich leicht ein mäßiger Band zur Widerlegung ſchreiben, welchen dann Bürger, oder wer ſeine Sache verföchte, mit einem noch ſtärkeren beantworten müßte; in dieſer Progreſſion könnte es ins Endloſe fortgehen, und ſo brächten zwei Menſchen (die Leſer, wenn deren welche aushielten, noch nicht einmal in Anſchlag gebracht) ihr Leben vortrefflich mit vier Verſen hin. Nein, in dieſer Art von Kritik will ich gern jenen Rabbinern den Vorrang gönnen, welche genau wußten, wie oft jeder Buchſtabe und jedes Tüttelchen im geſammten alten Teſtament vorkomme. Lieber will ich die Sache an der Quelle angreifen, woraus die einzelnen mit den Gedichten vorgenommenen Veränderungen, und Bürgers mühſeliges Schreiben darüber hergefloſſen; und ſomit komme ich auf den ſchon anfangs berührten Einfluß, den ſeine Begriffe von der Correctheit auf ſeine Ausübung gehabt haben. Wenn Bürger als ſtrenger Kritiker auftritt, und zwar gegen ſich ſelbſt, ſo möchte dieß bei vielen ein großes Anſehn haben, beſonders da man gewohnt war, ihn als einen originellen und genialiſchen Dichter, und als einen Befreier der Poeſie von willkührlichen Conventionen zu betrachten. Allein es wird ſich zeigen, daß während er von den Altgläubigen in der Poetik als ein arger Ketzer verſchrieen ward, der alte Glaube ihm ſelbſt weit mehr als billig anhing.

Correct kommt von corrigiren her, und demnach lautet dann das Hauptaxiom dieſer gebenedeiten Dogmatik: durch corrigiren werden die Gedichte correct. Umgekehrt: wenn ſie nicht ſchon im Mutterleibe correct waren, ſo werden ſie auf dieſem Wege nimmermehr dazu gelangen. Pope ſagt, die letzte und größte Kunſt ſei das Ausſtreichen, und für einen Menſchen wie er, der immer nur Verſe und niemals ein Gedicht hervorgebracht hat, mag es hingehen; ſonſt aber ſollte man denken, es wäre eine viel größere Kunſt, nichts hinzuſchreiben, was man wieder auszuſtreichen braucht. Jene Sätze mußten zu einem ſehr allgemein verbreiteten Vorurtheile werden, weil die meiſten Menſchen von der organiſchen Entſtehung eines Kunſtwerkes, nicht den mindeſten Begriff, und an deſſen Einheit und Untheilbarkeit keinen Glauben haben, weil es ihnen an Fähigkeit und Uebung gebricht, es als Ganzes zu betrachten. Vollends geiſtloſe Kritiker (welches zwar ein Widerſpruch im Beiworte iſt) laſſen ſich für die Correctheit todſchlagen; ſie iſt ihr eins und alles, und wenn man ſie ihnen nähme, würden ſie ſchlechterdings nichts mehr zu ſagen wiſſen.

Es giebt allerdings in der Poeſie Geiſt und Buchſtaben, einen ſchaffenden und einen ausführenden Theil. Ein Gedicht kann nur unter beſtimmten Bedingungen äußerlich exiſtiren, und in ſo fern es dieſe in Uebereinſtimmung mit dem Innern, und ohne Widerſpruch unter einander, erfüllt, kann es correct heißen. Niemand darf auf den Namen eines Künſtlers Anſpruch machen, der nicht in dieſer Technik Meiſter iſt. Allein ſie geht zuvörderſt auf das Große und Ganze, Reinheit der Dichtart, Anordnung, Gliederbau und Verhältniß, und betrachtet das Einzelne immer in Beziehung auf jenes. Die correcten Kritiker hingegen bleiben an lauter Einzelheiten hängen, außer wo ihnen etwa ein arithmetiſcher Begriff überliefert iſt, wie die drei Einheiten, welche deswegen auch ihr Lieblingsthema wurden. Diction und Versbau iſt ihre Loſung, und wenn ſie denn nur dieſe letzten Capitel der Poetik recht begriffen hätten! Aber was iſt ihnen fremder als philoſophiſche Grammatik, Studium der eignen Sprache aus den Quellen und die Wiſſenſchaft der Metrik? Erbarmenswürdig iſt es, wenn z. B. Ramler immer noch als der Held der Correctheit aufgeſtellt wird, der all ſein Leben lang nicht hat lernen können einen ordentlichen Hexameter zu machen, der den Gedichten andrer immerfort die unpaſſendſten, matteſten und übellautendſten Veränderungen aufgedrungen hat, dem man endlich in ſeinen eignen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bey dem nächſten Herkommen ſtehen bleibt, nachweiſen könnte.

Es thut mir leid, jenen dürftigen Begriff von Correctheit, der ſich blos auf Diction und Versbau beſchränkt, auch bei Bürgern wieder zu finden. Er hat ſich zu deutlich darüber erklärt, um Zweifel übrig zu laſſen. Er ſetzt in der ſchon angeführten Rechenſchaft (S. 486) Form und Stoff eines Gedichtes einander entgegen. Unter Stoff verſteht er den geiſtigen Gehalt. Dieſer Ausdruck iſt nicht ſchicklich: der geiſtige Gehalt iſt kein bloßer Stoff, der durch die äußre Darſtellung erſt geformt werden müßte; er iſt ſelbſt ſchon Form, wovon die äußre Form nur der getreue Abdruck ſein ſoll. Was Bürger über die Unerſchöpflichkeit der äſthetiſchen Ideen ſagt, das einzige in dem Aufſatze, was von einer höheren Anſicht der Poeſie zeugt, iſt aus Kants Kritik der Urtheilskraft entlehnt. Es hat ſeine Richtigkeit: es giebt Foderungen an ein Kunſtwerk, die keine Gränze kennen, und die es nur Gradweiſe befriedigen kann; und Geſetze, die es entweder erfüllt oder übertritt. Dieſe Geſetze erſtrecken ſich aber auf weit weſentlichere und tiefer eingreifende Puncte, als die Einzelnheiten der Diction und des Versbaues. Bürger iſt nicht dieſer Meinung geweſen, oder er hatte vielmehr damals vergeſſen, was ihm ſein beſſerer Genius ſonſt darüber eingegeben. „Das Gebiet der „Formen,“ ſagt er, „erſtreckt ſich nicht weiter, als „der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verſes und die Möglichkeit des Reimes, vermittelſt „welcher man poetiſch darſtellt.“ Und man halte dieß nicht etwa für eine übereilte Aeußerung, welcher der Inhalt ſeiner Bemerkungen widerſpräche. „Ich hoffe,“ ſagt er von der jetzigen Geſtalt der Nachtfeier, „jeder Vers wird die ſtrengſte Prüfung „der poetiſchen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Anſehung des poetiſchen Geiſtes, der den „todten Buchſtaben beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgeſetzt zu ſein.“ Als ob ſich der poetiſche Geiſt auch ſo in einzelnen Zeilen offenbarte! Als ob es nicht ſehr möglich wäre, bei dem in der Welt vorhandnen Vorrath von Verſen, ohne allen poetiſchen Geiſt, nur mit Verſtand und Geſchick, Verſe zuſammenzuſetzen, denen man, für ſich betrachtet, den Namen ſchöner Verſe nicht verweigern dürfte!

Daß Bürger ſich mit ſeinen Correcturen beſonders an die Nachtfeyer der Venus gehalten, iſt ganz in der Ordnung: denn dieſes Gedicht, wie er es dem Lateiniſchen frei nachgebildet, war vom Anfange an zum Corrigiren eingerichtet, und kann für nichts weiter gelten als ein phraſeologiſches Studium. Von dem Original, über deſſen Zeitalter und Urheber die gelehrteſten Philologen verſchiedner Meinung ſind, und worein, in der Geſtalt, wie wir es haben, unter barbariſchen Spuren doch manches aus ächteren antiken Quellen gefloſſen ſein mag, redet Bürger ſelbſt nicht mit ſonderlichem Reſpect. Demungeachtet betreffen, einige gleich zuerſt vorgenommene Umſtellungen ausgenommen, alle nachherigen Veränderungen nicht Anlage, Charakter, Haltung und Bedeutung des Ganzen, ſondern bloß einzelne Bilder, Wörter, Laute und Sylben. Um nur ein paar Beiſpiele zu geben, ſo iſt es ihm niemals eingefallen, daß die Stelle von der Venus als Stammutter und Schutzgöttin des Römiſchen Volks bloß locale Wahrheit und ein nationales Intereſſe hat, daß ſie bei einem für uns noch gültigen ſymboliſchen Gebrauche der Mythologie durchaus wegfallen mußte. Ferner da der Römiſche Dichter ſich erſt in den vier letzten Zeilen mit Vorwürfen über ſein bisheriges Schweigen und Anmahnungen, in den allgemeinen Jubel mit einzuſtimmen, erwähnt, ſo hat Bürger dieß beibehalten, aber zweimal vorher den Geſang und die Leier ſo feierlich hervorgehoben, als ob der Dichter einem Chor vorſänge, und den Widerſpruch darin nimmer bemerkt. Von den Eintheilungen in Vorgeſang, Weihgeſang und Labgeſang mag ich gar nicht einmal reden. Und bei dieſer Gedankenloſigkeit über die Ausbildung des Ganzen meinte Bürger dennoch mit der letzten ausgeputzten Geſtalt des Gedichtes einen Kanon für die Poeſie aufzuſtellen, wie der des Polyklet für die Bildnerei geweſen. Das iſt grade, als hätte Polyklet ſeinen Kanon nicht durch die Vollkommenheit der Proportionen, ſondern durch fleißiges Poliren der Bronze zu Stande bringen wollen. Ja er hoffte, dieſes Gedicht ſollte vermögend ſein, die Sprache auf mehre Jahrhunderte zu fixiren, (S. 482) „ſo „weit es nämlich in deutſche Diction und Vers-Mechanik vermittelſt ewig ſchöner Gedanken und Bil„der hineingriffe.“ Den beſchränkenden Zuſatz verſtehe ich nicht recht, denn da in der Sprache alles zuſammenhängt, möchte ſie ſchwerlich theilweiſe zu fixiren ſein. Aber zu welchem Minimum müßte ihm die unendliche Fülle und der ewige Wandel des menſchlichen Geiſtes, der auch nur in Einer Sprache ſich regt und bewegt, zuſammengeſchrumpft ſein, um dergleichen Wirkungen von einem Gedichte zu erwarten, das bei geringem äußern Umfange, auf das glimpflichſte geſagt, leer iſt, und nichts von dem in ſich hat, was die Gemüther in allen ihren Tiefen ergreift und ſich unauslöſchlich einprägt.

Bei den Zweifelsknoten, zwiſchen denen ſich Bürger mühſelig herumwindet, hätte er oft nur die Frage um einen Schritt weiter zurückführen dürfen, um zu ſehen, daß ſie ganz anders geſtellt werden müſſe, und auch eine ganz verſchiedne Antwort auszumitteln. Gleich anfangs erzählt er das lächerliche Unglück, welches ihm mit dem Refrain begegnete, den er auf keine Weiſe ſich und andern völlig recht machen konnte, der, je öfter er ihn umſchmolz, um ſo übler gerieth, ſo daß er endlich genöthigt war, durch einen Machtſpruch Einhalt zu thun. Ich glaube es wohl: er hätte noch zwanzigtauſend ſolche Refrains machen können, ohne einen vollkommen guten darunter zu finden; die Aufgabe gehört ihrer Natur nach zu den unmöglichen. Der Refrain des Originals, der in einem einzigen Tetrameter beſteht, ſoll in die doppelte Länge ausgedehnt werden, dabei findet keine Erweiterung des Inhalts Statt, und die Schmückung des Ausdrucks will Bürger ſelbſt mit gutem Grunde möglichſt vermieden wiſſen. Wie ſoll das in aller Welt ohne Zerren und Künſtelei zugehn? Ueberdieß verurſacht der ſo verlängerte Refrain nothwendig ein Mißverhältniß: er trennt die Abſätze des Gedichtes viel weiter von einander, und eben ſo oft wiederholt, wie ihn Bürger wirklich gebraucht hat, nimmt er doppelt ſo viel Raum ein, wie im Original. Aber wenn der Refrain in zwei kürzere, einem Tetrameter gleichgeltende Zeilen überſetzt wäre, ſo hätten ſelbige ohne Reim bleiben müſſen. Allerdings: es fragt ſich eben, ob es überhaupt räthlich war, das Pervigilium auch bei einer freien Nachbildung in gereimte Verſe zu übertragen. Zwar ſcheint keine gereimte Versart größere Aehnlichkeit mit den trochäiſchen Tetrametern zu haben, als unſre ſogenannten vierfüßigen Trochäen mit alternirenden männlichen und weiblichen Reimen. Allein ſie verketten immer vier Zeilen zu einer kleinen Strophe, da in dem antiken Sylbenmaaße Vers auf Vers unaufhaltſam fortgeht. Alsdann trennt auch der weibliche Reim die erſte Zeile weit beſtimmter von der zweiten, als der Abſchnitt die beiden Hälften des Tetrameters, der eben wegen ſeiner Länge bei dem leichten Rhythmus raſch zum Ende eilt. Bei uns hat jenes Sylbenmaaß daher den ſanfteſten und ruhigſten Liederton, da hingegen die Griechiſchen Kunſtrichter dem choreiſchen Tetrameter den beweglichſten und leidenſchaftlichſten Gang zuſchreiben. Dieſer ſtimmt auch im Original ſehr gut zu dem Ausdruck trunkner Freude und allgemeinen Taumels bei der Wiederbelebung der Natur, worin allein ich einen Hauch des antiken Geiſtes zu fühlen glaube. Durch die Hauptzierde der Bürgerſchen Nachbildung, die Reime, iſt der Charakter des Gedichtes nicht nur verändert, ſondern es iſt eigentlich charakterlos geworden.

Ohne das hätte die Wahl der Bilder und Züge unmöglich eine ſolche Breite gehabt. Wie ſchon geſagt: durch Corrigiren war hier wenigſtens für das Ganze nichts zu verderben; im Einzelnen iſt es häufig geſchehen, wie ſich leicht zeigen ließe, wenn für unſern Zweck nicht der Beweis hinreichte, daß Bürger bei der Beſchränkung ſeiner Kritik auf Diction und Versbau, ſelbſt über dieſe Puncte nicht auf die Grundſätze zurückging, und aus irrigen Vorderſätzen ſchloß. So nimmt er bei den metriſchen Bemerkungen gar keine Rückſicht auf den Gegenſatz der gereimten und rhythmiſchen Versarten. Nicht ſelten liegt der Satz im Hinterhalte, die Poeſie ſolle keine Freiheiten der Sprache vor der Proſa voraus haben: eine oft genug wiederholte und eingeſchärfte Meinung, die aber von Leuten aufgebracht iſt, welche Poeſie und Proſa als entgegengeſetzte und unabhängige Weſen in ihrem Kopfe nicht vereinbaren konnten, und deswegen, da man der Proſa zum nächſten Gebrauch doch nicht wohl entrathen kann, lieber die Poeſie aufheben wollten. Meiſtens aber rügt er Verſehen gegen die logiſch-grammatiſche Genauigkeit, die nur durch eine ängſtliche Zergliederung merkbar werden, auf welche die Poeſie, als eine Kunſt des ſchönen Scheines, gar nicht eingerichtet zu ſein braucht. Es giebt zwar in ihr ſowohl Miniaturen als Decorationsmalereien, aber für dieſe mikroſkopiſche Betrachtungsart iſt keins ihrer Producte beſtimmt, und dasjenige, welches dem Leſer Muße und Luſt dazu ließe, könnte ſchon desfalls keinen Werth haben. Und doch iſt Bürger ſeiner Sache dabei ſo gewiß, daß er den Vorwurf der Kleinlichkeit und Pedanterei mit folgendem Ausſpruche abweiſt: „Ich verkündige allen denen, die es „noch nicht wiſſen, ein großes und wahres Wort: „Ohne dieſe Sylbenſtecherei darf kein „äſthetiſches Werk auf Leben und Un„ſterblichkeit rechnen.“ Die Geſchichte der Poeſie muß ihm, als er dieſes ſchrieb, gar nicht gegenwärtig geweſen ſein. Oder haben etwa Homer, Pindar, Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes dieſe Sylbenſtecherei geübt? Und um aus der modernen Poeſie nur Ein Beiſpiel anzuführen, wer war weiter von ihr entfernt als Shakſpeare? Ja wie läßt ſich bei den Altengliſchen Volksliedern, die Bürgern zu ſeinen ſchönſten Hervorbringungen die Anregung gaben, und alſo hoffentlich noch leben, nur daran denken? Dagegen ſind manche, ſogar auf die Nachwelt gekommene Werke der Alexandriniſchen Dichter, die in dieſer Sylbenſtecherei keine gemeine Meiſterſchaft beſaßen, doch nicht am Leben. In der neueren Poeſie kann man diejenigen, welche ſie mit beſonderm Fleiße getrieben. und dennoch nie, außer im Wahne eines verkehrten Geſchmacks gelebt haben, zu hellen Haufen aufzählen. Bürger verkannte ſich ſelbſt und ſeinen Werth mit dieſer ängſtlichen Sorge um die kleinen Aeußerlichkeiten der Poeſie, worauf man den Spruch des Evangeliums anwenden kann: Ihr ſollt nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem allen trachten die Heiden. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen.

Ich habe im Obigen Bürgers Maximen über

Correctheit und ſeine corrigirende Praxis lebhaft beſtritten: eine wider ihn ausfallende Entſcheidung würde indeſſen zu ſeinem Vortheil gereichen, indem ſie ihn von ſo vielem ungerechten Tadel ſeiner ſelbſt und den ertödtenden Correcturen befreite. Es thut weh, zu ſehen, wie Bürger z. B. bei Molly's Werth (S. 501 u. f.) gegen ſein eignes Fleiſch wüthet, und Ausdrücke matt und gemein ſchilt, die nur dem Tone der Geſinnungen gemäß einfältig und naiv ſind; wie er ſelbſt in einem Gedichte von nicht mehr als drei Strophen Veränderungen ohne Rückſicht auf das Ganze vornimmt, und ſo aus einem ſüßen herzigen Liede ein ſteifes verzwängtes Unding herausbringt, an dem nichts mehr zu erkennen und zu fühlen iſt. Glücklicher Weiſe ſind die Romanzen von allem ſolchen Ungemach verſchont geblieben. Bürger mochte wohl einſehen, daß ſein allgemeines rhetoriſches Ideal einer guten reinen Schreibart, dem er bei den lyriſchen Gedichten unbedingt opferte, da doch nichts unter der Rubrik rhetoriſcher Fehler aufgeführt werden kann, was nicht in der Poeſie an ſeiner Stelle gut wäre, hier nicht anwendbar ſei, ohne alles umzuſtoßen. Daß indeſſen in den meiſten Romanzen viel und oft ausgeſtrichen worden, ehe ſie öffentlich erſchienen, iſt gewiß, und daß ſie zum Theil beſſer, nämlich kunſtloſer und freier von Manier würden ausgefallen ſein, wenn frühere Leſearten ſtehen geblieben wären, nur zu wahrſcheinlich.

Die kritiſchen Aufſätze und Veränderungen, womit wir uns bisher beſchäftigt, ſind zwar aus Bürgers letzter Periode; allein in der Vorrede zur zweiten Ausgabe kommen ſchon ſtarke Aeußerungen über ſeine iſolirende Anſicht des techniſchen Theils der Poeſie vor; und in der Vorrede zur erſten verräth ſich der grammatiſche Hang wenigſtens durch die eigne ſo hitzig verfochtene Orthographie. Wenn man ferner bedenkt, daß die Nachtfeier der Venus, ſein früheſtes, und *das hohe Lied*, eines ſeiner ſpäteſten Producte, ungefähr nach derſelben Idee der Tadelloſigkeit und einer abſoluten Vollkommenheit der Diction und des Versbaues, da es doch nur eine relative giebt, ausgeführt und durchgearbeitet ſind, ſo kann man ſchwerlich zweifeln, daß die Maximen der Correctheit während ſeiner ganzen Laufbahn großen Einfluß gehabt haben.

Die Erwähnung des hohen Liedes führt mich auf einige ſeiner geliebten Molly gewidmete lyriſche Stücke, die noch zurück ſind. Ihr poetiſcher Werth iſt aber ſo mit der Verworrenheit wirklicher Verhältniſſe verwebt, daß ſie keine reine Kunſtbeurtheilung zulaſſen. Man kann zum Theil die himmliſchen Zeilen im Blümchen Wunderhold auf ſie anwenden:

Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
Zu ſtürmiſch und zu laut.

Beſonders iſt die Elegie, als Molly ſich losreißen wollte, ein wahrer Nothruf der Leidenſchaft, wobei das Mitgefühl jeden Tadel erſtickt. Dagegen iſt das hohe Lied durch die Ausführung ein kaltes Prachtſtück geworden, wiewohl die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage durchblickt. Man muß es der Zeit anheim ſtellen, ob ſie dieſen blendenden Farbenputz und Firniß mit ihrer magiſchen Nachdunkelung genugſam überziehn wird, um es die Nachwelt für etwas andres halten zu laſſen.

Bürger hat das Verdienſt, das bei uns gänzlich vergeſſene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben. Indeſſen zeigt ſowohl ſeine Behandlung deſſelben, als was er in der Vorrede darüber ſagt, daß er ſich die Gattung nicht aus ihrer Grundanſchauung conſtruirt hatte. Alles läuft bei ihm auf die Merkmale der Kleinheit, Niedlichkeit und Glätte hinaus, durch welche Foderungen die antithetiſche Symmetrie und ewig unveränderliche Architektonik des Sonetts durchaus nicht erklärbar wird. Er nennt es „eine bequeme Form, allerlei „poetiſchen Stoff von kleinerm Umfange, womit „man ſonſt nichts anzufangen weiß, auf eine ſehr „gefällige Art an den Mann zu bringen; einen ſchicklichen Rahm um kleine Gemählde jeder Art, eine „artige Einfaſſung zu allerlei Beſcherungen für „Freunde und Freundinnen;“ und ich befürchte, daß dieſe loſe, diminutive und alſo dem obigen zufolge Sonett-ähnliche Vorſtellung vom Sonett immer noch nicht ganz außer Umlauf geſetzt iſt. Das Beiſpiel der großen Italiäniſchen und Spaniſchen Meiſter belehrt uns, daß für das Sonett nichts zu groß, ſtark und majeſtätiſch ſei, was ſich nur irgend nach materiellen Bedingungen des Raumes darein fügen will. Ja, es fodert ſeiner Natur nach die möglichſte Fülle und Gedrängtheit, und Bürgers Sonette ſcheinen mir nicht genug gediegnen Gedankengehalt zu haben, um dem Nachdruck ihrer Form ganz zu entſprechen. Auch die bei den meiſten getroffene Wahl der fünffüßigen Trochäen ſtatt der eilfſylbigen Verſe oder ſogenannten Jamben, worin er fleißige Nachfolge gefunden iſt ein Fehlgriff, was jedoch nur aus der Theorie des Sonettes, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ſich einleuchtend darthun läßt.

Es iſt nun noch übrig, etwas von Bürgers Ueberſetzungen und dem Charakter ſeiner Proſa zu ſagen. Unter jenen iſt ſeine Arbeit am Homer die wichtigſte: er hat ſie früh unternommen und lange dabei ausgeharrt. Ueber ſein erſtes Vorhaben, die Ilias zu jambiſiren, hat er ſelbſt in der Folge das nöthige geſagt. Die Gründe, womit er es in jugendlichem Eifer vertheidigte, können jetzt nach den Fortſchritten unſerer Sprache in der rhythmiſchen Verskunſt und der Entwickelung richtigerer Begriffe vom epiſchen Gedicht, niemanden mehr aufhalten: doch iſt es intereſſant zu ſehen, wie damals Puncte zweifelhaft ſchienen, über die der Erfolg nun ſo ſiegreich entſchieden hat, und welche Stufen die poetiſche Ueberſetzungskunſt durchgehen mußte, um auf die jetzige zu gelangen. Auch die jambiſchen Proben ſind für das Studium der Sprache und um zu ſehen, wie ſich Bürger bei einer ſolchen Aufgabe aus dem Handel gezogen, immer noch lehrreich.

Bei der hexametriſchen Ueberſetzung hatte er ſich eine beiſpielloſe Treue vorgeſetzt, und dieß redliche Beſtreben, da ſonſt Entäußerung von ſeinen Eigenheiten eben nicht ſeine Sache war, iſt nicht unbelohnt geblieben; unter allem, was er poetiſch nachgebildet, iſt nichts ſo frei von Manier, und ſein langer Umgang mit dem Sänger hat ihm manches von ſeiner traulichen und naiven Weiſe zu eigen gemacht. Hatte Bürger Fertigkeit und Ausdauer genug gehabt, das Ganze zu beendigen und aufzuſtellen, ſo würde man ſeine Ilias neben die ältere Odyſſee von Voß geſetzt haben, und ihm wären durch die Uebung die Krafte gewachſen, noch fernerhin mit ſeinem alten Freunde zu wetteifern; da er jetzt an der Voßiſchen Ilias und umgearbeiteten Odyſſee Nebenbuhler von zu großer Ueberlegenheit bekam, wodurch ſeine Bruchſtücke, die ohnehin als ſolche nur eine bedenkliche Exiſtenz haben, ganz in den Schatten zurückgedrängt worden.

Aelter als ſeine homeriſchen Hexameter ſind die in einem frei überſetzten Stücke des vierten Buchs der Aeneide, welche für die damalige Zeit (1777), wo es mit der Bearbeitung der alten Sylbenmaße faſt rückgängig werden wollte, allerdings zu loben ſind. Die gelehrte Ausbildung des Originals ſowohl in der Diction als im Versbaue, beſonders in den Uebergängen der Sätze aus einem Hexameter in den andern, darf man nicht erwarten; auch fehlt es nicht an Ueberladungen und Manieren, doch zieht ein gewiſſer Schwung und leichte Fülle den Leſer fort. Wie Bürger aus der Epiſode der Dido durch eigne Zuſätze ein für ſich beſtehendes epiſches Gedicht hätte machen wollen, ſehe ich nicht wohl ein; ſeine Aeußerung darüber (Th. IV. S. 367) war wohl nicht ſo ernſtlich gemeint.

Auch Proben einer Ueberſetzung von Oſſians Gedichten finden ſich in der Sammlung. Ich ſehe die Meinung ſich immer erneuern, die Bürger ebenfalls hegte, daß dieß ein ſchweres Unternehmen ſei; ich, für mein Theil, begreife nicht, wie man es anfangen wollte, den Oſſian anders als gut zu überſetzen. Wenn man mich aber fragt: ob ſo etwas verdient überſetzt zu werden? ſo antworte ich dreiſt wie Macduff: Nein, nicht zu leben! Indeſſen ſtände von dieſem empfindſamen, geſtaltloſen, zuſammengeborgten, modernen Machwerk, über deſſen abſoluten Unwerth ich mich nicht ſtark genug auszudrücken weiß, dennoch vielleicht ein Gebrauch zu machen. Da, wie es ſcheint, in unſerm Zeitalter jeder poetiſche Jüngling die ſentimentale Melancholie einmal zu überſtehen hat, ſo ſchlage ich vor, wie man jetzt ſtatt der Kinderblattern mit den Kuhpocken abkömmt, ſie künftig mit dem Oſſian einzuimpfen; das Uebel wird auf dieſe Weiſe am unſchädlichſten und am wenigſten anhaltend ſein.

Bürgers Arbeit am Macbeth hat Celebrität erlangt und doch iſt ſie die mislungenſte unter allen.

Bey den Hexengeſängen erwartete man ihn in ſeinem eignen Fach, und er war es ſo ſehr, daß ſie manierirter ausgefallen ſind als ſein manierirteſtes. Shakſpeare hat auch hier ſeine gewöhnliche Mäßigung und Enthaltſamkeit geübt, man ſieht, daß er die Zauberinnen, ohne den Volksglauben zu verlaſſen, der Würde einer tragiſchen Darſtellung leiſe anzunähern ſuchte. In der Uebertragung iſt alles ins Scheußliche und Burleske karikirt. Zwei Zeilen reichen zum Beweiſe hin.

Round about the cauldron go;
In the poison'd entrails throw.
Trippelt, trappelt Tritt und Trott
Rund um unſern Zauberpott!
Werft hinein den Hexenplunder.

Wo iſt im Original nur eine Spur von der kindiſchen Tonmahlerei des erſten Verſes? Und wie verrucht müßten ſich die Hexen auf dem Theater gebehrden, um den Worten mit ihren Bewegungen zu entſprechen? Nach dem Zauberpott zu urtheilen, müſſen ſie aus Niederſachſen gebürtig ſein. Aber wenn wir auch den Hexenplunder fahren laſſen, kommen wir mit dem übrigen nicht beſſer fort. Es leiſtet durchaus nicht, was es als proſaiſche

Ueberſetzung leiſten könnte. Bei vielen Kraftausdrücken, und ſchwächenden Ausrufungen, die pathetiſch ſein ſollen, iſt der Dialog nicht ſelten in platte Vertraulichkeit ausgeartet. Die Unſchicklichkeit aller mit dem Schauſpiel vorgenommenen Veränderungen, der Auslaſſungen, Umſtellungen und verſchieden vertheilten Reden, nach der Strenge zu rügen, würde unbillig ſein, da Bürger ſich ſo beſcheiden darüber erklärt, und bei der Bearbeitung durch einen fremden Antrieb geleitet ward. Wie ſeine eignen Zuſätze beſchaffen ſind, kann jeder bei der Vergleichung ſehen. So viel erhellet aus allem, und es dient zur Beſtätigung des bei Gelegenheit von Lenardo und Blandine Bemerkten, daß Bürger ſich zu keiner reinen und ruhigen Anſicht des Shakſpeare erhoben hatte.

Bellin, ein Fragment, nach dem Giocondo des Arioſt, mußte freilich Fragment bleiben: denn wo hätte es nach dieſem Anfange mit dem Ganzen hinausgewollt? Im Arioſt iſt die Geſchichte, wie ſichs für eine ſolche Novelle in Verſen gehört, mit geiſtreicher Kürze erzählt; hier verliert ſich der Erzähler nach einer ſchon zu weitläuftigen Vorrede ſogleich wieder in endloſe Abſchweifungen, macht den Bellin, ſeinen Giocondo, ohne allen erdenklichen

Zweck zu einem Dichter, und läßt den Lombardiſchen König über die ungerechte Verachtung der Poeten und der Poeſie, endlich ſogar über eine obſcure Provinzial-Zeitſchrift Dinge ſagen, die Gott weiß wie dahin gehören mögen. Es iſt ein ſprechendes Beiſpiel, wie ſorglos Bürger über Plan und Anlage eines Gedichtes ſein konnte, während ihn die Ausputzung des Einzelnen bis ins feinſte hinein beſchäftigte. Denn ſehr ſauber gearbeitet ſind die Stanzen wirklich: ſie verdienen bei den Studien über den Gebrauch dieſer Versart zum Scherzhaften und Drolligen in Betrachtung zu kommen. Nur wäre ihnen mehr Freiheit und Wechſel zu wünſchen; ſogar der Abſchnitt nach der vierten Sylbe iſt immer beobachtet, der als Regel bei fünffüßigen, nicht mit längeren und kürzeren Verſen untermiſchten Jamben eine ganz unnütze und nachtheilige Feſſel iſt.

Pope's Heloiſe an Abelard iſt in der Nachbildung ohne eigentlichen Zuſatz faſt um das Doppelte verlängert, was bei der einmal gewählten Versart unvermeidlich war. Die ſententiöſe Kürze des Originals, die unter dem Pomp der Declamationen ſeinen beſten Reiz ausmacht, iſt in elegiſche Weichheit verwandelt. Die fünffüßigen Trochäen, die überhaupt nur in wenig Fällen zu empfehlen ſind, machen bei einem ſo langen Gedicht ein ermüdendes Geſchleppe. In fünffüßigen gereimten Jamben ließe ſich ſchwerlich Couplet um Couplet geben; eher in Alexandrinern, die aber den Charakter ſchwächen würden. Das Gedicht ſoll eine Heroide ſein, und wenn es nur im Geiſte dieſer antiken Untergattung gedichtet wäre, ſo müßte ſichs in elegiſchen Diſtichen ſchicklich überſetzen laſſen. Da das aber nicht iſt, und ſich ſonſt kein paſſendes Sylbenmaaß dazu finden will, und auch ſonſt noch allerlei, ſo müſſen wir ſchon ſehen, wie wir uns im Deutſchen ohne ſelbiges behelfen.

Die Königin von Golkonde iſt Boufflers fantaſieloſes aber witziges Mährchen in freie gereimte Verſe gebracht, nicht ohne manchen Verluſt, wie ſchon irgendwo ein Beurtheiler durch eine umſtändliche Vergleichung gezeigt hat. Wie mich dünkt, hat Bürger dabei einen Verſuch gemacht, Wielands Manier mit der ſeinigen zu combiniren.

Seine proſaiſchen Aufſätze beſtehen faſt nur in Vor- und Nachreden, und zwar meiſtens in geharniſchten: in dieſer Gattung hat er etwas gethan. Wenn er noch ſo ruhig und gehalten anfängt, ſo überfällt ihn, ehe man ſichs verſieht, plötzlich eine heftige ärgerliche Stimmung; ja er kann kaum eine rechtfertigende Anmerkung ohne dieſe widerwärtige Polemik zu Ende führen, worin ihn nur ſeine Lage entſchuldigt. Seine früheſten und ſpäteſten Aufſätze ſcheinen mir am beſten geſchrieben; in denen aus der mittleren Epoche geſellten ſich noch die üblen Sitten der Zeit dazu. Daß das rhetoriſche Ideal nicht vor manierirten Eigenheiten ſchützt, davon ſieht man an allen ein Beiſpiel: ſie ſind mit dem größten Fleiß durchgearbeitet, und doch iſt Bürgers Manier wo möglich noch ſtärker darin ausgedrückt als in ſeinen Gedichten; ſie erſcheinen faſt durchgehends geſucht, bald in neuen Wörtern und Wendungen, bald in veralteten, und ſelbſt in der Einfachheit anmaßend.

Das Reſultat unſrer Prüfung, wenn wir es mit Uebergehung der nicht probehaltigen Nebenſachen zuſammen faſſen, wäre etwa folgendes: Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfaſſender Fantaſie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theil ſeiner Hervorbringungen ächter Volksdichter, deſſen Kunſtſtyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit, ſeltner Größe hat.

II. Recenſionen.

1.

Homers Werke von Voß.

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Proſa und in Verſen zu übertragen ſich bemüht hat, von der Syriſchen bis zur Engliſchen, kann ſich vielleicht keine der Urſchrift mit einer ſo glücklichen Treue nähern, als die Deutſche. Schon das giebt ihr hiebei einen entſchiedenen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einſeitig ausgebildeten neuern Sprachen, daß in ihr allein die metriſche Kunſt der Alten, in ſo fern wir ſie kennen, und auf uns anzuwenden vermögen, feſten Fuß gefaßt hat, da hingegen bei den Italiänern, Spaniern, Franzoſen, Engländern, der Verſuch ſie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

ohne Folge geblieben iſt, und nur noch unter den literariſchen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unüberſehlich großer Vortheil liegt in der Freiheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte zu vereinigen, welche die neulateiniſchen Sprachen, wie die Römiſche ſelbſt, beinah gänzlich entbehren. Indeſſen giebt es noch andre Gründe, warum dieſer letzten weder ihr claſſiſches Anſehen noch ihre Griechiſche Erziehung für eine Ueberſetzung Homers ſonderlich zu ſtatten kömmt. Wie ihre Einfalt roh und ungeſchlacht geweſen war, ſo wurde ihre Bildung durchaus gelehrt: ein Werk der Schule, nicht eine Blüthe der begünſtigenden Natur. Die Formen ihres poetiſchen beſonders ihres epiſchen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des Alexandriniſchen Kunſtfleißes. Ihr heroiſcher Vers war zu ſtolz, um zu der ſchmuckloſen, aber goldnen Beſcheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unſchuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraſeologiſchen Uebungen der neuern iſt hier nicht die Rede; aber wären die altrömiſchen Arbeiten in dieſem Fach nicht verloren gegangen, ſo möchten wir leicht die Odyſſee des Livius Andronikus in ihrer harten Treue Homeriſcher finden, als die abgerundetſte Nachbildung aus dem Zeitalter des Auguſtus.

Dieſe Betrachtungen führen auf einen Umſtand, der tiefer in das Weſen der Sache greift, ja worauf alles ankömmt. Im Geiſte unſrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unſrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins ſind, eine ſehr vielſeitige Bildſamkeit. Der Eifer des Deutſchen, alles Ausländiſche gründlich zu kennen, ſeine Willigkeit, ſich in die entlegenſten Denkarten und in die abſtechendſten Sitten zu verſetzen, die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohnteſten Tracht, huldigt, ſind oft in Nachahmungsſucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber ſie erheben ſich allmählich immer mehr zu freier Aneignung des Beſten. Beſtimmte, ausſchließende Nationalrichtungen machen unſre Europäiſchen Mitbürger großentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beſchränken ſie daher ganz allein auf einheimiſchen Reichthum oder einheimiſche Armuth. So viele angebliche Liebhaber des claſſiſchen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren; wie viele giebt es wohl, die einen Römer oder Griechen nicht erſt in ihrem Kopfe traveſtiren müßten, um ihn genießbar zu finden? Unſtreitig iſt unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu leſen, am wenigſten ſelten, und da die Mutterſprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorſtellungen und Gefühlen ſein muß, ſo hängt damit eine vorzügliche Anlage der unſrigen, ſie in ihrem wahren Geiſte zu überſetzen, nothwendig zuſammen, ja ſie iſt nur eine verſchiedene Anſicht derſelben Eigenſchaft.

Es können daher auch an eine Deutſche Ueberſetzung Homers Foderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre, bei einer Franzöſiſchen und ſelbſt bei einer Engliſchen nur zu denken: aber eben dies macht das Unternehmen um ſo ſchwieriger, und eine gelungene Ausführung um ſo verdienſtlicher. Die Sprache iſt an ſich ein todtes Werkzeug, und wartet auf den Künſtler, der durch einen geſchickten Gebrauch darthut, was ſie in irgend einer Gattung zu leiſten vermag. Daß dieſer ſich oft nicht ſo leicht findet, beweiſen die verunglückten Verſuche poetiſcher Ueberſetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfaſſern, von Bodmer, Stollberg und Bürger (nämlich die Proben ſeiner Ilias in Jamben) kurz vor oder zugleich mit der Erſcheinung der ältern Voßiſchen Odyſſee gemacht worden ſind. Sie trug zuerſt den ungetheilten Beifall der Kenner verdienter Weiſe davon. Allein der Kenner ſind wenig, und für ein Werk dieſer Art war unter uns weder enthuſiaſtiſche Aufnahme bei der Menge, noch angemeſſene Belohnung zu erwarten. Dieſer vorauszuſehende Kaltſinn hat indeſſen Voßens edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unſre Literatur zum zweytenmale mit einer völlig umgearbeiteten Odyſſee, und einer neu verdeutſchten Ilias. Der in unſerm Zeitalter ſo ſeltne männliche Ernſt, die gewiſſenhafte Strenge, womit dieſer Schriftſteller das zu erreichen ſtrebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntſchaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntniſſe, wovon er unterdeſſen ſo manchen Beweis gegeben; die reifere Selbſtſtändigkeit eines Dichtergeiſtes, der in der Louiſe den Styl des joniſchen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauſchte, aber durchaus reine, zarte und ſchöne Darſtellungen anzuwenden gewußt; die ſorgfältige Bearbeitung des Deutſchen Hexameters, in deſſen Bau er von Seiten der Schönheit, wenn gleich nicht des Ausdrucks, ſelbſt Klopſtock, den Lehrer dieſer Kunſt, übertroffen hat; dies alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgeſtellte Ueberſetzung werde kaum noch etwas zu wünſchen übrig laſſen, da jene erſte ſchon ſo viel geleiſtet hatte. Sollte ſie nicht ganz befriedigt worden ſeyn, ſo liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundſätzen, welche Voßen bei ſeiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fodern alſo eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann ſich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen ſo viele Schriftſteller ſchon durch ihre ſorgloſe Eilfertigkeit geſichert ſind.

Wieland hat ſehr richtig bemerkt (im T. Merkur 1795. 12 St.) daß für eine Ueberſetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchſtäblicher Genauigkeit zu entfernen, der ſich ſo leicht an dieſen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchſte, ja faſt das einzige, Geſetz ſein muß. Es giebt Werke, bei deren Nachbildung künſtleriſche Willkühr immerhin ihr freies Spiel treiben mag, wie ſie es bei ihrer erſten Hervorbringung trieb. Eine Copie derſelben, ſei ſie noch ſo unähnlich, hat ihren Werth, wenn ſie für ſich betrachtet gefällt. Die Sache wird ſchon bedenklicher, wenn das Anziehende der Werks zum Theil auf perſönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darſtellen wollen, auch einen unwillkührlichen Abdruck ſeines innern Selbſt gegeben hat. In einem einzelnen Weſen iſt nichts abgeſondert vorhanden: alle ſeine Charakterzüge ſtehen in durchgängigem Zuſammenhange, und wenn ihre innerliche Beſtandheit ſich auch nicht immer nach Begriffen erklären läßt, ſo kann ſie doch gefühlt, faſt möchte man ſagen, angeſchaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen ſind daher oft hinreichend, ein falſches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität läßt ſich nicht in Stücke zerlegen; ſie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyſſee bewundern und lieben, iſt zwar nicht die Perſon des Dichters: ihn allein ſuchen wir vergebens in einer Götter- und Menſchenwelt, die ſonſt alles zu umfaſſen ſcheint. Eben daraus ſind ſo viele verkehrte Urtheile über die Homeriſche Poeſie entſtanden, daß man ſie als den glücklichen Erguß einer ungewöhnlich reichen Organiſation, oder gar als die abſichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat; als nothwendiges Reſultat einer durch große Naturgeſetze beſtimmten Form der Menſchheit, und zwar einer reinen und vollſtändigen Form, die in ihrer Art ein Höchſtes war, wird ſie ihre Anſprüche auf die Ehrerbietung des geſammten Menſchengeſchlechtes ewig behaupten. Homer iſt Organ ſeines Zeitalters, und dies giebt ihm ein höheres Anſehen, als ſeiner beſondern Perſönlichkeit zukommen könnte. Wer ihn in eine fremde Geſtalt kleidet, verletzt nicht einen einzelnen, ſondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorſtellungen von dem Aelteſten unter den Alten, von dem erſten Griechen, wenn wir ſo ſagen dürfen, müſſen unfehlbar in Irrthümer über den ganzen Gang der Griechiſchen Bildung verſtricken, weil man in ſeiner kindlichen Dichtung ſchon die Keime von Allem, ſelbſt dem Edelſten und Schönſten, wozu dieſes Volk ſich von irgend einer Seite erhoben hat, ſich regen und entfalten ſieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter laſſe ſich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer dieſen nicht verſtehen lernen will, kann jenen nicht genießen. Man hat es ja genug erlebt, wie ſich die ſchönen Geiſter, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müſſen, armſelige Schönheiten in ihm zu entdecken, die nicht da ſind. Nur einem ſeichten Geſchmacke kann z. B. in Popens Ueberſetzung oder vielmehr Parodie, die widerwärtige Mishelligkeit zwiſchen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er iſt? Die grammatiſche und antiquariſche Auslegung iſt hiebei noch das geringſte, ob ſie gleich Schwierigkeiten genug hat, ſo daß ſelbſt die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches unerklärliche übrig laſſen würden, wenn wir ſie auch alle hätten. Aber bei der doppelten

Beziehung der Wörter nach außen auf Gegenſtände, von denen wir gar keine ſinnliche Anſchauung haben, und die wir erſt durch ſie kennen lernen müſſen, und nach innen auf einen Kreis von Vorſtellungen, auf eine Anſicht der Dinge, die von der unſrigen unendlich weit abſieht, ſind wir den mannichfaltigſten Täuſchungen ausgeſetzt. Wie leicht tragt man etwas aus der ſpätern wiſſenſchaftlichen Ausbildung in eine Sprache, der es gänzlich an abgezogenen, und, für alles, was Erſcheinung oder Wirkung des innern Menſchen iſt, auch an genau beſtimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach ſchwankenden ſinnlichen Wahrnehmungen ſondert und zuſammenfaßt. Das Medium iſt um ſo trügender, weil oft bei den Fortſchritten der Cultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen hindurch gegangen, während das Zeichen immer daſſelbe geblieben iſt. Der Eindruck, den eine dichteriſche Darſtellung machen ſoll, hangt endlich nur dem kleinſten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redeſätze ab, in ſo fern der Verſtand ihn ausmachen kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beſeelter Töne nimmt die Poeſie, beſonders die Naturpoeſie, welche der eigentlich ſchönen Kunſt und der Wiſſenſchaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menſchen in Anſpruch. Für dieſe vielfachgemiſchten, ſtarken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Mutterſprache einen ſichern und unmittelbaren Tact. Bis auf einen gewiſſen Grad läßt er ſich in einer fremden, ſelbſt in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verſchiedenen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln proſaiſchen Styl, und in den verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt. Für Homers Gedichte fehlt es uns an allen ſolchen Vergleichungspuncten, weil ſie, die Ueberbleibſel des Heſiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da ſtehn. Wir ſind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo ſie entſtanden ſind, die Sprache des gemeinen Lebens beſchaffen geweſen; und aus dem Verhältniß des Homeriſchen Ausdrucks zu dieſer ließe ſich doch allein ſeine poetiſche Höhe mit Sicherheit beſtimmen, weil es noch keine ſchriftlich aufgezeichnete Proſa, und auch, ſo viel wir wiſſen, nur einen einzigen Styl der Poeſie gab. Zwar läßt ſich im Ganzen vermuthen, daß die Sprache der olympiſchen Muſen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menſchen, ſich nicht ſo gar weit von einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythiſche Welt, die älteſte Quelle der Dichtung, der wirklichen nach ſehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde es oft ſchwer zu ſagen ſein, was Schmuck oder Bedürfniß, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder bloß ſinnliche Kraft und Wahrheit iſt.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Anſehung des Wortverſtandes iſt ein Verdienſt, das bei der Arbeit eines ſo gründlichen Sprachgelehrten, wie Voß iſt, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweideutige Stellen der Urſchrift möchten etwa Stoff zu Einwürfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die aber nicht entſcheiden können, bis Voß in dem Commentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden iſt, die Gründe für die ſeinigen vorgelegt haben wird. Alſo nur einige Zweifel dieſer Art. Sollte Il. II. 176. Καδδέ κεν εὐχωλὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λίποιτε, Ἀργείην Ἑλένην, welches hier überſetzt wird:

Ließet ihr ſo dem Priamos Ruhm, und den Troiſchen Männern
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer ſo zu conſtruiren ſein, daß εὐχωλὴν als Appoſition von Ἑλένην betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf καταλίποιτε bezogen würden? Es klingt ein wenig ſeltſam, daß Helena den Troiſchen Männern zurückgelaſſen wird. Sollte Il. II.

291.: Ἦ μὴν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνιηθέντα νέεσθαι, bedeuten können:

Freilich ringt wohl jeder, wer Trübſal duldet,
nach Heimkehr,

was allerdings der Zuſammenhang zu fodern ſcheint? Kann es, wie der. Vers jetzt ſteht, etwas anders heißen, als:

Freilich iſt es auch ſchlimm, mit Verdruß nach
Hauſe zu kehren?

Aber alsdann wird im 298. V. faſt daſſelbe wiederholt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: καὶ γάρ, paſſen durchaus nicht. Da überdies das doppelte νέεσθαι unmittelbar nach einander, V. 290, 291. das Ohr beleidigt, ſo wird eine Corruption wahrſcheinlich. Die vortreffliche, dem Rec. von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Conjectur, daß ſich ſtatt ἀνιηθέντα καθῆσθαι, aus dem vorhergehenden Verſe νέεσθαι eingeſchlichen, rückt alles in die beſte Ordnung. Was im Griechiſchen für einen der Sprache kundigen Leſer dunkel iſt, hat Voß mit Recht eben ſo ausgedrückt. An ein paar Stellen iſt vielleicht das Deutſche dunkler; z. B. Il. IV. 309.:

Ὃς δέ κ' ἀνὴρ ἀπὸ ὧν ὀχέων ἕτερ' ἅρματ' ἵκηται,
Ἔγχει ὀρεξάσθω,

Welcher Mann vom Geſchirr hinkommt auf des Andern Wagen,

Strecke die Lanze daher

Geſchirr für Wagen, wie es Voß häufig gebraucht, ſollte nie ſtehen, wo es zweideutig ſein kann, da es auch, und zwar gewöhnlicher, das zum Anſpannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet: ferner iſt das weſentliche Fürwort ausgelaſſen: von ſeinem Geſchirr; und ſtrecke die Lanze daher legt zu viel Nachdruck auf den buchſtäblichen Sinn des ὀρεξάσθω, welches hier nichts anders ſagt, als: er führe die Lanze, weil er nämlich fremde Pferde nicht ſo gut regieren kann. Der ſchwierige Vers Il. XVI, 507. heißt im Deutſchen:

Sehnſuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geſchirr ſie verlaſſen

wo man eher Geſchirr als ſie für den Nominativ halten ſollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meinung des Ueberſetzers war. Das ſonderbare Eigner für ἀνάκτων, und Geſchirr wiederum für Wagen vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieſes Hemiſtich bisher in allen Ausgaben geleſen ward, konnte es freilich einem Ueberſetzer zu ſchaffen machen. Unſtreitig iſt die Leſeart λίπεν vorzuziehn, die Hr. Wolf nach Vorgang des venetiariſchen Codex und der Scholien in ſeine neueſte Ausgabe aufgenommen hat, da λίπον bloß eine Veränderung des Zenodotus iſt, und zwar eine ſehr ungeſchickte. Der Scholiaſt erklärt die Stelle ſelbſt folgendermaßen: ἐπειδὴ τὰ ἅρματα τῶν ἀνάκτων ἐλείφθησαν, ἠρημώθησαν.

In der Wahl der treffendſten Ausdrücke für die natürlichen Gegenſtände ſowohl, als für die Werkzeuge des Ackerbaues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerlei menſchliche Erfindungen und Anſtalten, zeigt ſich Voß., wie in ſeinen Gedichten, als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte Deutſche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der Homeriſchen Sitten zu erinnern. Aus ſeiner erſten Odyſſee kennt man ſchon die ehrbare Schaffnerin, und freut ſich jedesmal, wenn ſie erſcheint. Für σκῆπτρον wird einigemale (Il. II, 46. 101.) ſehr ſchicklich Herrſcherſtab gebraucht: warum nicht immer, oder wo man ſchon weiß, wovon die Rede iſt, bloß Stab? Bei Zepter denkt man ſich ſo leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes σκῆπτρον war freilich auch Symbol derſelben, aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck Palaſt auch für die geräumigſten und bequemſten Häuſer, die Homer beſchreibt, ſelbſt für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorſtel lang von Pracht erweckt. Indeſſen läßt es ſich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauerhöfen der Könige Homers alles beiſammen war, was die damalige Welt von Glanz und Zierrath kannte. Allein Voß gebraucht es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος ſteht, (Il. I, 30.) und die Gemächer für die Familie des Priamus ſind bei ihm aus ſchöngeglättetem Marmor (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. Burg für das Haus eines Fürſten, welches Bürger in den Proben ſeiner hexametriſchen Ueberſetzung öfter gebraucht, und Voß ſich auch Il. II, 513. entſchlüpfen läßt, giebt die dem Homer ganz fremde Vorſtellung von einem einzelnen befeſtigten Wohnhauſe, der barbariſchen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck Meerſchiff (Il. XVI, 1 und öfters) legt wohl, außerdem, daß er ganz ungewöhnlich iſt, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Größe der Fahrzeuge, die nicht viel beſſer als große Canots waren. Warum doch wohl φόρμιγξ in beiden Ueberſetzungen der Odyſſee durchgängig Harfe heißt? An die Saiteninſtrumente der alten nordiſchen Barden kann es nicht erinnern, da wir ſie durchaus nicht kennen, und eine heutige Harfe hat mit der φόρμιγξ (wenigſtens wie ſie im Hymnus auf den Hermes beſchrieben wird; Homer ſelbſt läßt ſich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, außer etwa Od. XXI. 506 bis 508.)

nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ein Beiwort, das auf den bauchförmigen Reſonanzboden der Φόρμιγξ geht, Il. IX, 340: die ſchön gewölbete Harfe, wird dadurch ganz unverſtändlich. Warum nicht überall die Leyer, die Voß ein paarmal nennt, (Il. I, 603. IX 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin- und her geſtritten, ob Homer Φόρμιγξ und κίθαρις unterſcheidet, oder nicht. Die erſte Meinung gründet ſich hauptſächlich auf Il. III, 54. und Voß ſcheint ſich dafür zu erklären, da er hier Laute überſetzt. Die Stelle Od. I. 153—155. macht es wenigſtens ſehr zweifelhaft. Nach Wolfs ſcharfſinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hätte der Ueberſetzer ſchwerlich durch ſeinen Ausdruck für θυμοφθόρα πολλά:

Aber er ſandt' ihn gen Lykia hin, und traurige Zeichen
Gab er ihm, Todesworte geritzt auf gefalteten Täflein,

den vortrojaniſchen Helden die Schreibekunſt beigelegt; beſonders da er das γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ ſchon ſo richtig nach dem alten Sinne gegeben hat.

Wäre es indeſſen leichter, als es wirklich iſt, die uns ſo geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitalter noch nicht kannte, zu vergeſſen, ſo bliebe es doch eben ſo ſchwierig, was ihnen vorherging, treffend zu benennen. So überſetzt Voß z. B. θέμιστες Geſetze, wobei man doch nicht einmal an eine mündlich überlieferte eigentliche Geſetzgebung, ſondern nur an Herkommen und natürliche Billigkeit denken darf. Gebräuche erſchöpfen dieſen Begriff nicht ganz; doch heißt θέμις in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX, 117., nach Voß:

Wie in der Menſchen Geſchlecht der Mann dem
Weibe ſich nahet,

wörtlicher:

Wie es im Menſchengeſchlechte der Männer und
Weiber Gebrauch iſt.

Die Ausdrücke Homers, die ſich auf ſittliche Gefühle beziehen, können den Ueberſetzer in große Verlegenheit bringen. Die derben Aeußerungen geſunder, roher Kraft, die durch mancherlei geſellige Einverſtändniſſe noch nicht gefeſſelt, aber für die edelſte ſittliche Bildung empfänglich iſt, ſind weſentlich von feſtgeſetzter Barbarei und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verſchieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worinn der Wohlſtand ſeine despotiſche Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeſchwächt übertragen will, ſo veranlaßt man leicht eine Verwechſelung mit dieſen. Hierinn war Bürger, (auf deſſen hexametriſche Ueberſetzung wir noch zurückkommen werden,) der Gefahr zu übertreiben ausgeſetzt; Voß hingegen ſcheint von Seiten der Milderung und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über ſich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I, 159.) und Helena ſich ſelbſt eine Hündin (Il. VI, 344, 356.) nennen zu laſſen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich ſagt, daß Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulkans Il. I, 586:

Duld', o theuerſte Mutter, und faſſe dich, herzlich betrübt zwar!
Daß ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es ſehe,
Wann er dich *ſtraft* (θεινομένην).

Freilich iſt es auch allzudemüthigend für die *hoheitblickende* Göttin (βοῶπις πότνια Ἥρη). Man ſieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andre nach ſich zieht. Hielt Voß *die farrenäugige Here*, wie ſie bei Bürger heißt, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beiwort iſt an ſich ſchön, es würde vortrefflich paſſen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Geſtalt, wie etwa die der Juno Ludoviſi, im Sinne gehabt; aber es ſagt viel mehr als die beiden Griechiſchen: ſogar eine Sklavin heißt einmal βοῶπις, (Il. III, 144.), und mit πότνια iſt Homer auch nicht karg. Die von

Thieren hergenommenen Benennungen ſowohl ſchlechter als guter menſchlicher Eigenſchaften ſind ſehr bedeutend: ſie bezeugen die enge Nachbarſchaft, wo mit jene Heroen auf der einen Seite mit thieriſchen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zuſammenlebten.

Sollte dem Dichter nicht etwas fremdes geliehen werden, wenn man γυναικῶν θηλυτεράων durch zartgebildete Weiber, zartgeſchaffene Weiber giebt? Homer ſagt ſo vieles, was ſich von ſelbſt verſteht, daß man dies Beiwort ſo gut wie νεκύων κατατεθνειώτων für tautologiſch halten könnte. Zu der letzten Ueberſetzung geben die beiden Stellen, wo ſie vorkömmt, Od. XI, 434. und XV, 421. noch einigermaßen Veranlaſſung; bei den zartgebildeten Weibern aber Od. XI, 385. fehlt ſie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hätte der Grieche eher auf jede andre Art bezeichnet, und wird geiſtige Bildung darunter verſtanden, ſo iſt Gedanke und Ausdruck noch unhomeriſcher. Warum nicht wörtlich weibliche Frauen oder Weiber, welches auch dem Leſer, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leiſten könnte? Es wäre nicht das erſtemal, daß es in unſrer Sprache geſagt wird. Die Minneſinger begrüßen ihre Geliebten häufig ſo, als mit einem ſchmeichelnden

Beiworte. Bei der nach unſern Sitten nicht anſtändigen, aber an ſich züchtigen Weiſe, wie Homer von der Liebe beider Geſchlechter redet, hat ſich der Ueberſetzer meiſtens geſchickt durchgeholfen, ohne doch ſchonende Schleier zu werfen, welche die Sache verſchlimmern. Nur in der Stelle von der Aſtyoche Il. II. 513—515.

in der Burg des Azeidiſchen Aktors
Stieg ſie einſt in den Söller empor, die ſchüchterne Jungfrau,
Hin zum gewaltigen Ares, und ſank in geheimer Umarmung.

giebt das letzte Hemiſtich, eben weil es weniger ſagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das Homeriſche: er lagerte heimlich ſich zu ihr. Zur Ehre der ſchüchternen Jungfrau ſollte auch wohl Ἄρηϊ κρατερῷ mit τέκεν verbunden, und ὑπερώϊον εἰσαναβᾶσα auf die Zeit der Niederkunft bezogen werden, ſo daß der Aoriſt παρελέξατο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένος ſteht dieſer Auslegung nicht im Wege, es heißt mehrmals nichts weiter als ein unvermähltes Mädchen. Die Redensart: durchbebt von ſüßem Verlangen, für: καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ, Il. III. 446. möchte ſelbſt für den Weiberheld Paris zu zart ſein.

Nirgends ſieht man auffallender, wie feſt Ho mer oder vielmehr ſein Zeitalter noch am Sinnlichen hing, als in ſeinen Kinderbegriffen von der menſchlichen Seele. Der philoſophiſche Scherz, nach welchem ſie im einzelnen Menſchen mit dem Fortgange des Alters allmählig von den Füßen bis zum Kopfe hinaufſteigen ſoll, ließe ſich auch auf ganze Völker anwenden. Bei jenen guten Inſulanern der Südſee, denen Gedanken Worte im Bauche heißen, wohnt ſie noch tief unten. Auch aus der Homeriſchen Sprache ſieht man nirgends, daß ſie ſich ſchon im Kopfe hätte ſpüren laſſen; ihr eigentlicher Sitz iſt die Bruſt. Die Gränzen der verſchiedenen Seelenvermögen fließen in einander: die Verrichtungen des Verſtandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die ſich am entſchiedenſten kund thut, zugleich mit zugeſchrieben, und dieſe iſt wiederum eigentlich nichts als das phyſiſche Leben, ein ſo handgreifliches Ding, daß es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Bruſt gezogen werden konnte (Il. XVI. 386.). Beim Ueberſetzen ſolcher Stellen unſre unſinnliche Seelenlehre zu entfernen, verurſacht oft große Schwierigkeiten; doch ſind ſie nicht unüberſteiglich, weil jene einfältigen Vorſtellungsarten auch bei uns unter dem Volke nicht ausgeſtorben ſind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünſchen, Voß hätte ſtatt der ſo häufig bei ihm vorkommenden Herz und Geiſt öfter für jenes Bruſt, für dieſes Muth, Sinn, Gemüth, Seele, gebraucht. Das Herz, blos körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weiſe für den ganzen innern Menſchen geſetzt werden: aber die Stellung muß verhindern, es metaphoriſch zu verſtehn, was uns eigentlich weit geläufiger iſt, und beſonders muß man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unſern empfindſamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte dieſe Klippe vermieden ſein, wenn Juno (Il. I, 569. ἐπιγνάμψασα φίλον κῆρ) die Stürme des Herzens bezwingt? Der Geiſt wird bei uns immer allem Körperlichen entgegengeſetzt, und entſpricht daher Homers für die Sinne faßlichen Bildern von der Seele am wenigſten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben ſolch einen θυμος als den Menſchen zugeſchrieben haben; allein es hat eine komiſche Emphaſe, wenn Voß die beiden Lämmer (Il. III, 294. θυμου δευομενους) den Geiſt aushauchen läßt. Da θυμος an andern Stellen, Il. V, 689. XVI, 469. ſchicklich Leben überſetzt wird, ſo lag hier eine Auskunft nicht ſehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt, wäre der Geiſt wohl beſ ſer weggeblieben. Il. V, 696. τὸν δ' ἔλιπε ψυχή. und ihn verließ ſein Geiſt; ψυχὴ iſt ja an mehrern Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die ſichtbare Lebenskraft. Merkwürdig iſt es zu ſehen, wie Homer ſich hilft, wo er von der Einbildungskraft ſpricht, Od. I, 115.: ὀσσόμενος πατέρ' ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσίν, welches nicht zum treueſten überſetzt wird: denkend des Vaters Bild. Man könnte zweifeln, ob Homer ſich das Gedächtniß, ſo wichtige Dienſte es ihm bei ſeinen Dichtungen leiſten mußte, und obgleich ſeine Wirkſamkeit ſchon zur Perſon erhoben war, als eine für ſich beſtehende Seelenkraft dachte; es wäre alſo ſicherer geweſen, Il. II, 33. μηδέ σε λήθη αἱρείτω anders zu geben als: daß dem Gedächtniß nichts entfällt. Wenn es aber Od. XVIII, 216. heißt:

Schon als Knab' im Herzen bewegteſt du mehr
des Verſtandes,

für:

παῖς ἔτ' ἐὼν, καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας.

ſo tritt offenbar Verworrenheit an die Stelle jener Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterſcheidet, und die geſonderten und nunmehr entgegengeſetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben ſo gut das Herz im Verſtande bewegen, als den

Verſtand im Herzen. Noch mehr mißlungen, wo möglich, iſt die Ueberſetzung des Hemiſtichs: κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν, *in des Herzens Geiſt und Empfindung*, welches um ſo ſchlimmer iſt, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Pſychologie hat das Herz im bildlichen Sinne, wozu hier die folgende *Empfindung* nöthigt, einen Geiſt? Dem Worte Empfindung für innre Empfindniß möchte ſchwerlich etwas in der ganzen Homeriſchen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innre Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derſelben zu trennen? Doch dies iſt noch nicht alles; denn nun ſoll nebſt dem Geiſte des Herzens auch in der Empfindung des Herzens etwas *erwogen* (Il. I, 193.) oder gar *erkannt* werden (Il. IV, 163.). Wie ſchlicht und einfältig lautet dagegen das Griechiſche! Tautologiſcher Ueberfluß iſt überhaupt im Tone der kindlichen Urwelt; aber bei der Beſchreibung deſſen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an ſeinem Platze: denn hier glaubte man ſich nicht deutlich genug verſtändigen zu können. Wen es beleidigt zu hören; *in ſeinem Sinn und Gemüthe, in der Bruſt und in dem Gemüthe, in der Seel' und in dem Gemüthe* u. ſ.

w., der iſt noch nicht im Stande den Homer zu genießen.

Dieß ſei genug über die Wahrheit der Voßiſchen Ueberſetzung von Seiten des Inhalts. Wir müſſen nun betrachten, in wiefern ſie die poetiſche Form, den Styl, den Ton, die Farbe der Darſtellung der Homeriſchen Geſänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigſte iſt, weil es ſich über das Ganze erſtreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß ſich hiebei nicht alles durch Gründe entſcheiden läßt; die feineren Unterſchiede der Eindrücke ſowohl dem Grade als der Art nach hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann ſein beſondres Gefühl zum allgemeinen Maßſtabe erheben, weil jeder ſich mit gleichem Rechte auf die Leitung des ſeinigen beruft. Viele Leſer könnten erklären, Voßſens Homer ſei nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als ſie, da ihn unſtreitig wenige ſo tief und anhaltend wie er ſtudirt haben. Indeſſen würde es mißlich um die ganze Poeſie ausſehen, wenn es gar keine zuverläßig erkennbaren, im Weſen der Sache ſelbſt gegründeten Beſchaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobei eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweite Sprachverwirrung einreißt, ſo wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltſamen, das Beſcheidne mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünſtelten und Steifen vertauſcht wird. Der nüchternen, aber kräftigen, Einfalt Homers kann nichts ſchlimmers widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird: in der gemeinſten Proſa wird man ſie immer noch eher wieder erkennen. Wie alſo Voß überſetzen konnte: ὁ δ' ἤϊε νυκτὶ ἐοικώς, er wandelte düſter wie Nachtgraun; τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, denn ſein iſt ſiegende Allmacht; ὀρινομένη τε θάλασσα, des Meeres Empörung; τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε, ihn erblickt' aufſchauernd; βρότον αἱματόεντα, blutigen Mord; πολέμου ἐπιδημίου, ὀκρυόεντος, des heimiſchen Kriegs, des entſetzlichen Scheuſals; κονίη, wölkender Staub; πυρὸς ὁρμῇ, von des Feuerorkans Wuth; μεγάλῳ ἀλαλητῷ, mit wild aufhallendem Feldruf; ὑπερφιάλοισι μετελθών, umlermt' ihn der trotzigen Schwelger Getümmel; νέκταρ ἐρυθρόν, rothfunkelnder Nektar; μέγας σῦς, ein Vorſtenumſtarrt Schwein; θύελλα, der Ungeſtüm des Orkanes; πολὺ μεῖζόν τε καὶ ἀργαλεώτερον ἄλλο, ein größeres noch und viel graunvolleres Unheil; ὕλη θηλεθόωσα, des grünenden Haines Umſchattung; ὀϊζύος ἥ μιν ἱκάνει, des Elendes, das ihn umdränget; ἐπισπέρχουσι δ᾽ ἄελλαι παντοίων ἀνέμων, wie ſauſen gedrängt die Orkane, rings mit Orkanen im Kampf; wie Voß ſo überſetzen konnte, wenn er nicht ſelbſt in dem alten Sänger den Pomp der ſpätern kunſtgerechten Epopöe ſuchte und fand, ſcheint in der That unbegreiflich. Am auffallendſten werden dieſe Abweichungen, wenn von Gegenſtänden des gemeinen Lebens die Rede iſt. In einem Schranke oder Behälter, wo in der griechiſchen und ältern deutſchen Odyſſee viele Speere ſtanden, müſſen ſie jetzt gedrängt aufſtreben. (Od. I, 129.) Den fichtenen Maſt (Od. II, 425.) ſtellten ſie hoch aufrichtend, στῆσαν ἀείραντες. Wenn Agamemnon, wie er ſein Heer in Ordnung ſtellt, mit einem Stiere unter der Heerde verglichen wird (Il. II. 481.), ſo heißt es:

So wie der Stier in der Heerd' ein Herrlicher wandelt vor allen,
Männlich ſtolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide.

Das männlichſtolz iſt ein Zug, wovon man im

Griechiſchen keine Spur findet, und der obendrein die ganze Vergleichung verdirbt. Denn das Ergötzen an einem treffenden Gleichniſſe beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichnen Gegenſtände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, ſo muß auch der Mann einhergehn wie ein Stier: das verſteht ſich von ſelbſt.

Nach dergleichen Beiſpielen möchte man doch wohl genöthigt ſein, von Klopſtocks Ausſpruche, „Homer könne nun, wenn er unterginge, aus dem „Verdeutſchter wieder vergriecht werden," (grammat. Geſpräche, S. 349.) etwas abzurechnen. Wir müſſen jedoch erinnern, daß man beträchtliche Stücke in einem fortleſen kann, ohne auf ſo ſtarke Störungen zu treffen. Es ſei uns erlaubt, einige Stellen im Zuſammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit Bürgers Weiſe zu überſetzen, theils mit Voßens eigner früherer Arbeit zu ſchärfen. Die Rede der Thetis II. 1, 413. lautet in der neueſten Ueberſetzung ſo:

Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergießend:
Wehe mir! daß ich, mein Kind, dich erzog, unſelig Geberner!
Möchteſt du hier bei den Schiffen doch frei von Thränen und Kränkung

Sitzen; dieweil dein Verhängniß, so kurz nur währet, so gar kurz!
Aber zugleich frühwelkend und unglückselig vor allen
Wardest du! Ja, dich gebahr ich dem Jammergeschick im Palaste!
Dies dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,
Geh' ich selber hinauf zum schneebedeckten Olympos.
Du indeß an des Meers schnellwandelnden Schiffen dich sitzend,
Zürne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl der unsträflichen Aethiopen
An des Okeanos Flut; und die Himmlischen folgten ihm alle.
Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.
Hierauf steig ich empor zum ehernen Hause Kronions,
Und umfass' ihm die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bei Bürger (im Journal von und für Deutschland, 84. 1. St.

Ihm antwortete drauf die Göttin Thränen vergießend:

Ach! was mußt' ich dich, Kind, gebähren zum Unglück und aufziehn?
Daß du doch thränenlos und ungekränket hier ſäßeſt,
Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben beſtimmt iſt!
Sterblich biſt du ſo früh und über alles doch elend!
Drum gebahr ich gewiß dich heim zur Stunde des Unglücks.
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeſchneiten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib ſitzen indeß bei den ſchnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus ging geſtern zum Mahl an den Ozean hin zu den frommen
Aethiopen, und ihn begleiteten ſämmtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in ſein erzbegründetes Haus gehn.
Und ſein Knie umſchlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Geſanges:

Sprachs; da lächelte ſanft die lilienarmige Here;
Lächelnd darauf entnahm ſie der Hank des Sohnes den Becher.
Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung
Rechts herum, dem Kruge den ſüßen Nektar entſchöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hefäſtos in emſiger Eil umherging.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie, und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Geſangs der Muſen mit hold antwortender Stimme.
Aber nachdem ſich geſenkt des Helios leuchtende Fackel,
Gingen ſie auszuruhn, zur eignen Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende Künſtler Hefäſtos
Bauete ſeinen Pallaſt mit erfindungsreichem Verſtande.

Zeus auch ging zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wann ſüßer Schlaf ihm genaht war.
Dorthin ſtieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bei Bürger:

Sprach's; ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.
Dieſer reichte nun auch, rechts anbeginnend, des ſüßen
Nektars, aus dem Kumpe geſchöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöſchliche Lache befiel die ſeligen Götter,
Als ſie ſahn, wie Hefaiſtos die Halle ſo flink durchdiente.
Nun durchſchmauſeten ſie den Tag, bis die Sonne hinabſank.
Keines Herzem gebrachs an voller Gnüge des Mahles.
Foibos Apollon ſchlug die ſchöne Laute. Die Muſen
Sangen Wechſelgeſänge dazu, mit lieblichen Stimmen.
Als ſie geſunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da ging jeder zu ruhn hinweg nach ſeinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiegelähmte berühmte Hefäſtos

Sein beſonders Gemach mit künſtlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett ging Zeus, der olympiſche Schwinger des Blitzes,
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dorthin ging er und ſchlief bei dir, goldthronende Here.

Man ſieht, daß Bürger ſchon ſehr viel geleiſtet hat. Zeile vor Zeile neben der Voßiſchen Ueberſetzung mit dem Original zuſammengehalten, verliert die ſeinige, weil ſie ſich beſonders in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt. Hingegen im Zuſammenhange geleſen, giebt ſie den Eindruck vielleicht vollkommner wieder, und ein gewiſſes Etwas darin ſpricht einen bekannter und herzlicher an. Die Wortfolge iſt oft von der Homeriſchen verſchieden, aber im Deutſchen eben ſo leicht und kunſtlos, wie jene im Griechiſchen. Voſſens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen: allein Bürgers Hexameter iſt bis auf einige Verſehen gegen die Proſodie keinesweges verwerflich, und man entdeckt an ihm weit weniger Spuren einer mühſamen Entſtehung. In Anſehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er ſelbſt ſich nicht neben Voß haben ſtellen wollen. Sonſt hatte dieſer wackre Dichter gewiß einen vorzüglichen Beruf, Ueberſetzer Homers zu werden. Alles, was die Deutſche, auch die alte Deutſche Sprache an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, ſtand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengſtlichkeit ſagte ſeine Muſe alles, wie ſie es fühlte; er war ſelbſt Volksdichter und vergaß nie, daß Homer es im höchſten Sinne des Wortes geweſen. Schwerlich ſo treu als Voß, aber vielleicht wahrer, hätte er ihn verdeutſcht. Da ſeine Ilias leider unvollendet geblieben iſt, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß die im Journal von und für Deutſchland zerſtreuten Geſänge ſowohl, als was ſich noch unter den Papieren des Verſtorbenen finden möchte, geſammelt herausgegeben würden.

Bei der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren Voßiſchen Odyſſee wird ſich vielleicht ein ähnliches Verhältniß offenbaren, wie zwiſchen den eben zuſammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erſte Ueberſetzung iſt ſo durchaus umgearbeitet worden, daß es keiner ſorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterſchied auffallend zu zeigen. Faſt jedes andre Bruchſtück könnte denſelben Dienſt verrichten, wie die folgenden, die wir aus verſchiedenen Geſängen ausheben wollen. Pallas erſcheint der Nauſikaa und redet ſie an, Od. VI, 25—40. In der ältern Ueberſetzung:

25. Liebes Kind, was biſt du mir doch ein läßiges Mädchen?
Deine koſtbaren Kleider, wie alles im Wuſte herumliegt!
Und die Hochzeit ſteht dir bevor! Da muß doch was ſchönes
Sein für dich ſelber, und die, ſo dich zum Bräutigam führen?
Denn durch ſchöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
30. Bei den Leuten; auch freun ſich deſſen Vater und Mutter.
Laß uns denn eilen und waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet!
Ich will deine Gehülfin ſein, damit du geſchwinder
Fertig werdeſt; denn Mädchen, du bleibſt nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja ſchon die edelſten Jüngling' im Volke
35. Aller Fäaken um dich; denn du ſtammſt ſelber von Edlen.
Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,

Daß er mit Mäulern dir den Wagen beſpanne, worauf man
Lade die ſchönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich iſt es ſo bequemer, als wenn du zu Fuße
40. Gehen wollteſt; denn weit von der Stadt ſind die Spülen entlegen.

In der neuern:

25. Welch ein läßiges Mädchen; Nauſikaa, biſt du der Mutter:
Dein Gewand, wie liegt es in Wuſt, ſo geprieſener Schönheit!
Und dir naht die Vermählung, wo ſchönes du brauchſt, für dich ſelber
Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!
Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bei den Menſchen
30. Rings; auch freun der Vater ſich deß und die liebende Mutter.
Gehen wir denn zu waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet.
Ich als Helferin auch begleite dich, daß du geſchwinder

Fertig ſeiſt; denn wahrlich, du bleibſt nicht lange noch Jungfrau.
Denn ſchon werben um dich die Edelſten unter dem Volke
35. Aller Fäaken umher da du ſelbſt von edler Geburt biſt.
Auf, den geprieſenen Vater ermuntere noch vor dem Morgen,
Daß er Mäuler und Wagen beſchleunige, welcher dir führe
Gürtel und ſeine Gewand' und Teppiche, edel an Kunſtwerk.
Auch iſt ſolches dir ſelbſt anſtändiger, als da zu Fuße
40. Hinzugehn; denn weit von der Stadt ſind die Gruben der Wäſche.

Die erſte Zeile folgt in beiden Ueberſetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der letzten gewiſſermaßen noch weniger als in der erſten. Zwar ſteht Nauſikaa und nicht liebes Kind im Texte; die Mutter iſt auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältniſſe. Der Dativ der Mutter iſt hier ſehr fremd; mit dem pleonaſtiſchen mir hat es eine verſchiedene Bewandniß: es iſt im vertraulichſten Tone gebrauchlich, da jenes höchſtens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte: du biſt der Mutter ein läßiges Mädchen, bedeuten: die Mutter leidet unter deiner Nachläßigkeit, (und was könnte ſonſt ihr Sinn ſein?) ſo iſt es noch überdieß unrichtig. Die folgende Rede zeigt, daß Nauſikaa ſich ſelbſt ein läßiges Mädchen war, weil ſie für ihren eignen Putz nicht ſorgte. Die griechiſche Wendung: τί νύ σ' ὧδε μεθήμονα γείνατο μήτηρ. ſoll wohl nichts mehr ſagen als: wie nachläßig biſt du von Natur; es möchte alſo durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu ſtarker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26 wird Gewand als Collectivum gebraucht, welches dem Urſprunge des Wortes gemäß ſein mag, aber gewiß gar nicht üblich, und deswegen unverſtändlich iſt. So geprieſener Schönheit für σιγαλόεντα iſt zu geſchmückt und geſucht. Die mit dem Griechiſchen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutſchen gekünſtelte, wo nicht ganz unerlaubte Stellung verſtärkt noch dieſen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, ſich nicht über die einheimiſche Art zu conſtruiren erheben kann, wird mit einem Wuſte von geprieſener Schönheit zu ſchaffen bekommen. Wie viel natürlicher iſt: deine koſtbaren Kleider! Vielleicht iſt im Wuſte für ἀκηδέα in beiden Ueberſetzungen ein zu harter Ausdruck. Und dir naht die Vermählung iſt viel vornehmer aber auch ſteifer als: Und die Hochzeit ſteht dir bevor. Durch welches von beiden ſollte wohl das Homeriſche σοὶ δὲ γάμος σχεδὸν ἐστιν, beſſer getroffen ſein? Eben ſo verhält es ſich mit: wo ſchönes du brauchſt ſtatt: da muß doch was ſchönes ſein. Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Subſtantivum möchte ſchönes ſchwerlich die Begleitung des Pronomen etwas oder des vertraulicheren was entbehren können, und wenn es mit Gewand zuſammenhängen ſoll, wie das Griechiſche καλὰ mit εἵματα, ſo mußte der ungelehrte Leſer erſt beſonders davon unterrichtet werden. Die Verſetzung wo ſchönes du brauchſt ſtatt wo du ſchönes brauchſt iſt hart. V. 29, 30 klingt viel naiver in der älteren Ueberſetzung; in der neueren ſind die Leute zu Menſchen erhoben, und mit einem nachſchleppenden rings verziert worden, wozu Homer nicht den geringſten Anlaß giebt. In den folgenden Zeilen ſind die Veränderungen weniger bedeutend und meiſtens zum Vortheil der neueren Ueberſetzung. V. 35 ſcheint Voß beide Male ὅτι und nicht ὅθι geleſen zu haben. Sollte γένος ohne allen Zuſatz edle Geburt bezeichnen können? Nach der Lesart ὅθι ſagt Homer freilich etwas, das ſich von ſelbſt verſteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchſten Grade mißlungen iſt die Veränderung des 37 und 38 Verſes. Wie kann man ſagen: *Mäuler und Wagen beſchleunigen*? Dieſes Zeitwort heißt: machen, daß etwas geſchwinder geſchieht, und läßt ſich daher durchaus nicht auf Gegenſtände, ſondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beſchleunigt man ein Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von Beſchleunigung einer *Sache* redet, ſo meint man damit immer ein Geſchäft, eine Verrichtung. Ueberdieß liegt dabei immer ein Vergleich des Schnelleren und Langſameren zum Grunde, der hier gar nicht Statt finden kann. Wie ſeltſam würde Nauſikaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geſchwinder zu ſchaffen, da ſie ihm vorher noch nichts davon geſagt hatte! Der Ausdruck des Textes ἐφοπλίσαι läßt keine Spur von dieſer unſchicklichen Eile wahrnehmen. *Wagen* konnte im Deutſchen die Beſtimmung des Artikels *einen* oder *den* nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurückweiſen ſollte. *Welcher dir führe* iſt in der That ſehr wörtlich nach dem Griechiſchen: ἥ κεν ἄγῃσι; doch ſteht das unnütze *dir* nicht da, und *führen* ſagt man in unſrer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, eines Frachtwagens, aber in andrer Beziehung, als wie es hier ſteht. Die Griechiſche

Wortfolge: Welcher dir ſühre Gürtel und feine Gewand' u. ſ. w. möchte bei uns durch hohen lyriſchen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenſtänden des gemeinen Lebens angebracht, iſt ſie ganz an der unrechten Stelle. Aus ῥήγεα σιγαλόεντα iſt hier wieder was ſehr prächtiges geworden, nämlich Teppiche, edel an Kunſtwerk. Schwerlich läßt ſich die Präpoſition an in dieſer Verbindung gebrauchen: man ſagt edel von Abkunft ſtatt von edler Abkunft, aber nicht edel an Abkunft. Doch was ſoll man bei edel an oder von Kunſtwerk denken? Ein Kunſtwerk iſt ein ſelbſtſtändiges, durch Kunſt hervorgebrachtes Ding, und keinesweges eine Beſchaffenheit, wornach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunſtwerk; wenn man ſie anders mit dieſem Namen beehren will; da hätten wir alſo ein an Kunſtwerk edles Kunſtwerk. Der Verf. hat ſagen wollen: edel an Kunſtarbeit, allein dieſe Bedeutung hat das Wort Werk nur in den niederdeutſchen Zweigen der Germaniſchen Sprache, dem Engliſchen und Holländiſchen, niemals im Hochdeutſchen. Im 39ten V. entſpricht anſtändiger dem κάλλιον beſſer als bequemer; dagegen iſt ſolches hineingekommen, gegen deſſen häufigen Gebrauch ſich ſchon der Beurtheiler im T. Merkur erklärt hat. Gruben der Wäſche erklären die Sache beſtimmter als das provinzielle Spülen.

Die darauf folgenden Verſe lauten in der frühern Odyſſee:

Alſo redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigen Wohnſitz,
Nie von Orkanen erſchüttert, vom Regen nimmer beflutet,
Nimmer beſtöbert vom Schnee; die wolkenloſeſte Heitre
Wallet ruhig umher, und deckt ihn mit ſchimmerndem Glanze:
Dort erfreut ſich ewig die Schaar der ſeligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.

In der ſpäteren:

Alſo ſprach und enteilte die Herrſcherin Pallas Athene
Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
Sagen ſie: den kein Sturm noch erſchütterte, nie auch der Regen

Feuchtete, oder der Schnee umſtöberte; Heitre beſtändig
Breitet ſich wolkenlos, und hell umfließt ihn der Schimmer.
Dort erfreun ſich täglich die ſeligen Uranionen;
Dorthin kehrt' Athene, nachdem ſie das Mädchen ermahnet.

In beiden Ueberſetzungen gehört die Stelle ſowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetſten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die ſie erlitten, hat ſie theils verloren, theils gewonnen. Beim Homer geht Athene weg, in der neuen Ueberſetzung enteilt ſie ſchnell; und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet: von einem Orte wegeilen, ſo enteilt ſie hier zum Olympus empor. In dem ὅθι φασὶ verräth ſich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bei ſeinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müſſen meint, er habe ſeine Nachrichten darüber nur vom Hörenſagen. Dieſer merkwürdige Zug war vorhin überſehen worden; jetzt iſt er durch Sagen ſie gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachſchleppt und nicht frei von Undeutlichkeit iſt. Die Orkane, ein Prachtwort, das Voß ſonſt vorzüglich liebt, ſind dießmal zum Sturme gemildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat *beſtöbern* in das künſtlichere *umſtöbern* verändert werden müſſen, da doch jenes genauer mit ἐπιπίλναται übereinkommt? Die Stellung des *beſtändig* zwiſchen dem Nominativ und dem Verbum iſt den Geſetzen unſrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, ſo muß das Umſtandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, ſo muß es dieſem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man ſagen will: *Heitre breitet ſich beſtändig*, oder: *beſtändig breitet ſich Heitre*. Wenn unſre Sprachkundigen *breiten* für ausbreiten oder verbreiten gelten laſſen wollen, ſo iſt das Hemiſtich: *Breitet ſich wolkenlos* ſchöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweiten Hälfte des Verſes: *und hell umfließt ihn der Schimmer*. Im 40 V. iſt *täglich* dem ſinnlichen Ausdruck ἤματα πάντα gemäßer als das zuvor geſetzte *ewig*. *Tag für Tag* käme vielleicht noch näher. Für die Vertauſchung der *Götter* mit Uranionen möchte es ſchwer ſein, einen Grund ausfindig zu machen.

Die folgenden Verſe würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum ſie alle hier zu entwickeln erlaubte. Unter andern iſt die buchſtäbliche Uebertragung des πάππα φίλ' durch *lieber Papa* in der Rede der Nauſikaa, von dem häßli chen und übelklingenden Diminutiv Väterchen verdrängt worden. Sollte man bei ſolchen Gelegenheiten nicht denken, der Deutſche, ſonſt ſo naive Dichter habe ſich der ehemals empfundenen Naivität im Namen des Griechiſchen Sängers und in ſeinem eignen geſchämt? Allein hier geht noch etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Daß die Homeriſche Poeſie in einer ernſthaften Darſtellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Naturſprache nicht verſchmähte, iſt äußerſt charakteriſtiſch, und könnte allein hinreichen, manchem falſchen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erſte Anrede des Kyklopen Od. IX, 252—255 hieß ehedem:

Fremdlinge, ſagt, wer ſeid ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
Habt ihr wo ein Gewerb', oder ſchweift ihr ohne Beſtimmung
Hin und her auf der See: wie Küſten umirrende Räuber,
Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu ſchaden?

Jetzt:

Fremdlinge, ſagt, wer ſeid ihr? Woher durchſchifft ihr die Woge?

Iſt es vielleicht um Gewerb', iſts ohne Wahl, daß ihr umirrt,
Gleich wie ein Raubgeſchwader im Salzmeer, welches umherſchweiſt,
Selbſt darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend.

Die letzte Hälfte des erſten Verſes iſt wörtlicher geworden. Das altdeutſche von wannen hätte indeſſen beibehalten werden können, das Sylbenmaß geſtattete es wenigſtens. Ohne Beſtimmung war ein zu gelehrter Ausdruck, aber das dafür geſetzte ohne Wahl iſt nicht ganz paſſend. Eine Wahl, wenn auch eine bloß willkührliche, gehört doch immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. Aufs Gerathewohl wäre das eigentliche Wort für μαψιδίως. Räuber (ληϊστῆρες) war weit treuer und einfacher als Raubgeſchwader. Unter einem Raubgeſchwader im Meere wird man ſich etwa Hayfiſche vorſtellen: menſchliche Seeräuber fahren auf dem Meere. Und welche ängſtliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Worts ἁλς, an die der Grieche vermuthlich ſelbſt nicht mehr dachte, wenn er es für Meer gebrauchte, durch Salzmeer geben zu wollen! Der Deutſche Leſer wird unfehlbar glauben, es ſei nicht von der See überhaupt, ſondern von einem be[illegible]ten, vorzüglich ſalzigen

Meere die Rede. Der lächerliche Mißverſtand, der entſteht, wenn man gewöhnlicher Maßen *welches* auf das zunächſt vorhergehende Subſtantivum bezieht, wo dann ein umherſchweifendes Salzmeer zum Vorſchein kommt, hätte auch billig vermieden werden ſollen. Räuber, *die ihr Leben ſelbſt darbieten*, ſind in der That ſehr höflich und großmüthig; beim Homer ſetzen ſie es nur aufs Spiel (ψυχὰς παρθέμενοι). Die ältere Ueberſetzung: *die ihr Leben verachten* erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber ſie verunſtaltete ihn doch wenigſtens nicht.

Die darauf folgende Antwort des Ulyſſes überlaſſen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, dem Leſer zu eigner Vergleichung, und heben nur die Schlußzeilen aus. In der ältern Ueberſetzung:

> Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!
> Und ein Rächer iſt Zeus dem hülfeflehenden Fremden,
> Zeus, der Gaſtliche, welcher die heiligen Gäſte geleitet.

In der neuern:

> Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir nahen dir jetzo in Demuth;

Aber Zevs iſt Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
Gaſtbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das nahn und den nahenden Mann ſcheint Voß die Ableitung des ἱκέτης haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zuſatz in Demuth zwar vor Mißverſtand geſichert, doch war die letzte Hälfte des erſten Verſes vorhin kräftiger und herzlicher überſetzt. Der nahende Mann hingegen ohne weiteres könnte eben ſo gut ein Bandit ſein als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt iſt es ſeltſam, eine vorübergehende Handlung auf dieſe Weiſe als fortdauernde Eigenſchaft vorzuſtellen. Der nahende Mann nimmt ſich um nichts beſſer aus als der gehende Mann, der laufende Mann. Der zweite Vers hob mit Und weit ſchicklicher an, als jetzt mit Aber, obgleich im Griechiſchen δ' ſteht. Dieſes muß ſo manche unmerkliche Lücken zwiſchen den Redeſätzen ausfüllen, daß es längſt nicht den Nachdruck des Aber hat, und auch in drei bis vier Verſen nach einander wiederholt wird, was im Deutſchen unerträglich ſein würde. Hier ſoll ja kein Einwurf gemacht, ſondern vielmehr etwas zur Beſtätigung des Vorhergehenden angeführt werden. Gaſtbar; allerdings ein altes deutſches, aber auch ein veraltetes Wort iſt dem wohlklingenderem *gaſtlich* vorgezogen worden. Daß *gaſtbar* für *der gaſtbare* ſteht, wird wohl kein Leſer errathen, der nicht das Griechiſche zugleich vor Augen hat. Es könnte nicht ſo verſtanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte: Aber Zeus, gaſtbar, iſt Rächer u. ſ. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt iſt! Ein Beſchaffenheitswort wird erſt durch die Concretionsſylbe zum Adjectivum, und kann ohne dieſelbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Man wird alſo unfehlbar, trotz der Interpunction conſtruiren: *und (iſt) dem Fremdling gaſtbar*. Hieraus folgt weiter, daß das Relativum *welcher*, da es mit einem Beſchaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und *Zeus* durch zwei andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt iſt, auf *Fremdling* bezogen werden wird. Der Dativ *ehrwürdigen Fremdlingen* ſtatt des Genitivs iſt fremd und gelehrt; um nicht zu ſagen undeutſch. Das Beiwort heiligen für αἰδοίοισιν war angemeſſener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher ſcheint. Ehrwürdig iſt man durch perſönliche Eigenſchaften, vorzüglich durch ſittliche; heilig kann ſogar eine lebloſe Sache ohne ihr Verdienſt ſein, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die Römiſchen Tribunen waren oft ſehr wenig ehrwürdig, aber dennoch *perſonae ſacrae*: ſo auch ein Gaſt nach Homers Begriffen. Doch dieß iſt noch nicht das wichtigſte: wir müßten uns ſehr irren, wenn die neuere Ueberſetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte. Nicht von einer lenkenden, ſondern von einer beſchützenden Begleitung iſt die Rede. Zeus beſtimmt die Fremdlinge nicht, ſich hierhin oder dorthin zu begeben, er leitet ihnen den Gang nicht; ſondern er iſt ihnen nahe, damit ſie nicht verletzt werden: er geleitet ſie.

Dieſe umſtändliche Zergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienſtvollen Ueberſetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punct geführt, von dem wir vorher abſichtlich geſchwiegen, um die verſchiednen Geſichtspuncte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetſchung des Griechiſchen, nicht als eine Uebertragung ins Deutſche betrachtet. Dieſes doppelte Verhältniß liegt ſchon im Begriffe einer Ueberſetzung: eine Sprache muß dabei völlig an die Stelle der andern treten, ſo daß außer ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was ſich durch keine allgemeine Vorſchriften beſtimmen läßt, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verſchiedenheit der Sprachen bleibt alles poetiſche Ueberſetzen, wo es nicht bloß auf den Sinn im Ganzen, ſondern auf die feinſten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommne Annäherung. Es bedarf keines Beweiſes, daß alle Freiheiten, die einem Originaldichter geſtattet werden, einem überſetzenden Dichter, deſſen Lage weit ungünſtiger iſt, im vollſten Maaße zu Statten kommen müſſen. Aber eben ſo ausgemacht iſt es, daß es für jede Sprache gewiſſe durch urſprüngliche noch fortdauernde Beſchaffenheit, oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her feſtgeſetzte Gränzen giebt, die man nicht überſchreiten darf, ohne ſich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß man eigentlich keine gültige, als ſolche anerkannte Sprache, ſondern ein ſelbſterfundnes Rothwelſch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutſch, unentſtellt von Gräcismen, unmöglich, ſo würde es beſſer ſein, ganz Verzicht darauf zu thun.

Noch neulich iſt darüber geſtritten worden, wie weit ſich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erſtrecke. Daß einzelne Schriftſteller, beſonders Dichter, durch ihr Beiſpiel einen unüberſehlich großen Einfluß darauf haben können, beweiſt die Geſchichte der Sprachen. Auch hat man vieles anfangs als Sprachverderb verſchrieen, was nachher Eingang gefunden und ſich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorſchlage, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müſſen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewieſen werden. Wie alle menſchlichen Einrichtungen, ſo ſtrebt auch die Rede, dieſe ſchöne Urkunde unſrer höheren Beſtimmung, unaufhörlich nach dem Beſſeren, und es iſt ein wahres Verdienſt, wenn der Einzelne durch ſeine beſtimmten Beſtrebungen das Organ dieſes allgemeinen Wunſches wird. Nur iſt es dabei eine unerlaßliche Bedingung, daß er nicht einreißen muß, indem er baut: das vorgeſchlagene Neue darf nicht im Widerſpruche mit dem entſchieden feſtgeſetzten ſeyn. Wäre die Sprache eine bloße Zuſammenhäuſung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Beſtandtheilen, eine formloſe Maſſe: ſo dürfte man nach Willkühr ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein ſie iſt ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anſpruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Geſetzen der Aehnlichkeit und Verwandſchaft zieht alles in ihr ſich an oder ſtößt ſich ab; allgemeine Formen gehen durch ſie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfaſſender und zuſammenhängender ihre Geſetze ſind, deſto vollkommner iſt ſie organiſirt; je größere Freiheit neben dieſen Geſetzen, nicht wider ſie, Statt findet, deſto geſchickter iſt ſie zum poetiſchen Gebrauch. Das Uebermaaß poſitiver Geſetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwickelung origineller Anlagen übrig läßt, iſt, wie im Staate, ſo auch in der Sprache, ein groſſes Uebel. Hat es mit der geprieſenen Bildſamkeit der unſrigen ſeine Richtigkeit, ſo leiden wir nicht daran, wenigſtens nicht in Vergleich mit manchen andern neueren Sprachen. Um ſo viel leichter läßt ſich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur ſtreitendes aufzudringen, was ſich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verſchmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anſchmiegen können, iſt nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbſtſtändigkeit dabei zu behaupten hat und behauptet. Bildſamkeit ohne eignen Geiſt, was wäre ſie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des ſprachbildenden Künſtlers hebt alſo da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er ſich in das Geſchäfte des letztern miſchen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher der allgemeineren Analogie zuwider nur in einzelnen Redensarten herrſcht, zurecht zu weiſen ſucht. Er thut es indeſſen immer auf ſeine Gefahr. Uebrigens iſt jedes poſitive Geſetz der Sprache, wie ſie ſelbſt überhaupt, wo nicht in ihrem Urſprung, doch in ihrer entwickelten Geſtalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunſt, und nur dieſelbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daß ſich oft keine innere Nothwendigkeit dabei erkennen läßt, thut ſeinem Anſehen nicht den geringſten Eintrag. Bloß nach den Grundſätzen der philoſophiſchen Grammatik, ohne das Individuelle und ſelbſt das Willkührliche zu Hülfe zu nehmen, ließe ſich wohl eine Art logiſcher Chifferſchrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entſchieden iſt, bleibt es eben ſo ſehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabei ſein Spiel getrieben. Indeſſen hüte man ſich, charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechſeln. Oft wird ein Geſetz, daß man, abgeſondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyranniſchen Streichen des ſo oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zuſammenhange der Beſtandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorſchreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und ſelbſt eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die ſich eher fühlen als darthun läßt.

Es ſchien das Kürzeſte, dieſe Betrachtungen vorauszuſchicken, um bei dem Urtheile über die Freiheiten, die Voß ſich mit der deutſchen Sprache genommen, immer ſtillſchweigend darauf zurück weiſen zu können. Sie beſtehn entweder in neu abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortſtellungen.

Bei der Leichtigkeit der Zuſammenſetzungen, die unſre Sprache mit der Griechiſchen gemein hat, entſtehen häufig, ſelbſt in der ungelehrten Sprache des Umgangs neue Wörter dieſer Art, und der Ueberſetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle ſeiner Beiwörter nachzuahmen ſuchen. Ich kann in Anſehung ihrer weder Bürgern beitreten, der ſie zum Theil für bloße Titulaturen hielt, noch dem Beurtheiler im T. Merkur, wenn er behauptet, Homer würde bei dem Deutſchen Leſer gewinnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andre an ihre Stelle ſetzte, oder ſie auch manchmal gar wegließe. Es iſt ſchon gezeigt worden, daß dem modernen Geſchmack ſchlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des Originals geſchmeichelt werden darf, und die Leſer, bei denen Homer durch eine ſolche Veränderung gewönne, möchten wohl überhaupt unfähig ſein, ihn zu fühlen. Die Beiwörter gehören weſentlich zum Charakter ſeiner Poeſie: es liegt in der freundlichen Anſicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, daß ſie jedem Gegenſtande, ſei er noch ſo gering und unſcheinbar, irgend etwas wohllautend nachzurühmen weiß, und das Verweilen bei der ſinnlichen Gegenwart bezeichnet, ſo wie die unermüdliche Stetigkeit der ſanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortſchreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und alles bis auf das Kochen und Braten, Eſſen und Trinken, ſeinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines großen Scharfſinns, um zu bemerken, daß die Beiwörter im Munde der redenden Perſonen oft ſehr undramatiſch ſind: aber es leuchtet auch ein, daß die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epiſchen Tons untergeordnet ſein mußte, da der Vortrag durch Geſang, wozu das Gedicht urſprünglich beſtimmt war, doch keine eigentlich theatraliſche Täuſchung zuließ. Wenn die Homeriſchen Beiwörter nicht immer eine hervorſtechende Eigenſchaft benennen, wenn ſie keinen Nachdruck haben ſollen, der die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können; ſo iſt doch die poetiſche Sitte, die ſie vertheilt und feſtgeſetzt hat, noch weit von der geſellſchaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen, entfernt; und was hat die ſteife Leerheit in dieſen mit dem ſchönen Ueberfluſſe gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft ſchmeicheln? Mit Recht hat indeſſen der Ueberſetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verſchiednen Beiwörtern wechſelt, ſich eben dieſer Freiheit bedient. Auch dadurch iſt nichts verloren gegangen, daß er ſolche, deren buchſtäbliche Ueberſetzung ſchwierig oder unangenehm geweſen wäre, durch einfachere, die ein ähnliches Bild geben, erſetzt hat: z. B. εὔθρονον Ἠῶ, die goldene Frühe, καλλιπάρῃος, die roſige oder die anmuthvolle, Κρόνου ἀγκυλομήτεω, des verborgenen Kronos u. ſ. w. Wären die ſaumnachſchleppenden Weiber, (τανύπεπλοι) die man für nachläſſig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in dieſe Claſſe gerechnet worden! Ob man nicht bloß das Haar ſelbſt, ſondern auch die Perſon, der es angehört, lockig nennen darf: die lockige Leto, bezweifeln wir. Immer iſt es noch beſſer als Bürgers lockenliebliche Leto. Verſchiedene Beiwörter dieſer Art, die ſich bei ihm finden, und ſich auf die einzige Analogie des unedlen lendenlahm ſtützen: die wangenſchöne, der ſchenkelraſche, u. ſ. w. hat Voß mit gutem Grunde verworfen. Dagegen liebt er überhaupt die Zuſammenſetzungen ſo ſehr, daß er ſie nicht ſelten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, beſcheiden ſchmückende Beiwörter hat. Aus dem geſtirnten Himmel

Il. IV, 44. wird ein ſternumleuchteter, aus langen Spießen Il. IV, 533. werden langſchaftige; ein borſtenumſtarrt Schwein (μέγας σῦς) und den wild aufhallenden Feldruf (μεγάλῳ ἀλαλητῷ) erwähnten wir ſchon. Ja man findet ziemlich häufig dreifach zuſammengeſetzte Wörter, die nach dem Muſter des zuletzt angeführten gebildet ſind: das weitaufrauſchende Meer, die hellaustönende Stimme, die holdeanlächelnde Kypris, der harthinſtreckende Kampf, wild androhend, die weithinſchattende, oder auch weitherſchattende Lanze, der ſchönhinwallende Xanthos, die gradanſtürmende Lanze, der tiefhinſtrömende Herrſcher, die gernaustheilende Mutter, das ſchwerhinwandelnde Hornvieh, und andre mehr. Zum Glücke iſt die Zuſammenſetzung nicht ächt, und zerfällt von ſelbſt wieder in ihre Beſtandtheile. Die erſte Sylbe bleibt, trotz der Weglaſſung des Zwiſchenraumes beim Schreiben, ein eignes beſtimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinung erfodert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Voß trennt ſelbſt einmal Il XXI, 324. in trüb' aufſtürmender Brandung. Was ihm dieſe Worte empfohlen hat, iſt vermuthlich ihre proſodiſche Beſchaffenheit. Doch ließe ſich gegen ihren Wohlklang erinnern, daß, wenn ſie wirklich wie Ein Wort betrachtet werden, ein gewiſſer Zwiſt der Accente entſteht, indem man ſie nicht hóldanláchende, héllaustö́nende, ſondern hóld-ánlächelnde, héll-áustö́nende, grád-ánſtürmende ausſprechen muß Ueberhaupt ſollten wir beim Prägen neuer Wörter immer die ſorgfältigſte Rückſicht auf den Wohlklang nehmen, und ſie würde unſre Freiheit darin gar ſehr beſchränken. Der Grieche fand mit ſeinen ſchönen Vocalen und biegſamen Endſylben der Wörter hiebei ſelten Anſtoß; ſie floſſen von ſelbſt ineinander. Bei uns müſſen ſie wegen des Gedränges anfangender und ſchließender Conſonanten, oft zuſammengezwungen werden. Wir haben ſchon zu viel ſolcher furchtbaren Wörter wie Kopfſchmerzen, Sprachwerkzeug u. ſ. w. als daß wir noch neue erfinden ſollten, wie Voſſen einige entſchlüpft ſind: Siegsſtärke, ſchwarzſchauernd, erzſtarrend, ſtarkrädrig mit einem dreifachen R in drei Sylben, und hochhauptig mit einem dreifachen Hauche. Nur wenig neue Zuſammenſetzungen ſind mir aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt; z. B. die unnahbaren Hände, der wohlanlandbare Hafen: die Ableitungsſylbe bar, wenn ſie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt, die einzige Bedeutung, worin es noch erlaubt iſt, neue Wörter durch ſie zu bilden) ſetzt ein Zeitwort voraus, das ein vollſtändiges, perſönliches Paſſivum hat, und als Activum die vierte Endung regiert; beides iſt mit nahen und anlanden nicht der Fall. Ein vielgerudertes Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin ſchon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern verſehenes Schiff. Die mit um zuſammengeſetzten Beiwörter, die Voß vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzukünſtliches Anſehen: der ſternumleuchtete Himmel, die erzumſchirmten Achaier, der ſchwarzumwölkte Kronion, der helmumflatterte Hektor. Das letzte enthält überdieß eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, ſondern der Helmbuſch. Schollig und quellig ſind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als daß ſie gefallen könnten. Rothſchnäblicht iſt nur falſch geſchrieben; es ſollte rothſchnäblig heißen, denn das Schiff iſt nicht einem rothen Schnabel ähnlich, ſondern es hat einen rothen Schnabel. Eben das gilt von mähnicht, wenn die Kentauren mähnichte Ungeheuer genannt werden. Ein ganz unſchickliches Beiwort erhält das Meer: am Strand des *verödeten* Meeres; (ἁλὸς ἀτρυγέτοιο) verödet iſt nur dasjenige, was einmal nicht öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, daß es nicht Homeriſcher Ton ſei, die Beiwörter in Umſchreibungen aufzulöſen, ſo läßt es ſich doch in manchen Fallen gar nicht vermeiden, und es kömmt dabei nur auf die geſchickteſte Art an. Für ἀργυρότοξε hatte Bürger verſucht: *Silberbogner*; allein dieß würde nach der Analogie von *Wagen* und *Wagner* jemanden bedeuten, der ſilberne Bogen verfertigt. Beſſer hat es Voß mit dem ſolgenden verflochten:

> Höre mich, Gott, der du Chryſa mit ſilbernem Bogen umwandelſt.

Für ῥοδοδάκτυλος Ἠώς ſetzt er Eos *mit Roſenfingern*. Es iſt die Frage, ob es nicht heiſſen müßte *mit den Roſenfingern*, damit man es als fortdauernde Beſchaffenheit auf das Subſtantivum, nicht als Zuſtand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: *ich erwachte mit Zahnweh*, geſchieht. *Die Stadt voll prächtiger Gaſſen* für πόλιν εὐρυάγυιαν, Il. II, 329, hätte Voß, da er an andern Stellen die *weitdurchwanderte* Stadt überſetzt, entbehlich finden müſſen. Freilich weiß ich in dem letzten Beiworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuſer in einer Stadt können weit aus einander liegen, und man kann ſie durchwandern: aber wie ſoll man ſie weit durchwandern? Gegen Artemis, die Lenkerin goldener Zügel, χρυσήνιος, Il. VI, 205, und Apollon mit goldenem (mit dem goldnen) Schwerte, χρυσαόρου, Il. V, 50, iſt nichts erhebliches einzuwenden; auch den Sporner der Gaul', Aïdoneus, Il. V, 654: κλυτοπώλῳ ließe man ſich gefallen, wenn er nicht die Vorſtellung der Reitkunſt erregte, welche dem Koſtum der Homeriſchen Helden fremd iſt. Mehrmals hat ſich Voß durch einen abſoluten Genitiv zu helfen geſucht, der aber, außer in den einmal eingeführten Redensarten, nur da ſtehen ſollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer beſtehenden Eigenſchaft geſprochen wird. Helena, die herrliche, langes Gewandes iſt ſchon von andern gerügt worden. Eben ſo fehlerhaft ſteht Il. III, 326. 327:

> Rings um ſetzten ſich all' in Ordnungen, dort wo ſich jeder
> Roſſe gehobenes Hufs, und gebildete Waffen gereihet.

Man könnte allenfalls ſagen: die Roſſe laufen gehobenes Hufes, aber nicht ohne Dazwiſchenkunſt eines Zeitwortes: Roſſe gehobenes Hufes für mit gehobenem Hufe. Ueberdieß heben die ſtill ſtehenden Roſſe hier die Hufe ja nicht wirklich, ſondern ſie werden nur von der Gewohnheit es beim Laufen zu thun im allgemeinen ἀερσίποδες genannt. Hätte der Ueberſetzer ſich genauer an das ἄκειτο gehalten, ſo würde man glauben müſſen, die Pferde haben auf dem Rücken gelegen und die Füße in die Höhe geſtreckt.

So viel von den Beiwörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern ſind die häufigſten und leider auch die mißrathenſten die mit Hülfe der vorgeſetzten Sylbe ent gemachten. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zuſammenbringen: entſtunden (welches ſehr oft vorkömmt) entſchallen, entfunkeln, enttauchen, (für emergere) enttaumeln, enttragen, enthauen, entzittern, entbeben, entlodern, entwandeln, enttrocknen, entſchiffen, entwaſchen, entnehmen, entſchöpfen, entſtöbern, entrudern, u. ſ. w. Nicht alle die eben angeführten ſind gleich verwerflich; manche darunter ſind auch ſchon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber ſein, daß es erlaubt iſt, vermittelſt der Sylbe ent neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in *entzaubern*, *entgöttern*) bezeichnen. Bei einer geſchickten Wahl kann der Ausdruck durch ſie ſowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Voß gebraucht ſie meiſtentheils ſo, daß er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte das einfache Zeitwort ganz denſelben Dienſt geleiſtet, z. B. Od. III, 157: „Wir nun betraten die Schiff' und *entruderten*. Od. V, 41. „ſie *enteilte* — ſchnell zum Olympos empor." An andern Stellen werden dieſe Zeitwörter nicht mit dem Dativ conſtruirt, den ſie immer fodern, wo ſie eine Entfernung von etwas bedeuten, ſondern mit der entbehrlichen Präpoſition, z. B. Il. V, 353; „enttrug ſie *aus* dem Getümmel; ja ſogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichſte nennt. Il. XVII, 275: „daß *von* der Leiche *hinweg* ſie entzitterten." Ebendaſelbſt, 583: „enteilten *von dannen*." Nicht edel, ſondern ſteif und koſtbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen, die täglich im gemeinen Leben vorkommen, für abſchicken oder fortſchicken, für wegtragen, ſo ſeltſame Wörter wie *entſenden* und *enttragen* erfindet; wenn ſogar „der Braten von den Spießen entzogen wird.“ Man bemerke, daß Voß hier ein in andrer Bedeutung ſehr gewöhnliches Wort durch ſeinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuſchaffen gewußt hat. Eben ſo ſetzt er Il. III, 325. entſpringen für herausſpringen. Ganz untauglich für dieſe Art der Ableitung oder Entleitung ſind des entſtehenden Uebelklanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem T anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrecknen, enttragen, wird man nur mit einer kleinen Pauſe und erneuertem Anſatz der Stimme ausſprechen können, ent-taumeln u. ſ. w., oder man wird ein T auslaſſen: ent-aumeln, wodurch das ſo ſchon unbekannte Wort vollends unverſtändlich werden muß.

Von einem ähnlichen Mißbrauche der Ableitungsſylbe um ſei es genug, zwei auffallende Beiſpiele anzuführen. Il. XVI, 548: „Die Troer umſchlug ſchwerlaſtender Kummer.“ Il. XVII, 161: „Die Helme von Mühlſteinen umprallt.“ Das widrige des letzten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darin ließe ſich ohne Schwierigkeit aus einander ſetzen, nur möchte es die Geduld ermüden.

In den Wortfügungen iſt Voſſens Sprache ebenfalls gar nicht rein von Verſtößen wider die

Grammatik, wenigſtens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die bloß ungewöhnlichen, und freilich nicht ſonderlich gefälligen Wendungen; z. B. Il. I, 407., deß ihn erinnernd; ereifern und erzürnen ohne ſich nach oberdeutſcher Weiſe als Neutra gebraucht; einen hoch an Sitz und an Fleiſch ehren; welchen er das Blut vergoß, ſtatt: deren Blut er vergoß, und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Verſen Il. IV, 497 — 500. ſteht ihm dreimal auf dieſe Weiſe); das active Participium in vielen harten Verknüpfungen, u. ſ. w. Wahre Sprachfehler hingegen ſind walten und vernehmen mit der zweiten Endung: Il. III, 440. „es walten Götter auch unſer.“ Il. VI, 465. Eh ich deines Geſchreies vernehme; Auslaſſungen, wie geſtrengt für angeſtrengt Il. XVII, 746.; Od. XIX, 105. „Wer? und woher der Männer?“ (Im Griechiſchen ſteht das Zeitwort da) Die unterlaſſ'ne Wiederholung des Accuſativs, der alsdann auf zwei Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort ſteht, zugleich bezogen werden muß, Il. II, 595.:

dort, wo die Muſen
Findend den Thrakier Thamyris einſt
des Geſanges beraubten;

oder auch die gänzliche Auslaſſung des Accuſativs, den ein tranſitives Zeitwort nothwendig regiert, Il. VII, 409, 410:

> Nicht ja gebührt Kargheit bei abgeſchiedenen Todten
> Daß man, nachdem ſie geſtorben, mit Glut zu beſänftigen eile.

Pleonasmen, wie Il. I, 98, 99. zurück hingeben, oder Il. XVII. 202, 203. „Du zeuchſt die unſterbliche Wehr an, Sein des erhabenen Manns." Sein als poſſeſſives Pronomen erfodert ohne Concretionsſylbe die Dazwiſchenkunft des Zeitwortes: die Wehr iſt ſein. Auch mit dieſer Sylbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart des Mannes ſeine, umgekehrt herauskommen. Auch als perſönliches Pronomen der dritten Perſon in der zweiten Endung ſtatt ſeiner ſteht es nicht nur überflüſſig, ſondern fehlerhaft. Eine ganz falſche Conſtruction entſtellt die Zeilen Il. XVII, 601, 602:

> Hektor ſodann durchſtach des Leitos Hand an dem Knöchel
> Ihm des erhabnen Alektryons Sohn;

Sohn ſoll vermuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ ſein, da doch des Leitos, womit es in Appoſition ſteht, den Genitiv erfodert. Die weggelaſſene Biegungsſylbe des Dativs, Sohn ſtatt Sohne, macht das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weiſe conſtruiren: Hektor durchſtach des Leitos Hand; ihm (dem Hektor) durchſtach ſie der Sohn des erhabnen Alektryons. Das dem letzten Namen angehängte s iſt wiederum fehlerhaft: denn bei eignen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungsſylben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die ſie gar nicht haben können; ſo ſteht raffen und entraffen Il. V, 50 und 541. für erlegen. (im Texte beide male ἑλε) Dieſe Beiſpiele ließen ſich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in dieſem Fache wenige hin, ſonſt würde die Kritik ein endloſes Geſchäft ſein. Ich führe nur noch einen unzählig oft wiederholten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des jener, jene, jenes, wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Geſetzt auch, es ließe ſich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiben, woran ich zweifele: was wird dadurch gewonnen? Heißt es nicht die Sprache geradezu auf den Kopf ſtellen? Nicht ganz dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem ebenfalls häufigen ſolcher, ſolche, ſolches, das wirklich ehedem als demonſtratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Voß es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelüberſetzung öfters ſo vorkömmt.

Freilich iſt es veraltet, und ſollte daher nicht anders, als mit einem beſondern Nachdrucke, in einem feierlichen Tone der Rede, geſetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Style der Kanzleien, und nimmt ſich nicht beſſer aus, als das abgedankte ſothanes.

Was aber das ſchlimmſte Unheil in der ganzen Ueberſetzung von einem Ende bis zum andern geſtiftet, ſind unſtreitig Voßens Grundſätze über die deutſche Wortſtellung. Grundſätze nennen wir es, und nicht einzelne Verſehen oder in beſondern Fällen genommene Freiheiten, weil ſie mit Folge und Gleichförmigkeit durch ſein Werk hingehen, ſo daß man ſagen kann: es iſt Methode in ſeiner Undeutſchheit. Er hat ſich überall an die Griechiſche Ordnung anſchmiegen wollen, nicht ſo nah wie möglich, (dieß wäre ſehr zu loben ſondern ſo nah, wie es in unſrer Sprache unmöglich iſt. Es kann oft eine ſehr verſchiedne, ja entgegengeſetzte Wirkung thun, wenn in verſchiednen Sprachen daſſelbe geſchieht, und faſt in keinem Puncte unterſcheiden ſich die beiden alten claſſiſchen Sprachen weſentlicher und auffallender von den neuern insgeſammt, als in der Wortfolge. Die Freiheiten, die jene hierin genoſſen, waren ohne Zweifel für Poeſie und Beredſamkeit unweit günſtiger als die moderne Gebundenheit: dürfen wir darum ſie uns anmaßen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältniſſe gegen einander veränderlich ſind, die Bezeichnung dieſer Verhältniſſe vollſtändig und unzweideutig an ſich. Bei uns muß in unzähligen Fällen, um ſie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner beſtanden dort die Biegungslaute nicht wie bei uns in dumpfen Conſonanten und einem tonloſen E, ſondern ſie waren oft mehrſylbig, und wurden meiſtens durch tönende Vocale, auch wohl durch die Sylbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerſtreut es auch ſtehen mochte, herauszufinden, ja nicht ſelten wurde es bei Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beiwortes durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltſten Sätzen und Verbindungen ſchuf alſo ſchon die bloß ſinnliche Beſchaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne daß der Geiſt dabei mit Nachſinnen ſehr bemüht worden wäre. Hiezu kommt, daß der Verſtand bei den Neuern (und dies gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrſchende Princip der Sprache iſt, als er es bei den Alten war, bei denen die rege, allſeitige Empfänglichkeit wie auf die ganze Sprache ſo auch auf die Wortſtellungen den entſchiedenſten Einfluß hatte. Dem Verſtande widerfuhr ſein Recht, wenn die Wörter den Verhältniſſen gemaß, die er vorſchrieb, angewendet wurden; alles übrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, ſelbſt dem Gehör anheim, und ſo durfte die Kunſt auch bei der Anordnung der kleinſten Beſtandtheile eines Gedichts ein freies und ſchönes Spiel treiben. Einer leichten und ſchnellen Faſſungskraft iſt das zu ängſtliche Beſtreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die ſtrengen Regeln der Wortfolge in den neuern Sprachen gebunden, wären die claſſiſchen Sprachen bei der beſtimmten Vollſtändigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich geweſen. Die reizendſte Mannichfaltigkeit, die ſchönſten Zuſammenſtellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit Statt finden. Wie ein Kranz aus verſchiednen Zweigen am zierlichſten und zugleich am feſteſten ſo gewunden wird, daß bald dieſe, bald jene Blätter und Blumen zum Vorſchein kommen, ſo vereinigen ſich in der Poeſie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu ſtetigen und harmoniſchen Maſſen. Der Zwang des Bedürfniſſes verſchwand, freie Schönheit trat als ein höchſtes Geſetz an die Stelle vieler andern, und man konnte von der griechiſchen Dichterſprache beinahe ſagen wie von dem goldnen Zeitalter: erlaubt iſt, was gefällt.

Dieß waren Vorzüge der Alten: wer will es läugnen? ob wir ſie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichſam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muß es ausfallen, wenn wir ſie uns, ohne Rückſicht auf die ganz entgegengeſetzte Natur unſrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache Anlage, dieß mit Glück zu thun, ſo iſt es gewiß nicht die Deutſche mit ihren ſtummen Endungen, und der kargen Einſylbigkeit ihrer Biegungen, ſondern vielmehr die Italiäniſche, die zwar keine Umendungen für die Verhältniſſe (caſus) der Hauptwörter und Beiwörter, aber dagegen Geſchlecht und Zahl derſelben, und hauptſächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meiſtens mit offnen Vocalen bezeichnet. Freilich iſt bei uns die Wortfolge noch lange nicht ſo gebunden, wie z. B. in der Franzöſiſchen Sprache, und doch müſſen wir ſogar dieſe um die armſelige Freiheit beneiden, das Adjectiv wenigſtens in vielen Fällen ſowohl nach als vor ſeinem Subſtantiv ſetzen zu dürfen. Aufnehmen können wir ſie nie, weil ſie dem ganzen Syſtem unſrer Wortfolge widerſpricht, worin alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, ſeine Beſtimmungen vor ſich nimmt. Der Verſtand erſtreckt bei uns ſeine Herrſchaft nicht bloß über die gewöhnliche Wortſtellung, worin er die

Beſtimmungen nach einer gewiſſen Stufenfolge ordnet, ſondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung vorausſetzen: über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inverſionen. Dieſe laſſen ſich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenſchaftlich ſie auch ſcheinen mögen, ſo iſt es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes geſtellten Begriffs, was ſie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutſchen gerade ſo vielmal umkehren kann, als ſie Wörter enthalten; allein ſie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeſchickten bleibt dabei nach einer beharrlichen Regel beſtimmt. Eben ſo verhält es ſich mit der Inverſion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt. Voß hingegen erlaubt ſich Umſtellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo ſie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben ſollen und können, und grade ſo herauskommen, als ob man im Franzöſiſchen nach der deutſchen Ordnung ſagen wollte: j'ai à la campagne été, für: j'ai été à la campagne.

Wir fangen mit einem einfachen Beiſpiele an. Il. I, 413: Aber Thetis darauf antwortte. Das Umſtandswort darauf iſt eine Beſtimmung des Zeitwortes, und konnte ihm alſo nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelſt einer Inverſion an die Spitze des Satzes (das aber abgerechnet) geſtellt wurde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als: Thetis antwortete darauf, oder: darauf antwortete Thetis. Eben ſo erlaubt als die von Voß erwählte Ordnung wäre es, zu ſagen: antwortete darauf Thetis. Die Verneinung ſteht bei allen übrigen Redetheilen, wozu ſie gehört, voran; das Zeitwort allein fodert ſie hinter ſich. Voß ſtellt ſie häufig vor daſſelbe. Il. X, 235.: nicht darfſt du. Il. I, 468.: nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles. Wird dadurch ein beſondrer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn ſie an ihrer natürlichen Stelle ſtünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, ſie ſo voranzuſetzen, weil dadurch das bei dieſer Inverſion dem Zeitwort unentbehrliche es verſchlungen wird; es mangelte nicht ihr Herz des gemeinſamen Mahles, wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte, und wegen der Unbeſtimmtheit des vorangehenden Pronomens ſchwächende Umſtellung. Il. I, 592.: Ganz den Tag (fehlerhaft für den ganzen Tag) hinflog ich. So lange der Unterſchied zwiſchen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben iſt, muß es heißen: flog ich hin. Ganz den Tag hinflog ich, iſt nichts beſſer, als: ich anredete ihn, ich auskleidete mich. Voß ordnet oft ſo. Il. XVII, 736: und ſtets nachtobte des Kriegs Wuth. Il, XVIII, 28. 29.:

Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos,
Laut mit bekümmerter Seel' aufſchrien ſie.

Dieſe Verſe enthalten noch ſonſt viel ſprachwidriges. Mägde kann den Artikel nicht entbehren, da das ſie am Ende beſtimmt auf ſie zurückweiſt. Dieſes hat eine rhetoriſche Emphaſe, die gar nicht in Homers Ton iſt. Zugleich iſt ein Flickwort, wovon der Text keine Spur hat. Es begünſtigt die durch die Stellung es Patroklos verurſachte Zweideutigkeit. Womit zugleich ſchrien die Mädchen? Natürlich mit dem Patroklos. Das Zeitwort ſollte unmittelbar nach laut ſtehn. Das einfache ſchrien ('ίαχον) hätte auch hingereicht. Da bei uns manche Zuſammenſetzungen ſowohl ächt als unächt ſein können, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man bei der obigen Behandlung derſelben zuweilen nicht unterſcheiden kann, welche von beiden gemeint ſei. Od. XII, 325.: Aber den ganzen Mond durchſtürmte der Süd. Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder duchſtürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich? — Il. XVI, 247.:

> Unverletzt mir alsdann in die rüſtigen Schiffe
> gelang' er.

Daß unverletzt voran ſteht, iſt eine ſehr erlaubte Inverſion, aber nun mußte auch das Verbum mit dem dahinter geworfenen Nominativ ſogleich folgen. Jetzt iſt es freilich ganz die Ordnung des griechiſchen Verſes. Doch nein! Etwas fehlt noch: θοας ἐπι νηας. Warum ging man, da man ſich einmal ſo viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und ſagte: „Unverletzt mir alsdann rüſtigen in die Schiffe gelang' er?“ Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leſer zu enträthſeln: Il. XVI, 212.:

> Feſt wie die Wand ſich füget ein Mann aus
> gedrängten Steinen,
> Eines erhabenen Saals.

wird er nicht eine Wand, die ſich ſelbſt füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängeten Steinen iſt, herausbringen? Auch ohne das ungeſchickte Flickwort ſich wäre die Stellung noch unleidlich, weil die Wand gar kein Zeichen des Accuſativs an ſich trägt. Füget ſollte wenigſtens, wie im

Griechiſchen, unmittelbar vor den Worten: aus gedrängten Steinen ſtehen. Auch kann der Genitiv eines Saals unmöglich von dem Hauptworte geriſſen werden, das ihn regiert. So muß gleichfalls die Appoſition unmittelbar folgen, ſonſt entſtehen die ſeltſamſten Mißverſtändniſſe. Od. IV, 319 — 321.:

Denn feindſelige Männer umdrängen mich, welche mir immer
Ziegen und Schaf' abſchlachten, und mein ſchwerwandelndes Hornvieh,
Freier der Mutter umher, voll übermüthiges Trotzes.

Im Griechiſchen iſt freilich dieſelbe Ordnung: aber welch ein Unterſchied! Wie deutlich bezeichnen die Endungen εἰλίποδας ἕλικας βοῦς, und μνηστῆρες — ἔχοντες, dem Accuſativ und Nominativ! Im Deutſchen kann mein ſchwerwandelndes Hornvieh und Freier ſo gut der eine als der andre Caſus ſein, und die Stellung könnte hier zu einem lächerlichen Mißverſtande führen. Unzähligemale wird das Beiwort mit dem wiederholten Artikel nach ſeinem Hauptworte geſetzt. Il. XVI, 107.: „Stets vom Schilde beſchwert, dem beweglichen.“ Il. XIX, 393.: „Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen.“ Wo ein beſondrer Nachdruck darauf ruht, läßt es ſich allenfalls vertheidigen, ſonſt aber thut es grade die Wirkung, als ob man etwas vergeſſen hätte und umkehren müßte, um es zu holen. Il. XVI, 428. folgen ſogar zwei Beiwörter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionsſylbe als Beſchaffenheitswort:

> Beide den Habichten gleich, ſcharfklauigen, krummgeſchnabelt.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt unſrer Beurtheilung mit einem Beiſpiele eines gleichſam an allen Gliedmaßen verrenkten Satzes: Il. X, 235.

> Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauſt' er ſich Haare.

Ungern haben wir uns ſo lange bei dem traurigen Geſchäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgeſetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muſter ummodeln, einen vortreflichen Dichter führen konnte, den in ſeinen Originalwerken oft der Genius unſrer Sprache ſelbſt zu beſeelen, und mit harmoniſcher Fülle auszuſtatten ſcheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daß ein Werk von dieſem Umfange, von dieſer Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntniſſen aufs beſte gerüſtet war, und wovon man nach der ältern Odyſſie die ſchönſten Hoffnungen hegen durfte, durch den unſeligen Einfluß einiger irrigen Grundſätze mißrathen iſt? Daß eine Ueberſetzung dieſer ſchätzbaren Denkmahle des Alterthums, die ſo nahe daran war, ſelbſt die höchſten Foderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beſchaffenheit ſo viel einzelnes vortreffliches enthält, nicht durch Vernachläßigung, ſondern durch verſchwendeten Fleiß, durch überſpanntes Beſtreben nach buchſtäblicher Treue, im ganzen undeutſch, und dem Leſer einen reinen Genuß zu verſchaffen unvermögend geworden? Nur der Beſitz der ältern Ueberſetzung der Odyſſee, für welche Deutſchland nie aufhören ſollte, Voſſen dankbar zu ſein, kann uns darüber tröſten. Wenn ſich alles Vorzüglichere, was die zweite vor ihr voraus hat, nicht bloß in Gedanken, ſondern in der Wirklichkeit in ſie übertragen ließe, ohne ihrer Einfalt und Popularität, dieſen liebenswürdigen Charakteren des homeriſchen Geſanges, Abbruch zu thun, ſo hätten wir eine in der ganzen modernen Literatur einzige Nachbildung eines Claſſikers aufzuweiſen.

Noch eine, bisher unberührt gelaſſene, und zwar eine ſehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Ich geſtehe, daß ich die hier bewieſene Kunſt nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreiſen kann, weil ich überzeugt bin, daß ſie, nächſt jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meiſten dazu beigetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der ſcharfſinnige Verfaſſer der Abhandlung de metris poëtarum Graecorum et Romanorum, Herrmann, äußert dieſelbe Meinung (S. 277.). Voß hat ſich nicht nur den homeriſchen Hexameter überhaupt zum Muſter vorgeſtellt, ſo weit die Verſchiedenheit der Deutſchen und Griechiſchen Metrik es erlaubte, ſondern auch den Gang einzelner Verſe, die jedesmaligen Verhältniſſe der rhythmiſchen Periode, des Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verſe in den andern, und die dadurch beſtimmte Stellung der Einſchnitte, nachzumachen geſucht, und auch in der That erſtaunlich genau nachgemacht. Einem Leſer, der in der Ueberſetzung nichts weiter als den Versbau des Originals ſtudiren wollte, dürfte man ſie ohne Einſchränkung empfehlen, ſo gewiſſenhaft befolgt Voß die Vorſchriften, die er hierüber in der Vorrede zur Ueberſetzung des Virgiliſchen Landgedichts, und in einer kleinen Schrift über Ton und Auslegung deſſelben dargelegt hat. Die Einrichtung dieſer Blätter geſtattet uns keine umſtändliche Prüfung dieſer Grundſätze der metriſchen Nachbildung, die übrigens für die beſonnene, nicht ſelten in Künſtlichkeit ausartende, Kunſt der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule ſehr gut paſſen könnten, ohne auf Homer anwendbar zu ſein. Eben ſo wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des Joniſchen Sängers anlegen. Wir müſſen uns begnügen, in aller Kürze die hauptſächlichen Geſichtspunkte dieſer Unterſuchung anzudeuten. Zum Glücke haben diejenigen, die ein trefflicher Alterthumsforſcher vor kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat, vieles, was hiebei wichtig iſt, über allen Zweifel erhoben.

Homer (oder die Sänger eines gewiſſen Zeitalters, die man unter dieſem collectiven Namen zuſammen zu faſſen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche) Homer ſchrieb ſeine Geſänge nicht. Der erſte Grund zu einer theoretiſchen Grammatik wurde erſt viele Jahrhunderte nach ihm gelegt, und eine theoretiſche Proſodie konnte faſt weniger als irgend ein andrer Theil derſelben vor der Vervollkommnung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche Statt finden, weil dabei alles auf die Zergliederung der Wörter in Sylben, und dieſer in einzelne Laute ankam, die man nur mit Hülfe der Buchſtaben feſthalten, und nach langer Beobachtung über die verſchiedenen Bewegungen der Sprachorgane, als für ſich beſtehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch ſo zarte Gehör nur Maſſen empfängt. Uns will dieſe Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in ſo früher Kindheit bekommen haben, daß wir geneigt ſind, es für etwas zu halten, das ſich von ſelbſt verſteht. Wir müſſen es uns wiederholt einpragen, daß der göttliche Homer vermuthlich nicht buchſtabiren konnte, um es nicht bei der erſten Anwendung zu vergeſſen. Das Gehör entſchied alſo damals ganz empiriſch, ohne alle Theorie, über die Sylbenzeit, wahrſcheinlich nicht mit großer Schärfe, weil die Ausſprache ſelbſt, ehe man anfängt, durch ſchriftliche Aufzeichnung ſich Rechenſchaft davon zu geben, in allen Sprachen viel ſchwankendes und unbeſtimmtes zu haben pflegt. Ueberdieß ſind wir ſehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich ſich die Ausſprache der Griechiſchen in dem langen Zeitraume vom Homer bis zum Solon und Piſiſtratus verändert und verfeinert haben mag, welchen Einfluß dies auf die metriſche Beſchaffenheit jener alten Geſänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmählig und unmerklich vorgenommenen, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müſſen. Da der Text ſpäterhin durch die abglättenden Hände ſo vieler Kritiker ging, die eine Menge orthographiſcher, und bei der freien Mannichfaltigkeit der Homeriſchen Wortformen, auch eine Menge grammatiſcher Mittel wußten, die Proſodie nach den nunmehr gültig gewordnen Regeln zu ſtützen, ſo könnte man ſich eher wundern, daß noch ſo viele bei ſpätern Dichtern ſelten oder gar nicht vorkommende Freiheiten, als daß ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben ſind. Und zu welchen Schlüſſen über den urſprünglich hiebei aufgewandten Grad von Kunſt und Genauigkeit berechtigt uns dies alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas ſchriftlich aufzubewahren, folgt weiter, daß das Sylbenmaß zu Homers Zeit keineswegs bloß ſchmückende Einkleidung, ſinnliche Form des Schönen war, ſondern Hülfsmittel für das Gedächtniß, und alſo eine Sache des Bedürfniſſes. Die Aufmerkſamkeit des Sängers mußte daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet ſein, welche die Exiſtenz ſeiner Dichtungen ſicherte, als auf die dabei möglichen Abwechſelungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, ſeine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetiſche Periode mitgerechnet, nur irgend fähig iſt, in der Ilias und Odyſſee erſchöpft ſind, ſo kann das bei Gedichten von dieſem Umfange, wo daſſelbe Sylbenmaß unter allen Verſchiedenheiten des Inhalts ſo viele tauſendmale wiederholt wird, eben ſowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeſchrieben werden. Wir müſſen uns alſo hüten, da raffinirendes Studium zu ſuchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metriſchen Geſetz auf irgend eine Art Genüge geleiſtet zu haben. Selbſt die große Leichtigkeit, womit die damalige Joniſche Sprache, wie ihr ganzer Bau beweiſt, ſich in Hexameter und zwar in wohlklingende Hexameter fügte, mußte den Gedanken einer mühſelig ins Kleine gehenden Bearbeitung entfernen. Wo die gelungenſte Ausführung ſelten etwas mehr koſtet als einen glücklichen erſten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigſten, die ihn erſetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Iſt es glaublich, daß der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz ſinnlichen, ungebildeten Hörer an ſein wunderbares Epos zu feſſeln, noch ein übriges gethan, und nach ſeinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfanglichkeit bei ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergötzung gehabt hätte, vielmehr mußte ſein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben, nur läßt ſich nicht wohl denken, daß jede einzelne Welle ihnen Gegenſtand der abſondernden Betrachtung geworden ſei. Die ſtete Wiederholung äußerſt einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geſchmack nicht: wozu hätte die auserleſenſte Mannichfaltigkeit aufgeboten werden ſollen?

Sie iſt indeſſen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebundenen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abſtufungen von Schnelligkeit und Langſamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, ſich nach dem immer wechſelnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den proſodiſchen Maßſtab anlege, ſondern durch ununterbrochnes Fortſchreiten am Ende, durch Pauſen in der Mitte der Verſe, wo der Sinn ſie fodert, immer andre und andre rhythmiſche Maſſen bildet, worin das Geſetz ſich verſteckt, ohne aufgehoben worden zu ſein. Aber auch für den Vortrag durch Geſang, wozu jene Rhapſodien urſprünglich beſtimmt waren? Wir können uns zwar keine anſchauliche Vorſtellung davon machen, allein wir wiſſen doch, daß dieſer Geſang von einem Inſtrumente begleitet wurde, welches ſich auf eine ſehr enge Tonleiter beſchränkte, und daß er ſyllabiſch war, denn dies blieb bei einer weit höhern Ausbildung der Muſik griechiſche Sitte, Dürfen wir von Homers Darſtellung ſolcher Gegenſtände auf ihn ſelbſt zurück ſchließen, ſo wird es wahrſcheinlich, daß er ſeine Hexameter nicht recitativiſch, ſondern tactmäßig und zwar die verſchiedenen Verſe in einerlei Tempo geſungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epiſchen Geſange des Demodokus getanzt (Od. VIII, 261. u. f.). Auch das Beiſpiel andrer Völker und die allgemeine Geſchichte der Muſik ſpricht für dieſe Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Tactes machte eine gewiſſe Stätigkeit im Vortrage jedes Verſes unvermeidlich, und dadurch mußte denn die Beſchaffenheit der Wortfüße und die Stellung der Abſchnitte, wenn ſie auch nicht ganz verſchwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man ſich einen muſikaliſchen Satz von ſechs Tacten, wo der Aufſchlag immer eine lange Note hat, der Niederſchlag (ausgenommen im letzten Tacte) eine lange oder zwei gleichgeltende kurze haben kann, tauſendmale wiederholt: wird an die Stelle der geprieſenen Mannigfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unſer verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher geſagte ſoll die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Homeriſchen Versbaues im geringſten nicht herabſetzen, obgleich das bonus dormitat Homerus auch in dieſem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im Griechiſchen, deſſen Ausſprache wir ſo unvollkommen kennen, anmaßen dürfen. Als freiwillige Blüthe der Natur betrachtet, verdient dieſe Harmonie faſt mehr Bewunderung, als wenn man ſie für einen ſchwer errungnen Gipfel der Kunſt hält. In Voſſens Ueberſetzung iſt ſie dieſes wirklich, und man ſieht ihr an, daß ſie es iſt. Bei aller Aehnlichkeit ſeines Versbaues mit dem Homeriſchen im einzelnen, die beſonders in Abſicht auf die Glieder der rhythmiſchen Periode bewundernswürdig groß iſt, verbreitet dies einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermißt den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunſtloſe Leichtigkeit der Joniſchen Muſe. Man fühlt bei dem Genuſſe, daß vieles aufgeopfert, daß große Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um ihn uns zu verſchaffen. Der Versbau in ſeiner ältern Odyſſee iſt zwar lange nicht ſo ſchön, ſo reich und mannichfaltig, aber doch fließend und angenehm, und bei den weit größern Abweichungen im einzelnen, giebt ihm das täuſchende Gepräge einer kunſtloſen Entſtehung, das er meiſtens trägt, im Ganzen einen mehr Homeriſchen Charakter.

Man ſieht aus Voſſens Art zu überſetzen, daß er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des Griechiſchen Verſes und im Klange der Sylben zu finden geglaubt: er hat ihn, und zwar nicht ſelten verſtärkt, zu übertragen geſucht. Ohne wie Johnſon den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten, könnte man doch zweifeln, ob ſich ein ſo beſonnenes und kleinliches Studium bei einer improviſirenden Sängerkunſt annehmen laſſe, wie die war, woraus die Homeriſchen Rhapſodien allmählig hervorgegangen? Ob es nicht eine Zergliederung der äſthetiſchen Eindrücke vorausſetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters paßt, dem die dichteriſche Begeiſterung etwas ſo unerklärliches war, daß es vollen Glauben an einen dabei waltenden göttlichen Einfluß hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenſtandes für abhängig von dem Vorſatze des Sängers hielt? (Od. I, 347 — 359.) Ob endlich das ſinnreiche Anſpielen auf körperliche oder geiſtige Beſchaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Sylben und Buchſtaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunſt zu halten ſei, als für eine der Naturpoeſie eigne Schönheit? Es verſteht ſich, daß hier weder vom Ausdruck der innern Empfindung in den lyriſchen Weiſen, noch von der allgemeinen Wahl eines Geſetzes der Succeſſionen: für das Ganze eines Gedichtes die Rede iſt, wobei die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichſten Inſtinct geleitet worden ſind. Da ſich indeſſen vorausſehen läßt, daß dieſe Meinung ſtarken Widerſpruch finden, und daß vorzüglich, mit Berufung auf das Anſehen des Dionyſius von Halikarnaſſus, der Stein des Siſyphus gegen ſie hergewälzt werden dürfte, ſo behalte ich mir vor, ſie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnüge mich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunſt, mit welcher Voß den Bewegungen des Griechiſchen Verſes Schritt vor Schritt folgt, auf einmal ſichtbar wird. Od. XI, 593 — 598.

Auch den Siſyfos ſah ich, von ſchrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angeſtemmt, arbeitet' er ſtark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal ſtürzte die Laſt um;
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor.

Man vergleiche das Orginal. Nur übertreibt die

Ueberſetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darin liegen ſoll. Die zweite Zeile hat im Griechiſchen einen hüpfenden daktyliſchen Schluß: ⏑ — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑, hier endigt ſie ſchwerfällig: ⏑ — ⏑ ⏑ | — — — ⏑. Der abſichtliche Uebellaut: von der Au' aufwälzte, iſt ebenfalls weit ſtärker als der Hiatus in: ἄνω ὤθεσκε. In der letzten Zeile ſcheint Voß neben der Schnelligkeit auch noch das Getöſe des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchſtaben im geringſten andeutet. Dies hat ihn denn auf die höchſt unglückliche Zuſammenſetzung Donnergepolter gebracht, worin das Gepolter zu unedel, und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperboliſch iſt. Sie ſteht indeſſen ſchon in der ältern Odyſſee. Warum nicht wörtlich?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tückiſche Marmor

Der Gang des Verſes wäre ganz derſelbe geblieben. Gegen die beredte Bewunderung des Dionyſius (περὶ συνθέσ. C. 30.), der dieſe Zeile ſo ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu mahlen, ließe ſich eine andre von völlig gleicher metriſcher Beſchaffenheit anführen, worin kein Stein hinabrollt, auch nichts ähnliches geſchieht:

αὖτις ἔπειτα | πέδονδε | κυλίνδετο | λᾶας | ἀναιδής
οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' | ἑτοῖμα | προκείμενα | χεῖρας | ἴαλλον.

Doch, wer weiß? Homer hat hier die Behendigkeit, womit ſeine eßluſtigen Helden nach den Speiſen griffen, durch den Gang des Verſes nachahmen wollen. Mit Recht hat Voß der Mannichfaltigkeit wegen die ſpondeiſchen, im Deutſchen meiſtens trochäiſchen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmiſche Mahlerei im Originale geſehen, und daher meiſtentheils dieſelben Verſe, wo dieſes ihn hat, damit geſchloſſen, obgleich Homer mehrmals Spondeen ſetzt, wo das Geſetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fodern würde, z. B. Il. II, 764. IV, 74. 500. Auch folgende Beiſpiele von ſpondeiſchen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, Il. VIII, 54. 55. und XII, 128. 131. wobei ſich Reime, in den letzten ſogar doppelte Reime eingeſchlichen haben, ſind für die Kenntniß der Homeriſchen Verskunſt wichtig. Eben ſo gut wie den Gang ſolcher Verſe Il. I, 11.:

Οὕνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμησε ἀρητῆρα,

Drum weil ihm den Chryſes beleidiget, ſeinen
Prieſter,

hätte der Ueberſetzer dies auch nachmachen können. Die monoſyllabiſchen Schlüſſe (— ◡ ◡ — | —) die nach Hermann. de metris p. 275. ſowohl das Große und Erhabne auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen ſollen, (ſo zweideutig iſt das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks) hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen. Il. XVI 123.:

— und plötzlich durchflog unlöſchbar umher
Glut.

Den einſylbigen Namen des Vaters der Götter und Menſchen ſetzt Homer und ſein Ueberſetzer oft an dieſe nachdrückliche Stelle: Il. I, 508. μητίετα Ζεῦ, Ordner der Welt, Zeus; νεφεληγερέτα Ζεύς, der Herrſcher im Donnergewölk, Zeus. Schade, daß einem Schweine dieſelbe Ehre widerfährt. Od. IV. 457. μέγας σῦς, ein Borſtenumſtarrt Schwein.

Uebrigens bleibt Voßens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unſrer Sprache unerreichtes Muſter. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bei uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der mattern Wortfüße (— ◡, ◡ — ◡) wozu die deutſche Sprache einen großen Hang hat, iſt auf das glücklichſte vermieden, dagegen ſind die edlern und männlichern

(⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑, — ⏑ — — ⏑ ⏑ —) überall mit Wahl und ſchöner Abwechſelung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, — — ⏑, — — ⏑ ⏑) künſtlich eingemiſcht. Nur hat ſich der Dichter den ſeltnen Spondeen zu lieb zuweilen harte Zuſammenziehungen wie: Gĕbīrgs Fēlshāupt oder übellautende Zuſammenſtellungen: dūmpf āufhālltĕ, tīef āufſēufzt' ĕr, erlaubt. — Ein Paar wirklich antiſpaſtiſche Anfänge des Verſes ſind ſtatt ſpondeiſcher durchgeſchlüpft, z. B. Ŭnd ērzſtārrĕndĕ Schīldĕ, Ŭnd Rūhm hättĕn gĕwōnnĕn. Solche Worte wie und könnten wohl vor eine unbedeutende Vorſchlagsſylbe geſtellt, als Länge gelten, aber vor der gröſten Länge, wie hier, werden ſie unfehlbar kurz. Im griechiſchen kann die Arſis in Spondeen und Daktylen eine Sylbe verlängern helfen, bei uns fodert ſie vielmehr eine entſchiedne Länge. Daher iſt es auch Sylbenzwang, wenn die erſte Sylbe ſolcher Wörter wie Schwachheit, Kargheit, abwärts, in die Theſis eines Spondeen, die zweite weit kürzere in die Arſis des nächſten Fuſſes fällt. Z. B.:

Nīcht jă gĕ | būhrt Kārg | hēit bei | abgeſchiedenen.

Nicht zu verwerfen iſt das Bemühn, manchen Wörtern ihre alte Vielſylbigkeit wieder zu geben, z. B. Adeler, (es hieß ehedem Adelaar;) hingegen ſchöneſte möchte ſchwerlich Eingang finden.

Als Probe des ſchönen Versbaues mag folgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue und des Styls faſt ohne Tadel iſt. Il. VI, 466 — 475.:

Alſo der Held, und hin nach dem Knäblein ſtreckt er die Arme.
Aber zurück an den Buſen der ſchön gegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der ſtrahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber

Küßte ſein liebes Kind, und wiegt' es ſanft in den Armen;
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den anderen Göttern.

Möchte es doch Voſſen gefallen, wenn er einmal zum Homer zurückkehrt, der zu ſehr der ſeinige geworden iſt, als daß er ihn je überdrüßig werden könnte, die ganze Ueberſetzung in dieſem Geſchmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiſte dieſes ehrwürdigen Alten iſt, hat er durch ſeine ältere Arbeit an der Odyſſee, und durch die Nachbildung ſeines Styls in Originalgedichten dargethan. Daß ſein poetiſcher Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, iſt ſelbſt unter allen abſichtlichen Uebertretungen der Sprachgeſetze in der neuern Ueberſetzung unverkennbar; und in der Louiſe glänzt beides, ſo wie der ſchönſte Versbau ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringſte ungebührliche Freiheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas ſo vollkommnes zu liefern im Stande ſein als er, wenn er dieſer entſagte, ſich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leiſten vornähme, und ſich überhaupt lieber den Geiſt des Sängers, als ſeine Kunſt, zum beſtändigen Augenmerk machte.

Anmerkung.

Obige Beurtheilung erregte bei ihrer Erſcheinung im Jahr 1796 einige Aufmerkſamkeit, und fand bei vielen Eingang: vermuthlich weil ſie ihre eigne ſchon vorher gehegte Meinung nur entwickelter ausſprach. Sie bezeichnet daher eine Stelle in der Geſchichte der Aufnahme, welche das Werk in Deutſchland fand, und kann eine Ueberſicht der widerſtrebenden Gewöhnungen geben, die der beharrliche und ſeine Bemühungen immer ins Große treibende Urheber dabei zu überwinden hatte, und nunmehr wirklich ſchon weit mehr überwunden hat als vor fünf Jahren. Dieß ſind die Gründe, warum ich ſie gänzlich unverändert wieder abdrucken laſſe, wiewohl mein Urtheil über manche Puncte ſich ſeitdem beträchtlich anders beſtimmt hat. Beſonders bei der Behandlung der Deutſchen Sprache und des Versbaues iſt es der Fall. Ich mache es mir zur Pflicht, hier anzuerkennen, daß meine damaligen Einſichten mich nicht in Stand ſetzten, der Meiſterſchaft des würdigen Verfaſſers darin volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich hatte noch keine bedeutenden Verſuche mit poetiſchen Ueberſetzungen aus den Alten angeſtellt; einige wenige haben mich überzeugt, daß manche Freiheiten, die ich für unſtatthaft ausgab, dabei unentbehrlich ſind. Wenn man den Zweck will, muß man auch die Mittel wollen. Das Bedürfniß aber, ächte Ueberſetzungen der alten Dichter zu beſitzen, hat ſich in keiner neueren Literatur entſchiedner offenbart, als in der unſrigen, ſo wie auch keine Werke aufzuweiſen hat, die ſich in Geiſt und Form ſo nah an das claſſiſche Alterthum anſchließen, als einige Deutſche. Der Beurtheiler einer poetiſchen Dollmetſchung hat freilich die Rolle des Grammatikers zu ſpielen, der ſeiner Natur nach ein Opponent gegen alles vom Herkommen abweichende iſt: er ſucht aus Analogieen der Sprache zu beweiſen, daß dieſes oder jenes nie als einheimiſch darin Wurzel faſſen könne. Wenn ihn nachher der Erfolg widerlegt, ſo wird er genöthigt, das Beſtrittene ſelbſt in den Umkreis des gültigen Sprachgebrauches aufzunehmen. Ich ſehe mich in manchen Stücken, der Voßiſchen Ueberſetzung gegenüber, nicht ungern in dieſem Fall: denn die erworbenen grammatiſchen Vorrechte und Freiheiten kommen auch mir als Ueberſetzer und Dichter zu gute. Manche von mir angefochtene Wendungen, Stellungen und Conſtructionen ſind auch keinesweges von Voß zuerſt gebraucht worden: ſie finden ſich bei den beſten Dichtern aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und hatten ſich nur während der Periode, wo man die Poeſie zur Proſa herabzuſtimmen ſuchte, aus unſrer Sprache verloren. Bei der jetzt angefangnen Umbildung derſelben, wodurch jener vernichtenden Richtung entgegengewirkt wird, ſind wir aber berechtigt, nicht nur ſo weit, ſondern bis zu den älteſten Denkmälern unſrer Sprache zurückzukehren, um das brauchbare Veraltete, das noch verſtändlich ſein kann, zu erneuern, wobei es ſich zeigen wird, daß wir reicher an einheimiſchen Schätzen ſind, als wir ſelbſt wiſſen. Allein auch bei ſolchen Annäherungen an die alten Sprachen, welche etwas bisher ganz fremdes in die unſrige einführen, das nur nicht geradezu ihrem Baue widerſpricht, haben wir in der Geſchichte das Beiſpiel der Lateiniſchen Sprache für uns, in der die ſo auffallende Anbildung Griechiſcher Kunſt und Eigenthümlichkeit, die anfangs nicht ohne Härten und Widerſetzlichkeit von Seiten der Grammatiker abging, auf das vollkommenſte gelungen iſt. Wir haben ferner das Beiſpiel der Spaniſchen Sprache für uns, in welcher die poetiſche Diction durch die Einführung der Italiäniſchen Sylbenmaße, die zuerſt ebenfalls dem lebhafteſten Widerſtande begegnete, einen weſentlich verſchiednen Charakter gewonnen hat. Daß Voßens Ueberſetzungen der Alten, beſonders die des Homer, theils durch die unerſchütterliche Conſequenz, womit er ſeine Grundſätze in einem immer erweiterten Kreiſe durchführt, theils durch den bloßen Fortgang der Zeit, ſchon um vieles popularer geworden ſind, als ſie anfänglich waren, iſt unverkennbar. So wie die Dichter, welche Originalwerke im Sinne der Alten aufſtellen, auch das ihrige beitragen mögen, ihnen Eingang zu verſchaffen, ſo ſind ſie auf der andern Seite für dieſe gleichſam mächtige Bundesgenoſſen.

Was die Bearbeitung der antiken Sylbenmaße, beſonders des Hexameters, im Deutſchen betrifft, ſo iſt Voß unſtreitig als der zweite Erfinder anzuſehen, und ſein Verdienſt dabei iſt unüberſehlich groß. Es iſt mir jetzt vollkommen klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei einer Ueberſetzung des Homer nicht mit einer geringeren Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen, als die ſeinige hat. Unſre Nachfolge der alten Metrik ſchreitet, wie ſie mit abſoluter Laxität anfing, (ein Umſtand, dem wir es vielleicht hauptſächlich verdanken, daß die Sache bei uns feſten Fuß gefaßt, da die erſten Bearbeiter bei andern modernen Nationen an das Ohr und die Stimmung der Empfänglichkeit ihrer Zeitgenoſſen gleich alles foderten, und daher nichts erlangten; der aber auch, bis Voß auftrat, die unförmlichſten Ausartungen veranlaßt hat,) immer zu größerem Rigorismus fort, und möchte erſt bei einer, der claſſiſchen gleich oder ganz nahe kommenden, Geſetzmäßigkeit einen bleibenden Ruhepunct finden. Vielleicht iſt die Zeit nicht ſo gar entfernt, wo es z. B. nicht mehr erlaubt ſein wird, im Hexameter reine Trochäen einzumiſchen. Freilich muß es alsdann möglich ſein, dieß Geſetz zu beobachten: ein Ziel, welchem uns eine ſolche Maſſe vortrefflicher Hexameter, als Voß beinahe beiſpiellos geliefert hat, denen bei der Umgehung der Schwierigkeiten tauſend und tauſend Vortheile abzulernen ſind, um ein großes näher bringt. Verſchiedne Kritiken gegen den Versbau ſeiner Ueberſetzung des Homer ſind daher entſtanden, daß ich den Antagonismus des Accentes und der Quantität, wovon jener das Princip der gereimten, dieſe der rhythmiſchen Versarten iſt, noch nicht gehörig einſah, und gewiſſe metriſche Rechte über die gewöhnliche Ausſprache nicht anerkannte.

Bei der neuen Ausgabe des deutſchen Homer, die wir vielleicht in kurzem zu hoffen haben, muß die ganze Erwartung der Kenner darauf gerichtet ſein, ob das Werk in allem, was den Geiſt und Ton, die Naivetät und Einfalt des alten Sängers betrifft, gewonnen hat, ob es durch höhere Kunſt wiederum kunſtloſer erſcheint, oder eine fehlerhafte Künſtlichkeit in gleichem Grade oder gar verſtärkt zur Schau trägt; denn daß die wirklichen grammatiſchen Mißgriffe der wiederholten Prüfung eines ſo gründlichen Philologen nicht entgangen ſein werden, daran iſt kaum zu zweifeln.

2.

Goethe's Römiſche Elegieen.

Die Elegieen, im ſechſten Stück der Horen 1795 zuerſt abgedruckt, ſind eine merkwürdige, neue, in der Geſchichte der Deutſchen, ja man darf ſagen, der neuern Poeſie überhaupt einzige Erſcheinung. Unbeſtochen vom Nationalſtolze kann der Deutſche wohl behaupten, daß ſeine Sprache, im Ganzen genommen, die treueſten poetiſchen Nachbildungen der Alten, daß ſie allein Originalwerke im ächten antiken Styl aufzuweiſen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechiſchen Homer geleſen haben müſſen, um Popens zierlich geglättete Reime nur für eine Ueberſetzung des Altvaters der Sänger gelten zu laſſen, geſchweige dann, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodigen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias geſungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberſchrift gewiſſer Engliſcher Oden, daß ſie Pindariſch ſind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzoſen ſich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunſt und Vollendung auf die tragiſche Bühne der Griechen herabzuſehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälſchten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unſrigen abſtehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerſtörten Welt anſpricht, über deren räthſelhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unſterblichen Denkmale, noch ſo gewiſſenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufſchluß ertheilen. Es nachahmen wollen iſt ein edles, aber mißliches Bemühen. Die urſprünglichen, einfach ſchönen Formen der alten Kunſt haben das Schickſal aller Formen gehabt, ihren Geiſt zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, dieſen aufs Neue hervorzurufen, ſo iſt es vergeblich, daß er ſie nachzubilden ſucht; er umarmt in ihnen, wie in köſtlichen Urnen, nur die Aſche der Todten. „Das Antike war neu, da jene Glücklichen lebten.“ Nur an der lebenden Welt kann ſich die Bruſt des Künſtlers und Dichters erwärmen; nur eigne Anſichten des Wirklichen treten wie unabhängige Weſen hervor, wenn ſie der Spiegel einer reinen, lichthellen Fantaſie zurück wirft. Die kühle Begeiſterung deſſen, der wahre Verhältniſſe ſeines Daſeins darzuſtellen vorgiebt, und ſich doch in einem willkührlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Coſtum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an dieſen oder jenen Aeußerlichkeiten deſſelben hängen bleibt, ſondern in das Innere dringt, wird hingegen wünſchen, daß ſich eigenthümlicher Geiſt immer in der angemeſſenſten, natürlichſten, eigenſten Form offenbare.

Und das iſt es eben, was an dieſen Elegieen bezaubert, was ſie von den zahlreichen und zum Theil ſehr geſchickten Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateiniſcher Sprache weſentlich unterſcheidet: ſie ſind originell und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die römiſche Poeſie durch Deutſche Gedichte. Wenn die Schatten jener unſterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlaßne Leben zurückkehrten, würden ſie zwar über den Fremdling aus den Germaniſchen Wäldern erſtaunen, der ſich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen geſellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugeſtehn, die für ihn noch eben ſo friſch grünt, wie ehedem für ſie.

Von den elegiſchen Dichtern der Griechen, ſowohl den frühern Joniſchen, als den Alexandrinern, haben ſich nur Fragmente erhalten. Aber nicht leicht hat eine andere Dichtart, nachdem die Muſen in Griechenland verſtummt waren, ſich mit ſo ausgezeichnetem Gedeihen auf römiſchen Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen; Tibullus rührt durch ſchmachtende Weichheit; die ſinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausſpinnt. Der Charakter unſers Dichters iſt eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel ſeiner Geſinnungen am weitſten; aber er iſt auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger geſucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er ſich die ſüßeſte Luſt des Lebens zum Geſchäfte macht, ſo ſcheint er doch nur mit der Liebe zu ſcherzen. Sie unterjocht ihn nie ſo, daß er dabei die offne Heiterkeit ſeines Gemüths einbüßen ſollte. In der erſten Elegie ſchweifen ſeine Wünſche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er ſie nicht nur gefunden, ſondern ſchon jede Gewährung erlangt. Es iſt wahr, einige Umſtände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines ſo ſchnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl iſt duldſamer, als das ſeiner Römiſchen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abſcheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht ſtark genug zu erklären wiſſen. Doch erſcheint nachher die gefällige Römerin ſo ſchön, ſo liebenswürdig, ja ſelbſt ſo zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die ſich unter die Liebe miſchen, wohl entſchuldigen oder vergeſſen kann. Seine Leidenſchaft würde ihrer eignen Natur widerſprechen, wenn ſie heldenmüthige Aufopferungen foderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrauſend, ſondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünſcht ſie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie iſt ſinnlich und zärtlich, ſchlau und offenherzig; und ſchwärmt in ihrem Muthwillen ſo lieblich für das Schöne, daß ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um ſeinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In ſeiner genügſamen Fröhlichkeit iſt der Sänger friedlich gegen alle Menſchen geſinnt und möchte ſich nicht gern an irgend etwas Argem ſchuldig wiſſen. Er bleibt ſeinem Wahlſpruche treu:

Nos venerem tutam concellaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimath der Elegie, die Scene dieſer Darſtellungen iſt, erhöht noch um vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Abſicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leſer ſich ſelbſt verſetzt fühlt, fodert ihn erwärmend zum Antheil an ſinnlicher Luſt und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkömmt, gleichſam auf jedem Bruchſtücke eines alten Werks eingegraben ſteht, in jeder verloſchnen Spur ehemaliger Herrlichkeit ſich entziffern läßt: alle menſchliche Größe muß untergehen; dieſe Wahrheit verliert am jugendlichen Buſen der Schönheit ihre Macht zu ſchrecken, ja ſie wird eine Einladung dem allgemeinen Looſe der Vergänglichkeit zuvorzueilen, und die Freuden des Lebens zu haſchen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtauſenden einſtürzt:

Freue dich alſo, Lebend'ger, der Lieberwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünſtigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das claſſiſche Alterthum noch immer ſich ſelbſt zu überleben ſcheint, daß die ihn umgebenden Gegenſtände eine freundliche Gegenwart auf gewiſſe Art mit einer idealiſchen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich iſt die Erſcheinung der alten Götter, ſtatt daß ſie ſonſt, wenn der Dichter ſie unter den Ausdruck eigner Leidenſchaft miſcht, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen ſchwachen, oder, als etwas fremdartiges und willkührlich erſonnenes, einen ſtörenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuſchend. Die Einbildungskraft geſteht dieſen Weſen gern eine ſichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes perſönliches Daſein an einem Orte zu, wo ſie einſt ſo glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Geſtalten aufbewahrt, vor deren übermenſchlicher Macht das Volk ſich ehemals niederwarf, wie der Künſtler noch jetzt ihre übermenſchliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeiſterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit einem Schritte vom Capitolium zum

Olymp hinausführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

Schwerlich wird jetzt noch gegen dieſe Gedichte wegen ihres meiſt leichten und fröhlichen Inhalts der Einwurf vorgebracht, ſie ſeien keine wahrhaften Elegieen, da der aus modernen willkührlichen Theorieen entſprungene Begriff, nach welchem ein Gedicht in einer beliebigen Versart Elegie heißt, wenn es nur ſanfte Wehmuth ausdrückt, oder wie ſie es ſonſt beſtimmen mochten, immer mehr dem hiſtoriſchen, einzig gültigen, Platz macht. Dieſer läßt ſich auch rein theoretiſch, und zwar aus und mit der Form conſtruiren, ſo daß der artiſtiſche Sprachgebrauch der Alten, ein Gedicht im elegiſchen Sylbenmaaß, bei noch ſo verſchiednem Umfange und mannichfaltiger Beſchaffenheit des Stoffes, Elegie zu nennen, vollkommen gerechtfertigt wird.

3.

Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. (Von Wilhelm Heinrich Wackenroder.) 1797.

Die Anſicht der bildenden Künſte, welche dieſer liebenswürdigen Schrift zum Grunde liegt, iſt nicht die gewöhnliche unſers Zeitalters. Mit Recht vermied daher ihr ungenannter Verfaſſer auch die Sprache der Mode, und wählte, um für ſein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunſt den lebendigſten Ausdruck zu finden, ein fremdes Coſtum, aus welchem er ſelbſt in der Vorrede nicht herausgeht. Seine Abſicht iſt, angehenden Künſtlern und Liebhabern ſeine an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor den großen Meiſtern mitzutheilen, und aufs nachdrücklichſte widerſetzt er ſich überall einer gewiſſen ſelbſtgefälligen Kennerei, die mehr auf einer fertigen Zunge als im Innern des Geiſtes wohnt, und die erhabenſten Schöpfungen des Genius, als wären ſie wirklich ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, zuverſichtlich durchmuſtert. Es iſt gewiß: man iſt nicht eher befugt zu richten, bis man ein Kunſtwerk ganz verſteht, bis man tief in ſeinen und ſeines Urhebers Sinn eingedrungen iſt. Dies iſt aber nicht anders möglich, als wenn man alle eitlen Anmaßungen wegwirft, und ſich mit ſtiller Sammlung und liebevoller Empfänglichkeit des Gemüths der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geiſtlichen Einſiedlers, dem „die „Kunſt als eine Sache himmliſchen Urſprungs gleich „nach der Religion theuer iſt, dem ſie eine religiöſe Liebe oder eine geliebte Religion wird,“ war vielleicht der angemeſſenſte, der ſich finden ließ, um eine ſolche Stimmung vorzubereiten, ſolche Lehren eindringlich vorzutragen. Selbſt ein Anſtrich von Schwärmerei kann nicht verwerflich ſcheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen die überhand nehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunſt nichts ſucht als einen zerſtreuenden Sinnengenuß, und es ihr auch unmöglich macht anders zu wirken. Wer wird es dem ſchlichten, aber herzlichen, Religiöſen verargen, wenn er das Göttliche, was allein im Menſchen zu finden iſt, aus ihm hinausſtellt, und das Unbegreifliche der Künſtlerbegeiſterung gern mit höheren unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl verwechſelt? Wir verſtehen ihn doch, und können uns ſeine Sprache leicht in unſre Art zu reden überſetzen. Jene hat überdies, eben weil ſie veraltet iſt, den Reiz der Neuheit. So weſentlich verſchieden die freien Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunſtgenuß beſteht, von jener Andacht zu ſein ſcheinen, welche eine zerknirſchende Selbſtverläugnung und gleichſam eine augenblickliche Aufhebung des irdiſchen Daſeins fodert; ſo iſt es doch unläugbar, daß die neuere Kunſt bei ihrer Wiederherſtellung und ihrer größeſten Epoche mit der Religion in einem ſehr engen Bunde ſtand. Es iſt, als ob immer ein religiöſer Antrieb das Streben des bildenden Künſtlers, Ideen von höheren Naturen in die Form der Menſchheit aufzufaſſen, anregen und beſtimmen müßte. Die überirdiſchen Darſtellungen der alten Kunſt hat der Volksglaube durchaus veranlaßt, und was die neuere in dieſem Fache eigenthümliches beſitzt, hat ebenfalls alles eine religiöſe Beziehung. An einem Gottesdienſte, der zum Untergange der alten Kunſt nur allzuviel beigetragen hatte, richtete ſich die neuere wieder auf; ſie empfing nicht nur Beſchäftigung von ihm, ſondern auch ihre höchſten Gegenſtände: Madonnen, Heilande, Apoſtel und Heilige. Es iſt ſchwer zu ſagen, was dieſe Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunſt in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo ſchon die ſtrengere Vernunft alle ſinnlichen Ausſchmückungen einer auf das Unſinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche dem Menſchen in ſeinem unendlichen Abſtande von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Weſen gebaut wird, eingeriſſen hatte. Wenn wir, der Foderung gemäß, daß der Betrachter ſich in die Welt des Dichters oder Künſtlers verſetzen ſoll, ſogar den mythologiſchen Träumen des Alterthums gern ihr luſtiges Daſeyn gönnen; warum ſollten wir nicht, einem Kunſtwerke gegenüber, an chriſtlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die ſonſt unſrer Denkart fremd ſind? In dieſer Bedeutung iſt das Wort glauben zu (S. 192) verſtehen, und wir hielten es für wichtig, dieſen Geſichtspunkt, beſonders für Aufſätze wie Raphaels Erſcheinung und Brief eines jungen deutſchen Mahlers in Rom an ſeinen Freund in Nürnberg, ausdrücklich feſtzuſtellen, weil wir befürchten, daß ihn Leſer einer gewiſſen Art verfehlen werden, und daß bei der Wachſamkeit gegen den Katholicismus den guten Kloſterbruder weder ſein Beruf noch ſeine eigne Toleranz gegen den Vorwurf ſichern wird, ſeine Kunſtliebe habe eine Tendenz zu demſelben.

Mit großer Wärme empfiehlt der Verfaſſer die meiſtens ſo vernachläßigte Künſtlergeſchichte, und vorzüglich die Leſung des Vaſari. Indeſſen haben junge Künſtler oft nicht Kenntniſſe genug, um dieſe Hauptquelle für die Geſchichte des wichtigſten Zeitalters der modernen Kunſt gehörig zu verſtehen; und das Studium derſelben iſt durch die Anmerkungen, Zuſätze und Berichtigungen der neueren Herausgeber, die man gleichwohl nicht entbehren kann, noch verwickelter und mühſamer geworden. Auch fehlt dem Vaſari noch viel zum muſterhaften Biographen; beſonders verlieren ſich ſeine Lobſprüche nicht ſelten zu ſehr in eineredneriſche Unbeſtimmtheit, als daß ſie demjenigen eine Vorſtellung von dem Charakter der beſchriebenen Kunſtwerke geben könnten, der ſie noch nicht hat. (Bei andern ſpäteren Mahlerbiographen, z. B. dem Malvaſia, iſt dies freilich noch weit mehr der Fall.) Durch ein Werk, welches die merkwürdigſten Lebensbeſchreibungen der Künſtler nach Vaſari mit Kritik und Benutzung der hinzugekommenen hiſtoriſchen Materialien auf eben die Art lieferte, wie hier die des Franceſco Francia, Leonardo da Vinci und Pietro di Coſimo verjüngt und durch anſchauliche Darſtellung beſeelt worden ſind, würde gleich ſehr für Belehrung und für Unterhaltung geſorgt werden. Bei einer Vergleichung mit dem Italiäniſchen Original wird es leicht in die Augen fallen, wie glücklich der Verfaſſer durch Anordnung, durch Auslaſſungen ſowohl als ausmahlende Züge und eingemiſchte Betrachtungen ſeinen Stoff umgebildet hat. Als Probe zeichnen wir nur einige Stellen aus dem Leben des Leonardo aus, an deſſen Beiſpiel der Verfaſſer zu zeigen bemüht iſt, „daß der Genius der Kunſt ſich nicht „unwillig mit der ernſthaften Minerva zuſammen „paart; und daß in einer groſſen und offenen Seele, „wenn ſie auch auf Ein Hauptbeſtreben gerichtet iſt, „doch das ganze, vielfach zuſammengeſetzte Bild menſchlicher Wiſſenſchaft ſich in ſchöner und vollkommner „Harmonie abſpiegelt.“ S. 65. „Zu Erlernung jeder „bildenden Kunſt, ſelbſt wenn ſie ernſthafte oder trübſelige Dinge abſchildern ſoll, gehört ein lebendiges „und aufgewecktes Gemüth; denn es ſoll ja durch „allmähliche mühſame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in ſich verſchloſſene Gemüther haben keinen Hang, keine „Luſt, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth beſaß „der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte ſich

„nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der „Farben, ſondern auch in der Bildhauerei, und zur „Erholung ſpielte er auf der Geige und ſang artige „Lieder. Wohin alſo ſein vielbefaſſender Geiſt ſich „auch wandte, ſo ward er immer von den Muſen „und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmoſpäre ſchwebend getragen, und berührte nie, auch „in den Stunden der Erholung nicht, den Boden „des alltäglichen Lebens. Leonardo wußte, daß der „Kunſtgeiſt eine Flamme von ganz anderer Natur „iſt, als der Enthuſiasmus der Dichter. Es iſt „nicht darauf angeſehen, etwas ganz aus eigenem „Sinne zu gebähren; der Kunſtſinn ſoll vielmehr „ämſig außer ſich herumſchweifen, und ſich um alle „Geſtalten der Schöpfung mit behender Geſchicklichkeit herumlegen, und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geiſtes aufbewahren; ſo daß der Künſtler, wenn er die Hand zur „Arbeit anſetzt, ſchon eine Welt von allen Dingen „in ſich finde. Leonardo ging nie, ohne ſeine „Schreibtafeln bei ſich zu tragen; ſein begieriges Auge fand überall ein Opfer für ſeine Muſe. Dann „kann man ſagen, daß man vom Kunſtſinne ganz „durchglüht und durchdrungen ſei, wenn man ſo „alles um ſich her ſeiner Hauptneigung unterthänig „macht." Sein Tod wird mit rührender Einfachheit erzählt, und der geiſtvolle Blick auf Raphael am Ende vollendet den ernſten Eindruck des Ganzen. Beinah vermißten wir hier das Sonett, welches das einzige Ueberbleibſel von Leonardo's poetiſchen Gaben iſt: (weil er meiſtens all' improviso dichtete, ſo ſchrieb er wahrſcheinlich ſeine Gedichte ſelten auf) ob es gleich nicht eigentlich die Kunſt betrifft, ſo könnte es doch Anlaß zu einer anziehenden Einkleidung von Vorſchriften für ſie geben, wenn man dergleichen in ſeinem Namen und nach ſeiner Weiſe dichteriſch vortrüge. Der Tod des Franceſco Francia, welchem ſeine Bewunderung Raphaels das Leben gekoſtet haben ſoll, wogegen ſich ſonſt allerdings große Zweifel erheben, iſt durch die Wahrheit der Darſtellung ſo glaublich gemacht worden, wie es nur immer möglich war. Die Vermiſchung hiſtoriſcher Wahrheit mit Erdichtung in dem Aufſatze: Raphaels Erſcheinung, können wir nicht ganz billigen. Raphael hat die angeführten Worte wirklich geſchrieben; allein es iſt darin nicht von einer Madonna, ſondern von der in der Farneſina abgebildeten Meergöttin Galathea die Rede, welche, wie man weiß, nicht zu den höchſten Idealen gehört, die Raphaels Pinſel hervorgebracht. Mithin fällt auch der geheimnißvolle Sinn jener Worte ganz weg. Daß übrigens ein in Raphaels Religion erzogner Künſtler, auch ohne Hang zur Schwärmerei, dergleichen artiſtiſch-religiöſe Viſionen haben könne, ließe ſich aus des Benvenuto Cellini Leben vertheidigen, wo freilich eine außerordentliche Lage ſie hervorrief. Die Blätter über Michelangelo enthalten ein ſchön durchgeführtes, erhellendes Gleichniß. Von deutſchen Künſtlern iſt nur dem alten Albrecht Dürer ein verdientes Ehrendenkmal geſetzt: die von ihm gegebene Schilderung iſt ſo ganz in dem ehrenfeſten Tone und nach den graden Sitten ſeines Zeitalters abgefaßt, daß ſie den Leſer täuſchend dahin verſetzt. Ueberhaupt bekömmt die Schreibart des Verfaſſers durch eine gewiſſe altväterliche Einfalt bei ihrem bildlichen Reichthum etwas eigenthümliches. Sonſt iſt es ſichtbar genug, daß er ſich den größten Meiſter der darſtellenden Proſa in unſrer Sprache zum Vorbilde gewählt. Dies iſt gar nicht als Tadel gemeint: das Streben nach gründlicher Aehnlichkeit mit dem, was man für das Beſte erkennt, und ohne eine gewiſſe Höhe der Bildung nicht dafür erkennen könnte, iſt ſehr verſchieden vom Haſchen nach bloßen Aeußerlichkeiten der Manier, noch mehr vom Entlehnen einzelner Gedanken und Ausdrücke. In einigen kleinen Gedichten, die keinen Anſpruch auf kunſtvolle Correctheit machen, athmet wahres und herzliches Gefühl, und man lieſt ſie gern an ihrer Stelle. Die Idee, Gemählde dadurch zu ſchildern, daß man die gegen einander in Verhältniſſe geſetzten Perſonen reden einführt, iſt originell und kann für manche Falle ſehr angemeſſen ſein; die beiden Ausführungen derſelben gefallen durch ihre Naivetät, doch hätte dabei vielleicht mehr Sorgfalt auf die Form gewandt werden ſollen. Das einzige Stück in der Sammlung, welches keine Beziehung auf bildende Kunſt hat, iſt die Geſchichte eines unglücklichen Muſikers, den „die bittere Mißhelligkeit zwiſchen ſeinem angebohrnen ätheriſchen Enthuſiasmus, und dem irdiſchen „Antheil an dem Leben eines jeden Menſchen, der jeden „täglich aus ſeiner Schwärmerei mit Gewalt herabziehet, ſein ganzes Leben hindurch quälte.“ Die Wahrheit, daß Selbſtſtändigkeit des Charakters ein unentbehrliches Erfoderniß zum Künſtler ſei, damit er das Ungemach der Wirklichkeit, dem ſich doch nicht immer entfliehen läßt, entſchloſſen zu überwinden vermöge, damit er unter mannichfaltiger Abhängigkeit die Freiheit ſeines Geiſtes erhalte, und nicht zwiſchen fantaſtiſcher Ueberſpannung und kranker Erſchlaffung hin und her ſchwanke, prägt ſich bei dieſer Erzählung dem Gemüth des Leſers auf eine ſchmerzlich ergreifende Weiſe ein. Der Verf. macht Hoffnung zu einem zweiten Theile, der Beurtheilungen einiger einzelnen Kunſtwerke enthalten ſoll: ein Geſchaft, wozu eine liebevolle Fantaſie, nach Michelangelo's Ausdruck:

— l'affettuoſa fantaſia,
Che l'arte mi fece idolo e monarca,

beſſer berechtigt, wie uns däucht, als ſcharf beobachtende, aber auch gern verkleinernde, Kälte.

Anmerkung. Obige Anzeige ſchrieb ich, ohne perſönlich von dem Verfaſſer zu wiſſen, an dem ich vielleicht in der Folge einen Freund gewonnen hätte, wenn nicht alle Hoffnungen durch ſeinen frühzeitigen und herben Tod wären vereitelt worden. Seinen Nachlaß hat ſein Herzensfreund Tieck, von dem auch einiges in dem Kloſterbruder herrührt, in den Fantaſieen über die Kunſt mit eigenen verwandten Aufſätzen herausgegeben, und ſein Andenken durch rührende Gedichte gefeiert.

4.

Romane und Erzählungen von Friedrich Schulz.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Meſſe unſre Bücherverzeichniſſe anſchwellen, vollenden die meiſten, ja faſt alle, den Kreislauf ihres unbedeutenden Daſeins ſo ſchnell, um ſich dann in die Vergeſſenheit und den Schmutz alter Bücher in den Leſebibliotheken zurück zu ziehen, daß der Kunſtrichter ihnen ungeſäumt auf der Ferſe ſein muß, wenn er nicht den Verdruß haben will, ſein Urtheil auf eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nicht mehr exiſtirt. Auf der andern Seite wirkt auch der frühzeitigſte und noch ſo gegründete Tadel nur wenig gegen die Verbreitung dieſer loſen Waare unter denjenigen Leſern, auf die dabei eigentlich gerechnet iſt. Der bloß ſinnliche Romanenhunger muß geſtillt werden, ſei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abſcheu gegen die zweite Leſung auch des geiſtreichſten Buches verbindet ſich eine Genügſamkeit, die ſich ſelbſt das Platte, Abgeſchmackte und Abentheuerliche gefallen laßt, wenn es nur neu ſcheint; und bei der es bloß armſeliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchteſten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit ſechs oder ſieben Jahren ſtemmen ſich alle Recenſenten des heiligen römiſchen Reichs, die in dieſem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane; aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltſamer in ſie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündniſſen und den Geiſtern iſt vollends gar keine Rettung mehr. Der Ehrgeiz des Schriftſtellers ſowohl als des Beurtheilers, der ſich ſelbſt achtet, muß alſo darauf eingeſchränkt ſein, auf den gebildeteren Theil des Publicums zu wirken. Dieſen hatte Fr. Schulz für ſich, ſeit er durch den kleinen Roman Moriz ſeine Laufbahn glänzend eröffnete; dieſem ſind die Verdienſte, die er ſich um unſre Literatur durch Uebertragungen, Bearbeitungen fremder Werke und eigne Dichtungen erworben, noch in zu friſchem Andenken, als daß ſie nicht gern bei einer Ueberſicht derſelben verweilen ſollten.

Es iſt auffallend und ſchon oft bemerkt worden, daß unſre Sprache ſich bis jetzt für den dichteriſchen Gebrauch weit mehr vervollkommt hat, als für den

Vortrag in Proſa. Wiederum iſt es den Deutſchen Schriftſtellern im Ganzen immer noch beſſer mit den ernſtern Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fodern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin ſich die Geiſteskräfte ohne Spannung und mühſame Arbeit nur ſpielend entfalten, und wo beſonders ein aufgeweckter Witz freien Raum hat; ſich im günſtigſten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen ſein, daß ſich im Franzöſiſchen und ſelbſt im Engliſchen das Geſpräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterſcheidungen führen läßt, die man im Deutſchen nicht auf denſelben Grad zu treiben ſuchen dürfte, ohne in Ziererei und Steifheit zu verfallen. Dieſe letzte Erſcheinung verſteht ſich nach jener ſchon von ſelbſt. Die Kunſt der gewandten und unterhaltenden Schreibart ſteht mit der Gabe der geſelligen Mittheilung in ſehr nahem Bezuge, ja in beſtändiger Wechſelwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, deſto reicher wird dieſe ſich entwickeln und durch den erhöhten und verfeinerten geſellſchaftlichen Genuß die Geſelligkeit ſelbſt verſtärken. Aber der Schriftſteller, der für die Geſellſchaft bilden will, muß ſelbſt durch ſie gebildet ſein: und wie viele, unter dem großen Haufen derer, die in Deutſchland für das Vergnügen der Leſewelt arbeiten, ſind wohl in der Lage geweſen, in den feineren Verhältniſſen des Lebens durch mannichfaltigen und auserleſenen Umgang nur die unbehülfliche Einſeitigkeit ihres Geiſtes abzuſchleifen, geſchweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons ſich ganz zu eigen zu machen? Wie viele ſind nicht im Gefühle ihrer Kraft und Deutſchheit weit entfernt, ſich dieſes Bedürfniſſes nur einmal bewuſt zu werden? Fr. Schulz kennt die Welt und die Geſellſchaft; er hat ſich, vorzüglich durch die lebendigen Gemahlde, die er von ein paar Hauptſtädten Europa's entworfen, als einen hellen, geiſtvollen und vorurtheilsfreien Beobachter gezeigt; und um dieß ſein zu können, muß man unter dem Gewühle verſchiedenartiger Denkarten und Beſtrebungen, die ſich in den Mittelpuncten der Verfeinerungen gegen einander reiben und tauſendfaltig durchkreuzen, ſich ſelbſt mit Freiheit und Sicherheit bewegen. Dieſe rege Benutzung des wirklichen Lebens bei der ſchon natürlichen Richtung ſeiner Anlagen, als Schriftſteller ein angenehmer Geſellſchafter zu ſein, verband er mit einem andern Studium, das den Verfaſſern unſrer gewöhnlichen Romane meiſtens eben ſo fremd iſt: nämlich mit einer ausgebreiteten Beleſenheit in der Franzöſiſchen Literatur. Das Talent, gefällig und lebhaft zu erzählen, iſt gewiß nirgends ſo einheimiſch als in ihr. Daß Schulz in Anſehung deſſelben, wie er ſelbſt nicht verſchweigt, ſeinen Vorbildern viel zu danken hat, darf ſeinen Ruhm nicht ſchmälern: denn wer kann zu ſeiner Bildung die Muſter entbehren? Auch iſt es keineswegs eine ängſtliche, dem Genius der Sache nicht angepaßte, Nachahmung, wodurch ſein Vortrag ſich der Franzöſiſchen Manier nähert. Was er ſich davon auf eine freie Art angeeignet, hat unter ſeinen Händen das fremde Anſehen abgelegt. Man kann, ohne im geringſten undeutſch zu werden, das Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unſre Sprache durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortſtellungen nur allzuſehr ausgeſetzt iſt, mit dem raſchen, flüchtigen Tritte der Franzöſiſchen Proſa vertauſchen. Nichts würde uns im Grunde mehr von der Eigenthümlichkeit derſelben entfernen als Gallicismen; denn keine Nation wacht ſorgfältiger über die charakteriſtiſche Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was ſich nicht mit ihrer allgemeinen Beſchaffenheit in Harmonie ſetzen läßt, mit größerer Strenge daraus, als die Franzöſiſche. Dieſe Klippe, auf die man bei dem Beſtreben nach Annäherung ſo leicht geräth, hat Schulz mehrentheils glücklich vermieden. Selbſt wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert ſeltner an ein Original, als die Deutſche Treue, die ſich ſonſt auch im Ueberſetzen bewährt, es mit ſich bringt. Vielleicht iſt es ihm eben dadurch beſſer gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieſer Gattung die Ungezwungenheit ſehr weſentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde ſich im Einzelnen an dem Style dieſes geſchmackvollen Schriftſtellers noch manches tadeln laſſen. Beſonders haben wir bei den Werken der Mad. de la Fayette (der Verfaſſerin der **Henriette von England**, der **Zaide** und der **Prinzeſſin von Cleves**;) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in ſeiner Uebertragung vermißt. Blühende Fülle der Rede ſteht ihm weder bei Nachbildungen noch urſprünglichen Darſtellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, ſo wäre es vortheilhafter geweſen, die Anſprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereien des Gefühls den innigſten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die ſtärkſte Verſinnlichung zu finden bemüht iſt, ergreift er mehrmals ſtatt deſſen dort das Koſtbare, hier das Ueberladne, überſchreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Proſa, ohne den Leſer durch einen ächt dichteriſchen

Schwung fortzureißen, der, gegen die gewöhnliche Meinung, neben der größten Einfachheit Statt finden kann. Auch ſind wir auf allerlei kleine Verſehen gegen die Richtigkeit der Sprache geſtoßen; und doch wäre durchgängige grammatiſche Genauigkeit hier deswegen eine ſehr ſchätzbare Tugend geweſen, weil ſie, überall wo wir unſre Sprache auf eine lebendige Weiſe, nicht mit der gemeſſenſten Vorbereitung, behandeln: im Geſpräche, in freien mündlichen Vorträgen, ſo gar auf der Bühne, noch ſehr ſelten unter uns iſt.

Da Fr. Schulz ſich bei dem, was unter ſeinen Schriften überſetzt oder bearbeitet iſt, gar nicht an die neueſten Erſcheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloß mechaniſchen, oft in der Literatur der Sprache ganz unbewanderten Ueberſetzer hinzuziehen pflegt; da er vielmehr Franzöſiſche Originale, die zum Theil ſchon vor geraumer Zeit geſchrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutſchland verbreitet hat: ſo muß billiger Weiſe die hiebei getroffene Wahl auch mit in Anſchlag gebracht werden, wenn ſie glücklich iſt. Freilich ſcheint uns dieß nicht immer in gleichem Maaße der Fall zu ſein, und wenn wir bei einigen Erzählungen gern anerkennen, daß ſie die Verpflanzung durch ſo geſchickte Hände vollkommen verdienten; ſo müſſen wir hingegen bei andern lebhaft bedauern, daß es ihm nicht öfter gefallen hat, ſeine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geſchäftigkeit zu verſetzen.

Das einzige bedeutende Werk von ſeiner eigenen Erfindung nach dem Moritz iſt die Leopoldine. Sie iſt vor einiger Zeit ins Franzöſiſche übertragen worden, und wird, wie man verſichert, in Frankreich mit vielem Beyfall geleſen. Dies iſt nicht mehr, als zu erwarten ſtand. Eine gewiſſe Feinheit des Verſtandes, die unter den Eigenſchaften, welche zur Hervorbringung dieſes Romans in Thätigkeit geſetzt werden mußten, ſichtbar den Vorſitz führt, iſt ungemein geſchickt, das Wohlgefallen unſrer gewandten Nachbarn zu feſſeln. Auch iſt die Anlage des Ganzen mit Einſicht gedacht und mit Geſchicklichkeit ausgeführt; was Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zuſammenhang der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Spiel geſetzten Mittel, leiſes Vorbereiten und ſtätiges durch alle Stufen hindurchgeführtes Fortſchreiten zur endlichen Entwickelung betrifft, bleibt wenig zu wünſchen übrig: und auf dieſe bloß kunſtgerechten Vollkommenheiten, die von dem eigentlich dichteriſchen Gehalte einer Schöpfung der Einbildungskraft noch weſentlich verſchieden ſind, haben Franzöſiſche Kenner und Kunſtrichter von jeher einen nur allzuhohen Werth gelegt, ſo daß ſie in einer vorzüglich für dieſelben empfänglichen Gattung (der Tragödie) ſich lieber mit leeren Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwas loſer geordnet, gefallen laſſen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Foderungen, welche der Vf. in dieſem Stücke an ſich ſelbſt gemacht hat; allein wir könnten wünſchen, er hätte ſich der epiſchen Freiheiten des Romans (ſo wenig bis jetzt noch die Theorie deſſelben ergründet iſt, darf man doch wohl im voraus die Behauptung feſtſtellen: der Roman unterſcheide ſich dem innern Weſen nach, nicht bloß durch Geſtalt und Einkleidung vom Drama) in ſtärkerem Maaße bedient, und dadurch ſeiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderiſch er auch geweſen iſt, in die engen Grenzen ſeines Gegenſtandes allen Wechſel zu legen, der ſich irgend anbringen ließ; ſo hat er doch einer gewiſſen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er ſcheint ſich in der That die Sache ſchwerer gemacht zu haben, als nöthig geweſen wäre. Die Bedeutung ſeines fortgehenden Gemäldes hätte ſich wohl in weniger Umriſſe zuſammendrängen laſſen, und die Darſtellung würde freier und ſchöner ſein, wenn ſie nicht alles ſo gründlich erſchöpfte. Freilich iſt es keine geringe

Kunſt, durch das zu wirken, was man verſchweigt; denn es ſetzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Leſers ſtark genug getroffen habe, um auf ihre Selbſtthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt ſich auch; denn was man ſelbſt gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das geradezu Gegebene. Dieſe Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem entbehrlichen Ueberfluſſe entſpringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns ſchneller und vollkommner mit ſeinen Perſonen bekannt mache, als es durch ihre Erſcheinung in der Wirklichkeit geſchehen würde, aber mehr durch die Art, wie er ſie in Handlung ſetzt, als durch ſeine Betrachtungen über ſie. Mit jenem Mittel begnügt ſich der Vf. auch in Anſehung der übrigen Figuren ſeiner Zuſammenſetzung; nur die Heldin, die durch das Ganze erzählend eingeführt wird, iſt bemüht, nicht allein den Zuſtand ihres Innern in allen Lagen, worein ſie geräth, genau zu ſchildern, ſondern auch ihre Handlungen aus dem Gewebe der geheimſten Anregungen vollſtändig zu erklären. Der Scharfſinn des Leſers wird dadurch vieler Mühe überhoben, außer daß die Erklärungen ſelbſt einigemale ins Spitzfindige oder ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkt, was der Dichter nicht aus der unſichtbaren Welt des innern Menſchen in die ſinnliche hinüberſpielen kann, wollen wir lieber errathen, als es uns ſagen laſſen. Bey einem entgegengeſetzten Verfahren wird nicht bloß der Reiz eingebüßt, der in der lebhafteren Beſchäftigung für den Geiſt liegt; die Darſtellung verliert an und für ſich. Die Umſtändlichkeit des Begriffs verdunkelt die Anſchaulichkeit des Bildes. Die dichteriſche Ausführung eines Charakters ſoll der forſchenden Zergliederung eines Pſychologen Stand halten können: ſie ſoll nicht ſelbſt eine ſolche Zergliederung ſein. Dies hieſe den Commentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte über die Lage, den Zuſammenhang und die Wirkſamkeit der Muskeln iſt eine anatomiſche Figur ohne Hautbekleidung vortrefflich; aber welcher Zeichner wird ſie als Gegenſtand des Wohlgefallens aufſtellen?

Erfoderte es indeſſen der Zweck des Vf. durchaus, an ſeinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Umriſſe zu zerſtören, um ſeinen innern Bau und jeden Beſtandtheil der Zuſammenſetzung einzeln darlegen zu können; ſo hätte er immer noch beſſer gethan, dieß Geſchäft in eigner Perſon zu übernehmen, als Leopoldinen Selbſtgeſtändniſſe ſchreiben zu laſſen. Eine Art von Allwiſſenheit gehört zu den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten der Muſen. Niemand fragt alſo den Dichter, woher er ſeine Kenntniß habe, wenn er auch in das Innerſte der Gemüther dringt. Hingegen iſt es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrſcheinlichkeit, daß Leopoldine die Geſchichte ihrer Kindheit ſo erzählen kann, daß ſie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verſchlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenſchaft zu geben weiß, die dem geübteſten Selbſtbeobachter im Alter der Beſonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart: ſie kann das nicht zurückrufen, was in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewußtſeyn zu kommen. Und welche Beweggründe konnte ſie haben, ihre Geſchichte aufzuzeichnen? Schrieb ſie etwa für den Geliebten, dem wir ſie am Schluſſe in die Arme geführt ſehen? So hätte ſie wenigſtens, der Schönheit zu lieb, die feindſelige Wahrheit hie und da verſchleiern ſollen. Mußte ſie ſich nicht ſcheuen, wenn ſie ſo ſchonungslos mit ſich ſelbſt umging, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu laſſen? Oder fühlte ſie gar nicht, in welchem ungünſtigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachſamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verſtellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meinung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erſcheinen müßten? Dieſes würde an der erwachſenen Leopoldine eben die Herzloſigkeit, vollendet und als feſtgeſetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage ſchon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt. Doch hievon abgeſehn, ſo fragt es ſich, ob hier die Eigenſchaften des einzelnen Weſens in einer allgemeineren Beziehung aufgeſtellt ſind, ob Leopoldine überhaupt für ein Bild der erſten Entwicklung der Weiblichkeit gelten ſoll, oder nicht? In jenem Falle, fürchten wir, iſt der Vf. der Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts ſehr zu nahe getreten, und hat wohl gar die Mißgriffe einer verkehrten Erziehung der armen Natur aufgebürdet. Es läßt ſich außerdem mit Grunde bezweifeln, ob dieſe einen verſchiednen Charakter der Geſchlechter im Geiſtigen vor dem Zeitpunkte anerkennt, wann ſie den Keim der abweichenden Beſtimmung körperlich entfaltet? und ob es nicht die ſchädlichen Folgen aller voreiligen Reife nach ſich ziehen muß, wenn männliche oder weibliche Eigenthümlichkeit durch künſtliche Behandlung hervorgelockt wird, wo noch bloß das unbeſtimmte Streben der Kindheit herrſchend ſein ſollte? Unſer Vf. ſcheint ſo weit von dieſer Anſicht entfernt zu ſein, daß im Moritz wie in der Leopoldine der ſchneidende Gegenſatz der Geſchlechtscharaktere noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der ganzen Darſtellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall würde es unbillig ſein, der Weiblichkeit die frühe Ausartung des kleinen ſelbſtſüchtigen Geſchöpfs zurechnen zu wollen, da es in der That unter den unnatürlichſten Verhältniſſen aufwächſt. Der Anblick dieſes ſo ungleichen und doch nie geendigten Kampfes zwiſchen der abgelebten und der heranwachſenden Verderbtheit hat etwas peinliches. Der Graf iſt nicht viel werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine köſtliche Eroberung machen. Er ſpielt im Verlauf der ganzen Geſchichte die Rolle eines Siſyphus, der ſich ſelbſt dazu verdammt hat, den Stein bergan zu rollen; und die unſägliche Geduld, die ſein Egoismus aufwendet, um den Egoismus eines Kindes an ſich zu feſſeln (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er ſich doch wohl nicht ſchmeicheln?) läßt einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in ſeiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Partei gegen den Erfolg ſeiner durchaus unrechtmäßigen und den Zwecken der Natur zuwider laufenden Bemühungen; allein wie kann man ſich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz intereſſiren, den ſie gar nicht verdient, da ſie ihn jedesmal verläugnet hat, ſo oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichſten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe iſt wirklich (ohne den wohlgerathnen Caricaturzeichnungen der gnädigen Mama und des kleinen Chriſtel, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall origineller Laune iſt, ihr Verdienſt abzuſprechen) die einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluß des frühen Aufenthalts in der Räuberhöle auf ſeine heroiſchen Geſinnungen iſt meiſterhaft dargeſtellt; indeſſen verliert ſich dieſe Schattirung natürlicher Weiſe immer mehr, je länger er außerhalb derſelben gelebt hat, und gegen das Ende iſt er nicht mehr ein Seitenſtück zum Moriz; er iſt der leibhafte Moriz ſelbſt. Gut, daß der Vf. beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten läßt, wo die ungeſtümen Aufwallungen der friſchen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde ſonſt genöthigt geweſen ſein, denſelben eine bedeutendere und näher beſtimmte Individualität unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu demjenigen zieht, was ihm vorzüglich gelingt, läßt Schulz in dieſen beiden Romanen ſeine Darſtellungen großentheils im Gebiete der früheſten Jugend, ja des kindiſchen Alters verweilen. Die Geſchichte der Kindheit faßt nicht ſelten große Aufſchlüſſe über das nachherige Leben eines Menſchen in ſich. Sie kann daher auch als Einleitung oder Epiſode in einem Romane unſtreitig ſehr paſſend angebracht werden. Ob es aber die Erwartungen des Leſers vollkommen befriedigt, wenn die Geſchichte da abbricht, wo der Menſch erſt anfangen ſoll, mit ſelbſtſtändiger Kraft ſeinen Weg durch die verwickelteren Verhältniſſe des Lebens zu ſuchen; ob es nicht mehr Anlagen und Andeutungen ſind, als ein vollſtändiger ſittlicher Charakter, was ſich an einem Menſchen offenbart, bevor auch der Charakter ſeines Geiſtes ſich durch natürliche Reife und Bildung feſtgeſetzt hat, wollen wir hier nicht entſcheiden. Iſt es mit dem innern Menſchen nicht wie mit dem äußern, deſſen Schönheit und Vollendung ſich nur an Bildungen erkennen läßt, die ihr volles Wachsthum erreicht haben, weswegen dieſe auch für die bildende Kunſt ein weit höherer Gegenſtand ſind, als die ſchwankenden, von der Natur nur flüchtig entworfnen, Züge des Kindes? Die Kindheit hat zwei ganz verſchiedne Seiten, wovon die eine den Verſtand unterhält, die andre das ſittliche Gefühl intereſſirt: das Kindiſche und das Kindliche. Mit jenem Namen bezeichnen wir die Contraſte, woraus die ganze Exiſtenz der Kinder zuſammengeſetzt iſt, z. B. die Gewalt ihrer Begehrungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die Geringfügigkeit ihrer Zwecke und der Ernſt, womit ſie dieſelben betreiben; ihre Nachahmung der Erwachſenen, die ſich hier in verjüngtem Maaßſtabe abgebildet ſehen. Hauptſächlich aber liegt das Komiſche in dem gänzlichen Unbewußtſein ihrer eignen Drolligkeit, ſo wie immer ein luſtiger Einfall am ſtärkſten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernſthaft bleibt. Das Kindliche hingegen (gleichſam die reine Menſchheit in der Knospe) iſt etwas ſo zartes und einfaches, daß es ſich der dichteriſchen Darſtellung zu entziehen ſcheint, und vielleicht nur mittelbar durch die Rührung, die es in ſittlich geſtimmten Naturen erregt, anſchaulich gemacht werden kann. Da Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf, als das Herz, in Anſpruch nehmen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Geiſt und Ton ſeiner Dichtungen es gar nicht mit ſich brachte, dieſe Seite auch nur zu berühren. Das Beluſtigende im Weſen der Kindheit hat er aber meiſterhaft aufzufaſſen gewußt: ſeine Kinderſcenen ſind eben ſo pikant als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichſten Farben ausgemalt.

5.

Die Geſundbrunnen. Ein Gedicht in vier Geſängen von Valerius Wilhelm Neubeck. 1795.

Durch dieſes Gedicht wird die Deutſche Poeſie in einer Gattung bereichert, in welcher unter den Neuern vorzüglich die Engländer eine beträchtliche Anzahl geſchätzter Gedichte beſitzen, die dagegen unter uns noch faſt gar nicht angebaut iſt. Wir unterſcheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu verſinnlichen ſucht, dasjenige, worin irgend eine beſondere Wiſſenſchaft oder Kunſt, oder ein Theil derſelben vorgetragen wird. In jenem, dem philoſophiſchen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch manches aufzuweiſen; hingegen hat ſich unſre lehrende Muſe faſt noch nie zu einem Bunde mit andern Geſchicklichkeiten und Kenntniſſen verſtanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben ſchmücken, ohne auf die höchſte Beſtimmung der menſchlichen Natur Bezug zu haben. Man kann leicht zugeben, (was man auch unſtreitig anerkennen muß) daß der Menſch das höchſte Objekt der Kunſt, und die lyriſche und pragmatiſche Poeſie alſo etwas Höheres ſei, ohne jene untergeordnete Gattung zu verwerfen. Auch hat der artiſtiſche oder ſcientifiſche Lehrdichter das Beiſpiel des claſſiſchen Alterthums für ſich, aus dem ſich unter einer noch weit größeren Menge ſehr bedeutende Werke der Art gerettet haben, und welches dabei den trockenſten, undankbarſten Stoff nicht verſchmähte. Doch ließe ſich gegen das Anſehn dieſer Vorbilder folgendes einwenden. Die griechiſchen Lehrgedichte zerfallen in zwei Hauptclaſſen. Die ältern (Heſiodus, die alten Gnomiker und Phyſiker u. ſ. w.) ſchreiben ſich aus Zeiten her, wo die Proſa noch nicht zum Werkzeuge der ſchriftlichen Mittheilung gebildet worden war. Ehe man ſchrieb, mußte alles, was man aufbewahren wollte, in Verſe gebracht werden. Die poetiſche Form war alſo mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl; und nachher, als ſich die Schreibekunſt ſchon verbreitet hatte, behielt man ſie aus Gewohnheit bei. Die ſpäteren Lehrgedichte der Griechen, an welche die Römiſchen ſich anſchließen, haben Alexandriniſche Literatoren zu Urhebern, die ſich nicht ſelten in todten Stoffen am meiſten gefielen, weil dieſe dem Dichter alles verdanken, und ſie folglich ihre gelehrte Kunſt auf die glänzendſte Art dabei an den Tag legen konnten. In jenen alten Werken war es mit der Belehrung ſehr ernſtlich gemeint, und die Poeſie war Nebenſache; hier hingegen war es bloß um dieſe, und zwar nur um das Künſtliche in ihr zu thun, und die Belehrung blieb nur der ſcheinbare Zweck. Man weiß, daß manche einen Gegenſtand beſungen, den ſie gar nicht anſchaulich durch eignes Studium, ſondern bloß durch eine mittelbare Ueberlieferung nothdürftig kannten, für den ſie alſo kein wahres Intereſſe haben konnten. Allein wo dieſes auch vorhanden iſt, reicht es zur eigentlichen Künſtlerbegeiſterung, die ſich auf ein unbedingtes Bedürfniß unſrer Natur bezieht, noch nicht hin, weil alle bedingten Zwecke nur bedingt intereſſiren. Daher der Mangel an Leben im Ganzen eines Lehrgedichtes bei der ſchönſten Lebendigkeit der einzelnen Beſtandtheile. Wie dürftig werden z. B. in Ovids Faſtis die reizenden Mythen und Schilderungen von Feſten, durch den völlig unpoetiſchen, für Herz und Einbildungskraft gleich leeren Begriff eines Kalenders zuſammen gehalten. Es fragt ſich alſo: wie läßt ſich ein bloß logiſch gegebnes Ganzes, nicht allein durch Ausſchmückung der Theile, ſondern auch als Ganzes poetiſch beleben? Da das unbedingte Streben ein Hauptkennzeichen der künſtleriſchen Begeiſterung iſt, und da es außer dem Gegenſtande derſelben, dem Schönen, nur zwei Objecte eines unbedingten Strebens für den Menſchen giebt, nämlich das Wahre und das Gute; ſo läßt ſich denken, daß das Streben nach einem von beiden, die philoſophiſche oder ſittliche Begeiſterung, in dieſem Falle als Surrogat der künſtleriſchen dienen könnte. Die philoſophiſche Begeiſterung kann nur bei Erkenntniſſen Statt finden, welche den Menſchen als Menſchen angehn, alſo auch kein andres als ein philoſophiſches Lehrgedicht beſeelen. Die ſittliche aber erſtreckt ſich auf alle Gegenſtände, bei denen eine Beziehung auf Ideen möglich iſt. Der didaktiſche Stoff könnte alſo, wenn er von ſolcher Beſchaffenheit wäre, im Einzelnen durch ſinnliche Darſtellung, im Ganzen durch eine ſittliche Stimmung des Gemüths, (die man ja nicht mit einem moraliſchen Zwecke verwechſeln muß, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogiſch, ökonomiſch u. ſ. w. häufig ohne jene betrieben wird) aus dem unpoetiſchen Gebiete des Verſtandes entrückt werden.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Gedanken, die nur durch flüchtige Winke angedeutet werden konnten, weiter auszuführen und zu begründen. Wir eilen zu ihrer Anwendung auf das vorliegende Gedicht. Die Lehre vom Gebrauche der Mineralwaſſer konnte als ein kleiner Theil der beinahe unermeßlichen Arzneiwiſſenſchaft nur ein ſehr bedingtes ſcientifiſches Intereſſe haben; der Dichter hat ihr ein freieres, allgemein menſchliches verliehen. Das, wodurch er ſeinen Gegenſtand adelt und gleichſam heiligt, iſt wohlwollender Eifer, als Arzt zum Beſten ſeiner Mitbrüder zu wirken; und dankbare Bewunderung der wohlthätigen Veranſtaltungen der Natur. Dieſe beiden hebenden Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäßig auf ſeiner ganzen Laufbahn: ſie ſind die Seele ſeiner Darſtellung, und verrathen ſich entweder ſtillſchweigend im Tone derſelben, oder werden auch ausgeſprochen, aber dieß nur hier und da mit weiſer Mäßigung. Der Dichter hat ſeinen Stoff mit lieblicher Fülle zu bekleiden und ſich überall, wo er vermöge ſeines Vorſatzes den Schritt hinwenden muß, mit der reichſten ſinnlichen Gegenwart zu umgeben gewußt. Die Schilderung der Brunnen nach ihrer Lage, und das ländliche Leben, welches Brunnen- oder Badegäſte führen ſollen, giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landſchaftsgemählden. Alles widerwärtige und ekelhafte, was bei manchen mediciniſchen Gegenſtänden ſchwer zu umgehen ſein möchte, iſt bei dieſem durchaus vermieden. Es iſt immer auf eine ſolche Art von den Heilkräften der Geſundbrunnen die Rede, daß die Krankheiten, denen ſie entgegenwirken, bloß im Allgemeinen charakteriſirt werden. Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studium der Meiſterwerke gebildeten reifen Dichtergeiſte, und nähert ſich an nicht wenigen Stellen wirklich dem Claſſiſchen.

Die Anlage iſt, wie es ſich gehört, einfach und lichtvoll. Der erſte Geſang beſchäftigt ſich mit der Entſtehung der Mineralquellen, der zweite mit der Beſchreibung der vornehmſten, welche Deutſchland beſitzt, der dritte und vierte mit Vorſchriften für die Brunnencur. Der naturhiſtoriſche Inhalt des erſten Geſanges iſt durch eine kühne, aber erlaubte, Dichtung ganz ins Wunderbare und Epiſche hinüber geſpielt. Nach der kurzen, in eine lobpreiſende Begrüßung der Hygiea, als ſeiner Muſe, verwebten Ankündigung wendet ſich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei ſeinem Geburtsorte, Arnſtadt in Thüringen, vorbeifließt, um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantiſche Gemählde des von ihr durchſtrömten Thales, und hierauf der Grotte, wo ſie entſpringt. Hier erſcheint ihm die Göttin, und drückt in der Antwort auf ſeine Bitte:

Kühn, o Sterblicher, iſt der Wunſch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erſchaffener jemals
Wandelte; doch dir ſei er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu ſchauen,
Aber den ſchönen Wunſch, hülfreich und tröſtlich den Menſchen,
Gleich den ewigen Göttern, zu ſein, erblick' ich im Innern
Deiner unſterblichen Seele.

die ſittliche Stimmung des Dichters aus, wovon wir oben ſprachen. Nachdem ſie ihn belehrt, woher überhaupt „die Quellen den Reichthum ihrer Gewäſſer empfahn," führt ſie ihn in das unterirdiſche Reich der Ströme. Die erſte Idee zu dieſer Wanderung gab vielleicht die Geſchichte vom Ariſtäus beim Virgil, auf die auch angeſpielt wird; aber ſie iſt mit wahrhaft genialiſcher Kraft und Neuheit durchgeführt. Sie gelangen in das Reich der eiſenhaltigen Quellen. Wie das Waſſer von Eiſentheilchen durchdrungen wird, und dadurch eine ſtärkende Kraft gewinnt, erläutert ein liebliches Gleichniß. Drauf wird die Lehre, daß die fixe Luft das Brauſen und

Perlen der Mineralwaſſer verurſacht, in der edelſten und bildlichſten Sprache vorgetragen. Der Dichter geht zu einem prachtvollen Lobliede auf das Eiſen über, und gedenkt, nach dem mannichfaltigen Nutzen deſſelben im Kriege, für den Ackerbau und die meiſten Künſte, auch des Compaſſes. Mit einem leichten Uebergange kehrt er von dieſer Epiſode zu den Heilkräften des Eiſens zurück. Die Göttin führt ihn hierauf in das Reich der Salze, die ſich, wie ſie ihn lehrt, nach ihrer Verwandtſchaft anziehen. Nun wird dieſes Naturgeſetz der Anziehung in ſeinem erhabnen Umfange erklärt, und rührend auf die Sympathie ſittlicher Weſen angewandt. Den kräftigſten Schwung der Fantaſie, alle Gewalt der Sprache, den ganzen Zauber männlicher und bedeutender Rhythmen hat der Dichter aufgeboten, um die unterirdiſche „Flammenwelt der Vulkane“ darzuſtellen. an deren Gränze die Göttin ihn zuletzt führt, weil die ſchwefelhaltigen und warmen Quellen daſelbſt entſtehen. Nach vollbrachter Wanderung ſchließt der Geſang mit einem dankenden Hymnus an die Nymphe.

Wenn der Dichter durch den Anfang des zweiten uns leiſe an Klopſtocks Rückkehr in die Oberwelt im dritten Geſange des Meſſias erinnert, ſo darf er die Vergleichung nicht ſcheuen. Durch den überraſchenden Uebergang von der Freude am Leben, zu den menſchenfreundlichen Geſinnungen des Arztes, und der Freude über das Gelingen ſeiner Bemühungen iſt der Eingang mit dem Tone des Ganzen in die ſchönſte Harmonie geſetzt. Die berühmten Quellen der Vorzeit werden von dem Geſange ausgeſchloſſen, aber indem dieß geſchieht, in tönenden Zeilen verherrlicht. Auch die neueren ausländiſchen Quellen berührt der Dichter nur flüchtig, und beſchränkt ſich auf die wichtigeren Deutſchlands. Hier hat er ſich das Geſchäft ſchwerer gemacht als nöthig war: man verlangt von ſolch einem Verzeichniſſe keine Vollſtändigkeit, und würde manchen Geſundbrunnen nicht vermiſſen, wenn er übergangen wäre. Aber eben in dieſem Theile des Gedichts hat er ſeine große Sicherheit in der Kunſt bewährt. Er iſt unerſchöpflich an charakteriſtiſchen Zügen, Gemählden, Wendungen, Anſpielungen, epiſodiſchen Verzierungen, und wo durchaus etwas ähnliches wiederkommen mußte, an anders ſchattirten Tinten des Ausdrucks, ſo daß er unter der großen Anzahl von Quellen jede auf eine eigenthümliche und anziehende Art preiſt. Bei Pirmont werden die Alterthümer der Gegend hervorgerufen; beim Carlsbade und Töplitz wird die merkwürdige Entdeckung dieſer Bäder erzählt; von Wisbaden gerühmt, daß das Mineralwaſſer den daſelbſt gebauten Wein veredelt; bei Lauchſtädt werden die ſächſiſchen Schönen, die das

Bad gebrauchen, ſehr ſchmeichelhaft aufgefodert, der Nymphe einen Kranz zu winden u. ſ. w. Einen claſſiſchen Sinn verräth das Spiel mit einem claſſiſchen, dem Egerbrunnen zugetheilten Namen, Egeria. Aeußerſt dichteriſch wird von einem andern Geſundbrunnen geſagt, daß die benachbarten Bauern ihn auch in geſunden Tagen zu trinken pflegen:

Huldiget, Saiten, der Nymfe, die dort in dem ländlichen Flinsberg
Oft ſich zum fröhlichen Mahl mitſetzt in der Hütte des Landmanns.

Der Dichter liebt dieſen Quell vorzüglich, weil er ihm die Geneſung ſeiner Freundin verdankt. Bei einem andern ehedem beſuchten, jetzt in Verfall gerathnen läßt er uns die Klage der Nymphe in zarten Tönen vernehmen.

In den beiden folgenden Geſängen werden die bei einer Brunnencur zu beobachtenden Vorſchriften gegeben, und auch hier ſind die vielfachen Schwierigkeiten glücklich beſiegt. Die Wahl der Jahrszeit und einer geſunden Wohnung, frühes Aufſtehn, Verfahren beim Brunnentrinken, Diät in den Speiſen, die verſchiednen Ergötzungen, welche der Geſundheit am zuträglichſten ſind: zwangloſe Geſellſchaft, leichte Lectüre, fröhliches Schauſpiel, Billard oder Ballſpiel, Reiten, Fahren, Spaziergänge oder andre

Leibesübungen, Fiſchfang, Botaniſiren, Jagd, (wenn die Brunnencur in den Herbſt fällt) und endlich Tanz: nichts iſt vergeſſen, alles wird „mit des Pindus duftenden Blumen“ auf das gefälligſte geſchmückt. Wenn im Vorhergehenden die weſentlichen Vorzüge eines Dichters, mens divinior atque os magna ſonaturum ſich ſchon oft glänzend entfaltet haben, ſo beweiſt der Sänger hier, wie günſtig ihm die landliebenden Muſen jenes molle atque facetum des Virgil gewährt. Nirgends ſinkt er zum Matten oder Proſaiſchen herab; denn daß er manches, was ſich nicht ohne Zwang in Bilder kleiden ließ, freiwillig mit ſchmuckloſer Grazie ausdrückt, wie in folgendem Verſe:

Trinke gemach, und wandle dabei! So lautet die Regel.

iſt davon noch ſehr weit verſchieden. Durch ſolche einfachere Stellen werden einige Epiſoden (man weiß, das Lehrgedicht iſt mit Recht der eigentliche Wohnſitz der Epiſoden), in denen die Einbildungskraft ihre blühende Fülle ergießt, noch mehr gehoben. Den Vorſchriften über den Gebrauch der Bäder wird die Geſchichte deſſelben angeknüpft, und eine Welt von Erinnerungen in den ſtolzeſten Bildern und Rhythmen geweckt. In den älteſten Zeiten badeten ſich nur Geſunde. Nachher empfahlen die Griechiſchen Aerzte, zuerſt Hippokrates, auch Kranken das Bad. Bei den Römern wird die bekannte Geſchichte, daß Auguſtus auf den Rath ſeines Griechiſchen Arztes Antonius Muſa das Bad zu Bajä mit gutem Erfolg gebrauchte, daß eben dieſe Cur bei ſeinem Neffen Marcellus, der bald darauf ſtarb, nicht anſchlug, auf eine Weiſe eingeführt, die nicht nur den Verehrer des Antiken, die jeden Freund des Schönen entzücken wird. Aber das Loos der Vergänglichkeit trifft nicht den Menſchen allein, ſondern alle irdiſchen Dinge. Bajä ſelbſt erfuhr es.

Siehe, der Wanderer findet, wo Baja's Marmorpaläſte
Prangten, geſunkene Trümmer. Sein Laubnetz hänget der Efeu
Um das Gebälk; den Fuß korinthiſcher Säulen umwuchern
Neſſeln und Sandriedgras.

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Blicken auf die Scenen des Alterthums iſt Jetzt und Vormals, Leben und Erſtorbenheit bezaubernd vermählt: es ſind Abbildungen fröhlicher Götterfeſte auf einem Sarkophag. Auch Hadrians Villa iſt dahin; ja ſelbſt der Lorbeerbaum auf Virgils Grabe iſt verdorrt! Mit dieſer Erinnerung an ſein Vorbild nimmt der Dichter den Faden wieder auf.

Der vierte Geſang iſt nicht weniger reich ausgeſtattet als ſeine Vorgänger. Wie reizend iſt, um unter vielen nur eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botaniſirens die Begattung der Pflanzen geſchildert! Das Ganze ſchließt mit einer herrlichen Epiſode von ganz andrer Art als die obige. Der Dichter warnt vor Uebermaaß im Tanz, und vor plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geſchichte eines jungen Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem Geſundbrunnen, vom Tanze erhitzt, ſich in den Garten ſchlich, aus einer Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Zeit und Scene des Vorfalls ſind meiſterhaft zu pathetiſchen Eindrücken benutzt. Das Schrecken und die Trauer ihres Geliebten, die theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der Dichter war ihr Freund) und endlich ihre Grabſchrift laſſen den Stachel der Wehmuth tief im Herzen zurück.

Von höheren poetiſchen Vorzügen angezogen, haben wir auf den äußern techniſchen Theil des Gedichtes kaum noch einen flüchtigen Blick werfen können. Die Sprache iſt rein und voll, auserleſen, kräftig und würdig. Die Wortſtellungen haben Nachdruck, Schwung, und dennoch ungezwungne Leichtigkeit. Neue Zuſammenſetzungen ſind beſcheiden, nach den Regeln der Analogie und des Wohlklanges, verſucht. Die Beiwörter ſind faſt immer treffend, bedeutungsvoll, mahleriſch, tönend, zuweilen neu, ſinnreich und überraſchend glücklich. Vielleicht ſind ſie hier und da mit zu freigebiger Hand ausgeſtreut; aber da ſie die forteilenden oder gehaltenen Tänze des Rhythmus überall heben und tragen helfen, ſo läßt man ſich dieß gern gefallen. Was den Bau des Hexameters betrifft, ſo fanden wir ihn noch in keinem deutſchen Gedichte, Voſſens Louiſe ausgenommen, in ſo großer Vollkommenheit. Es verſteht ſich, daß hier bloß von demjenigen Hexameter die Rede iſt, wobei die Mannichfaltigkeit und der metriſche Ausdruck immer dem Geſetz der rhythmiſchen Schönheit untergeordnet bleibt: Gränzen, die Klopſtock im Meſſias aus Grundſatz überſchritten hat. Auch den Werth des vertraulichen Hexameters wollen wir keinesweges herabſetzen. Wer Voſſens hexametriſchen Versbau ſtudirt hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck ſich hierin ganz nach ihm gebildet, aber auch daß er ihm ſeine Kunſt beinahe bis zur Gleichheit abgelernt. Der wichtigſte Unterſchied möchte ſein, daß er die Pauſen des Sinnes häufiger an den Schluß der Zeile ſetzt, ſo daß manchen Stellen die vom Dionyſius ſo ſehr empfohlne metriſche λογοειδεια fehlt. Auch hat er ſich hier und da noch einen weiblichen Abſchnitt im vierten Fuße erlaubt. Er hat nicht unterlaſſen, ſeinen Meiſter dankbar zu preiſen: „den Sänger

Lieblicher Landidyllen, die ſelbſt Apollon — Homeros
Beifallslächeln gewännen, woſern ſie der Alte vernähme.“

Hier hätten wir alſo wieder eine Rechtfertigung des alten Mythus, welcher den Gott der Dichtkunſt zugleich zum Vorſteher der Arzneikunde machte, und Bürgers Lob der Aerzte in ſeinem Gedicht an Apollo findet eine treffende Anwendung auf den Verfaſſer dieſes geiſtvollen Werkes. So vieles Lob, faſt durch gar keinen Tadel gewürzt, könnte übertrieben ſcheinen: ich muß daher verſichern, daß ich, um nicht die Rolle des Beurtheilers mit der des Lobredners zu vertauſchen, meine Ausdrücke ſo viel möglich gemäßigt habe. — Aber wie kömmt es, wird man fragen, daß ein ſolches Product noch nicht bekannter wurde? Ich geſteh wenigſtens, daß es mir, ungeachtet meiner Aufmerkſamkeit auf wichtige Erſcheinungen in der Deutſchen Poeſie, gänzlich entgangen war, bis ich zur Beurtheilung deſſelben aufgefodert ward. Walten ungünſtige Sterne auch über das Schickſal mancher Bücher? Oder iſt Verkehrtheit des Geſchmacks daran Schuld, wenn das Vortreffliche nicht bis zu einer Leſewelt hindurchdringt, die auf allen Seiten mit dem Mittelmäßigen und Schlechten umringt iſt? Doch es kann nicht fehlen, dieſes Gedicht muß ſeinem Urheber in der Folge einen ausgezeichneten Platz unter Deutſchlands Dichtern ſichern. Kleiſt wurde durch ſeinen Frühling unſterblich; wir wollen kein Blatt aus dem Kranze des ruhmvollen Todten zu reißen ſuchen: aber man vergleiche! Vielleicht hat das unſcheinbare Aeuſſre des Buchs ſeinen Umlauf verhindert: das graue Papier, das unbequeme Quartformat, auch der wenig verſprechende Titel. Wir wünſchen und hoffen, es möge bald in einer gefälligeren Form erſcheinen, damit jeder Freund der Dichtkunſt es an einem oft beſuchten Platz ſeiner Bücherſammlung aufſtellen könne.

Anmerkung.

Obige bis auf die jetzt überflüßig gewordnen Auszüge unverändert abgedruckte Beurtheilung hatte das Glück, die Aufmerkſamkeit der leſenden Welt auf ein bis dahin allzu unbemerkt gebliebnes Werk zu lenken, und neue Ausgaben davon zu veranlaſſen, welche im J. 1798 bei Göſchen in Leipzig erſchienen ſind, die eine davon mit ausgezeichneter typographiſcher Pracht und reizenden Landſchaften geziert. Nachdem es einmal bekannt geworden war, hat ſich der Beifall ſo lebhaft rege erhalten, daß bald wieder eine neue Ausgabe erfoderlich ſein wird.

Das Gedicht bedurfte nur kleiner Verbeſſerungen; der Verfaſſer hat ihm ſeine nachhelfende Hand nicht entzogen, aber ſie vorſichtig angelegt: bei einer genauen Vergleichung mit der erſten Ausgabe habe ich faſt keine Veranderung gefunden, die mißlungen, faſt keinen Zuſatz, der nicht Gewinn wäre. Einige bei der ſonſtigen rhythmiſchen Fulle und Schönheit noch vernachläſſigte Zeilen ſind zu dem Schwunge der übrigen erhoben, und ein paar Auslaſſungen zeigen, daß der Dichter auch etwas nicht verwerfliches aufzuopfern weiß.

6.

Ritter Blaubart. Ein Ammenmährchen, von Peter Leberecht. 1797.

Der geſtiefelte Kater, ein Kindermärchen in drey Akten mit Zwiſchenſpielen, einem Prologe und Epiloge, von Peter Leberecht. (Ludwig Tieck.) 1797.

Wer von unſern Leſern hat nicht in ſeiner Kindheit mit unendlichem Behagen und Entſetzen das berühmte Mährchen von Barbe-bleue erzählen hören? Hier hat es ein Dichter gewagt, gewiß ein Dichter im eigentlichen Sinne, ein dichtender Dichter, dieſen unſcheinbaren Stoff zu einer ausführlichen dramatiſchen Darſtellung zu entfalten. Er hat dabei, um dem luftigen Nichts eine örtliche Wohnung und einen Namen zu geben, die Scene nach

Deutſchland verſetzt, und das deutſche Ritterkoſtum gewählt. Aber wenn man ſich etwa nach dieſer Angabe das Buch als einen dialogiſirten Ritterroman beſtens empfohlen ſein laſſen ſollte, ſo müſſen wir der Täuſchung vorbeugen. Der Verfaſſer iſt ein wahrer Gegenfüßler unſrer gewappneten ritterlichen Schriftſteller: da dieſe nur darauf arbeiten, das Gemeinſte, Abgedroſchenſte als höchſt abentheuerlich ja unnatürlich vorzuſtellen, ſo hat er ſich dagegen bemüht, das Wunderbare ſo natürlich und ſchlicht als möglich, gleichſam im Nachtkleide erſcheinen zu laſſen. Wie leicht wäre hier ein Burgverließ nebſt den beweglichſten Ausrufungen, ein geheimer Orden von Blaubärten, Geiſter u. dgl. m. anzubringen geweſen? Was für verabſcheuungswürdige teufliſche Dinge hätten ſich dem vortrefflichen Böſewicht Blaubart in den Mund legen laſſen? Aber nichts von dem allen. Anfangs könnte man den Ritter für nichts weiter als einen rüſtigen, heirathsluſtigen Krieger halten; daß ſein Bart blau iſt, daß er mit ſeinen beſiegten Feinden übel umſpringt, und es eben in der Art hat, ſeine Weiber aufzuknüpfen, wenn ſie neugierig ſind, kömmt nur ſo gelegentlich und ohne viel Aufhebens an den Tag. Ja wenn ſich die Sitte mit dem Aufhängen rechtfertigen ließe, ſo würde es dem Blaubart durch die nachdrücklichen Gründe gelingen, womit er zu zeigen ſucht, Neugier ſei der Keim der ärgſten Laſter. Dies iſt in der Natur: nur in den ſchlechten Schauſpielen reden die Tugendhaften von ihrer Tugend, und die Böſewichter von ihrer Abſcheulichkeit. Die übrigen Charakter geben ſich ebenfalls nicht für dieſes oder jenes: ſie ſind wie ſie ſind, ohne zu wiſſen, daß es auch anders ſein könnte. Die der muntern Agnes, welche Blaubarts Frau wird, zugeſellte Schweſter iſt unaufhörlich mit ihrem abweſenden Geliebten beſchäftigt, während jene nichts von der Liebe begreift, und nur immer zu reiſen und neue Herrlichkeiten zu ſehen wünſcht. Eben ſo artig ſind die drei Brüder der Agnes zuſammengeſtellt: der vernünftige und vorſichtige, der leichtſinnige Abentheurer, und der ſchwermüthig grübelnde. Es iſt gar drollig, wie der letzte in der Sprache des gemeinen Lebens tiefſinnig philoſophirt, und die Andern in das Innre ſeines Gemüths zu führen ſucht, die ihn denn immer nicht verſtehen. Dieſer Hang iſt nicht müßig in dem Gange des Stücks: die Erſcheinung der Brüder in dem entſcheidenden Augenblicke, wo Agnes umgebracht werden ſoll, wird dadurch herbeigeführt; Simon hat nämlich traurige Ahndungen von dem Schickſale ſeiner Schweſter gehabt. Alles was den weſentlichern Theil der Handlung ausmacht, von der Zeit an, wo Blaubart abreiſt, und der Agnes die Schlüſſel zurückläßt, mit der Warnung, nicht in das ſiebente Zimmer zu gehn, bis zu ſeiner Rückkehr: wie ihre Neugier von der leiſeſten Anregung allmählich zu einer unwiderſtehlichen Gewalt ſteigt; die Beſchreibung ihres Eintritts in die ſchreckliche Kammer; ihr Zuſtand der höchſten Angſt und erhitzten, zerrütteten Fantaſie; wie ſie dem Blaubart durch ſchlaue Wendungen den Schlüſſel noch einige Zeit vorenthalten will; alles dies iſt mit Meiſterhand den ächteſten Zügen der Natur nachgezeichnet. Man könnte wünſchen, daß die vorhergehenden Scenen raſcher zu dieſem Ziele eilten, und durch das Wegbleiben einiger faſt nur epiſodiſcher Perſonen hätte das Stück wohl nicht viel eingebüßt. Wir meinen dies nicht von dem Narren und dem Rathgeber: ſie ſind ein paar Caricaturen, die wir ungern entbehren würden. Der Narr legitimirt ſich durch genialiſche Einfälle, und bezahlt allenfalls mit für den Platz des ſehr weiſen, aber ſehr wenig geſcheidten, Rathgebers. Von beiden gilt, was der Dichter in dem eben ſo gefälligen als ſinnvollen Prolog ſagt:

Wie Schatten auf- und abwärts ſchweben, laßt
Durch Traumgeſtalten euch ergötzen, ſtört
Mit hartem Ernſte nicht die gaukelnden;

und auf die zu große Länge des Stücks möchten wir anwenden, was der Narr von ſeinem Hange zum Plaudern ſagt: „es iſt doch bald vorbei, wenn „man redet, und da lohnts der Mühe nicht, daß „man es ſo genau nimmt.“ In der That wird man beim Leſen durch die klare beſonnene Darſtellung ſo leicht fortgezogen, wie man auf einem gebahnten Wege fährt, deſſen Länge man nicht aus dem häufigen Rütteln abnehmen kann. Hier und da ſind artige Liederchen eingeflochten, und wenn es nicht unerlaubt wäre, von einem Dichter etwas in einer andern Art zu fodern, als er hat leiſten wollen, ſo wünſchten wir, der Verfaſſer hätte ſeinem Talent von dieſer Seite mehr Spielraum gegeben, und auch einen Theil des Dialogs, verſteht ſich mit aller Freiheit, verſificirt.

Wenn Leſern, welche durch die ohnmächtige Ueberſpannung bloß leidenſchaftlicher Darſtellungen verwöhnt ſind, Ton und Weiſe hier zu wenig pikant vorkommen ſollte, ſo kann es dem Verfaſſer ein Beweis ſein, daß er ſeine Umriſſe recht rein und einfach gezogen hat. Denn offenbar iſt es nicht Mangel, ſondern überlegte Mäßigung, wenn er nicht grellere Farben dicker aufträgt. — Ueberhaupt ſind aber Kinder im Fache der Mahrchen wohl die beſten Kenner, und es iſt eine mißliche Sache ſie Erwachſenen vorzutragen. Dieſe haben meiſtens ſchon zu vielerlei im Kopfe, um ſich einem ganz unbefangenen Spiele der Fantaſie hinzugeben. Sie können ſich nicht vorſtellen, daß es mit dem bloßen einfältigen Mährchen gethan ſei: ſie allegoriſiren es, deuten es, weil ſie meinen, es müſſe durchaus noch etwas dahinter ſtecken. Bei dem zweiten, welches Peter Leberecht, vermuthlich um ſich vor Verantwortung ſicher zu ſtellen aus dem Italiäniſchen übertragen zu haben vorgiebt, ſteckt nun allerdings noch etwas dahinter. Die komiſche Laune, womit dies aus eben der Quelle geſchöpfte Mährchen dramatiſirt iſt, bleibt nicht in den Schranken des Gegenſtandes ſtehen. Es ſpielt in der wirklichen Welt, ja mitten unter uns, und was nur bei Aufführung des Stücks hinter und vor den Couliſſen, im Parterre und den Logen merkwürdiges vorgeht, iſt mit auf den Schauplatz gezogen, ſo daß man das Ganze, wenn es nicht zu tiefſinnig klänge, das Schauſpiel eines Schauſpieles nennen könnte. Es iſt zu befürchten, daß es den Theoretikern viel Noth machen wird, die Gattung zu beſtimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel ſieht man ohne tiefe Kennerſchaft ein, daß es eine Poſſe iſt, eine kecke, muthwillige Poſſe, worin der Dichter ſich alle Augenblicke ſelbſt zu unterbrechen und ſein eignes Werk zu zerſtören ſcheint, um nur deſto mehr Spöttereien rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu laſſen. Doch geſchieht dies mit ſo viel fröhlicher Gutmüthigkeit, daß man es ergötzlich finden müßte, wenn auch Vettern und Baſen lächerlich gemacht ſein ſollten. Wer alſo etwa durch die Luſtſpiele, die man auf unſern Theatern giebt, in eine zu ernſthafte Stimmung gerathen iſt, dem können dieſe Thorheiten als ein gutes Gegenmittel dienen. Der Kater iſt für die Hauptrolle anzuſehn: er äuſſert edle Geſinnungen und iſt doch dabei weltklug, (ſeltne Vereinigung!) überall beweiſt er Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes. Wie rührend wird es geſchildert, daß er, um ſeines Herrn Glück zu machen, ſich die gefangenen Kaninchen am Munde abſpart, die er alsdann dem Könige als ein Geſchenk vom Grafen von Carabas überreicht! Auch der König beträgt ſich mit Würde: man ſehe nur den erhabenen Ausdruck ſeiner Verzweiflung, da das ſehnlich verlangte Kaninchen verbrannt iſt. Die Prinzeſſin iſt Dilettantin in den ſchönen Wiſſenſchaften, und wird dabei von dem Hofgelehrten unterſtützt. Kurz, alle Perſonen bis auf den Popanz Geſetz (den am Ende, da er ſich in eine Maus verwandelt hat, der Kater verzehrt, und Freiheit und Gleichheit proclamirt) tragen nach Maaßgabe ihres Standes und ihrer Fähigkeiten zu dem Eindrucke des Ganzen bei. Ungeachtet aller dieſer Schönheiten fällt das Stück doch in dem Stücke ſelbſt durch. Schon ehe die Vorſtellung anfängt, erheben ſich die Kenner und Kunſtrichter im Parterre, ſogar die ſimpeln Zuſchauer (Yoriks simple travellers) gegen den wunderlichen Anſchag, ein Kindermährchen aufzuführen. Sie wollen ein Familiengemälde, ein Revolutionsſtück, oder ſonſt etwas der Art ſehen. Mit Mühe beſänftigt man ſie, ihre Ungeduld unterbricht das Stück immer von neuem; nur bei einigen empfindſamen und moraliſchen Stellen wird geklatſcht. Am Ende des zweiten Acts bricht ein groſes Ungewitter los: man trommelt und pfeift, der Dichter kommt in Angſt hervorgelaufen, und da nichts helfen will, muß der Beſänftiger mit dem Glockenſpiel aus der Zauberflöte erſt eine Menge unvernünftiger Thiere auf dem Theater, dann die vernünftigen Zuſchauer vor demſelben bezaubern. Zu Anfange des dritten Acts iſt noch alles in groſer Verwirrung: der Dichter berathſchlagt mit den Machiniſten, was zu machen ſei, und beſchwört dieſen, das Stück durch eine glänzende Decoration zu retten; da ſie merken, daß der Vorhang ſchon aufgezogen und dies alſo vor den Augen aller Zuſchauer geſchehen iſt, laufen ſie beſchämt davon. Nun ſoll der König erſcheinen, man hört ihn aber hinter der Scene rufen: „Nein, „ich geh nicht vor, durchaus nicht; ich kann es „nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde.' Die Sachen werden leidlich wieder ins Gleis gebracht, und eine Scene, worin der Hofnarr und Hofgelehrte vor dem Könige förmlich diſputiren, ob das Stück gut oder ſchlecht ſei, wird mit Ruhe angehört. Am Ende muß doch die Decoration mit dem Feuer und Waſſer aus der Zauberflöte, nebſt der Hölle und dem Himmel aus dem Spiegel von Arkadien noch das beſte thun. Der Hofgelehrte ſchließt mit einer gereimten Lobrede auf die Katzen.

Man ſieht, es geht ziemlich bunt durcheinander: wenn es den Verfaſſer nur nicht einmal gereut, ſich und andre unterhalten zu haben! Denn — verſtehn wir ihn anders recht — ſo hätte er ſich ja gar über das Publicum ſelbſt luſtig gemacht. Nun nahm es zwar, wie bekannt, das heilige Volk von Athen ſehr geneigt auf, wenn man es von der Bühne herunter zum Beſten hatte: aber nicht alle Nationen beſitzen in gleichem Grade die Gabe Spaß zu verſtehn, und man will behaupten, es ſei nicht der ausgezeichnetſte und allgemeinſte Vorzug unſrer Landsleute. Dem ſei wie ihm wolle: da das Publicum nicht in Perſon das Empfangene vergelten kann, ſo mögen es diejenigen thun, mit welchen ſich Peter Leberecht beſonders in den Stand des Krieges geſetzt hat. Doch ſei Scherz die Waffe, denn mit Ernſt iſt ſolch ein Dämon nicht wegzubannen.

Anmerkung. Daß dieſe Anzeige vom **Blaubart** und dem **geſtiefelten Kater** geſchrieben ward, ehe ich mit dem Verfaſſer in perſönlicher Bekanntſchaft, in Briefwechſel oder irgend einem Verhältniſſe ſtand, ja ehe ich nur ſeinen Namen und Aufenthalt wußte, erinnre ich hier nur für diejenigen, die etwa dieſes mit andern öffentlich ausgeſprochnen Urtheilen über Schriften meines Freundes vergleichen wollen. Denn die gemeinen Anſichten ſolcher Leſer, die ſich nun einmal keinen uneigennützigen Bund unter Kunſtfreunden zu gegenſeitiger Erweckung und Bildung vorſtellen können, möchten doch nicht dadurch berichtigt werden.

7.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Goethe.

Obgleich dies Gedicht ſeinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hauſe iſt, und, unſern Sitten und Anſichten befreundet, höchſt faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anſpricht: ſo muß es doch, was ſeine dichteriſche Geſtalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erſcheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird ſogleich an die Erzählungsweiſe des alten Homerus denken. Sollte dies weiter nichts auf ſich haben, als eine willkührliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigſtens nicht billig, vor der Unterſuchung ſo zu vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter ſich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink ſein, ſie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künſtleriſchen Abſicht zu beurtheilen iſt, ſo darf die Rückſicht auf das homeriſche Epos hier ſo wenig ein überflüßiger Umweg ſcheinen, daß ſie vielmehr das ſicherſte, ja das einzige, Mittel ſein möchte, ein ſo viel möglich von allem materiellen Intereſſe und von allen Einflüſſen eines einſeitigen modernen Geſchmacks gereinigtes Urtheil über den dichteriſchen Werth von **Herrmann und Dorothea** zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poeſie, worin die Vorſchriften dieſer Kunſt aus den unabänderlichen Geſetzen des menſchlichen Gemüths hergeleitet, nach den nothwendigen Richtungen deſſelben die urſprünglichen Dichtarten beſtimmt und ihre ewigen Gränzen feſtgeſtellt wären: ſo würden wir auch über das Weſen der epiſchen Gattung im Klaren ſein, und der Kunſtrichter hätte nur die ſchon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine ſolche Wiſſenſchaft zu Stande gebracht ſein wird, muß man zufrieden ſein, ſich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunſtbeurtheilung braucht, mit dem Leſer nothdürftig verſtändigt zu haben. Nicht nur dies; ſondern, was eine Kritik am beſten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit claſſiſchen Vorbildern, iſt dadurch ſehr erſchwert worden, daß man dieſe ſeit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunſtlehren angeſehen, angebliche Tugenden an ihnen geprieſen, und was ſich als ihre erſte Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geſchichte der alten Poeſie, worin, mit Hinwegräumung ſo vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vorurtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wiſſenſchaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünſtigung der Natur (deren ſie ſich ſtolz bewußt waren, wenn ſie im Gegenſatz mit helleniſcher Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben ſo vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poeſie, wie für die verſchiednen Style der Bildnerei und Baukunſt aufgeſtellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, faſt ungemeſſnes Anſehen zugeſteht, erſt in Erkenntniß verwandelt werden würde. Was das homeriſche Epos anlangt, ſo liegt es dem Theoriſten ob, ſein Weſen auf die erſten Gründe der Poetik zurückzuführen und an dieſen zu prüfen; dem Geſchichtſchreiber der Griechiſchen Poeſie, es genetiſch zu erklären, das heißt, die nothwendige

Entſtehung deſſelben aus einer beſtimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Verſuch, in aller Kürze eine in ſich zuſammenhängende Charakteriſtik der urſprünglichen epiſchen Gattung zu entwerfen, um davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöſt hat, jene in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſch zu machen.

Wir müſſen hiebei zuvörderſt alle gangbaren und in unſern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der ſogenannten Epopöe gänzlich bei Seite ſetzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zum Stifter derſelben zu machen; und wie man dieſes künſtliche, aus grundloſen theoretiſchen Behauptungen und Mißgriffen einer beabſichteten Nachahmung zuſammengeſetzte Gebäude für die würdigſte, umfaſſendſte und prachtvollſte Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt; ſo pflegt auch jener ſchlichte Altvater unter den Baumeiſtern ſolcher Epopöen obenan zu prangen. Die hiſtoriſchen Unterſuchungen eines ſcharfſinnigen Kritikers über die Entſtehung und Fortpflanzung der Homeriſchen Geſänge, die vor kurzem die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich gezogen haben, welche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften zu erkennen wiſſen, geben uns zum Glücke einen feſten Punct, woven die künſtleriſche Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengeſetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyſſee aus einigen großen, für ſich Beſtand habenden Stücken zuſammengeſchoben, und dieſe wiederum, wo Lücken blieben, durch kleinere Stellen, (nicht immer zum geſchickteſten) an einander gefügt ſind: ſo hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anſtaunte, ein fremdes Verdienſt, das dem Homeriſchen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade ſeiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maaße gar nicht einmal vorhanden iſt, für das wichtigſte bei der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet iſt die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptungen geſchehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreiße ihnen ihren Homer: daß vielmehr ſeine Rhapſodien dadurch erſt von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöſt werden. Maaß, Verhältniß und Ordnung, Vorzüge, die Homer ſelbſt am Geſange rühmt, (Od. VIII, 489. 496.) wird man noch in den kleinſten Theilen ſeines Epos gewahr, da man ſie hingegen in der zuſammengeſetzten Länge der Ilias und Odyſſee nicht ſelten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über

Poeſie war, am wenigſten über antike, aber durch ſeinen ſcharfen Verſtand auch da, wo der Gegenſtand weit außer ſeiner Sphäre lag, ſich oft überlegen bewieſen hat, Voltaire, ſagt vom Homer: Malheur à qui l'imiterait dans l'économie de ſon poëme! Heureux qui peindrait les details comme lui: — Es verſteht ſich, daß die epiſche Rhapſodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetiſche Einheit beſtehen kann. Nur muß man dieſe nicht in einem Verſtandesbegriffe ſuchen, wie meiſtens in den Theorieen geſchieht, wo denn auch der Unterſchied zwiſchen der lyriſchen Einheit, der epiſchen und der dramatiſchen gänzlich verloren geht. Nur durchgängige Vollſtändigkeit und innere Wechſelbeſtimmung des Ganzen und der Theile kann die Vernunft befriedigen; und dieſe höchſte poetiſche Einheit haben die Griechen in der durchaus ſelbſtändigen und in ſich beſchloſſenen Organiſation ihrer Tragödie erreicht. Die epiſche Einheit bezieht ſich nicht auf die Vernunft, die im Homeriſchen Zeitalter noch längſt nicht genug geübt war, um ſolch eine Foderung an ein dichteriſches Werk zu machen; ſondern ſie gilt nur die Fantaſie, d. h. ſie iſt nichts weiter als Umriß, ſichtbare Begrenzung. Daher läßt ſie ſich denn auch nicht abſolut beſtimmen: ſie kann vergrößert und erweitert werden, bis die Maſſe der Anſchauungen die ſinnliche Auffaſſungskraft überſteigt; und Ariſtoteles, (der doch, wie man weiß, dem epiſchen Gedicht die Geſetze der Tragödie vorſchreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen Trojaniſchen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht überſehbar (εὐσύνοπτος) geweſen ſein würde. Auf der andern Seite iſt die epiſche Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyſſee enthalten ſie noch in ſich; Epiſoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV, 372—398.) können für ſich als ein vollſtändiges Epos betrachtet werden, und ſind wahrſcheinlich meiſtentheils Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt alſo, daß es gewaltſamer Mittel bedurft hatte, um einzelne Rhapſodien zu größeren Ganzen zuſammen zu heften, in denen Uebereinſtimmung und lebendiger Zuſammenhang ſchon durch die Sage gegeben war, iſt dieſe Leichtigkeit der Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gattung, nach welcher ſie Pindarus ſehr ſchicklich ῥαπτὰ ἔπη benennt.

Wäre der Gegenſtand des Epos eine einfache untheilbare Handlung; ſo leuchtet es ein, daß dieſe Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) ſich mit dem Weſen deſſelben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargeſtellte iſt im mer eine Mehrheit: es ſind Vorfälle, Begebenheiten. (Ariſtoteles: ἐποποιικὸν δὲ λέγω τὸ πολύμυθον.) Bloß phyſiſche Begebenheiten, bei denen nicht Menſchen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig anziehendes für den Geiſt haben. Allein es iſt gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geſchehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menſchen hervorgebracht und abhängig, ſondern als in ihm gewirkt denken; ſie alſo auch nicht von der geſammten Maſſe der bewegenden Naturkräfte, als etwas entgegengeſetztes, abſondern. Handlung im ſtrengeren Sinne, das heißt: Richtung der Kraft durch einen freien Entſchluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erſt durch den Standpunct der Betrachtung, und in der Poeſie durch den Standpunct der Darſtellung werden. Die Beantwortung der Frage: ob die Idee der Freiheit in der poetiſchen Darſtellung nur durch Verſinnlichung ihres Gegentheils erſcheinen, ob eine durch jede äußere Gewalt unüberwindliche Selbſtbeſtimmung ohne die Entgegenſetzung einer unvermeidlichen Beſtimmung von außen, d. h. des Schickſals, anſchaulich gemacht werden kann? und ihre Anwendung auf die Griechiſche Tragödie liegt außerhalb unſers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meiſter über den Unterſchied des Romans (der ſo viele Analogie mit dem epiſchen Gedicht hat oder haben ſollte) und des Drama jeden forſchenden Kunſtrichter zu weiterem Nachdenken auffodern. „Im „Roman,“ wird daſelbſt behauptet, „ſollen vorzüglich „Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden, im Drama Charaktere und „Thaten; man könne dem Zufall im Roman „gar wohl ſein Spiel erlauben, das Schickſal hingegen habe nur im Drama Statt.“ Wie zufällig in Homers Geſängen der ganze Hergang der Geſchichte erſcheint; ſelbſt da, wo etwas einer entſcheidenden Schickung ähnliches vorkommt, (wie Il. VIII, 66—77.) liegt am Tage.

Der Unterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtart, welche neuere Theoriſten unter dem Namen der pragmatiſchen dem Weſen nach für einerlei erklärt haben, möchte alſo doch, wenigſtens wenn wir dabei ſtehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen als in der äußern Form, als darin, „daß die Perſonen in dem „einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird.“ Ueberhaupt iſt es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchſten Vorſchriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dies könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunſt nichts weiter als eine lebende Nachahmung der Natur wäre, wozu man ſie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da ſie aber eine ſelbſtthätige, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths erfolgende, Umgeſtaltung derſelben iſt; ſo muß die poetiſche Erzählung und der poetiſche Dialog erſt durch das Weſen der Dichtart, die ſich derſelben bedient, ſeine Beſtimmung empfangen. Die dieſer immer untergeordnete Rückſicht auf die gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunſtgemäßen Wahrheit der Darſtellung die Rede iſt. Im alten Drama erzählen die Perſonen häufig, im Homeriſchen Epos werden ſie faſt beſtändig redend eingeführt, und in lyriſchen Gedichten kommt ſowohl Erzählung als Geſpräch vor: aber wie durchaus verſchieden in jeder von dieſen Gattungen! Der epiſche Dialog iſt eben ſo wenig ein bloß natürlicher, als der tragiſche, dem er ganz entgegengeſetzt iſt; beide ſind bis in ihre feinſten Beſtandtheile nach dem Charakter des ſchönen Ganzen, wozu ſie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeiſterung, von ſeinem raſchen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthuſiaſtiſcher Prophet geweſen wäre. Es ſcheint wohl, daß hiebei Verwechſelung des Objectes mit dem Subjecte zum Grunde liegt. Die Helden des Sängers haben allerdings gewaltige Leidenſchaften, aber er ſelbſt erſcheint völlig leidenſchaftslos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er ſelbſt äußert die ſeinige nie. Wie ein bloß beſchauendes Weſen ſteht er über ſeinen Helden und über ſeinen Göttern, ordnet und trägt die in ſeinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menſchlicher Beſonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange ſeines Geiſtes jedes Ding eine ſchickliche Stelle und erſcheint in ſeinem wahren Lichte. Mit einem Worte: das Homeriſche Epos iſt ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Es iſt niemals Darſtellung des Ruhenden, oder ſogenanntes poetiſches Gemälde. Dieſes iſt dem Homer ſo fremd, daß, wo er beſchreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortſchreitendes verwandelt (z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieſer in den letzten ſpäteren Geſängen der Ilias vorkommt, und der Homer, von dem die erſten Rhapſodien herrühren, ihn ſchwerlich ſo gedichtet hätte.) Die über eine ſtürmiſche Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anſpannen noch Nachlaſſen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zwar alle Theile ſeines Gegenſtandes auf gewiſſe Weiſe einander gleich; ſie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darſtellung: die weniger bedeutenden, aber zum ſtätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufſtehn, zu Bett gehn, Eſſen, Trinken, Händewaſchen, das Anlegen der Fußſohlen, Kleider und Waffen u. ſ. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigſten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältniſſe der Wirklichkeit werden aufgehoben, und alles fügt ſich in eine nach den Geſetzen ſchöner Anſchaulichkeit geordnete dichteriſche Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erſchöpfen kann, nur einen Moment der Darſtellung einnimmt, und das noch ſo ſchnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm ſich drängenden Lebens feſtgehalten wird. Nirgends ein Stillſtand des Geſanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, ſondern das ſchönſte Gleichgewicht und Maaß der ſtätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Puncte der Vergangenheit mit ſo ungetheilter Seele, als ob demſelben nichts vorhergegangen wäre, und auch nichts darauf folgen ſollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke iſt daher zugleich ſanfte Anregung und Beruhigung; und das epiſche Gebiet gleicht einem Garten des Alkinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit ſich willig vom Baume löſt, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von dieſem innern geiſtigen Rhythmus im Vortrage des Epos iſt der demſelben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Ariſtoteles nennt ihn das beſtändigſte und am meiſten Gewicht habende unter den Sylbenmaaßen. Der Griechiſche Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäiſche Tetrameter, der daher leidenſchaftlich mit fortreißt (κινητικον, ορχηστικον); noch einen ſteigenden, wie der jambiſche Trimeter, der ſich bei einem gehaltnen Hinanſtreben doch entſchieden rüſtig und gleichſam handelnd zeigt (πρακτικον; natum rebus agendis); ſondern er iſt ſchwebend, ſtätig, zwiſchen Verweilen und Fortſchreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in ungemeßne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdies an dem urſprünglich nach einem Zeitmaaße geſungenen Verſe weit weniger hervorſtechen konnte, iſt dabei wohl nur Nebenſache. Warum unter dem reichſten epiſchen Wechſel eine ſo einfache metriſche Formel unzählig oft wiederkehren darf, da eine noch ſo beſchränkte Pindariſche Ode nicht ohne vielſach verſchlungne Strophen beſtehen kann; möchte denen ſchwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Sylbenmaaßes vom Grundſatz der nachahmenden Harmonie ausgehn, und dadurch hier wie überall den Künſtler zum bloßen Copiſten der Natur machen. Iſt aber das Sylbenmaaß, ganz allgemein mit Abſtraction von allen beſondern Beſtimmungen genommen, die Erſcheinung des Beharrlichen im Wechſelnden, verkündigt es die Identität des Selbſtbewußtſeins; ſo iſt es klar, daß dieſes im Zuſtande der hellſten Beſonnenheit (der Unterſcheidung des Selbſt von den in ihm vorgeſtellten Objekten) ſtärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, ſtrebenden Seele. Die äußern Gegenſtände ſchreiben dem menſchlichen Gemüthe in der Kunſt, wo ſie ihm bloß Stoff ſind, das Geſetz nicht vor, ſondern ſie empfangen es von ihm; und ſo iſt es auch in Anſehung des Sylbenmaaßes. Ariſtoteles bemerkt ſehr richtig, daß der Jambe am meiſten den dialogiſchen Ton (λεκτικην ἁρμονια) an ſich habe, wovon der Hexameter ſich weit entferne; dieſer ſei der erzählenden Darſtellung geeignet, und es würde ſich nicht ſchicken, ein Epos in einem andern Sylbenmaaße, oder gar in gemiſchten Sylbenmaaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es am Homer, daß er in eigner Perſon ſo wenig als möglich ſagt, und nach einer kurzen Vorrede ſogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie ſtimmte dies nun zuſammen, wenn der Dialog im Epos nicht in ſo fern ſeine Natur abiegen müßte, daß ſeine unſtäte Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darſtellung gefeſſelt wird? Da die Reden bei weitem den größten Theil der Homeriſchen Geſänge einnehmen, ſo iſt es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptſache, ihren Charakter recht zu faſſen. Selbſt in den kürzeſten und leidenſchaftlichſten ließe ſich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweiſen, wodurch ſie epiſirt ſind. In den ausführlicheren findet man alle weſentlichen Eigenſchaften der ganzen Rhapſodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinſtreben zu einem Hauptziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden iſt; jedes, was durch das Folgende vorbereitet wird, ſcheint doch nur um ſein ſelbſt willen da zu ſtehn: ganz das verweilende Fortſchreiten, die ſinnlich belebende Umſtändlichkeit, die beſonnene Anordnung, die leichte Folge, die loſe Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In dieſem Sinne ſind auch die zuſammengeſetzten Beiwörter und die Epiſoden zu nehmen, die in leidenſchaftlichen Reden, wenn man die Darſtellung als bloße Natur verſtehen ſollte, ſehr fehlerhaft ſein würden, und oft unverſtändig genug getadelt worden ſind. Die Willigkeit des epiſchen Sängers zu Epiſoden überzugehn, wo ſie ſich irgend gefällig anſchlingen laſſen, liegt darin, daß die Gegenſtände ſich ſeiner nie bemeiſtern: er kann ſich daher ſelbſt in dem entſcheidendſten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Fantaſie etwas entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Epiſode, gilt auch vom Homeriſchen Gleichniſſe; es dient nicht bloß, ſondern genießt im ſchönen völligen Umriſſe freies Leben, und iſt gleichſam ein Epos in verjüngtem Maaßſtabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der Homeriſchen Wortſtellung und Wortfügung, der faßlichſten, loſeſten, aber gefälligſten, die ſich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweiſe der Rhapſodie, und die Sprache ſei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielſylbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die ſtätige, ſanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erſtaunenswürdigen Conſequenz dieſer bloß durch einen glücklichen Inſtinkt gefundnen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beiſpiel ſein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit ſtatt der vergangnen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler ſo natürlich iſt, und deren ſich ſchon

Virgil faſt unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyſſee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält ſich derſelben auch, weil er der Homeriſchen Form treuer bleibt, die nun freilich nachdem der Geiſt entwichen, zur Formel geworden war. Er iſt matt und kalt; das am meiſten Summariſche im Homer iſt lebendiger als das Ausgeführteſte bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die ſpäteren epiſchen Dichter zu kurzen Werken ſehr viel mythiſchen Stoff: das Geheimniß der ſchönen Entfaltung war verloren gegangen. Virgil ſchuf mit Römiſchem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden iſt als Homer, kann man den Unterſchied der vermiſchten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen urſprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgeſehen von der künſtlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Beſtreben, tragiſche Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affectirt Theilnahme, und geht darin bis zu manierirten Ausrufungen über und an ſeine Helden. (IV, 408. ſqq.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er ſelbſt gemeine Dinge zu überkleiden ſucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd iſt. Die ruhigen Reden beim Virgil ſind rhetoriſch, die leidenſchaftlichen mimiſch; ſie ahmen nämlich das Stürmiſche und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er iſt ſtellenweiſe mehr oder weniger Homeriſch: wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettſpielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigſten in der mit Recht bewunderten Geſchichte der Dido, einem tragiſchen Bruchſtücke, das nicht nur der am wenigſten Homeriſche, ſondern geradezu der modernſte Theil ſeines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos iſt mit Fleiß nicht von dem mythiſchen Elemente deſſelben, noch weniger von dem, was bloß national und local darin iſt, die Rede geweſen. Man darf ſich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Abſonderungsvermögen, die Darſtellung vom Dargeſtellten, Form und Styl vom Inhalte zu ſcheiden, nicht beſeſſen zu haben ſcheinen, da es den Theoriſten der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberſte Autorität iſt, ſo offenbar daran gefehlt hat. In das Heroiſche, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Perſonen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles? hat man das Weſen der Epopöe geſetzt. Beſonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwiſchenkunſt der höheren Weſen verſtand, zu einer unerlaßlichen Bedingniß gemacht. In der alten Tragödie erſcheinen die Götter häufig; ſie ſtreiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeſchylus; oder die Scene ſpielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man ſie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen wie das Homeriſche Epos: weil dort die Götter mit den Menſchen in denſelben Bezirke der Nothwendigkeit ſtehn und handeln; in dem letzten hingegen erſcheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig als das Thun der Menſchen. Wenn das Wunderbare (Ariſt. P. c. 24.) vorzüglich aus dem Grundloſen entſpringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht; ſo mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden ſein. Denn man begriff ſehr wenig von der Kette der Urſachen und Wirkungen in der Natur, darum ließ man ſie durch lebendige Weſen verrichten; der Menſch hatte ſich noch nicht zum Bewußtſein der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung durch Freiheit erhoben, daher geſtand er den Göttern Einfluß auf ſeine Entſchließungen zu. Aber wer beſtimmte nun das Wollen der Götter? Es ſcheint, ſie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und ſo ins Unendliche fort. Iſt die ſelbſtthätige Unabhängigkeit der ganz menſchlich vorgeſtellten Götter begreiflich, ſo wäre die der Menſchen es auch geweſen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieſer Stufe ihrer Kindheit zurück verſetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, daß Homers Helden weniger groß ſind, weil ſie ſo vieles nicht durch ſich ſelbſt ausführen. Wenn das Bemühn der Olympier für und wider ſie uns einen Schimmer höherer Würde um ſie her zu verbreiten ſcheint, ſo verſetzen wir uns nicht genug in die Homeriſche Denkart. Damals miſchten ſich ja die Götter in die gemeinſten Händel des Lebens; ſie waren ſo wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunſt des Hermes mit Dieberei und Meineid geſchmückt ſein konnte, (Od. XIX, 396) und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten (Od. XVII, 475). Wer wird es leugnen, daß die über alles reizende Unvernunft der Homeriſchen Götterlehre ſeine Dichtung mit der blühendſten Mannichfaltigkeit bereichert, und die auserwählte Gefährtin des friſchen luſtigen Heldenlebens iſt? Allein ſoll man mit Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und ſich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der hiſtoriſchen Sage unterſchieden wird) kann nur dann für die Poeſie begünſtigend ſein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkührliche Dichtung der kindlichen Menſchheit, wodurch ſie die Natur zu vermenſchlichen ſtrebt, entſtanden, und noch beſtehender Volksglaube iſt. Er kann nicht die willkührliche Erfindung eines Einzelnen ſein. Aus dieſem Grunde gewährt die Ritter- und Zauberſage des Mittelalters, die nichts andres war, als der abentheuerliche Geiſt der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantiſchen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künſtlich erſonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beiſpiel warnen ſollen, wie wenig mit der Dazwiſchenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn ſie nicht mehr Volksglaube iſt, und alſo nicht zu dem Bilde des Weltganzen, welches die Fantaſie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt, gehört. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche geſucht; ſie haben nicht nur dies, ſondern ſogar das Außernatürliche gefunden, und ſich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke ſind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt, (Taſſo's befreites

Jeruſalem ausgenommen, mit dem es hierin eine ganz eigne Bewandtniß hat) da Homer der popularſte aller Sänger war, weil ſeine Dichtung vom Leben ausging, und darauf zurück führte.

Es iſt alſo offenbar, daß man ſein Epos auf eine ganz entgegengeſetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geſchehen ſoll. Dieſer Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt ſind, die Homeriſchen Epopöen als den Gipfel der Poeſie, als den höchſten unerreichbaren Schwung des menſchlichen Geiſtes anzuſehn: eine Meinung, von der man ſelbſt bei der neumodigeren Anſicht, den helleniſchen Sänger in einen wilden Naturſohn, einen rohen nordiſchen Barden zu traveſtiren, nicht abgewichen iſt; denn es hängt mit der empfindſamen Klage über das Elend der Cultur zuſammen, die Poeſie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen ſelbſt ſcheinen den Homer durch eine ſehr begreifliche Verwechſelung des Ehrwürdigſten mit dem Vollkommenſten oben an zu ſtellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menſchen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyſſee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechiſchen Bildung läßt ſchon vermuthen, daß die Poeſie mit den übrigen Künſten und Beſtrebungen gleichen

Schritt gehalten haben wird, und die Geſchichte zeigt uns, wie ſie ſich von leichter Fülle (epiſche Periode) zu energiſcher Einzelheit erhob, (lyriſche Periode) und durch innige Verſchmelzung beider endlich zu harmoniſcher Vollſtändigkeit und Einheit gelangte (dramatiſche Periode). Wenn alſo die lyriſche Poeſie mit dem Jugendalter, die dramatiſche mit dem männlichen verglichen werden kann; ſo vereinigt die epiſche die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem ſichern Blick des Greiſes. Die epiſche Schönheit iſt die einfachſte, und konnte daher zunächſt nach den wilden rhythmiſchen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, ſondern Entledigung vom Drange eines Bedürfniſſes waren, gefunden werden. Beſonnenheit iſt die früheſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Menſchen, weil in ihr zuerſt das ganze Bewußtſein ſeiner Menſchheit erwacht. Alſo nicht als die höchſte oder vorzüglichſte, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunſtſinn als Natur genießen, was bei den Kunſtbildungen eines Sophokles zum Beiſpiel nicht mehr möglich iſt. In dieſem Stücke, wie in allem Weſentlichen, ſtimmt Herrmann und Dorothea, ungeachtet des großen Abſtandes der Zeitalter, Natio nalcharaktere, und Sprachen bewundernswürdig mit ſeinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, ſondern mit urſprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epiſchen Sänger geziemt, wird ſeinen Stoff nicht im claſſiſchen Alterthume ſuchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß ſeine Dichtung feſten Boden der Wirklichkeit unter ſich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich iſt. Beides kömmt eigentlich auf eins hinaus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu ſolch einer Behandlung tauglich, daß ſich mit ihr ein anſchauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweiſe unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein ſchweizeriſcher Dichter Geſchichten aus den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entſtehung des Bundes mit Vortheil epiſch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaſſung, Volksfeſte, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, ſo müßte er nothwendig in ſeinem Zeitalter, unter ſeinem Volke daheim bleiben. Es fragt ſich nun wei ter: was er in dieſem Kreiſe herausheben, ob ſich die Darſtellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privatleben wenden ſoll? Man wird geneigt ſein zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tauſend den wichtigſten Einfluß haben, ſein vorzüglich geſchickt, auch in der Poeſie groß und ergreifend zu erſcheinen; was allerdings gegründet iſt, ſo lange man ſie nur durch allgemeine Anſichten in große Maſſen zuſammen faßt. Allein damit kann ſich die epiſche Ausführlichkeit nicht begnügen: die fodert ein großes Detail, ſie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an beſtimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier iſt es eben, wo ſich die unüberwindliche Sprödigkeit eines ſolchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wiſſenſchaftlich oder mechaniſch betrieben wird, wobei nach politiſchen und taktiſchen Berechnungen eine Menge Menſchen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf ihre ſittliche Selbſtthätigkeit in Bewegung geſetzt werden; was für die lenkenden Perſonen ſelbſt einzig Angelegenheit des Verſtandes iſt, die außerhalb der Sphäre ihrer ſittlichen Verhältniſſe liegt: dem iſt ſchlechterdings keine poetiſche Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geſchäften des Friedens kann nur da, wo die Verfaſſung ächt republicaniſch iſt; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroiſchen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Menſch mit ſeiner ganzen geiſtigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſches Epos wird daher mehr eine Odyſſee als eine Ilias ſein, ſich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältniſſen beſchäftigen müſſen. Doch hier öffnet ſich wieder eine neue Ausſicht von Schwierigkeiten, die, wenn das Problem nicht gelöſt vor uns läge, die Ausführbarkeit ſehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechſelwirkung der Gemüther durch tauſend conventionelle Feſſeln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfniſſe und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künſtlich zuſammengeſetzte, glänzende, aber leere Geſelligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komiſche, alſo beſtimmt gerichtete, parteiiſche Darſtellungen zuſammengedrängt im höchſten Grade unterhalten: in der ruhigen, parteiloſen Entfaltung des epiſchen Dichters müßte ſie todt und herzlos erſcheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Geſinnungen, worein die geplagten Laſtträger der bürgerlichen Geſellſchaft natürlicher Weiſe verſinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographiſchen Idyllen den Stoff herleihen. Freilich kann ſich große und ſchöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünſtigen Einfluß erſchlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgeſtellt, müßte ſie uns wie eine unwahrſcheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat alſo nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch nicht ſo leicht ſein wird, Lagen für ſeine Perſonen zu erſinnen, wodurch ſie entfernt von ſteifen Conventionen, unverdorben, geſund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beſchränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte iſt dies auf das glücklichſte getroffen. Herrmanns Aeltern haben das ſichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genoſſen, ſie iſt durch redlichen Fleiß erworben. Sie ſind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewiſſen Freiheit getrieben, den Menſchen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gaſtwirthe in einer kleinen Stadt, was ſie im Verkehr mit Menſchen geübt hat, ohne ſie zur Nachahmung großſtädtiſcher Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäurin, aber einer im Wohlſtande erzogenen, auf, und die reife Feſtigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geiſtes wird aus ihrer beſondern Geſchichte befriedigend erklärt. Der Geiſtliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältniſſen nach, Kenner des menſchlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieſer ein durch Unglück geprüfter, ernſter, Weiſer ſein. Man bemerke die Kunſt des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinſten Geſellſchaft ſich ganz an ſeiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und ſeine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde ſeiner Bildung die ſchlichteſte, beſcheidenſte Farbe giebt. Alles dies verſchafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Perſonen jene Entwickelung der Geiſteskräfte, wodurch eine Welt von höheren ſittlichen Beziehungen ſich aufthut, die für den roheren Menſchen gar nicht vorhanden iſt, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichſam der Styl der Natur und der Sittlichkeit im Erhabnen, wie Kant ſagt, iſt dem epiſchen Gedichte überhaupt angemeſſen, weil ſie uns in dem Dargeſtellten einen Widerſchein von der Einfachheit der Darſtellung erblicken läßt. Vollends in einem ſolchen, welches ſeinen Stoff aus unſerm Zeitalter und einheimiſchen Sitten entlehnt, iſt ſie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichteriſcher Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemeßne Feierlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man ſich gepanzert und dabei mit Allongenperücken und Manſchetten vorſtellen kann; ſondern etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroiſche Kraft ſeiner großen Geſtalten, an welche die Welt ſchon damals hinaufſah, einflößen mußte. Und was wäre dies anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber ſpotten, daß hier die Wirthin zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe beſungen wird; daß Herrmann ſeiner Geliebten, einer Bäurin, den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo ſie reden, verſinkt jede Uebereinkunft der Meinung und der Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären alſo gefunden: aber nun hat der Dichter eine epiſche Begebenheit zu ſuchen. In der glücklichen Beſchränkung jener Stände finden zerſtörende Leidenſchaften, kühne Unternehmungen, erſtaunenswürdige Thaten natürlicher Weiſe nicht ſtatt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragiſchen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, der Größe für die Fantaſie habe. Er muß ſeine Menſchen in entſcheidende Lagen ſtellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daſeins geſchildert, ſondern ihr Innerſtes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den ſtillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendſten Scenen deſſelben zu ſchmücken ſucht, ſo ergiebt ſich hieraus die Idee zu *ländlichen Sittengemälden im epiſchen Vortrage*: einer anmuthigen gemiſchten Gattung, wovon wir an *Voſſens Luiſe* ein ſo vortreffliches und in ſeiner Art einziges Beiſpiel beſitzen. Ein eigentliches Epos iſt es freilich nicht, wie es denn der Dichter ſelbſt auch nicht ſo genannt hat, da es mehr Darſtellung des Ruhenden, als ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden iſt. Denn Familienfeſte, wie ein Spaziergang, ein Beſuch nach einiger Trennung, ſelbſt eine auf überraſchende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung ſchon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle durch das Ganze hin dieſelben gegen einander bleiben, ſind etwas nur *phyſiſch*, in der Zeit, nicht *ethiſch*, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältniſſen der Handelnden *fortſchreitendes*.

Der große Hebel, womit in unſern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauſpielen, meiſt alles in Bewegung geſetzt wird, iſt die Liebe. Die fantaſtiſche Vorſtellungsart, das, wodurch die Natur den Menſchen in das Heiligthum der geſelligen Bande nur einführt, was die in ihm ſchlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken beſtimmt iſt, als den Mittelpunct und das letzte Ziel des Lebens anzuſehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, iſt uns leider ſo geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unſrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit ſolcher Leſer, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um ſittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maaß von geſetzloſem Ungeſtüm der Leidenſchaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein Wilhelm Meiſter (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unſrer heutigen Bildung einſt allzu günſtig urtheilt) unbegriffen angeſtaunt wird, weil es die Vielſeitigkeit der menſchlichen Beſtrebungen mit der höchſten Klarheit aus einander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Herrmann und Dorothea iſt ſie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenſchaft, die zu dem großen Style der Sitten nicht gepaßt hätte; ſondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber ſtarken, Seelen zu einander.

Ohne ein Zuſammentreffen außerordentlicher Umſtände würde daher auch die Entſtehung und Verfriedigung ſolch einer Liebe in den leiſen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit ſchleuniger Gewalt unerwartete Entſcheidungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann alles mit ſo großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umſtand, daß Herrmann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerſt erblickt, gründet ſich die Plötzlichkeit ſeiner Entſchließung, der zu befürchtende Widerſtand ſeines Vaters, und das Zweifelhafte ſeines ganzen Verhältniſſes zu ihr, das erſt mit dem Schluſſe des Gedichtes völlig gelöſt wird. Durch die zugleich erſchütternde und erhebende Ausſicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde iſt alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geſchieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen ſich dadurch an das Allgemeine und Wichtigſte an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es iſt das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein ſolches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unſrer Zeit einzig Statt finden darf: nämlich nicht ein ſinnlicher Reiz für die Neugier, ſondern eine Aufſoderung zur Theilnahme an die Menſchheit.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das oben über die unbeſtimmte epiſche Einheit bemerkte bei einem ganz erfundenen Stoffe einige Einſchrankung leidet. Was die ſchon durchgängig poetiſirte Sage gegeben, kann der Sänger faſt in einem beliebigen Puncte aufnehmen, (nach Homers eignem Ausdruck: Ἔνθεν ἑλών, Od. VIII, 500) und auch, ſobald die Rhapſodie eine ſchöne Rundung gewonnen hat, bei einem ſchicklichen Einſchnitte wieder fallen laſſen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen ſchon bekannten, Schickſale ſeiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Perſonen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine ſtrengere Begrenzung nothwendig. Uebrigens iſt jedoch die Anlage des Ganzen durchaus epiſch, und nicht dramatiſch. Keine künſtliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwiſchenvorfälle, keine auf einen einzigen Punct hindrängende Spannung. Alles iſt einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorherſieht. Man kann ſagen, daß Verknüpfung und Auflöſung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt iſt, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten, Verknüpfungen und Auflöſungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgeriſſen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung iſt daher niemals eine durch Ueberraſchung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängſtigten Seelen, ſondern die ſanfteſte und reinſte, welche allein den Adel der Geſinnungen gibt.

So einfach wie die Geſchichte iſt auch die Zeichnung der Charaktere. Alle ſtarken Contraſte ſind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten iſt das Licht auf dem Gemälde geſchloſſen, das eben dadurch harmoniſche Haltung hat. Bei Herrmanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtſein ſeiner Wohlhabenheit, das ſich durch Streben nach einer etwas vornehmern Lebensart äußert, durch die ſchätzbarſten Eigenſchaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf ſeine Unkoſten; aber er thut es mit ſo viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und ſelbſt ſein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, iſt harmlos. Dergleichen naiv luſtige Züge ſind ganz im Geiſte der epiſchen

Gattung: denn ihr iſt jene idealiſche Abſonderung der urſprünglich gemiſchten Beſtandtheile der menſchlichen Natur fremd, woraus erſt das rein Komiſche und Tragiſche entſteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradſinn und geſunden Verſtand den allgemeinen Charakter der handelnden Perſonen nennen; und doch ſind ſie durch die gehörigen Abſtufungen individuell wahr beſtimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es ſchwer wird zu entſcheiden, wo die ſittliche Würde am reinſten hervorleuchtet, erwähnten wir ſchon vorhin. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Herrmann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Ungeſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wiſſen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn beſtimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da ſein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felſen hervorbricht: welche männliche Selbſtbeherrſchung, welchen beſcheidenen Edelmuth beweiſt er in ſeinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da ſie ihm ſonſt an Gewandtheit und Ausmuth, an heller Einſicht und beſonders an heldenmäßiger Seelenſtärke merklich überlegen iſt. Ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt ſie immer liebevoll, und liebt ſie nur handelnd. Ihre Unerſchrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, ſelbſt die geſunde körperliche Kraft, womit ſie die Bürden des Lebens auf ſich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, miſchte ſich nicht, dem Jünglinge gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriſſe nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdeſten Geſtändniſſe. Hinreißend edel iſt ihr Andenken an den erſten Geliebten, deſſen herrliches Daſein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Geſtalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluſſe über alle Mithandelnden hervor, und ſo wächſt mit der Steigerung ſchöner und großer Naturen das Gedicht ſelbſt gleich einem ſtillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erſchaffung des Darzuſtellenden dafür geſorgt, daß es der ſchönen Entfaltung ſo würdig, ſo rein menſchlich, und doch zugleich ſo wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaaßungsloſen Styl der Behandlung dem Werke nicht von außen mit ſchmückender Willkühr angelegt, ſondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es ſcheint, als hätte er, nachdem er das Weſen des Homeriſchen Epos, abgeſondert von allen Zufälligkeiten, erforſcht, den göttlichen Alten ganz von ſich entfernt und gleichſam vergeſſen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbſtſtändigkeit iſt: ſo wäre es auch keine ſo ſchwierige Aufgabe, einen modernen Gegenſtand ganz in Homeriſche Manieren zu kleiden. Allein es fragt ſich, wie es bei dieſer Anhänglichkeit an den Buchſtaben um den Geiſt ſtehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beſchaffenheit des Stoffes, worin ſie ausgeprägt werden ſoll, muß der Geiſt auch anders modificirte Mittel ſich auszudrücken ſuchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen ſind alsdann wahre Uebereinſtimmung. Homers Rhapſodien waren urſprünglich beſtimmt, geſungen, und zwar aus dem Gedächtniſſe geſungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unſrige die Eigenſchaften beſitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da geweſener, Reden, und manche kleinen Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des ſinnlichen Hörers, das ſie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leſer (der nur allzuſelten der Poeſie Stimme zu geben, oder ſie auch nur zu hören verſteht) möchten ſie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In *Herrmann und Dorothea* kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, ſo geſpart, thut ſie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: ſie lenkt die Aufmerkſamkeit zweimal auf die ſo bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Geſtalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieſelbe wiederkommt. Unſer Dichter thut jenes ebenfalls, doch ſo, daß er immer mit den Nebenzügen wechſelt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, ſchickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Perſonen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pauſen in der Mitte des Verſes, um dergleichen deutlich von einander zu ſcheiden, nicht geſtattete. Das Vergangne nie als gegenwärtig vorzuſtellen, iſt der Gattung ſo weſentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne ſich beſonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausſchließung des Präſens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es ſo nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Herrmanns Ausdruck ſeyn: dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, wo ſowohl ſeyn mit dem Dativ ſtatt haben, als das Beiwort ehern nicht bei uns einheimiſche Redensart iſt. Aehnlichkeiten wie: denn mir war Zwieſpalt im Herzen, und διανδιχα μερμηριξα, oder wie: και με γλυκυς ἱμερος αἱρει, und S. 130. und ſüßes Verlangen ergriff ſie; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinſtimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zuſammengefaßt werden:

ὡδε δε τις ειπεσκεν, ιδων ες πλησιον αλλον.

Denn ſo ſagte wohl eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

Aber ein und die andre der Weiber ſagte gebietend,

können nicht für Homerismen gelten, da dieſe natürlichen Wendungen, da wo ſie ſtehen, ganz an ihrer Stelle ſind. Jene Figur, daß der Dichter die Perſon, die er redend einführt, ſelbſt anredet, welche im Griechiſchen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, iſt hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zaudertest noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, ſo bietet unſre Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechiſchen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an ſich ſchöne und treffende Beiwörter, die einmal für allemal feſtgeſetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutſamkeit verlieren, daß ſie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zuſammenhang der Stelle wiederkehren. Sie ſcheinen eine Erinnerung an den Urſprung der epiſchen Kunſt zu ſein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geſchichte während des Geſanges erſinnend, durch ſolche Halbverſe, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poeſie gebildete Zuſammenſetzungen müſſen uns einen ſtärkern Eindruck von Pracht und Feſtlichkeit geben, als den Homeriſchen Griechen; nicht als ob ſie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, ſondern die epiſche Poeſie war ihnen überhaupt etwas gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde iſt daher der Deutſche Dichter in dieſem Stücke etwas weniger freigebig geweſen; die Beiwörter ſind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, ſondern an ihrem beſtimmten Platze bedeutend, und er hat ſich weit häufiger der einfachen, als der zuſammengeſetzten bedient. Wo er dergleichen ſelbſt bildet, geſchieht es auf die leichteſte Weiſe durch Verbindung eines Umſtandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B. der *wohlumzäunete Weinberg*, der *vielbegehrende Städter*, der *allverderbliche Krieg*. Nur Einmal finden wir ein Subſtantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die *gartenumgebenen Häuſer*, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerſtreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poeſie nichts weiter iſt, als eine Moſaik von koſtbaren Phraſen, den Ausdruck in *Herrmann und Dorothea* viel zu ſchmucklos, das iſt nach ihrer Art zu ſehen, zu proſaiſch finden werden, iſt in der Ordnung. Dieſe Kritiker würden vermuthlich ein wenig erſtaunen, wenn ſie erführen, daß Dionyſius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyſſee, „die in den gemeinſten, niedrigſten Ausdrücken abgefaßt ſei, deren ſich etwa „ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde,

„die gar keine Sorge darauf wenden, ſchön zu reden," das Verdienſt der poetiſchen Syntheſis weitläuftig auseinanderſetzt. Nach Wolfs Bemerkung „ſcheint die Homeriſche Diction, unermeßlich „weit entfernt von dem wüſten Schwulſt der Tropen und Bilder, welcher der Kindheit der Sprachen „eigen iſt, durch ihren gleichmäßigen beſcheidnen Ton, „eine nahe Vorbotinn der entſtehenden Proſa zu „ſein." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln ſind, läßt es ſich doch wahrſcheinlich machen, die epiſche habe ſich mehr durch die Zuſammenſetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortſtellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einſchiebung der Partikeln, als durch die Beſtandtheile der Rede ſelbſt von jener unterſchieden. Die zuletzt genannten Freiheiten ſind dem Deutſchen Dichter faſt ganz verſagt; deſto ſchwerer war es, wie in Herrmann und Dorothea geſchehen iſt, den Ausdruck durch die unmerklichſten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anſtrich vom Alterthümlichen, die leichteſte, klarſte Folge und Verbindung der Sätze, hauptſächlich aber durch die Stellung, von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck, manchmal die Weglaſſung.

Die Abweichungen von der proſaiſchen Wortfolge ſind meiſtens ſo leicht und leiſe, daß ſie einer nicht ſehr wachen Aufmerkſamkeit entſchlüpfen, und doch wirken ſie, was ſie ſollen. Auch bei kühnern Verſetzungen iſt immer für Vermeidung aller Dunkelheit geſorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel, wird ſich manches Deutſche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß ſehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geſchieht, und wodurch ſie allerdings für den epiſchen Gebrauch geſchickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein ſo beſcheidner, ſchmuckloſer, und doch an Farbe und Geſtalt durchhin epiſcher Ausdruck, wie er in Herrmann und Dorothea herrſcht, in unſrer Sprache möglich war, beweiſt die hohe Bildung, welche ſie ſchon erreicht hat; denn nur durch dieſe wird ſie der Mäſſigung, Entäußerung und Rückkehr zur urſprünglichen Einfalt fähig.

Die ſinnlichen Gegenſtände, entweder die den Menſchen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen nehmen in Homers Geſängen einen großen Raum ein, und dieß gehört zu der Wahrheit ſeines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter ſo ſinnlich, ſo ſtark von Körper, und ſo wenig geübt am Geiſte ſind. Indeſſen wird doch das Lebloſe immer nur in Bezug auf die Menſchen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um ſeiner ſelbſt willen ausgemalt. Dies, was man poetiſches Stillleben nennen könnte, iſt der Fortſchreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das ſentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenſtänden, das noch nöthig ſein würde, um die an ſich todte Künſtlichkeit ſolcher Schilderungen mehr zu beſeelen, iſt, als eine ſubjective Empfindungsweiſe des Dichters, vom epiſchen Gedicht ausgeſchloſſen. In Herrmann und Dorothea iſt der Darſtellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beſchränkung der Geſchichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derſelben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anſchaulichkeit dienliches übergangen, und nach epiſcher Art ſelbſt das Geringſte rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig iſt es aber, wie er die Menſchen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenſtände auf ſittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beiſpiele hievon auszuwählen, würde uns eben ſo ſchwer fallen, als es dem Leſer leicht ſein muß ſie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Geſichtspuncte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geſchildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menſchlichen Anlagen in ihr (man ſehe die Beſchreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird geprieſen; denn die, welche am rüſtigſten in der Natur wirken und ſchaffen, ſehen ſie am wenigſten mit dem Auge des Landſchaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichniſſe ſind eigentlich *erklärende Epiſoden*, die im Ernſte und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergeſſen muß, wie er ſie ſelbſt beſchreibt:

Gleichwie ein Mann auf den Sänger ſchaut, der vermöge der Götter

Kundig, den Sterblichen ſingt die luſterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren ſie, wenn er nun ſinget.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht ſinnlich faßliche Vorſtellung von der geſchilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rückſicht nahm, iſt das epiſche Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, ſo daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menſchliche mit der thieriſchen Welt, die unſrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geiſtigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Herrmann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieſes Eine iſt ſchön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt. Die Ankündigung des Inhalts, gar kein weſentlicher Theil des Epos, ſondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die beſungene Geſchichte ſich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo ſie erſt durch das Gedicht entſteht, iſt von dem Deutſchen Sänger mit Bedacht weggelaſſen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapſodien, die er wie Herodot die Bücher ſeiner

Geſchichte nach den Muſen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberſchriften verſehen hat, eine ſehr gefällige Anrede an dieſe Göttinnen ein.

Wir haben Herrmann und Dorothea in dem bisherigen nach ſeiner Eigenthümlichkeit, nach den beſondern Beſtimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Styls zu charakteriſiren geſucht. Als ein Individuum ſeiner Gattung, d. h. als epiſches Gedicht, haben wir es ſchon vorher charakteriſirt. Denn was wir oben als weſentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegne Ruhe und Parteiloſigkeit der Darſtellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptſächlich durch Reden, die mit Ausſchließung dialogiſcher Unruhe und Unordnung der epiſchen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortſchreitenden Rhythmus; dieſe Merkmale laſſen ſich eben ſo gut an dem Deutſchen Gedicht entwickeln als an Homers Geſängen. Verfehlten wir alſo den wahren Begriff nicht; ſo wird der Leſer, der dies Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt iſt, ſie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, ſo beugen wir nur noch dem Mißverſtändniſſe vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer ſo tief bewegt, ſelbſt unempfindlich ſein ſollte. Er muß es allerdings auf das innigſte fühlen; aber er hat die Selbſtbeherrſchung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darſtellung zuzugeſtehen. Er wird z. B., wo das Geſetz derſelben es fodert, gleich nach dem erſchütterndſten Momente einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umſtand erwähnen, wie es in Herrmann und Dorothea, namentlich im letzten Geſange, mehrmals geſchieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme iſt alſo kein leerer Schein: denn wenn die Darſtellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr tingirt iſt, ſo ſympathiſirt der Leſer nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, ſondern mit dem Dichter. — Die Lehre vom epiſchen Rhythmus verdient eine genauere Auseinanderſetzung. Sie iſt auch deswegen wichtig, weil ſie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der ſich zum epiſchen ungefähr ſo verhielte, wie der oratoriſche Numerus zum Sylbenmaaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, ſondern nach der Ausführung im einzelnen, durchhin poetiſch zu machen, obgleich die Schreibart rein proſaiſch bleiben muß; und im Wihelm Meiſter ſcheint dieß wirklich ausgeführt zu ſein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichteriſche Laufbahn, ſo fruchtbar an belehrenden Zuſammenſtellungen, ſelbſt an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unſrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Geſetzmäßigkeit ſchöner Geiſteswerke, von der Erſcheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menſchheit in ihnen fortzugehn, eine ſolche Ueberſicht auch ſein würde; und faſſen nur unſre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Reſultate zuſammen. Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Groſe in der menſchlichen Natur iſt ohne einſeitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit beſonnener Selbſtbeherrſchung erſcheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Parteilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern zu wohlthätiger Wirkſamkeit erweckende, Rührung. Herrmann und Dorothea iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Styl, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

8.

Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, überſetzt von Ludwig Tieck. Erſter Band. 1799.

Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren ein gelehrter Kenner der Spaniſchen Sprache und Litteratur anfing, uns mit der letzten bekannt zu machen, und beſonders den noch ſo gut wie völlig fremden Don Quixote in Deutſchland einführte, ſo ſchlug er bei dieſem Unternehmen, wie der lebhafte Beifall und die ſchnelle Verbreitung bewies, für die damalige Lage unſerer eignen Literatur und die allgemeine Empfänglichkeit der Leſewelt unſtreitig den richtigſten Weg ein. Die eingeſtreuten Gedichte wurden meiſt ausgelaſſen, einige ernſte Scenen verkurzt und eine beträchtlich lange Novelle blieb ganz weg; und, was nach Wegnahme des poetiſchen Beſtandtheils nothwendig erfolgen mußte, das Komiſche und Burleske trat ſtärker hervor, und wurde herrſchender Charakter des Werkes. Die Anlage des Don Quixote im Ganzen iſt ſo einzig glücklich erfunden, und die Hauptbegebenheiten ſind daraus mit ſolcher Sicherheit und Leichtigkeit abgeleitet, daß er von dieſer Seite auch denen einen unauslöſchlichen Eindruck machen muß, die gar nicht geneigt ſein möchten, ſich auf das wunderwürdige Detail einzulaſſen; und die populärſten Züge, die eine ſprüchwörtliche Gültigkeit in verſchiedenen Sprachen erlangt haben, ſind gerade von dieſer Art. Allein die Dichtung des göttlichen Cervantes iſt etwas mehr als eine geiſtreich gedachte, keck gezeichnete, friſch und kräftig colorirte Bambocciate, (wiewohl ſie auch dann gar nicht zu verachten wäre): ſi iſt zugleich ein vollendetes Meiſterwerk der höhern romantiſchen Kunſt. In dieſer Rückſicht beruht alles auf dem großen Contrapoſt zwiſchen parodiſchen und romantiſchen Maſſen, der immer unausſprechlich reizend und harmoniſch iſt, zuweilen aber, wie bei der Zuſammenſtellung des verrückten Cardenio mit dem verrückten Don Quixote, ins Erhabne übergeht. Indem der Dichter die abgeſchmackte und koloſſale Romanenwelt der Ritterbücher zerſtört, erſchafft er auf dem Boden ſeines Zeitalters und einheimiſcher Sitten eine neue romantiſche Sphäre; es iſt gleichſam, als wollte er ſagen: ſeht, ſo muß man es machen, wenn man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehen will. Es fehlt ſo viel, daß Cervantes durch Einflechtung der Novellen einem verderbten Zeitgeſchmack hätte huldigen wollen, (wovon er überhaupt weit entfernt war, denn er war ſich, wie man aus vielen Aeußerungen ſieht, ſehr wohl bewußt, er arbeite für die Ewigkeit; und durch Spott über die Ritterbücher zog er eben aufs kühnſte gegen ihn zu Felde) daß er vielmehr, wie er ausdrücklich in der Vorrede zu ſeinen Novellen ſagt, dieſe Gattung in Spanien zuerſt aufgebracht hat. Noch weniger wird man ſie für den Auswuchs einer üppigen und noch unreifen Dichtungskraft ausgeben können: denn die erſte Hälfte des Don Quixote erſchien, da Cervantes ſich ſchon den Jahren des Greiſes näherte, und die Compoſition des erſt mit ſeinem Leben vollendeten großen Perſiles, den er ſelbſt für das Werk ſeiner Werke hielt, iſt ganz von der Art, wie einige ernſte und pathetiſche Stellen in Don Quixote. Den vorzüglichſten Anſtoß haben dieſe wohl durch den vergeblichen Mangel an Zuſammenhang gegeben, ein Einwurf, der beſonders beim Curioſo impertinente, und ſchon bei Cervantes Zeiten, laut geworden iſt. Wenn aber ein materieller Zuſammenhang gefordert wird, der die Vorfälle wie Urſache und Wirkung, wie Mittel und Zweck unter einander verknüpft, ſo daß alles darauf abzielt, irgend etwas zu Stande zu bringen, eine Heirath etwa, oder andre tröſtliche Dinge, wonach der große Hauſe der Liebhaber die letzten Blätter eines Romans begierig umſchlägt; ſo wäre alsdann die Compoſition des ganzen Don Quixote äußerſt fehlerhaft. Denn er beſteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinſchaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig iſt, die jede ihre Verwickelung und Auflöſung für ſich haben und zu nichts weiter führen. Es ſcheint, daß man die ſtrengeren Geſetze des Drama mit dem weit freieren, dem epiſchen Gedichte analogen Gange des Romans verwechſelt hat. Wir erinnern uns keines Tadels der

Kritiker über die Geſchichte der Liebſchaft zwiſchen Mars und Venus in der Odyſſee als dem Zuſammenhange fremd und gewaltſam aufgedrungen; und doch hat ſie nicht mehr mit den Schickſalen des Ulyſſes gemein, als die Novelle vom Curioſo impertinente mit denen des Don Quixote. Auch die Art der Einführung iſt hier nicht willkührlicher wie dort, denn es macht doch wohl keinen weſentlichen Unterſchied, ob etwas vorgeleſen oder geſungen wird. Um es kurz zu ſagen, im ächten Roman iſt entweder alles Epiſode oder gar nichts, und es kommt blos darauf an, daß die Reihe der Erſcheinungen in ihrem gaukelnden Wechſel harmoniſch ſei, die Fantaſie feſthalte und nie bis zum Ende die Bezauberung ſich auflöſen laſſe. Wenn je ein Roman dies auf das vollkommenſte geleiſtet hat; ſo iſt es Don Quixote. Sobald einen der hinreiſſende Eindruck vom Reichthume des Ganzen zur Betrachtung einzelner Theile zurückkehren läßt; ſo erkennt man überall den beſonnenen Künſtler in der weiſeſten Anordnung und Vertheilung. Gleich beim Eintritte läßt er die überſpannten Ideen des Ritters, um ihnen gar keinen Schlupfwinkel übrig zu laſſen, gegen die gemeinſte Wirklichkeit anſtoßen; das giebt natürlich heftige Erſchütterungen, und hier ſind alſo die unglücklichen und blutigen Abentheuer zu Hauſe. Manche haben gewünſcht, der Geſchichtſchreiber möchte ſeinem Helden einiges von den unendlichen Schlägen, Püſſen, Steinwürfen und ſonſtigen Verwundungen, die er bekömmt, erſpart haben. Daß die Doſis zuweilen etwas ſtark iſt, kann nicht geläugnet werden; indeſſen wird ſie es hauptſächlich durch die ſchnelle Wiederholung, und doch wäre es keine gute Maaßregel geweſen, die Schläge und übrigen Beſchwerden der irrenden Ritterſchaft durch die vier Bände gleich zu vertheilen; denn außer daß Don Quixote dabei nie zu einer heilen Haut gelangt wäre, ſollte er einen Stand der Erhöhung erleben, zu welchem er vorher die Stufen der tiefſten Erniedrigung durchgegangen ſein mußte. Mitten unter jenen niedrigen Umgebungen kündigt die tragiſche Geſchichte des Chryſoſtomus an, daß die Dichtung nicht bloß dieſe Eine Seite des Lebens faſſen, ſondern ein allgemeines Bild deſſelben aufſtellen will. Mit dem Eintritte in die Sierra Morena öffnet ſich ein neuer Spielraum romantiſcher Darſtellungen, die nun immer gedrängter aufeinander folgen, und zuletzt zu einer entzückend vollſtimmigen Symphonie zärtlicher Leidenſchaften werden, bis der Ton der Erzählung wieder zum ruhigeren Geſpräche herabſinkt, und mit einem ſanften Abfalle ſchließt. Der dritte Band hebt leiſe an und geht durch glänzende, jedoch immer mit Unglücksfällen untermiſchte Abentheuer zu Don Quixote's Einführung in die große Welt und den bunten fantaſtiſchen Vorſpiegelungen, wodurch fremder Muthwille ſeinen Wahn unterhält, im vierten Theile fort. Die Scenen des höheren Lebens bilden hier ſchon einen poetiſchen Gegenſatz, ſo daß es der ernſten epiſodiſchen Einmiſchungen, deren Cervantes ſich gewiß nicht aus Rückſicht auf die Pedanterei ſeiner Kritiker enthielt, weniger bedurfte, wiewohl die Hochzeit des Camacho und die Geſchichte der ſchönen Mohrin wahre Novellen ſind. Was aber die einheimiſche Natur reizendes und bizarres in der Erſcheinung, kühnes und romantiſches im Gehalt und in der Bedeutung herleihen konnte, ſei es nun eine gebildete Geſellſchaft, die den Genuß des Landlebens mit einer ſchäferlichen Verkleidung dichteriſch ausſchmückt, oder ein glühendes Mädchen, das im Anfalle wilder Eiferſucht ihren Geliebten umgebracht hat, oder ein großmüthiger Räuberhauptmann, ein wahrhafter und mächtiger irrender Ritter; alles iſt mit unerſchöpflicher Erfindſamkeit angebracht, und vor dem Helden zu mannichfaltiger Berührung, Accorden und Diſſonanzen vorübergeführt. Wie unbillig erſcheint das Urtheil, die zweite Hälfte ſtehe der erſten weit nach, ſobald man ſich nur von dem Verhältniſſe dieſes Theils zum Ganzen und dem, was nach der Natur der Sache hier zu erwarten war, einige Rechenſchaft giebt! Don Quixote konnte und durfte nicht mehr ſo heftig gegen die äußere Welt anſtoßen, wie zu Anfange, und dies zu vermeiden, hat der Dichter den Umſtand trefflich benutzt, daß der erſte Theil der Geſchichte ſo viel früher erſchienen war: die Narrheiten des Ritters werden als bekannt vorausgeſetzt, und daher geſchont. Da er ſich lange genug ſelbſt zum Beſten gehabt hat; ſo haben ihn nun natürlich andere zum Beſten; ſo wie die Geſchichte weiter fortgeht, wird er folglich immer paſſiver, und um dieſe Lücke auszufüllen, ſpielt Sancho mehr die Hauptrolle. Gegen das Ende ſieht man am Don Quixote einen Zuſtand, wie den der Ermattung nach einem hitzigen Fieber; die neue ſanftere Schwärmerei, ein arkadiſches Schäferleben zu ſtiften (die ſchon im erſten Theile, ſ. S. 65. der Ueberſetzung, von der Haushälterin prophezeiet wird; ſo weiß der abſichtsvolle Cervantes vorzubereiten!) iſt gleichſam ſein Schwanengeſang; ſein Tod, der ruhig ſein mußte, wenn ſich das Werk befriedigend runden ſollte, iſt meiſterhaft herbeigeführt. Allein wenn man auch blos die luſtigen Abentheuer vergleicht, was hat jenes mit den Windmühlen vor der Waſſermühle, und die Schlacht der beiden Schaafheerden vor der Zerſtörung der Marionetten voraus, als daß ſie früher vorkommen? Und was iſt an Kunſt und Fantaſie mit dem Traum in der Höhle Monteſinos zu vergleichen? Bei der Nothwendigkeit, im Thun und Reden der beiden Hauptperſonen manches wiederkommen zu laſſen, hat ſich Cervantes wie ein gelehrter Muſiker durch unendliche Variationen zu helfen gewußt; Sancho Panſa rückt wirklich vor und iſt in der zweiten Hälfte noch um vieles anmuthiger als in der erſten.

Zu einer vollſtändigen Charakteriſtik und Beurtheilung des Originals, die aber außerhalb der Grenzen dieſer Blätter liegt, würden obige Bemerkungen nur ein geringer Beitrag ſein: ſie ſtehen hier bloß, um einen Geſichtspunkt anzugeben, und den Grundſatz feſtzuſetzen, daß ein ſolches Werk ganz wie es iſt, überſetzt werden müſſe. Das iſt die Abſicht der gegenwärtigen Verdeutſchung. Nur wer mit dem ſpaniſchen Originale vertraut iſt, und aus eigner Erfahrung weiß, was es überhaupt mit poetiſchen Nachbildungen auf ſich hat, kann den ganzen Umfang der dieſem Unternehmen anhängenden Schwierigkeiten überſehen. Es iſt faſt unmöglich, dabei alles auf einmal zu leiſten; wie es in dieſem Fache nicht anſtändig iſt, irgend etwas anders als Meiſterſtücke zu überſetzen; ſo hat man dagegen an dieſen immerfort zu thun, um ihre Uebertragung der Vollkommenheit näher zu bringen, die eigentlich eine unendliche Aufgabe iſt. Indeſſen wird man die vorliegende Arbeit, ſo weit die Vollmacht unſerer Sprache in ihrem jetzigen Zuſtande zu der Vermittelung hinreicht, ſowohl bei der Vergleichung mit dem Text im einzelnen, als noch mehr, wenn man ſich bei fortgehender Lectüre dem geſammten Eindrucke überläßt, in den meiſten Punkten ſehr befriedigend finden. Sie iſt durchaus von der Art, daß bei ihrer Prüfung nur der höchſte Maaßſtab angelegt werden kann. Wir gehen zum einzelnen über.

Zuvörderſt giebt uns der Ueberſetzer alles in dem Buche enthaltene oder dazu gehörige mit der größten Vollſtändigkeit, bis auf die vorangeſchickten Empfehlungs-Sonette von fabelhaften Perſonen, die wunderlichen Verſe Urganda der Unbekannten an das Buch mit abgekniffenen Endſylben, und die Dedication; eine Gewiſſenhaftigkeit, die keinesweges überflüſſig iſt, da aus einem ſolchen Geiſte nichts kommen konnte, was unbedeutend oder ſeiner Stelle fremd wäre. C. war ſo durchaus Dichter, daß ſelbſt ſeine Vorreden und Zueignungen (wie z. B. die vor der zweiten Hälfte des Don Quixote an den Grafen von Lemos) wahre dichteriſche Compoſitionen ſind.

Die eingeſtreuten Sonette und andere Gedichte ſind im Ton und Geiſt der Originale, und was hiezu erſtaunlich behülflich iſt, auch in den urſprünglichen Sylbenmaaßen übertragen. Zu einer Probe in der ernſthaften Gattung mag folgendes Sonett dienen, welches der über die Verrätherei eines vermeinten Freundes verwilderte Cardenio ſingt:

Du heil'ge Freundſchaft, von uns zu entweichen
Hat dich dein leichter Flug empor geſchwungen,
Du biſt zu ſel'gen Geiſtern hingedrungen,
Zu den gebenedeiten Himmelsreichen.

Von dort reichſt du uns oft als ſchönes Zeichen
Die Eintracht, dicht von Schleiern eingeſchlungen,
Oft ſcheint uns dann ein edles Herz errungen,
Das Laſter weiß der Tugend wohl zu gleichen.

Vom Himmel ſteige, holde Freundſchaft, nieder,
Der Trug hat ſich dein ſchönſtes Kleid erſonnen,
Er tödtet ſchleichend jegliches Vertrauen.

Nimmſt du ihm nicht die falſche Zierde wieder,
So wird die Welt den alten Krieg begonnen
Und Zwietracht wieder als Regenten ſchauen.

Das kurz vorhergehende Echo, das einem Seufzer verirrter Liebe gleicht, nähert ſich der Zartheit des Spaniſchen, welches viel ſagen will. Die dem Don Quixote durch Liebespein abgedrungenen poetiſchen Verſuche haben bei Beobachtung ihrer Form auch ihre ganze Drolligkeit beibehalten:

Hier iſt er, der Ort, den erwählet
Der Liebende, ewig getreu,
Der ihn der Geliebten verheelet,
Hier reißet der Schmerz ihn entzwei,
Er weiß nicht recht, was ihn ſo quälet.

Die Liebe, ſie ſchleppt ihn im Kothe,
Wie keinem es jemals geſchah,
Drum welkt er wie Bohn' oder Schote;
Denn hier bewein' ich Don Quixote
Die Trennung von Dulcinea
von Toboſo.

Daß der Name des Ritters auch in den beiden andern Strophen zum Reimworte dienen muß, (welches beiläufig zu bemerken, an ſeine richtige Ausſprache erinnern kann, die wir doch ſtatt der ungültig aus dem Franzöſiſchen angenommenen wieder einführen ſollten) war ſelbſt im burlesken Styl keine leichte Sache. Sollte ich etwas auſſetzen, ſo wäre es, daß der Reim auf der nicht accentuirten Endſylbe von Dulcinea ruht, ſtatt den Namen in Dulcineen umzubiegen, wo alsdann in obiger Strophe geſchah nur in geſchehen verändert werden durfte. Doch dies kann immer unter den übrigen Licenzen der kümmerlichen irrenden Muſe des Ritters mit durchgehen. An dem erhabenen Todesgeſange des Chryſoſtomus, in welchem alle Laute des Schmerzes verſammelt ſind, und wie aus dem Abgrunde des zerriſſenen Innerſten gedämpft herauf tönen:

Des wilden Wolfes ſchreckenvolles Aechzen,
Gebrüll des Löwen, gift'ger Schuppenſchlangen
Entſetzliches Geziſch, du gräßlich Sauſen

Von tauſend Ungethüm; prophetiſch Krächzen
Der Krähe, Sturm, wenn du die naſſen Wangen
Der Fluten geiſſelſt unter dumpfem Brauſen;

Gegirr der Witwentauben in den Klauſen,
Des Stiers Geröchel, den die Todeswunde
Zu eitlem Wüthen ängſtet, dumpf Geſtöhne
Der gattenloſen Eule, Klagetöne
Von jeder Schaar im unterird'ſchen Schlunde:

O klingt, und helft mir meine Klagen weinen,
Daß alle ſich zu einem Ton vereinen,
In wilder Freundſchaft durch die Lüfte brechen,
Ein würd'ger Ausdruck meines Schmerzes werden,
Denn er darf nur in neuen Weiſen ſprechen. —

hat der Ueberſetzer etwas geleiſtet, wovon uns kein Vorbild in der Deutſchen Sprache bekannt iſt, was aber an Canzonen des Petrarca, Chören aus dem Aminta und Paſtor fido u. ſ. w. reichlich Gelegenheit zur Nachfolge findet. Man kann den Geiſt der Canzone, die wir in der Kürze als die über ſich ſelbſt reflectirende Ode charakteriſiren möchten, nicht ahnden laſſen, wenn man nicht ihre eigne Weiſe zu vernehmen giebt: ihre langen Strophen, weiblichen Schlüſſe der Verſe, und vielfach verſchlungenen Reime. Freilich iſt der metriſche Zwang dabei ſehr groß, und er hat hier manchmal Abweichungen veranlaßt, wodurch feine Fugen des Zuſammenhanges gelöſt werden, wie es z. B. bei der dritten Strophe der Fall iſt. Im Originale herrſcht eine gewiſſe beſonnene Spitzfindigkeit der Verzweiflung, es iſt düſter ohne Verworrenheit. Die vorletzte und die zweite Hälfte der letzten Strophe ſind vorzüglich gut erreicht; auch der Nachhall am Schluſſe:

Beklagt euch nicht, verzweifelnde Gedichte,
Daß ich euch auch mit mir zugleich vernichte,
Denn ihr vergrößert wie mein Tod das Glücke
Von der, die nur beſeligt wird durch Jammer,
Drum ohne Klagen geht ins Nichts zurücke. —

Da der Ueberſetzer einmal in Nachbildung des Sylbenmaaßes das unmögliche gethan, ſo wäre zu wünſchen, er hätte die vorletzte Zeile jeder Strophe nicht ohne Reim gelaſſen, da ſie im Spaniſchen den ihrigen in der Mitte des letzten Verſes hat, wie wenn z. B. oben ſtatt Jammer ſtände: Plagen. Ein ſolcher eingeſchalteter Reim iſt in unſerer ältern Poeſie nicht ohne Beiſpiel.

Ueber den im Liede des Hirten Antonio gehaltnen Ton und Weiſe kann ich mit dem Ueberſetzer nicht einig ſein. Zwar in welchem Sylbenmaße eine Spaniſche Romanze in ſogenannten Caſtellanas mit durchgehender Aſſonanz am beſten zu überſetzen ſei, darüber läßt ſich noch viel hin- und her ſtreiten, und in wie fern mit ihren achtſylbigen Verſen unſere vierfüßigen Trochäen übereinſtimmen, würde hier zu weitläuftig zu erörtern ſein. Allein der Gang des Liedes iſt offenbar zu hüpfend und unſtät geworden, und die Muſe des bäuriſchen Sängers zu komiſch aufgeputzt. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der ſüdlichen Sprachen, daß das Volkslied nicht ins Grobe und Unedle verfällt, ſondern eine gewiſſe Reinheit, ja Zierlichkeit mit der Poeſie höheren Schwunges gemein hat. In der 10 Str. iſt ein Mißverſtändniß, das ſich ebenfalls in der Vertuchiſchen Ueberſetzung findet:

Dir zu Liebe ſo laß ich das Tanzen,
Muſiciren und auch Reimerei,
Da ich ſonſt immer geſungen
Schon vom erſten Hahnenſchrei.

Dexo el baylar por tu cauſa;
Ni las muſicas te pinto
Que has escuchado á deshoras,
Y al canto del gallo primo.

Dexo heißt hier nicht: ich unterlaſſe, ſondern: ich übergehe mit Stillſchweigen. Der zweite Vers läßt keinen Zweifel übrig. Er rühmt vielmehr, daß er ihr zu Liebe tanzt, und Serenaten anſtellt, á deshoras, zur Nachtzeit wann andere Menſchen ſchlafen.

Doch genug von den Gedichten. Was die Proſa betrifft, ſo liebt der Caſtilianer wie der Italiener in ſeiner ſonoren und leicht hingleitenden Sprache, daß das Ohr mit einer tönenden Fülle von Worten und majeſtätiſchem Umfange der Perioden befriedigt werde; und dieſer goldene Strom der Beredſamkeit iſt nicht das, was den einheimiſchen Leſer an ſeinem D. Q. am wenigſten entzückt. Vor nichts muß ſich alſo der Ueberſetzer mehr hüten, als nicht in die zerſchnittene Schreibart zu verfallen, die ſich zudem weder mit der Ruhe der Darſtellung, noch mit ihrer gefälligen Umſtändlichkeit verträgt. Auf der andern Seite ſchlingen ſich bei unſerer Wortfügung die Sätze nicht ſo leicht vermittelſt der Participien und relativen Fürwörter an einander, daher bei gleicher Länge der Perioden das Schleppende ſchwerlich zu vermeiden wäre. In gegenwärtiger Ueberſetzung finden wir hierin meiſtens das rechte Mittelmaß getroffen. Die Rede der Marcella und Don Quixote's Beſchreibung wie ein irrender Ritter dazu kömmt, die Tochter eines Kaiſers zu heirathen, können Proben davon abgeben. Ein Beiſpiel von einem ſchön gebauten und ſonor gebliebnen Perioden iſt S. 259. der, welcher anfängt: „Du merkſt, getreuer und redlicher Edelknabe" u. ſ. w. Freilich bei Stellen wie die, wo Don Quixote die Heere ſchildert, die er zu ſehen wähnt, (beſonders: En el otro esquadron vienen los que beben las corrientes criſtalinas del olivifero Betis, etc. etc.) muß unſere

Sprache gegen die hochtönende Pracht beinah verſtummen, und kann über dieſen Punct zu einiger Selbſterkenntniß kommen. — Es bedarf nicht beſonders erinnert zu werden, daß ein Werk wie D. Q. zunächſt zum Vorleſen beſtimmt iſt; und wenn dies gehörig geſchieht, ſo werden auch ſolchen Leſern, denen es zuerſt fremd iſt, die Vortheile des periodiſchen Styls für den ſtätigen und fortziehenden Gang der Erzählung ins Gehör fallen.

So wahr und lebendig das Mimiſche im D. Q. iſt, wenn Perſonen aus den geringeren Ständen redend eingeführt werden, ſo hat ſich doch Cervantes zu dieſen Vertraulichkeiten mit zierlichem Anſtande herabgelaſſen: die nachdrücklichen Reden, eingefädelten Gemeinſprüche und Scherze des unvergleichlichen Sancho fallen nie ins Plumpe, ſondern konnten überall den Namen gracias y donayres verdienen; wie es denn auch billig war, daß die Geſchichte des unſterblichen Ritters nirgends mit einer Feder vom Vogel Strauß geſchrieben würde, was C den Avellaneda gethan zu haben beſchuldigt. Da die Sprecharten des Volkes in unſern nordiſchen Sprachen aus beträchtlich gröbern Faden geſponnen zu ſein ſcheinen, und die Zierlichkeit jener ſüdlichen, wir möchten ſagen, eine allgemeinere Mittheilſamkeit hat, ſo war eine große Sorgfalt hiebei erfoderlich. Der

Ueberſetzer hat ſie daran gewandt, und ſich ſehr gehütet, den beſcheidenen Farbenauftrag nicht zu verſtärken und die Localtinten nicht greller gegen einander abſtechen zu laſſen. Nur um zu zeigen, wie wir es hiemit meinen, mögen hier ein paar Beiſpiele ſtehen, wo ich noch eine kleine Verſtärkung wahrzunehmen glaube. S. 129. ſagt ein ankommender Ziegenhirt: „Wißt ihr nicht, Cameraden, was im Dorfe los iſt;“ lo que paſa en el Lugar, was im Dorfe vorgeht. Hierauf erzählt er vom Tode des Chryſoſtomus: „und das Luſtige bei der Sache iſt, daß er im Teſtamente befohlen hat;“ lo bueno es, das Beſte dabei iſt. S. 13. „Darüber iſt nun das Ganze Dorf in Alarm.“ Im Texte ſteht alborotado, ein Ausdruck, der ſelbſt in ernſter Poeſie vorkommt, was mit dem in der Ueberſetzung gebrauchten nicht der Fall iſt. — Eine eigene Art des Komiſchen im D. Q. machen die Mißgriffe des Sancho und anderer geringen Leute aus, wenn ſie Worte gebrauchen, die etwas über ihren Horizont ſind, wobei im Deutſchen etwas entſprechendes an die Stelle geſetzt werden mußte. In der Erzählung des Pedro S. 129. u. f. iſt dies gleich mehrmals mit Glück geſchehen. Eben ſo die drolligen Entſtellungen ritterlicher Namen, die dem Sancho entſchlüpfen, wenn er aus dem Balſam des Fierabras einen Trank Fieberfraß (im Span. bebida del feo Blas) und aus dem Mambrin, deſſen Helm D. Q. erobert zu haben glaubt, einen Mohren Schandrien (im Span. Malandrino ſtatt Mambrino) macht. Ungemein luſtig iſt es, wenn Sancho, da er den Brief ſeines Herrn an Dulcinea aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen ſoll, die Ueberſchrift: Soberana y alta Seunora, in: Alta y ſobajada Sennora verändert. Jm Deutſchen mußte dabei eine ganz andere Wendung genommen werden. Sancho bringt nach vielem Sinnen heraus: „Erhabene Herrſcherin! Mein Narrchen!“ Es hatte geſtanden: Monarchin! Nicht alle Wortſpiele ließen ſich ſo unverändert übertragen, wie das: oyéron á deshord otro eſtruendo que les aguó el contento del agua, S. 258. „ſie hörten ein anderes Rauſchen, daß ihnen die Freude über das Waſſer verwäſſerte.“ Indeſſen iſt S. 21. bei den truchuelas und truchas, S. 224. bei den aventuras und desventuras, und bei den gereimten Redensarten, wie de coca en meca, das mögliche geſchehen, ſie durch etwas ähnliches zu erſetzen. Auch das Spiel zwiſchen rocines und Rocinante am Schluſſe des allerliebſten Sonetts, worin die Pferde Babieca (nicht Babinza) und Rozinante ſich unterhalten:

Wem klag' ich wohl, daß ich mich hungrig quäle,
Wenn es dem Herrn wie Knappen gleicherweiſe
Noch knapper geht als ſelbſt dem Rezinant?

Wir wollen hier nicht gegen gewiſſe Kunſtrichter, die jedes Wortſpiel als eine äſthetiſche Todſünde betrachten, die Fragen unterſuchen: warum es nicht erlaubt ſein ſollte, (den möglichen Mißbrauch eingeräumt) eben ſo gut wie mit andern Dingen, zuweilen auch mit Worten zu ſpielen, da doch die ganze Poeſie ihrer äußern Form nach eigentlich ein Spiel mit Worten iſt? ob hiebei nicht daſſelbe Princip zum Grunde liegen möchte, welches z. B. dem Reime ſeine Entſtehung gegeben hat? ob nicht ein Hang dazu, beſonders in der ernſteren Gattung, einen zarten Bau der Sprachen und eine regſame Fantaſie verrathen dürfte, die gern in der ſinnlichen Bezeichnung der Dinge Anſpielungen auf ihr inneres Weſen findet? Genug, ſind einmal Wortſpiele im Originale vorhanden, ſo iſt es ein Zug der Untreue, und muß eine Lücke verurſachen, wenn ſie nicht übertragen werden.

Hier und da fand ich unnöthige Abweichungen von der wörtlichen Genauigkeit, auch einige Verſehen in Anſehung des Sinnes, die ſich eingeſchlichen haben. Bei einer Ueberſetzung, die bloß Hülfsmittel der Auslegung ſein ſoll, müßte hievon gleich zuvörderſt die Rede ſein; den Eindruck des Kunſtwerkes im Ganzen afficiren ſie aber nicht. Folgende bemerken wir zu künftiger Berichtigung. S. 14. „wie er in den Büchern geleſen, die davon Meldung gethan; que tal le tenian, die ihn in dieſen Zuſtand verſetzten." S. 18. „geſchweige denn an ſo edlen Jungfrauen, mit denen mich eure Gegenwart beglückt;" como vueſtras preſencias demueſtran, wie man an eurem Anſtande erkennt. Ebend.: „doch ſage ich dies nicht zu eurer Anhörung, noch damit ich Uebelwollen zeige:" pero non vos lo digo, porque os acuitédes, ni moſtrédes mal talante, que el mio etc., doch ſage ich dies nicht, damit ihr euch betrübet, noch üblen Willen zeiget, denn der meinige u. ſ. w. S. 21. ſollte ſtatt des Ausrufs: O Rozinante!" ſtehn: oder Rozinante, welches ſich an das vorhergehende Stück einer Romanze gleich anſchließt. S. 223. „daß er ſich kaum auf ſeinem Thiere erhalten konnte;" arrear á ſu jumento, ſein Thier forttreiben konnte. S. 285. „Alles was ich ſehn und worin ich euch unterſtützen kann;" lo que veo y columbro, was ich ſehe und wahrnehme. S. 286.

„ein Dorf, das ſo klein war, daß es keinen Barbier hatte;“ ni botica iſt ausgelaſſen: daß es weder Apotheke noch Barbier hatte. S. 258. wo D. Q. ſich das Bartbecken als Helm aufzupaſſen ſucht, iſt encaxe durch Viſier überſetzt; es bedeutet die unter dem Kinn durchgehende und in die obere eingepaßte Unterhälfte des Helmes, wie auch aus der erſten Verfertigung des pappenen Unterhelms klar iſt. S. 297. n. f ſollte doncella wohl lieber durch Fräulein als durch Jungfrau überſetzt ſein. S. 301. „ſo daß ſie ſich endlich gleichſam in der Baſis einer Pyramide verlieren;“ umgekehrt, D. Q. vergleicht die großen, aber in der Folge der Zeiten erniedrigten Geſchlechter, mit einer Pyramide, die ſich gegen die Spitze zu immer verengt. S. 130. „in der Nachbarſchaft von unſerm Dorfe hier in den Bergen;“ vecino de un Lugar que eſtaba en aquellas ſierras. — Vecino heißt hier Einwohner, es kommt in dieſer Bedeutung noch einmal vor T. IV. p. 86. (Ed. der Akad. Madrid 1780. 4.) Der Sinn komme freilich beinah auf eins hinaus. S. 230. „Jener ...... iſt der Großherzog von Quiraloia.“ In der Ausgabe der Akademie ſteht Quirocia, und vorher noch el temido Micocolembo; hatte der Ueberſetzer eine andere Leſeart? S, 231. „Xeroniſchen Wieſen,“ ſtatt Xereſaniſchen; jenes kann unmöglich von Xerez abgeleitet werden. Ferner ſteht das: „Nachkommen aus dem Blute der alten Gothen," ſo, als ob es noch auf die Manchaner ginge, da doch ohne Zweifel die Aſturier gemeint ſind. Gleich zu Anfange des erſten Kapitels iſt ein paarmal der Sinn verfehlt, wo ihn die Bertuchſche Ueberſetzung richtiger hat; ein Verſehen aber in dem allererſten Satze iſt beiden gemein. En un Lugar de la Mancha, de cuyo nombre no quiero acordarme; nach B. „deſſen Name mir nicht wieder einfällt;" nach T., „auf deſſen Namen ich mich nicht entſinnen kann." C. ſagt, daß er ſich nicht darauf beſinnen will; der Unterſchied iſt bedeutend. Er wiederhohlt eben dies am Schluſſe des Werkes: cuyo Lugar no quiſo poner Cide Hamete puntualmente. C. wußte den Ort recht gut, er hatte aus einer Art von Tücke wegen ihm widerfahrnen Beleidigungen den Flecken Argamaſilla zu D. Q's Geburtsort gemacht, fand es aber unſtreitig piquanter ihn zu Anfange errathen zu laſſen, und giebt erſt durch die Gedichte der Akademiker de la Argamaſilla am Ende des zweiten Bandes einen Wink darüber.

Ueber manches hätte ich noch Zweifel und Bemerkungen vorzutragen, z. B. warum eſcudero am häufigſten durch Stallmeiſter gegeben wird, da es doch ſelbſt der Etymologie nach mit Schildknappe genau übereinſtimmt? Ob nicht del ingenioſo hidalgo auf dem Titel beſſer durch des ſinnreichen Edelmanns gegeben würde? Ueber den Gebrauch einiger veralteten Wörter wie etwelche u. ſ. w. Doch die Grenzen einer allgemeinen Beurtheilung erlauben uns nicht, vieles zu berühren, geſchweige denn zu erſchöpfen.

Anmerkung.

Die des Spaniſchen nicht kundigen Leſer werden entſchuldigen, daß ſie dieſe Beurtheilung hier unabgekürzt wieder finden. Man hat mir wegen derſelben vorgeworfen, die Arbeit meines Freundes übermäßig und ohne eingemiſchten Tadel gelobt zu haben, und auf dergleichen Behauptungen, die ſo dreiſt wiederholt werden, daß am Ende ſelbſt die, welche aufmerkſam geleſen haben, und alſo das Gegentheil wiſſen, anfangen daran zu glauben, giebt es keine andre Antwort, als die erneuerte Darlegung der Thatſache.

III.

Charakteriſtiken und einzelne Bemerkungen.

1. Geßner.

Wenn man Geßners Idyllen geleſen hat, und nun ſieht, wie er in der Vorrede dazu den Theokrit für ſein großes Vorbild erklärt, ſo fällt man wie aus den Wolken. Es iſt zwar bekannt, daß es ihm an hinlänglicher Sprachkenntniß fehlte, um den Griechiſchen Dichter gründlich zu ſtudiren, aber auch ſo, wenn er ihn nur mit einigem Sinne las, wie konnte ihm eine ſo entſchiedne Heterogeneität, wie konnte ihm der unendliche Abſtand zwiſchen ſchöner Darſtellung individueller Natur mit den lokalſten Farben, und einer ganz ſelbſtgeſchaffenen Idyllenwelt, zwiſchen naiver Einfalt, die aber weder vor Rohheit noch vor Verderbtheit geſichert iſt, und dadurch deſto piquanter wird, und ſentimentaler und ſittlicher Idealität, wovon dort keine Spur iſt, entgehen? Er kannte alſo den Theokrit ſo gut wie gar nicht, und leider zeigen ſeine Werke auch keine Spur von Bekanntſchaft mit den Meiſterſtücken der romantiſchen Schäferpoeſie, bei den Italiänern dem Aminta und Paſtor fido, und bei den Spaniern vorzüglich der Galathea, aus denen er ſo viel hätte lernen können.

Sein Biograph Hottinger iſt mit der Aufnahme, die Geßner von jeher in Deutſchland gefunden, gar nicht zufrieden, und führt als eine ſiegende Autorität dagegen den außerordentlichen Beifall an, der ihm in Frankreich zu Theil geworden. Vorzüglich unglücklich iſt ſeine Vermuthung, wodurch er dieſe Verſchiedenheit, beſonders in Hinſicht auf den Tod Abels erklären will. „Das „franzöſiſche Publikum wartet nicht zu, bis ſeine „Journaliſten den Ton angeben. Es urtheilt ſelber: und urtheilt, wofern nicht Leidenſchaft und „Cabale es mißleiten, richtig und ſein. Aber bei „einem Publikum von ungebildetem Geſchmacke, „und ein ſolches iſt das Deutſche noch immer, „wird ein mittelmäßiges Werk ſo ſchnell gehoben, „als ein vortreffliches niedergehalten oder geſtürzt.“ Gerade umgekehrt: in Deutſchland herrſcht die größte Anarchie im Reiche des Geſchmacks, und ſelbſt die gründliche Kritik vermag nicht das Schlechte zu unterdrücken, und Meiſterwerke, wenn keine Empfänglichkeit dafür vorhanden iſt, zu empfehlen. Wie kann man ſich nur überreden, daß eine vor dreißig oder vierzig Jahren geſchriebene Recenſion, deren kaum ein paar Litteratoren ſich erinnern, jetzt noch der Schätzung eines Gedichts, das wirklich vortrefflich wäre, Abbruch thun ſollte? Dagegen iſt es bekannt, welch einen Deſpotismus des Geſchmacks im ehemaligen Frankreich Paris über die Provinzen, und wiederum wenige den Ton angebende Köpfe über Paris ausübten. Ueberhaupt befürchten wir, daß auf dieſe franzöſiſche Bewunderung ein viel zu großes Gewicht gelegt wird. Es könnte leicht ſein, daß nicht ſowohl das, was Geßner beſitzt, als was ihm fehlt, ſein Glück bei unſern Nachbarn gemacht hätte. Wann hat man es wohl erlebt, daß ſie einem ausländiſchen Dichter von origineller Energie und kühner Genialität hätten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ihn nur begriffen hätten? Alle Franzöſiſchen Producte in der höhern lyriſchen, der epiſchen und tragiſchen Poeſie, die Franzöſiſche Sprache ſelbſt, beweiſen, daß ein ſehr witziges und ſinnreiches Volk ohne wahrhaft poetiſchen Geiſt ſein kann. Eine einſeitige Empfänglichkeit wirft ſich gewöhnlich mit deſto größerer Gewalt auf ihre Gegenſtände, und hält kein Maaß in der Bewunderung deſſen, was in ihrer Sphäre liegt. Es war ein günſtiger Umſtand für Geßners Ruhm, daß er einen guten Ueberſetzer fand; allein er hatte auch in der That durch Uebertragung ins Franzöſiſche weniger zu verlieren, als die vorzüglichſten Deutſchen Dichter. Sein Ausdruck hat keine nationale Eigenthümlichkeit. Poetiſche Proſa, die nur in einer zu den ſchönen Verhältniſſen der Rhythmik untauglichen Sprache, wie die Franzöſiſche iſt, Feld gewinnen kann, war die urſprüngliche Form ſeiner Dichtungen. Daß Rouſſeau ſo ungemeines Wohlgefallen an den Idyllen finden würde, hätte ſich vorausſehen laſſen; eine ſeltſamere Erſcheinung iſt es, daß der Held der Encyklopädie und der Verfaſſer der bijoux indiscrets, Diderot, ſo enthuſiaſtiſch dafür eingenommen war. Doch läßt es ſich aus ſeinem Ekel an der conventionellen Künſtlichkeit der franzöſiſchen Modelitteratur, und auch daraus erklären, daß er künſtleriſche Zwecke nicht für etwas unbedingt Höchſtes hielt, ſondern ſie den ſittlichen unterordnete. Für dieſe ſah er denn in Geßners einfacher Unſchuldswelt einen Spiegel, worin die cultivirte Verderbniß ihre Häßlichkeit erkennen könnte. Wenn aber Diderot Geßnern einen Griechen genannt hat, ſo giebt das keinen ſonderlichen Begriff von ſeiner Kenntniß der Alten. Denn was iſt den Griechen fremder, als dieſe reine, aber zugleich auch ſinnlich unkräftige, Sentimentalität?

Die Schwächen der Geßneriſchen Poeſie geſteht Hottinger zum Theil ein, nimmt aber beinah wieder zurück, was er geſagt. Es fehlt an Charakteriſtik. Aber dies iſt nicht alles. Der Verluſt an individueller Mannigfaltigkeit wird nicht hinlänglich durch den Gehalt der Ideale, oder vielmehr des einzigen Schäferideals erſetzt. Jene Harmonie des innern Daſeins, welches der Wahrheit nach nur die letzte, ſchwer errungene, Vollendung der Menſchheit ſein kann, verliert erſtaunlich an Würde und Intereſſe, wenn ſie als ein urſprünglicher Zuſtand, als ein allgemeines Erbtheil der Beſchränktheit dargeſtellt wird. Dieſer Vorwurf trifft alle ſentimentale Schäferpoeſie, wenn ſie nicht zugleich romantiſch iſt, aber die Geßnerſche in ausgezeichnet hohem Grade, eben weil ſeine Welt unſchuldiger, kindlicher und goldner iſt, als die der meiſten vorhergehenden Dichter in dieſem Fache. Allein auch in einer ſolchen hätte ein weit höherer Grad von Lebendigkeit hervorgebracht werden können, als in Geßners Idylien. Ganz unverdorbene Neigungen können ſich dennoch durchkreuzen; aber mit dem völlig aufgehobenen Antagonism ſchlummert auch die Theilnahme ſanft ein. Wo ein Geßnerſcher Hirt anfängt zu lieben, da iſt gewöhnlich ſchon die Gegenliebe im voraus beſtellt. Wenn einmal phyſiſche Schwierigkeiten vorkommen, z. B. im erſten Schiffer, ſo iſt der Dichter ſo beſorgt, ſie zu mildern und auf alle Art zu Hülfe zu eilen, daß doch kein rechter Knoten der Handlung daraus entſteht. An die hohe Kunſt, womit Guarini mitten unter arkadiſchen Darſtellungen den mächtigen Hebel des Schickſals in Bewegung ſetzt, wollen wir gar nicht einmal erinnern.

Wenn man ſieht, daß es in Geßners größeren Gedichten theils an Handlung überhaupt, theils an Einheit und einem auf innerer Nothwendigkeit beruhenden Zuſammenhange derſelben fehlt; daß in ſeinen Idyllen oft gar kein wahrer Fortſchritt iſt; daß ſich ſelbſt die Empfindung nicht ſelten ohne eigentlich melodiſchen Gang nur hin und her wiegt, daß mehrere Stücke, die er als Idyllen giebt, bei bloßen Naturſchilderungen ſtehen bleiben; wenn man dazu nimmt, daß er auch für die äußere, aber weſentliche, Form der poetiſchen Succeſſionen, für die rhythmiſche Kunſt, kein Geſchick und keinen Sinn gehabt: ſo bietet ſich natürlich der Gedanke dar, er habe ſein eignes Talent mißverſtanden, indem er den Stoff zu ſimultanen Darſtellungen, der in ſeiner Fantaſie lag, auf ſucceſſive verwandte. Auch als Landſchaftsmaler blieb er auf gewiſſe Art Idyllendichter, und er hätte es vielleicht nie in einem andern Sinne werden ſollen, als ein Pouſſin oder Berghem es waren. Als Gruppen auf einer Landſchaft betrachtet, ſind ſeine Hirtenfiguren allerliebſt: um der ganze Inhalt eines pragmatiſchen Kunſtwerks zu ſein, haben ſie nicht genug bedeutende, ſelbſtſtändige Lebendigkeit. Die Anſicht der Quartausgabe mit Kupferſtichen, wo man Geßner den Zeichner mit Geßner dem Dichter vergleichen kann, beſtätigt vielleicht dies Urtheil. Die lebloſe Natur hält in ſeinen Idyllenlandſchaften der lebenden ungefähr das Gleichgewicht, und dieſe ſcheint jene nicht entbehren zu können, um anziehend zu ſein.

Es war alſo keinesweges eine unbillige Verkennung, wenn Geßner in den Literaturbriefen ein ſtrenges Urtheil erfuhr, wenn ſchon Bodmer nach der Erſcheinung ſeines Daphnis mit Anſpielung auf die ſüßliche Flachheit des Gedichtes dem Verfaſſer ſelbſt den ſchäferlichen Namen ſeines Helden beilegt. Wie viel er in Deutſchland wirklich noch geleſen, oder nur nach einem von Kindheit an eingeſegnen Glauben aus der Ferne verehrt wird, iſt nicht leicht auszumachen. Das leidet aber keinem Zweifel, daß ſich Geßners Ruhm im Auslande länger erhalten wird, als unter uns. Sobald theils die ächte mimiſche Idylle der Alten, theils die romantiſche Schäferpoeſie der Neueren auf dem Boden unſerer Sprache recht einheimiſch geworden ſein wird, kann nicht mehr von ihm die Rede ſein. Jene hat man ſchon angefangen aufzuſtellen, wiewohl unter einem ungünſtigen Local; und wenn wir dieſe nicht durch Deutſche Originalwerke bereichern, ſo iſt doch der Zeitpunct nicht mehr entfernt, wo man von den ausländiſchen mit Erfolg poetiſche Nachbildungen wird geben können. Zu individuellen bukoliſchen Scenen bieten die ſo eignen, alterthümlichen, einfachen und kecken Sitten der Alphirten, welche Geßner ganz in der Nähe hatte, den reizendſten Stoff dar, deſſen Bearbeitung ihm vielleicht gelungen wäre, da er im Umgange ein ausgezeichnetes mimiſches Talent gezeigt haben ſoll, wenn ihn nicht eine falſche Anſicht ſeiner Dichtart irre geleitet hätte.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10471/017

2. Jakob Balde.

Herder hat ſowohl in der Vorrede zur Terpſichore, als in dem ſchönen Ehrendenkmahl, das er ihm noch beſonders geſetzt, Balde's Geiſt mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüſſe der äußern Lage auf denſelben in der Kürze ſehr befriedigend erwogen. Dieſe letzten Rückſichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienſte des Menſchen einen billigen Ausſpruch zu thun. Ueber ſeine Poeſie hingegen ließe ſich gar wohl ein davon unabhängiges Urtheil fällen; ja ſie müßten ſogar gefliſſentlich bei Seite geſtellt werden, wenn es ein reines Kunſturtheil ſein ſollte. Die Geſetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten: nichts kann den, der ſich als einen Eingeweihten in die Geheimniſſe deſſelben, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung losſprechen. Bei Balde erhalten uns noch überdies die Sprache, worin er gedichtet, und die dem Alterthume abgeborgten Formen die höchſten Foderungen der Kunſt gegenwärtig. Wenn wir erſt darüber zu einer Entſcheidung gelangt ſind, in wie weit er ihnen Genüge geleiſtet oder nicht, ſo kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter, auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, ſeine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entſchuldigen.

Balde dichtete Lateiniſch. Einer fremden Sprache kann man ſich allerdings, auch für den dichteriſchen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen (und die Beiſpiele davon ſind nicht ſelten), daß die Vorſtellungen und Empfindungen eben ſo innig mit ihren Zeichen verſchwiſtert und damit eins geworden ſcheinen, als hätten ſie ſich ſchon beim Erwachen des Bewußtſeins, an der Quelle des Lebens, zu einander geſellt, und gemeinſchaftlich zum Strome ausgebreitet. Beträchtlich anders verhält es ſich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte iſt. Zwar haben Sprachen, die ſich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht in unſterblichen Denkmalen ſich ſelbſt zu überdauern. Allein das geiſtige Leben, das dieſe Wundergebilde bis in die zarteſten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgemacht werden, nie ſich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks iſt, kann ſich nicht fortbilden: ſie muß bleiben wie ſie iſt, oder ausarten; und dieſe Unveränderlichkeit der, wenn auch noch ſo ſchönen, Züge hat da, wo wir unentlehnten Reiz, urſprüngliche Bewegung erwarten, etwas erſtorbnes. [Eben dadurch, daß jede lebende Sprache auf gewiſſe Weiſe unbegränzt und unerſchöpflich iſt, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr und in ihr möglich; ſobald ſie, vollſtändig abgeſchloſſen, überſehen werden kann, muß das eigentliche Geheimniß des dichteriſchen Zaubers wegfallen. Balde ſelbſt ſah wohl ein, daß dem neueren lateiniſchen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in ſeinem Ausdrucke der treue Wiederhall eines Römiſchen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateiniſch zu reden, neu und eigenthümlich ſein will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldne Redensarten der Alten, fertig und glücklich ſpielend, von neuem zuſammen zu würfeln (was er freilich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), ſondern die ganze Kraft eines von ſeinem Gegenſtande erfüllten Gemüths ungeſchwächt in Liedern zu ergießen. Er konnte ſich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beſchränktheit andrer Neueren begnügen laſſen, und nöthigte ohne Bedenken alles, was ihm ſeine gründliche Gelehrſamkeit, ſein umfaſſendes Gedächtniß von Lateiniſchen Ausdrücken darbot, wofern er es für ſeinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, ſich in Horaziſche Weiſen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinſten Beziehungen beruht, woran ſehr viele nur den Mitlebenden fühlbar ſind; ſo wird unſtreitig manches in Balde's Gedichten auch den geübteſten Sprachkundigen unſrer Tage nicht im Genuſſe ſtöhren, was ein Metius Tarpa, ſollte er wieder auferſtehen, ſtrenge verdammen würde. Allein da wir den neuern Dichter gleichſam nicht unmittelbar, ſondern durch Dazwiſchenkunft der alten vernehmen: ſo haben wir auch an dieſen einen Maaßſtab des Urtheils, und müſſen nothwendig Haltung und Harmonie vermiſſen, wenn wir Bruchſtücke aus dem Latein des Plautus oder Catullus mit dem des Statius, Martialis u. ſ. w. verflochten finden. Wie dem auch ſei, es war ein Glück für Balde, daß ihm dieſer Ausweg ins Alterthum offen ſtand. Hätte er nie anders als in ſeiner Mutterſprache geſchrieben; ſo wäre ſein ächter Dichtergeiſt wahrſcheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm ſelbſt immer geſchlummert. Daß ſeine deutſchen Verſe ſo unfein und niedrig ſind, läßt ſich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zuſtande unſrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus ſeiner beſondern Lage, entſchuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther ſchon früher die Umriſſe der deutſchen Proſa angegeben; Opiz, Flemming und andre proteſtantiſche Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländiſche Poeſie eröffneten, lebten wie

Balde zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Doch für den katholiſchen Geiſtlichen war dies alles vermuthlich ſo gut als nicht vorhanden. Aus dem Elſaß gebürtig, hatte er gewiß eine fehlerhafte und rauhe Mundart des Deutſchen an ſich, die er in Baiern eben nicht wird verfeinert haben. Auch glaubte er ſich nach der Gemüthsart des Volks im ſüdlichen Deutſchland, die überhaupt fröhlicher iſt, und handgreifliche Schwänke foderte, bequemen zu müſſen. Man hat ja den Fall öfter gehabt, daß Männer, die von einer geſchmackloſen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernſt und für Anmuth des Ausdrucks erſt mit den alten Sprachen, wo dieſe Vorzüge einheimiſch ſind, einzuathmen ſchienen, und ihn nur in denſelben wieder aushauchen konnten.

Ein tiefes, regſames, oft ſchwärmeriſch ungeſtümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus ſtarke und wunderbare Bilder ſich zahllos hervordrängen; ein erfinderiſcher, immer an entfernten Vergleichungen, an überraſchenden Einkleidungen geſchäftiger Witz; ein ſcharfer Verſtand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menſchlichen Verhältniſſe durchſchauend ergreift; große ſittliche Schnellkraft und Selbſtändigkeit; kühne Sicherheit des Geiſtes, welche ſich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahnteſten nicht ſcheut: alle dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Balde's Werken allzu hervorſtechend, als daß man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müßte. Auf der andern Seite erheben ſich nur wenige ſeiner Lieder zu einer fleckenloſen Vollendung; manche werden durch die ſeltſamſten Ausſchweifungen entſtellt. Oft wird ſein Ausdruck durch das Beſtreben nach Kraft und Neuheit hart, geſucht und verworren; die Darſtellung iſt nicht ſelten überſpannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins ungeheure getrieben. ſein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verſchweigen weiß. Von Schonung und dichteriſcher Enthaltſamkeit ſcheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bei ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz abſprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen ſehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichem Kunſtſinn: wenigſtens laſſen viele ſeiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmoniſches Ebenmaaß und zart gehaltne Einheit des Tons vermiſſen. Eine witzelnde Spielerei unterbricht dann und wann den Erguß der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es ſei ihm der heiligſte Ernſt damit geweſen. Die Gränze des Schicklichen überſpringt er oft bis ins Abgeſchmackte hinein.

Vielleicht waren hier alle perſönlichen Anlagen zu einem großen Dichter vorhanden: nur eine dichteriſche Welt und eine dichteriſche Mutterſprache fehlte. Die Summe der für ſeine Bildung ungünſtigen Umſtände, ob ſie ſich gleich in die wenigen Worte zuſammenfaſſen läßt: er war ein deutſcher Jeſuit und lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Baiern, war ſo groß, daß man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erſtaunen muß. Und wer würde untheilnehmend vorübergehn, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den ſo viele Feſſeln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geſchichte ſeines Lebens, von ihm ſelbſt geſchildert läſe?

Triſtibus imperiis ſpatio retinemur in arcto,
Et curtum male perdimus aevum.

3. Rollenhagens Froſchmäuſeler.

Die Klage über Vernachläſſigung des Einheimiſchen und Sucht nach dem Fremden iſt ſo hergebracht unter unſerm Volke, daß ſchon der Urheber des alten Froſchmeuſelers in der Zueignung die Unvollkommenheit ſeiner Schreibart dadurch entſchuldigt:

Wenn diß in unſrer Deutſchen Sprachen,
Unſer Fröſch nicht ſo zierlich machen,
So bitt ich, habt mit jhn Gedult,
Es iſt daran die Landarth Schuld.
Der Griech vnd auch der Römiſch Mann,
Schawt das er künſtlich reden kan
Sein angeborne Mutterſprach,
Vnd helt das für ein groſſe Sach;
Der Deutſch aber laſſet vor allen:
Was frembd iſt, ſich beſſer gefallen.
Lernt frembde Sprachen, reden, ſchreiben,
Die Mutterſprach muß veracht bleiben.

Mit bloßen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht ſonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen ſind faſt immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt alſo fürs erſte nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um ſie einem größeren Kreiſe von Leſern genießbar und annehmlich zu machen. Reinike Fuchs iſt uns vor einer Anzahl Jahre, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch ſo leicht und zierlich behandelt, wiedergegeben, daß ſich ſchwerlich ein Fabelbuch auffinden läßt, das für Kinder und Erwachſene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Froſchmeuſelers verhehlt es nicht, daß er jenes ältere Meiſterſtück ſehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern geſucht. „Wie der Reinike Fuchs,“ ſagt er in der Vorrede, „alſo iſt dies Buch auch geſchrieben und gemeint.“ Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er ſein Vorbild freilich bei weitem nicht erreicht. Im Reinike Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer ſteigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet ſich in einfache Umriſſe, und die Charaktere der eingeführten Perſonen ſind ſelbſt in den geringſten Reden und Handlungen meiſterhaft gehalten. Um den luſtigen Scherz, womit ein griechiſcher Dichter nur einige hundert Verſe hindurch geſpielt hatte, zu einem großen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünſchte, mußte Rollenhagen ſeine Zuflucht zu der epiſchen Freiheit der Epiſoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniß der Theile in ſeinem Werke aufgehoben worden iſt. Erſt im dritten und letzten Buche geht der Krieg der Fröſche und Mäuſe vor ſich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erſt an zu homeriſiren; das erſte und zweite Buch iſt ganz mit den unendlichen Geſprächen des Königs der Fröſche Baußback (Phyſignathus) und des Kronprinzen der Mäuſe Bröſeldieb (Pſicharpax) ausgefüllt, die nicht ſo lange dauern könnten, wenn nicht dabei eine beſtändige Einſchachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander Statt fände, ſo daß man oft nicht mehr weiß, wer der Erzählende iſt. Hält man ſich indeſſen an das Einzelne, ſo findet man überall eine für den Geſchmack unſers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darſtellung, einen Schatz von geſundem Verſtand, Witz und Erfahrung, von gutgemeinten, gediegnen Lehren und Sprüchen, um die es dem Vf. hauptſächlich zu thun war. Ton und dichteriſche Weiſe ſind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Paar Zeitalter nach ihm lebte, und ſein Werk zu den Spätlingen der Meiſterſängerkunſt gehört: denn es erſchien gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, und ſchon im erſten Viertel des folgenden wurden durch Opitz und andre ganz neue Formen und eine ganz verſchiedne Art des Ausdrucks in die Dichtkunſt eingeführt.

4.

Einerlei Verhältniſſe von Längen und Kürzen müſſen bei uns ganz andre Wirkung thun, als in den alten Sprachen, weil unſre Längen länger, unſre Kürzen weniger kurz ſind, und den Sprachorganen mehr Arbeit ſchaffen, als in dieſen. Da bei uns die Quantität der Sylben auf ihrer grammatiſchen Wichtigkeit beruht, ſo iſt überhaupt die Anzahl der Längen und Kürzen in einer gewiſſen Maſſe von Wörtern und Sätzen ungefähr nach demſelben Verhältniſſe beſtimmt. Der Dichter kann dieſes zwar modificiren; will er aber ein ſehr großes Uebergewicht an einer oder der andern Seite erzwingen; ſo wird er der Sprache Gewalt anthun müſſen. Immer wird ein Sylbenmaaß mit allzu viel Kürzen weniger gefährlich ſein, als das entgegengeſetzte, weil es gerathener iſt, die Vielſylbigkeit zu begünſtigen und kleine Partikeln einzuſchieben, als nothwendige Sylben wegzulaſſen und zu verbeißen, da unſre Längen ohne das meiſtens von Conſonanten ſtarren.

5.

Wenn wir die Mimik in ihrem ganzen Umfange betrachten, ſo zerfällt ſie in Rückſicht auf die Wahrheit in die ethiſche oder phyſiognomiſche, und in die pathognomiſche; in Rückſicht auf Hervorbringung einer entſchiedenen Wirkung, welche nur durch Abſonderung der Beſtandtheile der menſchlichen Natur und Zuſammendrängung in reinere, ununterbrochnere Maſſen möglich iſt, in die tragiſche und komiſche; in Rückſicht auf Umbildung der Natur nach Geſetzen der Schönheit in die maleriſche und muſikaliſche, die man auch im Sinne der Alten unter die Benennung der rhythmiſchen zuſammenfaſſen kann. Als eine Abart der maleriſchen ließe ſich die ruhende plaſtiſche Mimik betrachten, wovon das Eigenthümliche in einer ſo reinen vollendeten Darſtellung eines ſo bedeutend gewählten Moments beſteht, daß ſie die dauernde Betrachtung erträgt und verdient. Vor der Hand bedürfen wir zwar noch keiner eigentlich rhythmiſchen Mimik, weil ſie nur zu einer Idealität der dramatiſchen Darſtellung paßt, die dem Geiſte unſers Theaters durchaus fremd iſt: aber eine Mittelgattung, welche wir die poetiſche Mimik nennen wollen, könnte ſchon von Nutzen ſein. Sie würde da ihre Anwendung finden, wo die dramatiſche Charakteriſtik zwar individuell iſt, die Bezeichnungsart aber poetiſche Energie hat (wie z. B. im tragiſchen und romantiſchen Theil von Shakſpeare's Stücken), wo alſo auch, dem Vortrage der Verſe gemäß, das Gebehrdenſpiel ſtärker und voller accentuirt werden muß. In Engels Mimik wird zugleich mit dem Gebrauch des Sylbenmaaßes im Drama dieſer Zweig der Schauſpielkunſt ganz verworfen; die Lehre vom Tragiſchen und Komiſchen wird gar nicht berührt; das ganze Werk handelt mit Uebergehung der ethiſchen Mimik von der pathognomiſchen, deren Behandlung natürlich ſo iſolirt völlig unbefriedigend ausfallen mußte.

chen etwas beweiſen könnte. Alle ſchöne Kunſt überhaupt, in welcher der Menſch einen unbedingten Zweck ſeiner Natur erfüllt, iſt eben darum zu jedem beſtimmten Geſchäfte untauglich; und der Dichter, der ſich zum Volkslehrer aufwirft, opfert unvermeidlich ſeine Autonomie als Künſtler auf.

7.

Wenn der anerkannte Grundſatz der poetiſchen Dolmetſchung, ein Werk ſo viel möglich in ſeiner eigenen Versart nachzubilden, bei uns in vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutſche für die mannichfaltigſten metriſchen Formen empfänglich iſt, ſo können wir uns wohl mit nichts geringerem begnügen, als mit einem raſenden Roland in eigentlichen ottave rime. Da nun hiebei die dreifachen Reime eine faſt unüberwindliche Schwierigkeit machen, und ſich durch den Ocean von ſechs und vierzig langen Geſängen hindurch zu arbeiten, eine wahre poetiſche Weltumſeglung wäre; ſo hat man verſchiednes als mittlere Auskunft vorgeſchlagen, z. B. die freie jambiſch anapaſtiſche Versart des neuen

Amadis. Es iſt aber zu fürchten, daß die Geſetzloſigkeit derſelben in die Darſtellung ſelbſt übergehen, und das ſchöne Gleichgewicht zwiſchen fantaſtiſcher Willkühr und heiterer Beſonnenheit aufheben möchte, was ſie ſo reizend charakteriſirt. Eben das gilt auf etwas andere Art von dem ſchon verſuchten Gebrauch von Stanzen ohne dreifachen Reim mit willkührlich verſchlungenen Jamben verſchiedner Länge: es fehlt ihnen der Schluß und die Rundung einer wahren Stanze. Die Strenge in der äußern Form, die epiſche Gleichförmigkeit in der Länge der Verſe und in der unermüdeten Wiederkehr geordneter Reime ſcheint nothwendig, um dem wilden ritterlichen Romanzo Bildung und geſellige Anmuth zu geben. Unſre Sprache nimmt an Geſchmeidigkeit durch vielſeitige Bearbeitung ſo auffallend zu, daß ſchon vieles glänzend ausgeführt iſt, was man vor nicht vielen Jahren noch mit Recht für unmöglich hielt.

8. Ramler.

Ramlers Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu corrigiren, hatte etwas Kleingeiſtiſches, illiberales und präceptormäßiges. Bekümmerten ſich die Abgeſchiedenen noch um den Nachruhm und das Schickſal ihrer Producte, ſo möchten die Manen Gesner's und Leſſing's wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beunruhigt worden ſein. Hätte der beſcheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritiſcher Untrüglichkeit gehabt, ſo dürften wir es nun nicht beklagen, daß die ächte und urſprüngliche Geſtalt ſeiner Gedichte unter anmaaßlichen Verbeſſerungen verloren gegangen iſt. Bei ſeinen Sammlungen findet man weder Vorreden, welche über das Geſchäft des Herausgebers dabei Rechenſchaft gäben, noch Nachweiſungen über die Verfaſſer der einzelnen Stücke: dieſe mögen ſich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu ſein. Ein Verfahren, das in der That ſo ausſieht, als wenn er das Schulmeiſtern für viel etwas höheres gehalten hätte, als das Dichten.

Das ſeltſamſte iſt, daß er bei ſeinen beabſichteten Verbeſſerungen fremder Gedichte unaufhörlich ſelbſt gegen den Rigorism der äußern Form verſtößt, ja ihn zerſtört, wo er ihn vorfindet. Wo endloſe Alexandriner ohne Abſchnitt hinter einander drein ſtolpern, wo Wohlklang und Quantität auf das gröbſte beleidigt werden, da kann man zehn gegen eins wetten, daß die ungeeignete Hand des poetiſchen

Chirurgen Verwüſtungen angerichtet hat. Doch mit dieſem Titel wird ihm noch zu viel zugeſtanden: er war vielmehr ein bloßer poetiſcher Bartputzer, wie er ja auch einmal in einer Zeichnung ſoll vorgeſtellt worden ſein, der ſich aber ſtumpfer Meſſer bediente, und daher ſeinen Patienten das Geſicht erbärmlich zerſetzte.

IV.

Nachricht von den poetiſchen Werken des Johannes Boccaccio.

Wenn man den Decamerone mit Aufmerkſamkeit lieſet, ſo ſieht man darin nicht bloß entſchiednes Talent, eine geübte und ſichre Hand im Einzelnen, ſondern man wird auch Abſicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verſtand erſonnen und verſtändig ausgeführt. Wo ſich ſolcher Verſtand vereinigt zeigt mit der inſtinctmäßigen Gewalt über das Mechaniſche, die wohl ſchon allein aber mit Unrecht Genie genannt wird, da und nur da kann die Erſcheinung hervorgehen, die wir Kunſt nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunſt bildet, aber ſie wird auch gebildet;

nicht nur das Gebildete, ſondern der Bildende ſelbſt iſt ein organiſches Ganzes, ſo gewiß er nur ein Künſtler iſt, und jeder Künſtler hat ſeine Geſchichte, welche zu begreifen, zu erklären und darzulegen das vorzüglichſte Geſchäft der Wiſſenſchaft iſt, die unter dem Namen der Kritik bis jetzt mehr geſucht wurde, als ſchon vorhanden war. Mit Recht intereſſirt uns die Entſtehung des Gebildeten, ja es iſt dies das einzige Intereſſante was es giebt für den, der ſich zu der Anſicht des Ganzen erhoben hat, zu der Wahrheit die eins iſt mit der Schönheit.

So kleinlich alſo auch das Geſchäft manchem dünken mag, der das Große nur in großen Maſſen ſehen zu müſſen glaubt; wir wiſſen, daß wir etwas thun, was zu thun nicht unbedeutend und nicht unwürdig iſt, wenn wir das Eigenthümliche eines originellen Geiſtes mit aller Sorgfalt charakteriſiren, ſein Leben gleichſam in der Fantaſie wiederholen, und an allen Erweiterungen und Beſchränkungen ſeines Weſens Antheil nehmen. Wir werden uns auch ſeine fehlgeſchlagnen Verſuche nicht verbergen wollen; ſie ſind uns werth als nothwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder ſie ſind bedeutend, indem ſie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden iſt, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters kann oft durch ſeine falſchen Tendenzen eben ſo ſehr und mehr noch beglaubigt und dargeſtellt werden, als durch ſeine gelungenſten Werke.

Ich glaube höheren Sinn und höhere Abſicht in der Umgebung, Zuſammenſtellung, Behandlung, ich glaube den Künſtler in dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinſten, ja faſt ausſchließend unter allen übrigen allgemein geleſen wird; und dieß lenkte meine Aufmerkſamkeit auf dieſe.

Es iſt mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teſeide, alle aufzutreiben, die Manni, der Commentator des Decamerone, kennt; wiewohl mehre derſelben unter die litterariſchen Seltenheiten *) gezählt werden. Ob es vielleicht, in italiäniſchen Bibliotheken etwa, noch andre geben mag; das zu entſcheiden, fehlte es mir an Hülfsmitteln, wie auch an der Gelegenheit, mehre Ausgaben zu conferiren, und alle dahinſchlagenden litterarhiſtoriſchen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muß mich daher auch aus Nothwendigkeit auf das einſchränken, was mir

---

*) Die Bekanntſchaft mit zweien der ſeltenſten, dem Urbano und der Amoroſa Viſione verdanke ich dem für jede Litteratur ſo thätigen und auch mit der italiäniſchen ſo vertrauten Hrn. Bibliothekar Daßdorf in Dreßden.

ohnehin das nächſte und intereſſanteſte war; auf den Charakter der Werke ſelbſt.

Da ihrer nicht wenige ſind, und manche unter ihnen, wie ſchon geſagt, ſelten genug, ſo glaubte ich, würde es den Freunden der Poeſie nicht unwillkommen ſein, wenn ich ihnen, da ich einmal aus Neugier oder aus Wißbegier alle ganz und ſorgfältig geleſen hatte, und die bedeutendſten mehremale, Rechenſchaft gäbe von dem, was ich gefunden, und ſo den Ertrag der aufgewandten Zeit, ſo viel es ſich thun ließe, gemeinnützig machte.

Meine Anſicht von dem Geiſt und der Kunſt des Boccaz mögen ſie als eine Zugabe betrachten. Indeſſen wird es einigen ein günſtiges Vorurtheil für die unbekanntern Werke unſers Dichters geben können, daß auch unter den vernachläſſigten Dramen des Cervantes eine Numantia ſich findet, und unter den nicht bloß vernachläſſigten, ſondern ausdrücklich verworfnen Jugendwerken des Shakſpeare ſo manches, was freilich denen zu hoch ſein mußte, die über den Dichter überhaupt nicht hätten mitſprechen ſollen. Wollte man aber auch dieſe Analogie nichts gelten laſſen, ſo würde ſich leicht zeigen laſſen, daß die zufälligen Umſtände, welche einem Werke eines fruchtbaren Schriftſtellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, wodurch dieſe, wenn nur einige

Jahrhunderte verſtrichen, unfehlbar in völlige Vergeſſenheit gerathen; daß dieſe Umſtände, ſage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrſcheinlichkeit geben können, wie viel weniger denn die Autorität der falſchen Kritiker, die ohne hiſtoriſchen Geiſt, oft auch ohne alles Gefühl rüſtig drauf zu entſcheiden und verdammen.

Bei dieſem Geſchlecht wird eine ſchiefe Anſicht wohl Jahrtauſende unverändert oft mit denſelben Worten nachgeſprochen. So zum Beiſpiel das alte Dictum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu ſein. Da Boccaz einmüthig von den Italiänern für einen großen, ja den größten Proſaiſten gehalten wird, ſo läßt ſich leicht denken, daß jener tiefſinnige Grundſatz auch auf ihn angewandt ſei.

Daß dieß unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Decamerone kannte; denn wer naive Lieder ſo leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfaſſung ſeines reichen Werks geſchmückt hat, dem iſt nicht alles Talent zur Poeſie abzuſprechen. Was wahr an jener Behauptung ſei, was nicht, werden wir unten ſehen.

Ehe ich die Gedichte ſelbſt der Reihe nach durchgehe, muß ich mancher Beziehung wegen der Umſtände ſeines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

Er lebte zu der Zeit, da die alte Litteratur in Italien wieder aufzuleben anfing, da die italiäniſche Poeſie in der höchſten und herrlichſten Blüthe ſtand, und da die Dichtungen und Erzählungen der Franzoſen und Provenzalen im Original oder in Ueberſetzungen und Nachbildungen die Lieblingslektüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward gebohren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neune nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demſelben Jahre 1374 ſtarb. Er lebte für ſeine Kunſt, und ſchon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glück entgegenführen wollte. Seine äußern Verhältniſſe waren abwechſelnd, oft ungünſtig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmals zu wichtigen Geſandtſchaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürſten ſeiner Zeit wie Petrarca war er nicht. Auch in der Liebe iſt ſeine Eigenthümlichkeit der ſentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengeſetzt; und doch kann man von ihm wohl mit eben dem Rechte ſagen wie von jenem, daß er nur für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und ſchön, welches er mehremal mit Wohlgefallen erwähnt, nicht aus unmännlicher Eitelkeit, ſondern in Erinnerung, wie es ſcheint, an das viele Gute und Angenehme, was er dadurch erlangt. Eine ſtarke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem feſten Urtheil über die Abſicht, die Natur und den Werth der Geliebten. Doch hinderte ihn ſeine vielſeitige Empfänglichkeit nicht, Eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigſtens durch die feurige Kühnheit, die der Name andeutet, der ſeinigen entſprach, durch die er zuerſt ſich ihre Gunſt erwarb. Ihr eigentlicher Name war Maria, ſie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daſelbſt, Schweſter und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schickſal ſie theilte.

In Neapel lernte Boccaz ſie kennen, und ſichtbar iſt der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigſten Liebe, auf ſeinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poeſie zu entfalten. Alle ſeine Gedichte der frühern Zeit ſind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlaſſung geſchrieben; ihr, der er noch als Mann, ſchon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmahl ſetzte.

Unter den frühern Werken mache ich den Anfang mit der Teſeide und dem Filoſtrato, und erinnere hier ein für allemal, daß für die Zeitfolge der Werke unſers Dichters ſich hiſtoriſche Zeugniſſe und beſtimmte Angaben in ihnen ſelbſt, oder doch ſolche gegenſeitige Beziehungen, die das Früher oder Später völlig entſcheiden, genugſam finden, und wenn ja bei einem oder dem andern Werke, um die Stelle deſſelben zu beſtimmen, der Styl mit in Betracht gezogen werden muß, ſo iſt dieſer in den Jugendverſuchen und den ſpätern Werken ſo auffallend und deutlich verſchieden, daß wenigſtens kein Zweifel entſtehen kann, zu welcher von beiden Perioden es zu rechnen ſei.

In dem Filoſtrato einem romantiſch-epiſchen Gedicht in ottava rime wird die ſittſame Liebesgeſchichte des guten Troilus und der tugendhaften Creſſida erzählt, nebſt der hülfreichen Freundſchaft des edeln Pandarus, nach dem beim Shakſpeare der, welcher ſeine gefälligen Dienſte zur Verbindung der beiden Geſchlechter hergiebt, a Pandar genannt wird, ſo daß der Name des guten Trojaners zum Begriff geworden iſt. Shakſpeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts dieſen, wie ſich denken läßt, vielfach ausgebildet; dennoch iſt der Charakter der Fabel beim Boccaz ſchon ganz derſelbe, wenigſtens für den erſten Theil. Es iſt dieſer Charakter eine gewiſſe zierliche Albernheit und eine leiſe, aber ſehr durchgeführte Zweideutigkeit. Es geſchieht eben nichts, und es iſt doch eine Geſchichte; es werden Anſtalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Edelmuth und in zierlicher Sprache, aber es iſt eben nichts darin geſagt. Und dennoch unterhält uns das närriſche Weſen, ja eben dieſe ironiſche Unbedeutendheit macht den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bei dem ſittſamen Ton der bis zum Pomphaften edelmüthigen Reden. Durch das Gebildete der italiäniſchen Sprache und dieſer Form begünſtigt tritt ſogar dieſes zierlich Groteske mehr heraus beim Boccaz; aber das ſeltſam Fantaſtiſche der raſchen tragiſchen Kataſtrophe wird freilich erſt im Shakſpeare deutlich verſtanden, und erſcheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache iſt leicht wie der Versbau, nicht ſehr künſtlich, aber klar im Periodenbau, äußerſt fließend und ſehr behaglich zu leſen. Man darf wohl nicht eben ein Italiäner ſein, um ganz beſtimmt zu fühlen, wie ungleich künſtlicher nicht nur die Stanze des Taſſo ſei, ſondern auch die des Arioſto, ſelbſt da wo er am nachläſſigſten ſcheint. Aber ſollte die unübertreffliche Grazie des einen und das claſſiſche Streben des andern den ganzen Charakter dieſer Versart erſchöpft haben? Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchſte Bildung derſelben ganz in der Gewalt hätte, dennoch abſichtlich zu der naiven Nachläſſigkeit der erſten Verſuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieſer Aeußerlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? — Wer das ergötzliche Werkchen zur guten Stunde geleſen hat, wird es gewiß auch von dieſer Seite nicht anders wünſchen können. Und man kann hier dem Verſe ſogar noch unabhängig von ſeiner Beſtimmung für das Werk ein Verdienſt für die Ausbildung der Art zuſchreiben: denn es dürfte doch wohl mehr als Conjectur ſein, daß Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beim Pulci nicht fand, und wodurch er ſich ſchon dem Arioſt nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; ſo daß dieſer alſo wenigſtens der erſte Meiſter der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen, er nur unter bedeutenden Einſchränkungen gelten kann. Es iſt dieſes nämlich von Italien zu verſtehen, da es ja ältere provenzaliſche Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entſchiedne Wirkung ſeines Verſuchs vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne daß dadurch dieſe ganz ausgeſchloſſen oder auf Jahr und Tag beſtimmt würde, wer chronologiſch genau der erſte ſei.

Es darf alſo unſerm Dichter die Kunſt der Verſe nicht ganz abgeſprochen werden; wollte man es mit dieſer einmal ſo ſtreng nehmen, daß die ſeinigen für nichts gelten könnten, ſo würde man leicht auf das Reſultat kommen, daß es in gereimten Sylbenmaaßen überall bis auf die jetzige Zeit nur Einen Verskünſtler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes ſind mit eben ſo tiefſinniger Abſichtlichkeit conſtruirt und gebildet, aber nur einzelne. Die geprieſne Verskunſt des Taſſo und Arioſto dürfte nach dieſem Maaßſtabe noch gar den Namen der Kunſt nicht verdienen, und ſich auf eine bloße Meiſterſchaft im Mechaniſchen reduciren. Dann müſſen wir annehmen, die Stanze ſei noch gar nicht vollendet: ſonach fehlt es an einem Maaßſtab zur genauen Würdigung für das Verdienſt des Boccaz um ſie, proviſoriſch aber bleibt das der erſten Ausbildung ein ſehr großes. —

Wenn es bei einer zierlichen Behandlung ein artiges und ſinnreiches Spiel der Fantaſie ſein kann, moderne Anſichten und Sitten in einer modernen Form und mit moderner Leichtfertigkeit in das heroiſche Alterthum zu verſetzen, und an die ehrwürdigen Namen der Helden anzudichten, ſo dürften doch die Fabeln, wo das Weſentliche der Geſchichte ſelbſt erfunden, modern erfunden iſt, hiezu bei weitem am meiſten, ja faſt ausſchließend günſtig ſein. Hier liegt die Parodie ſchon im Ganzen, ſo daß ſie im Einzelnen ſehr ausgeſpart werden kann, wodurch der Dichter von ſelbſt auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht ins Traveſtiren zu fallen.

Alles dieſes läßt ſehr viel Gutes von der Teſeide vermuthen, gleichfalls einem epiſchromantiſchen Gedicht in ottave rime, worin die Geſchichte zweier Thebaner des Palemon und Arcitas zu den Zeiten des Theſeus, und ihre Liebeshändel mit deſſen Schweſter Emilia erzählt ſind. Leider habe ich davon nur einen gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gemachten elenden Auszug in Proſa von Granucci geſehn. In dergleichen Auszügen iſt der Charakter einer Fabel faſt nie mit einiger Zuverläſſigkeit zu erkennen. Etwas beſſer ſchon zeigt er ſich in der Behandlung des Chaucer. Dieſer ſcheint es beſonders auf eine redliche, ſtillſchweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die Naivheit, mit der die Heldin am Schluß, da der eine Ritter ſtirbt, nachdem ſie denſelben gebührend beweint hat, ſogleich den andern nimmt. Ueberhaupt iſt Simplicität, wie mich dünkt, und zwar eine faſt coloſſale Simplicität der Charakter dieſer Fabel; es ſind manche ſimple Geſchichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber ſimpler als dieſe wird man nicht leicht eine finden. Uebrigens ſind Gang und Umſtände beim Chaucer wie beim Granucci; nur werden bei dem leztern in der Kürze noch viele Perſonen erwähnt, theils altmythiſche, theils neu erfundene, die beim Ch. gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teſeide des Boccaz. Auch erwähnt Gr. unter dem, was er in ſeiner Thorheit wegſchneiden zu müſſen geglaubt, viele poetiſche Fictionen und aus dem Statius entlehnte thebaniſche Geſchichten. Ein Umſtand, der eine merkliche Verſchiedenheit der Teſeide von dem Filoſtrato andeutet, mit dem man ſie nach allem übrigen ſehr gleichartig vermuthen könnte. Es muß dieſes Werk noch lange nach dem Autor ſehr hoch geſchätzt worden ſein, da es wie der Paſtor fido des Guarini und die Geſchichte von Florio und Biancafiore ins Griechiſche überſetzt worden iſt. Boccaz ſelbſt bezieht ſich auf dieſes Werk im Decamerone, indem von Dioneo und Flammetta in einer der Zwiſchenſtellen geſagt wird, daß ſie die Geſchichte des Palemon und Arcitas beſungen.

Der Filopono, ein Roman von großem Umfang, ganz in Proſa, Bearbeitung einer der beliebteſten Geſchichten des Mittelalters, die ins Spaniſche und auch ins Deutſche übertragen worden iſt, kann jezt am ſchicklichſten folgen. Schon wenn man den Ameto lieſet, von dem gleich mehr die Rede ſein wird, ſollte man glauben, das ſei das erſte Werk des Dichters in Proſa, ſo ſehr hat dieſe in demſelben das Gewaltſame, Schwerfällige, Unſichere und Uebertriebene eines erſten Verſuchs an ſich. Aber durch Vergleichung der allegoriſchen Epiſoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, daß dieſer ſpäter ſei. Einen ähnlichen Charakter hat die Proſa auch im Filopono, und nicht bloß dieſe, ſondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags iſt mit großer Kraft und Anſtrengung den römiſchen Claſſikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es contraſtirt das freilich oft ſeltſam genug mit der kindlichen Einfalt des romantiſchen Mährchens. Aber auch in einer andern Rückſicht zeigt ſich hier eine Neigung widerſtrebende Dinge zu vereinigen. So verſucht der Dichter im Anfange des Werks eben ſo wie im Ameto die katholiſche Anſicht in der Sprache der alten Mythologie auszudrücken. Juno iſt ihm Marie, Pluto der Satan u. ſ. w. Da er nun aber in dem mehre Jahre ſpäter geſchriebenen Schluß des Romans auf den Punct kommt, wo Florio nach der Geſchichte ein Chriſt wird, läßt er ihn die heidniſchen und namentlich die Griechiſchen Götter feierlich abſchwören. Ueberhaupt iſt das Ganze nur als Tendenz zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakteriſiren: es ſei ein Verſuch, den Roman und die Proſa zu der Hoheit des heroiſchen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege zu welchem der Dichter, ſo viel ich weiß, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen freilich größer gedachten und glücklicher vollendeten Perſiles.

So betrachte ich dieſes Buch. Gewiß iſt's, daß die urſprüngliche Fabel darin ſehr entſtellt, ja ich darf wohl ſagen, entſchieden verdorben ſei.

Sie iſt noch vorhanden, die urſprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure, in der deutſchen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte — Herr Flecke der gute Konrad — genannt wird, nach dem Franzöſiſchen des Robert von Orleans *); ſ. den zweiten Band der Myllerſchen Sammlung. Zwei ſchöne Kinder, an einem Tage gebohren, zuſammen in aller Artigkeit und Poeſie unterrichtet, die ſich als Kinder ſchon lieben, ohne zu wiſſen, wie ihnen geſchieht, dann mit jugendlicher Innigkeit und ſchuldloſer Herzlichkeit an einan-

---

*) Manche intereſſante Notizen darüber finden ſich in Eſchenburgs Denkmählern altdeutſcher Dichtkunſt.

der hangen. Der alte König, der das nicht dulden kann, den Sohn nach Mantua ſchickt, und da auch das nicht helfen will, die Geliebte an Fremde verkauft, welche ſie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo ſie natürlicherweiſe als eine der ſeltenſten Schönheiten in einem gewaltigen Thurm von einem grauſamen Wärter ſehr wohl verwahrt wird. Dann Florio, der freilich nun zu ſpät zurückkehrt, dem geſagt wird, ſie ſei geſtorben, der ſich an dem zur Beſtätigung dieſes Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmale ſehr klagend gebehrdet, endlich von ſeiner Mutter die Wahrheit erfährt, ſchnell der Geliebten nachreiſt *), glücklicherweiſe ſeine Blancheflure ſehr

---

*) Beim Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühſeligkeiten, denen er ſich ſo willig unterzieht, und die als übereinſtimmend mit ſeinem innern Gefühl ihm ſogar willkommen ſind, den Namen Filocopo an, nach dem das Buch genannt iſt. Da die Stelle in der dieß geſagt wird, ſich ſchwerlich für unächt erklären läßt, ſo iſt dadurch der Streit über den Namen des Buchs entſchieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Misverſtand aus Filocalo von καλος gebildet hält, ſtreitet noch der Umſtand, daß ſchon ein ausgeriſcher von dem Griechiſchen καλος abgeleiteter Name im Filocopo vorkommt, nämlich Caleone. So heißt nämlich in den frühern Gedichten des Autors Fiammetta's Geliebter, in den ſpätern Pamphilo.

bald findet, zu ihr gelangt und verborgen bei ihr lebt, im Genuß aller Liebesfreuden welche die Sittſamkeit erlaubt. Wie Blancheflure einſt in ſeinen Armen einſchläft, ſie gefunden, grauſam gefeſſelt und zum Richtplatz geführt werden. Wie der Sultan endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettſtreit der Großmuth ſich erweichen läßt und ihnen das Leben ſchenkt, ja ſogar ihr Freund wird und ihnen eine prächtige Hochzeit ausrichtet, wo dann unvermuthet Boten erſcheinen, die den Florio eilends in ſeine Heimath zurückrufen, um den Thron des verſtorbenen Königs zu beſteigen. Wie er dann ein Chriſt geworden, immer glücklich mit ſeiner Blancheflure gelebt, im fünfunddreißigſten Jahre unter andern eine Tochter Namens Bertha gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter Karl des Großen geworden, des beſten Königs aller Zeiten; und wie endlich beide in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt ſeien. Dazu ſo manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einen Korb voll Roſen verſteckt in das Serail getragen wird; wie der grauſame Thurmwärter durch ſeine Neigung zum Schachſpiel ſchlauer Weiſe zahm gemacht und gewonnen wird u. ſ. w. Das iſt eine herzliche unſchuldige Geſchichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit ſtiller Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne ſie putzen und ſchmücken zu wollen. Und nun jener claſſiſche Styl des Boccaz, dieſe Menge von hinzugedichteten Perſonen und Begebenheiten, die daher entſtehende Weitläuftigkeit, und endlich die allegoriſchen Epiſoden!

Die weitläuftigſte unter dieſen iſt jedoch an ſich ſehr vorzüglich und noch dadurch intereſſant, daß man den Decamerone hier gleichſam im Keime ſieht. Es iſt eine Geſellſchaft, die ſich nach altromantiſcher Sitte mit Queſtions d'amour beſchäftigt, wo Frage und Antwort meiſtens an eine ſinnreiche Novelle geknüpft iſt. Man trifft auch hier, wie ſich denken läßt, die Fiammetta wieder. Beſchreibungen weiblicher Geſtalt und Kleidung ſind beim Boccaz faſt immer überaus ſchön. Dießmal verherrlicht er beſonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den ſie auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen ſei oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es mißlungen iſt, nicht immer ein ſichres Gefühl, und es kann treffen, daß er gerade, wenn es entſchieden mißlungen iſt, dieſes gar nicht gewahr wird. Aber der Tendenz, der Größe ſeines Ziels wird er ſich dennoch ganz beſtimmt und klar bewußt ſein können, und darnach denn den Werth deſſen, was er hervorgebracht, richtig eigentlich aber nach einer unrichtigen Prämiſſe, würdigen. So läßt ſich die Tradition verſtehen und glaubwürdig finden, daß Boccaz ſelbſt auf den Filepono einen ſehr hohen Werth gelegt und ihn dem Decamerone vorgezogen habe. Arbeit iſt unſtreitig mehr in jenem als in dieſem.

Was ſich im Filepono nur noch als Epiſode ankündigt, das iſt im Ameto Inhalt des Ganzen. Es iſt ein durchaus allegoriſcher Roman, worin im allgemeinen Coſtum paſtoraler Darſtellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet ſei. Das Wie dieſer Bildung iſt aber eben nicht weiter ausgebildet. Den größten Raum des Buchs nehmen ſieben Frauen ein, deren Kleidung und Geſtalt ausführlich beſchrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schickſale und beſonders die Geſchichte ihrer erſten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Alterthums beſchließt. Ameto iſt dabei nur Zuſchauer und Zuhörer; das Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zuſammenhang oder Geſchichte iſt eben weiter nicht darin zu ſuchen. In der Geſchichte der Frauen aber fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erſt errathen zu werden, daß Freundinnen des Dichters gemeint ſind;

dennoch löſen ſich alle ſieben ſchließlich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drei geiſtlichen Tugenden. Die Geſchichten ſind ſämmtlich im Coſtum der Mythologie erzählt, ja auch katholiſche Dinge werden in dieſe Sprache überſetzt, wie im Anfange des Filocopo; es wird ein großes Gewicht gelegt auf die Abkunft und die der Einzelnen wird immer wo möglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt iſt die Erzählungsart und Sprache wie in der würdigſten Hiſtorie. Die eingemiſchten Verſe ſind nicht eben der glänzendſte Theil des Ganzen, von deſſen Seltſamkeit man ſich nach dieſen Zügen ſchon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in dieſen Verſen iſt verworren, ſie haben nicht die naive Anmuth ſeiner Stanzen und Canzonetten, und ungeachtet ſie nur Gegenſtände des claſſiſchen Alterthums im Coſtum deſſelben behandeln, ſo ſind ſie doch auch weit entfernt von claſſiſcher Kraft und Würde; ja ſie haben überhaupt keinen recht beſtimmt conſtruirten und deutlichen Charakter. Dagegen iſt in der Proſa vieles zu loben und einiges unvergleichlich ſchön. Die Geſchichten dürfen oft im Styl die Vergleichung mit dem größten im Decamerone nicht ſcheuen. Unter den in dieſen Geſchichten charakteriſirten Liebhabern iſt die Figur des Dioneo, der jedem Leſer des Decamerone unvergeßlich iſt, ſchon mit beſonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin ſich Bocc. ſelbſt übertroffen hat, das iſt die Beſchreibung von der Geſtalt und der dem allegoriſchen Sinn gemäßen Kleidung der ſieben Frauen. So kunſtreiche, hinreißende, groß gedachte Kleiderbeſchreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bei noch einem Dichter finden.

Es läßt ſich denken, daß Fiammetta in dieſer Auswahl edler und ſchöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erſcheint mit Pfeil und Schleier im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz rother und weißer Roſen. Sie erzählt die Kühnheit, durch die ihr Geliebter ihre Gunſt gewonnen hatte: wie er ſie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft geſehen und geſprochen habe, aber nie allein und ſo, daß er ihr ſeine Liebe entdecken können; bis er einsmals in der Abweſenheit des Gemahls Mittel gefunden, ſich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloß von ſeiner Kühnheit und ſeinem Dolch begleitet; wie er ſich ihr entdeckt, ſeine Liebe geſchildert, die Entſtehung derſelben erzählt, und wie er feſt entſchloſſen ſei, ſich zu tödten, wenn ſie ihn nicht erhöre. Was beide ſagen, Fiammetta's Ueberraſchung und heimliche Neigung, ſein Ernſt, ſeine hinreißenden Bitten, das alles iſt mit der lebendigſten, glühendſten Wahrheit und Beredſamkeit dargeſtellt, und man findet es leicht begreiflich, daß das Feuer der ſeinigen alle Gegengründe beſiegt hatte.

Boccaz hat dieſe Begebenheit noch einmal ausführlich darzuſtellen Gelegenheit gehabt, und er thut es mit etwas veränderten Umſtänden. Mehrmale noch bezieht er ſich darauf und immer mit ſichtbarer Liebe.

Das Buch iſt nach einer Jahrszahl in der Geſchichte der Emilia ſpäter als 1340 geſchrieben, dürfte alſo unter die ſpäteſten Jugendverſuche des Dichters zu ſetzen ſein.

Durch ihre Stellung im Ganzen iſt Lya unter den ſieben die Hauptperſon; ſie iſt ſchon aus dem Dante als Sinnbild der Beſchaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Ueberhaupt wirkte das Vorbild des Dante ſo mächtig auf ſeinen Geiſt, daß es auch ihn wie den Petrarca aus ſeiner eigentlichen Sphäre einmal heraus ziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieſer Einwirkung von der Uebermacht fremder Geiſtesgröße haben wir die Amoroſa Viſione zu betrachten, ein Gedicht in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe u. ſ. w., worin faſt alle die berühmteſten erotiſchen Fabeln des Alterthums verwebt ſind; aber ſie ſind nicht neu geworden in dieſer veränderten Behandlung, welche die ungünſtigſten Urtheile von der Poeſie des Autors zu rechtfertigen ſcheinen könnte. Wenn uns ſchon die Trionfi des Petrarca keine gelungene Nachbildung ſcheinen, was ſollen wir erſt von dieſer Viſion ſagen, die ſo tief unter jenen ſteht? Es iſt das einzige Werk von ihm, welches mich Ueberwindung gekoſtet hat, zu Ende zu leſen. Uebrigens kommen alle die allegoriſchen Perſonen des Ameto auch hier vor und zwar als ſchon bekannte. Noch einer ſonderbaren Spielerei muß ich erwähnen; die erſten Buchſtaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine Art von Vorrede für daſſelbe, die aus zwei Sonetten an Fiammetta und aus einer Canzonette an die Leſer beſteht.

Unter die Producte der männlichen Reife iſt dem innern Charakter und auch der Zeit nach der Decamerone zu ſtellen, den ich als bekannt vorausſetze: denn die erſte Maſſe deſſelben erſchien 1353, alſo da B. vierzig Jahre alt war. Auf dieſen iſt der Urbano zu beziehn, ein Roman, wo ſich mancherlei Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflöſen. Die Behandlung iſt durchaus dieſelbe, wie in den größern, ernſthaften Novellen im Decamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beim Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Maſſe behandelte, es mit einer einzelnen verſucht, oder nachher, in der Abſicht ſie mehr zu entfalten? Dann dürfte dieſe Abſicht merklich und die Verſchiedenheit größer ſein. Ich vermuthe daher das erſte. Für einen Verſuch hingegen, eine einzelne Novelle als für ſich beſtehendes Werk und ganz anders, als es dort geſchehen war, poetiſch und in dem geliebten mythiſchen Coſtum zu behandeln, möchte ich des Ninfale Fiſolano halten, um ſo mehr, da der darin erzählten Geſchichte von Africo und Menſola nach Manni eine wahre zum Grunde liegen ſoll. Ein ſehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als verſificirte Novelle, als epiſchromantiſches Gedicht von ſo kleinem Umfang das einzige in ſeiner Art. Alſo [illegible] ſelbſt beſtätigt durch ſein Beiſpiel, was Cervantes und Shakſpeare zur Genüge bewieſen haben, daß die Novelle auch einzeln und für ſich beſtehend muß intereſſiren können, daß es nicht gerade nothwendig iſt, eine ganze Flora derſelben in ein romantiſches Sympoſium einzufaſſen, wie es im Decamerone ſo vortrefflich geſchehen iſt, daß es zu ausſchließend allgemeine Regel ſcheinen könnte. —

Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmuth, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte ſtellenweiſe eine Aehnlichkeit finden mit der Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Arioſto für ſeine Verskunſt ſo vieles gelernt hat, deren Styl aber doch in ſeinem geflügelten Schwung und alterthümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italiäniſchen Poeſie geblieben iſt.

Aus derſelben Zeit ungefähr, wie der Decamerone, iſt einer Zeitbeſtimmung in dem Werke ſelbſt zu Folge der Laberinto d'Amore oder Corbaccio; in ältern Zeiten ſehr geleſen, und in viele Sprachen überſetzt. Der Styl iſt vortrefflich und die Erfindung witzig; ſeine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Theil mit dem Umſtande, daß es ſich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt ſo beſtimmt rubriciren ließ. Unter dieſer Rubrik finde ich es als ein äußerſt berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im ſpaniſchen Cançionero angeführt. Boccaz erzählt in eigner Perſon, wie er vor Liebe, da er mit Spott verſchmäht ward, ſehr unglücklich geweſen ſei, ſo daß er ſich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, ſeine Selbſtgeſpräche werden ausführlich dargeſtellt, und wie er ſich endlich ſo weit beruhigt, daß er ſich entſchließt, wieder unter Menſchen zu gehen und einige geſellſchaftliche Freuden ſich gefallen zu laſſen. Dieß beſänftigt ihn ſchon, und da er nun ruhiger einſchlummert, hat er eine Viſion, wie man ſie ſich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieſer iſt aber keine mythiſche Figur, ſondern der verſtorbene Ehegemahl der übermüthigen Dame in eigner Perſon. Der Alte hat eben keine idealiſche Anſicht der Frauen, ſondern macht ihm eine ſolche mit der pünktlichſten Genauigkeit ausgeführte und ausführliche Beſchreibung von allen den geiſtigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen dieſe Frau behaftet war, daß der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfälle gegen das Geſchlecht gehörten hier mit zur nothwendigen Rhetorik des Buchs: doch ſcheint es, hatte perſönliche Rache, deren B. in ſolchen Verhältniſſen ſehr fähig war, den größten Antheil an der Entſtehung deſſelben.

Die Vita di Dante empfiehlt ſich außer den intereſſanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredſamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteriſtik iſt ſie zu beurtheilen, ſondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß ſie als ſolche ihre Wirkung gethan, wird am beſten dadurch bewieſen, daß B. nachher von der Republik angeſtellt wurde, Vorleſungen über das göttliche Werk zu halten.

Merkwürdig iſt auch die allgemeine Anſicht der Poeſie in dieſer Schrift. Er hält ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt ſie gradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verſtändlicher und lieblicher ſei, als die eigentlich ſo genannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm, den man vermuthen ſollte, da er die Alten ſo weit doch ſchon kannte und da er den Dante vor ſich hatte; ſondern er belegt auch wohl mit dieſem Namen den ſinnbildlichen Vortrag bloß moraliſcher Lehren: aber dennoch bleibt es eine tüchtige fruchtbare Anſicht, unendlich reeller als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiſte ſchaal gewordnen Ausländern gekommen und von der ſogenannten kritiſchen Philoſophie zu einer Wiſſenſchaft, genannt Aeſthetik, geſtempelt worden ſind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darſtellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden iſt, und von Schönheit, wo der von der Gottheit ſo gut wie verloren ſcheint.

Dieſelbe Anſicht der Poeſie finden wir auch in dem lateiniſchen Werke über die alte Mythologie wieder, das übrigens außer unſerm Kreiſe liegt, wie alles, was von Boccaz in der Geſchichte der Philologie und der Wiederherſtellung der alten Litteratur zu erzählen wäre. Nur das will ich erwähnen, daß für die Abfaſſung ſeiner lateiniſchen Schriften die des Petrarca, für den er eine ſo gränzenloſe Verehrung äußert, und deſſen Beiſpiel nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein ſcheinen.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem herrlichen Denkmahl, was B., wie ich oben ſagte, auf dem Gipfel ſeiner geiſtigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung ſetzte. Es iſt eine in mehre Bücher abgetheilte, ſoll ich ſagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta ſelber ſpricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben ſchildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerſtört worden. Dieß iſt jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über dieſe Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es ſie lockt, dargeſtellt iſt; wie ſie von Eiferſucht zerriſſen dennoch wieder Hoffnung faßt, wie dieſe immer höher ſteigt, und endlich nah dem Ziele ſie dennoch täuſcht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da ſie nie wieder von dem Geliebten hört, bis ſie ſich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es iſt ſo gut wie keine äußre Geſchichte, auch keine Charakteriſtik und Individualität; alles iſt groß und allgemein, es iſt nur Liebe, nichts als Liebe. Alles iſt durchdrungen von Sehnſucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verſchmäht iſt auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entſtehen kann, als unter der Hoheit dieſer Elegie, die würdig wäre, zwiſchen den beſten des Alterthums und den Geſängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht vorausſehen darf, daß jeder, der ein Urtheil zu haben glaubt, über das Göttliche in der einfachen Compoſition eines ſeinem Inhalte nach ſo äußerſt ſubjektiven Werks mit mir übereinſtimmen könne, ſo will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verſtande lieſet, es ſogleich als das höchſte und erſte ſeines Urhebers anerkennen muß; von dem Styl. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz iſt verſchmäht, der aus dem Wechſel des Tons und der Farbe in der Sprache entſteht; und wenn Cervantes durch die Bildſamkeit ſeiner Proſa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechſel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote iſt, zu machen verſteht, bei der Größe des Styls, zu der er ſich, ſo oft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert als Boccaz gewöhnlich etwa im Decamerone es vermag: ſo darf ich doch ohne Uebertreibung ſagen, daß ſich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen modernen Künſtler der Proſa, keine Maſſe derſelben von dieſer gleichartigen Hoheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Uebertreibung, daß das Vortrefflichſte und Größte, was der Decamerone aufzuweiſen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erſcheinen kann gegen dieſe Würde und Schönheit. O möchte doch das Göttliche nicht immer verkannt ſein und vergeſſen, ſo würde es von dieſem Gebilde der einfachſten aber der höchſten Dichtkunſt nicht eines litterariſchen Berichtes bedürfen!

Nur Jahre lang nach dem Ameto konnte B. dieſe Höhe der Bildung im Styl erreichen. Aber übrigens iſt nichts dagegen, daß das Werk ſogar noch vor dem Decamerone gedichtet ſei, und keine äußere Notiz kommt uns bei dieſer Beſtimmung zu Hülfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Decamerone ſetzen: gewiß iſt es, daß nach dieſem Werke nur, worin alles eigen und ganz ſein iſt, beurtheilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Styl vermochte.

Von dem Decamerone eine Beſchreibung zu geben, würde überflüſſig ſein. Die Einfaſſung des Werks muß denen, die bisher nur dieſes allein vom B. kannten, nach dem, was ich von ſeinen übrigen berichtet habe, ſchon ungleich verſtändlicher ſein, da wir die allmählige Entſtehung dieſer eigenthümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, faſt geometriſch geordnete Darſtellung ſeines geſelligen Kreiſes mit einem Kranz von lieblichen Geſchichten zu durchflechten, in mehren Stufen nachweiſen konnten. Die Charakteriſtik der Novellen müßte ins Einzelne gehn, da ja jede Novelle ihren ſpecifiſch verſchiedenen Charakter, ihre eigne Signatur hat; ferner da viele von bedeutenden Meiſtern umgebildet ſind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des B. verglichen werden, und dieſe mit ihren Quellen, die wir ſehr oft nicht finden oder nicht haben können. Im Ganzen ſcheint es die beſte Methode, Novellen zu charakteriſiren, wenn man ſie erneuert, wo die Charakteriſtik zugleich den Beweis ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit mit ſich führt. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geſchichte einer einzigen Novelle von beſondrer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beiſpiels wegen durch alle dieſe durchzuführen; welches aber hier, wo unſre Abſicht auf einen einzelnen Meiſter beſchränkt iſt, nicht Statt finden kann. Weniger überflüſſig dürfte es ſein, einige Worte zur Charakteriſtik der ganzen Gattung zu ſagen, wodurch es uns wenigſtens vielleicht gelingen wird, einiges Nachdenken darüber zu veranlaſſen.

Ich wähle dazu einen Weg, der ſonderbar ſcheinen kann. Ich werde zuerſt ſuchen die Tendenz des Dichters, der mit Recht als der Vater und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zuſammenzufaſſen, ob dieſe etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung giebt.

Man kann den Charakter eines Dichters im Ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunſtgeſchichte gefunden hat, zu dem er gehört, das größere Ganze, von dem er ſelbſt nur ein Glied iſt. Man muß es mit ſolchen Conſtructionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunſtgeſchichte ſind, eben ſo lange verſuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben ſich durch mancherlei Beſtätigungen verſichern kann. Hat man nur den Geiſt der Kunſt überhaupt, von der eine Geſchichte geſucht wird, und fehlt es dabei nur nicht an Ernſt und unermüdlichem Studium, ſo wird man ſich über ſchlechten Erfolg in dem Verſuch, die Entſtehung des wirklich Gebildeten und die innere Organiſation dieſer Entſtehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dies nur, um die Art von Einſtimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, daß Dante als Prophet und Prieſter der Natur und des katholiſchen Glaubens weit aus der Sphäre der übrigen italiäniſchen Poeſie herausgegangen ſei, ganz incommenſurabel mit den andern großen Dichtern dieſer Nation bleibe, ſo dürfen wir, wenn wir die Poeſie derſelben als ein Ganzes betrachten wollen — was ich hier nur poſtulire, weil der Beweis, daß man ſie ſo betrachten müſſe, zu tief ausholen und zu weitläuftig ausfallen dürfte — wir dürfen, ſage ich, in die Conſtruction der italiäniſchen Poeſie jenen Großen nicht mit aufnehmen.

Aber auch Guarini iſt freier von Nationalität wie irgend ein anderer italiäniſcher Dichter. Seine Tendenz geht weit ab von der ihrigen; er geht zuerſt und zuletzt auf idealiſche Schönheit, auf Enthuſiasmus für dieſe und auf die Fülle der Harmonie, nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darſtellung und Virtuoſität in dieſer. Daher die claſſiſche Würde und Anmuth, die harmoniſche Bildung ſeiner Sprache und Form, wonach Taſſo nur ſtrebte. Was man auch für das Gegentheil ſagen mag, er iſt ohne Vorgänger geweſen und ohne Nachfolge geblieben, ſteht einzig und allein da in der italiäniſchen Poeſie.

Nicht ſo iſt es mit dem Arioſto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das ſtärkſte Gepräge jenes entſchiedenen Nationalcharakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren ſind einheimiſch geworden und geblieben in der italiäniſchen Poeſie. Den größten Theil der Litteratur derſelben füllt die zahlloſe Schaar der Nachfolger, die ſie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend ſind, wenn auch nicht ſo bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Arioſt, ja auch Petrarca gehabt hat. In dieſen Vorgängern und den beſſern Nachfolgern iſt die Tendenz mehr oder weniger dieſelbe wie bei dem Meiſter der Manier; nur die Stufe der Kunſt iſt verſchieden.

Meine Anſicht iſt alſo dieſe. Dante, ſo ſehr er Italiäner iſt, liegt ganz außer den Gränzen ihrer Nationalpoeſie. Auch Guarini iſt eine Epiſode in ihr, deren Umkreis und Inhalt Petrarca, Boccaz und Arioſto bezeichnen.

Warum ich dem Taſſo in dieſer Conſtruction gar keine Stelle gebe, davon will ich hier, wo ich nicht polemiſiren möchte, die Urſache lieber durch Stillſchweigen errathen laſſen, als ſie ausführen und beweiſen.

Was in der Darſtellung des Petrarca künſtleriſch betrachtet, am ſtärkſten auffällt, iſt dieſer überraſchende, bewundernswürdige Grad von Objectivität bei einem ſo ganz ſubjectiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Materie, ſo ſcheint die Darſtellung, in welcher die größte Künſtlichkeit zu beſitzen und zu zeigen gemeinſchaftliche Tendenz jener Italiäniſchen Meiſter iſt, auf dem Verhältniß des Objectiven und Subjectiven zu beruhen. Im Petrarca iſt dieſes bis zur Identität vereinigt. Arioſto neigt ſich entſchieden auf die Seite der Objectivität. Die ſubjective Beſchaffenheit oder Beziehung faſt aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dies an ſich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, alſo richtige Tendenz ſeiner Kunſt war, das Subjective mit tiefſter Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu ſtellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, ſo wird es begreiflich, daß ſie gerade in der Fiammetta in ihrem höchſten Glanze erſcheint; und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit dieſem Begriff von der Tendenz des Künſtlers in Beziehung zu ſetzen, ſo werden wir einen Mittelpunct und gemeinſchaftlichen Geſichtspunct für alle ſeine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkührliche Verbindungsverſuche und zwiſchen beiden ſchwankende und ſchwebende Mittelglieder betrachten würde.

Ich behaupte, die Novelle iſt ſehr geeignet, eine ſubjective Stimmung und Anſicht, und zwar die tiefſten und eigenthümlichſten derſelben indirect und gleichſam ſinnbildlich darzuſtellen. Ich könnte mich auf Beiſpiele berufen und könnte fragen: Warum ſind denn unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle ſchön ſind, einige dennoch ſo entſchieden ſchöner? Durch welchen Zauber erregen ſie unſer Innerſtes und ergreifen es mit göttlicher Schönheit, als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerſte Tiefe ſeiner eigenſten Eigenthümlichkeit ſichtbar unſichtbar durchſchimmert, oder weil er wie im Curioſo impertinente Anſichten darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe wegen entweder gar nicht oder nur ſo ausgeſprochen werden konnten? Warum ſteht der Romeo auf einer höhern Stufe als andre dramatiſirte Novellen deſſelben Dichters, als weil er in jugendliche Begeiſterung ergoſſen in ihm mehr als in jeder andern ein ſchönes Gefäß für dieſe fand, ſo daß er ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? — Auch bedarf es keiner Auseinanderſetzung, um zu zeigen, daß dieſe indirecte Darſtellung des Subjectiven für manche Fälle angemeſſener und ſchicklicher ſein kann, als die unmittelbare lyriſche, ja daß gerade das Indirecte und Verhüllte in dieſer Art der Mittheilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weiſe iſt die Novelle ſelbſt zu dieſer indirecten und verborgenen Subjectivität vielleicht eben darum beſonders geſchickt, weil ſie übrigens ſich ſehr zum Objectiven neigt, und wiewohl ſie das Locale und das Coſtum gerne mit Genauigkeit beſtimmt, es dennoch gern im Allgemeinen hält, den Geſetzen und Geſinnungen der feinen Geſellſchaft gemäß, wo ſie ihren Urſprung und ihre Heimath hat; weshalb ſie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo Ritterthum, Religion und Sitten den edlern Theil von Europa vereinigten.

Aber es läßt ſich dieſe Eigenſchaft der Novelle auch aus ihrem urſprünglichen Charakter unmittelbar deduciren. Es iſt die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geſchichte, ſo erzählt, wie man ſie in Geſellſchaft erzählen würde, eine Geſchichte, die an und für ſich ſchon einzeln intereſſiren können muß, ohne irgend auf den Zuſammenhang der Nationen, oder der Zeiten, oder auch auf die Fortſchritte der Menſchheit und das Verhältniß zur Bildung derſelben zu ſehen. Eine Geſchichte alſo, die ſtreng genommen, nicht zur Geſchichte gehört, und die Anlage zur Ironie ſchon in der Geburtsſtunde mit auf die Welt bringt. Da ſie intereſſiren ſoll, ſo muß ſie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder lieb ſein zu können verſpricht. Die Kunſt des Erzählens darf nur etwas höher ſteigen, ſo wird der Erzähler ſie entweder dadurch zu zeigen ſuchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die, genau genommen, auch nicht einmal eine Anekdote wäre, täuſchend zu unterhalten und das, was im Ganzen ein Nichts iſt, dennoch durch die Fülle ſeiner Kunſt ſo reichlich zu ſchmücken weiß, daß wir uns willig täuſchen, ja wohl gar ernſtlich dafür intereſſiren laſſen. Manche Novellen in Decamerone, die bloß Späße und Einfälle ſind, beſonders in dem letzten provinziell-florentiniſchen Theile deſſelben gehören zu dieſer Gattung, deren ſchönſte und geiſtreichſte der Licenciado Vidriera von Cervantes ſein dürfte. Aber da man es ſelbſt in der beſten feinen Geſellſchaft mit dem was erzählt wird, wenn nur die Art anſtändig, fein und bedeutend iſt, nicht eben ſo genau zu nehmen pflegt, ſo liegt der Keim zu dieſem Auswuchs ſchon in dem Urſprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, ſo reizend es auch als einzelne Laune des Künſtlers ſein mag, denn dieſe würde, wenn ſie förmlich conſtituirt und häufig wiederholt würde, eben dadurch ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müſſen. Der andre Weg, der ſich dem künſtlichern Erzähler, dem vielleicht ſchon die erſten Blüthen vorweggenommen ſind, zeigt, iſt der, daß er auch bekannte Geſchichten durch die Art, wie er ſie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln ſcheine. Es werden ſich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objectiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Intereſſantes haben. Was anders ſoll die Auswahl aus der Menge beſtimmen, als die ſubjective Anneigung, die ſich allemal auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Anſicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geſchichten ohne innern, weder hiſtoriſchen noch mythiſchen Zuſammenhang, würden wir wohl lange mit Intereſſe zuhören, wenn wir uns nicht für ihn ſelbſt zu intereſſiren anfingen? Man iſolire dieſe natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchſte Kraft und Ausbildung, und ſo entſteht jene oben erwähnte Art derſelben, die ich die allegoriſche nennen möchte, und die wenigſtens, mag man ſie ſo oder anders bezeichnen wollen, ſich immer als der Gipfel und die eigentliche Blüthe der ganzen Gattung bewähren wird.

Entſteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz ſeine Individualität am vollſtändigſten ausgeſprochen habe, ſo würde ich die Geſchichte des Africo und der Menſola, das Niefale Fieſolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung ſchnell unterbrochen wird, wodurch zerriſſen die Liebenden den Schmerzen über ſolche Trennung ſich bis zum Tode heftig überlaſſen; das ſind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und ſeiner Anſicht derſelben.

Aber gar viele andre Novellen noch im Decamerone werden demjenigen bedeutender und verſtändlicher ſein, der ſich dabei etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poeſie bei den Neuern anfangs nur wild wachſen konnte, weil die urſprüngliche und natürlichſte Quelle derſelben, die Natur und der Enthuſiasmus für die unmittelbare Idee derſelben in der Anſchauung göttlicher Wirkſamkeit, entweder gewaltſam verſchloſſen war, oder doch nur ſparſam ſich ergoß: ſo mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeſchichten für Alle, und der Legende, die Heiligengeſchichten für das Volk ſang oder erzählte, auch die Novelle in der modernen Poeſie nothwendiger Weiſe entſtehen mit und für die feine Geſellſchaft der edlern Stände.

Da die Novelle urſprünglich Geſchichte iſt, wenn auch keine politiſche oder Culturgeſchichte, und wenn ſie es nicht iſt, dieſes nur als erlaubte, vielleicht nothwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angeſehen werden muß: ſo iſt auch die hiſtoriſche Behandlung derſelben in Proſa mit dem Styl eines Boccaz die urſprünglichſte; welches gar nicht gegen die mögliche Dramatiſirung vielleicht aller Novellen ſtreiten ſoll; aber doch demjenigen, der der Gegenſtand dieſes Verſuchs war, den Ruhm vindiciren kann, als Vater und Meiſter der Gattung zu gelten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Musen-Almanach

für

das Jahr 1802.

Herausgegeben

ugust ilhelm von udwig

A. W. Schlegel und L. Tieck.

Tübingen,
in der Cotta'schen Buchhandlung,
1802.

Inhalts - Verzeichniſs.

B.

Der Traum S. 261

SOPHIE B.

Ballade — 64
Bilder der Kindheit — 129

BONAVENTURA.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning in Seeland — 118
(Eine wahre Geschichte.)
Thier und Pflanze — 158
Lied — 241
Loos der Erde — 275

H.

Der Frühling — 251

INHUMANUS.

Ein schön kurzweilig Fastnachtspiel vom alten und neuen Jahrhundert — 274

MNIOCH.

Hellenik und Romantik — 281

NOVALIS.

An Tieck — 85
Bergmanns - Leben — 160

Lob des Weins S. 168

Anmerk. Die beyden vorhergehenden Gedichte gehören zu einem noch ungedruckten und leider unvollendet gebliebenen Roman, *Heinrich von Afterdingen*, welchen Tieck aus der Handschrift unsers unvergeſslichen, durch einen frühzeitigen Tod uns entrissenen Herzensfreundes herausgeben wird.

Geistliche Lieder — 189

FR. SCHLEGEL.

Im Frühlinge — 25
Klage — 51
Fantasie — 59
Das Ideal — 108
Abendröthe — 133
Lied — 169
Alte Gedichte aus dem Spanischen — 205
  Auf die heilige Catharina.
  Auf der Pilgrimschaft.
  Vom Leiden Christi.
  Lied.
Hymnen — 235
Romanze vom Licht — 254

A. W. SCHLEGEL.

Die gröſsere Gefahr — 1

Die Tragiker S. 26
Die Warnung. Romanze — 52
Studium des Alterthums — 65
Das Feenkind. An Friederike Unzelmann — 101
An Buri, über sein Bildniſs der Gräfin Tolstoy, geb. Baratinsky — 107
Skolion — 128
Todten-Opfer — 171
- I. Sinnesänderung.
- II. Auf der Reise.
- III. Der Gesundbrunnen.
- IV. Der erste Besuch am Grabe.
- V. Geliebte Spuren.
- VI. Das Schwanenlied.
- VII. Die himmlische Mutter.
- VIII. An Novalis.
- IX. An denselben.

Hymnen nach dem Lateinischen — 218
- Die vor Liebe sterbende Maria.
- Die Himmelfahrt der Jungfrau.
- Vom jüngsten Gericht.

Fortunat. Romanze. — 243

W. SÜVERN.

Wiedergeburt; im Herbste 1800. — 27

S Z.

Romanze — 81

Zauberey der Nacht. Romanze S. 78
Die Tänzer — 85
Wonne der Nacht — 98

TIECK.

Die Zeichen im Walde. Romanze — 9
Lebens - Elemente — 30
Der Besuch — 109
Einsamkeit — 165
An Novalis — 187
Der Zornige — 238
Sanftmuth — 258

* * *

Idylle — 170

UNGENANNTER.

Der Streit für das Heilige — 257

Die gröſsere Gefahr.

Hochbrausend rang mit Peleus Sohn Skamander,
Der Held muſs fliehn die Schlingen seiner Fluten;
Doch zähmen bald den Strom des Feuers Gluten,
Des eignen Betts unwill'gen Salamander.

Cydnus lud in die friedlichen Maeander,
Auf deren Spiegel Mittagsſchatten ruhten;
Doch mitten in dem ſüſsen Bad umfluten
Des Todes Schaur den groſsen Alexander.

Ein glühend Herz zagt nicht beym wilden Rauschen
Feindseligen Geschicks, und wird sich halten,
Schlüg' überm Haupt die Well' ihm auch zusammen.

Doch in der Wollust kühlem Schooſse lauschen
Geheimes Grausen, bängliches Erkalten,
Und löschen der Begeistrung muth'ge Flammen.

A. W. SCHLEGEL.

Die Zeichen im Walde.

Romanze.

O mein Sohn, wie gräſslich heulend
Klagt herauf vom Moor die Unke!
Hörst du wohl die Raben krächzen?
Die Gespenster in dem Sturme?

Vater, laſst die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begunnte.

Durch die Thäler streift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, schon leucht't das Crucifixe,
Das Capellenbild da drunten. —

Ach, du Crucifixe gütig,
Laſs vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria-Bild, sey gnädig,
Bleib in Finsterniſs verschlungen!

Laſst ihn los, den alten Sünder,
Fahren laſst den alten Wulfen:
Tod und Sünde, seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert,
Schauend in dem Wolkenzuge
Ist es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

Wie die Wälder sausen, schallen,
Rauschen ab die Felsenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: komm zu uns herunter. —

Und es spricht sein Sohn ihm tröstend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
Ach mein Vater, wär vorüber
Diese schreckenvolle Stunde!

Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daſs ihr gesundet?
Soll ich beten? Geht zum Heiland,
Tröstet euch an seinen Wunden.

4

Wollt ihr sterben, alter Vater,
Von Verzweifelns Angst bezwungen:
O wie fass' ich doch die Seele,
Die sich Gott und Heil' entrungen?

O besinnt euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns sprang, den Sündern,
Von des Gottesſohnes Blute.

Denkt den Vater, denkt Marien,
Unsre eigne liebe Mutter,
Denkt den Geist, das unergründlich
Heilig und dreyfaltig Wunder.

Daſs wir lieben, sind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott versöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.

Unsre Angst klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schlosse sitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurucke.

Ohne Schätzung ist der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unsre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet sie als Münze gulden.

Alle Winde gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muſs zur Erd' herab zur Stunde:

Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden.
Daſs er aufrecht schaut zum Vater,
Sind die himmlischen fünf Wunden.

Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradiese,
Aus fünf Wurzeln göttlich blumend.

Da erschrack die Erde freudig,
Und zerborst in groſsen Klüften,
Und die Herzen gingen offen,
Gottes Liebe faſste Wurzel.

Blüht hinein in seinen Himmel,
Wachst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten:
Groſse Kraft hat Herz und Zunge.

Ihr seyd selbst ein Zweig vom Baume,
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All formirt zu Gottes Ruhme. —

Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wuſste,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.

Du mein einzig Kind, begann er,
Niemals ward dir Schwester, Bruder;
Als sie dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.

Nur auf kurze Zeit geliebten
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig
So wie ihre Todesſtunde.

Und so oft dein Blick geleuchtet,
Sah ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriſs die Sorge,
Schnürte fester mich im Bunde.

Darum war ein grimmes Wechseln
Stets von Haſs und Lieb' im Busen.
Bey der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.

Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Licht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.

Also bist du mir erwachſen,
Immer war mir freund dein Thuen;
Liebst du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.

Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten
Gottlos abgewandt vom Heile
In der Frevel-Tiefe wuchern.

Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.

Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten widerstrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge. —

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
Vater, was ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde.

Dafs uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebohrnen:
Himmel ist uns so gefunden.

Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen.
Der Allmächt'ge kann vergeben,
Und es will auch der Allgute.

Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Suhnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen.

Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Truge.

Da erwacht der alte Vater,
Sehnend wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen groſse Thränen
Seinem truben Aug' hinunter.

Auf, so spricht er, was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche;
Ob so späte Reu im Sterben
Wiederbring' verlohrne Tugend.

Geh hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hohle.
Betend find' ich dann wohl Ruhe. —

Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Rede ist mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen? —

Kennst du nicht, fernab im Forste,
Tief im Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen,
Weiſs dasteht auf trübem Grunde?

Oftmals hast du mich gefraget,
Wenn wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich dir die Kunde.

Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers.
Den erhebe, bringe zu mir,
Was du finden wirst da drunten.

Und zwey Dolche wirst du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend.

An dem Platze wars geschehen,
Und da setzt' ich meiner Tugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.

Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde.
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen.

Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freyen,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

Also schrieb er selber nieder,
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daſs er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

Da erwacht' es wie ein Grausen
Tief in meines Herzens Grunde.
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

Diese Veste nur die meine,
Sie die ärmste in die Runde,
Und die Fremde als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde.

Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fuhlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten.
Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuſs und Handdruck war verschwunden.

Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruſse.

Meine Liebe ward ihm fremde,
Ihn gereute seine Jugend,
Und er freyte um die Schöne
Bey den Eltern Kunigundens.

Lieber war ich ihr geworden,
Sie versprach mit einem Kusse
Mein zu seyn, doch war ihr Vater
Jenem hold, ob seinem Gute.

Also traf ich ihn im Holze,
Haſs und Brunst in meinem Muthe,
Daſs ich ihn alsbald ohn' Barmen
Mit der Lanze niederschluge.

Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wuſste
Wie, woher; so eilt der Böse
Zu ersticken alles Gute.

Seine Augen baten flehend,
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte.

Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde,
Weiter ab im dunkeln Grunde.

Dieses ist das zweyte Zeichen.
Gehe hin, den Stein verrucke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh ich zu die Augen drucke.

Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bey dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach, wo find' ich davor Ruhe?

Also war mein Freund erblichen,
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.

Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.

Angeklagt des schnöden Mordes
Liefsen mich die Richter rufen;
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.

Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.

Alles Glück der ganzen Erde
Lag umher versteckt im Wuste.
Ehre, Hoffnung, Liebe, Leben
Ausgetilgt, und jedem Buben

War mein Herz nun Preis gegeben;
Um mich grinsten Höllenhunde,
Und ich riſs mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verlieſs ich dich im Schlummer,
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

Wild zur Wildniſs ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend:
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

Daſs die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tieferm Grausen
Ward ich bald den finstern Zunften.

Und der böse Feind erschiene
Finster meinem bösen Muthe.
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute.

Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher seyn mein Leib und Leben,
Nur die Seele war verschuldet.

Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daſs ichs sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beym Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreyen,
Bringen mir die Eisentruhe?

Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fuhl' der Hölle Ruthen.

Kannst du mir die Zeichen bringen,
Ist es dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht' es mir gerathen,
Dafs ich mich hinaufgeschwungen.

Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.

In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt hernieder:
Eile denn zum Wald hinunter. —

Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihm so fremd bedunken.
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.

Und er naht dem Crucifixe,
Der Capelle dort im Grunde;
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Creaturen,
Er sich selber, sind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren.

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuſse,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weiſsen Stein auf dunklem Grunde.

Muhsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe:
Sieh, da sind die beyden Dolche,
Und er steckt sie in den Busen.

Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweyte Zeichen suchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweyhundert.

Schwerer ist der abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reiſsen,
Achtet's nicht, es ist gelungen.

Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche
Sieht er auf dem gröſsten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.

Fort da, Fremdling! du muſst weichen,
Diesen Ort muſs ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.

Wie so unhold? sagt der Fremde;
Wohlbekannt ist deine Jugend.
Sonst war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiſs' mit Namen Kunze.

Kunze ist dein Name, sprichst du?
Ruft erschreckend aus der Junge;
Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute.

Wird noch stets sein Wahnsinn irren?
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge,
Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.

Zwietracht hielt uns lang entfremdet,
Und er wahnt, daſs er erschluge
Seinen treusten Freund und liebsten,
Seinen besten Waffenbruder.

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
O so kommt mit mir! mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.

Zeige ihm dein Angesichte,
Daſs er Wähnen von sich thue,
Daſs er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schooſs dann ruhe.

Ach, wie soll ich dir vergelten,
Was du mir erzeigst so gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist schon rein vom Blute.

Nebenher gehn beide rückwärts,
Groſse Schatten auf den Fluren.
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er hingeht, Sigismunden.

Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrey erfüllt die Kluften.
Sieh, da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.

Laſs uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Crucifix da drunten,
Sagt der fremde Mann; hier oben
Geht ein Fuſspfad, den ich wuſste,

Als ich sonst mit deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schluften.
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder.

Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
Um so bälder, sagt er freundlich,
Bringen wir dem Alten Ruhe.

Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bey dem Alten funkelt.

Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke
Sich entsetzend aus dem Stuhle.

O mein Sohn, sind dieſs die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?

Ja, der Menschen Erbfeind ist es. —
Kennst du mich? so fragt der Dunkle;
Nimm hier, was du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter.

Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden,
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge.
Nicht mehr weiſs, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Traurend von derselben Stunde.

Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Buſsen
Uebt er Tag wie Nacht, und singet
Requiem dem todten Wulfen.

Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daſs er Gottesdienste thue.

Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen,
Bald verfallen seine Burgen.

Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend.
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn ins Grab zur Ruhe.

TIECK.

Im Frühlinge.

Wie freut sich die Seele, der Freude erschlossen,
In Frühlinges Tagen
Die muthigen Lieder zu wagen,
Entrissen dem Zügel in Freyheit zu jagen,
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geschossen.

Das Feuer der Fluren will Freude nur sagen,
Im Dunkel der Bäume
Da bilden sich rosige Träume,
Da schwellen die Kräfte, da schwindet das Zagen.
Nun wächst Fantasie wie Felsen zu ragen,
Es kommen geschossen
Gestalten auf muthigen Rossen,
Im Silber der Flüsse dann Friede geflossen,
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entflossen
In fliegenden Worten,
So öffnen sich feurige Pforten,
Und klar ist der Frühling der Gottheit Genossen.
Von Wogen des Lebens harmonisch umflossen
Kann Kummer sie nagen?
Sie sehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch schlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergossen.

FR. SCHLEGEL.

* * *

Die Tragiker.

Aeschylus ruft Titanen herauf und Götter herunter;
Sophokles führt anmuthig der Heldinnen Reihn und Heroen;
Endlich Euripides schwatzt ein sophistischer Rhetor am Markte

A. W. SCHLEGEL.

Wiedergeburt;

im Herbste 1800.

Ins Dunkel will des Jahres Licht sich neigen;
Des Lebens heiſse Glut, sie kehret wieder
In ew'gen Feuers Schooſs zurück; es schweigen,
Die sie entzündet, schon im Hain die Lieder;
Die Liebe flieht, und kalt entlöst den Zweigen
Sich mattes Laub, der Blumen Schmuck sinkt nieder.
Das Herz erstirbt, die Adern sind verschlossen,
Worin Gedeihn und Kraft sich frisch ergossen.

Und laſs den Glanz in dichte Nacht sich hüllen;
Dem tiefen Geiste geht das Weltlicht auf!
Und laſs den Strom der Schöpfungsglut nicht quillen:
In dir beginnt er unversiegten Lauf!

Laſs kalten Tod Natur umher erfüllen,
Das schönste sinke hin in grausen Hauf:
Das Herz erwacht mit heiſsem Lebenstriebe,
In neuer Schöpfung waltet ew'ge Liebe!

Der Feindschaft hat sich Eintracht schön entwunden,
Nach blut'gem Streite folgt ein beſsrer Friede,
Aus ew'gem Haſs ist ew'ge Lieb' entbunden.
Was Herkules, des schweren Kampfs nie müde,
Was Er, der blut'gen Schweiſs vergoſs, empfunden,
Und Satan trat, daſs er gen Himmel schiede,
Muſs auf die eigne Brust der Starke laden,
Dem Herrlichkeit gebührt, und ew'ge Gnaden.

Auch Kronos altes Reich ist längst verschwunden,
Es schwand, und wich den mächtigern Gewalten;
Als Zeus das Heer Titanen überwunden,
Erschienen erst die herrlichen Gestalten.
Nun weben hehr der Schöpfung sel'ge Stunden,
Selbst Erebos nicht mag sie neidisch halten:
Sie schweben lichtumwallt in schönem Tanze,
Olympos strahlt hinfort in hellem Glanze.

Die Zeit verrollt, mit schaudervollem Sausen
Durch Nacht und wüstes Dunkel fliegt ihr Schwingen;
Die Erde lös't sich krachend, und mit Brausen
Verzischt das Meer; die Elemente ringen
Im letzten Kampfe strebend unter Grausen
Ins alte Nichts, das sie gebahr, zu dringen:
Es öffnet sich ein ungeheures Grab,
Und jähling stürzt zerstiebt das All hinab.

Und sieh! ein himmlisch Licht, in sich gedrungen,
Das dicht geheimniſsvolle Nacht umwebet,
Hat der Zerstörung mächtig sich entschwungen:
Der Geist des Herrn, der ob der Tiefe schwebet.
Sich selbst hat diese ew'ge Kraft errungen,
Das Ein und All; und wie sie ist, erhebet
Sich alles neu, es blüht verjüngt die Erde,
Und ewig tönt ein ewig schaffend: Werde!

Ein Liebesathem weht in lauen Lüften,
Ein Liebesmeer nun wogt in Silberwellen,
Ein Liebeshauch zerfleuſst in Balsamdüften,
Ein Liebesglanz verströmt in lichten Quellen,

Ein Liebesfeuer dringt aus tiefen Klüften,
Von Liebeskraft des Lebens Adern schwellen,
In ew'ger Liebesglut mit Macht entzündet
Unendlich Daseyn sich dem Nichts entwindet.

Die Erde lacht in bräutlichem Gewande,
Voll Inbrunst hält der Himmel sie umfangen,
Gewässer schmiegt sich sehnend um die Lande,
In Lüften seufzt ein zärtliches Verlangen,
Und alles schlingt sich fest in süſse Bande,
Will innig Eins am Andern liebend hangen.
All Leben keimt zu einer schönen Blume
Aus ew'ger Liebe tiefstem Heiligthume.

O selig, wen der Wunderdrang ergriffen,
Wer in der Liebe Gluten neu gebohren!
Ihm ist des Geistes Spiegel hell geschliffen,
Zum ew'gen Priester ist er auserkohren!
Den Strom der Zeiten mag er freudig schiffen:
Sinkt alles, nicht ist er in ihm verlohren;
Umschleyert Todesdunkel seinen Blick,
Er kehrt in ew'ger Liebe Schooſs zurück.

W. SÜVERN.

Romanze.

An dem dunklen Tagamante
Liegt ein Schloſs wohl wild und wüst,
Wo Toscana's harter Herzog
Silviens Schönheit hart verſchlieſst.

Doch der Thurm im schwarzen Walde
Ist für Cintra heller Stern,
Seit er sie am Eisengitter
Schaute, weilt er dorten gern.

Angethan so wie ein Gärtner,
Wohnt er nun im öden Holz,
Wo bey keiner Sonnenhitze
Seiner Arbeit Eifer schmolz.

Aus Gesträuchen sollen freundlich
Hier bald rothe Früchte glühn,
Aus den Felsenwänden will er
Silvien Hyacinthen ziehn.

Silvia lobet nicht die Blumen,
Lobet nicht des Gärtners Thun,
Darum geht er nun von dannen,
Läſst die Garten Arbeit ruhn.

Doch er kann nicht lange weilen,
Und nun will er Lautentöne
Mit sich in die Wildniſs führen,
Ob er so erweicht die Schöne.

Jetzo hallen durch das Dunkel
Liebliche Gesänge wieder,
Gieſsen sich um Baum und Felsen,
Die sich freun der neuen Lieder.

Silvia schweigt und will nicht kommen,
Da muſs Cintra weiter gehn,
Und er läſst die treue Laute
Seufzend bei den Blumen stehn.

Kaum nach wen'gen Tagen schweift er
Grün ein Jäger durch den Wald,
Ihn schmückt Lanze, Pfeil und Bogen,
Und sein Hifthorn laut erschallt.

Silvia! ruft er, schöne Silvia!
Schwing dich in die Arme mein;
Willst du mich auch nimmer lieben,
Will ich dein Befreyer seyn.

Wüst und wild ist wohl die Waldung,
Doch mein Arm wird dich umschlingen,
Und durch Felsen und Gesträuche
Bald zu heitern Fluren bringen.

Silvia will ihn nimmer hören,
Da beschlieſst er, sie zu meiden,
Und er trauert, daſs vom Pogen,
Von der Wildniſs er soll scheiden.

Auf dem dunkeln Tagamante
Kommt ein schlanker Schiffer an,
Trägt ein langes glattes Ruder,
Ist mit Netzen angethan.

Mädchen! nimm das Seil behende,
Ruft er, schling das Netz um dich,
Steige rasch zum Nachen nieder,
Und zur Freyheit fahr' ich dich.

Bleibst du? Fürchtest du die Wogen?
  Liebst du nicht des Jägers Treiben?
Achtest nicht der Tön' und Blumen?
  Eine Hoffnung wird mir bleiben! —

Welch ein schweiſsbedeckter Rappe
  Drängt sich dort durch Busch und Stein?
Hell erglanzt des Reiters Rüstung,
  Schild und Helm im blanken Schein.

Cintra spornt, der wackre Ritter,
  Bis zur Burg hinan das Roſs,
Ruft: Ich komme dich zu lösen,
  Silvia, aus dem Felsenschloſs!

Keine Antwort kommt herunter,
  Auch kein Blick will ihm erblühn.
Ach! wir müssen, theurer Rappe,
  Rief er, wieder weiter ziehn.

Silvia stand seitdem am Fenster,
  Sah den Pfeil, den Jagdspieſs liegen,
Sah die Laute, Netz' und Blumen,
  Konnte nicht zu ihnen fliegen.

Gärtner, Sänger, Jäger, Schiffer,
Lieſsen wohl ein Zeichen hier:
Doch sie blieben fern, denn keines
Gab der kühne Ritter ihr.

12.

Novalis

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verstoſsen in ein fremdes Land,
Lieſs gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längst verfallnen Bank

Ein altes Buch mit Gold verschlossen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und, wie des Frühlings zarte Sprossen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es sitzt, und liest, und schauet
In den Krystall der neuen Welt,
An Gras und Sternen sich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt:

So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im schlichten Rock, und kommt mit heiterm
Gesicht aus fromme Kind heran.

Bekannt doch heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar;
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faſst bebend seine Hände,
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weis't.

Du kniest auf meinem öden Grabe,
So öffnet sich der heilge Mund,
Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg als armer Knabe
Hab' ich ein himmlisch Buch gesehn,
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr seyn.
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote sollst du seyn.
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott sey mit dir, geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgenthau.
Sey treu dem Buch und meiner Asche,
Und bade dich im ewgen Blau.

Du wirst das letzte Reich verkünden,
Was tausend Jahre soll bestehn;
Wirst überschwenglich Wesen finden,
Und Jakob Böhmen wiedersehn.

NOVALIS.

Lebens-Elemente.

I.

Die Erde.

Höher kann der Muth nicht ſtreben,
Wunderbar bin ich beſiegt,
Und ich fühle, wie das Leben
Seinem Widerſtand erliegt.

Sichern Trittes geht mein Sehnen
Auf die Dauer, Sicherheit,
Alle Wünſche, alle Thränen
Zittern vor der Ewigkeit.

Hier auf grüner Flur zu weilen
Nahe dem geliebten Kern,
Mäſsig Freud' und Leiden theilen
Will die arme Seele gern.

Pflanzen kehren balde wieder,
Von den Bäumen fällt das Laub,
Alle Blumen sinken nieder,
Alle Farben löscht der Staub.

Frühling, Herbst und Sommer kommen,
Wie ein Lächeln gehn sie fort,
Und die Flammen sind verglommen,
Liebe flieht, ein eilend Wort.

Willst du tiefer, inn'ger walten
Als um dich die ganze Welt,
Was die tausendfach Gestalten
Bindet und zusammenhält?

Laſs entfliehen, laſs entflieſsen,
Dem nicht Dauer ist geliehn,
Demuthsvoll sollst du genieſsen,
Und im Stolze sollst du büſsen,
Alles, alles muſs verblühn.

II.

Das Unterirdische.

Was will die Angſt an meiner Seele?
Was flüchten die Gedanken fort?
Wohin ich fliehe und mich quäle,
Entdeck' ich keinen sichern Ort:
Mein Fuſs gehemmt, mein Athem schwer,
Die Brust so voll, das Herz so leer.

Ich will mich tiefer, tiefer gründen,
Unsicher wird die Sicherheit,
Die Kräfte erblinden und entzünden
Sich ringend nach der Ewigkeit,
Der Seele Wurzel streckt sich weit,
Will greifen aus der Zeitlichkeit.

Da kommen Strahlen an, die bunten,
Aus alten Reichen ohne Licht,
Es murren dumpf Gewässer unten.
Entgegen streckt sich ein Gesicht,

Wie bang, wie schwer, es winkt und lockt,
Das Herze bebt, der Athem stockt:

„Gieb dich gefangen, sey gefangen,
Ich thue auf mein stilles Reich.
Ich kenne dich, dein starr Verlangen,
Mein steinern Herz biet' ich dir gleich,
Manch Edelstein, manch gulden Stück
Giebt dir den kalten Liebesblick.

Von hier die bunten Pflanzen stammen,
Von hier nimmt Baum und Gras die Kost;
Hier schlummern sie die ewgen Flammen,
Die dir erzeugen süſsen Most.
Die Berge wie das wüste Meer,
Sie liegen in mir groſs und schwer.

Steig nieder hier mit deinen Sinnen,
Mein steinern Herze steigt indich;
So magst du von mir abgewinnen,
Was mir zur Last und fürchterlich.
O laſs es werden deine Lust,
Was mir beschwert die volle Brust.“

Ha! folg' ich ihm? bleib' ich zurücke?
Mich treibt die Angst zurück und vor.
Die Stimme ruft mir all mein Glücke,
Die fernsten Wünsche in mein Ohr;
Entrissen von den süſsen Tönen
Schau' ich krystallene Sirenen

III.

Das Wasser.

Blauer, flieſsender Aether,
Der von der Berge Gipfel
Sich niedertaucht;
Und süſs genährt
Von strebenden Kindern,
Die ihm in die Arme stürzen,
Froh lachend an den Busen fliegen,
Daher mit seinen athmenden Fluten zieht.

Nieder gehst du
In Andacht,
In Demuth,
Entfliehst den Gebirgen,
Den steilen Höhen,
Und senkst dich selig sanft in stille Thäler.
Fort schlägst du mit lebenden Pulsen
In triumphirender Freude,
In ungehemmter Bewegung,
In's ewige Meer,
Das groſse, unergründliche, nie ermeſsne.
Dich nähren die Wunder der Tiefe,
Du saugst mit Lebensathem
Die verlassensten, einsamsten Kinder
Zu dir ins lichte Leben herauf.
Deine Herzens-Adern ziehn sich in den Abgrund
Niemals steigt dein heiliges Blut
Mit seinen hohen Strömen in die Dunkle,
Du verschmähst sie.

IV.

Die Luft.

Holde Sehnsucht, steigst du nieder?
Süſser Strom, der mich ertränkt?
Ewge Ruhe, kehrst du wieder,
In die sich das volle Herz so still versenkt?

Deine kühlen Fluten dringen
Tief in's Innre der Natur,
Dir entgegen, Holde, bringen,
Alle Welten ihre Kinder deiner süſsen Spur.

Ueberall bist du gebettet,
Nährst und säugst die volle Welt,
Auch an dich mein Lebensstrom gekettet,
Dir entgegen ist mein Herz gestellt.

Wogendes, kreisendes Meer,
Sich selbst gebährend,
Alles ernährend,
Du ruhst in dir mit deinen Stürmen schwer.

Wann die Wetter sich erzeugen,
Wann sich die knarrenden Eichen beugen,
Sich die Wolken flatternd jagen,
Nieder der Blitz sich reiſst,
Und sein rothes Auge, glühend
Durch die schwarze Wüste ziehend,
Das Innre der flammenden Welt uns weiſst:

Dann erzeugt sich in dem Streite
Nur die stille liebe Ruh,
Die Empörung geht zur Seite,
Und die Sanftheit deckt mit Flügeln
Auf den Wäldern, Bergen, Hügeln,
Alles schweigend mit dem linden blauen Athem zu.

V.

Das Feuer.

Sey mir gegrüſst
Wonne des Wiedersehns,
Alte Heimath,
Ewige Kunde des vorigen Bundes.

Strebend,
Kämpfend,
Wild verwirrend
Entspringt aus der Unruh Keim
Der Bann der Ordnung.
Der streitende Kreis ringt in sich selber
Und gährt und ängstet sich in die Ruhe zurück,
Vom eignen Widerwillen fest gehalten
In enger Gegenwart:
Da wohnt im Innersten,
In heiligster Einsamkeit verschlossen
Die Erinnrung;
Sie reiſst sich los,
Und bricht hindurch
Durch alle Hallen
Und kalten tyrannischen Vorhöfen,
Und schwingt der Freiheit goldnes Panier.
Im Schwinden erblinden die alten Kräfte,
Verbinden, entzünden sich freundliche Mächte,
Und der Vorhang fällt,
Und statt der Leere
Schaut uns das Auge an.

VI.

Das Licht.

Schon grüſst der Vater seinen Sohn,
Schon steht er an der alten Schwelle,
Ihm winkt und lockt die liebe Helle
Das Licht dadrein, ein sanfter Ton.
Hier klopft das Herz, die letzte Wand
Hält Kind und Vater noch zurücke,
Sie ahnden schon die Liebesblicke,
Was sie getrennet sonst, verschwand.
So öffne denn die letzte Thür.
Willst du noch immer weiter ziehen?
Entflieh hinein, sonst muſst du fliehen,
Dir nach tritt, dem du kaum entgangen,
        Mit frischen Wangen
        Das falsche Verlangen:
    Drum bleibe hier.
So schwinde, was einst mein,
Ich werde nun mein eigen seyn
Im dreymal-heilig-lichten Schein.

VII.

Arbeit.

Vorwärts wandeln, wiederkehren,
Und das Rohe neu gestalten,
Ordnung in Verwirrung schalten,
Wird auf Erden immer währen.

Was gewesen, kommt auch wieder,
Zukunft ist dereinst vergangen,
Sterben muſs jedwed' Verlangen,
Und die Erde zieht uns nieder.

Menschen, Element, Naturen
Stehn zum Kampfe stets gerüstet.
Alles schreckt und lockt; uns lüstet
Wandeln auf der Erde Spuren.

Jeder weiſs, wie es gewesen,
Wenn er Gegenwart beachtet;
Wer sich selber recht betrachtet,
Kann die ganze Erde lesen.

Wie der Streit sich selbst versöhnet,
Friede wird aus Krieg erzeuget,
Wie der Regen hebt und beuget,
So die Erde wird verschönet.

Alle Mühe rennt zum Ziele,
Zum Genusse wird das Streben:
Also zieht Arbeit und Leben
In der Erde wild Gewühle.

VIII.

Sabbath.

Der Himmel lacht in seiner heitern Bläue,
Die Erde grünt in allen ihren Lichten,
Der Adler schwärmt in der azurnen Freye
Und will den Fittig nach der Sonne richten;
Der Mensch empfängt von oben seine Weihe,
Vom Kreuze nieder will die Seele flüchten,
Der heil'ge Leichnam steigt aus den Gewanden,
Die Liebe ist vom Grabe auferstanden.

Das neue Herz besucht die lichten Höhen,
Und findet dorten seine Jünger wieder;
Propheten lassen sich von oben sehen,
Mit Trösten lächelnd schauen sie hernieder.
Da sieht man das Panier des Friedens wehen,
Es singen Cherubim die heil'gen Lieder,
Das Kreuz, die Dornenkrone sind verschwunden,
Das Morgenroth entströmt den süſsen Wunden.

TIECK.

Klage.

Was frommt die neu erwachte Schöpfungspracht,
Der Farbenglanz, vom Aether hergesendet,
Die sanfte Glut, die ringsum angefacht,
Der Lerche Tirilliren, das nicht endet,
Des Tages Macht, die Herrlichkeit der Nacht,
Was frommt der Duft, vom Frühling ausgespendet:
Wenn wir, ermüdet von des Lebens Wähnen,
Nach stiller farbenloser Ruh uns sehnen?

FR. SCHLEGEL.

Die Warnung.

Romanze.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt sein Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwey wilde rohe Buben.
Heda, Herr Wirth! und gebt uns frisch:
Was kauzt ihr in den Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaſs!
Es geht mir nichts daruber.
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach wie wird verwundert seyn
All die werthe Christengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da drauſsen erst den Nepomuk
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muſs er schwimmen lernen.
Schüttert was, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein,
Den halt der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreyzehn Steine allzumal
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert aufs Fest,
Daſs das Lachen kein Einz'ger läſst,
Wenn sie zum Beten da knieen.

Der Andre sprach: Wenns Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht bescheert,
Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das beste.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel' erfreuts! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was erbauliches werden.

Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben.
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben.
Beyde riefen dann zugleich:
Kümmert euch, Tuchmäuser, um euch!
Was soll das Gaffen und Horchen?

Der Wandersmann sagt nicht ein Wort,
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
Wenn ihr nicht die Frechheit laſst,
Sagten sie, solchen Heuchler-Gast,
Den muſs man mit Schlägen verjagen. —

Mich schlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Frist nur hier,
Doch sollt ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevelmuth;
Thut nicht ferner, so wie ihr thut,
Und laſst bey Zeiten euch warnen.

Sonst schlieſst ihr einen Bund der Treu
Mit Judas falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr aufs neu
Mit solchem kecken Spotte. —
Ja doch, da geschah' ihm recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erstemal kreuzigen lassen. —

Ich weiſs gewiſs, ihr sprächt nicht so,
Wärt ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos,
Bey grimmen Todesbanden;
Neigt sein Haupt in Finsterniſs,
Durch die Himmel geschieht ein Riſs,
Und innerlich schauert die Erde. —

Ey seht, der macht uns glauben gar,
Er wär dabey gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröstern lesen.
Sagt uns doch, wie alt ihr seyd,
Daſs ihr saht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht ist geschehen? —

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.
Wie rastlos kreist der Sonnen Schwung,
Muſs ich hier unten schweben.
Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemals lachet noch weinet.

Ich war wie ihr von frechem Muth
In meinen ersten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.
Als der Hohenpriester Amt
Heuchlerisch nun den Christ verdammt.
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit schwerer Kreuzeslast
Zum Thor ihn schleppt die Menge.
Da hatt' ich vor den Andern Hast,
Und stieſs ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schreyn.
Wollt' er rasten auf einem Stein,
Da schlug ich ihn mit den Fäusten.

Geh, rief ich, Jesus! fort mit dir!
Zum Tod dich endlich schicke!
Der Hoiland sah sich um nach mir,
Und sprach mit stillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern sollst nun du,
Und warten, bis ich komme.

Dieſs Wort, dieſs Wort, dieſs Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrts mein leiblich Sterben.
Und mich treibts von Land zu Land,
Und bin manchem zum Graun bekannt,
Der ewige wandernde Jude.

Der Fremdling sprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die zwey das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.

Und eh sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand,
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

A. W. SCHLEGEL.

Fantasie.

Alte Töne tönen wieder,
Rasch entflieht das wilde Leben;
Jetzt der Sehnsucht hingegeben,
Wenn der Knabe einsam weint,
Dann zu hoher Lust vereint,
Wenn der Freuden Ziel gefunden;
Bald von leichtem Scherz umwunden,

In des Uebermuthes Fülle;
Zwischendrein die alte Stille,
Frisch lebendig was vergangen,
Alter Liebe angehangen,
Wie vergangen schon das Neue,
Schmerzen die ich nimmer scheue,
Weil sie tiefre Lust erzeugen,
Kalte Fesseln die mich beugen,
An der Jugend Blüthe nagen;
Laſst, o laſst mich alles sagen:

Weh, ach weh! ihr öden Mauern,
Wo die Blume ward gefunden,
Die mit Freuden mich umwunden!
Daſs sie alle gleich verschwunden,
Muſs ich trauern.
Rohen Händen hingegeben,
Muſste Schönheit so verderben,
Süſse Anmuth welkend sterben;
Blühend noch muſs Tod erwerben
All mein Leben.

Kam die Liebe zum Knaben gegangen.
Da die lang ersehnte nun ihm nahte,
Weiſs er kaum sein neues Glück zu wagen.
Freude, klare Freude giebt ihm alles;
In der Freude aber neu Verlangen,
Das die Freude oft zu Leide machte.

O dieſs Verlangen
Zu kühlen, an den Lippen festzuhangen,
Bis daſs in süſser Lust der Sinn vergangen!
Und faſst dich einmal dieses tiefe Sehnen,
So darfst du nimmer wähnen es zu füllen,
Und wollte dich umhüllen ganz die Liebe
In ihren schönen Freuden.

Laſs uns fröhlich tändeln,
Laſs uns Scherz ersinnen,
Mit blitzenden Augen,
Mit lieblichen Lippen.
O wie süſs ist die Freude
Mit der Liebe zu spielen,
Und eins mit dem andern
Zu tändeln wie Kinder!

Nur dich Hohe schmückt die Krone.
Lichtglanz muſs dich golden zieren,
Rosenstrahlend triumphiren,
Herrin auf des Herzens Throne.
Alles gab ich dir zum Lohne,
Alles für die heil'ge Freude,
Bis wir freudeflammend beyde,
Beyde sagten: Nun verschone!

Wenn ich unverstanden bliebe,
Ohne Gegenstand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben,
Um so inniger nur leben.
Was mein Sehnen lieblich wähnte,
Was ich liebesehnend meyne,
Ist so heiter, lind' und reine,
Daſs kein Sinn sich weiter sehnte,
Der gesehn dieſs einzig Eine.
Wenn ich fern von Freuden bliebe,
Ohne Gegenstand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,

Würd' ich dennoch innig lieben,
Und in heitern Freuden schweben.

Kühne Wogen, wildes Leben,
Laſs den Strom nur immer brausen,
Frischen Sturm im Herzen sausen,
Wie der Adler durch die Lüfte.
Ueber Meere, über Klüfte,
Laſs mich schweben, laſs mich fliegen;
Alles kann der Muth besiegen,
Muth entsprungen hohem Glauben:
Keiner kann die Liebe rauben,
Wie auch wechseln die Gefühle
In dem irdischen Gewühle.

FR. SCHLEGEL.

Studium des Alterthums.

Leset die Alten! versteht, die eigentlich ältesten Alten,
Was die Modernen davon preisen, bedeutet nicht viel.

A. W. SCHLEGEL.

Ballade.

Graf.

Vielen Dank, ehrwürdiger Herr, für eure Hülfe; der Wagen schleuderte das arme Mädchen heraus, und ohne euern Beystand wäre die Wunde wohl bedeutend geworden.

Pater.

Ich that nur meine Pflicht, doch vergönnt mir eine Frage: wohin in dieser feurigen Eil, daſs eure Rosse eine Wolke von Staub erregen, die euch dem Wanderer schon aus der Ferne verkündet?

Graf.

ch bin mit meiner Tochter meinem Schlosse entflohen, und eile nach der Stadt, um sie dort im Getümmel des Hofes und in den Freuden der Welt den Gram des Herzens vergessen zu lehren.

Pater.

Der Himmel segne euch, mein schönes Fräulein, und gebe euch alles Gute; die Blüthe eurer Jugend sollte noch durch keinen Kummer welken.

Graf.

Es war ihr Hochzeittag bestimmt, und wir muſsten an diesem Tage die Leichenfeyer des Bräutigams begehn.

Pater.

Des Himmels Wille lieſs euch diesen Schmerz erdulden, doch möcht' ich zweifeln, daſs ihr für diesen Gram in der Welt und ihren Freuden einen lindernden Balsam findet.

Graf.

Die Jugend kann und darf nicht ewig trauern. Sie wird vergessen lernen, und vielleicht, daſs ich vor meinem Tode noch einen Eidam umarme, und einen Enkel küsse, der mich über den Verlust des Grafen tröstet.

Pater.

Meine besten Wünsche geleiten euch.

Graf.

Gehabt euch wohl, ehrwürdiger Herr; noch einmal meinen Dank.

(Maskensaal.)

Fräulein.

Was folgst du mir, mein Kind?

Adelheid.

Ihr seyd so still, da alle munter sind. Mich fodert niemand auf zum Tanz, so gern ich möchte. Wenn nur mein Bruder wieder käme! O da hätt' ich Freude! Mich müſst' er reiten lehren, jagen, und ich säſse nicht so viel daheim bey meinem alten Vater. — Was wollt ihr weinen? Alle tanzen gern mit euch, und ihr gebt keinem eure Hand.

Fräulein.

Mein Kind, dort naht ein Ritter, geh, er bittet dich. — Wie froh sie ist! — O Agnes, komm, verlaſs den widerlichen Schwarm, und tritt mit mir in dieses Fenster.

Agnes.

Für euch giebt euer Vater dieses Fest, und ihr —

Fräulein.

Ach, Agnes, ich drehe mich in den bunten Kreisen, und jede Gestalt, die nur die fernste Aehnlichkeit mit dem Verlohrnen, in Gang, in Stellung hat, füllt mich mit süſsem Schauder; ich denke: jetzt, nun fällt die Maske nieder, er eilt in meine Arme, und das bange Mährchen, daſs er gestorben und begraben, verfliegt wie ein verhaſster Traum.

Agnes.

O wie beklag' ich euch!

Fräulein.

Sieh, wenn ich von diesen hellen Sälen hinunter auf die öde Gasse blicke, die der Mond so kalt erleuchtet, wenn ich dann eine einsame Gestalt unter diesen Fenstern vorüber wandeln sehe, ach Agnes, so meyn' ich, es sey Ferdinand, der verachtet, verlassen von mir still umherirrt, indeſs ich hier mit frevelhafter Lust den Boden stampfe; in Thränen zerflieſsend möcht ich ihm zurufen: O komm, o komm herauf an dieses Herz, das warm und treu für dich allein, für dich nur schlägt, und niemals, niemals dich vergessen kann.

Agnes.

Mein theures Fräulein, faſst euch, ihr vergeſst wo wir sind.

(Garten. Ein Ritter führt das Fräulein.)

Fräulein.

Ein schöner Morgen haucht erquickend uns
Mit seinem Athem an.

Ritter.

O könnt' ich sagen,
Wie glücklich ich an eurer Seite bin!

Fräulein.

In Bäumen, Sträuchen, kleinen Blumen quillt
In tausend Knospen schon der Frühling, hoffend
Und still erwartend steht der arme Mensch
Vor aller Pracht, die noch verschlossen ist.

Ritter.

Dürft' ich zu meinem Trost die holden Worte
Doch deuten, und in diesen sanften Augen
Ein goldnes Glück nur in der Ferne lesen!

O laſst mir nur für eine ferne Zukunft
Auf euer schönes Herz die Hoffnung übrig!

Fräulein.

Glaubt mir, mein theurer Freund, ich bin so schwach,
Daſs ich nicht wünschen kann, daſs ihr auf mich
Die kleinste Hoffnung gründen möchtet.

Ritter.

Fräulein,
O hört mich an! Ich bin ja nicht so kühn,
Zu wünschen, daſs mein Bild das Angedenken
Des edlen Manns aus eurem Busen tilge.
Nur laſst mich für die Zukunft hoffen, nicht
Zerreiſst mein Herz mit diesen Schmerzen, die
Von eurem Angesicht die Rosen nahmen.
Erfüllt doch eures edlen Vaters Wünsche,
Die meinigen, und sprecht, daſs ihr vielleicht
In fernen Zeiten noch die meine seyd.

Fräulein.

So standen wir in voller Frühlingspracht
Einander gegenüber, und von Händen,
Von Blicken, Lippen, Herzen, ward gemacht
Ein Bund, den keine Zeiten sollten enden.

O Meineid, fort von meiner Seele! Sein
Bin ich noch immer, todt ist er noch mein.
Ja ihr seyd gut, ihr werdet nicht zerstören
Den Bund, ihr werdet mein Gelübde ehren:
Drum laſst mit meinen Schmerzen mich allein.

(Hütte.)

Fräulein.

Nehmt, gute Frau, erquickt euch. Wie geht es eurem holden Knaben?

Witwe.

O seht nur, wie er wieder frey und freundlich um sich blickt, wie er mit kindischer Freude auf sein neues buntes Röckchen zeigt, das eure Güte ihm geschenkt.

Fräulein.

Ein schönes Kind! Ihr seyd recht glücklich mit dem Knaben.

Witwe.

Er ist mir Alles. Er tröstet mich über den Verlust des Mannes, über unverdiente Armuth, und durch mein ganzes Leben sollen die heiſsesten Gebete dankend für euch zum Himmel steigen, daſs eure Güte mir die Mittel gab, ihn von der Krankheit zu erlösen, denn ohne euch läge alle meine Hoffnung nun im kalten finstern Grabe.

Fräulein.

Ach! meine Hoffnung liegt im kalten finstern Grabe.

(**Kloster.** Nonne hinter dem Sprachgitter.)

Nonne.

Ihr habt zu sprechen mich gewünscht, edler Herr.

Ritter.

Ach, Fräulein, daſs ich euch in diesen Mauern finden muſs.

Nonne.

O neidet meine Ruhe, mir meinen Frieden nicht.

Ritter.

All meine Hoffnung find' ich hier begraben.

Nonne.

Begraben hab' ich hier den Schmerz, der in der Welt so grausam mich zerstört.

Ritter.

Die schöne Ruhe dieser Augen zieht mich wieder gewaltig an. O lehrt vergessen mich den Schmerz, der wüthend mich ergreift.

Nonne.

Kämpft nicht, der Liebe Kummer zu vergessen,
Gebt euch ihm freundlich hin, vergeſst die Welt,
Lebt mit der Lieb' allein. Ich strebte sonst
Ihn zu vergessen, und mit herben Qualen
Hab' ich gebüſst, so oft ich es versuchte,
Meineidig ihm zu seyn. O weiht euch der
Erinnrung, kein Gedanke nahe euch,
Der euch vergessen lehren will, und Friede,
Der süſseste, wird eure Brust bewohnen.
Ich bin in diesen Mauern der Erinnrung
Geweiht, in allen Bäumen meines Gartens
Vernehm' ich seine Stimme freundlich lispeln,
Er ist mir in des Friedens Wohnung treu,
Und wenn ich voll der Andacht bete, zieht
Als ein verklärter Engel seine Seele
Die meinige dem Himmel zu. —

Pater.

Seyd gegrüſst, edler Herr, und habt Dank für den Wohlklang, womit ihr jeden Abend die Luft erfüllt. Hab' ich des Tages Geschäft vollbracht und kehre zu meiner stillen Wohnung, so erhebt zu frommer Andacht meine Seele der Gesang.

Ritter.

Ihr seyd aus jenem Kloster?

Pater.

Ja, es liegt diesem Frauenkloster gegenüber, und wird von ihm nur durch dieſs kleine Thal getrennt.

Ritter.

O ich möchte eine kleine Zelle suchen, mich vor mir und den Leuten zu verbergen. — Ich würde ihre Stimme in den fernen Gesängen hören, zu Gebeten weckte mich die Glocke dieses Klosters. Ach würdiger Herr, in diesen Mauern haucht ein Mädchen ihre sanfte Seele in Seufzern aus.

Pater.

Ihr liebtet sie?

Ritter.

Gedanken, Sehnsucht, Blicke, Bitten, Thränen umfingen und bekämpften sie, doch hat sie sich in diesem Kloster der Andacht und dem Erinnern des gestorbenen Freundes geweiht.

Pater.

Und findet wohl den tiefsten Seelenfrieden. Lebt wohl, ich muſs zu meinem Kloster.

Ritter.

Könnt' ich euch an dieser Stelle wieder treffen?

Pater.

Ich gehe jeden Abend diesen Weg.

Adelbert.

Ihr habt mich aus den Händen der Räuber errettet. Wie soll ich euch danken?

Ritter.

Lebt wohl, und seyd mein Freund.

Adelbert.

Warum verschmäht ihr mich, und die Liebe eines alten Vaters, der mich nach langer, langer Zeit jetzt wieder findet? die Thränen einer lieben Schwester?

Ritter.

Ich will die Freude nicht aus euerm Hause scheuchen. Lebt wohl, vor jenem Kloſter dort führt euer Weg vorbey.

(Einſamer Waldplatz)

Ritter.

Unbekannt ſind mir dieſe Bäume. Wie weit verirrt in der Hitze der Jagd! Die Gefährten ſind verlohren, ſie hören meine Stimme nicht. Der Tag iſt heiſs, der Platz iſt ſtill und kühl; nimm die müden Glieder, uralter Baum, in deinen Schatten auf. — Da klingt ein Jägerhorn. Sind's meine Freunde? — Nein, ein Mädchen, ſtolz auf einem Roſſe voran dem muthigen Haufen ſprengend.

Adalbert.

Sieh, theure Schweſter, dort ruht ein fremder Mann, es iſt der Retter meines Lebens.

Jägerin.

Welch Glück, euch hier zu finden! Wie habt ihr ſtets euch unſern Wünſchen entzogen!

Ritter.

Ich wuſste nicht, welch Engelsbild meine Gegenwart wünſchte, und weiſs es noch nicht.

Jägerin.

O kommt zu unserm Vater, der euch mit Freuden in seine Arme schlieſsen wird.

Ritter.

Ihr seyd so hold und gut: wie dürft' ich da mich weigern?

(Fröhliche Musik, Ritter mit seiner Braut ziehn durch das Thal.)

Ritter.

Mit freudiger Rührung werd' ich stets des Tages denken, als ich dich, Theure, zuerst gesehn. Verirrt und müde lag ich in der Linde Schatten, Gestalten aus der Vergangenheit stiegen vor mir auf, und alte Schmerzen rührten noch einmal leise und ängstlich das ahndende Herz an, sie kamen Abschied zu nehmen. Da kam die Jägerin aus dem Gebüsch, und alle Schatten wichen der Macht des Frühlings und der Jugend.

Jägerin.

Und wie wir uns gesehn, und wie wir uns gegrüſst, ach in den ersten Augenblicken schon schwur jeder Treue dem andern für sein ganzes Leben.

Ritter.

Laſst jetzt die lauten frohen Melodieen schweigen, es spreche unser Glück in sanften Tönen nur, indeſs wir diesen stillen Mauern hier vorüberziehen.

Jägerin.

Ach wie beklag' ich sie, die Armen, die ein hartes Schicksal von der frohen Welt getrennt!

Nonne oben an einem kleinen Fenster.

Das matte Herz erhebt sich wieder in der Krankheit, Musik spricht dort unten aus dem Thale zu mir herauf und nennt mit leisen Geisterstimmen den Nahmen des Geliebten. Wie so fröhlich sich der Zug dort ausbreitet! Es ist wohl der Bräutigam, der die geliebte Braut heimführt. Des Himmels Segen begleite euch und schenke euch die Freuden dieser Erde! Ueber mir, vom Irdischen getrennt, schwebt dein verklärter Geist, Geliebter, in blauer Ferne. Bald bin ich wieder mit dir.

Ritter.

Guten Abend, ehrwürdiger Herr, ihr seht mich glücklich, wie ich nach meiner Burg die geliebte Braut führe. Nehmt dieses Gold, und pflegt der Armen und der Kranken, daſs ihr Gebet des Himmels Segen mir erflehe.

Pater.

Es ruh' auf euch und eurer schönen Braut.

SOPHIE B.

Zauberey der Nacht.

Romanze.

Aus Wolken tritt der Mond herfür,
Um ihn die Sterne stehn,
Da öffnet sich die kleine Thür:
„Nun, Mädchen, muſs ich gehn.“

Und muſst du gehn, so bleibe treu;
Auch fern, gedenke mein.
„O stets bleibt meine Liebe neu,
Der Kuſs soll Bürge seyn.“

So zog ich von der Süſsen fort,
Heim durch den dichten Wald,
Ich denke noch ihr letztes Wort
Und schaue die Gestalt.

Rings um mich her schlief Einsamkeit,
Vom Mondenschein bewacht,
Da klang herüber von der Haid'
Ein Hufschlag durch die Nacht.

Und wie ich aus der Waldnacht trat
Zum Wege breit und frey,
Ein Reiterpaar von ferne naht,
Kommt wunderbar herbey.

Der Ton klang meinem Ohre süſs,
Mir dehnte sich die Brust,
Weiſs nicht, was nach mich folgen hieſs,
Ich folgte unbewuſst.

Der ein' im krausen Haar und Bart
    War kühn und schlank und schön,
Der andre war gar lieblich zart,
    Ein Knabe anzusehn.

Mich zog das Bild so lieblich schon,
    Und wie ich schleiche, klingt
Von Lippen ihm ein süſser Ton
    Wie Mädchenbrust ihn singt.

Die Worte fielen Sternen gleich
    In's goldne Mondenlicht,
Die Rede klang so zart und weich,
    Doch ich verstand sie nicht.

Und Herz und Auge sich besann,
    Daſs dieſs ein Mädchen sey;
Dem Sattel schloſs ein Bein sich an,
    Gar lieblich schlank und frey.

Die volle Hüfte schwebte kühn,
    Die Lende trug die Hand,
Des Busens Wölbung zart erschien,
    Vom Westchen knapp umspannt.

Die Augen Italiänisch braun,
Die Wangen Rosenglanz,
Die Lippen Nelken anzuschaun,
Das Haar ein dunkler Kranz.

Der Mond die Keuschheit fahren lieſs,
Das Knie schien seine Lust,
Dann spielt er auf den Wangen süſs,
Und streichelt dann die Brust.

Ich folgt' ihm zu den schönen Au'n,
Und trunken war mein Sinn,
Nicht Wald noch Berg war mehr zu schaun,
Nach ihr nur blickt' ich hin.

Durch Felder, Wiesen, Dörfer ging
Ich unermüdet gern,
Ein Schloſs, das hoch vom Berge hing,
Zeigt sich nun in der Fern'.

Ein schöner Knabe kam gerannt,
Der sich der Herrin neigt,
Er reicht der Schönen seine Hand,
Die aus dem Sattel steigt.

Das zarte Füſschen eilig hüpft
Hinein ins offne Thor.
So war das Bildniſs mir entschlüpft,
Betrübt stand ich davor.

So lang die süſse Nacht noch schien,
Blieb ich an diesem Ort.
Der Morgen hieſs mich weiter ziehn,
Bild, Nacht und Lust wat fort.

Nun schimmert nicht der Mond so bald,
So kömmt mir in den Sinn
Das Schloſs, der Ton und die Gestalt;
Zieht mich ins Freye hin.

Drum kann ich nicht zu jener gehn
Im Hüttchen dort im Wald,
Ich habe vor dem Schloſs gesehn
Die lieblichste Gestalt.

S R.

Die Tänzer.

Der glänzenden Kerzen Schein erhellt
Des langen Saales schimmernde Welt,
Drinn schwärmen Mädchen bunt geschmückt:
Der ist ein prächtiger Anzug geglückt,
Der Hut jener keck in's Auge gedrückt;
Dort zieren Falten der Schlanken Glieder,
Und diese umschlieſst ein enges Mieder;
Die dort mit Perlen und Seide glänzt,
Die hat sich die Locken mit Rosen bekränzt.
Die Jünglinge nahen den Schönen galant,
Erbitten zum Tanze die zierliche Hand,
Doch nirgend Lust und Leben blitzt,
Erwartung still im Saale sitzt;
Nun hört man die ersten Töne erklingen,
Die Jünglinge zu den Schönen dringen,
Den Tanz zu gestalten erhebt sich ein Ringen,

Es bilden sich Paare in doppelten Reihn,
Musik erwacht und das erste fällt ein.

Wie sie all' im eitlen Drehen
Glücklich wandeln durch die Reihn!
Warum kann ich ihn nicht sehen?
Muſs er heute ferne seyn?

Ach! ich kam nur, ihn zu finden,
Und er denkt wohl meiner nicht,
Und mein Auge will erblinden,
Dunkel wird mir Glanz und Licht.

Reizend heben sich die Glieder,
Wenn er sich zum Tanz bewegt;
Dieser springt ja auf und nieder,
Als wenn er sich mit mir schlägt.

Sonst nur war es mein Entzücken,
Drehend mich mit Kunst zu wenden,
Konnt' ich ihm in's Auge blicken;
Möcht' es heute doch nur enden!

Wie kühn tritt der zum Mädchen hin,
Und ahndet nicht der Traurenden Sinn,
Sein Blick scharfprufend durch die Tänzer schweifend,
Er naht im Reigen, die Hand ergreifend.

* * *

Mein Anzug ist überaus glücklich gewählt,
Mein Muth ist froh zum Tanze beseelt.
Mit Anstand bot ich ihr die Hand,
Auch wird mein Werth von ihr erkannt,
Es glückt mir jeder schwere Pas,
Bin immer im Tact und zu rechter Zeit da,
Von allen Seiten wird nach mir gesehn,
Dort flüstert man: der Herr da tanzt recht schön.

* * *

Indessen wird bunter die schauende Welt.
Sich einer abseit in den Winkel dort stellt,
Der möchte gern des Tanzes Eitelkeit verlachen,
Und selber vor sich thun, als trieb' er wicht'gere Sachen.
Wie wünscht er nur, daſs alle möchten merken,
Er sey beschäftigt mit gar andern Werken;

Doch um ihn dreht sich fort im bunten Glanz
Der lebende hebende schwebende leicht geflochtene Kranz.

Es schauten trüb' auf mich der Mond, die Sterne,
Und Berg und Wald aus ihrer dunkeln Ferne.
Ich lag auf bunter Wies' am dunkeln Wald,
Vor mir ein hohes Schloſs mit seinen Zinnen,
Von dort kam schlank und seiden die Gestalt,
Die mir schon längst bezauberte die Sinnen.
Ich sah sie durch die hohen Blumen gehen,
Die beugten sich und küſsten ihr das Kleid;
Dann auf dem Söller zwischen Rosen stehen,
Der Augen Wonne ward des Herzens Leid.
Die Königin mit rauher Hand berühren,
Nie kam der Frevel in des Armen Sinn;
Von ferne nur den goldnen Glanz zu spüren,
Schien ihm schon überirdischer Gewinn.

Ha! des Zaubers! und nun stehet
Sie mir gegen über da,
Süſs zu mir der Athem wehet,
Alle Reize sind mir nah.

Und der Göttin Arm ergreifen
Darf ich nun mit keckem Muth,
Mit ihr durch die Reihen schweifen,
Fühlen ihrer Wangen Gluth.

Darf den holden Leib umschlieſsen,
Ihr nun nah und näher seyn;
Will die Zeit denn nicht entflieſsen?
Ewig, ewig bin ich dein.

Ha wer hat so kühn ersonnen
Diese Schlingung, den Verein?
Die Musik spricht lauter Wonnen,
Diese Lust soll ewig seyn!

Blicke und Lippen blinken im Glanz,
Busen und Locken locken im Tanz.

Frisch auf ihr Gesellen,
Macht Flügel den Tönen,
Damit ich beym hellen
Und flimmernden Schein
Durchfliege die Reihn
Der blendenden Schönen!

Ich bin Euch gewogen
Ihr schalkhaften Augen,
Doch bin ich gezogen
Nach andern zu schauen,
Euch nicht zu vertrauen,
Und Wonne zu saugen.

Dort ruft in der Fülle
Ein Busen so weiſs,
Es strebt aus der Hülle
Ein Füſschen so klein,
Dort Augen so heiſs,
Die Stirne so rein.

Und wieder entschwebet?
Statt ihrer belebet
Der rundeste Arm
Mich drückend und warm.
Ich darf ihn nur rühren
Und wieder entführen
Ihn Kreise, vom Tanze gewebet.

Dort frisch und rund
Ein blühender Mund,
Auf seidenen Wangen
Ein lieblich Verlangen.

Sey fröhlich, du Kleine!
Jetzt bin ich der deine.
Sey kühn mit den Blicken,
Schon reizen die Brüste
Und wecken Gelüste,
Die Lippen, sie streben
Auf quillendes Leben
Die zärtlichsten Küsse zu drücken.

Was wollt ihr beginnen,
Ihr blendenden Schönen?
Du Tanz, der du trunken
In Tönen versunken?
Mir schwindeln die Sinnen.
Im Bad des Lebensweines,
Im Glanz des Jugendscheines,
Springt durch alle Adern Muth,
Fühl' ich Kraft und Lust und süſse Gluth.

Dem Amte hab' ich treu gelebet.
So wie die Pflicht es streng befiehlt,
Und nach der Obern Lob gestrebet,
Und es im Ganzen auch erzielt.

Drum fühl' ich doppeltes Behagen
Zur Labung auch hieher zu gehn,
Ich darf das Tanzen immer wagen,
Nicht müſsig an den Pfeilern stehn.

Hier find ich Töchter und Gattinnen
Von Männern, die dem Staat sich weihn,
Die wissen, es giebt mehr zu sinnen,
Als wie man nur will modisch seyn.

Auch meine Dame mich verehret,
Der Flitter hat sie nicht verführt,
Der Vater hat sie wohl belehret,
Daſs Brauchbarkeit die Männer ziert.

Hier sind geputzte junge Leute,
Die um die Gunst der Schönen werben.
Sie werden wohl begünstigt heute,
Doch Achtung niemals sich erwerben.

Die find' ich stets auf meine Weise,
Sie werden's alle nachher sehn;
Denn nach dem Tanz geh' ich zum Kreise
Von Männern, die in Würden stehn.

Da wird denn auch ein Glas geleeret,
Man spricht auch von Verbesserung;
Man trinkt nicht, daſs man sich bethöret,
Wer mäſsig ist, hat stets genug.

Wie glücklich fühlt man sich auf Erden,
Hat man ein Amt und sichres Brod!
Was soll doch künftig aus mir werden?
Fällt mir nicht ein bis an den Tod.

Mir fehlt nur zum vollkommnen Leben
Daſs ich die Gattinn mir erwähle.
Die jetzo mir die Hand wird geben,
Scheint eine gute stille Seele.

Bald darf ich die Hand berühren,
O du süſses Engelsbild,
Dich zum Tanze aufzuführen,
Dies Verlangen ist gestillt.

Sieh, der Winter ist vergangen
    Und der Wald ist grün geschmückt,
Ach, so oft die Lerchen sangen,
    Ist mir nie der Wunsch geglückt.

Wieder Wasser sich enteisen,
    Frühlingsluft im Walde zieht;
Drinnen klingen muntre Weisen,
    Blumen sind empor geblüht.

Soll der Frühling mir im Herzen
    Breiten aus sein schönes Grün?
Sollen mir bey diesen Kerzen
    Blumen der Erfüllung blühn?

Ja, ich will es endlich wagen,
    Was ich lang verschlossen hielt,
Und ein Händedruck soll sagen,
    Was ich stets für dich gefühlt.

Es will der Glanz sich immer neu vermehren,
Ein Mann tritt ein, den alle ehren,
Er ist geschmückt mit Stern und Band,
Und wartet vornehm an des Saales Rand,
Die Tänzer schaut er durch sein Glas,
Die meisten werden irr' etwas,
Und mancher, dem er vorgesetzt,
Kommt aus dem Tacte noch zuletzt.

Knaben kann man schlank und schön,
Viel geputzte Mädchen sehn,
Und es wünschen alle Blicke,
Daſs ihr Mädchen sie beglücke.
Jene, die mit mir muſs stehen,
Würdigt kaum mich anzusehen,
Kommt sich selbst geringe vor,
Zu ihr lacht der fade Thor.
Keinen Rang hab' ich zur Zeit,
Modisch ist auch nicht mein Kleid,
Bin nicht schön, auch beym Vergnügen
Soll der Rang, die Schönheit siegen.

Alle sehn nach Stern und Orden,
Ist mir nur mein Wunsch geworden,
Kann mich auch einst Würde zieren,
Ich sie alle lorgnettiren.
Diesen Tanz will ich bestehn,
Dann verachtend weiter gehn.

Er tanzt mit mürrischem Gesicht
Und wandelt verdrieſslich auf und nieder;
Da begegnet, wie der Reigen sich flicht,
Der Gatte seiner Gattin wieder,
Sie schaun sich an, sie lächeln heiter,
Sie grüſsen sich, die Wendung führt sie weiter

Wie sind wir, liebes Weib, beglückt,
Daſs wir vertraulich nah,
Die Zeit ist noch nicht weit entrückt,
Da ich dich nicht so sah.

Zwar jene waren süſse Stunden,
Als mich noch banger Zweifel band,
Wie schnell entrannen, kaum gefunden,
Minuten mir an deiner Hand.

Doch ſchön beruhigt ſind die Leiden,
Und rührend denk' ich ſie zurück,
So ſchöner glänzen meine Freuden,
So inniger fühl' ich mein Glück.

Und alle Wünſche ſind geſtillet,
Verlangen muſs hier ruhig ſtehn,
Wird meine Hoffnung bald erfüllet,
Als Vater mich beglückt zu ſehn.

Wie Blumen ſeh' ich reizende Geſtalten
Vor mir in bunten Reihen lieblich ſtehn,
Der Blick ſucht Wangen, Lippen feſt zu halten,
Die Locken, die wie dunkle Kränze wehn.

Doch eine zieht im ſchöneren Gewande
Das Aug' unwiderſtehlich nach ſich hin:
Sie ſchmiegt mich ein in liebesſüſse Bande,
Verſtrickt in goldnen Netzen meinen Sinn.

In ihr muſs ein geheimer Zauber walten,
Der einzig mich zu ihr gekettet hält,
Erblick' ich nur des Kleides weiche Falten,
Mir keine von den Schönen hier gefällt.

Seh' ich den Kranz in ihren Haaren schweben,
Glanzt aus der Ferne mir der Augen Schein,
So kampft in mir das Herz und innre Leben,
Zu sagen, wie ich will ihr eigen seyn.

Ich sah um mich so viele Blüthen prangen,
Die hellgeschmückt auf leichten Stengeln stehn,
Doch zieht zu keiner Wunsch mich noch Verlangen,
Von ihr nur Lebensdüfte zu mir wehn.

Hat Menschenbrust die Regung schon durchzogen?
Die blitzend mich in ihrer Näh' durchdrang?
Licht, Töne, Sterne kommen hergeflogen,
Umrauschen mich mit himmlischem Gesang.

Ich höre wunderbare Stimmen klingen,
Und der Musik entsteigt ein farb'ger Geist,
Ich fühle, wie die Lebensfluthen ringen,
Und wie der Klang an meinem Herzen reiſst.

So quillt das Leben weit in allen Fernen,
Die Melodie rührt tief das Herz der Welt,
Sie giebt den Schwung den tausend goldnen Sternen,
Daſs sich in Lust das groſse All erhält.

So kann der Dichter es doch niemals lassen,
Das Schwere leicht, das Leichte schwer zu nehmen,
Im Tanzen muſs er sich poetisch fassen,
Das frohe Spiel muſs sich dazu bequemen.
Er würde Schwung, Musik, sich selber hassen,
Vor seiner Schönen, vor Apoll sich schämen,
Wollt' in sie nieder nicht das Weltall steigen:
Nur so will er sich vor der Liebe neigen.

s B.

Wonne der Nacht.

Der Jüngling.

O Mondschein süſs,
Wird sie erscheinen?
Sie kömmt gewiſs;
Wie traulich einen
Sich Wies' und Wald
In Silberstrahlen! —
Kennst du die Qualen
Deſs, der in Nacht
Für dich nur wacht,
Die Winde kalt,
Den Thau verlacht? —
Die Thüre schallt.

Mädchen.

Wie die Laute lieblich klinget
Und das ganze Thal durchdringet!
Bist du unten, hörst du mich?
Liebst du mich, wie ich dein denke,
Immer traut und inniglich
In dein Anschaun mich versenke?

Jüngling.

Sie schmückt den Soller wieder,
Sie ist hervorgegangen,
Und Nacht und Mondschein prangen
Im neuen Zauberlichte,
Die Nachtigall singt Lieder,
Und Wald und Berg und Schloſs und Thal
Vereinen sich zum goldensten Gesichte,
Zum schönsten Traum der Liebe allzumal.

O kann ich's fassen, denken?
Sie will mich nicht verschmähn,
Die ich schon oft gesehn,
Die ich so heimlich liebte,
Die mich so oft betrübte,
Die will sich jetzt dir schenken.

Die Hohe, die zu Pferde
Der Stolz der ganzen Erde,
Die Hold', aus deren Blicken
Im Tanz du sogst Entzücken:
Sie ist jetzt dein auf immer.
O Zauberschimmer,
Vertraulich Licht der Nacht!
Was hör' ich? Ein Schlüssel klingt sacht
Und öffnet die Thür:
Sie tritt herfür.

Wo bin ich? Was wünsch' ich?
Die Wiese blüht üppig,
Der Bach rauschet zärtlich,
Granaten glühn feurig,
Der Himmel ist fröhlich,
Der Wald dunkel traulich,
Dein Kämmerchen heimlich.

S Z.

Das Feenkind.

An Friederike Unzelmann.

Ich kannt' ein seltsam Feenkind,
Es war so klein und zart,
Und wechselte wie Luft und Wind
Gestalt und Sinnesart.

Dem Feenkinde nur gefällt,
Was Spiel ist, bunt und kraus;
So zog es durch die weite Welt
Auf Zaubereyen aus.

Es schien ein feiner Knabe bald,
Und bald ein zierlich Weib;
Nun knapp umschlieſst, nun frey umwallt
Gewand den schlanken Leib.

Bald wählt sie Edelstein und Gold,
Der Stickereyen Pracht;
Das reichste, was die Erde zollt,
Scheint nur für sie gemacht.

Doch giebt ihr nichts der fremde Glanz,
Er leiht den Reiz von ihr:
Ihr Haar ist der Juwelen Kranz,
Ihr Arm der Spange Zier.

Bald, wie die Blumen auf der Au,
Thut sie auf Schmuck Verzicht,
Und es beschämt der Augen Blau
Nur das Vergiſsmeinnicht.

Verwandelt und verwandelnd, eilt
Sie weit durch Zeit und Raum.
Erfreut, betrübt, verwundet, heilt,
Und wie, das weiſs man kaum.

Jetzt hoch an Sinn und edlem Blut
Winkt sie, ein Ritterweib,
Vom Helmbusch ihren Knappen Muth,
Und fällt des Feindes Leib.

Als Alpenhirtin scherzt und singt
Sie munter bey der Müh,
Und in ihr kleines Hüttchen dringt
Der Liebe Kummer nie;

Der jetzo sie in irrem Wahn
Durch Hain und Wildniſs treibt:
Sie sieht nicht den Geliebten nahn,
Sie fragt noch, wo er bleibt.

Im Wunderland als Wilde dann,
Mit hüpfend leichtem Tritt,
Neckt sie den eifersucht'gen Mann
Und alle Männer mit.

Ist jetzt des Helden liebend Herz,
Der kühn um Nachruhm wirbt,
Und flieht als Freyheit himmelwärts,
Da er für Freyheit stirbt.

Sie wohnt als fromme Königin
Im Kerker, still und groſs,
Und jeder stürzte willig hin
Für sie zum Todesloos.

Jüngst kam sie, Gramzerrüttet ganz,
Bald trug man dann den Sarg,
Der unter Blumen, unterm Kranz,
Das blüh'nde Leben barg.

Ach, solls unwiderruflich seyn?
So bangte mir das Herz.
Zu schaudervoll ist dieser Schein,
Zu grausam dieser Scherz.

Doch ist umsonst mit Feenmacht
Die Holde nicht begabt:
In frischer Jugend morgen lacht,
Die eben ihr begrabt.

Dem Wechsel, der sie sonst erfreut,
Setzt sie wohl selbst ein Ziel:
Ein leichter Wink von ihr zerstreut
Der Bühne Gaukelspiel.

Klug, sittig, edel, schlingt sie nun
Der Freundschaft zartes Band.
Das, sagt' ich, ist ihr wahres Thun,
Das Ruh hat und Bestand.

Doch unter Zutraun, unter Scherz,
Fällt oftmals nebenbey
Doch der Gedanke mir aufs Herz
An ihre Zauberey.

Die feinen Thierchen um sie her
Bestärken mich darin:
Sie sind nicht da von ungefähr,
Das hat geheimen Sinn.

Wenn in dem Ringe wunderlich
Ihr schöner Cacadou
Sich wiegt, und ruft mit Namen sich:
Jaquot! Jaquot! ihr zu;

Wenn ihr das Möpschen ins Gesicht
Aus schlauen Augen gafft,
Und mit der Pfote bittend spricht,
Und eifersüchtig klafft;

Wenn unter der behenden Last
Das Roſs sich stolzer hebt;
Und jeden ihrer Winke faſst,
Und ihr zu dienen strebt;

Dann denk' ich: immer gleich gesinnt
Sind sie, verwandelt, noch,
Und tragen um das Feenkind
Verschmähter Wünsche Joch.

Drum hüte sich, wer sie nur sieht!
Mit einem Blicke bloſs
Weiſs er nicht mehr, wie ihm geschieht,
Und kommt wohl nimmer los.

Doch warn' ich vor Bezauberung,
Und bin verzaubert schon?
Stimmt sie des ernsten Liedes Schwung
Nicht zum Romanzenton?

So leg' ich ihr zu Füſsen dar
Die leichte Melodie,
Die meines Liedes Inhalt war,
Und meine Muse, sie.

A. W. SCHLEGEL.

An Buri,

über sein Bildniſs der Gräfin Tolſtoy geb. Baratinsky.

So schlingt die Rechte in des Hauptes Schleyer
Der Treue Göttin und der keuschen Sitte;
So, sinnend und versenkt in fromme Bitte,
Steht die Vestale vor dem ew'gen Feuer.

Und die bewahrt das Heiligthum nicht treuer,
Als du der Schönheit folgst mit leisem Tritte
Bis in der Göttlichkeit erhabne Mitte,
Und machst die Kunst zu reiner Andacht Feyer.

Doch mildert ihren Ernst ein lieblich Scherzen:
Du wölbst in goldner Luft aus goldnen Blättern
Der Holden eine Laub' und süſse Wildniſs.

Elysium bringt mit sich herein zum Herzen,
Von Myrt' umgrünt, umspielt von Liebesgöttern,
Das hohe zarte heiligschöne Bildniſs.

A. W. SCHLEGEL.

Das Ideal.

Der ist zu schwer, der andre fällt ins Leichte,
Den strengen Ernst hier müſste man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort sodann verkürzen,
Bald ist der Grund zu tief und bald zu seichte:
So steht die Kunst dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig schürzen;
Es muſs der Mensch auf eine Seite stürzen,
Wie fleiſsig er sich auch zur Bildung zeigte.
In jeder Kunst, im Leben, ja im Wissen
Ist auch das Beste falsch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen:
Wir können nicht heraus aus unserm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas missen,
Und Einer kann das kleine Loch nur treffen.

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben sich spiegelt,
Das sey dein Ideal, frey von der Formel Gespenst.

FR. SCHLEGEL.

Der Besuch.

I.

Morgen.

Die Waldung schweigt
Und Nebel schleichen,
Die Sonne steigt,
Glänzt durch die Eichen:
Um nasses Moos
Erbeben Funken,
Der Erde Schoos
Blüht auf und die Vögel sind trunken.

Die Lerche singt
In hohen Lüften,
Der Nachhall klingt
In allen Klüften. —

Durch Nebelzug
Nun rastlos weiter
Im schnellen Flug!
Schon glänzet die Sonne so heiter!

Die Schöpfung regt
Die muntern Glieder.
Das Herz mir schlägt, —
Ich seh' sie wieder!
Durch niedre Luft
Mit schwerem Segen
Zieht Nebelduft,
Ihm nicken die Saaten entgegen.

Wo find ich sie?
Wo mag sie weilen?
Vergifst mich nie
Und wünscht mein Eilen?
Ha, jeder Sinn,
Vom Bilde trunken,
Strebt zu ihr hin,
Die Schöpfung ist rings um versunken.

Ihr holder Blick,
Der auf mich sinket,
Ist schon mein Glück.
Wie freundlich winket
Der zarte Mund
Mit Zauberküssen!
O holder Bund!
O Glück! mich so nahe zu wissen!

Auf, eilt euch, schnell!
Ihr Rosse munter!
Der Tag wird hell,
So fliegt hinunter!
Daſs auch mein Herz
Den Segen finde,
Und jeder Schmerz
Im himmlischen Taumel verschwinde!

II.

Mittag.

Ich soll sie sehn!
Fass' ich die Wonne?
O goldne Sonne!
Ich soll sie sehn!

Wo sind sie, die Quellen?
Die Wälder verschwunden.
Wo sind sie, die Höhn?
Es lachen die hellen
Liebäugelnden Stunden:
Du wirst sie sehn. —

Wie fremde Gestalten
Durchwandern die Gassen!
Wie rauschen die Brunnen! —
Ich kann mich nicht fassen,
Mein fliegender Blick
Durchwandert die Gassen,
Durchspäht die Gestalten,
Und suchet mein Glück.

Am Fenster, was siehst du?
Es flimmert der Schein.
O Bildniſs, entfliehst du?
Kannst du es wohl seyn?

O seyd mir gegrüſst, ihr Wolken fliehend!
Gegrüſst ihr Fremdlings-Häuser!
Ihr Tauben flatternd! ihr Blumen blühend!
Waldrauschen du vom Berg hernieder!
Ich denk' es inniger, sprech' es leiser,
Das ganze Herze tönt es wieder:
Ich soll sie sehn!

III.

Abend.

Wie ist es denn, daſs trüb' und schwer
So alles kömmt, vorüberzieht,
Und wechselnd, quälend, immer leer,
Das arme Herz in sich verglüht?

Kaum gekommen
Soll ich scheiden,
Kaum entglommen
Löschen wieder
Alle Freuden,
Und der Leiden
Dunkle Wolke senkt sich nieder.

Aus den Lichtern in die Nacht,
Aus den Augen, die mir tagen,
Die mein ganzes Herz durchlacht,
Bin ich wieder allen Plagen,
Dem dürren Leben
Zurück gegeben.

Wie flücht'ge Augenblicke
Mein Glücke!
Wie lange, lange Dauer
Der Trennung düstre schwere Trauer! —
Zurück zu kehren
Und dich entbehren!

O als ich dich noch nicht gesehn,
Da durfte Sehnsucht bey mir seyn,
Ein Hoffnungswind in meinen Wünschen wehn,
Die Zukunft war ein heller Schein:
Jetzt muſs ich vom Erinnern kaufen,
Was ich kaum zerstreut empfand;
Wieder durch die wüsten Haufen,
Durch ein unbewohntes Land,
Soll ich irre, klagend, schweifen,
Und des Glückes goldne Streifen,
Auch die letzten, abgewandt.
Noch fühl' ich deine Hand,
Noch wie im Traume deine Küsse,
Noch folgen mir die holden Blicke,
Und die Empfindung, daſs ich alles misse,
Bleibt bey mir zurücke.

O Hoffen, Schmachten, Liebesleid und Sehnen,
Wie dürst' ich nach den süssen Thränen!
O tröste mich doch, eitles Wähnen,
So leer du bist, so todt, so nichtig!
Verlaſst ihr alle mich so flüchtig?

O Gegenwart, wie bist du schnell.
Vergangenheit, wie bist du klein!
O Zukunft, wie wirst du unendlich seyn!
Unendlich wie am Himmelsbogen
Die Sterne in die ewgen Räume steigen,
So fuhl' ich Stunden, Tage, Monden hergezogen,
Und durch mein tiefstes Seyn das trübe Schweigen,
Um mich ein unvergänglich Meer von schwarzen Wogen,
Und ach! kein grünes Ufer will sich zeigen!

IV.

Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht,
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid;

Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
nd ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fuhlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht;

O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne.

TIECK.

Die letzten Worte

des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dieſs Schweigen nicht mehr brechen;
Es sieht mich an mit flehender Geberde
Das stumme Bild, und dringt mich noch zu sprechen:
Warum, o Erde, hatt'st du keinen Mund,
Und warst so träg die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
Ist das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Mensch, was er gesehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?
Laſs mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden,
Nimm diese Last von der gedrückten Seele,
Und laſs dies Blatt den rechten Leser finden,

Daſs es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich gesehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle.
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke sich entzündet;
Als einsam ich beym Wort des Herrn gewacht,
Auf daſs am nächsten Morgen ichs verkündet',
Daſs unversehns zwo dräuende Gestalten
(Wie es geschehn, hab' ich noch nie ergründet)
Indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
Wo war't ihr da, ihr schirmenden Gewalten?
War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Dem Frommen eine feste Burg und Mauer
Vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
Die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löste kalter Schauer.
Doch während so das Härtste ich erdichte,
Das Auſserste zu dulden schon mich rüste,
Geschah es mir, wie ich wahrhaft berichte.

Es ist ein Ort nicht fern der Meeresküste,
Verwittwet steht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer sand'ger Wüste,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feyer
Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleyer.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
Befahl der Eine. „Willst die Glieder laben,
So folge mir zu spätem Hochzeitschmaus.
Du kannst das wohl nicht alle Tage haben."
Der andre sprach: „Nimm dieses Gold und eile;
Wo nicht, so bist du morgen schon begraben."
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräun ich fortgezogen;
Der Weg ist wohl von einer halben Meile.
Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
Sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fernher tosten dumpf die Meereswogen.
Doch unsres Weges einz'ger sichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn schnell durchs Dunkel gingen die Begleiter.

Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reise, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie sprachen mit einander durch Geberden,
Drauf gaben sie den Augen eine Hülle,
Wodurch sie nur die innre Nacht vermehrten.
Ich wurde nun in meiner Seele stille,
Und wiederhohlte gläubig stets die Worte
Voll Trost und Kraft: Herr, es gescheh dein Wille!
Und bald gelangt' ich zu dem stillen Orte,
Wohin so oft voll Andacht ich gegangen,
Und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet kenn' ich alle Schritte,
Und weiſs, daſs zum Altare wir gelangen.
Ich hört' Geräusch als wären's Menschentritte,
Und leise Laute durch die Stille schweben,
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber schien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister,
Und dachte: nun wird sichs zum Ende geben.

So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister,
Dafs ich die Stimme herzhaft so erhoben:
„Seyd abgeschiedne ihr, doch gute Geister,
Die Gott den Herrn und Jesum Christum loben,
So sprecht, was treibt euch noch zurückzukehren
In diese Welt von jener Welt dort oben?
Doch seyd ihr nicht aus jenen sel'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch also zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?“
Doch hört' ich, kaum war diefs vergönnt zu sprechen,
Ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.
Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den priesterlichen Segen;

Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
Zwar schön, doch bleich als käm sie aus dem Grab,
Der Jüngling in der ersten Blüth' der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beym hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen.
Es waren eigne seltsame Gesichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt wer Tracht und Wesen.
Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als sonderbare Klänge,
Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.
Und als verstummten Orgel und Gesänge,
An Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen sich die Menge,
Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn immer schauen —
Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen,

Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblasse Hand,
Um sie dem schönen Jüngling anzutrauen.
Wie wars, daſs ich das Zittern nicht verstand,
Als ihre Hand zu seiner sich gewendet ?
Und warum knüpft' ich solch unselig Band ?
Kaum war der letzte Segensspruch vollendet,
(In griech'scher Zunge, wie man mir befohlen)
So wurden mir die Augen neu verblendet.
Woraus sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
So schied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann lieſsen sie ein Crucifix sich hohlen,
Auf das ich muſst' mit heller Stimm' und laut
Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dieſs war mir noch die härteste der Proben,
Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.
Nun frey, löst' ich sogleich mich von den Banden,
So mir die Augen starr und fest umzogen,
Die sich alsbald empor zum Himmel wandten.

Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
Sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
Und näher brausten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch schwacher Flimmer,
Doch bald drauf sah ichs dunkel drinnen werden,
Und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.
So legt', ermüdet von der Nacht Beschwerden,
Kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
Es däuchte mir, als wär ein Schuſs gefallen.
Darob ergriff mich Schaur und kaltes Fieber,
In allen Gliedern schien es mich zu packen,
Ich sah noch Einmal in die Nacht hinuber,
Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als säſse Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder,
Doch früh am Morgen riſs es mich empor.

Nicht Ruh noch Rast für die zerschlagnen Glieder:
Noch eh die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.
Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel,
Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume.
Es legte sich der Sinne wild Getümmel.
Mir wars, als wacht' ich auf aus einem Traume.
War es des heitern Morgens frische Kühle,
Die alte Still' in diesem heilgen Raume,
War es der Trost der himmlischen Gefühle,
Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
In mancher Leiden schwerer banger Schwüle?
Mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen.
Aufs neue war das Herz dem Glauben offen,
Und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.
Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es stark im Hoffen,
So tief ist mir das Zutraun eingedrückt.
Ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —

Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden. —
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran so viele Qualen saugen,
Was hinderte dich damals abzusterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählich mich zerstören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?
Und so viel Jahre muſst' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniſs, das mich quälet,
Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren!
Indeſs der Tod schon meine Stunden zählet,
Und vor mich stellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.
O selig jeder, welchem sanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
In innrer Brust der Friede Gottes quillt!
Und diesen Frieden muſst' ich lange missen.
O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme flieſsen!

Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn,
    Laſs schlafen endlich, laſs sich endlich brechen
    Des Herzens Noth und des Gewissens Dorn.
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
    Und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten.
    Laſs diese Schrift zur fernen Zukunft sprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

BONAVENTURA.

Skolion.

Nicht einheimischen Wein bietet mir an, welcher die Lippen nur
Herb' anziehet; beym Mahl rühm' ich mich nicht so Patriot zu seyn.
Brutus sagte: Wo frey leben ich kann, acht' ich, daſs Roma sey;
Ich, wo süſserer Saft Reben entquillt, find' ich ein Vaterland.

A. W. SCHLEGEL.

Bilder der Kindheit.

Der Winter hielt die Erde noch gefangen,
Und traurig standen alle Bäum' und Auen.
Da blickt' ich auf mit sehnendem Verlangen:
O laſs mich bald die holden Blumen schauen!
Indem ich bat, hört' ich wie Vögel sangen,
Sah warme Sonnenstrahlen niederthauen;
Und wie der goldne Schein hernieder eilet,
Kein Blümchen mehr in kalter Erde weilet.

Ich saſs im Schatten einer alten Linde,
Und vor mir sah ich bunte Tulpen blühn,
Die Zweige über mir bewegt vom Winde,
Der breiten sanften Blätter helles Grün.
Mir war, als ob sie sich bestrebten linde,
Erinnrung ferner Zeit herbeyzuziehn.
Es pocht mein Herz von ängstlichem Erwarten,
Und ich erkenne plötzlich nun den Garten.

Dieſs ist der Ort, wo ich als Kind gespielet,
Die rothen Rosen von dem Strauch gepflückt;
Mich hat der Linde Schatten oft gekühlet;
Die glühnden Wangen in dieſs Gras gedrückt,
Ein süſser Schlummer oft um mich gespielet:
In frühe Kindheit werd' ich hier entrückt.
In Sehnsucht ist mein ganzes Herz entglommen,
Mein Leben, all mein Thun hinweggeschwommen.

Wer naht sich aus der Büsche Finsternissen,
Und bleibt bedächtig bei den Rosen stehn?
Will alle Freude mich auf einmal grüſsen?
Der Kindheit Wärterin soll ich hier sehn?
Ach, ich will schnell die treuen Lippen küssen
O daſs sie eilte, zu mir herzugehn!
Sie sieht mich nicht, und wählet mit Bedacht
Zu einem Strauſs der Rosen schönste Pracht.

Ich blick' auf sie, wie sie ihr Thun betrachtet,
Noch Einer nun an ihrer Seite steht.
Wie er gekommen, hab' ich nicht beachtet,
Im Freudetaumel fast mein Herz vergeht,

Da er, den mir seit lange Tod umnachtet,
Mein Jugendfreund vor meinen Augen steht.
Ich eile hin: mich fest zu überzeugen
Will ich die Arm', ihn zu umfangen, beugen.

„Wie hab' ich so in finsterm Wahn geschwebet!
Dich, Theurer, hielt ich lange für gestorben.
Wer hat mit Zauber meinen Sinn umwebet?
Mit Trauer mir der Jugend Lust verdorben?
Und keiner sprach in meinem Gram: er lebet;
Ich hätte Muth durch dieses Wort erworben.
So lange ward mein Glück mir vorenthalten,
Hier find' ich dich mit dieser treuen Alten.“

Er sieht mich an, doch er bewegt sich nicht,
Die dargebotne Hand will er nicht fassen.
Ich bin, spricht er, ein warnend Traumgesicht,
Du muſst, wie ich, die Erde bald verlassen.
Ein ew'ger Schlaf wird dich umhüllen dicht,
Du wirst den Tod, der liebend naht, nicht hassen.
Die Liebe, die ich zu dir trug im Leben,
Zwingt mich, der Liebe Blüthen dir zu geben.

Er nahm die Blumen aus der Treuen Händen,
Und reicht den Strauſs, mich kalt betrachtend, hin;
Ich muſs die thränenvollen Augen wenden,
Mir ist sein Anblick nun nicht mehr Gewinn,
„Ist dieſs ein Träumen, o so mag es enden!"
So bat ich, „es verwirrt mir meinen Sinn."
Ich sah die Blumen, muſste traurend schweigen,
Wie schon verblüht das zarte Haupt sie neigen.

Muſs selbst der Liebe holde Blume schwinden,
Wenn meine Hand sie zu berühren wagt:
Wo soll ich Trost für diese Leiden finden?
Wer blickt auf mich, die hier vergessen klagt?
So rief ich laut und riſs des Schlummers Binden,
Jedoch kein Licht den offnen Augen tagt.
Nun giebt mein Herz nur trüben Bildern Raum,
Und es erscheint prophetisch mir der Traum.

SOPHIE B.

Abendröthe.

Tiefer sinket schon die Sonne,
Und es athmet alles Ruhe,
Tages Arbeit ist vollendet,
Und die Kinder scherzen munter.
Grüner glänzt die grüne Erde,
Eh die Sonne ganz versunken;
Milden Balsam hauchen leise
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berühret,
Wenn die Sinne selig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menschen,
Berge himmelan geschwungen,
Und der groſse Silberstrom,
Der im Thale schlank gewunden,
Alles scheint dem Dichter redend,
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All ein einzig Chor,
Manches Lied aus einem Munde.

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
So glaubt das Herz die Schwere zu besiegen;
Zu den Himmlischen oben
Will es dringen und fliegen.
Der Mensch, empor geschwungen,
Glaubt schon, er sey durch die Wolken gedrungen.

Bald muſs er staunend merken,
Wie ewig fest wir auf uns selbst begründet.
Dann strebt in sichern Werken
Sein ganzes Thun, verbündet,
Vom Grunde nie zu wanken,
Und baut wie Felsen den Bau der Gedanken.

Und dann in neuen Freuden
Sieht er die kühnen Klippen spottend hangen;
Vergessend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu scherzen,
Denn hoher Muth schwillt ihm in hohem Herzen.

Die Vögel.

Wie lieblich und fröhlich,
Zu schweben, zu singen,
Von glänzender Höhe
Zur Erde zu blicken!

Die Menschen sind thöricht,
Sie können nicht zwitschern.
Sie jammern in Nöthen,
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will tödten,
Dem Früchte wir pickten;
Wir müssen ihn höhnen
Und Beute gewinnen.

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,
Ach wie wollt' ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen.

Wenn ich so ein Vogel bin,
Darf ich alles alles haschen,
Und die höchsten Kirschen naschen,
Fliege dann zur Mutter hin,
Ist sie bös' in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an sie schmiegen,
Ihren Ernst gar bald besiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel,
Dürft' ich in der Sonne schwingen,
Daſs die Lüfte laut erklingen,
Weiſs nichts mehr von Band und Zügel.
Wär ich über jene Hügel,
Ach dann wollt' ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen.

Der Fluſs.

Wie rein Gesang sich windet
Durch wunderbarer Saitenspiele Rauschen,
Er selbst sich wieder findet,
Wie auch die Weisen tauschen,
Daſs neu entzückt die Hörer ewig lauschen:

So flieſset mir gediegen
Die Silbermasse, schlangengleich gewunden,
Durch Büsche, die sich wiegen
Von Zauber ſüſs gebunden,
Weil sie im Spiegel neu sich selbst gefunden;

Wo Hügel sich so gerne
Und helle Wolken leise schwankend zeigen,
Wenn fern schon matte Sterne
Aus blauer Tiefe steigen,
Der Sonne trunkne Augen abwärts neigen.

So schimmern alle Wesen
Den Umriſs nach im kindlichen Gemüthe,
Das zur Schönheit erlesen
Durch milder Götter Güte
In dem Krystall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

Der Hirt.

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille
Und nur denke, daſs ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Weil noch mild der Mittag glühte,
Wollt' ich an der Quelle liegen,
Mich in süſse Bilder wiegen,
Da kam Anmuth ins Gemüthe,
Alle Wehmuth zu besiegen.

Wenn ich an das Bild gedenke,
Auf die abendliche Stille
Nun die stillen Augen lenke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Die Rose.

Es lockte schöne Wärme,
   Mich an das Licht zu wagen,
Da brannten wilde Gluthen:
   Das muſs ich ewig klagen.
Ich konnte lange blühen
   In milden heitern Tagen;
Nun muſs ich frühe welken,
   Dem Leben schon entsagen.
Es kam die Morgenröthe,
   Da lieſs ich alles Zagen,
Und öffnete die Knospe,
   Wo alle Reize lagen.

Ich konnte freundlich duften,
Und meine Krone tragen,
Da ward zu heiſs die Sonne,
Die muſs ich drum verklagen.
Was soll der milde Abend?
Muſs ich nun traurig fragen.
Er kann mich nicht mehr retten,
Die Schmerzen nicht verjagen.
Die Röthe ist verblichen,
Bald wird mich Kälte nagen.
Mein kurzes junges Leben
Wollt' ich noch sterbend sagen.

Der Schmetterling.

Wie soll ich nicht tanzen?
Es macht keine Mühe,
Und reizende Farben
Schimmern hier im Grünen.
Immer schöner glänzen
Meine bunten Flügel,

Immer süſser hauchen
    Alle kleinen Blüthen.
Ich nasche die Blüthen;
Ihr könnt sie nicht hüten.

Wie groſs ist die Freude,
    Sey's spät oder frühe,
Leichtsinnig zu schweben
    Ueber Thal und Hügel.
Wenn der Abend säuselt,
    Seht ihr Wolken glühen;
Wenn die Lüfte golden,
    Scheint die Wiese grüner.
Ich nasche die Blüthen,
Ihr könnt sie nicht hüten.

Die Sonne.

    Mit lieblichem Bedauern
Sehnt sich der Mutter Auge, und muſs trauren;
Noch einmal sie umfangend
Vergehn die Kleinen, an den Blicken hangend:

Sie soll und muſs sich trennen,
Nur eine Mutter kann solch Leid erkennen.
So ström' ich volle Farben,
Daſs meine Lieben in der Nacht nicht darben;
Und fort vom ird'schen Bande
Will alles hin zu mir in sanftem Brande.
Ach durft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch strömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen,
Die Erde scheint zu rauschen,
Als strebte sie den Wohnsitz zu vertauschen. —
Nun muſs ich dennoch scheiden,
Und euer Tändeln bis auf Morgen meiden!
So sauge, Mensch, denn trunken
Der groſsen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch einmal will ich strahlen,
Und dann versinken in der Trennung Qualen.

Die Lüſte.

Wie säuseln, ach so linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heiſse Liebe
In kühlen Düften.

Wenn Blumen ſüſs errötheu,
Beschämt sich neigen,
Berührten wir die schönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze säuseln
Dem der sich grämet,
So wird die leise Freude
Ihn bald beschämen.

Der Dichter.

Was wünschen und was streben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verschweben.
Was ist das höchste Ziel von allem Streben?
Es will der Mensch, wann er verklärt, von hinnen.

Drum wollt ihr, sel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienste sich ergeben,
In heiliger Natur nur lebt sein Leben,
So laſst ihn schnell in leichten Dunst zerrinnen.

Es schwebt die Seele gern auf süſsen Tönen,
Und lauschet sinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit schon den Wunsch gewähre:

Sie wünscht sich im Gesang so zu verschönen,
Daſs ihren Leib das Flammenspiel entzünde,
Sie selbst in leisen Hauch sich bald verkläre.

Als die Sonne nun versunken,
Blühet noch der Abend roth.
Lange schienen weit die Flammen,
Gegenüber stand der Mond;
Wie zwey Welten gegenüber,
Diese bleich und jene roth,
Mitten inne kleine Sterne
An des Himmels Gürtel hoch,
Unten dann die groſse Erde,
Wo im tiefen Dunkel schon
Blumen duften, Bäume rauschen,
Bey der Nachtigallen Ton.
Blaſs wird jene schöne Gluth
Und die Freude sinkt vom Thron.
Fern ist ganz des Tages Mutter,
Lichter scheint der bleiche Sohn.
An dem Schimmer freut der Mensch sich
Und ist auch im Dunkel froh.

Der Wanderer.

Wie deutlich des Mondes Licht
Zu mir spricht,
Mich beseelend zu der Reise:
„Folge treu dem alten Gleise,
Wähle keine Heimath nicht.
Ew'ge Plage
Bringen sonst die schweren Tage.
Fort zu andern
Sollst du wechseln, sollst du wandern,
Leicht entfliehend jeder Klage.“

Sanfte Ebb' und hohe Fluth
Tief im Muth,
Wandr' ich so im Dunkel weiter,
Steige muthig, singe heiter,
Und die Welt erscheint mir gut.

Alles reine
Seh' ich mild im Wiederscheine,
Nichts verworren
In des Tages Gluth verdorren;
Froh umgeben, doch alleine.

Der Mond.

Es streben alle Kräfte,
So matt sie sind, zur Erde doch zu wirken;
In den ewgen Bezirken
Der schönen Welt ist das nur mein Geschäfte;
Das muſs ohnmächtig immer ich versuchen,
Und traurig dem beschränkten Loose fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen
Und warme Sommernächte schön erhellen,
Wo leise Freudewellen
Der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen;
Sinds Sonnengeister nur, die sanfter spielen:
Mein eignes Wesen könnt ihr so nicht fühlen.

Doch wenn ich seltsam scheine,
Aus dunkeln Wolken ängstlich vorgeschlichen;
Dann ist die Hull' entwichen,
Es merkt der Mensch mit Schaudern, was ich meyne.
So zeigen Geister sich, um euch zu wecken,
Und lassen ahnden die verborgnen Schrecken.

Eine Nachtigall.

Sieh, es steigt zum dunkeln Throne
Schon die Nacht im blauen Mantel,
Und so ströme volle Wogen
Liebeslust in heiſser Klage.

Eine andre.

Was die Worte nimmer sagten,
Was in tiefem Herzen wohnet;
Das ertöne im Gesange,
Das verschöne sich im Chore!

Die erste.

Lange war die Brust verschloſsen,
Und mir fremd die süſsen Gaben.
Was ich wuſste, war nur Hoffen,
Bis der Liebe Ruf mir schallte.

Die zweyte.

Wenn der Liebe Ruf uns faſset,
Blüht ein Sternengürtel oben;
Wenn die Kindheit uns verlaſsen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die erste.

Selig war ich ganz geworden,
Kühl gelindert das Verlangen,
Als inmitten solcher Wonne
Neu die alten Schmerzen kamen.

Die zweyte.

Nur die Ew'gen dort im Glanze
Sind befreyt vom dunkeln Looſe,
Daſs, wo Freuden sich entfalten,
Neue Trauer mitgekommen.

Die erste.

In der Trauer blühen Rosen.
Seit die Brust im Schmerz gebadet,
Der aus hoher Lust geflossen,
Kann ich in Gesängen klagen.

Die zweyte.

Süſse Weihung treuen Gatten,
Wenn sie gleichen Schmerz gesogen!
Was kein Irdischer errathen,
Finden sie im gleichen Tode.

Beyde.

Es verschönet sich im Chore
Liebeslust in heiſser Klage;
Was die Sonne nimmer sagte,
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

Das Mädchen.

Wie so innig, möcht' ich sagen,
Sich der meine mir ergiebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daſs er nicht so innig liebt.

Will ichs sagen, so entschwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Flöss' es hin in Harmonieen,
Denn in jenen Tönen lebt es.
Nur die Nachtigall kann sagen,
Wie er innig sich mir giebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daſs er nicht so innig liebt.

Der Wasserfall.

Wenn langsam Welle sich an Welle schlieſset,
Im breiten Bette flieſset still das Leben,
Wird jeder Wunsch verschweben in den einen:
Nichts soll des Daseyns reinen Fluſs dir stören.
Läſst du dein Herz bethören durch die Liebe,
So werden alle Triebe, losgelassen,
Der Kraft in vollen Massen sich entladen,
Daſs unten tief sich baden die Gefühle,
Im buntesten Gewühle wilder rauschen,
Bis ferne Männer lauschen und voll Bangen
Das nah zu sehn verlangen, was mit Grausen
Die Seel' erfüllt im Sausen solcher Wogen,
Die manchen schon betrogen, und nicht ruhten,
Bis tiefer in die Fluthen ewger Leiden
Verschlungen sie die beyden, die vereinet
Im Silberschaum den süſsen Tod beweinet.

Die Blumen.

Die ſchönen Farben dürfen nicht mehr glänzen,
Man darf den ſüſsen Putz nicht mehr entfalten.
Wie ziemt' er auch zu ſolchen hohen Tänzen,
Wo Sterne heilig walten,
Die das Azur umkränzen,
Und nimmer wohl veralten?
Wenn ſich des Himmels Blumen herrlich zeigen,
So muſs der Erde Kinderglanz ja ſchweigen.

Das eine kann uns auch die Nacht nicht rauben,
Daſs wir in Düften unſer Seyn verkünden,
Muſs jungen Blüthen noch die Luſt erlauben,
Wo ſie in dunkeln Gründen
Und ſchöngeflochtnen Lauben
So innig ſich verbünden,
Die Luft mit ſüſserm Wohlgeruch zu füllen,
Je dichter ſie ſich ſelbſt in Schatten hüllen.

Vergeblich strebt der Mensch mit schlauem Sinne,
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,
Daſs jeder Blume Geist sein Geist gewinne!
Wo holde Lüfte spielen,
Daſs jeder Hauch zerrinne,
Umflossen von Gefühlen
Vergiſst er bald, von welcher Lust er trinket,
Wenn er berauscht in Balsamfluthen sinket.

Der Sänger.

Nimmer wird das Leid geendet,
Dem die Lieder nur gefallen,
Die von ferne leise hallen,
Wo es gern sie hingesendet,
Daſs sie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfangen,
Schöne Liebe gleich erhören,
Liebe Schönheit sich bethören,
Muſs ich Fernes doch verlangen,
Und nur auf das Echo hören.

So wird nie mein Sinn gewendet,
Wenn er hört die Lieder schallen,
Die von ferne leise hallen,
Wo er gern sie hingesendet,
Dafs sie wieder zu ihm wallen.

Die Sterne.

Du staunest, o Mensch, was heilig wir strahlen?
O folgtest du nur den himmlischen Winken,
Vernähmest du besser, was freundlich wir blinken,
Wie wären verschwunden die irdischen Qualen!
Dann flösse die Liebe aus ewigen Schalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umschwebte die Fluren,
Und funkelten Stern' auf den heimischen Thalen

Aus göttlicher Quelle sind alle genommen.
Ist jegliches Wesen nicht eines im Chore?
Nun sind ja geöffnet die himmlischen Thore,
Was soll denn das bange Verzagen noch frommen?

O wäret ihr schon zur Tiefe geklommen,
So sähet das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und spielend ums Herz die kindlichen Wogen,
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

Die Gebüsche.

Es wehet kühl und leise
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tausend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brausen,
Und in den leisen Worten,
Die durch die Blätter rauschen.
So tönt in Welle Welle,
Wo Geister heimlich trauren;
So folgen Worte Worten,
Wo Geister Leben hauchen.
Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume
Ein leiser Ton gezogen,
Für den, der heimlich lauschet.

Der Dichter.

Der schwarze Mantel will sich dichter falten,
Die freundlichen Gespräche sind verschollen;
Wo allen Wesen tief Gesang entquollen,
Da muſs die stumme Einsamkeit nun walten.

Es darf den groſsen Flug das Herz entfalten,
Und Fantasie nicht mehr der Täuschung zollen.
Was farbig prangt, muſs bald ins Dunkel rollen,
Nur unsichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in deinen Schauern!
Es strahlt in dir des Lichtes Licht dem Frommen,
Führt ihn ins groſse All aus engen Mauern;

Er ist ins Innre der Natur gekommen,
Und kann um ird'schen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil schon die Binde ihm vom Haupt genommen.

FR. SCHLEGEL.

Thier und Pflanze.

Kurz nur ist das Verweilen des Frühlinges, Himmel und Erde,
Eurer Vermählung Zeit; kurz die Berührung des Lichts.
Pflanze, du Erd'entsproſsne, warum so strebst du mit deinen
Faden und Blüthen empor? Pflanze, dir ist es bewuſst.
Dich verknüpfet der Sonn' und dem Reiche des Lichts das Geschlecht nur;
Anders verhält sich das Thier, anders verhält sich der Mensch,
Welcher, Sonnengebohren, nur durch das Geschlecht in der Erde
Wurzelnd, den Himmel dadurch zaubert zur Erde herab.

Durch die ganze Natur wohnt zeugende Kraft nur im Manne.
Dir, du zärtlich Geschlecht, gab sie das Pflanzengeschäft,
Auszubilden durch Sprossen den Sonnenschöſsling von innen,
Welchen mit Liebe der Mann impft auf den herrlichen Grund.
Pflanzennatur auch gab sie dem Weib: ich nenn' es die Pflanze
Unter den Thieren, den Mann unter den Thieren das Thier.
Zarter ist Liebe des Weibs, nothwendiger, stiller, auch kürzer;
Thierischer, freyer, allein daurender liebt auch der Mann.

BONAVENTURA.

Bergmanns-Leben.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen miſst,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooſs vergiſst.

Wer ihrer Felsen-Glieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiſs und Plage;
Sie läſst ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
    Der längst verflossenen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
    Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
    Umwehn sein Angesicht.
Und in die Nacht der Klüfte
    Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
    Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
    Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
    Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
    Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
    In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
    Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den Glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuſs um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebürgen
Der frohe Herr der Welt.

NOVALIS.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird gebohren,
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Daſs sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooſs quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoſs.
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloſs.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr Luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läſst er die lichten Augen sehn,
Läſst ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooſse
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm, als Geist der goldnen Zeiten,
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daſs es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

NOVALIS.

Einsamkeit.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freunden und der Welt,
Wenn er die heiſse Angst in Trauer kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt:
Dem sind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genieſst sich selbst im stillen Sehnen.

Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Lieben,
Durch Miſsverständniſs von ihm abgewandt,
Dann muſs der Mensch sich inniglich betruben,
Dann wandert er aus seinem Vaterland,
Und keine Stätt' ist ihm, kein Heil geblieben;
Er ist von Tempel, Weib und Kind verbannt,
Wohin er schaut, ist ihm die Welt getrennt,
Und feindlich ist ihm selbst das Element.

Dann fühlt das Herz den Todesdruck der Schwere,
Um sich die ausgestorbene Natur.
Es steht allein, und eine wüste Leere
Zieht sich durch Thal und Wald und grüne Flur;
Die Freunde waren, stehn im Feindesheere,
Der wilde Haſs verfolget seine Spur,
Die innre Liebe strebt empor zu flammen,
Doch drückt die schwarze Nacht das Licht zusammen.

Dann bin ich fern im Tode eingeschlossen,
Ich höre keinen Ton, der zu mir dringt,
Und Freud' und Schmerz sind aus der Brust geflossen,
Die in sich selbst in tiefsten Aengsten ringt,
Auch kein Erinnern deſs, was sie genossen,
In ihrer tauben Leere wiederklingt,
Und höhnend ruft der innre böse Feind:
Genüge dir, so wie du sonst gemeynt!

Ich bin gefangen, seufzt die arme Seele,
Bedarf wohl deren, welche mich verstehn;
Doch wenn ich mich so stumm verlassen quäle,
So muſs ich in mir selbst zu Grunde gehn.

Was frommt es, wenn ich dir den Wunsch verhehle?
Ich muſs mein Licht in andern Augen sehn.
Mit jenen eins, bin ich von dir befreyet,
Mit mir allein, bin ich mir selbst entzweyet.

Mit ihnen seh' ich die mir abwärts neigen,
Die von der todten Welt sich schon geschieden,
Und die ich selig fühlte stets mein eigen;
Von Wald und Flur und Thal bin ich vermieden,
Die Blumen wollen sich nicht freundlich zeigen,
Die Sterne gönnen mir nicht mehr den Frieden,
Natur, die Heilge, zieht sich weit zurücke,
Ich flehe wohl, sie sieht nicht meine Blicke.

Das Unsichtbare, das ich in mir hegte,
Die alte Zeit, die Liebe zu dem Hohen,
Der Glaub' an Kunst, den ich so innig pflegte,
Ist alles mit der Liebe weit entflohen.
Was herzlich sich mir an die Seele legte,
Wird sichtbarlich und will mir furchtbar drohen:
O Jammer! was ich ewig stets genannt,
Ist wild und zeitlich vor mir hingebannt!

Versteinert sieht es starr mir in die Blicke,
Was geistersüſs die Seele quillend stillte.
In Steinen liegt umher mein kindlich Glücke,
Was sonst in schnellen Blitzen sich enthüllte;
Die liebsten Kinder können nicht zurücke,
Das Mutterherz verstummt, und an dem Bilde
Erstarrt es selbst und wird zu wildem Stein,
Die tiefe Traur sinkt in sich selbst hinein.

Wenn dann die Seele hat den Fels empfunden,
Druckt sie durch alle Sinnen wie sie zürne.
Im Herzen werden Schmerzen dann entbunden,
Die Augen saugen Fluthen aus der Stirne,
Und in den Thränen bluthen alle Wunden.
Voll Mitleid neigen wieder die Gestirne,
Im ew'gen Schmerz verstummet das Verheerende,
Es löscht der Strom das Feuer, das verzehrende,
Belebt die Ewigkeit sich, die verklärende.

TIECK.

Lied.

Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daſs ichs vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Rosenlicht am Himmel schweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muſs ich sagen:
Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daſs ichs vollende.

Senkt sich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh am Bache lauschet,
Abend kühl im Walde rauschet,
Dunkel schlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daſs ichs vollende.

FR. SCHLEGEL.

Idylle.

Was regst du, mein Wein, in dem Faſs dich?
„Es brachten die Düfte mir Kunde
Von der Inbrunst meines Erzeugers,
Das regte das Innre mir auf.

Ich möchte die Bande zersprengen,
Die von ihm mich ferne halten,
Und zerflieſsen, und in den Düften
Zusammenströmen mit ihm.“

So bringen heimliche Stimmen
Der Geister Psychen die Kunde
Von der unendlichen Liebe
Im unendlichen, ihrem Erzeuger;

Und es dehnet sich ihr das Herz aus,
In unbeschreiblicher Wehmuth,
In unaussprechlicher Sehnsucht,
Bis die irdische Hulle zerreiſst.

* * *

Todten-Opfer.

I.

Sinnesänderung.

Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden schön.

Was die Natur gewoben,
Was Menschen drauf erhoben,
Verband mir Poesie.
So wähnt' ich klar zu lösen
Das Gute samt dem Bösen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgesprochen
Dem ordnenden Gefühl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerspiel.

Doch bald ist mir zerronnen
Der Muth, so dieſs begonnen,
Die Gnugsamkeit in Dunst.
Gefesselt vom Verhängniſs
Im irdischen Gefängniſs:
Was hilft mir weise Kunst?

Die Rose, kaum entfaltet,
Doch süſser mir gestaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm gestochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun schau' ich zu den Sternen,
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entsaugen,
Küss' ich die leere Luft.

O, werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falschen Welt entflohst!
Sieh mich in meiner Demuth
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Trost.

Wenn dort die Ros' erblühte,
So sey die heil'ge Güte
Endlos gebenedeyt.
Zwar sehnlich werd' ich schmachten,
Doch nicht vermessen trachten
Aus dieser Sterblichkeit.

Wo ich mich wiederfinde
Bey meinem süſsen Kinde,
Muſs Heil seyn, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmlisches Gedicht.

Den strahlenden Karfunkel
Nahm ich in grausem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bey mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

II.

Auf der Reise.

Von ferne kommt zu mir die trübe Kunde.
Es trennt mich ein Gebirg mit Wald und Klüften,
Blau dämmernd in des Horizontes Düften,
Von dort, wo ich erlitt die Todeswunde.

Da mach' ich auf die Wandrung mich zur Stunde:
Wo Bäche stürzend rauschen in den Schlüften,
Wo Felsen sich gewölbt zu dunkeln Grüften,
Da ist der Pfad mit meinem Sinn im Bunde.

Hier reiste jüngst hindurch, die ich betraure,
Nicht achtend auf des schroffen Wegs Beschwerde;
Zur heitern Landschaft südlich hingezogen.

Mai wars, nun heiſst es Sommer, und ich schaure
Von kaltem Sturm; ihr ward zum Grab die Erde:
Der Lenz hat Allen, Jugend ihr gelogen.

III.

Der Gesundbrunnen.

Der Himmel lacht, es wehen warme Lüfte,
Die Gauen blühn ringsum mit Wein und Korne.
Hier schirmen Hügel vor des Nordwinds Zorne
Ein kleines Thal voll frischer Wiesendüfte.

Und es ergieſst der Schooſs der kühlen Klüfte
Heilsamen Trank in ewig regem Borne.
Da fällt mich die unheimliche, verworrne
Vorahndung an: hier sind auch Todtengrüfte.

Kannst du dich so, Natur, mit Mord besudeln?
Wie, oder war dir jede Kraft und Tugend
Vom unerbittlichsten Gestirn gebunden?

Ja, hier, wo selbst die Quellen Leben sprudeln,
Hat, in der Rosenfülle froher Jugend,
Mein süſses Leben seinen Tod gefunden.

IV.

Der erste Besuch am Grabe.

Schon Wochen sind es, seit sie hier versenket
Den süſsen Leib, von aller Huld umflossen,
Der das geliebte Wesen eingeschlossen,
Zu dem umsonst mein Sehnen nun sich lenket.

Welk ist der Kranz, dem Grabe frisch geschenket,
Und nicht ein Halm dem Hugel noch entsprossen,
Die Sonne zieht mit glühenden Geschossen,
Noch Thau noch Regen hat den Staub getränket.

Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr dich nur weg, fühlloses Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anderswo ergieſsen.

Nur meine Thränen, heil'ger Boden, sauge!
Bey warmem Liebesblick und kühlem Hauchen
Der Seufzer sollen Wunderblumen sprieſsen.

V.

Geliebte Spuren.

Dich sollt' ich hassen, und ich muſs dich lieben,
Ort! der mein Kleinod geizig wollte haben,
Nicht um sich sein zu freun, es zu vergraben;
Selbst reicher nicht, indeſs ich arm geblieben.

Hier sind noch ihre Spuren eingeschrieben:
Auf diesen Wiesen saſs sie; Schatten gaben
Ihr Busch und Baum, und Früchte, sie zu laben;
Die Blumenlust lieſs Au und Feld sie üben.

Hier sang sie noch dem Echo muntre Lieder;
Jungfräulich wandelnd im Cyanenkranze
Lieſs sie das goldne Haar anmuthig flattern.

Bald aber sank sie, ach! entseelt danieder,
Wie den Gespielen weggerafft im Tanze
Eurydice vom Stiche falscher Nattern.

VI.

Das Schwanenlied.

Oft, wenn sich ihre reine Stimm erschwungen,
Schüchtern und kühn, und Saiten drein gerauschet,
Hab' ich das unbewuſste Herz belauschet,
Das aus der Brust melodisch vorgedrungen.

Vom Becher, den die Wellen eingeschlungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu getauschet,
Der alte König sterbend sich berauschet,
Das war das letzte Lied, so sie gesungen.

Wohl ziemt sichs, daſs der Lebensmüde Zecher,
Wenn dunkle Fluten still sein Ufer küssen,
In ihren Schooſs dahingiebt all sein Sehnen

Uns ward aus liebevoller Hand gerissen,
Schlank, golden, süſsgefüllt, bekränzt, der Becher,
Und uns zu Füſsen braust ein Meer von Thränen.

VII.

Die himmlische Mutter.

Der Himmel, sagt man, kann Gewalt erleiden.
O drangen meiner Blicke Liebespfeile
Die Wolken durch, daſs ich an deinem Heile,
Geliebtes Kind, mein Herz doch möchte weiden!

Du muſsteſt von der treuen Mutter scheiden:
Ward eine Mutter droben dir zu Theile?
Wer sagt dir Troſtung, die dein Mitleid heile,
Wenn du so fern herabschaust auf uns beyden?

Ein heil'ges Wort hat Botschaft ja gesendet,
Dort walt' ein weiblich Bild der Muttertriebe,
Das Herz der Welt, in ewigem Umarmen.

O, wenn von ernster Glorie Strahl geblendet,
Die zarte Seele flieht zum Schooſs der Liebe:
Birg du, Maria, sie in deinen Armen!

VIII.

An Novalis.

Ich klage nicht vor dir: du kennst die Trauer;
Du weiſst wie an des Scheiterhaufens Flammen
Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel stürzt' auch dir zusammen,
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum sey mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmlische zu suchen,
Auf daſs ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod sein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schicksal möge fluchen,
Deſs Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daſs mein Gebein vor solchem Tranke zittert.

Du schienest, losgerissen von der Erde,
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln,
Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
Du rieſst hervor in dir durch geistig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entschwundne Wesen.
Laſs mich denn jetzo lesen,
Was deiner Brust die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Lieſs' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er schwiege: laſs nur schauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederschein der sel'gen Geisterreiche.

Es ruft uns mit lebendigem Geräusche
Des Tages Licht zu irdischen Geschäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf sich den Blick nur heften,
Und duldet, daſs sie allgebietend täusche,
Kein Jenseits an den himmlischen Azuren.
Doch wenn die stillen Fluren

Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken so die Sterne,
Daſs unserm Geist ein innres Licht entfunkelt.
Bey Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen,
Denn sehend blind sind wir im Licht der Sonnen.

Bey Nacht auch überschreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeschiednen trennet,
Und führen sie herbey, mit uns zu kosen:
Wir staunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet,
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil sich ihre Grüfte schon bemoosen:
Ach die erblichnen Rosen
Auf dem jungfräulich zarten Angesichte,
Das selbst der Tod, gleich nach der That versöhnet,
Entstellt nicht, nein, verschönet,
Erblühn mir oft im nächtlichen Gesichte,
Daſs meine Brust ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl sie weggedränget.

So ist mir jüngst das theure Kind erschienen,
Wie auferstanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh noch das dumpfe Grab sie überkommen.
Uns Traurenden verscheuchte sie den Kummer,
Und waltete mit ihren süſsen Mienen,
Als wäre sie der Heimath nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich sich der Zweifel ein in unsre Seelen:
Ob sie, uns angehörig, wahrhaft lebte?
Ob sie als Geist nur schwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und keiner wagte sie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daſs ich schwankend zaudre
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen steh' ich fern und schaudre,
Als würden sie von einem Hauch verdorren,
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muſs ich unstät schweifen,

Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt vom Ird'schen mich entkleiden,
Und an dem Troste weiden,
Daſs diese Ding' in leeren Schein zerstieben;
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

Geh hin, o Lied! und sage:
Du jugendlicher Himmelspäher, labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,
Daſs er, emporgeschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' am Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwey theure Schatten,
Laſs uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.

IX.

An denselben.

Du Theurer, dem ich dieses Lied gesendet,
Muſs ich dich selbst schon suchen bey den Todten?
Zur Todtenfeyer hab' ich dich entboten:
Nun werd' ein Todtenopfer dir gespendet.

Wer sich zu ferner Lieben Heimath wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruſs geboten;
So ſind in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz dir liebend sich verpfändet.

Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verstummt der Laut des Schmerzes, den ich meyne,
Und diese Trauer läſst sich dort nicht nennen.

O könntest du den Perlenschmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nun weine!
Für wen sie flieſsen, weiſs ich nicht zu trennen.

A. W. SCHLEGEL.

An Novalis.

I.

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluſs, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien.

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.

Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Gebehrde,
Des Busens Ahnden, Sehnsucht nach dem Frieden.

Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du müſstest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst: fahr wohl; wir sind ja nicht geschieden.

II.

Wann sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt goldner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süſse Träume.

Bald regt sie sich, in Aengsten, daſs sie säume,
Luft, Sonne, Wasser, die sie schön genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen;
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume.

Da fühlt sie Liebe, und den stillen Lüften
Giebt sie, von tiefer Inbrunst angesogen,
Den Blumengeist und stirbt in süſsen Düften.

So wurdest du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schiedst du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

TIECK.

Geistliche Lieder.

I.

Was wär ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht seyn?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Stünd' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüſst' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien' mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heiſsen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiſs,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniſs.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muſs selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthvolles Kind,
Gewiſs ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und hohlt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein.

Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht;
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber, wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.

Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieses reift.

II.

Fern in Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle,
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süſse Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut,
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensfluth;
Steht mit vollen Händen in der Mitte
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ewgen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Muſst dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt,
Und so laſst im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

III.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefarbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süſses Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloſs in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm —
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir, zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiſs nun, wo man ewig ruht.

Dich muſs, wie mich ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein —
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlohrst, hat er gefunden;
Du triffst bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im stillen krankte,
Ewig weint' und wegverlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieſs nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen stehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergiſst:
Weiſs ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe
Lass' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straſsen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süſser Labe
Seines Herzens Fluth mir seyn,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleyer hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermiſste Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daſs Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.

Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muſs ich bitter weinen,
Daſs du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergiſst.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laſs innig mich verbunden
Auf ewig seyn mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

VII.

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniſs der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heiſsen, geliebten Lippen
Athem des Lebens zog,

Wem heilige Gluth
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daſs er des Himmels
Unergründliche Tiefe maſs,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daſs er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —
O! daſs das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süſse Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich.

Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heiſsere Wollust
Durchbebt die Seele.
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuſs
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verlieſsen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

NOVALIS.

Alte Gedichte

aus dem Spanischen.

Auf die heilige Catharina.

Reine Magd, von klarem Golde
Hat dir Gott ein Herz gegeben,
Das so fromm bestehen sollte;
Thät der Brust das dein' entheben,
Wie dein Flehn begehren wollte.

Ja er mahlt' auf deinen Wänden
Karmosinen seine Wunden,
Will sein Blut dazu verwenden.
Da ward nachgebildt gefunden
Jede Qual an Füſs' und Händen.

Christi Leiden muſst', o Holde,
In der Hütte dich umgeben,
Die kein' andre Nahrung wollte,
Was ſein heilig Mahl nicht zollte,
Und zum Lager durre Reben.

Auf der Pilgrimschaft.

Jungfrau, ewig Braut am Throne
Deſsen, der vor allen Zeiten
Dich zum Troste uns bereiten
Wollte, fur des Lebens Frohne,
Du des heilgen Gartens Krone,
Hohe Perle, so uns bliebe,
Quell der gottgeweihten Triebe,
Strahlenglanz der ew'gen Liebe,
Du, von der Gott ſelber schriebe,
Konigin dich hieſs zum Lohne.

Theure Zuflucht für Entflohne,
Milder Oelbaum reich an Früchten,
In deſs Schatten wir uns flüchten,
Da der Friede selig wohne.
Deiner Glorien lichte Krone
Wollte Salomo schon zeigen,
Engel feyerns in den Reigen;
Du, der sich die Himmel neigen,
Stumm die Schönsten alle schweigen,
Vor der Mutter mit dem Sohne.

Ach wie spricht in sanftem Tone
Die holdselge Heiterkeit,
Gnadenvolle Gütigkeit,
Daſs sie freundlich unser schone.
In den Feldern von Sione
Lilienblume hold verschlossen,
Frommer Demuth Palm' entsprossen,
Die des Segens Füll' ergossen,
Uns gewaffnet mit Geschossen
Allen Schrecken gar zum Hohne.

Lieb' entquillt aus jeder Zone
Dir, des Lebens neue Sonne,
Leuchtend Licht, das uns, o Wonne,
Neu erschuf im ird'schen Thone.
Herrin, ach! was sind wir ohne
Deine süſse Huld zu achten?
Wenn wir gleich die Pein verlachten,
Wird die Schuld uns trüb' umnachten,
Wenn es nicht die Augen machten,
Lichter Hoffnung Chalcedone.

Schau herab von deinem Throne,
Königin, zu der wir trachten,
Unsern Feind durch dich verachten,
Jeden Schmerz in Frieden brachten,
Ende du mein tiefes Schmachten,
Daſs ich selig bey dir wohne.

Vom Leiden Christi.

Erd und Himmel sich beklagten,
    Trübe war das Licht verborgen,
Wüthender das Meer zu brüllen
    Wälzte dunkel seine Wogen,
Als der hohe Welterlöser,
    An dem Kreuze bald gestorben,
Worte, würdig heiſser Thränen,
    Also sagte, wie sie folgen:
„Nun, o Herr, in deine Hände
    Sey anjetzt mein Geist befohlen.“
O unsäglich tiefe Trauer,
    Unvergleichbar bittre Loose,
Daſs der unerschaffne Schöpfer
    Selber zum Geschöpf geworden,
Um dieselben zu erretten,
    Die ihm gaben Tod zum Lohne!

Nur du seine hohe Mutter,
Reiner Jungfraun heilge Krone,
Du allein vom Trost entkleidet
Magst es sagen, Freudenlose! —

L i e d.

Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Sey der Tod das Ziel des Strebens,
Und mein Lohn.

Mutter ward ich wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erst beweine,
Seit sie doppelt mir im Herzen,
Doppelt Leiden mir gegeben
Um den Sohn,
Daſs im Tod der Herr des Lebens
Ist entflohn.

Weil viel Tod ist überwunden
Durch des Einen bittres Sterben,
Drum muſs billig für die Wunden
Viele Tod' ich Eine sterben,
Und es schickt den Trost vergebens
Von dem Thron
Zu mir her das Licht des Lebens
Für den Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt in Reihen,
Thiere, wandelnd auf den Weiden:
Sagt, warum wollt ihr nicht schreyen,
Mich zu trösten in den Leiden?
Der allein kein Trost gegeben,
Weil entflohn
In den Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

FR. SCHLEGEL.

Hymnen

nach dem Lateinischen.

Die vor Liebe sterbende Maria.

Hört, Sionitinnen,
Meine Gespielinnen!
Seht mich mitleidig an,
Saget dem Bräutigam,
Liebe verwunde mich,
Nimmer gesunde ich.

Stützet die wankende
Schmachtend erkrankende;
Bettet auf Düften sie
Kühlet mit Lüften sie:
Denn in mir wälzen sich
Flammen, und schmelzen mich.

Häufet mir labende
Schlummerbegabende
Zweige zusammen auf,
Legt mich in Flammen drauf:

Als Phönix sterb' ich so,
Leben erwerb' ich so.

Ob Lieben Leiden sey,
Ob Leiden Lieben sey,
Weiſs ich zu sagen nicht;
Aber ich klage nicht;
Lieblich das Leiden ist,
Wenn Leiden Lieben ist.

Liebe, was quälst du mich?
Besser entseelst du mich.
Zögernde Peinigung
Hemmt die Vereinigung:
Jahr' aus Sekunden hier
Machen die Wunden mir.

Brich aus des Lebens Schooſs,
O Seele, strebend los!
Das Feuer eilt hinauf,
Und nimmer weilt im Lauf
Bis an des Himmels Rand:
Dort ist mein Vaterland.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Phöbus, auf! am heitern Himmel
Strahle hell dein Angesicht.
Sieghaft aus der Schlacht Getümmel
Kommt die Feldherrin ans Licht.
Die Stygischen Mächte
Schlug Judiths Rechte,
Maria, so die Feinde bricht.

Schweb' erlaucht in Siegesehren,
Laſs der Erden Region,
Und erschwinge dich zum hehren
Himmlischen Palast und Thron;
All der vollbrachten
Thaten und Schlachten
Empfange den bereiten Lohn.

Zeuch mit fliegendem Paniere
  Himmlische Miliz! hinaus;
Den Triumphes-Wagen führe
  Jauchzend in der Sterne Haus;
      Den Lorbeer binde
      Und Kränze winde,
Gieb Rosen, streue Lilien aus!

Festlich lodern laſst die Flammen,
  O ihr glühnden Seraphim!
Stimmt der Hymnen Klang zusammen,
  O ihr ſüſsen Cherubim!
      Jubelnd vor allen
      Laſs Gabriel schallen,
Du Brautbewerber, deine Stimm'!

Deine Arm' entgegenbreite,
  Jesu, zu der Mutter Gruſs;
Sie hinauf zum Vater leite,
  Unter manchem keuschen Kuſs.
      Sohn, die dich pflegte,
      Und liebend hegte,
Hab' ihrer Liebe nun Genuſs.

Heilge Dreyheit der Personen,
Gieb die Kron' des Ruhmes ihr;
Der Siegskönigin zu lohnen,
Beut des Zepters goldne Zier.
Von nah und ferren
Die hohe Herrin
Mit frommem Lied begrüſsen wir.

Heil tausendmal dir!
Gruſs ohne Zahl dir!
Beschirm dein Volk, o Königin.
Starke Bellona!
Milde Patrona!
Gieb deinen Dienern deſs Gewinn.
Maria, reine!
Mutter wie keine!
Zeuch deine Kinder nach dir hin.

Vom jüngsten Gericht.

Jenen Tag, den Tag des Zoren,
Geht die Welt in Brand verloren,
Wie Propheten hoch beschworen.

Welch ein Graun wird seyn und Zagen,
Wenn der Richter kommt, mit Fragen
Streng zu prufen alle Klagen.

Die Posaun' im Wundertone,
Wo auch wer im Grabe wohne,
Rufet alle her zum Throne.

Tod, Natur mit Staunen sehen
Dann die Creatur erstehen,
Zur Verantwortung zu gehen.

Und ein Buch soll sich entfalten,
So das Ganze wird enthalten,
Ob der Welt Gericht zu halten.

Wann der Richter alſo richtet,
Wird, was heimlich war, berichtet,
Ungerochen nichts geſchlichtet.

Ach was werd' ich Armer ſagen?
Wer beſchirmt mich vor den Klagen?
Da Gerechte ſelber zagen.

König, furchtbar hoch erhaben,
Frey ſind deiner Gnade Gaben:
Woll' auch mich mit ihnen laben.

Milder Jeſu, woll' erwägen,
Daſs du kameſt meinetwegen,
Um mein Heil alsdann zu hegen.

Ich war Ziel ja deines Strebens,
Kreuzestod der Preis des Lebens;
So viel Muh ſey nicht vergebens.

Richter der gerechten Rache,
Nachſicht üb' in meiner Sache,
Eh zum letzten ich erwache.

Reuig muſs ich Angst erdulden,
Tief erröthend vor den Schulden:
Sieh mich Fleh'nden, Gott, mit Hulden.

Du, der lossprach einst Marien,
Und dem Schächer selbst verziehen,
Hast mir Hoffnung auch verliehen.

Mein Gebet gilt nicht so theuer;
Aber laſs mich, o du Treuer,
Nicht vergehn in ew'gem Feuer.

Zu den Schafen laſs mich kommen,
Fern den Böcken, angenommen
Dir zur Rechten bey den Frommen.

Wann Verworfnen ohne Schonung
Flammenpein wird zur Belohnung,
Ruf mich in des Segens Wohnung.

Herz, zerknirscht im tiefsten Grunde,
Bete, daſs ich auch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde.

Thränen bringt der Tag des Zoren,
Wo aus Staub wird neu geboren
Zum Gericht der Mensch voll Schulden.
Darum sieh ihn, Gott, mit Hulden;
Jesu, milder Herrscher du,
Gieb den Todten ew'ge Ruh.

A. W. SCHLEGEL.

Hellenik und Romantik.

I.

Das Leben.

Kräftig und jauchzend und klar, so strömte die Welle des Lebens
Durch die Seele der Menschen, in euch ihr hellenischen Zeiten,
Als vor dem Hauche der Sitten zuerst sich die Nebel der Wildheit
Brachen, und jugendlich bluhend die Welt aus dem Nebel hervortrat.
Damahls war sie ein Spiegel der frischen, lebendigen Kräfte,
Die sich im Innern erbildend auch alles Aeuſsre verschönten.

Leben und Glauben war Eins! Man wuſste noch nicht, daſs man glaubte,
Denn es hatte der Mensch noch nie besonnen gezweifelt,
Hatte nicht kritisch gewählt, was den Zweifel beruhigen möchte.

Sehnsucht, heiliges Pfand von unserm unendlichen Daseyn,
Freundlich warest du noch, warst noch des Lebens Gespielin.
Wie einst unter den Hirten Apoll ein geselliger Hirt war,
Also verkehrten mit dir, du Göttin im menschlichen Herzen,
Traulich der irdische Wunsch und jede vergängliche Hoffnung!
Schwester nannten sie dich, und während sie spielten im Thale,
Horchten sie deinem Gesang, der von den Hügeln herabfloſs,
Und genossen das himmlische Lied mit den Düften der Erde. —

Schlug dann mächtig das Herz, das machte die Brust nicht beklommen.
Weit und hell, wie der Äther mit freyen Armen umschlinget
Fluren und Wälder und Berge, — so schlang sich die geistige Sinnung
Um die Wechselgestalt des leiblichen Sinnes, und beyde
Gaben das fröhliche Bild harmonischer Tage des Frühlings.
Daſs uns ein höherer Geist beseele, denn alle Gestalten,
Welche sich um uns regen, das fühlte der Mensch im lebend'gen
Wollen und Thun, er vermochte sich nicht so niedrig zu schauen,
Oder so elend, als jetzt ein seellos Spiel der Begriffe,
Mit dem Jammer verbündet der künstlichen Lebensvergeudung,
In das Haken - System des eisernen Denkens ihn hinwirft! —

Statt sich niederzuwerfen der niedern Schöpfung, erhob er
Selbst die kleinen Naturen an seinen unsterblichen Busen,
Und umfing sie mit geistiger Lieb', als ein geistiges Leben! —
  Zwietracht war in den Dingen auch damahls, aber im Geiste,
Der zum fröhlichen Kampf geübt und immer bereit stand,
Lös'te sich Zwietracht auf in Spiele des rühmlichen Kämpfens.
Und man gedachte nicht dran, sie aufzulösen, sie waren's,
Wie der heroische Blick sie faſste mit göttlichem Frohsinn!
  Also wogte dahin das Leben in herrlichem Strome,
Und begrüſste den Tod als ein Meer, wohin sich die Ströme
Alle drängen, ein Meer, das alle Ströme vereinet.

Da kamen andre Zeiten, graue Nacht
Verschlang der Sonne jugendlichen Schein,
Der frische Lebensgeist war ausgefacht,
Man wollte lebend ohne Leben seyn!
Des kalten Denkens Auge war erwacht,
Und schaute zweifelnd in die Welt hinein.
Es war des Glaubens schöner Himmelsbogen
Vom Nebeldunst des Forschens rings umzogen.

Und auf den Herzen lag der Nebel schwer,
Sie konnten frey nicht athmen, nicht erklingen!
An Herzens-Echo war die Schöpfung leer,
Denn sie vermochten nicht, es wach zu singen.
Die Seele fühlte keinen Frieden mehr,
Was sollte da den Zwist der Welt bezwingen?
Es floh der Künste muntres Leben-Spiel,
Aus jener Zeiten Furcht- und Angst-Gewühl.

Auf ewig war die junge Zeit verschwunden,
Da Glauben noch und Leben Eins nur waren,
Da sie als Kinder kindlich sich verbunden,
Und keine Trennung hatten noch erfahren.

Das Leben zählte sich nach bangen Stunden,
Der Glaube wuſste nicht sich zu bewahren;
Weg von der Kerze in die Luft gehaucht,
Verfliegt die Flamme, und die Kerze raucht.

Ja, Sonnentag des jungen Menschenlebens,
Einheit von Licht und Wärme in den Seelen,
Dich ſucht das forschende Geschlecht vergebens,
Der Suchende muſs ewig dich verfehlen!
Du bist kein Ziel des Forschens noch des Strebens,
Man ist der Deine, ohne dich zu wählen:
So schaun wir keinen Stern bey Sonenschein,
Die Sonne steht und glänzt und wärmt allein.

Doch in der Nacht, die jetzo war gekommen,
Da sehnte sich der Mensch nach Sternen-Schein;
Als ihm das eigne Sonnenlicht verglommen,
Sank auch die Welt in Dunst und Nebel ein.
Jetzt fand er erst sich in der Welt beklommen,
Und wollte gerne überweltlich seyn.
Hier war das Leben in sich selbst geschieden,
Hoch über'm Leben wunscht' er Lebens-Frieden!

In diese Nacht stieg Jesus Christus nieder,
Ein Wunderthäter für das Wundersehnen!
Er starkte neu die schon gelähmten Glieder,
Und trocknete die längst gefloſsnen Thränen;
Er brachte nicht das Paradies uns wieder,
Er wollte nur das Feindliche versöhnen.
Ach, nur Entzweyung kann Versöhnung geben,
Drum muſs der Mensch auch der Versöhnung beben!

Die Nebel fliehn vom Himmels Angesicht,
Doch Dunst und Nacht muſs auf der Erde weilen;
Aus blauem Dunkel winkt der Sterne Licht,
Nur daſs wir schaun, wie Dunst und Nacht verweilen.
Und ob der Sterne Mund auch tröstlich spricht:
„Der Stern in euch kann zu den Sternen eilen;“ –
Die Himmels-Flamme brennt auf irdnen Kerzen,
Wie hebt der Geist sich mit dem Sinnen-Herzen? —

Wir glauben neu, doch wissend, daſs wir glauben,
Wir haben es dem Zweifel abgezwungen,
Drum fürchten wir, er möcht' uns wieder rauben,
Was wir mit banger Sehnsucht jetzt umschlungen;

Ja, Furcht und Bangheit düstern unsern Glauben,
Und mit dem Zweifel wird noch stets gerungen,
Das Leben flieſst nicht mehr in freyem Guſs,
Es krümmt und dämmt und wechselt sich der Fluſs.

Wohin sich noch die Welle soll ergieſsen?
Ach zu den Sternen, deren Bild sie trägt!
Es möchte aufwärts zu den Himmeln flieſsen,
Was sich als Himmelsspiegel drin bewegt. —
„Daſs diese Sterne in der Welle sprieſsen,
„Daſs dieser Strom den Himmel in sich hegt!"
Wir hören's wohl; doch schwer ist's, zu erfahren,
Wie Well' und Himmel einst ein Ganzes waren! —

Leb' wohl, o du des Glaubens Herosthum,
Du rangst und spieltest gern im Weltgewimmel.
Religion ward drauf ein Ritterthum,
Die Welt verläugnend, kämpft sie für den Himmel.
Uns, Freunde, sey des Glaubens schönster Ruhm,
Die Welt zu lieben, als den Weg zum Himmel.
Wir scheiden Pflicht und Neigung, Geist und Sinn,
Doch sinnlich strebend zu der Geist'gen hin.

Zum Ziel des Strebens ist ein mystisch Bild
Von sinnlich - geist'ger Harmonie gestellt.
Die Sehnsucht wird durch Sehnen noch gestillt,
Als Ort des Sehnens lieben wir die Welt.
So auch mit Sehnsuchts - Düften überhüllt
Die neue Kunst dem Menschen wohlgefällt,
Hellenisch Leben, du bist uns verlohren,
Drum haben das romant'sche wir erkohren.

II.

Der Tod.

Freylich uns schneidet die Parze zu früh den Faden des Lebens! —
Jung noch bin ich, obwohl schon im versilberten Haar.
Ist es mir doch, als wären die frischen Spiele des Jünglings
Gestern gewesen, so frisch lacht mir noch heute die Welt.

Heute noch glänzt mir die Rose wie Lippe des Mädchens, noch heute
Duftet der Apfel mich an, wie ihn der Knabe geschmeckt.
Mir, dem Alten, ist ach! nichts alt geworden, die Seele
Gruſset sich selber noch jung, grüſset den himmlischen Tag! —
Aber ich träume zuweilen vom Tod, von lieben Gestorb'nen.
Gleich mir waren sie jung, aber wir nannten sie alt! —
Auch begegnet es mir, daſs sich die Erinnrung verirret,
Wunderbar leb' ich zurück, ach und ich leb' es auch nicht!
Was ich gehört und gesehn in verschiednen Jahren und Stunden,
Was sich zu anderer Zeit, immer auch anders gezeigt,
Wird mir ein Wundergemisch, ich fühl' es zugleich wie der Knabe,

Wie der Jüngling, der Mann, — ach, und so fühl' ich's nicht recht.
Jetzt ist heller die Stunde, ich könnt' empfinden als Knabe,
Oder als Jüngling und Mann, jedes in jeglicher Kraft! —
Sterben sollt' ich? — ich kann's nicht! — Dennoch fühl' ich, die Parze
Nahet mit kältender Hand mir an die Schläfe des Haupts!
Kränzt mir die Schläfe mit Rosen, und reicht der singenden Lippe
Dort den bekränzten Pokal, — Leben, du würze den Tod! — —
Kinder, war es denn dunkel? — Du wendest die Fackel, o Knabe! —
Seh' ich Dämmrung des Tags? glänzet der Morgen empor? —
Wende die nächtliche Fackel! — mir strahlt in rosigem Lichte
Hermes geflügelter Stab mit dem Erneuungs-Symbol.

Bin ich ein Schatten geworden in diesem Lichte?
Du bist es,
Leichte Gestalt; — jetzt erst fühl' ich, du warst
eine Last! —
Freunde, vernehmt ihr mich noch? — Lebt wohl,
ich folge dem Gotte,
Lebend in leichter Gestalt grüſs' ich Elysiums
Flur! —

Du hast im Tod ein weltlich Lied gesungen; —
Mir ist das ganze Leben nur ein Sterben,
Die wilden Sinne hab' ich längst bezwungen!

Nur durch den Tod läſst sich der Himmel erben,
Dieſs Wort vernahm ich in der Kindheit Tagen,
Und Märter-Kronen wünscht' ich zu erwerben!

Ein äuſser Gram belohnte mein Entsagen,
Ich liebte Rosen, lieſs sie doch verblühen,
Von ihrem Dorne wollt' ich Kränze tragen.

Ich sah das Morgenroth am Himmel glühen,
Es glühte schön, doch dacht' ich an's Verglimmen.
Der hellste Tag muſs vor der Nacht entfliehen,

Das sanfte Sternenlicht dem Tag entschwimmen:
Nichts kann beharren, nichts vereinet bleiben,
Das Leben selber will nicht mit sich stimmen.

Das Staubes-Leben ist nur ein Verstäuben;
Doch eines blieb mir treu und sonder Wanken,
Und sah geruhig Well' auf Welle treiben,

Ein Wunderlicht im Herzen und Gedanken,
Ein hohes Sehnen, dem hier nichts genüget,
Gesundheits-Ahnung eines Ewig-Kranken.

Und ob der Krankheit dieser Leib erlieget,
Des Leibes Ohnmacht läſst den Geist genesen;
Es siegt der Tod, mein Geist hat mit gesieget! —

Wohl Vieles ist mir werth und lieb gewesen,
Im raschen Wechsel der Vergänglichkeit,
Ach wär's zur Unvergänglichkeit erlesen! —

Seh' ich hinaus in jene Ewigkeit,
O Licht und Laut, euch möcht' ich wieder finden,
Doch nur dem Schönen als Symbol geweiht! —

Ach diesen Wunsch, ich kann ihn nicht ergründen,
Verklärtheit will ich schaun, nicht Schatten-Bilde,
Ich will mich geistig-leiblich wieder finden! —

Wer kann ſie nennen, diese Sinnen-Milde,
  Dieſs Leuchten, Klingen ohne Strahl und Ton?
  Mir wird das Sterben ſüſs in dieſem Bilde! —
Der Welt entſtorben, red' ich himmliſch schon! —
  Gebt mir der Roſe Glanz in Duftgefühlen,
  Als Mondenlicht den schönsten Flöten-Ton, — — —
Lebt wohl! und lernt den Tod im Leben fühlen! —

MNIOCH.

Hymnen.

I.

Apollo, wirst du diese Gluth noch lindern?
Ich selber sprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Musen süſs und wild mich riefen;
Schon fleh' ich dich, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt stark, und willst du ihn nicht hindern,
So muſs der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, so im Haupt mir lange schliefen,
Versinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treuste Treue soll dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Brust gerungen,
Schon strömt mir alle Kraft zum Ziel zusammen.

Allmächt'ger! wolle jetzt nur freundlich schonen,
Und hab' ich, was du mir enthüllt, gesungen,
Laſs mich verzehren schnell von deinen Flammen.

II.

Diana, heil'ge, wo sind deine Brüste?
Begeistrung trinkt der Löwe sich im Blute,
Titanen schwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüste.

Umklirrt blieb still, als ob es nichts nicht wüſste,
Das Räthselbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Priester ruhte,
Der groſsen Göttin tiefſten Saum noch küſste.

Diana, heil'ge, reich zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüste Füll' im Marmor schaute,
Da ward von deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor dir ergraute,
So fuhlt' ich Kraft auch, nimmer zu erschlaffen,
Bleib' in Mysterien ewig nun versunken.

III.

Ich ſoll den Schleyer, Isis, dir zerreiſsen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu schaun, wie sich die innre Kraft gebähre.
Was frommen Schleyer da, so schön sie gleiſsen?

Sie wollen feige sich dem Licht entreiſsen,
Daſs träge Ruhe so die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd sich dem Nichts befleiſsen.

Den Schwachen mag der groſse Blick verderben,
Daſs er sich selbst entflohen da versteine,
Wo jede Kraft dem Starken sich erhöhte!

Ich fühle schon den Gruſs der Morgenröthe.
Eh' ich nun länger ängstlich sehnend weine,
Laſs gleich das Blut den grünen Boden färben.

FR. SCHLEGEL.

Der Zornige.

Auf zu 'n Waffen! Auf zu 'n Waffen!
Wer sich je der Kämpfe freute!
Schirmt mit Erz euch um den Busen,
Reiſst den Stahl von eurer Seite!

Ringt empor mit allen Kräften,
So wird euer bald die Beute;
Hemmen Felsen eure Schritte?
Endlich kommt ihr in die Weite.

Hier sind Ströme überstürzend,
Und hier brennt ein grimmig Feuer;
Laſst das Wilde mit dem Wilden
Kämpfen, wird sich Ruh erzeugen.

Nach dem Lichte geht mein Kämpfen,
Nach der Freye will mein Streiten:
Wie das Dunkel sich herab wirft,
Will mein Herz sich mir entzweyen.

Unten hör' ich Wasser toben,
Wie die Schlunde nach mir geizen,
Oben will der Sturm mich schelten,
Und der Blitz will nach mir greifen.

Soll ich Schutz in Höhlen suchen?
Nein, das Dunkel macht mich feiger.
Auf! mein Trotz, sey ungebändigt,
Schau die Felsen an, die steilen.

Wie sich ihre Steine thurmen
Und sich keinem Willen beugen,
Also aufrecht streb' mein Herze,
Daſs du Sturm, Blitz, Strom nicht scheuest.

Reiſst euch nur, ihr wilden Strudel,
Steh entgegen, wild Gesteine,
Werft euch auf mich, Eichenstämme,
Fallt hernieder, Donnerkeile!

Um so eh bin ich gesunder
Und mein Wille springt in's Freye,
Wenn ihr mich bergunter wälzet,
In die tiefen Klufte schleudert.

Tiefer liegt der Wald schon unten
Und die Finsterniſs entfleuget,
Auf die Felsen tret' ich herrschend,
Mancher Ast entgegen beuget.

In der Höhle Arm gefangen,
Bin ich dennoch ohne Scheue,
Mein Bemühn war nicht vergeblich
Und ich fühle keine Reue.

Tief und tiefer will ich klimmen,
Und der Oede widerstreiten,
Will kein Klang mir weiter folgen,
Muthigt mich doch mein Geschreye.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
In mir tobt ein wilder Leue,
Und dem Stahl des Schwerdtes zucken
Funken aus dem Stein, die leuchten.

Und es springen mir die Wände,
Und ich sehe schon die Bläue.
Meinem Ringen flieht das Dunkel,
Oben glänzt die Sternen-Reihe.

Nieder knie' ich nun und danke,
Goldne Strahlen ziehn erfreuend
Liebesnetze um den Kämpfer,
Der die Waffen weit weg streute.

Endlich, ruft er triumphirend,
Ist mein Herz und Leben euer.
Alle Klüfte liegen unten:
Nun verzehr' mich Liebesfeuer!

TIECK.

Lied.

In meines Herzens Grunde,
Du heller Edelstein,
Funkelt all' Zeit und Stunde
Nur deines Namens Schein.
Erfreuest mich im Bilde
Mit Spiel und leichtem Scherz,
Rührend so süſs als milde
Mir an das wilde Herz.

Ueber Berge seh' ich ziehen
Dein' jugendlich' Gestalt,
Doch, wie die Wolken fliehen,
Das Bild vorüberwallt;
Es fuhrt mich fort durch Wiesen
Weit ab in Thales Grund,
Doch wenn ichs will genieſsen,
Zerflieſset es zur Stund.

Ich will dich nicht umfassen,
Nur fliehe nicht von mir.
Das Bild kann ich nicht lassen,
Noch läſst es auch von mir.
Bey dir nur ist gut wohnen,
Drum ziehe mich zu dir.
Endlich muſs sich doch lohnen
Schmerz, Sehnsucht und Begier.

Bringt jeder Tagesschimmer
Doch neuer Hoffnung Schein,
Und schreibt uns beyd' noch immer
Ins Buch des Lebens ein.

Drum laſs mich vor dir grünen,
Und leben froh und frey.
Gerne will ich dir dienen,
Daſs treu dein Herze sey.

BONAVENTURA.

Fortunat.

Romanze.

Thauig in des Mondscheins Mantel
Liegt die stille Sommernacht,
Und ein Ritter reitet singend
Wiesenplan und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klatscht ihm sanft den Hals;
Weiſst du nicht, daſs wartend Lila
An dem offnen Fenster wacht?

Bist ja kein Turnier- und Streitroſs,
Wie sein Reiter steif und starr,
Das, den Stachel an der Stirne,
Nur so blindlings rennen mag.

Nein, du trägst auf seinen Zügen
Den behenden Fortunat,
Schmiegst mit ihm dich still im Dunkel
Ueber Stege, glatt und schmal.

Bald zu dieser, bald zu jener
Ging die heimlich nächt'ge Bahn;
Abends hin mit raschem Sehnen,
Früh zurück mit trägem Gram.

Wann ich oft von deinem Rücken
Mich zur hohen Kammer schwang,
Standst du still, bis mich empfangen
Der Geliebten zarter Arm.

Ja ich weiſs, wenn eine Spröde
Herz und Thur verschlösse gar,
Würdest du mit leisem Hufe
Klopfen, bis sie aufgethan.

Wie er noch die Worte redet,
 Oeffnet sich ein heimlich Thal.
Bin ich, sprach er, irr' geritten?
 Ist mirs doch so unbekannt.

Wunderlich durch Sträuch' und Bäume
 Schleicht des Mondes blasser Strahl,
Und ein Busch mit blühnden Rosen
 Winkt von drüben voll und schlank.

Busch, ich grüſs in dir mein Bildniſs,
 Rosen trägst du ohne Zahl;
Und mir blüht im regen Herzen
 So der Liebe süſse Wahl.

Manche reif, und Knospen andre,
 Alle doch verblühn sie bald,
Und der Saft, der jene füllte,
 Wird den jüngern zugewandt.

Denn den Kelch, der sich entblättert,
 Schlieſset keines Willens Kraft.
Lila, Lila! diese Knospen
 Drohn dir meinen Unbestand.

Aber daſs du nicht ihn ahndest,
Komm' ich mit dem Kranz im Haar,
Biet' ein schön erröthend Sträuſschen
Deinem weiſsen Busen dar.

Rosen, Rosen! laſst euch pflücken,
So zu sterben ist kein Harm:
O wie will ich euch zerdrücken
Zwischen Brust und Brust so warm!

Und er lenkt das Roſs entgegen,
Doch es scheut sich, wie es naht,
Und er kann von keiner Seite
Dicht zur Rosenlaub' hinan.

So gewohnt bey Nacht zu wandern,
Thöricht Roſs, wie kommt dir das?
Fürchtest du die Licht' und Schatten,
Wankend auf dem feuchten Gras?

Doch es tritt zurück und bäumt sich,
Wie er spornt und wie er mahnt;
Drauf mit seinen Vorderfüſsen
Stampfet es den Grund und scharrt.

Wühlet weg den lockern Boden,
Tief und tiefer sich hinab.
Schätze, glaub' ich, willst du graben;
Eben ists ja Mitternacht.

Unter seinem Huf nun dröhnt es,
Das sind Bretter, ist ein Sarg,
Und es traf ein Schlag gewaltig,
Daſs der schwarze Deckel sprang.

Schwingen will er sich vom Sattel,
Doch er fühlt sich dran gebannt,
Und der Gaul steht jetzo ruhig
Vor dem Sarg, im Boden halb.

Und es hebt sich wie vom Schlummer
Eine weibliche Gestalt,
Deren Züge blasser Kummer,
Aber sanfte Lieb' umwallt.

Kommst du, hier mich zu besuchen,
Deine Clara, Fortunat?
Diese Linden, diese Buchen
Waren Zeugen unsrer That.

Wie du Treue mir geschworen,
Wie dein Mund so flehend bat,
Meine Ros' ich dann verlohren,
Und die Scham danieder trat.

Doch die Sünde ward mir theuer,
Mahnte nun mich früh und spat;
Für des Angedenkens Feuer
Wuſst' ich keinen andern Rath,

Als mich hier so kühl zu betten,
Wie du siehst, daſs ich gethan.
Ach! ich hofft' in Liebesketten
Dich noch einmal hier zu fahn.

Von des stillen Thales Schooſse
Wird geschirmt die bange Scham;
Lieb erzog hier manche Rose
Für die eine, die sie nahm.

Sieh dieſs Lager, traut und enge,
Wie ich sorgsam anbefahl,
Daſs es uns zusammendränge
Zu der süſsen Wolluts Qual.

Durch des Vorhangs grünen Schleyer
Bricht kein unwillkommner Strahl,
Und uns weckt aus ew'ger Feyer
Keiner Mond' und Sonnen Zahl.

In den kuhlen Arm zu sinken
Beut die heiſse Brust mir dar.
Deine Seel' im Kusse trinken
Will ich nun und immerdar.

Leise zieht sie ihn hernieder:
Schöner Jüngling, so erstarrt?
Kaum gebrochne Augen hebend,
Sinkt er zu ihr in den Sarg.

Lila, Lila! wollt' er lispeln,
Doch es ward ein sterbend Ach,
Weil alsbald des Grabes Schauer
Seinen Lebenshauch verschlang.

Mit Getöse taumeln wieder
Fest die Bretter auf den Sarg,
Und ein Sturm verwühlt die Erde,
Die der Gaul hat aufgescharrt.

Heftig bricht er alle Rosen,
Säuselnd blättern sie sich ab,
Streun sich zu des Brautbetts Weihe
Purpurn auf das grüne Gras.

Weit ist schon das Roſs entsprungen,
Flüchtig durch Gebirg' und Wald,
Kommt erst mit des Tages Anbruch
Vor der Hütte Lila's an.

Bleibt da stehn, gezäumt, gesattelt,
Ledig, mit gesenktem Hals,
Bis die arme schlummerlose
Seine Botschaft wohl verstand.

Und dann floh es in die Wildniſs,
Wo kein Aug' es wieder sah,
Wollte keinem Ritter dienen
Nach dem schlanken Fortunat

A.-W. SCHLEGEL.

Der Frühling.

Der Frühling ist ein wunderbarer Traum
Von Liebe, Gegenliebe, heil'gem Leben,
Das jedem Schooſs entquillt, und jeden Raum
Mit heiſser Lieb' erfüllt, mit inn'gem Streben;
Wo das Gebüsch und jeder grüne Baum
Sich in Umarmung sehnet hinzugeben,
Und alles drängt, mit glühendem Verlangen
Sich in der Liebe goldnem Netz zu fangen.

Die Erde feyert jetzt die ſüſse Stunde,
Wo sie als Braut den Himmel zart umſchloſs,
Und alles jauchzte zu dem schönen Bunde,
In dem der Liebe Flamme sich ergoſs.
Mit jedem Jahr erneuert sich die Kunde
Des ſüſsen Glücks, das sie als Braut genoſs;
Und bräutlich schmückt sie dann sich stets aufs neue,
Mit jedem Frühling kehrt die heil'ge Weihe.

Sie ist entschlummert an der lieben Brust
Des Jünglings, dessen Arme sie umschlieſsen,
Und sie empfindet doppelt ihre Lust,
Weil alle Wesen Freude mit genieſsen.
Sie ist im Traum sich ihres Glücks bewuſst,
Denn Liebesglück muſs ihren Schlaf versüſsen:
Im bunten Tanze um ihr Lager ziehen
Den Zauberkreis die Himmels-Melodieen.

Es ist die Erde, die in zarten Träumen
Uns ihre süſsen Lieblingskinder zeigt,
Die ihrem mütterlichen Schooſs entkeimen,
Wenn sich die höchste Wonne zu ihr neigt;
Und Blüthen nun die Zweige weiſs umsäumen,
Ein heil'ger Duft aus ihren Kelchen steigt,
Sie wollen sich zum Kuſs des Himmels dringen,
Und ihm ein Zeichen ihrer Liebe bringen.

Den Wald durchströmt ein Hauch mit sanftem Wehen,
Ein jeder Zweig reicht uns die grüne Hand,
Und leise Worte durch die Blätter gehen,
Und alle Wesen fühlen sich verwandt.

Aus jeder Blume schlüpfen leichte Feen,
Und jede Knospe ist ein Geisterband;
Die Nachtigall liebt jetzt die zarte Rose,
Sie ruhen beyde an der Mutter Schooſse.

In jeder Pflanze regt es sich und drängt,
Es will sich uns ein flammend Leben zeigen;
Im Innern fühlet sich der Geist beengt,
Er strebt das höchste Ziel bald zu erreichen,
Zum Himmel wird sein Liebeskampf gelenkt,
Und immer neu aus Blüthen Blüthen steigen:
Sie wollen nicht im Schooſs gefesselt weilen,
Mit frischer Kraft zum süſsen Lichte eilen.

M.

Romanze vom Licht.

Unsre Erde liebt den Aether,
Möchte gern der Sonne nahn.
Starres Eisen ward lebendig,
Als das Licht hernieder kam,
Heil'ges Licht der heil'gen Sonne,
Und uns alles Schöne gab.
Kühne Steine trieb die Tiefe,
Hohe Lüfte schwebten nah,
Von dem Aether abgesendet,
Um die groſse Braut zu fahn.
Scham macht roth den blauen Schleyer,
In den Adern rinnt Metall,
Edelsteine blitzen unten,
Und in Wolken blüht der Strahl,
Süſses Blut durchdringt die Glieder,
Flammen rieseln unsichtbar,
Sehnsucht schwellt die üpp'gen Hügel,
Grüne Fülle quillt im Thal,

Und es spielen bunte Thiere,
Wo den Schooſs der Aether traf.
Pflanzen, Thiere und Metall
Athmen nur des Lichtes Kraft;
Andre Wesen leuchten anders,
Mancher Schein von einem Strahl.
Leichtes Eisen, fester Aether,
Steht der Mensch vollendet da,
In dem Antlitz glänzt die Erde
Und zur Sonne will die That.
Wo die Farben wieder eins,
Wird das Licht sich selber klar,
Denket muthig auf die Rückkehr,
Wann der Heimath es gewahrt.
Frohe Zeichen schaut das Auge,
Wo das kühne Leben wallt,
Wo die wilde Erdenfülle
Schön vereint ist zu Gesang:
Da erinnert an die Sonne
Uns ihr Abglanz, die Gestalt.
Freyer regt sich dann die Liebe,
Die so tief verschlossen lag;

Wo die Schönheit angesprochen,
Hatte Liebe schon gefragt.
Wenn das Herz in schöner Liebe
Kühnlich schwebet gleich dem Aar,
Strömet hoch die Fantasie,
Wie die Flamme vom Altar.
Was der Geist so hell gedichtet,
Lebet ewig fest und wahr;
Und zur Sonne kehrt das Licht,
Wo das heil'ge rein und klar.

FR. SCHLEGEL.

Der Streit für das Heilige.

Zum Kampfe denn! Noch rüsten sich die Frechen;
Die neue Sonne soll nicht aufwärts kommen.
Dem Morgen, der so herrlich angeglommen
Will ihre Nacht die jungen Flügel brechen.

Sie dräun mit ihren wasserreichen Bächen
Dem Funken aus Uraniens Schooſs genommen.
Kommt nur auf euren Werken hergeschwommen,
Die Schmach der Götter werden Götter rächen!

In eignen Fluten früher zu versinken,
Hebt ihr verwegne Arme nach dem Schönen,
Ihr stürzet durch der Götter fromme Streiter;

Noch seht ihr einzeln ihre Schwerter blinken,
Doch bald wird voller unser Chor ertönen;
„Wer will, sey mit im Uns!“ ruft ein Geweihter.

UNGENANNTER.

Sanftmuth.

Aus den Wolken zieht ein Weben
Labend uber Wälder hin,
Und es fühlt der Mensch sein Leben,
Still erwacht sein innrer Sinn.

Wie der Strom sich niedersenket
Und die Suſse von sich giebt,
Wird die matte Brust geträнket,
Und sie fuhlet, daſs sie liebt.

Durch die weiten Sternenräume
Dringt der liebevolle Sinn,
Und wie Engel steigen Träume
Auf der Leiter her und hin.

Ferne glimmt auf goldnen Bahnen
Noch ein heller Funke schön,
Und ein sehnsuchtsvolles Ahnen
Will zur Lichtesblüthe gehn.

Berg und Waldung, Strom und Fluren
Thaun als Wolke um ihn her,
Ausgelöscht sind alle Spuren,
Er vergeht im wüsten Meer.

Und kein Halt will ihm erscheinen,
Alles flieht und zieht so weit,
Alle Quellen fuhlt er weinen,
Einsam steht er in der Zeit.

Ach, wo bleiben meine Freuden,
Die Gespielen meiner Lust?
Wollt ihr alle mich vermeiden?
Klagt er, und verschlieſst die Brust.

Alles will um mich zerrinnen,
Mir entfliehet die Gestalt,
Steigt in meine tiefsten Sinnen
Schon die Hölle schwarz und kalt.

Alles, was mir freundlich blühte,
Ist in sich zurückgeflohn,
Was mein Busen kindlich gluhte;
Ausgelöscht ist jeder Ton.

Wo ich ehemals gelüsten
Ordnung und die Liebe sah,
Steht das Chaos jetzt verwüstend
Meiner bangen Seele nah.

Fern und ferner zieht das Sehnen
Der entflohnen Liebe nach,
Kaum geblieben sind die Thränen,
Noch des Busens tiefes Ach! —

Und er wendt sich mit den Blicken
In die schwarze Wolkennacht,
In der Finstre wird ein Zücken
Wie ein Blitzen angefacht.

Und aus den Gewändern dunkel,
Aus den Wolken, Berg und Wald,
Schaut mit heimlichem Gefunkel
Zu ihm her ein Auge bald.

Und sein Herze wird ein Blicken
n des Auges ew'ges Bild,
Nichts kann ihm den Wink entrücken,
Alle Sehnsucht ist gestillt.

Nun ist ihm die Welt entschwunden,
Ewig blickt das Auge süſs,
Dessen Locken er empfunden,
Und sein Herz ist ihm gewiſs.

Dieses fragt nach keinen Künsten,
Die ihm Welt und Zeit verheiſst,
Er verschmacht't in Liebesbrünsten,
Und in Gott entfleuſst der Geist.

TIECK.

Der Traum.

Einst ging der Menschen Trübsal mir zu Herzen,
Als ich mich auſserordentlich wohl befand.
Ich war vergnügt und aufgelegt zum Scherzen,
Und mit Betrübniſs keineswegs bekannt,
Da jammert' ich: „Der Mensch hat viele Schmerzen,
„Und jedes Glück ist doch im Grunde Tand;
„Wir gleichen Blumen: blühend stehn sie heut,
„Doch morgen hat der Sturm den Schmuck verstreut.

„Was hilft uns Frühlingsluft, des Himmels Bläue
„Das weiche Gras, der Bäume süſse Frucht,
„Geh, armer Mensch! genieſse froh, zerstreue
„Den Kummer, der bald wieder dich besucht.
„Der Tod eilt hin zu dir, ach! keine Reue,
„Kein Flehn erweicht ihn, da gilt keine Flucht.
„Und sollt' ich Armer Thränen nicht vergieſsen?
„Nein, Augen, ihr sollt ungehindert flieſsen.

„Zwar hab' ich heute guten Wein getrunken,
„Mein Herz schlägt froh, und auch mein Muth ist frisch;
„Doch sind nur hundert Jahre noch versunken,
„Winkt mir nicht mehr ein Weinbeladner Tisch.
„Zerstreut sind dann des Lebens glüh'nde Funken,
„Von Staub und Asche bin ich ein Gemisch.
„Es geht nicht anders, ich muſs Schmerz empfinden,
„Daſs alles unstät ist und wird verschwinden.

So war ich in den dichten Wald gekommen,
Und freute mich, den Schatten zu erreichen,
In Sommerhitze war das Feld entglommen,
Die Sonne stand in ihrem höchsten Zeichen.

Auch die Betrübniſs hatt' ich mitgenommen,
Sie wollte vor der Fröhlichkeit nicht weichen,
Da sehnten sich die lieben müden Glieder
Nach Ruh, ich legte mich zum Schlafen nieder.

Urplötzlich stand ich in dem Himmelreich,
Das konnt' ich an den vielen Engeln sehn.
Vor Angst und Schrecken ward ich todtenbleich,
Und sprach: „Ach Gott! es ist um mich geschehn.
„Hinweg du schnöde holde Welt, entweich!
„Wein! Liebe! Tanz! ihr muſst nun von mir gehn;
„Ich eile in das Freudenreich hinein:
„Fahrt wohl, fahrt wohl, es muſs geschieden seyn.

Als ich darauf mich um und um besah,
So trug ich goldne Flügel auf dem Rücken,
Ich wuſste nicht, wie mir dabey geschah,
Daſs ich mich sollt' als Englein schon erblicken.
Ich schaut' hinab und war der Ohnmacht nah,
Es stieg die Angst und wollt' mein Herz zerdrücken.
Tief unter mir lag meine süſse Welt,
Auf blaue Wolken war mein Fuſs gestellt.

Die weiten Nebel lagen ausgebreitet
Im Hintergrunde blitzt ein goldnes Schloſs,
Dahin ward allgemach der Fuſs geleitet,
Es zog sich hin der Engel ganzer Troſs.
In einer Wolke war ein Loch bereitet,
Es war euch wohl an zwanzig Ellen groſs,
Und um dasselbe wimmelt hin und her
Der holden Englein zahllos summend Heer.

Da konnt' ich fürder nicht die Neugier zähmen,
Denn dreister war ich jetzt geworden schon.
Freund Engel, sprach ich, müſst's nicht übel nehmen,
Es ist nicht lang, daſs ich im Himmel wohn',
Drum sollt ihr euch zu sagen fein bequemen:
Was giebt es hier? „Je nun, Exekution!
„Sie werden bald den Delinquenten bringen,
„Mich dünkt, ich hör' sein Sterbelied schon singen.

Verwundert rief ich aus: Was muſs ich hören,
Geht man mit Engeln wie mit Menschen um?
Freund, sprach der Engel: lasse dich belehren
Und rede nicht so freventlich und dumm.

Denn wiſs', der Delinquent lieſs sich bethören
Vom Reiz des Weines; wohl, er leide drum.
Der stolze Bube hat es längst verschuldet,
Daſs man nicht mehr ihn unter Engeln duldet.

Vor wenig Tagen war hier groſse Fete.
Man feyerte den sechsten Schöpfungstag,
Dem Herren wars gefällig, daſs er bäte
Erzengel, Heil'ge, dem Gebrauche nach,
Auch die Familie. Fast der Hahn schon krähte,
Und Wirth und Gäste waren froh und wach;
Ein klein Concert sollt' ihr Ergötzen schlieſsen,
Kapell' und Sänger sich in Lob ergieſsen.

Und als man das Te Deum wollte singen,
Da hatte dieser Böswicht sich betrunken,
Die Engel lieſsen frisch die Harfen klingen,
Er schlief in eine Ecke hingesunken.
Man weckt ihn endlich, will ihn zu sich bringen,
Er schimpft und schwört: er sey durchaus nicht trunken,
Doch könn' und werd' er nicht sein Solo singen,
Es sey zu schwer, und werde nicht gelingen.

Doch bald ihn Engel aus dem Saale schafften,
Ein scharf Gericht wird über ihn bestellt,
Die Wache muſs den Armen gleich verhaften:
Im Himmel gehts, wie unten auf der Welt.
Er wird verhört, und Advocaten klafften
Für ihn und gegen ihn, das Urtheil fällt:
Weil Delinquent sich übernahm in Wein,
Soll er ein Mensch auf dreyſsig Jahre seyn.

Kaum hat der Engel dieses Wort gesprochen,
So zog von weitem ein Getümmel her.
Durch der Zuschauer Reihen ward gebrochen
Und furchtbar schimmerte der Engel Wehr.
Dicht an das Loch war ich behend gekrochen,
Doch scheuchte mich von dort der Wachen Speer,
Und näher zog die kriegerische Schaar
In deren Mitte der Verbrecher war.

Stracks ward ein Kreis ums Loch herumgeführet,
Ich seh' erstaunt die Engelcompagnie,
Sie waren alle purpurroth montiret,
Von Golde starr, so prächtig sah ichs nie,

Mit Reiherbüschen war der Huth gezieret,
Der Knopf ein Edelstein. Mit groſser Muh
Drängt ich mich durch bis hinter ihre Fronte,
Daſs ich bequem da sehn und hören konnte.

Erstaunend sah ich der Soldaten Rücken
Vom goldnen Flügelpaar durchaus entblöſst.
Zum Nachbar sprach ich: Was muſs ich erblicken,
Sind mit Bedacht sie ihnen abgelöst?
Er sprach: Es müssen sich Soldaten schicken,
Mit Vorsatz hat man sie davon erlöst.
Denn erstlich hindern Flügel am marschiren,
Und zweytens würden alle desertiren.

Er hatte diese Rede kaum geendet,
So führte man den Delinquenten vor.
Sein Antlitz war nach meiner Seit' gewendet.
Er blickte furchtsam auf den Auditor,
Den hatte man bedächtig mitgesendet,
Daſs er das harte Urtheil läse vor.
Er zieht den Hut, die Engel präsentiren,
Dann hört' ich folgendes laut recitiren:

Weil Delinquent sich jüngst dem Trunk ergeben,
Daſs er dem Herrn gestört ein fröhlich Mahl,
Wird er verdammt, auf dreyſsig Jahr zu leben
Als Mensch in jenem dumpfen Jammerthal.
Die Strafe schärf' ein eingesenktes Streben
Zum Himmlischen, und Ahndung von dem Fall.
Er suche Ruhe, muſs sie nirgend finden,
In edler Wuth soll sich dein Herz entzünden.

Und irrend sollst du durch die Erde streifen,
Den Himmel auf der Erde wüthend suchen,
Statt ew'gen Gutes, irdisches ergreifen,
Der Menschen Schicksal unruhvoll verfluchen;
Dann trachte neue Güter dir zu häufen,
Das schaale Spiel noch einmal zu versuchen.
Je mehr du dich mit Erdentand gefüllt,
Je wen'ger sey die Sehnsucht dir gestillt.

Das angeerbte Reich sollst du erweitern
Bis an der engen Erde weitste Küste;
Sollst wünschen: Führten doch zum Monde Leitern,
Daſs dort mein Arm die Fluren auch verwüste;

Dann sehne dich, das Leben zu zerscheitern,
Als wenn dein Sinn das frohe Jenseits wüſste.
Vergebens! Pfeile, Wasser, rauschen hin.
Als Tapfrer lebe, dem der Tod Gewinn.

Und weil du hier im Wein dich übernommen,
So sey der Wein auf Erden deine Qual:
Des Zornes Feuer fühle stets entglommen,
Führst du zum Mund den schäumenden Pokal.
So soll der Dämon einst dich überkommen,
Daſs du den Freund erschlägst beym frohen Mahl.
Im dumpfen Wahnsinn starr' des Königs Blick,
Gemeinheit hält auf Erden ihn zurück.

Mit Cymbeln, Pauken, wilden Klapperblechen,
Von gaukelhaften Satyrn rings umgeben,
Such des Gewissens Wurm dann zu bestechen;
Ein ew'ger Taumel sey hinfort dein Leben,
So suche deine That an dir zu rächen.
Verdopple kühn dein ungezähmtes Streben,
Doch nirgend, nirgend finde süſse Ruh,
Und eil' dem Grabe sehnsuchtsvoller zu.

Zum Himmel blicke trotziger empor,
Die Seele fülle lächerlicher Spott,
Mit deinem Heer in Wüsten dringe vor,
Und kröne selber dich zu einem Gott,
Um dich versammle sich ein Schmeichler-Chor,
Demüthig knieend vor dem neuen Gott.
Verachtend sprich: Was dieser Wund' entquillt,
Ists Ichor, wie er Götteradern füllt?

Doch endlich ist der Strafe Zeit geschwunden,
Und von der Erde darfst du wieder scheiden.
Von deinem Körper wird der Geist entbunden,
Zu Babylon soll endigen dein Leiden;
Hier oben schlieſsen sich der Sehnsucht Wunden,
Und wandeln sich in sanfte Himmelsfreuden.
Schau nieder: hier liegt Macedonia
Ein kreiſsend Weib, es heiſst Olympia.

Doch daſs du nie im Stolze magst entbrennen,
Daſs ein Gedächtniſs bleibe dieser Stunde:
So soll der Pöbel ewig dich verkennen,
Durch Schmähen reizen die vernarbte Wunde.

Die Bessern werden dich den Groſsen nennen,
Von deinem Riesengeiste geben Kunde.
Doch soll mans Feſslern, Nachtigall'n nicht wehren,
Dich Edlen psychologisch zu erklären.

Als der Auditor dieses hat verlesen,
Da naht ein Scherge dem Verbrecher sich.
Er gab sich hin mit sanft ergebnem Wesen,
Obgleich das Roth von seiner Wang' entwich.
Ich will, sprach jener, diese Ketten lösen,
Allein das legt in eng're Banden dich.
Er faſst und warf ihn durch die Oeffnung nieder,
In kaltem Schrecken bebten Aller Glieder.

Behend steckt' ich den Kopf hin durch die Reihen,
Der Engel sank mit flehenden Gebehrden;
Doch plötzlich faſste mich ein heftig Scheuen,
Ich sah mich schlafend liegen an der Erden.
Da hilft nicht mehr der Wächter trotzig Dräuen:
O Himmel! rief ich, was soll das wohl werden?
Gott sey mir gnädig! weh mir armem Tropf!
Der Engel fällt mir wahrlich auf den Kopf.

Davon erwacht' ich auf den grünen Auen,
Und alles war verschwunden ganz und gar.
Darob thät ich verwundert um mich schauen,
Vom tollen Traum rieb ich die Augen klar;
Zum Himmel blickt' ich auf, dem reinen, blauen,
Doch keine Oeffnung mehr zu sehen war.
Nachdenkend sprach ich: Ist er groſs gewesen?
Ich will Plutarchum und Arrianum lesen.

B.

Loos der Erde.

Ist denn Krieg von Liebe so unzertrennlich auf Erden?
Giebt's kein ruhiges Glück, nimmer auch glückliche Ruh?
Nein! Denn siehe die Erde, die gleichen Muthes am Himmel
Zwischen Venus und Mars wandelt die stürmische Bahn.
Schaffend der Erde gleich, du Erdegebohrner, bewege
Unverdrossen dich denn zwischen der Lieb' und dem Krieg.

L. L.

Ein schön kurzweilig Fastnachtsspiel
vom alten und neuen Jahrhundert.

Tragirt am ersten Januarii im Jahr nach der
Geburt des Heilandes 1801.

Der **Herold** *tritt ein, verneigt sich und spricht:*

In dieses neuen Jahres Namen
Seyd schön willkommen, ihr Herrn und Damen!
Wir verzehren hier, so viel ist klar,
Das erste Abendessen im Jahr;
Und weils das erste Abendmahl nun,
So möcht' ich gern was besonders thun.
Kann zwar nur machen einen kleinen Spaſs:
Je nun's ist immer doch auch etwas.
Es hat verlautet vom neuen Jahrhundert;
Da, denk' ich mir, seyd ihr alle verwundert,
Daſs es so wenig fällt in die Sinne:
Mir nichts, dir nichts, so ist man drinne,

Man dehnt sich, man gähnt, und sich beschaut,
Und steckt noch in der bekannten Haut.
Ja, wenn unter Pauken und Trompeten,
Wie weiland die Mauern bey Jericho thäten,
Mit Krachen stürzte die Scheidewand ein,
Und durch die Bresche dann sprang' man hinein:
Da wollt' ich auch nicht der faulste seyn.
Doch still geht den ewigen Gang die Natur,
Ist keine Glocken- noch Pendeluhr,
Die durch das Gewicht der Planetenzüge
Auf tausend achthundert und eins anschlüge.
Ja Leute giebts, die mit Paradoxen
So gröblich um sich schlagen wie Ochsen,
Die sagen: Zeitalter reisen wie Könige
Incognito, es wissens nur wenige;
Das neue Jahrhundert sey längst begonnen,
Nur komm' es noch nicht ans Licht der Sonnen,
Weil es, aus heimlicher Liebe ein Kind,
Sich schäme, wo ehliche Dummköpfe sind;
Auch was man so die Zeiten heiſst,
Das schaffe sich selber des Menschen Geist:
Drum wer ans Jahrhundert nur festiglich glaubte,

Dem wachs' und blüh' es im eignen Haupte;
Wenn's aber von innen nicht käme her,
Von auſsen kriegt' er es nimmermehr.
Ich will nicht entscheiden so groſse Sachen,
Allein um eine Kurzweil zu machen,
So führ' ich euch vor die beyden Strunzeln;
Die Alte grieſsgramig und voll Runzeln,
Man sieht sie niemals lustig schmunzeln;
Die Junge zart, doch munter und kräftig,
Die Alte mit Weisethun sehr geschäftig.
Doch was erzähl' ich euch all' den Plunder?
Da sind sie, seht selbst und hört jetzunder!

Das neue Jahrhundert *schläft in der Wiege. Das* alte Jahrhundert *sitzt daneben, wiegt und singt:*

Alte.

Schlaf, Kindlein! drauſsen so dunkel ist,
Ach, gar ein schrecklich Gemunkel ist.
Wenn du dich muksest mehr wie ein Stein,
Willst wie unartige Kinder schreyn,

So schlingt dich der alte Saturn hinein.
Schlaf, Jahrhunderichen, klein, klein, klein!

Junge *wacht auf und schreyt:*

Äh!

Alte.

Mein Herzchen, willst du Kinderpappe?

Junge.

Nein, Feste will ich, du alte Kappe.
Ists recht, dafs ich ohne Gesang und Schall,
Ohne Paukenschlag und Kanonenknall,
Ohne Masken, Aufzug und Ehrenbogen
Wie ein Dieb in der Nacht komm' eingezogen?

Alte.

Ey, mein Kind, Feste sind unverständig,
Auch sind die Zeiten gar zu elendig.
Man mufs das Geld nicht so verschwenden,
Und es lieber an die Armuth wenden.

Junge.

Ja wohl an die Armuth! da hast du Recht!
Denn arm und erbärmlich ist dein Geschlecht.
Hat denn das Volk so gar keinen Sinn
Für des Jubels und festlicher Freude Gewinn?

Will immer an schwerfälligem Ernste siechen,
Nie kecklich leben wie Römer und Griechen?
Bey denen gabs Kampfspiel und Bacchanalien,
Herrliche Triumph' und Saturnalien,
Zu allem Groſsen gesellte sich Scherz,
Da hatte der Witz noch ein ander Herz,
Und nie ward schöner gehuldigt den Göttern,
Als wenn sie wurden an ihnen zu Spöttern.
Wie damals den Feldherrn die Soldateske
Beym Triumphe neckte mit mancher Burleske,
So, wollt' ich, hätte man uns genärrt,
Ein spöttliches Grablied dir geplärrt,
Auch meine Geburt gefeyert desgleichen,
Geweiſsagt von künftigen Narrenstreichen.

Alte.

Ey ey, das könnte ja Anstoſs geben!
Die Nachbarn glaubten die Scandala eben.
Lieber, um meinen Ruhm zu fristen,
Ding' ich mir einen Akademisten,
Der meine Verdienste würdig schätzt,
Und in umständlichen Paragraphen aus einander setzt.

Junge.

So wähle nur zu beſsrer Verbreitung
Den Schreiber der Nationalzeitung.
Der hats ja mit der Publicität,
Das heiſst, gar trefflich die Kunst versteht,
Viel Aufheben zu machen um Nichts.

Alte.

Bist du solch eine Feindin des Lichts?
Hab' ich nicht den Aberglauben zerstört?
Die Vorurtheile ausgekehrt?
Toleranz und Aufklärung erdacht,
Und die Humanität aufgebracht?

Junge.

O geh mit diesen hohlen Worten!
Ich muſs sie hören aller Orten.
Mit wohlfeiler Wahrheit und Tugendflittern
Zu prahlen, das ziemt nur dürftigen Rittern.
Die Alten habens nicht genannt,
Jedoch die Sach' weit besser gekannt.

Alte.

Nichts hab' ich gelassen unverfeinert,
Alles zierlich verengt und verkleinert.

Die Apostel trugen 'nen warmen Mantel;
Das macht, sie führten gemeinen Wandel;
Draus hab' ich denn, nach neustem Geschmack,
Geschneidert einen luftigen Frack.
So herrscht nunmehr zu meinem Ruhm
Ein neu gesäubert Christenthum,
Nach welchem Christus ein guter Mann,
Sonst aber nichts begehren kann.
Die Offenbarung meine Exegeten
Zu nüchterner Vernunft umdrehten.

Junge.

Da hast du wohl was rechtes geschafft,
Wo bleibt dabey die himmlische Kraft
Der Seher Gottes, der heil'gen Väter,
Der Märtyrer und Wunderthäter?
Ihr wollt bey euren ird'schen Sinnen
Die Seligkeit nebenbey gewinnen,
Glaubt keines geist'gen Heils Ankunft,
Und eure Unmacht nennt ihr Vernunft.

Alte.

Kein' inn're Erleuchtung gab es nie,
Das erklärt man aus der Psychologie.

Wie sollt' ein Geist sich zu uns rühren,
Da wir dergleichen in uns nicht spüren?
Bey uns geht alles begreiflich zu,
Denn, daſs die Natur Wunder thu,
Können wir nimmer mehr zugeben.
Von drinn wohnendem Geist, Kraft und Leben,
Das sind lauter Jakob-Böhmsche Mysterien;
Wir schaffens bloſs mit todten Materien.
Die werden gemischt nach Maaſs und Zahl,
So entstehn die Creaturen zumal,
Und können sich dann das Leben fristen.
Da lies nur meine Encyklopädisten.
Uns alle, wie wir gehn und stehn,
Was in und durch uns mag geschehn,
Unterwerfen sie dem Calcul.

Junge.

Da giebt das Resultat denn Null.
Freylich lieſsen sich solche Phantomen
Zusammenbacken aus Atomen,
Die innerlich dienen dem Nichts allein,
Und scheuen sich, wirklich da zu seyn.

Da so ungöttlich ihre Thaten,
Wie sollten sie die Natur errathen,
Die nur der Gottheit Schein und Bild,
Unendlich groſs und weis' und mild?

Alte.

So beruht auch meine Staatsverwaltung
Bloſs auf der Rechnungsbücher Haltung.
Ich hab' erfunden die Statistik
Samt allen Künsten der Cameralistik.
Die Menschen sind Ziffern zu dieser Frist,
Der Staatsmann ist der Algebraist:
Er schöpft die Weisheit an den Quellen,
Geburts- und Mortalitäts-Tabellen.
Da ist nichts so groſs oder so klein,
Es kommt mit in die Rechnung hinein.
Mit Patriotismus bewirthschaften wir die Wälder,
Mit Moralität düngen wir die Felder;
Auf die Gedanken legen wir Taxen,
So müſsen unsre Einkünfte wachsen;
Und küſst wer sein Liebchen, heut oder morgen
Muſs er uns für die Bevölkrung sorgen.

Junge.

So wird der Mammon allen zum Götzen,
Sie kennen nur ein selbstisch Ergötzen.
Wo sind die Zeiten der alten Helden,
Von denen die Geschichten melden,
Da das Vaterland, seiner Kinder Wonne,
Und ewig quellender Freuden Bronne,
Sich aller Triebe hatte bemeistert,
Zu Noth und Tod die Brüder begeistert?
Bey euch macht Helden der bunte Rock,
Ein Biſschen Löhnung und sehr viel Stock.

Alte.

Was nützt die wilde Vaterlandsliebe?
Nein, wir beherrschen unsre Triebe.
Bey uns zielt alles auf den Nutzen;
Will eins nicht, weiſs mans zurecht zu stutzen.
Da sind zum Beyspiel die Hirngespinnste,
Die sogenannten schönen Künste:
Die dürften nun finden gar nicht statt,
Denn vom Schönen wird niemand satt,
Gebraucht' ich nicht zu Handlangern sie
Bey meinen Fabriken und Industrie.

Man liebt jetzt nur vernünft'gen Discurs,
Drum kam die Poesie auſser Curs.
Ich weiſs die Phantasie zu kuranzen,
Muſs nach der prosaischen Pfeife tanzen.
Den Sittlichkeits Ring in die Nase gelegt,
Die Fuſs' im Tact der Decenz bewegt.
Das wird der feine Geschmack genannt,
Den die rohen Alten nicht gekannt.

Junge.

O du Erzfeindin alles Groſsen!
Vom Schönen und Edlen ausgestoſsen!
Zu lang hab' ich dich angehört,
Und würde zuletzt noch gar bethört.
Du lästerst die Natur und Gott,
Und Recht und Freyheit sind dir Spott,
Zögst gern hinab in deine Vernichtung
Die schöpferische Kraft der Dichtung,
Kraft deren wir alle leben und weben
Und nach unendlichem Daseyn streben.
Statt dessen rühmst du deinen Bettel:
Ich will dich erdrosseln, du garst'ge Vettel!
(*springt aus der Wiege.*)

Alte *beyseit.*

O Himmel, wie wird sie groſs und stark!
Mir geht ein Graun durchs innerste Mark.
Will sehn, ob Trug mir möchte glücken,
Vielleicht den Hitzkopf zu berücken;
Sie ist, so grob und wild sie thut,
Doch voll von albernem Edelmuth. —
Ach liebes Kind, du brichst mirs Herz;
Hühühü! welch ein bittrer Schmerz!
Es ist mir gar nicht um mein Leben,
Das wollt' ich dir gern aus Liebe geben;
Aber daſs ich, in meinen alten Jahren,
Eine solche Schmach noch muſs erfahren,
Daſs du, meines Leibes wahre Frucht,
Meine einzige Tochter, so verrucht
Deiner Mutter den Hals willst umdrehen;
Ist was entsetzlichers je geschehen?

Junge.

Halte mich nicht auf mit solchen Possen,
Ich wär' aus deinem Blut entsprossen.
Ein jeder Tropf' in meinen Adern
Muſs mit dir um die Lüge hadern.

Sieh meine Gestalt, mein Angesicht,
Sie tragen deine Züge nicht,
Auch räth mir keine innre Stimme,
Die Mutter zu verschonen im Grimme.
Bereite denn dich gleich zu sterben,
Ich will dich vertilgen und verderben.

Alte *beyseit.*

Nun will ich noch das letzte versuchen. —
Tochter, ich pflege sonst nicht zu fluchen:
Ich bin deine Mutter, lieg keinen Zweifel;
Wo nicht, so soll mich hohlen der Teufel.

Junge.

Weil du die Hölle rufst zum Zeugen,
Muſs ich mich ihrem Ausspruch beugen,
Muſs mit dem Todesstreich noch zaudern:
Wiewohl mich faſst ein heimlich Schaudern,
Ob durch solch unauflösliche Kette
Das Schicksal dir verknüpft mich hätte.

Alte *beyseit.*

So läſst die Thörin sich beschwatzen,
Sie glaubt noch an die alten Fratzen.

Es giebt keinen Teufel, das weifs ich lange,
Drum ist mir vor seinem Hohlen nicht bange.
Nun hoff ich noch so fort zu regieren
Und sie am Gängelband zu führen.

Satan *tritt ein, schnaubt und spricht:*
Hier bin ich, weil du mich verlangst.

Alte.

O welcher Jammer, welche Angst!
Verlangt hätt' ich nach solchem Scheuel?
Ich kenn' dich nicht, geh fort, du Greuel!

Satan.

Ha ha ha! bin ich nicht bekannt?
Und doch, wenn deine Lüst' entbrannt,
Hab' ich in mancherley Gestalten
Als Buhler mit dir zugehalten.
Jetzt zeig' ich dir mich, wie ich bin,
Und fahren mufst du mit mir dahin.
Du hast Wechselbälg' ans Licht gebracht,
Worüber Himmel und Hölle lacht.
Diefs Kind hier hattest du gestohlen
Und schwurst, dich solle der Teufel hohlen,

Wofern es nicht dein Schooſs gebohren;
Du siehst, die Hölle hat gute Ohren.

Junge.

Dank sagen muſs ich selbst dem Bösen,
Daſs er mich will von ihr erlösen.

Satan.

Ich hatte lang' auf dich gepaſst,
Jetzt hab' ich dich fest am Kragen gefaſst.

Alte.

Ach, solch Verfahren nicht besteht
Mit Aufklärung und Humanität.

Satan.

Schweig, du bist mein, für deine Frevel
Will ich dich braten in Pech und Schwefel.

Satan *führt das alte Jahrhundert ab.*

Junge.

O habet Preis, ihr himmlischen Mächte!
Ich hoffte kaum, daſs ichs vollbrächte:
Allein nach eurem Wollen und Fügen
Hilft selbst das Böse dem Guten siegen.

Die Alte hat mich so sehr gestört,
Das Beste was ich wollte verkehrt;
Ich fühlte mich beengt, bedrängt,
Gewicht und Bande mir umgehängt!
Nun kann ich mit neu lebendigem Regen
Zu kühnen Thaten mich frisch bewegen.
Doch ach! mir selber unbekannt
Geworfen an des Lebens Strand,
Darf ich, ihr Hohen, in Demuth bitten,
Mich weise zu lenken auf meinen Tritten?
O wär die Abkunft mir bewuſst,
Ich flög' an meiner Eltern Brust,
Da wollt' ich mit heiligem Schwur verheiſsen,
Mich ihrer würdig zu beweisen.

Die Wolken theilen sich, der Genius *und* die Freyheit *erscheinen mit Licht bekleidet.*

Der Genius.

Dein Ruf hat sich empor geschwungen,
Dein Sehnen ist zu uns gedrungen:
Für deine Inbrunst und kindlich Vertrauen
Sollst du in wahrer Gestalt uns schauen,

Die wir im heiligsten Verlangen
Geheimer Liebe dich empfangen.
Nimm auf die Stirne diesen Kuſs
Von deinem Vater dem Genius;
In deiner Mutter brünstgen Armen
Sollst du zu hohem Thun erwarmen.
Bedenk, du bist aus himmlischem Samen,
Aus welchem die alten Herren kamen.
Glaub kühn zum Höchsten dich berechtigt,
Und ringe, bis du dich deſs bemächtigt.

Die Freyheit.

Meine Tochter, die erste Prüfungszeit
Hast du bestanden mit wackerm Streit,
Da deine heuchelnde Pflegerin
Nicht umwenden konnte deinen Sinn.
Deine Eltern hatten dich verlassen,
Daſs du zu dir Muth solltest fassen:
So findet der Mensch sich selbst mühselig,
Ringt zur Besinnung sich auf allmählig,
Und wie es da wird hell und klar,
Wird ihm mein Wesen offenbar.

Ich kann nicht, wie die Thoren meynen,
Als blinde Willkühr je erscheinen.
Nein, der Begriff vom eignen Seyn
Ist Quell und Ursprung mir allein;
Und wer sich selber so begriffen,
Der kann die Welten kühn durchschiffen,
Er hat den heiligen Magnët
Der unwandelbar nach Norden steht.

Der Genius.

Und dann ergieſst sich Geist und Wille
In neuer Dichtung schöne Fülle,
Die Natur wird ihm zum Pantheon,
Da träumt er süſs wie Endymion.

Freyheit.

Auf, meine Tochter, dring hinan!

Genius.

Dir öffnet glorreich sich die Bahn.

Freyheit.

Siehst du des Sieges Palmen glänzen?

Genius.

Blick' auf zu jenen Sternenkränzen.

Freyheit.

Einst kömmst du zu der Sphären Tänzen.

Genius.

Frey von der Zeit, des Raumes Gränzen.

Junge.

Noch einmal, einmal segnet mich!

Genius und Freyheit.

Dort oben sehn wir wieder dich.

(Beyde verschwinden gen Himmel, das neue Jahrhundert auf der Erde ihnen nach.)

Der **Herold** *tritt abermals ein und spricht:*

So hat das alt' und schwache Jahrhundert
Der Teufel gehohlt samt seinem Plundert.
Und seyd nun nicht erschreckt und verwundert,
Wenns Revoluzionen blitzt und dundert,
Denkt: 's ist das neu' und starke Jahrhundert.
Wenns etwa euer Gemüth kunnt' laben,
Was wir allhier tragiret haben,
So lad' ich euch, ihr Herrn und Fraun,
Den zweyten Actus anzuschaun,

Der leicht noch mehr ergötzen mag,
Ueber hundert Jahr auf diesen Tag,
Entweder in dieser Zeitlichkeit
Oder in der ewigen Herrlichkeit.
Denn dort sind wir alle noch zehnmal gescheidter,
Und treibens mit Spaſs und Lachen viel weiter.
Darinn besteht ja das selige Leben;
Das woll' uns allen der Herrgott geben.

INHUMANUS.

Ex donat: Molliana.

Böcking.

[illegible] it.

[illegible]

An

das Publicum.

Rüge

einer

in der Jenaischen Allg. Literatur - Zeitung

begangnen

Ehrenschändung,

von

August Wilhelm Schlegel.

An
das Publicum.

Rüge

einer

in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung

begangnen

Ehrenschändung,

von

August Wilhelm Schlegel.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1802.

In der Jenaischen Allg. Literatur - Zeitung von diesem Jahre Nr. 225. ist eine, ohne Nennung des Druckorts, vermuthlich in Würzburg herausgekommene Flugschrift: Lob der allerneuesten Philosophie, welche einige in Bamberg über das medicinische Studium und den Einfluſs der Philosophie, besonders der speculativen Physik darauf, entstandene Streitigkeiten zum Gegenstande hat, angezeigt oder, wie sie es nennen, recensirt worden. Der Recensent hat folgende Stelle daraus abdrucken lassen:

> „Nur verhüte der Himmel, daſs ihn (Reubeln)
> „nicht der Unfall treffe, diejenigen,
> „welche er idealisch heilte, reell zu tödten;
> „ein Unglück, das Schelling dem Einzigen
> „zu Boklet in Franken an M. B*, wie böse
> „Leute sagen, begegnete."

Der mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnete Name muſs unstreitig so ausgefüllt werden : Mademoiselle Böhmer, und die zu dieser Verläumdung entstellte Thatsache ist folgende.

Am 12ten Jul. 1800. starb nach einem kaum zwölftägigen Krankenlager meine Stieftochter Augusta Böhmer, im funfzehnten Jahre ihres Alters, während ihres Aufenthalts bey dem Gesundbrunnen zu Boklet in Franken, an der Ruhr, zu welcher noch andere gefährliche Zufälle hinzukamen. Professor Schelling, der nach den ersten Tagen der Krankheit dort ankam, ertheilte seinen Rath, der zum Theil nur verneinender Art war, in Betreff einiger Punkte, über die er mit dem zu Rathe gezogenen Arzt oder Wundarzt nicht derselben Meynung seyn konnte, im positiven aber sich auf Fortsetzung des Opium, als des bekannten Hauptmittels gegen die Ruhr beschränkte. Da die oben erwähnten Zufälle eintraten, reichten die angewandten Mittel nicht hin dem Uebel zu steuern, welches nach mehrmaliger scheinbarer Besserung so schnell überhand nahm, daſs der durch eine Estafette von Bamberg, welches neun Meilen davon entfernt liegt, herbeigerufene Professor Röschlaub erst nach dem Tode der Kranken in Boklet eintraf. Dieser, der folglich Gelegenheit gehabt hatte, sich sogleich an Ort und Stelle nach allen Umständen der Krankheit zu erkundigen, sagte mir, als ich kurz darauf nach Bamberg kam, und zuerst über den erlittenen Verlust mit ihm redete: „Ihre „Tochter ist an dem Zusammentreffen zweyer „Uebel gestorben, wovon eins allein schon hätte „tödlich werden können.“ Eben so sagte mir der Bambergische Leibarzt Hofrath Marcus, in dessen Gesellschaft ich einige Wochen später nach Boklet reiste, nachdem er dort noch verschiedene Erkundigungen über die Krankheitsgeschichte eingezogen hatte: „Er überzeuge sich „mehr und mehr, dafs bei diesem Falle alle „menschliche Hülfe unzulänglich gewesen seyn „würde.“ Ich kann dafür einstehen, dafs ich die mündlichen Aeufserungen dieser beyden um den Zustand der Heilkunde in Deutschland so hoch verdienten Männer genau und ohne Zusatz wiedergebe, da sich alles, was mit jenem schmerzlichsten Vorfalle meines Lebens in Beziehung steht, meinem Gedächtnisse nur zu tief eingeprägt hat.

So viel wird hinreichen zur Verständigung der nicht unterrichteteten Leser über die Thatsache, auf welche der Verfasser jener Flugschrift zielt.

Die Beschuldigung, den Tod eines Menschen verursacht, ihn medicinisch vergiftet zu haben, ist von solchem Gewicht, daſs sie durchaus nicht anders auftreten darf, als von einer ausführlichen Krankheitsgeschichte begleitet, und mit medicinischen Gründen unterstützt, aus denen sie nur als Resultat hervorgehn muſs. Ueberall, wo sie schlechthin vorgebracht wird, wohl gar von einem Menschen, der nicht die geringsten medicinischen Einsichten besitzt, ist sie eine ehrenschänderische *Verläumdung*. *Die Schrift:* Lob der allerneuesten Philosophie, deren Erbärmlichkeit aus den abgeschriebenen Stellen, wodurch der Recensent sie seinen Lesern hat empfehlen wollen, genugsam erhellet, wird folglich allein schon durch die angezogene Stelle zum Pasquill gestempelt. Der Zusatz: „wie böse Leute sagen," kann dem Verfasser keine Ausflucht sichern; denn warum hätte er sich, wenn diese Worte nicht bloſs höhnisch gemeynt wären, selbst zu solchen in der That bösen und nichtswürdigen Menschen gesellt, welche ohne Grund, ohne Kenntniſs des Falles, und ohne Fähigkeit ihn zu beurtheilen, ein solches Gerede weiter zu verbreiten suchen?

Die Schrift ist also unläugbar ein Libell. Aber einige unbedeutende Blätter, aus einer geistlosen Feder geflossen, und auf einen localen Anlaſs berechnet, würden schwerlich über den Horizont der Provinz hinaus, wo sie entstanden, einige Aufmerksamkeit erregt haben, und wie so viele andere ephemere und obscure Producte unserer Literatur in der verdienten Vergessenheit untergegangen seyn. Der Recensent in der A. L. Z. hat es sich daher zum Geschäfte gemacht, den nichtswürdigen Verfasser bey seinen boshaften Absichten zu unterstützen, und die ausgesprengte Verläumdung durch den Canal der A. L. Z. möglichst in der Welt zu verbreiten. Ich sage nochmals: er hat sich dieſs eigends zum Geschäfte gemacht; denn warum hätte er sonst gerade die angezeichnete Stelle ausgehoben, die nicht im mindesten dazu dienen kann, ein Licht auf den für die ganze Streitigkeit zu fassenden Standpunkt zu werfen, wie man sich denn überhaupt nach einem Urtheil oder nur einer Bemerkung hierüber in der sogenannten Recension vergeblich umsieht. Auch fügt der Recensent nicht die mindeste misbilligende Aeuſserung über die ausgezogene Stelle hinzu.

Es kann nach rechtlichen Grundsätzen darüber keine Frage seyn, daſs derjenige, welcher ein Pasquill, oder dasjenige daraus, wodurch es eigentlich zum Pasquill wird, nicht etwa um es zu widerlegen oder wenigstens zu miſsbilligen, sondern schlechthin wieder abdrucken läſst, mit Einem Worte, der geflissentliche Verbreiter eines Pasquills mit dem ersten Urheber desselben sich gleicher Schuld theilhaftig macht. Hieraus folgt denn unwiderleglich, daſs obiger Recensent, welcher die bezeichnete ehrenschänderische Stelle nicht nur ohne Misbilligung, sondern so viel man aus dem wenigen, was er in eigner Person hinzufügt, abnehmen kann, mit allgemeiner Billigung der Schrift, worin sie vorkommt, in der Allg. Lit. Zeitung abdrucken lieſs, und auf diese Weise in ein paar tausend Exemplaren in die Hände einer Menge von Lesern brachte, welche jene Schrift nie zu Gesicht bekommen haben würden; daſs, sage ich, dieser Recensent eben so wohl als der Verfasser ein nichtswürdiger ehrloser Libellist und Calumniant ist.

Der A. L. Z. gereicht es nun schon überhaupt zu schlechter Ehre, einen Mitarbeiter zu haben, der solch einer Handlung fähig ist; und man kann nicht bezweifeln, daſs der Herausgeber eines Journals für dasjenige, was er darin aufnimmt, in rechtlicher Hinsicht verantwortlich sey, so wie er denn auch unfehlbar in einem Lande, wo keine Censur aber Verantwortlichkeit der Schriftsteller Statt findet, von der Regierung oder Polizey für den Abdruck von etwas rechtlich verbotnem zur Rechenschaft und Strafe gezogen werden kann. In dem vorliegenden Falle ist aber ein noch näherer Antheil des eigentlich activen Herausgebers, Hofrath Schütz in Jena, an diesem Angriffe auf die Ehre des Professor Schelling erweislich. Der letzte hat nämlich schon vor ein paar Jahren eine Streitigkeit mit dem erstgenannten als Herausgeber der A. L. Z. gehabt, er hat in einer eignen Schrift den

Geist dieses Journals, (wenn man dem gänzlich geistlosen anders einen Geist zuschreiben kann), mit starken Farben geschildert, und das von demselben bey vielen Gelegenheiten beobachtete Verfahren im Zusammenhange aufgedeckt, worauf der Hofrath Schütz mit der letzten Zuflucht ohnmächtiger Wuth, mit pöbelhaften Schmähungen antwortete. Neuerdings hat Professor Schelling wiederum in dem ersten Heft ſeiner neuen Zeitschrift für speculative Physik, in einem Aufſatze, überschrieben: Benehmen des Obscurantismus gegen die Naturphilosophie, die Blöſsen, welche die A. L. Z. in der Recension der von einigen medicinischen Doctoranden in Bamberg vertheidigten Thesen gegeben, gerügt; immer noch mit einiger Schonung, indem er die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daſs der Hofrath Schütz selbst Verfasser jener höchst unwissenden und übelwollenden Recension sey, den Lesern zu errathen überläſst. Ganz kurz nach Erscheinung dieser Schrift des Professor Schelling erfolgte nun in der A. L. Z. die Recension Nro. 225. An den Fall, der der Herausgeber entschuldigen könnte, daſs der Recensent verdeckter Weise persönliche Angriffe angebracht hätte, welche von ihm unbemerkt geblieben wären, ist hier nicht zu denken, da der Angriff von der gröbsten Art, und der Name des Beleidigten deutlich ausgeschrieben ist. Ueberdieſs ist die angezeigte Schrift ja ebenfalls zum Theil auf die Verschreyung jener Bambergischen Thesen gerichtet. Wer kann demnach zweifeln, daſs Hofrath Schütz die Recension einer Schrift, welche sich auf eine Sache bezieht, in Ansehung deren das Benehmen der A. L. Z. kurz zuvor so gründlich gerügt worden war, nicht gehörig sollte durchgelesen haben? Wer kann sich überreden, daſs ihm dabey Schellings Name, in einer so auffallenden und in literarischen Händeln unerhörten Beziehung erwähnt, entgangen seyn sollte? Mir, der ich des Hofrath Schütz Manier zu recensiren aus ehemaliger langer Beobachtung kenne, ist es sehr wahrscheinlich, daſs er selbst Verfasser dieser Recension sey; allein ich will dieſs nicht behaupten, weil ich keinen juridischen Beweis davon führen kann. Die wenigen eignen Zeilen des Recensenten reichen nicht hin, die Manier zu schreiben, als mit der des Hofrath Schütz übereinstimmend, kritisch darzulegen; und diese Art sich an das Einzelne zu hängen, bey der Unfähigkeit über das Ganze einer Schrift zu urtheilen oder nur irgend einen Gesichtspunkt dafür zu fassen, diese leere Abschreiberey, womit der Hofrath Schütz die Blätter seiner Recensionen anfüllt, könnten auch andre eben so unfähige Mitarbeiter an der A. L. Z. mit ihm gemein haben. Ich will also, wie gesagt, nicht behaupten, daſs er wirklich der Schreiber dieser Recension sey: aber genug, er hat sie durch die Aufnahme in die A. L. Z. genehmigt, er hat die für Professor Schelling ehrenrührige Stelle darin nicht gestrichen, und diess in einem Zeitpunkte, wo er dadurch den *Verdacht* auf sich wälzte, daſs er, in der Unmöglichkeit, gegen das von jenem über eine Recension in der A. L. Z. gesagte nur einen Schein von Widerlegung aufbringen zu können, zu dem niederträchtigen Kunstgriffe seine Zuflucht genommen habe, sich an seinem literarischen Gegner durch einen ganz ausserhalb des wissenschaftlichen Gebiets liegenden Angriff zu rächen, und ihn um so empfindlicher zu kränken, da er sich doch nicht würde vertheidigen können, ohne die erschütterndste aller Beschuldigungen selbst zu wiederhohlen, und so die Aufmerksamkeit der Leser von neuem darauf zu richten.

Diese letzte Erwägung ist es, was mich vermocht hat, in dieser Sache das Wort zu nehmen. Wenn Professor Schelling aus medicinischen Gründen angegriffen würde, so würde er sich ohne Zweifel mit eben solchen zu vertheidigen wissen. Allein gegen eine unbestimmte aufs Gerathewohl hin gemachte Beschuldigung läſst sich auf diese Art nicht streiten, der Urheber derselben ist vielleicht nicht einmal im Stande, nur den geringsten medicinischen Grund zu fassen, und überdieſs kann man sich mit einem niederträchtigen Verläumder nicht auf gleichen Fuſs stellen, und ihm so antworten, wie man einem rechtlichen und aus wissenschaftlichen Gründen über einen solchen Fall streitenden Manne antworten würde. Für jenen paſst nur gerichtliche Belangung oder öffentliche Rüge, und zu dieser letzten habe ich mich, als der von den Thatsachen am genauesten unterrichtete Angehörige der

Verstorbnen, über deren Tod man eine solche Beschuldigung gegen Professor Schelling ausstreut, berufen gefühlt. Es muſs mich schmerzen, daſs ihm der Eifer, welcher ihn für die Besserung der Kranken beseelte, zum Verbrechen gemacht wird; es muſs mich mehr als jeden Andern, weil es meine traurigste und heiligste Erinnerung gilt, empören, das herbe Schicksal, welches die reinste Anmuth und Liebenswürdigkeit so früh aus einem schönen Leben hinwegraffte, von schändlichen Buben zum Werkzeuge niedriger Rache und der elendesten Leidenschaften gemacht zu sehen; ja es muſs mich schon aufs tiefste verwunden, daſs ein angebeteter Name in dieser besudelnden Umgebung öffentlich genannt oder auch nur angedeutet wird.

Ich hoffe also mit Zuversicht, daſs keiner von den Lesern dieser Erklärung auf den Gedanken gerathen wird, als hätte ich diese Gelegenheit ergriffen, um für ehemalige Beleidigungen an der A. L. Z. und ihrem Herausgeber Rache zu nehmen. Vielmehr wissen Alle, welche sich um die literarischen Anekdoten der letzten Jahre bekümmert haben, daſs ich seit der öffentlichen Aufkündigung meiner Theilnahme an diesem Journal, so wohl die pöbelhaften schmähenden Ausfälle des Hofrath Schütz auf mich in seinen Antworten auf Schellings Schrift, als die vielfältigen directen und indirecten Angriffe, welche in der A. L. Z. gegen mich und meinen Bruder vorgekommen sind, mit dem gebührenden verachtenden Stillschweigen beantwortet habe, und ich befinde mich mit meinen Bestrebungen in der Kunst und Wissenschaft auf einem Gebiete, wo eine Erbärmlichkeit wie die jetzige A. L. Z. für mich gar nicht vorhanden ist. Allein hier tritt ein ganz andres, ein persönliches Interesse ein, und nur dieſs, und die Rücksicht auf die vielen Leser, welche die A. L. Z. unverdienter Weise immer noch haben mag, oder um mich richtiger auszudrücken, auf die vielen Exemplare die davon ausgetheilt und versandt werden, hat mich bewegen können, jenes Stillschweigen zu brechen.

Um alle Zweydeutigkeit in den Gesinnungen des Hofrath Schütz über diese Sache zu heben, habe ich ihn vor Abdruck dieser Erklärung durch einen Brief worin ich ihm den Ausweg offen lieſs, daſs die gerügte Stelle sich durch Versehen eingeschlichen habe, zu der Genugthuung aufgefodert, Nro. 225 mit Einrückung einer andern Recension an die Stelle der gerügten umdrucken zu lassen, und sie, nebst einer Anmerkung im Intelligenz-Blatte der A. L. Z., wodurch der erste Druck für ungültig erklärt würde, an alle Subscribenten zu versenden; welche eigentlich immer noch unvollständige Genugthuung aber verweigert worden ist.

Es bleibt mir also nichts übrig, als die im obigen dargelegte vorsetzliche Verbreitung eines ehrlosen Libells, deren sich der Hofrath Schütz als Herausgeber der A. L. Z. schuldig gemacht hat, der *eignen innern Verdammniſs*, welche eine solche Handlung mit sich führt, und der Indignation aller Rechtschaffenen öffentlich zu überantworten.

August Wilhelm Schlegel.

Beylagen.

A.

Anzeige der Flugſchrift: Lob der neueſten Philoſophie in der A. L. Z. 1802. No. 223.

PHILOSOPHIE. Ohne Druckort: *Lob der allerneueſten Philoſophie.* 1802. 29 S. 8. Unter den merkwürdigſten Ereigniſſen der neueſten Philoſophie behaupten auch einige zu Bamberg ſeit kurzem herausgekommene Diſputirſätze ihre Stelle, weil ſie den Fortſchritt und die Ausbreitung der auſserordentlichſten philoſophiſchen Originalität, welche die Nachwelt vielleicht unglaublich finden wird, beurkunden. Unter dieſe Prachtſtücke der aller neueſten Philoſophie gehört denn auch folgendes: *Sätze, welche für Erlangung des philoſophiſchen Doctorats unter dem Vorſitze des Herrn Geiſtlichenraths und Profeſſors Georg Nüſslein am 26. Sept. 1801. vertheidigt Joſeph Reubel der Schwabe, der Medicin Doctor.* Sätze, welche das ächte von allen Schlacken des gemeinen Menſchenverſtandes gereinigte philoſophiſche Gold, in ſo reichlicher Gabe enthalten, daſs man ſich nicht wundern darf, wenn ſie den unbekannten Vf. dieſer Blätter zu einem Panegyricus der allerneueſten

Philosophie begeisterten. Denn wer erstaunt nicht über folgende Sätze: „*Dessen Bewuſstseyn in dem Totalmagnet der bewuſsten Natur auf einem Pol hervortrat, der kann nicht philosophiren, und entbehrt des Sinnes für wahre Poesie; die potenzierteste Intelligenz ist eine wahre Indifferenz, die, wenn sie aus sich herausgeht, sich selbst in Wahrheit und Schönheit zerlegt, dieſs ist der Geist des Poeten; die ursprünglichsten Rechte sind die zwischen Mann und Weib; die gegenseitige Verschmelzung dieser Rechte ist Liebe, und diese ein Einschlagen in die Totalität; das Recht muſs in der Erreichung der Totalität, so wie der Verstand zur eiteln Chimäre werden?*“ — „Leicht schwebt die transscendentale Gondel, wie der Vf. der Lobschrift sich S. 33. ausdrückt, hinweg über die Kreise des Werdens, hin in den Himmel der potenziertesten Intelligenz. Verschwunden sind sie.“ — „Lieber Leser, du strengst dein Auge vergebens an. Sonnenweiten sind hier nur Zolle. Um dies einigermaſsen zu erleichtern, bediene dich eines negativen Maaſsstabes, und wisse, daſs sie über den gemeinen und auch den logisch cultivirten Menschenverstand hinaus sind.“ Der Vf. schlieſst mit Glückwünschen an *Nuſslein* und *Reubel den Schwaben*, und mit dem Wunsche, daſs dieser mit Röschlaub und Schelling ein Triumvirat zur Vertreibung des Todes schlieſsen möge. „Nur verhüte es der Himmel, daſs ihn nicht der Unfall treffe, diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu tödten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Boklet in Franken an M. B*, wie böse Leute sagen, begegnete.“ „Doch wozu diese Glückwünsche — Nuſslein und Joseph Reubel der Schwabe, sind über sie, wie über Satyre hinweg, sobald sie sich in die transscendentale Region, die potenzierteste Intelligenz, den Indifferenzpunct zurückgezogen haben, und dieser Unterwelt entrückt sind. Sollte es ihnen aber gefallen, von so Etwas Notiz zu nehmen, so verbitte mir jede Art von Danksagung, indem ich sie bitte, eingedenk des groſsen Wortes von Schelling (System des transscendentalen Idealismus S. 70.) daſs *ihr Ich eine ganz in sich beschlossene Welt sey, eine Monade, die nicht aus sich heraus, in die aber auch nichts von auſsen herein kommen kann* — ihrer schwer gelernten Rolle nicht, wie jener Affe, dem jemand etliche Nüsse vorgeworfen hatte, zu vergessen.“ — Zum Beschlusse müssen wir noch anführen, daſs Hr. Prof. *Nüſslein* in öffentlichen Blättern gegen alle Theilnahme an diesen Sätzen feyerlichst protestirt hat.

B.

Schreiben an Hofrath Schütz

von

A. W. Schlegel.

Berlin, den 19. Sept. 1802.

Wohlgebohrner Herr Hofrath!

In No. 223. Ihrer Allg. Lit. Zeitung d. J. befindet sich in der Recension der Schrift: Lob der neuesten Philosophie folgende aus denselben abgeschriebene für Herrn Prof. Schelling im höchsten Grade ehrenrührige Stelle:

„nur verhüte es der Himmel, daſs ihn nicht der Unfall treffe, diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu tödten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Boklet in Franken an M. B*, wie böse Leute sagen, begegnete.“

Da nichts zur Widerlegung, ja nicht einmal die mindeste misbilligende Aeuſserung hinzugefügt ist, so erscheint die Anführung dieser Stelle von Seiten des Recensenten offenbar als absichtliche Verbreitung eines Pasquills durch abermaligen Druck.

Ich will annehmen, daſs sich dieser pasquillantische Unfug ohne Ew. Wohlgeb. Vorwissen durch ein Versehen in die A. L. Z. eingeschlichen hat, und in diesem Fall werden Sie mir es Dank wissen, daſs ich Sie aufmerksam darauf mache, und ihnen zu Rettung Ihrer eigenen Ehre die Genugthuung an die Hand gebe, welche einzig hinreicht, die zugefügte Beleidigung so viel als möglich zurückzunehmen. Sie lassen nämlich Nr. 225. von Neuem mit Einrückung einer andern Recension an die Stelle der pasquillantischen verändert abdrucken und versenden sie an alle Subscribenten der A. L. Z. nebst einer von den Herausgebern der A. L. Z. oder von Ihnen insbesondere unterzeichneten Anmerkung im Intelligenzblatte, worin Sie jene der A. L. Z. zum Schandfleck gereichende Recension als nicht geschehen zu betrachten, und das umgedruckte Blatt an die Stelle des ersten einzufügen bitten.

Aus Gründen, welche ich Ew. Wohlgeb. hier nicht auseinanderzusetzen brauche, habe ich es übernommen, die Rechte des Prof. Schelling in dieser Sache zu vertreten. Da es hier darauf ankommt, dem Eindruck, welchen jene Ausstreuung bei Ununterrichteten etwa machen konnte, schleunig entgegen zu arbeiten, so muſs ich auf baldige Antwort dringen, und wenn Ew. Wohlgeb. nicht am dritten Tage nach Empfang dieses Briefes, der durch Professor Schelling an Sie besorgt werden wird, ebendiesem die Antwort zusenden, so werde ich es als eine Weigerung der schuldigen Genugthuung betrachten, und dem gemäſs verfahren.

Ew. Wohlgeb.
ergebenster

A. W. Schlegel.

C.

Ich, der Unterschriebene, bezeuge hiemit, daſs voranstehender Brief, um alle Ausflüchte von Seiten des Hofrath Schütz abzuschneiden, durch einen sichern Menschen Ihm selbst unmittelbar, zufolge des Auftrags von Hrn. Prof. Schlegel, eingehändigt worden ist.

Dieſs geschah Freytags Morgens den 24ten Sept. Am darauf folgenden Mittwoch, als dem 29ten Sept., also nach einem Zwischenraum von 5 Tagen, den man zur Abfassung und zum Abdruck folgender, der Recensent unterschriebenen, Berichtigung hinreichend finden wird, wurde das vom Sonnabend den 25ten Sept. datirte Intelligenzblatt mit der genannten Berichtigung ausgegeben.

Meine Pflicht in Bezug auf selbige war nicht nur: sie als Verweigerung anzusehen, und die schon in meinen Händen befindliche Schrift in Vollmacht des Hrn. Prof. Schlegel dem Druck zu übergeben, sondern ist ferner: den Gebrauch derselben, als eines vollgültigen Beweisstücks für alle Behauptungen und Vermuthungen des Hrn. Prof. Schlegel im Vorhergehenden, ihm hiermit förmlich vorzubehalten und zu bewahren, und zu diesem Ende auch zu veranstalten, daſs selbige unter den Beylagen zu gegenwärtiger Schrift abgedruckt werde.

Jena, den 30. Sept. 1802.

Schelling.

Berichtigung.

„In meiner Recension der Broschüre Lob der allerneusten Philosophie, welche in der A. L. Z. Nr 225. abgedruckt ist, habe ich unter andern Stellen auch folgende ausgehoben:

> „*Nur verhüte es der Himmel, daſs ihn nicht der Unfall treſſe, diejenigen die er idealisch heilte, reell zu tödten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Boklet in Franken an, M. B. wie böse Leute sagen begegnete.*“

Sollte man glauben, daſs es Leute gäbe, die dieses von einem wirklich vorsetzlichen Todschlag den Hr. Prof. Schelling begangen verstanden haben? Ich eile also, um solchen Leuten die *nichts verstehen*, wo möglich das Verständniſs zu öffnen mit dieser Erklärung, daſs die angezogene Stelle des Ungenannten lediglich, wie der offenbare Zusammenhang giebt, von einer nach der Sage *böser Leute* unglücklich ausgefallnen Kur des Hrn. Prof. Schelling zu verstehen sey, und daſs ich so wenig als irgend ein anderer vernünftiger Mensch sie anders habe verstehen können und mögen; auch an dieser Sage, die der mir unbekannte Verfasser selbst für ein Gerede böser Leute erklärt hat, nicht den mindesten Antheil habe nehmen, noch solche für glaubhaft oder gegründet habe erklären wollen.“

Der Recensent.

D.

Folgende Urtheile des **Hofrath Marcus** in **Bamberg** und **Prof. Röschlaub** in **Landshut** über den Inhalt jener in dem Lob der neuesten Philosophie enthaltenen, in der A. L. Z. wiederholten Verläumdung sind von ihnen selbst zum Druck mitgetheilt worden.

1.

Urtheil des Hofrath Marcus.

Witzige Satyren und launige Einfälle, selbst wenn sie gegen Sachen gerichtet sind, denen ich zugethan bin, lese ich gern und nicht selten mit Vergnügen. So nahm ich das berüchtigte Lob der neuesten Philosophie in der Voraussetzung, daſs es keine platte und in's Pasquillantische gehende Persönlichkeiten enthalten würde unbefangen in die Hände, um so mehr da man den Hrn. Geistlichen Rath und Prof. Berg in Würzburg als Verfasser jener Flugschrift nannte. Als ich an die Stelle kam, worinn Hrn. Prof. Schelling der tödtliche Ausgang der Krankheit der M. B. zu Bocklet in Franken zur Last gelegt wird, warf ich das schändliche Pasquill unwillig aus den Händen. Daſs jemand, der sich zum Lobredner Franz Ludwigs gemacht, sich so tief habe herabwürdigen können, das gemeinste niedrigste Gewäsche Bockleter Badeweiber nachzuerzählen, schien mir unglaublich. Daſs man aber eine Niederträchtigkeit dieser Art in der Jenaischen A. L. Z. wiederhohlen und weiter zu verbreiten suchen würde, hätte mir niemals auch nur im Traume einfallen können.

Ich bin es der Wahrheit, der Ehre und Würde des vortrefflichen Stifters der Naturphilosophie schuldig zu erklären:

> „Daſs die Stelle in dem Lob der neuesten Philosophie, worinn dem Hrn. Prof. Schelling der unglückliche Ausgang der Krankheit der M. B. in Bohlet durch eine unrichtig angewendete Heilart, zur Last gelegt wird, nach genauer Kenntniſs, welche ich mir zu verschaffen Gelegenheit hatte, sich auf ein falsches Gerücht gründe und die roheste und unverschämteste Verläumdung enthalte.“

Bamberg, den 10. Sept.
1802.

Dr. Ad. Fr. Marcus.

öffentlicher Lehrer der Klinik und dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses.

2.

Urtheil des Prof. Röschlaub.

Ich Unterzeichneter erkläre hiermit nach Pflicht und Gewissen, daſs die in der Brochüre Lob der neuesten Philosophie, enthaltene Beziehung auf Doctor und Professor Schelling, als habe er irgend zu dem, 1800. zu Bocklet in Franken erfolgten, tödtlichen Ende der Krankheit von M. B. beygetragen, oder es etwa gar durch Leitung ihrer Kur bewirkt, eine nicht nur niederträchtige, sondern sogar auf gar keinem Grunde als etwa dem elendesten Gewäsche Ununterrichteter beruhende Verläumdung sey, daſs ich bereit sey, diese meine Aussage durch Gründe zu belegen und auf alle Weise zu erhärten, um so mehr, da ich selbst durch die unbestochensten Zeugen in Bocklet, wohin ich einige Stunden nach dem erwähnten Tode kam, die genauesten Nachrichten erhielt, nach welchen nur entweder ein platter medizinischer Ignorant oder ein Bösewicht genanntem Prof. Schelling die mindeste Schuld zuwälzen kann.

Landshut in Baiern den
18ten Sept. 1802.

Dr. Andr. Röschlaub.

ION

ein Schauspiel

von

August Wilhelm Schlegel

Hamburg.
bei Friedrich Perthes.
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

ION.

chauspiel in fünf Aufzügen.

PERSONEN.

ION.
KREUSA.
XUTHUS.
PHORBAS.
PYTHIA.
APOLLO.

Der Schauplatz ist vor dem Tempel des Apollo zu Delphi.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

ION.

Sieh, schon bepurpurt des Parnassus Gipfel
Der Frühe Schein, der goldne Sonnenwagen
Erhebt sich glorreich in die blaue Bahn;
Und kaum noch scheuchte den gesunden Schlaf
Des Morgens frischer Hauch mir von den Wimpern:
Drum eifrig an mein Werk, den heil'gen Dienst!
Vor allem aber muſs ich dich begrüſsen,
Apollo, heitrer Gott! der du von droben
Das milde Licht herab zur Erde sendest,
Und hier im Tempel mit der Weisheit Sprüchen
Die dunkle Brust den Sterblichen erleuchtest.

O küsse meine Stirn mit reinem Strahl,
Du, den Gebieter ich und Vater nenne,
Weil du im Heiligthum mich auferzogst,
Auf daſs ich, von der Menschen wüstem Treiben
Ganz unberührt, der Jugend regen Trieb,
Das frohe Leben deinem Dienste weihte.
Hier saug' ich deinen Athem in der Luft,
Und es umfängt mich dieser Haine Schatten
So zärtlich wie dein väterlicher Arm.
Mir schweifen irr und unbestimmt die Wünsche
Nicht in die Ferne: laſs nur stets mich weilen
Bey dir, und sey mir wohlgefällig nah,
So hast du mir das schönste Loos gewährt.
Ein jeder Tag erneut mir Lieb' und Lust,
Wie täglich frisch gepflückte Zweig' und Kränze
Von deinem ewig grünen Lorbeerbaum
Hier diese Säulen, dieses Thor umwinden.
Schon legten sie die Diener mir bereit.
Wohlauf!

Er nimmt aus einem vor dem Tempel stehenden Korbe Lorbeerkränze und Guirlanden, hängt jene an die Thürpfosten, und umschlingt mit diesen die Säulen.

So! Nun hat Phöbus Haus den blüh'nden Schmuck,
Der ihm gebührt: denn, liebt er schon die Pracht
Des Goldes, und die weiſsen Marmorwände,
An denen weiser Künstler Hand Gestalten
Der Götter kühn und groſs herausgebildet,
Ist Daphne's Haar ihm doch vor allem werth.
Nun soll Kastaliens silberklarer Thau,
Von priesterlichen Mägden mit der Dämmrung
Am Felsenborn geschöpft in diesen Krug,
Der Schwelle Zugang reinigend benetzen,
Wie der Gebrauch es fodert, und mein Amt.

Er sprengt aus einem vor dem Tempel stehenden Gefäſse.

Auch das geschah. Jezt kommt, ihr leichten Waffen,
Die nach Apollo's Bild ich tragen darf!

Er hängt einen Kocher um, und nimmt den Bogen in die Hand.

Mit euch durchwandl' ich ringsum den Bezirk,
Und wo nur freches lärmendes Gefieder,
Sein Nest zu baun an unerlaubter Stelle,
Die schönen Zierden zu verschänden, naht,
Da trifft sie mein befiedertes Geschoſs.

Doch wenn Zeus Adler aus den Wolken fährt,
Wenn Phöbus tönender Genoſs, der Schwan,
Mit Purpurfüſsen durch die Lüfte rudert,
Scheuch' ich nur mit Geräusch sie: denn ich mag
Des Himmels Abgesandte nicht ermorden,
Die vorbedeutend lenken ihren Flug.

Zweyter Auftritt.

ION. PYTHIA.

PYTHIA.

Sey mir gegrüſst, mein Ion.

ION.

Mir noch schöner,
Du mütterliches Haupt. So früh schon wach?

PYTHIA.

Mich weckten die Gedanken, die das Alter

Kaum schlummern lassen, wenn der müde Leib
Des tiefen ungestörten Schlaſs bedürfte.
Der Tag, der eben lächelnd aufgegangen,
Bewegt für dich mit Rührung mein Gemüth.

ION.

Was bringt der Tag so ahndungsvolles mit?

PYTHIA.

Heut sind es grade sechzehn Jahr, daſs dich
Dein Schicksal meiner Sorge hat vertraut.

ION.

Ich werd' es dankbar preisen immerfort.

PYTHIA.

Ich trat wie eben jetzt vor diese Pforte,
Frühmorgens in das Heiligthum zu gehn.
Da fand ich dich hier auf der Schwelle liegend,
Den neugebohrnen Säugling; zwar in Windeln
Gehüllt, in einem Körbchen wohl verwahrt,
Doch hatte kalter Nachtwind dich durchschauert,

Auch mochtest du wohl manche Stunde lang
Schon nach dem süſsen Mutterbusen schmachten:
Du zittertest und weintest.

ION.

Ach ich Armer!

PYTHIA.

Wie? dacht' ich, hat der Dienerinnen eine
Den jungfräulichen Stand entehrt, und schiebt
Die Frucht des üpp'gen Betts, geheimer Lust,
Dem Gotte zu? Und wollte schon gebieten,
Man solle vom geweihten Umkreis dich
Entfernen, und der Wildniſs überlassen.

ION.

So wär' ich, wie ein Traumbild nur vom Leben,
Bewuſstlos in die Schattenwelt gewandert.

PYTHIA.

Betrachtend hob ich aus dem Korbe dich,
Du zappeltest zu meiner Brust hinan,

Die niemals mütterliche Regung kannte.
Wir Seherinnen müssen einsam leben,
Wir sehn im Alter nicht ein jung Geschlecht
Um uns emporblühn: Göttersprüche nur,
Durch unser Haupt empfangen und gebohren,
Sind unsre Söhne, die, wenn wir gestorben,
Noch mächtig, unsichtbar, die Welt durchziehn,
Eingreifend in der Menschen Thun und Wollen.
Wehmuth befiel mich, und sie gab mir ein,
Vielleicht vergönne mir für meine Treue
Apoll die süſse Zärtlichkeit zu fühlen,
Die eine Mutter an den Säugling knüpft.
Ist doch ein leiblich Kind nur auch geschenkt,
Und in dem Schooſse, der es trägt, entfaltet
Geheimniſsvoll es eine höh're Macht,
Wie du vom Himmel in den Arm mir fielest.
So siegte Mitleid über meine Strenge,
Und ich beschloſs, als Sohn dich zu erziehn.

ION.

O daſs es nimmer dich gereuen möge!

PYTHIA.

Noch hat es nicht. Als Kind umspieltest du,
Holdselig, voller Unschuld, die Altäre,
Und wurdest mit dem Heiligsten vertraut.
Nun da du schlank empor zum Jüngling sprossest,
Seh' ich in dir ein muthig frey Gemüth,
Doch still und klar, nicht ungestüm verworren.
So bleib und wachse fort, daſs man einst sage:
Zwar keinen Eltern, die zu groſser That
Ihn rühmlich spornten, hatt' er nachzueifern,
Bey der Geburt schon Waise; doch statt dessen
Hat er an kühner Kraft gehaltnem Maaſs
Zum hohen Vorbild sich den Gott erwählt,
Als dessen Eigenthum er aufgewachsen:
Den Gott, der bald mit Pfeil und Bogen spielt,
Bald mit der Leyer allgewaltig trifft.

ION.

Was du ermahnest, wird mir zum Gebet.
Doch wirst du zürnen, theure Pythia?
Ich kanns nicht bergen, daſs mir deine Rede

Ein unruhvolles Sehnen hat erregt.

PYTHIA.

Sie sollte nur dich zur Betrachtung leiten.

ION.

Mir gnügte sonst, in Delphi stets zu wohnen;
Nun drängt mein Wunsch mich in die Welt hinaus.

PYTHIA.

Was hoffst du beſsres jenseit dieser Haine?

ION.

Die mir das Leben gaben, möcht' ich kennen.

PYTHIA.

Wie weckt' ich solch Verlangen deinem Sinn?

ION.

Der Mutter Liebe lieſsest du mich ahnden.
Unnennbar muſs es seyn, was sie empfindet,
Wenn an ihr Herz sie den als Jüngling drückt,

Den sie gehegt hat unter ihrem Herzen,
Bevor er Luft und Licht des Himmels trank;
Unnennbar auch des Sohnes Zug zu ihr,
Wenn er der Mutter theuren Leib umfaſst,
Der seiner Kindheit süſse Heimath war,
Der Stamm, auf dem er wuchs als blüh'nder Zweig,
Und der mit eignem Leben ihn genährt.

PYTHIA.

Und diese Freude hast du nie gefühlt.

ION.

Vergieb dem undankbaren Ion, Mutter,
Der auſser dir noch eine Mutter sucht.

PYTHIA.

Ich tadle nicht das kindliche Begehren,
Wär sie nur dessen werth, die dich gebahr.
Versiegt war ihrer Liebe Quelle, wie
Sie dir den Trank aus ihrer Brust versagt,
In bittern Tod hat sie dich ausgestoſsen.

ION.

O schilt sie nicht! Wer weiſs, welch ein Verhängniſs
Die Widerstrebende mit hartem Zwang
Umstrickt, daſs sie sich heimlich mir entriſs,
Und überstandnes Weh mit neuem häufte.
Doch streb' ich nach der Mutter nicht allein,
An meinem Vater möcht' ich auch hinaufsehn.
Oft hört' ich Fremden mit Entzücken zu,
Die das Orakel zu besuchen kamen,
Wenn sie mir rühmend ihr Geschlecht berichtet.
Sie sprachen stolz der Väter Namen aus,
Beym Angedenken ihrer Thaten wallte
Das edle Blut, das sie von jenen erbten,
In ihren Wangen auf. So führten sie
Den Ursprung bis in alte Zeit zurück,
Aus deren Nebel nur Heroen-Bilder
Mit wunderbarem Glanz der Nachwelt leuchten.
Nicht selten schloſs ein Halbgott oder Gott,
Als erster groſser Ahnherr ihres Stamms
Sich an die schöne Reihe krönend an.
Wie glücklich muſs der seyn, der sich verwandt

Dem Würdigsten mit gleichem Anspruch weiſs!

PYTHIA.

So manches Gut verliehen dir die Götter,
Vielleicht dieſs Eine sollst du nicht genieſsen.

ION.

Sag, hast du keine Spur von meiner Abkunft?

PYTHIA.

Nein, keine die uns näher führen könnte.
Nur so viel glaub' ich sicher einzusehn,
Du kamst auf Delphi's Boden nicht zur Welt.
Denn, wenn die Nachbarstadt sie in sich faſste;
In sechzehn Jahren hätte deine Eltern
Doch irgend wohl ein Zeichen mir verrathen.

ION.

So ward ich aus der Fremde hergebracht.

PYTHIA.

Von einer Hand, die ganz verborgen blieb.

ION.

Warum befragen wir Apollen nicht?

PYTHIA.

Du könntest hören, was dir nicht gefiele.

ION.

Wem kanns misfallen, sein Geschlecht zu wissen?

PYTHIA.

Wenn knechtische Geburt dich nun beschämte?

ION.

Sehn denn wie ich der Sklaven Kinder aus?

PYTHIA.

Die Pflege kann des Blutes Art veredeln.
Jetzt bist du einzig deiner Thaten Sohn,
Und darfst so mit den Edelsten dich messen.
Doch nicht der Eltern Dienstbarkeit besorg' ich
Und dein Erröthen: noch weit unwillkommner
Könnt' ein Orakel deinen Ursprung melden.

Der Sterblichen verworrne Leidenschaften
Kennst du noch nicht, mein Sohn; sie trennen
und vereinen,
Was nicht getrennt, was nicht vereint soll seyn:
Im Ehbett lagert sich die Buhlerey,
Und üppig Blut vermischt sich mit sich selber.
Was Wunder, wenn sie solchen Bundes Frucht
Und ihrer finstern Heimlichkeit Verräther,
Gewaltsam, fühllos, auszusetzen eilen?

ION.

Doch sollte, wer verbrecherisch ein Kind
Erzeugt, dem Gott es darzubieten wagen?

PYTHIA.

Mit dem Verbrechen stirbt die Scham vor Göttern,
So wie die Furcht vor Menschen erst erwacht.

ION.

Weh! welchen Zweifel wirfst du mir entgegen,
Woher vielleicht mein Leben sich entsponnen!

PYTHIA.

Was deine That nicht war, darf dich nicht kümmern,
Bewahrst du um so reiner nur dich selbst.

ION.

Allein bis dieser Nachtgewebte Schleyer
Von meiner Herkunft weggehoben wird,
Muſs ich als Fremdling fern von Menschen stehn,
Und kann mich nicht in ihre Kreise traulich
Verschlingen: ich vernahm mit Schaudern wohl,
Wie sich Unwissenheit des eignen Stamms
In Haſs und Liebe schrecklich hat verirrt.
Es kann ein Sohn den nicht erkannten Vater
In raschem Zorn erschlagen, und als Braut
Bey Hymens Fackeln heim die Schwester führen.
Was sichert mich, den Fündling ohne Namen,
Vor unfreywill'gem Frevel gleicher Art?,

PYTHIA.

Apollo's Lieb' und seines Tempels Dienst.
Erwart' in Ruh, bis die bestimmte Zeit

Die Knoten deines Schicksals lösen wird,
Denn Vorwitz könnte sie noch fester schürzen.

Dritter Auftritt.

Die VORIGEN, PHORBAS mit Gefolge von Sklaven, die kostbare Gefäſse, Teppiche u. s. w. tragen.

PHORBAS.

Seh' ich allhier die Delphische Prophetin?

PYTHIA.

So ist es. Was von ihr begehrend kommst du?

PHORBAS.

Zuvörderst Heil dem Gott, der dich begeistert,
Dann ehrerbiet'ger Gruſs dir, groſse Pythia!
Mich sandten die Gebieter mit Geschenken
Voraus, ob Phöbus günstig sie empfinge.
Denn ihn um Rath zu fragen, machten sie

Sich auf den Weg, um Dinge von Gewicht.

PYTHIA.

Nach dieser Zeug' und edlen Erzes Pracht
Muſs deine Herrschaft hochbegütert seyn.
Sag' ihre Heimath an und ihren Namen.

PHORBAS.

Ihr Wohnsitz prangt im herrlichen Athen.
Kreusa, Erichthonius Enkelin,
Ist meine Fürstin; Xuthus, ihr Gemahl,
Führt jetzo dort das königliche Scepter.

PYTHIA.

Nicht unbekannt ist Xuthus Name mir,
Wenn du vom Sohne des Thessal'schen Hellen,
Und Aeolus und Dorus Bruder sprichst.

PHORBAS.

Derselbe ists.

PYTHIA.

Er kam vor manchen Jahren,

Von seinen Brüdern ausgetrieben, her,
Und trug hier in den Pyth'schen Wettespielen
Den Preis davon. Froh des errungenen Siegs
Befragt' er den Apoll um sein Geschlecht.
Ihm ward zur Antwort: wie sein Vater Hellen
Auf das gesamte Volk der Griechen, und
Auf Einen Stamm der Brüder jeder künftig
Den eignen Namen übertragen werde,
So sey für sein verlohrnes Erbtheil ihm
Beschieden zum Ersatz, in zweyen Söhnen
Als Ahnherr zweyer Stämme fortzuleben.

PHORBAS.

Oft ward der Götterspruch von ihm gerühmt,
Allein bis jetzt blieb die Erfüllung fern.

PYTHIA.

Wie kam es, daſs der Pallas heilig Volk
Den Fremdling sich zum Oberhaupt erkohr?

PHORBAS.

Weil uns im schweren Kriege mit Euböa

Sein Arm und seine Schaaren beygestanden,
Ward er gewürdigt, mit Kreusens Hand
Des alten Cekrops Scepter zu empfangen.

PYTHIA.

Grünt auſser ihr denn sonst kein andrer Zweig
Von Erichthonius Erd-entſproſsnem Stamm?

PHORBAS.

Sie ist allein noch übrig in Athen.
Ach, deine Worte mahnen, Priesterin,
Mich an die Unglücksfälle dieses Hauses,
Dem ich ein langes Leben treulich diente.
Voll Hoffnung fängt die Jugend strebend an,
Und der Bemühung Früchte winken ihr
In goldnem Glanz; doch immer weicht das Ziel:
So schleicht das Alter unerfreulich näher,
Und ganz zum Nachtheil wenden sich die Zeiten,
Daſs wir, je mehr sich die Erfahrung häuft,
Je minder stets erlebt zu haben wünschen.
In bessern rüst'gen Tagen pflegt' ich einst

Die Kindheit des Erechtheus, dessen Vater
Minerva's vielgeliebter Zögling war.
Er wuchs heran zu reifer Männlichkeit,
Und wie in Heldenkämpfen seine Kraft,
So blühte seine Lust in vielen Kindern.
Der Thracier Eumolpus überzog
Furchtbar Athen mit Krieg; mein frommer König,
Nicht der Gewalt des Arms allein vertrauend,
Begehrte Rath der Seher, wie er sicher
Des Sieges könnte seyn. Ein streng Orakel
Ward ihm, das seine erstgebohrne Tochter
Als Opfer für die Unterird'schen foderte.
Da offenbarte sich der freye Muth,
Dem mehr das Vaterland als alles gilt:
Nicht die Erwählte bloſs verschmähte Zwang,
Die Schwestern wollten sie nicht überleben,
Und gaben sich freywill'gem Tode hin.
Unmündig noch blieb nur Kreusa übrig,
Und ward durch ihrer Mutter Tod, die Trauer
Dahinriſs, bald verwaist. Erechtheus schlug
Im Kampf den riesenhaften Sohn Neptuns;

Allein Eumolpus Vater, ihn zu rächen,
Stieſs mit dem Dreyzack an die Felsenküste,
Und nächtlich grause Tiefe, gähnend, schlang
Den Sieger ein. O wär' ich ihm gefolgt!
Denn seine Söhne konnten um die Herrschaft
Nicht einig werden, daſs die Aeltsten und
Das Volk, aus Furcht, es möchte die Parteyung
Ausbrechen in der Bürger Wechselmord,
Sie sämtlich bannten aus Athens Gebiet.
Als nun der Krieg von den Euböern drohte,
Verhieſsen sie dem, der den Feind zu dämpfen
Durch List und Tapferkeit am meisten hülfe,
Kreusen zur Gemahlin und das Zepter,
Was Xuthus, wie du schon vernahmst, erwarb.

PYTHIA.

Und segnet Fruchtbarkeit und Friede nicht
Das Land bey dieser Eh' und seinem Reich?

PHORBAS.

Schon mancher Erndten reiche Frucht gedieh,

Seit ein gemeinsam Lager unsre Fürstin
Mit dem erwählten König hat verbunden,
Und immer sahn wir keine schöne Saat
Von Kindern noch aus seinem Boden keimen.
Das Volk verlangt mit trüber Ungeduld
Nach einem Erben seines Königshauses,
In dessen wunderbarem Ursprung es
Sein uranfänglich Recht an Attika
Und seiner heimischen Erzeugung Bild
Erblickt, und darum auch in dessen Fall
Den eignen Untergang voraus sich deutet.
Die öde Kinderlosigkeit erscheint
Den Murrenden ein Fluch der Pallas, weil
Die hohe Stadtbeschirmerin unwillig
Auf Cekrops Stuhl den Fremdling sitzen sehe.
Voll Zuversicht bot Xuthus oft schon an,
In Delphi's Gott zu dringen, wie sich ihm
Der herrlichen Nachkommenschaft Verheißung
Erfüllen möchte, die der längst ertheilt.
Mit ungestümem Eifer stimmte dann
Kreusa bey, und trieb auf das Vollbringen.

Doch, wenn es nahte, ſchien ein ſeltſam Zagen
Sie zu befallen, und es unterblieb.
Nun hat ſie endlich den Entſchluſs behauptet,
Und beyde nahn verlangend dem Orakel.
Mir folget auf dem Fuſs die Königin,
Und Xuthus weilt nur unterwegs noch eben
Bey des Trophonius Höhle, jenem dunkeln
Wahrſager Löſungen und Gegenmittel
Der unfruchtbaren Abgeſtorbenheit,
Wie hier dem lichten Phöbus, abzufragen.
Du weiſst nun alles.

PYTHIA.

Mein Gemüth bewahrt es.
Sie mögen kommen; denn es iſt der Tag
Der unbegabten keiner, wo ich nicht
Mich auf den weiſen Dreyfuſs ſetzen darf:
Ich gehe, ſeine Bräuche zu bereiten.
Du, guter Greis, wirſt nach der Reiſe Ruh
Bedürfen, und Erquickung: tritt herein.

Dich, Ion, lass' ich hier, mit reinem Gruſs
Die königlichen Gäste zu empfangen.

Vierter Auftritt.

ION.

Willkommen ist der Dienst mir. Schon befreundet
Ein wunderbarer Zug mich mit dem Loose
Der Unbekannten; gleicht es meinem doch:
Sie suchen Kinder und die Eltern ich.
O möchte diese tief im Menschenbusen
Gebohrnen, ew'gen, liebevollen Wünsche
Bald ohne Täuschung uns Apoll gewähren,
Daſs ich mich in die Quelle meines Lebens
Mit freudiger Umarmung tauchen möge,
Und ihnen blüh' ein würdiges Geschlecht!

Fünfter Auftritt.

ION, KREUSA mit Gefolge, das sich nachher in den Hintergrund verliert.

KREUSA.

Wir sind am Ziel der Reise. Ja, ich sehe
Die hochberühmte Wohnung des Apoll.
Wenn mich der stolze Bau noch zweifeln lieſse,
So geben sie die Lorbeerzweige kund,
Das schöne Denkmal jener spröden Nymphe,
Die seine Lieb' in starren Tod gejagt.
Ists doch als schlänge sie, ach, nun zu spät!
Um den Verfolger liebevoll die Arme.
Was klopfst du, ungeduldig banges Herz,
Und deutest mir beym Eintritt übles vor?
Wir wollen das Orakel ruhig hören,
Was es auch offenbar' und was verschweige.

ION.

Schon wartet drinnen dein die Pythia.
Allein wie kommt es, Fürstin von Athen,

Daſs du vom heitern Anblick dieses Tempels,
Der sonst die Sterblichen mit Freude füllt,
Hinweg dich wendest, und mit innrer Wehmuth
Zu kämpfen scheinst? Ich kenne nichts, als Delphi,
Doch Fremde hört' ich jubelnd oft betheuern,
Daſs sie auf Erden schön'res nie gesehn.

KREUSA.

Wer bist du, Jüngling, der so freundlich fragt?

ION.

Man heiſst mich Ion; keinen Vater weiſs ich
Zu nennen, als den Gott, der rings hier waltet.

KREUSA.

Ein Sohn Apolls? O ja, du wärst es werth.

ION.

Sein Zögling bin ich mindstens, und sein Diener,
Von Kindheit sein geweihtes Eigenthum.

KREUSA.

Bot jemand dich dem Gott zur Gabe dar?

ION.

Man fand als Säugling mich auf dieser Schwelle.

KREUSA.

Vielleicht von deiner Mutter ausgesetzt?

ION.

So muſs es seyn; sie blieb noch unentdeckt.

KREUSA.

Wie konnte sie solch lieblich Kind verstoſsen?

ION.

Du weiſst wohl: Scham bedrängt die Frauen oft.

KREUSA.

Ich weiſs es, ja; und macht die Sanften hart.

ION.

Wenn sie nur endlich mir sich zeigen wollte,
Um die versäumte Liebe nachzuhohlen!

KREUSA.

Ach, welche Liebe bringt das zarte Pflegen

Am Mutterbusen ein, das du verlohrst?

ION.

Wie sie, die mich gebahr, auch gegen mich
Gesinnt war, hat sie doch glücksel'ge Tage
Mir zubereitet; denn ich führe hier
Ein stilles Leben zwischen heil'gen Bäumen,
Bildsäulen und Altären, schmücke täglich
Das herrliche Gesäul mit frischen Kränzen,
Und sorge, daſs Geräth und goldner Zierrath
In unverletzter Reinheit immer glänze.
So wird mir, was ich treu bewahr' und ordne,
Zwar göttlich Eigenthum, doch wie mein eigen,
Mein Werk, mein Leben und mein ewig Fest.
Sieh, darum staunt' ich, edle Königin,
Wie diese schöne Welt dich traurig machte.

KREUSA.

Es waren Wolkenbilder ferner Zeiten,
Die meine Augen feuchtend überzogen:
Dein Blick und dein Gespräch hat sie zertheilt.

ION.

Von dem vorausgesandten Greis erfuhr ich,
Dir fehl' ein groſses Gut bey groſsen Gütern,
So, daſs dich Wehmuth leicht ergreifen kann.
Je reicher dich dein Königshaus umgiebt,
Je öder scheint es wohl der Kinderlosen.

KREUSA.

Apollo weiſs, wie kinderlos ich bin.

ION.

Du solltest Mutter edler Söhne seyn.
Gewiſs, gewiſs, du wirst es noch erleben!
Denn, wie ich eben wundersvoll vernahm,
Bist du des groſsen Erichthonius Enkelin,
Und Pallas, die Beschirmerin Athens,
Hat deines Stammes Ursprung selbst gepflegt.
Wie lieſse sie so bald ihn untergehn?

KREUSA.

Doch meine Opfer und Gebete haben

Bis jetzo nichts gefruchtet, und ich sorge
Daſs unfreywill'ge Schuld mich ihrer Gunst
Verlustig machte. Ernst ist das Gebot
Der Göttin, streng der Uebertretung Strafe;
Das haben Cekrops Töchter wohl erfahren.

ION.

Sag, wie verdienten sie Minervens Zorn?

KREUSA.

Die hohe Jungfrau hatte ihren Liebling,
Das Erdgebohrne Kind, in einer Kiste
Vor allen Menschen und dem Tag verschlossen,
Den Schwestern zur Bewahrung anvertraut,
Mit dem Befehl, bevor sie wiederkäme,
Den Deckel nicht zu öffnen; denn geheim
Und wunderbar, wie er zuerst entsproſs,
Sollt' er in dunkler Enge sich entfalten.
Doch Neugier lockt sie zum Verbotnen, und es reiſst
Vorwitzig ihre Hand das Kästchen auf.
Sie sehn den Knaben lächelnd drinnen liegen,

Den zarten Leib umwunden von zwey Schlangen,
Die ihm als Hüter beygegeben sind,
Und ihnen in ihr frevelnd Auge starren.
Der Anblick scheucht sie mit Entsetzen auf,
Das Grausen wird zur wildverirrten Wuth,
So, Arm in Arm, die Haare flatternd, stürzen
Sie sich vom schroffen Fels hinab ins Meer.
Seitdem befolgt des Erichthonius Stamm
Die Sitte, jedem Säugling in die Wiege,
Zum Angedenken jenes furchtbarn Schutzes,
Ein goldgeringelt Schlangenpaar zu legen.

ION.

Der Pallas Rache, deutest du sie recht,
Zeigt ja, wie sehr für dein Geschlecht sie eifert,
Und dessen Feinden selbst feindselig ist.
Doch hätte sie sich eine Zeitlang auch
Dir abgewendet: hülfreich ist der Himmel,
Ein andrer Gott gewährt, was einer weigert.

KREUSA.

So heifsest du mich auf Apollen hoffen?

ION.

Und kamst du nicht mit dieser Hoffnung her?

KREUSA.

Es hegt sie mein Gemahl mehr als ich selbst.

ION.

Du nahst dich hier dem freundlichsten der Götter.

KREUSA.

Du rühmst ihn billig; dir erwies er Gutes.

ION.

Du hast nur seine Liebe nicht erprobt.

KREUSA.

So wars mein Glück; ein Mensch erprobt die Liebe
Der Himmlischen doch niemals ungestraft.

ION.

Erkläre mir dieſs räthselhafte Wort.

KREUSA.

Vernahmst du nie, wie in des Donnrers Armen

Einst Semele zu Asche niedersank?
Wohlthaten kommen uns von höhern Wesen,
Doch Liebe kann das Gleiche nur gesellen.
Hör' an, was mich auf den Gedanken leitet;
Dein offner Blick flöſst Zuversicht mir ein.
Ich bringe, auſser meinem und des Gatten
Anliegen, einer Freundin Auftrag mit
Zu des Orakels vielbesuchtem Sitz:
Ist kein geheimer Ausspruch zu erlangen?
Du, der du stets beym Heiligthum verkehrst,
Kannst etwa mir mit Rath behülflich seyn.

ION.

Zu schweigen wie zu reden weiſs die Pythia,
Ich lernte nur zu schweigen, wo ich soll.
Nicht weisem Sinn, doch einer treuen Brust
Wirst du vertraun, was dich zu drücken scheint.

KREUSA.

Hör' an. Vergieb mein Zögern, denn der Ruf
Der Frau'n ist ein zerbrechlich kostbar Gut.

Ein Weib, das ich als schuldlos kenn' und edel,
Doch deren Namen ich nicht nennen darf,
Betheuert, daſs Apoll ihr einst genaht,
Und ihr der Jugend jungfräuliche Blühte,
Ein Gott der schwachen Sterblichen, entwandt.

ION.

Sag keine Frevel, fremde Königin.

KREUSA.

Die Wahrheit ist zu sagen stets erlaubt.

ION.

Daſs Götter Zucht und Sitte so zertreten?

KREUSA.

Es muſs der Mensch die Uebermacht wohl dulden.

ION.

Weiſst du, ob jene nicht mit schönen Namen
Des unerlaubten Lagers Schmach bemäntelt?

KREUSA.

Das braucht sie nicht, denn keine Spur, kein Zeuge,

Hat an das Licht gebracht, was sie erlitt.
Die Mutterliebe trieb sie einzig an,
Was ich erzähle, mir zu offenbaren.
Das Kind, das von der heimlichen Umarmung
Ihr Schooſs gebahr, hat sie, von Angst gedrängt,
Zu einer dunkeln Höhle hingetragen,
Es brünstig seinem Vater anbefehlend.
Doch als sie wieder hinkam, nachzusehn
Was draus geworden, ach! da war es fort,
Und sie zerraufte schreyend sich das Haar.

ION.

Und fand sie keinen Gang von Menschen oder
Raubthieren, nach dem Orte hin bezeichnet?
Den Boden nicht bethaut von blut'gen Spuren?

KREUSA.

Von allem nichts; verschwunden war das Kind.
Nun wünscht sie hier in Delphi zu erforschen,
Ob es gerettet ward, und, schaut es noch
Das Licht der Sonne, wie und wo es lebt.

ION.

Die arme Mutter! Aber ihr Beginnen
Dünkt mir gewagt und dennoch unerſprieſslich.
Wird Phöbus selbst, was er mit Fleiſs verhehlt,
Verkünden? Kannst du hoffen, einen Spruch
Ihm abzuzwingen, der ihn tief beschämt?
Wird sich sein Zorn nicht auf den Frager lenken?
Nein, nein! verschlieſse still in deinem Busen
Was, offenbart, nur Unheil bringen kann,
Was mitzuwissen schon gefährlich ist.
Beruh'ge deine Freundin mit dem Trost,
Wenn sie nicht eitler Täuschung sich ergeben,
Daſs Götter ihre Kinder nicht verlassen,
Und daſs Apoll gewiſs den Säugling schirmte,
Ihn nicht verschlingen oder rauben lieſs,
Und irgendwo zu seiner Lust ihn pflegt.

KREUSA.

Das Kind ist ihr, sie will es auch besitzen.

ION.

Wohl hat sie Recht; was soll ich dir erwiedern?

Den Gott zu schelten scheut sich meine Zunge,
Nicht, weil ich knechtisch fürchten ihn gelernt,
Nein, weil des Vorwurfs Widerhaken schmerzlich
Zurück sich wenden in mein eignes Herz.
Wie kann bey Menschen Recht und Tugend blühn,
Wenn selbstvergeſsne Götter, Lüsten fröhnend,
Die hohe Macht, den weisen Seherblick
Misbrauchen, reine Sitte zu bewält'gen,
Dann ihre Schmach ins Dunkel zu entziehn?
O wie ein unentfliehbar Netz umstrickt
Mich der Gedanke! Laſs mich, laſs mich fort,
Wo einsam ich in meine tiefste Brust
Einladen will den vielgeliebten Gott,
Ihn leise mahnen, kindlich mit ihm rechten,
Ob er mirs löst, ob ich es lösen kann.
Denn vielverschlungen sind des Schicksals Wege,
Kurz unser Blick und für die Zukunft blind.

ab.

Sechster Auftritt.

KREUSA.

Welch schuldlos rein Gemüth des blühnden Knaben!
Ihm konnt' ich ohn' Erröthen mich vertraun.
In diesem Alter wäre jetzt mein Sohn,
Wenn die Harpyien nicht vom Angesicht
Der Erd' ihn grausam weggerissen hätten.
Doch, wenn er unverhofft sich wieder fände,
Und gliche diesem hier an holdem Wesen,
An schöner Leibsgestalt und freyem Muth:
Gern wollt' ich ihn vor aller Welt erkennen,
Und kühnlich sagen: Seht den Sohn Apolls!
Wer kann das Götterblut in ihm bezweifeln?
Aus meiner lange heimlich glühnden Scham
Würd' er hervorgehn, wie die Sonne herrlich
Des Morgens Purpurwolken überstrahlt,
Die stolze neidenswerthe Schuld zu segnen.
Heut sind es sechzehn Jahr seit jener Nacht,
Als ich von ihm wie von mir selbst mich trennte,
Und heut mufs unser Schicksal sich entscheiden.

Wozu bedarfs Umschweife noch? geheimes
Befragen des Orakels? Wenn Apoll
Auf mein und des Gemahls gemeinsam Wort
Mir keine Spur giebt von dem Schmerzenkinde,
So ist es längst dahin, und er verleugnet's
Wie er es lieſs verderben; und dann hab' ich
Nichts zu verlieren mehr, und nichts zu hoffen.

Siebenter Auftritt.

KREUSA, XUTHUS mit Gefolge.

XUTHUS.

Ich komme, theure Gattin, eilig nach,
Damit dich mein Verweilen nicht bekümmre.

KREUSA.

Was bringst du von dem unterird'schen Seher,
Bey dem ich ungern dich zurückgelassen?

XUTHUS.

Kehr mit mir heim: noch ist kein Schritt gethan,
Noch lockten wir aus unsrer Zukunft Höhle,
Indem wir da nach Segensschätzen forschen,
Des grausen Unheils Drachen nicht hervor,
Der drinnen schläft, und uns den Zugang wehrt.

KREUSA.

Versteh' ich recht? wir sollten Delphi wieder
So unverrichteten Geschäfts verlassen?
Wie hat sich plötzlich dein Entschluſs verändert?

XUTHUS.

Glaub mir, uns frommt am besten, gleich zu gehn.

KREUSA.

Wie soll ichs, bis du mich belehrt, warum?

XUTHUS.

Noch bin ich ganz verstört, und sammle kaum
Die schweifenden Gedanken zum Bericht.

Nicht daſs mir die Erinnrung wär' entschwunden:
Denn als ich aus dem Schooſs des Abgrunds kam,
Hat mich der Stuhl Mnemosyne's empfangen,
Und was mir erst vorschwebte, steht unwandelbar
In düstrer Deutlichkeit vor meiner Seele.
Nachdem ich in der Felsgehau'nen Grotte
Der Weihung letzte Bräuche noch vollbracht,
Steckt' ich die Füſse durch den dumpfen Eingang,
Woraus die Unterwelt zu athmen scheint.
Abhängig wie ein jäher Wassersturz
Riſs es hinab mich, auf dem Rücken liegend,
In rascher Eil und unermeſslich weit.
Bewegungslos erwartend lag ich drunten,
Ich sah noch nichts, ich hörte nur Gezisch,
Und wunderbare Stimmen aus der Tiefe.
Die Klagetöne schienen bald in Wirbeln
Zu steigen, sich zu sondern und gestalten,
So bebten mir Erscheinungen vorüber,
Angstvoll doch unbegriffen. Kinder winselnd,
Dann flieh'nde Weiber mit zerstreuten Haaren,
Ein Jüngling, wild nach ihrem Busen zielend,

Und, was am meisten mich mit Schauder füllte,
Ein Schattenpaar, das zärtlich sich umarmte,
Umstrickten Furien ungesehn mit Schlangen.
Dazwischen starrten mich Gorgonenhäupter
Hohnlachend an, aus allen Sinnen scheuchend.
Ich wollt' an Heil und Leben schon verzweifeln,
Als zu mir trat ein Mann von ernstem Anblick,
Fast wie der Helfer Aeskulap gebildet,
Von Bart ehrwürdig und von hoher Stirn,
Auf seinen Zauberstab die Rechte lehnend.
Trophonius war es, und er sprach also:
Nicht vorgreif' ich dem Delphischen Sitz und dem Seher Apollo;
Aber hüte dich, Xuthus, daſs, deinem Geschlecht nachstrebend,
Nicht du den Fall des Geschlechtes erwirbst, und des Hauses Zerrüttung.
Kaum hatt' er seine Weiſsagung gesprochen,
So ward ich wiederum empor gerückt,
In gleicher Bahn und Weise, nur das Haupt
Noch rückwärts nach den frost'gen Schatten hangend,

Bis sich des Himmels Wölbung wieder aufthat.
Nun weiſst du's: folge meinem Rath, Kreusa!
Es bleibe das Orakel unbefragt.

KREUSA.

Und wir in unserm kinderlosen Stand.

XUTHUS.

Weit besser, als von Grund aus untergehn.

KREUSA.

Ein unerfreulich Leben gleicht dem Tode.

XUTHUS.

Doch selbst den Tod kann Unglück bitter machen.

KREUSA.

Wir haben an den Göttern nicht gefrevelt,
Laſs uns doch prüfen, wie sie's mit uns meynen.
Ein groſses Gut steht uns vielleicht bevor,
Was nur der unterird'schen Mächte Neid

Durch leere Schreckniſs zu verlarven strebt,
Damit wir der verhängniſsvollen Urne
Mistrauisch nimmer nahen sollen, oder
Mit banger Hand fehlgreifen unser Loos.
Ja, laſs uns wagen, glücklich seyn zu wollen.
Entfernt noch, zagt' ich oft vor dem Versuch,
Doch jetzt umfängt mich hell die Gegenwart.
Der Tempel, diese Pforte, diese Säulen,
Sie scheinen gastfrey uns hereinzuladen,
Ein flüsternd Säuseln regt sich durch den Hain
Als Vorgesang beseligender Sprüche.
Der Tag ist heiter, und die Zeichen günstig:
Auf zu dem heil'gen Dreyfuſs! komm, o komm!

XUTHUS.

Du überredest mich beynah, zerstreust
Durch deines Muths Begeistrung mir das Grausen,
Womit der nächtliche Prophet mich schreckte.

KREUSA.

Es war nur die Betäubung von den Dünsten,

Die Blendung von den Schatten jener Gruft:
Hier scheucht sie von der Stirn der Lüfte Schmeicheln,
Der Gruſs des Lichtes von dem klaren Auge.
Was wagen wir? Und alles zu gewinnen,
Wär' alles dran zu wagen nicht zu viel.
Wir wollen muthig hoffen, brünstig beten:
Ich will Latonen noch ein Opfer bringen,
Daſs bey dem Sohn die Mutter für mich spreche;
Geh du indeſs zur Pythia hinein.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

ION singt zur Leyer.

Strophe.

Du hochragendes Haupt des Lorbeers,
Zeus himmlischem Blitze nie verwundbar,
Noch wildstürmenden Wintern
Je hinstreuend den grünen Schmuck!
Gesangliebenden Schatten beut mir
Kühl wehend, damit ich
Der viersaitigen Leyer Wohllaut
Anstimme dem Wiederhall,
Daſs auf melodischen Wellen die Seele mir,
Aus banger Zweifel Wirbeln,
Sanft hingleitend im Hafen ausruhe, wo

Die geliebten Wünsche wohnen,
Wo Zutrauen den Anker auswirft.

Gegenstrophe.

Dein lichtstrahlendes Götter-Antlitz,
O du, der im reinsten Thaue badet
Die goldlockige Scheitel
Am Felsborne Kastalia's,
Apoll! dürft' ich es schaun nur Einmal;
Anredens gewürdigt
Mich hinwerfen zu deinen Füſsen,
Inbrünstiger Liebe voll!
Was die Olympischen Säle verherrlichet,
Der sel'gen Inseln Wonne,
Schwellt nie sehnend den Busen an, nie mit Neid
Ganymedens ew'ge Becher,
Dem inwohnet dein hohes Bildniſs.

Nachsatz.

Wer darf göttliche That
Richten nach Schein? Warte das End' ab.

Oft bricht Sonn' aus Gewölk. Zügeln den Mund lehrt,
Wie der Niobe Söhnen,
Zornblickend, todsendend, du erschienest.
Mir offenbare milder dich,
Wie wenn du huldreich der Musen Chor führst.
Rings her leuchte der Hain, bebe der Thalgrund,
Beflügelt weh' auch des Tempels Thor auf,
Ahndungsvoll wie beseelt schwanke der Baum hier
Bey der gewaltigen Götternäh:
Nicht soll zagen mein junges Herz,
Dir frohlockend entgegen.

Zweyter Auftritt.

ION, XUTHUS.

XUTHUS.

Mit Ungeduld erwart' ich, wem ich jetzt
Zuerst begegnen soll. Seh' ich hier niemand?
O holder Jüngling, laſs mich dich umarmen!

ION.

Du unterbrichst die schöne Hymne mir:
Die Leyer ist aus meiner Hand gefallen.

XUTHUS.

Zum Jubel wollen wir sie neu besaiten,
Denn uns zu großem Glücke treff' ich dich.
Kind, reiſs dich nicht aus meinen Armen los!

ION.

Was willst du, Fremdling? Es geziemt mir nicht,
Dem Jüngling, der ein heilig Amt verwaltet,
Sich der Vertraulichkeit so hinzugeben.

XUTHUS.

Niemand ist minder fremd sich als wir beyde:
Du bist mein Sohn, sieh deinen Vater hier.

ION.

Tratst du vielleicht zu nah des Schlundes Mündung,
Der wahrhaft nur die Priesterin begeistert,

Und hat der Dunst, der aufſteigt, dir das Haupt verwirrt?
Wie, oder ſchwärmst du in des Bacchus Taumel?

XUTHUS.

Der Freude Taumel reiſst allein mich hin;
Begeistert hat mich, doch nicht lügenhaft,
Das Wort der hohen Pythia vom Dreyfuſs.

ION.

Wie lautet es? sag' an!

XUTHUS.

Sie gab dich mir.

ION.

Zu welchem Ende?

XUTHUS.

Um mein Sohn zu seyn.

ION.

So hat sie dir mit Namen mich genannt?

XUTHUS.

Das nicht, und dennoch kann ich hier nicht irren.
Vernimm den Hergang, daſs du überzeugt,
Vom ersten Staunen wieder zu dir kommend,
Dich meiner Freude willig überlassest.
Ich nahte dem Orakel, um zu fragen,
Wie die Verheiſsung sich erfüllen möchte,
Die es vor manchen Jahren mir gewährt:
Daſs mein Geschlecht in zweyen Söhnen blühe
Und groſsen Völkern Namen geben solle.
Ich hört' als Antwort aus dem Mund der Pythia:
Tritt, Anführer Athens, hinaus vor die Hallen des Tempels:
Wem du zuerst da begegnest, den heiſs' ich als Sohn dich erkennen,
Dankbar ehren fortan, von wem dir das holde Geschenk ward.
Kaum daſs mein Fuſs die Schwelle nun berührt,
Und rings umher mein Blick verlangend spähte,
So fielen mir die Weisen deiner Leyer,
Wie einer guten Vorbedeutung Laut,

Ins Ohr, und deine liebliche Gestalt
Ins Auge, daſs ich froh entzückt hinzulief,
Die erste Vaterfreude zu genieſsen.

ION.

Verzeih, daſs ich die Liebkosung miskannt,
Die du so gütig mir entgegen trugst.
Noch kann ich nicht mein neues Loos begreifen,
Es ist zu herrlich und zu wunderbar;
Hier übt' ich eben Hymnen auf der Leyer,
Ob sie des Musenführers Ohr gewönnen,
Und sehnte mich, statt aller Erdengüter,
Ihn einmal nur von Angesicht zu schaun.
Indeſs gedacht' er mein im Heiligthum,
Und sendet dich, den reichbegabten Herrscher,
Den ruhmgepries'nen königlichen Helden,
Zu väterlicher Sorge mir heraus.
Wie bin ich unbemerkter Knab' es werth?

XUTHUS.

Auch mich hat er zu stetem Dank verpflichtet,

Und sich freygebig wie ein Gott bewährt.
Nicht Aussicht in die Zukunft gab er mir
Wie man des Mahners Ungestüm vertröstet:
Nein, die Erfüllung stand vor seinen Thoren,
Und kam mir rasch entgegen. Kinderlos
War ich, und habe jetzo dich zum Sohn,
Der blühend schon zur Jugend aufgewachsen,
Nicht der mühsel'gen Pflege mehr bedarf,
Die an der schwachen, zweifelhaften Kindheit
Oft nicht gedeiht. Gleich einem schönen Traum,
Der sich verkörpert hätte, stehst du vor mir,
Verdienst so ganz an Bildung, holdem Wesen
Und edlem Muth Urenkel Zeus zu seyn,
Daſs Kön'ge mich um dich beneiden werden.

ION.

Du siehst mich schon mit Vateraugen an.
Doch sag: wie legst du das Orakel aus?
Meynt es, du mögest nur den Elterlosen
An Sohnes Statt aufnehmen? oder soll
Dein wahres Blut in meinen Adern flieſsen?

XUTHUS.

Kennst du nicht deine Herkunft, theurer Knabe?

ION.

Man fand mich hier am Tempel ausgesetzt,
Seitdem hat niemand sich zu mir bekannt.

XUTHUS.

So bist du sicher meines Leibes Sohn.

ION.

Ich hörte doch Kreusen erst betheuern,
Daſs ihr bisher noch ohne Kinder bliebt.

XUTHUS.

Kreusa freylich. Welches ist dein Alter?

ION.

Mir wurden heute sechzehn Jahre voll.

XUTHUS.

Die Zeit trifft überein. Es fehlen noch

Drey Monden ungefähr an siebzehn Jahren,
Seit ich zum ersten diesen Sitz besucht,
Da bey den Pyth'schen Spielen Cirrha's Ebne
Laut wiederhallend mich als Sieger ausrief.
Was soll ich jugendlichen Uebermuthes
Mich schämen, nun er einen Lohn mir schafft,
Den Maſs und Weisheit, und ein stolzes Ehbett,
Erworben durch Verdienst, mich lieſs entbehren?
Beym Schmaus, der festlich meinen Sieg beging,
(Jetzt lebt es wieder im Gedächtniſs mir)
Hat mich der Freude Taumel und des Weins
Mit einer der Bacchanten hier verbunden,
Die des Parnassus Klüfte wild durchstreifen,
Und hochgeschwungen, Weinumrankt, ein Thyrses,
Statt Hochzeitfackel uns vorangewinkt.
Aus diesem Rausch muſst du entsprungen seyn.
Mich kümmerte, nach rascher Jugend Art,
Das Weib nicht ferner, noch der That Erfolg,
Und bald verlieſs ich diese Fluren. Jene,
Da sich in ihr des Gottes Glut ernüchtert,
Und mit der Tage Lauf, der Monden Wechsel,

Ihr Schooſs ein vaterloses Kind gebahr,
Hat sie, so läſst es leichtlich sich errathen,
Die ihr allein zurückgelassne Sorge
Abweiſend, hier den Göttern dich vertraut,
Die durch des Festes übermächt'ge Lust
Ins Leben dich gerufen. Und so hast du
Durch meine Schuld die reiche Pfleg' entbehrt,
Da Mitleid nur den Fündling auferzogen.
Jetzt aber will ich dir's vergelten, Sohn,
Es soll mein stetes Sinnen einzig seyn,
Dir Glück und frohe Tage zu bereiten.

ION.

Ich kann nicht länger zweifeln: ja, du bists,
Du bist mein Vater. Laſs es mich umschlingen,
Dein würd'ges Haupt, das theure, längstbegehrte;
Laſs meine Lippen sich auf deine Stirn
Und beyde Augen drücken. Dank, ihr Götter!
Apollo, du vor allen, habe Dank!
Mein unsichtbarer und Olymp'scher Vater,
Das bleibst du dennoch, ob du schon mir sichtbar

Den sterblichen Erzeuger zugewiesen.
Du Schöpfer meiner Sohnespflicht und Freuden,
Wie sollt' ich dein darüber je vergessen?
O theurer Vater, ich gelobe dir,
Ich will durch all mein Streben und mein Thun
Dem Geber und Empfanger Ehre bringen.
Umarme denn mich wieder! segne mich!
Sieh, meine Wonne flieſst in milden Thränen:
Zu glücklich bin ich, aber eins doch fehlt.

XUTHUS.

Was ist es? stehts in meiner Macht zu schaffen?

ION.

Daſs meine Mutter uns nicht mit umarmt;
So schlängen dreyfach sich der Liebe Ketten.

XUTHUS.

Mit Recht bedenkst du sie, mein Sohn. Die dich
Gebohren, ist ein werth zu achtend Weib.
Ich war ihr unbekannt, so wie sie mir,

Und viel geschehner Dinge Spur verlöscht
Die lange Zeit: doch wollen wir nicht ruhn
Bis wir sie wiederfinden, und auf Kundschaft
Von ihrem Aufenthalt und Namen senden,
Erst hier umher, dann in ganz Griechenland.
Mir angehören gnüge dir indeſs.

ION.

Wer weiſs, ob sie der Tod nicht schon entraffte,
Und alles Forschens Mühe stumm betrügt!

XUTHUS.

Vermeide Worte schlimmer Vorbedeutung.
Du blühst so frisch: wie sollte sie nicht leben,
Die mit gesunder Kraft dich ausgestattet?
Allein, wenn sie uns auch verborgen bliebe:
Mein Haus nimmt dich als Eingebohrnen auf,
Was es vermag, das wird auch dein; Kreusa
Wird deiner Mutter Stelle dir vertreten.

ION.

Ach! andre Kümmerniſs berührst du da:

Ich sorge, deiner Gattin zu misfallen.

XUTHUS.

So fürchtest du stiefmütterlichen Haſs?

ION.

Es möchte mir das härtste doch begegnen,
Wenn sie nur glücklich und zufrieden wär.
Ich sah dein edles Weib hier bey der Ankunft,
Und wie ihr Herz, beklemmt von Mutterliebe,
Die keinen Ausweg weiſs noch Gegenstand,
Wehmüthig hoffte, stolz verzweifelte,
Hat sie mir innig das Gemüth bewegt.

XUTHUS.

Bald wird sie nun, was uns gewährt ist, sehn,
Und ruhiger daran sich gnügen lassen.

ION.

Ungleich hat das Orakel euch bedacht.
Dir gab es heimzuführen deinen Sohn,

Der nicht der ihre ist, und nöthigt sie,
Den Fremden, Unbekannten, den Erzeugten
Aus einem Bett', von keinem Recht geweiht,
In ihrer Väter Hallen aufzunehmen.
Es wird sie immerfort mein Anblick mahnen,
Beglückter sey ein andres Weib gewesen,
Die dir ein rascher Augenblick verband,
Als sie, die seit so vielen Jahren dir
Der Gattin Liebe, Sorg' und Treu gewidmet.
Nun wird sie erst sich doppelt einsam fühlen,
Da du fortan die Kinderlosigkeit
Nicht mit ihr theilest, wie bisher. Mich jammerts,
Daſs sie so arm an Freuden altern soll.

XUTHUS.

Noch bleibt ihr mit der Jugend Hoffnung übrig.
Den frühern Ausspruch des Apoll, der mir
Verhieſs, zwiefacher Ahnherr Griech'scher Stämme
Durch zweyer Söhne Füll' und Kraft zu werden,
Hat nach so vielen Jahren der Erfolg
Nur halb noch eingeholt. Du bist der eine;

Den andern Sohn erwart' ich bald von ihr.
Der unfruchtbare Fluch wird jetzt sich lösen:
Denn oftmals zögert die beginnende
Erfüllung, eh sie durch die dichten Wolken
Der Hindernisse bricht; allein so bald sie
Erscheint, zieht ihre Schwester, die Vollendung,
Ihr durch das lichte Thor frohlockend nach.
Doch dieses können ferner wir besprechen
Zu andrer Zeit. Sag an, wie heiſsest du?

ION.

Die Pythia hat Ion mich benannt.

XUTHUS.

Ion, mein theurer Sohn! O schöner Name,
Wie wirst du in der Nachwelt Ohren tönen,
Wenn Städte, Völkerschaften, Reiche blühn
Auf lebensvollen Fluren, Küsten, Inseln,
Wenn Helden kämpfen, Dichter sie besingen,
Und, nach der Sprach' und Sitten Eigenschaft,
Ionisch alles preisend wird genannt!

Gewöhne denn dich nun, stets zu bedenken,
Wie du den Namen glorreich führen willst,
Dem das bestimmt ward; sieh von heute dich
Als einen Fürstensohn und Herrscher an.
Mein königliches Scepter erbt auf dich,
Du muſst dich zeitig, es zu fuhren, üben.

ION.

Wie anders doch von fern die Ding' erscheinen,
Als wenn sie gegenwärtig vor uns stehn!
Ich konnte mir so Herrliches nicht träumen,
Als mir begegnet, und nun füllt mich Ahndung
Mit Bangigkeit vor dem schon, was bevorsteht.
Der schnellen Glückserhöhung geht zur Seite
Der Uebermuth, und Neid folgt hinten nach.
Zu der Athener auserkohrnem Volk
Komm' ich an zwey Gebrechen krankend: erst
Ausländisch, und dann unächt von Geburt.
Mit welchem Auge werden über sich
Sie den gestellt sehn, der zum Dienen aufwuchs?
Wen Menschen gern gebieten lassen sollen,

Muſs von Beginn vor ihnen ausgesondert seyn;
Mich achten sie nicht einmal gleich gebohren.
Auf ihr feindselig und verachtend Streben
Wird Argwohn lauren müssen, und so drängt
Mich fremde Tücke, die Umstricker selbst
Mit gleicher Schling' und Listen zu verstricken,
Wo nicht, mit trotzender Gewalt zugleich
Das Recht und ihr Gewebe zu durchreiſsen,
Daſs Tyranney den Purpur blutig färbt.
Hier war ein mäſsig Theil und Ruh und Stille
Mein süſses Loos, und die willkommnen Schranken
Der Lehre, der Gewöhnung und des Orts
Bewahrten mich vor ungerechtem Thun.
Viel Fremde kamen wechselnd hier und gingen,
Die ich willkommen heiſsend und geleitend
Stets neu den neuen wohlgefällig blieb.
Nicht den Erwerb vergänglichen Besitzes
Galt mein Verkehr mit ihnen: immer nur
Zu festlicher Bereitung, Heiligung,
Behülflich war ich ihnen, und mein Dienst
Hob über den Verkehr mit Menschen mich.

warum kann ich nicht, jetzt da wir uns
Erkannt, als Sohn dir gnügen, und dabey
Fortwandeln die geliebte Lebensbahn!

XUTHUS.

Das sind nicht fürstliche Gedanken, Sohn!
Bewahre mir dein königliches Blut,
Und zage nicht vor deines Glückes Glanz.
Bedenke, daſs dein Vater als ein Fremdling,
Von seiner Heimath ein Verbannter, auch
Sich auf den Thron der Erechthiden schwang
Durch kühne That. Ist dieſs dein Delphi doch,
Der Mittelpunkt der Erde, wie sie sagen,
Der einz'ge Ort nicht, noch die weite Welt.
Nicht Opfer, weiſse Binden, Reinigungen,
Gebete, Weihrauch, Lorbeer, Festgesänge,
Sind dein Geschäft mehr; all dein Trachten muſs
Nun Tag und Nacht auf nichts gerichtet seyn
Als Krieg und Waffenübung, Roſs und Mann,
Die vierbespannten Wagen, Thürme, Mauern;
Dann auf Gesetz' und Rechte, die Versammlungen

Des Volks und Rathes, und der Häupter Schmaus
In ihres Königs immer offnen Sälen.
Du muſst zum herrlichen Athen mir folgen,
Noch heut, wann wir das Fest, das ich bey deiner
Geburt versäumt, zuvor gefeyert haben.

ION.

So will ich denn zum Abschied mich bereiten.
Lebt wohl, geliebte Bäume! heim'sche Luft!
Ergieb'ger Boden, der mich mild genährt!
Doch du vor allen, hohes Tempeldach,
Worunter oft, auf der Altäre Stufen,
Bald am Gestell der Säulen meines Gottes
Mich süſser Schlaf umarmt, wie wohl der Landmann,
Der einen weit entlegnen Acker baut,
Aus Zweigen sich ein Hüttchen wölbt, da ruhiger
Des Mittags Glut verschläft, als wie zu Haus
Im weichen Bett, indem in seine Träume
Der weite blaue Himmel niedersteigt.
Quellsprudelnder Parnassus! goldnes Delphi!
Ich gehe, doch es bleibt bey euch mein Herz.

Ja eines, Vater, muſst du mir geloben,
Daſs ich die Heimath jährlich darf besuchen.
Als Mutter hat mich Pythia gepflegt,
Sie weiſs noch nicht mein neues Glück, und wird
Mich ungern von sich lassen. Oft, recht oft
Muſs ich sie kindlich wiedergrüſsen: sie
Vergessen könnt' ich nimmer, härmte mich
Nur ab nach ihr, wenn du's nicht zugeständest.

XUTHUS.

Gern alles, lieber Sohn, was du begehrst.

Dritter Auftritt.

Die VORIGEN, KREUSA, PHORBAS.

KREUSA.

Verweilst du hier noch, Xuthus, mein Gemahl?

XUTHUS.

Du siehst mich, Theure, deiner Rückkunft wartend.

KREUSA.

Den Ausspruch hört' ich von den Priestern schon.

XUTHUS.

Und eilst herbey nun, den Erfolg zu sehn.

KREUSA.

Ja, wer zuerst sich deinen Tritten nahte.

XUTHUS.

Sieh diesen Jüngling an.

KREUSA.

Ich kenn' ihn wohl.

XUTHUS.

Der ist es.

KREUSA.

Dieser?

XUTHUS.

Warum sollt' er nicht?

KREUSA beyseit.

Weh mir, Apoll! wie thatest du mir das?

XUTHUS.

Misfällt er dir, daſs du befremdet murmelst?

KREUSA.

Ich wünsche Heil dir mit dem schönen Fund.

XUTHUS.

Ja, stolz erkenn' ich mein Geschlecht in ihm.

KREUSA.

Du nahmst ihn an als Sohn?

XUTHUS.

Ich fand ihn mein.

KREUSA.

Wie? doch das ziemt der Gattin nicht zu fragen.

XUTHUS.

Verhüten es die Götter, daſs ich jemals

Dein Recht verletzt, und das Gelübd der Eh!
Des Sechzehnjähr'gen Alter zeigt dir schon,
Daſs ich sein Vater ward, eh meine Thaten
Mit unserm Bund das Scepter von Athen
Mir noch erworben, eh ich dich gekannt.
Doch, was der jugendliche Trieb gefehlt,
Darf nun mich nicht gereun, es ist entschuldig:
Da es zur Freude dir wie mir gedeiht,
Wenn du ihn auch als deinen achten wilst.

KREUSA.

Zu gütig giebst du Rechenschaft, mein König.
Das Weib, das seinem Gatten keine Kinder bringt.
Ist schon zufrieden, duldet man sie nur
Im Hause, dessen Hoffnung sie betrog;
Und neben ihr sich Andre zu gesellen,
Aus deren Liebe bessrer Segen blüht,
Ist Männerrecht, und mehr der Kön'ge noch.
Allein wo ist die Mutter deines Sohnes?

XUTHUS.

Wir wissen nicht, wie nah, wie fern sie is.

Ob sie noch lebt, ob sie dem Orkus schon
Vermählt ward; unbekannt war ihre Heimath
Und Name mir, kaum würd' ich der Gestalt
Mich noch entsinnen, säh' ich jetzt sie wieder:
Denn mich umgaben der Betäubung Wolken
Den Einen Augenblick, der uns verband,
Und viele Jahr' entrückten sie seitdem.

KREUSA.

Du redest Räthsel, aber was geschehn
Ist klar, und wird sich mehr und mehr entfalten.
Und weiſs auch Ion nichts von seiner Mutter?

ION.

Ich sagte dir vorhin schon, Königin,
Daſs sie sich nie mir zeigte, daſs auch Pythia,
Die meiner Kindheit ihre Sorg' ersetzt,
Noch keine Spur von ihr entdecken konnte.

KREUSA.

Ja, doch die Zeiten ändern alle Dinge.

Nicht-wissen, Wissen, selbst Gemüth und Sinn
Viel schwerer sind wohl Mütter auszuforschen,
Wenn Dienstbarkeit und Armuth sie verbirgt,
Als wenn sie eines Fürsten mächt'ge Gunst
Zu sich erhebt: da finden sie sich an,
Und man erkennt sie auf den ersten Blick.

ION.

O denke nicht von mir, verehrte Fürstin,
Ich könnte mich der ärmsten Mutter schämen.
Wie niedrig auch, unedel war sie nicht,
Sagt mir die innre Seele. Bey dem Wunsch,
Der dich hieher geführt, bey deiner Hoffnung,
Ihn künftig auch für dich erfüllt zu sehn!
Nicht einer Mutter Herrlichkeit begehr' ich,
Die blendend über mich den Glanz verbreite;
Der Mutter Herz, das seine süſse Wärme
Zu Einem Strom der Lieb' in meins ergieſse.
Gewähre du, Kreusa, mir ein solches,
Was deiner Groſsmuth leicht ist: und das meine
Gelobt — nicht mehr, das könnt' ich nicht — so sehr

Als meine wahre Mutter dich zu lieben.
Wär sie gefunden, o wir wollten beyde
Hier deine Knie' umfassen, und dich flehn
Die Eintracht deines Hauses nicht durch uns
Gestört zu wähnen. Kein ehrsüchtig Streben
Regt sich in einer Lieb'erfüllten Brust:
Wir werden keinen Anspruch machen, als
Einander Sohn und Mutter ganz zu seyn,
Von allem dem, was dein ist, nichts bedürfen
Zu unserm Glück, als deine Freundesblicke.

XUTHUS.

Du siehst, Kreusa, wie dich zu gewinnen
Der Eifer meinen wackern Sohn beseelt.
Doch wenn als nah verwandt sich plötzlich die
Betrachten sollen, die sich fremd gewesen,
So tritt erst zwischen sie das blöde Staunen,
Und, an sich selber irr, mistrâuen sie,
Wie es auch dir und mir geschah, mein Ion,
Und unsrer Freude Flut zu ebben zwang,
Bis sie den Damm des Zweifels überschwoll.

Nur die beysammen durchgelebte Zeit,
Gesell'ge Näh und frohe Gegenwart
Kann der Vertraulichkeit Gewöhnung stiften:
Sie wird es bey Kreusen auch und dir.
Laſst denn sogleich das Leben uns beginnen,
Zwar auf der Reise hier, und fern der Heimath,
Das um den Heerd der Götter unsers Hauses
Uns immer wirthlicher versammeln soll.
Das Erstlings-Fest der Tage meines Kindes
Mahnt, wie ein Gläubiger, der lang' geschwiegen,
Mich heut, und mit dem angehäuften Wucher
So manchen Jahrs will ich ihm Gnüge leisten.
Apoll hat nicht vergebens mich erinnert,
Ihn hoch zu ehren, dessen Seherwink
Den holden Sohn mir zugeführt: es soll
Ihm eine volle Hekatombe fallen,
Und rings umher an jeglichem Altar
Der Paean von geschmückten Chören jubeln.
Indessen theile, wer da will, mit uns
Der Becher Lust und ein gemeinsam Mahl;
Herolde sollen Delphi's rühmliche

Bewohner laden, unsre Feyer zu begehn,
Daſs sie in Zukunft auch des Tags gedenken,
Wo Xuthus den erwünschten Erben fand.
Komm, Sohn, laſs selbst uns sorgen und beschicken,
Daſs Ueberfluſs dieſs Gastmahl zier' und Ordnung,
Und nichts, was unsre Würde heischt, gebreche.
Du sollst Bewirther seyn, und sollst dir selber
Den huldigenden Zoll der Ehrengaben
Darbringen, nicht empfangend sondern gebend,
Aus meinem reichen Schatz mit vollen Händen
Ihn ausstreun unter ein glückwünschend Volk.
Da will ich sehn, wie du zum erstenmal
Ein Fürstenamt verwalten lernest: denn
Freygebig spenden ist des Herrschers Pflicht,
Und seine Pracht dien' Allen zum Genuſs.

ION.

Ich folge dir, mein königlicher Vater.

Vierter Auftritt.

KREUSA, PHORBAS.

PHORBAS.

O Tochter des Erechtheus! Enkelin
Des Erichthonius! du, mein Pflegekind!
Wir werden ausgestoſsen und verdrängt.

KREUSA.

So meynst du, Alter? siehst du noch so scharf?

PHORBAS.

Das war es, einem eingeschlichnen Fremdling
Das heil'ge Diadem ums Haupt zu winden,
Was nur ein Erechthide tragen sollte!

KREUSA.

Ach immer unglückselges Loos der Frau'n,
Doch zehnfach mehr der Fürstentöchter noch!
Uns bleibt nach freyer Neigung keine Wahl,
Die mit dem Leib auch das Gemüth vermählte:

Wir werden wie ein Eigenthum verhandelt.
Wie man ein Roſsgespann, ein künstlich Erz,
Zum Preis beym Wettspiel wohl dem Sieger setzt,
Hat man für Schlachten mich zum Lohn ertheilt.

PHORBAS.

Und wer bloſs mit des Arms Gewalt ein Glück
Erobert, das ihm nicht beschieden war,
Hält den Besitz als Raub, und übermüthig
Schätzt er das Unverdiente noch gering.
So Xuthus deine Ehgenossenschaft.

KREUSA.

Fürwahr, nie hätt' ich selber sie erkohren.

PHORBAS.

Wenn sie an Kindern ungesegnet blieb,
War doch nichts andres Schuld, als daſs Minerva
Dem Ankömmling misgönnte, in den Boden
Des Attischen, von ihr gepflegten Gartens
Ein wild ausländisch wuchernd Reis zu pflanzen.

KREUSA.

Wer weiſs, worüber sonst die Göttin zürnt!

PHORBAS.

Statt nun mit allem Fleiſs sie zu gewinnen,
Lockt er dich hier zu andern Göttern her,
Die trefflich mit ihm einverstanden sind.

KREUSA.

So scheints. Er muſs viel gelten beym Apoll.

PHORBAS.

Laſs nicht voreilig uns den Gott verklagen.
Die Himmlischen sind wahrhaft und gerecht:
So wenig als die Richter drunten läſst
Des Delphiers Orakel sich bestechen.
Doch was es redlich ausspricht ohne Falsch,
Dem schieben ihre Ränke Menschen unter,
Und wissen, eben weil es unbekümmert
Auf grader Bahn geht, und in keine Krümmen
Sich einläſst, dienstbar es dem Trug zu machen.

Glaubst du, es habe Xuthus nicht gewuſst,
Hier wachs' ein Sohn von ihm zum Jüngling auf?

KREUSA.

Weswegen trieb er sonst so oft nach Delphi?

PHORBAS.

Er lieſs ihn heimlich auferziehn vor dir:
Seys, daſs er ihn erzeugt, wie er betheuert,
Eh er dein Gatte ward zu seyn gewürdigt;
Seys, daſs er höher auch des Knaben Alter
Angiebt, um zu verhehlen, daſs seitdem
Er einem unerlaubten Bett gefröhnt.
Nun offenbart er sich, und weiſs die Schuld
Gar schlau mit heil'gem Ansehn zu bemänteln,
Den höchsten Seher feyerlich befragend
Um das, was er nur allzu gut gewuſst.

KREUSA.

Ich muſs ihm gar ein Freudenfest begehn,
Daſs er nicht länger den Verrath darf bergen.

PHORBAS.

Die Mutter soll verschwunden seyn, von ihr
Will keiner wissen: doch der ihren Sohn
So gut versorgt, hat sie wohl auch bewahrt.
Wie scheue unglückdroh'nde Vögel, die
Man nicht bemerkt bey Tag, erst mit der Dämmerung
Ausfliegen, wird sie bald zum Vorschein kommen:
Denn des Erechtheus Sonne ging ja unter,
Du schimmerst noch, ein matter Abendstern,
Bald überschattet Dunkel Attika.

KREUSA.

O hätt' ich nimmer diesen schwarzen Tag erlebt!

PHORBAS.

Schon seh' ich mit dem schmucken dreisten Knaben
Die Buhlerin in deinem Hause herrschen.
Des Erben Mutter — und hat Xuthus nicht
Aus eigner Macht Bastarde seines Bluts
Zu Erben unsrer Pallas-Burg erklärt? —
Des Erben Mutter ist die wahre Gattin,

Das unfruchtbare Weib wird nichts geachtet,
Und muſs der andern Sklavendienste leisten.
Sieh, diese grauen Haare möcht' ich mir
Bestreun mit Asch' und Staub, wenn ich bedenke,
Was deiner wartet, theure Königin!

KREUSA.

So läſst du mich erniedern, meiner Väter
Beschützerin? hast du dich, strenge Jungfrau,
Denn gänzlich von Kreusen abgewandt?

PHORBAS.

Noch nicht genug. So lang' es möglich ist,
Daſs sich dein Königsstamm, der theure Oelbaum
Einheimisch nur bey uns, jetzt kaum noch grünend,
Aus deinem Schooſs mit neuen Sprossen ziere,
Sind ihres Raubes jene nicht gewiſs.
Dich zu verstoſsen wagt nicht der Tyrann,
Er muſs Empörung der Athener fürchten.
Sie stehn dir also heimlich nach dem Leben;
Du bringst nun keinen Becher an den Mund,

Daſs du nicht vor dem Gifte schaudern müſstest,
Womit ihn buhlerischer Neid, und Haſs
Des Stiefsohns, gährend, reichlich sätt'gen wird.

KREUSA.

Mir gilt es gleich, es komme was da will.
Was soll ich ängstlich um mein Leben sorgen?
Möcht' ich doch gleich den Unmuth meiner Seele,
Mit mir von jenes Berges Höhen stürzend,
In Klüften der Vergessenheit begraben.

PHORBAS.

Du wärst bequem, dich selber wegzuräumen,
Daſs sie ihr Fest dann doppelt feyern dürften.
So willst du all die Schmach geduldig tragen?
Und willst, die Enkelin von' Pallas Zögling,
Ein Spott jedwedem Freygesinnten seyn?

KREUSA.

Was kann ich thun? Ich bin ein schwaches Weib.

PHORBAS.

Ein Weib ist unsre Heldengöttin auch;
Nicht das Geschlecht, der Muth macht schwach und stark.
Gedenke deiner Schwestern, die freywillig
Und standhaft sich dem Vaterland geopfert.
Ganz andre Opfer, minder reine, heischt es jetzt,
Von dir die Pflicht nur, dich ihm zu erhalten:
Das Heil Athens ruht ja auf dir allein.

KREUSA.

Sprich denn, wie räthst du mir? Gleich heim zu eilen,
Und dort mein Volk zum Beystand aufzurufen?
Damit wir die Thessal'schen Könige,
Die wir einst thöricht dankbar aufgenommen,
Samt dem Gefolge miserzeugter Söhne,
Aus unsern Gränzen jagen mit Gewalt?

PHORBAS.

Unzuverläſsig ist die blöde Menge;
Sie sind gewöhnt, dem Fremdling zu gehorchen:

Was er noch nicht gethan, wärs auch gewisser
Als Abend oder Morgen, dessen wirst du sie
Zu überzeugen dich umsonst bemühn.
Vertraun wir uns allein, und führen das
Was jetzt nothwendig, nicht gewaltsam wild
Wie übereilte Jünglingsthaten, sondern
Bedächtig und verschwiegen sinnend aus.

KREUSA.

Was achtest du nothwendig, treuer Greis?

PHORBAS.

Der aufgedrungne Stiefsohn darf nicht leben.

KREUSA.

Den zarten Knaben muſs die Rache treffen?

PHORBAS.

Entfiel dir alles, daſs dich dieſs befremdet?

KREUSA.

Mich daurt die Unschuld seiner blühnden Jugend.

PHORBAS.

Willst du durchaus an dir ihn schuldig sehn?

KREUSA.

Wohlwollend, schien es, kam er mir entgegen.

PHORBAS.

Des Falschen Freundlichkeit hat dich bethört.

KREUSA.

In seinen Blicken las ich sein Gemüth.

PHORBAS.

Und lasest dein Verderben nicht darin?

KREUSA.

Wie weiſst du, daſs es mich von ihm bedroht?

PHORBAS.

Gedenk an des Trophonius Weissagung.
Verwarnt' er nicht, ihr würdet statt erwünschter

Nachkommenschaft, nichts als Verderben eures
Geschlechts, Zerrüttung eures Hauses finden?
Hier gilts, entweder leiden oder thun.
Noch lächelt dir dein Unheil in dem Knaben,
Wiewohl er es ja sichtlich schon begonnen,
Indem er dir den Gatten umgewandt.

KREUSA.

Er selber trotzte, ganz verwandelt, mir.

PHORBAS.

Ha! das ist kleines erst. Verstoſsung deiner,
Mord deiner künft'gen Söhne, Ausrottung
Von deinem Stamm, mit Wurzeln, Zweigen, Blüthen,
Sey dir gewärtig, wenn du nicht zuvorkommst.

KREUSA.

Wohlan, es muſs geschehn. Doch wie vollbringen wir's?

PHORBAS.

Vernimm: das Schicksal legt' in meine Hand

Ein schleunig wirkend, doch verborgnes Mittel.
Athene gab dem alten Erichthonius,
Im kleinen Goldgefäſs zwiefach gesondert,
Zwey Tropfen von der furchtbarn Gorgo Blut,
Des Ungeheuers, das sie selbst erlegt.
Der eine fristet Sterbenden das Leben;
Der andre, aus des Herzens linker Ader
Entquollen, tödtet sicher, augenblicklich,
Als wenn durch innerlichen Schlag den Gliedern
Die Lebensregung plötzlich wär gehemmt.
Dein Ahn verwahrte heilig dieſs Geschenk,
Und hinterlieſs, als ihn der Himmel aufnahm,
Das köstliche Vermächtniſs seinem Sohn.
Mir hat es dann Erechtheus anvertraut,
Da er zum letzten Kampf ging, selbst im Siege
Vorahndend seinen Fall, auf daſs es nicht
Mit ihm zu Grunde ginge. Jetzo ruft uns
Die Zeit, die Noth, und die Gelegenheit
Zu würdigem Gebrauch der Göttergabe.
Mich dünkt, ich sehe deine Väter winken
Mit ernster Mahnung, dich, ihr Blut zu retten,

Mein Alter nicht als feiger Knecht zu schänden.
Nein! euch ergeben will ich mich bewähren:
Den Todestropfen misch' ich unvermerkt
In des verrätherischen Buben Wein.

KREUSA.

Ich schäme mich so hinterlist'gen Mordes.

PHORBAS.

Mein sey der Ruhm der That, dein der Gewinn.

KREUSA.

Doch wenn sie uns zurückfällt auf das Haupt?

PHORBAS.

Meins will ich freudig dar zum Opfer bieten:
So end' ich wohl die allzu langen Tage.
Nur einmal tragt noch frisch mich, alte Glieder!
Und ihr, erloschne Augen! blicket scharf,
Damit ich nichts versäume noch versehe.
Komm, Fürstin, eilen wir zum Gastmahl hin,

Wozu sich die Geladnen schon versammeln,
Und birg in Fröhlichkeit, was wir bereiten.

ab.

KREUSA.

Fort, thöricht Mitleid, das die Brust beklemmt!
Das eigne Kind gab ich den wilden Thieren:
An diesem will ich selbst zur Löwin werden.
Apoll hat ihn gepflegt; er ist sein Diener,
Sein Eigenthum, noch mehr, sein Ebenbild.
Ihn liebt Apoll, der mich verschmäht, vergiſst.
Ja, Ion, ja! das büſse mir dein Tod!

ab.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

KREUSA mit fliegenden Haaren.

Weh mir, weh! wohin entflieh' ich? welche Rettung find' ich aus?
Auf den Fersen folgt der Tod mir, und der Pfeile Fittig schwirrt
Zu durchbohren meinen Busen, tausendfach von Qual durchbohrt.
Kaum, o kaum noch hab' ich Athem, meine Schritte hemmt die Angst,
Statt sie leichter zu beflügeln, und ich sterb' und sinke hin.
Nein! ich will noch nicht erliegen; aufgerafft die letzte Kraft!

Hier am Tempel gilt kein Weilen, feindlich ist dieſs Heiligthum,
Phöbus lieſs auf mich ja selber los des wilden Knaben Grimm,
Und ihm wärs willkommnes Opfer, tröff' mein Blut hier am Altar.
Drum, ihr Nymphen des Parnassus! rettet das verlohrne Weib,
Rettet, helft, empfanget, berget, die ihr an den Quellen wohnt,
In den Korycischen Bacchus-Grotten, und Dryaden und Napä'n!
Habt ihr Höhlen, habt ihr Dickicht, manche dunkle Felsenschluft,
O da laſst mich unter schleichen, wie ein aufgejagtes Wild!

ab.

Zweyter Auftritt.

ION

ohne Mantel, Pfeil und Bogen in der Hand.

Wohin floh die gift'ge Mutter? find' ich hier sie oder dort?
Lief sie wohl schon weit vorüber, oder weilt sie in der Näh?
Doch ein solches Ungeheuer trägt der heil'ge Boden nicht,
Den ihr Fuſs befleckt: er stöſst sie in die wüste Wildniſs aus.
Ihre Spuren seh' ich dorthin, ja sie soll mir nicht entgehn.
O ihr Götter! o Apollo, der du dieſs Geschoſs mir gabst,
Zu verscheuchen, zu vertilgen wilden Raubgefieders Brut!
Laſs ein gröſsres jetzt gelingen! Jetzt begünst'ge meine Jagd!

Daſs ich nicht das Ziel verfehle, ihre Morderfüllte Brust.
Bist du doch der Drachentödter, der von hohem Zorn entbrannt
Einst die Mutter Erd' entlastet, da du hier den Python schlugst.
Trägt die Schlange Weibes - Antlitz, die ich stracks erlegen will,
Ist sie grimmer doch als Python, ihre Augen sprühen Gift.
Nun, wohlauf! was zaudr' ich länger? und so bald den Pfeil ihr Blut
Röthet, häng ich dir im Tempel diese frommen Waffen auf.

ab.

Dritter Auftritt.

PYTHIA.

Welch ein Getümmel und ein Aufruhr schlägt
An diese Pforte, diese stillen Hallen,
Die brünstiges Gebet nur, und der Hymnen
Melodische Gewalt bestürmen sollte?
Schon seh' ich niemand mehr: Doch eben erst
Vernahm ich deutlich Stimmen und Geschrey,
Der Flucht und der Verfolgung irre Tritte.
Hat sich die Freude bey dem Gastmahl, brausend
Wie junger Traubensaft, in sich entzweyt?
Und fechten, wie die Thracier, mit Bechern
Die Gäste des Athenischen Beherrschers?
Wofern nur nicht der Uebermuth, der dort,
Von lauter Lust herbeygerufen, tobt,
Im Taumel schweifet bis zu blut'ger That,
Und, wann die angerichtete Zerstörung
Ihn kalt ernüchtert hat, in Maſs und Schranken
Zu spät zurückkehrt mit vergebner Reu.
Mein Ion (ach, nicht mein mehr!) war dabey:

Galt ihm der Zwist? betraf ein Unfall ihn?
Wer kann mirs melden? Doch ich höre nahn.

Vierter Auftritt.

PYTHIA, **XUTHUS**, dessen Gefolge den **PHORBAS** in Fesseln herbeyführt.

XUTHUS noch hinter der Szene.

Hier führt ihn her! hieher! und gebt wohl Acht,
Dafs er euch nicht entrinne.
(auftretend) Priesterin!
Zum Glücke treff' ich dich: denn dein bedarfs.

PYTHIA.

Was stürmt zu mir in solcher Eil dich her?

XUTHUS.

Ein Frevel ohne Gleichen ist verübt.

PYTHIA.

Sag' an! Ich bin auf schreckliches gefaſst.

XUTHUS.

Noch fehlen Worte dem verstörten Muth.

PYTHIA.

Hat Blut die Becher deines Mahls genetzt?

XUTHUS.

Gift und der Furien Geifer troff hinein.

PYTHIA.

Wen zu verderben wurden sie gemischt?

XUTHUS.

Mein theures Pfand, den kaum gefundnen Sohn.

PYTHIA.

Ist Ion hin? schlang ihn der Orkus ein?

XUTHUS.

Vorbey an seinen Lippen ging der Todestrank.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

PYTHIA.

O himmlisches Gewölb'! ich athme wieder.

XUTHUS.

Auch ohn' Erfolg bleibt, was sie war, die That.

PYTHIA.

Wer hat sie ausgesonnen? wer vollbracht?

XUTHUS.

Kreusens Rath, und dieses Knechtes Hand.

PYTHIA.

Dein treuer Diener und dein liebend Weib?

XUTHUS.

Wenn Treu Verrath ist, Liebe Meuchelmord.

PYTHIA.

O der Verblendung sterblicher Geschlechter,
Und ihrer vom Beginn heillosen Werke!
In der Verwirrung suchen sie Gedeihn,

Aus nächtlicher Verbrechen Graun soll ihnen
Die Sonne eines neuen Glücks hervorgehn.
Da ist kein noch so stark gewobnes Band
Des Bluts, der Liebe, der Genossenschaft,
Das hielte, wenn hier stolze Herrschbegier,
Dort eignen Vortheils Sucht gewaltsam reiſst,
Indeſs die Faden Tück' und Neid zernagt!
Nur der lebt ruhig, der der Lebensgüter
Sich ganz verziehn, wie abgeschiedne Seelen.
Kaum daſs mein theurer Ion aus dem Hafen
Des Heiligthums den kleinen Nachen wagt,
So wirbeln ihn die trüben Strudel fort,
Und an der Klippe läg' er schon zerschmettert,
Wenn nicht der Göttersorge günst'ger Wind
Ob ihm gewaltet, und in die Umarmung
Der stillen Bucht ihn hätte heimgeführt.
Ach, daſs er nimmer sie verlassen dürfte!
So müſst' ich nicht nachschauend stehn am Ufer,
Und sorgenvoll ihm mit Gelübden folgen. —
Doch melde mir, o König, den Verlauf:
Wie es ans Licht gekommen, welch ein Wunder

Von unserm Ion die Gefahr gewandt;
Denn noch kann sich mein Geist nicht überzeugen,
Daſs nicht ein falscher Argwohn euch verstört.

XUTHUS.

Nur zu gewiſs ist, was die Sonn' erröthen,
Die heil'gen Haine schauern machen muſs,
Was der Stiefmütter schon verhaſsten Namen
Noch schwärzer zeichnet, und in ihrer Brust,
Dem Kelch der Mutterliebe sonst bey Frauen,
Die milde süſse Milch in Gift verwandelt.
Hör' an! aufdaſs du glaubest, was unglaublich ist.
Dort, auf der frisch begrünten Wiesenfläche
Vor Delphi, ward das Mahl mit Fleiſs bereitet.
Die ganze Ebne wimmelte von Dienern,
Die hin und wieder Opferthiere führten
Und mancherley Geräth in Händen trugen.
Ich selber sorgte für der Speisen Fülle,
Und was zur Lust und Anmuth sonst gehört,
Für Salben, Kränze, Blumen, Weihrauchdüfte;
Mein Knab' indessen übernahm, die Stätte

Den Gästen anzuordnen, wie er es
Gar wohl verstand, und oft zuvor gesehn.
Für ein geräumiges Gezelt den Platz
Maſs er, und steckt' ihn ab; und in die Ecken
Hieſs er die Zimmerleute Fichtenstämme
Als Pfeiler treiben, die er obenher
Mit quergelegten Balken fest verband.
Dann wurden sie mit Teppichen bekleidet,
Die euer reicher Tempelschatz verwahrt
Für solche Festlichkeiten, und worunter
Die Köstlichsten er mir zu Ehren wählte.
Die Häupter schirmte vor den Sonnenstrahlen
Ein Himmel, kunstreich in den blauen Stoff
Gewirkt mit Gold und Silber, wo der Mond
Mit seinen Hörnern, und die mildre Fackel
Des Hesperus zu sehn war; hier am Rande
Die Nacht umwallt vom sternbesäten Schleyer
Hinanfuhr, und ihr gegenüber sich
Der Sonnengott mit seinen Flammenrossen,
Forteilend, in den Schooſs der Fluten tauchte.
So waren auch die rings behangnen Wände

Mit Kämpfen der Centauren, wilden Jagden,
Der Satyrn und Bacchanten lust'gen Tänzen,
Bevölkert und belebt: es schien der Bau
Des schnell emporgewachsnen Saals, damit
Der Gäste Blick sich nicht ins Freye sehnte,
In seinem engern Raum die Welt zu fassen,
Des Aethers Umschwung und das Erdgewühl.
Nicht war nach Mittag zu die offne Seite,
Noch auch nach Mitternacht gerichtet, sondern
Lieſs zwischen beyden Luft, nicht Sonne, zu.
Als zum Empfang nun für des Mahls Genossen
Die Polster ringsumher gebreitet waren,
Und in des Zeltes Mitte aufgestellt
Die Krüge Weins, und Tische mit den Schalen:
Da trat der Herold auf die Zeh'n und rief,
Wer schmausen wolle, sey hereingeladen.
Der Greis hier nun bewies sich gleich geschäftig
Den Wein zu mischen und dann einzufüllen,
Auch muntert' er die Diener hier und dort
Ihn hinzureichen auf, geschürzt und rüstig,
Als hätt' er sich vor Freude ganz verjüngt.

Das Mahl ging fort: es tönten schon die Flöten,
Dazwischen priesen viele Zungen laut
Athen und seine glücklichen Beherrscher.
Was sollen noch die kleinen Trinkgefäſse,
Die kaum die Lippen netzen? sprach der Alte;
Laſst tiefe Becher kommen, denen voller
Die Fröhlichkeit als ihrem Quell entsprudle.
Er hoffte wohl im allgemeinen Rausch
Sein Thun den Zeugen leichter zu entziehn.
So trugen denn die Diener schwer von Silber
Und Gold, in Körben neu Geschirr herbey.
Das wurde stracks gefüllt, und einen Becher,
Mit schön getriebner Zierath auserlesen,
Nachdem er ihn mit klarem Naſs gekränzt,
Bot seinem neuen Fürsten Phorbas dar.
Mein Sohn trat vor, Trankopfer erst zu spenden,
Doch eben da entfuhr ein frevelnd Wort
Der Knechte einem in geschäft'ger Hast.
Der holde Jüngling, fromm und rein gewöhnt,
Für schlimme Vorbedeutung dieſs erachtend,
Trank nicht, goſs allen Wein aus auf den Boden,

Und hieſs die Andern auch das Gleiche thun.
Erwartung war nun im Gezelt und Stille,
Bis man die Becher wiederum gefüllt.
Und sieh! indem kam eine Schaar von Tauben,
Die zahm und furchtlos hier im Haine schwärmen,
Hereingeflattert durch das Thor. Sie lieſsen
Sich nieder, pickten die Brosamen auf,
Und tauchten ihre Schnäbel in den Wein,
Der hier und da noch stand in kleinen Seen.
Die nun an andern Stellen dieſs gethan,
Erlitten nichts; doch zwey, die da getrunken,
Und durstig in den glatt beflaumten Hals
Den süſsen Trank geschlürft, wo Ion eben
Den Becher hingoſs, fingen an zu taumeln
Mit schlaffen Fittigen, wehklagend girrten
Sie seltsam dumpfen Laut, und streckten zuckend
Die Purpurfüſschen aus, und waren todt.
Erstaunen faſste jeden, der es sah,
Mein Ion aber warf den Kranz vom Haupt,
Zerriſs den Mantel, und mit lauter Stimme:
Dank dir, Apoll, der mich prophetisch warnte!

Sonst war dahin mein Leben; rief er aus.
Alsbald erhob sich ein verwirrt Geschrey,
Beschuldigend den Alten, der den Wein
Gemischt und dargereicht. Ich, voll Entsetzens,
Ergriff ihn schleunig, stellt' ihn hart zur Rede,
Der, auf der That gefangen, nicht versuchte
Zu läugnen, sondern trotzig rühmend gar
Betheuerte, es wisse niemand drum,
Er hab's allein entworfen und vollbracht.
Mit Müh hielt ich die Menge nur zurück,
Die schon im ersten Grimm ihn stein'gen wollte.
Da sprang, bacchantisch wild, Kreusa plötzlich
Hervor und schrie: Er lügt! glaubt nicht dem Greise!
Unschuldig ist er, ich gebot die That.
So tödtet Pallas mit dem Gift der Gorgo,
Durch meine Hand, Bastarde fremden Bluts,
Die ein sich drängen in ihr Königshaus!
Dieſs dacht' ich triumphirend jetzt zu rufen:
Doch es mislang, und nur Verzweiflung bleibt mir.
Als ob die Schlangen Gorgo selber schüttelte,
Starrt alles bey der Greuel Offenbarung,

Und niemand dachte, Hand an sie zu legen;
Ich selbst war wie von Finsterniſs betäubt.
Doch Ion duldet' ihren schnöden Frevel nicht,
Nach seinen Waffen rannt' er, welche friedlich
Am nächsten Baume hingen, Pfeil und Bogen,
In ihres Herzens Blut die gastlichen
Schutzgötter und dieſs Heiligthum zu rächen.
Da sie den Jüngling mit hochglüh'nder Wange
Und mit des Zorns verachtungsvollem Blick
Ein auf sie stürmen sah, hielt sie's nicht aus,
Es wandelte die Frechheit sich in Zagen,
Und sinnlos riſs sie sich durch alle hin, und floh.

PYTHIA.

Und wo ist nun Kreusa? wo ist Ion?

XUTHUS.

Sie wandten sich hieherwärts, mir voraus.

PYTHIA.

Ich hörte hier vorbeyfliehn und verfolgen, Doch weit war alles weg, als ich hinaustrat.

XUTHUS.

Sie hofft sich wohl in des Gebirges Irren
Zu retten, doch ereilen wird er sie,
Denn ihre Schuld umstellt sie wie ein Netz.

PYTHIA.

O sende, König, deinem Sohne nach,
Laſs eiligst ihn zu dir zurück entbieten,
Eh er den Streich gewaltsam rasch vollführt,
Der ihn, wer weiſs? dann ewig könnte reun.

XUTHUS.

Zwar lieb' ich, Pythia, den hohen Zorn
Des Jünglings, der sich königlich bewährt;
Auch ist Kreusens Haupt dem Tod verfallen:
Die Straf' ist so ihr oder so gewiſs.
Doch nicht mit wüth'gen Händen, wie bey Raub und Krieg,
Ziemt es dem Herrscher, an des Schuld'gen Leibe

Die Rache zu ersätt'gen: nach Gesetz
Und Spruch des Rechts theil' er Vergeltung aus,
Entäuſsre selber sich des Richteramts,
Wo das Verbrechen gegen ihn gerichtet war,
Drum geb' ich deinem weisen Rath Gehör. —
Geht ihr, sucht mir den Prinzen, sagt, er solle
Für jetzo den gerechten Grimm noch hemmen;
Und greift die Königin, wo ihr sie trefft.

Einige aus dem Gefolge ab.

PYTHIA.

So willst du deine Gattin nach Athen
In Fesseln führen, wie den Diener dort?

XUTHUS.

Mit nichten. Nimmer sollen sie die Heimath wieder
Mit Augen sehn: Der Ort, den ihre Mordsucht
Befleckt hat, sey auch der Vertilgung Bühne,
Und diese Sonne geh' nicht drüber unter.
Es giebt ja hier in Delphi Richtersitze,
Giebt Urnen, welche Todesloose still

In sich versammeln und ans Licht dann bringen.
Ein Gast auf diesem Boden, lass' ich nicht
Mein Scepter furchtbar winken, sondern will
Nur Kläger seyn; nackt liegt der Gräuel da,
Das ganze Volk ruf' ich zum Zeugen an.

PYTHIA.

Jedoch wenn du nun heimkehrst in dein Reich,
Verwitwet von der Enkelin und Tochter
Der Helden, die sie göttlich dort verehren,
Mit einem unbekannten Sohn des Auslands
Auf deinen Stamm geimpft, dem du bestimmst
Auf Jener heimisch eignen Thron zu steigen:
Bedenk, was für ein Argwohn aller Bürger
Aufrührisch murmelnd dich umgeben wird.

XUTHUS.

Das Recht ist stark, wenn Mannheit es behauptet,

PYTHIA.

So laſs es Richter dort an ihr verwalten.

XUTHUS.

Bald wird die Schlaue da sich schuldlos lügen,
Wo niemand Spuren ihres Frevels sah.
Die alte Gunst besticht dann, Mitleid mit
Dem Rest des Fürstenhauses spricht sie los.

PYTHIA.

Habt ihr nicht dort des Mords geschworne Richter,
Areopag genannt von ihrem Sitz,
Die Griechenland als unbestechlich kennt,
Wo selbst die Wage der Gerechtigkeit
Minerva hält, und strengen, ernsten Blicks
Auf jedes Schwanken ihres Züngleins merkt?
Dort stelle sie, bis dahin schieb' es auf!
Nur jetzt verfahre wider sie nicht weiter,
Weil dich die erste Heftigkeit erregt.

XUTHUS.

Die Erechthiden liebt und hegt ja Pallas,
Und würfe wohl hinzu das weiſse Steinchen,
Das gleich die Zahl macht, und die Schuld'gen löst.

PYTHIA.

O glaube mir, kein ganz verfluchtes Haupt
Ist das, worüber noch Olympier
Die Hände waltend strecken! Scheint es doch
Als wäre nicht ohn' eines Gottes Obhut 66
Der That Erfolg vereitelt, und verwehrt,
Daſs augenblicklich rasende Verblendung
Ein ewig unersetzlich Unheil schaffte,
Damit der Weg der Sühnung offen bliebe.

XUTHUS.

Dein Ansehn wähnt' ich hülfreich mir zu finden,
Allein du scheinst dem Weibe sehr befreundet,
Das, am Apollo frevelnd, deinen Pflegesohn,
Von ihm als mein verkündigt, morden wollte.
So will ich denn von hinnen, in der Stadt
Die Alten, denen obliegt, Recht zu sprechen,
Aufmahnen zum Gericht; in Delphi's Schutz
Begab ich mich als Fremdling mit den Meinen:
Sie werden mir nicht weigern, was bey Griechen
Die Sitte heischt, was selbst Barbaren thäten.

PYTHIA.

Laſs, eh du gehst, den Greis hier mich befragen. —
Sprich, hat Kreusa mit darum gewuſst?

PHORBAS.

Sie litt nur, was ich aussann und betrieb.

PYTHIA.

Und was bewegte dich, ihr so zu rathen?

PHORBAS.

Uralte, unerschütterliche Treu.

PYTHIA.

Du übtest doch Verrath an deinem Herrn.

PHORBAS.

An dem; die längstgestorbnen ehr' ich mehr.

PYTHIA.

Den Erichthonius und Erechtheus meynst du?

PHORBAS.

Sie zeugen bey den Schatten noch von mir.

PYTHIA.

Und strebte heut dein Anschlag auch für sie?

PHORBAS.

Ja, vom Verderben ihr Geschlecht zu retten.

PYTHIA.

Stand das bevor von dem harmlosen Knaben?

PHORBAS.

Trophonius hat es deutlich prophezeyht.

PYTHIA.

Das war es, daſs ihr nicht Apollen euch
Allein vertraut, und jenes Nachtweiſsagers
Aussprüche mit den seinigen gepaart.
Die Unterwelt wühlt aus den düstern Klüften
Herauf, und möchte gern was köstliches

Zu sich herunter ziehn: so schickt sie Träume,
Manch ängstendes Fantom, das wirklich wird,
Weil wir es fürchten; so ertheilt sie Sprüche,
Die der Erfüllung Grund blos in sich tragen.
Nicht wilde Triebe haben dieses Tags
Begebenheiten blindlings misgeordnet,
Ein wunderbar Verhängniſs ahnd' ich drin,
Das dich und deine Gattin, edler König,
Und, samt euch beyden, den geliebten Sohn
Verstrickt hat: bald entwirrt wird dieser Faden,
Gesponnen an der Parzen ew'gen Spindeln,
Aus Labyrinthen der Feindseligkeit
In liebeselige Gefild' euch führen,
Aufdaſs ihr glauben lernt an höhern Rath.
Der Gott will nicht bestürmt seyn: freye Gabe
Ist des Orakels Wort, und fruchtlos wärs,
Das schon Gefragte wiederum zu fragen.
Doch hier in seiner Nähe darf ich ruhn,
Mich einsam still versenken in Beschauung,
Ob er mir Licht in die Gedanken sendet;
Durch Wolken strahlen, ist ja seine Art.

Du zögre noch zu handeln, opfre, bete,
Daſs neuverliehne Gabe nicht um den Besitz
Dich täuschen mag, daſs nicht sich Sohn und Gattin
Einander wechselsweise dir entziehn.

XUTHUS.

Thu, was dir weise dünkt; ich, was mir ziemt.
Ich führ' es aus, was ich dir angekündigt:
Denn Ungestraftheit ist Entheiligung,
Und wer die Bösen anklagt, dient den Göttern.

PYTHIA zieht sich unter die Vorhalle des Tempels zurück.

XUTHUS mit PHORBAS und Gefolge ab.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

KREUSA.

Es sey drum, länger halt' ich es nicht aus.
O diese Angst ist tausendfacher Tod!
So will ich lieber hier die Stirn ihm bieten,
Daſs er mit Einem Streiche rasch mich treffe,
Und von der Qual mich lös' und von der Schmach.
Die lange Stunde bin ich hier und dorthin
Versteckt umher gezittert, wie die Hindin,
Wenn sie den jungen Löwen brüllen hört.
Ich hört' ihn brüllen: Wald und Felsenklüfte
Beschwor er, ihm mein Haupt doch zu verrathen,
Das er mit aller Götter Fluch belud.
Ringsum verdoppelte der Wiederhall

Die Stimme des Verfolgers, und dann riefen
Ihm: Ion! Ion! die Gefährten zu,
Als wäre dieser Nam' ihr Jagdgeschrey,
Womit sie mich von allen Seiten schreckten.
Da riſs ich endlich mich hervor: ich wag' es,
Und stelle mich dem Licht des Tages dar.
Was hätt' ich wohl zu wagen? Ach Kreusa!
Unseliges, verzweiflungsvolles Weib!
Nach dem was du gethan, und was erlitten,
Ist dir noch andres übrig auf der Welt,
Als gleichen Muthes deinen Tod bestehn?
Wie hat dich denn die Feigheit übermannt?
Doch nein! ich will nicht fälschlich mich verklagen;
Es ist der Tod nicht, dessen Blick ich scheue:
Daſs ihn des Jünglings Hand mir geben soll,
Das, das fällt mich unüberwindlich an,
Verwirrend, scheucht in Raserey mich fort;
Und wie ich auch mit angeschwelltem Stolz
Die Brust von innen mir zu stählen suchte,
So oft ich sie dem Pfeil entgegen trug,
Zerrann des kalten starren Muths Aegide

In Furcht und weiche Lebenshoffnung wieder.
Laſst sehn, ob uns dieſs Heiligthum beschirmt.
Wie sollt' es? Mich verfolgt ja sein Bewohner.
Gleichviel, ich wähle dennoch diesen Sitz,
Erwarte hier mein Schicksal, unablöslich
Mit meinen Armen den Altar umstrickend

Sie setzt sich auf die Stufen des Altars, und umfaſst ihn.

Und wenn ich sterben muſs, so soll mein Blut
Die Opferstätte wenigstens beflecken,
So gräslich sie beflecken, daſs kein Weihrauch
Und keine Reinigung sie je entsühnt.
Mein letzter Schrey soll durch die Lüfte dringen
Zum sel'gen Göttersitz, so herzzerreiſsend,
Daſs er, der mich verdirbt, erblassen muſs.
Das ist die einz'ge Rache ja des Weibes,
Hülflos und sterblich, ihre Jammerseele
Vor des Vernichters Antlitz auszuathmen.
Weh! Lohnest du so der Geliebten, Apoll?
O wie anders gelobt hast du mir damals,
Als ein argloses Kind jungfräulichen Tritts
Ich allein lustwandelt' auf Frühlinges Au'n,

Und der Blumen, des Laubs hellfarbigen Putz
  In das faltig geschürzte Gewand las.
Da erschienest du mir holdselig und groſs,
Goldlockig das Haupt in ambrosischem Duft,
Lächelnd in ewiger Jugend und Schönheit,
Und ergriffst süſsschmeichelnd mit Worten die
                    Hand,
Daſs der blumige Schatz, unschuldig beklagt,
Der sich Sträubenden ach! aus dem Busen entfiel.
Sanft riefst du mir zu: Nymphe, getrost! laſs
Den verwelklichen Schmuck auf den Boden sich
                    streun,
Lieblich und zahllos schwellen ja selbst dir
Auf den Lippen die purpurnen Blüthen der Lust,
Neu sprossend, so oft sie ein Kuſs da pflückt.
Die laſs sich entfalten, und siehe, wie schön
Liebe sie dir zum unsterblichen Kranz flicht.
So umhauchtest du mich mit berauschendem
                    Wahn,
Nicht half ohnmächtiges Rufen, wie rasch
  Zu der Höhle des Pan du mich hinzogst.

Weh, wehe dir, Tag! heimliches Lager du,
Götter-Umarmungen, schwanger mit Unheil!
Weh, weh euch gesamt!
Wie ein Meer wild braust, so umdrängten mich bald
Träumende Wehmuth, hinschmachtender Gram,
Die erröthende Scheu und erblassende Angst.
Der Verwaisten gebrach weiblicher Zuspruch,
Still trug ich allein des Geheimnisses Last,
Und des Lebens, das Tod mir zu drohn schien.
Weſs Mund spricht aus der Gebährerin Noth,
Der Verlaſsnen von Göttern und Sterblichen ganz?
Und sodann, o Schmach! wie Verbrechen und Raub
Zu verleugnen Apolls heiligen Spröſsling!
Kundige Felskluft, wo ich ihn hintrug,
Zu dem Lager, das erst ihm den Ursprung gab,
Schweigen und Finsterniſs, Mitwisser allein!
Zeuget mein endlos wehklagendes Leid,
Ihr vernahmet es ja, da der Knabe nach mir
Ausstreckte die Händchen, begehrend die Brust,
Die auf immer von ihm grausam sich losriſs.

Doch lieſs ich ihn dort wie ein köstliches Pfand,
Nicht wie ein unnütz lästig Besitzthum,
Welches in Eil auf die Straſse man hinwirft;
In die Windeln gehüllt, die ich emsig gestickt,
Oft sie mit Thränen genetzt bey der Arbeit.
Auch manch Kleinod legt' ich ihm bey noch,
Und die Schlangen von Gold, des erhabnen Geschlechts
Urkundliches Bild,
Die mich selbst ehmals in der Wige bewacht.
Du aber, Apoll, hast ihn verwahrlost,
Undankbar dem liebenden Lager und mir,
Wie der rauhste Barbar nie hätte gethan;
Gabst Raubthieren des Waldes dein Kind
Und den Vögeln des Himmels zum Gastmahl,
Während du ruhig im heitern Olymp dort,
Knüpfend die traubigen Locken des Haupthaars,
Anstimmst der Cither geselliges Spiel,
Das melodische Herz mit Gesange dir labst,
Und der Musen unsterblichen Chor führst.
Noch nicht genug! Da lange kinderlos

Ich endlich den gerechten Stolz vergesse
Und dem Orakel nah' um Rath und Trost,
Beschlieſst der groſse Gott mich wegzuräumen,
Weil meine Gegenwart ihn hier beschämt.
Dem Gatten, dem ich duldend mich gesellt,
Weist er als Sohn zu seinen Tempeldiener,
Den ich mit Wohlgefallen thöricht sah,
Der schmeichlerisch erst mein Vertraun entlockt.
Doch bald bestellt ihn Phöbus mit zum Mörder,
Und überläſst, wie ein zu kleines Ziel,
Die einst geliebte Brust dem falschen Knaben.
O allzu schmähliche Erniedrigung!
Bin ich nicht Einen deiner Pfeile werth?
Hier sitz' ich, biete deinem Zürnen Trotz:
Triff mich mit deinen blitzenden Geschossen
Erbarmungsvoll, und ende meine Qual!
Denn alles, was einst Niobe gefühlt,
Als du ein Volk von Kindern ihr erwürgt,
Und grausam auch nicht Eines übrig lieſsest,
Das fühl' ich um den Säugling, deinen Sohn.
Ach, dieſs zu denken, ist's, was mich versteinert!

Schon stockt der harte Marmor mir im Herzen,
Und wächst durch meine Glieder eisig fort.
Wenn ich den schnellen Tod vergeblich rufe,
Soll hier mein Auge diese Pforte hüten,
Als schaut' ich gegenüber dir ins Antlitz,
Bis ich ein Thränenvoller Fels geworden,
Zum Denkmahl deiner Liebe, deiner Lust!

Sie sinkt in Ermattung.

Zweyter Auftritt.

KREUSA, PYTHIA hervortretend unter dem Säulengange des Tempels.

PYTHIA.

Was hör' ich? Ja, die Hoffnung trog mich nicht,
Es wird mir Licht gewährt. Ich kann nicht zweifeln:
Sich ohne Zeugen wähnend, hat die Arme
Ihr Innres ohne Rückhalt offenbart.
Nun erst begreif' ich ganz des Spruches Sinn,

Durch mich ertheilt. Gesegnet diese Stunde,
Die alles freundlich löst! Ich geh', ich eile,
Das Denkmahl der Geburt des theuren Pfleglings
Herbeyzuhohlen, das die jetzt Erbitterten
Zum engsten Liebesbund vereinen wird.

ab.

Dritter Auftritt.

KREUSA, ION.

ION.

Vergeblich alles! Jede schroffe Spitze
Hab' ich erklommen, stieg in jede Schluft hinab,
Kein zweifelhaft Gebüsch und Dickicht lieſs
Ich undurchspäht: und nirgends ihre Spur!
Verschlang die Erde sie? hat sie verzweifelnd
Von des Parnassus Gipfeln sich gestürzt
In unermeſsnen Abgrund? oder hat
Der Himmlischen mir einer die Verfolgung

Vereitelt, um die Straf' ihr abzuwenden? —
Doch seh' ich recht? So ists. — Kreusa, höre!
Dich ruf' ich, dich.

KREUSA sich aufrichtend.

Was soll ich noch vernehmen?

ION.

Ich heiſse diese Stätte dich verlassen.

KREUSA.

Als Schutzgenossin faſst' ich den Altar.

ION.

Erröthest du nicht vor des Tempels Stirn?

KREUSA.

Eh sollte Phöbus wohl vor mir erröthen.

ION.

Du fügst zum Frevel noch den Uebermuth.

KREUSA.

Und dich verblendet unbelehrte Jugend.

ION.

So jung ich bin, erkenn' ich doch das Recht.

KREUSA.

Denkst du an mir es durch Gewalt zu üben?

ION.

Fort von geweihter Stätte, noch einmal!

KREUSA.

Nicht einem Knecht gehorcht die Königin.

ION.

Doch reinem Priesterwort die Mordbefleckte.

KREUSA.

Mit welchem Morde hätt' ich mich befleckt?

ION.

Mit meinem, wandt' es anders nicht der Gott.

KREUSA.

Du siehst, er beut auch der Verfolgten Zuflucht.

ION.

So willst du nicht freywillig sie verlassen?

KREUSA.

Heil oder Tod trifft mich entschlossen hier.

ION.

Ich reiſse dich mit stärkerm Arm herab.

KREUSA.

Wie schön der Tempeldiener seinen Herrn doch ehrt!

ION.

Nun wohl: auch dort ereilet dich mein Pfeil.

KREUSA.

Der Fleh'nden Blut wird den Altar besudeln.

ION.

Es wird ihm als willkommnes Opfer flieſsen.

KREUSA.

Ich bin bereit. Jetzt naht sich mein Verhängniſs.
Lisch, Sonnenlicht, mir aus! Empfange mich,
Nie aufgehelltes Dunkel, Nacht des Erebus!

Sie verhüllt sich.

ION.

Ihr, hohe Parcen, lenket meine Hand!

Tritt zurück und legt einen Pfeil an den Bogen.

Vierter Auftritt.

Die VORIGEN, PYTHIA mit einer Dienerin, die ihr einen Korb nachträgt.

PYTHIA tritt zwischen sie.

Halt ein, verwegner Jüngling! Lehrt' ich so
Dich die Asyle deines Gottes ehren?

ION.

Befreyn ja eben will ich dieses da

Von ihr, der Schuld'gen, die es frech entweiht.
Denn weilt sie hier, so zieht die blut'ge Spur
Stiefmütterlichen Mordes bald ihr nach,
Die Rache-Jungfrau'n aus der Nacht uraltem Reich,
Ein scheuslich Graun, in diesen lichten Hain.

PYTHIA.

Dir ziemt es nicht zu richten noch zu strafen,
Denn dich empört der Jugend heftig brausend Blut.
Dankopfer und Gelübde solltest du
Dem Sohn Latonens bringen, welcher dich,
Vorschauend, an des Orkus Thoren warnte,
Und denen, die dir feindliches ersannen,
Wer weiſs, von welches Dämons Wahn besessen,
Die endlos namenlose Reu erspart.
Laſs jetzt die Waffen, und dein wild Beginnen,
Und hör', da du nun bald aus Delphi wanderst,
Mein scheidend Wort, und nimm die letzte Gabe.
Bey diesem greisen längst verblichnen Haar!
Wie eine Mutter hab' ich dich vom Anfang
Geliebt, gepflegt, im Herzen dich getragen.

So hofft' ich auch als Sohn dich zu erwerben:
Das ist ja süſser Ehrenlohn der Eltern,
Auch sterbend noch fortblühen sich zu sehn;
Der Tod kommt wie in Freundesnäh' ein Schlummer,
Wenn Kindeshand die müden Augen zudrückt.
Ich hoffte hier dich einem frommen Leben
Zu hinterlassen, wenn ich bald nun schiede;
Nicht einsam selbst nach dir zurückzubleiben.
Der Götter Rath beschloſs es anders. Wohl!
Apoll, der stets dich väterlich versorgte,
Hat unter Sterblichen dir einen Vater
Nun zugewiesen, dem du folgen muſst.
Noch bist du mutterlos: drum siehe hier,
Was dir die Mutter finden helfen kann.
Bisher hielt ich es sorgsam dir verborgen,
Damit dich nicht ein unruhvoller Trieb
Auf blinde Abenteur ins Weite risse;
Auch bangend, das Geheimniſs deiner Abkunft
Möcht' unerfreulich, heillos sich enthüllen.
Doch des Gebieters Wink vom Dreyfuſs heiſst
Auch diesen Zeichen einen Mund mich leihn:

Jetzt mögen sie dir sagen, was sie können.
Da nimm das Körbchen zur Begleitung mit
Auf deinen Weg, worin ich erst dich fand,
Samt allem, was es köstliches enthielt:
Dich, einzig Kleinod, nahm ich nur heraus.

Die Dienerin setzt das Körbchen vor Ion nieder.

ION.

Wie dank' ich dir, du Segenspenderin?
Was du mir weise vorenthalten, Pythia,
Gewährst du gütig, da die Zeit gekommen.
O süſse Wiege! kleiner Nachen du,
Worin ich, auf des Lebens wüsten Meeren
Bewuſstlos ausgesetzt, umhergeschwankt,
Wie einer, der vom Schiffbruch kaum sich rettet!
Seh' ich dich wieder? bist du's wahrhaft auch?
Ich grüſse dich mit liebevollen Augen,
Die über dir von milder Ahndung thaun:
Denn Bürge bist du mir und Pfand, daſs ich
Nun meine Mutter bald umarmen werde.
Ich muſs den Deckel heben, um von innen

Dich zu betrachten. Sieh, da sind die Windeln,

Er kniet hinter den Korb, und nimmt die beschriebnen Sachen heraus.

Die meine schwachen Glieder erst umhüllt.
So zart von weiblich kluger Hand gestickt!
Ein Zeichen, daſs, die mich gebahr, die Müh
Nicht schonte, mich zu pflegen, wenn sie nur gedurft.
Ihr seyd mir theurer, kindische Gewänder,
Als Gold durchwirkter Purpur, den fortan
Ich als der Sohn des Herrschers tragen soll.
Was find' ich hier? Geschmeide, Perlen, Spangen,
Wie königliche Jungfraun sie besitzen.
So reich war sie, und doch so unbeglückt,
Gezwungen ihren Erstling auszustoſsen!
Da hier ein Oelzweig; wie? was deutet der
Wohl anders als die Herkunft aus Athen,
Der ölbekränzten Stadt der hohen Pallas?
Und frisch noch, nach so viel verfloſsnen Jahren?
Von welchem Wunderbaum ward er gepflückt?
Zwey goldne Schlangen endlich hier, beweglich
Geringelt, gleich als wenn sie Leben hätten:

Was muſs ich denken, und wie löst sich dieſs?
Hört' ich nicht erst, im Erechthiden-Stamm
Sey's Sitte, die den Kindern beyzulegen?
Ich staun' und staun' und kann es nicht enträthseln.

KREUSA, die gegen das Ende der vorigen Rede aufmerksam geworden ist, sich entschleyert und aufgerichtet hat, stürzt sich vom Altar herunter in Ions Arme.

Mein Sohn! mein Sohn!

ION.

Wie ist mir? du, Kreusa?

KREUSA.

Sieh deine Mutter, Ion.

ION.

Ja, du bists.

KREUSA.

Mein und Apollo's Sohn!

ION.

O hohes Wunder!

KREUSA.

O Wonn' und Jubel!

ION.

Freudenreiches Licht!

KREUSA.

Ich halte dich, du lebst.

ION.

Fand ich dich wirklich?

KREUSA.

Dir wollt' ich einen Todesbecher reichen!

ION.

Nach diesem Busen hat mein Pfeil gezielt!

KREUSA.

Kannst du mir je verzeihn?

ION.

Ach süſse Mutter!

KREUSA.

Fast nahm ich dir zum zweyten Mal das Leben.

ION.

Du gabst es mir, und, was ich bin, ist dein.

KREUSA.

Nun quillt die Lieb' in ungehemmten Strömen.

ION.

Und hat des Zornes Gluten längst gelöscht.

KREUSA.

Entzücken, unaussprechliches Entzücken!
Wie Lüfte der glücksel'gen Inseln haucht es
Um meine Brust, und hebt, und wiegt mich fort
In taumelnder Bezaubrung aller Sinne.
Bin ich es noch? Die schwer verworrnen Träume
Sind wie im Lethe weggespült, vergessen
Ist alles sonst, nur Eines halt' ich fest:
Daſs du mein Sohn, Apoll dein Vater ist.

ION.

Die so sich freut, muſs meine Mutter seyn.
Ich glaub' auch, ja ich glaube stolz und kühn
Mich aus des Welterleuchters Lieb' entsprossen,
Zu dem stets kindlich mein Gemüth sich wandte,
Die Wolken durch, dem blauen Aether zu.
Doch wie es zuging, kann ich noch nicht fassen.
Hast du von einer Freundin nicht erzählt,
Die aus Apollo's heimlicher Umarmung
Ein Kind empfangen, und es ausgesetzt?

KREUSA.

Die war ich selbst, versteckt mich dir verrathend,
Ich sprach mit dir von dir, und wuſst' es nicht

PYTHIA.

Ich war dir unvermuthet nah, Kreusa,
Als einsam du in schmerzlich Angedenken,
Und, wie verschmäht, in Klagen dich ergossest.
O hättest du dich früher einer Freundin
Vertrauen mögen, die bejahrt und ruhig

Gern ein geängstet Herz der Last entledigt!
So hättest du in der Verblendung nicht
Die Nächsten dir entfremdet, und beynah
Um Ein Erröthen all dein Glück verscherzt.

KREUSA.

Dir unterwerf' ich willig meine Schuld:
Nicht blos der Zukunft weise Deuterin,
Ich seh' in dir die hohe Schicksals-Göttin,
Die, was sie prophezeyet, selbst erfüllt.
Drum walte, Pythia, ferner über uns.

PYTHIA.

Sprich, denke von der Sterblichen mit Maſs,
Die dadurch nur Unsterblichen sich nähert,
Daſs sie in Demuth ganz dahin sich giebt.

ION.

Wie ichs betrachten mag und drüber sinnen,
Stets mit der Freud' erneut das Wunder sich.
Wie kam mit mir dieſs Körbchen her nach Delphi,

Wenn du mich in Athen ans Licht gebahrst?
Gabst du's vielleicht vertrauten Händen mit?

KREUSA.

Ich bracht' es selber in die Grotte Pans,
Empfahl es da der Obhut aller Götter,
Vor allen deines Vaters, der, so scheints,
Von dort zu seiner Wohnung dich entrückte.

ION.

Und wann geschah's, daſs wir uns so verloren?

KREUSA.

Die vor'ge Nacht erfüllte sechzehn Jahr seitdem.

ION.

So lang' ists grade, seit mich Pythia
Frühmorgens auf der Tempelschwelle fand.
So weit her kam ich in so kurzen Stunden!

PYTHIA.

Den Göttern, Kind, ist noch viel gröſsres leicht.

ION.

Allein, wenn mich Apollo zu sich nahm,
Und aufzog als den Seinen, ihm zum Dienst:
Wie führt er jetzt dem Xuthus mich entgegen,
Als dessen ächten leiblichen Erzeugten?

PYTHIA.

Nicht trüglich war des Gottes Ausspruch, aber
Voreilig hat ihn Neigung misgedeutet.
Er hieſs den Gatten deiner wahren Mutter
Als Sohn dich nur erkennen, weil bey deiner
Geburt die Fackel Hymens nicht gestrahlt, 12
Aufdaſs dir ein Geschlecht- und Erbtheil würde;
Und Xuthus wünscht' und wähnte dich sein eigen.

ION.

So laſs uns, theure Mutter, zu ihm eilen,
Auch ihm zu lösen, was sich uns gelöst.
Ich bin nun euer beyder: dein gebohren,
Und ihm geschenkt durch des Erzeugers Wahl.
Ich, der ich wider Willen euch entzweyt,

Mufs euch zur schönsten Eintracht neu vereinen.

KREUSA.

Mit nichten, holder Knabe! Hoffe nicht
Das auszugleichen, was unheilbar ist.
Ich habe dich, du wirst von mir nicht lassen,
Und nimmer kehr' ich zum Gemahl zurück.
Dich zu verderben strebt' ich Rasende,
Da du, mir fremd, von ihm entsprossen schienst;
Nun da sichs wendet, und ans Licht hervortritt,
Dafs ich dich zwar Verlohrnen heimlich hatte,
Nicht kinderlos zuvor, bey ihm es blieb,
Und des vertrauten Betts Genossenschaft
Seit der Vermählung so viel Jahre täuschte:
Wie kann ich Xuthus Antlitz je noch sehn
Ohn' unauslöschlich brennendes Erröthen?

ION.

Weh mir! So schämst du mein, des Armen, dich?

KREUSA.

Du, Götterjüngling, bist mein Stolz und Ruhm,

Der sterbliche Gemahl beschämt mich nur.
Schon der Gedanke ist mir unerträglich.
O laſs uns fliehn, eh' er uns überrascht!

ION.

Wohin entfliehn?

KREUSA.

Fort zu entfernten Städten.

ION.

Dein Vaterland, den Thron willst du verlassen,
Bedürftig, hülflos, in die Fremde wandern?

KREUSA.

Du bist mir Reichthum, bist mir Heimath nun,
Bist mir des Erichthonius Heldenhaus
Und aller schutzverwandten Götter Tempel
Mit dir bedarf ich keines andern Glücks.

PYTHIA.

Zum zweyten Male, Königin Athens,
Reiſst heute schon Verblendung, und der Eifer

Des stolz mistrauenden Gemüths dich fort.
Die besten Gaben, hast du selbst erfahren,
Verkehrt ein Sinn, der sie nicht still empfängt.
Es wird dich, mir zu folgen, nicht gereun.
Wenn du dich mit dem Sohn vom Gatten wendest,
Verschmähst du ihn nicht bloſs, du lehnst dich auf
Des Gottes deutlich kund gegebnem Willen.
Er hieſs den König selbst ja seinen Ion
An Sohnes Statt aufnehmen in eur Haus,
Um euer aller Bündniſs zu begründen.

KREUSA.

Doch wird mir Xuthus glauben, dieser Jüngling
Sey wahrhaft aus Olympischem Geblüt?
Und daſs ich nicht die ird'sche Schuld zum Wunder
Jetzt zu verklären suche? Hab' ich doch
Kein andres Zeugniſs als die eignen Schwüre.

PYTHIA.

Er wird gewiſs. Die wundervolle Rettung
Des Säuglings; seine Pfleg' im Heiligthum;

Apollo's Sorg' und Obhut, die, entlassend,
Ihn einem edlen Vater übergab;
Eur Wiederfinden, eur Erkennen, hier
Am selben Ort, der Ions erstes Loos bestimmt,
Wie vor des Gottes huldgesenktem Antlitz;
Und selbst der Zeiten Kreislauf, dieser Tag:
Das alles spricht mit vieler Zeugen Mund.
Wohl nichts von solchem schnellen Wechsel ahndend,
Wird Xuthus die erkohrnen Bürger Delphi's
Noch eifernd, wie er drohte, rufen zum Gericht.
Geh, Ion, such' ihn auf: erzähl' ihm alles,
Wie sichs begeben, und bered' ihn her.
Wir wollen die Versöhnung dann vollenden.
Indeſs erhohle du, Kreusa, dich
Von Leid erschüttert und gewalt'ger Last.

Alle ab.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

ION, XUTHUS.

ION.

So ist es, theurer Vater, wie ich sagte;
Du weiſst den Hergang nun der ganzen Sache.

XUTHUS.

Sehr wunderbares muſs ich da vernehmen,
Fürwahr! Allein auf deinen Lippen wohnt
Die offne Redlichkeit, du kannst nicht lügen;
Du glaubst an die unglaubliche Verknüpfung:
Doch weiſst du, ob nicht Trug sie dir gewebt?
In höchst gelegnem Augenblick erschienen
Die Zeichen deiner Herkunft: konnten sie
Nicht vorbereitet seyn, um deinen Zorn

Wie Zauberlieder zu besänftigen,
Und dich, Sirenengleich, an ein Gestade
Verderblich falscher Liebe hinzulocken?

ION.

Es hat sie Pythia verwahrt. Du wolltest
An Lügenkünsten die mitschuldig achten,
Durch deren Mund Apollo Wahrheit redet?

XUTHUS.

Die Priesterin hat mit beredten Worten
Sich für Kreusa's Rettung erst verwandt.
Doch richt' ich nicht; schon kommen Delphi's
Aelteste
Zusammen, diese mögen das entscheiden.

ION.

O nein, nicht so, mein Vater und mein Fürst!
Was zwischen dir allein und deiner Gattin
In stiller Traulichkeit und ohne fremde
Dazwischenkunft geschlichtet werden mufs,

Das ziemt sich nicht vor ein Gericht zu stellen.
Entlaſs es gleich, wenn du mich irgend liebst.

XUTHUS.

Mir schenkte das Orakel dich zum Sohn,
Und scheinst du gleich abtrünnig fast geworden,
Will ich doch gern mich väterlich beweisen.
Dieſs ist der Erstling deiner Bitten, Kind,
Die darfst du nicht vergeblich thun. Es sey.

ION.

Begnad'ge denn auch jenen greisen Knecht,
Den treuen Kindheitspfleger des Erechtheus,
Den bloſs Verblendung feindlich mir gemacht.
Entlad' ihn deines Zorns und seiner Fesseln.

XUTHUS.

Ein groſses Wunder, wahrlich! ist geschehn,
Was es auch sey: denn völlig umgewandelt
Erkenn' ich dich nicht mehr. Ich glaubt' in dir
Vorhin des eignen Blutes Art zu sehn,

Ein königlich Gemüth und tapfern Trieb.
Nun bist du voll unmännlichen Erbarmens,
Wie ein von Weibern auferzogner Knabe.
Ich achte den für einen wackern Mann,
Der seinen Freunden wohlzuthun versteht,
Doch Feinden Böses vielfach auch vergilt.
Wohl! mir geliebt es, thöricht seyn mit dir:
Er lebe denn, ihn strafe seine Schmach.
Nur andre Schenken wollen wir bestellen,
Er bleibe stets von unsern Bechern fern.

ION.

Du spottest, Xuthus, über mein Begehren.
Doch laſs mich fragen, ists nicht auch zuweilen
Mannhafter Seelen werth, enthüllte Tücken
Mit Gleichmuth übersehn, vergessen, die
Ohnmächtig an uns abgeglitten sind?
Der Gott gab selber uns der Groſsmuth Wink,
Da er vorbeugend seine Boten sandte,
Daſs der Versuch nicht bis zur That gedieh.

XUTHUS.

Der Götterwinke priesterliche Kunde
Mag Ion besser wohl als ich verstehn.
Von Sterblichen genügt dir überhaupt
Kein Vorbild mehr; du strebst nun einzig, uns
Des Latoniden Abglanz darzustellen.

ION.

Bist du nicht auch Olympiern verwandt?
O bey dem Zeus, der deinen Vater zeugte,
Der gern die Gäst' und Fremdlinge geleitet,
Wie ich, ein Gast, zu dir eintreten soll!
Nein, stoſse mich nicht von dir, bester Vater!
Ich lasse nimmer ab: denn das Orakel
Gab ja nur darum mich zu eigen dir,
Daſs ich dir nach und deinen Thaten eifre,
Die durch die Welt des Ruhmes Fittig trägt.
So leite denn mich, väterlich gesinnt,
Und lehr' mich Herrscher seyn und Held wie du.

XUTHUS.

Du ehrst die Abkunft, wessen du auch seyst,

Mein wackrer Ion; denn wie bildsam Wachs
Soll in des weisern Alters Hand die Jugend
Sich fügen, bis sie sich herausgestaltet,
Und felsenfest in Männerkraft nun dasteht.
So ward die Vorwelt groſs: sie schreibt uns vor
Die Väter achten. Einen solchen Jüngling
Wie dich wünsch' ich zum Sohn mir oder keinen,
Er sey nun leiblich oder angenommen.
Laſs küssend mich von neuem segnen deine Stirn.

Zweyter Auftritt.

Die VORIGEN, PYTHIA.

PYTHIA.

Ja, dieser Anblick ist mir festlich werth;
Ich sehe, mein geliebter Zögling fand
Nicht blos des Vaters Namen, auch sein Herz,
Und bin getröstet, daſs er von mir geht.

O König! eine düstre Wolke hatte
Sich um uns her gelagert, doch sie hat
In Blitzen ausgewittert, die nicht trafen,
Und heiter ist der Himmel wie zuvor.

XUTHUS.

Spurlos vergehn die neblichten Gebilde
Von ind'schem Ursprung an des Aethers ew'gem Blau,
Doch unverwüstbar ist nicht das Gemüth;
Wenn fremder Leidenschaft geschwollner Strom
In des Wohlwollens fruchtbare Gefilde
Feindselig einbricht, so zerreiſst er sie
Mit tiefen Furchen, die sich nimmer ebnen,
Wie kann ich es Kreusen je vergessen,
Was sie getrachtet wider diesen Knaben,
Als er nur mein und nicht der ihre schien?
Jetzt, da sichs ganz verschieden offenbart,
Steh' ich ihr gegenüber, wie sie mir vorhin,
Stiefvater ihres zugebrachten Kindes;
Und muſs sie gleiches nicht von mir besorgen?

PYTHIA.

Dein Edelmuth verbürgt ihr, daſs du nicht
Den Liebling, den wie eine Himmelsgabe
Du von Beginn dir angeeignet hast,
Der Mutter Schuld entgelten lassen wirst.
Und wenn du deren noch gedenken magst,
So denk auch, daſs ein flücht'ger Wahnsinn sie
Ergriffen hatte, daſs sie in dem Ausspruch,
Der ihr den längst vermiſsten Sohn zurück
Durch deine Hände schonend reichte, nur
Getäuschte Hoffnung und Verzweiflung sah.
Ihr Glück lag ihr zu nah, es wahrzunehmen,
So schwärmte sie in ferner Uebel Furcht.
Auch was Trophonius geweiſsagt, hat
Sie irr geleitet: denn ihr Argwohn deutete
Das Unheil auf den dir verliehnen Knaben,
Was über sich sie selbst herbey nun zog.
Du, ruhiger und weiser, wirst nicht Recht
Zum zweyten Mal dem finstern Seher geben,
Indem du dich von deiner Gattin wendest,
Und Zwietracht nährst, und so dein Haus zerrüttest.

XUTHUS

Wahr ists, wenn ich in mir herauf sie rufe,
Die Bilder, welche mich in jener Höhle
Lichtlosen Blitzen gleich umgaukelt haben,
Erkenn' ich wohl, was sie mir angekündigt,
Und seh' es schon erfüllt. Ein Jüngling zielte
Nach eines Weibes Brust, doch schoſs er nicht;
Des Argwohns Nattern, die ein liebend Paar
Umwanden, konnten wieder sich entwirren,
Wie diese ganze Schattenwelt zerfloſs.
Nicht jenseits ihrer Deutung noch zu toben,
Verwarnt uns das: mit diesen leeren Schrecken
Wär' abgebüſst der Neid der Unterwelt,
Und des Besitzes Ruhe könnte nun
Beginnen. Aber unbefriedigt läſst
Mich das Orakel von sich, mir verlieh
Es nicht, was meine Frage bittend meynte.
Denn mit dem angenommnen Sohne noch
Bleib' ich ja Erb'- und kinderlos, und Hellens
Geschlecht versiegt in mir, und Jovis Blut.

PYTHIA.

Einmal verheiſsnes wieder zu verkünden,
Verschmähte wohl der zuverläſs'ge Gott,
Doch ist es dein, wenn du es nicht vereitelst.
Er hieſs fortan dich dankbar ehren, wer
Des Sohnes holde Gabe dir verliehn.
Das zogst du auf den Seher selbst; es galt,
Wie nun sichs offenbart, der Mutter, die,
Zwar furchtsam schweigend, dir ihn zugebracht.
Vorbeugend sprachs Apollo's Huld, damit
Nicht seiner frühen Liebe spät enthüllte Frucht
Dein und Kreusens Bündniſs stören möchte,
Auf welchem jene schöne Hoffnung ruht.

XUTHUS.

Ein leichtes Spielwerk, seh' ich, sind wir Sterblichen
Dem Doppelsinn der Göttersprüche nur.
Sie auszulegen ziemt wohl der Prophetin,
Doch, Pythia, du schmeichelst mir zu viel.
Denn wird Erechtheus Tochter, die Genossin
Des Delphiers, nun anerkannt von ihm,

Noch nach dem irdischen Gemahle fragen,
Das altgewohnte Lager nicht verschmähn?
Es blüht ein Sproſsling ja der Erechthiden,
Dem Thron des heiligen Athen ein Erbe;
Und unwillkommne Nebenbuhler nur
Könnt' unsre Ehe diesem Erstling schaffen.

PYTHIA.

Wie fern ist solcher Uebermuth von ihr!
Sie fühlt ein innig Unrecht gegen dich,
Im langen Schweigen der Vergangenheit,
Und in den wilden Thaten dieses Tages.
Du stehst als Sieger rein und ruhmvoll da,
Wenn du des Zornes Regung nur bezähmst.
Ein edler Mann nutzt nicht die Uebermacht,
Noch tiefer ein beschämtes Weib zu beugen.

XUTHUS.

Wo weilt sie aber? Sie vermeidet mich.

PYTHIA.

Sie zögert bangend, bis sie erst vernommen,

Was meine Red' auf dein Gemüth vermocht,
Und, irr' ich nicht, ist sie uns nahe Zeugin

Dritter Auftritt.

Die VORIGEN, KREUSA.

KREUSA wirft sich vor Xuthus nieder, mit der Linken seine Knie umfassend, die Rechte gegen sein Kinn erhoben.

Mein königlicher Gatte, kannst du mir
Verzeihn, daſs ich ein hoffnungslos Geheimniſs
(So schien es mir) mit dem verschwundnen Säugling
Vor dir in Schweigen und des Orkus Nacht begrub?
Ach es vergessen konnt' ich nimmer doch,
Und sechzehn Jahr beklemmt' es meine Brust,
Bis heute, da ein misverstandner Ausspruch
Der Hoffnung letzte Stütze mir entzog,
Es über mich hereinbrach, wie ein fallend Haus,
Daſs ich, vernichtend, zu vergehn beschloſs,

Und mich den Furien ganz zum Raube gab.
Für mich begehr' ich nichts, für Ion einzig
Das Wiederkehren deiner Freundlichkeit.
Gewähre denn mir Frieden, daſs wir nicht
Sein Herz entzweyn, wenn er uns feindlich sieht,
Dir angehörig durch des Gottes Willen,
Mir durch des mütterlichen Schooſses Recht.

XUTHUS.

Steh auf, Kreusa! Königin, steh auf,
Und kenne besser mich! Nicht jugendlich
Von heſtig unbedachtem Muth getrieben,
Lehn' ich dem waltenden Geschick mich auf,
Noch mag ich rechten mit der Götter Thun.
Ich glaube deinem Wort, daſs unser Liebling
Des Latoniden ächt Erzeugter sey:
Doch das genügt nur mir, ihn zu erkennen.
Gäb' uns ein sichtbar Zeichen der Olymp,
Das der erstaunten Welt den Zweifel nähme,
So wollt' ich diesen Tag zum zweyten Mal
Als Fest begehn: der nah verwandte Gott

Würd' unsern Bund verjüngen, höher weihn:
Ein neuer, jubellauter Hymenäus
Sollt' angestimmt uns werden, und ich führte
In bräutlich frohem Pompe nach Athen dich heim.

KREUSA.

Nicht eiteln Ruhmes halb, um vor den Menschen
Zu prangen in dem Kranz der Götterwahl,
Den langes Leid um meine Stirn gewelkt,
Um deinetwillen wünsch' ich solch ein Zeichen,
Doch darf ich es nicht hoffen; denn Apoll,
Deſs ich mich lang geschämt, schämt wohl sich
meiner.
Drum laſs dir gnügen: die allmächt'ge Liebe
Die mich in diesem Jüngling neu gebiert,
Und mit ergebnem Sinn wie nie zuvor
Dir, seinem zweyten Vater, hin mich giebt,
Beweise dir, er sey ein göttlich Pfand.

ION.

O Wonn' und Segen, ihr geliebten Eltern,

Zum erstenmal gemeinsam mir begrüſst!
Kreusa! Xuthus! fehlt nur das, den schönsten
Verein euch zu vollenden, und mein Heil?
Wohlan! es hebt und schwellt ein reges Hoffen,
Begeistrung athmend, dieſs mein junges Herz:
Ich bitte dreist, was zweifelnd ihr begehrt.
O du, der dieses Tempels Raum' erfullt
Mit unsichtbarer hehrer Gegenwart,
Und droben himmelwandelnd, herrlich strahlt,
Und nimmer fern ist, und mein Flehn vernimmt!
Schon da ich bildlich nur dich Vater nannte,
Sehnt' ich mich oft, dein Antlitz einst zu sehn,
Ich wandte wie der Sonnenblume Kelch
Mich ahndungsvoll zu deinem ew'gen Licht.
Jetzt bitt' ich heiſser, brünstiger und kühner;
Ich maſse mir nicht an wie Phaethon
Die Flammenross' am Firmament zu lenken,
Verkennend mein Vermögen und mein sterblich Loos:
Der Lieb' Erwiedrung fodr' ich kindlich nur,
Und meines Ursprungs himmlische Gewiſsheit.

O bey der Süſsigkeit des Vaternamens!
Gieb mir dein Anschaun, wenn du mich erzeugt.

Donner und Blitz.

PYTHIA.

Mein Ion, welch Erkühnen! Aber wie?
Der Boden scheint zu beben, und mit Stamm
Und Laub und Aesten wankt der heil'ge Lorbeer,
Es blitzt, ein Schein vergoldet rings den Hain
Ja die Erhörung naht sich: zaget nicht!

Vierter Auftritt.

Die VORIGEN, APOLLO erscheint in der Pforte des Tempels.

APOLLO.

Her komm' ich von Olympus wonnelichtem Saal,
Wo mich inmitten ew'gen Musen - Chorgesangs,
Fernher umsäuselt deine Sehnsucht, lieber Sohn.

Mein bist du, das betheur' ich, nicht beym schwarzen Styx,
Bey meiner Roſshufquelle Silbersprudeln dir.
Drum schau ins Antlitz kühn mir, wie des Adlers Sohn
Den jungen Fittig gleich der Sonn' entgegen schwingt,
Und dieser Leyer unverstimmbar reinen Klang,
Hall' ihn in deines Lebens Harmonieen nach. —
Empfang' ihn du, Kreusa, wohl bewahrt zurück,
Der schönen Lust Andenken, die mich noch entzückt,
Denn unvergänglich ist der Dank der Himmlischen.
Flicht, lang noch blühend, um dein glorreich Diadem
Lorbeer zusammen mit des Oelbaums eignem Laub.
Du, Xuthus, wirst das holde Lager nicht verschmähn
Ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft.
Gottgleiche Schönheit lockte Götter oft ja schon
Zu nahn in Liebe; so entsproſs Heroenkraft.

Sey Ions Vater, wie dein Ahn Deukalion
Mit Zeus gemeinsam Vater deines Vaters hieſs.
Eh' das Gestirn den Jahres-Umlauf noch vollbringt,
Trägt einen Zweyten Sproſsling deiner Gattin
Schooſs,
Den nenn' Achaeus: hochgewaltig wird sein Ruhm
In Pelops Eiland; unsers Erstlings Nam' und Volk
Soll aus Athen aufblühen weit nach Asien.
Nun feyert mit Paeanen dieses Tages Rest,
Und kehret friedeselig morgen alle heim.
Gedenkt, mir gastbefreundet, fern an Delphi noch,
Der Sonnumstrahlten Erde Mittelsitz und Thron.

Der Vorhang fällt unter Donner und Blitz.

BIBL.
RE.
MONAC.

Gedruckt bey Friedrich Driemel in Lübben.

Druckfehler.

Seite 118 Zeile 2 v. u. anstatt *argloser* lies arglos
— 121 — 4 v. u. — *Anstimmst* l. Anstimmest

Schauſpiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Überſetzt

von

August Wilhelm Schlegel.

Erſter Band.

Berlin, 1803.
Im Verlage der Realſchulbuchhandlung.

P. o. hisp.
29 k

Spaniſches Theater.

Herausgegeben
von
Auguſt Wilhelm Schlegel.

Erſter Band.

Berlin, 1803.
Im Verlage der Realſchulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

Andacht zum Kreuze.

Perſonen:

Euſebio.
Curcio.
Liſardo, deſſen Sohn.
Octavio, in Dienſten Curcio's.
Alberto, Biſchof von Trident.
Gil, ein Bauer.
Blas,
Tirſo, Bauern.
Toribio,
Celio,
Ricardo, Räuber.
Chilindrina,
Julia, Curcio's Tochter.
Arminda, ihr Kammermädchen.
Menga, eine Bäurin.
Räuber und Bauern.

Erſter Akt.

Wilde Waldgegend.

Menga und **Gil** hinter der Szene.

Menga.

Seht, wohin der Eſel rennt!

Gil.

He, verwettert altes Vieh!

Menga.

Er geht mit mir durch, ſieh, ſieh!
Holla ho!

Gil.

Potz Element!
Wenn ich einen Fußbreit weiche,
Thut das Thier gleich, was es will.

Sie treten auf.

Menga.

Das ſind ſchöne Streiche, Gil.

Gil.

Menga, das ſind ſchöne Streiche.
Aber du biſt Schuld an allem;
Denn du haſt, wie du der Quer
Auf ihm ſaßeſt, ihm vorher
Zugeraunt, ins Loch zu fallen,
Um den Poſſen mir zu thun.

Menga.

Nicht doch, du haſt's ihn geheißen,
Wollt'ſt mich ſehn hinunter ſchmeißen.

Gil.

Aber was zu machen nun?

Menga.

Willſt im Koth ihn ſtecken laſſen?

Gil.

Ja, ich bin zu ſchwach dazu.

Menga.

Zieh nur an den Ohren du,
Ich will ihn beym Schwanze faſſen.

Gil.

Beſſer ginge das wohl an,
Was man einer Kutſch' im Koth,
Ihr zu helfen aus der Noth,
In der Reſidenz gethan.
Kaum geſchleppt von ihren Roſſen,
Sah die abgelebte, arme
Kutſche, daß es Gott erbarme,
Aus im Zuge der Caroſſen;
Und zur Strafe ſünd'ger Thaten
Mußte ſie, bis an die Tritte,
Wo nicht an der Räder Mitte,
In ein Pfützenloch gerathen.
Bey dem Unfall alſobald
Cavalier und Kutſcher trieben,
Der mit Bitten, der mit Hieben,
Bald mit Güt' und mit Gewalt,
Fortzukommen aus dem Drecke.
Aber was ſie auch verſuchten,
Wie ſie ſchalten, wie ſie fluchten,

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10472/018

Ging mein Wagen nicht vom Flecke.
Als ſie ſahn, daß nichts verfinge,
Ward den klapperdürren Mähren,
Was ſie lang gemußt entbehren,
Eine volle Futterſchwinge
Vor der Kutſche hingeſetzt;
Die, bis ſie den Fraß erreichten,
Zogen, huſteten und keichten:
Machen wir es auch ſo jetzt.

Menga.

Die Geſchichten, die du haſt,
Sind nichts werth.

Gil.

Mir thut es wehe,
Wenn ich Vieh ſo hungrig ſehe,
Denn es ſind doch Menſchen faſt.

Menga.

Ich will auf die Straße gehen;
Seh ich Leut' aus unſerm Ort,
Wer es ſey, vorbeygehn dort,
Ruf' ich ſie, uns beyzuſtehen,
Denn du kümmerſt dich ja nicht.

Gil.

Bleibſt du noch auf deinem Sinn?

Menga.

Ach du Herzens-Eſelin!

ab.

Gil.

Eſelin, mein Heil und Licht!
Hoch warſt du im Dorf geehrt
Unter allen Eſelinnen;
Du haſt, züchtig von Beginnen,
Nie mit ſchlechtem Volk verkehrt.
Pflaſtertreten war dein Fall
Gar nicht, lieber ſtandeſt du
An der Kripp' in guter Ruh,
Als zu wandern aus dem Stall.
Ja ich darf mich wohl erdreiſten,
Daß kein Eſel ſie geſehn
Buhleriſch am Fenſter ſtehn,
Einen hohen Schwur zu leiſten.
Sicher war's auch nicht die ſchlimme
Zunge, was ihr Noth gebracht,
Denn nie, rauh und ungeſchlacht,
Ließ ſich hören ihre Stimme.

Bey der Mahlzeit ſah die armen
Brüder ich ſie oft bedenken,
Was ihr übrig blieb, verſchenken,
Und ſich ihres Vieh's erbarmen.

Geräuſch hinter der Scene.

Aber welch ein Lärm iſt das?
Zwey dort ſteigen von den Pferden.
Die ſie angebunden laſſen
Stehn, und ſich hieherwärts wenden.
Bleich und blaß, und doch ſo früh
Schon im freyen Feld? Ich wette,
Daß die viel Bewegung brauchen
Zum Verdaun. Wenn's Räuber wären?-
Dann wär' ich ſchön angekommen.
Doch ich will mich hier verſtecken,
Sey es, was es will; denn ſchon
Sitzen ſie mir auf den Ferſen.

Er verbirgt ſich.

Liſardo und **Euſebio** treten auf.

Liſardo.

Gehn wir nun nicht weiter abwärts;
Denn hier die verſteckte Gegend,
Abgelegen von der Straße,

Paßt ſich gut zu unſerm Zwecke.
Zieht den Degen jetzt, Euſebio:
Das iſt meine Weiſe, Menſchen
Wie ihr ſeyd, herauszufodern.
Euſebio.
Daß ich hier im Feld' euch treffe,
Kann mir zwar als Grund genügen,
Aber dennoch wüßt' ich gerne,
Was zu dieſem Schritt euch treibt.
Sagt, Liſardo, die Beſchwerden
Wider mich.
Liſardo.
Es ſind ſo viele,
Daß der Zunge Stimme fehlet,
Worte meinen Vorſtellungen,
Und Geduld dem innern Schmerze.
Gern, Euſebio, wollt' ich ſchweigen,
Wollt' es gern ſogar vergeſſen;
Denn wenn ich es wiederhohle,
So erneut ſich, was mich kränket.
Kennt ihr die Papiere hier?
Euſebio.
Werft ſie nieder auf die Erde,
Und ich heb' ſie auf.

Liſardo.
Da nehmt.
Was erregt euch ſolchen Schrecken?
Euſebio.
Wehe dem, der ſein Geheimniß
Dem Papier vertraut, ja wehe
Tauſendmal ihm! Denn die Schrift
Iſt ein Stein, den aus den Händen
Aufs Gerathewohl man ſchleudert,
Und nicht weiß, wen er kann treffen.
Liſardo.
Kennt ihr ſie genugſam wieder?
Euſebio.
Ja, ich muß es eingeſtehen,
Alle ſind von meiner Hand.
Liſardo.
Wohl, ich bin ein Sieneſer,
Des Liſardo Curcio Sohn.
Meines Vaters ungemeßner
Aufwand, hatt' in kurzem Zeitraum
Das Vermögen aufgezehret,
Das ihm ſeine Väter ließen;
Der weiß nicht, wie ſehr er fehlet,

Wer die Kinder bringt in Armuth
Durch unmäßiges Verſchwenden.
Doch die Noth, ob ſie den Adel
Schon erniedrigt, kann diejen'gen
Von Verpflichtungen nicht löſen,
Die damit gebohren werden.
Julia nun (der Himmel zeuge
Wie's mir ſchwer fällt, ſie zu nennen!)
Wußte dieſe nicht zu achten,
Oder wollte ſie nicht kennen.
Julia, wollte Gott, ſie wär's nicht!
Aber ſie iſt meine Schweſter;
Und geſteht, daß man um Frauen
Ihres Ranges nicht darf werben,
Weder durch verliebte Briefe,
Noch durch ſchmeichleriſche Reden,
Noch mit ſchnöden Kupplerinnen
Und verdächt'gem Botſchaftſenden.
Euch geb' ich an ſich nicht Schuld,
Denn ich macht' es ſelbſt, bekenn' ich,
Auch ſo, wenn mir eine Dame,
Ihr zu dienen, Freyheit gäbe.
Doch ich geb' euch Schuld, als meinem

Freunde ſonſt, und dieſerwegen
Fällt auf euch die Schuld gedoppelt,
Die ſie konnt' um euch begehen.
Wenn ſie euch als Gattin anſtand,
Und nicht möglich wär's geweſen,
Und ich glaub's nicht, daß in andrer
Abſicht ihr euch, ſie zu ſehen,
Unterfingt, noch ſelbſt in dieſer, —
Denn bey Gott im Himmel, eher
Als mit euch verbunden, wollt' ich
Sie von meiner Hand ſehn ſterben; —
Kurz, wenn ihr ſie denn zur Gattin
Auserkohrt, ſo war der rechte
Weg, zuvörderſt meinem Vater
Zu eröffnen eur Begehren.
Alſo hätt' es ſich gebührt,
Und dann konnt' er überlegen,
Ob er ſie euch geben wollte,
Was er nicht that, wie ich denke.
Denn ein armer Edelmann,
Wenn er in dergleichen Fällen
Seinen Rang und ſeine Mittel
Nicht mit gleichem Maß kann meſſen,

Um nicht durch die led'ge Tochter
Seines Blutes Glanz zu ſchwächen:
Wählt die Zuflucht eines Kloſters;
Iſt doch Armuth ein Verbrechen.
Dieß erwartet denn in ſolcher
Eile Julien, meine Schweſter,
Daß ſie morgen Nonne, willig
Oder mit Gewalt, ſoll werden,
Und, weil ſich's nicht ziemen würde,
Daß die fromme Ordensſchweſter
Aufbewahrte ſolcher Thorheit,
So verkehrter Liebe Pfänder:
Geb' ich jetzt in eure Hand ſie.
Aber blind entſchloſſen ſtrebend,
Nicht bloß jene zu vertilgen,
Sondern auch den Grund derſelben.
Zieht den Degen drum, es muß hier
Einer von uns beyden ſterben,
Ihr, um nicht um ſie zu buhlen,
Oder ich, daß ich's nicht ſehe.

Euſebio.

Haltet inne noch, Liſardo,
Und da ich die Ruh beſeſſen

Meine Schmach zu hören, müßt ihr
Meine Antwort auch vernehmen.
Iſt gleich die Erzählung lang
Von dem Laufe meines Lebens,
Scheinet, da wir zwey allein ſind,
Die Geduld gleich übermäßig,
Weil es jetzt nothwendig, daß wir
Fechten, und daß einer ſterbe:
Auf den Fall, daß mich der Himmel
Will das Unglück laſſen treffen,
Hört erſtaunenswürd'ge Zeichen,
Wunderdinge zum Entſetzen,
Welche nicht mit meinem Tode
Darf ein ewig Schweigen decken.
Wer mein Vater war, das weiß ich
Nicht, ich weiß nur, daß die erſte
Wieg' am Fuße eines Kreuzes
War, ein Stein mein erſtes Bette.
Eine ſeltſame Geburt
War die mein'ge, nach der Schäfer
Sage, wie ſie mich gefunden
Hier am Fuße dieſer Berge.
Man vernahm mein Schreyn drey Tage,

Ohne daß der rauhen Gegend,
Wo ich lag, wer nahen wollte,
Weil die wilden Thiere ſchreckten.
Keines that mir dennoch leides;
Wer kann zweifeln, daß zu Ehren
Dieß geſchehen ſey dem Kreuz,
Welches daſtand mir zur Wehre?
Ungefähr fand mich ein Hirte,
Der in rauher Berges-Gegend
Ein verlohenes Lamm aufſuchte;
Und mich mit zum Dorfe nehmend
Des Euſebio, welcher grade
Nicht ohn' einen Grund da lebte,
Meldet' er ihm dieſes Wunder;
Darauf unterſtützte deſſen
Milde die des Himmels willig;
Er befahl, daß man mich brächte
In ſein Haus, wo er Erziehung
Mir wie ſeinem Sohn ließ geben.
Drum Euſebio von dem Kreuz
Nenn' ich mich, nach ihm und jenem,
Das mich allererſt geleitet,
Und bewacht zum allererſten.

Aus Geſchmack üb' ich die Waffen,
Wiſſenſchaften zum Ergetzen,
Als Euſebio ſtarb, und mich
Hinterließ als ſeinen Erben.
War nun die Geburt voll Wunder,
War es mein Geſtirn nicht wen'ger;
Das mich feindlich oft bedrohet,
Und mich doch mitleidig pfleget.
Noch ein zartes Kind im Schooße
Meiner Amme, gab mein Weſen,
Rauh in allem und barbariſch,
Zeichen ſchon von ſeiner Härte.
Denn mit teufliſcher Gewalt
Riß ich, wiewohl ohne Zähne,
Wunden in die Brüſte, die mir
Süße Nahrung boten; jene,
Durch den Schmerz in Wuth gerathen,
Und von ihrem Zorn geblendet,
Stürzte mich in einen Brunnen,
Ohne daß ein Menſch was merkte.
Da hört man mich lachen, ſteigt
Drin herab, und ſie erzählen
Daß ich auf dem Waſſer ſchwamm,

Und mit meinen zarten Händen
Mir ein Kreuz gebildet hatte,
Das die Lippen mir bedeckte.
Eines Tags gerieth die Wohnung,
Wo ich war, in Brand; es wehrten
Wilde Flammen jeden Ausgang,
Jede Rettung meinem Leben;
Doch inmitten dieſer Flammen
Blieb ich frey und unverletzet,
Und bezweifelnd, daß im Feuer
Solche Milde ſey, bemerkt' ich
Bald, es war das Feſt des Kreuzes.
Als ich funfzehn Jahr kaum zählte,
Reiſte ich zur See nach Rom,
Und in einem ſtürm'ſchen Wetter
Stieß mein Schiff, das ohne Lenkung
Schwankte, auf verborgne Felſen,
Ward in Stücke bald zertrümmert,
Und zerſcheitert von den Wellen.
Ich umarmte einen Balken,
Und kam glücklich ſo an's feſte
Land, und dieſer Balken hatte
Die Geſtalt des Kreuzes. Ferner

Wandert' ich einſt im Gebirge
Hier mit jemand; an der Stelle
Wo der Weg in zwey ſich theilte,
Stand ein Kreuz: da unterdeſſen,
Daß ich davor ſtehen blieb
Einen Augenblick zu beten,
Mein Begleiter ſchon voraus war,
Eilt' ich, ihn noch in der Nähe
Einzuhohlen, doch ich fand
Schon von blut'gen Räuberhänden
Ihn ermordet. Eines Tages,
Als, verſtrickt in ein Gefechte,
Ich von einem Stoße fiel
Ohne Widerſtand zur Erde,
Und ein jeder glaubt', ich ſey
Von der Wunde nicht zu retten,
Fanden ſie an einem Kreuze
Das am Hals mir hing, des Degens
Scharfe Spuren bloß bezeichnet,
Und den Streich ſo abgewehret.
Einſtmals, da ich auf die Jagd ging
In der Wildniß dieſer Berge,
Hatte ſich der Himmel plötzlich

Schwarz mit Wolken überdecket,
Und, der Welt mit lauten Donnern
Fürchterlichen Krieg anmeldend,
Schoß er ab des Hagels Kugeln,
Schleuderte des Waſſers Speere.
Alle ſuchten vor den Wolken
Sich ein Obdach unter Blättern;
Die geheimſten Schlüfte dienten
Rings umher ſchon zu Gezelten,
Als ein Blitz, der auf den Winden
Fuhr, gleich dunſtigen Kometen,
Zwey, die mir am nächſten ſtunden
Schnell zu Aſche niederbrennte.
Außer mir, betäubt, erſchrocken,
Schau' ich um mich, was es wäre,
Und fand mir zur Seit' ein Kreuz,
Was ich glaub', es war daſſelbe,
Das bey der Geburt mir beyſtand,
Das ich, auf die Bruſt gepräget,
An mir trage, weil der Himmel
Mir dieß Zeichen mitgegeben,
Als die offenbare Wirkung
Von geheim verborgnen Zwecken.

Weiß ich nun ſchon nicht, woher ich
Bin, doch fühl' ich ſolch ein Streben,
Mich von ſolchem Geiſt getrieben,
Und von ſolchem Muth beſeelet,
Daß es mich in meinen Augen
Werth macht, Julien zu erwerben;
Denn der Adel des Verdienſtes
Steht nicht nach dem angeerbten.
Der bin ich, und ob ich ſchon
Euer Recht muß anerkennen,
Und hinlänglich für die Kränkung
Euch genugthun könnte, blendet
Mich ſo ſehr der Zorn, von euch
Anzuhören ſolche Reden,
Daß ich mich nicht will entſchuld'gen
Noch die Klage laſſen gelten,
Und, weil ihr mich denn verhindern
Wollt, ihr Ehgemahl zu werden,
Bleibe ſie in Vaters Hauſe,
Mag ein Kloſter ſie verſtecken,
Nirgends iſt ſie vor mir ſicher,
Und ſie, die zu gut geweſen
Mir zum Weibe, ſolls nicht ſeyn

Zur Geliebten, ſo begehrt es
Meine Liebe in Verzweiflung,
Und, empört bey eurem Schmähen,
Die Geduld, den Hohn zu ahnden,
Die Beleidigung zu rächen.

Liſardo.

Laßt, Euſebio, da die Zunge
Schweigen, wo das Schwerdt muß reden.

Sie ziehn und fechten.

Eine Wunde —

Er fällt zu Boden.

Euſebio.

Und nicht tödtlich?

Liſardo.

Nein, mein Arm behält noch Kräfte,
Um —

Er will ſich aufraffen, fällt aber
wieder zu Boden.

Weh mir! der Boden ſchwindet
Unter meinem Fuß.

Euſebio.

Der letzte
Athem ſchwind' auch deiner Stimme.

Liſardo.

Gieb nicht zu, daß ich ſo ſterbe
Ohne Beichte.

Euſebio.

Stirb, Verruchter!

Liſardo.

Bringe mich nicht um, bey jenem
Kreuz, an welchem Chriſtus ſtarb!

Euſebio.

Dieſes Wort hat abgewendet
Deinen Tod: ſteh auf vom Boden!
Denn ſobald du dabey fleheſt,
Fehlt die Strenge meinem Zorne,
Fehlet meinem Arm die Stärke.
Steh vom Boden auf!

Liſardo.

Ich kann nicht,
Schon acht' ich gering das Leben,
Das im eignen Blute ſchwimmt,
Und es zögert nur die Seele
Zu entfliehn, weil aus ſo vielen
Sie das rechte Thor nicht kennet.

Toribio.

Hier, ſagſt du, ſey er geblieben?

Menga.

Ja, hier blieb er bey dem Eſel.

Tirſo.

Seht, da ſteht er wie von Sinnen.

Menga.

Wonach ſiehſt du Gil?

Gil.

Ach, Menga!

Tirſo.

Was iſt dir geſchehn?

Gil.

Ach Tirſo!

Toribio.

Was haſt du geſehn? Gieb Rede.

Gil.

Ach Toribio!

Blas.

Sag, was haſt du,

Gil, um ſo dich anzuſtellen?

Gil.

Ach, ach Blas! ach meine Freunde!

Fragt mich nicht, ich bin ein Eſel.
Schlägt ihn todt, und trägt ihn fort,
Um ihn einzuſalzen, denk' ich.

Menga.

Wer erſchlug ihn?

Gil.

Was weiß ich's.

Tirſo.

Wer iſt todt?

Gil.

Gott ſoll ihn kennen.

Toribio.

Sag, wer lud ihn auf?

Gil.

Ich weiß nicht.

Blas.

Und wer trug ihn fort?

Gil.

Nun, jener.
Aber um es zu erfahren
Kommt nur mit.

Tirſo.

Wohin ſoll's gehen?

Gil.

Ja ich weiß nicht, aber kommt,
Beyde ſind noch in der Nähe.

Alle ab.

Ein Zimmer in Euſebio's Hauſe.

Julia und **Arminda** treten auf.

Julia.

Laß, Arminda, immer mich
Um verlohrene Freyheit klagen,
Denn mit meines Lebens Tagen
Endet auch der Kummer ſich.
Sah'ſt du nie aus ſeiner Quelle
Einen Bach ſich ſanft ergießen,
Und im engen Bette fließen
Durch das Thal mit ſtiller Welle
Der, wenn ihn für ganz gezähmt,
Rings die ſchönen Blumen achten,
Losbricht, und mit wildem Trachten
Über ihre Häupter ſtrömt?

Meine Leiden, meine Sorgen
Thun auf gleiche Weiſe: ſieh!
Aus den Augen fluten ſie,
Da die Bruſt ſie lang verborgen.
Laß mich weinen um den herben
Schluß des Vaters.

Arminda.

Denkt nicht bloß,
Fräulein, —

Julia.

Welch beglückter Loos
Giebt es, als am Schmerz zu ſterben?
Wenn es ob dem Leben ſiegt,
Kann das Leid am Ruhm ſich weiden,
Denn das iſt nur kleines Leiden,
Dem das Leben nicht erliegt.

Arminda.

Sagt, was macht euch neue Sorgen?

Julia.

Beſte, ach! Liſardo fand
Alles von Euſebio's Hand,
Was mein Schreibtiſch hielt verborgen.

Arminda.
Doch wie kam er auf die Spur,
Dieſe Briefe da zu ſuchen?

Julia.
Mein Geſtirn muß ich verfluchen,
Denn es will mein Unglück nur.
Daß er Argwohn haben mußte,
Dacht' ich Arme freylich, da
Ich ihn ſpähend ſchleichen ſah,
Aber nicht, daß er es wußte.
Da kam er, von Farb' entſtellt,
Zu mir, ſagte mir mit Mienen,
Die halb ſanft, halb zornig ſchienen,
Daß verſpielt ſey all ſein Geld.
Leihn sollt' ich ihm einen Ring,
Um zum Spiel zurückzukehren;
Meine Eil konnt' es nicht wehren,
Daß er den zu hohlen ging.
Er nahm mir den Schlüſſel, ſchloß
Auf mit ungeduld'gem Zorn,
Und im erſten Käſtchen vorn
Fand er gleich, was ihn verdroß.
Einen Blick warf er auf mich

Schloß dann ohn' ein einzig Wort
Wieder zu, begab ſo fort
Hin zu meinem Vater ſich;
Lange Zeit verſchloſſen die
Sich zuſammen, zu berathen
Meinen Tod, (das läßt ſich rathen)
Dann zum Kloſter eilten ſie,
Wie Octavio mir geſagt;
Und wenn nun das Ausgemachte
Dort mein Vater ſchon vollbrachte,
Hab' ich wohl mit Recht geklagt.
Denn, eh ich auf ſein Gebot
Dem Euſebio ſo entſage,
Einer Nonne Loos ertrage,
Geb' ich ſelber mir den Tod.

Euſebio tritt ein.

Euſebio für ſich.

Nur, wen die Verzweiflung drängt,
Glaubt ſich, tollkühn, wohl vertheidigt,
Wenn das Haus, das er beleidigt,
Ihn als Zufluchtsort empfängt.
Eh die holde Julia noch
Des Liſardo Tod erfahren,

Will ich mich ihr offenbaren,
Ob ich mich dem harten Joch
Meines Schickſals möcht' entziehen,
Wenn, unkundig meiner Thaten,
Sie ſich läßt von Liebe rathen,
Mir zu folgen und zu fliehen.
Wird es dann ihr hinterbracht,
Wie am Bruder ich gehandelt,
So wird Noth in Wahl verwandelt,
Denn ſie iſt in meiner Macht.

vortretend.

Schöne Julia! –

Julia.

Iſt es wahr?
Du biſt hier?

Euſebio.

Mein Misgeſchick,
Und dein holder Liebesblick
Stürzten mich in die Gefahr.

Julia.

Sag, wie drangſt du hier herein,
Und zu ſolcher tollen Wage?

Euſebio.

Weil ich nach dem Tod nichts frage.

Julia.

Was kann deine Abſicht ſeyn?

Euſebio.

Heute möcht' ich dich verbinden,
Um in deinem dankbarn Triebe
Neues Leben meiner Liebe,
Neu entflammten Muth zu finden.
Deinen Vater, weiß ich, kränkt,
Theure Julia, mein Beſtreben;
Da man ihm Bericht gegeben,
Wie wir beyd' uns lieben, denkt
Er dich morgen einzukleiden
In den Stand, den er begehrt;
Um vom Glück, mir einzig werth,
Samt der Hoffnung mich zu ſcheiden.
War es Huld, was du bezeigt,
Liebe, was du zu mir übteſt;
Iſt es wahr, daß du mich liebteſt,
Warſt du ſicher mir geneigt:
O ſo komm mit mir! Du ſieheſt,
Daß bey deines Vaters Schluß

Jede Weigrung ſchweigen muß;
Doch wenn du vom Hauſe fliehest,
Dann giebts tauſend Mittel, denk:
Biſt du erſt in meinen Händen,
Muß er Noth zur Tugend wenden,
Und der Raub wird zum Geſchenk.
Macht hab' ich, dich zu vertreten,
Diener, um dich zu behüten,
Land und Gut, dir anzubieten,
Und ein Herz, dich anzubeten.
Willſt du mir verleihn das Leben,
Iſt nicht deine Liebe Scherz:
O ſo wag' es, oder Schmerz
Wird alsbald den Tod mir geben.

Julia.

Hör mich an, —

Arminda.

Eur Vater naht,
Fräulein.

Julia.

Weh mir Armen, wehe!

Euſebio.

Wie verfolgt, wohin ich gehe,
Mich des Schickſals ſtrenger Rath!

Julia.

Kann er nicht entfliehn?

Arminda.

Verrannt
Iſt der Weg zur Flucht hinaus;
Er ſteht rufend vor dem Haus.

Julia.

Schlimme Noth!

Euſebio.

Bedrängter Stand!
Was zu thun?

Julia.

Verſtecke dich.

Euſebio.

Wo?

Julia.

In dem Gemache hier.

Arminda

Hurtig! Er iſt an der Thür.

Euſebio verbirgt ſich.

Curcio tritt auf.

Curcio.

Tochter, glücklich preiſ' ich mich,
Daß ich dir den ſchönſten Segen

Melden kann, und bringſt du nicht
Bey dem freudigem Bericht
Herz und Seele mir entgegen,
So verkennſt du das Verlangen
Treuer Sorge, das mich leitet;
Alles iſt ſchon eingeleitet,
Und bereit dich zu empfangen.
Jetzo fehlt noch einzig bloß
Dich zu ſchmücken und zu kränzen,
Um als Chriſtus Braut zu glänzen.
Sieh, welch ein beglücktes Loos!
Alles wirſt du heut verdunkeln,
Neiden werden dich die Gäſte,
Wenn beym heil'gen Hochzeitfeſte
Feyerlich die Kerzen funkeln.
Was ſagſt du?

Julia beyſeit.

Was darf ich wagen?

Euſebio.

Sagt ſie Ja, ſo geb' ich gleich
Hier mir ſelbſt den Todesſtreich.

Julia beyſeit.

Wie ſoll ich ihm Antwort ſagen? —

Ja mein Vater, Kindespflicht
Hat mich ganz euch untergeben;
Rechte habt ihr auf mein Leben,
Doch auf meine Freyheit nicht.
Sollt' es denn nicht billig ſeyn,
Daß ich es zuvor gewußt,
Und daß ihr auch meine Luſt
Erſt zu Rath gezogen?

Curcio.

Nein.
Bloß mein Wollen und Befehlen,
Sey's unbillig oder billig,
Muß dazu dich machen willig.

Julia.

Steht denn, ſeinen Stand zu wählen,
Einzig nur dem Sohne frei,
Daß kein zwingendes Verhängniß
Ihn darf bringen in Bedrängniß?
Dringe nicht in mich, verleih
Friſt mir noch zur Überlegung.
Und dieß bitt' ich nicht vergebens,
Denn es iſt der Stand des Lebens
Keines Augenblicks Erwägung.

Curcio.
Es genügt hier mein Entſcheiden,
Und ich gab das Ja für dich.

Julia.
Wenn du denn ſo lebſt für mich,
Laß für mich auch ein dich kleiden.

Curcio.
Schweig, du Thörin! ſchweig, Verruchte!
Sonſt mach' ich der Locken Ringe
Deinem Hals zu einer Schlinge,
Oder reiße die verfluchte
Zunge, die mein Ohr beleidigt,
Aus mit eignen Händen dir.

Julia.
Nur die Freyheit wird von mir,
Nicht mein Leben wird vertheidigt.
Nimm mir dieſe traur'ge Gabe,
So wird dein Verdruß ſich heben;
Weigern kann ich nicht das Leben
Dir, von dem ich es ja habe.
Nur bey der von Gott verliehnen
Freyheit will ich mich behaupten.

Curcio.

Was Gedanken heimlich glaubten,
Iſt mir jetzt als wahr erſchienen:
Daß mich deine Mutter täuſchte,
Daß mich wer entehrt mit ihr;
Denn dein Starrſinn weigert mir,
Was des Vaters Ehre heiſchte,
Welchem ſonſt die Sonne wich
An der Reinheit ohne Tadel,
An Geburt, Glanz, Ehr' und Adel.

Julia.

Hierin nicht begreif' ich dich,
Darum kann ich nichts drauf ſagen.

Curcio.

Geh hinaus, Armind', einmal.

Arminda ab.

Ob ich ſchon die wilde Qual
Heimlich ſo viel Jahr' ertragen,
Zwingt mich doch, vor Wuth erblindet,
Leidenſchaft, daß jetzt mein Mund
Eben das dir mache kund,
Was die Augen ſchon verkündet. —
Mich ſandt' einſt der Staat von Siena.

Meinem Blut zu höherm Glanze,
Um dem Pabſt Urban dem dritten
Huldigung in ſeinem Namen
Darzubringen; deine Mutter,
Die als Heil'ge galt bey Allen,
Die der Römiſchen Matronen
Vorbild war durch ihren Wandel,
Und der unſern auch (ich weiß nicht,
Wie ich ſie zu ſchmähen wage:
Aber ach! ſo täuſchet oft
Die Zufriedenheit den Armen)
Blieb in Siena; während ich
Acht Monat' als Abgeſandter
Weilen mußt' in Rom: es wurde
Damals ein Vertrag verhandelt
Unſern Staat dem heil'gen Stuhle
Abzutreten; was dem Lande
Frommt, das mög' ihm Gott verleihen,
Hier thuts weiter nichts zur Sache,
Heim nach Siena kommend, find' ich
(Hier gebricht es mir an Athem,
Meine Zunge will verſtummen,
Und mir ſchwinden die Gedanken)

Find' ich — o unbill'ge Furcht! —
Deine Mutter ſo weit ſchwanger,
Daß ſie zur Geburt des Unglücks
Die neun Monden faſt vollbrachte.
Dieſen Unfall hatte ſie
Schon zuvor in lügenhaften
Briefen mir gemeldet, ſchreibend,
Als ich ſie verlaſſen, habe
Sie Verdacht gehabt; und ich
Faßt' ihn ſo von meiner Schande,
Daß ich, meiner Schmach nachſinnend,
Mir gewiß mein Unglück dachte.
Nicht für Wahrheit will ich's geben,
Aber wen ſein Blut geadelt,
Der bedarf nicht Überzeugung,
Denn ihm gnügt ſchon der Gedanke.
Warum muß ein Edelmann
Dennoch leiden, — o tyranniſch
Recht der Ehr'! o harter Ausſpruch! —
Wenn Unwiſſenheit ihn aller
Schuld entladet? Ja ſie lügen,
Die Geſetze, denn nicht rathen
Kann der Folgen Heimlichkeiten,

Wer die Urſach nicht geahndet.
Welch Geſetz und welche Meynung
Kann Unſchuld'ge wohl verdammen?
Abermals ſag' ich: ſie lügen;
Unglück iſt es, und nicht Schande.
Wie verkehrt, daß in der Ehre
Sachen, Schimpf in gleichem Maße
Den Merkur trifft, der ſie raubte,
Den Argos, der ſie bewachte?
Was läßt nun die Welt, was läßt ſie,
Brandmarkt ſie mit ſolcher Schande
Den Unſchuld'gen, für den übrig,
Der da ſchweigt, wenn er's erfahren?
Ich, in ſolcherley Verwirrung,
Unter mancherley Gedanken,
Konnt' am Tiſch mich nicht erquicken,
Konnt' im Bett' nicht ruhig ſchlafen;
Und ich quälte nun mich ſelber
Mit ſo großem Misbehagen,
Daß ich fremd dem Herzen ward,
Dem Gemüthe zum Tyrannen.
Ob ich manchmal ihr zu Gunſten
Bey mir ſprach, und Schein des Wahren

Fand in der Entſchuldigung,
Ward ich doch beherrſcht vom Drange
Jener Furcht, daß ſie mich kränke,
Und da ich als keuſch ſie kannte,
Nahm ich nicht an ihrer Schuld,
Sondern meinem Argwohn Rache.
Um dieß heimlicher zu üben,
Ward von mir ein Feſt des Jagens
Vorgewandt, denn Eiferſücht'gen
Kann Verſtellung nur gefallen.
Man ging ins Gebirg', und als nun,
Mit der Jagd beſchäftigt, Alle
Sich der Luſtbarkeit erfreuten,
Führt' ich mit verliebter Sprache
(O wie gut weiß ſie die Lüge,
Und wie glaubt die Lieb' ihr alles!)
Roſamiren, deine Mutter,
Einen Pfad, der von der Straße
Sich verlor, entlang; ſo kam ſie
Hin zu einem ſtillen Platze
Im Gebirg, in deſſen Umfang
Nie der Sonne Strahlen drangen,
Weil ihr Bäume, Laub und Zweige

Ländlich, ja faſt möcht ich ſagen
Liebevoll in eins verſchlungen,
Stets dazu den Eingang bargen.
Hier, wo kaum von Menſchentritten
Spuren eingeprägt noch waren.
Beyd' allein nun —

Arminda tritt ein.

Arminda.

Wenn der Muth,
Der in edlen Herzen waltet,
Herr, wenn die erfahrne Ruhe
Deiner würd'gen grauen Haare,
Bey dem gegenwärt'gen Unglück
Nicht erliegt, und nicht dir mangelt,
So iſt deiner Seele Muth
Probefeſt.

Curcio.

Sprich, was geſchahe,
Daß du meine Rede ſo
Unterbrichſt?

Arminda.

O Herr, —

Curcio
Sag' alles,
Denn mich quält noch mehr der Zweifel.
Julia.
Sprich! Was hältſt du inn' und zageſt!
Arminda.
Ich mag nicht die Stimme ſeyn
Meines Wehs und deines Jammers.
Curcio.
Da ich's nicht zu hören fürchte,
Fürchte du nicht, es zu ſagen.
Arminda.
Euren Sohn Liſardo, Herr, —
Curcio.
Das nur hat mir noch gemangelt.
Arminda.
Bringen vom Gebirg vier Hirten
Her auf einer Tragebahre,
Jämmerlich, ach Gott! erſtochen,
Und in ſeinem Blut gebadet.
Doch ſchon kommt er euch vor Augen:
Seht ihn nicht.

Curcio.

So vieler Jammer,
Himmel, Einem Unglückſel'gen!
Wehe mir!

Die **Landleute** bringen den todten **Liſardo** mit blutigem Geſicht auf einer Bahre herein.

Julia.

Welche wild entflammte
Wuth hat ſich in ſeinem Buſen
Abgekühlt? Welch eine harte
Hand ſich in mein Blut getaucht,
Wider ſeine Unſchuld hadernd!
Wehe mir!

Arminda.

Bedenkt, mein Fräulein!

Blas.

Tritt nicht näher.

Curcio.

Fort da alle!

Tirſo.

Halte dich zurück, Herr.

Curcio.

Freunde,
Mein Gemüth kann's nicht ertragen,
Laßt mich ſie ſehn, die kalte, todtenbleiche
Geſtalt, den Aufenthalt erſtarrter Schauer,
Den Raub der Zeit, die Trümmer ſchnöder Streiche
Des Glücks, die düſtre Bühne meiner Trauer.
Welch Wüthen hüllte dich, geliebte Leiche,
In Nacht, wie eines ernſten Denkmals Mauer,
Daß ich, hülflos hier klagend an der Bahre,
Zum Grabtuch breite meine weißen Haare?
O Freunde, ſagt: wer hat den Sohn erſchlagen,
In deſſen Leben nur ich Leben kannte?

Menga.

Gil war im Wald verſteckt, er kann es ſagen;
Er ſah, wie ihm ſein Feind den Leib durchrannte.

Curcio.

So ſag denn, Freund, wen hab' ich anzuklagen?

Gil.

Ich weiß nur, daß er ſich Euſebio nannte
Bey dem Gefecht.

Curcio.

Giebt's was, das mehr entehre?

Euſebio raubte Leben mir und Ehre.
Entſchuld'ge du nun Triebe, die ihn drangen
So wild zu werben; rühme keuſches Lieben
An ihm, der ja ſein lüſternes Verlangen,
Statt auf Papier, in deinem Blut geſchrieben!

Julia.

O Herr —

Curcio.

Nicht mehr dem Starrſinn nachgehangen!
Heut iſt dir noch des Kloſters Wahl geblieben,
Sonſt mußt du deine Schönheit gleich bereiten,
In's frühe Grab Liſardo zu begleiten.
Zwey Kinder weih' ich heut in herben Schmerzen
Dem Grabe, das ein Recht an ſie erworben:
Er ſtarb der Welt, doch lebt er mir im Herzen;
Du lebſt der Welt, im Herzen mir geſtorben.
Indeß ich zünde der Beſtattung Kerzen,
Schließ' ich dich ein, die Flucht iſt dir verdorben.
Bleib hier bey ihm, daß dich auf ſolche Weiſe
Des Bruders Tod im Sterben unterweiſe.

Alle gehen ab, und **Julia** bleibt in der Mitte zwiſchen dem todten **Liſardo**, und **Euſebio**, der aus dem Nebenzimmer hervorkommt.

Julia.

Tauſendmal dich anzureden
Streb' ich, Wüthender, und immer
Zagt die Seele mir, der Athem
Stockt, und es verſagt die Stimme.
Nein, ich weiß nicht wie ich reden
Soll, da mir verworr'n im Innern
Mitleidsvolles Zürnen ſtets,
Und grauſames Mitleid, ringen.
Gern möcht' ich vor dem unſchuld'gen
Blute hier die Augen ſchließen,
Das um Rache ſchreyt, in vollen
Purpurnelken ſich ergießend;
Möchte dich entſchuldigt glauben
Durch die Thränen, die die fließen:
Wunden, Augen ſind ja Münder,
Die von [illegible] niemals wiſſen.
Liebe [illegible] zur Rechten mir,
Und die Strenge ſteht zur Linken,
Strafen möcht' ich und vertheid'gen
Dich im ſelben Augenblicke.
Von ſo mächtigen Gedanken
Ganz betäubt, verwirrt, erblindet,

Muß ich mit der Langmuth kämpfen,
Und der Heftigkeit erliegen.
Strebſt du mich auf ſolche Weiſe,
O Euſebio, zu verpflichten?
Willſt du mich mit Grauſamkeiten
Statt Bewerbungen gewinnen?
Da ich der Vermählung Tag
Hoffte mit entſchloßnem Willen,
Muß mir ſtatt der frohen Hochzeit
Traur'ge Leichenfeyer winken?
Da ich ungehorſam wurde
Meinem Vater, deinetwillen,
Giebſt du mir ſtatt muntern Putzes
Düſtre Trauer anzuziehen?
Da ichs mit Gefahr des Lebens
Möglich machte dich zu lieben,
Haſt, o Himmel! ſtatt des Brautbetts
Du ein Grab mir zugerichtet?
Und da ich die Hand dir reiche,
Nicht der Ehre Hinderniſſe
Achtend, darfſt du mir, in meinem
Blut gebadet, deine bieten?
Welche Freud' in deinen Armen

Wird mir, wenn um unſrer Liebe
Leben zu verleihn, ich ſtrauchelnd
Falle in des Todes Tiefen?
Was ſagt nun von mir die Welt,
Wenn ſie weiß, ich habe immer,
Wo die Schmach nicht gegenwärtig,
Gegenwärtig den Vollbringer?
Denn, wenn auch Vergeſſenheit ſie
Tilgen will, dich zu erblicken
Mir im Arm, wird ſchon allein
Gnügen, um mich zu erinnern.
Ich alsdann, zwar dich anbetend,
Ich muß alle Luſt der Liebe
Dann mit Zorn vertauſchen, Rache
Fodernd; und wie kannſt du irgend
Wollen, daß ein Herz von ſolchen
Widerſprüchen ſey regieret,
Daß es auf die Strafe hoffe,
Und doch wünſcht, ſie komme nimmer?
'S iſt genug, daß ich verzeihe,
Weil ich dich geliebt: nie wieder
Hoffe mich zu ſehn, zu ſprechen.
Einen Ausweg gönne dir dieſes

Fenſter, das ſich nach dem Garten
Öffnet; da hinaus entrinnen
Kannſt du: fliehe die Gefahr,
Daß mein Vater dich nicht finde,
Wenn er kommt. Geh denn, Euſebio,
Und dich mein nicht zu erinnern
Trachte; du verlierſt ja heut mich,
Weil du mich gewollt verlieren.
Geh, und lebe ſo glückſelig,
Daß du Güter rein beſitzeſt,
Ohne Kümmerniſſen Zoll
Von den Gütern zu entrichten.
Denn mein Leben wird die Zelle
Sich zum engen Kerker bilden,
Ja zum Grab: mich zu begraben,
Iſt ja meines Vaters Wille.
Dort bewein' ich bald die Streiche,
Eines ſolchen Misgeſchickes,
Eines ſo grauſamen Looſes,
Eines ſo gewalt'gen Triebes,
Eines ſolchen Zorn-Planeten,
So rebelliſchen Geſtirnes,
Einer ſo verruchten Hand,

Einer ſo unſel'gen Liebe,
Daß ſie mir das Leben nahm,
Und mir nicht den Tod verliehen,
Auf daß ich in ſo viel Leiden
Immer leb' und ſterb' auch immer.

Euſebio.

Iſt, um Rach' an mir zu nehmen,
Mehr vielleicht als deine Stimme,
Grauſam deine Hand: in Demuth
Sieh mich dir zu Füßen liegen.
Mich verhaftet mein Verbrechen,
Kerker iſt mir deine Liebe,
Meine Fehler ſind die Ketten,
Bande, ſo die Seele binden.
Mein Gedanke iſt der Henker,
Sind nun deine Augen Richter,
Und ertheilen mir den Ausſpruch,
So muß er den Tod mir bringen.
Aber dann wird das Gerücht
Über mich verkünd'gen: dieſer
Stirbt um Liebe; mein Verbrechen
Iſt ja einzig, dich zu lieben.
Nicht Rechtfertigung vor dir

Such ich: denn wie kann ſie finden
Solch Vergehn? daß du mich tödteſt
Und dich rächſt, iſt meine Bitte.
Nimm den Dolch hier, und zerreiße
Eine Bruſt, die dich erbittert;
Brich ein Herz, das dich anbetet,
Und dein eignes Blut vergieße.
Und willſt du mich nicht ermorden,
O ſo ſoll dein Vater wiſſen,
Daß mich, ſeiner Rache wartend,
Dein Gemach verbirgt.

Julia.

Halt inne!
Und da dieß mein letztes Wort
Iſt an dich, für nun und immer,
Mußt du thun, was ich dir ſage.

Euſebio.

Gern will ichs.

Julia.

So geh von hinnen,
Wo du retten magſt dein Leben;
Mittel haſt du ja, und Diener,
Welche dich vertheid'gen können.

Euſebio.
Beſſer wär es wohl, ich ließ' es
Fahren, denn ſo lang' ich lebe,
Kann ichs nie von mir gewinnen
Dich zu laſſen, und ſo biſt du,
Ob das Kloſter dich verſchließe,
Doch nicht ſicher.

Julia.
Schütze du dich,
Ich will mich zu ſchützen wiſſen.

Euſebio.
Sehen wir uns wieder?

Julia.
Nein.

Euſebio.
Keinen Troſt?

Julia.
Hoff' ihn mit nichten.

Euſebio.
Haſſeſt du mich alſo ſchon?

Julia.
Dich zu haſſen will ich ſinnen.

Euſebio.

Mich vergeſſen auch?

Julia.

Ich weiß nicht.

Euſebio.

Seh' ich je dich?

Julia.

Nun und nimmer.

Euſebio.

Aber unſer vor'ger Bund?

Julia.

Und das Blut, das hier noch fließet? –
Man ſchließt auf: entflieh, Euſebio!

Euſebio.

Dir gehorchend will ich fliehen:
Ach ſo ſeh' ich nie dich mehr!

Julia.

Ach ſo ſiehſt du nie mich wieder!

Man hört ein Geräuſch, beyde gehn von verſchiednen Seiten ab, und einige Bedienten kommen und tragen die Leiche hinaus.

Zweyter Akt.

Waldgegend.

Ein Schuß hinter der Scene. Ricardo, Celio und Euſebio kommen in Räubertracht, mit Muſketen.

Ricardo.

Ihm traf das ſchnelle Bley
Die Bruſt.

Celio.

Und daß der Streich noch blut'ger ſey,
So färbt die zarten Blumen das Gepräge
Des Trauerſpiels.

Euſebio.

Setzt ihm ein Kreuz, und möge
Gott ihn begnad'gen.

Ricardo.

Selbſt bey Räuberbanden
Kommt niemals doch die Andacht ganz abhanden.

Ricardo und Celio ab.

Euſebio.

Weil denn mein wild Verhängniß
Mich macht zum Räuberhauptmann durch Bedrängniß
So will ich mit Verbrechen
Ohn' Ende mein unendlich Leiden rächen.
Als hätt' ich wie Verräther
Liſardo umgebracht, als Miſſethäter
Verfolgt mein Vaterland
Mich, der zum Trotz durch ſeine Wuth entbrannt,
Ein Leben muß verbürgen
Durch vieler Andern grimmiges Erwürgen.
Mein Land und Gut verfallen,
Ließ man mir nichts von allen,
Und will die Härte ſteigern
Mir Nahrung ſelbſt zu weigern.
Kein Wandrer ſoll dem Kreiſe
Der Berge nahn, der nicht von ſeiner Reiſe
Mir Gut und Leben zollte.

Ricardo und andre Räuber kommen mit **Alberto**.

Ricardo.

Da ich die Wunde nah betrachten wollte, —
O höre, Hauptmann, von dem wunderbaren
Ereigniß! —

Euſebio.

Wohl, ich wünſch' es zu erfahren.

Ricardo.

Fand ich das Bley zerfloſſen
Auf dieſem Buch, das ſeine Bruſt umſchloſſen.
Es war nicht durchgegangen,
Der Wandrer lag von Ohnmacht nur befangen;
Du ſiehſt geſund und friſch ihn vor dir ſtehen.

Euſebio.

Mit Staunen muß ich's und Bewundrung ſehen.
Wer biſt du, würd'ger Alter,
An dem der Himmel wurde zum Erhalter,
Dem ſolch ein wundervolles Heil begegnet?

Alberto.

Hauptmann, ich bin geſegnet
Vor vielen: unverdient ward mir gewähret
Das Prieſterthum; und ſo hab' ich gelehret
An vier und vierzig Jahr mit Fleiß und Müh
Die hohen Sätze der Theologie,
Dort auf Bologna's Schule;
Dafür ward mir verliehn vom heil'gen Stuhle,
Der meinen Eifer lohnend anerkennt,
Das Bisthum von Trident.

Ich nun, da ich betrachte,
Daß dieß die Rechenſchaft mir übermachte
Für ſo viel Seelen, als ein Feld der Halmen
Enthält, und daß ich kaum der mein'gen dacht,
Gab alle Lorbeern auf, gab auf die Palmen,
Und von dem Trug der Sinnen
Mich wendend, wollt' ich rein'res Licht gewinnen
In dieſen Einſamkeiten,
Wo mich die nackte Wahrheit ſollte leiten.
Ich ging nach Rom, und wollt' Erlaubniß bitten
Vom Papſt, o Hauptmann, daß von Eremiten
Ich einen frommen Orden ſtiften dürfte;
Doch dein gewaltſam Streben,
Reißt ab den Faden meinem Looſ' und Leben.

Euſebio.

Sag, welch ein Buch iſt dieß?

Alberto.

Es iſt die Frucht
Der Forſchung, die mein treuer Fleiß verſucht
Seit vielen Jahren.

Euſebio.

Was iſt drin enthalten?

Alberto.

Es ſucht den Urſprung wahrhaft zu entfalten
Von jenem göttlichen und heil'gen Holze,
An welchem Chriſt, geſtorben,
Glorreich am Tod Sieg und Triumph erworben.
Das Büchlein iſt benannt
Wunder des Kreuzes.

Euſebio.

Wie ſich doch der Brand
Des grimmen Bleys gekühlet,
Das hier wie Wachs gehorſam ſich gefühlet.
O wollte Gott, mir möchte
Bevor der Schuß nach dieſen heil'gen Blättern
So frech gezielt, die Rechte
Sein Feuer ſelbſt zerſchmettern!
Behalte Geld und Habe
Und Leben, nur dieß Buch will ich zur Gabe;
Und gebe wer von euch ihm das Geleite
Bis in die ſichre Weite.

Alberto.

Ich will den Herrn anflehen,
Daß du, erleuchtet, magſt den Irrthum ſehen,
Worin du lebſt.

Euſebio.

Willſt du mir Heil erwerben,
So bitte Gott, daß er nicht wolle ſterben
Mich ohne Beichte laſſen.

Alberto.

Das verheiß' ich,
Ein will'ger Diener himmliſchem Erbarmen.
Und dieſes Eine weiß' ich,
Mein Herz muß ſo von deiner Mild' erwarmen,
Wenn du mich rufſt, werd' ich dich ſicher hören;
Wo ich auch ſey, mich meiner Wüſt' entreiß' ich,
Um Beichte dich zu hören:
Ein Prieſter bin ich, und Alberto heiß' ich.

Euſebio.

Giebſt du dieß Wort?

Alberto.

Die Hand darauf.

Euſebio.

Ich küſſe
Dir abermals die Füße.

Alberto mit Ricardo und den Räubern ab.

Chilindrina, kommt.

Chilindrina.

Von einer Höh zur andern
Mußt' ich die Berge bis zu dir durchwandern.

Eusebio.

Was bringſt du, Freund?

Chilindrina.

Zwey ſchlimme Neuigkeiten.

Eusebio.

Mein banges Ohr muß ſich darauf bereiten:
Sag an!

Chilindrina.

Es iſt die eine,
(Brächt' ich doch lieber keine!)
Daß des Liſardo Vater —

Eusebio.

Vollende: was beſchloß er oder that er?

Chilindrina.

Den Auftrag hat empfangen,
Dich zu erſchlagen oder einzufangen.

Eusebio.

Noch mehr ſcheu' ich das zweyte,
Weil mir zum Herzen ſich, in irrem Streite,

Die ganze Seele dränget,
Wie von dem Leid, das über ſie verhänget,
Vorahndend ſchon betroffen.
Was iſt begegnet?

Chilindrina.

Julia —

Euſebio.

Wohl getroffen
Hab' ich's mit trüben Sinnen,
Wenn dein Bericht mit Julien muß beginnen.
Sprachſt du nicht Juliens Namen?
Das war genug, daß mir die Sorgen kamen.
Fluch ſey dem Unglücksſtern, der, ſie zu lieben,
Feindſelig mich getrieben!
Nun, Julia, fahre fort: —

Chilindrina.

Iſt eingeſchloſſen
In einem Kloſter.

Euſebio.

Faſt bin ich verdroſſen
Geduldig noch zu tragen,
Daß mich der Himmel will ſo grauſam ſchlagen,
Mein Hoffen und mein Werben

So tödlich mir verderben,
Daß auf den Himmel ſelber, der uns trennt,
Die Eiferſucht in meiner Bruſt entbrennt.
Doch, ſchon ſo weit verwildert,
Daß ich, dem Raub ergeben,
Durch Morden nur kann leben,
Da doch kein Schonen meine Frevel mildert,
So brech' aus allen Schranken
Die That, wie ſie durchbrochen die Gedanken.
Ruf Celio und Ricardo. — Ich vergehe
Vor Liebe noch.

Chilindrina.

Ich gehe.

Euſebio.

Sag' ihnen, daß ich hier erwartend ſtehe.

Chilindrina ab.

Ich will das Kloſter ſtürmen, das ſie hütet;
Mich ſchreckt es nicht, wie hart die Strafe wütet.
Denn um mir ihre Schönheit zu erringen,
Zwingt mich gewalt'ges Lieben
Gewaltthat zu verüben,
In die Klauſur zu dringen,
Das Heiligthum zu ſchänden,

Und ſo, wie ein Verzweifelter, zu enden.
Ja wenn auch nicht die Liebe
Zu ſolcher That mich triebe,
Doch würd' ichs unternehmen,
Um die begangnen Frevel zu beſchämen.

Gil und Menga kommen.

Menga.

Wenn wir ihm nur nicht begegnen!
Ich bin ſolch ein Unglückskind.

Gil.

Bin ich denn nicht bey dir, Kind?
Fürchte du nicht den verwegnen
Hauptmann von den Straßenräubern;
Dich zu ſchützen hab' ich Mittel,
Hier die Schleuder und den Knittel.

Menga.

Ach er macht es ſchlimm mit Weibern!
Wie wars Silvien letzt bekommen,
Die er traf von ungefähr:
Als ein Mädchen ging ſie her,
Um als Frau nach Haus zu kommen.
Sollte mir das auch geſchehen!

Gil.

Für mich wär's ein ſchlimmes Ding,
Da ich her als Burſche ging,
Als ein Herr von hier zu gehen.

Sie treffen auf den Euſebio.

Menga.

Herr, ihr ſeyd verirrt: lenkt ein!
Der Euſebio hauſt dahier.

Gil.

'S iſt nicht ſicher, glaubt es mir.

Euſebio beyſeit.

Unbekannt bin ich den zwey'n,
So verſtell' ich mich mit ihnen.

Gil.

Wollt ihr auf den Strauchdieb lauern,
Der euch todtſchlägt?

Euſebio beyſeit.

Es ſind Bauern. —
Sagt, womit kann ich euch dienen
Für den Rath?

Gil.

Mit hurt'gem Fliehn
Vor dem Schelmen.

Menga.

Kriegt er euch,
Beſter Herr, und habt ihr gleich
Niemals ſcheel geſehn auf ihn,
Bringt er euch ums Leben doch;
Wenn er dann ein Kreuz euch ſteckt
Auf die Erde, die euch deckt,
Hält er's gar für Gnade noch.

Ricardo und Celio kommen.

Ricardo.

Wo verließeſt du ihn?

Celio.

Da.

Gil.

'S iſt ein Räuber, laß uns trollen.

Ricardo.

Sag, Euſebio, was wir ſollen.

Gil.

Nannt' er ihn Euſebio?

Menga.

Ja.

Euſebio.

Wohl, der bin ich, unverhohlen.
Erſt ſo keck und nun ſo ſtill?

Menga.

Haſt du Stock und Schleuder, Gil?

Gil.

Ja den Teufel, dich zu hohlen!

Celio.

Wo ſich das Gebirg verliert
In der ebnen Felder Weiten,
Die ſich bis ans Meer verbreiten,
Sah ich, gegen dich geführt,
Eine Bauernſchaar in Waffen,
Die ſich ſchienen uns zu nahn;
Curcio führt gewiß ſie an
Um ſich Rache zu verſchaffen.
Überlegs, entſchließ dich nun:
Ruf dein Volk, auf ſie zu ziehen.

Euſebio.

Beſſer iſt es jetzt, wir fliehen,
Denn die Nacht giebt's mehr zu thun.
Kommt ihr Zwey, begleitet mich,
Ihr, auf die ich ſicher baue,
Ehr' und Ruf euch gern vertraue.

Ricardo.

Ja bey Gott! das kannſt du: ich
Gehe in den Tod mit dir.

Euſebio.

Bauern, euch ſchenk' ich das Leben,
Bloß um meinem Feind zu geben
Dieſes zum Beſcheid von mir:
Sagt dem Curcio, daß ich zwar
Mit ſo muthigen Geſellen
Für mein Leben mich will ſtellen,
Doch ich ſuch' ihn nicht, fürwahr.
Und ich hab' ihm keinen Fug
So mich aufzuſpähn gegeben,
Denn ich nahm Liſardo's Leben
Durch Verrath nicht noch Betrug.
Nein, im offnen Kampf erſchlagen
Hab' ich ihn mit gleichen Waffen,
Und, eh' ihn der Tod entraffen
Konnt', in meinem Arm getragen,
Wo man Beicht' ihn möchte hören;
Dafür ſollt' ich Dank gewinnen:
Doch will er auf Rache ſinnen,
Wohl, ſo muß ich auch mich wehren.

Jetzt, daß ſie nicht ſehn, hier die,
Wohinaus das Feld wir räumen,
Bindet feſt an dieſen Bäumen
Mit verbundnen Augen ſie,
Denn der Feind wird ſonſt berichtet.

Ricardo.

Hier ſind Stricke.

Celio.

Friſch daran.

Gil.

Ach zum Sankt Sebaſtian
Haben ſie mich zugerichtet!

Menga.

Mich zur Sankt Sebaſtienne.
Aber bind' er, wie er will,
Lieber Herr, ich halte ſtill,
Schlacht' er nur nicht Hahn und Henne.

Gil.

Herr, nicht binden, hört mich an,
Und ein Hundsfott, wenn ich weiche!
Menga, ſchwör du auch das gleiche.

Celio.

So, das wär geſchehn.

Euſebio.

Wohlan!
Schon auf ſchwarzen Wolkenſitzen
Will den Mantel Nacht entfalten:
Trotz des Himmels Schirm und Walten,
Julia, muß ich dich beſitzen.

Die Räuber ab; **Gil** und **Menga** bleiben gebunden zurück.

Gil.

Käme jetzo wer dazu,
Menga, ſollt' er wohl nicht denken,
Wie wir uns auch möchten kränken,
Dieß wär doppelt Blindekuh?

Menga.

Gil, du ſiehſt, ich kann nicht gehen:
Komm doch, die paar Schritte bloß.

Gil.

Menga, binde du mich los,
Und es ſoll ſogleich geſchehen.

Menga.

Komm zuerſt, es iſt mit dir
Immer gar nichts anzufangen.

Gil.
Ach, es iſt uns ſchlimm ergangen!
Denn ich wett', es fehlt uns hier,
Was man überall kann haben:
Handwerksburſchen, Maulthiertreiber
Die da ſingen, Beteweiber
Die da ſammeln milde Gaben.
Niemand wandert hier vorüber,
Uns zum Poſſen muß es ſeyn:
Doch die Schuld iſt freylich mein.
Hinter der Szene.
Stimmen hör' ich dort herüber,
Wie mich dünkt;' kommt ſchleunig her!
Gil.
Herr, ſeyd ſchönſtens her entboten!
Löſt mir einen Zweifelsknoten,
Der mich lang gedrückt hat ſchwer.
Menga.
Sucht ihr etwan einen Strick,
Herr, in dieſem Waldrevier:
Kommt! ihr findet ihn bey mir.
Gil.
Meiner iſt noch 'mal ſo dick.

Menga.

Steht mir in den Nöthen bey,
Ich bin ja ein Frauenzimmer.

Gil.

Macht am erſten mich nur immer
Ohne Complimente frey.

Tirſo, Blas, Curcio und Octavio kommen nebſt andern Bewaffneten.

Tirſo.

Hier von dieſer Seite her
Kam der Ton.

Gil.

Es brennt.

Tirſo.

Was iſt,
Gil?

Gil.

Der Teufel ſteckt voll Liſt,
Tirſo; binde los, nachher
Sollſt du meine Noth erfahren.

Curcio.

Was iſt das?

Menga.
Ach Herr Patron,
Gebt dem Böswicht ſeinen Lohn!
Curcio.
Wer iſt ſo mit euch verfahren?
Gil.
Wer? Euſebio, und er hieß
Mich euch ſagen — was weiß ich?
Kurz, er wars, der ſie und mich
Hier in ſolchem Elend ließ.
Tirſo.
Weine nicht, du haſt ja noch
Große Gunſt von ihm empfangen.
Blas.
Ja, es iſt dir gut gegangen,
Ließ er dir die Menga doch.
Gil.
Daß er mir ſolch Leid erwies,
Freund, da wein' ich ja nicht drum.
Tirſo.
Warum weinſt du denn?
Gil.
Warum?

Weil er mir die Menga ließ.
Antons Braut nahm er mit fort;
Da der ſie am ſechſten Tag
Wiederfand, gabs ein Gelag,
Wo getanzt ward wie auf Mord,
Und was Landwein ausgeſtochen.

Blas.

Wie der Bartel Käthchen nahm,
Nicht ſechs Monat wars, da kam
Schon die junge Frau in Wochen.
Und man ſah vor Freud' ihn nun
Rühmend zu den Nachbarn wandern:
Was neun Monat braucht bey andern,
Kann mein Weib in fünfen thun.

Tirſo.

Ja, er ſchont nicht Ehr' und Ruf.

Curcio.

Muß ich das von dem Barbaren
Noch zu meiner Schmach erfahren,
Der mir ſolches Leiden ſchuf?

Menga.

Soll er ſo noch länger ſtreifen
Durch das Land? Mach ihm ein Ende

Herr, und ſelbſt der Weiber Hände
Werden zu den Waffen greifen.

Gil.

Und dies iſt ſein Hauptquartier.
All die Kreuze da bedeuten
Gräber von erſchlagnen Leuten;
'S iſt ja wie ein Kirchhof hier.

Octavio.

Dieß iſt die geheimſte Gegend
Des Gebirgs.

Curcio.

Und hier auch war es,
Himmel, wo ein offenbares
Wunder, tief mich noch bewegend,
Holde Unſchuld einſt vertheidigt,
Rein und keuſch ſie mir bewährt,
Und die Schönheit hoch verklärt,
Die mein Argwohn frech beleidigt.

Octavio.

Herr, welch eine Leidenſchaft
Weckt dir ſolche Einbildungen?

Curcio.

Schmerz, der mich vorlängſt durchdrungen,
Doch von ungeſchwächter Kraft.

Ach Octavio! und mein Gram,
Wenn ich auf der Zung' ihn hemme,
Überſchwillt der Augen Dämme,
Kund zu machen meine Scham.
Laß, o Freund, die Menge ſich,
Die ich führe, hier entfernen:
Daß ich einſam bey den Sternen
Selber klage wider mich.

Octavio.

Fort, Kameraden, packt euch leiſe!

Blas.

Was ſolls geben?

Tirſo.

Wie meynt ihr?

Gil.

Kommt, uns laufen ſollen wir;
Sagt er nicht, packt euch die Läuſe?

Alle ab, außer Curcio

Curcio.

Wem wohl iſt es nicht begegnet,
Daß er, voll von ſeiner Trauer,
Einſam ſich mit ſich beſprochen,
Um ſich keinem zu vertrauen?

Ich nun, den ſo viel Gedanken
Drängen, daß mit Thränenſchauern,
Und mit ihrer Seufzer Sturme
Sie wie Meer und Lüfte brauſen,
Selbſt mein einziger Gefährte
In der öden Stille Grauen,
Will des vor'gen Glücks Erinnerung
Mildernd auf mein Leiden thauen.
Noch die Vögel, noch die Quellen
Sollen meinen Reden lauſchen,
Denn die Vögel haben Zungen,
Und die Quellen können rauſchen.
Nur der ländlichen Geſellſchaft
Dieſer Weiden will ich trauen,
Denn wer hört und nicht vernimmt,
Dem iſt's wohl verſagt zu plaudern.
Dieß Gebirge war die Bühne
Eines Vorfalls, ſo erſtaunlich,
Wie von eiferſücht'gen Thaten
Nie die alte Welt noch ſchaute;
Und das an unſchuld'ger Treue:
Aber wer kann mißzutrauen
Sich erwehren, dem ihr Weſen

Wahrheit mit der Lüge tauſchte?
Eiferſucht iſt Tod der Liebe,
Jedermann wird ihr zum Raube:
Sie verſchmähet nicht den Niedern,
Zagt vor keinem würd'gen Haupte.
Hier nun alſo, wo ich ſage,
Roſamir' und ich — doch ſchaudern
Muß die Seele, wenn ſie's denket,
Und der Stimme fehlen Laute,
Denn mich ſchreckt hier jede Blume,
Jedes Blatt erregt mir Grauſen,
Jeden Stein erblick' ich ahndend,
Jeder Stamm mit bangem Staunen,
Felſen wollen mich erdrücken,
Mich bedrohn der Berge Brauen:
Alle haben ja als Zeugen
Die verruchte That belauſchet.
Kurz, ich zog den Degen; jene
Ließ nicht Furcht noch Zweifel ſchauen,
Denn da, wo's um Ehre gilt,
Kann auf Muth die Unſchuld bauen.
Halt, ſprach ſie, Gemahl! Du magſt mir,
Wenn's dich freut, das Leben rauben:

Denn wie könnt' ich gegen dich,
Dieß, das dein iſt, wohl behaupten?
Sag' mir nur, warum ich ſterbe,
Eh dein Stahl in Blut ſich tauchet,
Und laß dich in meine Arme
Schließen vor dem letzten Hauche.
Darauf ſagt' ich: Dein Verderben,
Wie's die Viper trägt im Bauche,
Hegſt du in dem eignen Schooße:
Deiner Schande zeugt, du Schlaue,
Die Geburt, die du erwarteſt;
Doch du wirſt ſie nicht ausdauern,
Dein und eines Engels Henker
Will ich mit dem Mord nicht zaudern.
Haſt du, ſprach ſie da, mein Gatte,
Haſt du etwa können glauben,
Daß ich mich an dir vergangen,
So nimm Rach' am ſchuld'gen Haupte.
Durch dieß Kreuz, das ich umarme,
(Vor uns ſtand eins) ſey's beglaubigt,
Fuhr ſie fort, daß ich dir nimmer
Meine Treu verletzt, du Trauter,
Noch dir Schmach gethan; dieß einzig

Sey mein Schutz und meine Mauer.
Da nun hätt' ich reuevoll
Gerne mich vor ihr im Staube
Hingeworfen, denn die Unſchuld
Leuchtet ihr aus Mien' und Augen.
Wer Verrath gedenkt zu üben,
Mag es erſt wohl überſchauen;
Hat er einmal ſich erklärt,
Möcht' ers auch zurück dann kaufen,
Muß er doch die That vollenden,
Um ſein Recht nur zu behaupten.
Ich alſo, nicht weil ich zweifelnd
Der Rechtfertigung nicht traute,
Sondern weil ich ſo den Frevel
Beſſer zu beſchön'gen glaubte,
Hob den Arm ergrimmt empor,
Und ich zielt' auf ſie mit tauſend
Stichen, doch verwundet' ich
Bloß die Luft mit eitlem Gaukeln.
So ließ ich am Fuß des Kreuzes
Sie für todt, ich kam nach Hauſe
Um zu fliehn, und fand ſie ſchöner
Als die Morgenröth' am blauen

Himmel, wenn die neugebohrne
Sonn' in ihrem Arm zu ſchauen.
Julien hielt ſie in den Armen,
Ähnlich einem zarten Traume
Himmliſcher Holdſeligkeit;
(Wer war froh wie ich bezaubert?)
Denn geſchehn war die Geburt,
Eben als der Abend graute,
An dem Fuß deſſelben Kreuzes;
Und als Stempel heil'gen Glaubens,
Als wodurch Gott ſolch ein Wunder
Kund that aller Welt zum Staunen,
Hatt' ihr neugebohrnes Mägdlein,
Mit dem Zeichen hoch betrauet,
Auf die Bruſt geprägt ein Kreuz,
Wie in Feur und Blut getauchet.
Einzig minderte dies Glück,
Daß auf dem Gebirge drauſſen
Noch ein andres Kind geblieben;
Denn ſie, in der Wehen Schauer,
Fühlte, daß ſie zwey gebohren.
Ich hierauf —

Octavio kommt zurück.

Octavio.

Ein ſtarker Haufen
Räuber zieht ſich durch das Thal,
Und da ſchon die Dämm'rung grauet,
Eh die Nacht hereinbricht, laß uns,
Herr, ſie auf dem ebnen Raume
Treffen, denn in des Gebirges
Schluchten ſind ſie wie zu Hauſe,
Und wir fremd.

Curcio.

So laß geſchloſſen
Vor uns ziehn die Schaar der Bauern,
Denn für mich giebts keine Luſt,
Während noch die Rache zaudert.

Alle ab.

An der Kloſtermauer. Nacht.

Euſebio, Ricardo, und Celio *mit einer Leiter, treten auf.*

Ricardo.

Komm nur mit, hier am Gemäuer
Still die Leiter anzubringen.

Euſebio.

Icarus nun ohne Schwingen,
Phaeton bin ich ohne Feuer.
Klimmen will ich zu der Sonne,
Und noch jenſeits der Geſtirne
Heb' ich bald empor die Stirne,
Stärkt mich nur des Lichtes Wonne.
Liebe, lenk das wilde Streben! —
Wenn ich droben bin, nehmt ihr
Weg die Leiter, wartet hier,
Bis ich werd' ein Zeichen geben. —
Wer ſich ſtürzt, um ſich zu heben,
Steige denn, und falle nieder,
Eingeäſchert ſeine Glieder:
Denn die Schmach des tiefen Falles,
Raubt ihm doch, wenn ſonſt auch alles,
Des Erſteigens Ruhm nicht wieder.

Ricardo.

Was verziehſt du?

Celio.

Welch ein Schrecken
Hemmt nur deinen ſtolzen Muth?

Euſebio.

Seht ihr nicht ſich jene Glut
Drohend mir entgegen ſtrecken?

Ricardo.

Herr, das läßt dich Furcht entdecken.

Euſebio.

Furcht?

Celio.

Hinan!

Euſebio.

Ich wills vollenden,
Ob mich ſchon die Blitze blenden:
Durch die Flammen dring' ich ein;
Ja es ſoll nicht den Verein
Aller Brand der Hölle wenden.

Celio.

Nun iſt er hinein.

Ricardo.

Ihm lag
Irgend ein Fantom im Sinne,
Und er ward, verwirrt, nicht inne,
Daß der Schreck ihn täuſchte.

Celio.

Trag

Weg die Leiter.

Ricardo.

Bis vor Tag

Müſſen wir nun wartend ſtehn.

Celio.

Tollkühn wars hineinzugehn.
Zwar für mich wärs mehr Ergetzen,
Mich bey meiner Bäurin letzen;
Doch das kann nachher geſchehn.

ab.

Kloſtergang.

Euſebio tritt auf.

Euſebio.

Hier bis in des Kloſters Mitten
Hat mich niemand noch verſpürt.
Wo mein Schickſal mich geführt,
Daß ich mit behenden Tritten
Durch die Gänge hingeſchritten,
Hab' ich Zellen viel getroffen,
Ihre ſchmalen Pförtchen offen:
Julien ſah ich nur in keiner.
Spotteſt du denn ewig meiner,

Allzeit ungewiſſes Hoffen?
Welch ein Graun! Welch tiefes Schweigen!
Welches Düſter! — Eine Helle
Seh' ich, das iſt eine Zelle
Und ſie will mir Julien zeigen.

Er zieht einen Vorhang weg, und man ſieht Julien ſchlafend.

Welcher Zweifel hält mich Feigen?
Kann ich ſie zu wecken zaudern?
Thöricht mit mir ſelbſt noch plaudern?
Doch in zweifelhaftem Stand,
Wenn ſich meine Furcht ermannt,
Muß mein Muth bald furchtſam ſchaudern.
Dieſes demuthsvolle Kleid
Läßt noch ſchöner ſie mich ſchauen:
Iſt die Schönheit bey den Frauen
Eins doch mit der Sittſamkeit.
Ihre holde Lieblichkeit,
Gegenſtand ſo frecher Triebe,
Macht, daß ich gedoppelt liebe;
Denn es weckt zugleich in mir
Schönheit lüſterne Begier,
Sittſamkeit beſcheidne Liebe.
Julia, hör!

Julia erwachend.
Wer nennt mich dort?
Gott, was ſeh' ich mir ſich nahn?
Meiner Bruſt erträumter Wahn,
Meines Wahnes Traumbild, fort!

Euſebio.
Schreckt dich ſo mein Blick und Wort?

Julia.
Keine menſchliche Gewalt
Hindert mich zu fliehn.

Euſebio.
O halt!

Julia.
Was willſt du, die mir ſich weiſt,
Abgeſchattet aus dem Geiſt,
Leere trügliche Geſtalt?
Biſt du, mir zu Qual und Trauer,
Stimme meiner Fantaſey,
Meiner Sinne Gaukeley,
Bildung ohne Halt und Dauer,
Und Fantom der nächt'gen Schauer?

Euſebio.
Dein Euſebio, Julia,

Bin ich, ſtehe lebend da;
Wär' ich es nur in Gedanken,
Würd' ich nimmer von dir wanken.

Julia.

Faſt begreif' ich, was geſchah,
Doch es wünſcht, wenn ichs betrachte,
Lieber die verletzte Zucht,
Daß mich nur dein Bild beſucht,
Als daß ich dich wirklich achte,
Hier wo ich in Pein verſchmachte,
Hier wo ich in Thränen lebe.
Was willſt du von mir? — ich bebe. —
Was ſuchſt du? — ich muß verzagen. —
Was will dein Beginnen wagen? —
O der Angſt, worin ich ſchwebe! —
Sag, wie biſt du eingedrungen?

Euſebio.

Keine Gränzen kennt die Liebe:
Deine Streng' und meine Triebe
Haben mich ſo weit bezwungen.
Hoffend hab' ich ſtill gerungen,
Bis ich deiner Schönheit Spur,
Mir verlohren, hier erfuhr:

Da wandt' ich mich zur Empörung,
Brach des Heiligthums Verehrung,
Und die Regel der Klauſur.
Was hier recht und fehl begangen
Kommt aus unſer Beyder Bruſt;
Zweyerley, Gewalt und Luſt,
Hat der That ſich unterfangen.
Nein, es wird durch mein Verlangen
Nicht des Himmels Recht getrübt:
Eh du dieſen Stand geübt,
Warſt du heimlich mir vermählet,
Und zugleich wird nicht erwählet
Ehſtand und ein fromm Gelübd.

Julia.

Ich geſteh' das Liebesband,
Das zu ſel'gen Huldigungen
Herz und Seel' in eins verſchlungen,
Und mich ſo dir zugewandt,
Daß ich Gatte dich genannt.
Daß ſich alles ſo begeben,
Läugn' ich nicht: doch jenes Leben
Setzt die Nonne nicht mehr fort,
Und ich habe Hand und Wort
Schon als Chriſtus Braut gegeben.

Sein bin ich: was ſoll dein Lieben?
Geh, wo unter wilden Horden
Du die Männer magſt ermorden,
Und Gewalt an Frauen üben.
Geh, Euſebio! Laß zerſtieben
Jeder Hoffnung tollen Wahn;
Denk, und Grauſen fall' dich an,
Daß ein Heiligthum mich ſchirmet.

Euſebio.

Die Begier, die in mir ſtürmet,
Bricht durch alle Schranken Bahn.
Schon der hohen Mauern Rund
Iſt erſtiegen, du gefunden:
Lieb' iſts nicht, was mich verbunden,
Dieß iſt ein geheim'rer Grund.
Gieb mir nach, ſonſt mach' ich kund,
Daß, auf dein Geheiß gekommen,
Ich von dir ſey aufgenommen
Viele Tag' in Deiner Zelle;
Und da zu des Abgrunds Schwelle
Ich verzweifelt hingeklommen,
Ruf' ich: Wißt, —

Julia.
Was haſt du vor?
Halt, Euſebio! Wehe mir!
Nahe Schritte hör' ich hier,
Irgend wer geht übers Thor.
Gott, was mach' ich? — Schließ das Thor
Meiner Zell', und kurzes Glück
Gönne dir der Augenblick,
Angſt wird ja von Angſt vertrieben,

Euſebio.
Wie gewaltig iſt mein Lieben!

Julia.
Wie tyranniſch mein Geſchick!

Beyde ab.

An der Kloſtermauer.

Ricardo und **Celio** treten auf.

Ricardo.
'S iſt drey Uhr, er zögert lange.

Celio.
Wem der Stern der Freude funkelt,
Dem iſt nie, wenn's nächtlich dunkelt,
Um die lichte Sonne bange.
Ja, ich wett', es ging der Morgen

Niemals zeitiger ihm auf,
Und ihm dünkt der Sonne Lauf
Heut beſchleunigt.

Ricardo.

Wer geborgen
Im Genuß, macht ſpäter Tag,
Als wer ihn begehrt zu koſten.

Celio.

Glaub mir, daß er gar im Oſten
Nicht die Sonne ſehen mag.

Ricardo.

Schon zwey Stunden ſind verfloſſen.

Celio.

Glaub, Euſebio giebts nicht zu.

Ricardo.

Ihr müßt anders rechnen: du
Haſt geharrt, und er genoſſen.

Celio.

Soll ich dir, Ricardo, ſagen,
Wie ich mir es vorgeſtellt?
Julia hat ihn hinbeſtellt.

Ricardo.

Sollt' er einzubrechen wagen,

Wenn er nicht beſchieden wär,
In ein Kloſter?

Celio.

Hörteſt du
Nicht Geräuſch nach dorten zu?

Ricardo.

Ja.

Celio.

So bring die Leiter her.

Julia und **Euſebio** erſcheinen oben.

Euſebio.

Laß mich, Weib!

Julia.

Wie? da nun endlich
Deine Bitten mich beſtechen,
Deine Wünſche mich beſiegen,
Deine Seufzer mich bewegen,
Deine Thränen mich erweichen,
Daß ich zwiefach Gott verletze,
Erſt als Gott und dann als Gatten:
Fliehſt du meine Arme, wendeſt
Dich zum Trotz vor der Gewährung,
Und verſchmähſt, eh du beſeſſen?
Wohin willſt du?

Euſebio.

Weib, laß ab!
Deinen Armen zu entgehen,
Weil, ich weiß nicht welche Gottheit,
Die ich dein geſehn, mich ſchrecket.
Flammen ſprühen deine Augen,
Deiner Seufzer Hauch iſt brennend,
Jede Red' iſt ein Vulcan,
Jedes Haar ein Strahl von Wettern,
Jedes Wort iſt Tod, und Hölle
Deiner Liebkoſungen jede.
Solch Entſetzen wirkt in mir
Das auf deiner Bruſt geſehne
Kreuz, ein wundervolles Zeichen.
Und der Himmel woll' es wenden,
Daß, ob ich ihn viel beleidigt,
Ich das Kreuz nicht mehr verehre.
Denn, wenn ichs zum Zeugen mache
Der von mir begangnen Frevel:
Sag, mit welcher Stirne rief' ichs
Dann wohl an, mich zu erretten?
Julia, halte dein Gelübd!
Du wirſt nicht von mir verſchmähet,
Mehr als je bet' ich dich an.

Julia.
Hör, Euſebio! bleib! ich flehe.

Euſebio.
Das hier iſt die Leiter.

Julia.
Bleib,
Oder laß mich mit dir gehen.

Euſebio im Herabſteigen.
Nein, ich laſſe dich, bevor ich
Den gehofften Preis beſeſſen.
Ach, Gott ſteh mir bey! ich falle.
Er fällt.

Ricardo.
Was iſt euch?

Euſebio.
Seht ihr von Wettern
Nicht ringsum die Lüfte lodern?
Seht ihr nicht den blutgefärbten
Himmel, der auf mich hereinbricht?
Wohin kann ich nur mich retten,
Wenn der Himmel zornig droht?
Göttlich Kreuz, ſieh, ich verſpreche,
Thu' ein feyerlich Gelübde,

Und betheur' es auf das ſtärkſte:
Wo ich irgend dich erblicke,
Knie' ich nieder auf die Erde,
Und bet' ein Ave Maria.

Er ſteht auf, und geht mit Ricardo und Celio ab; ſie laſſen die Leiter ſtehen.

Julia.

In Verwirrung bleib' ich ſtehen.
War dieß alſo, Undankbarer,
Deine Treue? Dieß die letzte
Höhe deiner Liebe? oder
Iſt es meiner Liebe letztes?
Bis du mich nach deinem Willen
Uberwandſt, mit Drohn, mit Flehen,
Liebend bald und bald tyranniſch,
Haſt du feſt beharrt; doch eben
Da du Herrſcher deines Willens,
Meiner Pein dich konnteſt nennen,
Flohſt du vor dem Sieg: wer hat ſich
Siegend je zur Flucht gewendet?
Ich vergehe, güt'ger Himmel!
Wozu brauchte gift'ge Säfte
Die Natur, da die Verſchmähung

Da war, um den Tod zu geben?
Sie wird mich ums Leben bringen,
Denn ich muß nun den Verſchmäher
Suchen, mir zu neuer Marter.
Wie verkehrt und widerſprechend
Wirkt die Liebe! Da Euſebio
Mich mit tauſend Thränen flehte,
Wandt' ich mich von ihm; und jetzo
Fleh' ich ihn, weil er ſich wendet.
So geſchaffen ſind wir Frauen,
Daß wir, unſerm Wunſch entgegen,
Selbſt den Gegenſtand der Liebe
Nimmer zu beglücken ſtreben.
Niemand werbe doch um uns,
Wenn er will den Preis erwerben:
Denn geliebt, verſchmähen wir;
Lieben, wenn man uns verſchmähet.
Mich kränkt nicht der Liebe Mangel,
Daß er weg ſich wendet, kränkt mich.
Hier fiel er hinab, ihm nach
Stürz' ich mich: allein was ſeh' ich?
Iſt dieß nicht die Leiter? Ja.
Welch Entſetzen, das zu denken!

O halt inne, Fantaſie,
Alle Schranken zu durchbrechen;
Denn ich glaube, geb' ichs zu,
So begeh' ich das Verbrechen.
Sprang Euſebio nicht um mich
Über dieſes Kloſters Wände?
War ich in ſo viel Gefahren
Ihn zu ſehen meinetwegen
Nicht erfreut? warum denn zweifl' ich?
Warum zag' ich und erbebe?
Eben ſo brech' ich hinaus
Wie er ein, und iſts daſſelbe,
Wirds ihn freun, mich in Gefahren
Seinetwillen auch zu ſehen.
Gleiche Schuld lud ich auf mich
Schon weil ich es zugegeben:
Wenn die Sünde denn ſo groß iſt,
Soll ich ihre Luſt entbehren?
Gab ichs zu, und zog von mir
Gott die Hand ſchon ab, ſo wär es
Thöricht, auf Vergebung hoffen
Solcher Schuld: was denn bedenk' ich?

Sie ſteigt die Leiter hinunter.

Vor der Welt, der Ehr' und Gott
Bin ich aller Scheu entfremdet,
Da ich mich zu ſolcher Blindheit
Mit verbundnen Augen kehre.
Aus dem Himmel dort verſtoßen
Bin ich ein abtrünn'ger Engel,
Weil ich', hoffnungslos der Rückkehr,
Dennoch mich der Reu verhärte.
Außerhalb dem heil'gen Umkreis
Bin ich ſchon, es hält die nächt'ge
Still' in ihren Finſterniſſen
Mich umhüllt mit Graus und Schrecken.
So beraubt des Lichtes wandr' ich,
Daß ich ſtrauchl' in Nacht und Nebel,
Und nicht fall' auf meine Sünde.
Wo hinaus? was unternehm' ich?
Ich erbange ſo im ſtummen
Drange mancherley Entſetzens,
Daß in mir das Blut erſtarrt,
Und das Haar ſich ſträubt zu Berge.
Die verwirrte Fantaſie
Bildet in der Luft ſich Weſen,
Und des Nachhalls Stimme hör ich

Wider mich ein Urtheil ſprechen.
Das Verbrechen, das zu Anfang
Übermüthig mich beſeelte,
Iſt es, was mich jetzt verzagt macht;
Kaum noch rühr' ich meine Ferſen,
Denn die eigne Hand der Furcht
Legt mir an die Füße Feſſeln.
Mir iſts, ob auf meinen Schultern
Mich gewalt'ger Laſten Schwere
Niederdrückt, und ganz und gar
Faßt mich ſchon des Todes Kälte.
Nein, ich will nicht weiter fortgehn,
Will zurück ins Kloſter kehren,
Dort Vergebung dieſer Sünde
Zu erlangen; denn ich hege
Zuverſicht auf Gottes Gnade,
Wie viel Stern' am Himmel glänzen,
Wie viel Sand am Meer ſich häufet,
Wie viel Sonnenſtäubchen ſchweben,
Aller deren Zahl zuſammen,
Sey noch die geringſte Menge
Von den Sünden, welche Gott
Kann verzeihn. — Ich höre gehen,

Hieher will ich mich zurückziehn,
Bis ſie wieder ſich entfernen;
Ungeſehn ſteig' ich hinauf dann.

Ricardo und **Celio** kommen.

Ricardo.

Über des Euſebio Schrecken
Iſt die Leiter ſtehn geblieben,
Nun komm' ich, ſie wegzunehmen,
Daß man nicht mit Tages Anbruch
Hier ſie an der Mauer treffe.

Sie nehmen die Leiter weg und gehen ab.

Julia wieder vortretend.

Sie ſind weg, nun kann ich wieder
Unbemerkt hinauf. — Was ſeh ich?
Stand an dieſem Theil der Mauer
Nicht die Leiter? Doch ich denke,
Daß ſie dort herum muß ſtehn.
Nein, hier auch nicht: du gerechter
Himmel, wie komm' ich hinauf?
Doch ich faſſe nun mein Elend:
Du verſagſt auf dieſe Weiſe
Mir den Zutritt deiner Schwelle,
Denn da ich mich reuig heim

Wenden will, wird mirs gewehret.
Weil du denn mir deine Gnade
Weigerſt, ſollen meine Werke,
Des verzweiflungsvollen Weibes,
In den Himmeln Scheu erwecken,
In der weiten Welt Erſtaunen,
Bey der Folgezeit Entſetzen,
Selbſt die Sünd' erfüll'n mit Schauder,
Und mit Graun die Hölle ſelber.

Dritter Akt.

Waldgegend.

Gil kommt mit vielen Kreuzen, und einem ſehr großen auf der Bruſt.

Gil.

Menga ſchickt mich, eine Tracht
Holz ihr aus dem Wald zu bringen;
Und das ſicher zu vollbringen,
Hab' ich fein was ausgedacht.
Der Euſebio, wie ſie ſagen,
Hält das Kreuz in hohen Ehren:
Drum will ich, ihn abzuwehren,
Es von Kopf zu Füßen tragen.
Meiner Treu, da kommt er her,
Und ich finde keine Ecke,
Wo ich mich vor ihm verſtecke;
Ich bin todt vor Ängſten. — Er
Hat mich dasmal nicht geſehn,
Und ſo will ich mich hier ducken

In das Dorngeſträuch, und gucken,
Bis er wird vorübergehn.
Ey, das ſticht ja ganz unſäglich!
Wie mein Finger lang die Dornen
Unten, oben, hinten, vornen
Richten ſie mich zu ganz kläglich.
Nirgends kann ich ſtille ſitzen,
Rühr' ich mich, werd' ich zerriſſen,
Mehr als von Gewiſſensbiſſen
Oder Weiberzungenſpitzen.

Euſebio tritt auf.

Euſebio.

Wohin ſoll ich nur mich wenden
Mit der Laſt des müß'gen Lebens?
Immer ruft den Tod vergebens,
Wer ſein Leben wünſcht zu enden.
Julia, himmliſches Entzücken
Ging mir auf in deinen Armen,
Und mir konnte dein Umarmen
Neue Liebesbande ſtricken.
Ohne daß ich ſie genoſſen,
Ließ ich die erworbne Huld:
Doch es war nicht meine Schuld,

Tiefer lag der Grund verſchloſſen.
Nur von höh'rer Macht getrieben,
Ehrt' ich, freyen Muths bewußt,
Jenes Kreuz auf deiner Bruſt,
Das auf meiner ſteht geſchrieben.
Und, o Julia! da dieß Zeichen
Beyd' uns auf die Welt begleitet,
Hat Gott ein Myſter bereitet,
Deſſen Grund wir nicht erreichen.

Gil.

Wie das ſticht! Ich halt's nicht aus.

Euſebio.

Irr' ich nicht, ſo regt ſich was
Hier im Buſch: wer iſt denn das?

Gil.

Ach! nun kommt mein Pfiff heraus.

Euſebio.

Sieh! ein Menſch am Baum gebunden,
Und ein Kreuz an ſeiner Bruſt:
Kniee nieder, wie du muſt,
Durch ein hoch Gelübd verbunden.

Gil.

Vor wem willſt du mit Gebeten,

Sag, Euſebio, Gnade finden?
Bitteſt du mich, wozu das Binden?
Bindſt du mich, wozu das Beten?

Euſebio.

Wer biſt du?

Gil.

Kennſt du nicht Gil?
Seit ihr mit dem Auftrag mich
Hier gebunden ließt im Stich,
Hielt ich mich mit Schreyn nicht ſtill;
Aber um mich loszumachen
Kam kein Menſch.

Euſebio.

Doch iſt ja dieß
Nicht der Ort, wo ich dich ließ.

Gil.

Herr, bey ſo bewandten Sachen,
Da ich ſah, daß niemand wär
Der mir Armen helfen wollte,
Wie ich war, gebunden, trollte
Ich von Baum zu Baum mich her.
So iſts damit zugegangen.

Euſebio.

Dieſer Burſch iſt dumm und ſchlicht,
Und durch ihn werd' ich Bericht
Von der Feinde Thun empfangen.
Höre, Gil, ich bin dir gut
Schon ſeit unſerm erſten Wort,
Und ich will, daß wir hinfort
Freunde ſeyn.

Gil.

Ja, Herr, ihr thut
Wohl dran, laßt uns Freunde bleiben;
Und nach Haus will ich nicht mehr,
Sondern haußen hier umher
Mit euch Räuberwirthſchaft treiben.
Alle Leute ſagen ſchier,
Daß es luſtig Leben ſey,
Nicht die ew'ge Plackerey.

Euſebio.

Gut, ſo bleibe nur bey mir.

Ricardo mit andern Räubern führt **Julia**, als Mann gekleidet, und mit verſchleyertem Geſichte, herbey.

Ricardo.

Unten in dem hohlen Wege
Der ſich zieht den Berg entlang,
Thun wir eben einen Fang,
Der, wie ich die Hoffnung hege,
Dich erfreun wird.

Euſebio.

Gut, nachher
Pflegen wir darüber Rath.
Wißt, es hat ſich ein Camrad
Hier indeß gefunden.

Ricardo.

Wer?

Gil.

Kennt er Gil nicht?

Euſebio.

Der Geſelle,
Sieht er ſchon einfältig aus,
Iſt er doch im Land zu Haus,
Und ſo kennt er jede Stelle
Hier um Berg und Thal; als Führer
Soll er deshalb mit uns ziehn,
Und ins Lager ſchick' ich ihn

Etwan als verlohrnen Spürer.
Ein Gewehr nebſt Kleid und Hute
Gebt ihm.

Celio.

Alles iſt ſchon hier.

Gil.

Habt doch Mitleid, Herrn, mit mir!
Ich bin nun ein Strauch-Rekrute.

Euſebio.

Nun laßt mich den Fremden kennen
Mit verſchleyertem Geſicht.

Ricardo.

Noch bewog ihn alles nicht,
Nam' und Vaterland zu nennen.
Anvertrauen will er ſich
Bloß dem Hauptmann unſrer Schaaren.

Euſebio.

Nun, ſo magſt du's offenbaren,
Da man dich gebracht vor mich.

Julia.

So ſeyd ihr der Hauptmann?

Euſebio.

Ja.

Julia.

Gott!

Euſebio.

Sag wer du biſt, den Grund
Deines Kommens.

Julia.

Dir ſey's kund,
Wenn uns ſonſt kein andrer nah.

Euſebio.

Ihr, entfernt euch all' ein wenig.

Die übrigen außer Julia und Euſebio ab.

Nun ſind wir allein ja beyde,
Und als ſtumme Zeugen hören
Hier die Bäum' und Blumen einzig
Deine Reden; ſo enthülle
Dein Geſicht nun von dem Schleyer,
Der es deckt, und ſag: wer biſt du?
Was ſuchſt du? wohin die Reiſe?
Sprich!

Julia.

Daß du mit einem Male
Wiſſeſt, was mich konnte treiben,
Wer ich bin, ſo zieh den Degen,

Denn ich ſag' auf dieſe Weiſe,
Daß ich dich zu morden komme.

Euſebio.

Abzuwehren deine Streiche,
Fecht' ich bloß; dein kühnes Weſen
Ließ mir größer erſt erſcheinen
Die Gefahr, als deine Stimme.

Julia.

Ficht, und ſehen ſollſt du, Feiger,
Daß im Tod' ich der Verwirrung
Dich zugleich entreiß' und weihe.

Euſebio.

Um mich zu vertheid'gen mehr
Fecht' ich, als dich anzugreifen.
Schon liegt mir an deinem Leben,
Denn tödt' ich in dieſem Streite
Dich, ſo weiß ich nicht warum,
Und du mich, ſo iſts das gleiche.
Drum, wenns dir beliebt, enthülle
Jetzo dich.

Julia.

Du redeſt weiſe:
Denn in einem Ehrenhandel,

Iſt der Rächer dem Beleid'ger
Unbekannt, ſcheint unbefriedigt
Der Beleidigte zu bleiben.

Sie entſchleyert ſich.

Kennſt du mich? wovor erſchrickſt du?
Wie ſtarrſt du mich an?

Euſebio.

Halb zweifelnd

Von der Wahrheit halb ergriffen;
In verworrnen Träumereyen,
Staun' ich ob dem, was ich ſehe,
Zag' ob dem, was mir ſich zeiget.

Julia.

Wohl, nun haſt du mich geſehn.

Euſebio.

Ja, und habe ſo geſteigert
Die Verwirrung, daß, wenn erſt
Meine Sinne wild gereizet
Dich zu ſehn begehrten, jetzo
Sie belehrt, nun um den gleichen
Preis, den ich geboten hätte
Dich zu ſehn, es möchten meiden.
Julia, du hier im Gebirge?

Du in weltlich frechen Kleidern,
Die zwiefach Gewalt dir anthun?
Wie kommſt du hieher alleine?
Sag, was ſoll dieß?

Julia.

Dein Verſchmähen
Iſt's, und meiner Freyheit Zeichen.
Und damit du ſehſt, es ſey
Glühenden Geſchoſſen, Pfeilen,
Schnellen Blitzen gleich das Weib,
Das nach ſeinen Lüſten ſchweifet,
Wiſſe, daß es mir nicht bloß,
Sünden zu begehn, geſchmeichelt,
Daß es jetzt noch meine Seele,
Sie zu wiederhohlen, reizet.
Ich entſprang dem Kloſter, wandte
Drauf mich ins Gebirg zu ſteigen,
Und da mich ein Hirt gedachte
Als verirrt zurecht zu weiſen,
Wollt' ich thöricht furchtſam, um mich
Zu verſichern ſeines Schweigens,
Ihn nicht länger leben laſſen,
Und erſtach ihn mit dem eignen

Meſſer, das er trug im Gürtel.
Mit dem Mordſtahl ging ich weiter,
Und ein Reiſender nahm höflich,
Da ich matt zu Fuße ſtreifte,
Hinter ſich mich auf ſein Pferd,
Mir die Mühe zu erleichtern;
Wie wir ſchon ein Dorf erblickten,
Weil er dacht' hinein zu reiten,
Zahlt' ich ihm an öder Stätte
Mit dem Tode ſein Geleite.
Dann drey Tag' und Nächte lang
Boten mir die Wüſteneyen
Wilde Kräuter nur zum Mahle,
Und zum Bett nur kalte Steine.
Eine dürft'ge Hütte traf ich,
Und die matten Lebensgeiſter
Mußten goldnen Baldachinen
Ihr beſchaubtes Dach vergleichen.
Die Bewohnerin war willig
Mir Bewirthung zu bereiten,
Mit dem Hirten, ihrem Gatten,
In beſorgter Müh wetteifernd.
So beherbergt, mußte bald

Müdigkeit und Hunger weichen,
An dem Tiſch, der ſchlicht, doch voll war,
Bey dem Mahl, gering, doch reinlich.
Doch wie ichs zuvor erſonnen,
So vollführt' ich es beym Scheiden,
Daß ſie nicht, wenn man mich ſuchte,
Sagen könnten: Ja, wir beyde
Sahn ſie; ich erſtach den Hirten,
Welcher, mir den Weg zu zeigen,
Freundlich mitging, kehrte wieder
Um, und that der Frau das Gleiche.
Aber da ich bald erwog
Daß in meiner Tracht ich meinen
Späher ſelber mit mir führte,
Sann ich drauf, mich zu verkleiden.
So kam ich, nach manchem Vorfall,
In den Waffen und den Kleidern
Eines Jägers, deſſen Schlaf
Nicht bloß Bild, vollkommnes Gleichniß
Seines Todes war, hieher;
Immer mit Gefahren ſtreitend,
Alles Ungemach nicht achtend,
Und nach Abentheuern ſchweifend.

Euſebio.
So betäubt mich deine Rede,
So hat mich dein Blick verſteinert,
Daß du meinem Ohr Bezaubrung,
Baſilisk dem Auge ſcheineſt.
Julia, nicht verſchmäh' ich dich,
Doch ich fürchte jene Zeichen,
Die der Himmel drohend ſendet,
Und darum muß ich dich meiden.
Kehr' du heim zu deinem Kloſter;
Denn ich ſcheue ſo das heil'ge
Kreuz, daß ich dich ſchüchtern fliehe.
Aber welch ein Lärm?

Ricardo und andre Räuber kommen.

Ricardo.
Bereite,
Herr, dich ſchnell auf einen Angriff.
Von der Straße drüben ſteigen
Curcio und ſeine Leute
Schon bergan, dich zu ereilen.
Ihre Schaar hat ſich verſtärkt
Aus den Dörfern rings im Kreiſe;
Ja es ziehen wider dich

Selbſt die Greiſe, Kinder, Weiber.
Curcio ſagt, in deinem Blute
Woll' er rächen den von deinen
Händen umgebrachten Sohn;
Und er ſchwört zum allgemeinen
Schreck und Beyſpiel dich nach Siena
Lebend oder todt zu ſchleifen.

Euſebio.

Julia, laß nachher uns reden,
Jetzt verhüll' dich, und begleite
Mich; du darfſt nicht in den Händen
Deines Feinds und Vaters bleiben.
Auf! dieß iſt der Tag, Camraden,
Muth und Tapferkeit zu zeigen,
Und wenn einer will verzagen
So erwäg' er, daß die Feinde
Kommen uns zu tödten, oder
Uns zu fangen: eins iſt beydes.
Sind wir feig, ſo wird im Kerker
Alles Elend uns zu Theile,
Und wir ſind ein Raub der Schande.
Könnt ihr daran nun nicht zweifeln,
Wohl, wer wird um Ehr' und Leben

Der Gefahren größte meiden?
Daß ſie ſehn, wir ſcheun ſie nicht,
Laßt uns gehn, ſie anzugreifen,
Schlägt ja doch das Glück ſich immer
Zur Partey des kühnen Streiters.

Ricardo.

Das bedarfs nicht, denn ſchon kommen
Sie heran.

Euſebio.

Wohl, ſo bereitet
All' euch, und bey Gott im Himmel,
Seh' ich irgend einen Feigen,
Der da flieht, ſich nur zurückzieht,
So ſoll dieſes Degens Schneide
Sich in ſeinem Blute färben,
Lieber als in dem des Feindes.

Curcio hinter der Szene.

Den Euſebio, den Verräther
Sah ich in des Bergs geheimſten
Schlüften, wo mit Felſenſchanzen
Er vergeblich ſich vertheidigt.

Andre Stimmen.

Schon entdecken wir von hier ſie,
Zwiſchen dichtem Laub und Zweigen.

Julia.

Auf ſie ein!

ab

Euſebio.

Geduld, ihr Knechte!

Denn beym Himmel, euch verheiß' ich

Daß eur Blut ſich auf den Feldern

Überſchwemmend ſoll verbreiten.

Ricardo.

Dieſes feige Volk der Bauern

Kommt in zahllos ſtarken Reihen.

Curcio hinter der Szene.

Wo verbirgſt du dich, Euſebio?

Euſebio.

Nirgends, dir entgegen eil' ich.

Alle ab.

Schüſſe hinter der Szene; hierauf kommt **Julia** zurück.

Julia.

Kaum, daß ich den grünen Boden

Des geſuchten Bergs beſchreite,

So vernehm' ich wildes Toben,

Sehe Kriegsgeſchwader ſtreiten.

Von dem Wiederhall der Schüſſe,
Von dem Blitz gezückten Eiſens,
Wird hier das Gehör betäubt,
Wird da das Geſicht beleidigt.
Aber was muß ich erblicken?
Auf der Flucht und übermeiſtert
Läßt die ganze Schaar Euſebio's
Ihn in der Gewalt des Feindes.
Ich will wieder alle Mannſchaft,
Die er angeführt, vereinen,
Und damit ihm Hülfe ſchaffen.
Denn, wenn ſie mein Muth begeiſtert,
Werd' ich Thaten thun zum Schrecken
Aller Welt; ein drohend Zeichen
Der Vertilgung, Stahl der Parce
Werd' ich ſeyn, im Flammeneifer
Das Entſetzen aller künft'gen,
Und das Staunen dieſer Zeiten.

ab.

Gil kommt als Räuber gekleidet.

Gil.

Kaum bin ich, um mich zu ſichern,
Als ein Räuber eingekleidet,

So muß ich ſo viel Gefahren
Eben als ein Räuber leiden.
Da ich noch ein Bauer war
Wurden die geſchlagen leider;
Nun da ich der Bande folge,
Iſt der Sieg auf jener Seite.
So muß immerfort das Unglück
Wie mein Schatte mich begleiten;
Ja ſo übel geht es mir,
Daß ich nicht im mindſten zweifle,
So wie ich ein Jude wäre,
Würde man die Juden ſtein'gen.

Menga, Blas, Tirſo und andre Bauern kommen.

Menga.

Auf ſie ein! ſie ſind im Fliehen.

Blas.

Keiner ſoll am Leben bleiben,
Nicht ein einz'ger.

Menga.

Nur hieher!
Hier verkrochen hat ſich einer.

Blas.

Schlagt den Strauchdieb todt!

Gil.

So ſeht doch,
Daß ichs bin.

Menga.

Ja, ſeine Kleider
Geben ihn als Räuber an.

Gil.

Ey ſo lügen meine Kleider,
Wie Spitzbuben und wie Schelme.

Menga.

Packt ihn feſt!

Blas.

Ich ſage, greift ihn.

Gil.

Da bin ich, gepackt, gegriffen:
Gebt nur Acht.

Tirſo.

Was iſt da weiter
Acht zu geben, Räuber?

Gil.

Seht doch,
Ich bin Gil, bey allen Heil'gen!

Menga.

Warum ſprichſt du denn nicht, Gil?

Tirſo.

Warum ſagſt du's nicht bey Zeiten?

Gil.

Hab' ich euch denn nicht vom Anfang
Immer zugeſchrien, ich ſey es?

Menga.

Sag, was machſt du?

Gil.

Seht ihrs nicht?
Von den zehn Verboten treib' ich
Hier das fünfte, morde Menſchen,
Wie ein Doctor und ein heißer
Sommer auf einmal.

Menga.

Was ſoll denn
Dieſe Tracht da?

Gil.

Teufelsſtreiche!

Ich bracht' einen um, und ſteckte
Mich darauf in ſeine Kleider.

Menga.

Aber ſie ſind ja nicht blutig:
Sag, wie reimt ſich das?

Gil.

Gar leichtlich.
Er iſt bloß aus Furcht geſtorben.

Menga.

Komm mit uns in aller Eile,
Daß wir unſern Sieg verfolgen,
Da die Räuber feig ausreißen.

Gil.

Sollt' ich auch vor Froſt zähnklappen,
Nichts von Räuberkleidern weiter.

Alle ab.

Euſebio und **Curcio** kommen fechtend.

Curcio.

Endlich ſind wir zwey allein,
Dank dem Himmel! der in meine
Hand die Rache heute gab,
Und das Unrecht, das ich leide,
Keiner fremden anvertraute,
Deinen Tod nicht fremdem Eiſen.

Euſebio.

Auch mir ſcheint hiebey der Himmel
Nicht ſich zornig zu erweiſen,
Curcio, da er dich mir zuführt.
Denn wenn dich dein Herz beleidigt
Hergetrieben, wirds beſtraft
Und beleidigt wieder ſcheiden.
Zwar ich weiß nicht, wie du Ehrfurcht
Mir einflößeſt, daß ich deinen
Grimm mehr ſcheu', als deinen Degen.
Und obwohl dein kräftig Streiten
Furcht in mir erregen könnte,
Nur der Anblick dieſer greiſen
Haare macht mich feig.

Curcio.

Euſebio,
Ich geſteh's, zum großen Theile
Iſt es dir geglückt, des Zornes
Wider dich entflammten Eifer
Mir zu mildern; aber bilde
Dir nicht ein, daß nur mein greiſes
Haar dir Furcht erregen könne!
Darum ſolls mein Muth dir zeigen.

Ficht von neuem! Ein Geſtirn,
Oder ſonſt ein günſtig Zeichen
Reicht nicht hin, mich von der Rache,
Die mir zukömmt, wegzutreiben.
Ficht von neuem!

Euſebio.

Ich und Furcht?
Thöricht läßt du dich verleiten,
Ehrfurcht ſo zu nennen. Zwar,
Red' ich, wie mein Herz mich heißet,
Iſt der Sieg, den ich begehre,
Dir zu Füßen dein Verzeihen
Zu erflehn; und hier den Degen
Streck' ich, der ſo vieler Feinde
Schrecken war.

Curcio.

Denk nicht, Euſebio,
Daß mich das Erbieten reize,
Dich mit Vortheil zu erlegen.
Hier iſt auch mein Schwert, — beyſeit.
ſo meid' ich
Die Gefahr, ihn umzubringen. —
Und nun ringen laß uns beyde.

Sie ringen mit einander.

Euſebio.

Ich weiß nicht, was du mußt
Vermögen auf das Herz in meiner Bruſt;
Denn, trotz der Rach' und wüthendem Ergrimmen,
Will es in Thränen aus den Augen ſchwimmen;
Und ſo, ganz irr' geworden,
Möcht' ich, um dich zu rächen, mich ermorden.
Nimm Rach' an mir! Mein Leben
Iſt, Herr, zu deinen Füßen hingegeben.

Curcio.

Den Stahl des Edlen, ward er ſchon beleidigt,
Befleckt kein Blut deß, der ſich nicht vertheidigt.
Und der verliert des Ruhmes ſchönſten Kranz,
Wer übertüncht mit Blut des Sieges Glanz.

Hinter der Szene.

Nach dorthin ſind ſie.

Curcio.

Meine Leute kommen
Mit ſiegbeglückten Waffen,
Mich ſuchend, da dein Volk die Flucht genommen.
Dir möcht' ich Leben ſchaffen:
Verbirg dich, denn vergebens
Würd' ich dem wilden Wüthen

Solch einer Schaar von Bauern Halt gebieten;
Und du allein erwehrſt dich nicht des Lebens.

Euſebio.

Noch nie bin ich geflohen,
Wiewohl ich mich geſcheut vor deinem Drohen.
Führ' ich dieß Schwert erſt wieder in der Rechten,
So ſollſt du ſehn, wie ich, vom Muth beſeelet,
Der gegen dich mir fehlet,
Mit deinem Volk will fechten.

Octavio kömmt mit der ganzen Schaar Bauern.

Octavio.

Vom tiefſten Thal bis zu den höchſten Höhen
Der Berge ließen keinen wir am Leben;
Euſebio konnt' uns einzig nur entgehen,
Er iſt geflohen mit des Tages Neige, —

Euſebio.

Du lügſt! Euſebio war noch niemals feige.

Alle.

Euſebio hier? Er ſterbe!

Euſebio.

Kommt, ihr Knechte!

Curcio.

Octavio, halt! Zurück mit deiner Rechte!

Octavio.

Wie, Herr? du, dem es ziemt, uns anzufeuern,
Suchſt unſerm Muth zu ſteuern?

Blas.

Schirmſt einen Menſchen, der durch Schimpf und Morden
An deiner Ehr' und Blut zum Frevler worden?

Gil.

Den Menſchen, der vermeſſen
Das ganze Land verheert und aufgefreſſen?
Der ungekoſtet Mädchen noch Melone
Nicht ließ im ganzen Dorfe, wo ich wohne?
Und der ſo viel gemordet,
Den kannſt du ſchützen wollen?

Octavio.

Sag an, Herr, wie du's meynſt, und was wir ſollen.

Curcio.

Hört! haltet inne! — trauriges Gelingen! —
Wärs beſſer nicht, nach Siena ihn zu bringen?
Gieb dich in Haft, Euſebio: ich verheiße
Und ſchwör' als Edelmann, ich ſteh' dir bey,
Und will dein Anwald ſeyn, obwohl Partey.

Euſebio.

Dir, bloß als Curcio, könnt' ich mich ergeben,
Dem Richter muß ichs wehren;
Dieß wäre Furcht, und ich kann nur dich ehren.

Octavio.

Euſebio ſterbe!

Curcio.

Hört, —

Octavio.

Den Miſſethäter
Schirmſt du? Wirſt deines Vaterlands Verräther?

Curcio.

Verräther ich? Du magſt es mir vergeben,
Euſebio: weil ſie ſo mich ſchmähn, muß ich
Der erſte ſeyn, dir bittern Tod zu geben.

Euſebio.

Zieh dich zurück von hinnen.
Dein Anblick, Herr, verwirrt nur meine Sinnen;
Mit deinem würd'gen Bilde
Dienſt du der Mannſchaft wider mich zum Schilde.

Alle übrigen außer **Curcio** im Gefecht mit dem **Euſebio** ab.

Curcio.

Sie drängen hart ihn: o wer nun dein Leben,
Euſebio, retten könnte,
Und müßt' er auch dafür das eigne geben!
Durchbohrt von tauſend Wunden,
Dort ins Gebirg hinaus iſt er verſchwunden,
Und jetzt, zurück ſich ziehend,
Stürzt er ins Thal; ich eile, zu ihm fliehend,
Denn jenes kalte Blut,
Deß leiſer Ruf ſo bang zu mir erſchollen,
Muß meinem ſeyn entquollen.
Wär dieß Blut nicht mein eigen,
So hört' ichs nicht, ſo würd' es mir auch ſchweigen.

ab.

Andrer Theil der Waldgegend.

Euſebio ſtürzt vom Felſen herab.

Euſebio.

Da ich mich hernieder ſenke
Hoch vom Felſen, halb entſeelet,
Seh' ich, daß mir Boden fehlet,
Den mein Blut im Tode tränke.
Doch, wenn ich die Schuld bedenke,
Quält die Seele, nun beſonnen,
Nicht das Leben, ſo zerronnen;

Sondern nur, wenn ſie betrachtet,
Wie, von ſo viel Sünd' umnachtet,
Noch Vergebung wird gewonnen.
Schon naht ſich, mich zu verderben,
Jenes rächende Geſchwader,
Leben bleibt in keiner Ader,
Tödten muß ich, oder ſterben.
Zwars wärs beſſer, wo ich werben
Könnt' um Gnade, hinzueilen:
Doch das Kreuz hier heißt mich weilen,
Auf daß mirs, in ſolcher Noth,
Geben die mir kurzen Tod,
Ew'ges Leben mög' ertheilen.
Baum, an dem der Himmel dieſe
Frucht des Heils uns läſſet leſen,
Und von Adams Biß geneſen!
Blum' im neuen Paradieſe!
Lichter Bogen, der ſich wieſe
Auf der Sündfluth dunkelm Schooſe
Aller Welt zum Friedensloose!
Reb', an welcher wir uns freuen!
Harfe Davids, unſers neuen!
Tafel unſers zweyten Moſe!

Mich, den Sünder, zu begnaden,
Fleh' ich dich nach heil'gem Recht:
Für das ſündliche Geſchlecht
Hat dich Gott auf ſich geladen:
Und zu ſolchen hohen Gnaden
Hätt' er dennoch dich erkohren,
Wär' auch niemand ſonſt gebohren:
So verdankſt du, Kreuz, ſie mir,
Denn Gott ſtarb ja nicht an dir,
War ich Sünder nicht verlohren.
Andacht, die mein Herz erweichte,
Bat dich ſtets mit feſtem Glauben,
Heil'ges Kreuz, nicht zu erlauben,
Daß ich ſtürbe ohne Beichte.
Schon ein andrer Räuber reichte,
Zu dir beichtend vor dem Ende,
Seine Seel' in Gottes Hände:
Weil ich denn der zweyte bin,
Mit ſo reuevollem Sinn,
Hülfreich auch zu mir dich wende.
Da, Liſardo, mein Ergrimmen
Dich Beſiegten konnt' erſchlagen,
Hab' ich dich zur Beicht getragen,

Eh des Lebens letztes Glimmen
Mit dem Blute mußt' entſchwimmen.
Nun denk' ich des Greiſen dort,
Riß ihn auch der Tod ſchon fort,
Troſt von beyden zu erwerben.
Sieh, Liſardo, ſieh mich ſterben!
Hör, Alberto, hör mein Wort!

Curcio tritt auf.

Curcio.

Hier herum, da muß er ſeyn.

Euſebio.

Kommt ihr, mir den Tod zu geben,
Leicht gelingts euch an dem Leben,
Das ſchon jetzo nicht mehr mein.

Curcio.

Müßte nicht den härtſten Stein
Dieß vergoßne Blut bewegen?
Gieb, Euſebio, deinen Degen.

Euſebio.

Wem?

Curcio.

Dem Curcio.

Euſebio.

Nimm ihn hier,
Und zugleich zu Füßen dir
Fleh' ich des Vergangnen wegen
Um Vergebung; mehr noch ſagen
Kann ich nicht, denn eine Wunde
Raubt den Athem meinem Munde,
Und erfüllt mit Graun und Zagen
Meine Seele.

Curcio.

Wie zerſchlagen
Bin ich! — Hemmt noch den Verluſt
Menſchenrath?

Euſebio.

Mir iſt bewußt,
Daß nur himmliſche Arzney
Übrig meiner Wunde ſey.

Curcio.

Sag, wo iſt ſie?

Euſebio.

In der Bruſt.

Curcio.

Laß die Hand dahin mich reichen,

Ob noch deines Herzens Pochen
(Weh mir Armen!) nicht gebrochen.
Doch welch ſchön und göttlich Zeichen
Es zu kennen und vergleichen
Will mir aller Muth entfliehn.

Euſebio.

Solches Wappen hat verliehn
Mir dieß Kreuz, an deſſen Fuß
Mir des Lichtes erſter Gruß,
Wie ich einzig weiß, erſchien.
Denn mein Vater, mir verlohren,
Hat die Wiege ſelbſt verſagt,
Weil ſein Herz ihm wohl geſagt,
Daß ich Böſes nur erkohren.
Eben hier bin ich gebohren.

Curcio.

Und hier miſch' ich Schmerz und Luſt,
Den Gewinn mit dem Verluſt,
Wie mein Schickſal grauſam iſt,
Und doch mild: o Sohn! du biſt
Qual und Wonne meiner Bruſt.
Du, Euſebio, biſt mein Sohn,
Wie die Zeichen ſich vereinen;

Und um deinen Tod zu weinen
Bleibt mir nun zum einz'gen Lohn.
Deine Red' enthüllt, was ſchon,
Ahndungsvoll mich zog zu dir.
Deine Mutter ließ dich hier
An dem Ort, wo ich dich finde;
Da, wo ich beging die Sünde,
Straft der Himmel ſie an mir.
Dieſer Ort, mich mahnend, hegt
Noch die Spur von dem Eräugniß;
Aber giebts ein größer Zeugniß
Als dieß Kreuz, dem gleich geprägt,
Welches Julia an ſich trägt?
Ein geheimnißvoller Wille
Zeichnet' euch, der Wunder Fülle
Aller Welt an euch zu zeigen.

Euſebio.

Leb wohl, Vater! ich muß ſchweigen,
Denn die dunkle Sterbehülle
Deckt mich ſchon; der Tod will trennen
Meine Seele von den Gliedern.
Stimme fehlt mir zum Erwiedern,
Leben, um dich zu erkennen,

Und ein Herz, für dich zu brennen.
Schon der letzte Schauer droht.
Alberto!

Curcio.

Wie ſchmerzt ſein Tod,
Den im Leben ich gehaßt!

Euſebio.

Komm, Alberto!

Curcio.

Grauſe Haſt!

Euſebio.

Hilf, Alberto, meiner Noth!

Er ſtirbt.

Curcio.

Schon iſt im Todesbangen
Der Odem ihm entgangen:
So büße meine Plagen,
Du greiſes Haar!

Er rauft ſich die Haare aus.

Blas *kommt mit andern Bauern.*

Blas.

Vergeblich ſind die Klagen;
Iſt niemals doch dein hoher Muth erlegen
Dem Unbeſtand des Glücks.

Curcio.

Von ſeinen Schlägen
Traf die Gewalt mich nie ſo ungeheuer.
Mein Leiden zu verkünden,
Will ich mit Thränen rings den Berg entzünden:
Die Thränen meiner Augen ſind ja Feuer.
O grauſames Geſchick! o herbes Loos!
O wilder Schmerz!

Octavio kommt.

Octavio.

Auf einen neuen Stoß
Bereite dich: das Unglück häuft der Plagen
Auf dich mehr als ein Sterblicher kann tragen.
Gott weiß, wie michs zu reden ſchmerzt.

Curcio.

Was iſt?

Octavio.

Man hat im Kloſter Julien vermißt.

Curcio.

Was möchten die Gedanken ſelbſt beginnen,
Sag an, um ärgre Folter zu erſinnen?
Des Schickſals Zorn trifft immer
Mich über die Erwartung ſchlimm und ſchlimmer.

Octavio, ſieh die bleiche
Geſtalt hier: das iſt meines Sohnes Leiche.
Denk, ob in der Verwirrung meiner Nöthen
Nicht jedes Leiden hinreicht, mich zu tödten.
Gieb mir Geduld, o Himmel!
Sonſt nimm mir dieſes Leben,
Das ſolch geängſtes Schweben
In Qualen muß erfahren!

Gil kommt.

Gil.

Herr, —

Curcio.

Giebts ein neues Leid?

Gil.

Die Räuberſchaaren,
Die erſt gezüchtigt flohen,
Nahn ſich, um dich von neuem zu bedrohen,
Von einem jungen Tollkühn angefeuert,
Der ihnen Namen und Geſicht verſchleyert.

Curcio.

Jetzt muß ſich alles mir zur Pein vereinen,
Daß Scherze nur die größten Übel ſcheinen.
Schafft nun Euſebio's blut'ge Leich' aufs beſte

Bey Seite, bis mein Jammer ſeine Reſte
Mit ehrenvollem Grabmal kann begaben.

Tirſo.

Wie? du gedenkſt ihn ehrlich zu begraben,
Und in geweihtem Boden,
Der in der Kirche Bann aufgab den Odem?

Blas.

Wer auf die Art geſtorben,
Hat in der Wüſt' ein würdig Grab erworben.

Curcio.

O Rache niedrer Bauern,
Kann ſo in dir die Macht des Grolles dauern,
Daß du mit wüſtem Streiten
Des Todes Schwelle ſuchſt zu überſchreiten?

Er geht wehklagend ab.

Blas.

Es mögen ſeine Glieder
Begraben wilde Thier' und Raubgefieder.

Ein Andrer.

Herabgeſtürzt vom Felſen
Mag ſein zerſtückter Leib zum Graun ſich wälzen.

Tirſo.

Nein, beſſer geben wir

Ein ländlich Grab ihm unter Büſchen hier,
Da nun die Nacht ſchon waltet,
Und ihn mit düſterm Leichentuch umfaltet.
Du, Gil, magſt im Gebirg ihn hier bewachen,
Es ſoll uns deine Stimme kenntlich machen,
Ob die entflohne Brut
Sich wieder naht.

Alle ab, außer Gil.

Gil.

Ey ja, die meynen's gut!
Sie haben den Euſebio dort verborgen,
Und laſſen mich allein hier bey ihm ſorgen.
Ich bitt' euch, Herr Euſebio, wollt bedenken,
Daß ich eur Freund war, und euch nie thät kränken.
Doch ſeh' ich recht? betrügt mich mein Verlangen?
Mir iſt, als kämen Menſchen dort gegangen.

Alberto tritt auf.

Alberto.

In den ſtummen nächt'gen Schauern,
Wiederkehrend jetzt von Rom,
Seh, ich, daß ich im Gebirge
Hier mich abermals verlohr.
Dieſes iſt der Ort, wo einſt

Mir Euſebio Leben bot,
Und ich fürchte, daß Gefahren
Mir von ſeiner Bande drohn.

Euſebio.

Alberto!

Alberto.

Welch einer Stimme
Ächzender und banger Ton,
Meinen Namen wiederhohlend,
Iſt gedrungen in mein Ohr?

Euſebio.

Alberto!

Alberto.

Schon wieder ruft es
Meinen Namen; mir kommt vor,
Als wärs dort hinaus, und näher
Will ich hingehn.

Gil.

Heilger Gott!
Das iſt des Euſebio Stimme,
Und ich ängſte mich halb todt.

Euſebio.

Alberto!

Alberto.

Nun hallt es näher.
Stimme, die in Lüſten flog
Zu mir her, um mich zu rufen:
Wer biſt du?

Euſebio.

Euſebio
Bin ich: komm hieher, Alberto,
Wo man mich begraben; komm,
Theile das Gebüſch, nur ohne
Furcht.

Alberto.

Ich fürchte nichts.

Gil.

Ich wohl.

Alberto.

Schon biſt du davon enthüllet.
Sag mir nun, beym höchſten Gott,
Was willſt du?

Euſebio.

Mein Glaub' an ihn
Rief, Alberto, mir zum Troſt,
Dich herbey, daß du mich Beichte

Hören wollſt vor meinem Tod.
Eine Weile her verſchieden
Bin ich, und vom Geiſte ſchon
War entfeſſelt meine Leiche,
Doch des Todes heft'ger Stoß
Raubt' ihm den Gebrauch der Glieder,
Aber ſchied ihn nicht davon.

Er richtet ſich auf.

Wo ich mag die Sünden beichten,
Folge mir, Alberto, komm;
Zahllos gehn den Sonnenſtäubchen
Und dem Sand des Meers ſie vor.
So viel gilt zum Kreuz die Andacht
Droben in des Himmels Thron.

Alberto.

Wohl, ſo ſchenk' ich alle Bußen
Dir, die jemals ich erprobt,
Um in etwas zu vergüten
Deine Schulden, die ſo groß.

Gil.

Ja bey Gott, da geht er hin.
Und ſchon ſteigt die Sonn' empor

Um dem Anblick beyzuwohnen.
Es zu melden will ich fort.

Euſebio und Alberto ab.

Von der andern Seite kömmt Julia mit einer Anzahl Räuber.

Julia.

Jetzo iſt zum Überfalle
Günſt'ge Zeit, da ſorgenlos
Der erworbne Sieg die Feinde
In des Schlafes Arme ſchloß.

Ein Räuber.

Willſt du ihren Paß beſetzen,
So iſts wohl am beſten dort,
Denn ſie kommen hier vorbey.

Curcio kommt mit allen ſeinen Leuten.

Curcio.

Bey der Qual, die in mir tobt,
Zweifl' ich nicht, ich bin unſterblich,
Da ich noch nicht fand den Tod.

Gil.

Rings umher iſts voll von Menſchen,
Alle denn vernehmt mein Wort,
Von hier vorgefallnen Wundern,

Über alles hoch und groß.
Von dort, wo er lag begraben,
Hob Euſebio ſich empor,
Einen Prieſter zu ſich rufend: —
Doch warum erzähl' ich noch
Was ihr alle ſehen könnt?
Schaut nur, wie andächtig dort
Er auf ſeinen Knieen betet!

Curcio.

Ja, mein Sohn iſts: heil'ger Gott,
Wie erſtaunenswürd'ge Dinge!

Julia.

Wer ſah ſolch ein Wunder ſchon?

Curcio.

Und ſobald der fromme Alte
Ihm die Abſolution
Hat ertheilt, ſo fällt er wieder
Hin zu deſſen Füßen todt.

Alberto tritt auf.

Alberto.

Unter ſo viel Werken Gottes,
Wiſſe, wer auf Erden wohnt,
Seiner Wunder allergrößtes;

Meine Stimm' erhöh' ſein Lob.
Als Euſebio war geſtorben,
Ließ der Himmel weilen noch
Seinen Geiſt beym ſtarren Leichnam,
Bis er beichten erſt gekonnt:
So viel Gnad' erlangt die Andacht
Zu dem heil'gen Kreuz bey Gott.

Curcio.

Nein, du warſt kein Raub des Unglücks,
O mein herzgeliebter Sohn!
Denn in ſeinem trag'ſchen Tode
Solche Glorie ward zum Lohn.
Möchte Julia ihre Schulden
So erkennen!

Julia.

Helf' mir Gott!
Was vernehm' ich, und welch Wunder
Iſt dieß? Um Euſebio's
Liebe warb ich, und ich bin
Des Euſebio Schweſter doch?
Wiſſe denn mein Vater Curcio,
Wiſſe alle Welt ſofort
Meine ſchwere Schuld; ich ſelber,

Von all dem Entſetzen voll,
Will's verkünden: ich bin Julia,
(Höre, wer da lebt, mein Wort!)
In der Anzahl der Verworfnen
Als die ſchnödeſte erprobt.
Aber wie jetzt meine Sünden
Offenbar geworden, ſoll's
Von nun an die Buße werden,
Und ich bitte demuthsvoll
Ab der Welt das böſe Beyſpiel,
Und das böſe Leben Gott.

Curcio.

O verbrecheriſcher Gräuel!
Meine eigne Rechte ſoll
Dich ermorden, daß entſetzlich,
Wie dein Leben, ſey dein Tod.

Julia.

Steh mir bey, du göttlich Kreuz!
Denn ich gebe dir mein Wort,
Zu dem Kloſter wiederkehrend,
Meine Schuld zu büßen dort.

Da Curcio ſie erſtechen will, umarmt ſie das Kreuz, welches am Grabe des Euſebio ſteht und fliegt damit in die Höhe.

Alberto.

Großes Wunder!

Curcio.

Und mit ſolches
Hohen Staunens Aufgebot,
Schließt die Andacht zu dem Kreuz
Glücklich hier der Dichter ſo.

Über allen Zauber Liebe.

Perſonen:

Ulyſſes.
Antiſtes,
Archelaus,
Polydor,
Timantes, } Gefährten des Ulyſſes.
Florus,
Leporell,
Clarin,
Lyſidas, Prinz von Toscana.
Arſidas, Prinz von Trinacrien.
Brutamonte, ein Rieſe.
Schatte des Achilles.

Circe.
Caſimira,
Chloris,
Thisbe, } ihre Fräulein.
Syrene,
Flerida,

Aſtrea,	Dienerinnen.
Lybia,	
Iris,	Nymphen.
Galatea,	

Wilde Thiere, Tritonen und Sirenen.

Gefolge.

Erſter Akt.

Gebirg und Wald am Ufer des Meeres.

Es wird eine Zinke geblaſen, hierauf kommt ein Schiff zum Vorſchein: auf demſelben **Ulyſſes, Antiſtes, Archelaus, Polydor, Timantes, Florus, Leporell, Clarin** und Andre.

Antiſtes.

Vergebens, daß wir ſtreben,
In die Gewalt des Schickſals hingegeben,
Dem Element entgegen!

Archelaus.

Heut fällt uns an mit mörderiſchen Schlägen
Der Wind' und Wellen Toben.

Timantes.

Den Fockmaſt auf!

Polydor.
Das Segeltau vom Kloben!
Florus.
Schon drohn Orkane von gewalt'ger Stärke.
Antiſtes.
Friſch auf!
Leporell.
Zum Maſtkorb!
Clarin.
Auf am Takelwerke!
Ulyſſes.
O Zeus, Monarch der Götter,
Der du die Bucht beſchäumſt in düſterm Wetter!
Zu weihn gelob' ich deiner Macht Altäre,
Beſänftigſt du das Zürnen dieſer Meere.
Antiſtes.
Wie kannſt du, Gott Neptun,
Juno zum Trotz, den Griechen Leides thun?
Archelaus.
Entſetzlich ſchießt vom Himmel
Der Blitz' und Wetterſtrahlen wild Gewimmel.
Clarin.
Mit Hülfe, großer Bacchus, mir erſcheine!
Nicht ſterb' im Waſſer, wer gelebt im Weine!

Leporel.

Laß Gnade, heilger Momus, mich erwerben,
Den, der als Fleiſch gelebt, als Fiſch nicht ſterben.

Timantes.

Heut wird die Flut uns Armen
Zum eiſ'gen Grabmal.

Alle.

Himmel, hab' Erbarmen!

Polydor.

Es ſcheint, daß ſie vernommen,
Wie wir gewehklagt und geächzt beklommen,
Da ſchon die Winde ſchweigen.

Archelaus.

Die Elemente ſchon ſich friedlich zeigen.

Antiſtes.

Und zu noch größerm Glücke,
Denn nie allein kommt ſeine Gunſt und Tücke,
Seht! eben jetzt begonnte
Der Gipfel eines Bergs am Horizonte
Vor uns empor zu ſteigen.

Timantes.

Seht im Gewölk ſich ſchon die Küſten zeigen.

Alle.

Land! Land!

Ulyſſes.
Bey jener Spitze,
Dem Angel zwiſchen Meer und Wolkenſitze,
Legt an.

Polydor.
Der Schnabel lief ſchon bis zum Strande.

Archelaus.
Zu Lande geh' nun alles Volk!

Alle.
Zu Lande!

Antiſtes.
Der Seeſturm iſt beſtanden.

Ulyſſes.
Der Schiffbruch iſt beſiegt.

Alle.
Nun landen! landen!

Das Schiff landet und Alle ſteigen aus.

Ulyſſes.
Es grüßt, wer die Kryſtallen
Der ſalz'gen Bahn gewohnt war zu durchwallen,
Den Boden ehrerbietig,
Wenn er ſchiffbrüchig ſich und wankelmüthig
Entriß der wankelmüth'gen See Beſchwerde.

Antiſtes.
Heil ſey, und nochmals Heil dir, Mutter Erde!
Archelaus.
Wir flehn dich, einzuſaugen
Der Inbrunſt Zoll von Lippen und von Augen.
Clarin.
Vom Meer viel leiden mußt' ich:
Das Meer iſt zwar geſalzen, doch nicht luſtig.
Leporell.
Daß dieſes folgt, auf keine Weiſe wußt' ich,
Denn ich bin nicht geſalzen, und doch luſtig.
Ulyſſes.
Welch eines Landes Küſte
Mag dieß nur ſeyn?
Timantes.
Wer unter uns wohl wüßte
Antwort hierauf zu ſagen,
Da wir, ſeit ſo viel Jahren ſtets verſchlagen,
Auf fernen Meeren, in entlegnen Zonen,
Ohn' Angelſtern und Bahn und Compaß wohnen?
Polydor.
Noch hat ſich unſer Unglück nicht geendet,
Denn dieß Gebirg, zu dem du dich gewendet,

Scheint, um darauf zu hauſen,
Zu wüſt verworren, und erregt nur Grauſen.
Antiſtes.
Es zeigen dieſe Fluren
Auch nicht den kleinſten Reſt von Menſchen-Spuren
Archelaus.
Man ſieht ſie nur gefurcht von tauſend Quellen,
Worin, ſo ſcheint mirs, nach den heiſern Wellen
Mit trübem Schlamm beſudelt,
Vom Lethe ein verlohrner Ausfluß ſprudelt.
Leporell.
Wir ſind hier, muß ich ſorgen,
Noch ſchlimmer als beym Polyphem geborgen.
Florus.
Was man vernimmt in dieſen Waldrevieren,
Iſt drohendes Geheul von wilden Thieren.
Timantes.
Und ſchaun wir an der traur'gen Bäume Gipfel,
So ſchmückt die grünen Wipfel
Kein lieblich bunt Gefieder,
Nur nächt'ge Vögel krächzen draus hernieder.
Archelaus.
Und aufgehängt an Äſten ſind zu ſehen
Von Krieg und Jagd zertrümmerte Trophäen.

Polydor.

Ich ſah kein Land je düſtrer.

Florus.

Keines rauher.

Antiſtes.

Rings iſt nur Graun.

Archelaus.

Nur Schreck.

Timantes.

Nur Zauberſchauer.

Leporel.

Betäubt bin ich, die Zeichen all zu ſchauen;
Glaubſt du mir wohl aufs Wort, daß mir will grauen?

Clarin.

Ich glaub' es ohne Scherzen,
Schließ' ich auf deins von meinem eignen Herzen.

Alle ab, außer Ulyſſes und Clarin.

Ulyſſes.

Verlaſſen von den andern
Laß weiter hier hinein uns beyde wandern.
Welch ein Gebüſch ſeltſam verſchlungner Irren
Betreten wir!

Clarin.

Uns mehr noch zu verwirren
Seh' ich, aus ſeiner dunkeln Tiefe, Haufen
Von wilden Thieren uns entgegen laufen,
Das wüſte Heer in rohen
Unordentlichen Reihen uns bedrohen;
Und ſchon uns zu beſtürmen
Nahn ſie.

Ulyſſes.

O Noth! Einander zu beſchirmen
Laß uns bereit ſeyn. — Doch was ſoll ich denken?
Sie thun nur nicht das mindſte uns zu kränken,
Demüthig und beſiegt nach der Gebehrde,
Wirft jedes mit der Bruſt ſich an die Erde.

Es kommen Thiere und thun das in der Rede beſchriebene.

Und der Monarch von allen,
Der Leu, gekrönt von ſeiner Mähne Wallen,
Will, aufgerichtet, uns mit Freundes-Winken
Bald nach der See, bald nach den Felſen winken.
O Thier von edlen Thaten,
Uneingeſchränkter Fürſt volkreicher Staaten!
Willſt du nicht ſagen, wenn du hin zum Strande

Mir winkſt, daß ich vom Lande
Wegeilen, nicht mehr ſtreifen ſoll im Holze,
Wo du den Hof hälſt? Seht, er neigt das ſtolze
Ehrwürd'ge Haupt der Frage,
Mit Schmeicheleyn bekräft'gend, was ich ſage.
Laß uns dem Wort des Schickſals denn uns fügen,
Denn ein gekröntes Thier wird niemals lügen.
Ruf die Gefährten alle
Herbey mit lautem Schalle,
Daß wir uns zu den Meeren
Dankbar hinweg von den Gefahren kehren.

Clarin.

Ihr, des Ulyß Genoſſen,
Die ihr euch in die Barbarey ergoſſen
Von dieſen Zauberſchlüften,
Kommt all' hervor aus den barbar'ſchen Klüften!

Ulyſſes.

Zum Meer zurück, zum Meer! Denn dieſe Thiere,
Derweil ſein Ruf erſchallt durch die Reviere,
Sie wollen dienſtbar traur'ge Warnung ſagen,
Woll'n klagen, doch ſie brüllen ſtatt zu klagen.

Clarin.

Sieh nun mit zahmem Lärmen,
Uns nochmals winkend, ſie von dannen ſchwärmen.

Ulyſſes.

Ich bin beſtürzt.

Clarin.

Und ich muß ſehr mich grämen.

Ulyſſes.

Welch Land, ihr Götter!

Antiſtes kommt fliehend zurück.

Antiſtes.

Hör', es zu vernehmen.
Wir, Ulyſſes, dein Geſchwader,
Drangen ein in dieß Gebürge,
Um ſein Innres zu erforſchen,
Seine Mitte zu erprüfen,
Da wir dachten, daß der Himmel,
Nach des Meers untreuem Glücke,
Ein Zuflucht uns vergönnte,
Einen Hafen für die Müden.
Aber ach! Gefahr iſt Herrſcher
Wie im Meer, ſo an der Küſte;
Denn zu Lande, wie zu Waſſer
Hat Gefahr ihr Reich gegründet.
Dort beweiſt ſie es, gekrönt
Mit ſo vieler Schiffe Trümmern;

Hier beweiſt ſie's, unvermeidlich
Mit ſo mancher Noth umgürtet.
Freylich weder Meer noch Land
Haben dieſe Schuld zu büßen,
Denn der Menſch, zu Land und Waſſer,
Trägt Gefahren im Gemüthe.
In den bunten Labyrinthen,
Die wie ein geſchickter Künſtler
Langer Zeit Verſäumniß baute,
Ohne Sorg' und ohne Mühe,
Streiften wir durch dieſe Berge,
Bis wir hinter ihren Schlüften
Einen reichen Pallaſt ſahen,
Mit ſo eitler Pracht hochmüthig,
Daß den Lüften er im Wege
Stehend, und die Berge drückend,
Ringsum jenen eine Wolke,
Und ein Felſen dieſen dünkte;
Denn er ſchien mit ſeinen Enden
Beyde Außerſten zu rühren,
Doch nicht in der Mitte wohnte
Tugend, waren ſie ſchon ſündig.
Höflich waren wir bedacht

Seine Schwelle zu begrüßen,
Und da kaum die halben Worte
Echo von der Lipp' entführte
Thaten ſchön verſchlungne Chöre
Holder Nymphen auf die Thüren,
Und es ſchien ihr Blick und Weſen
Sanft und ſchmeichelnd zu verkünden
Der Empfang bey ihnen ſollte
Troſt verleihen unſern Übeln,
Eine Lindrung unſern Qualen,
Einen Hafen unſern Stürmen.
Unſre Wünſche logen: aber
Wann wohl redten wahr die Wünſche?
Hinter jenen ſahn wir kommen,
Ganz wie Phöbus, wenn er gülden
Im Geleit der Morgenſterne
Aufgeht aus dem Thor der Frühe,
Eine Frau von ſolcher Schönheit,
Daß uns in der Blindheit dünkte,
Sie ſey wohl der Neid Dianens,
Der Schutzgöttin dieſer Wüſten.
Wer wir wären, fragt' uns alſo
Dieſe nun, und da ſie flüchtig

Die Geſchicht' erfahren hatte
Unſers widerwärt'gen Glückes,
Hieß ſie ihren Fräulein gleich,
Voll betrügeriſcher Güte,
Uns die edelſten Getränke
Darzureichen, und begrüßte
Mit verbindlichen Gebräuchen
Höflich uns wie eine Fürſtin.
Kaum nun, daß von ihren Tränken
Unſer Mund das Gift berührte,
So drangs auch zum Herzen hin;
Augenblicklich, unverzüglich
Fingen an verwirrt zu raſen
Alle, die davon geſchlürfet.
So von dem, was ſie geweſen,
Wurden ihre Sinn' entrücket,
Daß die Trunkenheit nicht bloß
Die Beſinnung hielt umdüſtert,
Als den geiſt'gen Theil des Weſens,
Sondern auch der Körper ſpürt' es,
Indem nach und nach erlöſchend,
Die zum Ebenmaaß gefügten
Glieder die Geſtalt vertauſchten.

Wer ſah je ſo ſeltne Künſte?
Wer ſah ſolchen fremden Zauber?
Wer ſah ſolch ein magiſch Würken?
Und wer ſah, daß, mit den höchſten
Reizen eine Frau geſchmücket,
Um aus Menſchen Vieh zu machen
Noch ein andres Mittel übte,
Da zu dieſen Umwandlungen
Ja der Schönheit Gift genüget?
Dieſer war, vom Fell bedeckt,
Schon ein Thier, jedoch vernünftig;
Ein verſtänd'ges Ungeheuer
Jener in gefleckter Hülle;
Der war eine ſchupp'ge Schlange,
Der mit Stacheln ausgerüſtet,
Der ein noch unrein'res Vieh;
Und da alle ſich bemühten
Menſchentöne vorzubringen,
Wurde draus ein dumpf Gebrülle.
Hierauf ſprach die Zaubrin alſo:
Heute, feige Griechen, müßt ihr
Sehn, auf welche Weiſe Circe,
So viel ihre Schwelle rühren,

Alle Reiſenden behandelt.
Ich, weil ich das Wort geführet,
Noch begriffen im Erzählen
Unſers unbeſtänd'gen Glückes,
Hatte drum den Kelch zum Munde,
Nicht gebracht, und, gleiches fürchtend,
Eilt' ich, ohne daß auf mich
Circe achtete, zu flüchten.
Denn es weiß ja einzig der ſich
Zu befreyn vom ungeſtümen
Gift der Schönheit, wer die Lippen
Ihr entzieht, ſie zu berühren.
Dieſes nun iſt mir begegnet,
Und ich komm', es zu verkünden,
Daß wir fliehn vor dieſer Sphinx;
Doch wo kann des Himmels Güte
Uns vor einer Frau, die Schönheit
Mit der Klugheit paart, beſchützen?

Ulyſſes.

O der Venus harte Gottheit!
Wann wird dir die Rache gnügen
An den Griechen? Wann doch endlich
Mäßigt ſich ein göttlich Zürnen?

Antiſtes.
Laßt uns nicht von Jammerklagen
Die Gelegenheit entrücken,
Die wir haben, uns zu retten:
Fliehen wir zum Meer zurücke.
Ulyſſes.
Wir? wir ſollten die Gefährten
In der Noth verlaſſen dürfen?
Clarin.
Herr, für ſie iſts keine Linderung,
Wenn wir uns in Unglück ſtürzen.
Ulyſſes.
Juno, wenn zum Trotz dir Venus
Böſes an den Griechen übet,
Wie läßt du ſie unvertheidigt,
Nicht um deine Schmach bekümmert?
O gedenke, daß, vom Paris
Einſt beleidigt, du dem Wüten
Unſers Schwerts vertraut die Rache!
O gedenke, daß wir ſtürmend
Troja nur für dich entflammt,
Deſſen Brand, noch nicht gekühlet,
Unter rauchenden Ruinen

Immer in der Aſche glühet!
Wenn wir denn, weil wir dich rächten,
So viel Übel dulden müſſen,
Leih' uns wider Venus Gottheit,
Schöne Juno, deine Hülfe.

Hoboen. Hierauf erſcheint Iris auf einem Regenbogen, und hinter der Szene wird geſungen.

Geſang.

Ihren ſchönen Bogen ſpreitet
Iris, Nymphe leichter Lüfte,
Und zerreißt, der Juno Botin,
Farbig die azurne Hülle.

Iris ſingt.

Ihr Wort erfüll' ich,
Und die Fittige ſchlagend
Theil' ich die Lüfte.

Ulyſſes.

Linie du von Schnee und Purpur,
Wolk' in Feur und Roſen blühend,
Grün und roth und gelb, uns blendet
Deiner Wiederſcheine Glühen.

Antiſtes.

Was läuft für ein ſchöner Streif

Durch des Himmels weite Bühne,
Als Panier des Friedens!

Ulyſſes.

Schwebend

Zeigt ſich eine Nymphe drüber,
Abgeſandte der Göttinnen,
Zweyer Elemente Fürſtin.
Iris, ſchönſte Nymphe, wenn mich
Deine Antwort ſoll begünſt'gen:
Was zu ſuchen kommſt du, Frohe?
Oder was zu fliehn, Betrübte?

Iris ſingt.

O du nie beſiegter Grieche,
Immer achtſam auf dein Glücke
Sinnet, die hierher mich ſandte,
Juno, wie ſie dich beſchütze.
Dieſes Zweiglein, daß ich bringe,
Prangend mit der Blumen Fülle,
Wird dich wider Circe's Gift
Heut als Gegenmittel rüſten.

Sie läßt einen Strauß fallen.

Rühre damit ihren Zauber,
Und er wird verſchwinden müſſen,

Wenn dich nicht die Liebe feſſelt;
Da ich dieſes dir verkündet,
Ihr Wort erfüll' ich,
Und die Fittige ſchlagend
Theil' ich die Lüfte.

Die ganze Begleitung fällt ein.

Und die Fittige ſchlagend
Theil' ich die Lüfte.

Wiederum Hoboen, und der Regenbogen mit der Nymphe verſchwindet.

Ulyſſes.

Holder Athemzug der Juno,
Laß ſo ſchleunig nicht verglühen
Solches Prachtgeleit von Sternen,
Solchen Pomp von Himmelsblüthen!
Warte noch, halt inne, weile,
Daß die Bruſt dir opfern dürfe
Thränen, um ſie mitzunehmen
Zum Beweis des Dankgefühles.

Clarin.

Schon die ausgeſtreuten Lichter
Wieder faltet und verhüllt ſie,
Bis ſie ſich dem Aug' entzogen
In dem weiten Plan der Lüfte.

Ulyſſes.

Nun hab' ich die Zaubereyen
Circe's ferner nicht zu fürchten,
Da das Schickſal ſo mir beyſteht,
So der Himmel mich begünſtigt.
Führe mich zu ihrer Wohnung,
Dort ſollſt du mich ihre Künſte
Sehn beſiegen, und befreyt
Der Gefährten Schaar entführen.

Antiſtes.

Es bedarf nicht, ſie zu ſuchen,
Denn ſchon, deine Noth begrüßend,
Kommt ſie ſelbſt, umringt von froher
Spielender und Sänger Zügen.

Sänger und Muſikanten kommen ſpielend voran, hierauf **Circe**, **Caſimira**, **Thisbe**, **Chloris**, **Aſtrea** mit einem Gefäß auf einer Unterſchale, und **Lybia** mit einem Handtuch.

Geſang.

In beglückter Stunde kommen,
Möge zum Palaſt der Circe
Der unüberwundne Streiter,
Der glorreiche Held Ulyſſes.

Circe.

In beglückter Stunde kommen
Möge heut zu dieſem ſchönen
Pallaſt von den Griechenſöhnen
Der geprieſenſte, willkommen
Süßem Gaſtrecht aufgenommen,
Wo er nach beſtandnen Proben,
Die Bewirthung möge loben,
Triumphirend nun am Strand
Über Meeres Unbeſtand
Und der Winde wildes Toben.
Glücklich alſo ſeyn die Stunden,
Wo er dieſen See befuhr;
Glücklich, wo auf meiner Flur
Eine Zuflucht er gefunden.
Glücklich nun der Müh entbunden,
Geb' er nach dem Siege Raum
Sel'ger Ruhe holdem Traum,
Der ſo kühn gekämpft zur Steuer
Dem kryſtallnen Ungeheuer,
Allzeit beſchuppt mit Schaum.
Dankbar für der Götter Gnaden,
Wünſch' ich Glück mir, da ich weiß,

Daß zu meines Lebens Preis
Sie mir ſolchen Gaſt geladen.
Und ſo, nahend den Geſtaden,
Werf' ich mich zu deinen Füßen,
Und entwende von dem ſüßen
Waldgefieder Wirbelſchall,
Von dem Bach gemeßnen Fall,
Dich melodiſch zu begrüßen.
Und weil, wer das Meer durchglitten,
Wie ihn auch Gefahr bedroht,
Stets am meiſten klagt die Noth
Von dem Durſt, den er gelitten,
(Giebt es Durſt in Waſſers Mitten?)
Huld'gend allen deinen Winken,
Laſſ' ich dir im Becher blinken,
Daß die Sorge mög' erſcheinen,
Die ich heg' um dich, den reinen
Nektar, den die Götter trinken.
Trink ohn' alles Zagen nun,
Trink und kling' auf Jovis Ehre,
Auf die Schönheit der Cythere,
Auf der Juno weiſes Thun,
Mavors Waffen, des Neptun

Fluten, Cynthia's keuſche Triebe,
Flora's blum'ges Lenzgetriebe,
Phöbus Glanz; und, ſie zu preiſen
All' in eins mit neuen Weiſen,
Trink und kling' dem Gott der Liebe.

Ulyſſes.

Reizendſte der Jägerinnen,
Die den dunkeln Horizont
Dieſes Berges neu beſonnt,
Da die Nacht erſt floh von hinnen,
Als zu den erquickten Sinnen
Du, ſein Licht, dich wollteſt neigen;
Wohl, empfange ganz dein eigen,
Einen Wanderer der Flut,
Dem das Leiden ſanft und gut,
Dem das Glück ſich hart will zeigen.
Dieſes Schiff, das Zuflucht nimmt,
Hier am Strand, dem Durſt erliegend,
Dieſer Fiſch, in Wellen fliegend,
Vogel, der in Lüften ſchwimmt,
Deiner Gottheit nun beſtimmt,
Trägt ſchon ſeiner Weihung Stempel,
Als ein Opfer ohn' Exempel;

Denn hier bleibt es immerdar,
Zierde deinem Hochaltar
Und Trophäe deinem Tempel.

Lybia und Aſtrea treten zu ihm.

Dieſen Nektar, zugetrunken
Meiner Ankunft, nehm' ich an,
Doch, in einen blöden Wahn
Und in Ehrfurcht ganz verſunken,
Rühr' ich nicht, von Freude trunken,
Was mir deine Huld will zollen;
Andre beßre Lippen ſollen
Erſt hinweg den Frevel nippen:
Sieh wie eher als die Lippen
Blumen dir Beſcheid thun wollen!

Er ſteckt den Strauß in das Gefäß, und es kommt Feuer heraus.

Aſtrea.

Waſſer iſt in Feur entbrannt.

Lybia.

Darf ich glauben, was ich ſehe?

Circe.

Weh, erzürnter Himmel! wehe!
Wer hat mehr als ich erkannt?

Ulyſſes.

Einer höhern Gottheit Hand,
Ließ den Zauber dir verderben;
Und nun will ich Rach' erwerben,
Magin, für ſo vieler Qual:
Alſobald ſoll dieſer Stahl
Sich in deinem Purpur färben.

Circe.

Ob ich wohl verdient den Tod,
Dennoch ſtehe zagend an,
Denn es iſt kein Sieg dem Mann
Eines Weibes Todesnoth.
Tapfern Muthes Machtgebot
Übt nicht Mord an meinem Leben;
Willig iſts dir hingegeben:
Doppelt ſicher bin ich jetzt,
Daß dein Stahl mich nicht verletzt,
Als ein Weib, und als ergeben.

Ulyſſes.

Leben ſey dir denn gewährt:
Als ergeben und als Weib,
Will ich ſchonen deinen Leib;
Doch eh friedlich dieſes Schwert

Wieder in die Scheide kehrt,
Muß ich die Gefährten ſehen.

Circe.

Dieß und mehr noch ſoll geſchehen.
Hör, vernünftig Vieh im Wald!
In die vorige Geſtalt
Sollt ihr wieder übergehen.

Alle Gefährten des Ulyſſes kommen, einer nach dem andern.

Timantes.

Wie hats mich nur ſo verwandelt,
Was im Traume mich betraf?

Polydor.

Bin ich nicht im tiefſten Schlaf
Als ein Löw' umhergewandelt?

Florus.

Fremd mir ſelbſt, hab' ich gehandelt:
Welch ein Wahnſinn riß mich fort?

Archelaus.

Himmel, Dank! ich ſehe dort
Deiner Au'n azurnen Schein.

Leporell.

Ich, bey Gott! ich war ein Schwein,
Und ich bins noch immerfort.

Circe.

Frey ſieh deine Schaaren hier.

Ulyſſes.

Freunde, nun kein Zögern! auf!
Richtet zu dem Schiff den Lauf.

Timantes.

Laß uns, Herr, zu Füßen dir
Danken für dieß Glück!

Circe.

Bey mir
Siehſt du nun ſo ſicher dich:
Drum verlaß nicht wieder mich,
Bis ich ruh'ger konnt' erkunden,
Wer es war, der überwunden
Meine Zauber.

Ulyſſes.

Höre!

Circe.

Sprich.

Ulyſſes.

Wenn ſo vieles zu berichten,
Hinreicht Eines Menſchen Odem:
Griechenland iſt meine Heimath.

Und Ulyſſes heiß' ich dorten.
Zwar geneigt den Wiſſenſchaften,
Bin ich in das Feld gezogen;
Und man mußt' an mir des Degens
Und der Feder Eintracht loben.
Troja ward von mir belagert,
Troja ward von mir erobert:
Laß mich ſeinen Fall nicht ſchildern,
Gnug, daß Venus Thränen floſſen.
Erbe ward ich von den Waffen
Des Achilles, denn ſie ſollten,
Wenn auch einen nicht ſo tapfern,
Doch ſo edlen Herrn bekommen.
Ich vertraute mich dem Meere,
Nach der Heimath eilend, wo ich
Statt des kriegriſchen Getöſes
Auserwählte Gunſt nun hoffte.
Doch mich täuſchte meine Hoffnung,
Meine Liebe log, es trogen
Meine Wünſche: o wie leicht
Hat der Menſch ſein Glück erſonnen!
Venus, auf die Griechen zürnend,
Sucht mein Schickſal miszuordnen;

Obwohl Göttinn, iſt ſie Weib doch,
Und läßt nicht von altem Grolle.
Auf that ſie der Winde Kerker,
Raſch mir waren ſie zum Hohne,
Da für meines Wunſches Eile
Selbſt die Winde langſam flogen;
Die, mit ihrem zorn'gen Angriff,
Brachen meine reiche Flotte,
Und in der Verwirrung ging
Mir der Angelſtern verlohren.
Ich lebt' als ein Gaſt Neptuns
An ſechs Jahr, und auf der Wogen
Salz'ger Flur, wie ich vermuthe,
Hab ich rings die Welt umzogen.
Zwiſchen Scylla und Charybdis
Sah ich mich, und war im Golfe
Der Syrenen wie ein ehrner
Baſilisk dem ſüßen Tone.
Zu dem Fuß des Lilybäums
Kam ich, das dem Himmel trotzet
Rieſenhaft, und wie ein thürmend
Blumgerüſte ſich erhoben;
Wo ich elender Gefangner

Polyphems ward, des Cyklopen,
Und mein Leben aus den Banden
Losgekauft mit ſeinem Tode,
Rache nehmend wegen Acis,
Jenes edlen Jünglings Looſe,
Und der ſchönen Galatea,
Nereus Tochter und der Doris,
Die ins Meer, als eines Felſen
Thränen in zwey Quellen rollen,
Da ich — aber ſolcher edlen
That muß ich mehr Ehre zollen,
Als ſie durch Erzählung ſchmälern,
Wähnend, ſie ſey dir verborgen.
Dieß nur ſag' ich: da wir ſicher
Einer grimm'gen Wuth entronnen,
Hießen wir, getäuſcht, der Winde
Widerwärtig Thun willkommen;
Denn ſie waren ſo erbittert,
Daß ſie dahin fort mich zogen,
Wo mir eines Weibes Härte
Mehr als eines Mannes drohte.
Denn wir ſind nun hier, wo du
Magiſches Verwandeln erdachſt,

Wie es jammernd ſagen mögen
Dieſes Wild und dieſe Forſten.
Und ſo, da mich ſicher ſtelle
Der erhabne Schutz der obern
Götter, fang' ich an von neuem,
Deiner Grauſamkeit entfliehen,
Zu zerſchellen die Kryſtallen
Jenes Meers, das auf der Wogen
Schultern mich als Fremdling trug
So viel Jahre lang: entrolle,
Fliegender Delphin im Hafen!
Falk, der auf den Strand geſchwommen!
Deine Schwingen, um aufs neue
Durch die Silberflut zu ſtoßen,
Mit dem Bauch ſie zu beſchäumen,
Mit dem Kiel ſie kraus zu locken.
So vertraue nun das Schiff ſich
Der Willkühr der Wind' und Wogen:
Mög' es denn dahin mich tragen,
Wo die hohen Götter wollen.

Circe.

Redneriſcher Grieche, den
Dieſer Fels von Schnee und Eiſe,

Dieß kryſtallene Gebirge,
Dieſer Spiegel-Felder Weite,
Als ſchiffbrüch'gen Gaſt gehegt
So viel Jahr': da, nach den Streichen
Des Geſchicks, du hier gelandet,
Durch der Blumen Macht vertheidigt,
Deren ſchönem Gegengift,
Göttlicher Beſchwörung, weichen
Alle tödlich ſtarken Gifte,
Alle mag'ſchen Zaubereyen:
Nicht ſo bald aufs neu' des Meeres
Krauſes Haar zu kämmen eile,
Welches, greis und rauh verworren,
Schön iſt mit nachläß'gem Reize;
Laß die Wellen ſich erhohlen,
Und dieß Fahrzeug, das an Seilen
Liegt im Schutze zweyer Berge,
Gönn' ihm, daß, ſich dankbar zeigend
Für die Schickung, für das Mitleid,
So der Himmel ihm erweiſet,
Schmeichelnd nur und nicht mühſelig
Es die Fitt'ge reg' aus Leinen,
Während du dich wieder herſtellſt

Von den überſtandnen Leiden,
Die zu dieſen ſtolzen Bergen
Von der Bahn dich ließen ſchweiſen.
Und damit du ſehſt, welch furchtbar.
Weſen dir hat müſſen weichen,
Will ich dir Bericht von mir
Dieſen Augenblick ertheilen.
Jene hell entbrannte Fackel,
Die von ihrem ſtrahlenreichen
Wagen hoch am Himmel leuchtet,
Und die Welt im Kreiſ umſchreibet;
Der Planet, der allzeit wandelt
Mit lebendig ſchönem Scheine
Im Geleit des Tags: ihn darf ich
Meinen lichten Vater heißen.
Ich wuchs als Medea's Muhme
In Theſſalien auf: wir beyde
Wurden ſeiner Künſte mächtig,
Seiner Wiſſenſchaften Meiſter.
Denn es bildet uns ein großer
Magier, ſorgſam unterweiſend,
Zu der Welt gelehrten Wundern,
Weiſen Muſtern unſrer Zeiten.

Oft ja ſah man, daß den Frauen,
Wenn ſie ſich mit Ernſt befleißet
Auf Gelehrtheit oder Waffen,
Selbſt die Männer mußten weichen.
Sie daher, vom Neid getrieben,
Sehend unſre kühnen Geiſter
Sehend unſern feinen Sinn,
Damit wir uns nicht bemeiſtern
Aller Herrſchaft, haben Degen,
Haben Bücher uns geweigert,
Nicht erzähl' ich dir, daß ich
Hab' erlernt mit edlem Eifer
Mathematik, deren Grund
Die Philoſophie erweiſet;
Nicht ſag' ich, daß ich am Himmel
Meſſe ſein gedoppelt Kreiſen,
Eins natürlich, eins erzwungen,
Beyde in einander greifend;
Nicht ſag' ich, daß ich die Sonne
In dem ſchnellen Lauf begleite,
Der ſich aufrollt, wie ein wechſelnd
Lichtes Buch von Widerſcheinen;
Nicht ſag' ich, daß ich des Mondes

Glanz betrachte, den nicht eignen,
Da nur eine Gabe jener
Bald ihn arm macht, bald bereichert.
Nicht ſag' ich, daß die Geſtirne,
Seyn ſie feſt nun oder ſchweiſend,
An dem blauen Blatt des Himmels
Mir Buchſtaben ſind: dieß einzig,
Daß ſolch Forſchen, obwohl edel,
Nicht war würdig meines Geiſtes,
Denn mich mußt' auf höh're Dinge
Des Gemüthes Ehrgeiz treiben.
Ich verſteh' der Vögel Singen,
Und der wilden Thiere Schreyen,
So daß ſie für mich vernehmlich
Warnen oder prophezeyen.
Wie viel durch die Luft Gefieder
Gleich lebend'gen Sträußen eilen,
So verkündend, daß ſie bringen
Mit ſich allen Schmuck des Maies:
Lauter Zeilen ſinds für mich,
Ohne Schrift und ohne Zeichen.
Dann die Harmonie der Blumen,
Die natürlich nur erſcheinet

In anmuth'gen Labyrinthen,
Daß ſie künſtlich ſey, wohl weiß ich,
Ein Gepräg, worin der Himmel
Sprüche ſeltnen Raths ertheilet.
An der Hände Linien pfleg' ich
Die Chiromantie zu treiben,
Wenn ich in den welken Runzeln
Eines Menſchen Ziel von weitem
Schaue; die Geomantie
In der Erde, wenn ich ſchreibe
Auf ihr meine Charaktere;
Und in ihr üb' ich ingleichen
Die Pyromantie, indem ich
Sich aufthun die Eingeweide
Ihres Centrums, ihrer Tiefe,
Und die Todten ächzend heiße
Ausgebähren, die dann ſprechen,
Meinem Bann Gehorſam leiſtend.
Doch was Wunder, da vor mir
Ich die Hölle ſelbſt zuweilen
Unterwürfig zittern ſahe,
Wenn ich ängſtet' ihre Geiſter?
Aber warum dich ermüden?

Warum meine Herrlichkeiten
Wiederhohlen, da ich alle
Faſſen kann in einer einz'gen?
Auf daß ich mich beſſer könnte
Den entworfnen Planen weihen,
Kam ich nach Trinacrien, wo ich,
Hier in dem entlegnen Kreiſe
Des Ätna und Lilybäum
Mir Paläſte ſtolz bekleide,
Liebliche Gebüſche pflanze,
Und der Wildniß Zier verleihe.
Hier nun, als die räuberiſche
Fürſtin dieſer Felſenreihen,
Nehm' ich zum Tribut das Leben
Aller Wanderer, die ſcheiternd
Auf dem Meere, dem verſchloßnen
Sund von flüß'gem Schnee und Eiſe,
Den Beſchlüſſen ihres Schickſals
Kühnlich offne Bahn bereitet.
Und damit noch mehr mein Reich
Selten ſei und unvergleichlich,
Sind die wilden Thier' und Bäume
Mir Vaſallen und Leibeigne:

Denn die Bäum' und wilden Thiere
Leben hier mit höherm Geiſte,
Sintemal vernünft'ge Bäume
Menſchen ſind in Pflanzen-Keimen.
Die bin ich, und muß ſich ſchon
Meinem Ruf die Sonne neigen,
Meinen Wink der Mond belauſchen,
Fügt ſich unterwürfig meinem
Hauch die ganze holde Schaar
Der Geſtirn' und Himmelszeichen;
Weiß ich ſchon, daß ich den Himmel,
Wann ich will, mit Dunſt verſchleyre,
Blitze ſchleudre, aus der Wolken
Schooße Hagel treib' und Steine,
Daß ich Berge mach' erzittern,
Der Gebäude Mauern reißen,
Schwanken dieſes ganze Meer,
Und des Abgrunds Tiefen kreißen;
Endlich daß ich Menſchen wandle
In Geſtalten ohne freyen
Willen, ſo daß dort die Felſen
Obelisken ſind den einen,
Da die Stämme Gräber andern,

Oder Höhlen eine Heimath:
So werf' ich mich dir zu Füßen,
Gern mich deiner Größe neigend,
Und als Weib fleh' ich dich an,
Als Gebietrin von dir heiſch' ich,
Als Monarchin dir befehl' ich,
Und erſuche dich als Weiſe,
Gehe nicht von hier, ſo lange,
Bis du deines Schickſals Streiche
Haſt beſiegt, das dich gezwungen
Irrend und verfolgt zu treiben
Hier herum auf dieſen Meeren.
Wen'ge Tage bey mir weile;
Du wirſt ſehn, wie ich, die Härte
Zum Wohlwollen ganz erweichet,
Mich nun freue dich zu pflegen,
Dir zu dienen mich befleiße.
Phlegra ſey von heute an
Nicht mehr wild, nicht mehr ein feindlich
Wohnhaus des Saturn, von rothem
Blut gefärbt zu allen Zeiten;
Sondern Amors und der Venus
Hain, ein Paradies voll Reize,

Wo man lauter Freude finde,
Lauter Labung, lauter Schmeicheln,
Lauter Ruh und lauter Frieden.
Und verlang' nicht mehr Beweiſe
Meiner Güt', als daß der erſte
Ankömmling du heute ſeyeſt,
Hier in dieſen Bergen, dem ich
Irgend milde Blicke zeige;
Den ich irgend gern vernehme,
Dem ich irgend Beyſtand leiſte,
Irgend Sehnen nach ihm fühle,
Und die ganze Seel' ihm neige.

Ulyſſes.

Ich wär nicht Ulyſſes, da ich
Kam in dieſe Wüſteneyen,
Wenn ich nicht, ſo Viele Zauber
Hier gefangen hält, befreyte.
Heute will ich dieſer Sphinx
Mich als Ödipus beweiſen.

Antiſtes.

Laß dich ihre Liebkoſungen
Nicht berücken Herr! Ihr Schmeicheln
Iſt verſtellt.

Leporell.

Fliehn wir von hinnen.

Circe.

Was ſagſt du, Ulyß?

Ulyſſes.

Ich zweifle

Daß für edel könne gelten,

Wer ſich dankbar nicht erzeiget,

Und ich muß mir grauſam ſeyn,

Um verbindlich dir zu ſcheinen.

Caſimira.

Wehe dir! du weißt noch nicht,

Was dein Unternehmen heißet.

Circe.

Bitte denn dafür zum Willkomm

Eine Gunſt.

Ulyſſes.

So bitt' ich einzig,

Daß zwey Bäume hier, die heute

Mich bewegten zum Mitleiden,

Weil mein Degen Schuld geweſen,

Daß ſich ihre Qual geſteigert,

Zur Vergeltung deſſen, wieder
Hergeſtellt dem Lichte ſeyen.

Circe.

Jener Baum war Flerida
Göttergleich an Schönheit, eine
Meiner Fräulein und Vertraute.
Sie ergab der Lieb' ihr freyes
Herz, nach einem Jüngling ſchmachtend;
Lyſidas von Namen heißt er,
Und iſt Erbe von Toscana:
Welcher, dieſes Meer bereiſend,
Stieg ans Land, und weil vermeſſen
Sie die Zuflucht nun entheiligt
Meines Palaſts, ſo in Bäume
Liegen ſie verwandelt beyde.
Denn ob ich, ein Ungeheuer,
Jeder Unthat mich erdreiſte,
Gelten die Vergehn der Liebe
Dennoch für Vergehn mir einzig;
So daß Arſidas, ein Jüngling
Voller Muth, und der glorreiche
Fürſt Trinacriens, deſſen Zepter
Ich hier dieß Gebirg entreiße,

Da ich wußt', er ſey gekommen
Angelockt von meinen Reizen,
Nichts als lebend heimzukehren
Konnt' als höchſte Gunſt erreichen.
Aber weil dieß deine erſte
Bitt' iſt, darf ich ſie nicht weigern:
Flerida ſoll ihren Banden
Sich mit Lyſidas entreißen.

Zwey Bäume öffnen ſich, und Flerida und
Lyſidas treten heraus.

Lyſidas.

Dumpf das Gemüth, des Geiſtes Kraft verglommen,
Die Vernunft blind, gefeſſelt das Beſinnen,
Das Herz ohnmächtig und betäubt die Sinnen,
Die Zunge ſtumm, der Athem bang beklommen;
Verſtand, Gedächtniß, Wille ganz verſchwommen,
War ich lebend'ge Leich' im Stamm da drinnen.
Du nahmſt mir das Gefühl durch dein Beginnen:
Warum haſt du nicht auch den Schmerz genommen?
War Flerida zu lieben, ach! Verbrechen:
Ich leb' in ihr; ſo lang' ich mein geblieben,
Strebſt du umſonſt der Triebe Macht zu brechen.

Glaub nicht, ich wiſſe, weil ich Baum war, (lieben
Doch ſelbſt die Bäume) mein Geſtirn zu ſchwächen:
Du, obwohl weiſer, wirſt durch deins getrieben.

Flerida.

Ein ſproſſend, ſinnlich und vernünftig Leben
Läßt Himmelsgunſt im Menſchen ſich verbinden;
Im muntern Thier nur Sproſſen und Empfinden;
Dem Baum, der Blum' iſt Wachsthum nur gegeben.
Drey Seelen ſinds: ließ nun dein feindlich Streben
Zwey, weil ich Lyſidas geliebt, mir ſchwinden,
So willſt du deß vergeblich mich entbinden,
Denn noch als Baum bleibt Seele mir zum Leben
Nicht alle Liebe konnt' in mir behaupten
Das Theil, ſo du gewollt, daß übrig bliebe,
Jedoch, was nur die ſtillern Kräft' erlaubten.
Zum Baum verwandelt, wandl' ich nicht die Triebe,
Wenn Zauber nicht die Seele ganz mir raubten,
So raubſt du auch nicht meine ganze Liebe.

Circe.

Dankbar ſeyd für euer Leben
Dieſem Gaſt, der mich begleitet,
Und vor meinen Züchtigungen
Lebt forthin geſichert beyde,

Wofern ihr von eurer Liebe
Nicht die kleinſte Spur wollt zeigen.

Lyſidas.

Stets, Ulyß, zu deinen Füßen
Will ich meinen Dank dir weihn.

Flerida.

Und bekennen will ich ſtets,
Dieſes Leben ſey das Deine.

Circe.

Wohl! damit ſogleich beginnen
Einzuſtimmen in die Feyer
Rings die Berge, rings die Thäler,
Rings das Meer und rings die Weite:
Singt von neuem, und zurück
Sollt ihr ihn und mich geleiten.

Geſang.

In beglückter Stunde kommen
Möge zum Palaſt der Circe,
Kriegesdonner den Trojanern,
Der verſtänd'ge Held Ulyſſes.
In beglückter Stunde kommen —

Arſidas tritt auf.

Arſidas.

Nicht komm' in beglückter Stunde
Er, den meine Schmach bereichert,
Noch ſey, was ſo vieler Grab war,
Heute Rettung einem einz'gen.
Wer auf dieſen Meeren kam,
Mög' am Land Bedrängniß leiden,
Strauchelnd über ſeinen Schatten
Der Gefahr entgegen eilen.
Die harmoniſchen Accente,
Die ihn grüßen, mild und heiter,
Müſſen zornig um ſich ſtimmen
Zu wehklagenden und heiſern
Trauerliedern vom Cayſter,
Ihm Tragödien prophezeyend.
Nein, nicht recht iſts, daß ein Grieche
Solch ein fremder Landdurchſtreicher,
Hier die Sitte plötzlich ändre
Der gewohnten Grauſamkeiten.
Seit wann pflegſt du, ſchöne Circe,
Mit ſo ſchmeichleriſcher Feyer,
Mit ſo frohen Zurüſtungen,

Mit ſo hohen Luſtbarkeiten,
Einen Fremdling zu begrüßen,
Den Empfang ihm zu bereiten,
Ohne daß dieß Meer, die Felſen
Ihn in ihren Abgrund reißen,
Oder er, zum Thier verwildert,
Oder auch zum Baum erſteinet,
Seine Wohnung hab' auf Felſen,
Und in Höhlen ſeine Heimath?
Herrſcher von Trinacrien bin ich,
Nicht verſchlagen, noch geſcheitert
Landet' ich in dieſem Hafen;
Denn ich kam, gelockt von meiner
Neigung, daß du dieß auch hätteſt
Meiner Freyheit zuzuſchreiben;
Denn der liebt nicht, der nur liebet.
Weil Gewalt ſich ſein bemeiſtert,
Und das iſt kein Opfer, nein,
Das man nicht freywillig reichet.
Und ſeit ich hier im Gebirge
Leb' in deinem Anſchaun einzig,
Dank' ich deiner Grauſamkeit,
Dank' ich deiner Härte keine

Handlung, wofür ich mich hätte
Froh erkenntlich dir zu zeigen,
So daß ich von deinen Zaubern
Frey auf dieſen Fluren weile,
Bloß um für ſo viele Schmerzen
Das Gefühl mir nicht zu weigern.
Alſo waren's nur wie zwey,
Die ſich jemals hier befreyten,
Ulyſſes und ich, daß jetzo
Alles enden muß mit meiner
Schmach, denn wenn du uns zur Schonung
Haſt erwählt, wars von uns beyden
Bloß zu ſeiner Luſt Ulyſſes,
Arſidas zu ſeinem Leide.

Ulyſſes.

Wohl, wenn neidiſch auf mein Glück,
Wenn von meinem Loos beleidigt, —

Circe.

Schweig, o Arſidas! Erkennſt du,
Daß ich Leben dir verleihe,
Weil ich keine größre Rache
Nehmen kann, du ſelber weißt es,
Als am Leben dich zu laſſen

Mit Gefühl begabt zum Leiden;
So geſtehſt du ein durch Klagen,
Daß ich, was ich will, erreiche;
Und ſo, daß du immer klageſt,
Soll die Urſach immer bleiben.
Singet! ſinget! und du komm,
Ulyſſes, an meine Seite.

Leporell zu Clarin.

Vom Gefolg die Circelinchen
Sind nicht übel alle beyde.

Clarin zu Leporell.

Da bedarfs kein Kartenmiſchen.
Ich will unbeſehns zugreifen.

Aſtrea für ſich.

Man hat mir geſagt, die Griechen
Wären häßlich und gar feindlich,
Und ſie ſind ſo häßlich weder,
Noch ſo feindlich, wie ich meynte.

Lyſidas.

Dank der Liebe, daß mir wieder,
Flerida, dein Blick erſcheinet!

Flerida.

Dank ſey, Lyſidas, der Liebe,
Daß ich wieder leb' als deine!

Circe beyſeit.
Nun beſiegt ihn meine Schönheit,
Da ers meiner Kunſt vereitelt,

Ulyſſes beyſeit.
Ich befreye von der Wilden,
Geb' ich Liebe vor, dieß Eiland.

Arſidas.
Nur die Eiferſucht noch fehlte,
Nun iſt voll das Maß der Leiden.

Geſang.
In beglückter Stunde kommen
Möge zum Palaſt der Circe
Der unüberwundne Streiter,
Der glorreiche Held Ulyſſes.

Zweyter Akt.

Garten vor dem Palaſt der Circe.

Chloris, Flerida, Thisbe, Caſimira. Aſtrea und Lybia kommen von verſchiedenen Seiten, und indem ſie ſich der Thür des Palaſtes nähern, tritt Circe weinend heraus.

Lybia.

Fürſtin, welch ein Leid iſt dieſes?

Aſtrea.

Woher, Fürſtin, dieſes Grämen?

Chloris.

Du haſt Thränen in den Augen?

Flerida.

Du kannſt klagen? du kannſt ächzen?

Thisbe.

Welch ein Anlaß konnte nur
Solche Schmerzen dir erregen?

Caſimira.

Mittheilung geheimer Übel
Kann ſie lindern, wo nicht hemmen.

Circe.

Wer Grund hat ſich zu beklagen,
O wie der durch Klagen fehlet!
Die Gerechtigkeit der Klage
Macht, daß ſüß die Leiden werden.
Ich nun liebe meine Trauer,
Halte ſie in höherm Werthe,
Als daß ich durch Wiederhohlung
Suchen ſollte ſie zu ſchwächen.
Laßt allein mich.

Aſtrea.

Hörſt du's, Lybia?

Lybia.

Ja, ſo ziemlich gut, Aſtree.

Aſtrea.

Amor wolle, die Verwandlung
Mag nicht das ſeyn, was ich denke.

Lybia.

Amor woll' es, wenn du etwa
Jenes, was wir wollen, denkeſt;
Denn wenn Liebe dieß verurſacht,
Und ſie kommt dahin, nun ſelber
Sich verliebt zu ſehn, ſo wird ſie —

Aſtrea.

Was?

Lybia.

Gewiſſensfreyheit geben.

Aſtrea.

Ich wär froh, herauszukommen
Aus ſo ſtrenger Ordensregel
Als die Ehre iſt. Diana
Läßt doch prangen unter Menſchen
Ihr Veſtalen-Chor; wir aber,
Unter Ungeheuern, leben
Als unmenſchlich wilde Jungfrau'n.

Lybia.

Schweig, daß ſie uns nicht vernehme.

Die Fräulein und Dienerinnen gehen ab.

Circe.

Flerida, geh nicht mit fort:
Dich hab' ich allein zu ſprechen,
Darum mußt du bey mir bleiben.

Flerida kehrt um.

Flerida für ſich.

Sicher will ſie mir verhängen
Härt're Strafe noch, o Himmel!

Als im harten Stamm mich quälte,
Weil mit Lyſidas vorhin
Ich geſprochen.

Circe.

Hör' und merke.
Dieſer Griech' Ulyſſes, den
Jenes See-Unthier im Meere
Ohne Zweifel eingeſogen,
Um am Land' ihn auszuwerfen;
Er, der in die Macht der Winde
Hingegeben, in bedrängtem
Glücksſtand, ſo verſchlagen wurde,
Daß er nahte dieſen Wäldern;
Er, der eine höh're Gottheit
Mitgebracht zu ſeiner Wehre,
Da er, meiner Zauber ſpottend,
Ihre Kraft despotiſch dämpfet;
Er, der meinen Einladungen
Sich verbindlich zugewendet,
Wo er jetzt in der Zerſtreuung
Lebt, ſein Griechenland vergeſſend:
Hat, als wär mein Leben Troja,
So viel Feu'r gebracht in deſſen

Sitz, daß ich befürcht', es muß
Bald in Aſche ſich verzehren;
Und mit Grund wohl, wie ich ſchon
In verborgnen Flammen brenne:
Jeder Hauch iſt ein Vulkan
Ein Ätna der Seufzer jeder.
Ja, ich liebe, jedoch lieb' ich
So bedacht auf meine Ehre,
Daß Ulyſſes, meiner Liebe
Gegenſtand, ſie nicht ſoll merken.
Wundern wirſt du dich, daß ich
Die ſo ſtolz dein Lieben ſchmähte,
Meines jetzt dir anvertraue:
Aber die Verwundrung wäre
Thöricht, denn der ſtärkſte Grund,
Der Anlaß, der nie verfehlet
Uns in eine Schuld zu ſtürzen,
Iſt es, ſie zuvor zu ſchelten;
Und weil einem Schuldgenoſſen
Ein Vergehen zu erzählen
Minder uns beſchämt, ſo wollt' ich
Mir erſparen dieß Beſchämen,
Und, damit michs minder koſte,

Der vertraun, die jenes kennet.
Meine Flerida, ich liebe:
Deine Schmach ſich an mir rächen.
Wollte doch der hohe Zeus,
Daß in fühllos Pflanzenleben
Meines du verwandeln könnteſt!
Dankbar wollt ich es erkennen.
Hätt' ich damals, was die Liebe
Sey, gewußt, viel lieber hätt' ich
Dich, als nicht verliebt und todt,
Lebend und verliebt geſehen.
Weil es denn ſo weit gekommen
Iſt mit mir, und du verſteheſt
Was die Lieb' iſt, hoff ich, ſollſt
Du zu einer Liſt mir helfen.
Und zwar iſt es dieß: damit ich
Mich mit ihm kann unterreden,
Ohne daß er wiſſ', ich ſey es,
Mußt, in ihn verliebt dich ſtellend,
Du bey Tag' ihn zärtlich reizen,
Und wenn du ihn dann begehreſt
In der Nacht zu ſprechen, will ich
Mich mit deinem Namen decken,

So wird doch mein Rang, mein Stolz,
Meine Würde, meine Ehre,
Meine Sittſamkeit, mein Anſtand,
Nicht gefährdet, und —

Flerida.

Bedenke,
Daß du zwey koſtbare Proben
So mit mir meynſt anzuſtellen.
Lyſidas lieb' ich, und du
Zwingſt mit grauſamen Befehlen,
Fürſtin, mich, es zu verſchleyern;
Und verliebt ſoll ich mich ſtellen
In Ulyß, den ich nicht liebe.
Kann ich doppelt mich beherrſchen,
Zu vergeſſen den Geliebten,
Und zu lieben den Vergeßnen?
Andre Fräulein haſt du ja
Neigungen mit dir zu wechſeln:
Einem Sinn gnügt Eine Sorge.

Circe.

Dieſes iſt mein Grund ja eben,
Denn ich weiß, wo einmal Liebe
Eingekehrt, läßt in der Seele

Sie für keine neue Sorge
Raum; drum handelt der bedächtig,
Wer die ſein'ge ihr vertraut,
Weil, verliebt ſchon, es zu werden,
Sie dabey Gefahr nicht läuft.
Keine Eiferſucht erregen
Wirſt du mir, wie jede Andre
Würde thun, wenn ich dich ſehe
Mit Ulyß; denn deine Liebe
Wird für alles ein mir ſtehen.
Dieß mußt du ins Werk mir richten.
Aber welch ein Lärm?

Flerida.

Es nähern
Zwey Bediente ſich; ſie haben,
Scheint es, mit einander Händel.

Circe.

Tritt zurück, ich will nicht, daß man
Mich zu allen Stunden ſehe,
Laß uns lauſchen hier, was ſie
Hinter meinem Rücken ſprechen.

Sie ziehen ſich zurück.

Leporell und Clarin kommen.

Leporell.

Ja, kein beſſer Leben führt' ich,
Sag' ich dir, in meinem Leben.

Clarin.

Das behaupteſt du?

Leporell.

Ja freylich,
Und es giebt kein Land auf Erden
Wie Trinacrien, und an Schönheit
Und Gemüth ein wahrer Engel
Iſt die Circe.

Clarin.

Biſt du toll?

Leporell.

Sag mir, hält ſie ihre Gäſte
Nicht wie Prinzen?

Clarin.

Das iſt ſicher,
Doch befänden wir weit beſſer
Als in ihrem Pallaſt uns
Irgend in 'ner Griech'ſchen Schenke.

Leporell.

Eſſen wir nicht unvergleichlich?

Clarin.

Nein, da giebts kein gutes Eſſen,
Wo ich keinen Biſſen ſchlucke,
Ohne daß ich denk', ich werde
Gleich zum Schweine.

Leporell.

Das iſt wahrlich
Nicht ſo übel, wie du denkeſt.
Denn ich war es, und befand mich
Gar nicht ſchlimm dabey; deswegen
Immer, wenn ich jetzo Schweine
Unrein und verwahrloſt ſehe,
So entſchuld'ge ichs; ſie ſparen
Sich viel unnütz läſtig Weſen.
Eines nur: wer findet ſo
Überall bereit ſein Bette?

Clarin.

Auf das Bette kommts nicht an:
Jeder Gauner ſchläft ja beſſer
Ohne Sorgen auf der Streu,
Als ein Herr, den ſie bedrängen,
Auf dem goldverzierten Lager.

Leporell.
Wo ſieht man wohl ſchön're Gärten?
Clarin.
Werd' ich auch nach Gärten fragen?
Leporell.
Jetzo hab' ich dich; wo träfeſt
Du wohl zwey ſo hübſche Kinder
An, wie Lybien, und Aſtreen?
Clarin.
Wenn du dieſe Saite rührſt,
Muß ich gleich beſiegt mich geben;
Doch nicht nehmen laſſ' ich mirs,
Circe ſey ein greulich Weſen,
Zauberin und Nekromantin,
Eine Hexe und Beſeßne,
Alp und Drud', und daß ich ſchließlich
Sie mit einemmal abfert'ge:
Unholdin mit Ungethümen,
Und Koboldin mit Geſpenſtern.
Circe leiſe.
Länger kann ichs nicht erdulden,
Anzuhören ſolches Schmähen.

Flerida leiſe.
Laß nicht merken, daß du's hörteſt.

Clarin.
Circe iſt —

Circe vortretend.
Was?

Clarin.
'Ne Prinzeſſin,
Und wers anders ſagt, dem will ich,
Um das Lügen ihn zu lehren,
Gleich zweytauſend Prügel reichen.
Dich, wenn du dich unterſteheſt
Von den edlen Donnen Circe'n
Hinterm Rücken ſchlecht zu reden,
Will ich, —

Leporell.
Wer hat ſchlecht geſprochen
Hier als du?

Clarin.
Das wär das rechte:
Du ſchiebſt mirs nun zu?

Circe.
Genug!

Leporell.

Ich —

Circe.

Schon gut!

Clarin beyſeit.

Der Himmel gebe,
Daß ſie nicht das andre hörte!

Leporell.

Solcher Lüge Glauben ſchenken!

Circe.

Ich erkenne wohl die Wahrheit.
Jetzt müßt ihr euch fortbegeben,
Und es ſoll ſchon meine Strafe
Heut mich an der Zunge rächen,
Die mich ſchmähte.

Clarin.

Ja, ſo iſt es
Billig.

Leporell.

Muß mir das begegnen?

Leporell ab.

Circe.

Dir, zum Lohne, weil du heut

So mein Thun gewollt verfechten,
Geb' ich einen Schatz, damit du
Reich nach Griechenland heimkehreſt.
In dem Dickicht des Gebirges
Ruf, die Stimme laut erhebend,
Dreymal nur den Brutamonte,
Und er wird dir Antwort geben.

Clarin.

Tauſendmal küſſ' ich die Füße
Dir, denn du bewährſt dich herrlich.
Jeder hüte ſeine Zunge!
Wie giebts nur ſchmähſücht'ge Menſchen?
ab.

Flerida.

Den, der dich vertheidigt, Fürſtin,
Strafſt du, wie? und der dich ſchmähet
Den belohnſt du?

Circe.

Wie ich lohne,
Wirſt du, wenn es Zeit iſt, ſehen.

Aſtrea kommt.

Aſtrea.

Zum Beſuch aus ſeinen Zimmern
Kommt Ulyß.

Circe.

Und jetzt erheben
Zwiſchen Lieb' und ſtolzer Hoheit
Sich die ſchlaueſten Gefechte:
Die ich will beſiegen laſſen,
Darf ich für beſiegt nicht geben.

Ulyſſes mit ſeinen Gefährten, und **Lyſidas** kommen.

Ulyſſes für ſich.

Furchtſamkeit befällt mich Armen,
Wenn ich Circe'n mich will nähern,
Die ich muß als ſchön bewundern,
Und bewundern als verſtändig.
Wer ſich wen'ger doch verlaſſen
Hätt' auf ſich, wer doch nicht hätte
Sich ſo ſchlau gedünkt im Bleiben!
Jetzo, ſchlau dadurch gefeſſelt,
Sie vergeſſen iſt unmöglich,
Und ſie lieben, iſt vergebens.

Circe.

Hier in dieſem ſchönen Garten,
Wo der Frühling, als die Stände
Seines Reichs, beruft die Blumen,
Um der Roſ' als Oberherrin

Ihre Huldigung zu leiſten,
Die mit Venus Blut gefärbet
Prangt im königlichen Purpur:
Wart' ich dein, o Zierd' und Ehre
Griechenlandes! bis die Stunde
Einer Jagd in Nordgehegen
Kommt, die uns ergötzen ſoll,
Wann der Sonne Glut ſich mäßigt,
Mit Muſik und Feſtlichkeiten
Dem vom Vaterland' Entfernten
Unterhaltend aufzuheitern
Seiner Heimath Angedenken.

Ulyſſes.

Schönſte Circe, die ſo zwiefach
Reizend und verſtändig glänzet,
Daß ſie nicht den Witz bedürfte,
Oder Schönheit könnt' entbehren:
An mein Leben brauchteſt du
Nicht ſo viele Huld zu wenden,
Um zu deinen Füßen dankbar
Mich auf ewig hinzuwerfen.
Wem vergönnt iſt, deine Schönheit
Anzubeten, —

Circe.
Halt! bedenke!
Dieß' verbindliche Erwiedern
Darf kein Freyheitsbrief dir werden,
(Nein, Ulyß!) der Ehrerbietung
Schranken mir zu übertreten.
Denn ein Andres iſts, dich gaſtfrey
Auf nach deinem Werthe nehmen,
Und ein Ohr der Liebe leihen.
Ulyſſes.
Ich auch würd', es zu begehren,
Nimmer wagen; doch ein andres
Iſt der Hofesſitte Werben,
Und das Werben des Verliebten.
Circe beyſeit.
Wollte Gott, das ſeine wär' es! —
Laßt uns hier auf dem gewürkten
Teppich, den der Mai gewebet
Aus ſo mannichfalt'gen Farben,
Dem als Baldachin der rege
Wipfel eines Lorbeers dient,
Lieblich ab die Sonne wehren.

Jeder nehme ſeinen Platz,
Und du ſollſt hieher dich ſetzen.

Ulyſſes.

Wieder zu misfallen fürcht' ich.

Circe.

Die Verſtellung einzufädeln,
Flerida, fang' an.

Die Frauen und Herren nehmen ihre Platze. Ulyſſes ſetzt ſich neben Circe, an ſeiner andern Seite ſetzt ſich Flerida

Flerida leiſe zum Ulyß.

Hieher
Setz' ich mich, damit ihr merken
Sollt, Ulyſſes, wie für euch
Ich geſinnt bin.

Lyſidas für ſich.

Dieß zu ſehen,
Muß mein Aug' erleben, Himmel?
Flerida, die dicht ſich neben
Den Ulyſſes ſetzt, und flüſtert?
Himmel, laß Geduld mich hegen!

Antiſtes.

Wenn Ulyß den Schmeicheleyen

Sich ergiebt, ſo iſt's geſchehen
Um uns Armen: niemals wieder
Werden wir zur Heimath kehren.

geht ab.

Geſang.

Zeuge meiner Herzensklage
Soll allein das Schweigen ſeyn:
Kaum faßt meine ganze Pein
Alles das, was ich nicht ſage.

Arſidas tritt auf.

Arſidas.

Wenn ſein Unglück anzuſchauen
Stets ein Armer noch beſeſſen
Hat die Freyheit, weil der Gram
Keinem noch das Thor verſperrte:
Nicht verwundert ſey, daß ich ſie
Nehm', und tret' in deine Gärten,
Um die Eiferſucht zu weiden
Näher ihren Gegenſtänden.

Circe.

Nicht Genugthuung dem Argwohn
Geb' ich, doch ich ſehe gerne

Hier als Zeugen dich, damit du
Sie erlangſt, auch ungegeben.

Arſidas.

Wohl, da dem ſo iſt, und ſchon
Dir Ulyſſes ſitzt zur Rechten,
Als Erkohrner, laß die Linke
Als Verworfnen ein mich nehmen.

Circe.

Da wir hier der Mittagsſtunden
Hitze zuzubringen denken:
Um durch Übungen des Scharfſinns
Unterhaltung zu gewähren,
Flerida, thu eine Frage,
Die dann jeder ſoll verfechten.

Flerida für ſich.

Was mir widerfahren, ſag' ich,
Damit Lyſidas es merke.

laut.

Nikon hegt für Doris Liebe,
Und ſie bergen heißt ihn Doris;
Silvio wurde kalt für Chloris,
Und ſie will, daß er die Triebe
Spielen ſoll, als ob er liebe.

Nikon, welcher liebt, ſoll ſchweigen;
Silvio ſoll verliebt ſich zeigen
Ohne Lieb': in beyden Fällen,
Beym Verſtellen oder Stellen,
Weſſen Müh' wird höher ſteigen?

Ulyſſes.

Schwerer acht' ich, daß es ſey,
Wahrer Liebe Schein vernichten.

Arſidas.

Ohne Liebe Lieb' erdichten,
Iſt die ſchwerſte Heucheley.

Caſimira.

Dieſer Meynung ſtimm' ich bey.

Archelaus.

Und ich will die andre wählen.

Chloris.

Wer kann ſein Gefühl verhehlen?

Lyſidas.

Wer kann ſich als liebend ſtellen?

Thisbe.

Schwerer iſt es, ſich verſtellen.

Timantes.

Wer ſich ſtellt, wird minder fehlen.

Ulyſſes.

Wer der Liebe Macht empfunden
Trägt (wie keinem iſt verborgen,
Der da liebt) die wachen Sorgen
In der Bruſt zu allen Stunden.
Wer nicht liebt, darf, deß entbunden,
Sich vergeſſen, bis zum Stellen
Zeit und Ort ſich will geſellen.
Trifft nun, ſein Gemüth zu theilen,
Jenen immer, den zuweilen,
So iſt's mehr, ſich zu verſtellen.

Arſidas.

Dieß, wenn wir es recht ermeſſen,
Muß zu mir den Sieg ja lenken.
Liebe führt ihr Angedenken
Mit ſich, leerer Schein Vergeſſen.
Drum, wer liebet, wird durch deſſen
Mahnung, was er fühlt, berichtet;
Wer ſich ſtellt, muß ſtets gerichtet
Auf den flücht'gen Anlaß ſeyn,
Und ihm giebt es niemand ein:
Drum thut mehr, wer Lieb' erdichtet.

Ulyſſes.

Dem, der nur zu lieben ſcheint,
Muß es auch zwar Sorge bringen,
Denn ſich ſtellen iſt ein Ringen,
Doch ein Ringen ohne Feind.
Doch, wer liebt, und ſichs verneint
Seine Liebe darzuſtellen,
Muß, wie ſtürmiſche Rebellen,
Manch Gefühl in ſich bezähmen;
Jenem ſich nur eins bequemen:
Drum iſts mehr, ſich zu verſtellen.

Arſidas.

Stärkere Gefühle lüget,
Als wer, wenn ihn innre Plagen
Grauſam drängen, hemmt die Klagen.
Wer durch Schein der Leiden trüget.
Selbſt die Wahrheit nicht genüget:
Oft zum Glauben uns verpflichtet,
Wenn ſie ſich auf Liebe richtet,
Des Schauſpielers ſeltne Kunſt,
Und nicht des Verliebten Brunſt:
Drum thut mehr, wer Lieb erdichtet.

Ulyſſes.

So denk' ich.

Arſidas.

So ich dagegen.

Sie ſtehen auf, und legen die Hand an den Degen.

Circe.

Was iſt das? Wie redet ihr
So vor meinen Augen hier?
Streit des Witzes beyzulegen,
Nein, das ziemet nicht dem Degen.
Und, die Zweifel zu entfalten,
Die in dieſer Frag' enthalten,
Will ich drum, daß wir ſogleich,
Statt des Degens raſchem Streich,
Uns an die Erfahrung halten.
Da Ulyß, von Liebe frey,
Sie verbergen, ſchwerer achtet;
Arſidas, der liebend ſchmachtet,
Meynt, ſie zu erdichten ſey
Mehr, ſo fällt mir dieſes bey,
Um den Zweifel aufzuhellen:
Zeigt euch mir in beyden Fällen

Friedlich heut, und laßt mich richten;
Du, Ulyſſes, ſollſt erdichten,
Du dich, Arſidas, verſtellen.
Dem, der ſich bey dieſen Proben
Beſſer zu benehmen weiß,
Iſt ein reich Juweel als Preis
Dieſes Streites aufgehoben.

Arſidas.

Ich kann den Vertrag nicht loben,
Welcher heiſcht, daß meine Liebe
Berge die entflammten Triebe;
Und Ulyß darf nichts erdichten,
Denn er dichtets ja mit nichten,
Wenn er liebt, daß er dich liebe.

Circe.

Dieß iſt eiferſücht'ger Wahn,
Und ſo ſeys.

Ulyſſes.

Ich ſtelle mich
Von nun an verliebt in dich.

Circe beyſeit.

Öffne mir der Himmel Bahn,
Dem Geſtändniß ſo zu nahn!

Arſidas.
Ich, von jetzo an, verhehle
Wie ich lieb', um dem Befehle
Nachzukommen.

Circe.
Auf die Art
Hab' ich beyden offenbart
Das Verlangen meiner Seele.

Flerida.
Da du Eine Sorge haſt
Jedem zugetheilt, o ſage,
Wie ich Arme beyd' ertrage,
Da bey ſolcher Herzenslaſt
Viele Sorge Eine faßt?

Circe.
Wenn du beyd' ertragen mußt,
Wer gab dir zu wiſſen Luſt,
Welche Sorge mehr mag quälen?
Brauchteſt du doch nicht zu wählen,
Wie du ſelbſt zuvor gewußt.

Arſidas.
Circe geht: und ob ich Schmerzen
Fern der harten Schönen leide,

Folg, ich nicht, denn ſo verkleide
Ich die Lieb in meinem Herzen.

Ulyſſes.

Circe flieht: ſollt' ich verſcherzen
Alle Gunſt, nach muß ich ſtreben,
Meine Lieb' ihr kund zu geben.

Circe.

Sag, Ulyß, wohin?

Ulyſſes.

Zu dir,
Meiner Sonne: ſieh in mir
Deine Sonnenwende; Leben
Hoff' ich nur von deinem Strahl,
Und ſo folg' ich meinem Hort.

Circe.

Arſidas, komm du mit fort.

Arſidas.

O verzeih! das nächſte Mal:
Jetzo lockt mich andre Wahl.

ab.

Circe.

Schön, wie ſie mein Wink verpflichtet,
Iſt der erſte Gang verrichtet.

Dieß Vergeſſen, dieſe Liebe,
O wär eins aus wahrem Triebe,
Und das andre nicht erdichtet!

Alle gehen ab, außer **Flerida**, die den **Ulyſſes** zurückhält.

Flerida.

Hör, Ulyß.

Ulyſſes.

Sag dein Begehren.

Flerida.

Dir ſo dankbar iſt mein Leben
Seinem Retter hingegeben,
Daß, bis ich dir kann erklären,
Jetzt für dich Gefühle nähren
Sey mein einziges Beginnen,
Dieſe keine Ruh gewinnen;
Denn mich leitet die Erwägung,
An des Dankes inn'ger Regung
Wird man rechte Treu erſt innen.

Ulyſſes.

Da das Leid, das dich bezwungen,
Jedes Herz erweichen mußte,
Kann ich ſagen, eh' ichs wußte

Hatte Mitleid mich durchdrungen;
Darum, was mir dort gelungen,
Als ich dich zurück an's Licht
Rief, war allgemeine Pflicht;
Nicht zu danken haſt du mir,
Was ich that; denn fremd noch dir,
Wußt' ich, wem ichs thäte, nicht.
Jetzo ſollteſt du dem Streben
Meiner Wünſche Dank verleihn:
Denn ganz Leben möcht' ich ſeyn,
Um dich ſchöner zu beleben.

Flerida.

Schmeicheleyn nur kann ich geben:
Dürfen nach des Siegs Trophäen
Meine Arm' umſchlingend gehen, —

Beyſeit.

Ich erſtaune über mich.

Wie ſie im Begriff ſind ſich zu umarmen, erſcheinen **Circe** und **Lyſidas** an verſchiedenen Seiten.

Lyſidas für ſich.

Was erblick', o Himmel, ich?

Circe für ſich.

Was, ihr Götter, muß ich ſehen?

Lyſidas für ſich.

Vom Ulyß werd' ich bedroht,
Der mir Tod und Leben giebt?

Circe für ſich.

Zwar ſich ſtellen als verliebt,
Doch nicht ſo, war mein Gebot.

Lyſidas für ſich.

Eiferſucht bringt mir den Tod.

Circe für ſich.

Doch worüber darf ich klagen?

Lyſidas für ſich.

Himmel! nur zu neuen Plagen
Gab Ulyſſes mir das Leben:
Eiferſucht zugleich mir geben,
Heißt ja dennoch, mich erſchlagen.

Flerida die unterdeſſen heimlich mit Ulyſſes geſprochen.

Dieſe Nacht, wie ich dir ſage,
Will ich im entlegnen Garten,
Der ans Meer ſtößt, deiner warten,
Weil, was ich im Buſen trage,
Ihm nur zu vertraun ich wage.

Ulyſſes.

Zürne nicht mir, Flerida,
Wenn ich nicht mit freud'gem Ja
Dem Befehle mich kann neigen;
Lieb' aus Höflichkeit bezeigen,
Wäre größ're Kränkung ja.
Circe'n ſoll ich mich zu lieben
Stellen, und wo blieb' die Kunſt,
Wenn ich mich von andrer Gunſt
Reizen ließ' zu neuen Trieben?
Laß dir Offenheit gelieben:
Andre Wünſche dir zu weihn
Dacht' ich, doch du mußt verzeihn;
In dem Leiden, das ich trage,
Zeuge meiner Herzensklage
Soll allein das Schweigen ſeyn.

ab.

Flerida.

Kein Erwiedern, kein Geſtehen
Konnte beſſer mir gefallen,
Denn ich bin wohl unter allen
Frau'n die erſte, die verſchmähen
Sich mit Freuden lernte ſehen.

Lyſidas beyſeit.
Was zögr' ich? Doch ach! ihr nah
Steht die harte Circe da.
Meine Klagen vorzubringen
Muß zu andrer Zeit gelingen.

Flerida.
Biſt du hier, Gebiet'rin?

Circe.
Ja.

Flerida.
Wohl, ſo ſahſt du angefangen
Schon, was mir befohlen war.

Circe.
Ja, du biſt hinaus ſogar
Uber meinen Wunſch gegangen.

Flerida.
Zärtlich wollt' ich mein Verlangen —
Ach! — ſo gut ich wußte, zeigen.

Circe.
Laß dein allzu zärtlich Neigen,
Flerida, ich ſterb' aus Liebe;
Zwar ich hieß dich ihre Triebe,
Doch ſo lebhaft nicht, bezeigen.

Ich, ſchon bey den erſten Streichen
Von Verwirrung heimgeſucht,
Will nicht falſche Eiferſucht,
Die der wahren möchte gleichen.
Laß die ſchmeichleriſchen Zeichen,
Denn du machſt, daß ich verzage:
Dieſer Marter, die ich trage,
Will ich keine Worte leihn;
Kaum faßt meine ganze Pein
Alles das, was ich nicht ſage.

ab.

Flerida.

Welche tolle Neckerey?
Giebt es hier noch mehr Verdruß,
Den dieß Spiel mir bringen muß?

Lyſidas vortretend.

Ja, ich fehle noch dabey,
Schöne Flerida; doch ſey
Sorglos, daß ich mich beklage:
Nein, zu meiner Straf' und Plage,
Weil ich dieſes red' und ſehe,
Sey die Wüſt', in die ich gehe,
Zeuge meiner Herzensklage.

Flerida.

Lyſidas, wenn du vernommen,
Was ich ſagt' Ulyſſen hier,
Mußt du das, was Circe mir,
Gleichfalls haben wahrgenommen.
Heiß den Kummer nicht willkommen,
Um dem Troſt kein Ohr zu leihn.
Schweigend muß den falſchen Schein
Dieſer Blick dir ſchon entwirren:
Nicht ſo mächtig zum Verwirren
Soll allein das Schweigen ſeyn.

Lyſidas.

Wem den Muth die Leiden rauben,
Wenn ſich ihm mit gleichen Gründen
Gut und ſchlimmes will verkünden,
Kann er nur das Schlimme glauben.
Flerida, du mußt erlauben
Mich von beydem zu befreyn,
Was mir ſonſt wird tödlich ſeyn;
Dieß Gebirg will ich verlaſſen,
Das, wie viel es mag umfaſſen,
Kaum faßt meine ganze Pein.

Flerida.

Hör! vernimm! — Ihm nachzuſchicken,
Himmel ach! was ſoll noch taugen
Meinem Gram, da ſelbſt die Augen
Ihn nicht halten, die mit Blicken
Sonſt die Eiferſucht umſtricken?
Ob ich ihm zu folgen wage?
Hemmen muß ich meine Klage,
Denn ich weiß, es faßt nicht Eine
Von den Qualen, die ich weine,
Alles das, was ich nicht ſage.

ab.

Waldiges Bergthal.

Clarin tritt auf.

Clarin.

Die betrogne ſchöne Circe
(Denn die Fraun, die ſich am beſten
Auf die Welt verſtehn, ſind wahrlich
Leichter oft zu hintergehen)
Hat mir dankbarlich geſagt,
Herzugehn in dieſe Berge,
Und wenn ich mich einſam fände,
Brutamont' aus voller Kehle

Nur zu ſchreyn, ſo würd' alsbald mir
Selb'ger Brutamonte, wer es
Seyn mag, große Schätze bringen
Hier iſts gut: was zögr' ich länger?
Brutamonte! — Keine Antwort.
Brutamonte! — Will's nicht helfen?
Und zum dritt- und letztenmale,
Brutamonte!

Brutamonte tritt auf.

Brutamonte.

Dein Begehren?

Clarin.

Nichts mit dir zu thun haben,
Wenn es irgend möglich wäre.

Brutamonte.

Doch du riefſt mich, und ich weiß ſchon
Was ich ſoll; der Bothſchaft wegen
Die ich an dich habe.

Clarin.

Sag,
Hat denn keine Edelknäbchen
Sonſt als dich die Dame Circe,
Die's manierlicher beſtellten?

Sechs bis ſieben Ellen kürzer
Wäre mir genug geweſen.

Brutamonte.

Sie bedient zu Pomp und Pracht ſich
Meiner, der ich vom Geſchlechte
Der Cyklopen ſtamm', und hoffe,
Eh der Griechen Schaar die Gegend
Wiederum verläßt, an allen
Polyphems Tod noch zu rächen.

Zwey Thiere ziehen einen Kaſten herbey

Clarin.

Nichts zu rächen giebts an mir,
Ich rühret' ihn nicht an, und hegte
Allezeit vor ihm, beym Himmel,
Solche Furcht, wie jetzo eben.
Weiß ich doch kein beſſer Gleichniß
Sie zu ſchildern nach der Stärke.

Brutamonte.

Dieſer Kaſten iſt für dich
Nimm ihn.

Clarin.

Gut.

Brutamonte.

Und dank's von Herzen
Cirre'n nur, daß der Gehorſam
Mir gebunden hält die Hände,
Daß ich nicht an einem Arme
In die Luft dich ſchleudr' und werfe
Drüben dich ins Meer hinunter.

Clarin.

Ey! der Ballſchlag wäre prächtig.
Doch wie ſchön ich möchte ſpringen,
Wer wird wieder her mich prellen?

Brutamonte.

Und wenns das nicht wäre, wüßt' ich
Schon was anders.

Clarin.

Was?

Brutamonte.

Ich fräße
Dich auf einen Biß.

Clarin.

Und kaum
Würd' ich Einen Zahn dir letzen.

Brutamonte.

O käm' nur der Tag, der mir
Solche Freyheit bringt!

Clarin.

O käm' er
Niemals, ginge ſich die Füße
Durch, und bliebe unterweges!

Brutamonte.

Nimm den Kaſten, und du findeſt
Mehr wohl drin, als du begehreſt.

Clarin.

Nur ein Mittel möcht' ich finden,
Um dich wieder los zu werden.

Brutamonte.

Gut, ich geh' ſchon.

Clarin.

Du thuſt wohl. —
Was für höfliche, bequeme
Rieſen hat man hier zu Lande,
Die ſich ganz geſchwind empfehlen,
Wenn ſie etwa die Geſellſchaft
Stören!

Brutamonte.
Und ſo oft du mich
Rufen wirſt, —
Clarin.
Nun?
Brutamonte.
Komm' ich wieder,
Dich zu ſehn, in dieſe Gegend.

ab.

Clarin.
Ich will ihm die Müh erſparen,
Wenn ichs irgend kann umgehen.
Iſt er fort? Es ſcheint wohl, ja;
Doch es ſcheint noch nicht im Ernſte.
Aber was ſoll ich mich fürchten?
Iſt er, zahm und unterthänig,
Doch ein Neuling unter Rieſen.
Und weil mir der Schatz beſcheeret,
Bring' ihn, wer da will: was ſoll ich
Mir darum den Kopf zerbrechen?
Alſo friſch nur auf den Kaſten!
Hier ſeh' ich den Schlüſſel ſtecken.
Sicherlich giebts Diamanten

Drinnen wie die Fauſt groß, Perlen
Wie die Nüſſ', und Böhm'ſche Steine
Wie die Kugeln bey den Kegeln.

Er macht den Kaſten auf, und es kommt eine Duenna heraus.

Ey, was muß ich ſehn?

Duenna.

Du ſiehſt
Eine arme Jungfer, welche
Als Kundſchafterin zu dienen,
Und, was du von Circe'n redeſt,
Auszuplaudern, Auftrag hat
Immer horchend mitzugehen.
Weil ich horchen ſoll, ſo bin ich
In Duennen-Tracht geſendet.

Clarin.

Feiner Schatz vom Trödel mag mir
In ſothanem Kaſten ſtecken:
'Ne Duenna, erſt ein Rieſe?
Eins nur ſcheint hier noch zu fehlen,
Um das Triumfigurat
Voll zu machen von angehnden
Rittern; einen Zwerg vermiſſ' ich.

Duenna.
Wenn dir daran liegt, zu heben
Iſt der Mangel. — Brunelillo!
Komm ſogleich!
Es kommt ein Zwerg heraus.

Zwerg.
Was zu Befehle,
Donna Briando?

Clarin.
Woher kommſt du,
Lebend Sonnenſtäubchen? Rede!

Zwerg.
Hier aus meinem Haus, der Kaſten
Iſts, worin du mich beſtändig
Auf dem Rücken tragen mußt.

Clarin.
Und wie hat mit einem Zwerge
'Ne Duenna Platz da drinnen,
Da ſchon eins von dieſen Weſen
In der weiten Welt nicht Platz hat?

Duenna.
Brunelillo, kommen Menſchen,
Die uns ja nicht ſehen dürfen. —

Hört ihr da! klappt zu das Käſtchen,
Und ſchließt ab.

Zwerg.

Circe befiehlt euch,
Auf den Schultern uns zu ſchleppen;
Was ihr redet, ſoll'n wir hören.

Duenna.

Ja und mehr noch, als ihr redet.

Sie begeben ſich in den Kaſten und verſchwinden.

Clarin.

Lieben Herrn, was muß mit mir
Vorgehn? Was ſind das für Schätze?
Seht, potz Jupiter! ſie beyde
Sich in ihr Gehäuſe bergen.
Hier, bey Gott! iſt eine Fallthür.
Aber nein: im Kaſten ſeh' ich
Nichts, wo ſie verſchwinden könnten.
Was thu' ich in ſolcher Klemme?
Wenn ich Circe'n nicht gehorche
Bey der Strafe, die ſie ſendet,
Ladet ſie mir härt're auf,
Wenn es härt're noch kann geben,
Als den Kaſten ſchleppen. Nun

Hab' ichs klärlich eingeſehen,
Weßhalb ſie der Rieſe brachte,
Und die Thiere von der Stärke,
Denn ſolch eine ſchwere Laſt
Wie 'ne Duenna iſt, zu ſchleppen,
Das iſt nur für einen Rieſen
Und zwey Beſtien auszuſtehen.
Wer will Zwerg' und Duennen kaufen
So wie Nadelbrief' und Kämme?

Leporell kommt.

Leporell.

Mußte Circe dem Clarin
Glauben, und das von mir denken?
Her floh ich in dieß Gebirge,
Und die Götter mögen geben,
Daß ich finde, vor der Strafe,
Die mein wartet, wo mich bergen.
Jetzt ſinnt ſie zu dieſer Stunde,
Wie ſich mich verwandle, wett' ich,
In des Waldes Ungeziefer,
In Gewürme dieſer Quellen.
Doch da ſteht Clarin, und hier
Schickt es ſich, daß ich mich räche.
Mich freuts, dich, Clarin, zu finden.

Clarin.
Nimmermehr kann es ſo ſehr dich
Freuen, wie es mir zur Laſt iſt.
Leporell.
Denn den Tod will ich dir geben.
Clarin.
Und ich will dir Leben ſchaffen.
Leporell.
Auf was Art und Weiſe?
Clarin.
Merke!
Circe, mir verbunden, bietet
Mir in dieſem Kaſten Schätze,
Und ich will damit nun gern
Wieder dich zufrieden ſtellen.
Denn, wenn dieß der Lohn ſoll ſeyn,
Leporell, für's gute Sprechen,
Wird der Lohn, den du verdieneſt,
Dir zu Theil, wenn ich dies gebe.
Kannſt du mich zu mehr verpflichten,
Als ihn ganz dir abzutreten?
Nimm den Kaſten.

Leporell.

Nein, ich will nicht,
Daß du ganz mir ihn ſollſt ſchenken.
Weil du's wieder gut willſt machen,
Theilen wir zu gleichen Hälften.

Clarin.

So magſt du die Duenna kriegen,
Ich den Zwerg.

Leporell.

Mit dieſen Reden
Sag, was meynſt du?

Clarin.

Ja ich weiß nicht,
Mach nur auf, ſo wirſt du ſehen.

Er ſetzt den Kaſten an eine andre Stelle, und Leporell öffnet ihn.

Leporell.

Setz ihn her, — ſchon iſt er offen:
Was für herrliche Juweelen!

Clarin.

Herrliche Juweelen ſind es,
Für den Teufel mitzunehmen.

Leporell,

indem er die Sachen herausnimmt, die er nennt.

Dieſes Kettchen wähl' ich mir,
Jenes da behalt du ſelber

Clarin.

Ke — was?

Leporell.

Kettchen. Dann der Phönix
Hier von Diamanten ferner
Iſt für mich, und von Smaragden
Grün hier blitzend die Syrene
Laſſ ich dir.

Clarin.

Beym hohen Himmel!
Diamanten ſoll es geben,
Wo erſt Duennen? 'S iſt unmöglich!

Leporell.

Daß du mich nicht geizig nennen
Magſt, mein Freund, laſſ ichs dabey,
Und den Reſt mußt du dir nehmen.

beyſeit.

Wer ließ' wohl ſich nicht zufrieden
Stellen durch dergleichen Schätze?

Lybien geh' ich nun zu ſuchen,
Und ihr, was ſie wünſcht, zu ſchenken.

ab.

Clarin.

Nun, ich bin betrunken wahrlich,
Oder träume dieß und jenes,
Oder hab' den Kopf verlohren,
Oder muß groß Leid erleben,
Oder ſprach von Circe'n übel,
Daß, wo ich nur Zwerg' und Duennen,
Er Juweelen finden konnte!
Doch ich hab' ſie klar geſehen,
Und, wofern es ihrer giebt
Will ich, was ich kann, mir nehmen.

Die Duenna kommt nur mit halbem Leibe heraus.

Duenna.

Herr, ſag' doch dem Brunelillo
Euer Edlen, daß beym Nähen
Er mich läßt in Frieden.

Der Zwerg kommt heraus.

Zwerg.

Herr,
Sag' es ihr doch Euer Edlen,

Daß ſie mir mein Veſperbrod
Nicht beleckt.

Duenna.

Du lügſt.

Zwerg.

Du ſelber.

Sie klopfen ſich und verſchwinden.

Clarin.

Ey, was muß mir widerfahren?
Helfet mir, ihr Götter! helfet!
Brachte dieß mir Brutamonte?

Brutamonte tritt auf.

Brutamonte.

Was befiehlſt du?

Clarin.

Wie doch ſämtlich
Die Familie ſo gehorſam!
Wie ſie kommen ſo behende,
Wenn man ruft! Herr Brutamonte,
Welchem Jupiter gewähre,
Wie es ſeiner Rieſenſchaft
Zukömmt, alles Heil und Segen:
Nach Beſichtigung des Kaſtens

Bitt' ich, ihn nur mitzunehmen.
Solch lebend'gen Hausrath halten
Überlaſſ' ich großen Herren,
Denn ich brauche keine Leute,
Die nichts nutz ſind, und nur eſſen.

Brutamonte.

Ruft man dazu einen Mann,
Wie ich bin? So wahr ich lebe,
Schlag' ich ihn —

Clarin.

Todt, wird er ſagen.

Brutamonte.

Kurz und klein, wenn's ihm begegnet
Wieder mich zu rufen.

Clarin.

Niemals.

Brutamonte.

Ja beym Jupiter! ich werf' ihn
In die Luft mit einem Tritt,
Daß, wenn er zum Firmamente
Kommt, er todt vor Hunger ſeyn ſoll,
Und, wenn je zurück zur Erde,
Aufgefreſſen von den Vögeln.

ab.

Clarin.

Ey, das wär' ein Tritt zu nennen!
Wo beſtellt man ſolche Tritte?
Was ſoll ich nur thun, beym Wetter!
Zwiſchen dieſen dreyen Feinden
Meines Leibes?

Leporell kommt zurück mit **Lydia** und **Aſtrea.**

Leporell.

Nur ſo eben
Ließ ich hier bey ſeinem Schatze
Ihn zurück.

Aſtrea.

Ihm zuzuſprechen
Iſt es Zeit, jetzt da er reich iſt.
Lydia, laß uns zu ihm gehen.

Lydia.

Seht ihn dort. Clarin! was giebts?

Leporell.

Seufzeſt du?

Aſtrea.

Was haſt du?

Clarin.
Erſtlich
'Ne Duenna, dann 'nen Zwerg
Dann 'nen Rieſen.
Aſtrea.
Sprich! gieb Rede.
Was dies vorſtellt?
Clarin.
Dieß ſtellt vor:
Die Duenna ſoll mich quälen,
Und der Zwerg mir Segen bringen,
Und der Rieſe mich zum Henker
Aſtrea.
Biſt du toll?
Clarin.
O wollte Gott!
Aſtrea.
Welche Art iſt das zu reden?
Leporell weiß Lydien anders
Anzureden, anzubeten;
Denn er ſchenkt' ihr ein Juweel,
Und du willſt mir keines geben
Von ſo vielen.

Clarin.

Laß, Aſtrea,
Und berühr' nichts von Juweelen!
Ich muß mich von Sinnen thun,
Wenn du davon weiter redeſt.

Stimmen hinter der Szene.

Hieher! hieher!

Circe hinter der Szene.

Kühner Reiher,
Steig, bis du dich zum beſeelten
Stern von Federn umgeſtalteſt!

Aſtrea.

Das iſt Circe, die ſich nähert,
Und ſie ſoll mich nicht erblicken.

Leporell.

Zeus befohlen für beſtändig!

Aſtrea, Lybia und Leporell ab.

Circe tritt auf.

Circe.

Ich verlor mich vom Gefolge,
Ob Ulyß mir folgt, zu ſehen;
Ließ an einen Baum gebunden
Meinen unterthän'gen Zephyr.

Den ich müde macht', und warte
Unter dieſen Pappelſtämmen.
Wer ſteht da?

Clarin.

Ein Einfaltspinſel,
Ein Grützkopf, ein Tapps, ein Flegel,
Ein Hans-Narr, ein dummer Teufel,
Ein was nur beliebt Eur Edeln.
Schirmt vor Duennen mich, um alles!
Und vor groß- und kleinen Menſchen,
Würd' ich auch dafür zum Affen.

Circe.

Wenn du willſt, das ſollſt du werden.

Clarin.

Nicht ſo ſchnell, wenns euch beliebt,
Wollet mich beym Worte nehmen.

Circe.

Und, daß du mir mehr verdankeſt,
Als die ſonſt mein Wort verkehret,
Will ich machen, daß du Stimme
Und Verſtand behältſt. Nun gehe
Fort von hier!

Clarin.
So ernſtlich hab' ichs
Nicht gemeynt.
Circe.
Verweil' nicht länger!
beyſeit.
Bis er einen Spiegel antrifft,
Soll er ſo verwandelt gehen.
Clarin.
Willſt du mich zum Affen machen,
Laß mich nur die Gunſt erwerben,
Daß er von der hübſchen Art ſey:
Munter, luſtig, nicht ſo ſchläfrig. —
Menſchen-Affen dort, bald wird es
Mehr von eurer Gattung geben.
ab.

Ulyſſes tritt auf.
Ulyſſes.
Dir ſtrebt' ich nachzufliegen,
Doch mußte meines Roſſes Kraft erliegen,
Wiewohl, damit wir leichter auf dich ſpüren,
Du im Geleit den lichten Tag willſt führen.

Circe.

Vom Jagen abgemattet
Sucht' ich den Ort hier, angenehm beſchattet.
Was haſt du eingefangen?

Ulyſſes.

Ein (weh mir!) kühn aufſteigendes Verlangen
Das mit gewagten Flügen
Hindrang bis zu des Himmels Wolkenzügen,
Wo nah des Feuers Sitze
Es mit der Eil der Blitze,
Verſengt ſein ganz Gefieder,
Aufſtieg als Wunſch, als Schmetterling fiel nieder.

Circe.

Ich fragte, was beym Baizen du gefangen?

Ulyſſes.

Darauf erwiedr' ich: einer Sorge Bangen.

Circe.

Wie kannſt du meinen Fragen
Mit Doppelſinn Antwort zu geben wagen?

Ulyſſes.

Weil ich gedacht, weß du mich jetzt beſchuldigt,
Das wäre ſchon zuvor bey dir entſchuldigt.

Circe.

Ach ja! denn mir entfiel —

Ulyſſes beyſeit.

Ich bin von Sinnen.

Circe.

Der heut'ge Streit.

Ulyſſes beyſeit.

Auch ich hatt' ihn nicht innen.

Circe.

Was ſagſt du?

Ulyſſes.

Daß ich deßhalb mich vermeſſen.

Circe.

Deßhalb?

Ulyſſes.

Ja.

Circe beyſeit.

O verwünſcht der Streit! — Indeſſen,
Da wir zum Scherz nur dieſe Sprache wählen,
Erzähl' bloß von der Jagd.

Ulyſſes.

Ich will erzählen.
Kaum daß du uns verlaſſen, ſtieg ein Reiher
Aus rings umbüſchtem Weiher,

Des holden Blumenlenzes klarem Spiegel,
Empor, der bald mit ſtolz geſchwungnem Flügel
So hoch zum Himmel ſtrebte,
Daß er zugleich als Wolk' und Vogel ſchwebte,
Und zwiſchen Wind und Feuer
(O wär ſein Athem mein!) mit gleichem Steuer
Sich mitten inne hielt, daß mit den Schwingen,
In der kryſtallnen Sphär' und in der droben,
Gefrierend und verſenget,
Wie er ſie bald geſenket, bald erhoben,
Er ſo gemeſſen zwiſchen beyden hänget,
Daß ſie nur die geringſte Neigung brauchen,
Sich hier in Luft, und dort in Feu'r zu tauchen.
Als Hieroglyph' erklären
Mußt' ich den Reiher zwiſchen beyden Sphären,
Von einem, der bald kühn, bald feig, ſich mühet,
Zugleich erſtarrt und glühet,
Und zwiſchen Luft und Feuer ſich muß ſchlagen.

Circe.

Doch dieß iſt nicht vom Jagen.

Ulyſſes.

Es iſt von meinen Qualen,
Die mir zum Theil ein Falkenjagen mahlen.

Circe.
Ich wär beleidigt, daß du darauf zieheſt,
Wenn ich nicht wüßt', Ulyß, daß du nur ſpieleſt.

Ulyſſes beyſeit.
O wollt' es Zeus!

Circe beyſeit.
O wollte
Der Himmel, daß ers wahrhaft meynen ſollte!
Und weil wir beyde hier allein uns ſehen,
Fahr ohne Spielen fort.

Ulyſſes.
Gleich ſolls geſchehen.
Der Reiher war zum Punkt beynah entſchwunden,
Als meine Hand, die Schnüre losgebunden,
Die ihm die Haube halten,
Ließ einen Geyerfalken ſich entfalten,
Dem, des Gefangnen Ungeduld zu ſchmeicheln,
Mit Federn ich die Federn mußte ſtreicheln,
Indeſſen er, von Hunger hingeriſſen,
Pickt an des Glöckchens Blech mit ſcharfen Biſſen.
Kaum ſah er ſich dem Licht zurückgegeben
Nebſt einem andern, als die zwey ſich heben,
Den leeren Raum durchſtreifen,

Worin des Tages Sonnenſtäubchen ſchweifen,
Des Windes Regionen kühn durchmeſſen,
Und mit gleich regem Streite
Der grade ſtößt, und der geht in die Weite.
Das glühnde Schiff indeſſen,
Denn jetzo war ein glühndes Schiff der Reiher,
Der mit der Segel Schnelle
Durchfurcht des leichtern Elementes Welle,
Strebt eifrig ſelbſt zu werden ſein Befreyer,
Obwohl er ſchifft alleine,
Sein Schnabel Vordertheil, Ruder die Beine,
Die Fitt'ge Segel, und der Schweif das Steuer.
Du armer Reiher, ſagt ich, kämpfſt vergebens
Mit zweyen Gegnern; wohl, wohl meines Lebens
Bild nenn' ich dich, ſo hier und dort umfangen
Von drängendem Verlangen.

Circe.

Jetzt iſt dir die Entſchuldigung vernichtet,
Du fehlſt, es ſey nun, oder nicht erdichtet.

Ulyſſes.

Ich ſtellte mich nicht recht als der Verliebte,
Wenn ich beym erſten Wink Gehorſam übte.
Vor dem zwiefachen Dringen

Zog er nun ein die Segel oder Schwingen,
Und, ſeinen Kopf der einen unterſchmiegend,
Ließ er ſich fallen, ſeinem Glück erliegend,
Senkrecht herab; man ſahe
Ihn niederwirbeln aus der hohen Ferne
Gleich einem feur'gen Sterne,
Und die zwey Geyerfalken ſtets ihm nahe.
O du! biſt du mein Vorbild der Gedanken,
So halt ſie auch in Schranken!
Laß, warnend, keine Hoffnung mich erfüllen,
Wenn mir dein Schickſal meines muß enthüllen.

Circe.

Obwohl erdichtet, muß mein Mißvergnügen
Es dennoch jetzo rügen.
Wenn, ein erdichtet Streben
Zu zeigen, ich zuvor dir aufgegeben,
So hatt' ich jetzt, da wir allein, befohlen,
Es nicht zu thun.

Ulyſſes.

So ſag ich unverhohlen,
Gebieterin, da doch mich deine Strafen,
War es nun wahrhaft, wars erdichtet, trafen:
So werde jetzt als wahrhaft das gerichtet,
Was nur erdichtet war, ſo fern erdichtet.

Circe.

Wie, ſprich, kannſt du nicht zweifeln
So zu erwiedern?

Ulyſſes.

Weil ich muß verzweifeln.

Circe.

Du kannſt vor meinen Ohren
Vermeſſen ſo —

Ulyſſes.

Weil ich ganz bin verlohren.

Circe.

Mit Reden auf mich zielen?

Ulyſſes.

Weil ich ſoll Liebe ſpielen.

Circe.

So war auch dieß auf der Erdichtung Seite?

Ulyſſes.

Nicht doch, Gebieterin.

Circe beyſeit.

O wohl dem Streite! —
Ulyß, ob dein Erkühnen,
Beſtraft, dir zwar als Warnung ſollte dienen,
Verſtell' ich jetzo mich, daß niemand merke,

Was vorfiel: weil, bemüht wie es mir folge,
Sich nähert mein Gefolge;
Und die Erdichtung bleibt in ihrer Stärke.

Arſidas, die **Gefährten** des **Ulyſſes**, außer **Clarin**, und die **Fräulein** der **Circe** kommen.

Arſidas für ſich.

Obwohl gekränkte Rechte
Mein Herz mit meiner Eiferſucht gern rächte,
Doch will ich, was ich weiß, nicht merken laſſen.
Allein wie kann ſich ein Verſchmähter faſſen?
Umkehren jetzt, verriethe meine Schmerzen,
Und ich will leicht mit meinen Qualen ſcherzen. —
Ich folgte mit den Damen dir zur Stelle,
Gebieterin, am blum'gen Rand der Quelle,
Durch deren Schmelz wir deinen Sitz erfuhren
Da ſie uns wies in Blumen deine Spuren.

Circe.

Ich bin vorausgegangen,
Am hier beſtellten Tiſch euch zu empfangen.

Leporell.

Wie ich die Seel' erfriſche
An dieſem Wort: zu Tiſche!

Doch will ſich unter Blumen, unter Zweigen
Mir noch kein Schenktiſch zeigen;
Auch ſeh' ich nicht in häuslichen Geſchäften
Die Dienerſchaft aus allen ihren Kräften
Trepp' auf und nieder eilen.

Circe.

Wollt ihr euch rings auf Sitzen hier vertheilen,
Damit wir ſo in offnem Felde ſpeiſen,
Und ſehn, wie man uns auf verſchiedne Weiſen
Die Schüſſeln angerichtet? —
He! bringt den Tiſch!

Leporell.

Sag mir, an wen gerichtet
Iſt dein Befehl?

Circe.

An den, der mich vernommen.

Es ſteigt aus dem Boden eine zierlich angeordnete und erleuchtete Tafel empor; **Ulyſſes** **Circe**, **Arſidas** und die übrigen ſetzen ſich umher auf den Boden.

Leporell.

Ein hübſcher Tiſch, mein Treu! iſt angekommen.
Wärs wohl erlaubt, daß ich die Frage thäte:

Wie lang iſts her, ſeit man den Tiſch da ſäte?

Circe.

Wohlan, ſpielt auf und ſingt! und es beginne
Dem ein- und andern Sinne
Ergötzen mit den Speiſen und den Stimmen,
Die tönend in den leichten Zephyrn ſchwimmen.

Muſik.

Geſang.

Nicht des Vaterlands gedenkend,
Im Palaſt der hohen Circe,
Wenn der lebt, wer liebend lebet,
Lebt der tapferſte der Griechen.

Man hört Trommeln hinter der Szene, und
Lybia tritt auf.

Circe.

Doch was iſt es, das ich höre?

Ulyſſes.

Doch was ſcholl zu meinen Ohren?

Flerida.

Was, o Himmel! muß ich ſehen?

Arſidas.

Was, o Himmel! wird vernommen?

Circe.
Welch Getös der Waffen, welcher
Kriegeriſche Lärm, welch Toben
Macht das Licht der Sonn' erblinden,
Und betäubt das Echo donnernd?
Lybia.
Jener grimm'ge Rieſenſohn,
Jener wilde Brutamonte,
Den du, Herrin, hältſt gefangen,
Als den Wächter deiner holden
Gärten, auf daß niemand raube
Ihrer Äpfel Frucht aus Golde,
Drob beleidigt, daß die Griechen
Milder Fried', und wonnevolle
Ruh in deinem Pallaſt pfleget,
Sich vergeſſend und die vor'gen
Thaten, da ſie Mörder wurden
Polyphems, der furchtbar drohend
Unhold unter Menſchen war,
Oder Menſch unter Unholden:
Hat als deines Reichs Rebelle,
Rache allen abzufodern,
Aufgemahnt vom Lilybäum

All die mächtigen Cyklopen,
Die, der Sonn' unächte Söhne,
Jetzo leben ihr zum Trotze;
Und nach Phlegra hergeleitet
Durch den ſchlauen Brutamonte,
Ziehn ſie in Geſchwadern wider
Dich, die ſie nur roh geformet,
Als ob man die Felſen ſchweifen
Säh', die Vorgebirge kommen,
Ja es ſcheint, wie wenn die Berge
Einer von dem andern rollten,
Daß bey dem Geräuſch, dem dumpfen
Stöhnen, dem Geſchrey, die Sonne
Sich verdunkelt, und des Himmels
Achſen krachend eingebrochen.

Circe.

Wehe mir! was für Gefahren
Was für große Nöthen drohn mir!

Ulyſſes.

Meine Waffen! Ich allein
Will hinaus, und ihnen trotzen.

Arſidas.

Fürchte nichts, an deiner Seite
Schirm' ich dich vor ihrer Rotte.

Ulyſſes.

Denn es ſind für meinen Muth
Wenig noch ſo viel Cyklopen.

Ulyſſes geht nach dem Eingange zu, Arſidas nähert ſich der Circe.

Arſidas.

Denn, vor deinen Augen ſterbend,
Hätt' ich Leben mir erworben.

Leporell.

Das, was iſt, uns was man ißt,
Das ſind ganz dieſelben Worte;
Doch weil Lärm iſt, ißt man nicht,
Und die Mahlzeit geht verlohren.

Circe.

Haltet inne! haltet inne!
Denn dieß tobende Bedrohen
Iſt nur ein Verſuch geweſen,
Nur geweſen eine Probe,
Um zu ſehen, von euch zweyen,
Wer für ſein Gefühl bey ſolcher

Dringenden Gefahr ſich edler,
Heldenmüth'ger dargeboten;
Drum ließ ich in Luftgefilden
Sich fantaſt'ſche Schaaren formen.

Arſidas.

Wohl, wenns ein Verſuch geweſen,
So bin ichs, der ſich die Krone
Siegend nimmt, und der, o Circe!
Deine ſchöne Huld gewonnen;
Weil Ulyß, indem er rannte
Zu den Waffen ſo heroiſch,
Sich als Liebender zu zeigen
Unterließ, weil bey der Noth er
Nicht geeilt zu ſeiner Dame,
Wie ein Liebender es ſollte.

Ulyſſes.

Daß ich zu den Waffen rannte,
Läugn' ich nicht; doch nimmer folget,
Daß ein dringender Gefühl
Dort den Liebenden gezogen:
Wenn ich zu den Waffen greife,
So ergreif' ich ja der Holden
Sie zum Schutz.

Arſidas.

Bey ſchnellem Vorfall
Iſt der Geiſt zu ſehr betroffen,
Um das zweyte zu erwägen;
Was zuerſt, hat er erkohren.
Du liefſt hin zu deinen Waffen,
Drum verlohrſt du ſchon.

Ulyſſes.

Auf ſolche
Weiſ' auch du: wenn du mir vorrückſt,
Daß ich wenig Lieb' erprobet,
Weil ich nicht zu Circe'n ſey
Hingeeilt, wirſt du getroffen
Durch denſelben Grund; denn du
Eilteſt hin, troß dem Verbote,
Dich als Liebender zu zeigen.

Arſidas.

Wenn ich die Geſetze hoher
Ritterſchaft beachte, wird
Damen ſchützen mir befohlen,
Und ſo ſtand ich als ein Ritter,
Nicht als Liebender zum Horte
Circe's.

Ulyſſes.

Das Geſetz des Krieges
Heißt, wenn Waffenruf erſchollen,
Schleunig zu den Waffen greifen.
So umfaßt', an Muth heroiſch,
Krieger, Ritter und Verliebter,
Alles ich in Einer Sorge.

Arſidas.

Ja ich weiß, Beredſamkeit
Macht dich immer glänzen, ſonſten
Hätt'ſt du nicht ererbt Achillens
Harniſch von getriebnem Golde;
Da als Preis des Muthes haben
Ihn der Telamonier ſollte.

Ulyſſes.

Tapfrer Muth hat ihn verdient,
Du ſollſt ſehn, ob das gegolten,
Wenn vor dieſer Stimm' im Grimme
Phlegra in die Luft zerſtoben.

Arſidas.

Von dem Feuer meiner Augen
Eh zu Aſche brennen ſoll es.

Auf daß zu den zwey Vulkanen
Von Trinacrien mehre kommen.

Circe.

Was ſoll das? Vor meinen Augen;
Wie? die Degen ſo gezogen?

Arſidas.

Deine Würde mag verzeihen.

Ulyſſes.

Mir verzeihe deine Hoheit.

Arſidas.

Eiferſucht kennt keine Würde.

Ulyſſes.

Keine Hoheit der Getroffne.

Leporell.

Nie erlebt' ich eine Mahlzeit,
Die nicht eben ſo geſchloſſen.

Ulyſſes.

Hier für Griechenland!

Arſidas.

Und hier
Für Trinacrien! Ob du wohl mich
Hier allein ſiehſt, ſind Vaſallen
Dieſe Thiere mir und Forſten:

Wildes Menſchenvieh Trinacriens,
Komm zu deines Königs Horte!

Alle wilden Thiere kommen, und ſtellen ſich an die Seite des Arſidas, die Griechen an die Seite des Ulyſſes.

Ulyſſes.

Obwohl deinem Ruf ſich beſſer
Als dem Echo des melod'ſchen
Orpheus, Thier' und Stämme rühren,
Will ich, unter ſie mit Morden
Wütend, dieß Gebirge ſäubern,
Stamm für Stamm, und Hord' um Horde.

Sie fechten.

Clarin kommt als Affe.

Clarin.

Zwiſchen Griechen hier und Thieren,
Seh ich, wird verwirrt gefochten.
Wem ich beyſteh', weiß ich nicht,
Bin Partey ja hier und dorten,
Da ich eines Theils als Grieche,
Andern Theils als Affe komme.

Circe.

Weil ich euch mit meinem Rufen

Nicht kann halten, ſolls mein drohend
Zaubern thun. Die Lüft', umhüllet
Mit pechſchwarzen Dämpfen, ſollen
Eine zweyte Nacht erſcheinen;
Und im Aufruhr ganz verlohren
Aus dem Schooß der Wolken Blitze
Zahllos werden ausgebohren;
Sonn' und Mond, ſie ſollen denken,
Wenn ſie ſich ſo bald erſtorben
Heute ſehn, daß ſie verfehlet
Ihre Bahn am Himmelsbogen,
Oder daß vor meinem Hauche
Von der Erd' ihr Licht erloſchen.

Blitz und Donner, die Bühne verfinſtert ſich, und ſie fechten in der Dunkelheit.

Arſidas.

Sag, Ulyſſes, wo du biſt?

Ulyſſes.

Sieh mich mit dem Schwert antworten.

Allgemeines Handgemenge.

Florus.

Welche Noth!

Caſimira.

Welch blinder Abgrund!

Archelaus.

Welches Weh!

Chloris.

Welch traurig Toben!

Antiſtes.

Welche Nacht!

Clarin.

He! ſind wir Griechen,
Oder, Herrn, was ſind wir ſonſten?

Leporell.

Unterdeß, daß alle ſtreiten,
Einer auf den andern polternd, —

Clarin.

Unterdeß, daß jeder ſuchet
Eine Weiſe zu entkommen, —

Leporell.

Halte ich mich an die Mahlzeit.

Clarin.

Hab' ich mir den Tiſch erkohren.

(Sie ſpringen auf den Tiſch, und fallen einer dem andern in die Arme.

Leporell.

Doch was iſt das hier? Ein Löwe
Packt mich an.

Clarin.

Was iſt hier oben?
Angepackt hat mich ein Rieſe.

Circe.

Alles ſink' und ſey zerſtoben,
Und die Trennung ſtifte Frieden!

Clarin.

Wir gehn unter mit dem Boden.

Der Tiſch verſinkt mit den beyden Luſtigmachern darauf, und mit dem Gefecht und Ungewitter zerſtreuen ſich alle.

Dritter Akt.

Garten am Ufer des Meeres.

Antistes, Archelaus, Polyder, F
rus, Timantes und Leporell
auf.

Antistes.

Ob ihr gleich ſchon alle wiſſet,
Woran meine Stimm' euch mahnen
Will, doch hört mich, da nicht ſelten
In ſo groſſer Drangſal Jammer
Mehr wohl als die eigne Einſicht
Fremde Worte Eingang fanden:
Denn, in Wahrheit, niemand iſt
Richter in der eignen Sache.
Bloß geſtellt dem Zürnen immer,
Immer bloßgeſtellt dem Raſen
Eines allzuſtrengen Schickſals,
Kamen wir nach mannichfalt'gem
Glückeswechſel, vom Verhängniß

Fortgeſchleppt, an dies Geſtade
Phlegra's, in Trinacriens Reiche
Freygelaſſene Vaſallen.
Hier gab gegen alle Gifte
Jener Wilden und Tyrannin,
Juno uns zum Gegenmittel
Blumen, gold- und purpurfarbig,
Welche Iris bracht', im Bogen
Crocus und Carmin entfaltend.
So ſahn wir uns ihrer Feſſeln
Los: und als Ulyſſes dachte
Wieder auf die See, von uns
Schon als Vaterland betrachtet,
Überredete das Schmeicheln
Circe's, welche, da ſie ſahe,
Daß ihr tödlich Gift nicht gnügte,
Giftigere Ränk' aufwandte,
Unſern Führer, daß er hier
Bleiben möchte ein'ge Tage,
Zur Erhohlung von des Windes
Wankelmuth, ſo oft erfahren.
Er, auf ſeine Vorſicht bauend,
Denkend, daß er Freyheit Allen

Schaffen wolle, ſo viel ihrer
Im gebirgig rauhen Lande
Hier barbar'ſche Feſſeln dulden,
Blieb: und nun der wunderbaren
Schönheit Circe's hingegeben,
Lebt er ohne weitre Plane.
Wer wird glauben, daß den Helden,
Deſſen Schickung widerſtanden
Solchem Wiſſen, ſolchem Zauber,
Eine Schönheit konnt' entwaffnen?
Aber Alle werden's glauben,
Alle, denn das ſehn wohl Alle,
Eine Schönheit, eine Liebe
Sey der Seele Gift zu achten.
Hingegeben nun der Liebe
Haben ſie ſich offenbaret,
Von der Nacht an, daß die Degen
Bey dem Streit Beweiſe waren,
Und die dichten, düſtern, grauen
Wolken Frieden mußten ſchaffen,
So daß Arſidas, gekränkt,
Voll von eiferſüchtgem Raſen,
Sich entfernt an ſeinen Hof.

Sinnend, wie es ſcheint, auf Rache.
Während ohne Sorg' Ulyſſes
Bloß auf ſeine Luſt bedacht iſt,
Immer in den Armen Circe's,
Und umringt von ihren Damen,
In Akademie'n der Liebe,
Bällen, Feſten, Spiel und Tanze.
Uns daher verlohren ſehend,
Einen Anſchlag nun erſann ich,
Den Vergeßnen ſeiner Ehre,
Seines Ruhmes, aufzumahnen;
Und zwar weil er jenen Tag,
Als der Ruf erſcholl der Waffen,
Liebe ganz vergaß, und nach
Der Trompet' und Trommel rannte:
Laſſet uns zu allen Stunden
Von dem Schiff, das am Geſtade
Ankernd liegt, ein Kriegsgetöſe,
Wie zum Gruß für Circe machen,
Welches ihm als hoher Aufruf
Der Vergeſſenheit erſchalle,
Als Syrene, deren heller
Laut die Sinne nimmt gefangen.

Polydor.

Du ſprichſt wohl: ich will der erſte
Seyn, der noch am heut'gen Abend
Den Verſuch macht.

Limantes.

Wohl, ſo iſt es
Zeit nun: 'denn Ulyſſes wandelt
Jetzt durch dieſe holden Gärten,
Die Narciſſe von Smaragden
Sind, und, in ſich ſelbſt verliebt,
Im Gewäſſer ſich betrachten.

Archelaus.

Ich wills ſeyn, der von der See her
Anſtellt das Getös der Waffen,
Und Antiſtes bleib' indeſſen
Hier, um Circe'n anzuſagen,
Unſrer Mannſchaft Gruß nur ſey es.

Leporell.

Darf ein Schwur hervor ſich wagen,
Wo ſo viel und hoch betheuert
Wird, ſo ſchwör' ich beym Monarchen
Aller Götter, ihr thut übel,
Dieſen Anſchlag zu verhandeln.

Florus.

Sag, warum?

Leporell.

Weil Circe beſſer
Als wir ſelber weiß die Sprache,
Die geführt wird hier, und leicht
Nimmt ſie an uns allen Rache.
Spiegelt euch doch am Clarin,
Er ſprach ſchlimm von ihr, ſie ſtrafte
Zornig ihn; was mit ihm wurde,
Wo er iſt, kann niemand ſagen.

Florus.

Hier iſt lauter Furcht.

Leporell.

'S iſt ſicher.

Archelaus.

Laßt ihn, glaubt nicht ſeinem Warnen,
Und gehn wir zu unſerm Zweck.

Alle.

Gehn wir.

Alle ab, außer Leporell.

Leporell.

Gehn Eur' Edeln alle.

Nur; ich bleibe hier, und treibe
Einen mir weit wicht'gern Handel.
Denn von allen Thieren, welche
Hier umher im Felde wandern
Fangen möcht' ich irgend eins,
Um's nach Griechenland zu ſchaffen,
Wenns einmal beliebt den Göttern,
Uns zu retten aus Trinacrien.
Schon ein einz'ges würde dort
Eine unſchätzbare Waare
Seyn, denn, bloß um es zu ſehen,
Käm' ganz Griechenland zuſammen,
Weiß ich ſicherlich, und ſo
Wär' ich ſicher Geld zu machen.
Dieſer Tage hier herum
Sah ich ſpringen einen Affen,
Und mir Fratzen und Geſichter
Immer ziehn, den möcht' ich haſchen.
In der Abſicht führ' ich dieſen
Strick bey mir, ihn feſt zu packen,
Wo ich ihn nur ſeh'; es ſcheint,
Daß er poſſenhaft und zahm iſt.

Clarin als Affe kommt.

Clarin.

Irr' ich nicht, ſo waren eben
Die Gefährten hier verſammelt,
Zwar, ſeit ich ein Aff' geworden,
Find' ich leicht, wo ich auch wandre,
Mir Gefährten: nun durch Zeichen
Sag' ich ihnen, doch zu machen
Daß mich Circe frey läßt, weil ich
Satt das Affenweſen habe.

Leporell.

Seht, da iſt er! ſitzen ſoll
Dieſe Schling' ihm gleich am Halſe.
Jetzo iſt es Zeit: was zögr' ich?
Was hält mich? was macht mir bange?
Sagt man doch, nichts fängt ſich leichter
Als ein Aff': das wiſſen alle,
Die gefangen hier zugegen.
Du entgehſt nicht meinen Krallen.

Er wirft ihm eine Schlinge um den Hals.

Clarin.

Ach du würgſt mich, Leporell!
Nicht am Hals mußt du mich packen.

Leporell.

Wie du auch Geſichter ſchneideſt,
Kommſt nicht los.

Clarin.

Welch eigne Sache,
Daß ich für mich red', und ſpüre
Seel' und Sinn und die Gedanken,
Und nur Worte vorzubringen
Nicht im Stande bin bey andern!
Ich bins, Leporell, ſo ſieh doch!

Leporell.

Seht ihn ſpringen! ſeht ihn tanzen!
Kann ich doch nach Griechenland
Nichts ſo rares bringen, wahrlich!
Ja Herr Aff', von heute an
Werden wir nun Cameraden,
Da hilft nichts, als ſich gedulden,
Und hübſch mitgehn.

Clarin.

Red' ich, laſſ' ichs,
Er vernimmt mich doch nicht.

Leporell.

Welche

Männchen er nur macht! wie artig!

Aſtrea und Lydia kommen.

Lydia.

All den Tag ſieht man dich nicht,
Leporell: ſag, wo du ſtakeſt?

Leporell.

Auf die Affenjagd geweſen
Bin ich: 's iſt kein übles Jagen.
Den da fing ich.

Lydia.

Ey welch niedlich
Affchen!

Leporell.

Hans, mach deine Fratzen.

Lydia.

Was mit ihm zu machen denkſt du?

Leporell.

Liebes Kind, nach unſerm Lande
Soll er mit; dort ſoll er mir
Klimpern lernen die Guitarre,
Und ſoll tanzen auf dem Seile,
Und ſoll Purzelbäume ſchlagen.

Clarin.

Auf dem Seil und Purzelbäume?
Das nur fehlt mir noch wahrhaftig!

Aſtrea.

Sag mir, Leporell, wo blieb
Nur Clarin?

Clarin.

Hier.

Aſtrea.

Weg da, Affe!

Leporell.

Seit dem Tag, da er zurückblieb,
Mit Juwelen ſo beladen, —

Clarin.

Möchte ſo dir Glück beſcheert ſeyn!

Leporell.

Sah ich ihn nicht, kann nicht ſagen,
Was nur mit ihm ward.

Clarin.

Ich wohl.

Aſtrea.

Geiz verſcheucht ihn.

Clarin.

'Siſt zum Raſen.

Lybia.

Circe kommt in dieſe Gegend.

Leporell.

Drum, wenn etwa ſie des Affen
Fang verdrießen ſollte, geh' ich.
Komm, Hans! du mußt mit mir wandern.

Clarin.

Wenn er mich erwürgt, was thu' ich?

Leporell.

O wie gut will ich ihn halten!

Alle ab.

Ulyſſes, **Circe** und ihre Fräulein treten auf.

Circe.

Hier an dieſer grünen Stelle,
Wo man von dem blum'gen Rande
Beyde glänzende Gefilde
Überſchaut, der See, des Landes,
Solchen Gegenſatz im Schönen,
Und ſo ſchön im Gegenſatze,
Daß der Blick verlegen zweifelt,
Welches Gras iſt, welches Waſſer;

Weil in Buchten hier von Blumen,
Dort in Wäldern von Smaragden,
Sich in gleichen Wellen heben
Wie die Schäume, ſo die Matten,
Bey des Südwinds regen Seufzern,
Und der Lüfte lindem Athem:
Kannſt du von der Jagd Ermüdung
Jetzo ruhn in meinen Armen,
Mein Ulyſſes.

Ulyſſes.

Du ſprichſt wohl:
Nur in ihnen Ruhe haben
Kann die Seele; denn ſie einzig
Sind das Ziel für ihr Verlangen.

Circe.

Bey all dieſen Zärtlichkeiten
Fürcht' ich doch mich hintergangen.

Ulyſſes.

Warum?

Circe.

Weil ich denk', es währet noch
Die Erdichtung, die wir hatten.

Ulyſſes.

Niemals war ſie es für mich.

Circe.

Wer verſichert mirs?

Ulyſſes.

Mein Bangen.

Circe.

Wer ſagt mirs?

Ulyſſes.

Mein innig Sehnen.

Circe.

Es iſt Trug.

Ulyſſes.

Nein, lautre Wahrheit.

Circe.

O wer das doch wüßt', Ulyſſes!

Ulyſſes.

Höre, Circe und erfahr' es.
Eine Gottheit, entflammt von Rachverlangen,
Die wider Zeus und Juno ſich darf ſtellen,
Gaſtfreundin dieſes Staats von eiſ'gen Wellen,
In dieſer Flut von Silber einſt empfangen.

Ließ manches Jahr mich nach der Heimath bangen,
Ließ immer höher die Gefahren ſchwellen,
Und, meinem Leben ſichrer nachzuſtellen,
Durch Sturm an deine Schwelle mich gelangen.
Doch naht' ich dieſer ſorglos, ſo geleitet,
Daß ich geſchirmt vor Graun, vor Schauern bliebe,
Die du ringsum auf Land und Meer verbreitet.
Dem Zauber ſiegt' ich ob, nicht ſanfterm Triebe;
Die Liebe that, was er mir nicht bereitet:
Drum über allen Zauber iſt die Liebe.

Circe.

Mit all dieſer Zärtlichkeit,
Kannſt du mir die Schuld nicht zahlen,
Denn noch größer war die meine.

Ulyſſes.

Sag, wie ſo?

Circe.

Hör' und erfahr' es.
Rachgierig, grauſam, nichts dir zu verhehlen,
Trotz Göttinnen von ſchmeichleriſcher Milde,
Monarchin dieſes Staats von ſeltnem Bilde,
Gebietrin dieſer Flut von Menſchenſeelen,

Lebt' ich: und, ganz Barbarin mich zu ſtählen,
Warf keinen aus das Meer an dieß Gefilde,
Den unter falſchem Namen, fremdem Bilde,
Blut'ge Magie nicht wußte zu entſeelen.
Du kamſt, dich wollt' ich mörderiſch bekriegen;
Doch ſah ich bald, wie meine Kunſt zerſtiebe,
Und ward beſiegt, da ich gedacht zu ſiegen.
So ließ mein Zauber, ſcheu vor höherm Triebe,
Dem Liebeszauber meine Bruſt erliegen:
Drum über allen Zauber iſt die Liebe.

Ulyſſes entſchläft, und **Lybia** tritt auf.

Lybia.

Die Muſik, die du zu machen
Haſt befohlen, iſt bereit,
Fürſtin.

Circe.

Nicht zu dieſer Zeit
Singet, denn nach langem Wachen
Muß Ulyſſes ſich beſiegt
Von des Morpheus Gottheit ſehen,
Deß ertödtenden Trophäen
Jede Kraft in ihm erliegt.
So iſt er im Schooß begraben

Jenes abgezehrten Schatten,
Der als Ruh und als Ermatten
Schrecken kann zugleich und laben.
Flößet, Blumen! Waldgefieder!
Zu verſüßen ſeine Träume,
Still' ins rege Laub der Bäume;
Unterbrecht die Liebeslieder!
Rauſchen laſſe die Kryſtallen
Keiner dieſer Bäche! Schweigend
Rinnet hin, ihr Quellen! zeigend
Mit gehorſam leiſem Wallen,
Wie die Lieb' in mir beſchaffen;
Und mit redneriſcher Stille
Sagt, wie ſeine Ruh mein Wille
Heilig achte.

Hinter der Szene.

Waffen! Waffen!

Trommeln und Trompeten von derſelben Seite her.

Circe.

Was iſt das? Welch Übertreten
Meines Winks mit lautem Schwärmen?

Ulyſſes erwachend.

Krieg verkündigt dieſer Lärmen,
Krieg verkünd'gen die Trompeten;
Götter, was werd' ich gewahr?
Wurde ſo, die edlen Geiſter
Feſſelnd, träger Schlaf mein Meiſter?
Ach ich bin nicht, der ich war!
Daß, zu weicher Luſt verwöhnt
(Wehe mir!) ich ſo verweile,
Und nicht nach dem Echo eile,
Welches kriegriſch ernſt ertönt.
Circe, o verzeih! da hier
Krieg und Wuth entbrennt: wie bliebe
Ich wohl in dem Arm der Liebe?

Circe.

Halt! vernimm mich! — Wehe mir!
Wer blies die Trompete da?

Antiſtes tritt auf.

Antiſtes.

Die bedacht zu huld'gen war
Mit dem Gruß der Unſern Schaar,
Da ſie dich vom Meer her ſah.

Ulyſſes.

Zögern gilt nicht länger hier:
Waffen weckten mich, und jene
Krieger-lockende Syrene
Traf die tiefſte Seele mir.

Circe.

Mäßigt dieſe wilden Triebe,
Singet, ſingt von Liebe noch!

Muſik von der andern Seite.

Geſang.

Bleib, Ulyſſes! iſt ja doch
Über allen Zauber Liebe.

Ulyſſes.

Welche Stimmen holder Lieder
Hör' ich in den Lüften wallen,
Deren tönend Wiederhallen
Süßer Neid dem Waldgefieder?
Wie ſo wohl mir Liebe tönet!
Schöne Circe, wie empfangne
Huld von dir all die vergangne
Pein und Noth ſo leicht verſöhnet!
Schon folg' ich dem ſanftern Triebe.

Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.
Waffen! Waffen!
Ulyſſes.
Kann ich weilen?
Waffen rufen mich: nacheilen
Muß ich ihnen.
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Ulyſſes.
Wie ſo ſüß im Wiederhohlen
Dieſe Schmeicheltöne ſchweben!
Antiſtes.
Koſtet' es mir auch das Leben,
Reden muß ich unverhohlen.
Held Ulyſſes, nie beſiegt!
Wie, ſo achtlos dieſes Rufes
Der Trompete deines Rufes,
Ein in weiche Ruh gewiegt,
Liegſt du taub da? Welch Erſchlaffen
Iſt dieß, ſo der Liebe eigen,
Dich zu weihn ruhmloſem Schweigen?
Hör die Stimmen!

Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.
Waffen! Waffen!

Ulyſſes.

Ja, Antiſtes, du haſt Recht!
Meine Sinne, blind und taub,
Waren ſchnöder Trägheit Raub.
Nun ihr Stimmen, da ihr ſprecht
Aufgebot zum Heldenſtande,
Reiß' ich meiner Bande Laſt.

Circe.

Waren ſie denn ſo verhaßt
Dir, Ulyſſes, meine Bande?
Wie, da meiner Arm' Umſchlingen
Neid den Blumen muß erregen,
Kannſt du andre Neigung hegen?
So zerreißen meine Schlingen?
Glaubt' ich, daß ſo leicht zerſtiebe
Für ſo viele Huld dein Danken?
Hör' in Blättern, Blumen wanken
Dieſe Stimmen: —

Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!

Antiſtes.
Schweiget nicht, ihr kühnern Triebe!
Circe.
Land und Meer ſoll Lieb' erſchaffen
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.
Waffen! Waffen!
Waffen! Waffen!
Stimmen mit ſanfter Muſik.
Liebe! Liebe!
Ulyſſes.
Waffen dort und Liebe hier
Hör' ich, und den Streit zu dämpfen
Muß ich mit mir ſelber kämpfen,
Schütze kaum mich ſelbſt vor mir.
Antiſtes.
Dieß iſt Ehre.
Ulyſſes.
Du ſprichſt wohl.
Alles ſtürmt die Ehre nieder.
Circe.
Dieß iſt Wonne.

Ulyſſes.

Du auch wieder,

Schöne Circe, ſprichſt ſo wohl.

Circe.

Der Genuß iſt ſüßes Streben.

Ulyſſes.

Du haſt Recht.

Antiſtes.

Das Triumphiren

Kann mit höh'rer Glorie zieren.

Ulyſſes.

Recht muß ich dir gleichfalls geben.

Antiſtes.

Da dich Lieb' und kühn're Triebe

Rufen, mußt du auf dich faſſen.

Stimmen mit ſanfter Muſik.

Liebe! Liebe!

Stimmen mit kriegeriſcher Muſik.

Waffen! Waffen!

Circe.

Sag, wer hat geſiegt?

Ulyſſes.

Die Liebe,
Denn wie ſollt' es möglich ſeyn,
Daß mich andrer Hang umſtrickte,
Wo ich deinen Reiz erblickte?
Dir muß ich als Sklav mich weihn,
Dich anbeten iſt für mich
Schönſter Ruhm, mein höchſtes Streben
Dir im Angedenken leben.
Tauſendmal beglückt war ich
Seit dem Tag, da holde Triebe
Zu erwerben mir gelungen.

Circe.

Kommt, Geſpielen! und geſungen:
Über allen Zauber Liebe!
Geh du mit; und wo eur Mahnen,
Griechen, noch uns unterbricht! —
Seyd mir dankbar, daß ich nicht
In den Flammen und Vulkanen
Meines Zornes euch verbrannt.

Antiſtes.

Weh uns allen, weh! denn hier
Hülflos ſterben müſſen wir,

So gefangen und verbannt.
Ja, in dieſem Grab' erſchlaffen
So viel Griech'ſche Heldentriebe.

ab.

Geſang.

Über allen Zauber Liebe.

Alle gehen ſingend ab; von der andern Seite hört man Waffenlärm, und den **Arſidas** hinter der Szene rufen.

Arſidas.

Kämpfe! Kämpfe! Waffen! Waffen!

Circe mit ihren Fraulein kömmt zurück.

Circe.

Was iſt dieß? da ich geboten
Eben, daß verſtummend heute
Sich Metall und Trommelſtäbe
Wiederhohlt zu lärmen ſcheuen,
Wagt ihr es aufs neu', ihr Knechte,
Wagt, ihr Feigen, es aufs neue,
Daß das Erz gezwungen klaget,
Daß geſchlagne Felle ſeufzen?

Flerida tritt auf.

Flerida.

Dieſes wiederhohlte Schmettern,
Das mit kriegeriſchem Dräuen,
Die Gebirge rings erſchütternd,
Wanken macht des Himmels Säulen,
War nicht eine Liſt der Griechen:
Mehr Gefahr und Abentheuer,
Mehr Verwirrungen und Nöthen,
Mehr des Unglücks, mehr der Gräuel,
Will der Himmel, daß uns dieſe
Zurüſtungen ſoll'n bedeuten.
Arſidas, der deine Schönheit
Lang' geliebt mit ſolcher Treue,
Nun gekränkt durch dein Verſchmähen,
Und durch deinen Hohn verſcheuchet,
Seit du länger deine Liebe
Zum Ulyſſes nicht geleugnet:
Als bey jenem Zwiſte Frieden
Stiftete das Wetterleuchten,
Ging an ſeinen Hof; von dort,
Da ihn Liebe zwang, ein Außerſt
Mit dem andern zu vertauſchen,

Wie's die Menſchen thun ſo häufig,
Kommt er, dieß Gebirg anfeindend,
Jetzt, und dieſes Meer bedräuend;
Wohl mit Recht, da deſſen Wellen,
Von der ſchweren Laſt erſeufzend,
Ehrgeiz hegen, übermüthig
Sich zu Felſen aufzubäumen,
Da ſie ſehn von fern in ihrer
Salzkryſtallen blauen Räumen
Flüchtige Vulkane ſchweifen,
Ein beweglich Phlegra ſteuern,
Einen tragbarn Ätna laufen,
Ein Trinacrien irrend kreuzen.
Lyſidas, von mir gekränkt,
Glaubend daß ich ihm die Treue
Mit Ulyß verletzt, (den Grund
Weißt du, warum ichs geheuchelt)
Iſt Gefährt' ihm: denn er hofft
So von hier mich zu erbeuten,
Da der Eiferſucht und Liebe
Mißmuth ſich vor niemand ſcheuet.
Ich weiß alles, denn dort ſitzend
Auf der Spitze, die als Säule

Uber Land und Meer hervorragt,
Der ſich Thal und Wellen beugen,
Sah ich, wie die bunten Wölkchen
Fern an dunkler Himmelsbläue
Schatten uns zu mahlen pflegen
Bald von Gärten, bald Gebäuden,
Erſt verworren die Erſcheinung,
Die, vom Späherblick gedeutet,
Ein Gemiſch von Wolken, Schiffen,
Zweifelhaft dem Auge däuchte;
Bis, da ihre mächt'ge Flotte
Mehr zum Hafen hingeſteuert,
Ich vor ihrer Schnäbel Furchen
Sich erheben ſah und kräuſeln
Weißen Schaum, der an der Fluten
Wie gewäſſert blauem Zeuge
Schöne Stickerey von Silber
Bildet, die umher geſtreuet
Ohne Ordnung, um ſo ſchöner
Iſt mit kunſtlos reichen Säumen.
Jezt im Hafen angelandet,
Laſſen, los vom Tauwerk, ſäuſeln
Ihre weißen Leinen-Fitt'ge,

Meer zugleich und Lüfte räumend,
Dieſe Fiſche, dieſe Vögel.
Ob ſie dieß, ob jen's bedeuten.
Ohn' erſt zu begrüßen, ſprangen
Sie an's Land, und wurden ſchleunig
Nun zu Griech'ſchen Pferden, ſchwanger
Ganz von kriegeriſchem Zeuge,
Da, Vulkane der Gewäſſer,
Ausgebahren ihre Bäuche
Grimm und Blitze, die den Strand
Augenblicklich überhäuften.
Wohl kannt' ich, wie ſie bewaffnet
Ausgeſtiegen, beyde Häupter,
Und in kaum vernommnen Lauten,
Die die Ferne halb zerſtreute,
Hört' ich Arſidas, der ſagte:
Enden muß der Zauber heute
Dieſer Magin, meinem Muth
Muß ſich dieß Gebirge beugen,
Das Trinacriens unterjochter
Atlas war. — Da ich bedräuet
Von ſo viel Gefahr dich ſah,
Kam ich, dirs zu melden, ſchleunig.

Rüſte denn zur Gegenwehr dich,
Wenn nur Gegenwehr zu ſteuern
Hinreicht ſolcher blut'gen Rache
Zweyer eiferſücht'gen Freunde.

Circe.

Schweige, ſchweige, ſprich nicht weiter!
Und kein kriegriſches Geräuſche
Komme zu Ulyſſes Ohren,
Den ich hier in ſüßen Träumen
Tief begraben will verlaſſen,
Daß der Krieges-Abentheuer
Glanz ihm nie zu mir die Liebe
Aus der Seele möge ſcheuchen;
Ich zieh' aus mit euch allein,
Stolz der Feinde Macht zu beugen,
Und du ſollſt mein Feldherr ſeyn:
Fürchte nicht, daß dirs an Leuten
Fehlen wird; denn bilden meine
Krieger gleich ein kleines Häufchen,
Reiſ'ge Heere ſtell' ich auf
In der Luftgefilde Räumen,
Die mit Ordnungen des Fußvolks
Und Geſchwadern leichter Reuter

In fantaſtiſchen Gefechten,
Nachgeahmten Zügen, täuſchen.
Und daß nicht lebend'ge Schaaren
Fehlen unter ſo viel Träumen,
Zieht ihr Alle aus, gewaffnet
Mit diamantnen Schilden heute:
Leget ab den Schmuck der Venus,
Kleidet euch nach Mars Gebräuchen.

Caſimira.

Was dies Leben, dieſe Bruſt
Nur vermag, biet' ich mit Freuden.

Chloris.

Ja, die Männer ſoll'n erkennen,
Was der Frauen Muth bedeutet.

Syrene.

Meine ſtolze Tapferkeit
Soll die Sonne heut bezeugen.

Thisbe.

Nach den Proben unſrer Macht,
Soll die Welt ſie nicht mehr läugnen.

Aſtrea.

Jedesmal, daß du mich anſiehſt,
Werd' ich dir wie Pallas däuchten.

Lybia.
Ich wie Venus, da du Mars
Sehen wirſt vor mir ſich beugen.
Circe.
Ruft zum Kampf in dieſem Zutraun.
Caſimira.
Tönen laßt geſpannte Häute.
Chloris.
Die Trompet' erweck' das Echo.
Syrene.
Und das Erz, geſchlagen, heule.
Thisbe.
Alles lodre auf in Flammen.
Aſtrea.
Ganz Trinacrien ſpeye Feuer.
Lybia.
Himmel, Meer und Erde zittre
Vor der Waffen wildem Gräuel.
Flerida.
Circe, dieſer Berg und Meere
Wunder, leb' in Sieg und Freuden!

Circe.

Daß ſie zu Ulyſſes Armen,
Den jetzt dumpfer Schlaf betäubet,
Reich an Beute wiederkehre,
Standhaft in verliebter Treue.

Alle ab.

Auf einem Berge.

Arſidas und **Lyſidas** mit ihren Truppen treten auf.

Arſidas.

Von dieſes Berges Spitze,
Der kühn ſich naht der Sonne lichtem Sitze,
Und, glorreich ſtolz erhoben,
Vom Strahlendiadem die Stirn umwoben,
Ein kaum vom Blick umfaßter,
Den Dom des Mondes tragender Pilaſter,
In Gewölk von Topaſen und Rubinen
Iſt Circe's Königspallaſt dort erſchienen.
Wohlauf denn, ihr Soldaten,
Muthig, beherzt, erhitzt auf tapfre Thaten!
Die ihr dem Himmel glaubtet,
Und meiner Eiferſucht Anſpruch behauptet:
Heut muß das Unheil ſterben,

Des Ungeheurs Gedächtniß heut verderben;
Vom Joch Trinacriens Fluren loszukaufen,
Sey Phlegra Grabmal ihr und Scheiterhaufen.
Laßt den Gefangnen allen,
Die mag'ſchem Zauber hier ins Netz gefallen,
Uns Freyheit wiedergeben:
Sie ſoll'n hinfort recht todt ſeyn, oder leben.
Laßt aus bedrängtem Stande
Uns muth'ge Retter ſeyn dem Vaterlande;
Und ſichern vor Gefahren, die hier drohten,
Den Wanderer, den ſcheiternden Piloten,
Der ſonſt, als Leichnam in den dunklen Grüften,
Mehr Sturm, als auf der Flut, fand in den Schlüften,
Da nirgends ihm vergönnten ſich zu bergen,
Berge von Waſſer und ein Meer von Bergen.
Und du, vor deſſen Drohen,
O tapfrer Lyſidas! der Tod geflohen,
Heut wirſt du Flerida nach Würden retten
Aus der Tyrannin ungerechten Ketten;
Oder an ihr dich rächen,
Wenn Eiferſucht die Liebe ſo kann ſchwächen.

Lyſidas.

Arſidas, kühner Streiter,

Trinacriens Fürſt! Nicht eiferſüchtig weiter
Komm' ich der Rache wegen,
Denn Eiferſucht kann ich um nichts nicht hegen,
Seitdem ich weiß, erdichtet
War jene Liebe, nur auf Liſt gerichtet,
Die Flerida Ulyſſen einſt bewieſen,
Weil jener Sphinx Befehl ſie angewieſen.
Nicht eiferſüchtig, voll von meinem Lieben
Komm' ich vielmehr, von kühnem Zorn getrieben,
Zur Löſung Flerida's, die, hold zu ſchauen,
Des Himmels Blum' iſt, und ein Stern der Auen.
Und ſo nun ganz der deine,
Schwör' ich bey dieſes ſchönen Lichtballs Reine,
Der, angeſchaut, uns blendet,
Nicht angeſchaut, uns allen Helle ſendet:
Bey dir bleib' ich, bis deinem Grimm zum Raube
Der Zauberhain der Liebe liegt im Staube,
Wo, damit jede Macht an ihm zerſtiebe,
Jetzt über allen Zauber herrſcht die Liebe;
Wie auch auf ſeinen Lenzbemahlten Flächen
Der Südwind brauſ' und Aſt' und Wipfel brechen.

Arſidas.

Der Krieg der Lieb' und Eiferſucht wird Schrecken
Dem Himmel ſelbſt erwecken.

Stimmen hinter der Szene.

Auf an Trinacriens Seite!

Lyſidas.

Von dort wird uns erwiedert.

Hinter der Szene.

Auf zum Streite!

Ein Soldat.

Ach Herr! laß es dir klagen,
Du führſt uns in den Tod.

Arſidas.

Was willſt du ſagen?

Soldat.

Du ſprachſt, es ſey mit Waffen
Und Mannſchaft nichts in dieſem Wald zu ſchaffen.
Und kaum gelandet hatten
Noch deine Truppen, als im dunkeln Schatten
Sie dort gelagert ſahen
Fußvolk und Reiter, die bey unſerm Nahen
Den Eintritt uns verwehrten
In das Gebirg.

Arſidas.

Nein, fürchtet nichts, Gefährten!
Denn dieſe ungeſchlachten

Gebilde ſind Fantome nur zu achten,
Ihr Wüthen nicht zu ſcheuen;
Denn ihre Streiche ſind nur eitles Dräuen,
Das, zögernd ausgetheilet,
Nur Spuren zeichnend in den Lüften weilet.

Lyſidas.

Seht ſo die Feigen zagen,
Daß, immer drohend, ſie doch niemals ſchlagen.

Soldat.

Wie ſo, da ſchon, die Sonn' umhüllt von Wettern,
Sie Donner ausgebähren, Blitze ſchmettern?

Arſidas.

Mir ſey's zuerſt gelungen,
In dieſe Wildniß ſtolzen Muths gedrungen,
Das Graun hinwegzuſchaffen.

Lyſidas.

Wir alle folgen dir.

Alle.

Auf zu den Waffen!

Arſidas.

Ha ſchlauer Grieche! nun durch Rednerkünſte,
Komm, um zu löſchen dieſe Feuersbrünſte.

Circe und ihre Frauen kommen mit bloßen Degen

Circe.

Er kommt nicht, aber ich, denn ſeine Sinnen
Zu ſtören iſt zu ruhmlos ſolch Beginnen.

Aſtrea.

Nicht einer bleib' am Leben!

Flerida.

Kein Liebender, der Rache will erſtreben,
Ohn' Eiferſucht.

Lyſidas.

Du kränkſt mich, wie ich kränke,
Da ich des Ruhms mehr als der Liebe denke.

Circe.

Kein Haupt ſey heut beſchirmet
Vor unſrer Waffen Beilen: ſtürmet!

Alle.

Stürmet!

Arſidas.

In ſolchen harten Kämpfen
Muß ſich die Ehrfurcht vor der Schönheit dämpfen. —

Gefecht.

Bald, Circe, mehrſt du deiner Macht Trophäen.

Lybia.

O wie ſo brav laſſ' ich mich fechtend ſehen!

Die Männer ziehen ſich zurück; die Frauen verfolgen ſie.

Garten am Ufer des Meeres.

Leporell kommt mit Clarin als Affen.

Leporell.

Da uns Circe ließ allein,
Und wie bey verſchloßnen Thüren
Ungeſtört uns können rühren,
Wird die beſte Zeit wohl ſeyn
Zur Lection, Herr Aff', ich dächte.
Erſt das Rad zu ſchlagen, was
Ich ihn lehrte, mach' er das. —

Clarin ſchlägt ein Rad.

So, recht brav! das iſt das rechte.

Clarin.

Daß mir das begegnen muß,
Daß ich ohne Ruh und Raſten
Muß Radſchlagen oder Faſten!
Bringt das Schwatzen nicht Verdruß!

Leporell.

Nun, Hans! munter bey der Hand!

Clarin.

Ich kann nichts dawider ſagen:
Faſten oder Rad geſchlagen

Schlägt ein Rad.

Leporell.

Meiner Treu, recht hübſch gewandt!
Jetzt, damit Eu'r Edlen mich,
Fehlt mir juſt ein beßrer Mann,
Beym Anzieh'n bedienen kann:
Nimm den Spiegel, und zerbrich
Mir ihn nicht, 's iſt feine Waare;
Und nun fix mir nach!

Clarin.

Begaffen
Kann ich jetzo mich als Affen:
Daß ich ſolche Schmach erfahre! —
Hilf mir, heilger Jupiter,
Welche Schnauze!

Indem er ſich in dem Spiegel betrachtet, fällt ihm die Affentracht ab.

Leporell.

Wer ſprach hier?

Clarin.

Wer ſoll ſprechen, außer mir?

Leporell.

Sag, Clarin, wo kommſt du her?

Clarin.

Ich Clarin? Schön! Mußt' ich doch
Affe ſeyn.

Leporell.

An welchem Ort
Steckeſt — doch der Aff' iſt fort!

Clarin.

Da giebts viel zu wundern noch.

Leporell.

Weißt du, wo der Affe ſich
Hin verkrochen, der hier war?

Clarin.

Ich bins.

Leporell.

Neckſt du mich noch gar?
Nach dem Affen fragt' ich dich.

Clarin.

Ich bins.

Antiſtes und die übrigen Gefährten kommen mit einer Waffenrüſtung.

Antiſtes.

Wer iſt hier?

Clarin.

Wir zwey.

Leporell.

Daß der Affe mir entkommen
Mußte, weil Clarin gekommen!
Zeit und Müh iſt hin dabey.

Antiſtes.

Sag mir, Leporell, nur, wo
Iſt —

Leporell.

Der Aff? Ach, der iſt fort

Antiſtes.

Nein, Ulyſſes meyn' ich.

Clarin.

Dort.

Man ſieht einen Thron und auf demſelben den Ulyſſes ſchlafend.

Antiſtes.

Naht euch alle nur. Da ſo,
Einſam jedem Aug' entzogen,
Hier Ulyſſen Circen ließ,
Als ſich eine Flotte wies,
Und ſie hin zum Meer geflogen:

So iſt jetzt die rechte Zeit
Ihm der Freyheit Weg zu bahnen,
Und weil wir ihn nicht ermahnen
Dürfen mit dem Ruf zum Streit,
So ſey heut als Kriegstrompete
Ihm Achills Harniſch gebracht.
Laßt ihn da, wenn er erwacht,
Daß der gleich vors Aug' ihm trete.

Timantes.

Schweigend halt' ihm dieſer vor
Jene Schlachten, wo der Held
Siegreich auf dem blut'gen Feld
Sich des Lorbeers Schmuck erkohr.
Die Vergeſſenheit ſoll weichen,
Der er lange war zum Raube.

Archelaus.

Wer dem Ruf nicht glaubte, glaube
Nun des Muthes Ehrenzeichen.

Sie legen die Waffenrüſtung zu ſeinen Füßen.

Polydor.

Ihr Trophä'n, die in der Aſchen
Troja immer noch beweinet,
Die ihr um ſo heller ſcheinet,

Von Trojaner Blut gewaſchen!
Sprecht für euch, und ſeyd nicht Willens
Hier, von ſchnöder Lieb' umdunkelt,
Einzuroſten, da ihr funkelt
Von der todten Glut Achillens.

Alle ab.

Ulyſſes erwachend.

Eine ſchwere Schlafſucht war es,
Die bis jetzt mich hielt gebunden;
Weder Schlummer, weder Leben,
Nein, ein tödliches Verdumpfen
Aller Sinne, welche, träge,
Nicht ſich regen, noch auch ruhen,
Sondern Dämm'rungen der Seele
Zwiſchen Helle ſind und Dunkel.
Wer iſt hier? Ich bin allein,
Und wie konnt' ich nur Sekunden
Ohne Circe'n leben? Wohl
Ohne Licht ſich fühlen mußte
Jeder Sinn, denn ohne Sonne
Bleibt der ganze Himmel dunkel.
Circe? Circe? Meine Herrin?
Wie ſo ſchlecht die Trennung dulden

Läßt dein Bild mich! Doch was ſeh' ich?
Prangend neben meinem Fuße
Liegt Achills getriebner Harniſch,
Träg', vergeſſen, ohne Nutzen.
Billig liegt er da, zu zeigen
Wie die Lieb' ihn überwunden,
Wie zum zweytenmal an mir
Amor ſich mit Mars beluſtigt.
Allzu ſpät willſt du, vergeßne
Siegstrophäe meines Muthes,
Wider mich mir beyſtehn; kommſt du
Wider mich mir auch zum Schutze,
Doch häng' ich in dieſem Tempel
Heut dich auf; da bleibt verſunken
Im Vergeſſen dein Gedächtniß.

Stimmen von unten.

Keine Schmach den Waffen thue.

Ulyſſes.

Welche Stimm' iſt das, die mich
Mit ſo neuem Graun durchdrungen?

Man hört gedämpfte Trommeln und Blase-Inſtrumente.

Welcher nach gedämpfte Hörner

Traur'ge Leichenfeyer rufen?
Wer bewirkt dieß?

Stimmen von unten.

Der zu rächen
Kommt, was du an ihm verſchuldet.

Ulyſſes.

Hab' ich, um zu ſchaun, zu horchen,
Aug' und Ohr, ſo iſt erklungen
In dem innern Schooß der Erde
Dieſe Stimme, und ſie duldet
Nicht mehr deren laſtend Antlitz
Auf ſich mit den ſtarren Runzeln:
Denn ſie öffnet, um zu klagen,
Einen Schlund, und aus dem Schlunde
Speyt ſie Dampf- und Feuerwolken,
Indem in der Tiefe drunten
Gegen ihren Brauch die Wolken
Ihrer Blitze Werkſtatt ſuchen.

Es öffnet ſich ein Schlund, woraus Feuer komm

Höher noch ſteigt das Entſetzen:
Traurig hebt aus ſeiner Grube
Sich ein Grab, ein Chaos bildend
Von Geflimmer und von Dunſte.

Ein Grabmahl ſteigt auf, in demſelben Achilles, mit einem Schleyer verhüllt.

O du, der in leichter Aſche,
Die der Wind ſogar läßt ruhen,
Liegſt in dieſem Grabmal, ſage:
Wer biſt du?

Achilles.

Um zu erkunden
Wer ich bin, die ſchwarze Hülle
Lüft', und ſchau mein Antlitz drunter. —
Kennſt du mich?

Ulyſſes.

Wenn von den Zügen
Noch mich finden läßt die Spuren
Deines Angeſichtes Bläſſe,
Die kein Blick ſieht ohne Wunder,
Und dein ſtarres Beingeripp,
Daß auch ſo entſtellt noch funkelt,
Biſt Achilles du, Achilles.

Achilles.

Ja ſein Geiſt, der hochberufne,
Der aus Elyſäer-Feldern,
Wo ihm ew'ge Wohnung wurde,
Wiederum zurück gefahren

Auf dem ſchwärzlich grünen Fluſſe
Acheron, geſchmolznen Schwefels
Und Salpeters zähem Pfuhle.
Meine Waffen ſodr' ich wieder,
Daß nicht Lieb', als überwunden,
Ihres Tempels Raub ſie achte,
Träg, vergeſſen, ohne Nutzen;
Denn es wollen nicht die Götter
Daß ſie andre Herrſchaft dulden,
Sondern neben mir im Grabe
Uberdauern manch Jahrhundert.
Und du, nun ſo weib'ſcher Grieche,
Der du hier, im ſüßen Buhlen
Deiner Liebe, ſchwarze Schatten
Um ſo vielen Glanz geſchlungen!
Halt nicht in verliebtem Zauber
Sie gefeſſelt und umwunden:
Nein, entreiße dich der Liebe
Magiſchen Beängſtigungen,
Flieh Trinacrien, und des Meeres
Blaue Spiegelbahn beſuchend,
Fahre nach der Winde Willkühr
Hin auf ſeinen ebnen Fluren.

Denn der Götter Rath beſchloß,
Daß du wiederum ſie ſucheſt,
Bis du dem erloſchnen Altar
Meines Grabmals nahſt mit Gruße,
Und dort dieſe Waffen aufhängſt.
Zweifle nicht an dieſer Kunde,
Willſt du nicht, daß laut ein Bliz,
Daß ein Donner furchtbar rufend
Es von neuem dir befehle:
Wann zu leuchtenden Geburten
Seine Aſch' empor geſtoben,
Eh' ſie lodert, ſtickt im Dunſte.

Er verſchwindet.

Ulyſſes.

Weile noch, erſtarrter Leichnam,
Der mit Schauern mich durchdrunge
Daß ich hingeſtreckt mein Wort die
Gebe, — alles iſt verſunken.
Schwere Einbildungen waren's,
Die im Traum ſich vor mir huben;
Aber, obwohl nur geträumt,
Muß ich glauben dieſer Kunde.

Die ſämmtlichen Gefährten kommen.

Antiſtes.

Herr, was iſt?

Timantes.

Was haſt du?

Polydor.

Welcher
Vorfall ſtörte deine Ruhe?

Archelaus.

Warum rufſt du in die Lüfte?

Florus.

Wie bemeiſtert dein die Furcht ſich?

Leporell.

Daß der Affe ſich nicht ſehn läßt,
Wie ich auch den Berg durchſuchte!

Antiſtes.

Wovor graut dir?

Clarin.

Wovor zagſt du?

Leporell.

Vor wem wendeſt du zur Flucht dich?

Ulyſſes.

Vor mir ſelbſt.

Antiſtes.

Was iſt dir? Sage!

Ulyſſes.

Jetzo nichts, doch war ein Wunder.
Ach, ihr Freunde! Zeit iſts endlich,
Mich des größten Zaubers Truge
Zu entziehn, und über Liebe
Zu begehn des Muths Triumphe.
Sagt, wo iſt, wohin enteilte
Circe?

Antiſtes.

Dort hinaus zum Ufer,
Seit ſie hier uns ließ, zu ſehen
Welche Schiff' in jenen Buchten
Ankernd liegen.

Ulyſſes.

Wohl, indeſſen
Daß ſie wähnt ohn' allen Kummer,
Die Bezauberung der Liebe
Daure ſtandhaft mir im Buſen:
Laßt uns an der andern Seite,
Wo das Meer ſtets brandend ſprudelt
Um die hohen Berg', auf denen

Wolken als ihr Turban ruhen,
Fort; und kein Getös zu machen,
Daß ſie uns nicht merke, hurtig,
Nicht das Schiff, das Boot nur nehmen,
Und darin —

Antiſtes.

Sags ohne Kummer.

Ulyſſes.

Fliehn von hier, denn fliehn iſt heut
Eine That des Heldenmuthes,
Da der Liebe Zauber einzig,
Wer ſie flieht, hat überwunden.

Antiſtes.

Laß die Thränen Antwort ſagen.

Ulyſſes.

Schöne Juno, nun entſchuld'ge
Daß mir über allen Zauber
Liebe galt, da deine Blumen
Tauſend Zauber mir beſiegten,
Und nur dieß allein mißlungen.

Leporell.

Alſo geh' ich ohne Affen.

Clarin.

Zweifle nicht, ich war es, Bruder.

Alle ab.

Circe und ihre Fräulein kommen in feierlichem Zuge, und führen Arſidas und Lyſidas gefangen mit ſich.

Circe.

Laßt begrüßen meinen Pallaſt
Die vom Hauch beſeelten Zinken,
Die Trompeten und die Trommeln,
Anzukünd'gen mit den Stimmen,
Daß heut, Arſidas mit ſeinem
Lyſidas beſiegend, Circe,
Mit Trophä'n bekränzt, zurückkehrt
In die Arme des Ulyſſes.

Arſidas.

Circe, nicht will ich bekennen,
Daß du tapfer mich beſiegteſt,
Wohl als Magin, da mein Volk du
Mit Erſcheinungen bezwingeſt;
Denn ſie flohen vor den Heeren,
Die du auf den Schein gebildet.

Lyſidas.

Da ich deiner Macht die holde
Flerida nur zu entziehen
Kam, wie konnt' ich mich vertheid'gen,
Wenn ſie ſelbſt mich will bezwingen?

Circe.

Wohl, biſt du durch ſie gefangen,
Wirſt du frey durch ſie auch wieder.
Komm aus dieſen reichen Gärten,
Nie beſiegter Griech' Ulyſſes!
Tritt der Lieb und Eiferſucht
Bald gefallnen Pomp danieder.
Sieh, wie ich, glorreiche Preiſe
Mit dem Siege mir gewinnend,
Wiederkehr' in deine Arme
Zum Triumph.

Es wird eine Zinke geblaſen.

Doch weh der Liebe!
Welch verſtimmtes Horn, metallne
Schlange wars, die eben ziſchte
Durch die Luft?

Flerida.

Vom Meere, Fürſtin,
Scholl der Laut.

Lybia.

Und von der Griechen
Schiff durchmißt das Boot, vom Lande
Stoßend, ſchon der See Gefilde.

Aſtrea.

Und Ulyß, vom Boot her, redet;
Höre, was er an dich richtet.

Ulyſſes hinter der Scene.

Felſige Gebirge Phegra's,
Deren Höhe mit dem Himmel
Wettſtreit wagt, da mit den Sternen
Stolz ſich meſſen eure Spitzen!
Ich war eurer Gift' Erobrer,
Der ſich euren Labyrinthen
Als beglückter Theſeus, eurer
Sphinx als Ödipus bewieſen.
Die Vernunft hat mich befreyt
Von dem größten Zauber Liebe,
Mir vertauſchend jenen Pallaſt
Mit den Fluren Amphitrite's.

Stimmen hinter der Scene

Gute Schiffahrt!

Flerida.

Gute Schiffahrt,
Wiederhohlen alle Winde.

Circe.

Höre, Griechiſcher Tyrann!
Weile, kriegriſcher Ulyſſes!
Zu dir redet ja nicht grauſam,
Nein, beſeelt von Liebe, Circe.
Da ich ſiegreich die Triumphe,
Stolz darauf zu treten, bringe:
Willſt du, daß ich überwunden
Weinen ſoll, demüthig wimmern?
Vernimm! — Doch weh der Liebe!
Nicht weinen muß, noch klagen, wen du fliehſt;
Sonſt geben dir, die Reiſe zu beſchleun'gen,
Die Augen Waſſer, Winde meine Seufzer.

Flerida.

Fürſtin, du beklagſt umſonſt dich,
Da dir taub und hart Ulyſſes,
Auf dem Boot, mit Segeln, Rudern,
Wie auf flücht'gem Roß, entrinnet.

Lybia.

Schon iſt es ein unſichtbares
Pünktchen, dem Geſicht entſchwindend.

Aſtrea.

Zwiſchen Waſſer ſchon und Wolken,
Scheint es kaum ein klein Gefieder.

Circe.

Arſidas, du biſt gerochen!
Aber nein, ich irr', ich irre:
Einen Unglückſel'gen ſehen,
Iſt des Edlen Rache nimmer.
Biſt du es, ſo färb' in meinem
Rothen Blute dieſe Klinge,
Denn nicht Rach' iſts, nein, Erbarmen,
Den Verlohrnen umzubringen.
Und das thu', eh in der Ferne
Dort der Falk, der Bahnen ziehet
Durch die Wellen, der Delphin,
Der durchmißt der Luft Gefilde,
Jenes Roß, das leicht entgleitet,
Jener Fels, der ſich regieret,
Jene Klippe, die umherſchwimmt,
Unſerm Blick ſich ganz entziehet:

Denn zu ſpät, wann er entſchwunden,
Käm' des edlen Stahls Beginnen:
Keinen andern Tod bedarf es
Dann, als mich verlaſſen finden.
Vernimm! doch weh der Liebe!
Nicht weinen muß, noch ſeufzen, wen du flieheſt:
Sonſt geben dir, die Reiſe zu beſchleun'gen,
Die Augen Waſſer, Winde meine Seufzer. —
Doch warum den Himmeln klag' ich?
Bin ich nicht die Magin Circe?
Kann ich Rach' an dem nicht nehmen,
Der mich ſchmäht und überwindet?
Dieſe Meer' in Aufruhr ſollen
Mit dem Himmel ſich zu miſchen
Streben; denn trägt er ſchon bey ſich,
Um vor Zauber ihn zu ſichern,
Jenen Blumenſtrauß der Juno,
Den gebracht vom Himmel Iris:
Nicht vor Stürmen auf der See
Wird der Blumen Schmelz ihn ſchirmen.
Feuer ſoll das Waſſer hauchen,
Flammen dieſe Fluten wirbeln.

Es kommt Feuer aus dem Waſſer.

Dieſes blaue Eſtrich brenne,
Die laſurenen Gefilde
Soll'n von Blitzen Saaten ſcheinen,
Welche feur'ge Halme ſchießen,
Um zu ſehn, obs eine Gottheit
Giebt, die ſo viel Sturm ihm lindre.

Das Meer erheitert ſich, und es erſcheint auf demſelben in einem Triumphwagen, von zwey Delphinen gezogen, Galatea, viele Tritonen und Syrenen mit muſikaliſchen Inſtrumenten um ſie her.

Galatea.

Wohl giebts eine ſolch', und eine,
Die, das Meer erheiternd, friedlich,
Seine Sphären ihn durchziehen läßt.

Circe.

Wer biſt du, die dort erſchienen,
Hoch im Wagen des Triumphes,
Aus der feuchten Kammern Tiefe,
Aufzuheitern meines Zornes
Unaufhaltſames Ergrimmen?

Galatea.

Ich, die in dem ſchönen Wagen,
Welchen zwey Delphine ziehen,

Von Syrenen und Tritonen
So begleitet nahte, wiſſe:
Galatea bin ich, Doris
Und des mächt'gen Meer-Gebieters
Nereus Kind; die Acis, jenen
Unglückſel'gen Jüngling, liebend,
Durch barbar'ſche Eiferſucht
Fiel des Polyphem, des grimm'gen
Ungeheuers, der unſrer Hochzeit
Süßes Brautgemach vernichtet
Mit geworfnem Fels, ſeitdem
Als Grabhügel auf uns liegend;
Deſſen Pyramide ſtets noch
Blut erpreßt aus unſern Gliedern,
Welches, unſern Tod beweinend,
In Kryſtallen ſich ergießet.
An dem bäur'ſchen Rieſenſohn
Schaffte Rache mir Ulyſſes,
Wofür nun zum Dank mein Mund
Sich verwandt zu ſeinem Schirme,
Ich erbat die See-Gottheiten
Des Neptun, der Amphitrite,
Daß ſie ſänftigten die Meere,

So daß ſie ein klarer Spiegel
Würden für die Sonn', indeſſen
Sie der Griechen Schaar beſchiffte.
Drum vergönnten ſie das Meer
Mir, als ihrer Wellen Nymphe,
Zu durchziehn, und alles Feuer,
Was du drin erregt, zu ſtillen;
Und ſo ſtreift mein raſcher Wagen
Durch der Wellen Glas und Silber,
Und läßt ſie, mit ſchönem Schaume,
Von den Rädern leicht durchglitten
Sich wie Silberfaden kräuſeln,
Und wie Glas in Splittern blinken.

Circe.

Wenn du Gottheit biſt des Meers,
Magſt du mir die Macht entziehen
Dort, nicht auf dem Land'; und kann ich
Nicht mich rächen an dem Flieh'nden,
An mir kann ichs: dieſer Pallaſt,
Welchen magiſch Kunſt gebildet,
Sey, in Staub hinweg geſchwunden,
Durch ein einzig Wort vernichtet.
Stürze denn ſein ſchöner Prachtbau

Ein in Trümmern, tief erniedert;
Seine Berge, ſeine Gärten
Sey'n fortan beeiſte Wildniß.
Und an ſeine Stelle trete
Nun ein feuerſpey'nder Gipfel,
Der den Mond in Flammen ſetze,
Und die Sonn' in Dampf verfinſtre.

Der Pallaſt der Circe verſinkt, und an ſeiner Stelle erſcheint der Ätna, welcher Feuer ſpeyt.

Aſtrea.

Welch entſetzliche Verwirrung!

Lydia.

Welch ein Abſcheu allen Blicken!

Flerida.

Fliehn wir, Lydia!

Lydia.

Flieh, Aſtrea!

Beyde ab.

Aſtrea.

Wo nur können wir uns ſichern?

ab.

Circe.

Alle Geiſter, die mir knechtiſch,

Unterjocht, gebunden, dienten,
Sollen jetzt, die Lüfte ſchwärzend,
Fliehn zu ihrer grauſen Tiefe.
Ich, weil über meinen Zauber
Ich die Liebe muß erkennen,
Da ihn, den ſie nicht bezwungen,
Liebe wußte zu bezwingen:
Will auch ſterben, und es folge
Traur'ge Nacht auf mein Verſinken.
Sie verſinkt.

Galatea.

Da nun ſorgenlos das Meer,
Wo beglückt enteilt Ulyſſes,
Sieht des feſten Landes Stürme:
So verkünde ſeine Siege
Denn das Meer durch Feſtlichkeiten,
Und mit Luſt und frohem Spiele
Laßt Tritonen und Syrenen
Anmuthsvolle Reihen ſchlingen;
Da das Waſſer ſo beglückt war
Unter dieſer Nacht Gewittern,
Daß es durfte Bühne werden
Zweyer Sonnen, die der Dichter,

Demuthsvoll auch ſonſt ſie ehrend,
Zu verzeihn die Mängel bittet.

Ein Ballet von Tritonen und Syrenen macht den Beſchluß.

Die Schärpe und die Blume.

Perſonen:

Enrico.

Der Herzog von Florenz.

Octavio, in Dienſten des Herzogs.

Fabio.

Ponlevi, Enrico's Bedienter.

Liſida, Cloris,	Töchter des Fabio.

Niſa, ihre Muhme.

Celia, Kammerjungfer.

Muſikanten, und anderes Gefolge.

Erſter Akt.

Luſtgarten.

Enrico und **Ponlevi** kommen in Reiſekleidern.

Ponlevi.

Nichts ſo ſchönes giebt es doch,
Als ſein Land nach weiten Flügen
Wiederſehn!

Enrico.

Solch ein Vergnügen
Fühlt' ich nie im Leben noch.

Ponlevi.

Und ich niemals mehr Verdruß.
Daß man, nach ſo langem Treiben,
Nun im Angeſichte bleiben
Von Florenz noch endlich muß.

Ohne, was es neues giebt,
Zu erfahren!

Enrico.

Dieß zu meiden
Zögr' ich eben.

Ponlevi.

Ich kanns leiden,
Daß dir das nun ſo beliebt.
Denn zu fürchten iſt genug,
Donna Trennung unter Damen
Von ſo zweifelhaftem Namen:
Wer nichts wiſſen will, iſt klug.
Aber reden kannſt du dreiſt
Mit mir, was vom Herzen geht;
Denn ich weiß, wie's mit dir ſteht

Enrico.

Wohl! ſo höre, was du weißt.
Ich ſah Liſida, die holde,
Cloris Schweſter, es iſt wahr,

Ponlevi.

Und ich weiß ſchon, ganz und gar
Lebt dein Will' in ihrem Solde.

Enrico.

Aber da ſie Schweſtern ſind,
Spröde Liebespfeil' und Flammen,
Die man öffentlich beyſammen,
Und am Fenſter immer findt:
Sucht' ich anfangs zu verkleiden,
Welcher meine Zärtlichkeit
Die Bewerbungen geweiht,
Und es wurde von den beyden
Cloris für mich eingenommen.
Hätt' ich Cloris nachgeſchmachtet,
Hätte ſie mein nicht geachtet:
Drum iſts klar, ſo mußt' es kommen.
Liſida liebt' ich, deswegen
Schwiegen für mich ihre Triebe:
Stets die Looſe tauſcht ja Liebe.
Cloris, ach! kam mir entgegen,
Und ich will hier übergehn,
Wie ihr Vater Fabio dieß
Merkt', und ſich empfindlich wies;
Höre weiter, was geſchehn.
Mir verſchloß ihr Gunſtbezeigen
Jeden Weg der Liebe nun,

Wie in treuem Grabe ruhn
Ließ ich ſie in meinem Schweigen.
Da mich feiner Sitte Pflicht,
Einer Dame nie zu brechen,
Cloris nicht ließ widerſprechen;
Und ich auch die andre nicht
Suchen durfte zu gewinnen,
Denn, da ihre Schweſter ſich
Früher ſchon erklärt für mich,
Wars ein hoffnungslos Beginnen:
Theils verzagt und theils verbindlich,
Schlecht belohnt, verwirrt, betrübt,
Nur in Liſida verliebt,
Nicht für Cloris Gunſt empfindlich,
Blick' ich die an, jene wähnend,
Werb' um die, für jene ſchmachtend,
Folge der, nach jener trachtend,
Suche die, nach der mich ſehnend.
Und ſo, mit getheilten Trieben,
Doch mit ungetheilten Leiden,
Kann ich Liſida nicht meiden,
Kann ich Cloris nimmer lieben.

Ponlevi.

Mich, bey Gott, ſollt' es nicht kränken,
Wenn ich deinen Platz verträte.

Enrico.

Nun, was thätſt du?

Ponlevi.

Was ich thäte?
Liebe würd' ich beyden ſchenken.
Wollte Liſida mich lieben,
Wär ich Liſida's ganz eigen;
Wollte Cloris hart ſich zeigen,
Würde Cloris gleich vertrieben.
Denn nichts auf der Erde giebt
Einem Mann bey andern Frauen
Mehr Verdienſt, Ruhm und Vertrauen,
Als daß eine ſchon ihn liebt.

Liſida, Cloris, Niſa und Celia kommen verſchleyert.

Cloris.

Wie ſo lieblich ſteht im Freyen
Dieſer Blumenhof des Lenzen!

Liſida.

Bunte Farben, friſches Glänzen

Sieht man ſchon die Hand des Maien
Allen Gegenſtänden leihen.

Enrico.

Still gieb Acht, wer ſich uns näh're.

Cloris.

Glaubt ihr, daß die grüne Sphäre
Hier frühmorgens ſchöner prange
Als bey Sonnenuntergange
Sie ſich zeigt?

Niſa.

Und alſo wäre
Keine beßre Tageszeit
Um ſie zu genießen?

Cloris.

Doch;
Immer ward Auroren noch
Dieſer Ruhm und Preis geweiht.

Niſa.

Ruhm', ein Irrthum iſts, verzeiht,
Sie zu krönen; meinem Sinn
Dünkt die Nacht die Königin.

Enrico.

Kränkt Auroren nicht an Rechten,

Fräulein! ich muß ſie verfechten,
Weil ich hold den Damen bin.
Und wie ſollte man entziehn
Huld'gung einer Schönen dürfen,
Von der alle Düfte ſchlürfen
Nelk', Orangen und Jasmin?
Göttlich Licht, nur ihr verliehn,
Schwebt dem Tag beherrſchend vor,
Bringt den Auen muntern Flor,
Schafft den Blumen friſche Färbung,
Iſt die Zeit der Liebeswerbung,
Weckt der Waldgefieder Chor.
Sagt, iſts recht, daß man verſchmähe
Solche Gaben?

Cloris für ſich.

Weh mir! ah!
Iſt das nicht Enrico? Ja.

Liſida für ſich.

Augen, was iſts, daß ihr ſeht?
Er iſts, doch eur Sehnen ſpäht
Hoffnungslos: warum nicht ruhn
Laßt ihr mich? Mein Herz mag nun
Nur der blinde Gott entſeelen!

Cloris zu Niſa.
Rede du, um zu verhehlen,
Wer wir ſind.

Niſa.

Das will ich thun.
Don Quixote der Aurore,
Was hilfts, daß beym erſten Blinken
Ihre Thränen wünſcht zu trinken
Jede Blum' im ganzen Flore?
Daß ſie tritt aus goldnem Thore,
Und die Erd' in Perlen gleißen
Läßt, die dann, ihr zu entreißen,
Sonne ſaugt und Weſtwind weht?
Kann doch, wer ſo früh aufſteht,
Keine große Dame heißen.

Enrico.

Früh aufſtehn, wo Haine rauſchen,
Schön im farbigen Gedränge,
Und ſo mit der Blumen Menge
Der Geſtirne Schaar vertauſchen,
Schickt ſich wohl, um zu belauſchen
Ihres Hirten ſüße Schmerzen.
Früh aufſtehn zu ſolchen Scherzen

Zeigt, wie inn'ge Treu ſich ſehne.
Minder Dame wäre jene,
Schliefe ſie mit Lieb' im Herzen.

Niſa.

Wohl, ſo mag ſie denn nur frühe
Aufſtehn, und beym erſten Strahl
Suchen ihrer Liebe Wahl;
Mit mehr Luſt und minder Mühe
Will ich der, wofür ich glühe,
Mich am heitern Abend freuen;
Und es ſollen mich nicht reuen
Ihre Morgen: denn allein
Für den Pöbel mag es ſeyn,
Frühes Aufſtehn nicht zu ſcheuen.

Geräuſch hinter der Scene.

Aber welch ein Lärm war hier?

Celia.

Fährt des Herzogs Kutſche da
Eben vor.

Enrico.

Des Herzogs?

Celia.

Ja.

Cloris.

Drum, am beſten ſteigen wir
Wieder ein. — Bleibt, Cavalier,
Und verzeiht.

Liſida.

Warum die Eil?
Sage mir!

Cloris.

Es ſoll ihm, weil
Er uns nachkommt, mich zu ſehen
Die Gelegenheit entgehen.

Enrico.

Da durch Zufall mir zu Theil
Ward, was ſeine Wünſch erſpähten,
Will ich meine Dienſt' euch bieten,
Die Beſorgniß zu verhüten
Die bey ſeiner Näh' betreten
Euch gemacht: ihn zu verſpäten
Will ich ihm entgegen eilen,
Und begrüßend ihn verweilen,
Unterdeß erreicht ihr dort
Eure Kutſch', und macht euch fort

Cloris.

Dank dafür ſoll euch ertheilen
Dieſe Schärpe; laßt ſie mich
Als Glückwunſch der Rückkehr geben,
Welche neu beſeelt mein Leben.

Enrico.

Glücklich preiſt eur Diener ſich,
Aber wüßt' ich nur, wem ich —

Cloris.

Heut unmöglich.

Cloris und Niſa ab.

Liſida beyſeit.

Jetzt, o Himmel!
Muß ich wieder im Getümmel
Aller Angſt und Kränkung ſchwanken:
Meine Lippen ſind nicht Schranken
Für der Regungen Gewimmel.
Doch, verſchleyert, kann ich ihr
Wieder Eiferſucht erregen;
Sie ſoll, thöricht und verwegen,
Fühlen, was ſie that an mir. —
Beyde, Herr, erkennen wir,
Welch ein eifriges Beſtreben

Scheint für uns euch zu beleben;
Und mit gleichem Dank, wenn ſie
Euch die Schärpe da verlieh,
Will ich dieſe Blum' euch geben.

Sie giebt ihm eine Blume.

Enrico.

Bleibt!

Liſida.

Nicht nachzugehn begehret,
Wenn ihr mich nicht wollt verletzen.

Liſida ab.

Enrico.

Mehr muß michs in Zweifel ſetzen,
Um ſo mehr ihr euch erklärt.

Ponlevi zu Celia.

Euch ſey noch zu gehn verwehrt.

Enrico.

Ich muß hin zum Herzog gehen;
Wer ſie ſind, ſuch' auszuſpähen.

ab.

Ponlevi.

Wenn der Schleyer mich die Kleine
Recht als Joſe läßt fürs eine,

Andern Theils als Mädchen ſehen,
So iſt, was ſie weiß, mein eigen.

Celia.

Gebt das auf, mein Herr vom Hofe!
Denn als Mädchen und als Zofe
Könnt' ich einem Ehmann zeigen,
Wie er dulden ſoll und ſchweigen.

Ponlevi.

Wie verdreht ſie mir's geſchwind!
Doch da Sankt Discret, mein Kind,
Nie als Feſtag wird gehalten,
Fang nur an damit zu ſchalten,
Sag wer deine Fräulein ſind;
Und nimm —

Celia.

Große Höflichkeit!

Ponlevi.

Um die Müh an mich zu wenden, —

Celia.

Nun, was?

Ponlevi.

Den Bericht zu enden,
Nimm dir zum Verſchnaufen Zeit.

Celia.
Schön Geſchenk!
Ponlevi.
Wie allezeit
Man von meiner Hand erhält.
Celia.
Gut, da du mir freygeſtellt,
Zeit zu nehmen zum Verſchnaufen,
Nehm' ich ſie, —
Ponlevi.
Wozu?
Celia.
Zum Laufen.
ab

Ponlevi.
O Karthäuſer-Zofe! Gelt,
Sie entſchlüpft mir, wie der Blitz.
Und ich ruf' in meinem Schmerz:
Haltet ſie, Götter! ſie entführt mein Herz.
Aber, bey Lakayen-Witz!
Ich will nicht um den Beſitz
Ihrer Neuigkeiten kommen.
Hör' ich nicht den Herzog kommen?

Nach will ich der Schelmin fliegen.
Eine Zofe und verſchwiegen,
Das ward niemals noch vernommen.

Der **Herzog** tritt auf mit **Enrico**, **Octavio** und Gefolge.

Enrico.

Laß mich nochmals deine Hand
Küſſen.

Herzog.

Und den Willkomm geben
Laß mich nochmals dir, Enrico.

Enrico.

Wer ſo mit erhöhten Ehren,
Herr, ſich ſieht zu deinen Füßen,
Über denen ſtolz die Sphäre
Einer hellern Sonne ruht,
Muß ſich wohl bewillkommt ſchätzen.

Fabio tritt auf.

Fabio.

Ich kam her, dich hier zu ſuchen,
Denn wie dürft' ich mich entfernen,
Ohne deine Hand zu küſſen?

Herzog.

Glücklich, daß Enrico eben
Ankommt; da mir ſeine Rückkehr
Deiner Näh' Verluſt erſetzet.

Fabio beyſeit.

Nein, ein Unglück iſts für mich.
Da er in Florenz bleibt, werd' ich
In Neapel nicht vor Argwohn
Sicher ſeyn; allein, am Ende
Bleibt doch Cloris meine Tochter,
Und vereitelt all' ihr Wähnen.

Herzog.

Wie befandſt du dich in Spanien?

Enrico.

So wie einer, der ſein Leben,
Herr, in deinem Dienſt verbringt.
Doch in dieſem Zeitpunkt hätt' ich,
Wenn auch nicht in deinen Dienſten,
Die Entfernung wohl verwendet.

Herzog.

Wie ſo?

Enrico.

Herr, ich fand ganz Spanien
Voll von Jubel und von Feſten,
Wodurch es mit edlem Eifer
Seine Lieb' und Treu bewährete.

Herzog.

Wohl hat eher als die Zunge
Das Verlangen ſchon erkläret,
Was der Grund ſo vielen Jubels
War: die Huldigung des erſten
Balthaſar, des Kron-Inſanten,
Der von ſeinen hohen Eltern,
Sohn der Morgenröth' und Sonne,
Licht und Schönheit mög' ererben.
Und da die Gelegenheit
Nichts verſäumt für die Geſchäfte
Deiner Sendung, magſt du immer
Mich zerſtreun nach der verfehlten;
Da mich eine Dame herzog,
Und ich ſie nicht fand, entſchäd'ge
Mich für den Verdruß, Enrico.

Enrico.

Woll' Eur Hoheit denn vernehmen.

Von dem hochbeglückten Tage,
Wo in der Verklärung Feſte
Allgemein die Röm'ſche Kirche
Gottes Huldigung begehet,
Und des Himmels Reich entbietet,
War ein kleiner Abriß jene
Huldigung des jungen Prinzen.
Wenn die Kön'ge unter Menſchen
Götter ſind nach unſerm Glauben,
Muß es hohe Deutung lehren,
Daß den Tag, wo Gott der Himmel
Huldigt, Balthaſarn die Erde.
Nun an dem beglückten Tage
Ging die Dämmerung im Nebel
Grauer Schatten, und Aurora
Auf, von Wolken dicht umgeben;
Sie that nicht der Sonne Thor auf,
Das Geleit der Morgenſterne
Gab kaum Spuren ihrer Schönheit;
Und ob andre mal des Wetters
Graue Einhüllung dem Zufall
Möchte zugeſchrieben werden:
Nicht durch Zufall heut geſchah es,

Nein, nach höheren Befehlen.
Laß hier eine Lücke leer
Für die Urſach, denn ich werde
Noch zurück, ſie auszufüllen,
Kommen vor dem Schluß der Rede.
In dem Königlichen Dome
Jenes Ober-Kirchenlehrers,
Der die Frömmigkeit, den Eifer
Zeigt an allen Erdenweſen,
Ward die größte Fey'r bereitet,
Die die Sonn' auf ihrem Wege
Sah, von wo im Meer ſie aufgeht,
Bis ſie untergeht im Meere.
An dem Fuß des Hauptaltars
Hob ſich eine Bühn', als Stelle,
Für die Huldigung geräumig,
Und zur linken Hand derſelben
War der Vorhang der Monarchen,
Aber nein, ich nenn' es beſſer
Gold- und Perlenmutter-Wolke,
Denn wie die drey Purpurblätter
Ihre Hüll' entfaltet, ſah man
Licht und Majeſtät ſie glänzen,

Strahlen gebend, gleich dem Golde.
Gleich der Perlenmutter, Perlen.
Aus dem Pallaſt trat der König,
Sich zur Königin geſellend,
Mit dem Prinzen, dem gehuldigt
Ward; ihn führten an den Händen
Seine Onkel, die Infanten.
Niemals ſahe man umkränzet
Mit mehr Strahlen noch den Frühling,
Nie den Mond noch mit mehr Sternen,
Als die ſchöne Lilie Frankreichs
Von der Schönheit ganz umgeben
Ihrer Damen, die noch prangten,
War es gleich in ihrer Nähe.
Seinen Platz nahm nun der König
Bey der Königin zur Rechten,
Hinter ihnen die Infanten,
Und in einem kleinen Seſſel
Saß der Kronprinz vor den beyden
Hierauf an den Stufen ſelber,
An der linken Seite hatten
Die Prälaten ihre Stelle.
Hinter den drey Abgeſandten

Von Rom, Frankreich und Venedig,
Folgten die vom hohen Rathe;
Hierauf an dem andern Ende
Erſt die Granden, dann die Titul,
Dann der Reiche Stellvertreter.
Niemand nenn' ich, da das Schmeicheln
Hier Beleidigung nur wäre.
Würd'ger Maßen war der heil'gen
Firmelung Gebrauch die erſte
Ceremonie bey der Feyer.
Die der Huld'gung anzuheben,
Kam hierauf, mit Würde zierlich,
Edel mit beſcheidnem Weſen,
Und in allem liebenswürdig,
Mit Bezeugungen der Ehre,
Wie die Pflicht ſie heiſcht, Don Carlos,
Treu' zu ſchwören ſeinem Neffen.
Dieſem folgte dann Fernando;
Und da Spanien hoch ſich ſchätzet
Als katholiſch, wie man beyde
Sah zugleich zur Huld'gung treten,
Dieſen mit dem Stahl umgürtet,
Den im heil'gen Diademe,

Glaubt' ich ganz erfüllt von Zungen
Es alſo zu hören reden:
O du glücklich Reich, o nochmals
Glücklich ſeyſt du, und ohn' Ende,
Worin Wiſſenſchaft und Waffen
Als die erſten Glorien gelten!
Laſſen wir auf dieſem Punkte
Nun die Ceremonien ſtehen,
Und hinaus, wo wie ein heller
Regenbogen ſchon Madrid
Wartet, ſeine Straßen deckend
Mit der prangendſten Verwirrung,
Dem verwirrendſten Gepränge,
Meere bildend und Gefilde
Mit den Trachten und den Federn.
Schon begann des Aufbruchs Zeichen
Den Begleitenden zu geben
Eine kriegriſche Muſik
Vieler Zinken und Trompeten.
In der Ordnung, wie ſie ſaßen,
Fing der Zug ſich zu erheben
Wieder an, bis wo der Kön'gin
Kutſche kam an ihrer Stelle.

Etwas weiter vorwärts kamen
Die Infanten erſt zu Pferde
Neben ihr, und dicht am Schlage
Ritt der König; laß die Rede
Hier verſtummen, und die Lücke,
Die ich ließ, als ich bemerkte
Daß die Sonn' ausblieb, das Frühroth
Nicht erſchien, die Morgenſterne
Nicht vom Tage Nachricht gaben,
Noch die ſchönen Lichter glänzen
Ließ die Nacht: ruf jetzt die Lücke
Dir zurück, ſie zu ergänzen.
Du wirſt ſehn, es war kein Zufall
Dieß Verſäumen, nein, nothwendig.
Denn in Carlos und Fernando
Prangen die zwey Morgenſterne,
Sie der Sonne ſchöne Brüder,
Die in ihrem Strahl ſich nähren.
Aus fuhr an Aurorens Stelle,
Sie an Schönheit übertreffend,
Iſabell' in goldnem Wagen,
Ganz beſät von Amoretten;
Und, wenn es Aurorens Amt iſt,

Blumen geben, wenn ihr Lächeln
Blumen zeugt: der Lilie Frankreichs
Prachtgeleit ſind Blumen eben;
Und wenn, ſeine Sphär' erleuchten,
Ziemt dem vierten der Planeten,
War Planet der vierte Philipp,
Über dieſem Himmel ſchwebend.
Kind Aurorens und der Sonne,
Zog der heiterſte der Sterne,
Von Kryſtallen rings umſchimmert,
Eingefaßt von Spiegelflächen.
Wenn vor jenen, die der Sonne
Morgenſterne ſelbſt beſchämen;
Wenn vor ihr, die mit Auroren
Blume gegen Blume wettet;
Wenn von ihm, der Strahl um Strahl
Weiß der Sonne Glanz zu ſchwächen;
Endlich, wenn vor ſolchem Stern,
Der zur Sonne ſich verkläret:
Die des Himmels ſchwache Schatten,
Stummer Pomp, erloſchne Helle
Dießmal ſchienen, wars kein Zufall,
Der ſie dem Vergleich entwendet,

Sondern Vorſatz, da aus Furcht ſie
Oder aus Beſchämung fehlten.
Doch Allegorie bey Seite,
Laß mich den Bericht verlängern,
Philipps Anſtand dir zu ſchildern,
Das Geſchick, das kühne Weſen,
Womit er ſein Pferd regierte.
Wenn in mir nur dieß Beſtreben
Wahrheit iſt, nicht Schmeicheley,
Schein' es immerhin das letzte.
Ein nicht leicht zu zähmend Roß,
Röthlich braun von Haar und Mähnen,
War der thieriſche Monarch,
Der, wenn braun die Sonn' ihn brennet,
Ihren Ungeſtüm entſchuldigt,
Da er, ſo gefärbt, bewähret,
Daß es Fleiß kann bey der Hitze,
Schönheit in der Wildheit geben.
Er erſchien ſo ſtolzen Muthes,
Daß ſein Stolz ſchon zu erkennen
Gab, er fühle ſich gar wohl
Eines ganzen Himmels Träger,
Unter Thieren ein Gebirge,

Ein Atlas, begabt mit Leben.
Wie ſoll ich es dir beſchreiben,
Wie verachtend und wie kräftig,
Ohne ſich um ſie zu kümmern,
Er die Stein' im Gehn zerſchmettert?
Dieß allein kann ich dir ſagen,
Daß ich jetzt erkannt', es hege
Feu'r in ſeinem Schooß Madrid;
Da, wo irgend mochten treffen
Seine Hufe, man von Funken
Sich ein Chaos ſah erheben.
Und wie, wer das Feu'r berühret,
Raſch zurückzieht mit den Händen,
So ſah man das muth'ge Roß
Seine Huf' in ſolcher Schnelle
Wieder heben vor dem Feuer,
Von den Hufen ſelbſt erreget,
Daß, die Furcht zur Zierde machend,
Es kaum einen niederſetzte,
Immer in der Luft ſich haltend
Mit den Sprüngen und Kurbetten.
Gleich gewaltig in der Thierwelt
Wie in der vernünft'gen herrſchend,

Wußte ſolch Geſchöpf der König
Nach des Zügels Wink zu lenken.
Sag' ich, daß er nach der Zinken
Und Trompeten Klang von ferne,
Es ließ tanzen nach dem Takte
Vom Gebiß, das Schaum erregte?
Nein, dieß ward ſchon oft geſagt.
Sag' ich, daß mit ſeinem Pferde
War aus Einem Stück der Reiter?
Nein, das wär' hier unanſtändig.
Daß ſie einem Weltkreis glichen,
Meer der Schaum, der Körper Erde
Luft die Seel', und Feu'r der Fuß?
Nein, denn der Vergleich wär tändelnd.
Sag' ich, daß als edler Reiter,
Sporn und Stiefeln angeleget,
Seine Achtſamkeit am Schlage,
In den Bügeln ſeine Stärke,
Kühn geſtützt den Arm, die Hand
Tief dem Zügel ſich bequemend,
Schräg den Mantel umgeworfen,
Schlank den Leib, die Blicke rege,
Stattlich er durchritt die Straßen,

An der Kön'gin Schlag gefeſſelt?
Ja, denn ohne Schmuck dieß ſagen,
Schildert ihn am allerbeſten.
Und glaub nicht, wenn ich am Philipp
Dir die Reiterkunſt erhebe,
Daß ich ſchmeichle; denn es kann
Keine Ritterübung geben
Der Gewandtheit, die er nicht
Zur Bewunderung beſäße.
In der Reitbahn iſt er Meiſter,
So geübt auf beyden Sätteln,
Daß ihn niemand übertrifft.
Wenn er fechtend führt den Degen,
Ubt er aus mit ſcharfer Klinge,
Was ihn das Rapier gelehret.
In der Jagd, des Krieges treuem
Abbild, iſt er ſo behende,
Daß ſein Feuerrohr verzeichnet,
Was nur fliegt, und läuft auf Erden.
Mit dem Pinſel weiß er zweyter
Schöpfer der Natur zu werden;
Und die lieblichſten Accorde
Der Muſik hat er erſpähet.

Ja, es giebt von allen Künſten
Keine, die er nicht verſtände,
Und zwar hat ihn mühlos alle
Seine Trefflichkeit gelehret.
O ſo woll' ihm denn des Glücks
Oder Himmels Gunſt gewähren,
Da ſie ihm vergönnt, zu ſehn
Huld'gen mit ſo viel ergebner
Treue ſeinem ſchönen Prinzen
Von Aſturien, daß ihn ſehe
Bald als Kriegesgott das Feld,
Die Rebellen niederwerfend
Unter ſeinen Heldentritten,
Das Panier der Kirch' erhebend;
Auf daß alles enden möge
Ihm zum Ruhm, und uns zum Segen!

Herzog.

Viele Freude mir gewähret
Hätt', Enrico, dein Bericht,
Hätt' er nur mein Herz beſchweret
Von dem Gram gefunden nicht,
Der es eben jetzt verzehret.
Doch da man nie unterläßt

Antwort auf ſolch eine Frage,
Daß ich nicht bey dir im Neſt
Bleibe, ſo hör' eine Klage,
Als Erwiedrung auf ein Feſt.
Ich weiß nicht, wie ich beginne,
Weh mir! doch, damit du inne
Werdeſt, wie es in mir ſteht,
Höre lieber ein Sonett,
Das ich ſchrieb in dieſem Sinne.

Mein Buſen war ein kalter Berg zu nennen,
Den ſchon mit Schnee die Jahre krönend zieren;
Des Herzens Aſchen ließen kaum von ihren
Vormal'gen Flammen noch die Spur erkennen.
Ein ſchöner Strahl mit himmliſchem Entbrennen
Drang zu der Mine heimlichſten Revieren:
Das Feu'r, im Schnee entzündet, mußte frieren,
Der Schnee, im Feu'r gefrierend, mußte brennen.
Ein Ätna meiner Lieb' und Qual nun, ruhten
Die Aſchen nicht in mir, von neuem Sehnen
Die Bruſt entbrannt, ließ ich die Augen fluten.
Belebter Berg! Vulkan voll blindem Wähnen!
Biſt du ganz Feu'r, wie zollſt du Waſſerfluten?
Doch gleichfalls Feuer ſind der Liebe Thränen.

Enrico.

Herr, mit goldnem Schlüſſel zwar
Willſt du mir dein Herz aufſchließen.
Doch aus dem Sonett, 's iſt wahr,
Kann ich, daß du liebeſt, ſchließen;
Wen du liebſt, iſt mir nicht klar.
O verſchweig mir nichts hiebey,
Laß mich wiſſen, wer es ſey.

Herzog.

Du kennſt wohl den Gegenſtand,
Und ich glaube', auch ungenannt,
Fiel er dir von ſelber bey.

Enrico.

Mir?

Herzog.

Ja, der, die ich erwähle,
Kommt an Schönheit keine nah.

Enrico.

Wie, daß ich ſie nur verfehle?

Herzog.

Fabio hat zwey Töchter ja.

Ponlevi beyſeit.

Das traf meinem Herrn die Seele.

Enrico beyſeit.
Was iſt's, Himmel! das mir droht?
Hat er Liſida gemeynt
Oder Cloris! Schnellen Tod
Bring' mir Eiferſucht! — Mir ſcheint
Immer deiner Herzensnoth
Gegenſtand noch zweifelhaft.
Kann ich, ob ſie Cloris ſchafft,
Oder Liſida, entwirren?

Herzog.
Nur im Zweifeln liegt dein Irren.
Wer, ſieht er in voller Kraft
Eine Roſe bey 'ner Blume,
Einen Stern bey einer Roſe,
Zweifelt, was mit höherm Ruhme
Theil hat an der Schönheit Looſe,
An der Herzen Eigenthume?
Liſida —

Enrico beyſeit.
Ach!

Herzog.
Gleicht der frühen
Blume, Cloris voll'res Blühen
Roſen.

Enrico.
Ja, — beyſeit. Wer würd' es glauben!
Meiner Dame Ruhm zu rauben,
Hör' ich freudig ſein Bemühen.

Herzog.
Cloris iſts, zu der getrieben,
Thränen mir und Gram nur blieben.

Enrico.
Gram und Thränen nur erwerben,
Heißt nicht lieben, ſondern ſterben.

Herzog.
Giebt es Sterben ſonſt als Lieben?

Octavio.
Herr, ich habe deine Klagen
Schweigend angehört, um nicht
Dieſen Troſt dir zu verſagen;
Doch mir ſcheint, es widerſpricht
Cloris dir durch ihr Betragen.
Wenn, von Werbungen gedrängt,
Minder hart als dir verbunden,
Sie den Zutritt nicht beengt;
Wenn ſie zu des Tages Stunden
Zeilen deiner Hand empfängt,

Und zu Nacht, mein Fürſt, bereit
Deinen Wunſch zu treffen immer,
Mit gefäll'ger Höflichkeit
Zur Akademie ihr Zimmer,
Für der Liebe Fragen weiht:
Warum jene Klag' erheben?
Feſtigkeit macht Berge eben,
Und ich weiß, was dieß bedeute:
Hört dich eine Schöne heute,
Wird ſie morgen Antwort geben.

Herzog.

Wie wir wenig uns verſtehen,
Freund! Wer weiſe liebt, wird ſehen
Ihm ſey beſſer, Gunſt entweder
Oder auch Verſchmähn, als weder
Gunſt zu finden, noch Verſchmähen;
Weil kein Zuſtand mehr beſchwert,
Als wenn Liebe keins gewährt,
Weder Gunſt, ſie zu genießen,
Noch Verſchmähn, uns zu verdrießen.
Wer Verſchmähn und Gunſt entbehrt,
Kann im L[illegible] nicht verzagen,
Noch ſich d[illegible] zu freuen wagen.

Kein Gefühl, das mehr erniedert,
Als aus Höflichkeit erwiedert
Seine Liebe zu ertragen!

ab.

Enrico.

O der Liebe Tyranney!

Octavio.

Beſſer ſagen, was ſie ſey,
Wollt' ich: denn meine Schmerzen
Lieb' ich, ſtänd' auch meinem Herzen
Ohne ſie zu leben frey.

Enrico.

Alſo wollt auch ihr geſtehen,
Daß ihr liebt?

Octavio.

Wer zuſieht ſpielen,
Pflegt für deſſen Theil zu ſtehen,
Und ſieht ungern ihn verſpielen,
Dem zur Seit' er zugeſehen.
Spielen und verſpielen ſah
Ich den Herzog: ſo geſchah
Mir wie ihm; mich traf ein Strahl
Jenes Sternes.

Enrico.
Eure Wahl
Iſt im ſelben Hauſe?
Octavio.
Ja.
Ponlevi beyſeit.
Schlug ihm fehl der eine Knote,
Bleibt der andre mind'ſtens doch,
Denn ihm ſteht nun zu Gebote
Kampf der Lieb' und Freundſchaft noch.
Enrico beyſeit.
Daß mir ſolch ein Unglück drohte! —
Iſt von Cloris Angeſicht
Eine Dämmerung eure Wonne,
So ward, erſt nur Sternenlicht,
Liſida euch nun zur Sonne.
Octavio.
Ach mein Freund, ſie iſt es nicht!
Enrico beyſeit.
Segne Gott dich für dieß Wort.
Ponlevi beyſeit.
Auch nicht die? Da ging von neuem
Uns der zweyte Knote fort.

Octavio.

Hört! denn euch, als meinem treuen
Freund, ſey nichts geheim hinfort.

Enrico.

Ihr kennt mich, als euch ergeben.

Octavio.

Eine Muhme ſah ich neben
Jenen Schweſtern, einen Engel
Der mit Schönheit ohne Mängel
Prangt von Haupt zu Fuß; ſie leben
All' in einem Haus beyſammen:
Schön, daß übermenſchlich faſt
Sie vom Himmel ſcheint zu ſtammen,
Iſt der allzu holde Gaſt
Nun der Himmel meiner Flammen.
Doch ich will ihr Lob verſchieben;
Eurer Freundſchaft mög's belieben,
Daß ihr ſagt, wenn wir ſie ſehen,
Ich ſoll ab vom Lieben ſtehen,
Um noch inn'ger ſie zu lieben.

ab.

Enrico.

Hör' es gleich, wenn du's verlangſt. —

Sahſt du zweymal meine Angſt,
Ponlevi?

Ponlevi.

Ich ſah von fern,
Wie du für den Freund und Herrn
Zwiſchen Lieb' und Freundſchaft rangſt:
Daß du Selbſtgeſpräche mußt
Halten lernen, und der Bruſt
Regungen zu allen Stunden
Wohl zu Rathe ziehn.

Enrico.

Verſchwunden
Iſt mein Kummer nun in Luſt.

Ponlevi.

Gut, ſo laß dir offenbaren:
Erſt im Schleyer jene zwey,
Dann die mit dir redte, waren
Juſt die oberwähnten drey.

Enrico.

Sag, von wem haſt du's erfahren?

Ponlevi.

Ihre Zofe, voller Reu,
Daß ſie erſt von Zofen-Art

Abfiel ohne Scham und Scheu,
Hats nachher mir offenbart.

Enrico.

Sag mir denn, bey aller Treu,
Wer die Schärpe mir geſchenkt,
Wer die Blume?

Ponlevi.

Ja, ihr denkt,
Daß ich alles müßte wiſſen.

Enrico.

So iſt mir mein Glück entriſſen,
Und in neue Noth verſenkt.
Denn ich weiß nicht, welches Pfand
Ich verſchmähn ſoll, oder ſchätzen.

Ponlevi.

Wiſſen ſollſt du's; laß gewandt
Meine Kunſt daran mich ſetzen.
Heut noch geh' ich, um galant
Sie zu grüßen deinetwegen,
Thu', als wär mir nichts bewußt.
Wo ſich Liebes-Stürme regen,
Muß der mächt'ge Zug der Bruſt
Sich in Mienen offen legen.

Enrico.

Willſt du auf die Fahrt dich wagen,
Wirſt du wenigſtens mir ſagen,
Daß von zweyen mir die Hand
Liſida's das eine Pfand
Gab, und mehr will ich nicht fragen.
Wenn das eine Gift mir droht,
Kann das andre Heil mir geben;
Und ſo ſichert, ohne Noth,
Meinen Tod entweder Leben,
Oder auch mein Leben Tod.

Beyde ab.

Garten am Hauſe Fabio's.

Niſe und **Cloris** treten auf.

Niſe.

Hier, wo gelinde fallen
Und murmeln läßt der Springbrunn die Kryſtallen,
Vertraue, theure Muhme,
Dein Lieben meiner Liebe Heiligthume.

Cloris.

Enrico muß vor allen
(Hier blieb ich, Niſe) in Florenz gefallen:
An Muth, Verſtand und Adel,

Wofern der Ruf nicht lügt, ganz ohne Tadel.
Ich ſage nicht, daß ich ſchon angefangen
Verliebt zu ſeyn in ihn, noch auch Verlangen
Gehegt, er wär' es wieder;
Nur, wenn ers würde, war mirs nicht zuwider.
Indem ich ſo nun lebte,
Und zwiſchen Lieben und Vergeſſen ſchwebte,
Mußt' auf die Aſche rühren
Der blinde Gott, die Flammen anzuſchüren.
Was ſag' ich dir, wie dankbar ihm ergeben
Erwiederte mein Leben
Mit manchen Gaben, Pfändern zarter Herzen?
Denn du weißt alles, weißt du meine Schmerzen.
Nach dieſem ſüßen Zwange
Erfolgte dann Abweſenheit auf lange,
Seit welcher mir, verliebt,
Der Herzog, wie du weißt, Beſuche giebt;
Und mag nur nicht, um treu an dem zu handeln,
Sich ſeine Lieb' ins Gegentheil verwandeln!

Liſida tritt auf.

Liſida.

Es darf die dunkle Nacht
Nicht neiden mehr der Frühe ſchöne Pracht,

Da ihre Schatten glühen
Von helleren Auroren, ſchönern Frühen.

Ponlevi kommt.

Ponlevi.

Wenn ein neulich Angekommner,
Dem die Scham nicht iſt gegeben,
Sich die Freyheit nehmen darf,
Sich beliebig einzudrängen,
Reicht mir eure drey Pantoffeln,
Um zu küſſen unterthänig
Die drey goldverbrämten Baſen
Von drey Säulen zarten Schnees.

Cloris leiſe zu Niſe.

Muhme, wer iſt dieſer Narr?

Niſe leiſe.

Der Bediente des Entfernten.

Cloris leiſe.

Ich verſtehe.

Liſida beyſeit.

Herz, wir müſſen,
Wie's dein Loos iſt, uns verſtellen. —
Ponlevi, wie ſtehts mit dir?

Ponlevi.

Friſch und frohen Muthes ſteht es,
Fräulein, jetzt mit ihm.

Liſida.

Mit wem?

Ponlevi.

Ey mit meinem Herrn. Den gelten
Deine Fragen doch; um mich
Kümmerſt du dich wohl nur wenig.
Du brauchſt nicht erſt hoch zu ſteigen
Wie die Falken.

Liſida.

Du kommſt eben
Boshaft wieder, wie du gingeſt.

Ponlevi

Tugend iſt nicht zu verlernen.

Cloris.

Spanien iſt ein gutes Land?

Ponlevi.

Es iſt überaus vortrefflich.

Cloris.

Schöne Damen?

Ponlevi.
Nicht mit Einer
Hat er in dem Jahr geredet.

Cloris.
Wer?

Ponlevi.
Mein Herr, denn ſeinethalben
Willſt du doch dich ſicher ſtellen.
Mach doch nicht ſo weite Kreiſe,
Denn die Reitbahn iſt zu enge.

Niſe.
Dieſer Menſch iſt gar nicht übel
Von Geſchmack.

Ponlevi.
Nein, ganz vortrefflich,
Da er dich ja liebt.

Niſe.
Mich auch?

Ponlevi.
Ja.

Niſe.
Da er mich nie geſehen?

Ponlevi.

Das iſt eben hübſch; dich lieben,
Wenn er dich geſehn, was wär' es?
Aber blind gebohren, weiß ich,
Liebt er dich ganz unbeſehens.

Cloris.

Gilt das, ſag, mit Einer Bosheit
Alle drey uns abzufert'gen?

Ponlevi.

Ja, mein Herr hat mir befohlen,
Allen tröſtlich zuzureden.
Denn er iſt ſo voller Sorgfalt,
Er führt Duplicat-Geſchenke,
Falls ihm eins verlohren ginge.
Ich, gehorſam dem Befehle,
Sag' euch drum: *Deum de Deo*,
Welches heißt: der oder denen.

Celia kommt.

Celia.

Der Herzog iſt an der Thür.

Cloris.

O wie läſtig!

Celia.

Mit ihm melden
Sich Octavio und Enrico.

Cloris.

Dank der Liebe, ganz gelegen
Kommt doch der Beſuch des Herzogs
Manchmal. — Bitt' ihn, einzutreten.

Der Herzog, Octavio und Enrico treten ein, und es werden Lichter gebracht.

Eure Hoheit wird die Kühle
Beſſer hier genießen können.

Herzog.

Liebe will nicht Wahl mir gönnen,
Keine Freyheit die Gefühle.
Da ich nur die Nähe fühle
Deiner Schönheit, weiß ich nimmer
Ob es Garten iſt, ob Zimmer,
Wo ich bin: denn ich erkläre,
Himmel dünkt mir jede Sphäre,
Bey ſo holder Sonne Schimmer.

Der Herzog ſetzt ſich auf einen Lehnſtuhl, Cloris auf einen andern, und die Damen zu beyden Seiten.

Octavio.

Die iſt's, die mein Herz entführt.
Dünkt ſie euch, Enrico, ſchön?

Enrico.

Wohl zum Stern muß ſie erhöhn
So viel Anmuth, als ſie ziert,
Da ſie eur Gemüth regiert.

Octavio.

Günſtig iſt mir Zeit und Ort,
Und ſo ſag' ich ihr ein Wort.

Enrico.

Ich, als Fremder, hoffe keine
Gunſt für mich.

Liſida.

Wer hör' euch ſeine,
Der, Enrico, weiß, ſofort
Werde Eiferſucht ſich regen?

Enrico.

Jemand, den dieß ſollte freun.

Liſida.

Einbildung wollt' ich zerſtreun,
Eiferſucht nicht ſelber hegen.

Enrico.
Ich verſteh' euch nicht.
Liſida.
Erregen
Wollt' ihr die, ſtatt mich zu rächen.
Laßt hievon die Schärpe ſprechen.
Enrico.
Seht ihr nicht die Blume blühn,
Die mich krönt?
Liſida.
Ihr hoffend Grün
Maßt' in Eiferſucht ſich brechen.
Cloris beyſeit.
Welche Blum' iſt das? Weh mir!
Sie war Liſida's: die beyden
Laſſen mich den Tod erleiden.
Herzog.
Was verſtört euch denn ſo hier?
Cloris.
Nichts.
Herzog.
Wonach dort ſehet ihr?

Cloris beyſeit.
Arge Folter! gift'ger Stich! —
Nach Enrico wandt' ich mich,
Herr, um als neu angekommen
Ihn zu heißen hier willkommen.

Enrico.
Und auf Anlaß wartet' ich,
Um den Handkuß euch zu geben.

Liſida beyſeit.
Herz, wie hältſt du aus in mir?

Cloris.
Wohl ſieht man's euch an, daß ihr
Kommt vom Hofe Spaniens eben,
Ganz vom Schmuck der Gunſt umgeben.

Enrico.
Saht ihr ſchon?

Cloris.
Ich legt' aufs Spähen
Mich, und daß ich falſch geſehen,
Glaub' ich nicht.

Enrico.
Was ſahet ihr?

Cloris.
Eurer Bruſt, des Hutes Zier,
Schärp' und Blume, ſind Trophäen.
Enrico.
Zufall iſt nicht Gunſt.
Niſe.
Jedoch
Wärs nun ſo: von beyden Gaben
Welche wird den Vorzug haben?
Enrico für ſich.
Wie ſoll ich verbindlich doch
Beyden drauf erwiedern?
Cloris.
Noch
Keine Antwort?
Enrico.
Was zu ſagen
Weiß ich wohl; doch kann ſo fragen,
Wer ſelbſt liebt? Womit mich heute
Eine Dam' im Schley'r erfreute,
Hat den Preis davon getragen.
Cloris beyſeit.
Er hat mich erkannt zuvor. —

Wenn's nun zwey geweſen wären?

Enrico beyſeit.

Muß ich mich durchaus erklären? —
Von der, die mein Herz erkohr,
Zieh' ich auch die Gabe vor.

Cloris.

Und woran wird die erkannt,
Die den Vorzug hat entwandt,
Um den beyde ſich bewarben?

Enrico.

Die vollkommnere der Farben
Nenn' euch das geliebte Pfand.

Niſe.

Da von Lieb' und Sprödigkeit
Fragen ſtets, womit wir ſpielten,
Hier den Herzog unterhielten,
So entſcheide gleich ein Streit
Die vollkommnere.

Enrico.

Die Zeit
So mit fremder Gunſt verderben,
Würd' in eignem Liebeswerben
Ja den Herzog ſtören.

Herzog.

Mich,
Wirds erfreun.

Enrico beyſeit.

Nicht ſo ſag' ich.

Cloris.

Soll, wie ſich die Gaben färben,
Seines Herzens Wahl uns zeigen,
Sind es gleich Zufälligkeiten,
Dünkt mich, von den beyden Seiten,
Iſt dem Blau der Vorzug eigen.

Liſida.

Soll der Seele zärtlich Neigen
Eine Farb' uns offenbaren,
So wähl' ich das Grün.

Enrico.

Erfahren
Werd' ich froh bey dieſem Streit
Deines Geiſtes Trefflichkeit.
Fahre fort!

Liſida.

Fort will ich fahren.
In der grünen Farbe glänzen,

Iſt die erſte Wahl der Welt,
Und was lieblich dar ſie ſtellt;
Grün iſt ja die Tracht des Lenzen,
Und man ſieht, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, dann in grünen Wiegen
Bunt gefärbt die Blumen liegen,
Welche Sterne ſind den Lüften.

Cloris.

Dieß iſt doch nur ird'ſche Feyer,
Die erbleichend muß verblühn.
Kleidet ſich die Erd' in Grün,
So ſchmückt Blau den Himmel freyer;
Frühling iſt ſein blauer Schleyer,
Lichter Blumen der Azuren.
Wo zeigt nun der Abkunft Spuren
Stolzer prangendes Gewimmel?
Hier der Fluren Blumenhimmel,
Dort des Himmels Sternenfluren?

Liſida.

Dieſe Farbe ſchwebt im Scheine
Nur dem Auge vor: in Wahrheit

Iſt der Himmel nichts als Klarheit,
Und erträgt der Farben keine.
Drum iſt ſeiner Sphären Reine
Mit erlognem Blau umfangen,
Und die Erde darf verlangen,
Daß hierin der Preis ſie kröne:
Täuſchend nur iſt jene Schöne,
Und ſie zeigt ein wahrhaft Prangen.

Cloris.

Keine Farbe, gern bekennen
Will ichs, iſt des Himmels Blau,
Weil ich hierauf eben bau',
Daß ſie beſſer ſey zu nennen.
Wär' es nicht von ihm zu trennen,
Wär die Wahl nicht Gunſt geweſen;
Da er es zuerſt erleſen,
Ward es billig vorgezogen,
Weil es beſſer, ſelbſt erlogen,
Als der andern wahres Weſen.

Liſida.

Grün ſagt Hoffnung, und es weichen
Alle Liebesgüter der,
Wie es kann bezeugen, wer

Keine hegt, noch kann erreichen.
Blau ſagt Eiferſucht, das Zeichen
Aller Stürme von Gefühlen,
Die im Buſen raſtlos wühlen;
Kann es denn der Liebe frommen,
In des Himmels Farbe kommen,
Und die Qual der Hölle fühlen?

Cloris.

Wenig Dank von ſeiner Lieben
Kommt dem zu, dem Hoffnung blüht;
Doch wer eiferſüchtig glüht,
Hat die Lieb' in Erz geſchrieben.
Wer beharrt, auch dann zu lieben,
Wenn ihn Eiferſucht getroffen,
Legt ſein hohes Streben offen,
Das unmögliches verſucht;
Denn ihn läßt der Eiferſucht
Hölle niemals Gunſt mehr hoffen.

Liſida.

Hoffen darf ergebne Pflicht.

Cloris.

Eiferſucht gereicht zum Ruhme
Klugem Sinn.

Liſida.
Grün iſt die Blume.

Cloris.
Und iſt blau die Schärpe nicht?

Liſida.
Wohl, giebt das ihr mehr Gewicht?

Cloris.
Und das jener?

Liſida.
Glaub nicht, mein
Sey die Blume.

Cloris.
Noch auch mein
Iſt die Schärpe.

Beyde ſtehen auf.

Liſida.
Wär ſie das, —.

Cloris.
Nun, was dann?

Liſida.
Ich weiß nicht was.

Herzog.
Laßt den Streit geendet ſeyn.

Das darf nicht den Frieden ſtören,
Was man nur zum Spiel erſann.
Geht nicht fort!

Liſida.

Ich muß, ich kann
Nicht mehr Albernheiten hören.

ab.

Cloris.

Laß dich nicht den Wahn bethören,
Sie erlaſſen würd' ich dir;
Und ſo mag, zu fliehn von hier,
Eure Hoheit mir geſtatten.

ab.

Herzog.

Schönen kommt ihr Recht zu ſtatten

Enrico.

Was doch nur begegnet mir?

Herzog.

Glücklich müßt im Lieben ſeyn
Ihr, Enrico; da euch Zeichen
Ihrer Gunſt die einen reichen,
Andre ſich darum entzweyn.

Enrico.

Dieß that ihre Farb' allein,
Nicht mein Glück.

Herzog.

O ſtrenge Acht!

ab.

Octavio.

Seltſam Loos!

ab.

Niſe.

In Liebestracht
Will der Neid verborgen ſchleichen

ab

Enrico.

Schärpe, du thuſt Wunderzeichen!
Blume, du haſt große Macht!

ab.

Zweyter Akt.

Garten.

Enrico und **Ponlevi** treten auf.

Ponlevi.

Du ſcheinſt überaus zufrieden.

Enrico.

Ich bin über alles glücklich,
Und in ihres Glückes Farbe
Kleiden ſtets ſich die Gemüther.

Ponlevi.

Gilts ſo viel, wenn eine Dame
Sagt: „Ich werd' euch ſprechen müſſen,
Geht, Enrico, durch den Garten"?

Enrico.

Liſida wird, wie ich fürchte,
Mein Bewerben mir verweiſen;
Weil, ſeit ſich der Wettſtreit über
Schärp' und Blume, für die Hoffnung
Und die Eiferſucht, entzündet,

Mit erklärter Lieb' ich mich
Ihrem Glanz zu nahn erkühne.

Liſida und Celia treten auf.

Liſida.

Enrico!

Enrico.

Wohl nicht umſonſt
Weicht der Sonnengott zurücke,
Da er ſeine Früh' umkränzet
Sieht von Licht: er glaubt, er müſſe,
In der Zeit geirrt ſich haben,
Da er aufgeht ohne Frühe.

Liſida.

Nicht mit Schmeicheleyn, Enrico,
Krönet eurer Bruſt Gefühle,
Denn die Wahrheit, wie das Schweigen,
Iſt niemals um Putz bekümmert.
Und um gleich die Mißdeutungen
Meiner Abſicht zu verhüten,
Hört mich aufmerkſam, ihr beyden
Zieht euch unterdeß zurücke.

Ponlevi und Celia ab.

Eh, Enrico, ihr nach Spanien

Singt, (wohl iſt mirs im Gemüthe,
Weil ſich Kränkungen der Seele,
Wie in Erz, der Bruſt eindrücken)
Ganz erkläre Cloris Geliebter —

Enrico.

Haltet inne, denn ich wünſchte,
Wenn man eingeſteht durch Schweigen,
Nicht, daß meines eingeſtünde.
Nein, es war die ſchöne Sonne
Cloris nicht, die mich entzündet,
Leuchtender Magnet den Augen;
Dieſe tranken, ewig dürſtend,
Einer hellern Sonne Strahlen,
Eines hellern Brandes Glühen.

Liſida.

Wie wagt ihr, mir abzuläugnen,
Was mir meine Augen bürgen?

Enrico.

Daß ihr es geſehen, läugn' ich.

Liſida.

Wart ihr Schatten ihrer Thüre
Nicht mit Auf- und Abgehn?

Enrico.
Ja.
Liſida.
Fand der Morgen als Statüe
Der Terraſſ' euch nicht?
Enrico.
'S iſt wahr.
Liſida.
Schriebt ihr nicht an ſie?
Enrico.
Ich müßte
Lügen, läugnet' ichs.
Liſida.
Verlieh euch
Nicht die Nacht die dunkle Hülle
Zu verliebtem Raub?
Enrico.
Ich ſprach ſie
Manchmal, wenn die Nacht uns ſchützte.
Liſida.
Iſt nicht dieſe Schärpe ihre?
Enrico.
Sie wars, denk' ich.

Liſida.

Was bedürft' es
Mehr? Wenn ſehen, ſprechen, ſchreiber,
Wenn mit ihrer Schärp' euch ſchmücken,
Wenn nachgehn und ſich beſtreben,
Noch nicht lieben heißt: ſo wüßt' ich
Gern, Enrico, wie es hieße;
Laßt nicht längre Zeit mich grübeln
Über ſolche leichte Sache.

Enrico.

Sag' ein Beyſpiel euch die Gründe.
Der verſchmitzte Jäger, welcher
In des Fluges Ungeſtüme
Ein Atom von Federn wählt
Zum behenden Ziel der Schüſſe:
Zielt nicht dahin, wo der Raub
Sich ihm zeigt, weil er ergründet,
Sich den Wind zinsbar zu machen,
Müſſ' er erſt den Wind betrügen.
Der ſinnreiche Steuermann,
Der dem Meer, dem wilden, wüſten
Ungeheuer der Natur,
Joch hat angelegt und Zügel,

Richtet nicht des Schiffes Schnabel
Auf den Hafen, den er wünſchet;
Hin und her die Flut durchkreuzend,
Landet er, und täuſcht ihr Stürmen.
Der Feldherr, der eine Feſtung
Einzunehmen ſucht, läßt früher
Lärm vor einer andern ſchlagen.
So mit kriegriſchem Getümmel
Täuſchet er den Platz, der ihn,
Schlecht auf die Gefahr gerüſtet,
Nicht erwartet, und die Stärke
Wird der Klugheit unterwürfig.
Denn die Mine, die ein Centrum
Sich erſchuf in Erden-Schlünden,
Ein Vulkan von Menſchenhänden,
Ein Veſuv, den man erkünſtelt:
Nicht da, wo ihr ſchwangrer Schooß
Ungeheuren Grauns Abgründe
Birgt, vollbringt ſie ihre Wirkung;
Sondern, ſelbſt das Feur betrügend,
Fängt ſie's hier, gebiert es dort,
Iſt hier Blitz und Donner drüben.
Iſt nun meine Lieb' ein Jäger

In der Region der Lüfte;
Ein unſtäter Steuermann
In den Meeren ihres Glückes;
Ein ſiegreicher Feldherr, Kriege
Ihrer Eiferſucht zu führen;
Iſt ſie Feuer in des vollen
Buſens Mine, ſchlimm zu hüten:
Wunderts dich, daß ſie verſteckte
So viel liebende Gefühle?
Dieſe Schärpe ſey die Zeuge,
Damit ich als Min', als kühner
Steuermann, Feldherr und Jäger,
In Feu'r, Waſſer, Erd' und Lüften,
Beute, Hafen, Sieg und Schanze
Fang', erreich', erlang', und ſtürze.

Er giebt ihr die Schärpe.

Liſida.

Sicher denkt ihr, leicht geſchmeichelt
Werde ſo mein Mißvergnügen
Die von euch erlittne Kränkung
Mit der eurigen vergüten.
Nein, Enrico, meinem Stolze
Kann es nimmermehr genügen,

Nur geliebt zu ſeyn aus Rache,
Um Verſchmähung vorzuſchützen.
Wer mich lieben will, der liebe
Meinetwillen mich, und wünſche
Weiter nichts bey meiner Liebe,
Als mich lieben. Wenn ihr früher,
Da ihr, als Geliebter Cloris,
Ihres Körpers Seel' euch dünktet,
Gegen mich erklärt euch hättet,
Dann vielleicht, Enrico, würd' ich
Mit nicht undankbarer Treue,
Mit nicht grauſamem Gemüthe,
Mit nicht abgeneigten Augen,
Eur Bemühn — allein ich füge
Nichts hinzu, genug ſchon ſagt' ich;
Und um alles abzukürzen:
Wenn ihr euch begünſtigt ſähet,
Glaub' ich, daß ich eure Wünſche
Würd' erhören, aber nicht
Des Verſtoßnen; denn mich dünket,
Das, was eine andre, lieben,
Sey nach Frauenehre rühmlich,
Schmach, was eine andre aufgiebt.

Darum ſucht nur keine Hülfe,
Wenn ihr euch, Enrico, rathen
Laßt von mir; denn ich befürchte,
Statt des Übels bringt das Mittel
Euch den Tod, und wer am Übel
Sterben kann, der wäre thöricht,
Wenn er an dem Mittel ſtürbe.

Enrico.

Geht nicht fort! verweilt noch! hört mich!

Liſida.

Was ſagt ihr?

Enrico.

Des Himmels Güte —

Ponlevi und **Celia** kommen zurück.

Ponlevi.

Cloris kommt, verſchieb' es jetzt,
Güte dir zu thun mit Schwüren.

Enrico.

Bis ſie fort iſt, decke mich
Der Jasmin hier.

Liſida.

Wie? ſo fürchtet
Ihr, daß ſie bey mir euch ſehe?

Enrico.

Nein, euch zu beſchweren fürcht' ich.
Darum bloß wollt' ich mich bergen.
Aber, da es euch nicht kümmert,
Gilt es mir auch gleich, und ſo
Bleib' ich: wie ich für euch glühe,
Mag nur Cloris immer ſehen.

Liſida.

So macht ihr ſie eiferſüchtig?
Nein, ihr ſollt nicht bey mir bleiben.

Enrico.

Wenn ich nicht mich berge, zürnt ihr,
Und wenn ich mich berge, gleichfalls.
Was denn ſoll ich thun?

Liſida.

Dies müßt ihr
Weder, noch auch jen's.

Enrico.

Was denn?

Liſida.

Gehn.

Enrico.

Das will ich.

Liſida.

Halt! ihr dürfet
Nicht mit ſolcher Eil' es thun,
Sondern langſam, denn ich wünſche, —

Enrico.

Sagt mir!

Liſida.

Daß ihr zwar, Enrico,
Euch zurückzieht, doch nicht flüchtet.

Enrico.

Ihr ſollt ſehn, daß ich ſo gehe,
Mich gehorſam euch zu fügen.

Indem er den Hut abnimmt, fällt ihm die Blume ab.

Ponlevi.

Zum Turniere wärs der Eingang,
Gäbs hier Schranken und Gerüſte.

Cloris und Niſe kommen, Enrico geht bey ihnen vorüber, indem er eine Verbeugung macht: und es gehn von der einen Seite Liſida mit Celia, von der andern Enrico und Ponlevi zu gleicher Zeit ab.

Cloris.

Niſe, was ich ſehen muß!
Niſe, was den Blicken droht!

Niſe.

Deine Eiferſucht und Noth,
Deine Qual und dein Verdruß.
Doch, wenn ich ein Mittel wüßte,
Das zu Liſida die Liebe
Dem Enrico ganz vertriebe,
Und das ſchlau dich ſichern müßte:
Sage, Cloris, mir von Herzen,
Was du dazu würdeſt ſagen?

Cloris.

Daß du meyneſt, zu verjagen
So viel Ernſt mit deinen Scherzen.

Niſe.

Was die ſchönſte Nelke haucht
In des Gartens friſche Lüfte,
Iſts, woraus die Natter Gifte,
Und die Biene Honig ſaugt.

indem ſie die Blume findet und aufhebt

Mit der grünen Blume hier,
Die, als man den Hut geruhte
Abzunehmen, von dem Hute
Fiel ſothanem Cavalier,
Werd' ein gleiches denn verſucht:

Ihrer Farbe Glanz verdiene
Honigſaft der Liebesbiene,
Gift der Natter Eiferſucht;
Nimm, ſteck ſie an deine Haube.

Cloris.

Die, warum der Streit geſchah,
Iſts; ſie kommt von Liſida.

Niſe.

Feſt an dieſe Blume glaube,
Und an meine Sorge nun,
Und thu' alles, was ich ſage.

Cloris.

Da ich gänzlich ſchon verzage,
Muß ich freylich alles thun.

Niſe.

Wohl! die erſte Lehre ſey,
Wie auch deines Herzens Regung
Eiferſucht bringt in Bewegung,
Zu geſtehn auf keinerley
Weiſe, daß du ſie empfindeſt;
Scheine nichts daraus zu machen,
Und zu dem Verdruß zu lachen.

Cloris.

Wunderlich, was du erfindeſt!

Niſe.

Selbſt Enrico's Lieb' empfehlen
Mußt du dann der Schweſter bald.

Cloris.

Ich?

Niſe.

Ja, aber dergeſtalt,
Daß — ich will dirs bald erzählen.
Denn er kommt.

Cloris.

Der Arge, der!

Niſe.

Hier tritt die Verſtellung ein.
Sprichſt du ihn, ſo muß es ſeyn,
Als ob's jemand andres wär.

Enrico kommt zurück.

Enrico.

Suchend lauf' ich her in Eil,
Wo die Blume mir entfiel.

Cloris.

Duld' ich der Verſtellung Spiel?

Niſe.

Dich verſtellen, ſonſt kein Heil!

Cloris.

Don Enrico, wohin geht's?
Sagt.

Enrico.

Wer Blumen wünſcht zu hegen,
Dem kommt wohl der Lenz entgegen.
Man beſuchte Gärten ſtets,
Nicht weil man der Blumen Zier
Da zurückzulaſſen dachte,
Nein, zu hohlen; ich nur brachte
Die Orangenblüthe hier.

Cloris.

Ich verſteh' nicht, was ihr meynt.
Doch was andres zu erlangen,
Seyd ihr ſchlau zurückgegangen
Mit der Blume, wie es ſcheint.
Lebt wohl.

Enrico.

Schöne Cloris, ſeht —

Liſida kommt zurück.

Liſida.

Daß Cloris die Schärpe ſehe,

Kehr' ich um, und wie ich ſehe
Mit Enrico, — doch ſie geht
Mit der Roſe.

Enrico.

Wie dieß holde
Morgenroth, das ſich als Flecken
An der Sonne läßt entdecken
Bey der Stirne Schnee und Golde,
Dort nicht fand die rechte Stelle;
Und da Dornen ſonſt die Pracht
Dieſer Roſe ſchön bewacht,
Laſſt ſie nicht der Strahlen Helle
Jetzt bewachen, nur daß ich
Nie ſie wieder ſoll erlangen.
Denn man wagt wohl daran ſich,
Was von Dornen iſt umfangen,
Nicht von Strahlen, ſicherlich.
Nehmt ſie ab, vor eurem Fuß
Sey ſie meiner Hand Trophäe.

Liſida.

Daß ich all dieß hör' und ſehe!

Niſe.

Liſida ſah dich.

Cloris.

Was muß
Ich nun thun?

Niſe.

Sie bey ihm laſſen.

Cloris.

Bey ihm laſſen ſoll ich ſie?

Niſe.

Dich verſtelle, ſonſt heilſt du nie!

Cloris.

Lebe wohl.

Sie machen ihm Verbeugungen.

Niſe.

An die Blume faſſen
Mußt du im Vorbeygehn.

Cloris.

Freylich
Laſſ' ich ihr die ſehn an mir.
Doch ich ſeh' die Schärp' an ihr.

Niſe.

Zieh zurück, doch flieh nicht eilig.

Cloris.

Liebe heißt mich folgen, Muhme.

Niſe.

Thu, was meine Kunſt verſchreibt.

Cloris.

Daß ſie mit der Schärpe bleibt!

Liſida.

Daß ſie weggeht mit der Blume!

Cloris und Niſe gehn langſam ab, und Cloris zeigt der Liſida die Blume, dieſe ihr die Schärpe.

Enrico.

Sah man je ſolch grauſam Loos?

Liſida.

Schnöder Ritter und Verräther,
Eitler, Flüchtiger, Unſtäter,
Aller Lieb' und Treue los!
Was für Liebes-Gründe habt
Ihr nun noch? Euch dients zum Ruhme,
Da ihr Cloris gabt die Blume,
Daß ihr mir die Schärpe gabt.

Enrico.

Hör, —

Liſida.

Was willſt du noch mich plagen?

Enrico.

Sieh, —

Liſida.

Was ſoll ich noch erwägen,
Da, ſie ſich zu Füßen legen,
Du ihr hießeſt?

Enrico.

Dir zu ſagen,
That ichs, dort woll' ich ſie nehmen,
Aber nicht von ihrer Haube.

Liſida.

Daß ich ſolche Lüge glaube,
Willſt du, ohne dich zu ſchämen?

Enrico.

Wahrheit ſag' ich jederzeit.

Liſida.

Wollte das der Himmel geben!

Enrico.

Meiner Liebe Tod und Leben
Steht bei deiner Grauſamkeit.

Liſida.

Wohl! ſie ſterbe, wenn zu retten
Sie der Himmel nicht verſucht.

Enrico.

Ungerechte Eiferſucht!

Liſida.

Ungerechter Liebe Ketten!

Beyde ab.

Zimmer im Pallaſt.

Der **Herzog** mit einem Briefe in der Hand, und **Octavio** treten auf.

Herzog.

Es fehlte dieß Verweigern
Bloß meiner Liebe noch, die Qual zu ſteigern.

Octavio.

Kein Mittel, das ſie lindert?

Herzog.

Octavio, nein! weil es der Himmel hindert,
Muß jeder Troſt gebrechen.

Octavio.

Der Liebesgott will an der Macht ſich rächen,
Und macht uns ſtolz bekannt,
Ein Blitz ſey jeder Pfeil von ſeiner Hand,
Da er, wie Blitze, pflegt in wilden Wettern
Hohes zu treffen, Gipfel zu zerſchmettern.

Herzog.
Vielmehr, Octavio, will er, wie die Feigen,
An dem Beſiegten ſeine Stärke zeigen.
Ein Thurm, der, hoch erhoben,
Die ſchwere Laſt der Jahre muß erproben,
So daß er, halb verwittert,
Nicht mehr Gebäude, ſchon Ruine, zittert,
Iſt ein unwürdig Ziel dem Pfeil der Flammen,
Der Mauern ſtürzt und Zinnen bricht zuſammen.
Octavio.
Nein, Herr, nicht ſo zerrüttet
Halt das Gebäude noch, daß losgekittet
Es länger nicht das Nagen
Vom gift'gen Zahn der Tage könnt' ertragen,
Dafür, daß dir die Zeit Täuſchung erſpare,
Sind ehrne Baſilisken noch die Jahre.
Herzog.
Zu ſpät kommt das Bereuen.
Octavio.
Dich tröſten möcht' ich, oder dich zerſtreuen.
Herzog.
Wer trat herein?

Octavio.

Enrico iſt im Saale.

Herzog.

Wer ſonſt?

Octavio.

Sein Diener, dem du andre male
Die Freyheit haſt ertheilet
Zu kommen.

Herzog.

Es iſt wahr, ſein Scherz zertheilet
Mir den Verdruß. Doch geh, denn ſprechen eben
Wollt' ich Enrico.

Enrico und Ponlevi kommen.

Octavio *für ſich.*

Meiner Wünſche Streben,
Niſe zu ſehn die Freyheit, iſt gewonnen.
Flieg', Liebe! wie man Flügel dir erſonnen.

ab.

Herzog *für ſich.*

Wie vielerley erwägt doch traur'ge Muße!

Ponlevi.

Woll' Eure Hoheit gnädiglich zum Kuſſe
Mich mit dem Fuß begaben,
Den ſie am nächſten bey der Hand wird haben.

Herzog.

Mir ſteht der Sinn, noch nie am Grame kränker,
Heut nicht auf Spaß.

Poulevi.

So geh' ich nur zum Henker,
Denn Späß' und Weiber wollen
Gelegne Zeit, wenn ſie vergnügen ſollen.

ab.

Herzog.

Bis jetzt, ſo lang' mich Cloris nicht vermieden,
Verlieh die Liebe Friſt, mein Stern mir Frieden,
Da ich des Tags mich nährte
Mit Täuſchungen, die ſie mir Nachts gewährte.
Doch heut, damit geweigert
Der Troſt mir würd', und höher noch geſteigert
Mein Kummer, meine Pein und mein Verlangen,
Hör' dieſen Brief, den ich von ihr empfangen.

er liest.

„Gnädiger Herr,

„Die häufigen Beſuche Ew.
„Hoheit haben mehr als eine übelwollende Bemerkung veranlaßt, und in der Abweſenheit
„meines Vaters wird das, was ihm einmal zur

> „Ehre gereicht, ihm doppelt zum Nachtheil angerechnet. Ich erwarte ihn bald zurück, und
> „erſuche daher Ew. Hoheit, mich in Anſehung
> „ihrer Beſuche zu entſchuldigen."

Nicht weiter! Dieſer Ausſpruch, dieß Verſtoßen
Hat der Geduld den Boden eingeſtoßen,
Ich muß es dir geſtehen;
Mehr warf allein mich nieder dies Verſchmähen
Als alle Härten, die ich ſchon erfahren,
Die ſüße Bande meiner Liebe waren.
Du mußt nun meinem Looſe
Für dieſes Übel, dieſe gränzenloſe
Bekümmerniß, Enrico, Hülf' ertheilen,
Und mich auf einmal tödten oder heilen.
Ich muß durch dich erfahren,
Was Cloris ſinnt; die Bruſt der Undankbaren
Sollſt zu erſpähn das Mittel du vernehmen:
Denn Lieb' iſt Krieg, und übt in Stratagemen.
Du kennſt die ſchöne Niſe,
Der Cloris Muhme: ganz Ein Herz iſt dieſe
Mit ihr; und willſt du Liebeswerbung zeigen,
Und öffentlich um ihre Huld dich neigen,
So zweifl' ich nicht, bald biſt du wohl gelitten,

Da du verſtändig biſt, und fein von Sitten,
Weil, wenn ein Antrag auf Vermählung geht,
Den Zutritt leicht ein Mädchen zugeſteht.
Wenn du nun ſo zu lenken
Die Muhme weißt mit Liebe, mit Geſchenken
Die Dienerin, dann ſieh, ob dirs gelinge,
Daß ihr die Min' im Schnee des Buſens ſpringe,
Von einer Gegenmine Schnee ergründet,
Die raſch im Augenblick ihr Feu'r entzündet.
So giebt dann Schnee und Feuer
Der Liebe Licht, zu meiner Ruhe Steuer.

Enrico.

Herr, wiewohl heut mein Hoffen
Gelegenheit zu deinem Dienſt getroffen,
So würd' Octavio leichter doch von Niſen
Nach deiner Liebe Wunſch zurecht gewieſen.

Herzog.

Wollt' ich auf ihn hier bauen,
So würd' ich mich Octavio anvertrauen;
Doch da ichs dir geſagt,
Wünſch' ich durch dich, was ich beſorg', erfragt.
Und nicht durch ihn.

Enrico.

Mein Fürſt, ich wills erfahren
Von Liſida.

Herzog.

Ich will mir grade ſparen,
Daß Liſida es merke.
Denn da an Geiſt und Schönheit ihre Stärke
Die Schweſtern immer ſtreitig
Sich machen, wollen ſie ſich gegenſeitig
Verdunkeln, und mein eiferſüchtig Bangen,
Wird mit Verdacht ihr Zeugniß nur empfangen.

Enrico.

Da ichs nicht kann umgehen,
Will ich dir eine Schwierigkeit geſtehen:
Octavio wirbt um Niſe, ihn wirds kränken.

Herzog.

Mehr als Octavio, mußt du mich bedenken.

Enrico.

Mein Fürſt, ich werbe ſelbſt um eine Dame
Als Gattin: edel iſt ihr Ruf und Name;
Und dieſen Anſpruch müßt' ich dann verlieren.
Erlaubt mir drum, —

Herzog.

Von kind'ſcher Furcht regieren

Läßt du dich, mir zu lieb dem Mißvergnügen
Einer Dam', eines Freunds dich nicht zu fügen,
Die nach des Spieles Ende
Dir danken werden, daß es ſo ſich wende.
Doch gilt dieß mehr als ich: erkaufen will ich
Nicht meine Luſt auf deine Koſten billig.

Enrico.

Herr, —

Herzog.

Sage mir kein Wort.

Enrico.

Nicht dir den Dienſt zu weigern —

Herzog.

Fahr nicht fort.

Enrico.

Bemerkt' ich, —

Herzog.

Laß mich nichts mehr ſehn noch hören.

Enrico.

Herr, meinen Eifer möcht' ich dir beſchwören.

Herzog.

Nur kind'ſche Liebe, kind'ſche Freundſchaft brachten
Dich dahin, meinen Wunſch für nichts zu achten. ab.

Enrico.

Wer ſah von feſtern Schlingen
In aller Welt verworrner ſich umſchlingen,
Als mich mit Treue, Freundſchaft, Liebes-Banden,
Ein Fürſt, ein Freund, und eine Dam' umwanden?
Um Niſe nicht zu werben,
Das hieße mit dem Herzog es verderben;
Mit dem Octavio wieder, wenn ichs thäte;
Dann iſt ſie Cloris Muhm', und dieſer träte
Ich auch zu nah; ſag' ich die Wahrheit ihnen,
So brech' ich das Vertraun; will ichs verdienen,
Muß ich Liſida wagen,
Wenn meinen Dienſt ſie Niſen anzutragen
Bemüht mich ſieht: ſo kränk' ich alle dieſe,
Octavio, Cloris, Liſida und Niſe.
Doch, warum überwunden,
Reich' ich dem Unglück ſchon die Hand gebunden?
Dem Herzog dienen, nicht Octavio kränken,
Auf Niſe's Ruf und Cloris Rechte denken,
Nicht Liſida bekümmern: ich beſchwöre,
Beym Himmel! viel; — o gütger Himmel, höre!
ab.

Garten

Lisida und **Celia** treten auf.

Lisida.

Du haſt ihn geſehn?

Celia.

Ganz nah.

Lisida.

Alſo fiel vom Hut die Blume
Dem Enrico, und die Muhme
Nahm ſie auf für Cloris?

Celia.

Ja,
Denn ich blieb im Garten ſtehn,
Und derweil ich tolle Fratzen
Seinen Diener hörte ſchwatzen,
Sah ich alles, wie's geſchehn.
Laß dir jetzt die Nachricht geben,
Auf der Stelle konnt' ichs nicht.

Lisida.

Glaub' ich, was ein Zeuge ſpricht,
Eiferſucht, wenn es mein Leben
Gilt? Ja, denn wie könnt' es ſeyn,
Daß, ohn' erſt mit ihm zu reden,

Ihr Bericht in all und jedem
Trifft mit ſeinem überein?
Ein Betrübter glaubt mit Fug
Das, wofür ſein Wünſchen ſpricht:
Wär' es auch die Wahrheit nicht,
Daß ſie's ſeyn kann, iſt genug.
Ach, zu ſpät empfangnes Licht!
Celia, jetzt fühl' ich mit Bangen
Wie ich grauſam umgegangen:
Gott, warum glaubt' ich ihm nicht?
So erſpart' ich all' das Kränken
Ihm, womit er mich verließ.
Doch gut machen will ich dieß:
Wart' auf mich.

Celia.

Du mußt bedenken,
Was zu thun.

Liſida.

Vor allen Dingen
Schreib' ich ihm verſöhnte Zeilen.
Liebe Celia, du mußt eilen,
Sie ihm heute noch zu bringen.
Seine Freude wird dir mahlen,

In der ganzen Seel' Erguß,
Daß nach Wolken und Verdruß
Lieb' und Sonne heller ſtrahlen.

ab.

Ponlevi kommt.

Ponlevi.

Kaum nur hab' ich, harte Celia,
Meinen Herrn im Schloß gelaſſen,
Sieh, ſo komm' ich auch ſchon wieder,
Wie ein Blitz, von den galanten,
Und umarme wie der Blitz dich.

Celia.

Ohne ſprechen gleich umarmen?

Ponlevi.

Ich verſtehe von der Liebe
Wen'ger Theorie als Praxis.

Celia.

Schlimm genug. — O weh! da kommt
Cloris, ſie ſpaziert im Garten.
Sieht ſie dich, bin ich des Todes.

Ponlevi.

Ey, mich von ihr ſehn zu laſſen,
Macht mir das erſt Luſt. Doch ſag,
Was ich thun ſoll?

Celia.

Birg im Schatten
Dieſer Büſche dich.

Ponlevi.

Vor Schrecken
Kann ich weichen nicht noch wanken,
Gleich wie ein Komödien-König,
Wenn im Hauſe ſeiner Dame
Ihn bey ihr ein Vater findet,
Wackelnd und mit langem Barte.

Er verſteckt ſich.

Cloris und **Niſe** *treten auf.*

Cloris.

Was machſt du hier, Celia?

Celia.

Ich
Steh' hier eben, und erwarte
Aus dem Cabinet mein Fräulein
Liſida.

Cloris.

Da drinnen warte.

Celia ab.

Beſte Muhme! Niſe! Freundin!
Ach, du fühlſt nicht meine Qualen,
Da du mich ſo lang verließeſt.

Niſe.

Durch die Fenſter dieſes Gartens
War ich mit Octavio eben
Im Geſpräch.

Cloris.

In dieſem Falle,
Da er dich liebt, du ihn wieder,
Muß ich mir's gefallen laſſen.

Niſe.

Weder liebend, noch vergeſſend,
Such' ich ihn ſo hinzuhalten.
Doch wie ſtehts um die Lection,
Sag, bey dir?

Cloris.

Ich habe lange
Sie ſtudirt, und kann die Zeit,
Sie zu nutzen, kaum erwarten.

Liſida kommt mit einem Billet in der Hand, welches ſie verſteckt, da ſie die beyden ſieht.

Liſida.

War nicht eben Celia hier?

Cloris.

Eben hat ſie hier geſtanden,
Und ich hieß ſie dorthin gehn.

Niſe.

Ich will gehn, um ihr zu ſagen,
Daß ſie kommt. — leiſe. Jetzt iſt gelegne
Zeit, du bleibſt hier in den Schranken,
Weg die Eiferſucht zu täuſchen.

ab.

Cloris.

Liſida, ſo bleib doch, warte!
Ich hab' viel mit dir zu reden.

Liſida.

Daß ich viel zu hören habe,
Iſt daraus die klare Folg'rung.
Fang' an.

Ponlevi für ſich.

Nun giebts große Schlachten.

Cloris.

Liſida, wir ſind allein,
Uns verſchwiſtern enge Bande,

Und als Schweſter und als Freundin
Will ich dir mein Herz entfalten.
Zwey Jahr iſt es, du entſinnſt dich
Wohl noch, daß in meinem Garten
Lebende Statüe Enrico
War, ſo lebend, daß die Pflanzen
Mehr der Thränen ſeinen Augen
Als der Frühe Seufzern dankten.
Er ging fort, und da der Himmel
Uns ſo flatterhaft geſchaffen,
Daß der Tag der Liebe oft
Schon Vorabend iſt des Wandels,
So ließ bald von dem, was kaum
Glüh'nde Kohle war, die Aſche,
Da der Trennung Lüfte wehten,
Sinken die erloſchne Flamme.
Hierauf warb um mich der Herzog,
Welchem zwar mein Ruf, mein Name
Widerſtand, doch nicht ſo ſehr,
Daß nicht ſo viel aufgewandter
Eifer, ſo viel Zärtlichkeiten
Ein'gen Eindruck auf mich machten.
Seit, zurückgekehrt, Enrico

Mich geliebt vom Herzog ſahe,
Sey es Eiferſucht nun, oder
Daß dadurch die Lieb' erwachte,
Will er gegen mein Verſchmähen
Rache ſich mit dir verſchaffen.
Zeuge ſey der Garten dir,
Wo er mir, troz ſeinem Bangen,
Mein Misfallen zu vermeiden,
Weil du jene Schärpe hatteſt,
Dieſe Blume dafür gab,
Seiner Hoffnung Bilderſprache.
Biſt du Freundin mir und Schweſter,
Wie ich ſagte, kommt zu ſtatten
Dir ein Theil von meinem Glücke,
Wie du mitfühlſt meine Plagen:
O ſo thu' etwas für mich!
Lieb' Enrico recht, bezahle
Mit wahrhafter Lieb' und Treue,
Falſcher Treu' und Liebe Gaben.
Dadurch wird zur Eiferſucht
Minder Grund der Herzog haben,
Sicherheit Enrico, nicht
Aus der Gunſt bey ihm zu fallen,

Frieden ich, du einen Freyer,
Minder Noth, mehr Glück wie alle.

Liſida beyſeit.

Sie denkt Fallen mir zu legen,
Und geht ſelbſt in ihre Falle! —
Wahrlich, Cloris, da ich ſah
Daß du ſo viel Anſtalt macheſt
Mit Vorreden, Einleitungen,
Dacht' ich, es wär was gewalt'ges,
Was ich für dich ſollte thun.
Alſo, Schweſter, das iſt alles:
Einen Mann betrügen? Giebts
Denn was leichters? Was bedarf es
Als mein Frauenrecht zu kennen?
Wozu mirs noch aufgetragen?
Doch es ſey, um dir zu dienen,
Will ich, ob ich ſchon nicht dachte
Jemals mehr mit ihm zu reden,
Thun, was du von mir verlangeſt.
Von heut an ſollſt du mit ihm
Von der Nacht mich bis zum Tage,
Und von früh ſehn bis zur Nacht.
Eh die Sonn' in deren Schatten

Sich erneut, die goldnen Schwingen
Aufgelöſt im Silberbrande,
Will ich meinen Brief ihm ſchicken,
Um ihn dringendſt einzuladen
Zu mir her; und mit ihm reden
Will ich ſo, daß du für wahren
Ernſt es ſelber halten ſollſt,
Oder mindſtens nicht errathen
An der Art der Zärtlichkeiten,
Ob ſie aus Verſtellung kamen.
Willſt du mehr?

Cloris.

O nicht ſo viel.

Ponlevi.

Das Complot, mein Treu! iſt artig,
Den Enrico ſo zu äffen.
All mein Tage! Weil ſie ſchwatzen,
Mach' ich ſtill mich fort, ich berſte
Vor Begierd', es ihm zu ſagen.

Während die Schweſtern leiſe mit einander reden, ſchleicht ſich Ponlevi hinter ihnen hinaus.

Liſida.

Sorge nicht, du kannſt auf mich
Baun.

Cloris.

So lebe wohl! — *beyſeit.* Was that ich?
Rach' aus Liebe ſey verwünſcht,
Und verwünſcht die Lieb' aus Rache!

ab.

Liſida.

Hieß' Cloris mich, mit Lieb' Enrico hegen,
Damit er ihr ſo eher möcht' entſagen,
So würd' ich ihrer Liebe Wahn beklagen,
Und ſchmerzlich meiner Liebe Schmach erwägen.
Hofft aber Cloris, auf ſo ſeltnen Wegen
So ſeltnen Bund der Treue zu zerſchlagen,
So wär' ich thöricht, dieſes Spiel zu wagen,
So ging' ich thöricht der Gefahr entgegen.
Und weil der Roſe Pfand, das ſie gewonnen
Zu haben rühmt, und heimlich mußte rauben,
Den Faden zeigt, den Cloris fein geſponnen:
Soll Eiferſucht kein Zweifeln ſich erlauben;
Denn wer nur einmal eine Lüg' erſonnen,
Bey dem verliert die Wahrheit allen Glauben.

Enrico und **Ponlevi** *kommen.*

Enrico.

Menſch, das lügſt du mir.

Ponlevi.
Ich lüge
Nichts.
Enrico.
Das ginge vor?
Ponlevi.
So ſag' ich.
Enrico.
Cloris, ſprich, will mich vergeſſen,
Liſida mit Trug mich fangen?
Ponlevi.
Ja ſo iſts, Herr, ſie ſind beyde
Spitzbübinnen ohne Maßen.
Enrico.
Ich will ſehn.
Ponlevi.
Wie das?
Enrico.
Ich ſpreche
Liſida: im Zorn verlaſſen
Hat ſie mich vorhin, und find' ich
Ihre Härte nun verwandelt,
Ohne daß ich ihr genugthat,
So iſts wahr.

Ponlevi.

Dazu erwarts
Einen Brief, den ſie will ſchreiben.

Enrico.

Wie hätt' ich Geduld ſo lange?

Liſida.

Sey, Enrico, mir willkommen!
Scheint es doch, zu dir gelangte
Schon des Herzens Ruf, und wollte
Die Entfernung Lügen ſtrafen,
Die uns trennte.

Enrico.

Was noch zögr' ich? —
Halt, Syrene! Undankbare!
Schnödes Crocodill, halt inne!
Weinend willſt du Tod mir ſchaffen,
Und nicht minder, wenn du ſingeſt.
Wohl bezeugt es dein Verwandeln:
Heut, mir Eiferſucht vorweinend,
Gabſt du mir den Tod, Tyrannin!
Eben heut mir Gunſt vorſingend,
Giebſt du Tod mir auch. Verlaß mich!

Magſt du weinen oder ſingen,
Nie kann ich mich ſicher halten.

Liſida.

Nicht verſtellt war erſt mein Weinen,
Noch, Enrico, iſt mein Lachen
Jetzo falſch: im Herzen wurden
Beyde Regungen empfangen.
Wenn ich Eiferſucht erſt weinte,
Sing' ich jetzt, der Liebe dankend,
Und enthülltem Wahn, weil eben
Celia, die verſteckt geſtanden,
Meinen Wahn zerſtreut; und ſo
Lockt dich weder in die Arme
Der Syrene falſche Stimme,
Noch mit falſchen Thränen ſchaden
Will das Crocodill dir; einzig
Klagt und ſingt in dieſen Schatten
Liebe, gleich beſtändig immer,
Mag ſie ſingen oder klagen.

Enrico.

Denkſt du denn, daß ich nicht wüßte,
Bloß erheuchelt ſey die Sprache,
Die du führſt?

Liſida.

Und wär erheuchelt
Auch ein Brief, den ich dir ſandte?

Sie giebt ihm den Brief.

Enrico.

Schweige, nur ein Zeuge mehr
Iſt der Brief, um meine Qualen
Zu erhöhn bey der Entdeckung,
Weil du Cloris angetragen,
Daß du mir ihn ſchreiben wollteſt.
Dieß iſt abgeredte Karte,
Liebe nicht.

Liſida.

Wer hat ſo ſchleunig —

Ponlevi.

Jetzo muß ich mit zum Tanze.

Liſida.

Dir gemeldet, was wir beyde
Hier geredt?

Ponlevi.

Was gilts? Nun platzen
Über mir die Regenwolken.

Enrico.

Das that Ponlevi, der alles
Heimlich lauſchend angehört,
Was Cloris und du verhandelt
Wider mich voll ungerechter
Tyranney.

Ponlevi.

Ich habe wahrlich
Nichts geſagt; mein Herr lügt, Fräulein;
Denn ich habe von dem allen,
Was er ſagt, kein Wort geſprochen.

Liſida.

auf Ponlevi zugehend, der ſich immer vor ihr zurückzieht.

Fürchte nichts, ſag nur: wo war es
Daß wir ſprachen?

Ponlevi.

Wenn du ſelber
Es durchaus befiehlſt zu ſagen,
So wars hier.

Liſida.

Wie lang iſt's her?

Ponlevi.

Einen Augenblick.

Liſida.

Nun hab' ich
Schon genug. Wenn ich nicht wegging,
Und hier nichts geſchrieben habe,
So iſts klar: der Grund war folglich
Nicht das, was mir Cloris ſagte,
Sondern mein gehobner Irrthum.

Ponlevi.

Förmlicher Beweis des Satzes.

Enrico.

Daß ich alſo glauben ſoll,
Daß du mir die Wahrheit ſageſt,
Und bey deiner Schweſter heuchelſt?

Liſida.

Sahſt du niemals eine Tafel,
Die in einem Licht uns Züge
Von vollkommner Schönheit mahlet,
Und 'm andern Licht ein Schreckbild,
Weil ſie das Gepräg' empfangen
Von der hohen Kunſt des Pinſels
Widerſprechender Geſtalten?
So iſt meine Lieb', in Cloris
Licht, als Schreckbild auch geſtaltet,

In Enrico's Licht vollkommner
Schönheit gleich, denn ſo gewaltig
Iſt der Abſtand im Gemüthe
Von erlogner Lieb' und wahrer.

Enrico.

Ich weiß nicht, welch einen Zauber
Deine Worte für mich haben,
Daß ich wider Wiſſen glaube.
Laß mich dir zu Füßen dankend
Die entſproßnen Blumen küſſen,
Daß ich nicht zertretne ſage.

Liſida.

Sind dir nicht die Arme näher?

Enrico.

Ihre Sphär' iſt zu erhaben.

Cloris und Niſe kommen.

Cloris zu Niſe.

Wir ſind unrecht hier gekommen.

Liſida.

Um uns vor dem läſt'gen Paare
Ruh zu ſchaffen, mach' dich los,
Bis ſie erſt vorbey gegangen,
Und komm wieder.

Enrico.
Gut, das will ich.

ab.

Liſida.
Schweſter, nun, du magſt mir danken:
Ich umarmt' ihn, — kann ich mehr? —
Um zu thun, was du verlangteſt.

ab.

Cloris.
Ach du brachteſt mich ums Leben,
Niſe! du nahmſt mir die Waffen,
Und gabſt meiner Feindin Mittel
In die Hand, mich todt zu martern.

Niſe.
Du haſt Recht, mit *dem* Betruge
Lief mirs übel ab; doch warte,
Ob ein andrer anſchlägt: haſt du
Kein Papier in deiner Taſche?

Cloris.
Keins als dieſes da, es iſt
Eine Rechnung.

Niſe.
Laß mich machen.

Dieß reicht hin. Geh, und belauſche
Den Erfolg im Hinterhalte.
Ponlevi!

Floris ab.

Ponlevi.

Mein gnäd'ges Fräulein?

Niſe.

Hör mich an.

Ponlevi.

Was willſt du haben?

Niſe.

Das.

Sie giebt ihm Ohrfeigen.

Ponlevi.

Ach, du erdroſſelſt mich.

Niſe.

Schurke, trittſt du ſo zu nahe
Meiner Achtung?

Ponlevi.

Welcher Achtung?

Niſe.

Mir das bieten! Wie? du wagſt es
Mit der Frechheit?

Ponlevi.

Ich dir bieten?

Niſe.

Böswicht, ſchweig!

Sie giebt ihm wieder Ohrfeigen.

Ponlevi.

Ach, es erſchlagen
Mit zehn Perlenmutter-Spitzen
Mich zehn Dolch' aus Alabaſter!

Niſe.

Du mir?

Sie zerreißt das Papier.

Liſida kommt.

Liſida.

Welch ein Lärm iſt hier?
Was gabs, Muhme?

Niſe.

Gar Nichts gab es. —
Schurke! Kuppler! pack dich hurtig,
Eh du aus dem Fenſter wanderſt,
In mehr Bißchen, als geſteckte
Schmetterlinge rings hier flattern
Von dem Brief, den du beſtellt haſt.

Ponlevi.

Ich?

Niſe.

Wirſt du ein Wort noch ſagen?
Pack dich!

Ponlevi.

Wolle —

Niſe.

Nichts erwiedert!

Ponlevi.

Doch der Himmel, daß —

Niſe.

Still! pack dich!

Ponlevi.

Gut, das will ich. — Meine Herren.
Was im Kopf hat dieſe Dame.

Liſida.

Soll ich wiſſen, was geweſen?

Niſe.

Dieſer Schurke durfte ſagen
Mir ins Angeſicht, ſein Herr —

Liſida.

Sprich nur.

Niſe.

Hab' ihm aufgetragen,
Dieſen Brief mir zu beſtellen
Da bey Cloris nicht verfangen
Will die Eiferſucht auf dich,
Richtet er auf mich die Plane

Liſida beyſeit.

Dieß iſt wieder eine Liſt,
Damit muß ſie nichts erlangen.

Sie hebt die Stückchen Papier auf.

Niſe.

Sag, was machſt du da?

Liſida.

Ich ſuche
Das zerrißne Blatt zuſammen.

Niſe.

Zu was Ende?

Liſida.

Zu dem Ende,
Niſe, wenn du die entfallne
Blum' Enrico's, als die ſeine,
Auf von dieſem Boden laſeſt,
Um an Cloris ſie zu geben,

Such' ich dieß Papier zuſammen
Eben aus demſelben Grunde.

Niſe beyſeit.

Jeſus, was ich dieſer Tage
Für ein Unglück hab' im Lügen!

Liſida lieſt die Stückchen.

Dahier ſteht: gebranntes Waſſer;
Hier: ein friſches Ey; und hier:
Sublimat in Pulvern; laß es
Gut ſeyn! das klingt mehr nach Spott,
Als nach einem Liebeshandel.
Wenn Enrico ſo für Mittel
Sorgt, die das Geſicht zu waſchen,
Muß er wohl nicht hübſch dich finden,
Niſe.

Niſe.

Ey, Papierchen flattern
In der Luft herum: der Wind
Führt eins weg, und bringt ein andres.
Dieß mag wohl nicht von demſelben
Seyn, daß ich zerriß.

Liſida.

Wohl mag es.

Sieh, wie übel dir gelingen
Deine Liſten, deine Plane!

Niſe.

Was für Plane? was für Liſten?

Liſida.

Dieſe.

Niſe.

Zwing' mich nicht zu ſagen,
Daß, wer weiß wie lang', Enrico
Schon mir ſein verliebtes Schmachten
Vorbringt, mir den Hof macht, ſchreibt,
Kurz mich plagt auf alle Arten.
Leicht könnt' ich dich wo verſtecken,
Und dich ſelbſt belauſchen laſſen,
Wie er zärtlich iſt.

Liſida.

Ich will
Bloß, ohn' alle weitre Rache,
Daß du lügſt, dich überführen.
Er kommt wieder: hier erwarten
Will ich hinter den Jasminen,
Was er ſchreiben wird und ſagen

Niſe.

Jeſus! Liſida, du mußt mich
Nicht ſogleich beym Worte faſſen.
Siehſt du nicht, daß ich nur ſcherze?

Liſida.

Lerne, mir was weiß zu machen.

Niſe.

Bloß dich necken wollt' ich ja,
Weiter iſt es nichts, wahrhaftig.

Liſida.

Sehn will ichs, bey ja und nein.

Sie verſteckt ſich.

Niſe.

Giebt's wohl eine ſchlimm're Lage?
Fängt mich doch mit meiner Lüge
Liſida wie in der Falle;
Denn im Leben hatt' Enrico
Keine Sylbe mir zu ſagen.

Enrico und Ponlevi.

Ponlevi.

Nun, wie oft noch lenken wir
Zu dem Garten unſre Schritte?

Enrico.

Hier wohnt meines Lebens Mitte,
Weichen kann ich nicht von ihr.

Cloris kommt, und bleibt vorn in der Couliſſe ſtehen.

Cloris.

Sie behorchen will ich hier.

Niſe.

Hier belauſch' ich jedes Wort.

Enrico.

Liſida muß meiner dort
Warten.

Ponlevi.

Iſt es denn nicht dieſe?
Nein, das iſt die ſchöne Niſe.

Niſe.

Ohn' ein Wörtchen geht er fort.

Enrico für ſich.

Ach Gott! Niſe iſt allein,
Niemand ſieht mich, und ich könnte,
Wenns der Liebe Furcht vergönnte,
Nun dem Herzog dienſtbar ſeyn,
Und die Mine ziehn. Zum Schein
Liebe bey ihr anzubringen,

Doch geheim vor allen Dingen,
Gilts; vor Liſida verborgen
Bin ich hier: was darf ich ſorgen?
Ja, ich hoff', es ſoll gelingen. —
Paradieſes-Engel hier
In des Gartens Heiligthume!
Da du Wächter biſt und Blume,
Schutz zugleich und blüh'nde Zier:
Birg das feur'ge Schwerdt vor mir!
Mildre deiner Sonne Licht!
Höre, was Entzücken ſpricht,
Hör ſie an, die ſcheuen Triebe,
Als die Huldigung der Liebe,
Wenn auch als die mein'ge nicht.

Niſe.

Wie, was hör' ich?

Cloris.

Weh mir! ah!

Liſida.

Daß ſie meinen Tod bewieſe,
Wollt' ich ſelbſt.

Ponlevi.

Dieß iſt ja Niſe,
Herr, nicht Liſida.

Enrico.

Ich ſah,
Und ich mußte lieben; ja,
Von der Zeit war Seel' und Leben
Blindlings an dich hingegeben.
Dieſe ſchneeige Geſtalt,
Doch von Feuers Hauch umwallt,
Iſt die Sphär', um die ſie ſchweben.
Meiner Liebe Streben war
Gleich, wie ſie ſich dir bewieſe.

Ponlevi.

Herr, gieb Acht! dieß iſt ja Niſe.

Enrico.

Ich kann ſehn, ich nehm' es wahr.

Liſida.

Er meynt alles ſo, fürwahr!
Niſe thront in ſeinem Herzen.

Cloris.

Himmel, welche neue Schmerzen!
Nun will er um Niſe werben?

Ponlevi.

Er liebt Niſe jetzt zum Sterben.

Niſe beyſeit.

Seine Lieb' iſt mehr als Scherzen.
Kann ſichs wunderlicher fügen?
Was ich nur zum Spaß erfunden,
Wird im Ernſte wahr befunden.
Ich muß nun nur fortbetrügen.

Enrico.

Mag mein Tod an mir denn rügen,
Was des Lebens Wahn verſah.

Niſe.

Nein, in meinem Leben ſah
Ich noch niemand ſo verliebt.
Habt ihr Cloris nicht geliebt
Ein'ge Zeit, Enrico?

Enrico.

Ja,
Ihr gehuldigt hab' ich zwar.

Cloris für ſich.

Undankbarer!

Niſe.

Eure Liebe
Wandt' auf Liſida die Triebe
Bald darauf?

Enrico.
Ihr eigen war
Meine Freyheit; dieß iſt wahr.
Liſida für ſich.
Grauſamer!
Niſe.
Und ich vermehre
Nun die Zahl mit gleicher Ehre.
Enrico.
Euch bin ich der treuſte Diener.
Niſe.
Gabs je einen Florentiner,
Der mehr Portugieſe wäre?
Enrico.
Haltet nicht für minder ächt,
Weil ich zweyen ſchon gehuldigt,
Meine Liebe.
Niſe.
Wie entſchuldigt
Ihr den Fehler?
Enrico.
Mit mehr Recht
Hieß' es ein Verdienſt. Wann ſchwächt

Sich die Achtung wohl deswegen
Für ein Buch, Gemählde, Degen,
Weil der Künſtler andre Werke
Schon gemacht? Nein, Werth und Stärke
Pflegt ja ihnen zuzulegen
Die Erfahrung. Und ſo giebt
Es mehr Anſpruch meiner Liebe,
Da ich wandt' auf euch die Triebe,
Daß ich andre ſchon geliebt;
Nicht, weil ich mehr Wahl geübt,
Denn Gewalt war dieſes; nein!
Sondern Einer ſollt' allein
Jetzt geweiht, mein Glück, mein Leben,
Das vollkommen wieder geben,
Was ich lernte bey den zweyn.

Cloris.

Dieß zu ſehn!

Liſida.

Dieß anzuhören!

Niſe.

indem ſie Liſida bey der Hand nimmt, und mit ihr bis dahin kommt, wo Cloris ſteht.

Auf ſo viel Sophiſterey,

Liebe Muhm', antworte frey;
Kann ſie wohl für mich gehören?
Liſida zu Enrico.
Suche nun, mich zu bethören!
Ponlevi.
Daß uns die ſo fangen hier!
Enrico.
Helf mir Gott!
Niſe zu Cloris.
Nun hätten wir
Uns geſichert.
Cloris.
Nicht zu ſehr.
Niſe.
Nun, was fehlt denn jetzt noch?
Cloris.
Wer
Sichert künftig mich vor dir?
Wenn die einen Sorgen ruhn,
Schaffſt du neues Ungemach. ab.
Niſe.
Seiner Liebe bracht' ich Schmach,
Und mehr hatt' ich nicht zu thun.
ab.

Liſida.
Was erwiederſt du mir nun?
Du bleibſt ſtumm?
Enrico.
Ich kann nicht ſprechen.
Liſida.
Gieb mir Gründe.
Enrico.
Sie gebrechen.
Liſida.
Sinn' auf was.
Enrico.
Ich weiß nicht was.
Liſida.
Täuſche mich.
Enrico.
Wie könnt' ich das?
Liſida.
Sprich.
Enrico.
Ich darf mich nicht erfrechen.
Liſida.
Weß war nun die Falſchheit?

Enrico.

Nein.

Liſida.

Und wer blieb der Wahrheit nah?

Enrico.

Ich.

Liſida.

So war dieß Lüge?

Enrico.

Ja.

Liſida.

Alſo haſt du Ausflucht?

Enrico.

Nein.

Liſida.

Fällt denn kein Betrug dir ein?

Enrico.

Ächte Treue kennt ihn nimmer.

Ponlevi.

Herr, ich ſagte dir ja immer,
Die zu lieben ſey der Ort
Nicht der rechte; doch mein Wort
Galt dir nichts.

Liſida.
Leid' ein ſo ſchlimmer,
Falſcher Buhler jede Qual!
Enrico.
Nichts wird meine Treu je beugen.
Liſida.
Sag, was ſoll mir ſie bezeugen?
Enrico.
Schweigen, und des Herzens Wahl.
Liſida.
Du biſt flüchtig.
Enrico.
Ich bin Stahl.
Liſida.
Eiferſucht bringt mich von Sinnen.
Enrico.
Weiß es doch ſo ſchlau zu ſpinnen
Der durchtriebne, kleine Gott,
Daß er Liebe macht zum Spott,
Und zur Schmach ein treu Beginnen!
Beyde ab.

Dritter Akt.

Nacht. Straße vor Fabio's Hauſe.

Der Herzog, Enrico, Ponlevi und ein Sänger treten auf.

Herzog.
Keine Macht beſiegt die Liebe.
Enrico.
Eins ſagt man, hat helfen ſollen.
Herzog.
Was denn?
Enrico.
Sie beſiegen wollen.
Mir däucht, Garcilaſo ſchriebe
Dieß dawider vor.
Herzog.
Die Triebe
Dadurch rathen abzulenken,
Iſt, wie wenn man Liebe ſenken
In Vergeſſen heißt; ſtatt deſſen

Iſt ein Mittel das Vergeſſen,
Um von neuem zu gedenken.

Enrico.

Wenn uns dann, ſie zu bekriegen,
Lieb' an ſich erinnern muß,
Iſt zu ſiegen der Entſchluß
Auch der Anfang, um zu ſiegen.
Zwar, da, hier nicht zu erliegen,
Wir ja das, worauf das Wollen
Hin ſich neigt, vergeſſen ſollen,
So iſt in uns ſelbſt der Streit;
Und es liegt die Schwierigkeit
Nicht im Siegen, nur im Wollen.

Herzog.

Du haſt Recht. Doch ſage mir,
Wie gelangs mit Niſe dir?

Enrico.

Schlecht Gehör fand mein Bewerben, —
beyſeit. — O wie wahr! ſie ließ mich ſterben. —
Denn da Fabio wieder hier,
Und ſein Haus neu eingerichtet,
Kann ich ſie nicht ſehn noch ſprechen.

Herzog.
Fahre fort, um ſo zu ſchwächen
Dieſen Brand, der mich vernichtet.
Wird als Wahrheit mir berichtet,
Was ich fürchte, wohl, alsdann
Weiß ich, daß ich ſiegen kann,
Weil ich ſiegen wollen werde.
Enrico.
Jetzt, Herr, hat es viel Beſchwerde.
Herzog.
Fabio iſt ein ſtrenger Mann.
Enrico.
Horch, hier auf der Gallerie
Hör' ich jemand ſich bewegen.
Herzog.
Dort auch ſcheint ſich was zu regen:
Wer es iſt, Enrico, ſieh.
Cloris und Niſe erſcheinen an einem Fenſter, Liſida und Celia an einem andern.
Enrico.
Nun kommts darauf an, — und wie
Sollen wirs, mein Fürſt, erſpähn?
Wo wohl Cloris möchte ſtehn.

Herzog.
Theilen wir uns dort und hier;
Dann uns treffen können wir,
Und uns melden, wen wir ſehn.
Enrico.
Gut, und daß ichs gleich erfülle,
Wend' ich hieher mich.
Herzog.
Und ich
Dorthin; — doch verweile dich,
Denn man ſtimmt da in der Hülle
Nächt'ger Dunkelheit und Stille
Eine Harfe.
Cloris.
Dieſe Thränen
Lindre, Niſe; gleich Syrenen
Laß im Liebes-Meer dich hören.
Liſido.
Singe, Celia, und beſchwören
Wirſt du dieß mein tödlich Sehnen.
Enrico.
Einen Sänger hab' ich hier,
Falls wir auf die Gondel gingen,

Mitgebracht: wenn jene ſingen,
Singt er mit, beliebt es dir.

Herzog.

Gut.

Ponlevi.

So ſey denn auch von mir
Ausdruck deiner Pein verſucht.

Enrico.

Sing', ob etwan in die Flucht
Ich des Himmels Stürme triebe.

Herzog.

Singe mir etwas von Liebe.

Liſida.

Singe mir von Eiſerſucht.

Cloris.

Singe mir von Traurigkeit.

Enrico.

Singe mir von Luſt und Wonne.
Wiſſe die entflohne Sonne,
Ohne ſie ſey ſchön're Zeit.

Der Sänger ſingt.

Liebe! Liebe! deine Macht
Bändigt Reiche, bricht Geſetze;

Mehr als aller Kön'ge Schätze,
Haſt du unter dich gebracht.

Celia ſingt.

Eiferſucht! dem, der dich kennt,
Wandelt ſich in Sucht der Eifer,
Weil ihn von des Neides Geifer
Nur ein einz'ger Laut noch trennt,

Ponlevi ſingt.

Glück! nicht Einem treu und hold,
Wer mag deine Launen zügeln?
Mahle nur dein Rad mit Flügeln
Denn es fliegt, mehr als es rollt.

Niſe ſingt.

O Vernunft! Vernunft! wie lange
Wird die Liebe dich beſiegen,
Da die Freuden ſchnell entfliegen,
Wie ſie nahn mit trägem Gange?

Herzog.

Laß dich nicht von ihnen ſtören.

Liſida.

Laß nicht ab zu ſingen, nein.

Enrico.

Fahre fort, ſag' meine Pein.

Cloris.

Sing', ich bin entzückt zu hören

Der Sänger ſingt.

Wird mir jemals Gunſt ertheilt?

Celia ſingt.

Darf ich wieder Hoffnung faſſen?

Ponlevi ſingt.

Wird mein Unglück mich verlaſſen?

Niſe ſingt.

Wird der Liebe Schmerz geheilt?

Herzog.

Singe nur, ſingt man auch dort.

Liſida.

Schweige nicht, obwohl ſie ſingen.

Enrico.

Laß den Ton mein Leid bezwingen.

Cloris.

Schweige nicht, ſing' lieblich fort.

Alle vier ſingen.

Glück, Vernunft, Lieb', Eiferſucht,
Alles muß den Wechſel dulden:
Die Vernunft erliegt den Jahren,
Und es ſinkt das Glück im Fluge.

Liebe iſt ein Feuer,
Eiferſucht ihr Zunder;
Doch die Luſt ermattet
Liebe wankt im Buſen.

Herzog.

Da in Lüften deine Stimme,
Schöne Niſe, ſanft verhallet,
Laß ihr doch für meine Hoffnung
Eine Botſchaft übertragen.

Cloris.

Sag nicht, daß ichs bin; der Herzog
Iſts, er ſoll nicht mit mir ſchwatzen.

Niſe.

Nein, vertrau' ſie Eure Hoheit
Nicht ſo flücht'gem Aufenthalte:
Eure Heimath iſt ein Buſen,
Wo eur Bild vergöttert waltet.

Herzog.

Spräche ſo die Dame, welche
Euch begleitet, über alles
Wär' ich glücklich.

Niſe.

Nicht ſo ſehr,

Die ihr fälſchlich dafür haltet,
Iſt von mir ein Kammermädchen.

Herzog.

So? wollt ihr ſie ſprechen laſſen?

Niſe.

Sie iſt ſtumm, und kann nicht ſprechen.

Herzog.

Wohl, nur nicht des Herzens Sprache.

Liſida,

die indeſſen leiſe mit Enrico geſprochen.

Übel ſtimmt dieß zärtlich Thun,
Mit ſo manchem Flatterhaften.

Enrico.

Nein, vielmehr ſtimmt dieß Gefühl
Überein mit anderm wahren.

Liſida.

Was mein Auge ſieht das glaubt es.

Enrico.

Giebts nicht Brillen, die verwandeln?

Liſida.

O das iſt unmöglich, wenn ſie
So vollkommne Gläſer haben.

Enrico.

Die vollkommenſten betrügen.

Herzog.

Ich bin gleich zurück hier; wartet:
Ich muß dort nach jemand ſehn. —
Hör, Enrico!

Enrico.

Herr?

Herzog.

Nicht wanken
Will von ihrer Strenge Cloris;
Denn ſie will nicht rathen laſſen,
Daß ſie neben Niſe ſteht.

Enrico.

Was ſoll ich nun thun?

Herzog.

Zum andern
Fenſter, wünſch' ich, daß du geheſt;
Und da uns zwey gleiche Plane
Beide hergeführt, daß du
Ein Geſpräch mit Niſe halteſt,
Oder ich mit Cloris: ſorge,
Da mir eins ſo ſchlecht gerathen,

Daß wir beydes nicht verlieren.
Sie iſt dort geh hin: denn alles
Kommt mir darauf an, du weißt es.

Enrico.

Wer war je in ſolchem Falle?

Cloris tritt an das Fenſter der Liſida.

Cloris.

Liſida!

Liſida.

Was iſt? Was ſoll ich?

Cloris.

Drüben ſteht der Herzog wartend,
Und will mich durchaus erſpähen.
Er ſah unſre zwei Geſtalten:
Willſt du wohl, damit er denke,
Ich wars nicht, hinüber wandern.

Liſida.

Wenn du her kommſt um zu wiſſen,
Wer hier bey mir iſt, erfahren
Sollſt du das: es iſt Enrico,
Und damit ich Platz dir mache,
Geh ich.

Cloris.

Das nicht.

Liſida für ſich.

Ich will gehn,
Doch um ſonſt was aus zu machen?
Ob die Gläſer, ob die Augen
Lügen, ein für allemale.

Ponlevi.

Ich, bey dieſer Dunkelrunde
Für den Krieg der Serenaten,
Unter all' den andern Pären
Muß allein hier unpaar wandern.
Wenn ich nicht Monſieur von Schlaf
Rufe, ſich zu mir zu halten.

Er legt ſich zum ſchlafen nieder.

Octavio tritt auf, und nimmt die Stelle ein, auf welcher Ponlevi ſtand.

Octavio.

Wenn die Eiferſucht nicht Ruhe
Gönnt bey Einem Gegenſtande,
Kann der, dem ſie ſich verdoppeln,
Einen Augenblick ſie haben?

Herzog.

Komm doch!

Enrico beyſeit.
Daß mich dazu nöthigt
Eines Mächt'gen Liebeshandel!
Herzog.
Was verweilſt du?
Enrico.
Ich ſah jemand.
Herzog.
Habe daraus nur kein arges,
Es iſt Ponlevi, er ſtand
Immer dort im Hinterhalte.
Enrico beyſeit.
Eine Göttin zu betrügen,
Himmel, leih mir falſche Sprache!
Cloris.
Dank dem Himmel, daß ich Ruhe,
Vor des Herzogs Reden habe.
Herzog.
Nein, er kommt, euch aufzuſuchen,
Wo ihr ſeyd.
Cloris.
Welch ſonderbarer

Zufall! das, womit ich eben
Mich vor ihm zu ſichern dachte,
Liefert mich ihm aus, und zwingt mich,
Ins Geſpräch mich einzulaſſen.

Enrico.

Ich bin hier, nun ſtärke mich
Die Gewißheit, daß mich grade
Liſida nicht hört; vom Herzog
Wird ſie dort ja unterhalten.
Schönſte Niſe, —

Octavio.

Sagt er Niſe?

Enrico.

Da magnetiſch deine ſanfte
Stimm' heranlockt, was nur lebet,
So daß, dieſer Schwelle nahend,
Mit den Felſen wilde Thiere,
Vögel mit den Blumen wandeln:
Gönne Raum den leiſen Wünſchen,
Die dein ſüßer Ton einladet
An dem Gifte hier zu ſterben,
Das ſie mit den Lüften tranken.

Liſida.

Was iſts, Himmel, das ich höre?
Iſt er dazu nachgegangen,
Meinem Leben nachzuſtellen?

Octavio.

Falſcher Freund und undankbarer
Liebender! Er ſolls, beym Himmel!
Mit dem Leben mir bezahlen.

ab.

Enrico.

Wollt ihr prüfen, ob mein Leiden
Wahr iſt, könnt ihr's leicht erfahren.

Liſida.

Nicht ſo leicht, da dieß, Enrico,
Eben noch bey einer andern
Eure Wahrheit war. Nun ſeht,
Ob die Gläſer wohl verwandeln.

Enrico.

Liſida —

Liſida.

Sprich nur nicht weiter.

Enrico.

O beym Himmel —

Liſida.

Nicht zu ſchaffen
Mach' dir mit Entſchuldigungen;
Du mußt mich für immer laſſen.

Enrico.

Hör nur, — allein was ſeh ich?
Man ſchließt auf die Thür' vom Garten.
Herr!

Herzog.

Was iſt?

Enrico.

Aus Fabio's Hauſe
Kommt ein Menſch heraus.

Cloris.

Mein Vater
Iſt es, eh er euch bemerkt,
Herr, entfernt euch von der Straße

Herzog.

Es iſt Fabio; komm, Enrico,
Und vermumme dich im Mantel;
Er darf mich nicht kennen.

Enrico.

Hilft da
Das Vermummen und Verlarven,

Wenn, was ihm die Nacht verſchwiegen,
Doch der Tag ihm muß verrathen?

Der Herzog und Enrico ab.

Fabio tritt auf.

Fabio.

Schlecht empfängſt du mich, o Heimath!
Treff' ich gleich zuerſt, am Tage,
Wo ich deine Schwelle rühre,
Meinen Kummer, meine Plagen?
Ein Verdacht auf den Enrico
Wegen Cloris, den ich hatte,
Eh' er noch nach Spanien reiſte,
Rief von Mailand dieſer Tage
Mich nach Haus: ich muß den Stifter
Dieſer Unordnung erfahren.
Doch ſie haben mich bemerkt,
Und ſchon räumten ſie die Straße.
Wüßt' ich doch nur wer ſie ſind!

Er ſtolpert über Ponlevi.

Ponlevi.

Wer da?

Fabio.

Wer iſt hier?

Ponlevi.

Ich ſage,
Herr, es iſt ſchon ſpät, hör' auf
Noch mehr tolles Zeug zu ſchwatzen,
Mit der Liſida, der Niſe
Und der Cloris; komm, und machen
Wir uns fort.

Fabio.

Dich umzubringen.

Ponlevi.

Jemine! und welch ein langer
Würd'ger Bart! Iſt dir vom Schrecken
So geſchwind der Bart gewachſen?

Fabio.

Sag', bei wem biſt du Bedienter?

Ponlevi.

Das iſt eine leichte Sache:
Beym Enrico.

Fabio.

Welche feſſelt
Deinen Herrn, von den drey Damen.

Ponlevi.

Alle.

Fabio.

Dieſer Menſch iſt närriſch.
Sag' mir, welche liebt er?

Ponlevi.

Alle.

Fabio.

Rede ſteh: um welche wirbt er?

Ponlevi.

Um ſie all'; ihr könnt das ſparen
Keine geht davon herunter;
Denn er liebt in drey Geſtalten,
Im *praeterito, praesenti*
Und *futuro.*

Fabio.

Du verdankeſt
Meiner Würde bloß dein Leben;
Denn es ziemt nicht meinem Stahle
Mit ſo ſchnödem Blut ſich färben.

Ponlevi.

Manchmal ſchnödes Blut zu haben
Iſt nicht übel.

Fabio.

Geh, Geſelle!
Pack dich!

Ponlevi.

Nach des Herrn Gefallen.

Fabio.

Auf des Herzogs Gunſt ſich trügend
Wagt Enrico meinem Namen
Solche Flecke anzuhängen
Auf unwürd'ge Art, und da ſich
Mein Verdacht vor ſeiner Reiſe
In Gewißheit jetzt verwandelt,
Müſſen wir dem Unheil ſteuern.
Bey ſolch einem ſchweren Grame
Giebts zwey Wege: den der Klugheit
Und des Muths; für gleich zu achten
Sind ſie beyde, und ſo wähl' ich
Den der Klugheit erſt. Ich klage
Die Beleidigung dem Herzog;
Wenn ich damit nichts erlange,
Dann bau' ich auf meinen Muth,
Ungeſchwächt noch von den Jahren

Zimmer im Pallaſt.

Octavio und **Enrico** treten auf.

Octavio.

Euch, Enrico, ſucht' ich eben.

Enrico.

Wohl, mein Freund, was wollet ihr?

Octavio.

Gebt nicht mehr den Namen mir,
Denn ich mag ihn euch nicht geben.
Nicht ein Freund iſt, wer im Streicheln
Wunden beybringt, im Umfangen
Mordet, wie die falſchen Schlangen,
Die verſtecken unter Schmeicheln,
Was ſie Giftiges beginnen.
Ihr ſeyd fremd der Freundſchaft Bunde,
Denn ihr ſchmeichelt mit dem Munde,
Und ihr mordet mit den Sinnen.

Enrico.

Zeuge meinem edlen Muthe
Soll der Himmel ſeyn, die Welt
Richter! Und ich weiß, man hält
Einmal Freunden was zu Gute;
Darum habt ihr ſchon vernommen

Aus der Antwort, daß ichs bin:
Dieſes eine Mal ging hin,
Laßt es nicht zum zweyten kommen.

Octavio.

Doch; denn ohne daß ihr achtet
Das Geheimniß meiner Triebe,
Wiſſend daß ich Niſe liebe,
Daß mein Herz für Niſe ſchmachtet:
Dürft ihr treulos, um ſie mir
Abzuwenden, werben, lieben;
Habt des Tags an ſie geſchrieben,
Und des Nachts geredt mit ihr.

Enrico.

Zwar, Octavio, kann ich nicht
Läugnen, was ihr, wie ihr ſagt,
Habt geſehn, gehört, erfragt;
Noch kann ich darüber Licht
Euch ertheilen, das vielleicht
Mich bey euch entſchuld'gen würde:
Aber ſolcher Schmähung Bürde
Trag' ich nicht von euch ſo leicht.
Dadurch fühl' ich mich beleidigt,
Und wenn ihr, ſo wie ihr glaubtet,

Gegen mich eu'r Recht behauptet,
Wird auch meins von mir vertheidigt.
Da wir uns im Schloß befinden,
Iſt dieß meiner Freundſchaft Wort.

Octavio.

Gut, Enrico!, nennt den Ort,
Wo ihr wollt, daß wir uns finden.

Enrico.

Sey's. —

*Der **Herzog** kommt mit **Ponlevi**.*

Herzog.

Was giebt es hier?

Enrico.

Es war
Nichts mein Fürſt.

Herzog *beyſeit.*

Heftig bewegt
Sind ſie; meine Lieb' erregt
Dieſe Störung offenbar,
Und ich muß vor Schaden wachen. —
He, Octavio!

Octavio.

Herr?

Herzog.

O geht,
Hohlt mein Pult mir, und verſeht
Es mit allen Schreibeſachen. —
(zu Ponlevi.) Und geht ihr hinaus einmal.

Octavio.

Sagt wie ſtehn denn nun wir beyde?

Enrico.

Daß ich euch wohin beſcheide.

Octavio.

Lebt wohl.

ab.

Enrico zu Ponlevi.

Wart' auf mich im Saal.

Ponlevi ab

Herzog.

Sag, Enrico, was geſchehn.

Enrico.

Ein Verdruß iſt ausgebrütet,
Den man leider nicht verhütet,
Herr, wiewohl vorausgeſehen.

Herzog.

Weiß er ſchon? Ich muß bedacht
Alſo ſeyn, euch zu vertragen.

Enrico.
Nicht doch, Herr, in Ehrenklagen
Iſt kein guter Arzt die Macht.

Fabio tritt auf.

Fabio für ſich
Bey ihm iſt Enrico bloß. —
Kann ich Herr, dich ſprechen?

Herzog.
Ja.
Wart indeß, Enrico, da.

Enrico.
Ihm zu ſchreiben, komm ich los.
ab.

Fabio.
Um zu klagen meine Bürden,
Kann mir nichts genugſam taugen,
Als wenn Thränen meiner Augen
Zungen meiner Seele würden.

Herzog.
Will mir neue Sorg' erſcheinen?
Sag', was haſt du?

Fabio.
Herr, Verdruß

Hab' ich, habe Ehr', und muß
Weil ich Ehre habe, weinen.
Denn es wird ſo ſtrenger Bann
Mit der Ehr' uns aufgegeben,
Daß man weder glücklich leben
Ohne ſie, noch mit ihr, kann.
Herr, zwey Töchter hat mein Haus.

Herzog beyſeit.

Himmel! ſicher kommt er hier,
Weil er wider mich bey mir
Klagen will, und ſpähte aus
Meine Liebe. — Wohl bekannt
Iſt mirs, daß vor allen Läſtern
Stets im Glanz der ſchönen Schweſtern
Euer Ruf ſich ſicher fand.

Fabio.

Nicht ſo ſehr, daß auf dieß Licht
Nicht ein Mächt'ger Schatten würfe.

Herzog beyſeit.

Er erklärt ſich mehr. — Es dürfe
Euer edles Herz ſich nicht
Allzu leicht dem Argwohn öffnen.

Fabio.

Sollt' ich, ſchlecht berichtet, wagen

Euch zu Füßen, Herr, zu klagen?
Hört mich an, laßt euch eröffnen,
Daß Enrico, auf den Schwingen
Eurer Gunſt, durch ihre Proben
Jeder Rückſicht überhoben,
Meinem Hauſe Schmach will bringen
Mit verkehrtem Liebes-Tändeln.

Herzog beyſeit.

Gut! doch daß er ihn verklagt,
Hat mich noch nicht losgeſagt,
Da ich Schuld an ſeinen Händeln.

Fabio.

Dieſes Unheil abzuſtellen
Bitt' ich euch.

Herzog.

Ihr kommt entrüſtet,
Schlecht berichtet; wenn ihr wüßtet,
Was ich weiß aus ſichern Quellen,
Würdet ihr ihn nicht verklagen.
Wo er wirbt um eine Dame,
Leidet nicht eur Ruf und Name.

Fabio.

Herr, ich muß euch nochmals ſagen,

Ich komm' nicht ununterrichtet.
Wenn ich weiß, daß vor der Reiſe
Er in Cloris Dienſt und Kreiſe
Jede Huldigung verpflichtet;
Wenn ich weiß, daß er beharret
Seit der Rückkehr, gleich ergeben,
Weil bey Tag und Nacht mein Streben
Argos meines Hauſes ward:
Sagt, wie könnt' ich mich betrügen?
Daß ich, wider meine Ehre
Selber zeugend, mich beſchwere,
Muß euch zur Gewißheit gnügen.

Herzog.

Was ſagt ihr?

Fabio.

Daß Cloris die
Iſt, um die er wirbt.

Herzog.

Weh mir! —
Eh er weggereiſt von hier?

Fabio.

Ja.

Herzog beyſeit.

Was hör' ich? Himmel! ſie!

Fabio.

Und da deine Gunſt allein
Den Enrico höher ſtellt,
So laß, wenn es dir gefällt,
Schleunig die Vermählung ſeyn,
Sonſt wirſt du mich deß entbinden,
Was zuerſt mir obgelegen,
Und ich muß auf andern Wegen
Die verlohrne Ehre finden.

Herzog beyſeit.

Welch ein tödtlich Schauſpiel ſaugen,
Welche gift'ge Kränkung nippen,
Mußt' ich ohne meine Lippen?
Mußt' ich ohne meine Augen?
Ich erinn're mich, daß ich
Ausfuhr, ihm entgegen: ja,
Denn ich weiß, ich fand ihn da,
Und den Abend floh ſie mich.
Gleich hierauf trug ſich die Frage
Über Schärp' und Blume zu.
O welch gut Gedächtniß du,
Liebe, haſt! O ſchweig nur, ſage
Nicht, daß ſie dann bald mir ſchrieb,

Die Beſuch' ihr zu erſparen:
Denn es muß mir offenbaren,
Daß ſein Kommen mich vertrieb.

Fabio.

Läßt du dich ſo wenig ein
Auf mein Leid, die bittern Klagen,
Daß du nicht darauf zu ſagen
Eine Sylbe würdigſt?

Herzog.

Nein,
Nein doch, Fabio! Jetzt kann ich
Keine Red' und Antwort finden,
Ich kann nichts, als nur empfinden

Fabio.

Wohl, denn, ſo beruf' ich mich
Auf des Adels Muth und Recht.

Enrico und **Ponlevi** kommen und ſprechen leiſe mit einander.

Enrico.

Suche mir Octavio auf,
Und beſtell' den Brief ihm; lauf!

Ponlevi.

An Octavio ſagſt du?

Enrico.
Recht.

Herzog beiſeit.
'Siſt Enrico, mir iſt bange
Vor mir ſelbſt, gleich loszubrechen,
Und wir dürfen hier nicht ſprechen,
Darum flieh' ich aus dem Drange
Meiner Schmerzen.

Enrico.
So ergrimmt,
Herr? was hat ſich zugetragen?

Herzog.
Ich will dirs nachher ſchon ſagen.
ab.

Ponlevi.
Wie er gegen uns ſich nimmt!

Enrico.
Sag, was iſt dieß, Fabio?

Fabio.
Ich
Weiß es nicht; könnt' ichs erfahren,
Würd ich ſelbſt mirs offenbaren:
Es verwirrt mich ſo wie dich.
ab

Ponlevi.

Warnt' ich, Cloris nicht zu lieben,
Dich nicht immer, weil ich wußte,
Daß dies Unheil bringen mußte,
Das nun auch nicht ausgeblieben.
Doch, ich ſeh' Octavio gehen,
Ich beſtell' ihm gleich den Brief.

ab.

Enrico.

Ach wer hat ſich je ſo tief
In Verwirrung noch geſehen?

Celia kommt verſchleyert.

Celia.

Bis ich ihn gefunden, ſchlich ich
Mich herein mit bley'rnen Sohlen,
Daß ich nicht mit wollnen ſage,
Pſt!

Enrico.

Für mich?

Celia.

Ja.

Enrico.

Gut ich horche
Schon.

Celia.

Mein Fräulein —

Enrico.

Beſte Celia!

Celia.

Schickt euch dieſen Brief.

Enrico.

Ich lobe
Mein Geſchick, käm' er auch voll
Von Verdruß, Vorwürfen, Zorne.
Der vergißt uns nicht, wer unſer
Denkt, ſey's auch zu harten Worten

er lieſt. „Ich muß meinen Kränkungen einige Genugthuung verſchaffen, und dieſe ſoll darin beſtehen, ſie euch zu ſagen. Begebt euch ſogleich auf den Spaziergang, ich werde mich auf dem Luſtſchloſſe des Herzogs einſtellen, wo ihr ſie werdet anhören und ich ſie ſagen können."

Faſt denſelben Ort und Stunde,
Wo ich den Octavio fordre,
Hat mir Liſida beſtimmt,
Denn ich ſchrieb, ich wollt' im Holze
Bey dem Luſtſchloß ihn erwarten.

Wiederum bin ich betroffen:
Soll ich mich bey ihr entſchuld'gen?
Nein, das hieß ihr neue Sorge
Schaffen, und da ihr die Störung
Meines Glückes bleibt verborgen,
Geh nur Liſida ſpazieren,
Beſſer iſts: denn wie es komme,
Übel oder gut, ſo darf ich
Mich genug entſchuldigt hoffen. —
Liebe Celia, ſag: ich eile,
Wie mir Liſida befohlen.

Ponlevi kommt.

Ponlevi.

Statt des Briefs an den Octavio,
Hab' ich dieſen da bekommen;
Beym Hereingehn gab ihn mir
Ein mir unbekannter Bote.
Doch was ſeh' ich? iſt das nicht
Celia, meine Auserkohrne?

Celia.

Ich beſtell' es.

Enrico.

Höre, Celia!

Celia.

Was befiehlſt du?

Enrico.

Wart noch dorten. —
(beyſeit.) Da den Herzog wider mich
Zorn und Mißtraun eingenommen,
Weil ich nicht in Cloris Bruſt
Die verliebten Wünſch' erforſchet,
Werde mir mit goldnem Schlüſſel
Das Geheimniß aufgeſchloſſen;
Die Gelegenheit iſt günſtig. —
Herzens-Celia meines Troſtes!
Bey dir ſteht anjetzt mein Leben,
Glück und Ruh, und darf ich hoffen,
Dann ſey was ich bin und habe,
Dir zu Füßen dargeboten.

Celia.

Mit ſo vielen Liebkoſungen
Redeſt du mit mir?

Ponlevi.

Nun vollends!
Auch an Celia Artigkeiten?
Dieß nur fehlt' ihm, ſamt und ſonders
All' in Fabio's Haus zu lieben.

Celia.

Ich verſteh' nicht, was ihr fordert.

Enrico.

Nimm den Diamant, der ein Stral
Des Apoll iſt, Sohn der Sonne,
Obwohl Stein.

Celia.

Ich nehm' ihn, Herr,
Um als grob nicht zu verſtoßen.

Ponlevi.

O du undankbare Celia!
Wärſt du grob, gleich einem Klotze,
Und nur nicht nehmſüchtig.

Enrico.

Glaub,
Du biſt meines Lebens hohe
Herrin, Celia.

Celia.

Schon erklärt' ich
Daß ich dein ſey.

Ponlevi.

Ich bin zornig.
Dein ſagt ſie vor meinen Augen!
Dein ſagt ſie vor meinen Ohren!

Ich ermord' ihn, aber nein!
Denn er iſt mein Herr; betroffen
Steh ich zwiſchen Lieb' und Ehre
Hier als Narr und dort als Toller.

Enrico.

Sag mir, da, wie einem Hausdieb,
Celia, dir ja nichts verborgen
Bleiben kann im ganzen Hauſe,
Was geſchieht. —

Ponlevi.

Dir auch nicht vollends.

Enrico.

Doch wer ſprach da?

Ponlevi.

Das bin ich.

Enrico.

Warte dort!

Ponlevi.

Ey feine Poſſen!!

Er tritt beyſeit, und Enrico fährt fort mit Celia leiſe zu reden.

Enrico.

Wer iſts, der um Cloris wirbt?
Der beglückte Vorgezogne,

Der verdient, daß man den Herzog
Seinethalb verſchmäht? Bekomm' ich
Hierin Licht durch deine Hülfe, —

Celia.

Brich hier ab, in kurzen Worten
Sag' ich dir: ich bin in Dienſten
Liſida's; mich hats verdroſſen,
Da ich mit dem Liebesbrief
Zu dir komm' als ihre Botin,
Daß du Eiferſucht um andre
Willſt beruh'gen: ſchöne Sorge
Um Verſöhnung!

ab.

Enrico.

Hör! — Nun wahrlich!
Sucht der Ehrenpunkt der Zofe
Gar mit Eiferſucht mich heim?

Ponlevi.

Und ich auch, wir ſamt und ſonders.
Mächt'ger König von den Cypern!
Aller Treu' und Glaubensloſer!
Fürſt der Crethi und der Plethi!
Haupt der lang und kurz geſchornen!

Bricht man einem wackern Diener
So ſein Wort und die gelobte
Treue? Sagt ich dir — o Himmel!
Mich erſticken meine Worte! —
Dazu, daß ich Celia liebe,
Daß ich Celia auserkohren?

Enrico.

Nun, ſo wahr ich lebe, Schurke,
Von der Spitze bis zum Knopfe
Soll mein Degen —

Ponlevi.

Schwöre nicht!
Alles hab' ich ausgeforſchet,
Sah es an mit meinen Augen,
Hört' es an mit meinen Ohren.

Enrico.

Mit der Röthe deines Blutes
Überfirnißt, dich durchbohren,
Schweigſt du nicht.

Ponlevi.

Mit Eiferſucht
Schweigen? Wie? wo? warum ſoll ich?

Enrico.
Auf die Probe die Geduld
So zu ſtellen!
Ponlevi.
Auf die Probe
Unſre Mädchen ſo zu ſtellen!
Enrico.
Hör' nun auf, Verrückter! Toller!
Ponlevi.
So bericht' ich: deinen Brief
Hat Octavio angenommen,
Und als ich zurück kam, fand ich
Vorn im Saale einen Boten,
Der für dich mir dieſen gab.

ab.

Enrico.
Ich entſiegle voller Sorgen,
Denn ich bin des Unglücks Midas,
Wie es jener war vom Golde!

er lieſt. „Ich ſagte euch meinen Entſchluß nicht, als ich euch ſprach, um eure Genugthuung nicht anzuhören; und da es keine mehr giebt, wenn man ſich im Felde trifft, ſo warte ich hinter dem

Luſtſchloſſe des Herzogs, an dem Bache, der es vom Holze trennt, will ich euch ſprechen; Gott befohlen."

Daß das Schickſal wider Einen,
Unglückſel'gen ſich verſchworen,
Mit ſo viel gehäuften Schlägen!
Laßt mich ſehn, wie ich ſie ordne.
Ich beſcheide den Octavio
Erſtlich nach des Herzogs Holze;
Liſida mich auf das Luſtſchloß;
Ferner: Fabio nah beym Schloſſe,
Wo ein hurt'ger Bach davon
Einen Wald von Ulmen ſondert.
Jetzo gilt nicht mehr der Brief
Liſida's, ich darf nicht folgen
Meiner Liebe, da die Ehre
Ganz in Anſpruch mich genommen.
Hab' ich den Octavio ſelbſt,
So hat Fabio mich gefordert,
Ganz zugleich, mit gleicher Klage.
Wie mich jener unerſchrocken,
So erwart' ich muthig dieſen.
Was iſt dringender befohlen:

Wen ich fordre, dem mich ſtellen,
Oder dem der mich gefordert?
Grund für ſich hat beydes wohl,
Denn es giebt in Ehren-Proben
Manche ſchwierige Probleme,
Die, ſo oder ſo verfochten,
Das Duell gelehrt entſcheidet;
Und verſchiedne Rechte kommen
Dem zu, welcher mich entbietet,
Und dem, welchen ich entboten.
Den, den ich gefordert, treffen,
Heißt genug thun meinem Zorne;
Den, der mich, dem Zorn des andern.
Aber dieß iſt fehlgeſchloſſen,
Denn der ſein'ge wird mein eigner,
Da er mich vermeſſen fordert.
Meine Rechte gegen einen,
Weil ich das Duell begonnen,
Gelten gegen mich dem andern,
Der mit mir es angehoben.
Dem, den ich gefordert, fehlen,
Heißt im Argwohn des gebrochnen

Wortes gegen mich ihn laſſen,
Da er ihm ſich unverſchrocken
Stellen wird; noch darf ich mich
Dem nicht ſtellen, der mich fordert,
Da er mich erwartet, meines
Muths gewiß: ich kann nicht wollen
Einen nach dem andern meiden.
Da ich mich nicht kann verdoppeln,
Zwey Vergnügen zu beſtreiten:
Sag o Glück! wie ſoll, wie ſoll ich
Doppeltem Verdruſſe gnügen?
Wie, der Störung nun entronnen,
Soll mir das Entſetzen leiſten,
Was nicht das Vergnügen konnte?
Seh' ich auf den Grund, ſo ſind,
Ohne ein'gen, beyde zornig,
Wegen Cloris, wegen Niſe,
Da ich dennoch weder Cloris
Liebe, noch um Niſe ſchmachte.
Wer, o güt'ger Himmel! ſollt' es
Glauben, daß, da ich verliebt bin,
Zwey mir eiferſüchtig drohen,
Und um meine Dame keiner?

Dieß allein dient mir zum Troſte.
Und für dieſes Glück allein
Sey mein Schickſal losgeſprochen
Wegen alles andern Unglücks;
Trifft michs gleich in Einem Odem,
Daß ſich Fabio hart erklärt,
Daß Octavio ſchmähend tobet,
Daß, auf meine Treu erbittert,
Sich der Herzog mir entzogen;
Daß Cloris, zuvor getäuſcht,
Jetzt beweint, was ſie verlohren;
Daß es Niſe fühlt wie liſtig
Meine Liebe ſie verſpottet;
Daß von falſchen Einbildungen
Liſida iſt eingenommen;
Daß mich Celia ſelbſt beleidigt,
Und ſogar ein Narr, ein Toller,
Um ſie ſpielt den Eiferſüch'gen:
Alles will ich meinem Looſe,
Frey von Eiferſucht, vergeben,
Um ſo mehr, da ich erſonnen
Einen Ausweg eben jetzt,
Beyden Kämpfen, die mich fordern,

Stolz und muthig zu genügen.
Viel hab' ich mir vorgenommen,
Doch ich wills vollenden, ſonſt
Mag der güt'ge Himmel wollen,
Daß mit mir ein Ende nehmen,
Unmuth, Rache, Wuth des Zornes,
Kränkungen, Beleidigungen,
Klagen, Schelten, ſchmäh'ndes Toben.
Pein, Verwirrung, Raſereyen,
Schattenbilder, Grillen, Sorgen,
Wahn und endlich Eiferſucht,
Worin alles liegt beſchloſſen.

ab.

Gehölz.

Fabio tritt auf.

Fabio.

Hier dieſes Waldes Grüne
Sey auserſehn zu meines Schickſals Bühne.
Der Herzog ſoll es wiſſen,
Daß Fabio ſeiner Kränkung ſich entriſſen
Ohn' ihn; hier will ich mit Enrico fechten,
Nicht mit dem Stahl bewehrt, mit meinen Rechten.
Geräuſch hab' ich vernommen

Dorthin: es ſind zwey Frau'n, die wohl gekommen,
Am Schloß hier zu ſpazieren,
Das ſchon Aprill und May wetteifernd zieren.

Enrico tritt auf.

Enrico.

Verzeiht, wenn ich geſäumt.

Fabio.

Es ſäumt für keinen
Der Tod, auch dem nicht, dem er ſoll erſcheinen.
Zwar wart' ich ſchon ein Weilchen euertwegen,
Um euch zu zeigen —

Enrico.

Haltet noch den Degen!
Zu offen iſt der Wald hier, wo wir ſtehen:
Laßt tiefer uns hineingehn.

Fabio.

Laßt uns gehen.

Beyde ab.

Andrer Theil des Gehölzes.

Octavio tritt auf.

Octavio.

Man ſage nicht von kühnem tapfern Blute
Zeug' irgend was mehr, als mit freyem Muthe

Dem Feind entgegen ſehen;
Ich ſage nicht, ihn im Gefecht beſtehen:
Da herrſcht der Zufall, ſondern daß am meiſten
Wir im Erwarten, nicht im Fechten leiſten. —
Man kommt: Enrico iſts; er hat den Fabio
Bey ſich.

Enrico und Fabio kommen.

Fabio beyſeit.

So wahr ich leb', iſt dort Octavio,
Als des Enrico Freund,
Im Hinterhalt. Verräther!

Octavio beyſeit.

Arger Feind!
Ich konnt' euch hier allein, Enrico, hoffen.

Fabio.

Ich dacht', ich hätt' allein euch angetroffen.

Octavio.

Mit Fabio nicht zur Seite.

Fabio.

Nicht mit Octavio als Genoß im Streite.

Octavio.

Doch fechtet nur ihr Beyden, wie ihr wollt.

Fabio.

Doch fechtet nur ihr Beyden, und ihr ſollt
Beherzt mich finden.

Octavio.

Ich will euch beſtehen.

Enrico.

Hört! *Wie* allein ich komme, ſollt ihr ſehen.
An dieſem Platze ſchrieb ich euch, Octavio,
Wollt' ich euch ſehn; indeſſen ſchrieb mir Fabio
Zu gleicher Zeit das gleiche.
Ich im Gedränge ſo verwirrter Streiche
Beſtürzt, betäubt, verblendet,
Da Ein Cartell von mir an den geſendet,
Von dem an mich war, wollte
Nicht Richter ſeyn, wohin zuerſt ich ſollte.
Ich wollt' euch hier vereinen;
Nun urtheile: konnt' ich mehr allein erſcheinen?
Seht, gegen wen ich mich zuerſt nun wehre;
Zwey ſeyd ihr, ich allein, und ihr habt Ehre.

Der **Herzog** tritt auf.

Herzog.

Wo iſt hier Enrico?

Enrico.

Hier.

Herzog.

Glücklich über mein Verhoffen
Iſts, daß ich dich angetroffen. —
Habt im Schloß zu bleiben ihr
Nicht Befehl heut?

Enrico.

Gönne mir
Zur Entſchuldigung des Falles —

Herzog.

Es iſt gut, ich weiß ſchon alles,
Und ich will, dadurch verletzt,
Dem, der mich ſo wenig ſchätzt,
Schon beweiſen, mir misfall' es.

Octavio.

Herr, —

Herzog.

Genug!

Enrico.

Glaub' ſicherlich -

Herzog.

Nichts mehr!

Fabio.

Ich —

Herzog.

Euch trifft dabey

Größ're Schuld noch; bleibt ihr zwey.

Du allein begleite mich.

ab.

Enrico.

Schatten deines Lichts bin ich.

ab.

Octavio.

Kann die Gunſt ſo viel gewähren?

Fabio.

Steht dem Mächt'gen nicht zu wehren?

Octavio.

Uble Tage!

Fabio.

Schlimme Sache.

Octavio.

Eiferſucht entbehrt die Rache.

Fabio.

Ehre muß die Rach' entbehren.

Beyde ab.

Zimmer im Luſtſchloſſe.

Liſida und **Celia** treten auf.

Liſida.

Ich kam i. des Herzogs Wohnung
Bis ins letzte Zimmer her,
Und vor meinem Vater halt' ich
Dennoch immer noch nicht recht
Uns geſichert hier. Der Gärtner,
Der ſich eben nur entfernt,
Um zu ſehn, was vorgefallen,
Wie mit Frauen-Nöthen ſtets
Schlichte Bauern Mitleid haben,
Iſt ein freundlicher Geſell.
Er bleibt lang'.

Celia.

Nicht gar zu lange,
Schon hör' ich den Schlüſſel drehn
Von der Gallerie, und jetzo
Seh' ich jemand kommen.

Liſida.

Wen?

Celia.

Den Enrico mit dem Herzog.

Liſida.

Ach ich Arme! was er denkt,
Trifft er mich in ſeinen Zimmern
So verkleidet eingeſperrt?
Daß der Himmel wider mich
Auch ſo unerbittlich ſtreng
Alles läßt zuſammentreffen!

Celia.

Was zu thun?

Liſida.

Ein Cabinet
Iſt das hier; ſieh, es iſt offen;
Da hinein laß ſchnell uns gehn,
Celia. Sie gehn wohl vorüber,
Und dieß bringt Gewinn mir mehr
Als Verluſt, denn ich verſchiebe
Meine Zweifel bis nachher.

Sie gehn in das Cabinet und ſchließen die Thür hinter ſich zu.

Der Herzog und **Enrico** *treten auf.*

Enrico.

Was haſt du nur wider mich,
Daß du ſo erbittert, Herr,

Wie es ſcheint, in das geheimſte
Deiner Zimmer mit mir gehſt?

Herzog.

Ich will ſehn, ob auch verſchloſſen
Iſt dahier das Cabinet.
Ja. — Wir ſind allein, Enrico,
Und gelegne Zeit iſt jetzt,
Mir zu offenbaren, was
Dir gelungen zu erſpähn
Über Cloris Liebſchaft; ſage:
Wer iſt ihr Geliebter? wer?

Enrico.

Ob ich Niſe'n gleich gehuldigt,
Nachzukommen dem Befehl,
Den du gabſt, erfuhr ich nichts.

Herzog.

Aber ich weiß deſto mehr.

Enrico.

Und hat Cloris einen Günſtling?

Herzog.

Ja, Enrico.

Enrico.

Weißt du, wer?

Herzog.
Ein Treuloſer, ein Verräther.
Enrico.
Wenn ich wüßte wer es wär,
Brächt' ich ihn, beym Himmel! um.
Herzog.
Nein, das ſoll durch mich geſchehn.
Weil die Macht bey Ehrenklagen
Nicht als guter Arzt verfährt,
Wird die Tapferkeit es beſſer;
Ihre Weiſ' entſcheide denn.
Zieh, du Schnöder, deinen Degen,
Und ſieh' zu, wie du dich wehrſt:
Wir ſind hier Mann gegen Mann,
Da wir beyd' allein uns ſehn.
Er zieht.
Enrico.
O mein Fürſt, mein Fürſt halt inne!
Laß mich dir zu Füßen flehn,
Mich nicht eher umzubringen,
Bis du mir, warum, erklärt.
Herzog.
Weil, da Cloris die Geliebte

War, bevor du von hier weg
Noch nach Spanien gingſt, da ich
Meine Liebe dir erzählt,
Du's geläugnet, und die dein'ge
Mir aus Hinterliſt verhehlet.

Enrico.

Halt zurück den Arm, den Degen,
Halt zurück die Stimme, Herr,
Die noch mehr mich ſchmerzt: die Wahrheit
Sollſt du wiſſen.

Herzog.

Sag' ſie denn.

Enrico.

Liſida hab' ich geliebt,
Herr, ſeit ich zu allererſt
Sie geſehn; Cloris, vielleicht
Mein zu ſpotten, ließ indeß
Nach von ihrem ſpröden Stolz.
Ich erwiedert' ihr nicht mehr
Als verbindlich, denn ich liebte
Cloris nie mit rechtem Ernſt.

Herzog.

Niemals liebteſt du ſie?

Enrico.

Nein.

Herzog.

Wohl! beleidigt müſſen denn
Meine Dam' und ich nothwendig
Zürnen: den du haſt, wofern
Du ſie liebteſt, mich beleidigt;
Liebteſt du ſie nicht gleich ſehr.

Enrico.

Zeugen wolle mir der Himmel,
Daß der Ort es mir verwehrt,
Dich zu fliehn.

Herzog.

Es wär' vergeblich.

Enrico.

Meine Treu beſchwör' es, wär
Ein Balkon diß Gitterfenſter,
Stürzt' ich mich hinunter jetzt.

Herzog.

Und ich würde nach mich ſtürzen.

Enrico,

indem er den Degen zieht, und immer zurücktritt, bis er mit dem Rücken gegen die Thür des Cabinets lehnt.

Was ich konnte, that ich: ſtets
Zog ich mich vor dir zurück,
Bis ich an der Wand hier ſteh'.
Und bey Gott und dieſem Kreuz
Schwör' ich, daß ich nicht zur Wehr,
Nein, bloß dazu zog; mehr weichen
Kann ich nicht.

Herzog.

Dieß wollt' ich ſehn,
Daß du in der Hand den Degen
Hielteſt; jetzo gilts im Ernſt.

Enrico,

indem die Frauen die Thür des Cabinets öffnen, ihn einlaſſen, und hinter ihm wieder abſchließen.

O der Himmel ſchützt mein Leben!
Wie? warum? das weiß nur er.

Herzog.

Ja beym Himmel! es ſind Leute
Drinnen da: ich renne jetzt
Ein die Thür; mit Händen, Füßen,
Spreng' ich ſie in Stücke ſchnell.

Er ſchlägt mit dem Dolche an die Thür.

Liſida von innen.

Gärtnerleute hier vom Luſtſchloß!
Kommt geſchwind zu Hülfe! brecht
Alle Thüren auf! der Herzog
Bringt Enrico um.

Herzog.

Geſchenkt
Sey dir Glück und Heil vom Himmel!
Dieſe Stimm' iſt Liſidas.

Fabio hinter der Szene.

Brecht die Thüren auf! Laßt alle
Uns hinein!

Herzog.

Da jetzt nicht mehr
Mich der Muth vermag zu rächen,
Räche der Verſtand mich: recht
Sann ichs aus.

Fabio, Cloris, Octavio, Niſe und **Ponlevi** kommen.

Fabio.

Nun iſt ja offen:
Was geht vor?

Herzog.

Was wird geſchehn?
Eurem Zorn Genüg', und eurer
Eiferſucht zugleich. — Wie ſehr
Freut michs, meine Göttin Cloris,
Daß ihr euch hier eben trefft!

Cloris.

Ich verließ hier Liſida
Beym Spaziergang, gnäd'ger Herr,
Weil, den Abend zuzubringen,
Sie das Luſtſchloß hier gewählt,
Und ich hohle ſie.

Herzog.

Zum Glückwunſch
Kommt ihr billig eben her,
Denn ihr ſeht ſie ſchon verlobt.

Fabio.

Schon verlobt, mein Fürſt? mit wem?

Herzog.

Mit Enrico, denn ihr dachtet
Irrig, Fabio, Cloris wärs,
Die Enrico liebte, aber
Liſida war es vielmehr.

Die Ausfoderung erfuhr ich
Von dem Diener da.

Ponlevi.

Ernennt
Mich zu eurem Redenier.

Herzog.

Und derweil ich ſie gehemmt
Hieß ich ihn in dieſem Garten
Bleiben, damit unterdeß
Euer Zorn nicht ſtören möchte,
Was ganz eures Beyfalls werth.

Cloris beyſeit.

Weh mir! ich verlohr Enrico.

Niſe.

Nichts will uns von Statten gehn.

Herzog.

Kommt heraus, Enrico! kommt,
Schöne Liſida! hieher,
Um des Fabio Hand zu küſſen.

Liſida und **Enrico** kommen aus dem Cabinet

Enrico.

Doch zu deinen Füßen erſt.

Liſida.

Ew'ger Lorbeer möge krönen
Deine Stirn, mein hoher Herr.

Fabio.

Ob ich wohl hieran nicht glaube,
Stehts mir an zu glauben: denn
Ich begegne bey der Menge
Dem Verdacht, wenn ſie vermählt
Schon ihn ſehn mit meiner Tochter:
Deine Huld hat dieß gewähret.

Herzog.

Dieſen Frieden zu beſtät'gen
Reich' Octavio Hand und Herz
Niſe'n; denn die ſchöne Cloris
Iſt es allzuſehr, daß wer
Sie verdiente. (beyſeit.) Wohl, Tyrannin,
Hab' ich mich an dir gerächt.

Cloris.

Werde jeder durch den Aufſchluß
Des Erfolges denn belehrt:
Schlecht der Liebe mitzuſpielen,
Kann nur kurze Zeit beſtehn.

Denn ſie triumphirt als Gottheit
Über alles doch zuletzt.

Fabio.

Und erweiſt die Gunſt uns allen,
Zu verzeihn, was wir gefehlt.

[illegible]ISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt
des erſten Bandes.

Die Andacht zum Kreuze. . . . S. 1

La devocion de la Cruz.
(Comedias del celebre Poeta Español Don Pedro *Calderon* de la Barca etc., que saca á luz Don Juan Fernandez de *Apontes*. Madrid 1760. T. II.)

Über allen Zauber Liebe. . . . S. 153

El mayor encanto Amor.
Fiesta que se representó á sus Magestades en los Estanques de Buen-Retiro. (T. V.)

Die Schärpe und die Blume. . . S. 317

La Vanda y la flor. (T. V.)

Druckfehler.

S. 60. Z. 4. dacht l. dachte
· 172. · 7. Wir? l. Wie?
· 177. · 13. dieſen l. dieſe
· 265. · 2. zieheſt l. zieleſt
· 341. · 15. durchziehen l. durchziehn
· 349. · 6. Niſa l. Niſe S. 335. u. f. öfter.
· 374. · 8. v. u. von l. vor
· 385. 9. Wollt' ich l. Wollt' ich wohl

Schauſpiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

überſetzt

von

August Wilhelm Schlegel.

Zweiter Band.

Berlin, 1809.
Bei Julius Eduard Hitzig.

Spaniſches Theater.

Herausgegeben

von

August Wilhelm Schlegel.

Zweiter Band.

Berlin, 1809.
Bei Julius Eduard Hitzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der ſtandhafte Prinz.

Perſonen:

Don Fernando, }
Don Enrique, } Prinzen von Portugall.
Don Juan Coutinho.
Alfonſo, König von Portugall.
Brito, Portugieſiſcher Soldat.
Der König von Fez.
Muley, Feldherr.
Tarudante, König von Marocco.
Selim, in Dienſten des Königs von Fez.

Phönix, Prinzeſſin.
Roſa, }
Zara, }
Eſtrella, } ihre Dienerinnen.
Zelima, }
Soldaten, Chriſtenſklaven und andres Gefolge.

Erſter Akt.

Königlicher Garten am Meer.

Chriſtenſklaven, ein beliebiges Lied klagend; zu ihnen **Zara**.

Zara.

Singet hier, weil unſre ſchöne
Phönix, während ſie ſich kleidet,
Manchmal gern ihr Ohr geweidet,
An dem klagenden Getöne
Eurer Lieder, wenn ſie her
Vom Gefängniß drüben hallen.

1 Chriſtenſklav.

Kann Muſik, wozu das Schallen
Unſrer Ketten, klirrend ſchwer,
Die Begleitung ſcheint zu ſpielen,
Sie erheitert haben?

Zara.

Ja,

Sie hört zu, ſo ſingt nur da.

2 Chriſtenſklav.

Dieſes Leiden, bey ſo vielen,
Schöne Zara, wär' noch ſtärker:
Nur der Thiere rohe Zunft,
Ganz entblößt von der Vernunft,
Singt vergnügt in ihrem Kerker.

Zara.

Pflegt ihr nicht zu ſingen?

3 Chriſtenſklav.

Wenn

Es geſchieht, iſts, unſre Leiden,
Aber fremde nicht, zu weiden.

Zara.

Sie hört zu, ſo ſinget denn.

Geſang.

Es muß der Laſt der Jahre
Das Hohe ſelbſt erliegen,
Der leichte Gang der Zeiten
Kennt keine ſchweren Siege.

Roſa tritt auf.

Roſa.

Fort, Geſangne! Nicht mehr Zeit
Iſts nun, des Geſangs zu warten,
Denn es tritt in dieſen Garten
Phönix, daß der Fluren Kleid
Stolz von ihrer Schönheit blühe,
Als der jüngeren Aurore.

Die Chriſtenſklaven ab.

Phönix tritt auf, umgeben von den Dienerinnen, die ſie ankleiden.

Eſtrella.

Schön erhobſt du dich im Flore.

Zara.

Prahle nicht die reine Frühe,
Daß dem Garten ſie verliehn
Licht und Duft im holden Schooſe,
Noch den Purpur auch der Roſe,
Noch die Weiße dem Jasmin.

Phönix.

Gebt den Spiegel.

Eſtrella.

Es bedarf

Nicht, um Flecken ihn befragen,
Nie vom Pinſel aufgetragen,
Der ſo rein die Züg' entwarf.

Sie reichen ihr einen Spiegel.

Phönix.

Wozu kann die Schönheit dienen,
Ob es auch die meine wäre,
Wenn ich doch die Luſt entbehre,
Wenn das Glück mir nicht erſchienen?

Zelima.

Was betrübt dich?

Phönix.

Wenn ich wüßte,
Zelima, was mich betrübt,
Weiß ich auch, daß, gern geübt,
Selbſt der Schmerz es lindern müßte.
Doch von meinen Leiden, ſieh!
Kenn' ich nicht die Art genauer:
Denn ſonſt wäre wahre Trauer,
Was nun iſt Melancholie.
Nur zu quälen weiß ich mich,
Nicht, warum ich nur mich quäle;
Es ſind Täuſchungen der Seele.

Zara.
Können, zu erheitern dich,
Dieſe Gärten denn nicht dienen,
Die dem Frühling, hold zu ſchauen,
Statuen von Roſen bauen,
Über Tempeln von Jaſminen:
Geh ans Meer, ein kleines Boot
Sey der Sonne goldner Wagen.

Roſa.
Wenn er, auf der Flut getragen,
Sieht ſolch glänzend Abendroth,
Dann ruft, voll Melancholie,
Wohl dem Meer der Garten zu:
Schon verſinkt die Sonn' in Ruh,
Kürzer war der Tag noch nie.

Phönix.
Nein, es kann mich nicht erfreun
Wettſtreit zwiſchen See und Matten,
Wie ſich in verlohrne Schatten
Ferne Wiederſcheine ſtreun,
Wann auf den beſtrahlten Räumen,
Prangend wie in Heiligthumen,
Schäume ringen mit den Blumen,

Blumen ringen mit den Schäumen:
Weil der Garten voller Neid,
Wie er ſieht des Meeres Wellen,
Nachzuahmen ſtrebt ihr Schwellen;
Und der linde Zephyr leiht
Farb' und Schmelz, dort eingeſogen,
Wieder ihm, und ſo umſäuſelt,
Bildet Blum' und Laub, gekräuſelt,
Einen Ocean von Wogen.
Wann das Meer, betrübt zu ſehen
Wie der Garten zierlich pranget
Von Natur, nun auch verlanget
Ihm an Schmuck nicht nachzuſtehen,
Muß, vom fremden Schein verſucht,
Die gewohnte Pracht es dämpfen;
Und ſo ſieht man lieblich kämpfen
Blaue Flur und grüne Bucht:
Da ſie beyd' an krauſen Säumen,
Der gemiſchten Farben warten,
Wird ein Blumenmeer der Garten,
Und das Meer ein Beet von Schäumen.
Groß, gewißlich, iſt mein Schmerz,
Da nicht lindern die Beſchwerde
Flur und Himmel, Meer und Erde.

Zara.
Großes Leid beſtürmt dein Herz.

Der **König** tritt auf, mit einem Bildniſſe in der Hand.

König.
Gönnt dein Übel dir einmal,
Das der Schönheit Fieber iſt,
Von der Trauer eine Friſt!
Dieſes ſchön' Original, —
Denn kein Bildniß iſt, was Leben
Hat und Seel', — iſt der Infante
Von Marocco, Tarudante;
Seine Krone wünſcht ergeben
Er zu Füßen dir zu legen.
Den zum Boten hier ernannt' er,
Und ein ſtummer Abgeſandter
Muß wohl Liebes-Botſchaft hegen.
An ihm find' ich einen Streiter,
Meine Plane zu vollenden:
Zur Belagrung Ceuta's ſenden
Will er mir zehntauſend Reiter.
Laß die Scham ſich nun verſöhnen,
Gönne dem, zu lieben dich.

Den in Fez zum König ich
Deiner Schönheit werde krönen.

Phönix.

Steh mir Allah bey!

König.

Du zagſt,
Wie bedrängt von groſſer Noth?

Phönix für ſich.

Weil beſchloſſen iſt mein Tod.

König.

Laß mich hören, was du ſagſt.

Phönix.

Kam ich immer den Befehlen,
Vater, Herr und König, nach —
beyſeit. Was nur ſag' ich? Muley, ach!
Solchen Anſpruch zu verfehlen! —
Tiefſte Demuth giebt ſich kund —
Wehe mir! — in dieſer Stille. —
beyſeit. Wenn er's denkt, ſo lügt mein Wille,
Wenn er's ſagt, ſo lügt mein Mund.

König.

Nimm das Bildniß.

Phönix für ſich.

Weil ich muß.
Nimmt es meine Rechte hin,
Doch nicht kann es Herz und Sinn.

Man hört einen Kanonenſchuß.

Zara.

Muley'n meldet dieſer Schuß,
Der vom Meer heut angekommen.

König.

Billig iſts, ihn zu begrüßen.

Muley tritt auf, mit dem Commando-Stabe in der Hand.

Muley.

Sieh mich, Herr zu deinen Füßen.

König.

Muley, ſey mir ſehr willkommen.

Muley.

Wer ſich hat hinaufgedrängt
Zu ſo lichter Sphären Wonne,
Wen im Hafen ſolcher Sonne
Kind, Aurora, hier empfängt:
Der muß wohl bewillkommt ſeyn.
Reiche, Fürſtin, mir die Hand,

Deiner Gunſt erhabnes Pfand
Magſt du würdig dem verleihn,
Der in Lieb' und Treu' ergeben
Nach Triumphen für dich ringt,
Dir zu dienen ging, und bringt
Nun zurück ſein liebend Streben. —
beyſeit Was, o Himmel, muß ich ſchauen?

Phönix.

Muley, du — es drückt mich ſchwer —
Biſt willkommen.

Muley beyſeit.

Nicht zu ſehr,
Wenn ich darf den Augen trauen.

König.

Sag, was giebts zur See zu thun?

Muley.

Du magſt die Geduld bereiten,
Schlimm ſind meine Neuigkeiten;
Alles iſt verſchlimmert nun.

König.

Was du weißt, verkünde mir:
Denn bey einem feſten Muthe
Findet Böſes wie das Gute

Immer gleiche Mienen. Hier
Setz dich, Phönix.

Phönix.

Ich wills thun.

König.

Setzt euch alle; laß uns hören,
Und dich nichts im Reden ſtören.

Der König und die Damen ſetzen ſich.

Muley für ſich.

Kann ich reden? kann ich ruhn? —
Bloß mit zweyen Galeaſſen
Lief ich aus, wie du geboten,
Um an den Barbar'ſchen Küſten,
Hoher Herr, umher zu forſchen.
Dein Befehl war, daß ich nahen
Der berühmten Stadt mich ſollte,
Die Eliſa hieß vor Zeiten,
Jener, die erbaut am Thore
Des Herkul'ſchen Sundes ſtehet,
Und den Namen hergenommen
Hat von Ceydo, welches, Ceuta
Vom Arab'ſchen verdollmetſcht
Auf Hebräiſch, Schönheit heißet,

Und ſie prangt am ſchönſten Orte;
Jener endlich, die der Himmel
Hat entriſſen deiner Krone,
Wohl nach unſers großen Mahoms
Des Propheten bill'gem Zorne;
Und zur Schmach für unſre Waffen
Müſſen wir nun ſehn, daß dorten
Portugieſiſche Paniere
Auf den Thürmen ſind erhoben,
Allzeit vor den Augen habend
Eine Schranke, welche ſpottet
Unſers Ruhmes, einen Zügel,
Der zurückhält unſer Trotzen,
Einen Caucaſus, der deiner
Siege Nil in ſeinem Strome
Aufhält, und, dazwiſchen tretend,
Spaniens Zugang uns verſchloſſen.
Alſo hatt' ich den Befehl
All ihr Bollwerk auszuforſchen
Ganz genau, um dir zu melden
Wie geſtaltet und geordnet
Sie es hat, und wie du kannſt,
Sparend ſo Gefahr als Koſten,

Dieſen Krieg anfangen; möge
Dir den Sieg des Himmels Sorge
Samt der Herſtellung verleihn.
Zwar ein größres Unglück, drohend,
Schafft Verzug; denn ich bezweifle,
Ob dieß jetzt wird unternommen,
Da ein andres Unternehmen
Dringender dich ruft und fodert:
Weil das Heer, das wider Ceuta's
Große Macht du haſt geworben,
Eilen muß zu Tangers Schutz,
Welches wehklagt, ſchon bedrohet
Von der gleichen Noth und Plage,
Gleichem Fall und gleichem Hohne.
Ich erfuhrs, weil ich zur See,
Um die Stund' an einem Morgen,
Wo, die weſtlich ruhnden Schatten
Scheuchend vor ſich her, die Sonne
Halb im Schlaf noch, blonde Haare
Auf Jaſminen und auf Roſen
Breitet, die mit goldnem Tuche
Der Aurora Thränen trocknen,
Welche, Feu'r und Schnee, in Perlen

Vor der Sonne Blick zerronnen,
Fern auf den Gewäſſern ſah
Eine ſtarke Kriegesflotte
Angeſchwommen, obwohl damals
Der erſtarrte Blick nicht konnte
Sich entſcheiden, ob's ihm Felſen
Oder Schiffe ſcheinen ſollten.
Denn, ſo wie auf Schildereyen
Durch des Pinſels Kunſt verſchmolzen,
Hintergründe, weite Fernen
In zweydeut'ger Ausſicht offen,
Bald wie Berg' erſcheinen, bald
Sich wie ſtolze Städt' erhoben,
Weil der Abſtand unerhörte
Wunderdinge allzeit formet:
So auch, auf der blauen Landſchaft
Lichter, Schatten, hingeworfen,
Machten, Meer und Himmel miſchend,
Mit den Wolken und den Wogen
Tauſend Täuſchungen dem Blick,
Der, begierig jetzo forſchend,
Nur die Maſſen noch bemerkte,
Und nicht unterſchied die Formen.

Erſtlich ſchien uns, da wir ſahn,
Wie den Himmel ihre obern
Spitzen rührten, Wolken wären's,
Derer, die, aufs Meer gezogen,
In Sapphir empfangnen Regen
In Kryſtall gebähren wollen;
Und wir dachten ſo mit Recht,
Denn das Meer ſchien ja geſonnen
Einzuſchlurfen den unzähl'gen
Schwarm bis auf den letzten Tropfen.
Bald von Meeres-Ungeheuern
Schien es eine irr'nde Horde,
Die Neptunen zu begleiten
Käm' aus ihren tiefen Grotten:
Denn, wie ihre Segel wallten,
Spielend mit des Windes Odem,
Glaubten wir, ſie ließen wallen
Auf den Fluten ihre Floſſen.
Nun uns näher ſchon erſchien es
Ein gewalt'ges Babylonien,
Deſſen Hängegärten waren
Wimpel, ſich dem Wind' entraffend.
Endlich aus dem Trug geriſſen

Hatte das Geſicht als Flotte
Sie erkannt ſchon, denn wir ſahn,
Wie die Schnäbel Furchen zogen,
Wovon die geſchlagnen Schäume
Kräuſelnd ſich in ſich verworren,
Berg' aus Silber aufgeſchichtet,
Felſen aus Kryſtall erſchwollen.
Ich, ſo viele Feind' entdeckend,
Wandte mich vor ihrem Toben:
Denn zu fliehn gehörig wiſſen
Hat oft auch für Sieg gegolten;
Und ſo nahm, als der ich dieſer
Meere kund'ger war, im Porte
Einer Bucht ich meine Zuflucht,
Wo ich widerſtehen konnte,
In der Schutzwehr und dem Schirme
Zweyer Hügel, ſolcher großen
Macht gewalt'gem Ungeſtüm,
Die Meer, Erd' und Himmel trotzet.
Arglos fuhren ſie vorbey;
Und begierig zu erforſchen,
Wie ihr denkt, wo dieß Geſchwader
Ferner ſeine Bahn verfolgte,

Lief ich auf das offne Meer
Wieder aus, wo ſich gewogen
Meinen Hoffnungen der Himmel
Wies, die dießmal nicht mich trogen.
Denn ich ſah, zurückgeblieben
War ein Schiff von jener Flotte,
Welches wehrlos und verlaſſen
Kaum die See noch halten mochte:
Weil, wie ich nachher erfuhr,
Da ſie all' ein Sturm betroffen,
Dieſes ihm erliegen mußte,
Schadhaft, leck und halb zerborſten;
So nun, angefüllt mit Waſſer,
Das die Pumpen nicht dem Boden
Zu entſchöpfen gnügten, ſchwankend
Bald nach hier, und bald nach dorten
Schien es dem Verſinken nah
Bey dem kleinſten Wellenſtoße.
Ich nahe' ihm, und Lindrung brachten
Seiner Noth wir, obwohl Mohren;
Denn es pflegt ſich, wer im Unglück,
Durch Geſellſchaft zu erhohlen
Dergeſtalt, daß ſelbſt ein Feind

Dann gereicht zu ſeinem Troſte.
Von dem Trieb des Lebens werden
Etliche ſo fortgezogen
Daß ſie, aus den Tau'n und Seilen
Leitern machend, unerſchrocken,
Sich gefangen übergeben;
Obwohl Andre ſie verſpotten
Mit dem Wort, daß ewig leben
Leben ſey mit Ehr' und Lobe,
Und auch ſo noch widerſtehn:
Portugieſiſch eitles Trotzen!
Es berichtet mich ausführlich
Derer, die an Bord gekommen,
Einer nun, daß von Lisboa
Ausgelaufen jene Flotte
Wider Tanger, das ſie denke
Zu belagern, mit heroiſch
Feſtem Vorſatz, daß du ſehen
Auf den ſtolzen Zinnen ſolleſt
Die fünf Schildlein, die auf Ceuta
Jeden Tag beſcheint die Sonne.
Eduard von Portugall,
Deſſen Siegesruhm frohlockend

Auf den Schwingen Röm'ſcher Adler
Fliegen wird durch alle Zonen,
Schickt Enrique und Fernando,
Seiner Brüder Paar, die Glorie
Des Jahrhunderts, das ſie ſiehet
Prangend in des Sieges Kronen.
Sie ſind Ordensmeiſter Chriſti
Und Avis, mit weißem Borde
Zieren Kreuze beider Bruſt,
Dem ein grünes, dem ein rothes.
Vierzehntauſend Portugieſen
Sind's, die ſtehn in ihrem Solde,
Hoher Herr, die nicht gerechnet,
Die mitziehn auf eigne Koſten.
Tauſend ſind der ſtarken Pferde,
Wohl verſehn vom Span'ſchen Stolze
Tigern gleich mit bunten Decken,
Lüchſen gleich mit leichten Sohlen.
Angelangt in Tanger müſſen
Sie ſchon ſeyn, und dieſen Morgen,
Wo nicht ſeinen Sand betreten,
Wenigſtens ſein Meer durchwogen.
Ziehn wir aus, es zu vertheid'gen,

Waffne, Herr, dich ſelbſt im Zorne,
Daß in deinem tapfern Arme
Mahoms Geißel werd' erhoben,
Und das reichſte Blatt von allen
Aus des Todes Buch entrolle.
Denn vielleicht wird heut erfüllt
Jenes Morabiter-Wortes
Heldenmüth'ge Prophezeyung,
Welche ſagt, am ſand'gen Borde
Africa's werd' einſt zu Theile
Ein unglücklich Grab der Krone
Portugalls: ſie mögen ſehen,
Wie von dieſem krumm gebognen
Säbel grün' und blaue Felder
Roth in ihrem Blut geworden.

König.

Schweig! nicht weiter rede fort!
Denn erfüllt von wüthgem Grimme
Iſt ein Gift mir deine Stimme,
Giebt den Tod mir jedes Wort.
Africa zum Grabmahl ſchaffen
Will ich ihren trotz'gen Horden,
Nahn die Meiſter ihrer Orden,

Die Infanten, ſchon in Waffen.
Muley, du brich ſchleunig auf
Mit dem Reitervolk der Küſte,
Während ich zum Kampf mich rüſte;
Wenn du in behendem Lauf
Mit Scharmützeln ihnen wehreſt,
Daß ſie dort kein Land gewinnen
Allzuſchnell, und mir hierinnen
Dein geerbtes Blut bewähreſt:
Dann, ſo ſchnell wie du, ins Feld
Rück' ich, unſre Macht zu paaren,
Mit dem Reſt der trotz'gen Schaaren,
Die das Lager hier enthält.
Und ſo ſoll von den Beſchwerden
Uns ein blut'ger Tag befreyn:
Ceuta muß nun wieder mein,
Tanger nicht das ihre werden.

ab.

Muley.

Phönix, dir ſey nicht verhehlt,
Obwohl im Vorübereilen,
Da ich doch nicht bin zu heilen,
Welche Krankheit mich entſeelt.

Ob mein Wahn auch überſchritte
Schuld'ger Ehrerbietung Zucht:
Meine Qual iſt Eiferſucht,
Und die kennt ja keine Sitte.
Welches Bildniß, Feindin, ach!
Sah in weißen Händen ich?
Wer iſt der Beglückte? ſprich!
Wer — doch halt! eh ſolche Schmach
Deine Zunge mir bekenne:
Schon genug, daß unbekannt
Ich ihn ſah in deiner Hand,
Ohne daß dein Mund ihn nenne.

Phönix.

Muley, mein Verlangen wollte
Freyheit dir zum Lieben ſchenken,
Aber nicht zum Schmähn und Kränken.

Muley.

Phönix, ja ich fühl', ich ſollte
Nicht ſo ungeziemend ſprechen.
Doch der Himmel mag mir zeugen,
Eiferſucht läßt ſich nicht beugen,
Muß durch alle Schranken brechen.
Schüchtern und in ſcheuer Zucht

Warb ich, liebt' ich, ganz dein eigen:
Aber konnt' ich liebend ſchweigen,
Kann ichs nicht mit Eiferſucht.
Nein, ich kanns nicht!

Phönix.

Nicht verdienet
Deine Schuld Genugthuung;
Doch es iſt mir Grund genung,
Daß ſie meiner Ehre dienet.
Ein Vergehn will ich verſchonen
Unter uns, und ſo ertheil' ich
Dir ſie.

Muley.

Giebt es eine?

Phönix.

Freylich.

Muley.

Möge Gott dich wohl belohnen!

Phönix.

Dieß Bild ſandte —

Muley.

Wer?

Phönix.
Infant
Tarudante.
Muley.
Und weswegen?
Phönix.
Weil mein Vater mit dem Hegen
Meiner Neigung unbekannt, —
Muley.
Wohl!
Phönix.
Verlangt, daß die zwey Kronen —
Muley.
Sprich nicht weiter: ſchon genung!
Giebſt du ſo Genugthuung?
Möge Gott dich ſchlimm belohnen!
Phönix.
Daß mein Vater dieß bedacht,
Hab' ich daran Schuld begangen?
Muley.
Daß du dieſes Bild empfangen,
Hätt' er auch dich umgebracht.

Phönix.

Konnt' ichs meiden?

Muley.

Sicherlich.

Phönix.

Wie?

Muley.

Du mußteſt was erſinnen.

Phönix.

Sag, was konnt' ich nur beginnen?

Muley.

Sterben, wie ichs thät' für dich.

Phönix.

Dieß war Noth.

Muley.

Nein, Wankelmuth.

Phönix.

War Gewalt.

Muley.

Gewalt giebts keine.

Phönix.

Nun was war es alſo?

Muley.
Meine
Trennung, ſie begrub mein Gut.
Und bevor noch beſſer ich,
Wie du wechſelſt, müßte lernen,
Will ich wieder mich entfernen:
Tödte, Phönix, wieder mich.
Phönix.
Scheiden iſt nicht abzuwenden.
Muley.
Schied die Seele doch von mir.
Phönix.
Zieh nach Tanger! Wieder hier,
Magſt du dann die Klagen enden.
Muley.
Wohl, läßt nur mein Leid mich leben.
Phönix.
Lebe wohl, wir müſſen ſcheiden.
Muley.
Höre! willſt du ſo mich meiden,
Ohne mir das Bild zu geben?
Phönix.
Ja, der König würd' es miſſen.

Muley.

Laß es los! mit vollen Rechten
Reiß' ich den aus deiner Rechten,
Der mich deiner Bruſt entriſſen.

Beyde ab.

Seeküſte bey Tanger.

Es wird eine Zinke geblaſen, man hört Geräuſch vom Ausſchiffen, Don Fernando, Don Enrique, Don Juan Coutinho und Soldaten ſteigen ans Land.

Fernando.

Ich muß der erſte ſeyn, die ſand'gen Fluren,
Du ſchönes Afrika, dir zu berühren,
Auf daß, gedrückt von meiner Tritte Spuren,
Die ſtarke Macht dein Nacken möge ſpüren,
Die dich ſoll zähmen.

Enrique.

Meinen edlen Sohlen
Mög' auf dem African'ſchen Grund gebühren
Die zweyte Stelle: — er fällt. Gottes Schutz befohlen!
Stets müſſen üble Zeichen mich begleiten.

Fernando.

Du mußt, Enrique, dich vom Schreck erhohlen:

Dein Fallen iſt vielmehr daher zu leiten,
Daß ſelbſt die Erd', um ſie als Herr zu faſſen,
Dich lud, die Arme gegen ſie zu breiten:

Enrique.

Dieß Feld und dieß Gebirge ſtehn verlaſſen
Von den Alarben, wie ſie uns geſehen.

Don Juan.

Tanger verſchließt die Thore ſeiner Gaſſen.

Fernando.

In ihrer Freyſtatt woll'n ſie uns entgehen.
Don Juan Coutinho, Graf Miralva's, eilend
Geht, um das Land mit Sorgfalt zu erſpähen;
Bevor die Sonn', ihr Morgenroth ereilend,
Uns ungeſtümer treffend mag verletzen,
Der Stadt von uns den erſten Gruß ertheilend.
Sagt ihr, ſie ſolle nicht ſich widerſetzen,
Sonſt müſſ' ich ſie mit Schwert und Feuer ſtürmen,
In Blut das Feld, in Brand die Häuſer ſetzen.

Don Juan.

Ich will hinan bis unter ihren Thürmen,
Mag, ein Vulcan, ſie Blitz und Flammen ſpeyen,
Und graue Wolken um die Sonne thürmen.

ab.

Brito kommt.

Brito.

Gottlob, da bin ich im Revier des Maien,
Und kann zu Land' umhergehn nach Belieben,
Von Schaukeln, Angſt und Schwindel mich befreyen.
Nicht mehr im Meere werd' ich umgetrieben,
Wo, bis ſie erſt ein hölzern Unthier fragen, —
Das doch ein Klotz, — der Flinkſte muß verſchieben,
Mit raſchem Lauf aus der Gefahr zu jagen.
Mein liebes Land! ach laß mich nicht verderben
Im Waſſer, noch bis zu den letztem Tagen
Laß auch auf feſtem Lande je mich ſterben!

Enriqué.

Daß du den Narren anhörſt!

Fernando.

Daß dein Bangen
Auf keine Weiſe Troſt weiß zu erwerben!
Ihm grundlos, unwillkührlich nachzuhangen,
Biſt du dem eignen Muth ganz abgefallen,

Enrique.

In Ängſten iſt die Seele mir befangen,
Ich wähne wider mich das Loos gefallen,
Seit, eben von Liſboa nur gewichen,

Ich um mich ſah des Todes Bilder wallen.
Kaum daß zu den Barbar'ſchen Himmelsſtrichen
Der Fahrt Beſchluß uns beyden ſich erfüllte,
Als ſelbſt Apollo, wie im Krampf erblichen,
Ins Leichentuch der Wolken tief verhüllte
Sein goldnes Antlitz, und das Meer mit Brauſen
Zertrümmernd wider unſre Flotte brüllte.
Blick' ich aufs Meer, ſo deckt es dunkles Grauſen;
Zum Himmel auf, ſo ſcheint mit Blut getränket
Sein blauer Schleyer; in die Luft, ſo hauſen
Nur nächt'ge Vögel drin; den Blick gelenket
Zur Erde, ſeh ich Grüſte dar ſich ſtellen,
Worein mich Armen bald mein Fall verſenket.

Fernando.

Wohlan, ſo ſoll dir meine Lieb' erhellen,
Was dieſer ſchwermuthsvolle Schein bedeute.
Daß uns ein Schiff verſchluckt die ſtürm'ſchen Wellen,
Sagt uns, entbehrlich waren dieſe Leute,
Um zu vollbringen, was wir unternommen;
Daß der durchſicht'ge Himmel Purpur ſtreute,
War Schmuck, nicht Graun; und ſind uns vorgekommen
In Lüften Vögel, Ungeheu'r im Meere:
Wir haben nicht hieher ſie mitgenommen.

Wenn ſie denn hier ſind, muß es nicht bewähren,
Daß ſie dieß Land, worin ſie gräulich niſten,
Von ſeinem blut'gen Ende vorbelehren?
Dergleichen ſchnöde Zeichen überliſten
Mit leerem Schreck die Mohren, die drauf bauen,
Nicht irre machen wollen ſie die Chriſten.
Wir beyde ſinds: kein eitles Selbſtvertrauen
Lockt uns, hier unſre Waffen zu erproben,
Damit der Menſchen Augen mögen ſchauen
Den großen Sieg im Buch des Ruhms erhoben.
Wir kommen, Gottes Glauben zu verbreiten;
Ihn preiſen müſſen wir, ihn einzig loben,
Wenn triumphirend dieſen Kampf wir ſtreiten.
Doch ſoll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten.
Die Strafe Gottes iſt es recht zu ſcheuen,
Sie pflegt ſich nicht mit leerem Schreck zu friſten.
Nicht frevelnd kommen wir, als ſeine Treuen:
Chriſten ja ſeyd ihr, wohl, ſo thut wie Chriſten! —
Doch was iſt dieß?

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Herr, zur Mauer,

Deinem Wort gehorſam, gehend,
Sah ich leichter Pferde Schaaren
An dem Fuße dieſer Berge,
Die von dort hinaus gen Fez
Sich ſo ſchnell hieherwärts wenden,
Daß dem Blick ſie Vögel ſcheinen,
Nicht vierfüßigen Geſchlechtes.
Zwar vom Winde nicht getragen,
Fühlet doch ſie kaum die Erde,
Und ſo weiß nicht Erd' und Luft,
Ob ſie fliegen oder ſchweben.

Fernando.

Ziehn wir aus, ſie zu empfangen!
Sich zuerſt in Reihen ſtellen
Laßt die Bogenſchützen, dann
Die mit Pferden ſind verſehen
Ebenfalls, nach ihrer Weiſe
Mit den Harniſchen und Speeren.
Auf, Enrique! Guten Anfang
Will uns dieſer Anlaß ſchenken:
Sey getroſt!

Enrique.

Ich bin dein Bruder,

Nicht erſchreckt der Zeiten Wechſel
Jemals mich, noch würde ſelbſt
Mich des Todes Antlitz ſchrecken.

Alle ab außer Brito.

Brito.

Mir kommt ſtets die Wache zu
Bey dem Troß im Hintertreffen.
O welch braves Scharmutziren!
Schon ſind ſie im Handgemenge:
Ein gar herrlich Spiel mit Röhren!
Ich muß nur mich ſicher ſtellen.

ab.

Schlachtfeld.

Getümmel. **Don Juan** und **Don Enrique** und Truppen kommen im Gefecht mit den **Mohren**.

Enrique.

Auf ſie ein! ihr ſeht die Mohren
Schon beſiegt den Rücken kehren.

Don Juan.

Und ſie räumen, voll von Beute,
Voll von ihrem Volk und Pferden,
Dieſes Feld.

Enrique.

Wo Don Fernando
Seyn mag, daß wir ihn nicht ſehen?

Don Juan.

Er iſt ſo weit eingedrungen,
Daß das Aug' ihn nicht entdecket.

Enrique.

Auf, Coutinho, ihn zu ſuchen!

Don Juan.

Stets an deiner Seite ſteh' ich.

Alle ab.

Don Fernando mit Muley's Säbel und Muley bloß mit ſeiner Tartſche treten auf.

Fernando.

Auf dem Felde, das verlaſſen
Ein gemeinſam Grab darſtellet
All der Leichen, wenn man's nicht
Will des Todes Bühne nennen,
Biſt du, Mohr, allein geblieben,
Weil dein Kriegsheer überwältigt
Sich zurückzog, und dein Roß,
Welchem Meere Bluts entquellen,
Eingehüllt von Staub und Schaum,
Den es ſelbſt erregt und ſchwellet

Dich verließ als eine Beute
Meiner kühnen ſtarken Rechten,
Mitten unter der beſiegten
Reiterſchaaren led'gen Pferden.
Ich nun, froh ſolch eines Sieges,
Der mich ſtolz macht und verherrlicht,
Mehr, als daß ich dieß Gefilde
Sehe ganz bekränzt mit Nelken:
Denn ſo viel iſt des vergoßnen
Bluts, womit es ſich verbrämet,
Daß den Augen ein Erbarmen
Ward erregt, ſo groß und heftig,
Doch nicht Jammer ſtets zu ſchauen,
Nicht Verheerung ſtets zu ſehen,
Daß ſie unter all dem Rothen
Spähten nach dem Grün des Feldes; —
Da nun endlich meiner Kraft
Unterlegen dein beherzter
Muth, griff ich ein herrenloſes,
Aus ſo viel verlohrnen Pferden:
Solch ein Wunder, daß, des Windes
Kind, es Anſpruch am Geſchlechte
Macht des Feuers, welche beyde
Lügen ſtrafe, ſie nicht erkennend,

Seine Farbe; da ſie weiß iſt,
Sagt das Waſſer: Meiner Sphäre
Zeugung iſt es, ich allein
Ließ gerinnen es von Schnee.
Wie der Blitz im hohen Schwinge,
Wie der Wind in ſeiner Schnelle,
War es nach der Weiße Schwan,
Schlange nach den blut'gen Flecken,
Stolz in ſeiner Schönheit Prangen,
In dem raſchen Muth verwegen,
Freudevoll in ſeinem Wiehern,
In den Ferſenbüſcheln kräftig.
Auf den Sattel und die Kroppe
Uns zuſammen beyde ſetzend,
Brachen wir durch Meere Blutes,
Wo, in deren furchtbarn Wellen,
Dieß beſeelte Schiff, die Stirne
Wie zum Vordertheil verkehret,
Brechend durch die Purpurmaſſe,
Von dem Schweif zum Buſch der Mähne,
Zwiſchen Schaum und Blut erſchien —
Da ichs einmal Schiff genennet, —
Von vier Spornen nun verwundet,
Als ob es vier Winde drängten.

Es erlag zuletzt, wenn's Bürden
Giebt, die ſolchen Atlas lähmen!
Wiewohl die des Unglücks fühlen
Unvernünft'ge Thiere ſelber.
Oder ſey's, daß es gerührt
Zu ſich ſprach im innern Regen.
Traurig reiſet der Alarbe,
Da der Spanier froh ſich wendet;
Bin ich meinem Vaterlande
Denn nicht treulos und Verräther?
Hier will ich nicht weiter fort." —
Und da du ſo traurig ſteheſt,
Daß dein Herz, wiewohl, ſo ſehr
Es vermag, es ſich verſtellet,
Durch den Mund und durch die Augen,
Als Vulcan' im Buſen brennend,
Heiße Seufzer ſchickt zum Himmel,
Und vergießet inn'ge Zähren:
So erſtaunt mein Muth, zu ſehn,
Jedesmal wann ich mich wende,
Daß ein Streich des Glücks den deinen
Konnte ganz danieder werfen.
Darum denk' ich, muß ein andrer

Grund es ſeyn, was dich bedränget,
Weil der Freyheit wegen bloß
Es nicht recht noch ſchicklich wäre,
Daß ſo weichlich ſollte weinen,
Wer ſo männlich weiß zu ſechten.
Wenn der Übel Mittheilung
Alſo Lindrung kann gewähren
Den Gefühlen, laß derweile,
Bis wir meinem Herr uns nähern,
Mein Verlangen deinem Kummer,
Wenn ſo großer Gunſt es werth iſt,
Dieſe Frage thun, verbindlich
Und mit freundſchaftlichen Reden:
Was dich quält? denn nicht mehr dünkt mich,
Daß geſangen ſeyn dich quäle.
Mitgetheilet wird der Schmerz
Sanfter, wo nicht ganz gezähmet;
Und ich nun, als der am meiſten
Theil gehabt an dieſem Wechſel
Deines Glücks, will ebenfalls
Der ſeyn, welcher tröſtend hebet,
Was die Urſach deiner Seufzer,
Wenn es ſonſt zu heben ſtehet.

Muley.

Tapfer biſt du, und ſo höflich,
Spanier, wie beherzt in Kämpfen;
Weißt zu ſiegen mit der Zunge,
Wie du ſiegeſt mit dem Schwerte.
Dein war ſchon mein Leben, da du
Mich haſt unter meinem Heere
Mit dem Schwert beſiegt; doch jetzo,
Da mich deine Zunge feſſelt,
Iſt die Seele dein: ſo muß
Seel' und Leben ſich bekennen
Dein, du biſt der Herr von beyden,
Da du grauſam bald, bald gnädig,
In der Sitt' und in den Waffen,
Zwiefach mich gefangen legeſt.
Von Erbarmen tief bewegt,
Mich zu hören und zu ſehen,
Fragſt du, Spanier, nach der Urſach
Meiner Seufzer, die ſo brennend.
Zwar bekenn' ich, daß das Leid,
Wiederhohlt, geſprochen, pfleget
Sich zu mäß'gen, doch nicht minder,
Daß, wer's wiederhohlt, begehret

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10473/019

Es zu lindern; und mein Leid
Iſt ſo meiner Freuden Herrſcher,
Um nicht ihnen willzufahren
Und mir Lindrung zuzuwenden,
Möcht' ich nicht ſie wiederhohlen:
Doch du kannſt mir jetzt befehlen,
Und dir ſagen will ich ſie,
Meiner ſelbſt und deinetwegen.
Muley Scheik heiß' ich mit Namen,
Bin in Fez des Königs Neffe,
Mein Geſchlecht von vielen Paſcha's
Und von Beglerbeyen glänzend.
So ſehr war ich Sohn des Unglücks
Seit des Tages erſtem Dämmern,
Daß ich in des Todes Armen
Lag ſchon an des Lebens Schwelle.
Ein verödetes Gefilde,
Das von Spaniern ein mächt'ges
Grabmal war, hatt' ich zur Wiege:
Gelves, damit du's erkenneſt,
Sah mich in dem Jahr gebohren,
Wo ihr untergingt in Gelves.
Jung kam ich zum Dienſt des Königs,

Meines Oheims; doch es trete
Gleich das Unglück auf und Leiden!
Ende jedes Glück nur, ende!
Nach Fez kam ich; eine Schönheit,
Die ich allzeit angebetet,
Lebte dicht bey meinem Hauſe,
Daß ich ſtürb' um deſto näher;
Und ſeit meinen erſten Jahren,
Daß ſie würd' um ſo beſtänd'ger,
Dieſe Lieb', und mehr unmöglich
Sie zu end'gen und zu brechen,
Wurden wir vereint erzogen.
Nicht als Bliz den Kinder-Seelen
Wies die Liebe ſich: ſie traf,
Was unmündig, ſchwach und zärtlich,
Mit mehr Kraft, als ſie gekonnt
Das Erhabne, Hohe, Mächt'ge;
Ja ſie mußt', um zu beweiſen
Ihre Macht und ihre Stärke,
Mit verſchiednen Widerhaken
Unſre beyden Herzen treffen.
Aber wie des Waſſers Drang
Pflegt den Steinen einzuprägen

Seine Spur, durch die Gewalt
Nicht, nur weil es fällt beſtändig:
Durch ein ewiges Beharren
Haben ſo auch meine Thränen
Sich in ihres Herzens Stein,
Dem der Demant weicht an Härte,
Eingegraben, und mit nichten
Durch Gewalt vollkommnen Werthes;
Bloß durch meine große Liebe
Ließ ſie ſich erweichen endlich.
In dem Zuſtand lebt' ich dann
Ein'ge Zeit, die kurz nur währte,
Wo um mich in milden Lüften
Tauſend Liebeswonnen wehten.
Ich entfernte mich zum Unglück,
Alles ſagt dir dieß Entfernen,
Denn indeſſen kam ein andrer
Freyer, mir den Tod zu geben.
Er beglückt, und ich unglücklich,
Ich entfernt, er gegenwärtig,
Ich gefangen und er frey,
Wird er mir mein Loos entwenden,
Da ich dein Gefangner wurde:
Sieh, ob ich mit Recht mich quäle.

Fernando.

Tapfrer und gewandter Mohr,
Wenn du, wie du ſagſt, anbeteſt,
So vergötterſt wie du ſchilderſt,
Wenn du liebſt wie du's erhebeſt,
Wenn du eiferſt wie du ſeufzeſt,
Wenn du fürchteſt wie du wähneſt,
Und ſo wie du trauerſt, liebeſt:
Wohl, ſo leideſt du glückſelig.
Keinen Preis für deine Löſung
Will ich, als daß du ſie nehmeſt.
Kehre heim, ſag deiner Dame:
Ihr zum eignen Sklaven ſende
Dich ein Portugieſ'ſcher Ritter;
Und wenn dankbar ſie begehret,
Mir den Preis für dich zu zahlen,
Sey mein Lohn dir abgetreten:
Nimm die Schuld in Lieb' erſetzt,
Und um ihre Zinſen werbe.
Scheint es doch, als ob das Roß.
Das erliegend fiel zur Erde,
Durch die Ruh und die Erhohlung
Wiederum zu Kräften käme.

Weil ich weiß, was Lieben heißt,
Und was Zögrung bey Entfernten,
Halt' ich dich nicht länger auf;
Schwing dich auf dein Pferd und gehe.

Muley.

Nichts erwiedert meine Stimme,
Denn man kann dem freyen Geber
Einzig durch Empfangen ſchmeicheln.
Sag, wer biſt du? Laß dich kennen.

Fernando.

Nur ein Edler, und nichts weiter.

Muley.

Wer du ſeyn magſt, du bewährſt es.
So in gut als übler Zeit
Haſt du mich zum ew'gen Knechte.

Fernando.

Nimm das Pferd, es iſt ſchon ſpät.

Muley.

Wenn es dir ſo ſcheint, wie fänd' es
Der wohl, der, zuvor gefangen,
Frey zu ſeiner Dame kehret?

Fernando.

Geben, mehr noch Leben ſchaffen,
Iſt ein edles Thun.

Muley hinter der Szene.

Beherzter
Portugieſe!

Fernando.

Noch vom Roſſe
Spricht er: — Was iſt dein Begehren?

Muley hinter der Szene.

Einſt noch hoff' ich dir in Zukunft
So viel Gutes zu vergelten.

Fernando.

Mög' es dich erfreun.

Muley.

Denn Wohlthun
Fällt ja wahrlich nie zur Erde.
Allah woll' dich ſchützen, Spanier.

Fernando.

Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er.

Trommeln und Trompeten hinter der Szene.

Doch welch Trompetenſchmettern
Beſtürmt die Gegend, trübt die Luft mit Wettern?

Und von der andern Seite
Vernehm' ich Trommeln: die Muſik zum Streite
Iſt beydes.

Enrique tritt auf.

Enrique.

O mit Keichen
Komm' ich, Fernando, um dich zu erreichen!

Fernando.

Enrique, was fiel vor?

Enrique.

Der Töne Hader,
Von Fez und von Marocco die Geſchwader
Stiften ihn; Tarudante
Steht bey dem Herrn von Fez, und der entbrannte
König kommt mit den ſeinen:
Dieß Doppelheer will ſich um uns vereinen,
So daß wir, ganz umlagert,
Zugleich hier ſind Belagrer und belagert.
Wenn wir den Rücken kehren
Dem einen, können wir uns nicht erwehren
Des andern, denn von hier und dort geblendet
Stehn wir in Blitzen, die der Kriegsgott ſendet.
Was ſoll'n wir thun, da ſo viel Stürm' uns trafen?

Fernando.

Was? Sterben wie die Braven,
Als unerſchrockne Geiſter.
Sind wir Infanten nicht, ſind Ordensmeiſter?
Es wär genug, daß wir zwey Portugieſen
Vom Volke wären, um nicht Furcht zu kennen
Von Angeſicht: Avis und Chriſtus nennen
Laßt uns mit lautem Schallen,
Und für den Glauben fallen,
Da wir zum Sterben kommen.

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Die Landung ward zum Unheil unternommen.

Fernando.

Jetzt iſt nicht Zeit zu Mitteln,
Die Arme müſſen einzig es vermitteln,
Da beyde Heer' uns in die Mitte raffen.
Wohlan: Avis und Chriſtus!

Don Juan.

Waffen! Waffen!

Alle mit gezognen Degen ab, die Schlacht wird geliefert, und **Brito** kommt.

Brito.

In beyder Heere Mitten
Sind wir geſangen, und da hilft kein Bitten:
Was für hundsfött'ſche Worte!
Ließ doch das ew'ge Schloß der Himmelspforte
Nur eine Klinze offen,
Wo Zuflucht vor Gefahren könnte hoffen,
Wer mit herkam in Eile,
Und weiß nicht wie, warum; doch eine Weile
Will ich zum Schein mich todt zu ſeyn bequemen,
Und will das für den Tod in Zukunft nehmen.

Er wirft ſich an die Erde.

Ein Mohr kommt im Gefecht mit Enrique.

Mohr.

Wer ſetzt ſich ſo zur Wehre,
Obſchon mein Arm, ein Strahl der vierten Sphäre,
Ihn zückend will verderben?

Enrique.

Nun wohl! muß ich auch ſtraucheln, fallen, ſterben
Auf lauter Chriſtenleichen,
Dennoch ſoll nicht der Hände Kraft entweichen:
Sie mag des Namens Stelle dir vertreten.

Brito.

Gotts Sacrament, wie gut der weiß zutreten!

Sie treten über ihn weg und ab.

Muley und Don Juan kommen im Gefecht.

Muley.

Ja, tapfrer Portugieſe,
Ob deine Stärke noch ſo groß ſich wieſe,
Verdrießt's nicht meinen Muth: an dieſem Tage
Möcht' ich den Sieg euch gönnen.

Don Juan.

Grimm'ge Plage!
Daß, taumelnd und erblindet,
Mein Fußtritt nichts als Chriſtenleichen findet!

Brito.

Was ihm geſchenkt ſeyn ſollte,
Mein beſter Herr, wenn er nicht treten wollte.

Sie treten über ihn weg, und ab.

Fernando kommt, indem er ſich vor dem Könige und andern Mohren zurückzieht.

König.

Gieb, ſtolzer Portugieſe, deinen Degen!
Kann ich dich lebend hegen
In meiner Macht, verheiß' ich
Dein Freund zu ſeyn. Wer biſt du? rede! ſage!

Fernando.

Ein Ritter bin ich, frage
Nicht mehr, gieb mir den Tod.

Don Juan kommt und ſtellt ſich neben ihn.

Don Juan.

Erſt, hoher Herr, ſey meine Bruſt bedrohet!
Als diamantne Mauer
Soll ſie beſchirmen deines Lebens Dauer.
Fernando, mir ſo theuer!
Auf, zeige jetzt das angeflammte Feuer!

König.

Warum noch zögr' ich lange,
Da ich dieß höre? Haltet! ich verlange
Nicht höhern Preis vom Kriege:
Dieſer Gefangne gnügt zu meinem Siege.
Und weil denn vom Verhängniß
Dein Tod beſchloſſen oder dein Gefängniß,
Fernando gieb den Degen,
Dem Herrn von Fez.

Muley kommt

Muley.

Wobey bin ich zugegen?

Fernando.

Ihn einem König geben
Will ich; Verzweiflung wär's, noch widerſtreben.

Enrique kommt.

Enrique.

Mein Bruder hier gefangen?

Fernando.

Enrique, hemme dein wehklagend Bangen,
Denn in des Zufalls Reiche
Sind dieß des Glückes widerwärt'ge Streiche.

König.

Enrique, in die Hände
Fiel Don Fernando mir: wie leicht ichs fände,
Die Übermacht zu zeigen
Durch euren Tod, ſo will ich, was mein eigen,
Für heute nur beſchützen;
Denn euer Blut kann nicht ſo viel mir nützen
Zu weltberühmten Ehren,
Als euer Leben dient, ſie mir zu mehren.
Und daß vom Löſegelde
Man um ſo pünktlicher dem König melde,
Kehr du zurück; zum Pfande
Bleibt hier Fernando, bis aus dieſem Stande

Du kommſt ihn zu erlöſen.
Doch ſag dem Eduard, daß, ihn auszulöſen
Er nur vergeblich ſende,
Giebt er mir Ceuta nicht durch ſeine Hände.
Und Eure Hoheit wolle,
Damit ich Dank für ſo viel Ruhm ihr zolle,
Mich nun nach Fez begleiten.

Fernando.

Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten.

Muley beyſeit.

Daß mich noch mehr in Engen,
O Himmel! Eiferſucht und Freundſchaft drängen.

Fernando.

Enrique, hier gefangen
Macht weder Übel mich, noch Glück erbangen.
Doch unſerm Bruder ſage,
Daß er ſich wie ein chriſtlich Haupt betrage
Bey meinem Unglücksfalle.

Enrique.

Wie? kennen wir nicht ſeine Großmuth alle?

Fernando.

Dieß heiß' ich dich betreiben:
Er handle wie ein Chriſt.

Enrique.

Nicht außen bleiben
Will ich, ſo wahr ichs bin.

Fernando.

Laß dich umſchlingen.

Enrique.

Du biſt Gefangner, und legſt mich in Schlingen!

Fernando.

Don Juan, leb wohl!

Don Juan.

Ich bleibe dir vereinet,
Schick mich nicht von dir.

Fernando.

Freund, ders redlich meynet!

Enrique.

Weh dieſem Unglückstage!

Fernando.

Sag du dem König, — aber nichts ihm ſage:
In tiefem Schweigen bringt das bange Wähnen
Dem König meinem Bruder dieſe Thränen.

Alle ab.

Zwey Mohren kommen, und ſehen den Brito als todt liegen.

Erſter Mohr.

Ein Chriſten-Leichnam iſt's, den ich hier ſehe.

Zweyter Mohr.

Daß keine Peſt entſtehe,
Werft nur ins Meer die Todten.

Brito.

Wenn ich euch erſt, die Köpfe wohl zerſchroten,
Auf Hieb und Stich bewieſen,
Auch noch geſtorben ſeyn wir Portugieſen.

Er verfolgt ſie mit Degenſtichen.

Süß und ſchalkhaft, eine Quelle
Strömte hin die ſanfte Welle
Aus Kryſtall und Silber klar:
Schmeichleriſch bot ſie ſich dar,
Weil ſie ſprach und nicht empfand;
Süß, weil Täuſchung ſie erfand;
Frey, weil keinem ſie verſtummte;
Schalkhaft weil ſie heimlich ſummte:
Undankbar, weil nichts ſie band.
Dorthin kam ich abgemattet,
Als ich lang' mit leichten Tritten
Einem Wilde nachgeſchritten,
Wo mir Ruhe ward verſtattet
Im Gebirge, kühl umſchattet:
Eines Hügels Wände machten,
Wie ſie ſchön gekränzet lachten
So mit Nelken als Jasmin,
Auf ein Feldbett von Carmin
Mir ein Lager von Smaragden.
Kaum nun ſchwand allmählich da
In dem einſam ſtillen Düſtern
Mir der Sinn, als rauſchend Flüſtern
In der Bäume Laub geſchah.

Horchend fuhr ich auf, und ſah
Eine African'ſche Alte,
Ein Geſpenſt, das ungeſtalte
Menſchenbildung ſich gegeben;
Ein Gerippe nach dem Leben,
Das als Schatten vor mir wallte.
Hohl und runzlicht eingekniffen
Das Geſicht, mit rohem Rumpfe,
Bildwerk wars aus einem Stumpfe,
Deſſen Rinde nicht geſchliffen.
Von ſchwermüth'gem Weh ergriffen
Und Betrübniß, die mit Bangen
Immer das Gemüth umfangen,
Faßte ſie mir eine Hand,
Und als Baumſtamm feſt gebannt
Fühlt' ich mich an Wurzeln hangen.
Eis in Adern ließ mir rollen
Die Berührung, Graun der Laut,
Der, von kaltem Gift bethaut,
Wie dem Mund die Wort' entquollen
Unvernehmlich faſt erſchollen,
Mich ließ hören dieß allein:
Armes Weib! ach welche Pein!

Schrecklich Loos, um das ich ſtöhne!
Muß denn wirklich dieſe Schöne
Preis für einen Todten ſeyn?
So ſprach ſie, nun leb' ich traurig,
Daß ichs eher nenn' ein Sterben;
Auf das gräßliche Verderben,
Was der flücht'ge Stamm ſo ſchaurig
Mir verkündigt, immer laur' ich;
Was die Ahndungen mir drohten,
Das Orakel ſtarr geboten
Über meines Lebens Schluß:
Weh mir, die ich werden muß
Schnöder Preis für einen Todten!
ab.

Muley.

Dieſes Traumbild, dieſer Schein
Findet leicht Entzifferung,
Denn es iſt die Abbildung
Meiner ungemeßnen Pein.
Tarudante'n mußt du weihn
Dich als Gattin, aber ich
Sterbe, ſo zu denken dich;
Drum will ich mein Unheil ſtören,

Du ſollſt nicht ihm angehören,
Wenn er nicht erſt tödtet mich.
Dich verlieren kann ich zwar,
Leben nicht nach dem Verluſt:
Wenn ich ſterben denn gemußt
Eh' ichs werden ſehe wahr,
Kauft mein Leben ja fürwahr —
Himmel! — deiner Liebe Frucht;
Und von Leiden heimgeſucht
Wirſt du Preis für einen Todten,
Wenn zu ſterben mir geboten
Liebe, Neid und Eiferſucht.

Don Fernando und drey Chriſtenſklaven kommen.

1 Chriſtenſklav.

Aus dem Garten ſahn wir dich,
Wo wir in der Arbeit ſtehen,
Auf die Jagd, Fernando, gehen,
Und ſo wollten alle ſich
Werfen hier zu deinen Füßen.

2 Chriſtenſklav.

Keinen Troſt als einzig dieſen
Hat der Himmel uns erwieſen.

3 Chriſtenſklav.
Er will unſer Leid verſüßen.

Fernando.
Freunde, kommt, mich zu umarmen!
Und Gott weiß, ob ich die Banden,
Die euch hier die Häls' umwanden,
Gern mit dieſen meinen Armen
Reißen möchte; denn, fürwahr!
Freyheit ſollten ſie euch ſchenken
Eh'r als mir: doch ihr müßt denken,
Daß es Gunſt des Himmels war,
Wenn ſein Spruch euch ſo gebunden.
Beſſern wird er euer Loos,
Denn ein Unglück, noch ſo groß,
Wird durch Weisheit überwunden.
Duldet denn zu ihrem Ruhme,
Was die Zeit will und das Glücke!
Wüſte Gottheit voller Tücke,
Heute Leich' und geſtern Blume,
Kann es nie ſich gleich verweilen,
Und ſo wird es anders wenden
Euren Stand. — Ach Gott! Elenden
Nichts als guten Rath ertheilen

Iſt nicht weit; und wie bereit
Ich auch wär, euch zu bedenken,
Hab' ich dießmal nichts zu ſchenken:
Lieben Freunde, o verzeiht!
Bald aus Portugall gewähret
Wird mir Beyſtand: trifft er ein,
Soll mein Gut das eure ſeyn;
Nur für euch hab' ichs begehret.
Wenn aus der Gefangenſchaft
Man mich löſet, auf mein Wort
Nehm' ich all' euch mit mir fort.
Geht mit Gott zur Arbeit! ſchafft,
Daß euch eure Herren nicht ſchelten.

1. Chriſtenſklav.

Durch dein Leben, Herr, wird Heil
Unſrer Sklaverey zu Theil.

2. Chriſtenſklav.

Möge, Herr, dies zu vergelten,
Deine Zeit mehr Jahr' umfaſſen,
Als der Phönix lebt.

Sie gehen ab.

Fernando.

Die Seele

Ringt, wie ſie den Gram verhehle,
Da ich euch muß von mir laſſen
Ohne Gabe: daß mir doch
Etwas, euch zu helfen, bliebe!

Muley.

Ich ſteh' hier und ſeh' die Liebe,
Womit ihr das harte Joch
Dieſer Sklaven ſucht zu mildern.

Fernando.

Ihr Geſchick geht mir zu Herzen,
An dem Stand voll Noth und Schmerzen,
Den uns dieſe Sklaven ſchildern,
Lern' ich ſelbſt das Unglück tragen;
Auch die Zeit wohl kommen dürfte,
Daß ich ihrer noch bedürfte.

Muley.

Kann dieß Eure Hoheit ſagen?

Fernando.

Als Infant zur Welt gekommen
Ward ich Sklav: das lehret mich,
Daß aus dieſem Zuſtand ich
Könnt' in tiefres Elend kommen.
Iſt ja vom Infanten-Rechte

Bis zum Knecht viel weiter hin,
Was ich ſchon geworden bin,
Als vom Knecht zum ärmern Knechte.
Tage rufen andre Tage,
Und verketten je und je
Klag' um Klage, Weh um Weh.

Muley.

Hätt' ich doch nicht größre Plage!
Morgen ſteht Eu'r Hoheit offen,
Iſt ſie heute ſchon verbannt,
Rückkehr in das Vaterland:
Aber eitel iſt mein Hoffen,
Denn ich weiß, daß nimmermehr
Mich mein falſches Glück verſchont,
Wandelbarer als der Mond.

Fernando.

Lebt' ich gleich in Fez ſeither,
Nie hab' ich von jener Liebe,
Die du mir erzählteſt, hier
Mehr gehört.

Muley.

Es fand bey mir
Holde Gunſt verſchwiegne Triebe.

Nie den Gegenſtand zu nennen
Schwer ich, Freundſchaft heißt mich ſprechen:
Ohne meinen Schwur zu brechen,
Will ich dir ihn denn bekennen.
Nichts kann meinen Schmerz erreichen
Bey ſo unerreichtem Triebe:
Denn zur Welt kam meine Liebe
Und der Phönix ohne Gleichen.
Phönix iſt mein hohes Trachten,
Wenn ich höre, ſeh' und ſchweige;
Wenn ich Schmerz und Liebe zeige,
Phönix meiner Seele Schmachten;
Wenn ich leiden muß und beben,
Phönix meiner Zweifel Bangen;
Darf ich werben und verlangen,
Phönix auch der Hoffnung Streben.
Und da ich in ihren Siegen
Lieb' als Phönix dir genannt,
Hab' ich als ein Freund bekannt,
Als ein Liebender geſchwiegen.

ab.

Fernando.

Wen er liebt, hat er erklärt,

Zart und mit gefäll'ger Liſt,
Wenn ſein Leiden Phönix iſt,
Sey der Vorrang ihm gewährt.
Meins iſt ein gemeines Leiden,
Keinen Anſpruch will ich wagen;
Viele haben es ertragen,
Seine Laſt wird niemand neiden.

Der **König** tritt auf, mit **Muley**.

König.

Deiner Hoheit folgend komm' ich
An dem Fuße dieſer Höhen,
Daß du, eh die Sonn' in Perlen
Und Korallen wird erlöſchen,
Dich am Hetzen eines Tigers,
Den ſo eben meine Förſter
Stellen, unterhalteſt.

Fernando.

Herr,
Stündlich ſinnſt du neu Ergötzen
Mir zu ſchaffen: wenn du ſo
Deine Sklaven feyerſt, können
Sie ihr Vaterland nicht miſſen.

König.

Kriegsgefangne von der Größe,
Die den Herren ehren, ſo
Zu bedienen ſich gehört es.

Don Juan tritt auf.

Don Juan.

Hoher Herr, tritt an die Küſte,
Und das herrlichſte Geſchöpfe
Wirſt du ſehn, womit die Kunſt
Jemals die Natur erhöhte.
Eine chriſtliche Galeere
Wendet von des Meeres Höhe
Sich zum Hafen, obwohl düſter
Ganz und ſchwarz, von ſolcher Schöne,
Daß man ſtaunt, wenn man ſie ſiehet,
Wie die Traurigkeit ſo fröhlich.
Von den Schilden Portugalls
Iſt der Gipfel ihr gekrönet,
Denn, da ihr Infant gefangen,
Legen ſie die Trauerflöre
An um ſeine Sklaverey,
Und ſie kommen ihn zu löſen,
Ihren Schmerz alſo verkünend.

Fernando.

Nein, mein Freund Don Juan, wie möchte
Dieß der Grund der Trauer ſeyn?
Kämen ſie, um mich zu löſen,
Dann, beglaubigend die Freyheit,
Wären auch die Zeichen fröhlich.

Don Enrique in Trauer mit einem offnen Briefe in der Hand, und Gefolge.

Enrique.

Laßt euch, hoher Herr, umarmen.

König.

Eure Hoheit grüß' ich ſchönſtens.

Fernando.

Ah Don Juan, das bringt mir Tod!

König.

Ah Muley, das bringt mir Größe!

Enrique.

Da mir eure Gegenwart
Euer Wohlergehn eröffnet,
Hoher Herr, wollt meinen Bruder
Zu umarmen mir vergönnen.
Ah, Fernando!

Sie umarmen ſich.

Fernando.
Mein Enrique,
Welche Tracht iſt dieß? doch zögre!
Schon genug ſagt mir dein Auge,
Laß michs nicht in Worten hören.
Weine nicht, denn ſolls mir ſagen,
Ewig müſſ' ich nun hier fröhnen:
Dieß nur iſts, was ich begehre;
Daß du Glück mir wünſchen könnteſt,
Und ſtatt Schmerz und Trauer, Feſte
Froh begehn, in Kleidern köſtlich.
Sag, was macht mein Herr und Bruder?
Iſt im Wohlſeyn nur der König,
So betrübt mich nichts. Noch ſchweigſt du?

Enrique.
Weil man wiederhohlte Stöße
Doppelt fühlt, und ich nur einmal
Sie dich fühlen laſſen möchte.
Du vernimm mich, hoher Herr!
Sind gleich eines Berges Höhen
Ländlicher Palaſt nur, hier
Bitt' ich, wolleſt du Gehör mir,
Einem Kriegsgefangnen Freyheit,

Achtung dem Berichte gönnen.
Heimwärts wandte ſich die Flotte,
Die zuvor mit eitler Größe
Laſt der Fluten war geweſen,
Einen ihrer Königsſöhne
Hier zurück gefangen laſſend,
Nach Lisboa, halb zerſtöret.
Von der Stunde nun, wo ſolchen
Trag'ſchen Vorfall Eduard hörte,
Ward von einer Traurigkeit
Dergeſtalt ſein Herz umwölket,
Daß er, bald die erſte Schwermuth
In Ermattung aufgelöſet,
Starb, und jeden Lügen ſtrafte,
Der da ſagt, daß Gram nicht tödte.
Eduard ſtarb, lohn' ihm der Himmel!

Fernando.

Weh mir! mein Gefängniß, kömmt es
Ihm ſo hoch zu ſtehn?

König.

Weiß Allah,
Wie mich dieſer Fall verſtöret.
Fahre fort.

Enrique.
Im Teſtamente
Gab Befehl mein Herr, der König,
Daß man gleich für die Perſon
Des Infanten Ceuta böte.
Und ſo komm' ich mit der Vollmacht
Des Alfonſo, den man krönte,
Weil nur ſolch ein Morgenſtern
Mildern kann der Sonn' Erlöſchen,
Um die Stadt zu übergeben,
Und demnach —

Fernando.
Nicht weiter! Höre
Auf, Enrique! Denn dieß ſind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kron-Infanten
Portugalls, und der erhöhet
Ward zu Chriſtus Ordensmeiſter,
Nein ſie wärens eines ſchnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
Nie erleuchtet des Erlöſers.
Wenn mein Bruder, jetzt im Himmel,
Auch im Teſtamente förmlich

Dieß bedingt, geſchah es nicht,
Daß man dem gemäß beſchlöſſe,
Sondern bloß um zu bezeugen,
Daß er wünſche mich zu löſen.
Und dieß ſuche man durch andre
Weg' und Mittel zu befördern,
Sey'n ſie mild nun, oder feindlich.
Denn, wenn er befiehle, man möge
Ceuta geben, heißt dieß nur:
Ringt darnach aufs allerhöchſte.
Denn wie wärs, wie wärs zu denken,
Daß ein ächt kathol'ſcher König
Übergäb' an einen Mohren
Eine Stadt, um die verſtrömet
Ward ſein Blut, da er der erſte
War, der ihrer Zinnen Höhe,
Bloß bewehrt mit Tartſch' und Degen,
Selbſt mit den fünf Schildlein krönte?
Und dieß iſt noch das geringſte:
Eine Stadt, die Gott den Schöpfer
Auf kathol'ſche Weiſ' erkennt,
Die durch Kirchen wird verſchönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung

Seinem Dienſte hat geöffnet:
Wär es ein katholiſch Thün,
Wär es Eifer für das Frömmſte,
Wär es chriſtliches Erbarmen,
Wär es Portugieſ'ſche Größe,
Daß die Atlaſſe der Sphären,
Jene Tempel für den Höchſten,
An der Stelle goldner Lichter,
Welche jetzt die Sonne röthet,
Ottomann'ſche Schatten ſähen,
Und daß, ſich der Kirch' empörend,
Ihre Monde ſpielen dürften
Der Verfinſterung Tragödien?
Wär es gut, daß man zu Ställen
Die Kapellen dort verſtörte,
Die Altäre drin zu Krippen?
Und, wenn ſie ſich dem entzögen,
Daß ſie zu Moskeen würden?
Hier verſagen mir die Töne,
Hier gebricht es mir an Athem,
Hier beklemmt der Gram mich tödlich;
Denn, wenn ich es denke ſchon,
Iſts, als ob das Herz mir börſte,

Sträubt mein Haar ſich auf dem Haupte,
Und es bebt der ganze Körper.
Denn in Ställen und in Krippen,
Nicht zum erſtenmal, ſchon öfter
Hätte Gott als Gaſt gewohnt;
Aber als Moskee'n gewönnen
Wir an ihnen eine Denkſchrift,
Zu unſterblichem Erröthen,
Lautend ſo: Hier hatte Gott
Wohnung, und um ſie dem Böſen
Einzuräumen, weigern jetzt ſie
Ihm die Chriſten. Nicht erhöret
Iſts ja, menſchlich nur zu reden,
Daß man, irgend wen zu höhnen,
Eindringt in ſein Haus; wärs billig,
Daß eindränge, Gott zu höhnen,
In ſein eignes Haus das Laſter,
Und daß wir dazu ihm böten
Das Geleit, daß wir ſogar
Selber würden ſeine Pförtner,
Und, es drinnen zu bewahren,
Gott verjagten, aus ihn ſchlöſſen?
Die Kathol'ſchen, die dort wohnen

Mit Familien und Vermögen,
Würden leicht dem Glauben untreu,
Nur damit ſie's nicht verlöhren.
Wär es wohl von uns gethan,
Dieſe Sünde zu befördern
Durch Gelegenheit? Wärs billig,
Daß der Chriſten zarte Söhne,
Welche dort erwachſen, zeitig
Von den Mohren zugewöhnet
Ihren Sitten und Gebräuchen,
Ein die falſche Lehre ſögen?
In elender Sklaverey
Wär es billig zu ertödten
So manch Leben dort, um eines,
Worauf nichts beruht, zu löſen?
Wer bin ich? mehr als ein Menſch?
Wenn's die Zahl erſetzen könnte,
Ein Infant zu ſeyn: Gefangner
Bin ich. jetzt, der Standes-Höhe
Iſt ein Sklave nicht empfänglich;
Ich bins, ſo daß ſich betröge,
Wer Infant mich nennen wollte.
Bin ichs nicht, wer wohl geböte,

Daß das Leben eines Sklaven
Solchen hohen Kaufpreis gölte?
Sterben heißt das Seyn verlieren,
Ich verlor's im Schlachtgetöſe;
Ich verlor das Seyn, ſo ſtarb ich;
Starb, ſo hieß' es nun ja thöricht
Handeln, wenn um Einen Todten
So viel Leben würd' ertödtet.
Und ſo ſoll die eitle Vollmacht,
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt,
Nur wie Stäubchen in der Sonne,
Nur im Feu'r wie Funken ſtöbern.

Er zerreißt die Vollmacht.

Doch nein, ich verſchlinge ſie,
Daß kein Buchſtab bleiben möge,
Der der Welt verrath', es habe
Luſitan'ſche Heldengröße
Dieß gewollt. Ich bin dein Sklav:
Über meine Freyheit, König,
Schalte nun, ich will ſie nicht,
Noch auch kann ſie mir gehören;
Kehr, Enrique, heim und ſage,
Daß mir Africa Grabhöhle

Sey geworden, denn mein Leben
Will ich Tod zu ſcheinen nöth'gen;
Chriſten, todt iſt euch Fernando;
Mohren, euch als Sklav gehör' ich;
Chriſtenſklaven, ein Genoſſe
Fügt ſich heut zu euren Nöthen;
Himmel, deine heil'gen Kirchen
Läßt ein Menſch dir wieder öffnen;
Meer, ein Unglückſelger ſchwellet
Die mit Thränen deine Ströme;
Berg', ein Trauriger bewohnt euch,
Gleich dem Wild in eurer Öde;
Wind', ein Armer überladet
Eure Region mit Stöhnen;
Erd', ein Leichnam gräbt ſich heute
Seine Gruft in deinen Höhlen;
König, Bruder, Mohren, Chriſten,
Sonne, Mond und Sterngewölbe,
Himmel, Erde, Meer und Winde,
Wild und Berg', ihr alle höret's!
Ein ſtandhafter Prinz befeſtige
In Bedrängniſſen und Nöthen
Heute den kathol'ſchen Glauben,

Ehret das Geſetz des Höchſten.
Denn, gäb's keinen andern Grund,
Als daß Ceuta ward verſchönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängniß, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Die ſo Erd' als Himmel krönet:
Gern wollt' ich, ſo wahr ſie lebet,
Tauſend Leben drum verſtrömen.

König.

Undankbarer und fühlloſer
Für die Herrlichkeit und Größe
Meines Reichs! wie kannſt du ſo
Mir das weigern und misgönnen,
Was am meiſten ich begehre?
Zwar, wenn dir mein Reich gehöret
Mehr als deins, ſo kannſt du leichtlich
Uber Sklaverey dich tröſten.
Aber da zu meinem Sklaven
Du dich ſelbſt bekennſt und ſchwöreſt,
Will ich dich als Sklaven halten,
Und dein Volk und Bruder mögen
Sehn, wie du mir jezt die Füße

Küſſeſt, als ein Sklave fröhnend.

Enrique.

Welch ein Unglück!

Muley.

Welch ein Schmerz!

Enrique.

Welch ein Schickſal!

Don Juan.

Welche Nöthen!

König.

Biſt mein Sklav.

Fernando.

Ich bins, doch wenig
Kann dieß deine Rache fördern.
Wenn der Menſch zu einer Reiſe
Sich vom Schooß der Erde löſte,
Iſts, damit nach manchen Irren
Er zu ihr heimkehren möge.
Dankbar ſeyn muß ich dir mehr
Als dich ſchelten, denn du öffneſt
Mir Richtſteige, worauf eher
Ich der Ruhe Ziel gewönne.

König.

Wenn du Sklav biſt, können Titel
Nicht, noch Renten dir gehören;
Ceuta iſt in deiner Macht:
Wenn du mich als Herrn und König,
Dich erkennſt als meinen Sklaven,
Warum Ceuta mir nicht öffnen?

Fernando.

Weil es Gottes iſt', nicht mein.

König.

Muß dich das Geſetz nicht nöth'gen,
Daß man ſeinem Herrn gehorche?
So befehl' ich nun dir förmlich,
Ubergieb es mir.

Fernando.

Was recht iſt,
Sagt der Himmel, darin möge
Seinem Herrn der Sklav gehorchen;
Aber wenn der Herr beföhle
Seinem Sklaven Böſes thun,
Wär' er nicht durch Pflicht genöth'get
Zu gehorchen, denn wenn jener
Böſes fodert, thut er Böſes.

König.

Tod ſey dein.

Fernando.

Das iſt mir Leben.

König.

Daß ers dir nicht werden möge,
Lebe ſterbend! Ich kann wüthen.

Fernando.

Ich zum Dulden mich gewöhnen.

König.

Wohl, ſo wirſt du nicht befreyt.

Fernando.

Und die Ceuta nicht geöffnet.

König.

He da!

Selim kommt.

Selim.

Herr?

König.

Sey dieſer Sklav
All den andern ohne Zögern
Völlig gleich geſtellt: legt Ketten
Um den Hals ihm und die Knöchel,

In den Ställen ſoll er dienen,
Und im Garten und den Höfen,
So wie alle ſchlecht gehalten;
Nicht mehr trag' er ſeidne Röcke,
Sondern dürft'ge grobe Zeuge,
Sey mit ſchwarzem Brod beköſt'get,
Und zum Trunk mit ſalz'gem Waſſer,
Schlaf' in feuchten dunkeln Löchern;
Welcher Spruch auch ſeine Diener
Und Vaſallen gelten möge.
Schafft ſie alle fort!

Enrique.

Welch Unglück!

Muley.

Welcher Jammer!

Don Juan.

Welche Stöße!

König.

Ich will ſehn, Barbar, will ſehn,
Ob dein Dulden mehr wird können
Als mein Wüthen.

Fernando.

Ja das ſollſt du,

Jenes wird ſich nie erſchöpfen.

Man führt ihn fort.

König.

Dir, Enrique, dem Geleit
Meines Worts gemäß, vergönn' ich
Nach Lisboa heim zu ſegeln
Von den African'ſchen Höhen.
Ihr Infant, ihr Ordensmeiſter
Von Avis, ſo laß ſie hören,
Warte jetzt hier meine Pferde,
Daß ſie kommen ihn zu löſen.

Enrique.

Ja ſie werden's; denn verlaſſ' ich
Ihn in ſeinen traur'gen Nöthen,
Kann ichs bringen über's Herz,
Nicht ihn als Gefährt zu tröſten
So geſchiehts, weil ich hieher
Wieder kommen will, mit größrer
Stärk' und Macht, ihn zu befreyn.

König.

Du thuſt wohl, wie du wirſt können.

Muley beyſeit.

Jetzo iſt der Anlaß da,

Darzuthun, was Treu vermöge:
Leben dank' ich dem Fernando,
Meine Schuld will ich ihm löſen.

ab.

Garten.

Selim und **Fernando** in Sklavenkleidern und mit Ketten.

Selim.

Dich heißt in dieſem Garten
Des Königs Wille der Beſtellung warten,
Und keinen Widerſtand hiebey verſchulden.

Fernando.

Noch weiter als ſein Wüthen, reicht mein Dulden.

Selim ab.

Es kommen **Chriſtenſklaven**, und einer ſingt, während die übrigen im Garten arbeiten.

1. **Chriſtenſklav** ſingt.

Zur Eroberung Tangers ſandte
Wider den Tyrann von Fez
Den Infanten Don Fernando
Der König ſein Bruder her.

Fernando.

Daß mir zu allen Stunden
Mein Unfall das Gedächtniß muß verwunden?
Ich bin gebeugt, bekümmert.

1. Chriſtenſklav.

Was ſteht ihr, Camerad, ſo unbekümmert?
Weint doch nicht! tröſtet euch! Der Ordensmeiſter
Hat uns geſagt, wir ſollen
Bald wieder heim, und frey ſeyn, wie wir wollen.
Nicht einer ſoll in dieſem Lande bleiben.

Fernando.

Wie kurze Zeit wird euch den Troſt vertreiben!

2. Chriſtenſklav.

Laßt euch nicht ſo bedrängen,
Und helft mir, dieſe Blumen zu beſprengen.
Nehmt da die Eimer, und geht Waſſer hohlen
Aus jenem Teich.

Fernando.

Ich wills, wie mir befohlen.
Daß ich euch Waſſer trage
Habt ihr wohl recht bedacht, denn meine Klage,
Trübſale ſäend, Kränkungen beſtellend,
Gießt Ström' aus meinen Augen überſchwellend.

ab.

3. Chriſtenſklav.

Noch mehr Gefangne brachten
Sie in dieß Haus.

Don Juan mit einem andern Chriſtenſklaven tritt auf.

Don Juan.

Laß uns genau beachten,
Ob dieß die Gärten waren
Wohin er kam, ob Dieſe nichts erfahren.
Denn minder würden werden
In ſeiner Näh' die Leiden und Beſchwerden,
Und tröſtlicher die Lage.
Mein Freund, ſo Gott dich mag behüten, ſage:
Sahſt du nicht dieſen Garten
Den Ordensmeiſter Don Fernando warten?

2. Chriſtenſklav.

Den hab' ich nicht geſehen.

Don Juan.

Kann ich dem Schmerz, den Thränen widerſtehen?

3. Chriſtenſklav.

Das Haus ward aufgeſchloſſen,
Sag' ich, man bracht' uns neue Mitgenoſſen.

Fernando kommt zurück mit zwey gefüllten Waſſereimern.

Fernando.

Erſtaunt nicht, Menſchen-Geiſter,
Zu ſehn wie ein Infant, ein Ordensmeiſter
In Schmach ſo elend ringet;
Denn dieß ſind Spiele, die die Zeit vollbringet.

Don Juan.

In ſo elendem Stande,
Herr, Eure Hoheit? Reißen will die Bande
Die enge Bruſt vor Schmerzen.

Fernando.

Verzeih dirs Gott! du kränkteſt mich von Herzen,
Don Juan, durch dein Entdecken.
Ich wollte mich verbergen und verſtecken
Vor meines Volkes Blicken,
Und zu elendem armem Dienſt mich ſchicken.

2. Chriſtenſklav.

Ach Herr! ich bitt' euch ſehr, verzeiht in Gnaden,
Daß ich ſo blind euch Arbeit aufgeladen.

1. Chriſtenſklav.

Vergönn' uns, Herr, die Knie vor dir zu beugen.

Fernando.

Steh auf, mein Freund! Nicht mehr ſolch Ehrbezeugen!

Don Juan.

Eur Hoheit —

Fernando.

Welche Hoheit kann der haben,
Der lebt in ſolcher Niedrigkeit begraben?
Seht mich geringem Leben,
Als einen Sklaven unter euch, ergeben:
Wenn wer ſich an mich wendet,
So ſey's auf gleichen Fuß.

Don Juan.

Weswegen ſendet
Der Himmel keinen Blitz, um mich zu tödten?

Fernando.

Don Juan, nicht ſo muß klagen in den Nöthen
Ein Edler: laß uns auf den Himmel bauen!
Der Muth, die Weisheit, kühnes Selbſtvertrauen
Muß jetzt ſich laſſen ſehen.

Zara kommt mit einem Körbchen.

Zara.

Meine Prinzeſſin will im Garten gehen,
Und ſie befiehlt mit ſeiner Blumen Prangen

Und Farbenſchmelz dieß Körbchen zu umfangen.

Fernando.

Ich hoff' ihn ihr zu bringen,
Denn jeder Dienſt ſoll mir zuerſt gelingen.

1. Chriſtenſklav.

Wohl, laßt danach uns gehen.

Zara.

Ich will, indeß ihr pflückt, hier wartend ſtehen.

Fernando.

Erweiſt mir keine Ehren,
Da gleiche Leiden euch und mich beſchweren:
Und weil doch unſre Sachen,
Wo heut nicht, morgen gleich der Tod wird machen,
So wäre wohl geborgen,
Wer heut nichts übrig ließ' zu thun für morgen.

Fernando ab mit den Chriſtenſklaven, die ihm den Vortritt laſſen wollen.

Phönix tritt auf mit Roſa.

Phönix.

Haſt du, Blumen mir zu bringen,
Hier beſtellt?

Zara.

Es iſt geſchehn.

Phönix.

Ihre Farben wollt' ich ſehn,
Um den Trübſinn zu verdringen.

Roſa.

Wie, Gebietrin, nur beſingen
Dich, getäuſcht von Fantaſie'n,
Drückende Melancholie'n?

Zara.

Sage, was mit dir geſchahe?

Phönix.

Nicht ein Traum war, was ich ſahe,
Da mein Unglück mir erſchien.
Wenn des Unglückſel'gen Muth
Träumend einen Schatz beſeſſen,
Dann läßt, Zara, ſich ermeſſen,
Dieß war ein erträumtes Gut.
Doch, wenn kund der Traum ihm thut,
Während falſch ſein Glück verſchwindet,
Welch ein Misgeſchick ihn bindet,
Sieht er es mit eignen Augen,
Da, was auch ſein Traum mag taugen,
Er erwachend übles findet.
Zu gewiß iſt — wehe mir! —

Was die Ahndungen mir drohten.

Zara.

Und was bleibt für jenen Todten,
Trauerſt du ſo über dir?

Phönix.

Schon dünkt mich mein Unglück hier:
Eines Todten Preis! Wie wich
Alle Luſt von mir! was glich
Je des ärmſten Weibes Pein?
Eines Todten muß ich ſeyn?
Wer iſt dieſer Todte?

Fernando kommt zurück mit den Blumen.

Fernando.

Ich —

Phönix.

Was, o Himmel, muß ich ſchauen?

Fernando.

So verſtört?

Phönix.

Gleich ſehr verſtören
Muß es mich, dich ſehn und hören.

Fernando.

Ohne Schwur will ich dir trauen.

Ich, beſtrebt, als meiner Frauen,
Phönix, dir zu dienen, trage
Blumen her, für meine Lage
Hieroglyphen: denn gebohren
Sind ſie, Herrin, mit Auroren,
Und geſtorben mit dem Tage.
Phönix.
Führt der Wunderblume Pracht
Dieſen Namen doch zum Ruhme.
Fernando.
Iſt nicht Wunder jede Blume,
Die ich dienend dir gebracht?
Phönix.
Es iſt wahr; wer hat gemacht
Dieſe Umwandlung?
Fernando.
Mein Loos.
Phönix.
Trafs dich ſchwer?
Fernando.
Mit hartem Stoß.
Phönix.
Du giebſt Weh.

Fernando.
Laß dir nicht bangen.
Phönix.
Warum?
Fernando.
Weil der Menſch empfangen
Wird in Glücks und Todes Schooß.
Phönix.
Biſt du nicht Fernando?
Fernando.
Ja.
Phönix.
Wozu dieſe Tracht?
Fernando.
So fröhn' ich
Dem Geſetz.
Phönix.
Wer gab's?
Fernando.
Der König.
Phönix.
Und warum?

Fernando.

Sein bin ich ja.

Phönix.

Warſt du nicht noch heut ihm nah?

Fernando.

Und auch heut von ihm geſchieden.

Phönix.

Konnt' ein einz'ger Tag den Frieden
Zweyer Sterne ſo vernichten?

Fernando.

Laß die Blumen dir berichten,
Was von jenen ward beſchieden.
Dieſe, die, wann empor der Morgen dringet,
Erwachend ſich zu Pomp und Luſt erheben,
Sind Abends eitler Trauer hingegeben,
Wann die Entſchlafnen kalte Nacht umſchlinget.
Dieß Farbenſpiel, das mit dem Himmel ringet,
Das Purpur, Schnee und Gold zur Iris weben,
Wird warnend Vorbild ſeyn dem Menſchenleben;
So viel iſts, was ein Tag zum Ziele bringet.
Zum Blühn ſind früh die Roſen aufgeſtanden,
Zum Altern haben ſie die Blüth' entbunden,
Die Wieg' und Grab in einer Knospe fanden.

So haben Menſchen auch ihr Loos befunden,
An einem Tage kamen ſie und ſchwanden;
Verfloſſen ſind Jahrhunderte nur Stunden.

Phönix.

Wie dein Wort mich ſo beſcheidet,
Muß mich Graun und Angſt verſtören;
Ich will dich nicht ſehn noch hören:
Sey der erſte, welcher leidet,
Den ein Leidender vermeidet.

Fernando.

Und die Blumen?

Phönix.

Wenn in ihnen
Hieroglyphen dir erſchienen,
Tilgt ſie meine Ungeduld.

Fernando.

Welches iſt der Blumen Schuld?

Phönix.

Zu der Sterne Bild zu dienen.

Fernando.

Weiſeſt du ſie nun zurücke?

Phönix.

All ihr Glanz iſt mir entſtellt.

Fernando.

Wie?

Phönix.

Es kommt das Weib zur Welt,
Unterthan dem Tod und Glücke,
Und in dieſes Sternes Tücke
Sah erklärt mein Leben ich.

Fernando.

Stern' und Blumen glichen ſich?

Phönix.

Ja.

Fernando.

Dieß kann ich nicht entfalten,
Klag' ich ſchon ihr feindlich Walten.

Phönix.

Hör, du ſollſt es wiſſen.

Fernando.

Sprich.

Phönix.

Die hellen Funken, welche dem Beſchauer,
Genährt von Strahlen, die der Sonn' entſprühten,
Wann ſie verſank, des Lichtes Blick vergüten,
Sie leben ſelbſt nur eine Blumentrauer.

Nächtliche Blüthen ſinds: in krankem Schauer
Ermattet bald der Glanz, von dem ſie glühten:
Denn wenn ein Tag das Alter iſt der Blüthen,
Iſt eine Nacht der Sterne Lebensdauer.
Nach dieſer Lenze ſchnell verwelktem Prangen
Muß unſer Wohl, muß unſer Weh ſich färben,
Ob Sonnen unter- oder aufgegangen.
Was könnte dauerhaft der Menſch erwerben?
Was wandelbar von Sternen nicht empfangen,
Die jede Nacht, gebohren, wieder ſterben?

ab.

Muley tritt auf.

Muley.

Hier erwartet' ich verborgen,
Bis ſich Phönix hätt' entfernt:
Noch ſo liebend, will der Adler
Manchmal doch dem Licht entgehn. —
Sind wir nun allein?

Fernando.

Ja.

Muley.

Höre.

Fernando.
Edler Muley, dein Begehr?

Muley.
Daß du mögſt in eines Mohren
Buſen Treu' und Glauben ſehn.
Ich weiß nicht, worüber ich
Mich erklären ſoll zuerſt,
Noch, ob ich dir ſagen ſoll,
Wie ſo tief mich hat geſchmerzt
Dieſer Wankelmuth der Zeiten,
Dieſe Wuth des Ungefährs,
Dieſer Sturm des Glücks, dieß bittre
Beyſpiel von dem Lauf der Welt.
Aber ich bin in Gefahr,
Wenn ſie hier uns reden ſehn,
Denn dich achtlos zu behandeln,
Iſt Befehl des Königs jetzt.
Und ſo, frey die Stimme laſſend
Meinem Schmerz, weil er als Knecht
Beſſer ſich wird äußern können,
Eil' ich dir zu Füßen her.
Deiner bin ich, und ſo komm' ich
Nicht, Infant, der Gunſt Geſchenk

Anzubieten, abzutragen
Eine Schuld, mir vorgeſtreckt.
Das mir erſt gegebne Leben
Komm' ich dir zu geben, denn
Wohlthun iſt ein Schatz, der immer
In der Noth ſich ächt bewährt.
Und weil Furcht in der Beklemmung
Feſſeln meine Füße hält,
Und mein Hals und meine Bruſt
Zwiſchen Strang und Meſſer ſchwebt,
Sey, die Reden zu erſparen,
Alles ſchleunig dir erklärt.
Und ſo ſag' ich, dieſe Nacht
Will ich dir ein Schiff im Meer
Fertig halten: in den Luken
Eurer Kerker ſoll verſteckt
Werkzeug ſich befinden, welches
Ab die Bande fallen läßt.
Dann will ich die Schlöſſer ſprengen
Von der Außenſeite her:
Du mit allen den Gefangnen,
Die Fez in ſich ſchließet, kehr'
In dem Schiff zur Heimath, ſicher

Daß auch ich es bleib' in Fez.
Weil man leicht ja ſagen kann,
Daß ſie das Gefängniß ſelbſt
Aufgebrochen, und ſo können
Beyde wir gerettet ſehn,
Ich die Ehr' und du das Leben:
Denn es iſt gewiß, erfähret
Dieß der König und beſtraft mich
Als Verräther nach dem Recht,
So wird mich der Tod nicht kümmern.
Und weil man zu ſolchem Zweck
Fremde Willen zu gewinnen
Geld bedarf, ſieh umgeſetzt
Hier in eine Zahl Juwelen
Unermeßlich hohen Werth.
Dieß, Fernando, iſt für meine
Freylaſſung das Löſegeld,
Die Verpflichtung, die ich habe:
Denn ein treu und edler Knecht
Mußte einmal doch vergelten,
Was ſo großes ihm geſchehn.

Fernando.

Danken wollt' ich dir die Freyheit,

Doch der König kommt hieher
Durch den Garten.

Muley.

Sah er dich
Schon bey mir?

Fernando.

Nein.

Muley.

So erreg'
Ihm nicht Argwohn.

Fernando.

Dieß Gebüſche
Halt' als ländliches Gezelt
Mich verſteckt, bis er vorüber.

Er verbirgt ſich.

Der König tritt auf.

König.

Muley und Fernando ſtehn
So geheim, es geht der eine,
Gleich wie ſie mich kommen ſehn,
Und verſtellt erſcheint der andre?
Sicher iſt hier was nicht recht.
Aber ſey dem, wie ihm wolle,

Sicher vor Gefahr zu gehn
Will ich ſuchen. Mir iſts lieb —

Muley.

Sey gegrüßt, mein hoher Herr.

König.

Dich zu finden.

Muley.

Was befiehlſt du?

König.

Ceuta nicht als mein zu ſehn
Hat mich ſehr gekränkt.

Muley.

Erobre,
Schon mit Lorbeer ja bekränzt,
Seine Mauern: deinem Muth
Beut es ſchwache Gegenwehr.

König.

Nein, durch friedlicheres Kriegen
Sey's zu Füßen mir gelegt.

Muley.

Wie meynſt du?

König.

Auf dieſe Weiſe.

Daß Fernando ſey beſchwert,
Und zu ſolchem Stand erniedrigt,
Bis er Ceuta bietet ſelbſt.
Nun, Freund Muley, ſollſt du wiſſen,
Daß mir manches Furcht erregt,
Die Perſon des Ordensmeiſters
Sey nicht ſicher hier in Fez.
Denn die Chriſtenſklaven jammerts
Ihn ſo unterdrückt zu ſehn,
Und ich ſorg', um ſeinetwillen
Möchte Meuterey entſtehn.
Mächtig war der Eigennutz
Außerdem von je und je,
Und man bahnt durch alle Wachen
Leicht mit Gold ſich einen Weg.

Muley beyſeit.

Ich will ihn darin beſtärken,
Daß ſich alles ſo verhält,
Nur damit er keinen Argwohn
Auf mich faßt. — Du ſorgſt mit Recht,
Man wird ihn befreyen wollen.

König.

Nur Ein Mittel fand ich denn,

Auf daß niemand ſich vermeſſe,
Meine Macht zu hintergehn.

Muley.

Und das wäre, Herr?

König.

Daß du,
Muley, ihn bewachſt, und ſiehſt
Ein für ihn, weil weder Furcht
Dich, noch Eigennutz beherrſcht.
Du biſt Schließer des Infanten,
Sorge ja, daß du ihn recht
Mir bewachſt, auf alle Fälle
Mußt du für ihn Rede ſtehn.

ab.

Muley.

Ohne Zweifel, daß der König
Hörte, was wir abgeredt.
Helf mir Allah!

Fernando kommt zurück.

Fernando.

Was betrübt dich?

Muley.

Hörteſt du?

Fernando.

Nur allzu ſehr.

Muley.

Und du fragſt, was mich betrübe?
Da du hier mich ſieheſt ſtehn
In der blindeſten Verwirrung,
Und der Ehr' und Freundſchaft Recht
Zwiſchen meinem Freund' und König
Heute ſich in mir bekämpft?
Zeig' ich treu mich gegen dich,
So verrath' ich meinen Herrn;
Undankbar bin ich an dir,
Halt' ich gegen ihn mich ächt.
Was nur ſoll ich thun? hilf Himmel!
Da er ſo mir eben den,
Dem ich Freyheit kam zu bringen,
Anvertraut, in der Gewähr
Meiner Sorgfalt ihn zu ſichern?
Was nur, da der König ſelbſt
Zum Geheimniß führt den Schlüſſel?
Doch, damit ichs treffe recht,
Bitt' ich dich, daß du mirratheſt:
Sag, was muß von mir geſchehn?

Fernando.

Muley, Lieb' und Freundſchaft muß
Immer nach an Würde ſtehn
Gegen Pflicht und Ehre; niemand
Wird dem König gleich geſtellt,
Er allein iſt ſeines Gleichen,
Und es iſt mein Rath daher,
Ihm zu dienen, mich zu laſſen.
Dein Freund bin ich: um Gewähr
Deiner Ehr' hinfort zu leiſten,
Will ich mich bewachen ſelbſt.
Und käm' auch ein andrer, Freyheit
Mir zu bieten, ſein Geſchenk
Nähm' ich nicht, daß deine Ehre
Bleibe von mir unverlezt.

Muley.

Nicht ſo redlich als gefällig
Iſt, Fernando, was du räthſt.
Ich verdanke dir das Leben,
Dirs vergelten acht' ich recht,
Und ſo, was wir abgeſprochen,
Richt' ich dieſe Nacht ins Werk.
Mache du dich frey, mein Leben

Bleibt zurück, um auszuſtehn
Deinen Tod: mach du dich frey,
Und ich fürchte nichts nachher.

Fernando.

Und wär's recht, daß ich ſo hart
Wär' und grauſam, wider den
Der ſich mein erbarmt, und grauſam
Mordete die Ehre deß,
Der mir Leben ſtrebt zu geben?
Nein, und alſo ſey beſtellt
Richter über meine Sache
Und mein Leben: rathe ſelbſt!
Soll ich von Dem Freyheit nehmen,
Der, um für mich auszuſtehn,
Dann zurückbleibt? Soll ich dulden,
Daß an ſeiner Ehre wer
Grauſam handle, mir zu Gunſten?
Was räthſt du?

Muley.

Ich weiß nicht mehr,
Denn Ja oder Nein zu ſagen,
Beydes fällt mir allzu ſchwer.
Nein, weil es mich kränken würde;

Ja, weil ich doch eingeſehn,
Wenn ich mich zum Ja entſcheide,
Daß ich dir nicht rathe recht.

Fernando.

Ja das thuſt du, denn es ſoll
Mich mein Gott und mein Geſetz
Als ſtandhaften Prinzen kennen
In der Sklaverey zu Fez.

Dritter Akt.

Saal im Palaſt.

Muley und der **König** treten auf.

Muley für ſich.

Weil ich Don Fernando nicht
Vor des Königs vielen Wachen
Beyſtehn kann, ſey mein Gewicht
Aufgewandt in ſeinen Sachen,
Wie es ächten Freundes Pflicht. —
Da zu Land und Waſſer dich
Herr, mein Eifer hat bedienet,
Wenn bey ſolchem Kummer ich
Platz in deiner Huld verdienet,
Hör' mich aufmerkſam.

König.

So ſprich.

Muley.

Don Fernando —

König.

Sag nichts mehr.

Muley.
Wie? du hörſt mich nicht vorher?
König.
Weil, wie du Fernando ſageſt,
Du mich zu beleid'gen wagſt.
Muley.
Wie?
König.
Indem du dein Begehr
Zu erfüllen mir benommen,
Da du mich für ihn genommen.
Muley.
Bin ich als ſein Wächter nicht,
Herr, dir ſchuldig den Bericht?
König.
Sprich, doch wird es ihm nicht frommen.
Muley.
Don Fernando, der das Toben
Des Geſchicks in gleicher Stärke
Schon ſo lange muß erproben,
Zu des Unglücks Wunderwerke
In dem Mund der Welt erhoben;
Da er, Herr, die ſtrenge Acht,

Beſſer ſpräch' ich wohl, die Macht
Deiner Krone auf ſich lud,
Er hat endlich nun ſein Muth
In ſolch Elend ihn gebracht,
Daß an einem Ort er ſchmachtet,
Der ſo ſchnöd' iſt und verachtet,
Daß dein Ohr es würd' erniedern,
Arm und krank, gelähmt an Gliedern,
Und nach milden Gaben trachtet.
Denn, da dein Befehl gemeſſen,
Daß er ſollt' im Kerker ſchlafen,
Daß man ihn zur Arbeit preſſen
Sollt' im Stall mit andern Sklaven,
Und ihm niemand gäb' zu eſſen:
Solcher Lebensart bequemt,
Die man ſchwachen Kräften bot,
Ward ſein Körper ganz gelähmt,
Und ſo durch die Macht der Noth
Feu'r und Majeſtät gezähmt.
Wie auch an dem dumpfen Orte
Ihm die kalte Nacht verronnen,
Bleibt er ſtandhaft treu dem Worte;
Und wenn rein das Licht der Sonnen

Aufgeht aus des Tages Pforte,
Dann auf dürft'ger Matte raffen
Ihn die Sklaven auf, und ſchaffen
Ihn an einen Ort, es iſt —
Sag' ichs nur! — ein Haufe Miſt;
Denn ſo ekel iſt beſchaffen
Sein Geruch, daß niemand ihn
Kann bey ſeinem Hauſe leiden,
So daß alle vor ihm fliehn,
Ihn nicht hören noch beſcheiden,
Und dem Mitleid ſich entziehn.
Nur ein treuer Ritter blieb
Und ein Diener, ihm zu lieb,
Die den aller Hülf' entblößten
In ſo ſeltnen Nöthen tröſten;
Mit ihm theilen ſie, vom Trieb
Gleicher Redlichkeit gedrungen,
Ihre Koſt,* die ſie kaum nähret,
Die ſo ſchleunig wird verzehret,
Daß die Kehle ſie verſchlungen,
Eh der Mund es noch erſpähet.
Und auch dieſe zücht'gen noch
Deine Leute für die Pflichten.

Die ſie treu dem Herrn entrichten;
Aber wie das ſtrengſte Joch
Grauſam droht, ſie zuzurichten,
Kann doch nichts ſie von ihm ſcheiden;
Wenn der eine muß von beyden
Nahrung aufzuſuchen gehn,
Bleibt der andre bey ihm ſtehn,
Ihn zu tröſten in den Leiden.
Laß ein Ziel der Härte ſtecken,
Herr, und bey den grimm'gen Plagen,
Die den Prinzen niederſtrecken,
Fühle Graun, wo nicht Beklagen,
Wo Erbarmen nicht, doch Schrecken.

König.

Schon gut, Muley.

Phönix tritt auf.

Phönix.

Herr, wofern
Meine Demuth allzeit gern
Sich nach deinem Wink betragen,
Laß mich eine Bitte wagen
An die Gnade meines Herrn.

König.

Was wohl würde dir verſagt?

Phönix.

Der Infant Fernando —

König.

Gut!

Du haſt ſchon genug geſagt.

Phönix.

Macht erſtarren Aller Blut,
Die ihn ſehn ſo ſchwer geplagt.
Könnt' ich es von dir erwerben, —

König.

Nein, halt inne, Phönix! halt!
Sucht er ſelbſt nicht ſein Verderben?
Thut Fernando'n wer Gewalt,
Daß er müßte ſchmählich ſterben?
Wenn, weil grauſam er und hart
Beym gegebnen Wort verharrt,
Er ſo harte Strafe duldet,
Wie hätt' ich an ihm verſchuldet,
Was von ihm beſchloſſen ward?
Steht es nicht bey ihm, zu wenden
Dieſes Elend, und zu leben?

Steht es denn in ſeinen Händen,
Mag er Ceuta übergeben,
Und all ſeine Qual wird enden.

Selim tritt auf.

Selim.

Herr, es warten zwey Geſandte
Auf Gehör: von Tarudante
Iſt der eine von den zweyn,
Portugalls Alfonſo ſandte
Her den andern.

Phönix für ſich.

Welche Pein!
Sicher ſchickt, um mich zu werben,
Tarudante.

Muley für ſich.

Himmel! ſterben
Läßt mich Freundſchaft, Eiferſucht;
Meine Hoffnung ohne Frucht:
Alles muß Ein Tag verderben.

König.

Laß ſie ein; wir wollen, Phönix,
Uns auf dieſe Polſter ſetzen.

Er und die Prinzeſſin ſetzen ſich.

Alfonſo und **Tarudante** kommen von verſchiedenen Seiten.

Tarudante.

Hocherhabner Herr von Fez, —

Alfonſo.

Herr von Fez, ſo groß und mächtig, —

Tarudante.

Deſſen Name —

Alfonſo.

Deß Gedeihen —

Tarudante.

Niemals ſterbe.

Alfonſo.

Allzeit lebe.

Tarudante.

Und du, dieſer Sonn' Aurora —

Alfonſo.

Aufgang dieſes Occidentes —

Tarudante.

Mögſt zum Trotz den Jahren blühen.

Alfonſo.

Mögſt zum Trotz den Zeiten herrſchen.

Tarudante.
Um zu haben —
Alfonſo.
Zu genießen —
Tarudante.
Herrlichkeiten.
Alfonſo.
Lorbeerkränze.
Tarudante.
Große Siege.
Alfonſo.
Hohe Glorien.
Tarudante.
Wen'ge Übel.
Alfonſo.
Viele Segen.
Tarudante.
Wie? indeß ich rede, Chriſt,
Kannſt du wagen hier zu reden?
Alfonſo.
Weil da, wo ich mich befinde,
Niemand anders eher redet.

Tarudante.
Mir, weil ich Alarbe bin
Von Geſchlecht, gebührt die erſte
Stelle, denn wo Eingebohrne
Sind, zieht man nicht vor die Fremden.

Alfonſo.
Wo man weiß von feiner Sitte,
Thuts man wohl, denn Alle geben,
Wie wir ſehn an allen Orten,
Stets dem Gaſt die beſte Stelle.

Tarudante.
Wäre dieſer Grund auch gültig,
Könnt' er mich nicht widerlegen,
Denn dem Gaſt allein gebührt,
Keinem ſonſt die erſte Stelle.

König.
Nun genug! und mögen beyde
Sich auf meinen Polſtern ſetzen.
Rede denn der Portugieſe,
Als Bekenner fremder Lehre
Mehr geehrt.

Tarudante.
Ich bin ergrimmt.

Alfonſo.

Wohl denn, kurz ſey meine Rede.
Don Alfonſo, Portugalls
Großer König, der mit ehrnen
Zungen, trotz dem Neid und Tode,
Von dem Ruhme ſey verherrlicht.
Sendet Gruß dir, und erſucht dich,
Da Fernando, wenn ſein Leben
Ceuta's Veſte ſollte koſten,
Seine Freyheit nicht begehret,
Daß du jetzo ſeinen Preis
Wollſt auf ſolche Summen ſchätzen,
Wie ſie nur der Geiz verlangen,
Nur die Großmuth kann verſchmähen.
Und daß er in Gold und Silber
So viel geben will an Werthe
Als zwey Städte; dieſes bittet
Er auf freundſchaftlichem Wege:
Doch wenn du ihn nicht auslieferſt,
Ihn auf freyen Fuß zu ſtellen
Mit den Waffen dann gelobt er.
Zu dem Ende baut er Städte
Auf des Meeres leichten Schultern

Schon von tauſend ſtreitbarn Segeln.
Und er ſchwört, mit Schwert und Feuer
Ihm die Freyheit zu erkämpfen,
Die Gefilde dieſes Landes
Dergeſtalt mit Blut beſchwemmend,
Daß die aufgegangne Sonne
Finde deren grünen Teppich
Als Smaragden, als Rubinen
Ihn verlaſſ' im Untergehen.

Tarudante.

Kommt es mir als Abgeſandten
Schon nicht zu, Beſcheid zu geben,
In ſo fern es meinem König
Zukommt, darf ich, Chriſt, wohl reden.
Dieſer Schimpf ward ja der ſeine
Schon, da er als Sohn ergeben
Meinem Herrn hier iſt: und ſo
Kannſt du ſeinethalben melden
Don Alfonſo'n, daß er komme,
Damit er in ſchnellerm Wechſel
Als von Nachts bis zur Aurora
Seh' in heißen Purpurwellen
Tödlich ringen dieß Gefilde,

Alſo, daß der Himmel denke,
Niemals hab' er andre Blumen
Hier erſchaffen, als nur Nelken.

Alfonſo.

Wärſt du meines Gleichen, Mohr,
Könnt' es ſeyn, daß dieſer Kämpfe
Ausgang man von zweyen tapfern
Jünglingen entſchieden ſähe.
Doch heiß deinen König kommen,
Wenn er Ruhm wünſcht zu erwerben,
Daß der meine kommt, verbürg' ich.

Tarudante.

Sprichſt du doch, als ob du's wäreſt;
Und iſt das, wird Tarudante
Wiſſen Antwort auch zu geben.

Alfonſo.

Wohl, im Felde wart' ich deiner.

Tarudante.

Warten laſſen werd' ich wenig,
Denn ich bin ein Bliß.

Alfonſo.

Ich Sturm.

Tarudante.
Ich Vulcan, der Flammen ſendet.
Alfonſo.
Hydra ich, die Flammen ſprühet.
Tarudante.
Ich bin Wuth.
Alfonſo.
Ich bin Verderben.
Tarudante.
Schreckt es dich nicht, mich zu hören?
Alfonſo.
Tödtets dich nicht, mich zu ſehen?
König.
Herren, woll' Eur beyder Hoheit,
Obwohl Heftigkeit des Ärgers
Wegziehn kann der Sonne Vorhang
Welcher ſie verlarvt und dämpfet,
Einſehn, daß in meinem Lande
Niemand Feld giebt zu Gefechten
Außer mir, und ich verweigr' es,
Daß mir Muße bleib', euch beſſer
Zu bedienen.

Alfonſo.

Nicht empfang' ich
Da Bewirthungen und Ehren,
Wo man mir Beſchwerden giebet.
Ich kam bloß Fernando's wegen,
So verkleidet trieb nach Fez
Mich der Eifer ihn zu ſehen.
Eh ich deiner Hauptſtadt nahte,
Hört' ich, daß du dich befändeſt
Hier auf dieſem heitern Luſtſchloß,
Und ſo kam ich dich zu ſprechen,
Zur Beſchleunigung der Hoffnung,
Die mich herzog; da ſo ſchlecht es
Mir gelingt, ſo hält die Antwort
Bloß mich auf: dieß, Herr, erwäge.

König.

Wohl! die Antwort, Don Alfonſo,
Will ich kurz und bündig geben:
Wenn du Ceuta nicht zurückgiebſt,
Fürchte nicht, ihn mitzunehmen.

Alfonſo.

Da ich ſeinetwegen kam,
Und ihn retten muß, erklär' ich

Dir den Krieg, ſieh dich zu rüſten.
Treffen woll'n wir uns im Felde,
Wer du ſeyn magſt, Abgeſandter!
Africa ſoll heute beben.

ab.

Tarudante.
Weil mich nicht hat fördern können,
Schöne Phönix, das Beſtreben,
Euch als Sklav zu dienen, dieſes,
Mich zu Füßen euch zu ſehen,
Mög' es mindſtens: reicht die Hand
Dem, der darbringt eine Seele.

Phönix.
Woll' Eur Hoheit, hoher Herr,
Die Bewerbungen und Ehren,
Weil ſie weiß, was ſie ſich ſchuldig,
Da, wo man ſie ſchätzt, nicht mehren.

Muley beyſeit.
Was erwartet, wer dies ſiehet
Ohne ſich den Tod zu geben?

König.
Da Eur Hoheit hergekommen
Selbſt nach Fez ſo unverſehens,

So verzeihe ſie die Kargheit
Der Bewirthung.

Tarudante.

Die Geſchäfte
Laſſen mich nur kurze Friſt
Die Abweſenheit verlängern,
Und weil doch mein Abgeſandter
Mit der Vollmacht war geſendet
Meine Braut hier abzuhohlen
In Gemäßheit des Verſprechens,
Werde, weil ich ſelbſt gekommen,
Nicht mein Eifer im Bewerben
Unwerth nahen Glücks geachtet.

König.

Herr, du ſiegſt in all' und jedem:
Und ſo, um dirs zu erwiedern,
Wie auch, weil zu ſolchen Kämpfen
Wir uns rüſten, iſt es billig,
Daß du überhoben werdeſt
Dieſer Sorgen; und ſo mußt
Du zurück dann ſchleunig kehren,
Eh der Paß wird abgeſchnitten

Von den angedrohten Heeren
Portugalls.

Tarudante.

Mich ſolls nicht kümmern,
Denn mit Mannſchaft wohl verſehen
Komm' ich, und zahlreichen Schaaren,
So daß eher dieſe Felder
Städt' als Wüſteneyen ſcheinen,
Und, um dein Soldat zu werden,
Kehr' ich bald zurück mit ihnen.

König.

Schnell die Reiſe zu beſtellen
Rath' ich alſo; nur nach Fez
Mußt du, Phönix, erſt dich wenden,
Meine Hauptſtadt zu erfreun.
Muley!

Muley.

Hoher Herr?

König.

Sey fertig,
Daß du mit dem Kriegesvolke
Könnſt in Phönix Dienſten gehen.

Bis ſie vor Gefahr geborgen,
Und du beym Gemahl ſie läſſeſt.
ab.

Muley beyſeit.
Dieß nur fehlte mir nach allem,
Damit, während ich abweſend
Seyn muß, auch mein Beyſtand mangle
Dem Fernando, und ihm ferner
Nicht die kleinſte Hoffnung bleibe.
Alle ab.

Straße in Fez.

Don Juan, Brito und andere Chriſtenſklaven bringen den **Fernando** und ſetzen ihn auf eine Matte.

Fernando.
Legt mich an die Stelle hier,
Wo ich beſſer mich kann laben
An des Himmels lichter Zier.
O du ſüßer Herr der Gaben,
Wie viel danken muß ich dir!
Als mit mir in gleicher Plage
Hiob lag, flucht' er dem Tage,
Doch er thats, weil er verlohren

In der Sünde war gebohren;
Da ich Lob dem Tage ſage,
Weil uns Gott an ihm verleihn
Will der Gnaden Überfluß.
Jeder ſchöne Morgenſchein,
Jeder Strahl der Sonne muß
Eine Feuerzunge ſeyn,
Die ihn lobzupreiſen dient.

Brito.

Liegt ihr, Herr, ſo jetzo recht?

Fernando.

Beſſer Freund, als ich verdiene.
O wie dankt dir, Herr, dein Knecht
Alles ihm ſo mild verliehne?
Da ſie aus dem Kerker hier
Kaum mich hohlen, giebſt du mir
Eine Sonn', um zu erwarmen:
Herr, wie biſt du voll Erbarmen!

1. Chriſtenſklav.

Gott weiß, gerne blieben wir,
Ein'gen Troſt euch zu ertheilen,
Doch die Arbeit heißt uns eilen.

Fernando.

Kinder, geht mit Gott!

2. Chriſtenſklav.

Welch Leiden!

3. Chriſtenſklav.

Welcher bittre Schmerz!

Sie gehen ab.

Fernando.

Ihr beyden
Wollet doch bey mir verweilen?

Brito.

Zum Begleiter haſt du mich.

Don Juan.

Dich verlaſſen muß auch ich.

Fernando.

Was beginn' ich, fehlſt du mir?

Don Juan.

Herr, ich bin gleich wieder hier,
Was zu eſſen bloß für dich
Will ich ſuchen auszuſpähn.
Denn ſeit Muley mußte gehn
Weg von Fez, fehlt uns auf Erden
Aller Troſt in den Beſchwerden:

Trotz dem allen, muß ich ſehn
Dirs zu ſchaffen. Ich will zwar
Mit Unmöglichkeiten ringen,
Jedermann ſcheut die Gefahr
Den Befehl nicht zu vollbringen,
Welcher Waſſer dir ſogar
Weigern heißt; ſie wollen mir
Nichts verkaufen, weil ſie ſehn
Daß ich Beyſtand leiſte dir:
So weit muß die Härte gehn
Des Geſchicks, doch kommen hier
Eben Leute.

Fernando.

Könnt' ich doch
Rührend meine Stimm' ergeben,
Daß mir jemand möchte geben,
Um in Leiden länger noch
Einen Augenblick zu leben!

Don Juan ab.

Der König, Tarudante, Phönix und **Selim** kommen mit Gefolge.

Selim.

Herr, in dieſer Straße hier

Kannſt du es nicht mehr umgehen,
Daß dich der Infant muß ſehen.

König zu Tarudante.

Dich begleitend wollt' ich dir
Meine Größe laſſen ſehen.

Tarudante.

Stets verleihſt du Ehre mir.

Fernando.

Schenke doch eine kleine Gabe,
Und bedenk den kranken Armen.
Seht, ich bin ein Menſch, und habe
Nichts, daß meinen Hunger labe;
Habt doch Mitleid und Erbarmen,
Menſchen! es erbarmt ja ſich
Wohl ein Thier am andern Thier.

Brito.

Betteln lehren will ich dich,
Das iſt nicht die Weiſe hier.

Fernando.

Wie muß ich denn ſagen?

Brito.

Sprich:
Mohren, laßt euch doch erflehen,

Einem Armen beyzuſtehen,
Daß er kann den Hunger ſtillen,
Um des heil'gen großen Zehen
Des Propheten Mahom willen.

König.

Noch in ſo elendem Stande
Treu dem Worte ſich beweiſt er,
Mir zum Spotte, mir zur Schande. —
He, Infant! he, Ordensmeiſter!

Brito.

Hör, der König ruft, dich heißt er
Kommen.

Fernando

Mich? Nein, Brito! kein
Ordensmeiſter noch Infant
Bin ich, deſſen Leich' allein;
Und zur Erde ſchon gebannt,
Iſt der Name nicht mehr mein.

König.

Biſt du keins von beyden noch,
Mag Fernando Antwort geben.

Fernando.

Jetzt, muß ich mich ſchon erheben

Von der Erde, will ich doch ,
Hin zu deinen Füßen ſtreben.

König

Standhaft ſtets mir zum Verdruß
Bleibſt du: dein Gehorchen hier,
Iſt es Demuth? iſt's Entſchluß?

Fernando.

Wie der Sklav verehren muß
Seinen Herrn, ſolls zeigen dir.
Und da ich dein Sklave bin,
Vor dein Antlitz hergerufen
Dießmal, muß ich zu dir reden:
Herr und König, hör mich ruhig.
König nannt' ich dich: obwohl du
Es in fremder Lehre wurdeſt,
So erhaben iſt der Kön'ge
Göttlichkeit, ſo unbezwungen,
Daß ſie milden Sinn erzeuget;
Darum mit dem edlen Blute
Muß bey dir die Mild' und Weisheit
Auch nothwendig ſtehn im Bunde.
Selbſt beym Vieh und wilden Thieren
Steht auf ſolcher würd'gen Stufe

Dieſer Name, daß das Recht
Der Natur ihm heißet huld'gen
Mit Gehorſam: wie wir leſen,
Daß der Löw', in ungebundnen
Staaten des Gewildes König,
Der, wann er die Stirne runzelt,
Sie mit ſtraub'gem Haarwuchs krönet,
Milde ſey, und nie verſchlungen
Hab' als Raub den Unterwürf'gen.
In dem ſalz'gen Schaum der Fluten
Mahlen dem Delphin, der König
Unter Fiſchen iſt, die Schuppen,
Die er ſilbern trägt und golden,
Auf die dunkelblauen Schultern
Kronen, und man ſah wohl ſchon
Aus der wüſten Wuth des Sturmes
Ihn ans Land die Menſchen retten,
Daß ſie nicht im Meer verſunken.
Dann der hochgewalt'ge Adler,
Dem die Federn ſich zum Buſche
In des Windes Sphären kräuſeln,
Aller Vögel, die mit Gruße
Sich der Sonne freun, Monarch,

Mild und edel, will nicht dulden,
Daß der Menſch, zum Trunk geladen,
Unter reinem Silber ſchlurfe
Seinen Tod, ſo den Kryſtallen
Einer Natter gift'ge Zunge
Beygemiſcht, und rührt mit Schnabel
Sie und Fitt'gen trüb' und dunkel.
Unter Pflanzen ſelbſt und Steinen
Sehn wie abgedruckt die Spuren
Solcher Herrſchaft: die Granate,
Die, zur Königin berufen
Unter Früchten, ſich zur Krone
Ihrer Schale Spitzen rundet
Läßt, vergiftet, die Rubinen
Welken, die an ihr gefunkelt,
Und verwandelt in Topaſen
Ihre Farbe, matt verdumpfet.
Der Demant, vor deſſen Antlitz
Der Magnet ſelbſt ſeines Zuges
Sich entäußert, um gehorſam
Ihm als König ſo zu huld'gen,
Iſt ſo edel, daß er nicht
Seines Herrn Verrath kann dulden,

Und die Härt', an der vergeblich
Sich geſpitzte Griffel ſtumpfen,
Muß dann in ſich ſelbſt zerfallen,
Aufgelöſt in feines Pulver.
Iſt nun unter Thieren, Fiſchen,
Vögeln, Pflanzen, Steinen, kundig
Solche Königs-Majeſtät
Des Erbarmens: billig muß es
Auch bey Menſchen gelten, Herr;
Nicht die fremde Lehr' entſchuldigt
Dich dabey, in jeder Lehre
Iſt die Grauſamkeit verrufen.
Keineswegs will ich dich rühren
Mit dem Jammer meines Dunkels,
Daß du mir das Leben gebeſt,
Welches nicht die Stimme ſuchet.
Denn ich weiß wohl, ich muß ſterben
An der Krankheit, die, verdunkelnd
Meine Sinne, durch die Glieder
Matt und froſtig mir gedrungen;
Ich weiß wohl, daß ich zum Tode
Wund bin, weil kein Wort die Zunge
Vorbringt, deſſen Athem nicht

Wär ein ſcharfer Dolch dem Buſen;
Endlich, daß ich ſterblich bin,
Und daß ſicher keine Stunde:
Weßhalb auch bey gleichem Stoffe
Gleiche Formen und Figuren
So dem Sarge wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wußte.
Als natürliche Gebehrde
Pflegt der Menſch, der etwas ſuchet
Zu empfangen, ſeine Hände
Zu erheben, ſo verbunden;
Will ers wieder von ſich werfen,
Dann auf gleiche Weiſe thut er,
Denn der Laſt ſie zu entled'gen,
Wendet er ſie bloß nach unten.
So die Welt bey der Geburt,
Zum Beweis daß ſie uns ſuche,
Will uns in der Wieg' empfangen,
Und thut ſie zu unſerm Schutze
Auf, gewandt nach oben, aber
Wenn mit Grimm ſie oder Trutze
Weg von ſich uns werfen will,
Wendet ſie bloß die verbundnen

Händ', und eben jenes Werkzeug
Tauſcht die Form zu dem Behufe,
Denn was Wiege war nach oben,
Wird zum Sarg, gewandt nach unten.
Unſerm Tod ſo nah demnach
Leben wir, ſo eng verbunden
Haben wir, wenn wir gebohren
Wie die Wiege, ſo die Grube.
Was erwartet, wer dieß höret?
Wer dieß weiß, was kann er ſuchen?
Nicht das Leben wird es ſeyn,
Das iſt klar aus gutem Grunde;
Wohl der Tod, um dieſen bitt' ich,
Daß der Himmel meinem Wunſche
So willfahren mag, zu ſterben
Für den Glauben; und vermutheſt
Du vielleicht, dieß ſey Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Buße;
So iſts doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechten Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib und Seel' im Bunde.
Und ſo, bitt ich ſchon den Tod,

Muß mich jener Trieb entſchuld'gen,
Und wenn nicht bey dir die Milde
Siegen kann, die Härte ſuche
Dich zu nöth'gen. Biſt du Löwe?
Wohl, ſo brüll' in grimm'gem Muthe,
Und zerſtücke den, der dich
Höhnt, beleidigt, und dir trutzet:
Biſt du Adler? Laß den Schnabel
Und die Klauen den verwunden,
Der dein Neſt wagt zu zerſtören.
Biſt du Delphin? So gieb Kunde,
Daß Orkane nahn, dem Schiffer,
Der das Meer der Welt durchfurchet.
Biſt du königlicher Baum?
Zeig der Heftigkeit des Sturmes,
Der Gerichte Gottes übet,
Alle Zweig' entblößt vom Schmucke.
Biſt du Diamant? So werde
Gift'ge Wuth, zerſtiebt in Pulver,
Und erſchöpfe dich; denn ich,
Ob ich noch mehr Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte ſehe,
Ob ich noch mehr klag' im Drucke,

Ob ich noch mehr Noth erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bußen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib ſchon dieſe Lumpen
Nicht bedecken, und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuſte:
Doch im Glauben feſt verharr' ich,
Weil er Sonn' iſt, die mir funkelt,
Weil er Licht iſt, das mich leitet,
Lorbeer, das mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche ſollſt du, mich
Magſt du führen im Triumphe:
Gott wird meine Sache ſchützen,
Da ich ſeiner ſtritt zum Schutze.

König.

Iſts möglich? in ſolchen Plagen
Kannſt du prahlen und dich tröſten,
Die doch dein? Kannſt mich verklagen
Dem ſie, fremd, kein Leid einflößten,
Da du nicht nach dir willſt fragen?
Weil gebracht ums Leben dich
Deine eigne Hand, nicht ich,
Hoff Erbarmen nicht von mir:

Habe Mitleid du mit dir,
Dann, Fernando, rührſt du mich.

ab.

Fernando.

Eure Majeſtät denn ſtehe,
Herr, mir bey!

Tarudante.

Wela, kläglich Wehe!

ab.

Fernando.

Wenn die Göttlichkeit der Milde
Seel' iſt in der Schönheit Bilde
Zeigt es, Herrin: ſie erflehe
Mir den König.

Phönix.

Grauſe Noth!

Fernando.

Seht ihr mich nicht an?

Phönix.

O Tod!

Fernando.

Ihr thut wohl, denn eure Augen
Dürfen Ungemach nicht ſaugen.

Phönix.

Welch Entſetzen, das mir droht!

Fernando.

Wenn ihr gleich euch von mir kehrt
Und hinweg zu eilen trachtet,
Dennoch, Herrin, ſeyd belehrt:
Ob ihr noch ſo ſchön euch achtet,
Ihr ſeyd mehr als ich nicht werth,
Und vielleicht ich mehr als ihr.

Phönix.

Graun erregt ein Laut von dir,
Und dein Athem ſchlägt mir Wunden.
Laß mich, Menſch! was willſt du mir?
Alles Weh hab' ich empfunden.

ab.

Don Juan kommt mit einem Brod.

Don Juan.

Dir zu bringen dieſes Brod,
Da die Mohren nach mir ſetzten,
Und mit Schlägen mich verletzten,
Kaum entkam ich, hart bedroht.

Fernando.

Adams Erbtheil iſt die Noth.

Don Juan.

Nimm!

Fernando.

Ich kanns nicht mehr empfahn,
Treuer Freund, denn ſchon heran
Naht mein Tod.

Don Juan.

In ſo viel Schmerzen
Leih' der Himmel Troſt dem Herzen!

Fernando.

Doch wann muß der Tod nicht nahn,
Da wir Menſchen ſterblich ſind?
So muß in den ird'ſchen Schranken
Jeder an ſich ſelbſt erkranken,
Bis er ſeinen Tod gewinnt.
Menſch, nicht ſorglos ſey und blind,
Denk daran in dieſer Friſt,
Daß ein ew'ges Leben iſt;
Warte nicht, daß kund dirs thu'
Andre Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit biſt.
Immer gehn des Menſchen Tritte
Auf der harten Erd' umher,

Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht ſein Grab beſchritte.
Hart Geſetz und ſtrenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen:
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Iſt zum vorwärts gehn, wo dann
Gott ſelbſt nicht mehr machen kann
Dieſen Schritt zum ungethanen.
Aber, Freund', es naht mein Scheiden:
Tragt mich fort in euren Armen.

Don Juan.

Weil ich lebe, dich umarmen
Sollen ſie.

Fernando.

Nach dem Verſcheiden
Bitt' ich, wollet mich entkleiden,
Edler Don Juan; verſteckt
Irgendwo im Kerker ſteckt,
Wenn ihr ſucht, mein Ordenskleid,
Das ich trug ſo lange Zeit,
Darin ſenkt mich unbedeckt
Ein, wofern mich noch empfangen
Läßt ein Grab der grimmig wilde

König, nun geneigt zur Milde,
Und bezeichnets: mein Verlangen
Hofft, ſterb' ich ſchon hier gefangen,
Losgekauft genieß' ich dort
Einſt noch des Altares Hort;
Denn da ich, mein Gott, im Leben
So viel Kirchen dir gegeben,
Giebt wohl eine mir dein Wort.

Sie führen ihn in ihren Armen ab.

Seeküſte.

Don Alfonſo und Soldaten mit Musketen treten auf.

Alfonſo.

Laßt nun das unbeſtänd'ge
Blauliche Feld verwahren dieß unbänd'ge
Schiffsbollwerk, welches zu des Himmels Brauſen
Das Meer läßt auf beſchneyten Schultern hauſen;
Und hier an den Geſtaden
Laßt ſich des Meeres ſchwangre Berg' entladen
Der Mannſchaft, daß ſich voller Feuerſchlünde
Jedweder Kiel als Griech'ſcher Bau verkünde.

Don Enrique tritt auf.

Enrique.

Herr, du haſt nicht gewollt, daß an dem Strande
Von Fez zuvörderſt unſre Mannſchaft lande,
Und wählteſt dieſen Poſten
Um auszuſchiffen: viel wird es dich koſten;
Denn ſchon von einer Seite
Rückt der zahlreiche Mars heran zum Streite,
Deß Heer die Winde ſtolzer will beflügeln,
Und die Gebirge ſchwellt mit neuen Hügeln.
Es führt ſolch groß Geſchwader Tarudante,
Von Fez ſein Weib, die glückliche Infante,
Heim nach Marocco bringend:
Doch Echo's Zunge ruf' es, lauter ringend.

Alfonſo.

Enrique, dazu kam ich,
Ihn zu erwarten hier am Paß; auch nahm ich
Dieß nicht aus Zufall vor, es iſt geſchehen
Mit Abſicht, und der Grund läßt ſich verſtehen.
Wär' ich nach Fez zur Ausſchiffung gegangen,
So hätte Beyder Volk mich dort empfangen;
Da ſie getheilt ſich finden,
Kann ich mit mindrer Macht ſie überwinden;

Und, eh ſie noch ſich rüſten,
Schlagt Waffenlärm.

Enrique.

Bedenke, Herr, und merke!
Zur Unzeit iſt der Krieg.

Alfonſo.

Des Zornes Stärke
Will keinen Rath mehr hören,
Kein Augenblick darf dieſe Rache ſtören:
Mag denn, von mir erhoben,
Durch Africa des Todes Geißel toben.

Enrique.

Sieh, wie die Nacht, erfüllet
Mit reinen Schatten, tiefer ſchon verhüllet
In Finſterniß des Sonnenwagens Funkeln.

Alfonſo.

So fechten wir im Dunkeln,
Denn dieſen muth'gen Glauben,
Der mich beſeelt, kann Zeit und Macht nicht rauben.
Wenn bey dem Märterthum, das du erlitteſt,
Fernando, du für Gottes Sache ſtritteſt,
So muß der Sieg gelingen,
Mir wird er Ruhm, mir wird er Ehre bringen.

Enrique.

Dein kühner Stolz will hin zum Wahn dich raffen.

Fernando hinter der Scene.

Zum Angriff, Held Alfonſo! Waffen! Waffen!

Zinken.

Alfonſo.

Hörſt du verworrne Stimmen
Die raſch und traurig mit den Winden ſchwimmen?

Enrique.

Ich hör', und unter dieſen
Scholls wie Trompeten, die zum Angriff blieſen.

Alfonſo.

Wohlauf, Enrique! muthig denn geſtürmet!
Uns ſchirmt gewiß der Himmel.

Fernando hinter der Scene.

Ja, er ſchirmet.

Er tritt auf, im Ordensmantel, mit einer Fackel.

Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub' und Eifer, fromm auf ihn gerichtet.
Er will die Sache führen,
Und mich aus meiner Sklaverey entführen:
Denn mir (ſeltnes Exempel!)
Giebt Gott für ſo viel Tempel einen Tempel.

Mit dieſer Fackel Bränden,
Im Orient entglommen, in den Händen,
Will ich ſtets leuchtend ſchreiten
Vor deinem ſtolzen Heer, und ſo dich leiten,
Daß du heut nach Verlangen,
Großer Alfonſo, mögſt Trophä'n erlangen.
Gen Fez! Du ſollſt mich jetzo dort nicht krönen,
Mein Untergehn in Morgenroth verſchönen.

ab.

Enrique.

Alfonſo, noch bezweifl' ich, was ich ſehe.

Alfonſo.

Ich nicht, ich glaub' und gehe,
Und iſt es Gottes Glorie,
So ruf nicht Waffen mehr, nein, ruf Victorie!

Alle ab.

Vor den Mauern von Fez.

Der König und **Selim** treten auf, oben auf der Mauer ſtehen **Don Juan** und ein Chriſtenſklave neben einem Sarge mit der Leiche des Infanten.

Don Juan.

Freu dich nun, Barbar! das beſte
Leben raubteſt du tyranniſch.

König.

Sprich, wer biſt du?

Don Juan.

Ich? ein Menſch,
Der, ob ſie mich ſchon erſchlagen,
Von Fernando nie wird weichen;
Und, ob ich vor Jammer raſe,
Will ich doch, ein treuer Hund,
Ihn begleiten bis zum Grabe.

König.

Chriſten, ſeht ein Denkmal hier,
Das den kommenden Zeitaltern
Die Gerechtigkeit verkünde,
Die ich übe; denn für Thaten
Wider königliche Häupter
Heißt nicht Grauſamkeit die Rache.
Komm' Alfonſo jetzt, er komme
Trotzig aus den Sklavenbanden
Ihn zu löſen! Sind mir ſchon
Große Hoffnungen entgangen,
Daß Ceuta das mein'ge würde:
Damit ſie dem Trotz'gen fallen
Auf Deß Freyheit, ſo erfreuts mich

Ihn zu ſehn in engen Schranken.
Auch im Tode nicht entgeh' er
Meines Grimm's denkwürd'gen Strafen,
Und ſo ſoll er daſtehn, jedem
Der vorübergeht, zur Schande.

Don Juan.

Bald wird deine Strafe kommen,
Denn auf Feldern und Geſtaden
Kann ich ſchon erſpähn von hier
Meine chriſtlichen Standarten.

König.

Laß uns auf die Mauer ſteigen,
Was er meldet, zu erfahren.

Der König und Selim ab.

Don Juan.

Die Panier' am Boden ſchleifend,
Und gedämpft die Trommeln ſchlagend,
Lunten ausgelöſcht und Lichter:
Das ſind traur'ge Zeichen alle.

Gedämpfte Trommeln. **Don Fernando** *kommt voran mit einer brennenden Fackel, hinter ihm* **Don Alfonſo, Don Enrique** *und ihre Truppen, welche* **Tarudante, Phönix** *und* **Muley** *gefangen führen.*

Fernando.

In der Nacht geheimem Grauen
Führt' ich dich auf unbekannten
Pfaden her, da an der Sonne
Graue Wolken ſchon verdampfen.
Siegreich biſt du, Held Alfonſo,
Mit mir her nach Fez gewandelt:
Dieſes iſt die Mau'r von Fez,
Hier um meine Löſung handle.

ab.

Alfonſo.

He dort oben! Sagt dem König,
Daß ich ihn zu ſehn verlange.

*Der **König** und **Selim** erſcheinen auf der Mauer.*

König.

Was begehrſt du, tapfrer Jüngling?

Alfonſo.

Daß du losgebſt den Infanten
Ordensmeiſter Don Fernando,
Und ich gebe Tarudante
Dir zum Löſegeld, und Phönix,
Welche vor dir ſtehn gefangen.

Wähle nun: es ſterbe Phönix,
Oder gieb ihn mir zu Handen.

König.

Was nur ſoll ich thun, Freund Selim,
In Verwirrung ſo beſangen?
Der Infant ſtarb, meine Tochter
Iſt in ſeinen Händen: falſche
Unbeſtändigkeit des Glückes,
Das mich ſtürzt in dieſe Lage.

Phönix.

Herr, was iſt dieß? Da du ſieheſt
Dieß mein Haupt in ſolchem Drange,
In Gefahren ſo mein Leben,
Meine Ehr' in ſolchem Kampfe,
Zweifelſt du noch um die Antwort?
Kann zu zögern dir geſtatten
Nur Minuten, Augenblicke,
Die Begier mich frey zu machen?
Steht in deiner Hand mein Leben;
Und du duldeſt (harte Plage!)
Daß die mein'ge (bitterer Schmerz!)
Feſſeln ungerechte Bande?
Hängt mein Leben an dem Laute

Deiner Stimme: (ſtrenge Marter!)
Und du leideſt, daß die mein'ge
Stürmiſch in die Lüfte walle?
Meine Bruſt vor deinen Augen
Siehſt du bloß dem krummen Stahle:
Und du duldeſt, daß die mein'gen
Heiße Thränen fließen laſſen?
Als ein König, warſt du Raubthier,
Als ein Vater, wurd'ſt du Natter,
Als ein Richter, biſt du Henker:
Nicht mehr König, Richter, Vater.

König.

Phönix, meine Antwort zögert
Darum nicht, daß ſie verſage
Dir das Leben, da der Himmel
Läßt des mein'gen Ende nahen.
Und da jetzo unvermeidlich
Eins muß enden wie das andre:
Wiſſ', Alfonſo, um die Stunde
Grad', als Phönix geſtern Abend
Auszog, ging zuſammen unter
In zwey Meeren ſich begrabend,
Hier des Todes, da des Schaumes,

Mit der Sonne der Infante.
Dieſe ſchmalen Bretter dienen
Seinen Leichnam einzufaſſen.
Gieb den Tod der ſchönen Phönix,
Nimm mein Blut für deins zur Rache.

Phönix.

Weh mir! alle meine Hoffnung
Muß unwiederbringlich fallen.

König.

Jetzo bleibt mir nichts, mein Leben
Augenblicke zu erhalten.

Enrique.

Helf mir Gott! was muß ich hören?
Allzuſpät, o Himmel, nahte,
Allzuſpät ihm ſeine Freyheit!

Alfonſo.

Sag das nicht, denn wenn mir ſagten
Dunkle Reden des Fernando,
Löſen ſollt' ich ſeine Bande,
Sagt' er es für ſeinen Leichnam,
Auf daß dieſer möge haben
Einen Tempel für ſo viele;
Und um ihn ſey unterhandelt.

Herr von Fez, daß du nicht denkeſt,
Daß Fernando, todt, zu achten
Minder ſey als dieſe Schönheit,
Für ihn, wie er liegt im Sarge,
Tauſch' ich dir ſie: ſende denn
Mir den Schnee für die Kryſtallen,
Für den Mai den Januar,
Roſen für die Diamanten,
Endlich einen leid'gen Todten
Für ein Bild, das göttlich pranget.

König.

Wie? was ſagſt du, Held Alfonſo?

Alfonſo.

Daß du ihn herunter laſſeſt.

Phönix.

Preis bin ich für einen Todten,
Nach des Himmels Wink geſchah es.

König.

An der Mauer laßt den Sarg
Nieder, gebt ihn ihm zu Handen,
Und ich will zu ſeinen Füßen
Selber hin zur Übergabe.

Der Sarg wird an Stricken längs der Mauer heruntergelaſſen.

Alfonſo.

Heil'ger Prinz und Märtyrer,
Laß dich meine Arm' empfangen!

Enrique.

Ich verehre hier dich, Bruder.

Der König, Don Juan und andre Chriſtenſklaven treten unten auf.

Don Juan.

Laß mich, Held Alfonſo, faſſen
Deine Hand.

Alfonſo.

Don Juan, mein Freund,
Rechenſchaft giebſt vom Infanten
Du mir treulich.

Don Juan.

Bis zum Tode
Sein Gefährt, bis ich ihn ſahe
Frey nun, todt und lebend blieb ich
Bey ihm, ſeht ihn da im Sarge.

Alfonſo.

Gebt mir, Oheim, eure Rechte,

Ob ich thöricht gleich und albern,
Euch aus der Gefahr zu retten,
Hoher Herr, ſo ſpät anlangte:
In dem Tode, was die größte,
Zeigt die Freundſchaft ſich vor allem.
Einen hocherhabnen Tempel
Will zu würd'gem Ehrenmahle
Eurem ſel'gen Leib' ich weihen. —
Phönix dir und Tarudante
Übergebend, bitt' ich, König,
Gieb ſie Muley'n zum Gemahle,
Um der Freundſchaft, die er pflog,
Wie ich weiß, mit dem Infanten.
Jetzt, Gefangne, kommt und ſehet!
Hier liegt eu'r Infant, ſo traget
Auf den Schultern ihn zur Flotte.

König.

Ihn begleiten ſollen alle.

Alfonſo.

Bey der lieblichen Trompeten
Und gedämpften Trommeln Klange
Zieh' das Heer zu der Beſtattung
Feyer, und ſolch Ende habe,

Demuthsvoll Verzeihung bittend
Für ſo manchen großen Mangel,
Der ſtandhafte Prinz im Glauben,
Don Fernando Luſitaniens.

Die
Brücke von Mantible.

Personen.

Guido von Bourgogne.
Roldan.
Oliverus.
Richard von Normandie.
Karl der Große.
Der Infant Guarinos.
Guarin, Schildknappe des Guido.

Fierabras.
Galafre, ein Rieſe.
Brutamonte.

Floripes, Schweſter des Fierabras.
Arminda,
Irene, } ihre Begleiterinnen.
Aſtrea.
Franken, Mohren und andres Gefolge.

Erſter Akt.

Im Lager des Fierabras.

Trommeln und Trompeten. Hierauf kommen **Guido** und **Oliveros** in franzöſiſcher Rittertracht, mit Binden über das Geſicht; **Fierabras** verfolgt ſie und einige Mohren halten ihn zurück; hierauf **Floripes**, **Arminda** und **Irene**.

Guido.

Der Muth allein begehre
Die Schärpe hier zurück von meiner Ehre.
Und wenn danach die Sinnen
Euch, tapfre Ritter, ſtehn, ſie zu gewinnen,
So mag der Stahl den Preis im Feld' entſcheiden.

Floripes.

O weh mir!

Irene.

Große Kühnheit!

Arminda.

Seltſam Leiden!

Fierabras.

Was? dürft ihr ſolches ſchnöden
Unfuges euch vor meinem Aug' entblöden?
Ich will, ich muß euch kennen.

Guido.

Nur als ein Ritter kann ich mich dir nennen,
Den, raſch umher geflogen,
Der Ruf zum Jubel dieſes Feſts gezogen.
Ich kam, es anzuſehen,
Mir liegt dran, unbekannt zurückzugehen,
Weshalb dichs nicht verdrieße,
Daß ich dir Namen und Geſicht verſchließe.
Doch wünſcht davonzutragen
Die Schärpe jemand, und will dran ſich wagen:
So komm' er, ſie zu hohlen,
Ins Feld, und kenne mich, wann unverhohlen
Als Streif an meinem Schilde
Sie prangt, wofern ſie nicht zum Sterngebilde
Erhöhn des Himmels Fluren.

Und unter Parallelen und Koluren,
Geheftet an die Sphären,
Der reizenden Floripes Raub verklären.

ab.

Fierabras.

Du mußt durchaus dich nennen.

Oliveros.

Mit viel Gefahr nur hoff' ihn jetzt zu kennen,
Denn koſtet' es mein Leben
Vertheidigt ſoll zurück das ſeine ſtreben.

Floripes.

Ermord' ihn nicht! halt inne! —
Dein Anſehn, Jüngling, bey dem tapfern Sinne
Hat mich ſo ſehr gewonnen,
Da ich dich ſehe, bis ein Freund entronnen,
Dein eignes Leben wagen,
Daß ich dir Mitleid will entgegen tragen:
Ein Fall, der ohne Gleichen,
Da Mitleid nie zuvor mich konnt' erweichen.
Sag, wer du biſt, zur Ehre
Bewieſner Tapferkeit, und ich gewähre
Dir alſobald das Leben.

Oliveros.

Nun ſeins der Freyheit iſt zurückgegeben,
Indem mit ihm ein raſches Thier am Winde
Und der Gedank' entfliegen gleich geſchwinde,
So will ich dir ihn nennen,
Ob nicht ein edler Ritter möcht' entbrennen,
Zu Ruhm und Preis in Waffen
Genugthuung der Kränkung dir zu ſchaffen.
Der Jüngling, ſtolz verwegen,
Der Amorn ſelbſt muß Eiferſucht erregen,
Voll aller Trefflichkeiten,
Iſt (mag der Neid hier ſchon den Gift bereiten,
Verrath die Schlangenbiſſe)
Der edle Guido von Bourgogne, wiſſe!
Der, an der Tafelrunde
Ein tapfrer Paladin, im hohen Bunde
Sich weiht dem Ritterthume,
Und muth'ger Tugend Spiegel iſt und Blume.
Heut nun, da unſer König dir gewähret
Stillſtand, wie du begehret,
Zum frohen Zweck, zu krönen
Das Jahresfeſt der Tage deiner ſchönen
Floripes, die zu ſchauen

Des Himmels Blum' iſt, und ein Stern der Auen,
Ja Sonnenpracht der Welten,
Kam der Bourgogner bis zu deinen Zelten,
Um mit gewohntem Ringen
Irgend ein rühmlich Wagſtück zu vollbringen.
Mit ſeinem Degen einzig zum Begleiter,
Denn ich bin nur ein Schildknapp, und nichts weiter.
Ich will dich nicht betrügen,
Noch Antheil mir an ſeinem Ruhm erlügen:
Mein Name heißt Guarin; nun im Geleite
Von deinem Wort will ich zurück zur Seite
Des fränk'ſchen Heers (denn es wird ſpät) mich wenden.
Mag Heil dir, Fierabras, der Himmel ſenden!

ab.

Fierabras.

Daß keiner noch von meinen Leuten eile!
Mir kommt es zu, ſonſt keinem.

Floripes.

Herr, verweile!

Fierabras.

Hinweg! aus meinen Mund und Augen fluten
Des grimm'gen Zornes Gluten,
Mir tobt zu eignen Schmerzen

Ein Ätna in der Bruſt, Vulcan im Herzen,
Sey immer Caucaſus, der ſeine Dämme
Dem Nile meiner Wuth entgegen ſtämme,
Wenn er mit ſieben Hälſen,
Ein Drache, von ſich ſchleudert Berg' und Felſen;
Du hemmſt nicht meine Tritte,
So viele Wuth beſiegt nicht Macht noch Bitte.
Schon folgt dir Fierabras, — o grimm'ge Eile! —
Halt, Guido von Bourgogne! warte! weile!

ab.

Floripes.

Weh mir! ihn fortzulaſſen
That übel ich! Kann ich mein Unglück faſſen?

Irene.

Beginnſt du nun zu zagen,
Kühne Floripes, die 's in vor'gen Tagen
Für feſtlich Spiel gehalten,
Zu ſehn im Felde Kriegsgeſchwader ſchalten?
Da dir mit ſchönerm Looſe
Erſchienen Blum' und Roſe,
Von Menſchen-Purpur glühend,
Als in Carmin- und Scharlach-Streifen blühend?
Vor eines Zweykampfs Drohen

Sinkt nun dein Stolz, iſt nun dein Muth entflohen?
Du, die du ſtolz dich neben
Der Pallas Gottheit ſtellſt im kühnen Streben,
Und mit den Heeren ziehest,
Wo du mehr Luſt als wie am Hofe ſieheſt,
Weil ihre furchtbar'n Klänge
Dir tönen wie der Vögel Frühgeſänge:
Nichts weiter als ein Kämpfen
Kann auf einmal den tapfern Geiſt dir dämpfen?
Du, die du oftermalen
Ein Berg von Stahl warſt, wann, ſo wie die Strahlen
Ein Sommertag ließ blinken,
Mehr Blut als Thau die Fluren mußten trinken,
Giebſt mit trübſinn'gem Bangen
Bey einem Waffenlärm den Muth gefangen?
Der Grund muß tiefer ſtecken.

Floripes.

Ja, du haſt Recht; und weil, euch zu entdecken
Die Urſach meiner Schmerzen,
Damit ſie Friede gönnen meinem Herzen,
Der Anlaß ſich will zeigen,
Hört Eine Rede mit zwiefachem Schweigen. —
Vom berühmten Admiral

Africa's, Egyptens Cid,
König von Alexandria,
Des Barbariſchen Gebiets
Cadi, Perſiens Großſultan,
Morabiten, und ſomit
Oberherrn Jeruſalems,
Balan, bin, wie ihr ſchon wißt,
Zweyte Tochter und die Schweſter
Fierabras des Heiden ich.
Kein geringes Wunder wars,
Daß in zwey Geſchwiſtern ſich
Die Natur zu ſolchem Abſtand
Hatt' entzweyt: doch wenn man ſieht,
Daß, im Feld Aurora's, Streifen
Sind von Gold und von Carmin,
Was beym Niedergange Schatten
Von Smaragden und Rubin;
Wenn man ſieht, daß Einer Pflanze,
Ja faſt einer Wurzel, hier
Rosmarin, dort Oleander,
Nelk' und gelbe Veil entſprießt;
Daß Geburten Eines Jahres
Sind die Zierden des Aprils,

Und Verwüſtungen des Jenners;
Daß in ihrem Schooß erziehn
Salz'ge Fluten Perl' und Muſchel;
Daß zu bilden gleich geſchickt
Götter ſo wie Ungeheuer
Pinſel und Grabſtichel ſind:
Konnten leicht von Einem Urſprung
(Schweige nur die Demuth hier)
Wir entſtehn, damit wir wären,
Untergang er, ich Zenith,
Oleander er, ich Nelke,
Schatten er, ich Farbenſpiel,
Muſchel er und ich die Perle,
Jenner er und ich April.
Was uns einzig zu Geſchwiſtern
Machte, war der Heldenſinn,
Jenes männlich kühne Herz,
Womit ich mich ſah geziert.
Stets an ſeiner Seite fandet
Ihr mich, und in manchem Krieg
War ich ſeines Siegs Trophäe,
Mehr noch ein Komet als Blitz.
Auch das ungezähmteſte Schlachtroß,

Der Polack, noch ſo erhitzt,
Den die Herrſchaft des Gebiſſes
Je den Nacken beugen hieß,
Wenn ich ſeine Schultern drücke,
Läßt er von dem wilden Trieb,
Und ihn lenkt ein Haar der Mähne
Ohne Zügel und Gebiß.
Angenehme Feſtlichkeiten
Und die tönendſte Muſik
Sind die Furchtbarkeit der Trommel,
Und der Zinke Sanftheit mir.
Doch, warum prahl' ich ſo lange,
Da ich endlich einen Trieb
Muß geſtehn, den ich mir ſelber
Lange Zeit verborgen ließ?
Zwar es mildert ſehr die Schuld,
Daß ein Gott nur über mich
Siegen konnte; war es Amor,
So begreifet leichtlich ihr,
Weil er eine lichte Flamme,
Weil er ein behender Blitz,
Daß er nach dem Widerſpänſt'gen
Allzeit ſtrebt als ſeinem Ziel.

Seht an mir nur ſeinen Hochmuth!
Seht nur ſeine Stärk' an mir!
Denn er ſchoß, weil die Erobrung
Meiner Bruſt unmöglich ſchien,
Von des Bogens Elfenbeine
Mit mehr Kraft, Geſchick und Liſt
Widerhaken zwey je zwey,
Federn ohne Maß und Ziel.
Wohl! ihr wißt nun, daß mich Amor
Überwunden; wohl! ihr wißt,
Daß ich Lieb' empfand: beginne
Meines Leids Erzählung hier.
Als der Admiral, mein Vater,
Welcher unterm Baldachin
Von Saphir dem Mars zur Seite
Strahlet, neidend ſah, wie ſich
Frankreichs Lilie mit dem ſtolzen
Diademe krönen ließ,
Womit Libers Lorbeerſproſſe
Helm' aus Ophirs Gold umgiebt:
Ward er gleichfalls aufgeregt
Von der Mitbewerbung Trieb
Um die Würd'; und zu erlangen

Solchen Ehrenruf, verließ
Er ſein Africa, begierig
Daß die große Kaiſerin
Des Erdballs ihn krönen möchte
Zum Monarchen; ich mit ihm,
Um zu theilen ſeine Siege,
Beſſer ſpräch' ich, um auf mich
Ungetheiltes Leid zu häufen.
Karl der Große wollte ſich
Dem Entwurf entgegenſtellen,
Seiner wartend im Beſitz
Jener Gränze von Italien,
Wo ein lieblicher Olymp,
Ein Smaragd- und Blumen-Damm,
In den Rhein als Spiegel blickt.
Mit ſich führte Karl die Helden
Seines Bluts, die, wie ihr wißt,
Das Erſtaunen ſind der Welt,
Unter ſich ſo gleich, daß ſie
Nur an runder Tafel ſpeiſen;
Dann ein Heer, es konnte ſich
Meſſen mit der Sonne Strahlen,
Weil der Sterne nicht ſo viel,

Um an ihrer Statt zu leuchten,
Sie zurückläßt, zum Nadir
Niedereilend, als von Panzern
Sich der Berg beladen wies.
Um ſich nun mit meinem Vater
Zu vergleichen über dieß
Sein Begehr, ſchickt' ihm der Kaiſer
Einen Abgeſandten; — hier
Hat mein Unglück angefangen. —
Ich, auf einem Gartenſitz
Eben ruhend, ſah die Fluren
Aus der grünen Gallerie,
Und auf ihnen eines Berges
Hohen Gipfel, der ſich mir
Aus dem Fränk'ſchen Lager nahte.
Wem doch redneriſcher Witz,
Um das Roß euch und den Reiter
Zu beſchreiben, wär verliehn!
Jenes war ein ſchöner Schwan;
Trotz der Purpurdecke Zier,
Die es trug, ſo gleich dem Schneee,
Daß der Schaum, den das Gebiß
Ihm erregte, weißen Flocken

Ahnlich ſah, die ſtets von ihm
Niederfielen; Schweif und Mähne,
Wie beym raſchen Lauf der Wind
Sie gekräuſelt hatte, waren
Elfenbeinernes Geſpinnſt:
Und da Schnee der Leib, und jene
Wellen waren, däuchte mir,
Daß am Schweif es und der Mähne
Eben an zu ſchmelzen fing.
Der beherzte Kriegesheld,
Der hochadeliche Prinz,
Der unüberwundne Ritter,
Der glorreiche Paladin,
Uber einem weißen Harniſch
Trug aus purpurnem Tobin
Einen Waffenrock, der ſchillernd
An der Sonne ſo erſchien,
Als ſäh' ich im Wald ſich ſenken
Eine Sphäre von Rubin,
Ein ganz Firmament von Scharlach,
Einen Himmel von Carmin,
Und in Blumenbuchten ſchwimmend
Einen Felſen carmoſin.

Man erzählt, der ſchöne Reiher,
Der die Sonn', ein Flügelblitz,
Selbſt zu treffen wagt, ſobald er
Einen Edelfalken ſieht
Oder Sperber, der ihn jaget,
So erkenn' er feig und ſtill
Gleich den Vogel, deſſen Klauen
Er erlieget oder ſtirbt.
Ich, erblickend dieſen Ritter,
Bangte, bebte, ward verwirrt,
Weil gewiß mir kühnſtem Reiher
Er zum Falken war beſtimmt.
Friedlich als ein Abgeſandter
Kam er in das Hauptquartier,
Und indeß er ein'ge Tage
Dort in Feſten auf ſich hielt,
Wuchs die mitgetheilte Liebe:
Denn wiewohl vom Sehen ſie,
Wie man ſagt, am meiſten kommt,
Macht doch Hören mehr verliebt.
Um die Zeit nun ſtarb mein Vater,
Und zugleich auch (wehe mir!)
Ward mit Karl mein Bruder einig,

Daß ihr Schiedsmann ſey der Krieg,
Daß der Degen Richter werde
Ihres Anſpruchs: und ſo ſing,
Schnell zu ſeinem Heer ſich wendend,
Der Aeneas Paladin
An, die African'ſchen Heere
Zu beſiegen ſchon, mit mir,
Denn er ließ mich ohne Leben:
Seht, welch ritterlicher Glimpf!
Und ſeitdem hört' ich nichts weiter,
Sah ſeitdem nichts mehr von ihm,
Bis auf heut, wo er verlarvt
Kam zu dieſem traur'gen Spiel,
Das mein Jahresfeſt gefeyert.
Jener, den ihr ſahet hier
So gewandter Sitt' als tapfer,
Jener, der im Flug ergriff.
Den aus meiner Hand entfallnen
Zindeltaft, und ſo von mir
Mit Trophäen heimgekehret,
Iſt des Deutſchen Reichsgebiets
Mächt'ger Prinz: ihm hat Bourgogne
Das beglückte Blut verliehn

Öſterreichs; nun urtheilt ſelber
Ob zum Gram mir Anlaß giebt
Dieſer Unwill', dieſer Trotz,
Dieſer Hader, dieſer Zwiſt,
Dieſe Leidenſchaft, dieß Wüten;
Da im Innern mir verwirrt
Zagende Gedanken führen
Einen bürgerlichen Krieg,
Weil entweder mein Verlangen
Oder meine Liebe ſtirbt,
Da Geliebter oder Bruder
Heut ein tragiſch Ende nimmt.
Aber gebt ein Roß mir ſchleunig:
Denn, wofern ich kann, ſo will
Ich den Kampf verhindern; wendet
Nichts mir ein, kommt alle mit.
Liebe, die mich doppelt fortreißt,
Einmal gönne Mitleid mir!

Alle ab.

Im Fränkiſchen Lager, vor dem Zelt des Kaiſers.

Guarin tritt auf.

Guarin.

Wer da wünſcht auf dieſer Erden
Namensruhm und Ehrentitel,
Lobe ſich: das iſt das Mittel
Um der Welt bekannt zu werden.
Da ich dieſes eingeſehn,
Will ich nun mit Macht mich loben,
Denn ich hoffe, hoch erhoben
Mich durch ſolche Liſt zu ſehn.
Eines Tags in einem Treffen
Blieb ein großer Hauptmann, ich
Zog ihn fort, ob nicht für mich
Etwas bey ihm anzutreffen
Möchte ſeyn; ich viſitire
Seinen Kram in allen Säcken,
Und in ſeinem Buſen ſtecken
Find' ich dieß Packet Papiere.
Zeugniſſe von ſeinen Thaten
Sind's; ich finde keine räthlich,
Bin nicht im geringſten thätlich,

Drum ſoll meine Liſt mir rathen:
Meinen Namen ſtatt des ſeinen
Hab' ich ſein hier eingeſchwärzt,
Und ſo, heuchleriſch beherzt,
Will ich vor der Welt erſcheinen.
Da ſich mein Herr Guido eben
Hat entfernt vom Lager heut,
Darf ich vor ihm ungeſcheut
Sie dem Kaiſer übergeben.

Es werden Trommeln gerührt, hierauf kommen der **Kaiſer**, **Richard**, **Roldan**, **Infant Guarinos** und Soldaten.

Richard.

Dieſes Stillſtands Tage machten
Uppig und hoffärtig ganz
Unſer Lager: denn der Glanz
Reichen Schmucks und ſeltner Trachten,
Uberdeckt den blanken Stahl,
Wie mit Reif ſich Nelken zieren.

Kaiſer.

Trefflich ſtehts in den Quartieren
Meiner Ritter allzumahl.

Infant.

In der That, vor allen Helden
Hoch und herrlich ſind die Pairs.

Guarin.

Unter all den Pären, wärs,
Einem Unpaar, ſich zu melden
Mit fußfälligem Begehr,
Wohl vergönnt?

Kaiſer.

Wer ſeyd denn ihr?

Guarin.

Ein Soldat, der unpaar, hier
Zuthgt iſt von einem Pär.
Guido'n von Bourgogne bin
Ich als Schildknapp zugegeben;
Doch ich bins auf Tod und Leben,
Nicht ſo Schildknapp obenhin.
Dieſe Schriften nennen, ſeht!
Als Guarin mich kurz und rund,
Weder Schelm noch Vagabund.

Kaiſer.

Gebt ſie her.

Guarin beyſeit.

Mein Plänchen geht.

Herzens-Glück, um deine Launen

Geb' ich keinen Pfifferling.

Wann dieß erſt von Statten ging!

Kaiſer.

Leſen muß ich mit Erſtaunen,

Daß hier ſo viel Thaten ſtehn,

Die mir niemand noch berichtet.

Guarin.

Weil ich ſie ganz ſtill verrichtet.

Kaiſer.

Was ich kann, Guarin, erſehn

Aus den erſten Atteſtaten

Die ihr hier mir übergabt,

Iſt, daß ihr verlohren habt

Einen Arm bey Waffenthaten:

Und doch habt ihr alle Glieder,

Das iſt wahrlich wunderbar.

Guarin.

Ich verlor ihn, es iſt wahr,

Doch ich fand hernach ihn wieder,

Kaiſer.
Wozu halfs den Arm zu finden,
Der verlohren erſt gegangen?
Guarin für ſich.
Blitz, da hat er mich gefangen! —
Läßt ſich ſo was nicht verbinden?
Kaiſer.
Wie?
Guarin.
Ihr drängt mich allzuſehr.
Einem Heil'genbild verlobt,
Hab' ich Wunder dran erprobt:
Darauf gilt kein Einwurf mehr.
Kaiſer.
Hier ſteht, daß ihr euch geſchlagen
Mit dem Fierabras einmal.
Guarin.
Einmal ſteht für allemal?
Wie muß ich mein Glück verklagen!
Herr, in zwanzig Hauptgefechten
Hab' ich mich mit ihm geſehn,
Und geſiegt hab' ich in zehn.

Kaiſer.

Kämpft ihr mit ſo tapfrer Rechten,
Warum, nach ſo häuf'gem Streiten
Brachtet ihr gefangen ihn
Nicht ein einzigmal, Guarin?

Guarin.

Weil ich ihn mit Höflichkeiten
Immer wußte zu beſiegen.
Sicher weiß ich, wär' er hier,
Würde dieſe Wahrheit dir
Nicht aus ſeinem Mund verſchwiegen.

Kaiſer.

Wo iſt euer Herr geblieben,
Der Bourgogner?

Guarin.

Unterwegen
Nach des Feinds Quartier.

Kaiſer.

Weswegen?

Guarin.

Von Begier nach Ruhm getrieben.

Kaiſer.

Wie? Da ich ſo ſtreng bedroht,

Keiner ſolle von hier gehn,
Darf ſich Guido unterſtehn
So zu brechen mein Verbot?
Würd'ge Strafe muß verſchulden
Solch verwegner Übermuth.

Roldan.

Seine jugendliche Glut
Weiß noch wenig Zucht zu dulden.

Guido und **Oliveros** kommen.

Oliveros.

Wie geſagt, ich gab mich kund
Als eu'r Knappe, Guido, weil
Ich an dieſer That kein Theil
Haben will.

Guido.

Aus welchem Grund?

Richard.

Bey dem Waffenſtillſtand iſt
Ihre Bruſt voll Grimm und Zorne,
Kriegeriſcher Thaten Sporne.

Guido.

Ob der Kaiſer uns vermißt
Haben ſollte?

Oliveros.
Sicher nicht,
Denn wir ſind ja nach Verhoffen
Zeitig wieder eingetroffen.
Guido.
Sieh Guarin, der mit ihm ſpricht:
Sollt' uns der verrathen haben?
Oliveros.
Kannſt du das von ihm beſorgen?
Kaiſer.
Von woher zum guten Morgen?
Guido.
Hoher Herr, wir beyde gaben
Erſt zwey Pferden was zu leiden,
Die, von Span'ſcher Zucht entſproſſen,
Neben ihres Wagens Roſſen
Wohl die Sonne könnte neiden.
Bey der Übung ſäumte ich
Zu begrüßen heut dein Leben,
Dem der Himmel Heil mag geben.
Kaiſer.
Mehr verdrießt die Ausflucht mich,
Als warum man euch beſchuldigt:

Denn, da ihrs nicht wollt geſtehn,
Fügt Vergehn ihr zum Vergehn.

Guido.

Herr, —

Kaiſer.

Nicht weiter euch entſchuldigt!

Roldan.

Herr, —

Kaiſer.

Roldan, führt in ſein Zelt
Euren Vetter gleich gefangen. —
beyſeit. Wird das ungeſtraft begangen,
So wird bald, wenn's Gott gefällt,
Jeder Frank ins Lager dringen
Zu dem Feind; ein Ziel zu ſtecken,
Muß ſie dieſes Beiſpiel ſchrecken.

Roldan.

Um euch in Verhaſt zu bringen
Komm' ich, weil's euch ſelber frommt,
Daß wir dem Befehl uns fügen,
Bis des Kaiſers Mißvergnügen
Übergeht; nun Vetter, kommt!

Guido.

Ich gehorche. —
zu Guarin. Den Verdruß
Muß ich deinethalb ertragen.
ab.

Guarin.

Ja, du ſollteſt mir es ſagen,
Wenn ich was verſchweigen muß.
Doch kann Vorſicht nichts verfangen,
Soll einmal ein Unglück ſeyn.

Oliveros beyſeit.

Er verrieth wohl den allein,
Denn mich ſetzt man nicht gefangen.

Richard beyſeit.

Ich will für den Guido bitten. —
Herr, es ſey bey dir erwogen,
Bloß von Tapferkeit gezogen
Iſt dein Neffe heut geritten
In des Mohrenkönigs Heer.

Oliveros.

Laß doch deinen Zorn ſich ſtillen.

Kaiſer.

Bittet nur um niemands willen.

Infant.

Herr, bedenke doch, —

Kaiſer.

Nichts mehr!

Es iſt gut.

Fierabras hinter der Scene.

Erwartet mich

Draußen; wer will Ruhm gewinnen,

Muß behaupten ſein Beginnen.

Kaiſer.

Wer erhebt dieß Rufen?

Fierabras tritt auf.

Fierabras.

Ich;

Ich, o Karl! und wohl erkennen

Sollteſt du an dieſes Donners

Lautem Schall, was für ein Arm

Solchen Aufruhr ausgebohren.

Wohl errathen konnteſt du

An des Echo's dumpfem Tone,

Welch ein Berg ihn ſo empfing

Tief in ſeinem hohlen Schooße.

Wohl auch ſchließen, welch Erdbeben

In des Windes Regionen
Sich erhub, aus der Verwüſtung
Die mit Grau'n und Schrecken drohet;
Sollteſt wohl am Sturm erkennen,
Welcher Südwind hat geſchnoben:
Da an mir zugleich gefürchtet,
Wie ich ausſprach dieſe Worte,
Wie ich anhub dieſe Naſe,
Wie ich ausblies dieſen Odem,
Grimm das Feuer, Blitz die Luft,
Wuth das Meer, die Welt ein Trotzen,
Da Meer, Himmel, Erd' und Felſen,
Wankend, faſt vor Furcht gebrochen.
Mich zu ſehn wirſt du nicht ſtaunen,
Karl; dem Buſen der Heroen
Wird vom Aug' nie oder ſelten
Ein Erſtaunen dargeboten.
Hieher zog mich in dein Lager
Nothgedrungenes Verfolgen
Eines kühnen Paladins;
Doch umſonſt ihn einzuholen
Eifert' ich, zu großen Vorſprung
Hatt' er, wenn es wird erwogen,

Daß er flog, wenn ich nur lief,
Weil er floh, und ich verfolgte.
In mein Lager kommend, wandt' er
Heim ſich, mit Trophä'n umlorbeert,
Doch, wußt' er ſie zu gewinnen,
Hat er klug ſich auch geborgen.
Wie kanns mehren meinen Ruhm,
Daß ich muthig bin gekommen
Bis hieher, wenn ich nun feige
Heimwärts eile, mich zu Roſſe
Schwingend, und den Rücken wendend?
Und ſo, mit tollkühnem Trotze
Naht' er meinem Heer, doch kaum
War er mir bekannt geworden
Wie ein Fremder, als geſchwungen
Auf ein feurig Roß, das doppelt,
Vom Geſchlecht des Winds und Blitzes,
Ungeheuer heißen mochte,
Er ſo ſchleunig vor mir floh,
Daß, zum Ball in eins verſchwommen
Er mit ſeinem Pferd', erregte
Graue Dampf- und Staubes-Wolken,
Ihn zu bergen; aber ich,

Der ich mehr Gefahren trotze,
Will nicht weichen jetzt von hier,
Bis ich eine Schärp' erobert
Der Floripes, einer Schönen,
Die ich Wilder ehr' als Gottheit,
Licht, das ich allein erkenne,
Sonne, der ich frevelnd folge.
Guido von Bourgogne iſts,
Dem ich folg', und ihn erkohren
Als den Streiter dieſes Zweykampfs.
Komm' er dann! Wir beyde wollen,
All die feigen Hinderungen
Lügen ſtrafend, uns erproben.
Kaiſerlicher Herrſcher biſt du:
Wie ich dein Geſetz vernommen,
Pflegſt du nie das Feld zu weigern
Dem, der muthig es gefodert.
Auch von deinen Paladinen
Weiß ich, nicht zurückgezogen
Laſſe Ruhmbegier ſie leben;
Und bis Fünfe ſey's verordnet
Zu erwarten in den Schranken.
Da dieß, Karl, mir nicht verborgen,

Kannſt du Guido'n nicht verweigern
Dieſes Feld, um das ich komme,
Dieſe Schlacht, zu der ich reize,
Dieſen Zweykampf, den ich fodre,
Dieſen Wettſtreit, den ich biete.
Komm' er dann, und alle ſollen
Sehn, wie jener Schärpe Taft,
Iris Gold- und Silberbogen,
Wird bezahlt mit meinem Leben,
Oder meinem Schwert erworben.
Denn ich denk', es wieder heiſchend,
Dieſes Thales ſchönen Boden
In ein wüſtes Vorgebirge
Durch die Leichen umzuformen,
Daß beym Aufgehn, wenn als Berg
Sie, was Buſch war, ſieht, die Sonne
Denk' in den äther'ſchen Kreiſen
Habe ſie die Bahn verlohren.
Ja die Blumen ſollen ſich
In des Menſchenblutes vollen
Bächen ſpiegeln, und der niedre
Raſen unter meinen Sohlen
Soll vom Unglück Vortheil ziehen,

Zu der Nelken Pracht erhoben;
Denn zum Trotz Auroren, welche
Mit den Thränen und dem Odem
Wollt', er ſolle grün entſprießen,
Will ich, er ſoll roth verdorren.

Kaiſer.

Großer Fürſt Alexandria's,
Deſſen Heldenmuth zu loben,
Allzuſchwach Poſaun' und Stimme
Einer Fama wär erſchollen!
Guido von Bourgogne iſt
Ritter von ſo kühnem Stolze,
Daß er ſchon im Felde ſtünde
Voller Grimms und hohen Zornes,
Dich erwartend, wenn er hörte
Dein Vorwürf' und dein Pochen.
Er kann nicht, er iſt gefangen;
Und wer erſt gewußt zu folgern
Aus des Ritterthumes Weiſe,
Wird auch wiſſen, daß nach ſolcher
Die Gefangnen und Verwundten
Ausnimmt der großmüth'ge Forderer.

Geh in Frieden! wann er frey iſt,
Sey der Kampf dir zugeſprochen.

Fierabras.

Wohl, wenn er gefangen iſt,
Hat er irgend was verbrochen,
Und ſo gieb den Spruch, ſich ſtellen
Soll' er; mir kam wohl zu Ohren,
Wie das alte Rom Gefangne
Hat verdammt zu Kämpferproben
Mit des Circus wilden Thieren;
Huldreich dieß Geſetz befolge:
Wer beſtimmt iſt wilden Thieren,
Wird mit Recht mir vorgeworfen.
Und wenn er nicht kommen kann
Aus dem Grund, der mir verborgen:
Er hat Freunde und Verwandte,
Mag für ihn ein Andrer kommen.

Roldan.

Keiner hier, barbar'ſcher König,
Unter uns hat dich vernommen,
Der nicht ſchon geſtellt ſich hätte,
Wär nur ehrenvoll die Probe.
Denn, wenn ein Bekenner fremder

Lehre insgemein uns fodert,
Stiftets Bürgerkrieg und Hader,
Weil wir all' uns ſtellen wollen,
Manchmal haben wir einander
Umzubringen ſelbſt gedrohet,
Daß nachher ſich ſtellen möchte,
Wer allein dem Tod' entronnen.
Heute trat der Fall nicht ein,
Weil du mit tollkühnem Pochen
Einen nennſt, und nicht wärs billig,
Dieſen um den Ruhm des hohen
Siegs zu bringen, denn wir alle
Achten ihn für ſchon gewonnen.
Unter uns wird dieſe Rückſicht
Gegenſeitig wahrgenommen,
Darum ſtellte dir ſich keiner.
Geh denn hin, und prahle trotzig,
Daß der erſte du geweſen,
Der Roldan gereizt zum Zorne,
Und noch Augenblicke lebt.

Fierabras.

Ihr habt all' euch wohl geborgen,
Doch ich will zurück nicht kehren,

Bis etwas vollbrachtes Großes
Mich für eine mir vor Augen
Zugefügte Schmach gerochen.
Und weil ſich kein Paladin
Stellen darf, nichts gelten ſoll es,
Daß, Alexandria's König,
Ich vom Caucaſus an throne
Bis Pelorus; ſoll nichts gelten,
Daß als mein Vaſalle donnert
Der kryſtallne Hippogryph,
Der, aus ſtummer Wieg' entquollen,
Aus ſich haucht durch ſieben Schlünde,
Mit Tumult und furchtbarm Toſen;
Soll nichts gelten, daß der Phönix
Mein Vaſall, der einz'ge Vogel,
Der als Brand, als Aſch', als Raupe,
Als Arom, Gelübd' und Opfer,
In der Wieg aus Kalambukholz,
In dem Grab' aus Cinnamomen,
Ausgebrütet, lebend, ſterbend,
Vater ſeiner ſelbſt und Sohn iſt;
Soll nichts gelten, daß ich Burgvogt
Von Mantible bin, deß ſtolzer

Bau dem Fluß des grünen Waſſers
Auf dem Nacken ſich erhoben:
Und herab zu niederm Stande
Ganz mich laſſend, nenn' ich, fodre
Einen Knappen bloß des Guido,
Weil ich ſeinen Muth erforſchet.
Dieſer heißt Guarin: er hatte
Theil an meinem Schimpf und Zorne,
Und ſoll an der Rach' ihn haben,
Wenn ich jetzt mich, ohne Hoheit,
Zum gemeinen Krieger mache;
Denn, wird kleines auch erfochten
Durch ein Leben, Eines Lebens
Sieger muß ich heim doch kommen.
Dafür giebt es keine Ausflucht,
Und du ſollſt mich nicht entflohen
Nennen: ſtelle ſich Guarin,
Wo ich ihn zerſtück' in ſolche
Bißchen, daß, am Winde fliegend,
Er nicht mehr den Strahl der Sonne
Hindre, als die Stäubchen, welche
Sind des Müßiggangs Symbole.

ab.

Guarin.

Und gewiß, er hielte Wort.
Welcher Satan, welcher Kobold
Iſt ihm in den Leib gefahren?
Er iſt toll, wo nicht beſoffen.
Ich herausgefodert? ich?

Kaiſer.

Jetzt, Guarin, hab' ich erprobet
Wer ihr ſeyd, und da eur Name
Drang zu den entfernten Zonen
Africa's —

Guarin.

Nein, Herr! es giebt
Mehr Guarine.

Kaiſer.

Ihr belobtet
Selber euch, wenn Fierabras
Käme, würden ſeine Worte
Euren tapfern Muth bezeugen.

Guarin.

Heißt mich einen Gecken, Thoren!

Kaiſer.

Ich will euch zum Ritter ſchlagen.

Wann ihr ſiegreich heimgekommen;
Werdet Ahnherr eures Stammes.

Der Kaiſer und Richard ab.

Guarin.

Daß ſich Narren finden wollen,
Die, auf Kind und Kindeskinder
Ruhm zu bringen, ſind geſtorben!
Ich herausgefodert? ich?

Roldan.

Neid fühl' ich bey eurem Looſe.

ab.

Guarin.

Ich bins willig abzutreten.

Infant.

Waffnet euch, es wird erfodert
Euch zu ſtellen.

ab.

Guarin.

Das wird ernſthaft,
Oder jeder ſpielt mir Poſſen.

Oliveros.

Ich will euch bewaffnen: kommt
In mein Zelt.

Guarin.

Zum Henker wollt' ich
Lieber gehn.

Oliveros.

Habt keine Furcht,
Wie ich euch hinein gezogen,
Will ich auch heraus euch helfen.

ab.

Guarin.

Dich, Guarin, zu Bißchen ſtoßen?
Bis dahin wart' er ein Bißchen.
Eher hätt' es noch gegolten,
Wenn, ſtatt daß er Bißchen ſagte,
Beſtien er dafür geſprochen.

ab.

Gegend zwiſchen beyden Lagern.

Floripes und **Irene** mit Degen, Pfeil und Bogen treten auf.

Irene.

Du haſt ihn nicht mehr ereilt,
Deine Hoffnung mußte ſchwinden.

Floripes.

Ja, ein Adler auf den Winden;
Ein Delphin, der Fluten theilt;
Roſſe, die im wilden Rennen
Sich vom Zügel riſſen los;
Blitze, die der Sphäre Schooß,
Welche ſie erzeugte, trennen;
Pfeile, die herabgeſprungen
Vom gekrümmten Elfenbein;
Ein Komet, der aus den Reihn
Des geſtirnten Plans gedrungen:
Könnten all', ihr Übermaß
Mäßigend, wenn mirs gefällt,
Um ſich wenden; doch es hält
Nichts die Wuth des Fierabras.
Seiner ſtolzen Kraft muß weichen
Adler und Delphin und Roß,
Wetterſtrahl, Komet, Geſchoß.

Irene.

Seinen Tod nur zu erreichen,
Stürzte ſicher der Barbar
Blind ins Frankenlager ſich.

Floripes.

Dann weiß ihn zu rächen ich.

Es wird eine Zinke geblaſen.

Was iſt das?

Irene.

Nimmſt du nicht wahr
Deine Schaaren, wie ſie ſchreitend
Kommen, nach euch beyden ſtrebend,
Berg' aus Federn hoch erhebend,
Und ein Meer von Stahl verbreitend?
Denn im Spiel der Wiederſcheine,
Worin Sonnen dar ſich ſtellen,
Sind die Waffen Silberwellen,
Sind die Federn Blumenhaine.
Die entfalteten Paniere,
Wie in Lüften Vögel ſchweifen,
Machen ſtolz mit farb'gen Streifen
Die ätheriſchen Reviere;
Selbſt die Sonne muß erbangen
Vor der Wiederſcheine Gleißen,
Die ihr den April entreißen,
Die den Mai ihr aufgegangen.
Wende deinen Blick, zu ſchauen

So viel Pomp und laute Wonne,
Daß es ſtaunend ſieht die Sonne,
Daß das Meer es ſieht mit Grauen.
Berge taumeln, ſie zu tragen,
Oder wollen ſich verbergen,
Da dort gleich lebend'gen Bergen
Roſſ' und Elephanten ragen.

Floripes.

Ich bin froh, ſo nöthigt mich
Nicht zur Rückkehr irgend was.
Doch iſt das nicht Fierabras?

Fierabras tritt auf.

Fierabras.

Wer hat mich geſprochen?

Floripes.

Ich.
Die dir nachgefolgt bis hier,
Die bis vor des Feindes Zelte
Deinem Laufe ſich geſellte,
Wenn zum Äußerſten an dir
Durch Verrath und Übermacht
Sich der Franke ſollt' erfrechen,
Daß wer da wär', dich zu rächen.

Fierabras.

Schöner Vorſatz, wohl bedacht!
Doch ich ſag', es kränket mich,
Wer ſich Zweifel konnt' erdichten.

Floripes.

Warſt du nicht allein?

Fierabras.

Mit nichten,
Denn mich ſelbſt begleitet' ich.
Nie begegnet auch mir das,
Wo ich ſey, da muß ich dein
Bruder und Geliebter ſeyn,
Und dann bin ich Fierabras.
Jeder Wahn, wie bald zerſtiebt er,
Mich beſiegen könne was:
Hier iſt nicht bloß Fierabras,
Hier dein Bruder und Geliebter!

Floripes.

Wenn dein Hochmuth dich beſticht,
Als verdankteſt Gunſt du mir:
Nur als Bruder folg' ich dir,
Aber als Geliebtem nicht.
Du weißt ſchon, mit ſolchen Reden

Schaffſt du nichts als mein Verderben,
Und was Dank dir könnt' erwerben,
Thuſt du nur, mich zu befehden.
Dein heroiſch Unternehmen,
Sag, wie iſt es dir gelungen?

Fierabras.

Da ich nicht die Schärp' errungen,
Muß ich des Erfolgs mich ſchämen.
Doch geſchiehts ein andermal.

Floripes.

Komm zu deinem Heer! Entbrannt
Sieh ſchon jenes Berges Rand
Von der Sonne letztem Strahl,
Und als wald'gen Heerd ihn ſchweben.

Fierabras.

Warte, bis in dieſem Feld
Erſt ein Knappe ſich geſtellt;
Ich will bloß den Tod ihm geben,
Und dann gehn.

Oliveros *tritt auf mit verdecktem Geſichte.*

Oliveros.

Obs wird geſchehen
Fierabras, nach deinem Drohn,

Soll ſich jetzo zeigen: ſchon
Will der Knappe dich beſtehen.
Der mit ſeinem Ritter ſich
In dein Heer begab, ſteht hier;
Der dort widerſtanden dir,
Und der hier ſich ſtellt, bin ich.

Fierabras.

Du biſt tapfer, wie ich ſehe,
Da du dich haſt hergewagt,
Denn zu ſterben unverzagt,
Heißt ja Tapferkeit; und ehe
Du verſäumſt des Sieges Stunde,
Daß du ſtirbſt durch meine Hände,
Greif' ich dich am Arm, und ſende
Weit dich zu des Meeres Grunde,
Denn die Sieggewohnten Sinne
Achten keines Streichs vom Schwert
Einen ſchlechten Knappen werth.

Oliveros.

Wohl, ſo komm!

Guido tritt auf.

Guido.

Barbar, halt inne!

Denn ich, zum Gefecht mit dir,
Brach aus dem Verhaft verwegen;
Niemand ſonſt darf dich erlegen,
Da du kamſt zum Kampf mit mir.
Fall' ich hier, ſo gilt es gleich,
Daß ich den Verhaft gebrochen:
So im Tode losgeſprochen,
Stirbt ein Ritter ehrenreich.
Doch wenn darum, weil ich dir,
Fierabras, Verderben bot,
Mir der Kaiſer giebt den Tod,
Lebt noch dieſe That von mir.
Alſo werd' ich ſtets erwerben,
Was verdient das hohe Streben,
Mag ich triumphirend leben,
Oder unglückſelig ſterben.
Wie? wen ſeh' ich?

Oliveros.

Deinen Streiter.

ab.

Floripes.

Blinder Gott, gewähr mir Liſten,
Ihren Zweykampf heut zu friſten,

Sorge dann in Zukunft weiter.
Neue Schmerzen ſtets erwerb' ich,
Stets in neuen Ängſten beb' ich:
Denn, wenn Guido lebt, ſo leb' ich,
Und wenn Guido ſtirbt, ſo ſterb' ich.

Floripes und Irene ab.

Fierabras.

Tritt zurück von meinen Leuten
Und es ſey des Kampfes Preis
Die geſtreifte Schärpe.

Guido.

Sey's!
Aber halt!

Man hört Trommeln.

Fierabras.

Was mags bedeuten?

Floripes mit ihren Begleiterinnen tritt auf.

Floripes.

Daß der Frank, wie er ſo nah
Deine Mannſchaft hat geſehn,
Uns entgegen wollen gehn
Mit dem Heer; ſiehſt du nicht da,
Wie, in Schlachtordnung die Reihen,

Gegen uns heran er ſchreitet,
Und ein Treffen dir bereitet?

Fierabras.

Wohl, ich will es ihm verleihen.
Auf denn, African'ſche Macht!
Stolzen Muthes dich erhebe.

Stimmen hinter der Scene.

Lebe Frankreich!

Andre Stimmen.

Africa lebe!

Fierabras.

Edler Chriſt, laß uns die Schlacht
In den beyden Lagern ſagen
Durch die That: geb' unſer Stahl
Zu den Angriff das Signal
Allererſt.

Guido.

Ja, laß uns ſchlagen.

Getümmel. Beyde fechtend ab.

Floripes.

Ach, Aſtrea! ach ſchöne Irene!
Mich, die ich ſo manche Male

Kriegstrompete war, die Muth
Unſern Africanʼſchen Schaaren
Eingehaucht und Kraft, kann ſo
Eine Sorge feige machen,
Eine Leidenſchaft verſtören,
Und ein Unglück niederſchlagen?
Ich kann, Stirne gegen Stirne,
Sich bedrohen ſehn zwey Lager,
Wo das Schickſal vor dem Himmel
Auf Theatern von Smaragden
Aufführt tauſend Trauerſpiele,
Und nicht Eines Pfeils entladen
Meinen umgehängten Köcher?
Ich kann ſehn auf dieſen Matten
So ertränkt den Flor der Blumen,
Daß im Menſchen-Purpur badend
Er vergißt der angebohrnen
Blau und grün und weißen Farben,
Und mit einem Schwert gegürtet,
Ohne daß es wetterſtrahlet?
Ich kann hören der Trompeten
Und der Trommeln furchtbar Schallen,
Deren Harmonie die Vögel

Überſtimmt beym Frühgeſange,
Und den Hippogryphen nicht,
Der die Zügel kaut im Takte
Bey dem Klang anfeuern? Ich,
So verſtört und ſo erbangend,
Bin die letzte, welche heut
Auszieht, um im Feld zu ſchlagen?
Irgend will ein Leid mich trüben,
Irgend mich ein Graun befallen.

Stimmen hinter der Scene.

Africa lebe!

Andere Stimmen.

Frankreich lebe!

Irene.

Schon im Handgemeng' iſt alles.

Floripes.

Unſre Pfeile bilden ſchon
Vor der Sonne Wolkenſchatten,
Ihre Strahlen unterbrechend,
Und daß man nicht ſpürt den Mangel,
So entzünden wiederhohlte
Schläge von dem Stahl der Franken
Mit den Funken rings den Boden;

So daß — wehe mir! ſo manchen
Strahl verſchlungen unſre Pfeile,
Hin als Federwolken wallend,
Ihre Stahle wiedergeben.

Arminda.

Da gerüſtet unſer Lager
Beſſer war, wie unglückſelig
Iſt der Tag für Frankreichs Waffen!

Irene.

Überwunden weicht der Frank.

Guido verwundet und ohne Waffen, kommt vom **Fierabras** verfolgt.

Guido.

So verwundet, ohne Waffen
Wie ich bin, den Tod mir geben,
Wäre minder Sieg als Schande.
Laß mich denn ſie wieder finden,
Als ein edler Held im Kampfe,
Oder komm, mit mir zu ringen.

Fierabras.

Ich will nicht mit ſolcher Schande
Meinen Sieg: den Tod dir geben
Hieße allzu feig gehandelt;

Thorheit wär's, die Waffen geben;
Und, da du dich ſiehſt geſchlagen,
Wird es beſſer ſeyn, du dienſt mir
Als Gefangner. Du, bewahre
Mir, Floripes, ihn, derweil ich
Nach dem Sieg geh', der mein wartet.
Dann kehr' ich mit dieſer Beute
Heim zum mächt'gen Vaterlande,
Einmal nur Mantible's Brücke
Hinter mir, gilt zum Erſatze
Keine Hoffnung: Fierabras
Schleifet heut, zertritt, zermalmet
Chlodoväus Lilien: Lebe
Africa, und ſterbe Frankreich:

ab.

Floripes.

Bis zur Eiferſucht, zum Unglück
Duldet man der Liebe Flamme,
Doch nicht mehr, wenn einmal erſt
Sie gelodert aus den Aſchen.
Edler Guido von Bourgogne,
Halte weg die Hand vom Antlitz!
Biſt du ſehr verwundet?

Guido.

Nein,
Dieſe weiße Hand verwandelt
Mir in Liebkoſung den Schmerz,
Läßt mich neues Leben athmen.

Floripes.

Allah weiß es, edler Frank,
Keinen Pfeil auf deine Schaaren
Schoß ich ab aus meinem Köcher,
War nicht Schuld an deinem Falle.

Guido.

Vielmehr, holdeſte Floripes,
Glaub' ich, daß du's warſt, die alle
Abſchoß, weil auf meinen Buſen
Alle zielten: nicht als Gnade
Rechn' es an, daß du nicht ſchoſſeſt,
Denn für höh're würd' ichs achten,
Soll ich ſterben, wenn ich weiß,
Daß mich deine Hand erſchlagen.

Floripes.

Weiß der Himmel, daß ich Freyheit
Gern dir gäbe: doch der Schade
Deiner Wund' iſt ſo gefährlich,

Daß ich dich nicht gehen laſſe,
Um in fremdem Arm zu ſterben.
Komm mit mir, wo du erfahren
Meine Liebe ſollſt, denn ich
Gebe Hand und Wort, ich ſchaffe
Dir die Freyheit, die ich heute
Nicht dir geben kann.

Guido.

Bewahrſt
Du mein Leben, will ich glücklich
Preiſen mich in meinem Falle.

Zweyter Akt.

Vor dem verzauberten Thurm.

Nacht. **Floripes, Irene, Arminda** mit einer brennenden Fackel, und **Aſtrea** treten auf.

Arminda.

Wohin lenkſt du ſo den Schritt?
Was nur haſt du vor? Was ſucheſt
Du auf einem öden Berge,
Durch der Nacht geſchloßnes Dunkel
Wandernd ſo? Umkleidet nicht
Dich mit Graun das rauhe Buſchwerk?
Schuhet nicht mit Furcht dich an
Dieß Gebäu verworrner Schluften?
Machts nicht Schauder dir, zu ſehn
Dieſe Stille nächt'ger Stunden?
Wo uns ſelber wird verweigert
Nächtliches Geflimmer Lunens,
Und auf Gnade dieſer Fackel,
Welcher ſcheues Licht entfunkelt,
Deinen Schritten nach wir folgen,

Traurig, zaghaft und verſtummend.
Wohin führeſt du uns, Floripes?
Was iſt dein Begehr? dein Suchen?

Floripes.

Doppelte Verwundrung iſts,
Die von euch erregt mir wurde:
Einmal, daß ihr Furcht könnt hegen,
Da ich bey euch bin; dann wundert's
Mich, daß euch, warum ich komme
Unbekannt iſt, da ich Kunde
Gab von meiner Lieb' euch beyden,
Meiner Pein und meinem Kummer.
Wenn euch nicht kann unbekannt
Seyn der große Sieg des Bruders
Über Frankreich, der der Fama
Fitt'ge leiht zu ew'gem Fluge;
Wenn ihr wißt, daß heut mit Beute,
Aus dem Kampf ſo hart und blutig,
Wiederkehrend, er hinüber
Zog die ſchwärzlich grünen Fluten
Von Mantible, und die größte
War — o feindliche Triumphe! —
Unter allen mein Geliebter,

Guido, der, die Tücke duldend
Des Geſchicks, mit viel Gefangnen
Wohnt in eines Kerkers Dunkel,
Ohne daß ich was vermochte
Ihm zur Rettung, ihm zum Schutze;
Wenn ihr wißt, daß eine Gruft
Mit tief ausgehöhltem Schlunde,
Deren Grab, die drinnen liegen,
Unter'm Denkmal dieſes Thurmes,
Ihn verſchließt: wozu noch fragen?
Kann wohl jemand nicht vermuthen,
Daß ich komm', um ihn zu retten?
Dieſer Pfeiler, dieſes Thurmes
Hoher Bau, deß Grund gelegt
Eines großen Magiers Kunde
Deſſen Gipfel nie die Zeit
Niederſenken kann im Schutte,
Der auch nie zu bleichen Aſchen
Gierig wird vom Feu'r verſchlungen,
Iſt ſein Kerker: auf dann! ruft!
Denn obſchon vor meinem Bruder
Ich dann zittern muß, mein Leben

Zahl' ich gern für ſeins zur Buße. —
He! vom Thurm herbey!

Brutamonte hinter der Szene.

Wer ruft
Noch ſo ſpät?

Floripes.

Der zu des Spruches
Ausführung iſt abgeſendet,
Wie der Admiral verurtheilt
Dieſe elenden Gefangnen,
Die Tragödien ſind Fortunens.

Brutamonte hinter der Szene.

Gute Zeichen ſinds, auf dieſe
Schließ' ich auf.

Brutamonte tritt in die Pforte des Thurms und da er die Damen ſieht, will er wieder zuſchließen.

Floripes.

Was macht dich ſtutzen?

Brutamonte.

Daß ich, Herrin, dich geſehn.

Floripes.

Welche Höhl' iſts, welche drunten
Birgt die Fränkiſchen Gefangnen?

Brutamonte.

Ich, Floripes, —

Floripes.

Kein Entſchuld'gen!
Gieb mir ihren Kerker an,
Oder dir durchbohrt den Buſen
Dieſes Dolches Spitze.

Brutamonte.

Komm,
Herrin, mit herein.

Floripes.

Unruhe
Hat mich ganz erfüllt.

Sie gehen in den Thurm.

Das Innere des Thurmes.

Brutamonte, Floripes, Irene, Arminda
und Aſtrea kommen.

Irene.

Welch Graun!

Arminda.

Welch ein undurchdringlich Dunkel!

Brutamonte.

Dieß hier, iſt die Höhle, Herrin.

Floripes.

Und die Schlüſſel?

Brutamonte.

Hier am Bunde,

Er giebt ſie ihr.

Floripes.

Laß ſie los, und mein Geheimniß
Sey mit dir ins Grab verſunken.

Sie erſticht ihn mit einem Dolch.

Brutamonte im Fallen.

O ich bin des Todes!

Floripes.

Dieß
Diene dem Verrath zum Schutze:
Hingeſtürzt fall' er ins Meer.
Schließ du jetzt der Pforte Fugen,
Und dann laßt uns drey zu ſprengen
Schloß und Riegelwerk verſuchen
Des barbar'ſchen Kerkers hier.

Arminda.

Schon thut ſich der auf ihm ruh'nde
Quader auf, und läßt ins Innre
Schauen uns des grauſen Schlundes,

Wo hindurch mit traur'gem Gähnen
Grauen aus die Erde dunſtet.

Sie öffnen eine Zelle.

Irene.

Welche trüben Finſterniſſe!

Floripes.

Welche fürchterliche Grube!
Sicher wird die Nacht gebohren
Aus der Mündung dieſer Schluften.
Wie ich nur mich ihr genahet,
Sind die Sinne mir wie trunken,
Beben mir die Händ' und Füße,
Sträubt das Haar ſich an der Wurzel.

Irene.

Sieh die Leiter hier.

Floripes.

Damit
Er und keiner ſonſt vermuthe,
Wer ich ſey, wenn ich ihn nicht,
Nur durch Zeichen will ich rufen.
Legt die Leiter an. — Da drinnen,
Wo in dunkler Nacht gebunden
Immer ſtirbt der Tag des Lebens,

Immer lebt des Todes Stunde!
Elende Gefangne, hört!
Und hinan der Leiter Stufen …
Steig' der Schreck des Africaners
Zu des Sonnenlichtes Fluren.

Richard von unten.

Laßt hinauf mich ſteigen, Franken!
Wenn's der Tod iſt, der uns ſuchet
Kühl' er ſeine Wuth an mir,
Gern ſterb' ich zuerſt. — Unruhe
Hat mich ganz erfüllt.

Richard kommt herauf.

Floripes.

Nein, dieſer
Iſt nicht Guido; großer Unſtern!
Sag, wer biſt du, edler Frank?

Richard.

Ich bin, ſchöne Türk'ſche Huldin,
Richard von der Normandie.
Glück zu finden nicht vermuthend,
Kam ich, um zuerſt zu ſterben;
Das iſt keine That des Muthes,
Denn, daß man zu ſterben wünſcht,

Iſt man hohen Rechten ſchuldig.
Wann, wer ſtirbt, zu ſterben hoffen
Von der Hand der Schönheit durfte.

Floripes.

Mich erfreuts, dich zu erkennen:
Obwohl hier wen anders ſuchend,
Acht' ichs hoch, daß ich dich finde.

Richard.

Nimm mich an zum Eigenthume.

Floripes.

Bald erfährſt du, wer ich bin.
He dort in der tiefen Grube!
Steig' der kühnſte Paladin,
Der in ihrem Innern ruhet,
An der Sonne Licht herauf!

Infant.

Wohl ſchaut er's, wenn deins ihm funkelt.

Der **Infant** kommt herauf.

Floripes.

Wer biſt du?

Infant.

Ich bin Guarinos,
Der Infant, und höchſt nach Wunſche,

Wäldern gleich voll Abentheuer,
Find' ich Abentheuer-Gruben.

Floripes.

Es iſt dieſer auch nicht Guido:
Meines Schickſals hart Verſchulden!
Aber jezt kommt er gewiß.
Vorgebeugt ſey jedem Truge.
Steig' herauf der Fränk'ſchen Lilie
Zier auf dieß vernommne Rufen!

Oliveros kommt herauf.

Oliveros.

Sieh die Zier der Lilie Frankreichs
Schon genugthun deinem Kummer:
Oliveros von Caſtilien
Giebt dir Antwort.

Floripes.

O mein Unſtern!
Iſt denn Guido von Bourgogne
Nicht in dieſes Kerkers Wuste?

Oliveros.

Ja.

Floripes.

Warum giebt er nicht Antwort

Da ihm meine Stimm' erklungen:
Schrecken Africa's, und Frankreichs
Zierde? da ſie ihn erkundet
Als den kühnſten Paladin?

Oliveros.

Weil ihm alle Kräft' geſchwunden,
Und im Blute tödlich ringend
Er auf hartem Felſen ruhet.
Welcher bald ja werden muß
Solcher edlen Aſchen Urne.
Und ſo wird von ihm noch lebend
Seines Grabes Maaß verſuchet.

Floripes.

Schweig! und thörichte Verſtellung
Und die blöde Zucht erduld' es
Nicht, zu hören ſeinen Tod.
Selber ſtürz' ich in die Gruft mich,
Sterben will ich dort mit ihm.

Infant.

Herrin, halt! du thäteſt Unrecht
Unſerm Muth durch ſolche That.

Richard.

Wär es auch an ſich nicht ſchuld'ge

Ritterpflicht, daß wir uns beyſtehn
Unter ſolcher Nöthen Drucke,
Würden wir ihn bringen, Herrin,
Zu Erfüllung deines Wunſches.

Oliveros.

Mir, als ſeinem größten Freunde,
Kommt es auch, im größten Sturme
Zu, ihm beyzuſpringen. Leuchte
Mit der Fackel mir hinunter. —
Doch was iſt es, das ich ſehe?
Aus der Ohnmacht ſchon ermuntert,
Hat er, um herauf zu ſteigen,
Sich mit Macht dem Tod entrungen.

Guido kommt blutig herauf.

Guido.

Da ich hier herauf euch ſteigen
Seh' als Opfer in Fortunens
Tempel, edle Paladine,
So darf nicht mein Muth erdulden,
Sterben ſehend, nicht zu ſterben:
Darum hat mein Muth gerungen,
Daß, wie wir im Bunde lebten,
Unſer Leben ſterb' im Bunde.

Floripes.

Edler Guido von Bourgogne,
Wer dich ſucht um dieſe Stunde,
Kommt nicht, dir den Tod zu geben,
Nein, zu deines Lebens Schutze.

Guido.

O Floripes, holde Schöne!
Wohl gewiß bringſt du mir Gutes.

Floripes.

Wohl denn, hochgebohrne Franken!
Da die Noth uns hier verbunden,
Sollt ihr auch den Grund erfahren.
Ich bin Fürſtin aus dem Blute
Africa's; dem Guido ſchwöret
Ew'ger Treue Band mein Buſen.
Nichts zu bieten hab ich ihm:
Nur was ſein, bring' ich ihm huld'gend.
Magſche Salben führ' ich bey mir,
Um zu heilen ſeine Wunden:
Ihr wißt wohl, wie jede Mohrin
Zauberkräfte weiß zu nutzen.
Wie ich ihm Geneſung biete,
Sey der Himmel meines Schwures

Zeuge, möcht' ich euer Leben
Sichern auch vor jedem Sturme:
Doch ich kann nicht, denn verkündigt
Hat bey Tags Anbruch mein Bruder
Euren Tod. Wer dachte wohl,
Daß, da Phöbus ſonſt vom Schlummer
Weckt das allgemeine Leben,
Er heut viele ſoll umdunkeln?
Alles, was ich euch kann bieten,
Waffen ſinds: in dieſem Thurme
Birgt mein Bruder all die ſein'gen,
Weil ſein Bau ſo voller Wunder.
Kommt denn mit, wo ihr vom vor'gen
Misgeſchick empfangne Wunden
Heilen mögt, und euch bewaffnen,
Daß mit ehrenvoller Flucht ihr
Eure Freyheit dann gewinnt:
Schaff' ich doch nicht kleinen Nutzen
Wenn dem, welcher Muth beſitzt,
Liſt verhilft zum eignen Muthe.
Und macht ſchleunig! denn Aurorens
Thränen ſaugt mit feur'gem Kuſſe
Schon die Sonne, und den Mantel

Faltend ihres ſchwarzen Dunkels
Scheint die Nacht, da ſie ihn faltet
Ohne Ordnung und voll Runzeln,
Weniger ihn recht zu falten
Als zerknittert wegzuzucken.

Güido.

Ich, durch den wir alle leben,
Bring' aus unſer aller Munde
Dir den Dank, und —

Fierabras hinter der Scene.

Brutamonte!

Oliveros.

Weß iſt das vernommne Rufen?

Floripes.

Wehe mir! mein Bruder iſts.

Irene.

Welch ein Leiden!

Arminda.

Welch ein Unſtern!

Floripes.

Was ich thun ſoll, weiß ich nicht.
Werd' ich hier von ihm gefunden,
Giebt er mir den Tod.

Guido.

Gebieterin,
Öffnet ſich kein Weg zur Flucht dir?
Wenn du Waffen uns zurückläßt,
Werden wir zu deinem Schutze
Willig ſterben.

Floripes.

'S iſt unmöglich,
Nur dieß Thor führt aus dem Thurme.

Oliveros.

Giebt es Waffen?

Floripes.

Ja.

Guido.

Getroſt denn!
Giebt es Waffen, ſo beruhigt
Euch alsbald, denn nicht beſtändig
Wird das Glück uns feindlich trutzen.

Alle ab.

Vor dem Thurme.

Fierabras hinter der Scene.

Barbar'ſcher Brutamonte!
Sieh, wie ſchon jener Berg am Horizonte,

Schnee-Pyramide, welche
Die Sonne tränkt aus manchem Blumenkelche,
In ſchönes Licht ſich tauchet;
Sieh, wie ſchon Schlangen Reifs, nun aufgehauchet
Die Fluren rings bethauen;
Sieh, wie ſich ſchon der Himmel läſſet ſchauen.
Wofern du ſchläfſt, erwache,
Und auf das Thor dem finſtern Kerker mache,
Und ſchließ es zu dem Leben,
Derer, die in des Schickſals Hand gegeben.

Er tritt auf.

Jedoch, was muß ich ſehen?
O traur'ges Graun! o bleichen Tods Trophäen!
Hier Brutamonte liegend
Am Thor des Thurms, und nimmer ihm verſiegend
Aus zweifelhaften Mündern Weh und Klagen.
Ihr, rothgeſtorbne Blumen, wollt mir ſagen,
Ob dieß Verrath verrichtet?
Er todt, ich rufend, niemand der's berichtet.
Aus dem Verhaft gedrungen
Sind ſie, und all' entſprungen.
Wie aber wä'rs zu faſſen,
Daß ſie die Burg verſchloſſen dann gelaſſen?

Doch leider muß ich ſorgen. —
Und Wahrheit iſt's, — der Dolch, der ihm verborgen
Im Buſen ſteckt, ſey von Floripes Hand;
Gedoppelt, weh mir! hab' ich ihn erkannt:
Einmal, weil nach den Zeichen
Der ſeltnen Zier ihm keiner zu vergleichen,
Dann, weil nach ſicherm Schluß,
Der mir den Tod giebt, ihr gehören muß.
Floripes kann ſie ſchirmen?
Ich will des Thurmes Pforte niederſtürmen,
Oder, daß Staunen werde
Erregt dem Himmel und erregt der Erde,
Auf meinen mächt'gen Nacken
Den Thurm, ſamt allem was er einſchließt, packen,
Im Meer ſie zu ertränken,
Und in der eiſ'gen Höhlen Grab zu ſenken;
Ähnlich dem ſtolz bemannten
Mit ſeinem Bau beladnen Elephanten,
Selbſt an die himmliſchen Sapphire ſchlagend,
Lebend'ges Graun und Fels und Mauer ragend.
So drängt die Ruhmgier mich zu wildem Sturme.

Guido, Richard, Oliveros und der Infant Guarinos erſcheinen an den Zinnen des Thurms.

Guido.

Wer ruft dort an der Pforte vor dem Thurme?

Fierabras.

Und wer (dieß läßt den Argwohn Raum gewinnen)
Giebt mir die Antwort von des Thurmes Zinnen?

Guido.

Wer könnte ſo ſie geben,
Dem nicht als Herrn der Thurm wär' eingegeben?

Fierabras.

Wer iſt, der, weil ich lebe, ſo ſich nenne?

Guido.

Den tapfern Guido von Bourgegne kenne.
Was dein Begehren iſt,
Sag' an; was du hier ſuchſt, und wer du biſt?
Denn biſt du hergekommen
Alexandria's großem Fürſt zum Frommen,
Der dich als Boten ſendet,
Und ſich an meine Größ' um Frieden wendet,
So woll'n das Thor wir öffnen
Im Thurm die Unterhandlung zu eröffnen.
Denn Unglück zu beſchön'gen
Heißt göttlich Recht uns an beſiegten Kön'gen,
Und ob ich ihn zu tödten

Gedachte, wie der Tag ſich würde röthen,
Sey doch für heut der Spruch noch aufgeſchoben.

Fierabras.

Woher nehm' ich Geduld für ſo viel Proben?
Elender Chriſt, erfrechen
Kannſt du dich, von Vertheidigung zu ſprechen?
In meinem Hauſ' und Lande
Ergreifſt du Waffen, drohſt mit Widerſtande?
Ich führe dich gefangen aus dem dein'gen,
Und ſtolz und kühn willſt du nun in dem mein'gen
Dich wehren und befreyn?
Offne die Pforte, gieb die Burg mir ein,
Sonſt werdet all' zuſammen
Ihr, die ihr Schooß verſchließt, ein Raub der Flammen;
Und ſie, die durch dein Leben,
Die Undankbare, mir den Tod will geben,
Soll ihre Straf' in meinem Arm erfahren.

Guido.

Du weißt nicht, wie bey mir ſie vor Gefahren
Geſichert iſt, ſonſt würd'ſt du ſo nicht poltern.

Fierabras.

Du ſinnſt für mich auf unerhörte Foltern,
Floripes iſt bey dir?

Guido.

Hätt' ich errathen
Daß du's nicht wüßteſt, hätt' ichs nicht verrathen;
Doch, wie du wider ſie mit Drohn dich brüſteſt,
Mußt' ich ja denken, daß du alles wüßteſt.
Nun iſts geſagt.

Fierabras.

Verrucht!
Dieß iſt mehr als der Tod, iſt Eiferſucht.

Richard.

Wir ſtehn hier alle viere
Zum Schirm für unſer Leben und das ihre.

Fierabras.

Wie, wenn ich, ein Vulcan mit Flammen ringe?

Infant.

Ich Meer, der ich ſie eintrink' und verſchlinge.

Fierabras.

Ich bin Blitz, ich bin Feuer.

Richard.

Ich Sturm, des Odem ihm gereicht zur Steuer.

Fierabras.

Ich bin Grimm, ich bin Toben.

Oliveros.

Ich Wuth, die es beſiegt und weggeſchnoben.

Fierabras.

Die Hippe, von des Todes Arm ergriffen,
Iſt dieſes Schwert, geſchliffen
An dem vergoßnen Blut.

Guido.

Dieß iſt der Arm des Todes, der nie ruht,
Und jene Hippe ſendet.

Fierabras.

Bald ſollt ihr ſehn, wie ſehr der Muth verblendet.

Oliveros.

Bald ſollſt du ſehn, wie viel der unſre fodert,
Der Feuer iſt, und keinem Zwang entlodert.

Fierabras.

Wollt ihr Vergleiche?

Guido.

Ja.

Fierabras.

Laß ſie vernehmen.

Guido.

Daß du dein Leben dürfſt von hinnen nehmen.

Alle vier von oben ab.

Fierabras.

Bald ſoll ſichs wieder zeigen,
Den ſchönſten Stern zum Untergang zu neigen.
Vier ſinds, die für ſie ſtanden,
Und jetzo hab' ich dieß Symbol verſtanden,
Daß, ſo wie ich mein Schwert zum Kreuzhieb ſchwinge,
Vier in die Lüfte zeichnet ſeine Klinge.
Es heißt, daß heut in meine Hand gegeben,
Nicht koſten mehr als Einen Streich vier Leben.

ab.

Vor der Brücke von Mantible.

Roldan und **Guarin** treten auf.

Roldan.

Siehſt du dieſe ſtolze Maſſe,
Ganz von Holz, ſo anzuſchauen,
Als ob ruhn auf ihren Brauen
Sie den Ball der Sonne laſſe;
Feſt, daß jede Laſt ſie faſſe,
Keine Zeit ſie niederdrücke?
Siehſt du, was des Abgrunds Lücke
Furchtbar auf ſich thürmen ließ?
Siehſt du dieſes Wunder? Dieß

Iſt Mantible's große Brücke.
Dieſer Bau, ſo hoch gezogen,
Den nicht ohne mühſam Sprudeln
Tragen auf den ſchäum'gen Strudeln
Dieſes dunkeln Stromes Wogen,
Iſt, Guarin, der Brücke Bogen;
Und die See, die, hier verbreitet,
Traurig, träg' und greulich gleitet,
Wo nicht ein Kryſtall Erguß,
Iſt des grünen Waſſers Fluß,
Aus dem Lethe abgeleitet.
Dieſe tiefe Fläch', umſchloſſen
Von den Canelzer Klüften,
Quillt mit ihm aus Höllengrüften;
Und wann ſie die Welt umfloſſen,
Stirbt ſie, graunvoll trüb' ergoſſen
In den Africaniſchen Seen,
Die davon benannt zu ſehen
Marmihonda ſich erwarben,
Was die Mundart der Araben
Jetzt als grundlos Meer verſtehen.

Guarin.

Leg' mir das noch einmal nah.

Herr, ob ich es recht verſtehe?
Was ich hier vor Augen ſehe,
Kommt das aus der Hölle?

Roldan.

Ja.

Guarin.

Und wer ſoll hinüber da?

Roldan.

Wir ſind dazu hier am Ort.

Guarin.

Gehn wir hurtig wieder fort,
Wenn wir, dazu herzukommen,
Toller Weiſ' uns vorgenommen.

Roldan.

Karlen gaben wir das Wort,
Seine Botſchaft auszumachen
In dem Heer des Fierabras.

Guarin.

Du, der ſich des Worts vermaß,
Möchteſt bey ſothanen Sachen
Von dem Wort viel Worte machen;
Nicht das kleinſte Wort gab ich,
Und kann ohne weitres mich

Wegbegeben als ein Haſſer
Von Hauſ' aus von allem Waſſer,
Und vom grünen vollends.

Roldan.

Dich
Hab' ich ausgewählt, Guarin,
Mich als Knappe zu begleiten,
Weil mir ſchon zu andern Zeiten
Dein bewährter Muth erſchien.
Dein Herr iſt gefangen, ihn
Aufzuſuchen bringet dir
Ehr' und Ruhm, voraus mit mir;
Zeig nun den gewohnten Muth.

Guarin.

Herr, ich ſeh', wie's nöthig thut
Grad' heraus zu ſprechen hier.
Gott weiß, ſeit die Welt mag ſtehen
War noch keiner Mutter Kind
Haſenhaft wie ich geſinnt!
Um Erlaubniß wegzugehen
Bitt' ich drum.

Roldan.

Wohl zu verſtehen

Alſo, warum du dich dermaßen
Toll anſtellſt: du willſt nur ſpaßen,
Daß ich daran möge ſpüren
Wie dich keine Furcht kann rühren,
Wo Gefahr iſt ohne Maßen.
Ja, wer dich nicht beſſer kennt,
Und geſehn, wie du im Feld
Zu dem Zweykampf dich geſtellt.

Guarin.

Ich wars nicht, Gotts Sacrament!

Roldan.

Mach dem Spaße nun ein End'!
Poſſenhaft ſich zu verſtellen
Iſt nicht Zeit in ſolchen Fällen.

Guarin.

Soll'n mich alle Teufel hohlen,
Red' ich nicht ganz unverhohlen.

Roldan.

An des Fluſſes Uferwällen
Stehn wir ſchon: ich muß dem Rieſen,
Der ſie hütet, Zeichen geben.

Guarin.

Wie — was?

Roldan.

Nun, was macht dich beben?

Guarin.

Rieſen werden hier gewieſen
Ohne daß Frohnleichnam iſt?
Eh ſo wollt' ich, alle tauſend
Teufel fielen plötzlich ſauſend
Uber mich zu dieſer Friſt,
Und daß ſie die Schmach mir thäten
Und bey einem Arm und Bein
Schleiften über Stock und Stein
Von den hölliſchen Majeſtäten:
Fehlt, daß ſich der Rieſe zeige,
Nicht zu warten mit der Noth.

Roldan.

Nun fürwahr! mein Knapp' iſt gut.

Guarin.

Gut gewiß, nur etwas feige.

Roldan.

Dir ſind Grillen angekommen.
Siehſt du, wie aufs Zeichen da
Sich die Brücke rühret?

Guarin.

Ja.

Roldan.

Haſt du das Geräuſch vernommen,
Wo die Waſſer dumpf antworten,
Da beym Rühren auf den Achſen
Ihre Laſt ſcheint anzuwachſen.

Guarin.

Ja.

Roldan.

Siehſt du den Rieſen dorten
An der Brücke ſchmalſtem Stücke.

Guarin.

Grauſer Anblick! Ich muß zagen.

Die Brücke von Mantible dreht ſich und erſcheint mit dem Rieſen **Galafre** *auf ihr.*

Galafre.

Wer will ſich hinüber wagen
Auf Mantible's großer Brücke?

Guarin.

Ich nicht.

Roldan.

Ich bin Kaufmann, bringe,
Tapferſter Galafre, hier
Her nach Africa mit mir
Einen Schatz koſtbarer Dinge;
Perlen, ſo die Sonne pfleget,
Ihrer Stirn zu Sternenkränzen,
Fern im Oſt, in Indiens Gränzen,
Das des Tages Wiege heget.
Wie viel Länder ich durchmaß,
Unter tauſend Kön'gen nie
Fand ich einen Herren für ſie
Als den großen Fierabras.
Dieſe bring' ich mit mir her,
Mein Gefolge blieb zurücke,
Und ich ging voran zur Brücke,
Bloß damit ſie offen wär.
Laß zuerſt hinüber mich
Und den Diener, beym Gepäcke,
Das nur eine kleine Strecke
Weit iſt, kommt der Lohn für dich,
Was fürs Überſetzen hier
Üblich iſt.

Galafre.
Du biſt berichtet,
Was es ſey?
Roldan.
Wohl unterrichtet
Komm' ich.
Galafre.
Du muſt erſtlich mir
Eine ſchöne Jungfer zahlen.
Guarin.
Das wird ſchwer ſeyn anzuſtellen,
Alle ſind ſie jetzt Mamſellen.
Roldan.
Die ich bring', iſt ſchön zum Mahlen.
Guarin.
Bringſt du ſie in Wechſeln?
Roldan heimlich.
Thor!
Schweig! ich muß ihn ſo betrügen,
Daß er ſich mag willig fügen.
Galafre.
Ferner, ſchreibt die Ordnung vor,
Zahlſt du einen ſchönen Sklaven.

Guarin.

Daß er ſchön ſagt, das iſt gut:
Ich bin garſtig, der Tribut
Laßt mich alſo ſicher ſchlafen.

Roldan.

Der kommt auch.

Galafre.

Zwey Centner ſchwer
Zahlſt du Gold und Silberſäcke.

Roldan.

Alles kommt mit dem Gepäcke
Meiner Ind'ſchen Stein' anher.

Galafre.

So geh zu! obwohl ich keinen
Ohne Geld je aufgenommen,
Von dir will ichs ſchon bekommen.

Roldan.

Sagt' ich nicht, daß es mit meinen
Leuten kommt?

Guarin.

Gott geb', es glücke!

Roldan.

Zu, Guarin, und nicht gebangt!

Endlich doch zum Ziel gelangt,
Stehn wir auf Mantible's Brücke.

Galafre zum Guarin.

Halt!

Guarin.

Ich halte ſchon.

Roldan.

Wozu?

Galafre.

Bis der Lohn mir wird geſpendet,
Bleibt der Diener mir verpfändet.

Guarin.

Und verrathen noch dazu.

Roldan.

Sey's, ich warte deiner dort. —
Auf Guarin kommt wen'ger an,
Als daß ich mir mache Bahn.

al

Galafre.

Knappe, hält er mir nicht Wort,
So wirſt du mein erſter Biſſen.

Guarin.

War ich gleich ein Lecker immer,

Leckerbiſſen würd' ich nimmer.
Aber laß zuvörderſt wiſſen,
Iſt der Rieſen Glaub' und Sinn
Mohriſch?

Galafre.

Ja.

Guarin.

So iſt die Speiſe
Dir verſagt

Galafre.

Auf welche Weiſe?

Guarin.

Nun, weil ich ein Ferkel bin.
Doch laß mich zu meinem Herrn,
Denn er bringt der Mädchen zwey:
Welche dir zu geben ſey,
Möcht' ich ihn befragen gern.

Galafre.

Ey! die beſte, das iſt klar.

Guarin.

Reſoluter hat's im Leben
Keinen Rieſen noch gegeben. —
Sklaven kommen auch ein paar;

Welchen ich dir geben muß.
Laß mich wenigſtens erfragen.

Galafre.

Der mir eben wird behagen.

Guarin für ſich.

So! ich wünſche viel Genuß. —
Doch ich muß ihn ſuchen laufen,
Weil er alle Schlüſſel führt,
Und was dir an Gold gebührt
Und an Silber, iſt beym Haufen
Mit verwahret.

Galafre.

Man ſprengt den Kaſten.

Guarin für ſich.

Er iſt, trotz des ſchlimmſten Falles
Mein Herr Rieſe Gut — für — alles.
Heut bricht er an mir ſein Faſten:
Da mein grauſames Geſchick
Mich den armen irrenden Knappen
Läßt als Rieſenkoſt erſchnappen,
Naht mein letzter Augenblick.

Galafre.

Seh' man nur den Chriſten beben!

Doch was Wunder, daß ihm graut,
Wenn er mich vor Augen ſchaut?
Und ich denke mir ſo eben,
Ihn weglaſſen wäre gut:
Wann die beyden Mädchen kämen,
Könnt' ich beyde feſt ſie nehmen;
Ein' als Fierabras Tribut
Liefr' ich ab, (zwey kommen ja)
So bleibt mir die andre doch. —
Wollteſt du wohl heute noch
Weg von hier?

Guarin.

Beym Himmel, ja!

Galafre.

Nun ſo geh! die Zahlung will ich,
Wann ſie kommen, deinen Leuten
Zu entrichten ſchon bedeuten.

Guarin.

Du haſt Recht. — Mein Treu! recht billi
Iſt der Rieſ', und ohne Tücke.

Galafre.

Geh nur, ſey vor mir nicht bange.

Guarin.

Nun ziſch aus! und wart' er lange,
Mein Herr Rieſe von der Brücke.

Trabt ab. Die Brücke dreht ſich und verſchwindet wieder.

Vor dem bezauberten Thurm.

Trommeln und Trompeten. Hierauf Fierabras mit ſeinem Heer.

Fierabras.

Laßt die kriegriſchen Muſiken
Nicht die Luft mehr müde rauſchen!
Denn da meine Macht nicht hinreicht,
Dieſem feſten Thurm des Zaubers
Obzuſiegen, weil behülflich
Höll'ſche Geiſter ihn behaupten,
Die bey deſſen Bau geholfen
Seinem Meiſter, jenem ſchlauen
Nigromanten! da ich ſehe,
Daß er, keinem Grimm zum Raube,
Noch verwittert an den Lüften,
Noch aufgeht in Flamm' und Rauche:
Denk' ich ihr unüberwindlich
Bollwerk endlich zu erkaufen;

Mit der leichteſten Eroberung;
Oft hat Kunſt, die Mittel tauſchend,
Um das Schwierige zu mäß'gen,
Sich dem Leichten anvertrauet.
Lehne keine Leiter mehr ſich
An die diamantne Mauer,
Laßt zu ſeinen goldnen Zinnen
Keinen Pfeil hinan mehr ſauſen.
Alle Köcher ſeyn verſchloſſen,
Jener gift'gen Vögel Bauer,
Die mit Seel' und ohne Leben
In den Lüften ſonſt gegaukelt.
Und auf dieſem grünen Teppich,
Wo der Zephyr Betten bauet
Von Smaragd, auf Bettgeſtellen
Von Kryſtall, damit darauf ſich
Lag' Aurora, und Gezelte
Aus der Krone manches Baumes,
Sollt ihr mir das Mahl bereiten.
Tafel ſeyen rings die Auen,
Schenktiſch ſeyen rings die Berge,
Die, anmuthig anzuſchauen,
Mir als Kelch' aus Gold und Silber,

Und Getränke ſüßen Thaues.
Quell'n und Blumen bieten ſollen,
Daß man ſag', in meines Gaumes
Dienſte ſchaffen ſich die Kelche
Gleich zuſamt dem Perlenſchaume.
Den belagerten Geliebten
Will ich heut zum Neide ſchmauſen;
Ihre unbezwungne Stärke
Soll der Hunger ihnen rauben.
Weder Formeln noch Figuren
Sind vermögend, auszudauern
Gegen der Natur Bedürfniß,
Denn bis dahin reicht kein Zauber.
Tantaln ihres eignen Unglücks
Sollen ſie, die Frucht vor Augen
Sehend, ſeyn, auf dieſe Weiſe
Werd' ihr Leiden um ſo trau'ger.
Mag die Liebe jetzt, verzeihend,
Solche wilde Streich' erlauben,
Denn, wer eiferſüchtig wurde,
Saget ab der Liebe Brauche.

Man bringt eine Tafel mit Speiſen.

Diener.

Angerichtet iſt die Tafel.

Fierabras ſich zum Eſſen niederſetzend.

So tragt auf, was nur den Gaumen
Kitzeln mag; und ihren Neid
Nicht zu reizen lagr' in Haufen
Sich das Heer umher, und alles
Schmaus und die Muſik erjauchze.

Geſang.

Die Fürſtin Alexandria's
Die holdſeligſte Floripes,
Lebet in dem Zauberthurme
Ausgehungert und umzingelt.

Floripes, die Ritter und Damen erſcheinen am Fenſter des Thurms.

Irene.

Wie dem Ohr die Lüfte ſchmeicheln!

Floripes.

Was für Neues zum Erſtaunen
Stimmt zu lieblichen Muſiken
Die Trompeten um und Pauken?

Guido.

Der Barbar ſieht, daß die Waffen

Nicht den Sieg zu ſchaffen taugen
Und meynt ſo uns zu beſiegen.

Diener.

Seht, ſie kommen auf die Mauer.

Fierabras.

Ihr, vom Thurm der Liebe dort!
Wenn es wahr iſt, daß vom Schauen
Die Verliebten leben bloß,
Wird euch nicht der Mangel dauern
Dieſer Speiſen, die ich hier
Werf' in meiner Hunde Schnauzen.

Guido.

Ritter, dieſe Schmach iſt würdig
Mit dem Leben abzukaufen.
Sage man nicht, daß wir wußten
Feig zu ſterben, hier vermauert,
Und nicht wußten kühn zu ſterben
In dem Feld', im harten Strauße.
Beſſer liegt der Franke, welcher
Liegt ins eigne Blut getauchet,
Als der ſeiner Dam' im Arme
Hungernd ſeinen Geiſt verhauchet.

Oliveros.

Wohl! hinaus, um jenes Heers
Lebensmittel wegzurauben,
Und den Thurm Entſatz zu bringen.

Arminda.

Mög' es euch nach Wunſch ablaufen.

Floripes.

Standhaft euch den Thurm bewachen
Wollen wir, indeß ihr draußen
Seyd, und wenn etwa die Nacht euch
Überfiele bey dem Strauße,
Soll die Loſung Liebe ſeyn;
Und es ſoll am höchſten Saume
Unſers Thurms Irene ſtehen,
Sendend ihrer Stimme Laute,
Daß ihr ihn nicht mögt verlieren.

Infant.

Waffnet euch, der Abend grauet.

Floripes.

Laß der Himmel 's euch gelingen!

Irene.

Schütz euch Gott!

Alle drey.
Seyd Gott vertrauet!

Alle von oben ab.

Roldan tritt unten auf.

Roldan.
Sag dem großen König, hier
Sey Roldan.

Diener.
Er wart hier außen.

Guarin kommt.

Guarin.
Wenn man ſoll zum Fierabras,
Nimmt man Zeit ſich, wie der Bauer
Geht ins Hundeloch.

Roldan.
Wie konnteſt
Du dem Rieſen nur entlaufen?
Sag, Guarin?

Guarin.
Nun, das iſt artig.
Haſt du's jetzt erſt abgelauſchet,
Herr, das ſchon von Kindesbeinen
Ich zum Rieſenfopper tauge?

Wohl vergütet find' ich jetzo
All das erſt empfundne Grauen,
Da ſolch angenehmes Land
Sich hier aufthut meinen Augen.
Eſſen wir, weil Alle eſſen!
Es wär' ungeſell'ge Laune,
Wenn man in Geſellſchaft kommt
Nicht zu thun nach ihrem Brauche. —
Aber da ſitzt Fierabras,

Diener.

Komm nur, Roldan! er erlaubt es.

Roldan.

Hoher Herr, gegrüßet ſeyſt du!

Guarin.

Ja, Holdſelige vom Hauſe
Africa's!

Fierabras.

Willkommen, Chriſten,
Die Gott ſchirmen mag!

Roldan.

Ich glaube,
Daß dein Diener nicht gemeldet

Wer ich ſey, da ſo vertraulich
Dein Empfang iſt.

Fierabras.

Ja ich weiß,
Daß du von Anglante's Mauern
Herr biſt, und Roldan dich nennſt.

Roldan.

Nun, weil du mich mitzuſchmauſen
Laden willſt, da du das weißt,
Spar' ich dir die Müh', und brauche
Meine Freyheit.

ſetzt ſich.

Guarin.

Ich desgleichen,
Denn mich ſollt' es wahrlich dauern,
Gäben die Herrn Fierabraſſe
Sich viel Müh mit dem Erlauben.

Fierabras.

Weil ich weiß, wozu du herkommſt,
Litt ich, daß du dir getrauſt
Meiner Gegenwart zu trotzen;
Und dann, weil ich dir vor Augen,
Eh du ſtirbſt, Roldan, will ſtellen,

Wie in Africa hier außen
Deine Pairs von Frankreich leben:
Denn dein Glück wär noch unglaublich,
Stürbſt du, nicht ſie ſterben ſehend.

R o l d a n.

Was heißt ſterben?

F i e r a b r a s.

Siehſt du ſtaunend
Dieſen Atlas von Metall?
Dieſen Berg aus Erz? dieß rauhe
Vorgebirg' aus Zimmerholze?
Dieſen Caucaſus behau'ner
Steine? den Granitnen Rieſen,
Der auf Mohriſch ſo genau ſich
Weiß zu kleiden, daß die Wolken
Sich um ſeinen Turban bauſchen,
Und, damit des Königsſchmucks
Nicht ermangle ſeine Haube,
Er den halben Mond des Himmels
Ihr als Gipfel oben aufſetzt?
Siehſt du dieſen ſtolzen Bau,
Deſſen Stirn mit frechen Brauen
Schlägt den Himmel, deſſen Maſſe

Drängt die Luft aus ihrem Raume?
Wohl, es iſt noch Berg, noch Säule,
Noch Gebäu, noch Rieſe, glaub mir;
Sondern Monument und Grabmahl,
Urn', und grauſer Todtenhauſen,
Wo vier Paladine liegen,
Noch lebendig eingemauert,
Während ſo der Durſt als Hunger
Sie zernagt mit ſtumpfen Klauen;
So daß, endlich ihrer Qual
Unterliegend, ſie erſtaunen
Wie mit Seel' und ohne Leben
Kann der Menſch als Leichnam dauern.
Doch ſie haben nicht zu klagen,
Wie viel Unglück auch betrauernd,
Daß ich grauſamer mit ihnen
Als dem eignen Blute hauſe:
Denn zugleich ſtirbt ja Floripes
Meine Schweſter. — Auszudauern
Gieb Geduld mir, Himmel!

Roldan aufſtehend.

Mir
Geb' er ſie, dieß zu verdauen.

Aber da zu rechter Zeit ich
Angekommen, ihrem Haufen
Beyzuſtehn, bey Sankt Denys!
Will ich ihnen, daß ſie ſchmauſen,
Wie ſie ſteht, die Tafel bringen
Von dem Tiſchtuch ohne Zaudern
Die vier Zipfel packend.

Sie ziehn die Degen und fechten.

Fierabras.

Heut
Stirbſt du.

Roldan.

Machſt du mirs noch krauſer,
Bring' ich ihnen obendrein
Der Lackay'n und Pagen Haufen
Zur Bedienung, und zum Spielen
Die Trompeter und die Pauker.

Fierabras.

Eh ſollſt du den Tod erleiden.

Die **Ritter** kommen aus dem Thurme.

Diener.

Sieh das Thor der Veſte aufgehn,

Und die Paladine fallen
Aus zum Kampf in vollem Laufe.

Guido.

Jeder ſuch' an ſeinem Theil,
Was er irgend kann, zu rauben,
Und zum Thurm zurückzukehren.

Roldan.

Fürchtet nichts und faßt Vertrauen!
Roldan kämpft mit euch.

Guido.

Der Himmel
Sandte dich, uns zu behaupten.

Die Ritter.

Frankreich lebe!

Die Truppen des Fierabras.

Africa lebe!

Fierabras.

Heute ſoll der Frühlingsauen
Reiche Zier im Fränk'ſchen Blute
Köſtlicherer Schmelz bethauen.

Guarin.

Niemals kam ich noch zum Sitzen
Bey dergleichen großem Schmauſe,

Daß nicht Augenblicks der Teufel
Los gewesen wär mit Hauſen.

Allgemeines Handgemenge, jeder nimmt vom Tiſche, was er bekommen kann, und ſie gehen ſchleunig ab.

Floripes tritt vor das Thor des Thurmes.

Floripes.

Schon die Nacht, der Sonn' ein Schauer,
Deren Licht ſie will bezwingen,
Breitet ihre ſchwarzen Schwingen
Schattend alles Lebens Dauer
Eingehüllt in Grauen und Trauer;
Schon die Sonn', in Schimmern trunken
Stirbt, als wär darein verſunken,
Ihre Dämmerung Agonie,
Und der Sonne Leichnam lieh
Aſchen her zu Sternenfunken
Wie ihr Strahl ſich ſo entfaltet,
Sich ihr Schimmer ſo vertheilet,
Iſt nun ihr Planet zertheilet,
Ihre Gottheit vielgeſtaltet.
Wie ein Spiegel, der zerſpaltet,
Manchen Wiederſchein gewonnen,

So, in Dämmerung zerronnen,
Zwar die Todtenfey'r ſich haltend,
Stirbt die Sonne nicht: ſich ſpaltend
Hinterläßt ſie viele Sonnen.
Und es hält zu meinem Leiden
Nie der Tod mit Streichen inne;
Von des Tages Anbeginne
Jamm'r ich bis zu ſeinem Scheiden.
Wenn die Au'n in Nacht ſich kleiden,
Bis zum Morgenroth, empört
Sich mein Sinn mir; wild verſtört
Muß ich Kämpfe ſtets beſtehen,
Tags mit dem, was ich geſehen,
Nachts mit dem, was ich gehört.
Ihrem Treffen, ſcheint es zwar,
Macht' ein Ende ſchon die Nacht;
Eine Zinke nur noch wacht,
Deren Stimm', in Lüften klar,
Ruft zurück der ihren Schaar.
Und da unſre nicht wie jene
Hat metallner Zinken Töne,
Ihr den Rückzug kund zu thun;
Sey beſeelte Zinke nun

Unſers Heeres du, Irene.
Hoch vom Thurme hört' ich gern
Deine bangen flücht'gen Stimmen
Auf dem leiſen Winde ſchwimmen,
Ihn durchſchauernd nah und fern.
Ein melod'ſcher Angelſtern
Wirſt du ſeyn, da voll von Blut
Ward das Feld zur Meeresflut;
Zieh' dein Ruf ſie her zu dir,
Jeder ſinde, nahend hier,
Dieſes Thor in meiner Hut.

Irene erſcheint auf der Zinne des Thurmes

Irene ſingt.

Meinem Ruf als Fittig diene,
Wind! verſchlag' ihn nicht im Sturme.
Tapfre Ritter, zu dem Thurme!
Zu dem Thurme, Paladine!

Floripes.

Ich vernahm Geräuſch: erſchiene
Doch, wer meinen Gram vertriebe!

Richard tritt auf.

Richard.

Was ich kühn entführt dem Diebe.

Bring ich; iſt der Thurm hier? Ja,
Hört' ich doch Irenen da.

Floripes.

Kommt wer?

Richard.

Ja.

Floripes.

Die Loſung?

Richard.

Liebe.

Floripes.

Könnt' ich Eintritt ihr verſagen,
Lieb' erwartend an der Schranke?
Sag, wer biſt du, edler Franke,
Der hieher ſich durchgeſchlagen,
Leben aus dem Tod zu tragen?

Richard.

Holde Schmach des Tages! ſieh
Richard von der Normandie;
Daß ich deinen Gram zerſtreute,
Eil' ich heim mit reicher Beute.

Floripes.

Ach, bethörte Fantaſie! —
Sage, wo iſt Guido?

Richard.

Ich
Weiß es nicht: ich ſah ihn zwar
Anfangs, aber manche Schaar
Drängt' im Handgemenge ſich
Zwiſchen uns.

Floripes.

So ſollte mich
Tödten Angſt mit grimm'gem Wurme.
Ruf, Irene! daß im Sturme
Ihm dein Ton zum Führer diene.

Irene ſingt.

Zu dem Thurme, Paladine!
Tapfre Ritter, zu dem Thurme!

Der **Infant** und **Roldan** treten auf.

Infant.

Wohl ſind dieſe Stimm' uns ein,
Ein Magnet der kühnen Triebe.

Floripes.

Wer da?

Infant.

Liebe.

Floripes.
Iſt es Liebe,
Sie ſoll ſehr willkommen ſeyn.
Guido?

Infant.
Guido, Herrin? Nein,
Der Infant, dein Sclav, iſt hier,
Der von einem Gaſtmahl dir
Reſte bringt.

Floripes.
Seltſames Leiden! —
Und der Andre von euch beyden?

Roldan.
Kriegsgefangen ſieh in mir
Deinen Knecht.

Infant.
Du kannſt hierneben
Roldan, Herrn Anglante's grüßen.

Roldan.
Der ſich wirft zu deinen Füßen,
Sich zum Himmel zu erheben.

Floripes.
Gnügen wird dein mächtig Streben,
Feſt des Glückes Rad zu halten.

Roldan.
Wolle mit der Gabe ſchalten,
Die ich bin zu bieten froh.
Floripes.
Gut; doch wo mag Guido, wo
Der Bourgogner auf ſich halten?
Roldan.
Wir verlohren im Gefecht
Aus den Augen ihn.
Floripes.
Und wagen
Könnt ihrs, — weh mir! — das zu ſagen?
Oliveros und **Guarin** treten auf.
Oliveros.
Wir gehn hier, Guarin, nicht recht.
Guarin.
Ja, und obendrein auch ſchlecht,
Denn mich ſchmerzet Fuß und Schiene.
Oliveros.
Wenn nur was vom Thurm erſchiene!
Guarin.
Still! ein Laut fliegt mit dem Sturme.

Irene singt.

Tapfre Ritter, zu dem Thurme!
Zu dem Thurme, Paladine!

Oliveros.

Dieß iſt das Signal: wir müſſen
Nahe ſeyn.

Guarin.

Wohlan, ſo geh.

Floripes.

Mein Verlangen läßt entweder
Täuſchend mich Geſpenſter ſehn,
Oder zweye nahn.

Guarin.

Beym Eintritt.

Thu' mir das zu Liebe, ſtell'
Mich der Dame vor, der ihr
So viel dankt.

Oliveros.

Es ſoll geſchehn,
Komm nur mit heran, Guarin.

Er tritt näher.

Floripes.

Wer da?

Oliveros.

Liebe.

Floripes.

Laßt ſie her.

Oliveros.

Ich bin Oliveros, Herrin.

Floripes.

Augen, wünſcht euch Glück nunmehr!
Wenn ihr Oliveros, Richard
Roldan und Guarinos ſeht,
Iſt der Prinz ja von Bourgogne
Jener ganz unfehlbar, denn
Niemand anders als ſein Freund
Käme ſo mit ihm hieher.
Jetzt, Irene, ruf nicht weiter,
Da ſie alle vor uns ſtehn.
Ihr, ſeyd herzlich mir willkommen,
Mein Geliebter und mein Herr!
Gebt nun Leben einer Seele,
Deren Treue feſt und ächt
Sich an euch in ſo viel Thränen,
So viel Seufzern hat bewährt.

Guarin für ſich.

Ey, was hör' ich da? Beym Himmel,
Giebt es in der weiten Welt
Doch kein angenehmer Land!
Mittags immer aufgedeckt
Steht die Tafel, und zu Nacht
Bett und Mädchen; wenns ſo geht
In dem Land des Fierabras,
Werd' ich Fierabras noch ſelbſt.

Floripes.

So verdien' ich keine Antwort?
Wie, daß ihr mir keine gebt?
Doch warum verzögert ihr
Dieſe Wonne, dieſes Feſt?
Kommt in meine Arme.

Guarin.

Das
Iſt das wenigſte, nachher
Wollen wir ſchon weiter kommen.

Floripes.

Was hör' ich? wer biſt du, Menſch?

Guarin.

Wer du willſt, Weib, daß ich ſey.

Floripes.

Sag mir, Oliveros, wer
Iſt der Menſch?

Oliveros.

Es iſt ein Knappe
Guido's.

Floripes.

Und wo iſt denn er?

Oliveros.

Iſt er nicht gekommen?

Floripes.

Nein.

Oliveros.

Ich verlor mich im Gefecht,
Und ſah ich ihn gleich zu Anfang,
Sah ich ihn nachher nicht mehr.

Floripes.

Ach ich Arme! — Halt, Irene!
Geh noch nicht von droben weg,
Fange wieder an zu rufen:
Sieh, daß ja mein Leben fehlt.

Oliveros.

Wenn den Guido wir verlohren,
Ritter, ſo gelang uns ſchlecht
Unſer Ausfall, denn wir zahlen
Einen Preis, den nichts erſetzt,
Für ein Leben auf vier Tage.

Floripes.

Wie habt ihr zu ſagen Recht,
Daß ihr ihn verloren hättet?
Paladine, klagt nicht mehr!
Ich hab' ihn allein verlohren!
Was beginn' ich? weh mir! weh!
O ihr wackern Paladine,
Ruhm der Fränk'ſchen Lilie! gebt
Ihr nicht beßre Rechenſchaft,
Da ich euch vertraut mein Herz?
Roldan, wo blieb euer Vetter?
Gebt mir Red' und Antwort, ſprecht,
Oliveros, wo iſt euer
Freund, am treu'ſten euch bewähret?
Richard, ſagt, wo ließt ihr euren
Blutsverwandten? Eur Gefährt
Wo blieb er zurück, Guarinos

Keiner, der mir Rede ſteht? —
Ihr thut alle wohl, zu ſchweigen,
Um mich nicht zu täuſchen mehr.
Denn ihr all' habt mich belogen,
Alle mich getäuſcht, indem,
Da ich euch am Thor des Thurmes
Fragte, was die Loſung wär,
Ihr ja alle Liebe ſagtet,
Und doch keiner ſagte recht.
Wenn ihr ſchweigt, um nicht zu ſagen
Daß er ſtarb, ſeht, ſo vermehret
Ihr mein Leiden, denn ich ſterbe
Mehr als Einen Tod indeß.
Unglückſüchtig am Gemüthe
Durſt' ich ſo nach Leiden jetzt,
Daß ich, um einmal zu ſterben,
Leeren will den ganzen Kelch.
Was ihr alle ſagen mögt,
Weiß ich doch ſchon ſelber mehr,
Denn ich ſah ihn, ja ich habe
Hier im Innern ihn geſehn,
Meere well'gen Bluts erregen;
Und es ſchien ſein tobend Schwert

Grimm des Südwinds, wann er ſchüttelnd
Einer Ernte Saat durchfährt.
Hier erlegt er, ſtürzt dort nieder,
Und ſein Fuß tritt ſtolz einher
Uber ſeiner Hände Siegen.
Schon erſcheint entkräftet er,
Und, den Schild zerſtückt, den Harniſch
Ubel zugerichtet, fällt
Taumelnd er und ohne Sinne
Unter der Mauren Heer;
Schon, in Staub und Blut gebadet
Sank' er, wo der Purpurquell
Jeden Tropfen als Rubin
Jede Perl' als Nelke ſprengt.
Wenn ich nun in ſolchem Unglück
Ihn geſehn, warum beſteht
Ihr darauf, es noch zu läugnen?
Iſts nicht ſchlimmer, Franken, wenn
Mich indeſſen neue Marter
Ein und abermal entſeelt?
Gebt mir denn zur Loſung Tod,
Und nicht Liebe, daß ihrs trefft:
Denn es iſt ein grauſam Mitleid,

Denn es iſt ein wilder Scherz,
Daß ihr alle ſaget Liebe,
Und es keiner ſagt mit Recht.

Roldan.

Herrin, giebt es für dein Unglück
Und das unſre, da ſie jetzt
Beyde eins ſind, noch ein Mittel,
Bau auf mich: ins Lager gehn
Will ich, und hier nimm mein Wort,
Daß ich nicht zurücke kehr',
Ohne Guido.

Oliveros.

Alle geben's;
Ihn mit uns zu bringen her
Lebend oder todt, den Schwur
Leiſten wir nach dem Geſetz
Frankreichs.

Floripes.

Leben mir zu ſchaffen
Geht ihr; ſchirm' euch Allah denn!
Und die Loſung bey der Rückkehr,
Liebe ſey's, wenn ihr ihn her

Lebend bringt; wenn todt, Fortuna.
Denn nicht hören will ichs mehr
Daß ihr alle ſaget Liebe,
Und es keiner ſagt mit Recht.

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

Vor dem bezauberten Thurm.

Man hört gedämpfte Trommeln und Poſaunen.

Floripes erſcheint auf der Zinne des Thurms.

Floripes.

Noch nicht geendet mit der bleichen Trauer
Der Nacht ward meine ungerechte Plage,
Denn mit dem Tag' erneut ſich ihre Dauer,
Wo Liebe nicht ſie endet mit dem Tage.
Die erſte Stimme, die der flücht'ge Schauer
Des Windes bringt, iſt eine Leichenklage,
Von dumpfer Trommel und Poſaun' erſchallend,
Die Luft verwundend und zum Himmel prallend.

Wenn dieß die erſte Kund' iſt von den Streichen,
Und ſchlimm und ſchlimmer meine Leiden ſchwellen,
Was wird — o Himmel! — denn der letzten gleichen?
Aus meinen Augen werden ew'ge Quellen.
Doch ſchon Beweiſe ſinds, nicht ferne Zeichen,
Die mir als Raub das Lager dar will ſtellen:
Denn einen Leichenpomp ſeh' ich erhoben,
Da kaum der Reif vom Felde weggeſtoben.
Ein Blutgerüſt im Lager? Droh'nde Plagen!
Gedämpft die Inſtrumente? Schwer Begängniß!
Geſenkt die Fahnen? Strenges Niederſchlagen!
Gelöſcht die Fackeln? Schreckliche Bedrängniß!
Die Fahnen nachgeſchleift? Grauſames Zagen!
Zu mir ſich wendend? Tödtendes Verhängniß!
Sind's nicht Beweiſ — o des verhaßten Blickes!
Vom letzten Todeskrampfe des Geſchickes?

Bey gedämpften Trommeln kommt ein Zug Mohriſcher Soldaten mit nachgeſchleiften Fahnen; hierauf Guido, die Hände auf den Rücken gebunden, und die Augen mit einer ſchwarzen Binde bedeckt, zuletzt Fierabras.

Fierabras.

Ihr dort im Thurm, der heut heißt von der Liebe,
Vom Zauber geſtern! Ob bey dem Beginnen
Schon Nam' und Ruf ihm unverwandelt bliebe:
Denn Schönheit iſt ja Zauber für die Sinnen;
Und ſind bezaubert des Verliebten Triebe,
So darf der Tauſch kein Staunen abgewinnen.
Sein Nam' iſt in der Deutung noch zu kennen,
Weil Lieb' und Zauber einerley benennen.
Sagt dieſer Schönheit, die ich abgeſchworen,
Dem Licht, das meiner Sphäre ſich entſchwungen,
Dem Stern, aus meiner Strahlen Kreis verlohren,
Der Macht, die meiner Herrſchaft ward entrungen,
Als meines Lebens Hälfte zwar gebohren,
Der ich jedoch es fruchtlos aufgedrungen:
Floripes ſagt, ſie woll' — ich bin verſtöret —
Mich hören von der Zinne.

Floripes.

Wohl, dich höret,
Nicht, Fierabras! der Stern, der ſich verlohren,
Das abgeſchworne Licht, verſchmäht, verdrungen,
Nicht ſie, als Hälfte deines Selbſt erkohren,

Nicht ſie, die Gottheit, deinem Reich entrungen;
Nein, jene Tugend, rein und neugebohren,
Nein, jene Schönheit herrlicher erklungen,
Seitdem ſie deinem Hochmuth ward entnommen;
Floripes hört: ſag', weßhalb du gekommen?

Fierabras.

Auf daß du wiſſeſt heut in deinem Bangen,
Auf daß du wiſſeſt heut in deinem Beben,
Wie meine Eiferſucht ſoll Tod empfangen,
Wenn einen Tod es für den Tod kann geben.
Der, den du ſiehſt, von Drangſal ſo umfangen,
Ein Opfer dem Verhängniß hingegeben,
Der, den du ſchauſt, wie er ſich elend quäle,
Das mörderiſche Meſſer an der Kehle,
Iſt Guido von Burgund, iſt dein Bewerber;
Und meines Schmerzes Größe zu beweiſen,
Bring' ich ihn vor dich her, daß um ſo herber
Ihr leiden mögt auf unterſchiedne Weiſen.
Du ſollſt ihn ſehen, er dich nicht; ſo ſterb' er:
Denn ſäh' er dich, wär' er beglückt zu preiſen.
Und beyde ſollt ihr Einen Tod beſtehen,
Ihn ſterben du, und er dich nicht zu ſehen.
Er zieht itzt zum Gerüſt im koſtbarn Scheine

Des Leichenpomps, den ich ihm beygegeben:
Nicht Rach' an ſeiner Ehre will die meine,
Drum halt' ich ihm die Todtenfey'r im Leben,
Doch du, Floripes, bebe, dulde, weine,
Ich Stolzer muß ja dulden, weinen, beben.
Du ſchaffſt mir Eiferſucht, und ich dir Plagen,
Was größ're Pein ſey, mag die Liebe ſagen.

Floripes.

Verſchiebe, mördriſcher Barbar, halt inne!
Halt inn', unmenſchlicher Barbar, verſchiebe! —
Doch ich muß ſehn, ob Sanftmuth ihn gewinne. —
Ach Fierabras! ach Bruder! meiner Triebe
Gebieter! Herr und König meiner Sinne!
Die Seele, der du Anbetung und Liebe
Vor dem geweiht, ſieh! hängt an deinem Willen;
Dir gnüge, was ich war, den Zorn zu ſtillen.
Nie ganz geht in Vergeſſenheit verlohren
Des Edlen Liebe; Spuren werden ſagen
Vom Feuer ſtets, es ſey als Feu'r gebohren.
Dich rühren laß mein Seufzen, Weinen, Klagen.

Fierabras.

Nein, ich bin Natter, ich verſchloß die Ohren.

Floripes.

Wer meiner Stimme ſo ſich kann verſagen,
Iſt ſchnöd', iſt ein Tyrann, ein Ungeheuer,
Mein König nicht, mein Bruder, noch Getreuer.
Und eher als daß ſeinen Tod ich ſehe,
Sollſt du den meinen ſehn: da mein Verderben
Das Schickſal ſo beſchloß in ſeinem Wehe,
Heißt Liebe mich verzweifelnd mit ihm ſterben. —
So folgt mir denn Iren'! Armind'! Aſtree!

Von oben ab.

Die **Ritter** treten unten hervor.

Oliveros.

Nun iſt es Zeit, den Vortheil zu erwerben.
Auf, tapfre Franken!

Fierabras.

Wie? was ſoll dieß heißen?

Roldan.

Wir kommen den Gefangnen zu entreißen.

Fierabras.

Woher drangt ihr hervor? aus welchen Schranken?
Schließt dieſer Berg denn Männer ein in Waffen?
Da ich beerd'ge Einen todten Franken,
Will mir die Erde fünf lebend'ge ſchaffen?

Doch weiß ich, welcher Sorg' ichs muß verdanken:
Sie pflegt Lebend'ge mir ins Grab zu raffen,
Drum hat ſie alle lebend mir geboten,
Daß ich zurück ihr ſenden ſoll die Todten.

Roldan.

Eitel waren ſtets die Reden,
Welche früher von der Zunge
Kommen, als des Schwertes Schwunge.

Fierabras.

Wohl, ſo laßt die Hände reden.

Alle gehen fechtend ab, und laſſen Guido allein zurück

Guido.

Sind geblendet ſchon die Augen
Durch die Bande meiner Qualen,
Muß mir Bilder vorzumahlen
Doch das Licht des Geiſtes taugen.
Ja ich irre nicht: ich merke,
Wie die Stimmen ſich verwirren,
An der Waffen wüſtem Klirren,
Daß beherzt, mit raſcher Stärke,
Ohne zagende Gedanken,
Mich zu retten ſind entſchloſſen
Meine wackern Kampfgenoſſen,

Meine ritterlichen Franken.
Wer doch dieſe ſtrengen Bande
Reißen könnte, um ſein Leben,
An das Licht zurückgegeben,
Mit verwegnem Widerſtande
Zu verkaufen um den Preis
Vieler andern!

Er verſucht die Stricke zu zerreißen, jedoch vergeblich.

Aber ich
Kann nicht ſelbſt entfeſſeln mich,
Ich vergeh' in Feu'r und Eis.
Hier, beynah mehr todt als lebend,
Ruf' ich in die weite Welt,
Da mein Todesſpruch gefällt,
Wider ihn die Stimm' erhebend.

Floripes mit ihren Dienerinnen kömmt aus dem Thurm.

Floripes.

Auf, Armind'! Iren'! Aſtree!
Wenn eur Muth in dieſer Noth
Willig ſeinen Beyſtand bot,
Schafft, daß man bewähret ihn ſehe.

Irene.

Unſre Schaar begann den Streit,
Und die im Gefecht befangnen
Feinde ließen den Gefangnen
Unbewacht.

Floripes.

Gelegenheit
Beut uns ihrer Stirne Locken.
Guido, komm!

Guido.

Was iſt dieß, wie?
Was die blinde Fantaſie
Läßt in neuen Zweifeln ſtocken?
Wer hat mich genannt?

Floripes.

Nachher,
Wann es Zeit iſt, ſollſt du's wiſſen.

Guido für ſich.

Muß ich noch in Finſterniſſen
Schweben, Glück? Doch zweifeln wär
Thöricht hier: denn wäre von meinen
Freunden jemand, ſo iſts klar,
Würd' er Rettung aus Gefahr

Mir zu melden nicht verneinen.
Nach den Zeichen iſt das Ziel
Meines Lebens jetzo nah,
Und ich geh' zu ſterben, da
Wider mich das Urtheil fiel.

Floripes und die übrigen mit Guido ab.

Guarin kommt gelaufen.

Guarin.

Meine Damen! He! So nimmt
Keine meine Noth zu Herzen?
Wartet doch! — Schon zugeſchloſſen.
Wie ich lief, um mich zu retten
In den Thurm mit ihnen, kam ich
Doch zu ſpät; daß ich zu rechter
Zeit auch niemals komm', als da
Wo es Rippenſtöße ſetzet!
Tüchtig iſt die Schlacht im Gange:
O, wer ein Billet nun hätte,
Um vom himmliſchem Balcone
Solch ein herrlich Feſt zu ſehen!
Degenſtiche giebt es da,
Die am Gürtel einen derben
Türken ſpalten, und die Klinge

Iſt von ſo behender Schärfe,
Daß er aufrecht ſtehen bleibt,
Ohne daß ihm anzumerken
Wo es durchgegangen; Hiebe,
Die in einem Zuge gehen
Von der Stirne bis zum Nabel,
Und den Mohren, dem's begegnet,
Laſſen ſtehn als röm'ſchen Adler,
Einen Rumpf mit zweyen Hälſen.
Roldan theilte einen Türken
In zwey Hälften durch die Schläfe:
Hier die Bruſt und da die Schultern,
Liegend auf des Raſens Fläche,
Ließen glauben, daß es zwey
Halb erhobne Menſchen wären.

Fierabras hinter der Szene.

Auf ſie ein, Alarben! Seht
Feige ſie den Rücken kehren.

Die Ritter treten auf.

Roldan.

Kommt, wir müſſen uns zurückziehn,
Denn die ganze Macht des Heeres
Dränget uns.

Oliveros.
Wir retten Guido
Von Burgund mit in die Veſte,
Und vertheid'gen uns darin.
Infant.
Er verſchwand von dieſer Stelle.
Richard.
Ey, was wäre denn gewonnen,
Wenn wir ſo den Fang verſcherzten?
Guarin.
Beſſer ſprächt ihr, den Gefangnen,
Freylich wäre das geſchehen,
Hätt' ich nicht, bloß mit vier Frauen,
Welche kamen, mir zu helfen,
Ihn bey Seit geſchafft zum Thurme.
Roldan.
Du biſt ſo beherzt als redlich.
Guarin.
Überaus ſehr!
Infant.
Iſt das wahr?
Guarin.
Drinnen iſt er.

Richard.

Froh Begegniß!

Roldan.

Frauen ſchafften ihn bey Seit?

Guarin.

Kommt, er iſt wohl nicht der erſte,
Den bey Seit die Frauen ſchafften.
Weiß ich doch viel große Herren,
Die, um ihrethalb verſchuldet,
Arm auf einem Dorfe leben,
Und den Glanz der Hauptſtadt meiden;
Denn das ſind der Liebe Segen.

Alle ab.

Im Thurm

Floripes und ihre Dienerinnen führen Guido, noch mit verbundenen Augen und gefeſſelt, herein.

Floripes.

Nun ich vor der Angſt geſichert
Bin, dich zu verlieren, edler
Guido, iſt es Zeit, daß du,
Was du mir verdankſt, erkenneſt.

Sie nimmt ihm die Banden ab, und löſt die Binde.

Guido.

Hilf, o Himmel! was erblick' ich?

Floripes.

Sag, warum du zweifelnd ſteheſt?

Guido.

Ich bezweifle noch mein Glück,
Herrin; denn da es ſo ſelten
Mir ſein Antliz wies, ſo konnt' ich
Nicht mir deſſen Züge merken;
Und ich ſteh' und ſinne nach,
Ob ſie's ſind.

Floripes.

Und wohin wendet
Sich die Löſung dieſer Zweifel?

Guido.

Ja, daß es mein Glück war, welches
Meine Schritte lenken konnte,
Dich zu ſehn, mit dir zu ſprechen.
Laß dich tauſendmal umarmen!
Denn, iſt dieſes Heil nur Blendwerk,
O ſo muß ich, eh's verſchwunden
Sich vor meinem Blick entfernet,
Es genießen. — Jetzo mög' ich

Aufgeweckt vom Traume werden,
Mög' es meinem Arm entfliehen,
Möge denn der Tod mich treffen!

Floripes.

Mit wie viel Gefahr erkauft,
Dankſt du, Guido, mir das Leben!

Guido.

Wie, was ſagſt du? Ich verdanke
Dir das Leben? ?

Floripes.

Ja, du wäreſt
Undankbar, wenn du's verneinteſt.

Guido.

Nein doch, wenn du's wohl bedenkeſt.
Nicht das Leben mir verlieh'ſt du,
Nur des Todes Art verbeſſert
Haſt du: dieß verdank' ich dir,
Und nicht mehr.

Floripes.

So ſprich: weswegen?

Guido.

Unter grauſamen Barbaren
Ging ich, es iſt wahr, zum Sterben,

Und da tödtete der Gram mich,
Sterbend nicht mein Heil zu ſehen,
Schön und tapfer trateſt du
Auf, das Leben mir zu geben,
Führteſt mich zum Thurm zurück,
Wo ich deine Schönheit ſehe
Und hier tödtet mich die Luſt:
Wie verdanket denn ſein Leben,
Der, ſo erſt vor Grame ſtarb,
Und jetzo vor Luſt ſoll ſterben?
Denn es iſt der gleiche Tod,
Ob uns Gram, ob Luſt entſeelet.

Floripes.

Um die Huld mir nicht zu danken,
Guido, weißt du's wohl zu wenden. —
Doch was giebt's? Die Thüren wurden
Aufgethan.

Die **Ritter** treten ein.

Oliveros zu Guido.

Umarme jeden
Unter uns zu tauſendmalen,
Wie es unſre Freundſchaft werth iſt.

Guido.

Ja, das Leben dank' ich Vielen,
Und ich muß undankbar werden,
Weil ich's Einem Herrn allein
Weihen will.

Roldan.

Mit vollem Rechte
Iſt es *ihr*, denn, wenn auch alle
Kämpfen und mit ſiegen helfen,
Sind doch die Gefangnen dann
Einzig des Gefangennehmers.
Fielen wir ſchon alle aus,
Dich zu löſen und zu retten,
Weil Floripes dich gewann,
Mußt du für ihr eigen gelten.

Floripes.

Weil uns wieder, Paladine,
Hier verſammelt das Verhängniß,
So vernehmet aufmerkſam
Einer Frauen Wort, und wär' es
Nur, weil ſie zuerſt es führet.
Ihr ſeht alle, wie das ſtrenge
Schickſal glücklichen Erfolgen

Will ſo wenig Raum gewähren,
Daß es kaum ſie läßt erblicken,
Eh' es ſie dem Aug' entwendet.
Kaum daß wir uns Glück noch wünſchen
Konnten über ein Begegniß,
Wann die Sorgen um ein andres
Wieder uns bedrohn und ängſten.
Unglücksfälle ſind wie Hydern,
Da wo einer ſtirbt, erſtehen
Tauſend, und ſofern ſich alle
Gleichen, ſind die Unglücksfälle
Wie der Phönix: ſchleunig folgen,
Jeglicher des vor'gen Erbe,
Sie einander, daß die Aſchen
Immerfort das Grab erwärmen.
Sinnen wir auf Rettungsmittel,
Denn auf dieſe Weiſe leben
Iſt unmöglich: ſchon von neuem
Sind wir hier in bitterm Elend
Eingeſchloſſen; ſchon zurück
Kehrten wir zu unſrer herben
Vor'gen Drangſal; welche Linderung

Bleibt uns noch, die uns erhebe?
Welche Hoſſnung, die uns troſte?
Welche Macht, die uns errette?
Die gewagteſte Gefahr
Kann aufs höchſte unſerm Leben
Eines Tages Friſt erringen,
Und iſt die vorbey, ſo kehret
Stets der alte Zweifel wieder.
Laßt gemeinſam uns erwägen,
Was zu thun, und ſucht ein Mittel
Trotz den hemmenden Beſchwerden,
Einmal von hier loszukommen,
Statt ſo manches Mal zu ſterben.
Wer ſah je den Wetterſtrahl,
Sich als Feuerſchlange regen,
Die, beſchuppt mit Funkellichtern,
Die durchbohrte Luft erhellet,
Ohne vor dem Blitz zu flüchten?
Wer ſah auf kryſtallnen Bergen,
Rieſen gleich von leichtem Schaume,
Die Orkane ſich erheben,
Ohne vor dem nahen Sturm

Sich nach Zuflucht umzuſehen?
Wer ſah je, die Sonn' umhüllend,
Wolken rings den Himmel ſchwärzen,
Daß er vor dem Ungewitter
Nicht auf einen Schutzort ſänne,
Bald der Höfling einer Hütte,
Bald der Gaſt von hohlen Stämmen?
Da wir nun den Wetterſtrahl
Leuchten ſahn am Firmamente,
Da wir ſchon den Meeresſturm
Drohen ſahn mit finſterm Weſen,
Und das Ungewitter ſahn
Sich in wildem Grimm erheben:
Suchen wir vor allen Zuflucht.
Denn auf dieſe Weiſe ſterben
Durch die Hand der eignen Furcht,
Iſt nicht zu verzeih'nde Schwäche,
Und wir gleichen jenem, der,
Einem Mörder zu entgehen,
Sich dem Tod entgegen ſtürzt,
Als ob's minder ſterben wäre,
Wenn man wie ein Feiger ſtirbt,
Als ſo wie die Tapfern ſterben;

Da vielleicht, rief' er zu Hülfe
Seinen Muth, er den erlegte,
Der den Tod ihm geben wollte,
Weil der Zufall oft ſich wendet.
Ich bin euch bereit zu folgen:
Denn wo gäb' es wohl Beſchwerden,
Denen ſo ſtandhafte Liebe,
Solche reine Treu erläge?
Euch halt' ich ſie bis zum Tod,
Guido's Gattin; mir gewähre
Nur dieß Eine Gut der Himmel,
So viel Leiden zu erſetzen.
Laßt uns nicht mit dieſem Zweifel,
Dieſer Sorg uns künftig ängſten,
Daß wir alles nicht gethan,
Was wir konnten als Beherzte.
Was geſchehn ſoll, ſeht nun zu:
Denn mein ſtolzes, kühnes Herze
Will dem widerwärtgen Glück
Sich auf Gnade nicht ergeben.
Standhaft will ich es erwarten,
Meine gegen ſeine Rechte,

Meine gegen ſeine Stirn;
Wer dann ſiegt, der möge leben.

Roldan.

Ob ich zwar wohl ſchweigen könnte,
Da wo Andre können reden,
Als am beſten unterrichtet,
Wie die Sachen ſämtlich ſtehen,
In und außer Africa,
Will die Freyheit mir zu nehmen,
Herrin, ich mich doch erdreiſten.
Karl der Große mit dem Heere
Steht bey Aigues Mortes im Lager,
Und ſein Mitleid trägt Bedenken
Jene große Wunderbrücke
Zu erſtürmen und bewält'gen,
Daß nicht deines Bruders Wuth
Sich an den Gefangnen räche.
Ich kam her zu unterhandeln;
Wie ſo ganz den Zweck verfehlet
Meine Abgeſandtſchaft, weißt du:
Wozu ſoll ichs noch erzählen?
Drum zur Sache: wenn dem Kaiſer
Sich davon ließ' Nachricht geben,

Wie's uns geht, und er die Brücke
Zu erobern unternähme
Müßte ſich die große Macht
Deines Bruders dorthin lenken,
Und nothwendig die Vertheilung
Sie auf beyden Seiten ſchwächen.
Dieß dünkt mich der beſte Rath,
Den uns hier die Staatskunſt lehret.
Was nun Schwierigkeiten findet,
Iſt, wie Karlen dieß zu melden
Möglich ſey?

Oliveros.

Wie du den Rath
Haſt ertheilt, meyn' ich dagegen,
Könnt' ich wohl die Weiſe ſagen.
Hört mich an: da in der Veſte
Wir ſo viele Pferde haben,
Sattle man das allerſchnellſte,
Und in voller Rüſtung ziehe
Einer unter uns zu Felde,
Seine Tapferkeit beweiſend
Nicht durch Siegen, wie ihr pfleget,
Sondern fliehend, was ja manchmal

Für den größern Sieg darf gelten;
Über die Mantible-Brücke
So durch Muth als Schlauheit ſetz' er
Und berichte Karlen alles.

Infant.

Da den Rath der eine ſchenkte,
Und der andre die Entſcheidung,
Kommt's mir zu, auch was zu geben,
Und ſo geb' ich euch den Ritter,
Welcher ausziehn ſoll.

Guido.

Bedenke,
Daß ihr euer Leben alle
Für mich wagtet; von Rechts wegen
Muß ich meins für alle wagen.

Richard.

Billig iſts, ich gehe ſelber,
Um euch zu vermitteln.

Roldan.

Mir
Ziemts, die Antwort zu beſtellen,
Weil ich kam als Abgeſandter.

Denn der Schicklichkeit Geſetze
Fodern, daß die Antwort bringe
Wer als Bote ward geſendet.

Oliveros.

Und was ſagte wohl von mir,
Wer von meinem Muthe dächte,
Daß ich zwar gewußt zu rathen,
Aber nicht zu unternehmen?
Es wär' ſchön, wenn weiter nichts
Mir anheim fiel' als das Reden,
Und das Thun den Andern.

Floripes.

Ich
Gleich' es aus.

Roldan.

Wir alle werden,
Was dein Will' auch ſey, gehorchen.

Oliveros.

Wen nennſt du?

Floripes.

Das Loos zu werfen
Heiß' ich euch, ſo kränk' ich keinen
Denn zu gehn kann jeden treffen.

Roldan.

Du haſt Recht.

Guido.

Wie machen wirs?
Weder Würfel giebt's ja, weder
Dinte hier.

Irene.

Ich wills euch ſagen.
In ſo viele Stückchen trennet
Dieſes Band, als eurer ſind;
Faſſe jeder dann ein Ende,
Während meine Hand zuſammen
Alle hält, und wen erwählen
Wird Floripes, der zieht aus.

Sie zerſchneiden das Band mit einem Dolche, und jeder reicht ſein Theil Irenen hin.

Guarin.

Sehen Eure Gnaden ſämtlich,
Wie die edlen Monſeigneurs,
Unerſchrocken und beherzet,
Auszuziehn verlangen? Ja.
Sehn ſie auch, daß ſie mir wehren
Mit zum Tanz zu gehn, und daß ich

Wie ein blöder Neuling ſtehe
Ohne nur zu muckſen; Ja.
Nun, bey meiner armen Seele
Wett' ich, ohn' ein Loos zu ziehn
Wird das Loos mich dennoch treffen.

Infant.

Komm, Gebiet'rin, nimm von dieſen
Bändern eins, um zu ernennen,
Wer ſoll ausziehn,

Floripes, beyſeit.

Wehe mir!
Wer doch rathen könnte, welches
Guido's iſt, und nicht um dieß
Zu ergreifen und zu wählen,
Sondern fahren es zu laſſen.
Auch die Liebe kennt ja Fälle,
Wo ſie den Erwählten meiden
Muß von neuem zu erwählen. —
Dieſes wähl' ich.

Irene.

Weſſen iſt es?

Guido.

Meins.

Floripes.

Weh mir!

Roldan.

Wie ſchlimme Sterne
Mich verfolgen!

Oliveros.

Daß doch nichts
Mir gelingt in meinem Leben!

Roldan und Oliveros ab.

Infant.

Zum Unglück bin ich gebohren.

ab.

Richard.

Leider ſoll ein Andrer gehen.

ab.

Guido.

Bis ich Abſchied hier genommen,
Hör, Guarin, —

Guarin.

Nun kommts.

Guido.

Sey fertig:
Denn auf meines Pferdes Kroppe
Mußt du mit.

Guarin.

Ich ſoll lebend'ge
Tartſche ſeyn? Zog ich das Loos?

Guido.

Dieß iſt keine Zeit zum Scherzen.

Guarin.

Ernſthaft iſts, das ſeh' ich freylich;
Doch was mich betrifft, bedenke,
Herr, ich kann nicht mitgehn, weil ich
Heft'ge Worte ſchon gewechſelt
Mit dem Rieſen auf der Brücke.

Guido.

Laß mich, ſag' ich dir, und gehe.

Guarin ab.

Mehr als göttlich ſind, Floripes,
Die Geſetze, ſo die Ehre
Giebt, Verpflichtungen der Neigung
In des Edlen Bruſt bekämpfend.
Weiß der Himmel, wie mit deinem
Eins mein Leben iſt, wie ſchmerzlich
Ohne dich es lebt! Doch nein,
Leben ohne dich wär Sterben. —
Freyheit geh' ich dir zu ſchaffen.

Floripes.

Guido, ach, wie du mich ängſteſt!
Guido, ach, was du mich koſteſt!
Lieb' erlaubt mir ſelbſt im Scherze
Nicht zu wählen einen Andern.

Guido.

Zweymal iſt's mein Loos geweſen.

Floripes.

Sage nicht, das ſey ein Loos,
Was dir boten meine Hände.
Denn nothwendig war's, daß ich
Unter allen dich erwählte:
Was nothwendig mußt' erfolgen,
Hat man Unrecht Loos zu nennen.

Guido.

Glücksloos nenn' ich es mit Grunde,
Weil es ja mich würde kränken,
Auch den Muth bey Seit geſetzt,
Säh' ich dich wen anders nennen.
Denn mich dünkt, wenn deine Hand
Eines Bandes zart Gewebe
Nur berührte, deſſen andres
Ende läg' in einer fremden,

Müßt' es tödtlich Lieb' entzünden,
Manche Gifte ſind ſo heftig,
Daß ſie ſich von Blatt zu Blatt
Durch ein ganzes Thal erſtrecken:
Und ſo könnt' in der Berührung
Auch der Liebe Gift von ferne
Übergehn, weil deine Hand
Eine Natter iſt von Schnee.

Floripes.

Mag die Zärtlichkeit ſich gleichen,
So entfernt als gegenwärtig!

Guido.

Dir gehört die Seel' auf immer.

Floripes.

Und auf immer dir mein Leben.

Guido.

Bleib mit Gotte.

Floripes.

Dich befrey' er!

Guido.

Schirme dich!

Floripes.

Zum Heil dich lenk' er!

Guido.

O wie fällt es ſchwer, von dem
Was man liebt ſich zu entfernen!

Floripes.

O wie innig ſagt ein Abſchied
Jegliches Gefühl der Seele!

Beyde ab.

Vor dem Thurm.

Einige **Mohren** kommen, vor dem **Fierabras** fliehend, der ſie ſehr entrüſtet vor ſich her treibt.

Fierabras.

Feig Geſindel! bleibe Keiner,
Wo mein Blick ihn treffen kann!
Denn fürwahr, es iſt kein feiner
Ruhm, wenn hunderttauſend Mann
Ausziehn, und es kämpft nur einer.
Wenn ihr nimmer haltet Stich
Und verlaßt im Drange mich,
Wohl, ſo dienen eure Haufen
Nur mir Schande zu erkaufen,
Daß dann jene Franken ſich
Rühmen, wie ſie überwanden

Ein gewaltig trotzend Heer.
Ich allein wars, den ſie fanden,
Der, bereit zu Kampf und Wehr,
Unerſchrocken ſie beſtanden.
Drum, allein, bey meinem Leben!
Will ich bleiben, will erheben
Krieg allein, und meinem Drohn
Sollen Erd' und Himmelsthron,
Wind und Feu'r und Meer erbeben.

Die Mohren ab.

Von den Steinen jener Mauern
Laſſ' ich auf dem andern keinen,
Mag das Schickſal es bedauern,
Mag das Glück den Fall beweinen,
Und der Tod darüber trauern.
Ich war eines Stromes Flut,
Der in Arme ſich zertheilet,
Und da ich von meinem Muth
Muth an alle mit getheilet,
War geſchwächt die eigne Glut.
Jetzo rief ich zum Vereine
Meine Bäche, jetzt alleine
Ström' ich mächt'ger meine Bahn.

Kommt heraus denn auf den Plan,
Weil ich ſo allein erſcheine,
Falls ihr wollt den Sieg erwerben,
Edle Chriſten, von der Hand
Solch erhabnen Feinds zu ſterben!
Doch kommt ihr zur Flucht gewandt,
So vereitelt ihr mein Werben.

Geräuſch hinter der Szene.

Allah weiß, daß jeder heute
Sich, weil ich allein bin, ſcheute:
Denn ein wildes Thier, allein,
Jagte ſtets mehr Schrecken ein
Als geſchaart in ſtarker Meute.
Kläglich ſieht man's, denn es jagt,
Der ſich dort herausgewagt,
Wie wenn er zur Wette ritte
Mit dem Zephyr, dem in Mitte
Seines Laufs der Hauch verſagt,
Daß er ſtaunend muß bekennen,
Jenes Wunderthier im Rennen,
Wenn es Blitze kann mit Leben,
Stürme kann mit Gliedern geben.

Sey

Sey ein Blitz, ein Sturm zu nennen.
Wer mag jener Ritter ſeyn?
O, wer ihn doch könnt' erreichen!
Ins Gebirge dringt er ein,
Doch das Pferd gereizt von Streichen,
Will die Kroppe jetzt befreyn
Von des Knappen Laſt: von droben
Muß er auf den Teppich ſtürzen,
Den im Thal der Mai gewoben.

Guarin ſtürzt fallend herein.

Guarin.

Himmel, hilf! Ich will dich loben.

Fierabras.

Was iſt das?

Guarin.

Kopfüber pürzen.

Fierabras.

Und wer biſt du?

Guarin.

Dieß und das.

Fierabras.

Sag mir augenblicklich: was
Führt hieher dich, und wohin?

Guarin.

Ich, mein Herr Don Fierabras,
Bin der ſchreckliche Guarin,
Knappe Guido's von Burgund!
Ihn begleit' ich, ſey dir kund:
Denn er will, mit eines Helden
Kühnem Muth dem Kaiſer melden,
Wie es ſeiner Treuen Bund
Hier ergeht, auf daß er dringe
In dein Land mit Krieg, und dich
Deine Macht zu theilen zwinge,
Daß ſie retten können ſich
Aus des Thurms umſchloßnem Ringe.
Weil ich dich im Herzen trage,
Brauchſt du nicht zu mancher Frage
Deinen Mund erſt aufzumachen:
Sieh, welch einen Haufen Sachen
Ich dir in zwey Worten ſage!

Fierabras.

Schweige! rede weiter nicht!

Guarin.

Gut.

Fierabras.

Du bringſt mich um. Sie wollen

Karl'n von ihrer Noth Bericht
Geben? Doch umſonſt! Sie ſollen
Nimmer ſehn des Heiles Licht. —
Wie will durch die Brücke ſich
Guido helfen?

Guarin.

Was weiß ich?

Fierabras.

Und wer zahlt den Zoll der Brücke

Guarin.

Roldan ließ ihn ſchon zurücke,
Da er ward geſandt an dich.

Fierabras.

Bleib' ich hier, ſo ſorg' ich jetzt,
Daß die Brücke Karl beſetzt:
Wenn ich ſie bewache dort,
Laſſ' ich die Gefangnen fort:
Was beſchließ' ich nur zuletzt?
Doch ich darf darauf wohl bauen,
Keinen Ausfall thun die hier;
Mir die Brücke ſelbſt vertrauen
Will ich, und ſie ſoll an mir
Einen beſſern Rieſen ſchauen.

Und ſo muß, zu hoher Ehre
Meiner Anordnung gelingen,
Daß, genügend für zwey Heere,
Ich den einen einzudringen,
Auszuziehn den andern wehre. —
Ob ich wohl dich könnt' erlegen —

Guarin.

Du thätſt übel.

Fierabras.

Dein zu pflegen —

Guarin.

Du thuſt wohl.

Fierabras.

Fühl' ich gedrungen
Mich, weil du mit mir gerungen,
Und es ſoll mein Arm dich hegen.
Die im Felde ſich erprobt,
Bleiben Freund': in Frieden ziehn
Laſſ' ich dich.

ab.

Guarin.

Gott ſey gelobt!
Deine Sünden, Freund Guarin,
Hat dir Fierabras verziehn.

Wie nur muß es mir ergehen!
Doch ſchon oft ſah ichs geſchehen,
In verſchiednem Falle zwar:
Einen, der bekannt mir war,
Hab' ich höchlich loben ſehen
Für Gedichte, die er ſich
Angemaaßt; und ihm erſchlich
Fremde Arbeit größern Ruhm
Als Andern ihr Eigenthum.
So mit meinen Thaten ich.
Ihnen dieſen Wahn zu rauben,
Hab ich mich umſonſt geplagt:
Denn ich predige den Tauben,
Wo ein Narr iſt, der es ſagt,
Und zwey Narren, die es glauben.

ab.

Am Ufer des grünen Fluſſes.

Trommeln. Es kommen Soldaten und Gefolge, hierauf **Karl der Große.**

Kaiſer.

Hier macht Halt, und hier erſchalle
Die Poſaun' im dumpfen Tone,
Und den hellgeſtimmten Zinken
Folgen laßt die heiſern Trommeln.

Die Paniere, ſo, der Lüfte
Buntes Gaukelſpiel, geflogen
Mit den Adlern Roms, zu ſchaun
In das Angeſicht der Sonne,
Laßt den ſtolzen Flug nun ſenken;
Und die Federn, ſo vergolden
Unſre Häupter, ſeyn zum Teppich
Dieſen Felſen hingeworfen.
Jedes Freudenzeichen, jede
Siegsgebehrde ſey verboten,
Weil ſich meines Zugs Embleme
All' in Trauer kleiden ſollen.
Fünf der ſchönſten Heldenblumen
Von der Lilie Stamm gebrochen,
Hälſt du, freches Africa,
In den Urnen dunkeln Todes;
Grabmahl iſt für ihr Gedächtniß
Dein verbrannter Sand geworden.
Karl kommt jetzo ſie zu rächen,
Und, bey meiner heil'gen Krone!
Meere african'ſchen Blutes
Soll ein jeder Tropfe koſten.
Dieſe Brücke die verwegen
Der ſie ſchau'nden Sonne trotzet,

Weil ſie, in des Erdballs Mitte,
Ihm die andre Hälft' entzogen,
Ihren Rieſenſchatten werfend
Rings am halben Horizonte:
Du ſollſt ſehn, wie bald mein Schwert
Sie zertrümmernd unterjochet,
Wie in Aſche dieſes neue
Waſſer-Troja ſoll zerlodern.
Ziehe denn mein Heer gelagert
An Mantible's ſandig lockerm
Ufer hin, in deſſen Sande
Schlangen werden ausgebohren.
Denn bevor die Sonn' aufs neu
Löſet ihre goldnen Locken,
Und in Spiegeln von Kryſtall
Schauet ihrer Wangen Roſen,
Will ich ſtürmen.

Guido hinter der Szene.

Wehe mir!

Kaiſer.

Welch ein Ruf iſt bang' erſchollen?

Ein Soldat.

Heut begünſtigt deine Sache

Oder ſeine ſelbſt der hohe
Himmel, in ſo tiefem Fluſſe
Furth uns zeigend: ſiehe dorten
Einen Mann zu Pferde, der —

Kaiſer.

Sag nichts mehr, ſchon wahrgenommen
Hat mein Blick das neue Wunder,
So dieß Thier mir dargeboten.
Wer mags ſeyn? Denn die Geſtalt
Bleibt dem Auge noch verworren,
Während nur des Gegenſtandes
Maaß in unſerm Sinn ſich ordnet.
Waſſerſtäubchen iſts, wenn anders
Neidiſch auf die Luft, die Wogen
Ihren tauben Schaum von Stäubchen
Gleichfalls wollen ſehn durchſchwommen.
Von des Fluſſes Wellendrange
Wird das Roß, geſtemmt als Bollwerk,
Fortgeriſſen, doch ſobald es
Seinen Nacken beugt dem Toben,
So gewinnt es mehr des Weges
Als es vor der ſturmgeſchwollnen

Muth verlor, denn ſo beſiegt man
Mächtige die ſich erboßen.
Jetzt will er am Ufer landen,
Wo Gefahr am wildſten drohet.
Eile zu ſeinem Beyſtand hin,
Werfe ins Waſſer eine Sonde.
Doch mein Arm ſoll ihn herausziehn,
Freudiger Begrüßung offen.
Guido! Vetter!

Guido kommt mit durchnäßten Kleidern.

Guido.

Laß mich, Herr,
Huld'gen deinen Heldenſohlen.

Kaiſer.

Was iſt dieß für ein Ereigniß?

Guido.

Jetzo iſt nicht Zeit zu Worten,
Denn es wird das Werk der Hände
Statt des Mundes Dienſt gefodert.
Eins nur ſagen kann ich dir:
Dieſe Handlung kühnen Trotzes,

Über dieſen Fluß zu ſetzen,
Wo ich in ſchwarzgrünen Wogen
Eine flücht'ge Klippe war,
So die Wuth des wilden Stromes
Überdeckt mit Schilf und Meergras
Aus der Tief' emporgeworfen;
Wo ich durch die blauen Fluten
Dienen mußte zum Piloten
Dem belebten Schiff, an welchem
Vordertheil die Stirn, die Kroppe
Hintertheil, die Füſſe Ruder,
Die Steigbügel Seitenborde,
Takelwerk die Mähnen, ich
Segel war, vom Wind durchſchnoben,
Und der Schweif, als Steuer lenkend,
Hintennach im Schaume wogte:
Dieſe That iſt ein geringer
Sieg, ein Wagniß, leicht begonnen,
Gegen die, ſo ich verkünde.
Und da Eile wird erfodert,
Sag' ich allerhöchſter Herr,
Stürme dieſen wolkenhohen
Bau, dem als ein Hängegarten

Dienen will der Himmelsbogen,
Beete bildend mit den Sphären,
Und mit ſeinen Sternen Roſen.
Freyheit wirſt du ſchaffen, Herr,
Nicht ſag' ich, all deinem Volke,
Das ein Ungeheur bewältigt,
Ein Barbar hält eingeſchloſſen;
Sondern jener ſchönen Göttin
Africa's, Floripes, ſondern
Ihr, in deren hohem Weſen
Wiederkehret die Götter-Vorwelt.
Durch ſie haben deine Ritter
Noch den edlen Lebens-Odem;
Durch ſie lebt die Lilie Frankreichs
In entfernten Regionen;
Durch ſie ward von meiner Kehle,
Welcher Strick und Meſſer drohte,
Abgewehret der ſchnöde Streich;
Und dieß ſo auf ihre Koſten,
Daß ich ſie in ſolchem Zweifel
In den Armen ließ des Todes,
Daß ſie bangt bey jedem Seufzer,
Ob ſie nicht den letzten hohlet.

Bin ich denn dein Vetter, biſt du
Kaiſer, Schrecken allem Volke,
Iſt gelegen dir am Leben
Vier Verwandter, die wie Todte
Leben dort, ſo biete Kampf
Dem barbariſchen Despoten,
Sonſt von neuem werf' ich mich
In den tauben Schaum der Wogen,
Um zu ſterben mit den andern,
In der eignen Glut zerlodernd
Wie der Phönix: meine Treu
Soll Floripes ſo erproben.

Kaiſer.

Der euch todt zu rächen dachte,
Weiß dir, Guido, für die frohe
Zeitung, die du hergebracht,
Anders nicht nach Wunſch zu lohnen,
Als durch thun, was du begehreſt.
Heut mein Siegerſchwert erhoben
Sollſt du ſehn auf dieſer Brücke.
Stehe denn ab vom Trauerpompe,
Trommeln laßt die Luft betäuben,

Zinken ſchmettern an die Wolken.
Weil ich meine Paladine
Lebend weiß im gift'gen Schooße
Africa's, ſo ſtimm' ich billig
Jubel an: in jedem Tone
Werde nicht mehr Kriegsverkündung,
Werde ſchon Triumph vernommen.

Tuſch.

Guido.

Auf die Feldmuſik, die fröhlich
Hinwallt in den luft'gen Zonen,
Öffnet ſich die Brück': es ſcheinet
Daß der Himmelskugel Pole
Sich umdrehen und die Achſe
Aus den Angeln wird gehoben.

Kaiſer.

Ziehn wir gegen ſie, beym Schalle
Der Trompeten und der Trommeln.

Guido.

Dich aus harter Sklaverey
Zu befreyn, Floripes, komm' ich;

Dir verdankend dieſes Leben,
Bring' ich gern es dir zum Opfer.

Alle ab.

Trommeln und Trompeten. Die Brücke thut ſich auf, und man ſieht oben auf ihr den Fierabras und ihm zu Füßen zwey Rieſen ſitzen.

Fierabras.

Auf der Brücke von Mantible
Schauend hier hinaus und dorten,
Kann ich Kriegsgeſchwader ſpähen:
Welch ein Anblick ſtolzer Wonne!
Die Belagerten im Lande,
Da ſie ſchon ſich ſahn entrollen
Fahnen auf Mantible, denen
Frankreichs Lilien eingewoben,
Haben ſich herausgewagt,
Und ſo ziehn ſie wohlgeordnet
Auf die Brücke zu; die Franken,
Die ſich prahleriſch verwogen
Daß ſie jene woll'n befreyn,
Greifen zu den Waffen trotzig;

Und in Mitten Aller ich
Mit ſtolzirendem Frohlocken,
Sehe, wie ein einzig Leben
Ihnen ſchafft ſo große Sorge;
Ja, weil dieſes Eine Leben
Meins iſt, gilt es jede Probe,
Daß für alle mir von mir
Noch die Hälfte gnügen ſollte.
Schon zu beyden Seiten ſeh' ich
Die getheilten Schaaren kommen:
Reden kann ich wohl von hier
Daß es ſchall' in beyder Ohren.

Trommeln. Von der einen Seite kommt der Kaiſer mit Guido und Truppen, von der andern Seite die Ritter die Damen, und Guarin.

Edelmüth'ge Paladine
An der Tafelrunde thronend,
Deren Ruhm ſich hinverbreitet
Bis ans Ende beyder Pole!
Ob ihr frey ſeyd, ob gefangen,
Jetzo mich vernehmen ſollt ihr,

Denn noch eh als meine Thaten,
Soll'n euch tödten meine Worte.
In und außer meinem Lande
Führt ihr Krieg mit mir, (des Lobes
Werthe That!) weil nicht genügen
Mir Ein Unternehmen konnte.
Drum, auf daß zugleich an Allen
Siegesruhm mir werd' erworben,
Wart' ich auf Mantible's Brücke
In Perſon auf euer Kommen.
Mich begleiten dieſe Rieſen
Welche Phlegra's glüh'nder Boden
Hat, der Sonn' und Erde Söhne,
Mir zu Sklaven ausgebohren.
Abkömmlinge jener ſind es,
Die mit Krieg dem Himmel drohten;
Zwey Koloſſen ſinds wie Berge,
Oder Berge wie Koloſſen,
Doch vor allem wart' ich euer
Hier mit dieſem krummgebognen
Säbel, der ein losgerißnes
Blatt iſt aus dem Buch des Todes.

Komme

Komme denn, wer irgend will,
Seine Schärfe zu erproben,
Eh die Schlacht beginnt; und wenn ſich
Keiner wagt allein, ſo kommet
All' herauf: der grüne Fluß
Baut in ſeinen tiefen Grotten
Gräber ſchon für eure Leichen;
Schon mit raſch entflieh'ndem Strome
Nimmt er Abſchied von dem Namen,
Der bis jetzt für grün gegolten,
Soll der Fluß des rothen Waſſers
Heißen in der Zeiten Folge.

Kaiſer.

Jetzt, Barbar, iſt nicht zu andrer
Antwort Zeit als mit den Trommeln.
Schlaget Sturm, und Heil den Franken!

Fierabras.

Schlaget Sturm, und Heil den Mohren!

Stimmen hinter der Scene.

Heil den Mohren!

Andre Stimmen.

Heil den Franken!

Von der Seite des Kaiſers wird Sturm gelaufen,
und auf der Brücke gefochten.

Roldán.

Deutlich hört man's, ſchon begonnen
Iſt die Schlacht an jener Seite.
Muthig denn hinan! Wir wollen
Auch von unſrer Seite ſtürmen.

Von beyden Seiten wird Sturm gelaufen, oben
heftiges Gefecht, bis zuletzt alle eindringen.

Floripes.

Weichen wir von dieſem Orte!
Schon genug, daß wir nicht beyſtehn
Unſerm Vaterland in ſolchem
Hader, ohne daß wir Werkzeug
Seines Untergangs geworden.

Irene.

Leicht kannſt du dies ſagen, Herrin,
Denn du ſiehſt, daß ſchon gebrochen
Sind die African'ſchen Schaaren,
Und der Frank die Brück' erobert.

Arminda.

Und von deren höchſter Zinne

Stürzt ein Türke wüſt und tobend
Dir zu Füßen ſich herab.

Fierabras ſtürzt mit Blut befleckt und ohne Säbel von der Brücke herunter.

Fierabras.

O fluchwürdiger Mahoma!
Soll es jetzt mich umzubringen,
Mir an allem fehlen? Soll es?
Wohl, ich will mit eignen Händen,
Eignem Munde mich ermorden.

Floripes.

Ha, mein Bruder!

Fierabras.

Wer iſt hier?

Floripes.

Himmel!

Sie will fliehn.

Fierabras.

Nein, du birgſt umſonſt dich.
Undankbare! du ſollſt ſehen

Wie du hier in meinem Tode
Sturz des eignen Vaterlandes,
Fall des eignen Bluts gewonnen.
Eben läſtert' ich den Himmel,
Riß mir ſelbſt im wilden Trotze
Stücke meines Herzens aus;
Du warſt ja mein Himmel: wohl denn!
Trink von meinem Blut, und ſtille
Dieſen Durſt, der in dir tobet.

Er ſpritzt Blut nach ihr.

Der **Kaiſer**, die **Ritter**, und alle übrigen treten auf.

Kaiſer.

Wo iſt Fierabras?

Fierabras.

Hier iſt er.
Über deinen Sieg frohlockeſt
Du zu früh, ſo lang' ich lebe,
Greifeſt vor der Zeit die Krone.
Bringe denn mich vollends um
Sichre dir den Lebensodem,
Falls nicht etwa dich mein Schatten
Nach dem Tode noch ermordet.

Kaiſer.

Nehmt ihn auf, um ſein zu pflegen
Wie mein ſelbſt mit aller Sorge.
Unterſcheiden muß ſich ja
Die Gefangenſchaft beym rohen
Heidenkönig von der mein'gen.

Fierabras wird fortgebracht.

Roldan.

Laß uns, Herr, zum Ehrenlohne
Dich umarmen.

Guido.

Und mir gönnet
Einzutreten in ſo hohen
Kreis, an meiner Hand Floripes,
Die mich zum Gemahl erkohren.

Kaiſer.

Mehr bey Muß' erbieten will ich
Meine Dienſt' euch, jetzo wollet
Mich umarmen.

Floripes.

Ich bin glücklich,
Daß ich deine Sklavin werden.

Kaiſer.

Da ich wieder meine Ritter,
Sichernd unſern Ruhm, gewonnen,
Falle dieſer ſtolze Bau,
Der den Eingang wehrt zur Pforte
Africa's, zerſtiebt in Aſche,
Daß in jedem Sinn des Wortes
Heut die Brücke von Mantible
Ende ſo mit Sieges-Pomps.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt
des zweyten Bandes.

Der ſtandhafte Prinz. . . . . S. 1

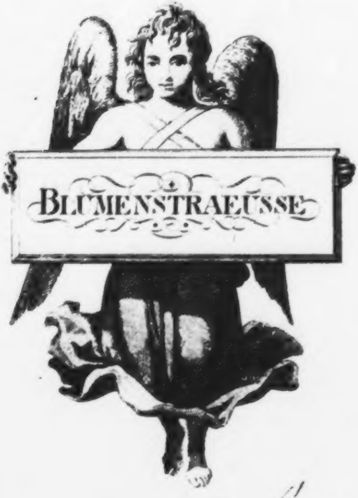
El principe conſtante.

(Comedias de Don Pedro *Calderon* de
la Barca. T. III.)

Die Brücke von Mantible. . . . S. 163

La puente de Mantible.

(T. II.)


BLUMENSTRAEUSSE

385

BLUMENSTRÄUSSE
ITALIÄNISCHER, SPANISCHER
UND
PORTUGIESISCHER
POESIE

VON

AUGUST WILHELM SCHLEGEL.

BERLIN.
In der Realschulbuchhandlung.
1804.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

DANTE.

BALLATE.

Weil nach der Herrin' schönem Angesichte
Zu schaun, ich nie ersätt'gen kann die Augen,
Will ich den Anblick saugen,
Auf daſs ich selig werde, sie betrachtend.

So wie ein Engel, welcher hoch erlesen
Vom Anbeginn gewesen,
Durch Gottes Anschaun wohnt in sel'gem Frieden:
So ich, noch nicht der Sterblichkeit genesen,
Schauend Geſtalt und Wesen
Der Herrin, welcher sich mein Herz beschieden,
Könnt' ich wohl selig werden schon hienieden,
Solch ist die Tugend, die sie offenbaret,
Obwohl sie nur gewahret,
Wer Sie verehret, in Verlangen schmachtend.

CANZONE.

Ein liebreich Mädchen und von jungen Jahren,
Geziert mit aller Anmuth, war mir nahe,
Wo ich den Tod vielfältig rief zu kommen.
Da sie den Jammer nun sich offenbaren
Im Aug' und in den eitlen Worten sahe,
Fing sie zu weinen an, heftig beklommen.
Die andern Frauen, welche wahrgenommen
An ihr, die mit mir weinte, was geschehen,
Hieſsen zurück sie stehen,
Damit ihr Zuspruch sich um mich vereine.
Erwache! sprach die eine;
Und eine sprach: Was hat dich übernommen?
Da lieſs ich bald die Fantasie verwehen,
Und wollte rufend zur Geliebten flehen.

Die Stimme war vom Weinen so zerrüttet,
So kläglich, daſs sie unvernommen bliebe,

Und mir im Herzen bloſs der Nam' erklungen.
Und wiewohl von Beschämung überschüttet
Mein Angesicht mir war, ward ich von Liebe,
Mich ihnen zuzuwenden, doch gedrungen.
Solch eine Blässe hielt es ganz umschlungen,
Daſs jene muſsten mich wie todt betrachten.
Laſst ihn nicht trostlos schmachten!
So baten sie einander oft demüthig,
Und fragten mich wehmüthig:
Was sahest du, das deinen Muth bezwungen?
Und als die Kräft' ein wenig mir erwachten,
Sagt' ich: Wollt auf mein Wort, ihr Frauen, achten.

Derweil ich dachte an die flücht'ge Dauer
Des Lebens, und wie bald es kann erkranken,
Wehklagte Lieb' in ihren Herzens-Weiden.
Darob ward meine Seele so voll Trauer,
Daſs sie mit Seufzen sprach in den Gedanken:
Wohl sicherlich muſs meine Herrin scheiden.
Da übermannte mich ein solches Leiden,

Daſs mir das Licht der Augen wollt' ersterben,
Und alles sich entfärben;
Und wie so meine Lebensgeister, irrend,
In Träumen sich verwirrend
Nicht ferner Wahrheit konnten unterscheiden,
Erschienen Frau'n, die sagten mir mit herben
Geberden: Du bist todt; auch du wirst sterben.

Dann schreckte mit viel zweifelhaften Dingen
Das eitle Wähnen, welches mich befangen.
Ich sah mich wie von fremder Stät' umschlossen,
Wo Frauen wild verstört vorüber gingen:
Die klagten Weh, und schlugen Brust und Wangen,
So daſs sie Flammen der Betrübniſs schossen.
Dann war mir, als ob Dunkel, ausgegossen,
Die Sonn' umhüll', und das Gestirn erscheine,
Und daſs sie jene weine;
Als säh' ich Gefieder, das in Lüften schwebte,
Und der Erdkreis erbebte;
Und schwach und heiſer redte der Genossen

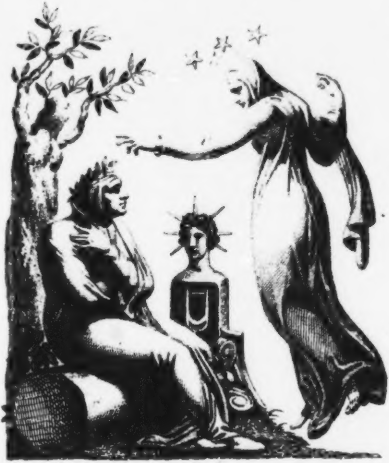
Mich einer an: Wie? weiſst du noch nicht? Deine
Geliebte starb, sie die so schön wie keine.

Wie ich mein thrängebadet Aug' erhoben,
Sah ich, sie schienen Flocken gleich von Manna,
Die Engel, die empor zum Himmel stiegen.
Ein Wölklein ward vor ihnen her geschoben,
Demselben riefen alle nach: Hosanna!
Und andres hört' ich nicht im aufwärts fliegen.
Da sprach die Lieb': Es sey dir nicht verschwiegen;
Komm mit, wo unsre Herrin abgeschieden.
Und ich ward hinbeschieden
Vom Wahn des Traums, die Todte anzuschauen.
Sie war umringt von Frauen,
Die wollten einen Schleyer um sie schmiegen;
Und wahre Demuth wohnt' ihr bey hienieden,
Daſs sie zu sagen schien: Ich ruh' in Frieden.

Gar demuthsvoll ward ich in meinen Schmerzen,
Da ich in ihr die Demuth sah so milde,

Und ſagte: Tod! du bist süſs ohne Gleichen;
Du wirst fortan ein lieblich Ding dem Herzen,
Dieweil du warst in diesem holden Bilde,
Und Mitleid iſt, nicht Zorn, in deinen Streichen.
Komm! sieh mich vor Verlangen schon erbleichen,
Bald dein zu werden, weil das Herz sich mühte
Zu tragen deine Blüthe.
Dann ging ich fort, die Trauer ganz verschwunde,
Und als ich einsam stunde,
Sagt' ich, gewendet zu den hohen Reichen:
„Glückselig, wer dich sieht, du schön Gemüthe!“
Da eben rieft ihr mich, Dank eurer Güte.

PETRARCA.



Sonett.

I.

Melancholie kam eines Tags mir nahe:
„Besuchen will ich dich," sprach sie beym Gruſse.
Mich dünkte, Schmerz und Zorn folgt' ihrem Fuſse,
Die zur Gesellschaft sie sich ausersahe.
Geh! sagt' ich, hier ist nicht, wer dich empfahe;
Doch blieb sie taub den Worten, mir zur Buſse,
Und redete mir vor in voller Muſse,
Als ich den Gott der Liebe kommen sahe.
Er hatt' ein schwarzes Tuch um sich geschlagen,
Das Haupt bedeckt mit einem Trauerhute,
Und weinte, wie wer inn'gen Gram erleidet.
Was hast du, armer Kleiner? muſst ich fragen.
Er aber sagte: Mir ist weh im Muthe,
Denn unſre Herrin, ſüſser Bruder, scheidet.

SONETT.

II.

Ihr Pilger, die ihr in Gedanken gehet,
Vielleicht an etwas, das euch nicht vorhanden:
Kommt ihr denn wirklich aus so fernen Landen,
Als denen nach der Tracht ihr ähnlich sehet?
Daſs ihr nicht weint, da ihr inmitten stehet
Der wehevollen Stadt in Trauerbanden,
Als wärt ihr Leute, die noch nichts verstanden
Von der Beschwer, so über sie ergehet?
Wollt ihr verweilen, solches zu erfragen,
So sagt das Herz der Seufzer mir, und glaubet,
Daſs ihr mit Thränen werdet weiter wandern.
Denn ihre Beatrice ist ihr geraubet,
Und Worten, die von ihr jemand kann sagen,
Wohnt Kraft bey, welche weinen macht die Andern

SONETT.

I.

Ihr, die ihr hört in manch zerstreuter Zeile
  Der Seufzer Ton, die mir das Herz genähret,
  So lang' der erste Jugendwahn gewähret,
  Da ich ein Andrer war wie jetzt zum Theile:
Von jedem, der erprobt der Liebe Pfeile,
  Hoff' ich, wenn ihm manch wechselnd Blatt erkläret,
  Wie eitles Leid und Hoffen mich verzehret,
  Wird nicht Verzeihn bloſs, Mitleid mir zu Theile
Wohl seh' ich jetzt, wie ich zu lange Zeiten
  Der Menschen Fabel war, und muſs entbrannen
  Vor Scham, wenn ich mich mahn' an mein Versäumen.
Und Scham ist nun die Frucht der Eitelkeiten,
  Und büſsendes Bereun, und klar Erkennen,
  Daſs, was der Welt gefällt, ein kurzes Träumen.

SONETT.

II.

Es war der Tag, wo man der Sonne Strahlen
Mitleid um ihren Schöpfer sah entfärben:
Da ging ich sorgenlos in mein Verderben,
Weil eure Augen mir die Freyheit stahlen.
Die Zeit schien nicht gemacht zu Amors Wahlen,
Und Schirm und Schutz vor seinem Angriff werben,
Unnöthig; so begannen meine herben
Drangsale mit den allgemeinen Qualen.
Es fand der Gott mich da ohn' alle Wehre,
Den Weg zum Herzen durch die Augen offen,
Durch die seitdem der Thränen Flut gezogen.
Doch, wie mich dünkt, gereichts ihm nicht zur Ehre:
Mich hat sein Pfeil in schwachem Stand getroffen,
Euch, der Bewehrten, wies er kaum den Bogen.

Sonett.

III.

Schlaf, träge Pfülben, Praſserey verjagen
So aus der Welt jeglicher Tugend Streben,
Daſs, der Gewohnheit gänzlich hingegeben,
Unsre Natur aus ihrer Bahn verschlagen.
Am Himmel will kein mildes Licht mehr tagen,
Wodurch sich sonst gestaltet menschlich Leben;
So daſs man den zum Wunder sieht erheben,
Der Quellen aus dem Helicon will schlagen.
Wer ist, dem noch an Myrt, an Lorbeer läge?
Arm kommst du, nackt, Philosophie geschritten;
So spricht das Volk, nur trachtend zu gewinnen.
Wenig Gefährten auf dem andern Wege
Findst du; drum muſs ich, edler Geist, dich bitten,
Nicht fahren laſs dein groſsgeherzt Beginnen.

SONETT.

IV.

Wenn der Planete, der die Stunden scheidet,
Zum Zeichen wieder sich des Stiers erhoben,
Fallt aus den Flammenhörnern Kraft von oben,
So ganz die Welt in neue Farbe kleidet.
Und nicht nur was den Blick von auſsen weidet
Bach, Hügel, wird mit Blümlein rings umwoben,
Nein, auch der Erd' inwend'ges Feucht gehoben,
Geschwängert was den Tag, verborgen, weidet.
Vielfält'ge Frucht entquillet diesem Triebe;
So sie, die unter Frauen eine Sonne,
Zuwendend mir der schönen Augen Schimmer,
Wirkt in mir Wort, Gedanken, That der Liebe:
Jedoch, wie sie auch lenkt der Strahlen Wonne,
Frühling nur ist für mich von nun an nimmer.

*.

SONETT.

V.

Glorreiche Säul', auf die sich unsre Plane
Und der Lateiner groſser Name bauen,
Die Jovis Zorn mit stürmisch finstern Grauen
Noch niemals abgelenkt zu irrem Wahne:
Hier nicht Paläste, Bühnen, noch Altane,
Nein Tannen, Buchen, Fichten, von den Auen
Bis zu des nahen schönen Berges Brauen,
Den dichtend ich mir auf und nieder bahne,
Erheben unsre Geister von der Erden;
Und dann die Nachtigall in schatt'gen Ranken,
Die alle Nächte süſse Klag' anstellet,
Beladet unser Herz mit Liebsgedanken.
So groſs Gut muſs nur unvollkommen werden,
Weil du von uns, mein Herr, dich abgesellet.

BALLATE.

Vom Schleyer geht ihr, in der Sonn', im Schatten,
O Herrin! stets umfangen,
Seit meine Brust verrieth ihr groſs Verlangen,
Das keinem andern Wunsch will Raum gestatten.

Als ich geheim Gedanken noch gefeyert,
Die mit der Sehnsucht Netz die Seel' umgarnet,
Wähnt' ich, daſs Mitleid euer Antlitz schmücke.
Doch als euch Lieb' einmal vor mir gewarnet,
Ward alsobald das blonde Haar verschleyert,
Und wich der holde Blick in sich zurücke.
Versagt ist mir mein schönstes Theil am Glücke;
Der Schleyer, allzu herbe,
Will, so bey Hitz' als Frost, damit ich sterbe,
Mir eurer Augen süſses Licht umschatten.

Sonett.

VI.

Der grau' und weiſse Alte läſst die Schranken
Des ſüſsen Orts, der immer ihn umgeben,
Und die Familie, die in Noth muſs ſchweben,
Da sie den theuren Vater sieht erkranken.
Dann schleppt er den bejahrten Leib mit Schwanken
Die letzten Tagereisen durch im Leben;
Hilft sich, so viel er kann, mit will'gem Streben,
Von Jahren mürbe, wenn die Tritt' ihm wanken.
Und kommt nach Rom, befolgend das Verlangen,
Deſs Abbild zu betrachten, den er droben
Einst noch zu sehn hofft in des Heils Geſilde.
So, Herrin, bin ich Armer wohl gegangen,
An Andern suchend, so viel möglich, Proben
Von dem begehrten wahren eurem Bilde.

SONETT.

VII.

Es giebt Geschöpfe, welche nicht erblinden,
Obwohl sie stolz der Sonne schaun entgegen;
Andre, die Abends nur hervor sich regen,
Weil schmerzlich sie das starke Licht empfinden.
Als müsse Lust sich mit dem Glanz verbinden,
Lockt andre noch das Feu'r, bis sie verwegen
Der andern Kraft, der, welche brennt, erlegen.
Ich leider muſs in dieser Schaar mich finden.
Denn dieser Frau'n Lichthelle zu bestehen
Bin ich nicht stark; und mir zum Schutze taugen
Nicht düstre Winkel oder späte Stunden.
So führt mit thränenvollen kranken Augen
Mich mein Verhängniſs immer, sie zu sehen,
Und ich weiſs wohl, ich suche meine Wunden.

SONETT.

VIII.

Viel tausendmal, o süſse Kriegerinne,
Bot ich mein Herz euch dar, damit mir Frieden
Von euren schönen Augen wär' beschieden;
Doch ihr seht drüber hin mit stolzem Sinne.
Und hofft ein andres Weib, daſs sie's gewinne,
So ist sie von der Wahrheit ganz geschieden.
Mein, weil ich muſs verschmähn, was ihr gemieden,
Kann es nicht mehr so seyn, wie vom Beginne.
Verjag' ichs nun, und in dem Bann erduldet
Es eure Härte, kann allein nicht bleiben,
Noch hingehn auch, wo man ihm Zuflucht giebet:
Da möcht' es ganz aus seiner Laufbahn treiben,
Dann hätten wir es beyde schwer verschuldet,
Ihr aber um so mehr, je mehr's euch liebet.

Sonett.

IX.

Je minder ich vom letzten Tag geschieden,
Der kurz zu machen pflegt menschliche Wehen,
Je mehr seh' ich die Zeit behende gehen,
Und von der falschen Hoffnung mich gemieden.
Ich sage meinem Sinn: Nicht lang' hienieden
Wird unser Liebes-Reden mehr bestehen,
Die schwere ird'sche Last will ja zergehen
Wie frischer Schnee, dann aber kommt uns Frieden.
Weil fallen wird mit ihr, dieſs was ich hoffte,
Wovon so langes Wähnen mich begleitet,
Und Lachen, Weinen, Bangen, Zürnen, Lechzen.
Klar werden wir dann einsehn, wie man ofte
Um zweifelhafte Dinge vorwärts schreitet,
Und wie wir oftermals vergeblich ächzen.

† †.

SONETT.

X.

Apollo, lebet noch dein hold Verlangen,
Das an Thessal'scher Flut die blonden Haare
In dir entflammt, und ists im Lauf der Jahre
Nicht unter in Vergessenheit gegangen:
Vor Frost und Nebeln, welche feindlich hangen,
So lang' sich uns dein Antlitz birgt, das klare,
Jetzt dies geehrte heil'ge Laub bewahre,
Wo du zuerst und ich dann ward gefangen.
Und durch die Kraft von dem verliebten Hoffen,
Das in der Jugend nicht dich lieſs vergehen,
Laſs, von dem Drück befreyt, die Luft erwarmen.
So werden wir, von Staunen froh getroffen,
Im Grünen unsre Herrin sitzen sehen,
Und sich beschatten mit den eignen Armen.

Sonett.

XI.

Allein, nachdenklich, wie gelähmt vom Krampfe,
  Durchmess' ich öde Felder, schleichend träge,
  Und wend' umher den Blick, zu fliehn die Stege,
  Wo eine Menschenspur den Sand nur stampfe.
Nicht andre Schutzwehr find' ich mir im Kampfe
  Vor dem Erspähn des Volks in alle Wege,
  Weil man im Thun, wo keine Freude rege,
  Von auſsen lieset, wie ich innen dampfe.
So daſs ich glaube jetzt, Berg und Gefilde,
  Und Fluſs und Waldung weiſs, aus welchen Stoffen
  Mein Leben sey, das sich verhehlt jedweden.
Doch find' ich nicht so rauhe Weg' und wilde,
  Daſs nicht der Liebesgott mich stets getroffen,
  Und führt mit mir, und ich mit ihm dann Reden.

MADRIGALE.

I.

Diana schien nicht dem Verliebten besser,
Als er sie sah, geführt durch sein Gestirne,
Ganz nackt inmitten kühler Quellgewässer:
Als mir die älpenliche Schäferdirne,
Die badend steht ein zierliches Gewebe,
Zur Hülle jener blondumlockten Stirne;
So daſs ich, wie die Sonn' auch glühend schwebe,
Ganz in verliebtem Frost davon erbebe.

II.

Weil sie im Antlitz trug der Liebe Zeichen,
So wandt' auf eine Pilgerin sich gerne
Mein eitles Herz; mir schien sie ohne Gleichen.
Ich folgt' ihr nach im Grünen, als zu Ohren
Mir eine hohe Stimme scholl von ferne:
Ach, wie viel Schritt' im Walde du verloren!

Da hielt in einer schönen Buche Schatten
Ich sinnend inne; sah, wie irre Tritte
Mir mit Gefahr die Reiſ' umgeben hatten,
Und wandte mich, fast um des Tages Mitte.

III.

Ein Englein, das Lebende Flügel spreitet
Schwang sich vom Himmel zu den Quellgestaden,
Wo mein Geschick allein vorbey mich führte.
Da es mich einsam sah und unbegleitet,
Legt' es im Rasen der begrünten Pfade
Mir eine Schlinge, die's von Seide schnürte.
Ich ward verstrickt; doch hat mirs nicht misfallen,
So süſses Licht hieſs es vom Auge wallen.

SONETT.

XII.

Ob Polyklet, und wen die Kunst noch priese,
Wetteifernd schaute, würd' in tausend Jahren
Er nicht der Schönheit kleinsten Theil gewahren,
Womit mein Herz hat überwunden diese.
Gewiſs, mein Simon war im Paradiese,
Woher die Hohe kam aus sel'gen Schaaren,
Entwarf ihr Bild, und wollt' uns offenbaren,
Wie dort ihr schönes Antlitz sich erwiese.
Das Werk ist, wie, von Himmelslicht erhellet,
Der Geist es bildet; nicht auf ird'schen Fluren,
Wo sich des Leibes Hüll' entgegen stellet.
Huld schuf, und konnt' es nur, eh zu Naturen,
Die Frost und Hitze trifft, er sich gesellet,
Und seine Augen sterbliches erfuhren.

Sonett.

XIII.

Die goldnen Haare mit der Luft sich schwangen,
Die sie in tausend süſse Schlingen legte,
Und ohne Maaſs das holde Licht sich regte
Der Augen, die zu geizen angefangen.
Es dünkte mich, als ob in ihren Wangen
Des Mitleids Farbe leise sich bewegte:
Ich, der im Busen Liebeszunder hegte,
Was Wunder, wenn ich plötzlich Feu'r gefangen?
Ihr Wandeln war nicht aus dem ird'schen Reiche,
Nein, Engels-Art; und ihrer Worte Wonne
Scholl anders, wie von eines Menschen Munde.
Ein Geist des Himmels und lebend'ge Sonne
War, was ich sah: und wärs nicht mehr das gleiche:
Kein abgespannter Bogen heilt die Wunde.

Sonett.

XIV.

Wehklagt, ihr Fraun! mit euch wehklage Liebe!
Wehklagt, ihr Liebenden, in allen Landen!
Weil todt iſt, der mit Fleiſs dem vorgestanden,
Wie lebenslang er euch zu Ehren schriebe.
Ich bitte, meinem bittern Schmerz geliebe,
Daſs Thränen mir von ihm seyn zugestanden,
Und laſse mir die Seufzer nicht abhanden,
So viel vonnöthen meines Herzens Triebe.
Wehklagen auch die Vers' und Liederreime,
Sintemal unser minnigliche Meister
Cino von hinnen neuerdings gegangen.
Pistoja klag', und die verkehrten Geister,
Wo solch ein süſser Bürger war daheime,
Und freu' der Himmel sich, der ihn empfangen.

CANZONE.

I.

Frisch, hell' und süſse Fluten,
Wo sie die schönen Glieder
Gebettet, die allein mir Weib geschienen!
Laub-Ast, der wo sie ruhten,
Mit Seufzen denk' ichs wieder,
Dem schönen Leib zur Säule durſte dienen!
Gras, Blumen rings an ihner
Die samt des Kleides Falten
Der Engelsbusen drückte!
Heil'ge Luft und beglückte,
Wo Lieb' ihr schönes Aug' an mir lieſs walten!
Gehör gebt all' und jede
Noch meiner klagenden und letzten Rede.

Iſt's über mich verhangen
Vom Himmel ohn' Erbarmen,
Daſs weinend dieses Aug' in Lieb' ersterbe:

So mag nur Gnad' erlangen
Bey euch der Leib des Armen,
Und nackt die Seele kehren in ihr Erbe.
Der Tod wird minder herbe,
Wenn zu der dunkeln Pforte
Mich diese Hoffnung leitet.
Denn nirgend ist bereitet
Dem müden Geist, in friedlicherem Porte,
In still'rer Gruft Umfassen,
Sein kraftlos Fleisch und sein Gebein zu lassen.

Wohl wird die Zeit noch kommen,
Dafs auf gewohnten Wegen
Die schöne sanfte Wilde wieder gehe;
Wo sie mich wahrgenommen
An jenem Tag voll Segen,
Dahin den Blick froh und verlangend drehe,
Mich suchend; und, o Wehe!
Schon Staub nun unter Steinen
Erblickend, Lieb' einhauche

Sieh ihr, daſs sie verhauche
So süſse Seufzer, die mir Gnad' erweinen,
Und heim den Himmel suche,
Die Augen trocknend mit dem Schleyertuche.

Es stieg von schönen Zweigen,
Was noch mich süſs erfüllet,
Auf ihren Schooſs ein Blüthen-Regen nieder.
Sie saſs mit sitt'gem Neigen
In solcher Pracht, umhüllet
Von den verliebten Flöckchen hin und wieder.
Eins war zum Saum, eins wieder
Zum blonden Haar geflogen,
Das an dem Tag die Helle
Gleich Perlen flocht und Golde;
Eins ruht' am Boden, eines auf den Wogen;
Eins schien mit irrem Triebe
Kreisend zu sagen: Hier regiert die Liebe.

Wie viele Male muſste
Ich da voll Wunders sagen:

Fürwahr, die ward im Paradies gebohren!
So hatt' ins Unbewuſste
Ich durch ihr göttlich Tragen,
Antlitz, und Wort und Lächeln mich verlohren,
Und einen Wahn erkohren,
So fremd dem Bild des Wahren,
Daſs ich die Frag' erhoben:
Wie und seit wann hier oben?
Im Himmel glaubend mich, nicht wo wir waren.
Seitdem gefällt der Rasen
Mir so, daſs dort die Sinne nur genesen.

Wenn du die Zierden hättest, wie das Wollen,
Du könntest aus der Enge
Des Busches dreist hervorgehn zu der Menge.

CANZONE.

II.

Sind, mein Italien, gleich umsonst die Worte
Bey all der Wunden Fieber,
Die ich an deinem schönen Leibe sehe:
Doch biet' ich gern die Seufzer dar, wie Tiber
Und Arno sich zum Horte
Sie hofft, und Po, wo ich itzt gramvoll stehe.
Ordner der Welt, ich flehe,
Die Liebe, so zur Erd herab dich brachte,
Nicht deinem auserkohrnem Land' entziehe.
Du Herr der Gnaden, siehe,
Wie kleiner Grund so grimmen Krieg anfachte!
Wo starr die Herzen machte
Der wilde Gott der Speere,
Öffne sie, Vater, und erschlieſs' und mildre,
Und gieb, daſs deine Lehre,
Wer ich auch sey, mein Mund nachdrücklich schildre.

Ihr denen in die Hand das Glück den Zügel
Der Lande gab voll Segen,
Denen ihr kein Erbarmen scheint zu zollen!
Was machen hier so viele fremde Degen?
Nur daſs die grünen Hügel
Mit dem barbar'schen Blut sich färben sollen?
Euch täuscht ein eitles Wollen;
Kurzsichtig seyd ihr, und glaubt weit zu schauen,
Hoffend, daſs feile Herzen Treu' bewahren.
Wer mehr besitzt der Schaaren,
Muſs um so mehr sich seinem Feind vertrauen.
O welche wüste Gauen
Uns diese Sündflut senden,
Die süſsen Fluren uns zu überschwemmen!
Wenn dieſs von eignen Händen
Uns widerfährt, wer kann das Unheil dämmen?

Wohl sorgsam wollt' uns die Natur umfassen,
Da mit der Alpen Schutze
Dem Deutschen Rasen sie ein Ziel gesatzet.

Doch blinde Gier, halsstarrig eignem Nutze
Hat sich nicht abgelassen
Bis den gesunden Leib sie wund gekratzet.
Jetzt wird zugleich geatzet
In Einer Hürde Raubvieh mit dem zahmen,
Und immer zu des bessern Theils Beschwerde.
Daſs es noch bittrer werde,
Ist dieſs von jenes rohen Volkes Samen,
Das, wie wir längst vernahmen,
So Marius aufgerieben,
Daſs noch der That Gedächtniſs nicht versunken,
Als er, von Durst getrieben,
Mehr Blut als Wasser aus dem Strom getrunken.

Vom Caesar schweig' ich, der in allen Fernen
Das Gras aus ihren Adern
Bepurpurt, wo er unser Schwert lieſs schalten.
Nun scheint der Himmel wider uns zu hadern,
Wer weiſs, mit was für Sternen;
Dank euch, die ihr so groſses sollt verwalten.

Nur eure Zwiste halten
Den schönsten Theil der Welt in solchem Fluche.
Welch eine Schuld, welch Urtheil, welch Verhängniſs
Will, daſs man in Bedrängniſs
Den Nachbar höhn' und seine Noth heimsuche?
Daſs man im Ausland suche
Und hege jene Rotte,
Die ihre Seel', ihr Blut, um Lohn verdinget?
Ich rede nicht zum Spotte,
Noch Hasses halb, bloſs weil mich Wahrheit dringet.

Habt ihr noch immer nicht aus so viel Proben
Die Bayr'sche Tück' errathen,
Die scherzend mit dem Tod den Finger hebet?
Nicht bessre Ernte kommt von solchen Saaten,
Als daſs bey fremdem Toben
Mehr eures Blutes an der Geiſsel klebet.
Nur Eine Frühzeit gebet
Raum der Besinnung, und ihr werdet finden,
Wie Andre werth hält, wer nicht achtet seiner.

Edles Blut der Lateiner!
Du muſst dich dieser Plagen-Last entbinden,
Abgöttisch nicht erblinden
Vor Namen ohne Wesen;
Denn daſs dieſs störr'ge Volk, die Wuth vom Norde
Zum Meister uns erlesen,
Ist nur durch Sünde Lauf der Dinge worden.

„Ist dieses nicht der Boden, das Gefilde,
Die erst betretnen Auen,
Der Kindheit Wiege, die mich süſs gepfleget?
Dieſs nicht das Vaterland, mein ganz Vertrauen,
Die Mutter, lieb und milde,
So die Gebeine meiner Eltern heget?"
Um Gott, seyd doch beweget
Durch solcherley, und laſst euch erweichen
Des Volkes Jammerthränen zum Erbarmen.
Es hoffen ja die Armen,
Nächst Gott, von euch nur Ruh; wollt ihr ein Zeichen
Des Mitleids ihnen reichen,

So waffnet sich die Jugend
Wider die Wuth, und bald wird Sieg erworben:
Ist doch die alte Tugend
In der Ital'schen Brust noch nicht erstorben.

Betrachtet, Herrn, wie Zeit und Leben fliehen,
Und im Gefolg' von beyden
Der Tod sich dicht an unsern Fersen rege.
Jetzt seyd ihr hier: gedenket an das Scheiden,
Denn nackt und einsam ziehen
Muſs ja die Seele zu dem dunkeln Stege.
Auf diesem ird'schen Wege
Sey Widerwill' und Haſs fortan geendet,
Ein Sturm, der weg das heitre Leben hauchet.
Die Zeit, die ihr verbrauchet
Zu Andrer Noth sey würd'ger angewendet,
Und Kraft und Witz gespendet
Auf irgend ein Bemühen,
Von welchem Frucht und schönes Lob zu hoffen.
So muſs hier Freude blühen
So findet man den Weg zum Himmel offen.

Mein Lied, ich muſs dich warnen,
Beſcheidentlich dem Wort zu offenbaren;
Denn ſtolzen Leuten ſollſt du dich geſellen,
Und die Gemüther ſchwellen,
Noch ſchlimmer Sitte ſeit uralten Jahren,
Von Feindſchaft mit dem Wahren.
Such dir zu edlen Stützen
Die Wen'gen, die ſich für das Gut' entſchieden.
Sprich: Wer will mich beſchützen?
Ich komm' und rufe: Frieden! Frieden! Frieden!

CANZONE.

III.

Was es nur seltnes geben
Und eignes mag in fremden Himmelsstrichen,
Dem werd' ich wohl verglichen:
So viel, o Liebe, muſstest du mich kosten.
Es fliegt im fernen Osten
Ein Vogel, ohne Mitgenoſs erkohren,
Der wieder wird gebohren
Aus freyem Tod zu frisch erneutem Leben.
So muſs auch einsam schweben
Mein Wille, so, der niedern Erd' entwichen,
Kühn der Gedanken Flug zur Sonne kehren,
Und muſs sich so verzehren,
Und wiederhohlen was ihm erst verstrichen.
Er brennt und stirbt, und schafft sich neue Glieder,
Und kann dann wieder mit dem Phönix leben.

Ein Fels ist so verwegen
Im ind'schen Meere dort, daſs er das Eisen
Von Schiffen, so da reisen,
Anzieht und raubt, daſs sie zu Grunde gehen.
So muſs auch mir geschehen
Im Meer der Thränen: denn, dem Stolz der schroffen
Doch schönen Klippe offen,
Werd' ich geführt dem Untergang entgegen.
Nicht kann die Brust mehr hegen
Mein Herz, das sonst sich wollte hart erweisen:
Mein innrer Halt, hats fliehend mich zerrissen.
Ein Felsen, mehr beflissen
Auf Fleisch als Stahl, o unerhörte Weisen!
Denn mich, im Fleisch, zieht zu vermiednen Stäten
Eines Magneten süſs lebendig Regen.

Es wohnt im Abendlande
Ein Wild, das lieblich und von stillem Wesen
Zur Lust nur scheint erlesen,
Doch Jammer, Weh und Tod trägts in den Augen.

Um dieſs nicht einzusaugen,
Thuts Noth, daſs jeder Blick sie sorgsam 'fliehet;
Wer nicht die Augen siehet,
Mag wohl das andre sehn in sicherm Stande.
Doch mich ziehn starke Bande
Dem Unheil nach; wie hart es mir gewesen
Und seyn wird, weiſs ich; aber stets getrieben
Von tauben, blinden Trieben
Läſst mich das heil'ge Antlitz nicht genesen,
Und nichts beschirmt mich vor den Augen milde
Von diesem Wilde in himmlischem Gewande.

Im Süd der Erd' entflossen
Giebts einen Quell, benahmet von der Sonnen;
Und dieser seltne Bronnen
Kocht bey der Nacht, und wird am Tage kühle,
Und kälter stets, wenn schwüle
Die Sonne höher steigt mit näherm Scheine.
Dieſs Loos ist auch das meine,
Der ich als Quell in Thränen mich ergossen.

Wenn sich das Licht verschlossen,
Das meine Sonn' ist, und die Nacht begonnen
Vor meinem trüben Blick, fern jener Holden,
Dann brenn' ich; doch wenn golden
Die Strahlen aufgehn der lebend'gen Sonnen,
Fühl' ich, von auſsen, innen umgestaltet,
Mich ganz erkaltet und von Eis umschlossen.

Von einer andern Quelle
Heiſsts in Epirus, daſs mit kalten Fluten
Sie jeder Fackel Gluten
Auslöschen kann, erloschne neu entflammen.
Mein Gemüth, das den Flammen
Der Liebe stets noch Widerstand gehalten,
Da es sich kaum der Kalten
Genaht, um die ich mich im Gram entstelle,
Entbrannt' es auf der Stelle,
Und muſst' in nie gesehnen Qualen bluten;
Drob hätte sich ein marmorn Herz erbarmet.
Nachdem es so erwarmet,

Lieſs sie es kalter Tugend Kraft umfluten.
So zündet sie und löscht mir oft das Herze,
Das, wild vor Schmerze, ich mich dawider stelle.

Getrennt von uns durch Seen
Sind in der sel'gen Inseln schönen Hainen
Zwey Quellen: von der einen
Stirbt lachend, wer da trinkt, die andre heilet.
Ein ähnlich Schicksal theilet
Mein Leben, daſs ich lachend wär gestorben
Vor Lust, die ich erworben,
Wenn ich nicht muſste schreyn vor bangen Wehen.
Liebe, die noch mich stehen
Im Schatten heiſst des Ruhmes, als den deinen!
Laſs von der Quell' uns schweigen, die stets flieſset,
Doch voller sich ergieſset,
Wann sich dem Stier die Sonne will vereinen;
So wie in allen Zeiten weint mein Sehnen,
Doch mehr in jenen, wo ich Sie gesehen.

O Lied, wenn mein Beginnen
Jemand erfragt, so sprich: An hohen Hügeln
Im engen Thal, woraus die Sorga springet,
Weilt er, und zu ihm dringet
Nur Liebe, die ihn jeden Schritt will zügeln,
Und ein ihn schmelzend Bildniſs; sonst den Reden
Von all' und jeden sucht er zu entrinnen.

Sonett.

XV.

Der Trübsal Born! Herberge du dem Grimme!
Schule des Wahns! Tempel der Ketzereyen!
Sonst Rom, jetzt Babel, falsch, zu maledeyen,
Um welche schallt so manche Jammerstimme!
O Truges Schmied'! o Kerker, wo das Schlimme
Derweil das Gute stirbt, nur kann gedeihen!
Lebend'ger Höll'! ich wills ein Wunder zeihen,
Ob Christus nicht zuletzt auf dich ergrimme.
In keusch demüth'ger Armuth erst gegründet,
Hebst du die Hörner nun, schamlose Metze,
Auf deine Gründer? Worauf steht dein Hoffen?
Auf deine Buhlen? schlecht erworbnen Schätze?
Nicht Constantin kommt wieder, doch verbündet
Nehm' es die trübe Welt, die dieſs betroffen.

SESTINE.

Zum süſsen Schatten der so schönen Blätter
Lief ich, entfliehend einem wilden Strahle,
Der niederbrannt' auf mich vom dritten Himmel.
Und schon entlastete vom Schnee die Hügel
Der laue Hauch, der uns erneut die Zeiten,
Und Kräuter blühten auf den Au'n, und Sprossen.

Es sah die Welt nie so anmuth'ge Sprossen,
Es regte nie der Wind so grüne Blätter,
Als mir sich wiesen in den ersten Zeiten,
So daſs ich, bange vor dem glüh'nden Strahle,
Die Zuflucht nicht im Schatten nahm der Hügel,
Nein, jenes Baums, vor allen werth dem Himmel.

Ein Lorbeer schirmte da mich vor dem Himmel.
Drum, oftmals lüstern nach den schönen Sprossen,
Zog ich seitdem durch Wälder, über Hügel.
Doch fand ich niemals einen Stamm, noch Blätter,
So hochgeehrt vom überird'schen Strahle,
Daſs sie die Art nicht tauschten mit den Zeiten.

Beständ'ger immer nun von Zeit zu Zeiten,
Hinfolgend, wo der Ruf mir scholl vom Himmel,
Geführt von einem milden hellen Strahle,
Kehrt' ich fromm wieder zu den ersten Sprossen,
Sowohl, wenn sich umhergestreut die Blätter,
Als wenn die Sonne grünen macht die Hügel.

Gefilde, Wälder, Felsen, Fluss' und Hügel,
Was nur erschaffen ist, erliegt den Zeiten.
Drum bitt' ich um Verzeihung jene Blätter,
Wenn ich, nach Umschwung manches Jahrs am Himmel,
Zu fliehn beschloſs die glattbeleimten Sprossen;
Sobald ich aufgeschaut zum höhern Strahle.

Sonst wurd' ich so gelockt vom süſsen Strahle
Daſs ich mit Lust erklomm die höchsten Hügel,
Um nahn zu dürfen den geliebten Sprossen.
Das kurze Leben aber, Ort und Zeiten,
Sie lehren jetzt mich andern Pfad zum Himmel,
Und Frucht zu tragen, nicht bloſs Blüth' und Blatt.

Nun andrer Blätter Lieb', in anderm Strahle,
Zum Himmel Bahnen über andre Hügel
Such' ich, (wohl ist es Zeit!) und andre Sprossen

SONETT.

XVI.

O in dem Schmucke glüh'nder Tugend heiſse
Verklärte Seele, die kein Lied entsiegelt!
O Sitz der Zucht, so unentweiht verriegelt!
Thurm, fest erbaut nach hohen Muths Geheiſse!
O Flamm'! o Rosen, auf der süſsen Weiſse
Des Schnee's verstreut, der reinigend mich spiegelt!
O Lust, die zu dem Antlitz mich beflügelt,
Dem keines gleich strahlt, wo die Sonn' auch gleiſse!
Mit eurem Namen, wenn so weit verstanden
Die Reime würden, füllt' ich Bactrien, Thule,
Tanais, Nil, Atlas, Olymp und Calpe.
Da ich um deren Ohr vergeblich buhle,
Soll man ihn hören in den schönen Landen,
Die Apennin theilt, Meer umgiebt, und Alpe.

SONETT.

XVII.

In welchen Himmelskreisen und Ideen
  Fand die Natur das Urbild, zu gestalten
  Dieſs schönste Antlitz, wo ihr höh'res Walten
  Dort oben, sie hienieden lässet sehen.
Wo sah man Göttinnen im Hain, in Seen
  Wo Nymphen, Haar so lautern Golds entfalten?
  Welch Herz so manche Tugend in sich halten?
  Wiewohl mein Tod das Ganze muſs bestehen.
Der schaut vergeblich nach dem göttlich Schönen,
  Deſs Blick nie zu den Augen ist erwachet,
  Wie sie holdselig kreisend sich verschönen.
Nicht weiſs, wie Liebe heilt und Wunden machet,
  Wer nicht weiſs, wie sie seufzt in süſsen Tönen,
  Und wie sie süſse spricht, und süſse lachet.

SONETT.

XVIII.

Nunmehr da Himmel, Erde schweigt und Winde,
Gefieder, Wild, des Schlummers Bande tragen,
Die Nacht im Kreise führt den Sternenwagen,
Und still das Meer sich senkt in seine Gründe:
Nun wach' ich, sinne, glühe, wein', und finde
Nur sie, die mich verfolgt mit süſsen Plagen.
Krieg ist mein Zustand, Zorn und Miſsbehagen;
Nur, denk' ich sie, winkt Friede mir gelinde.
So strömt, was mich ernährt, das Süſs' und Herbe
Aus eines einz'gen Quells lebend'gem Strahle;
Dieselbe Hand giebt Heilung mir und Wunden.
Und daſs mein Leiden nie ein Ziel erwerbe,
Sterb' und ersteh' ich täglich tausend Male;
So weit entfernt noch bin ich zu gesunden.

GRIES.

Sonett.

XIX.

Wär' ich aus jener Grotte nie entronnen,
Wo einst Apoll geworden zum Propheten:
So fehlt es auch Florenz nicht am Poeten,
Gleich Mantua's und Verona's edeln Sonnen.
Doch weil mein Land durch jenen Felsenbronnen
Sich nicht mehr feuchtet: andern Leitplaneten
Muſs ich nun folgen, und von dürren Stäten
Wird Dorn und Klette mühsam nur gewonnen.
Der Ölbaum ist verdorrt, zu fremdem Pfade
Die Fluth, die vom Parnaſs entspringt, gewendet,
Die eine Zeit lang Blüthen ihm gespendet.
So wird durch Schicksal oder Schuld entwendet
Mir alle Frucht, es sey denn, daſs die Gnade
Des ew'gen Jovis sich auf mich entlade.

Gries.

Sonett.

XX.

Zum weltberühmten Grab' Achills gedrungen
Rief Alexander aus mit tiefem Stöhnen:
Glücksel'ger, den ein hoher Mund besungen
In solcher herrlichen Posaune Tönen!
Doch diese Taub', an Reinheit nie bezwungen
Von allem, was die Welt je mochte krönen,
Ist nur noch matt in meinem Lied' erklungen;
So wird ihr Loos verhängt der Erde Söhnen.
Sie, werth Homers, und Orpheus, und des Hirten,
Den Mantua's Gefild' entzückt vernahmen,
Daſs sie nur allzeit sängen von der Einen,
Sie haben Sterne, die bloſs hierin irrten,
Dem anvertraut, der ihren schönen Namen
Anbetet, doch ihr Lob wohl mag verkleinen.

SONETT.

XXI.

Es wird mein Schiff, beladen mit Vergessen,
Im Winter, Mitternachts, auf rauhen Wogen,
Durch Scylla und Charybdis hingezogen;
Am Steuer ist mein Herr, mein Feind, gesessen;
Gedanken an den Rudern, die vermessen
Sich, wie es scheint, selbst auf den Sturm getrogen;
Die Segel reiſsend, kommt ein Wind geflogen,
Den Seufzer, Hoffnung, Wunsch ewig erpressen.
Des Zurnens Nebel, Thränenregen feuchtet
Die schlaffen Taue, bis sie gar verdorben,
Gedreht aus Irrthum und unkund'gen Zweifeln.
Die beyden Sterne fliehn, die sonst geleuchtet,
Vernunft und Kunst ist in der Flut erstorben,
Daſs ich anfang' am Hafen zu verzweifeln.

SONETT.

XXII.

Die Seele weid' ich an so edler Gabe,
Ich mag den Nektar Jovis nicht gewinnen;
Vom Schaun bloſs, thaut Vergessen in die Sinnen,
Daſs ich im Lethe trinkend mich begrabe.
Oft hör' ich Dinge, und ins Herz sie grabe,
Darob ich nie dem Seufzen kann entrinnen;
Ich kost', entrückt durch Liebeshand von hinnen,
In Einem Angesicht zwiefache Labe.
Die Stimme, die zum Himmel weiſs zu schweben,
Tönt Worte, holder, theurer, wie wohl meynet,
Wem sie zu hören nimmer war gegeben.
In kleinerm Raum als einer Spann' erscheinet
Dann sichtbarlich, wie weit in diesem Leben
Sich Kunst, Weisheit, Natur und Himmel einet:

SONETT.

XXIII.

Die süſsen Hügel, wo ich mich gelassen,
Entfliehend, dem ich nimmer kann entfliehen,
Gehn vor mir her: die Liebe mir verliehen,
Die theure Bürde kann ich nimmer lassen.
Oft kann ich selbst mich nicht verstehn noch fassen;
Denn ob ich flieh', umsonst ist mein Bemühen,
Ich kann mich nicht dem schönen Joch entziehen
Und komm' ihm näher, statt es zu verlassen.
Und wie ein Hirsch, durchbohrt vom gift'gen Pfeile,
Obwohl der Stahl ihm an dem Herzen nage,
Flieht, und je mehr sich quält, je mehr er eile:
So mit dem Feind, den ich im Busen trage,
Der mich verzehrt und mich ergötzt zum Theile,
Ermatt' ich mich durch Flucht, vergeh' in Plage.

GRIES.

Sonett.

XXIV.

Bey edlem Blut ein still demüthig Leben,
Und bey erhabnem Geist ein rein Gemüthe;
Die Frucht des Alters bey der Jugend Blüthe,
Bey sinnender Gebehrd' ein fröhlich Streben:
Hat ihr Planet der Holden mitgegeben,
Der Sterne König; und die ächte Güte,
Und Ehr' und Preis, die wohl umsonst sich mühte
Der göttlichste Poet recht zu erheben.
Lieb' ist in ihr mit Sitt' und Tugend einig,
Mit Anmuth der Natur des Schmuckes Funkeln,
Beredsamkeit mit Mienen stiller Schwermuth;
Und in dem Aug' ich weiſs nicht was, so schleunig
Die Nacht erhellen kann, den Tag verdunkeln,
Den Honig bitter machen, süſs. den Wermuth.

Sonett.

XXV.

Der Vögel Klagen und Gesänge schwellen
Vor Tage, daſs die Thale wiederhallen,
Und das Gemurmel flüſsiger Krystallen
Hinab in klarer Bäche raschen Fällen.
Sie, Schnee im Antlitz, Gold des Haares Wellen,
Die, ohne Falsch, nie der Lieb' abgefallen,
Läſst kämmend ihres Greises Flocken wallen,
Und weckt mich, wie sich Ton und Tanz gesellen.
Auroren grüſs' ich, und die Sonn' im Bunde
Mit ihr, doch mehr die andre, die erblinden
Mich frühe lieſs, wovon ich nie gesunde.
Ich sah sie manchmal beyde sich verbinden
Bey ihrem Aufgang, und in gleicher Stunde
Vor der die Stern', und die vor ihr verschwinden.

SONETT.

XXVI.

Woher nahm Liebe Adern Golds, zu weben
  Zwey blonde Flechten? und von welchen Büschen
  Die Rosen? und von welchen Au'n den frischen
  Und zarten Reif, und gab ihm Puls und Leben?
Woher die Perlen, wo gezügelt schweben
  Die süſsen Wort', und sittsam fremd sich mischen?
  Woher die Fulle alles Zauberischen
  Der Stirne, wie der Himmel klar und eben?
Von welchen Engeln und aus welchen Sphären
  Hat sie den himmlischen Gesang entnommen,
  Der so mich schmelzt, das wenig bleibt zu schmelzen?
Aus welcher Sonn' ist mild und stolz entglommen
  Der Augen Licht, die Fried' und Krieg gewähren,
  Die mir das Herz in Eis und Feuer wälzen?

SONETT.

XXVII.

Ihr Frau'n, die ihr euch im Gespräch ergehet,
Froh und nachdenklich, einsam und umgeben:
O sagt, wo ist mein Tod, wo ist mein Leben?
Wie kommt's, dafs ihr nicht unter euch sie sehet? —
„Froh sind wir, weil sie im Gemüth uns stehet,
Doch um die süfse Näh dem Gram ergeben,
Die Neid uns raubt und eifersüchtig Streben,
Das Andrer Gut als eignes Übel schmähet." —
Wer legt wohl Bande denen an, die lieben? —
„Der Seele Niemand; Härt' und Zorn dem Leibe,
Wie es sie jetzt und manchmal uns wohl kränket.
Doch auf der Stirn ist oft das Herz geschrieben.
Wir sahn umwölkt sie an dem hohen Weibe,
Und ihre Augen ganz von Thau getränket."

SONETT.

XXVIII.

O Kämmerlein, das sonst gedient zum Porte
Für meine schweren Stürm' in Tagesstunden!
Nun wirst du nächt'ger Thränen Brunn erfunden,
Wenn ihnen Scham am Tag verschlieſst die Pforte.
O Bettchen, mir in Noth zu Ruh und Horte!
Wie trübe Urnen läſst dich Lieb' erkunden!
Sie baden dich, von weiſser Hand entbunden,
Die grausam mir allein um eitle Worte.
Und nicht bloſs meine Heimlichkeit und Stille
Flieh' ich; nein, mehr mich selbst und den Gedanken,
Der mich im Fluge zwingt ihm nachzugehen.
Dem Pöbel, der mein Feind und Widerwille,
Wer dächt' es wohl? muſs ich um Zuflucht danken,
Solch Grauen hab' ich, mich allein zu sehen.

SONETT.

XXIX.

Im Paradies gepflückt ein frisch Paar Rosen
Vorgestern früh am ersten Mai, zum Preise,
Von einem Liebenden, bejahrt und weise,
Zwey jüngern ausgetheilt zu gleichen Loosen,
Mit einem Lächeln und so süſsem Kosen,
Daſs Wildheit lernen müſste zarte Weise:
Entzündete mit Liebesstrahlen leise
Der Beyden Angesicht, die er erkosen.
„Kein liebend Paar wie dieſs erblickt die Sonne."
Sprach er, zugleich mit Seufzen und mit Lächeln,
Und wandt', umfassend, Beyden sich entgegen.
So theilt' er seiner Wort' und Rosen Wonne,
Die noch das Herz mit banger Freude fächeln.
O froher Tag! Beredsamkeit voll Segen!

Sonett.

XXX.

O kläglich und entsetzliches Gesichte!
So muſste denn sich vor der Zeit verzehren
Das milde Licht, zu dem, froh es zu ehren,
In Pein und Hoffnung ich mein Leben richte?
Doch wie? daſs nicht vom groſsen Fall Berichte
Erschollen? sie nicht selbst mich will belehren?
O möge Gott und die Natur es wehren,
Und werde mein betrübter Wahn zunichte.
Ja, dennoch hoff' ich, daſs mir einst noch glücket
Den Blick des holden Angesichts zu theilen,
Das mich erhält und dieſs Jahrhundert schmücket.
Doch hat sie, um zum ew'gen Sitz zu eilen,
Sich ihrem schönen Wohnhaus schon entrücket,
So bet' ich, mag mein letzter Tag nicht weilen.

Sonett.

XXXI.

Die hohe Säule brach, der Lorbeer dorrte,
Die meinem müden Geiste Schatten gaben.
Nichts gleiches ist von Nord bis Süd zu haben,
Vom ind'schen Meere bis zu Herkuls Pforte.
Du nahmst mir, Tod, mit strengem Herrscherworte
Den Doppelschatz, der stolz mich konnte laben.
Nicht Land, noch Herrschaft, noch die reichen Gaben
Des Orients helfen mir zu meinem Horte.
Doch wenn es also das Verhängnifs lenket,
Was kann ich mehr, als stets mit trüben Sinnen,
Mit feuchten Augen gehn, die Stirn gesenket?
O unsers Lebens täuschendes Beginnen!
Wie leicht verliert Ein Morgen, eh' man's denket,
Was mühsam viele Jahre kaum gewinnen!

SONETT.

XXXII.

Sie lebte schön im Herzen mir, geehret,
Wie hohe Frau'n an niedrer Stäte weilen;
Nun ward ich durch ihr letztes von uns Eilen
Nicht sterblich nur, nein todt, und sie verkläret.
Die Seel', all ihres Gutes ausgezehret,
Lieb', ihres Lichts beraubt und bloſs: mit Keilen
Des Mitleids könnten Felsen sie zertheilen:
Doch keiner ist, der's schreibet, noch erkläret.
Denn innen jammern sie, wo aller Ohren
Taub, auſser meins; dem in des Grams Ermatten
Nichts andres mehr als Seufzen bleibet offen.
Wahrhaftig sind wir alle Staub und Schatten,
Wahrhaftig ist der Wille blind verlohren,
Wahrhaftig trügerisch ist unser Hoffen.

Sonett.

XXXIII.

Lieb', in der guten Zeit sonst mein Geselle
  An diesen, unserm Sinn gewognen Bächen,
  Wo, unsre alten Zwiste zu besprechen
  Du wandeltest mit mir und mit der Quelle!
Laub, Blumen, Schatten, Höhlen, Luft und Welle,
  Thal-Klausen, hohe Hügel, sonn'ge Flächen,
  Port, meine Liebesmühn zu unterbrechen
  Und meines Glücks so viel' und schwere Fälle!
O flücht'ge Schaaren in dem Buschgeflüster!
  O Nymphen! Ihr dann, die im moos'gen Grunde
  Erziehn und weiden flüssige Krystallen!
Hell waren meine Tag', und sind nun düster
  Wie Tod, der dieses schafft. In erster Stunde
  Ist jeglichem sein Loos also gefallen.

SONETT.

XXXIV.

Die Nachtigall, die wohl so holde Klagen
Um ihren Gatten seufzt, um ihre Söhne,
Füllt Himmel und Gefilde mit Behagen,
Durch ihre zärtlichen und sinn'gen Töne.
Es ist, als ob mein Schicksal mir zu sagen,
Die ganze Nacht sie, mich begleitend, stöhne.
Denn ich nur muſs die Schuld des Wahnes tragen,
Daſs eine Göttin nicht dem Tode fröhne.
O wie so leicht betrügt man das Vertrauen!
Zwey Augen, dacht' ich, heller wie die Sterne,
Verhüllen nie die Erd' in dunkles Grauen.
Nun kann ich wohl mein grimmig Loos durchschauen;
Es will, daſs lebend ich und seufzend lerne
Auf nichts, was uns hienieden freut, zu bauen.

GRIES.

Sonett.

XXXV.

Nicht Sterne, die sich reg' am Himmel schwingen,
Noch Schiffe, gleitend auf den stillen Wellen,
Noch Ritter, die bewehrt im Feld sich stellen,
Noch durch die Büsche muntern Wildes Springen:
Noch neue Botschaft von erwünschten Dingen,
Noch hoher Reden Zier von Liebes-Fällen,
Noch auf den grünen Au'n, an klaren Quellen,
Sittsamer Frau'n und schöner süſses Singen:
Nichts ist, was mir das Herz zur Freude wende,
So wuſst' es mit sich zu begraben jene,
Die einzig Licht und Spiegel war den Augen.
Gedrückt vom Leben, ruf' ich nur sein Ende,
Weil ich nach ihrem Wiedersehn mich sehne,
Die nie zu sehn mir besser mochte taugen.

CANZONE.

IV.

Ich stand am Fenster eines Tags, und sahe
Viel Wunderdinge mir vorüber rücken,
So daſs ich fast mich matt vom Schauen funde.
Da kam ein Wild mir von der Rechten nahe,
Mit Menschenstirn, um Götter zu entzücken,
Gejagt vom Paare schwarz und weiſser Hunde.
Die fielen an zur Stunde
Das edle Thier mit Bissen in die Weichen,
Und hatten's bald zur letzten Noth gelenket,
Wo, tief in Stein versenket,
Viel Schönheit muſst' in herbem Tod erbleichen,
Und mich betrüben mit des Schicksals Streichen.

Hernach sah ich ein Schiff auf Meereswogen,
Von Gold die Segel und mit seidnen Tauen,

Von Ebenholz und Elfenbein gewoben.
Die See war still und linde Lüfte flogen,
Am Himmel keiner Wolke Flor zu schauen,
Und reicher Ladung war es voll bis oben.
Doch plötzlich kam mit Toben
Ein Sturm aus Ost, der Luft und Meer verdunkelt,
Und ſtieſs das Schiff an einer Klipp' in Trümmern.
O schweres Herzbekümmern!
So kurze Stund' und kleiner Raum umdunkelt
Den stolzen Reichthum, der so hehr gefunkelt.

In grünen Busch sah ich an einem jungen
Und glatten Lorbeer blühn die heil'gen Sprossen,
Als wär er von den Paradieses-Bäumen.
Aus seinem Schatten ward in süſsen Zungen
Der Vöglein Lied und andre Lust ergossen,
Die mich der Welt entriſs in sel'gen Träumen.
Ich schaut', als ohne Säumen
Der Himmel sich verfärbt': es fuhr hernieder

Ein Blitzstrahl, zuckend aus dem falben Glanze,
Der die beglückte Pflanze
Entwurzelte; das schlug mein Leben nieder,
Denn solchen Schatten find' ich niemals wieder.

Ein klarer Brunnquell in denselben Büschen
Sprang aus dem Fels; die süſsen Wasser irrten
Umher, mit lieblichem Gemurmel klingend.
Des schönen Sitzes moos'gen düstern Frischen
Sah man sich weder Pflüger nahn noch Hirten,
Nur Nymphen, Musen, nach dem Tonfall singend.
Da saſs ich: Wonne bringend
Umgab mich der Zusammenklang, versenket
Hielt mich der Blick; als sich des Abgrunds Pforte
Aufthat, und samt dem Orte
Die Quell' hinabriſs, daſs es noch mich kränket,
Und schreckt die Seele, wenn sie deſs gedenket.

Dann einen Phönix, fremd und auserlesen,
Purpurn beflügelt und mit goldnem Haupte,

Sah ich im Wald sich stolz, einsam ergehen.
Erst dacht' ich ein unsterblich himmlisch Wesen,
Bis er zum Lorbeer, den der Blitz entlaubte,
Und zur verschlungnen Quelle kam, zu sehen.
Doch alles muſs vergehen:
Denn als er das zerstreute Laub gefunden,
Den Stamm zerschellt, verdorrt des Wassers Ader,
Wandt' er mit zorn'gem Hader
Auf sich den Schnabel, und war gleich verschwunden,
Daſs Lieb' und Mitleid ganz mich überwunden.

Zuletzt sah ich auf blum'gem Lenzgefilde
Ein schönes Weib gehn sinnend hin und wieder,
Daſs, wenn ichs denk', ich beben muſs in Flammen.
In sich demüthig, nur der Liebe wilde,
Und ihr umgab so weiſs Gewand die Glieder,
Es schien gewebt aus Gold und Schnee zusammen;
Doch düstre Nebel schwammen
Um seine obern Säume, sie zu schwärzen.
Von kleiner Schlange bald am Fuſs gestochen,

Wie Blumen, die gebrochen,
Schied sie dahin, sorglos, mit frohem Herzen.
Ach, nichts währt auf der Welt als Leid und Schmerzen!

O Lied! du magst wohl sagen:
Die sechs Gesichte haben angefangen
In meinem Herrn ein süſses Todverlangen.

SONETT.

XXXVI.

Es kommt mir ins Gemüth — vielmehr vergehen
Kann nie, was Lethe selbst nicht tilgt: — ihr Bilde,
Wie ich sie sah auf blüh'ndem Lenzgefilde
In ihres Sternes Strahlen leuchtend stehen.
So ganz erschien sie mir beym ersten Sehen,
Schön, still, in sich gekehrt, so gleicher Milde;
Daſs ich: „Sie ist es selbst,“ ganz ein mir bilde,
„Sie lebt noch,“ und um Rede sie muſs flehen.
Bald giebt und bald verweigert sie mir Kunde,
Ich, wie ein Mensch, der irrt, sich dann verwundert,
Spreche zum Herzen: Herz, du bist im Fehle:
Du weiſst, vierzig und acht nach dreyzehnhundert
Am sechsten Tag Aprils, zur ersten Stunde,
Schied aus dem Leibe diese sel'ge Seele.

**.

Sonett.

XXXVII.

Deſs Duft und Farbe überwand die Zonen
Des Morgenlands, so hell und duftbegabend;
Frucht, Blüthe, Kraut und Laub; der unserm Abend
Verlieh der seltnen Trefflichkeiten Kronen:
Mein süſser Lorbeer, jeder Schönheit Thronen
Und jeder glüh'nden Tugend in sich habend,
Sah, sittsam sich in seinem Schatten labend,
Mit meinem Herrscher meine Göttin wohnen.
Auch ich dann baut' in dieser Segenspflanze
Heil'ger Gedanken Nest; in Frost und Glühen
War ich der Hochbeglückten dennoch einer.
Die Welt war voll von ihrer Ehren Glanze,
Da nahm, zur Zier des Himmels zu erblühen,
Sie Gott zurück; und würdig war sie seiner.

SONETT

XXXVIII.

Holdselig Vöglein, welches singend gehet,
Vielmehr beklagend die vergangnen Zeiten,
Da jetzo Nacht und Winter dir zur Seiten,
Und Tag und lust'ger Mai im Rücken stehet!
Wenn, wie du weiſst, was über dich ergehet,
Du wüſstest, welche Nöthen mich bestreiten,
Du kämst, den Herzensjammer zu begleiten,
Zum Schooſs des Armen, der um Trost hier flehet.
Ich weiſs nicht, ob uns gleiches würde paaren.
Die lebt vielleicht, um die du scheinst zu klagen,
Was an mir geizig Tod und Himmel sparen.
Doch lockt in diesen unwillkommnen Tagen
Erinnerung von süſs und bittern Jahren
Mich an, dir meine Wehmuth vorzusagen.

BOCCACCIO.

BALLATEN

AUS DEM DECAMERONE.

I.

EMILIA.

Ich bin von meiner Schönheit so gefangen,
Daſs andre Liebe nimmer
Mich kümmern wird, noch regen mein Verlangen.

Ich seh' in ihr, so oft wie ich mich spiegle,
Das Gut, woran genüget dem Verstande.
Kein neuer Vorfall oder alt Geklügle
Raubt mir die Lust an diesem theuren Pfande.
Nach welchem wohlgefäll'gern Gegenstande
Säh' ich wohl nun und nimmer,
Der mir im Herzen weckte neu Verlangen?

Daſs Gut flieht nicht, wenn ich es zu betrachten
Mich sehne, mir zu Trost und Linderungen;
Es kommt vielmehr entgegen meinem Schmachten,
So süſs zu fühlen, daſs es keine Zungen
Aussprechen, keinem Sterblichen gelungen
Es zu begreifen nimmer,
Der nicht gebrannt in solcherley Verlangen.

Und ich, die ich mich stündlich mehr entzünde,
Je mehr die Augen sich darauf befleiſsen,
Ganz geb' ich ihm mich hin, ganz mich verbunde,
Schon jenes kostend, was es mir verheiſsen.
Je naher, wird mehr Wonne hin mich reiſsen,
So daſs hienieden nimmer
Was ähnliches gestillt hat ein Verlangen.

II.

PAMPINEA.

Wann säng' ein Weib, wenn ich nicht wollte singen,
  Da alle meine Wünsche mir gelingen?

Komm, Liebe, denn! mir Grund von jedem Gute,
  Von jeder Hoffnung, jedem frohen Lachen!
  Und singen wir zusammen,
  Von Seufzern nicht, noch von gequältem Muthe,
  Die süfser jetzt mir deine Freude machen;
  Blofs von den hellen Flammen,
  Die mich in Spiel und Festen stets entflammen,
  Anbetung dir, als meinem Gott, zu bringen.

Du stelltest vor die Augen mir, o Liebe,
  Den ersten Tag, wo ich dein Glühn empfunden,
  Solch eines Jünglings Wesen,
  Dafs, wer an Schönheit, Kühnheit, edlem Triebe

Ihn überträfe, niemals ward gefunden,
Selbst wer ihm gleich gewesen.
Für ihn entbrannt' ich so, daſs, dein erlesen,
Ich nun mit dir Gesänge lass' erklingen.

Und was am meisten Lust mir muſs gewähren,
Er hat an mir, wie ich an ihm Gefallen,
Dank sey es dir, o Liebe!
So hab' in dieser Welt ich mein Begehren,
Und hoff' im Frieden jener einst zu wallen,
Weil ich ihm eigen bliebe
Mit höchster Treu. Gott, welcher schaut die Triebe,
Wird in sein Reich uns gnädig lassen dringen.

III.

LAURETTA.

Kein trostlos Weib verlange
Wie ich, das Recht zu klagen,
Ich Arme, die umsonst in Lieb' erbange.

Der, so den Himmel lenkt und alle Sterne,
Schuf mich nach seinem Sinne
Anmuthig, hold und schön, und wollte gerne
Dafs alle Geister nieden würden inne
Ein Bild, woran man lerne
Die Schönheit, die er schaut vom Anbeginne.
Doch abhold dem Gewinne
Hat sterbliches Gebrechen
Mich nur verschmäht, statt freundlichem Empfange.

Wohl gab es einen, der mich zarte junge
Sonst wollte theuer achten,

Mich in die Arm' und die Gedanken schlange;
Dem meine Augen solch ein Feuer fachten,
Daſs er, im flücht'gen Schwunge
Der Zeit, nichts andres that als mich betrachten.
Und meiner würdig machten
Ihn meine Huld und Milde;
Jetzt aber miſs' ich, mir zur Qual, ihn lange.

Dann ward mit stolzem Wesen mir entgegen
Ein Jüngling kühn gesendet,
Auf Adel und auf Tapferkeit verwegen.
Der hält gefangen mich, und muſs, geblendet,
Gar Eiferſucht nun hegen,
Daſs ich mich zur Verzweiflung faſt gewendet,
Da es so mit mir endet,
Daſs mich, zur Welt gekommen
Zu Vieler Glück, nun Einer hält im Zwange.

Ich fluche meinem Unglück, das ich leide,
Weil ich Ja konnte sagen

Mein Kleid zu tauschen: da im dunkeln Kleide
Ich schön und froh war; seit ich dieſs getragen,
Jedwedes Leben neide,
Weit minder ehrsam als in vor'gen Tagen.
O Fest zu Weh und Klagen!
War ich doch eh gestorben,
Als ich dich je erlebt in solchem Drange!

O Liebster, wie ihn keine sonst besessen,
Um mich zum Glück zu führen,
Der jetzt im Himmel ist, im Antlitz dessen
Der uns erschuf! laſs dich Erbarmen rühren
Für mich, die dich vergessen
Nicht kann um einen Andern; laſs mich spüren
Daſs Flammen, die ich schüren
Gekonnt, noch nicht erloschen,
Und dort hinauf die Rückkehr mir erlange.

AUS DEM AMETO.

ANRUF DES DICHTERS.

Dieselbe Kraft, die einst den Orpheus regte,
Erhob bis in Pluto's Wohnungen zu dringen,
Da der die nun wohl frohe dort gehegte
Eurydice zurückgab mit Bedingen,
Besiegt von des beredten Holzes Klange,
Und von der Liederweis' und seinem Singen:
Zieht meinem schwachen Geist mit starkem Hange,
Dich, Cytherea, im Gesang zu loben,
Samt deines Reiches allgewalt'gem Zwange.
Darum, bey dem Himmel, wo du Göttin droben,
Bey jenem Strahl, der schöner dir entglommen,
Als allen die sonst Phöbus Licht erproben;
Bey deinem Mars, o holder Stern, beym frommen
Aeneas, und bey ihm, der in den Hainen
Aus seiner Schwester Schoofs ans Licht gekommen,

Den du mehr auf der Welt geliebt als keinen;
Bey deines heil'gen Feuers Macht und Helle,
Das immer mich durchglühet als den deinen!
So sey vergönnt dir lang' und frohe Stelle
Hinter der Sonn' in jenes Thieres Zeichen,
Das einst Europa trug, behend' und schnelle:
Woll' in die Brust mir solche Stimme reichen,
Woran man fühle deine hohe Stärke,
So daſs mein Sagen mag dem Fühlen gleichen,
Und daſs ich über deiner Gottheit Werke
Ein wenig tiefer Lehre könn' ertheilen,
Worauf mit ganzem Sinn' ich acht' und merke.
Und dich, Cupido, bey den goldnen Pfeilen
Fleh' ich dich an, und bey des Sieges Ruhme,
Den am Apoll du wuſstest zu ereilen,
Und bey geliebten Nymphen, wenn die Blume
Der Schönheit je dem Aug' so angezogen,
Daſs du in der Gedächtniſs Heiligthume
Wie ein geliebtes Ding sie hast erwogen:
Du woll'st mir ein'ge Milderung verleihen

Der neuen Flammen, mir von deinem Bogen
Gesandt ins Herz, das deinen Namen schreyen
Muſs Tag und Nacht, um Gnade zu erlangen
Deſs, dem sein Trieb sich liebend muſste weihen,
So daſs ich, nicht von Schmerz noch Furcht gefangen,
Frey könne sagen unter deinem Schilde,
Was ich durch Augen und Gehör empfangen.
Und du, vor allen Wesen schön und milde,
Anmuthig, sittsam, froh und voller Güte,
Du edles Weib, du englisches Gebilde,
Der unterthan mein liebendes Gemüthe
Zufrieden harret in des Leidens Mitten,
Wie wohl kein andres je in Freuden blühte!
Erhebe deine Stimm', und mit den Bitten
Versuch' den Himmel, wo, wenn wahr uns lehret
Dein schönes Antlitz, sie so wohl gelitten.
Und bete, deinem Diener sey's gewähret
Von deiner groſsen Schönheit recht zu reden,
Wie die verwundte Brust in ihm begehret.
Wer wird der Gott seyn, den zu überreden

Nicht gnügte, daſs es deinem Wunsch geliebet?
Ich glaube, keiner; weil du all' und jeden
Werth ihres Sitzes scheinst, wo du (ihn giebet
Dir einst die Gottheit ein in ihrem Schooſse)
Auch mich aufnehmen wirst, der so dich liebet.
Sieh, ich vermag nur wenig, und das Groſse
Kann ich viel minder ohne dich vollenden,
Drum nicht von deiner Hülfe mich verstoſse.
In gnäd'ger Fülle woll' herab sie senden
Auf mich, an dem sich deine Macht verkündet,
Daſs meine Reden sich zur Anmuth wenden.
Sieh mein Gemüth, wie es darnach entzündet,
Nach der von andern Göttern nichts will fragen,
Weil es allein sich auf die deine gründet,
Um ganz, was sein Verlangen ist, zu sagen.
Du wirst ihr deine, vor den andern werthe,
Herrin, aus Huld und Güte nicht versagen.
Ich werde zeigen, wie Zeus karg gewährte
Die Schönheit jedem andern Angesichte,
Mit den verglichen, welche einst verklärte

Die Hand der Schicksalsschwestern, in dem Lichte,
  Das dein Gesicht, und Derer um sich breitet,
  Von denen ich, im holden Chore dichte
Versammelt, deine Hoheit sah begleitet,
  Zur süſsen Zeit, wo singendem Gefieder
  Der grüne Lorbeer seinen Schatten spreitet;
Das schöne Reden, der behenden Glieder
  Anmuth'ges Thun, das Heil, von euch vollführet
  Im lieblichen Gefilde; wo ich wieder,
So gut ich kann, erwartend ob mich rühret
  Dein' auf mich ausgegoſsne Kraft, beginne:
  Damit ich schaffe, wie es dir gebühret,
In diesem Styl, auf den ich jetzo sinne,
  Was Lob erwerb', und deinen Namen mehre,
  Daſs er bis zu den Sternen Raum gewinne,
Als einer würd'gen Frau, mit ew'ger Ehre.

ARIOSTO.

AUS DEM ERSTEN GESANGE

DES

RASENDEN ROLAND.

33.

Sie flieht auf wilden, menschenleeren Wegen,
Durch finstrer Wälder grauenvolle Nacht.
Wenn nur der Zweige, wenn des Laubs Bewegen
Die Eichen, Ulmen, Buchen rascheln macht,
Wird sie durch rasche Furcht aus ihren Stegen,
Bald hie, bald dort, auf fremde Bahn gebracht.
Bey jedem Schatten auf den Höhn, in Gründen,
Glaubt sie Rinald im Rücken sich zu finden:

34.

Wie wenn das Reh die Mutter auf den Auen,
Wo es geboren ward, durch's Laub erblickt
Gepackt vom Leopard mit scharfen Klauen,
Der ihr die Brust, die Seiten ihr zerstückt;
Und zitternd dann vor Angst und bangem Grauen
Dem Wütrich sich durch schnelle Flucht entrückt,
Und ob's nur einen Zweig im Fliehn berühre,
Sich schon im Rachen glaubt dem wilden Thiere.

35.

Den Tag, die Nacht, die Hälfte noch der Stunden
Des andern Tags irrt sie umher im Hain;
Bis sie zuletzt sich ein Gebüsch gefunden,
Wo frische Lüfte Kühlung leicht verstreun.
Von klaren Bächen wird es rings umwunden,
Die immerfort das zarte Gras erneun;
Und, sanft gebrochen zwischen kleinen Kieseln,
Ergötzt mit süſsem Laut ihr lindes Rieseln.

36.

Hier glaubt sie vom Rinald durch viele Meilen
Sich schon getrennt und ganz in Sicherheit.
Matt durch die Hitze, durch ihr schnelles Eilen,
Beschlieſst sie hier zu ruhen eine Zeit,
Steigt unter Blumen ab und läſst derweilen
Ihr Roſs zur Weide gehn, vom Zaum befreit,
Es geht, um an der klaren Flut zu grasen,
Wo rings der Strand sich deckt mit frischem Rasen.

37.

Und sieh, von blühndem Dorn und Rosensträuchen
Zeigt ihr ein nah Gebüsch sein stilles Dach;
Vor Sonnenglut geschützt von hohen Eichen,
Bespiegelt sich's im silberhellen Bach.
Da, wo die Bäum' am meisten Schatten reichen,
Wölbt innen sich ein kühles Laubgemach;
Und wie die Zweig' und Blätter sich verschlingen,
Kann sie kein Blick, der Sonne selbst, durchdringen.

38.

Ein Rasenbett in des Gebüsches Mitte
Lädt ein zur Ruh' in diesem Aufenthalt.
Die Schöne tritt hinein mit leisem Schritte
Und legt sich nieder und entschlummert bald.
Allein sie lag nicht lang' in dieser Hütte,
Als es wie Hufſchlag ihr zu Ohren schallt.
Sie eilt, sich still vom Lager aufzuraffen
Und sieht am Ufer einen Mann in Waffen.

39.

Sie fühlt ihr Herz von Furcht und Hoffnung schwellen;
Ob's Freund sey oder Feind, begreiſt sie nicht.
Sie steht und lauscht, den Zweifel aufzuhellen,
So daſs kein Athemzug die Luft durchbricht.
Der Ritter steigt vom Pferd' am Rand der Wellen,
Lehnt auf den einen Arm das Angesicht,
Und scheinet bald, versenkt in tiefes Sinnen,
Das Ansehn eines Steines zu gewinnen.

40.

So lieſs sein Haupt der traur'ge Ritter hängen
Nachdenkend, Herr, wohl eine Stunde gut.
Dann fing er an in so betrübten Klängen
Dahin zu strömen seiner Klagen Flut,
Daſs Mitleid hätte Felsen müssen sprengen,
Besänft'gen selbst des wilden Tigers Wut.
Er weint' und seufzte so, daſs Stromesbahnen
Die Wange glich und seine Brust Vulkanen.

41.

Gedanke, sprach er, der mein Herz entglommen
Und bald erstarrt macht und es nagt und drückt!
Was soll ich thun? Ich bin zu spät gekommen,
Ein Andrer hat die süſse Frucht gepflückt.
Kaum hab' ich Wort und Blick von ihr bekommen,
Und jenem ist der schönste Raub geglückt.
Muſs ich der Frucht so wie der Blüth' entsagen,
Warum für sie mein Herz noch länger plagen?

42.

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose;
So lange sie in mütterlicher Hut,
Geschützt vom Dorn, umhegt vom zarten Moose,
Von Hirt und Heerden unbetastet ruht:
Dann huldigt ihr des sanften Wests Gekose,
Der Morgenröthe Thau, und Erd' und Flut;
Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
Begehren sie zum Schmuck der Brust und Stirnen.

43.

Doch von dem Mutterzweig, dem sie entblühte,
Von ihrem grünen Stamme kaum getrennt,
Verliert sie Gunst, Reiz, Schönheit, was die Güte
Des Himmels ihr und was der Mensch vergönnt.
Das Mädchen, das die unschätzbare Blüthe,
Mehr werth als Aug' und Leben, Einem gönnt,
Wird in dem Herzen gleich der Andern allen,
Die sie vorhin geliebt, am Preise fallen.

44.

So mag der Andern jeder sie nun hassen,
Und der nur lieben, dem sie preis sich gab!
O undankbares Glück! die Andern prassen
Hoch im Triumph, mich stürzt die Noth in's Grab.
So kann ich denn mein eignes Leben lassen?
So hängt's von mir, sie nicht zu lieben, ab?
Ha, eher ende sich mein Leben heute,
Als daſs ich lebt' und ihr nicht Liebe weihte!

45.

Wird jemand mich nach dessen Namen fragen,
Der so viel Thränen weint am Quellenrand,
So werd' ich ihm Circassiens König sagen,
Den von der Lieb' entflammten Sacripant.
Auch sag' ich dies, daſs seine bittern Plagen
Zuerst und einzig schafft der Liebe Brand.
Von denen ist auch er, die jene lieben,
Und war von ihr nicht unerkannt geblieben.

46.

Bis wo die Sonne sinkt war er gekommen,
Aus Lieb' allein, vom fernsten Orient.
In Indien hatt' er tief betrübt vernommen,
Es leite Roland sie gen Occident;
In Frankreich dann, daſs sie der Karl genommen
Und von den andern Leuten sie getrennt,
Und dem zum Lohn verheiſsen, der von ihnen
Den goldnen Lilien würd' am besten dienen.

47.

Er war im Feld und sah die Niederlage,
Die König Karl erlitt in jener Schlacht.
Vergeblich sucht er nun seit jenem Tage
Der Schönen Spur, die nichts ihm kenntlich macht.
Dies ist's, was ihn in so betrübte Lage,
In solche Noth und Liebesqual gebracht,
Ihm Klagen, Wort' entpreſst, die fähig wären
Vor Mitleid selbst die Sonn' im Lauf zu stören.

48.

Indeſs er so sich härmt und grämet dorten,
Daſs einem warmen Quell sein Auge gleicht,
Und solche Worte sagt, nebst andern Worten,
Die zu berichten mir unnöthig däucht:
Will es sein gutes Glück, daſs dieser Orten
Sein Klaggeseufz der Schönen Ohr erreicht;
Und Eine Stund', Ein Augenblick erfahren
Was nimmer kehrt, als wohl in tausend Jahren.

49.

Wohl giebt sie Acht, von Neugier angetrieben,
Wie jener weint und klagt und sich beschwert,
Und dennoch nie ermüdet sie zu lieben;
Auch hat sie heut ihn nicht zuerst gehört.
Doch ist sie stets wie Marmor kalt geblieben
Und hat noch nimmer Mitleid ihm gewährt:
Als eine, so die ganze Welt verachtet
Und auch nicht Einen ihrer würdig achtet.

50.

Doch daſs sie jetzt zum Führer ihn erwähle,
Scheint räthlich ihr in dieser Einsamkeit;
Denn wer im Wasser steckt bis an die Kehle,
Muſs störrig seyn, wenn er nicht Hülfe schreit.
Sie ſindet nimmer solch getreue Seele,
Ergreift sie jetzt nicht die Gelegenheit.
Längst wuſste sie, daſs gleiche Lieb' und Treue
Kein Andrer ihr, wie dieser König, weihe.

51.

Doch will sie nicht von jenem langen Leiden,
Das ihn verzehrt, den, der sie liebt, befrein;
Noch für den vor'gen Schmerz ihm durch die Freuden,
Die man am meisten wünscht, Ersatz verleihn.
Um nur mit leerer Hoffnung ihn zu weiden,
Ersinnt sie Listen sich und Trügerein;
Daſs sie in ihrer Noth sich sein bediene,
Dann wieder annehm' ihre stolze Mine.

52.

Und aus dem dunkeln Dickicht tritt die Hehre
Auf einmal hold und herrlich vor den Freund;
Wie oft Diana, oder wie Cythere
Aus Grott' und Wäldern auf der Bühn' erscheint.
Mit dir sey Friede, spricht sie, unsrer Ehre
Vertheidiger sey Gott mit dir vereint!
Er möge nicht dein falsches Wähnen dulden,
Das mich beschimpft ganz ohne mein Verschulden.

53.

Nein, nimmer hat solch Staunen, solche Freude
Der Mutter noch der Blick des Sohns gewährt,
Den sie als todt beweint in ihrem Leide,
Weil längst ohn' ihn das Heer zurückgekehrt:
Als jetzt auf einmal der entzückte Heide
Bey ihrer hohen Gegenwart erfährt,
Da sie so plötzlich mit den holden Mienen,
Der englischen Gestalt vor ihm erschienen.

54.

Er eilt, von zärtlichem Gefühl entzündet,
Der Schönen sich, der Göttinn sich zu nahn,
Die um den Hals die weiſsen Arm' ihm windet,
Was in Catay sie schwerlich wohl gethan.
Zum Vaterreich, zur ſüſsen Heimat findet,
Nun sie ihn hat, ihr Geist die rasche Bahn;
Und Hoffnung fühlt sie schnell in sich entstehen,
Bald wiederum ihr reiches Schloſs zu sehen.

55.

Sie zaudert nicht, ihm Rechnung abzulegen
Vom Zeitpunkt an, da sie in's Morgenland,
Um Hülf' und Beystand für sie aufzuregen,
Zum Sericanerkönig ihn gesandt;
Und wie gar oft des Roland tapfrer Degen
Tod, Schand' und Unglück von ihr abgewandt;
Und wie noch ihre Blüthe so vollkommen,
Als sie aus Mutterleib sie mitgenommen.

56.

Vielleicht ist's wahr; doch wer nicht im zu schwachen
Besitz der Sinn' ist, glaubt es sicher nicht.
Doch scheinen ihm sehr möglich diese Sachen;
Er steckt in Irrthum von weit mehr Gewicht.
Was einer sieht, kann Lieb' unsichtbar machen,
Was unsichtbar, bringt Liebe zu Gesicht,
Dies ward geglaubt; denn Unglücksel'ge pflegen
Zu glauben leicht, was sie am liebsten mögen.

57.

War, um so schlecht den Zeitpunkt wahrzunehmen,
Der Ritter von Anglant einfältig gnug:
So mag er nun sich ob dem Schaden grämen;
Zum zweitenmal kommt ihm kein solcher Zug.
Doch mich nach seinem Beyspiel zu bequemen,
Spricht Sakripant bey sich, bin ich zu klug;
Daſs ich nun jetzt solch Gut entschlüpfen lieſse
Und mich [illegible] die eigne Schuld verdrieſse.

58.

Ich will die frische Morgenrose pflücken,
Denn durch Verzug verliert sie ihre Zeit.
Ich weiſs, daſs keine Sache mehr Entzücken,
Mehr Wonne nicht den holden Frau'n verleiht;
Obwohl sie oft durch Zürnen uns berücken,
Auch wohl durch Thränen oft und Traurigkeit.
Kein falscher Zorn, kein Sträuben soll mich rühren,
Ich will den Plan entwerfen und vollführen.

59.

So redet er; doch während er sich rüstet
Zum süſsen Sturm, tönt ein gewalt'ger Schall
Vom Walde her; weshalb er, sehr entrüstet,
Ablassen muſs von seinem Überfall.
Er deckt sich mit dem Helme; denn gerüstet
Trug er nach altem Brauch sich überall;
Eilt nach dem Roſs, ergreift es bey dem Zügel,
Faſst seine Lanz' und schwingt sich in den Bügel.

GRIES.

TORQUATO TASSO.

AUS DEM AMYNTAS.

I.

PROLOG.

AMOR.

Wer sollte glauben, daſs in Menschenbildung
Und unter dieser schäferlichen Hülle
Ein Gott verborgen wäre? Und mit nichten
Ein wilder Gott, vom Götterpöbel einer;
Nein, unter allen Himmlischen und Groſsen
Der mächtigste, der oft den blut'gen Degen
Der Hand des Mars entfallen läſst, Neptunen,
Dem Erderschütterer, den groſsen Dreyzack,
Ja selbst dem höchsten Zeus die ew'gen Blitze.
Gewiſs! in diesem Äuſsern, diesen Trachten,
Wird meine Mutter Venus selbst nicht wieder
Mich Amor, ihren Sohn, so leicht erkennen.

Ich bin vor ihr gezwungen mich zu flüchten
Und zu verstecken: denn nach ihrem Willen,
Verlangt sie, soll ich mich und meine Pfeile
Nur stets verwenden: und als Weib, und eitel
Und voller Ehrgeiz, stöſst sie mich beständig
An Hof' und unter Kronen, unter Zepter,
Und will, da soll ich meine Macht bewahren.
Und bloſs dem niedern Haufen meiner Diener
Bloſs meinen jüngern Brüdern will sie gönnen,
Daſs sie in Wäldern wohnen, und die Waffen
An rohen Herzen üben. Ich, kein Knabe,
Wiewohl von knabenhafter Mien' und Wesen,
Will über mich verfügen nach Gefallen;
Denn mir ward, und nicht ihr, verliehn zum Loose
Der goldne Bogen, die allmächt'ge Fackel.
Darum, mich oft versteckend und entfliehend
Der Herrschaft nicht, die sie nicht hat, den Bitten,
Die mächtig sind, wenn eine Mutter dringet,
Rett' ich mich in die Büsch' und in die Hütten
Geringen Volks; sie folgt mir und verheiſset

Dem, der mich ihr nachweisen will, zu lohnen
Mit süssen Küssen, ja noch schönern Gaben.
Als wüſst' ich nicht es gleichfalls zu vergüten
Dem, welcher schweigt und mich vor ihr verhehlt,
Mit süſsen Küssen, ja noch schönern Gaben.
Dieſs weiſs ich wenigstens, daſs meine Küsse
Den Mädchen immer lieber bleiben werden,
Versteh' ich Amor anders mich auf Liebe.
Deswegen sucht sie dann mich oft vergeblich,
Weil man mich nicht verrathen will, und schweiget.
Doch, um verborgner noch zu seyn, wenn Zeichen
Nicht auf die Spur sie bringen, legt' ich jetzo
Die Flügel ab, den Köcher und den Bogen.
Jedoch kam ich hieher nicht unbewaffnet:
Denn dieſs, was Ruthe scheint, ist meine Fackel,
(So hab' ich sie verwandelt) und sie hauchet
Rings um sich her die unsichtbaren Flammen;
Und dieser Pfeil, zwar ohne goldne Spitze,
Ist göttlich doch gestählt, und präget Liebe,
Wo er hindurchdringt, ein. Er soll mir heute,

Tief und unheilbar, eine Wunde schlagen
Im harten Busen einer Nymphe, spröde
Wie keine je gefolgt dem Chor Dianens.
Auch soll nicht kleiner werden Silvia's Wunde
(Dieſs ist der alpenlichen Nymphe Name)
Als jene war, die, nun seit vielen Jahren,
Ich selber schlug Amyntas weichem Busen,
Als er, noch jung und zart, die jung' und zarte
Begleitete beym Jagen und beym Spielen.
Und daſs mein Streich sie inniger durchdringe,
Erwart' ich, bis das Mitleid erst erweichet
Den starren Frost, den rings an ihrem Herzen
Gelagert hat die Strenge keuscher Sitten
Und jungfräulichen Stolzes; und dann eben
Wenn er zerschmilzt, will ich den Pfeil ihr schleudern.
Und, ein so schönes Werk recht abzuwarten,
Geh' ich, und will mich mischen in den Haufen
Der festlich feyernden gekrönten Hirten,
Der auf dem Weg hieher ist, wo in Spielen
Er seine Feste zubringt; will mich stellen

Wie ihrer einer; und an diesem Orte,
Hier eben will ich meinen Streich vollbringen,
Daſs ihn kein sterblich Auge wahr soll nehmen.
Heut soll dieſs Waldrevier auf neue Weise
Von Liebe sprechen hören, soll sichs zeigen,
Daſs meine Gottheit hier sey gegenwärtig,
Sie für sich selbst und nicht in ihren Dienern.
Einhauchen edlen Sinn den rohen Busen
Will ich, will ihrer Zungen Laut versüſsen.
Denn Amor bin ich, wo ich sey auch immer,
Nicht minder unter Hirten als Heroen,
Und Ungleichheiten in den Gegenständen
Gleich' ich nach Wohlgefallen aus; ja dieses
Ist höchster Ruhm mir, und mein groſses Wunder,
Gelehrten Leyern ähnlich ganz zu machen
Die ländlichen Schalmeyen; und erkennet
Dieſs meine Mutter nicht, die mich in Büschen
Unwillig irren sieht, ist sie die Blinde,
Nicht ich, den blind der blinde Pöbel nennet.

II.

CHORGESANG DER HIRTEN

VOM GOLDNEN ZEITALTER.

O goldne Zeit! zu preisen,
Nicht, weil da Flüsse quollen
Von Milch, und Honig die Gehölze träuften;
Nicht weil kein pflügend Eisen
Von selbst ergieb'ge Schollen
Zerriſs, und ohne Gift die Nattern schweiften;
Nicht, weil sich niemals streiften
Der Wolken düstre Schleyer;
Bey ew'ger Lenze Blühen,
Die nun erstarr'n und glühen,
Der Himmel lachte wie in heitrer Feyer;
Die Ficht', entrückt dem Lande,
Nicht Krieg noch Waaren trug zum fernen Strande:

Nein, bloſs weil jener leere
Nam' ohne Sinn und Wesen,
Dieſs Götzenbild des Wahns, der Nichtigkeiten,
Dieſs, was hernach als Ehre
Die blinde Meng' erlesen
Tyrannisch wider die Natur zu streiten,
Noch nicht den Süſsigkeiten
Der liebenden Geschlechter
Einmischte seine Plagen,
Sein hart Gesetz zu tragen
Nichts jene Seelen zwang, der Freyheit Töchter;
Ein goldnes nur, geschrieben
Vom Griffel der Natur: Folgt euren Trieben.

In süſsen Reigen irrten
Durch Blumgewinde lüstern
Die Amorn, ohne Fackel, ohne Bogen.
Es saſsen Nymphen, Hirten,
Und mischten kosend Flüstern
In ihr Gespräch, wozwischen Küsse flogen,

Inniglich fest gesogen.
Das Magdlein durfte zeigen
Der frischen Rosen Fülle;
Besorgt um keine Hülle
Lieſs sie des Busens herbe Früchte steigen.
Man sah im Bach, im Weiher
Mit der Geliebten scherzend oft den Freyer.

Du hast zuerst, o Ehre,
Versteckt den Quell der Wonnen,
Die dem verliebten Durſte nun versiegen.
Du hast die spröde Lehre
Der Schönheit ausgesonnen,
Sich vor dem Blick in sich zurück zu schmiegen.
Der Locken freyes Fliegen
Hast du im Netz gebunden,
Für suſs muthwill'ge Sitten
Nur strengen Ernst gelitten,
Den Reden Zügel, Maaſs dem Schritt erfunden.
Mit tödtendem Betriebe
Machst du zum Raub, was Gabe war der Liebe.

Und deine Heldenwerke
Sind unser Weh und Qualen.
Du, die Natur und Liebe weiſs zu zähmen,
So wie der Kön'ge Stärke;
Was nahst du diesen Thalen,
Die sich vor deiner Hoheit müssen schämen?
Geh, um den Schlaf zu nehmen
Den Mächtigen und Groſsen!
Uns laſs im niedern Kreise
Fortleben nach der Weise
Der alten Welt, verschmäht und ausgestoſsen.
Lieben wir, denn es eilen
Des Lebens Jahr' und wollen nicht verweilen.

Lieben wir, denn die Sonne sinkt und steiget,
Uns birgt nach kurzem Schimmer
Sie sich in Schlaf und tiefe Nacht auf immer.

MADRIGALE.

I.

Die wunderschöne Kleine,
Die noch nicht Lieb' empfindet,
Der kaum der Ruf noch ihre Macht verkündet,
Spielt mit der Augen Scheine,
Und mit dem süſsen Lachen,
Und merkt nicht, wie die Pfeile Wunden machen.
Wie soll sie nun verschulden,
Da sie nicht weiſs von Waffen,
Was die Durchbohrten dulden?
O Schönheit, harmlos mörderisch erschaffen!
Zeit ist es nun, daſs Liebe deinem Herzen
In eignen Wunden zeige unsre Schmerzen.

II.

In deinen süſsen Küssen
Ist Honig wohl der Bienen,
Doch ihr grausamer Stich ist auch in ihnen,
Und Süſsigkeit und Wunde
Trug ich von deinem Munde.

III.

Wie weiſs dein hold Erbleichen
Der Rose Pomp zu tödten,
Die wir erzürnt noch höher sehn erröthen!
Ja, diese Farb' ist Zeichen
Von Amors eignen Handen,
Panier, zu dem sich seine Krieger wenden.
Aurora selbst will spenden
Deine Violen, und den Purpur lassen,
Und mit dir wünscht die Sonne zu erblassen.

IV.

Wenn du, mein Stern, betrachtest
Das schöne Sterngewimmel,
Wollt' ich, ich wär der Himmel,
Damit du bey mir wachtest,
In meinen Blick versunken
Mit deinen süſsen Funken,
Und ich mit tausend Augen
All' deine tausend Reize könnte saugen.

SONETT.

I.

Wie diese Lippen, die die Rosen färben,
Hervorgedrängt, sich weich und schwellend runden,
So, glaub' ich, hat es Amors Kunst erfunden,
Zum Kuſs einladend, Beute zu erwerben.
Verliebte! wagt euch nicht in eu'r Verderben,
Wo jener, wie durch Blumen hingewunden
Die Schlange, lauscht, euch stechend zu verwunden;
Ich seh' ihn dort, ich warn' euch vor dem Herben.
Ich, in den Liebesschlingen sonst gefangen,
Erkenne sie; und Vorsicht, die ihr brauchet,
O Jünglinge! von mir könnt ihr sie lernen.
Wie Tantals Früchte nahn sich dem Verlangen
Die Rosen, um sich wieder zu entfernen;
Bloſs Amor bleibt, der Gift und Flamme hauchet.

SONETT.

II.

Leben wir, lieben, meine holde Hielle!
Sey Epheu, das den theuren Stamm umschlungen,
Küssen wir, und die Küss' und Liebkosungen
Sey'n zahllos wie Gestirn und Meereswelle.
Auch Seel' und Seele küssend sich geselle:
Schmelz' Amor sie als Bildner, bis gelungen,
Daſs, wenn sie aufgelöst sich ganz durchdrungen,
Ein neuer Geist in Hauch und Rede schwelle.
Geliebte Salmacis! wie Baum und Pflanze,
Einander eingeimpft, zwiefach gedeihen,
Und eins dem andern Schmuck verleiht und Adel:
So werd' ich prangen nun in deinem Glanze,
So mag dein Herz von mir Gedanken leihen,
Und uns gemein wird Feder seyn und Nadel.

Sonett.

III.

Hör, Phyllis, wie es donnert! hör von droben
Die Dünst', in Eis verwandelt, nieder rinnen.
Was aber soll uns kümmern Zeus Beginnen?
Freun wir uns hier, mag er im Himmel toben!
Freun wir uns liebend! laſs uns neue Proben
Der süſsen Glut in nächt'ger Lust gewinnen!
Sein Donner schrecke nur des Pöbels Sinnen,
Von Glück und Zufall weit umher gestoben.
Wohl thöricht und sich selbst ist zur Beschwerde,
Wer hofft und fürchtet, und, dem er entgegen
Erwartend sieht, sein Schicksal übereilet.
Die Welt geh' unter, mir ist nur gelegen
An dem, was mehr Genuſs und Lust ertheilet;
Denn, muſs ich Erde seyn, ich war ja Erde.

GUARINI.

SONETT.

I.

Treu', der mein Herz zum Tempel ich erhoben,
Wie keinen je Egypten fromm geehret,
Der bangen Liebes-Pilgrimmen gewahret
Nicht bloſs Geleit, ein Bild glorreicher Proben:
Weil bey den Stürmen, die ich muſs erproben,
Wie mich die Qual mit wüster Wuth verheeret,
Er fester, unbezwungner sich bewahret
Im harten Kampf, je mehr mein Feind mag toben;
Auf daſs darin du, Göttin, mögest walten,
Bau' ich und weih' den Altar meiner Flamme,
Die dir allein kann hohen Beystand danken.
Du pfleg', und laſs sie ewig nicht erkalten,
Denn, gleich des Meleager heil'gem Stamme,
Bestimmt sie meiner Lebensbahn die Schranken.

SONETT.

II.

Wann Liebe, meinem Frieden nicht gewogen,
Zu süſsem bitterm Spiel mich will gewinnen
Mit zweyen holden Lichtern; so beginnen
Aufſs neu die Flammen, die ich sonst gepflogen.
Doch wann die Nacht, mit Schweigen mild umzogen,
Die Seele stillt, und Wahres gilt den Sinnen,
Lösch' ich das Feuer, sammle mich nach innen,
Und nähre mir das Herz mit Lethe's Wogen.
So, gleich dem Vogel, den beleimte Stäbe
Schon fingen, nah' ich, fliehe dann die Stricke;
Je süſser Lieb' ist, mehr ich widerstrebe.
So zwischen Feu'r und Eis ist mein Geschicke,
Ich wirke der Penelope Gewebe,
Bey Tage webend, was ich Nachts entstricke.

SONETT.

III.

Dich muſs die Sonne, die mir schwand, erhellen,
Neid'scher Monarch der Flüsse! reich an Schätzen
Die du mir raubst, kannst goldnen Sand du netzen,
Und beyde Ufer mit Smaragden schwellen.
Bald bist du Spiegel ihr, bald statt der Quellen;
Flechst Laub und Blumen, auf ihr Haar zu setzen,
Indessen sie in lieblichen Geschwätzen
Bespiegelt deine sel'gen stillen Wellen.
Lenkt' ich doch solches holden Schiffes Steuer,
Wann, daſs mein Stern allein mich möge leiten,
Der Himmel laſst all seine Lichter schlafen!
Die Seufzer wären Lüft'; als Segel breiten
Dürft' ich das Herz; mein Pfand, so köstlich theuer,
War meine Waare; dieser Arm der Hafen.

SONETT.

IV.

Wohl mocht' es einst ein kühner Witz erreichen,
In Lüften fremde Fitt'ge zu entfalten;
Der lieſs auf neuem Meer sein Steuer walten,
Zu neuen Welten, jenseit Herkuls Zeichen;
Dem muſste selbst die Macht der Parce weichen,
Ein theures Leben sinkend aufzuhalten;
Und jener drang noch lebend, ohn' Erkalten,
Zu ew'gen Schatten, und des Orkus Reichen.
Beym Zauberklang sind oft des Mondes Scheine
Erloschen, nicht der Atlas stehn geblieben,
Und der tartar'sche Sitz hat müssen beben.
Jedwedes Wunder sieht man sich begeben
In Himmel, Erd' und Meer, bis auf dieſs eine:
Ein schönes Weib den greisen Buhlen lieben.

Sonett.

V.

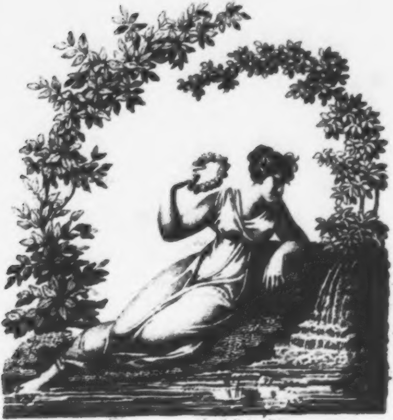
Der, dessen Griffel Leben aufzutragen,
Die Schatten zu beseelen, kühn verstanden,
Daſs die Natur ward vor der Kunst zu Schanden,
Der Kunst, durch ihn so hoch emporgetragen,
Wenn wir nach seiner kalten Hülle fragen:
Ein Stein verschlieſst sie, laſst ihn nicht abhanden;
Nach Werk und Ruhm: ist er schon auferstanden,
Wo ihn nicht abruft unser Weh noch Klagen.
Die weise Hand starb, die gemahlt, gestaltet,
Nicht, der sie lenkte; mit dem ew'gen Meister,
Werth des Vereins, ein Bildner ohne Mängel.
Jetzt schaut' er dort ganz gleich das Wahr' entfaltet,
Dem, was er hier gedichtet: billig heiſst er
Ein Mahler mit der Hand, an Geist ein Engel.

Sonett.

VI.

Strahlte das Licht der Seele, der von droben
Verliehen ward der Schönheit höchste Reine,
Wie der Sinn schaut die eitlen trüben Scheine
Der schwachen Hülle, welche jen' umwoben:
O mit wie unbezwungner Treue Proben
Rang' alsdann manche Brust nach dem Vereine;
Die Kraft in zweyen Herzen wär nur Eine,
Und Liebe würd' um Liebe sich geloben.
Doch das Herz traut dem Aug', und späht dem Schönen
In einem Antlitz nach, weil überraschend
Dieſs ihm die erste Lockung will gestatten.
Da wähnt es dann verliebt, mit eitlem Stöhnen,
Verläſst, wie ein Ixion Wolken haschend,
Der Schönheit Sonne, und umarmt die Schatten.

PASTOR FIDO.



SCENEN AUS DEM PASTOR FIDO.

I.

FÜNFTE SCENE DES ZWEYTEN ACTES.

Amarillis allein.

Geliebte, sel'ge Haine,
Ihr einsamen und tiefverschwiegnen Schauer,
Des Friedens und der Ruh wahrhafte Stäten:
O wie euch zu betreten
Mich wieder labt! Und hätten die Gestirne
Es mir verliehn zum Loose,
Mir selbst zu leben, und nach meinen Wünschen
Mein Leben mir zu bilden,
So wollt' ich mit Elysiums Lustgefilden,
Mit der Halbgötter hochbeglücktem Garten,

Dies' eure holden Schatten nicht vertauschen.
Denn wenn ich's recht betrachte,
Sind diese Erdengüter
Nur Plagen der Gemüther.
Ihr Überfluſs schafft Mangel
Und der Besitzer wird vielmehr besessen:
Reichthümer nicht, nein, Schlingen
Der Freyheit nur zu nennen.
Was hilft in blüh'nden Jahren
Der Schönheit Vorrecht, oder
Der Ruf sittsamer Tugend,
Die Sterblichkeit durch Götterblut geadelt,
So manche Gunst des Himmels und der Erden,
Hier üpp'ge, weite Felder,
Und dort bekränzte Hügel,
Fruchtbar die Weiden und noch mehr die Heerden,
Wenn doch das Herz nicht kann zufrieden werden?
Beglücktes Hirtenmädchen
Dem eben nur die Hüften
Ein armes zwar, doch saubres

Und weiſses Röckchen gürtet,
Bloſs mit sich ausgestattet
Und in die Reize der Natur sich kleidend;
Die weder Armuth kennet
In ſüſser Armuth Schooſs, noch die Beschwerden
Des Reichthums je empfindet,
Allein was der Begierde
Zu haben wehrt, sich alles sieht beschieden:
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
Mit der Natur Geschenken
Weiſs sie Geschenke der Natur zu nähren;
Milch muſs die Milch beleben,
Ihr würzt das Süſs der Bienen
Den Honig angebohrner Süſsigkeiten.
Der Quell, woraus sie trinket
Darf auch allein sie baden und berathen;
Die Welt lacht ihrem Lächeln.
Für sie umwölkt der Himmel sich vergebens,
Und waffnet sich mit Hagel,
Denn ihre Armuth bringt ihr sichern Frieden.

Wohl nackt, jedoch zufrieden.
Ein süſses, aller Noth entbundnes Sorgen
Wohnt einzig ihr im Herzen:
Die ihr vertraute Heerde
Weidet die grünen Kräuter, und sie weidet
Mit ihren Augen den geliebten Hirten,
Nicht welchen ihr bestimmten
Die Menschen oder Sterne,
Nein, den ihr gab die Liebe.
Und in den schatt'gen Lauben
Des auserkohrnen holden Myrthenhaines
Schmachtet sie nach dem Schmachtenden, und fühlet
Kein Liebeglühn, das sie nicht da enthülle,
Wo nie von Gegenglut die Glut geschieden:
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
O Leben, das nicht ahndet, was es heiſse
Noch vor dem Tode sterben!
Könnt' ich dein Loos für meines doch erwerben!

II.

ZWEYTE SCENE DES DRITTEN ACTES.

Amarillis, Chor der Nymphen, Myrtill bey Seite, Corisca im Hintergrunde.

Amarillis.

Seht da die Blinde!

Myrtill.

Seht sie, o Entzücken!

Amarillis.

Was weilt ihr noch?

Myrtill.

O Töne, die verwunden
Und heilen in Secunden!

Amarillis.

Wo seyd ihr, und was macht ihr? Du, Lisetta,
Die so verlangt hat nach dem Spiel der Blinden!
Was zögerst du? wo bist du hin, Corisca?

Myrtill.

Wohl kann man jetzo sagen,
Die Lieb' ist blind und hat verbundne Augen.

Amarillis.

Hört an und merkt, ihr Beyden,
Die ihr den Weg mir weist, und hier und dorten
Mich haltet bey der Hand, indeſs sich unsre
Gespielinnen versammeln!
Führt erst mich weit hinweg von diesen Sträuchen,
Wo gröſsrer freyer Raum ist: in der Mitte
Laſst mich allein da stehen,
Und geht zur Schaar der Andern; all' zusammen
Schlieſst einen Kreis dann, und das Spiel beginne.

Myrtill.

Was wird aus mir hiebey? Ich kann nicht sehen
Bis jetzt, was für ein Vortheil zu erwarten
Von diesem Spiel sey, meinen Wunsch zu stillen;
Noch zeigt sich mir Corisca,
Mein Angelstern. Der Himmel sey mir günstig.

Amarillis.

Nun kommt ihr endlich. Dachtet ihr nichts andres
Zu thun, als mir die Augen zu verbinden,
Thörinnen, die ihr seyd? Laſst uns beginnen.

Chor singt.

Blind, o Liebe! willst du scheinen,
Und machst nur blind die Deinen
Für nahe Reue,
Denn mehr als das Gesicht, fehlt dir die Treue.
Sehend, blind, ich will dich fliehen,
Und, dir mich zu entziehen,
Die Stelle tauschen,
Denn, auch so blind, kannst du wie Argos lauschen.
Hast du mich so blind betrogen,
Und blind ins Netz gezogen,
Nun ich entsprungen,
Wär' ich wohl thöricht, wenn dir's noch gelungen.
Flieh und scherze nach Gefallen,
Wird keine doch von allen
Dir ferner glauben,
Weil deine Scherze wild das Leben rauben.

Amarillis.

Ihr spielt auch allzusehr von weitem, hütet
Zu sehr euch vor Gefahren.
Man muſs wohl fliehn, allein zuvor doch treffen.
Berührt mich, nähert euch, und nicht für immer
Sollt ihr so frey entkommen.

Myrtill.

Was seh ich und wo bin ich, hohe Götter?
Im Himmel? auf der Erde? Habt ihr, Himmel,
In euren ew'gen Kreisen
So süſse Harmonie? Stehn eure Sterne
So hold im Gegenscheine?

Chor singt.

Aber du, treuloser Blinder,
Rufst mich zum Spiel nicht minder.
So sieh mich spielen,
Mit Fuſsen fliehn, mit Händen nach dir zielen,
Und laufen und dich treffen,
Bald hier, bald da dich affen,
Daſs rings umher du schweifest,

Und doch mich nie ergreiſest,
O blinde Liebe,
Denn frey sind meine Triebe.

Amarillis.

Bey meiner Treu, Licoris!
Ich dacht', ich finge dich, und merk' ich habe
Nur einen Strauch gefangen.
Ich höre wohl dich lachen.

Myrtill.

Daſs ich der Strauch doch wäre!
Seh' ich nicht dort Corisca
Verborgen im Gebüsch? Sie ist es selber,
Und scheint mir zuzuwinken,
Ich weiſs nicht was, doch winkt sie immer wieder.

Chor singt.

Freyes Herz giebt flücht'ge Füſse:
O Schmeichler, deine Süſse,
Dein falsch Vergnügen,
Soll es mich wieder locken, mich betrügen?
Doch kehr' ich um, und wage,

Und kreis', und flieh und schlage,
Und weiſs dir zu entweichen,
Du kannst mich nicht erreichen,
O falsche Liebe,
Denn frey sind meine Triebe.

Amarillis.

Verwünschter Strauch, o wärst du ausgerissen!
Muſs ich dich wieder greifen!
Zwar scheinst du mir ein andrer jetzt beym Tappen,
Glaubt' ich etwa nicht sicher,
Ich hätte diesesmal dich schon, Elisa?

Myrtill.

Noch immer hört Corisca
Nicht mir zu winken auf, und so unwillig
Daſs sie zu drohen scheint. Verlangt sie etwa,
Ich soll mich unter diese Nymphen mischen?

Amarillis.

Soll ich denn heut beständig
Nur mit den Sträuchen spielen?

Corisca.

Wohl muſs ich wider meinen Willen reden,
Und aus dem Winkel treten.
Muthloser, fang sie! Worauf willst du warten?
Daſs sie dir selber in die Arme lauſe?
Laſs wenigstens dich fangen! Gieb indessen
Den Wurfſpieſs mir und geh ihr, Thor, entgegen.

Myrtill.

O wie so übel stimmen
Der Muth und das Verlangen!
So wenig wagt das Herz, das so viel wünschet!

Amarillis.

Für dieſsmal mag sich noch das Spiel erneuern,
Denn ich bin müde schon; ihr laſst auch wahrlich
Zu unbescheiden mich so lange lauſen.

Chor singt.

Jene Gottheit, siegbekrönet,
Der alle Welt gefröhnet,
Tribut getragen,
Seht heute sie verlacht, seht sie geschlagen!

Wie sich vom Tag' erhellet
Die blinde Eule stellet,
Wenn Vögel sie in Schwärmen
Bekriegen und umlärmen,
Und sie will hacken
Mit ihrem Schnabel, duckt und streckt den Nacken:
So wollen wir dich necken,
O Lieb', an allen Ecken;
Der Rücken, wie die Wangen
Muſs Stich und Schlag empfangen,
Und nicht gelingen
Soll Krallen strecken oder Flügel schwingen.

Myrtill wird von der Corisca der Amarillis entgegen gestoſsen und von dieser gefangen, der Chor der Nymphen zerstreut sich, indem er noch singt:

Süſses Spiel hat bittre Ruthen,
Da muſs denn bluten
Der Vogel für sein Naschen;
Wer mit der Liebe scherzt, den wird sie haschen.

III.

CHOR, AM SCHLUSSE DES DRITTEN ACTES.

Wie bist du grofs, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preisen.
Welch rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen
Kann deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefsinn oder Witz der Weisen
Kann deine Kraft ergründen?
Wer sieht, wie deine Gluten sich entzünden
Üppig und ausgelassen,
Wird sagen: Ird'scher Geist, dich aufzufassen
Taugt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann sieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was sonst ungestüm erglühte,
Alsbald erlöschen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geist, nur im Gemüthe
Hast deinen Sitz, dein Heiligthum du innen.
Seltsames Wunderwesen,

Menschlich und Gott-gestaltet,
Zum Sehen blind, zur Weisheit nicht erlesen,
Von Vernunft und Begier, von Geist und Sinnen
Verworrenes Beginnen!
Ein solcher bist du's dennoch, welcher waltet
Im Himmel und auf Erden, die dir fröhnen.
Doch, ohne dich zu höhnen,
Ein stolz'res höh'res Wunder noch entfaltet
Als dich die Welt, und das du nicht erschwingest,
Weil, was du nur vollbringest
Hier unter uns, das staunend wir erheben,
In schönen Weibes Kraft dir ist gegeben.
O Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig dessen,
Der deine holde Hülle
Dir, beyder Schöpfer, schöner zugemessen!
Was ist, das schön wie du der Himmel habe?
An weiter Stirn Ein Auge,
Unförmlicher Cyklope, läſst er kreisen,
Nicht, dem, der es betrachtet, Licht zu weisen,

Nein, daſs man tiefe Blindheit ihm entsauge.
Und wenn er seuſzt und redet,
Erhebt er eines zorn'gen Leu'n Gebrülle,
Nicht Himmel mehr, ein Feld von grausen, dunkeln
Sturmwolken rings befehdet,
Schieſst er den Blitz mit wilder Strahlen Fülle.
Du, mit dem sanſten Funkeln,
Und mit dem Blicke, der so englisch milde,
Von zweyen anschaubaren heitern Sonnen,
Bringst in das stürmisch wilde
Gemüth deſs, der dich anschaut, ruh'ge Wonnen.
Aus Ton, Bewegung, Schimmer,
Reiz, Schönheit, Sitte, sind dir Harmonieen
So süſs im schönen Angesicht verliehen,
Der Himmel wage nimmer,
Muſs nur dem Paradies der Himmel weichen,
Mit dir, du göttlich Ding, sich zu vergleichen.
Wohl ists mit groſsem Rechte,
Daſs jenes stolze Wesen
Das Mann genannt wird, dem sich alles neiget,

Was sterblich von Geschlechte,
Wenn er sieht, was an dir sich hohes zeiget,
Sich vor dir bückt; und wenn nur er regieret,
Und thront und triumphiret,
So ists nicht, weil mit Zepter und mit Kranze
Er würdiger sich zieret:
Nein, dir zu höherm Glanze;
Denn, je mehr des Besiegten Preis gestiegen,
Um so glorreicher ists, ihn zu besiegen.
Daſs aber deiner Schöne
Nicht bloſs der Mann, besiegt die Menschheit fröhne,
Davon kann heut Myrtill, wen Zweifel rühren,
Zum Wunder überführen.
Dieſs konnte deinem Werth, o Weib, nur fehlen,
Zu hoffnungsloser Liebe zu beseelen.

MADRIGALE.

MADRIGALE.

I.

„Ich liebe dich, mein Leben!“ sagt mein Leben
So hold, als ob in diesen Einen Laut,
Der alle Süſse thaut,
Ihr ganzes Herz sich freudig umgestalte,
Damit ich drinnen walte.
O Stimme des Entzückens und der Lust!
Nimm, Liebe, sie! erhalte
Sie eingeprägt der Brust!
Sie soll allein mir Seel' und Athem geben;
„Ich liebe dich, mein Leben!“ sey mein Leben.

II.

Es blieb nicht ungerochen
Der Raub, den ich verbrochen;
Drum mag's euch nicht verdrieſsen,

Liebreizend ſüſse Lippen,
Daſs ich von euren friſchen Roſen nippen
So werthe Speiſe durfte dem Verlangen,
Da ich zur Straſe lieſs mein Herz gefangen.

III.

O welchen Kuſs hatt' ich von meiner Lieben
Süſs, aber unvollendet!
Ich weiſs nicht, gab sie, hab' ich ihn entwendet.
Es war ein Nein, das wollte; ein Benehmen,
Halb Geben und halb Nehmen;
Ein so gefällig Weigern, es begehrte,
Was weigernd es gewährte;
Ein mild Verbot, das selber, es zu brechen,
Einladend schien zu heiſsen,
Und den Entreiſser hinriſs zum Entreiſsen.
Ach war dieſs Raub, so möge niemand sinnen,
Wie er will Gunst gewinnen.
Werd', Amor! nur ein Räuber: ich erlaub' es;
Die Gabe weiche ganz der Lust des Raubes.

IV.

Ich dich, mein Herz nicht lieben?
Nicht mehr dein Leben seyn, wie du das meine?
Gelockt von neuen Trieben,
Von neuer Hoffnung, sollt' ich dich verlassen?
Nein, eh der Tag erscheine,
Mög' ich im Tod erblassen.
Denn, wenn du dieses Herz bist, dessen Streben
Mir schafft so süſses Leben,
Quell jedes Guts, um das die Wünsche werben:
Wie könnt' ich dich verlassen, und nicht sterben?

V.

O mitternächtlich Wunder voller Wonne,
Und nicht etwa im Traume!
Bey Mondenlicht betracht' ich meine Sonne.
Du Mond, durch dessen Güte
Mich das erfreut, was mir der Tag genommen!
Weil ja dein Schein entglommen

Um meines Abgotts vielgeliebte Blüthe,
So sey, auf jenem sel'gen Strahl, der leise
Ihr schönes Antlitz rühret,
Vom süſsen Mund Ein Kuſs mir zugeführet.
Dann hemme nur die Reise,
Mich trenne von der meinen
Nicht deiner Sonn' Erscheinen. Ach mir Armen,
Der, wo dein Strahl, nie hinreicht mit den Armen!

VI.

Licoris gab Bathyllen
Ein Röschen, wie mir schien, des Paradieses.
So lieblich that sie dieses,
So hold erröthend im Gesicht: die Lose
Schien eine Rose, gebend eine Rose.
Da sprach zu ihr der Hirte,
Indem er süſs vor Liebe seufzend girrte:
O dürft' ich mehr erlangen,
Der Rose Geberin zur Gab' empfangen!

VII.

Welch ein Entzücken ist es, duft'ge Lippen,
Euch küssen, euch belauschen!
Doch kann ich eins nur um das andre tauschen.
Wie tödten eure Freuden
Sich doch einander, da von einer jeden
Der Seele lieblich Leben wird verliehen!
Wie holde Harmonieen
Erregtet ihr, o süſse Küss' und Reden,
Könntet zugleich ihr beyden,
Die beyden Süſsigkeiten in euch tragen,
Die Reden küssen, und die Küsse sagen!

VIII.

Versagt mir nur, o Spröde,
Der schönen Augen Sonne,
Versagt mir eurer Engelsworte Wonne,
Versagt mir Mitleid, Hülſe, Trost zu geben,
Versagt mir auch das Leben:
Nur scheut euch, zuzusagen,
Was ihr mir wollt versagen.

IX.

Ihr heiſst mich, ach! vergebens,
Vor eurem Ohr, schöne Sirene, singen:
Ihr seyd ja taub, ich stumm: wie soll's gelingen?
Der Zauber eurer Klänge
Nahm mir die Stimm', und bloſs im Herzen tönen
Mir Harmonie'n vom Klagen und vom Stöhnen.
Und wenn euch eure Strenge
Den Laut entzieht, blickt auf mein Weinen nieder,
Denn meine Thränen sind itzt meine Lieder.

X.

Ein Bogen ist mein Leben,
Der Pfeil die That, die Sehne mein Gedanke,
Ich bin der Schütz, Ruhm ist des Zieles Schranke.
Was mir von Kraft und Muth zum Loose fiel,
Sey aufgewandt, und treff' ich nicht das Ziel,
So hab' ich unverschuldet
Nur widrig Glück erduldet.
Den Bogen wag' ich, sicher zielt die Hand,
Vom Fittig bis zum Eisen wird gespannt.

XI.

Als kleine Welt erscheinet
Der Mann, doch groſs, wenn er das Weib gewonnen,
Weil für einander sie Natur ersonnen.
Im Manne wird gepfleget
Was nur die Welt vergänglich, sterblich heget;
Im Weibe hat das Ew'ge seine Stelle:
Im Antlitz Paradies, im Herzen Hölle.

XII.

Ja, sprachst du, und ich sandte
Dieſs wundersüſse Ja hinab zum Herzen,
Das alsobald entbrannte
Im schönsten Feuer der verliebten Schmerzen,
Wie dieser Zunder nur es konnt' erregen.
Nun es dich reut, wird Reu' auch hier gefühlet,
Ein Ja hat mich entflammt, ein Nein gekühlet.

XIII.

Dieſs unser sterblich Leben,
So glänzend, ist ein Federchen am Winde,

Der es entführt, daſs es im Wink verschwinde.
Und wenn es, in verwegnen Kreisen fliegend,
Zuweilen sich erhebet,
Und in den Lüften schwebet,
Wie auf den eignen Schwingen frey sich wiegend:
So kommt dieſs, weil es leicht ist von Natur,
Doch wenig dauerts nur,
Und muſs nach tausendfält'gem Schwung und Wallen,
Wie es von Erden ist, zur Erde fallen.

MONTEMAYOR.

AUS DER DIANA.

ABSCHIED SIRENO'S UND DIANENS.

Unter auserlesnen Schatten
Eines grünen Bordes hin,
Wo ein sorgenfreyer Sinn,
Wie es Zeit und Ort gestatten,
Fände mancher Lust Gewinn:
Trieb Sireno seine Heerde,
Ein betrübter Hirt, im Herzen
So gequält von wahren Schmerzen,

Wie nur Spiel ist die Beschwerde
Derer, die mit Liebe scherzen.

Dieser wollt' um Lieb' erbleichen,
Die er lang' Dianen schwur,
Einer Hirtin jener Flur,
Der an Schönheit muſste weichen
Alle menschliche Natur.
Was ein Wesen kann erhöhn,
War an ihr vollkommner Weise,
Denn ihr diente nicht zum Preise,
Klug zu heiſsen, als nicht schön,
Oder schön als minder weise.

Und er warb nicht ohne Huld;
Denn gezwungen sie zu meiden,
Hätt' er wohl, gewohnt der Leiden,
Mehr ertragen in Geduld
Die Entfernung nach dem Scheiden.
Denn dem Herzen, ungeübet,

Leid zu dulden, oder Plagen,
Wo nicht Weisheit hemmt die Klagen,
Von der kleinsten Noth getrübet
Will ihm aller Muth versagen.

Einen vollen Strom entlang,
Der den Namen Ezla führet,
Wo nach Klee die Heerde spüret,
Wandelte der Schäfer bang,
Von der Trennung tief gerühret.
Seine Schäferin zu sehen
Wartet er voll Kummer schon,
Die, indeſs die Stunden flohn,
Weidend lieſs die Heerde gehen
In den Bergen von Leon.

Während sie noch auſsen bliebe,
Stand der traur'ge Hirt und sann,
Und der Tag erschien ihm dann,
Wo vom falschen Gott der Liebe.

Er die erste Lust gewann.
Und er sprach, sich so nun sehend,
Was die Liebe mir gewähret,
War ein Gut, das sich verkehret,
Weil das Übel, draus entstehend,
Doppelt mich hernach beschweret.

Da die Sonne schon sich wandte,
Konnt' ihr Feuer ihn nicht mühen;
Doch, was Liebe lässet glühen,
Und worin sein Herze brannte,
Muſste hell're Flammen sprühen.
Wie ihn seine Regung leitet,
Da sein Weh die Bäume theilen,
Und der Fluſs sich will verweilen,
Von der Nachtigall begleitet,
Sagt er diese Liederzeilen:

Einen Abschied nennt das Scheiden,
Wer nicht kennt ein liebend Herz,

Doch ich nenn' es einen Schmerz,
Der nur endigt im Verscheiden.

Gebe Gott, ob es mir glücke,
Daſs mein Leben sich erhält
Bis ich da mich eingestellt,
Wo das Herz mir bleibt zurücke,
Denn gedenk' ich an das Scheiden,
So verzaget ganz mein Herz,
Daſs von dem gewalt'gen Schmerz
Bald das Leben muſs verscheiden.

Dieses ward von ihm gesungen,
Und die Saiten auch geschlagen,
So von aller Lust verdrungen,
Daſs das Weinen oft verschlungen,
Was Sireno wollte sagen.
Und so stark war sein Verlangen,
Wenn der Ton, gehemmt vom Schmerz
Stumm blieb bey der Saiten Erz,

Was die Lippen angefangen,
Das vollendete das Herz.

Als er den Gesang geendet,
Sah er schön Dianen kommen,
Daſs die Wiesen, eingenommen,
Wo ihr Auge hin sich wendet,
In erneuten Farben glommen.
Ihr Gesicht wie eine Blume,
Und so traurig, daſs im Streit
Bleiben muſs, wer sie geweiht
Mehr zu einem Eigenthume,
Schönheit oder Traurigkeit.

Seufzend zu viel tausendmalen
Senkte sie die Augenlieder,
Und erhob sie trostlos wieder,
Als ob mit der Blicke Strahlen
Sie den Himmel zöge nieder.
Sagte dann mit bangerm Triebe

Als es Worte offenbaren:
Muſs das Glück so schlimm sich paaren,
O so magst du künftig, Liebe,
Deine Lust für dich bewahren!

Was die Ursach ihrer Klagen,
Hielt sie nicht in sich verschlossen,
Ob sie Thränen da vergossen,
Möget ihr die Augen fragen,
Die Sireno's Brust durchschossen.
Wie die Lieb' ihr dient zum Preise,
Birgt sie nicht den theuren Hang.
Ob sie mit Beklemmung rang,
Mögt ihr fragen diese Weise,
Welche sie mit Thränen sang.

Grausam willst du, Lieb', allein
An der Gegenwart mich weiden,

Darum, daſs der Trennung Leiden,
Um so härter möge seyn.

Du giebst Labung, du giebst Ruhe,
Nicht um Heil uns zu bereiten,
Nein, damit in manchen Zeiten
Man der Duldung ab sich thue.
Seht der Liebe Tücken ein!
An der Gegenwart mich weiden,
Daſs ich Trennung müss' erleiden,
Ohne Zuflucht meiner Pein.

Als Diana hingekommen,
Wo ihr Liebster sich ihr zeigt,
Will sie reden, doch sie schweigt;
Auch dem Armen ists benommen,
Da er sich zum Reden neigt.
Was zu sagen sie sich schicken,
Wollen ihre Augen zeigen,
Sagend, was sie noch verschweigen,

Mit den linden Liebes-Blicken
Ihnen zu Gesprächen eigen.

Unter eine blühnde Myrte
Setzten sich die zwey Bedrückten,
Die einander so entrückten,
Daſs ihr Sinn sich ganz verwirrte,
Wie sie sich die Hände drückten.
Denn die Lust, sich zu betrachten,
Und die Furcht, sich bald zu missen,
Hatte so sie hingerissen,
Daſs sie nur vergeblich trachten,
Und kein Wort zu sagen wissen.

Oft schon muſsten sie sich finden,
Diesem grünen Borde nah,
Doch auf andre Weise da
Feyerten sie solch Verbinden,
Als dieſs letztemal geschah.
Wundersames Thun der Herzen!

Zwey zu sehen, die sich lieben
Mit Gemüth und allen Trieben,
Und sich sehn mit gröſsern Schmerzen,
Als wenn sie allein geblieben.

Der Entfernung harte Pflicht
Muſs Sireno nahe glauben:
Die Geduld will sie ihm rauben,
Und zu reden wollen nicht
Seine Thränen ihm erlauben.
Er blickt auf die Hirtin her,
Seine Hirtin blickt auf ihn;
Und mit bitterm Schmerze schien
Er zu reden, doch nicht er,
Denn es redt der Schmerz für ihn.

Ach Diana! wer wohl dächte
Wenn ich mich in Sorgen quäle,
Die ich nimmer mess' und zähle,
Daſs die Stunde, die dich brächte,

Ruh nicht schaffte meiner Seele.
Gab es jemals Tag' und Zeiten,
Wo mir, Herrin meiner Brust,
Irgend etwas war bewuſst,
Was mir könnte Gram bereiten,
Mehr als deine Nähe Lust?

Wer wohl dächte, wenn so lange
Deine Augen nach mir sähen,
Daſs noch könnte widerstehen
Aller Gram vom härtsten Drange,
Welcher möcht' an mir ergehen?
Herrin, sieh, ob mein Geschicke
Einen guten Weg gegangen!
Tödlich war mir das Verlangen
Ehedem nach deinem Blicke,
Tödlich nun, ihn zu erlangen.

Und nicht aus geschwächtem Lieben:
Fester ist auf keins zu bauen.

Nein, ich kam sonst, dich zu schauen;
Und, zum Abschied hergetrieben,
Komm' ich nun zu diesen Auen.
Heut wollt' ich, dich nicht zu sehen,
Hab' ich schon kein andres Leben,
Die besiegte Seele geben,
Daſs ich vor der Trennung Wehen
Nur so bald nicht dürfte beben.

Hirtin, wolle mir erlauben,
Daſs ich sag', in gleichem Grade
Fühlst du Gram, den ich entlade;
Ist es Wunder, daſs zum Glauben
Deine Gegenwart mich lade?
Wenn, Diana, dem so ist,
Sag, wie kann ich dich verlassen?
Oder du mich gehen lassen?
Oder ich, ohn' alle Frist,
Den Entschluſs zum Abschied fassen?

Ach Geliebte! Himmel, ach!
Wie gar keinen Grund hab' ich,
Um zu klagen über dich!
Und du findest Grund hernach
Täglich, zu vergessen mich.
Du vertreibst mich nicht von hinnen,
Dieses sag' ich grad' und schlicht,
Minder meiner Treue Pflicht,
Und, wenn ich mich will besinnen,
Wer es thut, ich weiſs es nicht.

Ganz in Thränen hingeschwommen,
Oft von Seufzen unterbrochen,
Ward vom Schäfer dieſs gesprochen,
Was ihr eben habt vernommen,
Und wobey ihr Herz gebrochen.
Zu antworten strebt sie jetzt,
Tausendmal will sie beginnen,
Hält dann vor Betrübniſs innen,
Und die Liebe muſs zuletzt
Auf die Antwort für sie sinnen.

Mehr zu sagen, als ich wollte,
O Sireno, kam die Stunde:
Denn verrath sich schon die Wunde,
Möcht' ich, Schäfer, doch, und sollte
Sie verschweigen mit dem Munde.
Aber ach! so muſs ich Arme
Nun erst mein Geheimniſs sagen,
Da es nicht mehr hilft zu klagen,
Noch mich zu befreyn vom Harme,
Noch die Reise zu vertagen.

Warum gehst du so, mein Hirt?
Willst mich so verlassen hier?
Wo die Zeit, des Ortes Zier,
Nur zur Mahnung dienen wird
An die Lust der Liebe mir?
Was empfind' ich, wann die Schritte
In dieſs holde Thal mich leiten,
Wann ich sag': in guten Zeiten
Saſs ich hier nach unsrer Sitte;
Mein Sireno mir zur Seiten.

Denk', ob ich es traurig fände,
Dich nicht sehn, und diese Auen
So geschmückt von Bäumen schauen,
Deren Rinde deine Hände
Meinen Namen anvertrauen;
Und was schärfer könnte nagen,
Als den Ort, wo ich dich fand,
Sehn in so verlaſsnem Stand
Wo du mir mit groſsem Zagen,
Deine Pein zuerst bekannt?

Wenn sich dieses harte Herz
Bis zu Thränen kann erweichen,
Wie erweicht sichs nicht ingleichen,
Einzusehn den wilden Scherz,
Den du treibst, mir zu entweichen.
O mein Schäfer, nicht geweint!
Denn es hilft nicht, Thränen spenden;
Und der muſs sein Herz verblenden,
Der um Schmerz zu weinen scheint;
Und das Mittel hat in Händen.

Doch vergieb, Sireno, mir,
Kränkt' ich dich, ohn' es zu wissen.
Laſs mich dein Gespräch nicht missen!
In dem holden Thale hier
Bleib' ich sonst, mir selbst entrissen;
Auch zum Scherz kann mirs nicht taugen,
Fern von dir zu denken mich.
Geh nicht von mir! Willst du? Sprich!
Laſs nicht weinen diese Augen,
Womit ich geblickt auf dich.

Wieder sprach der Hirt ihr zu:
Billig jeder Vorwurf schien',
Wenn ich selber wollte fliehn;
Doch mich bleiben heiſsest du,
Und mein Schicksal heiſst mich ziehn.
Sehend deine holden Blicke
Fühl' ich Herrin, ungezwungen
Dir zu folgen mich gedrungen,
Armer! der ich dem Geschicke
Zu gehorchen bin gezwungen.

Ja, gezwungen ist mein Scheiden,
Aber nicht durch meine Schuld.
Gern das Härtste wollt' ich leiden,
Dich zu sehn auf diesen Weiden,
Wo mir schwindet alle Huld.
Nur mein Herr, der groſse Hirt,
Ist es, der mich heiſset gehn,
Welchen bald ich möge sehn
Von der Liebe so verwirrt,
Wie ichs fühl' an mir geschehn.

Wollte Gott, es stünd' in meinen
Händen, um dir nachzugeben,
Meinen Abschied aufzuheben,
Wie du, Herrin in den deinen
Meinen Tod hast, und mein Leben.
Aber glaub, es ist vergebens,
Selber muſs ich mirs verkünden,
Eine Hoffnung noch zu gründen,
Daſs die Freuden meines Lebens
Je in meinen Händen stünden.

Meinem Hirt und Heerden zwar
Könnt' ich leichtlich thun Verzicht,
Suchen andrer Herren Pflicht,
Doch, nehm' ich das Ende wahr,
Ziemt es unsrer Liebe nicht.
Denn verlass' ich diese Heerde,
Und nehm' eine andre an:
Sag, wie schaff' ich dann mir Bahn,
Ohne daſs dirs Unheil werde,
Diesem grünen Bord zu nahn?

Halt mich dieses mächt'ge Feuer
Hier zurück, so wirds errathen,
Daſs dir meine Wünsche nahten;
Meine Lust kauf' ich zu theuer,
Muſs ich deinen Ruf verrathen.
Wenn man sagt, daſs ich im Werben
Allzu glücklich bey dir bin,
Und verdammet dich darin:
O wie würd' es mich verderben?
Und wie brächt' es dir Gewinn?

Hierauf sprach die Schäferin,
Ganz von Schmerzen übermannt,
Mich zu lassen, Hirt, wie fand
Weise Gründe nur dein Sinn,
Die der Liebe unbekannt?
Übles Zeichen muſs ichs nennen:
Wer, so hört' ich immer sagen,
Gegenwärtig vorzutragen
Gründe weiſs, um sich zu trennen,
Wird die Trennung leicht ertragen.

Ach ich Arme! du gehst fort,
Und ich weiſs nicht, was aus mir
Werden wird, noch was aus dir,
Noch ob du gedenkest dort,
Daſs wir uns gesehen hier.
Noch auch weiſs ich, ob vielleicht
Ich Betrug zum Lohn erfahre,
Da den Schmerz ich offenbare;
Doch, was mir zum Gram gereicht,
Halt' ich immer für das Wahre.

Was kann dir die Wehmuth taugen?
Schäfer, geh zu Schiffe! geh!
Flüchtig eile durch die See,
Wie ich der aus meinen Augen
Dich so leicht entkommen seh'.
Mag dich Gott vor Stürmen schützen,
Mein Sireno, süſser Freund!
Und das Glück, nicht mehr dir feind,
Redlicher dich unterstützen,
Als du es mit mir gemeynt.

Da mein Auge soll entbehren,
Was ihm Wonne konnte bringen,
Fühl' ich mich im Tode ringen,
Während mir die Thränen wehren
Meine Rede zu vollbringen.
Eh sich diese Augen schlieſsen,
Jüngling, will ich zu Gott flehen,
Daſs sie einmal noch dich sehen.
Kannst du schon ihr Weh beschlieſsen,
Wünschen sie dein Wohlergehen.

Meine Herrin, sprach er drauf:
Unglück kommt niemals allein:
Mag es noch so tödlich seyn,
Stets, begleitend seinen Lauf,
Stellt sich noch ein gröſsres ein.
Deinen Anblick und mein Leben
Bald getrennt zu müssen meiden,
Ist kein solch unendlich Leiden,
Als dem Jammer hingegeben
Dich zu sehn bey unserm Scheiden.
Könnt' ich diese je vergessen,
Augen, wo ich schaute mich,
Sey von Gott vergessen ich;
Oder heg' ich sonst indessen
Andre Bilder, als nur dich.
Und wenn fremder Schönheit Blicke
Reizung je in mir erregen,
Einer frohen Stunde wegen
Möge mir mein Misgeschicke
Tausend Jahr der Qual auflegen.

Und vertausch' ich meine Treue
Jemals gegen neue Bande,
Dann alsbald vom höchsten Stande
Stürze mich des Glückes Reue
In Verzweifelung und Schande.
Mahne nicht ans Wiederkommen,
Liebe ſüſse Herrin mein!
Allzu unwerth wär' ich dein,
Könnte mir das Leben frommen
Ohne dir gesellt zu seyn.

Mein Sireno, sprach sie wieder,
Wenn ich dich vergäſs' einmal,
Werd' in diesem holden Thal,
Wo den Fuſs ich setze nieder,
Grüner Rasen dürr und fahl.
Sollt' ich die Gedanken lenken
Je nach einer andern Seite,
Bitt' ich Gott, daſs er bereite,
Wenn ich will die Schafe tränken,
Daſs der Fluſs mir trocken gleite.

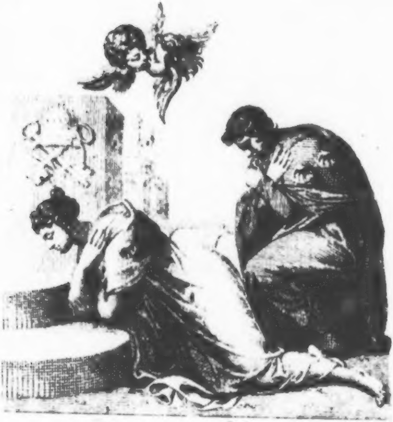
Nimm von Haaren diese Flechte,
Die ich wand, weil mir geschienen,
Dir zum Zeichen könnt' es dienen,
Daſs du nahmst Besitzes Rechte
Von dem Herzen und von ihnen.
Diesen Ring auch biet' ich dar,
Woran zwey verschlungne Hände
Zeigen: ob das Leben ende,
Daſs vereinter Seelen Paar
Nie einander ab sich wende.

Dir zu lassen, sprach der Hirt,
Hab' ich, auſser meinem Stabe,
Nur der werthen Laute Gabe,
Welche spielend, ich geirrt
Oft auf diesen Wiesen habe.
Tausend Lieder lieſs ich dir,
Meine Hirtin, auf ihr tönen;
Pries den Ausbund alles Schönen,
Und wie ich sie fühlt' in mir,
Haucht' ich Lieb' in süſsem Stöhnen.

Nun umarmten sie sich beyde;
Dieses war ihr erstes mal,
Und ich denk', ihr letztes mal,
Weil die Zeit die Liebes-Eide
Anders lenkt als eigne Wahl.
Fühlte tödlich grimm'gen Schmerz
Schon Diana, so zu wissen
Ihren Jüngling sich entrissen,
So war doch seitdem ihr Herz
Auf die Heilung selbst beflissen.

CERVANTES.

PERSILES y:
SIGISMUNDA.



[illegible]

AUF
PERSILES UND SIGISMUNDA.
VON
A. W. Schlegel.

Aus wüsten Meeren und beeisten Zonen
Zieht ein Verhängniſs, wunderbar gewunden,
Ein sittsam Paar, dem keines gleich erfunden,
Hin zu des Südens heitern Regionen.
Gekrönt mit Schönheit statt ererbter Kronen,
Trennt ein Gelübd' sie lang', obschon verbunden,
Bis sie begrüſst in andachtvollen Stunden
Die Stadt, wo alle Glorien Christi thronen.
Gefahr und Lust lockt sie vom Ziel vergebens,
Und um sie spielt der Menschen weltlich Handeln
Wie bunte Muscheln an der Pilgerhaube.
Zur Wallfahrt macht die Wellenfahrt des Lebens,
Ein sichrer Stab den keine Zeiten wandeln,
Edler Muth, reine Lieb' und heilger Glaube.

AUS DEM PERSILES.

I.

GRUSS DES PILGERS.

O groſse, o gewalt'ge, o vor allen
Hochheil'ge Stadt! Rom! sieh vor dir sich neigen
Den Pilger-Fremdling, andachtsvoll dein eigen,
Demüthig in erstauntem Wohlgefallen.
Dein Anblick, über deines Ruhms Erschallen,
Verwirrt den Geist, wie hoch er möge steigen,
Wenn wir mit nackten Sohlen, inn'gem Schweigen,
Dich anzuschaun, dich anzubeten, wallen.
Die ich betrachte, deines Bodens Erde,
Ist, von dem Blut der Märtyrer bethauet,
Gesamt-Reliquie aller Erdgefilde.
Nichts ist in dir, was nicht Exempel werde
Der Heiligkeit, als die du bist erbauet
Nach der Stadt Gottes groſsem Musterbilde.

II.

AUF DIE JUNGFRAU MARIA.

Eh aus dem ew'gen Geiste noch entsprungen
Die leichtbeflügelten Intelligenzen,
Eh schnell und langsam sich die Sphären schwungen
Nach der Bewegung Maaſs und sichern Gränzen,
Und eh die alte Finsterniſs, durchdrungen,
Der Sonne Haupthaar sah vergoldet glänzen:
Da hat ihm selber Gott ein Haus errichtet,
Aus heiligstem und reinstem Stoff verdichtet.

Die hohe Gründung, stark um nie zu beben,
Sie ruht, gestützt auf tiefer Demuth Proben,
Und je mehr ganz der Demuth hingegeben,
So königlicher wird der Bau erhoben.
Es übersteiget Land und Meer sein Streben,
Dahinten bleibt der Winde niedres Toben,
Das Feu'r dahinten, und ihm muſs gelingen
Tief unter seinen Fuſs den Mond zu bringen.

Der Segens-Wohnung Pfeiler, ihre Mauern,
Glaub' ists und Hoffnung, welche sie erschufen.
Die Lieb' umgiebt sie, die zu stetem Dauern,
Wie Gott allzeit unendlich, ist berufen.
Nie wandelt Mäſsigung die Lust in Trauern,
Vor ihrer Weisheit ebnen sich die Stufen
Zum Gut, das sie erfreun soll, für die Werke
Ihrer Gerechtigkeit und tapfern Stärke.

Den hohen Pallast zieren tiefe Graben,
Brunnquellen, nie versiegend ausgegossen,
Verschloſsne Gärten, so die Völker laben
Mit süſser Frucht, zu Wonn' und Heil genossen.
Zur Linken und zur Rechten stehn erhaben
Cypressen, stehn der Palmen edle Sprossen,
Erhabne Cedern, gleich den hellsten Spiegeln,
Die nah und fern der Gnade Licht entsiegeln.

In seinen Gärten siehet man den Zimmet,
Platanen, und die Rose Sarons blühen,

Die mit der Farbe, ja noch schöner glimmet,
Wie die entbrannten Cherubinen glühen.
Kein Schatte düstrer Sündennacht umschwimmet
Je seinen Kreis mit feindlichem Bemühen.
Nur Licht, nur Glorie, Himmel nur, erfüllet
Den Bau, der sich der Erde heut enthüllet.

Der Tempel Salomons will heut sich weisen,
Vollkommen selbst vor Gottes Blick erfunden,
Woran kein Schlag geschah, kein zimmernd Eisen
Des Werkes Theile fugend erst verbunden.
Die Sonne, die wir unzugänglich preisen,
Hat offenbarend heut ihr Licht entbunden;
Heut hat dem Tage neuen Glanz verliehen
Das leuchtendste Gestirne von Marien.

Der Stern giebt seinen Schein heut vor der Sonnen;
Ein wundervolles, doch so gutes Zeichen,
Daſs es die Seel' erfüllt mit Freud' und Wonnen,
Nicht ahndend vor der Deutung läſst erbleichen.

Die Demuth hat den Gipfel heut gewonnen,
Heut muſs, zuerst gesprengt, die Kette weichen
Der alten Schuld; und jene kluge Esther
Tritt in die Welt, der Sonne schön're Schwester.

Mägdlein des Herrn, zu unserm Heil erwählet,
Zart, doch so stark, daſs du mit furchtbarm Krachen
Die Stirn, in frecher Missethat gestählet,
Zerknirschet hast dem grimmen Höllendrachen.
Kleinod des Herrn, das unsern Tod beseelet,
Da du allein, vermittelnd unsre Sachen,
Zurückgeführt zu neuer Friedensweihung
Mit Gott des Menschen tödliche Entzweyung.

Gerechtigkeit und Gnade sind verbündet
In dir, o reinste Jungfrau! und sie haben
Durch ihren süſsen Friedenkuſs verkündet
Den nahen Herbst, das Füllhorn aller Gaben.
Des Aufgangs, der die heil'ge Sonn' entzündet,
Aurora, kommst du jeden Blick zu laben;

Des Frommen Jubel und des Sünders Hoffen,
Zeigst du nach Sturm und Nacht den Himmel offe

Du bist die Taube, droben her gesendet
Von Anbeginn, bist die als Braut geschmückte,
Die reines Fleisch dem ew'gen Wort gespendet,
Kraft dessen Adams Schuld nun die beglückte.
Du bist der Arm des Herrn, der abgewendet
Das strenge Messer, welches Abram zückte,
Und uns zu des wahrhaften Opfers Flamme
Begabet hat mit dem unschuld'gen Lamme.

Gedeih und bringe zeitig, schöne Pflanze,
Die Frucht, so das Gemüth mit Hoffnung weidet,
Zu tauschen jene Trau'r mit Feyerglanze,
Die seit dem groſsen Fall es gleich umkleidet.
Der unermeſsliche Tribut fürs Ganze,
Der dessen Lösung, einzig ächt, entscheidet,
Wird ausgeprägt in dir: ja, göttlich Wesen,
Du bist zur Weltherstellerin erlesen.

Aus den hochheil'gen Empyreer-Hallen
Will der beſchwingte Paranymph ſchon eilen;
Er läſst die goldnen Fit'ge leiſe wallen,
Die ſittſame Geſandtſchaft zu ertheilen.
Gebenedeyte Jungfrau du vor allen!
Der Duft der Tugend, den du hauchſt, mit Seilen
Der Liebe zieht er Gottes mächtig Walten,
Daſs es in dir ſein Höchſtes mög' entfalten.

III.

DIE SÜNDFLUTH.

Der Streng' unüberwindlicher Gewalten
Entflieht, gewarnt, und schlieſst sich in die Arche
Der damals allgemeine Weltmonarche,
Des Menschenstammes Reste zu erhalten.
Freystatt eröffnet vor der Parce Schalten
Und königlich Asyl der Patriarche,
Wie sie auch grimmig und vernichtend schnarche
Auf alle lebend athmenden Gestalten.
Man sieht nun in dem hohen Bau verschlossen
Den Löwen und das Lamm; des Friedens freuet
Beym wilden Falken sich die Taub' indessen.
Doch macht kein Wunder Zwietracht zu Genossen:
Weil, wo Gefahr und Noth gemeinsam drauet,
Natürliche Geneigtheit wird vergessen.

AUS DER GALATEA.

I.

GALATEA.

Weg mit dem Feu'r, dem Pfeil, dem Frost, der Schlinge
Amors, der brennt, trifft, kältet und verstricket;
Nicht solcher Flamme mein Gemüth sich schicket,
Nicht solche Bande lähmen ihm die Schwinge.
Er zehr', erleg', erstarre, feſsle, zwinge
Den Willen, der auf seine Winke blicket,
Nur daſs Pfeil, Schnee und Netz, was er auch schicket,
Den mein'gen nicht mit seiner Glut durchdringe.
Mein keuscher Vorsatz soll sein Feuer schwächen,
Den Knoten soll Stärk' oder Kunst zerreiſsen,
Mein heiſser Eifer soll den Schnee zerstreuen,
Des Pfeiles Spitze mein Gedanke brechen:
So werd' ich den Gefahren mich entreiſsen,
Und Amors Brand, Pfeil, Schling' und Frost nicht scheuen.

II.

DAMON.

Wofern das Meer, mit grimm'ger Wuth bewehret,
In seinem Stürmen könnte lang' bestehen,
So wär wohl jedem, den empörten Seen
Sein schwaches Schifflein zu vertraun, gewehret.
Nicht allezeit in gleichem Stande währet
Gut oder Übel, beydes muſs vergehen:
Denn flöh' das Gut, und blieb' das Übel stehen,
So wär die Welt zum Chaos schon verkehret.
Die Hitze kommt dem Frost, die Nacht dem Tage
Der Frucht die Blüthe wieder nachgewandelt,
Aus Gegensätzen bildend gleich Gewebe.
In Herrschaft wird die Niedrigkeit, die Plage
In frohe Lust, der Ruhm in Wind verwandelt,
Daſs so Natur im Wechsel schöner lebe.

III.

GELASIA.

Wer lieſse wohl wo seine Heerden grasen,
Die frischen Kräuter und die frischen Quellen?
Wer mit behendem Jagdgeſchoſs zu fallen
Den borst'gen Eber oder leichten Hasen?
Wer wird nicht gern den süſsen Lockton blasen,
Den unerfahrnen Vögeln nachzustellen?
Wer miede, wenn des Mittags Gluten schwellen,
Die Ruh im Walde wohl auf weichem Rasen?
Um nachzugehn dem Brand, der Qual, dem Bangen,
Der Eifersucht, den peinigenden Nesseln
Der falschen Lieb' in ihrem wüsten Treiben?
Die Flur ist und war immer mein Verlangen,
Rosen sind und Jasminen meine Fesseln,
Frey kam ich auf die Welt, frey will ich bleiben.

DIE SCHALKHAFTE.

Mutter mein, o Mutter!
Hüter stellet ihr:
Hüt' ich mich nicht selber,
Wehrt kein Hüten mir.

Steht es nicht geschrieben,
Und ein wahres Wort,
Daſs wir immerfort
Das Verbotne lieben?
Zwang dient nur den Trieben,
Mehr sie aufzuwiegeln;
Drum mich zu verriegeln
Thut nicht weislich ihr.
Hüt' ich mich nicht selber,
Wehrt kein Hüten mir.

Mag der Wille nicht
Sich für sich bewachen,

Sind nur schlechte Wachen
Scheu ihm oder Pflicht.
Ja fürwahr, er bricht
Durch des Todes Schranken,
Mit was für Gedanken,
Nie errathet's ihr.
Hüt' ich mich nicht selber,
Wehrt kein Hüten mir.

Sehnet sich ein Herze
Nach verliebtem Glücke,
Geht es wie die Mücke
Nach der Liebeskerze.
Ihm sind nur zum Scherze
Aller Hüter Schaaren,
Noch so sehr bewahren
Mag man es, wie ihr.
Hüt' ich mich nicht selber,
Wehrt kein Hüten mir.

Nichts ist allzutheuer,
Wo die Liebe handelt,
Und die Schönste wandelt
Sie zum Ungeheuer.
Einen Sinn von Feuer,
Eine Brust von Wachs,
Füſs' und Händ' aus Flachs,
Schafft sie heimlich ihr:
Hüt' ich mich nicht selber,
Wehrt kein Hüten mir.

ZIGEUNERLIEDCHEN.

BESCHWÖRUNG GEGEN DAS KOPFWEH.

Köpfchen kleine! Köpfchen kleine!
Muſst dich halten, muſst nicht schwindeln,
Und dich wickeln wie in Windeln
In Geduld mit heil'gem Scheine.
Glaub an meine
Gut und feine
Wörterleine,
Ohne Wanken
Zu nichtsnutzigen Gedanken,
Und wirst sehen
Wunderding' an dir geschehen,
Gott gepriesen
Und Sankt Christophel den Riesen.

CAMOENS.

DIE ZWÖLF VON ENGELLANDE.

Lusiade. Sechster Gesang.

38.

Indeſs in feuchter Tiefe Rath gepflogen
Von Diesen ward, verfolgt in ebnem Gleise
Die wackre müde Flotte durch die Wogen
Bey stillem Wind und Meer die lange Reise.
Es war die Zeit, wo sich der Tag entzogen
Mit seinem Licht des Ostens halbem Kreise;
Die von der ersten Wache gingen schlafen,
Und weckten Andre, wie die Reihn sie trafen.

39.

Die kommen halb nur wach, und überwinden
Den Schlaf mit Müh, indem sie häufig gähnen.
Man sieht sie schlecht bedeckt vor rauhen Winden.
Sich hin und wieder an die Stangen lehnen;
Die offnen Augen wollen noch erblinden,
Indeſs sie reibend ihre Glieder dehnen:
Sie suchen Mittel vor dem Schlaf, berichten
Sich tausend Fälle, mancherley Geschichten.

40.

Was dient, spricht einer, besser zu verschmerzen
Die läst'ge Stunde, hier uns auferleget,
Als wie ein lustig Mährchen, das mit Scherzen
Den schweren Schlaf zur Munterkeit erreget?
Drauf sagte Leonardo, der im Herzen
Gedanken eines Treuverliebten heget:
Was giebts, womit man sich die Zeit vertriebe,
Für bessere Geschichten, als von Liebe?

41.

Nein, spricht Velloso, nicht für billig halt' ich,
Zu tändeln unter so viel Rauhigkeiten.
Der Schiffahrt Mühen, die so mannigfaltig,
Erdulden Liebe nicht, noch Zartlichkeiten;
Vielmehr von Kriegen, hitzig und gewaltig,
Laſst uns erzählen: denn ein hartes Streiten
Wird unser Leben, wie ich denke, werden;
So sagen mirs die kommenden Beschwerden.

42.

Sie stimmen all' ihm hierin bey, und wollen
Daſs nur Velloso, was ihm gut dünkt, wähle.
Ich wills, und so, daſs sie nicht tadeln sollen,
Spricht er, als ob ich fabelhaft erzähle;
Und daſs zu Thaten, die so weit erschollen,
Ich meine Hörer um so mehr beseele,
Von Eingebohrnen zwar aus unserm Lande:
Und diese sey'n die Zwölf von Engellande.

43.

Als unsers Reiches Zügel leicht zu halten
Johann, des Pedro Sohn, das Glück bescheerte,
Nachdem er frey und ruhig es erhalten
Vor seines Nachbarn Macht, die ihn beschwerte:
Damals im groſsen England, das von kalten
Schneeflocken nordlich starret, sät' und mehrte
Erinnys wild der Zwietracht böse Pflanze,
Zu unsers Lusitaniens höherm Glanze.

44.

An Englands Hofe zwischen edlen Frauen
Und Herren hatt' es einst sich zugetragen,
War es nun Meynung, war es Selbstvertrauen,
Daſs sich ein Zwist erhob mit heft'gen Klagen.
Die Höflinge, die leicht sich was getrauen
Und kecke Worte fallen lassen, sagen,
Sie wollen darthun, daſs nicht Ruf noch Namen
In solchen Damen sey, zu heiſsen Damen.

45.

Und wäre jemand, der für ihre Rechte
Sich stellen wollt' etwa, mit Lanz' und Degen,
In Schranken oder offenem Gefechte,
So woll'n sie ihn mit schnöder Schmach erlegen.
Der Frauen Schwachheit, da man sich erfrechte
So ungewohnten Schimpf auf sie zu legen,
Und sie von Kräften sich entblöſst sah, wandte
Um Hülfe sich an Freund' und an Verwandte.

46.

Weil aber groſs und mächtig in den Reichen
Die Feinde sind, will keiner sich bequemen,
Verwandte, brünstige Verliebt' ingleichen,
Die Damen nach Gebühr in Schutz zu nehmen.
Mit schönen Thränen, und die wohl erweichen
Den Himmel könnten, daſs die Götter kämen
Zu schirmen Bildnisse von Alabaster,
Gehn alle hin zum Herzog von Lancaster.

47.

Dieſs war ein mächt'ger Herr, der einst gefochten
Wider Castilien mit den Portugiesen,
Wo sie Gefährten ihm, was sie vermochten
Durch hohen Muth und guten Stern, bewiesen.
Auch hatt' er, welche Siege Lieb' erfochten
In diesem Lande, damals schon gepriesen,
Da seine Tochter zwang ein Herz im Stahle,
Gewählt vom tapfern König zum Gemahle.

48.

Er, der nicht beystehn will auf ihre Bitten,
Damit nicht innrer Zwiespalt mög' entstehen,
Sagt ihnen: Als ich für mein Recht gestritten
An das Iber'sche Reich, jenseit der Seen,
Hab' ich der Lusitanier edle Sitten,
Beherzten Muth, und göttlich Thun gesehen;
Sie einzig könnten euer Abentheuer,
Glaub' ich gewiſs, bestehn mit Schwert und Feuer.

49.

Und mags, gekränkte Damen, euch belieben,
Will ich für euch Gesandten an sie richten,
Mit Briefen, höflich und geschickt geschrieben,
Von eurer Kränkung sie zu unterrichten.
Doch eurer Thränen Sache sey betrieben
Auch eurerseits mit Worten, die verpflichten,
Und Liebkosungen, weil ich ein mir bilde,
Ihr findet Beystand dort und feste Schilde.

50.

So räth der Herzog ihnen, wohlerfahren,
Nennt tapfre Zwölf, bewährt in manchen Fällen,
Und da der Damen auch nur zwölfe waren,
So heiſst er sie ein Loosen anzustellen,
Um jeder Einen sicher zu bewahren.
Da sie nun wuſsten ihre Kampfgesellen,
Schrieb jede gleich dem ihren nach Gefallen,
All' ihrem König, und der Herzog Allen.

51.

Der Bot' ist schon nach Portugall gekommen,
Den Hof entzückt das, was er vorgetragen.
Der hohe König hätt' es unternommen,
Doch muſst' er es der Majestät versagen.
Die Hofherrn alle sind vom Trieb entglommen
An dieses Abentheuer sich zu wagen,
Und in des Glückes Gunst scheint nur zu stehen,
Wen sie genannt schon von dem Herzog sehen.

52.

Dort in der treuen Stadt, wo nach der Sage
Der ew'ge Name Portugalls entstanden,
Ein leichtes Holz zu rüsten, das sie trage,
Hieſs, der dem Steu'r des Reiches vorgestanden.
Die Zwölf bereiten sich nur kurze Tage
Mit Waffen und mit neuen Prachtgewanden,
Mit Helmen, Büschen, Sprüchen und Livreyen,
Mit Pferden und vielfärb'gen Stickereyen.

53.

Beym König hatten Abschied schon genommen,
Um vom berühmten Douro abzufahren,
Die sämtlich, so geladen hinzukommen
Vom Englischen erfahrnen Herzog waren.
Kein Unterschied ward sonsten wahrgenommen
An Stärk' und Kunst in diesen Ritterschaaren;
Nur einer war, der sich Magriço nannte,
Der so sich zu dem tapfern Haufen wandte:

54.

Seit lange schon, ihr tapfersten Genossen,
Begehr' ich fremde Länder zu durchreisen,
Zu sehn, was Douro, Tejo nicht umflossen,
Verschiedne Völker und Gesetz' und Weisen.
Nun, da der Zugang mir sich aufgeschlossen,
Weil man so weit die Erde kann umkreisen,
Geh ich, wenn ihrs erlaubt, allein zu Lande:
Ich bin mit euch zugleich in Engellande.

55.

Und wenn es denn sich träfe, daſs das letzte,
Was aller Dinge Ziel, mir sollte wehren,
Bey euch zu seyn am Tage, den man setzte,
So werdet ihr mich wenig nur entbehren.
Ihr thut für mich, was ich mein würdig schätzte;
Doch wenn die Ahndungen mich Wahrheit lehren,
So werden Flüsse, Berge, samt dem Neide
Des Glücks nicht machen, daſs ich dort euch meide.

56.

Die Freund' umarmet er bey diesen Worten,
Nimmt Abschied, und begiebt sich fort am Ende,
Durchzieht Leon, Castilien, samt den Orten,
Die einst erobert vaterländ'sche Hände;
Navarra, dann Pyrene's steile Pforten,
Hispaniens hier, dort Galliens Scheidewände;
Eilt, Frankreichs Herrlichkeiten zu durchwandern,
Und kommt zum groſsen Hafenplatz in Flandern.

57.

Indeſs er hier, sey's nun mit Fleiſs geschehen,
Sey's Zufall, viele Tage sich verweilet,
Ward schon die kalte Flut der nord'schen Seen
Von der glorreichen Zahl der Eilf getheilet.
Wie sie an Englands fremder Küste stehen,
Sind alle gleich auf London zugeeilet;
Vom Herzog froh bewirthet, wie sie kamen,
Bedient und aufgemuntert von den Damen.

58.

Es ist nunmehr zum anberaumten Streite
Mit den zwölf Englischen der Tag erschienen;
Schon gab der König ihnen das Geleite:
Sie waffnen sich mit Helmen, Panzern, Schienen.
Im Waffenblitz will auf der Damen Seite
Der Portugiesen wilder Kriegsgott dienen,
Indessen die in Farben sich und Seiden,
Mit Gold und mit Juwelen prangend, kleiden.

59.

Die aber, der zum Loose war gefallen
Magriço, der nicht kam, bezeugt ihr Grämen
Mit dustrer Tracht, da keiner unter allen
Ihr Ritter heiſset bey dem Unternehmen,
Wiewohl die Eilf, es so zum Wohlgefallen
An Englands Hof zu end'gen, auf sich nehmen,
Daſs man den Sieg der Damen soll erkennen,
Ob zwey bis drey der Ihren auch sich trennen.

60.

Auf hoher öffentlicher Buhn' erscheinet
Der König schon, vom ganzen Hof umgeben,
Zu drey und drey, und vier und vier vereinet
Stehn sie, wie sie das Loos geordnet eben.
Von Thule bis nach Bactrien bescheinet
Die Sonne nicht von kühnerm Muth und Streben
Zwolf andre, wie die Englischen sich wiesen,
Im Felde wider die eilf Portugiesen.

61.

Beschäumend käun der goldnen Zügel Stangen
Die Rosse, die in Wildheit schon entbrannten.
Die Sonne, von den Waffen aufgefangen,
Blitzt hell, wie auf Krystall und Diamanten.
Doch wie die Blicke beyder Schaar durchdrangen,
Ungleichheit der Partey'n sie bald erkannten,
Der Eilfe gegen zwölf: als frohes Toben
Und Jauchzen ward von allem Volk erhoben.

62.

Es kehrt sich jeder hin, von wo verbreitet
Der Anlaſs des Tumults sich scheint zu regen.
Sieh da! ein Ritter kommt, zum Kampf bereitet
Mit Roſs und Waffen, kriegerisch verwegen,
Spricht mit dem König und den Damen, reitet
Den Eilfen zu. Magriço ists, der Degen;
Als Freund' umarmt er seine Kampfgefährten,
Die traun in der Gefahr ihn nicht entbehrten.

63.

Die Dame, wie sie hört, daſs der sich stelle,
Der Schutz und Rettung ihrem Namen giebet,
Freut sich, und legt dort an vom Thier der Helle,
Das schnödes Volk mehr als die Tugend liebet.
Nun giebt das Zeichen die Trompete helle,
Das sie zu lang' entflammtem Muth verschiebet;
Sie geben Sporen, lassen Zügel schieſsen,
Senken die Lanzen; Feuerfunken schieſsen.

64.

Der Pferde Stampfen will sich da erzeigen,
Der ganze Boden drunten muſs erzittern;
Das Herz im Busen, unter bangem Schweigen,
Pocht jedem, der da schauet nach den Rittern.
Der fliegt vom Pferde, denn er kann nicht steigen,
Der wälzt mit seinem ächzend sich auf Splittern,
Der muſs mit roth die weiſsen Waffen tüschen,
Der peitscht die Kroppe mit des Helmes Büschen.

65.

Da ward wohl einem ew'ger Schlaf zum Lohne,
Er wechselt Tod und Leben wie Gedanken.
Hier ohne Reiter läuft ein Roſs, und ohne
Sein Roſs muſs dort zu Fuſs der Reiter wanken.
Es fällt der Engelland'sche Stolz vom Throne,
Denn drey bis vier trägt man schon aus den Schranken.
Mehr giebts zu thun, wo sie nun Degen schwingen,
Als bloſs mit Harnisch, Schild und Panzerringen.

66.

Viel Worte machen, um euch herzunennen
Die Zahl von grimm'gen Stöſsen, harten Streichen,
Ziemt jenen Zeitverschwendern, die wir kennen,
Die Traum' erzählen aus den Fabelreichen.
Genug, daſs sich die Kämpfer endlich trennen,
So daſs nach hohen Proben, ohne Gleichen,
Den Unsern bleibt die Palme der Victorie,
Die Damen Siegerinnen, und mit Glorie.

67.

Mit Freud' und Jubel nimmt in die Paläste
Der Herzog auf die Zwölfe nach dem Streiten.
Die Köch' und Jäger müssen für die Gäste
Der holden Schaar der Damen viel bereiten,
Denn den Befreyern wollen tausend Feste
Sie geben, alle Tag' und Tageszeiten,
So lang' sie weilen noch in Engellande,
Bis heim sie gehn zum süſsen, lieben Lande.

68.

Doch da Magriço noch, den groſsen, lüstet
Nach groſsen Dingen Länder zu durchwandern,
So sagt man, blieb er dort, und bot gerüstet
Zu wicht'gem Dienst der Gräfin sich von Flandern.
Und da er nicht sich wie ein Neuling brüstet,
Wo du, Mars, einen missest mit dem andern,
Muſs ihm im Feld erliegen ein Franzose,
Mit des Torquatus und Corvinus Loose.

69.

Ein andrer von den Zwölf hat sich begeben
Nach Deutschland, wo er wilden Kampf bestehet
Mit einem Deutschen, der ihm nach dem Leben,
Mit unerlaubten falschen Listen stehet.
Velloso schlieſst so die Erzählung eben,
Man dringt in ihn, warum er übergehet
Magriços Abenteu'r, den Sieg des Helden,
Warum er das von Deutschland nicht will melden.

70.

Doch wie sie lauschend noch sein Wort beachten,
Sieh da! der Bootsmann, der aufs Wetter paſste,
Bläst seine Pfeife: bey dem Laut erwachten
Die Schiffer alle, wo auch jeder raste.
Er heiſst, weil Winde frischer auf sich machten,
Die Bramen einziehn von dem Topp am Maste.
Seyd munter! ruft er zu dem Schiffervolke,
Der Wind schwillt an von jener schwarzen Wolke.

71.

Noch waren nicht die Bramen eingezogen,
So fahrt der Sturm gewaltig rasch hernieder.
Zieht ein! schrie laut der Bootsmann durch die Wogen,
Zieht ein! schrie er, das groſse Segel nieder!
Die zorn'gen Winde kommen angeflogen
Eh sie noch einziehn, stoſsen wild dawider,
Und reiſsen es in Stücke mit Getöse,
Als ob der Bau der ganzen Welt sich löse. u. s. w.

SONETT.

I.

Wahrheit, Vernunft, Lieb' und Verdienst gereichen
Jedem Gemüth zur Ruh und muth'gem Streben;
Jedoch Glück, Zufall, Zeit, Geschick, erheben
Sich herrschend in der Welt verwirrten Reichen.
Viel tausend Fälle kann der Sinn vergleichen,
Und weiſs nicht, welchen Grund dafür zu geben;
Doch weiſs er, daſs, was über Tod und Leben,
Der menschliche Verstand nicht kann erreichen.
Gelehrte können hohe Schlüsse machen,
Doch mehr bewährt sich die Erfahrung ſeste,
Drum ist es besser, wenn man viel gesehen.
Geschehne giebts und nicht geglaubte Sachen,
Und giebt geglaubte, welche nicht geschehen:
An Christus glauben aber ist das beste.

SONETT.

II.

Jakob war sieben Jahr' als Hirt verdungen
Bey Laban, Rahels Vater; doch sein Dienen
Galt nicht den Vater, sollt' ihm bloſs verdienen
Die schöne Bäurin, der er nachgerungen.
Das Zögern mancher Tage ward bezwungen
Durch Hoffnung Eines Tags; da der erschienen,
Brach schlau den Bund der Vater zwischen ihnen,
Für Rahel ward ihm Lea aufgedrungen.
Der traur'ge Hirt sah, was ihm widerfahre,
Wie List ihm seine Hirtin nicht gewähre,
Als ob sie immer unverdient noch bliebe;
Begann zu dienen andre sieben Jahre,
Und sprach: Ich diente mehr, wenn nur nicht wäre
So kurz das Leben für so groſse Liebe.

KLEINE GEDICHTE.

1.

Woraus Liebe keimet,
Wer es könnt' erspähen,
Um sie auszusäen.

Lieb' und ihre Plagen
Baut' ich emsiglich;
Liebe säet' ich,
Trug hat sie getragen.
Nie in meinen Tagen,
Sah ich jemand säen
Und dasselbe mähen.

Blühend im Gefilde
Sah ich sich erheben
Dornen, hart dem Leben,

Nur den Augen milde.
Mit dem armen Wilde
Dem solch Kraut ersehen,
Ist es bald geschehen.

Was ich that auch immer
Ward umsonst versucht.
Sät' ich gute Frucht,
Wucherte sie schlimmer.
Liebe sah ich nimmer
Lange Zeit bestehen,
Und der Noth entgehen,

II.

ALS IHN EINE DAME, DOS ANJOS MIT NAMEN, TEUFEL GENANNT HATTE.

Weil ihr mit so üblem Namen
Mich, Senhora, habt empfohlen:
Mög' euch denn der Teufel hohlen.

Wer hat je gehört, gelesen,
Daſs, wer in der Hölle lebte,
Auf mit den Gedanken strebte,
Und im Himmel trieb sein Wesen?
Aber da ihr mir erlesen
Solchen Namen, unverhohlen,
Mög' euch dieser Teufel hohlen,

Wohl, Senhora, nenn' ich mich
Ganz verlohren ohne Zweifel;
Doch den Engeln will der Teufel
Nicht so herzlich wohl wie ich.

Nimmer also paſst es sich,
Oder wollt' ihrs wiederhohlen,
Sey es nur, um euch zu hohlen.

Habt ihr bang' ein Kreuz geschlagen
Vor dem Engel, nicht des Lichts,
Gegen diesen hilft es nichts,
Den ihr selbst daran geschlagen.
Wenn ich, um mein Glück zu wagen,
Mich als Teufel hergestohlen,
Hütet euch vor meinem hohlen.

Weil ihr denn so weit gegangen,
Bitt' ich mit gefaltnen Händen
Meinen Gott, es so zu wenden,
Dieser Teufel mög' euch fangen.
Und dieſs ist kein stolz Verlangen:
Weil ihr mir dieſs Amt befohlen,
Nehm' ichs an, um euch zu hohlen.

III.

Innen trag' ich meine Pein,
Auſsen giebt sie keinen Schein.

Meine neuen süſsen Plagen
Sind den Menschen unsichtbar,
Nur die Seele nimmt sie wahr,
Denn der Leib darf es nicht wagen.
Wie der Funke, nicht geschlagen,
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen meine Pein.

ZUEIGNUNG AN DIE DICHTER.

Nehmt dieſs mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den Deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laſst mit Deutscher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

Eins war Europa in den groſsen Zeiten,
Ein Vaterland, deſs Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch Eine Poesie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarey zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen,
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereyen.
Doch mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe;
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muſs unsre Zukunft gründen,
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten.
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und streun vor ihren Himmels-Heiligthumen
Der Erde Liebkosungen, süſse Blumen.

A. W. S.

AN CALDERON.

In deiner Dichtung Labyrinth versunken,
Wo in des ew'gen Frühlings Jugendflore
Die Schönheit Himmel wird, die Lieb' Aurore,
Und alle Blumen lichte Sternenfunken:
O Calderon, du hier schon Gottheit-trunken
Herold der Wonne, Cherub nun im Chore!
Sey dir mein Gruſs gesandt zum sel'gen Ohre,
Und hohes Heil und Glorie zugetrunken.
Doch welcher Trank mag dazu würdig dienen,
Von allem, was umarmt von brünst'gen Sonnen
Aus Trauben ihres Busens träuft die Erde?
Nur jene Reb', an Vesuvs Flammenbronnen
Entsproſst, daſs sie in flieſsenden Rubinen
Lacrima Christi, frommer Nektar, werde.

A. W. S.

ANMERKUNGEN.

Dante.

Ballate. Unter den *Rime di Dante* in der Quartausgabe seiner Werke *in Venezia appreſso Ant. Zatta*, 1757—8. *T. IV. Ballata I.*

Canzone. Aus der *Vita nuova*, worin Dante die Geschichte seiner ersten Jugendliebe zu der sehr jung gestorbnen und nachher in der göttlichen Comödie von ihm verherrlichten Beatrice erzählt. Er giebt alle Umstände dieses Traumgesichtes in der Krankheit gerade so in Prosa an, wie sie das Lied schildert. Das zu Anfange erwähnte junge Mädchen war eine nahe Verwandte des Dichters.

Son. I. Unter den *Rime, Sonetto XXIV.* Dieses Gedicht so wie die obige Ballate, geht, wiewohl nicht in die *Vita nuova* aufgenommen, ohne Zweifel auf die Liebe zur Beatrice, welches nicht mit allen in jener Sammlung befindlichen der Fall ist, da manche aus späterer Zeit herrühren. In der angeführten Ausgabe ist sie überdieſs mit verschiednen vermehrt, welche nicht mit Sicherheit dem Dante zugeschrieben werden können.

Son. II. Nach dem Tode der Beatrice; wiederum aus der *Vita nuova*, und auf einen wirklichen Umstand gegründet.

Petrarca.

Son. I. Als Vorrede der von dem Dichter selbst, vermuthlich ganz nach der Zeitfolge, geordneten Sammlung vorangesetzt, folglich zuletzt geschrieben.

Son. II. In den Ausgaben, welche das vorhergehende nicht mitzählen, nach welchen ich die Zahl angeben werde, *Son.* 2. *Es war der Tag*, der Charfreytag, als Jahrstag dessen, an welchem er Laura zuerst gesehen hatte, welches nach seiner eignen Angabe am 6ten April 1327 war. Übrigens erheben sich chronologische Schwierigkeiten gegen dieses Zusammentreffen.

Son. III., *Son.* 146. Nach Einigen an *Boccaccio*, nach Andern an eine Dichterin gerichtet; beyde Annahmen sind ohne hinreichenden Grund. Gewiſs aber redet der Dichter einen Freund an, der ein groſses wissenschaftliches oder dichterisches Unternehmen vor hatte.

Son. IV., *Son.* 8. *Der Planete*, die Sonne. *Des Stiers*, im Frühlinge.

Son. V., *Son.* 9. *Glorreiche Säul'*, unter diesem Bilde bezeichnet der Dichter immer, mit Anspielung auf den Namen, die groſse römische Familie der Colonna, und insbesondere Jacob Colonna, den Sohn des Stefano und Bischof von Lombes, dessen Freund und Hausgenoſse er war.

Ballate. Ball. I.

Son. VI., Son. 13. *Deſs Abbild.* Christi auf dem Tuche der heil. Veronica.

Son. VII., Son. 16. *Son. VIII., Son.* 18.

Son. IX., Son. 24. Gesualdo deutet dieſs Sonett auf eine Krankheit der Laura, welche wirklich in den vorhergehenden und folgenden erwähnt wird; doch scheint es mehr auf die dadurch verursachte Lebensmüdigkeit des Dichters selbst zu gehen.

Son. X., Son. 26. Laura wird vom Petrarca mit Anspielung auf den Namen häufig unter dem Sinnbilde des Lorbeers *(lauro)* vorgestellt. Die gemeine Meynung ist, dieſs Sonett sey bey Pflanzung eines jungen Lorbeerbaums geschrieben, es kann aber ganz allegorisch verstanden werden, als eine Bitte an den Apoll, durch heitere Witterung Laura's Genesung zu befördern.

Son. XI., Son. 27. Madrigale I — III. stehen im Original zerstreut.

Son. XII., Son 56. Auf ein Bildniſs der Laura von Simon von Siena.

Son. XIII., Son. 68.

Son. XIV., Son. 70. Auf den Tod des damals berühmten Dichters Cino von Pistoja, aus welcher Stadt P's Familie verbannt war. *meinem bittern Schmerz*, dem Schmerz der Liebe, der seine ganze Seele einnahm.

Canz. I., Canz. 14. *Wo sie die schönen Glieder*, an welchen. Die Scene dürfte sich schwerlich mit Sicherheit ausmitteln lassen.

Canz. II., *Canz.* 16. An die Machthaber Italiens über die innerlichen Kriege und die dabey gebrauchten Deutschen Soldner. Die meisten Ausleger beziehen, durch einen Ausdruck verleitet, das Gedicht auf den Römerzug K. Ludwig des Bayern im J. 1327. Der *Abbé de Sade* setzt es nach gründlicherer Untersuchung in das J. 1344, welches mit der Geschichte Italiens, und der Anordnung der Gedichte (siehe Son. 95.) übereinstimmt. *Die Bay'rsche Tücke*, für Deutsche überhaupt, von der näher liegenden Provinz; *die scherzend mit dem Tod den Finger hebet*, die den Eid leistet, sich muthwillig in die Gefahren des Krieges zu begeben.

Canz. III., *Canz.* 18. *Laſs von der Quell' uns schweigen*, von der Quelle der Sorga.

Son. XV., *Son.* 105. Das letzte von drey Sonetten gegen den päbstlichen Hof zu Avignon. Der Schluſs ist in eine vielleicht absichtliche Dunkelheit gehüllt. *Nicht Constantin kommt wieder*, um den Misbrauch der nach der gewöhnlichen Meynung von ihm gemachten Schenkung zu sehen. — Tassoni und Murator übergehen diese Sonette als vom heil. Stuhle verboten, was Sade widerlegt.

Sestine. Sest. 5. *Son. XVI.*, *Son.* 113. *Son. XVII.*, *Son.* 125. *Son. XVIII.*, *Son.* 130. *Son. XIX.*, *Son.* 132. *Son. XX.*, *Son.* 153. *Son. XXI.*, *Son.* 155. *Son. XXII.*, *Son.* 159. *Son. XXIII.*, *Son.* 173. *Son. XXIV.*, *Son.* 175. *Son. XXV.*, *Son.* 182. *Son. XXVI.*, *Son.* 183.

Son. XXVII., *Son.* 185. Gespräch mit Freundinnen der Laura, die dem Dichter ohne sie auf dem Spaziergange begegnen.

Son. XXVIII., *Son.* 197.

Son. XXIX., *Son.* 206. Bezieht sich auf die ehemals übliche Feyer des ersten Mai. Der bejahrte Freund soll nach Einigen der König Robert von Neapel gewesen seyn. Nach Sade ist der oft erwähnte Sennuccio gemeynt.

Son. XXX., *Son.* 212. In der Entfernung von Lauren, nicht lange vor ihrem Tode gedichtet.

Son. XXXI., unter denen nach Laura's Tode geschriebenen *Son.* 2. *Die hohe Säule brach*, *Rotta é l'alta Colonna.* Sowohl der Cardinal Johann Colonna, als P's besonderer Freund, Jakob Colonna, waren um diese Zeit gestorben. Schon bey der Widersetzung gegen die Unternehmungen des Rienzi waren verschiedne Mitglieder der beynah erloschnen Familie geblieben.

Son. XXXII., *Son.* 26.

Son. XXXIII., *Son.* 25. Thal-Klausen, *Valli chiuse*, mit Anspielung auf den Namen Vaucluse.

Son. XXXIV., *Son.* 43. *Son. XXXV.*, *Son.* 11. *Canz. IV.*, *Canz.* 3. *Son. XXXVI.*, *Son.* 63. *Son. XXXVII.*, *Son.* 66.

Son. XXXVIII., *Son.* 90. Dieses Sonett ist das letzte in der Sammlung, auf welches nur noch eine Canzone an die Jungfrau Maria folgt.

Boccaccio.

Ballaten aus dem Decamerone. Es sind die drey ersten, am Schlusse der drey ersten Tage gesungenen. Nach des Dichters eignen Andeutungen sind sie ohne Zweifel sämtlich allegorisch, und es bleibt manches darin räthselhaft. Die erste scheint mir ohne Frage die geistliche Beschauung, die zweyte die irdische Lust zu bedeuten, worauf auch der Name Pampinea hinweist. Gröfsern Schwierigkeiten unterworfen ist die Deutung der dritten.

Aus dem Ameto. Anruf des Dichters. Das erste unter den zahlreichen Gedichten, welche die Prosa dieses allegorischen Romans unterbrechen. *Bey ihm der in den Hainen u. s. w.* Adonis. *Und du vor allen Wesen.* Fiammetta. *und Derer.* Die sechs übrigen Frauen, welche mit jener zusammen ihre Geschichte erzählen, und die natürlichen und religiösen Tugenden vorstellen. *Das schöne Reden u. s. w.* sind Accusative, welche in der verwickelten Wortfügung noch durch *zeigen* regiert werden. *Das Heil,* die Umwandlung, welche Ameto durch diese Erscheinung erfährt.

Ariosto.

St. 33. Sie flieht. Angelica. — Dieses Bruchstück ist Probe von einer Übersetzung des ganzen *rasenden Roland,* womit der Übersetzer des *befreyten Jerusalem* gegenwärtig beschäftigt ist.

Tasso.

Madrigale. I. La bella pargoletta. II. Ne i vostri dolci baci. III. Al tuo vago pallore. IV. Mentre, mia stella, miri. Sonette. I. Quel labbro, che le rose han colorite. II. Viviamo, amiamci, o mia diletta Hielle. III. Odi, Filli, che tuona; odi ch'è 'n gelo.

Guarini.

Sonette. I. Fede, a cui fatto ho del mio core un tempio. II. Quando della mia pace amor nemico. III. Tu godi il sol, ch' agli occhi miei s'asconde. Neid'scher Monarch der Flüsse, der Po. *IV. Pur si trovò, chi con sublime ingegno. V. Quel, che si diè già con lo stile il vanto.* Auf den Tod des Michelangelo. *VI. Se dell' Alma splendesse il Sol, cui diede.*

Aus dem Pastor Fido. I. Amarillis, als die einzige Schäferin von göttlicher Abkunft, ist durch einen Orakelspruch dem Silvio, als dem Einzigen durch den gleichen Vorzug ausgezeichneten, bestimmt. Silvio, ein junger spröder Jäger, scheint überhaupt für die Liebe unempfindlich, während sie eine heimliche zum Myrtill nährt.

II. Die buhlerische Corisca hat sich in das Vertrauen der Amarillis eingeschmeichelt, und dem Myrtill Gelegenheit zu einem Gespräch mit seiner Geliebten versprochen, in der Hoffnung dieſs für ihre eigne Leidenschaft zu benutzen. Myrtill erwartet Amarillis ohne ihr Vorwissen, wo sie mit andern jungen Mädchen zum Spiel der Blinden kommt.

Madrigale. *I. T'amo mia vita.* *II. Non fu senza vendetta.* *III. O che soave e non intero bacio.* So vollständig steht dieſs Madrigal in den *Opere del Cav. Guarini. Verona* 1737. 4. *T. II. p.* 127. In der gewöhnlichen Sammlung ist es abgekürzt, und die Zeilen 4 – 10 sind daraus in den *Pastor Fido* aufgenommen. *IV. Ch'io non t'ami, cor mio.* *V.* Ebenfalls aus den *Opere. T. II. p.* 126. *Oh notturno miracolo soave.* *VI Donò Licori a Batto* *VII. Con che soavità* *VIII. Negatemi pur cruda.* *IX. Deh, como in van chiedete.* *X. Un arco è la mia vita.* *XI. E l'huomo un picciol mondo.* *XII. Si, mi dicesti, ed io.* *XIII Questa vita mortale.*

Montemayor.

Abschied Sireno's und Dianens. Dieſs Gedicht ist im Original überschrieben: *Canto de Ninfa.* Die schöne Dorida singt es in Gegenwart andrer Schäferinnen, und des Sireno, der, bey seiner Zurückkunft in die Gegend, Dianen ungetreu und einem andern vermählt gefunden hat. In dem ganzen Roman sind wirkliche Vorfälle unter schäferlichen Sitten geschildert. Sireno ist ohne Zweifel der Dichter selbst, und S. 173. *der groſse Hirt*, der König, in dessen Diensten er auſser Landes gehen muſste.

Cervantes.

Auf Persiles und Sigismunda von A. W. S. Abgedruckt auf der Sammlung meiner Gedichte, um die Anspielungen des Kupferstichs zu erklären.

S. 195. *Die Schalkhafte.* Aus der Novelle: *Der eifersüchtige Estremadurer.* *S.* 196. *Zigeunerliedchen*, aus der Novelle: *Das Zigeunermädchen.*

Camoens.

Lusiade. Sechster Gesang. Das Geschwader des Vasco de Gama ist schon an der jenseitigen africanischen Küste von Melinde abgesegelt. Bacchus, der Feind der Portugiesischen Seehelden, hat eine Versammlung der Götter des Meeres berufen, und sie bewogen, der Herrschaft jener über ihr Gebiet durch einen vernichtenden Sturm vorzubeugen.

Die Geschichte *der Zwölf von Engellande* wird von Portugiesischen Geschichtschreibern mit Nennung aller Namen und genauer Angabe der Umstände berichtet, und hat unter so vielen ähnlichen Waffenproben der damaligen Zeiten gar nichts unwahrscheinliches. Der Herzog von Lancaster ist übrigens der uns aus dem Shakspeare so wohl bekannte Johann von Gaunt, und der Englische König kann kein andrer als Richard II. gewesen seyn.

St. 43. *Johann*, der erste.

St. 63. *Vom Thier der Helle*, vom Widder des goldnen Vlieſses; sie kleidet sich in Goldstoff, oder mit goldnen Zierrathen.

St. 68. *Mit des Torquatus und Corvinus Loose.* Zwey Römer, die bey den einen glücklichen Zweykampf gegen Gallier gefochten hatten.

Kleine Gedichte. II. DOS ANJOS. heiſst von den Engeln. Doch bedarf es dieser Angabe des Namens der Dame nicht, um das Gedicht vollkommen passend zu finden. *III.* Das Original ist Spanisch, wie verschiedne von den kleinen Gedichten des Camoens.

INHALT.

Dante. . . . . S. 1
Petrarca. 9
Boccaccio. 77
Ariosto. 91
Torquato Tasso. 107
Guarini. 123
Montemayor. 155
Cervantes. 181
Camoens. 199
Anhang eigner Gedichte. . . . 226
Anmerkungen. 229

P.O. Jan
185

[illegible] pag. 851.

ROM.

[illegible]

ROM.

ELEGIE

von

AUGUST WILHELM SCHLEGEL.

BERLIN, 1805.
BEI JOHANN FRIEDRICH UNGER.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

ANNE GERMAINE

BARONIN VON STAEL-HOLSTEIN

GEBOHRNEN NECKER

ZUGEEIGNET.

Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet sich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrscht mit den siebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenseits, dort vom Sabinergebirg.
Aber den Wanderer leitet ein Geist tiefsinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.
Von uralter und ältester Zeit, unerwecklich entschlummert,
Heget der Ort Nachhall, bleibet der Stein Monument.
Fast in der Dinge Beginn fand Zuflucht hier vom Olympus,
Hier im genügsamen Reich waltete golden Saturn.
Drüben erstreckte sich dann dein Sitz, zweystirniger Janus;
Nach Jahrtausenden noch heiſset der Hügel von dir.

Ferner, ein hirtlicher Held Arkadiens, wendet' Euander
Sich ansiedelnd hieher; Amphitryoniades
Ward, aus Iberien kommend, beherbergt unter dem Strohdach
Pallanteum's, und schlug, rächend, im Felsengeklüft
Cacus, der Nachbarn Schrecken, den flammenaushauchenden Räuber:
Also cyklopisch verwirrt starrte noch Wildniſs umher.
Endlich erschwollen die Segel aus Phrygien: mild sie empfangend
Ebnete landeinwärts Thybris den Wellenerguſs,
Denn wohl wuſst' er bestimmt den Entführer der Troischen Laren,
Fruchtbar an Weltherrschaft Ilions Asche zu sä'n.
Aber Lavinium wurde nur erst, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte von Roma gehört.
Langsam reifte zum Licht die Geburt; es versuchte das Schicksal
Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere.
Mavors muſs erst liebend entglühn, die Vestale gebähren,
Erst sich der Wölfin Gier mildern in Mütterlichkeit,
Ehe die weihende Furche der Pflugschaar konnte den Umkreis
Jener Romulischen Stadt ziehn um den Berg Palatin.
Doch wie der Halbgott gleich in der Wieg' einst Schlangen erwürgte,
Wies, unmündig und klein, schon sie den hohen Beruf.
Die zwölf Adler des Zeus, so Romulus sah zu der Rechten,
Über den Erdball einst sollten sie breiten den Flug.
Nicht durch rohe Gewalt: Rom wuſste den Tod zu verachten,
Aber das Leben zugleich ehrt' es mit Sitt' und Gesetz.

Der das Asyl aufthat, der Genoſs Lupercalischer Räuber,
    Ordnete Väter, und ward selber zum Vater Quirin.
Dann der ersinnende Numa, der heimlichen Nymphe Vertrauter,
    Reinigte alles in Kraft würdiger Religion.
Hütten genügten den Bürgern annoch, als, triftig den Enkeln
    Schon vorsorgend, die Stadt manches gemeinsame Werk
Bauen gelernt: viereckig gehaun nach Etrurischem Richtmaaſs,
    Ohn' anfugenden Kitt Massen auf Massen gelegt.
Hub sich die Ringmaur ihnen, vertieften sich Wölbungen unten,
    Mit Bollwerken umdämmt wurde der Fels Capitol.
Viele Verfassungen stürzten dahin: noch stehn die Gemäuer,
    Welch' einst Ancus begonn, oder Superbus entwarf.
Bald nun erschienen der Decier Muth, und die Beile des Brutus.
    Häupter, vom Pflug oft her, oder vom Heerde, geholt,
Kamen, erretteten, siegten, vernichteten oder bezähmten,
    Und dann kehrten sie heim, still, zu dem Rindergespann.
Rüstigem Alter noch troff abhärtender Schweiſs; doch schienen
    Unter dem greisen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Welt Herr,
    Weil sie im Abglanz Ihn stellten am würdigsten dar.
Oft zwar drängte sie Noth, doch jene verzweifelten nimmer,
    Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gefahr wuchs jedem der Muth; sich für Alle dem Tod weihn,
    Schien einfältige Pflicht ihnen in bäurischer Brust.

Wollust preisen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen,
Schuf dem Fabricius Graun, nicht das gewaltige Thier.
Wacht, und bewahrt, o Römer, die Zucht! Nach Zeiten, da Trotz euch
Veji ins Antlitz bot, kommen gefährlichere.
Bald wird eure Geschicht' Ein einziger langer Triumphzug,
Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum.
Euch reift Ernte des Ruhms: euch hat Carthago gewuchert,
Gleichwie der trunkene Gott euch Alexander gesiegt.
Zu Schiedsrichtern der Völker bestellt, und der Könige Schrecken,
Falls ihr die Wage gerecht hieltet, so möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen nach Jovis untadlicher Vollmacht;
Doch zu des Glücks Vorwurf macht ihr das hohe Gedeihn.
Nicht der Samnite, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpft euch.
So will's euer Geschick: selbst nur erlieget sich Rom.
Wer nie bebte dem Eisen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Dessen bethörender Glanz hegt Basiliskennatur.
Hast du verlernt zu entbehren, und wähnst den Besitz zu ertragen?
Herr dein selbst seyn, gilt's, oder von allem der Sclav.
Nie zu ersättigen schwelgt die Begier; die erkünstelten Laster,
Her aus der Fremde geschifft, kauft unerschwinglicher Preis.
Feil ist Allen der Staat: dir, Crassus, um Sand des Paktolus;
Stolz will schaltende Macht, Spiele der Pöbel und Brod.
Scaurus und Fabius heiſst ihr wie sonst: doch erröthen der Ahnen
Bildniss' im Vorsaal euch; immer entartetere

Söhne sich zeugt das verderbte Geschlecht. Ohnmächtige Vorsicht,
Die dem entnervenden Strom Schranken entgegenstellt!
Alles ja folget dem Strudel; das Recht wird falsches Gewebe,
Freyheit wildes Gelüst, Larve die Religion.
Was dem Gemüth einprägten die biederen Bräuche der Vorzeit,
Sind Buchstaben in Erz, dennoch erlöschet die Schrift.
Was wohl durfte bestehn, wenn Römische Tugend und Freyheit
Niedergestürzt? Nichts bleibt unter dem Menschengeschlecht.
Auch so fielen sie groſs. Als Bürgerentzweyung in Roms Blut
Tauchte das Römische Schwert, sah die besudelte Welt
Alles gebändigt, nur nicht die erhabene Seele des Cato.
War frey leben versagt, sterben doch lehrten sie frey.
Solcherley Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch: nirgends
Hat sich die Stoa wie hier würdige Schüler gestaltt.
~~Immer noch will sich bewähren der Thatkraft mächtiger~~ Nachdruck,
Im ausschweifenden Thun kühner Gedanken Entwurf.
Dieſs Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erstaunen.
Aus den Gemüthern hinaus flüchtet sich Roms Majestät
Jetzo in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphthor,
Jegliches edle Gebild Griechischer Architektur.
Zwischen die Säulen und Giebel nun drängen sich marmorne Wunder,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.
Denn es versammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat:
Was, anmuthigen Hauch leihend, der Grieche geformt,

Was, tiefdeutend und ernst, der Aegyptier; wachend am Tempel
Liegt der basaltene Löw' und der granitene Sphinx.
Aus Aethiopischem Steinbruch einst von Sesostris entboten,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk
Über die See hinfluten, den Nil für den Tiber vertauschen,
Mit nachahmendem Strahl grüſsen ein fremdes Gestirn.
Heute noch spricht er umsonst in verborgenen Hieroglyphen,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weiſs,
Vom Ursprunge der Zeit, urweltlichen Menschengedanken,
Herrlicher Reich' Einsturz, und der Lebendigen Nichts.
Doch dieſs Nichts schwellt an zum Giganten die rasende Willkühr.
Was wohl bliebe zurück, nicht von Despoten versucht?
Jene, die Rom brandmarkten mit allbeystimmender Knechtschaft,
Haben den Abgrund ganz, lästerner Frevel, enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Brut unholder Dämonen,
Bis sie der Schmach hinwarf plötzlich entgötternder Mord.
Freylich, es wetzt unmenschlich das Volk an den eigenen Sitten
Selbst den tyrannischen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreisenden Amphitheater,
Stufen hinauf, zahllos, seht! an die Wolken geschaart;
Über dem Haupte hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
Daſs nur den Weichlingen nicht schade der sonnige Strahl.
Ihnen zu Füſsen indeſs, bluttrunkener Augen Ergötzen,
Tobt Wehklagen und Wuth, und der bejubelte Tod.

Zum Schauspieler erniedriget kämpft unwillig der Thiere
König, und, minder geschätzt, wider den Sclaven der Sclav.
Africa hat sich erschöpft an Geburten der glühenden Wildniſs,
Tiger und Luchs und Hyän'; auch der Koloſs Elephant
Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergebehrde,
Der sonst offen im Feld Römische Heere bestürmt.
Grausamer Spott! Es erkennet die Meng' in dem Bilde sich selbst nicht.
Nicht für die Freyheit mehr, noch der Verbündeten Schutz
Noch Grabmale der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatorischer Scherz.
Wie wohl Schulen der Fechter, zur Wette von streitenden Meistern
Gegen einander gestellt, schlägt Legion Legion.
Ob sie das Reich ausbieten, die prätorianischen Banden,
Nur um der Knechtschaft Tausch flieſst das verhandelte Blut.
~~Jene, die sonst ruhmvoller der Wüst' Einwohner bekämpften,~~
Fern an der Gränze der Welt, rauhes Barbarengeschlecht,
Gleichwie der Jäger das Wild aufstört in dem Lager der Bergschluft:
Jetzt mistraun sie dem Muth hinter verschanzendem Wall.
Parthischer Köcher Geschoſs, zwiefach von den Rossen beflügelt,
Scheuchet sie oft vor sich her, nicht in erdichteter Flucht.
Aber den sandigen Spuren des Huſs folgt hungrig der Schakal,
Heult in der Nacht froh auf, witternd den Leichengeruch.
Den sie so lange gereizet, der Ur der Hercynischen Forsten,
Oft auch Stöſse gefühlt seines gewaltigen Horns,

Er bricht endlich hervor, reiſst hin durch jegliches Stellnetz,
Und will selber den Feind suchen in dessen Gebiet.
Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald heischt er entscheidenden Kampf.
Über die Alpen herab schon wälzen sich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Gespenst
Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordischen Heyden —
Varus, er ist's! — wo er einst diese Verderber erprobt.
Rom soll fallen, so ward's in der Himmlischen Rathe beschlossen,
Und vollziehn ihr Gericht soll das Germanische Schwert.
Attila schreckte von fern, doch würdigt' er nicht zu erobern:
Deutsche begehrt' er in Bund, Römern gebot er Tribut.
Aber es schickt Carthago Vandalische Flotten dem Tiber;
So weit hat sich des Glücks rollende Nabe gewandt.
Was schon Scipio dort, anschauend die eigne Verwüstung,
Als in der Nacht, graunvoll, krachte der Flamme Ruin,
Und in den Wolken des Dampſs aufstieg Frohlocken und Wehruf,
Aus dem heroischen Lied ahnenden Sinns prophezeyt:
„Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
„Priamos auch, und des speerschwingenden Priamos Volk;“
Jetzo geschieht's: kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
Schmucklos, bang' und betäubt, ach! die Monarchin der Welt.
Roma, der Pallas Gespielin, ihr ähnlich am Schild und der Lanze,
Leichter gegürteten Gangs nach Amazonengebrauch,

Die sonst Jupiters Winke gesandt von dem wallenden Helmbusch,
Sitzt stilltraurend, und lehnt über zerbrochnen Trophä'n.
Nach viel grausenden Nächten, als alles verheert und geraubt war,
Alles entvölkert, zuletzt kam die verlassene Ruh.
Leise beseufzend umhaucht sie die halb noch verödeten Hügel,
Welche, wie Gräbern geziemt, Tellus mit Rasen gedeckt.
Friedlicher mögen sie nun hinsinken, die letzten Ruinen,
Längst zu verschwistertem Schutt neiget sich Säul' und Gebälk.
Sieh, hier lenkte herauf sich die heilige Straſse: wie oftmals
Her vom Capenischen Thor trug sie den Pomp des Triumphs.
Feldherr, Krieger und Volk, und gefesselter Könige Fuſstritt,
Oft vor dem Festruf scheu schneeiger Rosse Gespann,
Bis die geweiheten Ehren des Siegs, des Gelübde Bewährung
Unter dem Golddach barg Jupiter Capitolin!
Jetzt ein versäumter und einsamer Pfad, wo träge das Saumthier,
Ländliche Waare zur Stadt schaffend, den Treiber ernährt.
Sieh das Palatium drüben, das alle Paläste benannt hat,
Wo, weil Einer nur galt, wachsend des Einzigen Haus
Romulus Rom einnahm, und die alten Penaten hinaustrieb,
Und dem bethörten Gelüst Nero's zu enge doch schien.
Kann's dein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben bekränzt, Stauden und Gartengewächs?
Uber dem Badegemach nun spielen der Winzerin Kinder,
Und das Gewölbe bewahrt häusliches Ackergeräth.

„Weidet,“ so rief aus begeisterter Brust die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf sie dem Dardanier sang:
„Weil es vergönnt ist, weidet, ihr Stiere, das Gras von den sieben
Höh'n! denn bald soll hier stehen die herrlichste Stadt.“
Nun ist's wieder vergönnt: Jahrhunderte brachten im Kreislauf,
Stets umwandelnd, den Stand frühester Zeiten zurück.
Dorthin lagert die Mittagsruh in dem niedern Velabrum
Heerden, im Forum sogar tönet das Rindergebrüll.
Schau an dem grasigen Hügel die weidenden! wie sie des Cacus
Höhle sich sorglos nahn unter dem Hang Aventins!
Am hochstämmigen Bau und den speergleichragenden Hörnern
Scheinet der Landschaft Vieh noch Geryonische Zucht.
Und es beschämet der Menschen Geblüt. Sind dieſs die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roſs,
Wie sein selber zu spotten hinunter gezogen ins Marsfeld,
Drängt sich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.
Was auch möge geschehn, ein geduldig erwartender Haufe;
Bettler der Vorzeit stets, Bettler des Tages zugleich.
Tränkte Agrippa sie nicht mit dem Thau jungfräulicher Quelle,
Auf Schwibbogen heran luftige Wege geführt,
Möchten sie wohl hinschmachten im Durst des versengenden Hundsterns,
Oder sie schöpften ihr Naſs lau in umsumpfendem Schilf.
Sind Bruchstücke der alten die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Graburnen, erstaunt, sich wie Altäre verehrt;

Borgtet ihr porphyrne Säulen genug und von punischem Marmor:
Borgt von den Ahnherrn auch hohe Gesinnung einmal!
Aber umsonst. So sah ich verdorrt Appenninische Eichen,
Welchen sich Epheu rings, Bacchus geselliges Laub,
Schlang um die Äste zu lockigem Schmuck; wohl lügt es die Krone,
Doch nie dringet die Kraft mehr von der Wurzel ins Haupt.
So auch spielt die Natur hier gern in gefälligen Gaben,
Während zu männlicher That Ernst dem Gemüthe gebricht.
Einzig die Bildnerin Kunst wetteiferte noch mit der Vorwelt,
Als in dem Schooſse der Nacht langem Vergessen geweiht,
Jene Hellenische Huldin erstand; an erhabnen Gebilden
Wies sich ergiebig der Geist, nicht ja der Boden allein.
Raphael dichtete liebend, prophetisch ersann Bonarotti,
Wägte des Pantheons Dom stolz in den Äther hinauf.
~~Aber sie auch schwand hin, die schwärmende Blüthe.~~ Gewesen,
Ist Roms Wahlspruch; nennt, welches Bestreben ihr wollt.
Gähnend entschleichet die Zeit, als hätte sie nichts zu erwarten.
Stets dreht Ocnus am Seil, stets von dem Esel zernagt.
Janus erscheint hier selber, der Gott der Beginne, verstümmelt:
Sein vorschauend Gesicht löschte der Jugendlichkeit
Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts schauende Stirn furchet unendlicher Gram.
Welches Gefieder noch brächt' Augurien? welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl solchem versunkenen Seyn?

Altert die Welt? und indeſs wir Spätlinge träumen, entlöst sich
Ihr hinfälliger Bau schon in lethäisches Graus?
Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beschluſs zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt. —

Also sang ich am Fuſse von Cestius Denkpyramide,
Weil allmählich ihr Schatt' unter den Gräbern verschwomm.
Dämmrung entfaltete rings den gefildeinhüllenden Mantel,
Um den Betrachtenden schwieg tiefere Feyerlichkeit:
Fernher flüsterten nur wehmüthige dunkle Cypressen,
Und mitfühlend, so schien's, wankte der Pinie Haupt.
Stumm war alles Gewühl und Getös' unruhiges Treibens,
Leisesten Pulsschlag kaum spürte die ganze Natur,
Und fast schauerte mir, ob nicht den Lebendigen fremd ich
Ohn' eindrückende Spur wandelt' im Schattengebiet.
Schwermuthsvoller Moment, wann, sinkend, des Tages Monarchin
Samt dem beseelenden Licht Formen und Farben entrückt:
Alles, gedämpft und erblaſst, mahnt unser entschwindendes Daseyn,
Und kein Hoffen erhebt über den irdischen Staub.
Noch nicht funkeln die Sterne, und gleichsam zwischen das Leben
Dränget ein Stillstand sich, und die Unsterblichkeit, ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verheiſsenden Augen herabschaut,
Ahnet der strebende Geist freudige Wiedergeburt.

Tröstend begegnete so dein Blick mir, edle Gefährtin,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgestirns.
Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeis
Welche, zur Wonne dem Schmerz, selber in Thrä
Wem du botest der Freundschaft Hand, kann nimmer
Wann ungläubiger Hohn macht zum Fantom das
Zartheit hegend in tiefem Gemüth, beym Guten das Sc
Kennst du der Huld Anhauch gleich wie der Gro
Mit vielfarbigem Zauber umgiebst du den Dichter: es h
Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geist.
Laſs denn lauschen mich dir, Mittheilerin groſser Gedan
Wann das beredte Gespräch siegenden Lippen ent
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir re
Von Mitlebenden auch, oder den Opfern der Zeit.
Und wann unter den Weisen, die rein für das Ganze g
Wir aufsuchen ein Bild mildester Väterlichkeit,
Streng' in der eigenen Brust, langmüthig dem Wahn und d
Gleichwie ein Schutzgeist schwebt über dem Mensche
Dann sey dessen Gedächtniſs geheiliget, welchen zu ken
Nicht mir gegönnt war, ach! welchen du ewig be

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52564-8
SCHLEGEL,A.W. FN. 10474/020

Ueber

dramatiſche Kunſt

und

Litteratur.

Vorleſungen

von

August Wilhelm Schlegel.

Erſter Theil.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Man wird in dieſer Schrift, ſchon ihrem äußern Umfange nach, weder eine bibliographiſch vollſtändige dramatiſche Litteratur, noch eine antiquariſch genaue Geſchichte des Theaters erwarten. Bücher, welche trockne Nachrichten und Namen liefern, giebt es ohnehin genug. Meine Abſicht war, einen allgemeinen Ueberblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, wonach der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbringungen verſchiedner Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt.

Großentheils ſind die folgenden Vorleſungen, bis auf einige Nebenbemerkungen, die der Augenblick eingab, wörtlich ſo gehalten werden, wie ſie hier abgedruckt erſcheinen. Die einzige Veränderung beſteht in einer bequemeren Abtheilung, und hier und da in Zuſätzen, wo die Beſchränkung der Zeit mich verhindert hatte, manches mit gleichförmiger Ausführlichkeit zu behandeln. Dieß mag einigen Erſatz gewähren für die Lebendigkeit des mündlichen Vortrags, die zuweilen das Mangelhafte des Ausdrucks überkleidet, und immer die Erwartung in einem gewiſſen Grade ſpannt.

Dieſe Vorleſungen hielt ich im Frühlinge des Jahres 1808 in Wien vor einem glänzenden Kreiſe von beynahe dreyhundert Zuhörern und Zuhörerinnen. Die Bewohner Wiens haben längſt die Sitte gehabt, nachtheilige Schilderungen, welche manche Schriftſteller des nördlichen Deutſchlandes von dieſer Hauptſtadt entworfen, durch die wohlwollendſte Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künſtler, und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unſerer Litteratur zu widerlegen, eine Wärme, die ſelbſt durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können. Ich fand hier die Herzlichkeit beſſerer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regſamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutſchen Ernſte verſagt iſt, und lebhaften Geſchmack an geiſtiger Unterhaltung allgemein verbreitet. Bloß dieſem Umſtande habe ich es zuzuſchreiben, daß nicht wenige Männer, welche die bedeutendſten Stellen am Hofe, im Staat und bey der Armee bekleiden, verdienſtvolle Gelehrte und Künſtler, Frauen von der gewählteſten geſelligen Bildung, mir nicht etwa einen flüchtigen Beſuch, ſondern ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Mit Freuden ergreife ich dieſe erneuerte Gelegenheit, dem huldreichen Monarchen meinen Dank zu Füßen zu legen, welcher mir durch die ausnahmsweiſe und unmittelbar von Seiner Land ertheilte Erlaubniß, dieſe Vorleſungen zu halten, einen ehrenvollen Beweis Seines gnädigen Zutrauens gab, das ich als ein Fremder, der nicht das Glück hat unter Seinem Szepter gebohren zu ſeyn, und nur als Deutſcher und Weltbürger ſich gedrungen fühlt, Ihm Heil und Segen zu wünſchen, noch nicht hatte verdienen können.

Viele erleuchtete Gönner, eifrige Beförderer alles Guten und Schönen, haben ſich meine Dankbarkeit verpflichtet, durch den Vorſchub, den ſie meinem Unternehmen thaten, und durch die Aufmunterung, die ſie mir bey deſſen Ausführung angedeihen ließen.

Meine ſämtlichen Zuhörer haben mir die Arbeit ſehr angenehm gemacht, durch ihre Nachſicht, durch ihre aufmerkſame Theilnahme, und durch ihre Bereitwilligkeit, jeden Zug, der des Beyfalls werth ſcheinen konnte, gefühlvoll hervor zu heben.

Es war ein ſchöner mir unvergeßlicher Augenblick, als ich in der letzten Stunde, nachdem ich eben Erinnerungen des altdeutſchen Ruhmes, jedem vaterländiſch geſinnten heilig, angeregt hatte, und die Gemüther dadurch ſchon feyerlicher geſtimmt waren, nun Abſchied nehmen mußte, innig bewegt durch die Betrachtung, daß dieſes durch gemeinſchaftliche Liebe zu edlerer Geiſtesbildung geſtiftete Verhältniß ſo bald wieder aufgelöſt werden ſollte, daß ich die um mich Verſammelten nie wieder ſo beyſammen ſehen würde. Eine allgemeine Rührung ließ ſich ſpüren, erregt durch ſo vieles, was ich nicht ſagen konnte, aber worüber ſich die Herzen verſtanden. Auf dem, weltlicher Macht unzugänglichen, geiſtigen Gebiet des Denkens und Dichtens fühlen die vielfach getrennten Deutſchen ihre Einheit; und in dieſem Gefühl, deſſen Sprecher die Schriftſteller und Redner ſeyn ſollen, darf uns mitten unter verworrenen Ausſichten eine erhebende Ahndung anwandeln von dem großen unſterblichen Berufe unſers ſeit uralter Zeit in ſeinen Wohnſitzen unvermiſcht gebliebenen Volkes.

Genf im Februar 1809.

Inhalt

des erſten Bandes.

Erſte Vorleſung . . . . . Seite 3

Einleitung. Ueber den Geiſt ächter Kritik. Gegenſatz zwiſchen dem Geſchmack der Alten und Neueren. Gleichmäßige Anerkennung beyder. Grundanlage der claſſiſchen und der romantiſchen Poeſie und Kunſt in der geſamten Bildung des Alterthums und der neueren Welt. Eintheilung der dramatiſchen Litteratur hiernach: die Alten, ihre Nachahmer, und die romantiſchen Dichter. Begriff des Dramatiſchen. Ueberblick des Theaters bey allen Nationen.

Zweyte Vorleſung. . . . . . . S. 44

Theatraliſche Wirkung. Wichtigkeit der Schaubühne. Dramatiſche Hauptgattungen. Weſen des Tragiſchen und Komiſchen. Ernſt und Scherz. In wie fern Bekanntſchaft mit den Alten ohne Kenntniß der Urſprachen möglich. Winkelmann.

Dritte Vorleſung. 76

Bau und Einrichtung der Schaubühne bey den Griechen. Ihre Schauſpielkunſt. Gebrauch der Masken. Falſche Vergleichung der alten Tragödie mit der Oper. Tragiſche Lyrik. Weſen der griechiſchen Tragödie. Idealität der Darſtellung. Idee des Schickſals. Grund des Wohlgefallens an tragiſchen Darſtellungen. Bedeutung des Chores. Mythologie als Stoff der griechiſchen Tragödie. Vergleichung mit der Plaſtik.

Vierte Vorleſung. 132

Gang der tragiſchen Kunſt bey den Griechen. Ihre verſchiedenen Style. Aeſchylus. Zuſammenhang einer Trilogie von ihm. Seine übrigen Werke. Leben und dichteriſcher Charakter des Sophokles. Schätzung ſeiner Tragödien im Einzelnen.

Fünfte Vorleſung. . . . . . S. 198

Euripides. Seine Vorzüge und Fehler. Verfall der tragiſchen Poeſie durch ihn. Vergleichung der Choephoren des Aeſchylus, der Elektra des Sophokles und der des Euripides. Beurtheilung der übrigen Werke des letztern. Das ſatyriſche Drama. Alexandriniſche Tragiker.

Sechſte Vorleſung. 268

Die alte Komödie als der vollkommene Gegenſatz der Tragödie erklärt. Parodie. Umgekehrtes komiſches Ideal. Scherzhafte Willkühr. Allegoriſche und insbeſondre politiſche Bedeutung. Der Chor und ſeine Parabaſen. Ariſtophanes. Sein künſtleriſcher Charakter. Schilderung und Beurtheilung ſeiner auf uns gekommenen Werke. Als Anhang eine überſetzte Szene aus den Acharnern.

Siebente Vorleſung. 326

Ob es eine mittlere Komödie als beſondre Gattung gegeben? Entſtehung der neueren Komödie, oder des Luſtſpiels ſchlechthin. Es iſt eine gemiſchte Gattung. Ihre pro-

ſaiſche Seite. Ob dem Luſtſpiel die Verſification weſentlich? Unterarten. Das Charakter- und Intriguen-Stück. Das Komiſche der Beobachtung, das ſelbſtbewußte Komiſche, und das Komiſche der Willkühr. Sittlichkeit des Luſtſpiels. Plautus und Terenz, als Nachbildner der Griechen in Ermangelung der Originale hieher gezogen und charakteriſirt. Motive des attiſchen Luſtſpiels aus den Sitten und der geſelligen Verfaſſung. Porträtſtatuen zweyer Komiker.

Dramaturgiſche Vorleſungen.

Erſter Theil.

Erſte Vorleſung.

Mit Dramaturgie wollen wir uns in dieſen Vorleſungen beſchäftigen, d. h. mit allem, was auf Dichtung, Abfaſſung und Vorſtellung von Schauſpielen Bezug hat. Wir heben alſo unter den verſchiedenen Gattungen der Poeſie dieſe eine, die dramatiſche, heraus. Hiemit ergiebt ſich ſchon, daß wir nicht mit wiſſenſchaftlicher Strenge bis auf die erſten Grundſätze der Theorie zurückgehen können. Die Poeſie überhaupt iſt mit den übrigen ſchönen Künſten innig verwandt, ja gewiſſermaßen ihre älteſte Schweſter und die Führerin aller übrigen. Das Bedürfniß ſchöner Kunſt und das Wohlgefallen daran entſpringt aus einer Anlage der menſchlichen Natur, welche der Philoſoph zu erforſchen und in ihr wahres Verhältniß mit den übrigen Fähigkeiten des Menſchen zu ſtellen hat. Dieſer Aufgabe hat man, beſonders in Deutſchland, viele tiefſinnige Unterſuchungen gewidmet und ſie (vielleicht nicht allzu ſchicklich) Aeſthetik benannt. Die Aeſthetik oder die philoſophiſche Theorie des Schönen und der Kunſt iſt unendlich wichtig in ihrer Beziehung auf die übrigen Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt; aber für ſich allein iſt ſie darum noch nicht praktiſch belehrend. Dieß wird ſie erſt durch ihre Verbindung mit der Geſchichte der Künſte. Kritik nennen wir den Mittelbegriff zwiſchen der allgemeinen Lehre und der geordneten Erfahrung oder der Geſchichte. Die Vergleichung und Beurtheilung der vorhandenen Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes muß uns die Bedingungen an die Hand geben, die zur Bildung eigenthümlicher und gehaltvoller Kunſtwerke erfoderlich ſind.

Mit der Fackel der Kritik alſo wollen wir die Geſchichte der dramatiſchen Kunſt beleuchten. Ich werde dabey manche Sätze aus der allgemeinen

Theorie unbewieſen entlehnen müſſen, denen ich aber durch die Weiſe ſie aufzuſtellen ſchon die nöthige Zuſtimmung zu verſchaffen hoffe.

Und hier zuvor noch einige Worte über den Geiſt meiner Kritik, eines Studiums, dem ich einen großen Theil meines Lebens gewidmet habe. Wir ſehen eine Menge Menſchen, ja ganze Nationen, ſo ſehr befangen in den Gewöhnungen ihrer Erziehung und Lebensweiſe, daß ſie ſich auch dann nicht davon losreißen können, wenn vom Genuſſe ſchöner Kunſt die Rede iſt. Nur dasjenige, was in ihrer Sprache, ihren Sitten und ihren geſellſchaftlichen Verhältniſſen einheimiſch und hergebracht iſt, erſcheint ihnen als natürlich, ſchicklich und ſchön. In dieſer ausſchließenden Anſicht und Empfindungsweiſe kann man es durch Bildung zu einer großen Feinheit der Unterſcheidung in dem engen Kreiſe bringen, worauf man ſich nun einmal beſchränkt hat. Aber ein ächter Kenner kann man nicht ſeyn ohne Univerſalität des Geiſtes, d. h. ohne die Biegſamkeit, welche uns in den Stand ſetzt, mit Verläugnung perſönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung, uns in die Eigenheiten anderer Völker und Zeitalter zu verſetzen, ſie gleichſam aus ihrem Mittelpunkte heraus zu fühlen, und was die menſchliche Natur adelt, alles Schöne und Große unter den äußerlichen Zuthaten, deren es zu ſeiner Verkörperung bedarf, ja bisweilen unter befremdlich ſcheinenden Verkleidungen zu erkennen und gehörig zu würdigen. Es giebt kein Monopol der Poeſie für gewiſſe Zeitalter und Völker; folglich iſt auch der Despotismus des Geſchmacks, womit dieſe, gewiſſe vielleicht ganz willkührlich bey ihnen feſtgeſtellte Regeln allgemein durchſetzen wollen, immer eine ungültige Anmaßung. Poeſie, im weiteſten Sinne genommen, als die Fähigkeit das Schöne zu erſinnen und es ſichtbar oder hörbar darzuſtellen, iſt eine allgemeine Gabe des Himmels, und ſelbſt ſogenannte Barbaren und Wilde haben nach ihrem Maaße Antheil daran. Innere Vortrefflichkeit entſcheidet allein, und wo dieſe vorhanden iſt, ſoll man ſich nicht an Aeußerlichkeiten ſtoßen. Auf die Wurzel unſers Daſeyns muß alles zurückgeführt werden: iſt es da entſprungen, ſo hat es auch unbezweifelt ſeinen Werth; iſt es aber ohne einen lebendigen Keim nur von außen angehängt, ſo kann und der ſchönen Künſte. Wir beſchränken ſie gewöhnlich (wiewohl außerhalb dieſes Kreiſes noch viel merkwürdiges zu kennen ſeyn dürfte) wie die ſogenannte Univerſal-Hiſtorie auf dasjenige, was auf die heutige Bildung Europa's näher oder entfernter Einfluß gehabt hat: alſo auf die Werke der Griechen und Römer, und dann derer unter den neu-Europäiſchen Völker, welche am früheſten und bedeutendſten in dieſem Fache thätig waren. Es iſt bekannt, wie ſich vor beynahe viertehalb hundert Jahren das Studium der alten Litteratur durch die Verbreitung der griechiſchen Sprache (die lateiniſche war nie ausgeſtorben) neu belebte: die claſſiſchen Autoren wurden ans Licht gezogen, und durch den Druck allgemein zugänglich gemacht; die Denkmäler alter Kunſt wurden fleißig ausgegraben. Alles dieß gab dem menſchlichen Geiſte vielfache Anregungen, und machte eine entſcheidende Epoche in unſerer Bildungsgeſchichte; es war fruchtbar an Wirkungen, die ſich noch bis auf uns erſtrecken, und auf eine nicht zu berechnende Folgezeit erſtrecken werden. Aber es wurde auch ſogleich mit dem Studium der Alten ein ertödtender Misbrauch getrieben.

Die Gelehrten, welche vorzüglich in deſſen Beſitz waren, und ſich durch eigene Werke auszuzeichnen nicht vermochten, ſchrieben den Alten ein unbedingtes Anſehen zu; in der That mit vielem Scheine, weil ſie in ihrer Gattung muſterhaft ſind. Sie behaupteten, nur von der Nachahmung der alten Schriftſteller ſey wahres Heil für den menſchlichen Geiſt zu hoffen; in den Werken der Neuern ſchätzten ſie nur das, was denen der Alten ähnlich war oder zu ſeyn ſchien. Alles übrige verwarfen ſie als barbariſche Ausartung. Ganz anders verhielt es ſich mit den großen Dichtern und Künſtlern. Wie lebhaft auch der Enthuſiasmus ſeyn mochte, den die Alten ihnen einflößten, wie ſehr ſie auch die Abſicht haben mochten mit ihnen zu wetteifern, ſo nöthigte ſie doch die ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes, ihren Gang für ſich zu gehen, und ihren Hervorbringungen das Gepräge ihres Genie's aufzudrücken. So war es unter den Italiänern ſchon mit Dante, dem Vater der neueren Poeſie: er erklärte den Virgil für ſeinen Lehrer, brachte aber ein Werk hervor, das unter allen, die ſich nennen laſſen, die von der Aeneide verſchiedenſte

Geſtaltung hat, und übertraf ſeinen vermeynten Meiſter unſers Erachtens ſehr weit an Kraft, Wahrheit, Umfang und Tiefe. So war es ſpäterhin mit dem Arioſt, den man verkehrter Weiſe mit dem Homer verglichen: es giebt nichts unähnlicheres. So war es in der bildenden Kunſt mit Michelangelo und Raphael, die doch unſtreitig große Kenner der Antike waren. Wenn man die neueren Mahler bloß nach ihrer Entfernung von den Alten oder ihrer Annäherung an ſie beurtheilt, ſo muß man ungerecht gegen ſie ſeyn, und das iſt auch Winkelmann ohne Frage gegen Raphael. Da die Dichter meiſtens an der gelehrten Bildung Antheil nahmen, ſo entſtand daraus ein Zwieſpalt in ihnen zwiſchen der natürlichen Neigung und der eingebildeten Pflicht. Wo ſie dieſer opferten, wurden ſie von den Gelehrten gelobt; in ſo fern ſie jener nachgingen, liebte ſie das Volk. Was die Heldenlieder eines Taſſo und Camoens noch bis auf dieſen Tag im Herzen und auf den Lippen ihrer Landesgenoſſen lebendig erhält, iſt wahrlich nicht ihre unvollkommene Verwandtſchaft mit dem Virgil oder gar dem Homer, ſondern beym Taſſo das zarte

Gefühl ritterlicher Liebe und Ehre, bey Camoens die glühende Begeiſterung patriotiſchen Heldenmuthes.

Gerade die Zeitalter, Völker und Stände, welche das Bedürfniß einer ſelbſtgeſchaffnen Poeſie am wenigſten fühlten, ließen ſich die Nachahmung der Alten am beſten gefallen. So entſtanden todte Schulübungen, die höchſtens eine kalte Bewunderung erregen konnten. Bloße Nachahmung iſt aber in den ſchönen Künſten immer fruchtlos: auch was wir von Andern entlehnen, muß in uns gleichſam wiedergebohren werden, wenn es poetiſch hervorgehen ſoll. Was hilft alles Ankünſteln des fremden? Die Kunſt kann nicht ohne Natur beſtehen, und der Menſch hat ſeinen menſchlichen Mitbrüdern nichts anders zu geben als ſich ſelbſt.

Die ächten Nachfolger der Alten, die Wetteiferer mit ihnen, die vermöge übereinſtimmender Anlage und Bildung auf ihrem Wege fortgingen und in ihrem Sinne handelten, ſind eben ſo ſelten geweſen, als die handwerksmäßigen geiſtloſen Nachahmer häufig. Die Kritiker haben meiſtens, durch Aeußerlichkeiten der Form beſtochen, auch die letzteren ſehr freygebig gelten laſſen. Dieſe waren ihnen die correcten neueren Claſſiker, während ſie die großen lebendigen Lieblingsdichter, welche ſich eine Nation nun einmal nicht nehmen ließ, und in denen auch ſo manche erhabene Züge nicht zu verkennen waren, höchſtens als rohe wilde Genie's dulden wollten. Aber die unbedingte Trennung vom Genie und Geſchmack, welche ſie annehmen, iſt eine nichtige Ausflucht. Das Genie iſt eben die bis auf einen gewiſſen Grad bewußtloſe Wahl des vortrefflichſten, alſo Geſchmack in ſeiner höchſten Wirkſamkeit.

So ungefähr ſtanden die Sachen immerfort, bis vor nicht langer Zeit einige, beſonders Deutſche Denker verſuchten, das Misverſtändniß zu ſchlichten, zugleich die Alten nach Gebühr zu ehren, und dennoch die davon gänzlich abweichende Eigenthümlichkeit der Neueren anzuerkennen. Sie erſchracken nicht vor einem ſcheinbaren Widerſpruch. Die menſchliche Natur iſt freylich in ihrer Grundlage einfach; aber alle Nachforſchungen zeigen uns, keine Grundkraft in der geſamten Natur ſey auf ſolche Weiſe einfach, daß ſie ſich nicht in ſich ſelbſt ſpalten und in entgegengeſetzte Richtungen aus einander gehen könnte. Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einſtimmung und Gegenſatz. Warum ſollte ſich dieſe Erſcheinung nicht auch in der Geſchichte der Menſchheit im großen wiederhohlen? Vielleicht wäre mit dieſem Gedanken der wahre Schlüſſel zur alten und neuen Geſchichte der Poeſie und der ſchönen Künſte gefunden. Die, welche dieß annahmen, haben für den eigenthümlichen Geiſt der modernen Kunſt, im Gegenſatz mit der antiken oder claſſiſchen, den Namen romantiſch erfunden. Allerdings nicht unpaſſend: das Wort kommt her von romance, der Benennung der Volksſprachen, welche ſich durch die Vermiſchung des Lateiniſchen mit den Mundarten des Altdeutſchen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordiſchen Stammesart und der Bruchſtücke des Alterthums zuſammengeſchmolzen iſt, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war.

Dieſe vorläufig nur ſo hingeſtellte Anſicht würde in hohem Grade einleuchtend werden, wenn ſich zeigen ließe, daß derſelbe Gegenſatz zwiſchen dem Streben der Alten und Neueren ſymmetriſch, ja ich möchte ſagen ſyſtematiſch, durch alle Aeußerungen des künſtleriſchen Vermögens (ſo weit wir ſie bey jenen kennen) hindurch geht; ſich in der Muſik und den bildenden Künſten wie in der Poeſie offenbart; welche Aufgabe in ihrem ganzen Umfange noch zu löſen ſteht, wiewohl manches einzelne vortrefflich bemerkt und angedeutet worden iſt.

Um Schriftſteller zu nennen, welche im Auslande geſchrieben haben, und früher, als in Deutſchland dieſe ſogenannte Schule aufgekommen: in der Muſik hat Rouſſeau den Gegenſatz anerkannt, und gezeigt, wie Rhythmus und Melodie das herrſchende Prinzip der antiken, Harmonie der modernen Muſik ſey. Er verwirft aber einſeitig die letztere, worin wir ganz und gar nicht mit ihm einig ſeyn können. Ueber die bildenden Künſte thut Hemſterhuys den ſinnreichen Ausſpruch: die alten Mahler ſeyen vermuthlich zu ſehr Bildhauer geweſen, die neueren Bildhauer ſeyen zu ſehr Bildhauer. Dieß trifft den eigentlichen Punkt; denn, wie ich es in der Folge deutlicher entwickeln werde, der Geiſt der geſamten antiken Kunſt und Poeſie iſt plaſtiſch, ſo wie der modernen pittoresk.

Durch ein Beyſpiel aus einer andern Kunſt, der Architektur, will ich klar zu machen ſuchen, wie ich es mit dieſer Anerkennung des ſcheinbar entgegengeſetzten meyne. Im Mittelalter herrſchte und entwickelte ſich beſonders in den letzten Jahrhunderten bis zur vollkommenſten Reife, eine Bauart, welche man (hier kann uns gleichviel gelten mit wie gutem oder ſchlechtem Grunde) die gothiſche Baukunſt benannt hat. Als mit der Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums überhaupt, auch die Nachahmung der griechiſchen Architektur aufkam, und oft nur allzu verkehrt ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Clima's, der Sitten und der Beſtimmung der Gebäude angebracht wurde, verdammten die Eiferer dieſes neuen Geſchmacks die gothiſche Baukunſt gänzlich, ſchalten ſie geſchmacklos, düſter, barbariſch. Den Italiänern war dieß am erſten zu verzeihen; die Vorliebe für die alte Architektur lag bey ihnen, wegen der angeerbten Ueberreſte alter Gebäude und wegen der klimatiſchen

Verwandtſchaft mit den Griechen und Römern, gleichſam im Blute. Wir Nordländer aber wollen uns die mächtigen ernſten Eindrücke beym Eintritt in einen gothiſchen Dom nicht ſo leicht wegſchwatzen laſſen. Wir wollen uns vielmehr beſtreben, dieſe Eindrücke zu erklären und zu rechtfertigen. Eine geringe Aufmerkſamkeit wird uns lehren, daß die gothiſche Baukunſt nicht bloß von außerordentlichen mechaniſchen Fertigkeiten zeugt, ſondern von einem bewundernswürdigen Aufwande von Erfindungskraft; bey näherer Betrachtung werden wir ihre tiefe Bedeutung erkennen, und wie ſie eben ſo wohl ein vollſtändiges in ſich geſchloſſenes Syſtem ausmacht wie die griechiſche.

Zur Anwendung! Das Pantheon iſt nicht verſchiedner von der Weſtminſter-Abtey oder der St. Stephanskirche in Wien, als der Bau einer Tragödie des Sophokles von dem eines Schauſpiels von Shakeſpear. Die Vergleichung zwiſchen dieſen Wunderwerken der Poeſie und Architektur ließe ſich gar wohl noch weiter durchführen. Aber nöthigt uns denn wirklich die Bewunderung der einen zur Geringſchätzung der andern? Können wir nicht zugeben, daß jedes in ſeiner Art groß und wunderwürdig, wiewohl dieſes ganz etwas anders iſt und ſeyn ſoll als jenes? Es gälte den Verſuch. Die Vorliebe für das eine oder das andre wollen wir niemanden abſtreiten. Die Welt iſt weit, und es kann gar manches darin neben einander beſtehen. Aber die einſeitige unwillkührliche Vorliebe macht keineswegs den Kunſtkenner, ſondern im Gegentheil das freye Schweben über abweichenden Anſichten mit Verläugnung perſönlicher Neigungen.

Für unſern Zweck, nämlich um die Haupteintheilung zu rechtfertigen, welche wir in der Kunſtgeſchichte machen, und wonach wir folglich auch die Geſchichte der dramatiſchen Litteratur abzuhandeln gedenken, möchte es hinreichen, dieſe ſo in die Augen fallende Entgegenſetzung des Antiken oder Claſſiſchen und des Romantiſchen nur aufgeſtellt zu haben. Da indeſſen einſeitige Bewunderer der Alten immer fortfahren zu behaupten, alle Abweichung von ihnen ſey nichts als eine Grille der neueſten Kritiker, welche geheimnißvoll davon ſprächen, ihm aber keinen gültigen Begriff unterzulegen wüßten: ſo will ich eine Erklärung über den Urſprung und Geiſt des Romantiſchen zu geben verſuchen, und man urtheile alsdann, ob der Gebrauch des Wortes und die Anerkennung der Sache dadurch gerechtfertigt wird.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Von ſchönem und edlem Stamme, mit empfänglichen Sinnen und einem heitern Geiſte begabt, unter einem milden Himmel, lebten und blühten ſie in vollkommener Geſundheit des Daſeyns, und leiſteten durch die ſeltenſte Begünſtigung der Umſtände alles, was der in den Schranken der Endlichkeit befangene Menſch leiſten kann. Ihre geſamte Kunſt und Poeſie iſt der Ausdruck vom Bewußtſeyn dieſer Harmonie aller Kräfte. Sie haben die Poetik der Freude erſonnen.

Ihre Religion war Vergötterung der Naturkräfte und des irdiſchen Lebens, aber dieſer Dienſt, der bey andern Völkern die Fantaſie mit ſcheußlichen Bildern verdüſterte, und das Herz zur Grauſamkeit abhärtete, geſtaltete ſich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, ſonſt der Tyrann der menſchlichen Anlagen, ſchien zu deren freyeſter Entwickelung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunſt, die ihn ſchmückte, und aus Götzen wurden Ideale.

Allein wie weit die Griechen auch im Schönen und ſelbſt im Sittlichen gediehen, ſo können wir ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugeſtehen, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit. Es verſteht ſich, daß dieß im ganzen und großen genommen werden muß. Einzelne Ahndungen der Philoſophen, Blitze der dichteriſchen Begeiſterung machen eine Ausnahme. Der Menſch kann ſich nie ganz vom Unendlichen abwenden, einzelne verlohrne Erinnerungen werden von der eingebüßten Heimath zeugen; aber es kommt auf die herrſchende Richtung ſeiner Beſtrebungen an.

Die Religion iſt die Wurzel des menſchlichen Daſeyns. Wäre es dem Menſchen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkührliche zu verläugnen, ſo würde er ganz Oberfläche werden, und kein Innres mehr haben. Wenn dieſes Centrum verrückt wird, ſo muß ſich folglich darnach die geſamte Wirkſamkeit der Gemüths- und Geiſteskräfte anders beſtimmen.

Und dieß iſt denn auch im neuern Europa durch die Einführung des Chriſtenthums geſchehen. Dieſe eben ſo erhabene als wohlthätige Religion hat die erſchöpfte und verſunkene alte Welt wiedergebohren, ſie iſt das lenkende Prinzip in der Geſchichte der neueren Völker geworden, und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachſen zu ſeyn wähnen, werden ſie in der Anſicht aller menſchlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß beſtimmt, als ſie ſelbſt wiſſen.

Nächſt dem Chriſtenthum iſt die Bildung Europa's ſeit dem Anfang des Mittelalters durch die germaniſche Stammesart der nordiſchen Eroberer, welche in ein ausgeartetes Menſchengeſchlecht neue Lebensregung brachten, entſchieden worden. Die ſtrenge Natur des Nordens drängt den Menſchen mehr in ſich ſelbſt zurück, und was der ſpielenden freyen Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bey edlen Anlagen dem Ernſt des Gemüths zu Gute kommen. Daher die biedre Herzlichkeit, womit die altdeutſchen Völkerſchaften das Chriſtenthum aufnahmen, ſo daß es nirgends ſo tief ins Innre gedrungen iſt, ſich ſo kräftig wirkſam bewährt und mit allen menſchlichen Gefühlen verwebt hat.

Aus dem rauhen aber treuen Heldenmuth der nordiſchen Eroberer entſtand durch Beymiſchung chriſtlicher Geſinnungen das Ritterthum, deſſen Zweck darin beſtand, die Uebung der Waffen durch heilig geachtete Gelübde vor jedem rohen und niedrigen Misbrauch der Gewalt zu bewahren, worin ſie ſo leicht verfällt.

Zu der ritterlichen Tugend geſellte ſich ein neuer und ſittſamerer Geiſt der Liebe, als einer begeiſterten Huldigung für ächte Weiblichkeit, die nun erſt als der Gipfel der Menſchheit verehrt wurde, und unter dem Bilde jungfräulicher Mütterlichkeit von der Religion ſelbſt aufgeſtellt, alle Herzen das Geheimniß reiner Güte ahnden ließ.

Da das Chriſtenthum ſich nicht wie der heidniſche Götterdienſt mit gewiſſen äußern Leiſtungen begnügte, ſondern den ganzen innern Menſchen mit ſeinen leiſeſten Regungen in Anſpruch nahm, ſo kettete ſich das Gefühl der ſittlichen Selbſtſtändigkeit in das Gebiet der Ehre hinüber: gleichſam einer weltlichen Sittenlehre neben der religiöſen, die ſich oft im Widerſpruche mit dieſer behauptete, aber ihr dennoch in ſo fern verwandt war, daß ſie niemals die Folgen berechnete, ſondern unbedingt Grundſätze des Handelns heiligte, als Glaubenswahrheiten über alle Unterſuchung grübelnder Vernunft erhaben.

Ritterthum, Liebe und Ehre ſind nebſt der Religion ſelbſt die Gegenſtände der Naturpoeſie, welche ſich im Mittelalter in unglaublicher Fülle ergoß, und einer mehr künſtleriſchen Bildung des romantiſchen Geiſtes voranging. Dieſe Zeit hatte auch ihre Mythologie, aus Ritterfabeln und Legenden beſtehend, allein ihr Wunderbares und ihr Heroismus war dem der alten Mythologie ganz entgegengeſetzt.

Einige Denker, die übrigens die Eigenthümlichkeit der Neueren eben ſo begreifen und ableiten wie wir, haben das Weſen der nordiſchen Poeſie in die Melancholie geſetzt, und, gehörig verſtanden, haben wir nichts hiegegen einzuwenden.

Bey den Griechen war die menſchliche Natur ſelbſtgenügſam, ſie ahndete keinen Mangel, und ſtrebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die ſie wirklich durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte. Eine höhere Weisheit lehrt uns, die Menſchheit habe durch eine große Verirrung die ihr urſprünglich beſtimmte Stelle eingebüßt, und die ganze Beſtimmung ihres irdiſchen Daſeyns ſey, dahin zurückzuſtreben, welches ſie jedoch, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht vermöge. Jene ſinnliche Religion wollte nur äußere vergängliche Segnungen erwerben; die Unſterblichkeit, in ſo fern ſie geglaubt wurde, ſtand in dunkler Ferne wie ein Schatten, ein abgeſchwächter Traum dieſes wachen hellen Lebenstages. In der chriſtlichen Anſicht hat ſich alles umgekehrt: die Anſchauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben iſt zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erſt jenſeits geht der ewige Tag des weſentlichen Daſeyns auf. Eine ſolche Religion muß die Ahndung, die in allen gefühlvollen Herzen ſchlummert, zum deutlichen Bewußtſeyn wecken, daß wir nach einer hier unerreichbaren Glückſeligkeit trachten, daß kein äußerer Gegenſtand jemals unſre Seele ganz wird erfüllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuſchung iſt. Und wenn nun die Seele gleichſam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremd gewordnen Heimath ausathmet, was anders kann der Grundton ihrer Lieder ſeyn als Schwermuth? So iſt es denn auch: die Poeſie der Alten war die des Beſitzes, die unſrige iſt die der Sehnſucht; jene ſteht feſt auf dem Boden der Gegenwart, dieſe wiegt ſich zwiſchen Erinnerung und Ahndung. Man misverſtehe dieß nicht, als ob alles in einförmige Klage verfließen, und die Melancholie ſich immer vorlaut ausſprechen müßte. Wie in der heitern Weltanſicht der Griechen die herbe Tragödie dennoch möglich war, ſo kann auch die aus der eben geſchilderten entſprungene romantiſche Poeſie alle Stimmungen bis zur fröhlichſten durchgehen, aber ſie wird immer in einem namenloſen Etwas Spuren ihrer Quelle an ſich tragen. Das Gefühl iſt im ganzen bey den Neueren inniger, die Fantaſie unkörperlicher, der Gedanke beſchaulicher geworden. Freylich laufen in der Natur die Gränzen in einander, und die Dinge ſcheiden ſich nicht ſo ſtrenge, als man es thun muß, um einen Begriff feſtzuhalten.

Das griechiſche Ideal der Menſchheit war vollkommene Eintracht und Ebenmaaß aller Kräfte, natürliche Harmonie. Die Neueren hingegen ſind zum Bewußtſeyn der innern Entzweyung gekommen, welche ein ſolches Ideal unmöglich macht; daher iſt das Streben ihrer Poeſie, dieſe beyden Welten, zwiſchen denen wir uns getheilt fühlen, die geiſtige und ſinnliche, mit einander auszuſöhnen, und unauflöslich zu verſchmelzen. Die ſinnlichen Eindrücke ſollen durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höheren Gefühlen gleichſam geheiligt werden, der Geiſt hingegen will ſeine Ahndungen oder unnennbaren Anſchauungen vom Unendlichen in der ſinnlichen Erſcheinung ſinnlich niederlegen.

In der griechiſchen Kunſt und Poeſie iſt urſprüngliche bewußtloſe Einheit der Form und des Stoffes; in der neueren, ſo fern ſie ihrem eigenthümlichen Geiſte treu geblieben, wird innigere Durchdringung beyder als zweyer Entgegengeſetzten geſucht. Jene hat ihre Aufgabe bis zur Vollendung gelöſet; dieſe kann ihrem Streben ins Unendliche hin nur durch Annäherung Genüge leiſten, und iſt wegen eines gewiſſen Scheins von Unvollendung um ſo eher in Gefahr verkannt zu werden.

Es würde uns zu weit führen, in den einzelnen Künſten, der Architektur, Muſik und Mahlerey (eine eigenthümliche Sculptur haben die Neueren gar nicht gehabt) die angedeuteten Merkmale nachzuweiſen, ihren Gegenſatz mit der Geſtaltung derſelben Künſte bey den Alten zu zeigen, und ihr verwandtes Streben ergründen zu wollen.

Auch die Gattungen und Formen der romantiſchen Poeſie überhaupt können wir hier nicht näher betrachten, ſondern müſſen zu unſerm Zweck, der dramatiſchen Kunſt und Litteratur, zurückkehren. Die Eintheilung dieſer, wie der übrigen Kunſtfächer in die antike und romantiſche, zeichnet uns den Gang vor, den wir zu nehmen haben.

Zuerſt reden wir von den Alten; dann von ihren Nachahmern, ächten oder vermeynten Nachfolgern unter den Neueren; endlich von denjenigen Dichtern unter den letzten, welche, unbekümmert um die claſſiſchen Vorbilder oder auch mit wiſſentlicher Abweichung von ihnen, ihren eigenen Weg gegangen ſind.

Unter den alten Dramatikern ſind die Griechen die eigentlich wichtigen. Die Römer waren in dieſem Fache in der früheren Epoche bloße Ueberſetzer der Griechen, nachher Nachahmer und nicht immer glückliche Nachahmer. Ueberdieß hat ſich weniger von ihnen erhalten. Unter den neueren Völkern hat ſich das Beſtreben die alte Bühne wieder herzuſtellen und wo möglich zu vervollkommnen beſonders bey den Italiänern und Franzoſen thätig gezeigt. Mehr oder weniger ſind auch bey den übrigen, beſonders ſpäterhin, einzelne Verſuche der Art im Tragiſchen gemacht worden; denn für das Luſtſpiel iſt allerdings die Form der Gattung, wie wir ſie beym Plautus und Terenz finden, durchgängiger herrſchend geweſen. Von beabſichteten Nachbildungen des antiken Trauerſpiels iſt die tragiſche Bühne der Franzoſen unter allen die glänzendſte Erſcheinung, welche den größten Ruf erworben und alſo auch die aufmerkſamſte Prüfung verdient. An dieſe ſchließen ſich denn neuere Italiäner, z. B. Metaſtaſio und Alfieri, an. Das romantiſche Schauſpiel, welches man, genau genommen, weder Tragödie noch Komödie im Sinne der Alten nennen kann, iſt nur bey den Engländern und Spaniern einheimiſch geweſen, und zwar hat es zu gleicher Zeit bey beyden, vor etwas mehr als zweyhundert Jahren, hier durch Shakeſpear, dort durch Lope de Vega zu blühen angefangen.

Die deutſche Bühne iſt die jüngſte von allen, ſie hat die mannichfaltigſten Einwirkungen von ihren ſämtlichen Vorgängern erfahren: wir werden alſo am ſchicklichſten zuletzt auf ſie kommen, und ſo ihre bisherigen Richtungen am beſten beurtheilen und fernere Ausſichten für ſie eröffnen können.

Wenn ich die Geſchichte der griechiſchen und römiſchen, dann der italiäniſchen und franzöſiſchen, endlich der engliſchen und ſpaniſchen Bühne in den wenigen Stunden, welche dieſen Vorträgen beſtimmt ſind, durchzugehen verſpreche, ſo verſteht ſich, daß ich nur Ueberſichten davon geben kann, welche das Weſentliche unter allgemeine Geſichtspunkte zuſammenfaſſen. Wiewohl ich mich auf Eine Gattung der Poeſie beſchränke, ſo iſt die Maſſe des darin vorhandenen immer noch unüberſehlich, und würde es bleiben, wenn ich auch wiederum nur eine Unterart hervorhöbe. Man konnte ſich an Nachſpielen todt leſen. In den gewöhnlichen Litterargeſchichten ſtehen die Dichter Einer Sprache und Einer Gattung ohne alle Unterſcheidung neben einander aufgezählt, ungefähr wie die aſſyriſchen oder ägyptiſchen Könige in den alten Univerſal-Hiſtorien.

Es giebt Leute, die eine unüberwindliche Leidenſchaft für Büchertitel haben, und ihnen wird billig gegönnt, die Zahl derſelben durch Bücher über Büchertitel zu vermehren. Eigentlich iſt es aber doch, als ob man in der Geſchichte eines Krieges alle Soldaten hernennen wollte, die in Reih' und Glied mitgefochten. Man ſpricht nur von den Feldherrn und von denen, welche ausgezeichnete Thaten verrichtet. Gleichermaßen ſind auch die Schlachten des menſchlichen Geiſtes, wenn ich ſo ſagen darf, nur durch wenige genialiſche Helden gewonnen worden. Die Geſchichte der Entwickelung der Kunſt, und ihrer verſchiednen Geſtaltungen läßt ſich daher in der Charakteriſtik einer nicht großen Anzahl ſchöpferiſcher Geiſter darſtellen.

Ehe wir aber auf das Geſchichtliche nach obigem Entwurfe eingehen, wird es nöthig ſeyn, eine kurze Erörterung der Grundbegriffe des Dramatiſchen, Theatraliſchen, Tragiſchen und Komiſchen voranzuſchicken.

Was iſt dramatiſch? Die Antwort dürfte vielen ſehr leicht dünken: wo verſchiedene Perſonen redend eingeführt werden, der Dichter aber in eigner

Perſon gar nicht ſpricht. Dieß iſt indeſſen nur die erſte äußere Grundlage der Form; ſie iſt dialogiſch. Wenn die Perſonen zwar Gedanken und Geſinnungen gegen einander äußern, aber ohne eine Veränderung in dem Mitredenden zu bewirken, wenn beyde am Ende ſich in derſelben Gemüthsverfaſſung finden, wie zu Anfange, ſo kann das Geſpräch durch ſeinen Inhalt merkwürdig ſeyn, aber es erregt kein dramatiſches Intereſſe. Ich will dieß an einer ruhigeren, nicht für die Schaubühne beſtimmten Gattung, dem philoſophiſchen Dialog, deutlich machen. Wenn beym Plato Sokrates den aufgeblaſenen Sophiſten Hippias befragt, was das Schöne ſey, dieſer anfangs mit einer oberflächlichen Antwort gleich bey der Hand iſt, nachher aber durch die verkleideten Einwendungen des Sokrates genöthigt wird, ſeine erſte Erklärung aufzugeben, und nach andern Begriffen umher zu tappen, endlich gar beſchämt und unwillig über den überlegenen Weiſen, welcher ihm ſeine Unwiſſenheit bewieſen hat, das Feld zu räumen, ſo iſt dieß Geſpräch nicht bloß philoſophiſch unterrichtend, ſondern es unterhält als ein kleines Drama. Und mit Recht hat man dieſe lebendige Bewegung in dem Gedankengange, dieſe Spannung auf den Ausgang, mit Einem Wort das Dramatiſche an den Dialogen des Plato gerühmt.

Hieraus läßt ſich nun ſchon der große Reiz der dramatiſchen Poeſie begreifen. Thätigkeit iſt der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben ſelbſt. Bloß leidende Genüſſe können in eine dumpfe Behaglichkeit einwiegen, wobey aber doch, wenn irgend innere Regſamkeit da iſt, die Langeweile nicht ausbleiben kann. Die meiſten Menſchen ſind nur durch ihre Lage, oder auch, weil ſie ungemeiner Anſtrengungen nicht fähig ſind, in einen engen Kreis unbedeutender Thätigkeiten feſtgebannt. Ihre Tage wiederhohlen ſich nach dem einſchläfernden Geſetz der Gewohnheit, ihr Leben rückt nur unmerklich fort, und wird aus einem reißenden Strome, den die erſten Leidenſchaften der Jugend gebildet hatten, zu einem ſtehenden Sumpf. Aus dem Mißbehagen, das ſie darüber empfinden, ſuchen ſie ſich durch allerley Spiele zu retten, welche immer in einer willkührlich aufgegebenen, mit Schwierigkeiten kämpfenden, dennoch leichten Geſchäftigkeit beſehen. Unter allen Spielen iſt aber das Schauſpiel unſtreitig das unterhaltendſte. Wir ſehen handeln, wenn wir nicht ſelbſt bedeutend handeln können. Der höchſte Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit iſt der Menſch, und im Schauſpiele ſehen wir Menſchen in freundlichem oder feindſeligem Verkehr ihre Kräfte an einander meſſen, als verſtändige und ſittliche Weſen durch ihre Meynungen, Geſinnungen und Leidenſchaften auf einander einwirken, und ihre Verhältniſſe gegenſeitig entſcheidend beſtimmen. Die Kunſt des Dichters weiß durch Abſonderung alles nicht zum Weſen der Sachen gehörigen, alles deſſen, wodurch in der Wirklichkeit die täglichen Bedürfniſſe und die kleinliche Geſchäftigkeit, welche ſie fodern, den Fortſchritt weſentlicher Handlungen unterbrechen; vieles die Aufmerkſamkeit und Erwartung ſpannende in einen engen Raum zuſammenzudrängen. Auf dieſe Art giebt er uns ein verjüngtes Bild des Lebens, einen Auszug des Beweglichen und Fortrückenden im menſchlichen Daſeyn.

Dieß iſt noch nicht alles. Schon bey einer lebhaften mündlichen Erzählung pflegt man die Perſonen häufig redend einzuführen, und darnach Ton und Stimme zu wechſeln. Allein die Lücken, welche dieſe Reden noch in der Anſchaulichkeit der erzählten Geſchichte laſſen würden, füllt der Erzähler durch Schilderung der begleitenden Handlungen oder andrer Vorfälle in ſeinem eignen Namen aus. Auf dieſes Hülfsmittel thut der dramatiſche Dichter Verzicht, er findet aber reichlichen Erſatz dafür in folgender Erfindung. Er verlangt, daß jede ſeiner mithandelnden Perſonen durch einen wirklichen Menſchen vorgeſtellt werde; daß dieſer an Geſchlecht, Alter und Geſtalt ſo viel möglich den Vorausſetzungen von ſeinem erdichteten Weſen gleiche, ja deſſen ganze Eigenthümlichkeit annehme; daß er jede Rede mit dem angemeſſenen Ausdruck der Stimme, der Mienen und Gebehrden begleite, und die äußerlichen Handlungen hinzufüge, welche ſonſt, um den Zuhörern klar zu werden, der Erzählung bedürfen würden. Noch mehr: dieſe Stellvertreter der Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft ſollen auch in der, ihrem angenommenen Stande, Zeitalter und Landesart entſprechenden Tracht erſcheinen; theils, um ihnen noch mehr zu gleichen, theils, weil auch in den Kleidungen etwas charakteriſtiſches liegt. Endlich will er ſie von einem Ort umgeben ſehen, welcher dem, wo nach ſeiner Dichtung die Handlung vorgefallen ſeyn ſoll, einigermaßen ähnlich ſey, weil dieß ebenfalls zur Ähnlichkeit beyträgt: er ſtellt ſie auf eine Szene. Dieß alles führt uns auf den Begriff des Theaters. Es iſt offenbar, daß in der Form der dramatiſchen Poeſie, d. h. in der Vorſtellung einer Handlung durch Geſpräche ohne alle Erzählung, die Anfoderung des Theaters als ihrer nothwendigen Ergänzung ſchon liegt. Wir geben zu, daß es dramatiſche Werke giebt, die von ihren Verfaſſern urſprünglich nicht für die Bühne beſtimmt worden ſind, die auch auf ihr keine ſonderliche Wirkung machen würden, während ſie ſich vortrefflich leſen laſſen. Ich bezweifle jedoch gar ſehr, ob ſie auf jemanden, der nie ein Schauſpiel geſehn, auch keine Beſchreibung davon gehört hätte, einen eben ſo lebendigen Eindruck machen würden als auf uns. Wir ſind ſchon darauf geübt, beym Leſen dramatiſcher Werke uns die Aufführung hinzu zu denken.

Die Erfindung der Schauſpielkunſt und des Theaters ſcheint ſehr nahe zu liegen. Der Menſch hat eine groſe Anlage zur Mimik; indem er ſich lebhaft in die Lage, Geſinnungen und Leidenſchaften Andrer verſetzt, verähnlicht er ſich ihnen, ſelbſt unwillkührlich, in ſeinem Aeußeren. Die Kinder gehen beſtändig aus ſich heraus: es iſt eins ihrer Lieblingsſpiele, die Erwachſenen vorzuſtellen, welche ſie Gelegenheit haben zu beobachten, oder auch ſonſt, was ihnen einfällt; und bey der glücklichen Biegſamkeit ihrer Einbildungskraft muß ihnen alles taugen, um ſie mit den Kennzeichen der angenommenen Würde, ſey es eines Vaters, eines Schulmeiſters oder eines Königs, auszuſtatten. Der einzige zur Erfindung des Schauſpiels erfoderliche Schritt, nämlich die mimiſchen Elemente und Bruchſtücke aus dem geſelligen Leben auszuſcheiden, und ſie ihm gegenüber in Eine Maſſe verſammelt aufzuſtellen, iſt aber dennoch bey vielen Völkern nicht geſchehen. In den ſehr ausführlichen Beſchreibungen des alten Aegyptens beym Herodot und Andern erinnere ich mich keiner Spur hievon. Die Etrurier hingegen, ſonſt in vielem den Aegyptern ſo ähnlich, haben ſchon theatraliſche Spiele gehabt, und, ſeltſam genug, hat ſich der Etruriſche Name für einen Schauſpieler, histrio, in lebenden Sprachen bis auf die neueſte Zeit erhalten. Das ganze vordere aſiatiſche Morgenland, die Araber und Perſer kennen bey einer ſonſt ſo reichen poetiſchen Litteratur, keine Schauſpiele. Europa im Mittelalter ebenfalls nicht: bey der Einführung des Chriſtenthums waren die unter den Griechen und Römern hergebrachten Schauſpiele abgeſchafft worden, theils weil ſie auf heidniſche Vorſtellungsarten Bezug hatten, theils weil ſie in eine freche Sittenloſigkeit ausgeartet waren; und nachher kamen ſie ungefähr tauſend Jahre lang nicht wieder auf. Noch im vierzehnten Jahrhundert finden wir im Boccaz, der uns doch ſonſt ſehr genau die ganze Verfaſſung des geſelligen Lebens ſchildert, keine Spur von Schauſpielen. An deren Stelle hatte man bloß die Conteurs, Menestriers und Jongleurs. Auf der andern Seite läßt ſich keinesweges annehmen, daß die Erfindung des Schauſpiels nur Einmal in der Welt gemacht worden, und immer von einem Volke dem andern überliefert ſey. Die engliſchen Weltumſegler melden, daß ſie bey den Inſulanern der Südſee, die in aller geiſtigen Fähigkeit und Bildung noch auf einer ſo niedrigen Stufe der Bildung ſtehn, dennoch ein rohes Schauſpiel ſahen, worin ein gewöhnliches Ereigniß des Lebens zur Beluſtigung nachgeahmt wurde. Um zum andern Aeußerſten überzugehen: bey dem Volke, von welchem vielleicht alle Bildung des Menſchengeſchlechts ausgegangen, den Indiern, hat es Schauſpiele gegeben, lange ehe ſie irgend eine fremde Einwirkung erfahren. Sie haben, wie in Europa erſt kürzlich bekannt geworden, eine reichhaltige dramatiſche Litteratur, deren Alter gegen zweytauſend Jahre hinaufgeht. Von ihren Schauſpielen (Nataks) kennen wir als Probe bis jetzt nur die liebliche Sakontala, welche, bey dem fremden klimatiſchen Colorit, im Bau des Ganzen eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit unſerm romantiſchen Schauſpiel hat, daß man argwöhnen ſollte, der engliſche Ueberſetzer Jones habe aus Vorliebe für den Shakſpeare auf dieſe Aehnlichkeit hingearbeitet, wenn nicht andre Gelehrte ſeine Treue beſtätigten. In den goldenen Zeiten Indiens ergötzte die Aufführung dieſer Nataks den glänzenden Kaiſerhof zu Delhi; unter dem Elende vielfältiger Bedrückungen ſcheint aber dort die Schauſpielkunſt jetzt gänzlich untergegangen zu ſeyn. Die Chineſen hingegen haben ihr ſtehendes National-Theater; vermuthlich in jeder Hinſicht ſtehend: ich zweifle nicht, daß ſie in der Feſtſtellung willkührlicher Regeln und der feinen Beobachtung unbedeutender Convenienzen die correcteſten Europäer weit hinter ſich laſſen. — Als nach dem Mittelalter die neueuropäiſche Schaubühne im funfzehnten Jahrhundert mit allegoriſchen und geiſtlichen Stücken, Moralitäten und Myſterien genannt, anhob, geſchah dieß wohl ohne alle von den claſſiſchen Dramatikern angefangene Anregung, welche erſt ſpäter in Umlauf kamen. In jenen rohen Anfängen lag der Keim des romantiſchen Drama, als einer eigenthümlichen Erfindung.

Bey dieſer großen Verbreitung theatraliſcher Unterhaltungen iſt es wiederum auffallend, wie weit ſonſt in gleichem Grade geiſtvolle Nationen im dramatiſchen Talent von einander abſtehen, ſo daß dieſes etwas ſpecifiſch eignes, von der Gabe der

Poeſie überhaupt noch weſentlich verſchiednes, zu ſeyn ſcheint. Der Gegenſatz der Griechen und Römer hierin darf uns nicht wundern, denn die Griechen waren durchaus ein künſtleriſches, die Römer ein praktiſches Volk. Bey den letzteren wurden die ſchönen Künſte nur als ein verderblicher, Ausartung andeutender und ſie befördernder Luxus eingeführt. Dieſen Luxus trieben ſie in Anſehung des Theaters ſo ins große, daß die Vollkommenheit im weſentlichen über den ausſchmückenden Zuthaten bald verabſäumt werden mußte. Auch unter den Griechen war das dramatiſche Talent nichts weniger als allgemein: in Athen war das Theater erfunden, in Athen wurde es ausſchließend vervollkommt. Die doriſchen Dramen des Epicharmus machen hiebey wohl nur eine geringe Ausnahme. Alle großen dramatiſchen Schöpfer der Griechen ſind in Attika gebohren, haben ſich in Athen gebildet. So weit die griechiſche Nation verbreitet war, mit ſo viel Glück ſie faſt überall die ſchönen Künſte ausübte, ſo wußte ſie doch außer Athen nur die Hervorbringungen der attiſchen Bühne zu bewundern, ohne mit ihr wetteifern zu können.

Aeußerſt befremdend iſt der große Unterſchied in dieſem Stücke zwiſchen den Spaniern und ihren Nachbarn, ihren Stamm- und Sprachverwandten, den Portugieſen. Die Spanier haben eine unermeßlich reiche dramatiſche Litteratur, ihre Dramatiker gleichen an Fruchtbarkeit den griechiſchen, von denen oft auch über hundert Stücke genannt werden. Wie man ſie auch ſonſt beurtheilen möge, die Erfindungskraft hat ihnen noch niemand abgeſprochen; man hat ſie nur allzu ſehr durch die That anerkannt, indem Italiäner, Franzoſen, Engländer, die ſinnreichen Erfindungen der Spanier benutzt haben, oft ohne die Quelle anzugeben. Die Portugieſen hingegen, die in andern Dichtarten mit den Spaniern wetteifern, haben faſt nichts in dieſem Fache gethan, ja nicht einmal ein National-Theater gehabt, ſondern herumziehende ſpaniſche Schauſpieler kehrten bey ihnen ein, und ſie ließen ſich lieber auf der Bühne eine fremde, ohne Erlernung doch nicht ganz verſtändliche Mundart gefallen, als daß ſie ſelbſt hätten erfinden oder wenigſtens überſetzen und nachahmen ſollen.

Auch unter den vielen künſtleriſchen und litteraiſchen Talenten der Italiäner iſt das dramatiſche keinesweges das hervorſtechende, und dieſer Mangel ſcheint ihnen beynahe von den Römern angeerbt zu ſeyn, ſo wie ſich das bey ihnen einheimiſche große mimiſche Talent zum Poſſenhaften ebenfalls aus den älteſten Zeiten herſchreibt. Die aus dem Stegreif gedichteten fabulae Atellanae, die einzige urſprünglich einheimiſche dramatiſche Form der Römer, mochten in Abſicht auf den Plan nicht vollkommner ſeyn, als die ſogenannte commedia dell' arte, das Luſtſpiel aus dem Stegereif mit ſtehenden Maskenrollen; in den alten Saturnalien lag vermuthlich der Keim des heutigen Carnavals, einer ganz italiäniſchen Erfindung. Bey den Italiänern kam daher auch die Oper und das Ballet auf: theatraliſche Ergötzungen, wobey die dramatiſche Bedeutung gänzlich der Muſik und dem Tanz untergeordnet wird.

Wenn der deutſche Geiſt im dramatiſchen Fache ſich nicht mit dergleichen Fülle und Leichtigkeit entwickelt hat, wie in andern Theilen der Litteratur, ſo rührt dieſer Mangel vielleicht von einer wahren Eigenſchaft her. Die Deutſchen ſind ein ſpeculatives Volk, d. h. ſie wollen dem Weſen von allem, womit ſie ſich beſchäftigen, durch Nachdenken auf den Grund kommen. Eben deswegen ſind ſie nicht praktiſch genug: denn um entſchloſſen und mit Fertigkeit zu handeln, muß man endlich einmal ausgelernt zu haben glauben, und nicht immer zur Prüfung der Theorie ſeines Geſchäfts zurückkehren; man muß ſich ſogar in einer gewiſſen Einſeitigkeit des Begriffs feſtgeſetzt haben. In der Einrichtung und Führung eines Schauſpiels ſoll aber der praktiſche Geiſt herrſchen: dem dramatiſchen Dichter iſt es nicht vergönnt begeiſtert zu träumen, er muß den geradeſten Weg zu ſeinem Ziele gehen; und der Deutſche verliert ſo leicht ſein Ziel über dem Wege dahin aus den Augen. Ferner darf und muß im Drama die Nationalität am entſchiedenſten hervortreten, und die deutſche Nationalität iſt beſcheiden, ſie macht ſich nicht vorlaut geltend; mit dem edlen Beſtreben, alle fremde Vortrefflichkeit zu kennen und ſich anzueignen, iſt nicht ſelten Geringſchätzung des eigenen Werthes verbunden. Darum hat unſre Bühne in Form und Gehalt oft mehr als billig fremde Einflüſſe erfahren. Unſre Aufgabe iſt aber nicht, das griechiſche oder franzöſiſche, das ſpaniſche oder engliſche Theater bloß leidend zu wiederhohlen, ſondern wir ſuchen, wie mich dünkt, eine Form, welche das wahrhaft Poetiſche aller jener Formen, mit Ausſchließung des auf herkömmliche Uebereinkunft Gegründeten in ſich enthalte; im Gehalte aber ſoll deutſche Nationalität vorwalten.

Zweyte Vorleſung.

Nach dieſem flüchtigen, gleichſam auf die Landcharte der dramatiſchen Litteratur geworfenen Blicke kehren wir zur Erörterung der Grundbegriffe zurück. Da, wie wir oben gezeigt haben, ſchon in der dramatiſchen Form die Vorausſetzung der ſichtbaren Darſtellung und der Anſpruch darauf liegt, ſo kann ein dramatiſches Werk immer aus einem doppelten Geſichtspunkte betrachtet werden, in wie fern es poetiſch, und in wie fern es theatraliſch iſt. Eins kann ſehr wohl vom andern getrennt ſeyn. Man misverſtehe hier nicht den Ausdruck poetiſch: nicht vom Versbau und vom Schmuck der Sprache iſt die Rede; damit wird, ohne höhe-

Belebung, auf der Bühne gerade am wenigſten geleiſtet, ſondern von der Poeſie im Geiſt und der Anlage eines Stücks; und dieſe kann in hohem Grade Statt finden, wenn es auch in Proſa geſchrieben wäre, ſo wie umgekehrt. Wodurch wird nun ein Drama poetiſch? Unſtreitig eben dadurch, wodurch es auch Werke anderer Gattungen werden. Zuerſt ſoll es ein zuſammenhängendes, in ſich geſchloſſenes befriedigendes Ganzes ſeyn. Allein dieß iſt nur die negative Bedingung der Form eines Kunſtwerkes, wodurch es von den in einander verfließenden und nie ganz für ſich beſtehenden Erſcheinungen der Natur ausgeſondert wird. Zum poetiſchen Gehalte iſt erfoderlich, daß es Ideen, d. h. nothwendige und ewig wahre Gedanken und Gefühle, die über das irdiſche Daſeyn hinausgehen, in ſich abſpiegle und bildlich zur Anſchauung bringe. Welche Ideen dieß in den verſchiedenen dramatiſchen Gattungen ſeyn ſollen und können, dies wird in der Folge der Gegenſtand unſerer Unterſuchung ſeyn; im Gegentheil werden wir auch zeigen, wie durch deren Abweſenheit ein Drama etwas ganz proſaiſches und empiriſches, d. h. bloß mit dem Verſtande aus der Beobachtung des Wirklichen zuſammengeſtelltes wird.

Wodurch wird aber ein dramatiſches Werk theatraliſch, d. h. geſchickt auf der Bühne mit Vortheil zu erſcheinen? Ob es dieſe Eigenſchaft beſitzt, das iſt im einzelnen Falle oft ſchwierig zu entſcheiden. Beſonders pflegt viel darüber hin und her geſtritten zu werden, wenn die Eigenliebe der Autoren und Schauſpieler mit ins Spiel kommt; jeder ſchiebt die Schuld des Mislingens auf den andern, und der, welcher die Sache des Dichters vertritt, beruft ſich dann auf eine Vollkommenheit der Darſtellung auf der Bühne, die er in Gedanken hat, und wozu die Mittel eben nicht vorhanden ſind. Im allgemeinen aber iſt die Beantwortung dieſer Frage nicht ſo ſchwer. Die Aufgabe iſt, auf eine verſammelte Menge zu wirken, ihre Aufmerkſamkeit zu ſpannen, ihre Theilnahme zu erregen. Der Dichter hat alſo einen Theil ſeines Geſchäftes mit dem Volksredner gemein. Wodurch gelangt der letzte vornämlich zu ſeinem Zweck? Durch Klarheit, Raſchheit und Nachdruck. Alles was das gewöhnliche Maaß von Geduld und von Faſſungskraft überſteigt, muß er ſorgfältig vermeiden. Ferner: viele verſammelte Menſchen ſind ſich gegenſeitig eine Zerſtreuung, ſo lange ihr Ohr und Auge noch nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel außer ihrem Kreiſe hingelenkt iſt. Daher muß der dramatiſche Dichter ſowohl als der Volksredner ſeine Zuhörer gleich vom Anfange durch ſtarke Eindrücke aus ſich heraus verſetzen, er muß ihrer Aufmerkſamkeit gleichſam körperlich gebieten. Es giebt eine Art von Poeſie, die ein zu einſamer Beſchaulichkeit geſtimmtes Gemüth leiſe anregt, ungefähr wie gelinde Lüfte Accorde aus einer Aeolsharfe hervorrufen. Dieſe Poeſie, wie vortrefflich ſie ſonſt ſeyn möchte, würde ohne andre Begleitung auf der Bühne ungehört verhallen. Die ſchmelzende Harmonica iſt nicht dazu gemacht, den Tritt eines Heeres zu ordnen und anzufeuern. Dazu gehören durchdringende Inſtrumente, beſonders aber ein entſchiedener Rhythmus, der den Pulsſchlag beſchleunigt, und das ſinnliche Leben in raſcheren Schwung ſetzt. Dieſen Rhythmus in der Fortbewegung eines Drama's ſichtbar zu machen, iſt das Haupterforderniß. Iſt dieß einmal gelungen, dann darf der

Dichter ſich ſchon eher in ſeiner raſchen Laufbahn verweilen, und ſeiner Neigung nachhängen. Es giebt Punkte, wo die entfaltetſte oder geſchmückteſte Erzählung, die begeiſtertſte Lyrik, die tiefſinnigſten Gedanken und entfernteſten Andeutungen, die ſinnreichſten Spiele des Witzes, die glänzendſten einer gaukelnden und in den Lüften ſchwebenden Fantaſie ſchon an ihrer Stelle ſind, und wo die vorbereiteten Zuhörer, auch ſolche, die nicht ganz faſſen können, allem dieſem mit begierigem Ohr folgen werden, wie einer zu ihrer Stimmung paſſenden Muſik. Hiebey iſt die große Kunſt des Dichters, die Wirkung der Gegenſätze zu benutzen, wodurch es möglich wird, ruhige Stille, in ſich gekehrte Betrachtung, ja die nachläſſige Hingegebenheit der Erſchöpfung, eben ſo auffallend hervorzuheben, als in andern Fällen die gewaltſamſte Bewegung, den heftigſten Sturm der Leidenſchaften. In Anſehung des Theatraliſchen dürfen wir aber doch nicht vergeſſen, daß dabey immer etwas in Bezug auf die Fähigkeiten und Neigungen der Zuhörer beſtimmt werden muß, alſo nach den Nationen überhaupt und nach dem jedesmal vorhandenen Grade von Kunſtbildung wechſelt. Die dramatiſche Poeſie iſt gewiſſermaßen die weltlichſte von allen Gattungen, denn aus der Stille eines begeiſterten Gemüths ſcheut ſie ſich nicht, unter das regſte Gewühl des geſelligen Lebens herauszutreten. Der dramatiſche Dichter muß mehr als irgend ein andrer um äußere Gunſt, um lauten Beyfall buhlen. Aber billig ſoll er ſich nur ſcheinbar zu ſeinen Zuhörern herablaſſen, in der That aber ſie zu ſich emporheben.

Bey der Wirkung auf eine verſammelte Menge verdient noch folgender Umſtand erwogen zu werden, um ihre ganze Wichtigkeit einzuſehen. Im gewöhnlichen Umgange zeigen die Menſchen einander nur ihre Außenſeite. Mistrauen oder Gleichgültigkeit halten ſie davon zurück, andere in ihr Innres ſchauen zu laſſen, und von dem, was unſerm Herzen am nächſten liegt, mit einiger Rührung und Erſchütterung zu ſprechen, würde dem Ton der feinen Geſellſchaft nicht angemeſſen ſeyn. Der Volksredner und der dramatiſche Dichter finden das Mittel, dieſe Schranken conventioneller, durch die Sitte vorgeſchriebner Zurückhaltung einzureißen. Indem ſie ihre Zuhörer in ſo lebhafte Gemüthsbewegungen verſetzen, daß die äußeren Zeichen davon unwillkührlich hervorbrechen, nimmt jeder an den Uebrigen die gleiche Rührung wahr, und ſo werden Menſchen, die ſich bisher fremd waren, plötzlich auf einen Augenblick zu Vertrauten. Die Thränen, welche der Redner oder Schauſpieldichter ſie für einen verläumdeten Unſchuldigen, für einen in den Tod gehenden Helden zu vergießen nöthigt, befreunden, verbrüdern ſie alle. Es iſt unglaublich, welche verſtärkende Kraft die ſichtbare Gemeinſchaft Vieler für ein inniges Gefühl hat, das ſich ſonſt gewöhnlich in die Einſamkeit zurückzieht, oder nur in freundſchaftlicher Zutraulichkeit offenbart. Der Glaube an deſſen Gültigkeit wird durch ſeine Verbreitung unerſchütterlich, wir fühlen uns ſtark unter ſo vielen Mitgenoſſen, und alle Gemüther fließen in einen großen unwiderſtehlichen Strom zuſammen. Eben deswegen iſt aber das Vorrecht, auf die verſammelte Menge wirken zu dürfen, einem ſehr gefährlichen Misbrauche ausgeſetzt. Wie man ſie für das Edelſte und Beſte uneigennützig begeiſtern kann, ſo läßt ſie ſich auf der andern Seite auch in ſophiſtiſchen Truggeweben verſtricken, und von dem Schimmer falſcher Seelengröße blenden, deren ehrgeizige Verbrechen als Tugend, ja als Aufopferung geſchildert werden. Unter den gefälligen Einkleidungen der Redekunſt und Poeſie ſchleicht ſich die Verführung unmerklich in die Ohren und Herzen ein. Vor allem hat ſich der komiſche Dichter zu hüten, da er vermöge ſeiner Aufgabe immer an dieſer Klippe hinſtreift, daß er nicht dem Gemeinen und Niedrigen in der menſchlichen Natur Luſt mache ſich zuverſichtlich zu äußern: iſt durch den Anblick der Gemeinſchaft auch in ſolchen unedlen Neigungen die Scham einmal überwunden, welche ſie gewöhnlich in die Gränzen der Anſtändigkeit zurückdrängt, ſo bricht das Wohlgefallen am Schlechten bald mit zügelloſer Frechheit los.

Dieſe demagogiſche Kraft im Guten und Böſen hat billig von jeher die Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber auf das Schauſpiel gerichtet. Durch mancherley Anſtalten haben die Staaten geſucht, es nach ihren Zwecken zu lenken, und dem Misbrauche vorzubeugen. Die Aufgabe dabey iſt, die zum Gedeihen ſchöner Kunſt nöthige ungezwungene Bewegung mit den Rückſichten zu vereinbaren, welche die jedesmalige Staats- und Sittenverfaſſung fodern. In Athen blühte das Theater unter dem Schutze des Götterdienſtes in faſt unbegränzter Freyheit auf, und die öffentliche Sittlichkeit bewahrte es eine Zeitlang vor Ausartung. Die nach unſern Sitten und Anſichten unbegreiflich ungebundenen Komödien des Ariſtophanes, worin der Senat und das Volk ſelbſt ohne Schonung lächerlich gemacht wurden, waren das Siegel der atheniſchen Volksfreyheit. Plato hingegen, der in eben dieſem Athen lebte, und den Verfall der Kunſt ſchon unter ſeinen Augen oder voraus ſah, wollte die dramatiſchen Dichter ganz aus ſeiner idealiſchen Republik verbannt wiſſen. Wenige Staaten haben für nöthig erachtet, dieß ſtrenge Verdammungs-Urtheil zu unterſchreiben; allein wenige haben auch gut gefunden, das Theater ohne alle Aufſicht ſich ſelbſt zu überlaſſen. In manchen chriſtlichen Ländern iſt die dramatiſche Kunſt gewürdiget werden, der Religion die Hand bieten zu dürfen, indem ſie geiſtliche Stoffe behandelte; beſonders in Spanien hat der Wetteifer hierin manche Werke hervorgebracht, welche gewiß weder die Andacht noch die Poeſie verläugnen wird. In andern Staaten, unter andern Umſtänden, hat man dieß anſtößig und bedenklich gefunden. Wo aber eine vorgängige Aufſicht, nicht bloß Verantwortlichkeit des Dichters und Schauſpielers hintennach für das auf der Bühne zur Schau gebrachte, nöthig erachtet wird, da iſt ſie vielleicht gerade darauf am ſchwierigſten anzuwenden, wo ſie doch am wichtigſten wäre: nämlich auf den Geiſt und den Geſamt-Eindruck eines Stücks. Vermöge der Natur der dramatiſchen Kunſt muß der Dichter ſeinen Perſonen manches in den Mund legen, was er keinesweges zu billigen meynet, er begehrt in Anſehung ſeiner Geſinnungen nach dem Zuſammenhange des Ganzen beurtheilt zu werden. Es könnte hingegen auch ſeyn, daß ein Stück in Abſicht auf die einzelnen Reden ganz unanſtößig wäre, und jeder bloß hierauf gerichteten Prüfung entginge, während es im Ganzen doch ſchädliche Wirkungen bezweckte. Wir haben gerade in unſern Zeiten Schauſpiele genug erlebt, und ſie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des

Edelmuthes überfließen, und worin für einen ſchärferen Blick dennoch die verſteckte Abſicht des Verfaſſers unverkennbar iſt, die Strenge ſittlicher Grundſätze und die Ehrerbietung vor dem, was dem Menſchen heilig ſeyn ſoll, zu untergraben, und dadurch die ſchlaffe Weichlichkeit ſeiner Zeitgenoſſen für ſich zu beſtechen. Wenn jemand hingegen ſich mit der ſittlichen Vertheidigung des ſo übel berüchtigten Ariſtophanes befaſſen wollte, deſſen Ausgelaſſenheit im Einzelnen nach unſern Begriffen ganz unzuläßlich ſcheint, ſo würde er auf die Abſicht des Ganzen ſeiner Stücke gehen müſſen, worin er ſich wenigſtens als ein vaterländiſch geſinnter Bürger bewährt.

Alles obige zweckt darauf ab, die Wichtigkeit des Gegenſtandes unſrer Betrachtungen einleuchtend zu machen. Das Theater, wo der Zauber mehrerer Künſte vereinigt wirken kann; wo die erhabenſte und tiefſinnigſte Poeſie zuweilen die gebildetſte Schauſpielkunſt zur Dollmetſcherin hat, die Schauſpielkunſt, welche zugleich Beredſamkeit und bewegliches Gemählde iſt; während die Architektur eine glänzende Einfaſſung und die Mahlerey ihre perſpectiviſchen Täuſchungen herleiht, und auch die Muſik zu Hülfe gerufen wird, um die Gemüther zu ſtimmen, oder die ſchon ergriffenen durch ihre Anklänge noch mächtiger zu treffen; das Theater endlich, wo die geſamte geſellige und künſtleriſche Bildung, welche eine Nation beſitzt, die Frucht von Jahrhunderte lang fortgeſetzten Beſtrebungen, in wenigen Stunden zur Erſcheinung gebracht werden kann: das Theater, ſage ich, hat einen außerordentlichen Reiz für alle Alter, Geſchlechter und Stände, und war immer die Lieblings-Ergötzung geiſtreicher Völker. Hier ſieht der Fürſt, der Staatsmann und Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er ſelbſt mitwirken konnte, nach ihren inneren Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefſten Betrachtungen über die Natur und Beſtimmung des Menſchen; der Künſtler folgt mit lauſchendem Blick den vorüberfliehenden Gruppen, die er ſeiner Fantaſie als Keime künftiger Gemählde einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühl; das Alter verjüngt ſich durch Erinnerung;

die Kindheit ſelbſt ſitzt mit ahndungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauſchend aufrollen ſoll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen; alle finden Erhohlung und Aufheiterung, und werden auf eine Zeitlang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweiſe enthoben. Da nun aber die dramatiſche Kunſt ſamt den begleitenden und zu ihrem Dienſt verwendeten Künſten durch Vernachläßigung und gegenſeitige Herabſtimmung der Künſtler und des Publicums dergeſtalt ausarten kann, daß das Theater zur gemeinſten und geiſtloſeſten, ja zu einer wahrhaft verderblichen Zeittödtung herabſinkt, ſo iſt es gewiß nicht bloß auf eine flüchtige Unterhaltung abgeſehen, wenn wir uns hier mit Betrachtung der Werke, welche die ausgezeichnetſten Völker in ihren ſchönſten Zeiten dafür hervorgebracht, und mit den Mitteln beſchäftigen wollen, eine ſo bedeutende Kunſt zu veredeln und zu vervollkommnen.

So viel über die Wichtigkeit unſers Zwecks. Jetzt nur noch eine vorläufige Betrachtung über die beyden entgegengeſetzten Gattungen, worein die geſamte dramatiſche Poeſie zerfällt: die tragiſche und die komiſche; und über den Begriff, der jeder zum Grunde liegt.

Die drey Hauptgattungen der Poeſie überhaupt ſind die epiſche, die lyriſche und die dramatiſche. Alle übrigen Nebenarten laſſen ſich entweder nach ihrer Verwandtſchaft einer von dieſen unterordnen und daraus ableiten, oder ſie ſind als Miſchungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drey Gattungen in ihrer Reinheit auffaſſen wollen, ſo gehen wir auf die Geſtalt zurück, worin ſie ſich bey den Griechen zeigen. Die Theorie läßt ſich auf die Geſchichte der griechiſchen Poeſie am bequemſten anwenden: denn die letztere iſt, ſo zu ſagen, ſyſtematiſch; ſie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entſprechenden Beyſpiele am urkundlichſten dar.

Es iſt merkwürdig, daß bey der epiſchen und lyriſchen Poeſie keine ſolche Spaltung in zwey entgegengeſetzte Arten Statt findet, wie bey der dramatiſchen. Man hat zwar die ſogenannte ſcherzhafte Epopöe als eine eigne Gattung aufgeſtellt, es iſt aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin beſteht, daß man die in jenem herrſchende feyerlich abgemeſſene Entfaltung, die nur großen Gegenſtänden zu geziemen ſcheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyriſchen Poeſie finden nur Grade und Abſtufungen Statt, zwiſchen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegenſetzung.

Der Geiſt des epiſchen Gedichtes, wie wir ihn in deſſen Vater Homer erkennen, iſt klare Beſonnenheit. Das Epos iſt eine ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Der Dichter erzählt ſowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt ſie mit Gleichmuth, und hält ſie als ſchon vergangen in einer gewiſſen Ferne von unſerm Gemüth.

Das lyriſche Gedicht iſt der muſikaliſche Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Weſen der muſikaliſchen Stimmung beſteht darin, daß wir irgend eine Regung, ſey ſie nun an ſich erfreulich oder ſchmerzlich, mit Wohlgefallen feſtzuhalten, ja innerlich zu verewigen ſuchen. Die Empfindung muß alſo ſchon in dem Grade gemildert ſeyn, daß ſie uns nicht durch Streben nach der Luſt oder Flucht vor dem Schmerz über ſich ſelbſt hinausreiße, ſondern daß wir, unbekümmert um den Wechſel, welchen die Zeit herbeyführt, in einem einzelnen Augenblick unſers Daſeyns einheimiſch werden wollen.

Der dramatiſche Dichter ſtellt uns zwar auch, wie der epiſche, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unſre Theilnahme dabey in Anſpruch, aber nicht ſo genügſam wie der lyriſche Dichter, ſondern weit unmittelbarer als dieſer will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bey dem Anblick der Handlungen und Schickſale wirklicher Menſchen in uns wirkſam ſind, und will dieſe Regungen erſt durch die Geſamtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmoniſchen Stimmung auflöſen. Da er dem Leben ſo nahe tritt, ja ſeine Dichtung ganz darein zu verwandeln ſucht, ſo würde bey ihm der Gleichmuth des epiſchen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß ſich für eine der Hauptanſichten von den Beziehungen des menſchlichen Daſeyns entſcheiden, und ſeine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partey zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachſten und verſtändlichſten Ausdruck zurückführe: das Tragiſche und

Komiſche verhalten ſich zu einander wie Ernſt und Scherz. Jedermann kennt dieſe beyden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Weſen iſt, und woher ſie entſpringen, das dürfte eine tiefe philoſophiſche Unterſuchung erfodern. Beyde tragen zwar das Gepräge unſerer geſamten Natur an ſich; aber der Ernſt gehört mehr ihrer ſittlichen, der Scherz ihrer ſinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geſchöpfe ſind eigentlich weder des Ernſtes noch des Scherzes fähig. Die Thiere ſcheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären ſie ernſthaft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten ſie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andremale ſpielen ſie, d. h. ſie überlaſſen ſich zwecklos der Luſt des Daſeyns: aber ſie haben nicht das Bewußtſeyn davon, welches beyde Zuſtände erſt zu wahrem Ernſt und Scherz erheben würde. Dem Menſchen allein, unter allen Geſchöpfen die wir kennen, iſt der Rückblick auf die Vergangenheit und die Ausſicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieſes erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernſt im weiteſten Sinne genommen, iſt die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein ſo bald wir uns Rechenſchaft von unſerm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft dieſen Zweck wieder auf höhere, und ſo endlich auf den höchſten allgemeinen Zweck unſers Daſeyns zu beziehen: und hier bricht ſich die unſerm Weſen inwohnende Foderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen ſind. Alles, was wir ſchaffen und wirken, iſt vergänglich und nichtig; überall ſteht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichſten Falle, wenn ein Menſch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, ſteht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlaſſen zu müſſen, oder davon verlaſſen zu werden. Es giebt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſers Daſeyns bis an die äußerſte Gränze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehlichen Verkettung der Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hülflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſte einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bey der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſern eignen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fodern, und durch einen plötzlichen Schlag uns alles ſchwer erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verſchloſſene Gemüth von einer unausſprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andre Schutzwehr giebt, als das Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufs. Dieß iſt die tragiſche Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beyſpiele von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des

Willens dabey oder bewieſener Seelenſtärke, in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie. Hieraus erhellet ſchon zum Theil, wie dieſe in unſrer Natur gegründet iſt, und bis auf einen gewiſſen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir ſo traurige Darſtellungen lieben, ja etwas tröſtliches und erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bey tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Diſſonanzen dieſes Innern, welche die Poeſie nicht wegräumen kann, ſoll ſie wenigſtens eine idealiſche Auflöſung darzubieten verſuchen.

So wie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen. Die Stimmung zum Scherz iſt ein Vergeſſen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlſeyns. Man iſt dann geneigt, alles nur ſpielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu laſſen. Die Unvollkommenheiten der Menſchen und ihre Misverhältniſſe unter einander ſind dann nicht mehr ein Gegenſtand der Misbilligung und des Bedauerns, ſondern dieſe wunderlichen Gegenſätze unterhalten den Verſtand und ergötzen die Fantaſie. Der Dichter muß daher in der komiſchen Darſtellung alles entfernt halten, was ſittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen ſeiner Menſchen erregen kann, weil wir ſonſt unfehlbar in den Ernſt zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Weſen entſprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth ſchildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dieß iſt immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch ſchon eine Miſchung von Ernſt iſt, wie ich in der Folge zeigen werde. Die älteſte Komödie der Griechen aber war durchaus ſcherzhaft, und bildete dadurch den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charakter und Lagen einzelner Menſchen wurden in einem Gemählde des Wirklichen komiſch aufgefaßt; ſondern die geſamte geſellige Verfaſſung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurde mit ſcherzender Willkühr fantaſtiſch geſchildert.

Wenn man auf dieſe Art die Begriffe des Tragiſchen und Komiſchen rein gefaßt hat, wie ſie an griechiſchen Beyſpielen vor uns daliegen, dann wird man auch die mancherley Miſchungen von beyden, die bey den Neueren vorkommen, und die unächten Zuſätze erkennen und in ihre Beſtandtheile zerlegen können.

In der Geſchichte der Poeſie und der ſchönen Künſte bey den Griechen herrſcht durchgängig als das Geſetz, wonach deren Entwickelung vor ſich ging, ſtrenge Sonderung des Ungleichartigen, und dann wieder Verknüpfung des Gleichartigen, und Erhebung deſſelben durch innere Vervollſtändigung zur ſelbſtſtändigen harmoniſchen Einheit. Deswegen bleiben bey ihnen alle Gattungen in ihren natürlichen Gränzen, und laſſen ſich die verſchiednen Style ſo beſtimmt unterſcheiden. Es iſt nicht bloß der Zeitordnung, ſondern auch der Ordnung der Begriffe gemäß, mit der Geſchichte der griechiſchen Kunſt und Poeſie anzufangen.

Bey den meiſten meiner Zuhörer darf ich keine unmittelbare aus eignem Studium der Urſprache geſchöpfte Bekanntſchaft mit den Griechen vorausſetzen. Ueberſetzungen in Proſa oder auch in Verſen, die aber nichts andres als Verkleidungen in den modernen Geſchmack ſind, können keine wahre Vorſtellung vom griechiſchen Schauſpiel verſchaffen. Wahrhaft treue Ueberſetzungen, und welche im Ausdruck und Versbau zu gleicher Höhe mit dem Original hinanſtrebten, hat man bis jetzt wohl nur im Deutſchen verſucht. Allein, wiewohl unſre Sprache äußerſt biegſam und in vielen Stücken der griechiſchen ähnlich iſt, ſo bleibt es doch immer ein Kampf mit ungleichen Waffen; und nicht ſelten tritt an die Stelle der griechiſchen freyen Anmuth, Steifheit und Härte. Auch iſt bey weitem noch nicht alles geleiſtet, was vielleicht geleiſtet werden könnte; ich weiß noch keine Ueberſetzung eines griechiſchen Tragikers, die durchaus zu loben wäre. Geſetzt aber auch, die Uebertragung wäre noch ſo vollkommen, der Abſtand der Kopie vom Originale ſo gering als möglich, ſo wird doch der Leſer, welcher nicht mit den übrigen Werken der Griechen bekannt iſt, geſtört durch die Fremdartigkeit des Stoffes, durch die nationalen Eigenheiten, und die zahlloſen Anſpielungen, zu deren Verſtändniß Gelehrſamkeit nöthig iſt, zerſtreut durch das Einzelne, zu keinem reinen Eindrucke des Ganzen gelangen. So lange man noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, zu arbeiten hat, iſt kein wahrer Kunſtgenuß möglich. Um die Alten in ihrem Sinne zu fühlen, muß man bey ihnen einheimiſch geworden ſeyn, man muß gleichſam griechiſche Luft geathmet haben.

Welches iſt nun das beſte Hülfsmittel, um ohne Kenntniß der Sprache in den Geiſt der Griechen einzudringen? Ich ſage es ohne Bedenken: das Studium der Antike, welches, wo nicht an den Originalen, doch in den überall verbreiteten Abgüſſen für jedermann in gewiſſem Grade zugänglich iſt. Die Urbilder der menſchlichen Geſtalt bedürfen keiner Dollmetſchung; ihre erhabne Bedeutung iſt unvergänglich, und muß bey allem Wechſel der Zeiten, unter jedem Himmelſtriche wieder erkannt werden, wo ein edler dem griechiſchen verwandter Menſchenſtamm lebt, (wie es der europäiſche unſtreitig iſt) überall wo nicht die Mißgunſt der Natur die menſchlichen Züge zu tief unter das reine Urbild hinabgedrückt, und durch Gewöhnung an die eigne Mißgeſtalt für das ächte körperliche Schöne unempfänglich gemacht hat. Ueber die unerreichbare Vortrefflichkeit der Antike in ihren wenigen Ueberbleibſeln vom erſten Range, giebt es nur Eine Stimme im ganzen gebildeten Europa; hat man ſie je verkannt, ſo war es in Zeiten, wo die bildende Kunſt der Neueren auf die unterſte Stufe des Manierirten herabgeſunken war. Alle einſichtsvollen Künſtler nicht nur, alle Menſchen von Gefühl neigen ſich mit entzückter Verehrung vor den Meiſterwerken der alten Sculptur.

Der beſte Schlüſſel, um uns in dieſes Heiligthum des Schönen durch tiefe in ſich geſammelte Betrachtung einzuführen, iſt unſers unſterblichen Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. In der Darſtellung des Einzelnen läßt ſie zwar viel zu wünſchen übrig, ja ſie iſt voll von beträchtlichen Irrthümern, aber den innerſten Geiſt der griechiſchen Kunſt hat niemand ſo tief ergründet. Winkelmann hatte ſich ganz in einen Alten verwandelt, und lebte nur ſcheinbar in ſeinem eignen Jahrhundert, unberührt von deſſen Einflüſſen.

Sein Werk handelt zunächſt nur von den bildenden Künſten; indeſſen enthält es bedeutende

Winke über die andern Zweige der griechiſchen Bildung, und iſt ſehr tauglich, auch zum Verſtändniß ihrer Poeſie vorzubereiten. Beſonders der dramatiſchen; denn da dieſe für die ſichtbare Erſcheinung beſtimmt war, vor Zuſchauern, deren Auge ohne Zweifel auch an die Bühne die höchſten Foderungen machte, ſo giebt es kein beſſeres Mittel, um die ganze Würde ihrer tragiſchen Darſtellung zu fühlen, und ſie auch theatraliſch für uns zu beleben, als wenn wir dabey unſerer Fantaſie jene Götter- und Heldengebilde immer gegenwärtig erhalten. Es mag für jetzt auffallend lauten, aber ich hoffe es in der Folge einleuchtender zu machen: vor der Gruppe der Niobe oder des Laokoon lernen wir eigentlich die Tragödien des Sophokles verſtehen.

Es fehlt noch an einem Werke, welches die geſamte poetiſche, künſtleriſche, wiſſenſchaftliche und geſellige Bildung der Griechen, als ein großes harmoniſches Ganzes; als ein wahres Kunſtwerk der Natur, worin ein wunderwürdiges Ebenmaaß der Theile herrſcht, in demſelben Geiſte ſchilderte, und ihre zuſammenhängende Entwickelung verfolgte, wie Winkelmann es an Einer Seite davon geleiſtet hat. Ein Verſuch iſt zwar gemacht worden in einem popularen Buche, das in Aller Händen iſt: ich meyne die Reiſe des jungen Anacharſis. Dieß Buch iſt von Seiten der Gelehrſamkeit ſchätzbar, und kann ſehr nützlich ſeyn, um Kenntniß der Alterthümer zu verbreiten; aber, ohne noch das Verfehlte der Einkleidung zu rügen, es beweiſet mehr guten Willen, den Griechen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als Fähigkeit in ihren Geiſt tief einzudringen. In dieſer Hinſicht iſt vieles nur von der Oberfläche geſchöpft, ja nach modernen Anſichten umgekleidet. Es iſt nicht die Reiſe eines jungen Scythen, ſondern eines alten Pariſers.

Wie geſagt, in den bildenden Künſten wird die Ueberlegenheit der Griechen am unwiderſprochenſten anerkannt. Enthuſiasmus für ihre Litteratur findet ſich am häufigſten unter den Engländern und Deutſchen, wo auch in der That das Studium der griechiſchen Sprache am eifrigſten getrieben wird. Sonderbar iſt es, daß gerade die franzöſiſchen Kritiker, welche doch das, was uns von theoretiſchen Schriften der Alten über Poeſie übrig iſt, den Ariſtoteles, Horaz, Quintilian u. ſ. w., am meiſten als unbedingt gültige Richtſchnur des Geſchmacks aufgeſtellt haben, ſich herausnehmen, von ihren poetiſchen Compoſitionen verkleinernd und ohne Ehrerbietung zu ſprechen. Ganz beſonders von ihrer dramatiſchen Litteratur. Man ſehe nur ein vielgeleſenes Buch, Laharpe's Cours de littérature. Ueber das franzöſiſche Theater enthält es manche feine Bemerkung; wer die Griechen daraus kennen zu lernen gedächte, wäre übel berathen: es fehlte dem Verfaſſer eben ſo ſehr an gründlicher Bekanntſchaft mit ihnen als am Sinn dafür. Auch Voltaire iſt oft ungebührlich abſprechend über ſie: er erhebt ſie oder würdigt ſie herab, wie es ihm einfällt, und das augenblickliche Bedürfniß, ſo oder ſo auf die Meynung des Publicums zu wirken, es mit ſich bringt. So erinnere ich mich, von Metaſtaſio eine flüchtige Beurtheilung der griechiſchen Tragödien geleſen zu haben, worin er ihre Dichter wie Schulknaben meiſtert. Racine iſt weit beſcheidener, und hat ſich dieß durchaus nicht zu Schulden kommen laſſen, weil er unter allen dieſen die Griechen am beſten kannte. Die Triebfedern jener feindſeligen Kritiken ſind zu errathen. Die Netional- und Autor-Eitelkeit miſcht ſich ins Spiel: man will es weit beſſer gemacht haben als die Alten, und man wagt ſich mit ſolchen Behauptungen an das Licht, weil die Werke der dramatiſchen Dichter nur den Gelehrten zugänglich in todter Schrift auf uns gekommen ſind, ohne die lebendige Begleitung der Recitation, der Muſik, der idealiſchen und wahrhaft plaſtiſchen Mimik, endlich des ſzeniſchen Pomps, welches alles in Athen ohne Zweifel der Dichtungen ſelbſt ſo würdig zu einem harmoniſchen Eindruck zuſammenſtimmte, daß, wenn es uns auf einmal vor das Auge und Ohr geſtellt werden könnte, jene vorlaute Klügeley tief verſtummen müßte. Die antiken Statuen bedürfen keines Commentars, ſie ſprechen für ſich, und jede vermeynte Nebenbuhlerey eines modernen Künſtlers würde nur als lächerliche Anmaßung erſcheinen. Beym Theater ſchiebt man es auf die Kindheit der Kunſt, weil jene Dichter über zweytauſend Jahre vor uns gelebt, ſo meynt man, müßten wir es auch unfehlbar weiter gebracht haben. Mit dieſem Scheltworte wird beſonders der arme Aeſchylus abgefertigt. Nun wahrlich, ſoll das die Kindheit der dramatiſchen Kunſt heißen, ſo war es die Kindheit des Herkules, der in der Wiege ſchon die Schlangen erdrückte.

Ich habe mich vorhin gegen den einſeitigen Aberglauben an das Anſehen der Alten erklärt, der ihre Vortrefflichkeit nur als kalte Fehlerloſigkeit begreift, und ſie auf ſolche Art nur als Muſter aufſtellt, daß alle Möglichkeit eines Fortſchrittes dadurch gehemmt wird, und die Ausübung der Kunſt als gänzlich fruchtlos nur aufgegeben werden müßte. Ich glaube vielmehr, daß die Poeſie, als der innigſte Ausdruck unſers ganzen Weſens, ſich in verſchiednen Zeitaltern auch von neuem eigenthümlich geſtalten muß. Dennoch hege ich eine begeiſterte Verehrung für die Griechen, als das von der Natur durch ganz einzige Begünſtigungen mit dem vollendetſten Kunſtſinne begabte Volk, in welchem Bewußtſeyn ſie auch alle ihnen bekannte Völker in Vergleich mit ſich Barbaren nannten, und gewiſſermaßen zu nennen berechtigt waren. Ich möchte nicht wie gewiſſe Reiſebeſchreiber verfahren, die, weil ſie aus einem Lande zurückkommen, wohin ihnen ihre Leſer nicht nachreiſen können, übertriebne Schilderungen machen, lauter Wunderdinge erzählen, und dadurch ihre Glaubwürdigkeit gefährden. Vielmehr werde ich nach der Wahrheit, wie ein oft wiederhohltes Studium ſie mich hat erkennen laſſen, und ohne Verſchweigung der Mängel, zu charakteriſiren, beſonders aber die griechiſche Szene vor den Augen meiner Zuhörer zu beleben ſuchen.

Wir handeln zuvörderſt von der Tragödie der Griechen, dann von ihrer alten, endlich von der aus dieſer entſtandenen neueren Komödie.

Allen dieſen drey Gattungen waren dieſelben Einrichtungen des Theaters mit einander gemein. Wir müſſen alſo auf deſſen Architektur und Verzierung vorläufig einen Blick werfen, damit uns die Art der Aufführung anſchaulich werde.

Auch die Schauſpielkunſt der Alten hatte manche durch beyde Gattungen hindurchgehende Eigenheiten, z. B. den Gebrauch der Masken, wiewohl ſonſt die tragiſche und komiſche gänzlich entgegengeſetzt, jene idealiſch, dieſe wenigſtens in der älteren Komödie carricaturmäßig war.

Bey der Tragödie reden wir erſt von demjenigen, was ſie überhaupt bey den Alten unterſcheidet:

von der Idealität der Darſtellung, von der darin herrſchenden Idee des Schickſals, und vom Chor; endlich von der Mythologie als dem Stoffe der tragiſchen Dichtung. Dann charakteriſiren wir in den drey noch vorhandenen Tragikern die verſchiedenen Style, d. h nothwendigen Epochen in der Geſchichte der tragiſchen Kunſt.

Dritte Vorleſung.

Bey der Benennung Theater denkt man ſich natürlich das, was bey uns dieſen Namen führt, und doch kann nichts in ſeinem ganzen Bau verſchiedner von unſerm Theater ſeyn als das griechiſche; und wenn man bey Leſung der griechiſchen Stücke unſre Szene in Gedanken hat, und ſie darauf überträgt, ſo muß man ſie ſchon deswegen in einem ganz falſchen Lichte betrachten.

Die mathematiſch genaue Hauptſtelle darüber findet ſich beym Vitruvius, der auch die wichtigen Unterſchiede des griechiſchen und römiſchen Theaters beſtimmt angiebt. Aber freylich ſind dieſe und andre Angaben bey den alten Schriftſtellern, von

Architekten, welche die alten Dramatiker nicht kann-
ten, verkehrt ausgelegt werden *); und wiederum
ſind die Philologen, welche von Architektur nichts
ußten, in große Irrthümer gerathen. Es fehlt
en alten Dramatikern daher noch gänzlich an der
rt von Auslegung, welche die ſzeniſche Anordnung
etrifft. Bey manchen Tragödien glaube ich darüber
emlich im klaren zu ſeyn, andre bieten nicht leicht
ufzulöſende Schwierigkeiten dar. Am ſchwerſten
llt es aber, ſich die Aufführung der Stücke des
riſtophanes anſchaulich vorzuſtellen: der ſinnreiche
ichter wird ſeine ſeltſamen Erfindungen auf eine
en ſo gewagte und überraſchende Art vor die Au-
n der Zuſchauer gebracht haben. Selbſt Barthe-
my's Beſchreibung der griechiſchen Bühne iſt ziem-
h verworren, und der hinzugefügte Grundriß des
chtlich unrichtig; wo er die Aufführung der
tücke angeben will, wie bey der Antigone und dem

) Ein merkwürdiges Beyſpiel hievon iſt das ſogenannte an-
tike Theater des Palladio zu Vicenza. Freylich war Her-
culanum damals noch nicht aufgegraben, und die Ruinen
der alten Theater ſind ſchwer zu verſtehen, wenn man
kein vollſtändiges geſehen hat.

Ajax, geräth er vollends auf Irrwege. Um ſo weniger wird das folgende überflüßig ſcheinen *).

Die Theater der Griechen waren oben ganz offen, ihre Schauſpiele wurden immer am hellen Tage und unter freyem Himmel aufgeführt. Bey den Römern hat man ſpäterhin wohl die Zuſchauer mit übergeſpannten Decken vor der Sonne geſchützt; ſchwerlich iſt bey den Griechen der Luxus je ſo weit getrieben worden. Uns ſcheint jene Einrichtung ſehr unbequem: allein die Griechen waren ein gar nicht weichlich gewöhntes Volk, alsdann dürfen wir auch das ſchöne Klima nicht vergeſſen. Wenn Ungewitter oder Platzregen einfiel, ſo wurde das Schauſpiel unterbrochen, ſonſt ließen ſie ſich viel lieber ein zufälliges Ungemach gefallen, als daß durch Einſperrung in ein dumpfiges Haus die ganze

---

*) Ich verdanke es zum Theil den Aufklärungen eines gelehrten Architekten, des Hrn. Genelli in Berlin, Verfaſſers der ſcharfſinnigen Briefe über den Vitruv. Wir haben verſchiedene griechiſche Tragödien mit der ſo verſtandnen Beſchreibung Vitruvs zuſammengehalten, und ihre Ausführung in Gedanken darnach verſucht; auch fand ich es nachher durch den Anblick des Theaters zu Herculanum und der beyden zwar äußerſt kleinen zu Pompeji beſtätigt.

Heiterkeit eines religiöſen Volksfeſtes, dergleichen ja die Schauſpiele waren, hätte zerſtört werden ſollen *). Die Szene ſelbſt zu ſchließen, und Götter und Heroen in dunkle mühſam erleuchtete Kammern einzukerkern, würde ihnen noch widerſprechender vorgekommen ſeyn. Eine Handlung, welche die Verwandtſchaft mit dem Himmel ſo herrlich beglaubigte, mußte auch unter freyem Himmel, gleichſam unter den Augen der Götter, vergehn, für die ja, wie Seneca ſagt, der Anblick eines tapfern mit Leiden ringenden Mannes ein würdiges Schauſpiel iſt. Mit dem vermeyntlichen großen Ungemach, welches nach der Behauptung mancher neueren Kritiker hieraus für die Dichter erwuchs, daß ſie genöthigt waren, den Schauplatz ihrer Stücke immer vor die Häuſer hinaus zu verlegen, und deßhalb manche Unſchicklichkeiten zu be-

---

*) Man wählte ſorgfältig eine ſchöne Lage. Das Theater zu Tauromenium, dem heutigen Taormina in Sicilien, wovon man noch die Ruinen ſieht, war, nach Münters Bemerkung, dergeſtalt angelegt, daß man über den Hintergrund der Szene hinaus die Ausſicht auf den Aetna hatte.

gehen, hat es, in Abſicht auf die Tragödie und ältere Komödie wenigſtens, nicht ſo viel auf ſich. Denn die Griechen lebten, wie wir es noch heutzutage an andern ſüdlichen Völkern ſehen, weit mehr in freyer Luft als wir, und verrichteten daher manches auf offenen Plätzen, was bey uns in den Häuſern zu geſchehen pflegt. Dann ſtellte ja das Theater nicht eben die Straße, ſondern einen noch zu dem Hauſe gehörigen Vorplatz vor, auf welchem auch der Altar ſtand, worauf den Schutzgöttern geopfert ward. Hier durften alſo allerdings die bey den Griechen ſo eingezogen lebenden Frauen, ſelbſt die unverheiratheten erſcheinen. Auch war es ihnen nicht unmöglich, dem Zuſchauer eine Ausſicht in das Innre der Häuſer zu eröffnen: dieß geſchah, wie wir ſogleich ſehen werden, vermittelſt des Enkyklema.

Was aber die Hauptſache iſt, ſo gehörte die Oeffentlichkeit nach dem republicaniſchen Sinne der Griechen mit zum Weſen einer ernſten und wichtigen Handlung. Dieß bedeutete die Gegenwart des Chores, deſſen Anweſenheit bey manchem, was als Geheimniß verhandelt wird, man ebenfalls nach dort ungültigen Schicklichkeiten beurtheilt und getadelt hat.

Die Theater der Alten waren, in Vergleich mit der Kleinheit der unſrigen nach einem koloſſaliſchen Maaßſtabe entworfen: theils um das geſamte Volk nebſt den zu den Feſten herbeyſtrömenden Fremden faſſen zu können; theils paßte ſich dieß auch zu der Majeſtät der dort aufzuführenden Schauſpiele, denen nur in einer ehrerbietigen Ferne zugeſehen werden durfte. Die Sitze der Zuſchauer beſtanden in Stufen, welche ſich um den Halbzirkel der Orcheſtra (was wir das Parterre nennen) rückwärts hinauf erhoben, ſo daß faſt alle gleich bequem ſehen konnten. Durch künſtliche Verſtärkung des Dargeſtellten für Geſicht und Gehör, welche in den Masken und darin angebrachten Verſtärkungsmitteln der Stimme, und in der Erhöhung der Figuren, vermittelſt des Kothurns beſtanden, wurde der durch die Ferne verurſachte Abgang erſetzt. Vitruv erwähnt auch im Gebäude vertheilte Schallgefäße, worüber die Ausleger ſehr uneinig geweſen ſind. Ueberhaupt darf man annehmen, daß die

/ a

Theater der Alten nach vortrefflichen akuſtiſchen Grundſätzen gebaut waren.

Die unterſte Stufe des Amphitheaters, war noch beträchtlich über die Orcheſtra erhoben, und in gleicher Höhe lag ihm die Bühne gegenüber. Der vertiefte Halbkreis der Orcheſtra blieb von Zuſchauern leer, und hatte eine andre Beſtimmung. Bey den Römern war es freylich anders, allein auf ihre theatraliſche Einrichtung nehmen wir hier keine Rückſicht.

Die Bühne beſtand aus einem Streif, der ſich von einem Ende des Baues bis zum andern erſtreckte, und gegen dieſe Breite nur wenig Tiefe hatte. Dieſer hieß das Logeum, auf Lateiniſch pulpitum, und deſſen Mitte war die gewöhnliche Stelle für die redenden Perſonen. Hinter dieſer Mitte ging die Szene hineinwärts, in viereckiger Form, jedoch mit weniger Tiefe als Breite. Der davon umfaßte Raum hieß das Proſzenium. Der übrige Theil des Logeum, rechts und links von der Szene, hatte, ſo wie vorn den zur Orcheſtra hinuntergehenden Rand, ſo hinter ſich eine nicht ſzeniſch ſondern bloß architektoniſch verzierte oder auch ganz einfache Mauer, welche bis zu gleicher Höhe mit den oberſten Stufen für die Zuſchauer reichte.

Die Decoration war ſo eingerichtet, daß der nahe liegende Hauptgegenſtand den Hintergrund einnahm, und die Ausſichten in die Ferne zu beyden Seiten angebracht waren, da man es bey uns gerade umgekehrt zu machen pflegt. Dieß hatte auch ſeine gewiſſe Regel: links war die Stadt abgebildet, wozu der Palaſt, Tempel oder was ſonſt die Mitte einnahm, gehörte; rechts das freye Feld, Landſchaft, Gebirge, Seeküſte, u. ſ. w. Die Seitendecorationen waren aus Dreyecken zuſammengeſetzt, welche ſich auf einer unten befeſtigten Axe drehten, und auf dieſe Art Verwandlungen der Szene bewerkſtelligen konnten [*]. Bey der hintern Decoration war vermuthlich manches körperlich ausgeführt, was bey uns nur gemahlt wird. Stellte ſie einen Palaſt oder Tempel vor, ſo befand ſich auf dem Proſzenium noch ein Altar, der bey der Aufführung der Stücke zu mancherley Gebrauch diente.

---

[*] Nach einer Anmerkung des Servius zum Virgil geſchah die Verwandlung der Szene theils durch Umdrehen, theils durch Wegziehen. Jenes gilt von den Seitendecorationen, dieſes von der mittleren des Hintergrundes. Es öffnete ſich nämlich die Bretterwand in der Mitte, verſchwand zu beyden Seiten, und ließ ein inneres neues Gemählde erblicken. Doch wurden nicht immer alle Theile der Szene zugleich verwandelt.

Die Decoration war in den meiſten Fällen architektoniſch, oft aber auch wahre Landſchaftmahlerey, wie im Prometheus, wo ſie den Caucaſus, oder im Philoktet, wo ſie die wüſte Inſel Lemnos und den Felſen mit ſeiner Höhle vorſtellte. Aus einer Stelle des Plato erhellet, daß die Griechen es in den Täuſchungen der theatraliſchen Perſpective viel weiter gebracht hatten, als man ihnen nach einigen ſchlechten in Herculanum entdeckten Landſchaften hat zugeſtehn wollen.

An der Hinterwand der Szene war ein großer Haupteingang und zwey Nebengänge befindlich. Nach den Angaben hat man daran ſchon ſehen können, ob der Schauſpieler eine Haupt- oder Nebenrolle zu ſpielen hatte, daß er in jenem Falle durch den mittleren, in dieſem durch einen der Seiteneingänge hereinkam. Allein dieß muß mit Unterſcheidung verſtanden werden, daß es ſich nach der Anordnung der Stücke gerichtet haben wird. Da die Hinterdecoration häufig ein Palaſt war, in welchem die königlichen Hauptperſonen wohnten, ſo kamen dieſe natürlich durch die große Thür, da Bediente hingegen in Nebengebäuden wohnten. Es gab aber noch zwey andere Eingänge: der eine war am einen Ende des Logeum, von woher die Bewohner der Stadt kamen; der andre unten an der Orcheſtra, dieß war die Seite für ſolche, die aus der Ferne kommen ſollten: ſie ſtiegen eine Treppe hinauf, welche das Logeum gegen die Orcheſtra zu hatte, und die allerley nach Beſchaffenheit der Umſtände bedeuten konnte. Der Eintritt mit Bezug auf die Seitendecorationen erklärte alſo ſchon, von woher die Schauſpieler als kommend gedacht werden müßten; natürlich konnten auch die Hauptperſonen in dem Fall ſeyn, ſich der beyden zuletzt erwähnten Eingänge bedienen zu müſſen. Aus der Lage dieſer Eingänge muß man ſich manche Stelle in den alten Dramen erklären, wo die in der Mitte ſtehenden Perſonen lange zuvor jemand kommen ſehen, ehe er ſich ihnen nähert.

Unter den Sitzen der Zuſchauer war irgendwo eine Stiege angebracht, welche die Charoniſche hieß, und wodurch, den Zuſchauern unbemerkt, die Schatten Abgeſchiedener in die Orcheſtra heraufkamen, die ſich dann durch den Aufgang auf die Bühne begaben. Der vordere Rand des Logeum mußte zuweilen das Ufer des Meeres vorſtellen. Ueberhaupt wußten die Griechen, was jenſeits der ſzeniſchen Decoration lag, dennoch für ſie zu benutzen und mitſpielen zu laſſen. So zweifle ich nicht, daß in den Eumeniden die Zuſchauer zweymal als verſammeltes gegenwärtiges Volk angeredet werden: einmal von der Pythia, wie ſie die Hellenen auffodert, ſich zu Befragung des Orakels zu melden; das zweytemal, wie Pallas durch den Herold bey dem zu haltenden Gericht Stille gebieten läßt. So wurden die häufigen Anreden an den Himmel unſtreitig gegen den wirklichen Himmel gerichtet, und wenn Elektra beym erſten Hervortreten ausruft: "O heiliges Licht und der Erde gleich verbreitete Luft!" ſo hat ſie ſich vielleicht gegen die eben aufgehende Sonne gewandt. Dieß ganze Verfahren iſt ſehr zu loben; neuere Kunſtrichter möchten zwar die Vermiſchung des Wirklichen und Nachgeahmten tadeln, als der Täuſchung nachtheilig, allein ſie misverſtehen das Weſen der Täuſchung, in ſo fern eine künſtleriſche Darſtellung ſie bezwecken wollen kann. Soll ein Gemählde eigentlich täuſchen, d. h. das Geſicht betrügen als wirklich, ſo muß man ſeine Gränzen nicht ſehen, ſondern es durch irgend eine Oeffnung erblicken; der Rahmen erklärt es gleich für ein Gemählde. Bey der ſzeniſchen Verzierung iſt es nun unvermeidlich eine dem Rahmen ähnliche Veranſtaltung anzubringen, nämlich eine architektoniſche Einfaſſung. Es iſt alſo weit beſſer, dieß nicht verkleiden zu wollen, ſondern mit Verzichtleiſtung auf jene Art von Täuſchung, wo es ſonſt Vortheil bringt, über die Gränzen des Verzierten eingeſtandner Weiſe hinauszugehen. Ueberhaupt war es griechiſcher Grundſatz, von allem auf der Bühne Nachgebildeten entweder eine gründliche Darſtellung zu verlangen, oder, wo dieſe nicht möglich war, ſich mit bloß ſymboliſchen Andeutungen zu begnügen.

Das Maſchinenwerk, um Götter in der Luft herabſchweben zu laſſen, oder Menſchen von der

Erde zu entrücken, war oben hinter den Mauern zu beyden Seiten der Szene angebracht, und alſo den Augen der Zuſchauer entzogen. Schon Aeſchylus machte einen großen Gebrauch davon, da er im Prometheus nicht bloß den Oceanos auf einem Greif durch die Luft ankommen läßt, ſondern den ganzen Chor der Oceaniden, der doch wenigſtens aus funfzehn Perſonen beſtanden haben wird, in einem geflügelten Wagen herbeyſchafft. Auch Verſenkungen gab es auf der Bühne, Veranſtaltungen zu Donner und Blitz, zum ſcheinbaren Einſturz oder Brande eines Hauſes, und mehr dergleichen.

Der Hinterwand der Szene konnte ein oberes Stockwerk zur Erhöhung aufgeſetzt werden, wenn man einen Thurm mit weiter Ausſicht oder ſonſt etwas der Art vorſtellen wollte. Hinter dem großen Mittel-Eingang konnte das Encyklema angeſchoben werden, eine Maſchine, welche nach innen einen Halbkreis bildend und oben bedeckt, den Zuſchauern die darin enthaltenen Gegenſtände als im Hauſe befindlich zeigte. Dieß wurde zu großen Theaterſtreichen benutzt, wie wir es an dem Beyſpiele vieler

Stücke ſehen. Natürlich blieb dann die Flügelthür des Eingangs offen, oder der ihn bedeckende Vorhang war aufgezogen.

Ein Vorhang der Szene, der aber, wie man aus einer Beſchreibung Ovids deutlich ſieht, nicht herabgelaſſen, ſondern von unten heraufgezogen wurde, wird ſowohl von griechiſchen als römiſchen Schriftſtellern erwähnt, die lateiniſche Benennung (aulaeum) iſt ſogar aus dem griechiſchen entlehnt. Indeſſen vermuthe ich doch, daß der Vorhang auf der attiſchen Bühne nicht gleich vom Anfange üblich geweſen. In den Stücken des Aeſchylus und denen des Sophokles iſt offenbar bey deren Eröffnung der Schauplatz leer, wie er es am Schluſſe wieder wird, und ſcheint keiner Vorkehrungen bedurft zu haben, welche den Augen der Zuſchauer hätten entzogen werden müſſen. Bey manchen Stücken des Euripides hingegen, vielleicht auch im Oedipus Tyrannus iſt die Bühne ſogleich bevölkert, und zeigt eine ſtehende Gruppe, welche nicht erſt vor den Augen der Zuſchauer gebildet werden konnte. Es verſteht ſich, daß nur das verhältnißmäßig kleine Proſzenium und nicht das Logeum durch den Vorhang gedeckt wurde; wegen deſſen großer Breite wäre dieß beynah unthunlich und zugleich überflüßig geweſen.

Der Chor hatte ſeine Eingänge unten an der Orcheſtra, wo auch ſein gewohnlicher Aufenthalt war, und in welcher er hin und her gehend während der Chorgeſänge ſeinen feyerlichen Tanz aufführte. Vorn in der Orcheſtra, der Mitte der Szene gegenüber, ſtand eine altarähnliche Erhöhung mit Stufen, eben ſo hoch wie die Bühne, Thymele genannt. Dieſe war der Sammelplatz des Chores, wann er nicht ſang, ſondern theilnehmend der Handlung zuſchaute. Der Chorführer ſtellte ſich alsdann auf die Fläche der Thymele, um zu ſehen, was auf der Bühne vorging, und mit den dort befindlichen Perſonen zu reden. Denn der Chorſang war zwar gemeinſchaftlich, wo er aber in den Dialog eingriff, führte nur einer ſtatt aller übrigen das Wort: daher auch die wechſelnden Anreden mit du und ihr. Die Thymele lag eben am Centrum des ganzen Baues, alle Vermeſſungen gingen von da aus, und der Halbkreis des Amphitheaters ward aus dieſem Punkte beſchrieben. Es war alſo ſehr bedeutſam, daß der Chor, welcher ja der idealiſche Stellvertreter der Zuſchauer war, gerade da ſeinen Platz hatte, wo alle Radien von deren Sitzen zuſammenliefen.

Was die tragiſche Mimik der Alten betrifft, ſo war ſie ganz idealiſch und rhythmiſch, und muß aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt werden. Idealiſch, d. h. ſie war vor allem auf die höchſte Würde und Anmuth gerichtet; rhythmiſch: das Gebehrdenſpiel und die Biegungen der Stimme waren feyerlicher abgemeſſen, als ſie es in der Wirklichkeit ſind. Gerade wie die bildende Kunſt der Griechen mit gleichſam wiſſenſchaftlicher Strenge von dem allgemeinſten Begriffe ausging, dieſen zu verſchiedenen immer noch allgemeinen Charaktern ausbildete, welche ſie erſt allmählich mit lebendigem Reiz bekleidete, ſo daß das Individuelle durchaus das letzte war, wozu ſie herabſank: ſo ging auch die Mimik zuvörderſt auf die Idee, (die Perſonen mit heroiſcher Größe, übermenſchlicher Würde, und idealer Schönheit erſcheinen zu laſſen) dann auf den Charakter, und endlich auf die Leidenſchaft, welche alſo in der Colliſion nachſtehen mußte. Sie wollten lieber an der Lebendigkeit der Darſtellung einbüßen als an der Schönheit; wir machen es gerade umgekehrt. Der Gebrauch der Maſken, der uns befremdet, war dieſem Streben zufolge nicht bloß zu rechtfertigen, ſondern durchaus weſentlich; und weit entfernt, daß er ein Nothbehelf geweſen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar mit Wahrheit für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauſpieler mit gemeinen, unedlen, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen einen Apoll oder Hercules darſtellen zu laſſen; ja dieß hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten. Wie wenig vermag ſelbſt der im Mienenſpiel geübteſte Schauſpieler den Charakter ſeiner Züge zu verändern! Und dieß hat doch auf den Ausdruck der Leidenſchaft einen nachtheiligen Einfluß, da alle Leidenſchaft vom Charakter tingirt iſt. Man hat auch nicht nöthig, zu der Vermuthung ſeine Zuflucht zu nehmen, als hätten ſie die Maſken in den verſchiedenen Szenen gewechſelt, um ein traurigeres oder fröhlicheres Geſicht zu zeigen*).

---

*) Eine Vermuthung nenne ich es, wiewohl Barthelemy im Anacharſis es als ausgemacht vorausſetzt. Er führt keine Beweisſtelle an, und ich entſinne mich eben auch keiner.

Dieß würde doch nicht hingereicht haben, da die Leidenſchaften oft in derſelben Szene wechſeln: und jene modernen Kunſtbeurtheiler möchten alſo nur noch die lächerliche Annahme von Masken mit zwey ungleichen Hälften hinzufügen, welche zu beyden Seiten verſchiedene Mienen gezeigt, und nach Befinden der Umſtände den Zuſchauern bald ſo bald ſo hätten zugekehrt werden können*). Nein, das

---

*) Voltaire, in einer der Semiramis vorangeſchickten Abhandlung über das Trauerſpiel der Alten und Neueren, iſt in der That ſo weit gegangen. Unter einer Menge vermeynter Mißſtände, die er zuſammenhäuft, um die Bewunderer der antiken Tragödie zu widerlegen, führt er auch dieß an: aucune nation (außer den Griechen nämlich) ne fait paraître ses acteurs sur des espèces d'échasses, le visage couvert d'un masque, qui exprime la douleur d'un côté et la joye de l'autre. Bey der gewiſſenhafteſten Nachforſchung, auf welche Grundlage ſich eine ſo dreiſt ausgeſprochene allen Glauben überſteigende Angabe gründen möchte, finde ich durchaus nichts als eine Stelle beym Quinctilian Lib. XI. cap. 3., und eine noch unbeſtimmtere Andeutung des Platonius. (S. Aristoph. ed. Küster. prolegom. p. X.) Beyde Stellen beziehen ſich bloß auf die neuere Komödie, und geben nur an, daß in einigen Rollen die Augenbraunen ungleich geweſen. Zu

Geſicht blieb von Anfang bis zu Ende in derſelben Verfaſſung, wie wir ſie an den in Stein gehauenen antiken Masken ſehen können. Für den Ausdruck der Leidenſchaft blieben die Blicke, die Bewegungen der Arme und Hände, die Stellungen, endlich der Ton der Stimme übrig. Man beklagt den Verluſt des Mienenſpiels, ohne zu bedenken, daß es bey der großen Entfernung dennoch würde verlohren gegangen ſeyn.

Davon iſt hier nicht die Frage, ob nicht ohne Masken eine höhere abgeſonderte Ausbildung de

---

welcher Abſicht dieß Statt gefunden haben mag, darüber werde ich weiter unten bey der neueren griechiſchen Komödie noch ein Wort ſagen. Voltaire bleibt dennoch ohne Entſchuldigung, da die Erwähnung des Kothurns keinen Zweifel übrig läßt, daß er von den tragiſchen Masken hat ſprechen wollen. Auch hatte wohl ſchwerlich ſein Irrthum einen ſo gelehrten Urſprung. Es dürfte bey Voltaire in den meiſten Fällen eine brodloſe Mühe ſeyn, den Quellen ſeiner Unwiſſenheit nachzuſpüren. Jene ganze Beſchreibung der attiſchen Tragödie ſo wie die des Kothurns insbeſondre, iſt des Alterthumskenners würdig, der ſich rühmt (in der Abhandlung über das Trauerſpiel, vor ſeinem Brutus) den römiſchen Senat in *rothen Mänteln* auf die Bühne gebracht zu haben.

Mimik Statt finden könne, welches man gern bejahen mag. Zwar redet Cicero von der Bedeutſamkeit, Anmuth und Feinheit im Spiel der Roscius, wie ein neuerer Kunſtkenner nur irgend an den Darſtellungen eines Garrik oder Schröder alles dieß entwickeln könnte. Allein ich will mich nicht auf dieſen durch ſeine Vortrefflichkeit zum Sprüchwort gewordenen Schauſpieler berufen, weil aus einer Stelle Cicero's hervorgeht, daß er häufig ohne Maſke geſpielt, und daß ſeine Zeitgenoſſen dieß vorgezogen. Ich zweifle, ob dieß je bey den Griechen geſchehen iſt. Derſelbe Schriftſteller erzählt aber, wie die Schauſpieler überhaupt, um zu vollkommner Reinheit und Biegſamkeit der Stimme zu gelangen, (und zwar nicht bloß der Singſtimme, ſonſt hätte das Beyſpiel dem Redner nicht taugen können) ſich anhaltend ſolchen Uebungen unterzogen, welche unſern heutigen Schauſpielern, ſelbſt den franzöſiſchen, die noch am meiſten Schule haben, eine unerhörte Zumuthung dünken würden. Für die Darlegung mimiſcher Künſtler-Fertigkeit für ſich allein ohne den Vortrag der Worte haben die Alten wohl durch ihre Pantomimen in einer den Neueren ganz unbekannten Vollkommenheit geſorgt. Bey der Tragödie war aber ſtrenge künſtleriſche Unterordnung die Hauptſache: das Ganze ſollte von Einem Geiſte beſeelt ſeyn, und deswegen ging nicht bloß die Dichtung, ſondern auch die muſikaliſche Begleitung, die ſzeniſche Verzierung und Darſtellung von dem Dichter ſelbſt aus. Der Schauſpieler war bloß Werkzeug, und ſein Verdienſt beſtand in der Genauigkeit, womit er ſeine Stelle ausfüllte, gar nicht in willkührlicher Bravour und dem Prunk beſondrer Meiſterſchaft.

Weil man wegen der Beſchaffenheit der Schreibmaterialien noch nicht die Bequemlichkeit des häufigen Abſchreibens hatte, ſo wurden die Rollen durch wiederhohltes Vorſagen des Dichters einſtudirt, und der Chor ebenfalls auf dieſe Weiſe geübt. Dieß hieß ein Stück lehren. Da der Dichter zugleich Muſiker, meiſtens auch Schauſpieler war, ſo mußte es zur Vollkommenheit der Ausführung viel beytragen.

Die größere Schwierigkeit der Aufgabe des heutigen Schauſpielers, der ſein Individuum verwandeln ſoll, ohne es verſtecken zu dürfen, kann man leicht eingeſehen; allein ſie giebt keinen ächten Maaßſtab der Kunſtbeurtheilung ab, nach welchem doch wohl die Aufſtellung des Edelſten und Schönſten den Vorzug verdienen möchte.

Wie die Züge des Schauſpielers durch die Maske entſchiedener bezeichnet würden, wie ſeine Stimme durch eine darin angebrachte Vorrichtung verſtärkt ward, ſo erhöhete der Kothurn, der aus mehreren beträchtlichen Unterlagen unter den Sohlen beſtand, wie man ſie noch an antiken Bildniſſen der Melpomene ſieht, ſeine Geſtalt über das gewöhnliche Maaß. Auch die Frauenrollen wurden von Männern geſpielt, da weibliche Haltung und Stimme nicht hingereicht hätte die tragiſchen Heldinnen mit dem gehörigen Nachdruck auszuſtatten.

Die Formen der Masken *) und die ganze Erſcheinung der tragiſchen Figuren kann man ſich

---

*) Dieſe lernt man an den auf uns gekommenen Nachbildungen in Stein kennen. Sie ſind zugleich ſchön und mannichfaltig. Daß eine große Mannichfaltigkeit auch im tragiſchen Fache (im komiſchen verſteht es ſich von ſelbſt) Statt gefunden habe, davon muß uns der reiche Vorrath von Kunſtausdrücken, welche die griechiſche Sprache für

nicht leicht ſchön und würdig genug denken. Man wird wohl thun, ſich dabey die alte Sculptur ge-

---

alle Abſtufungen des Alters und Charakters der Maſken darbietet, überzeugen. S. des **Jul. Pollux Onomaſticon.** Was man aber an den marmornen Maſken nicht ſehen kann, iſt die dünne Maſſe, woraus die wirklichen gearbeitet waren, die zarte Färbung und die geſchickte Anfügung. Der Ueberfluß Athens an vortrefflichen Arbeiten in allem, was auf die bildenden Künſte Bezug hat, läßt uns vermuthen, daß ſie hierin unübertrefflich geweſen ſeyn. Wenn man beym römiſchen Carnaval die vor kurzem aufgekommenen wächſernen Maſken im edlen Styl, welche zum Theil auch den ganzen Kopf umſchließen, geſehen hat, ſo kann man ſich ziemlich eine Vorſtellung von den theatraliſchen der Alten machen. Jene ahmen das Leben bis auf die Bewegung meiſterlich nach, und täuſchen in der Entfernung, wo man etwa die Schauſpieler ſah, vollkommen. Auch iſt an ihnen immer das Weiße des Augapfels befindlich, wie wir es an den antiken in Marmor ſehen, und der Verlarvte ſieht bloß durch die für den Augenſtern gelaſſene Oeffnung. Die Alten müſſen zuweilen noch weiter gegangen ſeyn, und der Maſke ſogar eine Iris eingefügt haben, nach der Angabe, der Sänger Thamyris, vermuthlich in einem Stücke des Sophokles, ſey mit einem blauen und einem ſchwarzen Auge erſchienen. Auch Zufälligkeiten wurden nachgeahmt, z. B. die mit Blut unterlaufenen Wangen der Tyro, von den genwärtig zu erhalten, und vielleicht iſt es das treffendſte Bild ſich jene als belebte, bewegliche Statuen im großen Styl zu denken. Nur da die Sculptur ſo gern ſich der Bekleidung entledigte, um die weſentlichere Schönheit des Körpers abzubilden, wird die ſzeniſche Plaſtik dem entgegengeſetzten Grundſatze gefolgt ſeyn, ſo viel möglich zu bekleiden; ſo wohl der Anſtändigkeit wegen, als weil die wirklichen Formen des Körpers nicht edel und ſchön genug gegen die des Geſichts geweſen wären. Man wird alſo auch diejenigen Gottheiten, welche die Sculptur immer ganz oder halb entkleidet bildet, in vollſtändiger Bekleidung haben auftreten laſſen. Unter dieſer wandten ſie aber mancherley Mittel an, die Formen der Glieder auf die geſchickteſte Art ſcheinbar zu verſtärken, und ſo in der künſtlich vergrößerten Geſtalt des Schauſpielers das Ebenmaaß herzuſtellen.

Mißhandlungen ihrer Stiefmutter. Freylich mußte der Kopf durch die Maskenbekleidung etwas groß gegen die Höhe der Figur ausfallen; jedoch wurde dieß Mißverhältniß, bey den tragiſchen Schauſpielern wenigſtens durch die Erhebung des Kothurns wieder aufgehoben.

Die groſse Breite des Theaters im Verhältniß zu der geringern Tiefe mußte der Gruppirung der Figuren die einfache und einleuchtende Anordnung des Basreliefs geben. Wir ziehen auf der Bühne wie überall die mehr gedrängten, ſich ſelbſt zum Theil deckenden und in die Ferne fliehenden mahleriſchen Gruppen vor; die Alten hingegen liebten die Verkürzungen ſo wenig, daß ſie ſogar in ihrer Mahlerey ſie meiſtens vermieden. Die Bewegungen begleiteten den Rhythmus der Declamation, und es wurde darin die höchſte Schönheit und Anmuth geſucht. Der poetiſchen Behandlung gemäß mußte in dem Spiel Ruhe ſeyn, und alles in Maſſen gehalten werden, ſo daß es eine Folge plaſtiſch feſtgehaltener Momente darbot, und der Schauſpieler vermuthlich nicht ſelten einige Zeit lang in derſelben Stellung unbeweglich verweilte. Doch darf man ja nicht denken, als ob die Griechen ſich deswegen mit einer kalten kraftloſen Darſtellung der Leidenſchaften begnügt hätten: dieß würde damit ſchlecht übereingeſtimmt haben, daß oft ganze Zeilen der Tragödien unarticulirten Ausrufen des Schmerzes gewidmet ſind, für die unſre heutigen Sprachen keine entſprechenden haben.

Ich habe verſchiedentlich die Vermuthung geleſen, der Vortrag des Dialogs möchte unſerm heutigen Recitativ ähnlich geweſen ſeyn. Das einzige, worauf ſich dieß gründen läßt, iſt, daß die griechiſche Sprache, ſo wie die ſüdlichen überhaupt, mit mehr muſikaliſchen Biegungen der Stimme als unſre nordiſchen Sprachen vorgetragen worden ſeyn muß. Sonſt aber, glaube ich, wird ihre tragiſche Declamation durchaus dem Recitativ unähnlich geweſen ſeyn: auf der einen Seite viel abgemeſſener, auf der andern weit entfernt von deſſen gelehrten und künſtlichen Modulationen.

So wird auch auf die allgemeine Angabe hin, die alte Tragödie ſey mit Muſik und Tanz begleitet geweſen, noch oft die Vergleichung zwiſchen ihr und der Oper erneuert *), welche doch die unpaſſendſte von der Welt iſt, und von gänzlicher Unbekanntſchaft mit dem Geiſte des claſſiſchen Alterthumes zeugt. Jener Tanz, jene Muſik haben mit

---

*) Selbſt Barthelemy läßt ſich dieß zu Schulden kommen, in einer Anmerkung zum 70ſten Capitel des Anacharſis.

dem, was bey uns ſo heißt, nichts als den Namen gemein. In der Tragödie war die Poeſie die Hauptſache: alles übrige war nur dazu da, ihr, und zwar in der ſtrengſten Unterordnung zu dienen. In der Oper hingegen iſt die Poeſie nur Nebenſache, Mittel das übrige anzuknüpfen; ſie wird unter ihren Umgebungen faſt ertränkt. Die beſte Vorſchrift für einen Opertext iſt daher, eine poetiſche Skizze zu liefern, deren Umriſſe nachher durch die übrigen Künſte ausgefüllt und gefärbt werden. Dieſe Anarchie der Künſte, da Muſik, Tanz und Decoration durch Verſchwendung ihrer üppigſten Reize ſich gegenſeitig zu überbieten ſuchen, iſt das eigentliche Weſen der Oper. Welch eine Opernmuſik wäre das, welche die Worte mit den einfachſten Modulationen bloß rhythmiſch begleitete? In dem ſchwelgeriſchen Wetteifer der Darſtellungsmittel, in der Verwirrung des Ueberfluſſes liegt gerade der fantaſtiſche Zauber. Dieſer würde durch Annäherung an die Strenge des antiken Geſchmacks in irgend einem Punkte, wäre es auch nur im Koſtum, geſtört werden; denn nun wäre jene Buntheit in allem übrigen auch nicht zu dulden.

Vielmehr paſſen ſich für die Oper glänzende, mit Flitterputz überladene Trachten: dadurch werden ſo manche gerügte Unnatürlichkeiten, z. B. daß die Helden in der höchſten Verzweifelung mit Coloraturen und Trillern abgehn, wieder gehoben. Es ſind keine wirklichen Menſchen, ſondern eine ſeltſame Art ſingender Geſchöpfe bevölkert dieſe Feenwelt. Auch ſchadet es nicht, daß die Oper uns in einer meiſt nicht verſtandenen Sprache vorgetragen wird: der Text geht ja ohnehin in ſolcher Muſik verlohren, es kommt bloß darauf an, welche Sprache die tönendſte und wohllautendſte iſt; die für die Arien am meiſten offene Vocale und lebhafte Accente für das Recitativ hat. Man würde alſo eben ſo Unrecht haben, wenn man die Oper der Einfachheit der griechiſchen Tragödie annähern wollte, als es verkehrt iſt, dieſe mit jener zu vergleichen.

Bey der ſyllabiſchen Compoſition, welche, damals wenigſtens in der griechiſchen Muſik durchgängig galt, hat der feyerliche Chorgeſang, deſſen Anmuth wir uns an manchen, beſonders gottesdienſtlichen, ſo kunſtlos ſcheinenden Nationalgeſängen einigermaßen vorſtellen können, ohne andre Begleitung von Inſtrumenten als die einer einzigen Flöte, gewiß die Deutlichkeit der Worte nicht im mindeſten verdunkelt. Denn die Chöre und die lyriſchen Geſänge überhaupt ſind der ſchwer verſtändlichſte Theil der alten Tragödie, und mußten es auch für die mitlebenden Zuhörer ſeyn. Es kommen darin die verſchlungenſten Wortfügungen, die fremdeſten Ausdrücke, die kühnſten Bilder und Anſpielungen vor. Wie ſollten die Dichter eine ſo auserleſene Kunſt daran verſchwendet haben, wenn ſie doch beym Vortrage hätte verlohren gehen müſſen? Solche Zwecklosigkeit der Auszierung lag gar nicht in der griechiſchen Sinnesart.

In den Sylbenmaaßen ihrer Trauerſpiele herrſcht überhaupt eine ſehr ausgebildete Geſetzmäßigkeit, aber keinesweges eine ſteife ſymmetriſche Einförmigkeit. Außer der unendlichen Mannichfaltigkeit der lyriſchen Strophen, welche der Dichter jedesmal beſonders erfand, haben ſie noch ein Sylbenmaaß, um den Uebergang der Gemüthsſtimmung aus dem Dialog zum Lyriſchen anzudeuten, die Anapäſte; zwey für den Dialog ſelbſt, wovon das eine, bey weitem am meiſten gebrauchte, der jambiſche Trimeter, das gehaltene Anſtreben der Handlung, das andere, der trochäiſche Tetrameter, raſche Leidenſchaftlichkeit ausdrückt. Es würde uns zu weit in die Tiefen der Metrik abführen, hier auf die Beſchaffenheit und Bedeutung dieſer Sylbenmaße näher einzugehn. Ich habe dieß nur deswegen bemerken wollen, weil man ſo viel von der Einfachheit der alten Tragödie ſpricht, welche auch in der Anlage des Ganzen, wenigſtens bey den zwey älteren Dichtern, Statt findet; in der Ausführung aber wurde die reichſte Mannichfaltigkeit poetiſchen Schmuckes aufgewandt. Es verſteht ſich, daß zur Kunſt des Schauſpielers die genaueſte Richtigkeit im Vortrage der Versarten gehörte, da wir wiſſen, daß die Feinheit des griechiſchen Ohres ſelbſt an Rednern die verletzte Quantität einer Sylbe rügte.

Wir kommen nun auf das Weſen der griechiſchen Tragödie ſelbſt. Man ſtimmt dahin überein, die Darſtellung in ihr ſey idealiſch. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als wären die darin eingeführten Perſonen insgeſamt ſittlich vollkommen. Wie ſollte unter ſolchen ein Widerſtreit Statt finden, welchen doch die Verwickelung des Drama's erfordert? Es werden Schwächen, Fehler, ja Verbrechen an ihnen geſchildert, aber überall ſind ihre Sitten über die Wirklichkeit hinaus geadelt, und jeder Perſon iſt ſo viel Würde und Größe verliehen, als ihr Antheil an der Handlung es nur irgend geſtattet. Dieß iſt aber noch nicht alles. Das Idealiſche in der Darſtellung beruht beſonders darauf, daß ſie in eine höhere Sphäre verſetzt ſind. Die tragiſche Poeſie wollte das Abbild der Menſchheit, welches ſie uns aufſtellt, ganz von dem Boden der Natur lostrennen, woran der Menſch in der Wirklichkeit gefeſſelt iſt, wie ein an die Scholle gebundner Leibeigener. Wie mochte ſie dieß bewerkſtelligen? Sollte ſie es frey in der Luft ſchweben laſſen? Dazu müßte ſie es von dem Geſetz der Schwere losſprechen, ihm allen irdiſchen Stoff und ſomit auch den körperlichen Gehalt entziehen. Sehr oft iſt das, was man in der Kunſt als Idealität preiſt, nichts andres. Es werden dadurch nur luftige verfliegende Schattenbilder hervorgebracht, die keine dauernde Einprägung in das Gemüth bewirken können. Den Griechen aber gelang es, Idealität und Realität, oder, ohne Schulbenennung, übermenſchliche Hoheit und menſchliche Wahrheit in der Kunſt auf das vollkommenſte zu vereinigen, und der Erſcheinung einer Idee nachdrückliche Körperlichkeit zu geben. Nicht haltungslos im leeren Raume ließen ſie ihre Gebilde umherflattern, ſondern ſie ſtellten die Statue der Menſchheit auf die ewige unerſchütterliche Baſis der ſittlichen Freyheit; und damit ſie ohne Wanken feſt darauf ſtehen möchte, drückte ihr eignes Gewicht, da ſie aus Stein oder Erz, einer gediegeneren Maſſe gebildet war, als die lebenden Menſchengeſtalten, ſie darauf herab, und ſie war eben durch ihre Erhöhung und Pracht dem Geſetz der Schwere nur deſto entſchiedener unterworfen.

Innere Freyheit und äußere Nothwendigkeit, dieß ſind die beyden Pole der tragiſchen Welt. Jede dieſer Ideen wird erſt durch den Gegenſatz der andern zur vollen Erſcheinung gebracht. Da das Gefühl innrer Selbſtbeſtimmung den Menſchen über die unumſchränkte Herrſchaft des Triebes, des angebohrnen Inſtinktes erhebt, ihn mit einem Worte von der Vormundſchaft der Natur losſpricht, ſo kann auch die Nothwendigkeit, welche er neben ihr anerkennen ſoll, keine bloße Natur-Nothwendigkeit ſeyn, ſondern ſie muß jenſeits der ſinnlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liegen; folglich ſtellt ſie ſich als die unergründliche Macht des Schickſals dar. Deßhalb geht ſie auch über die Götterwelt hinaus; denn die griechiſchen Götter ſind bloße Naturmächte; und wiewohl unermeßlich viel höher als der ſterbliche Menſch, ſtehen ſie doch dem Unendlichen gegenüber auf der gleichen Stufe mit ihm. Dieß beſtimmt die ganz verſchiedne Art, wie ſie vom Homer und den Tragikern eingeführt werden. Dort erſcheinen ſie mit zufälliger Willkühr, und können dem epiſchen Gedichte nichts höheres ertheilen als den Reiz des Wunderbaren. In der Tragödie hingegen treten ſie auf, entweder als Diener des Schickſals, und vermittelnde Ausführer ſeiner Beſchlüſſe; oder die Götter bewähren ſich ſelbſt erſt durch freyes Handeln als göttlich, und ſind in ähnlichen Kämpfen wie der Menſch mit dem Verhängniß begriffen.

Dieß iſt das Weſen des Tragiſchen im Sinne der Alten. Wir ſind gewohnt, alle entſetzlichen oder jammervollen Begebenheiten tragiſch zu nennen, und es iſt gewiß, daß die Tragödie dergleichen vorzugsweiſe wählt, wiewohl keinesweges ein trauriger Ausgang unumgänglich nöthig iſt, und mehrere alte Tragödien, z. B. die Eumeniden, der Philoktetes, gewiſſermaßen auch der Oedipus zu Kolonos, ſo viele Stücke des Euripides nicht zu erwähnen, fröhlich und aufheiternd endigen.

Warum aber wählt die Tragödie Gegenſtände, welche den Wünſchen und Bedürfniſſen unſrer ſinnlichen Natur ſo furchtbar widerſprechen? Dieſe ſchon oben berührte Frage iſt häufig aufgeworfen und meiſtens nicht ſonderlich befriedigend aufgelöſt worden. Einige haben geſagt, das Vergnügen an ſolchen Vorſtellungen rühre von der Vergleichung unſers ruhigen und ſichern Zuſtandes mit den durch Leidenſchaften verurſachten Stürmen und Verwirrungen her. Aber wenn man lebhaft an den tragiſchen Perſonen Theil nimmt, ſo vergißt man ſich ſelbſt darüber; und denkt man an ſich, ſo iſt es ein Zeichen, daß man nur ſchwachen Antheil nimmt, und das Trauerſpiel ſeine Wirkung verfehlt. Andre haben es in dem Gefühl der ſittlichen Beſſerung geſucht, welche durch den Anblick der gehandhabten poetiſchen Gerechtigkeit, der Belohnung der Guten und der Beſtrafung der Böſen, in uns bewirkt werde. Allein derjenige, für den der Anblick ſolcher abſchreckenden Beyſpiele in der That heilſam wäre, würde dadurch eine niedrige von ächter Sittlichkeit weit abſtehende Geſinnung in ſich gewahr werden, und vielmehr Demüthigung als Erhebung des Gemüths empfinden. Ueberdieß iſt die poetiſche Gerechtigkeit gar nicht zum Weſen einer guten Tragödie unerläßlich; dieſe darf mit dem Leiden des Rechtſchaffnen und dem Triumph des Laſterhaften ſchließen, wenn nur durch das Bewußtſeyn und die Ausſicht in die Zukunft das Gleichgewicht hergeſtellt wird. Wenig gebeſſert iſt man, wenn man mit Ariſtoteles ſagen will: die Tragödie habe den Zweck, durch Erregung von Mitleiden und Schrecken die Leidenſchaften zu reinigen. Furs erſte haben die Ausleger durchaus nicht über den Sinn dieſes Satzes einig werden können, und zu den gezwungenſten Erklärungen ihre Zuflucht genommen. Man ſehe darüber Leſſings Dramaturgie. Leſſing bringt eine neue Erklärung vor, und meynt im Ariſtoteles einen poetiſchen Euklides zu finden. Allein mathematiſche Demonſtrationen ſind keinem Mißverſtändniß unterworfen, und der Begriff geometriſcher Cadenz dürfte wohl auf die Theorie der ſchönen Künſte gar nicht anwendbar ſeyn. Geſetzt aber auch, die Tragödie bewirkte dieſe moraliſche Heilcur in uns, ſo thut ſie es durch ſchmerzliche Empfindungen, Schrecken und Mitleid, und es wäre alſo noch immer nicht erklärt, wie wir jene Wirkung ſogleich mit Wohlgefallen ſpüren ſollten.

Noch Andre haben ſich begnügt zu ſagen, was uns zu tragiſchen Darſtellungen hinzieht, ſey das Bedürfniß heftiger Erſchütterungen, um uns aus der Dumpfheit des alltäglichen Lebens zu reißen. Dieß Bedürfniß iſt vorhanden, ich habe es anerkannt, als ich vom Reiz des Schauſpiels überhaupt redete; es hat den Thiergefechten, bey den Römern ſogar den Fechterſpielen ihren Urſprung gegeben. Aber ſollten wir, weniger verhärtet, und zu zarteren Rührungen geneigt, Halbgötter und Helden in die blutige Arena der tragiſchen Bühne herabſteigen zu ſehen verlangen, wie verworfene Gladiatoren, nur um unſre Nerven durch den Anblick ihrer Leiden zu erſchüttern? Nein, es iſt nicht der Anblick des Leidens, was den Reiz eines Trauerſpiels ausmacht, oder der Spiele des Circus, oder ſelbſt der Thiergefechte. In dieſen ſieht man Gewandtheit, Stärke und Muth ſich entwickeln, lauter Eigenſchaften, die geiſtigen und ſittlichen Fertigkeiten des Menſchen verwandt ſind. Was in einem ſchönen Trauerſpiel aus unſrer Theilnahme an den dargeſtellten gewaltſamen Lagen und zerreißenden Leiden eine gewiſſe Befriedigung hervorgehen läßt, iſt entweder das Gefühl der Würde der menſchlichen Natur, durch große Vorbilder geweckt, oder die Spur einer höheren Ordnung der Dinge, dem ſcheinbar unregelmäßigen Gange der Begebenheiten eingedrückt, und geheimnißvoll darin offenbart, oder beydes zuſammen.

Die wahre Urſache alſo, warum die tragiſche Darſtellung auch das Herbeſte nicht ſcheuen darf, iſt: daß eine geiſtige und unſichtbare Kraft nur durch den Widerſtand gemeſſen werden kann, welchen ſie in einer äußerlichen und ſinnlich zu ermeſſenden Gewalt leiſtet. Die ſittliche Freyheit des Menſchen kann ſich daher nur im Widerſtreit mit den ſinnlichen Trieben offenbaren: ſo lange keine höhere Anfoderung an ſie ergeht, dieſen entgegen zu handeln, ſchlummert ſie entweder wirklich in ihm, oder ſie ſcheint doch zu ſchlummern, indem er ſeine Stelle auch als bloßes Naturweſen gehörig ausfüllen kann. Nur im Kampf bewährt ſich das Sittliche, und wenn denn der tragiſche Zweck einmal als eine Lehre vorgeſtellt werden ſoll, ſo ſey es dieſe: daß, um die Anſprüche des Gemüths auf innere Göttlichkeit zu behaupten, das irdiſche Daſeyn für nichts zu achten ſey; daß alle Leiden dafür erduldet, alle Schwierigkeiten überwunden werden müſſen.

Ueber alles, was dieſen Punkt betrifft, darf ich auf den Abſchnitt vom Erhabenen in Kants Kritik der Urtheilskraft verweiſen, welchem, um ganz vortrefflich zu ſeyn, nichts fehlt, als eine beſtimmtere Rückſicht auf die Tragödie der Alten, die dieſem Philoſophen aber nicht ſonderlich bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint.

Ich komme auf eine andre Eigenheit, welche die alte Tragödie von der unſrigen unterſcheidet: den Chor. Wir müſſen ihn begreifen als den perſonifizirten Gedanken über die dargeſtellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darſtellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der geſamten Menſchheit. Dieß iſt ſeine allgemeine poetiſch gültige Bedeutung, welche uns hier allein angeht, und der es keinen Eintrag thut, daß der Chor eine örtliche Veranlaſſung in den Feſtlichkeiten des Bacchus hatte, und bey den Griechen auch immer eine beſondere nationale Bedeutung behielt. Nämlich, wie ſchon oben bemerkt worden, bey ihrem republicaniſchen Geiſte gehörte für ſie zur Vollſtändigkeit einer Handlung auch deren Oeffentlichkeit. Da ſie nun mit ihren Dichtungen in das heroiſche Zeitalter zurückgingen, wo noch die monarchiſche Verfaſſung galt, ſo republicaniſirten ſie gewiſſermaßen jene Heldenfamilien dadurch, daß ſie bey ihren Verhandlungen entweder Aelteſte aus dem Volk, oder andre Perſonen, die etwas ähnliches vorſtellen konnten, gegenwärtig ſeyn ließen. Freylich war dieſe Oeffentlichkeit den Sitten des Heldenalters, wie wir ſie aus dem Homer kennen lernen, nicht eben angemeſſen; allein die dramatiſche Poeſie behandelte ſowohl das Koſtum als die Mythologie überhaupt mit ſelbſtſtändiger und ſelbſtbewußter Freyheit.

Auf dieſe Art wurde nun die Einführung des Chores, welche ſich, da das Ganze den Schein der Wirklichkeit haben ſollte, den jedesmaligen Bedingungen der dargeſtellten Geſchichte fügen mußte, bewerkſtelligt. Was er auch in dem einzelnen Stücke beſonders ſeyn und thun mochte, ſo ſtellte er überhaupt und zuvörderſt den nationalen Gemeingeiſt, dann die allgemeine menſchliche Theilnahme vor. Der Chor iſt mit einem Worte der idealiſirte Zuſchauer. Er lindert den Eindruck einer tief erſchütternden oder tief rührenden Darſtellung, indem er dem wirklichen Zuſchauer ſeine eignen Regungen ſchon lyriſch, alſo muſikaliſch ausgedrückt entgegenbringt, und ihn in die Region der Betrachtung hinaufführt.

Die neueren Kunſtrichter haben immer nicht gewußt, was ſie aus dem Chore machen ſollten, und dieß iſt um ſo weniger zu verwundern, da ſchon Ariſtoteles keine befriedigenden Aufſchlüſſe darüber giebt. Beſſer ſchildert Horaz das Amt des Chores, indem er ihm eine allgemeine Stimme ſittlicher Theilnahme, Belehrung und Warnung zuſchreibt. Jene glaubten zum Theil, deſſen Hauptzweck ſey, das Theater niemals leer zu laſſen, da er ſich doch eigentlich gar nicht auf der Szene befand; oder ſie tadelten ihn, als eine überflüſſige und läſtige Begleitung, ſtießen ſich an die vermeynte Unſchicklichkeit, daß ſo manches geheime in Gegenwart einer beträchtlichen Menſchenmaſſe verhandelt wird; ſie ſahen dieß als den vornehmſten Grund von der meiſtens beobachteten Einheit des Ortes an, indem der Dichter ihn nicht verändern konnte, ohne den Chor erſt wegzuſchaffen, wozu er doch einen Verwand haben mußte; endlich glaubten ſie, der Chor ſey nur ſo zufällig vom erſten Urſprunge der Tragödie her geblieben, und da ſich leicht bemerken läßt, daß die Chorgeſänge bey dem jüngſten tragiſchen Dichter, den wir haben, dem Euripides, oft ſehr wenig mit dem Inhalte des Stücks zuſammenhängen, und zu einem epiſodiſchen Zierrath werden, ſo meynen ſie wohl gar, die Griechen hätten nur einen Schritt weiter in der dramatiſchen Kunſt zu thun gehabt, um ihn ganz wegzuwerfen. Um dieſe oberflächlichen Meynungen zu widerlegen, würde die bloße Vermuthung hinreichen, daß Sophokles gegen die Grundſätze einiger andern Dichter in Proſa über den Chor geſchrieben hat, alſo, weit entfernt blindlings nach dem Herkommen zu handeln, als ein denkender Künſtler von ſeinem Thun Rechenſchaft abzulegen wußte.

Neuere Dichter, und zwar vom erſten Range, haben ſeit Wiederbelebung des Studiums der Alten häufig verſucht, den Chor in ihren Stücken anzubringen, meiſtens ohne einen rechten, und beſonders ohne einen lebendigen Begriff von ſeiner Beſtimmung. Aber wir haben keinen angemeſſenen Geſang und Tanz, wir haben auch bey der Verfaſſung unſerer Bühne keinen ſchicklichen Platz für ihn, und es wird daher ſchwerlich gelingen, ihn je einheimiſch bey uns zu machen.

Ueberhaupt möchte wohl die griechiſche Tragödie in ganz unveränderter Geſtalt für unſre heutigen Theater immer eine ausländiſche Pflanze bleiben, der man kaum im Treibhauſe gelehrter Kunſtübung und Kunſtbeſchauung einiges Gedeihen verſprechen darf. Der Stoff der alten Tragödie, die griechiſche Mythologie, iſt der Denkart und Einbildungskraft der meiſten Zuſchauer eben ſo fremd, als deren Form und theatraliſche Darſtellungsweiſe. Einen ganz andern Stoff aber, z. B. einen hiſtoriſchen, in jene Form zwängen zu wollen, iſt ein mislicher Verſuch, ohne Hoffnung des Erſatzes unter den offenbarſten Nachtheilen.

Die Mythologie nannte ich vorzugsweiſe den tragiſchen Stoff. Wir wiſſen zwar von zwey hiſtoriſchen Tragodien griechiſcher Dichter: des Phrynichus *Einnahme von Milet*, und den *Perſern* des Aeſchylus, die wir noch haben; allein dieſe ſeltnen Ausnahmen, beyde aus der Epoche, wo die Gattung noch nicht zur völligen Reife gelangt war, unter ſo viel hundert Beyſpielen des Gegentheils, beweiſen eben die Regel. Das Urtheil der Athener, welche den Phrynichus zu einer Geldſtrafe verdammten, weil er ſie durch Vorſtellung gleichzeitiger Unglücksfälle, denen ſie vielleicht hätten vorbeugen können, zu ſchmerzlich erſchüttert hatte, mag von der rechtlichen Seite noch ſo hart und willkührlich ſcheinen, ſo offenbart ſich doch darin ein richtiges Gefühl für die Befugniſſe und Gränzen der Kunſt. Durch den Gedanken einer außerhalb liegenden, nahen Wirklichkeit des geſchilderten Leidens geängſtigt, müßte das Gemüth die zur

Empfängniß rein tragiſcher Eindrücke nöthige Ruhe und Beſonnenheit einbüßen. Die Heldenfabel hingegen trat immer aus einer gewiſſen Ferne und im Lichte des Wunderbaren hervor. Das Wunderbare hat aber den Vorzug, gewiſſermaßen zugleich geglaubt und nicht geglaubt werden zu können: geglaubt, in ſo fern es ſich auf den Zuſammenhang mit andern Meynungen ſtützt; nicht geglaubt, indem man ſich doch niemals durch eine ſo unmittelbare Theilnahme hinein verſetzt, als in dasjenige, was die Farbe des alltäglichen und benachbarten Lebens an ſich trägt. Die griechiſche Mythologie war ein Gewebe nationaler und örtlicher Ueberlieferungen, gleich verehrt als ein Anhang der Religion und eine Vorrede der Geſchichte; überall durch Gebräuche und Denkmäler in volksmäßiger Lebendigkeit erhalten, durch die mannichfaltige Behandlung zahlreicher epiſcher oder bloß mythiſcher Dichter für das Bedürfniß der Kunſt und höheren Poeſie ſchon zubereitet. Somit hatten die Tragiker nur Poeſie auf Poeſie zu impfen: gewiſſe für Würde, Großheit und Entfernung aller kleinlichen Nebenbegriffe unſchätzbare Vorausſetzungen waren ihnen gleich vom Anfange an zugeſtanden. Die heiligende Sage hatte an jenem göttlich entſprungenen und längſt untergegangenen Heroengeſchlecht alles geadelt, ſelbſt die Verirrungen und Schwächen. Als Weſen von übermenſchlicher Kraft wurden jene Helden geſchildert, aber nichts weniger als von unfehlbarer Tugend und Weisheit, ſondern mit gewaltigen ungebändigten Leidenſchaften. Es war eine wilde gährende Zeit: der Anbau geſelliger Ordnung hatte den Boden der Sittlichkeit noch nicht urbar gemacht, der alſo wohlthätige und verderbliche Erzeugniſſe mit der friſchen Fülle einer ſchöpferiſchen Natur hervortrieb. Hier konnte auch das Ungeheure, das Gräuelhafte vorkommen, ohne jene ausgeartete Verderbniß zu beweiſen, wodurch es im Zuſtande entwickelter Geſetzmäßigkeit allein möglich wird, und die uns mit widerwärtigem Abſcheu erfüllt. Die Verbrecher der Fabel ſind, ſo zu ſagen, über die menſchliche Criminal-Juſtiz hinaus, und nur einer höheren Vergeltung überantwortet. Einige meynen, die Griechen als eifrige Republikaner hätten die Gewaltthaten und dadurch herbeygezogenen Unfälle der geſtürzten Königshäuſer mit beſonderm Wohlgefallen vorgeſtellt geſehen, und ſind nicht weit davon entfernt, die alte Tragödie überhaupt zu einer Satire auf die monarchiſche Verfaſſung umzudeuten. Dieß wäre denn eine ganz parteyiſche Anſicht, welche der in Anſpruch genommenen Theilnahme, und folglich auch der bezweckten Wirkung durchaus widerſprochen hätte. Allein wir müſſen bemerken, daß die Königsfamilien, welche durch eine Verkettung ſich ſelbſt beſtrafender Frevel am meiſten Stoff zu ſchauderhaften tragiſchen Gemählden darboten, die der Pelopiden zu Mycen und der Labdaciden zu Thebe, alſo den Athenern, für die zunächſt gedichtet ward, fremd waren. Wir ſehen nicht, daß die attiſchen Dichter ſich bemüht hätten, die alten Könige ihres Vaterlandes auf der Bühne verhaßt zu machen; vielmehr ſtellen ſie ihren Stammhelden Theſeus immer als ein Vorbild der Gerechtigkeit und Mäßigung, als den Beſchützer der Unterdrückten, als den erſten Geſetzgeber, ſogar als den Gründer der Freyheit für die öffentliche Verehrung auf, und es war eine ihrer Lieblings-Schmeicheleyen gegen das Volk, zu zeigen, wie Athen ſchon zur heroiſchen Zeit in der

Geſetzmäßigkeit, Menſchlichkeit und Anerkennung eines helleniſchen Völkerrechts dem übrigen Griechenlande vorgeleuchtet. Die allgemeine Umwälzung, wodurch die unabhängigen Königreiche des älteſten Griechenlandes ſich in ein Gemeinweſen kleiner Freyſtaaten verwandelten, hatte das heroiſche Zeitalter von dem geſellig gebildeten durch eine große Kluft geſchieden, über welche nur die Genealogie einzelner noch beſtehender Geſchlechter hinüberreichte. Dieß war für die idealiſche Erhöhung der Geſtalten in der Tragödie allerdings ſehr vortheilhaft, weil die menſchlichen Dinge nun einmal keine allzu vertrauliche Beobachtung ertragen, ohne Blößen zu geben. Auf die ganz andern Verhältniſſe, worin jene Helden lebten, war der Maaßſtab einer bloß bürgerlichen und häuslichen Sittlichkeit nicht anwendbar, das Gefühl mußte auf die Urbeſtandtheile der Menſchheit zurückgehen. Ehe es Verfaſſungen gab, ehe die rechtlichen Begriffe überhaupt ſich gehörig entwickelt hatten, waren die Herrſcher ihre eigenen Geſetzgeber in einer noch ungeordneten Welt, und ein kräftiger Wille hatte im Guten und Böſen den freyeſten Spielraum. Auch bot das erbliche Königthum auffallendere Beyſpiele von plötzlichem Glückswechſel dar, als in der ſpäteren politiſchen Gleichheit Statt fanden. Aus dieſen Rückſichten alſo war der hohe Rang der Hauptperſonen für die tragiſche Darſtellung weſentlich oder wenigſtens begünſtigend, nicht aber wie es manche Neuere verſtanden haben, als ob nur die Schickſale ſolcher Menſchen, die auf das Wohl und Wehe einer großen Menge Einfluß haben, wichtig genug wären, um unſere Theilnahme zu erregen, noch auch als ob die innere Hoheit der Geſinnungen mit äußerer Würde bekleidet ſeyn müßte, um bewundert und verehrt zu werden. Die griechiſchen Tragiker ſchildern uns die Zerrüttung der Königshäuſer wahrlich nicht in ihrem Bezuge auf den Zuſtand der Völker; ſie zeigen uns im Könige den Menſchen, und weit entfernt, zwiſchen uns und ihren Helden den Purpurmantel als eine Scheidewand vorzubreiten, laſſen ſie uns durch deſſen eiteln Glanz hindurch in einen von Leidenſchaften zerriſſenen Buſen ſchauen. Daß nicht ſowohl der königliche Pomp als das heroiſche Koſtum gefodert wird, erhellet aus den nach jenem Grundſatze, aber in verändertem Fall, nämlich bey noch beſtehender monarchiſcher Verfaſſung, auf und um den Thron verlegten Trauerſpielen der Neueren. Sie dürfen die Züge nicht aus der gegenwärtigen Wirklichkeit entlehnen, denn nichts hat weniger tragiſche Tauglichkeit als der Hof und das Hofleben. Wo ſie daher nicht ein idealiſches Königthum in ſchon fern liegenden Sitten ſchildern, da verfallen ſie in den Zwang der Förmlichkeit, der für Kühnheit der Charakterzeichnung und Tiefe des Pathos noch weit ertödtender iſt, als die Einengung der bürgerlichen Verhältniſſe.

Nur wenige Mythen ſcheinen urſprünglich für die Tragödie ausgeprägt zu ſeyn, wie zum Beyſpiel der lange fortgeſetzte Wechſel von Frevel, Rache und Fluch im Atreiſchen Hauſe. Wenn man die Namen der verlohren gegangenen Stücke durchgeht, ſo fällt es bey vielen ſchwer ſich vorzuſtellen, wie die Mythen, in ſo weit wir ſie kennen, Gehalt genug haben konnten, um den Umfang eines tragiſchen Ganzen auszufüllen. Freylich hatten die Dichter unter den abweichenden Ueberlieferungen von derſelben Geſchichte eine große Breite der Wahl, und eben dieß Schwanken der Sage berechtigte ſie noch weiter zu gehen, und die Umſtände einer Begebenheit beträchtlich abzuändern, ſo daß die in einem Stück angebrachten Erfindungen zuweilen mit den Annahmen in einem andern deſſelben Dichters in Widerſpruch geriethen. Hauptſächlich aber müſſen wir die Ergiebigkeit der Mythologie für die tragiſche Kunſt, aus dem Geſetze begreifen, das wir in der ganzen griechiſchen Bildungsgeſchichte wirkſam ſehen: nämlich daß die jedesmal überwiegende Kraft alles vorhandne ſich verähnlichte. Wie die Heldenſage in allen ihren Abweichungen ſich willig zur ruhigen Fülle und leichten Mannichfaltigkeit des Epos entfaltet hatte, ſo bequemte ſie ſich den Anfoderungen der Tragiker durch den nun erſt kund gegebenen Ernſt, Nachdruck und gedrängten Zuſammenhang; und was bey dieſer umbildenden Sichtung als für die Tragödie unbrauchbar ausfiel, gab noch Stoff für eine halb ſcherzhafte, wiewohl immer idealiſche Darſtellung in der Nebenart des ſatyriſchen Drama's her.

Es ſey mir vergönnt, die obigen Betrachtungen über das Weſen der antiken Tragödie durch eine ausder bildenden Kunſt entlehnte Vergleichung, die vielleicht etwas mehr iſt als ein bloß ſpielendes Gleichniß, anſchaulicher zu machen.

Das homeriſche Epos iſt in der Poeſie was die halberhobene Arbeit in der Sculptur, die Tragödie was die freyſtehende Gruppe.

Die Dichtung des Homer iſt aus dem Boden der Sage entſproſſen und noch nicht rein davon abgelöſt, ſo wie die Figuren eines Basreliefs von einem ihnen fremden Hintergrunde getragen werden. Dieſe ſind nur flach gerundet, wie im Epos alles als vergangen und entfernt geſchildert wird; am liebſten werden ſie im Profil geſtellt, wie dort auf die einfachſte Weiſe charakteriſirt; ſie ſind nicht eigentlich gruppirt, ſondern folgen auf einander, ſo wie die homeriſchen Helden nach der Reihe einzeln hervortreten. Man hat bemerkt, daß die Ilias nicht beſtimmt geſchloſſen iſt, ſondern etwas vorgängiges und nachfolgendes ſich hinzu denken läßt. Eben ſo iſt das Basrelief gränzenlos, es läßt ſich vor- und rückwärts weiter fortſetzen, weswegen die Alten auch am liebſten Gegenſtände dazu gewählt, die ſich ins unbeſtimmbare ausdehnen laſſen, als

Opferzüge, Tänze, Reihen von Kämpfen, u. ſ. w. Deswegen haben ſie auch an runden Flächen, als an Vaſen, am Fries einer Rotunde, Basreliefs angebracht, wo uns die beyden Enden durch die Krümmung entrückt werden, und, ſo wie wir uns fortbewegen, eins erſcheint und das andere verſchwindet. Die Leſung der homeriſchen Geſänge gleicht gar ſehr einem ſolchen Herumgehen, indem ſie uns immer bey dem Vorliegenden feſthalten, und das Vorhergehende und Nachfolgende verſchwinden laſſen.

In der freyſtehenden Gruppe hingegen wie in der Tragödie will die Sculptur und die Poeſie ein ſelbſtſtändiges, in ſich geſchloſſenes Ganzes auf einmal vor das Auge bringen. Um es von der natürlichen Wirklichkeit zu ſondern, ſtellt jene es auf eine Baſis, gleichſam auf einen idealiſchen Boden. Dagegen entfernt ſie ſo viel möglich alle fremden zufälligen Zuthaten, um das Auge ganz auf das Weſen der Sache, die Figuren ſelbſt, zu heften. An dieſen ſind die Formen mit vollkommner Rundung ausgearbeitet, doch verſchmäht ſie die Täuſchung der Farbe, und kündigt durch die gediegne gleichförmige Maſſe, worein ſie bildet, eine nicht mit vergänglichem Leben, ſondern mit höherem Gehalt begabte Schöpfung an.

Schönheit iſt der Zweck der Sculptur, und für die Schönheit iſt Ruhe die vortheilhafteſte Verfaſſung. Dieſe geziemt alſo der einzelnen Figur. Mehrere Figuren können aber nur durch eine Handlung in eins verbunden, gruppirt werden. Die Gruppe ſtellt Schönheit in Bewegung dar, und ihre Aufgabe iſt, beydes im höchſten Grade zu vereinbaren. Dieß wird der Fall ſeyn, wenn der Künſtler das Mittel findet, bey dem ſtärkſten körperlichen oder Seelen-Leiden den Ausdruck durch männlichen Widerſtand, ſtille Größe oder inwohnende Anmuth dergeſtalt zu mäßigen, daß, bey aller rührenden Wahrheit, die Züge der Schönheit dennoch unentſtellt bleiben. Winkelmann ſpricht hierüber unübertrefflich, wenn er ſagt, die Schönheit ſey bey den Alten die Zunge an der Wage des Ausdrucks geweſen, und in dieſem Sinne die Gruppe der Niobe und des Laokoon ſchildert jene ein Meiſterwerk im hohen und ernſten, dieſe im gelehrten und zierlichen Styl.

Die Vergleichung mit der alten Tragödie liegt hier um ſo näher, da wir wiſſen, daß ſowohl Aeſchylus als Sophokles eine Niobe, der letzte auch einen Laokoon gedichtet. Im Laokoon ſind die leidenden Anſtrengungen des Körpers, und die widerſtrebenden der Seele in wunderwürdigem Gleichgewicht vertheilt. Die hülfeflehenden Kinder, nur zarte Gegenſtände des Mitleids, nicht der Bewunderung, lenken unſern Blick auf den Vater zurück, der den ſeinigen vergeblich zu den Göttern zu wenden ſcheint. Die umwindenden Schlangen ſtellen uns das unentfliehbare Verhängniß vor, das die Handelnden oft ſo furchtbar mit einander verſtrickt. Und dennoch geht das ſchöne Ebenmaaß, der gefällige Schwung der Umriſſe nicht über dem gewaltſamen Ringen verlohren; die auch ſinnlich entſetzliche Darſtellung iſt noch mit Schonung behandelt, und ein lindernder Hauch der Anmuth über das Ganze ausgegoſſen.

In der Gruppe der Niobe iſt Schrecken und Mitleiden ebenfalls auf das vollkommenſte gemiſcht. Jenes kommt unſichtbar vom Himmel herab, den die hinaufgewandten Blicke der Mutter und der halbgeöffnete Mund flehend verklagen. Die ſich in Todesangſt an den Buſen der Mutter flüchtende Tochter darf in ihrer unſchuldigen Kindlichkeit nur für ſich ſelbſt zagen: nie iſt der angebohrne Trieb der Selbſterhaltung zarter abgebildet worden. Giebt es auf der andern Seite ein ſchöneres Sinnbild der ſich aufopfernden Heldengröße als Niobe, wie ſie ſich vorbeugt, um wo möglich mit ihrem eignen Leibe den vernichtenden Pfeil aufzufangen? Stolz und Unwillen verſchmilzt in die innigſte Mutterliebe. Der Schmerz entſtellt den überirdiſchen Adel der Züge um ſo weniger, da er durch die plötzliche Anhäufung der Schläge, der bedeutenden Fabel gemäß, in Erſtarrung überzugehen ſcheint. Aber vor dieſer zwiefach zu Stein gewordnen und doch ſo unendlich beſeelten Geſtalt, vor dieſem Gränzſteine aller menſchlichen Leiden, zerfließt der Beſchauer in Thränen.

Bey allem Erſchütternden in dieſen Gruppen liegt doch in ihrem Anblick etwas, das zu geſammelter Betrachtung einladet, und ſo lenkt uns auch die alte Tragodie auf die höchſten in den Kreis der Darſtellung ſelbſt mit aufgenommenen Betrachtungen über unſer Daſeyn und ſeine nie ganz zu enträthſelnde Bedeutung.

Vierte Vorleſung.

Von den unermeßlichen Schätzen, welche die Griechen in der tragiſchen Gattung beſaßen, und welche der öffentliche Wetteifer bey den Atheniſchen Feſten hervorrief, indem die mitwerbenden Dichter immer um einen Preis kämpften, iſt freylich nur wenig auf uns gekommen. Nur von dreyen ihrer vielen Tragiker, vom Aeſchylus, Sophokles und Euripides haben wir Werke übrig, und im Verhältniß mit ihrer großen Fruchtbarkeit in geringer Anzahl. Es ſind eben diejenigen, welche die Alexandriniſchen Kunſtrichter in die Auswahl von Schriftſtellern aufgenommen, welche ſie bey dem Studium der ältern griechiſchen Litteratur zum

Grunde legten, nicht als ob ſie die einzig ſchätzbaren geweſen wären, ſondern weil ſich die verſchiedenen Style der tragiſchen Kunſt an ihnen am beſten erkennen ließen. Von jedem der beyden ältern haben wir ſieben Stücke, jedoch befinden ſich darunter mehrere ihrer nach dem Zeugniſſe der Alten ausgezeichnetſten Werke. Vom Euripides haben wir eine weit größere Anzahl, und wir könnten manche davon gern gegen andere verlohren gegangene Werke vertauſchen; zum Beyſpiel gegen ſatyriſche Dramen des Achäus, Aeſchylus und Sophokles, gegen einige Stücke vom alten Phrynichus zur Vergleichung mit dem Aeſchylus, oder von dem ſpäteren Agathon, den uns Plato als weichlich aber liebenswürdig ſchildert, und der ein Zeitgenoſſe des Euripides, aber jünger als er war.

Wir überlaſſen es den Antiquaren, die Erzählungen vom Karren des herumirrenden Theſpis, von dem Wettſtreit um einen Bock, woher der Name Tragödie abgeleitet ſeyn ſoll, von den mit Hefen gefärbten Geſichtern der erſten improviſirenden Schauſpieler u. ſ. w., kritiſch zu ſichten, von welchen rohen Anfängen Aeſchylus die Tragödie durch einen Rieſenſchritt zu derjenigen würdigen Geſtaltung erhob, worin wir ſie bey ihm antreffen, und gehen ſogleich zu den Dichtern ſelbſt fort.

Der tragiſche Styl (das Wort im Sinne der bildenden Kunſt genommen, nicht bloß auf die Schreibart angewandt) des Aeſchylus iſt groß, ſtrenge, und nicht ſelten hart; im Styl des Sophokles iſt vollendetes Ebenmaaß und harmoniſche Anmuth; der Styl des Euripides iſt weich und üppig, ausſchweifend in ſeiner leichten Fülle, er opfert das Ganze glänzenden Stellen auf. Nach den Analogien, welche die ungeſtörte Entwickelung der ſchönen Künſte bey den Griechen überall darbietet, kann man die Epochen der tragiſchen Kunſt mit denen der Sculptur vergleichen. Aeſchylus iſt der Phidias der tragiſchen Kunſt, Sophokles ihr Polyklet, Euripides ihr Lyſipp. Phidias ſchuf erhabene Götterbilder, aber er lieh ihnen noch die fremdartige Pracht des Stoffes; er umgab ihre majeſtätiſche Ruhe mit Abbildungen der gewaltſamſten Kämpfe in ſtrengen Umriſſen. Polyklet brachte es in den Verhältniſſen zur Vollkommenheit, weswegen eine ſeiner Statuen die Regel der Schönheit genannt ward. Lyſipp that ſich in feurigen Bildniſſen hervor, aber zu ſeiner Zeit war die Sculptur ſchon von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abgewichen, und ſuchte mehr den Reiz der Bewegung und des Lebens auszudrücken, als daß ſie auf das Ideal der Formen gegangen wäre.

Aeſchylus iſt als der Schöpfer der Tragödie zu betrachten: in voller Rüſtung wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, ſprang ſie aus dem ſeinigen hervor. Er bekleidete ſie würdig, und gab ihr einen angemeſſenen Schauplatz, er erfand den ſzeniſchen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Geſang und Tanz, ſondern trat ſelbſt als Schauſpieler auf. Er entfaltete zuerſt den Dialog, und beſchränkte den lyriſchen Theil der Tragödie, der jedoch bey ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charakter entwirft er mit wenigen kühnen und ſtarken Zügen. Seine Plane ſind äußerſt einfach: er verſtand es noch nicht, eine Handlung reich und mannichfaltig zu gliedern, und ihre Verwickelung und Auflöſung in abgemeſſene Fortſchritte einzutheilen. Daher entſteht bey ihm oft ein Stillſtand, den er durch allzu gedehnte Chorgeſänge noch fühlbarer macht. Aber alle ſeine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernſtes Gemüth. Nicht die ſanfteren Rührungen, das Schrecken herrſcht bey ihm: das Haupt der Meduſa wird den erſtarrenden Zuſchauern entgegen gehalten. Seine Behandlung des Schickſals iſt äußerſt herbe: in ſeiner ganzen düſtern Herrlichkeit ſchwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Aeſchylus hat gleichſam ein ehernes Gewicht: lauter rieſenhafte Geſtalten ſchreiten darauf einher. Es ſcheint ihm faſt Ueberwindung zu koſten, bloße Menſchen zu ſchildern: Götter läßt er häufig auftreten, am liebſten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und verlängſt in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinunter geſtoßen ſind. Nach dem Maaße ſeiner Perſonen ſucht er die Sprache ſelbſt, die ſie führen, rieſenmäßig anzuſchwellen. Daraus entſtehen ſchroffe Zuſammenſetzungen, Ueberladung mit Beywörtern, im Lyriſchen oft Verſchlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltſamkeit ſeiner Bilder und Ausdrücke iſt er dem Dante und Shakſpeare ähnlich. Doch fehlt es dieſen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt am Aeſchylus rühmen.

Aeſchylus blühete recht in der erſten Kraft der geretteten griechiſchen Freyheit, von deren Gefühl er ſtolz durchdrungen zu ſeyn ſcheint. Er hatte die größte und glorreichſte Begebenheit Griechenlands, die Beſiegung ja Vertilgung der perſiſchen Uebermacht unter Darius und Xerxes als Augenzeuge erlebt, und in den denkwürdigen Schlachten von Marathon und Salamis mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten. In den *Perſern* hat er den Triumph, welchen er mit erkämpfen half, durch einen Umweg beſungen, indem er nämlich den Sturz der perſiſchen Herrlichkeit und die ſchmähliche Rückkehr des kaum entflohenen Monarchen zu ſeinem Königsſitz ſchildert. Er beſchreibt darin mit den lebendigſten Farben die Schlacht bey Salamis. In dieſem Stück, und in den *Sieben vor Thebe* ſtrömt eine kriegeriſche Ader; die perſönliche Neigung des Dichters zum Heldenleben ſchimmert unverkennbar hindurch. Sinnreich hat der Sophiſt Gorgias geſagt: dieſes letztgenannte große Schauſpiel habe Mars ſtatt des Bacchus ihm eingegeben; denn Bacchus war der Schutzgott der tragiſchen Dichter, nicht Apollo, was auf den erſten Blick befremdlich ſcheint; allein wir müſſen uns erinnern, daß jener nicht bloß der Gott des Weins und der Freude, ſondern der höhern Begeiſterung war.

Unter den übrig gebliebenen Stücken des Aeſchylus haben wir, was unendlich merkwürdig iſt, eine vollſtändige Trilogie. Die antiquariſche Notiz von den Trilogien iſt dieſe, daß in der ältern Zeit die Dichter nicht mit einem einzigen Stücke um den Preis kämpften, ſondern mit dreyen, die jedoch nicht immer durch ihren Inhalt zuſammenhingen, denen noch ein viertes ſatyriſches Drama angehängt ward. Alles dieß wurde an Einem Tage nach einander aufgeführt. In Bezug auf die tragiſche Kunſt iſt der Begriff einer Trilogie ſo zu faſſen, daß eine Tragödie freylich nicht ins unbeſtimmte verlängert und fortgeſetzt werden kann, wie zum Beyſpiel das homeriſche Heldengedicht, dem man ganze Rhapſodien angehängt hat; dazu iſt jene zu ſelbſtſtändig in ſich geſchloſſen. Unbeſchadet deſſen laſſen ſich jedoch mehrere Tragödien vermöge eines gemeinſamen durch ihre Handlungen hindurchgehenden Verhängniſſes zu einem großen Cyklus oder Kreislauf verknüpfen. Auch die Beſchränkung auf die Zahl drey iſt dabey wohl befriedigend zu erklären. Es iſt nämlich Satz, Gegenſatz und Vermittlung. Der Vortheil dieſer Verknüpfung war, daß aus der Betrachtung der zuſammengeſtellten Geſchichten eine vollſtändigere Befriedigung hervorging, als bey der einzelnen Handlung zu erreichen möglich war. Uebrigens konnten die Gegenſtände der drey Tragödien in der Zeit weit auseinander liegen, oder auch unmittelbar auf einander folgen.

Die drey Stücke der aeſchyliſchen Trilogie ſind Agamemnon, die Choëphoren oder nach unſerer Art zu benennen, Elektra, und die Eumeniden oder Furien. Der Gegenſtand des erſten iſt die Ermordung des Agamemnon durch Klytämneſtra bey ſeiner Heimkehr von Troja. In dem zweyten rächt Oreſtes ſeinen Vater, indem er ſeine Mutter ermordet: facto pius et sceleratus eodem. Dieſe That, wiewohl auf mächtige Beweggründe vollbracht, iſt dennoch der natürlichen und ſittlichen Ordnung zuwider. Oreſt iſt zwar als Fürſt zur

Ausübung der Gerechtigkeit auch in ſeiner eigenen Familie berufen, aber er muß ſich verkleidet in die Wohnung des tyranniſchen Uſurpators ſeines Thrones einſchleichen, und meuchelmörderiſch zu Werke gehen. Das Andenken ſeines Vaters ſpricht ihn los, aber wie Klytämneſtra auch den Tod verdient habe, die Stimme des Blutes klagt ihn innerlich an. Dieß wird in den Eumeniden als ein Zwiſt unter Göttern vorgeſtellt, wovon die einen die That des Oreſtes gutheißen, die andern ihn verfolgen, bis die göttliche Weisheit unter der Geſtalt Minerva's die beyderſeitigen Rechte ausgleicht, Frieden ſtiftet, und der langen Reihe von Verbrechen und Rachübungen, welche das atreiſche Königshaus verwüſtet haben, ein Ende macht.

Zwiſchen dem erſten und zweyten Stücke verfließt ein beträchtlicher Zeitraum, in dem Oreſt unterdeſſen zum Manne heranwächſt. Das zweyte und dritte hingegen ſchließen ſich in der Zeit unmittelbar an einander. Oreſt flüchtet ſogleich nach Ermordung ſeiner Mutter nach Delphi, wo wir ihn zu Anfang der Eumeniden finden.

In den beyden erſten Stücken iſt in jedem eine Hinweiſung auf das Folgende ſichtbar. Im Agamemnon weiſſagt Kaſſandra und der Chor am Schluſſe der übermüthigen Klytämneſtra und ihrem Gehülfen Aegiſthus die künftige Vergeltung durch den Oreſt. In den Choëphoren findet Oreſt ſogleich nach Vollbringung der That keine Ruhe, die Furien ſeiner Mutter fangen an ihn zu verfolgen, und er verkündigt ſeinen Vorſatz nach Delphi zu flüchten.

Der Zuſammenhang iſt alſo einleuchtend, und man könnte die drey Stücke, welche ja auch in der Aufführung verknüpft wurden, als eben ſo viel Acte eines einzigen großen Drama's betrachten. Ich erwähne dieß, um der Rechtfertigung Shakſpeare's und anderer neuen Dramatiker darüber, daß ſie einen größern Kreis menſchlicher Schickſale in eine Darſtellung zuſammengefaßt, hiedurch vorzugreifen, weil man jenen eben das vermeynte Beyſpiel der Alten entgegenſtellt.

Im Agamemnon hat Aeſchylus uns den plötzlichen Sturz vom höchſten Gipfel des Glückes und Ruhmes in den Abgrund des Verderbens zeigen wollen. Der Fürſt, der Held, der Heerführer der geſamten Griechen wird in dem Augenblicke, wo ihm die glorreichſte That gelungen, die Zerſtörung Troja's, deren Lob aus dem Munde der größten Dichter in der Welt und Nachwelt wiederhallen ſollte, beym Eintritt über die lang vermißte Schwelle ſeiner Heimath, unter den ſorgloſen Zubereitungen zu einem Feſtmahle erwürgt, nach Homers Ausdruck “wie der Stier an der Krippe,” erwürgt von ſeinem treuloſen Weibe; ſeinen Thron nimmt ihr unwürdiger Verführer ein, ſeine Kinder bleiben in der Verbannung oder in hülfloſer Knechtſchaft zurück.

Der Abſicht gemäß, einen ſo entſetzlichen Glückswechſel auffallend zu machen, mußte der Dichter zuvörderſt die Eroberung Troja's verherrlichen. Er hat dieß in der erſten Hälfte des Stückes auf eine eigenthümliche, wenn man will ſonderbare, aber gewiß nachdrückliche und die Einbildungskraft ergreifende Weiſe gethan. Für Klytämneſtra iſt es wichtig, nicht durch die Ankunft ihres Gemahls überraſcht zu werden. Sie hat daher eine ununterbrochene Reihe von Signalfeuer von Troja bis

Mycene veranſtaltet, welche ihr das große Ereigniß melden ſollen. Das Stück hebt an mit der Rede eines Wächters, der die Götter um Erlöſung von ſeinen Mühſeligkeiten anfleht, da er nun ſeit zehn Jahren, dem kalten Nachtthau ausgeſetzt, die wechſelnden Geſtirne habe vorbeyziehen ſehen, und immer vergeblich auf das Zeichen gewartet; zugleich beſeufzt er heimlich die innere Verderbniß des Königshauſes. In dieſem Augenblicke ſieht er die erwünſchte Flamme auflodern, und eilt es ſeiner Gebieterin zu melden. Ein Chor von Greiſen erſcheint, und ſeine Geſänge ſetzen den trojaniſchen Krieg in ſeine verhängnißvollen Beziehungen, ſie führen auf ſeinen Urſprung, auf alle damaligen Prophezeyungen zurück; auf das Opfern der Iphigenia, womit die Abfahrt der Griechen erkauft werden mußte. Klytämneſtra erklärt dem Chor die Urſache ihrer Freudenopfer, bald tritt der Herold Thalthybius auf, der alles als Augenzeuge verkündigt: das Schauſpiel der eroberten, geplünderten, den Flammen Preis gegebenen Stadt, den Jubel der Sieger und die Glorie des Heerführers. Nur mit Widerſtreben, um nicht ſeine glückwünſchenden Gebete zu unterbrechen, offenbart er die Unglücksfälle der Griechen, ihre Zerſtreuung, und von vielen erlittenen Schiffbruch, worin ſich ſogleich der Zorn der Götter kund gethan. Man ſieht leicht ein, wie wenig der Dichter die Einheit der Zeit beobachtet hat, wie er ſich vielmehr des Vorrechtes ſeiner geiſtigen Herrſchaft über die natürlichen Dinge bedient, und die kreiſenden Stunden in ihrem Laufe ſeinem furchtbaren Ziel entgegen beflügelt. Nun kommt Agamemnon ſelbſt mit einer Art von Triumphzug gefahren, auf einem andern mit Beute beladenen Wagen ſitzend folgt ihm Kaſſandra, nach damaligem Heldenrecht ſeine kriegsgefangene Geliebte. Klytämneſtra begrüßt ihn mit heuchleriſcher Freude und Ehrerbietung, ſie läßt durch ihre Sclavinnen die koſtbarſten goldgeſtickten Purpurdecken auf dem Boden breiten, damit der Fuß des Siegers ihn nicht berühre. Agamemnon verweigert mit weiſer Mäßigung dieſe nur den Göttern gebührende Ehre; endlich folgt er ihren Einladungen und geht in das Haus. Der Chor fängt an, dunkle Ahndungen zu hegen. Klytämneſtra kommt wieder, um durch freundliches Zureden

Kaſſandra mit ins Verderben zu locken. Dieſe bleibt ſtumm und unbeweglich, aber kaum iſt die Königinn hinweg, ſo bricht ſie, von prophetiſcher Wuth ergriffen, in verwirrte Wehklagen aus, bald enthüllt ſie ihre Weiſſagungen dem Chor deutlicher, ſie ſieht im Geiſte alle Gräuel, welche in dieſem Hauſe verübt werden: jenes thyeſteiſche Gaſtmahl, wovon die Sonne ihre Blicke abwandte; die Schatten der zerfleiſchten Kinder erſcheinen ihr auf den Zinnen des Palaſtes. Sie ſieht auch die eben vorbereitete Mordthat an ihrem Gebieter, und, wiewohl vor dem Mordgeruche ſchaudernd, ſtürzt ſie ſich wie vom Wahnſinne ergriffen, ihrem unentrinnbaren Tode entgegen, in das Haus; man hört hinter der Szene die Seufzer des ſterbenden Agamemnon. Der Palaſt öffnet ſich, Klytämneſtra ſteht neben der Leiche ihres Königs und Gemahls, als eine trotzige Verbrecherin, die ihre That nicht nur bekennt, ſondern ſich deren rühmt, und ſie als gerechte Vergeltung für die Agamemnons Ehrgeize geopferte Iphigenia rechtfertigen will. Die Eiferſucht gegen Kaſſandra und das verbrecheriſche Bündniß mit dem unwürdigen Aegiſth, der erſt nach vollbrachter That am Schluſſe des Stückes ankommt, ſind als Beweggründe ganz in den Hintergrund geſchoben und kaum berührt; dieß war nöthig, um die Würde des Gegenſtandes zu retten. Aber auch ſonſt durfte Klytämneſtra nicht als ein ſchwaches verführtes Weib geſchildert werden, ſondern mit Zügen jenes Heldenalters, das an blutigen Kataſtrophen ſo reich iſt, wo alle Leidenſchaften gewaltſam waren, und die Menſchen im Guten und Böſen über das gewöhnliche Maaß der ſpätern kleiner gewordenen Geſchlechter hinausgingen. Was iſt empörender, was beweiſt eine tiefere Ausartung der Menſchennatur, als grauſame Verbrechen im Schooße feiger Weichlichkeit empfangen? Wenn der Dichter einmal ſolche Verbrechen zu ſchildern hat, ſo ſoll er auf keine Weiſe ſie zu beſchönigen, oder den Abſcheu davon zu mildern ſuchen. Daß uns die Opferung der Iphigenia ſo nahe gerückt wird, hat überdieß den Vortheil, allzu bitterm Unwillen über den Sturz Agamemnons vorzubeugen. Er iſt allerdings nicht ſchuldlos, eine frühere That fällt auf ſein Haupt zurück, nach den religiöſen Vorſtellungsarten der

Alten laſtete überdieß ein alter Fluch auf ſeinem Hauſe: Aegiſthus, der Urheber ſeines Untergangs iſt ein Sohn eben jenes Thyeſtes, an dem ſein Vater Atreus eine ſo unnatürliche Rache nahm; und dieſer verhängnißvolle Zuſammenhang wird uns durch die Chöre, beſonders aber durch die Weiſſagungen Kaſſandra's lebhaft vor die Seele gebracht.

Die hier ſich anſchließenden Choëphoren übergehe ich für jetzt; ich behalte mir vor, von dieſem Stücke zu reden, wenn ich eine Vergleichung der Behandlungsweiſe deſſelben Stoffes bey den drey Dichtern anſtellen werde.

Der Gegenſtand der Eumeniden iſt, wie ich ſchon oben erwähnte, die Entſchuldigung und Losſprechung des Oreſt von ſeiner Blutſchuld; es iſt ein Rechtshandel, aber ein ſolcher, wo Götter anklagen, vertheidigen, und dem Gericht vorſitzen, und deſſen Wichtigkeit und Behandlung dieſer Majeſtät entſpricht. Die Szene ſelbſt brachte dabey den Griechen das Ehrwürdigſte, was ſie kannten, vor Augen.

Sie wird eröffnet vor dem weltberühmten Tempel zu Delphi, der den Hintergrund einnimmt;

die bejahrte Pythia tritt auf in prieſterlicher Tracht, verrichtet ihr Gebet an alle Götter, welche dem Orakel vorſtanden oder noch vorſtehen, redet das verſammelte Volk an (das wirkliche) und geht in den Tempel, um ſich auf den Dreyfuß zu ſetzen. Sie kommt zurück voll Entſetzen, und beſchreibt, was ſie im Tempel geſehen, einen blutbefleckten ſchutzflehenden Mann, und rings umher ſchlafende Frauen mit Schlangenhaaren; hierauf geht ſie durch den vorigen Eingang ab. Apollo tritt alsdann hervor, mit dem Oreſt in Reiſetracht, Schwert und Oehlzweig in den Händen. Er verſpricht ihm ſeinen ferneren Schutz, befiehlt ihm nach Athen zu flüchten, und empfiehlt ihm der Obhut des nicht ſichtbar gegenwärtigen Merkurs, welcher beſonders den Reiſenden und ſolchen, die ſich unbemerkt durchſchleichen müſſen, gewidmet war.

Oreſt geht nach der Seite der Fremden ab, Apollo in den Tempel zurück, der offen bleibt, und die rings auf Seſſeln ſchlafenden Furien im Innern erblicken läßt. Jetzt kommt Klytämneſtra die charoniſche Stiege herauf, und durch die Orcheſtra auf die Bühne. Man darf ſich bey ihr kein hageres

Gerippe denken, ſondern die Geſtalt der Lebenden, nur bleich, in der Bruſt noch die Wunden, in luftfarbige Gewänder gehüllt. Sie ruft die Furien mit vielen Vorwürfen auf, und verſchwindet dann, wahrſcheinlich durch eine Verſenkung. Dieſe erwachen, und da ſie den Oreſt nicht mehr finden, tanzen ſie während des Chorgeſanges in wildem Taumel auf der Buhne umher. Apoll tritt wieder aus dem Tempel, und ſcheucht ſie als verhaßte, ſein Heiligthum entweihende Weſen weg. Man denke ihn ſich dabey mit dem erhabenen Unwillen und der drohenden Stellung des vaticaniſchen Apoll, mit Köcher und Bogen, ſonſt mit Leibrock und Chlamys bekleidet.

Jetzt verwandelt ſich die Szene, da die Griechen aber bey dergleichen gern den kürzeſten Weg zu gehen pflegten, ſo blieb vielleicht der Hintergrund unverändert, und mußte nun den Tempel der Minerva auf dem Marshügel (Areopagus) vorſtellen, die Seitendecorationen verwandelten ſich in Athen und die Landſchaft umher. Oreſt kommt als aus der Fremde, und umſchlingt hülfebittend die vor dem Tempel ſtehende Statue des Pallas

Der Chor (der nach der eigenen Angabe des Dichters ſchwarz gekleidet war, mit purpurnem Gürtel und Schlangen in den Haaren, die Maſken etwa wie furchtbar ſchöne Meduſenköpfe, auch das Alter nach den Grundſätzen der Plaſtik nur angedeutet) folgt ihm hieher auf dem Fuße nach, bleibt aber nun den übrigen Theil des Stückes hindurch unten in der Orcheſtra. Zuerſt hatten ſich die Furien gezeigt als Raubthiere, wüthend darüber, daß die Beute ihnen entſprungen, jetzt beſingen ſie mit ruhiger Würde ihr hohes furchtbares Amt unter den Sterblichen, ſprechen das ihnen verfallene Haupt des Oreſtes an, und weihen es mit geheimnißvollen Zauberworten endloſer Qual. Pallas, die kriegeriſche Jungfrau, kommt auf einem vierſpännigen Wagen, durch das Gebet des Schützlings herbeygerufen. Sie erfragt und hört mit Ruhe das Anliegen Oreſts und ſeiner Widerſacherinnen, endlich übernimmt ſie, nach weiſer Erwägung jeder Rückſicht, das ihr von beyden angetragene Schiedsrichteramt. Die zuſammenberufenen Richter nehmen ihre Sitze auf den Stufen des Tempels ein, der Herold gebietet durch die Trompete dem Volke

Stillſchweigen wie bey einer wirklichen Gerichtsverhandlung. Apollo tritt herzu, um für ſeinen Schützling zu ſprechen, die Furien verweigern vergeblich ſeine Einmiſchung, und nun werden die Gründe für und gegen die That zwiſchen ihnen in kurzen Reden durchgeſtritten. Die Richter werfen ihre Steinchen in die Urne, Pallas wirft ein weißes hinzu, alles iſt in der höchſten Spannung, Oreſt ruft voller Seelenangſt zu ſeinem Beſchützer:

> O Phöb' Apollon, wie entſchieden wird der Zwiſt?

Die Furien dagegen:

> O ſchwarze Nacht, Stammutter, ſchauſt du dieß
> mit an?

Bey der Zählung findet ſich die Zahl der ſchwarzen und weißen Steinchen gleich, und der Beklagte iſt dadurch nach Erklärung der Pallas losgeſprechen. Er bricht in freudige Dankſagungen aus, während die Furien ſich gegen den Frevelmuth der jungen Götter, der ſich alles wider die vom titaniſchen Stamme erlaube, empören. Pallas erträgt ihren Zorn gleichmüthig, redet mit Güte, ja mit Verehrung zu ihnen; dieſe ſonſt ſo unzähmbaren

Weſen können ihrer milden Beredſamkeit nicht widerſtehen. Sie verſprechen das Land, wo ſie herrſcht, zu ſegnen, Pallas dagegen, ihnen ein Heiligthum im attiſchen Gebiet einzuräumen, wo ſie die Eumeniden, das heißt die Wohlwollenden genannt werden. Alles endiget mit einem feyerlichen Umzuge und ſegnenden Geſängen, indem Schaaren von Kindern, Frauen und Greiſen, in purpurnen Gewändern und mit Fackeln die Furien hinaus geleiten.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die ganze Trilogie zurück. Im Agamemnon herrſcht am meiſten die Willkühr in der unternommenen und ausgeführten That; die erſte handelnde Perſon iſt eine große Verbrecherin, und das Stück endiget mit dem empörenden Eindruck triumphirender frevelhafter Tyranney Die Beziehung auf ein früher vorbereitendes Verhängniß habe ich ſchon erwähnt.

Die That in den Choëphoren iſt theils vom Apollo befohlen, alſo Veranſtaltung des Schickſals, theils aus natürlichen Antrieben entſprungen: der Begierde den Vater zu rächen, der Bruderliebe für die unterdrückte Elektra. Der Kampf der heiligſten

Gefühle kommt erſt nach der That recht zum Vorſchein, und gönnet auch hier dem Gefühle keine volle Beruhigung.

Die Eumeniden ſtehen gleich vom Anfange auf der höchſten tragiſchen Höhe: alles vorhergegangene iſt wie in einem Brennpunkt verſammelt. Oreſt iſt zum bloß leidenden Werkzeuge des Schickſals geworden. Das freye Handeln iſt in die höhere Sphäre der Götter übergegangen. Pallas iſt eigentlich die Hauptperſon. Der Widerſpruch zwiſchen den heiligſten Verhältniſſen, der im Leben öfter vorkommt, unauflösbar für den Menſchen, wird als ein Zwiſt in der Götterwelt vorgeſtellt.

Und dieß führt mich auf die tiefe Bedeutung des Ganzen. Die alte Mythologie überhaupt iſt ſymboliſch, wiewohl nicht allegoriſch, was ſich allerdings unterſcheiden läßt. Allegorie iſt die Perſonification eines Begriffes, eine lediglich in dieſer Abſicht vorgenommene Dichtung, ſymboliſch aber iſt das, was die Einbildungskraft zwar auf andere Veranlaſſungen gedichtet, oder was ſonſt eine von dem Begriff unabhängige Wirklichkeit hat, was aber dennoch einer ſinnbildlichen Auslegung ſich willig füget, ja ſie von ſelbſt darbietet.

Die Titanen überhaupt bedeuten die dunkeln geheimnißvollen Urkräfte der Natur und des Gemüthes; die jüngeren Götter, was mehr in den Kreis des Bewußtſeyns eintritt. Jene ſind dem urſprünglichen Chaos näher verwandt, dieſe gehören einer ſchon geordneten Welt an. Die Furien ſind die furchtbare Gewalt des Gewiſſens, in ſo fern es auf dunkeln Gefühlen und Ahndungen beruht und keinen Vernunftgründen weicht. Vergebens mag Oreſt ſich alle noch ſo gerechten Beweggründe ſeiner That vorhalten, die Stimme des Blutes klagt ihn an. Apollo iſt der Gott der Jugend, der edlen Aufwallung leidenſchaftlichen Unwillens, der kühnen That. Darum hat er ſie befohlen. Pallas iſt beſonnene Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung, welche allein den Streit zu ſchlichten vermag.

Schon das Einſchlafen der Furien im Tempel iſt ſymboliſch, nur in der heiligen Freyſtätte, in der Zuflucht zur Religion findet der Flüchtling Ruhe vor ſeiner Gewiſſensqual. Kaum aber hat er ſich in die Welt hinausgewagt, ſo erſcheint das Bild der ermordeten Mutter, und erweckt ſie wieder. Auch in den Reden der Klytämneſtra liegt das ſymboliſche eben auf, wie in den Attributen der Furien, den Schlangen, dem Ausſaugen des Blutes. So der Abſcheu des Apollo vor ihnen; dieſe Sinnbildlichkeit geht durch alles hindurch. Die gleiche Stärke der Triebfedern für und gegen die That wird durch die getheilte Anzahl der Richter bezeichnet. Wenn endlich den beſänftigten Furien ein Heiligthum im atheniſchen Gebiet eingeräumt wird, ſo heißt dieß die Vernunft ſoll ihre ſittlichen Grundſätze nicht überall gegen den unwillkührlichen Trieb geltend machen wollen, es giebt im menſchlichen Gemüth eine nicht zu überſchreitende Gränze, welche zu berühren jeder ehrfurchtsvoll vermeiden muß, der innern Frieden bewahren will.

So viel von der tiefen philoſophiſchen Bedeutung, die uns bey dieſem Dichter, der nach Cicero's Zeugniß ein Pythagoräer war, nicht unerwartet kommen darf. Aeſchylus hatte aber auch politiſche Zwecke. Zunächſt die Verherrlichung Athens. Delphi war der religiöſe Mittelpunkt Griechenlands, und doch, wie tritt es in den Schatten zurück!

Nur gegen den erſten Andrang der Verfolgung kann es den Oreſt ſchützen, ihn nicht vollſtändig frey machen; dieß iſt dem Lande der Geſetzmäßigkeit und Menſchlichkeit vorbehalten. Er wollte ferner, und dieß war die Hauptſache, als zum Heil Athens weſentlich, den Areopag empfehlen *), einen un-

---

*) Ich finde nicht, daß dem Aeſchylus durch das ausdrückliche Zeugniß irgend eines Alten dieſer Zweck zugeſchrieben wird. Allein er iſt unverkennbar, beſonders in der Rede der Pallas vom 680ſten Verſe an. Auch ſtimmt dieß mit der Angabe überein, daß in demſelben Jahre, wo dieß Stück aufgeführt worden Olymp. 80, 1. ein gewiſſer Ephialtes das Volk gegen den Areopag aufwiegelte, welcher der beſte Wächter der alten ſtrengeren Verfaſſung war, und die demokratiſchen Ausſchweifungen im Zaume hielt. Dieſer Ephialtes wurde bey Nacht von einer unbekannten Hand ermordet. Aeſchylus erhielt den erſten Preis in den theatraliſchen Spielen, indeſſen weiß man, daß er bald darauf Athen verlaſſen, und ſeine letzten Lebensjahre in Sicilien zugebracht. Es iſt möglich, daß, wiewohl die Kampfrichter ihm hatten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, der große Hauſe dennoch einen Widerwillen gegen ihn faßte, und daß ihn dieß auch ohne förmlich ausgeſprochenes Verbannungsurtheil bewog, ſeine Vaterſtadt zu meiden. Die Sage, der Anblick des allzu entſetzlichen Furienchors habe Kindern tödliche Verzuckungen, und Frauen

beſtechlichen jedoch mildem Gerichtshof, bey dem beſonders das weiße dem Verklagten günſtige Steinchen der Pallas eine Erfindung iſt, welche der Menſchlichkeit der Athener Ehre macht. Der Dichter zeigt uns, wie aus einem ungeheuren Kreislauf von Verbrechen eine Anſtalt hervorgeht, die ein Segen für die Menſchheit wurde.

Aber thun ſolche fremdartige Zwecke, wird man fragen, dem reinen poetiſchen Eindrucke des Ganzen keinen Abbruch? Freylich auf die Weiſe, wie viele Dichter und ſchon Euripides ſich in ſolchen Fällen benommen haben. Beym Aeſchylus aber iſt vielmehr die Abſicht der Poeſie dienſtbar, als dieſe jener. Er ſteigt nicht zu einer beſchränkten Wirklichkeit herab, ſondern erhebt ſie in eine höhere Sphäre, und knüpft ſie an die erhabenſten Vorſtellungen an.

An der Oreſtie (ſo hießen die drey zuſammenhängenden Stücke) beſitzen wir gewiß eins der erhabenſten Gedichte, wozu ſich je eine menſchliche

---

Fehlgeburten zugezogen, ſcheint mir fabelhaft. Schwerlich wäre ein Dichter gekrönt worden, durch deſſen Schuld ſolche Vorfälle das Feſt entweihet hätten.

Einbildungskraft erſchwungen, und wahrſcheinlich die reifſte und vollkommenſte unter allen Hervorbringungen ſeines Genius. Die Zeitangabe ſtimmt hiemit überein: denn er war wenigſtens ſechzig Jahr alt, als er dieſe Schauſpiele auf die Bühne brachte, die letzten, womit er zu Athen um den Preis warb. Indeſſen iſt jedes der auf uns gekommenen Stücke für eine Seite der Eigenthümlichkeit des Dichters, oder für die Stufe der Kunſt, worauf er jedesmal ſtand, merkwürdig.

Die Schutzgenoſſinnen möchte ich für eins ſeiner früheren Werke halten. Vermuthlich ſtand es, zu einer Trilogie von Tragödien über denſelben Gegenſtand gehörig, zwiſchen zwey andern in der Mitte, deren Nahmen ſich auch im Verzeichniß finden, nämlich den Aegyptiern und den Danaiden. Das erſte ſchilderte die Flucht der Danaiden aus Aegypten vor der verabſcheuten Vermählung mit ihren Vettern; das zweyte, wie ſie Schutz in Argos ſuchen und finden; das dritte die Ermordung der aus Zwang genommenen Gatten. Wir ſind geneigt, in dem Inhalt der beyden erſten Stücke nur einzelne Auftritte, Einleitungen zu der erſt eigentlich tragiſchen Handlung des letzten zu ſehen. Allein die Tragödie war auf dieſer Stufe eben ſo genügſam in Begränzung des Ganzen, als bedürftig in Abſicht auf Verknüpfung zu einem größern Kreiſe. Der Chor in den Schutzgenoſſinnen iſt nicht blos mithandelnd, wie in den Eumeniden, ſondern er iſt die Hauptperſon, auf welche ſich die Theilnahme vornämlich lenken ſoll. Dieſe Verfaſſung der Tragödie iſt weder der Schilderung eigenthümlicher Gemüthsart, noch der Rührung durch Leidenſchaften, nach der griechiſchen Kunſtſprache weder dem Ethos noch dem Pathos günſtig. Der Chor hat nur Eine Stimme, nur Eine Seele: das einem ganzen Volk von funfzig jungen Mädchen (ſo ſtark war der Chor der Danaiden zuverläſſig) gemeinſame Gemüth wird durch jede ausſchließende Beſonderheit in Widerſpruch mit der Natur der Dinge geſetzt; es läßt ſich nur mit den allgemeinen Zügen der Menſchheit, dann des Geſchlechtes und Alters, allenfalls der Nation bezeichnen. Dieß letzte hat Aeſchylus mehr gewollt, als geleiſtet: er legt ein großes Gewicht auf die ausländiſche Stammesart der Danaiden; doch bezeugt er ſie nur von ihnen, ohne den fremden Charakter in ihren Reden ſelbſt erkennen zu laſſen. Geſinnungen, Entſchlüſſe, Handlungen vieler, ſo übereinſtimmend offenbart, gefaßt und vollführt wie die Bewegungen einer geordneten Kriegerſchaar, haben ſchwerlich das Anſehen von etwas frey und unmittelbar aus dem Innerſten kommenden. Lagen und Schickſale aber erregen in einem einzelnen bis zur vertrauten Bekanntſchaft entwickelten Beyſpiele die Theilnahme ſtärker, als in einer Menge gleichförmig wiederhohlter Abdrücke, die zur Maſſe werden. Man muß es mehr als bezweifeln, ob Aeſchylus die Geſchichte des dritten Stückes ſo behandelt haben wird, daß die einzige Danaide, welche Ausnahme machte, Hypermneſtra, mit ihrem Mitleiden oder ihrer Liebe der Hauptgegenſtand wurde; vermuthlich hat er auch hier die in herrlichen Chorgeſängen ausgeſprochenen Klagen, Wünſche, Beſorgniſſe und Gebete Aller, dieſe geſellige Feſtlichkeit des Handelns und Leidens vorwalten laſſen.

Auch in den *Sieben vor Thebe* ſprechen der König und der Bothe, deren Reden den größten Theil des Stückes ausfüllen, mehr kraft ihres

Amtes, als wie Dollmetſcher perſönlicher Gefühle. Die Schilderung des die Stadt bedrohenden Angriffes und der ſieben Führer, die ſich wie himmelſtürmende Giganten zu deren Untergang verſchworen haben und ihren Uebermuth in den Sinnbildern der Schilde zur Schau tragen, iſt epiſcher Stoff, in tragiſchen Pomp gekleidet. Dieſe lange ſteigende Vorbereitung iſt des einen erſchütternden Augenblickes werth, wo Eteokles, der bis dahin, wachſam und muthig gefaßt, an jedem Thor einem der trotzenden Feinde einen vaterlandsliebenden Helden entgegengeſtellt hat, da ihm nun als der ſiebente der Stifter des ganzen Unheils, Polynices geſchildert wird, hingeriſſen von den Furien der väterlichen Fluche, ihn ſelbſt bekämpfen will, und ungeachtet aller Beſchwörungen des Chores ſich mit klarem Bewußtſeyn des unausweichlichen Verderbens dem Bruderwechſelmorde entgegen ſtürzt. Der Krieg an ſich iſt kein Gegenſtand für die Tragödie, von der bedeutungsvollen Rüſtung führt uns der Dichter raſch zur Entſcheidung fort: die Stadt iſt gerettet, die beyden Thronbewerber ſind gegenſeitig durch ihre eigene Hand gefallen, und ihre Leichen klage, worein ſich die Schweſtern und der Chor der thebaniſchen Mädchen theilen, beſchließt das Ganze. Merkwürdig iſt es, daß der Entſchluß der Antigone trotz des Verbotes ihren Bruder nicht unbeerdigt zu laſſen, womit Sophokles ſein Stück dieſes Namens eröffnet, hier dem Ende eingeflochten iſt, wodurch ſich alſo, wie in den Choëphoren eine neue Verwickelung unmittelbar anknüpft.

Ich wünſchte annehmen zu dürfen, Aeſchylus habe die Perſer bloß aus Gefälligkeit gegen den König von Syrakus, Hiero, gedichtet, der begierig war, ſich die großen Begebenheiten des perſiſchen Krieges mehr zu vergegenwärtigen. So lautet auch eine Angabe, nach einer andern aber war das Stück ſchon früher in Athen gegeben worden. Es iſt abweichend durch die Wahl des Stoffes, die wir oben berührten, und in der Behandlung von allen Tragödien des Dichters, die wir haben, unſtreitig die unvollkommenſte. Kaum wird anfangs durch das Traumgeſicht der Atoſſa die Erwartung hingehalten; mit der erſten Bothſchaft iſt ſogleich die ganze Kataſtrophe da, und an keinen Fortſchritt weiter zu denken. Indeſſen, wäre es auch kein rechtes Drama, ſo iſt es doch ein ſtolzer Siegesgeſang der Freyheit, verkleidet in die weiche und endloſe Wehklage um die gefallene Herrlichkeit des Unterjochers. Mit großer Weisheit ſchildert der Dichter hier und in den Sieben vor Thebe den Ausgang der Kämpfe nicht als zufällig, wie er faſt immer beym Homer erſcheint, (denn dem Zufall ſoll einmal in der Tragödie nichts eingeräumt werden) ſondern durch übermüthige Verblendung auf der einen, durch beſonnene Mäßigung auf der andern Seite voraus bedingt.

Der gefeſſelte Prometheus ſtand wiederum in der Mitte zwiſchen zwey andern, dem feuerbringenden und dem erlöſten Prometheus, wenn wir anders den erſten, der ohne Frage ein ſatyriſches Drama war, zu einer Trilogie mitrechnen dürfen. Von dem erlöſten Prometheus iſt uns ein bedeutendes Bruchſtück in der lateiniſchen Ueberſetzung des Attius aufbehalten.

Der gefeſſelte Prometheus iſt die Darſtellung ſtandhaften Leidens, und zwar des unſterblichen Leidens eines Gottes. An einen öden Felſen, dem umkreiſenden Ocean gegenüber, hingebannt, umfaßt dieß Schauſpiel dennoch die Welt, den Olymp der Götter und die menſchenbewohnte Erde, alles über den jähen Abgrund der dunkeln titaniſchen Urkräfte kaum noch in ſichrer Verfaſſung ruhend. Die Vorſtellung von einer ſich aufopfernden Gottheit iſt in manchen Religionen, als eine verworrene Ahndung des Wahren geheimnißvoll gelehrt worden; hier ſteht ſie aber im furchtbarſten Gegenſatz mit der tröſtlichen Offenbarung. Denn Prometheus leidet nicht im Einverſtändniß mit der weltregierenden Macht, ſondern er büßt ſeine Empörung gegen ſie, und dieſe Empörung beſteht in nichts anderm, als der bezweckten Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes. So wird er ein Bild der Menſchheit ſelbſt, wie ſie mit unſeliger Vorausſicht an ihr enges Daſeyn feſtgeſchmiedet, ohne irgend einen Bundesgenoſſen, den gegen ſie verſchwornen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerſchüttertes Wollen, und das Bewußtſeyn ihrer hohen Anſprüche entgegen zu ſetzen hat. Die andern Dichtungen der griechiſchen Tragiker ſind einzelne Tragödien; dieſe, möchte ich ſagen, iſt die Tragödie ſelbſt: ihr innerſter

Geiſt in ſeiner erſten noch ungemilderten Herbigkeit, ganz darniederwerfend und vernichtend offenbart.

Aeußerliche Handlung iſt wenig in dieſem Stücke: vom Anfange an duldet und will Prometheus, er will und duldet immer das Gleiche. Aber der Dichter hat meiſterhaft in das unwiderruflich feſtgeſetzte noch Wechſel und Fortſchritt zu bringen, und die unerreichte Größe ſeines erhabenen Titanen an deſſen Umgebungen abzumeſſen gewußt. Erſt das Schweigen des Prometheus während ſeiner grauſamen Feſſelung unter der rauhen Aufſicht der Stärke und Gewalt, gegen deren Drohungen Vulkan ihr Werkzeug, nur ein unerſprießliches Mitleiden aufzubringen hat; dann ſeine einſame Klage, die Ankunft der weiblich zarten Oceaniden, unter deren zagendem Bedauren er ſeinem Gemüth hingegebner Luft macht, die Urſachen ſeines Falles erzählt, und von der Zukunft weiſſagt, jedoch mit weiſer Zurückhaltung ſie nur halb enthüllt; der Beſuch des alten Oceanus, eines verwandten Gottes vom Stamme der Titanen, der unter dem Schein, ſich eifrig für ihn verwenden zu wollen, ihm doch zur Unterwerfung gegen Zeus räth, und deswegen mit ſtolzer Verachtung von ihm weggewieſen wird: wie dann die im Wahnſinn umhergetriebene Io herbeykommt, ein Opfer derſelben Tyranney, welcher Prometheus unterliegt; wie er ihr die noch bevorſtehenden Irrſale, und ihr endliches Schickſal prophezeyt, das mit dem ſeinigen zuſammenhängt, weil aus ihrem Blute nach vielen Menſchenaltern ihm ein Retter entſtehen ſoll; wie ferner Merkur, als der Bote des Welttyrannen, gebieteriſch drohend ihm ſein Geheimniß abfodert, auf welche Weiſe Zeus auf ſeinem Throne gegen alle Tücken des Schickſals zu ſichern ſey; wie zuletzt nach kaum ausgeſprochener Weigerung, unter Donner, Blitz, Sturm und Erdbeben, Prometheus zuſamt dem Felſen, der ihn gefeſſelt hält, in den Schooß der Unterwelt hinabgeſchlungen wird. Der Triumph des Unterliegens iſt wohl niemals glorreicher gefeyert worden, und man hat Mühe zu begreifen, wie der Dichter im erlöſten Prometheus ſich auf der gleichen Höhe hat erhalten mögen.

Ueberhaupt ſind die Schauſpiele des Aeſchylus ein Beyſpiel unter vielen, daß in der Kunſt wie in der Natur rieſenhafte Erzeugniſſe denen von geregeltem Ebenmaaß vorangehen, welche ſich dann bis zur Niedlichkeit und Unbedeutendheit verkleinern, und daß die Poeſie in ihrer urſprünglichen Erſcheinung immer der Ehrwürdigkeit der Religion am nächſten iſt, wie ſich dieſe auch unter dem jedesmaligen Menſchengeſchlecht geſtalten mochte.

Eine uns aufbewahrte Aeußerung des Dichters beweiſt, daß er ſich auf dieſer Stufe zu behaupten ſtrebte, und das Herabſinken vom Göttlichen durch künſtliche Ausbildung gefliſſentlich mied. Seine Brüder munterten ihn auf, einen neuen Paean zu ſchreiben. Er antwortete: "der alte vom Tynnichus „ſey am beſten gedichtet, dem ſeinigen mit dieſem „zuſammengehalten würde es eben ſo ergehen, wie „den neuern Statuen mit den alten; denn dieſe, „bey aller Einfachheit, würden für göttlich gehal„ten, die neuen ſorgfältig ausgearbeiteten hingegen „würden zwar bewundert, machten aber weniger „den Eindruck von einer Gottheit." Wie in Allem, ſo führte ihn auch in ſeiner Berührung mit dem Gottesdienſte ſeine Kühnheit bis an die äußerſte Gränze, und ſo geſchah es, daß er beſchuldigt wurde, in einem ſeiner Stücke die Eleuſiniſchen Geheimniſſe verrathen zu haben, und nur auf die

Fürbitte ſeines Bruders Amynias, der die in der Schlacht bey Salamis empfangenen Wunden verzeigte, losgeſprochen ward. Vielleicht glaubte er, in der dichteriſchen Mittheilung ſey die Weihung zu den Myſterien ſchon mit enthalten, und niemanden werde auf dieſem Wege etwas offenbart, der deſſen nicht würdig ſey.

Der tragiſche Styl des Aeſchylus iſt allerdings noch unvollendet, und ſchweift nicht ſelten in unverſchmolzenen epiſchen und lyriſchen Beſtandtheilen aus. Abgeriſſen, unmäßig, hart iſt er oft; kunſtvollere Tragödien nach ihm zu dichten, war ſehr möglich, in der faſt übermenſchlichen Großheit möchte er wohl immer unübertroffen bleiben, da ihn hierin ſein glücklicher jüngerer Nebenbuhler, Sophokles, ſelbſt nicht erreichte. Dieſer that über ihn den Ausſpruch, und kündigte ſich dadurch als einen denkenden Künſtler an: “Aeſchylus thue das Rechte, aber ohne es zu wiſſen;” einfache Worte, die jedoch das ganz erſchöpfen, was wir unter einem bewußtlos wirkenden Genius verſtehen.

Sophokles fällt mit ſeinem Geburtsjahre zwiſchen die ſeines Vorgängers und des Euripides faſt in die Mitte hinein, ſo daß er etwa ein halbes Menſchenalter von jedem abſteht; die Angaben ſtimmen nicht ganz überein. Von beyden aber war er den größten Theil ſeines Lebens hindurch Zeitgenoſſe. Mit Aeſchylus hat er häufig um den tragiſchen Epheukranz gerungen, und den Euripides, der doch gleichfalls ein hohes Alter erreichte, hat er noch überlebt. Es ſcheint, daß eine gütige Vorſehung an dieſem einzigen Manne dem Menſchengeſchlechte, um im Sinne der alten Religion zu ſprechen, die Würde und die Glückſeligkeit ſeines Looſes offenbaren wollte, indem ſie ihm zu allem Göttlichen, was das Gemüth und den Geiſt ſchmücken und erheben kann, auch alle erdenkliche Segnungen des Lebens verlieh. Von wohlhabenden und angeſehenen Eltern, als freyer Bürger des gebildetſten Staates von Griechenland gebohren zu ſeyn, dieß waren nur die erſten Vorausſetzungen dazu. Schönheit des Leibes wie der Seele, und ungeſtörter Gebrauch von beyder Kräften in vollkommener Geſundheit bis an das äußerſte Ziel des menſchlichen Lebens; eine Erziehung in der gewählteſten Fülle der Gymnaſtik und Muſik, deren jene ſo mächtig war, ſchönen Naturanlagen Energie, dieſe, Harmonie zu ertheilen; die ſüße Blüthe der Jugend, und die reife Frucht des Alters; der Beſitz und ununterbrochene Genuß der Poeſie und Kunſt, und die Ausübung heitrer Weisheit; Liebe und Achtung unter den Mitbürgern, Ruhm im Auslande, und das Wohlgefallen und die Gnade der Götter: dieß ſind die allgemeinſten Züge von der Geſchichte dieſes frommen heiligen Dichters. Es iſt als ob die Götter, unter denen er ſich beſonders dem Bacchus als dem Geber aller Freude und dem Bildner des vormals rohen Menſchengeſchlechtes durch Darſtellung ſeiner tragiſchen Feſtſpiele frühzeitig widmete, gewünſcht hätten, ihn unſterblich zu machen, ſo lange ſchoben ſie ſeinen Tod hinaus; und da dieß nicht möglich war, löſten ſie ſein Leben wenigſtens ſo gelinde als möglich, um ihn unvermerkt eine Unſterblichkeit mit der andern, die lange Dauer ſeines irdiſchen Daſeyns mit der Unvergänglichkeit ſeines Namens vertauſchen zu laſſen. Als ein Jüngling von ſechszehn Jahren wurde er wegen ſeiner Schönheit gewählt, dem Chor der Jünglinge, welche nach der Schlacht bey Salamis (in welcher

Aeſchylus mitgefochten und ſie herrlich geſchildert) den Paean um die aufgerichtete Trophäe aufführten, nach griechiſcher Sitte auf der Leyer ſpielend vorzutanzen; ſo daß die ſchönſte Entfaltung ſeiner Jugendblüthe mit der glorwürdigſten Epoche des atheniſchen Volkes in demſelben Moment zuſammentraf. Ein Feldherrn-Amt verwaltete er zugleich mit Perikles und Thukydides, ſchon dem Greiſenalter näher, und das Prieſterthum eines einheimiſchen Heroen. Im fünf und zwanzigſten Jahre fing er an, Tragödien aufzuführen, zwanzigmal erwarb er den Sieg, öfter die zweyte Stelle, niemals die dritte; in dieſer Bemühung fuhr er mit zunehmendem Gelingen fort, bis über ſein neunzigſtes Jahr hinaus, ja vielleicht rühren aus dieſer ſpäten Zeit einige ſeiner größten Werke her. Man hat die Sage, er ſey von einem ältern Sohn oder Söhnen verklagt worden, weil er einen Enkel von einer andern Gattin zärtlicher liebte, als ſey er vor Alter kindiſch geworden, und nicht mehr im Stande ſein Vermögen zu verwalten. Er habe ſtatt aller Vertheidigung den Richtern ſeinen ſo eben gedichteten Oedipus in Kolonos, oder nach andern den herrlichen Chor daraus, welcher Kolonos, ſeinen Geburtsort, verherrlicht, vorgeleſen, und hierauf ſeyen die Richter ohne weiters bewundernd aus einander gegangen, und man habe ihn im Triumph nach Hauſe begleitet. Wenn es gegründet iſt, daß er den eben genannten zweyten Oedipus ſo ſpät geſchrieben, wie ſelbiger denn in der Entfernung von allem herben Ungeſtüm der Jugend, in der reifen Milde die Spuren davon an ſich trägt, ſo gewährt uns dieß das Bild zugleich des liebenswürdigſten und ehrwürdigſten Alters. Wiewohl die abweichenden Sagen von ſeiner Todesart fabelhaft ſcheinen, ſo ſtimmen ſie doch darin überein, und haben auch dieſe wahrhafte Bedeutung, daß er mit ſeiner Kunſt oder etwas darauf Bezug habendem beſchäftigt ohne Krankheit verſchieden ſeyn ſoll; daß er alſo, wie ein grauer Schwan des Apollo ſein Leben in Geſängen ausgehaucht. So achte ich auch die Geſchichte, wie der lacedämoniſche Feldherr, welcher den Ort ſeiner väterlichen Begräbniſſe verſchanzt hatte, durch eine doppelte Erſcheinung des Bacchus angemahnt worden ſey, die Beerdigung des Sophokles daſelbſt zu geſtatten, und deßhalb einen Herold an die Athener geſandt, für wahrhaft, ſo wie alles, was dazu dient, die verklärte Ehrwürdigkeit dieſes Mannes ins Licht zu ſtellen. Fromm und heilig nannte ich ihn in ſeinem eigenen Sinne. Aber wiewohl ſeine Werke ganz die antike Großheit, Anmuth und Einfalt athmen, iſt er auch unter allen griechiſchen Dichtern derjenige, deſſen Empfindungen am meiſten Verwandtſchaft mit dem Geiſte unſerer Religion haben.

Nur Eine Naturgabe war ihm verſagt: eine tönende Stimme zum Geſange. Er konnte nur die harmoniſchen Ergießungen anderer Stimmen veranlaſſen und lenken, und ſoll daher auch die vorher beſtehende Sitte, daß der Dichter in ſeinen Stücken ſelbſt mitſpielte, für ſich aufgehoben, und nur ein einzigesmal (wieder ein ſehr bedeutender Zug) als der blinde Sänger Thamyris erſcheinend die Cither geſpielt haben.

In ſo fern Aeſchylus, welcher die tragiſche Poeſie von der erſten Rohheit zu der Würde ſeines Kothurns ausgebildet hatte, ihm voranging, ſteht Sophokles in einem hiſtoriſchen Kunſtverhältniſſe zu ihm, worin ihm freylich die Unternehmungen jenes urſprünglichen Meiſters zu Statten kamen, ſo daß Aeſchylus als der entwerfende Vorgänger, Sophokles als der vollendende Nachfolger erſcheint. Die kunſtreichere Verfaſſung der Dramen des letzt genannten iſt leicht zu bemerken: die Einſchränkung des Chores im Verhältniß zum Dialog, die Ausbildung der Rhythmen und der reinen attiſchen Diction, die Einführung mehrerer Perſonen, die reichere Verknüpfung der Fabeln, die Vermannichfaltigung der Vorfälle, und die vollſtändigere Entwicklung, das ruhigere Feſthalten aller Momente der Handlung, und die mehr theatraliſche Heraushebung des entſcheidenden, die vollkommnere Abrundung des Ganzen, auch ſchon äußerlich betrachtet. Allein es iſt noch etwas anderes, wodurch er den Aeſchylus überſtrahlt, und die Gunſt des Schickſals verdiente, einen ſolchen Vorgänger gehabt zu haben, und mit ihm an denſelben Gegenſtänden zu wetteifern: ich meyne die innere harmoniſche Vollendung ſeines Gemüths, vermöge deren er jede Pflicht des Schönen aus Neigung erfüllte, und deſſen freyer Trieb von einem bis zur Durchſichtigkeit klar gewordenen Selbſtbewußtſeyn begleitet war. An

Kühnheit den Aeſchylus zu übertreffen dürfte unmöglich ſeyn: ich halte aber dafür, daß Sophokles nur wegen ſeiner weiſen Mäßigung weniger kühn erſcheint, da er überall mit größtem Nachdruck zu Werke geht, ja vielleicht mit durchgeführterer Strenge, wie ein Menſch, der ſeine Gränzen genau kennt, innerhalb derſelben deſto zuverſichtlicher auf ſeinen Rechten beſteht. Wie Aeſchylus gern alles in die Empörungen der titaniſchen Urwelt hinausſpielt, ſo ſcheint Sophokles ſich hingegen der Göttererſcheinungen nur nothwendigerweiſe zu bedienen: er bildete Menſchen, wie das Alterthum allgemein eingeſtand, beſſer, das heißt, nicht, ſittlicher und fehlerfreyer, ſondern ſchöner und edler als die wirklichen, und indem er alles in dem menſchlichſten Sinne nahm, fiel ihm zugleich die höhere Bedeutung zu. Allem Anſcheine nach iſt er auch in der ſzeniſchen Ausſchmückung gemäßigter geweſen als Aeſchylus, hat vielleicht gewähltere Schönheit, aber nicht ſo koloſſalen Pomp wie dieſer geſucht.

Als charakteriſtiſch haben die Alten an dieſem Dichter die angebohrne Süßigkeit und Anmuth geprieſen, wegen deren ſie ihn die attiſche Biene nannten. Wer zum Gefühl dieſer Eigenſchaft hindurch gedrungen iſt, der darf ſich ſchmeicheln, daß ihm der Sinn für die antike Kunſt aufgegangen ſey, denn die heutige Empfindſamkeit möchte, weit entfernt in jenes Urtheil einſtimmen zu können, vielmehr in den ſophokleiſchen Tragödien, ſowohl was die Darſtellung körperlicher Leiden betrifft, als in den Geſinnungen und Anordnungen, vieles unerträglich herbe finden.

Im Verhältniß zu der großen Fruchtbarkeit des Sophokles, da er nach Einigen hundert und dreyßig Stücke geſchrieben haben ſoll (wovon aber der Grammatiker Ariſtophanes ſiebzehen für unächt erklärte), nach den mäßigſten Angaben achzig, iſt uns freylich von ihm wenig übrig geblieben, da wir nur ſieben haben. Doch hat uns der Zufall dabey gut bedacht, indem ſich hierunter verſchiedene finden, die bey den Alten als ſeine vorzüglichſten Meiſterwerke anerkannt waren, wie die Antigone, die Elektra, und beyde Oedipus; auch ſind ſie ziemlich unverſtümmelt und mit unverdorbenem Text auf uns gekommen. Von den neuern

Kunſtrichtern iſt ohne Grund meiſtens der erſte Oedipus, und der Philoktetes vor allen andern bewundert worden: jener wegen der künſtlichen Verwicklung, bey welcher die ſchreckliche, ſelbſt die Neugierde ſpannende Kataſtrophe (welches letzte in den griechiſchen Tragödien ſo ſelten der Fall iſt) unvermeidlich durch eine Folge unter einander zuſammenhängender Veranlaſſungen herbeygeführt wird; dieſer wegen der meiſterhaften Charakteriſtik und der ſchönen Gegenſätze zwiſchen den drey Hauptfiguren, auch dem einfachen Bau des Stückes, da bey ſo wenigen Perſonen alles aus den wahrſten Triebfedern abgeleitet iſt. Aber die ſämtlichen Tragödien des Sophokles glänzen jede mit eigenthümlichen Vorzügen. In der Antigone iſt der Heroismus in der reinſten Weiblichkeit dargeſtellt, im Ajax das männliche Ehrgefühl in ſeiner ganzen Stärke; in den Trachinerinnen (nach unſerer Weiſe zu benennen, dem ſterbenden Herkules) wird der weibliche Leichtſinn der Dejanira durch ihren Tod ſchön abgebüßt, und das herkuliſche Leiden iſt würdig geſchildert; die Elektra zeichnet ſich durch Energie und Pathos aus; im Oedipus zu Kolonos herrſcht die mildeſte Rührung, und es iſt über das Ganze die größte Anmuth verbreitet. Den Werth dieſer Stücke gegen einander zu wägen, unternehme ich nicht: doch geſtehe ich, daß ich eine beſondere Vorliebe für das letztgenannte Stück habe, weil es mir die Perſönlichkeit des Sophokles am meiſten auszuſprechen ſcheint. Da dieſes Stück überhaupt der Verherrlichung von Athen, und ſeines Geburtsfleckens insbeſondere gewidmet iſt, ſo ſcheint er es auch mit beſonderer Liebe gearbeitet zu haben.

Am wenigſten wird gewöhnlich der Ajax und die Antigone verſtanden. Man kann es nicht begreifen, daß dieſe Stücke noch ſo lange nach dem fortſpielen, was wir die Kataſtrophe zu nennen pflegen. Ich werde darüber weiter unten noch eine Bemerkung machen.

Die Geſchichte des Oedipus iſt unter allen Schickſals-Fabeln, welche die alte Mythologie enthält, vielleicht die ſinnreichſte; jedoch ſcheinen mir andere, wie zum Beyſpiel die von der Niobe, welche ohne ſolche Verflechtung von Vorfällen ganz einfach ſowohl den menſchlichen Uebermuth, als die über ihn von den Göttern verhängte Strafe in koloſſalen Maaßſtabe darlegen, in einem größern

Sinne gedacht. Was der vom Oedipus einen weniger hohen Charakter giebt, iſt eben die Intrigue, welche darin liegt. Intrigue iſt nämlich im dramatiſchen Sinne eine Verwickelung, welche aus der Durchkreuzung der Abſichten und Zufälle entſpringt, und dieß findet offenbar in den Schickſalen des Oedipus Statt, da alles, was ſeine Eltern und er ſelbſt thun, um den geweiſſagten Greueln zu entgehen, ihn denſelben entgegen führt. Was aber dieſer Fabel eine große und furchtbare Deutung giebt, iſt der wohl meiſtens dabey überſehene Umſtand, daß es eben der Oedipus iſt, welcher das von der Sphinx aufgegebene Räthſel, das menſchliche Daſeyn betreffend, gelöſt hat, dem ſein eigenes Leben ein unentwirrbares Räthſel blieb, bis es ihm allzuſpät auf die entſetzlichſte Art aufgeklärt ward, da alles unwiederbringlich verlohren war. Dieß iſt ein treffendes Bild anmaßlicher menſchlicher Weisheit, die immer auf das allgemeine geht, ohne daß ihre Beſitzer davon die rechte Anwendung auf ſich ſelbſt zu machen wiſſen.

Mit dem herben Schluſſe des erſten Oedipus wird man durch die Heftigkeit, das argwöhniſche und herriſche Weſen des Oedipus in ſo weit ausgeſohnt, daß das Gefühl nicht bis zur entſchiedenen Empörung gegen ein ſo grauſames Schickſal kommt. Von dieſer Seite mußte der Charakter des Oedipus alſo aufgeopfert werden, welcher dagegen durch die väterliche Fürſorge und den heldenmüthigen Eifer für die Rettung des Volkes gehoben iſt, der ihn durch redliches Forſchen nach dem Urheber des Verbrechens ſeinen Untergang beſchleunigen läßt. Auch war es nöthig, des Gegenſatzes wegen mit ſeinem nachherigen Elende, ihn in der Art, wie er dem Tireſias und Kreon begegnet, noch mit dem ganzen Stolz der Herrſcherwürde umkleidet auftreten zu laſſen. Ueberhaupt läßt ſich ſchon in ſeinen früheren Handlungen das Argwöhniſche und Heftige bemerken; jenes darin, wie er ſich über die Beſchuldigung, er ſey dem Polybos untergeſchoben, nicht bey deſſen Verſicherungen beruhigen kann; dieſes in dem ſo blutig ausfallenden Zwiſt mit dem Lajus. Dieſer Charakter ſcheint ihm von beyden Eltern angeerbt zu ſeyn. Der übermüthige Leichtſinn der Jokaſte, womit dieſe über die Orakel, als durch den Ausgang nicht beſtätigt, ſpottet, aber bald darauf die Buße dafür an ſich ſelbſt vollzieht, iſt zwar nicht in ihn übergegangen: vielmehr ehrt ihn die Reinheit des Gemüthes, womit er vor den geweiſſagten Verbrechen ſo ſorgfältig flieht, und wodurch ſeine Verzweiflung, ſie dennoch begangen zu haben, natürlich aufs äußerſte geſteigert werden muß. Furchtbar iſt ſeine Verblendung, wie ihm die Aufklärung ſchon ſo nahe liegt; z. B. da er die Jokaſte fragt: wie Lajus ausgeſehen habe, und dieſe erwiedert, er habe eben weiße Haare bekommen, ſonſt ſey er an Geſtalt dem Oedipus nicht eben unähnlich geweſen. Auf der andern Seite iſt es wieder ein Zug ihres Leichtſinnes, daß ſie die Aehnlichkeit mit ihrem Gemahle, woran ſie ihn als Sohn hätte erkennen ſollen, nicht gehörig beachtet hat. So läßt ſich bey näherer Zergliederung in jedem Zuge die äußerſte Schicklichkeit und Bedeutſamkeit nachweiſen. Nur da man gewohnt iſt, den Sophokles auch als correct anzupreiſen, und beſonders an dieſem Oedipus die vortrefflich beobachtete Wahrſcheinlichkeit rühmt, muß ich bemerken, daß eben dieß Stück ein Beweis iſt, wie hierin die alten Künſtler ganz andern Grundſätzen folgten, als jene Kritiker. Denn ſonſt wäre es allerdings eine große Unwahrſcheinlichkeit, daß Oedipus ſich in ſo langer Zeit nie zuvor nach den Umſtänden vom Tode des Lajus erkundiget hat, daß die Narben an ſeinen Füßen, ja ſelbſt der Name, den er davon führt, die Jokaſte keinen Verdacht haben ſchöpfen laſſen, u. ſ. w. Allein die Alten entwarfen ihre Kunſtwerke nicht für den berechnenden proſaiſchen Verſtand, und eine Unwahrſcheinlichkeit, die erſt durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreiſe der Darſtellung ſelbſt liegt, galt ihnen für keine.

Der verſchiedene Charakter des Aeſchylus und Sophokles zeigt ſich nirgends auffallender, als in den Eumeniden und dem Oedipus zu Kolonos, da beyde Stücke einen ähnlichen Zweck haben. Athen ſoll nämlich als der heilige Wohnſitz der Geſetzmäßigkeit und der milden Menſchlichkeit verherrlicht, und abgebüßte Verbrechen ausländiſcher Helden-Familien ſollen auf dieſem Gebiete durch eine höhere Vermittlung letztlich geſühnet werden; auch wird daraus dem attiſchen Volke ein fortdauerndes Heil prophezeyt. Bey dem patriotiſchen und Freyheit athmenden Aeſchylus geſchieht dieß durch eine gerichtliche Handlung; bey dem frommen Sophokles durch eine religiöſe: und zwar iſt es die Todesweihe des Oedipus, dem, da er durch das Bewußtſeyn unwillkührlicher Verbrechen und langes Elend gebeugt iſt, die Götter dadurch gleichſam eine Ehrenerklärung thun, als hätten ſie es mit dem furchtbaren, an ihm gegebenen Beyſpiel nicht gegen ihn insbeſondere gemeynt, ſondern nur dem Menſchengeſchlecht überhaupt eine ernſte Lehre geben wollen. Sophokles, dem das ganze Leben ein fortwährender Gottesdienſt iſt, liebt es überhaupt, den letzten Augenblick deſſelben, gleichſam als den einer höheren Feyer, möglichſt zu ſchmücken, und er flößt damit eine ganz andere Rührung ein, als die, welche der Gedanke der Sterblichkeit überhaupt erregt. Daß der geplagte, abgemüdete Oedipus im Hain der Furien endlich Ruhe und Frieden findet, eben an der Stelle, von welcher jeder andere Menſch mit unheimlichem Grauſen flieht, er, deſſen Unglück gerade daher entſprungen iſt, unbewußt und ohne Warnung eines innern Gefühls das gethan zu haben, wovor allen Menſchen ſchaudert; darin liegt ein tiefer und geheimnißvoller Sinn.

Die attiſche Bildung, Beſonnenheit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Milde und Großmuth hat Aeſchylus majeſtätiſcher in der Perſon der Pallas gezeigt; Sophokles, der ſo gern alles Göttliche in das Gebiet der Menſchheit zog, feiner entwickelnd am Theſeus. Wer den helleniſchen Heroismus im Gegenſatz mit dem barbariſchen genauer kennen zu lernen wünſcht, den würde ich auf dieſen Charakter verweiſen.

Beym Aeſchylus muß, damit der Verfolgte gerettet, und das Land der Segnungen theilhaftig werde, erſt die nächtliche Entſetzlichkeit der Furien das Blut des Zuſchauers erſtarren machen und ſein Haar emporſträuben, der ganze Grimm dieſer Nachgöttinnen muß ſich zuvor erſchöpfen: der Uebergang zu ihrem friedlichen Abzuge iſt deſto wunderwürdiger; es iſt, als ob das ganze Menſchengeſchlecht von ihnen erlöſt würde. Beym Sophokles erſcheinen ſie nicht ſelbſt, ſondern ſind ganz im Hintergrunde gehalten; ſie werden nicht einmal mit ihrem eigentlichen Namen, ſondern nur durch ſchonende Bezeichnungen genannt. Aber eben das dieſen Töchtern der Nacht angemeßne Dunkel und die

Ferne begünſtigt ein ſtilles Grauen, an welchem die körperlichen Sinne gar keinen Antheil haben. Daß endlich der Hain der Furien mit der Lieblichkeit eines ſüdlichen Frühlings überkleidet iſt, vollendet die ſüße Anmuth der Dichtung, und wenn ich für die ſophokleiſche Poeſie ein Sinnbild aus ſeinen eigenen Tragödien wählen ſoll, ſo möchte ich ſie eben als einen heiligen Hain der dunkeln Schickſals-Göttinnen beſchreiben, worin Lorbeer, Oelbäume und Weinreben grünen, und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen.

Zwey Stücke des Sophokles beziehen ſich, der griechiſchen Sinnesart gemäß, auf die heiligen Rechte der Todten und die Wichtigkeit der Beerdigung: in der Antigone geht die ganze Handlung hievon aus, und im Ajax findet ſie dadurch erſt einen befriedigenden Schluß.

Das weibliche Ideal in der Antigone iſt von großer Strenge, ſo daß es allein hinreichend wäre, allen den ſüßlichen Vorſtellungen von Griechheit, die neuerdings gäng und gebe geworden ſind, ein Ende zu machen. Ihr Unwillen, da ſich Iſmene weigert, Theil an ihrem kühnen Entſchluſſe zu nehmen; die Art, wie ſie nachher die über ihre Schwäche reuige Jsmene, welche ſich anbietet, ihre heldenmüthige Schweſter nun wenigſtens im Tode zu begleiten, zurückweiſt, gränzt an Härte; ihr Schweigen und ihre Reden gegen den Kreon, wodurch ſie ihn reizt, ſeinen tyranniſchen Entſchluß zu vollſtrecken, zeugt von unerſchütterlichem männlichem Muthe. Allein der Dichter hat das Geheimniß gefunden, das liebevolle weibliche Gemüth in einer einzigen Zeile zu offenbaren, indem ſie dem Kreon auf die Vorſtellung, Polynices ſey ja ein Feind des Vaterlandes geweſen, antwortet:

"Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da."

Auch hält ſie die Ausbrüche ihres Gefühls nur ſo lange zurück, als dadurch die Feſtigkeit ihres Entſchluſſes hätte zweydeutig werden können. Wie ſie unwiderruflich zum Tode geführt wird, ergießt ſie ſich in die zarteſten und rührendſten Klagen über ihren herben frühzeitigen Tod, und verſchmäht es nicht, ſie die ſittſame Jungfrau, auch die verlohrne Brautfeyer, und die ungenoßnen ehelichen Segnungen zu beweinen. Dagegen verräth ſie mit keiner Sylbe eine Neigung für den Haemon, ja ſie erwähnt dieſen liebenswürdigen Jüngling nirgends*). Durch die beſondere Neigung nach einem ſolchen Heldenentſchluſſe, noch an das Leben gefeſſelt zu werden, wäre Schwäche geweſen; jene allgemeinen Gaben, womit die Götter das Leben ſchmücken, ohne Wehmuth zu verlaſſen, wäre der frommen Heiligkeit ihres Gemüthes nicht gemäß.

Auf den erſten Blick kann der Chor in der Antigone ſchwach ſcheinen, indem er ſich ſo ohne Widerrede den tyranniſchen Befehlen des Kreon fügt, und nicht einmal eine Vorſtellung zu Gunſten der jungen Heldin verſucht. Allein dieſe muß mit ihrem Entſchluß und ihrer That ganz allein ſtehen, um recht verherrlicht zu werden, ſie darf nirgends eine Stütze, einen Anhalt finden. Die Unterwürfigkeit des Chors vermehrt auch den Eindruck von der Unwiderſtehlichkeit der königlichen Befehle. So müſſen ſelbſt ſeinen letzten Anreden an die Antigone noch ſchmerzliche Erwähnungen eingemiſcht ſeyn, damit ſie den Kelch der irdiſchen Leiden ganz austrinke. Weit anders iſt der Fall in der Elektra, wo der Chor ſo theilnehmend und aufmunternd für die beyden Hauptperſonen ſeyn mußte, da ſich gegen ihre Handlung mächtige ſittliche Gefühle auflehnen, wie andre dazu anſpornen, ſtatt daß ein ſolcher innerer Zwiſt bey der That der Antigone gar nicht Statt findet, ſondern bloß äußere Schreckniſſe ſie davon abhalten ſollen.

---

*) Barthelemy verſichert zwar das Gegentheil; aber die Zeile, worauf er ſich bezieht, gehört nach den beſſeren Handſchriften und dem Zuſammenhange der ganzen Stelle der Ismene.

Nach Vollendung der That und überſtandenem Leiden dafür, bleibt noch die Züchtigung des Uebermuthes zurück, welche den Untergang der Antigone rächt: nur die Zerſtörung der ganzen Familie des Kreon und ſeine eigene Verzweiflung iſt eine würdige Todtenfeyer für ein ſo koſtbares hingeopfertes Leben. Deswegen muß die vorher nicht erwähnte Gattin des Königs noch ganz gegen das Ende erſcheinen, bloß um das Unglück zu hören und ſich umzubringen. Dem griechiſchen Gefühl wäre es unmöglich geweſen, mit dem Untergange der Antigone ohne abbüßende Vergeltung das Gedicht für geſchloſſen zu halten.

Auf ähnliche Art verhält es ſich im Ajax. Den Uebermuth, wodurch er mit entehrendem Wahnſinn geſtraft worden, hat er durch die tiefe Scham, die ihn bis zum Selbſtmorde treibt, abgebüßt. Weiter darf die Verfolgung des Unglücklichen nicht gehen, und da man noch ſeine Leiche durch verweigerte Beſtattung ſchmähen will, tritt Ulyß ins Mittel, eben der, welchen Ajax für ſeinen Todfeind gehalten, und welchem Pallas in der grauſenerregenden Eingangs-Szene an dem Beyſpiele des verwirrten Ajax die Nichtigkeit des Menſchengeſchlechtes gezeigt hat: er erſcheint gleichſam als die perſonifizirte Mäßigung, welche dem Ajax, wenn er ſie beſeſſen hätte, vor ſeinem Fall bewahrt haben würde.

Der Selbſtmord iſt häufig in der alten Mythologie, wenigſtens in der tragiſch umgebildeten, aber er geſchieht mehrentheils, wo nicht in Wahnſinn, doch in einem Zuſtande von Leidenſchaft, nach einem plötzlich erlebten Unglück, der keiner Ueberlegung Raum läßt. Solche Selbſtmorde, dergleichen die der Jokaſte, des Haemon und der Eurydice, endlich der Dejanira ſind, kommen nur als untergeordnete Zuthat in den tragiſchen Gemählden des

Sophokles vor; der Selbſtmord des Ajax iſt ein beſonnener Entſchluß, eine freye That, und dadurch würdig, der Hauptgegenſtand zu ſeyn. Er iſt nicht die letzte verderbliche Kriſis einer ſchleichenden Gemüthskrankheit, wie ſo oft in der ſchwächlichen neueren Zeit; noch weniger jener mehr theoretiſche Ueberdruß des Lebens, auf die Ueberzeugung von deſſen Unwerth gegründet, der viele ſpätere Römer ſowohl nach epikureiſchen als nach ſtoiſchen Grundſätzen dahin brachte, ihre Tage abzukürzen. Ajax wird durch kein unmännliches Verzagen ſeinem rauhen Heldenthume ungetreu. Sein Wahnſinn iſt vorüber, auch die erſte Troſtloſigkeit nach dem Erwachen daraus; erſt nach der vollkommenſten Rückkehr zu ſich ſelbſt, da er die Tiefe des Abgrundes ermißt, worin ihn ſein Uebermuth durch ein göttliches Verhängniß geſtürzt hat, da er ſeine Lage als unheilbar zerrüttet überſchaut: ſeine Ehre durch die ihm abgeſprochenen Waffen Achills gekränkt, der Ausbruch ſeiner rächeriſchen Wuth über dieß Unrecht misglückt, und in der Verblendung auf wehrloſe Heerden abgelenkt, er ſelbſt nach einer langen tadelloſen Heldenlaufbahn ſeinen Feinden ein Ergötzen, den Griechen ein Spott und ein Greuel, ſeinem preiswürdigen Vater, ſollte er ſo zu ihm zurückkehren, eine Schmach geworden; entſcheidet er nach ſeinem Wahlſpruche. „rühmlich leben, oder rühmlich ſterben,“ daß ihm nur der letzte Ausweg übrig bleibe. Selbſt die Verſtellung, vielleicht die erſte ſeines Lebens, wodurch er ſeine Gefährten beruhigt, um ſeinen Entſchluß ungeſtört ausführen zu können, muß ihm als Seelenſtärke angerechnet werden. Seinem unmündigen Sohne, dem künftigen Troſt ſeiner verlaſſenen Eltern, verordnet er den Teucer zum Pfleger, und ſtirbt wie Cato nicht eher, als bis er die Angelegenheiten der Seinigen beſorgt hat. Wie Antigone in ihrer weiblichen Zartheit, ſo ſcheint er auf ſeine wilde Weiſe in der letzten Rede noch die Herrlichkeit des Sonnenlichtes zu fühlen, von dem er ſcheidet. Sein rauher Muth verſchmäht das Erbarmen, und erregt es um ſo durchdringender. Welch ein Bild des Erwachens aus dem Taumel der Leidenſchaft, wie ſich das Zelt öffnet, wo er mitten unter den erwürgten Heerden wehklagend am Boden ſitzt!

Wie Ajax in unauslöſchlicher Beſchämung durch einen raſchen Entſchluß das Leben von ſich wirft, ſo trägt Philoktet deſſen mühſelige Bürde unter jahrelangem Elende mit ausharrender Geduld. Wie jenen ſeine Verzweiflung, ſo adelt dieſen ſeine Standhaftigkeit. Wo der Trieb der Selbſterhaltung mit keiner ſittlichen Triebfeder in Streit geräth, da darf er ſich in ſeiner ganzen Stärke äuſſern. Die Natur hat alle athmenden Weſen damit ausgerüſtet, und der Nachdruck, womit ſie den Andrang feindſeliger Mächte von ihrem Daſeyn abwehren, iſt ein Beweis ihrer Vortrefflichkeit. Es iſt wahr, in der Gegenwart jener menſchlichen Geſellſchaft, die ihn ausgeſtoßen, und in der Abhängigkeit von ihrer Uebermacht würde Philoktet eben ſo wenig leben wollen wie Ajax. Aber er findet ſich der Natur allein gegenüber, er verzagt nicht vor ihrem gegen ihn ſo abſchreckenden Antlitz, und dringt dennoch zu dem Mutterbuſen der liebenden Pflegerin hindurch. Auf ein ödes Eiland gebannt, von einer unheilbaren Wunde gepeinigt, einſam und hülflos wie er iſt, verſchafft ihm ſein Geſchoß Nahrung von den Vögeln des Waldes, der Felſen trägt lindernde Heilkräuter, die Quelle beut einen friſchen Trunk, ſeine Höhle gewährt ein Obdach und Kühlung im Sommer, beym Winterfroſt erwärmt ihn der Mittagsſtrahl oder angezündetes Reiſig, ſelbſt die wüthenden Anfälle ſeiner Schmerzen müſſen ſich zuletzt erſchöpfen, und in erquickenden Schlaf auflöſen. Ach es ſind eben die verkünſtelnden Auszierungen, der läſtige erſchlaffende Ueberfluß iſt es, was gleichgültig gegen den Werth des Lebens macht: entkleidet es von allen fremden Zuthaten, überladet es mit Leiden, daß kaum das nackte Daſeyn übrig bleibt, und noch wird deſſen Süßigkeit vom Herzen aus mit jedem Pulsſchlage durch die Adern rinnen. Der Arme, Unglückſelige! Zehn Jahre lang hat er es ausgeſtanden, und er lebt noch, er hängt noch am Leben und an der Hoffnung. Welche innige Wahrheit ſpricht aus dieſem allem! Was aber am tiefſten für den Philoktet rührt, iſt, daß er, den ein Misbrauch der Gewalt aus der Geſellſchaft verſtoßen, ſo bald ſie ſich ihm wieder nähert, ihrem zweyten noch verderblicheren Uebel, der Falſchheit begegnet. Die Aengſtigung, er möchte ſeines letzten Hülfsmittels, des Bogens, beraubt werden, würde dem Zuſchauer zu peinlich ſeyn, wenn man nicht vom Anfange an ahndete, der offne gerade Neoptolem werde die wider Willen erlernte Rolle des Betrugs nicht bis zu Ende durchführen können. Nicht mit Unrecht wendet ſich der Getäuſchte von den Menſchen ab, zu jenen lebloſen Gefährten zurück, womit ihn das angebohrne Bedürfniß der Geſelligkeit vertraut gemacht hat. Er ruft die Inſel und ihre Vulcane als Zeugen des neuen Unrechtes an, das ihm widerfährt; er glaubt, ſein geliebter Bogen empfinde Schmerz darüber, ihm entriſſen zu ſeyn; endlich nimmt er mit Wehmuth Abſchied von ſeiner wirthlichen Höhle, von den Quellen, ja von der wogenumrauſchten Klippe, von wo aus er ſo oft vergeblich ins Meer hinausgeſchaut: ſo liebend iſt das unverſtörte Gemüth des Menſchen.

Ueber das körperliche Leiden Philoktets, und die Art es darzuſtellen hat ſich Leſſing in ſeinem *Laokoon* gegen Winkelmann erklärt, und Herder hat wiederum in den *kritiſchen Wäldern* Leſſingen widerſprochen. Beyde letztgenannten haben bey dieſer Gelegenheit ſonſt viel treffendes über das

Stück bemerkt, wiewohl wir darin Herdern beypflichten müſſen, daß Winkelmann Recht gehabt zu behaupten, des Sophokles Philoktet leide wie Laokoon in der berühmten Gruppe, nämlich mit dem zurückgehaltenen Schmerz einer nie ganz erliegenden Heldenſeele.

Die Trachinerinnen ſcheinen mir an Werth ſo weit unter den übrigen auf uns gekommenen Stücken des Sophokles zu ſtehen, daß ich eine Begünſtigung für die Vermuthung zu finden wünſchte, dieſe Tragödie, zwar in demſelben Zeitalter, in ſeiner Schule, vielleicht von ſeinem Sohne Jophon gedichtet, ſey durch Irrthum auf ſeinen Namen geſchoben worden. Manches, ſowohl in dem Bau und der Anlage, als in der Schreibart des Stückes, kann verdächtig ſcheinen; verſchiedne Kunſtrichter haben ſchon bemerkt, das ohne Veranlaſſung anhebende Selbſtgeſpräch der Dejanira habe nicht den Charakter der ſophokleiſchen Prologe. Sind aber auch im Ganzen die Kunſtmaximen des Dichters beobachtet, ſo iſt es oberflächlich geſchehen; man vermißt das tiefe Gemüth des Sophokles. Da indeſſen niemand im Alterthume die Aechtheit bezweifelt zu haben ſcheint, auch Cicero die Klage des

Herkules daraus, als aus einem Werke des Sophokles zuverſichtlich anführt, ſo muß man ſich wohl begnügen zu ſagen, der Tragiker ſey hier einmal unter ſeiner gewöhnlichen Höhe geblieben.

Uebrigens kommt hiebey die Frage in Anregung, welche den Kritiker in Abſicht auf die Werke des Euripides noch weit mehr beſchäftigen kann: in wie fern Erfindung und Ausführung eines Schauſpiels ausſchließend von Einem herrühren muß, damit er für deſſen Urheber gelten könne. Die dramatiſche Litteratur bietet häufig Beyſpiele von Schauſpielen dar, die durch Mehrere gemeinſchaftlich verfertigt wurden. Vom Euripides iſt es bekannt, daß er ſich bey der Ausführung ſeiner Stücke von einem gelehrten Diener, Kephiſophon, helfen ließ; vielleicht überlegte er mit ihm auch deren Entwurf. Es ſcheint allerdings, daß ſich damals in Athen dramatiſche Kunſtſchulen gebildet hatten, von der Art, wie ſie immer zu entſtehen pflegen, wenn ein poetiſches Vermögen mit öffentlichem Wetteifer und mit großer Fülle und Rüſtigkeit in Ausübung gebracht wird: Kunſtſchulen, welche Schüler von ſolcher Vortrefflichkeit und ſo verwandtem Geiſte enthalten, daß der Meiſter ihnen einen Theil der Ausführung, ja ſogar der Anlage anvertrauen, und dennoch unbeſchadet ſeines Ruhmes alles auf ſeinen Namen gehen laſſen kann. So waren die Mahlerſchulen des ſechzehnten Jahrhunderts beſchaffen, und jedermann weiß, welche ſcharf ſondernde Kritik dazu gehört, um z. B. bey vielen Bildern Raphaels auszumachen, wie viel davon eigentlich von ihm ſelbſt herrührt. Sophokles hatte ſeinen Sohn Jophon zur tragiſchen Kunſt erzogen, er konnte ſich alſo leicht von ihm bey der Ausführung Hülfe leiſten laſſen, beſonders da die Tragödien, um mit um den Preis zu werben, zu beſtimmten Zeiten fertig und eingelernt ſeyn mußten; er mochte auch gegenſeitig in die von jenem urſprünglich entworfenen Werke ſtellenweiſe hineinarbeiten, und die ſo entſtandenen Stücke, worin man unverkennbare Züge des Meiſters wahrnahm, wurden dann natürlich bald unter dem berühmteren Namen verbreitet.

Fünfte Vorleſung.

Wenn man den Euripides für ſich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit ſeinen Vorgängern, wenn man manche ſeiner beſſern Stücke, und in andern einzelne Stellen ausſondert, ſo muß man ihm außerordentliche Lobſprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte, ſieht man in ſeinen Stücken immer auf das Ganze, und wiederum auf ſein Streben überhaupt, das ſich in den auf uns gekommenen ſämtlich offenbart, ſo kann man nicht umhin, ihn vielfältig und ſtrenge zu tadeln. Von wenigen Schriftſtellern läßt ſich mit Wahrheit ſo viel gutes und übles ſagen. Er war ein unendlich ſinnreicher

Kopf, in den mannichfaltigſten Künſten des Geiſtes gewandt: aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften ſtand bey ihm nicht der erhabne Ernſt des Gemüthes noch die ſtrenge künſtleriſche Weisheit ordnend vor, die wir am Aeſchylus und Sophokles verehren. Er ſtrebt immer nur zu gefallen, gleichviel durch welche Mittel. Darum iſt er ſich ſelbſt ſo ungleich; manchmal hat er hinreißend ſchöne Stellen, andre Male verſinkt er in wahre Gemeinheiten. Bey allen ſeinen Fehlern beſitzt er eine wunderwürdige Leichtigkeit, und einen gewiſſen einſchmeichelnden Reiz.

Dieſe Vorerinnerung hielt ich für nöthig, da man mir ſonſt wegen des folgenden vorwerfen möchte, ich ſey mit mir ſelbſt im Widerſpruch, indem ich kürzlich in einer kleinen franzöſiſchen Schrift die Vorzüge von einem Stück des Euripides im Vergleich mit Racine's Nachbildung zu entwickeln mich bemüht habe. Dort heftete ich meine Aufmerkſamkeit auf das Einzelne, und zwar an einem der vorzüglichſten Werke dieſes Dichters; hier gehe ich von den allgemeinſten Geſichtspunkten und den höchſten Kunſtfoderungen aus, und muß meine

Begeiſterung für die alte Tragödie, damit ſie nicht als blind und übertrieben erſcheine, durch ſcharfe Prüfung der Spuren von Ausartung und Verfall rechtfertigen.

Man kann die Vollkommenheit in der Kunſt und Poeſie mit dem Gipfel eines ſteilen Berges vergleichen, wo ſich eine hinaufgewälzte Laſt nicht lange erhalten kann, ſondern ſogleich an der andern Seite unaufhaltſam wieder hinunter rollt. Dieß geht nach den Geſetzen der Schwere ſchnell und mit Leichtigkeit vor ſich, es ſieht ſich bequem mit an, denn die Maſſe folgt ihrem natürlichen Hange; während das mühſame Hinanſtreben ein gewiſſermaßen peinlicher Anblick iſt. Daher kommt es z. B. daß Mahlereyen aus den Zeiten des Verfalles der Kunſt dem Auge der Ungelehrten weit beſſer gefallen als die, welche dem Zeitpunkte ihrer Vollendung vorangehen. Der ächte Kenner hingegen wird die Gemählde der Zuccheri und Andrer, welche den Ton angaben, als die großen Schulen des ſechszehnten Jahrhunderts in leere oberflächliche Manier ausarteten, an innerm Werth unendlich tief unter die Werke eines Mantegna, Perugino und ihrer Zeitgenoſſen ſtellen. Oder man denke ſich auch die höchſte Vollendung der Kunſt als einen Brennpunkt; in gleicher Entfernung dieſſeits und jenſeits deſſelben nehmen die geſammelten Strahlen einerley Raum ein, aber an dieſer Seite ſtreben ſie zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung zuſammen, an jener fliehen ſie bis zur gänzlichen Zerſtreuung aus einander.

Wir haben noch einen beſondern Grund, die Ausſchweifungen dieſes Dichters ohne Schonung zu rügen: nämlich, daß unſer Zeitalter an ähnlichen Gebrechen krankt, als die waren, welche dem Euripides unter ſeinen Zeitgenoſſen ſo viel Gunſt, wenn auch nicht gerade Achtung verſchafften. Wir haben eine Menge Schauſpiele erlebt, welche an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides ſtehen, aber ihnen darin verwandt ſind, daß ſie durch weichliche, zuweilen ſogar zarte Rührungen das Gefühl beſtechen, während ihre Richtung im ganzen auf eine wahre ſittliche Freygeiſterey hinausgeht.

Was ich hierüber ſagen werde, iſt großentheils nicht einmal neu. Wiewohl die Neueren nicht ſelten den Euripides ſeinen beyden Vorgängern vorgezogen, ihn mehr als dieſe geleſen, bewundert und nachgeahmt haben: ſey es nun, daß ſie durch die größere Verwandtſchaft der Anſichten und Geſinnungen angezogen, oder durch einen mißverſtandenen Ausſpruch des Ariſtoteles irre geleitet wurden; ſo läßt ſich nachweiſen, daß viele Alte, zum Theil ſchon Zeitgenoſſen des Euripides eben ſo geurtheilt, wie ich. Im Anacharſis findet man dieß Gemiſch von Lob und Tadel wenigſtens angedeutet, wiewohl der Verfaſſer alles mildert, nach ſeiner Abſicht, die griechiſchen Hervorbringungen jeder Art im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen.

Wir haben einige beißende Ausſprüche des Sophokles über den Euripides, wiewohl jener ſo entfernt von aller Künſtler-Eiferſucht war, daß er den Tod des letzteren betrauerte, und bey einem kurz hernach aufzuführenden Stücke ſeinen Schauſpielern den Schmuck der Kränze nicht geſtattete. Die Beſchuldigungen des Plato gegen die tragiſchen Dichter, ſie gäben die Menſchen allzuſehr der Gewalt der Leidenſchaften hin, und machten ſie weichlich, indem ſie ihren Helden übermäßige Klagen in den Mund legten, halte ich mich berechtigt, insbeſondre auf den Euripides zu beziehen, weil in Bezug auf ſeine Vorgänger ihr Ungrund allzu einleuchtend wäre. Die ſpottenden Angriffe des Ariſtophanes ſind bekannt, aber nicht immer gehörig gewürdigt und verſtanden werden. Ariſtoteles bringt manchen bedeutenden Tadel vor, und wenn er den Euripides den am meiſten tragiſchen Dichter nennt, ſchreibt er ihm keinesweges die größte Vollkommenheit in der tragiſchen Kunſt überhaupt zu, ſondern er meynt damit die Wirkung, welche durch unglückliche Ausgänge erreicht wird; denn er fügt ſogleich hinzu: “wiewohl er das übrige nicht gut anordnet.” Der Scholiaſt des Euripides endlich enthält manche kurze und bündige Kritiken über einzelne Stücke, worunter ſich wohl Urtheile der alexandriniſchen Kritiker erhalten haben konnten, jener Kritiker, unter denen Ariſtarch durch ſeinen gründlichen Scharfſinn verdiente, daß ſein Name zur Bezeichnung eines Kunſtkenners ſprüchwörtlich gebraucht wird.

Im Euripides finden wir das Weſen der alten Tragödie nicht mehr rein und unvermiſcht; ihre charakteriſtiſchen Züge ſind ſchon zum Theil verlöſcht. Wir haben dieſe beſonders in die darin herrſchende Idee des Schickſals, in die idealiſche Darſtellung, und in die Bedeutung des Chores geſetzt.

Der Begriff des Schickſals war freylich von ſeinen Vorgängern auf ihn vererbt, der Glaube daran wird nach tragiſchem Gebrauch von ihm eingeſchärft, aber dennoch iſt beym Euripides das Schickſal ſelten der unſichtbare Geiſt der ganzen Dichtung, der Grundgedanke der tragiſchen Welt. Wir haben geſehen, daß dieſe Idee nach ſtrengeren oder milderen Anſichten gefaßt werden kann; daß die nächtliche Furchtbarkeit des Schickſals im Zuſammenhange einer ganzen Trilogie ſich bis zu Andeutungen einer weiſen und gütigen Verſehung aufklärt. Euripides hat ſie aber aus der Region des Unendlichen herabgezogen, und die unentfliehbare Nothwendigkeit artet bey ihm nicht ſelten in den Eigenſinn des Zufalls aus. Daher kann er ſie dann auch nicht mehr auf ihren eigentlichen Zweck richten, nämlich im Gegenſatze damit die ſittliche Freyheit des Menſchen zu heben. Wie wenige ſeiner Stücke beruhen auf dem ſtandhaften Kampf gegen die Beſchlüſſe des Schickſals, oder einer eben ſo heldenmüthigen Unterwerfung darunter. Seine Menſchen leiden meiſtens weil ſie müſſen, und nicht weil ſie wollen.

Die gegenſeitige Unterordnung der idealiſchen Hoheit, des Charakters und der Leidenſchaft, die wir beym Sophokles wie in der bildenden Kunſt der Griechen in eben dieſer Folge beobachtet finden, hat er gerade umgekehrt. Leidenſchaft iſt ihm das wichtigſte; dann ſorgt er für Charakter, und wenn ihm dieſe Beſtrebungen noch Raum übrig laſſen, ſucht er dann und wann noch Größe und Würde, häufiger Liebenswürdigkeit anzubringen.

Es iſt ſchon eingeſtanden worden, daß die Perſonen in der Tragödie nicht alle gleich fehlerlos ſeyn können, weil ſonſt irgend ein Widerſtreit unter ihnen, mithin keine Verwicklung Statt finden würde. Aber Euripides hat, nach dem Ausſpruch des Ariſtoteles, mehrmals ſeine Perſonen ohne alle Noth ſchlecht geſchildert, z. B. den Menelaus im Oreſtes. Große Verbrechen berichtete die durch den Volksglauben geheiligte Ueberlieferung von manchen alten Heroen, allein Euripides dichtet ihnen kleinliche ſchlechte Streiche aus eigner Willkühr an. Ueberhaupt iſt es ihm gar nicht darum zu thun, das Heldengeſchlecht als durch ſeinen mächtigen Wuchs über das heutige hervorragend vorzuſtellen, ſondern er bemüht ſich vielmehr die Kluft zwiſchen ſeinen Zeitgenoſſen und jener wunderbaren Vorwelt auszufüllen oder zu überbauen, und die Götter und Helden jenſeits im Nachtkleide zu belauſchen, gegen welche Art der Beobachtung, wie man ſagt, keine Größe probehaltig ſeyn ſoll. Seine Darſtellung nimmt ſich gleichſam Vertraulichkeiten mit ihnen heraus; nicht in den Kreis der Menſchheit zieht ſie das Uebernatürliche und Fabelhafte, (dieß haben wir am Sophokles gerühmt) ſondern in die Schranken des unvollkommnen Individuums. Dieß iſt es, was Sophokles meynte, wenn er ſagte: er ſelbſt bilde die Menſchen ſo wie ſie ſeyn ſollten, Euripides, wie ſie wären. Nicht als ob die ſeinigen immer als Muſter eines untadelichen Betragens aufgeſtellt werden könnten, ſondern ſein Ausſpruch bezog ſich auf die idealiſche Hoheit und Anmuth des Charakters und der Sitten. Es iſt dem

Euripides recht angelegen, ſeine Zuſchauer immerfort zu erinnern: Seht, jene Weſen waren Menſchen, hatten gerade ſolche Schwächen, handelten nach eben ſolchen Triebfedern wie ihr, wie der geringſte unter euch. Deswegen mahlt er recht mit Liebe die Blößen und ſittlichen Gebrechen ſeiner Perſonen aus, ja er läßt ſie ſelbige in naiven Selbſtgeſtändniſſen zur Schau tragen. Sie ſind oft nicht bloß gemein, ſondern ſie rühmen ſich deſſen, als müßte es eben ſo ſeyn.

Der Chor wird bey ihm meiſtens zu einem außerweſentlichen Schmuck: ſeine Geſänge ſind oft ganz epiſodiſch, ohne Bezug auf die Handlung, mehr glänzend als ſchwungvoll und wahrhaft begeiſtert. “Den Chor” ſagt Ariſtoteles, “muß man „als einen der Schauſpieler betrachten, und als einen Theil des Ganzen; er muß mit ſtreben: nicht „wie es Euripides, ſondern wie es Sophokles „macht.” Die alten Komiker genoſſen das Vorrecht, den Chor zuweilen in ihrem eignen Namen mit den Zuſchauern reden zu laſſen; dieß hieß eine Parabaſe, und war, wie ich zeigen werde, dem Geiſte ihrer Gattung gemäß. Wiewohl es nur